Gustav Kühne's

Geſammelte Schriften.

Erster Band

Gedichte.

Leipzig,
Ludwig Denicke.
1862.

Gedichte

von

Guſtav Kühne.

Zum erſten Male geſammelt.

Leipzig,
Ludwig Denicke.
1862.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Inhaltsverzeichniß.

Romanzen und Balladen.

Seite
Echo und Narciſſus 3
Der verliebte Königsſohn 17
Die Sage vom tollen Waldmüller 24
Die Rache im Walde 30
Ritter und Mönch 33
Die Nonne von Santa Maria 39
Die Legende von der reichen Wittwe 45
Die Erſchaffung des erſten Weſtfalen 49
Dreierlei Liebe 52
Jung Reinhard 56

Vaterlandslieder.

Germania 65
Beim Schein der Juliſonne von 1830 67
Rheinweinlied 69

Cölner Dombaulieder.

Der Bau des Doms zu Cöln 72
Cölner Gaſſenbauer 79
Lied des Teufels 80
Lied des Troſtes 81
Bei der neuen Grundſteinlegung 82
Lied beim Bauen 83
Bauſpruch 84
Geſang des verſammelten Volkes 84
Lied zu der erſten deutſchen Meſſe 85
Wo iſt dein Schwert, Germania 88

Festgedichte.

Seite
Trinkſprüche zu Leipziger Schillerfeſten 95
Prolog zu Wilhelm Tell. 98
Prolog zum Tiedgefeſte 101
Cantate zum Weberfeſt in Dresden 105

Reimsprüche.

Reimſprüche. Meiſt aus dem Munde des Volkes. 109

Religiöses.

Gottgefühl 125
Vor dem Gekreuzigten 127
Geiſt meiner Mutter! 129
Unſterblichkeit 131
Die Kirche der Zukunft. 133
Weihnachten, Oſtern, Pfingſten 135

Wald-, Feld- und Gartenlieder.

Biſt Du im Wald gewandelt 141
Dein Herz ein Acker 143
Auf und nieder. 144
Hoch und niedrig 145
Süß wie das Säuſeln ſelbſtgepflanzter Bäume 147
Auch ein Lied an den Mond. 149

Zur Blumenſprache.

Kornblume (Cyanus) 154
Krauſemünze (Menta crispa) 154
Kreſſe (Lepidium sativum) 155
Knoblauch (Allium sativum) 155
Klette (Arctium) 155
Klatſchroſe (Papaver rhoeas) 155
Tulpe 156
Reſeda 156
Jasmin 156
Schwarzdorn (Rhamnus fragula) 157

Seite
Aurikel (Primula auricula) 157
Grashalm 157
Schneeglöckchen (Galanthus nivalis) 157
Immergrün (Vinca major) 158
Sub rosa 159
Die Species der Roſen 159
Nelke (Dianthus) 160
Weinlaub 161
Dornbuſch und Feige 162
Die Rebe weint 163
Unterſchied der Stände 165
Palme und Moos 166

Lieb' und Freundſchaft.

Als Vorwort 171

Liebesduett. Zweiundzwanzig Elegien.

Der Gefangene 173
Stille und Bewegung 174
Erſtes Duo 176
Ueberraſchung 177
Abendfeier 179
Duo 179
Sprach ſie zu mir: 181
Sprach ich wieder zu ihr: 182
Uniſone 182
Auferſtehung 183
Metamorphoſe 184
Mußt' ich wieder reden: 185
Ziel des Lebens 186
Sprach ſie zu mir: 187
Nachtgeheimniß 188
Beſchämung 189
Verſchlag 190
Ewig 190
Höchſtes Glück 191
Da ſprach ſie unwillig: 193
Lebe wohl 194
Der lyriſche Dichter 195
Mein beſter Freund 197
Die vier Elemente der Liebe 200

Seite

Der Millionär 204
Aug' und Meer 206

An Frau L. v. G.

I. 207
II. Erin go bragh! 208
An Frau Lilla v. Bulyovſzky 209

An X.

I. 210
II. 211

An Frau A.

I. Nach ihrem Tode 212
II. Nach Einſicht in ihre Tagebücher 213

Kleine Lieder an H.

I—XII. 215
Warum beſingſt Du mich nicht mehr? 223
Zu Weihnachten 225
An meinen Schmetterling 226
An Sie 227
Nach dem Tode eines Kindes 229
Zur Geneſung 232
Mit dem Bilde der Madonna 234
An meinen lieben Kameraden 235
Wie ich Dich lieb'. 237
Küſſen oder trinken 239
Der letzte Kuß 241
Ganz und für ewig 243

Romanzen und Balladen.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Echo und Narcissus.

Liebe trinkt aus heiligen Schaalen,
Liebe ſpeiſt an ewigen Mahlen,
Unerſchöpflich iſt ihr Maß.
Aber ſetz' ihn ab, den Becher,
Werfe fort ihn jeder Zecher,
Der die Rächerin vergaß!
Eure Sehnſucht iſt zu nichtig,
Eure Wünſche nie ſo wichtig
Als was Euch das Leben bringt.
Wollt Ihr Glanz und ſichern Frieden,
Wollt Glückſeligkeit hienieden: —
Habt es, was ſich ſelbſt verſchlingt! —

Von Poſeidon's Götterarmen
Heiß umfangen, ohn' Erbarmen,
Gab die Nymphe ſtill ſich hin.

Und zu ſeinen ſtürmiſchen Fluthen
Miſcht ſie ſanfte Liebesgluthen,
Und ein Knäblein iſt Gewinn.
Doch Poſeidon brauſt von hinnen;
Wie die Wellen flüchtig rinnen,
Alſo treulos iſt ſein Sinn.
Nimmer kehrt er, und in Thränen
Sitzt die Nymphe, all ihr Sehnen
Flieht vergeblich zu ihm hin.

Harrend ſchweift ſie rings am Strande
In des Herzens glüh'ndem Brande
Aufgeregt und nicht geſtillt.
Er erweckte ſelbſt der Liebe,
Des Verlangens heiße Triebe,
Die ein Götterarm nur füllt.
Treulos bleibt der Gott der Fluthen:
Längſt gekühlt ſind ſeine Gluthen
Und er ſtürmt zu neuer Luſt.
„Muß ich in Verzweiflung enden?
Götter, will denn Niemand wenden
All' den Schmerz von dieſer Bruſt?“

„Schaut, o ſchaut hier meinen Knaben:
Ach! aus Eures Füllhorns Gaben
Spende jeder ſeinen Zoll.

Macht ihn reich und ſchön, unſterblich,
Macht des Vaters Kraft ihm erblich,
Goldgelockt wie nur Apoll.
Daß die Mutter in dem Kinde
Sühnung, Troſt und Frieden finde,
Ihre Nacht ſein Glanz verſcheucht.
Weh! Neptun war ſtark und dringend,
Meinen ſcheuen Sinn bezwingend;
Meine Roſen ſind gebleicht!"

„„Nun, ſo ſoll denn nichts ihm gleichen;
Jeder wird an Glanz ihm weichen,
Sei es Jüngling, ſei es Weib!
Seine Stirn mit Anmuth kränzen
Wollen wir und himmliſch glänzen
Soll ſein hochverklärter Leib.
Jede Jungfrau wird entbrennen,
Hört ſie nur den Namen nennen,
Heiß in tiefſter Liebesluſt.
Aber nichts kann ihn umſtricken,
Nur das Gleiche kann beglücken;
Deſſen ſei er ſich bewußt!""

„„Er entflammt die Welt zur Liebe,
Aber ſtillt die eignen Triebe
Nie, bis er ſich ſelbſt geſeh'n!

Bis dahin ſei er unſterblich,
Ewig jugendlich und erblich
Ihm, was ſonſt ein Gott begehrt!‘“
Alſo ging von Mund zu Munde
Durch Apollo dieſe Kunde,
Der die Zukunft dunkel lehrt.

Und Narciſſus wächſt zum Staunen
Aller Welt; der Mutter Launen
Scheinen gnädig reich erfüllt.
Wo er weilt, auf allen Wegen
Kommt ihm Liebe ſchnell entgegen,
Ungefordert, ungewillt.
Und im ſchmachtenden Verlangen,
Seinen Buſen zu umfangen,
Quält ſich manches gute Herz;
Sei es heimlich, ſei es offen:
In dem zweifelvollen Hoffen
Wächſt zum Wahn der Liebesſchmerz.

Er entflieht voll Hochmuth Allen:
„Phöbus ſprach ja: nur gefallen
Dürfe mir, wer ſelbſt mir gleicht!
Nun ſo ſei mir denn erwerblich
Eine Göttin, die unſterblich
Mir den Kranz der Liebe reicht!“

Und er ſchweift Land aus, Land innen,
Flüchtig wie die Tage rinnen,
Nicht erfreut ihn Spiel und Tanz.
Schmeichelnd kann kein Arm ihn halten;
Aller Schönheit Huldgeſtalten
Schwinden vor dem eignen Glanz. —

Abend ward's. Des Waldes Schatten
Nahm ihn kühlend auf, den Matten,
Der entfloh der Menſchen Spur.
Einſamkeit! in Deiner Stille
Da genießt er ſich, in Fülle
Seiner göttlichen Natur.
In die Laute kann er ſchlagen
Und den freien Lüften klagen
Seine Ungenügſamkeit.
Kann hier weinen ungeſehen,
Seinen Durſt ſich ſelbſt geſtehen,
Brennend nach Unſterblichkeit.

„Götter! kann ich mich nicht finden,
O, ſo laßt mich doch erblinden,
Denn ich ſehe Schatten nur.
Sagt, wo werd' ich einſt mich ſchauen?
Bangend ſchweif' ich durch die Auen,
Nimmer find' ich meine Spur.

Mich nur will ich, mich alleine!" —
Alſo ruft er: — „„Mich alleine?""
Klingt es durch das Thal entlang;
„„Mich alleine, — mich alleine!""
Schallt es flüſternd durch die Haine,
Bis es fernhin ſtill verklang.

Staunend ſchweigt er, um zu lauſchen;
Durch die Büſche hört er's rauſchen:
Eine Nymphe tritt vor ihn.
Liebend naht ſie voll Verlangen,
Aber Scham durchglüht die Wangen,
Und ſchon will ſie wieder flieh'n.
„Suchſt Du mich, mein gutes Mädchen?
Liebe ſpinnt zu dünne Fädchen;
Wonach, ſag', verlanget Dich?" —
„„Dich!"" ſeufzt jene, „„Dich!"" erröthend.
Scham iſt ihren Worten tödtend,
Doch es klang ſüß inniglich.

Und es war, als ob die Wälder
Scheu und heimlich, Flur und Felder
Wiedertönten ihren Laut.
Und ſie ſchlug die Augen nieder,
Hob ſie aber liebend wieder,
Als wenn längſt ſie ihm vertraut.

„Liebe kann ich Dir nicht reichen,
Müßteſt ja mir ſelber gleichen,
Und Du biſt ſo ſcheu, ſo ſtumm!
Wer im Lieben ſo beſcheiden,
Dem erblühen wenig Freuden"—
Und ſchon wendet er ſich um.

„Mich beſeelt der Götter Schimmer,
Lebe wohl! vergiß mich immer" —
Und ſchon will er eilig geh'n.
„„Nimmer, nimmer!"" ruft ſie weinend;
Liebend ſich mit ihm vereinend,
Zwingt ſie ſchmeichelnd ihn zu ſteh'n.
Und ſie ſchließt mit heißen Armen
An ihr Herz ihn, um Erbarmen
Fleht ihr thränenfeuchter Blick.
Ob der Wangen ſtill erblühte
Roſe wie die Sonne glühte: —
Dennoch ſtieß er ſie zurück.

„Lebe wohl! ich muß nun eilen.
Könnt' ich lieben, länger weilen
Wollt' ich gern an Deiner Bruſt.
Laß mich meinem Fluchgeſchicke!
Deines Auges wärmſte Blicke
Zünden nimmer Liebesluſt."

„„Nimmer Liebesluſt, ach nimmer!""
So der Jungfrau bang Gewimmer,
Und ſie flieht Berg auf, Berg ab.
Nachts und Tags, in tiefen Schlünden
Will allein ſie Ruhe finden,
Und ſie baut ſich ſtill ihr Grab.

Wo des Lebens Lärmgetoſe
Selten hindringt, ſanft im Schooße
Friedlich ſtiller Einſamkeit;
Wo verſteckte Quellen rieſeln,
Mit des Ufers hellen Kieſeln
Sich die Welle ſpielend freut:
Dorten ſchlummern die Gebeine,
Nur die Stimme wacht alleine
Auf vom Schlummer, rufſt Du ſie.
Wie die Flamme zehrt an Kerzen,
So verzehrten Gram und Schmerzen
Ihren Leib, die Seele nie!

Lag're Dich an ſtillen Orten
Unter waldumkränzten Pforten,
Und Du fühlſt ſie freundlich nah.
Sprich von Deines Herzens Freuden,
Sprich von Gram und dunklen Leiden:
Liebreich tröſtend iſt ſie da.

Möchte gern die Wunden heilen,
Schmerz und Kummer mit Dir theilen
Dir nachrufend, sprichſt Du ihn,
Und es wird Dich ſtill verſöhnen,
Hörſt Du ſo in ſanften Tönen
All Dein Leid fernhin entflieh'n. —

Doch Narciſſus ſchweifet flüchtig —
Erdenfreuden ſind ihm nichtig —
Stürmend über Berg und Thal.
Nimmer kann er Ruh' ereilen,
Darf nie raſten, nirgend weilen,
Denn er ſchafft nur Leid und Qual.
Tief in Thälern, hoch auf Bergen
Muß er heimlich ſich verbergen,
Und ſein Spiel wird Krieg und Jagd.
Und er tobt durch Wald und Klüfte;
Tödtlich dringt ſelbſt in die Lüfte
Seines Pfeiles blutige Macht.

Sich und dem Geſchicke fluchend,
Daß er einſam, ewig ſuchend,
Troſtlos ſo unſterblich ſei:
Kehrt er müd' und matt von Jagen
Einſt zurück, und ſeiner Plagen
Endziel wünſcht er laut herbei.

Dicht verſchlungen, ſteil und enge
Wird der Pfad, durch Laubgedränge
Bahnt er trotzig ſich den Weg.
Heimlich ſtiller wird die Gegend:
Lautlos horcht er, ſcheu ſich regend,
Nirgends ſieht er Pfad noch Steg.

Eine Göttin muß hier wohnen,
Denkt Narciß, und nimmer lohnen
Wird ſie's dem, der hier nicht eilt!
Und er wendet ſich von hinnen, —
Plötzlich ſieht er ſilbern rinnen
Eine Quelle, — und er weilt.
Um die Lippe nur zu netzen,
Tritt er, um ſich ſchnell zu ſetzen,
An des Baches kühlen Rand;
Unbetreten ſcheint die Stätte,
Unberührt das heilige Bette
Dieſes Strom's von Menſchenhand.

Auf den grün umwölbten Matten
Ruhen ſchaurig düſtre Schatten;
Nur der Fluß iſt ſanft und klar.
Auf den ungetrübten Fluthen
Spiegelt er des Himmels Gluthen
Freundlich wieder, treu und wahr.

Hin fühlt ſich Narciß gezogen
Zu des Baches blauen Wogen,
Der ſo hell wie keiner quillt;
An dem mooſigen Ufer kniet er,
Blickt hinüber — ha, was ſieht er?
Welch' ein göttergleiches Bild!

„Biſt Du's, Göttin, heilig-ſtille,
Die Du in der Schönheit Fülle
Aus den Wellen zu mir blickſt?
Wohnſt Du in der kühlen Tiefe?
O, daß ich dort mit Dir ſchliefe, —
Wunderbild, wie Du entzückſt!
Stört' ich Dich aus Deinem Schlummer?
Schau' mich an in meinem Kummer;
Steig' heraus und tröſte mich. —
Wie Du mit den Augen blinkeſt! —
Liebſt Du mich? — Du lächelſt, winkeſt:
Komm, o komm, ich faſſe Dich!"

Und er greift hinein. Zertheilend
Wogt des Baches Spiegel: eilend
Schwand auch ſchon das theure Bild.
„Weh mir, Götter! kaum gefunden,
Iſt es raſtlos mir entſchwunden!
Wird die Sehnſucht nie geſtillt?"

Weinend ſinkt der Jüngling nieder;
Horch! da tönt's am Felſen wieder:
„„Sehnſucht — Sehnſucht — nie gefühlt!““—
„Mutter“, ruft er, „iſt das Liebe?
Sind das nun des Herzens Triebe,
Wird die Gluth ſo tief gefühlt?“

„„Herzenstriebe — tiefgefühlte,
Liebesgluthen — nie gefühlte!““
Alſo tönt's durch Wald und Flur. —
„Ha! wer biſt Du, der verhöhnend,
Meine Worte ſo nachtönend,
Mir gefolgt auf dieſer Spur?“ —
„„Herzenstriebe — tiefgefühlte, —
Liebesgluthen — nie gefühlte —
Folgen Dir auf jeder Spur!““ —
„Weh' mir,“ ruft Narciſſus bebend,
„Sprach der Tod das, oder lebend
Eine Nymphe dieſer Flur!

„O, was weckte Dich vom Schlummer?“ —
„„Mich vom Schlummer? — Kummer, Kummer!““
„Nymphe, und Du kenneſt mich?“
„„Kenne Dich, wie Du mich kenneſt!““
„Ob Du Dich gar Echo nenneſt?“—
„„Echo!““ tönt es weinerlich. —

„Weh, die Nymphe, die mich liebte,
Und an der ich Frevel übte,
Denn ich ſtieß ſie kalt zurück.
Und nun fühl' ich gleiche Qualen,
Trinke voll aus gleichen Schaalen;
Todestrank wär' ſüßes Glück!

„Hier, hier liegt es in der Welle.
Ha! der Bach iſt ſpiegelhelle —
Und Du nah'ſt mir, heilig Bild!
O, ich möchte mit ihm rechten,
Daß es ſo mit Zaubermächten
Himmliſch ſüß die Seele füllt.
Horch, o horch! die Lippe regt ſich —
Still, o ſtill! die Fluth bewegt ſich:
Daß es nur nicht wieder ſinkt!
Werd' ich, ach! Dich je umarmen?
Zarte Gottheit, hab' Erbarmen,
Daß mein Leid Dein Herz durchdringt!

„Streckſt auch Du nach mir die Hände?
O, ſo nimm mich denn und wende
Liebesſchmerz in Liebesluſt!"
Und ſich ſelber ſo umſchlingend,
Nach der eignen Schönheit ringend,
Sinkt er an die eigne Bruſt.

„Echo, lebe wohl!“ und nieder
Taucht er in die Fluth und wieder
Tönet rings ein Klagelaut. —
Findet er ſich in den Fluthen?
Ach, er kühlt die Liebesgluthen:
Kühler Tod iſt ſeine Braut.

„„Lebe wohl!““ rief Echo weinend,
„„Lebe wohl!““ — Wie gern verneinend
Nähme ſie zurück den Laut!
Doch ſie kann nur wiederholen;
Einſam trauernd und verſtohlen,
Wird ihr Schmerz von ſelbſt nie laut.
Lebend ſo in Wiedertönen,
Kann ſie tröſten und verſöhnen
Und erſtirbt im Wiederhall.
Doch an jenes Baches Wellen
Sah man ſtolze Blumen ſchwellen,
Zeugen von des Jünglings Fall.*)

---

*) So erzählt Ovid den fabelhaften Urſprung der Narciſſen.

Der verliebte Königsſohn.

Der alte König war wunderreich,
Es that ihm je kein Zauberer gleich.
Er trägt am Finger Salomo's Ring,
Damit beherrſcht er alle Ding'.
Er wandelt Eiſen in leuchtend Gold,
Die Geiſter der Tiefe ſind ihm hold.
Er hemmt den Strom in ſeinem Lauf,
Er hält den Vogel im Fluge auf.
Er läßt die Sonne ſtille ſteh'n,
Befiehlt den Winden in ihrem Weh'n.
Ihm wird auf ein Wort von ſeinem Mund
Das Geheimniß aller Weſen kund.
Und doch kann er nicht den kranken Sohn,
Der Erb' ihm iſt für Reich und Thron,
Den lieb einzigen Sohn kann er nicht geſunden,
Hat für ſein Weh kein Kraut gefunden.
Und böt' er all ſeine Schätze im Reich,
Dem Königsſohn bleibt die Wange bleich;

Er heilt ihm nicht ſein wundes Herz,
Weiß keinen Rath für Liebesſchmerz.

„Herr Vater, Ihr ſeid ſo hochgelehrt,
Ihr kennet den Himmel, Ihr kennet die Erd';
Doch wär' Eure Macht auch noch ſo groß,
Mein Leid iſt tiefer als Meeresſchooß!“

„„Mein Sohn, mir iſt alle Macht gegeben,
Beherrſche den Tod, beherrſche das Leben;
Sag' an, wie räch' ich Dich an der Maid,
Die Dir anthat ſolch Weh und Leid?““

„Herr Vater, Herr Vater, wie mir geſchicht,
Wißt Ihr in Eurer Weisheit nicht.
Und wollt Ihr die Liebſte zur Strafe richten,
Ihr würdet mich nur mit vernichten!
Verſagte Lieb' iſt doch noch ſüß,
Man ſinnt und träumt vom Paradies!“

„„O Sohn, mein Sohn, an dieſem Weib
Verſiecht Dein Herz, Dein Sinn, Dein Leib.
Vergeude doch nicht Dein Königsleben,
Die Maid iſt nicht bürtig uns und eben!““

Der König ſprach es; Tags und Nachts
Sann er auf Rache und vollbracht's.

Ich will den Zauberbann ſchon löſen
Und weiß, dann wird mein Knab' geneſen!
Ich treffe die Buhle tief in's Herz,
Dann wird er heil vom Liebesſchmerz.
Was iſt's an ihr, das ihn verwund't?
Iſt es ihr roſenrother Mund?
Ihr Lilienarm, ihr Rabenhaar?
Ich mach' ſie all der Schönheit baar!
Auf daß der Zauberbann ſich bricht,
Löſch' ich ihr aus der Augen Licht,
Ihr Lächeln jage fort der Wind,
Der flüchtig liebt und treulos minnt,
Im Frühling mit den Blüthen koſ't,
Im Herbſt als Sturm im Laube toſ't.
Und zu beſtrafen ihren Stolz:
So werd' ihr Buſen ſtarr wie Holz.
Erbleichen ſoll ihr rother Mund,
Ihr Fuß ſoll wurzeln feſt im Grund.
Ihr Arm ſoll ſich zum Himmel ſtrecken,
Doch niemand mehr in Liebe necken.
Hebt ſie ihr Auge bis zum Thron,
So ſei ihr dies als Straf' und Lohn,—
Ein warnend Beiſpiel jeder Maid,
Die meinem Knaben ſchafft Herzeleid.
Zur Warnung Jeder, die alſo handelt,
Sei ſie in einen Baum verwandelt!

Der König murmelt's in ſeinen Bart
Und hält den Schwur nach ſeiner Art.
Denn wie das Mägdlein ſchreitet zum Wald,
Laut ſingend, daß rings das Echo ſchallt,
Erſtirbt ihr plötzlich der Stimme Ton,
Das Echo närrt ſie wie zum Hohn.
Und wie die Maid, zum Tod erſchreckt,
Die Arme auf zu den Lüften ſtreckt,
Da bleiben die Glieder ſtarr gebannt,
Das Haar wird Laub, ein Zweig die Hand.
Die Füße feſt im Boden ſteh'n,
Sie kann fürbaß nicht weiter geh'n;
Verwandelt iſt ihre ganze Geſtalt:
Ein Lindenbaum im tiefen Wald.

O Lindenbaum voll ſüßem Duft!
Der Königsknabe ſeufzend ruft.
Es lockt ihn ach! mit Zaubergewalt
Der Baum, als wär's der Liebſten Geſtalt.
Er weint und lacht, er lauſcht, als hätt' er
Ihre Stimme gehört im Säuſeln der Blätter,
Jedes Blüthenauge ruft ihm zurück
Der Liebſten zärtlich neckenden Blick.
Die Blätterkrone dünkt ihm ihr Haupt,
Deß Anblick man ihm bös geraubt,
Und ſchüttelt die Linde ihre Glieder,
Meint er, ihr Lockenhaar fiel' hernieder.

Er fühlt den Athemzug, die Luft
Der Liebſten im ſüßen Blüthenduft.
Er neidet die Sonne, er neidet den Mond,
Deß Schimmer auf ihrem Antlitz thront,
Er eifert gegen den Weſt, den Oſt,
Der rauſchend mit ihrem Laube koſ't.
Er neidet der Vögel muntern Schwarm,
Der in ihr niſtet ſonder Harm;
Voll Liebesſehnſucht hält er Wacht
Am Fuß der Linde Tag und Nacht.

O weiſer Herr König, Du alter Mann,
Was haſt Du mit Deinem Sohn gethan!
Schau hin, Herr König, eil' her geſchwind,
Sieh unter der Linde Dein Königskind!
Haſt ihm die Liebſte als Baum entrückt;
Nun liegt er im Graſe vor Liebe verzückt!

„Mein Sohn, mein Sohn, was iſt Dir geſcheh'n!
Und muß ich mit eignen Augen es ſeh'n!
Abgöttiſch vernarret in einen Baum!
Steh' auf und erwache vom eitlen Traum.
Steh' auf, eh' einer vom Hofe Dich ſieht;
Ein Königsſohn närriſch, ein Prinz von Geblüt!"

„„Herr König, mein Vater, ſo weisheitsvoll,
Und bin ich denn thöricht, ſo ſeid Ihr toll.

Ihr habt mir die Liebſte verzaubert, gebannt;
Ach daß Ihr doch beſſer die Liebe erkannt!
Ihr treibt mir die Liebe nicht aus der Bruſt,
Selbſt Liebesharm iſt ſüße Luſt.
Im Blüthenglanz des Lindenbaums
Athm' ich den Duft des Liebestraums.
Ihre Stimme hör' ich im liſpelnden Wald,
Im Baume ſeh' ich der Liebſten Geſtalt.
Und was da ſchallt im Vögelchor,
Wie Echo der Liebſten kömmt es mir vor.
Selbſt was da murmeln die Quelle, der Bach,
Ruft mir die Sprache der Liebſten wach.
So voll der Lieb' iſt die ganze Welt,
Daß Keiner ſie feſt im Banne hält.
Und bannteſt Du ſie in ein Felsgeſtein,
Herr Vater, der Liebſten ſüßes Gebein,
Ihres Halſes Adern, blau und ſchön,
Auch im Marmor würd' ich ſie wiederſehn.
Und bannteſt Du ſie in Himmelsferne,
Mein Aug' ſäh' ſie in jedem Sterne;
Im Sonnen- und im Mondenlicht
Säh' ich der Liebſten leuchtend Geſicht,
Unter allen Lichtern am Himmelshaus
Fänd' ich mir doch ihr Bild heraus.
Und bannteſt Du ſie über'n Ocean,
Die Liebe fände auch dort die Bahn,

Und ſtürzteſt Du ſie in's Meer hernieder,
Ich fänd' ſie dort als Perle wieder.
Mit aller Macht König Salomo's
Wird ach! ein Herz ſeine Liebe nicht los.
Ueber Liebe, Herr Vater, haſt keine Gewalt,
Ich liebe die Liebſte in jeder Geſtalt.'"

Drauf der König greift in ſeinen Buſen tief,
Wo Jugendlieb' ihm lang' entſchlief.
Er wandelt den Baum in die Mädchengeſtalt
Und führt ſie als Braut aus dem dunkeln Wald;
Er nimmt ſie mit in ſein Königshaus
Und feiert alsbald den Hochzeitſchmaus.
Und ſieh, er freut ſich nun ſelbſt der Maid
Die er vom ſtarren Bann befreit.
Er thut zuſammen Tochter und Sohn
Und giebt der treuen Liebe den Lohn.
Ueber ſolch eine Liebe — ſo denkt er froh —
Iſt machtlos ſelbſt König Salomo. —

Die Sage vom tollen Waldmüller.

Du ſtehſt am jähen Gipfel
Und ſtarrſt hinab in's Thal;
Es beben ſo ſchaurig die Wipfel,
Dein Herz bebt ſchaurig zumal.

Was zieht Dich hin zur Mühle,
Dort hin zum grauſen Schlund,
Dort in der Fluthen Gewühle,
Des Todes off'nen Mund!

Faßt Dich ein geheimes Gelüſte,
Dein Leben zu enden dort?
Von allen, wo ich wüßte,
Hier wär' der ſeligſte Ort.

Des Lebens Qualen und Leiden,
Die wären auf einmal aus;
Dich würden Kön'ge beneiden
Dort unten im kühlen Haus. —

Vor vielen Tagen und Jahren
Da wohnt' ein Müller dort,
Der fand aus des Lebens Gefahren
Den einzig ſichern Port.

Ihn hatten die Menſchen vertrieben
Mit Geißel, Hohn und Spott;
Ein Töchterlein war ihm geblieben,
Sein Kindlein und ſein Gott.

Doch war zerrüttet ſein Herze,
Und tiefer Schwermuth voll,
Den Thörichten dient er zum Scherze,
Die Klugen hießen ihn toll.

Und einſam im öden Geklüfte,
Da barg er ſich ängſtlich und ſcheu;
Es blieben die Sterne, die Lüfte,
Ihm blieb die Tochter nur treu.

Und als er neigte zum Sterben
Das lebensmüde Haupt,
Da graut's ihm, den Himmel zu erben,
Des lieben Kindes beraubt.

„Und ſollt' ich hienieden laſſen
Mein trautes Töchterlein?
Allein im Tod' erblaſſen,
Und einſam drüben ſein?"

„„Mein Vater, einſam drüben?
Du einſam? — nimmer, o nein!
Ich ſchwör's bei unſerm Lieben,
Wir müſſen beiſammen ſein!

„„O bleib' noch länger hienieden,
Mein trautes Väterlein,
Sonſt laß mich mit zum Frieden
In Deinen Himmel ein.""

„Ich fühle Todeswehen,
Ich witt're Grabesluft.
Lieb Tochter, um mich iſt's geſchehen,
Du — kannſt nicht mit in die Gruft!"—

Er ſtand am jähen Gipfel,
Er ſchaute hinab in's Thal;
Wehmüthig bebten die Wipfel,
Sein Herze auch zumal.

Er ſtarrte hinab zur Mühle,
Hinein in den finſtern Schlund,
Er ſah in der Fluthen Gewühle
Des Todes ſichern Mund.

Er hielt ſo feſt in den Armen
Sein trautes Töchterlein:
„O Himmel, fühl' Erbarmen,
Muß denn geſchieden ſein?

Und wollteſt Du mit mir wallen,
Hinüber in jenes Land?“ —
„„Mein Vater, nach Deinem Gefallen!
Hier nimm zum Bunde die Hand.““ —

Er ſchaute hinauf in die Lüfte,
Die Augen wurden ihm feucht;
Nochmals hinab in die Grüfte:
Da wird ihm wohl und leicht.

„So fahr' denn hinunter zum Sterben,
Tief in die ſichre Gruft,
So wollen wir Beid' erwerben
Die ſelige Himmelsluſt!“

Er ſtand am jähen Gipfel, —
Er ſchleudert hinab ſein Kind;
Es rauſchen ſo ſchaurig die Wipfel,
Umtoſen ihn Sturm und Wind.

Nun ſetzt er ſich ſtille nieder:
Zum Sterben, wie er meint;
„Nun find' ich ſie drüben wieder,
Dort mit ihr ewig vereint.“ — —

Die Winde ſtürmen und wehen
Vom Früh- bis Abendroth;
Die Nächte, ſie kommen und gehen,
Doch bringt ihm keine den Tod.

Er ſchließt die Augenlider,
Er will den Tag nicht ſchaun;
Der Tag kömmt immer doch wieder
Und bringt das alte Graun.

Er harr't und harr't vergebens,
So oft ſich das Jahr erneut;
Die Spanne des armen Lebens,
Sie dehnt ſich himmelweit.

Sie ſagen, er harr't noch immer
Dort oben am Felsgeklipp;
Da hört man ein banges Gewimmer,
Da ſchillert ein graues Geripp.

Dort wo die Pappelweide
Der Abendwind durchweht,
Noch immer in Gram und Leide
Der alte Müller ſteht.

Und ſtreckt gen Himmel die Hände,
Erfleht ſich Schlummer und Tod;
Doch Götter nur ſchicken das Ende,
Sie ſchicken Freud' und Noth.

Zu früh zum Tode gewendet,
O Alter! Du warſt ſo geſchwind,
Zu früh voraus geſendet
Dein einzig liebes Kind! —

Und wären Qualen und Schmerzen,
Euer einzig Töchterlein,
Ach, ſtoßt ſie nimmer vom Herzen;
Es könnte zu früh auch ſein.

Die Rache im Walde.

„Und wendeſt Du Dich ab von mir:
O ſei barmherzig für und für!
Und ſchließeſt Du mir zu Dein Herz:
So ſei's in Ehren, ſei's mit Schmerz!
Ich ruf' Dir weinend zu: Ade!
Du, treulos, lachſt zu meinem Weh?
Daß Gott in ſeiner Gnaden Güte
Dein leichtbeſchwingtes Herz behüte!"

Er ſpricht's und wendet ſich zum Gehen.
Er ſieht ſie noch im Söller ſtehen.
Sie neigt ſich einem Buhlen zu;
Da gönnt es ihm nicht länger Ruh.

Er ließ ſein Erbe, ließ ſein Roß,
Gab einem Vetter all den Troß,
Zog einwärts tief in dunkeln Wald
Und ward ein Klausner alſobald.

Die Vögel ſingen, die Blumen blühn;
Er fühlt's durch ſeine Seele ziehn.
Verſchollen aus der Menſchen Mitte,
Siedelt er ſtill in ſeiner Hütte.
Die Rache läßt er „Dem da oben“;
Der Herr wird ſeine Demuth loben!

Da einſt zur heißen Mittagsſtund'
Ein flüchtig Pärlein vor ihm ſtund.
Ein Ritter iſt's mit ſeiner Schönen.
Sie wollen ſich mit Gott verſöhnen,
Sie flohn der Menſchen bunten Schwarm
Und treten vor ihn Arm in Arm;
Er ſoll beſiegeln ihren Bund,
Ihn heilig ſprechen ſoll ſein Mund.

Tief in der Bruſt fühlt er's ſich regen,
Doch giebt er ihnen ſeinen Segen;
Ihn rührt nicht mehr der Erde Schmerz,
Begraben hat er lang ſein Herz.
Doch wie auf ihr ſein Auge ruht,
Entſinkt ihr all der freie Muth,
Und wie ſein zitternd Wort erſchallt,
Tönt's ihr wie Echo in dem Wald,
Ein Echo aus der Zeiten Grab,
Wo ſie ſich ihm zu eigen gab

Und treulos mit dem Schwur im Mund
Im Herzen brach den Liebesbund.

Sie ſtarrt ihn an; er lächelt ſtill
Und flüſtert leis: Iſt es Dein Will'?
Der Ritter ſpricht ſein Ja zur Braut,
Doch ihr erſtirbt im Mund der Laut.
Er fragt noch einmal. Wie ſie ſchweigt,
Der Wald die hohen Wipfel neigt,
Doch nicht um für ſie Ja zu ſagen;
Es flüſtert nur wie leiſes Klagen,
Es dehnt ſich aufwärts, dehnt ſich nieder,
Die Eichen ſchütteln ihre Glieder.
Und als zum dritten Mal er ſpricht, —
Wie Wetterleuchten zum Gericht
Durchzuckt es hell die Waldeskronen:
„Mag uns der Herr im Zorn verſchonen!"
Da ſinkt ſie ſtill und bleich zurück;
Sein Auge ſucht ihr letzter Blick.
Der Ritter klagt und jammert laut;
Der Mönch hält todt im Arm die Braut.

Ritter und Mönch.

Die Schlacht war heiß geſchlagen;
Der Ritter, an Wunden ſchwer,
Ward in ſein Zelt getragen;
Man rief den Prieſter her.

Wie Der ſein Ohr ihm neigte,
Es war zur letzten Stund',
Da drang die grauſe Beichte
Aus des ſterbenden Ritters Mund:

„Ich hab' meinen Bruder erſchlagen!“ —
„„Um Gott, nein, nein, er lebt;
Du darfſt keine Lüge ſagen,
Wenn Dich der Tod umſchwebt!““ —

„Und iſt er nicht geſtorben,
So lebt er unbekannt,
Durch mich verloren, verdorben,
Verſchollen im fremden Land!“—

„„Er lebt in Deiner Nähe,
Verzeiht was Du gethan;
Sobald ich ihn erſpähe,
Soll er Deinem Lager nah'n!““—

„Er war ein jungfriſcher Knabe
Und liebt' ein Mägdlein traut;
Ich griff nach ſeiner Habe,
Ich freite ſeine Braut.

„Der Ohm, der uns erzogen
Auf ſeinem Schloß am Rhein,
Er war nur mir gewogen,
Ich ſollte ſein Erbe ſein.

„Wer ſanft und ſchwach, der taugt nicht
Zum ſtolzen Rittersmann, —
So ſprach der Ohm, — der braucht nicht
Zu führen den Heeresbann!

„Du kannſt das Roß mir zügeln,
Du biſt der Mann der Fauſt,
Jagdkönig in Wäldern und Hügeln,
Der ſich mit Bären gezauſt!

„Das Erbe noch einmal theilen,
Schien ihm nicht wohl gethan;
Der Bruder ward ohne Weilen
Geopfert dem frommen Wahn.

„Er war der Zweitgeborne,
Er ward der Kirche geweiht,
Und ich, der Auserkor'ne,
Bracht' ihm dies bittre Leid.

„Er ſchwieg und ging und zerweinte
Im Kloſter ſein junges Herz.
Der Vater - Ohm, der meinte: —
Der Himmel verſüßt ihm den Schmerz!

„Doch plötzlich war er verſchollen,
Weit fort nach Jeruſalem: —
So mag die Kirche ihm zollen
Ihr beſtes Diadem! —

„Mir aber im Stillen graute,
Mir ſtarb mein Weib, ſeine Braut;
Daß ſie ihn geliebt, vertraute
Mir erſt ihr letzter Laut.

„Mir wollte das Aug' ſich umnachten,
Ich fand nicht Raſt noch Ruh,
Ich zog in hundert Schlachten;
Nun winkt der Tod mir zu.

„Könnt' ich noch einmal ſchauen
In ſein lieb Angeſicht,
In die Augen, die treuen, die blauen,
Dann ging' ich gern in's Gericht;

„Dem Herrn mein Leid zu klagen,
Zu bitten um ſtrengen Spruch:
Ich hab' meinen Bruder erſchlagen,
Mich trifft der Kainsfluch!" —

Und wie der Ritter ſich windet
Und mit dem Tode ringt:
Das treue Aug' ihn findet,
Ein Arm ihn leiſ' umſchlingt.

Er ſieht eine Thräne leuchten
Still in des Mönches Blick,
Die blauen Augen, die feuchten,
Rufen ihm den Todten zurück.

Der Bruder, der todtgeglaubte,
Kam heim aus fernem Land;
Der Hab- und Liebe-beraubte,
Er drückt ihm treu die Hand.

Er hatte ſtill ausgerungen
An Chriſti heiligem Grab,
Sich und die Welt bezwungen
Am frommen Pilgerſtab.

Die Heimäth, die ihn betrübte,
Noch einmal zu ſeh'n unerkannt,
Das ward ſein letztes Gelübde;
So lebt' er ſtill im Land.

Auf allen ſeinen Wegen,
Wo nur ſein Fußtritt weilt,
Spendet er Himmelsſegen,
Hat tauſend Wunden geheilt.

Der Kuß, den er jetzt auf die Wangen
Des ſterbenden Bruders drückt,
Der Troſt, der jetzt den Bangen
In letzter Stund' erquickt,

Die Thräne, die auf den Todten
Aus ſeinem Auge rinnt, —
Von den Thaten des Gottesboten
Die allerbeſten ſind.

Er pflanzt zwei Lilienſtängel
Auf ſeines Bruders Gruſt,
Und harr't, bis auch ihn der Engel
In's ewige Jenſeit ruſt.

Die Nonne von Santa Maria.

Sie galt für eine heilig Reine
In all der frommen Schweſtern Schaar;
So ſanft und ſtill wie ſie war Keine,
Wie Mondenlicht ihr Antlitz klar.

Es ſchien, ſie hatte ausgerungen
Des Lebens Unbill und Verluſt,
Von ihrem Heiland ganz durchdrungen
Und der Erlöſung tief bewußt.

Sie war die Erſte in der Mette,
Die Letzte ſpät nach Mitternacht;
Als ob ſie noch zu büßen hätte,
Hat ſie die Faſten durchgewacht,

Als trüg' ſie noch in ihrem Herzen
Der Sünde übervolles Maß,
Sie, die von allen Erdenſchmerzen,
Von allem Leid der Welt genas.

Sie predigten an allen Orten
Und prieſen laut von Land zu Land,
Wie Vielen Heilung ſchon geworden
Vom Wunder ihrer weißen Hand.

Wer krank, ſie macht ihn ſtill geneſen,
Sühnt jeden Fluch des Mißgeſchicks,
Und wer verzagt, braucht nur zu leſen
Im Zauber ihres heil'gen Blicks.

Und dennoch hat ſie bange Stunden!
War ſie nicht, wie ſie ſchien, ſo rein?
Hat ſie im Kloſter nicht verwunden,
Was ihr die Welt einſt konnte ſein? —

Der ſie geliebt, ſtarb in der Ferne,
Nach wilder Schlacht in Feindes Land,
Ihn jagten ſeine irren Sterne,
Wo er ſein Grab, ſich fluchend, fand.

Sie konnte nicht die Liebe theilen,
Womit er frevelnd ſie begehrt;
Da trieb es fort ihn ſonder Weilen
In Kampf und Tod mit Roß und Schwert.

Sie war die Erſte nicht der Bräute,
Die ſeine heiße Gier erfaßt;
Morgen verließ er, was er heute
Treulos geküßt in jäher Haſt.

Sie war erſchrocken vor den Gluthen,
Womit er ſie geliebt ſo wild: —
Auf ihrer Seele kühlen Fluthen
Schwimmt aber doch ſein glühend Bild.

Still Nachts, wenn Alles tief in Schlummer,
Tritt leiſ' und doch mit Allgewalt
Dicht an ihr Bett voll Gram und Kummer
Des Todten blutige Geſtalt.

„Was kann aus Deiner Gruft Dich wecken?
Hat ſelbſt der Tod noch nicht geſtillt
Dein heiß Begehren, Mann der Schrecken?
Was will Dein ſchmerzgefurchtes Bild?“

So ruft ſie laut. Er aber ſchüttelt
Sein ſtummes Haupt und ſchwindet drauf;
Doch kommt er allzeit wieder, rüttelt
Sie jede Nacht vom Schlummer auf.

Sie weiht und ſühnt das ganze Kloſter,
Sie ruht nicht in der heil'gen Pflicht,
Läßt beten tauſend Paternoſter:
Doch bannt ſie ſeinen Schatten nicht.

Und tritt er nächtlich vor ihr Bette,
Sie ſpricht nicht frei ſich von der Schuld:
„Ach daß ich ihn gerettet hätte
Durch treuer Pflege ſtille Huld!

„Nur Liebe kann Dämonen zügeln,
Nur Liebe ſpricht die Liebe los,
Selbſt Höllenpforten überflügeln
Kann Liebe, iſt ſie kühn und groß.

„Ich hätte doch in treuen Banden
Vielleicht ſein wildes Herz geſühnt
Und, wenn ſich unſre Seelen fanden,
Den Himmel ihm und mir verdient.

„Wer ſiegen will, der muß auch wagen;
Im Kloſter iſt der Sieg nichts werth.
Im Leben ſelber muß man tragen,
Was uns der Herr als Kreuz beſcheert!“

Kein Prieſter hörte je die Beichte,
Kein Prieſter hätte ſie verziehn;
Doch wem der Herr die Palme reichte,
Wird jenſeits wohl als Engel knie'n.

Und wie ſie ihre letzte Stunde
Still und geräuſchlos fühlte nah'n,
Da ging die bange Trauerkunde
Bis zu Sanct Petrus' Vatican.

Von Rom mit großem Prachtgeleite
Empfängt im hohen Kloſterſaal
Die reinſte aller Himmelsbräute
Feſtlich geſchmückt der Cardinal.

Sie ſind nicht unbekannt geblieben,
Die guten Werke ihrer Hand;
Das letzte Wunder von den ſieben
Hat Papſt Gregorius anerkannt.

„Wie, Cardinal? mich heilig ſprechen?
Im Kloſter ſtirbt die Sünde nicht!
Und wenn jetzt meine Augen brechen,
Der Herr geht mit mir in's Gericht!“

„„Sanct Petrus weiß um Deine Thaten,
Der heil'ge Vater kennt Dein Herz!"" —
Sie lächelt ſtill: „Seid ſchlecht berathen,
Ihr kennt nicht eines Weibes Schmerz.

„Laßt mich den Todten erſt verſöhnen,
Dann bin ich rein und ſündenlos,
Dann könnt Ihr mich als Heil'ge krönen,
Dann zieh' ich ein in Gottes Schooß!" —

„„Sanct Petrus ſprach: Geh' hin, ich ſende
Der frommen Schweſter ihren Lohn!""
Doch wie der Prieſter hebt die Hände,
Da ſteht ſie ſchon vor Gottes Thron,

Und ruft im Chor der Engelsboten:
„Herr, ich bin ſchuldlos nicht und rein;
Erſt gieb mir wieder meinen Todten,
Mit ihm nur kann ich ſelig ſein!"

Die Legende von der reichen Wittwe.

Wie einſt an Nikodemos' Seite,
Wenn Nachts die ſtille Stunde ſchlug, —
Die Sterne gaben das Geleite,
Wenn ihn der Weg zum Meiſter trug:

So wenn der Tag ſich ſenkt zur Neige,
Sitzt Er bei ihr im Kämmerlein
Und lauſcht, ob ſich ihr Herz wohl neige:
Wird ſie bald reif zur Wahrheit ſein?

Sanct Petrus, der ſo leicht verzagte,
Bejammert ihren ſpröden Sinn;
Sanct Thomas, den der Zweifel plagte,
Verzichtet längſt auf den Gewinn.

Doch Chriſtus ſpricht, der hohe Meiſter:
Gar mancher nennt mich Herr und Hirt,
Und geht nicht ein in's Reich der Geiſter;
Wer weiß, wie bald ſie unſer wird! —

Man kennt nicht mehr des Weibes Namen,
Die reiche Wittib hieß ſie nur;
Doch Alle die da gingen, kamen:
Sie prieſen ihres Wandels Spur.

Der Herr klopft gern an ihre Pforte,
Sie nimmt ihn freundlich auf als Gaſt;
Sie ruft ihn auch, denn ſeine Worte
Sind Oel für Sorge, Angſt und Haſt.

Noch glaubt ſie nicht an ſeine Wunder,
Noch kennt ſie nicht ſein Himmelreich: —
Doch fiel nicht ſchon in Herzenszunder
Der Wahrheit Licht dem Blitze gleich?

Sie wirkt und ſchafft nach Leibes Mächten,
Es wächſt an Segen Feld und Haus;
Wer will mit ihrem Reichthum rechten,
Theilt ſie ihn doch den Armen aus!

Er ſpricht von ihrer Seele Hütern,
Von unſ'res Geiſtes Ewigkeit,
Er ſpricht von ſeines Vaters Gütern
Im Lande Jenſeits fern und weit.

Er predigt wie mit Engelszungen,
Ihr wird das Herz ſo weich, ſo warm;
Die Nacht ſinkt tiefer, — liebdurchdrungen
Erfaßt ſie plötzlich ſeinen Arm.

Doch lauſcht ſie nicht mehr ſeinen Worten,
Sie horcht auf einen ſchwachen Laut,
Der an des Hofs verſchloſſnen Pforten
Von fern ſich ihrem Ohr vertraut.

Verſchämte Arme ſind's, die nächtlich
Sich bei ihr holen Brot und Wein,
Und wen ſie einläßt ſtill bedächtlich,
Soll vor der Welt Geheimniß ſein.

Noch ſpricht er von des Himmels Pforte,
Da klopft es lauter an dem Thor:
„Halt, ruft ſie, Meiſter, ſpar' die Worte,
Mein Tagwerk laß mich thun zuvor!“

So drängt ſie ihn. Er geht von hinnen,
Kehrt nochmals um, belauſcht ihr Thun;
Da fühlt er ſeine Thränen rinnen,
Doch läßt es ihn nicht länger ruh'n. —

Des andern Tags Sanct Petrus fragte:
„Herr, hat ſie endlich ſich bekehrt?“ —
„„Schon längſt!““ der weiſe Meiſter ſagte,
„„Doch hat ſie ſelbſt es ſich gelehrt.

„„Gar Viele meinen Namen nennen,
Die doch nicht meinen Willen thun.
Sie wird ſich nicht zu uns bekennen,
Und doch im Schooße Gottes ruh'n!““ —

Die Erschaffung des ersten Westfalen.

Als der Herr Chriſtus, Gutes zu ſtiften,
Mit Petrus durchwandelte Feld und Triſten,
Geſchah es unverſehens einmalen
Daß er gelangt in's Land Weſtfalen.
Ein ſchönes Stückchen Erde, traun!
Voll dunkler Wälder, üpp'ger Au'n,
Und von den Bergen ſpiegelhell
Geſchwätzig rieſelt da mancher Quell,
Befruchtend die Erde, daß wachſe am Baume
Der kräftige Apfel, die ſaftige Pflaume.
Doch tiefe Stille herrſcht rings umher:
Das Land war noch von Menſchen leer.
Sanct Petrus ſchmunzelt wunniglich
Und denkt: „Das wär' ſo'n Ländchen für mich;
Doch nimmer wird's ſo gut mir werden,
Denn unſer Reich iſt nicht auf Erden!“
Nach dieſem leiſen Seufzerlein
Beginnt er laut zum Heiland ſein:

„O Herr, wie will es denn ſich ſchicken,
Daß rings kein Menſch hier zu erblicken,
Warum im Land, von Gott erwählt,
Juſt noch der Schöpfung Krone fehlt?
Hier müßt' ein Fräu- und Männelein
So recht nach Gottes Spruch gedeihn;
Beleben würde ſich die Oede
Mit holdem Sang, mit lieblicher Rede!“
Darauf Herr Chriſtus entgegnet lind:
„O Du kurzſichtig Menſchenkind,
Wär', wie Du denkſt, hier der Leute Art,
Gott hätt' ſich nicht die Müh' geſpart;
Doch den Erzen gleich, die verborgen liegen,
So wär' ihr Sinn auch nimmer zu biegen,
Denn Jeder dächte ganz allein
Des eignen Glückes Schmied zu ſein,
Und hämmert' drauf los wohl Tag und Nacht;
An Sang, an Zwieſprach würde nicht gedacht!“
Der Petrus wollt' das nimmer glauben,
Fuhr fort ſich Zweifel zu erlauben;
Da, daß er endlich ſchwiege ſtill,
Ward ihm der Herr zuletzt zu Will,
Beugt ſich zum Boden ſanft herab,
Berührt ihn mit dem Wanderſtab
Und ſpricht zum Kloß von rother Erde
Mit mildem Ton ſein ſchaffend: „Werde!“

Und ſieh, geſprochen war es kaum:
Stand da ein Mann wie'n Eichenbaum.
Drauf, daß ſich Petrus baß erſchreckte,
Er die gewalt'gen Glieder reckte
Und ſchreit erboſt zum Heiland: „J!
Wat will de Keerl, wat ſtött he mih?“ —
Seitdem, wer aus dem Stamm entſproſſen,
Hämmert ſein Glück ſich unverdroſſen,
Und ich fürwahr es Niemand rath',
Solch einen zu kränken in Wort und That;
Denn ungeſtraft rührt Keiner an
Den ſtrammen Weſtfalen, den Eiſenmann!

Dreierlei Liebe.

Es ritten Huſaren, es waren ihrer Drei,
Sie ritten zum Tode, 's war ihnen einerlei.
Sie ließen daheim im Lande zurück,
Was Jeder ſo nannte ſein beſtes Glück,
Sein Hab und ſein Gut und ſein Liebchen dazu;
Es rief ſie der König, 's ließ ihnen keine Ruh.

„Was Jeder von uns daheime läßt,
Er nennt es ſein Höchſtes, ſein Schönſtes, ſein Beſt'.
Leb wohl, leb wohl, Du allerliebſte Maid;
Das Vaterland will es, es gehet zum Streit.
Und ſterb' ich und kehre nie wieder zurück,
So haſt Du gelobt: Du kenneſt kein Glück,
Haſt nie nach einem Andern geſchaut,
Biſt mir bis über das Grab getraut.
Leb wohl, treu Liebchen, ade, ade,
Daß ich Dich drüben nur wiederſeh'!“

Der Eine ſpricht es. Der Zweite lacht:
„Ein Thor, wer gleich an's Sterben gedacht!

Ich habe mein Liebchen geherzt und geküßt,
Doch hat ſie mir nie was geloben gemüßt.
Wir waren jung Blut, wir hatten uns lieb,
's kam über uns wie in der Nacht der Dieb.
Und bin ich Soldat nun und zieh' in's Feld,
Weiß nicht wie bald mir 'ne Andre gefällt.
Und will ſie nicht warten, ſo mag ſie frei'n,
Wenn einer zum Kind der Vater will ſein.
Die Trompete klingt, trara, trara!
Hei huſſah, luſtig, die Feinde ſind da!"

Der Dritte ſeufzt mitten im Donner der Schlacht
„Sie hat mich verſchmäht, ſie hat mich veracht't.
So komm denn, Tod! ſie hat kein Gefühl!"
So ſtürzt er ſich wild in's Kampfgewühl.

Doch wie die Sonne nach blutiger Nacht
Das Feld beſcheint, da hält die Wacht
Der Dritte nur; die andern Zwei,
Sie liegen todt vor ihm, getroffen vom Blei.
„Ich hätte ſtatt Euer ſterben geſollt,
Da mir allein das Leben grollt!
Mit Euch hat die Liebſt' es gut gemeint;
Um mich daheim kein Auge weint!"

Doch wie er nach des Krieges End'
Heimwärts zum Dorf ſein Rößlein wend't,
Da hört er gar manches von Weibertreu,
Die noch viel ſchneller zu Ende ſei.

Dem Erſten hatte ſich die Braut
Bis über Tod und Grab getraut;
Doch fand ſie bald einen andern Mann,
Der ſie im Kummer tröſten kann.
Die Zweite — wie nun Reiche ſind! —
Fand einen Vater für ihr Kind.
Der Dritte, den der Schlachtengott
Bewahrt vor Unfall und vor Tod,
Er ſteht verwaiſt, er blickt ſo drein,
Als ſollt' es ſein Allerletztes ſein.

Da ſchlingt ſich leiſ' um ihn ein Arm
Und drückt ihn an ſich liebewarm.
„Ich ſchmähte Dich, Du warſt ſo jung,
Doch Du biſt tapfer, brav genung;
Jetzt biet' ich Dir ſo Haus wie Hand,
Wenn ſich Dein Herz nicht von mir wandt'.
Wohl Manche giebt ſich raſcher hin;
Doch iſt ſie drum auch treu an Sinn?
Ich harrte all die langen Jahr',
Ob mir's auch weh im Herzen war.
Er kommt wohl wieder, iſt er brav:
So dacht' ich ſtill, und ſieh, es traf!
Nun prüf' Du ſelber, komm und ſchau,
Haus, Hof und Heerde, — mich auch genau!"

Da weint der Burſch, da lacht er laut,
Daß ihm ein Herz ſo lang getraut;

Er glaubt an Gottes heilige Macht,
Die ihm das all zu Weg' gebracht.
Ein Vivat geht durch's ganze Land,
Kein beſſer Paar hat man gekannt.
Und wie der fünfte Junge kam,
Der König Pathenſtell' annahm.
Es wächſt das Glück bei Tag und Nacht,
Treu' Lieb hat alles brav gemacht.

Jung Reinhard.

1.

Der König ſtand auf ſeines Schloſſes Zinnen
Und ſchaute tief betrübt in's weite Land.
Da ſah man Ströme Blut's von neuem rinnen,
Auf Fürſt und Volk liegt ſchwer des Schickſals Hand.

Der Lindwurm naht. Man muß ihn reich bewirthen
Mit Mann und Maus, mit Gaben allerhand;
Er ſchlägt die Heerden ſonſt mit ſammt den Hirten
Und nimmt ſich tauſendfältig Unterpfand.

„Die Mannen alle, die ich ausgerüſtet,
Sie liegen todt dahingeſtreckt im Sand,
Das halbe Reich, es liegt mir arg verwüſtet,
Kein Kämpe fürder leiſtet Widerſtand!"

Es gilt auf's neu, zum Kampfe anzuregen,
Eh' ſich das Ungeheuer wüthend rächt.
Der König ruft zuſammen ſeine Degen;
Sein Wort gillt Allen, Rittersmann und Knecht.

„Das Höchſte, ſpricht er, biet' ich Dem zum Lohne,
Der Volk und Land vom Drachen mir befreit;
Die Stufen bau' ich ihm zu meinem Throne
Und ihm gelob' ich meine ſüße Maid.

„Sie harret ſein im ſtillen Roſengarten,
Von Eiſengittern klöſterlich umringt.
Dort ſoll ſie jungfräulich des Helden warten,
Deß ſtarke Hand das Ungethüm bezwingt.

„Und ſollt' ich ſie auf ew'ge Zeit begraben,
Und bliebe unberührt ihr holder Leib:
Er nur ſoll Theil an meiner Krone haben,
Der Drachentödter nur gewinnt dies Weib!“

II

Die Magen alle hören's und ſenken Schwert und Speer,
Die Ritter alle ſchwören's: es kämpfet niemand mehr.
Liegt doch dahin geſtrecket ſo mancher tapfre Mann,
Zu Hoffnungen erwecket ſich Keiner lobeſan.

Jung Reinhard ſteht am Garten und hört die ſchlimme Mähr.
„Süß Lieb, willſt Du mein warten? ich' thu Dir an die Ehr',
Ich will den Lindwurm ſchlagen, — bleib Du nur hold und traut! —
Beſchämen all die Magen und führen Dich heim als Braut!“

„„Ach, Knab', viel ſüßer Knabe, bleib Du nur fern vom Strauß!
Ich weint' an Deinem Grabe mir beide Aeuglein aus.
Sie werden ſpottend lachen, vermißt ſich deß ein Zwerg;
Zu wüthend iſt der Drachen, und Du kein Ritter Jörg!““

Er ſchwört's am Eiſengitter, er ſchwört es himmelan:
„Das ſind mir ſchlechte Ritter, die ſich deß nicht verſah'n.
Die Lieb' iſt klug und mächtig, die Lieb' ſtählt Muth und Arm,
Sei Du nur fein bedächtig und halte das Neſt mir warm!“

III.

Und Jung Reinhard kühn verwegen
Greift zur Lanze, greift zum Degen,
Schwingt ſich keck auf's höchſte Roß,
Reitet wild hinaus zum Streite,
Niemand giebt ihm das Geleite,
Ohne Knappen, ohne Troß.

Armer Knab', Du biſt verloren,
Du verdienſt Dir nicht die Sporen! —
Doch die treue Liebe wacht.
„Sanct Georg, Du Gottesſtreiter,
Sei Du uns des Glücks Bereiter!“
Ruft die Maid ſo Tag und Nacht.

Und der Knabe ſelbſt, der kecke,
Thut als wie ein großer Recke,
Reizt zum Kampf das Ungethüm.
Aber hoch bäumt ſich der Drachen,
Oeffnet jach den Höllenrachen,
Ihn zu ſah'n mit Ungeſtüm.

Knabe ruft: „Ihr Himmelsſchaaren,
Mögt Ihr gnädig mich bewahren,
Hilf mir, beſter Sanct Georg!
Leih' mir — daß ſich Gott erbarme!—
Leih' mir Deine mächt'gen Arme,
Mancher lebt ja nur auf Borg!“

Und wie ihn das Ungeheuer
Reuen läßt das Abenteuer,
Zu verſchlingen Roß und Mann,
Stellt ſich ihm Sanct Jörg zur Seiten,
Um den Kampf zu End' zu ſtreiten
Für Jung Reinhard lobeſan.

Greift nach Reinhards Schild und Speere,
Setzt dem Drachen ſich zur Wehre,
Ficht für hunderttauſend Mann,
Trifft mit ſeinen guten Streichen,
Trifft dem Drachen in die Weichen,
Daß der kaum noch japſen kann.

„Sanct Georg, Dir iſt's gelungen,
Haſt den Drachen mir bezwungen!“
Ruft Jung Reinhard wohlgemuth,
„Willſt Du all mein junges Leben;
Was ich hab', ſei Dir gegeben,
Ehr' und Preis kommt Dir zugut.“

„„Nimm nur wieder Deine Waffen,
Wollte Dir den Sieg verſchaffen.““
Spricht darauf der heil'ge Mann.
„„Steig' nur wieder auf zu Roſſe,
Ruf' und ſag's dem ganzen Troſſe,
Habeſt ſelbſt die That gethan.““ —

„Doch wie ſoll ich Dir's erwiedern?
Preiſ' ich Dich in tauſend Liedern?
Ehr' und Lob und Ruhm ſind Dein!“ —
„„Magſt Dich drum nicht ſehr bemühen,
Hab' Dir meinen Arm geliehen,
Und Du wirſt mein Schuldner ſein.

„„Laß Dich das nicht weiter rühren,
Will ſchon meinen Dank caſſiren,
Stell' mich mit dem Mahnbrief ein.
Zieh' Du nur zur Königsveſte;
In der Zahl der Hochzeitsgäſte
Will auch ich geladen ſein!““

IV.

Und in des Königs Landen geht um die große Mähr:
Jung Reinhard hat beſtanden den Heldenkampf, ſo ſchwer!
Der Lindwurm iſt erlegen, befreit ſind Land und Leut,
Man giebt dem tapfern Degen ein feſtliches Geleit.

Ein Jauchzen und ein Rufen begrüßt den Helden laut,
Und an des Thrones Stufen ſteht hold beſchämt die Braut.
Befreit von allen Nöthen — Jung Reinhard hat's gethan!—
Mit bräutlichem Erröthen erſehnt ſie ſich den Mann.

In ihrem Roſengarten vom Bann iſt ſie befreit,
Sie konnt' es kaum erwarten, die minnigliche Maid.
Sie hat ihn ſelbſt erkoren, den Buhlen lieb und fein;
Der König hat's geſchworen, der Held darf um ſie frei'n.

Jung Reinhard kommt geritten. Der König ruft: „Mein Sohn!
Wer ſo wie Du geſtritten, hat Theil an meinem Thron!“
Verwundert ſteh'n die Magen, die ſich deß nicht verſahn;
Kein Ritter thät's mehr wagen, ein Bub' hat es gethan.

Der Bub' kann ſich's nicht bergen; er blinzt und lächelt drein,
Er denkt an Ritter Jörgen, er muß ſein Schuldner ſein.
Hoch jubeln Land und Leute, wie man wohl ſelten pflag,
Zum frohen Hochgezeite rückt an der Freudentag.

„Ich lad' Sanct Jörg vor Allen! Er that ja doch das Beſt'!
Er laſſ' es ſich gefallen an meinem Hochzeitfeſt!“—
Mit Pauken und Trompeten erſchallt der Becher Klang,
Die Geigen und die Flöten, die locken ſo ſüß und bang.

Bang ſehnt'er ſich nach der Trauten ſie ſchlüpfte zum Kämmerlein ſchon,
Und nach dem Lärm, dem lauten, harrt ſein der Minne Lohn.
Doch wie der Schwarm zu Raſte, — Jung Reinhard iſt allein, —
Da ſtellt — daß Gott! — zu Gaſte ſich Ritter Sanct Jörg noch ein.

„Ihr kommt gar ſpät zum Feſte!“ Jung Reinhard ſo begann. —
„„Doch wählt' ich mir das Beſte,““ entgegnet der fromme Mann.
„„Du biſt mir noch was ſchuldig,— das fällt Dir doch wohl ein!
Auch heut laß mich geduldig Dein Stellvertreter ſein.““—

„O heil'ger Jörg, ruft Reinhard, war das alſo gemeint?
Die Liebſte, die jetzt mein harrt, ſich ſchier vor Gram zerweint!
Den Lindwurm zu bekriegen, ſeid Ihr der Mann gar ſehr,
Mein Bräutlein zu beſiegen, deß brauch' ich Keinen mehr.“—

Wie Sanct Georg die Stirne runzelt, der Bube weicht und wanket nicht.
Da lächelt Jörg und nickt und ſchmunzelt: „„Ich ſeh', er hält auf Ehr' und Pflicht.““
Und Niemand wird Jung Reinhard tadeln, wo er ſich ſelber helfen kann.
Man ſollte ſchier Jedweden adeln, der hier es fühlt: Selbſt iſt der Mann!

Vaterlandslieder.

Germania.

Lied der deutſchen Studenten aus „Kaiſer Friedrich in Prag“.*)

O ich betrübter Freiersmann,
Ich ſuch' nach meiner Braut,
Die ich doch nirgend finden kann,
Iſt ſie mir ſchon getraut.
Du biſt nicht fern, Du biſt nicht nah,
Wo find' ich Dich, Germania?
Germania!

Du biſt nicht ſchön, Du biſt nicht jung,
Und doch lieb' ich Dich ſehr.
Daß ich Dich lieb', iſt mir genung,
Und das betrübt mich ſchwer.
Ich ruf' nach Dir, Du alte Braut,
Ich ruf' Dich ſtill, ich ruf' Dich laut:
Germania!

---

*) In Muſik geſetzt von Heinrich Marſchner, Wilhelm Speidel u. A. — Marſchners Compoſition kam auf die Bühne bei der Aufführung des Drama's in Leipzig, Mannheim, Hannover und Magdeburg.

Ich ſuchte Dich am Donauſtrand,
Und auch beim Vater Rhein,
Ich ſuchte Dich im Böhmerland,
An Elbe, Weſer, Main.
All überall Germania,
Und doch nicht hier, und doch nicht da:
Germania!

Ach, biſt Du ſchon verwelkt, derweil
Mein Herz noch glüht und blüht?
O komm doch endlich alleweil,
Bevor die Jugend flieht.
Jungfrau, Jungfrau Germania,
Annoch ſind Deine Freier da!
Germania!

Beim Schein der Julisonne von 1830.

Wir ſah'n es, wie die Feuerſäule brannte,
Die Luft erbebte: war's ein Memnonston?
Doch wie die Welt vom Schlaf geſchreckt ſich wandte,
Erloſchen und verklungen war es ſchon.

Jungfrau Europa lüftete den Schleier,
Die alte gute Siebenſchläferin.
Es klang in ihrem Ohr wie Brautnachtsfeier,
Des fernen Völkermorgens Erſtgewinn.

Sie hob ihr Aug' und ſchüttelte die Glieder,
Sie guckte wie ein Hühnchen aus dem Ei;
Sie blendete des Phönix Glanzgefieder,
Der kecke Hahn mit ſeinem frühen Schrei.

O Julilicht mit deinem Schaugepränge,
O eitler Phönix, der ſich ſelbſt begräbt!
Selbſt deine Aſche ſcharrt man ſtill und enge
In's Gotteshäuschen, wo ſie nichts belebt.

Und Deutſchland, du, mit deinen Flammentrieben?
Daß nur dein Wetterſtrahl nicht jenem gleicht,
Den, ſchnell gefacht, die Winde ſchnell zerſtieben,
Ein jach Erröthen, das die Reue bleicht!

Du haſt ſchon oft gejubelt, oft getrauert:
Halt deine Gluthen für dich ſelbſt bereit!
Dein altes Herz hat vieles überdauert:
Schür' deine Flammen für die Ewigkeit!

Rheinweinlied.

Verſunken nennt ihr, verſunken
Der Nibelungen Hort?
Auf ewig für uns ertrunken
In Rheinland's tiefſtem Port?

Der Schiffer zieht traurig vorüber,
Er denkt, es war ein Traum.
Der Taucher wird noch trüber,
Fand nichts in Grundes Raum.

Wir Zecher nur, wir Zecher,
Wir fanden den Zauberplatz,
Uns leuchtet er im Becher,
Der alte Mährchenſchatz.

Er liegt nicht mehr im Grunde
Des alten Vater Rhein's,
Er funkelt an unſerem Munde
Im Becher alten Wein's.

Es ſchluckten ihn die Berge
In ihren tiefſten Schooß,
Die Kobold' und die Zwerge
Sie ließen ihn nicht mehr los.

Die Nixen und die Najaden,
Die jammerten drob gar ſehr;
Sie hätten zu unſerem Schaden
Ihn gern geſchleppt in's Meer.

Und aus der Berge Adern
Saugt ihn die Rebe ein;
Da hilft kein Streit, kein Hadern:
Wir heben den Schatz im Wein.

Daher ſein Funkeln und Sprühen,
Daher ſeines Feuers Macht,
Seines Goldes Glanz und Glühen
Tief aus des Berges Schacht.

Wir heben ihn aus der Tiefe,
Wir ſchlürfen ſein feurig Naß;
Der Geiſt, der ewig noch ſchliefe,
Wir zapfen ihn friſch vom Faß.

Ein auferſtandener, geht er
In unſern Köpfen um.
Mit Flammenſchwertern ſteht er,
Schirmt Deutſchlands Heiligthum.

Wer je den Wein getrunken,
Der ſchwört auf unſer Wort:
Verloren nicht, noch verſunken
Iſt uns der alte Hort.

Im Glauben an deutſche Treue
Hält er ſeine Wanderung,
Sein Feuergeiſt auf's neue
Wird ewig in uns jung.

Und halten wir feſt zuſammen
Und geh'n treu Hand in Hand,
Dann ſchlagen ſeine Flammen
Von neuem in's Vaterland.

Cölner Dombaulieder.*)

Der Bau des Doms zu Cöln.

Legende vom Jahre 1250.

Der Biſchof ſprach zum Meiſter:
„Entwirf mir einen Plan
Zu einem Kreuzgewölbe
Mit Pfeilern himmelan,

Zum Dom der alle Dome
Im Weltkreis überragt,
Wie ihn auf Engelsflügeln
Kaum der Gedanke wagt.

Auf! baue mir die Thürme
Und Hallen hoch und weit;
Der Tempel ſei das Herze
Der deutſchen Chriſtenheit!“

---

*) Wurden zur Zeit der Cenſur beanſtandet und erſchienen anonym post festum in Druck (Leipzig, O. Wigand) nicht zeitig genug mehr, um beim Feſt der neuen Grundſteinlegung in Cöln geſungen zu werden.

Der Biſchof ſprach's zum Meiſter.
Der Meiſter ſeufzt und bebt;
Er ſenkt das Haupt, derweil ſich
Sein Buſen zitternd hebt.

Er geht und ſinnt und wandelt
Wohl Tag' und Nächte lang,
Sein Kopf wird immer ſchwerer,
Sein Herz wird todeskrank.

Und wie er ſitzt und kritzelt
Mit ſeinem Stab im Sand, —
's war keine Wünſchelruthe,
Die ihm den Zauber fand!

Doch wie er ſitzt und zirkelt,
Da fügt ſich's hoch und ſchlank
Mit Mauern und mit Thürmen, —
s' iſt fertig, Gott ſei Dank!

Da plötzlich wie aus Nebel
Steht hinter ihm ein Phantom
Und flüſtert höhniſch lachend:
„Iſt das dein neuer Dom?

„Das iſt der Dom zu Speier,
Der Welt ſchon längſt bekannt,
Du nachgeborner Spätling,
Du armer, ſchwacher Fant!"

Der Meiſter ſchreckt zuſammen,
Er hat nichts Neues erdacht!
Das ſchlägt mit Blitzesflammen
Durch ſeine ſchwüble Nacht.

Er löſcht im Sand die Spuren,
Nimmt andre Linien an,
Er zirkelt neue Figuren,
Macht einen neuen Plan.

Da wieder ihm zu Häupten
Ertönt's mit hellem Hohn:
„Das iſt der Straßburger Münſter,
Ohnmächt'ger Erdenſohn!"

Der Meiſter ſtampft den Boden,
Er ringt die Hände wund:
„„Hat mich mein Gott verlaſſen
In dieſer bangen Stund'?""

„„„Die Welt iſt voller Wunder,
Voll Tempel die Chriſtenheit,
Noch einen zu erfinden,
Iſt frevle Vermeſſenheit."""

Der Schmerz reißt ihn zu Boden,
Er zittert, er weint und ſtöhnt.
Da faßt ihn der graue Pilger;
Er war's, der ihn verhöhnt.

„Laß ab von blinder Verzweiflung!
Auf! raffe dich empor.
Ich zieh' dir neue Linien;
Blick' hin, Du blöder Thor!

„Zieh dieſe kühnen Winkel,
Leg' keck die Streben an,
So wird's ein Dom der Dome,
Wie ihn kein Menſch erſann.“

Der Graue lächelt dem Meiſter
In's ſtarre Angeſicht.
Der Meiſter faltet die Hände
Und jubelt laut und ſpricht:

„„Mann Gottes, du haſt's gefunden,
Reich mir zum Dom den Plan!““
Der Graue ſchmunzelt und flüſtert:
„Das, Freund, iſt leicht gethan.

„Komm wieder zur Mitternachtſtunde
Und bring' ein Blatt Papier.
Ich geb' dir meine Gedanken,
Du — deine Seele mir!

„Sie ſchelten mich immer den Böſen!
Ich helf' doch aus der Noth,
Muß von Verzweiflung erlöſen,
Vertröſt' mich auf den Tod.

„Denn freilich will ich auch leben;
Solch armer Menſchengeiſt
Kann wenig Freude geben,
Und iſt — wie bald! — verſpeiſt!“—

„„Laß du den Bau mich gründen
In dieſer Erdenzeit;
Du ſollſt mich jenſeits finden
Mit Seel' und Seligkeit.

„„Laß mich den Dom erbauen,
Gieb mir den Riß zur Hand,
Laß Schwarz auf Weiß mich ſchauen,
Wie es dein Kopf erfand!““

„Ich will Dich gut bedienen,
Komm nur auf mein Geheiß.
Ich geb' dir ſchwarze Linien,
Du giebſt mir Roth auf Weiß!"

Der Meiſter winkt mit dem Kopfe
Und hebt zum Kreuz die Hand,
Als ſchon mit flatterndem Schopfe
Der graue Mann verſchwand.

Der Meiſter kniet und betet
Bis tief in die Nacht hinein:
Wird er zur dunklen Stunde
Dem Böſen gewachſen ſein?

Und wie ſie ſchlägt, die Stunde,
Da harrt er ſchon zur Stell'.
„„Wo biſt du, Freimaurers Bruder:
Wo biſt du, mein grauer Geſell?""

Der ſteht ihm ſchon zur Seite,
Und reicht ihm das Papier.
Der Meiſter denkt: meine Seele,
Die wahr' ich für und für.

Zu meines Gottes Ehre
Will ich den Dom erbau'n.
Doch du, du armer Teufel,
Wer heißt dich Menſchen trau'n!

„„Ich will dir Höheres geben!““
So ruft der Meiſter ſchlau.
„„Ein heilig Crucifixe
Für deinen Riß zum Bau!““

Er ſtreckt ihm raſch entgegen
Das Kreuz mit dem Gottesſohn:
„„Da lerne Liſt von Menſchen,
Und ſtirb an Spott und Hohn!““

Der Graue bebt zuſammen,
Der Scheitel wird ihm kahl,
Selbſt ſeine Zornesflammen
Sind kalt und leichenfahl.

„So ſei von mir verflucht
Fortan von dieſer Stund'!
Dein Name ſei verſchwunden
Von dieſem Erdenrund.

„Dein Tempel, unvollendet
Soll er in Trümmern ſteh'n.
Du, Menſchheit, ſollſt ihn ewig
Nur als Ruine ſeh'n." —

Wer kennt des Meiſters Namen?
Er ſchwand vom Erdenrund.
Der heil'ge Dom iſt Stückwerk
Noch bis zur heut'gen Stund'.

II.

Cölner Gaſſenhauer.

1840.

Die heiligen drei Könige,
Die liegen im deutſchen Rom,
Sie ſchlafen ſo feſt wie Wenige
Im alten Cölner Dom.

Ein frommer deutſcher Königsmann,
Der ſteht und pocht an's Thor:
„Auf! helfe mir, wer helfen kann!
Ihr Schläfer, kommt hervor!

„Ihr alten Mauern, werdet jung!
Ihr Wangen, röthet Euch!
Ich habe Geld, das iſt genung,
Und's halbe deutſche Reich!“ —

Der Krahn, der knarrt ſo bleiernſchwer,
Wie einer ſich reckt und dehnt;
Die heiligen Drei, die ſchnarchen ſehr,
Sie haben laut gegähnt.

Ja, ſchreie nur, guter Königsmann,
's ſind ihrer Drei, die ruh'n!
Ob Einer wohl beſſer ſchreien kann,
Als Dreie ſchnarchen thun?

Die heiligen drei Könige,
Die ſchlafen im ſichern Schrein.
Alt Deutſchland ſchläft wie Wenige,
Es ſchläft ſo feſt wie Stein.

Es iſt ſo oft ſchon angeführt
Vom falſchen Morgenſchrei;
Der Krahn iſt lange nicht geſchmiert,
Drum liegt er ſchwer wie Blei.

III.

Lied des Teufels.

Da kommen ſie hergezogen
Und reden vom freien Rhein.
Sie haben ſich's vorgelogen,
Sie müſſen's der Welt vorſchrei'n.

Die Schwaben, die reden ſo täppig,
Die Preußen voll Hochmuth ſehr,
Die Sachſen, die leiern ſchleppig,
Die Baiern klotzig ſchwer.

Sie ſtopfen ſich vor dem Sturme
Das halb ſchon taube Ohr,
Und bauen am Babelthurme,
Und Alles bleibt wie zuvor.

IV.

Lied des Troſtes.

Wer iſt heut der Teufel,
Der das Werk uns ſtört?
Teufel iſt der Zweifel,
Der uns All' bethört!

Zweifel an der Klarheit
Hellem Sonnenlicht,
Zweifel an der Wahrheit
Die in's Leben bricht.

Mag der Teufel holen,
Wer dem Zweifel traut!
Baue unverholen,
Wer auf Deutſchland baut!

Laßt Paris ſich ſchanzen
Hinter Thurm und Wall;
Jericho muß tanzen
Bei Poſaunenſchall!

Baut ein Haus dem Glauben
An die eigne Kraft,
Und kein Gott kann rauben,
Was ein Volk ſich ſchafft.

V.

Bei der neuen Grundſteinlegung.

1842.

(Mit Orgelbegleitung.)

Noch einmal laßt uns himmelan
Im heiligen Vereine!
Titanenſturm hat's nicht gethan,
Wir fügen Stein zum Steine.

Legt erſt die Eintracht feſten Grund
Zu unſres Tempels Mauern,
Dann wird ein deutſcher Brüderbund
Die Zeiten überdauern.

Und ruh'n die Pfeiler feſt und ſchwer,
— Wir ſind erſt beim Beginnen —
Dann ſteht die Freiheit hoch und hehr
Auch einſt auf Deutſchland's Zinnen.

VI.

Lied beim Bauen.

(Mit Orgelbegleitung.)

Ein Volk will beten. Bau't ihm weite Hallen,
Es hat viel Schmerz.
Wie Donner Gottes ſoll es wiederhallen,
Spricht laut ſein Herz.

Bau't das Gewölbe nicht zu eng nach oben;
Sonſt bricht der Schall,
Und ſprengt die Decke unter lautem Toben
Im Wiederhall!

Gebt frei das Volk! Und wär's ein heil'ger Zwinger,
Ihr zwingt es nicht!
Iſt es ein Leu: Ihr ſeid kein Leu'nbezwinger;
Die Kette bricht!

VII.

Bauſpruch.

(Mit Hörnerbegleitung.)

Hoch ſei der Bau!
Die Hoffnung geht nach oben.
Lang ſei der Bau!
So lang wie deutſche Treu.
Breit ſei der Bau!
Umfaſſend wie die Liebe.
So bauen wir mit Herz und Hand,
So bauen wir das Vaterland!

VIII.

Geſang des verſammelten Volkes.

Nicht blos Hallen, nicht blos Thürme
Bau'n wir jetzo Hand in Hand.
Laßt uns gegen Wetters Stürme
Auferbau'n das Vaterland!

Volk, ſei mächtig, und du ſchüttelſt
Von den Schultern deine Noth!
Volk, ſei mächtig, und du rüttelſt
Geiſter wach aus Schlaf und Tod!

Tief bewußt ob ſeiner Sünden,
Deutſchland weiß, wie ſchwer es litt.
Nicht der Mörtel kann's verbinden,
Deutſche Eintracht ſei der Kitt.

Frankreich weiß nicht was wir träumen,
Seht, es bietet Hohn und Spott;
Aber dort in jenen Räumen
Wohnt uns noch der alte Gott.

Stein zu Stein, ſo Volk zu Volke,
Seine Halle jeder Gau,
Hebe bis zur Donnerwolke
Sich der heilig feſte Bau,

Rede mit dem Gott der Götter,
Deutſchland werde auf Ihn bau'n,
Und im dunklen Sturm und Wetter
Auf Sein Königswort vertrau'n!

IX.

Lied zu der erſten deutſchen Meſſe.

(Im vollendeten Dome.)

Das Volk.

Zum Vater, Sohn und heil'gen Geiſt,
So beten wir zur Stund'.
Ohn' alle Drei ſind wir verwaiſ't
Auf weitem Erdenrund.

Der Vater ſei das Vaterland,
Das deutſche Volk der Sohn,
Dann bringt der Geiſt Euch Hand in Hand,
Der Eintracht ſüßen Lohn!

Der Separatiſt.

Ich bete nicht im lauten Dom,
Ich geh' in's Kämmerlein,
Da öffnet leiſ' und heimlich ſich
Des Herzens ſtiller Schrein.

Das Volk.

So bete du nur wo und wie!
Hier ſteht in hellem Hauf
Ein ganzes Volk und ſenkt das Knie
Und blicket himmelauf.

Wer ſachte ſich bei Seite ſtiehlt,
Denkt nicht an's Vaterland.
Wer heilig für die Brüder fühlt,
Geht mit uns Hand in Hand.

Der hält zu uns in jeder Noth,
Trotzt allem Hohn und Spott,
Der geht mit uns in Kampf und Tod,
Hat mit uns Einen Gott.

Sei Proteſtant, kathol'ſcher Chriſt:
Spricht ehrlich deutſch dein Herz,
Und wenn du auch ein Jude biſt,
Es treibt dich himmelwärts.

Der deutſche Gott, er ſei dein Hort,
So hat es keine Noth.
Er hält ſein ehrlich deutſches Wort,
Hilft uns in Kampf und Tod!

Wo ist dein Schwert, Germania?

Du gehſt zur Kirche, gehſt zur Schule,
Du wirfſt die Spindel, drehſt die Spuhle:
Wo iſt dein Schwert, Germania?
Du ſtrittſt ſo blutig für die Bibel,
Willſt du noch fechten für die Fibel?
Ficht für dich ſelbſt, die Zeit iſt da.

Höhnt dich in Weſt und Süd der Wälſche,
Daß er dir nicht dein Recht verfälſche:
Wo iſt dein Schwert, Germania?
Hat es der Rheinſtrom tief verſchlungen
Wie einſt den Hort der Nibelungen,
So ſteig hinunter, ſuch' es da!

Was auch daheim bei dir geſündigt:
Wenn dir der Hahn das Heil verkündigt,
So greif zum Schwert, Germania!

Es ſtutzt der Feind, ſind't er dich wachend,
Er neckt dich nur, verſucht es lachend,
Er denkt, es iſt kein Dalberg da.

Vom Pulver, das wir ſelbſt erfunden,
Mag er den beſſern Brauch erkunden,
Der Hahn iſt wach und allzeit nah.
Er thut, als ob wir es nicht wüßten,
Wie mächtig er in Ränk' und Liſten:
Sei auf der Hut, Germania!

Und hat er beſſere Kanonen, —
Mag es der Hölle Fürſt ihm lohnen! —
Dann, Turner, flink, hei, ſeid ihr da
Der Pommer ſprach: So fluhſcht es beſſer!
Ei, greift nur flott zum kurzen Meſſer,
Im Sturmſchritt drauf, und rückt ihm nah!

Der Vater Arndt hat es geſprochen,*)
Der wahrlich Pulver einſt gerochen,
Er ſtand dem Vater Blücher nah.
Und ſeh'n wir neu die Feuer lodern,
Dann woll'n wir unſre Grenzen fodern,
Dann, Landſturm, biſt du wieder da.

---

*) Juſt am 29. Januar 1860 waren dieſe Verſe geſchrieben und lagen zur Abſendung an Arndt bereit, als die Nachricht ſeines Todes kam.

Und zieh'n wir aus mit unſern Fürſten,
Die in der Noth nach Freiheit dürſten:
Auch dann hab' Acht, Germania!
Wie oft ſchon, Volk, biſt du verrathen,
Man ließ mitrathen und mitthaten
Dich nur aus Noth: die Noth iſt da!

Und wird uns endlich Sieg beſchieden,
Auch, Brüder, dann traut nicht dem Frieden,
Bleib' auf der Hut, Germania!
Iſt dir im Feld der Feind erlegen,
Denk' nicht daheim an ſtillen Segen:
Die Hydra wacht ſo fern wie nah!

Hat draußen Sturm ſich ausgewüthet,
Dann lauſcht fein ſtill, ſeid wach und hütet
Das Haus daheim: der Feind iſt da!
Die Welt iſt allwärts voller Tücken,
Bleib nüchtern, laß dich nicht berücken:
Trau, ſchau, und wem, Germania!

Wenn Feuer von den Bergen brennen,
Dann möchte Jeder ſich bekennen
Zu dir, zu dir, Germania.
Doch nicht erſt wenn die Flammen lodern,
Sollſt du und darfſt dein Recht dir fodern,
Nicht erſt, wenn's heißt: der Feind iſt da!

Dreifaltig Banner, du mußt wehen
Allzeit, ſonſt iſt's um dich geſchehen,
Sonſt trage Schwarz, Germania.
Gold iſt dein Glanz, Roth Blut und Liebe;
Daß beides bis zum Tod uns bliebe,
Sagt uns dein Schwarz, — ja, wir ſind da!

Gar Mancher ſpricht von Volkbeglücken,
Und möchte doch uns fein beſtricken
Zu Haß und Zwietracht hier und da.
Das Herz des Volks will nur das Eine:
Friſch, frei, fromm, fröhlich im Vereine,
Hoch Volk und Land Germania!

Du Land der Adler, Land der Leuen,
Dein Bruderzwiſt wird dich gereuen:
Wo iſt dein Schwert? Der Feind iſt da!
Und haſt du keinen Alexander,
Hau ſelbſt den Knoten auseinander,
Der dich verſtrickt, Germania!

Feſtgedichte.

Trinksprüche zu Leipziger Schillerfeſten.

I.

1841.

Dem freien Geiſt gebührt ein freier Leib! —
Dich mein' ich, vaterländiſch deutſche Erde,
Die Du noch harr'ſt auf ein allmächtig Werde,
Dich, vielgegliedert, vielzerriſſen Land!
O würde doch Dein deutſcher Bund ein Band,
Das nicht die Zungen, nur die Herzen bindet,
Damit ſich frei das Glied zum Gliede findet.
Seid, Deutſche, einig, und Ihr ſeid 'ne Welt,
An der der Irrthum, Lug und Trug zerſchellt.
Dann ſeid Ihr feſt in allen Ungewittern;
An Eurer Treue wird der Neid zerſplittern.
Es lebe hoch, wer ſeine deutſchen Brüder liebt,
Die Eintracht hoch, die uns ein freies Deutſchland giebt!

II.

1842.

Laßt einen Dom uns bauen,
Nicht den zu Cöln am Rhein:
In allen deutſchen Gauen
Soll er ein Denkmal ſein.

Den Grundſtein legt der Glaube
An unſres Willens Kraft.
Die Mauern nur ſteh'n ſicher,
Die ſich ein Volk erſchafft.

Jedweder Stamm des Volkes
Baut ſeinen Pfeiler aus,
Dann ruht auf feſten Stützen
Das heil'ge Gotteshaus.

Der Mörtel, der es bindet,
Was wir ihm anvertrau'n,
Der Mörtel ſei die Liebe,
Wenn wir den Altar bau'n.

Und wo die Mutter Gottes
Sonſt pflegt im Schrein zu ſteh'n,
Da laßt vor Aller Augen
Uns Schillers Büſte ſeh'n.

Jn dieſen Dom komm' beten,
Weß Geiſtes Kind Du biſt.
Gott ſteht bei ſeinem Volke,
So es in Nöthen iſt.

Wenn wir — ſo ſpricht die Hoffnung —
An's Werk mit Eintracht geh'n,
Wird auch dereinſt die Freiheit
Von Deutſchland's Zinnen weh'n.

Der Dom der deutſchen Freiheit —
Der Dom ſei unſre Welt,
Er hebe hoch die Mauern
Bis in des Himmels Zelt!

Prolog zu Wilhelm Tell.

(Zum Leipziger Schillerfeſte 1854 auf der Bühne geſprochen v. Wilhelm Gerſtel.)

Ihr ſeid verſammelt hier zum Feſt des Dichters,
Der ſeinem Volk den dunklen Pfad erhellt.
O eine Feuermuſe, die zu früh
Gen Himmel ſtieg, die Säule in der Wüſte:
So ſteht Er vor uns, Dichter und Prophet,
In ſeines Geiſtes leuchtender Vollendung.
Vorwiſſend ſeines Volkes Freiheitsziel,
Vorahnend deſſen Auferſtehungstag:
Sang er ſein Schwanenlied vom Schweizer Tell.

Ihr nennt die Dichtung nur ein Ideal?
Propheten wiſſen was die Zukunft birgt,
Ermeſſen an der Quelle ſchon den Strom,
Umſpannen an der Wiege ſchon die Bahre,
Im Keime ſchon der Freiheit Blüthenbaum.
Der Dichter iſt der Stern uns in der Nacht;
Er rührt den Felſen an und Leben ſprießt,
Die Freiheit weckt er aus der Gruſt des Todes.

Des Corſen Hand lag ſchwer auf Deutſchlands Gauen,
Hielt unſer Volk in tiefer Schmach gebunden,
In Sklavenketten halb Europa ſchon.
Das Weltall dacht' er zu bezwingen, Er,
Ein Sohn der Freiheit, der uns Knechtſchaft brachte!
Verſchwunden war bis auf die Sprache faſt
Des Deutſchen Art in Sitte, Pflicht und Ehre.
Es huldigten die Fürſten ſelbſt dem Mächt'gen;
Die Edlen waren ſtumm in ihrem Zorn;
Gewohnt, abgöttiſch anzubeten, hat
Das Volk die fremde Ruthe ſelbſt geküßt,
Liebäugelt mit des wälſchen Siegers Tücke.

Da fällt der Schuß des Tell! Die Dichtung fliegt
Von Mund zu Mund in allen deutſchen Landen:
„Ja, eine Grenze hat Tyrannenmacht!“
Der Dichter ruft es und ſein Volk horcht auf:
„Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
„Verfangen will, iſt ihm das Schwert gegeben.
„Es holt herunter ſeine ew'gen Rechte,
„Die droben hangen unveräußerlich
„Und unzerbrechlich wie die Sterne ſelbſt!“
Aufruf der Völker gegen Zwingherrntrotz:
Das war die Dichtung, und ſie ward zur That,
Die Mahnung des Propheten ward erfüllt.
Er ſchreibt den Tell: — der Corſe ſchreckt empor:
„Laßt mich die Dichtung ſeh'n, die gegen mich!“

Ihm bangt, er hört entſetzt von ferne ſchon
Des Volkes Zorn lawinengleich ſich wälzen.
Kein halb Jahrzehn verging: da ſcholl's wie Echo,
Da leuchteten die Feuer von den Bergen,
Da griff der Sohn Tirols zu ſeinem Stutzen,
Um abzuwehren fremden Herrſchertrotz,
Auf daß jed' Volk des eignen Schickſals Schmied,
Auf ſeiner eignen Scholle Herr und Meiſter,
Im Herzen treu der angeſtammten Art.
Kein halb Jahrzehn: und Deutſchland ſteht in Waffen,
Der Bürger rüſtet ſich zum Freiheitskampf,
Dem Bauer wird der Pflug zum guten Schwert,
Und des Tyrannen letzte Stunde ſchlägt,
Auf Leipzigs Feldern trifft ihn Gottes Hand.

„Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht."
Der Dichter iſt des Weltgerichts Prophet.
Ein Gott ſprach: und die Welt entſtieg dem Chaos.
Ein Dichter ſingt: das Volk erfüllt ſein Wort.
Seid reif zum Wollen, dann iſt Eu'r die That!
Seid einig, einig! ruft im Tell der Greis, —
Und frei erklärt der Erbe ſeine Knechte.

Prolog zum Tiedgefeſte.

(Im Großen Garten zu Dresden 1867 geſprochen von Frl. Franciſca Berg.)

Es trat ein Weib hin vor den finſtern Richter.
Sie fühlt ſich frei von Makel und von Fehle,
Sie hebt die Hand empor zum heil'gen Himmel,
Der Unſchuld Miene ſtrahlt auf ihren Wangen, —
Doch bleibt die Lippe karg und arm und ſtumm.
Der ſtrenge Richter runzelt ſeine Brauen,
Ach, er verſteht der Unſchuld Sprache nicht:
„Biſt Du ſo ſtumm in Deiner Selbſtvertheid'gung,
„Wo Tod und Leben auf dem Spiele ſteh'n?“
So fragt er, und iſt ſchon bereit, den Spruch,
Den Urtheilsſpruch, der ſie verdammt, zu fällen.

O ſeid der Richter nicht! Laßt den Verſtand
Allein nicht ſprechen! Nein, das Herz verſteht
Die ſtille Sprache, die die Armuth ſpricht,
Verſteht die Hand, die ſich nach Hülfe ſehnt,
Den ſtummen Blick, der nach dem Himmel deutet. —
Und ſeht! Wie jetzt der Richter an ſie tritt,
Und ſcharf und kalt ihr in das Antlitz ſchaut:

Da ſchwillt die Thräne, die ihr Auge weint,
Sie ſchwillt und wird zum Spiegel, groß und klar,
In welchem ſich der Richter ſelbſt erblickt.
Im Spiegelbilde ſieht er ſeinen Zorn,
Erkennt die Mißgeſtalt des finſtern Grolls,
Erkennt ſein Unrecht und ſpricht frei das Weib. —

Kennt Ihr die Sage aus dem Mund des Volkes? —
— Es giebt der Dichter, die die Welt Euch ſchildern,
Des Lebens Höh'n und Tiefen Euch erſchließen
In ihrer Leidenſchaft beredtem Sturm.
Nicht ſo der Dichter, den wir heute meinen.
Er kennt nicht mehr der neuen Zeiten Loſung;
Die Wang' iſt bleich, und ſeine Lippe ſtumm.
Das arme Weib, das vor dem Richter ſteht
In ihrer Unſchuld ſtummer Zeichenſprache:
Sie gleicht der Muſe des Uraniadichters,
Der Muſe Tiedge's, die jetzt ſtill und ſtumm.
Ein Anwalt Derer, die ein Jenſeits hoffen,
Weil ihnen eng und karg die Gegenwart,
Sang er den geiſtig Armen ſeine Lieder,
Die, Gott im Herzen, auf den Himmel bau'n.
Sein Lied iſt nur der Eine leiſe Seufzer,
Der Unſchuld und der Armuth ſtumme Thräne,
Die ſtille Thräne, die Urania weint.

Ihr ſprecht ſo gern: Frei ſei der Geiſt und ſtolz!
Wenn aber Erdenſtaub den Fittich drückt:

Wo bleibt der Schwingen Kraft, ſich zu entfalten?
— O blickt auch Ihr in jere helle Thräne,
Die ſtill daheim in eng verborgner Kammer
Der Gram, die Unſchuld und die Armuth weint!
Verkennt den Dichter nicht: er ſang die Thräne,
Die wortkarg jenes arme Weib geweint,
In deren Glanz der Richter ſich erkannte.
Das treibt uns an, in ſeinem Sinn zu wirken,
In ſeinem Namen neue Saat zu ſtreu'n,
Bäume zu pflanzen, deren Schirmdach weit
Und breit die Sänger ſchützt vor Ungemach.
Wir haben ihm ein Denkmal eingezeichnet
In jenem Felſen an der Elbe Strand;
Da ſteht ſein Name für die Ewigkeit.
Der Name Tiedge ſtand in Aller Herzen,
Und wir erneu'n die halbverwiſchten Züge,
Die Tauſenden geleuchtet wie ein Stern
In dunkler Nacht, in Lebens Müh' und Noth.
Wir taufen unſer Feſt mit ſeinem Namen,
Der Gutes wirkt, ſelbſt wo er ſchon vergeſſen.
Drum ſeid geprieſen, die Ihr hier erſchient,
Zu unſerm Feſte den Tribut zu zollen!
Und wenn Urania ſchweigt, laßt jenen Höhern
Mit ſeiner „Glocke" Ton zum Herzen reden. *)

---

*) Im Sommertheater des Großen Gartens wurde nach dieſem Prologe Schillers Glocke mit lebenden Bildern aufgeführt. Der Ertrag des Feſtes war zum Beſten der Tiedgeſtiftung.

Sie mahnt uns an die heiligſten Gelübde,
Sie giebt uns von der Wiege bis zur Gruſt
Mit ihrer Engelzunge das Geleit. —
Geſegnet ſei der deutſche Dichterhain,
Deß Liedermund in hundert Zungen ſpricht!
Geſegnet ſei das Volk, das im Verein
Die Sänger ehrt, noch eh' ihr Auge bricht!

Cantate zum Weberfest in Dresden. 1860.*)

I.

Hört ihr das Echo fern im deutſchen Norden?
An Holſteins Küſten rauſcht froh auf das Meer!
Der Töne Meiſter, der der Unſre worden,
Aus jenen Wäldern kam er zu uns her.

Waldmädchen flüſtern neckend in den Zweigen,
Silvana, Rübezahl und Kühleborn,
Der Wolfſchlucht Geiſter mußten ſich ihm beugen,
Sein Waldhorn ward zu Oberons Zauberhorn.

Doch tieſe Nacht lag auf den deutſchen Landen;
Der Jüngling ſchlich ſo trüb' am Wanderſtab;
Des Corſen Hand hielt uns in ſchweren Banden,
Der Jüngling ſtand an Deutſchlands offnem Grab.

---

*) Mit Muſik von Julius Rietz.

Verzweiflung nagt' an ſeinem ſtillen Herzen:
Wer ſoll noch ſingen, wo die Freude flieht?
Einſargen will ich mich mit meinen Schmerzen;
Erſt, Volk, ſei frei: bis dahin ſchweig', mein Lied!

II.

Nachtigall und Lerche ſchwiegen
Auf den deutſchen Fluren nie.
Auch um Knechtſchaft zu beſiegen,
Singe, Sänger, ſpät und früh!

Trau' dem Wort und ſeinen Klängen
Höhlt der Tropfe doch den Stein!
Ein Tyrtäus mit Geſängen
Muß uns erſt zu Helden weih'n.

Soll ſich Deutſchland wiederfinden,
Müſſen, liegt's in Gottes Rath,
„Schwert und Leier" ſich verbünden
Zu der Freiheit kühner That.

Deutſches Volk, Du warſt „gefallen",
„Aber Deutſchlands Eichen nicht."
„Du, Du herrlichſtes vor allen,"—
Komm und halt' Dein Weltgericht!

Hört das Echo aus den Wäldern,
Lützow's wild-verweg'ne Jagd,
Und auf unſern Schlachtenfeldern
Bricht des Franken ſtolze Macht.

III.

Heil ihm, er fühlte mit dem Volke,
Die Jugend ſang ſein Schlachtenlied;
Es ſenkt wie Gottes Donnerwolke
Sich auf den Feind: er wankt und flieht.

Er hat die Sieg' uns mit errungen,
Hat unſre Träume wahr gemacht;
So deutſchen Sinn's hat nie erklungen
Des Tones ſüße Zaubermacht.

An unſrer Eichenwälder Rauſchen,
An unſrer Mährchen tiefſtem Schooß,
Wie Kinder, die auf Wunder lauſchen,
Zog unſres Meiſters Kunſt ſich groß.

Und ob ihn uns die Fremde raubte
Dort an der ſtolzen Themſe Strand,
Der Sturmwind ihn zu früh entlaubte:
Die Aſche ruht im heim'ſchen Land.

Er iſt der Unſre, wie im Leben
So auch im Tod, in Ewigkeit.
Sein Geiſt wird unſer Volk umſchweben
In Kampf und Sieg, in Luſt und Leid.

Reimſprüche.

Meiſt aus dem Munde des Volkes.

Geh' zurück auf des Volkes Kern;
Er gilt noch immer, nah und fern.
Steig' zurück in des Volkes Schooß:
Wirſt dann manche Lüge los.

Schaff', eh' die Nacht anbricht!
Geh' mit Dir in's Gericht,
Ehe der Morgen tagt
Und Dich dann ſelbſt anklagt.

Hilf, wo Du Nöthe ſiehſt,
Während Du ſelber blühſt.
Denk' an die Ernte fern,
Pflanzeſt Du einen Kern.

Sieh Dich vor, eh' Du giebſt;
Bleib aber treu, wenn Du liebſt.

Wenn Du giebſt, mach', daß es ſcheint,
Auch der Andre könnt's erwiedern.
Gabe, die als Gnade gemeint,
Kann den Andern nur erniedern.

Willſt Du den Kern, zerbeiß' erſt ſeine Schaale.
Die Arbeit erſt, dann der Genuß.
Beides geht nicht mit einem Male;
Je ſtärker die Schaale, deſto ſüßer die Nuß.

Zum Wohnen bau' den Lebenden ein Haus,
Zum Ruh'n den Todten eine Gruft.
So baue ſtets, bis Dich zum Richteſchmaus
Der Engel mit der Krone ruft.

(Perſiſch.)

Berge kommen nicht zuſammen,
Aber Menſchen treffen ſich.
Steh'n zwei Herzen hell in Flammen,
Bücken ſelbſt die Berge ſich.

(Arabiſch.)

Will Gott eine Ameiſe verderben,
So ſetzt er ihr Flügel an.
Drum, ſoll Dein Glück ſchnell ſterben,
Setz' Hochmuth dran.

(Altdeutſch.)

Der Adam mußt' eine Eva han,
Auf die er ſchiebt, was er ſelbſt gethan.
Hätt' ſie ihm nicht den Apfel gewieſen,
Er hätt' ihn ganz von ſelbſt verſpieſen.

Wer ſich zu Honig macht, den benaſchen die Fliegen,
Wer ſich grün macht, den freſſen die Ziegen.

Beſſer eine Kerze vor Dir her,
Als deren zwei hinter Dir drein.
Sich ſelber leuchten, iſt freilich ſchwer;
Sich heimleuchten laſſen, weder klug noch fein.

Wenn Du Einen Narren ſä'ſt,
Tauſend in der Ernte mäh'ſt.
Weisheitskorn fällt oft auf den Weg,
Narrenſame ſelten ſchräg.
Weisheitsſaat: kaum hundertfältig,
Narrenernte: tauſendfältig.

Der Zorn wirft blinde Junge
Und kommt im Kindbett um.
Halt' Du in Zaum die Zunge,
Sprich lieber nichts als dumm.

(Rutheniſch.)

Beſſer mit Geſcheidten den Sieg verlieren,
Als mit den Dummen triumphiren.

(Lithauiſch.)

Armuth zeigen,
Reichthum verſchweigen
Räth man Dir zu aller Zeit. —

Halt' Deinen Reichthum nie verborgen.
Wo Du arm: ſei ohne Sorgen,
Das entdeckt doch bald der Neid.

(Ruſſiſch.)

Das ſchlimmſte Rad am Wagen knarrt am meiſten.
Ein Hund, der bellt, wird in der Noth nichts leiſten.
Er beißt nicht, macht den Dieb nur ſchlau und fein;
Wer handeln will, braucht nicht erſt laut zu ſchrei'n.
Laß Dich nur ſchelten hier und dort;
Bellt auch der Hund: — der Wind trägt's fort.

Man empfängt den Mann nach ſeinem Gewande,
Führt ihn aber heim nach ſeinem Verſtande.

Ein grobes Hemd, mein guter Freund,
Es iſt noch keine Blöße.
Und wer recht hoch geſtellt ſich meint,
Hat drum noch keine Größe.

So mancher ſteigt ſehr hoch zu Pferd
Und ſtachelt und peitſcht das Thier,
Und trägt ſein Haupt als wär' es werth
Eine Krone ſammt Reichspanier.

So mancher ſitzt auf hohem Roß
Von früh bis ſpät ſo ſtolz,
Und merkt es nicht ſammt ſeinem Troß:
Sein Gaul iſt nur von Holz.

Rede wenig, denke viel,
Handeln ſei Dein beſtes Ziel.
Schließ' die Lippe, nie Dein Herz,
Hab' die Blicke allerwärts.
Kommt's dann aus dem tiefſten Bronnen,
Wird's auch reifen an der Sonnen.

(Eine Dame der Geſellſchaft verwarf das; ihr Reimſpruch lautet etwa ſo:)

Schließ' Dein Herz, nie Deine Lippen,
Mußt Du Thee in Geſellſchaft nippen.
Füttre die Andern mit Converſation;
Dein Herz lebt von ſich ſelber ſchon.

König Salomo ſprach klug und ohne Fehle:
Bewahr' die Zunge, ſo bewahrſt Du Deine Seele.
Der Weiſe hat im Herzen ſeinen Mund,
Der Narr giebt all' ſein Herz auf der Zunge kund.

(Polniſch.)

Auf der Zunge Honig,
Wermuth unter ihr.

Auf dem Dache wohn' ich!
Sagt die falſche Zier.
Im Keller aber wohnen
Ungeſehen die Dämonen.

(Polniſch.)

Zeitlebens wollt' ich klug es ausſtudieren,
Was mir den Eintritt hier und dort verleiht.
Ich feilt', ich änderte nach Ort und Zeit
Die Schlüſſel, die zu Dem und Jenem führen.
Nun weiß ich's endlich, und es thut mir leid:
Ein goldner Schlüſſel paßt zu allen Thüren.

Mancher Schuft wär' nicht ſo gefährlich,
Hätt' er nicht leider ſein Gutes auch.
Doch willſt Du's benutzen klug und ehrlich,
Ueberliſtet Dich doch der Gauch.

Damen der Geſellſchaft halten ſich gern Dichter,
Schätzen ſie viel höher als anderes Gelichter.
Wenn Du nur hübſch über'n Stock ſpringſt
Mit zierlichen Versfüßen,
Vielleicht noch in ihr Herz dringſt,
Dir den Dienſt zu verſüßen.
Tanzeſt Du gar Seil auf Einem Bein,
Wirſt balde ihr Schooßkind ſein.

Mancher betet vor dem Chriſtusbild
Und führt den Teufel doch im Schild,

Läßt den Herrn in der Kirche ſteh'n,
Um mit dem Teufel nach Hauſe zu geh'n.
Trägſt Du Chriſtus nicht in Dir:
Bleibſt des Teufels für und für.

(Slowakiſch.)

Wer gar keinen Altar ehrt,
Bückt ſich vielleicht vor einem Küchenherd,
Oder vor dem Sack mit Moneten;
Irgendwo muß Jeder beten.

(Engliſch.)

Wer mit dem Teufel eſſen will,
Braucht einen langen Löffelſtiel.
Oft kommt der Teufel im langen Talar, —
Dann brauchſt Du eine lange Elle, —
Scharwenzelt herum an dem Altar,
Bleibt was er iſt auch an heiliger Stelle.

(Engliſch.)

Wen je gebiſſen eine Schlange,
Dem wird ſchon oft vor Raupen bange.

Die Vergangenheit iſt Dir ein Räthſel,
Und die Gegenwart verſtehſt Du nicht;
Blöder Thor, und willſt die Zukunft ſchon erfaſſen?
Würdeſt Du denn nicht erblaſſen,
Säh'ſt Du dieſ' und kenneſt jene nicht!

Ich fliehe dich und deine düſtern Mauern,
Bin ich in deinem Schooß, o Einſamkeit,
Und möchte doch in deiner Kammer trauern,
Bin ich im Lärm der Welt, o Einſamkeit!
Ich fliehe dich, dich ewig neu zu finden,
Ich finde dich, und fliehe ſchreckensbleich.
Wer löſt die dunkeln Räthſel, die uns binden?
Philiſter ſagt: es giebt kein Zauberreich!

Einer nur ruht ewig und genießt,
Aus dem der Welten Odem fließt.
Zukunft, Gegenwart, Vergangenheit
Faſſet in ſich ſeine Unendlichkeit.

Die Sünde, die Dich drückt, verbirg in Nacht;
Den Menſchen Scham und Angſt zu zeigen ſcheue!
Kommt dann der junge Morgen: ſieh, er lacht
Und küßt hinweg die Thränen Deiner Reue.
Der Nachtthau hat Dir Deine Saat erfriſcht,
Auch wenn er vor dem Aug' der Welt erliſcht.

Finſter iſt's am Fuß der Kerzen!
Sagt der Perſer einfach ſchlicht.
Leuchten ſie für Aug' und Herzen,
Ihren Fuß erhell'n ſie nicht.

Hätt' das gern in Rom gebeichtet
In der Pfaffen Sündenpfuhl!
Chriſtus hat die Welt erleuchtet:
Finſter bleibt's an Petri Stuhl.

(Auch perſiſch.)

Der Eſel, auf dem der Herr Jeſus ritt,
Kommt deshalb noch nicht in den Himmel mit.

Die Weiſen aus den Morgenlanden
In der Krippe den Herrn und Heiland fanden.
Ochs und Eſel fraßen froh
Aus ſelbiger Krippe Heu und Stroh.
Jene führte weit her der Ahnung Stern;
Dieſe halten ſich an das Nächſte gern.
Nur was Ihr ſuchet, könnt Ihr finden;
Die Sonne leuchtet nicht den Blinden.

Wenn die Nonnen tanzen, ſpielt der Teufel dazu.
Willſt Du den Teufel vermeiden, laß die Pfaffen in Ruh.

Die beſte Waffe gegen jeden Feind
Iſt deſſen Furcht, Du ſei'ſt zum Kampfe fertig.
Drum halt' Dich ſo, daß aller Welt es ſcheint,
Du ſei'ſt des Angriffs jederzeit gewärtig.

(Corruptissima republica plurimae leges.)
Tacitus.

Je gelehrter,
Deſto verkehrter.
Je mehr Geſetze im Land,
Deſto weniger wird Recht erkannt.

Fürſtengunſt zerbricht wie Glas,
Fürſtenzorn liegt ſchwer wie Blei.
Halt' Dich ſtill und geh' fürbaß;
In Dir ſelbſt nur biſt Du frei.

Volksgunſt wechſelt wie der Wind;
Bleib' Dir ſelber treu geſinnt!
Dann bei Sturm und Sonnenſchein
Wirſt Dir ſelbſt der Kompaß ſein.

Eine Hütte, wo der Scherz wohnt,
Beſſer als Paläſte, wo der Schmerz thront.

(In der Paulskirche zu Frankfurt am M.)

Sie ſtritten ſchon um die Bärenhaut,
Eh' ſie den Bären todt geſchaut.

Es brummt der Bär, wenn Ihr den Spieß ihm zeigt.
Trifft ihn der Spieß, dann ſeid gewiß: er ſchweigt.

Der Kluge klügelt, hält im Lager Rath,
Derweil der Dumme ſchon die Feſtung überrumpelt.
Wenn dieſer dreiſt und keck entſchieden hat,
Kommt der mit ſeiner Weisheit nachgehumpelt.
Des Volkes Weiſe tagten in Sanct Paul;
Das Volk ſprach: Seid nur mit der That nicht faul!
— Und weil die Weisheit mit der dreiſten That
Sich nicht zur rechten Zeit verkettet,
Ward dumm der Weiſen allzu kluger Rath,
Und nur wer dummdreiſt, hätt' uns klug errettet.
In Frankreich giebt's nicht ſoviel Kälber;
Staatsretter retten da ſich ſelber.

Alte rathen, Junge fechten.
Wollen aber Beid' erſt rechten,
Wem zumal der Preis gebührt:
Keiner was zu Ende führt.
Rathet feurig wie man ficht,
Hinterher ſitzt zu Gericht.
Tadelt Ihr die That, die raſche,
Bleibt vom Feuer nichts als Aſche.

Univ. Bibl.
München

Religiöſes.

Gottgefühl.

(Mit Orgelbegleitung.)

Laß die Wonne mich begreifen,
Hauch von Deinem Geiſt zu ſein.
Laß mich durch das Weltall ſchweifen,
Denn die Welten all ſind Dein'.

Athemzug von Deiner Seele,
Ewig hier und ewig da,
Hauch von Deiner eignen Kehle,
Ton der Weltharmonika.

Ob Du mit dem Tode ſtritteſt,
Jubelteſt in höchſter Luſt, —
Seufzer, wenn Du Schmerzen litteſt,
Leiſes Ach in Deiner Bruſt!

Sei's in Freuden, ſei's in Schmerzen
Dir zur Seit' im Weltgewühl,
Tropfe Blut von Deinem Herzen,
Ewig treues Mitgefühl, —

Schein von Deines Geiſtes Schimmern,
Halm in Deinem Aehrenkranz,
Stern, wo Millionen flimmern,
Strahl von Deinem Sonnenglanz. —

Bin in Deinem Aug' das Zittern,
Bin die Falt' auf Deiner Stirn,
Bin Dein Blitz in Ungewittern,
Dein Gedanke im Gehirn.

Lächelſt Du: ich bin Dein Lächeln,
Ich die Thräne, die Du weinſt.
Stirbſt: — ich bin Dein Todesröcheln,
Bis Du neu der Welt erſcheinſt.

Stürz' ich mich in tauſend Tode,
Werd' ich doch nicht untergeh'n,
Mit dem nächſten Morgenrothe
Wieder mit Dir auferſteh'n.

So, mein Gott, von Dir geboren,
Sproß von Deinem heil'gen Schooß,
Bin ich mit Dir unverloren,
Bleib' ich mit Dir ewig groß.

Vor dem Gekreuzigten.

Der Du aus die Arme breiteſt,
Aller Welt Erlöſer biſt,
Mir die Seele hebſt und weiteſt:
Laß mich ſein wie Du ein Chriſt.

Alle möchteſt Du umfangen
Mit den Flügeln lieb und lind
Uns, — wie eng und wie befangen,
Die Dein Nachgefolge ſind!

Mach' das Herz mir weit und offen,
Nicht zum frommen, engen Schrein;
Laß mich lieben, laß mich hoffen,
Und ſo werd' ich Gottes ſein.

Aller Welt geſammte Schmerzen
Seien mein, wie Du ſie trägſt
Und im Allerbarmerherzen
Allen Lieb' und Milde hegſt.

Laß mich alle die als Brüder
Feſt umſchlingen treu und warm,
Die Du ſelbſt mit dem Gefieder
Deckſt und ſchirmſt vor Leid und Harm.

Wie Du aus die Arme breiteſt,
Aller Welt ein Vorbild biſt,
Mir die Seele hebſt und weiteſt:
Laß mich ſein wie Du ein Chriſt!

Nicht wie Menſchen Dich verſtanden,
Nicht wie Prieſter Dich gelehrt,
Nein, wie die am Kreuz geſtanden,
Die Du ſelber Dir bekehrt.

Geist meiner Mutter!

Geiſt meiner Mutter, komm aus Himmelshöhen,
Lieg' ich tief an des Abgrund's Rand,
Und ſteig' herauf, ſiehſt Du mich oben ſtehen,
Wo keck Beſonnenheit mir ſchwand.

Ob ſie zur Höhe ſteigen, ob zur Tiefe,
Die Dich verließen, armes Herz,
Und wenn ſie einſtens die Poſaune riefe,
Wer weiß: ob auf-, ob niederwärts!

Steh' Du mir bei in meinen Erdennöthen
Und warte nicht zum jüngſten Tag.
Was hilft er mir mit ſeinen Morgenröthen,
Wenn er nicht dieſſeits ſchon anbrach!

Was feierſt Du in Deinen Seligkeiten?
Geiſt meiner Mutter, ſteh' mir bei!
Hier gilt's, für mich zu kämpfen und zu ſtreiten,
Jetzt oder nie, wer Sieger ſei.

Wenn ich in Nacht und Sünde mich verliere,
Dann hilf mir ringen, ſel'ger Geiſt,
Gleichviel ob ich dereinſt die Gnade ſpüre:
Doppelt beweiſt, wer gleich beweiſt.

Beweiſe hier, ob ſich ein Gott der Liebe
Erbarmt der armen Creatur,
Beweiſe mir, wie in dem Kampf der Triebe
Obſiegt ein Gott, obſiegt Natur.

Steh Du mir bei in meinen Zweifelsirren,
Sei Du mein Glaube, Schirm und Hort,
Kann ich mich hier dem Labyrinth entwirren,
Werd' ich auch Sieger bleiben dort.

Im Augenblick ſchon liegt des Himmels Freude,
Im Augenblick der Hölle Lohn,
Wir ſchmecken wie zur Luſt, zum Leide
Hienieden Höll' und Himmel ſchon.

Umflattert mich, ihr heil'gen Engelſchaaren,
Die Erd' iſt ihres Gottes voll,
Könnt ihr mich vor dem Augenblick bewahren,
Zahlt ihr der Ewigkeit den Zoll.

Unſterblichkeit.

Fegt der Tod einſt mit dem Rechen
Meine welken Blätter fort:
Soll dies Aug' für ewig brechen,
Schwinden jeder Hoffnungsport?

Muß ich mich in's All ergießen,
Aufgelöſt und ſteuerlos,
Ungezählt die Thräne fließen
In des Univerſums Schooß?

Und der Krater tief im Herzen
Iſt verraucht in Saus und Braus?
Nach dem Aufwand aller Schmerzen
Wär' das ganze Schauſpiel aus? —

Läſtre nicht den Gott der Götter,
Der ja ſelbſt hinunterſtieg,
Und aus Tod und Nacht ein Retter,
Feierte den höchſten Sieg.

Mit der Aſche der Gefühle,
Wenn die Fackel umgekehrt,
Düng' die Erde, Herz, und kühle
Was dich glühend heiß verzehrt!

Kannſt nichts Höheres erſtreben
Als im Ganzen groß und rein,
Still und wirkſam weiter leben:
Sieh, das heißt unſterblich ſein.

Auf der Leiter aller Weſen
Giebt's ein Auf-, ein Niederwärts,
Und was iſt, war ſchon geweſen: —
Steig' nur aufwärts, gutes Herz! —

Die Kirche der Zukunft.

Ich hatte ſie noch nicht geſehen,
Die „heil'gen Hallen" bei Tharandt;
Ich ſah als Kind im Geiſt ſie ſtehen,
Wie ſie der gläub'ge Sinn erfand.

Kein Pförtner öffnet Euch die Pforte,
Kein Meßner kniet an dem Altar;
Auch hört Ihr keines Prieſters Worte,
Der Quell nur lispelt rein und klar.

Kein Engelsbildniß ſtreckt die Flügel
Starr, unbeweglich ſteinern aus;
Der Sturmwind kommt vom nahen Hügel,
Schwingt ſeinen Fittich um dies Haus.

Die Buchen ſtrecken hoch die Säulen,
Des Himmels Bläue wölbt das Dach,
Bei Tag, bei Nacht kannſt Du verweilen,
Der Sonne ziehn die Sterne nach.

Kann Dir die Sonne Gott bedeuten,
So ſieh im Mond Mariä Bild,
Und jede Hora hörſt Du läuten
Im Blattgeſäuſel ſtill und mild.

Kein Opfer wird hier mehr geſchlachtet,
Damit ſein Blut zu rächen ſei,
Und ob der Tod die Welt umnachtet,
Der junge Morgen hebt ſich neu.

Die Blume ſtirbt nur um vom neuen
In ihren Kindern zu erblüh'n;
Daß ſich Natur und Gott entzweien,
Iſt Eures eignen Wahns Bemüh'n.

Ihr ſelber habt das All geſpaltet,
Gott und Natur feindlich geſtellt,
So daß der Zwietracht Dämon waltet
In dieſer Eins-gedachten Welt.

Macht die Natur zu Gottes Tempel,
Wie Er ſie ſelbſt ſich ausgedacht:
Dann erſt tragt Ihr in Euch den Stempel,
Der Euch zu Prieſtern Gottes macht.

Weihnachten, Ostern, Pfingsten.

Der Geiſt durchkreuzt die Wege der Natur,
Er bringt ſein Licht in's dunkle Menſchenleben,
Er ſenkt die Fackel auf die Blüthenflur,
Will Luſt in Schmerz, und Schmerz in Luſt erheben.

Starr iſt des Winters eiſig kalter Schooß,
Der Tag kann ſich der Nacht nur kaum entwinden,
Die Angſt der Sünde wird ſich ſelbſt nicht los,
Kann Licht und Troſt nicht mehr im Dunkeln finden.

Da bringſt Du Deine Kerzen, heil'ge Nacht,
Willſt aller Welt ein fröhlich Leben künden,
Des Geiſtes Freude, die gen Himmel lacht,
In den erſtarrten Menſchenherzen zünden.

Doch, ringt im Lenz Natur ſich neu empor,
In Feld und Wald ſich mit der Luſt zu gatten:
Da ruft ſein Veto laut ein Trauerchor,
Da fällt auf uns des Kreuzes dunkler Schatten.

Der Geiſt thut Einſpruch, wo Natur ſich regt,
Er ruft den Tod in's blüh'nde Erdenleben,
Er bringt Dir Schmerzen, wo Du luſtbewegt,
Und zündet Licht, wo Schatten Dich umſchweben.

O Widerſpruch der armen Menſchenbruſt!
Du ſollſt im Tod am Kreuz den Frühling büßen
Und in der Winternacht Dir unbewußt
Den Erdenſchmerz mit Himmelsluſt verſüßen!

Irrſt Du, Natur? Und hat der Geiſt nur Recht,
Will er Dich in Dein Gegentheil verkehren?
Biſt willenlos gehorſam Du ſein Knecht,
Wenn Dir der Geiſt den neuen Lenz will ſtören?

Er ſtirbt am Kreuz, wenn Frühlingslüfte weh'n;
Doch kann auch ihn die dunkle Gruft nicht halten,
Am dritten Tage muß er auferſteh'n,
Sein ewig Leben wieder jung entfalten.

Es hat der Tod kein bleibend Regiment:
Das muß der Geiſt am Oſtertag verkünden,
Die Fackel ſenkt er nur, daß neu ſie brennt,
Und an der Gruft muß neues Licht ſich zünden.

Nur eine Mahnung ſoll der Tod Euch ſein,
Tritt er in's luſtberauſchte Menſchenleben,
Du ſollſt Tribut ihm, eine Thräne weih'n,
Willſt Du den Freudenkelch zur Lippe heben.

Dann juble, Herz, zugleich mit Wald und Flur!
Dann hat Natur und Geiſt den Streit bezwungen,
Einträchtig iſt dann ihres Wandels Spur,
Und Pfingſten ſpricht es aus mit Engelszungen.

Wald-, Feld- und Gartenlieder.

Bist Du im Wald gewandelt.

Biſt Du im Wald gewandelt,
Haſt all Dein tiefſtes Weh
Still in Dir ſelbſt verhandelt,
Das Gott kennt in der Höh', —

Haſt, was Dir Menſchen rauben,
Dir wieder zugetraut,
Und einen feſten Glauben
Neu in Dir auferbaut, —

Die Summe Deiner Freuden
In Rechnung Dir gebracht,
Von Mühſal, Gram und Leiden
Den Abſchluß treu gemacht, —

Haſt Du Dein beſtes Wiſſen
Als ſchwaches Nichts erkannt,
Mit eigner Hand zerriſſen
All eiteln Wahn und Tand:

Dann, wenn ſich ausgeblutet
Dein ganzer Lebensſchmerz:—
Alsdann auch friſch gemuthet
Verjünge frei Dein Herz;

Tritt unter Menſchen wieder
Neu in das Leben hin,
Erkenne ſie als Brüder
Mit harmlos reinem Sinn.

Sei, was Du einſt geweſen,
Ein gottvertrauend Kind,
Zu Luſt und Leid erleſen,
Wie Gottes Kinder ſind.

Dein Herz ein Acker.

Will das Schickſal hart Dich pflügen,
Nicht blos Furchen Deinen Zügen,
Furchen drücken in Dein Herz:
Nimm es als Nothwendigkeiten,
Dir die Seele zu bereiten,
Denn am tiefſten furcht der Schmerz.
Lerne nur den Schmerz begreifen!
Nimmer wird die Ernte reifen,
Wenn nicht tief das Saatkorn fällt.
Himmelsthau muß es dann feuchten;
Wenn Dich Thränen nie erweichten,
War Dein Herz nicht wohlbeſtellt.

Auf und nieder.

Unklar in Nebeln ſteigt es auf zum Herrn, —
Unklar iſt unſer Wiſſen, unſer Denken, —
Um ſich als feſter Wille, ach, wie gern!
Als Regen feuchtend auf uns her zu ſenken.

Die Waſſer ſteigen auf und ſteigen nieder
Im Kreislauf, ohne Anfang, ohne Ziel.
Den Himmel ſtreifen Deine höchſten Lieder
Nur wenn ein Strahl von oben auf Dich fiel.

Der Springquell ſteigt; doch nie zu jener Höhe,
Als ihm von oben wird die Kraft geſpendet.
Streb' aufwärts, Menſch; doch vor Dir ſelbſt geſtehe,
Daß Du ein Nichts, wenn Gott ſich von Dir wendet.

Hoch und Niedrig.

Ich fragte die Lerche:

Möchteſt ſein ſo hochgeboren
Wie der Adler in dem Horſt,
Den ſich Götter ſelbſt erkoren,
Der beherrſcht den ganzen Forſt?

Sag' mir, Lerche! Still beſcheiden
Niſteſt Du im niedern Feld:
Möchteſt Du den Aar beneiden,
Möchteſt ſein ein großer Held?

Sprach die Lerche:

Ach, der Adler ſtarrt zu Thale,
Wo er ſeine Beut' erſpäht,
Die zum königlichen Mahle
Täglich noth ihm früh und ſpät.

Wer ſo hoch, der ſtrebt zur Tiefe,
Und die Luſt wird ihm zur Qual,
Als ob ihn ein Dämon riefe
In das ſtille Hirtenthal.

Wer im Schooß des Volks hienieden,
Singend ſteigt er himmelwärts;
Stör' nicht ſeinen Seelenfrieden,
Frei und fröhlich iſt ſein Herz.

Laßt mich meine Lieder ſingen
Aufwärts wie ich kann und will;
In die Luft will ich mich ſchwingen,
Aber niſten tief und ſtill.

Süss wie das Säuseln selbstgepflanzter Bäume.

Süß wie das Säuſeln ſelbſtgepflanzter Bäume!
Nicht blos die Frucht iſt ſüß,
Nicht Wirklichkeit nur, ſüß ſind auch die Träume,
Sie bau'n ein Paradies.

Süß iſt es: was der Baum jungauf erlebte,
Mein nennen früh und ſpät.
Was Bien' und Schmetterling hineinverwebte:
Kein Weſt hat es verweht.

Der Kern quoll auf, vom Himmelsthau genetzet;
Mein Herz quoll mit ihm auf,
Und jeden Dorn, der ſeinen Trieb verletzet,
Ich fühl' ihn mit vollauf.

Die Schmerzen alle, die der Baum erlitten,
Und die vernarbt nun ſind,
Ich fühlte ſie in meines Herzens Mitten,
Fühl's wie im eignen Kind.

Die Nachtigall ſang ihm und mir die Lieder,
Vom Sternenlicht belauſcht;
Der Sturmwind beugte ihm und mir die Glieder,
Vom Regen überrauſcht.

Im Kampf der Element' und aller Wetter,
In Sturm und Sonnenſchein,
Ich fühl's im ſtillen Säuſeln ſeiner Blätter:
Des Baumes Herz iſt mein.

Süß iſt es, ſeinen Wandel mit erleben,
Noch eh' die Frucht uns lohnt,
Die Träume ſüß, die in den Blüthen weben,
Der Wurm, der in ihm wohnt.

Er mahnt auch Dich an's Ende Deiner Tage.
Ein leiſer Hauch genügt:
Dann wird Dein Daſein eine ſtille Sage,
Dein Erdenplatz umpflügt.

Auch ein Lied an den Mond.

Thema: Guter Mond, Du gehſt ſo ſtille.

Haſt Vielen gar vieles gegolten
Seit Uranfang, lieber Mond.
Und biſt auch viel geſcholten
Wie Helena, biſt es gewohnt.

Die Sonne beherrſche die Herzen,
Und Du des Menſchen Gehirn!
So ſagen ſie. Mußt es verſchmerzen,
Du gutes bleiches Geſtirn.

Poeſie hat Dich gefeiert,
Kritik Dich heruntergemacht;
Was hundertmal abgeleiert,
Du haſt zu allem gelacht.

Im Zwielicht des Aberglaubens
Da greifen ſie hin und her;
Die dunkeln Menſchen, ſie glauben's,
Sie glauben die dunkelſte Mähr.

Du hörſt gar vieles noch munkeln,
Sie laſſen Dir keine Ruh.
Wir ſind es, die Dich verdunkeln,
Wir werfen den Schatten Dir zu.

Wer ſich bei abnehmendem Lichte
Je ſcheeren ließ das Haupt:
Den haſt Du mit ſcheelem Geſichte
Boshaft der Locken beraubt!

Die Warzen, die Skropheln, die Kröpfe,
Sie heilen bei ſinkendem Schein;
Für tauſend dumme Tröpfe:
Du ſtehſt für alles ein!

Jede Julia in ſchwühlen Nächten,
Die um ihren Romeo weint,
Mit dem Mondlicht muß ſie rechten,
Wenn der Liebſte nicht erſcheint.

Auch ſoll er beim Monde nicht ſchwören,
Weil der ſo wandelbar!
Kurz, wo wir uns ſelber bethören:
Der Mond iſt ſchuld, das iſt klar.

Er hat die Liebe verrathen,
Die ſtill im Dunkeln ſchlich;
Für gut' und böſe Thaten
Iſt er verantwortlich!

Gehſt ſtill Deine eignen Stege,
So Natur Dir gezeichnet hat;
Für der Menſchen Kreuz- und Querwege
Weißt Du ſchwerlich guten Rath.

Wie viel Leumund mußt Du erdulden,
Guter Mond, daß Gott erbarm'!
Selbſt Ebbe und Fluth verſchulden,
Biſt ſelber ganz waſſerarm.

Ihre wäſſ'rigen Mondſcheingedichte,
Die ſchieben ſie Dir in die Schuh';
Du Mann mit dem Duldergeſichte,
Du lächelſt freundlich dazu.

Zum Leiden ſtets auserleſen,
Du treuer Erdentrabant,
Was biſt Du nicht alles geweſen,
Wie oft und viel verkannt!

Ausgebrannt, eine Schlacke, ſo hieß es;
Dann nannten ſie Dich einen Geiſt.
Das träumt Herr Fechner, der Miſes,
Nur ſchad', daß er's nicht beweiſt.

Hatteſt viel Feindſchaft zu leiden,
Was Wunder daß Du ſo blaß!
Zuletzt kam auch noch Herr Schleiden,
Bewarf Dich mit Spott und Haß.

Kann Einer das Dunkel nicht hellen,
Strebt er Unmögliches an:
So wird er den Mond anbellen,
Der das dann auch gethan.

Oft möchteſt Du wohl erröthen
In Deiner Martyrgeduld;
Lieber Sündenbock, biſt uns von nöthen,
Sonſt fällt auf uns die Schuld!

Schon ſeit Adam — ach, wie gerne! —
Werfen wir, was uns mißfiel,
Auf den Mond und auf die Sterne,
Wie im ſchlechten Trauerſpiel, —

Wo der Held, der viel geſündigt,
Nicht mehr wiſſend wo aus und ein,
Aller Welt es gemüthlich verkündigt,
Schuld müſſe der Himmel wohl ſein!

Zur Blumensprache.

Kornblume (Cyanus).

Sei ſtets wie ſie ſo einfach und zufrieden,
Treu wie das Blau, das ſie vom Himmel lieh,
Dann hat Dein Leben Ewigkeit hienieden
Dicht neben Aehrenſegen ſpät und früh.
Dann bleibſt Du frei von aller Schickſalstücke,
Einfach und wandellos im ſichern Glücke.

Krauſemünze (Mentha crispa).

Glück iſt kraus, die Münze rollt.
Ach, die Sprache ſpielt mit beiden;
Krauſe Münze Niemand zollt,
Wer nicht Unbeſtand mag leiden.
Glücklich iſt dann, wer vergißt,
„Was nicht mehr zu ändern iſt.“

Kreſſe (Lepidium sativum).

Kreſſe ſagt: Du biſt ungnädig,
Süße Dame meiner Seele.
Daß ich Dir's nicht länger hehle:
Geh' nur fort, ich bleibe ledig.
Bleibt mein Schmerz ſich ſelbſt vertraut,
Stirbt er hin und wird nicht laut.

Knoblauch (Allium sativum).

Knoblauch hat ſie mir geſendet;
Judenkirſche liegt dabei.
Doppelt von mir abgewendet,
Deuten Ekel alle zwei.

Klette (Arctium).

Ich ſchließe mich vertrauensvoll Dir an
Und habe deſſen keinen Dank und Lohn.
Du ſchiltſt mich einen dreiſten Bettelmann,
Mein Liebbedürfniß findet kalten Hohn.

Klatſchroſe (Papaver rhoeas).

Höre nicht was falſche Zungen
Klatſchen über Dich und mich;

Liebesgunſt wird nicht erzwungen,
Auch verdrängt nicht, ſicherlich!
Klatſchroth ſchlägt der Roſen Roth,
Wahre Liebe ſiegt im Tod.

Tulpe.

Vogel ohne Töne,
Prangſt in Seide, prangſt in Sammt,
Biſt zur Eitelkeit verdammt,
Prahlend ſtolze Schöne.
Wie der Pfau, der glanzgeſchweifte,
Papagei, der buntgeſtreifte,
Fühlſt nicht einmal was Dir fehle!
Mit dem Duft fehlt Dir die Seele.

Reſeda.

Prangeſt nicht in Sammt und Seide.
In dem unſcheinbaren Kleide
Hauchſt Du aus die volle Seele,
Unter Blumen Du die Philomele,
Die, dem hellen Glanz entrückt,
Durch Geſang die Welt entzückt.

Jasmin.

Grün ſchlieſſt Du ein, und biſt am hellen Morgen
Schneeweiß in vollen Blüthen aufgewacht.
Drum, liebe Seele, laß von Furcht und Sorgen,
Du ſiehſt ja: Gott beſcheert es über Nacht.

Schwarzdorn (Rhamnus fragula).

Der Lenz iſt da, von Blüthen prangt der Garten;
Willſt zögern noch und die Entſcheidung flieh'n?
Die Liebe ruft; worauf noch willſt Du warten?
„Ich wart' auf Sturm; ich kann im Schmerz nur blüh'n!“

Aurikel (Primula auricula).

Freundlich hat Dein Auge mich gegrüßt.
Reimt ſich Glück auf Blick? Wer will's beſtreiten?
Dennoch, eh' mich nicht Dein Mund geküßt,
Wag' ich nicht die Blicke mir zu deuten.

Grashalm.

In tauſend Farben — gaukelvolles Spiel! —
Prangt Wald und Flur, daß uns die Sinne ſchwirren.
Ich fordre einfach, denn nichts ſoll mich irren:
Sag' ohne Blume deutlich Dein Gefühl!
Ach, wie im Menſchen-, ſo im Blumenleben
Trügt oft der Schein, ſpricht man nur durch die Blume.
Drum rechn' ich, armer Halm, es mir zum Ruhme,
Will nackt ich Wahrheit fordern und auch geben.

Schneeglöckchen. (Galanthus nivalis).

Der erſten Liebe zarte Blüthe
Haſt Du in meiner Bruſt geweckt.
Daß Gott mich treu und ſtill behüte,
Hat mich des Winters Schnee gedeckt.
In ſcheuer Hoffnung bangen Sorgen
Zog mich die Liebe heimlich groß,
Bis nun der erſte Frühlingsmorgen
Erfüllt mein ſtill erſehntes Loos.

Immergrün (Vinca major.)

„Ach, daß ſie ewig grünen bliebe,
Die ſchöne Zeit der erſten Liebe!“
So wiegt Ihr Euch mit Euren Reimen,
Mit eitlen Wahnes leeren Träumen,
Im Spiegelbild des eignen Seins.
Das Immergrün in Winterzeiten,
Es deutet Euch auf Ewigkeiten
Und iſt doch nur ein Bild des Scheins.
Steig' nieder in die Gruft und ſtrecke
Dich in des Winters eiſ'ge Decke,
Bis Dich der Lenz erſtehen läßt!
Was immer grün, lebt ungeſtorben;
Doch nur wer ſich den Tod erworben,
Feiert ein Auferſtehungsfeſt!

Sub rosa.

Flicht die Roſe Dir in's Haar;
Was Du ſprichſt, bleibt dann sub rosa.
Lisple nur; es wird mir klar,
Sei's in Verſen, ſei's in Proſa.
Wagſt es nicht zu ſagen laut?
Brauchſt das Köpſchen nur zu neigen:
Was sub rosa ſtill vertraut,
Werd' ich wie ein Grab verſchweigen.
Komme, was da kommen will:
Dornen ſollen mich nicht ſchmerzen,
Bett' ich Dein Geheimniß ſtill
„Unter Roſen“ tief im Herzen.

Die Species der Roſen.

Die rothe Knospe fragt Dich ſtill beſcheiden:
Sprich, darf ich hoffen? Iſt Dein Herz noch frei?
Giebſt Du mir gelbe Roſen: — Gelbe neiden
Das Glück der Liebe und ſind ſelten treu.
Die rothe kann es hundertblättrig deuten:
Du mein, ich Dein; woblan, ſo komm, es ſei!
Die wilde klagt: Will Niemand mich erbeuten?
Die gelbe zweifelt jeden Tag auf's neu'.
Der Stängel ſpricht: Thor, biſt Du eiferſüchtig?
Giebſt Du den Stängel mir: Er iſt voll Dornen;

Sollen ſie grauſam bis auf's Blut mich ſpornen?
Ach, daß Dein Sinn ſo wankelhaft, ſo flüchtig!
Ich blute tief; ſoll ich, kann nichts es wenden,
So roth ich bin, wie weiße Roſen enden? —
Doch, muß im Tode auch die roth' erblaſſen,
Will ſie's Dir noch in Thränen hinterlaſſen,
Im ſchmerzgepreßten Oel und ſeinem Duft,
Daß Liebe ſtärker iſt als Grab und Gruft.

Nelke (Dianthus).

Man ſagt Dir, im Genuſſe ſterbe
Der Liebe Sehnſucht immerdar.
Daß Liebe Dauerkraft erwerbe,
Wird in der Nelke offenbar.
Zwar reimt „verwelken" ſich auf Nelken:
Ich ſterbe, wirſt Du niemals mein!
Und wenn des Herzens Kräfte welken,
O merke auf, die Schuld iſt Dein.
Iſt dieſer Rauſch gewürziger Düfte
Vergänglich nur wie Traum und Schaum,
Dann öffnet euch, ihr Todesgrüfte,
Begrabt mich tief in Zeit und Raum.
Dann iſt es nur ein Spiel geweſen,
Das ſich zum Spott das Herz erfand,
Dann ſind der Erdenſchöpfung Weſen
Atome ohne geiſtig Band.

Dann ſeid Ihr todt für die Narkoſe,
Die in der Nelke Euch umwebt,
Dann iſt es aus auch mit der Roſe,
Die, todt, doch noch im Oele lebt.
Dann haben Eures Zweifels Mienen
Den Duft der Seele nie erkannt,
Dann iſt der Geiſt Euch nie erſchienen,
Und bot Euch nie ein Unterpfand.

Weinlaub.

Nimm's nicht ſo ernſt, ſagt man: die Rebe weint!
Will mein Gefühl für Dich in Tropfen fließen,
Nur Sehnſucht iſt's, in Dich mich zu ergießen,
Mein Selbſt in Deines, bis die Lieb' uns eint.
Die Rebe blüht auch. Würzevoller Duft,
Wer möchte nicht in Dein Arom verſinken!
Doch hör' mich an: ich lebe nicht von Luſt,
Ich möchte heiß von Deinen Lippen trinken.
Nicht Laub, nicht Blüthe, nicht die Traube ſtillt
Mein Durſtverlangen, das Erhörung fodert.
Ich will, ſo tief wie mir's im Herzen quillt,
Das Feuer ſchlürfen, das im Weine lodert.
Ja Liebchen, lache nur: der Winzer preßt —
An meinem Herzen find'ſt Du Deine Kelter.
Der Moſt iſt ſüß; doch nur wer gähren läßt,
Hat wirklich Wein, je feuriger, je älter.

Dornbuſch und Feige.

Feig' und Dornbuſch an der Hecke
Hielten einſt ein Zwiegeſpräch.

Sprach der Dornbuſch: „Hör', ich necke
Jeden Pilger hier am Weg.
Du, Du läſſeſt Dich noch plündern,
Naſchen jeden Wandersmann,
Bieteſt dieſen Menſchenkindern
Deine beſten Früchte an!“ —

Spricht zum Dornbuſch dann die Feige,
Wie der Dichter zur Kritik:
Flickſt Du ihnen was am Zeuge,
Thu' es nur mit mehr Geſchick!
Meine Früchte muß ich ſpenden,
Denn ich habe Ueberfluß;
Du mit Deinen gier'gen Händen
Schmachteſt doch wie Tantalus. —

„Gute Thörin! Meine Krallen
Halten ſie am Kleide feſt;
Sieh', ich nehm' Tribut von allen,
Keiner, der nicht Wolle läßt!“ —

Rühmeſt Dich noch Deines Raubes?
Schaffſt dem Menſchen Gram und Leid.

Mit den Blättern meines Laubes
Schafft' ich ihm ſein erſtes Kleid,
Du, Du reißeſt mit Ergötzen
Allen ab ein Stück vom Leib:
Sag, was machſt Du mit den Fetzen?
— „Reißen iſt mein Zeitvertreib."

Die Rebe „weint".

Der Weinſtock klagte einſt im Paradieſe,
Daß rings der Blumenflor in buntem Kranz
Zum Lenz ſich ſchmückt, in Wald, in Feld und Wieſe,
Nur ſeine Blüthe ohne Farbenglanz.

Die Rebe weint. Es war die erſte Thräne,
Die ſchon im Paradieſe ward geweint.
Ein Engel kam und ſprach: O Thörin, wähne
Doch nicht, daß Glück mit eitler Pracht ſich eint!

„Nicht Aſchenbrödel will ich ſein im Leben!"
So ſprach die Rebe, ſeufzte ſchwer und tief,
„Nicht weiß ich, könnt Ihr nicht Erſatz mir geben,
Weshalb der Schöpfer mich in's Daſein rief!"

Sie rang die Hände, wand ſich bang im Kreiſe
Und hielt ſich weinend an der Ulme feſt.
Da ſprach der Engel, lächelnd ſtill und weiſe:
Du, Liebling, biſt des Paradieſes Reſt!

Aus Deinen Schmerzen werden Freuden ſproſſen,
Wie ſie noch nie ein Menſchenherz gefühlt.
Es wird in Thränen, die Du je vergoſſen,
Jedweder Schmerz, ſo heiß er iſt, gekühlt.

Ein Lethe ſei Dein Naß für jeden Kummer,
Wenn Alle einſt dies ſchöne Eden flieht,
Ein Nektar, der die Seele wiegt in Schlummer,
Die dann im Traum das Paradies noch ſieht.

Dein Saft wird Balſam ſein für alle Wunden,
Geſunkne Kraft in Dir neu auferſteh'n,
An Deinen Tropfen ſoll der Menſch geſunden,
In ſeinem Gram kein Edler untergeh'n! —

Der Engel ſprach's und hauchte ſtill und leiſe
Dem Weinſtock ein geheimes Wort in's Ohr.
Dies eine Wort ſtammt aus dem Geiſterkreiſe,
Der von der Erde ſich ſeitdem verlor.

Aus ihren Thränen, die die Rebe weinte,
Steigt uns noch heut ein Eden neu empor,
Und das Geheimniß, das der Engel meinte,
Wir machen's kund mit Herz und Hand im Chor.

Kennt Ihr des Engels ſtill geheime Beichte?
Freiheit und Gleichheit macht die Brüder kund,
Und jede Sorge, die die Wange bleichte,
Ein Engel küßt ſie fort von unſerm Mund.

Im Paradieſe galt der alte Glaube,
Daß alle Weſen brüderlich verwandt.
Auf daß kein böſer Geiſt ihn fürder raube,
Setzt, Brüder, raſch, die Lippen an den Rand.

Und hört Ihr's flüſtern in der tiefſten Tiefe,
Denkt, daß ein Engel Euch mit heil'gem Mund
Zurück in's alte ſchöne Eden riefe;
Drum, Brüder, trinkt, trinkt aus bis auf den Grund!

Unterſchied der Stände.

Biſt Du Sonnenblume,
Blicke hoch hinauf —
Doch nicht Dir zum Ruhme! —
Nach der Sonne Lauf.

Biſt Du Veilchen, drück' Dich
In Dein Blättergrün,
Halte ſtill und bück' Dich,
Laß die Sterne zieh'n.

Ob zu Glanz und Freuden
Du Dein Haupt erhebſt,
Ob Du tief beſcheiden
Deine Düfte webſt;

Ob Du goldnen Samen
Sonneſt an der Luft,
Ob Du ohne Namen
Still verblühſt in Duft:

Wirk' in Deinem Kreiſe
Neidlos ohne Zwiſt;
Treu in Deiner Weiſe
Sei nur was Du biſt!

Palme und Moos.

Aus der Erde tiefſtem Schooß
Stammt ihr beide, Palm' und Moos.
Auf Jahrhunderte gewieſen
Sei's am Cap, in Paradieſen,
An des Eismeers ſtarrer Fluth,
Wie in Indiens Feuergluth,
Vom Aequator und vom Pol
Beide ſeid ihr uns Symbol,
Wie euch Süd und Nord bereiten,
Sinnbild treuer Ewigkeiten.

Alles eins. Euch deutet beide,
Sei er Chriſt und ſei er Heide,
Daß im Wechſel ein Beſtand.
Wie ſich auch die Palme ſtrecke,
Gutes Moos, in deine Decke
Hüllſt du ſelbſt die ſteilſte Wand.
Stolze Palme, niedrig Moos,
Was zerfällt, ihr überragt es;
Alles ſtirbt, nur ihr, ihr wagt es,
Gebt ſelbſt Trümmer noch nicht los.
Geht Dein Leben ſtolz zur Neige,
Bringt man Dir die Palmenzweige,
Stammſt Du aus des Volkes Schooß,
Nimmt man eine Handvoll Moos.

Lieb' und Freundſchaft.

Als Vorwort.

Könnt ihr euch nur halb verrathen,
Wird man euch nur halb verſteh'n;
Nur für offne, volle Thaten
Kann ein Richterſpruch ergeh'n. —

„Und warum nicht ganz verhehlen,
Was Du halb verſchweigen mußt?
Sing' uns, was in tauſend Kehlen
Wiedertönt in Leid und Luſt!

„Sprichſt ja doch in Proſa offen
Von dem Weh der ganzen Welt!
Ihr Verzweifeln und ihr Hoffen
Iſt was in die Schaale fällt!"—

Und doch giebt's im armen Leben
Stillen Harm, verſtohlnen Schmerz,
Und auch der will kund ſich geben,
Soll nicht berſten Dichters Herz. —

Nächte, die kein Stern durchleuchtet,
Töne, die kein Wort Euch nennt,
Herzenskummer, ſtill gebeichtet,
Den Ihr kaum nur ahnend kennt,

Halb geſtanden, halb verſchwiegen,
Namenlos in Schmerz und Luſt,
Scheu dem Labyrinth entſtiegen,
Das da wühlt in unſrer Bruſt.

Liebesduett.

Zweiundzwanzig Elegien.
(Berlin 1834.)

1. Der Gefangene.

Weckt mich nicht aus meinen Träumen,
Ach! der Schlummer iſt ſo ſüß!
Und in goldgewirkten Säumen
Wogt und webt mein Paradies.

Was ich weiß, — ich will's nicht wiſſen,
Was ich glaub', iſt Seligkeit,
Und die Täuſchung zu vermiſſen
Wär' mein tiefſtes Herzeleid.

Nicht den Augen will ich trauen,
Dämmerlicht iſt wunderſüß;
Nicht in's Helle mag ich ſchauen:
Laßt mich ſtill im Burgverließ.

Goldumſponnene Gitterſtäbe
Schmücken meine Kerkerwand,
An dem Fenſter ſchmiegt die Rebe
Sich hinauf zum Dachesrand.

Seht! ſo ſitz' ich hier im Dunkeln,
Selbſt den Himmel ſchau' ich nicht;
Aber Sterne ſeh' ich funkeln,
Und ich fühle Glanz und Licht.

Wenn ſich meine Augen ſchließen,
Seh' ich nur ihr ſanftes Bild;
Duft und Dämmerung umfließen
Meine Seele warm und mild.

2. Stille und Bewegung.

Der Geſträuche Balſamfluthen
Wogten durch die Gartenflur,
In der Sonne dunklen Gluthen
Schwamm und bebte die Natur.

Tief betäubt von würz'gen Düften
Hängt der Kelch der Blume ſchwer,
In den angſtbeklommnen Lüften
Regt kein Athem ſich umher.

Müde von dem Sonnenwege,
Der ſich nach dem Walde bog,
Standen wir im Laubgehäge,
Das die Wölbung um uns zog.

Und ſie ſaß im grünen Schatten,
Der nur wenig Kühlung gab,
Und die brennend heißen Matten
Schwiegen wie ein tiefes Grab.

Alles ſtill. Auch mir im Herzen
Wogte ſtumm ein Feuerbrand,
Ob in Luſt, und ob in Schmerzen,
War mir ſelber unbekannt.

„Himmel! welche Todtenſtille
Drückt uns, ſprach ſie, denn ſo ſchwer!
Mitten in des Reichthums Fülle
Scheint die Welt mir plötzlich leer!"

Und ſie ſprang und hüpft' und lachte
Jubelnd in den Wald hinein,
Bis das Echo rings erwachte
Fern wie ſtille Bergſchalmei'n.

Wo ſie hinflog, wogte Regung,
Und ich haſchte ſie im Lauf;
Eine bebende Bewegung
Taucht' in allen Blumen auf.

Und die Geiſter in den Blüthen
Gaukelten aus ihrem Traum,
Und die Abendſtrahlen glühten
Sanfter von dem Bergesſaum.

3. Erſtes Duo.

„Sag', was willſt du, guter Schäfer?"
Sprach ſie und entwand ſich mir.
„Und geſteh' es, ſtiller Schläfer,
Wachſt du oder träumſt du hier?"

„Laß mich bei des Abends Schwühle,
Deine Hand iſt brennend heiß:
Warte bis zur Morgenkühle, —
Weiß ich doch ſchon was ich weiß!"

„„Du nur kannſt die Gluth verſcheuchen,
Lindern meiner Seele Pein!
Willſt Du mir die Hand nicht reichen:
Gönne mir's, Dir nah zu ſein.

Schneeweiß glänzen Deine Flügel,
Täubchenzartes Mädchenbild!
Wie der Wind vom Morgenhügel
Bebt Dein Athem friſch und mild.‟“

4. Ueberraſchung.

Und ſie bot der duft'gen Wangen
Zarten, pfirſichweichen Flaum,
Und im drängenden Verlangen
Stand ich zitternd wie im Traum.

Ach! ſie bot worum ich flehte,
Ihrer Huld beglückte Luſt:
Plötzlich wie der Frühling wehte
Mir ihr Hauch aus tiefſter Bruſt.

Kühlſte Stille im Gemüthe —
Und nun plötzlich Hocherguß!
Und der Lippen Kirſchenblüthe
Wölbte ſich zum Wonnekuß.

Warum zittern, warum beben?
Liebeshuld iſt kurz und ſüß:
Wem's die Götter plötzlich geben,
Schaut das ſchönſte Paradies.

Ach! ich ſann und konnt's nicht faſſen,
Daß das ferne Glück ſo nah, —
Und im tödtlichen Erblaſſen
Saß ich wie ein Bildniß da.

Meine Pulſe hielten ſtille,
Und der Athem ſtockte tief,
Meiner Seele regſte Fülle —
War es doch als wenn ſie ſchlief.

Und ſie bog ſich raſch von hinnen,
Und ihr Lächeln wurde Schmerz,
Eine Perle ſah ich rinnen,
Und geſchloſſen war ihr Herz.

Ihre Perle lockte Fluthen
Mir aus der erwachten Bruſt:
Alle Bäche, die da ruhten,
Quollen auf zur Liebesluſt.

Stürzt' ich auch zu ihren Füßen,
Ach! ſie wandte ſtill ſich ab: —
Soll ich denn nun ewig büßen —
Ewig bis zum ſtummen Grab?

5. Abendfeier.

Wir ſaßen vom Laubdach tief umſchirmt,
Der Himmel war rings von Wolken umthürmt,
Der Mond, er drückte die Augen zu:
Wir wünſchten ihm 'ne gute Ruh.

Und mußte das Dunkel uns ſo umfließen,
So durften die Herzen ſich frei ergießen:
Da haben wir manches uns geſagt;
Im Sonnenſchein hätt' ich's nicht gewagt.

Es rollten die Locken vom ſchönen Haupt;
Wie ein Roſenbuſch ſaß ſie reich umlaubt.
Und wie ich geküßt die dunklen Locken,
Da wollt' es mich weiter noch verlocken!

Der Stern des Auges hält ſtreng Gericht;
Doch ich ſchaute nicht mehr ihr Augenlicht.
Ich hörte der Nachtigall ſüßes Flöten —
Ich ſah nicht mehr ihr ſtilles Erröthen.

6. Duo.

Ach! Du ſchauſt mir in die tiefſte Seele;
Sag mir, Holde, was erſpäht Dein Blick?
Sahſt Du meine Tugend, meine Fehle —
Nimm was drinnen iſt und gieb's zurück.

„O! ich ſehe nur ein gährend Feuer:
Menſch, Du biſt nicht fromm, biſt jäh und wild
Tief im Innern iſt Dir's nicht geheuer,
Deiner Wünſche Maß iſt unerfüllt."

Laß mich, Holde, drum noch länger ſchauen,
Gönne mir Dein ſüßes Sternenlicht,
Das der dunklen Nacht geheimſtes Grauen
Mit dem Strahl der Gnade ſtill durchbricht.

„Weh, Du Mann, vor Deinem dunklen Blicke
Löſt ſich mir ein feuchter Thränenthau.
Ach! in unſrem trauten Liebesglücke
Wölbt ſich uns der Himmel nicht mehr blau."

Laß uns doch die tiefſte Nacht umdunkeln,
Wo nur Liebesſchmerz und Kummer wohnt;
Wird kein Himmelsſtern uns mehr umfunkeln,
Wandelt doch Dein Auge drin als Mond.

„Dunkler Mann, ich ſah Dich nimmer lächeln,
Iſt Dir ewiger Schmerz ſo eng vertraut?
Sprichſt mir ja, daß Engel Dich umfächeln,
Und doch wird die Freude niemals laut!"

Schau mir nur bis in mein tiefſtes Leben,
Gönne mir's, und halte treu und feſt,
Alles Nachtgeflügel wird entſchweben,
Wenn Du Deine Sterne leuchten läßt.

7. Sprach ſie zu mir:

Nein, Du darfſt Dich nicht anklagen,
Du biſt ewig warm und gut.
Meine Küſſe dürfen's ſagen,
Daß in Dir mein Himmel ruht.

Biſt Dein eigener Verräther,
Wenn die Luſt durch Schmerzen bricht:
Hinter dem umwölkten Aether
Lacht der Sonne treues Licht.

Nein, ich kenne Dich im Glücke,
Kenne Dich im tiefſten Harm,
Und ich weiche nicht zurücke
Vor der Nachtgeſpenſter Schwarm.

Deine dunkelſten Ergüſſe
Waren lieb und treu und gut,
Deine fieberhaften Küſſe
Brannten eine ewige Gluth.

Zieh in Zweifel meine Scherze,
Ob es nicht blos Täuſchung war;
Aber trau' dem düſtern Schmerze:
Schwermuth ſpricht nur treu und wahr.

8. Sprach ich wieder zu ihr:

Weib, Du kennſt ja alle Mächte,
Alle Träume rufſt Du wach,
Und die Wunder dunkler Nächte
Wechſeln mit dem lichten Tag.

O ſo laß mit Wechſeltönen
Heilig ſüßer Melodien,
Um die Welten zu verſöhnen,
Uns durch's weite Leben zieh'n.

Alle Sphären zu durchfliegen,
Wunderſamſter Hochgenuß!
Streiten, ſühnen — kämpfen, ſiegen, —
Ewiger Fried' im ewigen Kuß!

9. Uniſono.

Ich bin nicht ich mehr, wenn ich Dich erblicke,
Du biſt nicht Du mehr, ſchauſt Du mir in's Herz,
Und ach! in dieſem ſüßen Wechſelglücke
Zerfliegt die ſtille Seele himmelwärts.

Im Rauſch der Liebe zähl' ich keine Stunden,
Im Rauſch der Seele giebt es keinen Raum.
Vergangenheit und Zukunft ſind verbunden,
Und Alles, ſelbſt die Gegenwart, iſt Traum.

Und iſt es aus mit unſrem Traumesleben,
Auch jenſeits finden wir nicht Raum noch Zeit.
Kein Ich, kein Du, — in Gottes Schooß entſchweben
Wir alle ſtill in alle Ewigkeit.

Dort werden wir uns bald zurechte finden:
Wir wiſſen hier ſchon wie das All zerfließt,
Und wie die Leuchten dieſer Welt erblinden,
Wenn ſich das Herz dem Herzen tief erſchließt.

10. Auferſtehung.

All dies göttergleiche Leben,
Dieſe himmelstrunkne Luſt,
Meiner Fibern heilig Leben,
Sonn' und Mond in tiefſter Bruſt —

Meiner Wangen Glanzerröthen,
Meine Stirn ſo licht, ſo hell,
Meiner Seufzer leiſes Flöten,
Meiner Thränen Freudenquell —

Sprich, gabſt Du mir alles dieſes,
Maßeſt Du ſo reich, ſo voll?
Krone meines Paradieſes,
Dir gebührt des Dankes Zoll.

Alle meine Geiſter ſchwiegen
Tief im Buſen ſtarr und todt:
Ich bin aus mir ſelbſt geſtiegen
Frei zum lichten Morgenroth.

Meine Kerker ſind entriegelt:
Stumm ſinkt meine Nacht hinab,
Meine Seele iſt beflügelt
Und erlöſt aus ihrem Grab.

Chriſtus iſt mir auferſtanden,
Wie er ſtieg zum Himmelszelt,
Und aus meinen dumpfen Banden
Schweb' ich frei durch alle Welt.

II. Metamorphoſe.

Sprach ſie dagegen:

Auch mir haſt Du den Erlöſer gebracht;
Meine Seele lag tief in der Wiege,
Das Kind ſchlief ſtill, — nun iſt es erwacht,
Nun kennt es die Himmelsſtiege.

Wir ſteigen wohl auf und niederwärts
Durch aller Welten Räume,
Es jubelt und weint und lacht das Herz
Und macht ſich bunte Träume.

Es blieb der Traum, obſchon ich erwacht —
Wir wachen — und träumen doch immer;
Es ſchwand die Sabbathſtille der Nacht
Mit ihrem Friedensſchimmer.

Es zogen wohl Schmerzen in meine Bruſt,
Und früher kannt' ich nur Freuden,
Und doch! wer tauſcht nicht für ſtumme Luſt
Der Liebe geſchwätzige Leiden!

12. Mußt' ich wieder reden:

O wunderſamer Liebesrauſch,
Wer faßt dein geheimſtes Leben?
Unnennbar ſüßer Seelentauſch,
Wie deine Zauber weben!

Du gabſt Dich mir, ich gab mich Dir
Im Wechſelſpiel der Liebe,
Daß Luſt und Leid nun für und für
In ewiger Eintracht bliebe.

Es brach Dein ſtiller Kindertraum
Vor meinem Schmerz zuſammen,
Und unſrer Freude Weihnachtsbaum
Steht doch in hellen Flammen.

13. Ziel des Lebens.

Alles ſtrebt zum hellen Lichte
Und ſinkt dann in ſeine Nacht,
Das Geſchehene zum Gedichte:
Das iſt ſeine Zaubermacht.

Was nicht Lied wird und Gedanke,
Wuchert hin und wuchert her;
Wie es ſich auch mühſam ranke:
Eignes Sein erringt es ſchwer.

Aus des Chaos dunkler Gährung
Ringen ſich die Stoffe los,
Und zur ſeligſten Verklärung
Lockt der Liebe ſüßer Schooß.

Alles ſehnt ſich zum Genuſſe,
Das iſt alles Strebens Ziel,
Und im innigſten Erguſſe
Stirbt der Seele Dranggefühl.

Schwäne zieh'n im ruhigen Gleiſe
Sanft vermählt und ſehnſuchtsſtill,
Und die Woge ſchmiegt ſich leiſe,
Wunderſeltſam tief und ſtill.

Lauſchend ſchweigt der Winde Koſen,
Bebend liegt die Welt im Traum,
Dunkler röthen ſich die Roſen,
Und die Espe zittert kaum.

Iſt das Freude? iſt das Trauer? —
Schweig, ich weiß es ſelber nicht;
Das iſt Liebesandachtſchauer,
Das, Natur, iſt dein Gedicht.

14. Sprach ſie zu mir:

Laß mich zittern, laß mich beben,
Aber zweifle länger nicht,
Daß ich mein geheimſtes Leben
Dir geweiht zu ſüßer Pflicht.

Lippen, Herz und Mund und Wangen,
Und der Seele tiefſter Schooß—
Eint mit Dir ſich im Verlangen;
Dich zu lieben iſt mein Loos.

Deine Zweifel können tödten —
Und doch wär' ich ſterbend Dein:
Sieht die Nacht nicht mein Erröthen,
Kann ich frei und offen ſein.

Du zerſtörſt mir meinen Himmel,
Mühſt Dich ſelbſt in bittrer Qual, —
Jage fort Dein Angſtgewimmel,
Sei doch fromm und ſtill zumal!

Küſſ' ich Dich, ſo muß ich zittern,
Denn Dein Athem glüht und bebt:
Warum ſoll es denn gewittern,
Wenn die Sonn' uns hell umſchwebt?

Naſche doch vom Glück der Stunden,
Zukunft liegt mir viel zu weit:
Als ich Dich, Du mich gefunden,
Der Moment hat Ewigkeit.

13. Nachtgeheimniß.

Andächtig, lauſchend, ſinnend ſtill verſunken,
Als wenn ein ferner Geiſterton mich rief,
Hab' ich am Liebesurquell tief getrunken,
Berauſcht, betäubt, als wenn die Seele ſchlief.

Geheimnißvolles Licht! dein Sterngefunkel,
Ich ſah es wogen leiſ' im Dämmerſchein.
Es war mir hell im nächtlich ſtillen Dunkel,
Ein ſüßer Schauer floß durch mein Gebein.

So ſind die Schranken alle denn entriegelt,
In's Bad des Lebens taucht' ich wonneſcheu,
Der Räthſel räthſelvollſtes liegt entſiegelt,
Ein altes Wunder und doch ewig neu.

Ich glaubte ſonſt, die Welt ſei dumpf verſchwiegen:
Nun hat ſie ihr Geheimſtes ausgehaucht;
Den Schooß des Daſeins ſeh' ich offen liegen,
In den ſich meine Seele tief getaucht.

Nun weiß ich, was den Lauf der Sterne zügelt:
O ſüß Empfängniß, heilig, wunderbar!
Nun weiß ich, wie zur Brautnacht ſtill beflügelt
Gott und Natur verſchmilzt auf immerdar.

16. Beſchämung.

Wer hat die Lippen Dir entbunden?
Was ſprichſt Du aus, Du dunkler Mann!
Was ziehſt Du unſre Weiheſtunden
Zum lichten Tag der Welt heran?

Das iſt ſonſt ungeſagt geblieben;
Selbſt denken ſollſt Du's nicht einmal.
Ach Himmel! einen Dichter lieben,
Welch' namenloſe Herzensqual!

17. Vorſchlag.

Laß mich reden, dumpfes Schweigen
Sprengt des Herzens enge Kluft;
Willſt Du mir Dein Ohr nicht neigen,
Schrei' ich's durch die weite Luft. —

Aber ach! ſie ſenkt die Wimper,
Nimmt die Zither, ſchmollt und lauſcht:
Mach' Dir doch ein ſtill Geklimper,
Wenn mein Lied zu üppig rauſcht.

Klimpre Du auf Deiner Leier,
Und ich ſinge laut und voll;
Das iſt doppelt hohe Feier —
Hält uns auch die Welt für toll.

18. Ewig?

Ich ſoll's beſchwören, ernſtlich ſagen,
Ob unſer Glück ein ewiges ſei?
O Fauſt, o Fauſt, mit Deinen Fragen,
Mit Deiner Spürkraft Grübelei!

Soll denn die Roſe ewig blühen?
Sie reiſt nur für den Augenblick,
Und wenn die Winde herbſtlich ziehen,
So bleicht ſie ſtill und ſinkt zurück.

Sie fragt gar nicht nach Blüthendauer,
Selbſt ſterbend ſchwimmt ſie im Genuß;
In der Erinnerung ſüßem Schauer
Da fühlt ſie noch der Biene Kuß.

Fühlt noch des Schmetterlinges Koſen,
Wenn Blatt und Blume ſchon verbleicht:
Das iſt das Schickſal aller Roſen —
Und Liebe hat nie mehr erreicht.

19. Höchſtes Glück.

Nenne mir der Augenblicke
Seligſten im Liebesharm!
Denk' an alle Zeit zurücke,
Wo wir ruhten Arm in Arm.

Welcher aller Hochgenüſſe
Mag für uns der ſchönſte ſein?
War's der Wirbelhauch der Küſſe?
War's der Sehnſucht Wonnepein?

War's, wie Du zum erſten Male
Mir in's tiefſte Herz geſchaut?
Oder mit dem Augenſtrahle
Mir Dein Seelenglück vertraut?

War's, wenn unſre Adern glühten?
Oder in der Zweifel Noth,
Ob die Augenblitze ſprühten
Leben oder Liebestod?

War's, als durch den Thränenſchleier
Sich Dein Blick in Wehmuth brach?
War's die heilig dunkle Feier,
Als die Nacht ſtill um uns lag?

O du tief geheimſtes Beben!
Ich durchſchwelgte all' dein Glück,
Aber Eins im Liebesleben
Kehrte niemals mir zurück.

Als Du gabſt warum ich flehte,
Stiller Blicke Zauberlicht,
Keuſcher Morgenathem wehte
Um Dein ſchüchtern Angeſicht.

Zitternd reichteſt Du die Lippen,
Erſter Neigung Stillgenuß —
Ach! es war nur ſcheues Nippen,
Reinſter Liebe erſter Kuß.

20. Da ſprach ſie unwillig:

O du undankbarer Wähler,
Der die Blüthe ſich zerpflückt,
Und ſich ſelbſt ein ewiger Quäler
Seinen Liebestraum zerſtückt!

Du — mit Deinem trunknen Herzen
Haſt den Morgenthau verſcheucht,
Der in ſpieleriſchen Scherzen
Uns die Knospe ſtill gereicht.

Deine flügelſchnellen Küſſe,
Deiner Worte glüh'nder Wein,
Deiner Seele Fluthergüſſe,
Deine drängend heiße Pein —

Das ſind alle die Verräther,
Die Dein Erſtlingsglück zerſtört
Und den friſchen Morgenäther
In den ſchwühlen Tag verkehrt.

Ach! vom jungen Morgenhügel
Siehſt Du auf die Lerche zieh'n,
Aber matt ſenkt ſie die Flügel,
Fängt der Himmel an zu glüh'n.

Schnell verſtummt ſind ihre Lieder,
Und ſie taumelt niederwärts: —
Ach! ſo klammert mein Gefieder
Matt und krank ſich an Dein Herz!

21. Lebe wohl!

Ich kann es länger nicht verhehlen —
Ja, wer die Wahl, hat auch die Qual,
Und dennoch will auch ich nun wählen
Die liebſte Speiſ' am Liebesmahl.

Iſt Liebe reicher als das Leben? —
Ach! Leben zieht ſich lang und weit,
Und Alles möcht' in Einem geben
Der Liebe Luſt und Herzeleid.

Die Liebe engt die fernſten Weiten,
Wie ſie das Nächſte tröſtlich dehnt;
In Einem Blick ruh'n Seligkeiten,
Die Du auf Erden nie gewähnt.

Was zart und groß, was fromm und düſter,
Und was das Leben bunt umſpielt,
Das wird in Einem Kußgeflüſter
Der tiefſten Liebe durchgefühlt.

Nun denn, ihr ſüßen Liebesflammen,
Der Welt verborgen, ſtill und ſcheu,
Ich faſſ' euch alle noch zuſammen,
Ich fühl' euch alle ewig neu.

Und ob ich nun auch weinend ſcheide,
Doch ſchmeck' ich wie im erſten Glück
All meines Herzens Leid und Freude
Im letzten Kuß, im letzten Blick.

22. Der lyriſche Dichter.

Sinngedicht.

Er ſingt ſich ſelbſt, er giebt ſich hin —
Und wär' auch Höll' und Himmel drin.

Er gab es was er heimlich barg:
Nun ſitzt er ſtumm, nun ſitzt er karg.

Ach! mit der Liebe ſtarb ſein Lied,
Ein kurzer Lenz hat ihm geblüht!

O furchtbar Loos: der Dichter iſt todt,
Der Menſch iſt immer noch friſch und roth.

O Nacht, Nacht! wende dich bald zurück,
O Leben! wiege ſein dunkel Geſchick.

Ach! innen todt und außen blind,
Er tappt umher, ein greiſes Kind!

Er hat die Ewigkeit geſchaut:
Drum ſind ihm alle Farben ergraut.

Er war im Glück ein Feuermeer,
Nun iſt ſein Hirn verbrannt und leer.

Er war im Glück ein Flammenſtrahl,
Er ſchwelgte an der Götter Mahl:

Und nun — wer liebt, wer duldet ihn hier?
Er wankt, ein Bettler, von Thür zu Thür. —

Erbarmer der Welt, errette mich:
Ich lebte, liebte, litt für dich!

Mein bester Freund.

Er war mir treu auf Bergesgipfeln,
Im Sonnenſchein des hellſten Glücks,
Im dunkeln Wald, wo allen Wipfeln
Der Sturmwind drohte hinterrücks.

Er blieb mir niemals etwas ſchuldig,
Doch hat er mir nie was geſchenkt,
Er war ſtets mild, er blieb geduldig,
Wo Andere mich faſt gehängt.

Und wo die Andern mich umſchmeichelt,
Da hob er ſtreng den Finger hoch,
Niemalen hat er mir geheuchelt,
Wo alle Welt mir Liebe log.

Ich konnte allzeit auf ihn zählen,
Er folgte mir auf Schritt und Tritt,
Bei jeder Wahl ließ ich ihn wählen,
Er lebte all mein Leben mit.

Und wenn mich Nachts der Schmerz zerwühlte,
Und weinend an dem Lager ſaß,
War er's, der alles mit durchfühlte,
Mit mir erkrankt', mit mir genas.

Er hat gelacht oft, wo ich weinte,
Wenn meine Thräne Thorheit ſchien;
Er war's der immer gut es meinte,
Selbſt wo er bittern Rath gelieh'n.

War mir Genoß im engen Stübchen,
Blieb mein Gefährt' im Prunkgemach;
Ich nahm ihn heimlich ſelbſt zum Liebchen,
Er war, ſchlief ich, im Traum ſelbſt wach.

Ich mußt' ihn oftmals bitter haſſen,
Weil er ſo ſtreng, ſo feſt, ſo wahr;
Doch, ſollt' ich einſt im Tod' erblaſſen,
Ich ſchwör's, daß er der treuſte war,

Von allen Freunden der getreuſte,
Der es am ehrlichſten gemeint,
Der älteſte, der letzt' und neuſte,
Von früh bis ſpät mit mir vereint.

— Und wer es war? Soll ich ihn nennen? —
So einfach auch die Wahrheit ſcheint,
Faſt ſchäm' ich mich es zu bekennen:
Ich ſelbſt war mir mein beſter Freund.

Die vier Elemente der Liebe.

1.

Luft wär' meine Liebe
Die nicht haften bliebe
Für die Ewigkeit? —
Ohne Dich zu kränken,
Laß mich's überdenken,
Was Dein Wort mir beut!

Denke Dir das Leben
Ohne Luft gegeben:
Lieb' iſt Lebensluft.
Denke Dir die Lenze
Ohne duft'ge Kränze:
Lieb' iſt Blumenduft!

Sieh die Erde ſchweben
Ohne Furcht und Beben,
Nur der Luft vertraut;
Ewig treu getragen
Steht der Sonnenwagen,
Eine Himmelsbraut.

Luft iſt auch der Himmel!
All ſein Sterngewimmel
Hängt in blauem Duft.
So die Welt bezwingend,
Ihren Leib umſchlingend,
Herrſcht als Geiſt die Luft.

Sei Du meine Erde!
Und im Frühlingswerde
Sollſt Du ewig ſteh'n.
Ach mit Liebesbeben
Will ich Dich umſchweben,
Dich als Luft umweb'n.

Hörſt Du's leiſe rauſchen?
Ew'ge Küſſe tauſchen
Unter'm Himmelszelt?
Bebend im Verlangen,
Allwärts heiß umfangen
Will ich meine Welt.

Wie die Himmel zittern
Und in Ungewittern
Sich ihr Schmerz ergießt,
Will ich Dich durchdringen,
Deinen Schooß umſchlingen,
Wo mein Leben ſprießt —

Will Dich ſanft umkoſen
Und in Deinen Roſen
Träumen ſüßen Traum.
Zwingſt Du mich zum Wüthen,
Schüttl' ich Deine Blüthen
Dir vom Lebensbaum.

Wie die Luft mit Flügeln
Thalwärts und auf Hügeln
Bis zum Sternenzelt, —
So mit Athemzügen
Will ich Dich umfliegen,
Dich, Du meine Welt.

II.

Und nennſt Du Feu'r, was mich verzehrt:
So weine um mein Herz,
Bis meine Fackel umgekehrt,
Bis ausgelöſcht mein Schmerz.

Sei Du der Thau vom Himmel her
Und kühle dieſe Gluth,
Sei Du das weite blaue Meer,
Ich tauch' in ſeine Fluth.

Wie Regen träufle weich und mild
Vom Himmel niederwärts,
Und jeder Tropfen drückt Dein Bild
Mir tief in's heiße Herz.

Und jeder Tropfen eine Welt,
Darin Dein Auge lacht,
Dein Aug', das treulich Wache hält
In dunkler Liebesnacht.

Ein Feuerbrand der Einſamkeit
Verzehrte mich vor Dir;
Nun bin ich todt vor eignem Leid,
Du aber lebſt in mir.

Der Millionär.

Meine Küſſe willſt Du zählen?
Kind, ſie ſind Ein Strom.
Willſt Dich mit dem Schnitzwerk quälen
An dem großen Dom?

In dem Tempel meiner Liebe
Webt ein einz'ger Geiſt,
Deſſen tauſendfach Getriebe
Nur gen Himmel weiſt.

Zähle nicht die Säulenſchafte,
Nicht der Schnörkel Zier;
Was die Künſtlerhand erſchaffte,
Lebt zuſammen hier.

Nenne mir der Sternenheere
Millionenzahl!
Zähl' die Tropfen mir im Meere,
Sag': Milliardenmal!

Und ſo ſei's in Luſt und Schmerzen
Maßlos ohne Zahl,
Lipp' an Lippe, Herz am Herzen
Viel millionenmal!

Runde Summen liebt die Liebe;
Reich' die Lippe her!
Ob noch Zeit zum Zählen bliebe,
Sehen wir nachher.

In den tauſend Himmelszelten
Suche Gottes Spur,
Denn die Millionen Welten
Sind doch Eine nur.

Stundenlanges Lippenbeben
Iſt nur Ein Erguß,
Unſer ſüß verſchlungnes Leben
Nur Ein Liebeskuß.

Unter hunderttauſend Küſſen
Dürſt' ich nur noch mehr;
Ich bin Rothſchild, mußt Du wiſſen,
Ich bin Millionär.

Aug' und Meer.

Ich ſank in einen tiefen See,
Der Himmel dehnt ſich darüber:
Ich rang die Hände wund und weh,
Die Wellen ſtürzten mir über.

Dein Auge iſt der blaue See,
Der Himmel dehnt ſich darüber,
Ja, meerestief iſt Liebesweh,
Die Wellen ſtürzen mir über.

O läg' ich ſtill im Meeresſchooß,
Bis daß ich friedlich entſchliefe!
Doch ach, die Welle reißt mich los
Hinauf aus dunkler Tiefe.

Da lieg' ich dicht am Meeresſchlund
So ſtill, ſo bleich und ſo todt;
Doch Sonne küßt mir Herz und Mund
Und küßt die Wange mir roth.

O ſei Du mild wie Sonnenlicht
Und neig' die Lippen herüber,
In's tiefe Meer verſänk' ich nicht,
Die Wellen ſtürzten nicht über.

An Frau O. v. G.

1.

(Dresden 1856.)

Der Winter kommt. Mit ſeinem Schnee und Eiſe
Bedeckt er Flur und Wald, und auch Dein Haupt.
Doch tief im Innern webt's unſterblich leiſe,
Es lebt der Baum, des grünen Blatts beraubt.
So hüteſt Du am Herde Deine Flammen
Und braueſt Dir am Hausaltar den Thee,
Rückſt am Kamin die Seſſel traut zuſammen
Und überdauerſt Winters Sturm und Weh.
Die Menſchenwelt iſt reich an Surrogaten;
Kannſt Du Italiens Sonne nicht entrathen,
So wärme Dich an Nordens Phantaſien,
Laß China's grünes Blatt im Topfe glüh'n!
Was fehlt Dir noch? Die Freunde ſind geblieben:
Nur mußt Du, wie den Thee, die Freunde ſieben!

2. Erin go bragh!

(Dresden 1857.)

Verſenke Dich in alter Zeiten Träume,
Steig' nieder in Dein altes Jugendland,
Für das ſo buntgewebte, goldne Säume
Die Phantaſie um Deine Stirne wand.
Blieben vom Meeresrauſch nur eitle Säume? —
Das Unglück macht die Herzen wahlverwandt!
Irlands Rebellen reichten uns die Hand,
Es tönt noch leiſ' ihr Wort durch Grabesräume.
Shamrock iſt welk, vergebens all die Thränen,
Die Du um Padd und Irland einſt geweint.
Das Schickſal hat die Hoffnungen verneint,
Wir zwingen's nicht, wie heiß wir es erſehnen.
Das grüne Kleeblatt gilbt. Irland für immer:
So rieſen wir und blickten doch auf Trümmer!

An Frau Lilla v. Bulyovszky.

(Als Shakſpeare's Julia in ungariſcher Sprache.)

Was groß und ſchön, es tönt in allen Zungen,
Die Sonne ſpiegelt ſich in jedem Strom.
So iſt ein Wiederhall aus Shakſpeare's Dom
Bis in die Pußten Ungarns hingedrungen.
Wenn, was einſt heilig, ſchön und groß geweſen,
Unſterblich lebt in aller Völker Mund,
Laut wiedertönt im weiten Erdenrund:
Dann wird es Pfingſten ſein für alle Weſen.
In Deiner Sprache fabelhafter Pracht
Voll Wetterleuchten und voll Säbelklirren
Hört' ich Dich Juliens Klagelaut ergießen.
Hätte der Britte ungariſch gedacht,
Wie raſche Pfeile durch die Lüfte ſchwirren:
Er würde Dich als Julia begrüßen.

An X.

1.

O laß mich Nachts auf meiner Sünden Pfühl,
Das ich benetzt mit bittrer Reue Thränen,
Aufſchau'n zu Dir im bangen Angſtgefühl,
Laß mir mein Hoffen, meines Herzens Sehnen!

Laß mir mein Hoffen, daß ein Engel einſt
Die Binde mir vom dunkeln Auge löſe,
Daß Du ſie alle noch um Dich vereinſt,
Nicht ewig ſcheiden willſt, was gut, was böſe.

Die Leidenſchaft, „die ſelbſt ſich Leiden ſchafft,"
Ließ thun mich, was ich vor mir ſelbſt verdamme.
Was böſe ſchien, — es war nur irre Kraft;
Was gut, fiel nur als reife Frucht vom Stamme.

2.

Beichten möcht' ich meine Sünden,
Beugen tief mein Herz vor Dir,
Laß mich jenſeits Gnade finden,
Sühn' und Frieden für und für.

Laß im dunkeln Weltgetriebe,
Will mir ſchwinden Kraft und Muth,
Laß mich ſeh'n auf Deine Liebe,
Nimm mich ſtill in Deine Hut.

Mußteſt Du gen Himmel ſteigen?
Ließeſt Deine Kinder hier.
Mußt Du dulden, mußt Du ſchweigen
Selbſt an Gottes Himmelsthür?

Wollteſt Wohnung uns bereiten,
Die Dich ſuchen nah und fern,
In des Himmels Seligkeiten,
Auf des Himmels ſchönſtem Stern?

Halte Wache an der Pforte,
Wo Du Deine Palme ſchwingſt,
Dir und uns zum ſichern Porte,
Wenn Du uns herüberwinkſt!

An Frau A.

1.

Nach ihrem Tode.

Komm, Du, und ſag' mir, heilig ſtille Nacht,
Und laß mich's Dir und Deinen Sternen klagen:
Wo habt Ihr meine Theure hingetragen,
Die wie ein Schutzgeiſt mich bisher bewacht?
Wo ſuch' ich ſie in all den Finſterniſſen?
Wo find' ich nun ihr helles Augenlicht,
Das ſtill und mild die Nebel all durchbricht?
Mir iſt die Harmonie der Welt zerriſſen.
Sonſt macht die Klugheit ſcharf und ſchneidend kalt,
Verſtand zertheilt: ſie wußte zu verbinden,
Verſöhnung mitten in dem Streit zu künden,
Sie gab ſo Vielen tiefen, feſten Halt;
Der Zwieſpalt floh vor ihrem ſichern Frieden: —
Verklärter Geiſt — das war ſie ſchon hienieden.

2. Nach Einſicht in ihre Tagebücher.

Und dennoch Sturm in dieſer reinen Seele?
Und dieſer Friede, dennoch ſchwer erkämpft?
Ein heimlich Feuer, mühſam nur gedämpft,
In dieſem Herzen ohne Sünd' und Fehle?
Fern von der Leidenſchaft blutrothen Gluthen,
Und doch nicht frei von Qual und tiefem Weh,
Der Abendſonne Glanz im ſtillen See,
In deſſen Schooß des Tages Stürme ruhten!
Du Spiegelbild der reinſten Seelengüte,
Haſt auch gezittert, ob Dich Gott behüte,
Du tief und ſtill, Du ſanft bewegtes Herz!
Nun Deine Harmonien uns verklungen,
Nun wiſſen wir's: Dein Friede war errungen,
Dein Sieg erkämpft; ſo gingſt Du himmelwärts.

Könnt' ich zurück ſie rufen aus der Tiefe,
Sie mir erbitten vom allmächt'gen Tod!
Ich ruf' nach ihr in bittrer Herzensnoth,
Und riefe gern bis ſie mich ſelber riefe.
Ein Viertelhundert Jahre meines Lebens,
Sie ſind nicht denkbar ohne ihre Huld:
Bin ich gerecht vor Dir und frei von Schuld?
Ich frage Dich: iſt all mein Ruf vergebens?

— „Nicht Worte hatt' ich viel auf meinen Lippen,
„Ich durfte nur vom Kelch der Freude nippen,
„Unausgetrunken blieb mein Lebensglück!“ —
So hör' ich's flüſtern an der Grabespforte:
Sind es die Seufzer ihrer letzten Worte?
Verlornes, ach, bringt uns kein Gott zurück.

„Lebt weiter, ſetzet fort mein eigenes Leben,
„Vollendet, was in mir nur Bruchſtück war:
„Dann wird mir Gott die Summe voll und baar,
„Die ganze Krone der Verheißung geben.
„Dann leb' ich fort in Eurem beſten Streben,
„Dann werd' ich unter Euch unſterblich ſein.
„Eu'r beſtes Thun ſei Euer und ſei mein,
„Dazu wird ſegnend Euch mein Geiſt umſchweben!“
— So tönt' es fort an ihres Grabes Schlunde;
Ein Engel ſprach's mit ſeinem heil'gen Munde,
Das Herz erzitterte, ſelbſt als er ſchwieg.
Wir wiſſen jetzt, wo wir ſie ſuchen müſſen,
Selbſt wenn wir nur den Saum des Kleides küſſen,
Das ſie uns ließ, da ſie gen Himmel ſtieg.

Kleine Lieder.

An H.

I.

Biſt Du Fiſch mehr oder Blume,
Vogel oder Traumgeſtalt?
Bild in Gottes Heiligthume,
Oder Quell im ſtillen Wald?

Flatternd hängſt Du mir am Herzen,
Trinkſt mein warmes Lebensblut,
Singſt und ſpringſt in tauſend Scherzen,
Wandelſt Dich in Fluth und Gluth.

Summſt als Biene mir im Hirne,
Flöteſt mir als Nachtigall,
Schwingſt Dich unter die Geſtirne,
Biſt mir nah und fern im All.

Heimlich ſtill jetzt, treu geborgen,
Plötzlich wieder himmelweit, —
Machſt mir tauſend ſüße Sorgen,
Traumgeſtalt voll Wirklichkeit.

II.

Bleib nur ſtill an meinem Buſen hangen,
Glück und Schweigen ſind ſich hold,
Sagt Dein Blick doch alle Dein Verlangen,
Red' iſt Silber, Schweigen Gold.

Sei das Herz Du, ich der Kopf, die Sinne,
Du die Seele, ich der Geiſt.
So Ein Leib zu doppeltem Gewinne,
Eine Welt, die mächtig kreiſ't.

Träumſt Du, Herz, ſo deut' ich Deine Träume,
Dein Prophet, Dein Dichtermund.
Tags und Nachts, durch alle Weltenräume,
Mach' ich Deine Liebe kund.

III.

Und ſie hat nicht 'mal gefragt,
Ob ich Chriſt bin oder Jude,
Namen hab' ich nicht geſagt,
Ob ich Jakob oder Lude.

Hat mich immer nur geküßt
Und geſchaut in meine Augen,
Nichts gewünſcht, wenn ſie nur wüßt',
Ob die zwei was taugen.

Fragte Gretchen doch den Fauſt,
Ob er an den Herrgott glaube,
Und wie's ihr im Herzen grauſt,
Wenn er ihr den Himmel raube.

Schau mir nur in's Angeſicht!
Alles ſteht mir da geſchrieben,
Daß kein Gott iſt, wenn Du nicht
Ewig treu und feſt im Lieben.

IV.

Mein ſelig Kind iſt fromm und gut
Und weiß nichts von der Welt,
Weiß nur, daß Gott im Herzen ruht,
Nicht blos im Himmelszelt.

Da draußen wogt und webt Natur
So wie es ihr gefällt,
Ganz tief geheim iſt Gottes Spur:
Gott iſt das Herz der Welt.

Am Pulsſchlag, wie er klopft und geht,
Erkennſt Du, was Dich hält;
Nur wenn das Herze ſtille ſteht,
Dann erſt zerbricht die Welt.

V.

Du mein Buch, Du meine Fibel,
Einzig Alphabet,
Du mein Koran, meine Bibel,
Und ich Dein Prophet.

Kann ich's faſſen, treu behalten,
Wie Dein Athem weht,
Was in Deinen Herzensfalten
Still geſchrieben ſteht?

VI.

(Als ſie blaß war und krank ſchien.)

Heilig iſt die Erde,
Heilig iſt Dein Herz.
Daß es göttlich werde,
Steigt es himmelwärts?

Laß mich Dich bekleiden
Mit dem Erdenreſt,
An den kleinen Freuden
Halt' ich, Herz, Dich feſt.

Bleibſt Du mir in Gnaden,
Oder fliehſt Du mich?
Ach, am ſeidnen Faden
Halt' ich, Vogel, Dich!

VII.

Durch die Felder ſchweiſ' ich hin,
Singe mir ein Liedchen,
Sing' von meiner Königin,
Kühle ſo mein Müthchen.

Iſt das noch dieſelbe Welt?
Noch dieſelbe Sonne?
Lieb' hat Alles wohlbeſtellt,
Kennt nur Glück und Wonne.

VIII.

Und wenn mich Nachts das Sternenheer befällt,
Um mein Geheimniß ſtill mir abzulauſchen,
Dann fühl' ich, was mich ewig trägt und hält,
Dann hör' ich Gott mit ſeinem Mantel rauſchen.

Gott hat die Welt in dunkle Nacht gehüllt,
Damit ſich zeigt, was ewig dauernd bliebe.
Des Tages Wünſche ſind im Schlaf geſtillt —
Und ſieh, auch ſelbſt im Traum bleibt wach die Liebe.

Drum, laß die Welten auf und niedergeh'n,
Laß Wetter dräuen, finſter, qualvoll, trübe:
Du wirſt in alle Ewigkeit beſteh'n,
Denn Gott iſt ewig, ewig iſt die Liebe.

IX.

„Was nennſt Du Deine Liebe ſchwer und groß
Und machſt ſo kleine, fingerlange Lieder?“

Die Antwort liegt im ganzen Schickſalsloos,
Die Frage klingt im ganzen Weltall wieder.
Auch Gott hat, iſt er gleich ſo groß und himmelweit,
Sein Herz in viele kleine Sterne hingeſtreut.

Wie Gott in's All die Sterne hat geſä't,
So ſtreu' ich Dir in's Herz die kleinen Lieder.
Birg Du die Saat nur, lauſche früh und ſpät,
Und gieb's an Liebe tauſendfältig wieder!

X.

Morgenſtern und Abendſtern,
Steigſt Du mir hernieder,
Nur der Mittag bleibt mir fern
Mit dem Glanzgefieder.

Nicht in blutig Roth getaucht,
Ohne Gluthverlangen,
Hell und roſig angehaucht
Leuchten Deine Wangen.

Perle Du im Morgenthau,
Birg Dich vor dem Wetter
Auf der ſonneſchweren Au,
Ach, verſchließ' die Blätter.

Hüll' in tauſend Schleier Dich,
Bis die Sterne winken,
Nachtviolen abendlich
Thau der Liebe trinken.

XI.

Wenn ich weine, wirſt Du zittern,
Denn ich weine ſchwer;
Lange muß es erſt gewittern,
Sonſt wohl nimmermehr!

Dann mit Millionen Fluthen
Ueberſtürz' ich Dich;
Die im Schooß der Berge ruhten,
Löſen jählings ſich.

Löſchen einmal meine Flammen,
Dann als Sturzbach noch
Werf' ich Deine Welt zuſammen
Und umarm' Dich doch!

XII.

(Mit einem Armbande.)

Arm und Finger kann man binden,
Aber wie das Herz? —
Muß ſich ſelbſt die Wege finden
Erd- und himmelwärts.

Muß ſich ſelbſt in Liebe binden
Täglich wieder neu,
Muß ſich ſelbſt Geſetze finden
Unumwunden frei.

Liebe läßt ſich nicht begreifen,
Läßt ſich „faſſen“ nicht;
Hätt' ich tauſend goldne Reifen,
Bänd' ich, Herz, Dich nicht.

Herzen ſind nur treu verbunden,
Wenn ſie täglich neu
Sich in Liebe ſtill gefunden:
Lieb' iſt ewig frei.

„Warum beſingſt Du mich nicht mehr?“

Da Du mir am fernen Saum
Meiner Wünſche ſchwebteſt,
Mir, ein ungewiſſer Traum,
Durch die Seele bebteſt,

Bis ich aus der weiten Fern
Dich heraufgezwungen,
Hab' ich, Du mein Morgenſtern,
Deinen Glanz beſungen.

Nun Du mir gewonnen biſt,
Schweigt mein Herzensbangen;
War mein Lied doch nur die Liſt,
Um Dich einzufangen,

War ein banges Hin und Her,
Sturm- und Nachtgewühle,
Nur ein Nothſchuß auf dem Meer
Irrer Angſtgefühle.

Nun Du mir, mein holder Stern,
Tief in's Herz geſunken,
Bin ich ſchweigſam, — o wie gern! —
Denn ich rede trunken.

Zu Weihnachten.

So kommſt Du in mein altgewordnes Leben,
Kommſt wieder, Weihnacht, ſelig Kinderfeſt,
Willſt mir den erſten Traum noch einmal geben,
Hältſt lächelnd noch das Kind im Manne feſt!

Wenn's Frühling wird, halt' ich mein Weib im Arm'
Und feire Auferſtehungsfeſt hienieden.
An ihrem jungen Herzen treu und warm
Hat mir der Herr ein Frühlingsfeſt beſchieden.

Jetzt geht er um mit ſtiller Geiſtesmacht,
Und horcht und klopft und lauſcht nach ſeinen Lieben.
Er flüſtert in der dunkeln Winternacht:
Ihr alten Kinder, ſeid Ihr wach geblieben?

Will ſich der Lenz an meines Weibes Herzen
Dem alten Menſchen fröhlich jung erneu'n:
O laßt mich auch für herbe Winterſchmerzen,
Laßt mich ein Kind mit meinen Kindern ſein!

An meinen Schmetterling.

Flattre Du um meine Schmerzen,
Wie das Licht die Nacht umſäumt.
Trinke Du von meinem Herzen,
Das den Traum des Lebens träumt.

Saug' Dich voll an meinen Blüthen,
Alles Süße gönn' ich Dir.
Und ein Gott mag Dich behüten,
Alles Gift, das laß Du mir!

An Sie.

I.

Wenn ich ſchlafe, wacht mein Herz;
Wenn ich wache, ſchläft es trunken;
So in Freude wie in Schmerz
Bin ich ganz in Dich verſunken.

Lebend, Liebe, ſterb' ich Dir;
Steigſt Du auf, ſo tauch' ich nieder.
Sterb' ich, ach! dann lebſt Du mir,
Kommſt als Morgenſtern mir wieder.

Jeden Tag biſt Du mir neu,
Wie zur Nacht, der gottgeweihten,
Und ſo fügt ſich feſt und treu
Ring an Ring zu Ewigkeiten.

II.

Ach, flattre um mich überall
Von früh bis ſpät zur Ruh
Mit morgendlichem Lerchenſchall,
Mein ſüßer Vogel Du!

So wie Du zwitſcherſt, wie Du lachſt,
Hebt ſich die Sonne mir
Mit all den Fackeln, die Du fachſt,
Und glühend leucht' ich Dir.

Und hängt das Herz mir nächtlich ſchwer:
Du ſingſt Dein Morgenlied
Und wirbelſt fröhlich vor mir her,
Sieh, meine Wolke flieht!

Du morgendlicher Vogel Du,
Halt' aus den ſchwühlen Tag;
Sonſt ſchließt ſich mir der Himmel zu
Mit Wolkenwetterdach.

Und wenn ich endlich müde bin,
Alsdann fein ſtill und ſacht
Setz' Du Dich mir zu Häupten hin
Und ruf' mir: Gute Nacht!

Nach dem Tode eines Kindes.

I.

Der dunkle Wald, er rauſchte ſo wild,
So bang und dumpf war die Nacht.
Nun leuchtet die Welt ſo wonnemild,
Der junge Morgen lacht.

Rings kehrt der Gottesfriede zurück:
Was iſt uns denn geſcheh'n? —
In meines Weibes leuchtendem Blick
Blieb der Thau der Thränen ſteh'n.

Welch Nachtgeſpenſt hat uns berückt?
Die Winde kommen und geh'n! —
Uns hat der Sturm eine Blume geknickt,
Die will nicht wieder erſteh'n!

II.

Die Lerche jubelt, die Nachtigall ſchweigt,
Die Freude verdrängt den Schmerz;
Doch wenn der Abend ſich wieder neigt,
Dann blutet auch wieder das Herz.

Für jeden Thau, bei Nacht geweint,
Steht droben ein leuchtender Stern.
Ja, wären nur Erd' und Himmel vereint!
Der Stern ſteht gar ſo fern!

III.

Wenn ein Herz im Winterſturm
Uns zu Grabe geht,
Wenn die abgelauf'ne Uhr
Endlich ſtille ſteht,

Wenn die Aehre voll und reif
Ihrem Schnitter fällt,
Und vom Wandeln lebensmüd'
Pilger Raſttag hält:

O dann meines Gottes voll
Preiſ' ich ſeine Welt,
Die ſo reich an Schmerz und Luſt,
Die ſo wohl beſtellt.

Aber wenn Du Knospen brichſt,
Dunkle Schickſalshand,
Mit des Lebens Blüthen ſpielſt
Wie zum eitlen Tand,

Wenn Du mit dem eh'rnen Tritt
Schon den Keim zerwühlſt,
Schelt' ich blinde Willkür Dich,
Wie Du Dich auch fühlſt.

Erebus, Du dunkler Schlund,
Nimm, was Dir gebührt;
Gieb zurück das junge Herz,
Das Du uns entführt!

Nimm mit räuberiſcher Hand,
Wo der Speicher voll,
Nicht den Halm auf grüner Flur,
Der erſt reifen ſoll!

Dunkler Tod, Dein Lockenhaupt
Schüttelſt Du ſo wild? —
Still! Vom Sternenhimmel blinkt
Süß ein Engelsbild.

Zur Genesung.

(Als ſie zum erſten Mal wieder Muſik machte.)

Wie tief verhüllt, ſtarr eingeenget
Lag ſtill mein Herz in Winterſchlaf!
Es hat die Decke fortgeſprenget,
Wie Deine Hand die Saiten traf.

So ſcheucht die nächtlich finſtre Eule
Der erſte Sonnenſtrahl zurück;
So zitterte die Memnonsſäule
Vor Phöbus' morgendlichem Blick.

So rührt vielleicht ein ſchöner Engel
Dereinſt die Todesſchläfer auf,
Und deutet mit dem Lilienſtängel
Die Bahn zu neuem Lebenslauf.

Accorde rauſchen ſüß zuſammen,
Und jeder Ton von Deiner Hand
Giebt meinem Herzen wieder Flammen,
Dem Aug' ein neues Wunderland.

Iſt mir Dein junges ſchönes Leben
Von neuem doch von Gott vertraut,
Und mich erfaßt ein ſüßes Beben,
Als wär'ſt Du nochmals meine Braut.

Mit dem Bild der Madonna.

O liebſte Nuß, Du machſt mir vieles Weh,
Ja wohl, Du biſt Frau Venus mir geworden,
Du nymphenhafte, leichtbeſchwingte Fee
Mit Deiner Liebe heitern Luſtaccorden.

Die dunkle Donna geb' ich Dir zurück
Mit ihrer Andacht feierlichen Gluthen;
Dann miſchen, wie zu ſüßem Harm und Glück,
In Ernſt und Scherz ſich unſ'res Lebens Fluthen.

Dann zittert nicht das bange Erdenherz,
Es weint und lacht und hat im Kampf doch Frieden,
Dann ſteigen Engel auf- und niederwärts,
Den Himmel birgt die Erde ſchon hienieden.

Frau Venus lacht mit hellem Lerchenſchlag,
Madonna weint in dunkeln Dämmerungen;
Doch einſt am Weltenauferſtehungstag,
Da halten Beide ſich verſöhnt umſchlungen.

An meinen lieben Kameraden.

Kam'rad meiner Seele,
Lieblich jugendlich,
Wie ich Dich auch quäle:
Lieb' Du ewig mich!

Ob ſich Wolken thürmen,
Ob ich barſch und kraus:
Unter Blitz und Stürmen
Halt getreulich aus!

Laß der Welt Gebrauſe
Raſch vorüber zieh'n,
In der ſtillen Klauſe
Deine Blumen blüh'n.

Singe wie Du ſangeſt,
Scherze ſpät und früh,
Wie Du mich errangeſt
Ohne Liebesmüh'.

Hab' ich Dich gefangen,
Süßer Vogel mein?
Oder willſt umfangen
Wie die Perle ſein?

Iſt zu eng das Bauer,
Das Dich ſchützen will?
Wird die Schaale rauher?
Liebchen, halte ſtill!

Bauer iſt nicht golden,
Muſchel iſt nicht fein;
Und doch ſoll's der Holden
Trauter Schauplatz ſein!

Will die Thräne rinnen,
Vogel, ſingſt Du nicht?
Bleib als Perle drinnen
Bis die Muſchel bricht!

Wie ich Dich lieb'.

Ich ſollt' es nicht bei Tag, bei Nacht nicht ſagen,
Der Sonne nicht und nicht den Sternen klagen,
Mein ſüßes Lieb,
Und faßt' ich auch das Firmament zuſammen,
Ich ſpräch's nicht aus mit allen ſeinen Flammen:
Wie ich Dich lieb'.
Die Lerche jubelt's nicht in Morgenlüſten,
Die Roſ' erreicht' es nicht mit ihren Düſten,
Mein ſüßes Lieb,
Kein Veilchen kann's verſtohlen heimlich ſagen,
Die Nachtigall es nicht zu Ende klagen:
Wie ich Dich lieb'!
Kein Meer kann es in ſeiner Tief' ermeſſen,
Kein Sturmwind es dem Schooß der Welt erpreſſen,
Mein ſüßes Lieb,
Und faßt' ich es in hunderttauſend Reime,
Und rief' ich's laut durch alle Himmelsräume:
Wie ich Dich lieb',

Kein Himmel würd's mit ſeiner Macht umfaſſen,
Die Sonne müßt' vor meiner Gluth erblaſſen,
Mein ſüßes Lieb.
Denn mehr als Stern und Blum' und Vogelſang,
Mehr als des Himmels weiter Sphärenklang,
Mein ſüßes Lieb,
Schließt in ſich ein das kleine Menſchenherz
Mit ſeinem heißen Drang in Luſt und Schmerz:
Wie ich Dich lieb'!

Küssen oder Trinken.

(Nach Anakreon.)

Schmetterling, ſag, küſſeſt Du,
Oder trinkſt du von der Blume?
„Alles Eins! Laßt mich in Ruh,
Stört mich nicht im Heiligthume!“

Baum, wenn dich der Regen näßt,
Möcht' er küſſen deine Glieder.
Wahrlich, Baum, dich küßt der Weſt,
Schlägt er um dich ſein Geſieder.

Mond, du trinkeſt Meeresfluth,
Saugſt ſie auf aus durſt'ger Ferne,
Nährſt dich von der Sonne Gluth;
Trinken Thau doch ſelbſt die Sterne!

Weiß ich es doch ſelber kaum,
Ich, der altbewährte Zecher!
Nippen wollt' ich nur am Saum:
Trink' ihn aus, den vollen Becher.

Küßt und trinkt die Welt umher,
Baum und Biene, Mond und Sonne,
Stört mich nicht mit Fragen mehr:
Küſſ' ich, trink' ich meine Wonne?

Reich' die Lippen, holdes Weib,
Und daß ich Dir's nicht verhehle:
Küſſ' ich Deinen ſüßen Leib,
Trink' ich Deine ganze Seele!

Der letzte Kuss.

Leg' ich den Bann Dir auf Dein ganzes Leben,
Mit letztem Kuß verſiegelnd Deinen Mund?
Ich frage, — will als Geiſt Dich einſt umſchweben,
Der Wächter ſein für unſern Liebesbund.

Doch hebt ſich neu in Dir des Blutes Welle,
Dann ſteig' ich gern in's dunkle Schattenreich,
Wo nie des Lebens buntbewegte Helle,
Kein Ton hindringt, wo Alles ſtumm und bleich

Dann iſt es nur ein ſchöner Traum geweſen,
Daß ſich in uns die Seelen auserwählt,
Dann war es nur der Sinne täuſchend Weſen,
Was ſich zum kurzen Liebesbund vermählt.

Ob Geiſt, ob Leib! Der Geiſt will ewig leben;
Der Leib, er wandelt Formen und Geſtalt.
Unſterblich iſt was Geiſterhände weben,
Was Körper ſchaffen, wechſelt den Gehalt.

Drum, drück' ich einſt im letzten Kuß ein Siegel
Auf Deinen dann noch immer roſ'gen Mund:
Bleib' haften nicht an meinem Todtenhügel;
Das Leben iſt ſo ſchön, ſo reich, ſo bunt!

Doch muß ich Nachts im Traume Dir erſcheinen,
Ein blaſſer Schatten aus dem fernen Land:
Mißkenne nicht mein Lächeln, nicht mein Weinen,
Ich leg' nur auf Dein Herz nochmals die Hand.

Ich frag' Dich nur, ob was Dich einſt bethörte,
Als Du im ſüßen Rauſch Dich mir geweiht,
Ob es dem Geiſt, den Sinnen angehörte,
Ob es ein Bund auf Zeit, auf Ewigkeit.

Nicht wie ein Schreckbild will ich Dich umſchweben,
Dein Herz ſei frei, es richte ſelbſt ſich nur;
Ich will nur leiſ' und ſtill die Frag' erheben:
Was herrſcht im All, ob Gott, ob nur Natur?

Ganz und für ewig.

Nie wieder lieben, — was man lieben nennt:
Eins ſein an Seel' und Leib,
Nur Eine Flamme, die gen Himmel brennt,
Ein Weſen Mann und Weib!

Willſt Du es ſchwören? — Schwöre nicht zu balde;
Oft kommt der Tod ſo früh!
Die Vögel frei'n und lieben in dem Walde
In freier Harmonie!

Doch wo der Geiſt im Kampf den Geiſt gefunden,
Glückſelig im Verein:
Kann da ein Herz zum zweiten Mal gebunden
Mit Leib und Leben ſein?

Ich frage Dich, den Schöpfer aller Welten,
Der Du Geſetze giebſt,
Die, weil Natur ſie fordert, ewig gelten,
Und Lohn wie Rache übſt.

Ich raubte mir die reine Kinderſeele
Und ſchuf ſie neu für mich:
War's ein Prometheusraub, und was ich fehle,
Rächt es am Felſen ſich?

Nehmt hin, Ihr Götter, alle Eure Gaben,
Nehmt hin was jemals mein;
Todt will ich gern, für alle Welt begraben,
Nur hier unſterblich ſein!

An dieſem Baum, den ich in Sturm und Wetter
Gehütet ſpät und früh,
Laßt mir das ſtille Säuſeln ſeiner Blätter
In ſüßer Melodie.

Ich hegte ſeine heilig reinen Blüthen,
Den friſchen Erſtlingstrieb,
Schützte die Frucht vor allen Sturmes Wüthen
Mir ſelbſt und ihr zu Lieb.

Verweht die Aſche mir in alle Winde,
Verſink' ich ſtill in Staub:
Wenn ich dies Eine Herz nur wiederfinde
Nicht eines Zweiten Raub!

Und bin ich einſt für alle Welt verloren,
Vergeſſen all was mein:
Laßt in der Einen, die ich mir erkoren,
Mich ſtill unſterblich ſein!

Ries'ſche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Gustav Kühne's

Geſammelte Schriften.

Zweiter Band.

Kloſternovellen.

Leipzig,
Ludwig Denicke.
1862.

Kloſternovellen.

Von

Guſtav Kühne.

Neue verbeſſerte Auflage.

Leipzig,
Ludwig Denicke.
1862.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Vorwort.

Nach dem äußern Erfolg zu ſchließen, hat die Erzählung, die ich hier verbeſſert und in einzelnen Punkten umgeſtaltet den Leſern wieder vorführe, in Deutſchland langſamer ihr Glück gemacht als in Frankreich ihre „freie“, d. h. etwas legitimiſtiſch gefärbte Ueberſetzung, welche zwei Jahre nach dem deutſchen Original erſchien:

Nouvelles de Couvents, par F. Gustave Kuhne. Traduction libre de l'Allemand par le Chevalier B. de la Rancheraye, lieutenant-colonel, ancien secrétaire de l'administration, inspecteur de la maison du Roi et commandant de la suite et des équipages de S. M. Charles X. jusqu' à la mort de ce prince etc. etc. Paris. 1840.

Inzwiſchen wartete das deutſche Buch, ſeit Jahr und Tag vergriffen, auf meine Umgeſtaltung. Ich wollte zugleich den Angriffen und Vorwürfen gerecht werden, welche man beim Erſcheinen der franzöſiſchen Ueberſetzung in Frankreich wider mich erhob. Für die Färbung, welche das Buch jenſeit des Rheins erhielt, konnte ich ſo wenig einſtehen als für die perſönlichen Verfolgungen, mit welchen der Ueberſetzer trotz dieſer Färbung meiner Dichtung bedroht war. Wohl aber mußte ich Rede ſtehen über geſchichtliche Thatſachen, die ich nach franzöſiſchem Urtheil gefälſcht haben ſollte.

Dieſe angeblichen Unrichtigkeiten laſſen ſich auf Zweierlei zurückführen.

Dem Louvre gegenüber ſchilderte ich eine Inſel in der Seine mit einem thurmartigen Wohnhauſe der Marquiſe von Verneuil, der vorletzten Geliebten König Heinrich des Vierten. Man ſtritt über die geſchichtliche Exiſtenz einer ſolchen, ſeit lange verſchwundenen Inſel: ob der Strom, ehedem voller und mächtiger, ſie weggeſpühlt und das Ufer ganz anders geſtaltet und geriſſen. Ich bin auch jetzt nicht im Stande, weder die Gründe gegen die Annahme dieſer Inſel zu widerlegen, noch die Gründe dafür zu vertheidigen; ich erfand mir dieſe Inſel ſammt Schloß. Ich bedaure dies kleine Eingeſtändniß nicht ſchon früher gemacht zu haben. Mein Aufenthalt in Paris im Frühjahr 1859 gab mir aber neuen Grund zur Behauptung der Möglichkeit ſolcher Inſel juſt in der Nähe der Uferſtelle, wo jetzt des vierten Heinrich Reiterbild ſteht. Die Seineufer haben ſich im Laufe der Jahrhunderte, zumal als der Strom weniger zahm und ſeicht war, vielfach verändert; die heutigen Quais beweiſen nicht das Gegentheil: ich habe meine poetiſche Licenz beibehalten.

Dem Vorwurf der Unwiſſenheit über den eigentlichen Vornamen der Marquiſe von Verneuil, die ich Katharine genannt, während ſie Henriette geheißen, habe ich ein perſönliches Bekenntniß entgegenzuhalten. Als ich dieſe Kloſternovellen ſchrieb, erwachte in mir das Gefühl für ein damals noch ſehr junges, zwiſchen Kind und Jungfrau ſchwebendes Weſen, dem ich noch nicht ſo nahe ſtand, um ſeinen Namen Henriette unbefangen und hiſtoriſch zu behandeln; auch hatte ich eine gewiſſe ſchäferliche Scheu, dieſen Namen einer Maitreſſe von Frankreich zu gönnen. Da die Marquiſe von Verneuil nach ihrem vollen Taufzeugniß Henriette Katharine hieß, ſo hielt ich es für verzeihlich, ihr den zweiten der beiden Vornamen zu geben. Ich habe ſie aber jetzt wieder Henriette, und bei ihrer Einkleidung als Novize der Urſulinerinnen, in der Straße Sainte Avoye, Henrica genannt.

An der Erzählung von König Heinrichs Ermordung, an den Einzelnheiten wie am Zuſammenhang der Vorfälle, welche jener That vorangingen und folgten, an der Auffaſſung einer faſt ſolidariſchen Verſchuldung des ganzen Zeitalters dem edlen königlichen Opfer gegenüber, habe ich in dieſer neuen Auflage ſo wenig wie an der Charakteriſtik Ravaillacs geändert. An ſo ſchwerwiegenden, der Geſchichte ganz angehörigen Thaten und Geſtalten ſich Erdichtungen erlauben, wäre auf dem Gebiet des hiſtoriſchen Romans unverantwortlich; meine Auffaſſung war hier gleich Anfangs lediglich Frucht meiner Studien, meine Erörterung und Aufklärung des Verborgenen und Geheimen daran das Ergebniß pſychologiſcher Forſchung und Muthmaßung. Es iſt ja doch recht eigentlich Aufgabe der Dichtung, zu enträthſeln, was ſich hinter den Kuliſſen der Geſchichte vorbereitet, und auf Quellwaſſer zu lauſchen, das hinter den Felſen dem Blick entzogen bleibt und gleichwohl den Strom, der vor unſern Augen fluthet, im Verborgenen nährt.

Dresden, den 5. März 1862.

Der Verfaſſer.

Inhaltsverzeichniss.

I.

Seite
Die Kinder aus der Provence 1

II.

Die Urſulinerin 117

III.

Die Calviniſten von Vaucluſe 147

IV.

Die Jeſuiten in Paris 163

V.

Die Heimath 347

I.

Die Kinder aus der Provence.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Im Sanct Peter zu Genf war das Hochamt beendigt. Die Monſtranz mit dem Prieſter und den dienenden Knaben war verſchwunden, der letzte Orgelton flog wie der betende Seufzer eines Abſchiednehmenden durch die Halle, und über der Dämmerung ſchwebte plötzlich jene bebende Stille, die überzeugender iſt als jeder Laut der Zunge, hier ſei der Gott erſchienen vor ſeiner Welt, der Himmel habe herabgeblickt aus Wolken und ſei zufrieden mit ſeiner Erde, denn die Erde lag weinend oder zitternd in ſcheuer Angſt auf ihren Knieen im Staube. Die Seele richtet ſich auf, noch betäubt von den ſchallenden Hallelujaſtimmen und dem ſüßen Rauſch der Geigentöne. Auf Wolken gewiegt und auf den Wogen der Muſik geſchaukelt, erſchien das Heilige, und was irdiſch hieß, entſchwand im Gewühl der laut entfeſſelten Andacht. Nun iſt alles fort, der Gott wieder verhüllt, die Zungen der Engel gebunden, ihr Fittig rauſcht nicht mehr, die Erde „hat ſich wieder". Dieſe katholiſche Stille iſt nicht todt, nicht drückend; ſie iſt die Ruhe der geſättigten Seele, die ihres Herrn gewiß iſt. Dies Bewußtſein, die Erde ſei gebenedeit, ſchwimmt im katholiſchen Auge, wenn es von ſeiner Andacht aufblickt und ſich auf ſeine Welt wieder beſinnt.

Es waren heut' viel Thränen gefloſſen; manches zitternde Herz hatte gebangt um ſein Heil, und doch den Frieden im Schooß der Kirche gefunden. Eine ungewöhnliche Andacht war über die Menge gekommen; der Biſchof hatte ſelbſt das Hochamt gehalten und vor der Meſſe mehr als hundert Calviniſten eingeſegnet, die ſich als verirrte Schäflein wieder eingefunden, um, wie ſie meinten in der Angſt der verzagten Seele, der Gnade des Himmels nicht verluſtig zu bleiben.

Die Zeit, wo in Genf der Calvinismus ausſchließlich geherrſcht hatte, war vorüber und man ſah die ſechzig Jahre, wo nur Calvins Lehre in der Stadt und Umgegend gehört wurde, für ein Interregnum an. Es hatte ſich ergeben, daß im menſchlichen Gemüth dunkle Mächte verborgen liegen, die die Spürkraft des hellen Verſtandes weder mit der Deutlichkeit ſeiner Definitionen, noch mit der Spottluſt ſeiner Polemik zu bewältigen vermag, und jener Urgrund der menſchlichen Seele, der die Schauer vor der eignen Unergründlichkeit nur überwinden kann, wenn er ſich ſicher weiß im Schooße der ewigen Geheimniſſe ſelber, war nach kurzem Verlauf nüchterner Debatten wieder mächtig geworden und viele tauſend Abgefallene hatten ſich mit doppeltem Vertrauen der allgemeinen Kirche wieder in die Arme geworfen, die mit der Macht der Beſchwichtigung eine wunderbare Gewalt übt. Das war allerdings mit das Werk des würdigen Biſchofs, Franz von Sales, der den keken Erörterungen des reformatoriſchen Verſtandes die Inbrunſt eines tiefen Gefühls und ein Leben voll Heiligkeit entgegenzuſetzen hatte. Die Stadt Genf war Mittelpunkt des Calvinismus geweſen, und hatte ſich des Herzogthums Chablais und der umliegenden Landvogteien bemächtigt, während die proteſtantiſchen Schweizer des Cantons Bern das Waadtland an ſich riſſen. Die Kloſtergemeinſchaften löſten ſich auf, Mönche und Nonnen traten weltlich ins Leben, in allen Landen umher ſaß das neue Chriſtenthum auf dem Stuhl der weltlichen Gewalt, während die Theologen an den Dogmen nagten und die Kirche Chriſti, ihres blühenden Fleiſches entkleidet, in ein Skelett verwandelten. Da war Franz von Sales, ein einzelner Prieſter, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf gezogen und hatte mit Gefahr ſeines Lebens die Segnungen des alten Heils wieder verkündigt. Der glühende Eifer ſeiner Rede war eben ſo groß wie die tiefe Milde ſeiner Geſinnung. Er war ein ächter Prieſter ſeiner Kirche. Wie ein Ruf der alten Mutter, die weinend nach ihrem verirrten Kinde ſucht, und mit ausgebreiteten Armen ihm nachläuft durch die weite Wüſte des Lebens, ſo war ſeine Stimme erſchollen, und die Milde hatte geſiegt, wo die Härte der Gegenhärte unterlegen wäre. Während der Peſtzeit war er, wie von Fittigen der Engel umſchirmt, an dem Bette der Kranken erſchienen, er hatte Wunder gewirkt und die Armen waren ſchaarenweis zu ihm geſtrömt; denn wo er auftrat, blühte das verwelkende Leben mit neuer Gewalt, und die Tröſtungen ſeines geiſtlichen Heils blieben nicht ohne die wirkſamen Thaten, die die Hand verübt. Franz von Sales, aus einer reichen adligen Familie in Savoyen, ſpendete den Armen ſein Hab und Gut. So hatte hier das Herz geſiegt und die kurze Herrſchaft des calviniſtiſchen Verſtandes verdrängt. Der neue Zeitgeiſt war bald verdorrt, denn der Baum des alten Lebens trieb neue Blüthen, und was ſich in Genf und in der Umgegend wie eine kleine abgelegene Idylle geſtaltete, war nicht ohne Anklang in den dramatiſchen Begebenheiten auf dem Schauplatz der großen Welt geblieben. Es war damals die Zeit geweſen, wo der vierte Heinrich von Frankreich ſeine Religion änderte und ſpäter Ludwig XIII. in Avignon den Triumph über die Beſiegung der Hugenotten zu feiern hatte. —

Vor den Kirchthüren des St. Peter zu Genf ſtand eine harrende Menge. Der Tempel hatte die Anzahl der Drängenden nicht faſſen können, ſelbſt die Vorhallen waren gefüllt und manches ſehnſüchtige Auge ſpähte von außen hinein in das dämmernde Heiligthum, manches Knie beugte ſich auf der Schwelle des Hauſes, wenn der Klang der lockenden Schelle bis zu den offenen Flügelthüren drang. Jetzt war der innere Raum der Kirche leer und ſtumm; den bleichen Glanz der langſam erlöſchenden Kerzen tödtete das rothe Sonnenlicht, das durch die bemalten Scheiben brach, hier und da zitterte noch eine Weihrauchwolke ſtill auseinander. Der Haufe Menſchen wollte auch jetzt nicht in die Helle treten; es waren Calviniſten, die an der Pforte ſtanden. Sie hielten ſich für ungeweiht, ſie wagten nicht die Schwelle zu übertreten. Aber den Biſchof wollten ſie ſehen, den heiligen Mann, von dem die Rede ging, die Berührung ſeines Gewandes mache fromm und gut; er ſollte zuerſt für ſie beten, ehe ſie wieder in die Halle ihres Gottes zögen. Mütter hatten ihre kranken Kinder in Tücher gewickelt mitgebracht. Greiſe ſtanden auf den Stab gebückt; ſie mochten nicht ohne den Stab, den die Kirche reicht, zu Grabe wandern. Auch die wilde Jugend ſchaarte ſich um die Alten, Bettelbuben und zerlumpte Dirnen, mehr von Noth und Elend als von Frömmigkeit gequält, Bilder des Jammers mit hohlen Wangen und Thränen im Auge, die der nagende Hunger erpreßte. Wußte doch der Mann, den man einen Heiligen nannte, für Alles Rath, er ſättigte Leib und Seele. Der Hunger ſchien kräftiger noch als die Frömmigkeit; denn als der Kirchendiener den einen Thorflügel wieder aufſchloß, drängten die Buben die Alten zurück, um der Schwelle zunächſt zu ſein. Die Greiſe ſchalten, die Weiber ſchrieen um ihre kranken Säuglinge; das Gewühl des bunten Hauſens ſchien ſich in eitel weltlichen Zank zu verwandeln: da ging die ganze Flügelthür weit auf und der Biſchof trat heraus.

Eine hohe Geſtalt, aber voll weicher Formen, ohne die Hagerkeit, in welcher der finſtere Ernſt erſcheint, doch auch ohne jene fleiſchige Fülle, in der die bequeme Gemüthlichkeit der Pfaffen nicht ſelten einherwandelt. Auf der breiten Stirn lag der Adel ſeines Geiſtes, das greiſe Haar drängte ſich lockig um Haupt und Kinn, das dunkle tiefe Auge war ruhig warm, — eine Quelle des Wohlthuns, ein Bronnen für menſchliche Trübſal. In ſeiner ganzen Erſcheinung ſprach ſich jene Milde aus, die ſich hinter einer unerſchütterlichen Feſtigkeit der Geſinnung ſicher weiß. Man ſah ſonſt nicht leicht auf einem italieniſchen Geſicht ſo viel Ruhe einer leidenſchaftloſen Seele; der Feuereifer eines Predigers der katholiſchen Kirche war ſelten ſo leutſelig und ohne Fanatismus. Franz von Sales verdammte niemals; er hielt die Begründung der Mutterkirche für zu ſicher, als daß ſie der Bannflüche bedürfe; nur den weiten Arm der Gnade habe ſie nöthig, um alle Welt in ihren Schooß zu ziehen. Und in dieſem Sinne hatte er denn auch die berühmte, mehrfach wiederholte Unterredung mit dem calviniſtiſchen Irrlehrer Theodor Beza gehalten, von dem man ſagte, er würde ſich bekehrt haben, wenn er nicht bald nach der letzten Begegnung mit Franciscus Saleſius geſtorben wäre. So aber hieß es, der Ketzer ſei an den überzeugenden Gründen des frommen Redners plötzlich verſtorben, und die Sage von den Wunderthaten des Biſchofs von Genf ging durch alle Welt, und wo er hintrat, floh oder verſiechte der Irrthum. — Der Mann, der jetzt aus der Kirchthür trat, ging ſehr einfach gekleidet; er verſchmähte möglichſt allen Pomp des Ceremoniels; das ſchlichte Gewand verrieth kaum den Biſchof und Hirten einer Heerde Chriſti. Unter dem Biſchofsrock trug er, wie man ſich ins Ohr raunte, ein härenes Gewand, obwohl einige Gewährsmänner und Kenner der menſchlichen Dinge in ihren Schriften über den heiligen Franz behaupteten, Geißel und Härenhemd habe man um das Jahr 1600 in der katholiſchen Welt nicht mehr geliebt, und Franz von Sales ſei als ein Mann von hochadliger Abkunft für derlei grobe Marter doch von zu weichlichem Körper geweſen. Wie dem auch ſein mochte: die gläubige Menge hielt ihn für einen Ausbund aller Gottſeligkeiten. — Mit ſeinem Erſcheinen war der Tumult des drängenden Menſchenhaufens, der ſeiner harrte, beſchwichtigt, die Buben ſtürzten ihm zu Füßen, um ſeine Schuhe zu küſſen, die Greiſe krümmten ſich noch tiefer an ihren wankenden Stäben, die Weiber hielten die eingewindelten Kinder über die Knieenden mit ſtummem Flehen ihm entgegen.

„Warum ſeid Ihr nicht vor dem Herrn in der Kirche erſchienen?“ fragte der Biſchof und überblickte die Menge, die ſich von fernher noch hinzudrängte. Ein derber Landmann faßte ſich ein Herz, ſchlug an ſeine Bruſt und ſprach: „Wir ſind noch eitel Calviniſten, Herr, wir wollten nicht vor den Altar treten, ehe Eure Hand uns eingeſegnet!“

„Ich ſegne Euch, wenn Ihr glaubet, und ich ſegne Euch, auch wenn Ihr nicht glaubet, auf daß Ihr dereinſt glaubet und der Gnade nicht entbehret!“ ſagte der Biſchof und breitete ſeine Hände nach allen Seiten über die Hülfsbedürftigen. Sie krochen hinter ihm her und wichen langſam vor ihm aus, ſo daß er nur mühſam weiter ſchritt. Da tummelten ſich zwei Geſtalten mitten im ſtillen Gewühl. Ein finſtrer zorniger Mann mit buſchigen Brauen und zottigem Barte rang mit einem Knaben, der ſich vorzudrängen bemüht war. Er ſuchte den Kleinen zurückzuhalten und griff nach ſeinem Arme, den derſelbe jetzt laut rufend emporſtreckte; in den zitternden Fingern hielt er ein weißes Blatt Papier, das eine Bittſchrift ſein mochte. „Laß mich, Jacotot, die ſterbende Mutter will es!“ ſchrie der Knabe heftig, und entwand ſich den Armen des breitſchultrigen großen Mannes, der ihm das Blatt zu entreißen geſtrebt, und ſich unwillig murrend den Blicken der um ihn Stehenden entzog. Mit einigen raſchen Handbewegungen drängte ſich der Bube durch den Haufen und ſtand jetzt vor dem Biſchof. Er lüftete etwas nachläſſig, aber doch mit Ehrerbietung die ſchwarzſammtne Mütze, ſchüttelte die braunen Ringellocken zurück und blickte mit einer Art kecker Zuverſicht zu dem Prälaten auf. „Mutter Giovanna ſchickt mich zu Euch, hoher Herr,“ ſagte er mit heller Stimme; „ſie meinte, ſie könne nicht ſterben, wenn Ihr das nicht leſ't. Ach, es hat recht Eile, lieber Herr, denn die arme Mutter iſt wirklich todkrank.“

Hiermit überreichte er die Schrift und ſah ſich im Kreiſe um, als fürchte er, ſein Widerſacher könne auch jetzt noch die Ausführung ſeines Entſchluſſes hindern; jener finſtere Mann aber war verſchwunden.

Der Biſchof hatte das Papier entfaltet; es war der Hülferuf einer Sterbenden, die nach den Segnungen der Kirche verlangte, ein langes Bekenntniß von Reue und Buße, mehrere Seiten eng geſchrieben mit zitternder Hand. Es ließ ſich an Ort und Stelle nur ſo viel abnehmen, daß hier ſchneller Beiſtand einer um ihr Seelenheil Verzagten nöthig ſchien.

„Wo iſt Euer Haus, mein Sohn? Ich will Dir folgen,“ ſagte der Biſchof. — „Ach das hab' ich mir gleich gedacht!“ frohlockte der Knabe und küßte dem Prälaten das Gewand. „das hab' ich mir gleich gedacht, daß ein frommer Mann auch ein menſchlicher Mann iſt, ſo ſehr auch der Jacotot widerſprach und mich abhalten wollte, den Befehl der guten utter zu vollziehen!“

„Wer iſt Jacotot?“ fragte der Biſchof, indem er dem Kleinen die Hand auf die Schulter legte. Sie ſchritten Beide durch die Gaſſe, die der Menſchenhaufe vor ihnen bahnte; hinter und vor ihnen ſchloß ſich die Lücke und der Schwarm der Bettler folgte zu beiden Seiten.

„Jacotot iſt ein alter Diener meines Vaters,“ ſagte der Knabe. „Ach der Vater iſt weit fort, niemand weiß wohin, und Jacotot brachte mich als ganz kleines Kind zur Mutter Giovanna hierher ſchon vor gar langer Zeit. Aber die gute Mutter wollte von Jacotot nichts halten, obwohl ſie viel mit einander verkehrten; ſie ſagte, er ſei ein wahrer Heide oder ein Ketzer, wie ſie es nannte. Ich weiß nicht, was Heide oder Ketzer ſein mag, aber das denke ich, daß der Jacotot doch im Grunde ein guter Kerl iſt, der es ſehr brav mit uns meint, ſo ſonderbar er auch thut und wunderliche Reden führt, die die Mutter für ſündhaft hält. Ach, wenn nur Mutter Giovanna noch recht lange leben bliebe und nicht ſo viel weinte über ſich und uns! Schweſter Antoinette und ich, was haben wir nicht ſchon ſo oft gebetet, recht wacker und offenherzig! Aber die Mutter ſagte, wir beteten nicht auf die rechte Weiſe, wir verſtänden es nicht, und es ſei hohe Zeit, daß uns ein werther Herr Prieſter erſt ſelbſt ins Gebet nähme. Wenn ich nur wüßte, was man ſo recht beten nennt, ich wollt' es noch weit kräftiger thun als bisher, denn alle unſere Bitten zum lieben Herrgott ſind umſonſt geblieben. Auch haben wir Kinder es nur ſo für uns getrieben zu Hauſe und ſind nie in der Kirche geweſen. Nur ein einziges Mal war ich für mein Theil im St. Peter. Die Angſt um das Leiden der Mutter, die immer die Hände rang, trieb mich fort; ich wollt's einmal dort verſuchen. Aber ich muß ſagen, lieber Herr Biſchof, es hat mir da gar nicht gefallen. Die heilige Muſik mag recht ſchön ſein, obwohl mir's doch viel zu laut vorkam, ſo daß ich ganz vergaß, was ich eigentlich beten wollte. Und dann machen ſie den Leuten doch gar zu viel Dampf dort vor, ich meine aus den Rauchfäſſern, die die Knaben mit den rothweißen Röcken ſchwingen. Seitdem bin ich nicht wieder in der Kirche geweſen, und Jacotot ſagte auch, das ſei gar nicht die rechte Art, ſeinem Herrgott zu dienen. Die Mutter aber, als ich ihr meine Noth geklagt über den heiligen Lärm im St. Peter, ſchalt mich tüchtig aus und verbot mir davon zu reden, ich ſei ein unwiſſender Burſch. Und ſo blieb's denn dabei, daß wir Kinder nicht wußten, wie wir beten ſollten, und Mutter Giovanna blieb krank, und wenn ich auf meinem Bette des Nachts ſaß, und ſtill für mich ſprach: Lieber Gott im Himmel, der Du alles kannſt, mach' uns die Mutter geſund! ſo wollte das niemals helfen."

Der Biſchof hatte den Knaben ernſt bei der Hand genommen. Er wandte ſich jetzt zu der nachfolgenden Menge, ſtreckte noch einmal ſegnend ſeine Hände aus und wehrte die fernere Geleitſchaft ab. Dann betrachtete er den feinen Burſchen, der ſich an ihn ſchmiegte, nicht ohne Antheil und faſt mit Rührung. Der Kleine war in Sammt und Seide gekleidet, nicht eben neu und reich, aber doch ſauber und modiſch, wie Kinder adliger Häuſer damals gingen. Aus dem ſchwarzen Wamms und unter der gleichfarbigen Mütze blickte ein feingeſchnittnes blaſſes Geſicht hervor; der Anmuth der kleinen, harmlos geſchwätzigen Lippe und der ſanften Wölbung der Stirn widerſprach die aufblitzende Keckheit des dunkelbraunen Auges, die zerknüllte Halskrauſe und der üppige Haarwuchs brachten einige Verwilderung in die ſonſtige Sauberkeit des kleinen Mannes.

„Wie heißt Du, mein Sohn?“ fragte der Prälat wohlwollend.

„Raoul iſt mein Name,“ war die Antwort, „und die Schweſter heißt Antoinette. Mutter Giovanna iſt aus Savoyen gebürtig, ſie hat mir immer viel von dem ſchönen Italien erzählt, aber ich und der ferne Vater, von dem ich nur weiß, daß er mich auf den Arm nahm und küßte, als er von uns ging, wir ſind Franzoſen, wie Jacotot ſagt, dort aus dem herrlichen Nachbarland, das man die Provence nennt. Da lebten wir auch ſeit Menſchengedenken, das heißt ſo lange ich denken kann, die Mutter und wir zwei Kinder und der treue Jacotot, ganz verſteckt in den Bergen, wo uns niemand ſah als der ſchöne blaue Himmel, und uns niemand hörte, als wenn wir in den Wald hinein ſchrieen und das Echo wiedertönte. Von dort ſind wir auch erſt vor kurzem hergekommen, weil es die Mutter ſo wollte, und wohnen da unten in der Vorſtadt, ganz mäuschenſtill, weil Mutter Giovanna ſo krank iſt.“

Der Biſchof fühlte nach dem Papier, das er zu ſich geſteckt hatte. Es war nicht thunlich das lange Schreiben noch einmal zu entfalten; ſomit folgte er dem Burſchen, der ihn über die Brücke nach der Vorſtadt St. Gervais führte. Vor einem abgelegenen, mit Gebüſch umzogenen Hauſe hielt der Knabe ſtill und ſprang über die Hecke, um die Gartenpforte von innen zu entriegeln. Er wollte den Hofhund, der ſonſt fremde Erſcheinungen übel zu begrüßen pflegte, in die Kette werfen, aber das unbändige Thier lag winſelnd und wehklagend vor der Schwelle der Hausthür und kroch mit allen Gebährden der Trauer zu dem Knaben, der jetzt zum Biſchof zurückeilte, um ihn hereinzunöthigen. „Mir iſt ſehr bang zu Muth;“ flüſterte Raoul, „der Hund iſt ſonſt nie ſo demüthig.“ An der Hand des Kleinen trat der Biſchof in das niedrige einſtöckige Haus, während der Hund einen langen Klagelaut von ſich ſtieß. Aus der innern Thüre des Gemachs blickte Jacotot, jener Mann mit den finſtern Augenbrauen, der vor der Kirche bereits erſchienen war. In ſeiner kalten bleichen Miene lag die Gewißheit einer traurigen Botſchaft. In dem Blick, den er auf den Biſchof warf, war ein Gemiſch von Spott und Gleichgültigkeit; den Knaden faßte er ſanft beim Kopf und bedeutete ihn ſtill zu ſein. Aber das Wehklagen einer ſchluchzenden Mädchenſtimme, das aus dem Zimmer drang, war ein lautes Zeugniß von dem, was ſich ereignet. Die kleine Antoinette ſtürzte weinend vor und Raoul fing die Zitternde mit ſeinen Armen auf. „Sie iſt todt, iſt todt!“ ſchluchzte das Kind an des Bruders Halſe und der Strom von Thränen, der aus Raouls Augen brach, miſchte ſich mit den ihrigen. So hingen und ſchwankten die Kinder an einander, bis auch dem Knaben die Kraft verſagte, das kleine Mädchen zu halten, und Beide mit umſchlungenen Armen auf den Boden glitten. Dem Prälaten, der hier zu ſpät gekommen, um einer Sterbenden die Segnungen ſeiner Kirche zu bringen, verweigerte der düſtere ſchweigſame Jacotot nicht weiter den Eintritt. Im Hintergrunde des Zimmers ſtand das Bett, auf dem die todte Giovanna lag. Die Lebensröthe, die der ſchnelle Kampf des Sterbens ihr in die Wangen getrieben, war in ihren Zügen noch ſichtbar; das Auge, das in den letzten Momenten noch den Himmel geſucht, war ſtarr geblieben in dem Aufblick nach der Höhe, die gefalteten Hände hielten ein Crucifix an den Buſen gepreßt, die Lippe ſtand geöffnet in der Qual des letzten betenden Seufzers.

Der Biſchof ſtand am Lager der Todten in ſtummer Trauer. Es war eine lange Stille im Zimmer; nur die Kinder, die am Boden ſaßen, ſchluchzten vernehmlich. Jacotot war herbeigekommen und legte die Hand auf die feuchte Stirn der Schlafenden. „Sie iſt als Calviniſtin geſtorben," ſagte er dem Prälaten mit einer Art trotziger Feſtigkeit ins Angeſicht. — „Sie iſt als Chriſtin geſtorben," ſprach der Biſchof und richtete ſein mildes Auge mit der ganzen Feſtigkeit einer ſanftmüthigen Seele auf den Diener. „Biſt Du Calviniſt, ſo wünſche ich, Du mögeſt dereinſt ſo fromm und chriſtlich ſcheiden als dieſe Todte. Sie hat das Kreuz in den Händen, ihren Gott im Herzen, in dieſem Auge, das gen Himmel gerichtet brach, liegt die Sehnſucht einer müden irdiſchen Seele, die nach der Gnade des Herrn Verlangen trägt. Zudem hat ſie zu mir, einem Diener der Mutterkirche Gottes, geſandt in ihrer Todesſtunde; hier ſteht ihre Beichte auf dem Blatt Papier, das mich zu ihr rief. Es geſchieht im Sinne der Verſtorbenen, wenn ich ihr ein katholiſch Begräbniß gewähre. Kraft meines heiligen Amtes ſpreche ich dieſe Todte ſelig, und bete für ſie, was auch ihr Glaube im Leben geweſen ſein mag; die letzte Stunde, der letzte Gedanke tilgt auch ein Leben voll Sünde und Irrthum."

Jacotot hatte ſich gebückt fortgeſchlichen; er kam jetzt wieder mit dem Wundarzt, den er herbeigerufen. Das Blut ſprang unter der Lanzette, aber das Leben wollte nicht zurückkehren, ein ſchneller Krampf hatte ſich des Herzens bemächtigt. Als die Kinder das Blut ſahen, rafften ſie ſich vom Boden auf, weinten lauter und warfen ſich zu beiden Seiten über das Lager der todten Mutter und blickten ſich von hüben und drüben ſchmerzlich in die thränenvollen Augen. Die kleine Antoinette war ganz matt und aufgeköſt, und der lebhaftere Raoul erſchöpfte ſich bei allem Schmerz der eignen Seele an Liebkoſungen für die Schweſter und küßte ihr die Thränen aus den Augen, die ſich immer wieder füllten. Das zarte Mädchen hatte die Todesſtunde bei der Mutter allein überdauert. Raoul war mit dem Brief an den Biſchof fortgeeilt und war vom Hauſe des Prälaten nach der Kirche gelaufen, wo er das Ende des Gottesdienſtes abwarten mußte. Jacotot, den Tod der Frau nicht für ſo nahe erachtend, war ihm gefolgt; er ſchien Gründe zu haben, um den Knaben von der Ueberbringung des Schreibens abzuhalten. Die alte Magd war beim Herannahen der Todesangſt zum Wundarzt geeilt, und ſo war Antoinette ganz allein geblieben um die ſterbende Mutter. Es that jetzt Noth, für das ſchwache Kind Sorge zu tragen, und Raoul machte ihr im Winkel des Zimmers eine Lagerſtätte zurecht, lehnte ſie ſanft auf die Kiſſen, und ſaß vor dem hingeſunkenen Mädchen, ſeinen eignen Thränenſtrom beſchwichtigend. Während deſſen war der Geiſtliche ans Fenſter getreten und entfaltete noch einmal den Brief, der ihm Aufſchluß geben ſollte über die Verſtorbene, die ihm der eilfertige Engel des Todes faſt widerrechtlich entzogen.

Das Schreiben war in verſchiedener Stimmung, zu verſchiedenen Zeiten, aber doch, wie es ſchien, in ihren letzten Lebenstagen von der Geſtorbenen verfaßt, bald mit der ruhigen Klarheit eines mit der Welt und dem Leben fertigen Gemüthes, bald in der Angſt des drängenden Todes. Der Biſchof las eifrig und anhaltend. Die Kinder ſaßen im

Winkel gekauert, der finſtere Jacotot ging ab und zu, bald mit Dieſen, bald um die Todte beſchäftigt; der Trotz, den er dem Prieſter geboten, war einer Scheu gewichen, die er nicht zu bewältigen wußte.

Eine ſchwere Gedankenwolke lag auf der Stirn des Prälaten, als er den Brief, das Vermächtniß der todten Giovanna, wieder ſchloß und an das Lager trat. Die Züge der Frau waren verändert, zum Theil entſtellt durch den Kampf der ſo plötzlich hereingebrochenen letzten Stunde. Der Biſchof ſtand lange über ſie gebeugt und dachte entſchwundenen Zeiten nach, in die ihn Giovannens Bekenntniß geführt. Sie hatte noch mehr vertrauen, ihm mündlich beichten wollen, die Schrift hatte nur die Vorläuferin ihrer Bekenntniſſe ſein ſollen: nun ſtand ihre Seele ſchon vor Gott und der Prieſter fand nur ſchwache Spuren in ſeinem Gedächtniß, um die zerſtückten Worte der Sterbenden mit ihrem Leben zuſammenzuſchließen. Franciscus mußte der Zeit gedenken, wo der Calvinismus zu Genf in Blüthe ſtand. Ganze Kloſtergemeinſchaften löſten ſich damals auf, der Rath und die Stadt Genf ſchwuren förmlich die alte Lehre ab, Mönche und Nonnen flohen nach Savoyen, nach Italien oder in die katholiſch gebliebenen Cantone. Aber nicht überall trennte ſich das alte vom neuen Leben auf ſo entſchiedene Weiſe. In manchen Klöſtern hatte ſich eine Hinneigung zum Calvinismus erzeugt, der mit Forträumung der veralteten Kirchenformen auch den Menſchen zum Menſchen wieder naturgemäß führte. Die Natur ſtand damals auf wider den Geiſt, und ſchüttelte den alten Terrorismus ſeiner angemaßten Herrſchaft von ſich. Es war nicht blos die Schlange, die da wieder ſprach: Naſche doch vom Baum der Erkenntniß! nicht blos der Kitzel der Sinne war es, der ſich regte, denn dieſem wurde in den Klöſtern ſelbſt zur Genüge gefröhnt: wie eine leuchtende Morgenröthe zog der Gedanke durch manches bisher ſtill behütete Herz, der Menſch könne fromm ſein und doch in aller Weltlichkeit den Forderungen der Natur gehorchen. Wie eine zuckende Freude ſtieg in dem Gemüth manches Beters und mancher Beterin der Entſchluß auf, der Welt und dem Leben anzugehören, und unter Menſchen ein Menſch zu ſein. Da ward die ſtille Zelle zur Marterkammer, die eingeſperrten Gedanken liefen an den engen Wänden auf und ab, und ſtürzten ſich endlich kopfüber zum Fenſter hinaus in die buntbewegte Welt; ſelbſt das Gebet wollte nicht mehr einſam ſein, es mochte nicht mehr ungetrübt und ſtill wie die Rauchſäule Abels zum Himmel ſteigen, es wollte mitten im Leben auf einem Herde ſich entzünden, und nicht die Sprache der Schlange blos, das alte Wort des alten Gottes: Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei! tönte und hallte wieder in manchem bisher ruhig in den Satzungen des hergebrachten Dienſtes befangenen Gemüth. Mönche und Nonnen ſtiegen aus den Grabgewölben, wo ſich der Menſch mit allen ſeinen Wünſchen eingeſargt, und es waren nicht die Schlimmſten, nicht die in geheimen Sünden Befriedigten, in denen die Stimme der Natur am lauteſten ſprach und nach einer Stunde der

Erlöſung aufſchrie. Geiſtliche Brüder und Schweſtern ſah man halb weltlich gekleidet ſich in Genf die Hände reichen zum ehelichen Gelöbniß; denn ſeltſam genug trugen die Töchter der weltlichen Stände, auch wenn ſie rein calviniſtiſch wurden und zum neuen Glauben ſchwuren, doch immer eine Art Scheu vor ehemals geſcheitelten und geſchornen Köpfen, und ſo fand denn das Beiſpiel, das der norddeutſche Reformator, der würdige Dr. Martin Luther, ehemals Auguſtinermönch, durch ſeine Heirath mit der frommen Nonne Katharina gegeben, eine ſehr wohlbegründete Nacheiferung.

Die Nonnen von der Heimſuchung Mariä und die Barfüßermönche in Genf ſchienen ganz vorzüglich in Sympathieen getreten zu ſein. Auch trug die nahe Lage beider Klöſter nicht wenig dazu bei, daß unter den ehemaligen Mitgliedern derſelben eheliche Verbindungen geſchloſſen wurden. Zwiſchen den beiden Ordensgebäuden der Mönche und Nonnen lief nur eine einzige große Mauer; zum Theil ſtand freilich das Haus des Biſchofs mitten inne, das jedoch, war das Regiment des Oberhirten mild, auch nicht gerade abſtoßenden Einfluß übte. Genug, die Aebtiſſin der Nonnen von der Heimſuchung hatte dem Prior der Barfüßer auf gut calviniſtiſch vor dem Altare die Hand gereicht, und inſofern auch die Calviniſten von einem heiligen Stand der Ehe ſprachen, waren ſie doch nicht ganz aus Gottes Händen gefallen, obſchon ſie auf den Ruf von Heiligen, auf den ſie Vielleicht ſchon Anwartſchaft gehabt, nunmehr verzichten mußten.

Dieſe Aebtiſſin war niemand anders geweſen als die todte Giovanna. Sie war aus Savoyen gebürtig, der Barfüßerprior aus der Provence. Er gehörte einer altfranzöſiſchen Familie an, die in ihrer Heimath Güter beſaß. Dorthin hatten ſich Beide als ehelich Verbundene zurückgezogen, und lebten eine Zeitlang im Schooß der Natur ein Leben voll Freude und Behagen. Eine weitläufige Verwandte Giovannens mit ihrem Freund aus dem Kloſter, einige andere gleichgeſinnte Brüder und Schweſtern, die ebenfalls weltlich geworden, hatten ſich an ſie geſchloſſen, und man erzählte ſich in Genf damals mancherlei von der kleinen Colonie ehemaliger Mönche und Nonnen in den Alpen der Provence.

Lange ſollte jedoch dies idylliſche Glück einer ſüßen Natürlichkeit nicht dauern. Die Götter des alten Lebens, deren Altäre man verlaſſen, waren noch mächtig in der Rache und ließen ſich nicht ohne Opfer abfinden. Es entſtand Hader und Zwiſt in der Colonie. Einmal gelöſt von dem alten geheiligten Verbande, konnte man nicht leicht als Erſatz etwas finden, das die losgebundenen Gemüther zuſammenhielt. Den Schmerz hatte man abgeſchworen, der Freude die Hand geboten; aber die Freude ward nun ſelbſt zur Pein. Einige loſe Geſellen, die mit und ohne Kutte ihrem Hange zu einem luſtigen Leben fröhnten, ſtörten den Frieden der harmloſen Eintracht. Das alte Geſetz galt nicht mehr, den Geboten der neuen Lehre fehlte die Ehrfurcht gebietende Macht des gewohnten Herkommens, und ſo ward der Genuß des Augenblicks und die Willkür der Begierde das Einzige, dem man huldigte. Ein ſtürmiſcher Freigeiſt, früher im Kloſter der ärgſte Flagellant und Büßer, jetzt aber nach dem Umſchwung ſeiner Geſinnung ein fanatiſcher Neuerer, entwarf den Plan zur Stiftung einer Sekte, unter deren Statuten die Aufhebung der Ehe und die Gemeinſchaft der Weiber das oberſte Geſetz war; wenn die Ehe, predigte er, kein Sacrament mehr iſt, ſo bindet ſie auch nicht mehr an den Himmel und an die Ewigkeit, iſt nur gültig auf Zeit und gegenſeitiges Uebereinkommen. Da erbebten die vom alten Glauben abgefallnen Gemüther, ſie ſahen ſich an den Rand eines ſchwindelnden Abgrundes gedrängt. Der Verführer hatte eine glatte Zunge, er war ein denkender Kopf. Aber das alte Gewiſſen regte ſich plötzlich laut. Die Frauen ſchrieen um den verlornen Himmel, die Männer ſahen ſich des Kleinods beraubt, um deswillen ſie alles verlaſſen und aufs Spiel geſetzt. Die Zeiten wurden auch von außen her ſchwer, die Hugenotten in Frankreich wurden hart bedrängt, die Colonie floh tiefer in die Berge; endlich zerſtreuten ſich die Mitglieder in alle Welt und ſuchten im Getümmel des Kriegslebens oder von neuem im Schooß der alten Kirche ihr Heil.

Giovanna war am längſten in den Alpen der Provence geblieben, aber ihr Gatte hatte ſie verlaſſen, und ſo ging ſie mit den zwei Kindern und in Begleitung Jacotots nach Genf zurück, um an dem Orte ihres ehemaligen Wandels die Verirrungen ihres Lebens abzubüßen. Ihre junge Verwandte, hieß es, habe ſich in ein franzöſiſches Kloſter geflüchtet; Giovanna aber wollte die beiden Kinder einem würdigen Prieſter der Kirche anvertrauen, damit dem Herrn wieder überantwortet werde, was ihm entzogen war. Jacotot, der um die Schickſale ihres Lebens wußte, verließ ſie nicht, obwohl ſein Sinn, der calviniſtiſchen Lehre ein für allemal ſtreng zugethan, mit der ſchließlichen Bekehrung Giovannens in Widerſpruch ſtand. Er war vergeblich in ſie gedrungen, die Kinder ſeiner Leitung anzuvertrauen, um ſie zu einem tugendhaften weltlichen Leben zu erziehen. Das Gemüth der kranken Frau war gebeugt, alles hatte ſie verlaſſen, ſie wollte abſchließen mit dem Himmel und glaubte durch die Ueberlieferung der Kinder in die Hände eines Dieners der Mutterkirche das Heil ihrer Seele wiederzugewinnen. Dem würdigen Biſchof zu beichten und durch den Genuß ſeines ſegensreichen Zuſpruchs ſich auf den Tod vorzubereiten, lag eben ſo in dem feſten Willen ihres Entſchluſſes. So ſchrieb ſie ihm nach langem Zögern die Bekenntniſſe und übermachte ihm die Kinder. Jacotot hatte es nicht hintertreiben können, das ſchriftliche Vermächtniß war in den Händen des Biſchofs. „Ich habe die Kinder", hieß es in Giovannens Confeſſion, „wie die meinigen erzogen, obwohl nur Raoul der Sprößling meiner Ehe iſt. Antoinette iſt das Kind jener armen Verwandten, die mit mir das Kloſter verließ. Beide ſind in der Unſchuld des jungen Lebens, in dem harmloſen Nichtwiſſen von den Sünden der Welt, in den Bergen der Provence erwachſen, ſie lieben ſich wie Geſchwiſter und ich habe die Eintracht ihrer kindlichen Gefühle nicht ſtören mögen. Antoinette weiß nicht anders, als daß ſie Raouls Schweſter iſt; mag es ihr denn ein Geheimniß bleiben, daß ihre Mutter wieder den Schleier nahm und als eine Jungfrau des Himmels keinen Theil hat an dem Geſchick ihres irdiſchen Kindes. Die Liebe der beiden Pfleglinge meiner Sorge mag in der Liebe zu ihrem Gott erlöſchen, ich übergebe ſie Dem, vor deſſen Richterſtuhl ich trete; es giebt kein anderes Heil hienieden als im Dienſt des Herrn. — Ich komme nicht mit leeren Händen, wenn ich der Kirche dieſe Kinder darbringe. Die Summe, die mein Gatte mir hinterließ, als er von mir ſchied, iſt bedeutend genug, um die Erziehung der Kinder zu lohnen. Ich übergebe alles dem würdigen Prieſter zur Verfügung, der ſich der beiden elternloſen Waiſen annimmt und ſie vor den Augen Gottes leitet. Jacotots treue Dienſte belohne ich mit dem, was ich für ihn jährlich ausgeſetzt. Ich ſterbe wie man ſterben kann, wenn man ſich mit dem Leben kärglich abgefunden, in der Hoffnung auf die Gnade des Himmels. Ich habe geirrt, daß ich meiner ſchwachen menſchlichen Seele die Feſtigkeit zugetraut, um den Bruch mit den Geſetzen des alten Glaubens zu ertragen; mein Geiſt ſehnt ſich in aller Zerknirſchung nach der Ruhe des Todes. Ich war ſündhaft wie jeder Sterbliche, aber ich war in der Weltlichkeit nicht ſträflicher, als im heiligen Nonnenſtande, ich lebte an der Seite des Mannes, der mich liebte, tugendſam als ſein treues Weib, ich war, ſo mir der Heiland helfen mag, nie ganz aus den Händen meines

Gottes geſallen, auch da nicht, als ich den Schleier abthat, um die Gattin eines Mannes zu werden. Dennoch bangt meiner Seele, ob der würdige Biſchof meinen Leib in geweihter Erde wird ruhen laſſen. Mit meinem Gott bin ich faſt verſöhnter, als mit den Menſchen. Könnt Ihr es über Euch vermögen, Sterbliche, die Ihr auch nur Staub ſeid, und der Gnade und der Reinheit der Seele ermangelt, ſo laßt mich im Kloſtergarten unter der Linde ruhen, die ich als Aebtiſſin pflanzte. Iſt es zu ſehr gegen den Brauch des Herkommens, findet Ihr es empörend, daß ein Weib, welches die Zelle verließ und weltlich wurde, innerhalb der heiligen Mauern eine Ruheſtatt finde, ſo begrabt mich, wo Ihr wollt. Aber vergeßt das Kreuz nicht auf meinem Hügel, denn ſo wahr Gott lebt! ich bin nie vom Kreuze abgeſallen, meinen Chriſt und Erlöſer habe ich nie verleugnet, auch da nicht, als Ihr mich eine Ketzerin ſchaltet. So meines Gottes gewiß, thut mit meinen Gebeinen nach Eurem Wohlgefallen. Ich bin mit der Welt fertig, die Qual meines Gewiſſens iſt mir in Gebet hinweggenommen, der Herr iſt ewig milde!"

Das dunkle Auge des Biſchofs ſtand mit ſanften Flammen über dem Antlitz der todten Giovanna. „Geh' ein in den Frieden, wenn ihn Dir Gott gewährt. Wie können, wo Er entſcheiden wird, Menſchen richten! Ich beſiegle meine Worte mit dem Kuß der chriſtlichen Liebe." Er drückte ſeine Lippen auf Giovannens kalte Stirn, zog mit leiſer Hand die Augenlider über den ſtarren, gebrochnen Blick der Todten und ſprach über das ſchlafende Angeſicht den Segen ſeiner Kirche.

Jacotot ſtand in dumpfer Beſchämung an die Wand gelehnt; die ruhige Würde eines Prieſters der ihm verhaßten katholiſchen Kirche hatte ihn vernichtet, wenigſtens entwaffnet. Der Prälat wandte ſich zu den Kindern. Antoinette lag ſtill zuſammengekauert und ſchlief; die Lebensgeiſter des zarten Mädchens waren erſchöpft. Raoul kniete neben ihr mit gefalteten Händen wie ein Wächter an der Pforte ihres Schlummers. „Nun haben wir Kinder auch keine Mutter mehr!“ ſagte er mit leiſer Stimme, als der Biſchof die Hand auf ſein lockiges Haar legte. „Ich will Euer Vater ſein!“ ſprach der Prieſter mit freundlichem Tone. Der Knabe blickte wie ungläubig und zweifelnd in das Antlitz des frommen Mannes, Jacotot erhob ſein argwöhniſches Auge und maß den Diener der Kirche mit langen Blicken, und während ſich alles ſtill betrachtete, um ſein Verhältniß zu einander zu erwägen, erſcholl von außen der gedämpfte Klagelaut des getreuen Hundes aus der Provence.

Ueber dem Kloſtergarten lagen die Schatten des Abends. Am Himmel leuchtete der Stern der Liebe, aber niemand blickte zu ihm auf. Auch ſtand der Mond, der keuſche Wächter, ihm gegenüber, den Venusſtern mit hellem Auge behütend. In den Wipfeln der Lindenbäume flüſterten leiſe Winde und unten in den Laubgängen wandelte eine Schaar dunkler Geſtalten. Es waren die Nonnen von der Heimſuchung Mariä. Die Abendmette war vorüber; mit der Gewiſſensprüfung, die auf die Mette zu folgen pflegte, waren die frommen Schweſtern bald fertig geworden und ſo blieb vor der erſten Nachtglocke noch ein Stündchen, um ſich im Schatten des Abends von der eintönigen Arbeit der täglichen Bußen zu erholen. Einige von den frommen Jungfrauen ſuchten das Dickicht des Parkes, um mit ihrem Gott ganz allein zu ſein; andere wandelten Arm in Arm unter den Lindenbäumen und labten ſich am Duft der Blüthen. Um das große Baſſin in der Mitte des Gartens, wo der Springquell plätſcherte, hatte ſich eine Gruppe geſchaart, um den Spielen eines fröhlichen Mädchens zuzuſchauen. Es war Antoinette, das Kind aus der Provence, wie man ſie zu nennen pflegte. Der Biſchof hatte die Kleine, die eine Zeitlang mit Raoul zuſammen in ſeinem Hauſe geblieben, dem Kloſter übergeben und der frommen und gelehrten Schweſter Clementine ihre Erziehung anvertraut. Das war die würdige Kloſterfrau im dunkeln Habit, die auf dem Rande des Baſſins ſaß, den kleinen Pflegling behütend, der ſich nach dem Waſſer hinüberbog, um das tanzende Mondbild zu betrachten.

„O je, wie es hüpft und ſpringt,“ ſagte das Kind, „ſieh nur, Mutter Clementine, es blinkt mit den Augen und zieht die Lippen hin und her, als wollte es reden, und es kann doch nicht!“

„Das täuſcht ſo, weil der Waſſerſpiegel in Bewegung iſt," lehrte die würdige Frau.

„Immer unruhig iſt es," ſchwatzte die Kleine, „immer hin und her bewegt, und es iſt doch ganz daſſelbe runde Mondgeſicht, das dort oben am Himmel ſo ſtill hält."

„Es iſt eben ſo mit unſerem Herzen!" ſeufzte die fromme Schweſter für ſich hin. „Selbſt wenn die Bilder des Himmels und aller Heiligen in ihm ſind, ſo ſchwankt es doch her und hin, ſo lange es auf der Welle des Lebens ſchwebt."

„O ſieh," rief Antoinette, „jetzt ſteht es mäuschenſtill, und rührt ſich nicht mehr."

Der Waſſerſtrahl hatte aufgehört zu ſpringen, ſeine Triebkraft war erſchöpft, und die Oberfläche lag glatt vor Augen.

„Wenn der Tod kommt, ſteht das Herz ſtille," ſagte Clementine und ſtreichelte dem Kinde das braune Lockenhaar.

„Ach, wie trübſelig ſieht jetzt das Mondbild hier unten aus," klagte das Kind, „ſo bleiche Wangen hat es, und als wollten ihm die Augen übergehen! Es ſieht ſo leidend aus wie die Mutter Maria, die ſchöne Himmelskönigin, wenn ſie den kleinen Sohn im Arme hält, oder wie meine gute Mutter Giovanna. Ach, es iſt wohl ſchön, gute Frau, daß Du mir erlaubt haſt, immer an Mutter Giovanna zu denken, wenn Du mich die heiligen Verſe lehrſt, die eigentlich die Mutter Gottes meinen. Ich kann es mir nicht vorſtellen, daß irgend wer ſo viel ausgeſtanden und geweint hat wie Mutter Giovanna, die wir voriges Jahr begruben. Nicht wahr, ich brauche nur an Mutter Giovanna zu denken, wenn ich den Roſenkranz bete? Die ſteht mir doch näher, die habe ich doch gekannt, und ſie hat mir viel Gutes gethan! Von der Mutter Maria weiß ich nur, daß ſie Königin des Himmels iſt, und über die Heerſchaaren der Engel gebietet und den Heiland gebar, den die böſen Menſchen gekreuzigt. Ach, vor dem todten Heiland in der Kapelle hab' ich eine recht große Angſt."

„Die Kleine ſpricht ſehr viel arges und ketzeriſches Zeug!" ſagte eine der umſtehenden Kloſterfrauen, eine lange dürre Geſtalt mit knochigem Geſicht und tiefliegenden hohlen Augen, „man ſollte ſie kürzer zur Wahrheit nöthigen, und ihr ſtrengen Gehorſam auferlegen, damit die Sprache der eitlen Weltlichkeit in ihr erſtirbt."

„Es iſt die Sprache kindlicher Unwiſſenheit," erwiederte Clementine beſchönigend, „ich will die Sprache der Natur im Kinde nicht unterdrücken, ſondern reinigen und langſam zu dem Gehalt des tiefern Lebens hinführen. Das wolle Gott nicht, fromme Schweſter, daß Ihr Unlauterkeit in den Reden eines unſchuldigen Kindes fändet, das bei den Kügelchen des Roſenkranzes an die geſtorbene Mutter denkt, weil es die geheimnißvollen Schmerzen unſerer heiligen Jungfrau und die Myſterien ihrer Leiden und ihrer Liebe noch nicht begreift. Antoinette iſt gut und brav, und ich werde ſie ſchon die Liebe zu ihrer irdiſchen Mutter mit der Liebe zur himmliſchen allmählich vertauſchen lehren."

„Man muß die Reizungen des Herzens frühzeitig erſticken; ſonſt wachſen aus der Anfangs unſchuldigen Saat allerlei Wünſche herauf, die der Welt angehören! Man jätet das Unkraut, ſo wie es keimt, und läßt es nicht erſt aufſchießen. Vor der Liebe zu Gott und den Heiligen iſt aber alle andere Liebe Unkraut.“

Es war die Priorin, die ſo ſprach, die große hagere Geſtalt voll finſtrer Gottesfurcht. Sie ſtreckte die dürre Knochenhand aus dem ſchwarzen Mantel, der ihr vom Kopf herabhing, und machte über dem Kinde das Zeichen des Kreuzes, als wolle ſie dem Böſen in ihm wehren. Das Kind fuhr erſchrocken zurück und barg den Kopf in den Schooß ſeiner Lehrerin. „Iſt wieder Sünde an mir?“ flüſterte Antoinette mit ſcheuer Angſt. Clementine ſtand auf und ſagte: „Ich werde dies mir anvertraute Kind leiten, wie ich es vor Gott und meinem Gewiſſen verantworten kann.“ Sie machte vor der geſtrengen Oberin eine Verbeugung, nahm das Kind, das ſich an ſie ſchmiegte, bei der Hand, und ging die dunkle Lindenallee hinunter.

„Sie hat auch einmal Weltluſt im Herzen gehabt,“ ſagte die Priorin, ihr nachblickend, „darum kämpft und ringt ſie nun, ſeufzt und kann ſich mit den Schickungen des Himmels nie ganz verſöhnen.“

„Aber ſie wandelt unſträflich, ihr Herz iſt rein und frommer Gedanken voll,“ ſagte eine der Kloſterjungfrauen, die das Wort der übrigen zu nehmen ſchien. Die Priorin ſchwieg verdroſſen und die frommen Schweſtern zerſtreuten ſich in die Gänge; ſie hatten das Kind zu lieb, keine mochte in die

Strenge der allzuharten Anklägerin einſtimmen, viele mochten die Priorin im Stillen haſſen. Clementine aber ſtand ihrer leutſeligen Milde wegen in allgemeinſter Achtung, der Biſchof ehrte ſie vor Allen, und die jüngeren Schweſtern und Novizen, deren Lehrmeiſterin ſie war, ſchloſſen ſich ihr mit all' der Liebe an, deren ein Herz bedarf, auch wenn es im Kloſter ſeinem Gott allein nur dient. — Clementine war eine Frau in den Dreißigen, ſie war von gräflicher Abkunft und hatte mehrere Jahre in einer Ehe gelebt, zu der ſie der Wille ihrer Familie gezwungen. Nach dem Tode ihres ältlichen Gatten nahm ſie den Schleier, um das Bild einer jugendlichen Neigung, das aus ihrem Herzen nicht weichen wollte, vor aller Welt zu verhüllen.

„Vor der geſtrengen Frau Priorin habe ich faſt noch mehr Furcht, als vor dem Bilde des todten Heilandes in der Kapelle,“ ſagte Antoinette, als ſie an der Hand ihrer Freundin durch den Laubgang tändelte. „Geſtern Nacht kam die alte heſtige Frau mit den hohlen Augen mir im Traume vor. Mir träumte gerade vom Bruder Raoul, der uns nun ſchon drei Tage nicht beſucht hat. Wir waren auf einem grünen Raſenplatz und pflückten Moosroſen. Ich war recht glücklich und fand die beſten. Raoul aber ſtahl mir immer die ſchönſten fort, und damit noch nicht zufrieden, nahm er mich, wenn ich böſe that, beim Kopf, und küßte mich auf die Augen und ſagte, er thäte es blos, weil er mich lieb habe. Da freute ich mich über den guten Raoul und lachte laut. Aber die ſchwarze Priorin trat plötzlich vor uns, drohte und ſprach: o ihr gottloſen Kinder! Die arme Frau muß wohl recht krank und leidend ſein, daß ſie alles für ſo gottlos hält? Ein ander Mal erſchien ſie mir auch im Traume und ſchlug mit dem Gebetbuch nach mir, daß ich laut aufſchrie; denn wie ſie das ſchwarze Buch mit dem ſchönen Goldſchnitt in die Höhe hob, ſah es aus wie eine Ofengabel und der Goldſchnitt verwandelte ſich in zwei rothglühende Spitzen.“

„Du armes Kind,“ ſagte Clementine ſinnend, „wo willſt Du hier im Kloſter hin mit der Phantaſie Deiner kleinen unſchuldigen Seele! Die Blüthen Deines friſchen Lebens müſſen erſt irgend wie von einer Seite her verwelken, Du mußt erſt recht lebendig einen Schmerz erfahren, ehe Du mit Deinem Denken und Sinnen Dich in Kloſtergedanken und in die Andacht der betenden Seele einſpinnſt.“

„Ach, ſei Du nur gut, Mutter Clementine,“ bat das Kind, — „und ich darf Dich doch ſo nennen, Du fromme ehrwürdige Frau? Ich habe ja ſonſt Niemand auf der Welt, und auch der Raoul kommt nicht mehr, um mit mir zu plaudern. Ich will ja alles thun, um auch eine Heilige zu werden und ſo ſanft und fromm wie Du.“

Clementine bückte ſich gerührt zu dem Liebling ihrer Pflege nieder, ſie preßte einen Kuß auf die geſchwätzige Lippe des Kindes, und drückte ſeinen Kopf mit einem langen Athemzug der Liebe an ihren Buſen.

Sie ſtand mit Antoinetten vor der buſchigen Laube, wo ſie mit dem Zögling ſchon ſo oft ſtundenlang geſeſſen, ſein

Geplauder gehört, und ſich unter ſeinen Liebkoſungen in das für ſie verlorne Glück eines Familienlebens gern hineingeträumt. — Wie ſie ſo ſtand und das Kind umſchlungen hielt, ließ ſich dicht hinter ihnen an der Mauer, die den Garten vom Gehöft der biſchöflichen Wohnung trennte, das Geräuſch wie von einer Schaufel oder einem Brecheiſen vernehmen. Es raſchelte etwas an der Mauer herab, das ſich an den Zweigen des nahen Baumes hielt, und eine Zeitlang in der Schwebe blieb. „Seid Ihr es, fromme Kloſterfrau?“ flüſterte eine bekannte Stimme. — „Bruder Raoul!“ ſchrie Antoinette vor Freude auf und ſprang dem Verwegenen entgegen, der an den Zweigen, die faſt bis zur Erde reichten, hinabglitt. Sie erfaßte den Knaben an der Schulter, und zog ihn aus dem Gebüſch zu Clementinen hin. „Ich fürchte, Du biſt ſehr ungehorſam, und man wird Dich die Luſt zum Klettern ſchwer büßen laſſen!“ ſagte die Kloſterfrau mit ſtrafendem Ernſt. Der Knabe verbeugte ſich ehrerbietig und küßte den Saum ihres dunklen Schleiers. — „Der gewohnte Eingang iſt mir verboten,“ ſagte er, „mein Pater Lehrmeiſter hat mir Arreſt gegeben, aber mit dem Fenſter iſt mir ein Loch offen gelaſſen, und in dem alten Mauerwerk habe ich mir einige Stiegen ausgehauen.“ Der Knabe ſprach das mit einer Art trotziger Gutmüthigkeit.

„Du biſt ein verwegner Burſch,“ ſchalt die Nonne, „die Strafe wird Dir auf dem Fuße folgen, und ich werde darauf antragen, daß man ſie ſchärft.“

„Er hat gewiß ſeine lateiniſchen Pſalmen wieder nicht gelernt," zankte Antoinette, „und ich lerne die ſchönen heiligen Sachen doch ſo gern."

„Ich werde es dem Biſchof ſchon ſelber ſagen, warum mich der Pater Lehrmeiſter eingeſperrt!" murrte Raoul. „Ich fürchte die Strafen nicht, und wäre auch nicht zum Fenſter hinaus auf die Gartenmauer geſtiegen, aber heute, heut' iſt Mutter Giovannens Todestag."

„Heute?" ſagte Antoinette, „ach ich dachte nicht daran."

„Heut' vor einem Jahre," verſicherte Raoul, „ſtarb die Mutter und der Biſchof nahm uns damals zu ſich in ſein Haus. Wenn ich denn hier einmal ſoviel beten ſoll, mehr als ich kann und mag, ſo will ich wenigſtens auch auf meine Art beten. Die todte Mutter liegt mir mehr am Herzen, als alle die heiligen Patres St. Baldrian, Hieronymus und Auguſtin, auf die ſie ſoviel geben. Wenn ſie nicht die heilige Muſik machten, es wäre nicht auszuhalten im Dienſt. Aber wenn die Orgel brauſt, wenn die Flöten und Geigen tönen, da wird's einem heilig zu Muth, und man macht dann das Andere ſo mit."

Antoinette hielt den Knaben an der Hand, und lehnte ihren Kopf an ſeine Bruſt; Raoul drückte ſeine heiße Wange auf ihren Scheitel. So ſtanden ſie eine Weile, und als der Mond aus der verhüllenden Wolke trat, glänzte das ſchöne bleiche Angeſicht der Nonne über den Kindern.

„Nun kommt, ehrwürdige Frau," ſagte Raoul, „und begleitet uns bis zum Grabhügel der Mutter. Ich will nur ein kleines Paternoſter beten, wenn's nicht mehr iſt, dann geh' ich wieder nach Hauſe. Morgen will ich dem Herrn Biſchof alles geſtehen; er mag mich ſtrafen, aber ich weiß es, böſe iſt er mir um deshalb nicht."

Clementine folgte den Kindern durch den dunklen Laubgang hinunter. Am Ende deſſelben in einem Winkelplatz des Gartens war der Hügel, wo Giovanna, die ehemalige Aebtiſſin der Nonnen von der Heimſuchung, ruhte. Der Biſchof hatte unter dem Vorwande, eine Verwandte von ihm aus Savoyen wünſche dort ihre Stätte zu finden, dem Kloſter den Platz abgekauft, und ſo hatte niemand Einſpruch gethan, niemand wußte darum, daß hier die Gebeine einer abtrünnigen Nonne ruhten. Clementine kniete zwiſchen den Kindern auf den Raſen hin, und betete laut; Raoul und Antoinette ſprachen die Worte nach.

„Nun iſt's gut," ſagte Raoul, „nun laſſ' ich wieder alles über mich ergehen; man ſoll mir nur nicht wehren, wenn ich Gutes im Sinne habe."

„Wenn Du nur hübſch fromm ſein und die lateiniſchen Geſänge lernen wollteſt!" ſprach Antoinette, als ſie den Hügel verließen.

„Ach, es iſt nicht darum," erwiederte der Knabe. „Mein Pater Lehrmeiſter iſt ein recht ehrwürdiger hochgelahrter Mann, und ich laſſe mir die vielen Heiligenſagen und Legenden gern gefallen; manche ſind auch recht ſchön, aber mit dem heiligen Aloyſius ſoll er mir nicht wieder kommen, ſonſt ſchlag' ich ihn wieder ins Geſicht."

„Wie?“ rief Antoinette, und die Kloſterfrau ſuchte nach Worten.

„Denkt nur, ehrwürdige fromme Nonne!“ ſagte der Knabe und eine zornige Röthe ſtieg in ſeine Wangen, „der Pater Schulmeiſter behauptet, man müſſe, wenn man vor Gott unſträflich ſein wolle, alle Weiber von Grund aus haſſen, denn ſie hätten ſeit Anfang der Welt immer mit der Schlange des Böſen im Einverſtändniß gehandelt, und die Männer zur Sünde gereizt. Nun gut, der Mann hat ſeine heiligen Gründe, und wenn ich die Eva im Paradieſe bedenke, ſo hat er ſogar recht. Aber da erzählt er mir vom Sanct Aloyſius, und rühmt an ihm, er habe es in ſeinem Abſcheu gegen das Geſchlecht der Weiber ſo weit gebracht, daß er als junger Menſch nicht einmal ſeine Mutter je angeſehen.“

„Die fromme Einfalt des Heiligen ging wirklich ſo weit,“ ſagte die Nonne.

„Pfui, Ew. Ehrwürden, ſagte ich zum Pater,“ fuhr Raoul in ſeinem Eifer fort, „das thut kein rechtſchaffenes Kind: ein ehrlicher Junge hat ſeine Mutter lieb, und läßt ſich darauf todt ſchlagen. Und wie ich ſo mit der Hand aushole, um ihm das kräftig zu ſagen, — mein Pater und ich, wir ſitzen uns an dem ſchmahlen Tiſchchen dicht gegenüber — fahre ich mit der Fingerſpitze an ſeine Stirn, denn er hat eine ſehr dicke breite Stirn, in der er alle die heiligen Legenden und Wundergeſchichten herum trägt. Da ſtand der große Pater auf, und eine dunkle Röthe lief ihm wie eine

Brühe über das corpulente Geſicht. Mi fili, ſagte er — denn man muß wiſſen, daß wir Latein reden — mi fili, me tetigisti, das heißt denn zugleich, Du haſt mich berührt, und haſt mich geſchlagen. Geſchlagen hab' ich nicht, ſagte ich, aber wenn mir einer meine Mutter abdisputirt, ſo könnte ich ſchlagen. Satis est! ſagte der Pater und gab mir drei Tage Zellenzwang. Ach, liebe fromme, ehrwürdige Frau! Zellenzwang iſt ſo gut wie Höllenzwang. Aber ich hätt' es abgeſeſſen, ſtill und ruhig, that mir doch ſogar der Pater Lehrmeiſter leid. Nun aber iſt heute Mutter Giovannens Todestag. Da litt es mich nicht in meiner Kammer. Ich hatte mir ſchon geſtern, als ich ſo im Fenſter lag, und das Veni sancte spiritus zum nächſten Kirchenfeſt auswendig lernte, mit meinen Augen das Maß genommen von meinem Fenſterbret bis zur Mauer. Die alte Mauer hat einen Vorſprung, unter dem die Schwalben niſten. Wenn ich doch eine Schwalbe wäre! dachte ich heute Abend und ſetzte den Fuß auf den Vorſprung, nur zum Spaß; aber es ging, und ſo bin ich denn in den Biſchofshof und von dort hier über die Mauer gekommen, nur zum Spaß, — oder nein, doch zum Ernſt, denn ich wollte den Grabhügel meiner Mutter küſſen.“

Die ſanfte Kloſterfrau fand nicht die rechten Worte, um dem ungehorſamen Waghals mit ſtrafender Rede zu begegnen. Raoul war nicht mehr Kind genug, um ſeine dreiſten Harmloſigkeiten leicht anzuſehen; es hatte ſich in dem frühreifen Sinne des Knabenjünglings ſchon viel Widerſpruch feſtgeſetzt.

„Nun, ich ſehe wohl," ſagte Raoul, „daß Ihr mir auch nicht mehr gut ſeid, und ſo will ich nur zum Biſchof gehen und mich angeben. Seht einmal, ich bin jetzt ganz frei und ich brauchte in meine Zelle und in all' den lateiniſch frommen Plunder gar nicht wieder hineinzuſteigen; drüben hinter der Gartenmauer ſteht mein Hund, der treue Cato, der kennt den Weg; ich könnte mit ihm in die Berge der Provence wandern, dort fände ich gewiß den Jacotot oder ſonſt einen Redlichen, der ſich meiner annimmt. Ich könnte in die weite Welt laufen; iſt doch auch mein Vater fortgegangen in alle Welt, Niemand weiß wohin: aber ich will nicht, ich will wieder in meinen Käfig kriechen, und ſehen, wie ich mit meinem Pater fertig werde. Gute Nacht, Antoinette, ich will fromm und ordentlich ſein. Sei nur ruhig, Schweſter, ich will ja recht gern Latein lernen und ein Mönch werden, denn Du — Du wirſt doch nun einmal eine Nonne!"

Das Mädchen lag an ſeinem Halſe. „Sei nur gut, Raoul," ſagte ſie endlich, „ſonſt bin ich allezeit betrübt." Er drückte ihr die Hand, küßte der Kloſterfrau den Saum des Schleiers und ging. Er hatte in die Mauer eine Stiege gehauen, und faßte leicht darin Fuß, indem er ſich an den Zweigen des Baumes wieder hinaufſchwang.

Clementine hatte im Augenblicke kein beſtimmtes Bewußtſein über ihre Gefühle; ſie nahm Antoinetten bei der Hand und machte ſich auf den Weg nach dem Hauſe. Das Kloſterglöckchen, das die Nacht einläutete, erſcholl durch den

Garten wie die heiſere Stimme eines müden Lammes. Sie gingen dem Tone nach. Mitten in der Allee wandten ſie ſich noch einmal um: da ſtand Raoul oben auf der Mauer, der Mond beleuchtete ihn; ſeine ganze Geſtalt ſchwebte wie in einem Meere von Licht und Silberglanz.

Als Raoul auf der andern Seite der Mauer die Sproſſen der Leiter hinunterſtieg, zeigte der Hund, der Wache hielt, eine widergewöhnliche Unruhe; er lief ſchnaubend bis zur Ecke, und kam mit Gebährden der Beſorgniß zurück. Raoul achtete nicht ſonderlich darauf. Er ſchob die Leiter auf den Boden, hüllte ſich in den Chormantel, den er abgeworfen, um nicht beim Steigen behindert zu ſein, und machte ſich auf den Rückweg. Es war Niemand auf dem Hofe zu erblicken, in dem Schatten an den Gebäuden entlang konnte er unerkannt fortſchleichen. Als er um die Ecke bog, drängte ſich plötzlich ein Fremder an ihn. Der Hund fuhr in die Höhe und in die Kleider des Mannes; nur mit Mühe konnte Raoul ihn beſchwichtigen. „Um Gott! was habt Ihr für eine ſchlimme Beſtie zum Begleiter und Helfershelfer bei Euern Aventuren!“ ſagte der Erſchrockne. Es war eine lange hohe Geſtalt in brauner Mönchskutte, der Kopffang fiel zurück, als er vor dem Angriff des Hundes zur Seite ſprang, und entblößte das geſchorne Haupt, das nur ein ſchmahler Kranz von dünnen grauen Haaren umgab. Raoul nahm ſich feſt in ſeinen Mantel und ſchwieg. „Haltet nur Euern Packan," ſagte der Unbekannte, „ich habe ja nichts wider Euch und Eure Mondſcheinwanderung im Sinne, lieber junger Novizenbruder."

„Ihr haltet mich für einen Novizen der Barfüßer?" brummte Raoul; der zottige Cato ließ ſich ſtill bedeuten.

„Ich müßte ja den Chormantel nicht kennen," ſagte der Mönch mit zudringlicher Freundlichkeit. „Ich bin hier herum bekannt genug und auf die Hoſtie wollt' ich ſchwören, Ihr ſeid einer von den friſchen Neulingen im Barfüßerkloſter, deren heißes Jugendblut noch aus der Kutte herausſpringt, und bei Nachtzeit, wenn der Mond ſo lockend wie ein Mädchengeſicht in die Zelle guckt, ſich nicht bändigen läßt in den engen vier Mauern. Ja, ja! das iſt nun ſo der Lauf der Welt, oder vielmehr der Lauf des Blutes! Ihr habt doch wohl von dem alten Bettelmönch aus Schwaben gehört? Sie haben mich hier wieder ausgeſtoßen und mir Nachtquartier verweigert. Da ſchleich' ich denn ſo den Hof entlang und ſehe die Leiter und den Hund als Wache davor. Haha! denke ich, auch ein frommer Zeiſig, der den Tag über Betens genug gehabt, und nun ſeinem Plaiſir nachläuft! Denn der Menſch, ſo Gott weiß, iſt nicht aus eitel Beten gemacht, er iſt Seel' und Leib mitſammen, und wo das Reis jung iſt, ſpringt Saft hervor, und treibt ſeine Augen. Das iſt der Lauf der Welt, oder vielmehr der Lauf der friſchen Jugend! Na, Gott beſſer's! Aber er beſſert es nicht, und hat den Leib uns mit auf den Erdenweg gegeben. Die

Seele ſitzt mitten inne, weiß der Himmel wo; ſie ſitzt und ſummt ihr frommes Lied und träumt ſich in den Schooß der lieben Engelein hinein; aber der Körper, der Körper will auch ſein Recht, er hat ſeine Gliedmaßen, die regen ſich nach allen Seiten, und wer ihnen ihr Recht ſtreitig macht, dem ſpielen ſie den ärgſten Poſſen. Glaubt mir's, junger angehender Bruder im Herrn, die da ſo ſcheinheilig thun, als wären ſie eitel Geiſtigkeit und pure Seele, das ſind die ſchlimmſten. Ich hab's erlebt, ich bin alt, und war jung, ſchrecklich jung! Ich hab' mich caſteit bis auf's Blut, ich ſchwang die Geißel Nachts und Tages, ich flagellirte mir den Nacken, wie nur einer, wenn der Teufel ſich in mir regte; aber er läßt ſich mit Geißelhieben und Knutenſtreichen nicht austreiben. Glaube mir, guter Novizenjüngling, die ſich am ſtärkſten caſteien und mit Cilicien und Härengewand ſich den Leib blutig jucken, die haben an dem Teufel ihr liebſtes Plaiſir; in dieſen wunden Schauern der Frömmigkeit regt ſich zugleich ein Kitzel der ſinnlichen Luſt, und während ſie den Böſen in ſich todtſchlagen wollen, treiben ſie ihn mit Peitſchenhieben erſt recht zum Vorſchein. Geht, geht, junges Blut, und denkt an mich, wenn Ihr Euch geißelt und wunder wie fromm dünkt! Sie nennen mich den tollen Kilian Maurus. Lieber Gott, ich bin ein armer Bettelmönch und gehe auch mit meinem Verſtande betteln, wohl wahr! aber das ſag' ich Euch, Ihr ſeid nicht heiliger und ſündenfreier, wenn Ihr in der Zelle auf den Knieen liegt, als wenn Ihr über die Mauer in den Garten ſteigt und mit einem hübſchen Nönnlein ſcharmuzieret. Es ſteigen Euch an einſamer Stätte nicht weniger ſchwühle Gedanken zu Kopfe, deren man nicht Herr wird, als wenn Ihr einem gottvergnügten Weiblein in die Wangen kneipt, und gar artig ſchmunzelt: ei, ei, wie fein, mein Schätzelein! Das iſt ſo der Lauf der Welt, der Natur wollt' ich ſagen. Habt doch auch wohl von der Ketzerei des Calvinismus und des Lutherthums gehört. Es mögen tolle Chriſten ſein, meinethalben, ich weiß es nicht, aber der Auguſtiner Martin Luther, der auch ſolchen Zeter angeſtiftet, muß ein braver Kerl geweſen ſein, der ſich auf den Lauf der Natur verſtand. Gott's Wunder! daß er den ganzen Plunder wie kalt Eiſen zuſammenhieb, das war nicht gut, das war nicht fein; aber daß er ein Weiblein nehmen und freien that, daran that er ganz recht; ich ſage, es iſt der Lauf der Natur. Ich für mein Theil wär' nicht toll geworden, hätt' ich von früh auf ein Weib gehabt, geherzt und geküßt und mich nicht mit dem Teufel in mir herumgezankt auf allerlei Manier. Ich ſage Dir, junger Menſch, es iſt ſchade, daß der Martin Luther ſonſt ein Ketzer war, denn was den Punkt betrifft, daß er Hochzeit machte, dafür ſegne ihn Gott, und alle Heiligen ſeien dort oben im Fegfeuer ihm gnädig! Und nun geh' zu Bett, guter angehender Kloſterbruder, und vergiß, was ich ſagte, ich bin ja nur der tolle Kilian Maurus, weiter nichts. — Wenn es aber noch Zeit iſt, wenn Du Dich noch retten kannſt, ſo fliehe, flieh' aus dem Kloſter, nimm die Beine in die Hand, mein Sohn, und reiß' aus, als wenn Du dem

Teufel entlieſeſt. Lauf, wohin Du willſt, werde, was Du willſt, ein Tagelöhner, ein Ackersmann, der im Schweiße ſeines Angeſichtes ſein Brot iſſet. Das iſt die rechte Demuth, die wahre Geißelung, das ächte Kreuzaufſichnehmen. Ueber Eure Bußübungen im Kloſter lacht der Teufel, denn er hat ſeine Freude daran und ſteckt oft genug mit Eurer Frömmigkeit unter Einer Decke. Geh' weg, guter Jüngling, ich kenne den Lauf der Welt und des Fleiſches!“

Raoul ſah den Redenden nicht ohne Verwunderung an. In den großen ungeſchlachten Geſichtszügen des deutſchen Mönches lag jene bornirte Gutmüthigkeit, die einen faſt rührenden Eindruck macht. Der Mann mit der breiten Stirn, dem hängenden Unterkinn und der ſchweren Lippe ſah aus wie einer, der für die Dummheit zu büßen hatte, ſei's nun für die eigne oder für die Dummheit der Welt. Die Dummheit iſt häufig nur eine unterdrückte Klugheit, ein Klugheit, die der Witz der Menſchen oder die Gewalt des Herkommens in ihr Gegentheil verkehrte. „Ach Gott!“ ſagte Raoul, den das gutmüthige Auge des deutſchen Kloſterbruders rührte, „ſo ſeid Ihr wohl der arme Mönch aus Schwaben, den die Barfüßer den Teufelsſpucker nennen?“ Er hatte von einem ſolchen ſelbſt im Hauſe des Biſchofs gehört, und die Scherze, die man auf deſſen Koſten machte, waren ihm nicht unbekannt. Die verwitterte Geſtalt des greiſen Mannes wanderte von Dorf zu Dorf; bei mitleidigen Landleuten ſchien er allein noch eine Aufnahme zu finden, in den Klöſtern nur da, wo man ihn zur Zielſcheibe des Spottes nahm;

in Diöceſen, wo ſtrenge Disciplin herrſchte, wie im Sprengel des Biſchofs von Genf, gab man ihm ein Almoſen und ließ ihn weiterziehen.

„Teufelsſpucker?“ ſagte der Mönch und ſein lang herabhängendes Geſicht zog ſich lachend in die Breite. „Haha! Teufelsſpucker! weißt Du auch davon, junges Bürſchel? Ja wohl hab' ich den Teufel in mir eine Zeitlang mit Spucken und Zähneknirſchen verfolgt gehabt. Es ging, ſo lange es ging, ich kenne den Lauf der Natur! Es hat Jeder den Teufel in ſich, Jeder, ſage ich, Jeder, es kommt nur darauf an, wie einer ihn austreibt; denn obſchon ein Religioſer die Welt verlaſſen hat, iſt er doch um deswillen nicht weniger den Anfechtungen ausgeſetzt, als wenn er mitten in der Welt ſein Weſen treibt. Intra et extra muros peccatur! ſagt irgend ein ſchnöder Heide. Ich ſage, das iſt ſo der Lauf der Natur. O daß ich ein Mönch werden mußte! O daß ich ein Schwabe bin und etwas ſpät klug wurde! Mit Flagelliren, das ſah ich ſchon als Noviz bald ein, iſt dem Teufel nur erſt recht gedient, denn wenn ich mich bis aufs Blut geißelte, ſaß mir der Böſe erſt recht im Fleiſch und ſprang mir aus der Haut hervor wie ein Auerhahn mit rothglühenden Augen; Grauſamkeit und Wolluſt ſind Geſchwiſterkind. In den Legenden der Heiligen hatt' ich geleſen, daß Sanct Bernardin ſich mit einem Federmeſſer den Namen des Herrn Jeſu auf die Bruſt geſchnitten, und ſo vor aller Verſuchung ſicher blieb. Geſagt, gethan, ich ſchnitt mir ſogar mit einem koloſſalen Brotmeſſer den Namen des Herrn breit auf die Bruſt; allein der Teufel regte ſich in andern Gliedmaßen. Ich hätte mir alle Glieder in tauſend Granatbischen zerſchneiden müſſen, hätt' ich den Teufel allerwegen aus meinem Leibe austreiben wollen. Oft hatte ich ſelbſt am Altare mit dem Dämon zu kämpfen, denn er ſtand auf in mir und empörte ſich. Lieber Bruder Maurus! ſagte ich zu mir ſelbſt, Kilian Maurus, ich bitte Dich, ſei klug und tritt den Teufel in Dir mit Füßen! Ich trat mit den Füßen hart auf, ich ballte meine Fäuſte, ich ſchnitt Geſichter. Nein! der Teufel ſtand auf und lachte niederträchtig, alle Beſchwörungsformeln blieben unnütz. So ging es mir und ſo geht es Allen. Allen armen Mönchlein lauert der Böſe auf, um ſie zu verſchlingen, ſelbſt an regulirten Orten. Er geht mit ihnen zur Betſtunde, und kann er da nichts weiter thun, ſo ſchläfert er ſie ein oder macht ihnen Langeweile. Er geht mit ihnen zur Recreation in die Spielſtunde und macht ihnen tauſend Faxen vor, damit ſie an den Erſcheinungen und Formen der Welt ein Wohlgefallen haben; er geht mit ihnen ins Refectorium, auf daß ſie mit fleiſchlicher Luſt, das heißt aus Hunger und Durſt, eſſen und trinken und dem Leibe dienen. Selbſt ins Bußcapitel, wo er ſonſt zu weichen pflegt, weil hier das Fegefeuer iſt, in dem der Religioſe ſeine Sünden beichtet und büßt, ſelbſt dahin begleitete er mich und lähmte meine Zunge alſo, daß ich verſtockt blieb und nichts zu beichten wußte, obſchon ich voller Sündenſchuld war. Am allermeiſten hat ein armer Mönch, der doch auch ein Menſchlein iſt, an den heiligen Feſttagen unſrer allerglückſeligſten Jungfrau Maria auszuſtehen. Das Brevier iſt an ſolchen Tagen voll ſüßer lockender Stellen aus dem hohen Liede Salomonis, die Hymnen ſind luxuriös und machen Deine Phantaſie warm auf Koſten Deines verſtändigen Menſchen. Ich weiß nicht, was Du als Barfüßer-Noviz zu beten haſt in Deinem Kloſter: ich aber mußte alſo beten zur heiligen Jungfrau: Wie ſchön biſt Du, meine Geliebte! Deine Augen ſind wie die Augen der Tauben zwiſchen Deinen Haarlocken, Dein Haupthaar iſt wie eine Heerde Geißen, welche von Gilead glänzet! Deine Zähne ſind wie eine Heerde Schafe, die aus der Schwemme ſteigen! Deine Lippen ſind wie eine Schnur von Scharlach, Deine Wangen zwo Granatäpflein, Dein Hals iſt wie der elfenbeinerne Thurm Davids, Dein Buſen gleicht zween Rehböcklein, die auf Lilien hüpfen und weiden. O wie ſchön iſt Dein Wandel, Du güldne Sonnenuhr Gottes! Wie ſchön ſind die Gelenke Deiner Hüften, wie biſt Du ſo ſchlank, Du Königin des Roſenkranzes, wie duftet Dein Haar, wie blüht Deine Lippe, wie biſt Du allerwegen ſo koſtbar und perlenrein, Du Krone aller Jungfrauſchaften? — Das iſt alles ſehr ſchön und koſtbarlich, mein Sohn, und wenn Du recht fromm und gottrein biſt, wirſt Du den geiſtigen Sinn dieſer myſtiſchen Geheimniſſe der Mutter Gottes ſein richtig zu faſſen wiſſen, ſo wie ja auch das als ein tiefes Myſterium warm und heilig gehalten werden muß, wenn ſich Chriſtus den Bräutigam und die Kirche ſeine Braut nennt. Du kannſt Dich ſelbſt einen Bräutigam des Himmels dünken und wirſt dann die Gebete im Brevier nicht falſch deuten, aber, aber, ich kenne den Lauf der Natur, die Gefahren der Engelei ſind auch gar groß und ſchlimm, ich kenne die Menſchen, ich kenne den Teufel und ſeine Großmutter! Der Teufel verfolgte mich, ſelbſt wenn ich meine Gedanken bis in den dritten Himmel erhob, und rein verrückt, will ſagen, fortgerückt war aus aller Weltlichkeit. Jede Hora ſchließt mit einem Gebet, mit welchem alle während derſelben begangenen Gedankenſünden wieder weggebetet werden können; dieſe heiligende Kraft hat das Gebet durch einen päpſtlichen Ablaß erhalten. Ach, was hatte ich nicht wegzubeten am Schluſſe jeder Hora! Und wir Novizen und angehenden Kloſterbrüder, wir alle, wie wir da waren, junge Füllen und kräftige Burſche, wir hatten alle mit den Anfechtungen des Teufels zu kämpfen. Es war damals in Schwaben ein alter Pater im Kloſter, ein ſtockfrommer Kerl, der aber auch bei jenen Gebeten allemal den Böſen verſpürte und ſeine nichtsnutzige Gewalt. Dieſer pflegte durch Ausſpucken den Teufel zu vertreiben. Schon bei Annäherung des Geſanges zu jenem luxuriöſen Hymnus verzog ſich das Geſicht des Paters zu fürchterlichen Gewitterwolken, die ſich dann, ſobald die Eingeweide der Mutter Gottes im Gebet paradirten, blitzſchnell entluden in ein tobendes Keuchen und Spucken. Andere ſchwitzten fürchterlich und überwanden ſo in der Angſt der Seele die Anwandlung. Pater Hemmerling empfahl das Spucken. Haſt Du's verſucht, frommer Bruder? fragte er mich einſt nach überſtandener Hora. Nein, lieber Bruder, ſagte ich, ich ſpucke nicht, aber ich knirſche mit den Zähnen! Das hatte ſich mir bewährt, ich knirſchte mit den Zähnen und zermalmte ſo den Teufel. Pater Hemmerling blieb beim Spucken und ich nahm auch dazu meine Zuflucht, ſobald ich merkte, das Zähneknirſchen helfe nicht mehr allezeit. Das Spucken half wieder nur eine Weile, — ich kenne den Lauf der Natur! Als aber Pater Hemmerling an der Lungenſucht verſtarb, da ließ ich auch dieſe Manier, den Teufel zu vertreiben, und von dato an ſpuckte ich nicht mehr, obſchon ſie mich noch lange den Teufelsſpucker nannten. Ich armer Kilian Maurus, ich wußte nun gar nicht mehr, womit ich den böſen Geiſt in mir bannen ſollte. Ich knirſchte nicht mehr, ich ſpuckte nicht mehr, viel weniger nahm ich meine Zuflucht zu Geißelhieben, Cilicien und derlei Uebungen, die die Verſuchung oft nur vermehren. Ich war nicht mehr der Thor, zu glauben, man tödte das Fleiſch, indem man es zur Feindſchaft anreizt; es wird dann erſt recht rebelliſch. Seit Jahren hab' ich nun in Erfahrung gebracht, daß man auf andere Weiſe den Teufel los wird. Ich will Dir's im Geheimen vertrauen, junger Barfüßer, aber Du darfſt es nicht weiter ſagen. Auch wird das Weiterſagen überflüſſig ſein, denn — die Andern wiſſen's lange ſchon. Wenn mich der Teufel zu etwas reizt, ſo thue ich alsbald, was ihm beliebt. Und wenn er mich reizte, hier die Mauer in die Höhe zu laufen, hihi! ſo thu' ich's, ich verſuch's, und wenn ich auch mit der Stirn nicht weiter käme als bis an die Wand, ſo thu' ich dem Teufel doch ſeinen Gefallen und er läßt mich dann los. Der Teufel des Fleiſches iſt nicht anders zu bändigen, er will ſeinen Tribut; verſagt man ihm den kleinen, ſo nimmt er einen großen. Man muß ihn ſtellenweiſe gewähren laſſen, dann wird der Kampf alsbald unterdrückt. Ich ſchwitze nicht mehr, ich ſpucke nicht, ich knirſche nicht, ich keuche nicht in Gedanken voller Hölle auf und ab -- ich folge dem Teufel gleich eine kleine Weile. Abſolution giebt's ja doch! Fiducit!“

Der alte Mönch lachte hell auf; durch ſeine ſchlaffen Züge fuhr die Tollheit wie ein unſichrer Blitz und zuckte über die ſchwere ſtumpfe Lippe und aus den herabhängenden Brauen hervor. Er ſprach ein abſcheuliches Franzöſiſch, das die Verworrenheit ſeiner Rede noch vermehrte. Raoul war erſchrocken zurückgetreten und ſtarrte ihm mit halboffnem Munde nach, als er jetzt ſeinen Stab in die Höhe ſchwang, ſeine Kapuze über den Scheitel warf und lachend und höhnend mit einem alten deutſchen Volksliede, das er laut anſtimmte, davonzog.

Die heiſere Baßſtimme des Alten aus Schwaben verklang in die Ferne. „Armer wahnwitziger Greis!“ ſagte Raoul mitleidig und ging ſeines Weges. Das deutſche Lied, das Kilian Maurus nach einer corrumpirten Kirchenmelodie geſungen, ſchwirrte ihm wie ein unverſtandenes barbariſches Mährchen vor den Ohren; von dem, was der Alte geſprochen, blieb ihm nur das trübe Chaos verworrener Eindrücke übrig.

Cato hatte ſtill zugehört und ließ ſich unter Liebkoſungen an die Kette legen. Einige Diener des Biſchofs gingen über den Hof, die den Knaben kannten und ihn gewähren ließen. Dann trat er ins Haus, die Treppe hinan; es war unmöglich, auf demſelben Wege die Mauer hinauf durchs Fenſter in die Zelle zurückzukehren. Auch ſchien er es nicht darauf anzulegen, ſich unbemerkt wieder einzuſtellen; er fürchtete weder die Begegnung des Pater Leſemeiſters, noch des Biſchofs.

Die Zimmer des Prälaten ſtießen dicht an das ſeinige, das er noch verſchloſſen fand und in das er nicht füglich gelangen konnte, ohne jene zu berühren. Im Kreuzgange war Niemand; die wenige Bedienung, die der Biſchof für ſeine Perſon in Anſpruch nahm, war ſchon entlaſſen; der gelehrte Mann ſchien unter ſeinen Büchern allein, wie er die abendlichen Mußeſtunden zuzubringen pflegte. Raoul ſtand horchend an der Thür, durch deren Spalte das Licht glitzerte. Es regte ſich nichts und er öffnete leiſe.

In ſeinem Lehnſtuhl hinter dem Schreibtiſch ſaß die würdige Geſtalt des Greiſes ſtill zurückgelehnt. Der Schirm der Lampe, die vor ihm ſtand, legte ſeine Stirn in Schatten, die Hände lagen gefaltet über der Bruſt, auf welche ſich das ſchlafende Antlitz neigte. Vor ihm in der Mitte des Tiſches ſtand ein kleiner Heiligenſchrein, zierlich aus Holz geſchnitten, mit dem elfenbeinernen Bildniß der Jungfrau Maria. Aus der Oeffnung oben ſtieg der Dampf einer innerhalb der Kapſel brennenden Kerze von Myrrhen, die das Zimmer mit ſüßem Duft erfüllte. Um ihn her lagen ſchwere Quartanten aufgeſchlagen. Die Feder war ſeiner Hand entfallen, mitten im Schreiben hatte der Schlaf die müden Sinne bewältigt. So ſaß er da in der Fülle ſeiner Heiligkeit, bequem gebettet im Schooße des Friedens, und alle Grazien der Unſchuld ſchwebten wie kindliche Geiſter um das freundliche Haupt des liebevollen Prieſters, der in Gedanken über das Heil der Kirche Gottes auf Erden entſchlummert war.

Franz von Sales ſchrieb an einem ſeiner vielgeleſenen Werke, welche der Intelligenz der damaligen katholiſchen Welt ſo großen Vorſchub gaben, Bücher, die bald in alle Sprachen übergingen, und die ſelbſt die Feinde der Mutterkirche, wie König Jakob der Erſte von England, bewunderten. Die Theilnahme, welche dieſer Fürſt den Schriften des Biſchofs von Genf ſchenkte, erregte bei ihm ſogar den Wunſch, den Autor kennen zu lernen, und Franz von Sales ſchien entſchloſſen zu ſein, als Miſſionär in England aufzutreten und den noch glimmenden Funken der katholiſchen Lehre dort wieder anzufachen. „O wer giebt mir Taubenflügel," rief er, „um mich nach jener Inſel hinüberzuſchwingen, die ehevor ſo fruchtbar an Heiligen war, und jetzt ſo tief in die Finſterniß des Irrthums verſenkt iſt!" Nur der entſchiedene Gegenwille ſeines Landesfürſten, des Herzogs von Savoyen, konnte ihn abhalten, am Hofe Jakobs zu erſcheinen. Mit Taubenflügeln glaubte er aber alle Finſterniſſe der geiſtlichen Welt lichten zu können, und der Geiſt der Milde und Sanftmuth, der in ſeinen Schriften wie in ſeinen Worten und Werken herrſchte, war in der That geeignet, die ſchwankenden oder ſchon abgefallenen Gemüther für den Schooß ſeiner Kirche wieder zu gewinnen. Es war ſeine „Philothea oder Anleitung zum andächtigen Leben“, an welcher er ſchrieb. In privater Veranlaſſung hatte er an eine weltliche Matrone Briefe gerichtet, um ihr die Bahn eines gottgefälligen Lebens zu bezeichnen. Auf den Wunſch der Freunde ſtellte er nun dieſe Briefe zu einem Ganzen zuſammen, um mehr als dies eine Gemüth der Segnungen ſeiner milden Weisheit theilhaftig zu machen.

Er war eben beim Capitel von der Liebe ſtehen geblieben. Der Athem des Schläfers ging tief und leiſe. Raoul ſtand neben ihm und betrachtete mit frommem Schauer die Züge des Greiſes. Dann bog er ſich vor ihm über den Tiſch und las die Sentenzen über die Liebe. Er hatte von ſeiner italieniſchen Mutter genug gelernt, um die Sprache, in welcher der Biſchof ſeine Bücher ſchrieb, zu verſtehen.

„Die Liebe iſt eine Obrigkeit, die ohne viel Geräuſch, ohne Häſcher und Diener, blos mittelſt eines gegenſeitigen Wohlgefallens ihre Kraft ausübt. Ein Leben ohne Liebe iſt ſchlimmer als der Tod. Die Liebe iſt das erſte, ja ſogar der Urſprung aller Affecte, und dies deswegen, weil ſie zuerſt in das Herz und in den Mittelpunkt des Willens eindringt, wo ſie ihren Sitz hat. Ein von Natur weiches und ſanftes Herz wird um ſo leichter, ſüßer und gefälliger lieben, aber darum noch nicht dauerhafter und vollkommner. Im Gegentheil wird die Liebe, die unter den Dornen einer rauhen Gemüthsart aufkeimt, um ſo herzlicher und feuriger ſein.“

„Alles, was wir aus Liebe thun, iſt Liebe, ja ſelbſt der Tod iſt nichts als eine Liebe, die ſich hingiebt. So von der Liebe Gottes erzeugt, weil er uns frei aus ſich entläßt und in die Welt hingiebt, und wiederum einkehrend in die Heimath, nach der uns oft mitten im Geräuſch der Welt ein ſtilles geheimes Weh befällt, kommen wir gar nicht ab von der Liebe Gottes, die alles trägt und hält. Wer ſo die Liebe erkennt als den Athem, in dem die Welt bebt und ſchwankt, der ſucht ſie eifrig, und wer ſie eifrig ſucht, der findet ſie leicht, und wer ſie findet, der trinkt von der Quelle des ewigen Lebens.“

„Wir haben eine große Armuth an Liebe, und doch gehen wir ſo verſchwenderiſch mit ihr um, daß wir ſie auf eitle und vergängliche Dinge richten, gleich als ob wir einen Ueberfluß an Liebe hätten. Gott allein iſt das Weſen, das wir am höchſten lieben müſſen. Mag das Schiff was immer für eine Richtung nehmen oder von was immer für Winden getrieben werden, ſo iſt doch die Nadel im Compaß allezeit nach ihrem Pole gewendet. Auf ſelbe Weiſe, mag auch alles um uns ſich wirren und ſchwanken, ſoll die Spitze unſeres Herzens, unſer Geiſt, unſer höheres Begehrungsvermögen, welches unſer Compaß iſt, unaufhörlich nach der Liebe Gottes trachten. Ach, die Zunge des Herzens zittert und irrt, denn das Schiffchen des Lebens ſteht nie ſtille, aber die innere Sehnſucht nach dem Pole vermag ſie doch trotz aller Bebungen zu lenken.“

„Es iſt nicht ſträflich, eine Perſon, die uns gefällt, in Gott zu lieben, wenn wir ſie mehr wegen Gott, als weil ſie uns wohlgefällt, lieben. Aber ſie ſo zu lieben, iſt gar ſchwer, gleichwie es ſchwer iſt, ſich vor einen Spiegel zu ſtellen, ohne ſich ſelbſt darin zu ſehen, ſich zu ſehen, ohne ſich zu betrachten, ſich zu betrachten, ohne ein Wohlgefallen an ſich ſelber zu haben, welches macht, daß man des Spiegels vergißt, und nur auf ſich und ſein eigen Bild achtet.“

„Man muß ſehr auf ſeiner Hut ſein, um bei dieſen Freundſchaften und Gefühlen der Liebe nicht getäuſcht zu werden, um ſo viel mehr, wenn ſie unter was immer für Vorwänden zwiſchen Perſonen verſchiedenen Geſchlechtes gepflogen werden, weil hier der böſe Geiſt ſehr oft die Liebe verwechſelt. Wenn eine Biene ein Kind ſticht, ſo magſt Du immerhin zu ihm ſagen: Mein gutes Kind, die Biene, ſo Dich geſtochen, iſt eben jenes Thierchen, welches den Honig macht, der Dir ſo gut ſchmeckt. Das Kind wird erwiedern: Wohl wahr! ihr Honig ſchmeckt ſüß, aber ihr Stich verurſacht mir einen großen Schmerz, und ſo lange ihr Stachel in meiner Lippe haftet, hab' ich keine Ruhe. Gerade ſo iſt die Liebe, zwar eine Luſt und gar ſehr angenehm; ſo wie ſie aber den Stachel der Begier in unſerm Herzen zurückläßt, bleibt auch ein großer Schmerz zurück.“

„Man ſieht nie ein Feuer ohne Rauch; nur das Feuer einer heiligen Liebe iſt rein. Sobald ſie ſich aber vermiſchet, wird ihre Flamme mit Rauch verſetzt, ſie brennet unruhig wie eine Seele voll Angſt und knechtiſcher Furcht, die alle Freiheit aufhebt. Der Edelſtein, die Smaragdmutter genannt, verliert allen Glanz, wenn ein Gift in der Nähe iſt."

„Das hat nun ein geiſtliches Leben vor dem weltlichen voraus, daß die ihm Geweihten ihre Liebe zu einer leiblichen Perſon leicht umſetzen in die Liebe zu einer heiligen, zu der wir beten können im Geiſt. Es iſt eine große Glückſeligkeit, dem Dienſte der Kirche anzugehören, einem Dienſte, der die menſchliche Natur in eine engelreine zu verwandeln wohl im Stande iſt. Denn ob uns ſchon die Welt anficht, uns Prieſter, Mönche und Nonnen, ſo wiſſen wir doch alle unſere leiblich-weltlichen Neigungen in ihr geiſtiges Gegenſtück zu verklären, gleichwie ſich das Brot in den Leib, der Wein in das Blut des Herrn verwandelt."

„Indem ich dies ſchreibe, zittert mir leiſe die Hand wie unwillig, dieſen Dienſt zu üben. Auch durch das Herz zieht es mir wie ein ſtill bebender Seufzerhauch. Ach! Hand und Herz ſind nicht ſo ſicher, als ſie der Geiſt wohl haben möchte. Wir ſind nicht ſo ſelig-ruhig, weil nicht ſo rein als wir ſollten und möchten. Wenn ich mein Leben überſchaue, ſo muß ich wohl der Güte Gottes gedenken, die mich geleitet hat ſo förderſam zum ewigen Heile. Aber ich war nicht, der ich bin, und ich bin nicht, der ich ſein ſollte. Die Schlacken der ſinnlichen Natur fallen nicht ſo leicht von uns." —

Dieſer letzte Satz war mit zitterndem Federzug geſchrieben und wieder durchſtrichen, als tauge es nicht, der mißverſtehenden Welt dies Geheimniß einer vor ſich ſelbſt offenen Seele anzuvertrauen. Bis zu dieſem Selbſtbekenntniß, das der Mittheilung wieder entzogen werden ſollte, war Franz von Sales in ſeiner „Anleitung zum andächtigen Leben" gekommen, dann war die Feder ſeiner Hand entfallen und ein ſanfter Schlaf bewältigte die müden Sinne.

Raoul hatte ſo angeſtrengt aufmerkſam geleſen, als ſei jedes Wort des Biſchofs auf ihn ſelbſt bezüglich. Er dachte, während er las, an die todte Mutter, und ſeine Liebe zu ihr erſchien ihm jetzt wie ein heiliges Gefühl. Antoinette, das liebe Mädchen, trat in Gedanken vor ihn, wie ſie den Kopf an ſeine Bruſt gelehnt, ihn bat, er ſolle nur gut und fromm ſein; ſo wolle ſie ihn lieben mit einer heiligen Liebe. Wie eine ungewiſſe, aber mächtige Ahnung zog der Gedanke durch ſeine Seele, er könne Prieſter werden und Gott dienen, ohne dem drängenden Gefühle, das den Menſchen zum Menſchen führt, Stillſtand zu gebieten.

Wie er ſich aufrichtete, brannte in ſeinem dunkelbraunen Auge der dämmernde Strahl einer unbeſtimmten Freude; es war, als wäre der Knabe in ihm plötzlich zum Jüngling geworden, als wiſſe er jetzt zum erſten Mal um ſeine Gefühle, obſchon ſie noch dunkel in ihm wogten. In der ruhigen Miene des Biſchofs ſtand ein gütiges Lächeln, eine weisheitsvolle Milde, die der Stimmung Raouls ſehr wohlthat. Uebte dieſer Mann doch überall durch die ſanfte Würde ſeines Weſens eine ſtille, unbeſiegliche Gewalt. Wie Raouls Blicke auf ſeiner Miene hafteten, bewegten ſich die Züge des

Schlafenden. Er ſchlug die Augen auf, richtete ſich in die Höhe und rieb ſich die Stirn; er glaubte ſich allein. Ungeſehen kniete Raoul neben ihm, auf den alten Quartanten geſtützt, der am Boden lag, den Kopf an den Arm des Ruheſeſſels gelehnt. „War es mir doch,“ ſagte der Biſchof ſtill für ſich, „als wenn Jemand um mich wäre, als blickte ich aus dem Schlummer heraus durch die geſchloſſenen Wimpern in das Angeſicht meines Raoul. — Du lieber Zögling meiner Sorge, von einer Sterbenden als Verſöhnungspfand mit der Kirche Gottes mir anvertraut! Werden die raſchen Geiſter Deiner Jugend ſich auch wohl leicht und ohne trübſelige Verirrung zurechtfinden in den Heiligungen, welche die Religion bietet? Wird die geſchäftige Regſamkeit Deines Blutes, wird der Muth und die Luſt des Lebens Dich nicht abführen von dem Ziel, auf das ich Dich ohne Umweg hinzuleiten wünſchte? Es iſt nicht leicht, dem innern Proceſſe ſinnlicher Begier, den der Drang der Jugend in uns anhebt, ganz zu entgehen, nicht leicht, zu ſiegen ohne Niederlagen erlebt zu haben, in denen man lernte, wie mächtig der Widerſacher iſt. Was hab' ich alles erſt niedergekämpft, eh' ſich der dunkle Drang der Natur, der mich in Liebe dahinriß zu einem Weſen gleicher Art, zu einer lichten Glorie verklärte, die mit allen ihren Flammen nur gen Himmel leuchtet! — Ruhe dem irdiſchen Menſchen in mir! Er iſt ſtill beigeſetzt wie auf einem Friedhof des Herrn. — Und Du, ſchönes treuloſes Weib meiner irdiſchen Jugend, wo magſt Du weilen und wo wandelt Dein Fuß? Wenn Du jetzt vor mich träteſt in der erſten Geſtalt Deines jugendlichen Weſens, ich würde Dich nicht mehr kennen in der Hülle Deines ſchönen Körpers, ich würde blind ſein für den Glanz Deines Auges, hätte keinen Sinn mehr für den Zauber, der mich damals umfing, als der Hauch Deines Mundes mich ſeltſam durchſchauerte und die Liebe, wie ein ſüßer Strom, durch mein Blut wogte. Ich würde lächeln, wenn Du jetzt zu mir kämeſt und mir geſtändeſt, es ſei der ſchwerſte Deiner Irrthümer geweſen, daß Du mich, der Dich liebte, verließeſt an der Hand des Leichtſinns. Ich würde mein greiſes Haar ſchütteln und mich lange beſinnen müſſen auf die Geſtalt Deiner Jugend. Siehe, ich bin alt geworden ohne Dich, Eugenie. Wer hätte das gedacht, als wir jung waren und uns liebten! Wer hätte das gedacht, als ich im Schmerz um Deine Treuloſigkeit mich in die Einſamkeit flüchtete und ſtill und ungeſehen, wie ein Grashalm im verborgnen Walde, hinſterben wollte, weil ich ohne Dich noch dazuſein für einen Tod, und den Tod, ſelbſt den freiwilligen, für den Anfang eines neuen heiligen Lebens hielt! Floh ich doch zu Gott, wenn ich ſeiner Welt, wo ich ſeine Spuren nicht mehr fand, eigenmächtig entſagte! So waren damals meine Gedanken in dunkler Stunde, als ich in den Bergwäldern Savoyens mit irrem Auge nach dem verborgenſten Abgrund ſuchte, wo mein Leben geheim verbluten ſollte. Tage lang war ich in der Wüſte umhergeirrt, und lag nun ſchmachtend am Abhang des Felſens, ungewiß, ob der Hunger oder der Sturz hinunter mich tödten ſollte. Thau des Himmels, Roſe im Dornenkranz, Perle im Diadem der Gnade, heilige Mutter Gottes, da erſchienſt Du mir und ich ſah Deine leuchtende Geſtalt mitten in der Waldnacht meiner Seele. Ich ſah Dein blutendes Herz, das der Schmerz um die Sünden der Welt wie ein Schwert durchdrang. Ich ſah das rothe Herz im Roſenlicht verklärter Heiligkeit, und die Blume von Nazareth ſchüttelte ihren Kelch, und ein Tropfen der Gnade fiel auf meine brennende Stirn. Mein ſchmachtendes Auge wandelte ſich in ein luſtberauſchtes, das eine ſüße Verzückung ergreift, und die Gnade durchrieſelte mich mit allen Schauern der entfeſſelten Liebe. Wie ein gemarterter Prometheus hatte ich am Felſen gehangen, und meine Creatur ſah hinunter in den Schlund wie auf den dunklen Geier des Todes, aber der Geier des Todes, der nach meinem Herzen ſpähte, wandelte ſich in eine lichte Friedenstaube. Es war mir, als wären alle meine Nervenfaſern über die Welt hingedehnt, als wäre die ganze Natur eine Folter, auf der ich lag, als ſpannten ſich meine Sehnen immer weiter und weiter, das Herz ſollte zerſpringen: da ſchwebte eine zarte Hand aus den Wolken herunter und griff über die Faſern meines Leibes, und die weit ausgeſpannten Nerven bebten wie die Saiten eines Inſtrumentes, und mein ganzes Weſen tönte. Die Liebe Gottes war wie ein Rauſch der Sinne über mich gekommen, leiſe, ſtill, geheim, ein ſüßes Rieſeln, eine heilige Wonne, und die Hand aus den Wolken war die Hand der gnadenreichen Mutter, ſie hatte ſich meiner erbarmt, und bereitete mir die Stunde der Verzückung für ein heiliges Leben. Was ein irdiſches Weib an mir verbrochen, ſühnte das Weib der himmliſchen Herrlichkeit, denn ihr Athem tilgte in heiliger Befriedigung mit einem Male alle irdiſche Begier, und ich war wie ein Bräutigam der benedeiten Jungfrau. So war ich dicht am Abgrund des Verderbens ein Verlobter des Himmels geworden und blieb von da an ſtill, ruhig, für ewig geſättigt in der Tiefe meiner Seele. Ich ſtand auf und verließ die Berge der Wildniß, zog in die Städte der Menſchen und predigte vom Heil der Gnade, das ich mir aus der Qual der irren Wünſche gewonnen hatte. Mein Wirken blieb nicht ohne Segen, ich predigte den Geiſt, der über mich gekommen war. Aber jene Stunde der Entzückung kam nicht wieder, ich war für immer auf das lange Leben hin geſättigt, die leiblichen und geiſtigen Pulſe wollten nie wieder den Einklang finden, jene waren todt und dieſe ſchlugen ruhig wie ein Uhrwerk, das, ein für alle Mal aufgezogen, keinen Willen mehr kennt. Nun bin ich alt geworden, bald ſteht der Pendel meines Lebens ſtille. — Und Du, Eugenie? Siehe, kann ich doch Deinen weltlichen Namen jetzt ausſprechen, ohne daß er meine Gedanken kreuzt. Ich ſage, ich kenne Dich nicht mehr, Weib meiner irdiſchen Liebe, die Zeit hat ſich mit ihrem Gewicht zwiſchen meine Jugend und mein Alter gedrängt; ſobald die Heiligung mich ergriffen, war das Andenken an Dich ausgelöſcht. Was willſt Du jetzt Dich in meine Träume drängen und die Geſtalt Deines Blüthenlebens dem unbewachten Geiſt vorſpiegeln! Oder biſt Du nun vollendet, biſt Du todt und blickſt aus den Gefilden der Seligkeit herein in mein bald gelöſtes Leben? Biſt Du geſühnt und geläutert? Denn Du erſcheinſt mir nicht ſo wie Du warſt! Dein Auge leuchtet mild und in der Zeit unſrer irdiſchen Liebe brannten Deine Blicke in dunkler Gluth. Ach, Du biſt wohl todt? Denn wie könnteſt Du mir lebend erſcheinen wollen! Wie ſchön, wie weit und groß iſt Dein himmelblaues Gewand! Willſt Du mich einhüllen in den luftigen Mantel? Oh, oh! laß mich allein mit meinem Gott!" —

Er ſchlief wieder feſt. Ein Traumbild ſchwebte vor ſeiner Seele, er hatte ſchon die letzten Worte im Schlummer geſprochen.

Raoul athmete auf. Mit geſchloſſenen Augen, den Kopf an die Lehne des Seſſels gepreßt, hatte er die Worte des Greiſes vernommen, der ſich die Märchenwelt ſeines innern Lebens aus der verſchloſſenen Bruſt hervorgerufen. Eine Märchenwelt birgt Jeder im Schooß ſeiner Seele. In ihr liegt Deine ganze Wirklichkeit bedingt. Und wenn ſie der helle Tag verdrängte, ſo tritt ſie als Abendſchein noch einmal auf Deine Wangen und knüpft das Ende Deines Lebens mit dem Anfang wunderbar zuſammen. Darum iſt es auch ſchön, Greis zu ſein, und den Reſt im Becher des Lebens auszuſchlürfen, um den Jugendtrank der erſten Gefühle noch einmal zu ſchmecken.

Raoul hätte ſich ſtill fortſchleichen können, aber er ſaß zu den Füßen des Greiſes wie gebannt; es war ihm, als ſei er durch ſeine Worte in die Myſterien des Lebens eingeweiht. Er hatte wenig Glauben gehabt für die Heiligengeſchichten, die ihm der Pater Lehrmeiſter erzählte; hier aber war er überzeugt, die heilige Jungfrau ſei dem Biſchof in der Waldnacht erſchienen. Das Bekenntniß einer ehemaligen weltlichen Liebe, das der unbewachten Lippe des Mannes entfloh, erſchien ihm kaum als auffällig; eher milderte es die Scheu, die der Knabe vor dem Prälaten bisher gefühlt. Endlich ſtand er auf, um ſich zu entfernen. Aber er mußte dem Greiſe die Hand küſſen, eh' er ſchied, es trieb ihn dazu eine ſtille Luſt der Dankbarkeit. Wie er ſich über ihn neigte, wachte der Schlafende auf. „Du hier!“ ſprach der Prälat nicht ohne Befremden, obwohl er an die Nähe des Jünglings gewöhnt war. Raoul erröthete und küßte ſchweigend die Hand des Mannes. „Mich dünkt, Pater Anſelm habe Dir als Strafe auferlegt, das Zimmer zu hüten!“

„Weil er meine Liebe zur todten Mutter Giovanna tadelte, hab' ich ihm widerſprechen müſſen,“ ſagte Raoul verlegen. „Und als er mir docirte, die Natur des Weibes ſei die Schlange des Paradieſes, deren Athem man fliehen ſolle wie Peſthauch und Verderben fürchterlicher Art, hab' ich ſtreiten müſſen, und dem Pater ins Angeſicht geſagt, ich könne nicht an ſeine Lehre glauben. Den heiligen Aloyſius kann ich nicht preiſen, daß er das Gelübde that, ſeine Mutter zu verachten. Meine Liebe zu Mutter und Schweſter will ich heilig halten mein Lebelang, — und weil heut' der Todestag der Mutter Giovanna war, ſtieg ich aus der Zelle hinunter und habe am Grabhügel im Kloſtergarten der Nonnen gebetet. Meine Mutter iſt doch immer meine Mutter, und Schweſter Antoinette iſt ein frommes Kind, frommer als viele ehrwürdige Väter und Brüder: warum ſollte ich ſie nicht lieben?"

Der Biſchof war aufgeſtanden und ging mit weiten bedächtigen Schritten durch das Gemach. Raoul blickte ſtill zu Boden; die Farbe ſeiner Wangen wechſelte, je länger der Prälat in ſeinem Schweigen verharrte. Endlich trat er vor den kühnen Sprecher und ergriff ihn ſanft bei der Hand. „Du biſt nicht mehr jung genug, um fahrlos in Deinen kindlichen Gefühlen hinzuleben," nahm Franz von Sales das Wort; „Dein Sinn iſt ſchnellkräftig, mein Sohn, Dein Geiſt möchte, ſo ſcheint es, einer frühen Reife entgegeneilen. Bisher biſt Du in dem kleinen Dienſt der Kirche und in den Vorbereitungen zum geiſtlichen Leben geübt; es wird Zeit ſein, Dich allmählich weiter einzuführen in den Inhalt der Religion, deren dienſtliche Formen Du zum Theil kennen lernteſt; es wird nicht allzulange dauern und Du trittſt in den Stand, dem Du Dich widmeſt. Du willſt Geiſtlicher werden, ob Weltprieſter oder Kloſtergenoſſe, das bleibe Deiner weiteren Entwicklung und Neigung vorbehalten; aber das geiſtliche Leben iſt Dein Beruf, dem Du nachzutrachten haſt, falls Du Deine Mutter liebſt und ihren Willen ehrſt. Sie hat Dich der Kirche Gottes gelobt und ihrem Schooße Dich anheimgegeben; dieſer Wunſch der Sterbenden, der ihr den Tod erleichterte und ihren Hinübergang beſeligte, wirſt Du erfüllen als Sohn, als Menſch, als katholiſcher Chriſt. Wohl Dir, wenn Du Dich früh ſchon ohne Zweifel und

Störniß weltlicher Art hingiebſt an die Heiligungen, welche die Kirche bietet! In jeder ihrer Satzungen liegt eine beſeligende Kraft des ewig geheimnißvollen Gottes, der ſich in Symbolen der ahnenden Welt verräth, offenbart und doch auch in ihnen ſich wieder verſchließt. Es genügt nicht, blos äußerlich Prieſter zu ſein, um die Geheimniſſe Gottes zu erfahren, ſondern wo die tiefſte Liebe, da iſt das tiefſte Verſtändniß. Wo Du forſcheſt mit prüfender Kraft des Geiſtes, da erforſcheſt Du nur Dich ſelbſt und den Umfang Deines eignen Weſens; nur wenn Du liebſt, breitet ſich der Schooß der Wahrheit allwärts um Dich auf, Du verſinkſt in ihr, und in dieſen Dämmerungen eines erſt jenſeits völlig erſchloſſenen Sonnenlebens werden Dir die Räthſel des Daſeins, die Hieroglyphen der Religion in eine trauliche Nähe rücken, Du wirſt Dich in ihnen ſicher wiſſen, ſelbſt wo Du ſie nicht ergründeſt und erſchöpfſt. Der Prieſter aber hat keine Liebe auf Erden, und wo ihn ſeine Neigung hinführt, da muß ſie ſich ihm verklären in ein geiſtiges Weſen. Das Weib aber in ſeiner Weltlichkeit nimmt Deine Sinne gefangen, und baut ſich ein Neſt für die Erdenwelt, macht Dich heimiſch auf der Scholle des Daſeins, und heißt Dich den Frieden erdwärts ſuchen, der für den denkenden Geiſt nur im Gedanken Gottes ruht. Das Weib haftet zumeiſt am Fleiſch; entſtand es doch ſecundär aus der Seite des Mannes. Darum der Fluch, der auf dem Weibe ruht von Eva an, der Fluch, der als Verführung und eitle Sinnenluſt durch alle Welt hin wirkt. Den erſten Sündenfall hat das Weib verſchuldet; darum wurde das Weib Jahrhunderte lang Sklavin des Mannes. In den orientaliſchen Sitten liegt es beſiegelt, daß das Weib in der Familie und allen Zuſtänden des Lebens eine leibliche Magd iſt, die zu nichts als zur Fortpflanzung des Geſchlechtes taugt. Aber dieſen Grundſtein des orientaliſchen Lebens hat das Chriſtenthum zerſtört, wir haben das Dogma von der göttlichen Mutterſchaft Mariens; in dieſem Geheimniß der Gnade iſt das Weib in ſeiner Anwartſchaft zur göttlichen Freiheit anerkannt und die Mutter der verlornen Kinder der Erdenwelt erſcheint als Königin der Engel. Die Urſünde war der Stolz und der Uebermuth der Creatur. „Warum gab euch Gott dieſes Verbot? Wenn ihr von dieſer Frucht genießet, ſo werdet ihr wie Gott ſein und das Gute und Böſe erkennen!“ Hierin lag die Verkündigung der Myſterien des Todes, die der trügeriſche Engel der Finſterniß über das Geſchlecht verhängte. Und was Maria ſagte, als der Engel des Lichtes ihr die Botſchaft brachte, iſt die Verkündigung der Myſterien des Lebens. Auf den Abfall, zu dem der Stolz verführte, folgte der Act der Demuth: „Ich bin eine Magd des Herrn, mir geſchehe nach ſeinem Worte!“ So wurde, was von der irdiſchen Eva verbrochen war, durch die himmliſche Eva geſühnt. — Die Urſünde war auch die Luſt des Genießens. „Das Weib ſah, daß der Baum Früchte trug zum Genuſſe, ſchön für das Auge und ergötzlich zu ſehen, und es nahm von ſeiner Frucht!“ Das iſt der Reiz der Sinne, die Luſt des Leibes, den Geiſt ſich willig und unterthan zu machen. Und was die Luſt am Genuſſe verſchuldet, muß die Luſt am Leiden ſühnen; Maria, die leidende Liebe, ſühnt die üppige Luſt der Liebe in der lüſternen Eva. Das ſind die beiden großen Feſte unſerer Kirche, das Feſt Mariä-Verkündigung und das Feſt der ſchmerzhaften Jungfrau. – O Calvin, nüchterner Prophet, wie konnteſt Du Dir das Chriſtenthum denken ohne Mariencultus!"

„Aber der Pater Lehrmeiſter", unterbrach ihn Raoul, „hat geſagt, alle Weiber taugten nichts, ſie ſeien das Element des Böſen in der Menſchennatur, ja, eine heilige Kirchenverſammlung habe darüber zu Rathe geſeſſen, ob die Weiber nicht blos Dinge, bloße Sachen wären!"

„Der Pater Lehrmeiſter", entgegnete der Biſchof, „hat nicht wohl daran gethan, bei einem vereinzelten Punkte in unſerer Tradition, bei einer Abſchweifung gelehrter Forſcher und Kirchenväter ſtehen zu bleiben. Maria, das himmliſche Weib, hat geſühnt, was Eva, das irdiſche Weib, geſündigt. Maria iſt das gen Himmel geſtiegene Fleiſch der Welt, alle heiligen Männer und Jungfrauen ſind ihr Nachgefolge. Deshalb feiern wir das Feſt Mariä-Himmelfahrt. Und Jeder feiert es mit für ſich, in ſich, und wo die tiefſte Hingebung, da erfolgt die reinſte Himmelfahrt ſchon hienieden in der Tiefe des Gemüths. Und das Weib hat die größte Befähigung, die Schmerzen der Welt in ſich aufzunehmen und unter dem Herzen zu tragen. Der Mann ſoll die Wahrheit verſtehen und predigen, er ſoll ſie in Wort und That verkünden, die Frauen aber wirken in Liebe, Demuth und Geduld;

darum hat Maria auch nicht das Wort des Herrn geoffenbart, ſondern unter dem Herzen getragen und geboren. Das iſt das Myſterium der heilig reinen Jungfrau, das iſt die keuſche Magie in unſerem Mariendienſt. Redet mir nicht vom Zauber des Kreuzes allein! Wenn Ihr nicht das Weib bedenket, das ſich knieend an den Stamm ſchmiegte, ſo ſteht das Kreuz Chriſti öde und verlaſſen, ein verdorrendes Holz. Wenn aber Maria und die heiligen Weiber kommen und am Fuße knieen und ihre Thränen das Erdreich feuchten, dann wächſt und grünt das Kreuz wie ein Baum des Lebens, dann ſchlagen Knoſpen aus den dürren Armen des Holzes, dann blüht und glänzt und duftet das Symbol des Chriſtenthums, und ſo vom köſtlichen Naß der thränenvollen Liebe befeuchtet, ſteht es da, eine Blume, die aus irdiſchem Boden hineinwächſt in die Ewigkeit. Als der Herr am Kreuze hing, war von den Männern Johannes allein da, er hatte am meiſten von der weiblichen Liebe und Hingebung im Herzen; alle ſeine Gefährten hatten ihn verlaſſen. Aber Maria war da mit der Schaar ihrer Lieben, um den letzten Seufzerhauch des Erlöſers aufzufangen. Das war der erſte Frauenverein, die erſte Kloſtergemeinſchaft der Weiber. Und Tauſende nach ihnen blieben unberührte Jungfrauen und thaten das Gelübde. Jene unzähligen Vereine von Frauen, die ſich der Linderung des menſchlichen Leidens widmen, jene vielen Geſellſchaften zur Aufopferung aller eignen Freuden und Süßigkeiten des irdiſchen Lebens, alle dieſe ſind Maria's geiſtliche Nachkommenſchaft. Wenn im Charfreitagshymnus die Kirche am Grabe Jeſu ſpricht: O allerglorreichſte Jungfrau, ſei mir gnädig! — ſo iſt die größte Gnade, die wir erflehen: Laß mich mit Dir weinen! — Das iſt der Wahlſpruch der Heldinnen des Chriſtenthums. Sie beraubten ſich alles irdiſchen Troſtes, um den an Troſt Armen mit göttlicher Liebe beizuſtehen, für die Unglücklichen zu beten, mit allen Leidenden mitzuleiden. Und wie Maria gen Himmel fuhr, ſo wird die betende Seele des Weibes im Momente der Erhörung ſchon hienieden verklärt. Ein Glanz von Heiligkeit umſchwebt ihr Angeſicht, eine geiſtige Herrlichkeit bricht durch die Formen der leiblichen Geſtalt, das Myſterium der Apotheoſe beginnt für die Frauen ſchon hienieden. Und ſo hat auch die Poeſie der chriſtlichen Welt allezeit das Weib gefeiert und die Frauennatur hochgeprieſen, entweder in der Unſchuld ihres harmloſen Friedens, der uns wie ein Göttliches überſchleicht, oder in der Heiligkeit der Selbſtopferung, die am Weibe auch nichts anderes iſt als natürlicher Drang des unbewußten Gefühls und gebundene Unſchuld der Seele. Man hat eine Geſchichte der katholiſchen Dogmen geſchrieben, man hätte lieber eine Geſchichte der katholiſchen Liebe, d. h. eine Geſchichte des Weibes ſchreiben ſollen. Ueberall ſchwebt eine geheimnißvolle Frauengeſtalt vor jeder neuen Epoche des Chriſtenthums, die Sehnſucht weckend, die Begierden verklärend, die Gemüther begeiſtigend. Als das Chriſtenthum aus den Katakomben aufſtieg, da reichte die Mutter Konſtantins, Helena, der alten römiſchen Welt das wiedergefundene Kreuz, wie es ſpäter Klotilde auf die Wiege Frankreichs pflanzte. Die Kirche verdankt die ſchönſten Werke des heiligen Hieronymus der Gaſtfreiheit, die ihm die heilige Paula in ihrer ſtillen Einſiedlung gewährte, wo ſie eine chriſtliche Akademie von römiſchen Frauen errichtete. Der wahre Auguſtin wurde von Monica durch ihr Gebet geboren. Die heil. Hildegarde, die heil. Katharina von Siena, die heil. Thereſia bewahrten beſſer, als die meiſten Theologen ihrer Zeit, die Wahrheiten der geheimnißvollen Liebe, und was die Gemüther der Frauen in Schmerz und Luſt gefühlt und fühlen werden, iſt eine Fortſetzung der alten und ewig neuen Myſterien des tiefſten Lebens. Ewig gequält, ſelbſt im Rauſch der Hingebung verwundet, und doch ewig benedeit, ewig behaftet mit dem Fluch des Fleiſches, und doch ewig durch eine allmächtige Liebe geſühnt und die irdiſche Eva immerdar durch die himmliſche verklärend: das iſt das Loos der weiblichen Natur von nun an bis in alle Zeiten."

Der Prälat ſchwieg. Eine heilige Wärme durchzitterte ſein ganzes Weſen und brach wie ein belebender Strom aus der ſanften Schwermuth ſeines dunklen Auges. „So und nicht anders", ſagte er ſchließlich, „haben wir vom Weibe zu denken. Willſt Du der Materie des Lebens, dem nutzloſen Wandel der Dinge dieſer Welt Dich anheimgeben, mein Sohn, wohl! ſo zieh' hinaus, nimm ein Weib, ſei werkelthätig brav; aus der Hand des Herrn fällt niemand. Willſt Du aber das Leben im Ganzen und Großen auffaſſen, willſt Du die wunderbaren Wege Gottes im Geiſte wandeln, im

Geiſt alles das genießen, was die Welt im Fleiſche und vereinzelt und dem Zufall preisgegeben findet, ſo ſtelle Dich auf eine heilige Warte und ſchau dem großen Daſein allwärts zu. Und dieſe heilige Warte iſt das Kloſter oder das Amt des Prieſters. Wenn es den Menſchen geboten iſt, ihr Leben zu leben, ſo iſt es dem Prieſter vergönnt, dem Leben zuzuſchauen, und aus allen wunderbaren Verſchlingungen und Seltſamkeiten des irdiſchen Wandels den Herrn herauszuerkennen, der ſich oft verkriecht und verheimlicht, und doch überall als das Unverwüſtliche aus allem Untergang ſich von neuem zur Erſcheinung bringt.“

Raoul war in ſtilles Sinnen aufgelöſt; wie eine Weihrauchwolke zog die Rede des Prieſters vor ſeiner Stirn vorüber, ihn einhüllend und bewältigend. Er war in den Seſſel zurückgelehnt und brütete vor ſich hin. Wie der Biſchof jetzt die Hand auf ſeinen Scheitel legte, blickte er wie aus Träumen auf. „Du biſt ſtill geworden, mein Sohn,“ ſagte der Biſchof mit milder Würde und fing die Blicke des Jünglings mit den ſeinigen auf. „Du biſt frei in Deinen Entſchlüſſen, ungebunden in Deinem Wollen und Wünſchen.“

„Wohl bin ich nicht mehr frei in meinem Willen,“ ſagte Raoul, „ſondern gar ſehr gebunden, gebunden in Liebe zu Euch, denn Ihr habt eine ſeltſame Gewalt über die Gemüther. Auch will ich mir das alles wohlweislich zu Herzen nehmen, was Ihr mir ſagtet, und Gott im Namen meiner Mutter bitten, daß er mich nach und nach ganz und gar theilhaftig mache aller jener wunderbaren Dinge ſeiner geheimnißvollen Religion. Zu meiner Mutter werde ich ja immer hinblicken können, denn ſie iſt ein ſeliger Geiſt, und die Liebe zu meiner Schweſter will ich trachten in ein ganz heiliges Gefühl umzuwandeln, das mit ihr ſelber gar nichts zu thun hat; ich will an mir arbeiten, daß ſich alle meine Gedanken an ſie umgeſtalten und ausſehen wie Gebete, an irgend eine Heilige, gleichviel welche, gerichtet. Aber iſt Antoinette meine Schweſter, ſo wird doch meine Liebe zu ihr meiner Frömmigkeit nicht ſchaden?"

Der Prälat zog plötzlich ſeine Hand von ihm zurück; auf ſeine Stirn trat ein ungewöhnlicher Ernſt, für den die Lippen das Wort nicht zu finden ſchienen. Er trat an den Schrank, der im Winkel des Zimmers ſtand, und ſuchte unter Papieren und Briefen ein Blatt hervor. Er hatte es gefunden und ging wieder unſchlüſſig einige Male auf und ab. Dann blieb er vor Raoul ſtehen, der noch immer im Lehnſtuhl ſaß. „Du biſt im Irrthum, mein Sohn," ſagte er nicht ohne Bewegung, „wenn Du wähnſt, daß ein ſo nahes Band des Blutes Dich an jenes Mädchen knüpfe; Antoinette iſt nicht Deine Schweſter."

Raoul fuhr auf: „Nicht meine Schweſter?"

„Kennſt Du die Züge dieſer Hand, mein Sohn?"

„Meiner Mutter Handſchrift," ſagte Raoul, „der Brief, den ſie an Euch gerichtet, den ich Euch überbrachte!"

Der Biſchof entfaltete das Schreiben und hieß ihn leſen. Dieſer Tag ſollte nun einmal für Raoul von Bedeutung ſein und den Wandel ſeines Innern beſtimmen. Mit zitternder

Haſt las er die Bekenntniſſe ſeiner Mutter, und ſo mußte er auch jene Worte finden, die auf ihn und Antoinette bezüglich waren. „Ich habe die Kinder", hieß es in Giovannens Confeſſion, „wie die meinigen erzogen, obwohl nur Raoul der Sprößling meiner Ehe iſt. Antoinette iſt das Kind jener armen Verwandten, die mit mir das Kloſter verließ. Beide ſind in der Unſchuld des jungen Lebens, in dem harmloſen Nichtwiſſen von den Sünden der Welt, in den Bergen der Provence erwachſen; ſie lieben ſich wie Geſchwiſter, und ich habe die Eintracht ihrer kindlichen Gefühle nicht ſtören mögen. Antoinette weiß nicht anders, als daß ſie Raouls Schweſter iſt; mag es ihr denn ein Geheimniß bleiben, daß ihre Mutter wieder den Schleier nahm und als eine Jungfrau des Himmels keinen Theil hat an dem Geſchick ihres irdiſchen Kindes. Die Liebe der beiden Pfleglinge meiner Sorge mag in der Liebe zu ihrem Gott erlöſchen, ich übergebe ſie Dem, vor deſſen Richterſtuhl ich trete; es giebt kein anderes Heil hienieden als im Dienſt des Herrn."

Schweigend faltete Raoul den Brief der Mutter und gab ihn zurück. Die zitternde Haſt hatte einer ruhigen Kälte bei ihm Platz gemacht. ſeine Wange war ſehr bleich, als der Prälat ihn umarmte und einen Kuß auf ſeine Stirn drückte. „Die Wege des Herrn ſind wunderbar!" ſagte der Biſchof. Raoul blickte ihm ungläubig und doch gottergeben ins Auge. „So abgeſchnitten von allen Bezügen zur Welt," fuhr der Prieſter fort, „mußt Du nun erſt rechten Muth zum Leben faſſen; dann wird ſich alles in Dir lichten und geſtalten zum

Heil Deiner Seele und der Kirche Gottes auf Erden. — Werde ich der Freund aller Deiner Gedanken bleiben?“ ſetzte er mild hinzu.

Aus Raouls Auge ſtahl ſich eine Thräne, die er aber ſchnell bekämpfte. Er blieb ergeben und ſtill, der Schmerz lag hinter ſeiner blaſſen Wange gebannt. Er drückte dem väterlichen Freunde die Hand, küßte ſie, und wünſchte ihm eine gute Nacht, indem er ſich verbeugte und ging. Mit den Blicken der wärmſten Liebe gab ihm der Biſchof das Geleit bis zur Thür. —

Als Raoul in ſein Zimmer trat, beleuchtete der Strahl des Mondes den kleinen engen Raum. Sein Schreibtiſch und die Wand voll Bücher ſtanden im lichten Glanz. Er ſetzte ſich ſtill hin und blieb eine Weile betäubt und ſtumm. Dann entlud ſich ſeine ganze Seele in einem heißen Thränenſtrom, deſſen fluthende Bewegung ihn wohlthätig durchſchüttelte. Sein Unglück hatte ihn überraſcht und faſt erſtarrt, und nun dauerte es lange, ehe ſich die ganze Gewalt ſeines Gefühls vom Herzen löſte. Als er beruhigt ſchien, kleidete er ſich aus und warf ſich auf ſein Lager. Ueber ſeinem Bette hing das hölzerne Bild der ſchmerzenreichen Jungfrau; der Mond warf ſein Licht auf die blaſſen Züge der Mutter Gottes. Raoul wollte zur Heiligen beten, aber er fand keine Worte. Er ſchloß die Augen vor dem lichten Schein, und nun trat das Bild der Benedeiten erſt recht hell vor das Auge ſeines Geiſtes. Nun fand er Worte, die für ihn und ſeinen Zuſtand paßten, und er bat mit flehender

Stimme um Troſt. Aber je mehr er das Bild im Geiſte anſchaute, deſto mehr verwandelten ſich die Züge deſſelben, und Antoinettens Angeſicht blickte ihm hell, leidend, aber traut entgegen. Da hörte er auf zu beten, er wandte ſich um auf ſeinem Lager, und ein heißer Thränenſtrom brach ſich von neuem Bahn.

Seit einiger Zeit — ſo raunte man ſich in die Ohren — ging im Kloſtergarten der Nonnen allnächtlich ein Geiſt um. Man wollte ihn an verſchiedenen Orten geſehen haben, meiſtens jedoch in den abgelegenen Theilen des Parkes zwiſchen den hohen düſtern Ulmen und den Lindengang hinauf; Einige wollten ihn in näherer Verbindung mit den Zellen der Kloſterfrauen wiſſen, und ihn beobachtet haben, wie er an den Fenſtern vorüber und auf den Zinnen der Gebäude fortſchwebte. Es war in der Regel zwiſchen Mitternacht und der Frühmette, wo ſich die ſchwarzverhüllte Geſtalt zu zeigen pflegte. Aber die Glöcknerin behauptete, der Erſcheinung ſchon beim Beginn der Nacht begegnet zu ſein. Als ſie auf den kleinen Thurm geſtiegen, um die Glocke zu ziehen, ſei ſie vom Schreck gelähmt, denn ein furchtbares Antlitz blickte durch das runde Fenſter, wehrte ihr den Strang zu ziehen und fuhr mit einem Seufzerhauch von hinnen; ſo habe ſie die Nacht einzuläuten verſäumt, und auf den Stufen der Treppe eine Stunde lang wie gebannt gelegen. Die alte Pförtnerin, eine um ihre ſtrengbewachte tugendſame Reinheit ängſtlich beſorgte Jungfrau, ſchwur hoch und theuer, ihr werde der geſpenſtige Kobold nie zu nahe kommen; ſie verſtopfe ihr Schlüſſelloch allabends mit heiligem Werg, drei Kreuze, täglich friſch mit bloßen Füßen in den Sond geſcharrt, ſeien das beſte Mittel, um dem Böſen den Zugang zu vertreten. Der Gärtner allein leugnete etwas geſehen zu haben. Die Priorin hatte ihm befohlen, des Nachts mit dem Kloſterknecht im Park zu wachen; da aber Beide die Furcht im Bette feſſelte, ſo durften ſie des Morgens dreiſt behaupten, nichts geſehen zu haben. Als man jedoch die Blumen auf dem Grabhügel der fremden Frau, die der Biſchof beerdigen ließ, allmorgens befeuchtet und gepflegt fand, konnte ſelbſt der Gärtner nicht mehr den Geiſt ableugnen. Auch wollte man jedesmal hinter dem Grabe die dunkle Geſtalt aus dem Erdreich aufſteigen ſehen, und der Glaube fand Nahrung, es ſei die Seele der Unbekannten, die in der Angſt der Sündenſchuld keine Ruhe habe. Dazu kam das Gerücht, es ſei eine Ketzerin, die dort ſchlummere, und man war allgemein überzeugt, es ſei der gequälte Geiſt der Unglücklichen, der ſeinen Umgang hielt. Eine Zeitlang hatte der Argwohn der ſtrengen Priorin die fromme Schweſter Clementine mit der Erſcheinung als einer durchaus leiblichen und weltlichen in Zuſammenhang bringen wollen; wußte man doch, daß Clementine weltliche Schmerzen im Innern trug, und früher an dem Hügel der Unbekannten oft verweilte. Aber der Priorin ſelbſt erſchien der Geiſt in einer

Nacht, als der Mond in ihr Zimmer blickte. Eine ſchwarze rieſige Geſtalt mit dunkelrothen Augen fuhr an den klirrenden Scheiben ihres Fenſters auf, und als die Dienerinnen auf das Geſchrei herbeieilten, fanden ſie die geſtrenge Herrin winſelnd und halbtodt unter dem Betttuch. Von nun an zitterte alles vor der Erſcheinung der ſchwarzen Unbekannten, und man war überzeugt, die Geſtorbene, deren Kind im Kloſter erzogen wurde, ſei der böſe Geiſt der Ketzerin, der ſein Eigenthum vom Kloſter zurückfordere. Somit erklärte ſich denn auch das naive Heidenthum in dem Kloſterzögling, und Antoinette wurde ſeitdem der Gegenſtand einer ganz beſondern frommen Obhut. Die Priorin nahm die Gelegenheit wahr, der ihr verhaßten Clementine den Wirkungskreis, den dieſe als Lehrerin der Novizen hatte, zu ſchmählern; Antoinette ward anderer Leitung übergeben, und eine alte Laienſchweſter aus Genua, eine erzfromme Seele, die ſeit kurzem erſt im Kloſter der Heimſuchung wohnte, erhielt die beſondere Aufſicht über das junge Mädchen, das nun bald das Noviziat antreten ſollte.

Es war ſpät Abends, als Antoinette in Geſellſchaft ihrer Aufſeherin, der alten Urſula, in ihrer Zelle ſaß. Seit jenem Abend, wo Raoul ſo unberufen im Kloſtergarten erſchien, war eine geraume Zeit verſtrichen. Man hatte ihr ſeitdem übel und hart begegnet; mit der ſanften Clementine, die ſie ihre Tante genannt, war ihr aller freundliche Zuſpruch, aller Troſt, alle Liebe genommen; an die geſchwätzige Urſula war ſie Tag und Nacht gebannt, und obwohl es die

Alte ſehr gut mit ihr meinte, hing Antoinette doch mit trauernder Seele an der milden liebreichen Lehrerin, die ſie überall ſchmerzlich vermißte, die ihr Mutter und Alles geweſen war, die ſie wie eine Heilige verehrte und jetzt nur ſchweigend in der Vesper und bei Tiſch im Refectorium begrüßen durfte. Sie ſaß und nähte mit der Alten an einem Purificatorium, wie man das heilige Wiſchtuch nennt, womit der Prieſter den Kelch am Altar ſäubert. Die Schweſtern der Heimſuchung arbeiteten dergleichen für arme Dorfkirchen in der Umgegend, und Antoinette ward früh angehalten zu allen Dienſten ſo frommer Art. Ihre halb geiſtliche Kleidung verrieth auch ſchon den nahen Eintritt in das Noviziat. Sie trug ein Habit von Serge, noch ohne die langen Aermel der ordinirten Bräute des Himmels, aber doch von demſelben Stoffe; der Wimpel, das weiße leinene Vortuch, bedeckte Bruſt und Schultern; auch die Binde, welche die jugendliche Stirn und das braune Haar, dieſe Locken von weltlicher Schönheit, verhüllte, mußte ſie ſchon von Zeit zu Zeit anlegen, um ſich in allem an klöſterliche Zucht zu gewöhnen. Die alte Urſula war vom Orden der genueſiſchen Annonciaden; das verſchoſſene blaue Unterkleid mit dem weißen Weihel darüber war der Ueberreſt ihrer ehemaligen Ordenstracht, die ſie mit den Kleidern der Nonnen von der Heimſuchung noch nicht vertauſcht hatte. In dem engen Zimmer ſah es dürftig genug aus. Außer den beiden Stühlen, dem kleinen Tiſch mit der Lampe, vor der ſie ſaßen, dem Bett im Winkel und dem Betſtuhl an der Wand mit dem Crucifix und zwei papiernen Heiligenbildern, ſuchte das Auge vergebens nach einem Gegenſtande. Die grauen Mauern waren eintönig fahl, wie die ganze Lebensordnung der geiſtlichen Frauen. Antoinette arbeitete fleißig, den Kopf über das Nähzeug gebückt; ihre Wange war blaß, ihr Auge matt und verſchüchtert.

„Sie ſagen, es ſei der Geiſt Deiner Mutter, mein Kind, der im Kloſter umgeht,“ ſprach die Alte, „ſie hat irgend noch was zu büßen auf der Erde, darum iſt ihr die Ruhe im Grabe verſagt. Ach, Du mußt ſehr fromm und heilig werden, Antoinette, ſchon um der todten Mutter willen; denn die ſchwarze Unbekannte kann niemand anderes ſein als Deine Mutter, die wohl nicht im vollen Frieden entſchlafen iſt. Aber je mehr Du beteſt und reines Herzens biſt, je mehr wird der irre Geiſt beſchwichtigt und erlöſt!“

„Ich bete wie ich kann, und bin mir keiner Schuld bewußt,“ ſagte Antoinette. In dem Blick, den ſie auf die Alte richtete, lag bei aller Demuth eine entſchloſſene Feſtigkeit der Seele. „Wenn es meine Mutter iſt, die in ihrem Grabe nicht ſchlummern kann, ſo wird ſie mir wohl auch erſcheinen, und mich thun heißen, was zu ihrem Frieden dienlich.“ Sie ließ das Nähzeug fallen und blickte ſtarr zu Boden. „Ob ich die Priorin bitte, mich die Nacht im Kloſtergarten wachen zu laſſen? Ich könnte auf dem Grabe knieen und beten; das würde den Geiſt, wenn er ein guter iſt, zu mir locken, und wenn er ein böſer iſt, ihn bannen.“

„Frevle nicht, Kind!“ ſagte Urſula, und ſah ihr furchtſam drohend ins Auge. Es war Antoinetten auch nicht völlig Ernſt mit ihrem Entſchluß; ihr Gemüth war nicht unberührt geblieben von der Geiſterſcheu, die das ganze Kloſter jetzt erfüllte.

„Laß uns von heiligen Dingen ſprechen,“ ſagte die Alte, „das hält den Böſen von uns ab. Die Pförtnerin erzählte heut, die ſchwarze Geſtalt habe letzte Nacht mit Gewalt durch ihr Schlüſſelloch gewollt, das heilige Jungfernwachs, das ſie vorgeklebt, ſei von dem heißen Gifthauch des böſen Geiſtes geſchmolzen, aber ſie hätte zum Glück noch Zeit genug gehabt, den untern Stiel ihres Crucifixes in das Schlüſſelloch zu ſtecken; ſo habe ſie den böſen Geiſt von ihrem Leibe noch für diesmal wieder abgewehrt.“

„Wenn doch der Geiſt mir erſchiene!“ rief Antoinette mit flammendem Auge und ſtand haſtig auf. Aber die Röthe ihrer Wangen nahm gleich wieder die Farbe des linnenen Wimpels an, der ihren Buſen umſchloß; ſie ſank wieder in den Stuhl zurück, ihr Muth reichte nicht für lange aus.

„O Herz Jeſu! was ficht Dich an?“ ſchrie die Alte bebend und ergriff ſie mit beiden Armen. „Kind, ich bedeute Dich im Namen der allermitleidigſten Jungfrau, ſei ruhig und thu' ſtill Dein Werk!“ Sie blickte ſich ſcheu nach beiden Seiten um vom Fenſter nach der Thür, als wolle ſie den Raum des Zimmers meſſen. In der That war die Zelle faſt zu klein, um neben den beiden Perſonen noch einen Geiſt aufzunehmen, zumal wenn es ein Geiſt wäre, der den ſchlechten Einfall hätte, ſeinen Körper mitzubringen.

Die Alte rückte ſich mit dem Stuhl dichter an den Tiſch; ſie ließ den Docht heller aus der Lampe flackern, gebot der Gefährtin fleißig zu ſein, und machte ſich ſelbſt eben ſo eifrig an die Näherei. „Es wird doch bei ſo heiliger Arbeit nichts anfechten!“ ſagte ſie wohlgemuth, „und zur Noth ſtimmen wir ein frommes Lied an; wir paſſen allezeit auf den Dienſt des Herrn. Komm, laß uns das Lied vom Chriſtkindlein in der Krippe ſingen.

Kindlein, ſüß wie Moſt der Reben,
Süß wie honiglicher Seim,
Schlafe, meines Lebens Leben,
Schlafe, keuſchen Leibes Keim!
Tauſend lobende Lieder ſingen wir
Tauſend-, tauſendfache Dir!

Schlaf im Bettlein, das ich ſtreue,
Schlafe, ſchönes Kindlein Du,
Schlafe ſüß im linden Heue,
Seelchen, thu' die Augen zu.
Tauſend lobende Lieder —

Aber Du ſingſt ja nicht mit, Antoinette! Es iſt eines jener ſchönen Lieder, die der Herr Biſchof Hochwürden in dem neuen Gebetbuch der chriſtlichen Welt übergeben hat. Es ſingt ſich ſo ſchön, dies heilige Eiapopeia!“

„Ach das Lied“, ſagte Antoinette, „iſt recht ſchön, aber Kopf und Herz ſind mir ſo ſchwer. Fühle meine Stirn, gute Urſula, wie ſie brennt.“

„Ei Kind, durch Singen wird Herz und Kopf leicht und frei. Nun ſo laß nur das Nähen und ſitze ſtill! Wenn Du erſt eingekleidet ſein wirſt, dann heben ſich alle leiblichen Uebelkeiten; ſo ein heilig Ordenshabit iſt wie ſtich- und kugelfeſt gegen allerlei Anfechtungen des Leibes und der Seele. Was hat nicht alles meine gottſelige Herrin, Maria Victoria Fornari, auszuſtehen gehabt, bis ſie geiſtlich wurde und in Genua den Orden der himmliſchen Annonciaden ſtiftete, von dem ich noch das Habit hier trage! Ich wurde ihre Magd und Dienerin, noch als ſie weltlich war. Ihr Mann, ein edler Genueſer, verſtarb plötzlich und hinterließ ſie als junge Wittwe mit vielen Kindern. Es muß ſchon ganz eigen ſtimmen, wenn Gott ſo plötzlich den Genoſſen der weltlichen Liebe dahin nimmt! Sie hatten ein gar ſchwelgeriſches Leben geführt, aber nun trat mit einem Male Windſtille ein in der weltlichen Luſt. Die ſchöne Fornari, das Bild der Bewunderung von ganz Genua, nach der aller Männer Augen ſich lüſtern hinwandten, verſchloß ſich vor aller Welt und ergab ſich einer ſtillen Beſchaulichkeit. Das große prachtvolle Haus, wo ſonſt der Adel Genua's ſchwelgte, wo ſonſt der heidniſche Gott Amor in allen Niſchen ſtand und im Geheimen ſeine Pfeile abdrückte, das ward nun wie eine Betkapelle mäuschenſtill; für all den heidniſchen Lärm der Flöten und Schalmeien hörte man nur von Zeit zu Zeit die Töne der Orgel, die in der Hauskapelle ſtand. Die Kinder und wir vom Geſinde mußten täglich den Roſenkranz und das Amt der heiligen Jungfrau herſagen; dann wurde das Leben der Heiligen an jedem Tage verleſen, und auf das ſtille Gebet folgte dann die Salutation oder Anbetung der zehn Blutvergießungen Chriſti mit zehn Paternoſtern und Avemaria's. Spät Abends wurde noch eine Anbetung mit ſieben Vaterunſern und eben ſo viel himmliſchen Grüßen für die ſieben Hauptwunden Chriſti gehalten, und alle Sonnabende ſagte die ganze Familie gemeinſchaftlich den Roſenkranz her. Allein das war unſerm Herrgott noch gar nicht genug. Ein frommer Bruder ſagte mir einmal: Gott iſt habgierig nach frommen Seelen, wer ihm einmal den Finger reicht, dem greift er nach der ganzen Hand! Kurz und gut, die ſchöne Fornari war noch nicht fromm genug, und Gott ſchickte den Teufel ab, um ſie in allerlei Anfechtungen zu prüfen. Nun hatte ſie vom böſen Feinde viel zu leiden. Er erſchien ihr bald als ein junger heirathsluſtiger genueſiſcher Edelmann, ſpät Abends guckte er durch's Fenſter und winkte ihr gar anmuthig. Bald trat er des Nachts vor ſie hin in der Geſtalt ihres verſtorbenen Gemahls. Als ſolcher war er ganz beſonders dreiſt, und griff ſie an auf's empfindlichſte. Er fiel ihr wie eine centnerſchwere Laſt auf die Beine, wenn ſie beten wollte, oder warf ſich des Nachts über ſie her auf's Lager wie ein Alp. Ach, das Alpdrücken iſt im Stande der Weltlichkeit ein ſchrecklich Ding! Weil ich die Süßigkeiten der geiſtlichen Careſſirung noch nicht ganz und gar zu ſchmecken im Stande war, ſo hatte ich damals noch meinen weltlichen Flatteur; es war ein wackerer bärtiger Kriegsmann, der Jahre lang auf der

Flotte gedient. Alle Abend kam er zu mir, und wenn ich ihm von dem Alp erzählte, der meine Herrin bei Nachtzeit drückte, ſo lachte er laut, umarmte mich wie ein Bär und ſagte, er wolle mein Alp ſey, und dafür ſorgen, daß die Dienerin in der Frömmigkeit nicht hinter ihrer Herrin zurückbleibe. Die ſchöne Fornari aber wußte ihrem Alp zu widerſtehen und wurde immer mehr ein Ausbund aller Gottſeligkeit. Mit den gewöhnlichen Schutzwehren gegen die Anläufe des böſen Feindes, mit Gebet und Faſten geſchah ihr nicht genug. Es kam auch noch dazu die heilige Uebung der Mortification. Sie that ein Härenhemd an, das vom Halſe bis zu den Füßen ging; ihre gewöhnlichen Hemden waren blos von Wolle, aber von der gröbſten. Dazu trug ſie einen Gürtel von Eiſen und Meſſingdraht voll ſcharfer Sternchen und Spitzen. Grauſam war ſie bis auf's Blut in ihren Geißelungen gegen ihren Leib. Sie bediente ſich dabei einer Geißel von zweimal ſieben Eiſendrähten und handhabte ſie dergeſtalt und mit ſolcher Wuth, daß wir ſie manchmal ohnmächtig hingeſunken fanden. Auch that ſie alles, um vor der Welt häßlich zu erſcheinen, ja wohl gar verächtlich. Sie war, obwohl ſchön, bildſchön, doch nicht groß von Geſtalt, und im Zuſtande ihrer weltlichen Geſinnung hatte ſie hohe Abſätze getragen, um ihren Wuchs zu heben. Nun legte ſie die Abſätze von ſich, und erniedrigte ſich um volle drei Finger breit. Sie verſchmähte die langen Rocke und die ſtattlichen Roven mit den ellenlangen Schleppen, die hinter einem ſchönen Körper einherſchwänzeln wie ein Schweif des Gottſeibeiuns. Den fliegenden Schleier, der das Antlitz verhüllt, nur um zu reizen, that ſie ab. Vor allen Stutzern Genua's, die noch immer ein Auge auf ſie hatten, erſchien ſie alsbald ganz lächerlich, denn ſie nahm ſich zum Cavaliere servente einen armen Bettler und Gauner, einen häßlichen übelgeſtalteten Kerl, den man in ganz Genua nur das lumpichte Bernhardchen nannte. Traf ſie Dieſen auf der Straße, ſo bot ſie ihm den Arm, um ſie zu führen; ſo ſehr demüthiglich wollte ſie wandeln! Oft ſetzte ſie ſich in Bettlerkleidern an die Kirchthüren mitten in den Haufen des ſchmutzigen Geſindels, und bat um Almoſen für die Armen. Lieber Gott! ſie trieb die Heiligkeit ſo weit, daß man glaubte, ſie wäre nicht recht bei Sinnen. Es war auch wirklich für die böſe Welt ein Aergerniß, wenn ſie mit ihrem Galan einhertroddelte über die ſchönen Straßen Genua's, allem irdiſchen Anſtand Hohn bietend; aber die Engel und alle Heiligen im Himmel ſtießen gewiß vor Freude über eine ſolche Devote in die Poſaunen und lachten herzinniglich vor Luſt über ſo viel Demuth einer ehedem höchſt weltlichen Seele. Und bis zu dieſem Grade einer wahrhaft ausbündigen Frömmigkeit hatte ſie ihr Beichtvater geführt. Der Pater Zeno, ein kluger Jeſuit, war es, der ſie ſo heruntergebracht hatte, daß kaum noch ein Hund ein Stück Brot von ihr nahm. Denn wenn ſie mit zerriſſenem Rocke und mit dem lumpichten Bernhardchen Arm in Arm über die Gaſſe lief, oder an den Kirchthüren betteln ſaß, ſo war das alles als Buße geſchehen, die ihr der Pater Zeno auferlegt. Der mochte nach ſeiner großen Einſicht gar wohl erkannt haben, daß dieſe Devote auf nicht gemeinem Wege zum Heil geführt werden müſſe. Und was der Pater bezweckte, ſiehe, das traf ein: das Alpdrücken blieb aus. Vermuthlich hatte der Alp, der doch auch ein Mann iſt, vor ſo viel Frömmigkeit einen Ekel bekommen. Ich bracht' es nicht ſo weit. Mein weltlicher Liebhaber von damals kam eine ganze Zeitlang zu mir, ſchloß mich in ſeine Arme und ſagte, er müſſe den Alp vorſtellen. Es war nur gut, daß er bald aus Genua fort mußte und zur See ging; ich weiß ſonſt nicht, wie ich vor all ſeinem Alpdrücken mich hätte bewahren ſollen. Kurz und gut, meine Herrin und ich, wir waren das Alpdrücken los, und konnten nun einen ganz und gar heiligen Wandel anfangen. Vater Zeno war ſchon lange Zeit mit dem Gedanken umgegangen, Vater einer geiſtlichen Nachkommenſchaft zu werden. Wie der Beichtvater, ſo das Beichtkind; es war eine himmliſche Harmonie in ihren Gemüthern. So faßte ſie den Plan, einen Nonnenorden zu ſtiften von ganz ausbündiger Strenge in allen Regeln und Obſervanzen. Ach, Kind Antoinette, was für ein Orden! Koſtbar, heilig, auswärts und nach innen zu, unten blau und oben weiß, himmliſch und mit Unſchuld darüber! Sieh her, hier ſind die Rudera meines Habits!"

Die fromme Urſula ſtand auf und breitete vor Antoinetten ihre Kleider auseinander, um an ihnen die Gottſeligkeit ihres Ordens darzuthun. Dann ſchlug ſie in die Hände, ſetzte ſich wieder und erzählte weiter: „Und alle die frommen Statuten hat meine Herrin, die ſchöne Fornari, mit dem Herrn Beichtvater ſtipulirt. Denn ſelten iſt wohl, wenn man die heilige Thereſia und etwelche andere Heldinnen der Frömmigkeit ausnimmt, ein Orden ohne männliche Beihülfe geſtiftet; das Weib iſt ſchwach, auch wenn es fromm, ein Mann aber iſt ſtark, auch wenn er ein Heide iſt. Durch Pater Zeno's Fürſorge und Thätigkeit gelang es bald, eine ſehr vornehme genueſiſche Familie, die Lomelli, für den Orden zu gewinnen, und ſo ward denn auf dem Berge vor der Stadt das erſte Kloſter vom Orden der himmelblauen Annonciaden erbaut. Ja, Anonciaden heißen wir, oder Nonnen von Mariä Verkündigung, himmelblau ſind wir von oben bis unten, und ich ward die erſte Laienſchweſter vom Orden der Himmelblauen oder Himmliſchen, wie wir auch genannt werden."

„Das iſt doch wohl alles ſehr weltlich, fromme Urſula!" ſagte Antoinette mit einem tiefen Seufzer; ſie hatte nur halb auf das Geſchwätz der Alten gehört. „So viel auf die Kleidung halten, wenn man Gott dienen will, iſt doch wohl ſehr eitel und zeigt von Weltluſt."

„Ei behüte, Kind, behüte!" eiferte die Alte, „in der Kleidung iſt alles erbaulich, erwecklich und von geheimnißvoller Bedeutung. Unſer Leibrock und Wimpel iſt ſchneeweiß, der Gürtel aber und das Scapulier, und wenn die Nonnen im Chore ſind, auch der Mantel und ſogar die Pantoffeln, alles das iſt von himmelblauer Farbe. Die Annonciaden ſollen nämlich ein Bild der Mutter Gottes ſein, rein und heilig wie die Farbe der Unſchuld, himmliſch in Gedanken und in ihrer ganzen Geſinnung. Das iſt die Meinung dieſes Habits, das iſt ausdrücklich die Abſicht der Regel. Die Kleidung, heißt es wörtlich, iſt dieſelbe, die die heilige Jungfrau Maria trug, unten weiß und darüber himmelblau, damit ein ſolches Habit ein beſtändig Gedächtniß derſelben ſei. Auch müſſen die Pantoffeln dieſer Nonnen von himmelblauem Leder ſein, auf daß ſie deſſen ſein eingedenk bleiben, wie ſehr der Erde entzogen und himmliſch ihr Wandel ſein ſolle. Welch ein Glück für eine Religioſe, mein Kind, ſo bekleidet zu ſein von Kopf zu Fuß wie die Königin des Himmels! Was iſt Gold und Purpur der Kaiſer und Könige gegen ſolch ein glorreiches Kleid, in welchem wir gleichſam im Voraus ſchon wie die Bürgerinnen des himmliſchen Jeruſalems einhergehen! Uebrigens ſoll im ganzen Anzuge alles arm und ſchlicht ſein, aller weltliche Putz, alle irdiſche Eitelkeit bleibe entfernt. Die weiße Honeſtine — ſo nennen wir Annonciaden, was bei Euch Andern der Wimpel heißt, — iſt zwar ſehr gefältelt, doch müſſen dieſe Falten ganz im heiligen Geſchmacke ſein. So hat es die Stifterin, die gottſelige Maria Victoria Fornari jederzeit gehalten, und wenn ihre Kloſtertöchter in dieſem Stück des Anzugs Putznärrinnen werden wollten, wie denn allzukünſtliche Falten wohl gar die Augen der Männer auf ſich ziehen könnten, ſo hatte ſie eine meiſterhafte Methode der Zucht."

Antoinette ſaß mit unterſchlagenen Armen, den Kopf auf die Bruſt geſenkt. Von Zeit zu Zeit ſah ſie auf; ihr

Auge voll Sehnſucht blickte wie ſuchend um ſich. Dann begann ſie Wimpel und Binde abzulegen, und rollte ihr braunes Haar auseinander. Es war ſchon ſpät und die Schlafenszeit nahe.

„Eines Tages“, fuhr Urſula fort, „kam eine Profeſſin zum Chor mit einer Honeſtine, die mit mehr als gewöhnlicher Kunſt und Feinheit gefältelt war. Es war ein zimperliches eitles Jüngferchen, das gern an die Welt dachte. So wie Mutter Maria Victoria Fornari dieſe üppige Fältelei hier vorne unter dem Halſe wahrnahm, rief ſie das eitle Püppchen zu ſich, riß ihr die Honeſtine herunter, und trat mit dem Fuße darauf. Das alles vor den Augen der ganzen Communität. Welch ein Schimpf für eine Nonne, die nur halbweg Ehrgeiz hatte! Denn wo ſich Eitelkeit in der Tracht verräth, vorzüglich wenn ſie ſich in Falten legt, da iſt offenbar Weltluſt, und wo ſich Weltluſt zeigt, da ſteckt der Gottſeibeiuns dahinter. Wir andern Annonciaden aber, wir gaben nichts auf Putz und hielten blos auf Sauberkeit in der Kleidung. Deshalb hatten wir auch nie vom Böſen eine Anfechtung, uns iſt im Kloſter niemals etwas aufgeſtoßen, der böſe Geiſt hatte immer eine Art Reſpect“ —

„Jeſus Maria!“ ſchrie Urſula plötzlich und ſtierte mit weit aufgeriſſenen Augen nach dem Fenſter. Da ſtand eine ſchwarze Geſtalt und ſchüttelte die fürchterlichen Locken. Urſula ſank halbtodt in den Stuhl zurück, ſchlug die Hände über ihr Antlitz und ſtotterte ein Paternoſter. Aber die keuchende Bruſt verſagte den Athem, auf den bebenden Lippen erſtarb der Laut. Dann blickte ſie wieder hin: ihr leichenblaſſes Geſicht begegnete noch derſelben Erſcheinung. Sie ſtürzte in die Knie und ſchlug in der Haſt der zitternden Hand über Bruſt und Stirn die Zeichen des Heils. Aber die Geſtalt wollte nicht weichen, ſie ſchien mächtiger als das Gebet; ſie ſtreckte die ſchwarz verhüllte Hand ins Zimmer, und wie ſie den Schleier vom Antlitz ſchlug, glänzten im Mondlicht zwei rollende Augen. Der dunkle Schatten kam näher, ein Arm ſchlang ſich um das Fenſterkreuz: da raffte Urſula ihre Kräfte zuſammen. „All' Ihr Heiligen, die ſchwarze Ketzerin!“ ſchrie ſie laut auf und ſtürzte mit weiten Sprüngen zur Thür hinaus, die gellend hinter ihr zuſchlug. Stumm und kaum ihrer Sinne mächtig ſaß Antoinette im Seſſel. Der Tiſch lag am Boden, die Lampe war erloſchen und das Mondlicht zeigte die unheimliche Geſtalt in furchtbarer Gewißheit. Die ſchwarze Hülle ſank herab, und ein ſtarres bleiches Antlitz wurde ſichtbar. „O all' Ihr guten Geiſter!“ ſeufzte Antoinette und bedeckte ihre Augen. Wie ſie wieder aufblickte, ſtand die ſchwarze Figur im Zimmer. „Heiland der Welt!“ ſchrie Antoinette und ſchritt zögernd der Erſcheinung entgegen. Sie ſah ihr forſchend in das kalte todte Angeſicht. „Raoul, Raoul!“ rief ſie laut und die Geſtalt zuckte mit einem tiefen Seufzer wie ein Erwachender zuſammen. Antoinette ſank auf ihn zu an den Boden; ſie befühlte ſeine Hand, ſeine Stirn: es war Raoul, der nachtwandelnde Raoul, den der helle Mondſchein aus ſeiner Zelle gelockt, um über Dächer und Mauern hinüber den Weg zu dem Ziele ſeiner Sehnſucht zu finden. Die lange Entbehrung, das Unglück der Vereinſamung ſeines Herzens, der Schmerz, ſich von Allen, die er geliebt, abgeſchieden zu ſehen, hatte ſeinen innern Menſchen krankhaft ergriffen; die Enthaltung alles Verkehrs mit den Perſonen ſeiner Liebe hatte alle Kräfte und Wünſche ſeines Geiſtes in den Schlaf zurückgedrängt, und den Körper genöthigt, ſeiner träumenden Seele willenlos zu folgen. Jemehr er ſeine Gefühle den langen Tag über bekämpfte, je ſtiller er ſeinem Dienſte nachging, und die Stimme des Herzens in ſich begrub, deſto lebendiger ward in der ſchlafenden Seele Sehnſucht, Wunſch, Neigung und Begier, und ſo ſtieg er allnächtlich, wenn der helle Mond ihn lockte, aus ſeiner Zelle, wandelte die Mauer entlang, ſtieg auf den bekannten Spuren in den Kloſtergarten der Nonnen, pflegte die Blumen auf dem Grabhügel der Mutter, und irrte an den Gebäuden und Fenſtern der Kloſterfrauen umher, bis er heut' das Ziel ſeiner Liebe erreichte, und in Antoinettens Zelle gerieth. Seitdem er wußte, Antoinette ſei ſeine Schweſter nicht, hatte er wohl eifrig daran gearbeitet, dieſe Neigung zu ihr zu begraben, aber er begrub ſie als eine lebendige, und ſo ſtieg ſie über Nacht wieder auf, und lenkte den im Schlaf unbehüteten Geiſt wider Willen. — Wie ihn Antoinette beim Namen rief, erwachte er plötzlich und ſtürzte betäubt zu Boden.

„Biſt Du's wirklich, Raoul, Raoul? und lebend?“ rief ſie mit zärtlicher Angſt, wie ſie über ihm kniete und ſeinen Kopf mit beiden Händen erfaßte. Raoul blickte zaghaft um ſich; der Mond beleuchtete ſein Angeſicht. „Gott im Himmel,“

ſagte er, „bin ich im Schlaf aus der Zelle gewandert? Und Du hier, Antoinette?“

„Ich bin's, Bruder,“ rief ſie mit zitternder Freude, „beſinne Dich, kennſt Du mich nicht mehr?“

„Mein Geiſt iſt krank und matt,“ ſagte er und raffte ſich langſam auf. „Ich bin ein Nachtwandler und komme als Halbtodter zu Dir. O Du liebe, liebe Schweſter! — Schweſter?“ wiederholte er und ſeine Stimme zitterte, ſeine Bruſt hob und ſenkte ſich bebend.

„Wie iſt Dir, Bruder? biſt Du noch nicht wach?“ ſagte Antoinette und küßte ihm ſanft die Stirn.

„Bruder?“ ſtöhnte Raoul, „ach, ich bin nicht Dein Bruder, Du nicht meine Schweſter, das ſei Gott geklagt! — Aber deshalb will ich Dich doch lieben, ja erſt recht meine ganze Seele mit der Deinigen in Eintracht halten. Tag und Nacht muß ich Deiner denken, ſüßes liebes Herz, bei der Mette früh und ſpät, in allen Uebungen der frommen Gedanken, in allen Gefühlen für Gott und die Heiligen, in allem betet, denkt und fühlt, lebt und webt meine ganze Seele nur in Dir, Antoinette!“

„Um Gott!“ klagte das Mädchen, „wie iſt Dir, Raoul? Deine Lippe brennt fieberhaft. Wie kannſt Du mich ſo küſſen! bin ich doch eine Nonne, oder werde bald eine, bin dem Himmel gelobt und nehme den Schleier!“

Sie erröthete ſtill, wie ſeine glühenden Lippen ihren Mund verſchloſſen. Die heiße Wallung ſeines Blutes ſtrömte leiſe in ihre Adern über und ſie wehrte ihm kaum, als er ſie mit beiden Armen umſchlang und an ſein Herz drückte.

Von ferne vernahm man Geräuſch im Hauſe. „Heilige Mutter Gottes, wenn ſie Dich finden!“ ſtöhnte Antoinette und Raoul fuhr erſchrocken auf. — „Die Verwirrung iſt groß,“ ſeufzte er, „alle meine Sinne laufen irre durch einander. — Halt!“ rief er und ein Entſchluß ſtieg in ihm auf und ermuthigte ſeine Lebensgeiſter.

„Du alſo die Erſcheinung im Kloſtergarten, die ſie für den Geiſt unſerer Mutter halten!“ ſagte Antoinette.

„Ich bin der Geiſt meiner Mutter!“ ſprach Raoul, „ſie ſollen es glauben, daß ich der Geiſt bin!“ Er raffte ſeinen ſchwarzen Chormantel vom Boden auf. Man horchte; es war wieder ſtill geworden auf den Kreuzgängen, aber die Nachtglocke fing an zu läuten, wahrſcheinlich um Alle zum Gebet zu verſammeln. „Lebe wohl!“ ſagte Raoul, „o Du, die ich erſt als meine Schweſter lieben lernte, und nun heißer, inniger liebe! Gute Nacht, mein Herz, alle guten Geiſter der Liebe mögen Dich behüten!“ Er küßte ſie ſanft auf die Augen, dann ſprang er lauſchend an die Thür; man hörte nur von ferne Geräuſch. „Ich muß eilen!“ rief er und trat zum Fenſter.

Es war tief hinab bis zur hervortretenden Ringmauer; mit wachen Sinnen konnte er unmöglich ſo zurück wie er gekommen war. Er ſchlang haſtig den Zipfel ſeines Mantels um das Fenſterkreuz, ſtieg hinüber und glitt an dem Tuch hinunter; ein glücklicher Sprung — und er ſtand auf der

Mauer. Antoinette knüpfte zitternd den Mantel los und warf ihn ihm zu. Er ſtreckte noch einmal ſeinen Arm zum Abſchied hinauf, und hüllte ſich in den weiten Talar. Der Mond beleuchtete ſeinen Pfad und er ſchritt langſam die breite Mauer entlang. Antoinette ſah ihm nach mit klopfender Bruſt. Als er verſchwunden war, ſchloß ſie das Fenſter, trat zurück und ſank erſchöpft in den Seſſel. Die Pulſe wollten ſtille ſtehen, ſo lag ſie halb entſeelt; — die Stimmen der Betglocken ſchwirrten vor ihren Ohren wie ferne wimmernde Seufzer. —

Dieſer Zuſtand, wo alles um ſie her in ferne Dämmerung zerrann, mochte eine Weile gedauert haben. Die Betglocken waren verſtummt, aber der Nachtgeſang der Nonnen erſcholl immer lauter und näher. Mochte man nun der Ausſage Urſula's, die ſchwarze Unbekannte ſei ihr erſchienen, Glauben ſchenken oder nicht, ſo hatte ſich doch alles zum Gebet verſammelt, und das Crucifix mit den Chorknaben voran, zogen die Nonnen in langer Schaar aus der Kapelle den gewölbten Gang hinauf nach Antoinettens Zelle.

Das arme Mädchen lag noch matt in ihrem Seſſel, als die Thür aufſprang und der Geſang der Nonnen, die draußen harrten, vernehmlich wurde.

Blick' vom Himmelsthron, dem reinen,
O Maria, nur einmal,
Süße Mutter, auf die Deinen
Nur ein einzig, einzig Mal!

Breite, ſüße Mutter, Deinen
Mantel aus, uns zu umfahn;
Laß uns furchtlos dort uns einen,
Sieh uns Kinder liebreich an!

Theure, ſüße Mutter, höre!
Ruft zu Dir die Andacht laut;
Rette, wer Dich liebt, erhöre,
Wer ſich kindlich Dir vertraut!“

Der Dampf der Weihrauchfäſſer drang durch die offne Thür, aber die frommen Kloſterfrauen wagten noch immer nicht den Ort zu betreten, wo vielleicht noch der Böſe hauſte; ſie waren wie gute Scharfſchützen, die den Feind lieber von ferne belangen und nicht gern mit ihm handgemein werden.

Antoinette war niedergekniet; ſie barg ihr ſcheues Geſicht im Seſſel. Hatte ſie doch, wenn ein Verhör mit ihr ſtattfinden mußte, vor der Lüge wie vor dem Geſtändniß der Wahrheit gleiche Furcht. Eine weiche Hand legte ſich jetzt auf ihr lockiges Haar; ſie ſah auf, und Clementinens Antlitz blickte ihr ſtillbewegt entgegen. Da ſtand ſie auf und ſank der theuren Freundin, die ſie ſo lange entbehrt, in die Arme. Clementine hatte den Muth, die Zelle zu betreten; nun die Schwelle überſchritten war, kamen auch die andern frommen Schweſtern, und muſterten mit Blicken voll Furcht und Neugier den kleinen Raum. Antoinette flüſterte der Freundin eine Bitte ins Ohr, ſie ſolle bei ihr bleiben die Nacht, ſie habe ihr viel zu vertrauen, und Clementine beredete die Schweſtern, ſie mit der Armen allein zu laſſen und ruhig ihre Schlafgemächer zu ſuchen.

Als Beide ſich allein ſahen, öffnete das gequälte Mädchen den verſchloſſenen Buſen, beichtete alles und fand Troſt und Zuſpruch bei der mütterlichen Freundin.

Mit dem nächſten Tage wurde Clementine ihrer jugendlichen Freundin wieder entzogen, und Antoinette war nun mehr als je auf ſich ſelbſt verwieſen. Zugleich ward auf Verordnung der Priorin, die ſtreng auf die Kloſterſatzungen hielt, ein förmliches Verhör veranſtaltet. Eine auserleſene Anzahl ſtrenggläubiger Schweſtern ſaß über Antoinetten zu Gericht, um die Art und Weiſe der Erſcheinung des böſen Dämons zu erforſchen; Aberglaube, Geiſterfurcht und Argwohn hatten ſich verſchworen, um die Arme zu quälen. Es kam darauf an, die Lüge mit aller Unſchuld der Seele zu waffnen, und Antoinette ſchien dazu entſchloſſen genug. Ein Geſtändniß über den Beſuch des nachtwandelnden Raoul hätte die vermeintliche Erſcheinung des umgehenden Geiſtes wohl erklärt; allein das Ereigniß wäre ganz anders gedeutet und für Antoinetten wie für Raoul wäre die Schmach bei ſolcher Mißdeutung gleich groß geweſen. Das fromme Concil, das über Antoinetten zu Gericht ſaß, hatte auch keine Ahnung von natürlicher Erklärung des unheimlichen Dämons; mancher von der Schweſterſchaft war er ſelbſt erſchienen, und jede hätte es fürwahr übel aufgenommen, wäre ihr frommer Geſpenſterglaube ſo einfach aufgelöſt. Auf Clementinens heimlichen Rath beharrte Antoinette bei der Ausſage, ſie habe mit Urſula die ſchwarze Geſtalt am Fenſter erblickt, der Schreck aber habe ſie gelähmt und verhindert mit der Gefährtin zu fliehen; als ſie von ihrer Betäubung und Ohnmacht erwacht ſei, hätte ſie nichts mehr geſehen. Hätte das gute Kind es über ſich gewinnen können, von dem dämoniſchen Weſen der ſchwarzen Ketzerin noch einige Schreckniſſe hinzuzulügen, ſo würde das peinliche Verhör ſchneller beendet ſein; ſo aber glaubte man durch die Erneuerung deſſelben noch mehr zu erfahren, worin ſich die frommen Schweſtern nun freilich täuſchten.

Bei alle dem wurde Antoinette ſtreng bewacht, und einige der entſchloſſenſten Kloſterfrauen blieben mit allen Apparaten für eine vielleicht nöthige Beſchwörung des Böſen Tag und Nacht in ihrer Nähe. Es ergab ſich aber, daß der Geiſt mehrere Nächte hinter einander auch im Kloſtergarten nicht wieder erſchien, und ſo ſchlief denn die bange Sorge der wachhabenden Nonnen allmählich wieder ein, und man begnügte ſich damit, Antoinetten allerlei ſtrenge Pönitenzen aufzuerlegen, und ihre Einweihung zum Noviziat zu beſchleunigen. Die alte Urſula konnte nicht leicht bewogen werden, in der Zelle, wo ſie ſo Furchtbares erlebte, lange Zeit zu verweilen, und ſo ſah ſich Antoinette bald wieder auf ihrem nächtlichen Lager allein. — Sie blieb nicht ohne allen Verkehr mit Raoul; er hatte ihr auf eine ſeltſame Weiſe die Betheuerung ſeiner Liebe wiederholt. Mehrere Tage nach dem Beſuche Raouls hatte ſie, wenn ſie am Fenſter ihrer Zelle ſtand, und ihre Blicke in die Landſchaft ſandte, die ſich vor ihr breitete, jenſeits der nahen Ringmauer des Kloſters einen wunderlichen alten Mann in der Kleidung eines wandernden Bettelmönchs wahrgenommen, der ſich verſchiedentlich bemühte, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Der Alte war in einer braunen Kutte, eine große breitſchultrige Geſtalt; ſeine ganze Erſcheinung ſprach von Kraft und Unternehmungsluſt aller Art. Das fleiſchige, ſtark gezeichnete Geſicht zu freundlichen Grüßen auseinanderziehend, war er, behutſam um ſich blickend, mehrmals über die Wieſe bis zur Mauer geſchritten und winkte ihr lächelnd zu, indem er in die Buſentaſche griff. Er nahm einen Stein vom Boden auf, feſtete ein Papier daran, und machte dann ein Zeichen, als ſolle ſie zurücktreten vom Fenſter. Endlich willfahrte ſie dem Alten und trat zur Seite. Da flog der Stein mit einem Briefe Raouls in das Zimmer. Zitternd hatte Antoinette den Zettel entfaltet; er enthielt nur wenige Zeilen, aber dieſe waren für ſie von genugſam ſchwerem Gewicht. „Ich wache jetzt die Nächte hindurch,“ ſchrieb Raoul, „um Herr meiner ſelbſt zu bleiben. Nur am Tage ſchlafe ich ein wenig. Aber wachend und ſchlafend bin ich Dein, Du mein, mein für ewig, nicht meine Schweſter mehr, meine Seele, mein Leben, Ziel meines Daſeins wachend und träumend!“ — Der alte Bettelmönch war ſeitdem nicht wieder erſchienen. —

Es war nicht mehr weit von Mitternacht. Am Himmel ſtand ein ſchweres Gewitter. In Antoinettens Zelle brannte noch die kleine Nachtlampe; nur halb entkleidet lag ſie ruhelos auf dem Bett. Der Schlaf wollte nicht kommen, die Luft war ſchwühl und drückend; eben ſo wolkenſchwer war Antoinettens Gemüth. „Hat Dich die Lüge nicht ſchon losgebunden von der Heiligkeit eines unbefleckten reinen Lebens?“ „Das war die Frage, die auf ihrer kindlichen Seele laſtete. Clementinens frommer Zuſpruch fehlte, um es ihr klug zu deuten, daß eine Lüge vor Menſchen noch nicht jeder Zeit eine Lüge vor Gott ſei.

Da hörte ſie Lärm von ferne. Thüren flogen auf und zu, mehrere Stimmen tönten dazwiſchen. Dann war es wieder ſtill; es mußte im untern Stock des Gebäudes geweſen ſein. Plötzlich erneuerte ſich das Geräuſch, ganz in der Nähe; flüchtige Schritte hallten den Corridor entlang, der auf ihr Zimmer ſtieß. Die Thür ſprang auf, mit flammenden Augen, mit fliegendem Haare, das Gewand halb aufgeriſſen, ſtürzte Raoul herein. „Antoinette! wo biſt Du?“ rief er keuchend, „ſie verfolgen mich, wie ſoll ich mich retten?“

Sie war aufgeſprungen und ſtarrte ihm entgegen: „Raoul! Raoul! biſt Du wachend oder wandelſt Du im Traum?“

„Himmel! ich bin wach, ſehr wach,“ ſtöhnte er und umfaßte ſie krampfhaft, „man eilt mir nach, meine Spur iſt entdeckt. Die Verfolger ſind ſchon auf der Treppe. Warum mußt' ich hieher, zu Dir! Ich ſtürze mich zum Fenſter hinunter, ſo biſt Du wenigſtens ſicher!“

Sie ergriff ihn ſchreiend am Haar: „Biſt Du bei Sinnen, Raoul? Gott ſei uns gnädig! Ich ſtürze mit Dir hinunter!“

„Halt!“ rief er beſonnen, „noch giebt es ein Mittel. Wir verrammeln die Thür. Aber Schlöſſer giebt es nicht in dieſen frommen Kerkern!“ — Freilich war kein Riegel vor der Zellenthür, und doch wollte er ſie ſperren, um Vorſprung zu gewinnen. Er hatte die Geſpenſterfurcht benutzen und diesmal wachend in der ſchwarzen Vermummung das Nonnenkloſter beſuchen wollen. Im Garten traten zwei entſchloſſene männliche Geſtalten auf ihn zu, die dem vermeintlichen Geiſt auflauerten. Er fühlte ſich ergriffen und zu Boden geſchlagen, aber raffte ſich auf, und entwand ſich den Widerſachern; ſeine Gewandtheit war ſeine Retterin. Er ſtürzte in das Gebäude, Trepp auf und ab, ſeine Verfolger laut rufend hinter ihm. Plötzlich täuſchte er ſie durch einen gewagten Entſchluß, er lief den Kreuzgang hinauf; aber ſchon tobten die Entſetzlichen, die an keinen Geiſt länger glauben wollten, ihm nach, es blieb ihm kein anderer Ausweg, als Antoinettens Zelle zu gewinnen. Schon hörte man die Tritte der Nachſetzenden im dunklen Gange.

Die Thür war befeſtigt, mit ſeinem Halstuch hatte Raoul den Drücker mit der Pfoſte verknüpft. Die Angſt lieh ihm Kraft. Er rückte Antoinettens Bett vor den Eingang, um den Weg zu ſperren, falls die Thür erbrochen würde. Dann riß er das Betttuch vom Lager, ſchnitt es in zwei Hälften, und ſchlang die Enden um das Fenſterkreuz. „Du mußt mir folgen, Antoinette, oder Du biſt verloren!“ ſchrie er mit dem Tone des Befehlens und drängte ſie von ſich, da ſie ihn halten wollte. Mit raſchem Sprung ſaß er auf dem Fenſterbrett, und glitt an der Wand bis auf die vorſtehende Mauer hinab. Die Verfolger beſtürmten die Thür, die nicht lange widerſtehen konnte. Antoinette rang zitternd die Hände, ſie war entſchloſſen zu bleiben. „Heilige Jungfrau!“ ſchrie ſie plötzlich, wie ſie zurück in die Zelle blickte und das Bett in Flammen ſah. Man hatte im Tumult die Lampe nicht beachtet, ſie war vom Tiſch auf das Bett geſtürzt, der brennende Docht hatte das Stroh erfaßt. Die Flamme griff um ſich; Raoul ſah von unten her das Fenſter der Zelle jach erleuchtet. Der Dampf fuhr aus der Oeffnung, Antoinette ſchwang ſich hinüber und glitt mit einem gellenden Schrei an der Wand hinunter in Raouls bebende Arme. Nun ſtanden ſie auf der Mauer. Die Nacht war dunkel, aber Raoul kannte den Weg. Antoinette klammerte ſich an den verwegenen Gefährten; ſo ſchritten ſie langſam vorwärts; ein Fehltritt konnte ſie Beide zerſchmettern. „Wenn nur die Leiter nicht fortgerückt iſt!“ flüſterte Raoul, „ich zittre für Dich, Geliebte!“

„Ich gebe mich gefangen, mögen ſie mich finden, wenn Du nur entkommſt!“ ſagte Antoinette, und doch ſchmiegte ſie ſich feſter an ihn, als ſie die Mauer, die den Kloſtergarten vom biſchöflichen Hof trennte, erreichten und von jener Seite her der Lärm rufender Stimmen und der Schein der Fackeln ſie von neuem zur Eile trieb. Die Leiter ſtand noch und Raoul frohlockte. Er umfaßte Antoinetten mit der Linken, während ſie beide Arme um ſeinen Nacken ſchlang; ſo ſtieg er langſam die Sproſſen der Leiter rückwärts hinunter. — Wie ſie nochmals über die Mauer nach dem Kloſter blickten, ſchoß die helle Flamme aus der Zelle hervor und leckte an der Wand hinauf, von der ſie nur vor wenig Minuten hinabgeglitten waren. Raouls Lippen entfuhr ein Laut des Schreckens, der doch auch wie ein Jubel klang; Antoinette barg ihr zitterndes Geſicht an ſeinem Halſe. Da entlud ſich die ſchwere Gewitterwolke, die drohend am Himmel gehangen, mit gewaltigen Schlägen. Wie ein lange verhaltener Zorn brach ſich der Donner Bahn und fuhr mit zuckenden Blitzen durch die dumpfe Nacht. Das ganze Firmament war ein einziges glühendes Auge, das von Zeit zu Zeit ſeine Wimpern aufſchlug und die ſchwarzen Kloſterthürme mit dem ganzen Labyrinth von Mauern, Gängen und Gebäuden beleuchtete. Die düſtern Thürme ragten wie emporgeſtreckte Arme in den Himmel auf, wenn die Blitze in ein Feuermeer zuſammenliefen. Die Flamme, die aus Antoinettens Zelle ſchlug, verlor wie ein dürftiges Irrlicht allen Schein und alle Farbe vor der rothen Gluth des Firmamentes.

Unten an der Leiter harrte Caro, der treue Hund aus der Provence. Sein ſtilles Winſeln war halb Angſt, halb Freude, als er den Herrn witterte. Antoinette war matt und erſchöpft, aber an Verzug war nicht zu denken. Sie hing ſich an Raouls Arm und ſagte, ſie habe Muth, ihm weiter zu folgen, wohin er wolle. Sein Entſchluß war feſt, er wußte Ziel und Weg. Aber nur mit Vorſicht ließ ſich aus dem Hofe der biſchöflichen Wohnung, in dem ſie ſich jetzt befanden, der Ausgang gewinnen. Auch hier war alles in Aufruhr; das Gewitter und der Brand im benachbarten Nonnengebäude hatte alles erweckt, man rief und lief durcheinander. Die Flüchtlinge ſchlichen langſam an der Seitenwand fort, der Hund ihnen treulich zur Seite. Das Thor wurde geöffnet, die Leute des Biſchofs eilten dem Kloſter zu Hülfe. So kamen ſie ungefährdet hindurch und gewannen das Freie. Durch den nahen Baumgang erreichten ſie kaum noch den Wald, als der Regen in vollen Strömen herabſtürzte. Ein breiter Lindenbaum mit ſeinem dichten Laubwerk bot ihnen Schutz gegen das Unwetter. Dort ſaßen ſie zuſammengekauert, Raoul auf den Wurzeln des Baumes, Antoinette ſchweigend auf ſeinem Schooße. Er preßte ſie an ſich und ſuchte die troſtloſe Stille, in die ſie verſank, zu brechen. Sie ließ alles mit ſich geſchehen, ſie duldete ſelbſt ſeinen Kuß, aber ſie erwiederte ihn nicht; ſie blieb ſtumm auf alle ſeine Fragen. Er erzählte ihr von dem nahen Dorfe, wo ein Freund wohne, der ſie aufnehmen würde. Hatte der Regen nachgelaſſen, ſo gedachte er in einer Viertelſtunde den Zufluchtsort zu erreichen. Antoinette blieb ſtill und Raoul fühlte nur, indem er ihren Kopf an ſeine Wange lehnte, daß von Zeit zu Zeit eine Thräne über ihr Antlitz rann. So brachten ſie noch eine Weile zu; der Regen rauſchte in dem dürren Laub, und von fernher tönten die Kloſterglocken wie der flehende Angſtruf einer Mutter, die nach ihren Kindern ſucht.

Der Himmel ſchwieg; das Gewitter hatte mit jenen kurzen heftigen Schlägen ſeine ganze Gewalt erſchöpft. Der Regen hörte auf, und die Wandrer machten ſich auf den Weg. Die ſchweren Wolken hatten ſich raſch gelichtet, der Mond blickte durch die fliehenden Nebel hindurch. Raoul hatte bald den Waldpfad gefunden, der zu dem Dorfe führte, das in der letzten Zeit das heimliche Ziel ſeiner Wanderungen geweſen war. Dort wohnte der alte Bettelmönch aus Schwaben, der jeden Sommer die Gegend durchſtrich. Raoul hatte die Bekanntſchaft mit dem wunderlichen Alten, der ihm einſt in ſeiner burlesken Weiſe die Gefahren des Kloſterlebens ausgemalt, wieder angeknüpft und gegen ihn von ſeiner Neigung zu Antoinetten einige Worte fallen laſſen. Kilian Maurus nahm dies Geſtändniß in ſeiner tollen Laune lachend auf; er war es auch geweſen, der Antoinetten den Brief durch das Fenſter zugeworfen. Das ſeltſame Gerede des Alten aus Schwaben beſtärkte nicht weiter Raouls Entſchluß, das Kloſter zu verlaſſen, aber ſein Wille ſtand feſt, Antoinetten ſein zu nennen; ſeine drängende Liebe ſchien unüberwindlich und eine rückſichtslos gebietende Macht. Der Bettelmönch ſchürte das Feuer, aber ein Plan war nicht entworfen, Mittel und Werkzeuge waren nicht erprobt, und ſo reifte nur der Zufall den halben Entſchluß, Antoinetten zu befreien; die Macht des Augenblicks war allgewaltig, ein Rückſchritt war kaum denkbar.

Das Morgenlicht wollte noch nicht heraufbrechen, da ſtand das flüchtige Paar vor einer ärmlichen Bauerhütte am

Ende des Dorfes. Raoul klopfte an das Fenſter, Antoinette blickte hochroth zu Boden. Es war hohe Zeit, unter Dach und Fach zu kommen, um die Blicke nicht auf ſich zu ziehen, denn die Kleidung der beiden Gefährten war nicht von der Art, um ſie für ferne Wanderer auszugeben. Das breite fleiſchige Geſicht des alten Mönchs guckte aus dem Fenſterloche und zog ſich halb ſtaunend, halb lächelnd in Falten, als er Raoul wahrnahm. Bald war die Pforte geöffnet und die Flüchtlinge krochen in den engen Raum, wo Kilian Maurus ſein Nachtlager aufgeſchlagen. Er ſchien mit dem Beſitzer des Hauſes befreundet, denn er wohnte hier ſchon den Sommer hindurch. Raoul hatte ihm mit wenig Worten den Stand der Sache angedeutet, und bat um ſeinen Schutz, um ſeine Verſchwiegenheit.

Der Alte zeigte ſich in jeder Art dienſtfertig, ja liebenswürdig in ſeiner Weiſe. „Es ſieht hier ſchlecht und armſelig aus,“ ſagte er gutmüthig, „und Ihr ſeid feine Leutchen, aber ſeid nur ruhig, Kinder; morgen helfe ich beſſer durch. Ich habe meine Mittel, lauter Almoſengaben; ich bin nicht ſo toll, als die Menſchen glauben, nicht ſo böſe, um nicht Gutes zu thun nach meiner Art. Ich ſtatte Euch aus zur Flucht, nur ruhig, Kinder!“ Er war dann geſchäftig einen Vorrath von Kleidern hervorzuziehen, um in beiden Winkeln des Zimmers nach Möglichkeit bequeme Ruheſtätten aufzuſchlagen. Antoinetten hatte er vorläufig einen weiten warmen Mantel umgehüllt, der ihr wohl that. Von Zeit zu Zeit blickte er ſie mit ſeinen Augen blinzelnd an und ſagte zu Raoul: „Ich kenne den Lauf der Natur, ich kenne die Menſchen!“

Für Jeden war bald ein Lager bereitet, und der Alte ſaß wieder in ſeinem Seſſel, auf dem er die Nächte zuzubringen pflegte; ſeine Athemzüge verriethen, daß er bereits eingeſchlafen war. Es war ganz dunkel im Zimmer; vor der Thür hielt Caro Wache. Antoinette ſaß auf ihrem Lager und beharrte in ihrem Schweigen. Raoul breitete den Mantel über ſie hin, er glaubte, ſie ſchliefe, aber ſie hatte ihr Angeſicht verhüllt, und weinte ſtill; ſie vermochte das Schluchzen ihrer Stimme vor dem lauſchenden Raoul nicht zu bergen. „Um Gott,“ ſagte er betrübt, „warum Dein Schweigen, Deine Thränen? Wir fliehen nach der Provence, dort iſt Jacotot, der treue Diener, in meinem väterlichen Erbtheil. Wo wir als Kinder glücklich waren, da beginnt unſer neues Leben! Hältſt Du mich für nicht ſtark genug, Dein Schützer, Dein Held zu ſein? Das Kloſter mit ſeinen Schmerzen liegt hinter uns, die weite Welt iſt unſer, und ein Leben voll Freude und reiner Wonne ſteht uns bevor. Preiſe Dich glücklich, den Banden des Trübſinns, der Sklaverei des troſtloſen Beterlebens entkommen zu ſein; mit uns iſt Gott, der unſere Flucht geleitet! Der Himmel hat uns der Welt zurückgegeben, Du wirſt mein, kein Kloſtergelübde hält uns gebunden, wir ſind frei, nur der Bund unſerer Herzen iſt ein ewiger! Ich bin über den Zweifel hinweggehoben, der mich mit dem Gedanken befällt, den Wunſch der ſterbenden Mutter, die mich dem geiſtlichen Leben widmete, nicht zu erfüllen. Und über Dich, die Du nicht ihre Tochter biſt, hat ihr Wort um ſo weniger Macht, Du biſt nicht ihr Kind, ſie durfte nicht über Dein Leben verfügen.“

Er beugte ſich über ſie hin, aber ſie wies ihn von ſich. „Hätte ich bedacht,“ ſagte ſie, „daß Du nicht mein Bruder biſt, ich wäre Dir nicht aus dem Kloſter gefolgt, niemals, niemals!“ Sie hüllte ſich in die Kleider und weinte fort. „Und was giebt mir die Gewährniß, daß Giovanna nicht meine Mutter iſt?“ fragte ſie plötzlich mit erhobner Stimme. „Biſt Du nicht von Nachtwandelei ergriffen, und darf ich auf alle Deine Worte bauen? Wer ſteht mir dafür, ob es nicht ein Traum war, der Dir vorgeſpiegelt, Du ſeiſt nicht mein Bruder?“

„So wahr die heilige Mutter Gottes mir helfe!“ betheuerte Raoul, „ich habe den Brief aus des Biſchofs Hand erhalten, wo Giovanna das Geſtändniß ablegt, ich ſei ihr Sohn, Du nicht ihre Tochter. Deine Mutter hat den Schleier genommen, ſie hat die Welt verlaſſen und lebt verborgen in einem fernen Kloſter. Aber das bindet Dich nicht an die Wirren des Wahns, Du biſt frei. Eine Anmaßung verirrter Frömmigkeit war es, die uns ins Kloſter brachte, ſie hat keine Gewalt über Deinen und meinen Willen. Ich kehre nie wieder zurück in die Kerkermauern, wo meine Gefühle ſterben oder irre laufen, wenn der Schlaf meine Sinne befällt. Mich reizt die Welt, die Heimath lockt mich, dorthin zieh' ich, ſelbſt wenn Du mich verläſſeſt!“

Er ſtand auf und ließ ſie allein, da ſie ſich nicht zu ihm wandte. Er ſank auf ſein Lager und brütete ſtill. Ein Geräuſch wie von Ankommenden unterbrach die lange Stille. Caro ſchlug an, war aber bald beſchwichtigt, als wäre es der Zuſpruch einer bekannten Stimme, die ihn zur Ruhe verwies. Kilian Maurus wachte auf vom Geräuſch. „Kommt der arme Wandersmann noch ſo ſpät!“ murmelte er für ſich hin. Bald aber hörte man wieder die Athemzüge des Schläfers, es war wieder ſtill, und man konnte glauben, die ermüdeten Flüchtlinge hätte ebenfalls der Schlummer überwältigt. Aber Raouls Gedanken ſchwebten in die Ferne; das Heimathland lag vor ihm, der Wunſch, von ſeinem Vater Kunde zu erhalten, ward nicht weniger lebendig in ſeiner Seele, die ins Leben hinausſtrebte, das er jetzt plötzlich entfeſſelt vor ſich ſah. Das alles wob ſich träumeriſch vor den Augen ſeines Geiſtes zuſammen, und ſeine wachen Kräfte erlagen dieſen Ausſichten der Zukunft. Da legte ſich eine ſanfte Hand an ſeine Wange, eine heiße Lippe athmete an der ſeinigen. Antoinette war's, die ſein Lager ſuchte. Sie hatte ſich ſatt geweint, ihren Kummer von ſich geſtrömt, ihr Schmerz und die mädchenhafte Scheu, ſich von den Geboten ihres bisherigen Daſeins abgewendet zu haben, war der Freude über ihre Rettung aus den Banden des Kloſters gewichen. So mußte ſie mit ihrem Befreier ſich ausſöhnen, war er doch nun ihr einziges Heil. „Ich will Dir Abbitte thun, mein Raoul, mein Held!“ flüſterte ſie und ſchmiegte ſich an ihn. Die dunkle Nacht ſah nicht ihr Erröthen, und ſo durfte ſie ihn küſſen mit der ganzen Gewalt der dankbar hingegebenen Liebe. Er ſchlang ſeine Arme um den zarten Leib, ihr liebliches Angeſicht glänzte ihm vor den Augen ſeines Geiſtes, und trat leuchtend wie ein Bild der Gottheit in die Träume der Zukunft, die eben um ſeine Seele ſchwebten. „Und Du liebſt mich? und ich darf Dich lieben?“ ſeufzte Antoinette; in ihren Küſſen erſtarb der ſcheue Laut des ſtillen Entzückens. — „Statt des Gelübdes im Kloſter“, ſagte Raoul, „iſt dies nun mein Gelöbniß, Dich zu lieben mit einer ewigen Liebe, Du meine Braut, meine weltliche, aber doch heilige Braut!“ Seine Lippen zuckten mit den ihrigen zuſammen, wie ſich Blitze faſſen und zünden. Für die Gewalt der entfeſſelten Liebe giebt es keinen Stillſtand, wie das ſchäumende Meer keine Ruhe kennt, bis es die Ufer mit ſeinem Wogenſchlag überragt.

Als die Morgenſonne durchs Fenſter lugte, ſtand Raoul mit dem Bettelmönch eifrig flüſternd im Geſpräch. Antoinette lag noch auf ihrer Ruheſtatt in die Decken gehüllt; entweder ſchlief ſie noch oder ſcheute ſich vor dem hellen Licht des Tages. „Ihr ſeid nicht das erſte Paar, das ich traue und ehelich einſegne!“ ſagte der Mönch und wies auf ſeinen glatten Scheitel, „bin ordinirt, bin qualificirt, weiß Beſcheid mit allen ſieben Sachen, den ſieben Todſünden und den ſieben Sacramenten.“

„So nimmſt Du unſer Gelöbniß an,“ ſagte Raoul „und giebſt uns Deinen Segen?“

„Laßt mich nur machen!“ beruhigte der Alte und ging ins Nebengemach, allerlei Geräthſchaften zuſammenſuchend. „Ich kenne den Lauf der Natur!“ murmelte er von Zeit zu Zeit vor ſich hin.

Raoul war zu Antoinettens Lager getreten. Ihr ſchlafendes Antlitz lag zu ihm gekehrt, und wie er ſich über ſie bückte, um ſie mit dem Kuß der Liebe zu wecken, blickte ſie auf, denn ſie ſchlief nicht mehr und lachte ihm mit der ganzen Luſt ſehnſüchtiger Wünſche ſtill entgegen. Ihre Stirn und Wange war ſehr blaß, aber die Lippe war voller aufgeblüht über Nacht, und in ihren Augen brannte ein funkelndes Licht. Raoul ſtand im Abglanz ſeiner eignen Liebe, wie ihn Antoinettens Augen überſtrahlten. Sie ſtreckte die verlangenden Arme zu ihm hin, er kniete nieder, und unter ſeinen Küſſen flammten auch ihre Wangen wieder auf.

Die Stimme des Bettelmönchs ertönte aus dem Seitencabinet. Er hatte der offnen Thür gegenüber einen alten Betſtuhl nebſt Pult mit dem Crucifix zurechtgerückt und zwei Kerzen angezündet. Antoinette war aufgeſtanden und ſchmiegte ſich an Raouls Arm, der ſie dem Geſalbten des Herrn zuführte. „Ihr ſeid nicht bräutlich angethan, Kinder, aber es thut nichts!“ ſagte der Alte, „Gott iſt allerwegen, wo ſich treue Herzen finden. Tretet vor mich hin, daß ich Euch den Segen gebe, der Euch bindet von nun an bis in alle Ewigkeit. Auch ohne rechtgläubige Zeugen ſollt Ihr hier rechtskräftig zuſammengethan werden; ſeid Ihr doch durch kein Gelübde im Kloſter gebunden!“

Das junge Paar ſtand vor ihm auf der Schwelle und der Mönch begann ſeine Sprüche. Da öffnete ſich vom Flur her die Thür und ein langes ſchwarzbraunes Geſicht blickte durch die Spalte. Entweder hatte Caro ſchlecht Wache gehalten, oder es war eine befreundete Erſcheinung, der er den Eintritt nicht wehren mochte. Ein Staunen, das ſich des Eintretenden bemächtigte, bannte ſeinen Fuß, als er ihn ins Zimmer ſetzte. „Nur ſachte näher, Gevatter!" rief ihm Bruder Kilian zu, „wir können hier einen Zeugen brauchen, und wenn Ihr auch ein ſchlechter Chriſt ſeid, ſo ſeid Ihr doch ein guter Menſch. — Aber bei den heiligen, — wenn's wahr iſt, elftauſend heiligen Jungfrauen, Ihr kennt Euch ja alleſammt!"

Raoul war dem Fremden entgegengeſtürzt: „Jacotot!" rief er laut, „Jacotot!" und auch Antoinette begrüßte den alten Bekannten. Es war wirklich der treue Diener aus der Provence. „Kinder!" rief er, und ſuchte vergeblich nach Worten. Jahre waren verſtrichen, ſeitdem man ſich nicht geſehen; ſtatt der Kinder umarmte ihn ein Jüngling, drückte ihm eine Jungfrau die Hand. „Seit drei Tagen bin ich hier in der Gegend," ſagte er endlich, „der fromme Bruder hier nahm mich auf und gab mir Obdach. Es ließ mich nicht länger ruhig in der Provence, ich mußte Euch ſehen, hören wie es Euch geht im Kloſter. Geſtern Abend ſchlich ich in den Hof des Biſchofs; da hört' ich die wunderlichſten Dinge, das Gewitter brach los, das Nonnenkloſter ſtand in Brand, der Tumult der Leute zog mich mit fort. Die junge Novize, Antoinette, ſei in ihrer Zelle verbrannt, hieß es, Andere ſchrieen, ſie ſei entflohen. Der eine Flügel des Gebäudes ſtand in Flammen, ich legte Hand mit an und war der Erſte oben auf der Leiter, nachdem der Regen das Feuer gelöſcht. Mehrere Zellen waren heruntergebrannt, Antoinette war nirgends zu finden. Nun glaubte ich faſt an Flucht, aber dumpf und ungewiß kam ich hieher zurück, und ſuchte mein Lager hinten unter dem Dache. Erſt heut' früh erkannte ich Caro, der vor der Thür lag. Sagt, wie hat ſich das alles begeben? Ich bin ſtumm und ſtaune!"

„Bote aus der Heimath", rief Raoul, „Bote des Himmels ſollten wir Dich nennen, lieber, getreuer Freund! Du ſollſt uns leiten, wir wandern mit Dir. Die Feſſeln des Aberglaubens ſind geſprengt, alle Bande des Wahns liegen zerriſſen zu unſern Füßen, — auch die Bande des Wahns, daß Antoinette meine Schweſter! Sie iſt meine Braut, und Gott und Natur ſollen das Bündniß ſegnen. Wir ſind frei und wiedergeboren, wir erkennen kein Band und kein Geſetz mehr an, als was die Herzen ſelber ſich auferlegen! Wir beginnen ein neues weltliches Daſein, von den Menſchen vielleicht verfolgt, aber von Gott beſchützt."

„Du nicht Antoinettens Bruder!" ſtarrte ihm Jacotot entgegen, — „Antoinette Deine Braut?"

„Ja doch," ſagte Raoul, „wer will darüber gebieten, wer anders als die Stimme unſerer Herzen! Wohl weiß ich, daß wir als Geſchwiſter aufwuchſen; hat uns Mutter Giovanna doch immer als ihre Kinder gehalten. Aber ſie ſelbſt geſtand es dem Biſchof in dem Briefe, daß ſie uns getäuſcht. Ich las den Brief, ich las ihn, ſie hat es beſchworen, daß Antoinette nicht ihr Kind iſt.— Was willſt Du, Jacotot? Was ſoll Dein ſtarrer Blick?“

Jacotot war leichenblaß; die buſchigen Brauen zogen ſich düſter über ſeine Augen zuſammen. So ſtand er mit geſenktem Haupte, als wenn ſich in ihm ein Geheimniß entladen ſollte. Raoul ergriff ihn an der Bruſt, als wollte er das Gefäß ſchütteln, bis ſein Inhalt überſchäumte. „So muß ich denn den Zufall, der mich hergeſandt, um Euer Bündniß zu ſtören, für eine heilige Fügung halten!“ ſagte Jacotot. „Wenn Giovanna geſtand, daß ſie nicht Antoinettens Mutter war, ſo hat ſie geſagt, was wahr iſt, aber nur, was ſie wußte. Laß Deine Hand von mir, Raoul, was willſt Du gegen mich wüthen! Kennſt Du mich nicht als den treubewährten Freund Eures Hauſes? Aber mehr als das, als der Retter Deines ewigen Seelenheils bin ich hier erſchienen, denn noch iſt ja das Schreckliche nicht geſchehen, noch ſteht der Prieſter da, noch ſeid Ihr nicht verbunden. Giovanna war nicht Antoinettens Mutter, aber Ihr ſeid dennoch Geſchwiſter, Ihr habt einen gemeinſchaftlichen Vater. Er lebt, er war in der Heimath jetzt wieder, ich ſollte Euch ſeinen Gruß im Geheimen bringen. Was iſt Euch, iſt die Kunde nicht fröhlich, bin ich nicht zeitig genug erſchienen, — Heiland der Welt!“

Antoinette war laut ſchreiend zu Boden geſunken, Raoul ſchlug die Hände vor ſein Geſicht, und kniete in ſchrecklicher Bewegung nieder. Die Stille, die eintrat, war qualvoll.

Jacotot ſtarrte vor ſich hin, der Gedanke, die Botſchaft ſei zu ſpät gekommen, fuhr wie ein Blitz durch ſein Gehirn. „Sei uns die geſammte Schaar der Heiligen gnädig!“ ſagte Kilian Maurus und wandte ſich zu Antoinetten, die leblos am Boden lag. „Laßt mich allein mit dem Mägdlein, ich will ſie ins Leben rufen. Ihr aber flieht, flieht ſoweit Ihr könnt!“ Jacotot bemächtigte ſich Raouls, er umfaßte ihn mit ſeinen ſtarken Armen, um ihn fortzuſchaffen. Raoul hatte keinen Willen, keine Kraft mehr. Der gellende Schrei: „Meine Schweſter!“ entfuhr noch ſeiner zitternden Lippe, als er mit Jacotot durch die Thür verſchwand.

Ein kleines Zimmer im Hintergebäude barg die beiden Menſchen und verſchloß ihre Worte, ihre Verzweiflung vor aller Welt. Den ganzen Tag ſaß Jacotot bei dem Unglücklichen, er wich nicht von ihm. Gegen Abend kam der Bettelmönch geſchlichen und erzählte, Antoinette habe ſich ausgeweint, ſie ſei matt und ſchwach, aber ſie verlange lebhaft ins Kloſter zurück, ſie wolle zur frommen Schweſter Clementine. „Ich weiß auch ſonſt nichts mit ihr anzufangen,“ ſagte Kilian Maurus, „ich will ſie morgen in aller Frühe zurückgeleiten. Ihr aber müßt fort von hier, weit fort, am beſten in Eure Berge. Ich kenne Euch nicht, geſtehe nichts, auch Antoinette nichts, ſie iſt ein ſtarkes entſchloſſenes Mädchen!“

Raoul verlangte nicht, ſie noch einmal zu ſehen, die Unglückliche, die ihm der Hohn des Geſchickes gegönnt, um ſie ihm wieder zu entziehen, die er ſich erobert, weil ſie ihm, wie er wähnte, nicht angehörte, und die er wieder verloren, weil ſie ſchon ſein war durch die Bande des Blutes. „Ich bin nun auch zum Mönch verflucht!“ ſagte er mit ſtiller Ergebung, und der Entſchluß, ein fernes Kloſter zu ſuchen, ſtand in den verſtörten Zügen ſeines Antlitzes mit eiſerner Feſtigkeit. „Es iſt ein Wahn, ſich vom Wahne losgebunden zu glauben. Das Geſchlecht ſoll in Ketten wandeln, ſo ſcheint es; wehe dem, der ſich ihnen entwindet! Mit den Banden, die Du zerriſſen vor Dir ſiehſt, wird Dir eine Schlinge gewunden, der Du doch anheimfällſt. Haſt Du Deinen Arm befreit, ſo bleibt Dein Fuß gefeſſelt, und Du ſtürzeſt um ſo tiefer. So war die Geſchichte Deines Lebens, mein Vater! Du warſt Mönch. Da fiel es wie ein lichter Funken in Deine Seele, man könne Gott dienen, ohne dem Drange der Natur zu widerſtehen, der den Menſchen zum Menſchen führt. Du flohſt mit einer Nonne, ſie ward meine Mutter. Nun ſchienſt Du frei von den Banden des dumpfen Aberglaubens. Aber wer hieß Dich alle Bande abwerfen und auch die Pflichten des Herzens für einen Wahn halten? Da liegt's. Irgend wie mußt Du gebunden ſein, Menſchengeiſt; ſonſt flattern Deine Sinne wie Raubvögel durch die Welt in unerſättlicher Begier. Du brauchſt nicht Mönch zu ſein, o nein! Du brauchſt Dich nicht einzuſargen als lebendig Todter; aber ſoll Dich auch die Liebe zu einem Weibe, das ſich Dir anheimgab, nicht binden? O dann fahret nur durch einander, ihr Sterne, Sonnen, Monde! Wenn auch die Liebe nicht bindet, dann brecht nur zuſammen, Welten! und Chaos, Du geſetzloſes Ungeheuer, verſchlinge alles in ſchrankenloſer

Wirre, denn wenn der Liebe die Treue fehlt, ſo hat das Univerſum kein Geſetz mehr! — Eine luſtige Geſchichte, die Geſchichte jener Mönchs- und Nonnencolonie in den Bergen der Provence! Ha, Jacotot, erzähl' mir noch einmal, wie mein Vater weltlich wurde, ein Weib nahm, meine Mutter liebte, und ihr doch treulos wurde. Die Satzungen des Kloſters hatten ſie abgeworfen, die Grüfte des Aberglaubens waren zerſprengt, der Menſch fand den Menſchen, ein Herz das andere, Mönch und Nonne wurden, wie es Gott im Paradieſe geboten, Mann und Weib. Aber ſie konnten für ein neues Leben kein neues Geſetz finden, das an die Stelle der abgeworfenen Feſſeln der alten Satzung trat. So griffen die Wünſche, die Begierden maßlos um ſich. Wer ſich nicht mehr an Altar und Kloſter gebunden fühlte, wie ſollte ſich Der an ein Weib gebunden fühlen! So überraſchte die Gemüther mitten in der Freiheit eines lichten Morgenrothes die Nacht der Verwirrung und ſo hatten zwei Kinder Einen Vater und doch nicht Eine Mutter. Und der Fluch der irren Wünſche ereilte auch uns; ich küßte meine Schweſter, als könnte ſie mein Weib ſein!"

„Ruhig, ruhig!" bat Jacotot mit leiſer Stimme. Der finſtere harte Menſch war vor dem Unglück, das auf Raouls zerſtörten Mienen zu leſen ſtand, ganz weich und ſanft geworden.

„Ich will meinen Vater finden," ſagte Raoul, „ich will ihn ſehen, ihm ſagen, daß eine Schmach auf mir ruht, die ſich mit allen Thränen, die Himmel und Erde zuſammenweinen, nicht wieder tilgen läßt. Das ſei noch mein weltliches Geſchäft; dann, mein Herz, nimm alle Deine Wünſche, Deine lichten und Deine dunkeln Gefühle, Deinen Haß und Deine Liebe, und laß Dich einſargen in eine ferne Kloſtergruft."

Am frühen Morgen des andern Tages ſtand Kilian Maurus an dem Thor des Nonnenkloſters und übergab der Pförtnerin das verirrte Mädchen, wie er ſagte, das ſich aus dem Brande gerettet, und das er halbtodt im Walde gefunden. „Um Jeſu willen!" ſchrie die Pförtnerin, „ſeid Ihr's wirklich, Antoinette? Ach Kind, Kind, was iſt alles um Euretwegen hier geſchehen!"

„Legt ein gut Wort ein bei der geſtrengen Frau Priorin!" bat der Alte. Antoinette blickte zitternd im Kloſterhof umher und zu den ſchwarzen ausgebrannten Mauern hinauf, die ihre Zelle umſchloſſen hatten. Der ganze Flügel des Gebäudes war zerſtört, nur die Pfeiler ſtanden noch; im Hofe war man mit Forträumung des Schuttes beſchäftigt.

„Legt ein gut Wort ein," — bat der Mönch.

„So wißt Ihr's nicht?" ſagte die Pförtnerin, „die Frau Priorin iſt in der furchtbaren Nacht, die der Geiſt des Böſen über uns verhängte, vor Schreck geſtorben. Ich werde die fromme Schweſter Clementine rufen, die jetzt das Amt und die Aufſicht führt."

Antoinetten zuckte das Herz in ſtiller Freude, ſie kniete vor dem ſteinernen Bilde der Gnadenmutter nieder und ſprach ihr Gebet. Kilian Maurus ſchied mit guten Wünſchen.

Raoul und Jacotot hatten unterdeſſen den Stab ergriffen; ſie wanderten nach der Provence.

II.

Die Urſulinerin.

Dicht vor den Mauern der kleinen Stadt Montelimart in der Provence lag die Kapelle der Urſulinerinnen. Zu beiden Seiten ſtanden die Wohngebäude der frommen Schweſtern, deren Anzahl jetzt nur gering zu ſein ſchien. Ein doppelter Kranz von Oelbäumen umſchloß das Gehöft, im Vorgrund rauſchte die breite, inſelreiche Rhone, hinten ragten, wie zu Schirm und Schutz, hohe gewaltige Mauern, deren weite Flügel, ehemals der geheime Schauplatz des regſten Lebens, jetzt den Anblick verödeter Trümmer boten. Dies ſchwarze Geſtein mit den viereckten Thürmen und Zinnen, die auf alten römiſchen Ruinen ſtanden, war ein Collegium der Geſellſchaft Jeſu geweſen. Seit neun Jahren ſtand es unbewohnt, denn ſo lange dauerte bereits die Verbannung der Jeſuiten. Von den Parlamenten war ihre Lehre verdammt, Sülly's, des Huguenotten, Machtgebot hatte ſie aus Frankreich vertrieben. Ob der Dolch jenes Chaſtel, der König Heinrichs Leben bedroht, in den Schulen der Jeſuiten geſchliffen, das ſtand als eine furchtbare Frage da, auf die ſich jede Partei ihre Antwort ſuchte. Aber der aufgeregte Sinn des Volkes, das ſeinen geliebten König in Gefahr geſehen, wollte Rache und Beſchwichtigung; Chaſtel galt für einen Zögling der Jeſuiten, eine Schandſäule deckte ſeine Gebeine in Paris, und ſein Beichtvater, der Jeſuit Guignard, war neben ihm hingerichtet. Die katholiſche Ligue war aufgelöſt; die Geſellſchaft Jeſu hüllte ſich ſchweigend in den Mantel des Geheimniſſes, wie ein Mann, der zu ſtolz iſt, um ſich gegen die Schmähungen des Pöbels zu vertheidigen, und ließ die Gewalt des weltlichen Regiments über ſich ergehen, wohl wiſſend, daß die Macht der Welt doch nicht von ewiger Dauer iſt und der Geiſt ſeine Herrſchaft über ſie, und wär' es auch auf ihren Trümmern, wiedergewinnt. Selbſt in der päpſtlichen Delegation, zu Avignon, hielt ſich der Orden nicht für ſicher genug. Von der Hand räuberiſcher Huguenotten, die ſich für Diener Sülly's ausgaben, waren die Lehrkanzeln des Collegiums zerſchlagen, die Hörſäle verwüſtet. Durch die zertrümmerten Fenſter ſchnob der Wind und haſchte in den Schlupfwinkeln der Kreuzgewölbe nach ſeinem Wiederhall; aber wie der ſchweigende Zorn, der ſeine Bruſt verſchließt, ſtanden die Mauern mit ihrer breiten Stirn da, und von den ſchwarzen, gen Himmel ragenden Thürmen krächzten die alten Wetterfahnen, als ſuchten ſie nach einer verlornen Melodie.

Dicht am Fuße des Berges, auf welchem der Palaſt der Jeſuiten in die Höhe ſtieg, lag die kleine Kapelle der Urſulinerinnen ſammt den Gebäuden der Schweſterſchaft. Vom rauhen Oſtwind, der die Provence durchſchnaubt, blieb dies ſtille Plätzchen unberührt, und von der Bergwand hinunter blühte der Oelbaum bis an die Ufer der Rhone. Hier blühte auch die katholiſche Frömmigkeit ruhig fort; von den hohen Sitzen einer ſtolzen Herrſchaft vertrieben, blieb ſie hier ungefährdet in idylliſcher Friedensluſt, um die Reichthümer der Welt, um die Gipfelpunkte des äußeren Lebens unbekümmert. Die frommen Schweſtern gehörten zu einer Congregation, welche Anna von Xaintonge nach dem Muſter der Geſellſchaft Jeſu geſtiftet hatte. Ihre Regeln waren den Statuten des heiligen Ignatius entnommen, deſſen geiſtliche Uebungen ſie jährlich acht Tage verrichteten. Deshalb eben ſtanden ſie im Verbande mit jenem mächtigen Orden und in deſſen Schirm und Schutz. Der Verfolgungseifer des weltlichen Arms hatte ſich nicht bis auf die Schweſterſchaft der Urſulinerinnen erſtreckt, man ließ die Frauen ruhig beten; wollte man doch nicht die Frömmigkeit, ſondern nur die Anmaßung derſelben, ihre Herrſchluſt, vertilgen. Die Gemeinſchaft der Urſulinerinnen mit jenem Orden knüpfte ſich beſonders an das Gebot, nur bei den Jeſuiten zu beichten. Dieſer Pflichterfüllung, aus welcher alle ihre Vergünſtigungen erwuchſen, waren die frommen Schweſtern ſeit der Verfolgung jenes Ordens nun ſchon lange enthoben; doch hatte der heilige Stuhl, der beim franzöſiſchen Hofe die Zurückberufung der Jeſuiten jetzt lebhafter als je betrieb, von Zeit zu Zeit einen Beichtvater heimlich geſendet, und die Schweſterſchaft war nicht für immer der Tröſtungen untheilhaftig geblieben, zu welchen ihr Gelübde ſie anhielt. Aus ihrem Anſchluß an die Statuten der Geſellſchaft erwuchs ihnen auch die Pflicht, ſich mit dem Unterrichte der Jugend zu beſchäftigen. Mehrere Stunden des Morgens ſah man die jungen Mädchen der nahen Stadt in dem Lehrſaale um die fromme Cöleſtine verſammelt, wie die jetzige Superiorin des Stiftes hieß. Dies brachte die Schweſtern der heiligen Urſula in eine Art Gemeinſchaft mit der Welt; ſie pflegten das geiſtige Wachsthum junger weiblicher Gemüther, lehrten allerlei nützliche Tugenden und gewannen ſich die Liebe und Hochachtung der Familien. Im Uebrigen war ihre Lebensordnung einfach klöſterlich und ohne beſondere Abweichung vom regulirten Stande gottſeliger Frauen. Um vier Uhr Morgens ſtanden ſie auf und beteten in ihren Kammern eine Stunde lang, verſammelten ſich in der Hauskapelle, um gemeinſchaftlich das Amt der heiligen Jungfrau zu ſingen, und wanderten dann in die Stadt, um die Meſſe zu hören. Von ihren Zöglingen umringt, die ſich dort um ſie verſammelten, kehrten ſie nach den traulichen Schatten ihrer Oelbäume zurück, und der Unterricht begann. Kurz vor dem Mittagsmahl hielten ſie noch Gewiſſensprüfungen, nach dem Eſſen ſangen ſie gemeinſchaftlich in der Hauskapelle die Litanei der Mutter Gottes. Dann begann das große Stillſchweigen, dem ſich jede nach Belieben überließ, bis die Glocke wieder in den Lehrſaal rief. Waren die Zöglinge in geiſtlicher Uebung geſättigt, ſo betete jede der frommen Schweſtern für ſich den Roſenkranz oder überließ ſich ihren einſamen Gedanken.

Univ. Bibl. München

Vesper und Complet wurden gemeinſchaftlich gehalten und auf den Nachtimbiß, den die Litanei aller Heiligen beſchloß, prüfte eine jede noch einmal ſtill für ſich ihr Gewiſſen, oder die Superiorin verwaltete für alle zuſammen das Amt der Gewiſſensprüfung. So hatte eine jede genug Anregung zur Heiligung der Seele, genug Veranlaſſung zum thätigen Wirken, und auch Freiheit genug und einſame Muße, um ein verlornes Leben zu beweinen, um für blutende Herzenswunden, die die Welt oder die eigene Leidenſchaft ſchlug, heilende Kräuter zu ſammeln, und in der Stille der Seele den Nachklang früherer Lebensſtürme zu beſchwichtigen. Es gab und giebt im Menſchenleben allezeit zuviel geheimes Unglück, die Welt der bürgerlichen Geſellſchaft iſt immer zu mißgeſtaltet, die Roſen der Liebe bieten immerdar zuviel verſteckte Dornen, als daß die Menſchheit ſolcher Stätten ruhiger Vereinſamung ganz entbehren könnte. Die gequälte Seele wirft ſich mit ihrem Schmerz auf die geordneten Lebenszuſtände, und bringt ihre Unruhe und ihren Unfrieden in die feſte Gliederung der Geſellſchaft; kann ſie aber heraustreten aus dem Verbande, der ſie zermarterte, wird es ihr möglich, ohne Opfertod ſich den verſchlingenden Verhältniſſen einer verworrenen Welt zu entziehen, ſo ſtrömt ihr Unheil abſeits, ihr Schmerz verrinnt in der Stille des Gedankens. Geheimes Unglück, das die Welt nicht mag, obwohl es eben die Welt und ihr Geſetz verſchuldete, will immer eine einſame Stätte, einen Friedhof, auf dem es ſich ſelbſt begräbt. So lange der Schooß der Geſellſchaft in der Tyrannei des Herkommens gebunden liegt, ſo lange die Könige und Völker ſich nicht das unbeſchränkte Glück des Daſeins zur alleinigen Aufgabe ſtellen, ſo lange müßt Ihr Einſiedeleien geſtatten, wo der Muth, der ſich an den Formen der Welt zerſchlug, die Hoffnung, die dem blauen Himmel mit Thränen entgegenlachte, und die Liebe, die ſich an den Dornen des Lebens verwundete, ihre ſtille Zuflucht finden. Sobald es ein Wahn des Herkommens wird, Euch einzuſargen, bevor Euch das Leben tödtete, dann iſt es eine Verläſterung der Stimme der Natur, ein Vergehen gegen die weisheitsvolle Ordnung des Schöpfers. So lange die Liebe athmet, die Hoffnung ſich in Wünſchen ſpiegelt und der Quell des Lebens noch rauſcht und hüpft, ſo lange ſollt Ihr den Strom der Welt mit Euern Armen theilen; nur wenn Ihr wirklich todt, ſolltet Ihr Euch begraben, und wenn Ihr die Pulſe wieder ſchlagen hört, dann ſolltet Ihr auch wieder auferſtehen und in die Welt zurücktreten dürfen. Das war der Fluch der Klöſter, daß es für niemand eine Rückkehr gab, ſobald ſich einmal die Pforten hinter ihm geſchloſſen und die wiedererwachenden Lebensgedanken ſich hinter eiſernen Riegeln gefangen fühlten. Da lebten ſelbſt todte Herzen in der Empörung gegen die Feſſeln wieder auf, und gegen die kalten Wände des Zwanges ſtieß die Verzweiflung ihre heiße Stirn. Die gefeſſelten Hände zerfleiſchten ſich, wenn der Drang des Lebens wieder durch die Adern zog, und die durch Satzung und äußeres Gebot niedergehaltene Seele nahm ihre Zuflucht zu allerlei Aberwitz, Seltſamkeit und ſündhafter Entſchädigung. So werden durch Herkommen und geſchloſſene Satzung alle Inſtitute zu Kerkern für den Menſchengeiſt, ſo wird jede freie Wohlthat durch das feſte, unbezwingliche Gebot zu einem Fluch. Die Klöſter waren eine freie Erfindung gebeugter Seelen, um der Welt ihren Spielraum zu laſſen und ſich abzuſchließen vor allen Irren und Wandelungen des Geſchicks. Nach den wilden Gewaltthaten des Geſchlechts, nach den rauhen und blutigen Zerſtörungen des Völkerlebens entſtand dieſer Drang nach Einſamkeit, der ſich ganzer Jahrhunderte bemächtigte. Nun aber war es zum Geſetz, zur Gewohnheit geworden, und was Anfangs eine Wohlthat war, verwandelte ſich in eine Verwüſtung aller Lebenskeime, bis in jenen Jeſuiten der große Gedanke zu einer Reform des klöſterlichen Lebens entſtand, welche eine ganz neue Ausgleichung jener ewig ſtreitenden Mächte, Welt und Geiſt, bezweckte. Der Geiſt ſollte nicht mehr von der Welt abgeſchloſſen ſich einniſten in einſame Verſumpfung, er ſollte hinaus ins Leben, die Welt geſtalten, zügeln und beherrſchen helfen. Nicht monarchiſch wie in der päpſtlichen Hierarchie, nicht behaftet mit den zufälligen Trübungen der Perſönlichkeit, ſondern wie eine rings verbreitete Gewalt der Demokratie ſollte der Geiſt über die Welt gebieten, in ſie eingehen als Blut ins Fleiſch und den Körper beſeelen, ſo daß das Gebäude des Lebens wieder durchadert würde von einem und demſelben Gedanken. Das Fleiſch ſollte nicht getödtet werden, wie in den alten Klöſtern; es ſollte, ſo war die Lehre der Jeſuiten beſeelt werden vom Geiſte, damit ſich die Chriſtenheit nicht mehr in dem Zwieſpalt von Kirche und Staat, ſondern als einheitliche Perſon erfaßte. —

Den Himmel umdunkelten graue Wolken, die Sonne war ſchon unter; die Nachtlichter aber wollten noch nicht hervor aus dem feuchten Schooß, in den der Abend ſank. Die Rhone war der graue Wiederſpiegel des Himmels, ſie rauſchte kaum, ſie ſchlich wie ein Büßender mit verhaltenen Athemzügen an den grünen Ufern hin; nur dann und wann kräuſelte ein Stoß des rauhen Oſtwindes die eintönige Fläche ihres Stromes. Da hielt ein Nachen vor den Oelbäumen, die den Garten der Kloſterfrauen begrenzten. Er war von der Stadt her am ſchilfbedeckten Ufer entlang gefahren; jetzt hielt er an einer buſchigen Stelle und eine hohe Männergeſtalt im ſchwarzen Talar ſtieg an's Land; der Fährmann, das Tau in der Hand, ſprang ihm nach. „Willſt Du mich nachher in die Berge führen," ſagte der Fremde, „ſo zieh den Nachen herauf und harre auf meine Wiederkehr." Das Gebieteriſche, das im Ton ſeiner Stimme lag, raubte dem Schiffer faſt den Muth; ſchüchtern war ſeine Entgegnung: „Wir Waſſerleute ſind wenig vertraut mit Weg und Steg in den Bergen, aber wenn Ihr wollt, frommer Vater" —

„Die Pfade dort oben kenne ich ſelbſt," unterbrach ihn der Geiſtliche, „ich will nur Deine Begleitung, die Nacht wird rauh, die Straße einſam."

Der Fährmann beugte ſich tief und küßte das ſchwarze, mit koſtbaren Steinen beſetzte Kreuz, das ihm der Geſalbte des Herrn darreichte. Es hing an der Gürtelſchnur, die ſein Habit zuſammenhielt; auch die Schnur war ſchwarz, ſo wie alles in der Bekleidung des Mannes, auch die eckige Mütze, deren Falten über die Stirn fielen.

Der Kuß auf das Kreuz war für das fromme Schaf der Heerde ein Gelöbniß. „In einer Stunde bin ich wieder hier,“ ſagte der geiſtliche Herr und ſchritt durch das Rohrgeflecht und die kniſternden Binſen das Ufer hinauf. Unter den Oelbäumen ſtand er ſtill; ſein Blick ruhte auf den düſtern Mauern des Jeſuitercollegiums, das über den friedlichen Kloſtergarten hinweg in den grauen Himmel ragte. Welche Gedanken die Seele des Mannes jetzt bewegten, als er den Kopf ſinnend hob und ſenkte, das blieb verborgen; der dunkelnde Abend ließ auf ſeiner Stirne nicht leſen. Er mochte ſeinen Jahren nach ein Vierziger ſein, in ſeinem Gange lag die entſchloſſene Feſtigkeit des reifen Mannes, in ſeiner Haltung verrieth ſich die Ueberlegenheit ſeines Prieſterſtandes. Er zog jetzt den Mantel über den Nacken und ſchritt raſch auf die kleine Gartenpforte zu. Dieſen Eingang ſchien er zu kennen, obſchon es für Fremdlinge nicht der gewöhnliche war. Auf langes Pochen öffnete die Pförtnerin und wechſelte mit ihm den üblichen Gruß. „Die heilige Jungfrau ſei mit Dir,“ ſagte der Geiſtliche, „die Geſellſchaft Jeſu ſei Dein Schutz und Schirm!“ Da neigte ſich die Laienſchweſter noch tiefer und küßte den Saum ſeines Kleides. Die fromme Cöleſtine hatte den Gefährtinnen ſchon vor einigen Tagen die Ankunft eines vom heiligen Vater geſendeten Beich tigers verkündet und die devote Pförtnerin begrüßte mit aller Ehrfurcht den hohen Gaſt. Sie wollte der Superiorin Meldung machen, aber er verbot es und wandelte langſam durch den Garten und über den Hofraum. In dem Wohngebäude war es dunkel, die Kapelle war erleuchtet; es war der letzte Dienſt des Tages, der die Urſulinerinnen an heiliger Stätte verſammelte.

Der Prieſter betrat die Kapelle. Die Ampeln hingen ſehr hoch und warfen an den grauen Pilaſtern nur einen falben Schein hernieder. Hier und da glänzte helles Metall, auf dem Altar ſtanden die Leuchter und der ſilberne Heiland in flammendem Wiederſchein, ſonſt war alles in Dämmerung aufgelöſt: der betende Menſchengeiſt lag in den Schleier der Andacht gehüllt, der Erleuchtung durch die göttliche Liebe in der Nacht des gebundenen Wahns gewärtig. Einige von den Schweſtern knieten in den Betſeſſeln, andere ſtanden in den Beichtſtühlen; denn die Superiorin pflegte den Jüngern die Gewiſſensprüfung zu erleichtern, indem ſie mit Worten der mütterlichen Liebe zur Buße ermahnte, und die Bekenntniſſe der kleinen Sünden entgegennahm. Dann und wann rauſchte das ſarſchene Gewand einer Kloſterfrau, ſonſt war alles leblos ſtill. Nur wer hinter den Schleier blickte, an das ſchwarze Buſentuch ſein Ohr legte, der mochte das geheime, noch nicht ganz erſtorbene Leben fühlen. Hinter den Wimpern der frommen Schweſtern ſaß vielleicht noch manche nicht ganz ausgeweinte Weltfreude; in dem ſtillſten Winkel des Herzens flüſterte vielleicht noch mancher Wunſch nach einem Tröpſchen vom Waſſer des Lebens, oder zitterte noch der ſehnſüchtige Gram um verlornes Erdenglück. Es giebt ja für menſchliche Herzen keinen ewigen Frieden, und flöhet Ihr bis an den Rand des Meeres, bis in die Einſamkeit der Wüſte!

Durch die Seitenthür trat eine würdige Geſtalt von hohem Wuchs und ſtillem, gemeſſenem Weſen. Es war die Oberin, die fromme Cöleſtine, deren ſegensreiches Wirken die ganze Gegend pries. Sie war die Retterin der Armen, die ſie wie eine Heilige ehrten, der Troſt der Gebeugten, die Pflegerin der Kranken; und wenn ſie in der Stadt erſchien, huldigten ihr auch die vornehmen Familien, deren junge Sprößlinge ihrer Leitung anvertraut waren. Vor einer Reihe von Jahren war ſie in härenem Gewand, eine Büßerin des einſamen Bergwaldes, in Montelimart erſchienen; man kannte nicht ihre Abkunft, nicht ihr früheres Leben. Ein Hirtenbrief des heiligen Vaters hatte ſie an die Stelle der verſtorbenen Kloſterherrin berufen, ein Leben voll Gottſeligkeit hatte die hohe Gunſt, die ihr widerfuhr, gerechtfertigt. In der Berührung ihrer weißen Hand, ſagten die Leute, lag eine Beſchwichtigung für alle Wunden; wo ſie hintrat, waltete Ruhe und Zuverſicht auf ein geheimnißvolles Heil; ſie hätte dem Meere in ſeinem Aufruhr gebieten können, ſagte die Welt, ſolch ein Oel der Milde ſtrömte von ihren Lippen! Es war ein ausgeklungener Schmerz der eigenen Seele, der in ihren Troſtesworten bebte; in ihrem Rath und in ihrer Mahnung ſprach das Mitgefühl und das geheime

Verſtändniß aller Leiden. In dem hohen ſtillen Ernſt ihrer Züge, in der ſanften Bewegung ihrer Geſtalt lag eine Beruhigung, die auf beſtürmte Gemüther überſtrömte. Nur der Blick ihres dunkeln Auges ließ ſich ſelten finden; ſeinen Glanz hielt ſie gern verſteckt und die Wimpern geſenkt, wie einen Flor der Demuth. In ihren ſtillen Bußeſtunden hatte ſie niemand belauſcht, vor einem menſchlichen Angeſichte war auf dieſe marmorbleiche Wange ſeit Jahren keine zuckende Röthe geſtiegen. Wohl hing das ſchöne, leiſe vorwärts geneigte Haupt wie in der Wiege eines großen Schmerzes, aber es war, als hätte ein Kuß der Tröſtung alle ſeine zitternde Bewegung ſtill zurückgebannt; im eintönigen Pflanzenleben der klöſterlichen Sitte ſchien dies Herz ſeine Sühne gefunden zu haben. So lag ſie jetzt vor dem Altar mit der ruhigen Betermiene, um den Tag mit ſeinem regelmäßigen Dienſte zu beenden. War dies die Stätte, wo Gott lebendig wurde, ſo konnte man wohl ſagen, daß ſelbſt vor Gott dieſe ſchönen bleichen Züge nicht mehr errötheten; aber in ſchlafloſer Mitternacht, vor ſich ſelber, färbte ſich dieſes Antlitz; in der Einſamkeit der Zelle ſtiegen Wünſche in dieſem Herzen auf, die erſt der fromme Dienſt des Tages wieder begrub. So war ſie vor den Menſchen ſehr heilig, vor Gott vielleicht wohlgefällig; vor ſich ſelbſt ſchien ſie am ſchwerſten Gnade zu finden.

Wie ſie ſich aufrichtete, traten zwei von den jungen Novizen, die nur das ſchwarze Kleid ohne den Wimpel trugen, ihr entgegen, um ſie zum Beichtſtuhl zu führen. Die jüngſten unter den devoten Schweſtern waren immer am geſchwätzigſten im Bekenntnißablegen und hatten ihre Luſt daran, der geliebten Frau alle die kleinen Sündhaftigkeiten, die mitunter der lange Tag brachte, noch vor Schlafengehen zu beichten. Es war ſeit längerer Zeit nicht in der Ordnung und nach dem Geſetz der Kirche geſchehen; Cöleſtine konnte nicht löſen und binden, aber ſie ließ die Geſtändniſſe zu und vertröſtete auf die Generalbeichte, die ein Abgeſandter der Kirche entgegennahm. „Nur der Prieſter, der vom Blute des Herrn trinkt, kann Euch freiſprechen!“ hatte ſie oft geſagt; aber die Jugend ließ nicht nach, in ſie zu dringen, und ſo gab ſie dann und wann Gehör und legte den Leichtgeſtändigen allerlei kleine Bußen auf. „Es beichtet ſich ſo gut bei Euch, ehrwürdige Frau,“ ſagte die kleine ſchwarzköpfige Agnes in der Erholungsſtunde, und hatte ſich auf den Abend ſtark anzuklagen, daß ſie ihre Blumenzucht, ihre Vögel zu ſehr liebte, oder neulich bei dem Ave Maria faſt vor Freude gelacht habe, als ihre beiden Lieblingstauben gegen das Fenſter flatterten und ſich mit den Schnäbeln liebkoſeten. Darauf hätte ein grämlicher Prieſter allerdings in Sack und Aſche büßen laſſen; Cöleſtinen fiel es nicht ein, durch die Schwere der Strafe die harmloſe Sünde erſt bedeutſam zu machen.

In den jungen kloſterfräulichen Seelen hatte ſich allerlei ſündhafte Kurzweil angeſammelt: Cöleſtine ſaß im Chorſtuhl, nahm einer Jeden, die einzeln vor ihr kniete, das Geſtändniß ab und ſprach Allen ſtreng, aber mild, ins Gewiſſen. Die ältern Kloſterfrauen knieten hinter ihren Gittern und flüſterten ihr letztes Paternoſter; da tönte die Nachtglocke hell und lockend, und hieß das Tagewerk beſchließen. Jung und Alt, wandelten die ſchwarzen Geſtalten zur Thür, beugten ſich noch einmal und verſchwanden einzeln. Nur Cöleſtine war ſitzen geblieben, das Auge auf den Boden geheftet, die Hand an den Buſen gepreßt. „Während ich von Andern die Sünden fortnehmen möchte,“ flüſterte ſie ſtill für ſich, „will der eigene ſündhafte Gedanke ſich nicht aus dieſem Herzen bannen laſſen, er kehrt immer wieder in neuer einſchmeichelnder Geſtalt und oft mit frommer Miene. Die Sehnſucht nach meinem Kinde iſt ſtärker als alles heilige Gefühl. Ich richte ſoviel junge Seelen zu, daß ſie unſträflich vor Gott wandeln, warum ſoll ich an meiner Tochter nicht daſſelbe thun? Warum ſollte ſie nicht auch mein geiſtliches Kind ſein dürfen, weil ſie mein leibliches iſt? Ich würde mir es zur Buße auferlegen, daß ſie nie wiſſen ſollte, welcher Arm ſie umſchließt. Sie ſollte glauben, ich ſei ihre liebende Seelſorgerin, nie dürfte ſie erfahren, warum mein Auge an dem ihrigen hinge mit mehr als blos frommer Luſt. — O Du mein Gott, was iſt hier Dein Wille? Iſt dieſer Gedanke ſündhaft vor Dir, oder darf ich ihn hegen?“ Sie griff unwillkürlich zur Geißel, die an dem ledernen Gürtel ihres Kleides hing; dann zitterte ſie leiſe und bedeckte mit beiden Händen ihr Geſicht.

Da trat der fremde Prieſter hinter der Säule hervor, wo er ungeſehen Zeuge ihrer lebhaften Bewegungen war. Sie ſtand auf und ſah ihm ungewiß entgegen. Der ſchwarze

Mantel ſchlug in weiten Falten um ſeine Geſtalt, ſein Gang war gemeſſen und feierlich. „Ad majorem Dei gloriam!“ ſagte er und ſtreckte die Hände gen Himmel. „Mit Wiſſen und Willen des heiligen Stuhls ſendet mich der General meines Ordens, um Euch zu binden und zu löſen. Unſer Fußtritt iſt noch flüchtig in dieſem Lande voll eitler Weltlichkeit, aber man wird uns bald wieder an allen heiligen Stätten ſehen zur größern Ehre Gottes!“

Cöleſtine beugte ſich vor ihm. Als er die Hände über ſie breiten wollte, bannte eine unwillkürliche Zuckung ſeinen Arm. Er kehrte ſich ab und wie der Strahl der Ampel in ſein Antlitz fiel, da ſah man dieſe winterlich ſtarren Züge des Mannes von einem heißen Gedanken überwältigt, der auf der Stirn wie eine zornige Wolke ſtehen blieb. Er gewann aber ſchnell ſeine Haltung wieder, als ihn Cöleſtine anredete:

„Nicht ſo ſpät noch am Abend hätte ich Euch erwartet, ehrwürdiger Vater!“ ſagte ſie.

„Wohl thäten uns Allen,“ erwiderte der Prieſter, „Vigilien und lange Nachtgebete noth, bis der Orden der heiligen Jungfrau wieder frei eingehen darf in dies Königreich des vierten Heinrich von Navarra; aber es bedarf deſſen kaum noch, Gott iſt mächtig! — Morgen früh werde mein Amt vollzogen, damit die Summe deſſen, was Ihr zu beichten habt, ſich nicht allzu ſehr anſammele in Euren Herzen und ſie erdrücke. Zu Euch aber, fromme Schweſter, komme ich vornehmlich; denn iſt auch die Welt um Euch her voll von den Wirkungen Eures ſegenreichen Wandels, ſo meinte doch die heilige Kirche, Ihr dürſtet ganz beſonders nach der väterlichen Seelſorge Verlangen tragen."

Cöleſtine verneigte ſich tief. „Wohl bringt der Tag," ſagte ſie feſt und ruhig, „ſeine ſündhaften Anreizungen auch im frommen ſtillbehüteten Leben; ſelbſt in der Beſchäftigung mit jungen Gemüthern hat man ſein eigenes immerdar zu erziehen. Aber was die leichte Welle oben aufkräuſelt, das bewegt noch nicht den Bach in ſeinem Bette. Wir ſind ungefährdet im Schooße Gottes, frommer Vater."

Das Auge des Jeſuiten blitzte auf. „Ihr werdet mir beichten?" fragte er mit gewichtigem Tone.

„Ich werde die Nacht hindurch mein Herz beſchicken," erwiderte Cöleſtine, „damit es Euch morgen offen vorliegt. Weiß ich doch zuverſichtlich, daß die Liebe Gottes größer iſt als alle Miſſethaten der Menſchenwelt!"

Sie ſtand mit ſo viel Würde vor ihrem Beichtiger, daß er ſchwieg. Der Kirchner löſchte die Kerzen in der Kapelle; ſie ſchritten der Thür langſam entgegen. Plötzlich ſtand der Prieſter ſtill und erfaßte ihre Hand. „Ich komme von Genf," ſagte er, „aus dem Kloſter der frommen Schweſtern von der Heimſuchung Mariä, — von Deiner Tochter, Cöleſtine!" —

„Heiliger Gott!" ſtammelte das Weib mit erſtickter Seele. Sie zitterte ſo heftig, daß ſie an den nahen Betſtuhl ſank.

„Ruhig, Schweſter," ſagte der Prieſter. Seine Stimme war plötzlich weich geworden, ſein Arm hielt die Sinkende feſt.

„Großer Gott, Ihr wißt?" ſeufzte Cöleſtine, die ſich zu ſammeln bemüht war.

„Die Geſellſchaft Jeſu", ſagte er, „ſollte alles wiſſen. Wo es nicht iſt, ſind die Werkzeuge ſchlecht, der Wille war immer lebendig."

„Warum mußt Du mich ſo ſtrafen, Mutter Gottes!" flüſterte die Kloſterfrau und hüllte ſich tiefer in ihren Schleier. Nicht die Sünderin, das Weib in ihr war verletzt durch dieſe Mitwiſſenſchaft eines Rohen, eines Kaltherzigen, der den ſüßen Drang der Natur wohl nie gefühlt. Da ſie ſich von ihm abwandte, ſchlug der Ton ſeiner Stimme wieder um; aber er wurde nicht blos kalt und ſtreng, er wurde befehlend. „Folget mir auf Eure Zelle, Schweſter!" ſagte er, „ich habe Euch mehr zu melden."

Eben verlöſchte in der Kapelle die letzte Kerze, nur der alte Schließer hielt noch ſein Licht in Händen und ſtand mit dem Schlüſſel an der Thür. Sie ſchritten hinaus und gingen ſchweigend den Baumgang hinunter. Das Mondlicht ſtand wie das Lächeln der ewig milden Liebe am dunklen Saum der Wolken, im lauen Nachtwinde ſäuſelten die Blätter wie von Traumgedanken gewiegt, die Oliven dufteten vom Frieden des Paradieſes, hinten im ſchwarzen Walde flötete ſüß und traulich die ſcheue Sängerin der Nacht; nur der Menſch ging mit Martern und Qual durch all dies liebeſelige Gefühl der verſöhnlichen Natur.

Cöleſtine beachtete es nicht, daß Pater Ignaz, ſo hieß der Abgeſandte von der Geſellſchaft Jeſu, an Ort und Stelle ſehr bekannt ſchien, daß ſie ihm mehr folgte als ihn leitete, als ſie in das Wohngebäude der Kloſterfrauen traten. Erſt als die Schwelle ihres eigenen Gemachs überſchritten war, konnte ſie ſich ſammeln.

Der Prieſter war ans Fenſter getreten; er ſtand in Gedanken vertieft. Sie griff nach der Kerze und beleuchtete die fremde lange Geſtalt. Wie er ſich zu ihr kehrte, war der ſtechende Glanz ſeines Auges erloſchen, er blickte ſanft und ſeine Lippen lächelten voll Wehmuth. Es war eins jener Geſichter, deren Linien ſo ſchnell wechſeln, daß ein Maler die Urzüge kaum aufzufinden weiß. Nur der Stolz auf der hohen Stirn und die eingefallenen Wangen, die der Gram oder gedankenſchwere Nachtwachen gefurcht zu haben ſchienen, waren für den Ausdruck ſeiner Miene bleibend. In den raſchen haſtigen Augen war ein immerwährendes Wechſelſpiel, die Lippen hingen bald tödtlich kalt, bald vom Hohn geſchweift, und in ihren Wellenlinien ſaß die furchtbare Sicherheit, womit ſie jeder Regung eines menſchlichen Herzens zu begegnen wußten. Wie er aber jetzt Cöleſtinens Hand ergriff, da flog ein guter Genius über dies Antlitz und ſaß wie ein holder Gaſt in ſeinen zweifelvollen Zügen. „Willſt Du mir nicht von Deiner Tochter ſprechen?“ ſagte er ſchüchtern, „haſt Du keinen Wunſch für ſie oder für Dich ſelbſt?“

Sie blickte ihn ungewiß an, als er ſeine beiden Hände um die ihrigen preßte und ſich vor ihr beugte.

„Wer hat Euch mein Geheimniß anvertraut?“ flüſterte ſie leiſe.

„Der Orden, dem ich diene,“ ſagte Ignaz mit ruhiger Würde; „wie ſollen wir binden und löſen, wenn wir nicht

Herz und Nieren geprüft? Haſt Du Dich uns doch ſelbſt anvertraut, als Du in den Bergen der Provence Dein ſtilles Büßerleben führteſt und in den Schooß des Kloſters zurücktrateſt, dem eine Verirrung der Jugendluſt Dich entzogen! Wer ſich in den Schutz der Geſellſchaft Jeſu begiebt, wird geſühnt von aller Schuld. Du thateſt wohl daran, uns Dein Bekenntniß zu machen, denn wir ſind ſchweigſam wie der Tod, und verſöhnlich wie die unſterbliche Liebe. Unſer Herz iſt weit, unſere Arme reichen allerwegen hin. Heil Dir, frommes getreues Gemüth! In der Blüthe Deiner Jahre haſt Du die Freuden der Welt verlaſſen und in den Oeden der Einſamkeit freiwillig gebüßt. Siehe, Dir iſt keine Buße mehr zuzumeſſen; auf ſo viel frommen Wandel darf eher Erholung folgen und Befriedigung leiſer Wünſche, und Stillung mancher ſchüchternen Sehnſucht. Als Du uns Dein Bekenntniß ſchriebſt, — Du nannteſt keinen Namen, verſchwiegſt Ort und Raum, — da haben wir auf Dich gemerkt und die Erleuchtung Deiner Seele geprüft. Die Beichtiger, die der Orden zu Dir ſandte, haben Dich gelöſt für immerdar; ſie wußten um Deine Schuld, ohne ſie Dir ins Gedächtniß zurückzurufen. Mir aber ſei dies vergönnt, denn ich komme von Genf, ich ſah Dein vor Gott heranblühendes Mädchen und berichtete nach Rom, damit man Dir willfährig ſei, wenn Du die Tochter vielleicht unter Deinen eigenen Schutz nehmen und ſelbſt heranführen wollteſt zu einem heiligen Leben."

In Cöleſtinens Seele zitterte die Luſt der Mutterliebe.

„Wohl weiß ich," ſagte Ignaz mit dumpfer Stimme, „daß Dein Kind in frevelhafter Sünde erzeugt iſt, — aber Du haſt es Gott dargebracht, und ſo wird alles, auch das verlorenſte Leben, gebenedeiet zur größern Ehre Gottes!"

Er ſtand mit verſchlungenen Armen und ſtarrte vor ſich hin.

Cöleſtine hielt die gefalteten Hände an die Stirn gepreßt und ſeufzte auf in raſchen Zügen. „Iſt es alſo möglich," rief ſie laut, „daß die Gunſt der heiligen Kirche gleich groß iſt wie die Gnade Gottes? Soll ich das Kind, — das nicht mehr mir gehört, nein, nein! an dem nur die Sündenſchuld mein iſt, — ſoll ich das Kind meiner in Schmerzen untergegangenen Mutterliebe mit dieſen Armen umſchließen dürfen? Nicht mit den Armen weltlicher Luſt, o nein, frommer Vater, nicht mit dem Jauchzen der Creatur, nicht mit dem Jubel der Dankbarkeit gegen Gott, der gedeihen ließ, was in meinem Schooße geboren, — nein, nein! mit ſtiller Demuth, mit Angſt um das eigene Heil, aber doch mit allen ſüßen Schauern der unergründlich tiefen Mutterliebe, deren geheime Gewalt, deren Luſt in Schmerzen und deren Schmerzen in Luſt doch kein Gebet hinwegſcheucht, kein Geißelhieb tödtet! Ich will das Kind auf meinen Armen Gott zuführen, es ſoll nicht mir angehören, ich will es nicht anders berühren, als ich ein Eigenthum des Herrn antaſte, nicht küſſen mit den Lippen der Mutter, nicht lieben mit der Liebe des Weibes, nur es ſehen, nur im Athem ſeiner Nähe ſein, mit ihm beten und ſingen. Nie komme über dieſen Mund das Geſtändniß, daß ich Die bin, die es gebar. Das gelobe ich Dir, frommer

Mann! Habe Dank für ſoviel Huld, ſoviel Gnade, die weiter reicht als der geheimſte Wunſch meiner Seele, den ich wohl, ach! für ſündhaft hielt, dem ich aber doch nicht gebieten konnte, denn er kam immer wieder Tag und Nacht!"

Sie war ihm zu Füßen gefallen, ihr ganzes Herz löſte ſich in einen Strom von Thränen.

Der Prieſter war erſchüttert; ſoviel Stärke der natürlichen Gefühle in der Seele einer gottwürdigen, weltentfremdeten Frau raubte ihm das Uebergewicht ſeiner ruhigen Stimmung. Er ſuchte vergebens nach Worten der Buße und Ermahnung. „So ſei es, Cöleſtine!" ſagte er bewegt und hob ſie vom Boden auf. Sie trat vor das Crucifix, das an der Wand hing, und ſprach ein lautes Dankgebet. Seine Augen folgten ihr und blieben an den Formen ihrer ſchlanken Geſtalt hangen, die in der gebeugten Stellung durch das ſchwarze Gewand hervorquoll. „Amen!" ſagte er, und die Gewalt eines großen Gefühls bebte in ſeinen Mienen. Er erſchrak vor ſich ſelbſt, ſein Auge ſchloß ſich, ſeine Hände ſanken gefaltet zuſammen; über ſein Geſicht rann plötzlich wieder die bleiweiße Farbe der eintönigen Ruhe, zu welcher der Prieſter verdammt iſt. In Cöleſtinens Antlitz brannte aber die Freude der reinſten Andacht, ihr ſchönes Auge ſah mit heller Gottſeligkeit auf den Geſandten der Kirche, der in ſich zuſammengeſunken daſtand. „Ich kann noch nicht ſcheiden," ſagte er finſter und kalt, „Ihr müßt noch ein Geſtändniß thun!"

Sie trat zu ihm hin, ſie wollte kein Hehl mehr vor ihm haben.

„Wer iſt Antoinettens Vater?“ fragte er zögernd. Der Athem ſtockte ihm, er mußte ſich ſetzen, um ſeine Bewegung zu verbergen. Sie ließ ſich neben ihm nieder und ſeufzte tief: „O heilige Jungfrau, ſo muß denn alles aufgewühlet ſein aus dem verſponnenen Gewebe meiner ſündhaften Vergangenheit?“

„Es iſt wichtig,“ ſagte Ignaz, „hochwichtig, daß Du es ſagſt, es handelt ſich hier um eine ſeltſame Verſtrickung des Geſchicks. Der Fluch der Verwirrung, der ſich der Sinne der Eltern bemächtigt, will ſich auch um die Kinder ſchlingen, als hätte ein Dämon der Rache ſein Spiel darin. Ich fand Deine Tochter in der Obhut einer frommen Kloſterfrau. Aber wenige Tage zuvor hatte ſich ein frevelhaftes Ereigniß im Kloſter zugetragen. Von einem jungen Novizen der Barfüßer war Antoinette in der Nacht entführt. Um die Flucht zu ſichern, hatten ſie die Zelle in Brand geſteckt und waren im Walde herumgeirrt. Am andern Morgen brachte man das zitternde Mädchen zurück. Sie iſt ein liebes ſanftes Kind, aber jener wildgeartete Knabe — doch wozu von ihm! Sage mir nur das Eine, nur das Eine: Wer iſt Antoinettens Vater? Bei Gott, wenn Du, die Mutter, es nicht weißt, ſo wußte ſelbſt die heilige Jungfrau nicht — — Es ſind bereits ſiebenzehn Jahre, Schweſter Cöleſtine, als ſich der Kloſtergeiſtlichen in Genf jene calviniſtiſche Verwilderung der Sinne bemächtigte, nach deren Wahnwitz der Prieſter des Herrn Theil haben darf an der Natur des Weibes. In den Annalen der Geſchichte wird dies als ein Aufſtand des Fleiſches gegen den heiligen Geiſt bezeichnet werden. Es war wie ein Wirbelwind, der die Gemüther erfaßte, um langentzogene ſüße Kräfte der Creatur zu entfeſſeln, die Wunder nie empfundener Begier zu fühlen, den blaſſen Traum des geiſtlichen Lebens in eine heiße Wirklichkeit von Fleiſch und Blut zu verwandeln. O es war eine furchtbare Zeit! Mönche und Nonnen ſteckten ihre Zellen in Brand, flohen in die Welt, zerriſſen ihre Gewande, flochten Blumen der wilden Luſt in ihr Haar und opferten dem Heidenthum, das man im Schooß der chriſtlichen Welt begraben wähnte, das aber neu erwuchs zu dem alten Baume der Verſuchung, an welchem Eva ſtand um den Apfel zu pflücken."

„Eure Worte ſind wie Dolche, frommer Vater," flüſterte Cöleſtine und verhüllte ihre brennenden Wangen.

„Ihr hattet Theil an der Verirrung, die in Genf ihr Haupt erhob," ſagte Ignaz mit finſterm Groll. „Jener Armand und jene Giovanna, habt Ihr ſie nicht gekannt? Sie verließen zuerſt ihre Klöſter und zerriſſen den Bund mit dem alten Gott. Viele von Euch folgten und huldigten der Luſt eines weltlichen Lebens. Dort in den Bergen der Provence — ha! ſeht nur, dort ſtehen die alten ſchwarzen Gipfel, der geiſterblaſſe Mond gießt ſein verführeriſches Licht über den finſtern, tagſcheuen Berg, deſſen dämoniſche Schatten damals die Schmach eines verworrenen Lebens verhüllten!"

Ignaz war ans Fenſter geſtürzt, er riß den Flügel auf und ſtierte hinaus in die Nacht. Die Rhone glänzte im Silberlicht des Mondes, hinten am Saum der Gegend lag der Ventoux und eine Kette von Bergen, wie ſchweigende Rieſen, wie ewig feſte Zeugen menſchlicher Wandelbarkeit. Der Prieſter ſtarrte weit hinaus, ſein Geſicht glühte, ſeine Blicke ſprangen wie entfeſſelte Tiger auf und ab an dem fernen dunkeln Gebirg; der laue Nachtwind legte ſich vergebens an ſeine heiße Stirn.

Als er zurücktrat ins Zimmer, lag Cöleſtine knieend am Boden und verſteckte ihr Antlitz in den Polſtern des Stuhls. „Iſt jener Armand Antoinettens Vater?“ flüſterte er ihr ins Ohr. „Sprich, Weib, ſprich, es hängt daran die Löſung einer großen Irrſal. Der Barfüßernoviz, der das Mädchen entführte, iſt Armands Sohn. Iſt auch Antoinette Armands Kind, ſo hat ſich hier die Natur wieder ſchrecklich verirrt und ich fluche ihren Verlockungen.“

„Schweigt, um Gott!“ rief Cöleſtine, „und hört mein ganzes Geſtändniß. Wie Ihr ſagtet, hatten Armand und Giovanna das Kloſter verlaſſen. Giovanna, meine Muhme, war mir im heiligen Leben Vorbild geweſen, ſie wurde es auch in der Sünde; wenn es denn einmal Sünde war, wie wir glauben. Hilarius war mein Geleiter. Er war aus demſelben Kloſter, in welchem Armand Prior geweſen, ein ſanfter ſtiller Mönch, dem ſich mein ganzes Herz zuwandte. Wir ſchloſſen uns den Neuerern an, die in Genf Gelübde und Kloſterſatzung zurückließen und in den Bergen ein weltlich Leben begannen. Armand wußte hier für alles Rath, er war der Führer und Ordner der ganzen Geſellſchaft. Wir lebten da eine ganze Zeit. Am Tage gingen die Männer auf die Jagd; ſtatt des Crucifixes führten ſie das Schwert und die Büchſe. Ich liebte Hilarius von ganzer Seele. Wir waren calviniſtiſch eingeſegnet, aber unſer Bund ſollte nicht von Dauer ſein. Hilarius wandte ſich von mir; ob ſein Herz andere Gefühle kennen lernte, ich weiß es nicht; ich ſah ihn oft Tage lang, Wochen lang nicht mehr. Er ſchweifte in den nahen Städten umher, ein unruhiger Dämon trieb ihn von Ort zu Ort. Und ein unſeliger Geiſt kam über uns Alle. In jenem furchtbaren Armand, dem wir gefolgt, erwachte eine Neigung zu mir. Schon um ſeines Weibes willen, die ich liebte und ehrte, hätte ich keinen Theil haben mögen an dem Irrthum ſeiner Hinneigung zu mir. Ich floh ſeinen Anblick, aber ich litt unſäglich. Eines Abends finde ich in meinem Zimmer einen Brief von Hilarius, er verhieß ſeine Rückkehr, ich ſolle in derſelben Nacht auf ihn harren, ſein Herz hätte ſich mir wieder zugewandt. Ich ſaß auf meinem Lager, die Stunden kamen und gingen, Hilarius erſchien nicht. Schon war die Lampe verloſchen, die müden Augen ſchwammen in Schlaf, da trat er zu mir ans Lager und küßte mich. Als der Morgen graute, entwand er ſich meinen Armen. — Heiliger Gott! das war nicht Hilarius, der davonſchlich, das war Armand, der Entſetzliche! — Fluch auf ſein Haupt, Fluch der ganzen Verwirrung der ſündhaften Welt! An dieſem ſeinem Verbrechen hatte ich keinen Theil, Hilarius lebte in meiner Seele, ſtand vor dem Auge meines Geiſtes; ihm hatte ich angehört, und trug ſchon die Spuren ſeiner Liebe unter meinem Herzen.“

Der Prieſter bückte ſich tief und drückte beide Hände gegen ſeine Bruſt. „Gelobt ſei Gott!“ flüſterte er für ſich „ſo iſt in den Kindern keine Blutſchuld wider die Natur; ſie könnten ſich in Liebe angehören! — Aber beſſer, ſie glauben ſich ſchuldig, verbleiben der Kirche und büßen die Schuld der Eltern!“

„Hilarius hatte mich verlaſſen, ich ſah ihn nie wieder,“ fuhr Cöleſtine fort. „Ich bin ihm treu geweſen, ſolange mein Herz der Welt zugewandt blieb, ſolange das Kind ſeiner Liebe mein war. Mit Antoinettens Geburt that ich alle meine weltlichen Gefühle von mir; der liebevollen Giovanna, der ich die Schuld ihres Gatten verſchwieg, übergab ich mein Kind, hüllte mich in ein hären Gewand und verbarg mich in die Stille des Waldes. Dort habe ich gebüßt, bis ich fühlte, daß ſich Gott mir wieder zuwandte. Hilarius iſt in der Ferne verſchollen, verſtorben. Auf die ſichere Kunde ſeines Todes übergab ich mein Geſtändniß der heiligen Kirche und dem Orden des heiligen Ignatius. Man führte mich zu den Urſulinerinnen hierher; ich lebte ſtill wirkſam, und wenn auch ohne Heil für meine eigne Seele, ſo doch zum Nutzen Anderer. Ach, man iſt nicht glücklich, darf man nur um das Glück Anderer geſchäftig ſein. Die Liebe zur Welt, den Glauben der Neuerer, die Hinneigung zu dem Manne meiner Jugend, alles habe ich in mir begraben, aber unter den Todten, die ich ſtill beigeſetzt nach vielen Kämpfen, regt ſich die Mutterliebe doch immer wieder und will auferſtehen ſelbſt mitten unter den frömmſten und gottſeligſten Gedanken.“

Die Nonne ſchwieg, ſie ſtand mit ruhiger Würde dem

Beichtiger gegenüber. Die Stille im Zimmer unterbrach nur der Nachtwind, der draußen in den Blättern der Bäume ſpielte.

„Ich bin fertig mit meinem Bekenntniß,“ ſagte Cöleſtine. „Du kennſt nun mein ganzes Selbſt, Prieſter des Herrn. Du aber, wer biſt Du, daß Du mir alles entriſſen haſt, was feſtgeklammert ſaß in meiner Seele, nur vor Gott offenbar, nur ihm erklärlich? Gab Dir die Kirche das Recht, mich ſo zu foltern, bis ich ganz entlarvt daſtehe, ein Spiel der Laune Deines Willens? Nimmt die Kirche mit Martern die Beichte ab? Oder war es ein feindſeliger Plan, von Dir ſelbſt entworfen, weshalb Du Dich in die Geheimniſſe eines unglücklichen Weibes ſchlicheſt?“

Ignaz wehrte ſie von ſich ab, als ſie ſein Gewand ergriff. „Ich bin nur ein ſchwaches Weib,“ ſagte ſie, „aber ich könnte Dich doch bitten, mir zu beichten, denn gegen ein Unglück tauſcht ſich nur ein gleich großes ein. Du trägſt die Spuren davon in Deiner kummerbleichen Miene; ſage mir, warum erſchüttert Dich die Geſchichte meines Lebens?“

Ignaz wandte ſich von ihr und zog den Mantel um ſeinen Nacken. „Frage nicht!“ ſagte er mit dunkler, zitternder Stimme, „was ich zu enthüllen hätte, erträgſt Du nicht. Mir konnteſt Du alles beichten, denn ich kam zu Dir mit der Macht, Deine Seele zu löſen. Du aber hätteſt für mich nur Abſcheu und Fluch! Der Segen Gottes, den Dir die Kirche und die Geſellſchaft Jeſu verkündet, ſei mit Dir, fromme Schweſter, Deine Seele weide ſich in Zukunft an dem Gedeihen Deines Kindes, das Du dem Himmel dargebracht.

Dein liebſter Herzenswunſch ſei Dir gewährt. Du ſiehſt die Tochter wieder und nimmſt ſie in Deine Obhut. — Lebe wohl, fromme Cöleſtine. Ich will hier keine Beichte mehr hören; gieb den Kloſterfrauen der heiligen Urſula ſelbſt den Segen, den die Kirche auf Dich häuft. Lebe wohl, die Ehre Gottes ſei unſer Aller Ziel!"

„Jeſus Maria!" ſchrie Cöleſtine; eine dunkle ſchwebende Ahnung riß ſich endlich aus ihrer beſtürmten Seele faſt bis zur Gewißheit empor. Sie hatte den wechſelvollen Ton ſeiner Stimme ſchon früher im Leben gehört, obſchon er jetzt verſtellt und gebrochen, abſichtlich fremd und kalt ihr Ohr berührte. Wie ſie ihm jetzt entgegenſtarrte, flammten ſeine Augen zornig auf. Sie wollte ihm folgen, aber er winkte mit beiden Händen zurück, ſchlug das Zeichen des Kreuzes und war raſch durch die Thür verſchwunden.

Sie ſtand wie gebannt; eine qualvolle Erinnerung bemächtigte ſich mit lähmender Macht ihrer Seele. „Großer Gott, das war Armand!" flüſterte ſie in ſcheuer Angſt und von Furcht gepeinigt. — Es war wirklich Armand geweſen, der ehemalige Prior der Barfüßer zu Genf. Bei ſeinem Eintritte in den Verein der Geſellſchaft Jeſu hatte er den Namen ſeines neuen Schutzpatrons, des heiligen Ignatius, angenommen.

Die Schritte des Scheidenden hallten durch das Kreuzgewölbe hinunter. Als Cöleſtine ans Fenſter eilte, wandelte die dunkle Geſtalt des Prieſters unter den Oelbäumen hin.

III.

Die Calvinisten von Vaucluse.

Die beiden Wanderer ſtanden ſo eben auf dem Gipfel eines Berges und blickten hinüber in das mondbeglänzte Land der „ſchönen Meluſine“. Vor ihnen ſchoben ſich die grauen Berge der Provence über einander, rechts hinter ihnen oberhalb der breiten Rhone lag Avignon, die alte tönende Stadt, wie ſie noch damals hieß wegen ihres hundertfachen Glockengeläutes, jener vormalige Sitz der geflüchteten Päpſte mit den viereckigen Mauern und Thurmdächern. Dicht vor ihnen am Fuße des Berges, auf dem ſie von der Wanderſchaft ausruhten, liegen die durcheinandergeſtürzten Trümmer eines alten römiſchen Theaters. Die Römer liebten es, die Freuden ihrer Hauptſtadt in den Provinzen wiederzufinden; Amphitheater, Bäder und Waſſerleitungen wurden überall die unverwüſtlichen Denkmäler des altrömiſchen Luxus. Auch ein dreithoriger Triumphbogen erhob ſich zur Seite und trotzte der Macht der Zeit und der Zerſtörungswuth der Nachkommen. Von den ſchönen korinthiſchen Säulen lag manche in Trümmern, manche ſtand noch und hielt, ein ſchlanker griechiſcher Arm, die hohen Giebel des römiſchen Siegerſtolzes aufrecht. Allerlei nautiſche Werkzeuge, Dreizacke, Anker, Schiffsſchnäbel, allerlei Pfeile, Schilde und Streitäxte hingen zu beiden Seiten, und im Mittelfelde der Attika, die ſich über dem ganzen Gebäude erhob, ſah man in Relief das Gefecht der Römer mit den Cimbern und Teutonen. Es war ein Triumphbogen des Marius und Catulus, auf den Schädeln vieler tauſend Barbaren errichtet. Die ganze Gegend wimmelte von altrömiſchen Bauwerken. Es war eigentlich griechiſche Kunſt, die hier die Sklavin der Römer wurde und deren Siege über die Barbaren verewigte. Hier und da ſah man auch ein gothiſches Mauerwerk, eine chriſtliche Betkapelle, die ſich an die halbverſunkenen Säulen der heidniſchen Vorwelt lehnte; das verödete Collegium der Jeſuiten bei Montelimart hatte römiſche Mauern zum Fundament. Auch die hierarchiſche Pracht des neuen Roms lag ſchon zum Theil in Ruinen; in dem Calvinismus hatte ſich ein Zeitgeiſt angekündigt, der auch die Denkmale der katholiſchen Weltherrſchaft zerſtörte. — Auf dem Schauplatz der Erde lagern ſich Trümmer über Trümmer, auf der Schädelſtätte des alten Geſchlechts baut ſich das neue Zeitalter ſeine Hütten und Palläſte, und ein nachkommendes Jahrhundert findet dann ſtaunend das große Gewirr einer ruinenvollen Welt.

Die beiden Wanderer ſtanden, ſobald ſie den Gipfel des Berges erſtiegen, auf päpſtlichem Gebiet; was vor ihnen und zur Seite lag, gehörte zur Delegation von Avignon. Pater

Ignaz bedurfte auf ſeiner weitern Wallfahrt nicht länger der Geleitſchaft des Schiffers; er reichte ihm ein Goldſtück und hieß ihn den Rückzug nehmen. „Frommer Vater," ſagte der dankbare Menſch, „es wäre möglich, daß Ihr nun recht eigentlich erſt meiner Begleitung bedürftet. Die Hütten im Gebirge, wo Ihr übernachten könntet, ſind noch ſehr fern, und dort unten in den Ruinen dürft Ihr nicht weilen, wollt Ihr nicht in die Hände der calviniſtiſchen Ketzer fallen, die dort im alten heidniſchen Gemäuer allnachts ihr frevelhaftes Weſen treiben."

„Den Geſalbten des Herrn wird nichts anfechten, ihn ſchützt der Schild Gottes auf allen Wegen!" erwiederte Ignaz und entließ den Begleiter, der das Kreuz an ſeinem Gürtelbande küßte und mit dem Zeichen des Heils von ihm ſchied. Ignaz ſtieg den Berg langſam hinunter und bahnte ſich über altes Steingerölle den Pfad zu dem innern Raum der Mauer, die das ehemalige Theater umſchloß. Jetzt ſtand er an der innern Reihe der Kragſteine, von denen die obern, lothrecht durchbrochen, zur Aufnahme der Maſten dienten, an welchen man ehedem das Tuch befeſtigte, das die Zuſchauer vor Regen und Sonne ſchützte. Es waren koloſſale Quadern, ohne allen Mörtel verbunden, Mauerwerke, die der Ewigkeit zu trotzen ſchienen. Unten im Labyrinth der Trümmer lag tiefe Nacht; nur die zerbröckelten Schwibbögen erreichte der Strahl des Mondes, und die alten Pfeiler erſchienen wie ſitzende, ausruhende Greiſe mit hohen, weißbeglänzten, von der Laſt der Jahre vorwärts gebeugten Häuptern. Bis an den Fuß des Gemäuers wagte ſich der Mond nicht hinab mit ſeiner Leuchte, die hohen Wände hielten den untern Raum in heidniſcher Dunkelheit. Ignaz tappte langſam umher; endlich ſah er durch die Spalte zweier Quadern ein Licht blitzen. Schnell verſchwand es aber, ſobald er näher kam, und er ſuchte vergeblich nach der Stelle, wo der Schimmer ſein Auge getroffen. An die Südſeite der Mauer lehnte ſich ein noch ziemlich feſt und vollſtändig gebliebenes Gebäude, ein langer niederer Saal, zur römiſchen Zeit die Wohnung der Theaterdiener. Vor dieſem blieb Ignaz ſtehen; hier mußte der Schlupfwinkel für die calviniſtiſche Andacht ſein. Der Saal war ohne Fenſter; an die Thür wagte ſich der Prieſter nicht, er ſuchte nach einem Vorſprung, der ihm auf das platte Dach helfen konnte. Endlich fand er eine geſtürzte Säule, deren Schuttwerk faſt die Höhe der Wand erreichte, und er ſchwang ſich hinauf. Eine weite Oeffnung in der Decke zeigte ihm den innern Raum des Saales, die ſchmuckloſe Kirche der ſtillen Secte, welche ſich hier auf päpſtlichem Grund und Boden mit ihrer Andacht in den Schooß des weltlichen Heidenthums flüchtete. Es waren meiſt Hirten und Jagdleute, die ihre heimiſchen Berge nicht verlaſſen mochten, um unter Sully's Regiment eine freie Ausübung ihres Glaubens zu finden. Auch ſchieden ſie ſich in manchen Punkten von der Lehre der Genfer und der in Frankreich verbreiteten Reformirten, obſchon man ſie die Calviniſten von Vaucluſe nannte. In dieſem Thale ſtanden einige ihrer Wohnungen; die Meiſten aber lebten zerſtreut in den Bergen.

Der Saal war von einer einzigen kleinen Laterne erleuchtet, die von der Mitte der Decke herabhing. Unter ihr ſtand der Redner, der Prieſter der Gemeinde; um ihn herum, ebenfalls ſtehend, ein Kreis von etwa dreißig Männern, einfache, dürftige Geſtalten, ſimple Naturen der rauhen Bergluft, welche die myſtiſchen Süßigkeiten des katholiſchen Meßdienſtes verſchmähten und ſich hier an einigen kernhaften Bibelſprüchen, die der Prediger deutete, erquickten und ſtark machten gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens, gegen die Gefahren des leiblichen Todes. Das einzige Myſterium, an das ſie glaubten, war das im Buch der Bücher offenbarte Wort Gottes. In dem göttlichen Propheten, der es verkündet, ſahen ſie den reinen Urmenſchen, der in der ſchlichten Einfalt des kindlich gebliebenen Geiſtes das Göttliche fand. Laſſet die Kindlein zu mir kommen, denn ihnen iſt das Himmelreich: — das war nach ihrem Glauben der Kernpunkt des Chriſtenthums; alles andere hatte nur Geltung, wiefern es die Lehre von der göttlichen Kindſchaft näher deutete. Ihr Leben und Treiben in Berg und Wald ſtimmte als weltliches Handwerk ſehr wohl zu dem keuſchen Sonntagsglauben ihres Chriſtenthums, deſſen ſimple Würde an die Reinheit der erſten chriſtlichen Gemeinden erinnerte. Das Kind in der Krippe war ihnen der in irdiſcher Geſtalt erſchienene Gott, Jeſus war Menſch, allerdings der edelſte, reinſte, heiligſte; aber was er Göttliches ſprach und that, war nur ein Abglanz der urſprünglichen Wunderkraft, die in ſeiner göttlichen Kindheit erſchien. In jedem Kinde erſcheint immerdar von neuem die Heiligkeit der Natur, die ſich als Gott ſelbſt zum Ausſpruch bringt, ſo lange ſie im ungetrübten Beſitze der geheimen Wunderkräfte des Lebens bleibt. Im Kinde iſt Natur und Geiſt einträchtig, das Kind iſt die Natur als Gott. Iſt nun gleich in dieſes Paradies des urſprünglichen Lebens der Zwieſpalt getreten, hat ſich Geiſt und Natur wie Schuld und Unſchuld getrennt, und iſt das Leben und die ganze Menſchengeſchichte eine langgedehnte Kette von Widerſprüchen und Kämpfen beider Elemente, ſo wird doch in jeder Geburt wieder die Möglichkeit und Ahnung dieſer Eintracht des geſpaltenen Daſeins gegeben, eine Möglichkeit, die im Chriſtuskinde zur vollendeten Wirklichkeit geworden. Dies war das Chriſtenthum der Secte von Vaucluſe. Sie glaubten an Gott in Kindesgeſtalt; ihre Anweiſung zum andächtigen Leben ging darauf hin, das Kind wieder in ſich zu finden und feſtzuhalten. Es war natürlich, daß ihr Ritus der allereinfachſte von der Welt war.

Der Prieſter der Gemeinde war jener Jacotot, dem wir in Genf begegneten. Er hatte damals, als der Sinn der weltlichen Reformirung die Kloſtergeiſtlichen in der Schweiz ergriff, als Laienbruder den Schooß der Kirche verlaſſen, aber nicht, um wie Armand, ſein früherer Herr und Meiſter, wieder zurückzutreten. Unter den Hirten und Jägern der Provence war ſein Glaube gediehen; er hatte nicht die große Verſchuldung der Gemüther getheilt, ſomit hatte ihn auch nicht die Macht der Reue zurückgetrieben in den Schutz der alten Kirche. Das Gefühl der Dienertreue hatte ihn immer noch an dem Geſchicke Armand's und Giovanna's Theil nehmen laſſen, aber ſein Sinn blieb reformirt, ſein Glaube war erſtarkt in der Stille des Naturlebens. Schlicht und ſchmucklos, ohne Bevorrechtigung vor den Brüdern und ohne den angemaßten Anſpruch auf höhere Weisheit, ſtand er in der Gemeinde und ſprach vom Worte Gottes, dem ſtillen Senfkorn der Erde. Die Lehre, der die Gemeine huldigte, war nicht ſein Werk, nicht das Ergebniß ſeiner Klügelei; der einfache Glaube, der ſich hier geſtaltete, war über Alle, die daran Theil hatten, wie über Nacht gekommen; dieſer Cultus und dies Bekenntniß war der ungeſchminkte Ausdruck ihres ganzen Daſeins. Jacotot war nichts als der Sprecher unter den Brüdern. Von geiſtlicher Oberhoheit, von abgegrenztem Unterſchied zwiſchen Laien und Eingeweihten, war hier keine Spur; vielmehr ſtand der Prieſter vor greiſen Häuptern, vor denen er ſich ſelbſt beugte. Wer das Chriſtenthum übt, hieß es hier, kann nicht niedriger ſtehen, als wer es lehrt.

Der ſchlichte Gottesdienſt war zu Ende. Jacotot, der Prieſter, maßte ſich nicht an, den Segen ertheilen zu können; er war nicht einmal ausnahmsweiſe der Redner dieſer Gemeinde, Jeder in der Verſammlung ſprach laut ein Gebet, ſobald er ſich dazu getrieben fühlte. Statt des prieſterlichen Segens drückten ſich Alle die Hände, küßten ſich auf die Stirn und waren ſo als Brüder der Liebe ihres Gottes gewiß. Daß ein Prieſter der alten Kirche ihre Andacht belauſcht hatte, fiel ihnen eben ſo wenig ein, als ſie ſich überhaupt von dem Regiment der katholiſchen Chriſtenheit in ihrem harmloſen Leben ſonderlich beobachtet glaubten. Aber das Auge der Geſellſchaft Jeſu war überall, und hier war es ohnedies noch der Vater, der den Sohn ſuchte und beobachtete. Raoul, der mit Jacotot in die Berge gewandert war, beſuchte regelmäßig die Verſammlungen der Gemeinde. Sein innerer Menſch war ein geknicktes Rohr, für jede Luſtbewegung ein Spiel. Jede andere Hand hätte ihn eben ſo fügſam und leitſam gefunden; der Vernichtung ſeiner Lebenswünſche ſchien eine Zerſtörung ſeiner geiſtigen Kräfte gefolgt zu ſein; er hatte keine Fähigkeit zum Wollen mehr, nachdem ſein Wille und ſein Streben in der Geſtalt des Verbrechens vor ihn getreten war.

Die verſammelten Männer waren zum Aufbruch fertig. Jeder warf den kurzen wollenen Mantel um, drückte den Hut in die Stirn und griff zum Wanderſtab; Einige führten Blendlaternen. Die Lampe, die an der Decke des Saales hing, hatte Jacotot gelöſcht.

Ignaz ſtieg vom Dache hinunter und ſchlich die Wand entlang zur Thür. Hinter dem Schaft einer Säule war er geborgen. Langſam und ſchweigend zogen die Männer an ihm vorbei, ſein Auge hing an jeder Geſtalt; endlich war er ſeines Zieles gewiß, Raoul, ſein Sohn, war unter ihnen. Jacotot war der letzte des ganzen Zuges, aber Ignaz wagte es nicht, ihn zurückzuhalten; er folgte den Männern langſam durch die Ruinen nach. Am Abhange des Berges ſtanden ein Paar Maulthiere für die Aelteſten der Geſellſchaft. Man theilte ſich in Gruppen, die Einen führte der Weg nach dem

Rhonethal, die Andern ins Gebirg an dem Ufer der Sorgues hinauf. Ignaz ließ die beiden Haufen weit voraus, dann folgte er von fern dem letzten Zuge in die Höhen; er kannte den Pfad zu Jacotots Hütte im Vaucluſer Thal. —

Das rothe Auge der Sonne blickte zögernd über den Rand der Berge, als er die Thalſchlucht betrat. Die Gegend war immer wilder und rauher geworden, noch dicht vor dem Eingang in den Bergkeſſel ſchoben ſich die grauen Felſen vor einander, als wären ſie neidiſch auf den inneren Raum, der ehedem das Aſyl einer großen treuen Liebe geweſen war. — Wenn dereinſt der Engel Gottes vom Himmel herunterſteigt, um die Erde, dieſen Schauplatz wüſter Vergehen, mit dem flammenden Schwert der Rache zu zerſtören, dann werden einige Stätten geſchirmt bleiben vor dem Untergange. Engel der Gnade werden kommen und mit roſenfarbnen Händen diamantne Ketten um dieſe Plätze ziehen, um ſie an die Ewigkeit und die Freuden des unſterblichen Lebens zu feſſeln. Dieſer Stätten werden nur wenige ſein auf dem weiten Erdenrund, ſtille Inſeln auf dem großen Ocean, einige Oelberge, wo ein großer Prophet ſtarb, einige verſteckte Einöden, wo eine große treue Liebe verblutete.

Das Thal von Vaucluſe hat die Liebe verſchönt. Graue Felſen thürmen ſich zu einem engen Keſſel, ſchwarzes Steingerölle liegt wüſt durcheinander geſchichtet, Lavendel, Euphorbien und Flechten, die bald ins Grünbraune, bald ins Gelbröthliche ſchillern, geben dem Geſtein einen Wechſel von lauter todten Farben. Nur das helle, meergrüne Bergwaſſer, das aus dem Felſen ſtürzt, bringt Leben in dieſe Gruſt, — wie die Liebe in die ſonſt öde, graue Welt. Die Sorgues ſpringt und rauſcht, und wo ihre Tropfen ſprudeln, ſcheint ſelbſt der todte Stein lebendig zu werden, ſeine Farben werden hellroth und lichtbraun, und wenn der Strahl der Sonne von ſeinem höchſten Stand ins Thal fällt, dann leuchtet der Fels und erſcheint wie eine Welt voll glühender Bilder. So wird das Menſchenleben nur durch die Liebe lebendig. — Hoch oben auf dem Felſengipfel ſteht eine Schloßruine, unten im Grunde elende Hütten von Holz und Baumgeflecht oder dürftigem Mauerwerk; die eine ruht auf den Trümmern der Wohnung Petrarca's. Karg und öde, hart und kahl iſt die ganze Stätte, in welche die Liebe ihr Paradies hineinträumte. In dieſer Einſamkeit gefiel ſich der Dichter, hier ſtörte ihn nichts in dem einen und alleinigen Gedanken an Laura.

Zwiſchen zwei Felſenwänden ſaß eine Hütte von Lehm und Stein; es war Jacotots Häuslichkeit. Die Thalbewohner ſchienen ſich der Morgenruhe übergeben zu haben, um nachzuholen, was ſie in der Nacht verſäumt. Selbſt die Hunde ſchlugen nicht an, als Ignaz die Schlucht betrat. Er ging auf jene Hütte zu, die Behauſung ſeines ehemaligen Dieners und Laienbruders. Das eine Fenſter war niedrig genug, um hineinzublicken, und Ignaz ſah plötzlich, als er den Kopf hineinbog, in das ſchlafende Antlitz ſeines Sohnes. Von der Nachtwanderung ermüdet, lag Raoul am Boden in dem kleinen Gemach, dem das Fenſter angehörte. — Es war eine Reihe von Jahren verſtrichen, ſeit Ignaz Armand den Sohn nicht geſehen. Der muntere, blühende Knabe war ein bleicher Jüngling geworden, der eine Laſt von Gedanken auf ſeiner Stirn trug. Waren ihm doch im Kloſterdienſt alle Tugenden ſeines Herzens, ſein Jugendmuth, ſeine Luſt, das Leben zu erobern, ſein Drang nach Liebe, zu Verbrechen geworden. Ein trübes Chaos widerſtreitender Gefühle lag in des Jünglings Zügen, ſelbſt der Schlaf, der ſonſt wie ein Hauch ewigen Friedens über das von Leidenſchaft zernagte Angeſicht ſchleicht, ſchien hier keine Macht der Begütigung zu üben.

Ignaz lehnte ſeine Wange an die Mauer; das Geſchick ſeines Sohnes bewältigte ihn, das Gefühl des Vaters überflügelte faſt die Entſchlüſſe des Prieſters. „Das Bewußtſein einer Blutſchuld zerdrückt ſeine junge Seele!“ ſagte er gerührt, „in meiner Macht ſteht es, ihm dieſe Laſt zu nehmen.“ —

Da öffnete ſich die Thür, die zum Gemach führte. Jacotot ſtand auf der Schwelle und beide Männer ſtarrten ſich entgegen. Ignaz winkte und Jener trat zurück. Vorn am Eingang des Hauſes trafen ſie auf einander und wechſelten nicht ohne Zagen und Zurückhaltung die Begrüßungsworte.

„Ich war in Genf, ich weiß alles, was den Unglücklichen getroffen!“ ſagte Armand, als Jacotot die Ereigniſſe im Kloſter zu Genf berührte.

„Alles?“ fragte jener, „auch daß Bruder und Schweſter vor dem Altar ſtanden,“ —

„Gelobt ſei Gott! dem iſt nicht ſo. Dank, fromme Cöleſtine, für Dein Geſtändniß!“ flüſterte Ignaz.

Jacotot wagte nicht um Aufſchluß zu bitten, Armands Worte waren ihm dunkel.

„Du haſt meinen Sohn hier in Deine Kirche gezogen,“ ſagte der Prieſter Jeſu mit gebietender Miene, „ich rathe Dir nun, von ihm abzulaſſen. Die alte Mutterkirche vermag die Schuld zu tilgen, die auf ſeiner Seele ruht. Er gehört mir an und meinem Daſein iſt er verfallen. Ich weiß, daß Ihr ihn in die Verſammlungen Eurer ketzeriſchen Sippſchaft führtet.“

„Verzeiht,“ ſagte Jacotot mit ruhiger Würde, „der Glaube, dem ich huldige, kennt keinen Zwang; Raoul's Gemüth iſt frei. Ich habe ihn der Verfolgung der Kloſtergeiſtlichen entzogen, ihn in die Berge geführt, aber nicht ſeine Entſchlüſſe gelenkt. Es bleibt ihm überlaſſen, wie er ſich mit dem Himmel ſühnen will.“

„Calviniſt!“ ſprach der Jeſuit, „Ihr habt keine Gnadenmittel, Ihr könnt die Gemüther nicht bannen, wenn ſie ein Dämon verwirrte. Ich ſage Dir, Abtrünniger, laß Deine Hand von Raoul! Haſt Du den Schooß der Kirche für immer verlaſſen, ſo ſuche dereinſt für Dich um Erbarmen, aber ziehe niemand nach!“

„Abtrünniger?“ ſagte Jacotot, — „ich verließ mit Euch das Kloſter und die alte Satzung.“

Ignaz ſchwieg, der Zorn lief brennend über ſeine Züge. „Ich warne Dich,“ rief er gefaßter, „gieb den Jüngling frei!

Der Vater bittet Dich, der Jeſuit befiehlt Dir. Die Geſellſchaft Jeſu kennt Eure Schlupfwinkel; fürchte meine Rache!“

„Mein Glaube weiß von keiner Rache, von keinem Zwang!“ ſagte Jacotot, „Dein Sohn iſt frei, mag ihn der Himmel behüten.“

Armand drückte ihm die Hand und blickte zu Boden. Dann zog er ſeine Schreibtafel aus dem Buſen, ſetzte ſich und ſchrieb eifrig. Jacotot bat ihn, unter ſeinem Dach vorliebzunehmen. Armand ſchüttelte, ohne zu reden, den Kopf und ſchrieb weiter.

Als er geendigt, war er allein im Zimmer; Jener hatte es verlaſſen. Er trat lauſchend an die Thür, die zu dem kleinen Gemach führte. Er öffnete leiſe; der Jüngling lag noch in tiefem Schlaf auf dem Lager. Armand ſchlich näher, er beugte ſich über ihn und trank den Athem ſeines Mundes. Dann ſchob er ihm ſanft das beſchriebene Papier in die Hand und verließ das Gemach. Jacotot ſchien draußen beſchäftigt, und der Prieſter trat ungeſehen aus der Hütte. Er war ſchon am Ausgang der Schlucht, da blickte er ſich noch einmal um. Der alte Diener ſtand in der Thür des Hauſes. Sie winkten ſich einen ſtillen Abſchied zu und Armand verſchwand hinter den Felſen. —

Als Raoul nach einigen Stunden erwachte, fand er das Blatt in ſeiner Hand. Er las das Schreiben des Vaters:

„Nur die alte Kirche erlöſt Dich vom Fluch der Sünde. Und hätteſt Du Blutſchuld auf Dich geladen, die heilige Mutter Gottes wird Dich ſühnen. Der Orden der Geſellſchaft Jeſu erwartet Dich. Folge Deinem Vater nach Paris, dort wird er Dich ſehen und begrüßen. Rette Dich vor der Gemeinſchaft mit Ketzern; wo könnte ſich Deine Seele hinflüchten wollen als in den Schooß des alten Glaubens! Komm und folge mir. Ich habe an Deinem Lager gekniet und bete um Dein Heil."

„Dein Vater."

„Mein Vater hier?" ſagte Raoul und rieb ſich die Stirn, — „und warum weckte er mich nicht? warum ſollte ich ihn nicht ſehen? Aber ich muß ihm folgen! Fort nach Paris!"

IV.

Die Jeſuiten in Paris.

Mitten in der Seine, dicht vor dem alten königlichen Louvre ſah man ein kleines Inſelland, das ſich jetzt in Paris nicht mehr findet. Das Gebäude, das darauf ſtand, iſt längſt verfallen, und die ſpäteren Uferbauten vernichteten die ganze Inſel, um den Strom ſeinem ungehemmten Zuge zu überlaſſen. Das kleine Eiland war auch damals nur künſtlich vor dem Andrange der Wellen geſchützt. Eine Pfahlwand ſtellte ſich der Fluth entgegen; vor der erſten heftigen Gewalt blieb das ſchmahle Erdſtück geſchirmt und um den Fuß der Mauern, die ſich kaum über den Waſſerſpiegel erhoben, plätſcherten die Wogen nur wie zum Spiel. Es war ein Luſtſchloß, halb im neuern, halb noch im gothiſchen Style; das Gebäude ſtand auf Mauern, die vielleicht früher einem befeſtigten Thurme, zum Louvre gehörig, als Unterbau dienten. Denn auch der Louvre hatte in ſeiner erſten Geſtalt, die Franz I. ihm gegeben, durchaus das Anſehen von feſten Thürmen und Staatsgefängniſſen; erſt die prachtvolle Gallerie Heinrichs IV., die den Louvre mit den Tuilerien in

Verbindung brachte, erſchien wie eine fürſtliche Reſidenz. Mit dem nördlichen Seineufer ſtand das ſchmahle Inſelland durch eine Zugbrücke in Verbindung, deren Fallgitter nicht mehr brauchbar ſchien zur Sperrung des Eingangs. Hatte man dieſen gewonnen, ſo führten ſteinerne Stiegen, nicht allzu bequem, mitten durch das innere Gemäuer zur Plattform, auf der ſich erſt das neue Schloß, das Wohngebäude der Marquiſe von Verneuil, erhob. Die Beſitzerin nannte das Gebäude ihr Obſervatorium; und in der That hatte es Zeiten gegeben, wo ſie bei Tag und Nacht die wichtigſten Sterne des Lebens in ihrem Laufe nicht nur zu beobachten, ſondern auch zu lenken ſchien. Sie war ſo wichtig geweſen, als ein Weib in Frankreich damals ſein konnte. Die Miniſter der Krone, die Großen des Reiches, ſelbſt die Prinzen von Geblüt, hatten ſich um ihren Putztiſch gedrängt. Das waren die Sterne, an denen ſie ihre Lenkerkunſt oft mit Geſchick gezeigt, und wem das Glück zu Theil geworden, als Planet um ſie zu kreiſen, der hatte ſie Frankreichs Sonne genannt. Und das alles war die Macht ihrer Schönheit geweſen. Sie war noch ſchön, die Marquiſe von Verneuil; von der Mittagshöhe ihres Lebens war ſie noch nicht tief hinunter geſtiegen, ſie war noch das fühlende Weib, das nur wo es liebt, zu dienen, nur wo es geliebt wird, zu herrſchen weiß. Aber wenn man ſie ſchmeichleriſch eine Sonne genannt, ſo hatte ſie es deutlich genug erfahren, daß das Geſtirn ihres Lebens nur der Schimmer eines Mondes geweſen war, ein Abglanz der königlichen Huld, die ihr jetzt nicht mehr leuchtete. Heinrich der Vierte liebte ſie nicht mehr. Sein immerdar neuer Liebe bedürftiges Herz hatte ſich eine Zeit lang vergeblich bemüht, den Feſſeln der Marquiſe ſich zu entwinden, ihre Neigung zu ihm ſchien ein Zauberbann, dem er nicht ungeſtraft entging; mehrmals hatte ihn ein anderes Frauenauge gelockt, aber nicht auf lange, immer war er wiedergekehrt, um ihr von neuem zu huldigen, denn der Reiz ihrer Schönheit war unerſchöpflich, ihre Liebe zu ihm überdauerte allen Wandel ſeiner Wünſche. So war ihr Verhältniß eine fortgeſetzte Reihe wiederholtr Eroberungen, immer hatte ſie das königliche Herz von neuem mit Sturm gewonnen und einen Zeitraum von vielen Jahren hindurch den ritterlichen Herrn von Frankreich, den ſein Volk den guten König nannte, zu ihren Füßen geſehen, ſein reiches Herz geſättigt, den ganzen Umfang ſeiner Sehnſucht erfüllt. Ein butjunges armes Fräulein, ſollte ſie einem reichen Wüſtling zur Beute anheimfallen; da hatte ſie der König geſehen, ſein wirklich gutes Herz hatte das Mädchen von der Sklaverei, die ihr drohte, befreit. So war Heinrich von Navarra ihr Ritter geweſen und an dem Helden ihres Lebens hing ihre begeiſterte Seele mit aller Schwärmerei der vergötternden Liebe. Raſch und üppig war ſie in ſeinen Armen aufgeblüht, aus dem Bedürfniß dankbarer Hingebung war die Leidenſchaft der Begierde erwachſen, als wenn ſich eine weiße Roſe in eine dunkelrothe verwandelte. Ueber ihr enges und befangenes Leben war mit raſcher Gewalt ein ganzer Himmel voll Sternenglück hereingebrochen, dieſer Wandel des

Geſchicks hatte ſie wie ein Traumbild betäubt, aber es war zum Traum voll jahrelanger Wirklichkeit geworden und Heinrichs Herz ſchien mit diamantnen Ketten an dieſe Seele, die ganz ſein eigen war, gefeſſelt. Er hatte die Hand ſeiner Königin gewechſelt, auf Margarethe von Valois war Maria die Mediceerin gefolgt; aber wo die königliche Rechte gebunden war, blieb das königliche Herz noch frei und die Geliebte, die er zu ſich heraufgezogen, die das Geſchöpf ſeines Willens war, blieb auf lange der Inbegriff ſeiner Gefühle. Sie war nicht ſeine erſte Liebe; in dem Buch ſeiner Erinnerungen ſtand ſchon manches Frauenbild, obenan Gabriele, das Wunder der Schönheit, wie die Welt ſie nannte. Die Marquiſe von Verneuil konnte das Wunder der Liebe heißen; denn nach königlichem Maßſtab war der Zeitraum, wo ſie Heinrichs Neigung beſaß, ein unerhört langer. Sie war an ihm, an ſeinen ritterlichen Tugenden, erwachſen; das hatte ihn immer mit ſo viel Rührung erfüllt. Ein zarter, nach Lebensluſt begieriger Pflegling, hatte ſich die junge Mädchenſeele aus dem Mißwachs der Verhältniſſe zu ihm aufgerankt, an ſeinem Buſen war ſie zum Leben, zum Genuß der Liebe erwärmt, in ſeinem Umgange waren die Knospen ihres lebendigen Geiſtes zu einem Blüthenfrühling aufgeduftet. So lange er den Beſitz dieſes Herzens wie ein verſchwiegenes Glück vor dem Lärm der Welt verborgen hielt, ſo lange blieb der Zauberring, der es gebannt hielt, geſchloſſen. Allein ſie ſelbſt ſehnte ſich hinaus in den Glanz ſeines Lebens. Zwar dünchte ihr das kleine Haus mit dem ſtillen Garten, wo

Heinrich ſie allabends beſuchte, nicht zu eng und ſchmahl, um den vollen Himmel ihres Glücks zu faſſen; aber ſie wollte den Mann, den die Menſchen einen Helden nannten und der doch ſo träumeriſch wie ein Kind mit ihren Locken ſpielte, auch im Kerzenſchimmer der großen Welt erblicken; geſättigt an den Schätzen ſeines reichen Gemüthes, wollte ſie auch von der Herrlichkeit ſeines königlichen Weſens Zeuge ſein, um ihn in ſeiner ganzen Allmacht zu begreifen, und ſo geſchah es nur aus Uebermaß der Liebe, wenn ſie den verſchwiegenen Ring der ſtillen Neigung ſo weit dehnte bis er zerſprang. Und Heinrich ließ ſich von den Wünſchen des Mädchens bethören; er führte ſie an den Hof, erhob ſie zu Rang und Ehren, damit ſie ebenbürtig auftrat, und erbaute ihr das Schloß auf der Seineinſel im Angeſicht ſeines Louvre. Sie war von gräflicher Abkunft geweſen, aber die Familie war in den bürgerlichen Kriegen ihres Ranges verluſtig geworden. Heinrich ließ es nicht an Schätzen und Ehrenſtellen fehlen, die verarmten Entragues erſchienen wieder als Cavaliere bei Hofe. Nun ſchien Henriettens Leben erfüllt, das Ziel ihrer Wünſche erreicht. Sie machte ihrem königlichen Freunde Ehre, die Welt mußte ſo vielen Reizen huldigen: allein für Heinrich war mit dem Duft der verſteckten Waldblume der Zauber des heimlichen Glücks verſchwunden. Jener war ihm neu, weil er außerhalb ſeiner Sphäre lag; an die Farbenpracht der Schönheit vor dem Auge der Welt war er längſt gewöhnt. Nur die Furcht, ihre Neigung zu verlieren, hielt ſeine eigene zu ihr noch in Spannung. Er durfte keine Beſorgniß hegen, daß dies Weib ärmer werden könnte an Liebe für ihn, aber ſie war nun einmal dem gewohnten Laufe ſeines hergebrachten Lebens anheimgefallen, und ſo hatte ſie wie er ſelbſt den Wandel ſeiner Wünſche zu beſtehen. Von der eigenen Wandelbarkeit ſchloß er auf die gleiche Eigenſchaft bei einem weiblichen Herzen; alles was in den Bereich des Hoflebens trat, galt nun einmal für ausgeſchloſſen von den ſtillen, ewig treuen Tugenden des Gemüthes, und Heinrich glaubte ein Kenner der Menſchen zu ſein. Ihr heißer, lebensbegieriger Geiſt badete ſich mit einem lachenden Behagen im Strome des neuen Lebens, und als erklärte königliche Freundin mußte ſie die Gewinnluſt und die Ehrbegierde auffordern, ſich im Schimmer ihrer Gunſt zu weiden. Anfangs reizte es den König, das Herz Henriettens aus all den glänzenden Verpuppungen ihrer Launen herauszufinden und es an ſich zu feſſeln; bald aber ermüdete ihn dies Spiel, denn das Leben ſelbſt bot ihm Spiel genug; in der Liebe, wenn ſie für ihn von Dauer ſein ſollte, ſuchte er das Gegenſtück, eine Entſchädigung für ſein mühſam erkämpftes, noch immerfort gefährdetes Leben. Heinrich hatte als Fürſt das Gute, daß von ſeinen zärtlichen Bedürfniſſen niemals die kluge Kraft ſeines hellen Kopfes beeinträchtigt war; keine ſeiner liebenswürdigen Gebieterinnen konnte von ſeinem Leben mehr als ſeine Nebenſtunden erobern, keinem weiblichen Zeigefinger war es gelungen, in die Zügel ſeiner Regierung zu greifen. Und wenn König Heinrich ſchwach ſein wollte, ſo blieb noch ſein Grandmaitre Sully unerſchütterlich feſt. Der Monarch von Frankreich war galant genug, die Ordnung ſeines Hofes, die Regeln ſeines geſelligen Lebens nach den Wünſchen einer Freundin einzurichten; hier gab er gern ſeinen Willen gefangen und war bemüht, aller Willkür der bunten Launen im Champagnerrauſch der Gefühle zu huldigen. Iſt die Liebe der Heiterkeit der Erſcheinungswelt verfallen, ſo wird Wechſel nöthig, um die Eintönigkeit eines immerdar freudebedürftigen Lebens durch neuen Wogenſchlag zu täuſchen. Heinrich war nicht allzu leichtſinnig in der Liebe, aber er war mit ſeinen Gefühlen auch nicht der irre Ritter, der noch zu einer Gottheit nach Jeruſalem wallfahrtet, wenn dieſe ſelbſt ihren geweihten Sitz verlaſſen hat. So lange Henriette wie ein verborgener Schatz den Augen der Menge entrückt blieb, war faſt Religion in ſeiner Liebe, in dieſer Stille der Hingebung lag ein geheimnißvoller Magnet. Nun aber war ſie in die Reihe der vielen Welterſcheinungen getreten; ſie hatte das Aſyl der Treue verlaſſen. Anfangs ſtaunte er, mit welcher Schnellkraft der biegſamen Seele ſie auf dem neuen Lebensboden Fuß faßte, mit welcher Virtuoſität ſie alles zwang, ihr zu huldigen; ſeine Liebe zu dem Mädchen, das zum herrſchenden Weibe erwuchs, ward eine helle Freude, ein Jubel, zu dem die bisher ſtille Luſt in ſeiner Seele aufrauſchte. Dann beſchäftigte ihn die Herrſchbegier, die ſich in ihr entwickelte und die ſich auf Tauſende geltend machte, auf die Jugend des Adels, auf die bärtigen Krieger ſeines Heeres. Ein leiſer Grund der Eiferſucht, hätte ſie dazu Veranlaſſung geboten, würde dann noch auf lange hin ſein Gemüth in Spannung erhalten haben. Er erwartte nichts anderes, denn ſie war ein blühendes Weib, und ihm küßte die Jugend nur noch wie zum Abſchied die Stirn. So lange er fürchtete, ſie ſei wandelbar, ſo lange tauchte kein anderes Bild in ſeinem Herzen auf. Dieſe Beſorgniß hielt ſie noch für Liebe zu ihr, ſie ſchwelgte noch Jahre lang in dieſem einzigen Glück des weiblichen Lebens: er blieb ihr Held, ihr Herr, der Inbegriff ihrer Wünſche, ſie beherrſchte ihn nur, um ſich lieben zu laſſen, ſie liebte ihn nur, um beherrſcht zu ſein. Aber dieſe unerſchöpfliche Fülle von Liebe ermüdete ihn endlich, vor dem langen Athemzuge dieſer Treue fühlte er ſeine Lebenspulſe in lethargiſche Eintönigkeit verſinken. Er begann die Marquiſe mit mehr Aufmerkſamkeit, mit mehr Achtung, aber mit zuviel Abſicht zu behandeln. Er ſuchte nach neuem Liebesglanz, nach friſchduftenden Waldblumen für ſeine müde Herrſcherſeele. Wer ſuchet, der findet; zumal wenn er ein König iſt. Es geſchah raſch und haſtig, der gute Heinrich fühlte ſich plötzlich von neuem Lebensreize erfüllt. Henriette war in ſchmerzlicher Gluth entzündet, ſobald das Herz ihres Helden kälter an dem ihrigen zu ſchlagen begann. Der Qual ihrer Mühen, ihn wieder zu gewinnen, dem Einfluß ihrer Thränen entzog er ſich dann gewaltſam: die Marquiſe von Verneuil erſchien nicht mehr bei Hofe, Fräulein von Montmorency galt ausſchließlich für das neue Geſtirn des königlichen Lebens. Henriette ſaß auf ihrem „Obſervatorium“ und hatte Muße genug, in den langen Nächten, wo Heinrich auch nicht mehr bei ihr erſchien, das zitternde Herz feſtzuhalten, über die Plattform ihrer Dächer zu wandeln und mit verweintem Auge nach einem Sterne zu ſuchen, da ihr die Sonne nicht mehr leuchtete. —

Die helle Frühlingsſonne ſtand lachend am Himmel, im Spiegel des Stroms wiegte ſich ihr hüpfendes Bild, wie frohlockend über das junge grüne Leben, das aus Wald und Berg hervorquoll, und auch zwiſchen den Häuſerreihen der großen Stadt, an den Ufern, die noch nicht von ſteinernen Quadern geſchirmt waren, ſich herausdrängte. Der Rand des kleinen Inſellandes färbte ſich neu und um den untern Theil des alten Gemäuers rankte friſches Grün. Oben im Gebäude waren die Fenſter noch verhüllt, obwohl der Morgen ſchon dem Mittage die Hand bot. Die Fenſterreihe, die nach dem Louvre zuging, ſchien für immer verhängt zu ſein, aber auch auf der andern Seite, nach der Seine hin, ſchien ſich der Tag noch nicht zu regen; ſchwerſtoffene Vorhänge hielten das Licht von der Schlummerſtätte zurück. Was die Nacht verſagte, die Ruhe der ermüdeten Sinne, das ſuchte die Marquiſe den Morgenſtunden abzugewinnen. In dem großen Schlafgemach war eine dämmernde Stille, die rauſchende Welle klang von unten matt herauf wie ein leiſes Wiegenlied. Auf den purpurrothen Kiſſen lag das ſchöne blaſſe Haupt mit geſchloſſenen Wimpern wie todt und ſtarr, ein ſtilles Opfer auf ſcharlachnem Königsmantel gebettet. Die weiße Decke, die den ſchlanken Leib verhüllte, beneidete die kleine lilienfarbene Hand, die ſie feſthielt. Das braune Haar fiel aufgelöſt über den Buſen, deſſen Wogendrang der Schlaf mit ſeinen Wünſchen hob und ſenkte; die leiſen Falten der

Stirn zitterten wie die Stufen der Jacobsleiter, auf denen der Traum einen Himmel erſteigt. Das war die Stirn, die nur unter den Küſſen einer königlichen Lippe erröthet war, an dieſem Buſen hatte Heinrich ſein ſchönſtes Erdenglück geſchwelgt. Ueber die blaſſen Wangen zuckte jetzt ein leiſes Roth, das ſchnell wieder verhauchte; um die ſchönen Lippen ſchwebte es halb wie Spott, halb wie ein demüthiges Bewußtſein der längſt verlorenen Liebesfreuden. Sie fuhr mit der Hand nach der Stirn, als wollte ſie die Sproſſen der Traumgedanken prüfen. Dann wandte ſie ruhig das Haupt, laut ſeufzend wie aus gepreßter Seele, und lag nun wieder ſtill und lächelte wie im Maienglanz der erſten Gefühle. Sie öffnete die Lippe: „Was macht Ihr aus mir, mein königlicher Herr?“ ſagte ſie ſchlafend. „Wollt Ihr mich begraben laſſen, eh' Ihr mich getödtet? — Ach! wie Ihr ſo zornig blicken könnt! — Gelt, ich halte Dich feſt, Heinrich, ſchüttele nur die Locken! — Und die hohe Stirn — voll Runzeln? Wartet, mein König, ich will ſie Euch glätten. — Gott im Himmel! ſie ſind wie Felſen geballt. Heinrich, Du haſt ein mörderiſches Auge, und Deine Locken ſind wie Löwenmähnen. — Heinrich, o Fluch! Du liebſt mich nicht mehr. Gieb mir mein Herz wieder, königliches Raubthier! Ich halte Dich umklammert, ſiehſt Du! — ſoll ich Dich erwürgen? Gieb Deine Beute heraus! — Ha!“

Sie hatte ſich halb aufgerichtet, ihre Arme griffen in die Luft hinaus, mit dieſer Bewegung fuhr ſie vom Schlummer auf. „Nur geträumt?“ ſagte ſie mit hellem Spott, und der

Klang ihrer Stimme bebte in ihrer Seele zitternd zurück. Ihr dunkles Auge blickte wie der Zorn nach Beute begierig, in ihren Wangen war eine Fiebergluth aufgeſtiegen, aber ihre Arme ſanken matt auf die Lagerdecke. „Ich will nicht mehr träumen,“ rief ſie laut, „ich will Herr meiner fünf Sinne bleiben; auch ſchlafen will ich nicht mehr, man betrügt mich im Schlaf. Wachen will ich, ewig wach ſein, bis ich vor Uebermüdung todt bin, — wie Leute, denen man die Augenlider abſchnitt, vor Schlafloſigkeit ſterben mußten.“ — Sie hüllte ſich ins Nachtgewand und preßte die Hände an das bebende Herz; um ihre Lippen zuckte noch der Schmerz der Täuſchung. So ſaß ſie mit gebücktem Haupt eine ganze Weile ſtill auf dem Lager, ihre Seufzer waren bald leiſe, bald ſtürmiſch laut, dann ſank ſie langſam in die Kiſſen zurück, drückte die Augen tief in den ſchwellenden Flaum, als könnte ſie in ihm den Thränenſtrom erſticken, der plötzlich ſein Ufer durchbrach. Sie hatte ſeit einem Jahre nicht mehr herzlich geweint, dieſer Quell der Linderung ſchien verſiegt in ihren dunklen tiefen Augen, aber er hatte ſich nur geſammelt und vernichtete jetzt ſeine Bande.

Nach einer Weile öffnete ſich die Thür und Louiſon, die junge Zoſe, trat ins Zimmer. Sie ſchlich leiſe heran, ſie wollte ſich überzeugen, ob die Herrin noch immer ſchliefe.

„Ich bin längſt wach,“ ſagte die Marquiſe, und ſtreckte ihr die Hand entgegen. „Fühle, wie heiß meine Pulſe klopfen! Ich wollte, mein Herz ſtände ſtill.“

„Ihr habt nicht gut geſchlafen, meine edle Frau?“ fragte Louiſon beſorgt.

„Ach, mein liebes Kind,“ war die Antwort, „böſe Träume, böſe Träume! Oder zu gute, will ich ſagen, die der wache Tag Lügen ſtraft. Gott behüte Dein junges Herz!“

Da Louiſon ihr in die verweinten Augen ſah, lächelte ſie wehmüthig und zog ihre Hand zurück, die das junge Mädchen küßte. „Du ſollſt mich nicht küſſen,“ ſagte Henriette, „ich thue Dir oft genug übel, bin launiſch, zänkiſch und quäle Dich für Deine Liebe. Auch lieben ſollſt Du mich nicht. Man ſoll nur lieben, wo man auch hochachtet, und man ſoll ſich nur lieben laſſen, wo kein Mitleid mit im Spiele iſt. Mich aber kann man nur aus Mitleid lieben.“

Die Dienerin ſah traurig drein, legte den Morgenanzug für die Marquiſe zurecht und ſchlug die Vorhänge hinter den Arm der Gardine. „So hell ſchon?“ ſagte Henriette, „es muß ſpät ſein, und Du warſt ſchon in der Meſſe?“

„Bei den Karmelitern,“ ſagte Louiſon.

„Da haſt Du wieder für mein Seelenheil gebetet,“ fuhr die Marquiſe in einem gleichgültigen Tone fort, der das fromme Kind erſchreckte. „Du meinſt, ich ſei nicht fromm genug, um ſelbſt für mich beten zu können; aber ich ſage Dir, ich könnte Thaten der Frömmigkeit thun, vor denen die arge Welt erſtaunte. Komm her, Louiſon, laß Dir ins Auge ſehen. Hätteſt Du wohl Luſt, mit mir ins Kloſter zu gehen, und der ganzen Welt und ihren eitlen Freuden Valet zu ſagen?“

Die junge Zofe war ans Bett getreten und blickte die Herrin zweifelnd an.

„Das ſchöne Haar", ſagte Henriette, „würde dann abgeſchnitten und auf dem heiligen Altar dem Herrn dargebracht. Ach, Kind, wir würden dann in Sack und Aſche einhergehen, lange Gebete herſagen und viele Worte machen mit wenig Sinn. Aber die Heiligen würden ſich unſerer ſtürmiſchen Herzen erbarmen und uns ſtill machen und voll gottfreudiger Ruhe. Ebbe und Fluth würden dann aufhören, ihr wechſelndes Spiel mit uns zu treiben, wir würden nicht glücklich ſein, weil uns kein Unglück mehr erreichte, aber wir würden auch nicht unglücklich ſein, weil wir vom Glück dann nichts mehr wiſſen. Und Einſamkeit hätten wir in Hülle und Fülle, wenn uns dicke Mauern vor dem Geſchrei der Welt verſteckten, wenn wir nichts als das heiſere Glöckchen hörten, das uns zur Meſſe ruft, und vor der Litanei unſerer Geſänge, vor dem Schrei unſerer Seelen aller Lärm des Lebens um uns her verſtummte. Ich ſage Dir, wir würden nicht gerade glücklich ſein, aber vor Unglück, mein Kind, wären wir ſicher."

„Giebt es denn noch etwas Drittes? Kann man noch etwas anderes ſein als entweder glücklich oder unglücklich?" fragte Louiſon.

„Wohl, wohl! wenn wir ſtumpf ſind gegen beides," ſagte die Marquiſe und ließ die Arme, die ſie um Louiſons Nacken hielt, langſam herabgleiten. „Doch wozu rede ich Dir von Dingen, die Du nicht verſtehſt! Wozu ſoll ich Dir das Leben und ſein buntes Maskenſpiel verkümmern; nur wer hinter die gemalten Wände blickte, der weiß was ich meine, der weiß, daß es einen Stillſtand der Gefühle giebt, der ſchlimmer iſt, als das herbſte Unglück. Doch genug davon, was ſoll das Dir und Deiner erſten Jugend! Du fängſt erſt an zu leben — und zu lieben? Nicht wahr, Louiſon, Du liebſt — und glücklich!“

Die junge Zoſe ſenkte das Auge; die leiſe Röthe ihrer Wangen war Antwort genug.

„Liebſt — und kannſt doch noch bei den Karmelitern beten?“ fuhr Henriette fort. „Gutes Geſchöpf! Als ich liebte, wußte ich nichts vom Gebete, wußte nichts von Gott, Himmel und Erde, oder vielmehr Gott, Himmel und Erde, alles war aufgezehrt von der Empfindung meiner Liebe, von dem Gefühle meines Doppellebens in dem geliebten Mann und in mir ſelber. Nun habe ich gut reden, gut reden! Aber es iſt brav, Louiſon, daß Dein Herz bei der Liebe noch Raum hat für Gott und irgend einen Heiligen. Ach, wir bedürfen in der Liebe ſehr wohl des Gebetes, der Fürſprache bei dem Allmächtigen, daß er uns nicht zu Schanden werden läßt.“

Louiſon war vor der Herrin niedergekniet. Henriette ſtreichelte der Kleinen das lockige Haupt. „Sei ruhig, Kind,“ ſagte ſie, „ich will Dich nicht ängſtigen. Dein Liebſter iſt ein braver Junge, ein tüchtiger Jägersmann; ich werde Euch ausſtatten, es ſoll Euch nicht fehlen. Und geh' nur hübſch zu den Karmelitern und bitte die Mutter Gottes, ſie möge Euch das Glück gönnen. — Nun komm und kleide mich an. — Haſt Du auf die Predigt gehört? Wovon ſprach der fromme Mann?"

„Ich habe wieder den Pater Florentin gehört," ſagte Louiſon, „den frommen Prediger aus dem Jeſuitencollegium, bei dem jetzt alle Welt beichtet. Er ſprach wieder von den böſen Regungen der menſchlichen Seele und von den Trüglichkeiten der irdiſchen Wünſche."

„Pater Florentin," wiederholte die Marquiſe, „der junge Jeſuit; hört man doch faſt täglich von ſeinen erbaulichen Reden. Ich glaubte, er predige nur bei den Urſulinerinnen."

„Auch bei den Karmelitern, edle Frau," ſagte das gute Kind. „Jung mag er wohl ſein, aber ſehr heilig und gelehrt; dabei ſpricht er ſo wunderbar, daß man nicht ohne Rührung bleibt. Ganz Paris beichtet bei ihm, auch die Vornehmſten bei Hofe."

„Da hat er viel zu thun!" ſagte die Marquiſe mit jenem kalten Tone, vor dem Louiſon immer verſtummte.

Sie war jetzt fertig angekleidet, und wie die Zofe von dem letzten, noch verhangenen Fenſter die Gardinen zurückſchob, fiel das Licht der hellen Frühlingsſonne über die ſchöne majeſtätiſche Geſtalt Henriettens, die vor dem Spiegel ſtand, um aus Angewöhnung, nicht aus Eitelkeit, ihren Anzug zu muſtern. Sie trug ſich ſelten regelrecht nach der Ordnung des Tages. Früher, in den Zeiten ihres Glanzes bei Hofe, hielt man ſie für erfinderiſch in Abweichungen, die dann für die bewundernde Welt bald zu Regeln der Mode wurden. Seit Jahren erfand die Marquiſe von Verneuil nichts mehr, ihr ganzes Leben war nur Angewöhnung geworden, es hatte ſeinen Inhalt verloren. — Sie war ſehr blaß, nach dem fieberhaften Morgenſchlafe erſchien ihr Antlitz noch marmorbleicher als ſonſt. Ein violettes, turbanartig verſchlungenes Kopftuch legte ſich mit ſeinem Sammet um die weiße Stirn, ein ſchwarzes Gewand umſchloß vom Halſe herab ihre ganze Geſtalt, aus dem offenen weiten Oberärmel ragte der ſchöne Arm hervor, deſſen unteren Theil nur der Handſchuh mit den breiten Spitzen nach damaliger Tracht verdeckte. Auf ihrem Buſen leuchtete ein großer königlicher Diamant. Er war das einzige Glänzende in ihrem Anzug. Sonſt war ſie farblos, ein Schatten ihrer ehemaligen Herrlichkeit, eine geſtürzte Fürſtin, die den hellen Schmuck des Tages meidet. Nur hinter den braunen Wimpern, aus den tiefen, dunklen Augen leuchtete noch vorübergehend und wechſelnd ein raſcher Glanz voll lebendiger Gefühle und voll verſteckter Siegesluſt.

Die alte Gervaiſe, die Haushofmeiſterin der Marquiſe, trat ein, um ihr den gewohnten Morgenbeſuch zu machen. Henriette ſaß am Fenſter im Armſtuhl, das Haupt in den Seſſel zurückgelehnt, und ſah ſtill hinunter in die Seine. So verbrachte ſie regelmäßig mehrere Stunden des Tages, ohne Schmerz, ohne Gefühl; denn wenn ſie in das Bild der Flüchtigkeit des Lebens, in den Strom mit ſeinen trügeriſchen Wellen, blickte, dachte ſie nicht mehr an Vergangenheit und entſchwundenes Glück, ſie hatte aufgehört zu denken, alles war für ſie ſchon zurückgeſunken in eine farbloſe, gedankenleere Ferne, welcher Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit gleichgültig ſchienen. Nur die Nacht, der Traum, brachte ihr die verklungenen Lebensmelodien aus ihrer Vergangenheit neu zurück; dann ſpannten ſich die zerriſſenen Saiten ihres Herzens wieder auf und von Muſik und Liebe bebte ihre Seele, bis ein gellender Schrei des Erwachens voll Haß und Verachtung das trügeriſche Spiel beendete. Matt und müde, wie ſie ihr Lager geſucht, verließ ſie es dann wieder; die Leidenſchaft des Traumes riß alle Lebenskraft des Tages an ſich.

Mit der alten Gervaiſe, die jetzt in Gala vor ihr ſtand, pflegte ſie die gewöhnlichen Unterhaltungsreden zu wechſeln. Die Alte führte ihren Haushalt und brachte Neuigkeiten aus der Welt, denen Henriette freilich keinen Antheil mehr ſchenkte. Heute aber erſchien Frau Gervaiſe, um mit ganz beſonderem Gewicht einen Beſuch zu melden. „Père Cotton wünſcht ſeine Aufwartung zu machen,“ ſagte die Alte. Die gute Gervaiſe lebte gleichſam nur noch von den Aufmerkſamkeiten, die man ihrer Herrin ſchenkte, und an denen es der königliche Hof noch immer nicht fehlen ließ, obſchon Henriettens beſtimmter Wille es faſt unmöglich machte. Daß aber der königliche Beichtvater ihr einen Beſuch zugedachte, ſchien das gewöhnliche Ceremoniel zu überſchreiten.

„Der Beichtvater des Königs?“ ſagte die Marquiſe nachdenkend. Sie war aufgeſtanden und ſchritt im Zimmer auf und ab. Dann lehnte ſie ſich wieder gleichgültig in den Armſtuhl und Gervaiſe ſtand noch immer erwartungsvoll ohne

Antwort vor ihr. „Man weiß, daß ich krank bin und Niemand zu ſprechen liebe,“ ſagte die Marquiſe. „Will Hochwürden entſchuldigen, wenn ich ihn im Schlafzimmer empfange, ſo —“

Gervaiſe eilte hinaus und im nächſten Augenblicke trat der Geiſtliche ins Gemach.

„Ich ſollte mich beglückwünſchen, hochwürdiger Vater, Euch zu ſehen“ — ſagte Henriette, indem ſie ſich mit nachläſſigem Stolze erhob.

„Man ſollte nie ſollen, nur wollen!“ erwiederte Cotton mit der Freundlichkeit des Hofmannes.

Der Prieſter war ein Mann in der Blüthe ſeines Alters. Sein glattes, feingeſchnittenes Geſicht verrieth nicht die geringſte Spur einer mönchiſchen Geſinnung. Er hatte in dem Lächeln ſeiner Lippe etwas Weiches und Wohlwollendes; aus dem kleinen leuchtenden Auge ſprach Klugheit, die ſich nicht wohl verbergen ließ, aber weder hierarchiſche Anmaßung, noch devote Geiſtigkeit. Den ſchwarzen Jeſuitertalar trug er mit der Würde eines Edelmanns; in ſeiner ganzen Haltung, auch in ſeinem leiſen Auftreten zeigte ſich mehr der weltgewandte Diplomat, als der Abgeſandte der Kirche. Die Marquiſe hatte ihn immer gehaßt, denn ſie hielt ihn für einen Höfling, für einen ſtets bereiten Diener der königlichen Launen, der den Wechſel in den Wünſchen ſeines Herrn ſanctionirte, auf ſein Gewiſſen nicht den mindeſten Einfluß übte.

„Ihr kommt im Auftrage des Königs?“ fragte Henriette.

„Im Auftrage des Königs," wiederholte Cotton. „Der König hat eine Bitte an Euch, Frau Marquiſe. Ihr wißt, daß er ſich meiner nur nothgedrungen als eines Werkzeugs der Vermittelung bedient, da er Euch nicht ſchreiben darf. Ihr befahlt ihm, wie er mir ſagte, Euch nicht zu ſchreiben."

„Ich bat darum," ſagte die Marquiſe, „ich erbat es als eine Gnade; einem Könige befiehlt man nicht, wie Ihr ſelbſt wohl wißt, Pater Cotton."

Der Jeſuit verſteckte ſein Auge, aber er lächelte nach wie vor. „Wenn der König ein Cavalier iſt, eine Zierde der Ritterſchaft," ſagte er freundlich, „ſo befiehlt ihm eine Dame. Doch wie Ihr wollt; der König ſendet mich, um Euch zu bitten. Die Marquiſe von Verneuil, ſagte der König, hatte früher einmal den Wunſch gehegt, eines meiner Schlöſſer in Bearn zu bewohnen. An dieſen Wunſch erinnert Euch der König; er wünſcht, daß Ihr es noch wünſchen möchtet; er bietet Euch nach freier Wahl das ſchönſte ſeiner Güter im wälderreichen Bearn, und bittet nur um Rückgabe der kleinen Louvreinſel."

„Man kann mich von meinem Sitze auf der Inſel vertreiben," ſagte Henriette, „man kann mich aus dem Lande jagen, man kann mich betteln laſſen vor den Thüren der Armen, man kann mich hinter Thor und Riegel ſperren; aber man kann mir nicht befehlen, daß ich wünſchen ſoll, was man ſelber wünſcht. Ich will nichts von Bearn wiſſen; ſagt das der Majeſtät von Frankreich!"

Sie war aufgeſtanden, und ihr ſtolzer Blick maß die

Geſtalt des Prieſters von Kopf bis zu Fuß. Sie trat ans Fenſter und ſah hinunter in den Waſſerſpiegel. Plötzlich wandten ſich ihre Blicke nach rechts hinüber. Sie riß den Flügel auf und lehnte ſich hinaus. Rechts am Ufer ſtand der Louvre. Aus dem großen Portale der neuen Gallerie ſprengte der königliche Wagen; die vier glänzenden Schimmel mit den Reiherbüſchen auf dem Kopfe bäumten ſich im Galopp, der König ſaß in der Karoſſe, links neben ihm eine Dame mit wehenden Federn, einen dunkelrothen Mantel um die Schultern; — es war das Fräulein von Montmorency.

Henriette fuhr zurück. Eine Todeskälte rieſelte durch ihre Adern, ſie zitterte, ihre ganze Geſtalt hätte zuſammenbrechen mögen; aber ſie hielt ſich krampfhaft an dem Flügel, ſie bezwang ſich gewaltſam, und Cotton ahnte kaum, was in ihr vorging. Erſt wie ſie ſich zu ihm wandte, erſchrak er über die Verwandlung ihrer Züge. Sie wankte und ihr zitternder Arm überließ ſich ſeiner Stütze. „Ich bin krank, ſehr krank," ſagte ſie mit aufgelöſter Stimme. Sie wies nach dem Ruhebette und der Prieſter führte ſie ans Lager. Er wollte ihre Dienerſchaft rufen; ſie verbot es und er blieb verlegen vor ihr. „Was habt Ihr mir noch vom Könige zu ſagen?" fragte ſie weich wie ein winſelndes Kind.

„Nichts, als daß ſeine Freundſchaft, ſeine Hochachtung Euch bleibt, daß er Euch ehrt, hoch ehrt!" ſagte Cotton.

„Prieſter des Herrn!" ſchluchzte Henriette, „heißt mich das Schaffot beſteigen, laßt mich geißeln, weil ich weiß, Ihr haltet mich für eine ſchlechte katholiſche Chriſtin, laßt mich ſterben in Qual und Buße, — aber ſpottet meiner nicht! Verhöhnt nicht eine arme Creatur, blickt ihr nicht ſo liſtig ins Geſicht, indem Ihr von der Freundſchaft eines Königs ſprecht, da Ihr wißt, ſie hatte einſt ſeine Liebe. Was ſoll ein Weib mit Achtung, wo es Liebe will, wo es in Liebe ſchwelgte! Ihr ſeid Prieſter. Gott im Himmel! Habt Ihr nur einen Augenblick in Eurem Leben Zeit, Menſch zu ſein, ſo laßt Euch von der kalten Hölle erſchrecken, die in dem Vorſatz liegt, einem Weibe für ſeine Liebe Achtung zu bieten. O, o! zerreißen kann man wohl ein armes Herz, aber das zerriſſene verhöhnen ſoll man nicht. Ich will nichts von dem bettelhaften Almoſen einer königlichen Freundſchaft wiſſen. Ich, eine verlorene, zerknickte Creatur, verachte König Heinrichs Freundſchaft, denn ich bin ein Weib, das liebte und geliebt wurde. Ein Weib kennt nur Liebe oder Haß, es giebt für ein Weib kein Drittes.“

Sie hatte ſich vom Lager aufgerichtet und ſank erſchöpft zurück. Der Prieſter beugte ſich faſt gerührt über ſie hin, ſein kluges Auge ſah wehmüthig auf die ſchöne gebeugte Geſtalt.

Ein Kammerdiener trat ein und meldete den Oberſten der königlichen Leibwache, den Ritter von Baſſompierre.

„Ha!“ ſagte die Marquiſe und raffte ſich ſchnell auf. „Er ſoll wir willkommen ſein.“ Wie ſie aufſprang, löſte ſich der violette Turban von ihren Schläfen, ſie riß ihn ganz herab und die dunkelbraunen Locken rollten über ihre Stirn. Pater Cotton blickte ſie verwundert an; ein triumphirender

Spott durchleuchtete ihr blaſſes Geſicht. „Oberſt Baſſompierre!“ ſagte ſie lächelnd, „auch ein Held, ein Ritter für mein Geſchlecht, eine Zierde, eine Blüthe der Chevalerie, und doch hat er ſeine Braut — verkauft!“

Der Commandeur der königlichen Schweizergarde war der Inbegriff aller Eigenſchaften eines Cavaliers nach damaligem Zeitgeſchmacke. Für die zufällige Dame ſeines Herzens hätte er ſich jede Stunde geopfert, aber er war auch eben ſo ſchnell geneigt, den Gegenſtand ſeiner Liebe zu wechſeln. Seine Neigung war immer dieſelbe, immer treu, aber nur dem Geſchlechte der Frauen, nicht einer einzelnen. Er glaubte ſich am Geſchlechte zu verſündigen, wenn er ſein Herz ungetheilt ließe; ſo naiv war ſein Flatterſinn. Auch als Soldat war er nur Abenteurer. Auf dem Zuge gegen den Herzog von Savoyen hatte er glänzende Proben ſeiner Bravour abgelegt; als die franzöſiſchen Waffen ruhten, nahm er Dienſte in der kaiſerlichen Armee und focht gegen die Türken; erſt als die Cleviſchen Erbſchaftsangelegenheiten in Deutſchland die Ausſicht boten, daß Frankreich das Schwert ergreifen würde, kehrte er nach der Heimath zurück. In König Heinrich ſah er das Muſter eines ritterlichen Monarchen, ſeine Hinneigung zu ihm war nicht Unterthänigkeit, ſie war Schwärmerei, ſowie es überhaupt Heinrichs Geſchick war, ſchwärmeriſch geliebt oder gehaßt zu werden. Baſſompierre war jeden Augenblick bereit, für den Herrn, der ſeine weltliche Gottheit war, das Leben zu opfern; wie ſollte er ihm nicht auch den Inbegriff ſeiner Wünſche, ſeine Verlobte, zum

Opfer bringen! Das Fräulein von Montmorency war noch vor wenigen Tagen mit Baſſompierre verlobt geweſen, obſchon man längſt wußte, daß ſie die Freundin des Königs war.

Der Oberſt trat ein in der ſchwarzgrünen Tracht der Schweizergarde; die rothe Feder neigte ſich an dem breitgekrempten Hute, den er vor der Marquiſe ſchwenkte. Das goldene Bandalier zierte ſeine kriegeriſche Bruſt, das Haupthaar, auch den Bart am Kinne, trug er wie ſein König. König Heinrich war bis auf die Farbe der Handſchuhe herab das Muſterbild ſeiner Anhänger.

„Was rittet Ihr neulich für ein ſchönes Pferd?“ ſagte Henriette, „ich meine den Rappen.“

„Aus dem Marſtall des Großveziers, edle Frau,“ war die Antwort. Der Oberſt begann den glorreichen Moment zu ſchildern, wo er das türkiſche Lager erbeutete.

„Wollt Ihr mir es vielleicht abtreten?“ fragte die Marquiſe.

„Verzeiht, Frau von Verneuil,“ —

„Iſt es um keinen Preis käuflich?“

„Ich würde es nur verſchenken können, und Ihr würdet das nicht annehmen. Das Pferd iſt der einzige Triumph meiner Waffen!“

„Und wenn ich Euer König wäre?“ ſagte die Marquiſe, „würdet Ihr es mir verweigern?“

„Ich würde ſagen, auf dieſem Roſſe, Sire, will ich in die Schlacht ziehen, um für Euer Leben, Euren Ruhm zu kämpfen."

„Aber wenn der König nicht Euer Pferd, wenn er Eure Geliebte forderte, würdet Ihr ſie ihm geben, Oberſt Baſſompierre?"

Er war aufgeſprungen und blickte verwirrt zu Boden. „Ich war gekommen, Frau Marquiſe von Verneuil," ſagte er, „Euch anzuzeigen, daß Fräulein von Montmorency nicht mehr meine Verlobte iſt, ſie wird den Prinzen Condé heirathen. Höhere Rückſichten beſtimmten mich" —

„O ſeid nicht ungehalten auf ein armes, ſchwaches Weib, das ein Staatsgeheimniß Eurer Seele ausplaudert! Ein Weib kann Euch nicht beleidigen, Ritter!"

Der täuſchende Ton ihrer Schmeichelrede beſtrickte ſeinen Unwillen, der Zorn des Beleidigten lag ohnmächtig in ihren Händen. Sie ergriff ſeinen Arm und nöthigte ihn, ſeinen Platz zu nehmen. Sie ſtand vor ihm und lehnte den ſchönen Arm auf ſeine Schulter. Dann ſtreichelte ſie ihm die jugendliche Stirn, neſtelte ihm die goldene Ringkette, die an ſeinem Halſe hing, zurecht, und der Oberſt ſaß wie gebannt unter ihren Schmeicheleien, obwohl ihm dünkte, als wenn eine der Eumeniden ihm den Scheitel ſtrich. Der königliche Beichtvater ſtand am Fenſter und blickte hinaus in die Frühlingsſonne; entweder wiegten ſich Gedanken von geheimſter Art in ſeiner Seele, oder er mochte die Beichte nicht ſtören, die Baſſompierre beginnen ſollte.

„Habt Ihr die Montmorency nie geliebt?“ fragte Henriette mit flüſternder Stimme.

„Frau Marquiſe,“ ſagte der Oberſt, „Ihr wollt mit meinem Herzen ſpielen!“

„O mein Gott!“ ſeufzte Henriette. Ihre Stimme zitterte, aber die ganze Gewalt ihrer leidenden Seele drängte ſich in den Ton ihrer Worte. „Bei allen Heiligen, ich ſpiele nicht mit Herzen, mit fremden nicht; nur das eigene habe ich grenzenlos verſpielt, ganz eingeſetzt zu dem einen großen Gewinn — und verloren, rettungslos verloren. Mein Herz war all mein Hab und Gut. Ich ſchiffte mich ein auf das hohe Meer des Lebens. Ein leichter Muth war mein luſtiger Wimpel, aber die Liebe ſollte ankern, tief, tief — ach bodenlos tief, ich konnte den Abgrund nicht ermeſſen. O, ich bin zu Grunde gerichtet, Baſſompierre, meine heilige Liebe könnte betteln gehen und fände kein Obdach mehr, mein Stolz, meine Ehre liegen unter dem Fußtritt eines mächtigen Räubers. — Sei ruhig! ich will keine Anklage erheben, ich will den Mächtigen, den Du liebſt, den Du anbeteſt, nicht Verräther ſchelten, ich weiß, daß der Fußtritt eines Gottes anders durch die Welt hinſchreitet, daß er den Wurm, der ſich an ſeine Sohle klammert, fortſchleudern darf. O mein Gott, Baſſompierre, aber ich bin doch ein Weib, Ihr habt ja Sinn für Frauenwürde. Wenn Euch je etwas heilig war im Leben, rächet meine gemarterte Ehre!“

Baſſompierre ſtand auf und blickte ihr fragend ins Auge; aber er hielt den leuchtenden Blick nicht aus, mit dem ſie ſeine Willenskraft umſpannte. Ein verlornes Lächeln ſchwebte um ihre zuckende Lippe, während ſie ſich an ihn ſchmiegte, und ihren Arm von neuem auf ſeine Schulter legte. „Ich will keine blutige Rache, Baſſompierre," ſagte ſie, wie in irres Träumen verloren, „Ihr ſollt mich rächen, — indem Ihr die Montmorency fortliebt. Ihr liebtet ſie ja, und wenn ich fordere, Ihr ſolltet ſie noch lieben, ſo bin ich nur Euer Gewiſſen, Euer guter Genius, der hier drei Leben retten möchte, das ihre, das meinige, und Euer eigenes Seelenwohl. Ach, um der Schmerzen der ewigen Liebe willen, ſeid treu, und ſagt Eurem Herrn, es gebe etwas Höheres in der Welt, als ein königlicher Wille. O laßt Euch doch nicht das Kleinod Eures Lebens rauben, ſeid kein Verbrecher an der Liebe, an Gott, der die Liebe ſelber iſt, und werdet um eines weltlichen Königs willen kein Schurke an dem Heiligthum des Lebens!"

Mit den letzten Worten, bei denen der Zorn über ihre Wangen flammte, ſtieß ſie ihn von ſich; ſeine eherne Bruſt war unerſchüttert geblieben, ſie hatte ſeinen Willen nicht gebeugt. „Ich habe die Montmorency nie geliebt," ſagte er, „nicht ſo, wie Ihr es nehmt in überſchwenglicher Art. Höhere Rückſichten machen ſich geltend und der Neffe des Königs, der Prinz Condé, wird ihr Gemahl."

„O ſo hört Ihr mich, Prieſter des Herrn!" fuhr die Marquiſe fort. „Steht nicht ſo theilnahmlos zur Seite, wenn die Menſchen wieder mit einem Herzen Handel treiben. Giebt es denn nichts Heiliges mehr auf Erden? nur Weltlichkeit in der Welt? Hört doch, wie dieſer Knecht der weltlichen Macht über ein Kleinod des Himmels ſchaltet. Höhere Rückſichten — ſagt er — gebieten. Prieſter des Herrn! wo iſt Dein Gott, der hier richtet, wenn die Menſchen ihr Heiligſtes verwüſten? Hat Deine Kirche keinen Spruch, Dein Himmel keinen Blitzſtrahl, ſo geh' und ſage Deinem Gotte, er ſei ein ohnmächtiger Mann, wenn er ſeine Welt, die er nicht mehr zu beherrſchen vermag, nicht wenigſtens zertrümmert. Sieh, Prieſter, ich, ein armes, elendes Weib, ſage dieſem Ritter hier, dieſer Zierde des Männergeſchlechts, meine Verachtung in ſein glattes Angeſicht. Er hat die Montmorency geliebt, ihr Liebe geſtanden; ein König ſagt ihm: Laß ſie mir, mein Freund, und der Freund des Königs huldigt ſeinem Willen. O ein guter König! Ich, ich kenne ſein Herz, ich liebte dieſen König, ich weiß, wie ſanft, wie edel, wie großmüthig ſein inneres Selbſt iſt. Aber was ihn umgiebt, iſt ſchwarz wie die Hölle, und ſein großes, gutes königliches Ich geht unter, weil man ihm knechtiſch dient. — O mein Gott, ich bin vernichtet! Hier ein weltlicher, da ein geiſtlicher Freund des Königs, die Ritterſchaft und die Kirche beugen ihr Knie vor dem Mächtigen, und der gute König iſt doch nur ein armer Menſch. — Doch was jammere ich um das neue Opfer, das fallen ſoll! Hab' ich doch für mich keine Gedanken mehr, ich bin ein längſt verhöhntes Weib und es gab keinen Ritter, der meine Farbe nahm, keine Kirche, keinen Gott, mein gekränktes Leben zu rächen."

Pater Cotton blickte ſtarr auf Henrietten; vor ſeinem forſchenden Blick war das Lächeln auf ſeiner Lippe verſchwunden. Baſſompierre ſah verwirrt und fragend nach ihm hin, als erwarte er ſeine Rede. Dann ſagte er ſelbſt: „Ihr vergeßt, Frau Marquiſe, daß Ihr von der heiligen Kirche nichts zu gewärtigen hattet, da ſie um Euer Freundſchaftsbündniß mit unſerm königlichen Herrn nicht wußte.“

„Muß ich das von Dir hören, Knecht der Welt!“ rief Henriette mit dem ganzen Stolze ihrer Würde. „Vor Dir mich rechtfertigen hieße mich erniedrigen. Wohl wußte ich nichts von den Formen der Kirche; was kümmert ſich ein Weib, wenn es liebt, um die Satzung? Auf den königlichen Lippen ſchwebte mein Leben und mein Glück, ſein Wort war mein Gebot, ſein Wille mein Geſetz, nicht weil er ein Mächtiger war, ſondern weil ich ihn liebte. Ihr könnt nicht ſagen, daß ich ein ränkevolles Weib geweſen, nicht durch Liſt und Ueberredung, — aus freiem Antrieb, weil ſein Herz gut war, erhielt ich das ſchriftliche Ehegelöbniß. Herzog Sully zerriß es vor meinen Augen. O ich weiß wohl, daß die hohe Staatskunſt einem beleidigten Weibe nicht zu Hülfe kommt! Herzog Sully iſt ein kluger Rechenmeiſter, das Leben als Exempel verſteht er trefflich, zu addiren und zu ſubtrahiren weiß er herrlich, um einen Factor iſt er nie verlegen. Höhere Rückſichten! ſagt Ihr. O auch Herzog Sully hat höhere Rückſichten, und auch er iſt ein guter Mann. Gott, daß ich an der Güte der Menſchen zu Schande wurde! Und Eure höhern Rückſichten, Herr Ritter, ich will ſie Euch entlarven. Der König liebt die Montmorency, und Ihr wart der armen Dame Verlobter. Baſſompierre, ſagte der König, ich will als Freund mit Dir ſprechen. Ich liebe Deine Braut, ich bete ſie an. Wenn Du ſie heiratheſt, ſagte der gute König, und ſie liebt Dich, ſo muß ich Dich haſſen. Wenn ſie mich liebt, obſchon ſie Dein Weib iſt, ſo mußt Du mich haſſen. Wozu wollen wir, ſagte Heinrich, unſer gutes Verhalten zu einander ſtören? Ich liebe Dich, Baſſompierre. Ich bin entſchloſſen, die ſchöne Dame an meinen Neffen, den Prinzen Condé, zu verheirathen. So gehört ſie zu meiner Familie und ich habe ein Recht, ſie zu lieben. Mein Neffe liebt mehr die Jagd als die Weiber, ich gebe ihm hunderttauſend Livres jährlich, und die Montmorency wird mir ein Troſt und Spielzeug ſein für meine einſamen Stunden, denn bei Gott! — ſagte der König — ich bin, trotzdem alle Welt mir Freund iſt, ſehr einſam, ſehr einſam in meinem Louvre! Geht, Herr Ritter, und ſagt dem Herzog von Sully, er würde ſich doch noch dereinſt verrechnen, der kluge, negative Mann! Geht und ſagt dem Könige, — nichts ſagt ihm, denn da ich ihn liebte, weiß er auch, daß ich ſein Herz, ſein edles Herz kenne. Ihr aber, Herr Ritter, wenn Ihr Eure Memoiren ſchreibt, wie man ſagt, Eure Abenteuer und Herrlichkeiten ſchildert, zeichnet doch ins Buch Eurer Geſchichte, wie ſehr Euch ein Weib, ein armes gebeugtes Weib verachtet!“

„Um Eurer Verworrenheit willen, Frau Marquiſe, verzeihe ich Euch,“ ſagte Baſſompierre mit mühſamer Würde. „Ihr ſeid krank und leidend; wie kann ich Euch zürnen!

Nur das ſollt Ihr wiſſen, daß ich meinen König bis zur Sünde lieben könnte, obſchon es nicht ſo iſt, wie Ihr denkt. König Heinrich liebt die Montmorency wie eine Tochter, und als ſeines Neffen Gattin wird ſie zur königlichen Familie gehören. Der Held Frankreichs wird alt, ſein Leben bedarf der Pflege von liebender Hand. Die Montmorency wird ihn wie einen Vater lieben, ſie wird die Falten des Grams von ſeiner Stirn ſcheuchen, ſie wird ſein großes Herz vor Trübſinn bewahren, ſie wird es ihm verſüßen, daß er Frankreichs größter Mann iſt. Denn das vergeben ihm ſeine Feinde nicht, ſeine Schwächen verzeiht ihm die Kirche, aber ſeine Größe nie. Weil er ſeinem Vaterlande den Frieden gab, bereitet man ihm Krieg. Aber ſeine Freunde ſtehen feſt, an ihrer Treue verhallt Euer Ruf ohnmächtig. Vor den Feinden Heinrichs, Frau Marquiſe, erhebet Eure verworrenen Klaggeſänge, nicht vor ſeinen Freunden!“

Mit flüchtiger Verbeugung und einem ſcharfen Seitenblick auf Cotton verließ er raſch das Gemach. Der Blitz, den das Auge des Prieſters auf ihn richtete, erreichte ihn nicht mehr.

Henriette war zu ihrem Lager geſchlichen, ſie lehnte ſich matt und müde in die Kiſſen, ihre gefalteten Hände bedeckten die fieberhaft heiße Stirn.

Cotton ſtand vor ihr. „Armes Weib!“ ſagte er ſtill, in ihren Anblick verloren. Wie er ſich über ſie beugte, ſchlug ſie das Auge auf. „Man hat recht, mich verworren zu ſchelten,“ ſeufzte ſie; „wenn ich blos elend wäre, das trüge ſich leichter.

Aber ich bin irre geworden an allem, was die Welt zuſammenhält, ich weiß nichts mehr zu faſſen, das Heilige nicht mehr zu ſondern vom Verruchten. Ich bin am Leben geſtorben, wozu ſoll ich noch an meinem Tode leben und zehren! Habt Ihr kein ſchnelles Gift für mich, ſo geht und ſchaut nicht ſo grauſam zu, wie ich mein Leben und meinen Tod überleben muß. Geht, ehrwürdiger Vater, Eure Kirche iſt für mich arm an Troſt. Geht, und ſagt dem Könige, daß ich demüthig bin, wie ein Kind, nicht aus Tugend, ſondern aus Schwäche, ich bin matt und müde. Sagt ihm, ich wolle die Louvreinſel verlaſſen, gleich, wann er will. Aber nach Bearn ſoll er mich nicht ſchicken, nicht auf ſeine Schlöſſer; ins Kloſter will ich. Geht, bittet ihn, ich will ein Kloſter bauen, wo man Meſſe lieſt für eine ſchon bei Lebzeiten geſtorbene Seele."

„Edles Weib," ſagte der Prieſter und legte ſeine Hand auf ihre Stirn; „ſeid gewiß, die Kirche hat nicht blos Troſt, ſie hat auch Rache; ihr ewiger Geiſt ruht niemals, oft wachte er im Stillen und tritt dann ungeahnt hervor. Für Frevelthaten liegt Troſt in der Rache!"

„Was ſagt Ihr?" flüſterte Henriette und blinzelte matt durch die halbgeſchloſſenen Augenlider.

„Die Kirche ſieht im Stillen alle Verbrechen der Welt, und wenn die Zeit reif iſt, tritt ſie hervor und hält Gericht! Ad majorem Dei gloriam!"

Aber die Marquiſe hörte nicht mehr ſeine Worte, ſie war eingeſchlummert. Er ſtand noch eine Weile vor ihr, in tieſes Sinnen verloren und über ihr ſchlafendes Antlitz gebeugt. Mit dem warmen Athem ihrer bebenden Lippe flog ein Seufzer an ſein prieſterliches Ohr. Auch vor Gott hat ein gekränktes Weib dereinſt keine andere Beichte als ſolchen Athemzug der zitternden Seele. Mit dieſer Beichte verließ der Prieſter das Gemach.

Dicht hinter dem königlichen Arſenal, in welchem Herzog Sully wohnte, lag eine enge, vielgekrümmte Gaſſe. Hinten verlief ſie ſich mit ihren Schlangenbiegungen weit ins Stadtviertel hinein, vorn ſtieß ſie auf den Boulevard Bourdon, der ſchon damals ein Sammelplatz der Müßigen war, obſchon er noch das Anſehen eines Feſtungswalles hatte. Das ſchöne Baſſin vor dem Zeughauſe war noch ein ſumpfiger Graben. Jene finſtere Straße hat jetzt, wenn nicht ihren Schmuz, doch wohl ihre Krümmungen und ihren Namen verloren. Man nannte ſie die Allerheiligengaſſe. Sie war das Aſyl armer Tagelöhner, die hier für weniges ein nächtlich Obdach fanden. Mit dem Hahnenrufe zogen ſie aus und ſchweiften heimathlos bis zu den entlegenſten Theilen der großen Lutetia-Paris. Erſt die Dämmerung verſammelte die Zerſtreuten wieder und die Tagesüber menſchenleere Straße wimmelte dann von Geſtalten der ſeltſamſten Art. Die ärmlichen Spelunken waren dann erleuchtet, aus den Feuereſſen ſtieg der Dampf der ſchwelgeriſchen Tafelfreuden, die für ein

Paar Sous käuflich waren. Hier und da hinter getränktem Oelpapier tranſparente Inſchriften, die offen oder geheimnißvoll allerlei Luſtbarkeit verhießen. Hier lockte die helle Pickelpfeife, dort grollte der ſchwermuthsvolle Dudelſack oder raſſelte mit Paukenſchlag das Tamburin und ſchüttelte mit wildem Taumel die Angſt des armen kargen Lebens auf Minuten aus dem irren Gehirn. In andern Höhlen, wo ſich die Miſère über ihren Zuſtand täuſchte, ging es ſtiller zu. Haufen von Männern und Weibern lagen am Boden oder ſaßen zuſammengedrängt, achtſam lauſchend, um den runden Tiſch; Würfel klapperten, rothe Kupfermünzen ſtanden auf dem Spiele und die leidenſchaftliche Stille mit dem eintönigen Geräuſch unterbrach nur der Jubel eines glücklichen Gewinners, welchen die Fauſt des Verzweifelnden, der auf die bretterne Tafel ſchlug, bald verſtummen hieß. Alle Götter des Lebens guckten aus den Spelunken heraus, auch Bachus, der Nimmerſatt, mit Becherſchall und Hochgeſängen. Und wie ſollteſt Du fehlen, Göttin der Liebe, Du Ueberall, Du Nichtsverſchmäherin, die Du den armen Menſchen nirgends, und eher noch im Pallaſte als in Lumpen, aufgiebſt! Und zündeſt Du nicht auch da ſchon Deine Fackel an, wo ſich der Tagelöhnerjunge den ſchmuzigen Mund wiſcht oder nach dem letzten Heller ſucht, weil er nicht berechnet, wie viel werth ſeine Liebe iſt. — Und all dies arme Menſchengewürm mit ſeinen heidniſchen Lebens- und Liebesgöttern ſtand im chriſtlichen Schutze Aller Heiligen. —

Es dunkelte bereits. Vor dem Arſenal waren ſchon die beiden Pechpfannen angezündet, welche die ganze Nacht hindurch brannten, als rothe Feuerzeichen, daß der Wächter des Staats, der Grandmaitre Sully, der über die Finanzen des Königreichs und über die Feſtungen commandirte, nie ſchlief. Am Tage durchprüfte ſein kluges Auge alle Bahnen, alle Mittel und Zwecke des Lebens, und Nachts, wenn er ſchlief, blieb doch ſeine Sorge wach und brütete in ängſtlichen Träumen über das Wohl und die Sicherheit Frankreichs. Der blutrothe Schein der Pechfackeln reichte über den Boulevard faſt bis zum Baſſin der Baſtille, vor deren Rande hochgeſchichtet die Kanonenkugeln lagen. Auch dieſe gelten für Wahrzeichen, daß bei den Hohen die väterliche Sorge für das Wohl des Volkes wacht, und eine Liebe, die ſehr feurig küßt und eiſerne Umarmungen bietet. Wenn man die Kanonenkugeln, die Baſtille und das ruhig feſte Antlitz des klugen Sully nebeneinander ſah, dann hätte man an ein ewiges Glück für Frankreich glauben mögen. Die großen Bürgerkriege waren verſchmerzt, der Religionshaß ſchien erlahmt, und auf dieſen Zuſtand der Ermüdung hatte Sully ſein Friedenswerk erbaut. Deshalb war ſein Augenmerk auf die Gleichſtellung der beiden Parteien, der Katholiken und Hugenotten, gerichtet geweſen. In dieſer Schwebe hing ſein ganzes Syſtem, ein Syſtem, das Heinrichs guter Wille über ganz Europa ausdehnen zu wollen Muth genug hatte. Er war als König von Frankreich in den Schooß der katholiſchen Kirche getreten, Sully aber blieb Hugenott und das Edict von Nantes ſicherte die bürgerlichen Rechte der proteſtantiſch

Gläubigen. „Sire,“ hatte Sully zu ihm geſagt, „Ihr ſtellt den Staat als Perſon vor, deshalb iſt es ſehr nothwendig, daß Ihr Papiſt zu ſein ſcheint, während ich, der ich den Staat verwalte, und ſeine Umſchwungsräder im Gange erhalte, Proteſtant bleibe, um an keinerlei Illuſionen Theil zu haben.“ Sully war nicht blos Heinrichs rechte Hand, er war Frankreichs Verſtand, der perſönlich gewordene Calcul, der das Facit des Lebens möglichſt gut herauszubringen ſucht. Er war der Mann des offenbaren Fortſchrittes in damaliger Zeit, der den Staat und ſein Volk aus dem Glauben des Mittelalters herausarbeitete, denn das war der Hauptſatz ſeiner Weisheit, daß Jeder glauben dürfe, was er wolle, ſobald er nur thue, was er ſolle. Es war ein großer Gedanke des neuen Zeitgeiſtes, daß der Staat ohne Kirche, ohne vorherrſchende geiſtliche Gewiſſensherrſchaft beſtehen, und nur ſo beſtehen könne. Perſönlich gründete ſich dieſer Satz bei Sully auf religiöſe Indifferenz, in der Geſchichte aber ſtellte ſich ſpäter dies Glaubensbekenntniß als eine Thatſache des allgemeinen Bewußtſeins hin. Sully's Verwaltung war eine ökonomiſche Muſterwirthſchaft. Aber er rechnete nur mit Zahlen, — mit Kanonenkugeln ſelten, weil er von der Gewiſſenhaftigkeit ſeines Calculs überzeugt war: Kanonenkugeln, ſagte er, ſind blos im Nothfalle ein fauler Rechnenknecht, wenn der Diplomatie das Exempel fehlſchlägt. Er hatte als Soldat die Bürgerkriege erlebt, die Ligue war vernichtet, Heinrich, der Inbegriff ſeiner Glaubensſätze, hatte geſiegt: und doch war er zu dem Ergebniß gekommen, die ſchwankenden Kriegswürfel lieber drohend in der Hand zu halten als ſie auf den Erdboden fallen zu laſſen. Dann nämlich hörte die Berechnung auf und die Obacht auf bürgerliche Wohlfahrt, dann wachte die Furie, die er für immer beſchworen zu haben glaubte, die Religion, wieder auf, denn Religion nannte man die Wuth des entzündeten Parteiglaubens, den Fanatismus, den die Prieſter mit den Lockungen des Himmels und mit den Schrecken der Hölle gepredigt. Er glaubte an ein rein menſchliches Königthum, das über allen Religionen ſtände. Das war, eingeſtanden oder nicht, der Fortſchritt von damals. Die Religionsſtürme hatten ſich ausgetobt, das materielle Wohl gedieh im ſchönen Frankreich, und wer die Finanzen und die Feſtungen des Landes in ſeinen Händen hatte, konnte ſich wohl leicht einen Herrſcher dünken. Sully hatte jedoch als Diplomat einen großen Fehler; er war — zu nervenſtark. Ihm fehlte die Gabe des Laubfroſches der bald den Kopf, bald reſpective das Gegenſtück in die Höhe ſtreckt, jenachdem er Sonnenſchein oder Trübung ſpürt. Sully hatte jeder Zeit den Kopf obenaus; er hatte nicht das Talent, um in der Atmoſphäre ſeiner Zeit die herannahende Schwühle zu wittern. Sein Königthum war blos materialiſtiſch; nur um die Lebensſtoffe, nicht um die Lebensluft, war ſein Geiſt bekümmert und der allezeit Kluge hatte ſich von den nach Frankreich zurückberufenen Jeſuiten die Erziehung der Jugend aus den Händen winden laſſen.

Alle dieſe Betrachtungen hätte jeder altkluge Sohn eines ſpätern Jahrhunderts machen können, wenn er, plötzlich in jene Zeit verſetzt, auf dem Boulevard Bourdon vor dem Arſenal des weiſen Sully wandelnd, bald die hellen Pechpfannen, bald die Kononenkugeln am Baſſin der Baſtille betrachtete. —

Da erſcholl ein lautes Hallorufen aus der engen Allerheiligengaſſe. „Holt ihn heraus! — Nieder mit ihm! —“ ſchrieen helle Stimmen, die dann ein dumpfes, hohles Gemurmel verſchlang. Die Straße hatte linker Hand einen Einbug, ſo daß ſie auf dieſer Stelle einen Platz bildete, wo Schubkarren, Wagen und allerlei Geräth, das die ſchmahle Häuslichkeit der Wohnungen nicht faßte, aufgethürmt lagen. Hier tobte ein Gewühl von Menſchen durcheinander. Die kleine hölzerne Bude, die der arme Thomaſſin bewohnte, war die Zielſcheibe der Volkswuth. Thomaſſin war eines jener ſeltſamen Weſen, die der Wahn der Leute mit dem Böſen im Bunde hielt. Er wohnte dort ſchon ſeit einiger Zeit, verkaufte Ignazpulver und Ignazwaſſer für allerlei Wunden des Leibes und der Seele, war Hundedoctor, beſprach das Vieh in der Seuche, wußte Gift zu miſchen und Gegengifte. und hatte von Zeit zu Zeit die Gabe, aus den Linien der Hand die Zukunft zu deuten. Er that ſehr karg mit dieſer Weisheit, eine Zeit lang war ſeine prophetiſche Zunge ganz gelähmt geweſen; erſt vor kurzem war ihm, wie er ſagte, der Geiſt wiedergekommen und er wiſſe nun Dinge die kein Menſch wiſſen ſolle, geſchweige die Heiligen, deren Ohnmacht ſonſt an den Tag käme, wenn ſie das Verhängniß nicht abzuwenden vermöchten. Den Tag zuvor waren junge Burſche geworben für den Heerhaufen, der in Deutſchland einrücken ſollte. Ein friſcher Junge aus der Allerheiligengaſſe hatte die Muskete genommen und zur Fahne geſchworen. Weil er aber ſein Mädchen lieb hatte, wollte er ſeine Zukunft wiſſen, denn das Kind weinte und ſprach, er werde nicht wiederkommen aus dem kalten Lande voller Bären und Wölfe. Da lief der Burſch in ſeiner Angſt zum weiſen Hundedoctor und ließ ſich für ſein Handgeld die Linien beſehen. Thomaſſin tröſtete ihn und ſagte, er werde gar nicht marſchieren; ſobald die Königin gekrönt ſei und noch bevor die Truppen aufgebrochen, ſei König Heinrich todt, und Maria von Medicis, aus erzkatholiſchem Blut und altchriſtlicher Abkunft, werde den deutſchen Ketzerfürſten nie zu Hülfe ziehen. Das hatte der alte Mann mit der langſamen Eintönigkeit ſeiner Stimme ſo hingeſprochen, wie eine entſetzenvolle Gewißheit. Dem jungen Kriegsmann aber rieſelte der Schreck durch die Glieder, mit beiden Händen fuhr er dem Alten in den grauen Bart, und ſtürzte über die Töpfe und Tiegel her, die der böſe Zauberer in ſeinem Gemach zu allerlei Säften brauchte. Der Greis ſchien an Mißhandlungen gewöhnt, er erhob keine Hand zur Gegenwehr; nur als der Uebermuth ihm eine Phiole, ein koſtbares Gefäß, vom Schranke riß, um auch an ihr ſeinen Zorn auszulaſſen, da ſchleuderte ihn Thomaſſin zu Boden, entriß ihm die Muskete und trieb ihn zur Thür hinaus. Mit ſtürmiſcher Haſt ſchob der Alte, der ſeine Kräfte wie neu belebt fühlte, den Riegel vor und hielt ſich für geborgen. Aber die Buben der Allerheiligengaſſe waren ſchon vor der Hütte verſammelt, der junge Kriegsmann ſchrie nach Rache, und wie das Gerücht, der Alte habe den Tod des Königs prophezeit, durch die Hütten und Höhlen des Pöbels lief, wälzte ſich bald eine tobende Menge zuſammen, die den alten Propheten ſchon längſt zur Rechenſchaft zu ziehen gedacht, um ſich für ſchlechte oder falſche Weiſſagungen an ihm zu rächen. Dieſem hatte er eine ſegensvolle Ehe verkündet und ſein Weib war ein keiſendes Weſen; dafür mußte der Prophet einmal büßen. Jenem hatte er eine troſtloſe Wahrheit vorausgeſagt, und weil ſie ſo richtig eintraf, wollte ſich der Unwille darüber längſt ſchon Luft machen; genug, die Gemüther der Allerheiligengäßler hatten Zunder für den Feuerlärm des ſchreienden Musketiers, die Buben warfen dem Propheten Steine aufs Dach, ſtarke Fäuſte rüttelten an der niedrigen Thür, die ſchmahle Hütte konnte der Gewalt ſo vieler Hände nicht lange widerſtehen. Die Weiber waren auf die Karren geſtiegen und bildeten eine Wagenburg voll Zorn und Haß, die Kinder kreiſchten mit heller Stimme dazwiſchen, alles zuſammen gab in der Dunkelheit ein wüſtes Gewirr. „Er iſt kein Franzoſe!“ ſchrieen Einige, „er iſt ein Italiener, darum prophezeit er ſo läſterliche Dinge!“ — „Holt ihn heraus, wir wollen ihn fragen, ob er ein Franzoſe iſt, dann wollen wir ihn in die Seine werfen; wo nicht, ſo zünden wir ihm den langen Bart an und leuchten ihm ſo über die Grenze!“ –

Mitten durch den Lärm der Verwilderung erſcholl vom Boulevard her der Hufſchlag einiger Reiter. Auf weißem

Roß eine hohe kriegeriſche Geſtalt, zwei Knappen voran mit Fackeln, ein Troß von Cavalieren zu beiden Seiten. Der Tumult hatte ſie herbeigelockt. Sie ſprengten am Arſenale vorbei bis zum Eingange der Gaſſe. Niemand von den Umſtehenden wußte Auskunft zu geben, und ehe noch der Befehl an einen der Junker erging, in die Straße zu lenken, hatte der König ſelbſt ſchon ſeinem Pferde dieſe Richtung gegeben. König Heinrich war der Reiter auf dem ſchnaubenden Weißen, der ſo eben einen der Begleiter nach dem Namen der engen Gaſſe fragte. „Hier feiert der Pöbel ſeine Orgien, Sire," ſagte der Herzog von Epernon auf dem dunklen Andaluſier, „es iſt die Allerheiligengaſſe; nicht räthlich, Sire, in der Engſchlucht mit Schmuz und Pöbel zu kämpfen."

Der König lachte und ſpornte das unluſtige Pferd, das mit dem Herzoge gegen den Pöbel ſympathiſirte. „Eher fürchte ich bei Nacht und Nebel die Allerheiligen, als mein Pariſer Volk!" ſagte Heinrich, immer guter Dinge voll und zu Humor aufgelegt, um das Leben an ſeinen Endſpitzen und in ſeinen Gegenſätzen zu erfaſſen.

„Eher einer Batterie entgegen, als dem Pöbel in den Rachen!" murrte der Duc, aber Heinrich ritt ſchon hinter den Fackelträgern dem Schauplatze der Begebenheit entgegen. „Ein König ſoll auch die Höhle des Jammers kennen," ſagte Heinrich mit ungewöhnlichem Ernſte, um dem Begleiter Stillſchweigen aufzuerlegen. Die Paſſage wurde enger, die Pferde drängten ſich an und hinter einander, nur der Schimmel des Königs leuchtete im Fackelſchein hell heraus. Auch auf die hohe Geſtalt des ritterlichen Helden fiel der Schimmer und machte ſie den Umſtehenden erkenntlich. „Der König, der König!“ ſcholl es von Munde zu Munde immer lauter bis zu der verſammelten Menge, die das Haus des Todespropheten ſtürmte. Die Thür war erbrochen, und zwei derbe Allerheiligengäßler ſchleppten den ſchreienden Thomaſſin aus der Hütte hervor. Da übertönte der helle Freudenruf: „Es lebe der König!“ das Geſchrei des Haſſes. Alles ſtürzte dem Reiterzuge entgegen, der eben auf dem Platze hielt. „Wollen wir den Propheten unter die Pferde werfen?“ ſchrieen Einige. — „In den Sack mit dem Zauberer und in die Seine mit dem Sacke!“ riefen die erbitterten Weiber von den Karren herunter. Die Buben jauchzten ihr Vive Henri le Grand! und raſſelten mit den Pflaſterſteinen, der allezeit bereiten Waffe des großen Haufens; Freude und Wuth liefen im bunten Gemiſch wirr durch einander und der Ausdruck des Jubels nahm faſt die Miene des Zornes an. Vier Grobſchmiedsfäuſte hielten den Uebelthäter hoch über die Menge und brachten ihn unter den Schein der Fackeln. Da hing der Prophet ſchwebend und zitternd dicht vor dem Auge des Königs, der von dem Vorgange der Sache bereits in Kenntniß war. „Halt!“ rief Heinrich mit ſeiner hellen Kommandoſtimme, vor welcher der Athemzug ganzer Heerhaufen ſtockte. Er fragte nach dem Namen des Elenden. „Thomaſſin der Hundedoctor!“ rief die Menge. Wie der König die Hand erhob, war alles wieder plötzlich ſtill. „Es iſt ein ungläubiger Thomas!“ ſagte er lächelnd; „ich bitte Euch, Freunde, verſchont ihn um der Hunde willen!“ Ein donnerndes Lebehoch erſcholl auf dieſen Scherz aus königlichem Munde. Die Roſſe bäumten ſich, der König winkte, und die Fackeln voran, der Schwarm der Kavaliere hinter ihm, ritt er langſam nach dem Boulevard zurück. Wie eine ſchwarze Wolke drängte der Haufe nach. Die vorderſten Reiter ſprengten ſchon raſch über den breiten Wall, ſobald ſie den Ausgang gewonnen, da erhoben ſich ein Paar Stimmen an der Ecke der Gaſſe: „Es lebe Heinrich von Navarra!“ Der Ruf, ſeit lange nicht mehr das Feldgeſchrei einer einzelnen Partei, war auffallend, und ein Junker zu Pferde, der zu den Letzten im Zuge gehörte, mochte eine Beeinträchtigung der Würde des Monarchen von Frankreich darin ſehen. „Heinrich von Frankreich, Heinrich der Große lebe!“ ſchrie er den Rufern zu und hieb den Einen mit der Gerte über den Kopf. Allein zwölf kräftige Arme lehrten ihn bald eines Beſſern. Im Nu war der exaltirte Edelknabe, der vor Schreck die Sprache verlor, vom Pferde geriſſen und den Händen der Menge blosgeſtellt. „Keine Gewaltthat!“ riefen Einige aus dem Gewühl. „Gebt ihm Pardon, heute muß jeder Lump leben bleiben! Wir ſind Franzoſen, es lebe unſer König!“ Dies fand Anklang; man war generös und ſetzte den Junker wohlbehalten wieder aufs Roß, gab ihm und dem Thiere einen Fauſtſchlag auf den Rücken, und der Gerettete ſprengte eilends dem Zuge nach, der ſchon weit voraus war. Das allgemeine Lebehoch verſchlang dies kleine Ereigniß, und der Junker wird reinen Mund halten, falls ſeine Kleidung nicht einige Spuren der Volksgunſt an ſich trägt.

Hinten in der Allerheiligengaſſe war der Lärm noch nicht geſtillt. Thomaſſin hatte die Gelegenheit wahrgenommen, ſich den Händen ſeiner Würger zu entwinden, und war in ſeine Hütte zurückgeſchlüpft. Aber ihr Eingang blieb vom Volkshaufen beſetzt; man geſtattete ihm nicht, die Thür zu ſchließen, und ſo kroch er in ſein Laboratorium zurück und ſaß ſtill im Dunkeln unter ſeinen zerbrochenen Flaſchen und Tiegeln. „Soll der ränkevolle Italiener ganz frei ausgehen?“ fragte ein erhitztes Weib, der Thomaſſin durch ſeine Prophezeiung den Galan abſpenſtig gemacht. — „Seid ruhig,“ tönte die Stimme eines begüterten Bürgers, „der König ſelbſt hat ihn begnadigt.“

„Ei was!“ ſchrie ein Schuſterjunge, „ein König hat gut begnadigen, ein König darf ſich mit einem Lump nicht abgeben, aber wir, die wir ſelbſt Lumpe ſind, können keinen Pardon geben!“

„Nieder mit dem Ausländer, der uns verhöhnt, weil die Königin auch eine Wälſche iſt!“ So ſchrieen friſche Stimmen, als der Schwarm, der dem Könige bis zum Boulevard das Geleit gegeben, zurückkehrte.

„Halt!“ rief ein Gemäßigter mit entſchloſſener Würde, „laßt mich hinein zu dem falſchen Propheten, und Ihr Zwei kommt mit mir. Laßt uns doch hören, wo er ſeine Weisheit her hat. Und dann wollen wir ihm ſagen, daß wir, die wir Franzoſen ſind, keine italieniſchen Intriguen dulden. Verhaltet Euch ruhig, wir bringen Euch Kunde."

Der Vorſchlag fand Gehör und drei bis vier Männer drangen in das Haus; der Hauſe hielt die Thür beſetzt. Die Buben ſtimmten allerlei Lieder an, bis endlich alles in ein etwas verworrenes Volkslied einſtimmte, das ungefähr deutſch gelautet hätte:

Laßt uns nur die Hände reichen
So zum Leben wie zum Tod.
Fangt nur an bei Euresgleichen,
Denn die Hohen ſtehn zu hoch!

Da machten ſich in dem bunten Gedränge mehrere ſchwarzgekleidete Geſtalten bemerklich, vor denen das Volk zurückwich, ſo daß ihnen Raum blieb, bis zur Thür des Hauſes vorzuſchreiten. „Im Namen Gottes! was iſt Euer Beginnen?" ſagte einer der Geiſtlichen und ſtreckte die Hand gen Himmel. — Der Lärm verſtummte um ſie her. „Es ſind Väter von der heiligen Geſellſchaft!" flüſterte es durch die Menge und die ſturmbewegte Volksmaſſe ſtand wie die ſteile Waſſerwand im rothen Meer, durch das Moſes ſein Volk führte. „Wir wiſſen nicht, was der Mann zu Euch ſprach, noch weshalb Ihr ihn verfolget!" ſprach der Geiſtliche mit kräftiger Stimme. „Aber wehe Euch, wenn Ihr den Geringſten unter Euch antaſtet. Wißt Ihr nicht, daß ſich die Weisheit des Herrn oft der Unwürdigen bedient und durch die Zunge der Einfältigen redet! Wer will es ſagen, ob nicht ein Geiſt über ihn gekommen iſt, vor dem wir uns beugen müſſen? Ihr Leichtbethörten! Von wem ſoll die Prophezeiung kommen? Von den Hohen, die im eitlen Glanz der Welt vor Euch wandeln? Von den Großen, die dem Baal opfern? Oder von den Stillen, die der Herr in ihrer Einſamkeit heimſucht? Gehet fort in Eure Wohnungen, gehet und betet für den König, der ſo gut wie Ihr unter der Hand Gottes ſteht, die ſich unſer Aller erbarmen mag.“

Der Mohngeiſt der prieſterlichen Betäubung wirkte auf die Menge, und wie ſich die geiſtlichen Brüder umwandten, den Weg fortzuſetzen, wich alles zurück und bildete vor und hinter ihnen eine Gaſſe. Da ſtürzte Thomaſſin mit zerriſſenem Gewande aus dem Hauſe. Er hatte ſich verſteckt gehalten und die vier Abgeſandten des Volks ſuchten ihn vergeblich in der dunkeln Behauſung. Als der Lärm draußen jetzt ſchwieg, ſtürzte er hervor und ſteckte ſeine gebückte Geſtalt unter die ſchwarzen Gewänder der Jeſuiten. „Nehmt mich in Schutz!“ flüſterte er zitternd. — „Geht von hinnen!“ ziſchte der Redner ihm ins Ohr, „wer hieß Euch den Auflauf erregen, flieht, flieht!“ — Zurück in das Haus konnte der Gehetzte nicht; ſo flog er durch die Oeffnung, welche die Menge den ehrwürdigen Vätern bahnte, und war wie ein Pfeil mitten unter dem Haufen. Sein weiteres Drängen, um den freien Ausgang zu gewinnen, machte ihn aber auffällig . . . „Haltet ihn!“ ſchrieen einige Verwegene, „er ſteckt noch unter den frommen Kutten!“ — „Er läuft nach dem Boulevard, ſetzt ihm nach!“ riefen Andere am Ausgang der

Gaſſe, den Thomaſſin ſchon erreicht hatte. Um die Geiſtlichen blieb eine devote Menge, ſie ſtill geleitend; die übrigen drängten vorwärts. Man ſah den Flüchtling dem Baſſin zueilen, der Schein der Pechpfannen vor dem Arſenale zeigte ſeine Geſtalt, dann war ſie plötzlich verſchwunden und die Verfolger eilten vergeblich nach allen Seiten den Boulevard entlang.

Wenn man die breiten ſteinernen Stufen im Arſenal hinaufſtieg, an den ſchweren, mit Rüſtungen aus alter Zeit geſchmückten Pilaſtern vorbei, ſo betrat man den großen Waffenſaal, der die Zimmer des Herzogs von Sully von denen ſeiner Familie trennte. Die Reihe der Gemächer lief nach beiden Seiten hin um den großen Hofraum; ganz hinten, der Welt entzogen, faſt klöſterlich verſteckt, lag das Arbeitszimmer des Principalminiſters, ein ſchmales einfenſtriges Gemach mit der Ausſicht nach einer kahlen Wand und drüber der Himmel. Ein Paar karge Armſeſſel, eine lange Tafel mit Schriften und Briefen, in der Ecke aus dem Mauerwerk heraus ein eiſerner Arm, der den Helm und den Federbuſch, ſammt Bruſtharniſch und Beinſchienen, und das ſchwarze Sonntagswamms des kriegeriſchen Staatsmannes trug: das waren die Geräthſchaften in dem kleinen Gemache; der Diplomat von damals ſaß unter ſeinen Acten und Papieren wie im Feldlager. Statt des Spiegels hing eine Karte von

Frankreich an der Fenſterwand, ihr gegenüber das Bild des Königs mit dem ſchönen großen Bourbonenauge, das juſt auf der Karte von Frankreich ruhte. Ueber der Thür hingen Sporen, Piſtolen und ein altes Reiterkoller, das der Herzog, damals noch Oberſt Rosny, bei Marmande trug, wo ihn ſein ritterlicher Herr mit eigener Hand aus dem Gemetzel der feindlichen Haufen heraushieb. Dieſe eine That wäre genügend geweſen, Sully zum lebenslänglichen dankbaren Freund und Diener des Königs zu machen; aber das innige Verhältniß Beider ſtützte ſich ſchon auf eine Gemeinſamkeit von Jugend auf. Elf Jahr alt wurde Maximilian von Bethune, der Sohn des Baron von Rosny, den Eltern Heinrichs zugeführt, und empfing mit dem jungen Prinzen dieſelbe geiſtige wie leibliche Nahrung. Der blutdürſtigen Wuth der Bartholomäusnacht war Maximilian durch Zufall, und wie ſein fürſtlicher Freund durch die Vorſorge eines Dieners entgangen. Bald ſah man ſie in dem Bürgerkriege dem Fanatismus der Ligue die dreiſte Stirn bieten. Bei der Belagerung von Marmande befehligte Rosny ein Corps Arkebuſiere; hier war es, wo ihn Heinrich aus den Händen der Feinde rettete. Die Schlacht bei Coutras entſchied er durch ſeine klug benutzte Artillerie, und bei Ivry, wo er wundenbedeckt dreimal die Pferde wechſelte, die ihm unter dem Leibe fortgeſchoſſen wurden, umarmte ihn der königliche Sieger auf offenem Schlachtfelde Angeſichts der jubelnden Soldaten. Heinrich war erſt jetzt wirklich König und Herr des Reiches, und Sully hatte alles mit erobern helfen, das Reich für

Heinrich und Heinrich für Frankreich. Als der König in Paris einzog, konnte er mit Recht und Fug ſagen: Nun wollen wir den Frieden, den wir erobert haben, den Franzoſen zu Nutze machen. Wohl möglich, daß Sully, blos weil es der Drang der Zeit erheiſchte, Kriegsmann geweſen war; mit dem Frieden erſt entfaltete ſich ſein eigenſtes perſönliches Naturell. Er vereinigte das kalte Blut des Philoſophen mit der Thätigkeit des Mannes, mit der Erfindſamkeit des praktiſchen Genies. Er ging als Geſchäftsträger nach Italien und brachte Heinrichs Vermählung mit der Medicäerin zu Stande. Durch den Uebertritt des Königs zur katholiſchen Kirche und durch dieſen Bund mit einem italieniſchen Hauſe ſollte der katholiſch-ſpaniſchen Ligue ein Genüge geſchehen, um ein neues Regiment in Frankreich zu ſichern, das ſich nur mit dem Glücke des Landes befaßte. Daß aber mit blos formeller Abfindung eine Genugthuung für lange Zeit möglich ſei, war der Irrthum, in den die damalige Diplomatie gerieth. Und Heinrichs Pläne lieſen einer ſolcher Eintracht ziemlich baar entgegen; er wollte dem Hauſe Spanien und der Hierarchie ein europäiſches Gegengewicht entwickeln. Frankreich und die deutſchen Proteſtanten ſollten ſich näher treten, und als Sully nach England ging, gewann er an Eliſabeths Zuſage die thätigſte Unterſtützung des großen Bundes, der damals alle die Ideen des Fortſchritts bezweckte, die man in ſpätern Jahrhunderten Emancipation der Weltlichkeit von der Satzung und vom Wahn des Herkommens nennen konnte.

In Deutſchland begann erſt mit dem Proteſtantismus ein modernes Staatenleben, wo der Staat ſich ſelbſt Zweck iſt und nichts will als das materielle Wohl des Volks. In Frankreich war es Sully, der den Machinationen einer im Finſtern brütenden Geiſtesherrſchaft gegenüber den großen Plan faßte, der Staat ſei für die Bürger dazu da, um unter ſeinen Flügeln glücklich und fröhlich zu ſein. Daß dies Streben nach dem weltlichen Völkerglücke für Heidenthum galt, darüber konnte ſich der Großmeiſter Sully tröſten, dem Millionen beglückter Menſchen ins Angeſicht blickten, der die Schlüſſel zu den Schätzen des Königreichs Nachts unter ſeinem Kopfkiſſen hielt und auf deſſen Wink die Baſtille und die ganze Reihe der Hafenfeſtungen am Strande Feuer ſpie. Das waren Rückhalte für Sully's Regierungskunſt: das Glück der Lebendigen war lediglich Ziel ſeines warmen Eifers und es kam bei der Staatskunſt von damals wirklich darauf an, mit beglückten Völkern die Obmacht der Kirche zu bekämpfen, ſo daß es möglich wurde, die lockenden Verheißungen des Himmels durch die Gewährung eines reellen Erdenglücks außer Kraft zu ſetzen. Es galt dies auch damals ſchon für heidniſch in der Entwicklung der Menſchheit; aber Sully war der Mann darnach, daß er ſagen konnte: Nur der glückliche Menſch iſt ein tugendhafter.

Es war nicht der geringſte Triumph für ihn, als Königin Eliſabeth weiland die Hand auf ſeine Schulter legte und zu ihm ſagte: Ihr ſeid, bei Gott! ein ſehr kluger Mann, Herr Marſchall von Frankreich. — Nicht auch ein guter?

fragte er die Majeſtät von England. — Klugheit iſt die höchſte Güte, ſagte Eliſabeth damals, und mit dieſer königlichen Definition ging Sully nach Frankreich zurück, und die Briefe, die er mitbrachte, ſicherten Englands ganzen Beiſtand zur Demüthigung des ſpaniſch-öſterreichiſchen Hauſes in Europa. Der König hatte während dieſer letzten Abweſenheit das Landgut ſeines Freundes und Dieners, das ſchöngelegene Sully an der Loire, zum Herzogthume erhoben, und ſeitdem war der Großmeiſter nach dem König der höchſte Mann in Frankreich; der wichtigſte war er ſchon lange.

Der Miniſter von Frankreich ſaß in dem kleinen Arbeitszimmer. Das Licht der Lampe, die von der Decke hing, fiel auf ſeinen kahlen weißen Scheitel. Auf dem harten, hölzernen Seſſel, im altmodiſchen abgetragenen Wamms, das Haupt über den Tiſch gebückt, der von Briefen und Papieren überdeckt lag: ſo brachte der Mann, auf deſſen Wink Millionen gehorchten, den Haupttheil ſeines kargen eintönigen Lebens hin. Wir bemitleiden den Mönch, der, um die Gewißheit eines Himmels zu haben, in knieender Stellung ſeine Tage verbrütet, ſich gegen alle Wonnen der Erdenwelt, gegen allen Rauſch der entzückten Leidenſchaft der Seele verſchließt, um einem einzigen ſtillen, farbloſen, wie er meint, gottgefälligen Gedanken nachzuhängen. Hier aber erſchien ein Weltlicher, der ſich nie um den Himmel der frommen Demuth kümmert, ein Staatsmann, der die Bündniſſe der Fürſten, Krieg und Frieden ſchließt, nur für das leibliche

Wohl, die irdiſche Glückſeligkeit eines Volkes ſorgt, — nicht minder in der Geſtalt eines wirklichen Büßers. Die Herrlichkeiten der Erſcheinungswelt erfreuen ihn nicht, der Glanz des Lebens gilt ihm nur für die Maskerade, die etwas anderes bedeutet als ſie iſt, die Farben ſind für ihn erblichen, das nackte Weſen der Zuſtände beſchäftigt ihn, und auf der Tafel ſeiner Seele iſt alles ausgelöſcht, was die Menſchen als harmloſer Genuß der Annehmlichkeiten des ſchönen flüchtigen Daſeins lockt und täuſcht und beſeligt. Mich dünkt, es giebt auch mitten im Geräuſche des Lebens einſame Stätten; Herzog Sully war bei der lebendigſten weltlichen Geſchäftigkeit nicht weniger als der Ascet in der Wüſte ein Einſiedler. Seine Lebensweiſe war ein ſchlichtes Einerlei. Um vier Uhr des Morgens ſtand er auf und arbeitete bis Neun. Dann ging er in das Conſeil zum Könige, ſpeiſte dann ziemlich einfach, gab nach Tiſche allen Parteien, Geiſtlichen und Weltlichen, Bürgern und Bauern Gehör, arbeitete wieder bis Abend und ſchloß dann die Thür des Arſenals, um mit den nächſten Geſchäftsfreunden über das Wohl Frankreichs in etwas mehr traulicher Weiſe nachzuſinnen. Man hielt ihn für hart, zäh, unduldſam, widerſpruchsluſtig. Die Franzoſen nannten ihn einen Römer, bei Hofe ſpottete man über die Frugalität des Principalminiſters und ſchmückte ſich mit dem Witzworte der Marquiſe von Verneuil, die ihn den „allezeit Negativen" nannte, der nie in dem Leben Ja geſagt. In der Sorge um Frankreich waren auch alle ſeine Gefühle aufgezehrt, und ſelbſt ſeinen König und Freund ſchien er nur um des Vaterlandes willen zu lieben. Es war hier ein ganzer Menſch ſeinem Dienſte als Opfer verfallen, und was als Entſchädigung dafür gilt, Familienglück, war ihm nur karg zugemeſſen. Es iſt merkwürdig, daß die Söhne eines ſo ſtreng proteſtantiſchen Vaters ſich zum Katholicismus neigten, daß alle ſeine Kinder, mit Ausnahme der Herzogin von Rohan, ſpäter in den Schooß der Mutterkirche zurückkehrten. Auch Sully's Gattin, die kurz vor der Hochzeit zum Proteſtantismus übergegangen war, neigte ſich bald wieder im Stillen der alten Lehre zu. Das fühlte Sully, obſchon er ſich kein Geſtändniß darüber einräumte, und ſo war ihm denn ſelbſt in ſeiner nächſten Umgebung die Atmoſphäre der Zeitſtimmung entgegen. Gefährdet aber hielt er um deswillen noch nicht die Richtigkeit ſeines großen ökonomiſchen Exempels, in deſſen Facit er alle Nummern des Lebens aufgegangen ſah; nur an perſönlicher Genugthuung ſchien er ſich arm zu fühlen, was ſein ſtarker Wille gelaſſen ertrug. In ſeinen Denkwürdigkeiten klagt er, daß er nur von Creaturen umgeben, daß niemand da geweſen, der auf ſeine und König Heinrichs Pläne einging. Zu dieſen ſeinen Memoiren, die er ſpäter ſchrieb oder vielmehr ſchreiben ließ, ſammelte er ſchon damals in Nebenſtunden die einzelnen Züge. Es war ſeine einzige Erholung, der einzige Liebesdienſt, den er ſich that.

Sully forſchte in einem Briefe, den er zu wiederholten Malen las. Wie er ſich jetzt in den Armſeſſel zurücklehnte, fiel das volle Licht der Lampe auf den obern Theil ſeiner

Geſtalt. Man hätte dies Antlitz mit dem kahlen Scheitel wirklich für ein mönchiſches halten können. Dieſe Tonſur hatte ihm keine Ordensregel, die Sorge für das Wohl des Staates hatte ſie ihm aufgezwungen. Der Staat war ſein Gott und im Dienſte dieſes Gottes war ſein Haupthaar verſchwunden. Nur um die Schläfe ringelte ſich ein dünnes graues Gelock, während um ſein Kinn die Zierde der männlichen Kraft noch in Blüthe ſtand und ein reiches volles Barthaar ohne Spuren des verſilbernden Alters auf die Bruſt herabhing. Sein ſchwarzes Kleid war alt und fahl; um die ſteife Halskrauſe lief eine ſchwere goldene Kette, an der ein großes Medaillon mit einer Kapſel hing, die das Bild des königlichen Freundes barg. Dies war im langen Laufe ſeiner Jahre ſein einziger Schmuck, ſein König die einzige Freude ſeines Lebens. In den Zügen des Mannes lag nichts Scharfes, nur etwas Feſtes und Stilles. Sein Auge war nicht beherrſchend, nur klug und ſicher; aber dieſe Sicherheit ging jetzt eben in einige Unruhe, in eine Aufmerkſamkeit über, die man ungewiſſen, geheimen Dingen ſchenkt, ſelbſt wenn man ſie nicht für allzu wichtig hält. Der Brief, deſſen Inhalt den Miniſter beſchäftigte, war gar nicht an ihn, er war an den Provincial der Geſellſchaft Jeſu in Moulins gerichtet; es war eine jener Conduitenliſten, welche das Clermont'ſche Collegium zu Paris, wie jedes andere in allen Ländern der Chriſtenheit, von Zeit zu Zeit an den General des Ordens nach Rom zu ſenden hatte, eine Aufzählung der einzelnen Mitglieder, eine Abſchätzung ihres Werthes für das Heil und den Nutzen der Geſellſchaft. Zu den vielen Begünſtigungen, die man den Jeſuiten in Frankreich eingeräumt, gehörte auch die Beförderung ihrer Briefe durch königliche Poſten. Hierdurch glaubte Sully's Politik einen nicht geringen Triumph im Stillen erlangt zu haben, indem es nun ſeiner Wachſamkeit nicht unmöglich blieb, eine Einſicht in den Verkehr der Geſellſchaft zu gewinnen. Um der Wohlfahrt Frankreichs willen hielt er dies widerrechtliche Mittel der Verletzung brieflicher Geheimniſſe für erlaubt, ja geboten. War doch alles, was König Heinrich den Jeſuiten in ſeinen Staaten eingeräumt hatte, nur aus Politik geſchehen, um die mächtige Geſellſchaft, die an allen katholiſchen Höfen Fuß gefaßt hatte, zu beſchwichtigen und gleichſam zu ſättigen, damit ſie nicht, der Spürkraft des weltlichen Auges entzogen, wie ein hungriger Dachs im Dunkel gelagert, im Geheimen deſto tiefer wühlte. Die frühere Unthat eines entarteten Mitglieds derſelben war theils vergeſſen, theils deren Zuſammenhang mit den Zwecken der Geſellſchaft ganz widerlegt. Trotz der damals erfolgten Verbannung aus Frankreich waren ſie in dem päpſtlichen Avignon, in Bordeaux, in Cahors, in mehrern Theilen des Reiches unangefochten, ja von der Bevölkerung des orthodoxen Südens geſchirmt geblieben. Bei der Eheſcheidung des Königs war Sully's Politik auf die Bedingung des Papſtes, die Jeſuiten zurückzuberufen, eingegangen, und trotz dem Widerſpruche der Sorbonne und der Univerſitäten hatte die Geſellſchaft in Paris ihr Clermont'ſches

Collegium, und im ganzen Lande ihre Profeßhäuſer und Schulen wieder eröffnet. König Heinrich wähnte, ſie durch Wohlthaten mehr beſiegen zu können als durch Verfolgung, Sully glaubte ſie innerhalb Frankreichs beſſer zu überſehen, ihre etwa gefährlichen Verſuche leichter unſchädlich zu machen, als wenn ſie ihre ganze ungetheilte Kraft darauf verwendeten, die feindliche Ligue der Häuſer Habsburg und Spanien noch drohender zu machen. In Spanien, wo der dritte Philipp die Moriskoes vertrieb, herrſchte religiöſer Fanatismus; der Kaiſer in Deutſchland wurde von Spaniern und Jeſuiten geleitet, und die katholiſche Ligue unter Max von Baiern trat dem Bündniſſe der Proteſtanten unter Friedrich von der Pfalz immer offener entgegen. In England hatte man aus Furcht vor geheimen katholiſchen Pulververſchwörungen Frieden mit Spanien geſchloſſen und das Haus Stuart war nicht, wie früher Eliſabeth, geneigt, ſich mit Frankreich zur Sicherung des Völkerwohls zu verbünden. Genug, es ſchien klüger, die heilige Geſellſchaft zu dulden und zu begütigen als ſie offen zu befehden, zumal da man nicht immer dieſelben geheimen Waffen gegen ſie führen konnte. Eben ſo nothwendig ſchien es aber, ſie zu beobachten, und wenn die Politik auf dem Wege der Intrigue ſich in den Briefwechſel der Geſellſchaft Einblicke verſchaffte, ſo hatte ſie von dieſer nur erſt die Anfangsgründe in der Lehre gelernt, nach welcher ein Zweck das Mittel heiligt. Der Miniſter von Frankreich hielt es nicht für entwürdigend, wenn er die Briefſiegel der Jeſuiten mit einer kleinen Feile löſte und unſichtlich wieder zuſammenfügte.

War der Staat ſein Gott, ſo konnte er ſo gut wie jene ſagen, es geſchehe ad majorem Dei gloriam. Zur größern Ehre Gottes geſchieht ja alles Menſchliche, was aus der Ueberzeugung fließt. Es kommt nur darauf an, wie man den Gott erklärt, wo man ihn ſucht und findet!

Seit einiger Zeit war Sully noch ſorgſamer geworden im Aufſpüren der brieflichen Mittheilungen zwiſchen dem Collegium in Paris und dem Provincial der Geſellſchaft in Moulins, durch welchen die Berichte nach Rom befördert wurden. Man traf bei Hofe die Vorkehrung zu den Krönungsfeierlichkeiten der Königin, die noch immer verſchoben waren und nun im Monat Mai, noch vor der Abreiſe des Königs nach Deutſchland, in Verſailles vollzogen werden ſollten. Es ging das Gerücht, die Väter Jeſu würden dieſe Feierlichkeiten benutzen, um ſich der Königin auf verbindliche Art zu nähern. Nebenbei ſchien es, als ſuchte die heilige Geſellſchaft das Ausrücken der Truppen zu hintertreiben und dem Volke den Zug nach dem Rheine zu verdächtigen; die Anſpielungen der Kanzelredner erſchwerten offenbar das Anwerben zum Feldzuge, der allerdings zum Beſten der proteſtantiſchen Partei in Deutſchland geſchah.

Der Brief, den Sully in ſeinem geheimen Cabinet eröffnet hatte, enthielt nichts von Belang, was über Derartiges Aufſchluß gab. Er war von dem Ausſchuſſe der Profeſſen des Collegiums unterzeichnet und ſtattete Bericht ab über die Wirkſamkeit der Anſtalt und über die Zweige des Unterrichts, den der junge Adel von Paris in den Hörſälen der Jeſuiten erhielt. Zu den Profeſſen gehörte auch Pater Cotton, der in der formellen Function eines königlichen Beichtvaters bei Hofe reſidirte, und Sully glaubte in der Abfaſſung des Berichtes die Hand dieſes Prieſters herauszufühlen. — Man machte in der Geſellſchaft zwiſchen Profeſſen und Scholaſtikern einen weſentlichen Unterſchied. Dieſe legten nur die drei gewöhnlichen Gelübde ab, des Gehorſams, der Armuth, der Keuſchheit; jene thaten noch um eines vierten Punktes willen Profeß in die Hände des Generals, wornach ſie ſich zu fortwährenden Reiſen im Dienſte des Papſtes verpflichteten. Dieſe Profeſſen bildeten die Eingeweihten, das allezeit fertige Heer des Statthalters Chriſti, das an allen Orten der Chriſtenheit Wache hielt und ſeine Poſten oft wechſelte; ſie waren die fliegende Brücke, welche die Kirche an allen Höfen raſch aufſchlug und eben ſo ſchnell wieder abriß. Mit den Scholaſtikern beſetzte man in der Regel die Lehrkanzeln, mit Ausnahme der Stelle des Caſuiſten. Der Caſuiſt war am Collegium der Logiker, der Vertreter der freien Forſchung, der die Scrupel dialektiſch löſte. Von Dieſem hatte man gern, wenn er durch das vierte Gelübde ebenfalls zur unbedingten Verfügung ſtand, um hier einem Fürſten im Geheimcabinet ſeine Zweifel zu löſen, dort einem klugen Irrlehrer offen die Spitze zu bieten. Der Brief an den Provincial der Geſellſchaft in Moulins, den Herzog Sully in Händen hielt, ſprach von dem Falle, daß man ſich im Collegium Clermont genöthigt geſehen, einen Scholaſtiker zum Caſuiſten zu erwählen, da ſich derſelbe geweigert, das vierte Gelübde abzulegen. „Dieſer fromme Bruder Florentin", hieß es in der Conduitenliſte, „dieſe Zierde unſerer Kanzeln, dieſes lebendige Wort unſerer Weisheit, hatte ſelbſt die drei gewöhnlichen Gelübde nur mit Widerſtreben abgelegt, als er vor einigen Jahren ſeine Studien vollendet. Uns will bedünken, dieſer Bevorzugte ſei ausnahmsweiſe recht eigentlich zum Caſuiſten des Collegiums berufen, da ihm auch die kleinſte Form unſerer Statuten zu einem Gegenſtande der Unterſuchung wird, bevor er ſie anerkennt, da er, nichts bewundernd, alles prüft, ein Geiſt immerwährender Forſchung dieſen jugendlichen Kopf erleuchtet. Der junge Adel von Paris, der an ſeinen Lippen hängt, nennt ihn ſcherzweiſe das lebendige Fragezeichen, aber er bezwingt die Gemüther und erfüllt ſie mit einer heiligen Wiſſensluſt, welche die Stimmen der Weltlichkeit ertödtet und frei macht von der Knechtſchaft des Baals. Die Jugend iſt begeiſtert für ihn und die Frauen aller Stände eilen ſchaarenweis zu ſeiner Predigt, um den Zauber ſeiner Beredſamkeit zu empfinden. So wirkt dieſer Seltene für das Reich des Geiſtes. Was aber in ſeinem Kämmerlein ihn beſchäftigt, ſind die Qualen der forſchenden Vernunft. Sein ſtilles bleiches Geſicht mit dem tiefen und doch unbekümmerten Auge iſt nur das Bild der Ruhe nach ausgetobten Stürmen, das Bild eines Friedhofs, wo tauſend Gedanken ſchlummern, die ſich nur mit Mühe beſchwichtigen und beſtatten ließen. Sein Wandel iſt ſehr fleckenlos, obſchon er manche Anklage gegen ſich ſelbſt erhebt. Aus ſeiner Generalbeichte, wie Ihr wißt, ging hervor, daß er das Ketzerthum in der Schweiz kennen lernte. Doch Ihr wißt von ſeinem Leben mehr als das Collegium, da Ihr es waret, der ihn der Geſellſchaft zuführte. Freilich will die Geſellſchaft immerdar den ganzen Menſchen in Beſchlag nehmen, und dieſer Benedeite behält ſeine Gewiſſenszweifel oft als Geheimniſſe für ſich. Gegenwärtig wiſſen wir ihn in der Stille ſeines beſchaulichen Lebens mit den Regeln der Alumbrados, der ſpaniſchen Illuminaten, beſchäftigt.“

Die Berichte über andere Mitglieder des Collegiums Clermont erſchienen dem Miniſter von wenig Gewicht für ihn, auch auf die über den Pater Florentin, den beliebten Redner der Hauptſtadt, gewonnenen Mittheilungen legte er nur geringen Werth; ſo lange innere Scrupel und doctrinäre Fragen im Schooße der Geſellſchaft auftauchen und die Gemüther beſchäftigt halten, — das war Sully's Anſicht, — ſo lange wird ihr Wirkungskreis nicht ungebührlich über die Grenzen der geiſtlichen Dinge hinausgreifen. Nur zu Ende des Berichtes ſtieß ſein Auge auf Chiffern, die ihm räthſelhaft blieben; eine kurze Nachſchrift war in Zeichen abgefaßt, die einer in Europa ſeltnen Sprache anzugehören ſchienen. Sollte er es für orientaliſch halten oder für eine Geheimſchrift der Mitglieder des Ordens? Jedenfalls blieb es dem Auge des Laien hieroglyphiſch. —

Während er die ſeltſamen Buchſtabenſymbole noch betrachtete, wiederholte ſich das Geräuſch in den anſtoßenden Gemächern, das ſich ſchon vor kurzem vernehmlich gemacht. Ein Diener trat raſch ein; es habe ſich ein zerlumpter Bettler, meldete er, eingedrängt, der dem Herzoge eine wichtige Botſchaft bringen wolle; die Wache unten habe ihn feſt genommen, denn ſein Aeußeres ſei eben ſo verdächtig als die Art ſeiner Zudringlichkeit. „Er iſt ein alter italieniſcher Quackſalber und Wunderdoctor aus der Allerheiligengaſſe,“ berichtete ein zweiter herbeieilender Diener, „ein Haufe Volks tobt auf dem Boulevard herum und ſucht ihn auf. Er hat läſterliche Dinge, unter andern den Tod des Königs verkündigt und ſich nur mit Noth aus den Händen der Menge gerettet.“ Eine Ordonnanz von der Wache im Vorhofe des Arſenals berichtete umſtändlicher über den Vorfall, und Sully winkte, den Gefangenen vorzuführen.

Es war Thomaſſin, der am Arme zweier Diener hereintrat. Er hatte ſich ins Arſenal gerettet und war ſo den Verfolgern entſchlüpft, die nicht ahnten, daß er zu den Füßen des Herzogs ein Aſyl geſucht. Er hing zitternd in den Händen der Führer; das lange greiſe Haar überſchattete ſein gebeugtes Antlitz, den ſchwarzen zerriſſenen Talar hielt die ſchwache Hand vorn zuſammen, um die Blöße zu bedecken. So wie er vor dem Herzoge ſtand, richtete ſich die gedrückte Geſtalt in die Höhe, die Stirn ſchüttelte das wirre Haar zurück und das hinter buſchigen Brauen verſteckte Auge leuchtete keck auf. „Mein Geheimniß, meine Kunde taugt nur für die Ohren des weiſen Sully!“ ſagte er eben ſo anmaßend als ſtolz.

Sully maß die ſeltſame Erſcheinung mit langſamen Blicken. „Was führt Dich her?“ fragte er kurz.

„Mein Geheimniß!“

„Und wer biſt Du?“ fragte Sully wieder.

„Von der Geſellſchaft Jeſu.“

Die Diener, die ihn noch immer wie einen Verbrecher feſtgehalten, ließen die Hände von ihm. Sully gab einen Wink und ſie traten in das vordere Gemach zurück. Sowie Thomaſſin ſich mit dem Herzog allein ſah, verließ ihn die mühſam erzwungene Haltung, und erſchöpft wie ein gejagtes Wild kauerte er ſich dicht vor Sully's Füßen zuſammen. „Gnade!“ zitterte ſeine Stimme, „verleiht mir Obdach nur auf einige Tage, damit ich vor dem Pöbel und vor der Rache der Jeſuiten mein altes ſchneeweißes Leben friſte.“

Sully ſtaunte. „Nun, Du ſeltſames Gemiſch von diebiſchem Betruge, hündiſcher Demuth und prieſterlicher Anmaßung!“ ſagte er unwillig, „was iſt Dein Begehr und Dein Beginnen? Biſt Du ein Mitglied jener geiſtlichen Geſellſchaft: wie biſt Du denn ein Verfolgter?“

„Kirche und Welt verfolgten und kreuzigten mich von Kindesbeinen an,“ ſagte Thomaſſin. „Von der heiligen Geſellſchaft ausgeſtoßen und doch in ihrem Dienſte, der Menſchheit angehörig und doch ſeit meiner Geburt von ihr ausgeſpieen, kein Thier, und doch von Denen, die ſich Menſchen nennen, weit mehr mit Füßen getreten als ein Hund, der auf der Schwelle winſelt. Nicht böſe von Natur, aber immer zu Schandthaten gedrängt, die man als Preis für mein

Leben verlangte, immer in der Schwebe zwiſchen Scheiterhauſen und Verbrechen, immer durch Tod und Sünde mein Leben erkaufend und für nichts verfolgt als für mein harmloſes Daſein, nicht ſterben könnend und keine Zuflucht findend, um das arme Haupt zu lagern, — ſo wandle ich durch die Welt — wie der ewige" —

„Der ewige Jude!" — ſagte Sully und trat einen Schritt zurück.

„Um Gott!" ſchrie der Alte, „ſchaudert nicht, ich kann Euch dienen, Herzog, Euch von Nutzen ſein, weiſer Sully. Ja, ich bin ſo ein Stück vom ewigen Juden, mein ganzes auserwähltes Volk, der heilige Saame Abrahams ſtellt den ewig Unglücklichen vor, der nicht Raum zum Sterben, nicht Raum zum Leben hat, aber wie man Stiere zum Schaugefecht auffüttert, ſo friſtet man ihn hin, damit ſich die Luſt der Grauſamkeit an ihm kühlt. Ich bin in Spanien unter Moriskoes aufgewachſen, aber meine Familie war jüdiſch, mein Vater war Rabbi wie alle meine Vorfahren, und ich lernte von ihm die heiligen Sprachen meines Volks. Als die große Menſchenhetze begann, wo tauſend und abermals tauſend Moriskoes hingeſchlachtet wurden, da blutete auch mein Volk. Eine große Geldſumme ſchützte meinen Vater, wir durften in Sevilla bleiben und erhielten das königliche Privilegium, daß niemand, ſelbſt die Inquiſition nicht, nach unſerem Taufſcheine fragen ſollte. So lebten wir ſtill hin, aber wir waren arm geworden, blutarm. Ich lernte ein Handwerk, wurde Bäcker und wir handelten mit

Hoſtien. Es glückte uns und wir erhielten das Patent als Hoſtienbäcker für mehrere Klöſter und für das Collegium der Jeſuiten in Sevilla. Es war eine Schmach für Abrahams Saamen, aber nur indem wir ſo im Dienſte des Chriſtenthums ſtanden, blieben wir eine Weile vor Anfechtungen ſicher; es war die erſte Lüge, der erſte Betrug, zu dem uns das Volk der Chriſten nöthigte. Allein plötzlich nach dem Genuſſe des Abendmahls ſtarben zwei hohe Staatsdiener faſt unter den Händen der Prieſter. Wahrſcheinlich hatten ſehr weiſe Väter ſehr triſtige Gründe, den beiden weltlichen hohen Sündern das Liebesmahl zu geſegnen, aber ſie waren zu grob damit umgegangen, die Hoſtien waren zu ſtark vergiftet. Die Wuth des Pöbels wurde auf uns gelenkt, irgend ein Opfer mußte fallen. Das königliche Handſchreiben ſchützte uns nicht mehr; Nachts wurden wir vom Lager geriſſen und beim Anblicke der glühenden Pechpfannen, deren Flamme ſchon am Holzſtoß leckte, unter den Martern der hölliſchen Tortur, brach mein Vater Rabbi in Verwünſchungen gegen den Gott der Chriſten aus. Ich ſtürzte den Henkern, die Gottes Richter vorſtellten, zu Füßen, ich ſchwor bei allen Heiligen, mein Vater ſei toll, aber kein Jude. Ich ſchwor es auf das neue Teſtament und verſchlang das Brot des Abendmahls, das man mir zur Beſtätignng reichte. So war ich Chriſt geworden. Aber mein Vater verfluchte mich und ſich, und da er als Chriſt nicht leben wollte, ſo mußte er als Chriſt ſterben; er umarmte — die heilige Jungfrau. Das iſt die Marterfigur in den Inquiſitionskerkern, die große Maſchine mit den eiſernen Armen, womit ſie dich an ihr Herz preßt, aber aus dem Herzen ſchießen ſieben Dolche in dein Eingeweide und du verbluteſt an der Liebe der ſtählernen Jungfrau. O Gott meiner Väter! war ich toll geworden oder eine Zeit lang todt — ich fand mich auf der hohen Schule zu Alcala wieder, lernte chriſtliche Mythologie und lehrte dafür die heiligen Sprachen des Morgenlandes. Auch Chemie trieb ich und fand nun die Kunſt, langſam und ſchnell, nach allen möglichen Zeiträumen, allen Nuancen des Geſchmacks und der Mode zu vergiften. Ich arbeitete im Laboratorium der Jeſuiten und verſorgte ihre Apotheke mit hundert Giften, die nach der Zeit ihrer Wirkungen von einem bis zu zwanzig Jahren wie nach der Scala aufgeſchichtet ſind. Ob dieſe Doſen für Freund oder Feind verwendet wurden, wußte ich nicht, ich war vor Racheluſt ſo wahnwitzig, daß ich an einem allgemeinen Vergiftungsproceß der ganzen Welt mitgeholfen hätte, blos weil mein unſchuldiger Vater zum Chriſten gemartert war. Ach Du ſtilles frommes Judenthum meiner Kindheit! Du harmloſe Satzung meiner Väter voll ſanfter Hingebung an Druck und Tyrannei! Du warſt eine Religion der Demuth und Duldung. Die Religion des Zornes, die Wolluſt der Verfolgung, den heißen Kitzel des blutgierigen Haſſes lernte ich erſt von Chriſtenleuten kennen! — Lange war meines Bleibens an keinem Ort. Ich machte nirgends den Gottesdienſt mit, denn ich hatte eine geheime Scheu, zu dem Gott zu beten, bei deſſen Prieſtern ich Apotheker war. Dann und wann erwachte mein Gewiſſen, aber nur vorübergehend, und hatte ich nur erſt ein ſtilles Plätzchen, irgend einen Schlupfwinkel der Erde gefunden, wo ich wieder Jude ſein durfte, ſo wähnte ich den Gott meiner Väter wieder verſöhnen zu können durch den Beginn eines neuen demüthigen Lebens. Ach, ich habe das Aſyl einer Buße nicht finden können! Ich war nun einmal der Wildniß des Lebens verfallen und mußte mit Raubthier ſein; wo ich mich weigerte, hielt man mir den Juden mit der Brandfackel vor, und obſchon ich ſo viel tödtliche Gifte bereitet, habe ich mich doch nie an den Tod gewöhnen können. Ich war nicht ſchlimmer als Die, denen ich diente, und Dieſe nannten ſich heilige Väter. Sie hielten ſich für die großen Medici der Welt, von einer geheimen Bewegung der Gnade Gottes getrieben, wie ſie ſagten, und ich war ihnen in ihrem heiligen Gebahren nur ein willenloſes Inſtrument, wie mir ein alter Pater ſagte. Lieber Himmel, mitten in der Chriſtenheit Spaniens konnte ich kein reuig Leben beginnen! Die Jeſuiten in Granada führten eine Bildſäule des Ignatius mit ſich; der Heilige hatte die Erdkugel in der Hand und blies Flammen aus dem Munde, mit den Worten: Ich bin kommen, Feuer auf den Erdboden zu werfen! Der Wahnſinn iſt groß, daß ſich die Geſchlechter der Menſchen vom Anbeginne vernichten, und dieſes Wahnſinnes bedient ſich vielleicht auch nur der Allgerechte, um die ſündige Welt zu geißeln, und wenn es gerechte Strafe war, daß ſich das Rauchfaß der Prieſter in eine verzehrende Fackel verwandelte, ſo ſchob ich blos die Kohlen dazu ins Feuer und war froh, wenn ich mir nicht die Finger verbrannte. Was kann ein einzelner Menſch mehr thun, was kann er thun mitten in der Welt der Barbarei, wo ihm ſein Glaube an einen reinen Gott unterging?“

Thomaſſin ſchwieg, kauerte ſich am Boden ſtill hin und verhüllte ſein Angeſicht mit den Lumpen des zerriſſenen Talars. Sully ſchritt langſam im Zimmer auf und ab; Widerwille und Theilnahme kämpften in ſeiner ruhigen Seele, beides aber überwand die Nöthigung, die Beichte des Unſeligen zu Ende zu hören. „Ich weiß,“ ſagte er beſchwichtigend, „wieviel die Religionen auf Erden verſchuldet haben, das heißt wieviel Verbrechen man unter ihrem Mantel verhüllt. Beruhige Dich, ich kenne die Bartholomäusnacht! Frankreich hat das überwunden, wir haben das hinter uns.“

„O weiſer Sully!“ rief Thomaſſin, indem er den Arm des Herzogs mit beiden Händen umſpannte, „weiſer, hochweiſer Mann, verzeih einem armen Verbrecher, daß er Dich warnt. Es ſchleicht auf ſammetnen Pfoten ein Vampyr durch die Welt, er wandelt ſehr geheim, er ſaugt nur bei Nacht“ —

„Laß Deine verruchte Bilderſprache!“ ſagte Sully, und indem er ſich von ſeiner Berührung losmachte, lief der Widerwille in dunkeln Falten über die ſonſt ſo lichte Stirn des Mannes.

Thomaſſin ließ die Arme ſinken und ſah betrübt zu Boden. Der Herzog bekämpfte ſich ſchnell. „Dein Herz iſt mit ſpaniſcher Milch geſäugt,“ fuhr er fort, „Frankreich bedarf Deiner Gifte und Gegengifte nicht. Aber ſag, was führte Dich nach Paris? wer hieß Dich Dinge prophezeien, wofür Dich das Volk ſteinigt?"

Thomaſſin erhob ſeine dürre Geſtalt vom Boden wie ein Verurtheilter, der ſich zum letzten Mal aufrichtet. „Ich will vollenden, weil ich begann," ſagte er mit kalter Ergebung. „Aber ich rede nicht mehr zum Menſchen, ich ſtehe vor dem Herzog."

„Sei offen," mahnte Sully. „Du kannſt mir Dienſte leiſten; ſei meiner Dankbarkeit verſichert." Er entfaltete den Brief des Collegiums vor ihm und wies auf die räthſelhaften Zeichen der Nachſchrift.

„An den Provincial der Geſellſchaft?" — Thomaſſin blinzelte zweifelnd durch die buſchigen Brauen. „Ich habe in Frankreich noch kein Verbrechen begangen," ſagte er mit einer faſt rührenden Ehrlichkeit. „Ihr könnt mich als ein gerechter Richter nicht ſtrafen, aber Ihr könnt mich hinausſtoßen vor die Thür in den Rachen des vielköpfigen Ungeheuers, Volk genannt. — Wollt Ihr verſprechen, mich nicht auszuliefern an den Pöbel?"

Sully ſchlug in die Hand, die ihm der Jude darreichte. „Es iſt kein Morgenländiſch," ſagte Thomaſſin, „es iſt die Geheimſchrift der Geſellſchaft; das Collegium warnt vor freien Mittheilungen; der Herzog, heißt es hier, öffnet alle unſere Briefe, — auch dieſen."

„Man weiß darum?" murmelte Sully, „ich bin von

Spionen umgeben; — ja, und wer ſteht mir für Deinen Verrath?“

„Beim heiligen Gott Israels!“ betheuerte Thomaſſin, „ſo wahr ich als Jude rein und fleckenlos lebte!“

Sully ſetzte ſich in den Lehnſtuhl und legte die Stirn in die Hand.

„Ihr wollt nicht gewarnt ſein, Herr Herzog,“ ſagte Thomaſſin faſt mitleidig, „Ihr baut auf die Kanonen Eurer Baſtille. Ihr ſeid ein mächtiger Herr und könnt einen armen Juden hängen laſſen wegen böslicher Prophezeiungen. Ihr könnt mich an die Geſellſchaft Jeſu als deren Verleumder ausliefern, und für dieſe Großmuth die Erkenntlichkeit der hohen Herren von der Liebe Gottes Euch gewinnen. Ach, lieber Herzog, das iſt alles nur Komödie, und hinter den Couliſſen, wo man die Masken abwirft, ſpielt man Euch ein ganz anderes Stück. Ich bin nicht der Einzige, der der Welt verkündigt, der König werde plötzlich ſterben, bevor er den Ketzern in Deutſchland zu Hülfe zieht. In Belgien, in Cöln, im katholiſchen Deutſchland, in der Schweiz, Italien, im Süden Eures Reiches, überall ſtehen Propheten auf, die mit der Miene gottſeliger Erbarmung, mit dem Kummerblick einſiedleriſcher Erleuchtung, den ſchnellen Tod des vierten Heinrich kundthun. Und ſeit wann waren die heiligen Väter falſche Propheten? Haben ſie die Wunder, die ſie verkündeten, nicht immer redlich ſelbſt erfüllt? Wohl möglich, daß man ſich nicht mehr mit Dolch und Gift waffnet; das Volk würde aufſtehen und ſeinen Heinrich rächen. Man wird immer weiſer, immer milder, man wickelt die Klaue, die nach dem Herzen der Menſchheit greift, in Sammet und Seide, man durchduftet ſie mit dem Weihrauch frommer Spezereien. Aller Orten wandeln Wölfe in der ſüßen Tracht der Unſchuld, ſie ſeufzen über ein drohendes Verhängniß, ſie weinen, daß Gott den Völkern zürnt um großer Miſſethaten willen. Dann betet man ängſtlich für das Wohl des königlichen Herrn, empſiehlt ſeine Seele dem Himmel, und indem man ſo die Welt mit der Angſt vor einem ſchnellen Gottesgericht erfüllt, wird die Frucht langſam reif, bis ſie wie von ungefähr fällt, — und ein König, Herr Herzog, iſt doch auch nur ein Menſch.“

„Und die Zunge erlahmt Dir nicht, Jude?“ — fuhr Sully auf.

„Nennt mich Hund und ich will ſagen, Ihr ehret mich.“ — wehklagte Thomaſſin mit ſcheuer Gebährde. „So, wie Ihr Jude ſagt, hör' ich den Holzſtoß lodern, in dem Worte liegt ewige Marter, langſame Todespein, Peſt, Hölle; ſo wie Ihr es ſprecht, tretet Ihr mein heilig Volk mit Füßen, und mordet den Menſchen in der armen Creatur. Nennt mich Verbrecher, ſo kann ich um Gnade flehen; wenn Ihr mich Jude nennt, kann ich nur in ſchweigendem Ingrimm mit den Ketten raſſeln. In bloßen Worten, die der Wahn geſtempelt, liegt mehr Giſt als ich jemals einrieb. Ich kenne mein Spanien, das Land der frommen Blutluſt, ich kenne Italien, das Land der Weiber und Gifte, ich kenne

Deutſchland, das Land der Worte und gelehrten Reden, und ich müßte von den Gräueln der immerdar durch ſich ſelbſt gekreuzigten Menſchheit nichts wiſſen, wenn ich ſagte, die Deutſchen mordeten und vergifteten ſich mit Worten weniger als Spanier und Italiener mit Inquiſition und Gift. Als die Apotheken der Jeſuiten in Spanien verſorgt waren, führte man mich nach Rom. Ich galt für ſehr gelehrt und man gebrauchte mich bei allerlei Miſſionen. So kam ich nach Deutſchland. Hier arbeitete ich in den Laboratorien der Wiſſenſchaften, in den Bibliotheken, und ſog aus allerlei Folianten die ſpeculativen Medicamente, womit man die Andersgläubigen vergiftet. Ich wurde Famulus des frommen Bruders Becanus, der in Würzburg philoſophirte. Er bewies die Richtigkeit des Schwurs, Luthers Lehre anzugehören, und ſchrieb eine gelehrte Abhandlung, ob es erlaubt ſei, zu lügen, ob es chriſtlich ſei, Ketzern Wort zu halten. Und wahrlich, ich verbrecheriſcher Knecht des Chriſtenthums, ich ſtaunte über das zweiſchneidige Schwert der Rede, das man Dialektik nennt, ich zitterte vor der Weisheit des Mannes, die ſich den offnen Herzen der Jugend wie Gift einträufelt, um ganze Geſchlechter zu verwüſten, ein Gift, das nur langſam den Sinn für Wahrheit und Recht, nur langſam die Bande des Lebens durchnagt, und erſt unter Kind und Kindeskindern ausſchlagen wird zu ungeheuern Gräueln der Zwietracht im Mutterleibe des eigenen Vaterlandes. O Gott Israels! der Du den blutrothen Mantel Deines Zornes über die weite Erde breiteſt, damit ſich die

Kinder der Finſterniß allerlei bunte Gewänder herausſchneiden für Thron und Altar, — Gott des Zornes, wo willſt Du Deine fromme ſcheue Heerde, die Du in alle Winde der Welt zerſtreuteſt, dereinſt wiederfinden und unter dem Fittich der Liebe verſammeln? — Als die Väter Jeſu nach Frankreich zurückgerufen waren, wurde ich mit hierhergeſchleppt, denn ich war nun einmal ein transportables Eigenthum der heiligen Geſellſchaft. Ich lebte lange Zeit im Collegium Clermont und ſchrieb alte Bücher ab. Dann entließ man mich und ſagte, ich ſei frei, obſchon ich wußte, wie ſehr ich bewacht blieb. Ich zog in die Allerheiligengaſſe. Alt war ich geworden im Dienſte des Chriſtenthums und wollte ſtill warten auf meine Abberufung vom Schauplatze der Erde, um jenſeits bei den Vätern mein verlornes Leben von neuem zu beginnen. Hienieden war kein Raum, wo ich rein werden konnte, ich war nun einmal zum Unglück verdammt, und die Verworfenheit iſt ja blos des Unglücks Kind. Ich konnte nur noch wenig Gutes thun. Da ich mich nicht um Menſchen bekümmern durfte, ſo erbarmte ich mich der Thiere; ich beſprach die Seuche und heilte Hunde und Pferde. Die Leute nahmen das für Wunderdinge und ich mußte ihnen ihr Schickſal deuten. Manchem ſagte ich Unglück dreiſt in ſein ehrliches Geſicht, weil er gar zu unſchuldig ins Leben glotzte; darüber härmte er ſich ab und fiel dem Mißgeſchick anheim, denn nur der Heiterkeit glückt es, glücklich zu ſein. Manchem wilden frohen Burſchen verkündete ich hohes Glück; darauf verließ er ſich und ſtürmte hin und das Unglück überholte ihn, aber es machte ihn demüthig und zahm, und das war das hohe Glück, das ich ihm geweiſſagt. Auch geheime Verbrecher ſchlichen des Nachts in meine Klauſe. Von innerer Qual gemartert, wollten ſie ihr Schickſal wiſſen. Ich ſagte ihnen, Verbrechen ſei blos Unglück, Tugend blos Glück aus Zufall; ſo tröſtete ich und ſtürzte das Glück und ſprang dem Unglücke bei. Nicht ſelten aber in den Stunden der eigenen Zerknirſchung, wenn der Jammer des Menſchenlebens mein wurmſtichiges Gehirn zernagte, überkam mich wirklich eine wunderſame Durchleuchtung des Geiſtes. Das Bewußtſein, Verbrechen ſei blos Unglück, das Gott in ſeinem Zorne verhängt, das rief mir wiederholt ein Bild vor Augen, von dem ſich meine Seele vergeblich fortwendet. Ich ſehe auf hohem goldenen Sarkophage eine ſtolze königliche Leiche. Ein weiter Purpurmantel hüllt alles ein in Majeſtät, aber wie ich die Decke hebe, ſehe ich ein ſeltſam Inſtrument in der tiefen Herzenswunde. Es iſt eine Art Dolch, aber Klinge und Griff ſind von ſchwarzem Ebenholz und wo ſich beide berühren, ſtrecken ſich zwei Arme hin und ein bleicher ſilberner Leib iſt darüber geſpannt und der Dolch iſt kein Dolch mehr, er iſt das Crucifix, zu welchem die Chriſtenheit betet; der Schaft des Kreuzes ſteckt tief in dem todten Herzen des Königs. Ach, ach! die ſtählerne Jungfrau, die mein Vater umarmte, hatte auch ein Herz voll heiliger Meſſerſpitzen, kein Herz voll Liebe!"

Sully ſprang auf, und bei der raſchen Bewegung, die er machte, flog das Medaillon, das er am Halſe trug, dem

Alten an die Stirn. „Dein Wahnſinn bringt Dich noch um!“ rief Sully, indem er ihn an der Schulter ſchüttelte.

„Das ſagten die heiligen Väter im Collegium nicht,“ verſetzte Thomaſſin ruhig, „und Ew. Hoheit werden nicht grauſamer ſein als heilige Väter. Als ich im Collegium meine Viſion erzählte und meine Furcht ausſprach, das Crucifix werde zum vierſchneidigen Dolche werden an dem Herzen des Königs, da machten ſie ſehr fromme Mienen und ſagten: Alles ſteht in Gottes Hand! Und wie ich mich demüthig vor den Herren von der Chriſtenheit bückte und mich einen unwürdigen, verworfenen Knecht ſchalt, der nicht wagen ſolle, den ſchwarzen Eingebungen des Böſen Worte zu leihen, da ſagten ſie: Der Wind bläſet, wo er will, Du höreſt ſein Sauſen wohl, aber Du weißt nicht von wannen er kommt, noch wohin er fährt. Alſo ſteht's mit dem Geiſte Gottes, der oft durch die Seele der Unwürdigen weht und Großes im Kleinen verkündet! — So ſagten die heiligen Väter. Doch mein Gehirn iſt vielleicht nur aus Schwäche erhitzt, mein alter Kopf iſt vor Trübſinn mürriſch geworden, und dünſtet nun ſo üble Vorgedanken aus. Oder es iſt das Product meiner letzten Beſchäftigung im Collegium Clermont. Ich half das Buch des ſpaniſchen Jeſuiten Johann Mariana überſetzen. Es iſt ein ſchlechtes Buch, Herr Herzog; die Männer Jeſu predigen darin, der Königsmord ſei erlaubt, wenn er um Gottes willen geſchehe. Um Gottes willen! Wie ſie denn nun den Gott ſich denken, und was für ein Gott das ſein mag! Der Gott Iſraels iſt es nicht, obſchon ſie Den einen Gott des Zornes nennen. Es wird wohl nur ein Götze ſein, den die heiligen Väter meinen, und dem ich nur nothgedrungen diente, weil ſein befehlendes Scepter zugleich die Brandfackel für mich armen Juden war. Es iſt ein ſchlechtes Buch, Herr Herzog. Man verbreitet es häufig in zwei verſchiedenen Auflagen unter das Volk. Aber was iſt ein Buch? Worte, Worte! Und Ihr, Herr Herzog, habt Kanonen, womit Ihr redet.“

„Du ſollſt mir dienen, und ich will Dich ſchützen!“ ſagte Sully.

„So laßt mich“, fiel Thomaſſin ein, „in Eurer Behauſung einige Tage verſteckt bleiben, bis ſich die Wuth des Pöbels ſtillt. Dann will ich in meine Hütte in der Allerheiligengaſſe zurückkriechen. Um Euch dienen zu können, darf ich mit der heiligen Geſellſchaft nicht brechen. Und ich will ihre Pläne auswittern, den Vertrieb ſchlechter Bücher verhüten; ich will Euch dienlich ſein in vielen guten Dingen. Vielleicht erwerbe ich mir damit eine Freiſtatt, um mein altes mürbes Haupt dereinſt ruhig abſterben zu laſſen, und einzugehen zur Wohnung meiner Väter.“

„So ſei es!“ betheuerte Sully und reichte die Hand hin, die der Alte küßte. Er rief ſeine Dienerſchaft, gab die nöthigen Befehle zur Verpflegung ſeines Hausgenoſſen und legte ihnen Stillſchweigen über das ganze Ereigniß auf.

Wie der Herzog in ſeinem Gemach wieder allein war, konnte er die Ruhe, die ſonſt in ſeinem Innern herrſchte, nicht wiederfinden. Gegen Unglück, gegen Verbrechen, das im Geheimen ſchleicht, war ſein ehrlicher Sinn muthlos und arm an Waffen. Er nahm den Brief des Collegiums wiederum zur Hand. Er glaubte geheim zu handeln, die Geſellſchaft zu belauſchen, und nun war er es, der belauſcht wurde. Man wußte darum, daß er die Briefe öffnete; ohne Zweifel hatte man alſo neue unbekannte Wege gefunden für eigentliche Geheimniſſe. Daß die verbrecheriſche Schrift des Jeſuiten Mariana, die unter dem Schutze und unter der Cenſur des königlichen Hofes zu Madrid erſchienen war, eine Schrift, die das Pariſer Parlament öffentlich verbrennen ließ, wieder verbreitet wurde, das war ihm nicht unbekannt geblieben; aber daß ſie dicht vor ſeinen Augen aus der Werkſtatt der Jeſuiten in Paris in neuer Geſtalt hervorging, das erfüllte ihn mit einem Zorne, der vergeblich nach Entſchlüſſen rang. Alſo war auch die ſonſt ſo wachſame Sorbonne, die Aufmerkſamkeit der akademiſchen Theologen getäuſcht, und die Doctrin von der möglichen Heilſamkeit des Königsmordes war noch nicht zu Grabe getragen. „Sie werden keinen Arm in Europa mehr finden!“ hatte ſich Sully oft geſagt, allein das caſuiſtiſche Spielwerk mit frevelhaften Gedanken war doch unermüdlich, um den gläubigen Wahn mit Gaukeleien zu verblenden. „Die Phantaſie des Juden iſt krankhaft erhitzt!“ tröſtete ſich Sully endlich, allein ſeine Gedanken wollten ſich nicht beruhigen.

Die Thurmuhr im Arſenale ſchlug Neun. Das Gefühl der Einſamkeit wurde ihm läſtig. „Der König kommt heut nicht mehr,“ ſagte er und ſchritt zögernd im Gemache umher.

Seit einigen Tagen pflegte Heinrich bei ihm zu ſpeiſen. Den Tag über war er auf dem Luſtſchloſſe Fontainebleau, um vom Frühlinge die erſten, noch kargen Gunſtbezeigungen zu empfangen. Abends kam er in die Stadt, ſaß mit dem Grandmaitre ein Stündchen im engen kleinen Arbeitszimmer und wechſelte mit ihm den nöthigen Verkehr Sully's Hausfrau bewirthete dann den königlichen Herrn, der ſich beim frugalen Mahle an der Seite ſeines Freundes der beſten Stunden rühmte. Sie ſprachen von alter Freundſchaft oder von neuer Liebe und täuſchten die neuen Sorgen mit der Erinnerung an die alten fort. Mit Runzeln auf der Stirn, mit Geheimniſſen auf dem Herzen zog König Heinrich niemals von ſeinem Sully in den Louvre zurück. Der niedrige Seſſel in dem engen Cabinete des Herzogs war ſein Sorgenſtuhl, wo er den Unmuth los ward und ſein offenes Herz ſich aller ſeiner Gefühle entledigte. Sully war in der That ſein Gewiſſensrath, ſein Beichtiger, und dies alles nur, um Frankreichs beſter Miniſter zu ſein.

Statt des Königs kam ſo eben ein Brief von ſeiner Hand. Ein Diener überbrachte ihn, und Sully öffnete das Siegel. „Ich habe mich heute verſpätet, lieber Grandmaître,“ ſchrieb der König in Eile. „Schon auf dem Wege zu Euch, da zieht mich ein kleiner Aufſtand in die Allerheiligengaſſe. Man wollte einem alten Manne zu Leibe gehen, der ſich Mühe gab zu behaupten, ich ſei ſterblich. Bedarf es eines Propheten, um dies zu wiſſen? Ich habe Befehl gegeben, daß man den Alten ungekränkt läßt. Lumpe, mein Freund, müſſen auch leben. Und es ſoll niemand deshalb ſterben, weil er ſagt, der Menſch ſei ſterblich. Auf dem Wege zurück fiel mir ein, daß ich heute den Pater Florentin in ſeiner Abendpredigt hören wollte. Man ſagt Wunders von ihm, mein ganzer Hof iſt wie vernarrt, und mich dünkt, ich könnte ruhig anhören, was der Mann vom Himmel ſagt, da es mir auf Erden keineswegs ſchlecht gefällt. Denkt nur, die Verneuil will Betſchweſter werden und ins Kloſter gehn. Die Arme! Ich habe ſie, bei Gott! geliebt und würde ſie noch ehren, wenn ſie nicht ſo grillenhaft wäre. Wenn die Liebe nicht beglückt, ſo taugt die Liebe nichts. Nun will ſie beten. Will denn alles um uns her Geſichter ſchneiden, und ſollen wir allein die Vernünftigen, das heißt die Glücklichen bleiben? — Apropos! die Montmorency iſt ſehr lieb und gut. Ihr Hochzeitkleid koſtet zweitauſend Thaler. Gleich nach der Krönung der Königin ſoll ſie mein Neffe heirathen. Ich fürchte nur, er wird ſie ſchlecht behandeln, denn er liebt mehr die Hirſche als die Weiber. Dann muß ich um ſo mehr darauf bedacht ſein, ſie zu ehren, ſie zu lieben. Wie ein Vater. Lacht nicht, Meiſter! ich brauche viel Liebe, erſtaunlich viel Liebe. — Und was ich eigentlich ſagen wollte: die Steine für die Montmorency koſten achtzehntauſend Livres. Madame d'Angoulême war ſo gütig, ſie zu kaufen. Sendet doch die Summe gleich hin: Meſſier, der gute Goldſchmied, wohnt auf dem Pont-au-change. Seid nicht karg, mein Freund, wo ich fröhlich bin.

Euer Heinrich."

Zu jeder andern Zeit hätte Sully mit dem Goldſchmiede noch gehandelt, bevor er die Summe gezahlt; heute fiel es ihm nicht ein. „Wohl Euch, mein König,“ ſagte er, „daß Ihr Euch friſchen Muth und Fröhlichkeit erkaufen könnt; man darf das nicht hoch genug bezahlen!“

Sully hatte Recht. Und deshalb ſind im Leben die kleinen Freuden ſo wichtig, ſo lange ſie eben noch im Stande ſind, das Gemüth zu erfüllen. Und daß man auf dem Lebensmeere ſicherer ſchifft, wenn man ſich friſch hinausdrängt mit luſtigem Wimpel in den hellen Wogenſchlag, als wenn man an den Uferklippen argwöhniſch beklommen herumſchleicht voll Angſt nach einem nahen Halt — wer wüßte das nicht!

Sully trat mit heiterer Miene in das Familienzimmer, wo die Seinen auf ihn harrten. Seine Gattin empfing ihn mit dem feierlichen Ernſte, der ihr eigen war. Er bat um ihren Schutz für den neuen Hausgenoſſen, den er aus den Händen des Volkes gerettet. Dem Sohne machte er Hoffnung, ins Feld zu rücken, und mit den Töchtern unterhielt er ſich von Gottes wunderbarer Hand, die ihn vor Zeiten, mitten im Pulverdampfe und mitten in den Schrecken der Bartholomäusnacht, ſo ſichtbar geleitet.

Die Kirche der Jeſuiten war erleuchtet, die Abendpredigt dauerte länger als ſonſt. Vor den Thüren, viele Straßen entlang und über den Platz hin, ſtrömten die Carroſſen des Hofes und der Vornehmen in dichtgedrängten Reihen. Die Kutſcher ſchliefen oder gähnten, die Roſſe ſtampften das Erdreich und ſchüttelten die Köpfe mit den hohen Reiherbüſcheln. Dicht vor dem Hauptportal und an den Seitenpforten ſtanden die Schaaren der Läufer mit den goldenen Achſelbändern, in ſeidenen Strümpfen und kurzen Beinkleidern, Stäbe mit Knöpfen und Quaſten in der einen Hand, in der andern eine Fackel von Pech und Harz. Ein Läufer gab in der vornehmen Welt von damals den ſpaniſchen Figaro ab, er war das lebendige Oeil-de-boeuf und die halb verſchwiegene Chronik des Jahrhunderts. Wie ſie jetzt in Gruppen vor der Kirchthür ſtanden und die mattgewordenen Fackeln an das Mauerwerk ſchlugen, da ſiel manches herrſchaftliche Geheimniß auf den Boden und brannte mit dem Pech der Fackeln nieder. Dieſe Schnellläufer, von denen die Fabel umging, daß ihnen die Milz ausgeſchnitten ſei, hatten in den Herzkammern der Zofen freien Eintritt. An die Kammer der Zofe ſtößt ſehr häufig der Schlafſalon der Dame, und ein Läufer, dieſer ſchnellfüßige Ueberall und nirgends, hatte überall ſeine harzige Fackel bei ſich, um dunkle Partien in der Geſchichte der Frauen zu beleuchten. So wußte man denn auch, warum dieſe und jene Herrſchaft gerade jetzt ſo bußfertig war und bei den Jeſuiten die Predigt nie verſäumte. Die Kirche hat das Gute, ſagten manche gemüthlichen Leute, daß man ſich wieder mit ſeinem Gewiſſen abfinden kann.

Während die Lakaien flüſterten und laut lachten, drängten ſich zwei Träger mit verhülltem Tragſeſſel durch den Haufen und hielten dicht am Eingange. „Wer ſo ſpät kommt, muß ein ſehr vornehmer Sünder ſein!“ raunten ſich einige Burſche ins Ohr, als eine Maske mit dunklem Mantel und breitgekrämptem Filzhut aus der Chaiſe ſprang und in die Kirche trat. In der Haltung der ſchönen hohen Geſtalt lag aber ſo viel ritterliche Vornehmigkeit, in dem Schritt des Fußes, im Blitz des Auges ſoviel Hoheit und befehleriſche Gewalt, daß Alles umher verſtummte, obwohl die Maske niemand kannte. Es war der König ſelbſt, der bis jetzt von Geſchäften im Louvre zurückgehalten war und unerkannt das Ende der Predigt anhören wollte.

Wie er mit geſenktem Hut in das Schiff der Kirche trat, nahm er ſich feſter in den Mantel und drückte die ſchwarze Larve in die Augen; aber über ſie hinweg leuchtete im hellen Glanze die erhaben königliche Stirn des Helden. Inzwiſchen nahm ihn das ſtille Gewühl der Menge in ſichern Gewahr.

Auf tauſend bunte Schärpen, auf tauſend leiſe wehende Federn warfen die Kirchenlichter ihre matten, wehmüthigen Augen, als ſeien ſie in der kühlen, hochdämmerigen Halle zu ſchüchtern, um vor dem Glanz der Weltlichkeit zu beſtehen, die ſich hier zuſammengeſchaart, oder als ſeien ſie das Gewiſſen, das unter Hermelin, unter Sammet und Seide nicht recht aufſchlagen könne. Es war die Sitte des Tages, eine Sache der Mode geworden, den Pater Florentin zu hören, und ſo ſtürzte alles mitten aus dem Gewirr der Lebensfreuden zur Abendmette; die wimmernde Glocke der Jeſuiten klang wie die Stimme des Mutterſchafes, die plötzlich laut wird im dunkeln Walde, wenn der Bergſtrom mit ſeiner Leidenſchaft auf einen Augenblick ermüdet.

Links auf den Chören zwiſchen den grauen Pilaſtern ſaß in dichten Reihen der junge Adel von Paris, der in der Schule der Jeſuiten ſeine Bildung genoß. Rechts oben wimmelten allerlei Kutten und Ordenshabite, ſchwarz, weiß, braun, in vielfachem Schnitt; der große Stuhl der Urſulinerinnen, die bei den Jeſuiten vorzüglich beten und beichten, war dicht neben der Kanzel; unten die weite Halle entlang ſaß und kniete der weltliche Luxus der Hauptſtadt, Kinder und Greiſe, Jungfrauen und Matronen, die Unſchuld und die Sünde, die Lebensluſt und die Müdigkeit an Leib und Seele. Aus der weißen alabaſternen Kanzel ragte die ſchwarze Geſtalt des noch jugendlichen Prieſters hervor und aus dem ſchwarzen Habit ſein ſchönes bleiches Geſicht, das dem Friedhofe ſeine Ruhe, der Mondnacht den ſtillen Glanz abgeborgt zu haben ſchien. Seine Bewegungen waren ſehr mäßig, als wäre ſchon die Weisheit des Greiſes über die Unſchuld eines knabenhaften Jünglings gekommen und hätte alles ausgetilgt, was männlicher Aufruhr ſchien. Nur dann und wann bog er ſich über den Rand der Kanzel und griff mit der Hand hinunter, als wolle er Jedem ans Herz faſſen und es ihm leiſe, aber mächtig ſchütteln. Dann wurde in dem Friedensklange ſeiner Stimme, die wie eine ſilberne Glocke im ausgeſtorbenen Trauerhauſe tönte, eine zitternde Schwingung laut, in ſeiner Bruſt ſchien eine verſteckte Wunde aufzubrechen, für deren heiße Qual Himmel und Erde keinen Balſam wußten, und ein gellender Schrei lief durch die bebende Halle, ſchlug händeringend an die Wölbung, ſuchte verzweifelnd nach Freiheit und nach dem Lichte des Ausganges, und fiel gebrochen in den hohlen Winkeln nieder. Dieſer ſchmetternde Ton brach mitten aus dem Frieden ſeiner Bruſt heraus, und wenn er plötzlich ſchwieg, ſo war es als flüſterten die Becken am Hochaltar zitternd ein leiſe weinendes Echo. „Himmel und Erde werden vergehen,“ ſprach Florentin, „weil alles in Sünde war; nur der Herr wird beſtehen mit ſeinem Zorne und mit ſeiner Liebe. Der Zorn iſt ſeiner Wahrhaftigkeit eigen, aber die Liebe iſt ſeinem Herzen eigen, denn auch Er hat ein Herz und die Liebe wird ſeinen Zorn überflügeln. Himmel und Erde werden vor ihm im Staube knieen, ſie werden in Angſt und Qual ſich winden und nicht wiſſen, ob der Herr mehr zornig, oder mehr Liebe ſein kann. Ihr glaubt mit kleiner Buße die kleine Schuld zu tilgen, in die Euch der Reiz der Luſt geführt; die große Schuld, die ungeheure Schuld des Daſeins könnt Ihr nicht aus Eurer Seele wiſchen mit all Euren Thränen, all Eurem Herzklopfen und Händeringen nach Erlöſung. Ihr wißt nicht einmal, wie tief Ihr in Sünde verſtrickt ſeid. Die Geiſter der Unſchuld wandeln ſich unvermuthet in Dämonen und Ihr ſeid ein Spiel der böſen Gewalten. Eure Seufzer, Eure frommen Gedanken, alles iſt angehaucht von dem Gifte der Eitelkeit, die ganze Welt trägt die Schuld ihres Daſeins. Wenn der Herr auferſteht, ſo wird er die Welten zuſammenrufen, und alle Creatur wird vor ihm liegen und nicht wiſſen wie ihr geſchieht. Dann wird ſich entſcheiden was Zufall und was Sünde war in Euch, was unbewußte Schuld und was verſchuldete Sünde. O, es iſt Niemand gerecht, ſo lange ſein Herz ſchlägt; Die am wenigſten, die hienieden im Glanze einherſchreiten und das Schwert der Macht führen. Der Purpur und die Seide, das Gold und das Koſtbare der Welt, alles iſt nur erborgter Schein, alles nur dem Herrn entwendete Herrlichkeit. O, geh' in Sack und Aſche, Du Großer und Gewaltiger! Der Zufall hat Dich ſo geſtellt, und auch die Schuld des Zufalls wird der Herr an Dir rächen, wenn Du nicht Einſehen haſt in Deine Gebrechlichkeit! — Ihr liebt die Eitelkeit der Welt, Ihr liebt die irdiſche Liebe. Ihr verwechſelt das Ziel mit dem Mittel, es zu erreichen. Ihr wähnt, das ſei ſchon Unendliches, wenn Ihr das Endliche maßlos liebt. Und deshalb eben verfallet Ihr an den Schein und ſeine täuſchende Lüge. — Ihr wähnt mich jung. Ihr meint, ich hätte die Sprache der Leidenſchaft nicht gekannt, nicht verſtanden. Ihr irrt. Eh' ich Prieſter ward, war ich Menſch, und der Jammer des Irrwahns fiel auf mein unbewachtes Herz, das am Endlichen und am Eiteln hing. Ich bin der Schiffbrüchige, den das ſchirmende Ufer aufnahm und der mit Wehmuth ſeine Brüder dahinſtürzen ſieht, ein Spiel des Zufalls, der trügeriſchen Lebenswellen. Jede Neigung Eures

Herzens kann Euch vernichten. Selbſt aus dem Lilienkelche der keuſcheſten Liebe ſteigt plötzlich ein Dämon voll giftig betäubender Dämpfe!“

Der Prieſter ſchwieg. Dann ſprach er das Gebet und gab den Segen; die Menge wogte durch einander. Jeder ſuchte ſein Weltliches wieder zuſammen und zog damit ins Leben zurück; der Eine ging ſeinem Haſſe, der Andere ſeiner irdiſchen Liebe wieder nach; die heilige Rede war wie ein Windſtoß, der über das Geſtrüpp der Haide fährt. Nur hier und da lag noch ein frommes Gemüth im Betſtuhl und dachte an Schuld und Mißgeſchick; aber der Einzige, in deſſen Seele der Himmel mit ſeiner Erleuchtung haften blieb, war vielleicht nur der junge Prieſter mit der Kummermiene, der jetzt von der Kanzel entſchwand.

König Heinrich, um den die Menge nach dem Altare und nach dem Ausgang der Kirche drängte, war nicht der Mann, dem hier das Gewiſſen am heftigſten ſchlug. Er hatte den Gott, deſſen Zorn und Gnade hier verkündet war, ſchon anders reden hören; im Donner der Schlachten, wo Leben und Tod und das Schickſal von Millionen auf der Wagſchale bebten, da hatte er die Stimme Gottes vernommen und an ſeine Bruſt geſchlagen: „Herr, gehe nicht mit mir ins Gericht, laß mich ſiegen, damit ich Gutes vollbringe und die Welt mit Glück erfülle!“

„Er ſpricht ſehr redneriſch, der beliebte Prieſter, aber ſeine weichliche Predigt ermattet die Seele und nimmt ihr den Athem der Lebenskraft, den Muth zum Gutesthun!“

Das dachte der König, während die Flötentöne der Orgel das ſtille Nachtgebet beendeten. „Die ſüßen Schauer der Frömmigkeit mögen ihr Gutes haben,“ ſchloß er ſeine Gedanken, „aber der Menſch muß auch friſch handeln können.“

Der Strom der Menge führte ihn mit fort zur Seitenkapelle, wo Pater Florentin geweihte Kerzen austheilte. Heinrich lehnte an den Pfeiler, der die kleine Halle von der größeren ſchied, und ſah dem frommen Eifer ruhig zu. Eine hohe weibliche Geſtalt fiel ihm auf, die eben vor dem Prieſter ſtand und, ohne hinzuknieen, das Auge feſt auf den Geſalbten des Herrn gerichtet, die Himmelsgabe aus ſeiner Hand nahm. Ein ſtolzer majeſtätiſcher Wuchs, mit weitem violetten Gewande; ein dichter Schleier von ſchwarzem Krepp deckte Kopf und Nacken. Sie blieb lange in dem Anblicke des Geiſtlichen verſunken, dann verbeugte ſie ſich leicht und trat zurück. Wie ſie ſich an der Geſtalt des Königs vorbeidrängte, ſchob ſich die ſchwarze Hülle zurück. Er fuhr ſtill in ſich zuſammen; die Hand, die ſeine Maske hielt, ſank wie gelähmt nieder. Sie ſchlug das Auge zu ihm auf; der bebende Schreck erſtarb ihr auf der Lippe, die keinen Laut für das Gefühl der Ueberraſchung fand. Eine dunkle Röthe, ob Zorn, ob Haß, oder das Gegentheil, fiel eben ſo plötzlich über das ſchöne Antlitz als der Schleier, in den ſie ſich ſchnell verhüllte. Es war nur ein Blick, ein Blitz der Augen geweſen, womit ſich Beide erfaßten; der Strom der Drängenden riß ſie eben ſo haſtig von einander. Der König blieb an der Säule gelehnt und blickte ihr nach wie der Gerettete, der das Aufgegebene in den Wogen dahin ſchwimmen ſieht. Unter der großen Leuchte, mitten in der Kirche, wandte ſie ſich noch einmal zu ihm, ohne Hülle, ohne Röthe, aber wunderbar wie von einem magiſchen Scheine durchleuchtet.

„Heiliger Gott! Sie liebt mich noch immer!“ ſagte Heinrich und griff unwillkürlich an ſein Herz. — „Du haſt nicht gut an ihr gehandelt!“ flüſterte eine geheime Mahnung in ſeiner Seele. — Der alte Himmel des Glückes, der ihm ſonſt aus dieſen Augen geleuchtet, konnte nicht mehr in ihm aufblauen zum neuen, jugendlichen Morgen; aber das Andenken an jene Zeit, wo er in Henriettens Armen alle ſiebenundſiebenzig Stufen auf der Leiter zur Seligkeit erſtiegen, die Erinnerung daran hielt ihn gebannt, wie man ja auch Geſtorbene mit Theilnahme vor ſeinen Geiſt heraufbeſchwört; ſeine Gedanken ſaßen und ſpielten auf den Trümmern vergangener Herrlichkeit.

Die Volksmenge hatte ſich verloren. Wie er aufblickte, ſah er ſich allein. Die Pforten ſchlugen dumpf zuſammen und der Schall jagte ſich mit ſeinem Echo in dem weiten leeren Raume.

Der König von Frankreich war der Letzte in der Kirche der Jeſuiten. Er hüllte ſich in ſeinen Mantel und ging. Der Kirchner raſſelte mit den Schlüſſeln hinter ihm her.

Pater Florentin wandelte in dem breiten Kreuzgange, deſſen einer Flügel von der Kirche zu den Hörſälen des Collegiums führte. Die hohen offnen Schwibbögen gingen nach dem Garten zu, deſſen Raum der Gang umſchloß; nach den äußeren Seiten liefen die Zimmer der Väter hin. Florentin pflegte Abends allein in ſeinem Gemach zu ſpeiſen; die Predigt erſchöpfte ihn, und der angeſtrengte Dienſt des Tages — er docirte in den Hörſälen — war auch ſtets von der Art, daß man ihm die ſtille abendliche Einkehr in ſich ſelbſt gern gönnte. Die geſchäftigen Diener, die eilig durch den Kreuzgang liefen, grüßten ihn wie ein höheres Weſen, denn bei ſo viel Heiligkeit der Geſinnung, ſo viel erklärter Ruhe ehrten ſie ſeine Leutſeligkeit gegen Ihresgleichen. Auch einzelne Väter, die aus der Kirche nach ihrer Wohnung gingen, ſelbſt die älteſten Collegen, drückten ihm mit Liebe und Achtung die Hand, denn ſein hoher Rednergeiſt hatte manchen unter ihnen erwärmt und erleuchtet, während er Allen bei jeder Begegnung das Wort des liebevollen Friedens bot. Nur Wenige hielten ſeine Schweigſamkeit in perſönlicher Berührung für Stolz. War es Stolz, ſo ging dieſe Eigenheit doch nur aus dem Schmerze hervor, von aller Selbſtgenügſamkeit und Befriedigung, von allen menſchlichen Triebfedern, die auch eine geiſtliche Brüderſchaft thätig und ſtrebſam erhalten, ſich frei zu wiſſen. Ein inneres Unglück hatte ihn vereinſamt, und keine Genugthuung, weder ſelbſtgeſchaffene, noch dargebotene, ſchien im Stande zu ſein, den dunkeln, geheimen Schatten in ſeiner Seele zu verſcheuchen. Er war weder Frömmler noch Formdiener, ſein Geiſt rang nach den Lichtpunkten, nicht nach den Zwielichtsdämmerungen der Religion; aber bei aller Forſchung ſeines unermüdeten Eifers, aus der Ueberlieferung des Glaubens die einfachen Wahrheiten klar herauszufühlen, blieb ſein Gemüth doch immer an einen geheimen Faden gebunden, den ein Dämon tückiſch verſchlungen hielt. Sein Gefühl war nicht weich genug, um in den ſüßen Schauern der Frömmigkeit zu ſchwelgen, und doch ſchien ſeine Denkkraft nicht überwiegend genug, um ihm vollauf Erſatz zu bieten. So war er bei aller Erleuchtung, die Andere ihm verdankten, bei allem Segen, den ſeine Rede ſpendete, für ſich ſelbſt ſehr hülfsbedürftig, — wie alle Creatur, die nach Erlöſung ſchmachtet.

Nach jeder Predigt fühlte er ſich in der Regel mehr als ſonſt aufgeregt. Er hatte weichlicher geſprochen, als es ihm ſelbſt heilſam däuchte, und die Dämmerungen des frommen Gefühles, die ſeine Reden zu verbreiten pflegten und welche die hörende Welt ſo liebte, genügten ſeinem forſchenden Verſtande nie. —

Wie er in der Kreuzhalle um die Ecke bog, um nach ſeinem Zimmer zu gelangen, trat ihm eine große breite Geſtalt in den Weg. Die Lampe, die am Pfeiler über dem ſteinernen Bilde der Mutter Gottes hing, warf ihr volles Licht auf den Fremden. Es war eine ſeltſame Figur, ſehr feſt und anmaßlich keck mit dem ſtarken Schulterbau, der breiten Stirn und den hervorgeſtreckten Backenknochen. Das ſchwarze Haupthaar ſiel ſtruppig herunter und ein rother Bart wucherte um ein verworſenes Antlitz. In den tiefgehöhlten Augen, in den weitathmenden Naſenflügeln, wie in den dürren Händen, die ſeine halb geiſtliche, braune Kutte mit dem Stricke umſchloſſen, lag eine gierige Habſucht, die gleich viel ob Leben oder Tod umarmen wollte.

„Ich bitte um Eure Erleuchtung, frommer Bruder!“ ſagte der Fremde. „Vielleicht kennt Ihr mich auch noch, Ihr habt mich ſchon einmal erlöſt und geſühnt.“

Die bußfertige Stimme verſöhnte in etwas mit der verwilderten Erſcheinung des Mannes; der Ton ſeiner Rede konnte rühren, er ſprach von Bedürftigkeit der Seele.

„Ich bin der Schulmeiſter von Angoulême, wenn Ihr Euch noch erinnert, ich bat um Euren geiſtlichen Beiſtand!“

„Magiſter François!“ ſagte Florentin, obſchon ſein Gedächtniß von zu viel Rathbedürftigen erfüllt war, um ſich dieſes Beichtkindes noch hell zu erinnern.

Man wußte nicht, war François von der Natur ſo verwahrloſt, oder hatte ihn ein verworrenes Leben ſo geſtaltet, daß er mehr ein Knecht Ruprecht als ein Lehrer der Jugend ſchien. Er war ſchon viel in der Welt herumgetrieben, ob er gleich erſt einige Dreißig zählen mochte. Anfänglich hatte er ſich mit der gerichtlichen Praxis beſchäftigt, und der forſchende Zug einiger Geſichtslinien ſprach in der That von Advocatenpfiffigkeit. Allein Herrſchſucht ſchien das vorwaltende Element in ſeinem Weſen und ein pietiſtiſcher Hang verfeſtete dieſe Stimmung in ſeinem Innern; eine

Zeitlang hatte er Magie getrieben. Bald aber ging er nach ſeiner Geburtsſtadt, nach Angoulême zurück; dort lebte noch ſeine Mutter, für die er zu ſorgen hatte. François wollte die Jugend erziehen und lehrte die Kinder ihre Gebete nach dem katholiſchen Ritus verrichten. Es war in der Vaterſtadt ein Ketzergeiſt erwacht, die Propaganda der Hugenotten ſchien immer weiter zu greifen. François hielt ſich berufen, den Samen des Böſen unter der Jugend im Keime zu erſticken. Zugleich dünkte es ihm nicht wenig, eine Anzahl von funfzig angehenden Menſchen um ſich verſammelt zu haben, aus denen er gute Chriſten machen wollte. Er war nicht ohne Kenntniſſe, allein der religiöſe Fanatismus verwirrte ſeine Kräfte, und im Kampfe mit dem lächelnden Teufel, mit dem Frühlinge des böſen Geiſtes — ſo nannte er die Unſchuld der Kinder — ſteigerte ſich ſein Glaube, ein auserwähltes Rüſtzeug der Kirche Gottes zu ſein. Er hatte Zeit ſeines Lebens mit der drückendſten Armuth gerungen, jetzt ſah er ſich und ſeine Mutter außer Sorgen. Die Schulbuben zahlten ihm den Unterricht in Fleiſch, Brot, Speck und Wein, und er nahm dies wie einen ſchuldigen Tribut, den die Weltlichkeit dem geiſtlichen Regimente darbringt. Für das gelöſete Geld war er im Stande, von Zeit zu Zeit nach Paris zu gehen und ſich die Freuden der ſchwelgeriſchen Reſidenz zu erkaufen. Nach und nach aber genügte ihm ſein dürftiger Spielraum nicht, er fühlte ſich berufen nicht blos in der Schulſtube Herr und Despot zu ſein, er wollte in höhern Dingen den Bakel führen. Er warf ſich auf philoſophiſche Fragen und fing an, den Herrgott über ſeine Weltordnung zu ſchulmeiſtern, denn weil er fromm war und viel betete, glaubte er ein Recht zu haben, den Schöpfer zu examiniren. Bald aber ſtand ſein Verſtand an der Grenze der Möglichkeit, er hörte auf zu forſchen und warf ſich in die Uebungen der blind glaubenden Demuth. Er ließ ſich in ein Barfüßerkloſter aufnehmen, war aber nur ſechs Wochen geduldet wegen gewiſſer Viſionen und Träumereien, die ihn zum Gegenſtande ganz beſonderer Seelſorge machten und ſeine Ausſtoßung aus der Congregation herbeiführten. Es waren ihm unter andern beim Scheine des Heerdfeuers auf beiden Seiten des Geſichtes Hoſtien erſchienen. Nun hatte er ſich für inſpirirt, für von Gott berufen gehalten zu großen Dingen. Das ganze Kloſter war in Aufruhr, denn es ſchien bei den Barfüßern in Paris nicht mehr Mode, inſpirirt zu ſein. François aber war anmaßend genug, die Vorgeſetzten für Verworfene zu erklären, weil ſie mild waren und friedfertig, und Gott und die Welt gleich wenig incommodirten. Der Bruder Dubois hatte dann endlich den Hader ausgeglichen. Er war der Stubengenoſſe des Schwärmers und ſagte aus, wie er Nachts beim Scheine eines falben Lichtes ihn beobachtet. Der ſeltſame Bruder habe den Teufel leibhaftig heraufbeſchworen, und dieſer ſei in Geſtalt eines großen ſchwarzen Hundes in deſſen Bett geſprungen. Nun war der Heiligenſchein der leuchtenden Hoſtien zerſtört, man ſtritt ſich nicht mehr, ob Gott, ob Teufel hier im Spiele, man ſtieß den

Erleuchteten aus der Congregation der Barfüßer. Damals war er in ſeiner Angſt zum Pater Florentin gelaufen, der ſein wildes Gemüth beſchwichtigte, und ihn ermahnte, in Frieden und Demuth wieder in die Stille ſeines alten Lebenskreiſes zurückzukehren und Gott walten zu laſſen im Ganzen und Großen. Eine Zeit lang hatte er dann wieder den Bakel geführt und die Schulbuben in Angoulême dafür büßen laſſen, daß die Welt ſeine hohe Miſſion nicht begriffen. Aber plötzlich erſchien er von neuem und auf längere Zeit in Paris, beſuchte eifrig die Schule der Jeſuiten und kam jetzt abermals zum gelehrten Florentin, mit verworrenem Drange um deſſen Weisheit bittend.

„Tretet ein!“ ſagte Florentin mit der gewohnten Sanftmuth, indem er ſein Zimmer öffnete. Die lange Geſtalt des Schulmeiſters ſtolperte über die Schwelle. Er trug große ſchwere Fiſcherſtiefeln wie die Krebſer in der Seine; der ſcharfe Ledergeruch vollendete das Unſaubere in der ganzen Atmoſphäre des Mannes.

Der Diener hatte im Gemache ſchon die Kerzen angezündet und ſtand mit dem Nachteſſen bereit. Florentin entfernte ihn und war mit ſeinem abſonderlichen Beichtkind allein. Er öffnete die Fenſterflügel und ließ die laue Mailuft einſtrömen. Unter ihm lag der Park. Unter der großen Lindenallee brannten die Lampen, und die Zöglinge, die im Collegium wohnten, auch einige Väter, wandelten auf und nieder, jene um die jugendheiße Stirn zu kühlen, dieſe um die kalte Bruſt und die alten Schläfe zu wärmen.

Wie Florentin vom Fenſter zurücktrat, ſtand François mit gefalteten Händen vor dem Heiligenbilde. Seine Lippe murmelte, ſein dürres Auge ſuchte bittend nach dem Quell der Erleuchtung.

„Es wird mir wohl in Eurer Nähe, hochwürdiger Pater,“ ſagte François, als er ſein Gebet geendet, „es ſtrömt ein beſeligender Friede durch die Lebensluſt die Ihr athmet. Ach! und Eure Rede, Glorreicher! Sie legt ſich wie ein Teppich von Sammet um die Bruſt, die vor herbem Erdenſchmerze friert.“

Florentin ſetzte ſich ſchweigend zu ihm. Die Wimper fiel raſch über das dunkle unglückliche Auge; eine Röthe kannten ſeine Wangen ſo wenig, als ſeine Lippen ein Lächeln.

„Meine Viſionen beginnen wieder!“ ſagte François. „Ach, in mir giebt es in raſchem Wechſel nur Kälte und Hitze, die in mir aufflammt, alle meine Adern wie gieriges Feuer durchlodert und hinausſchlagen möchte in die ſündenſchwere Welt. Ich muß etwas thun, um dieſer dürren Flamme, die mich verzehrt, Nahrung zu geben und Sättigung, ich muß Einklang finden mit dem, was ich ſoll und kann.“

„Und die Studien dämpfen Eure ſtürmenden Lebensgeiſter nicht ab?“ fragte der junge Geiſtliche.

„Ich bin Euer eifrigſter Scholar,“ ſagte François mit Enthuſiasmus, „ich bin der eifrigſte Menſch in der Chriſtenheit, ich könnte die Erde mit Gebeten erſticken und die Verdammten in der Hölle flagelliren, bis ſie ſich für überwunden bekennen und dem Herrn Loblieder ſingen.“

„Und zu Eurem thätigen Berufe mögt Ihr nicht wieder zurück?“ unterbrach ihn Florentin. — „Freilich, Ihr taugt zum Unterricht der Jugend nicht, da Ihr mit dem eigenen Heile ſo ſehr beſchäftigt ſeid. Aber ein thätiges Leben dürft Ihr nicht ganz aufgeben. Ihr taugt vielleicht zum Heidenbekehrer, um die wilde Natur der Lehre des Herrn zu unterwerfen; nur müßt Ihr ſelbſt die eigene Wildheit Eures Eifers dämpfen.“

„Ich kann die Schulbuben nicht mehr erziehen,“ rief der Schulmeiſter, „die lächelnde Unſchuld der Burſchen höhnt mich; auch iſt mir dies Handwerk zu gering, mein Geiſt dürſtet nach Großem. Die geſammte lächelnde Unſchuld der Welt möcht' ich ausrotten, denn in ihr brütet das Böſe. Gebt mir Berge abzutragen, um dem Herrn die Wege zu ebenen! Laßt mich Rieſenbäume fällen und einen Wald von Stämmen zu einem Scheiterhaufen für die Ketzer zuſammentragen! Oder ſoll ich nach Paläſtina auf den Knieen wallfahrten? Seen könnte ich ausſchlürfen, um etwas zu thun, um eine That hinter mir zu haben, auf die ich bauen könnte zum Heil meiner Seele.“

„Euer guter Wille iſt groß,“ entgegnete Florentin, „nur muß Euer Eifer ſich vorſehen, daß er der Kirche zum Heile ſei. Eines phyſiſchen Hercules bedarf die Kirche nicht, ihr Pfeiler, ihr Held und Schirm iſt von geiſtiger Art. Derlei äußerer Werkeldienſt fruchtet auch nicht einmal Eurer eigenen Seele. Da Ihr im Kloſter waret und bei den Barfüßern das hinſchmachtende Einerlei des Formelweſens kennen lerntet, ſo wißt Ihr ſelbſt, François, wie wenig förderlich Euch das geweſen. Das thatloſe Büßerleben iſt nur für abgethane, ausgelebte Gemüther; für die Creatur, die noch im Glauben ringt, noch Verſuche wagt, ſich auf dem Schauplatze des allezeit hülfsbedürftigen Weltlebens zu entwickeln, für ſtürmende Geiſter iſt der Kloſterdienſt wenig tauglich. Auch für Den, der ſich wirklich in ſeinem Innern abſchließen will, um nur mit Gott und ſeinem Gewiſſen Abrechnung zu halten, bietet das bunte Menſchenleben weit eher ein Plätzchen ſtiller, begrenzter Einkehr, wo er, dem Aeußern den Tribut zollend, einen Kreis voll behäbiger Wohlfahrt um ſich zieht Und für Diejenigen, die nach dem Quell unverfälſchter Wahrheit dürſten, giebt die Kloſterſatzung einen Wuſt von Scrupeln, über deren Beſeitigung das Leben ſchon hinſiecht, ehe man vor lauter Auflöſung der Schalen zum Kern gelangt. Schon die drei Gelübde, mein Freund! Erfüllſt Du ſie, iſt Deine Seele matt und lahm genug, ohne Widerſtand zu unterliegen, ſo iſt es doch eine Eitelkeit, den Himmel damit für abgefunden zu wähnen. Greift Dein Geiſt weiter hinein in die verſchloſſenen Tiefen des Allerheiligſten, — nun ja, Armuth, Keuſchheit — Leib und Seele können ſich einfriedigen und ſtill ſein; aber der erwachte Geiſt kennt keinen Gehorſam mehr, den doch die Satzung fordert. Siehe das iſt die Qual des forſchenden Menſchen, wenn ihn der Kloſterkäfig gefangen hält. Während deſſen kannſt Du handelnd und ſchaffend in der Welt Dein Pfund wuchern laſſen, kannſt im Schweiße Deines Angeſichts, wenn der Schlummer auf

Deine Glieder ſinkt, auf Erleuchtungen, auf Wohlthaten der Seele hoffen, welche die ewig matte, aber nie kräftig abgemüdete Seele des Mönchs nicht kennt."

„Ich kann auch nicht vom Handeln laſſen!" ſagte François, „ich fühle, daß ich dazu berufen bin. Ich möchte zu den Affiliirten der Geſellſchaft Jeſu gehören, zu jenen Weltlichen, die, jeden Augenblick des Winks gewärtig, eine Art unſichtbare Heerſchaar bilden und in allen Landen der Chriſtenheit die allezeit fertige Wache des Papſtes abgeben."

„Auch hierzu bedarf es einer inneren Befähigung, mein Freund," ſagte Florentin, „die blos äußerliche Angehörigkeit thut es nicht, ſo wie es heißt: Waſſer thut's freilich nicht, ſondern der Geiſt. Auch bietet Dir unſere Geſellſchaft weniger Aeußerlichkeiten, als jeder andere Orden, um in der Form ſchon ein Genüge zu finden. Im Gegentheil, wir ſind von den Weltprieſtern in nichts verſchieden. Schon die Theatiner hatten mehrere Verpflichtungen fallen laſſen, die ſonſt den Stand der Religioſen bezeichnen; wir von der Geſellſchaft Jeſu gingen darin noch weiter. Wir haben die klöſterliche Tracht vermieden, wir bedürfen nicht der gemeinſchaftlichen Andachtsübungen, welche in den Klöſtern den größten Theil der Zeit füllen; von der Obliegenheit, im Chor zu ſingen, von Faſten und andern Obſervanzen der Kloſterzucht ſind wir frei, — genug, alles Beiwerk laſſen wir fallen, um uns dem Weſen zu nähern. Unſere Privilegien haben die Beſchränktheit des alten Büßerlebens hinweggeräumt. Wir überlaſſen nicht mehr die Welt ſich ſelbſt, um uns ſelbſt vor ihr zu flüchten in eitel Einſamkeit; vielmehr ſuchen wir das Menſchenleben mitten in ſeinem Schooße zu erfaſſen, um die Zeitlichkeit zu läutern, das Weltliche zu benedeien. Das iſt der Sinn unſeres Ordens. Was in unſeres Stifters Lehre noch phantaſtiſche Ascetik war, das wandelt der Geiſt der Zeit allmählich in weltkluge Zweckmäßigkeiten, denn wir wollen wirklich nützen, dem Leben aufhelfen, die Welt befreien. Und unſere Conſtitution iſt fortſchreitender Natur, ſie bildet ſich nach Zeit und Sinn der Jahrhunderte weiter aus. Ja, es wird in Zukunft möglich werden, daß der Geiſt der Herrſchaft, der uns innewohnt als unverbrüchliches Eigenthum der Geſellſchaft, ſich aller Abirrungen der calviniſtiſchen Forſchung bemächtigt, alle Vereinzelung des prüfenden Verſtandes kräftig erfaßt, in ſich aufnimmt, überwindet und begräbt. Denn mit äußerlichen Mitteln glaube man nicht über die Geiſter herrſchen zu können, durch Bann und Fluch wird das Böſe nur mächtiger, abfälliger, denn nur ſein Abfall, ſeine Ablöſung vom Allgemeinen iſt ſein Irrthum. Wir aber werden ſein geſammtes Reich wie mit Millionen Armen ergreifen, unſere Forſchung wird ſich aller Forſchungen bemeiſtern und eine Einheit der Kirche, eine geiſtige Geſellſchaft des Herrn wieder erzielen und verwirklichen."

„Wenn nur meine Viſionen nicht wären!" ſeufzte der Schulmeiſter von Angoulême, und der wimmernde Ton ſeiner Stimme hatte etwas Mitleiderregendes. „Ihr ſeid ein Heiliger, vor mir aber dehnt ſich eine Kluft. Heiligkeit und

Verworfenheit hüben und drüben, nur ein Sprung, ein gewaltiger Aufſchwung meiner Kräfte hilft mir hinüber. Ich ſtehe entweder vor Gott ſehr tief, oder bin ihm näher als ich weiß und ein erwähltes Werkzeug ſeiner geheimeren Pläne."

„Du wirſt etwas thun, was Gott wohlgefällig iſt!" ſagte Florentin, „die Welt iſt aller Orten der Sünde voll und die Gelegenheit erſieht ſich das gläubige Gemüth, wenn es klug iſt. Deine Viſionen ſind Geburten Deiner phyſiſchen Beklommenheit. Dein Gehirn ſaugt bei der Unthätigkeit des Leibes ſchadhafte Stoffe in ſich und überſchüttet ſich mit Dünſten, die der ſchlaffen Ruhe entſteigen. Haltet Euch brav und tüchtig! Ihr müßt in die Wildniß ferner Länder, müßt Heiden bekehren."

„Die alte Viſion vom Mohrenkopfe, der die Chriſtenheit vergiftet, will gar nicht weichen," ſagte François. „In der Kirche von Vivonne ſtieg zuerſt die Erſcheinung vor mir auf. Während ich betete, blickte aus den Heiligenbildern der ſchwarze Kopf hervor, ſo ſchwarz, ſo ſchwarz, alle Gewäſſer des Oceans hätten ihn nicht weiß gewaſchen. Ich wohne hier in Paris mit einem Maler zuſammen. Geſtern, — ich will ihm begreiflich machen, was ich geſehn, er reicht mir ein Stück Papier mit Feder und Stift; es war gerade ein dreieckiges Blatt, — ſeltſam, auch das Bild des Mohren in der Kirche zu Vivonne lief zu einem Dreieck in einander. Wie ich die Geſtalt aufzeichne, blick' ich in die Höhe: da tritt derſelbe Kopf aus der Wand. Ein Bildniß hing dort, ha! — und wie ich näher hinſtarre, da iſt es das Bild" — —

Die Thür öffnete ſich in dieſem Augenblicke. Der Rector des Collegiums trat ein und unterbrach die Erzählung des Schulmeiſters. Es war ein Pack Briefe an den Pater Florentin angekommen. Das Capitel der Profeſſen war befugt, die Briefe aller Mitglieder des Collegiums zu erbrechen, allein Florentin war ausnahmsfähig. Der Provincial ſelbſt hatte ihm die Bevorzugung angedeihen laſſen und man glaubte dem gottgeliebten Bruder ganz beſonders ſeine Hochachtung an den Tag zu legen, indem man ſeine Briefe uneröffnet ließ. Er empfing dankend und mit jener milden Gleichgültigkeit, die ſein ganzes Weſen bezeichnete, die verſiegelte Botſchaft.

„Wollt Ihr mich nicht morgen wieder heimſuchen, Magiſter François?“ ſagte Florentin, „mein Kopf iſt heute arm an Gedanken und gutem Rath. Laßt nicht die Viſionen Euren Verſtand überwuchern! Es wird ſich zeigen, ob Ihr der Kirche Gottes dienen werdet; nur dem Blendwerke der Sinne traut nicht, es ſind Wallungen des Blutes, die wie Blaſen im Teiche aufſteigen, mehr nicht.“

„Ich will nichts auf Viſionen bauen,“ verſicherte der Schulmeiſter, „das Bedürfniß der Welt, das Geheiß des heiligen Vaters in Rom, der Ruf der Mutterkirche ſollen mich beſtimmen, wo der Mohrenkopf, der die Chriſtenheit vergiftet, zu finden iſt. Ich habe wenig Geſchick, ein heiliger Philoſoph, wie Ihr, zu werden, aber zum Märtyrer, frommer Bruder, zum Märtyrer für die Lehre Gottes habe ich Beruf!“

„Als ob es noch des Märtyrerthums bedürfte!“ ſagte Florentin leiſe für ſich hin, während der ſeltſame Menſch ihm die Hand zum Abſchiede reichte. „Verlaſſet Euch darauf, ich verſchaffe der Kirche Luft!“ ſagte der Schulmeiſter mit täppiſcher Traulichkeit und blickte wunderlich wild mit den ſpitzen Augen aus dem rothen Barte heraus. Er verſchwand durch die Thür und der ſchwere Tritt ſeiner Füße hallte den Kreuzgang hinunter.

Florentin war allein. Er öffnete die Sendungen. Ein Brief aus Genf von fremder Hand. Wie Florentin las, griff er plötzlich über ſeine Augen, ein Schmerz durchzuckte ihn, ſeine Züge verwandelten ſich. „O, iſt er todt? der Lehrer, der Freund meiner Jugend, der Wohlthäter meiner Kindheit!“ Er meinte Franz von Sales, den Biſchof von Genf; dem Wunſche des Sterbenden gemäß, gab ihm der Diakon des Sprengels die Kunde von dem Ableben des ehrwürdigen Greiſes. Pater Florentin war ja niemand anders als Raoul, der ehemalige Zögling des Biſchofs, der Knabe aus der Provence. Seit einer langen Reihe von Jahren war er ganz außer Verbindung mit dem alten Lehrer gekommen; kaum glaubte er noch, daß der Biſchof um ſein Daſein, um ſeinen Aufenthalt wüßte. Auf dem Sterbebette hatte der Greis noch alle Geſtalten ſeines Lebens um ſich verſammelt, ſchloß mit Allen ab, ertheilte noch Rath und Segen an jeden Einzelnen und entſchlief ſelig im Schooße des Herrn, deſſen Reich er in den Kreiſen ſeines Wirkens mit aller Milde einer durchleuchteten Seele gefördert.

„Ach, er war der einzige Wohlthäter meines Lebens!“ ſagte Raoul, „der einzige. Es hat ſonſt Niemand an mir gut gethan, nicht mein Vater, der Unbekannte, Räthſelhafte, den ich ſuchte, der ſich mir entzog, und den ich nun nicht mehr finden möchte, denn ich hätte nur Vorwürfe für ihn. Auch meine Mutter nicht, nein, auch ſie hat nicht gut an mir gethan, denn ſie ſtarb ſo früh und gab mich unwiſſend hin an den Irrthum des Lebens. — Mein alter hoher Herr, Du flößteſt mir das erſte Gefühl für die Heiligkeit des Geiſtes, für Gott und Natur ein. Ich hatte Dir nichts ſein können, durfte Dich nicht wiederſehen; ein Wahn, der mich furchtbar umſtrickt hielt, jagte mich von Deinem Angeſichte fort. — O du dunkler Schatten meiner erſten Jugend, wie griffſt du mit ſo kalter Hand in die Blüthen des kaum erbrochenen Lebens! — — Und meine Schweſter? meine arme Schweſter! wo mag ſie weilen? wohin wankte damals ihr zitternder Fuß?“

Der Sturm des alten Unglücks ſchüttelte ſein Herz und ein Strom von Thränen badete ſein Antlitz. Als er Athem ſchöpfte, raffte er ſich auf und wankte zur Thür. Er wollte nicht überraſcht ſein; für dieſe Thränen hatte die Welt kein Auge. Er verſchloß ſein Zimmer, dann ſtürzte er wieder über den Brief; aber zu leſen vermochte er ihn nicht, er ſank mit dem Kopfe auf den Seſſel und lag weinend am Boden.

Die Nachtglocke brachte ihn zur Beſinnung. Wie er ans Fenſter trat, wurden die letzten Lampen in der Lindenalles gelöſcht, Alles hatte ſchon die Schlummerſtätte gefunden.

Er ging wieder über ſeine Papiere, er war erſt jetzt fähig, den übrigen Inhalt zu prüfen. Er fand ſein Taufzeugniß, die Briefe ſeiner Mutter an den Biſchof und ein Schreiben von der Hand des Entſchlafenen: „An den Pater Florentin, meinen geliebten Raoul.“ Er zitterte, als er die mühſame Handſchrift des Greiſes erblickte. Das Siegel löſte ſich, er entfaltete und las. Zwei Tage vor ſeinem Ende ſchrieb Franz von Sales: „Der Herr läßt nun ſeinen Diener in Frieden fahren. Ich habe mit dem Himmel abgeſchloſſen, aber auf Erden nicht mit meinem Raoul. Meine Gedanken waren ſtets um Dich, Liebling meiner Pflege, ich wußte um all' Dein Thun und Laſſen, wußte wohin Du geflohen, wußte um Deine Vergehen, und — dem Himmel Dank! weiß nun auch, daß kein unnatürlich Verbrechen, keine Blutſchuld auf Dir laſtet. Es wäre eine Verirrung der dämoniſchen Natur geweſen, an welcher Dein Geiſt ewig gelitten hätte. Dein Vater, der Provincial Deiner Congregation, hat mir gebeichtet, ebenſo die Urſulinerin Cöleſtine, Antoinettens Mutter. Das Weſen, zu dem Dich der Drang der Jugend in Liebe dahinriß, Antoinette, iſt nicht Deine Schweſter. Es ſei der Himmel gelobt, deſſen Leuchte über alle Nacht der Hölle triumphirt! Die irre Angſt der Seele, es laſte ein unſühnbar Vergehen auf Deinem ſo jungen Haupt, ſei ganz hinweggenommen. Dein Geiſt werde licht, denn der Herr nimmt die Trübſal von Dir. Ich gebe ein in ſeinen ewigen Frieden, nun zwiefach herzensleicht. Du, mein Sohn, gehe ein in den Frieden des Lebens, wirke, ſchaffe, predige, erleuchte! Die heilige Dreieinigkeit ſei mit Dir! Amen."

Raoul ſank ſtill zuſammen. Die Schickſalslaſt war von ihm genommen, die finſtere Decke der Trübſal zerriß vor ſeinem Antlitz.

Auf die überraſchten Lebensgeiſter wirſt es ſich aber wie eine plötzliche Ermüdung und ſie finden ſich nur langſam zurecht in dem Glücke eines unverlorenen und erlöſten Daſeins.

So lag er eine Weile ſtill hingekauert. Wie er ſich aufraffte, waren die Kerzen heruntergebrannt, alles war in Dämmerung gehüllt, die Botſchaft, die ihm geworden, dünkte ihm wie ein Traum, der ſein Glück wieder mit ſich nimmt und verſchließt. Er fühlte nach den Papieren, er trug ſie ans Fenſter. Draußen lächelte der ſilberne Mond und alle Sterne leuchteten wie eine ewige Wahrheit, die nicht ſpricht, nicht tönt, aber millionenfach da iſt im weiten All der Welt. Da frohlockte er ſtill, weinte leiſe wie ein Kind und betete heimlich, ohne Worte, ohne Gedanken, aber mit der ganzen Seele in die weite duftende Nacht hinaus.

In dem kleinen Arbeitscabinet des Herzogs von Sully ſaßen zwei Männer in abendlicher Traulichkeit. Der Eine in dem hölzernen Lehnſtuhle, mit dem blendend weißen Scheitel, mit dem ſtarken, tief herabhängenden Barte und dem ſchweren Bruſtbilde des Königs an der goldenen Kette — der Grandmaitre Frankreichs. Der Andere auf dem ganz niedrigen, mit himmelblauem Damaſt beſchlagenen Seſſel, die vorgeſtreckten Füße nachläſſig hingedehnt und mit ſichtlichem Wohlgefallen die Arme über die Bruſt gelegt — der König ſelbſt. Die Adlernaſe, die hohe Stirn und die hochroth blühende Lippe verriethen ihn nicht weniger als ſeine herriſche Behaglichkeit. Er war einige Tage in Montbazon geweſen, hatte ſeine Jagdhunde geübt, ſeine Karpfenteiche mit junger Brut gefüllt, und ſich mit der Büchſe, ob es ſchon keine Wildzeit war, in Wald und Feld herumgetrieben. Heinrich hatte ſo ſeine Anwandlungen, wo ihn nach Einſamkeit verlangte. In St. Denis betrieb man die Feierlichkeiten zur nahen Krönung: der fünfzehnte Mai war als Hauptfeſttag angeſetzt, mit dem ſiebzehnten, wo die Königin feierlich in Paris einzog, ſollte die Reihe der Feſtlichkeiten geſchloſſen werden. Gleich darauf wollte der König nach Deutſchland abreiſen; das Truppencorps, das ihm bei Schlichtung der Cleve'ſchen Erbſchaftsangelegenheit zur Seite ſtehen ſollte, war bereits zum Uebergange über den Rhein ſeiner Ankunft gewärtig. Es war ein Lieblingswunſch des Königs, ſich die Fürſten des proteſtantiſchen Deutſchlands zu verpflichten, um mit ihnen dem Hauſe Habsburg-Spanien eine weltliche Föderation entgegenzuſtellen. Dies ſollte der Anfang ſein zur Gründung eines europäiſchen Gleichgewichts; Europa ſollte eine Republik freier Monarchien werden, ein jeder Fürſt ſeine Stimme mit abgeben über gleichmäßige Beförderung des Völkerwohles. Seit Eliſabeth todt war, hatte Heinrich nur im proteſtantiſchen Deutſchland nach Verbündeten ſuchen können. Aber hier war wenig Halt und Zuſammenhang, das Bündniß, das unter Friedrich von der Pfalz im Jahre 1608 zu Stande gekommen, hatte ein engbrüſtiges Daſein; es bedurfte eines Mannes mit weiten Blicken und ſchaffender Geiſteskraft, ſollte das Leben der europäiſchen Weltlichkeit für Fürſten und Völker nicht von neuem geknechtet werden von dem römiſchen Prieſterthum. Man muß ſagen, daß Europa ſchneller ſeine ſpätere weltliche Geſtalt bekommen hätte, wären Heinrichs Gedanken verwirklicht worden. Er für ſeinen Theil glaubte ſicher an das Gelingen ſeiner Pläne und wiegte ſich in dieſem Glauben ſehr zuverſichtlich.

„Nun, Grandmaitre, was ſagt die Welt zu unſern Sachen? Etwas Neues von Seiten der hochwürdigen Kirche?“ ſagte der König mit dem guten Humor, der ihn beglückte. Er fühlte ſich ſtets im Stübchen des Freundes ſo ganz à son aise, daß er ſchwor, er wolle im Himmel den Heiligen die ſeligen Polſter und Ottomanen gern überlaſſen, wenn er in Sully’s Kammer bleiben dürfe.

„Ein Schreiben, von Sr. Heiligkeit eigenhändig unterzeichnet,“ ſagte Sully mit Gewicht, „an meine Perſon gerichtet, ſehr verbindlich, höchſt ſchmeichelhaft. Der Papſt ladet mich ein, mich zum wahren Glauben zu bekennen.“

„Charmant!“ ſagte Heinrich wohlgemuth, „da müßt Ihr ihm danken für die Sorge um Eure Seele und ihn verſichern, auch Ihr würdet nicht ablaſſen, für Sr. Heiligkeit Seelenwohl zu beten.“

„Sehr richtig, Sire, bei Gott! ſo ungefähr denk' ich zu antworten, nur mit mehr Gutmüthigkeit.“

„Hört, Freund,“ ſagte der König, „es hat wieder Zank gegeben mit der Königin, meiner Frau. Sie möchte gern dem Dauphin ein ſpaniſch Mädchen beilegen, aber da müßten ich und der Grandmaitre nicht ſein, wenn dies geſchähe. Mein Dauphin ſoll die Erbin von Lothringen heirathen, damit dies Land endlich einmal an Frankreich fallen kann und man ſich der deutſchen Fürſten, dieſes ewigen Hadervolks, verſichert. Mein zweiter Sohn mag die Marie von Bourbon, die Tochter des Montpenſier, freien, und mein Dritter die Prinzeſſin von Mantua, die Enkelin Savoyens, damit wir einmal einen Vorwand haben, unſern Fuß auf italieniſchen Boden zu ſetzen, wenn es noth thut. Frankreich — darin ſind wir einig, Sully, — Frankreich bedarf der Grenzerweiterungen nicht, aber es kommt darauf an, die ſpaniſche Cabale zu vernichten. Frankreich iſt ſich ſelbſt genug, um glücklich zu ſein. Ein Klima, eine Sitte, eine Sprache, bei Gott! es wäre das glücklichſte Land, wenn nur — die Religionen nicht wären, die Religionen mit ihren Büßern und Kopfhängern, mit ihrem Fanatismus von Heiligkeit. Und beim Ewigen! dies Zeitalter heuchelt und flennt ſich am Ende noch in den leibhaften Himmel hinein! Die Leute werden ſtockfromm, mein ganzer Hof geht beten. Ich wollte, ich hörte den Donner der Geſchütze, ſäh' tauſend

Lanzenſpitzen auf meine Bruſt gerichtet, es würde mich nicht zittern machen; aber dies leiſe Geſumme der Betenden, die ſchleichenden Schürzen und Hängeſäcke, das ganze Gewürm der heimtückiſchen Demuth, alles das, mein Freund, widert mich an."

Der König war aufgeſtanden und klirrte, wie er im Unwillen zu thun pflegte, mit den Sporen an einander. Er ſchüttelte das Lockenhaupt und ſtrich mit der Hand über die Falten der Stirn. Dann ſtrahlte ſein Antlitz wieder im alten Glanze und er lachte laut, als er Sully's ernſte Miene ſah, der für einen gewichtigen Gedanken das rechte Wort zu ſuchen ſchien.

„Ihr wißt doch ſchon, daß ich bei der Krönung der Mediceerin ſterben ſoll!" ſagte er zu Sully und klopfte ihm die Schulter.

„Sire, Ihr werdet nicht verabſäumen unter dem Rocke den Harniſch anzulegen!"

„Ihr denkt an Chaſtel?" verſetzte Heinrich. „Ich ſage Euch, ſolche Lumpe ſind Schurken von Soldaten, ſie treffen ſchlecht!"

„Freilich," fuhr er fort, indem er ſich auf den Seſſel warf, „es iſt einer meiner zehn Lieblingswünſche, bis zum Tode den Gebrauch meiner fünf Sinne und aller meiner Gliedmaßen zu beſitzen. Und wenn mir nun ein frommer Teufel eins verſetzte: — ich möchte nicht gern das geringſte meiner Glieder einbüßen. Ach, Grandmaitre! meine zehn Lieblingswünſche! Hört einmal, Ihr Mann mit der Feder, vergeßt nur nicht in Euern Memoiren aufzuzeichnen, daß ein Zweikampf mit dem König von Spanien und mit dem Herrn Sultan zu meinen Favoritſtückchen gehört. Jenen möcht' ich fordern, weil er an den Moriskos wie ein Bluthund gehandelt, und den Sultan, — vielleicht weil ich ihn ſeiner vielen Weiber wegen beneide? Ach ja, alle Zeit ein Weib nach meinem Geſchmack, das mir ſchöne Kinder giebt, Kinder, die ich ſelber erziehen kann: das gehörte immer zu den liebſten Wünſchen meiner Seele. Und dann — Ausrottung aller Religionen, bis von ihnen nichts weiter übrig bleibt als edle, feſte, kraftvolle Menſchenliebe. Das war ſtets mein Hauptwunſch, dieſer Stoßſeufzer datirt ſich von der pariſer Blutnacht!"

Er war wieder aufgeſtanden; ſein Auge ſchweifte ernſt an den Wänden umher. Es blieb an ſeinem Bilde haften, das über der Thür hing. „Er war kein böſer Menſch!" ſagte er ganz in ſtilles Sinnen verloren. Dann kehrte er ſich plötzlich zu Sully, der ihn mit großen Blicken maß, reichte ihm gutmüthig die Hand und ſetzte lächelnd hinzu: „aber eitel! Nicht wahr, Freund? Schreibt das nur auch für die Nachwelt auf. Aber vergeßt in Euern Memoiren meine Haupttugend nicht: Er haßte die Pfaffen. In dieſer einen, blos negativen Tugend liegt ſchon ein guter Ruf für alle Zukunft geſichert. — Adieu, Freund! Ihr ſeid heute gar zu wortkarg. Ihr wißt, daß ich es liebe zu reden, Schweigſamkeit erdroſſelt mich. — Ich wollte, die Krönung wäre vorüber! Dann kann ich fröhlich ſein und hinaus in die Weite, dann will ich

Gott einen guten Mann ſein laſſen und als guter Menſch mit den Ketzern in Deutſchland ein vernünftig gottgefällig Wort reden. Adieu, mein wortarmer Freund!“

Der Herzog ſah ihn bittend an.

„Arm an Worten, aber reich an Liebe!“ ſetzte Heinrich hinzu und drückte einen heißen Kuß auf Sully's Scheitel.

„Sire, es iſt noch früh,“ mahnte der Grandmaitre, „Eure Dienerſchaft iſt noch nicht zurück.“

„Es bedarf deren nicht, ich gehe zu Fuß über den Boulevard,“ erwiederte der König, warf ſeinen Mantel über das Jagdkleid, ſtülpte den breiten Hut auf und ſchied. Er hinderte den Herzog, ihm das Geleit zu geben, und als Dieſer nicht gehorchen mochte, drängte er haſtig die Thür ins Schloß und wandte den Schlüſſel. Schon war er ins nächſte Zimmer getreten, da fiel ihm ein, es ſei unpaſſend, den großen Sully, den Principalminiſter des Königreichs, in ſeiner eigenen Behauſung zum Gefangenen gemacht zu haben. Er kehrte um, öffnete und rief lachend ins Cabinet hinein: „Ich bin doch ein Despot!“ Dann eilte er gutes Muths durch den Waffenſaal die breite Stiege hinab. Die Wache ſalutirte, denn man kannte den König in dieſer Tracht; er verbot es und ſchritt, in den Mantel gehüllt, mit vorgeſteckter Maske auf den Boulevard hinaus.

Unter den Bäumen, wo ihn der Schatten aufnahm, wandte er ſeine Schritte zurück. Er ging bedächtig, langſam ſinnend, dann lenkte er raſch in die Gaſſe zu den Allerheiligen.

Er ſtand vor dem Hauſe des Propheten und gab ſich noch einmal Bedenkzeit. „Es iſt nur zum Scherz!“ ſagte er mürriſch zu ſich ſelbſt und kroch in die enge Hütte. Der König hielt ſich für frei von Aberglauben, aber er fühlte doch die Nöthigung, ihm zu huldigen, freilich nur ſcherzweiſe, wie er ſagte, wie er ſich glauben machte.

Thomaſſin lebte ſchon ſeit zwei Tagen wieder in ſeiner Klauſe. Es ſchien nicht mehr nöthig, ihn im Arſenal verſteckt zu halten, die Erbitterung des Volkes war vorüber und im Nothfall ſchützte ihn jetzt ein Mandat mit dem Regierungsſiegel, das er bei ſich führte.

Der Alte ſaß am Kamin und kochte Latwerge, als Heinrich maskirt eintrat. Er kauerte über den Tiegel gebückt, und die lodernde Flamme malte einen roſenrothen Schimmer auf den ſilberweißen Bart. Er blickte auf und wehrte mit der Hand, denn der Zugwind trieb ihm den Rauch ins Geſicht; der Qualm wirbelte auf, das ganze Gemach ſtand in Wolken. „Gott zum Gruß!“ ſagte der König und trat in den Schein der Heerdflamme; das Zimmer war ſonſt dunkel. „Ihr ſeid ein weiſer Mann, Ihr verſteht die Zukunft, ſagen die Leute. Hier meine Hand! Worauf deuten dieſe Linien?“

Der Alte kramte noch immer mit den Töpfen im Kamine, obſchon ihn der mehr befehlende als bittende Ton des Fremden aufſcheuchen konnte. „Nur Geduld, nur Geduld!“ murrte er und warf einige Seitenblicke auf den Beſucher. Dann ſchob er ihm den Seſſel hin, und kroch um ihn herum;

er wollte ihn beäugeln, ohne daß der Fremde ſelbſt es wahrnahm. Man machte ſonſt Umſchweiſe, hatte man ein Anliegen dieſer Art, ſprach erſt von ſeinen Wünſchen und Zwecken im Allgemeinen, gab erſt Raum zum Bedenken; hier aber war das Verlangen nach der zweifelvollen Zukunft eben ſo gleichgültig barſch wie dringend. Es muß etwas Vornehmes, etwas Hohes ſein, witterte der Alte. Er ſchlich noch ein Paarmal im Zimmer um, wie aus Verlegenheit nach Etwas ſuchend, dann trat er zu dem ungeduldigen Gaſte, hieß ihn ſich ſetzen, nahm ſeine flache Hand und hielt ſie vor die Flamme.

„Eine feine Hand, hat viel mit Weibern ſchön gethan!“ murmelte Thomaſſin.

„Narr!“ fuhr Heinrich auf, „ſie hat auch den Degen geführt, dieſe Fauſt!“

„Eine feine, ſchöne, ſeidne Fauſt!“ ſchmunzelte der Alte, „aber Ihr ſeid gar zu barſcher Gemüthsart, ich ſage Euch nichts über die Zukunft, Ihr mißhandelt mich, wenn es Euch nicht gefällt.“

„Auf Ehre, nein, Alter, mach fort!“

„Ein reizender, leichtgeſchürzter Genius tändelt vor Euch her,“ ſprach der Alte, „es iſt Euer eigenes Selbſt,“ die Welle Eures Blutes, die ſo fröhlich tanzt. Aber plötzlich verläßt Euch der Genius in der Noth, Ihr ſeid ſehr verwöhnt, Ihr müßt noch Unglück haben, großes Unglück.“

„Wann?“ drängte der König.

„Bald, ſehr bald!“

„Noch dieſen Monat?“

„Noch ehe die Scheibe des Mondes abnimmt.“

„Von welcher Art könnte das Unglück ſein, das mir droht?“ Der Rauch, der ihm durch die Maske ins Geſicht fuhr, erſtickte faſt ſeine Stimme.

„Ha, wie Eure Adern ſchwellen!“ rief Thomaſſin erſchreckt, „ſeht Ihr wohl, Eure Ungeduld erträgt es nicht, nein, Ihr habt keine Schultern für das Unglück, Ihr geht an ihm zu Grunde.“

„Noch dieſen Monat, ſagſt Du?“

„Wenn der Mond wechſelt, am fünfzehnten, hütet Euch vor dem fünfzehnten!“

„Ha ha ha!“ lachte der König auf, „Du irrſt Dich, alter Knecht. Vor den Iden des März, nicht vor den Iden des Mai hat ſich der Cäſar zu fürchten. Willſt Du mich äffen? — Kann in Frankreich ein Brutus aufſtehen? Thor, ich bin ſelbſt die Freiheit. Wenn ich untergehe, ſo geh' ich als Brutus unter, nicht als Cäſar, denn Cäſar tödtete die Freiheit, ich aber pflanzte ſie auf in meinen Reichen!“

„Gott meiner Väter, es iſt der König ſelbſt!“ ſtöhnte Thomaſſin und ſank ihm zu Füßen, den Saum ſeines Mantels küſſend.

Mit den letzten Worten, die Heinrich ſprach, war ein tiefer Ernſt mit dem ganzen Gewicht ſeiner Weihe über ihn gekommen. Er riß die Maske herab, nahm den breiten Hut vom Haupte und blickte mit verhaltenem Zorne gen Himmel. Es war ſtill im Gemache, nur die Flamme kniſterte luſtig und ſchlug plötzlich wie mit kicherndem Lachen hell auf, als ſie den ſchwarzen Taffet der Maske ergriff, die auf den Heerd fiel.

„Gnade!“ winſelte Thomaſſin.

„Sei ruhig,“ ſagte der König, „Gott und mein Volk würden Dich ſtrafen, nicht ich, ich könnte Dich blos Lügen ſtrafen“ Er drückte den Hut tief ins Geſicht, ſchlug den Mantel über die Schulter und verließ die Hütte.

Draußen jodelten die Buben, das Tamburin und die Pickelpfeife tönte und die Dirnen tanzten mit fliegendem Haar um den Laternenpfahl. Die hellen Stimmen, die geſunde Luſt und der harmloſe Jubel ſtimmten den König heiter und er warf die ſchadhaften Stoffe ſeiner freien Seele, die Berechnungen der Melancholie, die doch meiſt fehlgeben, ſchnell von ſich. „Mein Volk iſt gut! Der frohe Menſch iſt gut!“ ſagte er zuverſichtlich, drängte ſich durch den luſtigen Schwarm und ging durch einige Quergaſſen nach dem Louvre zurück.

Es war ſechs Uhr Morgens; der Tag hatte kaum ſein Zwielicht verdrängt, da läuteten die Urſulinerinnen mit allen Glocken. In der Straße Sainte Avoye, in welcher das neue Kloſter der frommen Schweſtern lag, drängte ſich ein Gewühl von Tauſenden, Jung und Alt, Bettler und Reiche, tobend und lachend, als ging' es zu den Freuden des Schauſpiels, zu einer Luſtbarkeit ſeltener Art. Das leichtgeſchürzte Volk der Gaſſen, ewig müßig und aus Müßiggang frohen Muthes, und aus frohem Muthe zu allen Dingen, auch zu dem Ernſt befähigt, der luſtige Pöbel und die hungernde Armuth bildete den Vortrab und ſtand an den Mauern des Kloſters entlang und vor dem Hauptportal der Kirche zu einem dichten Knäul gedrängt. Eine glänzende Reihe von Fuhrwerken mit der Auswahl der Hauptſtadt wogte langſam nach und ſuchte vergebens nach einer Bahn durch das Gewirr der Fußgänger. Die Kutſcher riefen die Querlaufenden an, die Lakaien ſprangen auf und ab und über dem tauſendfach zertheilten Lärm wie über einem Tumult der Unterwelt bebten die Kirchenglocken durch die helle Morgenluft.

Endlich öffneten ſich die Flügelthüren und die Menge ſtrömte hinein.

Das ganze Schiff der Kirche war mit reichen Teppichen und mit rothem Damaſt behangen. Binſenmatten bedeckten den Marmor des Fußbodens: kein Tritt eines ſterblichen Fußes ſollte hörbar ſein. Dunkle Immortellen, die Blumen des Grabes, und weiße Roſen, die Blumen der Vermählung, waren zu Kränzen gewunden und zierten einträchtig die Gefäße auf dem Altare. Ein Begräbniß und eine Hochzeit ſollte zu gleicher Zeit gefeiert werden, die Einkleidung einer Nonne, ihr Abſterben von den Freuden der Welt und ihre Vermählung mit dem Himmel.

Das Chor der Nonnen über dem Portal, dem Hochaltare gegenüber, war noch verhüllt. Die Novizen erſchienen und öffneten die Läden und Fenſter, und zogen die Vorhänge hinter den Gittern zurück, während die Logen der Vornehmen ſich füllten und das Volk in gedrängten Schaaren den weiten Raum unten beſetzte und in den Seitenhallen hinwogte. Plötzlich ſchwiegen die Glocken und man hörte nur das Gewirr der allgeſchäftigen Menge. Die Aebtiſſin trat ein, in dem ganzen Schmuck ihrer Würde, in dem grauen Unterkleide, dem ſchwarzen Rocke mit ledernem Gürtel und eiſerner Schnalle, den ſchwarzen Kirchenmantel ohne Aermel übergeworfen, mit dem Vortuche und der Kopfbinde, die alles Haar verdeckt, und dem ſchwarzen, mit weißer Seide gefütterten Weihel. Der düſtere Schleier der bräutlichen Wittwen des Herrn lag über ihr Haupt gebreitet, um die Stirn wand ſich das Sternendiadem, an ihrem Halſe hing das Medaillon, die heilige Jungfrau mit dem Sohne im Arme.

Nahe am Gitter ließ ſich die Aebtiſſin nieder und rief die Nonnen ihrer Gemeinde jede einzeln beim Namen auf. Alle erſchienen nach einander, in Zwiſchenräumen, denn eine jede ſchleppte ihren Mantel weit nach, als hätte das ſchwarze Gewebe viel Irdiſches zu verhüllen. Der Anzug der Nonnen war dem der Aebtiſſin gleich, nur waren die Novizen weiß verſchleiert.

Ganz zuletzt erſchien eine hohe, wo nicht ſtolze Geſtalt an der Thür des Chors, in der Tracht der Urſulinerinnen, um das Haupt noch den weißen Schleier, den ſie jetzt als des Himmels Braut und Wittwe zu gleicher Zeit, mit der Farbe des Todes vertauſchen ſollte. Der Beichtvater des Königs, Pater Cotton, führte ſie. Er hatte dem Volke dies Schauſpiel bereiten wollen, eine vornehme Weltdame dem Schooße des klöſterlichen Stilllebens zu überliefern. Es ſchien nicht, als ſolle ſie förmlich in den Orden treten und ſich den Obſervanzen der Kloſterzucht unterwerfen; ſie wollte nur die Weihe einer Urſulinerin empfangen und zu der Zahl der weitverbreiteten Religioſen gehören, die außerhalb der geheiligten Mauern lebten und mitten in der Welt den Einfluß der kirchlichen Macht bis in Kreiſe ausdehnten, in welche der geiſtliche Arm bisher nicht reichte. Man zählte ſchon damals in Paris einige tauſend Urſulinerinnen, die weder die Behauſung noch das Habit, am wenigſten die Gelübde der congregirten Kloſterfrauen theilten, vielmehr dem Familienleben und menſchlicher Gemeinſchaft angehörig, nur im Stillen die Welt dem Geiſte unterordneten. Dieſe Geſellſchaft Jeſu bedurfte ſolcher ſtillen Mitglieder, um, wie ſie ſagten, die Weltlichkeit in ihr ſelbſt zu reformiren; es waren die geheimen Arme, womit die Jeſuiten alle Sphären des menſchlichen Lebens umſpannen wollten. Oft geſchah die Einweihung einer ſolchen Religioſin ganz verſchwiegen, nicht ſelten aber mit Schaugepränge, und hinter der glatten, frommſeligen Miene des königlichen Beichtigers lag der Triumph des heutigen Tages nur mühſam verſteckt.

Sowie die Dame an ſeiner Hand erſchien, begann ein neues Wogen in der dichtgedrängten Menge. Man wollte die fromme Schönheit ſehen, die ſich der Kirche verlobte.

Man wußte noch ſehr gut, wie ſie mit allem Schimmer der lachenden Herrlichkeit in glänzender Carroſſe durch die Straßen von Paris fuhr, wie die Cavaliere an öffentlichen Feſten ihr gehuldigt; man erinnerte ſich der Zeit, wo ſie die gefeierte Schönheit des Hofes war. Viele tauſend Federn und Hüte bogen ſich jetzt über den Rand der Logen hinaus, als die neue Braut des Himmels vor der Aebtiſſin ſtand und auf das ſeidene Kiſſen hinkniete, um die Formen ihres Ehegelöbniſſes zu vollziehen. Der gebräuchliche Frag- und Antwortwechſel begann. Die Kloſtermutter ſprach von der göttlichen Wohlthat, dem Leben und ſeinen Eitelkeiten abzuſterben; auf ihre Anrede erfolgte ſtets das leiſe Ja der Befragten. Endlich erhob ſich die Superiorin. Die fromme Henrica — ſo war die Neugewonnene angeredet — beugte das Antlitz bis auf den Teppich und hüllte ſich in den weiten ſchwarzen Mantel, den die Aebtiſſin über ſie breitete. „Nun biſt Du geſtorben, meine Tochter, nun biſt Du todt!“ ſagte Dieſe nicht ohne Rührung. Zugleich wurden die Läden der Fenſter geſchloſſen und das ganze Chor der Nonnen war in dichte Finſterniß gehüllt; Alles bis an die Schranken, wo das Volk ſtand, verſank in Grabesnacht. Nun begann die Orgel mit ihrer Wehklage. Ein Prälat mit den Diakonen ſtand am Altare und ſtimmte das De profundis an. Das Leichenbegängniß war vollendet, man betete für die Geſtorbene.

Als man die Augen wieder zum Chore wandte, trat die Aebtiſſin mit der Schweſter Henrica hervor, Jede eine brennende

Kerze in der Hand. Sie ſanken dicht am Gitter hin in traulicher Gemeinſchaft; ihre bleichen Angeſichter leuchteten wunderbar im Heiligenſcheine der weißen Flammen.

Die Meſſe hatte begonnen und ging dem Brauche nach bis zum Evangelium. Dann ſetzten ſich die Prieſter rechts an den Altar; ein Mitglied der Geſellſchaft Jeſu betrat die Kanzel und hielt die bezügliche Predigt vom Abſterben aus eitel Welt und Sündlichkeit.

Sowie die Meſſe nach der Predigt ſchloß, verließen die Kloſterfrauen das Chor; die Prieſter traten an das Comulgatorium und das Gewühl der frommen Schauluſt wogte nach dieſem Theile der Kirche. Das Comulgatorium, in der Größe einer Tabernakelthür, iſt eine kleine Oeffnung in der Mauer welche von der Kirche zum Kloſter führt. Sie iſt nur zugänglich, wenn die frommen Schweſtern die Hoſtie empfangen oder eine neue Devote eingeſegnet wird. Sowie jetzt der Flügel aufſprang, ſah man in die kleine Kapelle, wo die Vermählung der weltlich Begrabnen mit dem himmliſchen Bräutigam begann. Rings herum in dem kleinen Raume die geſammte Gemeinde der Nonnen, in dem Mittelpunkte des Kreiſes kniet Henriette mit gebeugtem Haupte vor dem Prieſter, der vom Altare das Jeſuskind nimmt, den ſilbergeſtickten Bräutigam, den er in die Arme der Verlobten legen ſoll. An ihrer Rechten kniet die Superiorin, die den ſchwarzen Schleier hält, der mit dem weißen vertauſcht wird, und den Ring des himmliſchen Ehebundes und das Brautdiadem mit den tauſendfarbigen Blumen und den Lilienkronen, in deren Höhlung kleine Engel mit ſilbernen Fähnchen niſten. Der Prälat ſpricht das Gebet zur Einweihung der göttlichen Verbindung, dann richtet er noch einmal an die Knieende die Frage: „Und Du biſt Dir bewußt, Henrica, daß in Deinem Herzen keine weltliche Liebe mehr wohnt?“ —

Draußen, dicht vor dem Fenſter, das auf die Straße ging, war ſcharfes Pferdegeſtampfe laut geworden. In der Kapelle führte oben an den bemalten Scheiben eine Gallerie vorbei, die zwiſchen den Säulen ihren Eingang hatte. Ein ſelten betretener Gang leitete hinauf; man überblickte von dort die ganze kleine Halle. Auch durch dieſe Oeffnung konnte das Geräuſch ſo vernehmbar von außen durchgedrungen ſein. Vor der Thür auf der Straße hielt ein Reitertrupp. König Heinrich war mit Gefolge die rue Sainte Avoye hinaufgeritten und hielt am Portale. Er hatte die Nacht wieder außerhalb Paris zugebracht; mit dem frühen Morgen wollte er im Louvre ſein. Der Weg führt ihn bei den Urſulinerinnen vorbei; das ganze Stadtviertel ſcheint ihm wie ausgeſtorben, kein Kopf läßt ſich blicken, niemand tritt ans Fenſter, wie ſonſt, wenn er dieſes Weges kam. Auf ſeine Frage, woher die Stille, ward ihm ſchnell Antwort. Eine dunkle Wolke des Trübſinns zog über ſeine helle Stirn, als er vor dem Kloſter wie gebannt hielt. „Saint-Michel, laßt uns hineinſchauen!“ ſagte er zum Adjutanten, ſeinem treuen Begleiter, indem er ſich aus dem Sattel ſchwang; das übrige Gefolge hielt. Im Hauptportale war der Knäul der ſchauluſtigen Menge ſo feſt, daß es unmöglich ſchien durchzudringen. So gingen ſie durch die Nebenpforte, die zur Seitenkapelle führte. Niemand kannte den König in dem ſchlichten Reiterkleide. Der Pförtner winkte behutſam zu ſein, aber ein Wort des Adjutanten genügte, den Alten willig zu machen. Die untern Gänge waren auch hier dicht beſetzt, und der Kirchendiener öffnete die geheime Treppe, die auf die Gallerie der kleinen Kapelle führte. Saint-Michel, der um das Geheimniß wußte, das den König hinzog, blieb hinter der Säule ſtehen, als Heinrich mit leiſem Schritte bis an die Brüſtung trat und auf die verſammelte Schaar der Nonnen hinabblickte, um noch dem letzten Acte der heiligen Ceremonie beizuwohnen.

Die Braut des Himmels lag kniend in der Mitte, das Haupt tief gebückt; die Aebtiſſin ſtand neben ihr, den Ring, den ſchwarzen Schleier und das Diadem in Händen. Noch einmal that der Prälat die übliche Frage „Und Du biſt Dir bewußt, Henrica, daß in Deinem Herzen keine weltliche Liebe mehr wohnt?“ Sie erhob ihr Angeſicht, ein Blick gen Himmel ſchien nach der Antwort zu ſuchen: da blieb ihr Auge ſtarr gefeſſelt, ſie ſtand auf, auch die Arme hoben ſich wie magnetiſch ergriffen, während eine dunkle Gluth die ganze Faſſung ihrer bleichen Züge vernichtete. Als ſich mehrere Blicke nach der Gallerie wandten, war der König raſch zurückgetreten, und mit ſeinem Verſchwinden endete auch für Henriette der Moment der plötzlichen Entzückung; mit einem lauten Schmerzensruf ſank ſie ohnmächtig zuſammen. Die Aebtiſſin bemächtigte ſich der Armen, die Nonnen erhoben wehklagend die Hände, den Novizen klopfte vor ſympathiſcher Bangigkeit das Herz; über der Volksmenge, die ſtaunend auf die Scene blickte, lag eine Todtenſtille.

Ganz betäubt ſtieg der König an Saint-Michels Seite die Treppe hinunter. Auf der letzten Stufe, unten in der Vorhalle, trat ein wilder Menſch mit ſchwarzem, ſtruppigem Haar und rothem Bart, die Hände in den Mantel gewickelt, dicht auf ihn ein; der Adjutant drängte ihn zur Seite und der König gewann den Ausgang. Bewußtlos, oder wie in Träume verſenkt, ſtieg er in den Bügel; das müde Roß ſchritt mit gebeugtem Kopfe, er ließ die Zügel hängen. Am Ende der Gaſſe wandte er noch einmal den Blick; Kirche und Kloſter und die ganze Häuſerreihe, alles ſtand noch immer wie in heiliges Schweigen gebannt. Dann ſpornte er das Pferd und flog im Galopp die Straßen hinunter; das Gefolge keuchte hinter ihm her.

Im Louvre fand der König eine Menge Depeſchen vor, die ſeine ganze Willenskraft in Spannung ſetzten, auch einen Brief von Sully, den eine Unpäßlichkeit zwang das Zimmer zu hüten. Der Miniſter klagte über eine leichte Halsentzündung; er mußte des Morgens lauwarme Bäder nehmen. „So werde ich ihn heute Abend beſuchen," ſagte Heinrich, „wir haben noch manches Nöthige zu beſprechen, bevor ich Paris verlaſſe." Des Königs Abreiſe war auf den nächſten Montag angeſetzt. Er ſandte einen Boten an Sully mit dem ſcherzhaften Befehl, der Herzog ſolle ihn in der Nachtmütze und im Schlafrock empfangen; man würde ſich betrüben, ihn anders coſtümirt zu finden.

Mittags ſpeiſte der König mit dem Duc d'Epernon und mehreren Officieren ſeiner nächſten Umgebung; der nahe Aufbruch nach dem Rheine hatte dringende Wichtigkeit zu lebhafter Unterhaltung. Nach dem Diner warf ſich Heinrich aufs Bett, um zu ſchlummern; er hatte eine unruhige Nacht gehabt und war früh aufgebrochen, um bei Zeiten in Paris zu ſein. Allein er fand keinen Schlaf, ſtand auf und ging im Zimmer unruhig um. Wie er am Fenſter ſtehen blieb, haftete ſein Blick an einer ſeltſamen Geſtalt, die unten vor dem Schloſſe ihr Weſen trieb. Er konnte das Auge nicht abwenden und verfolgte die Figur wie innerlich mit ihr beſchäftigt, während in ſolchen Momenten ganz müßiger Zerſtreutheit der Gedanke gar nirgend Fuß faßt, am wenigſten da, wo das Auge gebannt iſt. Und doch war es ihm, als hätte er dies eingemantelte Weſen bereits geſehen. Der Mann mit den ſchweren Stiefeln und dem tölpiſchen Gange ſchlenderte müßig auf dem Bürgerſtiege hin und wieder; bald ſtand er an dem Pfeiler und las den Anſchlag der Gerichtshöfe, bald ſaß er auf den Steinen, wo die Dienerſchaft auf ihre Herren zu warten pflegt; er ſchien ſehr gleichgültig und doch wie jemand, der ſeines Geſchäftes ganz ſicher iſt. Als die breite, große Geſtalt des Fremden um die Ecke ſchwand, trat der König in den Hintergrund des Zimmers zurück; ſeine Gedanken waren in keiner Weiſe mehr auf den

Mann gerichtet, der ſchon ſeit lange nichts anderes dachte, fühlte, wollte, als den König. Er rief nach der Wache im Nebenzimmer und fragte, welche Zeit es ſei. „Vier Uhr, Sire," ſagte Saint-Michel, der auf des Königs Ruf erſchien. „Ew. Majeſtät ſehen blaß, ſcheinen angegriffen — ſollte nicht eine Promenade in friſcher Luft —"

„Gut erinnert!" fiel Heinrich ein, „ich bedarf der freien Bewegung, ich fühle mich beengt, laßt meinen Wagen vorfahren. Auch muß ich ins Arſenal zum Grandmaitre, er iſt krank, muß Bäder nehmen. — Und was die Scene von heut früh betrifft, Saint-Michel, — habt Ihr Euch nach der Marquiſe erkundigen laſſen?"

„Die Marquiſe von Verneuil befindet ſich leidlich, doch war die feierliche Handlung in der Kirche unbeendet geblieben."

„Schwärmerin, Schwärmerin!" ſagte der König ſtill für ſich. Wie er ſchwieg, entfernte ſich der Officier.

Heinrich ſtand in Gedanken. „Ich that ihr Unrecht! Aber einem Weibe, das man nicht mehr liebt, iſt nicht zu helfen. Es hilft ihr nichts, wenn man ihr ſchwört, man achte ſie; ſie nimmt alles für Hohn. Sie wollte Treuloſigkeit mit Treuloſigkeit ſtrafen und ſich mit dem Himmel verloben — guter Gott! — Sully leidet gewiß wieder an den alten Wunden, ſie ſind ihm wieder aufgebrochen bei der Frühlingsluft. Wunden, die er für mich erhielt. Auch ihm wehe gethan! Warum muß man oft gerade denen, die man liebt, am meiſten wehe thun? — Dieſer Rosny-Sully und ſeine unergründlich dauerhafte Treue! Wie oft nannte ich ihn zäh, geizig, rechthaberiſch — weil er gegen meine kleinen Lebensfreuden eine runzelvolle Stirn zeigte. Nun, da ich alt bin, ſehe ich nur, wie ſeine felſenhafte Stetigkeit die Welle meiner Launen glücklich überdauert. Er war mein Verſtand, mein kluger Anwalt. Die Liebe zog mich hin und her; was hat ſie mir geboten gegen die treue Ruhe ſeiner Freundſchaft? Hinweggetäuſcht habe ich die Minuten mit der Liebe, und dann die Freundſchaft, die hinderliche, geſchmäht, wenn ſie mich warnte, daß der Menſch in mir den König überbot und überragte. Einen kargen Seckelmeiſter, einen zähen Gewiſſensrath ſchalt ich ihn, und nun, ein ausgebrannter Vulcan meiner Wünſche, matt, hinfällig, dem Zufall preisgegeben, weil mich kein fertiger Wunſch mehr ins Leben treibt, — nun könnte ich dieſen Rosny, den ich zum Herzog, zum Herrn meiner Feſtungen, zum Gebieter über meine Schätze machte, grenzenlos beneiden. Er wird mich überdauern, ſein Ruhm wird den meinen überwachſen und in Schatten werfen. Ich that viel für mich, Er nichts für ſich, alles für Frankreich. Bei Gott, er hat auch mich nur um Frankreichs willen geliebt. Und das war es eigentlich, warum ich ihm immer nicht ganz traute, das heißt, warum in mein volles Vertrauen immer eine leiſe Ader des Bedenkens zwiſchenlief. Ja, ja, ſein Herz war nicht zu kalt, nein, zu groß, um nur einen Menſchen, und wär's ein König, zu lieben; er liebte Größeres, er liebte Frankreich. Er wird noch nach mir in Glorie daſtehen. Er wird Frankreich halten und durch Frankreich Europa. — Oder wird es nicht ſo ſein? Werden die Feinde des Lichtes, wird die Kirche und die ſpaniſche Cabale über meine dereinſtige Leiche triumphirend dahinſchreiten?“

Der Adjutant erſchien und meldete, der Wagen ſtehe bereit. „Wollt Ihr mit, Saint-Michel?“ fragte Heinrich mit ungewohnter Weichheit. „Ew. Majeſtät zu Befehl!“ ſagte der Officier unterthänig.

Könige haben nie Freunde, nie rückſichtsloſe. Gerade in den Momenten der harmloſen Hingebung des Monarchen fallen ſie in die Bedientenrolle; oder ſie bemächtigen ſich des Fürſten nur als eines Mittels zu andern Zwecken: für ſeine Perſon findet der Monarch ſelten einen Freund. Dies dachte Heinrich, als Saint-Michel auf ſeine Frage mit „zu Befehl“ antwortete. „Bittet auch den Herzog von Epernon mit mir zu fahren,“ ſagte er und der Officier eilte.

Heinrich hatte den Mantel umgeworfen und drückte den Federhut in die Stirn. So ſtand er vor dem Spiegel und blickte noch einmal, wie ſuchend oder wie Abſchied nehmend, im Zimmer umher. „Nur die Weiber ſind zur Freundſchaft, zur Liebe befähigt,“ ſagte er ganz zerſtreut, „und nur weil wir es nicht ganz würdigen, hält die Beſeligung nicht aus für das ganze Leben. — Großer Gott! wie bleich ſah Henriette aus!“

Er trat an den Wandſchrank und ſchob verſchiedene Fächer auf. Endlich fand er, was er ſuchte, ein altes Medaillon mit ihrem Bildniß aus der Blüthe des ſchönſten Lebens. Er blickte lange hin, in ſeinem Auge ſchwamm eine alte Seligkeit. Es lag da noch ſo manches beiſammen, was einſt ſeinen ganzen Menſchen gebändigt, beherrſcht, erfüllt und durchleuchtet, — eine verblaßte Schleife, dürre Blumen, die er einſt als blühende von Henriettens Buſen pflückte. Seine Gedanken verloren ſich in dieſe Träumereien verſchwundener Liebesfreuden. — Es iſt die Aſche, aus der ſich die Seele Phönix immerdar wieder erhebt! So dachte, ſo wollte er. Und doch war es ſeltſam, daß in dieſen Augenblicken und ſchon mehrere Tage hindurch kein einziger ſeiner Gedanken der Montmorency galt, die er die letzte Dame ſeines Herzens nannte. Hatte ſie nicht die Macht, ältere Bilder zu verdrängen, die aus dem Grunde der Seele immer wieder aufſteigen wollten? Oder war die Kraft ſeiner Gefühle nicht mehr ſo gewaltig? Oder trat ſie ſeit der Verlobung mit dem Prinzen Condé, wodurch ſie der königlichen Familie angehörig wurde, in die Reihe der gebotenen und aufgedrungenen Erſcheinungen, die für Heinrichs Gemüth keinen dauernden Reiz, keine Gültigkeit hatten? Wer kennt die geheimnißvolle Willkür der menſchlichen Seele! Soviel ſchien gewiß, daß jetzt, wo die Marquiſe aus den Schleiern der Vergangenheit wieder aufſtand, kein andres Antlitz in ſein Inneres blickte. Dieſe Momente waren ſeine letzten glücklichen.

Die Officiere traten ein und Heinrich, der ſeine Schubfächer mit den Reliquien zuſammenwarf, war ganz der beitere König wieder, der der Welt die Kraft des immerdar ſiegreichen Willens zeigte.

Zwiſchen den beiden Thoren des Louvre ſtand die Karroſſe. Als man im lebhaften Geſpräche die Treppe hinunterſtieg, ſchlüpfte eine dunkle Geſtalt im Mantel, den Hut tief eingedrückt, an den Säulen vorüber und hinter den Wagen zurück. Der König hatte etwas geſagt, ein Bonmot, einen Scherz, und man war ganz Ohr, ganz Auge für ihn. Die Lakaien hielten den Schlag. Mit einem Fuß ſchon im Wagentritt, bog ſich Heinrich noch einmal zurück. „Schreiben wir nicht heute den Fünfzehnten, die Iden des Mai?“ fragte er den Herzog von Epernon mit einer Art Fröhlichkeit, die gern triumphiren wollte.

„Den Vierzehnten, Sire,“ erwiederte Dieſer.

Ein langgedehntes „So?“ war die Entgegnung des Königs. Man ſchrieb in der That Freitag den vierzehnten Mai; am Montag, als am ſiebenzehnten, gedachte der König Paris zu verlaſſen. Auf die Frage: wohin? rief Heinrich: „Nur fort! Meinetwegen nach dem Kirchhofe des heiligen Innocenz, dann ins Arſenal.“

Der König ſaß auf ſeinem Platze, neben ihm Epernon, gegenüber der Ordonnanzofficier Saint-Michel. Den Wagen hatte man zurückgeſchlagen, es war ſchön Wetter. Einige Cavaliere und Diener folgten zu Pferde.

Auf der Straße St. Honoré bog der Kutſcher in die enge Eiſengewölbgaſſe, die allerdings an dem Gottesacker des heiligen Innocenz vorbeiführte. An den Mauern des Friedhofs lehnten einige Buden und erſchwerten die Paſſage, und als ein heubeladener Wagen langſam durch die Querſtraße fuhr, mußte die Karroſſe des Königs halten. Die Diener, die gefolgt waren, eilten voraus, um die Bahn zu öffnen, die Fahrt zu beſchleunigen. Nur ein Einziger blieb zurück, der die Gelegenheit wahrnahm, am Sattelgurt eine Schnalle zu befeſtigen. Da drängte ſich die Geſtalt im weiten Mantel, die ſchon viele Tage hindurch, in der Kirche, vor dem Louvre, den König wie ein Geier umflatterte, zwiſchen den Buden heran, trat mit dem einen Fuße in die Speichen des Wagenrades und ſchlug den Mantel über den linken Arm zurück. Eben flüſterte der Monarch dem Herzog etwas ins Ohr, nach der Seite ihm zugeneigt, da traf ihn das zweiſchneidige Meſſer Ravaillac's tief zwiſchen den Rippen, wo das Herz ſitzt. Die Begleiter blickten vorwärts nach der Paſſage, als der König ſich aufbäumte und mit dem Schrei: „Ich bin verwundet!“ zurückſank. Im Nu traf ihn der zweite Stoß, noch ſchneller, ſicherer, mitten ins ſchöne, lebendige Herz. Den dritten Stoß fing der Herzog mit dem Mantel auf. Mit dem tiefen Seufzer: „Es iſt nichts!“ fuhr Heinrich noch einmal auf und ſank ſtill zurück. Hätte Ravaillac fliehen wollen und das Meſſer im Wagen zurückgelaſſen, die Buden und die Winkel der Gaſſe hätten ihn ſchnell verſteckt, man wäre des Entwichenen nicht einmal anſichtig geworden, hätte nicht gewußt, wo die Hand des Mörders, ob nicht gar dicht neben dem Könige, zu ſuchen geweſen. Aber der Verbrecher blieb ſtehen, das blutige Meſſer in der Hand; die funkelnden Augen und die wilde Schwärmerei der thieriſchen Gebährden frohlockten wie im Triumphe und forderten frech den Glorienſchein des Märtyrerthums.

Die Begleiter waren aus dem Wagen geſprungen, als gälte es ihr eignes Leben; der König blieb ruhig in der Ecke ſitzen, die Hände mit dem Mantel über das Herz gepreßt, das nicht mehr ſchlug, nur noch blutend zuckte. „Es iſt nichts!“ hatte er geſagt und regte ſich nicht. „Sire!“ rief Epernon.—„Heiliger Gott, er iſt todt!“ ſchrie Saint-Michel. Ein Haufe Menſchen ſtürzte aus den Häuſern, an die Fenſter. Der Kutſcher bebte zurück, die Zügel entfielen ſeiner Hand, die Pferde bäumten ſich wild auf und drängten den Wagen an die Buden. Die dunkle Gewitterwolke des Schreckens entlud ſich plötzlich in helle Jammertöne, eine kreiſchende Angſt zitterte aus hundert Kehlen durch die Luft. „Dort, dort!“ ſchrie Einer vom Gefolge und wies auf Ravaillac. Die ſcheußliche Geſtalt des Menſchen mit dem rothen Bart und dem ſtruppigen Haar lehnte in furchtbarer Ruhe an der Bretterwand. Der Mantel war von ſeinen Schultern geſunken, das Meſſer, das die Hölle gewetzt, ſteckte in der rieſigen Fauſt. Ein Schauder erſtarrte die Gaffenden, dann ſtürzten zwanzig Hände über ihn her, entriſſen ihm den Dolch, griffen nach ſeiner Kehle und knebelten ihn an allen Gliedern. Er lag am Boden unter den Fußtritten des Volkes.

Von dieſer Nebenſcene wandte ſich das Auge bald wieder auf den Mittelpunkt der Schauderthat. Man hatte die

Pferde gebändigt, die Wagenkappe vorgeſchoben, den Leichnam der gemordeten Majeſtät den Blicken der Menge entzogen, die in immer größern Maſſen heranwogte und von der Leidenſchaft ergriffen war, den Herrſcher, den Vater Frankreichs zu ſehen, ſei's lebendig oder todt. Der Herzog von Epernon ſprang auf das Wagenrad und herrſchte dem Volke zu: „Der König iſt nur verwundet, eine Ohnmacht hat ihn ergriffen!“ Dann gab er dem Kutſcher Befehl zum Aufbruch. Es ging nur langſam, denn Schritt für Schritt, vor den Hufen der Pferde, neben, faſt unter den Rädern der Karroſſe und hinten im dichten Gewühl drängte ſich die Schaar der Ungläubigen, der Beſtürzten, der Verwirrten, und bald laut mit gellendem Aufſchrei bald dumpf im Gemurmel der ungewiſſen Wuth, wälzte ſich die Volksmenge wie eine Lawine, die ſich um den Wagen des Königs zuſammenballte, die Gaſſe hinunter, um den nächſten Boulevard zu gewinnen. Bei jeder Querſtraße drang ein neuer Menſchenſtrom vor und hemmte den Zug; oft wurden die Pferde wieder ſcheu und bogen zurück, dann griffen hundert Arme in die Zügel, in die Wagenſpeichen, in dieſelben, die ein verruchter Fuß noch kurz zuvor beſtiegen. Endlich ſpannte man die unbändigen Thiere aus, tauſend Nacken boten ſich für das Zugſeil dar; weinend umarmte man ſich und im Zorn der Liebe drängte Einer den Andern fort, um den geheiligten Leib des königlichen Herrn zu geleiten. Viele krochen unter die Achſen des Wagens und ſchoben ihn auf ihren Schultern fort; über manchen ging das Rad und er achtete der Wunden nicht, er pries ſich glücklich und ſtieß nur Verwünſchungen aus gegen den Räuber der Ehre Frankreichs. So hob, ſo trug man die Karroſſe langſam fort unter dunklem Geheul und tauſendſtimmiger Klage, die aus allen Häuſern, von allen Dächern herab herniederſcholl, und von dem Gewühl in der Straße wieder aufſtieg zum heitern, ſonnenhellen Himmel, der um die Gräuel der Menſchenthat nicht zu wiſſen ſchien, weil er lächelte und immer lächelte.

So langte man um fünf Uhr Abends im Louvre an. Die Königin ſtürzte mit ihrem Gefolge der Leiche entgegen, die königlichen Kinder waren eingeſchloſſen; die Flügelthore des Schloſſes fuhren knarrend zu und trennten den Herrſcher von ſeinem Volke.

Im Louvre konnte es vor niemand mehr ein Geheimniß ſein, daß der König todt war; unter der Bevölkerung aber das Gerücht bloßer Verwundung feſtzuhalten, ſchien heilſam und vielleicht noch möglich. Der Herzog von Guiſe und der Herzog von Epernon warfen ſich zu Pferde und ſprengten durch die Haupttheile der Stadt, um den Willen des verwundeten Königs, ſich ruhig zu verhalten, mit lauter Stimme kundzuthun.

Ganz Paris war in Aufſtand. Die Qual der Ungewißheit wiegelte noch mehr auf, aber der Volkswuth war das beſtimmte Ziel zu augenblicklicher Aeußerung genommen. Vielleicht hätte man den Louvre geſtürmt, die Köpfe der Jeſuiten gefordert, in dunklem Rachetriebe die nächſten Klöſter in Brand geſteckt, um der Leiche des geliebten Königs eine furchtbare Fackel anzuzünden; vielleicht hätte die Königin und die ganze Partei des Klerus und der Italiener flüchten müſſen. Dies alles unterblieb; in dem Wahne, der verwundete, der ſterbende König herrſche noch, fühlte ſich die Furie in ihren erſten, ſchrecklichſten Athemzügen gehemmt. Während deſſen geſchah alles, um das Unglück zu organiſiren, und das Volk daran zu gewöhnen, der Tod eines Königs ſei geringer zu achten, als der Umſturz aller Ordnung, die Auflöſung aller Bande. Die Thore der Stadt waren geſchloſſen. Die Regimenter traten ins Gewehr, die Garden in den Faubourgs erhielten Befehl, ſich auf dem Pont-neuf, in der Straße Dauphine und in der Umgebung der Auguſtiner zu verſammeln. Gleich in den nächſten Tagen ſollten die Parlamente zuſammentreten und erſucht oder gezwungen werden, die Regentſchaft der Königin zu proclamiren. Die Herzöge von Guiſe und Epernon hatten hier überall die Vorhand im Spiele; alles aber geſchah von Behörden, die unter Sully ſtanden, ohne Anordnung, ohne Befehl des Miniſters, von dem man wußte, er ſei nach dem Könige der erſte Mann des Volks. War man doch ſchneller zu Verhaftungsmaßregeln befähigt, raſcher gefaßt als Sully, ja faſt ſchien man vorbereitet auf ein Unglück ſolcher Art, wie es jählings den Staat und den Thron getroffen. Die Hand des Verruchten war vielleicht nicht gedungen, ſie war die That des iſolirten frechen Wahnſinns; aber ließen die vielen Prophezeiungen, die im Lande umliefen und von denen man jetzt erſt in Paris allgemein hörte, ließen die botſchaftlichen Anfragen von Flandern, von Italien, von Madrid her, ob der König noch lebe, ließ das alles mit dem tagſcheuen Eulengekrächz der betluſtigen, unheildrohenden und vom Himmel Rache fordernden Prieſter nicht darauf deuten, man ſei vorbereitet auf die gewaltſame That irgend eines bis zur Verworfenheit frommen Schwärmers? —

Sully hatte ſich den Tag über ganz unwohl gefühlt. Vom Bade ermattet, ſaß er in ſeinem Lehnſtuhle, den Hals in Tücher gehüllt; die alten Wunden ſchmerzten, ſobald der Frühling mit ſeinen warmen Schauern herannahte. Er entließ den Schreiber, dem er einige Gedanken in ſein Memoirenheft dictirt hatte. Die Uhr im Arſenal ſchlug Fünf; der König wollte ſchon bei ihm ſein. Da hörte er unten in der Vorhalle, wo die Wache ſtand, ſchallenden Lärm, der ſich alsbald näherte. Die Diener liefen durch einander; zwei von ihnen traten mit verhaltenem Athem ein und meldeten den Straßentumult, der König ſei verwundet. Sully wird bleich. Unangekleidet eilt er hinaus in den Saal; da ſtürzt Saint-Michel, der Ordonnanzofficier, faſt ſinnlos die Stufen hinauf, ohne Hut, ohne Schärpe, das blutige Meſſer mit dem Hirſchhorngriff in der Hand. „Ich muß es dem Herzog bringen, er glaubt es ſonſt nicht, daß man den König ermordet hat!“ Athemlos ſinkt er in ſein Knie und hält den Dolch zitternd in die Höhe. Sully ſteht wie gerichtet. „Heiliger Gott!“ ſtöhnt er, „ſo iſt Frankreich verloren, wir Alle gehen zu Grunde. Halte Deinen Zorn zurück, Herr des Himmels, nur Gerechtigkeit fordere ich, nicht Gnade!“

Saint-Michel berichtete in keuchender Haſt den Vorfall am Kirchhofe des heiligen Innocenz, ſoweit er ſelbſt davon Zeugniß zu geben vermochte, denn alles war im Ru geſchehen, von dem Fluge weniger Minuten ereilt und hinweggeriſſen.

Der Herzog ließ Pferde ſatteln und warf ſich in die Kleider. Seine Gattin kam weinend und bat ihn um Schonung ſeiner ſelber. Er wies ſie hart zurück und eilte die Treppe hinunter. Vor dem Arſenal fand er einen Trupp Reiter, der ſich zu ſeiner Dienerſchaft geſellte, und während der Zug den Boulevard hinunterflog, ſchaarten ſich rechts und links neue Haufen an und Sully ritt mit einem Gefolge von hundert Grafen und Herren dem Louvre zu. An der nächſten Brücke machte er Halt. Durch das Gewühl der Fußwanderer, die zu beiden Seiten neben dem Zuge der Reiter hinwogten, drängte ſich ein eilfertiger Bote. „Dem Herzog Sully!“ ſchrie er mit gellender Stimme und fiel den Pferden in den Zügel. Er überreichte dem Miniſter ein verſiegeltes Schreiben. Sully erbrach es und las von unbekannter Hand: „Rettet, erhaltet Euch! Man mordet alle Freunde des Königs!“ Der Bote war raſch im Haufen verſchwunden. Sully ſchüttelte den Kopf und gab dem Pferde die Sporen. Aber er war nicht viel weiter, ſo erneuerte ſich die Scene. Eine abermalige ſchriftliche Warnung: „Geht nicht in den Louvre!“ hieß den Herzog mit ſeinen Begleitern Rath pflegen. „Nachdem man den Vater des Königreichs ermordet hat,“ ſagte er mit der ſtillen Kälte, die ihn ſelbſt im Pulverdampf der Schlachten nie verlaſſen hatte, „dürfte es eine Kleinigkeit ſein, auch mich zu beſeitigen. Aber da Heinrich todt iſt, muß ich für Frankreichs Wohl mich erhalten.“

Während er noch in der Straße St. Antoine hielt, rückten die Garden aus der nächſten Kaſerne hervor, um nach dem Louvre zu marſchieren. „Ohne meinen Befehl?“ ſagte Sully und war zur Rückkehr entſchloſſen. Er fertigte einen Officier mit dem Geheiß ab, der Königin ſeinen Reſpect zu melden, und ſie um ihre Befehle zu bitten. Kaum wandte ſich der Zug, um nach dem Arſenal zurückzukehren, als ein Bote von der Königin heranſprengte. Die Königin laſſe den Herzog erſuchen, ſchnell im Louvre zu erſcheinen, ohne viele Begleiter; ſie habe ihm Sachen von der größten Wichtigkeit mitzutheilen. Dies beſtimmte ihn noch mehr, den erregten Bedenklichkeiten Gehör zu geben; er ſandte den Edelmann mit der Erwiederung zurück, daß er im Arſenal und in der Baſtille die weitern Befehle der Majeſtät erwarte.

Als er die Stufen ſeiner Behauſung erreichte, brach ſeine mühſam behauptete Kraft zuſammen, er glitt wie betäubt vom Pferde herab und ſchleppte ſich mit dem Aufwande der letzten Beſinnung in ſein Gemach. Dort ſank er den Dienern ohnmächtig in die Arme. Man brachte ihn zu Bette, aber es war ihm nur kurze Zeit Raſt geſtattet. Es erſchienen Boten über Boten vom Louvre, um ſein Kommen zu beſchleunigen; er hörte jeden an, und ſandte ihn mit der wiederholten Verſicherung zurück, das Arſenal und die Baſtille ſeien in den treueſten Händen. Als ſeine

Gattin vor ihm ſtand, entfernte er alle andere Umgebung, und hieß ſie das Zimmer verſchließen, und endlich, da er ſich unbelauſcht fühlte von den Augen der Welt, ſtürzte der verhaltene Strom von bitteren Thränen über das zuckende Antlitz des feſten Mannes.

Am andern Morgen erſchienen der Connetable und der Herzog von Epernon im Arſenal, ihm ihre Dienſte anzubieten und ihn im Namen der Königin zu bitten, ſeinen Beſuch in Louvre zu beeilen. Er glaubte nicht länger zögern zu dürfen und huldigte perſönlich, ſobald ſein Zuſtand es ihm erlaubte. Aber man hatte die Hauptſachen ſchon ohne ſeinen Rath angeordnet. Das Parlament war im Saale der Auguſtiner zuſammengetreten, der Herzog von Guiſe und der Pater Cotton waren zugegen, und die Königin wurde proclamirt.

Es war noch am Sonnabend, am fünfzehnten Mai, am Tage nach der Ermordung, als man den Körper des Königs ſecirte. Die ſchöne Geſtalt, das herrliche Leben des Helden hätte nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur noch eine Reihe von dreißig Jahren beſtehen können! Die Eingeweide des königlichen Leichnams wurden ohne Ceremonie nach Saint-Denis gebracht. Eine Deputation der Geſellſchaft Jeſu erſchien vor der Regentin und bat ſich das Herz des Entſeelten aus, um es in ihrer Kirche zu la Flèche, die der König ihnen bauen ließ, beizuſetzen. Der einbalſamirte Körper lag im Louvre auf goldgewirktem Teppich. Zwei Altäre ſtanden zu beiden Seiten, Schaaren von Prieſtern hielten Wache und laſen achtzehn Tage lang Meſſe für die Seele des Ermordeten, die nun ſchon vor Gott ſtand und der zweideutigen Sorge der Sterblichen nicht mehr anheimfiel.

Vor den Thüren der Conciergerie, Kopf an Kopf dicht gedrängt ſtand die harrende Volksmenge. Hier ſaß Ravaillac, im Thurme Mont-Gommery. Schon acht Tage lang, ſeitdem ihn das Parlament unter ſeine Jurisdiction genommen, hatten die Verhöre gewährt; endlich ſollte im Saal der Auguſtiner das Urtheil geſprochen werden.

Die Volkswuth hatte kein anderes Ziel mehr als den verruchten Leib des Verbrechers. Der Aufruhr, der in den Gliedern des Pöbels tobte, der Schmerz der Liebe, der zu den Waffen der Rache griff, war jetzt in das eine ſchmale Bett gedrängt, in den Wunſch, den Miſſethäter an allen Martern, welche je die erfinderiſche Menſchheit aufzubringen wußte, verbluten zu ſehen. Es hatte nicht viel gefehlt, und der Strom des Zorns wäre aus ſeinen Ufern getreten und hätte die Klöſter, die Kirchen, die Wohnungen der Italiener und Höflinge, ja den Hof ſelbſt und die Stufen des Thrones überſchwemmt. In den erſten Tagen nach dem vierzehnten Mai zitterte ganz Paris vor ſich ſelber und man wußte nicht, welches Ziel ſich die Raſerei der Menge ſetzen würde. Auf allen Plätzen waren Tauſende gelagert bei Tag und bei Nacht, ſie kannten keinen Hunger, keinen Schlaf, nur die Gier nach Rache ſchrie aus tauſend Kehlen, und Vive Henri le Grand! tönte bald murmelnd wie ein Gebet, bald wie gellendes Kriegsgeſchrei. Die Kirchen waren Tage lang geſchloſſen, aller Verkehr ſtockte, man hatte kein anderes Gebet als heimliche Rache, kein anderes Geſchäft, als das rechte Opfer zu finden. Der Adel wagte ſich kaum in ſeinen Karroſſen über die Straßen, die Geiſtlichen blieben ſtill hinter ihren Mauern und hielten Gott und alle Heiligen für nicht mächtig genug, um ſie vor der Wuth des Volkes zu ſchirmen. Nieder mit der Ligue! nieder mit den Jeſuiten! Tod der Partei der Medicäerin! Das war das Schlummerlied vor den Thoren der Klöſter, der Morgengeſang vor den Fenſtern der Reichen. Die Schweizergarde genügte, den Louvre und die Tuilerien zu decken; die Garden aber ſchienen nur auf den Wink eines Führers zu harren, um in der ſchmerzlichen Luſt, den König zu rächen, mit den unteren Claſſen gleichzufühlen. Dieſer Wink eines Führers blieb aus; Herzog Sully lag von neuem krank im Arſenal und begnügte ſich mit dem Commando über die Baſtille. So lief der Schmerz des Volkes nur in Zuckungen über das Angeſicht der Welt und erfüllte die Luft mit ohnmächtigem Schrei; die Hand des Pöbels tappte rathlos herum und erlahmte im irren Bemühen, die ſchuldigſten Schlachtopfer zu finden. Hier und da in den engen Gaſſen bei abendlicher Dämmerung ward ein Mönch erdroſſelt, weil er Ruhe gepredigt; eine offene That vor dem Licht des Tages wurde nicht gewagt. Zwei Tage nach Ermordung Heinrichs hatte eine wuthentbrannte Schaar das Kloſter der Barfüßer erſtürmt. Die Pforten lagen zertrümmert, die Geräthe in den Vorhallen zerſchlagen und die Menge ſtürzte ſchreiend in die Kapelle, wo die zitternden Brüder um die kleine ewige Lampe knieten. Da trat der Prior den Stürmenden entgegen und erzählte, wie er es geweſen, der den verruchten Ravaillac verdammt und aus der Gemeinſchaft der Barfüßer geſtoßen. „Sein Gehirn war von den Viſionen des Teufels verpeſtet! Auf ihn, meine Kinder, falle die Rache des Gerechten; die Mutter Maria weint über den Tod Eures Königs!“ So ſprach der ſalbungsvolle Mann, und das Volk kniete hin, ließ ſich ſegnen, und zog ſchweigend von dannen. Solche Scenen hatten ſich einzeln wiederholt, die Rache ſchlich gebückt weiter und hinterließ nur hier und da kleine Aſchenhaufen, aus denen ein ſpärliches Opfer dampfte. Auch in der Allerheiligengaſſe ſah man eine ſolche Trophäe des gutmüthig entflammten, aber irregeführten Rachedurſtes. Es war Thomaſſin's Bretterhäuschen mit all den Latwergen und Säften, Tiegeln und Phiolen, die ſeine Apotheke bildeten. Die Trümmer rauchten noch und aus dem Schutthaufen ragte ein weißer Schädel und ein ſchwarzes, mit Aſche bedecktes Gewand hervor, das die Glieder des erſchlagenen Propheten nur kaum verhüllte.

Seit einigen Tagen hatte alle Sehnſucht nach Rache ſich auf den ehemaligen Schulmeiſter von Angoulême gewandt. Das Herz des Pariſer Volkes zitterte vor Verlangen nach dem Schauſpiel all der langſam erwogenen, gewiſſenhaft erklügelten Marterqualen, unter denen der Auserkorene der Hölle in ſeine Heimath fahren ſollte. Heute war offene

Sitzung vor den Ständen des Königreichs, und man harrte auf den Uebelthäter, um ihn aus dem Gefängniſſe hinüber nach dem Saale der Auguſtiner zu geleiten. Die Menge geißelte ſich faſt vor Luſt, den Verruchten zu begrüßen. Die ſchwarzen Mauern der Conciergerie und der Thurm Mont-Gommery warfen die tauſend Flüche, die gegen ihre alte Stirn erdröhnten, mit vielfachem Echo über den Platz hinüber und ſchienen trotz ihrem düſtern Phlegma vor der Gewalt der laut entfeſſelten Wuth zu zittern. Nur dann und wann erſtarb der ſchallende Lärm zu dumpfem Gemurmel. Dieſer und jener hatte eine Mähr zu verkünden, eine Geſchichte vom Schulmeiſter von Angoulême zu melden, eine alte Ahnung vom Tode des Königs zu deuten. Bei jedem Ereigniſſe ſeltener Art ſoll die ganze Atmoſphäre immer ſchwanger ſein von geheimen Fingerzeigen und wunderbarer Vorverkündigung. Man ſucht ſie in der ganzen Kette menſchlichen Zuſammenhanges auf, will ſie am Himmel und ſeinen Naturbedingungen, wie in dem kleinen Allerlei der zufälligſten Geſtaltung im Thun und Laſſen finden. Was der Tag vorher unſcheinbar brachte oder verſagte, wird nun plötzlich geheimnißſchwer; die Neugier und die ſcheue Angſt, die rathlos iſt und ohne Zuſammenhang bleibt über die ſchickſalsvollen Thaten des Menſchenlebens, füttern ſich mit den Broſamen, welche die Willkür des Zufalls der düſtern Nothwendigkeit abnöthigte. Alles, was um den König herum geſchah ſeit Monden, erſchien nun als hindeutungsfähig auf ſeinen Sturz. Hier hatte er ein Wort fallen laſſen, das ſonſt der Augenblick verſchlungen, wie er es gebracht, jetzt aber die Wagſchaale des Aberglaubens niederdrückte. Beſonders boten die Vorkehrungen zur Krönung der Königin tauſendfachen Stoff für einen Wahn, der ſeine Richtigkeit ganz wo anders hat als in den Kleinigkeiten des menſchlichen Verkehrs. Unter anderm hatte der Maler das Wappen der Königin, ſtatt es, wie im Hauſe der Medicis üblich, mit Silber zu emailliren, unwiſſender Weiſe mit Kaſtanienbraun gefärbt, was die Farbe der Wittwen war; und ſtatt es mit Palmenzweigen, wie er geſollt, zu gürten, malte er rings herum verſchlungene Seile, ebenfalls Symbole der Wittwenſchaft. Das war dem Könige ſelbſt erzählt worden und er hatte gelacht, obſchon ihm die ganze Atmoſphäre, unter welcher die Zubereitungen zur Krönung geſchahen, drückend erſchienen war. Tiefer jedoch und faſt hiſtoriſch vollwichtig waren andere Vorereigniſſe. Es gilt für erwieſen, daß zu Madrid und zu Mailand das Gerücht von Heinrichs ſchnellem Tode vor der Thaterfüllung verbreitet war. Acht Tage vor ſeiner Ermordung ging durch Lüttich ein Courier, der es unachtſam verrieth, er bringe den deutſchen Fürſten die Kunde von Heinrichs Ableben. Zu Montargis fand man auf dem Altar einen Zettel, des Inhalts, daß dem Leben des Königs durch eines Tollkühnen Arm alsbald ein Ziel geſteckt werde. Zu Brüſſel, Mecheln, Antwerpen ſprach man ebenfalls von ſeinem Tode, ehe er erfolgte. Der Prevot der Kaufleute von Pluviers ſollte in eben der Stunde, wo Heinrich unter dem Meſſer des Verruchten fiel, von einer tödtlichen Verwundung des Königs geſprochen haben, womit er die ganze Geſellſchaft, die um ihn her verſammelt war, erſchreckte. Dieſer Mann, deſſen zwei Söhne im Jeſuitencollegium ſtudierten, ward gefänglich eingezogen, allein man fand ihn am andern Morgen, vor dem Verhöre, in ſeinem Kerker erhängt. Aber der Geiſt des Argwohns und die geſchäftige Vermuthung, des Königs Leben ſei längſt den Netzen ſeiner allernächſten Umgebung verfallen geweſen, ließ nicht ab, in den Hofkreiſen ſelbſt die Mitwiſſenſchaft des Verbrechens zu ſuchen. Was die Königin umgab, erſchien dem Volke als verdächtig. Ihr Kammerdiener, hieß es, habe zwei Tage vor dem verhängnißvollen Vierzehnten einen Brief aus Italien mit der Anfrage erhalten, ob Heinrich von Frankreich noch lebe. Auch den Herzog von Epernon verflocht man in Ravaillac's Plan, der kaum ein Plan zu ſein ſchien. Und Henriette von Verneuil, bei ihrer Hinneigung zum Büßerleben, bei ihrer anſcheinbaren Vertrautheit mit dem königlichen Beichtvater, blieb nicht unverſchont vom irren Vorwurfe. Gleich nach der Ermordung des Königs, noch an demſelben Abend, war ſie von der Louvreinſel verſchwunden. Krank und leidend wie ſie war ſeit der Begegnung mit dem Könige in der Kirche der Urſulinerinnen, hatte ſie das Lager nicht verlaſſen. Plötzlich aber war ſie fort; niemand von ihrer Umgebung wußte um ihren Entſchluß. Dies Verſchwinden war nicht wenig geeignet, das Auge der Juſtiz auf ſie zu richten. Endlich fand man ſie im Kloſter jener frommen Schweſtern, in der Zelle der Novizenmutter, die ſie heimlich aufgenommen. Ganz ſtill und ſtarr wie ein Marmorbild hatte ſie einige Tage dort zugebracht, ohne Speiſe, ohne Regung; auch die Sprache ſchien ihr verſagt. Sie hatte das Kreuz in Händen ſammt Roſenkranz und anderem Zubehör der frommen Uebung; aber ihr Geiſt war nicht bei dieſen Dingen, ihr Auge war mit ſeinem Lebensſterne weit ab von der Welt um ſie her. So fand man ſie, als die weltliche Gerichtsbarkeit bei der Aebtiſſin Nachfrage hielt. Sie lächelte, als man ihr ſagte, ihr Verſchwinden habe ſie verdächtigt. „Ich will alles geſtehen,“ ſagte ſie weich wie ein krankes, willfähriges Kind, „führt mich vor Gericht, ich bin ſchuldig, ſehr ſchuldig, ich habe den König meinen Herrn in mancher Stunde meines Lebens gehaßt.“ Ein plötzlicher Strom von Thränen ſchüttelte die ſtarre Beklommenheit aus ihrem Gehirn. Die alte Zellenſchweſter hatte ſie immer ſchon mit großer Sorge gehütet, ihre Seele ängſtlich ins Gebet geſchloſſen, ihre trockenen Lippen und die heiße Stirn auf ihre Bitte faſt ſtündlich mit Weihwaſſer benetzt. Jetzt fuhr ein neues Leben in ihre Adern. „Ich will ins Gericht!“ ſagte ſie und nahm mit verklärtem Lächeln von den Schweſtern Abſchied. Sie war ſehr ſchwach, und man mußte ſie in die Sänfte heben, die bereit ſtand. Unterwegs aber hielten die Träger inne. Eine ungewöhnliche Bewegung erſchütterte den Seſſel, die Scheiben brachen klirrend zuſammen und die Thüre ſprang auf. Da ſaß Henriette mit geſenktem Haupte, die Hände zuſammengepreßt; ein Krampf hatte ihr Leben beendet. Dieſe bleiche Lippe konnte nun kein Gott mehr lebendig küſſen, dieſe ſchöne

Stirn konnte nicht mehr vor Gericht erröthen, dies Herz, das nun ſtill ſtand, konnte ſich nicht mehr anklagen, denn Gott war ſein Richter, und dieſer Richter wies die Klage zurück. Die erſchrockenen Träger eilten mit ihrer Bürde zurück ins Kloſter. — Am andern Morgen wurde Henriette auf dem Friedhofe der Urſulinerinnen ſtill beigeſetzt.

Das war nach dem Tode des Königs das letzte Ereigniß geweſen, das die Pariſer in Spannung hielt. Es war das Thema, an welchem die verſammelte Menge vor der Conciergerie neuen Stoff für den Glauben fand, die Frevelthat ſei Aeußerung einer geheimen Verſchwörung, die dicht vor den Augen des Königs ihre Fäden anknüpfte. Als man die Marquiſe ins Kloſter zurückgebracht, entdeckte man Blutſpuren auf der ſchönen bleichen Stirn, und in den Augenhöhlen, die ſo arm an Thränen geworden, ſaßen zwei rothe Tropfen. Dies gab zu dem Gerücht Veranlaſſung, ſie habe ſich an den Scheiben der Chaiſe die Stirn zerſchmettert. Daran aber ſchien niemand zu zweifeln, daß ſie in der Angſt einer ſchuldbewußten Seele geſtorben war, wenn auch ihr Tod kein freiwilliger geweſen. Das alles ſtachelte nur noch mehr das Verlangen des Volkes, die geheimen Mitwiſſer des Verbrechens auszufinden, damit ſich der Arm der Rache immer weiter ausdehnte; er hätte jedoch das ganze Jahrhundert erfaſſen und erdrücken müſſen, um die große Schuld zu ſühnen.

Da ſprangen die Thüren im Gefängniſſe auf; die Menge hier und da in Gruppen zertheilt, die auf die Redner lauſchten, fuhr convulſiviſch zuſammen, und ein verworrenes Gemurmel war der Vorbote des Sturmes, zu dem das Volk beim Anblick des Mörders aufſchrie. Zuvor trat die Schweizergarde heraus, um mit den Hellebarden Raum zu ſchaffen, die buntgeputzten Schergen mit den goldenen Treſſen, bärtige, ernſte Harlekine zu dem großen Triumphzuge einer blutigen Faſtnacht. Hinter ihnen der Geiſtliche im ſchwarzen Talar. Er wollte die Hand und das Crucifix erheben, um die Menge zu ſegnen, aber man hatte für ihn weder Ohr noch Auge, denn hinter ihm auf der Schwelle ſtand Ravaillac und die Wuth des Volkes war plötzlich in ein ſtarres Grauen gebannt. Die lange breite Geſtalt überragte faſt die Federhüte der Schweizer. Die Hände auf den Rücken gebunden, um die Schultern ein ſchweres Eiſen, von dem die Kette nach den Fußſchellen herabhing, die Bruſt entblößt mit dem eingebrannten Namen des Herrn, den ſich die Frömmigkeit ins Fleiſch grub: ſo ſtand er vor der Menge. Das wilde Geſicht war blaß und ruhig, die Folterqualen hatten den Trotz gebrochen und eine Leidensmiene zurückgelaſſen, als habe ſich die Hölle an ihm einen Märtyrer erkoren. Der rothe Bart wucherte ums Kinn in dichtem Geſtrüpp, das Haupthaar fiel ſtruppig über die Stirn. Eine minutenlange Stille empfing ihn, man hörte nur das Klirren der Schienen und das Rollen der eiſernen Kugel, die bei jedem Schritt um die beengten Füße ſchwankte. Er blickte auf die Menge mit einer Art grinſender Wehmuth, und als von fern her ein Strom von tauſendfachen Flüchen ſich bis zu ihm heranwälzte, nickte er mit dem Kopfe, als erwiedere er mit hoher Würde den vermeintlichen Gruß des Volkes. Als die verhaltene Wuth ſich jetzt von allen Seiten entfeſſelte und die Lawine der Volksmaſſe ſich über den Kreis der Hellebardenträger warf, rückten die Dragoner aus der nahen Gaſſe vor; der Hufſchlag der Pferde machte Raum und der hölzerne Armeſünderkarren rumpelte über das Pflaſter. Ravaillac ward hinaufgeworfen, er richtete ſich auf, um das Volk zu überſehen. In demſelben Augenblicke riſſen die Pferde den Karren fort und er ſtürzte mit dem Geſichte nach vorn auf das Stroh. Die Reiter drängten die Maſſe zur Seite und unter wilden Verwünſchungen, unter ewigem Kampf, um den gehemmten Weg zu bahnen, wälzte ſich der Zug nach dem Orte der Beſtimmung.

Im Saale der Auguſtiner waren die Richter und ihr Publicum bereits verſammelt. Es war das letzte, das öffentliche Verhör, und in dem weiten Raume mit der hohen Wölbung und den ſchwarz ausgeſchlagenen Wänden pochte manches Gewiſſen, als werde hier ſein Geheimniß offenbar. An der langen Fenſterreihe ſaßen Herren vom Hofe, der Adel des Reichs, die weltliche Vornehmheit der Hauptſtadt. Ihnen gegenüber, auf gleich ausgedehntem Flügel, wimmelten camäleontiſch die frommen Kutten der Chriſtenheit, rothe Hüte, violette Mäntel, grau, weiß, braun und ſchwarz die Ordensgewänder der geiſtlichen Heerſchaaren. Dicht neben den Biſchöfen und oberſten Hütern der Heerde Chriſti hatten ihren Platz die Väter von der Geſellſchaft Jeſu mit den eckigen

Hüten und dem ſimpeln ſchmuckloſen Habit der ſtillen Todesbetrachtung. Welt und Geiſt ſaßen Aug' in Aug' ſich gegen über, und hüben und drüben rollte manche Braue ſinſter auf oder zuckten verſchwiegene Blicke, um zu tödtlicher Anklage ein ſicheres Opfer und für die Schuld des Verbrechers die richtigen Schultern zu ſinden. Der Raum in der Mitte war frei. Der Platz der beiden Präſidenten nebſt den Parlamentsräthen war auf erhöhten Seſſeln, hinter ihnen und um ſie her im Halbkreiſe ſchaarten ſich die Abgeordneten der königlichen Gerichtshöfe und ſämmtliche Mitglieder der Sorbonne. Ihnen gegenüber hinter und über den Schranken drängte ſich lauſchendes Publicum; doch faßte die ſchmahle Galerie nur wenige, ſo daß die ſcheinbar öffentliche Sitzung doch nicht in gleich ausgedehnter Weiſe war, was ſie ſein ſollte.

Was die Gedanken der hier Verſammelten erfüllte, war auch gar ſehr von dem verſchieden, was draußen das Herz des Volkes durchſtürmte. Hier galt die Intrigue, ein Kampf der Parteien, bei welchem die Sache nur den Vorwand gab. Dieſe Sache war nichts geringeres als der unerhörte Mord eines Königs, den ſein Volk angebetet; aber dieſe Sache war ſchon in den Hintergrund der Intereſſen getreten. Es handelte ſich bei dem Proceſſe um den Nachweis eines ganz beſtimmten Zuſammenhanges, in welchem der Mörder mit den Lehren der Jeſuiten und mit Perſonen vom Collegium Clermont geſtanden. War es der weltlichen Gerichtsbarkeit gelungen, Ravaillac als Schüler, als Beichtkind, oder als Freund irgend eines Mitglieds der Geſellſchaft Jeſu darzuſtellen, ſo hatte ſie den allgemeinen Glauben für ſich, die That ſei auch innerlich ein Ergebniß jener trügeriſchen Doctrin, welche die Herrſchaft der Päpſte förderte, um die weltliche Macht zu ſtürzen, und die ſich zugleich der Fürſten bemächtigte, um die geiſtliche Monarchie des römiſchen Biſchofs zu untergraben. Gelang dieſer Nachweis, ſo war der Sieg der Feinde des Jeſuitismus entſchieden und die Präſidenten des Gerichtshofes, Harley und Potier, konnten dann mit Fug und Recht aus König Heinrichs Regierungsjahren den Fall heranziehen, wo ein mißlungner Mordverſuch an der Perſon der weltlichen Majeſtät die Verbannung der geſammten Geſellſchaft aus den Bezirken des Landes zur Folge gehabt. Heinrich der Dritte war unter mönchiſcher Hand gefallen, das ganze Mönchsthum konnte nicht die Schuld der That büßen; allein jener Chaſtel, der dem vierten Heinrich den Stich verſetzte, war eingeſtandenermaßen ein Jeſuitenzögling. Bei ſeinem Beichtvater, dem Pater Guignard, fand man eine Schrift zur Beſchönigung des Königsmordes, die geradezu bewies, die Ermordung des dritten Heinrich ſei eine vor Gott wohlgefällige That. Jener Chaſtel wurde geviertheilt, ſein Pater gehängt, die ganze Genoſſenſchaft Jeſu aus dem Königreiche verbannt; ein Schandſäule deckte die Gebeine der beiden Verruchten, die wie Kopf und Hand, Wille und That, als einträchtige Glieder deſſelben Leibes verurtheilt wurden. Sechzehn Jahre waren ſeitdem verfloſſen; allein noch waren nicht acht vollendet geweſen, als es den diplomatiſchen Unterhandlungen des römiſchen Stuhles gelang, bei Gelegenheit der königlichen Eheſcheidung und der Einſegnung eines neuen Bundes die Zurückberufung der Geſellſchaft zu bedingen. Heinrich glaubte ſie durch Wohlthaten zu bezwingen, Sully traute ſich zu, ſie unter ſeinen Augen zu behüten; Jener hielt ſeine Blicke auf eine neue Ordnung der europäiſchen Staatenverhältniſſe; Dieſer legte das friedliche Gedeihen des materiellen Wohls in die Wagſchaale des Geſchicks, und ſo waren die Klugen doch wieder nicht klug genug, um Andere für klüger zu halten. Das Parlament, die Stimme der Nation, das immerdar gültige Naturgefühl des Volkes, ward nicht befragt, ein königliches Machtgebot rief die Jeſuiten zurück. Auch ſah man mit Staunen, wie ſie überall nur aus dem Verſteck heraustraten, um ihren Staat im Staate neu zu gliedern und das alte Unheil geiſtlicher Geheimmacht auf neue Weiſe zur Erſcheinung zu bringen. Ganz Frankreich wimmelte plötzlich wieder von Jeſuiten Sie waren nur bedingungsweiſe zugelaſſen; nur langſam und mit der Miene beſcheidener Demuth faßten ſie Fuß, aber mit bewunderungswürdiger Dienſtfertigkeit räumte man ihnen Collegien und Profeßhäuſer ein. In Paris fehlte noch ein Hauptſitz. Hier wurde der Adel gewonnen, der ſeine Ausſchweifungen unter dem Mantel der Geſellſchaft ſanctionirt ſah. In der Ariſtokratie von Paris gewann ſie ihre wirkſamſten Creaturen. Ein Beichtvater bei Hofe ſollte Gewährſchaft leiſten für alle Glieder der Gemeinſchaft; aber er leiſtete mehr, er beherrſchte die Salons mit Witz und Geiſt. Endlich erhielten ſie das Patent, kraft deſſen es ihnen erlaubt war, ihr Collegium Clermont wieder zu beziehen, jedoch mit dem Vorbehalt, daß es ihnen zu keiner Zeit geſtattet ſei, öffentlichen Lehrunterricht zu ertheilen und überhaupt Schulen zu eröffnen. Mit unverwüſtlicher Geſchmeidigkeit wußten ſie ſich in alles zu fügen, die Beſchränkungen zu umgehen, ohne ſie zu überſchreiten. Sie legten in ihrem Pariſer Collegium eine Penſion für junge Leute vom Adel an. Eine Anſtalt ſolcher Art war ein dringendes Bedürfniß der hohen Geſellſchaft damaliger Zeit. In den gewöhnlichen Klöſtern waren alle Formen veraltet, alle Lebensadern verſtockt; vor allen Dingen war aber die Erziehung der Jugend in ihnen durchaus zeitwidrig. Man gab nur Kinder armer Leute hin, die dann auch zumeiſt der geiſtlichen Genoſſenſchaft als Recruten für das welterſtorbene Büßerhandwerk verblieben. In dem Clermont'ſchen Collegium erzog man die Jünglinge für die Feinheiten geiſtiger Genüſſe, für die Raffinerien der großen Welt. Dabei ward die Reihe der Bedingungen, die das königliche Patent ſtellte, ſorgſam erfüllt. Man zog fremde Pädagogen in die Anſtalt, die ſich mit dem wiſſenſchaftlichen Unterricht der Zöglinge befaßten. Selbſt die ökonomiſche Verwaltung ward Anfangs einem Fremden überwieſen und der Schein uneigennützigen Wirkens eifrigſt gepflegt. Nur allmählich übernahm man den religiöſen Unterricht und die ſittliche Leitung, und die Pädagogen traten als untergeordnete Maſchinen zurück, welche die Knaben in grammatikaliſchen Elementen und in den ritterlichen Dienſten übten. Der Gunſt hoher Häuſer war die Geſellſchaft nun ſchon gewiß, und man ſprach bei Hofe immer lauter und unverholener von dem Werthe des Inſtitutes. Ehe Heinrich und Sully es ſich verſahen, waren ſie von den wärmſten Vertheidigern der Sodalität umringt, und in Kraft königlicher Patente wurden die Vorleſungen über die geſammten theologiſchen Disciplinen geſtattet. Den einzigen Widerſtand bildete die Sorbonne, die, auf jeden Schritt der Jeſuiten eiferſüchtig, gegen dieſe Beeinträchtigung der eigenen Wirkſamkeit proteſtirte. Die geſammten Facultäten der Hochſchulen des Landes erhoben ſich, um ihre Gerechtſame zu ſchirmen, und der damalige Syndicus der Theologen, der berühmte Richer, ſchilderte in abſchreckenden Farben alle die Drangſale, die daraus erwachſen würden, wenn die Jeſuiten ſämmtliche Univerſitäten an ſich gebracht und ihr Ziel erreichten, die einzigen Lehrer der Welt zu ſein. Darauf erfolgte ein abermaliger Machtſpruch aus dem Cabinete, und der abſolute Königswille grub ſich, wie immer, ſelbſt ſein Grab.

Jetzt aber war es die Sache des Parlaments, einen Zuſammenhang zwiſchen der Frevelthat und dem Jeſuitismus aufzufinden. Ravaillac's Leben zeigte ein Gemiſch von allgemein menſchlicher Verworfenheit und religiöſer Schwärmerei. Er ſagte vor Gericht aus, er habe die That um Gottes und der Heiligen willen verübt. Man konnte Gott und den Heiligen nichts anhaben, weil ſich ein Verruchter auf ſie berief, eben ſo wenig der Mutterkirche und dem Papſte, weil Ravaillac ſagte, beide hätten den Mord ſtillſchweigend geboten, denn der Mord ſei nur eine Vertheidigung beider, da ihr Daſein und Heil durch den König und ſein Bündniß mit den deutſchen Ketzerfürſten gefährdet ſei. Das alles behauptete der Schulmeiſter mit frecher Conſequenz und man fand ihn mit allen ſpitzfindigen Waffen der Redekunſt ausgerüſtet. Im Leugnen eines Mitwiſſers blieb er ſtandhaft, ſelbſt die Folterqual nöthigte ihm kein weiteres Geſtändniß ab, er berief ſich auf die Stimme Gottes in ſeiner Bruſt und auf die Viſionen ſeines innern Auges. Nur dann und wann ließ er die frechen Worte fallen, er bereue nicht, alſo brauche er auch nicht zu geſtehen, König Heinrich habe auch ſonſt ein verwerfliches Leben geführt und das Sacrament der Ehe verletzt; wer dem verführeriſchen Leichtſinne der Mächtigen Schranken ſetze, dem werde dereinſt die Palme des Ruhms winken. Als man ſich ſeiner Perſon bemächtigt, fand man Dinge bei ihm, die ſeine religiöſen Uebungen bezeugten, einen Roſenkranz, ein Papier, auf welchem das franzöſiſche Wappen und daneben zwei Löwen gemalt waren, der eine mit einem Schlüſſel, der andere mit einem Degen in der Tatze, und darunter der Wahlſpruch: Dulde nicht daß man Gott beleidigt! Auch ein Stück Baumwolle in Form eines Herzens fand man, das ihm ein Canonicus aus Angoulême geſchenkt, und in welchem ſeine Frömmigkeit einen Splitter vom wahren Kreuz eingeſchloſſen glaubte, nach dem man aber vergebens ſuchte. Daß ihn die Lectüre pietiſtiſcher

Schriften zur That getrieben, geſtand er frei ein; wie aber ließ ſich die Brücke entdecken, die von ſeinem religiöſen Wahnſinn auf die Satzung irgend einer geiſtlichen Geſellſchaft führte? Daß die wieder vor kurzem in Paris verbreitete Schrift des ſpaniſchen Jeſuiten Mariana, die den Königsmord in gewiſſen Fällen für Gott wohlgefällig erklärte, aus der Officin des Clermont'ſchen Collegiums hervorgegangen ſei, davon war man allgemein überzeugt; allein der moraliſchen Ueberzeugung fehlte jeder Anknüpfungspunkt zu gerichtlichem Erweiſe. Der Zuſammenhang des Verbrechens blieb um ſo fraglicher, als es ſich ergab, Ravaillac habe gerade dieſe Schrift nicht geleſen. Da verhieß er ſelbſt Aufſchluß zu geben; er wolle vor dem Parlamente ſeinen Beichtvater und ſeine Lehrer nennen.

Man hatte ihm die Ketten abgenommen und um ſeine Blöße ein wollenes Mäntelchen gehüllt. Vielleicht wollten die Richter auch die Wundenmale der Folter bedecken, womit ſie ihrer ſchwachen Unterſuchungskunſt zu Hülfe gekommen. Er ließ es geſchehen und wickelte die zerſchlagenen Fäuſte in das Mäntelchen, das kaum bis über die Bruſt herabhing. So ſtand er vor den Schranken ſeiner Feinde, wie er ſagte, — mit ſtämmigem Trotze, die Arme in einander gelegt; der wilde Blick lief beutegierig über die Verſammlung hin, deren tauſend Augen in Angſt und Sorge, oder in triumphirendem Verlangen auf ihm hafteten. Seit den letzten Verhören zeigte ſich unverkennbar eine Veränderung in ſeinem ganzen Weſen. Nicht Kerker und Folterqual, getäuſchte

Erwartung hatte einen Wandel ſeiner Stimmung hervorgerufen. Er fühlte, ſein Wahnſinn habe ſich verrechnet. Dem Volke hatte er die Feſſeln der Knechtſchaft zerſprengen wollen, und das Volk verfluchte ihn mit Millionen Stimmen. Der Kirche Gottes wollte er ein Märtyrer ſein, und die Kirche ſprach: Hebe Dich von uns, Verruchter! Gott, hatte er gewähnt, müſſe ſelbſt in Steinen ſich verkündigen, wenn die Menſchen vor ſeiner That erbebten; ſtatt deſſen predigte nur das Volk mit Steinen, die es gegen ihn erhob. Anfangs war der Proceß ſehr nachläſſig geführt, man ließ Perſonen allerlei Standes zu ihm, man ſah viele ſchwarze Gewänder mit ihm verkehren; ſelbſt Pater Cotton, ging das Gerücht, habe ihn im Kloſter beſucht und ihm das ewige Heil der Seele verſprochen, wenn er niemand in ſein Verderben ziehe, am wenigſten gute katholiſche Chriſten. Sobald ihn das Parlament unter ſeine Jurisdiction genommen, war er von allem Zuſammenhange abgeſchnitten. Man ſchickte Geiſtliche zu ihm, die ihm die ganze Verworfenheit ſeiner thieriſchen Natur vorhielten, und er war entſchloſſen, nicht ohne Rache von hinnen zu gehen. Allerdings hatte er auf die Jeſuiten gerechnet; hatte er doch bei ihnen gebeichtet, ihre Hörſäle fleißig beſucht. Er beſaß nicht genug von der Kunſt der Trugſchlüſſe, um an einem ihrer Lehrſätze nachzuweiſen, daß wenn der Geiſt das Recht habe, das Fleiſch zu verdammen, die Kirche auch befugt ſei, die Welt zu unterjochen; geſchah dies nun durch ein Verbrechen, ſo habe die weltliche Macht die Gewalt, das Verbrechen zu ſtrafen, aber der Geiſt behalte ſich ſeine Segnungen vor für das auserkorne Werkzeug ſeiner Pläne. So viel Logik hatte Ravaillac von den Jeſuiten nicht gelernt, aber er fühlte, man habe ihn dem weltlichen Arme preisgegeben; für dieſe Treuloſigkeit mußte er ſich rächen.

Der Präſident des Gerichtshofes, der gewiegte Harley, legte der verſammelten Menge den Stand der Sache dar. Es dauerte lange; die Juſtiz war eben ſo gründlich wie umſtändlich. Der Inculpat wechſelte mehrmals ſeine Stellung, die Wunden an ſeinen Händen brannten, endlich lehnte er ſich mit der Hüfte an die Schranken, vor denen er ſtand, den Rücken ſeinen Richtern zugekehrt; es ſchien, als wären die Flammen der Hölle in ſeinem bleichen Geſicht erloſchen. Als der Präſident ihn anredend daran gemahnte, daß er noch ein Geſtändniß über Mitſchuldige oder Mitwiſſer verſprochen habe, blickte er, ohne ſeine Stellung zu verlaſſen, von der Seite auf und ſagte in gedehntem Ton: „Ich habe meine Mitwiſſer unter der Geſellſchaft Jeſu, im Collegium Clermont habe ich meine Schule gemacht, dort ſind meine Entſchlüſſe gereift.“

Auf den Bänken der Geiſtlichkeit entſtand eine laute Bewegung. Der Provincial der Jeſuiten, der nach Paris geeilt war, als triebe ihn die Beſorgniß, die Stellung der Sodalität ſei gefährdet, wollte ſich als befugter Anwalt und oberſte Behörde ſeines Ordens erheben. Der Präſident fuhr aber mit ruhiger Stimme fort, zum Verbrecher gewendet: „Hiermit haſt Du in keiner Weiſe jemand angeklagt, weder eine Perſon, noch eine Körperſchaft. Die Schule der Jeſuiten iſt für alle Welt geöffnet, das Laſter wie die Tugend hat Zutritt zu den Hörſälen des Collegiums. Haſt Du niemand ſonſt als mitwiſſend um Dein Vorhaben zu nennen, ſo ſchweig!“

Ravaillac's Auge blitzte Verderben ſprühend aus den vertieften Höhlungen. Er lauſchte, als erwarte er, daß ſich jemand erhöbe; aber eine bebende Stille lag um ihn. Dann warf er den Kopf zurück, nahm ſeine Haltung zuſammen und trat mit raſchem Schritte zu den Bänken der Geiſtlichkeit. Seine wilden Blicke flogen die Reihen auf und ab, als hielte er Muſterung. „Pater d'Aubigny, mein Beichtvater!“ ſchrie er laut mit gellender Stimme. „Ihm habe ich mein Vorhaben in der Beichte vertraut!“ Er warf den Zipfel des Mantels zurück und die mit Tüchern verbundene Fauſt des Mörders wies auf den Prieſter im ſchwarzen Talar, der mitten unter ſeinen Ordensbrüdern ſaß.

Ein Tumult flog durch die Verſammlung. Mehrere Prälaten waren aufgeſprungen, ganze Reihen geiſtlicher Heerſchaaren erhoben ſich; Aller Augen waren auf d'Aubigny gerichtet, der einer Pauſe bedurfte, um ſich zu ſammeln.

Jetzt war vielleicht der Anknüpfungspunkt gefunden, um den Jeſuitismus im Zuſammenhange mit der blutigen That zu erblicken. Leugnete der Prieſter Ravaillac's Beichte, ſo ſetzte er durch dies Bekenntniß der Feigheit das mächtige Anſehen des Ordens in den Augen der Welt herab; denn daß der Verbrecher mit ihm und mit anderen Genoſſen der Geſellſchaft viel verkehrt, war allgemein bekannt. Stützte ſich der Prieſter auf die Pflicht, Beichtgeheimniſſe unverbrüchlich zu verſchweigen, ſo war doch die Gefährlichkeit dieſer geiſtlichen Machtvollkommenheit in Sachen der öffentlichen Wohlfahrt eingeſtanden.

Ganz gegen Erwarten löſte jedoch d'Aubigny dieſe Schlinge, die ſich über ſein Haupt legte. Wie er ſich von ſeinem Sitze erhob, ſtockte der Athem der Verſammlung. Das große Auge des Jeſuiten, in welchem die ganze Herrſchluſt ſeines Ordens brannte, blickte rings um, als fordere er die Welt zum Zeugen ſeiner Worte heraus. Dann maßen ſeine Blicke mit dem vollen Gewichte ſtrafender Ueberlegenheit den Verworfenen, der hier als Kläger wider Gott und ſeine Geſalbten aufſtand. „Wohl möglich," ſagte der Prieſter, „daß dieſer Verbrecher mir eingeſtanden, ſein Sinn dürſte nach einer That, die der weltliche Arm zu ſtrafen befugt iſt. Wohl möglich, daß er zu den Hunderten gehört, deren Ohrenbeichte ich kraft göttlicher Willensmeinung in Empfang nahm und mit Buße belegte. Wohl möglich; — obſchon ich mich dieſes Menſchen nicht erinnere, noch ſeines Anliegens. Gott hat Einige mit der Gabe der Sprache belehnt, Andere mit der Gabe der Prophezeiung und Offenbarung; mir aber hat er die Gabe verliehen, Beichtgeſtändniſſe gleich im Moment der Empfängniß, gleich nach Auferlegung der Buße zu vergeſſen. Außerdem bin ich Ordensgeiſtlicher und habe nichts zu thun mit der Welt und ihren Geſchäften."

Die Verſammlung athmete wieder auf. Die Weltlichkeit und die Freunde des freien Königthums blickten verdroſſen zu Boden; die Geiſtlichkeit triumphirte ſtill. Ravaillac ſtand vernichtet, mit geſenktem Kopfe, den Rücken wieder an die Barre gelehnt; um ſeine bleichen Lippen zuckte die ſtumme Wuth. Die Richter flüſterten unter einander; der Präſident erhob ſeine Stimme, zu Ravaillac gewendet: „Haſt Du noch ſonſt etwas vorzubringen? Kannſt Du noch irgend wen namhaft machen, der um Deine That gewußt, der auf Deine Entſchlüſſe Einfluß geübt?“

Da preßte Ravaillac unter dem Mantel ſeine wunden Arme ſo heftig aneinander, daß er vor Schmerz die Lippen zuſammenſchlug. Er richtete ſich auf, warf den Kopf in die Höhe und ſtierte auf ein neues Opfer ſeiner Rache. Sein Auge hatte es erſpäht; dann wandte er ſich zu den Richtern und rief: „Die Geſellſchaft Jeſu ſcheint nicht Luſt zu haben, den Antheil, den ſie an mir genommen, einzugeſtehen. Und doch verdank' ich ihr all mein geiſtiges Hab und Gut, mein Wiſſen und mein Denken. Ich will Denjenigen nennen, an den ſich alle meine Gefühle knüpfen: aus ſeiner Weisheit ſog ich meine Entſchlüſſe, aus ſeiner Doctrin entnahm ich mir die Kraft, die weltliche Anmaßung zu ſtürzen; ihm erzählte ich meine Viſionen in der Kirche zu Vivonne, ihm ſagt' ich, wer der Mohrenkopf ſei, der die Chriſtenheit verpeſtete, der Mohrenkopf mit dem Diadem der weltlichen Hoheit; Pater Florentin iſt der Lehrer meines innern Menſchen, der Führer auf der Bahn meines Wandels!“

Unter den ſchwarzen Roben der Jeſuiten ſaß der junge Geiſtliche, der Caſuiſt des Collegiums, der beliebte Kanzelredner der feinen Welt. Er fuhr wie aus einem Traume auf, als er ſeinen Namen hörte; eine flammende Röthe flog über ſein Geſicht, als er fühlte, daß die tauſend Blicke der Verſammlung auf ihm hafteten. Er erhob ſich raſch, noch ehe der Präſident das Wort nahm; das Gemurre des Unwillens, das durch die Menge lief, verſtummte. „Ich will nicht leugnen,“ ſagte Florentin mit lauter feſter Stimme, „daß ich den Unglücklichen kannte, deſſen verruchte That über Frankreich den Trauermantel breitet. Ob meine öffentlichen Reden es verſchuldet, die Verworfenheit in ihren ſchamloſen Entſchlüſſen beſtärkt zu haben, darüber urtheile die Welt, die mich hörte! Aber ich verkehrte auch heimlich mit dem Schulmeiſter von Angoulême. Hierüber bin ich Rechenſchaft ſchuldig. Ich gab ihm zweimal in meinem Zimmer Gehör und ich weiß, er enthüllte mir die ganze Verworrenheit ſeines fanatiſchen Eifers, der Kirche Gottes zu dienen. Er erzählte mir ſeine Viſionen und ich erklärte ſie ihm für ſchwühle Ausgeburten ſeines kranken Blutes. Er ſprach von den Qualen ſeiner Sehnſucht, etwas Ungeheures zu thun, das den Sieg des Herrn auf Erden ſichere, etwas Unerhörtes, das ſein eigenes Seelenheil begründe, — und ich ſagte ihm, die Kirche Gottes bedürfe nicht mehr der Wunder, nicht mehr der Märtyrer, am wenigſten herculiſcher Thaten aus frommer Eitelkeit; die Religion ſei nicht dazu da, die Welt zu verwüſten, ſondern zu beglücken und zu beſeligen. Ich rieth ihm ab, in blos äußerlichem Formdienſt Beſchwichtigung zu ſuchen, ich warnte ihn ſogar vor Kloſterbuße und all der ſinnlichen Erfüllung von Gelübden, womit ſich ein verworrenes Gemüth abzufinden gedenkt und wodurch ſich der Fanatismus der Geſinnung zu einem verbrecheriſchen Dünkel ſteigert, der wunder! glaubt, wie heilig er ſei, und der doch weder der Menſchenwelt noch der Kirche Gottes frommt —"

„Das überſchreitet ſchon die bloße Rechtfertigung Deiner Perſon und unſerer heiligen Geſellſchaft!" unterbrach ihn, von den Bänken der Geiſtlichkeit ſelbſt, eine ſchallende Stimme. Eine hohe Geſtalt im ſchwarzen Jeſuitentalar, die unter den Biſchöfen und oberſten Prälaten ſaß, hatte ſich raſch erhoben, und vor dem mächtigen Klange der tiefen Worte, die dem jungen Pater ein Veto zuzurufen ſchienen, verſtummte der Redner. Ein ſtrafender Ernſt lag in den Blicken des älteren Prieſters und Florentin zitterte vor der Gewalt dieſes ſtarren Auges, das auf ihn gerichtet blieb, als habe der Mann ein Recht dazu, ſeine Selbſtändigkeit zu vernichten. So ſtanden ſich Beide eine Zeit lang ſchweigend gegenüber; was in ihrem Innern vorging, ſchien vor der verſammelten Menge, vor den Ohren der Welt und der Ordensbrüder keine Sprache gewinnen zu dürfen. Es war Ignaz Armand, der Provincial der Geſellſchaft, der ſich erhoben, um den jugendlichen Redner in ſeiner Mittheilungsluſt zu hemmen; daß es Florentin's Vater war, der ſich hier gegen den Sohn den ſtrafenden Ernſt erlaubte, wußte außer ihnen beiden niemand.

Der Provincial hatte wieder ſeinen Platz genommen und ſprach eifrig mit den Biſchöfen zur Rechten und Linken. Eine flüſternde Bewegung lief durch die Reihen der Geiſtlichen; die Weltlichkeit verſtand das Intermezzo nicht, aber ihr war die Kühnheit des jungen Jeſuiten, womit er ſich gegen den bloßen Formendienſt des Kloſterlebens, gegen die Anmaßung des frommen Fanatismus erklärt hatte, eben ſo willkommen als auffällig.

Florentin ſtand noch immer. „Man hat meine Rechtfertigung unterbrochen,“ ſagte er mit lauter Stimme, und die Farbe des flammenden Stolzes leuchtete aus ſeinem Antlitze. „Ich bin der Verſammlung mein ganzes Glaubensbekenntniß ſchuldig, denn der Fall, über den Frankreich trauert, iſt unerhört. Es ſoll nicht heißen, daß die Geiſtlichkeit der weltlichen Macht das Verbrechen nur überläßt und preisgiebt, nicht eben ſo ſehr wie dieſe es verdammt und verwirft. Es ſoll nicht heißen, daß ſich in das Daſein der menſchlichen Geſellſchaft ein Zwieſpalt wirft, als wollten ſich Leib und Seele trennen, und von einander gelöſt beide ein ſelbſtändiges Leben friſten. Das brächte nur Verwirrung über das Geſchlecht. Ich habe geſagt, daß ich mich rein fühle von der Befleckung mit dem Miſſethäter, daß ich keinen Einfluß hatte auf ſeine wilden Gelüſte, um ſein verbrecheriſches Vorhaben nicht wußte. Aber ich will mehr geſtehen. Hätte er mir ſeinen Entſchluß gebeichtet: ſo wahr Gott mir helfe! ich hätte das Gelübde der Geheimhaltung der Beichte gebrochen, ich hätte dies kleinere Vergehen verübt, um die

Welt vor einem größeren, um Frankreich vor dem Fluche einer Frevelthat zu ſchirmen!"

Die Gewalt menſchlicher Ueberzeugung brannte noch in ſeinen Blicken, als er jetzt ſeinen Platz wieder nahm und ſtill und ruhig die Wirkung ſeiner Worte wie ein Verhängniß über ſich ergehen ließ. Er hatte einen Sturm erregt, der hier nicht völlig zum Ausbruch kam, aber ſein drohendes Vorſpiel begann. Es war unerhört, daß ein Prieſter des Herrn eingeſtand, er ſei fähig, um weltlicher Zwecke willen ein Beichtgeheimniß zu verrathen. Die braunen, grauen, ſchwarzen und weißen Kutten ſteckten die Köpfe zuſammen, mehrere Biſchöfe auf der erſten Bank ſtanden auf, und wandten die greiſen Häupter auf den ſtillen Jüngling mit dem brennenden Auge und der verwegenen Zunge. Der Provincial der Jeſuiten erhob ſich zu wiederholten Malen, aber die vor Zorn bebende Lippe ſchien das Wort nicht zu finden, das hier in Gegenwart der weltlichen Richter die Keckheit des jugendlichen Aberwitzes ſtrafen konnte.

Der Präſident des Gerichtshofes unterbrach den Tumult, welcher Fragen aufregte, die außerhalb der hier gezogenen Kreiſe lagen. Er redete Ravaillac an, der erſchöpft an den Schranken lehnte. Die Anfrage, ob er noch Mittheilungen zu machen habe, da die bisherigen entſchieden beſeitigt ſeien, beantwortete er ſchweigend. Sodann zog der Richter die Summa der Verhandlungen nach üblichem Brauche; der Stab wurde gebrochen, der Königsmörder war verurtheilt. Ravaillac zuckte leiſe zuſammen, als er die Art der Todesſtrafe vernahm; ſonſt war er in ſtumpfe Regungsloſigkeit verſunken. Daß die Kirche ihn aufgab, ſie, die nach ſeinem Wahne ihm die Märtyrerkrone reichen ſollte, das war der Tod, der ihn am tiefſten vernichtete und von dem Gipfel ſeines Wahnſinns ſtürzte.

Früh am andern Morgen erfuhr Florentin die erſte Wirkung ſeiner freimüthigen, vom Gefühle menſchlicher Empörung eingegebenen Worte. Den übrigen Theil des geſtrigen verhängnißvollen Tags hatte er ſtill in ſeinem Zimmer verlebt. Ein feſter, ruhiger Schlaf hatte ihn die Nacht erquickt; er hatte kaum noch an die Möglichkeit deſſen gedacht, was im Collegium über ihn berathſchlagt und beſchloſſen war.

Die Morgenſonne fiel ſchräg in ſein Fenſter. Er begrüßte mit heiterm Sinne den lachenden Tag, und war mit dem Glockenſchlage bereit, in den Hörſaal, wo ihn ſein Amt ihn rief, hinabzuſteigen. In den gewölbten Gängen wandelten die Schüler auf und ab. Man grüßte ihn ſchüchtern, eilte ſcheu an ihm vorüber. Sein Hörſaal war leer, die Flügelthüren ſtanden weit offen; ein Anſchlag mit dem Siegel des Provincials fiel ihm ins Auge. Das Rectorat des Collegiums erklärte die Vorleſungen des Pater Florentin vorläufig für aufgehoben. Da bedachte er erſt, daß ſeine Aeußerungen vor den weltlichen Richtern zwiſchen ihm und ſeiner geiſtlichen Körperſchaft einen Bruch herbeiführen mußten, der nicht ſo leicht wieder auszugleichen war. Er hatte öffentlich und mit einer Begeiſterung, die faſt von weltlichen Gefühlen ihre Flamme zu entnehmen ſchien, das Beichtgeheimniß, dies prieſterliche Vorrecht, das ſo viel Gewalt in ſich ſchließt, für verletzbar, für nicht bindend erklärt, wenn das Regiment der weltlichen Macht durch die Verſchwiegenheit des Prieſters gefährdet werde. Gab man dieſer Anſicht Raum, ſo war die Selbſtändigkeit der Hierarchie, die oberhoheitliche Unabhängigkeit des geiſtlichen Staates im weltlichen, aufgehoben, dann war die Kirche nur um des Staates, Gott nur um der Welt, der Geiſt nur um des Leibes willen da, und die mit herrſchſüchtiger Sorgſamkeit errungene Macht der geiſtlichen Körperſchaften war vernichtet. Nicht blos im Allgemeinen die Herrſchaft über die Gemüther, auch ganz beſonders die Wirkſamkeit und Bedeutung der Geſellſchaft Jeſu war damit aufgegeben.

Florentin durchdachte dies, als er durch Seitengänge nach ſeinem Zimmer zurückkehrte.

Er fand ſeine Thür, die er verſchloſſen hatte, geöffnet. Sich wundernd, trat er ein. Sein Vater, der Provincial, ſtand vor ihm. „Ich wollte Dir den Collegialbeſchluß ankündigen," ſagte Ignaz Armand, „nun wirſt Du mir zuvorgekommen ſein, ihn bereits wiſſen."

„Du haſt viel verſchuldet," fuhr er fort, als Florentin ſchwieg. „Alle Gemüther haſt Du empört, alle Stimmen ſind wider Dich. Wer die Verletzlichkeit des Beichtgeheimniſſes ſo förmlich einräumt, der Weltlichkeit ein ſolches Schauſpiel innerer Zwietracht unter den Gliedern des geiſtlichen Lebens giebt, ſollte ſofort vom Orden ausgeſchloſſen ſein für alle Zeiten. Dennoch kannſt Du durch öffentliche Zurücknahme Deiner gutgemeinten, aber leidenſchaftlichen Herzensthorheit vieles wieder gut machen."

„Ich habe nichts gut zu machen, was böſe wäre," ſagte Florentin, „will nichts widerrufen. Mein Herz iſt kein flatternd Segel, das mit dem Hauche des Windes aufſchwillt mein Herz iſt der Anker meines innern Lebens."

„Das Collegium unſerer Geſellſchaft weiß Deine Verdienſte, Deinen Eifer, Deine Kanzelberedſamkeit zu ſchätzen, mein Sohn. Umdeswillen iſt man der Anſicht, Du möchteſt durch einen Widerruf in öffentlicher Sitzung die jugendliche Leichtfertigkeit bereuen!"

„Ich war nicht leichtfertig," entgegnete Florentin, „auch die Vernunft ſagt mir, ich that wohl daran, der Sprache des Herzens Raum zu geben."

„Die Vernunft ſagt, Dein Herz ſei thöricht geweſen aus Leidenſchaft, die der Moment und das Mitleid mit der Verwirrung der weltlichen Dinge eingegeben."

„Nur vor der Satzung kann ich ſträflich erſcheinen," ſagte der Jüngling, „nicht vor meinem Gewiſſen, nicht vor Gott. Habe ich gegen die Satzung gefehlt, ſo will ich dafür büßen. Man ſtrafe mich, ſchließe mich aus von der Geſellſchaft, aber im Stillen, ohne Lärm; ich will Paris verlaſſen, in einen andern Orden treten."

„Das kann der Sodale Jeſu nicht!" unterbrach ihn Armand.

„Auch nicht mit päpſtlicher Abſolution?" fragte Raoul dreiſt; „der heilige Vater ſteht über Euch!"

Ignaz Armand blickte ausweichend zur Seite. „Ohne Widerruf Deiner Grundſätze", ſagte er, „wird im Schooße der Chriſtenheit nirgendwo Deines Bleibens ſein. Nirgends kannſt Du Prieſter ſein und den Leib des Herrn zur Vergebung der eingeſtandenen Sünden reichen, wenn die anvertraute Beichte Dir nicht heilig iſt vor Gott und aller Macht der Welt gegenüber. Mit ſolcher Geſinnung, die der Verruchtheit weltlicher Anmaßung in geiſtlichen Dingen Vorſchub leiſtet, wirſt Du überall ein Ausgeſchloſſener ſein."

„Der Verruchtheit Vorſchub leiſtet?" wiederholte Florentin mit flammendem Ernſt. „Wenn ich Frankreich, wenn ich das Jahrhundert bewahrt hätte vor einer Frevelthat, die gen Himmel ſchreit?"

Der Provincial ſchwieg. Der Zorn röthete ſein bleiches Geſicht, die dunklen Brauen verſchatteten ſeine Blicke.

Er war im Zimmer auf und abgeſchritten. Jetzt ſtand er vor dem Jünglinge ſtill und verſuchte noch einmal die Macht der Ueberlegenheit. „Es wird nicht fehlen," ſagte er, „daß man Dich vorladet, um Deine Rechtfertigung zu vernehmen. Es wird nicht fehlen, daß man Dich in öffentlicher Sitzung ausſchließt, wenn Du nicht widerrufſt und bereuſt."

„Ich werde mein Bekenntniß wiederholen!" betheuerte

Florentin. „Und will man mich öffentlich richten, ſo ſeid gegen Euch ſelbſt ſo nachſichtig, und miſcht Euch nicht unter meine Richter, denn ich möchte mich vor Gericht vergeſſen und in Euch meinen Vater anreden.“

Armand ergriff krampfhaft des Sohnes Hand und ſchleuderte ſie ſchnell wieder von ſich; in ſeiner Miene lag die Kälte des von allen Banden der Natur losgebundenen Prieſters.

„So wäre auch hier wieder die Stimme des Herzens vom Uebel!“ ſagte Florentin mit ſtiller Wehmuth. — „Ich werde das Geheimniß, das uns an einander kettet, mit ewigem Schleier decken!“ fuhr er fort, indem er nach der Hand griff, die ſich ihm entzog.

„Es wäre auch vergebliche Mühe, man würde Dir nicht glauben —!“ entgegnete Ignaz Armand mit eiſerner Ruhe.

Florentin fuhr zurück und ſank zitternd auf den Seſſel zur Seite.

„Wir verhandeln nur kirchliche Dinge mit einander!“ ſagte der Provincial mit finſterer Strenge. „Was die Welt uns aufgebürdet, was Natur und des Blutes Wallung an uns verſchuldet, das alles verſchließt das Siegel des Grabes. Willſt Du mit freventlichem Leichtſinn es brechen, ſo wird insgeheim mein Fluch Dich ereilen, ich aber wandle öffentlich im Schirme Gottes. Der Erde Luſt und Weh iſt von mir abgeſtreift, der Kirche des Herrn und ihrem Siege gehört all mein Denken, Sinnen und Fühlen. Bedenke, was Du zu thun haſt, wenn Dich das Collegium der heiligen Geſellſchaft vorfordert!“

Er war durch die Thür verſchwunden, die ſich knarrend ins Schloß warf.

Florentin war allein. Er verbrachte troſtloſe Stunden im Schwanken zwiſchen widerſtreitenden Gefühlen. Dann warf er ſich in die Welt ſeiner Bücher; hinter den Quartanten verſchanzt, wollte er den aufgeregten Sinn beſchwichtigen. Aber er ſtieß auch hier nur auf Zwieſpalt, auf den Widerſpruch der gebotenen Satzung mit der Stimme der Natur, mit der Verwegenheit des forſchenden Geiſtes. Jetzt, nachdem ein Bruch am Tage lag, ſchien er überall nur Spaltungen und ein Leben voll unüberwindlicher Gegenſätze zu erblicken. „Mein Vater hat Recht,“ rief er, „es muß entweder Alles, was Natur in uns heißt, vor der ſpartaniſchen Hoheit der geiſtlichen Herrſchaft untergehen, oder man muß die Zwietracht nie herausbeſchwören und ganz der Natur und dem weltlichen Leben angehören. Auch meine Gefühle ſteigen aus der Natur hervor, die der Geiſt der Kirche zu unterdrücken befiehlt. Mein Denken und mein Fühlen iſt zwieſpältig: wo treibt mich die Angſt der irren Schwankungen noch hin? Will ich denkend die Geheimniſſe Gottes erforſchen, ſo überraſchen mich die Entzückungen meines Gefühls und es ergreift mich eine magiſche Gewalt, die, wenn ſie feſſellos gebietet, alles verwirft, was mit der Miene der Vernunft in mir aufſteigt. Iſt dies nun Werk des böſen oder des guten Geiſtes? Iſt dies unbewußte Gefühl von Uebel, ſo iſt mein

Denken gut und mein Streben gerecht, um die Wahrheit hüllelos, das Geheimniß der Religion hell, feſt, ohne die Fabeln der heiligen Mythen, zu erſchauen. Iſt mein Gefühl, das ſich aller Forſchung des Verſtandes entwindet, Eingebung des guten Geiſtes, ſo iſt mein Denken böſe, ja der Böſe ſelbſt, der mich aus den Phantaſien religiöſer Anſchauung hinauswirft, die nackte Wahrheit iſt dann Sache des Teufels.“ —

Florentin verließ ſein Zimmer nicht. Die wenige Bedienung, deren er bedurfte, ward ihm zu Theil; ſonſt ließ man ihn einſam.

Als die Dämmerung hereinbrach, ſank das müde Haupt des Jünglings über den Büchern voll quälender Weisheit ſtill in tiefen Schlaf. Wie er aufwachte, brach der Mond in die Dunkelheit ſeines Zimmers. Florentin lehnte ſich ins Fenſter und weidete ſich am milden Schein der lauen Mainacht. Unten in den Gängen brannten die Lampen, wandelten die Brüder in traulicher Gemeinſchaft. Es war doch ein wohlthuendes Gefühl geweſen, ihnen angehörig, von ihnen geehrt und geliebt zu ſein. Jetzt, wo Florentin's Zuſammenhang mit ihnen geſtört oder getrübt war, fühlte er den Werth der Angehörigkeit. Es war der erſte Tag, den er im Collegium ſeit der Reihe von Jahren ſo einſam geſondert zugebracht hatte. Ueber die Disharmonieen, auf die der forſchende Geiſt geſtoßen, war er doch leichter hinweggehoben, ſo lange er ſich von dieſer Gemeinſamkeit getragen fühlte. Jetzt laſtete das alles ſchwerer auf ſeiner Seele.

Hinten am Horizont blickte der Mond wie Abſchied nehmend. Es war, als nähme er alle ſeine letzten Freuden und den Schatten von Glück und Zufriedenheit mit hinüber in die Ferne, in deren blauen Duft ſein bleiches Antlitz ſchlafen ging. Seine Blicke folgten ihm und verſanken mit nach Süden hin. „Wenn Du wieder hinwandelteſt, wo Du hergekommen!“ ſagte ſein Genius zu ihm, „nach der Provence, Deiner Kindesheimath!“ Er hing dieſem Gedanken nach. „Ach, was man Glück nennt,“ ſagte er, „das iſt wohl nicht mehr zu finden für Dich auf dem weiten Raum der Erde, ſelbſt nicht wenn Du Dich einbetten wollteſt in die erſte ahnungevolle Stille der kindlichen Seele. Du findeſt ſie nicht wieder. Auch iſt alles verwandelt, wenn Du zurückkehrſt, Du bringſt den Frieden nicht mit Dir — : wo willſt Du ihn alſo ſuchen? In Genf klopfſt Du vergebens an die Pforte des würdigen Biſchofs, er öffnet Dir nicht, Du müßteſt denn der Engel der Auferſtehung ſein. Die fromme Clementine findeſt Du wohl noch, aber ſie nimmt Dich nicht mehr in die mütterliche Obhut, ſie hat nicht mehr das Herz der Milde, die ſanften Worte der ſtrafenden Liebe wie für den Knaben Raoul! Und — Antoinette? Der Bannfluch des Gewiſſens liegt nicht mehr auf uns. O mein Himmel! wie ſoll ich ſie ſehen und nicht wieder zu ihr ſagen: Komm und flieh? Und ſtürzt nicht dann derſelbe Gewitterhimmel von neuem über uns, wie damals, als ich ſie auf meinen Armen aus dem brennenden Kloſter trug? — Ach, das Büßerleben hat unſere Seelen langſam abgemüdet, wir ſind nicht wir mehr, wir wagen es nicht mehr, den Gott der freundlichen Natur, der uns damals durchleuchtete, anzuerkennen. Gefahr iſt nicht mehr für uns da, wenn wir uns wiederſehen; kaum mag ſich vielleicht noch die im Dienſte des frommen Lebens abgebleichte Wange röthen. — Aber ſehen kann ich ſie doch wohl! Unerkannt; ſie ſoll mich nicht mehr in der Welt wiſſen. Den Frieden ihrer Seele will ich nicht ſtören!"

Er ging zur Ruhe. Am andern Morgen ſtand der Entſchluß bei ihm feſt, aus der Geſellſchaft der Jeſuiten zu treten und Paris zu verlaſſen. Er ſuchte nach ſeinen Papieren, nach dem Briefe des Biſchofs von Genf; er fand ſie nicht. Ignaz Armand hatte ſich ihrer bemächtigt, als er im Zimmer des Sohnes allein war. „So hat er doch gefürchtet, ich könnte das Geſtändniß des Biſchofs benutzen?" rief Florentin. „Wie ſicher glaubt ein Prieſter der Kirche geben zu müſſen! Und wie verwahrloſt hält er die Regungen der Natur, wie unlauter das Gefühl eines Sohnes zum Vater!"

Er machte ſich an das Geſchäft, dem Provincial und dem Concil der Profeſſen des Collegiums ohne Bitterkeit, aber feſt und unwiderruflich, ſeinen Entſchluß ſchriftlich kundzuthun. Hiermit komme er nur einer förmlichen Ausſchließung zuvor, da er nicht widerrufen könne. Er fühle zu lebhaft, der Geſellſchaft nicht mehr angehören zu können; er wolle ſein Ordensgewand mit einem andern vertauſchen und werde in Südfrankreich irgend eine ſtille Karthauſe finden, um ſein Leben ungekannt zu friſten.

Der Orden der Karthäuſer war der einzige, in den ein Jeſuit, der die Geſellſchaft verließ, mit Dispenſation treten durfte. Das gehörte mit zu Loyola's Statuten, die durch ein päpſtliches Breve ſanctionirt waren. Der Grund hierzu lag vielleicht in der Beſorgniß, ehemalige Jeſuiten möchten andern Sodalitäten vertraute Mittheilungen zu machen haben, eine Beſorgniß, die bei den Karthäuſern ſchwand; dieſe Brüder lebten ſo abgeſchieden vom menſchlichen Verkehre, daß ein Geheimniß, ihnen anvertraut, die ſtillen Gräber ihrer Klauſen ſchwerlich verließ. Doch war der Fall ſolcher Uebertritte ſelten, ſeit lange nicht mehr vorgekommen; nachträgliche Paragraphen zu den Statuten hatten den Dispens erſchwert.

Nach wenigen Tagen erhielt Florentin eine eigenhändige Antwort von Ignaz Armand. Nicht der Vater, nur der Provincial ſchrieb ihm; ſeine Entfernung von Paris werde für gut geheißen, ſein freiwilliges Austreten aus der Geſellſchaft genehmigt; doch ſolle er ſo lange noch im bisherigen Verbande mit der Sodalität und mit den Pflichten, Geheimniſſe zu bewahren, behaftet bleiben, bis er förmlich Mitglied einer Karthauſe ſei. Dies war — freilich in ſehr ferne Ausſicht geſtellt — den Bedingungen und Clauſeln einer beſondern Prüfung unterbreitet. Man geſtattete ihm, das Collegium ohne Geräuſch zu verlaſſen.

Später erfuhr Florentin, daß unter den Mitgliedern der Geſellſchaft das Gerücht verbreitet ſei, der Provincial habe ihn mit einer Miſſion nach Südfrankreich betraut. Somit galt er nicht für ausgetreten; nur die Möglichkeit ſeines Austritts war eingeräumt. In allem was Sodalen der Geſellſchaft thun ſagen und verſchweigen, liegt dieſelbe reservatio mentalis, der bekannte Rückhalt der eigentlichen Anſicht und Meinung. Es war alſo an Raoul, den entſcheidenden Schritt zu thun, der ihn frei machte.

Es war noch ſehr früh am Tage; die Sonne küßte nur erſt die Spitzen der Thürme von Paris, als Raoul ſein Lager im Collegium zum letzten Male verließ und von den Mauern der engen Klauſe, die ſo lange Zeuge ſeiner Studien geweſen, auf immer Abſchied nahm. Er ſchlich durch die finſtern Gänge an den Thüren der frommen Väter und Brüder vorbei; von niemand wollte er einen Gruß, nur an einer Stelle ſtand er ſtill. Es war das Zimmer ſeines Vaters. Wie er lauſchte, ſprang die Thür auf und der Provincial ſtand vor ihm. Das war gegen Erwarten. Aber er trat nun doch ein und ſchloß die Thür hinter ſich. Ignaz Armand blieb kalt und abweiſend vor ihm ſtehen. „Ich wandere nach Genf,“ ſagte Raoul, „ich beſuche das Grab meiner Mutter im Kloſter der Heimſuchung. Wie kann ich ſcheiden im Bewußtſein, daß Ihr, der Ihr vor Gott mein Vater ſeid, wenn ich auch vor den Menſchen von Euch verleugnet bleibe, mich im Zorn entließet! Habt Ihr kein mildes Wort des Abſchieds?“

Armand kämpfte mit aufſteigenden Gefühlen; die Strenge ſeiner kalten Züge zerſchmolz vor dem Andrange des Herzens. Wie der verleugnete Sohn ſo vor ihm ſtand, demüthig und der Milde bedürftig, legte er die Hand auf ſeine Schulter und blickte ihm ſtill ins Auge. „Um der entſchlafenen Mutter willen ziehe hin in Frieden!“ ſagte er faſt unhörbar leiſe und ſeine kalten Lippen ſtreiften Florentin's Stirn. „Doch wenn Du“, fuhr er laut und vernehmlich fort, „doch wenn Du Dich ſtark fühlſt und beſonnen, ſo kehre hierher zurück und wirke wieder im Sinne der allmächtigen Kirche für die Herrſchaft des Geiſtes!“

Dann trat er raſch von ihm zurück und entzog ihm ſein Antlitz. Raoul dürſtete noch nach einem letzten Blicke des Abſchiedes; er blieb ihm verſagt, und ſo verließ der Jüngling den Mann, der ſeiner Kirche Alles opferte, ſelbſt die heiligſten Rechte der Natur. —

Draußen auf den Gaſſen war tobende Bewegung. Ganz Paris war auf den Füßen. Die Dächer und die Geſchoſſe unter der Erde, Böden und Keller, hatten ihre Menſchenkinder auf das Pflaſter hinausgeworfen; die leeren Häuſer gaben nur das Echo von dem Tumulte zurück, der auf und nieder ſtürmte. Nicht erſt der Hahnenruf hatte ſie geweckt, ſchon die Stunde der Mitternacht hatte ſie vom Schlummer geſcheucht, wie Geiſter, Rachegeiſter, die durch die dunklen Gaſſen der Hauptſtadt mit wüſtem Lärm in Schaaren zogen und gegen die Conciergerie die ganze Gewalt ihrer Verwünſchungen ausſtießen. Schon am Abend, mit Anbruch der Nacht, hatten ſich hier Gruppen gelagert und vor den Thüren des Thurmes Mont-Gommery, wie Geier, die auf Beute lauern, Fuß gefaßt. Als der Mond unterging, jündete man Windlichter an und der Schein der zitternden Flammen beleuchtete die tauſend bleichen Geſichter, die der Zorn und die übernächtige Wachſamkeit geſpenſtiſch färbte. Es war das Pariſer Volk, das die Liebe zu ſeinem „beſten Könige“ in Rachegeiſter verwandelt; in dieſem Zorne gab es die unvollkommene Sprache ſeiner Liebe, in dieſen bleichen Zügen die Farbe ſeiner Trauer, und die Verwünſchungen, die an dem Thurme Mont-Gommery wiederhallten, waren das Grabgeläute für den Helden Frankreichs. So lange er lebte, täglich ſein helles, leuchtendes Angeſicht der Menge zeigte, hatten ſie das alles nicht ſo heiß gefühlt; nun er todt war, fühlten ſie den ungeheuern Werth ſeines Lebens; die rüſtige Herrſcherkraft, der Glanz der Heiterkeit auf der hohen Stirn, die ſiegreiche Milde ſeiner ſchönen Lippen, der ritterliche Schwung ſeines Heldenarmes, die freie Lebenskraft in Arbeit und Genuß, das war nun alles dahin; der ſchöne volle Inbegriff franzöſiſcher Art und Weiſe im Thun und Reden, er war zerſtört und die armſelige Perſon eines verruchten Mörders war zu gering, zu winzig, um an ihm die ganze Luſt der Rache zu büßen. Einen andern Ausweg, ein anderes Ziel aber fand man nicht auf; nicht einmal Helfershelfer hatte der ſchurkiſche Dieb, der ein edles königliches Leben ſtahl, oder man hätte die Hölle bombardiren müſſen mit all den Flüchen von hunderttauſend Kehlen. Nicht einmal ein Paar Klöſter gab’s zu zerſtören; die Italiener hielten ſich klug verſteckt, keinem Pfaffen durfte ein Haar gekrümmt werden, denn alles ging jetzt den Weg

Rechtens, und den Pfaffen zumal ſchien das neue Regiment der Medicäerin ſehr hold. So fand die rächeriſche Liebe in ihrer rathloſen Empörung kein Opfer und lief lärmend mit zerlumptem Gewande durch die Gaſſen und tobte vom Abend, die Nacht hindurch, bis zum Morgen der Hinrichtung des Verbrechers, an den Mauern der Conciergerie. Und als der erſehnte Tag herangraute, fand er überwachte Menſchen; aber ihre Racheluſt, obſchon ſie nicht ſchlafen gegangen war, blieb unermüdet und wollte nun doch noch ſchließlich eine Sättigung.

Raoul fühlte ſich mit ergriffen vom Strom der Menge, der ſich jetzt in zwei Hauptarme theilte. Nach zwei Zielpunkten ſtrebte alles in tobender Geſchäftigkeit, nach Notre-Dame und nach dem Grèveplatze. Die vor der Conciergerie Verſammelten waren getäuſcht, man hatte den Delinquenten durch eine Hinterpforte geführt, ihre ganze Nachtwache war vergeblich geweſen und nun ſtrömte die Mehrzahl nach der Kirche Notre-Dame, in deren Angeſicht der Verbrecher Abbitte thun mußte. Andere Haufen eilten nach dem Grèveplatze. Hier ſtand das Schaffott mit dem Heerde, wo die verruchte Rechte in Schwefelflammen brennen ſollte. Dort ſah man die Zangen, die ſein Fleiſch zerreißen, die ſiedenden Flüſſigkeiten, die man in ſeine Wunden tröpfeln wollte. Die ſchwarz gebräunten Männer des Vulcan, die mit aufgeſtreiften Aermeln zu ihrem Werke ſich anſchickten, liefen oben auf dem bretternen Gerüſt herum, der ſcharlachne Henker lehnte an dem hohen Pfahl mit untergeſchlagenen

Armen und blickte in ſtiller Rachbegier über die Menge nach der Gegend hin, wo der Miſſethäter kommen mußte. Unten an den Stufen des Schaffotts ſtanden die vier Pferde, die ſeinen Leib zerreißen ſollten, wilde, wuthſchnaubende Thiere, die der Lärm aufſchreckte und die nicht ſo ruhig wie Menſchenhände zum Werke des fürchterlichen Todes ſich bereit fühlten. Drüben, dem Schaffotte gegenüber, in den Fenſtern des Hôtel de ville wimmelten und wehten die ſchwarzen Federn der Grafen und Herren; alle Beamte des Staatsrathes, der hohe Adel, der ganze Hof, wohnten dem Schauſpiel bei. An den andern Gebäuden ringsherum hingen die Geſtalten aus den Fenſtern heraus und klammerten ſich an den Simſen feſt mit Gefahr des Lebens. Dächer waren abgedeckt, um die ſchaugierige Menge zu faſſen, und unten auf dem Platze ſelbſt wühlten Tauſende von kämpfenden Geſtalten in dichtem Gemiſch. Jetzt übertäubte der Lärm von fern den Tumult in der Nähe. Von Notre-Dame wälzte ſich der Zug heran; die Lawine des Volks zu beiden Seiten, Reiter und Hellebardenträger voran, mit der Menge in hartem Streite, um Raum zu gewinnen; links und rechts die ſtiere, ſchweigende Wuth der Gaffenden, hinterher der Rache wildes Heer und das Geſchrei der losgelaſſenen Hölle. Da ſaß er auf einem hölzernen Rumpelkarren, im weißen Hemde, mit der offnen Bruſt, nach der das Volk lechzte, mit dem rothen Barte, mit dem ſchwarzen ſtruppigen Haare, der verruchte Schulmeiſter von Angoulême, das ſchwankende Haupt gebückt, das rollende Auge verwirrt.

„Das iſt der Mörder Frankreichs!“ ſchrie Alt und Jung, „das iſt die Hyäne, die das königliche Herz erwürgte, das iſt der Wolf, der in unſere Hürden brach und ein an Herrlichkeiten reiches Leben raubte!“ Die Wuth erſtickte die fluchenden Kehlen, aber tauſend andere ſchöpften Athem aus friſcher Bruſt, bis ein Strom von heißen Thränen mit den Worten der Liebe: O mein König, o mein Held von Frankreich! von neuem die Stimmen begrub. Oben an den Fenſtern des Hôtel de ville ſah man ſchlotternde Mienen, bleiche Geſichter, die vor der Gewalt dieſer feſſelloſen Schmerzen, vor der Majeſtät des leidtragenden Volkes erbebten. — Ach! ein Volk iſt immer nur wie ein wehklagender Greis oder wie ein lärmendes Kind. Wenn es einmal ſein Bewußtſein als Mann erprobt, dann ſteht es anders um dieſe Welt.

Sowie der Zug in die Maſſe, die auf dem Platze hielt, eindrang, — die Hellebardenträger mußten förmlich eine Gaſſe hauen, um das Schaffott zu erreichen, — entſtand in dem dichten Menſchengewühl eine neue Strömung nach verſchiedenen Seiten. Dieſe Bewegung riß Florentin mit fort; er ſah ſich plötzlich an die Schranken gedrängt, welche die Schweizergarde mit ihren Spießen ſchirmte, er befand ſich mitten unter braunen Kutten, die neben dem Gerüſt ſtanden. Es waren die Kapuziner, die das laute Gebet zu ſprechen hatten für die Seele des Miſſethäters. Die Schweizer drängten jetzt das Volk zurück und nahmen die Geiſtlichen in den Kreis auf; Florentin ſtand ganz nahe an dem

Schauplatz der Schrecken. Aber er ſah nicht auf, wie das fürchterliche Werk jetzt begann. Er hörte nur, wie die Henker mit ſchweren Stiefeln auf den Brettern herumſchritten. Die Menge um ihn her war in lauſchende Andacht verſunken, da flackerte der gelbe Schein der Schwefelflamme auf, ein zitternder Schrei durchſchnitt die Luft, ein tauſendfacher Jubel erſcholl als höhnendes Echo. Dann war es wieder ſtill, und als Florentin aufblickte, ſah er in das todtenblaſſe Antlitz Ravaillac's, deſſen brechendes Auge auf ihm ruhte.

Einer von den Geiſtlichen im braunen Gewande war jetzt oben und trat zu dem Verbrecher hin, um ſeine letzte Beichte zu empfangen. „Pater Florentin!“ ſchrie Ravaillac plötzlich mit dem Tone der winſelnden Verzweiflung. Er ſtieß den Kapuziner zurück, riß ſich aus den Armen des ſcharlachnen Henkers wild auf und ſtreckte beide Arme dem jungen Jeſuiten entgegen. Raoul zitterte leiſe, als tauſend Augen ſich gegen ihn richteten. „Pater Florentin!“ tönte von neuem der heiſere Ruf des leidenden Miſſethäters. Die Kapuziner traten zurück und Florentin ſtieg mit zagendem Fuße das Gerüſt hinauf. Mit Schauder trat er über die Henkerwerkzeuge, die ſeinen Weg hemmten; ſeine Pulſe flogen. Der Verbrecher lag wieder am Boden, der Mann mit dem rothen Mantel kniete hinter ihm und hob ſeinen Kopf in die Höhe. Florentin faltete die Hände und ſah auf gen Himmel; dann trat er zu ihm hin und neigte ſein

Ohr. „Heiliger Mann, heiliger Mann!“ ſtöhnte Ravaillac, „gieb mir Abſolution, daß ich verrucht genug war, Dich anzuklagen!“

„Sie ſei Dir gewährt!“ ſagte Florentin, „dieſe Schuld nehme ich von Dir!“

Der Verbrecher ſah auf und verſuchte einen Blick voll Dankbarkeit, den die brennenden Schmerzen nicht geſtatteten.

„Haſt Du noch ein Geſtändniß zu machen?“ fragte der Jüngling, „einen Mitverſchworenen, einen Mitwiſſer zu nennen?“

„Niemand, niemand als den Teufel ſelbſt!“ ſchrie Ravaillac. „Sieh, Prieſter, der Jubel des Volkes über meine Leiden vernichtet mich; ich hatte ihm eine Wohlthat erzeigen, ihm Freiheit bringen wollen — “

„Unſeliger!“ ſagte Florentin, „Du tödteteſt ſeine Freiheit!“

„O meine verruchte That!“ flüſterte der Leidende.

„Und kein Mitſchuldiger?“ fragte Florentin von neuem.

„Niemand als der Böſe ſelbſt und mein Wahnwitz!“

„So mag der Allerbarmer, wenn Du jetzt ohne Lüge von hinnen fährſt, Deine Seele von dem ewigen Flammentode erlöſen!“ ſchloß Florentin und ſenkte ſeine Hände auf die Stirn des Elenden, der ohnmächtig in den Mantel des Henkers zurückſank.

Ohne aufzublicken, ſcheu und zitternd, ſtieg Florentin vom Schaffott herab. Die Kapuziner ſtimmten jetzt den Geſang an, der die Seele des Gerichteten auf ſeine Flügel nehmen und hinüberführen ſollte. Da erhob ſich aber von neuem das Wuthgeſchrei der Menge; das Volk wollte nicht beten laſſen für den Verworfenen. Die Stimmen der Mönche erſtarben im tobenden Schrei der Rache, die Pferde fuhren wild zuſammen, die Knechte eilten, die Glieder des Verbrechers in die Seile zu knüpfen.

Raoul verſteckte ſein Angeſicht hinter die braunen Kapuzen, unter die er ſich wieder miſchte. Er hörte nur das dumpfe Gemurmel, die Stimme des commandirenden Henkers und den Hufſchlag der Pferde, die jetzt nach den vier Weltgegenden hin den Leib des Miſſethäters zerſpalteten. Ein gellender Schrei — Todtenſtille — dann wieder der raſſelnde Schlag der Hufe, Peitſchenknall und der Ruf der Treiber — endlich ſtürzte alles zu einem wilden Hallo zuſammen. Das Gerüſt brach unter der Gewalt der Anſtürmenden, die über die Trümmer des Schauſpiels herfielen und ſich im letzten Ausbruche der Wuth um die Kleider des Verbrechers ſtritten. Die bewaffnete Macht konnte dem Andrange nicht mehr widerſtehen, der Kreis der Hellebardiſten war durchbrochen, wie ein Strom ergoß ſich das Volk in ungehemmten Zügen auf die Reliquien des Königsmörders. Ein wüſtes Chaos ſchlug mit ſeinem Gewirr über die ganze Scene zuſammen.

Raoul war mit der Schaar der Kapuziner in eine Seitengaſſe gedrängt. Mit genauer Noth erreichte das Häuflein ein geiſtlich Obdach, das ſie ſchirmte. Die guten Brüder bewirtheten den jungen Jeſuiten mit aller Sorgfalt und Liebe. Am andern Morgen früh mit dem Hahnenrufe verließ Raoul Paris.

V.

Die Heimath.

Am Sprachgitter im Kloſter der Nonnen von der Heimſuchung in Genf lehnte die Geſtalt eines jugendlichen Mannes im ſchwarzen Talar. Er drückte die heiße Stirn an die eiſernen Stäbe, als ſollten ſie ihm Kühlung ſchaffen; ſein umflorter Blick hing ſchwer und tief.

„Er war ein ſehr heiliger Mann!“ ſagte die verſchleierte Kloſterfrau, die ihm gegenüber ſtand und an der Trauer des Fremden ihr geiſtliches Wohlgefallen bezeigte.

Die immerwährende Betrachtung des hinwelkenden Lebens, an die jeder Tag im Kloſter gemahnt, iſt wohl fähig, die Gemüther gegen alle Regung abzuſtumpfen, und wer das Blut der Welt niemals in ſeinen Adern fühlte, der gewöhnt ſich leicht, an Grab und Wiege gleichgültig vorbeizuſchreiten. Die Gewöhnung iſt immer tödtend, das Gebet der Seele wird plärrender Lippendienſt, die Buße des Geiſtes ein bloßer Lärm der Sinne, die ganze Welt der Gefühle, die ganze Muſik der Empfindungen eine tönende Schelle. Darum wurde das Kloſter für die Meiſten nur ein Grab für den leiblichen Menſchen, nicht die Wohnung des lebendig auferſtandenen Geiſtes. Und wem das Leben in ſeinem Herzen Gräber ſchlug, über die ſich keine Geisblattlaube und kein Roſenhag der Liebe wölbte, dem blieb im Kloſter die Welt ſeiner Schmerzen lebendig, aber ſie verklärte ſich ihm, ſeine herbe Wirklichkeit ward ihm zum Traume, das Leben zur Mythe; was in den Adern der Welt pulſirt, das fühlt er dann alles noch mit, aber leiſer, ſanfter, jede Trauerklage wird ihm ſüß, für jeden neuen Schmerz hat er das Lächeln der alles überwindenden Liebe.

Dies weiſe Lächeln voll Seligkeit umſchwebte die Lippen der Kloſterfrau, als ſie dem fremden Prieſter, der nach Genf gewallfahrtet war, vom Tode des frommen Biſchofs Franciſcus erzählte, von ſeinem ſanften Abſchied aus dieſer Welt, von ſeinem Hinüberſchlummern in ein neues Leben, wo man nicht wie hienieden jede Freude erſt mit tauſend Schmerzen erkauft. „Auch wo die Freude ſchon hienieden“, ſagte die fromme Schweſter, „hereinbricht in die noch ſterbliche Seele, da hat ſie ſich doch immer, wenn ſie ächt iſt und ein ganzes Herz durchleuchtet, herausgewunden aus dem Mutterſchooße der Qual und Trübſal. Drüben iſt eine ewig ſtille, ſchmerzloſe Luſt, die Seele athmet frei und hat weltweite Flügel. Darum bin ich nie bekümmert, wenn einer dahingeht in den ewigen Frieden. Und iſt ſein Ende ſo voll Bewußtſein und voll Allmacht des ſich ſelbſt genießenden Geiſtes, ſo erfüllt mich das mit dem Athemzuge einer Freude, deren Ernſt unerſchöpflich iſt und dauernder als jede Wehklage, als jedes trauernde Gefühl. Ich hatte für den Tod des Biſchofs keine Thräne, ſo ſicher iſt mir ſein Daſein als Geiſt.“

„Und er ſtand Euch im Leben nah?“ fragte der junge Geiſtliche.

„Er führte mich ins Kloſter und befreite mich aus angſtvollen weltlichen Verhältniſſen, die meine Seele niederdrückten. Er übergab mir die Zöglinge des Kloſters zum Unterrichte und auf ſeinen Betrieb wählte man mich zur Priorin. Aber er war gegen alle Welt liebevoll und gütig. Er war ein Muſterbild katholiſcher Frömmigkeit.“

„Er war ein Spiegelbild menſchlicher Würde!“ ſagte Raoul.

„Und Ihr kanntet den Biſchof?“ fragte die Priorin.

„Ich kannte ihn und er liebte mich, obſchon ich ſeiner unwürdig war.“

Wie ſie den Schleier leiſe zurückſchob, blickte er in Clementinens ſanfte Züge. Sie war unveränderlich dieſelbe geblieben; ganz ſo voll duldender Zärtlichkeit hatte dies ſtille Auge, in deſſen Thränen einſt die Fackel des Herzens erloſchen war, auf den Knaben Raoul geblickt. Sie war dieſelbe geblieben; war doch der ruhige Wogenſchlag des Lebens um ſie her nicht mehr zu ſtören, und der eintönige Wechſel des Tages konnte dieſe Wangen weder röthen, noch bleicher färben.

„Darf ich den Garten betreten?“ fragte Raoul.

„Ich werde Euch geleiten,“ ſagte Clementine und trat durch die Gitterthür ihm entgegen. Der Schleier deckte wieder ihr volles Antlitz, aber ſie las in den Zügen des jungen Jeſuiten mit prüfendem Blicke. Sie fragte nach den blutigen Ereigniſſen in der großen Welt, aber Raoul wurde einſylbig, als ſie durch den langen Corridor gingen, wo manche Erinnerung durch ſein Herz zuckte.

Sie ſtanden im Garten, in dem hohen Lindengange, der zum Baſſin führte. Der kleine Springquell plätſcherte noch, in dem alten Schatten der Bäume rauſchte noch wie ſonſt die friedliche Eintracht; aber drüben das Gebäude war mannichfach verändert, der niedergebrannte Flügel war neu aufgeführt. Links lief noch die hohe Mauer, die den Garten von dem Hofe des Biſchofs trennte, auch rechts führte der alte Pfad nach ihr hin. Raoul eilte der Kloſterfrau voraus; das Gebüſch verſchlang ihn. Dort im ſtillen Winkel, rings umſchirmt von Ulmen und Weiden, war der Hügel ſeiner Mutter Giovanna. Er fand ihn ſo friſch grünend und mit Blumen geziert, daß er faſt freudig niederkniete, und erſt als ſeine Stirn die heilige Erde berührte, überſchattete ihn das Gefühl der Trauer um die Hingeſchiedene.

Er betete noch; da rauſchte das Gewand der Kloſterfrau an ſeiner Schulter. Wie er aufblickte, ſah er in Clementinens unverſchleiertes Antlitz. Sie hatte ihn erkannt, obſchon ſie es nicht verrieth. Sie legte die ſchöne Hand auf ſein Haupt und ihr ſanftes Auge leuchtete auf ſeine ſtillen Gedanken wie ein milder Segen hernieder.

So iſt auch im Kloſter das Göttliche nur immer da, wo der Menſch den Menſchen findet.

Im Garten der Urſulinerinnen zu Montelimart wandelten die Schweſtern traulich Arm in Arm durch die duftigen Gehege. Hinter den Bergen war die Sonne ſchon ſchlafen gegangen, ein müdes Kind mit trunkenem Auge, und der Abend warf ſeinen Mantel über die lebensmüde Welt. Nur der Menſch war noch wach und fühlte den Nachhall vom Geräuſch des Tages und ſuchte den Uebergang von der Wirklichkeit zum Traum. Darum ergingen ſich die Kloſterfrauen noch in abendlicher Stille oder ſaßen in den Lauben und tranken den berauſchenden Duft der Oliven und Nachtviolen. Einzelne trennten ſich ſchon und ſuchten die Zelle. Es waren die leichtgemutheten unter den Schweſtern. Die ſchwerer bedrückten fanden nicht ſo ſchnell die Brücke, die den wachen Geiſt vom feſten Lande hinüberleitet zu der Inſel der Glückſeligen, zum Schlaf und ſeinem ringsumſpülten Frieden.

Raoul fühlte ſich innerhalb der Mauern, die Antoinettens Leben begränzten. Er war ſchnell von Genf aufgebrochen, ſobald er erfuhr, Antoinette ſei ſchon ſeit Jahren hier im Kloſter der Urſulinerinnen als ordinirte Schweſter. Die Superiorin, die fromme Cöleſtine, erfreute ſich der hohen Gunſt, zu ihren Untergebenen auch die leibliche Tochter zu zählen. Dem Talar der Geſellſchaft Jeſu ſtand der Eintritt zu allen Klöſtern dieſer Congregation frei, deshalb hatte die Pförtnerin, als Raoul den Einlaß begehrte, ihn ſofort in's Gaſtzimmer geführt, wo man die Fremden zu empfangen gewohnt war. Auf ſein Geheiß unterließ ſie aber die

Meldung ſeiner Ankunft; er wollte ſelbſt ſich bei der Superiorin einſtellen. Die Schatten des Gartens und das dichte Gehege nahmen ihn auf, und er ließ im ſichern Verſteck die Geſtalten der frommen Schweſtern in den Baumgängen an ſich vorüberwandeln. Sein Herz pochte wie im Taumel bei dieſer Muſterung, die er hielt. Rauſchten doch ſeine Gefühle wie mit hundertarmigen Flammen wieder zu einer Glorie auf, wie ſie einſt die Bruſt des Knaben erleuchtet; in der Luft der Heimath, die ihn umfing, wurden die Todten wieder lebendig und die begrabene, nun wieder wach gewordene Neigung regte ſich als lebensbegieriger Geiſt in ſeiner Seele. Er wollte ſie ſehen, unerkannt von ihr; er wollte wiſſen, ob ſie glücklich ſei, und fand er ſie eingefriedigt und ſich begnügend an ihrem klöſterlichen Daſein, dann wollte er dieſen ihren Frieden nicht ſtören, er wollte ſtill fortſchleichen. Das hatte er ſich vorgeſetzt, als er nach Genf und von Genf hieher wanderte; jetzt aber hätte er ſie gewaltſam rauben und wie damals aus den Trümmern des brennenden Kloſters tragen mögen; die ganze Gewalt der Leidenſchaft durchkreuzte ſeine Entſchlüſſe.

Jetzt kamen wieder zwei Geſtalten durch den Baumgang. Sie ſchienen im Geſpräch mit einander: er bückte ſich in den Hollunderbuſch nieder und lauſchte zitternd auf den Ton der Stimmen. Aber ſie wandelten ſchweigend vorüber, kaum hörte er das Rauſchen der Gewänder; — alles war ſtill, nur von fern plätſcherten die Wellen der Rhone ihr ſchläfrig Abendlied. Die Frauen ſchwanden in die Gebäude, aber jetzt erſchienen noch zwei, die letzten, die im Garten weilten. Sie ſchritten Arm in Arm nach dem Waſſerbecken, wo der Springquell, wie ein ſterbendes Mädchen, ſeinen letzten Seufzer ausathmete. Sie gingen dicht am Hollunderbuſch vorbei. Es war, nach Gang und Geſtalt zu ſchließen, eine Matrone mit einem jüngern Weſen. Sein durſtiges Ohr trank den Hauch ihrer Worte.

„Und dies Geheimniß, das für uns keines mehr iſt,“ ſagte die Aeltere, „es ſchließt all unſer Glück in ſich. Und ich glaube, ſo ſteht es immer mit dem, was man Glück nennt; es iſt nur ſo lange da, als es ſtill behütet bleibt. Hinausgegeben in den Lärm der mißverſtehenden, ſchadenfrohen Welt, iſt es nicht mehr, was es iſt. Glück, das aufhörte Geheimniß zu ſein, iſt eine Blume, die ihren Duft verlor; ſie wächſt und blüht und lacht noch in Farbenpracht vor Aller Augen, aber die unſichtbare Beſeligung ihres Daſeins fehlt. Und ſo iſt es mit dem ſüßen Gefühl, das Dich Tochter nennt, es iſt mein geheimnißvolles Glück. Nur Gott weiß darum, und mit meinem Gotte bin ich um dies Erdenglück verſöhnt. Menſchen könnten es mir nicht gönnen!“

Sie ſtanden ſtill und blickten ſich verklärt in's Auge. Die jüngere Nonne küßte der ältern die Hand, dieſe aber drückte ſie an ihr Herz und ihre Lippe hing an der ſchönen jugendlichen Stirn der Tochter. So hielten ſie ſich lange Zeit umſchlungen. In den Oliven zitterte ein leiſer Wind und im tiefern Dickicht erklang das heimliche Lied der Sängerin der Nacht. Auch in ihren Tönen iſt Luſt und Leid in wunderſeligem Gemiſch — wie in den innigſten Regungen der Menſchenſeele.

Die beiden Frauen trennten ſich; Raoul ſtand dicht hinter ihnen im Schatten der Bäume. Ihre Zellen lagen nach verſchiedenen Seiten. Die Aeltere ging, die Jüngere eilte ihr nach und küßte ihr noch einmal die Hand. Dann trat ſie an das Baſſin, ſetzte ſich auf den Rand und blickte ſtill in den Waſſerſpiegel, in deſſen leiſen Wallungen ſich das Abbild des Mondes ſchaukelte.

Da ſchmiegte ſich vor ihren Augen ein zweiter Schatten an den ihrigen. Sie ſah auf; Raoul ſtand hinter ihr und lehnte ſich herüber, um ihr Auge zu finden. Sie erſchrak heftig über die Erſcheinung eines Mannes, ſprang auf und wollte fliehen. Da erhaſchte ſein Blick den ihrigen. Er ſprach nicht, er hielt ſie nicht, aber wie das Auge der Schlange den Vogel in ſeinem Fluge bannt und ihn herabnöthigt mit magiſcher Gewalt, ſo blieb ihr Fuß, ihre Lippe gefeſſelt. Es war keine tödtende Macht in ſeinem Blick, aber doch die ganze Gluth der Leidenſchaft. Und wie ſie Muth genug hatte, ihr zürnendes Auge auf ihn zu richten, war er der Beſiegte, nicht der Siegende. Es zog ihn nieder, er kniete in den Staub, er hätte ſich vernichten mögen, damit ſie nur nicht mehr zürnte. Sein Blick irrte an ihrer Geſtalt auf und nieder, er ſah wie fragend aus, ob er dieſen Fuß küſſen, den Saum ihres Kleides berühren dürfe. Er fand keine Worte, und wie Sterne bleich und ſtumm einander gegenüber hangen, ſich winken und dann weiterziehen auf immerdar getrennten Bahnen, ſo hätten ſich Beide hier finden und wieder fliehen können auf ewig.

Endlich bebten ſeine Lippen. „Antoinette — ich bin Raoul!" ſagte er demüthig wie ein Kind, das nicht weiß, ob es Strafe, ob es Lohn zu gewärtigen hat. Da zuckte ihre Geſtalt zuſammen, ſie zitterte, wankte. „Heiliger Gott!" ſagte Raoul und ſchlang ſeinen Arm um ihren Leib, da ſie zu ſinken drohte. Sie bedeckte mit beiden Händen ihr Angeſicht und athmete raſch und tief. Er hielt ſie feſt, aber die Schläge ſeines Herzens ſtanden ſtill, wie der Lauf der Sonnen und Monde plötzlich ſtocken müßte, wenn der Gott in leibhafter Geſtalt in ihren Kreis träte und über ſein Erſcheinen ein freudiger Schreck durch das Weltall liefe.

Sie wollte reden, ihre Lippen bewegten ſich; Raoul lauſchte wie der Hirt auf den Gruß des Engels. „Warum drängſt Du Dich wieder in mein Leben!" flüſterte Antoinette, „ich kenne Dich nicht mehr, nicht Dein Auge, nicht Deine Geſtalt, nicht Deinen Namen." Sie raffte ſich zuſammen und richtete ſich auf; Raouls Arme ſanken ſchnell von ihrem Leib zurück. Wie er in ihr Antlitz blickte, da lief es doch noch wie ein leiſer Strahl der Hoffnung durch ſeine Seele, dieſe Züge und ihr ſanfter Glanz, dieſe Milde der verklärten Heiligkeit könnten ihm noch leuchten in ſein losgebundenes, ſchattenvolles Leben. „Und Du kennſt mich nicht mehr?" fragte er mit zitternder Stimme, „weil Du nicht darfſt? oder weil ich völlig für Dich verſchwunden bin?"

Sie blickte ſehr ernſt auf ihn herab, aber ſie reichte ihm ſchweigend die mit dem Schleier dicht umhüllte Hand.

„Und Du liebſt mich nicht mehr?“ ſagte er mit der Ruhe des Vernichteten.

„Wie einen Todten, für mich Begrabenen!“ hauchte ſie leiſe, aber feſt und ſicher.

Sie ließ das dunkle Schleiertuch über ihr Antlitz fallen; ihr letzter Blick, der ſein Auge traf, war ein milder Glanz voll ewigem Frieden, ein Schimmer der unſterblichen, aber nicht mehr auf Erden weilenden Liebe.

Sie ging und ſah nicht wieder zurück. Er blickte ihr nach, und wie ſie in das Gebäude verſchwand, kniete er von neuem nieder, küßte den Boden, den ihr Fuß berührt, und begrub mit dieſem Kuſſe alle ſeine irdiſchen Wünſche.

Die Pförtnerin war auf ihrem Seſſel eingeſchlafen, als Raoul zu ihr trat. „Soll ich Euch noch melden?“ fragte ſie und rieb die müde Stirn. — „Nicht doch!“ ſagte er und wies nach dem Ausgange der Pforte. — „Es iſt im Fremdenzimmer alles bereit für Eure Ruhe und Bequemlichkeit, ehrwürdiger Herr!“ ſchwatzte die Alte. Raoul winkte, ſie öffnete und er trat hinaus. Wie ſich die Gitterthür hinter ihm ſchloß, fühlte er ſich ausgeſchieden — nicht von dem Kloſter, ſondern von der Welt. Denn hinter dieſen Kloſtermauern athmete das einzige Herz, das für ihn noch einen

Lebensfrühling hervorzaubern konnte. Die Satzungen der Welt hatten ihn ausgeſtoßen, der Formen wegen ſah er ſich um allen Inhalt gebracht, denn in dieſen Satzungen und Formen hielten die Menſchen mit all ihren Schmerzen und Freuden ihr Daſein ängſtlich gefangen. So jung noch, und ſchon mit dem Leben fertig! Gott ſprach zu ihm: lebe! und die Menſchen ſagten: ſtirb! Die Menſchen begruben ihn. Ueber Glaube, Liebe, Hoffnung, über alles mauern ſie ihren Kerker des Herkommens feſt zuſammen und über die dumpfen Wände reicht niemand dem Andern die Hand hinüber!

Die Nacht war hell und warm. Wie er um die Kloſtergebäude ſchritt, wandte er ſich noch einmal um. In den kleinen Zellenfenſtern hinter den Bäumen glitzerten noch einige Nachtlichter. Er ſtand und ſah hinauf. Eine Leuchte nach der andern erloſch, endlich war alles zur Ruhe gegangen. „Nun ſo gehabt Euch wohl in Eurem Frieden!“ ſagte er ſtill für ſich, „ſeid glücklich im Unglück Eures Wahns! Ich will unglücklich im Glück meiner Einſicht bleiben!“

Aus einem der nächſten Fenſter ertönte eine Stimme; ſie ſang mit klagendem Schmelz ein Schlummerlied. „Arme gefangene Nachtigall!“ ſagte Raoul, „die Menſchen haben Dich erſt mit Blindheit geſchlagen, Dich Deines Augenlichtes beraubt, ſonſt würdeſt Du nicht im Käfig ſingen.“

Die Melodie war lieblich wie die laue Sommernacht, aber er wanderte raſch in die Berge hinein. —

Er war eine Stunde lang auf und abgeſtiegen; endlich ward der Pfad immer ſteiler und erreichte den Hügel, an deſſen Fuß die altrömiſchen Ruinen, das zuſammengeſtürzte Theater, lagen. Nun fand er ſich leicht zurecht. Noch ein viertelſtündiger Weg zwiſchen den Felſen hindurch, dann mußte er am Ufer der ſchäumenden Sorgues ſtehen, und er ging ſtroman nach dem Thal von Vaucluſe. Er wollte Jacotot aufſuchen, den alten Diener, mit dem er einſt in die Berge der Heimath gewandert. In der ganzen weiten Welt war Jacotot nur noch ſein einziger Freund. Er glaubte es; das Gegentheil zu fürchten, lag außerhalb der Kreiſe ſeiner Denkkraft; er war überzeugt, Jacotot, der Prieſter der Calviniſten, werde ſich ſeiner annehmen.

Sowie er um die Felſenecke bog — links ging der Weg zu den Ruinen hinab, er wandte ſich rechts, um die Höhe zu erreichen, — machte ſich das Schnauben eines Maulthiers vernehmlich und ein Hund fuhr ihm mit lautem Gebell entgegen. Er ſtand ſtill und das Thier kam ſchnaufend näher zu ihm. Wie das Gebell wieder anhob, rief er den Hund wie verſuchsweiſe beim Namen Caro. Alsbald lag der Getreue vor Freude winſelnd zu ſeinen Füßen: es war wirklich der alte Gefährte ſeiner Kindheit, der Landsmann Caro. Das Thier war alt geworden, ſeine Stimme hohl, aber ſeine Liebe hatte immer noch den alten Ungeſtüm. Raoul klopfte das langzottige Fell und hieß den alten Freund ſich auf den Weg machen. Da tanzte Caro wild auf vor Freude und war ganz der Alte wie ſonſt. Aber ſeine Bewegungen nöthigten Raoul, in die Niederung hinabzuſteigen, und ſchon das Maulthier in der Felsſchlucht hätte ihm verrathen können, daß die Calviniſten unten im Gemäuer zur nächtlichen Andacht beiſammen ſeien. Der Hund leitete ihn ſicher durch die Windungen des verſchlungenen Pfades. Da ſtand der Triumphbogen des Marius und Catulus, dann ging's an der Reihe geſtürzter Säulen vorüber, endlich ragten die Kragſteine des alten Theaters zu beiden Seiten, und mitten in der Welt des zerſtörten Heidenthums ſah ſich der Wanderer plötzlich vor dem Aſyl der calviniſtiſchen Andacht, vor dem kleinen fenſterloſen Garderobeſaal. Der Hund lief bis zur Thür, und wieder zurück; er machte ihn zutraulich und Raoul trat leiſe durch die offene Thür in den engen Raum, wo die Lampe oben vom Gebälk herab die ſtille Gemeinde ſchwach umdämmerte.

Es waren etwa zwanzig bis dreißig männliche Geſtalten, die im Kreiſe ſtanden; ihre Stäbe, Büchſen und Jagdtaſchen ruhten an der Wand; mitten unter ihnen auf einer Tragbahre ſaß ein Kranker, wie es ſchien. Mit gedämpften Accorden ſangen die Männer einen einfachen Choral; es lag in dieſer verhaltenen Kraft ihrer Töne ein ſtilles, feſtes Gottvertrauen, eine Demuth, die ſich nicht weichlich hingiebt an die Regungen der ſchwelgeriſchen Phantaſie, eine ſtarke Friedfertigkeit der Geſinnung, die um die Gefahren des Lebens weiß, Kampf und Tod nicht ſcheut.

Raoul war bis dicht an den Kreis herangetreten, der Raum hinter den Männern war ganz dunkel, die kleine Leuchte von oben her reichte kaum auf die nächſten bärtigen Geſtalten, die um den Mann auf der Bahre ſtanden. Dieſer erhob ſich jetzt, als der Geſang verſtummte. Es war Jacotot, gealtert, bleich und hager geworden, der Anſtrengung zum Reden faſt unterliegend. „Ich habe noch einmal Eure Verſammlung beſuchen wollen, meine Brüder!“ ſagte Jacotot mit ſchwacher Stimme. „Was ich zum Inhalt unſerer letzten gemeinſchaftlichen Betrachtung machen wollte, iſt der Spruch des Herrn: Wo Zwei von Euch in meinem Namen verſammelt ſind, da bin ich mitten unter Euch! — Das ſchließe ich nun ein in unſer ſtilles Gebet, denn die Kraft meiner Seele iſt hin, mein müdes Haupt neigt ſich zur Grube. Immer hatte ich gedacht, daß der Herr mich nicht abrufen würde, bis ich mein Redeamt auf einen Nachfolger übergehen ſah. Wer von Euch wird nun ſtatt meiner reden? Er trete vor, damit ich ſeine Hand drücken, ſeine Stirn küſſen kann.“

„Denkt noch nicht daran!“ ſagte Einer von den Männern, „wir verſammeln uns künftig bei Euch in Eurer Hütte, wir beten zuſammen, leſen die heilige Hiſtorie und dieſe gemeinſchaftliche Erbauung mit Euch wird uns genügen.“

Da drängte ſich Raoul durch die Schaar der Männer, die erſtaunt zurückwich, ſtürzte vor dem Lager nieder und drückte Jacotots Hände in ſein Angeſicht. Dann ſah er auf und rief: „Jacotot, mein alter Freund, Wohlthäter meiner Kindheit!“

Die aufrühreriſche Bewegung, die durch die Menge lief, ſtillte plötzlich Jacotots Wort. „Raoul!“ rief er in freudigem Entzücken, „biſt Du's wirklich? ſieht Dich die Heimath und mein altes Auge wieder?“

„Ja," rief Raoul, „und es ſoll nicht brechen, Dein liebetreues Auge, als in dem meinigen und mit mir zugleich. Leben ſollſt Du, ich bin Dein Pfleger, auf meinen Händen trag' ich Dich, auf denſelben, die vom Himmel Geneſung flehen werden. Ja, die Heimath hat mich wieder, dieſe treuen Berge der Provence nehmen den ungetreuen Sohn wieder an ihr Herz, das doch noch wärmer ſchlägt als das Herz der großen Welt. Alles liegt hinter mir abgeſchnitten, nur dieſen Talar werf' ich noch von mir und Alles iſt von mir geſtreift; ich bin der Eure. Die Wiege meines Lebens iſt mein einziges Aſyl geworden; ſie ſoll mein Grab werden."

Raoul und Jacotot umarmten ſich freudig. „Ihr Männer, meine Freunde," ſagte Jener, „ſeht nicht ſo fremd auf mich herab! Ich trage nur noch das Kleid deſſen, was ich war, ich laſſe der Welt ihren bunten Götterdienſt, ihren Weihrauch und ihre Myrrhen, ihr Geigengeſeufz und ihr ſtolzes Poſaunengebet; nehmt mich auf in Eure Lehre, ſie iſt rein und fromm, heilig und keuſch wie die wehende Morgenluft, die unſere Berge küßt."

Er kniete vor der Tragbahre nieder und Jacotot legte ſegnend die Hand auf das Haupt des Jünglings. „Werde mein Nachfolger," ſagte er, „rede von der einfachen Liebe Gottes, von den ſchlichten Wundern ſeines Geiſtes, wenn ich nicht mehr bin!"

Die kleine Lampe flammte hell auf mit dem letzten Oel, eine feierliche Stille lag über der Verſammlung.

Dann brachen ſie auf; Jacotot ſaß auf der Bahre von

Baumzweigen, Raoul nahm die Leterne vom Sims; die Verſammlung ging auseinander. Einige führten das Maulthier vor und hoben den Kranken in den Korb des Thieres, Raoul ergriff den Zügel, der Hund tanzte vor ihnen her mit freudiger Gebährde. Die Mehrzahl der Gemeinde wohnte in Vaucluſe, nur einige Jäger trennten ſich vom Zuge, die meiſten hatten denſelben Weg, und langten vor dem Felſenkeſſel in ihren Hütten an, als der junge Morgen der alten Nacht in's Angeſicht blickte und über die Höhen aufſtieg.

Raoul blieb in Vaucluſe. Er trieb Jagd, er pflegte den Alten, er predigte Nachts vor den verſammelten Freunden, er war bald dem ganzen Kreiſe unentbehrlich. Viele Wochen und Monde waren vergangen, da ſchrieb er an ſeinen Vater. Er kündigte ihm an, daß er jetzt ſeine Welt gefunden habe, in welcher ihm wohl ſei, wo ſein Denken und Fühlen ohne Störung zwiſchen Gebot und Neigung frei athmen dürfe. Er habe eine ſtille Karthauſe geſucht, denn ausgetreten aus dem Verbande der Geſellſchaft Jeſu, würde ihm doch wohl verſtattet ſein, Karthäuſer zu werden. Das Thal von Vaucluſe ſei die Karthauſe, die er gefunden; die Schaar gleichgeſinnter Brüder um ihn her nenne man die Calviniſten von Vaucluſe, einfache friedliche Menſchen, die in ihrer Armuth an Geiſt den glänzenden Dienſt der Heiligen nicht begriffen, aber zu Gott und dem heiligen Weihnachtskinde beteten. „Das Geheimniß, das zwiſchen Euch und mir obwaltet," ſchloß er den Brief, „liegt in meiner Bruſt begraben, ſo lange man keinen Verſuch macht, mein Aſyl zu ſtören, meinen und den Glauben meiner Brüder zu kreuzigen. Mag die große Welt uns armſelig ſchelten, uns einfache Kindermenſchen in den Bergen der Provence; mag die Frömmigkeit der Welt mit glänzendem Geräuſch ihren Heiligen dienen: wir ſind die wahren Kloſterbrüder, die wahren Einſiedler des Chriſtenthums, und das Chriſtenthum bleibt keuſch und rein in unſern Herzen. Es wird die Zeit kommen, wo man uns verfolgt, dann werden wir zu ſterben wiſſen; aber es wird auch die Zeit kommen, wo der Glanz Eures Kirchendienſtes erbleicht, die Illuſionen Eures Glaubens verſchwinden. Dann wird der Geiſt unſeres ſtillen Chriſtenthums aus den Bergen hervortreten, um die ermüdete, in Formen abgetödtete Welt für ein heilig reines Leben wieder zu erwecken!"

Raoul erreichte, was er mit dieſem Briefe bezweckte. Man ſtörte die Gemeinde nicht.

Jacotot lebte noch lange unter der Hand der liebenden Pflege; ſein innerer Menſch hatte ſich wie durch einen neuen Athemzug erfriſcht und gekräftigt. Raoul's Wirkſamkeit als Prediger ſtieg von Jahr zu Jahr; die Gemeinde wuchs unter dem Eifer ſeiner Beredſamkeit, ſie verzweigte ſich bald durch die ganze Provence und trat mit andern reformirten Secten in Verband. Raoul führte eine Art Wanderleben, er zog von Berg zu Berg und predigte von der göttlichen Einfalt des Urchriſtenthums.

Blieb er längere Zeit in Vaucluſe, dann ſah man ihn wohl in ſtillen Nächten nach der Niederung der Rhone wandern. Dort ſaß er oft am Ufer und ſein Ohr lauſchte auf den Klang der Nachtigall im Olivengarten der Urſulinerinnen. Nicht ſelten erſcholl auch von dem einen Zellenfenſter ein Schlummerlied, das ihn ſtill beſeligte und ſein altgewordenes Herz wieder einwiegte in den Traum ſeiner Jugendliebe.

Ries'ſche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Proſpectus.

Im Verlage des Unterzeichneten erſcheinen vom November an:

Guſtav Kühne's
Geſammelte Schriften.

12 Bände. 8. geh. Preis des Bandes 1 Thlr.

Mit dem Bande **Gedichte** eröffnen wir die erſte Geſammtausgabe von Guſtav Kühne's Schriften. Die **Kloſternovellen** werden alsbald folgen und ſchließen ſich daran **die Rebellen von Irland, die Freimaurer, die Charaktere, Kleinere Novellen und Skizzen, Schauſpiele, Grundzüge zur deutſchen Aeſthetik** ꝛc.

Kühne's Name iſt mit der Literaturbewegung der letzten Jahrzehente auf's Innigſte verflochten und die von ihm zwölf Jahre lang geleitete Zeitſchrift Europa behauptet noch heute ihr Anſehen.

Die Novellen, Wen hätten ſie nicht erwärmt, und bei Wem hätten ſeine patriotiſchen Lieder nicht gezündet? Das Lied **Germania** wurde in Folge eines Preisausſchreibens vielfach componirt, und Wilhelm Speidel trug den Preis davon; Marſchner's Compoſition iſt allgemein beliebt.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen, wenn nicht bei ihnen vorräthig.

Leipzig, November 1861.

Ludwig Denicke.

Im Verlage des Unterzeichneten iſt erſchienen:

Philipp Palm.

Ein vaterländiſches Trauerſpiel in 5 Aufzügen.

Von

Alexander Ringler.

8. Geheftet. 20 Groſchen.

Philipp Palm, der Nürnberger Buchhändler, wurde bekanntlich am 26. Auguſt 1806 von den Franzoſen erſchoſſen, weil er den Verfaſſer des Buches „Deutſchland in ſeiner tiefen Erniedrigung" nicht nennen wollte.

Der Buchhändler Palm wird hier als ein Patriot im edelſten Sinne dargeſtellt. Zugleich lernen wir ſeine Familie und den Menſchen Palm kennen.

Auch werfen wir einen tiefen Blick in die damaligen Zuſtände des Vaterlandes.

Leipzig.

Ludwig Denicke.

Gustav Kühne's

Geſammelte Schriften.

Dritter Band.

Die Rebellen von Irland.

Leipzig,
Ludwig Denicke.
1862.

Die

Rebellen von Irland.

Novelle

aus den Papieren und Denkwürdigkeiten der „Vereinigten Irländer“.

Von

Guſtav Kühne.

Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni.

Zweite, umgearbeitete Auflage.

Leipzig,
Ludwig Denicke.
1862.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Vorwort.

Die Umarbeitung dieſer 1840 zuerſt im Druck erſchienenen Erzählung iſt eine völlige Neugeſtalt. Hierzu drängte mich Zweierlei.

Seit dem Jahre 1848 und ſeinen Folgen erſchien es mir nicht mehr zuläſſig, Geſtalten, Dinge und Gedanken, die nichts weniger als den Umſturz der alten Ordnung wollen oder verhindern, in das Gewand einer Romantik zu hüllen, welche den Anblick der nackten Wirklichkeit ſcheut. „Padd" weint und lacht zwar anders als wir, auf der „grünen Inſel" giebt ſich Jubel und Jammer über verſagte Freiheit und Einheit anders als bei uns kund; allein ob und wie aus der Einheit die Freiheit oder erſt aus dieſer jene zu gewinnen ſei, iſt auf deutſchem Boden ſeitdem ebenfalls eine ſo ſchmerzliche Frage, daß die Behandlung einer auch nur entfernt verwandten zur Behutſamkeit nöthigt. Ich habe in dieſem dichteriſchen Bilde der Revolution von Irland Alles getilgt, was mir jetzt, nach zwanzig Jahren, als müßige Spielerei und als üppiger Tand verwerflich ſchien. Ich konnte meinem eignen Gewiſſen nicht anders gerecht werden.

Der zweite Beweggrund zur Umgeſtalt liegt in der Bereicherung des geſchichtlich gegebenen Materials. Perſonen und Thatſachen meines Stoffes nahmen hier und da nach Auffindung und Kenntnißnahme neuer Quellenſchriften eine ganz neue Haltung oder Färbung an, obſchon die Acten über den Bund der „Vereinigten Irländer“ noch jetzt nicht ganz geſchloſſen ſind und ich des Vortheils, im Sinne der Geſchichte erfinden zu dürfen, auf dem Boden des hiſtoriſchen Romans mich nicht entſchlagen wollte. Die Bereicherung in Kenntnißnahme der Quellen, wie überhaupt Keim und Wachsthum meiner Hinneigung zum ganzen Thema, verdank' ich einer Freundin, Frau Ottilie v. Goethe, deren anſehnliche Bibliothek in Sachen Irlands fortwährend ſich vergrößerte. Gewiſſe Lücken darin zu füllen, war Zweck meines Beſuchs in Dublin, im Juni dieſes Jahres. Den ehrenwerthen Dr. William Hamilton Drummond, Rever., den Herausgeber der Autobiographie Archibald Rowan's, fand ich freilich nicht mehr gedächtnißfriſch genug, um ſich auf perſönliche Erinnerung an den anfänglichen Helden meiner Novelle einzulaſſen. Erſt im Jahr 1858 brachte in zweiter Folge die zweite Ausgabe von Richard Robert Madden's *): The United Irishmen, their Lives and Times, den Artikel über Rowan. Der Gefälligkeit des Autors verdankte ich in Dublin den Einblick in alle von ihm über meinen Stoff geſammelten handſchriftlichen Documente. Mr. Clibborn, Secretär der k. Akademie der Künſte in Dublin,

---

*) Nicht zu verwechſeln mit Mr. Daniel Owen-Madden, Herausgeber der Reden Henry Grattan's und ſeiner Memoiren. Meines Wiſſens iſt auch von dieſem, nicht dem obigen Dr. Madden das Buch: Ireland and its rulers, deſſen Bd. 3 mir auch in England nicht möglich war aufzufinden.

war freigebig in Erzählung einzelner Züge aus ſeines Freundes Archibald Rowan's Leben. Hab' ich den einen dieſer Züge aus deſſen Aufenthalt in Paris einer Perſon im Buche in den Mund gelegt, die mir beſonders zu einer Burleske dieſer Art geeignet ſchien, ſo nehm' ich hier gleich Gelegenheit, über dieſe Figur in der Novelle ein Bekenntniß abzuſtatten.

In James O'Coigley, in den Gerichtsacten auch Quigley genannt, war mir bei dem erſten Entwurf der Novelle eine Geſtalt erwachſen, die in keiner Weiſe mehr dem Namen und der Wirklichkeit des gedachten Mannes entſprach. Die ideelle Nothwendigkeit zur Ausdehnung dieſer ſeltſamen Natur bis an die Grenze menſchlicher Verwegenheit hab' ich auch jetzt nicht dem Gemälde entziehen können, aber ich geſtehe mein Vergehen ein, damit eine doch wenigſtens in den Criminalacten hiſtoriſch gewordene Perſon belaſtet zu haben; ich tilgte den obigen Namen, und die frei aus den gegebenen biographiſchen Linien herausgewachſene Figur trägt jetzt einen ganz andern; die Geſtalt dieſes Prieſters iſt vollſtändig mein eignes Product, kein Porträt eines Zeitgenoſſen. Das Gleiche gilt von dem Pächter Antrim, für den ich ebenfalls bitte kein Urbild in den Annalen zu ſuchen.

Wer über Hegewiſch und Musgrave hinaus ſich mit der Revolution Irlands beſchäftigen will, dem ſei vor allen empfohlen das große Werk über die Union:

1) Historic Memoirs of Ireland, comprising secret records of the National convention, the rebellion and the union. By Sir Jonah Barrington. London, 1835, 2 Bde. 4. Mit Facſimiles und Porträte.

2) History of the Rebellion in Ireland, in the year 1798 etc., containing an impartial account of the Irish Revolutionists, etc. By the Rev. James Gordon. London, 1803. The second edition, with considerable additions and a preface, containing a reply to the observations of Sir Richard Musgrave Bart. upon this work. (Der Verf. war Rector in der Diöceſe von Cork.)

Speciell den Aufſtand in Wexford betreffend, auf den ſich unſere Darſtellung nicht einließ, iſt anzuführen:

1) History of Insurrection of the county of Wexford. By Edward Hay, Esq. Member of the royal irish academy. Dublin, printed for the author. 1803.

2) A personal narrative of those transactions in the county of Wexford, in which the Author was engaged, during the awful period of 1798 etc. By Thomas Cloney. Dublin, printed for the author. 1832.

Von Joſeph Holt's Memoiren, edited from his original manuscript, by T. Crofton Croker, in 2 Bdn., erſchien wenigſtens Bd. 1. London 1838 (mit einer Lithographie von Holt's ſchönem Räuberkopf).

Theobald Wolfe Tone's Leben, in zwei Bdn., brachte deſſen Sohn 1826 in Waſhington, einen Commentar dazu Colonel Philipp Roche Fermoy 1828 in Paris. Thomas Reynolds' Leben gab ebenfalls deſſen gleichnamiger Sohn in 2 Bdn. 1839 in London heraus.

Ueber Robert Emmet's Aufſtand findet man Aufſchluß in folgenden Büchern:

1) The Trial of Robert Emmet, upon an indictment for high treason. Special Commission. London, 1803.
2) The Life and actions of Robert Emmet, including his trial and the celebrated speech delivered by him upon that occasion. 3te Aufl. Dublin bei Duffy, 1838.
3) Robert Emmet. Paris, 1858 (in franzöſiſcher Sprache).

Die Rede Emmet's erſchien auch einzeln. Der Mann, der ſich ſeiner Braut annahm, war Officier in einem engliſchen Regimente, das nach Malta ging. In Sicilien hauchte Sarah ihr Leben aus, deſſen broken heart Thomas Moore beſang.

Wer Fitzgerald's Leben nur nach dem Buche von Thomas Moore kennt (The Life and death of Lord Edward Fitzgerald. 2 vols. Second edition. London, 1831), bleibt ganz unwiſſend über deſſen Gattin Pamela und ihre Theilnahme an der Verſchwörung. Erſt zwei wichtige Schriften von Charles Hamilton Teeling füllen dieſe Lücke:

1) Personal narrative of the Irish Rebellion of 1798. London, printed for the author. 1828.
2) Sequel to personal narrative of the Irish Rebellion of 1798. Belfast, 1832.

Das letztere Buch ſchließt mit jenem Briefe Arthur O'Connor's an Lord Caſtlereagh, deſſen in unſerer Schilderung des Ausgangs der Revolution Erwähnung geſchieht. Es iſt der Proteſt, welchen O'Connor den 4. Januar 1799 aus Newgate erließ und der die Folge hatte, daß 20 Gefangene*), die ſich zu dieſer Beſchwerdeſchrift über Englands Wortbruch bekannten, nach Fort George in Schottland abgeführt wurden, wo ſie noch 4 Jahre und 3 Monate feſtgehalten wurden*). Die Einzelheiten ſolcher Thatſachen wolle man nicht in meiner Erzählung ſuchen; ich zog oft zuſammen und gab ſummariſch, was in der Wirklichkeit zerſtreut auseinander liegt. — Schließlich drängt es mich, noch einige Angaben über einen Charakter hinzuzufügen, den ich in meiner Darſtellung als „den Journaliſten der Revolution Irlands“ vorführte.

---

*) Lady Morgan macht darauf aufmerkſam, daß unter dieſen 20 Gefangenen nur 4 Katholiken waren. Unter Dieſen William James Mac Neven, deſſen Pieces

Arthur O'Connor war ſechs Jahre lang, 1790 — 1796, Mitglied des Parlaments in Dublin geweſen, bevor er in der Leitung der „Preſſe“ ſeine Thätigkeit concentrirte. In Philadelphia erſchienen 1802: Extracts from the Press, a newspaper, published in the Capital of Ireland, during part of the years 1797 and 1798. Including numbers sixty-eight and sixty-nine, which were suppressed by order of the irish government, before the usual time of publication. — O'Connor's Schrift: The State of Ireland, die Hülfsquellen und die Lage des Landes darlegend (2te Auflage, London, 1798), iſt mit dem Datum des 1. Februar 1798 unterzeichnet.

---

of Irish History, illustrated of the condition of the catholics of Ireland of the origin and progress of the political system of the United Irishmen and of their transactions with the Anglo-irish government, 1807 in Newyork erſchienen.

*) Dr. Richard Robert Madden zählt in ſeinem Artikel über O'Connor (The United Irishmen etc. Second Series) nach des Mannes eignen Angaben nicht weniger als 7 verſchiedene Gefängniſſe auf, in denen Derſelbe geſeſſen: In Birmingham Tower zu Dublin 6 Monate, im Londoner Tower 2 M., in Maidſtone 3 M., im Marſhalſea-Gefängniß zu Dublin 3 M., in Kilmainham 3 M., in Newgate ungefähr 2 M., in Fort George 4 Jahre und 3 Monate.

Sein Present State of Great Britain erſchien 1803 in Paris; im Jahre 1831 ebenfalls in Paris ſeine Schrift: On the Causes which have deprived France of the Benefits of the Revolution of 1830. Sein letztes, 3 Bände umfaſſendes Werk, voll Haß „gegen die Prieſter als die Erzfeinde des Chriſtenthums“, erſchien 1848 in Paris unter dem Titel: Monopoly, the Cause of all Evil. Er nennt ſich auf dem Titelblatte: Arthur Condorcet O'Connor, General of Division.

Seit dem Jahre 1802, am 30. Juni aus Fort George entlaſſen, gehörte O'Connor ganz und gar Frankreich an. Am 4. Juli jenes Jahres landete er in Cuxhaven. (Dr. Madden hält das für eine holländiſche Küſtenſtadt.) Im September langte er in Paris an, wurde in der beſten Geſellſchaft von Auteuil mit Begeiſterung aufgenommen, in den Kreiſen Benjamin Conſtants, der Frau v. Staël, der Frau Helvetius und der Marquiſe v. Condorcet, deren Gatte, der Girondiſt, ſchon vorher durch den Giftbecher freiwillig ſeinem Leben ein Ende gemacht. In jenen Kreiſen machte er auch die Bekanntſchaft des erſten Conſuls, der ihn im Februar 1804 zum Diviſionsgeneral ernannte. Freilich ſollte O'Connor in Breſt, an der Spitze der irländiſchen Diviſion, in einer Weiſe verwendet werden, die ihn zwang alsbald ſeinen Abſchied zu nehmen. Die Tochter Condorcets ward dann ſeine Gattin und er lebte ſeitdem auf Schloß Bignon im Departement Loiret, Anfangs als Pächter, ſeit 1805 als Eigenthümer, und galt unter den franzöſiſchen Oekonomen jenes Landſtrichs als ein Muſterwirth. Im Jahre 1815 bot er Napoleon wieder ſeine Dienſte an.

Nach der Rückkehr der Bourbons ward ihm das verübelt, doch ſtörte es nicht 1818 ſeine Naturaliſation als Franzoſe. Der Herzog v. Wellington, ebenfalls bekanntlich ein Mann Irlands von Geburt, hatte aber noch 1834 die Schwäche, O'Connor auszuweiſen, als der Verbannte in Cork ſein Vaterland betrat, um dort einige perſönliche Familienangelegenheiten zu ordnen. Am 25. April 1852, faſt 90 Jahre alt, ſtarb auf Chateau de Bignon der Mann, dem unſere Novelle ſo viel Gewicht beilegt und ſo viel Raum widmet, daß die Hinzufügung der letzten Daten über ihn manchem unſerer Leſer vielleicht willkommen ſcheint.

Hoſterwitz bei Dresden, d. 22. Auguſt 1862.

Der Verfaſſer.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

I.

Auch Dublin hat ſein Newgate. Das Gebäude ſtreckt ſich nicht ſo lang hin wie das gleichnamige Londoner Gefängniß; es ſteht wie eine Inſel da, vom bunten Lärm des geſchäftigen Lebens getrennt, auch in ſeiner Bauart trotzig Widerſtand leiſtend den Neuerungen, die rings umher in den Wohnungen der Menſchen um ſich griffen. Der Stadttheil, welchem Newgate in Dublin angehört, hat ſich in ſeiner Umgeſtaltung vielfach nach London gerichtet. Die ſchmutzigen Hütten der Armuth wurden allmählich niedergeriſſen, ſchnurgerade Straßen dehnen ſich hin wie geſchloſſene Regimenter, des Commandowinks gewärtig. Aus den Zehnten der katholiſchen Paria's hat ſich die herrſchende Kirche Altenglands die prunkenden Säulenreihen und die ſtolzen Kuppeln erbaut. Dort wird freilich nicht den Armen das Evangelium gepredigt, nicht das Elend findet dort ſeinen Gott und Heiland, dort betet nur der Reichthum und der vornehme Glanz der Welt. In den Paläſten Dublins ſchwelgt die Beamtenkaſte, vor den Thüren im Schmutz kniet das zerlumpte Volk und weidet ſich am Duft der Küche, der aus den Kellerlöchern ſteigt. Zu Newgate nur hat das Volk ſeinen offenen Zutritt behalten. Dort findet es leicht eine Herberge, eine freie Nachtzeche, bis ein ſehr gnädiger Richter es noch höher befördert.

Die Armuth mag doch wohl das ſchwerſte Verbrechen oder das ſchwerſte Unglück ſein, denn ſchon Hiob betete: Gott, mein Herr, mach' mich nicht arm, damit ich nicht ſchlecht werde! — Ihr alten Mauern von Newgate, ihr ſeid ſo hart, — ſo hart faſt wie Menſchenherzen, und wie das Geſetz, das dieſe ſich machen und das dir Steine bietet, wenn du die Hand nach Brot ausſtreckſt. Dies ſind die Steine, die das Geſetz von Altengland dir bietet, dieſe Mauern von Newgate mit den runden Thürmen, mit den ſchweren Pfeilern und den gewölbten Gängen, die ſo verſchlungen und ſo ägyptiſch dunkel ſind, wie die Labyrinthe der menſchlichen Seele. Wohl ſteht der Himmel über ihnen mit all dem Glanz ſeiner hoffnungsreichen Sternenaugen, aber du mußt dich gewöhnen, durch eiſerne Gitter ihm in ſein heilig Angeſicht zu blicken. Und zu haſtig ſtrecke nicht dein Haupt hinaus in die Freiheit der Lebensluft, dein Schädel iſt nie ſo feſt wie die Mauern, die das Geſetz dir zieht; und wenn du dir die Schläfe verwundeſt, ſo hörſt du außer deinem Schmerzenslaut nur den kreiſchenden Wetterhahn, der wie zum Hohn von den alten bleiernen Zinnen herunterkräht.

Es war ſchon weit über Mitternacht hinaus. Von der Eſſexbrücke erſcholl noch der Lärm der großen Welt, die taumelnd erſt gegen Morgen dem Schlaf in die Arme ſinkt. Dort loderten die Pechflammen in den eiſernen Becken, deren Schein die breite Cabelſtraße hinunterlief. Links von dieſer biegt man in engere Gäßchen, die nach Newgate führen, und hier in dieſem Stadttheil brennt kein Straßenlicht; hier hört die Hoffnung auf, hier beginnt das Elend und das Reich des Todes. Hin und wieder hat ein armſeliger Hinterhäusler, der in der ſchmutzigen Nähe des alten Gefängniſſes, im unmaßgeblichen Vorgefühl liebevoller Hinneigung, eine Dachſtube bezog, hinter vergilbtem Oelpapier ein Arbeitslämpchen brennen; aber es leuchtet nicht bis hinunter auf den pflaſterloſen Damm, und der Wächter von Newgate, der jetzt die Runde macht, und mit ſchläfriger Hand an den eiſernen Pforten des alten Gemäuers rüttelt, hat zu ſeiner Wallfahrt eine Fackel angezündet. Die Schlöſſer ſind alle feſt, und wie er das letzte Thor gleich gut verwahrt findet, ſagt er Amen und ſingt ſein heiſeres Lied. Er ſchleicht zurück. An der niedrigen Vormauer bleibt er ſtehen, alter Gewohnheit nach. Dieſe kleinere, jetzt verſchwundene Ringmauer gab die Einfaſſung ab für ein wahres Kleinod, für ein Juwel, das, wo nicht mit ſeinem Glanz, doch mit ſeinen Schrecken weit ins Land hinausreichte; ſie umſchloß jenen Telegraphen, der mit ſeinem hölzernen Arm aller Welt den geringen Werth des Menſchenlebens in ſymboliſcher Zeichenſprache, in effigie, deutlich machte. Es war ein glatter, ſchlanker Baum, mit einem einzigen Zweige, der ſehr oft eine Frucht trug, wenn auch niemals Blätter und Blüthen, ein Wegweiſer, der mit dürrem Arm den Wanderer ins ewige Jenſeits deutet. —

Hier blieb der alte Wächter regelmäßig bei ſeiner Runde ſtehen, ſtreckte ſein Ohr in die Höhe, und wenn er dort im Spiel der lauen Nachtluft etwas klappern hörte, dann ſprach er für die arme Seele zwei Paternoſter. Blieb es ſtill und blies der Wind ungehindert an dem dürren Baume der menſchlichen Erkenntniß vorüber, dann ſchlug der Alte nur einmal an ſeine Bruſt und ſagte: Sanct Patrik ſei mir ſelber gnädig!

Seit fünfzig Jahren lebte der Alte nur des Nachts, ſchlief am Tage und wußte alſo wenig von dem, was vorging unter den Menſchen. Er hielt ſeine Wache, führte gegen etwaiges Geſindel ſeinen Spieß mit ſich, kümmerte ſich nicht um den Lauf der Welt, wußte nur, daß dort oben ſein ſehr gnädiger Richter ſei, wenn St. Patrik und die heilige Jungfrau für ihn beteten, und daß hienieden die Menſchen einander würgten, weil es einmal ſo hergebracht und weil Gott ein ſehr großer Herr ſei, der ſich nicht um Kleinigkeiten kümmert. Heute raſchelte nichts an der Denkſäule menſchlicher Gerechtigkeit, deshalb empfahl er heute nur ſich ſelbſt ſeinem Heiligen und ſchlug an Bruſt und Stirn als Präſervativ gegen alle ſolche Telegraphendepeſchen ins ewige Leben, gegen alle ſolche hölzernen Erfindungen menſchlicher Weisheit.

„Hab' lange nichts dort oben klappern hören," ſagte er, „iſt lange Zeit ſtill geweſen, — eine ſchwühle Luft vielleicht, wie vor'm Gewitterſturm. Wenn's nur nicht auf unſer einen losbricht! Eh' einer nicht todt iſt, iſt er nicht ſicher vor dem Tode. Aber St. Patrik hilft für alles. Ora pro nobis!" Dabei zog er den langen Windbeutel, wie er ſeine Flaſche nannte, aus der Aermeltaſche und labte ſein irländiſch Herz an dieſem nationalen Sorgenbrecher. Windbeutel ſchalt er die Flaſche, weil ſie ewig treulos war wie das Faß der Danaiden. Seine Lippen brummten ein luſtig Lied, als er an das Geſtein des großen runden Thurmes, wo die ſchwerſten Verbrecher ſaßen, die Fackel ſtampfte. Die harzige Maſſe kniſterte hell auf und vier Schritt um ihn her war der feuchte Moorboden beleuchtet. „Auch du wieder da, Kamerad Nachtwächter?“ ſagte der Alte und trat zu dem großen Neufundländer, der am Boden lag und beim Schein der Flamme ſeine müden Glieder aufrichtete. Wie der Alte vor ihm ſtand, reckte das Thier den ſchönen braunen Kopf nach den Zinnen des Thurmes in die Höhe, dehnte ſich ſchmerzlich gen Himmel und heulte langathmend wie ein ſeufzender Rieſe, deſſen Gebährden doppelt kläglich ſind, weil ihn das Geſchlecht der Pygmäen nicht verſteht. Der Alte hatte ſeine Fackel in den Boden gepflanzt, ſtützte ſich auf den Spieß und blickte dem Hunde in ſein ehrlich Angeſicht. Noch einmal ſchrie das Thier winſelnd auf, ſtreckte den Kopf dann nieder und ſank mit ſeiner ganzen Laſt wie gebrochen zuſammen. „Armer Freund,“ ſagte der Wächter, „arme Seele aus Neufundland, haben ſie dir dein Liebſtes da ins Loch geſteckt und giebt's keinen Labetrunk des Troſtes, keinen Bergthau für dein kummervolles Herz?“

Der Hund ſtöhnte in kurzen Athemzügen, als wollt' er dem Alten ſein Leid erzählen. Da ertönte ganz oben aus dem höchſten Gitterfenſter ein ſchwacher Ruf; es war ein Geſang, der dumpf hinter den Mauern verklang. Dem Hunde war die Stimme ſehr wohl vernehmlich. Eine Federkraft belebte ſeine hingeſunkenen Glieder, er ſprang mit bacchantiſcher Freude im Kreiſe um. Wie ihm der Alte in die zottigen Ohren griff, glänzten die Augen des Thieres wie dunkle Diamanten.

Dieſe Scene hatte ſich bereits ſeit einiger Zeit allnächtlich wiederholt. Sowie die Dämmerung anbrach, erſchien der Hund auf derſelben Stelle und begann ſein Wehklagen vor dem Kerker, bis die leiſe Antwort von oben erklang, die ihn begütigte. Dann lag er ſtill, bis der Lärm des Morgens ihn verſcheuchte; man wußte nicht, ob er den Tag über in den engen Seitengäßchen ſich barg, oder eine entferntere Wohnung ſuchte. Der Wächter war nach und nach in einen traulichen Verkehr mit ihm getreten, aber für ſich ſelbſt unabſichtlich einem Fatalismus huldigend, war ihm auch des Hundes augenſcheinlicher Zuſammenhang mit einem der Gefangenen im runden Thurm kein Gegenſtand des Forſchens weiter. Der Alte war durch und durch Irländer und ließ den guten Gott walten mitten unter allen Ränken der Menſchenwelt. Wie der Hund jetzt ſtill und befriedigt niederkauerte, hätte Bims, wie der Alte hieß, gern das Zeichen des Kreuzes über ihm gemacht, ihn dem Schutze ſeines Heiligen empfohlen; aber er bedachte noch zur rechten Zeit, daß die Segnungen der Kirche ſich wohl nicht bis auf die Welt der Vierfüßer erſtrecken dürften. Ganz klar hierüber war er ſo wenig, wie jene Kirchenverſammlung über die kleine Maus, die von der Hoſtie gefreſſen, und über deren Heilighaltung man in Zweifel war. Nach dem Sinne des Alten war alle Creatur, ſie mochte zweifüßig oder zehnfüßig ſein, gleich ſehr verwerflich von Beruf, ſündhaft aus Schickſal, verbrecheriſch aus Verſehen, und eben deshalb beklagenswerth und der Liebe bedürftig von ganzer Seele. Was ſich Böſes in der Menſchenwelt erzeugte, das nahm er für Unkraut, den der arge Feind über Nacht geſäet; für das gute Herz des alten Bims war die Grenze zwiſchen bewußter und unbewußter Welt nicht ſtreng gezogen.

Wie er aufblickte, trat der Mond aus dem Gewölk hervor. Der Alte gähnte ihm ins leuchtende Angeſicht und ſagte ſchläfrig: Arme Creatur da oben! — Er meinte wirklich das bleiche Nachtgeſtirn, das die feuchten regenſchweren Aprilwolken bisher verhüllt gehalten. Auch ein leidendes Geſchöpf, ein abgehärmter, grämlicher Geſell, vor Liebe Zeit ſeines Lebens fahl und ſchmächtig, denn die Liebe iſt auch ein prädeſtinirtes Unglück, ein Verbrechen aus Verſehen, eine Sündhaftigkeit aus Schickſal, eine Stärke aus Schwachheit! So mochte Bims fühlen, obwohl ſein Denken nicht ſo weit reichte; aber es lag dies alles in ſeinen mitleidig blinzelnden Augen, als er ſchläfrig ſeufzte und gähnte: Arme Creatur da oben! Dann ſtampfte er ſeine Fackel aus, da der Herrgott die ſeinige angezündet, ſchrie die Stunde ab und ſchnurrte wieder ein luſtiges Lied. Der alte Menſch war bei aller Wehmuth, die er für die ganze Welt fühlte, durch und durch eine heitere Creatur. Die Nachbarsleute daheim nannten ihn nur das fröhliche Herz von Newgate, und wer in ſeinem Glaubensartikel von der nothwendigen Armſeligkeit alles Daſeins ſo feſt iſt, der hat füglich das meiſte Anrecht zum Luſtigſein. Nur wer ſich die Herrlichkeiten der Welt anmaßt, wer hienieden ein Gott ſein will, dem wird von Zeit zu Zeit bange in ſeiner gebrechlichen Hülle.

Der Alte ſaß in ſeinem ſteinernen Schilderhäuschen an der breiten Treppe, die zu dem Hauptportal des Gefängniſſes führte; das Lied ſchnurrte immer leiſer von ſeinen Lippen, bis ſein brummendes Röcheln ſich plötzlich in ein lautes Schnarchen verwandelte. Er mochte kaum einige Minuten geſchlummert haben, als ihn ein mehrſtimmiger Geſang erweckte, der durch das Dunkel zu ihm drang und deſſen Schall das Echo auf dem Platze an die Quergebäude hinübertrieb. Es waren jugendlich männliche Stimmen, deren Töne ſich bald in einer ſchüchternen Innigkeit hielten, bald in einen lauten Jubel ausbrachen. „Sind wieder die armen Chorſchüler von Trinity-College,“ ſagte Bims und richtete ſich an ſeinem Spieß in die Höhe. Der Geſang erſcholl jetzt vernehmlicher vom Fuße des runden Thurmes her, und man hörte deutlich die Worte, die ein anmuthiger Tenor langathmend feſthielt:

Bald muß die Freiheitsſtunde ſchlagen
Und Erin's grüne Fahne wehn,
Im Oſten wird es blutroth tagen,
Will Irland aus ſich ſelbſt erſtehn!

Blutroth wird unſer Feuerzeichen,
Und grün iſt unſer heilig Land,
Und will ein Gott die Hand uns reichen,
Schlingt er der Unſchuld weißes Band!

Man konnte noch immer nicht die Geſtalten unterſcheiden, die am Thurme ſtanden. Plötzlich ſchoß die Flamme eines Windlichts auf und man überſah den ganzen Kreis ſchwarzgekleideter junger Männer, die, wie es ſchien, einem Gefangenen ihren nächtlichen Ehrengruß brachten. Es war eine Anzahl von einigen Zwanzigen, ſämmtlich in den üblichen Mantel der Mitglieder des Collegiums gehüllt, mit der weißen Krauſe um den Nacken und dem ſchwarzen Barett auf den jungen blaſſen, gelehrten Geſichtern. Die ſchlanke Figur des Einen, der das Windlicht hielt, ſtach beſonders ab. Der lange Haarbüſchel, der vorn unter der Mütze hervorquoll, die ſchöne weiße Stirn, die gewölbten Augenbrauen und das römiſche Profil des Kopfes leuchteten beim Schein des flackernden Lichtes geiſterhaft aus dem Kreiſe hervor, den der dunkle Hauſe bildete. Vielleicht war er der Tenor, der den Geſang ſo bündig gehalten; jedenfalls war er der Führer der nächtlichen Schaar, denn wie er jetzt das Auge nach der Höhe des Thurmes erhob und auf das Windlicht ſchalt, deſſen zitternde Strahlen an dem alten Mauerwerk kaum bis zu dem unterſten Gitterloch reichten, traten die Andern ſchweigend im Halbkreis zurück.

„Vielleicht wacht er und hört uns!“ ſagte Robert Emmet, — ſo nennen wir den jungen Mann und ſo nennt ihn auch die Geſchichte. „Wie er uns Allen ein Muſter war in jenem Muth, der alle Lebensgüter in die Schanze ſchlägt, ſo bleibe ſein Bild und ſein Geiſt unter uns lebendig, als ſtände er noch an der Spitze des großen Bundes, der Irland erlöſen wird aus den Banden der Knechtſchaft. Wir wollen hier allnächtlich ſein Andenken feiern, bis die große Stunde ſchlägt, wo die Gräber ſich öffnen, die Kerker aufſpringen und der Geiſt des jugendlichen Jahrhunderts auf die Trümmer des alten Lebens ſeine Fahne pflanzt. America iſt frei, Frankreich iſt frei und ruft mit ſeiner Kriegspoſaune die ſchlafenden Nationen des alten Europa wach; Irland und Polen treten in den Reigen der Freiheitstänze. Wir werden ſiegen, denn wir werden zu ſterben wiſſen. Wir werden ſterben; aber die Wahrheit, für die wir geſtritten, wird triumphirend über unſere Gräber ſchreiten! Drei Tage und drei Nächte brauchte der Herr, um aufzuerſtehen; eine Nation braucht, wenn ſie will, nur eine einzige Nacht, um die Feſſeln der Knechtſchaft und die Bande des Todes von ſich zu ſchütteln!"

Das ſchöne Auge des Jünglings rollte ſuchend an den Mauern hinauf; im falben Schein des flackernden Windlichtes ſchien ſein Haupt zu zittern, als wär' es ſchon dem Tode verfallen. Da ſtieß die Dogge hinter ihnen, die unbeachtet im Dunkel gelegen, ihre langen Klagetöne von neuem aus, und oben erklang abermals der ſchwache Gegenruf, der hinter den Pfeilern erſtickte.

Während deſſen war der alte Bims herbeigeſchlichen.

„Grüß' Euch Gott, meine Herren Studenten,“ ſagte er mit ſeinem gutmüthigen Lachen, „wieder ein Nachtexercitium gemacht? Soll mir die heilige Bathſeba, wenn es ſo eine giebt im Schooße Gottes, den ewigen Durſt in ihrer Badewanne löſchen, wenn ich nicht glaube, es müßten halt närriſche Zeiten heranrücken. Die Jugend Nachts aus den Federn, mir nichts dir nichts! Ja wenn's noch auf die Liebeslauer ginge, aber hier am Schilderhauſe der armen Seelen! Große Brigitte, ſoll mich dein ſeligmachend Feuer rein brennen! War auch Scholar, zog auch ſingend herum in meinen jungen Tagen, aber nur Tages, mit der Currende, die Büchſe in der Hand, um arme Seelen aus dem Fegfeuer herauszubeten.“

„Hier nimm, Alter!“ hieß es. „Denk', Du ſeiſt noch Currendeſchüler, nimm und trink und löſch' Dir die Flammen des Fegfeuers, wie Du Dein Sodbrennen ſchiltſt.“

Man ſchob dem Alten einen großen grünen Windbeutel voll Bergthau unter den Arm, und wie Bims für Thiere und Menſchen ſeine humane Religion hatte, ſo war auch ſeine Logik nicht ſteril; beſtechen ließ er ſich nicht, durch Geld nicht, aber für Naturallieferungen hatte er ein weites Gewiſſen, und es wäre unrecht geweſen, ihm Engherzigkeit vorzuwerfen.

Die Schwarzmäntel hatten ſich mit dem Hunde beſchäftigt, der wieder ſtill am Boden kauerte. „Haſt Du ihn ſchon gefüttert?“ hieß es zum Alten. Dieſer bejahte und ſo machte man ſich zum Aufbruche fertig. Der Wächter gab ihnen auf eine Strecke das Geleit, und wie ſie mit dem Licht um die nächſte Ecke nach der Cabelſtraße verſchwanden, tönten ihre hellen Kehlen noch von fern herüber. Die Schüler aus dem Trinity-College ſangen das Lied vielleicht mehr inſtinctmäßig als mit vollem Bewußtſein, wie denn in Zeiten aufgeregter Stimmung die ganze Lebensluft ſich mit einem und demſelben Stoffe ſättigt.

„Bald wird die Freiheitsſtunde ſchlagen
Und Erin's grüne Fahne wehn,
Im Oſten muß es blutroth tagen,
Will Irland aus ſich ſelbſt erſtehn!"

Die Töne verklangen nach der Eſſexbrücke zu, denn auf der andern Seite des Liffey liegt das Collegium der Scholaren. Vor dem Inſtitut angelangt, zogen ſie die Strickleitern hervor, um über eine Seitenmauer hinweg die verlaſſene Lagerſtätte zu erreichen. Sie hatten ſeit mehreren Tagen dieſe nächtlichen Ausflüge mit Glück durchgeführt. In nächſter Nacht blieben ſie aus und der alte Bims büßte ſeitdem ſeinen „Tropfen" ein. Es hieß, die Anführer der Schaar, unter ihnen der junge Emmet, ſäßen im Mooſe, wie die Studenten des Collegs ihr Carcer zu nennen pflegten, ein feuchtes Kellerloch, wo ein Liebhaber der Botanik allerdings viel Moosarten fand. Es war nicht ſo ungewöhnlich, daß die Scholaren des Inſtituts politiſche Sympathien laut und begeiſtert zum Ausſpruch brachten, indem ſie dieſem oder jenem Manne des Tages, den ein parlamentariſcher Sieg zum Gott des Augenblicks machte, mit Triumphzügen und Feſtreden huldigten. Hier aber galt die Huldigung, die der verſchwiegenen Nacht anvertraut wurde, einem Manne, deſſen Leben den Katakomben des Geſetzes, der Zuchtruthe der Gerechtigkeit verfallen war. Das Alter ſchüttelt oft mit Recht bedenklich den Kopf, wo das Herz der Jugend entflammt iſt, die Alten ſchelten oft Thorheit, was nicht ſiegreich ſich bewährt; die Jugend aber glaubt ſchon an eine neue Wahrheit, auch wenn ſie erſt noch Märtyrer macht.

II.

Wir ſteigen die enge Wendeltreppe in dem einen der runden Thürme von Newgate hinan, hinter deſſen Gitterfenſtern der Held des Tages haftet. Er hatte noch Licht; eine kleine Nachtlampe glomm wie ein Glühwurm in dem ſchrägen Gemach, wo kaum für Bett und Tiſch ein friedliches Nebeneinander möglich. Eiſenhaken, die aus der Wand hervorſtierten, verengten nicht weniger den Raum, als die ſchweren, vom Geſims herabhangenden Balken die Lebensluft bedrückten. Es iſt das Eigene ſolcher politiſchen Nußſchalen, daß ſie ſehr niedrig ſind, moraliſch und phyſiſch. Nehmt eine Lerche und ſetzt ſie in das Bauer: ſie ſteigt und ſteigt und ſtößt ſich die Hirnſchale durch. Nun giebt es auch dann und wann eine Menſchenſeele, die etwas Lerchenhaftes hat, und eine ſolche wird unter enger Balkendecke ihres vergeblichen Thuns auch nicht recht inne: ſie ſteigt und ſteigt und zerbricht ſich die Gedanken. Seitdem hat man auch figürlich die Redensart von kopfzerbrechender Arbeit. Man lähmt dir deinen Gedankenflug, man macht deine freiheitsluſtige Seele müde und mürbe, man zerbricht dir ſymboliſch die Gehirnſchale deines Denkens. Auf das Gehirn aber influirt die Staatsweisheit wie der perfide Mond, der dich in der Nacht beſchleicht. In den Bleikammern von Venedig hatte die Staatsweisheit ſogar die heilige Gottesſonne benutzt, um auf das Gehirn der lerchenhaften Menſchen zu drücken. Aus einem fröhlichen Gemüth, das dem Schöpfer lobſingt und gen Himmel ſteigt in aller Herrlichkeit der freien Liebe, wurde dann oft ſchon ein ſtiller Wurm, der am Boden kriecht und keucht. Man nennt das zu Kreuze kriechen und beten.

Nach Gebet ſah es noch nicht aus in der kleinen, hermetiſch verſchloſſenen Phiole auf dem runden Thurm von Newgate, wohl aber nach Faſten und Kaſteien; — die ſchmahle Pforte — breit iſt das Leben und eng die Pforte zu dieſem Himmelreich — die grauen, gepreßten Mauern — Grabeswände — und die kleine ſtille Nachtlampe — ſie ſchien das Bewußtſein eines lebendig Verſcharrten. Vor dem dürftigen Licht auf dem Feldtiſch, der kreuzweis wie ein frommer Muſelmann ſeine Arme übereinander preßte, lag ein Blatt Papier, ein angefangener Brief; der Schreibende, vom Schlaf überwältigt, war aufs Bett zurückgeſunken. Es war ein Herkules von Geſtalt. Die koloſſalen Glieder mit den ſchweren, zurückgekrempten Reiterſtiefeln reichten weit hinweg über die trümmerhafte Lagerſtätte, die unter ſeinem Gewicht bei jeder Bewegung knarrend zuſammenzubrechen drohte. Die kraftvollen Arme über die

Bruſt verſchlungen, die Stirn ſeitwärts an die Wand gelehnt, ſo lag er halb ſitzend, dem widerlichen Geſchäft des Schreibens den Rücken zugewendet. Dieſe nervigen Fäuſte waren nicht für die Federführung, nicht für dieſe Thätigkeit ſchwachgemutheter Jahrzehnde. Dieſer Brutuskopf mit den pechſchwarzen Locken, die ſich über die breite olivenfarbige Stirn bis in den braunen Nacken wild hinabſtürzten, war nicht befähigt, hinter Glasſcheiben, geſchweige hinter Gittern und eiſenbeſchlagenen Pforten, dem Leben zuzuſehen und mit ſtillem Denken ihm ſeine Geheimniſſe abzulauſchen. Dieſer Körper gehörte aufs Pferd, in den Lärm der Jagd, in das Getümmel des Kampfes; mit verſagter Freiheit, abgeſchnitten vom Zuſammenhange des Lebens, ſaß hier ein Simſon, dem die Hinterliſt das Haar geraubt. Der allmächtige Pitt und der Lord Statthalter von Irland hatten vielleicht nur wenig von der Kunſt Delila's, aber Archibald Hamilton Rowan — ſo war der Name des Mannes im Kerker von Newgate — glich gar wohl dem gezähmten, mähnelosen Löwen von Iſrael. Wenn er den Blick aufſchlug und mit den flammenden Blitzen des ſüdlich dunklen Auges in den vier Winkeln der engen Nußſchale ſeines Gemaches herumfuhr, ſo verſtand man die Ohnmacht der gezähmten Wildheit, die ſich von den Ränken der kleinen Fabelmaus im Netz gefangen ſieht. Der moderne Gott, der die Klugheit zur Königin der Welt machte, hat zugleich alle Löwen in Feſſeln geworfen, wenn ſie nicht willig ſich an die Deichſel ihres Triumphwagens fügten. Dieſer ſtolze Nacken des Mannes ſollte nun durch die langſame Gewalt des Kerkers biegſam, dieſe Arme durch Unthätigkeit ſchlaff, dieſe Commandoſtimme zwiſchen engen Wänden matt und hohl werden. Der Zorn hierüber lag wie eine drohende Gewitterwolke auf dem Angeſicht des Schläfers; dieſe Muskeln ruhten nur widerwillig, nur wie zum Trotz hatten ſich die ſchwarzbuſchigen Brauen, des langen Wachens überdrüſſig, geſenkt; die Lippen hingen ſchwer über einander, gewaltſam zuſammen gepreßt wie die verſchlungenen Arme. Von der Stirn wand ſich ſchräg ein ſchmahlgelegtes grünſeidnes Band, das eine Verletzung am Kopfe umſchloß. Auf dem ärmlichen Tiſche neben dem offenen Briefe lag eine ſchwere goldene Halskette, ein großer, altmodiſcher Wappenring und eine Buſennadel, deren Demant im Schein des Nachtlichts die Farben des Regenbogens ſtrahlte.

Wie der Ruhende jetzt ſeine Stellung wechſelt und auf die andere Seite ſich wendet, ſcheint ihn das Bedürfniß der Natur zu überwältigen; der Athem ſeiner Lippen verräth es. Die kleine Nachtflamme kniſtert auf wie Abſchied nehmend, und wir blicken noch raſch in die Zeilen, welche die unſichere Hand des Gefangenen etwas wild hinwarf.

„Meine theure Gattin.“

„Endlich hat man mir Dinte und Feder bewilligt und ich kann Dich und die Kinder grüßen. Mein Gruß klingt zwiſchen den Wänden hier wie ein dumpfes Lebewohl. Ich habe Freunde, die mich lieben, aber ſie können mich nicht eher retten, als bis Irland frei iſt. Wann, weiß ich nicht; weiß auch nicht, ob Gott mich hört, habe Niemand, als nur Dich, Pulsſchlag meiner Seele, und ſo höre denn meinen Schrei! Ich bin unſchuldig gefangen, habe keinen Theil an dem Hochverrath, den man erdichtet, erkläre die Jury, die mich verdammte, für feil und von unſeren Tyrannen beſtochen. Von jenem Prieſter Jackſon, der ſich an mich drängte, weiß ich nicht genau, ſoll ich ihn für einen Betrogenen oder Betrüger halten. Vielleicht iſt er beides, vielleicht hat ihn dies Gemiſch von Abſicht und Fahrloſigkeit ſo verwirrt, daß er gegen mich auftrat. Mir iſt der Menſch ein Räthſel, und nicht blos der Menſch, nein, die ganze Creatur, die ſich Menſch nennt, das zweizinkige Gabelthier, das ſich an die Tafel des Lebens ſetzt und ißt und trinkt und lacht und gutes Muthes iſt, während es im Verborgnen doch allerlei ſchnöde Ränke ſpinnt. Lieber Himmel! ich rede ſelbſt verworren, weil mich die Leute in ihren Strudel hineinziehen. Du weißt, Du mein Juwel von Liebe, — als Bube konnt' ich nie verfitzten Zwirn entknöten, ich zerriß das gordiſche Ding, obſchon ich kein Alexander war. So geht es mir wieder, mein Liebling. Das Gewebe liegt vor mir, ich weiß nur nicht, wo anfaſſen, um es mit einem raſchen Griff zu trennen. Höre mich an, mein Kleinod, und habe Geduld mit mir. Du weißt, daß die Geſellſchaft der „Vereinigten Irländer“ mich zu ihrem Secretär ernannte. Nicht weil ich mit der Feder umzugehen wußte, Gott ſei's geklagt, ſondern weil einer da ſein mußte in Dublin, der den böſen Leumund, wenn er gegen unſere Zwecke ſein Haupt erhob, Lügen ſtrafte. Ich ſchrieb Zeit meines Lebens am liebſten nur mit Reitpeitſche und Degen, wo ich etwas erkräftigen ſollte. Mitglied der Geſellſchaft war ich über Jahr und Tag. Sie hat ihre Arme über die ganze Inſel, ja in England und Schottland zählen wir Schaaren von Brüdern, die in Liebe und Eintracht daſſelbe wollen. Was wir wollen, iſt vor Gott und Menſchen unſträflich. Wir wollen einen freien Handel für unſer Land, wir wollen, daß der katholiſche Bruder nicht ferner Sklav ſei, wir wollen eine Reform unſeres Parlaments, das meiſt aus Creaturen der Krone von Altengland beſteht. Ich erlaube mir, es dem großen Sir William Pitt mit der Degenſpitze an die Stirn zu ſchreiben, daß wir gute Zwecke haben, erlaube mir, ihm in ſein weiſes Angeſicht zu huſten, wenn er meint, unſere Zuſammenkünfte ſeien ungeſetzlich. Wo iſt die vielgerühmte Freiheit Altenglands, wenn ſeine Bürger nicht zuſammentreten können zu ungebundenen Vereinen, um ſich über das Wohl und Weh des Landes zu berathen? Und was die Colonien von Oſtindien dürfen, ſollte unſer grünes Eiland, das doch der Mutter geographiſch näher am Herzen liegt, nicht thun? Auch wähnt man nicht, man könne uns die Ungeſetzlichkeit unſeres Thuns nachrechnen, man geht damit um, uns geheime Zwecke unterzuſchieben, eine Verbindung mit der Republik Frankreich, eine Luſt, frei zu ſein wie America und das Land, wo der rothe Hahn der Freiheit aus dem Dache der alten Bourbonen herausſchlug, daß Gott erbarm! Ihr

Herren von der hohen Staatsweisheit, man wolle uns nicht zum Aeußerſten treiben! Noch wußten wir nichts von ſolchem Hochverrath, wir dachten nur an die Ausbeſſerung unſerer einzelnen Schäden, ſuchten das alte Kleid zu flicken nach Möglichkeit und beſtem Wunſch. Aber der Wunſch der Machthaber war, wir möchten ſtraucheln und verbrecheriſch befunden werden. Und es ward ihnen nicht ſchwer. Es gab in unſerer Geſellſchaft einige Enthuſiaſten für weiland Robespierre, es gab Einige, welche den jetzigen Zuſtand der Republik Frankreich unter dem Directorium für die herrlichſte Form des modernen Staatslebens halten, wie denn jetzt Tauſende in allen Ländern der Welt ſolcher Anſicht ſind, wie denn der große Fox in London, das Wunder und der Glanz des Vaterlandes, vor dem ich mein Haupt beuge, ebenfalls den Sturz der Bourbonen für den Beginn einer neuen Ordnung der Dinge in der großen Geſchichte der Menſchheit hält. Ich weiß nicht, was daran gut und heilſam und für alle Welt gültig iſt, ich weiß nur, daß man der leidenden Menſchheit in unſerm eignen Volke aufhelfen muß, und wär's mit Hand und Hebebaum, falls Wort und ſchnörkelnde Redekunſt nicht ausreichen. Es iſt wahr, es gab einige übertriebene Kerle unter uns, und die Radicalen in Belfaſt feierten den Jahrestag der Zerſtörung der Baſtille, ſteckten die Fahnen von America, Frankreich und Polen auf und zogen triumphirend wie zur Proceſſion für die Göttin der Freiheit durch die Straßen der Stadt. Somit waren einige Unordnungen zu ſtrafen, aber die Geſellſchaft der Vereinigten

Irländer hatte keinen geſammten Theil daran, wir zumal in Dublin hielten uns ſtill. Da ſchleicht ein engliſcher Prieſterrock heran, jener Jackſon, der aus Paris kommt und ſich zu unſerm Vereine drängt. Er lungert im Lande herum wie ein langſames Unglück und rückt endlich bei unſerm Comité mit Briefen vom franzöſiſchen Directorium heraus, das uns hülfreiche Hand bietet, falls wir uns für ein unabhängig Volk erklärten. Ich hatte des kein Hehl, aber äußerte, wir müßten uns ſelbſt zu helfen ſuchen, ein fremdes Volk wiſſe nicht, wo uns der Schuh drücke; wir dankten vorläufig für ſo viel Antheil. Mit dem Worte „vorläufig“ hat man mir ein Bein geſtellt und hält das für todesverbrecheriſch. Man faßte den Prieſter ab und ſtellte ihn vor Gericht. Um ſich zu retten, weil er auf den Beiſtand unſres Bundes hoffte, gab er ſich die Miene eines geheim von uns Beauftragten; man ſteckt mich ebenfalls ein und eine falſche Jury erklärt mich für ſchuldig, wo nicht an ſeinem Verrath, doch an Abfaſſung und Verbreitung einer Schrift, welche die hohen Herren der engliſchen Regierung ſchmäht und anklagt. Spione drangen in mein Haus und haben ungeſtraft das Hausrecht des Bürgers verletzt. Ich ſollte klagen und wurde verurtheilt; ein getreuer Freund ſprach vergeblich für mich wie mit Engelzungen. Nun ſitz' ich hier, Du Herz meiner Seele, Pendelſchlag an der Uhr meines Lebens! Ich ſoll hier „vorläufig“ ſitzen und dies Wort büßen. Vorläufig! Ja, ich glaube, dies Stillſitzen iſt der Vorläufer meines Todes. Gott's Wunder, mir iſt, als hätt' ich eine brennende Kartoffel im Gehirn, wenn ich bedenke, daß ich hier ſitze, und hier ſitze, um dies zu bedenken. Gebt mir einen Wald auszuroden und ich will ihn lichten, daß man einen Zwirnsfaden durchſchimmern ſieht; ſetzt mich auf den Rieſendamm an unſrer Küſte, oder aufs Cap Clear mit Stiefeln und Sporen, und ſagt, ich ſolle den wilden Felſen zahm reiten, oder ſo lange auf ihm ſitzen und brüten, bis Moos unter mir wächſt: aber hier, in dieſem Naſenquetſcher von Sarg, kann ich nur Gott bitten, meinen Schädel nicht ſo hart und feſt ſein zu laſſen als die Querbalken hier oder die ſteile, blaſſe Stirn jenes Caſtlereagh, der mich und Irland ins Verderben zieht."

„Sie haben mich jetzt zwei Stock höher in den runden Thurm gebracht; ſeither ſaß ich in dem Flügel über dem Hauptportal, hatte dort zwei Zimmer, wie ein Cavalier ſie juſt braucht, und tafelte nicht ſchlecht auf Staatskoſten. Aber ich prügelte die Gefangenwärter, zwei bleiche Schufte aus England mit langen, ſteifen Geſichtern und animaliſcher Kinnladenform. Ich ſchlug ſie in ihr ſchlechtes Geſicht, weil ſie meinen Hund unmenſchlich behandelten. Nun haben ſie mir auch dieſe Creatur genommen und mich höher befördert. Ich wohne dem Himmel näher und der Hoffnung ferner. Adieu, Du meiner Seele Karneol, Petſchaft und Liebesſiegel, ſchlaf wohl und kümmere Dich nicht. Dein grünes Tuch, das Du mir um den Nacken geſchlungen, deckt jetzt meine Schläfe. Als ich nach dem Schurken von Hallunken ſchlug, ſtieß ich mir ſelbſt die Wunde. Hier oben iſt's eng und ſchmahl, ich könnte kaum ausholen, nähm' ich auch den alten Feldtiſch als einen guten Schilleleh, als einen guten Prügel, zur Hand und ſchlüge damit nach dem Thron des Hauſes Hannover. — Lieber Gott! da heult die Dogge wieder, und die Studenten von Trinity-College ſtehen unten am Thurm und ſingen mir ein Liebeslied. Ruhig, Neufundland! Geduldet Euch, Kinder der Weisheit, geht in's Federbett und ſchlafet! Der Löwe von England will Ruhe haben, und wenn Ihr Euch auf die Großmuth des Löwen verlaſſet: nehmt Euch in Acht, das Einhorn neben ihm hat ein ſehr langes, ſtößiges, heimtückiſches Horn. Ich bitt' Euch, geht vorläufig ſchlafen. Ja „vorläufig", denn wenn —"

Die Flamme des Nachtlichts flackerte noch einmal hell auf und erloſch dann ziſchend. Es war ſtill in der Klauſe des gezwungenen Eremiten, man hörte nur den Athemzug des Schläfers. Von Zeit zu Zeit erſcholl der Ruf des Wächters von unten auf oder der Schritt des Dragoners, der im Gange Wache hielt.

Durch die runden, bleibelegten Scheiben des Gitterfenſters brach allmählich der Vorbote des jungen Morgenlichtes, und wie ſein erſter Strahl über Archibald Rowans Antlitz zitterte, ſchien ein lichtes Traumbild ſeine Sinne zu beſchäftigen; ein verſtecktes Lächeln ſpielte um ſeine gepreßten Lippen; er drückte in Gedanken ſein Weib an ſein Herz.

III.

Um wenige Stunden ſpäter, die Sonne ſtand noch nicht allzu hoch, drängte ſich ein buntes Menſchengewirr nach dem Hauptportal des Gefängniſſes. An den Pfeilern des Eingangs ſtanden die beiden Conſtables mit den dünnen weißen Stäben und mit den ſchweren Allongeperrücken, die ſo breit aufgekräuſelt waren, daß jeder Einpaſſirende ſie ſtreifte und eine Wolke von Staub nach ſich zog. In dem innern Gange ſtand Bürgermiliz, vorn auf jedem Vorſprunge der Treppe ſchulterte ein engliſcher Rothrock das Gewehr, auf dem Platze ſelbſt hielten Dragoner zu Pferde. Zwiſchen Allen aber hindurch wogte unaufhaltſam das Gewühl der Menge, das ſchmutzige Gewürm der unterſten Erdgeſchoſſe, der allezeit feiernde Müßiggang der Gaſſen, die luſtige, halbtrunkne Verzweiflung der Armuth, nackte Jugend und zerlumptes Alter. Von der Eſſexbrücke her zogen noch immer neue Schaaren die Cabelſtraße hinunter und doch war die enge Gaſſe, die von dort nach Newgate führte, dicht verſtopft, der Platz faßte Niemand mehr, und die einzelnen Wagen und Reiter fanden nur mühſam bis zum Gebäude Schritt für Schritt den ohne Abſicht ſtreitig gemachten Zugang. Hier ſchaffte ſich eine Carroſſe mit dem Regierungswappen und den Röcken des Vicekönigs Bahn; vor und hinter ihr ſchlug aber ſchnell die Woge des lärmenden Haufens wieder zuſammen und verſchüttete den kaum gebahnten Pfad. Dort verließ ein Mann mit ehrwürdiger Wolkenperrücke und in der Robe des königlichen Gerichtshofes ſeinen unbrauchbaren Staatswagen und ſuchte im Vertrauen auf ſein Koſtüm perſönlich die Menge zu durchbrechen. Manchem gelang es, wenn der Mann darnach war, ſeinen Zuruf durch kräftige Armbewegung zu unterſtützen; ſelten aber kam Jemand ungefährdet ans Ziel, zur Treppe, wo der Conſtable mit dem weißen Stabe ihm mit mehr Glück Raum verſchaffte. So wenig der Pöbel von Dublin boshaft iſt, ſo bedenklich iſt doch ſeine Zutraulichkeit; er erkennt alle Welt für Seinesgleichen und drückt Jedem, dem er wohlwill, gutmüthig lachend die Hand, unbekümmert um die Verwüſtung, die ſeine fünf Finger auf dem weißen Glacéhandſchuh angerichtet. Der Zorn aber, der unter einer verſchobenen Allongeperrücke hervorbricht, iſt ihm nie furchtbar, ſondern ſtimmt ihn luſtig, und dem Dragoner, der das blanke Schwert nicht unnütz in der Luft halten wollte, würde er raſch in die Zügel greifen und ihn lachend bedeuten, er ſtehe hier im Namen des Königs, aber der König habe ein Scepter und keinen Schilleleh, keinen Prügel, geſchweige einen blanken Säbel in der Hand. Auch machten die militäriſchen Machthaber, die nur wie Inſeln mit Kaskett und Bärmütze aus dem Strudel des Volks hervorragten, wenig Miene, mit der lärmenden Menge in unfreundlichen Verkehr zu treten, ſei's, daß ſie richtig bedachten, gegen hundert eiſenbeſchlagene Prügel ſei ein einzelner Degen ein gar zerbrechlich Waffending, ſei's, daß ſie ſich hier ganz gemüthlich unter Brüdern fühlten und unter dem rothen Rocke des Königs von England ein eben ſo irländiſch Herz ſchlug als unter den Lumpen, die vor Gott und Menſchen kaum die Blöße deckten.

Es war heute eine bevorzugte Veranlaſſung, ſo tumultuariſch auf den Beinen zu ſein; aber bei jedem Leichenzuge, der einem bekannten Manne gilt, bei jeder Wahl eines Parlamentsmitgliedes, bei jeder Proceſſion für irgend einen Heiligen tummelt ſich derſelbe Bienenſchwarm durch die Straßen Dublins, lacht daſſelbe Volk mit luſtigen Augen, wenn auch mit hungrigen Backen, dem Himmel ins Angeſicht und tobt und lärmt, aber läßt Gott einen guten Mann ſein, falls er ihm nur ein Paar Tropfen „Bergthau" und naſſen „Seelentroſt" ſpendet.

Heute war die Jury abermals zuſammengetreten; ſie hatte über jenen Jackſon, der verrätheriſcher Verbindungen mit dem Feinde des Vaterlandes angeklagt war, ihren Spruch zu thun. Die Regierung hätte die Sache gern geheim verhandelt, aber Formen und Gang der Gerichtsbarkeit mußten den offenen Augen des Tages blosgelegt werden. Jackſon's Zuſammenhang mit feindlichen Beſtrebungen des Auslandes war erwieſen; man hatte Briefe vom franzöſiſchen

Directorium an die Geſellſchaft der Vereinigten Irländer unter ſeinen Papieren gefunden; Frankreich bot offenbar dem Vereine die Hand zur Hülfe und es ſchien unglaublich, daß ein engliſcher Unterthan, zumal ein Prieſter der herrſchenden Landeskirche, ohne alle dieſſeitige Aufforderung ſich der fremden Regierung als geheimer Botſchafter anbot; ſomit war dem juriſtiſchen Verſtande hier zugleich eine Fundgrube des Calculs eröffnet, um auszumitteln, wie weit in der Geſellſchaft der Vereinigten Irländer ſelbſt der Plan gereift war, ſich dem revolutionären Frankreich in die Arme zu werfen. Daß es Wunſch Vieler war, ſchien glaublich; lief doch die Freiheitsluſt wie ein magnetiſcher Funke durch die ganze, ſympathiſch erfaßte Kette der europäiſchen Völker und durchzuckte die fernſten Endſpitzen des ablaufenden Jahrhunderts. Jedenfalls konnte Jackſon benutzt werden, um jenen Volksverein nach dem Buchſtaben des Geſetzes als ſtaatsgefährlich zu bezeichnen. Jackſon hatte ſich jedoch in ſeinen Ausſagen widerſprochen. Anfangs hielt er es für erſprießlich, jede Frage über eine Zuſage von Seiten des Bundes zu verneinen. Er hatte den Bund für ſo mächtig gehalten, um mit Zuverſicht auf ſeinen Schutz bauen zu können. Seitdem aber der Secretär des Vereins, der eingeſtändig geweſen, mit Jackſon vor deſſen Abreiſe nach Paris eine zufällige Unterredung gehabt zu haben, auf Grund dieſes Verdachtes eingeſteckt und von der Jury wegen Abfaſſung oder Verbreitung einer Schmähſchrift gegen England für ſchuldig befunden war, ſchien Jackſon kleinlaut geworden und geneigt zu ſein, den

Bund preiszugeben, um ſich retten zu können. Er ſollte nun in letzter öffentlicher Sitzung noch einmal Rede ſtehen über ſeine frühern und ſpätern Mittheilungen. Dies war der Stand der Sache. Er für ſeinen Theil war unrettbar verfallen; aber er konnte durch Eingeſtändniß einer Mitſchuld von Seiten der Geſellſchaft der Vereinigten Irländer und ihres Antheils an hochverrätheriſchen Plänen ſeine Strafe mildern.

Die Conſtables an der Pforte von Newgate wieſen jetzt beſtimmter jeden neuen Eindringling zurück, der innere Saal, wo ſich die Richter verſammeln ſollten, ſchien gefüllt: nur dieſe ſelbſt fehlten noch. Endlich arbeitete ſich die inhaltsſchwere Staatscarroſſe mit der großen königlichen Krone auf dem Deckel von der Cabelſtraße langſam durch die Menge, die nur Schritt für Schritt Raum gab. Die großen Glasſcheiben mit der goldnen Blätterverzierung vergönnten den Einblick ins Innere, wo die ſchwarzen Roben mit den weißen Häuptern ſaßen.

Während noch die Dragoner den nächſten Platz vor der Treppe frei machten, ſprang eine Geſtalt behende aus einem Tragſeſſel, der ſo eben Gefahr lief, vom Strudel der Menge erfaßt zu werden. Der Mann ſtieg eilig die Stufen hinan. Oben blieb er ſtehen; ein Diener legte ihm den verſchobenen Mantel zurecht und reichte ihm den zu Boden gefallenen Hut. Die hohe Stutzperrücke, ſeidene Strümpfe mit Schnallenſchuhen und ein Galanteriedegen, deſſen Eleganz auf wenig Brauchbarkeit ſchließen ließ, vollendeten das Standesmäßige des Anzugs. Er ſtand und ſchien noch Jemand zu erwarten, deſſen Carroſſe jetzt über den Platz herüberwankte. Der helle Blick ſeines ſcharfen Auges flog über das lärmende Volk, das ſich um ihn ſchaarte. Es war das feinſte, zugleich auch das edelſte Advocatengeſicht, das Irland jemals aufzuweiſen hatte. Die römiſch gebogene und gleichwohl ſpitz zulaufende Naſe, das ebenfalls wie ein Inſtrument des Forſchens vorgeſtreckte Kinn waren dem Kundigen genügend, um die Functionen des Mannes und ſeine Stellung zur Welt zu errathen. Merkwürdig in dieſem berühmten Antlitz waren die ſcharfen Linien, die an den Mundwinkeln herunterliefen; es waren die Falten, die der Sarkasmus und die Erbitterung ſchlägt. In leidenſchaftlichen Momenten zogen ſich die dünnen, aber ſchön geſchnittenen Lippen faſt hinter dieſe Falten zurück, und die Gewalt der Aufregung verwandelte das ſonſt ruhig lauſchende Angeſicht in ein ſchreckenvolles zermalmendes Feuerwerk, aus dem der Zorn ſeine tödtlichen Raketen wirft. Nach alle dem konnte man die Phyſiognomie des Mannes, zumal wenn man die ſtark hervortretenden Untertheile beachtete, noch eine engliſche nennen, wenn nicht über den hell leuchtenden Augen eine eigenthümliche Schwere in den ſtarken Lidern und den buſchigen Brauen den Irländer verrieth, der den verhaltenen Schmerz über eine ſchnöde Zurückſetzung ſeiner Ehre vergeblich in geſchmeidige Worte des Witzes und Spottes zu kleiden ſucht. Dieſer ſchmerzliche Zug, der wie eine Wolke des Trübſinns über den Augen hing, ſtand in offenbarem Widerſpruch mit dem ſonſtigen

Mienenſpiel des Mannes, in-welchem ſich außerdem nur Scharfſinn, kluge Berechnung und eine unerſchöpfliche Keckheit des erfinderiſchen Verſtandes ausſprach.

„Straf mich Gott, das iſt Henry Grattan!“ flüſterte ein Nebenſtehender und zog mit ehrerbietigem Kopfnicken den Hut. „Henry Grattan, die Blume der Beredſamkeit, die Zunge von Irland!“

„Soll mich der lebendige Tod gleich dreimal holen, und dort iſt Curran!“ ſchrie laut ein Anderer und ſtreckte die Hände nach dem Wagen, der ſich mühſam durch die Menge Raum brach.

„Grattan hoch! — Curran hoch!“ ſcholl es von zwei entgegengeſetzten Seiten aus dem Knäuel des Volks hervor; ein neues Gewühl griff hundertarmig unter den Haufen um ſich. Ein Theil drängte nach den Stufen der Treppe zu, während ein anderer Strom ſich von neuem dem Wagen der Juſtiz entgegen wälzte. Dieſer hielt endlich vor dem Portal; die königlichen Richter ſtiegen aus und ſchleiften ihre Talare die Stiegen hinan. Man ließ ſie ſtill paſſiren. Wie aber eine kleine ſeltſame Geſtalt noch wie eine Nachgeburt ſich aus dem weiten Kutſchenkaſten hervorſchob, erwachte von neuem ein freudiges Getümmel.

„Platz für Curran, für John Philpot Curran!“ ſchrien die Nächſten, die vor dem Wagentritt Spalier machten. Der Kleine mit dem gnomenhaften Geſicht war wirklich der berühmte Curran. Seinen Händen wurde ſpäter das Archiv des Landes anvertraut; ſomit gehörte er damals noch nicht zur königlichen Beamtenſchaft, er erſchien heute auch nicht als Anwalt, nur als Zuſchauer, um der Sitzung der Jury beizuwohnen. Der ſeltſame Mann hatte Beruf zum Archivar von Irland, er war ſelbſt in ſeiner ganzen Perſönlichkeit ein Archiv von nationaler Häßlichkeit. In den Falten und Poren dieſes negerartig gepreßten Kopfes waren faſt alle Mißgeſchicke Irlands wie Documente niedergelegt. Seine faſt affenartige Entſtellung war polizeiwidrig zu nennen, aber die unverſiegbare Quelle von Humor und Laune machte ihn ſogar zu einem Liebling der Frauen. Dieſen breiten ſchrägen Spalt in ſeinem Geſicht, den man Mund zu nennen genöthigt war, hatte der Witz geformt, in dieſen ſpitz geſchwungenen Augenbrauen, in dem zottigen Haar, das wie vom Wirbelwind getrieben in die Höhe ſtarrte, ſaßen die Kobolde der Schadenfreude, die er ſo oft gegen die Feinde des Volkes ſchleuderte; auf dem Pergament dieſer verzehrten und vergilbten Wangen ſtand leibhaftig das Unglück Irlands in lesbarer Schrift; mit dieſen breitgezogenen Ohren, die wie Rauchfänge am Dache ſeines Kopfes ſtarrten, fing er allen brennenden Schimpf, alle kniſternden Schmerzen und die Schmach ſeines Landes auf. Und glich ſein ganzes Antlitz einem Bergwerk des Zorns, ſo verſöhnte doch wieder das gutmüthig ſtille Auge, das ſo kindlich ſanft mitten in dieſem Labyrinthe hing, als wär' es dazu da in der Welt, um Himmel und Erde zu bitten, mit einander gut Freund zu ſein. Darum ſah auch das Volk über alles Andere an ihm hinweg und nannte den ganzen Mann nur das getreue Auge von

Irland. Er hatte erſt neulich, wenn gleich vergeblich, für Archibald Hamilton Rowan und zu Gunſten der Vereinigten Irländer geſprochen.

Wie der kleine Curran jetzt freundlich lächelnd und den Zuruf der Menge mit einem Handgruß erwiedernd die Stufen hinanſtieg, trat ihm jener Feingepuderte, Hut und Degen unterm Arm, vertraulich entgegen. Beide Männer ſchüttelten ſich die Hand mit jener Herzlichkeit, die alten, langgedienten Waffenbrüdern eigen iſt.

„Grattan und Curran hoch!“ ertönte von neuem der Ruf, der ſich lawinenhaft anſchwellend über den Platz fortwälzte. Beide Männer ſtanden Arm in Arm dem Volke zugekehrt und ſchwenkten zum Gegengruß die Hand.

„Grattan ſoll reden!“ ſchrien ein Paar kecke Burſche. „Curran auch!“ donnerte es von der andern Seite. „Seſſel her, rückt die Wagen an einander und hebt ſie Beide hinauf, es ſind die Perlen von Irland!“ So war ſchnell der allgemeine Wunſch, der ſich laut machte. Eine Schaar derber Geſellen, mit rothen Fäuſten und mit lachenden Geſichtern voll Heiterkeit und Kraft, hatte ſich durch das Gewühl Bahn gebrochen und ſtreckte bereits die Arme aus nach den beiden Kleinodien des Vaterlandes. „Hebt ſie auf Eure Schultern!“ herrſchte die Menge ihnen zu und Beide ſahen ſich Augenblicks den Liebkoſungen der öffentlichen Meinung preisgegeben, ſaßen im Nu auf einem Paar breiten Schultern und ritten förmlich auf dem Nacken des Volks. Der Wagen der Juſtiz, der ſich der königlichen Richter entledigt, hielt noch auf dem

Platze, und unter lautem Jubel ſaß Curran plötzlich oben auf dem Kutſchenkaſten, den man ihm als Rednerbühne anwies. Grattan war mit dem Strome eines andern Haufens, der ſich ſeiner Perſon bemächtigt, zur Seite gedrängt. Es war auf dem Deckel des Wagens nur für Einen Raum und man ſuchte nach einem eben ſo erhabenen Gegenſtande, um den zweiten Schmuck des Vaterlandes, die Blüthe des ſmaragdgrünen Eilandes, darauf zu poſtiren. Nicht weit von der Treppe ſtand eine abgebrochene Säule dicht an der Wand. „Hierher, hierher!“ ſchrieen die Buben, und Henry Grattan mit dem eleganten Koſtüm ward mühſam hinaufgequetſcht. Seine Poſition war bedenklich, auch in moraliſcher Hinſicht. Wie er ſich von dem betäubenden Rauſch der Volksliebe erholte und in die Höhe zurückblickte, um die Mauer zu betaſten, an die er ſich lehnen mußte, fühlte er ſich an einen Ort des Schreckens verſetzt. Dicht über ſeinem feingepuderten Kopfe ſaß das Halseiſen für Verbrecher in der Wand; an den Pranger alſo hatte ihn die Liebe des Volks ohne Wiſſen und Willen erhoben. Sein Unwille entlud ſich aber plötzlich in einem ſchallenden Gelächter, als er ſeinen Freund in einer eben ſo peinlichen Stellung ſich gegenüber erblickte. Curran erhielt ſich nur mit genauer Noth auf ſeinem hohen Poſten, auf dem Deck der Kutſche. Die Roſſe wurden unruhig, und zogen hin und zurück; der kleine Mann mußte ſich an die goldne Krone klammern, die oben als Verzierung des Wagens prangte. Doch auch die Krone bot wenig Garantie, die Pferde bäumten ſich und nach einem derben Ruck brach der goldne Reif unter ſeinen Händen.

Endlich waren die Thiere beruhigt und Grattan's hell tönende Stimme durchbrach den tobenden Lärm. „Meine Bruderliebe kann Euch, ſehr ehrenwerther Mann, nicht zu Hülfe kommen,“ ſagte er mit lautem Lachen, „ſeht her, an welchem Platz ich bin, ſeht her, wie mich die Liebe des Volkes von Dublin erhöhte!“ Er wies mit der Miene des Schauders auf das Halseiſen, das über ſeinem Nacken hing. Eine peinliche Stille befiel die Verſammlung; man ſchämte ſich über den Verſtoß, der unwiſſend verſchuldet war.

„Ich grüße Euch recht ſchön, Herr Bruder,“ rief Curran ſchelmiſch herüber, und ſalutirte mit dem goldnen Arm der zerbrochenen Krone, den er in der Hand hielt, „ich wünſche nur, daß das gute Zutrauen, das die Bürger uns ſchenken, nicht allzu weit gehe, daß die Liebe, die das Volk von Dublin uns widmet, nicht allzu lebensgefährlich werde.“

„Wenn ſie uns nöthigt, Kronen zu zerbrechen, wie Figura zeigt, ſo ſteht's glänzend mit der Liebe unſres Volkes!“ ſagte Grattan und rieb ſpottend die Hände in einander. Aus ſeinen Augen blitzte der verſteckte Dämon, der es nur ſelten wagte, ganz und voll, mit ungeſchminkter Miene hervorzutreten, ein Dämon, der ſich meiſtens mit ſeinem Puder die Stirn beſtäubte, um die Schrift, die dort ſtand, weniger lesbar zu machen, ein Dämon, der immer Glacéhandſchuhe trug, um die Declamation zu glätten und die Hand zu verhindern, ſich zur Fauſt zuſammenzuballen. Grattan ſah in dem Augenblicke aus wie Einer, in dem ſich der Mephiſtopheles nur mühſam bändigt, während dieſer ſogenannte Böſe doch ſchon mit allen ſeinen rothen Flammen ſichtlich zum Dach hinausſchlägt.

Curran blickte wahrhaft gutmüthig drein und ſteckte den abgebrochenen Arm der hölzernen Königskrone aus Verlegenheit in die Taſche. Er war der Mann, der aus Menſchenliebe gern leimte; vielleicht ging er mit dem Plane um, den goldnen Reif der Majeſtät einem geſchickten Tiſchler zu überbringen und die Krone im Stillen flicken zu laſſen.

„Freunde!“ rief Grattan, „Ihr ſeht, welchen Unfug Ihr anſtiftet, mäßigt Euern Eifer und ſpart ihn auf bis zur nächſten Parlamentswahl!“

Ein donnernder Beifall dröhnte aus tauſend Kehlen und die alten Mauern von Newgate warfen den Wiederhall weit hinüber bis in die fernſten Schlupfwinkel. Inzwiſchen wurden die beiden Patrioten aus ihrer verfänglichen Lage befreit; man hob ſie herunter und trug ſie unter lautem Jubelruf die Treppe hinauf bis in den Eingang zur Pforte, wo die Conſtables dem weitern Andrang ſteuerten und das Volk von den Rednern trennten. Beide traten Arm in Arm in den innern Raum; die Pforte ſchloß ſich, denn das Haus faßte niemand mehr, alle Zuſchauerräume im Gerichtsſaale waren bis zum Erdrücken überfüllt, und die ausgeſchloſſene Menge wogte murrend hin und her.

IV.

Der Ruf ſchallender Stimmen, der von außen an den Mauern bis zu ſeinem Gitterloch in die Höhe drang, weckte den Schläfer Archibald Rowan. Wie er ſein Auge aufſchlug, gähnte ihm die enge Höhle, in die er gebannt war, widerlich entgegen. Er ſprang auf und mit dem Schütteln der ſchwarzen Locken warf er die Heiterkeit von ſich, die ihm ein ſüßer Traum beſchieden; der alte Zorn, mit dem er ſchlafen gegangen, trat wieder auf ſein dunkles, wildes Angeſicht. Er ſtreckte, ſich dehnend, die Arme aus und ſeine nervigen Fäuſte ſpannten ſich um den Balken, der von der Decke herabhing. „Hätt' ich alle Philiſter Altenglands hier über meinem Haupte,“ ſagte er mit funkelndem Auge, „ich rüttelte an dem Holz, bis das Dach mit mir zuſammenbräche und wir uns alle mit einander begrüben!“

Der Balken ſpottete ſeiner Ohnmacht; er ließ ihn fahren, ergriff Stuhl und Tiſch und warf beides zornig zur Seite. „Ich brauche Morgenpromenade!“ ſchrie er, ſchlug die Hände über die Bruſt und ſtürmte mit Rieſenſchritten vor, als wollt' er mit der Stirn die Mauer durchbrechen. Der Raum ſtand in ſchnödem Widerſpruch mit ſeiner Bewegungsluſt, und Archibalds Fuß ſtampfte dröhnend gegen die Wand. Er drehte ſich um und maß mit ſpöttiſchem Lachen den Kreis der Rennbahn, der ihm hier gezogen war. „Mit drei Schritten meſſ' ich dein Grab, o du, der du ehe ſo groß warſt!" rief er ſich mit dem Oſſianiſchen Wehelaut zu und ſank weinend auf ſein Lager. — „Sie war ſo lieb und traut dieſe Nacht," flüſterte er leiſe vor ſich hin, „in dem weißen Gewande, das ſie trug, hab' ich ſie zum erſten Mal umarmt, dieſe grünen Schleifen mit der Shamrocksblüthe ſteckte ſie mir zu Liebe ins Haar, wenn es galt, einen Feſttag mit einer Feſtnacht zu beſchließen. Sie küßte mich ſo heftig, daß ich erſchrak und erwachte. Ach, es war nur ein Traum!"

Ein Strom von Thränen brach von neuem aus ſeinen Augen; er war weich wie ein Kind, wo er Liebe fühlte. Eine drängende Sehnſucht überfiel ihn, ſein Weib und die Kinder zu ſehen. Sie hatte auf dem Landſitze eines Oheims Zuflucht gefunden; ſie hatte ihm getreulich von ſich und den Kleinen geſchrieben, aber was ſind Worte, ſchwarz auf weiß, für einen heißblütig fühlenden Menſchen! Plötzlich ſprang er auf und griff an ſeine Stirn. Heute war ſein Hochzeitstag, es ward wieder jährig, daß er zum erſten Mal ihre Seele geküßt, ihr Lebensblut getrunken. Die Wonne der Erinnerung überkam ihn wie ein ſchmerzliches Heimweh. Er ſchritt im engen Gemache auf und ab und blieb dann ſinnend ſtehen. „Wenn ſie Menſchen wären und Mitleid hätten mit einem liebebedürftigen Menſchenherzen! Ich will um dieſe Nacht betteln wie um ein Almoſen, das mein Daſein friſtet, wie um einen Tropfen Oel für meine erlöſchende Lebenslampe. Gebt mir dieſe Nacht frei, meine Brautnacht, meine Hochzeitsfeier, und ich ſchenke euch dafür ein Jahr meines Lebens, will ein volles Jahr länger hier ſitzen als ich ſchuldig bin und nöthig habe; laßt mich dieſe eine Nacht nur frei, um mein Weib zu beſuchen, eine Nacht für ein ganzes, langes Jahr!"

Er ſetzte ſich nieder und ſchrieb in raſchen Zeilen an den Oberaufſeher und Commandanten des Gefängniſſes das Geſuch mit dieſem Anerbieten, und mit der Zuſicherung ſeines Ehrenwortes, daß er ſich am andern Morgen wieder ſtellen werde. Es war der kindiſche Vorſchlag eines von Liebe heiß gequälten Herzens.

Kaum war der Brief fertig, ſo drehte ſich der Schlüſſel in der Thür des Gemachs; die Angel knarrte und Archibalds Wächter trat ein. Es war ein Rieſe von Figur, der Seinesgleichen in allen drei Schweſterkönigreichen ſuchte. Einen ſolchen dem Gefangenen beizugeſellen, ſchien der hohen Staatsweisheit von beſonderem Gewicht, nachdem ſie die traurige Erfahrung gemacht, daß Sir Archibald zwei minder kräftige Schergen bereits in kurzer Zeit aus dem Sattel gehoben, dienſtunfähig gemacht und aufgebraucht hatte. Der gefangene Löwe mit ſeinen herkuliſchen Gliedern conſumirte viel und machte das Wartegeld theuer.

Der Wächter, der in der Thür ſtand, war ein breitſchultriger Irländer, mit Fäuſten, denen der Calcul der Diplomaten ſich entſchieden anvertrauen konnte. „Ich hörte Ew. Gnaden rumoren mit Tiſch und Stuhl!“ ſagte der rothköpfige Menſch „och, och! Ihr ſeid ein Boxer, daß Gott der Herr ſein' Freud' an Euch hätt'! Aber Ihr macht einen Lärm, daß Alles im Hauſe zuſammenläuft!“

„Sei ruhig,“ entgegnete Archibald; „will ſtill und fromm ſein wie ein Kind.“

„Sollt' Euch auch übel bekommen, mit mir anzubinden, beim lebendigen Tod!“ erwiederte der Rothe mit ebenſo viel Stolz als Lüſternheit zum Handgemenge, „ich möcht' Euch höchſt anſtändig die Kinnlade ſpalten, daß es 'ne Luſt wär'. Fangt mit mir nicht an, oder ich ſchlag' Euch zwölf Klafter tief zur Dachluke 'naus. Beim Chriſtkind auf dem ewigen Himmelsthron! wenn's einmal blauer Montag iſt im großen Styl, ſo woll'n wir's, bei Gott's Herrlichkeit! verſuchen und woll'n zuſehn, wer mehr Haare läßt.“

Er knäulte die Hände um einander und legte aus. „Doch nei', nei'!“ unterbrach er ſich, „hab' Ew. Gnaden Beſuch zu melden, Sir Robert Stewart, der ſeine Aufwartung machen will und wohl in Königs Namen kommt.“

„Mir gleich, laß ihn vor,“ ſagte Archibald, „geh und nimm den Brief mit an den Gouverneur des Hauſes. Es eilt, ich bitte dringend, augenblicklich um Antwort!“

Wie der rieſige Trabant von Newgate ſich mit dem Brief zurückzog, ordnete Rowan ſeinen Anzug, ſteckte die Buſennadel, den Siegelring an, und knüpfte die ſchwere Kette, die auf dem Tiſch lag, um den Hals.

Der Angemeldete ſtand auf der Schwelle. Man begrüßte ſich kurz und vornehm, wie Cavaliere, die nicht den Menſchen, nur den Stand gegenſeitig zu achten gewohnt ſind. Der Eingetretene war Henry Robert Stewart, der älteſte Sohn des irländiſchen Grafen von Londonderry. Die Welt kennt ihn ſpäter mehr als Lord Caſtlereagh. Er war ſeinen Jahren nach damals noch nicht aus dem Zeitraum der erſten Blüthe. Er ging von fern den Dreißigen entgegen, galt in den Salons von Dublin für den ſchönſten Mann ſeines Jahrhunderts, für eine Zierde ſeines Geſchlechts, für den auserwählten Liebling der Damen, und trug das Bewußtſein ſeiner Siege ruhig und ſicher auf der ſchönen, weißen Stirn, deren ſich Apollo nicht zu ſchämen hätte. Vor der marmorblaſſen Schönheit dieſes Antlitzes hatte ſchon manches Frauenherz gezittert und der Blick dieſes kalten Anatomen hatte an den Zuckungen der weiblichen Nerven lehrreiche Beobachtungen gemacht, um zu wiſſen, wie weit das Maß menſchlicher Leidenſchaft reicht. Die Völker haben ſpäter ſein Andenken verwünſcht und ihn den großen Schlächter geſcholten, der endlich eigenhändig ſich ſelbſt getroffen; er endete freiwillig. In der Geſellſchaftswelt von damals, vor ſeiner glänzenden öffentlichen Laufbahn, nannte man ihn den Narciß von Dublin. Nur war Dublin und ganz Irland, obwohl es ihm das Daſein gab, an ſeiner innern Beſchaffenheit unſchuldig.

Auch äußerlich ſchien kein Zoll an ihm irländiſch. Die weiße, alabaſterne Glätte, die kein Lächeln und keine Liebeshuld, kein Gebet und keine Seelenangſt, kein Engel und kein Gott aus ihrem ruhigen Ebenmaß rückte, dieſe ſchöngeſchnittenen Lippen, die über alle Waffen des Spottes verfügten, ſie aber nur ſelten benutzten, dieſes forſchende Auge, in welchem der Trübſinn nur aus dem Verborgenen lugte, weil der Glanz ewig friſcher Siege ihn in ſeiner Höhle gebannt hielt, — Alles in der Bewegung, in der Haltung und im Muskelſpiel dieſes „ſchönen Henkers“, in deſſen Dienſt die Grazien ſtanden, konnte weit eher für engliſch als für irländiſch gelten, und wie die beiden Cavaliere ſich die übliche Begrüßung gegenſeitig zukommen ließen, hätte man nicht leicht zwei verſchiednere Naturen und Geſtalten in ſo engen Raum ſich nahe bringen können.

„Ich bin erſtaunt, Sir, Sie in ſolcher Behauſung zu finden,“ ſagte Caſtlereagh mit ſichtlicher, obwohl auch zugleich abſichtlicher Verlegenheit; denn wo Caſtlereagh ſtaunte, war er nur auf den Eindruck und die Wirkung ſeines Staunens bedacht, und wo er ſich überraſcht fühlte, da behauptete er am ſicherſten das Ebenmaß jener Gleichgültigkeit, die um Alles weiß, aber ſich für nichts entſcheidet.

„In der That, es thut mir leid, Euch nicht beſſer aufnehmen zu können,“ ſagte Archibald mit einem ſpöttiſchen Lächeln, das die luſtige Gutmüthigkeit ſeiner Natur auf einen Augenblick kreuzte. „Nehmt mich für einen Banquerotteur, der durch Wind und Wetter, nach der Laune des

Schickſals, ſeine Galeonen verlor. Trägt er ſein Unglück ohne Verſchulden, ohne ſeine Ehre eingebüßt zu haben, ſo behält er Credit und läßt bei nächſtem Sonnenſchein wieder in See laufen."

„Ich glaubte Euch unten zu finden," ſagte Caſtlereagh, „in dem Flügel rechts, wo man Männer unſeres Standes —"

„Ihr ſcheint bekannt mit der Oertlichkeit des Hauſes?"

„Zufällig nicht aus eigner Erfahrung." —

Sie nahmen Beide Platz, da ſich in der Ecke für den Beſuch noch ein ärmlicher Seſſel fand.

„Zufällig?" nahm Rowan das Wort auf, „nun ſeht, Mylord, vielleicht iſt Alles nur Spiel des Zufalls in der Welt, ein ironiſches Geſchick, das unſere Pläne ſeltſam nach Luſt und Laune zuſammenwürfelt. Es iſt vielleicht nur zufällig, daß ich der Gefangene bin in Newgate, nicht Ihr; zufällig, daß ich nicht Euch, daß Ihr mich beehrt; zufällig ſeid Ihr nicht der Verräther am Vaterlande, zufällig hat die Jury mich für ſchuldig erklärt —"

„Euer Humor erſchöpft ſich, das Menſchenleben als Hazardſpiel zu nehmen," unterbrach ihn Caſtlereagh mit anſcheinendem Lächeln, doch mit verhaltenem Groll. „Es ſcheint denn doch mehr als Zufall, daß Ihr, als Secretär eines weitverzweigten geheimen Bundes, eine Schmähſchrift ſo eifrig verbreitetet, als wenn Ihr deren Inhalt theiltet, ich will nicht ſagen: verfaßtet. Oder Ihr müßtet denn ſagen wollen, daß eine Jury auch mitunter nach Zufall und Schein urtheilt!"

„Niemals, wenn die Jury das Gewiſſen der Nation iſt!“ ſagte Archibald mit Wärme, „aber man hat Fälle, wo ſie von Creaturen zuſammengeſetzt wird, die allerdings nach dem Scheine ſprechen, nach dem Scheine des Goldes, nach dem Scheine einer Sonne, die nur ein Transparent iſt, den Pitts geſchäftige Diener illuminiren.“

„Die Zumuthung iſt etwas ſtark,“ ſagte Caſtlereagh.

„Brechen wir davon ab, wenn ſie Euch etwa zu ſtark beläſtigt.“

„Mich beläſtigt? Ich könnte faſt glauben, Sir, Ihr wolltet beleidigen.“

„Wollen?“ ſagte Rowan, „es lag außer meinem Wollen; war es dennoch eine Beleidigung, ſo lag ſie in der Sache.“

„Ich habe Grund, Rückſicht zu nehmen,“ erwiederte Caſtlereagh, mit einer Geringſchätzung, die einem Gefangenen gegenüber nicht edel ſchien.

Archibald ſprang auf. „Rückſicht auf meine Lage?“ rief er. „Ich entbinde Euch jeder Rückſicht für mich, Mylord, mein erſter Gang, wenn ich dieſen Ort verlaſſe, iſt ein Gang mit Euch. Oder Ihr müßtet denn Rückſichten kennen, die mehr Euch ſelbſt als mir gelten?“

Auch Caſtlereagh hatte ſich erhoben. Der ruhige, aber düſtere Schimmer, der jetzt aus ſeinem Auge brach, ſchien ſich an der Flamme anzufachen, die Rowans Züge durchzuckte. Schweigend maßen ſich die Gegner Aug' in Auge, jeder Blick war Schwertſtreich genug, um den Andern zu durchbohren.

„Wir wiſſen jetzt, wie wir mit einander ſtehen,“ unterbrach Caſtlereagh die ſchwüble Stille, — „ſprechen wir von Staatsgeſchäften, wie Hamlet ſagt.“ Es war ihm nur um eine ſcherzhafte Wendung, um einen geſchickten Abſchluß für die mißgeleitete perſönliche Berührung zu thun.

„Ganz recht, von Staatsgeſchäften!“ brach Archibald hervor, und warf ſich wohlgemuth in den Seſſel zurück, deſſen mürbe Lehne faſt unter ſeinem Rücken zuſammenbrach. „Von Staatsgeſchäften! Scheint es doch, als verdank' ich mehr einem Beamten der Krone als einem Cavalier dieſen Beſuch? Ich bin erſt ſeit kurzem hier Einſiedler und doch kenn' ich nicht mehr den Stand der Dinge draußen. Kommt zur Sache, wenn's beliebt. Was will die hohe Staatsregierung von mir?“

Es war allerdings ſchon das Gerücht verbreitet, Robert Stewart ſei zum Staatsſecretär von Irland ernannt.

„Auf eine Frage, die keine Berechtigung in ſich ſelbſt hat,“ ſagte Caſtlereagh mit dem ganzen Gewicht ſeiner gehaltenen Grandezza, „finde ich auch keine Nöthigung zur Antwort. Ich bin in dieſem Augenblick ſo wenig im Dienſte des Staates, als ich in anderem Auftrag denn in eignem vor Euch erſcheinen wollte. Mein Zutritt zum Lord Statthalter iſt bis jetzt nur ein perſönliches, kein amtliches Verhalten und könnte beiläufig nur ſo weit reichen, um ihm anzudeuten, daß hier in Newgate ein Cavalier nicht auf angemeſſenem Fuße lebt.“

„Möchtet Ihr doch, Mylord,“ ſagte Archibald ehrlich und warm bewegt, „den Antheil einem Würdigeren ſchenken. Und der Würdigere iſt immer das Vaterland. Warum habt Ihr früher Irland geliebt? Was hat unſer Land verbrochen, daß Ihr ſeinen Intereſſen Euer Wort entzogt? Es iſt noch nicht gar lange her, als im Parlament die Frage vorlag, ob Irland frei nach Oſtindien ſeine Producte ausführen dürfe, oder ob es immerfort als Stiefkind Englands nur unter deſſen ſcheelſüchtiger Vormundſchaft leben und athmen ſolle. Damals ſpracht Ihr für des Volkes Sache. Was iſt ſeitdem geſchehen, daß Ihr ſie aufgebt?"

Ueber Caſtlereaghs Mienen ſchlich ein Gemiſch von Bedauern und Geringſchätzung; ſein Blick maß die dürftige Höhe und Breite des Gemachs. „Es iſt", ſagte er achſelzuckend, „wohl hier nicht der Ort, um über politiſche Grundſätze zu ſtreiten. Es war auch nur zum Scherz, daß ich Hamlets Spruch: Reden wir von Staatsgeſchäften! anführte. Ich kam zu Euch, wie ich ſagte, aus perſönlicher Anregung, aus Mitgefühl" —

„Ich bitte, ſeid mit Eurem Mitleid nicht ſo verſchwenderiſch," unterbrach ihn Archibald, „wer weiß, wie bald Ihr es für Euch ſelber nöthig habt!"

Caſtlereagh blickte auf, zog aber bald wieder ſein Auge hinter die zuſammengekniffenen Wimpern zurück. „Aus perſönlicher Anregung kam ich zu Euch", wiederholte er feſt, ernſt und ruhig, „in der Abſicht, Euch zu warnen, daß Ihr Euch nicht allzuſehr einer Sorgloſigkeit überlaſſen möchtet, die nicht mehr an der Zeit iſt. Der Staat iſt in Gefahr, Europa's Geſchick ſteht in Frage, das Wohl und Weh der ganzen Menſchheit auf der Spitze der Entſcheidung. Da iſt es nicht mehr gerathen, harmlos wie ein Kind mit gefährlichen Gedanken zu tändeln."

Archibald fuhr auf; Caſtlereagh ſchnitt ihm das Wort ab: „Als ächter Sohn unſeres Landes, Sir Archibald Rowan, ſeid Ihr ein Kind, — verzeiht! — ein politiſches Kind. Die Zeit aber iſt ſehr ernſt, ſie kann düſter werden. Dann regiert der Argwohn die Welt, und ein fahrlos hingeworfenes Wort war oft ſchon genug, um in der Hand der Mächtigen zu einem Fallſtrick für den ſogenannten Unſchuldigen zu werden; ſeine Schuld und Unſchuld lag eben in der Harmloſigkeit ſeiner gutmüthigen Natur."

Rowan trat entrüſtet, mit glühendem Geſicht auf den Sprechenden ein. Er kreuzte die Arme und ſagte ſpottend: „Wie gütig Ihr ſeid, Sir Henry Robert, wie herablaſſend und menſchenfreundlich Ihr mich ſchulmeiſtern wollt! Und doch ſeid Ihr zugleich wohl Diplomat genug! Vertrauen ſoll Vertrauen erwecken, nicht? Ihr macht den Warner und wäret vielleicht noch lieber der Beichtvater, der in Kerkern Geſtändniſſe ſammelt?"

Caſtlereagh ſtand auf, trat einen Schritt zurück und machte eine Bewegung, als wollte er zum Degen greifen. Doch ließ er die Hand ſchnell wieder fallen, als wollt' er ſagen, auch das ſei hier nicht am Orte.

„Aufrichtig, Sir Henry Robert," fuhr Rowan ſpöttiſch fort, „die hohen Herren, die die Welt, wenigſtens den Staat regieren, wüßten gern, wie weit der Bund der Vereinigten Irländer ſich mit Frankreich einließ?!"

Caſtlereaghs Antlitz röthete ſich vor Zorn. „Ihr häuft Beleidigung auf Beleidigung," ſagte er, gewaltſam ſeine Bewegung unterdrückend, „wir haben nichts mehr mit einander zu ſchaffen, Sir." Er ſchob den Stuhl bei Seite und trat zur Thür.

„Man ſchickte Spione in mein Haus" — rief ihm Archibald zu.

„Warum nicht auch in Euer Gefängniß, wie?" fragte Caſtlereagh lachend. „Sir Archibald Rowan, wir ſind mit einander fertig."

„Fertig?" wiederholte Rowan, „bis auf den Punkt, wo wir uns treffen werden!"

„In der That?" fragte Sir Henry, „im Ernſt?" In ſeinem Angeſicht ſtand ein Gemiſch von Spott und Humor.

„Ihr wollt ſagen," entgegnete Rowan, „hier ſei auch nicht der Ort, zum Degen zu greifen."

„Eher zum Boxen," ſagte Caſtlereagh mit verächtlichem Hohn, dem Gegner dicht unter die Augen tretend und ſein Antlitz muſternd. Das grüne Tuch, das ſeine Wunde auf der Stirn verdeckt hatte, lag ganz loſe um ſeinen Hals; die blutige Narbe leuchtete aus dem dunklen Geſicht des Mileſiers wie ein rother Mond.

„Ihr werdet mir noch heute mit Waffen ſtehen!" ſagte Archibald mit ſchäumender Wuth.

Sir Henry ſah ihn fragend an. „Noch dieſe Nacht", fuhr Jener fort, „ich hab' ein Geſuch eingereicht, mich auf mein Ehrenwort zu entlaſſen, und ich hoffe, eine Stunde für Euch frei zu haben. Ich dachte ſie freilich beſſer anwenden zu können; allein ein Gang mit Euch ins Freie wird mir jederzeit ein Genuß ſein.“

Die Gegner wurden einig über Waffen, Ort und Zeit. „Dann bitt' ich,“ ſagte Caſtlereagh, „ſparen wir uns bis dahin auf und ſchonen uns, wie Gladiatoren des alten Roms, damit wir einander ehrenhaft Stand halten. Ihr, Sir Archibald, wählt Euch mitunter Gegner, die Euch nicht ebenbürtig ſind, wenn auch nicht zu gering für die Kraft Eurer Fauſt!“

Er hatte inzwiſchen durch wiederholtes Klopfen an der Thür dem wachhabenden Dragoner ein Zeichen gegeben, dieſe zu öffnen. Der Riegel klirrte jetzt und Caſtlereagh verließ das Gemach. „Alſo frei dieſe Nacht?“ fragte er noch einmal, in der offenen Thür ſich umwendend.

„Es lebe die Freiheit, Sir Henry!“ entgegnete Archibald, „ein Jahr meines Lebens für eine freie Nacht! Legt unten beim Gouverneur ein gut Wort für mich ein; Ihr wißt hier Beſcheid im Hauſe, ſcheint den Brauch zu kennen, wie ſich Gefängniſſe öffnen und ſchließen, habt vielleicht Talent zum Kerkermeiſter für ganze Staaten und Völker!“

Die Thür war hinter dem Scheidenden ins Schloß gedrückt, Archibalds bittere Worte, die er ihm nachrief, tönten hohl und dumpf im engen Gemach, in deſſen ſchwühler Stille er ſich wieder allein befand. „Er weiß hier ſehr Beſcheid im Hauſe!" wiederholte er keuchend, „kennt die Zeichen, auf die ſich dieſe Thür öffnet und ſchließt. — Und vielleicht that ich ihm doch Unrecht, er kam wohl nicht als Spion!"

Die Gutmüthigkeit ſeines Herzens ſiegte gemach über die Aufwallungen ſeines Blutes; er hätte jetzt ſeinem Gegner nacheilen, ihm um den Hals fallen und ihn bitten können, ihm zu verzeihen, daß er ihn für einen Verräther gehalten. Caſtlereagh war das nicht. Er war gekommen, zu warnen, zu rathen; hatte doch früher manch ritterliches Spiel ihn mit dem Gefangnen zuſammengeführt, bevor deſſen Theilnahme am Bund der Vereinigten Irländer ſie trennte. Sie hatten zuſammen Pferde getummelt und getauſcht, auch die Degen zum Spiel und zur Uebung gegen einander geführt. Aus dem Spiel ſollte nun Ernſt werden nach Beider Begehr; es kam freilich anders, als ſie dachten und bezweckten.

Archibald hatte ſich vor Unmuth und über ſich ſelbſt unwillig aufs Lager geworfen und machte ſich Vorwürfe, daß er die Nacht, die er ſich in Sehnſucht zu Frau und Kindern erbeten, einem Gegner und einem Handel widmen müſſe, deſſen Ausgang möglicherweiſe für ihn ungünſtig ſein konnte. „Wenn ich auf dem Platze bleibe, kann ich nicht einmal Wort halten und mich wieder hier einſtellen!" ſagte er betrübt für ſich hin. Er war im Punkte der Ehre ſo kitzlig, daß ſein Gefühl faſt die Grenze der Tollheit berührte. Schwerlich konnte ihm doch jemand, und wenn man auch Haare ſpalten wollte, den Vorwurf machen, er habe ſich abſichtlich im Zweikampf tödten laſſen, um ſein Wort nicht zu halten und um nicht länger gefangen zu ſitzen. Kerkerhaft war ihm freilich ſchmählicher und ſtrafender wie jeder Tod.

Er ſchloß die Augen, und auf ſeinem ſtill gewordenen Antlitz ſchwebte lächelnd von neuem der Gedanke, ſein Weib dieſe Nacht in ſeine Arme zu ſchließen. Wie er die Augen aufſchlug, ſtand der breitköpfige, rothhaarige Goliath mit dem raſſelnden Schlüſſelbund vor ihm. „So'n ſchöner Herr, ſo ſchöne lebendige Gliedmaßen!“ ſchmunzelte O'Dowdell, „wär' für 'nen Todtboxer ein geſunden Freſſen.“

„Was iſt Euch?“ herrſchte ihm Rowan entgegen.

O'Dowdell ſchritt im Zimmer umher, ſchnalzte mit der Zunge und wirbelte die Fäuſte wie zum Angriff um einander. Von Zeit zu Zeit ſtieß er einen wiehernden Laut von ſich und ſchoß mit dem rechten Arm durch die Luft; in ſeinen Gebährden drückte ſich faſt wollüſtige Kampfluſt aus. Archibald mußte laut lachen, wie die fabelhafte Geſtalt des alten Athleten ſo luſtig im engen Zimmer manövrirte.

„Habt Ihr ihn geworfen, Ew. Gnaden? Habt Ihr mit Sir Henry geboxt?“ fragte dieſer lachend.

„Ich mit dem feinen Staatsmann boxen?“ entgegnete Rowan. „Mit Cavalieren greift man zum Degen oder zur Piſtole.“

„Sir Henry war beim Gouverneur, als Der mich zu ſich beſchied,“ ſagte O'Dowdell. „Er ſah aus wie Einer, den Ew. Gnaden niedergeboxt, ſo blaß war ſein Angeſicht.“

„Ich hoff' ihn heute Nacht zu treffen, wenn ich frei bin,“ ſagte Archibald. „Iſt mein Geſuch genehmigt?“

„Euer Geſuch, ja ſo!“ Der Kerkermeiſter beſann ſich und zog einen Zettel aus der Taſche. Archibald nahm und las: „Das Geſuch kann nicht genehmigt werden.“

Rowan zerdrückte das Papier in der Fauſt; die Zornader auf ſeiner Stirn ſchwoll von neuem. „Mein Ehrenwort mißachtet, beargwöhnt?“ rief er, „und Sir Henry ſagte nicht gut für mich, damit ich dieſe Nacht ihm ſtehen kann, die Hände für ihn frei habe? Ihr ſeid Alle Schufte oder Narren!“ Er warf das zuſammengeknüllte Papier dem rothköpfigen Rieſen ins Geſicht, daß dieſer das Schlüſſelbund fallen ließ und mit beiden Händen nach ſeiner Naſe griff.

„Herr!“ ſchrie O'Dowdell mit Entrüſtung, „mit mir fangt nicht an, oder ich ſchlag' Euch die braune Leber ins Angeſicht, geb' Euch einen Stoß von unten auf, daß Euch die Seele ſtracks zum Schornſtein hinausfährt, ich, ja ich! Soll mir gleich das ewige Fegfeuer wie ein großer Feuerlärm in allen meinen Gedärmen toben, ich hab' den großen Schlagetodt in Irland, den als Todtboxer berühmten Mac Collum niedergeſchmettert. Ich meiner Zeit war Boxer von Profeſſion und zog mit Triumphen von Jahrmarkt zu Jahrmarkt, ſoll mir Sanct Patrik gnädig ſein!“

Der Alte wirbelte die Fäuſte und drang mit Bauchſtößen auf Archibald ein, der Mühe hatte, den Fanatiker von ſich abzuwehren. „Laß Dich bedeuten!“ rief Rowan und umfaßte ihn mit beiden Armen, „hör' auf ein Wort, ich rufe Deine Menſchenliebe, Deine Bruderliebe an, ſind wir doch Alle, Hoch und Niedrig, Brüder vor Gott!“

„Was iſt, Ew. Gnaden?“ fragte O'Dowdell und hielt plötzlich inne vor Archibalds feierlichem Ton und herzlicher Zuſprache. „Ew. Gnaden ſind ſehr gütig, was meinen Ew. Gnaden?“

„Sprich aufrichtig!“ ſagte Archibald, „hältſt du mich für einen ehrlichen Kerl?“

„Für einen ehrlichen Kerl?“ entgegnete der Schließer, „das iſt nur ein Ausdruck für Meinesgleichen, Ew. Gnaden halt' ich nicht für ſo gering, um ein ehrlicher Kerl zu ſein.“

„Glaubſt Du, ich könnte je mein Ehrenwort brechen?“ fragte Rowan.

„Ehrenwort brechen?“ wiederholte O'Dowdell, „Noth bricht Eiſen, warum nicht Ehre?“

„Scherze nicht, Menſch!“ rief Archibald. „Ich muß dieſe Nacht fort. Sie trauen mir nicht, das Ehrenwort, das Wort eines ehrlichen Mannes gilt nicht mehr bei den höheren, feineren Leuten. Gieb Du mich frei, laß mich hinaus, ſobald es dunkelt, ich muß meine Gattin ſehen, Frau und Kinder umarmen, mein Hochzeittag iſt heute jährig, ich hab' auch noch einen Gang zu thun, einen Ehrenhandel, ich muß Einem das Genick brechen.“

O'Dowdell ſah ihn ſtarr an. „Und morgen wollt Ihr wieder hier ſein?“ fragte er ungläubig.

„Bei Allem was Dir und mir heilig iſt,“ verſicherte Rowan, — „ich müßte denn auf dem Platze bleiben,“ ſetzte er zögernd hinzu.

„Auf dem Platze bleiben?“

„Das heißt auf dem Kampfplatze, ein Todter kann nicht wiederkommen, er iſt frei für alle Zeit.“

„Och, och!“ ſagte O'Dowdell, „bleibet lieber hier auf dem Platze, ſonſt verlier' ich meinen Platz.“

Archibald ſchüttelte den Alten mit beiden Fäuſten. „So ſeid Ihr Alle ehrloſe Schufte!“ ſchrie er und ſchleuderte ihn mit Gewalt von ſich.

O'Dowdell ſtürzte kopfüber zu Boden, raffte ſich aber im Nu wieder auf und ſchäumte vor Wuth. „I ſo ſoll Ew. Gnaden denn doch gleich ein heiliges Feuer ins Eingeweide fahren!“ rief er brüllend vor Zorn und Schmerz, und drang boxend auf Archibald ein. Das Gefecht begann allen Ernſtes mit den üblichen Gängen. O'Dowdells Kampfeifer ſtieg mit dem Widerſtande, den er fand, und Rowan mußte alle Gewandtheit ſeiner Kunſt zu Hülfe nehmen, um den Fauſtſchlägen des Kerkermeiſters auszuweichen. In der ſteigenden Heftigkeit ging allmählich die Vertheidigung auch ſeinerſeits in Angriff über, und mit einem gewaltigen Streich ſchleuderte er den Alten zu Boden.

Wie er aufathmete, war es plötzlich ſtill im Zimmer wie im Grabe. Dowdell lag betäubt und rührte ſich nicht; ein ſtarker Schlag auf die Schläfe hatte ihn hingeſtreckt. Unwillig mit dem Fuße ſtampfend, die Arme in einander geſchlungen, ſtand Rowan vor ihm. „Scherz zu Ende!“ rief er, „Menſch, ſteh auf!“ Aber Dowdell rührte ſich nicht; die gewaltigen Glieder lagen vierſchrötig nach allen vier Himmelsgegenden ausgeſpannt, als wollt' er mit Hand und Fuß das enge Gemach umſpannen und meſſen. „O'Dowdell, O'Dowdell!“ ſchrie Archibald zornig. Seine Stimme hallte nach im Raume, aber O'Dowdell hörte ihn nicht und blieb ſtill am Boden. Archibald kniete zu ihm nieder, er liebkoſte ihm mit Hand und Mund; die Lippen des Alten waren ſtarr, ſein Ohr taub. „Lieber Gott! Hab' ich ihn erſchlagen?“ flüſterte Rowan weich wie ein Kind. In ſcheuer Haſt ſtürzte er gegen die Thür, um nach Hülfe zu rufen. Sie war verſchloſſen, aber der große Schlüſſel mit dem ſchweren Ring lag neben dem Kerkermeiſter am Boden. Da blitzte ein Gedanke zur Selbſthülfe, zur Selbſtbefreiung in Archibald auf. Die Wolluſt, ſich frei zu machen, durchrieſelte ihn plötzlich mit einem Schauer der Wonne. Er lauſchte am Schloß. Die Wache ſchritt eben an der Thür vorüber, dann hallten ihre Tritte ſchwächer, weil der nächſte Pfeiler den Schall brach. Raſch drehte er den Schlüſſel um, die Pforte ſprang auf, er warf ſie hinter ſich ins Schloß, und ehe der Dragoner ſich wandte, um den langen Gang zurückzumeſſen, ſtürzte Archibald eine kleine Wendeltreppe hinunter und war im zweiten Stock. Die Sinne ſchwirrten ihm, er wußte nicht was er wollte, ob nach Hülfe rufen für O'Dowdell, ob nur auf ſich und ſeine Flucht bedacht ſein, und als er wußte was er wollte, trat das ſchüchterne Bedenken ein, ob er auch könne, was er möchte, und ob ihm Glück und Zufall weiter günſtig. Er war im Hauskleid, ohne Kopfbedeckung, die goldne Kette und das grüne Tuch hingen loſe um den Nacken. Er war leicht zu erkennen, man konnte ihn ſchnell in ſeine Klauſe zurückführen; aber er war jetzt entſchloſſen, mit Gefahr ſeines Lebens den Wink des Schickſals zu benutzen, und als Waffe ſchwang er triumphirend den ungeheuren Schlüſſel mit dem ſchweren eiſernen Ring. Er ſtieg noch eine Treppe tiefer und bog dann in den ſchmahlen, finſtern Gang, der an einer langen Reihe von Gefängniſſen vorbeiführte. Sein Tritt wurde allmählich keck und ſicher, ſein Auge blickte frei und dreiſt; die Wache, die in der Ecke lehnte, hatte kein Arg, den Mann im Hauskleide, mit dem Schlüſſel in der Hand, der hier ſo feſt einherſchritt, als hätt' er ein Recht dazu, ungehindert paſſiren zu laſſen.

Bei alledem war noch kein Ausgang gewonnen; den geraden Weg einzuſchlagen, ſchien mißlich.

Es war auffallend leer in den Gängen des Gebäudes. Hier und da an der Ecke ſtand ein Rothrock mit der Muskete, Dienerſchaft, Beamte und Kerkermeiſter, ſchien es, waren im Gerichtsſaal, wo die Jury ſaß, um über Jackſon zu ſprechen. Die Verhandlungen reizten ſo ſehr die Schauluſt, daß Alles in Newgate, was nur müßig oder überflüſſig im Augenblick ſchien, ſich dorthin gedrängt hatte, wo der Angeklagte zugleich den Todesſpruch aus dem Munde des königlichen Richters erwartete. Wenn es dem Flüchtling gelang, unangehalten bis zum Gerichtsſaal vorzudringen, ſo war er geborgen: dort nahm ihn die Menge in ihren Gewahrſam, dort deckte ihn die auf den öffentlichen Act gerichtete Spannung der Verſammelten, und mit der Maſſe zugleich, welche die Tribünen und den Platz hinter den Schranken füllte, gewann er auch leicht den Ausgang, ſobald die Sitzung geſchloſſen und die Flügelthüren geöffnet wurden, die vom Saal nach dem freien Platze führten.

Der Saal lag auf der entgegengeſetzten Seite des innern Hofraumes, welchen eine offene Galerie einfaßte. Von dieſer führte eine Seitenthür in das Innere des Tempels, wo die Göttin mit der Augenbinde ſaß. Wie Archibald aus dem dunklen Gange in die offene Halle hinaustrat, wankte ſein Tritt; die freie Luft, die ihn anwehte, das Gefühl, wie durch einen Blitzſtrahl des Glücks ſeinem Kerker plötzlich enthoben zu ſein, betäubte ihn und drängte ſein Blut mit ängſtlichem Frohlocken nach den Herzenskammern. Er mußte nach dem Rande der Galerie greifen, um ſich zu halten, lehnte hinüber und trank mit gierigen Zügen die windbewegte Luft, die durch den weiten Hofraum ſtrich. Dicht hinter ſich vernahm er den Tritt eines Musketiers mit klirrendem Gewehr; er blieb in ſeiner Stellung, den Kopf zwiſchen die Arme geklemmt, und blickte vor ſich hin, als habe er hier ein gewohntes müßiges Geſchäft. Wie die Wache um den Pfeiler trat, raffte er ſich auf und ſchritt raſch, aber ruhig, die Galerie hinunter. Die Seitenpforte war angelehnt, die Conſtables und Gerichtsdiener, die auch hier hielten, waren in den innern Raum getreten; ganz mit dem

Vorgang in der Sitzung erfüllt, hielten ſie Ohr und Auge geſpannt, und Rowan ſtand bereits einige Minuten hinter ihnen, als ein Wachhabender ſich gleichgültig nach ihm wandte, ohne ſeinen Eintritt, der bereits geſchehen war, nachträglich zu hindern. Ohne Störung zu verurſachen war auch keine Weiſung mehr möglich, und ſo nahm Archibald den nächſten glücklichen Moment wahr, neben den Conſtables hinweg ſich der kleinen hölzernen Treppe zu nähern, welche zu der obern Tribüne des Publicums führte. Alles lauſchte mit verhaltenem Athem auf die Rede des Kronanwalts, der ſehr leiſe ſprach; der Flüchtling ſtieg behutſam hinauf und fühlte ſich oben unter dem Schutz des Volkes. Seine Geſtalt ragte ziemlich weit über ſeine Umgebung vor; es war gefahrvoll, den Blicken ſo Vieler, die ihn kannten, obſchon ſie ihn hier nicht vermutheten, auf längere Zeit ausgeſetzt zu ſein. Inzwiſchen blieb nichts weiter übrig, als ruhig das Ende des ganzen Actes abzuwarten, um dann mit dem ſichern Strom der Menge zu entkommen.

Der Gang der Verhandlungen führte ihm peinlich genug ſeine eigene Sache vor Augen. Der königliche Anwalt ſetzte das Verbrechen aus einander, mit dem Gegner des Vaterlandes, mit Frankreich, dieſem Feinde aller Religionen, aller Volksverträge, aller Sitten und Geſetze, in Unterhandlungen getreten zu ſein, und auf Grund dieſer Anklage konnte Rowan ebenfalls noch vor die Schranken geſtellt werden, obſchon der Spruch der Geſchwornen nur gegen ihn als Verfaſſer oder Verbreiter einer Schmähſchrift gerichtet war und gegen den

Bund der Vereinigten Irländer „vorläufig" nichts als die mögliche Hinneigung zur Republik Frankreich vorlag. Der Staatsanwalt ſprach von dem nächtlichen Gewebe, das ſich über die Welt breite, von einer kosmopolitiſchen Verſchwörung, die allgeſchäftig auf dem Feſtlande Europa's ihr dunkles Werk vorbereite, auch in England bereits die Minen grabe, um, wie weiland die Pulververſchwörung, den Beſtand der geheiligten Ordnung in die Luft zu ſprengen. Es ſei nicht denkbar, ſagte der Kronanwalt, daß die Republik Hülfe anbiete, wo ſie nicht auf eingeſtandene Willfährigkeit, auf den Ruf von Verſchwornen hoffe, nicht glaublich, daß ſie den Aufſtand hege ohne Zuſage einheimiſcher Verräther. Wer Dieſe nenne, erwerbe ſich ein Verdienſt um England, um Europa, um die geſammte Menſchheit. Solle England das Bollwerk des Königthums, des evangeliſchen Chriſtenthums, der nationalen Sittlichkeit und Ehre bleiben, ein felſiges Bollwerk, ein Damm und eine Düne gegen das hereinbrechende Chaos allgemeiner Auflöſung, ſo müſſe es nicht nur die fremden Sendboten, auch die Helfershelfer im eignen Lande entlarven. Nach Vorlage der Briefe des Directoriums der Republik werde die Jury den Angeklagten des Hochverraths für ſchuldig erklären, der Schuldige aber werde ſein Strafmaß mildern, ſich den Dank aller Gutgeſinnten ſichern, wenn er Diejenigen namhaft mache, die zu ſeinem Werk im Lande ſelbſt die Hand geboten.

Eine lautloſe Stille lag über der Verſammlung, als der Anwalt ſchwieg. Die Geſchwornen entfernten ſich, um im

Nebenzimmer ihr Votum einſtimmig zu machen. Es dauerte kaum einige Minuten, ſo ſaßen ſie wieder auf ihrem Platz; Beweis genug, wie leicht es war, über Jackſon das Schuldig auszuſprechen. Auf Dieſen ſelbſt und auf die Mittheilungen, die man angekündigt, war man jetzt geſpannt. Bevor die Richter das Strafmaß feſtſtellten, mußte man noch den Angeklagten ſchließlich vernehmen.

So eben erſchien Jackſon in ſeinem ſchlichten Hausgewand, nicht in der prieſterlichen Amtstracht, vom Sheriff und einem Diener mühſam geführt. Man war gewohnt, Perſonen des Unglücks ſolcher Art ſchwach, hinfällig, aller Haltung baar, dem Todesurtheil entgegenwanken zu ſehen; an Jackſon aber war eine gränzenloſe Zerrüttung auffällig. Kaum vermochten die Begleiter die Schritte des Mannes zu regieren, die Geſtalt des Unglücklichen brach faſt unter ihren Händen zuſammen; das zerſtörte, todtenbleiche Geſicht ſenkte ſich zu Boden, und doch ſuchten die rollenden Augen in der Verſammlung mühſam nach einem Gegenſtande, den ſie nicht zu finden ſchienen. So ward er auf ſeinen Platz mehr geſchleppt als geführt. Er faßte mit beiden Händen krampfhaft die Barre und reckte den gelähmten Kopf mit der Anſtrengung eines Sterbenden in die Höhe. Seine Lippen bebten; der Athem der Verſammlung ſtockte, Jedermann war in Angſt, die Namen geliebter Menſchen zu hören, hundert Blicke richteten ſich auf einzelne Häupter des irländiſchen Bundes, Vieler Wangen wurden bleich. Endlich gewann der Unglückliche in letzter Todesangſt die Kraft zum Reden.

„Nicht die Furcht vor dem Tode“, begann er ſtockend, „verſetzt mich in dieſen Zuſtand, nicht das Bewußtſein der Schuld, über die man hier zu Gericht ſitzt, — geheime Gewiſſensbiſſe, unter deren Qual ich erliege, die Angſt, Schuldloſe als Theilnehmer meines Vergehens nennen zu ſollen, die Vorſpiegelung auf Gnade, wenn ich lüge und verleumde, — ich allein bin ſchuldig, — Niemand ſonſt.“

Nach dieſen mühſam ausgeſtoßenen Worten ſank er mit einem gellenden Schrei zuſammen und blieb am Boden liegen. Man glaubte, eine Ohnmacht habe ſich ſeiner Sinne bemächtigt. Ein Wundarzt ſprang aus der Reihe der Zuſchauer über die Schranken und machte ſich geſchäftig. Die Gerichtsdiener trugen ihn ins Nebenzimmer; kopfſchüttelnd folgte der Chirurg. Eine peinliche Unruhe bemächtigte ſich der Verſammlung. Nur die Nächſtſtehenden hatten ſeine Worte vernommen; man flüſterte, fragte, antwortete; Zweifel, Furcht und Argwohn liefen irre durch einander. Die Beamten gingen ab und zu; der königliche Richter, dem das Todesurtheil auf den Lippen ſchwebte, ſaß wie beſchämt im Kreiſe der gepuderten Brüder und ſchien ungehalten, daß vielleicht der Tod ſelbſt, der eigenſinnige Mann, dem man doch willfährig ein Opfer zuwenden wollte, aus eignem Antrieb Einſpruch that und menſchlichen Händen das große Amt entriß.

Endlich öffnete ſich die Thür des Seitengemaches; der Arzt trat ein, er ſprach mit den Richtern, mit den Geſchwornen: Jackſon war todt und die menſchliche Weisheit, die ſich einerſeits anmaßt, das Leben abſprechen zu können, erklärte ſich andrerſeits für ohnmächtig, zum Leben zu befördern. Erſt ſpäter ward der Zuſammenhang deutlich. Jackſon hatte eine Stunde vor der Sitzung eine ſtarke Doſis Gift unter den Thee gemiſcht, den ihm der Gefängnißwärter reichte. War es Furcht, durch ſeine Ausſagen ein neues Gewebe über ſich zuſammenzuziehen, waren es Gewiſſensbiſſe, die ihn peinigten und zu der That vermochten, oder der geheime Schauder vor der Barbarei des Verbrechertodes, dem er ſich durch den Entſchluß, freiwillig zu ſterben, entzog; — darüber walteten auch ſpäter noch Zweifel ob, nur weiß man, daß ihm die letzte Abſicht gelang. Der Richter hatte ſein Urtheil noch nicht gefällt, und am nächſten Morgen erhielt Jackſon als Prieſter ein ſeinem Stande gebührendes Begräbniß.

Dies beſchäftigte die Hauptſtadt in den nächſten Tagen. In jenen Augenblicken aber, als der Wundarzt mit ſtillen Gebährden aus dem Nebenzimmer trat und zu den Beamten flüſterte, als die Kunde, der Gefangene habe ſelbſtmörderiſch geendet, durch die Reihen der Zuſchauer lief, malte ſich auf tauſend Geſichtern das geheime Entſetzen vor der alle Zeit nahen, unentfliehbaren Macht des Todes. An die Macht des gerichtlichen Buchſtabens, der da tödtet, hat ſich die Menge gewöhnt, ja der Pöbel ſieht in jedem öffentlichen Act der Vergeltung, den die Juſtiz ausübt, mit einer Art Wolluſt den Triumph einer Nemeſis, den die leichtgläubigen Menſchen für eine göttliche Rache nehmen; hier aber war der Gang

Rechtens geſtört, weil das Opfer, indem es ſich dem Gericht entzog, die Schergen des Geſetzes und ſeine Handhaber ſelbſt anklagte. Ein gellender Schrei, der wie Spott und Hohn klang, lief durch die verſammelte Menge, dann bemächtigte ſich des Volkes eine dumpfe Wuth, die aber ohnmächtig blieb, weil ſie unklar war und ohne Ziel und Richtung. So eben wollte man in die Bahn Rechtens wieder einlenken, durch Protocollnahme des Ereigniſſes den Act der Oeffentlichkeit ſchließen, der Anwalt der Krone die Geſchwornen anreden, als das zuſchauende Volk, wie von einem Dämon der Rache getrieben, mit lautem Gemurr die Verhandlungen unterbrach. Der Lärm auf den Tribünen wuchs, auf den Verſuch zur Beſchwichtigung erfolgte unter Ziſchen und Pfeifen ein lauterer Sturm; endlich brach ſich die ſchwühle Menge gewaltſam Bahn, ſtürzte wie eine Lawine, die ſich entladen muß, die Stiegen hinunter, riß die Schranken nieder, welche die Behörden umſchirmten, und ſchaffte ſich mitten durch den Saal freien Weg, um den Ausgang zu gewinnen. Der Widerſtand, den die Wachhabenden leiſteten, war mit Leichtigkeit beſeitigt, und das Volk floh in dichten Schaaren den Tempel der Gerechtigkeit, wo die blinde Göttin nicht mehr im Stande ſchien, die Wagſchale feſt in der Hand zu halten.

Archibald war von dem Strom erfaßt und wurde willenlos mit fortgezogen. Draußen in dem gewölbten Gange, der ins Freie nach dem Platze führte, gab es Aufenthalt. Aus dem Innern des Gebäudes erſcholl ein neuer Tumult. Die Kerkermeiſter liefen zuſammen, Thüren flogen auf und zu:

„Wachen herbei! Beſetzt die Ausgänge!“ hieß es, „ein Gefangner iſt entflohen!“ Die Menge hatte für ein neues Ereigniß weder Augen noch Ohren, ſie trieb unaufhaltſam vorwärts. Da drängte ſich eine Schaar Bewaffneter aus dem Seitengange quer durch den Haufen und ſetzte den Weiterſtrömenden mit Bajonetten ein Ziel. Archibald ſah ſich abgeſchnitten von dem Rettungspfad, von Sonne, Licht und Freiheit; ein Spalier von Rothröcken ſtreckte ihm die Gewehre entgegen. Seine Geſtalt ragte weit über den Haufen fort, in welchem er ſtand. „Dort, dort iſt er! Haltet ihn feſt!“ ſchrien mehrere Stimmen aus dem Seitengang. Der Haufe wich nicht zurück von ihm, ſchien aber nicht im Stande, ihn dauernd zu ſchirmen. „Wer ſteht mir bei? Vereinigte Irländer, hierher!“ rief ſeine donnernde Stimme. Es war nur wenige Schritte vom Ausgange; der Ruf ſcholl weit über den Platz hinweg, wo gedrängte Schaaren Schauluſtiger ſtanden. Da ſtürmte eine Anzahl ſchwarzgekleideter junger Männer die Stiegen hinan. An den Baretten, an den weißen Halskrauſen erkannte man die Scholaren vom Trinity-College. Die Soldaten, dem Haufen, der aus dem Innern drängte, zugekehrt, waren auf einen Angriff im Rücken nicht gefaßt. Hinterwärts von den raſchen Händen der Jugend erfaßt, ſtürzten mehrere unter dem Gewicht ihrer eignen Waffen zu Boden, Rowan's kräftige Fauſt ſchlug ſich Augenblicks Raum, mit zwei Sprüngen war er frei, die Treppe hinunter. Die Sonne lachte ihm und das Gewühl des lärmenden Volkes erſcholl ihm wie ein Siegesjubel von tauſend ſchmetternden Stimmen.

Die Gefahr war noch nicht vorüber. Seine Befreier — er hielt ſie für dieſelben, die Nachts vor ſeinem Thurm geſungen, — waren hinter ihm zurückgeblieben, das Handgemenge mit den Soldaten feſſelte ſie noch. Vorn auf dem Platze zogen die Dragoner eine neue Sperre, und hielten die Menge vom Eingang zurück, aber Rowan war ſchon ſeitwärts der Schlinge entſchlüpft, drängte ſich eilends an der Mauer hin, dicht unter dem Thurme fort, der ihn noch vor kurzem der Welt entrückt. Mitten aus dem Gewühl des nächſten Hauſes ſtürzte eine Dogge hervor, ſprang zu ihm auf und heulte wie wahnſinnig vor Freude. Die Treue des Hundes war ihm in dieſem Augenblick faſt läſtig, ein Vertheidiger ſchien eher hinderlich, hier war nur eilige Flucht und plötzliches Verſchwinden im großen Haufen das einzige Heil. Hinter ihm her erſchollen von neuem die Commandoſtimmen der Wachhabenden, Rowan warf ſich in den dichteſten Strudel der tumultuariſchen Menge, die Wogen des Gedränges ſchlugen hinter ihm raſch zuſammen und ſchon hatte ihn die nächſte Gaſſe aufgenommen, als man ſich anſchickte, ihm nachzuſetzen, ohne zu wiſſen, nach welcher Seite der Weg zur Flucht ihm offen ſtand.

V.

Auf Bally-Caſtle, einige Meilen von Dublin, in dem großen kühlen Saale, deſſen Flügelthüren nach dem offnen Altan gingen, lag die ſchöne Frau des Hauſes auf dem Ruhebette. Es war einer jener Maitage, an denen die Zeugungskraft der wieder jung gewordenen Natur ganz urplötzlich wie aus verſchloſſenen Tiefen ſich herausdrängt. Die webende Lebendigkeit in Halm und Knospe, die dampfende Geſchäftigkeit, die brennende Haſt in Wald und Flur, befällt die Sinne faſt mit Schwindel. Die Naturgeiſter verhöhnen den Menſchengeiſt, daß er ſo zäh, ſo regungslos, wenn es gilt, einen neuen Frühling zu feiern. Oft aber ſträubt ſich das menſchliche Herz mit bewußter Ueberzeugung gegen den äußern Auferſtehungsdrang, ihm iſt wohler unter der gleichgültig grauen Decke des Winterſchlafes, und mit einem Frühling, der ſie durchbricht, wachen auch alte Gefühle wieder auf, drängen ſich auch alte Wundenmahle wieder friſch hervor Oft iſt es auch blos der Hang der Gewohnheit, der das Menſchenleben in ſo entſchiedenen Gegenſatz zum Walten der Natur verkehrt hat, ein

Ueberreiz der Bildung, die ſich darin gefällt, die Nacht durch Kerzenlicht in Tag zu wandeln, und die künſtlich aufgeregten Nerven ſind dann am hellen Morgen vom fieberhaften Leben müde und verkehren den friſchen Tag in dämmerige Nacht.

Miſtreß Wardon war ein Geſchöpf dieſer feinen Lebensordnung; für ſie ſtieg jeder junge Morgen zu früh aus den feuchten Thälern auf, für ſie war jeder Lenz mit dem erſten Hauch ſeiner dampfenden Kraft ein unreifer, vorſchneller Eindringling, gegen deſſen Uebermuth ſie ſich ſchirmte. Die offenen Fenſter waren mit grünem Flor verſetzt, um die kleinen luſtigen Schwärmer, die der üppige Frühling erzeugt, vom Salon abzuhalten, den Balcon ſchützte von außen eine rothgarnirte Marquiſe, und vor der Chaiſe longue im Gemach ſelber ſtand eine Schaale mit Eis, an deſſen Duft ſich die Dame von Zeit zu Zeit labte. Wer ihr ins Antlitz blickte, hätte nicht vermuthet, daß ſie der Kühlung bedürfte; auf dieſen blaſſen Wangen brannte keine Sommergluth, in dieſen ſchönen großen Augen las man nur die Schriftzüge einer Gleichgültigkeit, die jede Aufregung des Gefühls ſich fern hält.

Im Zimmer ſah es glänzend, aber ungemach aus. Der Comfort des Lebens war hier nur anſtandsmäßig aufgeſchichtet, es war hier Niemand glücklich im Beſitz, Niemand heimiſch, der Wirth ſelbſt vielleicht nur ein eiliger Gaſt; das wies die kalte Zierlichkeit, die Prüderie der Ordnung, die hier herrſchte, deutlich nach. Hinter dieſer leiſen Glätte, hinter dieſer kühlen Harmonie in Bally-Caſtle ſteckte vielleicht irgendwie eine geheime Unordnung der Seele, ein Aufruhr des Gemüthes, der um ſo unüberwindlicher blieb, je weniger er das äußere Gehäuſe der Herkömmlichkeit durchbrach. Oft ſteht ganz dicht am Fuße des unheilſchwangern Veſuvs eine ſtille Friedenshütte voll Glück, während im ſichern Schooß des Thales, wo man den Frieden der Natur für ewig hält, die Schlange der Zwietracht alles Glück tödtet.

Wie Miſtreß Wardon ſich jetzt aus ihrer Ruhe erhob, ſtand ein Diener vor ihr. Wenige Minuten zuvor waren Reiter in den Hof geſprengt; der Beſuch ließ ſich jetzt melden. Kaum hatte die Dame das Zeichen gegeben, um den Gaſt willkommen zu heißen, ſo ſtand Dieſer auch ſchon auf der Schwelle.

„Ich komme ſehr irländiſch!“ ſagte Sir Robert Stewart — Niemand anders als Caſtlereagh war der Eingetretene, — „in zwei Stunden mitten in der Gluth des Tages bin ich von Dublin hergeflogen, mein Rappe dampft und ich ſtehe im Reitrock, vom Staube des Weges bedeckt, vor Euch, Mylady.“

„Ich habe den Irländer in Euch kaum noch finden können; in Dublin, in London, wo wir uns begegneten, immer ſah ich nur *meinen* Landsmann, den Engländer in Euch.“ Sie ſagte das nicht ohne Stolz, doch auch mit Spott, denn ſie hatte oft genug den vollendeten engliſchen Gentleman in ihm vermißt, ihn aber dazu erziehen wollen.

In Caſtlereagh's Augen leuchtete ein Funke, der auf einen Moment wie Leidenſchaft blitzte. „Ihr ſollt fortan nur den Irländer in mir ſehen!“ ſagte er faſt trotzig. — „Dies iſt auch Sitte meines Landes,“ fuhr er fort und ſtreckte die flache Hand zur Begrüßung hin.

Sie legte ihre weißen Finger in die ſeinigen; er preßte ſie zuſammen, blickte ihr von unten auf tief ins Auge und drückte dann ihre Hand an ſein Herz, indem er ſich beugte und den linken Fuß mit Geräuſch hinter ſich ſcharrte.

„Gott, wie irländiſch!“ lachte Eliſabeth, indem ſie ihre Hand zurückzog.

„Noch nicht ſo ganz!“ entgegnete Caſtlereagh, „um ganz und gar mit der bäuriſchen Herzlichkeit des Irländers zu grüßen, gehörte noch ein Büſchel Haare, das mir auf die Stirn herabhinge und das ich, ſtatt den Hut zu ziehen, zur Bewillkommnung zupfen müßte.“

„Ich weiß,“ ſagte Eliſabeth gelangweilt, „ſelbſt der alte Heckenſchulmeiſter, der mir ſeine ſchwärmeriſche Anbetung widmet, begrüßt mich nicht anders, wenn er mir an hohen Feſttagen ſeine Verſe überreicht, oder wenn ich ſeine Dorfſchule beſuche, die er zwiſchen den grünen Wänden des Waldes hält. Das arme Landvolk läuft baarhaupt in der Sonne herum, kein Wunder über die vielen verbrannten Gehirne in Irland, über die vielen brennenden Kartoffeln im Kopf, wie Padd ſelber ſagt.“

„Da wär' ich ſchon wieder an dem Punkt, wo ich aufhören müßte, Irländer zu ſein,“ ſagte Sir Robert und warf ſich lachend in einen Seſſel. Wenn Caſtlereagh lachte, ſo war er verletzt. Eliſabeth kannte ihn; ſie reichte ihm die Hand, er küßte ſie und ſchien beſänftigt. Er wußte vielleicht ſelbſt nicht mehr, wieviel bloße Coquetterie oder wieviel Neigung ſeinem Verhalten zu Miſtreß Wardon zu Grunde lag, ob aus jener ſich unvermerkt ein wirkliches Gefühl erzeugt oder eine gereizte Empfindlichkeit bei dem Widerſtande, den er fand, ſich nur leidenſchaftlich rächen und ihr Ziel aufs beſtimmteſte ins Auge faſſen wollte.

Eliſabeth ging im Saale auf und ab, dann blieb ſie vor Caſtlereagh ſtehen und fächelte ihm Kühlung zu mit dem weißen Tuch, das ſie in der Hand hielt. „Werdet nur vollkommen Engländer,“ ſagte ſie, „und gebt Euch keine Mühe, die abgetragene Livree Eurer Volksthümlichkeit wieder aufzubürſten; ſie ſteht Euch nicht mehr. — Wie hat man mir dies Irland als ein idylliſches pays de cocagne, als ein Arkadien der Gemüthswelt, vorgeſpiegelt! Und ich finde nichts von dem; äußerlich Schmutz, innerlich Verworrenheit. Die alberne Sage von Natureinfalt, vom Glück der kinderreinen Unſchuld neckt und närrt das ganze Zeitalter, und Rouſſeau, ein vom Tarantelſtich der Unruhe befallener Kopf, brachte dies Ideal für ſeine Sehnſucht unter die nachäffende Menge. Ja wenn man auf allen Vieren kriechen wollte! ſagte ſchon Voltaire dagegen. Wo ſoll ich hier die gerühmte Unſchuld finden? Ueber Alles wirft ſich eine wilde Haſt; Freude und Schmerz, beides iſt hier ſo übertrieben excentriſch, und der irländiſche Nationalmenſch kommt mir wie ein Fieberkranker, nicht wie ein Naturkind vor.

Wie läppiſch iſt ſeine Geſchwätzigkeit, hundert überblümte Phraſen ſollen erſetzen, was an verſtändigem Sinn abgeht. Gerade ſo buntſcheckig abgeſchmackt wie ſein Nationalcoſtüm mit den grellen Farben iſt ſein Gemüth. Und dieſe irländiſche Muſik, wie marternd, wie zerfleiſchend! Es fehlen ihr alle Mitteltöne, die harmoniſch wirken. Eine auflöſende Melancholie zieht unſere Seele bis zur Muthloſigkeit hinab, ſo daß wir das Leben wie läſtigen Ballaſt über Bord werfen möchten; oder der peinliche Kitzel einer zuckenden Luſtigkeit reißt uns zu einer wilden Ausgelaſſenheit empor, bis wir ermattet in jene erſte quälende Stimmung zurückverſinken. So iſt die Nationalmuſik hier zu Lande; weder eine Kraft der Erhebung, noch ſtetiges Wohlgefühl, nichts von alle dem, was Muſik ſoll und kann. Wozu dieſer Strudel der Leidenſchaft, in den mich dieſe Volksgeſänge ſtürzen wollen!"

„Ihr müßt den Süden des Landes kennen lernen," entgegnete Caſtlereagh kleinlaut, „laſſet uns nach den Seen von Killarney eine Partie machen; die Eigenthümlichkeit der ſeltſamen Kinder meines Landes wird Euch amüſiren."

„O Freund," entgegnete ſie, „ich habe hier in Kildare ſchon Süden genug, dieſe Romantik ſchreckt und geißelt mich hinlänglich. Alle dieſe wahnſinnigen Geſtalten des Elends, denen man nicht helfen kann, weil Elend ihr Beruf zu ſein ſcheint, all dies eingefleiſchte Unglück der Entartung, das mich hier in Bally-Caſtle umgiebt, es hat mir die Komik verdorben, die man hier finden will. Dieſe ſchmutzigen Bettler mit ihrem vertrödelten Harfenſpiel, dieſe zerlumpten

Pfaffen, die mitten im Lärm der Schenke unter den Bauern zechen, ſchwärmen und ihre Amulette feilbieten, dieſe alten Mütterchen mit ihren Mixturen, dieſe Hexengeſtalten aus dem Macbeth, die in fliegender Haſt ohne Obdach herumgaukeln, kommen und verſchwinden, als ſpie' ſie der Boden aus und verſchlänge ſie wieder. — dies ſchmutzige Ineinander Aller mit Allen, dies jüdiſche Zuſammenhalten der faulen Armuth, kurz, dieſer ganze katholiſche Höllenbreughel mit dampfender Häßlichkeit, er widert mich an, und ich will nichts wiſſen von dieſem Poſſenſpiel eines angeblich gutherzigen, aus purer Gutherzigkeit, wie Sie ſagen, elenden Volkes."

„Ich ſtaune über die Heftigkeit Eures Erguſſes!" lächelte Caſtlereagh. „In der That, Donna, — ein ſeltner Fall — Eure Wangen glühen. Wißt Ihr wohl, wie ſchön Padd mit der Anmuth des Naturpoeten in dieſem ſeltnen Falle ſich äußern würde? Eure Wange, würd' er ſagen, iſt ein Liebesbrief, mit einer Roſe aus Damascus geſiegelt."

Er war zu ihr getreten und beugte ſich über ſie hin, während ſie ſich in ihr Ruhekiſſen lehnte. „Wie geſchmacklos!" entgegnete ſie, „ſteigt der Irländer in Euch wieder auf?" Er fuhr zurück und trat ans Fenſter.

Ein feuriger Ball ſtand die Abendſonne am Himmel. Dieſe untergehende Donna, dachte Caſtlereagh, hat vielleicht auch nur aus blaſirtem Widerwillen die letzte Röthe im Antlitz! — Warum muß mich dies Weib ſo lange feſſeln? Und wie lange ſoll ich den Tiger in mir bändigen, wie lange nach Liebe girren, wo ich eigentlich nur Haß empfinde?

Er hatte die Flügelthür geöffnet, war auf den Balcon hinausgetreten, und während dieſe Gedanken über ſeine Seele ſchlichen, blickte ſein rollendes Auge in die weite Landſchaft hinaus, über die ein abendlicher Friede ſeinen Fittich breitete. Bally-Caſtle lag auf einem freundlichen Hügel, rings herum ſtanden die zahlreichen Wohnungen der Pächter, bunte rothe Häuſer und ärmliche Torfhütten in dichtem Gemiſch; das üppige Grün der Bäume verſteckt manches Elend, und ein lachender Frühling der allgütigen Natur überwuchert auch lebendige Gräber. Hundert Schritt zur Rechten lag die Stadt Kildare mit ihren eng zuſammengepferchten Häuschen, aus deren Eſſen der abendliche Dampf in wirbelnden Säulen aufſtieg. Hinter den Ruinen der alten Abtei Tully ſank die Sonne und küßte noch wie mit Vorliebe zum Abſchied das alte Gemäuer, das längſt der Sorge der Menſchen entrückt war. Die frohen Schaaren, die geſchwätzig auf der Landſtraße hinzogen, dachten nicht an die Ruinen des Menſchenlebens, ſie zogen wohlgemuth ihren Hütten zu, als fänden ſie dort eine Ewigkeit voll Glück und Ruhe. Die weite Torfebene zur Linken, wo die Bewohner von Kildare ihre Rennbahn abſtecken, lag ſchon in Dunkel gebettet; nur der Saum des aufſteigenden Bergwaldes, der das ſchöne Bild der Landſchaft wie ein ſchirmender Arm umſchloß, brannte noch im falben Lichte, das ſich ſtill und langſam dämpfte. Vom Thurm zu Bally-Caſtle, dicht über den Häuptern der Herrſchaft, die den älteren Flügel des Schloſſes bewohnte, rief die Glocke zum erneuten Male die Feierſtunde herunter. Der Hofraum unter dem Balcon füllte ſich mit Arbeiterſchaaren, mit Kindern, Greiſen und Mütterchen, die aus den Wirthſchaftsgebäuden traten, um vom Aufſeher ihren Arbeitslohn zu empfangen. Das fröhliche Gemurmel des luſtig verworrenen Haufens unterbrach mitunter der Zuruf der Beamten des Schloſſes. Hinten aber aus dem dunklen Gebüſch am Waldesſaum erklang ganz heimlich und bang das heiſere Glöckchen der Brigittenkapelle, das zur Abendmette läutete und wie ein altes Mutterſchaf mit ſchwacher, aber doch zärtlicher Stimme die Seinen zu ſich lockte. Jeder grelle Schein des Tages erſtarb, und über alles breitete ſich der faltenreiche Mantel des abendlichen Friedens.

Wie Caſtlereagh ſich aufrichtete aus ſeinen Gedanken, ſtand Eliſabeth neben ihm und lehnte ihre Hand auf ſeine Schulter. Sie war ihm hinaus auf den Altan gefolgt, wie er ſo regungslos an der Galerie lehnte. Er ſah ihr noch ſehr ſtarr und finſter ins Antlitz, aber der Blick ihres braunen Auges ſchien daran gewöhnt, ihn auf Momente ganz zu regieren und zum willenloſen Spiel ihrer Launen zu machen. Er wußte, daß ſie ihn zu den Männern rechnete, die ſie nicht allzu hoch ſtellte, und eben dies reizte ſeinen Stolz, hier einen ungewöhnlichen Triumph zu erleben und ſein Verhältniß zu ihr nur mit ihrer Demüthigung abzubrechen. Bis jetzt war ſie noch die Ueberlegene durch immer wachen Scharfſinn, durch jene kühle Ruhe, die keine Flamme mehr zu kennen ſcheint, und durch jene graziöſe Sicherheit, die den Frauen nur erſt im zweiten Stadium ihrer Lebensjahre eigen iſt. Aber auch ein Sieg von ſo anhaltender Dauer kann gefährlich werden; ſie war ſchon zu lange mit Sir Robert beſchäftigt, dieſe Bemühung, ihn ſtets ſich fern und doch zu ihren Füßen zu halten, war ihr ſchon lieb geworden. Zugleich begann das ſtete Gelingen ſie auf Momente ſicher zu machen, und was ſonſt das Weib am Manne will, Stolz, Ehrgeiz, Conſequenz des Willens, das Alles beſaß Caſtlereagh. Nicht die Schönheit dieſes Mannes, — gegen dieſe war es ein beſonderer Reiz für ſie, ſich mit allen Waffen der Weiblichkeit zu rüſten, — die Stärke und hartkörnige Natur ſeiner Seele war es, was Eliſabeth beinahe ſchon an ihn feſſelte. Außerdem war ihr jetziges Leben, fern von den Genüſſen der großen Welt, an der Seite ihres menſchenſcheuen Gatten, zu einſam, um den Umgang eines Mannes, den die Welt fürchtete, einer moraliſchen Grille aufzuopfern.

Wie ſie ſich jetzt an ſeine Schulter lehnte, ihn mit dem ſtummen Spiel ihrer Zärtlichkeit gefangen nahm, machte ſich Geräuſch hinter ihnen deutlich. Sir Edmund Wardon war mit dem ſchleichenden Schritt, der ihm eigen, eingetreten und ſtand mitten im Saal, das Auge auf die Gattin und den anſcheinend beglückten Gaſtfreund ſeines Hauſes gerichtet.

Sir Edmund gehörte ebenfalls zu den irländiſchen Edelleuten, die ſich vergeblich bemühen, ganz Engländer zu ſein und Herz und Seele ihres Nationalcoſtüms zu entkleiden. An der Seite ſeiner Frau konnte er nur als Mann von Welt, als jener allgemeinen Bildung angehörig, die jeder heimiſchen

Nationalität enthoben iſt, Geltung gewinnen. Die Leidenſchaft, mit welcher er in den erſten ehelichen Jahren Eliſabeth geliebt, war ſeit lange ſchon einer ſtillen Trauer gewichen, unter deren Aſchendecke ſich ſein Gemüth langſam verzehrte. Die Zerrüttung ſeines Vermögens hatte es ihm endlich nothwendig gemacht, ſich aus dem Strudel des großen Lebens in London zurückzuziehen und in der perſönlichen Verwaltung der Güter einem drohenden Ruin zuvorzukommen. Es war alſo nicht eine wiedererwachte Neigung zu Irland, was ihn nach Bally-Caſtle trieb, obſchon eine ſolche in ſeinem verkümmerten Herzen heimlich glimmte. In ſeinem Aeußern lag die Unſicherheit ſeines Innern. Blick und Schritt verrieth ſie, wenn auch ſeine Haltung die Abgeſchloſſenheit des Weltmannes an den Tag legte. Was der Disharmonie ſeines Weſens das letzte Siegel aufdrückte, war ſein Uebertritt zur herrſchenden Kirche von England, in Folge deſſen das zwiſchen ihm und einem Vetter ſtreitige Erbe von Bally-Caſtle ihm zugeſprochen wurde. Eine gemiſchte Ehe war damals nach den Geſetzen des Landes nicht möglich, nach einer Parlamentsacte ungültig; daß eine Tochter Albions ſich zum Uebertritt entſchloſſen, wäre in der Londoner Geſellſchaftswelt ein unerhörtes Ereigniß geweſen, widerſtritt auch ganz ihrer eignen Gemüthsverfaſſung Es war ihm damals in der Blüthe ſeiner Neigung ein Leichtes erſchienen, aus dem Schooß ſeiner alleinſeligmachenden Kirche zu treten; lachte ihm doch damals der Schooß einer alleinſeligmachenden Liebe, wie er hoffte, wie er glaubte. Seine kinderloſe Ehe war inzwiſchen zu einem geſellſchaftlichen Verhältniß voller Gêne und Etiquette geworden; die Illuſion, die Liebe werde ihm ergänzen, was er an Glauben eingebüßt, war verſchwunden, und er war zweifelhaft, ob die Formen der Episcopalkirche oder die Launen ſeiner Gattin ihn kälter anhauchten. Er trug den Irrthum ſeines Daſeins mit Würde und Ruhe; nur dem verſchwenderiſchen Leben in den Hauptſtädten, in welchem ſich Eliſabeth gefallen, mußte er Grenzen ſtecken. Somit lebte er ſeit einiger Zeit auf Bally-Caſtle; ſeine Bekanntſchaft mit Caſtlereagh ſchrieb ſich bereits von London und von Dublin her; er konnte nicht hindern, daß Eliſabeth bei der Eintönigkeit des Landaufenthalts in ſeinem Umgang Abwechſelung ſuchte. Daß Beide ſich Vertraulichkeiten gegen einander erlaubten, konnte er nicht erſt jetzt, wo ſie ſich an ſeine Schulter lehnte, bemerkt haben.

„Man darf Glück wünſchen?“ fragte er melancholiſch lächelnd.

„Mir Glück?“ entgegnete Caſtlereagh, ſeine Verlegenheit bekämpfend.

„Ihr ſeid zum Staatsſecretär von Irland ernannt!“ fuhr Sir Edmund unbefangen fort und blickte in einen offenen Brief, den er in der Hand hielt.

Caſtlereagh athmete auf. „Mylady flüſterte mir eben ins Ohr,“ ſagte er, „daß wenn ſie Königin Eliſabeth wäre, ich längſt ihr Staatsſiegel führen würde.“ Mit dieſer ſcherzenden Wendung ſuchte er ſich und beiden Gatten über den peinlichen Moment der Ueberraſchung hinwegzuhelfen. „Mylady möchte Irland gern engliſch machen und beginnt ihr Werk mit mir. — Wahr iſt vorläufig nur,“ fuhr er fort, „daß mein werther Anverwandter, Lord Camden, zum Vicekönig ernannt iſt. Lord Fitzwilliam's, ſeines Vorgängers, Verwaltung war zu ſchlaff, um der wüſten Unordnung des Landes kräftig zu ſteuern, ſeine Zaghaftigkeit zu notoriſch, um der geheimen und offenbaren Verwilderung, die mit der Frechheit jener ſogenannten Vereinigten Irländer ſteigt, entgegenzutreten. Der romantiſche Unſinn darf nicht ſiegen, man muß Vernunft in die Welt bringen.“

„Das heißt: ſtatt mit Ruthen, mit Scorpionen das arme Irland geißeln?“ fragte Eliſabeth.

„Beruhigt Euch, meine Königin,“ entgegnete Caſtlereagh, „Euer Staatsſecretär wird nie ungeſetzlich, nie leidenſchaftlich gegen Tollköpfe einſchreiten.“ Er erzählte ſeine Begegnung mit Rowan, deſſen Herausforderung, deſſen Flucht aus Newgate.

„Dann ſind ihm die Häſcher auf dem Fuße,“ ſagte Eliſabeth, „und es wird heißen, Ihr verfolgtet ihn nicht blos als Staatsſecretär, ſondern auch —“

„Sondern auch aus perſönlicher Rache?“ unterbrach ſie Caſtlereagh ſpitz und bitter.

„Ich traue es Euch nicht zu,“ entſchuldigte ſich Eliſabeth, „ich rede nur vom Leumund der Welt, vom böſen Schein, den Ihr nicht gegen Euch erwecken dürft.“

Caſtlereagh richtete ſich ſtolz in die Höhe. „Wir ſollten denn doch wenigſtens ſo weit ſein, den Schein zu verachten!“ ſagte er kalt und verächtlich zu Eliſabeth, und fuhr ernſt und trocken zu Edmund gewendet fort: „Ich ging zu ihm als Cavalier, in beſter Abſicht, ihn vor Uebereilungen zu warnen, ihm im Nothfall meine Dienſte anzubieten; — er behandelte mich wie einen Spion, der ihm ſeine allerdings ſtaatsverbrecheriſchen Geheimniſſe ablauſchen wollte!“

Eliſabeth blieb dabei, es ſei nöthig, daß Cavaliere eine perſönliche Ehrenſache erſt abmachten, bevor ſie ſich öffentlich befeindeten und verfolgten; der Begriff „Gentleman“ ging ihr über alles.

„Es iſt nicht meines Amtes,“ ſagte Caſtlereagh, „dem aus Newgate Entſprungenen nachſetzen zu laſſen. Oder wünſchen Mylady vielleicht, daß ich den Flüchtling aufgreife, blos um ihm im Zweikampf zu ſtehen?“

Sie ſuchte ihn zu begütigen; aber er blieb ſchroff und abweichend. Sie hatte gemein von ihm gedacht; er war für immer gegen ſie erkaltet.

„Wollen wir nicht hinaus in die Abendluft?“ ſchlug Sir Edmund vor, um den Ton der gereizten Empfindlichkeit zwiſchen Beiden umzuſtimmen. „Der Wald drüben wird uns Kühlung bieten; laßt uns einen Ritt machen nach der Brigittenkapelle, dort giebt's luſtig Volk, luſtig — quand même!“

In dem Augenblick tönte von neuem das Glöckchen herüber. Der friſche Windzug von den Waldhöhen war einladend genug, und Eliſabeth verließ den Saal, um ſich in ihr Reitcoſtüm zu werfen.

„Stecken wir Piſtolen zu uns!“ erinnerte Edmund.

Caſtlereagh lehnte die Vorſicht ab; „eine Reitgerte“, ſagte er, „genügt, um armſelig Volk zu regieren.“

VI.

Ganz getrennt von dem Nonnenkloſter der heiligen Brigitte, wie ein Miſſionär, der in die Einöde zieht und predigt, ſtand die kleine Brigittenkapelle in einer Waldſchlucht bei Kildare. Tag für Tag, ſobald die Sonne ſank, war jetzt Wallfahrt nach der ſchlechten Hütte von Lehm und Holz, die man Kapelle nannte und die das Bild der heiligen Patronin barg. Lange Zeit hatte ſich der fromme Glaube dieſer Stätte entwöhnt; die Nonnen hatten im Kloſter ſelbſt, das innerhalb der Ringmauern der Stadt gelegen, den Dienſt der Schutzheiligen geübt, und die Waldbrigitte war vergeſſen und verödet geblieben. Das Gebäude war ganz überwuchert vom Dickicht; junges Buchengrün preßte ſich Zweig an Zweig, tauſendarmig rankte Epheu über Dach und Wand. Die kleine Thurmſpitze mit dem Kreuz von Zinn ragte ſchüchtern in das Aſtwerk einer alten Eiche hinauf, die ihre hundertjährigen Arme niederſtreckte, um das arme Werk von Menſchenhand zu ſchirmen. So hing das mürbe Heiligthum wie ein Neſt im Grünen, ſelbſt der Pfad, der die Bergſchlucht hinanführte, war ganz vom Dickicht verſchlungen, und nur wenn das Glöckchen aus dem dunklen Buſchwerk tönte, ging man dem Schalle nach und kam in die Richtung. Aber wenn ſich Abends in der Dämmerung die Pforte aufthat, dann glitzerten die heiligen Lichter, die der Prieſter angezündet, weit hinaus durch das grüne Baumwerk, und auch ſchon unten am Eingang in die Schlucht ſah man das Brigittenfeuer, das im Laube zitternd wie ein Irrlicht in der Waldnacht ſchwebte.

Sowie man das Stadtthor von Kildare verläßt, betritt man einen ſchmahlen Wieſengrund, bevor man den Pfad erreicht, der zur Waldhöhe führt. Dort war eine Vorſtadt im Beginnen. Hier und da bretterne Häuschen, Torfhütten, auch ſchon Abſtecke zu ſteinernen Gebäuden mit Hof und Gartenmauer. Mitten aber unter dieſen Anfängen zu Wohnungen ſtand bereits eine hohe proteſtantiſche Kirche. Was ſich hier zuſammengeſiedelt, Afterpächter und kleine Zinsbauern, arme Hinterhäusler mit 'nem Fetzen Ackerland, Alles war katholiſch Blut, dem mit dieſem engliſchen Tempel Gottes nicht gedient ſein konnte; aber ſo war es einmal Rechtens, wenn auch ſchreiend Unrecht, daß überall, wo ſich eine Gemeinde ſiedelte, auch gleich der proteſtantiſche Biſchof des Sprengels den Zehnten eintrieb zum Bau einer neuen Kirche ſeines Glaubens. In welchen Schmutzwinkel ſich dann die katholiſche Frömmigkeit flüchtet, ob die Andacht des großen Haufens in einer trödelhaften Scheune oder auf freiem Felde Meſſe hält, das kümmert ihn nicht, den ſtolzen Prälaten mit Sitz und Stimme; kann er nur ſeinem

Sprengel ein neues Filial zufügen und in die Annalen ſeiner Biſchofsmütze den Zuwachs an Kirchthurmſpitzen eintragen. So war in der Vorſtadt von Kildare der proteſtantiſche Tempel, dem engliſchen Herrgott errichtet, ſchon in ſtolzer Pracht vollendet, während die kinderreiche Armuth des katholiſchen Volkes rings herum noch nicht unter Dach und vor Sonnenſchein und Regen übel berathen war. Wie kalt und nüchtern ſtand die Hochkirche da, ſo froſtig wie ein neues, ſteifes Gewand, das man anzulegen ſich ſcheut! Dicht an den eichenen, unberührten Thüren, an den breiten, todten Fenſtern vorüber, nach denen Niemand blickte, zog die betluſtige Menge in den Wald hinauf nach der Brigittenkapelle, wo der fromme O'Leary das heilige Feuer wieder angezündet. Hier im grünen Laubdach, in der ärmlichen, waldeinſamen Hütte wohnte der ächte Gott von Irland; jener breitſchulterige Tempel der Hochkirche war ein ſchnödes Machwerk von Menſchenhand, an welchem der Schweiß der Armuth, die erpreßten Seufzer des Elends klebten.

Wie es bei Wallfahrern üblich iſt: man macht Station, nicht immer um zu beten, ſondern auch um dem Leibe wohlzuthun und die Zunge zu letzen. Der blanken, ſtolzen Hochkirche dicht gegenüber, hart am Wege, der zur Waldſchlucht führte, hatte ſich eine Menſchenmenge in den Schatten der Bäume gelagert. Waren es Solche, die von der Wanderung ausruhten, oder Andere, die zuvor ſich gutthun wollten: hier und da ſah man Gruppen luſtiger Burſche um eine Whiskyflaſche geſchaart, hin und wieder war von grünem Reis eine Buſchwand aufgeführt, die eine kleine Welt von der großen ſonderte; einige Bretter genügten, um Tiſch und Seſſel eilig aufzuſchlagen, und im Hintergrunde, wo eine Torfhütte an ihrer Stirn mit großen Lettern die Inſchrift: „Etwas Naſſes!“ führte, ſah man ein geſchäftig Hinundherlaufen. Der arme Hinterhäusler mit ſeinen zwölf Kindern machte den Wirth, ſeine Eſſe dampfte und der ſüße, räucherige Duft des Poteen lockte die Wallfahrer mit magiſcher Kraft. Der alte Sheemus, wie der Hüttenmann hieß, lieferte in der ganzen Gegend nicht blos den beſten Whisky, jenen Saft aus Gerſtenmalz; er wußte auch Poteen, den man aus gedörrtem Hafer brennt, für offenbares Geld und heimliche gute Worte zu verſchaffen. Dieſen heimlichen Branntwein liefern nur die verſteckten Brennereien in den Bergen: er empfiehlt ſich durch Wohlfeilheit, und als verbotene Frucht kitzelt er mehr den Gaumen als „der Parlament“, den die Regierung braut. Sheemus hielt ſich jederzeit für einen wichtigen Patrioten, wenn er einem getreuen Gevatter eine „naſſe Flamme“ vorſetzen konnte, die, wie er ſchwur, niemals Steuer bezahlte und friſch aus den Bergen wie aus dem Stande der Unſchuld kam. Heute Abend hatte er einen ganz beſondern Saft, den er einen „doppelten illegalen“ nannte und der für die Herzen ſeiner Mitmenſchen ſich als wahre Wohlthat erzeigte. Deshalb vergaß mancher die Waldbrigitte und blieb hier hangen bei der grünen Schenke, vergaß das Feuer der Heiligen und labte ſich an den Flammen, die Sheemus zapfte.

Mitten in dem luſtigen Geſumme ſtanden drei Fremde, die in ſich verſenkt dem bunten Treiben mit einer Art ſchmerzlicher Enthaltſamkeit zuſchauten; drei Masken, obwohl ſie ihr Geſicht nicht verlarvt hatten. Der Eine von ihnen war eine hohe, athletiſche Geſtalt, nachläſſig an die Eiche gelehnt, in einem bäuriſchen Mantelüberwurf, der ſeine eigentliche Kleidung verſteckte. Er ſchien ſehr theilnahmlos und innerlich beſchäftigt. Dieſe Schultern, dieſer Nacken, dieſe verſchlungenen Arme ſchienen müßig, weil ihrer Kraft die rechte Welt fehlte, die ſie tragen ſollten. Das gebückte Antlitz verbarg ein breitkrempiger Bauernhut. Er ſpielte mit den zottigen Ohren eines großen Neufundländers, der zu ihm herauf ſeine Tatzen zutraulich auf ſeine Bruſt ſetzte und ihm ehrerbietig ins Antlitz guckte. An der grünen Schleife um den Hals und an der Dogge erkennen wir den Gefangenen von Newgate. Es war Archibald Rowan, der unbekümmert um Nachſtellungen ſich noch in der Nähe von Dublin aufhielt und vielleicht eben deshalb ſeinen Verfolgern, die ihn ſchon an der ſüdlichen Seeküſte oder auf einem Schiffe nach Frankreich glaubten, entgangen war. Er hatte vergebliche Verſuche gemacht, Frau und Kinder auf dem Landſitze des Oheims zu ſehen; der geſtrenge Greis, ein Mann der Ordnung, der die Familie Archibalds zu ſchützen gelobt, bis deſſen Zerwürfniß mit der Regierung beſeitigt ſein würde, hatte ihm mit Gewalt den Eintritt in ſein Gehöft verſagt, und nach wiederholten Verſuchen hatte der Flüchtige ſeiner Frau nur ſchreiben, mit ihr ein Stelldichein auf dem Jahrmarkt zu Kildare vereinbaren können. Eh' Irland nicht frei iſt, bin ich auch nicht Herr der Meinigen! Dieſer Gedanke ſtand lesbar in den Zügen ſeines betrübten Angeſichts.

Die zwei andern Freunde blickten kecker drein in das Getümmel, das um ſie wogte. Die kleine, rührige Geſtalt des Zweiten ſchien Luſt zu haben, die Welt, die er auf ſeinen Schultern zu tragen nicht im Stande ſchien, wenigſtens aufzuwiegeln. Dieſe Luſt ſprühte aus den lebendigen Augen, und der römiſche Schnitt des dürren, pergamentfarbigen Geſichtes war kriegeriſch genug, um einen Gedanken bewaffnet ins Leben zu ſchicken. Bei alle dem und damit im Widerſpruch ſchien die ſchaukelnde Bewegung der faſt dünnen, ſchmächtigen Figur nichts von ſoldatiſcher Haltung zu verrathen. Er war, ſagt ein Zeitgenoſſe von ihm, — er war wie ein guter Segler, dem aber der Ballaſt fehlt. Sein Name war Theobald Wolfe Tone. Man kannte ihn als den erſten Stifter der Geſellſchaft der Vereinigten Irländer.

Der Dritte im Bunde war nach ſeiner Kleidung Soldat; er trug die Uniform eines engliſchen Regiments. Er ergänzte, was Jenem abging, ſeine ganze Haltung war feſt, ſicher und entſchieden. Nur lag in ſeiner Miene mehr die Spürkraft des zögernden Advocaten. Während das tiefliegende Auge im Verſteck der buſchigen Brauen ihm ein ächtes Nationalgepräge gab, lauerte doch aus dieſen dunkeln Höhlen ein Etwas hervor, das mit dem gutmüthigen irländiſchen Typus im Widerſpruch ſtand. Es war etwas Tigerhaftes, was in ſeinen Augenhöhlen ſaß: er ſchien erſt berechnen zu wollen, bevor er auf ſeine Beute ſtürzte und ſich ſättigte. Dieſer Zug war mit einer Ruhe im Geſicht vereint, die um die Leidenſchaft des Temperamentes weiß, ſie aber zügelt, mit einer Ruhe, die etwas Erſtorbenes hat, im Grunde aber das Ergebniß eines freien, rückſichtsloſen Denkens, Frucht einer vielgeprüften Menſchenkenntniß und Erfahrenheit iſt. Sein Name, O'Dornley, war ſo irländiſch wie ſein Blut. Er war katholiſcher Prieſter, hatte aber ſeit der franzöſiſchen Revolution ſeinen Stand verlaſſen und ſchien ſein geweihtes Kleid nur wenn es ihm wirkſam war, hervorzuſuchen. Die Grandezza in der Haltung ſeines Weſens war alſo vielleicht noch mehr eine prieſterliche, als eine militäriſche; was advocatenhaft ſchien im Blick ſeines Auges, verrieth vielleicht die jeſuitiſche Schule. Bei den großen Feſten der Radicalen in Belfaſt hatte er die Standarte der Vernunft getragen, in den Broſchüren, die gegen die Parlamente von England und Irland erſchienen, war ſeine geheime Feder thätig, und ſeit mehreren Jahren ein Ueberallundnirgends, ſah man ihn in den verſchiedenſten Geſtalten bald in Paris, bald in Dublin, bald in London und in Schottland, um Tochterclubs zu gründen und die Geſellſchaft der Vereinigten Irländer mit den Jacobinern aller Nationen in Verbindung zu ſetzen. Entweder war es eine politiſche Nöthigung oder eine bloße Liebhaberei, ſich bald in dieſem, bald in jenem Coſtüm zu gefallen. In dieſem Augenblick galt er in der engliſchen Uniform für einen Capitän Jones. Durch den Biſchof ſeines Landes war er förmlich von der römiſchen Kirche ausgeſchloſſen; aber er hatte dazu gelächelt und ſchriftlich den Beweis geführt, daß nach der kirchlichen Satzung niemand, der die Weihen erhalten, aufhören könne Prieſter zu ſein. Vor ſich ſelber nur, vor dem Gericht ſeines eignen Gewiſſens, war er und hielt er ſich von allem entbunden, was uns ein Geſetz Gottes heißt. Er war, wo nicht Atheiſt, doch ein Skeptiker, der nur die Mutter Natur für geſetzgeberiſch hält im Menſchenleben. Auf Antrag der geiſtlichen Curie hatte die weltliche Gerichtsbarkeit einen Verhaftsbefehl gegen ihn erlaſſen, ſchien aber nicht allen Ernſtes gegen ihn einſchreiten zu wollen, weil, was man ihm vorwarf, nur vor das Sittengericht des römiſchen Biſchofs gehörte. Der Klub der Vereinigten Irländer hatte eine Zeitlang Anſtand genommen, ihn zu den Seinigen zu zählen; endlich überwand er die Scrupel, den verfolgten Exprieſter für ſich arbeiten zu laſſen, und ſeitdem war O'Dornley eines ſeiner thätigſten Mitglieder.

Dies waren die drei ſtillen Beobachter unter der Eiche, dicht neben dem bunten Wirrwarr der berauſchten Luſtigkeit. Wo der Platz am breiteſten war, wälzten ſich die lachenden Buben im Graſe, das lahme Alter ſaß auf Tiſchen und Bänken und ſuchte mit ſchnaubenden Athemzügen die verlorne Jugend in der Whiskyflaſche wieder zu erhaſchen. Aus den Gebüſchen hier und da erſcholl der Geſang eines zärtlichen Paares, das nicht der künſtlichen Flammen bedarf, um glücklich und berauſcht zu ſein. Ueberall lachende Freude oder murmelndes Wohlbehagen, ein Bienenſchwarm voll geſchwätziger Gedankenloſigkeit, während von fern aus dem Dickicht heraus das heiſere Glöckchen der Waldbrigitte matt und unbeachtet verklang.

Allmählich ward der Lärm auf dem freien Platze lauter, zwei Buben waren im Spiel vom Scherz zum Ernſt übergegangen, hatten ſich ins Haar gefaßt und ſchrieen, als würden ſie am Spieße gebraten. Die übrigen ſchoſſen herbei und nahmen Partei; ſchnell waren zwei Schaaren feindlicher Kämpen in Schlachtreihe aufgeſtellt, die beiden Hauptfechter ſtanden voran und überhäuften ſich mit Schmähworten, während die Fäuſte ſich zum Boxen ſpannten und wirbelten. Die Alten ſprangen von ihren Tiſchen auf und eilten nach dem Kampfplatz; denn wo Schläge fallen, darf kein Irländer fern bleiben, und wären es nur die lumpigſten Buben, die ſich um eine Eichel entzweiten, jeder Fauſtkampf iſt immer Nationalſache. So war das ganze Friedensbild in wenig Augenblicken in ein luſtiges Schlachtfeld verwandelt; die Jungen ſchrieen und ſchlugen auf einander ein, faſt der ganze Haufe war in ein Handgemenge gerathen, und die Alten, die einen Kreis herum bildeten, jubelten laut und reizten die Ehrbegierde der Kämpfenden, bis dieſe halbtodt am Boden lagen oder mit blutiger Stirn vom Platze ſchlichen. Dann kehrten die Zuſchauer nach ihren Tiſchen und nach dem dampfenden Punſch zurück.

Ganz ſtill und leiſe, wie der langſame, ſichre Tod, ſchlich während deſſen durch all die bunten, ſchnell wechſelnden Gruppen ein Mann im grauen, zugeknöpften Oberrock lauſchend und ſchnuppernd hin und wieder. Ein Diener der Gerechtigkeit, im Augenblick der Noth ſeines Winkes gewärtig, ging hinter ihm, vor ihm ein junger Burſche mit einer blechernen Büchſe, deren eintöniges Klappern den fröhlichen Leuten ſo läſtig wie die mahnende Gewiſſensſtimme klang. Der graue Mann, der mit ſeinen dünnen Gliedern in dem Oberrock hing, als wär' er ihm um eine Welt zu weit, war in Einer Perſon der Küſter, Schulmeiſter und Zehntenpächter des proteſtantiſchen Prälaten von Kildare. Seine hungrigen Spürblicke ſuchten ſich aus dem luſtigen Schwarm die Opfer heraus, die noch ihre Kirchenbuße ſchuldeten. Die Kirche ſtand ſchon fertig da für den neuen Sprengel, bevor noch die Summe für den Bau beiſammen war; man hatte vorgeſchoſſen und ließ nun ſeit einigen Tagen durch den Pächter den rückſtändigen Zehnten eintreiben. Das geſchah denn von dem grauen Manne bei Tag und Nacht. So lange ein Schuldner in ſeinem Hauſe ſteckte, und ſäß' er da auch nur zwiſchen drei Brettern und einer Handvoll Lehm, — eine Zuſammenſetzung, die ein armer Hinterhäusler Aſyl und Familienſchooß nennt, — durfte kein Zwang angewendet werden, das Haus iſt jedes Eigenthümers Burg und ſichre Wehr; aber außerhalb der vier Pfähle, falls ſeine Hütte ſo viel Pfähle aufzuweiſen hatte, verfiel er dem Zehnteneintreiber und der buchſtäblichen Macht des Geſetzes. So nahm denn der Pächter bei jeder

Proceſſion der katholiſchen Kinder des proteſtantiſchen Sprengels, bei jedem Feſt, wo ſich Volk zuſammenfand, die Gelegenheit wahr, zu ſeinem Ziel zu kommen; der Kirchenjunge raſſelte mit der Büchſe vor ihm her, der Scherge mit dem Stabe unterm Oberrock ſchlich wie das lauernde Schickſal hinter ihm drein. Ueberall, wo er hintrat, erſtarb der Lärm, und die Luſtigkeit flackerte erſt hinter ihm wieder auf. Mancher drehte ihm ſchweigend den Rücken zu, Viele traten ihm ehrerbietig aus dem Wege, wenn er mit den knöchernen Händen ſich ſchweigend und leiſe klopfend Raum verſchaffte; hier und da aber ſprang ein Schuldbewußter, dem beim Anblick des grauen Mahners plötzlich das Lachen auf dem Geſicht erloſch, eilig und ſcheu ins Gebüſch oder ſteckte raſch den Kopf unter den Tiſch, wenn der Alte wie der Mann mit der Senſe, die nach reifen Aehren ſucht, vorüberſchlich. Niemandem aber fiel es ein, über die hungrige Gier des bleichen Alten zu lachen, ſo ſeltſam auch ſeine forſchende Miene gegen die Fröhlichkeit des bunten Haufens abſtach. Den Muth des Zehntenpächters, ſich mit ſo dürftiger Begleitung unter die dichteſten Schaaren beherzter Männer und übermüthiger Jugend zu wagen, findet begreiflich, wer die Gutmüthigkeit des irländiſchen Volkes kennt, das ſich mit unverwüſtlicher Heiterkeit unter das Joch des Herkommens und die Zuchtruthe des Geſetzes bückt.

Dieſe Wahrnehmung war für die drei Freunde an der Mahleiche nicht ohne ſchmerzliche Erbitterung möglich. Glichen ſie ſchon müßigen Zuſchauern, ſo war doch ihre

Beobachtung des Volkes ein Geſchäft, das mit ihren Plänen zuſammenhing.

„Hier ſehnt ſich die Creatur eben nicht, wie es in der Schrift heißt, nach Erlöſung!“ murmelte Capitän Jones zwiſchen den Lippen.

Archibald blickte zu Boden und zerrte an den Ohren des Hundes, daß er aufſchrie. Es war blos eine Aeußerung der Verlegenheit.

„Man muß die Creatur zwingen,“ ſagte Wolfe Tone, „es kommt darauf an, wer ſie leitet und lenkt. Fleiſch und Bein iſt immer ſchwach und faul, und Waſſer thut's freilich nicht, wenn Ihr Bibelſprüche wollt, ſondern der Geiſt.“

„Wenn Ihr dem Volke einen neuen Geiſt einhauchen wollt,“ ſagte Capitän Jones, „ſo macht ihm zuerſt glaublich, daß es eine Lüge iſt, wenn man ihm für die Schmach hienieden eine ewige Seligkeit verheißt. Abgötterei und Knechtſchaft gehen Hand in Hand. So lange der Glaube blind ſein ſoll, wird die arme Menſchenbruſt auch nicht politiſch aufathmen. Und wär's an einem Auferſtehungstage, wo für alle Welt ein neuer Frühling anbräche: ein Volk, das blindem Glauben verfallen iſt, wird ſich nie erheben, oder mit ſeinen Ketten müßte es auch ſeinen Glauben abſchütteln, wie in Frankreich.“

„Das wird Irland nie,“ ſagte Wolfe Tone, „ich bin Proteſtant, aber ich fühle, daß der ächte Mileſier mit ſeinem kindlichen Sinn nie ablaſſen wird, katholiſch zu ſein. Wir

Andern im Norden ſind ja doch eigentlich mehr Schotten, auch unſerer Herkunft nach."

„Nun ſo laßt dem ächten Sohn Irlands mit dem Schmutz und mit dem ſchwülen Glauben auch ſeine Sklavenkette, laßt ſie Halbmenſchen bleiben; auch der Neger iſt halbes Thier!"

„Ihr ſeid Katholik," ſagte Wolfe Tone, „Ihr ſeid ſogar Prieſter, aber man darf nicht vergeſſen, daß Ihr die Sprache des Erbitterten führt, der eine frühere Täuſchung über ſeinen Beruf durch Beleidigungen rächt."

Capitän Jones lächelte ſchmerzlich und wies ſchweigend auf den grauen Zehntenbeitreiber hin, der ſo eben mit ſeinen Trabanten an ihnen vorüberſchlich.

Sowie die beiden Andern Miene machten, ſich dem Volkshaufen zu nähern, der ſich vorn auf der Wieſe zuſammengeſchaart, nahm Archibald Abſchied und reichte den Freunden die Hand. Man kam noch überein, wo man ſich treffen wolle, denn alle drei wohnten zerſtreut in den Vorſtädten von Kildare und ſchienen ſämmtlich Grund zu haben, ihre Zuflucht geheim zu halten. Capitän Jones erinnerte Wolfe Tone an den Vorſatz, den Prieſter O'Leary zu beſuchen, den man das katholiſche Bewußtſein von Irland nannte; dann würde ſich am deutlichſten an den Tag ſtellen, wie weit der katholiſche Süden reif ſei, ſich gegen die Tyrannei des proteſtantiſchen Englands zu erheben und ſich für die heilige Sache des Jahrhunderts, für Freiheit und Gleichheit der Menſchenrechte, zu erklären. Der Skeptiker zweifelte an der Reife des Volks, aber auch an der Einſicht ſeiner Lenker und Führer.

Arabald trennte ſich ſchweigend, zog den groben, irländiſchen Bauernmantel mit der Kapuze im Genickfang ſtraffer um ſeine Schultern und ſchlug den Waldpfad ein, der bergan ins Dickicht führte.

Die beiden Andern ſahen noch eine Weile dem Gewirr des Haufens zu, der ſich um ein ſeltſames Weſen drängte, das unter jedem andern Volke für polizeiwidrig oder dem Irrenhauſe für entſprungen gelten würde. Es war eine alte Reliquienkrämerin. Die ſeltſame Geſtalt erſchien bald groß, bald klein und gebückt, je nachdem ſie ihre Launen hatte, bald aufrecht, eine Rieſin, die mit einer Art fanatiſcher Herrſchſucht um ſich ſtarrte und einen Eichenſtamm in der Fauſt ſchwang, der für einen eiſenbeſchlagenen Schilleleh erſten Ranges gelten konnte, bald mit einem Höcker belaſtet, an dem ſie ſchwer trug, und tief gekrümmt an einem kleinen Krückſtock mühſam keuchend. Heute ſchritt ſie mit der Majeſtät einer Prophetin umher, die in Aegypten ein Jahrhundert lang geſchlafen und dem Umſturz einer alten Katakombe ihr Haupt entriſſen; ſo ſtand ſie im Gewühl und bot ihre geweihten Amulette feil. Aus dem knochigen, zigeunerhaften Geſicht leuchteten die großen, dunklen Augen mit wunderartigem Glanz, der ſafrangelbe Turban um die Stirn verſteckte das greiſige Haar, der grobe Friesmantel war von ſtrahlendem Roth und die langen, ſchwarzen Franſen ſahen wie Mähnen aus, die ſich ſchüttelten, wenn ſie den nackten, braunen Arm in die Höhe ſtreckte. — Es iſt Sitte für die Jugend von Irland, am Brigittentage große Ringe von Stroh zu flechten, die ſie in der Nachbarſchaft herumtragen. Wer gläubig genug iſt, geht neunmal durch ſolchen Reif und ſpricht eine Art irländiſches Stoßgebet aus, das mit den Worten ſchließt: So ſoll mich neunmal das heilige Feuer läutern, wenn ich nicht rein bin und ohne Fehl! — Zu ſolchen Ringen gehören geweihte Bänder, die in heiliges Gewäſſer getaucht ſind. Gewiſſe Quellen ſind in Irland heilig, keine aber gleicht dem Lough Derv, unfern der Höhle in der Grafſchaft Donegal, wo St. Patriks Fegfeuer brennt. Dorthin, nach dem Loretto von Irland, war die Alte gewandert, hatte eine ganze Bandfabrik in Lieferung geſetzt, und zog nun umher, um die im heiligen Bronnen chriſtlich getauften Schleifen im Lande zu vertheilen. Um das brennende Roth und das ſtechende Gelb der Farben riſſen ſich die Meiſten, Jung wie Alt. Geſetzlich war der katholiſche Reliquienhandel vom proteſtantiſchen England nicht erlaubt; allein die Alte trieb auch nicht eigentlichen Handel, ſie nahm nur Almoſen für ihre Waaren, wobei ſie ſich vielleicht noch beſſer ſtand, denn ohne ein geweihtes Kleinod konnte kein Weſen in Kildare ſelig ſein, und wer ſich der Alten nicht willig zeigte, dem erſchien ſie andern Tages als gebückte Hexe am gekrümmten Stocke, in Lumpen und mit entſtellter Figur, was jedes Mal ſo wie der böſe Blick ihres Auges Unglück verhieß.

Bei alle dem Tumult ließ ſich der Zehntenpächter nicht abhalten, ſein Ziel zu verfolgen: er bahnte ſich mit ſeinem

Jungen, der die klappernde Büchſe trug, bis ins dichteſte Gewühl ſeinen Weg. Er war allenfalls der Mann darnach, ſich aus dem Gewirr des Tartarus ſein ſchuldiges Opfer herauszuholen. Sein Opfer war für diesmal ein derber, feiſter Kerl, der ſich eben ein Amulett auswählte. Er ſtand vor der Alten, und ſie legte es ihm, wie ſie pflegte, eigenhändig um den Nacken. Als man ihm den Almoſenbeutel hinhielt, griff er in die Taſche und wollte eben ſein Scherflein überliefern, als der graue Schuldmahner ihn mit dem Hakenſtock am Kragen erfaßte und ihn hinterrücks als ſeine Beute zu ſich zog. Bei der ungewohnten Bewegung glitt der Bauer aus und fiel zu Boden. Unter dem ſchallenden Gelächter, das die umſtehenden Buben erhoben, raffte er ſich wieder auf und ſtierte mit wilden Augen unter dem ſtruppigen Haar ſeinem Verfolger entgegen. „Willſt nicht erſt Deinen Zehntenreſt bezahlen?“ herrſchte ihm der Graue mit kreiſchender Stimme zu, „ſoll ich Dir die Kartoffelgrube pfänden ſammt Kinderſtube und Ferkelſtall?“

„Halloh!“ ſchrieen die Buben hinter ihm, „der graue Afterpächter, der alte Kartoffelmeier. Er wird uns noch das Waſſer beſichtigen, ob es richtig verzehnt iſt. Sollen wir ihm die Haare auf dem Kopfe zählen und das zehnte allemal ausraufen?“ — „Seid ſtill!“ riefen Andere, „er hat nur noch zehn weiße Strähnen an den Schläfen!“

Sowie ſich der Pächter zu den Schreiern wandte und die lumpigen Jungen mit dem zornigen Blick ſeiner gierigen Augen durchbohrte, ſchwieg Alles; der Mann des eiſernen

Geſetzes übte in der That eine lähmende Gewalt über die Gemüther. Wie der Haufe jetzt vor ihm zurückwich, nahm ſich die Alte des armen Teufels an, den der Pächter am Kragen feſthielt und dem das Blut in die Augen ſchoß, ohne daß er im Stande war, dem furchtbaren Mahner Rede zu ſtehen.

„Ihr ſtört hier mein frommes Werk, alter Graurock!“ ſchrie ſie laut. „Laßt mir meine irländiſchen Jungen zufrieden, wenn es ſich um geweihte Dinge handelt!“

„Ja, handelt!“ ſagte der Alte mit ſeiner heiſern Stimme, „es handelt ſich hier nicht. Wer zu Almoſen Geld in der Taſche hat, ſoll erſt ſeinen Zehntenreſt abthun für die Hochkirche von England.“

„So mag ſich die heilige Jungfrau ſammt allen Heiligen von Dir wenden, Du grauſamer Knecht und Scherge!“ murmelte die Hexe.

„Mich kümmern Deine Heiligen nicht, ich bin der abgeordnete Diener von Altengland!“ ſagte der Graue und richtete ſeinen gebeugten Nacken in die Höhe.

„Seid nicht ſo hart mit dem armen Landvolk!“ ließ ſich eine Stimme hinter ihm vernehmen. Es war Wolfe Tone, der mit ſeinem Begleiter ſich der Scene genähert hatte. „Wenn Ihr wüßtet, wie ſchwach die Gründe ſind, auf die Ihr die Rechtmäßigkeit der Zehntenabgabe bauet, ſo würdet Ihr Euch aller Grauſamkeit im Beitreiben derſelben enthalten.“

„Oho!“ rief der Alte, „ſprecht Ihr die Sprache der drei Königreiche und wißt nicht, daß der Zehnten in der Bibel geboten iſt? Nachmals zeugete Adam zween Söhne, Kain und Abel. Abel gab richtig den Zehnten, aber Kain zehntete falſch und aufs ſchlechteſte. Zuletzt erſchlug der falſche Zehntengeber den guten, denn dieſer ſchalt ihn und ſagte, er zehntete ſchlecht. Und darum verfluchte Gott der Herr Kain und ſeinen Acker. So ſeht Ihr nun, wohin falſches Zehntengeben führt! Der Urſprung des Zehnten für die engliſche Kirche iſt von einer geheimen Offenbarung Gottes an den erſten Menſchen herzuleiten, die von Adam und deſſen Kindern und Kindeskindern überliefert iſt.“

„Und wißt Ihr auch“, rief Capitän Jones zornig, „an welche Kirche Adam den Zehnten ſeiner Feldfrüchte einlieferte?“

„Dieſes“, ſagte der alte Pächter, „weiß man zur Zeit noch nicht.“

„Ja, es ſteht überhaupt ſehr übel mit Eurem lügneriſchen Wiſſen,“ lachte Jones; „Euer Zehnte ſtützt ſich auf die Abgabe an die Leviten, wovon die Bibel erzählt, er iſt nur ein Ceremoniell des jüdiſchen Geſetzes. Mit dem neuen Teſtamente ſollte es aufgehört haben, Ihr aber, die Ihr Chriſten der hohen Kirche heißt, ſeid Juden des verfluchten Mammons.“

„Oho!“ kreiſchte der alte Schulmeiſter und Pächter und warf ſich in die knöcherne Bruſt, „wollt Ihr ſo gelehrte Sachen auskramen, ſo habt Ihr auch wohl von Dem gehört, der den nemeiſchen Löwen tödtete, der den Stall des Augias reinigte, jenem Herkules, der als Knäblein ſchon zwei

Schlangen in der Wiege erwürgte! Derſelbe Heros, der Alcide, erſter Haudegen ſeiner Zeit, unübertroffener Eiſenfreſſer ſeines Jahrhunderts, was that er, was machte er mit dem Volke? Er nahm den Zehnten, war der furchtbarſte Zehntenbeitreiber, den je die Sonne beſchien. Er zog im Lande herum, ſchlug alles Ungethüm zuſammen und zehntete das Wild. Denkt nur an Kakus! Auch Apollo nahm vom Lande den Zehnten. Alle Vorkommenheiten der Weltgeſchichte, auch Beiſpiele aus dem Naturreiche ſind dazu da, um zu beweiſen, daß immer der Mächtigere den Andern zehntet. Werft mir keinen Zweifel am Zehnten auf! Der Zehnte ſchreibt ſich aus ſo alter, hochheiliger Zeit her, daß Niemand ohne Ehrfurcht davon zu ſprechen wagt. Immer, wo ein Held auftrat, zog er dem Volke die Haut ab und zehntete es. Nur Gott der Herr, ihm ſei allein die Ehre! that mehr als das. Wie er nach vollbrachter Schöpfung ſich in der Welt umblickte und ſahe, daß Alles leidlich gut war, wiſchte er ſich mit allen zehn Fingern — er hatte zehn Finger — den Schweiß von der erhabenen Stirn und nahm — den Siebenten, nämlich den je ſiebenten Tag der Woche, damit der ſein Eigenthum ſei, ihm geweiht und geheiligt. Wehe, wer dem Herrn durch Werkelthum ſeinen Siebenten verunreinigt! Wehe ebenſo Dem, der die Kirche um den Zehnten, der, ſo Gott wolle, beſſer ein Siebenter wäre! beſtiehlt und betrügt!"

„Aberwitz, verruchter!" murmelte Capitän Jones, „und er betäubt die arme Creatur!" — Inzwiſchen war dem Grauen jedoch im Eifer des Redens ſein nächſter Vortheil entgangen, er hatte den Burſchen fahren laſſen, der Anfangs in devoteſter Stellung vor ihm beharrte und nur dann und wann unter dem ſchwarzen Haarbüſchel, der ihm ins Geſicht hing, hervorlugte. Wie der Advocat, Financier und Profoß der hohen Kirche jetzt geendigt hatte und in den Wirkungen ſeiner Beredſamkeit ſchwelgte, war der Zehntenſchuldige verſchwunden und der nächſte Raum um ihn leer.

„Ihr büßt an Praxis ein, was Ihr an Eloquenz gewinnt!“ ſagte Wolfe Tone ſpottend.

Der Alte nahm ſeinen Büchſenjungen zornig am Arm und machte ſich eilig davon. Eine helle Lache ſchlug hinter ihm auf, der aber ſchnell ein Verſtummen folgte, ſobald ſich der dürre Zehntenjäger mit dem ſchwarzen Krummſtab wandte.

„Arrah! mein Fluch ſoll ihn und ſeine Kirche verdorren!“ murmelte ihm die alte Reliquienhändlerin nach.

„Armes Volk!“ ſeufzte Wolfe Tone, „von zwei Seiten gebrandſchatzt, vom Aberglauben der eignen Religion und von der Habſucht einer weltlichen Kirche gepfändet; ſo doppelt eingeengt, wie will deine Bruſt Athem ſchöpfen!“

„Rodet die Wurzeln aus, wollt Ihr Unkraut jäten!“ raunte ihm der verkappte Prieſter ins Ohr. — Beide traten aus dem Haufen zurück, der ſich alsbald mit erneutem Eifer um die Reliquienkrämerin drängte. — —

Archibald war inzwiſchen die Schlucht hinangeſtiegen. Er ſtand vor dem Dickicht, in deſſen grüne Waldnacht das zitternde Licht der Kapelle lockte. Die Menge der Bußfertigen hatte ſich ſchon zerſtreut; hier und da kroch noch ein altes, verſpätetes Mütterchen den Pfad hinauf, ohne zu wiſſen, wie weit die Kräfte reichten; der gute Wille galt dann für die That, wie ſo oft im Menſchenleben, und das Heil blieb um deswillen nicht aus. Archibald wand ſich durch das Geſtrüpp und ſah das kleine Bethaus vor ſich. Es war ſo grün wie der Wald mit Zweigen ausgeſchmückt, das Bild der Heiligen war ganz von Laub umwachſen und leuchtete mit ſeinen Flammen, wie der alte Herrgott einſt im brennenden Buſch vor Moſe erſchien. Aber das Licht der Heiligen war milder, ihr durchleuchtetes Antlitz warf einen weißen Schimmer von ſich; dann und wann ragte die Flamme, die hinter dem Bilde ihre Nahrung hatte, über die Stirn hinweg und umſpielte das bleiche Haupt mit Glorienſchein. Dann und wann fuhr die Flamme hinter dem Bilde nach allen Seiten aus und dann ſtand die volle Geſtalt der Heiligen in roſenrothem Schimmer, und während die ganze Kapelle ſonſt dunkel war, die Abendſchatten aus dem Walde traten und das grüne Dach der Bäume den hellen Glanz der Welt fern hielt, ſtand das ſtille, grüne Eiland mit dem Roſenſchimmer ſeiner Gottesmutter wie aller Wirklichkeit enthoben und in Traum verſunken. Die Stille des Gebetes lag rings in der Waldnacht; kein Lüftchen regte ſich in der Blätterkrone, die Geſträuche knieten am Boden, die Bäume ſtanden gebückt, wie verzauberte Rieſen, mit heimlichem Athemzug zum Gebet verſammelt.

Archibald beneidete die idylliſche Frömmigkeit, die noch beten geht; es war wie Heimweh, was ſeine Bruſt durchzog, die geheime Luſt zu einem großen, allgemein gültigen, allgemein beſeligenden Glauben, zu dem ſich alle Sekten bekennen, und in den ſich die Seelen Aller mit ihren Zweifeln wie in ein Meer der Vergeſſenheit tauchen.

Wie er über die Schwelle trat, ſchlich noch hier und da ein Kranker oder Bußfertiger herbei, um Leib oder Herz am Brigittenfeuer zu erwärmen. In der Seitenniſche ſtand der Beichtſtuhl offen. Wie er an ihm vorüberſchreiten wollte, ſah er den Prieſter, der dort eines Gläubigen harrte. Die kleine Ampel über ihm beleuchtete nur ſeinen kahlen Scheitel mit der Tonſur und ſeine Schultern mit dem braunen Gewand der Franciscaner. Es war O'Leary, der in der ſtillen Würde ſeines Dienſtes dort ſaß.

Er blickte nicht auf, als Archibald vor ihm ſtand, aber er winkte, neben ihm im Beichtſtuhl, der eben leer geworden war, Platz zu nehmen, in der Vermuthung, es warte ein Heilsbedürftiger auf ſeinen Wink. Es war ſo ſchaurig ſtill im kleinen, dämmerigen Raum, am Altare flüſterte die ſcheue Demuth, hier und da rauſchte ein Gewand, draußen ſtanden die uralten Eichen wie ſchirmende Wächter; es war, als müßte hier das Gewiſſen all ſein Geheimſtes offenbaren und Sprache gewinnen für ein tief verſchleiertes Weh. Ganz willenlos, wie von ſtiller, aber ſicherer Gewalt getrieben, folgte Archibald der Weiſung des Prieſters; er ſtand im Beichtſtuhl, ſank in ſein Knie und lehnte die Stirn an die Wand, die ihn vom Geiſtlichen trennte, ſeine Lippen an die Oeffnung, wo das Ohr des Geſalbten im Namen Gottes lauſchte.

Jetzt erſt befiel es Archibald, daß er nichts zu beichten habe, daß er als nichtkatholiſcher Chriſt hier eine unrechte Stellung nehme. „Verzeiht, ehrwürdiger Mann,“ ſprach er mit Beſchämung durch das Beichtfenſterchen, „ich bin kein Kind Eures Glaubens, es zog mich nur ſo hin und überraſchte mich. Ich bin Proteſtant, aber wo Alles beten geht, Alles ſich beugt und ein allgewaltiger Geiſt ſeinen Fittich über die Gläubigen breitet, da ſinkt das Knie wie von ſelbſt zuſammen und das Herz kann dem Anreiz nicht widerſtehen, ſich vor dem Gott, der ja überall derſelbe iſt, im Staube zu demüthigen. Und wär' ich im Lande der Türken, und ſäh' die frommen Schaaren nach der Moſchee wandern, ſäh' die Derwiſche wie wahnſinnig tanzen und hörte an den Thüren und aus allen Ecken: Gott und Mohammed! rufen, es riſſe mich hin und ich machte das ſeltſame Gliederſpiel der Heiden mit. Ich glaube, man kann Gott dienen in jeglicher Form, iſt nur ein rechter Inhalt im Herzen. In meinem Herzen, ehrwürdiger Vater, ſteckt aber nichts als meine heiße Liebe für Irland. Gott wolle dem Elend gnädig ſein und das Unglück mildern! Gott wolle die Armuth tröſten, die Nackten kleiden und die Hungrigen ſättigen! Gott wolle der Tyrannei von Altengland das Auge öffnen, damit es einſehen möge, um wie viel beſſer es ſei, ſich Kinder zu erziehen, die dankbar ſind für die Zucht der Liebe, als Sklaven zu halten und zu bändigen, die doch einmal ſich rühren und dereinſt Wiedervergeltung üben werden und den Haß als Erbſchaft hinterlaſſen für Kind und Kindeskind.“

Er hatte ſeine Hände über die Bruſt gefaltet und lag mit der Stirn auf dem Betpult. „Der Herr iſt langmüthig in ſeinem Zorn,“ ſprach der Prieſter, „er harret auf die Umkehr der Ungerechten. Er wolle uns gnädig ſein und ſein Auge leuchten laſſen über Irland, er erhebe ſein Angeſicht auf uns und gebe uns ſeinen Frieden.“

Bevor der Geiſtliche Amen ſagte, unterbrach ihn Archibald. „Wenn aber kein Friede mehr zu halten iſt mit den Ungerechten? Ich war wider Recht und Fug gefangen gehalten, hab' mich wider Recht und Fug befreit und irre nun herum und weiß nichts zu finden, nichts anzufaſſen, wo ich meinem Volke helfen könnte. Ich boxte meine Henkersknechte nieder und machte mich auf und davon. Ich habe ein ehrlich irländiſch Herz im Leibe, das ſoll Gott wiſſen, hab' zwei Fäuſte danach, um Gutes zu thun und meine Feinde niederzuſchmettern, aber ich brauche den Verſtand Anderer, um dieſe Fäuſte richtig zu regieren. Das iſt meine Beichte, das iſt meine Sünde und meine arme Unſchuld. Ich bin ein Mitglied des Klubs der Vereinigten, die, ob ſie ſchon meiſt evangeliſche Chriſten ſind, doch die Freiheit und gleiche Berechtigung ihrer katholiſchen Brüder wünſchen, aber gern wiſſen möchten, wie weit dieſe Brüder reif und entſchloſſen ſind, uns die Hand zu bieten und gemeinſame Sache mit uns zu machen.“

O'Leary ſchwieg eine ganze Weile; er hatte mit der

Bewegung ſeines Innern zu thun. Endlich ſagte er: „Mein Sohn, Du haſt Dich unbefugter Weiſe hier eingeſtellt, und was Du mir anvertraut, gehört eben ſo wenig in den Beichtſtuhl des Herrn. Der Herr aber wolle Dich behüten, guter Sohn Irlands, und wolle Dich unſträflich wandeln laſſen! Hat Dich der Himmel aus der Hand Deiner Feinde befreit, ſo vermahne ich Dich zur Ruhe, denn die Zeit iſt noch nicht kommen, wo der arme, gedrückte Menſch von Irland zu ſich ſagen darf: Hilf Dir ſelber, dann wird Gott Dir helfen! Ich ſage Dir, ſpare Deine Kraft, Dein Leben auf und laß Dein Herz rein bleiben, damit Du dereinſt beſtehen kannſt, wenn Gott uns Alle ruft. Hierzu, mein Sohn, biſt Du gleich kein Kind der Mutterkirche, geb' ich Dir als Chriſt, als Greis, als Bruder, meinen Segen!“

Wie Archibald ſich aufrichtete, hatte der Prieſter ſchon den Beichtſtuhl verlaſſen; er ſah nur noch das braune Gewand flattern, und als die Geſtalt des Mannes am Altar unter die Ampel trat, leuchtete ihm O'Leary's Angeſicht wie ein Heiligenbild voll ruhiger Verklärung entgegen. Ihm war zu Muth, als wär' er in die Gemeinſchaft einer großen, zukünftigen Verbrüderung aller Kinder der grünen Inſel aufgenommen. Wie er an dem Bilde der heiligen Brigitte vorüberging, blickte er ſo gläubig wie ein ächt katholiſch Chriſtenkind zu ihr hinauf, legte die Hand aufs Herz und ſagte: „Gute, ſelige Frau, erwärme mit Deinem Feuer alle Seelen, die es gut meinen, und mache Irland frei!“ — Die heilige Brigitte aber, mit dem blaſſen Glorienſchimmer im

Angeſicht, lächelte auf ſein Gebet wie auf jedes andere ſtill und friedensvoll hernieder.

Wie er aus der Kapelle trat, ſprang ihm die Dogge mit luſtigem Geheul entgegen. Bald ſingend, bald pfeifend, ſchritt er den Bergpfad hinunter. Die Art von Beichte und Abſolution hatte ihm gut gethan, ſein Herz war fröhlich und frei, denn es fühlte ſich im Zuſammenhang mit einer Gemeinſchaft aller treuen Irlandsherzen. Wie er aber ſtill ſtand, ins Dickicht ſprang und eine junge Eiche von der Wurzel löſte, konnte man ihm leicht abmerken, wie ſehr in einem irländiſchen Herzen die Fröhlichkeit eine kriegeriſche Miene anzunehmen liebt. Die Eiche war zu einem Schilleleh mit guter Handhabe wie gemacht, ſchlank und glatt von Taille und unten mit jenen knorrigen Aeſten verſehen, die den Hieben den gehörigen Ernſt, den Stößen einen gewiſſenhaften, herzlichen Nachdruck, dem ganzen Inſtrument die beliebte wittwen- und waiſenmachende Phyſiognomie geben. Wie er den ſchmucken Prügel um das Haupt ſchwang, tanzte der Neufundländer vor Freude auf, als wollt' er ſeine Sympathie dazu an den Tag legen.

Wie Archibald am Saum des Waldes um die Ecke bog, ſchlug der Hund plötzlich an, als hätt' er bereits ſeinen Gegenſtand zum Angriff gefunden. Dicht vor ihm auf dem erhöhten Punkt hielten zwei Cavaliere mit einer Dame zu Pferd, um von fern dem Gewühl der Menge zuzuſchauen; es war die Geſellſchaft, die wir in Bally-Caſtle verlaſſen, Sir Eduard Wardon mit ſeiner Gattin und Caſtlereagh, zwei Diener einige Schritt zur Seite. Mit einem gewaltigen Satze fuhr der Hund unter die Gruppe, die nach links und rechts auseinanderfuhr. Wie jedoch der eine Reiter, es war Caſtlereagh, mit der langen Hetzpeitſche auf den Hund einhieb, nahm ſich ihn das Thier heulend zum Ziel und ſprang ſeinem Pferde in die Gurgel, ſo daß dieſes, ſich vor Schmerz wild aufbäumend, nur mit Mühe zu bändigen war. Archibalds Ruf, um den Hund zurückzuhalten, verklang im Lärm; er mußte zwiſchenſpringen und dem Thiere in das zottige Fell greifen. So ſtand er dicht vor der Reiterin und half ihr das Pferd zügeln, während die Herren mit den übrigen beſchäftigt waren. Er grüßte und bat um Verzeihung wegen der Störung, die ſein Hund verſchuldet, zugleich die Reitgerte überreichend, die der Dame entfallen war. „Sir Archibald Rowan!“ hörte er dicht hinter ſich ſeinen Namen rufen. Es war Caſtlereagh, der ſeinem Erſtaunen, ihn hier zu finden, Worte lieh. „Ich dachte ſchon an einen Buſchklepper, einen romantiſchen Wegelagerer!“ rief er erhitzt und laut lachend.

„Schlimm, Sir Robert,“ entgegnete Archibald, „daß wir uns immer in den Weg treten, uns einander im Wege ſind!“

„Ich glaubte Euch ſchon in Frankreich, Sir,“ ſagte Caſtlereagh.

„Das ſolltet Ihr von mir nie denken!“ war die Antwort. „Ich werde Irland nicht verlaſſen, bevor ich mit Euch einen Gang gemacht; ich bin es Euch ſchuldig, wie Ihr wißt.“

Caſtlereagh ſtreichelte ſein Pferd und ſchien nach einer Entgegnung zu ſuchen.

„Ich verſprach eine Stunde für Euch frei zu haben!“ fuhr Rowan fort, „Ort und Zeit haben ſich freilich geändert, und meine Karte kann ich Euch nicht reichen; aber hier im Walde iſt mein Quartier, — Hôtel de la forêt, wenn's beliebt,“ ſetzte er lachend hinzu.

„Vielleicht auch dort in der Whiskyſchenke?“ fragte Caſtlereagh ſpöttiſch, „bei einem Nachteſſen mit Schillelehs!“

Rowan hatte Luſt, den ſeinigen zu erheben, während ſein Gegner die Reitgerte durch die Luft ziſchen ließ.

Miſtreß Wardon drängte ihr Pferd zwiſchen die Männer. „Bally-Caſtle wird ſich freuen, Euch als Gaſt zu begrüßen,“ ſagte ſie, zu Archibald gewendet. Der Blick, den ſie auf Caſtlereagh warf, war ſtrafend und verachtend. Sie grüßte, trieb ihr Roß an und galoppirte den Hügel hinunter; die Begleiter hatten Mühe, ihr zu folgen.

Archibald hielt ſeinen Hund mit beiden Händen feſt und zauſte ihn zur Strafe an den Ohren. Das Thier ſah ihn wehmüthig an, als wollt' es ſagen: ich kenne den ſchlimmſten Feind Irlands ſehr gut heraus! —

Wie die Reiter das Schloß erreicht hatten, war die abendliche Theeſtunde herangebrochen, zu der man ſich in Miſtreß Wardons Zimmer einzufinden pflegte. Caſtlereagh ließ ſich für heute entſchuldigen; vorgefundene Briefe, die ſofort zu beantworten ſeien, beraubten ihn des Vergnügens, zum Thee zu erſcheinen. Die Gatten ſaßen ſchweigend bei einander.

„Vielleicht ſtellt ſich noch Sir Archibald Rowan hier ein?“ unterbrach Edmund die peinliche Stille, „die Einladung der Herrin des Hauſes giebt ihm ein Recht dazu!“

Eliſabeth ſchwieg verlegen; ſie fühlte die Uebereilung, die ſie ſich hatte zu Schulden kommen laſſen.

„Oder Rowan“, fuhr Edmund ſtrafend fort, „kommt zum Frühſtück und beide Gegner ziehen die Piſtolen aus der Taſche, während Madame ihnen den Thee kredenzt. Ihr habt ſo oft über die tollköpfige Romantik der Kinder Irlands geſpottet, und macht Bally-Caſtle zum Schauplatz dazu, zum Stelldichein zweier Duellanten?“

„Ich hoffe, daß Beide einer Frau das Recht einräumen, ihren Ehrenſtreit zu ſchlichten,“ eiferte Eliſabeth.

„Frauen verwirren weit mehr als ſie ſchlichten, ſeit Helena!“ ſagte Wardon wehmüthig lächelnd. — „Oder Miſtreß Wardon erlebt es, daß die Vollſtrecker des Geſetzes den Flüchtling von unſerm Tiſch abholen und ihn nach Newgate zurückführen!“

„Das werdet Ihr nicht zulaſſen, Sir Edmund, denn im Grunde Eures Herzens empfindet Ihr mehr für Rowan als für Caſtlereagh.“ Eliſabeth ſagte das zutraulich und in der Abſicht, den Gatten zu begütigen; aber ſie traf damit auf eine wunde Stelle in ſeinem Innern. Er fühlte für die Sache Irlands, aber ſeine Gedanken und ſeine Handlungen gehörten dem Regimente Pitts, und er konnte nicht aufhören, für Caſtlereagh Partei zu nehmen. Daß er auch um Eliſabeths willen Proteſtant geworden, dafür rechnete er bei ihr nicht mehr auf Dank und Anerkennung. Und ſie fand, auch wo ſie das Unrecht ihrer Uebereilung eingeſtand, doch nicht den Ton, um die Diſſonanzen in der Seele des Gatten zu beſchwichtigen.

VII.

Im Kloſter der grauen Brüder zu Kildare war der Frühmeßdienſt beendigt. Die enge Kirche hatte die Schaar der Gläubigen nicht faſſen können; ſomit ſtanden die Flügelthüren auf und der ganze Kloſterhof lag voll Knieender. Vor allen waren es Landleute, die aus der Umgegend herbeiſtrömten, wenn Vater O'Leary den Segen ſprach. Zwei Spätlinge drängten ſich noch mit Mühe durch die Pforte in den Hofraum. Sie blieben aufrecht ſtehen und ſchienen nicht Luſt zu haben, an der letzten Bekreuzigung Theil zu nehmen. Sie gehörten dieſer glücklichen Gemeinſchaft der Gläubigen nicht an, ſie waren aus der gebildeten Geſellſchaft, denkende Menſchen, die ihren Gott, wie ſie vorgeben, ſich ſelber ſuchen, angeblich ſich ſelber Prieſter genug ſind, um ihn zu deuten, ſein Daſein zu glauben oder zu bezweifeln. Wir kennen Beide ſchon. Der Eine in der Officiertracht mit den dunkel ſprühenden Augen hinter den buſchigen Brauen war James O'Dornley, der ehemalige katholiſche Prieſter, der jetzige Capitän Jones; der Andere mit der dürren Geſtalt und den beweglichen Mienen Theobald Wolfe Tone. Dieſer war vom Klub der Vereinigten Irländer beauftragt, mit O'Leary in Verkehr zu treten: jener ging blos wie das grollende böſe Gewiſſen durchs Land, war zwecklos, oder fand ſeine Aufgabe darin, zwecklos zu ſcheinen. Dornley gehörte, wie jeder Skeptiker, zu denjenigen Naturen, die, weil ſie in activem Verhalten das Höchſte zu leiſten verhindert ſind, in die träge Rolle des Zuſchauers verfallen, Aug' und Ohr überall haben, aber die Hand nicht mehr rühren, um dem Augenblick nach Maßgabe ſeines Bedürfens zu dienen. Was die raſtlos ſpürende Kraft des Verſtandes in ihnen verarbeitet und erübrigt, bleibt auf dieſe Weiſe zugleich ein müßig vergrabenes Capital, das ſie entweder zu ſtolz oder zu unbeholfen ſind, in kleinen Gaben zweckgemäß anzulegen, bis ſie, aus Zufall gleichſam oder aus Verſehen, zu einer unwürdigen Kraftäußerung ſich getrieben ſehen. O'Dornley war überall, wo Volk zuſammenlief, und doch ſchien ihm jedes Motiv zum Zuſammenſtrömen der Menge ungenügend, lächerlich oder verderblich. Er war der Miſſionär der Vereinigten Irländer, der Correſpondent der Geſellſchaft aus allen Ecken und Enden der drei Königreiche. In London, in Mancheſter, in Schottland waren ſeine Hauptſtationen; dort hatte er die große Anzahl von Filialklubs errichtet, die ſich mit dem Mittelpunkt des Vereins zu Dublin in Verbindung ſetzten. Dennoch hoffte er nicht viel von dieſem Logenweſen einer zahmen Verſchwörung, aber ſein denkender Müßiggang fand eine Liebhaberei daran und ſchien überall gern zu Dienſten zu ſein, wo man ihn nöthig hatte

Wie er jetzt an der Seite des Freundes unter der knienden Menge ſtand, glitzerten ſeine tiefliegenden Augen faſt höhniſch aus dem Verſteck ihrer Höhlen heraus. „Da liegt das arme Geſindel", ſagte er, „nun wieder im Staub, und meint, ſich die jenſeitige Seligkeit im Voraus zu verdienen, je jämmerlicher ſie hienieden nach den Satzungen weniger Bevorzugter alle thieriſchen Demüthigungen mit chriſtlicher Geduld ertragen. Iſt das die ächte Religion, die dem Menſchen die Erde verwüſtet, um ihm die Freuden eines Jenſeits als Erſatz zu bieten? Und wenn die Kirche dieſe Anweiſung ans ewige Leben ausſtellt, wer ſteht uns dafür, ob der Schöpfer dieſe Verſchreibung acceptirt! Statt hier zu knien und zu flennen, ſollten ſie hingehen und Piken handthieren lernen, damit ſie ihr gutes Recht, falls es noth thut, vertheidigen können. Das wäre eine Religion für Männer!"

„Es kann nicht unſere Aufgabe ſein," entgegnete Wolfe Tone, „dem Volk erſt ſeinen Glauben zu nehmen, um ſo den freien, gereinigten Menſchen zum höhern Begreifen ſeines Daſeins zu befähigen. Dies Experiment wäre ein Umweg. Man muß ſie trotz ihres Glaubens, oder wie Ihr's nennt: ihres Aberglaubens, ja mit Hülfe deſſelben, des neuen Heils und der jungen Freiheit des Jahrhunderts theilhaftig machen. Und uns kommt es darauf an, wie ſich die Prieſter dieſes Volkes für unſere Sache ſtimmen laſſen. Sie haben das Volk in Händen und ſind, wenn es noth thut, im Stande, die Völkerfreiheit des neuen Jahrhunderts chriſtlich zu deuten."

„O Ihr wißt nicht," ſagte O'Dornley mit einem ſchmerzlichen Ingrimm, „wißt nicht was es heißt, katholiſcher Prieſter zu ſein. Die katholiſche Frömmigkeit reicht gerade ſo weit, um etwas Ungeheuerliches, Ueberſinnliches zu wittern und in der Angſt über die Nähe eines großen Allerheiligen ſcheu und dumpf zuſammenzuſinken. Ueber die Barbaren des Mittelalters war das ein großer Triumph des römiſchen Chriſtenthums. Den rohen ſinnlichen Menſchen, der dampfend aus der Schlacht kommt, ſo zu faſſen, daß er die Gegenwärtigkeit eines unſichtbaren Gottes ahnt, das war ein Triumph der Religion und Humanität. Und das iſt noch der Sinn der Meſſe. Sie macht die Nähe eines großen Geheimniſſes fühlbar, der wache Sinn giebt ſich widerſtandslos gefangen an die lähmende Macht des großen Ueberallundnirgend und ſinkt in jene Betäubung, die ſich bis zur Entzückung ſteigern kann. In dieſer ſchwühlen Ahnung eines undurchdringlichen Myſteriums, in dieſem Bann, der die geſunde Vernunft befällt, muß der Prieſter die Gemüther erhalten; das ganze katholiſche Chriſtenthum iſt nur dazu da, um den Naturmenſchen, den Menſchen, wie er aus der Alltäglichkeit des leidenſchaftlich oder jämmerlich verworrenen Werkellebens in die Kapelle tritt, mit aller Macht der Sinne, ſchmeichelnd oder gewaltig, zu erfaſſen, damit er in ſich erſchrickt und im Schreck über die Nähe des großen unverſtandenen Gottes zuſammenſinkt. Dies Erbeben der Creatur vor etwas Unbegreiflichem iſt unſere Religion, weiter bringt ſie es nicht. Daher abſolute Geſetze, unbedingter Glaube, blinder Gehorſam. Und — ſeltſam! was die Macht der Kirche ſäet, geht in Irland auf für die Macht der weltlichen Herrſchaft. Der Engländer erntet, was der katholiſche Prieſter ſäet, blinde Unterwerfung, ſtupende Sklaverei. Schlagt die Gewiſſen in Bande, ſo verfällt der ganze Menſch in Knechtsdienſt, man kann nicht der Bürger eines freien Staates und zugleich in religiöſen Dingen ein Blindgläubiger ſein."

Auf ſolche Reden des ehemaligen Prieſters wußte Wolfe Tone nichts zu erwiedern als die Hoffnung, die er auf den Haß des katholiſchen Klerus gegen die proteſtantiſchen Engländer ſetzte.

In dieſem Augenblick trat O'Leary aus der Kirche und blieb auf der Schwelle ſtehen. Er trug das ſchwarze Kleid der Conventualen ſeines Ordens; ſein blaſſes Antlitz und der Scheitel mit dem dünnen Kranz von Haaren, den man die römiſche Krone nennt, rückten ſeine hohe, kraftvolle Geſtalt weit hinweg über menſchliche Gewöhnlichkeit. Vom frühen Dienſt ergriffen, ſchien er heut bleicher als ſonſt, und der mattere Glanz des ſchönen dunklen Auges hatte mehr wie ſonſt etwas Geiſterhaftes. Aber es war ein guter Geiſt, der in ihm waltete, ſein bleicher Ernſt war nicht ſtier, nicht einmal ſtreng, kein Ergebniß eigenſinniger Faſten oder quäleriſcher Nachtgedanken; in dieſer lächelnden Milde ſeiner Lippen lag alle Mitwiſſenſchaft menſchlicher Hinfälligkeit, alle Weisheit der bedächtigen Liebe, auf dieſer Stirn der Glorienſchein eines fleckenloſen Lebens, in dieſem warmen braunen Auge, wenn nicht die Sicherheit, doch die Zuverſicht einer tiefen Glückſeligkeit.

„Was will er nun mit dieſer Miene ſagen?“ raunte Dornley dem Gefährten zu, der für ſeine Einfälle der Blitzableiter war. „Will er ausſehen, wie unſer Herrgott, der nach gethaner Schöpferarbeit um ſich blickte und, wie er ſah, daß Alles gut war, ſich einen Feiertag anſetzte? Was iſt hier gut? was iſt hier wohlgethan? Dieſe Armuth hat nicht ihr Haupt hinzulegen, dieſe Blöße, die hier im Staube kniet, wird bald um Feigenblätter bitten müſſen, dieſer Hunger und Durſt möchte eher wie Huſſiten das Tabernaculum ſtürmen und den Kelch vom Altar reißen, um nur nicht ohne Seligkeit, d. h. ohne Sättigung, zu ſterben. Gott und Ewigkeit! wenn das klappernde Elend ſich noch einen Faſttag vom Prieſter anſetzen läßt, ſo möcht’ ich zum Himmel um Rache ſchreien für die bittere Dummheit der Welt! Chriſtus ſpeiſte die Hungrigen, heilte die Kranken, verfluchte die Reichen und jagte die Wucherer aus den Vorhallen des Tempels. Wer greift bei uns zum Scorpion, um die tyranniſchen Wucherer von Altengland zu geißeln? Wer treibt bei uns die Teufel aus, alſo daß ſie in die Säue fahren?“

Wie O’Leary jetzt durch die Menge ſchritt, beugten ſich die Häupter wie wogende reife Saat vor den Händen des Schnitters. Dornley trat zurück, er konnte die eben gehegten Gedanken nicht benedeien laſſen, und doch hatte er Scheu genug vor dem verhüllten Gott, den der Prieſter vorübertrug. Wolfe Tone aber, der Proteſtant, faltete wenigſtens die Hände, wenn auch ſeine Fußgelenke gegen die Uebung des frommen Dienſtes proteſtirten.

O'Leary war verſchwunden und wie ſich die Menge jetzt durch die Pforte hinausdrängte, machte ſich Wolfe Tone fertig, dem Prieſter in ſeine Zelle zu folgen, die im Wohngebäude der grauen Brüder lag. „Mir iſt jetzt ängſtlich zu Muth," ſagte er zu Dornley, „mit weltlichen Intereſſen dieſem Manne vors Auge zu treten, der ſich immer mit dem Himmel beſchäftigt, und dieſen Himmel nach dem Glauben der Menge in leibhafter Geſtalt forttrug."

„Wiederholt dem Prieſter meine Worte!" ſagte Dornley, „ſo wird er Euch ſchon ſalbungsvoll erwiedern. Sagt ihm, die beſte Religion wäre nicht die, welche das Joch der Ungerechtigkeit tragen, ſondern die es abſchütteln lehrt."

Wolfe Tone ſah ihn erzürnt an. „Soll ich mit dem Manne über Lehrſätze ſtreiten? Handelt es ſich für Irland um die Formen des Glaubens? Wollt Ihr dem Unglücklichen, den der Strom mit ſich führt, erſt eine Predigt über das Kleid, das er trägt, halten, und ihm zurufen, in dieſem Wams könntet Ihr ihm nicht beiſpringen? Wann werdet Ihr aufhören, Eure Waffen falſch zu gebrauchen und Eure Freikugeln in die leere Luft zu ſchießen?"

„Ich ſchieße keine Freikugeln ins Leere, ich laſſe mich anbeten, und auf beſſere Manier als der Prieſter," ſagte Dornley, indem er eine Hand voll Münzen unter den Haufen ſtreute. Die Menge ſchaarte ſich mit einer Art wiehernder Freude um ihn, als wäre jetzt nach dem Prieſter die zweite Gottheit erſchienen, der man zu huldigen habe. Er war ſchon ſeit einigen Tagen in der Gegend von Kildare immer nur der wohlthuende Capitän genannt. Wolfe Tone aber drehte dem Tumult den Rücken und ſammelte ſeine Gedanken, um dem Manne entgegenzutreten, auf den das ganze katholiſche Irland mit Andacht und Liebe blickte. Konnte er mit ſeiner Segenshand die Leidenſchaft Tauſender beſchwichtigen, wie ſollte ſein Wort nicht die Macht haben, die Kraft ſeines Volkes, die er bändigte, auch aufzurufen, wenn es galt, ſeine Knechtſchaft unter der Zuchtruthe Englands zu beendigen!

Das waren Wolfe Tone's Gedanken, als ihn der Laienbruder den ſchmahlen Kloſtergang hinunterführte nach der Zelle des Pater O'Leary.

Dieſer wohnte in den Gaſtzimmern des Kloſters, die an den Raum ſtießen, welchen man die Bibliothek nannte, wofern man einen weißen Saal mit hölzernen Brettern an den Wänden, auf denen hier und da ein ſchweinslederner Kirchenvater ſtand, ſo nennen durfte. Wolfe Tone hatte vollkommen Zeit, ſich in der fragmentariſchen Gelehrſamkeit des armſeligen Kloſters umzuſehen, denn es war weniger leicht, bei dem frommen Bruder vorgelaſſen zu werden, als es ihm geſchienen. Das Vorzimmer wimmelte von Supplicanten und Boten, die in eigener Perſon oder in fremdem Auftrag ſich Raths erholten; auch der Briefwechſel, den O'Leary führte, war bedeutend, und Alles wollte in den Nebenſtunden, wo er den Dienſt nicht verſah, abgefertigt ſein. Wolfe Tone ſchrieb ſeinen Namen auf einen Zettel mit dem Beiſatz: Secretär des katholiſchen Convents in Dublin. Ein Laienbruder trug die Anmeldung ins Zimmer des Prieſters; gleichwohl war Wolfe Tone der Letzte, an den die Reihe kam zum Einlaß.

Der Bruder Bibliothekar, der hier als überflüſſiger Drache die eben nicht goldenen Schätze der Kloſterweisheit bewachte, ſchien eben auch nicht mit ſeinen Bemerkungen die Lücken in den Repoſitorien füllen zu können; er war ein feiſtes, weltlich blühendes Geſicht, das wie ein Kindskopf in die Welt hinein lachte, und an den Fragen über Sein und Nichtſein keine ſchlafloſe Nacht erlebte.

„Eure Bibliothek, frommer Bruder," ſagte Wolfe Tone, „ſieht mit den magern und hohlen Fächern wie dort das todte Wallfiſchgerippe aus."

„Das Fett dazwiſchen fehlt," lächelte der Alte mit ſeinem rothen Geſicht, „das findet Ihr beim Biſchof der engliſchen Hochkirche; wir waren ihm ſchuldig, und als man uns pfänden wollte, ließen wir uns das Fett nehmen."

„Und gegen ſolch Unrecht erhebt ſich kein Arm?" fragte Wolfe Tone.

„Die Kirche Gottes", ſagte der Mönch, „iſt ein Lamm, kein Stier."

„Soll das Chriſtenthum dazu tauglich machen, alle Unbill der Welt ruhig über uns ergehen zu laſſen?" murmelte Wolfe Tone.

Er fand in den Fächern eine Schrift vom Franciscaner Arthur O'Leary. Es war das ihm ſchon bekannte Buch, auf das ſich O'Leary's Anſehen ſelbſt bei den Geiſtlichen der

Hochkirche von England ſtützte. O'Leary war Jahre lang bis kurz vor dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution auf dem Feſtlande, meiſt aber in Frankreich geweſen, um ſich in alle dem zu vollenden, worin ſein eigen Land damals nur mittelmäßige Ausbildung geſtattete. Geheim Unterrichtete wollten ſogar wiſſen, er habe an den Bewegungen in Paris Theil genommen, wäre mit mehreren Girondiſten unter Robespierre eingekerkert und nur durch glückliche Fügung dem Tode entronnen. Nach England zurückgekehrt, wurde er Regimentscaplan bei einem irländiſchen Truppentheil, gab aber die vortheilhafte Stellung bald auf, und ging aus Liebe zu ſeiner Heimath nach Irland zurück. Er galt alsbald für den beſten Redner in der katholiſchen Kleriſei. Sein regelmäßiger Aufenthaltsort war Cork, wo er aus den Beichtſporteln, die ihm zufielen, eine eigne kleine Kapelle erbaute. Dort in Cork erſchien auch die Schrift eines ſchottiſchen Arztes, der ſich Michael Servetus nannte, „Gedanken über Religion und Natur", eine Polemik gegen die Unſterblichkeit der Seele, gegen die Glaubwürdigkeit einer hiſtoriſchen Perſon Chriſti. Die kühle Verſtandesnüchternheit dieſes Empirikers war hinreichend mit Gelehrſamkeit unterſtützt, um in der geiſtlichen Welt Furcht zu erregen. Payne's Schrift über die Menſchenrechte war damals nicht die einzige, die allem Herkommen in Glaubensſachen und in Sachen des ſtaatlichen Lebens den Krieg erklärte, und Burke's berühmtes Buch gegen die Principien der franzöſiſchen Umwälzung machte nur den Boden locker, in welchem der Zweifel mit dem Glauben wuchs, ohne daß man ſagen konnte, welches der Weizen, welches das Unkraut. Gegen die Schrift des ſchottiſchen Phyſikers trat aber Niemand auf von den proteſtantiſchen Geiſtlichen; es ſchien faſt als ſei ſie ihnen unwiderlegbar. Ein Mönch des unterdrückten Irlands erbot ſich endlich zum Gegner. O'Leary bat bei dem Doctor Man, dem proteſtantiſchen Biſchof von Cork, um die Erlaubniß, dem Michael Servetus, wie er ſagte, heimleuchten zu dürfen. Er machte die Gründe des gelehrten Atheiſten blos lächerlich, aber mit ſo viel Witz und Jovialität, daß der milde Sieg des Glaubens über den Zweifler ein allgemeiner, ein glänzender war. Seitdem hörte man O'Leary's Namen auf den Lippen aller Geiſtlichen mit hoher Achtung; auch die Männer der engliſchen Hochkirche huldigten einem Franciscaner, der, ohne daß es freilich in ſeiner Abſicht lag, auch die Orthodoxie ihrer Glaubensſätze gerettet hatte. O'Leary hatte in ſeiner Schrift blos die Sterblichkeit des Doctor Michael nachgewieſen und, indem er ihm ſcheinbar beigepflichtet in ſeinem Zweifel an der Unſterblichkeit der Seele, ihn der Sterblichkeit, ſeine Lehre aber einem unſterblichen Gelächter preisgegeben. Er hatte blos von der Hinfälligkeit der menſchlichen Seele in der Hülle des ſterblichen Leibes geſprochen und mit den ſanften Worten einer faſt luſtigen Klugheit dargethan, wie man für die arme Menſchheit einen Erlöſer erfinden müſſe, wenn es, wie der gelehrte Doctor Michael beweiſen wollte, wirklich keinen gegeben hätte. So würde man auch, wenn es keinen Gott gäbe, eine Gottheit erfinden müſſen.

O'Leary ward zu gleicher Zeit in ganz Irland wie ein Wunderthäter verehrt; er zog im Lande herum, predigte, tröſtete, ſpendete Segen an Tauſende aus. Er faßte noch weiter Fuß, er rückte langſam mit den Ideen heraus, die ihm und ſeinen gebeugten katholiſchen Brüdern noch näher am Herzen lagen; er ſchrieb ein Buch über Toleranz und rief den Anhängern der Hochkirche zu: Stecket ein das Schwert in die Scheide der chriſtlichen Liebe! Es war damals die Zeit, wo man die Frage ſtellte, ob die Katholiken wirklich Menſchenrechte hätten und Staatsbürger von Großbritannien wären. Damals hörte man zum erſten Male das Wort Emancipation. O'Leary brauchte es nicht, denn er wollte keine Standarte aufpflanzen, kein Loſungswort geben; aber O'Connor, der Patriot, hing im irländiſchen Parlament dieſe Fahne aus und Grattan, der große Redner von Irland, wies im Hauſe der Gemeinen auf O'Leary's Schrift hin. Somit war der katholiſche Prieſter, vielleicht mehr als er wollte, in einen Bezug zu den politiſchen Bewegungen getreten. Seitdem wurde er jedoch ſtiller. Zugleich begann das Miniſterium des weiſen Pitt mit dem Franciſcanermönch zu unterhandeln. Man glaubte die Beſcheidenheit des ſchüchternen Katholiciſmus eher als die jacobiniſche Dreiſtigkeit der Volksredner für ſich gewinnen zu können; jedenfalls ſchien es räthlich, eine Vereinigung Beider zu verhindern. Seit lange hatte ſich in Dublin ein katholiſcher Convent gebildet, angeblich um die Geldmittel der Bevölkerung zu bewirthſchaften und die Steuern beizutreiben. In dieſem Verein aber wurden auch Klagen laut, die das gepreßte Herz von Irland in ſich barg. Trat der Convent mit der Geſellſchaft der Vereinigten Irländer zuſammen,. ſo war dies eine Volksmacht, der ſich wohl nichts mehr ohne Gefahr verweigern ließ. Der Verſuch, die Geſellſchaft der Vereinigten Irländer des Hochverraths zu zeihen, war mit den Ereigniſſen, die wir in Dublin erlebten, mißglückt; jetzt kam es der Regierung darauf an, den katholiſchen Süden durch Befriedigung der drückendſten Bedürfniſſe zu gewinnen und ſo deſſen Vereinigung mit den Radicalen unmöglich zu machen. Wie weit dies gelungen oder nur eingeleitet, wußte man vielleicht auf keiner Seite; daß aber auch Caſtlereagh bei ſeiner Anweſenheit in Kildare einen Auftrag an O'Leary habe, lag außer Zweifel. Es kam darauf an, ob die katholiſche Partei ſich für den Bund gewinnen ließ, bevor die Regierung ſie mit Zugeſtändniſſen befriedigte.

Univ. Bibl. München

Wolfe Tone erhielt endlich Einlaß zum Zimmer des Prieſters. Es war ein graues gewölbtes Gemach mit Feldſtühlen und ärmlichen Tiſchen, in der einen Niſche ein Betpult, in der andern eine kleine Standorgel, die O'Leary ſelbſt ſpielte. Alles im Zimmer war kahl und grau, nur in den obern Scheiben des Bogenfenſters war etwas Farbenſpiel, und wenn die Sonne durch die runden Gläſer lugte, dann hing an der Wand gegenüber wie ein Auge Gottes ein hochgelber, zitternder Schein. Der Greis ſaß im Lehnſtuhl und ſchob einige Briefſchaften beiſeit, die ihn beſchäftigt hatten. Er erhob ſich und begrüßte den Eintretenden mit jener ruhigen

Würde, die immer, ohne zu wollen, vielleicht auch ohne es zu wiſſen, am ſicherſten gewinnt. Er war ernſter, als er draußen vor der Menge erſchien, wo ihn der Dienſt des Herrn und das Gebet für ſein Volk mit einer wunderbaren Freudigkeit durchleuchtete. In ſeiner Zelle bedrängten ihn die Bittſchriften, die Klagen, der Hülferuf der Einzelnen; hier war er verzagter, denn hier erlahmte oft die Willenskraft an dem tauſendfachen Weh der Armuth und Verzweiflung. Er war ſo recht der geiſtliche Advocat für ganz Irland, und in dieſer Eigenſchaft galt es, die Güte des Herzens in eine Klugheit des Verſtandes zu verwandeln, die in Rath und Hülfe behutſam waltet. Der Dienſt am Altar, Meſſe und Predigt erfüllten, wie er ſagte, ſeine täglichen Sonntagsſtunden; jener Dienſt, wo er den Anſprüchen ſo vieler Einzelnen genügen ſollte, die zu ihm wie Kinder zum Vater flüchteten, war ſeine Buße, die er getreulich auf ſich nahm, und es war nur die unendlich zähe Kraft des Geiſtes zu bewundern, die, ohne im Gebet für die Brüder an Erleuchtung einzubüßen, nie müde ward in der ſorgſamen Theilnahme für den Einzelnen. Eine andere Buße kannte er nicht, mönchiſche Uebung, Geißel und Marter blieben ihm fern; nur die Faſten hielt er genau, weil es ihm wichtig ſchien, die gewohnte Mahnung der leiblichen Bedürfniſſe zu durchbrechen, damit der Geiſt, von Zeit zu Zeit frei und leicht, ſeine Flügel ungebundner heben könne und Einkehr in ſich ſelber hielte. In ſeiner faſt gänzlichen Entfernung vom Kloſterzwang lag nichts Abſichtliches; vielmehr ſchien nur die raſtloſe Geſchäftigkeit für ſeine katholiſchen Brüder jeden andern Bußedienſt verdrängt zu haben. Aus Gewohnheit trug er noch das Gewand des Franciscaners; ſonſt war er von jeder Ordenspflicht dispenſirt. In der ganzen Art ſeines Lebenswandels lag weniger die finſtere Strenge des mönchiſchen Eifers als die gottfreudige Einfalt des patriarchaliſchen Urchriſtenthums. Er war der wandernde Seelſorger von Irland. Bald ſchlug er in dieſer, bald in jener Grafſchaft ſeine Wohnung auf, jedes Kloſter eröffnete ihm freudig die Pforte, jede Brüderſchaft pries ſich glücklich und vom Segen des Herrn heimgeſucht, wenn O'Leary unter ihrem Dache weilte. Häufig aber ſchlief er auch in der Hütte der weinenden Armuth oder ſaß die Nacht hindurch am Lager des Elends; er erſchien überall wie ein Heiland in der Noth. Und in dieſem Dienſte waren Jahrzehen verſtrichen, ſein Herz ward alt, ſeine Wange bleich, und noch immer war ſein Haupt ungebeugt, ſein Arm ſo ſtark wie ſein Glaube, und wenn die Heiterkeit des Greiſes nicht mehr ganz die leuchtende Kraft des Mannes übte, ſo war ſie doch nur gemildert, nicht ermattet; er war wohl behutſamer und ſcheuer geworden, aber nicht finſter, nur ruhiger, nicht ſchwach und müde. Und dieſe Harmonie ſeiner Seelenkräfte wurde von einem Körper getragen, den Nachtwachen nur zu ſtählen, Mühſal und Entbehrung nur zu härten, nicht zu beugen ſchienen.

Gegen die verhaltene Kraft des Alten war Wolfe Tone's ganzes Weſen ein ſcharfer Gegenſatz. Die kleine dürre Geſtalt mit den hervorgetretenen Muskeln im Geſicht, die Haſt ſeiner

Blicke, die brennende Unruhe ſeiner Bewegungen, das Alles ſchien nach heftigen Entſchlüſſen zu ſtreben, obwohl man den energiſchen Verſtand niemals in ſeinem Thun und Wollen vermißte. Das linkiſche Benehmen, das er mitunter verrieth, zugleich aber auch die ungebundne Ehrlichkeit ſeiner Geſinnung, Beides zeugte von der Sphäre ſeines Herkommens. Er war niederer Geburt, ſein Großvater ein reſpectabler Pachter, ſein Vater ein verarmter Kutſchenmacher. Auf der andern Seite hatte er etwas von der Marine in ſeiner Familie. Seine Mutter war die Tochter eines Schiffscapitäns, auch ſeine Oheime hatten Seedienſte gethan, und der Hang zum abenteuernden Leben trieb ſelbſt ſeine Schweſter aufs Meer hinaus. Er für ſeinen Theil hatte Anfangs Luſt zum Soldaten gehabt, ward aber Juriſt, heirathete ſchon als Student und ging nach London, wo er freilich kaum dreimal Weſtminſterhall beſuchte und ſeine Wiſſenſchaft ziemlich fahrläſſig trieb. Sein unruhiger Kopf begann zu kreiſen, zu ſchriftſtellern, und da er keinen Verleger fand, machte er Satyren auf die Buchhändler. Sein Vater war durch Proceſſe ein ruinirter Mann geworden, er ſelbſt als Juriſt ein viel zu gutmüthiger Barriſter, um ſchnell Glück zu machen. Nur die Sorge für ſeine Frau hinderte ihn, Kriegsdienſte zu nehmen, obſchon er immer tiefer in Noth gerieth. Ganz verzweifelt ſchrieb er an Pitt und ſandte ihm eine publiciſtiſche Abhandlung. Auf mehrmals wiederholte Anträge blieb die Antwort aus und Wolfe Tone verfaßte ſein erſtes Pamphlet über eine Parlamentsſitzung. Jetzt erſt wurde das Parlament auf ihn aufmerkſam. Der nördliche Whigklub, der heimlich im Intereſſe der Regierung ſtand, ernannte ihn zum Secretär; aber ſeine Natur war ſchon zu ſelbſtändig geworden, er war unbeſtechlich und man gab ihn wieder auf. —

Es war O'Leary's Art, ſich in den Lebensinhalt eines Jeden zu ſtellen, der in ſeine Berührung kam. Er erweckte auch als Menſch ſo viel Zutraulichkeit, daß man ihn ſchnell zum Beichtvater wählte, und Wolfe Tone war bereits im beſten Zuge, ſein ganzes Lebensbekenntniß abzulegen.

„Ich lebe ſo wenig im Zuſammenhange mit den nördlichen Intereſſen unſeres Landes,“ ſagte O'Leary mit einer gewiſſen behutſamen Freundlichkeit, „daß mir Eure Lebensſchickſale fremd blieben. Beſtochen, ſagtet Ihr, ſind die Whigs, beſtochen und machen doch Oppoſition, wie Ihr's nennt, Oppoſition gegen Pitt?“

„Wohl ſind ſie beſtochen,“ betheuerte Wolfe Tone. „Statt dem Uebel an die Wurzel zu greifen, rütteln ſie an Kleinigkeiten; ſie ſind eben beſtochen, um ſcheinbar Oppoſition zu machen und die Nation zu täuſchen. Ich ſtaunte in meiner damaligen Harmloſigkeit, ich forſchte weiter und fand, daß mehr als die Hälfte im Hauſe der Gemeinen vom engliſchen Golde gewonnen iſt. Da ſtand meine Ueberzeugung feſt, Irland müſſe frei werden.“

O'Leary erhob ſich von ſeinem Seſſel. Er kreuzte die Arme und ſah gen Himmel. Das Wort „frei“ zuckte wie die Frage eines Ungläubigen über ſein Antlitz. Dieſer Laut erklang nicht zum erſten Male in ſeiner Seele wieder; war es eine zitternde

Freude oder eine bebende Angſt, was ihn mit dieſem Klange überraſchte?

Für Wolfe Tone hatte der Begriff der Freiheit im täglichen Gebrauch faſt ſeine Religion verloren; er bemerkte kaum die Bewegung des Alten, die auch raſch vorüberglitt auf dem Spiegel ſeiner Seele. Der Prieſter ruhte ſchon wieder im Lehnſtuhl und blickte ſtill vor ſich hin; nur dann und wann glitt ſein dunkelbraunes Auge an der Geſtalt des Redenden argwöhniſch auf und ab, als ſuchte er an der Perſon deſſelben nach einem Maßſtab für ſeine Worte.

„Schon damals“, fuhr Wolfe Tone ziemlich ruhig fort, weil er Dinge verhandelte, die ihm geläufig waren, „ſchon damals, als Pitt in Folge einer Handelsſperre an Spanien den Krieg erklärte, fühlte Jedermann, daß Irland mit dieſen ehrgeizigen Rechthabereien Englands nichts zu thun haben könne. Ich ſchrieb eine Broſchüre, Irland müſſe neutral bleiben, es könne nur beſtehen, wenn es unabhängig wäre, weil es unabhängige Intereſſen hätte. Die Whigs ſchlugen Lärm. Das beſtochene Parlament in Dublin kaufte alle Exemplare der Schrift an ſich und der erſchrockene Buchhändler ließ die ganze Auflage unterdrücken, ohne den Muth zu einer zweiten zu haben. Doch das ſind längſt vergeſſene Begebenheiten, und mit ſolchen kleinen Plänkeleien der patriotiſchen Oppoſition iſt nichts geſchehen. England iſt zu ſtark, zu energiſch, es hat uns zu ſehr in den Klauen; ſelbſt an America hat es noch nicht hinlänglich erfahren, was es zu ſagen habe, ein Volk zu unterwerfen, das entſchieden ausſpricht, es wolle frei ſein. Die entſchiedene Befähigung zu dieſem Entſchluß hat uns gefehlt, der Norden Irlands wollte mit dem Kopf durch die Wand, und der Süden, das Herz von Irland, ſaß ſtill und ſchwelgte im Frieden der Demuth. Erſt jene Ereigniſſe in Frankreich brachten uns zur Beſinnung. Dort zog eine Nation ihren Herrſcher zur Rechenſchaft und er verfiel ſeinen Richtern. Da fühlten wir erröthend und mit ſtiller Wuth, daß Irland der Paria von England ſei. Ich war in Belfaſt, und lernte in den politiſchen Klubs die Männer kennen, die wie ich denken, wie ich zum Handeln entſchloſſen ſind. Ich trat in die Geſellſchaft der Vereinigten Irländer und unterſchrieb mit meinem Blut die Acte, daß die Menſchenrechte für unſer Vaterland gültig wären. Der Sklav aber unter uns, das fühlten wir Proteſtanten im Norden ſehr wohl, iſt vor Allen der Katholik. Die Anhänger der engliſchen Kirche beſitzen fünf Sechstheile des Landes und zählen kaum den zehnten Theil der Bevölkerung der Inſel, ſie ſind ganz im Beſitz des Regiments und der Beamtenſchaft. Seit faſt einem Jahrhundert haben ſie die Beneficien der Kirche, der Geſetze, der Einkünfte, der Stellen in der Armee, die Magiſtratur in den Körperſchaften, kurz die ganze Patronſchaft von Irland inne. Von all dieſem Eigenthum an Ehre, Rang und äußern Gütern iſt der Rechtstitel im Kriegsgetümmel, in blutigen Metzeleien erworben; das nennen ſie den Lauf der Geſchichte, die Heiligkeit hiſtoriſch erworbener Rechte. Nimm dich in Acht, England! Während du in beiden Indien deine Fahnen aufpflanzeſt, während du die Hand ſiegreich über den ganzen Erdboden ſtreckſt, wirſt du vielleicht in deinem eignen Hauſe zittern müſſen, wie einſt das weltbeherrſchende Rom, das fernen Völkern dreier Welttheile Geſetze gab und zu Hauſe vor den Sklaven und Gladiatoren erbebte, die an ihre Pforte ſchlugen."

O'Leary ſeufzte laut auf und ſtreckte beide Hände gen Himmel. Als Wolfe Tone zu ihm trat, ließ er die Arme ſinken, legte ſie auf deſſen Schultern und ſah ihm kopfſchüttelnd und mit allen Zweifeln der bekümmerten Liebe ins Angeſicht.

Wolfe Tone fürchtete faſt, ſchon zu viel geſagt zu haben. „Wir ſind keine Sklaven, keine Gladiatoren, wir Männer vom grünen Eiland," fuhr er fort. „Wir wollen nicht an die Thür von Altengland ſchlagen, wir wollen anklopfen, leiſe, aber mit tauſend Händen. Klopfet an, ſo wird euch aufgethan, ſagt die heilige Schrift. Läßt uns freilich das Wort Gottes im Stich und ſtraft ſich ſelber Lügen, dann klopfen wir nicht mit gekrümmten Fingern, wir klopfen dann mit Fäuſten."

O'Leary war aufgeſtanden und trat von ihm zurück. „Auf weſſen Hülfe baut Ihr?" fragte er ſchüchtern.

Wolfe Tone ſtockte: es ſchien, als dürfe er noch nicht frei Rede ſtehen. „Sollte Irland nicht auf ſich ſelbſt bauen können?" ſagte er zögernd. „Es fehlt blos, daß Jeder, der ein irländiſch Herz im Buſen trägt, ſich auch als Irländer fühlt, wes Glaubens er ſei. Das Erſte, was Irland verlangt, iſt, daß der Katholik im Parlament vertreten werde.

Das fühlten wir Proteſtanten und Diſſenters am erſten. Werden wir auf den Beiſtand der katholiſchen Brüder zu rechnen haben, da es deren eigene Sache gilt? Ich habe die Frage öffentlich erhoben, ich ſchrieb eine Broſchüre über die Nöthigung eines Vereines aller Bekenner des Chriſtenthums. Der katholiſche Convent ernannte mich zu ſeinem Secretär und die beiden großen Gemeinſchaften, die Vereinigten Irländer und der katholiſche Convent, müſſen in Eintracht handeln. Wir müſſen einen Geſammtwillen äußern, wir müſſen uns erſt als Nation fühlen lernen, wenn wir eine ſein wollen. Die Canäle des gewöhnlichen Rechtsganges ſind verſtopft, das Parlament in Dublin iſt von Anglo-Irländern beſetzt, die Richter, die Behörden, Alles iſt vom Wuchergeiſt gewonnen. Das Volk muß aufſtehen und ſein Recht von der Krone fordern, wir müſſen uns an die Perſon des Monarchen wenden, der Menſch in ihm muß uns Gehör verleihen. Unſere Klage muß friedlich lauten, aber feſt wie es Männern geziemt. Wir werden bitten, bevor wir fordern, fordern, bevor wir nehmen, anklopfen, bevor wir — zuſchlagen."

O'Leary war mit großen Schritten im Gemach auf und abgegangen; dann blieb er in der Niſche am Betpult ſtehen, ſeine Lippen murmelten ein leiſes Gebet. Wie Wolfe Tone ſich näherte, wandte ſich der Prieſter zu ihm, ſtreckte beide Hände nach ihm aus und ſchloß laut mit den Worten: „Gott laſſe ſein Angeſicht über Dir leuchten und gebe Dir ſeinen Frieden!"

„Frieden?" fuhr Wolfe Tone unwillig auf, „wir brauchen

Krieg, Prieſter des Herrn, nicht Frieden! Im Frieden iſt Irlands Herz verſumpft, es ſoll ſich aufraffen, um ſeine höchſten Güter zu ſchirmen. Was England nicht gutwillig einräumt, ſoll man ihm abtrotzen; was es der Provinz, dem Schweſterlande nicht geſtattet, das ſoll es der Republik Irland zugeſtehen."

„Republik?" fragte O'Leary haſtig und ein drohender Zorn lief mit ſeiner zuckenden Flamme über ſein Angeſicht. „Republik! — Habt Ihr auch die Tugenden, welche Republikaner machen?"

In den Blicken des Prieſters leuchtete ein ſo ſtechender Glanz, daß Wolfe Tone das Auge raſch zu Boden ſchlug.

„Freiheit, brüderliche Gleichheit: das ſind entweder Gottheiten, zu denen wir beten ſollen, um unſer Herz zu ihrem Tempel einzuweihen, oder es ſind Dämonen, die den Sinn verwirren zu eitlen Gräuelthaten. Sind ſie Gottheiten, ſo blicke ſchweigend zu ihnen auf wie zum verhüllten Gott. Eine Feuerſäule ſind ſie dann, die geheimnißvoll durch die Wüſte leitet. Du aber, mein Sohn, biſt ihr rechter Prophet nicht, denn Du haſt ihren Namen gemißbraucht. Hüte Dich, daß Du nicht den Dämonen erliegſt, während Du einer Gottheit zu dienen wähnſt. Du haſt bei mir gebeichtet, und ich begrabe in meiner Bruſt Dein Geſtändniß. Gehe heim in Frieden! Der Herr ſei mit Dir! Ein Republikaner aber biſt Du nicht!"

Wolfe Tone ſtand betäubt. Der ſchallende Klang in der Stimme des Prieſters, der Zorn ſeines Auges, die ſeltſame

Bewegung des Mannes, das Salbungsvolle ſeines Weſens in dieſer Miſchung von verfänglicher Sanftmuth und plötzlich leidenſchaftlicher Aufregung, das Alles verwirrte ihn ſo, daß ſein eigentlicher Auftrag an den Prieſter unerledigt blieb. Er hatte ihn auffordern ſollen, eine Bittſchrift an die Perſon des Monarchen zu unterſchreiben, in welcher alle Beſchwerden des katholiſchen Irlands aufgezeichnet waren; man brauchte dazu die gewichtige Betheiligung ſeines Namens.

Wie er aufblickte, ſaß O'Leary vor der Orgel und zog die Regiſter auf. Die ſchmetternden Töne des Inſtruments donnerten jede weitere Verhandlung mit ihm nieder, die ganze Halle bebte, ein heiliger Zorn tobte und zitterte mit den gewaltigen Klängen durch den gewölbten Raum. Wolfe Tone benutzte wiederholt eine Pauſe, um ſein Wort an den Prieſter zu richten; vergeblich, Wolfe Tone war nicht mehr für ihn da und die ſchmetternden Orgeltöne begruben jedes geſprochene Wort.

Der Republikaner ſchlich beſchämt von dannen. Wie er am Ende des ſchmahlen Ganges ſtand, der zum Hof hinausführte, flötete ein weiches „Gelobt ſei Gott!“ hinter ihm her, das dem Verſucher das Geleit gab.

Von Wolfe Tone hieß es, er ſei ſofort nach Frankreich abgereiſt.

VIII.

Caſtlereaghs geheime Miſſion in Kildare hatte unter anderm den Zweck, den Prieſter O'Leary für Pitts Reformpläne zu gewinnen. Wenn es gelang, dieſen Mann, der mit Recht die Seele des katholiſchen Irlands hieß, von der Aufrichtigkeit der Regierung zu überzeugen, ſo waren die Verſuche des meiſt von Proteſtanten geleiteten geheimen Bundes, den katholiſchen Süden zu ſich herüberzuziehen, entkräftet, der Möglichkeit einer Vereinbarung Beider vorgebeugt. Caſtlereaghs Verweilen in Bally-Caſtle bezweckte dieſe Verſtändigung mit O'Leary noch vor dem Beginn des nahen Jahrmarktsfeſtes, auf welchem, wie es hieß, der katholiſche Convent und der Bund der Vereinigten Irländer ſich die Hände reichen wollten.

Der Staatsſecretär ſaß mit Sir Edmund Wardon in deſſen Gemach auf Bally-Caſtle, einen Brief O'Leary's zwiſchen den Fingern wiegend, in welchem Dieſer ſeinen Beſuch ankündigte. Sir Edmund betrieb nichts eifriger als die Pitt'ſchen Pläne, die der katholiſchen Armuth aufhalfen und die Menſchenrechte Derer anerkannten, für die er im Stillen noch immer empfand, obſchon er ihren Glauben verlaſſen. Er war nur nach ſeinem Uebertritt zur herrſchenden Kirche im Beſitzrechte von Bally-Caſtle beſtätigt, während ſein katholiſch gebliebener Vetter, der Miterbe der großen Herrſchaft, nach Indien auswanderte. Je mehr Edmund für die Erleichterung des Looſes ſeiner ehemaligen Glaubensgenoſſen thun und wirken konnte, deſto mehr fühlte ſich ſein Gewiſſen beſchwichtigt.

Er ſaß und ſann mit Caſtlereagh über den Stand der Parteien und über den bevorſtehenden Beſuch O'Leary's.

„Dieſer Prieſter ſcheint zu denjenigen Diplomaten zu gehören, die nie etwas Schriftliches von ſich geben,“ ſagte Caſtlereagh. „Eine linkiſche Art von Diplomatie, das Wort zu fürchten, in der Beſorgniß, geheime Gedanken zu verrathen, da man es im Gegentheil nur giebt, um ſeine Anſicht zu maskiren.“

„Und das Geſetz, um es zu übertreten?“ fragte Wardon. „Wenn ſein Inhalt in Uebung wäre, brauchte man es nicht erſt förmlich abzufaſſen! Doch beruhigt Euch! Es hieße zu viel verlangen, einen Prieſter der römiſchen Kirche in dieſe Feinheiten und Nothlügen der politiſchen Diplomatie eingeweiht zu wähnen. Ein römiſcher Geiſtlicher iſt in ganz anderer Weiſe Sophiſt.“

Der Seitenblick, den Wardon auf den Staatsſecretär warf, verrieth den verſteckten Katholiken in ihm, der ſich daran weidete, wenn die Kirche den Staat in Schach erhielt.

„Im Grunde“, ſagte er einlenkend, „iſt ein Prieſter der alten Kirche von Irland viel zu fern von aller Weltklugheit, um ſich und ſeine Sache durch Winkelzüge glücklich zu ſtellen. Ich bin überzeugt, O'Leary baut zuverſichtlich auf den guten Willen des engliſchen Gouvernements, den Stand der Katholiken von Grund aus zu verbeſſern.“

„Und daran thut er auch ganz Recht,“ verſicherte Caſtlereagh, „doch ſollte er auf meine ſchriftlichen Darlegungen eben ſo ausführlich und ebenfalls ſchriftlich eingehen, die Regierung braucht ſein Gutachten, ſeinen Rath, ſeine Vorſchläge, nöthigenfalls alle ſeine Klagepunkte. Seht, Freund,“ fuhr er zutraulich fort und mit der gewinnenden Ruhe, die ihm eigen war, „um Euch reinen Wein einzuſchenken, darf ich Euch blos einen Blick in die hülfsbedürftige Lage Pitt's und Englands eröffnen. Daß wir den Radicalen in Belfaſt und Dublin niemals Zugeſtändniſſe machen werden, das iſt, däucht mir, einleuchtend genug. Und doch würden wir eine Annäherung derſelben zu den Katholiken im Süden durch eine Härte gegen dieſe befördern. Es gilt durchaus, jene Verſtandesſchwärmer im Norden zu beſeitigen; dies liegt im Intereſſe der katholiſchen Frömmigkeit, weil jene den überlieferten Glauben verſpotten; es liegt im Intereſſe der engliſchen Regierung, weil das politiſche Bekenntniß jacobiniſcher Fanatiker die Grundmauern des hiſtoriſch gegebnen Staates untergräbt. Nun aber iſt die franzöſiſche Republik die natürliche Stütze jener Partei im Norden. Hier aus den neueſten Zeitungen, theuerſter Freund, kann ich es darthun, daß Pitt dem katholiſchen Irland die Hand bieten muß. Es giebt in Frankreich Ruhe. Dieſe Ruhe beunruhigt uns. Die Vendée iſt gänzlich beſiegt. Charette iſt auf der Flucht ergriffen und in Nantes erſchoſſen, ſowie Stofflet bereits in Angers. Beide Royaliſten waren Helden ihrer Sache, ſind aber deren Märtyrer geworden, und General Hoche, der die Vendéer und die Chouans beſiegte, iſt als Held der Republik zugleich klug und mild, indem er durch Güte die Vertheidiger des legitimen Glaubens entwaffnet. Graf Artois, der auf engliſchen Schiffen mit den Emigrés dort landete, iſt flüchtig nach London zurückgekehrt. Hat die Republik im Innern Ruhe, ſo wird ſie ihre Unruhe mit gewaffneter Hand ins Ausland tragen, ſie wird ſich Anerkennung verſchaffen, und wir ſehen es kommen, daß das arme Oeſterreich ſie nothgedrungen anerkennt. Sie hat dann mitten im europäiſchen Staatenverband eine Poſition und wird erſt wenn ſie Frieden hat gefährlich für die Welt. Ihr ſeht, daß England das Umſichgreifen der Republik mehr fürchten muß, als eine Emancipation andersdenkender Unterthanen."

Noch während er ſprach, ſtand O'Leary vor ihnen. Er war dem Diener, der ihn melden ſollte, auf dem Fuße gefolgt. Caſtlereagh hatte ihm geſchrieben, daß er am nächſten Tage nach Dublin zurückkehren werde; den Vorſchlag, ihn im Kloſter der grauen Brüder zu empfangen, hatte der Prieſter mit der Ankündigung ſeines Beſuches im Schloſſe abgelehnt.

„Nur die Ungewohnheit, mit Staatsmännern zu verkehren," ſagte O'Leary, ſich entſchuldigend, „war Urſach, daß ich nicht ſchriftlich den Verkehr fortſetzte und mit der Feder auf ſo manche Frage, die man an mich richtete, Rede ſtand. Ein Diener der Kirche Gottes kann in ſeiner Demuth die Art und Weiſe nicht finden, mit weltlichen Machthabern zu verhandeln.“

Es lag in dieſer Beſcheidenheit ſeiner Worte doch zugleich eine behutſam abweichende Wendung; Caſtlereagh fand jedoch die Erwiederung darauf. „Ein Mann,“ ſagte er, „der Tauſenden durch ſein Wort, wie Ihr, ehrwürdiger Vater, gebietet, wie ſollte der ſich weltlichen Machthabern nicht ebenbürtig fühlen?“

„Gebietet?“ wiederholte O'Leary und lächelte eben ſo demüthig als weisheitsvoll, — „ein Prieſter gebietet nicht, er hat es mit dem Himmel zu thun, er kann für ſein Volk nur beten, und inſofern die Kraft ſeines Gebetes ſich der Seelen bemächtigt und ſie gleichſam mit gen Himmel zwingt, wird er etwas über die Gemüther vermögen.“

Und wird mehr vermögen in dieſer unberechenbaren Einwirkung als jede Staatskunſt, jede äußere Gewalt! So dachte Caſtlereagh ſtill für ſich, wie ſeine faſt neidiſch leuchtenden Blicke verriethen. Der ſchlichte Franciscaner mit dem härenen Strick um den Leib erſchien ihm wie ein im Stillen allmächtiger Volksherrſcher. Es war vielleicht nur Harmloſigkeit, was der Staatsmann in O'Leary's Worten für den Inbegriff vollendeter Klugheit hielt. Freilich aber giebt es eine Harmloſigkeit, die das Product einer in ſich fertigen Beſonnenheit iſt.

Der Prieſter ließ ſich auf Caſtlereagh's Einladung in den tiefen Armſeſſel mit der hohen Lehne nieder; die beiden Andern ſaßen wieder in den Ecken der Ottomane.

Die drei Männer ſchienen bequem angeſiedelt, es ſah recht friedfertig im Zimmer aus. Dennoch gaben ſie nur ein gewohntes Bild moderner Geſellſchaft, ein Scheinweſen oberflächlicher Harmonie, hinter welcher die Diſſonanzen im Geheimen grollen, ohne den Muth zu haben, laut zu werden. Inzwiſchen wurden ſie hier unter den drei Männern von Irland nach und nach laut genug.

„Eure Worte, ehrwürdiger Vater,“ ſagte Caſtlereagh, „würden ſelbſt einem Meiſter in der Staatsweisheit, ſelbſt einem Pitt, nachdenkliche Scrupel erwecken, darüber nämlich, wie ein Volk zu führen ſei. Indem Ihr ſagt, Ihr könntet für das Volk, aber doch auch mit ihm nur beten, gebt Ihr doch Eure Vollmacht zu erkennen, es zu leiten, und indem Ihr geſteht, nur durch Gebet zu wirken, räumt Ihr das innerlich mächtigſte Mittel, das Ihr in Händen habt, buchſtäblich ein. Das Volk weiß, daß Ihr ſeinen Himmel in Händen habt. Hätte man daſſelbe Zutrauen zu den weltlich Regierenden, ſo bedürften dieſe kaum eines andern Werkzeuges, um das Beſte und Größte mühelos zur Vollendung zu bringen!“

„Wir Prieſter“, ſagte O'Leary, „können nur beſchwichtigen, über Elend und Unglück, das die Welt bringt, nur die Hände breiten, es nicht heben und beſeitigen. Für ein verlornes, in Schmutz und Jammer begrabnes Erdendaſein können wir den Troſt des Himmels nur wie einen Tropfen Mohnſaft auf die gramgefurchte Stirn des armen Volkes träufeln!"

„Was überhaupt," fuhr er fort mit ſeiner rührenden Stimme, während ſein ſanftes braunes Auge ſich der Blicke der Hörenden bemächtigte, — „was kann das Chriſtenthum uberhaupt anders thun als — leiden? Das Leiden iſt ſeine That und ſeine Herrlichkeit, in Schmach und Elend hat es ſeine Glorie, und ſo lange es Unglück in der Welt giebt, wird es Chriſtenthum geben. Und ſomit muß das katholiſche Volk von Irland allen ſeinen Peinigern eher dankbar ſein, daß ſie ihm Spielraum geben, auf daß ſich die Benedeiung eines gottgefälligen Wandels entfalten könne. Dankbar muß es ihnen ſein, wie die erſten Chriſten zur Zeit des römiſchen Weltreiches dankbar ſein mußten für die Glorie des Martyrthums. Als das Chriſtenthum ſich in Höhlen barg, ſcheu vor den Machthabern des hellen Tages, da war es ſehr glorreich und ſehr kinderrein. Da war der Erlöſer allezeit mitten unter den Gläubigen, und eine Schaar heiliger Männer und Frauen drängte ſich zu ſeinem Nachgefolge. Die Geſchichte der Kreuzigung des Heilands aber hat nirgend, ſo lange Menſchen da ſind, aufgehört; in jedem Einzelnen geißelt Ihr den Herrn, in ſeinem Namen nimmt Jeder das Kreuz auf ſich, und ewiger Friede und Erlöſung ſind vielleicht niemals auf weltlichem Wege, auf dem Spielraum des Erdenlebens möglich."

„Ihr ſagt: vielleicht," wiederholte Caſtlereagh etwas ſcheu, „alſo meint Ihr doch nicht zuverſichtlich! Und wenn nun die Regierenden derſelben Meinung ſind, daß die Laſten eines allerdings unmündigen, theilweis in kindhaftem Unvermögen befangenen Volkes gemach ſich mildern ließen?“

„Ich bin arm an weltlicher Klugheit, Staatsſecretär von Irland,“ ſagte O'Leary ſehr ſtreng und feſt, indem er ſich erhob und mit der ganzen Würde ſeines Weſens vor den Sitzenden die Hände ausbreitete. „Wir Prieſter wiſſen nichts zu thun, als die Gemüther zu beſchwichtigen. So lange dies möglich, geſchieht es. Weiter reicht auch mein Wiſſen als Diener der Kirche Gottes nicht, weiter hab' ich Euch nicht Rede zu ſtehn.“

Es war eine ängſtliche Stille, die auf dieſe Worte erfolgte. Caſtlereagh unterbrach ſie geſchickt, indem ſich ſeiner die Wärme einer offenbaren Zutraulichkeit zu bemächtigen ſchien. „Und wenn ſich nun das Gouvernement“, ſagte er, „nicht an den Prieſter der Kirche in Euch, ſich vielmehr an den Menſchen in Euch, an Arthur O'Leary, den Patrioten von Irland, wendet, um ſein perſönliches Gutachten zu wiſſen, wie der Volksnoth auf dem Wege Rechtens beizukommen ſei?“

„Nun dann red' ich auch nicht zum Secretär des Lord Statthalters, ſondern zum Menſchen in Euch, zum Irländer,“ ſagte der Franciscaner nicht ohne Beſonnenheit, aber doch mit einem Freimuth, zu welchem ſein ächt irländiſch Herz ſich jeder Zeit bekannte.

Er lehnte ſich in den Seſſel zurück und ſchien ſehr wohlgemuth ſich hinzugeben. „Seht, Freunde,“ ſagte er mit einer Freundlichkeit, die ihm ſelber wohlthat, „freilich bin ich nicht zu jeder Stunde Prieſter, nicht allezeit im Dienſt meiner Kirche. In gewiſſen menſchlich ſchwachen Pauſen, wo meine Creatur aufathmet, da leſ' ich dann und wann ein proteſtantiſch Buch, eine weltliche Schrift über Staat und Volk. Was ich nun ſo aus dieſem meinem menſchlichen Wiſſen Euch mittheilen kann, müßt Ihr ſelbſt, die Ihr Männer der Welt ſeid, weit beſſer ſchon wiſſen. Ich ſage, ich hab' all mein bischen Menſchenweisheit dieſer Art aus proteſtantiſchen Schriften. Unter dieſen ſind mir die Sachen unſeres luſtig bittern Swift noch immer ein Gaudium. Ich lernte daraus, wie die Welt ſo verzweifelt klare Einſicht in ihr eigen Weſen gewinnt und doch keinen Rath weiß, noch mit ſich ſelbſt fertig wird. Von Swifts Schriften mein' ich vorzüglich die Pamphlete, die vor etwa ſiebzig Jahren unter uns erſchienen. Der alte Dechant zu Dublin ſchrieb ſie, um ſeinen Landsleuten die Augen zu öffnen. Freilich ſah ſein Handwerk wie perſönliche Rache aus. Er war eine ganze Zeitlang gleichſam der ſchriftſtelleriſche Advocat zweier Miniſter in London geweſen, des Grafen Oxford und des Lord Bolingbroke, hatte auf ein engliſches Bisthum gehofft, und ſeine Verſetzung nach Dublin als Dechant ſah wie ein Exil aus. Bei alle dem rühmt man die Farben in ſeinem Gemälde von Irland als äußerſt richtig. Die ſchönen Häfen, ſagt er, die die Natur unſerer Inſel ſo reichlich verliehen, dienen uns zu weiter nichts als ſchöne Ausſichten einem Manne im Kerker.

Von all dem Holze, ſagt er, das ſeit fünfzig Jahren auf dieſer grünen Inſel gefällt worden, ſind wir um kein einziges Handelsſchiff reicher geworden. Wir ſind, ſagt Swift, ſo ſehr an engliſche Manufacturen gewöhnt, daß man ſich ſchämt, in ſeiner Kleidung oder ſeinem Hausgeräth irgend ein irländiſch Product zu haben. Statt daß Fremde zu uns kommen, ſind unſere Reichen beſtändig außer Landes. Von dem Ertrage der Ländereien wird ein Drittheil in England verzehrt. Eingeborne werden faſt nie befördert. Die Gehalte, die großen Penſionen, die Emolumente der einträglichſten Stellen, gehen nach England, denn nur an Engländer werden ſolche Stellen gegeben, und dieſe halten ſich hier nicht länger auf als nöthig iſt, um eine gute Ernte zu halten."

„Ihr werdet eingeſtehen," unterbrach ihn Caſtlereagh, „und aus Eurer eignen Perſon hinzufügen, daß dieſe veraltete Schilderung nicht mehr auf die jetzigen Zuſtände paßt, daß die Geſetze die Rechte der katholiſchen Unterthanen ſchirmen!"

„Verzeiht," entgegnete der Prieſter freundlich, „ich ſage nichts, ich ſage nur, daß der ehrenwerthe Dechant von Dublin, der proteſtantiſche Swift, dieſe Rede führt. Und die Geſetze? Was Ihr Geſetze nennt, ſagt er, die Geſetze wiſſen eigentlich nichts vom Daſein von Katholiken im Königreich, und die Exiſtenz ſolcher Weſen, die ſich katholiſche Chriſten nennen, iſt nur inſofern glaublich, als die Regierung von England durch die Finger ſieht."

„Eben ſo empörend als unerhört!" lächelte der Staatsſecretär.

„Verzeiht, ſo unerhört eben nicht!“ entgegnete O'Leary mit einer geheimnißvollen Ironie, die ſich hinter ſeinen niedergeſchlagenen Wimpern verſteckt hielt. „Vier Millionen Menſchen ignoriren, iſt nicht ſo beiſpiellos, wie man meinen ſollte, obwohl es eine Kühnheit der Einbildung verräth, die wohl alle Illuſion der Dichter überflügelt. Indeſſen“, ſetzte er mit einer Beimiſchung von tiefem Ernſt hinzu, „ignorirt mit nicht geringerem Zutrauen zu ſich ſelbſt die katholiſche Mutterkirche das Daſein von nichtkatholiſchen Chriſten. Es kommt hierbei nur darauf an, wie weit die Kraft des Geiſtes für dieſe Zumuthung reicht, um ſich zu dieſer Annahme eine Befugniß einzuräumen.“

„Ich fühle mich nicht gewappnet genug,“ lenkte Caſtlereagh ein, „um auf Disputationen in der Glaubenslehre einzugehen. Bleiben wir doch bei Irland, und geſtehen wir, daß die böswillige Satyre Uebertreibungen liebt, daß der Katholik einräumen muß, ſeine Lage, ſein Verhältniß zum Staat ſei bereits ein ganz andres geworden, als zur Zeit des alten höhniſchen Dechanten.“

„Als Glied der katholiſchen Chriſtenheit“, entgegnete der Prieſter mit ruhiger Würde, „kann ich weder einräumen, noch über ſo weltliche Dinge disputiren. Nur aus meinen Nebenſtündchen heraus“, ſetzte er freundlich lächelnd hinzu, „kann ich mein menſchlich ſchwaches Gutdünken, ſo zu ſagen, loslaſſen und ausplaudern.“

„Bedenkt, welcher Gunſt ſich der katholiſche Unterthan ſeitdem zu erfreuen hat!“ begann Caſtlereagh.

„Ich bin alt geworden in Irland,“ unterbrach ihn O'Leary mit bewegter Stimme, „mein Haar iſt in meinem Lande gebleicht. Und ich habe als Menſch Sinn für Gunſtbezeigungen, die meinem Volke wurden, auch Gedächtniß genug, um ſie zu wiſſen. Die erſte große Gunſt, die den Katholiken bewilligt wurde, war die Geſetzacte, welche ſie berechtigte, unbenutzbare Sümpfe in Pacht zu nehmen, wobei ihnen zu fünfzig Ackern Sumpfland noch ein halber Acker Getreideboden als Zugabe geſtattet wurde, im Fall nämlich die Tiefe des Sumpfes wenigſtens vier Fuß betrüge. Dieſe ſumpfige Tiefe in der milden, gnadenvollen Staatsweisheit Altenglands weiß ich als Menſch ſehr wohl zu würdigen. Und dieſe großmüthige Ausdehnung des Beſitzrechtes der katholiſchen Chriſten wurde endlich — obwohl ihr als einer Maßregel, welche zum Uebertritt zur Mutterkirche aufmuntern möchte, heftig widerſprochen wurde — vor fünfzig Jahren wirklich durchgeſetzt. Die nächſtfolgende Wohlthat — Ihr ſeht, ich habe als Menſch Gedächtniß — die nächſte, die man den Katholiken erwies, war die Erlaubniß, den Unterthaneneid zu leiſten. Und obwohl dieſe milde Erlaubniß an Schlachtopfer, hintreten zu dürfen, um den Peinigern ewige Treue zu ſchwören, eine Art von ſo kränkendem Hohn war, als man je erdenken kann, ſo ward ſie doch von den katholiſchen Chriſten mit wärmſtem Danke aufgenommen, weil hierin eine Anerkennung ihres Daſeins als Staatsangehörige lag. Nun konnten ſie auch, wie andere Unterthanen Sr. Majeſtät von Altengland, erbliches Eigenthum haben, durften ſogar untere

Aemter in der Juſtiz verwalten. Schon dies Dürfen war ſüß, als Theorie eine Wohlthat. Auch ſollte hinführo kein Sohn mehr ſeinem Vater ins Angeſicht trotzen dürfen und durch ein vorgebliches Anſchließen an den herrſchenden Glauben ſeinen Vater auf einmal alles Verfügungsrechts über ſein Eigenthum berauben und ſein graues Haar mit Kummer und Armuth in die Grube bringen. Ach! das hat die meiſte Verwirrung über Irland gebracht, denn es hat die Familienbande gelöſt und den Samen der Zwietracht ſo tief geſäet, daß er noch unter Kindeskindern wuchert. Hinter dem Rücken des Familienhauptes tritt der Sohn, der Neffe, der Vetter, zur auserleſenen Hochkirche von England über und wird ſo der Erbe der Familiengüter. Und ſo iſt mein armes Irland zu einem Miſtbeet für den menſchlichen Wuchergeiſt geworden, der da hinter Glas und Rahmen ſeine Pflanzen zieht, daß Gott erbarm'!"

In dieſen Worten des Prieſters lag ſchalkhafte Treuherzigkeit und rührender Ernſt, keine perſönliche Beziehung auf den nach Indien ausgewanderten, ſeines Erbes beraubten Vetter. Sir Edmund aber ſaß bleich wie ein Steinbild vor ihm; plötzlich ſchoß eine dunkle Gluth in ſeine Adern, er wandte ſein Antlitz ab, drückte die Hände gegen die Augen und lag mit der Stirn in den Kiſſen der Ottomane.

Caſtlereagh ſuchte nach einer ſchnellen Wendung, um einzulenken. O'Leary aber fuhr ſchon fort, ſcheinbar unbekümmert um die Wirkungen ſeiner Worte. „Ja", ſagte er mit einer Einfalt, die doch wie ſchmerzliche Bitterkeit brannte,

„die Regierung that etwas, wie Ihr ſagt, ſie machte die Ketten locker, die aber doch Ketten blieben. Hierauf erſt mußte der Stolz und das Selbſtgefühl ſich regen lernen. Daraus erwuchſen Exceſſe. Aus Exceſſen aber erwächſt auf der andern Seite wieder ſcheinbar das Recht, ſtreng zu ſtrafen, und ſo hat der Zuſtand der Blokade zwiſchen England und Irland noch niemals aufgehört. Von beiden Seiten wird abwechſelnd offenſiv und defenſiv verfahren. Angriffsweiſe geht England zu Werke, indem es die Mittel zur Exiſtenz entzieht, und der irländiſche Hunger ſtürzt ſich verzweifelt in Verbrechen, um wenigſtens auf dieſem Wege in den Schutz der Geſetze zu treten, indem der Uebelthäter durch das Recht, beſtraft zu werden, ein Unterkommen findet. Verbrechen aber ſind andrerſeits wieder ein Angriff auf den Beſtand der Dinge, und England vertheidigt ſich gegen dieſen Angriff durch die Palliſaden der Geſetze. Und in dieſer defenſiven Haltung, die dann wieder Altengland behauptet, iſt es nicht weniger mörderiſch, als angriffsweiſe ein Feldzug ſein kann. Bei alle dem, das geb' ich zu, hat England etwas gethan, hat ſein Geſetz gemildert. Unter dem ehemaligen Strafzuſtande wandelten wir ohne Licht und Hoffnung; aber nur eine vollſtändige Freimachung, eine fertige Gleichſtellung des Menſchen zum Menſchen und aller Glaubensangehörigen zum Staat, nur eine völlige Anerkennung der Naturrechte würde uns aufgeklärt und zufriedengeſtellt haben. Nur in dem Mittelzuſtande von Zwielicht und Dämmerung ſieht man jene Irrlichter und Geſpenſter umgehen, die das Auge des Sterblichen täuſchen und ſeine Phantaſie umgarnen. Nur wenn der Dürſtende vom Becher der Freiheit koſtet, ſtellt ſich bei ihm jener fieberhafte, faſt wüthende Reiz ein, der wie Blutdurſt die Seele quält!"

O'Leary war aufgeſtanden; die beiden Andern ſaßen wie gebannt vor ihm. In ſeinen ſonſt ſo milden Augen brannte ein ſtechender Glanz.

„Nun wißt Ihr, was der Menſch in mir zu ſagen hat, und nun begreift Ihr auch, daß es dem Prieſter der Kirche Gottes doppelt Noth thut, für ſein Volk zu beten, damit keine Verwüſtung ſich Raum bricht! Verlangt Ihr auf das menſchliche Glaubensbekenntniß noch meinen Urtheilsſpruch? O ſo nehmet ihn doch, wie er ſich in der Sache ſelbſt bietet. Die Schnelligkeit, womit das Zahlenverhältniß der Proteſtanten zu den Katholiken in Irland ſich vermindert, iſt in der That ein Urtheilsſpruch der Natur über eine Politik, die es für gut findet, gegen die Bedürfniſſe einer ganzen Nation in die Schranken zu treten. In Kerry, in manchen andern Orten des Südens, iſt das Verhältniß der katholiſchen Chriſten zu den Proteſtanten wie Hundert zu Eins geſtiegen. Umdeswillen iſt aber die Zahl der katholiſchen Kirchen und Kapellen nicht vermehrt, die gläubige Schaar ſteht bei offnen Thüren weit über den Platz hin unter freiem Himmel. In manchen Ortſchaften iſt gar kein katholiſches Gotteshaus, und wo eins iſt, da wird jede Meſſe zu einem Tumult. Dagegen wachſen die Häuſer des auserleſenen engliſchen Chriſtenthums, und der Biſchof von Limmerick rühmte ſich, ſeine Landſchaft durch den Anbau eleganter Kirchthurmſpitzen äußerſt cultivirt zu haben. Von den Verſammlungen der Kirchenälteſten ſind die Katholiken durch das Geſetz ausgeſchloſſen; auf dieſen wird über die Kirchenbußen und Auflagen abgeſtimmt, und ſo muß der katholiſche Chriſt ſeinen letzten Pfennig an den Kirchſpielboten zahlen, oder er muß zuſehen, wie ihm und ſeinen hungernden Kindern die letzte Kuh in den Pfandſtall getrieben wird, um nur den architektoniſchen Gelüſten eines Herrn Biſchofs von der auserleſenen Kirche zu genügen. Fünf Sechstheile der Bevölkerung gehören zur Mutterkirche, aber alles Kirchenvermögen gehört den ſtolzen Herren von England, und die Lehrer einer ſo geringen Unterthanenzahl beziehen noch außerdem den Zehnten alles Geſammtertrages. Die engliſche Geiſtlichkeit ſollte, wie jener Midas, förmlich Gebete anſtimmen, um nur von der goldnen Laſt, unter der ſie erliegt, befreit zu werden. Im Himmel und auf Erden begreift man nicht, wie ein ſo ungeheures Vermögen aus den Eingeweiden eines armen Volkes hat herausgeſponnen werden können. Der Fall ſteht wahrhaft einzig da in der Weltgeſchichte. Oder man müßte denn an die Märtyrer denken, deren lebendige Eingeweide von teufliſcher Henkershand auf eine Winde gezogen wurden! O mein Irland, mein Gekreuzigter am grünen Holz, immerdar blühend im üppigen Fleiſch und immerdar genetzt mit friſchem Blute, das aus Deinen ewigen Wunden ſtrömt. Immer lachend vor Verzweiflung, und immer verzweifelt über Dein Lachen: wer Dich ſo ſieht in Deinem allezeit üppigen Leiden, in Deinem allezeit blühenden Tode!“

Der Greis hatte ſich ſo erſchöpft, daß er halb ohnmächtig in den Stuhl zurückſank. Sein Herz hatte ihn überholt, all ſein langſam gepflegter Groll war über die bebenden Lippen geſtürmt und nun ſaß er blaß, mit geſchloſſenen Augen, halb entſeelt vor denen, die er wenn nicht ſeine Feinde, doch auch nicht ſeine Freunde nennen durfte. Sein Anblick aber flößte ſo viel Scheu ein, daß Niemand die ehrfurchtsvolle Stille, die auf dieſen Strom des Erguſſes folgte, zu unterbrechen wagte. Es war als fühle Jeder ſein irländiſch Blut durch die Adern rinnen, als zähle Jeder die Schläge ſeines Herzens. Caſtlereagh hatte mehr vernommen als er hören wollte, und in Wardon's Innern brach eine verworrene Wehmuth wie ein losgelaſſener Strom über Bett und Uferdamm und ſpiegelte ſich auf ſeinem Antlitz in ſchmerzlichen Zuckungen.

O'Leary richtete ſich wie vom Todesſchlafe mühſam auf; in ſeinen Blicken lag die Befremdung, die das Erwachen aus ſolcher Betäubung zu begleiten pflegt. Wie er ſich in ſeinem Verhältniß zu den beiden Männern, die noch immer regungslos mit ſich ſelbſt beſchäftigt ſchienen, wieder zurechtgefunden, rieb er ſich die Augen und athmete auf. „Lieber Himmel!“ ſagte er, „hat ſich das alte Herz noch wie ein junges Füllen losgeriſſen und iſt durchgegangen mit ſeinem Aberwitz? Soll mir das ein Zeichen ſein von dem Nahen meiner letzten Stunde?“

Er wiegte ſchüttelnd ſein Haupt; auf ſeinen Lippen ſtand jenes Lächeln, das der Erde ſich entrückt und aus ſternenweiter Ferne herniederblickt. An den Waſſern Babylons ſaß der trauernde Prophet, auf den Trümmern Karthago's der römiſche Held, um an den Untergang des eignen Volks zu denken; hier aber ſchien Oſſian's Geiſt aus den Gefilden der ruhigen Seligkeit in O'Leary's Seele herabzuſteigen, um über Irland ungläubig die Stirn zu wiegen.

Plötzlich faßte der Greis ſeine Kraft zuſammen und ſtand erhoben. Ein feierlicher Ernſt leuchtete in ſeinen Augen. Er breitete die Hände über Caſtlereagh und ſprach: „Bleib' Irländer auch in Englands Dienſt! Sonſt iſt Dein Leben eine lange, wenn auch glänzende Täuſchung, bis die Wahrheit plötzlich Dir das Herz zerbricht! — Du aber, Sohn Irlands,“ fuhr er zu Wardon fort, „rette Deine Seele aus trüber Verworrenheit! Der ächte Mileſier fällt nicht ab von ſeinem Glauben, er ſtirbt lieber. Und ich, ich kann für mein armes Volk nichts thun als beten gehen.“ —

Noch ehe Beide aufblickten, war die Geſtalt des Greiſes durch die Thür entſchwunden und ſie hörten nur noch fern die leiſen Schritte ſeines ſchleichenden Fußes und den Saum des braunen Gewandes, der den Boden ſtreifte.

In der Zurückhaltung dieſes Prieſters ſteckt auch ſchon ein halber Verrath! — Dies war Caſtlereagh's geheimer Gedanke, aber er äußerte ihn nicht; er glaubte Sir Edmund ſchonen zu müſſen.

IX.

Noch in derſelben Nacht verließ Caſtlereagh den Landſitz, unerwartet, ſehr plötzlich und mit einer Eile, die ihm nicht erlaubte, ſich perſönlich zu verabſchieden. Erſt von Dublin aus ſchrieb er, ſich entſchuldigend, von den dringenden Beweggründen, von Depeſchen des Vicekönigs, die ihn dorthin berufen.

In Dublin hatte ſich die Stimmung der Gemüther in letzter Zeit geändert. Das Verborgene drängte ſich mehr ans Tageslicht, der geheime Groll der ſonſt luſtigen Jungen von Irland gewann mehr Nahrung, Kraft und Muth, um Altengland die Stirn zu bieten. Archibald Rowan's Flucht und die Selbſtverurtheilung jenes Jackſon, der an ſeinem eignen Verrath irre ward, ſich und die angeklagte Geſellſchaft der Vereinigten Irländer den Richtern entzog: dies hatte nicht wenig dazu beigetragen. Rowan's Entweichen war ein planloſes Abenteuer, aber es war geglückt. Der Flüchtling blieb im Süden des Landes den Spähern der Regierung entzogen; das Gaſtrecht iſt dort ſehr heilig, und Padd triumphirt, wenn er einen Obdachloſen in ſeiner Hütte zwiſchen Schilf und Torf bergen kann. Auf Jackſon's That aber wieſen die Patrioten mit Fingern hin, um ernſtlich daran zu gemahnen, wie St. Patrik noch mächtig ſei in Irland, weil im Verräther ſelbſt das Gewiſſen erwachte. Padd's Natur iſt von der Art, daß er ſich mit ſo beſcheidener Vertröſtung gleich wieder befriedigt und ſeinem fröhlichen Leichtſinn ſich nach wie vor gern überläßt. Geſchah dies nicht ganz, ſo trug die Regierung vielleicht die Schuld. Sie war erbittert über den mißlungenen Verſuch, einen Verein von Patrioten, der offenkundig viel gefährliche Köpfe zählte, für ſchuldig und für des Hochverraths verdächtig erklären zu können. Dabei wuchs die Gefahr, die Klubs der Vereinigten Irländer möchten ſich allmählich immer weiter erſtrecken. Schon hatten ſich auch in kleineren Städten und auf vielen Ritterſitzen Filiale gebildet; auch in England und Schottland wußte man Sendlinge thätig, welche die Sache Irlands mit den allgemeinen Intereſſen des aufgeregten Zeitalters in Verbindung brachten. Kam nun gar die Vereinigung mit dem katholiſchen Convent, der bisher nur auf Angelegenheiten der Kirche und des Glaubens ſein Augenmerk richtete, zu Stande, ſo erwuchs daraus eine Macht der Oppoſition, der man vielleicht nicht einmal mehr mit gewaffneter Hand die mancherlei gerechten Forderungen verweigern durfte. Es kam vor Allem darauf an, den katholiſchen Süden und den politiſchen Norden getrennt zu halten. Zugleich nöthigte freilich der Stand der allgemeinen europäiſchen Verhältniſſe die Regierung zur Entſchiedenheit.

Die franzöſiſchen Waffenthaten in Italien erfüllten die Welt mit Bewunderung; die Zeitungen meldeten Sieg auf Sieg. Bonaparte hatte bei Lodi die Addabrücke erſtürmt, die Lombardei als cisalpiniſchen, Bologna und Ferrara als cispadaniſchen Freiſtaat erklärt. Oeſterreich zitterte vor dem blutrothen Morgenlicht der jungen Völkerfreiheit und mußte vielleicht auf ſeinen Knieen dem Sieger huldigen. Dann war die Republik mitten im Schooß der chriſtlichen Staaten nicht blos thatſächlich vorhanden, dann konnte ſie Athem ſchöpfen, konnte ihr Auge nach andern Punkten richten, konnte gedrückten Brudervölkern die Hand reichen, oder ihr Gift, wie die Gegner deſſelben ſagten, langſam, ruhig, und um ſo ſicherer, in die Lebensadern der europäiſchen Menſchheit gießen. Was Schwindel war an der Republik, Rauſch, Entzücken und Fanatismus der Rache für jahrhundertlange Sklaverei, das Alles war Fluidum, konnte verdampfen und um ſo ſichrer eine todte Maſſe hinter ſich übrig laſſen. Doppelt gefährlich aber ſchien die Republik, wenn ſie zu Athem kam, eine ruhige Haltung annahm, und mit der beſonnenen Zuverſicht eines Mannes, der weiß, was er will, um ſich blickte. So lange ſie mit der Schwärmerei des Jünglings nach Trophäen und Lorbeern ſtürmte, ſchien ſie noch beſiegbar, auch wenn ſie kriegeriſch triumphirte. Nicht im Stadium des Fanatismus, als der ruhige Sieg allmächtig ſtiller Ueberzeugung, als Sache eines großen, immerdar gewaffneten Friedens war ſie am gefährlichſten. Machte ſie irgendwie den Anfang zu einer ſolchen Poſition, ſo blieb vor der Hand nichts übrig, als in ſeinem Bereich gefaßt zu ſein und die Flamme des eignen Herdes ſorgſam zu hüten, obſchon man längſt fühlte, daß dieſe Flamme nicht mehr veſtaliſch ſei.

In dieſem Sinne ſchrieb Robert Stewart Caſtlereagh an Edmund Wardon, als er Dieſem ſeine Ankunft in Dublin meldete. Das Gouvernement bedurfte einer Anhängerſchaft im katholiſchen Süden, deshalb hatte Caſtlereagh Freunde nöthig. Sir Edmund war durch ſeinen Uebertritt wie durch ſeine ganze äußere Stellung an die Sache Englands geknüpft. Sein innerer Menſch konnte die Sympathien mit den katholiſchen Brüdern nicht ganz verleugnen, er wußte um deren Bedürfniſſe, hatte die Religion der römiſchen Mutterkirche in ſeinem Gemüthe nie ganz überwunden; aber juſt bei ſeinem Schwanken war er als Werkzeug zu gebrauchen; ſobald er abgenutzt ſchien, konnte er ja beſeitigt werden. Miſtreß Wardon hatte Caſtlereagh aufgegeben, aber Sir Edmund mußte ihm noch für die Sache, die er für die „gute“ hielt, nützlich ſein, wenigſtens ſo lange Kildare und Bally-Caſtle ein neutraler Boden war für alle Parteien. Caſtlereagh ſchrieb von dem entſchiedenen Wunſche der Regierung, der katholiſchen Sache in Irland gründlich aufzuhelfen; das Geſtändniß, es geſchehe, um die Radicalen im Norden zu unterdrücken, war ſo aufrichtig, daß es Glauben verdiente. Faßte dieſer Glaube Wurzel, ſo war man der Dankbarkeit der Mehrzahl in der Bevölkerung Irlands verſichert, und trieb vielleicht die Minderheit zu übereilten

Schritten, welche vor aller Welt ſich als ſtraffällig bezeugen ließen. Zu Opfern war Pitt ehrlich und offen bereit; dazu hatte ihn Caſtlereagh beſtimmt, nachdem er die milde Hartnäckigkeit, die ſanfte Verſtocktheit des Prieſters O'Leary kennen gelernt. Lord Camden freilich, der Lord Statthalter, gehörte zu den Menſchen, die raſch ihr Daſein und ihre Meinung geltend machen, die ſich einbilden, energiſch und ehrlich zu ſein, weil ſie den Stand der Sachen ſchnell ins Klare bringen möchten. War nun der Verſuch mißglückt, die Geſellſchaft der Vereinigten Irländer als ſtaatsgefährlich zu erweiſen, ſo blieb doch die Ueberzeugung feſt, jene ſei im Geheimen, was ſie noch nicht ſcheine. Es mußte etwas geſchehen, ehe ſich die bis jetzt noch getrennten Parteien verſtändigten; man faßte den Entſchluß, die Zuſammenkünfte der Vereinigten im Namen des Königs zu verbieten. Die Gründe hatte man ſpäter dem Parlament von Irland vorzulegen, und deſſen Genehmigung war bei der Menge von Creaturen, die dort im Solde Englands ſtanden, nicht zweifelhaft; man baute auf die Kunſt der Intrigue, um den Gewaltſchritt zu rechtfertigen. Der Erfolg des Verbots konnte ein zweifacher ſein. Entweder ſchreckte man die Theilnehmer jener Verbindung zurück und es erwies ſich dadurch die Ohnmacht derſelben, oder man reizte ſie zu Uebereilungen, die willkommen waren, um kräftig einſchreiten zu können. Die Furcht vor Verſchwörungen iſt ſtets gefahrdrohender und unheilvoller, jedenfalls unbequemer, als die Thatſache der Verſchwörung ſelbſt.

„Aus dem Boden unſerer zweifelhaften Gegner“, ſchrieb Caſtlereagh an Edmund Wardon, „wachſen täglich neue Geſtalten hervor, welche die Luſt verrathen, den Stand der Dinge erheblich zu verändern, ſich den Anſchein geben, als vermöchten ſie es, und ſich auf jene dunkle, unſichere Verbindung ſtützen, die vielleicht wie ein Nachtwandler ohnmächtig erwacht, wenn man ſie beim Namen ruft. Mit Grattan, mit Curran weiß man doch, woran man iſt; eine Partei Berechtigter und Wahlfähiger beruft ſie, ſie heißen Männer des Volks ſo gut wie in England Fox, ſie ſtehen im Parlamente da, ſagen, was ſie wiſſen, und man weiß, wie weit ſie gehen, denn ſie ſind berechtigte Redner, und das Urtheil einer geſetzmäßigen Geſammtheit giebt doch den endlichen Ausſchlag. Unſere Verfaſſung iſt eine freie, d. h. ſie läßt innerhalb ihrer Bahnen den Widerſpruch zu, damit man die Summe deſſen, was das Volk will, abſchließen kann. Die Menſchenrechte der katholiſchen Unterthanen müſſen geſetzmäßig errungen werden. Was im Stillen gährt, in der Dämmerung ſchleicht und in dunkeln Gefühlen eines unſagbaren Patriotismus herumſchwelgt, iſt entweder ohnmächtig oder ſtrafwürdig. Aus jenem dunkeln Grunde erwachſen immer mehr Geſtalten, als wollten ſie an Menge erſetzen, was ihnen außerhalb aller geſellſchaftlichen Stellung an Gewicht abgeht. Zu dieſen gehört jetzt auch Edward Fitzgerald. Ihr müßt ihn noch in der Uniform des Lieutenants hier in Dublin gekannt haben. Er iſt ein jüngerer Sohn des verſtorbenen Herzogs von Leinſter, focht, wie Ihr wißt, in America, und mag dort allgemein und oberflächlich Republikanismus eingeſogen haben. Früher galt er für den luſtigſten Cavalier im Regiment; für den Burgflecken Athy gewählt, erwies er ſich linkiſch und höchſt übereilt in ſeinen Aeußerungen im Parlament. Später ſuchte ihn ſein Oheim, der Herzog von Richmond, bei einer Expedition nach Spanien zu verwenden, bat ihn aber zuvor, ſein politiſches Glaubensbekenntniß abzulegen. Statt deſſen nahm Lord Edward ſeine Entlaſſung aus dem Dienſt des Königs, ſchwärmte in der Welt herum und war im erſten Jahre der franzöſiſchen Republik in Paris, wo er ſich Bürger Fitzgerald ſchrieb. Er heirathete eine Mamſell Sims, auch Mademoiſelle Orléans genannt, eine natürliche Tochter jenes Herzogs von Orléans, der die betrübte Schwachheit hatte, ſich Louis Philipp Egalité zu nennen, ohne dadurch ſeinem Tode zu entgehen. Seit einem Jahre lebte der junge Fitzgerald mit ſeiner Pamela wieder in Dublin, leicht, heiter, unbeachtet; er war der beſte Tänzer in den Salons, hielt die bunteſten Jockeys bei den Wettrennen und trug die grüne Binde, wie es ſchien, nur aus Mode. Man rühmte ſeine Wohlthätigkeit, und aus Dankbarkeit wählte ihn geſtern die Bürgerſchaft ſeines Stadttheils zum Parlament. Da tritt er plötzlich aus dem unbedeutenden Leichtſinn ſeines Dahinlebens hervor und erklärt noch in der Wahlverſammlung, Irland werde von Henkern regiert. Was ſteht nun für Irlands Wohl von dem gemüthlichen Bonvivant zu erwarten? Was will der unbeſonnene Stürmer nun im Parlamente noch ſagen, nachdem er jenen Ausſpruch gethan, der, wie man eben ſo ſehr befürchten als bedauern muß, ſeinen Eifer ſchon vorweg erſchöpft und überboten hat? Wie kann man jahrelang tändeln und dann plötzlich eine tödtliche Axt über ſeine Nebenmenſchen ſchwingen! Entweder man hat einen ernſten, gewichtigen Gedanken und man ſetzt an ihn ein ganzes Leben voll Arbeit und treuer Sorge, oder man entſchlägt ſich aller Mühen und lebt planlos dem Genuß. Wer etwas will, muß etwas können, und um etwas zu können, bedarf es einer dauernden Arbeit. Das iſt freilich mühſam, und das irländiſche Blut ſcheut den bleichen Ernſt eines mühevollen Lebens. So wie unſer Padd lieber bettelt, das zufällig Erworbene ſchnell vergeudet, ſtatt andauernd einen fleißigen Lebenswandel zu führen, ſo tändeln unſre Nobeln und ſchäumen für den Augenblick in die Höhe, ſtatt einen ſchweren Gedanken, der die Welt bezwingen ſoll, langſam zu hegen, treu und ſorgfältig zu prüfen und mit Ruhe ins Leben zu ſtellen. Auch zur Revolution gehört Talent, und was Rowan verſucht hat, wird Fitzgerald nicht beſſer machen; ſie haben Beide, ſoll ich ſagen: ein zu gutes Herz oder ein zu leichtes Geblüt? Wer tiefer fühlt, iſt unklar bis zur Verworrenheit, wehmüthig bis zur Ohnmacht. Irland kann ſich nicht ſelbſt aufhelfen; Pitt wird durch Reformen jeder Umwälzung zuvorkommen, ſie unmöglich machen. Trauet uns; wir ſind allein offen und ehrlich."

Caſtlereagh wurde redneriſch warm, wenn es galt, ſein politiſches Programm zu erläutern. War dieſe Wärme der letzte Nach- und Widerſchein der in ihm untergegangenen irländiſchen Natur; oder ſprach er oft und gern über dieſe ſeine Grundſätze, als wenn er das Bedürfniß hätte, ſich ſelber darin zu befeſtigen? Jedenfalls ſchien es ihm räthlich, Sir Edmund Wardon durch Darlegung der Folgerichtigkeit ſeiner Maximen dauernd der Regierungspartei zu erhalten. — An Miſtreß Wardon lag dem Schreiben nur ein kurzes, ſarkaſtiſches Billet doux bei, mit der Bitte, ihn zu entſchuldigen, daß er nach ihrem Geſchmack nicht Cavalier genug ſei, um dem ſehr ehrenwerthen Sir Archibald mit einem Eichſtamme im Walde nachzulaufen oder den Streit mit ihm auf Bally-Caſtle vor den holden Augen der Dame des Hauſes auszufechten. —

Gleichzeitig mit dem Erlaß des Edictes, nach welchem die Zuſammenkünfte der Vereinigten im Namen des Königs unterſagt wurden, erſchien in öffentlichen Blättern der Steckbrief der Gerichte, die auf den entſprungenen Rowan fahnden ließen, und die Aufforderung an den Exprieſter O'Dornley, ſich ſeinem geiſtlichen Gericht zu ſtellen.

Nach der Bekanntmachung des Verbots der Klubverſammlungen wurde ein ſtilles Regen in allen Claſſen der Geſellſchaft fühlbar. Eine offene Widerſetzlichkeit unterblieb; England hatte ſie erwartet, ja gewünſcht, und war abermals getäuſcht. Irland blieb äußerlich ruhig, aber es begann im Stillen zu arbeiten. An eine geſetzmäßige Oppoſition war Irland nicht gewöhnt, ſeitdem das Parlament in Dublin zu viel Creaturen Englands zählte. Jetzt begann der Reiz des Geheimniſſes ſeine Macht über die Gemüther zu üben. England verdammte die Geſellſchaft der Vereinigten Irländer; — alſo mußte ſie ſich durch Vaterlandsliebe verſündigt haben! Die Geſellſchaft hielt geheime Zuſammenkünfte, und mit dem Geheimniß ſteigerte ſich die Luſt, zuſammenzuhalten und über Irlands Wohl und Weh zu wachen. Es gingen Gerüchte von dem ſchnellen Anwachs der Geſellſchaft, von ihren Geldmitteln, von ihrer Verbrüderung in allen drei Königreichen, von ihren erneuten Verbindungen mit Frankreich. Man zählte jetzt die gefeiertſten Namen zu dem Verein, wollte wiſſen, daß Lord Edward Fitzgerald ihre Zuſammenkünfte beſuche, nannte mehrere Sendlinge, welche in verſchiedenen Geſtalten im Lande auftraten, bezeichnete die Zeitſchriften, in welchen die Mitglieder durch Zeichen und Winke ſich verſtändigten; die vom Patrioten O'Connor geſtiftete „Preſſe“ ward vorzüglich das Organ der Partei. England hatte Soldaten nöthig zu haben geglaubt, und mußte ſich begnügen, Spione zu halten. Es kam nun darauf an, die Klubs in ihren Schlupfwinkeln aufzufinden, ihre Briefſchaften und Sendboten abzufangen, nachdem es nicht gelungen war, ſie zu einem übereilten Schritt zu reizen.

Zum großen Jahrmarktsfeſt in Kildare gehörten auch Wettrennen, zu denen ſich halb Dublin auf der Ebene von Bally-Caſtle einzufinden pflegt. Aus den Bergen ziehen dann Schaaren von Landleuten herbei, heerdenweis kommen Pilgrime von den entfernteſten Küſten der Inſel mit Weib und Kind, um bei der weltlichen Luſtbarkeit ſich dem Schutze der heiligen Brigitte zu empfehlen, ganze Völkerwanderungen lagern dann in Flur und Wald, und Kildare iſt bei ſolcher Veranlaſſung der lebendigſte Verbindungspunkt zwiſchen Nord und Süd im Lande. So wenigſtens damals. Es ging das Gerücht, die Geſellſchaft der Vereinigten Irländer hätte Ort und Zeit für günſtig befunden, um eine allgemeine Verſammlung anzuberaumen. Die Regierung hatte wachſame Augen nöthig. Der Beſitzer von Bally-Caſtle galt für ihren Freund; mithin durfte das Haus auch ein Schauplatz vornehmer Gäſte werden, um den Vereinigten ein Paroli zu bieten.

Schon in den nächſten Tagen ging es im Schloſſe ſehr lebhaft zu. Die Voranſtalten zu der nahen Bewirthung und die Tage der Vorbereitung zu den geſelligen Feſtlichkeiten waren faſt eben ſo geräuſchvoll, jedenfalls mühſamer als dieſe ſelbſt. Bei Veranlaſſungen der Art gilt ein irländiſcher Landedelhof für ein allgemeines Gaſthaus, wo der Patriotismus offene Tafel findet, für einen Freihafen, wo die Luſtbarkeit mit vollen Segeln einläuft, wo alle Wimpel und Flaggen willkommen ſind. Selbſt wo die herrſchaftliche Familie engliſcher Abkunft iſt, kann ſie der Oeffentlichkeit dieſen Tribut der allgemeinen Landesſitte nicht entziehen. Wer allzu ſtreng engliſch denkt und lebt, und ſeine Geſelligkeit auf einen ganz engen Kreis der ihm durch Blut- oder Wahlverwandtſchaft Allernächſten beſchränkt, iſt überhaupt nicht anſäſſig im Lande ſelbſt, läßt ſeine Güter bewirthſchaften und lebt in London oder irgendwo ſonſt und entgeht nur auf dieſe Weiſe der Anſprache einer wirklich maßloſen Zutraulichkeit. Bei katholiſchen Kirchenfeſten halten die Prieſter auf Sonderung und man beläſtigt nie eine proteſtantiſche Gutsherrſchaft; allein Jahrmarkt und Wettrennen gelten für allgemein national, und die allgemeine Fröhlichkeit hat dann die Gewaltſamkeit der Ueberſchwemmung. Alles wird mit fortgeriſſen, jeder Unterſchied geht drauf. Das irländiſche gute Herz, warm, bacchantiſch, greift leicht um ſich, möchte Gott und alle Welt an ſich preſſen, und fühlt ſich im Taumel der Freude aufgelegt genug, jeden Erdenſohn derb auszuprügeln, der ſich ſeiner Umarmung widerſetzen will. Irland will von Zeit zu Zeit ſeine Saturnalien feiern. In den unterſten Claſſen wird ſelbſt jede Hütte von Lehm und vier Brettern ein Tummelplatz ausgelaſſener Freude; die Dürftigkeit und Aermlichkeit ſteht dann freilich in rührendem Widerſpruch mit dem Jubel, zu dem man aufjauchzt. Man ſitzt um einen Trog Kartoffeln, verwandelt das „Schaugericht", wo man Salz nur zum Anſchaun auftiſcht, in ein wirkliches Mahl, hat irgendwie eine Speckſeite den „Klauen großer Männer" entwunden, für die letzten Sparpfennige „Bergthau" eingetauſcht, und während die Alten ſingen, das Kindergewimmel ſich um die Gruppe ſchaart, träumt man ſich mit Hülfe des ſcharfen, ſtechenden Aquavits auf Augenblicke mindeſtens in die Vorhalle des Paradieſes. Nicht immer freilich bleibt die Luſtbarkeit zahm und idylliſch. Wer ein Jahr lang gehungert hat, eingeſchnürt vom Frohndienſt und der Grauſamkeit der Pächter, greift wohl endlich einmal zu einer Rache, die

„fein“ angelegt, aber „mächtig“ ausgeführt wird. Man ladet ſich beim harten Pächter zu Gaſte, nicht einzeln, ſondern heerdenweis, ſo daß jeder Widerſtand durch die Gewalt der Maſſe unmöglich wird. Man ſchwelgt bei ihm, iſt luſtig und guter Dinge bei ihm, alles aus Rachegefühl, und läßt von einem ſolchen Pachthofe nicht los, bis Keller und Küche ihren Banquerott nachweiſen. So geht es nicht ſelten von Hof zu Hof, die Menge wächſt, die an ſolchem weltlichen Kreuzzug fröhlichen Antheil nimmt, und heuſchreckenartig ſitzt hier und da die irländiſche Luſtigkeit und zehrt und ſaugt an einem Landſitze, bis er ohnmächtig daliegt. Dies iſt, fein angelegt und mächtig ausgeführt, die Rache, die ſich das gute Herz und der gute Magen von Irland zu verſchaffen wiſſen.

Vornehmere Landedelhöfe wiſſen ein klügliches Abkommen zu finden, indem deren Pächter angehalten ſind, an Jahrmärkten freie Zeche zu geben. Der Herr von Bally-Caſtle hatte auf ſeinen Beſitzungen dieſe Sitte eingeführt. Gegen überläſtigen Andrang war der Edelhof durch die zahlreiche Dienerſchaft, die meiſt aus Engländern beſtand, hinlänglich geſchützt. Bei alle dem war man von Alters her gewohnt, im Schloſſe ſelbſt offene Tafel zu finden. Einige arme Landedelfamilien luden ſich regelmäßig zu Gaſte, baten ſich zu Tiſch oder nahmen auch Nachtquartier in Anſpruch. Auf jede Familie kam eine bedeutende Schaar von Kindern, auf jedes Kind ein bedeutender Magen mit der Anwartſchaft auf großartige Verköſtigung. Dieſe edlen Landedelleute hatten das ganze ausgehungerte Jahr hindurch eine wackre Sehnſucht nach den vollen Fleiſchtöpfen auf Bally-Caſtle redlich bekämpft, aber doch genährt. Dieſe Sehnſucht nun in den Tagen der Verheißung unerfüllt laſſen, hieße bei Sir Edmunds ſchwankender Stellung in der Volksgunſt mehr wagen als er durfte, und ſo war denn nach wie vor ein ganzer Flügel des Schloſſes für irländiſche Edle von der Partei des katholiſchen Hungers auch für diesmal in Bereitſchaft. Edmund Wardon aber war nach Uebertritt, Heirath und Güterbeſitz ein Anhänger der Regierung, und wo Robert Stewart, der Secretär des Vicekönigs, ſtets ſeine Zimmer zum Empfang bereit fand, mußte die Partei der Gleichgeſinnten auf dieſelbe Aufnahme zählen dürfen. Die Wettrennen zu Kildare waren vorzugsweiſe ein Intereſſe des Dubliner Adels, der zum Theil engliſch fühlte, und ſo war denn eine zweite Reihe von Zimmern für Perſonen eingeräumt, denen der Beſitzer von Bally-Caſtle ſich um ſeiner äußern Stellung und ſeiner Gattin willen verbunden glaubte. In gleichem Grade erwies ſich jedoch in Sir Edmund auch der betriebſame Oekonom, indem er für die Zeit der Jahrmärkte einen dritten Seitenflügel des Schloſſes auf Verlangen zur Miethe ſtellte. Dieſe Räume lagen noch innerhalb des Hofes, ſtießen aber an die Landſtraße und hatten ihre beſonderen Eingänge. Cavaliere der Reſidenz pflegten für ſich, für ihre Diener und Renner dieſe Räume um ziemlich hohen Preis zu erſtehen. Für diesmal waren ſie ſämmtlich von Lord Edward Fitzgerald in Beſchlag genommen.

Man begriff nicht, zu welchem Bedarf ein jüngerer Bruder des Herzogs von Leinſter einen ganzen Flügel zu verwenden gedachte. Leinſterhouſe, die Familienwohnung in Dublin, welche Lord Edward bewohnte, während der Erſtgeborene, der damalige Herzog von Leinſter ſelbſt, in London lebte, war ein langbewährter Sammelplatz der Patrioten von Irland; für ſeine Perſon lebte Edward Fitzgerald mit ſeiner Gattin ſo einfach und ſchlicht, wie es einem Cavalier, der ſich einigermaßen auf engliſchen Fuß geſtellt ſieht, nur möglich ſein konnte. Er lebte geſellig, angenehm, aber ſeine Einkünfte waren nichts weniger als glänzend, und nur nach Maßgabe deſſen, was er Hülfsbedürftigen zugehen ließ, hätte man auf bedeutende Summen ſchließen können, über die er verfügte. Das Gebäude auf Bally-Caſtle, das er durch ſeine Dienerſchaft in Anſpruch nehmen ließ, konnte mehrere dreißig Perſonen faſſen, und auf eine ſolche Anzahl von Gäſten ſchienen in der That die Vorkehrungen, die er im Innern treffen ließ, berechnet. Der große Saal wurde feſtlich geſchmückt, Arbeiter und Diener gingen ab und zu; endlich in einer ſpäten Abendſtunde erſchien zu Pferd und zu Wagen die Geſellſchaft des Lords, um von den Zimmern Beſitz zu nehmen.

Am andern Morgen fanden die erſten Rennen ſtatt. Lord Edward ließ jedoch weder laufen, noch nahm er Theil durch perſönliche Gegenwart. Es lag für ſtille Beobachter die Vermuthung nahe, die allgemeine Feſtlichkeit ſei nur ein

Vorwand, hinter deſſen Decke Lord Edward andere Zwecke an ſeinen Beſuch in der Gegend knüpfte.

Auch am zweiten Tage war er nicht beim Rennen erſchienen. Sein Name ſtand auf der Liſte der bei den Preiseinſätzen Betheiligten, aber während er ſonſt bei Veranlaſſungen dieſer Art nie zu fehlen pflegte, hatte man ſich diesmal ſogar nach einem Jockey in der Livree des Hauſes Fitzgerald vergebens umgeſehen. Von Vielen, die in Dublin gewohnt waren, die junge Heldengeſtalt mit dem heitern Glanz jovialer Laune überall an der Spitze der Cavaliere zu wiſſen, wurde der Unwille über ſeine Säumniß laut geäußert, da man ihn doch in Bally-Caſtle anweſend wußte; Andere, denen des Lords letzte Reiſe nach dem Feſtlande in politiſcher Hinſicht verdächtig erſchienen war, legten ſich auf geheime Beobachtung ſeiner Schritte.

Dieſe Reiſe, von der Fitzgerald kaum zurückgekehrt war, konnte allerdings für ihn ſelbſt von Wichtigkeit, für die Sache der Patrioten vielleicht von Entſcheidung geweſen ſein. Seine Gattin hatte ihn nach Hamburg begleitet; dort hatte er ſich mit einem Manne, deſſen geheime Verbindungen mit dem Directorium der Republik Frankreich außer allem Zweifel ſtanden, zur weitern Reiſe zuſammengefunden. Ihr Weg führte ſie allerdings nicht auf das Gebiet der mit England befeindeten Nation; ſie betraten den franzöſiſchen Boden nicht, waren aber längere Zeit auf der Grenze, und hatten in Baſel mit dem General Hoche, dem Beſieger der legitimen Vendée, Zuſammenkünfte gehabt. Aus ſeinem frühern Aufenthalte zu Paris in den erſten Jahren der Umwälzung machte Lord Edward kein Hehl; er hatte damals als Citoyen Fitzgerald die Klubs beſucht, Freibürgern offene Tafel gegeben, die Marſeillaiſe geſungen, bei der Carmagnole den Umſturz des alten Europa beſchworen. Die Folge ſeines Aufenthalts in Frankreich war, daß man ihn förmlich aus den Liſten der königlichen Officiere ſtrich. Sonſt aber hatte man die Schwärmerei des heitern Knaben von Irland, wie ihn ſeine Kameraden nannten, für den zeitgemäßen Tribut jugendlicher Ueberſpannung genommen, hatte lächelnd bedauert, daß die legitime Sache Altenglands um einen liebenswürdigen Cavalier ärmer, die Partei der Mißvergnügten jedoch nur um einen leichtſinnigen Kopf reicher wurde. Jetzt aber ſchien ſich die Sache für den Argwohn bedenklicher zu ſtellen. Edwards Gattin, die Tochter der Frau von Genlis und des Herzogs von Orleans, konnte nicht aufhören ſich als Franzöſin zu fühlen; Familienbezüge liehen den Vorwand zu Fitzgeralds Reiſen nach dem Continent, waren aber noch mehr im Intereſſe für Irland zu deuten. Seit ſeiner Rückkehr wollte man ſein Verhalten befremdlich finden. Er hatte ſonſt für den Mann gegolten, der mit aller Welt auf dem beſten Fuße zu leben wußte. Die joviale Laune, die ſeine Feinde für Leichtſinn, ſeine Freunde für Genialität hielten, wechſelte mit bittern Ausbrüchen des Unwillens; der lachende Ton ſeiner Rede ward nicht ſelten ſcharf und verletzend, und es war augenſcheinlich, daß mitunter ein drückender Ernſt die glatte Stirn ſeiner Heiterkeit furchte. Leinſterhouſe war mehr wie je der Sammelplatz ſeiner Freunde, Lady Pamela ein anziehender Mittelpunkt für den geiſtvollen Cirkel. Und man wollte wiſſen, daß das eigentliche Leben erſt ſpät Abends im Palais des Lords begann, mitunter verhüllte Geſtalten dort geſchäftig waren, viele Fremde ein- und ausgingen, deren Weſen nicht auf Vorbereitungen zu Bankett und Luſtbarkeit ſchließen ließ. Man war endlich überzeugt, daß Lord Edward der Geſellſchaft der Vereinigten Irländer beigetreten war; man wollte wiſſen, deren geheime Zuſammenkünfte, ſeitdem ſie nicht mehr offen ſtattfanden, geſchähen in ſeinem Hauſe.

Es war erklärlich, daß die Späher, die Leinſterhouſe beobachteten, auch in Kildare thätig waren, und daß Fitzgerald Unrecht hatte, ſich auf Bally-Caſtle weniger belauſcht zu glauben.

X.

Miſtreß Wardon ſaß unter der Marquiſe auf dem Altan ihres Salons und ſah dem Gewühl der Vorüberziehenden auf der Landſtraße zu. Einzelne Reiter, die vom Wettrennen zurückkehrten, ſprengten in den Hof; ſie gehörten zu den Gäſten, die Sir Edmund zur Tafel erwartete. Geladen oder ungeladen, Jeder galt hier willkommen, und da die Frau des Hauſes vom Diner ſich zurückzog, ſo pflegte ſie vor Tiſch den Beſuch der Fremden anzunehmen. Iſt es engliſche Sitte, daß ſich die Frauen gegen Ende der Tafel entfernen, ſo dehnte Eliſabeth dieſe Sitte noch weiter aus und hielt ſich von dem lärmenden Tumult des irländiſchen Banketts oft ganz und gar fern. Sie war mit ihrem Gatten auf der Rennbahn in ihrer Tribüne erſchienen, und wenn ſie außerdem für gute Bewirthung Sorge trug, ſo glaubte ſie ihre Pflichten als Edmund's Gattin und Frau des Hauſes hinlänglich zu erfüllen. Wer mehr in ihr als die glänzende Wirthin zu ſehen wünſchte, ſuchte den Zutritt zu ihrem Salon. — Sie ſaß hinter den Blumen ihres Altans und konnte in dem Verſteck jeden

Beſucher ſchon vorher an der Livree des Meldenden prüfen. Eben fuhr ein Wagen vorüber und ſie glaubte die Livree Caſtlereagh's zu erkennen. Sein Beſuch ſtand zu erwarten, ſein Ausbleiben ſchien auffällig.

Der Diener jedoch trat ein, überbrachte einen Brief und meldete gute Landedelleute, welche ſie abwies. Sie öffnete das Billet, das folgende Zeilen enthielt:

„Mylady,

Ein von den Geſetzen Englands Verfolgter, den Ihr einludet auf Bally-Caſtle Euer Gaſt zu ſein, wird durch ſein Erſcheinen Euer Haus nicht beläſtigen und in Unruhe ſetzen. Ich bin gerührt von ſoviel Großmuth, aber ich werde davon keinen Gebrauch machen, ſo ſehr ich auch wünſchte, Euch dafür mein dankbares Herz ausſprechen und meine Entſchuldigung auch an Sir Robert Stewart für die Störung wiederholen zu können, die meine ungezogene Dogge neulich im Walde verurſacht. Wollt Ihr aber, Mylady, vom ſchönen Becher Eurer Güte und Gnade einen Tropfen für mich überfließen laſſen, ſo bitte ich, gewährt ihn meinem Weibe, dem ſüßen Inbegriff meines beſſern Selbſt. Ich fand ſie nicht mehr im Hauſe ihres Oheims; mein eigner Landſitz, Rathcoffey, iſt abermals von bewaffneten Schergen der Gewalt durchſucht, als wär' ich ſchon ein Verbannter, über deſſen Hab und Gut man nach Belieben verfügt. Miſtreß Rowan hat mit den Kindern in Leinſterhouſe zu Dublin bei Lady Fitzgerald eine Zuflucht gefunden und meldet mir ein heimlich Stelldichein auf dem Jahrmarkt von Kildare. Mylady, ich bitte um Euren Schutz für meine Frau; ſie ſei, was ich zu ſein nicht würdig bin, Euer Gaſt.

Archibald Rowan.“

Als Eliſabeth ſich über den Rand des Balcons neigte, ſtand Lord Edward Fitzgerald's Mohr, der närriſche Tony in der grünen Jacke mit der eingeſtickten Harfe Irlands, vor dem Portal, nickte und grüßte lachend und rief zu ihr hinauf: „Darf lieber Herre mein Aufwartung machen und ſchön thun?“

Miſtreß Wardon ſah über dieſe, eines Cavaliers nicht ganz würdige Art, ſich anmelden zu laſſen, hinweg und ſandte den Diener hinunter mit ihrer Entgegnung. Lord Edward hatte ſich ihr, obſchon er den Schloßflügel ſchon ſeit einigen Tagen bewohnte, noch nicht als Hausgenoſſe vorgeſtellt.

Der eigenthümlich Angemeldete ſtand alsbald vor ihr, in ſeinem Erſcheinen vielleicht eben ſo eigenthümlich und ungewöhnlich. In ſeiner ſchallenden Stimme, die ſich ſchon vor ſeinem Eintritt durch die von den Dienern geöffneten Flügelthüren laut bekundete, klang das harmlos fröhliche Herz eines Kindes. Lord Edward Fitzgerald, nach Archibald jetzt der hervorſtechende Hort der grünen Inſel und die Blüthe ihrer Ritterſchaft, gehörte ſonſt nicht juſt zu den Geräuſchvollen, die jede Wendung ihres Verhaltens ſtark zu betonen lieben. Aber ſein ganzes Weſen hatte etwas Fliegendes. Er war nicht im Stande, einen Moment feſtzuhalten, wo ſich für Andere ſeine Bedeutſamkeit verrieth, der geflügelte Schwung ſeiner Schritte, die Geſchäftigkeit ſeiner Bewegungen, die lachende Grazie ſeiner Lippen, die langen dunklen Wimpern, hinter denen ſein raſcher Blick auf- und niedertauchte, die ganze elaſtiſche Schnellkraft ſeines Weſens ließ keine ſtetige Wirkung zu oder hob ſie eben ſo ſchnell wieder auf. Der fragende Blick ſeines träumeriſchen Auges ſchien ſich die Ruhe nicht zu gönnen, um auf Antwort zu warten. In dieſem runden blühenden Geſicht prangte eine Fülle von Glückſeligkeit, in dieſem Herzen lag ein Paradies voll Liebe verborgen, aber er war wie ein bewußtlos Reicher, der um ſeine Schätze nicht weiß. In ſeinem Glauben und Denken, in ſeiner ganzen Geſtalt war das Kind ſtehen geblieben. Nicht einmal der Cavalier ſeines Standes war fertig in ihm ausgeprägt, viel weniger wollte ſich der Hochgeſtellte irgendwie in ihm geltend machen. Eher glich er einem verſteckten Fürſten, der ſich im Incognito gefällt und in der Kleidung eines luſtigen Jagdgeſellen ſich für die aufgedrungene Qual ſeines hohen Standes ſchadlos hält. — Er war in Dublin mit der Erſte geweſen der die Gène der alten Tracht und Etiquette ſammt dem ganzen friſirten Plunder des alten Jahrhunderts von ſich warf; das kurz geſchnittene Haar und der leichte ſchwarze Sammtrock, der kaum das Knie berührte, noch viel mehr aber die grüne Halsbinde mit dem ſchweren Knoten, der nachläſſig und doch gordiſch feſt geknüpft war, alles das in dieſem Gemiſch von Neufranzöſiſchem und irländiſch Nationalem galt damals neben dem ſteifen Coſtüm des Herkommens für eben ſo leichtfertig als charakterlos. Für ein Merkmal des Jacobinismus konnte man das kurzgeſchnittene Haar nicht mehr halten, da die bequeme Sitte zu raſch um ſich griff und es nicht glaublich ſchien, daß all die Köpfe, die bereits à la Brutus gingen, mit den Tyrannenmördern gemeinſame Sache machten.

Lord Edward entſchuldigte die Ungeſchicktheit ſeines Mohren, der ihn ſo linkiſch angemeldet, daß Miſtreß nicht ohne Lachen ſich nach dem ſeltſamen Weſen erkundigte. Er erzählte deſſen Geſchichte. Tony hatte ſeinem Herrn in America das Leben gerettet. In einem Vorpoſtengefechte verſprengt, von Wunden ermattet, war Fitzgerald in einer Hohlſchlucht am Wege liegen geblieben. Die Haufen von Freund und Feind tobten an ihm vorbei, immer ferner verhallte der Lärm, die Sinne ſchwanden ihm. Als er aufwachte, lag er weich auf Moos gebettet, zwei Arme hielten ſeine wunde Stirn, ein mitleidig ſanftes dunkles Antlitz hing über ihm. Der Neger hatte ihn auf der Wahlſtatt gefunden, ſeine Schläfe mit Quellwaſſer genetzt, ſeine kalten Lippen mit der Wärme ſeines Athems belebt. Wo alle Freunde ihn verließen, hatte ein wildfremdes Weſen, das in jedem Weißen einen Tyrannen ſieht, ihn ins Leben zurückgerufen. Tony war einer Plantage entlaufen; Lord Edward hatte den Schwarzen ſeitdem nicht von ſeiner Seite gelaſſen. „Hab' ihm aber freilich", ſchloß er ſeine Erzählung, „wenig von der Etiquette unſerer feinen Bildung beibringen können. Im Grunde ſind ein Mohr und Padd auch ziemlich verwandte Weſen, nur in ihrer Hautfarbe verſchieden."

„Und dieſe Naturkinder", ſagte Eliſabeth, „ſollen plötzlich emancipirt werden, plötzlich theilhaben an der Freiheit des ſich ſelbſt regierenden Bürgers? Wozu England Jahrhunderte gebraucht hat in ſtrenger puritaniſcher Zucht und Arbeit, das ſoll für Irland das Ergebniß eines — vielleicht blutigen — Carnevalsfeſtes werden?“

Fitzgerald blickte argwöhniſch in ihr Auge.

„Mylord, ich bin nur ein Weib,“ fuhr Eliſabeth fort, „ich weiß, daß nicht Frauen, nur Männer den Gang der großen Dinge in der Welt beſtimmen; aber ich bin eben deshalb in Zweifel: ſoll ich die Fahrloſigkeit beklagen oder über die kecke Verwegenheit erſtaunen, womit hier ein weitverzweigter, tiefgreifender Plan ſich hinter die bunten Lappen eines Faſtnachtsſcherzes verkriechen will, eine große Sache wie eine harmloſe Spielerei betrieben werden ſoll.“

„Padd iſt ein Kind,“ entgegnete Fitzgerald, „und jedes Volk hat ſeine beſondere Art, für ſeine Wohlfahrt zu ſorgen. Manchem wird's im Traum beſchieden.“

Eliſabeth blickte ihn ernſt an. Auf ihrer Stirn ſtand der Gedanke: So ſeid Ihr Alle Nachtwandler, und wehe Euch, wenn England Euch anruft und Euer Thun mit einem Namen bezeichnet, vor dem Ihr zuſammenbrechet! — Sie ſprach es nicht aus, aber ſie fühlte es und es überſchlich ſie, die ſo kalt ſchien, ein unendlich Mitleid mit guten Herzen, die ſich in ihr eigen Netz verſtrickten.

Fitzgerald äußerte, einen Klub könne man verbieten, aber nicht ein Bacchanal, bei welchem auch das Wohl des Vaterlandes beſprochen werden könne. Eliſabeth ließ das Thema fallen, um nicht den Anſchein zu haben, als wolle ſie ſich in Geheimniſſe drängen und aushorchen. Fitzgerald ſprach ganz luſtig von der Maskerade am Abend und ſo ging auch ſie auf den leichten Ton der Geſellſchaftsſprache ein. Sie bedauerte, zu hören, daß Lady Pamela, wie Edward äußerte, nicht mit ihm gekommen, in Dublin geblieben; er gab einen Beſuch als Urſach an.

„Miſtreß Rowan!“ ſagte Eliſabeth.

Fitzgerald ſah argwöhniſch in ihr Auge. „Es ſollte Geheimniß ſein — und Mylady weiß darum!“ äußerte er ſeine Verwunderung.

Eliſabeth beruhigte ihn durch die Verſicherung, daß in ihrem Hauſe ſelbſt der flüchtige Archibald ein Aſyl finden würde, Sir Edmund ſei nicht in Dienſten der Regierung, im Gegentheil gut irländiſch im Grunde ſeines Herzens.

Edward küßte ihr dankbar die Hand und blickte ſie zutraulich an.

„Zu Eurem Maskenfeſt heut' Abend dürft Ihr jedenfalls auf Gäſte rechnen!“ ſagte Eliſabeth, „auch auf ungeladene, Mylord, auch auf Mitglieder von der Partei Englands!“

„Willkommen, wenn ſie Freunde Irlands ſind!“ ſagte Edward mit einer ſtaunenswerthen Vertraulichkeit. „Auch Sir Edmund Wardon iſt willkommen!“ ſetzte er hinzu.

Eliſabeth war von neuem ungewiß, ob ſie einen Mann vor ſich hatte, der mit Bewußtſein hinter der Maske einen ernſten Plan verfolgte, oder ein Kind, das dahintändelte, ſeinem guten Stern vertrauend.

„Ich habe nicht übel Luſt, an Euerm Feſt theilzunehmen mit meinen Gäſten," ſagte Eliſabeth, „Sir Edmund Wardon iſt ſchwerlich dabei."

„Ich werde nicht eigentlich auf Damen eingerichtet ſein," ſuchte Fitzgerald auszuweichen, „da mir die Frau des Hauſes fehlt —"

„Wenn Lady Pamela ausbleibt, erbiete ich mich die Honneurs zu machen," entgegnete ſie, ſo daß Fitzgerald ihr Anerbieten abzulehnen außer Stande war. Eine Wolke hatte ſich jetzt doch auf ſeine Stirn gelagert; er brach auf und empfahl ſich. Sir Edmund erwartete ihn bei Tafel; Eliſabeth hatte ihr Nichterſcheinen entſchuldigt. —

Wie er in den Gartenraum trat, ſcholl ihm das lärmende Getümmel der Tafelfreuden aus dem offenen Pavillon entgegen. Der Salon maß acht Fenſter Front, doch faßte er kaum das Gewühl der Fröhlichen. Dort war das Scharmützel der irländiſchen Luſtigkeit, ein Kampfplatz, auf dem zu bleiben und eine Niederlage zu erleben, keine Seele für Schmach erachtete. Dort becherten gute Herzen auf Sir Edmund's Wohl, tellerten gute Mägen auf ihr eigenes. Die Dienerſchaft flog ab und zu; vor den offenen Thüren ſtanden Spielleute und kratzten in den Lärm hinein, der freilich ihr heiſeres Saitenſpiel begrub.

Die lange Tafel war beſetzt, links und rechts waren noch kleine Tiſche mit Gedecken. Hier und da zwiſchendurch in den gedrängten Reihen ſaßen auch Uniformen des Königs von England, doch hatten ſie ſich mehr um den Wirth des

Hauſes geſchaart, wo ſich loyale Geſichter, ſteile blaſſe Beamtenmienen, zuſammenfanden.

Edward lehnte ſich hinter einem breitſchultrigen Horniſten an die Säule und war eine Zeitlang unbelauſchter Zeuge der Tafelſcenen.

Einige Stimmen hatten ſich aus dem ſchwirrenden Tumult erhoben; es galt, dem würdigſten Manne des Jahrhunderts ein Hoch zu bringen. Bei der vielſeitigen Miſchung der Geſellſchaft war es nicht leicht, eine Fahne aufzupflanzen, unter deren Panier ſich Alle ſchaarten. Major Sirr, Stadtcommandant von Dublin, erhob ſich, indem er die weitläufigen Spalten eines Zeitungsblatts entfaltete. Er brachte die Rede auf Edmund Burke, den Patrioten von Irland, der ſeit Jahrzehen in England lebte, deſſen Herz aber nie aufgehört, irländiſch zu ſchlagen. Er habe ſein Vaterland nicht verlaſſen, ſagte er, um ihm fern zu ſein, er lebe in England, um für Irland zu ſorgen. Er habe die Freiheit verfochten, ohne der Raſerei der Willkür das Wort zu reden, den Geiſt unſerer Zeit verſtanden, ohne mit ihm Abgötterei zu treiben. „England und Irland, die ganze Welt iſt ihm Dank ſchuldig," fuhr er fort, „denn er hat ſie vor den Wuthausbrüchen des franzöſiſchen Umſturzes beſchirmen helfen. Männer von Irland, die hier verſammelt ſind, welchem Würdigern könnte unſer Lebehoch gelten, als ihm, dem Mann der grünen Inſel, dem Mann der Ordnung ohne Knechtſchaft, dem Mann der Freiheit ohne jacobiniſche Willkür?"

Major Sirr trug die Farben des Königs; es war erklärlich, daß er England in Irland vertreten half. Aber es war dieſer Widerſtreit in ihm, ſich auch als gebornen Irländer zu fühlen, und ſeinen Eifer für Pitt's Regiment den Landsleuten erklärlich, ja annehmlich zu machen. Bei allen Gelagen und Feſtlichkeiten war er zugleich der Unvermeidliche und ſein derbes Naturell, ſeine handfeſte Geſinnung wußte ſich Spielraum zu verſchaffen, ſelbſt wo man ihm ſcharf entgegentrat. Seine Ausdauer in Auffindung neuer Mittel und Wege, um mit Glück den Engländer in Irland zu ſpielen, war unverwüſtlich, und heute gedachte er in Burke die Fahne ſeines Glaubens mit entſchiedenem Gelingen aufgepflanzt zu haben; Burke hatte ſich durch ſeine Schrift gegen den franzöſiſchen Umſturz von der Oppoſition getrennt und dem Miniſterium Pitt genähert. Er lag krank darnieder; das Zeitungsblatt ſprach die lebhafte Beſorgniß aus, die dem Tafelredner zum dringenden Beweggrund diente. Wie der Redner jedoch das Glas erhob, blieb die Mehrzahl der Verſammelten regungslos, ja hinten im Salon, wo die Landedelleute in gedrängten Schaaren ſaßen, ward ein vernehmliches Murren laut, und der edle Stadtmajor blickte mit dem dunkelrothen Antlitz der Beſchämung wie ein betroffener Feldherr um ſich, der eine flammende Rede an ſein Regiment hält, im blühenden Eifer blind vordringt, die Schanze erklimmt, aber oben mit einem Blick des Erſtaunens ſich allein ſieht. Der Major ſetzte ſich kleinmüthig nieder; nur die Nächſten um ihn waren auf den Toaſt eingegangen.

Man war unſicher, wem die Mißſtimmung mehr galt. Alsbald erhob ſich jedoch eine Stimme, welche dieſe Spannung der Gemüther zu erklären und lediglich auf den Mißcredit, in welchem Edmund Burke ſtand, zurückzuführen ſuchte. Burke war als Redner im Parlament und als Schriftſteller einem Widerſpruch verfallen, den ihm die Welt nie verzieh. Als America aufſtand, eine Colonie gegen ihr Mutterland, da hatte er das Recht der Selbſtbeſteuerung vertreten, hatte die heilige Pflicht der Selbſtbefreiung als unveräußerliches Naturrecht verkündet. Als aber Frankreich einen Despotismus abſchüttelte, der die geſammte Menſchheit in ihrer Würde verletzte, der den ganzen Zweck der bürgerlichen Geſellſchaft durch die ſelbſtiſche Willkür der einzelnen geſalbten Creatur vereitelte, da war Burke in Feuer und Flammen ausgebrochen und hatte eine Nation auf ewige Zeiten verdammt, die den ungeheuren Schritt gethan, ſich ſelbſt als Zweck, die Regierenden als Mittel zu dieſem Zweck hinzuſtellen.

Der Redner gab dies mit einer entſchiednen Ruhe als Erklärung der Mißſtimmung gegen den berühmten Mann, den Irland zu ſeinen Söhnen zählte. Seine Worte verletzten nicht, verdammten nicht, ſie erklärten nur, ſo tief auch der verhaltne Zorn aus ſeinen dunklen Augen ſprühte. Der Redner glich einem Reiter, der das empörte Roß unter ſich zuſammendrückt und durch eine inwendig genährte Kraft, die äußerlich wie Ruhe erſcheint, die entfeſſelten Lebensgeiſter des Thieres bändigt. In den feſten Augen des Mannes, in den ſichern Zügen ſeines Antlitzes, im geregelten Spiel dieſer ſcharfen Muskeln lag die ganze Gewalt einer verhaltenen Leidenſchaft, die gebundene Kraft des entſchiedenen Charakters, der die Furien des Zornes ruhig zügelt. Der Name des Mannes war Arthur O'Connor.

In dieſem Augenblicke hatte der aufmerkſame Wirth des Hauſes den verſpäteten Gaſt wahrgenommen, der noch immer auf der Schwelle den bloßen Zuſchauer abgab. Sir Edmund Wardon ging ihm entgegen und Fitzgerald ließ es geſchehen, als man ihm an dem obern Ende der Tafel einen freigebliebenen Ehrenplatz einräumte. Hier ſaß er mit jener lächelnden Anmuth, die für jeden Tribut der Anerkennung die Miene der Verwunderung bereit hat. Mancher war aufgeſtanden, um den Sohn des Hauſes Fitzgerald in ihm zu begrüßen. Andere hießen den neuen Gaſt willkommen, indem ſie mit dem Glaſe ſalutirten. Ihm gegenüber ſaß der Stadtmajor von Dublin mit dem dunkelrothen Geſicht, deſſen ſtrahlende Flammen er mit Sherry nicht zu löſchen, vielmehr anzufachen ſchien.

Man wußte jetzt, wem die Gunſt des Tages nicht zu Theil wurde; es kam darauf an, den Namen zu finden, deſſen Klang wie ein Blitz die allgemeine Sympathie entzünden mußte. „Ich mache den Vorſchlag," ſagte ein hagerer Profeſſor der Alterthumskunde, der ſich pedantiſch von ſeinem Sitz erhob, „dem großen Fox, dem britiſchen Demoſthenes, unſer Lebehoch zu bringen."

„Mit Verlaub," unterbrach ihn ein eben ſo gelehrter Doctor, der einem Lehrſtuhl der Dialektik Ehre gemacht hätte,

„man hat Fox den britiſchen Demoſthenes genannt, und der Parteigeiſt fand ſogar in Pitt den Philipp, welchen jener gleichermaßen fruchtlos bekämpfe, wie der Redner von Athen den Macedonier. Allein ſchärfer die Contraſte gefaßt, ſo iſt die Lage Beider ſo verſchieden als ihr Schickſal. Pitt iſt inſofern mehr dem Demoſthenes ähnlich, Fox mehr dem Phocion.“

Der Alterthumskundige wollte den Dialektiker nicht aufkommen laſſen, er räusperte ſich und ſchickte ſich zu einer ſchneidenden Entgegnung an; aus ſeinem Athemholen durfte man auf weit hergeholte Gelehrſamkeit ſchließen. Allein die Landedelleute unten an der Tafel erhoben ſich mit der Gewalt des Naturgefühls gegen die ſpinnenfeine Kunſt der Wortklauberei. „Solche Klugheit macht uns dumm!“ ſchrie endlich ein rothbäckiger Sohn Irlands, und dreißig Kehlen ſchmetterten drein mit dem unverwüſtlichen Triumph eines ſchallenden Gelächters.

Aber der Name Fox war von majeſtätiſchem Klang; einmal aufgerufen, ließ ſich dieſer Geiſt nicht ſo leicht wieder bannen, ohne ſeinen Tribut zu fordern; für ihn ſchlugen zu viele Herzen, zu viele gebundene Zungen fühlten ſich mit dieſem Zauberwort gelöſt. Viele mochten ihn gar in Perſon geſehen, im Parlament von England gehört haben, und wer ihn nie von Angeſicht zu Angeſicht erblickt, den hatte doch ſelbſt in der Ferne die Magie ſeiner Beredſamkeit erfaßt, der wußte doch, daß Fox für die Sache Irlands, für freien Handel, für die Menſchenrechte der unterdrückten Katholiken, Zeit ſeines Lebens gefochten. „Wer hält ihm die Standrede?“ hieß es, „Fox ſoll leben, der Freund des Volks!“

In dieſem Augenblick erhob ſich abermals Major Sirr mit ſeiner breiten Stimme, die den Unwillen, der ſich ſtürmiſch gegen ihn erheben wollte, kräftig durchbrach. „Ich bin Irländer!“ rief er, „ich will reden. Und als Sohn Erins muß ich meine Brüder vermahnen, daß, wenn wir ein Lebehoch für Jemand bringen, der nicht unſeres Landes Kind iſt, dies Niemand anders ſein könne und dürfe als Pitt, der große Steuermann des geſammten dreieinigen Königreichs. Mit der Ehrlichkeit des Biedermanns, mit der Ruhe des Weltweiſen ſteht er da am Ruder und beſchwört durch ſein beſonnenes Walten den Sturm der Elemente. Und ihm gegenüber der trotzig polternde Widerbeller, Fox mit der knirſchenden Heftigkeit, mit der choleriſchen Leidenſchaft, die nur verwirrt, nur Aufruhr bringt, kein organiſches Leben entwickelt? Dem großen Pitt ſei ein Lebehoch gebracht!“

Die einzelnen beifälligen Stimmen, die ſich jetzt erhoben, wurden faſt erſtickt von dem Gewirr eines unklaren Durcheinander, das jetzt von allen Seiten ſich Raum brach. Der Redner ſchien Muth genug zu haben, ſeinen Toaſt zu wiederholen, wofern er keine entſchiedene Entgegnung fand.

Lord Fitzgerald erhob ſich. Schon der luſtig freie Blick ſeines Auges flößte die Zuverſicht ein, hier werde Irland neben England zu ſeinem Rechte kommen. Alles war lautlos erwartungsvoll. „Meine Herren,“ ſagte Fitzgerald feſt und ruhig, „die Handelspolitik des Cabinets von St. James lebt und blüht, man braucht ihr kaum mit Wünſchen beizuſpringen. Die Staatsweisheit Pitt's lebt zu hoch, um ihr noch ein Vivat zu bringen, ja ſie herrſcht und waltet ſo hoch, daß ſie leicht über alle unſere Köpfe einherfahren kann. Pitt hat Alles in Händen, die Gewalt und die Mittel, durchzudringen. Er lebt, wahrhaftig: was braucht man ihn erſt leben zu laſſen? Fox aber hat nichts als ſein Talent, hat nichts als ſeine Geſinnung, er hat nichts für ſich als Millionen gedrückte Herzen von Irland, die ihm ein Lebehoch rufen.“

„Fox iſt kein Irländer!“ unterbrach ihn Sirr, der jetzt für den Nothfall wieder Burke zu bedenken Miene machte.

„So will ich beweiſen,“ fuhr Edward ruhig fort, „daß Fox werth wäre, Irländer zu ſein. Er ſtritt für die Rechte des gewaltſam unterdrückten, im offenen Kampfe blutenden America's, er ſtritt für das geheim unterdrückte, geheim blutende Irland, er ſtritt für Glaubens- und bürgerliche Freiheit, für die Rettung der gefeſſelten und verzweifelten Neger, er hat für die Ehre der britiſchen Nation am Ganges geſprochen, für die allgemeine Sache der Menſchheit geeifert, er bekämpft die Tyrannei der geſetzgeberiſchen Willkür, den im Geheimen ſchleichenden Einfluß der offenbaren rohen Gewalt. Das Alles, Freunde, Brüder, das Alles, ſo wahr mir Gott helfe, iſt eines Irländers würdig.“

„Pitt wird ſiegen,“ unterbrach ihn abermals Major Sirr mit ſchreiender Wuth; „er wird durch den unerſchütterlichen Gleichmuth ſeines großen Geiſtes ſiegen, nur muß es ihm gelingen, die revolutionären Klubs zu zerſtören, die ſich überall in London, in Dublin, in allen Städten der drei Königreiche, auf dem Lande, ja, hier vor unſern Augen bilden und hinter unſerm Rücken lauern."

Eine athemloſe Stille lag auf der Verſammlung; dieſer Angriff deutete auf Fitzgerald, auf die Geſellſchaft der Vereinigten Irländer und deren geheime Zuſammenkünfte.

Lord Edward ſammelte ſich ohne Verzug. „Hört," ſprach er mit beſonnener Enthaltſamkeit, „hört, was man uns ankündigt! Wo ſich Volksfreunde zuſammenfinden, um das Heil des Landes zu berathen, da will man ſtörend einſchreiten, das Recht der Nation, Verſammlungen zu halten, mit gewaffneter Hand antaſten! Der Mann aber, dem wir ein Lebehoch bringen, hat ſich ſtets gegen alle Gewaltſamkeit aufgelehnt, er iſt ein Freund des Volkes, und deshalb ein Freund des Friedens! Pitt hat die franzöſiſchen Ausgewanderten bewaffnet. Fox hat dieſen heimlichen unehrlichen Krieg beſtritten, er hat das ganze Subſidienſyſtem, womit der allmächtige Miniſter von England die Flamme des Kampfes auf dem Feſtlande nährt, ſtrafbar genannt. Wie er die politiſchen Rechte der Katholiken vertrat, die heimtückiſche Bill gegen angeblich verrätheriſchen Briefwechſel beſtritt, ſo hat er auch alle Zeit die Geſellſchaften der Volksfreunde und das Recht der Nation, freie Verſammlungen zu halten, geſchirmt. Pitt wird ſiegen! hör' ich ſchreien: nun dann, Herzen von Irland, hört um ſo eifriger auf den Pulsſchlag Eures Innern! Wir werden ſehen, wie weit die Allmacht des Miniſters führt! Iſt es verſagt, frei und offen zuſammenzutreten nach eignem Geluſt und wie die innere Stimme uns ruft, ſo wird uns auch bald die Ehre und Freiheit unſrer Perſon entriſſen werden. Dann werden wir es auch erleben, daß man in England nach der Habeas-Corpus-Acte, nach der Schutzmauer des freien Daſeins die Hand ausſtreckt mit frevelhafter Willkür. Auf welcher Seite dann die Revolution, bei welcher Partei die verbrecheriſche Luſt zum Umſturz der alten Ordnung dann zu finden, das entſcheide der dreieinige Gott, in deſſen Schirm ich freudig mein Haupt darbiete, wenn ich ſicher bin, daß es frei iſt vor Menſchenhänden und vor der Willkür der Despotie von Altengland!“

Er warf ſich in den Seſſel zurück; vor der düſtern Wolke des Unmuths, die plötzlich auf ſeiner Stirn laſtete, war ihm die Luſt entfallen, dem Manne, dem doch ſeine Worte gegolten, das Lebehoch zu bringen. Seine Hand zitterte, wie er das Glas zum Munde führte; im Unwillen darüber ſtieß er es ſo heftig auf den Tiſch, daß es klirrend in Scherben brach. Ein dumpfes Gemurmel ging wie ein Pereat durch die Verſammlung.

„Wir wiſſen nun woran wir ſind!“ flüſterte Major Sirr dem neben ihm ſitzenden Sir Edmund zu. „Es war nur ein Fühler, den wir ausſtrecken mußten; heut' Abend beim Maskenfeſt werden wir wohl das Vollblut der Vereinigten unvermiſcht beiſammen haben!“

Er erhob ſich und verließ geräuſchvoll den Saal, in welchem jedoch die Menge alsbald wieder unbeſorgt mit immer friſchem Gelüſt becherte und tellerte.

Draußen am Portal ſtieß der Major auf den Staatsſecretär von Irland, der, ohne diesmal im Hauſe Sir Edmunds Wohnung genommen zu haben, der Einladung des Wirthes zur Tafel doch nachkommen wollte.

„Iſt die Tafel ſchon aufgehoben?“ fragte Caſtlereagh.

„Nicht das,“ war die Antwort, „man geht und kommt nach Belieben. Ich für meinen Theil, in der Uniform des Königs, konnte nicht länger bleiben, die Geſinnung der Klubiſten ſpricht ſich kecker aus als je.“

„Iriſche Geſelligkeit, lieber Major, nichts weiter,“ ſagte Caſtlereagh, „nehmen wir das nicht zu ſtreng.“

Caſtlereagh winkte, und Beide traten bei Seite, um ſich ohne Zeugen verſtändigen zu können.

„Heut' Nacht kommen wir eher ans Ziel,“ flüſterte der Major, „das Maskenfeſt beim Lord —“

„Iſt nur ein Vorwand, um Männer des Nordens und des Südens mit einander vertraut zu machen,“ unterbrach ihn der Staatsſecretär; „die eigentlichen Verhandlungen finden nicht im Saal, ſondern in den Wohnzimmern Lord Edwards ſtatt. Man geht damit um, den Bund neu zu organiſiren, fünf Directoren mit unbeſchränkter Vollmacht zu ernennen. Theobald Wolfe Tone wird erwartet —“

„Der Stifter des Bundes!“ ſagte Major Sirr.

„Der Agent der Republik,“ ergänzte Caſtlereagh; „er iſt in franzöſiſche Dienſte getreten. Könnt Ihr Euch ſeiner Perſon und ſeiner Papiere bemächtigen, dann kommen wir ans Ziel. Doch muß ich Schonung empfehlen. Lord Camden will entſchiedenes militäriſches Auftreten; aber noch iſt das Kriegsgeſetz nicht über Irland ausgeſprochen, und das Haus des Bürgers, liegt keine Anklage wider ihn vor, iſt frei und unantaſtbar. Es iſt Sir Edmund Wardon's Haus, in welchem der Klub ſich verſammelt, Sir Edmund iſt ein Freund der Regierung, iſt mein perſönlicher Freund.“

„Der Verhaftsbefehl lautet auf den Exprieſter —“

„Thut, was Eures Amtes iſt, Herr Major!“

„Auf Sir Archibald Rowan und Ihr empfahlt mir Schonung für ihn?“

„Thut, was Ihr vor Eurem Gewiſſen und vor den Geſetzen verantworten könnt!“

Caſtlereagh grüßte und entfernte ſich. Der Diplomat überließ den Soldaten ſich ſelbſt und ſeinen Scrupeln.

XI.

Mit der Dämmerung des Abends ſchlüpften zwei Geſtalten, in leichte Mäntel gehüllt, in Eliſabeths Vorzimmer und ließen ſich als Bekannte aus Dublin melden. Lady Fitzgerald trat mit ihrer Begleiterin ein. Miſtreß Wardon ging etwas ungewiß dem vermummten Beſuch entgegen. Erſt als der Diener die Kerzen angezündet und den Saal verlaſſen hatte, warf Pamela ihre Hülle von den Schultern und ſtand in der Tracht eines irländiſchen Bauerknaben da. „Mir däucht, ich handle gut irländiſch, wenn ich den Jahrmarkt als Maskerade nehme und luſtige Mummerei treibe!“ ſagte ſie lachend und übte ſich mit aller Zierlichkeit eines Balletttänzers in der Pantomime, die ihr Anzug erforderte.

Eliſabeth hatte augenblicklich das Ceremoniell der Begrüßung fallen laſſen, ging aber nicht ohne Zwang auf die Scherze Pamela's ein, die hinter dieſer luſtigen Verkappung einen Anſchlag verbarg, der ernſt genug war. Auch die Begleiterin mußte den Mantel mit der Kapuze abwerfen und zeigte ſich in ähnlicher Tracht. Die beiden rothen Achſelbänder über der Bruſt, das kurze ſchwarzſammtne Beinkleid, die blauen wollenen Strümpfe und die Schnallenſchuhe gaben der Franzöſin überreichen Stoff, ihre Laune zu entfeſſeln. „Wir armen Weiber“, ſagte ſie, „die wir das Unglück haben, den Strom der Langenweile dann und wann mit einem Buch zu ſtopfen, wir werden in England Blauſtrümpfe geſcholten. Lectüre iſt meiſtens nur ein armer Nothbehelf, eine Entſchädigung für die oft leeren Herzblätter der Männer, und gleich giebt man uns ein Schimpfwort! Heute wollen wir Geheimniſſe entziffern, heute bin ich ein Blauſtrumpf comme il faut.“ Dabei wirbelte ſie ihre blauen Füße um einander, ſtämmte die Hände in die Seiten und drehte ſich lachend im Kreiſe um.

„Bei Gott, ganz Irländerin, jeder Zoll national!“ applaudirte Eliſabeth, um für ſo viel Aufwand von Heiterkeit nur einigermaßen Entſprechendes zu äußern.

Pamela war wirklich liebenswürdig. Aus ihren braunen Augen lachten die Genien einer üppigen Luſtbarkeit, die unerſättlich ſchienen, immer neuer Nahrung bedürftig, und es vielleicht nicht ſcheuten, die Welt zu verwirren, um auch auf Trümmern ein Bacchanal der Heiterkeit zu feiern. Bei weniger Leidenſchaft hätte ihre ſprudelnde Laune vielleicht als Kerze hingereicht, um ſelbſt ein düſteres Leben auf ſeine ganze Dauer hin wohlthuend zu erleuchten. Aber ſie war ein Kind Frankreichs, hatte aus Umſturz und Verwüſtung ihr Daſein gerettet. Den Schrecken der Verwüſtung entzogen, bedurfte ſie immer neuer Reizmittel, um den Schatten der Erinnerung zu entfliehen, die mit blutigen Häuptern vor ihr aufſtiegen. Vor Schmerzen der Erinnerung ſcheint oft nur ein fortgeſetzter Taumel zu ſichern, und ſo war denn auch in ihrem Naturell der ſcheinbar unverwüſtliche Strom der üppigen Laune nicht ohne künſtliche Schleuſen, welche die nervöſe Spannung feſthielten und ſteigerten. Vielleicht fand die weibliche Coquetterie auch ihren Triumph darin, unerſchöpflich zu ſcheinen. Obwohl Lord Edward's volles warmes Herz ſie kaum zu dem wirklichen Gefühl eines nicht ausſchließlichen Beſitzes aller ſeiner Neigungen kommen ließ, ſo wußte ſie doch, daß ſie nicht ſeine erſte Liebe war. Man wußte, daß er früher, als er nach America ging, ein ſchmerzliches Andenken floh. Und ſeltſam genug gewann er Pamelens Hand in Umgebungen, in Zeitläuften und Stimmungen, die ſonſt nicht eben geeignet waren, an die Dauer eines perſönlichen Glückes zu glauben. In Paris, dicht am Krater des Vulcans, im erſten Jahre der Republik, als die Schöpfung der Menſchenwelt neu begann, als ſich der Geiſt einer allgemeinen Verbrüderung der Gemüther bemächtigte, als Lord Edward ſich darin gefiel, Bürger Fitzgerald zu heißen, als er Jacobinern Bankette gab, als die Marſeillaiſe und die Carmagnole ſelbſt in den fernſten Winkeln Europa's ihr Echo ſuchten, da war es, in dieſem aufgeregten Zuſtand aller ſeiner Lebensgeiſter, als er Pamela im Theater, in der kleinen Gitterloge des Bürgers Louis Philipp Egalité, zum erſten Male ſah. Mademoiſelle d'Orleans, wie ſie allgemein genannt wurde, war von Frau von Genlis adoptirt; ſie lebte ohne Geräuſch, unter bürgerlichem Namen, und was man von ihrer Schönheit ſagte, konnte damals wenig Geltung finden. Lord Edward's Neigung aber war eben ſo raſch als feurig; nach monatlanger Bekanntſchaft war Pamela Lady Fitzgerald, und bei der Feier der Vermählung in Tournay erſchien auch unter den Zeugen jener Prinz von Orleans, der bald darauf ſein gefährliches Bürgerſpielen büßte.

Seitdem hatte Fitzgerald mit ſeiner Frau in Dublin oder in ſtiller ſommerlicher Zurückgezogenheit auf dem Lande gelebt. Eine Zeit lang hatte es den Anſchein gehabt, als ſei Pamela der ausſchließliche Inbegriff ſeiner Wünſche und ſeines Strebens. Ihr eheliches Leben war geſegnet, mit allen Banden ſchien Herz an Herz gefugt. Da begannen ſeine heimlichen Ausflüge, nach London, nach dem Süden von Irland; auf dem größeren, nach der Schweiz, durfte ſie ihn bis Hamburg begleiten. Edward gehörte ihr nicht mehr an, nicht ſo unbedingt, als ein Frauenherz es verlangt. Er glaubte ſie ſchonen zu müſſen, es ſollte ihr das Andenken an ihre Vergangenheit erſpart werden, das mit allen Schmerzen erwachen mußte, wenn er ihr die nächſte Zukunft Irlands als eine Möglichkeit zu blutigen Wirren deutete. Auch ſie lebte in dem Wahn, ihm Heiterkeit ſchuldig zu ſein, da ſie nicht anders die Funken ſeines Geiſtes zu erwiedern wußte; und ſo täuſchten und entfernten ſich durch Schonung zwei Herzen, deren Pulſe ſo einträchtig ſchienen. Edward war für ſie nach wie vor der harmloſe Mann, für jeden Einfall der Laune empfänglich, und ſo glaubte ſie nur auf neue Mittel und

Wege ſinnen zu müſſen, ſein Herz durch die Keckheit ihres Humors zu reizen, in Spannung zu halten. Bei alle dem war zugleich der weibliche Hang zur Intrigue geſchäftig, um für das verſagte Vertrauen eine liſtige Entſchädigung und Rache zu ſuchen. Es konnte ihr kein Geheimniß geblieben ſein, daß Lord Edward im Mittelpunkt einer patriotiſchen Verbindung ſtand, die eine andere Stellung Irlands zu England bezweckte. Ohne Verbrüderung und Männerklub ſolcher Art lebte freilich Niemand, der einen Wunſch für Gegenwart und Zukunft hegte, und aus Fitzgerald's launigen Scherzen, wenn ſie um Mitwiſſenſchaft ſeiner Geheimniſſe bat, ließ ſich niemals auf den dunklen Ernſt einer blutigen Unternehmung ſchließen. Arthur O'Connor, der Freund des Gatten, war noch weit mehr ein verſchloſſenes Grab, und ſo fühlte ſich Pamela von dem beſten Lebensinhalt ihres Mannes ausgeſchieden. Statt durch ruhiges Harren ſich eines Vertrauens werth zu zeigen, glaubte ſie durch einen entſchiedenen Streich ſich in den Mittelpunkt ſeiner Geheimniſſe verſetzen zu müſſen; ſie hatte ohne des Gatten Wiſſen Dublin verlaſſen, ſie wollte ihn auf dem Maskenfeſt überraſchen.

„Miſtreß Rowan!“ ſagte Pamela, ihre Begleiterin vorſtellend.

„Sir Archibald's Frau!“ rief Eliſabeth erſtaunt und bewegt.

„Wir kennen uns ſchon von Frankreich her, wo Archibald ſie fand und heirathete,“ erzählte Pamela.

Eliſabeth wollte Beide umarmen, vor Erſtaunen kam ſie nicht dazu. Die blonde Frau, die vor ihr ſtand, ſchien ihr auch nicht im Traume zu dem braunen Athleten Archibald zu paſſen. Sie war zart, eine jener nervenleiſen Geſtalten, die nur mit zaghaftem Fuß, nur auf den Zehen und Spitzen gleichſam, ins Leben treten und immer ungewiß ſind, wie lange ihres Bleibens ſei. Die alabaſterne Haut mit den rothen Wangen, die nur wie ein heimliches Feuer brannten, das blaue Aetherlicht des verſteckten Augenpaares und das wirklich wie in hellen goldnen Flammen aufflackernde Haar, das hinter dem braunen Netz und unter dem kirſchrothen Stirnband herausquoll, das alles war ſchon von Natur Maskerade genug, und es bedurfte kaum der Verkleidung, um die fabelhafte, feenartige Erſcheinung zu vollenden.

„Ihr habt mich verrathen, Lady Fitzgerald!“ ſagte Miſtreß Rowan unwillig und betrübt.

Pamela umarmte ſie und wollte mit lachenden Küſſen die Runzeln auf der weißen Stirn der Freundin glätten. Miſtreß Rowan aber machte eine abwehrende Bewegung. „Ihr entweihtet mein Geheimniß, Mylady,“ ſagte ſie mit ſtrafendem Ernſt, „ich hätte mich Euch nicht anvertrauen ſollen, Ihr ſeid keine Irländerin, und mein Archibald iſt das getreueſte Herz auf der ganzen grünen Inſel!“ Thränen ſtürzten aus ihren Augen.

„Ums Himmels willen,“ rief Pamela, „nehmt die Sache nicht tragiſch!“

„Erlaubt, daß ich ſie nehme, wie ſie vorliegt,“ ſagte Miſtreß Rowan ernſt und beſonnen. „Archibald iſt flüchtig auf Leben und Tod. Der Stern des Glücks, der über ſeinem Haupte ſteht, iſt doch eben nur jenes trügliche Ungefähr, das ihn von Jugend auf in tauſend planloſe Seltſamkeiten verwickelte. Seine Feinde nennen ſein Heldenthum kindiſch, das ſahrloſe Gottvertrauen ſeines großen Herzens eine lächerliche Unklugheit. Wohin wird ſein glühender Haß gegen Knechtſchaft und Unrecht, wohin wird ſein brennender Eifer, der leidenden Unſchuld zu Hülfe zu eilen, ihn noch verführen! Mir bangt um ſein Leben, denn er tanzt lachend und ſpielend zwiſchen blanken Schwertern. Ach, ein ehrlich gutes Herz kann nicht auf lange den Schlingen entgehen, welche die treuloſe Klugheit der Welt ihm legt, denn baarhaupt und baarfuß wandelt auf Erden der Gerechte, und wenn ihn die Hütte der Armuth aufnimmt, er findet zwiſchen zwei Brettern kein ſchirmend Obdach, es müßten denn die Paar Bretter ſein, die ſeinen Leib zur Erde ſcharren!"

Sie war in ihr Knie geſunken und drückte ihr Antlitz in den Seſſel. Pamela bückte ſich und hob ſie liebreich an ihren Buſen. „Sei muthig, Kleine!" tröſtete ſie, „Dein Held wird Dir erhalten werden, denn für ein unbewachtes, ehrlich offenes Herz ſorgt und wacht das Auge Gottes. Sei getroſt, Archibald entgeht den Fallſtricken ſeiner Feinde, an ſo viel harmloſen Heroismus wagt ſich nicht der Arm der Gerechtigkeit in Irland."

„Arm der Gerechtigkeit?" ſagte Miſtreß Rowan und erhob ihr Auge. „Es wundert mich, daß Ihr, eine Franzöſin, die Ihr dem Scheiterhaufen des Todes entronnen ſeid, vom

Arm der Gerechtigkeit in der Welt redet. Und Gerechtigkeit in Irland? Seid Ihr an Lord Fitzgerald's Seite ſo ſehr Neuling auf dieſem Boden geblieben, nicht zu wiſſen, daß es in Irland nur engliſche Gerechtigkeit giebt, d. h. ein kaltes Schwert der Rache für ein warmblütiges Herz!"

„Nenne mich Schweſter," ſagte Lady Fitzgerald, „und denke, daß die Franzöſin mit Dir empfindet, die ganze Ehre und den Stolz Deines Schmerzes achtet!"

Miſtreß Rowan ſprang auf und ſtürzte in Pamela's Arme. „Ja, ich weiß wohl," rief ſie, „daß Frankreich für Irland mitfühlt, aber England ſteht neben uns und giebt den hart verdammenden Richterſpruch."

Eliſabeth ſtand wirklich wie das inſelhafte England da, und ſah vom feſten Ufer dem Strom des Unglücks zu, der zwei ſtürmiſch bewegte Herzen im Strudel fortriß. Auf der ſchönen blaſſen Stirn war der verletzte Stolz zu leſen, aber dieſer Stolz konnte ſich auch bezwingen, er konnte Großmuth ſein, und ſeine Wärme und ſein Edelmuth waren dann dauerhafter als die vorüberziehenden Streiflichter augenblicklicher Aufwallungen. Miſtreß Wardon legte auf die beiden Freundinnen ihre Hand und küßte Archibald's Frau auf die Stirn. „Ich gelobe Euch Schutz und Schirm in meinem Hauſe," ſagte ſie feierlich, „Ihr ſollt den Gatten noch dieſe Nacht ſehen und ſprechen!"

Sie trat ans Fenſter, um die bewegten Gemüther ſich ſelbſt zu überlaſſen. Eine Equipage war vorgefahren und hielt vor dem Portal des Hauſes; in der Dunkelheit ließ ſich jedoch nichts weiter erkennen. Auch drüben im rechten Seitenflügel des Schloſſes, in Lord Fitzgerald's Wohnung, regte ſich geſchäftige Eile, einzelne Geſtalten gingen ab und zu und vermehrten oder verminderten den Haufen Menſchen, der vor dem Eingang hielt. Dann und wann zitterte in ungewiſſer Schwankung ein Windlicht über den finſtern Raum des Hofes. Vorn am Gitterthor brannten die Laternen und gaben mit ihrem Licht den Eintretenden ein kurzes Geleit, bis die Dunkelheit ſie wieder verſchlang.

Während Eliſabeth nachſinnend in den ungewiſſen Schein der falben Lampen blickte, trat der Diener leiſe ein und meldete einen Beſuch aus Dublin. Das Vereinigte Irland und Frankreich hüllte ſich wieder in die Kapuzen, drückte die ſchwarzen Masken vors Geſicht und nahm von England Abſchied. Pamela war ſtill und nachdenklich geworden, ſie ſchien kaum noch Luſt an der Vermummung zu finden; um ſo eifriger trieb jetzt Miſtreß Rowan zur Ausführung ihres Planes. Beide ſchieden mit der tumultuariſchen Haſt, wie ſie gekommen waren. Eliſabeth entließ ſie mit derſelben Freundlichkeit, obwohl ſie nur mühſam die Aufregung verbarg, in welche ſie Caſtlereagh's Ankunft verſetzte.

Er war der Beſuch, der gemeldet wurde. Der Dienſt hatte ihm endlich einen Abend gegönnt, um die Frau des Hauſes auf Bally-Caſtle zu begrüßen. Es war nur der Form der Höflichkeit wegen, daß er kam; ſie hatten ſich Beide entfremdet. Wie er jetzt vor ihr ſtand im Gefühl der Sicherheit und Ruhe, konnte ſie die lebhafte Regung ihrer

Freude nicht unterdrücken. Es war die Haltung engliſcher Charakterkraft, was Eliſabeth an Caſtlereagh liebte, die Ueberzeugung der Sicherheit, die ſein Weſen verbreitete, der Werth männlicher Feſtigkeit, die ſeine äußere Haltung verkündigte. Nur bei anhaltend längerem Verkehr mit ihm überflog ſie wie ein geheimer Zugwind das Gefühl der verſteckten Trüglichkeit, die ſein inneres Leben, ohne daß er es ſelbſt zu wiſſen ſchien, entſtellte und verunſchönte. Jene Eigenſchaften aber, die ſie in aller irländiſchen Umgebung ſchmerzlich vermißte und die vielleicht jedes Weib, auch wenn es nicht Engländerin iſt, vom Manne verlangt, waren genügend, um ſein Wiedererſcheinen als ein willkommenes zu begrüßen. Jetzt gerade hatte ſie ihn nöthig.

„Henry Robert," rief ſie ihm entgegen und ergriff ſeinen Arm, „Ihr müßt mir einen Dienſt leiſten, um meine Ehre zu retten. Ich fordere ihn von Euch für jede Gegenleiſtung, die Ihr wünſcht."

Sie blickte ihn ſo leidenſchaftlich bewegt an, als ſollten langgehegte, aber ſchon begrabene Wünſche in ihm aufſteigen. Er ſah ſie fragend und zweifelnd an.

„Archibald Rowan iſt hier," ſagte Eliſabeth.

„Ich weiß," entgegnete Caſtlereagh zögernd.

„Er iſt hier, um ſeine Frau zu begrüßen," fuhr ſie fort. „Man darf nicht Hand an ihn legen, man muß ihm dieſe Nacht noch, dieſe Nacht in meinem Hauſe gönnen! Das Gaſtrecht iſt heilig."

„Ihr wißt, Mylady“, entgegnete Caſtlereagh unſicher, „daß ich ſeine Verhaftung gar nicht wünſchen kann, weil zwiſchen mir und ihm eine Ehrenſache unausgefochten iſt.“

„Thorheit!“ rief Eliſabeth. „Ihr werdet Euch nicht ſchlagen. Er iſt im Gegentheil eher bereit, Euch um Verzeihung zu bitten. Aber Ihr müßt als Cavalier an ihm handeln, müßt ſein Weib und ſeine Kinder ſchützen, für ſie ſorgen. Er iſt flüchtig. Ihr könnt ihn nicht retten, aber Ihr müßt ihm Friſt gönnen, nur dieſe Nacht darf er nicht ergriffen werden. — Henry Robert, ich fordere das von Euch.“

Sie ſtreckte ihm die Hand ſo willig hin, als erwarte ſie, er werde ſie leidenſchaftlich an ſeine Lippen drücken.

„Ihr wollt mich daran gemahnen, Eliſabeth“, ſagte Caſtlereagh, „daß Euer Wunſch mir ſchon oft Befehl war; aber er kommt jetzt etwas ſpät.“

Er blickte zur Seite, griff nach dem Hute und verließ gebückten Hauptes das Gemach.

Er eilte zum Major, der, umgeben von ſeinen Adjutanten, für die nächſten Stunden die nöthigen Befehle ertheilte. „Ich komme, Herr Major“, ſagte Caſtlereagh, „um Euch noch einmal Schonung für heute anzuempfehlen.“

„Neue Verhaltungsbefehle von Lord Camden?“ fragte Sirr.

„Nicht das“, war die Antwort, „aber ich mache Euch dafür verantwortlich, daß des Bürgers Haus ſeine ſichere Burg iſt.“

„Lord Camden aber“, ſagte der Major, „macht mich verantwortlich, daß die Verhaftsbefehle endlich vollzogen werden. Thue Jeder, was ſeine Pflicht iſt, Herr Staatsſecretär!“

Die Unterredung konnte nicht länger in Gegenwart der Officiere ſtattfinden; die Sache hatte ihren Gang.

XII.

Die Nacht ſank herab und hüllte die ganze Landſchaft rings in ihren Mantel. Die Lichter am Himmel gingen ſchlafen, feuchte Wolken zogen ſchwer und ungewiß auf und nieder. Nur die Fenſter in Lord Fitzgerald's Wohnung auf Bally-Caſtle wollten die Wimpern nicht ſenken; die guten Herzen von Irland, die hier verſammelt waren, hatten helle Augen, die den Schlaf des ganzen Landes überwachten. Der Hauſe Menſchen vor der Thür hatte ſich zerſtreut, dann und wann hielten noch ein Paar Wanderer auf der Landſtraße an, flüſterten einander zu und gingen ihres Weges.

Wer in den untern Raum des Hauſes trat, den führten die bereiten Diener, falls er nicht durch unſicheres, ſcheues Weſen den Verdacht erregte, er wiſſe nicht, an welchem Orte er ſei, die Treppe hinauf in ein inneres Gemach, wo die Vereideten ſeine ſchriftliche Einladung oder irgend eine Berechtigung zum Eintritt in die Geſellſchaft prüften. Es waren neben bunten Geſtalten auch ernſte Männer im Domino mit ſchwarzen Taffetmasken um Stirn und Augen, grünen

Schleiſen am Arm. Es blieb Jedem überlaſſen, maskirt oder mit freiem Antlitz einzutreten; Mancher erhielt ohne Weiteres den Zutritt zu der vordern Zimmerreihe, wo Erfriſchungen geboten wurden, wo ſich Freunde aus den entfernteſten Grafſchaften ſuchten und fanden, alte und neue Bekannte ſich die Hände ſchüttelten. Der Jahrmarkt pflegte nun einmal von Nord und Süd, von Oſt und Weſt ganz Irland mehr oder weniger zuſammenzutreiben, und es blieb nicht leicht eine Landſchaft zurück, die nicht einige Genoſſen ſandte. Auf allen Punkten aber hatte der Bund ſeine Brüder, die ſich froh und harmlos am heimiſchen Orte zuſammenfanden, ſich über des Vaterlandes Wohl und Weh beſprachen, ſelbſt wenn ſie wenig vom Zuſammenhange einer großen, über die ganze Inſel, ja über die drei Königreiche ausgebreiteten Anzahl Gleichgeſinnter wußten. Dann und wann lief eine Mittheilung aus Dublin, eine Broſchüre, ein Zeitungsblatt von beſonderer Färbung, ein Aufſatz von der Hand eines heißen Patrioten durch alle Glieder des ſtillen Bundes bis hinunter an die Bantrybai, bis hinauf ans Cap Clear und an den Rieſendamm der Nordküſte; ein organiſcher Zuſammenhalt aber fehlte noch. Vom Daſein eines Centralausſchuſſes in Dublin war man in den Grafſchaften überzeugt, aber er war ohne Vollmacht, wie die Mitglieder des Bundes bis jetzt noch ohne Verpflichtung gegen dies Directorium. Nur von Zeit zu Zeit waren von ihm Miſſionen zur Stiftung der Töchterklubs in den geringern Städten ausgegangen; in ſeinen Schooß floſſen auch die Beiträge, welche jedes Mitglied nach Maßgabe ſeiner eignen Werthſchätzung zu noch unbeſtimmten patriotiſchen Zwecken beiſteuerte. Es galt jetzt, dieſe Centralmacht feſter zu organiſiren. Alle, die ſich insgeheim zum Bunde hielten, ſollten fünfundzwanzig Mitglieder zum Ausſchuß wählen, dieſer aber unter ſich fünf geheime Regenten ernennen. Dies Directorium der geheimen Fünf, ſo geheim zu halten wie weiland in Venedig die Machthaber über Leben und Tod, ſollte aus Männern aller Provinzen, namentlich auch katholiſchen Bekenntniſſes beſtehen, um den Süden an den Unternehmungen des Nordens lebhafter zu betheiligen. Es ſollte Ergebniß der heutigen Zuſammenkunft ſein, den Ausſchuß der Fünfundzwanzig zu wählen. Doch ſprach man ſchon in der Stille auch von Denen, welchen als geheimen Fünfen das Regiment zufallen müſſe.

Theobald Wolfe Tone ſtand dabei in erſter Reihe. Es hieß, er werde erſcheinen, obſchon er in den Dienſt der Republik Frankreichs getreten. Einige wollten wiſſen, er bringe Depeſchen aus Paris mit der Zuſage franzöſiſcher Hülfe. Der Zweite, Lord Edward Fitzgerald, galt allgemein für einen der Lieblinge Irlands. Und was ein Name von hohem Klang in die Wagſchale zu legen hat, verfehlte bei ihm nicht ſeine Wirkung für die gute Sache Irlands; war doch Leinſterhouſe in Dublin ſchon immer ein altbewährter Sammelplatz der Freunde des Landes geweſen, noch ehe er förmlich dem Vereine beigetreten. Arthur O'Connor, der Dritte, war zu wenig von der großen Menge gekannt; er gehörte zu Denen, die zu ſtrenge Denker ſind, um populär zu ſein, und denen die

Vegetation der Empfindung fehlt, mit welcher der Hauſe Schritt hält. Man wußte nur, daß er früher mit dem wärmſten Eifer im Dubliner Unterhauſe für das Heil der katholiſchen Brüder geſprochen und bei der entſchiedenen Erfolgloſigkeit ſeines Beſtrebens förmlich aus dem Parlament getreten war, weil er fühlte, daß gegen eine von England beſtochene Mehrzahl der Patriot von Irland gar keinen Kampf beginnen dürfe. Wie viel ſeitdem ſein Eifer gewirkt, um neben den verſumpften und verderbten Canälen des geſetzlichen Herkommens dem Volkswillen neue Bahnen zu eröffnen, davon blieb die Kunde nur im Beſitz der Eingeweihten. Das von ihm gegründete Journal, „die Preſſe", ſchien nur dem proteſtantiſchen Norden zugänglich. — Man nannte noch einige andere Namen, an die ſich die Vermuthung einer Befähigung zur geheimen Directorialherrſchaft knüpfte. Man erzählte ſich von den Gebrüdern Sheares, zwei Advocaten, welche bei den öffentlichen Feſtlichkeiten in Belfaſt präſidirt hatten und überhaupt zu der Partei des radicalen Nordens zählten. Man nannte einige reiche Privatleute in Dublin, vor Allen Oliver Bond, Napper Tandy, Mac Nevin und den Advocaten Thomas Addis Emmet, als verdiente Männer.

Jedenfalls ſtimmte der heutige Abend erwartungsvoll. Man hoffte, ſich näher zu rücken, ſich eines Zuſammenhangs der Patrioten in den Grafſchaften verſichern zu können. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß Niemand den Namen des verbotenen Klubs an dieſem Abend ausſprach. Viele heiße Köpfe erwarteten jedoch über die nächſten Zwecke der Geſellſchaft und über die bereits zuſammengezogenen Mittel Aufſchluß zu erhalten; Andere, obſchon ihr Haß gegen England und Pitt nicht weniger lebendig war, ſuchten in der Verbindung nur eine patriotiſche Kumpanſchaft, die ſich durch Humor und durch ein fröhliches Herz zu Schutz und Trutz gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens verband. Niemand vielleicht fand das ausſchließlich, was er ſuchte.

Deshalb ein Gefühl lähmender Spannung, das beim Widerſtreit dieſer Stimmungen durch die Räume ſchlich. Aus dem Gemiſch von erwartungsvollem Ernſt und harmloſer Heiterkeit wollte kein Element vorherrſchend auftauchen und ſich geltend machen. Man fand in den Zimmern mehr Masken als offene Geſichter; viele gute Herzen von Irland gingen verlarvt; Einzelne, die dem Zwang entſagten, ſich frei hingaben und die Fahne der Munterkeit aufſteckten, erſchienen wie ſchwimmende Inſeln, die der Strom alsbald zerſtreut. Fitzgerald ſelbſt war auf das eifrigſte bemüht, unter der Verſammlung den Ton der Fröhlichkeit zu befördern. Unmaskirt, im ſchwarzen kurzen Oberrock mit den flatternden Schleifen der grünen Binde, war er bald hier, bald da, um die entfernteſten Männer aus Nord und Süd mit einander bekannt zu machen, und unter den ſchon Vertrauten das gelinde Feuer des Wohlwollens anzuſchüren. Wo er erſchien, glänzten die Geſichter von Freude und Zuverſicht; wo er ſchied, reichte man ſich noch hinter ſeinem Rücken die Hand, weil man ſich in der Anerkennung ſeines Werthes zurechtfand und ſich gern und willig als Mitglied einer Verbrüderung fühlte, an der Lord Edward Theil nahm. Das volle, runde, reiche Wohlwollen ſeines Weſens, der warme Glanz des dunklen Auges, das hinter dem langen ſeidnen Vorhang der Wimpern eine ganze Sonne von Lebensluſt und Liebe barg, die leuchtende Stirn mit der aufgeſchwungenen Braue, die ſich wie ein Fragezeichen, das eine lachende Antwort ſucht, hob und ſenkte, die Herzlichkeit ſeiner biedermänniſchen Rede, die Behaglichkeit, die von ſeinem ganzen Daſein ausſtrömte, alles das war ſehr wohl geeignet, die Quellen der zutraulichen Fröhlichkeit zu erſchließen. Daß er ſich beſonders angelegen ſein ließ, in dem Vorzimmer die neu Ankommenden zu empfangen, ſei's nun, daß ſie ihm mit offener Stirn entgegentraten, oder ſich verlarvt und ſtumm vor ihm verbeugten, dieſe geſchäftige Sorgfalt um jeden neuen Kömmling ſchien auch nur Aufmerkſamkeit des liebenswürdigen Wirthes. Blieb doch Jedem ſein Maskenrecht, ſobald er durch Rechtfertigung ſeines Eintritts ſich beglaubigt. Wollte nun doch das Vertrauen nicht weiter gedeihen, ſo geſchah dies wohl, weil man ſich beobachtet fühlte, gleich Anfangs einige verlarvte Geſtalten wahrnahm, deren Berechtigung zur Theilnahme zweifelhaft erſchien. Inzwiſchen ſpielte die Muſikbande und das Gewirr der Tänze begann. Da Mangel an Frauen war, erſetzten junge Burſche deren Stelle.

Im hintern Saale, in welchen die Zimmerreihe auslief, ſchien eine ſtillere Regſamkeit geſchäftig. Der Zugang dazu, nicht für Jedermann geſtattet, war feſtlich geſchmückt. Fenſter und Wände waren reich verkleidet; in jedem Felde prangten das Kleeblatt und die Harfe von Irland. Auf einer Erhöhung, zu welcher Stufen führten, breitete ein aus Fahnen, Wappentüchern und Schleifen reich verziertes Zelt ſeine weiten grünen Flügel um einen abgeſchloſſenen Raum, der gar wohl geeignet ſchien, das Geheimkabinet einer Verwaltungsbehörde abzugeben. Eine Tafel mit Sitzen zu beiden Seiten zog ſich quer hin, die beiden Enden verliefen ſich hinter die Gardinen. Auf der Mitte des Tiſches ſah man einige Acten und Papiere, einzelne Geſtalten traten in der hintern Reihe an der Wand ab und zu, vorn, mit dem Rücken dem Publicum zugekehrt, ſaßen einige Perſonen wie feſtgefugt; ihre breiten Schultern machten gleichſam Schranken. Der Platz war hoch genug, um die Perſonen, die dort agirten, erkennen zu laſſen, zugleich aber reichten die Vorhänge weit genug herüber, um die Figuranten, wo es nöthig ſchien, auch wieder ins Ungewiſſe und in die Vermummung eines Allerheiligſten zu hüllen.

Was Zufall oder Abſicht hier zuſammengethan, um die Decoration beziehungsreich zu machen, ſchien ungewiß. Mit grünen Fahnen pflegte man häufig genug ohne alle geheime Beziehung die Zimmer zu ſchmücken; dabei blickte freilich hier ein Gemiſch von andern Farben hindurch, und ein kundiger Sinn fand leicht die Tricolore heraus und das polniſche Blutroth mit Weiß. Auch Nordamerica war mit ſeinen Farben vertreten, und ſo ſchlangen ſich denn die Fahnen der vier Nationen, die ein neues Jahrhundert zu eröffnen beſtimmt ſein wollten, mannichfach zu einem weitbauſchigen Zeltvorhange zuſammen, mit dem das Vereinigte Irland ſein Directorium bekleiden wollte. Statt der Krone, die ein ſolches Ganzes zuſammenzuhalten pflegt, ragte oben ein eiſerner Speer als Arm aus der Wand hervor; auch unten zu beiden Seiten an den Enden der Tafel waren Lanzen mit eiſernen Schaften als Halter benutzt. Vielleicht bezweckte man damit keine beſondere Demonſtration; allein die Pike war ſo allgemein als das Inſtrument der Revolution anerkannt wie der Dolch für das Symbol der Reaction galt.

Allmählich hatten ſich die andern Räume gefüllt. Alles drängte mehr zuſammen; man ſtand, ſaß, lag auf der Ottomane rings herum, man flüſterte, ſprach lauter, machte jubelnde Mienen oder trug auf der Stirn die Schrift geheimer Sorgen. Ein großer Theil aber, hier und da ſtill zurückgezogene Gruppen in den Niſchen, oder ein einzeln Verbliebener, der an den Wänden hinſchlich, ein großer Theil war noch immer maskirt; breite Hüte und Mäntel mit Kapuzen verhüllten in gleicher Weiſe die Geſtalt, wie ſchwarzer oder farbiger Taffet das Antlitz. Einem ruhigen Beobachter konnte die Wahrnehmung nicht entgehen, daß das Gefühl der Unſicherheit wie ein lähmender Bann auf der Verſammlung ruhte. Mancher brachte ganz allgemein und unbeſtimmt das Bewußtſein eines großen Zweckes mit, zweifelte jedoch, ob man am heutigen Abend dieſem Zwecke nahe rücken werde, da die ſchwühle Stimmung ſich vermehrte, und Jedermann ungewiß blieb, ob er hier Zuſchauer oder Handelnder ſei. Auch der erhöhte Raum, den das Zelt vom Saale abſonderte, ſchien als Decoration eine Verheißung, die ihre Erfüllung ſchuldig blieb. Die Geſtalten, die hinter dem Tiſche im Zelte erſchienen und verſchwanden, wechſelten zu oft, als daß man ihre Functionen begriff. Lord Fitzgerald reichte einige Papiere herum, ſuchte in den Acten, holte und verſchloß Alles ſorgfältig; nur die Nächſten, die berechtigt ſchienen, hinter den Vorhang zu gucken, nahmen Theil an dieſem ſtummen Verkehr. Ein getreues Auge hätte dieſe Nächſten vielleicht herausgefunden. Eine ruhige, ſteile, hagere Geſtalt, die ſich dann und wann über die Papiere beugte, ſie aber gleichgültig wieder bei Seite ſchob, und mit verſchränkten Armen am Pfeiler lehnte, verrieth ſich dem Kundigen als der Exprieſter O'Dornley. Andere wechſelten zu raſch, um ſie feſtzuhalten. Nur der Athlet mit den rieſigen Schultern, der jetzt eifrig mit beiden Armen auf dem Tiſche lag, um in den Papieren zu blättern, ergab ſich ſchnell als eine uns bekannte Figur. Wie er für einen Augenblick den Hut lüftete und die Larve zurückſchob, konnte für die Vertrauten über ſeine Perſon kein Zweifel mehr walten. Auch war er längſt für zwei fremde Masken, die ſich beſcheiden durch die Menge wanden, ein beſonderer Zielpunkt, den man ſicher zu faſſen trachtete. Es war eine kleine dünne Geſtalt, die ſich jetzt näher an den Tiſch heranwagte, die Gardine, die jenen halb verdeckte, leiſe zurückſchlug und dem eifrig Leſenden einen gefalteten Zettel unterſchob. Ohne aufzublicken las er die flüchtigen Worte: „Archibald, ich grüß' Dich, mein Juwel." Er ſprang auf, riß die Maske vollends herunter und ſtarrte dem Boten nach.

Sie hatte den Augenblick wahrgenommen, wo ſie ihm unbewacht unter dem breitkrempigen Hut ins Auge blicken konnte. Raſch und zitternd war ſie im Gewühl verſchwunden, die Geſtalten umher deckten ſchnell ihre Flucht. Nur an der Bewegung, die ſich nach dem Ausgang Bahn brach, konnte Archibald von ſeinem erhöhten Standpunkt das Ziel der Flüchtigen ermeſſen. Mit klopfendem Herzen eilte er ihr nach, um draußen in der Verkappung des Bauerbuben ſein Weib zu umarmen.

Inzwiſchen hatte man ſich jetzt im vordern Saal neben den Tanzenden gemüthlich eingerichtet. Die Diener brachten runde Tiſche, um die man ſich ſchaarte, Freunde und Bekannte hatten ſich zuſammengefunden und die Verſammlung löſte ſich in einzelne vertraute Kreiſe auf. Die Bowlen dampften auf den Tiſchen, die Gläſer wechſelten raſch die Farbe, wurden roth und blaß, als wenn Freude und Schreck ſich jagten. Der Anfangs unſichere Verein der Patrioten ſchien ſich in ein Bacchanal umzuſetzen; es war kein Zweifel, daß man den Gott jetzt finden werde, der Lippen und Herzen vom Siegel zu entbinden weiß. Damit trat bei Manchem die Beſorgniß nahe, im Schaum der Heiterkeit werde der eigentliche Zweck der Zuſammenkunft ſich zu leichtfertig verrathen. Wo Padd in Menge beiſammen iſt, da raucht ihm bald genug der Kopf von Luſt und Laune, und die Gedanken dampfen ihm aus dem Gehirn. Jetzt war kein Zweifel, daß ſich Herz und Herz frei finden würden, ſobald die Zungen ſich löſten. Hier und da ſah man ſchon Augen, die wie Flammenräder im Kopfe kreiſten, dankbare Händedrücke erſetzten den mangelnden Fluß der Rede, Pantomime holte die ſchweren Gedanken mühſam hervor, kreiſchende Lieder lallten babyloniſch durcheinander, und wie jetzt aus dem Nebenzimmer von Blasinſtrumenten die Marſeillaiſe erſcholl, da drohte ein Meer von Empfindungen, das ſeine Wogen über die Verſammlung wälzte, ſein Uferbett zu überſteigen und mit dem Schaum einer fanatiſchen Heiterkeit gen Himmel zu ſpritzen. Nur einzelne Schwerbemäntelte ſchlichen nach wie vor auf und nieder, und ſchienen am Ufer Wache zu halten, ohne in den Strudel der Luſtbarkeit zu tauchen.

Mitten im Saal erhob ſich jetzt ein lärmendes Duett zweier Streitenden, die um den Vorrang kämpften, einen Toaſt auszubringen. Es waren zwei derbe Naturſöhne, die nicht ohne Niederlage einander den Sieg zugeſtanden, zwei rothe Geſichter, die im Farbenſpiel des Zorns und des Jubels wetteiferten. Der Tiſch zwiſchen ihnen hinderte die nähere Berührung; bei alle dem blieben die flammenden Geſichter nicht ohne Thätigkeit der Fäuſte. Jeder wollte ſich erheben und fühlte ſich von den Armen des Andern an den Schultern erfaßt und niedergedrückt. So lagen ſich Beide nicht in den Haaren, aber in den Schultern und balancirten mit ſchwankendem Erfolg auf und nieder, während der Eifer des Zornes in ihren dampfenden und ſprühenden Geſichtern unter dem tobenden Zuruf der Umherſitzenden auch keine andere Sprache als ſchallendes Gelächter zu haben ſchien. Plötzlich ſchnellte der Eine ſich in die Höhe, und warf den Gegner, der das

Gleichgewicht verlor, mit großem Gepraſſel zu Boden. Jener ſprang auf den Stuhl, ſchwang die Flaſche, die er ſtatt des Glaſes erwiſchte, und ſchrie mit begeiſterter Allgewalt: „Lord Edward Fitzgerald hoch, die Blume von Irland, die Blüthe der Geſellſchaft der vereinigten Brüder!“ Aber bevor noch die Vivatſtimmen wie eine heiße Lava ſich durch die Räume wälzten, hatte der Gegner ſich vom Boden gehoben, einen Stuhl erobert und donnerte ſeinen Toaſt dazwiſchen: „Theobald Wolfe Tone zugleich mit ihm“, ſchrie er laut, „ihm gilt auch die Ehre des erſten Glückaufs. Iſt der Eine die Blüthe der Geſellſchaft, ſo iſt der Andere die Wurzel des Vereins. Wolfe Tone hoch! Er iſt hier; er zeige ſich, hoch!“

Der Tuſch und der Jubelruf wollte nicht enden. Dann lief ein Fragen, bald leiſe, bald lauter, durch die Menge: „Iſt Wolfe Tone unter uns?“

In dieſen Augenblicken brach ſich der Schall einer ſilbernen Glocke durch das Getöſe Bahn. Der Lärm verſchnaufte, aber nur um von neuem Athem zu holen. Da klang die Glocke zum zweiten Male wie die Stimme des Gewiſſens gegen den Sturm der Leidenſchaft. Man wandte ſich mit Geräuſch nach dem grünen Fahnenzelt, beſchwichtigte ſich mit lautem Tumult und gebot Ruhe mit lärmender Unruhe. Erſt als der gellende Ton zum dritten Male erklang, legte ſich der Aufruhr. Der Mann, der hinter dem Seſſionstiſch unter den Fahnen Irlands das Gehör der Verſammlung in Anſpruch nahm, ſchien nicht gewohnt, ſeine Worte nutzlos in den Sturm zu rufen. Noch immer ſchwieg er, und ſein

Schweigen hatte faſt mehr bannende Kraft als der Ton der Schelle. In ſeinem dunklen rollenden Auge, das zwiſchen den ſtarken Muskeln und den üppig ſchwarzen Brauen wie ein Löwe aus ſeiner Höhle blitzte, lag ein ſtrafender Zorn; das ganze in heißem Schmerz gebadete Antlitz ſchien in Zuckungen ſeine Sprache zu ſuchen. Um ſo ruhiger war der Ton ſeiner Stimme, dem Aufruhr der Leidenſchaft gegenüber. Wir hörten ihn ſchon einmal ſprechen, beim Gaſtmahl Sir Edmunds: Arthur O'Connor war es, der die Kunſt oder das Naturell beſaß, die ſchäumenden Wogen der aufgeregten Geiſter zu zügeln. Seine Worte waren dieſe: „Ich muß die Verſammelten an das erſte unſerer Geſetze, ja an die Bedingung unſers Daſeins gemahnen, daß hier kein Name laut werden, keine Perſon für die Sache haften darf. Oder wähnt Ihr Euch ſtark genug, Eure Werkzeuge beſchützen zu können? Iſt Eure Sache ſchon mächtig genug, um ihre Organe frei zu bekennen und zu vertreten? Habt Ihr Archibald Rowan aus dem Thurm befreit? Wollt Ihr Euch verpflichten, das Schwert, das am Haarſeil hängt, von Wolfe Tone's Haupt abzuwenden? Laßt alſo die Perſonen unangetaſtet, wenn Ihr nicht für ſie einſtehen könnt. An die Sache denkt; was Ihr wollt, erwägt! Frei wollt Ihr ſein von gewiſſen Tyranneien, aufhören Großbritanniens Stiefkinder zu ſein. Ihr fordert nichts Unbilliges. Was die Colonien ſich erkämpften, was ſelbſt der Neger zu fordern beginnt, das will auch der katholiſche Chriſt in Irland, Menſch ſein, wie vor Gott, ſo vor den Machthabern der Erde. In dem Gedanken träumt

Ihr, in dem Gedanken bechert Ihr, umarmt Ihr Euch und ſinkt berauſcht zu Boden. Euer gutes fröhliches Herz, das Euch zu Sklaven machte, wird aber keine Ketten ſprengen, keine Kerker entriegeln. Männer handeln ſchweigend, Kinder plärren und lärmen, Weiber verſchütten die Kraft im Fluß der Rede. Römer ſeid Ihr nicht, ſondern Irländer. Ja, wenn ein Römervolk Euch die Hand böte! Doch Ruhe, Ihr fragt nach Theobald Wolfe Tone, fordert ihn zu ſehen. Er kann ſich Euch nicht zeigen, er iſt nicht anweſend; aber hier, Brüder, hier iſt mehr als ſeine Perſon, hier iſt was er uns ausgewirkt und was er uns ſandte!"

O'Connor hob langſam die Rechte auf, in ſeiner Hand wurde ein Papier ſichtbar, das er bedeutungsvoll über ſeinem Haupte ſchüttelte.

„Der Vertrag mit Frankreich!" ziſchelten mehrere Stimmen, einige mit heller Freude, andere mit ſcheuer Furcht.

O'Connor blickte ruhig über die zweifelvollen Köpfe hin, ſein ſtummer Blick ſchien zu fragen: Habt Ihr eine Ahnung vom Inhalt der Zeilen?

Ueber O'Connor's Schulter ragte jetzt das blaſſe ſtiere Antlitz eines Mannes herüber, der die ganze Zeit hinter ihm geſtanden und mit einer Art ſtechender Wolluſt in den Tumult der aufgeregten Leidenſchaften blickte. Es war der Expriеſter, der wie ein lächelnder Souffleur aus dem Verſteck auftauchte und mit ſeinen blaſſen Lippen in O'Connor's Ohr einige Worte der Warnung flüſterte.

„Es ſind Spione unter uns! Gebt mir das Papier!

Ich will es verſchlingen, ich kau' es hinunter!" ziſchelte O'Dornley.

„Theilt uns das Schreiben Wolfe Tone's mit!" riefen einige Stimmen dumpf aus den Larven und Mänteln heraus.

„Jedem, der ſich mir als Bruder zu erkennen giebt!" ſagte O'Connor. „Ich muß wiſſen, zu wem ich rede."

„Masken herunter!" tönte jetzt der Ruf von mehreren Seiten.

„Wir ſind zu einem Maskenfeſt geladen!" lautete die Widerrede. „Lord Fitzgerald wird die Maskenfreiheit, unter der er einlud, zu achten wiſſen!"

„Der Wirth des Hauſes", ſagte O'Connor, „hat das Recht, ſeine Gäſte zu bitten, ſich zu demaskiren oder den Saal zu verlaſſen!"

„Larven herunter, beſetzt die Thüren, laſſet Niemand hinaus, Jeder zeige ſein ehrlich Angeſicht!" Dieſe Rufe wurden jetzt allgemeiner; man legte bereits Hand an Einige, die ſich zu weigern Miene machten. Lord Edward ſtand in der Mitte des Saales und hob ſeine Hand in die Höhe, zum Zeichen, daß er reden und der Geſellſchaft ſeinen Wunſch zu erkennen geben wolle. Zwei kleine Geſtalten, feſt aneinander geklammert, kauerten vor ihm; eine Dame in ſchwarzem Domino legte die Hand auf ſeine Schulter und deutete auf die Figur in Bauerntracht, die jetzt ſeinen Arm ergriff, die Larve abzog und ihn mit dem Rufe: „Edward!" anblickte.

„Mein Gott, Pamela!" ſagte Fitzgerald und drückte krampfhaft ihre Hand. Ueber die zweite Geſtalt legte Archibald wie zum Schutz ſeinen mächtigen Arm.

„Verzeihung, Mylord!“ ſagte die Dritte im Domino, die ſich als Miſtreß Wardon zu erkennen gab. „Wir glaubten an einem Maskenſcherze theilnehmen zu dürfen.“

„Mylady“, entgegnete Fitzgerald, „Ihr könntet es leich-ernſtlich zu büßen haben!“ Er ſah plötzlich ſehr traurig aus und legte mit dem ſanften Blick eines innigen Vorwurfs die Hand auf Pamela's zitternde Stirn.

Da fiel im Vorzimmer ein Piſtolenſchuß und ſchreckte den Lärm der Verſammlung zurück. Eine Secunde lauſchte man: der winſelnde Ton eines ſterbenden Thieres heulte in langen Athemzügen herüber; Einige drängten nach der Thür und wurden im äußerſten Vorzimmer Zeugen der Scene. Ein Mann in zerriſſenem Domino, die Larve noch vor dem Geſicht, der Hut war ihm zu Boden geſtürzt, ſchleuderte mit letzter Kraftanſtrengung einen großen Neufundländer von ſich und taumelte, von der Gewalt des Angriffs übernommen, rückwärts ins Knie. Es war Archibald's Hund, der ſich eingedrängt, um einen Domino auf Tritt und Schritt zu bewachen. Trat die Maske in den Saal, ſo blieb das Thier auf der Schwelle liegen; in den Seitenzimmern folgte es jeder Bewegung des Mannes, jeden ſeiner Blicke behütend. Es war jetzt Zeit ſich zu entfernen, als der Ruf zur allgemeinen Demaskirung erſcholl. Der braune Gentleman mit dem Schweif hielt ſich aber hart an ihn. Wenn er müßig von einem Raum in den andern ſchlenderte, blieb der Hund ein ruhiger Wächter. Sobald er im äußerſten Zimmer Miene machte, ſich nach der Thür zu wenden, hob der Braune ſeine ungeheuren Tatzen und reckte den Schlund in die Höhe. Jede Drohung, jede Lockung war hier verſchwendet, der vierfüßige Wächter blieb gegen den Feind, den er gut zu kennen ſchien, unbeſtechlich. Mit einem raſchen Griff ſuchte der Verfolgte jetzt den Kopf des Hundes von ſich zu ſchleudern, um die Wendung zur Thür frei zu haben. Da ſetzte ihm der Neufundländer gewiſſenhaft und eindrucksvoll die Tatzen auf die Bruſt, ihm mit leuchtenden Blicken ſein Gebiß zeigend. Zitternd vor Wuth griff die Maske in die Buſentaſche: ein raſcher Druck und die Kugel zerſchmetterte dem Gegner den Kopf. Auch im Sterben hielt das Thier mit den Zähnen ſeine Beute noch feſt, bis Beide ringend niederſtürzten.

Archibald ſtand vor dem Hunde, der ſich jetzt im Todesſchmerz noch einmal kerzengerade erhob und dann unter den Händen ſeines Herrn zuſammenbrach. Die Maske war aufgeſprungen und ſchlug die Fetzen ihres Dominos um die Schulter. „Larve herunter!“ ſchrie der Hauſe wie mit Einer Stimme. Der Mann zog ein zweites Terzerol, und wie die Umſtehenden zurückwichen, ſchoß er durchs Fenſter, daß die Scheiben ſplitterten, das Kreuz zuſammenſtürzte. Das war das mit dem Major verabredete Zeichen, falls ein raſches Einſchreiten nöthig ſchien. In demſelben Augenblick erſcholl von unten auf ein dumpfes Getöſe: Waffengeklirr und gellende Stimmen klangen mittendurch. Auf Staunen und Schreck in der Menge folgte ein Ausbruch ungewiſſer Wuth, wie ſie kurz vor dem Todesmeſſer das Schlachtopfer befällt. Zwanzig Fäuſte waren bereit, auf den Fremden einzudringen und ihn zu entlarven. Lord Fitzgerald ſprang vor und verhinderte jede Gewaltthätigkeit. Er forderte den Unbekannten auf, ſich zu rechtfertigen. „Es war Nothwehr“, ſagte Dieſer mit ruhiger Verbeugung, „gegen Hunde iſt ſolche Waffe erlaubt.“

Fitzgerald ergriff ſeine Hand. „Ihr werdet meine Wohnung nicht verlaſſen, ohne Euch zu erkennen zu geben,“ ſagte er.

„Unter vier Augen gewiß,“ war die Entgegnung. „Unter dem Schutz der zugeſagten Maskenfreiheit glaubte ich, da es galt, Damen zu begleiten, mir den Eintritt verſchaffen zu dürfen.“

„Da dem ſo iſt“, ſagte Miſtreß Wardon, die zu den Sprechenden in den Vordergrund getreten war, „ſo muß ich Euch bitten, dieſe beiden Damen ſicher aus dem Saal zu führen!“

Sie nöthigte Caſtlereagh, denn Niemand anders war der Maskirte, der Lady Pamela und der Miſtreß Rowan ſeinen Arm rechts und links zu geben, während ſie mit dem Wort: „Ich bitte“ den neben ihr ſtehenden Sir Archibald zwang, Arm in Arm ihr Begleiter zu ſein.

In dieſem Augenblicke ſprangen die Flügelthüren gewaltſam auf. Major Sirr trat mit zwei Conſtables ein, der ganze Corridor draußen wimmelte von Dragonern mit gezogenen Säbeln, mit geſpannten Carabinern, deren Hähne auf ein Commandowort eintönig knackten.

„Im Namen des Königs und der Geſetze!“ ſagte Major Sirr auf der Schwelle der Thür den Ausgang ſperrend. „Im Namen des Königs und der Geſetze erkläre ich die hier unter dem Schein eines Maskenfeſtes gehaltene Verſammlung der verbotenen Geſellſchaft der Vereinigten Irländer für aufgelöſt!“

„Man kann nicht mehr auflöſen, was ſich ſchon von ſelber aufgelöſt hat!“ unterbrach aus dem Hintergrunde höhniſch eine Stimme die peinliche Stille, die auf des Majors feierliche Erklärung folgte. Es war die Stimme O'Dornley's, der ſeinem ſarkaſtiſchen Unwillen Luft machte.

„Im Namen des Königs und der Geſetze“, begann der Major von neuem, „bin ich ferner gehalten und verpflichtet, lebendig oder todt für meine Gefangene zu erklären Sir Archibald Hamilton Rowan, um ihn nach Newgate zurückzuführen, und den geweſenen Prieſter James O'Dornley, Reverend, um ihn der Gerichtsbarkeit ſeines Biſchofs zu überliefern!“

„Hat ſich noch was mit Reverend!“ raunte der Betroffene ſeinem Nachbar ins Ohr und blickte nach dem Kamin im Saale oder wo ſonſt der Zimmermann ein Loch gelaſſen.

„Herr Major,“ begann Miſtreß Wardon am Eingang dicht vor dem Befehlshaber der bewaffneten Macht, „und ich, die Gattin Sir Edmund Wardons, des Beſitzers von Bally-Caſtle, erkläre Euch ebenfalls im Namen des Königs und der Geſetze zur Entgegnung, daß eines britiſchen Bürgers Haus, falls er nicht ſelbſt in Anklageſtand geſetzt wird, eine freie, unantaſtbare Stätte iſt.“

Der Major ſtreckte ſeine ſchriftliche Ordre hin und erläuterte ſein Verhalten mit der Behauptung, ſich in Lord Edward Fitzgerald's Wohnung zu befinden, gegen den die Anklage erhoben ſei, dem verbotenen Klub der Vereinigten Irländer Raum bei ſich gegeben zu haben.“

„So laßt den Lord für ſeine Gäſte ſorgen,“ erhob ſich Miſtreß Wardon von neuem mit lauter Stimme, „mir, der Beſitzerin des Hauſes, und meinen Gäſten gebe man freien Raum!“

Sie nöthigte durch die Grandezza ihrer ſichern Haltung den verblüfften Major, ihr mit einer Verbeugung den Weg freizugeben, und ſo trat ſie mit Archibald, den ſie feſt an ſich drückte und der die breiten Krempen ſeines Hutes tiefer herabgezogen hatte, ungehindert in den Corridor, während Caſtlereagh mit ſeinen beiden Damen dicht hinter ihr ſich anſchloß. Die Bewaffneten machten Front; Niemand hatte den Muth, der Frau des Hauſes mit ihren Schützlingen zu verweigern, den Ausgang und die Treppe ſammt dem untern Thorweg zu erreichen. Hinter ihnen wurden ſofort die Thüren geſperrt; jeder der Eingeſchloſſenen mußte ſich der Prüfung unterwerfen, ob der Steckbrief auf ihn gültig ſei.

„Meine falſche Naſe iſt mir in der Hitze der Maskerade ganz geſchmolzen!“ ſagte O'Dornley im Hintergrunde der hin- und herwogenden Menge und rieb ſich die letzte Schminke vom Geſicht. „Der braune Gentleman aus Neufundland iſt am Ende nicht das einzige Opfer der Freiheit dieſes Maskenfeſtes; ich will gehängt ſein, wenn ich nicht zuletzt doch noch gehängt werde!“

Er trat ans offene Fenſter und maß den Abſtand bis zur ebenen Erde draußen. Unbemerkt hatte er bereits in der Stille vom Zelte einen Vorhang losgeknüpft und ſich einen Strick daraus gedreht, den er um das Fenſterkreuz ſchlang. Er ſah freilich Wachen vor dem Hauſe auf- und abſchreiten. Wie Lord Fitzgerald auf des Majors Geheiß die Papiere, die auf dem Tiſche lagen, überlieferte, kaute O'Dornley den letzten Fetzen des Briefes hinunter, den er O'Connors Händen entriſſen hatte; es war mit Wolfe Tone's Zuſage der Hülfe Frankreichs das einzige erſchwerende Schriftſtück der Verſammlung.

Mitten im Saale verlas jetzt einer der Conſtables mit lauter vernehmlicher Stimme die beiden Steckbriefe mit der Perſonalbeſchreibung. „Ja, den Helden Archibald“, brummte O'Dornley für ſich, „hat eine edelmüthige Dame in Schutz genommen; mir aber, der ich ein Mann des Cölibats bin, mir hilft kein Weibchen mit ihrem Mutterwitz!“

Inzwiſchen half ihm aber doch der loſe Einfall eines Buben. Die Verſammelten mußten ſich in zwei langen Reihen aufſtellen, ſo daß die wohllöblichen Diener der Gerechtigkeit eine förmliche Gaſſe durch den noch kurz zuvor verworrenen Knäuel des bunten Haufens gebahnt fanden und wie zur Muſterung auf und abwandeln konnten. Auf den ſchelmiſchen

Geſichtern kämpfte der Reſpect vor den geweihten Händen der königlichen Juſtiz mit der Schadenfreude über die mißlungene Nachſuchung. Die Conſtables ſahen ſich verwundert an; wo ſie hintraten, ſchien Alles in nächſter Umgebung voll Ehrfurcht und devotem Anſtand, hinter ihrem Rücken aber entlud ſich der Kitzel der verhaltenen Lachluſt in ſeltſamen Fratzen. Wie eine Schaar neckiſcher Kobolde grimaſſirten die ſpaßigen Menſchen hinter ihnen, und voran in poſſierlicher Gravität, beide Leuchter in den ausgeſtreckten Händen, ſchritt, als Ehrenwächter gleichſam, ein luſtiger Burſche, um der hohen Obrigkeit mit Aufklärung voranzugehen und ihr bei dem feierlichen Acte der Nachforſchung das Licht zu halten. Die Dragoner ſtanden am Eingang auf der Schwelle und wurden allmählich ungewiß, ob dies als ernſtes Drama oder als luſtige Poſſe enden ſollte.

In dieſer Weiſe war man zu wiederholten Malen in den verſchiedenſten Richtungen den Saal durchſchritten; überall machte man vor den Conſtables Spalier, überall hinter ihnen Queue mit bacchantiſchen Sprüngen. Jedermann war von Kopf zu Fuß von den ehrwürdigen Stutzperrücken gemuſtert, die blaſſen Amtsgeſichter wurden immer länger, ſelbſt Major Sirr, der jetzt polternd und tobend Nachleſe hielt, hatte vergeblich nach geheimen Wandthüren geforſcht und die Decorationen des grünen Zeltes ſeiner prüfenden Hand unterworfen.

„Sie ſind vielleicht durchs Kamin entſchlüpft!“ ſchrie er, und ſein Geſicht flammte auf.

„Es wäre der einzig denkbare Canal, aus dem Saale zu entwiſchen!" rief der leuchtende Burſche und ſchritt mit den Conſtables nach dem Kamin.

Major Sirr trat an die altmodiſch gebaute Eſſe, die allerdings breit genug war, ein Paar Leute zu gewahrſamen.

„Steigen wir hinein, meine Herren," rief der Bube mit rothen lachenden Backen, „vielleicht holen wir uns einige Würſte aus dem Rauchfang hervor, die einen guten unverhofften Zehnten abgeben."

Die Conſtables gaben den Befehl, mit den Kerzen hineinzuleuchten, während ſie ſelbſt die weißen Puderköpfe in den Schlund ſteckten, um dieſen letzten Act der Viſitation aufs gründlichſte zu ſchließen. Der junge Menſch, ſei's weil er ausglitt oder der Schabernack ihm im Nacken ſaß, kam den Perrücken zu nahe, und im Nu fuhr eine helle Lohe über den ehrenwerthen Häuptern auf. In der Haſt des Schreckens ließ er die Leuchter fallen, riß den alten Herren die flammenden Neſter herunter und ſchleuderte ſie weit hinter ſich; während die Conſtables ſich ihrerſeits bemühten, die bereits gezündeten Talare abzuwerfen und zu Boden zu treten. Die fortgeſchleuderten Allongen erfaßten die Vorhänge, und im Nu ſtand das Gemach in Flammen. Rings herum an den Wänden, wo die Fahnen Irlands hingen, züngelte alsbald das ziſchende Element und blitzte mit tauſend Funken in den Spiegeln und den Steinen der Kronenleuchter wieder. Noch ehe man ſich beſinnen konnte, war der ganze Saal von einem Feuerkranz umzingelt. Alles ſtürzte nach der Thüre, um den Ausgang zu gewinnen; der Expriester aber hatte ſich ſchon vom Fenſter am Seile hinabgelaſſen und das Freie erreicht; das Gewirr im Hofe, um das Feuer zu löſchen, verhinderte jede weitere Nachforſchung.

Eine nachträgliche Durchſuchung des Schloſſes blieb ohne Ergebniß; die Diener der Gerechtigkeit zogen erbittert ohne Beute ab. Rowan war nach der Südküſte und von da nach Frankreich entkommen, O'Dornley nach den Bergen von Wicklow.

XIII.

Wir überſpringen den Herbſt jenes Jahres, um den Faden der Entwicklung an einem hervorſpringenden Knotenpunkte und im Centrum der Dinge wieder aufzunehmen. —

Die Sitzung des Parlaments in Dublin dauerte lange. Pamela war in dem kleinen ſchmahlen Winkelzimmer auf Leinſterhouſe unruhig geworden. Es war Edward's Lieblingsgemach; hier hatte er noch vor Anbruch der Dämmerung mit ſeinen Kindern auf dem Teppich geſpielt, hier wollte ſie ihn zum Nachteſſen erwarten. Wenn er aus dem Lärm jubelnder oder ernſter Lebendigkeit heimkehrte, dann verkroch ſich Edward gern in dieſe kleine Schachtel, in dieſe Nußſchaale ſeines Daſeins, wie er das Zimmer nannte, dann war ihm die engſte Nähe voll liebevoller Schweigſamkeit kaum eng genug, dann mußten ſeine beiden Arme all ſein Glück umſpannen können, die Welt ſeiner Wünſche ſich in einem Raum von fünf Schritten zuſammenkauern. So viel maß das Zimmer, wenn man den frei gebliebenen Platz der Familienhütte umkreiſte, ſo eng verbaut, ſo ſorgſam verſchanzt mit allen

Gaben eines vielbedürftigen Lebens, war das kleine Gelaß, in deſſen ſcheinbarer Verwirrung nur ein geprüfter Blick die Harmonie aus Diſſonanzen herausfand. Dies Gemach konnte für die Herzkammer von Leinſterhouſe gelten. Alle andern Räume des Palaſtes waren Glieder, die ſich nach außen in die Welt ſtreckten; auf jenen Punkt lief Alles zuſammen, was Glück und Seligkeit, freilich auch, was Schmerz und ſorgenvolle Liebe hieß.

Seit jener Nacht auf Bally-Caſtle war Pamela das Schreckbild der Furcht nicht losgeworden. Oft floh es vor dem hellen Blick des wachen Auges, aber Nachts, in der Stille der Einſamkeit, ſtand es vor ihr auf als rothe Flamme, die vom eignen Herde zum Dach hinaus lodert. Sie war Franzöſin genug, um von der Nothwendigkeit nationaler Ereigniſſe zu wiſſen, vor denen alles ſtill behütete Familienglück, jedes Behagen im Schooß des Friedens zuſammenſtürzt. Sie hatte Sinn für einen Aufſchwung des freien Menſchen, der die Feſſeln der Liebe, die Bande des Glücks von ſich ſtreift, der im Nothfall die eigne Hütte in Brand ſteckt, um Brüdern jenſeit der Berge ein Signal zu geben, daß das Vaterland, die Ehre der Nation, zu retten ſei. Aber ſie hatte in der Wiedergeburt ihres eignen Volkes nur die Scenen der Verwilderung erlebt; das Blut der nächſten Angehörigen ſtand auf der Tafel ihres Andenkens. Fitzgerald fühlte das. Daher anfänglich ſein Bemühen, ſie von Allem fern zu halten, was Irland wollte und mußte. Das aber litt ihr weiblicher Stolz nicht; ſie war auf ſeine Geheimniſſe eiferſüchtig, ſie wollte mit ihm nicht die Stunden der Erholung nur, ſie wollte ſein beſtes Wiſſen und Wollen theilen. Wo Bitten nichts vermocht, half endlich die Liſt, und ſeit jener Nacht auf Bally-Caſtle war ſie Mitwiſſerin aller Unternehmungen, Plane, Verbindungen Edward's. Sie theilte jetzt die fortgeſetzte Sorge, die jeder Tag, jede Botſchaft aus London und Schottland, jede Kunde von der Südküſte Irlands auf geheimen Wegen aus Paris bringen konnte. Gleich nach der Eröffnung des Parlaments in Dublin hatte Lord Fitzgerald die Staatsregierung über die Motive befragt, die ſie veranlaßt, mit Dragonern Bally-Caſtle zu beſetzen. Es ſaßen nur wenige von den vereinigten Bundesbrüdern im Parlament; es war unter der Mehrzahl der von England gewonnenen Mitglieder nur wenig Anklang für Irlands Recht und Ehre zu finden; aber man war der Anſicht, es thäte noth, die gebotene Veranlaſſung nicht aus der Hand zu geben, die Gegner auf der Vorbühne zu beſchäftigen, um ihrer Aufmerkſamkeit in Bezug auf wichtigere Verhandlungen enthoben zu ſein. Heut Abend war auf Fitzgerald's Antrag die Entäußerung des Gouvernements zu erwarten. Die Sitzung ward in eine geheime verwandelt, und es hieß, die Regierung wolle als Antwort das Martialgeſetz über ganz Irland verhängen. Damit war dann kein Haus mehr eine Friedensſtätte, alles Recht des Bürgers vor der Gewalt der bewaffneten Macht aufgehoben.

Wie die ſpäte Nachtſtunde draußen vom Thurme ſchlug, ſprang Pamela von der Ottomane auf; das Zimmer ward ihr zu eng, die Luft zu ſchwühl. Sie klingelte. Der Mohr Tony kam und ſie verlangte nach Miſtreß Rowan. Seit der Begegnung auf Bally-Caſtle war das Geſchick beider Frauen ein gemeinſames; Miſtreß Rowan blieb noch eine Zeitlang in Leinſterhouſe, bevor ſie nach dem Landſitz des Oheims zu ihren Kindern zurückkehrte. Der Mohr kam bald wieder, mit dem Bemerken, Miſtreß Rowan habe ſich ſchon zur Ruhe gelegt, ihr Zimmer ſei verſchloſſen, die Fenſter dunkel. Die Glückliche! dachte Pamela, ſie kann ſchlafen. Ihr Archibald iſt ſicher in Paris!

„Dein Herr bleibt ſehr lange heut' in der Sitzung," ſagte ſie zum Mohren.

„O thut nicks, liebe Sache," flickte der Neger ſein Rothwälſch zuſammen, „ſein da viele Schwätzer bei einander, haben viel zu parlir', können aber nicks thun."

„Eine ſchlimme Definition des Parlaments von Irland," lächelte Pamela.

„O weiß nicks von Welt, von Parlament und den vielen Gliedern im Oberhauſe, will ſagen im Kopf, und im Unterhauſe, will ſagen im Magen von Irland. Weiß nur wo Herz iſt, und wo Herz iſt, iſt Alles heilig ringsum, kann Niemand nicks antaſte. Und wer das Herz in Irland iſt, weiß ich wohl. Lieber Herr, Lord Edward, iſt Herz von Irland, iſt König im Land."

„König im Lande!" dachte Pamela, „man hofft auf eine Republik, tritt mit einer ſolchen in Bund, und das arme Weſen ſchwatzt von einem König!"

„Ganz heimlich,“ verſicherte Tony, als hätt' er die Einrede auf ihrem Geſicht geleſen, „ganz heimlicher König im Lande iſt lieber Herr. Arm Menſchenherz muß immer was lieben, und was man liebt, iſt König von einem. Hab' als verlornes Mohrenkind ſtummen Stein und dummen Baumklotz angebetet und geſagt: Komm, ſei mein Gott! Und war's auch, war mir Gottheit, weil ich wollte, weil ich's dachte. Andres Volk hat geſagt: Lieber Stern, ich lieb' dich, alſo biſt mein Gott! Andres Gevölk creirt ſich Lilie als liebe Göttin. Stern iſt ewig, iſt wunderbar hingeſtellt in dunkeln Schooß Unendlichkeit. Darum kann Stern Gottheit vorſtellen, wenn man's glaubt. Lilie iſt Unſchuldsbild, keuſch, rein, kann Gott bedeuten für arm Volk, das Gottheit ſehen will. Eigentliche Gottheit aber iſt doch heimlich, und kriegt ſie Niemand nicht zu ſchaun. Und liebe katholiſche Chriſtenheit hat Mutter Maria zur Königin gemacht, weil Mutter Maria wie Stern und Lilie in Eins iſt. Ob ſie auch Freiſtaat machen, Eins muß doch König ſein, weil arm Menſchenherz immer Liebe braucht.“

„Du armer Thor!“ ſagte Pamela, „und wird ihn die Liebe des Volkes auch immer ſchirmen? Padd iſt gutwillig, aber ſchwankend und entartet. Und was das Bedürfniß nach Liebe angeht, armer Tony, man kann auch die Freiheit lieben, und eben deshalb alle Helden ihr opfern. Man kann auch Sachen lieben und Padd liebt weit mehr die Flaſche als irgend was ſonſt in der Welt.“

„O, iſt nur liebe Verzweiflung, Vergeſſenheitstrank für arg böſes Mißgeſchick," rief Tony und ſeine Augen brannten, als hätt' er ebenfalls vom Nektarſtoff der grünen Inſel gekoſtet. „Wird anders werden im Land, wenn alle Welt erſt aufſteht und Recht fordert und die heilige Jungfrau das Panzerhemd von Jeanne d'Arc anzieht, das ſie ſich hat verſchreiben laſſen vom Brudervolk Frankreich."

„Laß mich allein!" ſagte Pamela, „Deine confuſe Seele macht mich wirr!"

Der Neger ſchlich bei Seite, blieb aber doch im Zimmer.

„Edward, die Liebe des Volkes!" ſagte ſie mit gepreßter Stimme. „Ich fürchte, ſie werden ihn noch ſo lieb haben, daß ſie ihn mir nimmer wieder herausgeben und für alle Zeit an ihr Herz preſſen!"

Sie ſank auf die Ottomane und bedeckte mit beiden Händen ihr Antlitz. Der Neger ſchlich heran.

„Frau meines Herrn", ſagte er, „wollen hin, wollen ſehen, was es giebt!"

Sie ermannte ſich und ſtand auf. Es war ihr eigner Gedanke, den er wach rief. Sie ſchickte ihn fort, die Kammerfrau zu rufen. Ein Wagengeraſſel zog ihre Aufmerkſamkeit zurück. Sie öffnete den anſtoßenden Saal, die Flügelthüren, die zum Altan führten, und lehnte ſich über die Brüſtung. Der Wagen fuhr gleichgültig vorüber und ihr Auge ſchweifte die lange Straße troſtlos auf und nieder. Der Glanz der Laterne, die ihr zu Häupten hing, beleuchtete ihr blaſſes Angeſicht. So ſah man ſie oft im Theater, wenn ſie ſich an den Rand der Loge lehnte und ihr müdes Auge mit ſtarrem

Blick nach einem Punkt ſuchte, der ganz außerhalb aller Scene, aller Gegenwart lag. Das war nicht mehr die lebensfriſche, in allem Uebermuth prangende Dame; die Frau war ſeit kurzem verwandelt, und doch begriff man dieſe Veränderung ihres Weſens nicht, wenn man Lord Edward mit der Heiterkeit ſeiner blühenden Farben neben ihr ſah, zu Pferde mit ihr im Phönixpark, oder in der Geſellſchaftswelt von Dublin. Pamela entzog ſich keiner Gelegenheit, öffentlich zu erſcheinen, und doch trug ſie überall die Spuren ihrer einſamen Gedanken mit ſich.

Die Kammerfrau erſchien und Pamela warf ſich raſch in die Kleider. Es war das grüne männliche Habit, in dem ſie früher oft genug in Scherz und Laune die Beluſtigungen des Volks und manche Orte der Ergötzlichkeit beſuchte, wo die Schleppe der Lady nicht hingehörte.

Der Mohr ſtand draußen und hüllte ſie vorſorglich in den Mantel, er ſelbſt trug unter dem ſeinigen eine Blendlaterne. Raſch war ſie ihm die Treppe hinab gefolgt, hielt aber plötzlich inne und ſprang die Stufen zurück, eilte durch den Corridor und öffnete leiſe eine Hinterthür. Es war das Schlafzimmer ihrer Kinder. Und ſo kommt das Herz des Weibes nicht los von der Glückſeligkeit des häuslichen Friedens; auch nicht das begeiſterte Weib, das ſich mit dem Gatten in den Pulverdampf ſtürzt; ihr Herz bleibt daheim oder iſt ſchon an der zertrümmerten Wiege ihres Glücks getödtet.

Sie trat lauſchend ein. Die alte Wärterin ſaß und ſpann hinter der verhüllten Lampe. Pamela winkte ihr und die Alte brummte zu dem ſchnurrenden Ton des Rades, der die Schläfer eingeſummt, ruhig ihr Wiegenlied fort. ;Da lagen die drei Sprößlinge ihrer Liebe, und Irlands Traumgott küßte mit ſeinen mährchenvollen Lippen ihre zarte Stirn. Das Lied, das die Wärterin ſang, erzählte vom Kleeblatt, das ſich über Nacht in Sanct Patriks Hand zuſammenlegt, und das er feſthält, damit es über Nacht die Farbe nicht ändert. Pamela hatte ſich im Anſchauen ihres ſchlummernden Glücks geſättigt. Das Rad ſchnurrte, die Alte ſang und die ſtille Dämmerung deckte wie ein Mantel die Schlafenden.

Tony ſtand unten und klapperte mit den Zähnen. Es war eine friſche, obwohl nicht helle Nacht; die Laternen auf den Gaſſen brannten nieder, die Lichter am Himmel waren ſchlafen gegangen. Die Straßen, durch die ſie wanderten, waren leer und öde, bis ſie plötzlich vor dem Parlamentshauſe ein Gewirr von Stimmen, ein Gewühl vieler Menſchen empfing.

XIV.

Den Platz vor dem damaligen Parlamentshauſe in Dublin ziert die Bildſäule König Wilhelm des Dritten, der zuletzt die Inſel erobert, daſſelbe Reiterbild, das in unſern Tagen ſchon mehrmals Nachts mit Pulver in die Luft geſprengt wurde, und das die Regierung von England unermüdlich wieder erneuern läßt. Damals lehnten die Höker ihre Buden an das königliche Standbild. Irland war gutmüthig genug geweſen, dem Oranier ein Denkmal zu ſetzen, blos weil er die Zeiten Cromwell's vergeſſen machte; aber Irland war auch gemüthlich genug, die königliche Geſtalt wenig zu reſpectiren. Die Trödelbuden rings um die Majeſtät waren keine würdigen Trabanten ſeiner bronzenen Hoheit zu Pferde, hier trank man Whisky und der Dampf der Kartoffeltöpfe war ſchlechter Weihrauch für eines Jupiters Naſenfänge. Es war kein Hohn in dieſer Zutraulichkeit, nur Gemüth, nur harmloſe Zuverſicht, die der Meinung war, der Oranierkönig werde die Berührung mit armen Sumpftretern nicht ſcheuen, ein hochſeliger Geiſt, wie er, ſei über

Schmutz und alle Drangſal des Lebens weit hinweg. Mit dem Beginn des Abends verſchwanden die Trödler und Ferkelhändler, aber Hebe und Ganymed, die Hauptgottheiten von Irland, blieben geſchäftig, um Nektar zu ſchenken bis über Mitternacht. Der Nektar, der hier floß, war nichts anderes, als was man andern Ortes ſchnöder Weiſe Schnaps zu nennen beliebt; und Hebe und Ganymed waren ebenfalls allzu vornehme Benennungen für das alte rußige Mütterchen dort, oder die gnomenhaften Zwerggeſtalten, die in den Buden feilboten. Es war damals Modeſache für den Pöbel von Dublin, lauter Zwerge zu Whiskyſchenkern zu haben. Nannte man gewiſſen Branntwein Bergthau, ſo wollte man auch Bergkobolde zu Kredenzern, Kerle mit Höckern und verwachſenen Geſichtern, die den Trinkern ein gewiſſes inneres Grauſen einflößen und mit unſterblich grinſendem Lächeln ſelbſt dem Teufel Brüderſchaft zuzutrinken Miene machen. Auch der Schauder hat ſeine Wolluſt, Schauder iſt das erſte Gefühl des Trinkers, wenn er die Lippen an den Rand des Glaſes ſetzt und die dämoniſchen Geiſter, die drinnen hauſen, wittert. Zu dieſem wollüſtigen Grauſen harmonirten die von Gott und Natur gleich ſehr verwahrloſten Whiskyſchenker, deren Budenreihe in dichten Batterien vor dem Parlamentshauſe aufgepflanzt war. In mancher Bude ging es ruhig zu, beinah feierlich: ein ſcheues Flüſtern, ein heimlich Kichern, eine zweifelhafte dumpfe Schwühle. Es waren die im Leben Heitern und Uebermüthigen, denen, wie man ſagt, nach dem Tode ſchwühl wird. Der heiße räucherige Poteen, in deſſen würzige Dämpfe ſie ihre Seele getaucht, wird ihnen gleichſam der Styx, und ſie ſitzen bereits im Lande Jenſeits und ſchwelgen in den ſüßen Schauern einer ſtillvergnügten Seligkeit. Aus den meiſten Buden aber klangen lachende Kehlen, vielfaches Wortgemetzel, ſchallendes Halloh und eine herzhinſchüttende Seligkeit, die ſich räuspert und poltert. Dies ſind die Whiskytrinker; ſie trinken kalt, ſie ſind gleichſam die Rationaliſten unter den Seligen, während jene Schaaren, die ſich am würzigen Poteen laben, einem ſtillen Gewühl von Pietiſten gleichen. Für ſie iſt der Rand des Glaſes ein Uferrand, über den hinweg ſich ihre Seelen in den Strom der Vergeſſenheit tauchen. Diesſeits am Ufer ſtehen Hunger, Schmach, Knechtſchaft und Elend jedweder Art; iſt der Rauſch der Wogen vorüber, dann liegt der Betäubte wieder am Geſtade und jene ſcheußlichen Geſtalten ſammeln ſich um den Erwachenden, als hätten ſie wie alte Freunde ein gutes Recht auf ihn. So lange der Rauſch anhält, iſt Padd ein König dieſer Welt. Er liebt die Extreme, er kann nur Bettler oder König ſein; Bettler iſt er im wachen, König im ſogenannten ſeligen Zuſtande. Und die Seligkeit der Whiskytrinker iſt lärmender Art. Hier klingt zur Hornpfeiſe ein gellendes Lied, deſſen Chorus von den Wänden der nahſtehenden Häuſer widerhallt; dort drängt ſich um den Laternenpfahl ein Knäuel kämpfender Boxer, der plötzlich wieder lachend auseinanderſtiebt. Vor dem Trinity-College erſchallt dann und wann ein Lebehoch; die Studenten in den Chorröcken ſtehen in Haufen beiſammen vor ihrer Thür und klatſchen den Boxern

Bravo zu oder bewillkommnen einen Einfall, der in ihrem eigenen Kreiſe laut wird.

Was jetzt die Bank von Dublin, war damals mit der runden Kuppel das Parlamentshaus. Jetzt klingen die Münzen der Könige von England dort; damals klangen dort die Reden von Irland, die freilich auch meiſt in der Schatzkammer Pitt's geſtempelt und gemünzt wurden. —

Die Sitzung wollte noch immer nicht enden und doch war Mitternacht vorüber und die Laternen in der Säulenhalle brannten müde. Der ſchöne Porticus mit den ioniſchen Säulen, der im Halbcirkel die Propyläen zum Tempel der öffentlichen Wohlfahrt bildete, war gedrängt voll Harrender; die Sitzung war in eine geheime verwandelt, die Galerien waren geräumt und die Ungeduld, die ſich vertrieben ſah, ſtand nun draußen und wandelte in der Vorhalle auf und nieder. Dann und wann ſtrömte eine Schaar vom luſtigen Volke, vom Publicum der Buden, bis an die Stufen der Halle. Dann kam eine fröhliche Bewegung in die lauſchenden Gruppen, bis der Klang der Freude mit der Hornpfeife oder dem Dudelſack ſich wieder hinter die Bildſäule König Wilhelms zog. Es waren die Denkenden in der Nation, welche die ganze Baluſtrade entlang ein Spalier bildeten und die Ausgänge beſetzt hielten, um die erſte Kunde von den Verhandlungen der geheimen Sitzung aufzufangen. Einige wandelten zwiſchen den Säulen auf und ab. Zwei von ihnen ſchienen eine beſondere Anziehung für einander gefunden zu haben, obwohl es mehr der Widerſpruch war, der ſie an einander feſſelte. Bei alle dem hatte ſich ihrer jene froſtige Abſpannung bemächtigt, die bei zweckloſem Herumſchlendern ſich auf langes Harren einzuſtellen pflegt.

„Wir wandeln hier in dieſem antiken Porticus,“ ſagte der Eine, „wie jene alte Philoſophenſchule, die in der Stoa auf- und abſchreitend ihre Weisheit auskramte.“

„Wir gleichen jenen alten Schwätzern auch ſonſt noch,“ ſagte der Andere, „wir wiſſen, daß wir nichts wiſſen.“

„Wir wiſſen wohl genug!“ entgegnete Jener, „wenn wir nur mehr vermöchten!“

„Wir wiſſen nicht einmal,“ ſagte Dieſer mit einer Ruhe, welche die aufwallende Heftigkeit des Freundes niederdrückte, „ob die Regierung unſere letzten Briefe auffing, wiſſen nicht einmal, wer plötzlich unſre Verbindung mit dem Süden abſchneidet.“

„Aber wir wiſſen, daß man in dieſem Augenblick da drinnen den Antrag ſtellt, ſich unſer Aller Häupter bemächtigen zu können und uns militäriſch zu richten.“

Die Redenden traten aus dem Schatten des Säulenganges auf die Stufen, die zu dem Platz führen.

„Ich will gehängt ſein, wenn es nicht Leute giebt, die klüger ſind als wir, will gehängt ſein, wenn Pitt nicht eher erfährt als wir, ob General Hoche in Irland landen will!“

Der Naſalton des Mannes, der jetzt wieder flüſterte, klang aus der geiſtlichen Kutte hervor wie das mahnende Gewiſſen, das ſich ſchon längſt heiſer geſchrieen und nur noch röchelt. Wie ſie aus der Halle traten, reckte er ſeinen

Hals empor und ſchien mit dem Genick aus der Kapuze zu wachſen. Der Kopffang fiel in den Nacken zurück, und der Schein des nahen Lichtes beleuchtete den Scheitel des Prieſters.

„Ihr habt aus dem unfruchtbaren Schottland einige unfruchtbare Beſorgniſſe mitgebracht!“ warf ihm der Andere unwillig hin.

„Und Ihr ſchwebt freilich in üppigen Hoffnungen!“ ſagte der Prieſter mit dem Hohn der kalten Ueberlegenheit. „Ihr betrinkt Euch in Vorſtellungen, wie ſich der Pöbel in Sekt berauſcht. Ihr ſeid die Edlen des Volkes, die ſein Bewußtſein vertreten ſollten, aber Ihr habt Euch nur einer feinern Trunkſucht ergeben.“

Der Begleiter fand nicht die Worte der Entgegnung und nagte ſchmerzlich an der Unterlippe. Das ſprühende Feuer ſeiner dunklen Augen ſuchte vergebens nach Stoffen, an denen ſein Unmuth ſich nähren konnte.

Sie ſtanden auf den Stufen der Treppe und ſchauten auf das bunte Getümmel des Volkes. Der Prieſter ſtreckte ſeine Hände aus, wie mechaniſch, zum Gebete und zum Segnen. Was er zum Gefährten ſprach, klang freilich eher wie ein Fluch der Verzweiflung. „Ein hübſcher Haufe Volks!“ knirſchte er, „was wäre nicht damit auszuführen, wenn ſie nicht vor der Klingel eines Chorknaben niederſtürzten! Ein halb Dutzend Rothröcke macht ſolchem Volk ſchon lange Beine. Sagt mir nichts gegen meine Schotten! Sie ſind karg, eckig, haben kein Blut zum Jubeln und Lärmen, aber ſie begreifen, daß das neue Jahrhundert heranrückt, wo man jedem Ding im Himmel und auf Erden die Frage ins Angeſicht ſtößt: Warum? warum biſt du da? was iſt dein Nutzen, was dein Zweck?"

„Ihr werdet die luſtigen Irländer nicht erſt in Schotten verwandeln wollen, um ſie von England unabhängig zu machen!"

„O, o!" ſeufzte der Prieſter und drückte beide Hände vor ſeine Bruſt, „was ich will, Freund, kommt nicht in Anſchlag, ich will nichts, als was ich kann, und ich denke, Ihr kennt mich Alle, wie ich im Stillen hanthiere und wirke. Auch weiß ich, daß man das alte Jahrhundert noch mit ſich ſchleppt, während man ein neues vorbereitet, ein neues ſchon im Herzen trägt. Kann ich doch dieſen Rock, den mir das Schickſal um die Glieder warf, nicht los werden, obgleich mein inwendiger Menſch ſich längſt aus ihm ſchälte und nichts mehr mit der alten Verkappung zu thun hat vor Gott dem Allwiſſenden. Padd, Padd! armes, unglückliches Volk! ſchelten kann ich dich nicht! So wie du biſt, biſt du Alles was du ſein kannſt mit allen deinen Tugenden und Fehlern. Ich kann nicht ſagen: Sei auf Momente weniger gut, damit du auf die Zukunft hin ein beſſeres Loos dir bereiten könneſt. Du biſt nun ſo, liebenswürdig toller Padd, du holde Dummheit, liebe bitterböſe Unſchuld, du leichtſinnige Heiterkeit, du unglückſelig Kinderherz!"

Er verſteckte ſein Antlitz in die Falten der ſchwarzen Kutte und zerdrückte ſeine heftige Bewegung.

O'Connor legte erſchrocken ſeine Hand auf die Schulter des Mannes, deſſen Weſen trotz langem Verkehr ihm ſtets räthſelhaft geblieben, da er zum Höchſten und zum Niedrigſten befähigt ſchien.

„Faſſet Muth!" ſagte O'Connor mit der Traulichkeit verſöhnender Liebe.

Der Prieſter ſchlug den Mantel von ſeiner Stirn zurück, richtete ſich auf und ſah ihm mit der ganzen Starrheit ſeiner ruhigen Kälte ins Angeſicht. So ſchnell wechſelten die Stimmungen in ſeinem Innern, ſo raſch trocknete die Thräne, die er um ſein Volk geweint, ſo entſchieden dem eiſernen Verhängniß verfallen erſchien ſein bleiches Antlitz wieder nach dem raſchen Uebderwallen eines unbewachten Gefühls.

„Ihr zerquält Euch ſelbſt," ſagte O'Connor, „zernagt die Entſchlüſſe, ſchwächt Euch alle Luſt zur Thatkraft ab in dieſem ewigen Zähneknirſchen der Verzweiflung. Laſſet ab von dem unfruchtbaren Gedanken, daß ein Volk erſt einen andern Glauben haben müſſe, wenn es frei ſein wolle. Laßt ihm ſeine Götter, nur deutet ſie ihm anders als bisher, deutet ihm die heilige Jungfrau als die Freiheit, deren Fahne es aufpflanzen müſſe auf den Trümmern der alten Zwingherrſchaft. Laſſet die blaſſe Grübelei, die Euren Willen abtödtet, und ziehet lieber den Rock des Soldaten an!"

„Als Capitän Jones", entgegnete Dornley, „bin ich auf der Flucht vor der weltlichen Macht, als Prieſter James hat mich die Kirche aus ihrer Mitte geſtoßen. Ich bin ein Ding, das da iſt, aber ein namenloſes Weſen, eine beidlebige Amphibie, die nirgends recht hingehört, ein Salamander, der im Feuer und im Waſſer dauert, aber ohne ſeiner Heimath froh und gewiß zu ſein. Mit dem Wams des Soldaten, mit der Kutte des Pfaffen muß ich ſo lange wechſeln, bis mich irgend ein Armſünderröckchen faßt. In Mancheſter neulich war man mir arg auf der Fährte."

„Wohnt Ihr wieder in der alten Baracke am Uferdamm?" fragte Connor.

„Iſt mein Geheimniß," ſagte der Prieſter. „Ich werde überall ſein, wo die Sache es fordert, und Ihr wißt wo ich zu haben bin. Zählt auf mich! Meine Leibgarde von dreihundert Padds ſucht Ihresgleichen, ſie übt ſich fleißig in der Führung des Meſſers; im Uebrigen laßt mir meine Wege frei. Lebt wohl, grüßt mir die geheimen Fünf und Lord Edward. Sagt ihm, er ſolle nicht aufhören, den frivolen Leichtſinn als Aushängeſchild zu gebrauchen, aber er ſoll einmal endlich aufhören, den Cunctator zu machen. Beim erſten Kanonenſchlag der Franzoſen müſſen wir losbrechen! Aber das tändelt und ſchwänzelt, oder grübelt und düſtelt, und wer Thatkraft hat, wie der Rowan, hat ſie auch nur im Herzen und in der Fauſt, ſo daß es noth thäte, Andere hätten für ihn den Verſtand. Der Archibald ſcheint auch in Paris fortgeſetzt Maskerade zu machen. Hat ſeinen Namen abgelegt, nennt ſich wenigſtens nach ſeiner Mutter aus Schottland Mr. Hamilton und trägt Plaid und Kilt mit nackten Waden. Das hat den Damen von der Halle dort, auch wohl höhergeſtellten, ſo gut gefallen, daß ſie ihm für dieſe

Offenheit und Naturblöße Beifall zuriefen und mit dem Wunſche, noch mehr von ihm zu ſehen, eine Deputation an ihn ſchickten. Der arme Menſch! Seine Geſinnung ward in Frankreich verdächtig, ſie hielten ihn lange für einen Spion, und wie er aus Gutmüthigkeit einen Prieſter, den ſie ſteinigen wollten, rettete, ſchalten ſie ſein Herz königiſch und elend chriſtlich barmherzig. Nur ſeine bunte Jacke und ſeine rothen Beine machten ihm Freunde. In Frankreich möcht' ich auch nicht gehängt ſein, lieber hier!"

Abſchied nehmend, wies der Redende auf einen Haufen Bauern, der ſeine Aufmerkſamkeit ſchon länger gefeſſelt. „Ein Trupp verdächtiger Geſellen, will ſagen brauchbare Leute," flüſterte er, zu O'Connor gewendet, „vielleicht Kerle, die Haare auf den Zähnen haben, weil ihnen der Magen knurrt. Jedenfalls gut genug als Futter für Pulver! Ich will das Elend friſten, bis es reif zur Verzweiflung iſt; gebt mir nur neuen Zuſchuß aus der Caſſe! Jetzt, ſeht Ihr wohl, hab' ich die Kutte ſehr nöthig; ſie allein macht zum König von Irland. Nur verſteht es Niemand, dem Crucifix die rechte Schwenkung zu geben!"

Die Handbewegung, die der Prieſter machte, war wie ein Stoß mit bewaffneter Fauſt. Es war ſo ſeine Art, Himmel und Hölle in ſeinen Worten wild zu miſchen. Von der grenzenloſeſten Verzagtheit ſprang er plötzlich über in eine heiße Thatluſt, die ſich nur im Blutbad der Feinde Irlands ſättigt. Das ſtarre Auge des Mannes hatte mit dem Entſetzen gebuhlt, mit dem Tode geliebäugelt; ſeine Stirne ſchien dem ewigen Gericht zu trotzen, bis es plötzlich Augenblicke für ihn gab, wo das Elend der Creatur ſein Herz verzehrte. Sein Schritt hatte etwas geſpenſterhaft Schleichendes, ſeine hohe dürre Geſtalt kroch plötzlich zuſammen, als wollt' er im Mondſchein Gewürm ſuchen, das ſich aus der feuchten Erde drängte. — O'Connor folgte ihm mit den Blicken, bis der Menſchenhaufen die Geſtalt des Prieſters verſchlang.

Es war ein ſeltſames Rudel zerlumpter Bauern, die den zweiten Ausgang der Halle beſetzt hielten, an den Säulen lehnten, am Boden hockten, auf den Stufen der Treppe kauerten. Die blaſſen Geſichter hingen mit wildem Haarwuchs auf die Bruſt herab, die eiſenbeſchlagenen Prügel, die der lederne Riemen ſchlaff am Handgelenk hielt, raſſelten auf den granitnen Quaderſteinen, wenn ſich hier und da ein müdes Glied in eine andere Stellung warf. Stumm, ſtarr, bis in den Tod ermattet, harrten ſie an dieſer Stelle ſchon ſeit Anbruch des Abends.

„Gelobt ſei Jeſus Maria!“ ſagte der Prieſter, als er unter ſie trat.

Einige kreuzten ſich ſtumm auf den Gruß, die meiſten blieben in ihrer verſunkenen Haltung.

„Kennt Ihr das Kreuz nicht?“ ſagte Dornley mit erhobener Stimme, indem er den ſilbernen Heiland am ſchwarzen Holz, den er am Bande trug, über ſeinem Haupte ſchwang.

Die Nächſtſtehenden zogen die Hand unwillig an die Bruſt, die bleichen Lippen zuckten, ohne die Worte zum Gruß des Herrn zu finden.

„Ihr ſeid katholiſche Chriſten," fuhr Jener fort, „wie kommt es, daß Ihr für Euern Herrn und Heiland kein Willkommen, für das Kreuz keine freudige Demuth habt?"

„Ach, frommer Vater," ſagte ein friſcher Burſche, der aus dem Schwarm hervortrat und für die Andern das Wort nehmen wollte, „es laſtet ſo viel Kreuz auf uns, daß wir kein heiles Fleckchen mehr an uns finden, wo wir ein Kreuz ſchlagen könnten."

„Wir ſind proteſtantiſcher Pächter katholiſche Afterpächter!" redete der Haufen durch einander, „orangiſtiſcher Henker arme Opfer!"

„Stehet mir Rede, Einer ſpreche!" ſagte der Prieſter.

„Wir ſind Leute aus Wicklow," begann im Hintergrunde die hohle Stimme eines Greiſes, der ſeine hagern Glieder in die Höhe raffte. Alles ſchaarte ſich um ihn und er ging dem Prieſter mit wankendem Tritt, aber doch erhobener Haltung entgegen. Sein Haar leuchtete ſchneeweiß, er ſchien der ſchattenhafte König unter dieſen dürren Geſtalten, die das Elend ausgehöhlt. „Ich bin der Aelteſte dieſer Schaar," ſagte der Greis mit einem gewiſſen patriarchaliſchen Stolz, den die Lumpen ſeines Gewandes nur zu heben ſchienen. „Meine zwölf Söhne haben ihrerſeits ihre Weiber und zahlreiche Kinder ſammt Kindeskindern. Wir machen einen hübſchen Haufen Volks, das weiß Gott, der uns damit geſegnet! Wir brauchen eine anſtändige Kartoffelgrube, das weiß der Teufel, der ſie uns entzog! Seit der letzten Mißernte warf ſich Mancher von uns auf den Trunk; ein grenzenloſes Elend brach über uns ein.

Da berief ich die Glieder meiner Familie und ſprach: Kinder, wir ſtiften einen Mäßigkeitsverein. Wir wollen dem Schickſal nüchtern trotzen, der Herr ſoll ſein Müthchen an uns kühlen, ohne daß der Teufel ſeine Freude an uns hat! Wir tranken keinen Whisky mehr. Statt aber den Zorn des Geſchickes dadurch abzulenken, begann erſt recht unſer Leiden. Der Pächter, der den Zehnten einforderte, ſah den Nutzen ſeiner Brennerei verkürzt; er ſchalt uns eine aufrühreriſche Sekte, fürchtete, unſer muſterhafter Entſchluß, den er papiſtiſche Dummheit nannte, könnte Proſelyten machen, und glaubte durch umſichgreifenden tugendhaften Lebenswandel ſein Heil bedroht. Er trieb ſeitdem den Zehnten ſchärfer ein und quälte uns bis aufs Blut, als er für den Biſchof der hohen Kirche von England einen Zehnten für den Abendmahlswein, für das Blut Chriſti, verlangte. Der Hunger nagte an uns mit ſcharfen Zähnen; wir hätten die Thränen unſerer Weiber und Kinder preſſen und keltern und ſie dem Herrn Biſchof von der auserleſenen Kirche als Wein zum Altar bringen können. Wir hatten kein Brot und ſollten für Wein zahlen. Wir gingen zum Pfarrer unſerer Kirche und baten, er möchte für uns die Abgaben zahlen, da wir nicht für Abendmahlswein, den nur er für uns trinke, gezehntet werden könnten. Der gute Vater aber verwies uns die Dreiſtigkeit der Rede und ſagte: Dulden ſei Chriſtenpflicht. So duldeten wir denn als Chriſten und ließen uns als Menſchen pfänden. Wir ſchrieen zur Jungfrau Maria, aber der Hunger ſchrie noch mächtiger in uns. Eines Nachts, als die Weiber und Kinder wimmerten, ſtand ich auf, nahm die Büchſe, ging in den Wald und ſchoß das Wild auf fremdem Gebiet. Früh Morgens lief ich zum Pfarrer und beichtete ihm und ſagte, es ginge nicht anders, Gott müßte denn ein Wunder thun. Der Pfarrer verſagte mir Abſolution, weil ich den Rehbock nicht wiedergeben konnte. Er iſt ſchon verzehrt, ſagte ich. Gott wird dich verfluchen! rief der Pfarrer. Die Natur muß uns helfen! ſagte ich. — Nachts trieb ich nun das Ding ſo weiter, Niemand aber von den Meinen durft' es mir nachthun, ich allein wollte das Opfer für ſie ſein, mich allein dem Strange weihen, und wenn der Hunger in unſern Eingeweiden zu wühlen begann, zog ich Abends aus und ſchoß Wild. Es kam darauf an, wie lang' ich ſo der Verſorger der Meinigen ſein konnte, wie viel Hirſche auf ein Menſchenleben kommen. Jedesmal beichtete ich, jedesmal verfluchte mich der Pfarrer. Mein Zehntenpächter ſchäumte vor Wuth. Ich ſagte ihm: Lieber Mann, ich ſchieße ſo lang' ich kann, ſo lang' uns hungert. Ihr habt uns die Kartoffelgrube gepfändet, ich pfände Euch den Forſt! Es wagte ſich Niemand an mich, in der ganzen Gegend galt ich für den beſten Schützen, ſo alt auch mein Haupt, ſo grau mein Haar. Beides war dem Galgen geweiht, aber ich wollte den Strang erſt rechtſchaffen verdienen. Ich machte mein Teſtament und ſetzte als letzten Willen feſt, daß je der älteſte meiner Söhne der Ernährer der Familie ſein ſollte wie ich, auf jede Art, durch Raub oder Diebſtahl, gleichviel. Er gelobe ſich dadurch dem Verderben, aber einem großen menſchlichen Zweck, und ſei, ſo lange er lebe, der Retter der Seinigen, ginge auch ſeine Seele auf dieſe Weiſe für die ganze Ewigkeit zu Schanden.“

„Hier iſt er,“ ſagte ein baumſtarker Kerl, der aus dem Hauſen trat, „und er wird wie der Alte Mittel finden, den Seinigen Erwerbsquellen zu eröffnen.“ Der junge Eichſtamm, der ihm am Handgelenk hing, zitterte wie vor Vergnügen, als er den Arm mit einer Art religiöſer Feierlichkeit zum Schwur gen Himmel ſtreckte. Ein Gemiſch von Edelſinn und Verwilderung, von Schwärmerei und Verſchmitztheit blitzte aus den feurigen Augen des Mannes; ſein ſchwarzes Ringelhaar lief wie ein Schlangengewinde um das Angeſicht, das ſich freiwillig dem Opfertode und den Rachegöttern weihte.

„Heiland der Welt!“ rief O'Dornley, „und Ihr wagt Euch alleſammt hierher in den Schlund des Verderbens? Möchtet Ihr doch lieber zu den Bären in die Wüſte fliehen!“

„Meine Geſchichte iſt noch nicht aus,“ ſagte der Greis mit einem Seufzer, der ihm die Bruſt zu zerſprengen drohte. „Weil ich die Nächte fortgeſetzt ausblieb, hielten mich meine Feinde für einen jener Weißburſchen, die in Wicklow und Wexford ihr Weſen treiben. Es iſt ein Verein gedrückter Unterpächter und Afterbauern gegen die Obern, eine Art Vehme, die dem ärgſten Uebelthäter auf friſcher That auflauert, und der Vergeltung des Himmels vorgreift. Dies war nicht mein Handwerk. Weil ich ſtahl, wollte ich dereinſt gehängt ſein; aber weil ich ſtahl, um meine Creaturen vor dem Hungertode zu ſchützen, wollte ich dereinſt im Himmel ſelig werden. Daß der Pfarrer mich von der Gemeinſchaft der Gläubigen ausſchloß und den Kirchenbann auf mich verhängte, beweiſt mir nur, daß etwas faul ſein muß in dieſer Art und Weiſe, dem Herrn und Schöpfer die Wirthſchaft zu führen und dem Allerbarmer vorzugreifen. Möglich, daß die Heiligen, die im Vorhofe Gottes ſtehen, auch nicht recht wiſſen, wie ſie's anfangen ſollen, um das verrückte, will ſagen aus den Fugen gerückte Menſchenleben in Ordnung zu halten und zu ſchlichten. Weiß man doch, daß allemal die Unterrichter die engherzigſten ſind und ſich nicht genug thun können im Dienſteifer, der an heſtige Gemeinheit ſtreift. Haben mich die Heiligen ſammt und ſonders verworfen, hat die Mutter Maria aufgehört, für mich zu bitten, weil ſie mir rohem Kerl nichts anhaben konnte, ſo denk' ich doch, der allergrößte Herr der Welt, der Lord Oberrichter Himmels und der Erde, wird meiner gnädig gedenken, die viele Trübſal, Hunger und Verzweiflung mir in Anrechnung bringen und in die große Wagſchaale legen, wenn er hoch und heilig zu Gericht ſitzt über all die Sünden der Welt. — O, o! ſo dacht' ich, ſo lang' ich blos Wild ſchoß in den Bergen von Wicklow. Vor kurzem war ich mit den Söhnen, Enkeln, Neffen und Vettern auf dem nahen Jahrmarkt, allzuhauf das Mannsvolk, wie wir hier ſtehen. Die Weiber mit den Kindern, wir haben ihrer mitſammen ſechsunddreißig, waren heimgeblieben. Es iſt ein hübſches Menſchengewirr, könnt Ihr denken und müßt glauben, daß ich als Wildſchütz meine Arbeit hatte; ohne einen derben Rehbock für die nächſte Mahlzeit ging's nun ſchon nicht ab. Ach du dreimal Heiliger, ob du dich wohl bemühſt, herabzuſchauen aufs chriſtlich katholiſche Elend? Deine Heiligen ſind blind und taub und ſtockdumm geworden, ſie ſehen nicht, ſie hören nicht, Sanct Patrik muß des Unglücks müde geworden ſein und hat ſich wohl ſchlafen gelegt zu ſeinen Vätern! — Ich fühle einen brennenden Stich im Hirn, wie ich auf dem Jahrmarkt ſchlendre; ich denke der Weiber daheim, es treibt mich fort und ich eile nach Haus. Wie ich über die Berge ſteige, leuchtet mir wie ein wackeres Irrlicht eine Feuerſäule aus der Ferne entgegen. Es war kein Irrlicht, es leitete mich ſicher. Alle meine Hütten, das ganze Dorf, das wir armen Afterſaſſen hatten, Alles Ein Aſchenhaufen, Ein lodernder Ruin! Niemand löſchte, Niemand rettete, die Weiber heulten um drei Kinderleichen, die der Zorn des Elements erfaßte. Herr der Welt! ich witterte ſchlechte Streiche. In Abweſenheit der Männer hatten die Knechte des Zehntenbeitreibers die Weiber überfallen. Wir waren dem Biſchof der hohen Kirche ein Sümmchen ſchuldig. Tages zuvor war es fällig geweſen, jetzt kamen die Schergen und überrumpelten die Hütten. Das Bischen Vieh war ihre Beute, mehr gab's ja nicht zu plündern. Die Weiber aber ſuchten die Beute wieder zu gewinnen; im Handgemeng zündet der Räuberſchwarm ein Paar Hütten an, das ganze Neſt ſteht in Flammen, und die Opfer waren drei arme Kindlein. Ich war ſehr ruhig und ſehr kalt, aber ich dachte an die Maxime der Weißburſchen, an eine Vehme auf friſcher That. Ich ließ die Weiber für eine arme Seele von der ſtolzen Hochkirche beten und nahm die Büchſe von der Wand. Der Morgen graute kaum, als ich über die Mauer der Pächterwohnung ſtieg. Die Hofhunde, die mir entgegenfuhren, hatten plötzlich Reſpect vor mir, wie ich ſie anſah, mit dem ruhigen Blick einer todbringenden Sicherheit. Beſtien ehren die Majeſtät des Unglücks. Auch mochten ſie mich kennen; hatt' ich doch oft den Zehnten gebracht und wußte Beſcheid im Gehöft des Oberpächters. Ich klopfte den Knecht heraus, als hätt' ich ein Recht dazu. Wie er mir die Thür verweigerte, gab ich ihm Eins mit der Büchſenkolbe und fragte ihn, ob er den Zehnten wollte. Er aber hatte mit dem Erſten genug. Ich ſagte, ich käme gradeswegs vom Jahrmarkt, wolle dem Herrn Oberpächter meine Schuld abtragen und müſſe noch vor Tagesanbruch wieder heim zu den Meinen. So glaubte er mich unwiſſend über die Gräuelthat ſeines Herrn und hatte kein Arg, mich einzulaſſen. Aber er wollte voraus, mich melden. Ich ihm nach und vor der Thür zum Schlafgemach faßt' ich ihn und drückte ihn ruhig an der Kehle zuſammen, daß er bewußtlos niederſank. Wußt' ich doch nun, wo Sir Ehrenwerth ſchliefen. Ich öffnete leiſe und ſtand im innern Raum. Da lag die orangenfarbne Sünde und ſchlief. Merkwürdig, daß ſo Einer ſchlafen kann und glücklich ſein! Er lag im ſchönen weißen Bett, im ſchönen weißen Hemd. Ich dachte, er würde von ſelbſt erwachen, ich mocht' ihn doch nicht rufen. In der grauen Morgendämmerung ſchwamm das ganze Zimmer um mich her, ſo recht zum weichen warmen Traum gemacht. Ich huſtete, ich räusperte mich. Das wollt' ihn auch nicht ſtören, aber das Kniſtern des Hahns an der Büchſe, Ihr wißt, das iſt ein eigner Ton, ein kicherndes verfluchtes Gelächter, ein infamer ſchelmiſcher Nervenkitzel, der ſich auch durch die feinſten Ritzen der verborgenſten Seele drängt. Und wie ich ſo kniſterte mit dem Hahn, da gähnte der ſchlechte Menſch und rieb ſich, wie unwillig zum Erwachen, die Augen. Reib Du nur, dacht' ich, guckſt in das Zwielicht der unſichern Zukunft hinein! Doch was ſoll hier langer Discurs! dacht' ich, drei kleine katholiſche Kinderſeelen ſind ſchon eine einzige große ſchlechte proteſtantiſche Seele werth. Da ſtieg er im weißen Hemd vor mir auf im Bett. Heiland der Welt! ſchrie er, wo kommſt Du her, Antrim? — Ich wollte blos meinen Zehnten bezahlen, ſagt' ich. Er guckte mir grad' in den Flintenlauf. Heiland der Welt! ſchrie er noch einmal, als wüßt' er was von Dem. — Wozu ſoll ich ihn länger quälen, dacht' ich, — und Ihr ſeht, nicht ohne Nachdenken und Ueberlegung ging ich zu Werke. So ſchoß ich ihm die Kugel ſauber und glatt ins ſchlechte Herz. Er ſtieg aus den Daunen noch einmal in die Höhe und bäumte ſich hoch auf; das thut der gutgetroffene Rehbock auch, er ſteigt kerzengrad' gen Himmel, eh' er niederſinkt. Eine Pächterſeele aber ſteigt ſicher nicht gen Himmel! Vielleicht auch nun die meine nicht mehr! — Wie der Herr Oberpächter zuſammenſank, da ſagte er weiter kein Wort; ich hatte ihm den Mund geſtopft, indem ich ihm gleichſam das Herz öffnete. Es war das erſte Mal, daß ſein Herz ſich rührte, es war Zeit Lebens ein kaltherzig verſchloſſenes Ding; erſt die Kugel macht' es warm. Da lag der Oberpächter und ſchwieg, und ich als Unterpächter wußte auch nichts weiter zu ſagen. — Es war ſehr ſtill im Zimmer und das Zwielicht wurde ſchauerlich. Ich hatte hier als rechtſchaffner Mann gehandelt, dem Oberpächter einen Decem gegeben, meinen Zehnten bezahlt. Dennoch war mir nicht ganz wohl im engen Raum. Wie der Knecht draußen ſich aufraffte und der Schuß das Volk im Hauſe aufrief, ſtieg ich langſam zum Fenſter hinaus. Die Hunde umwedelten mich, als hätt' ich auch ihnen eine Wohlthat gethan. Mir war als wär' ich ein gutgeſinnter Chirurg und hätte der verſteiſten Welt eine Ader geöffnet, auf daß es ihr wohl ſein möge für's weitere Befinden. Wie ich auf der Höhe des Berges ſtand, leuchtete die Morgenſonne auf mein Haupt, als ſäße in den eisgrauen Locken des Sünders gar kein Bewußtſein einer Mordthat, daß Gott erbarm! Mir war faſt heiter, wie ich zu den Meinen kam und als des Stammes Haupt die drei Leichen ſegnete, weil kein Prieſter da war, der die Hand auf ſie gelegt. Die Meinigen wußten nicht was mir war, mir aber war ganz leicht zu Muth, denn die Creatur in mir hatte einmal aufgeathmet. Dabei wußt' ich freilich, daß ich Gott einen Tod ſchuldig war. Wollt' ich nicht ſein ewiger Schuldner bleiben, mußt' ich ihn ſchon hienieden befriedigen. Wir wohnten zu Hauf in einer Lehmſchlucht, weil wir keine Hütten mehr hatten. Wie der Sheriff kam mit einem Trupp Dragoner, da ſagt' ich ihm, ich hätt' allzeit die Erfahrung gemacht, daß die untern Richter angſtbeklommene ſchurkiſche Seelen wären, ich wollt' mit meiner Sache höher hinauf, möglichſt zum oberſten Richter. Iſt's doch in der Kirche juſt eben ſo, die untern Beamten ſind taub und ſtumm geworden, ich meine die Heiligen ſammt Petrus mit dem Himmelsſchlüſſel. Ich will mich der alloberſten Behörde ſtellen, und da ich nicht gleich vor Gott kommen kann, ich ſchlechter Kerl, ſo will ich mich dem König von England ſtellen. Der wohnt freilich drüben und weiß viel von ſeinem grünen Eiland! Aber dafür ſetzte er hier einen Vicekönig hin; Der muß nach Gott und ihm der Höchſte ſein im Lande. So dacht' ich, denn ich war immer ein denkender Menſch, wie Ihr ſeht, ehrwürdiger Vater, und ſchlich mich durch die Dragoner Nachts davon. Siehe da, meine ganze Bande von Söhnen, Enkeln, Neffen, Vettern hängt mir wie ein Schweif hinterdrein. Wollt Ihr mit gehängt ſein, Jungens? ſchrie ich in Verzweiflung. Nicht das, ſagte die große Brut, da müßten die Weiber nicht ſein, der Aelteſte wird wieder Wilddieb, wir Andern bauen Kartoffeln; aber ſehen wollen wir, wie Euch zu Muth iſt, wenn Ihr gehängt werdet, ein Beiſpiel wollen wir uns an Euch nehmen, wie ein großer Menſch, ein edles Familienhaupt, ein braves Herz von Irland ſtirbt. — So ſind wir nun hier, und ich will dem Lord Oberrichter auflauern, wenn er aus dem Hauſe der Gemeinen tritt, damit ich mich dem Vicekönig von England ſtelle und ihm ſagen kann: Herr, hier habt Ihr Einen, der gehängt ſein will!"

Wie der Alte ſchwieg und, den Arm auf die mörderiſche Büchſe geſtützt, vor ſich hinſtarrte, ſchluchzte der ganze Haufe der Männer und Jungen in lauten langen Zügen; Manche heulten in die hohlen Hände, Einige fielen ins Knie und griffen mit den Fäuſten in ihr Haar.

O'Dornley ließ während der Erzählung des Alten das ſilberne Kreuz zu Boden fallen; die Hände krampfhaft in einander gefaltet, ohne Regung und mit der Miene einer Bewunderung, die der Schreck getödtet, ſtarrte er dem Pächter von Wicklow in das greiſe, fleiſchloſe, aber muskelſtarke Angeſicht, auf dem ſich phantaſtiſche Verwilderung und kindliche Herzensgüte in ſeltſamen Widerſprüchen krampfhaft ſpiegelten.

„Bruder!“ rief der Prieſter aus und ſchlug beide Hände um den Nacken des Pächters.

Dieſer fuhr erſchrocken aus der verſunkenen Stellung auf, und ſah verwundert bald die Seinigen an, die ſich enger an ihn drängten, bald in O'Dornley's Antlitz, aus deſſen kalten Linien die Flamme der Freude loderte.

„Bruder!“ ſagte O'Dornley mit einer Art Verzückung, „ja, ſo nenn' ich Dich, denn ich habe einen Menſchen in Dir gefunden. Du biſt kein Knecht des hergebrachten Dienſtes, kein Leibeigener der Satzung, in Dir rauſchen Quellen des urſprünglichen Lebens; ein Menſch, unter vielen tauſend Larven ein Menſch, ſtreckſt Du mir zwiſchen Dornengeflecht ein blutendes Angeſicht empor.“

„Ehrwürd'ger Vater,“ ſagte Antrim, „wie ſoll ich Euch faſſen! Steckt Ihr nur in dem Kleide, oder ſeid Ihr wirklich ein Diener der Kirche? Laßt mich Eure Hand küſſen, mit der ſich Gott zu mir herabläßt!“

„Soll denn Gott“, ſagte der Prieſter, „wirklich nur ein für alle Mal vom Himmel in die Menſchheit herabgeſtiegen und ein für alle Mal heimgekehrt ſein, ſitzend auf ſeinem Stuhl für alle Ewigkeit? Die armen blinden Geſchöpfe haben es ſich eingeredet, und Gott und Menſchenwelt gelten ihnen für geſchieden auf immerdar. Ich aber ſage Dir, er wandelt alle Tage unter uns, der Gott in Knechtsgeſtalt, gegeißelt, mit blutenden Wunden und mit tiefem Herzeleid. Ich ſage Dir, er wandelt um, er greift an Dein Herz, wo es Niemand ahnet, er guckt dem Elend durchs Schubfenſter in die jammervolle Hütte, und klopft an, wenn die Verzweiflung im Winkel niſtet und vor dem eignen Schrei die Stimme des Herrn überhört. Er wandelt um und hat, ein Ueberallundnirgend, allerlei Geſtalt und allerlei Rede. Wenn ich Dich, obſchon ich Prieſter bin, als Menſch, als Mitbruder, umarme, ſo nimm es als ein Wahrzeichen, daß der Herr unter uns iſt.“

Die beiden Männer hielten ſich feſt umſchlungen, ein Mörder und ein Geſalbter Gottes, den freilich die Kirche verſtieß, gaben ſich den Kuß der brüderlichen Liebe.

In gedrängten Schaaren ſtand die Familie Antrim um ſie her und machte zu der feierlichen Scene eine ſeltſame Gruppe. Einige ſchnalzten mit der Zunge oder wieherten laut: es waren ſo rohe Kinder aus den Bergen, ſo barſche Söhne der Natur, daß ſelbſt die Organe an ihnen den erſten

Stand der Unſchuld verriethen, Lachen und Weinen wie eine Lebensäußerung von lieben Vierfüßern klang. In Einigen arbeitete ſich durch die äußere Hülle des Trotzes das Gefühl der angebornen oder angelebten Pietät und Frömmigkeit hervor; in dieſen erſtand der alte, liebgewonnene Glaube, in dieſem Prieſter einen Geſandten des Himmels, einen rettenden Boten Gottes zu ſehen, wie denn der Menſch, der Rohe wie der Feinere, doch irgendwo in einem Aeußerlichen die Abzeichen des Himmels finden möchte und die Stellvertretung des Heiligſten liebt und wünſcht. Einigen unter den guten Menſchen ſaßen die dicken Thränen noch in den Augen, ſie ſchauten auf die Umarmungsſcene wie auf ein ungewiſſes, unbegreifliches Schauſpiel. Der jüngſte Antrim, jener Bube, der zuerſt das Wort genommen, hielt das Crucifix in Händen, das dem Prieſter entfallen und auf dem ſteinernen Boden zerſprungen war.

„Und nun ich als Menſch den Menſchen in Dir gefunden“, ſagte O'Dornley zum alten Wildſchützen, „muß ich gerechtes Bedenken tragen, Dich an die Wildniß der civiliſirten Menſchen preiszugeben. Du willſt Dich ihnen in der Einfalt Deines Herzens frei und offen ſtellen, glaubſt an die Ehrlichkeit ihrer Geſinnungen und meinſt ihren Einrichtungen und Geſetzen Deinen Kopf ſchuldig zu ſein. Daß Du Dich nur nicht täuſcheſt, alter Sohn der Berge! Du wähnſt, hier hinter dieſen Säulenhallen ſäßen die Väter des Landes, die Vormünder des Volkes, zu Rath, um über das Wohl von Irland zu wachen, dem Elend abzuhelfen, der

Sklaverei ein Ende zu machen. O, o, alter Knabe mit weißem Haar! Siehe, der hohläugige Hunger kann mit langen Schritten durchs Land ſchleichen, der Rieſe Elend kann unter dem Volke mit den Ketten, die ſein Knie beugen, ſo laut klirren, daß die Engel im Himmel ihr Angeſicht verhüllen. — und hier in der großen Rotunde ſitzen die Parteien wie Gecken und Hofnarren wie zu einer Luſtbarkeit beiſammen, nennen ſich Tories, die die Heiligkeit und Würde der Geſetze feſthalten, und nennen ſich Whigs, die ſich den Anſchein geben, als wollten ſie die harte Knechtſchaft des Jochs, die Jene für heilig halten, allmählich löſen; ſie machen Principien und ſchneidern aus alten Lappen neue Zwangsjacken, ſo Jene, wie Dieſe, nur daß ſie verſchiedenes Zeug zum Ausputz des alten Kleides nehmen, es mit Seide oder Leder flicken. Sie ſitzen einander gegenüber und ſchwatzen ſo klug und lächeln ſo fade, haben ſo hübſche Debatten und reiben ſich vergnüglich die Hände, während hinten im Land die Creatur verdirbt und Millionen Seelen im alten Jammer verzweifeln. Wollteſt Du eintreten in dieſe Halle, wo, wie es heißt, die Stimme des Volks laut wird in Männern von Ehre und Gefühl, da würdeſt Du viele hohe und niedere Herren kennen lernen, viele hohe und niedre Bedienten, aber Menſchen, Menſchen findeſt Du hier nicht, Bruder Antrim! Da zeigt ſich Lord X. ſo wunderbar mannhaft gegen Sir Y., und Mylord Z. ſo kurzweilig und witzig gegenüber von Lord Tz., da triumphiren die Einen ſo höhniſch oder ſo wohlgemach über die Andern, und über dem ewigen Wuſeln und

Schwatzen und über dem ewigen Kniffemachen und Bausbacken unſerer Phariſäer und Schriftgelehrten ſtirbt hinten im Land am grünen Holz der alte und immer wieder junge Heiland, ich meine die arme Menſchheit auf der grünen Inſel unſeres elenden Lebens. Irland iſt ein Galeerenſklav am Bord von Altengland, und ſein eignes Parlament iſt ſein Henker. Irland iſt ein neuer Heiland, und ſein Parlament ſein Judas, der von England Silberlinge zieht. Ja, wenn es Gerechtigkeit gäbe, dann trät' ich ſelbſt zuerſt vor die Schranken ihrer Vertreter und ſpräche: Hängt mich, denn ich verſtieß gegen dies und das Geſetz, war ein Prieſter und lebte wie ein Laie, lief im Lande herum und häufte Zwietracht, ſchlug und traf den Mordfeind, bevor er mich getroffen! So aber, trau dem Judas nicht, der in dieſer Rotunde ſitzt, und lächelt und immer lächelt, weil die Stunde ſeiner Verzweiflung noch nicht gekommen iſt. Sie wird kommen, dieſe Stunde, dann wird er hingehen und ſich hängen, dieſer Judas! Bis dahin wollen wir uns aufſparen, wollen wir nicht gehängt ſein um unſrer Sünden willen, wir, die wir uns aus dem alten Pfuhl des Verderbens nicht anders als mit Verderbniß retten konnten. Vertrau Dich den Geſetzen nicht an, Bruder Antrim! Haltet ihn ab, Kinder, ſich zu überliefern. Ihr Söhne, Neffen, Enkel Antrim's; das treuloſe Geſetz wird Euch Alle aufknüpfen als Verräther, als Hehler der Schuld, als Empörer gegen Euern Herrn und Zehntenbeitreiber. Ich will Euer Richter ſein und kraft der Machtvollkommenheit der heiligen Mutterkirche Gottes, die mir zu binden und zu löſen das Recht giebt, ſprech' ich Euch frei von der Strafe, die Menſchenhand verhängt, Euch dem großen Richter überweiſend, der jenſeits die Gerechtigkeit und die Liebe ſelber iſt. Er behüte und bewahre Euch vor Euren Feinden und gebe Euch ein langes Leben! Amen!"

Alle ſtanden gebückt und ſchlugen die Bruſt. Eine feierliche Stille lag über dem gedrängten Menſchenknäul.

„Ehrwürdiger Vater," ſagte endlich der kecke Burſch, mit dem Crucifix in Händen, „der ſilberne Heiland mit dem ſchwarzen Kreuze iſt ganz und gar zerſprungen, mitten durch, ſeht nur ſelber!"

„Er ſoll auch zerbrechen," ſagte Dornley mit leuchtenden Blicken, „der leidende Gott am Kreuz ſoll aufhören, und auferſtehen ſoll der erlöſte und erlöſende Gott! Tagtäglich, nachtnächtlich wird die arme Menſchheit noch immer ans Kreuz geſchlagen, und in ihr der Gottesſohn; aber Beide werden mit verjüngter Geſtalt des neuen Lebens unter uns wandeln, und die wilde Dummheit, die ſie gegeißelt bis aufs Blut, gemartert bis in die tiefſte Seele, die wilde Dummheit der Welt wird ſtarr ſein in Furcht und Staunen, wenn die lichte Geſtalt des Erlöſers, der ſich ſelbſt befreit, aus den dunkeln Gräbern ſteigt und über die Erde wandelt, ſein Golgatha vergeblich ſucht und lauter blühende Freude findet!"

Die Familie Antrim ſtieß wieder jene verdächtigen Töne des Wohlbehagens von ſich, für welche die Sprache kein andres Wort als Wiehern hat. Einige mochten, als der Prieſter von blühender Freude ſprach, an volle Kartoffelgruben denken; üppige Naturen unter ihnen vermaßen ſich in ihrer Ahnung vorgefühlter Freuden bis zu Speck und einem braven Seitenſtück vom Schinkenthier. Auf Spirituoſa wagten ſich ihre Gedanken nicht, da das Oberhaupt der Familie ſo ſtreng wie ein Puritaner das Mäßigkeitsgelübde unter ihnen aufrecht erhielt.

„Stellt Euch unter meine Obhut, Kinder, und ich will Euch führen!“ ſagte O'Dornley. Ein lautes Halloh war die freudige Zuſtimmung des Haufens. Sie brachen auf, der Prieſter voran, die Menge tumultuariſch hinterdrein; nur Antrim ſelbſt, der Greis, mit einer Art von willenloſem Widerſtreben; der Strom riß ihn mit fort, während der blaſſe Ernſt ſeiner Mienen im Widerſpruch ſtand mit dem Tumult der aufgeregten Köpfe.

Beim Ausgang aus der Halle war das Gedränge, in das man gerieth, wild und heftig. Hunderte von dem luſtigen Geſindel unter den Buden hatten ſich, durch den Lärm zu der Vermuthung verlockt, die Sitzung des Hauſes ſei beendet, vor den Stufen aufpoſtirt oder füllten den innern Raum, den die Säulenhalle im Halbcirkel bildet. Inzwiſchen hatte die Familie Antrim Fäuſte genug, um ſich Bahn zu brechen. An dem letzten Pfeiler griff ein Arm nach des Prieſters Kapuze. Es war Arthur O'Connor, der ſich bis jetzt vergeblich bemüht, durch den Haufen zu dringen, um an der Scene nähern Antheil zu nehmen. Der fragende Blick, den er auf Dornley richtete, genügte, um eine Erklärung zu erhalten. Dieſer riß ihn mit krampfhafter Haſt an ſich und raunte ihm mit einer faſt ſchreckhaften Freude ins Ohr: „Einen guten Fang gemacht! Meine Geſellſchaft Aide-toi wächſt um einige zwanzig Köpfe, lauter Kerle wie die Hebebäume, lebendige Schillelehs, aus der Wurzel gewachſen, von dort drüben aus den Bergen von Wicklow. Gott und — noch einer! haben ſie mir in die Hände geſpielt! Es iſt ein Haufe Burſchen, der das Capitol ſtürmt, wenn auch keine Gänſe oben ſchnattern!“

In Dornley's Augen brannte ein Freudenfeuer; aber der Triumph in ſeinen Blicken, mit dem er ſchied, war kaum guter und göttlicher Art. —

Endlich ſprangen die Thüren in der Halle auf, die Sitzung des Parlaments war geſchloſſen, die Verſammlung ſtrömte aufgelöſt aus der Rotunde. Die Propyläen, wie man füglich den Halbcirkel der Säulen nennen kann, füllten ſich auch von der andern Seite durch den Andrang der ſchauluſtigen Menge, die von der Begier, die Ergebniſſe der Verhandlungen zu erfahren, unter freiem Himmel, in rauher Decembernacht, ſo lange ſich feſſeln ließ. Der luſtige Schwarm aus den Buden ſtürmte näher heran, auch die Studenten vom Trinity-College poſtirten ſich am Ausgang, und als mehrere Equipagen vorfuhren, um ihre Herren aufzunehmen, kreuzte ſich das Gedräng nach mehreren Seiten.

„Fitzgerald's Livree!“ riefen einige Scholaren und traten zurück. Ein Wagen hielt. Man kannte Lord Edward's Leute an den grünen Röcken mit der Harfe auf den Knöpfen. Vor dem Schlage ſtand der Mohr, in den Mantel gewickelt, eine Laterne in der Hand.

So eben trat Fitzgerald aus der Halle. O'Connor drängte ſich raſch an ihn. Mit einer Haſt, die Jenen beſtürzt machte, griff Edward nach des Freundes Arm. „Wir ſind verloren," raunte er ihm zu, „verloren, Freund!"

Ein dumpfes Gemurr, das ſich über die Menge wälzte und unter den Hallen ſein Echo fand, bildete gleichſam den Chor zu Fitzgerald's Worten. Die Regierung hatte die Aufruhrbill eingebracht. Ganz Irland wurde damit unter das Kriegsgericht geſtellt, Pitt's Arm durfte dann ungeſtraft in jedes Haus greifen, ſo lange der Hang zur Verſchwörung und die Drohung von Seiten Frankreichs obſchwebte, der Aufregung in Irland die Hand zu bieten.

„So iſt's!" ſagte Fitzgerald in gepreßter Eile.

Dieſe Kunde wälzte ſich jetzt von den Thüren des Parlamentshauſes wie eine Lawine über die aus allen Ecken und Winkeln des Platzes zuſammengedrängte Volksmenge. Ein Gemiſch von Furcht und Wuth hielt den Lärm im Gleichgewicht, ihn niederdrückend und aufregend zu gleichen Theilen.

„Komm noch heute zu mir, Arthur, wir müſſen uns entſcheiden!" flüſterte Fitzgerald, dem Gefährten die Hand drückend.

Wie er aus dem Schatten der Pfeiler trat, fuhr ihm der Schein eines Lichtes entgegen, das ſeine Geſtalt von Kopf zu Füßen erleuchtete. Tony war's mit der Stocklaterne. Er ſprang vor ihm her und gab ſich Mühe, den Weg zum Wagen zu bahnen. Aber die Nächſtſtehenden traten von ſelbſt zurück und raunten ſich das Verſtändniß zu, das wie ein Lauffeuer durch die Reihen ging. Es waren zumeiſt die Studenten vom Trinity-College, welche Spalier machten und die Gaſſe bahnten. Wie Edward an den geordneten Reihen vorüberſchritt und am Schwenken der Hüte die Ehrenbezeigung wahrnahm, fuhren ſeine Lebensgeiſter aus der Betäubung zuſammen. Tauchte der Soldat in ihm auf beim Anblick der Reihen links und rechts? An den jungen blaſſen Geſichtern der Scholaren, an ihren ſchwarzen Baretten und Mänteln fand er ſich ſchnell zurecht, grüßte wieder und ſchritten raſch an ihrer Seite hin. Wie er ſich noch einmal am Tritt ſeines Wagens grüßend wandte, erſcholl aus vielen hundert Kehlen ein einſtimmiges: Lebehoch, Lord Edward!

Vivat Fitzgerald und ſein erlauchtes Haus! donnerte es über den Platz nach verſchiedenen Seiten. Die Menge bedurfte einer Lungenerholung dieſer Art. Fitzgerald wandte ſich noch einmal dankend zu den Jubelnden, der Zuruf des Volks in demſelben Augenblick, wo die Tyrannei eine Schlinge um den Kopf Irlands legte, klang ihm wie ein ſchmetternder Jammer, wie krampfhafte Luſtigkeit des Unglücklichen, der ſeine Verzweiflung in Berauſchung untertaucht.

„Sind liebe Scholaren, machen hübſchen Lärm!“ ſagte der Mohr, der vor Kälte zitternd und doch vor Freude lachend vor ihm ſtand.

Wie er in den Wagen ſtieg, faßten ihn zwei warme weiche Arme. Pamela war's, die ihn hier, den Blicken der Menge entzogen, erwartete und an ihren zitternden Buſen drückte. Tony ſchwang ſich auf, der Wagen rollte fort, und der Vivatruf verhallte im Gewühl des Volkes, das nach allen Seiten auseinanderſtob.

XV.

Unterdeſſen war der Exprieſter mit dem Schwarm der Familie Antrim bereits am Ziele der nächtlichen Wanderſchaft angelangt.

Ganz am äußerſten Ende Dublins hat der Liffey zur rechten Seite ein ſteiles Ufer; die Straße läuft haushoch neben dem Strome hin. Der Quai war ſchroff und feſt, obſchon ihn damals noch kein Rand von Quaderſteinen faßte. Der alte Liffey aber mußte mit den Jahren ſchläfrig ernſt, abgehärmt und mager geworden ſein, ſeine ehedem luſtigen Wellen hatten ſich ſcheu in ein engeres Bett zurückgezogen, ſie beſpülten nicht mehr die hohe Uferwand, und an deren Fuße hatte ſich ein zweiter, flacher, mit dem Waſſerſpiegel gleichlaufender Strand gebildet. Hier ſtand eine Reihe erd- und lehmgeborner Hütten, armſelige Spelunken für die jüngern Söhne gehängter Pächter, damals auch ſtille Zufluchtsörter für ausrangirte Landſoldaten und abgetakelte Matroſen, Schlupfwinkel für Diebsgeſindel, Aſyle für zwei- und vierfüßige Land- und Waſſerratten. Wie die Bewohner dem Zuſtand im Paradieſe, wo der trüglich erfundene Unterſchied zwiſchen Gut und Böſe noch nicht aufgekommen war, um vieles näher ſtanden, ſo waren auch die Gebäude dort der Unſchuld der erſten Schöpfungstage treuer geblieben; man entdeckte leicht in ihren Beſtandtheilen die Natureinfalt der allererſten unverkünſtelten Materialien. Freilich erinnerten ſie noch eher vielleicht an ein vorweltliches Chaos, wo ebenfalls wie im Paradieſe Gut und Böſe ungeſchieden war und alle Elemente durch einander wogten. Was Kunſt an dieſen Gebäuden zu nennen war, reichte etwa nur ſo weit als der Biber im eiſigen Norden es auch verſteht, am ſeichten Uferſaum Pfähle einzurammen, auf die er ſeine Wohnung ſtellt. Sonſt blieben die Häuſer der Troglodyten von Dublin noch weit hinter Biberhütten zurück; dieſe ſtehen ſicher, jene aber lehnten ſich an die ſteile Wand, die ſie hielt. Dabei ſahen die Gebäude, in denen Padd ſeine Schlafſtelle fand, grad aus, als wär' ihnen Hören und Sehen vergangen; Hören, weil nicht ſelten die Schornſteine, die Ohren, fehlten; Sehen, weil die Augen, die Löcher und reſpective Fenſter, ſehr ſparſam angebracht waren, um der Fenſtertaxe willen, die damals ſo übermenſchlich hoch ſtand. Oft zog ſich eine ganze Linie von Lehmwänden hin, Bretter darüber machten das Weſen, das man Haus nannte, fertig, und aus dem ganzen inwendigen Elend blickte nur ein einziges vielverzerrtes, gramentſtelltes Auge zum Himmel. Dieſe ſparſam geſäeten Fenſter gingen zur Waſſerſeite, die etwaigen Eſſen nach der Landſeite, und ſtand man am Quai, oben auf der Straße, ſo konnte man bequem auf das Dach einer ſolchen Hütte ſteigen und ſtatt zur Thüre zum Schornſtein hinein fahren.

Eines von jenen Gebäuden war das Ziel für den Haufen Menſchen, den O'Dornley unter ſeine Obhut genommen. Es war ein langes, weitſchichtiges, ſcheunenartiges, und gleichwohl, um der Fenſtertaxe willen, nur einäugiges Haus, ein Polyphem nach ſeiner Species, der ſeine langen Glieder von Lehm und Erde weit hin am Ufer ausſtreckte. Viele Hütten und Anbaue ſaßen ihm noch wie Höcker nach vorn und hinten. Das moosbewachſene Schindeldach lief mit der Straße gleich, und die eine von den großen gemauerten Feuereſſen ſtieg dicht am Rande des Quais auf. Ein leiſer Dampf wirbelte wie ein wollüſtiger Seufzer in die Höhe und ließ ein ſpätes Nachteſſen wittern. Hier ſtand der Prieſter mit ſeinen Gäſten ſtill und lauſchte; aus dem Innern tönte Lärm und Geſang herauf. Hier ſei ihr Nachtquartier, bedeutete er die fragenden Geſichter, die erwartungsvoll an ſeinen Mienen hingen.

„Giebt's auch was zu beißen?" flüſterte der ſcheue Athemzug eines ohnmächtigen Burſchen, wie ſie denn alle ſeit ihrem Aufbruch aus den Bergen ſtark gefaſtet hatten. Die Aelteren verbiſſen ihre Begier, unter den Jüngeren ſah man bebende Mienen, ſchlotternde Kniee, die vor Hunger zuſammenzubrechen drohten.

O'Dornley verſprach ihnen die Fleiſchtöpfe Aegyptens. Die Familie Antrim ſchnaubte vor Vergnügen. Einige küßten dem Prieſter den Saum des Gewandes, Andere falteten aufathmend die Hände. Der Altvater des Stammes blickte zürnend, aber ſchweigend gen Himmel.

Nach dieſem Vorſpiel ſtiegen ſie an einer abſchüſſigen Stelle zu dem untern Uferrand hinab. Eine ſchmahle Brücke auf eingerammten Pfählen führte nach dem Eingang des weiten wüſten Gebäudes, das ein Wirthshaus und des Prieſters Nachtquartier zu ſein ſchien. Ein ſchmutziger Transparent über der Thüre, hinter dem eine blaſſe Lampe im Luftzug flackerte, gab die Inſchrift: „Zur ſeligen Harfe." Das Abbild der Harfe von Irland war hinlänglich von Oel und Fett getränkt, um ſich kenntlich zu machen, zur Beleuchtung des ſchlüpfrigen Pfades dagegen ſchien die Lampe weniger tauglich; oder war vielleicht der ſtürmiſche Eifer der Unterpächtersſöhne aus Wicklow Urſach, daß die ſchlechtgefugte Thür beim Eintritt der Geſellſchaft von unſanfter Berührung in ihren Angeln ſeufzte und der Gewalt der Drängenden nur mühſam widerſtand?

„Wir ſind hier bei der Nanſe Lagh, der Frau Wirthin zur ſeligen Harfe!" bedeutete der Prieſter den alten Antrim, der an ſeinem Arm in den Vorſaal trat. Söhne, Enkel, Neffen und Vettern ſtürzten hinter ihnen drein; ein gelinder Bratenduft, der aus dem innern Raume drang, erregte dieſen Sturm des Eifers, unter dem die Pfoſten der Thür faſt zuſammenbrachen.

Heller als im Eingang war es auch drinnen nicht, man hatte nur mäßige Dämmerung, aber die Atmoſphäre war vom räucherigen Poteen geſchwängert, vom Duft einer ſaftigen Brühe durchwürzt, und die üppige Wärme ergriff die geſammte Familie Antrim wie ein magiſcher Schauer. Nach langem Faſten betäubt auch ſchon der Dampf und macht die Sinne trunken. Wie im Taumel liefen die wackern Jungen durch einander, um ſich in der Wolluſt dieſer Gefühle zurechtzufinden. Ob heute das Gelübde der Mäßigkeit aufrecht erhalten werde, war nach dem fanatiſchen Muskelſpiel, den ſchwärmeriſchen Blicken, den aufgeſpannten Nüſtern, den ſchwellenden Lippen, nicht mit Gewißheit zu behaupten. Hier ſchien der Ort, wo ſich Epikur im Strom der Heiterkeit begrub, aber auch der Stoiker im Strudel der Gefahr unterging.

In O'Dornley's Mienen flackerte eine Begierde auf, deren Flamme ſich an den rothen Wangen der Frau Nanſe zu entzünden ſchien, die jetzt als liebenswürdige Wirthin die neuen Ankömmlinge begrüßte. „Wie geht's Dir, liebliches Ungethüm?“ ziſchelte der Prieſter mit ſprühenden Blicken. Sie ſchien für Vertraulichkeit ſolcher Art keinen Sinn zu haben, verbeugte ſich devot vor dem Geſalbten des Herrn und verſicherte, ſich im Schutze aller Heiligen zu fühlen. Sie war eine robuſte breite Figur; der Verkehr mit Menſchen hatte ſie abgehärtet, die Dämpfe der Küche, der Aether der Punſchbowlen, die ganze Atmoſphäre ihres Lebens, erſetzten auf ihren Wangen mit dunklem Incarnat das Farbenſpiel der treulos entflohenen Jugend. Daß ſie einſt, bevor ſie die „ſelige Harfe“ regierte, im Chor frommer Jungfrauen geſungen und im gottgeweihten Kloſterdienſt ſich mit dem züchtigen

Weihel verhüllt, das ſah ihr Niemand an, wußte auch Niemand vielleicht, als der Prieſter, der ſeinen Beichtkindern die Freiheit zum Sündigen ließ, um die Macht über ihre Seelen zu behaupten.

„Sind liebe gute Freunde, Frau Nanſe Lagh," ſagte O'Dornley, ſeine Gäſte präſentirend, „bitte für ſie um Nachteſſen und Nachtquartier."

„Sind mir alle hunderttauſendmal willkommen!" ſagte Nanſe mit einem ſehr weltlichen Knicks und überzählte die Köpfe der ganzen Schaar mit der hausmütterlichen Zärtlichkeit, die ihr eigen war. Vielleicht hatte ſie nur zum Beſten der lieben Menſchheit den geiſtlichen Stand verlaſſen, und die Sünde, das Meßbuch mit dem Kochlöffel vertauſcht zu haben, kam aus einem guten, menſchenfreundlichen Herzen. Die Traulichkeit, mit der ſie dem Vater Antrim im Namen Aller die Hand ſchüttelte, ſprach durchaus für die ächt irländiſche Seele der Frau Wirthin. „Sind lauter Freunde der guten Sache, lauter rechtſchaffene Söhne vom grünen Smaragdlande!" raunte ihr der Prieſter ins Ohr, um ihren Eifer zu beflügeln. Deſſen aber bedurfte es kaum. Raſch waren lange Tiſche aufgeſchlagen, Näpfe und Kannen herbeigeſchleppt, dampfende Schüſſeln aufgetragen und als Krone der ganzen Schöpfung, mitten in der üppigen Fülle als Centrum und Gipfelpunkt vieler prachtvoller Herrlichkeiten, ſtand eine würzige, ſüßwirbelnde Bowle. Die Söhne von Wicklow ſaßen und ſogen ſich feſt wie ein ſummender Bienenſchwarm. Selbſt Vater Antrim ſtrich ſich das greiſe Haar vom Scheitel und that einen herzhaften Zug, als der Prieſter das Glas ergriff und die guten Götter Irlands leben ließ. Antrim beugte ſich tief und legte die Hand aufs Herz, die Andern jubelten durch einander. In Dornley's Zügen blitzte die Luſtigkeit wie Wetterleuchten, in den grellen Augen ſaß ein bockfüßiger Satyr, der auf ſeine Beute lauſchte.

Wie er die Zechenden in gutem Zuge ſah, überließ er ſie ſich ſelbſt und trat in die anſtoßenden Räume, wo es Saal an Saal voller Menſchen wimmelte. Es waren Schlafſtellen für viele arme Gauner, die hier in Reih und Glied neben einander aufgeſchichtet lagen. Früh Morgens räumten ſie das Quartier und ſchwärmten dann in den Straßen der Stadt, auf erbetteltes oder als Lohn erworbenes Brot begierig. An Schlaf und Ruhe ſchien man noch wenig zu denken, ſelbſt wo die Neigung dazu ſich kundgab. Hier und da tobte und becherte noch ein Kreis luſtiger Brüder, deren Lärm erſt dann zu Grabe ging, wenn es in ihren Taſchen nach Grabesſtille ausſah und der letzte Groſchen ſich ſo einſam fühlte, daß er den Gang alles Fleiſches zu den Gefährten wanderte.

Für alle dieſe Weſen, blind und lahm, wie ſie waren, Rieſen oder Zwerge an Kraft und Geſtalt, wie ſie das Leben der übervölkerten Hauptſtadt ausſpie und dem Verderben preisgab, Jung und Alt, Gut und Böſe, wie Gott wollte oder die Menſchen mit dem Fluch ihrer Geſetze ſie ſtempelten, für alle dieſe Weſen war Dornley eine Gottheit, nicht blos weil er ihnen als Prieſter die Sünden vergab, ſondern weil er für Nachtquartier und Nachtzeche ſorgte. Den Tag über gab er ſie preis, Nachts aber waren ſie in ſeinem Dienſt. Er hatte ſie nicht in Eid genommen; ohne Schwur, ohne Zuſage konnte er auf ſie rechnen und überzeugt ſein, ſie würden für ihn ins Feuer gehen und im Nothfall auf ſeinen Wink das Kaſtell von Dublin, wo die Rothröcke von England verſchanzt lagen, ſtürmen. Kaum das Gelübde der Verſchwiegenheit hatten ſie ihm abgelegt; ſo ſicher hielt er ſie für die Seinigen auf Leben und Tod, denn er war der Mann, der ihnen die Seligkeit des Himmels und zugleich das irdiſche Heil zu geben und zu nehmen vermochte.

Das Gefühl der ſichern Herrſchaft ſprach aus ſeinen lächelnden Mienen, als er jetzt durch ihre Reihen ſchritt und ihre Grüße mit leiſem Kopfnicken erwiederte. Das war die Geſellſchaft „Aide-toi", wie er ſie nannte, die Geſellſchaft „Hilf-Dir-ſelber", von der er zu O'Connor ſprach. Wollte er unter dem buntſcheckigen Geſindel Muſterung halten, ſo fand er doch wohl eine Anzahl von achtzig bis hundert ſtarken Kerlen heraus, die im Fall der Noth zum Fenſtereinwerfen und Pflaſteraufreißen ganz geeignete Leute waren.

Zu einem Mäßigkeitsgelübde hielt ſie der Prieſter nicht an, die Schwäche des natürlichen Menſchen wohl kennend, obſchon er eben deshalb die Schotten liebte, weil er ſie für fähig hielt, ohne Rauſch der Sinne, mit der bloßen Kraft der nüchternen Einſicht, dem Tode ins Angeſicht zu blicken. Unter Irländern mußte er irländiſch denken, obſchon er in lichten Augenblicken an ſeiner eigenen Nation verzweifeln wollte, die ſich immer aus eitel Gram betäubt und in luſtiger Betäubung Schmerz und Rache ſchnell begräbt. Einige vom Haufen, die aus dem Gewühl ſich zu ihm drängten, ſchienen eine Art Controle über die Menge zu führen. Es waren ſtattliche Geſellen, die wohl mit Schwur und Eid zur Geſellſchaft der Vereinigten Irländer gehören mochten. Dieſe, gleichſam die Elite des Geſindels, hatten im platten Lande, faſt in allen Grafſchaften, unter den „Weißburſchen" ihre weitverzweigten Verbindungen, ſo daß O'Dornley im Fall eines Aufgebots aller Kräfte über eine gute Anzahl radicaler Fäuſte gebieten konnte.

Der Prieſter ſtand im äußerſten der großen Räume, wo die luſtigſte Compagnie beiſammen war. Sie hatten ſich zum flüſternden Hauch einer Maultrommel ein Lied ſingen laſſen und den Chorus laut mitgeſchrien. Jetzt ſchwirrte Alles ſummend durch einander und ſchien ſich lachend und ſcherzend um den Vorrang auf der Streu zu zanken. Das Erſcheinen des Prieſters galt ſtets als Signal, ſich zur Ruhe zu begeben. Dem Kamin zunächſt zu liegen, wo die verkohlte Gluth noch einigen Wärmehauch gab, war lediglich das letzte Ziel des Strebens. Allen aber hing, beim Bechern und beim Schlafengehen, unausgeſetzt am rechten Handgelenk der traute Lebensgefährte in Luſt und Leid, der kurze Prügel mit der anziehenden Schwungkraft; mit ihm gingen ſie beten, gingen ſie ſchlafen; in Lieb' und Haß, vor Gott und Menſchen, war der Knüppel der allezeit Unentbehrliche. Wie O'Dornley die Hand zum Nachtſegen ausſtreckte, kauerte Alles mit friedlichem Geſumme zum Nachtgebet nieder. In ſeinen Mienen lag Hohn und Mitleid in unausgeglichenem Widerſtreit. „Hilf Dir ſelber, ſo hilft Dir Gott!“ flüſterte ſeine Lippe, Niemand vernehmlich, ihm allein nur als einzige wahrhafte Religion des Menſchen verſtändlich. Wie ſein blitzendes Auge die Runde machte, blieb es noch wie an einem Wandgemälde hangen. Dem Kamin gegenüber, ziemlich hoch an der Mauer ſaß wie ein Schwalbenneſt der Muſikkaſten, die Orcheſterbank, wofern man einen angenagelten breiten Tragkorb, zu dem eine kleine Hühnerſteige von Leiter führte, ſo zu nennen berechtigt war. Jedes Dorf in Irland hat ſeinen Harfeniſten, jede Schenke ihren Spielmann, und ein Haus, das ſich die ſelige Harfe nannte, war ohne Harmonie, wie Padd ſagt, nicht denkbar. Lieber Hunger und Durſt ertragen, als Muſik mit ihrem Silberklang entbehren, und wär's auch nur ein Brummeiſen mit Zungenſchlag, das eine alte Weiſe flüſtert. Ein Muſikant aber iſt zugleich als Augenweide gern geſehen. Streicht ein alter Geigersmann mit aller Macht in das wüſte Gewirr einer Bauernſtube hinein: man hört keinen Athemzug vom Inſtrument, aber man ſieht ihn arbeiten und der Eifer des Muſikanten ſteigt, jemehr die widerſtrebenden Mächte des Tumults ſein Darmgeſeufz unterdrücken. Oft aber bricht er ſich Bahn, ſchöpft Luft, und dieſer Sieg der Kunſt über die rohe Naturgewalt iſt ſein Lohn. In der Regel ſtellt man den Spielmann auf einen Klotz, um ihn für alle Welt anſchaulich zu machen. Hier aber hing er im Tragkorb, eine liebe Augenweide für Jedermann und ein lachender Triumph der

Kunſt, denn ſo lange der Kleine geſpielt, war Alles ganz Ohr geweſen, und wenn er ſang mit dem ſilbernen Ton der Lerchenkehle, dann lauſchte Alles mit einer Art von fröhlicher Andacht und fiel luſtig in den Schlußchor ein. Mitten aber im Lärm der kichernden, ziſchelnden, lachenden Stimmen war der kleine Apollo endlich eingeſchlafen. Matt und müde, dieſe wilden Padds zu zähmen, hing der blonde Lockenkopf über die Bruſtwehr des Korbes herab, die Hände waren über den Rand geſtreckt, die Maultrommel mit der ſilbernen Zunge ſchwebte am Bande wie ein Pendel hin und her. So hing der kleine Spieler wie ein Bruſtbild an der Wand, ſo ſchön und fromm, wie das zwölfjährige Jeſuskind im Tempel, von der langen Arbeit des Predigens und Singens todmüde. — Es war Nanſe Lagh's Kind; der Prieſter aber liebte das Kind ſo zärtlich wie ein Vater.

„Armſelige Creatur, die ſich Menſch nennt!“ ſagte O'Dornley, ſeine Schläfer noch einmal überblickend. „Als Geſchlecht das Höchſte, das unſer Begriff erfaßt! Es giebt nichts Heiligeres, als die Menſchheit im Großen und Ganzen; man denke ſich die Menſchheit als Perſon, ſo ſteht Gott vor uns. Als Gattung ſo groß und unerſchöpflich; als Einzelweſen ſelbſt in ſeinen Liebenswürdigkeiten ſo hinfällig und hülfsbedürftig! Und jede Religion hat im Grunde nur den Zweck, der Creatur in ihrer verlornen Einzelheit beizuſpringen, damit ſie, wenn der Gedanke an ein großes Ganzes in ihr erwachen will, nicht vor Entſetzen erbebt und verzagt. Die Religion gleicht für den Einzelnen die Kluft aus, ſie hält ihn hin, tröſtet und begütigt ihn: ſie ſchiebt ihm, da er des Spielzeugs benöthigt bleibt, Symbole und Inſignien unter, die auf die fern liegenden Wahrheiten deuten. Sie verhilft ihm nicht zum wachen Bewußtſein, denn waches Bewußtſein würde ihn tödten; ſie giebt ihm keine Wahrheit, ſondern Surrogate dafür, friſtet ihn hin und hält ihn in der warmen, weichen Betäubung gefangen, wo er ahnen kann, ohne klar zu wiſſen, in Furcht und Freude unbeſtimmt wittert, ſtatt feſt zu fühlen und kräftig zu ſein in allem Thun und Denken. Ach du armſelig Menſchenleben, du elend Geſchöpf, das immer nur an die Mittel reicht, ſtatt an die Zwecke!“

Er ſchlug die langen magern Hände in einander, daß es weithin im Raume ſchallte. Die Schläfer um ihn her ſtießen keuchend den Athem von ſich, ihr ſelig dumpfer Zuſtand und die ſchnarchenden Töne, die ſie röchelten, ſchienen O'Dornley's Worte beſtätigen zu wollen. Er warf ſeine Commandoblicke auf und nieder, die Schlummernden lagen in Reih' und Glied wie hingeſtreckte Bataillone.

„Und dieſe guten Jungen hier“, ſagte er mitleidig lächelnd, „dieſe liederlich frohen Herzen von Irland, luſtige Lumpe von Dublin, die ich auffüttere, bis ich ſie in der Stunde der Entſcheidung dem Gewehrfeuer der Rothröcke und den Kanonen von Altengland in den Rachen ſchleudere! Lauter Mittel zum Zweck, Ausfüllſel für die Gräber, um über ſie hinweg nach einem Etwas zu klimmen, das — Niemand kennt, das Vielen Zweck ſcheint und doch auch nur ein Mittel iſt, um ein noch ferneres dunkles Ziel zu erreichen, das wieder Niemand kennt. Empörung, Freiheit, Republik. Eine ganze Stufenreihe von Zwecken, die doch nur Mittel ſind zu ewig fernen Zielen, nach denen die Menſchheit ringt. Und was iſt das Ziel? — Das verlorne Paradies der Welt. Die Schlange der Zeit ſucht ihren Schweif zu faſſen, ihr Ende ſoll wieder ihr Anfang ſein. Unſchuld der Seele, Harmonie von Körper und Geiſt und die uralte Heiligung der Sinnlichkeit, der ungetrübte Friede der Natur! Du Kindheitstraum der Menſchenwelt, du ſtehſt auch am Saum ihrer Zukunft. Was dazwiſchen liegt, iſt Händeringen, dumpfe Zwietracht, verworrener Wahn, — irre Mittel zum verhüllten Zweck, den Niemand will und Niemand mag. — Ihr armen luſtigen Lumpe von Irland, die Ihr Euch ſo ſicher wähnt in der Obhut einer prieſterlichen Gewalt! Faſt thun mir die wackern Burſche von Wicklow leid. Der alte Wildſchütz hat einen Athemzug vom erſten heiligen Naturzuſtand, er hat Inſtinct, ein Stück von jener einzig ächten Religion, welche das Naturgeſetz für gültig hält und heilig. — Es hilft nicht, er muß verbraucht werden, ein Jeder, wie wir Alle, wie die ganze Schöpfung, die auch nur ein Mittel iſt, das ſeinen Zweck ſucht und nicht findet. Warum riß ſie ſich aus dem Schooße Gottes, aus dem Schlaf der uralten Glückſeligkeit? Nun taumelt ſie halbwach im Firmament herum, ein träumeriſches Kind, das ſich die Augen reibt, nicht ganz wach ſein kann und doch die ſüße Heiligkeit des verlornen Schlafes nicht wieder findet. Ihr Schläfer da von Irland, Ihr ſeid die halbbetäubten Kinder. Und Du, der Du ewig wach und ewig nüchtern bleibſt, James O'Dornley, Du unter den Unglücklichen der Unglückſeligſte, geh' hin und laß Dich hängen, damit Dein freudenleeres Daſein mit einer letzten täuſchenden Empfindung, mit einer letzten, oft erſehnten Wolluſt endet!"

Er drückte beide Hände über ſeine ruheloſen Augen, ein heimliches Zittern rieſelte durch ſeine Glieder. Wer ihn ſo ſtehen ſah, glaubte ihn in ſtilles Gebet verſunken. Vielleicht waren es auch heiße Gebete, was in ſeinen Gedanken brannte, Gebete an die Gottheit Natur.

Wie er aufblickte, war es dunkel um ihn her. Ein alter halbblinder Diener war an ihm vorbeigeſchlichen und hatte die Lichter gelöſcht. Dornley horchte noch einmal im Raume um: aus dem Vorgemach, wo die Söhne vom Stamme Antrim ſchliefen, erſcholl das wollüſtige Röcheln ſchlafender Männerchöre wie ein ferner Sprudel, der ſeinen Athem auf und niederzieht. Alles ſchlief, der Prieſter war allein der Ruheloſe. Er tappte zwiſchen den Schlummernden hindurch und ſchlich den langen Gang hinunter nach ſeinem Gemach.

Es war die letzte Nacht, die ihm dort vergönnt war. Am nächſten Tage beſetzten die grauen Schützen das Wirthshaus zur „ſeligen Harfe"; Oberſt Murris, ihr Befehlshaber, mit Verhaftsbefehlen in der Taſche, nahm Quartier bei der Frau Wirthin Nanſe Lagh.

XVI.

Auf Leinſterhouſe war die Nacht eben ſo ruhelos, wenn auch ſtiller durchlebt. In einem abgelegenen Zimmer ſaßen zwei müde Geſtalten, jede ſtumm für ſich in eine Ecke der Ottomane gedrückt, den ſorgenvoll-ſchweren Kopf in die Hand geſtützt, welche Stirn und Augen deckte. Es war Edward gelungen, Pamela zur Ruhe zu nöthigen, ſie hatte ihr Zimmer geſucht, als Arthur O'Connor erſchien. Die Dienerſchaft war entlaſſen, Alles ſchlief, ſelbſt Tony, der vor der Thür auf dem Corridor in einem Winkel ſaß, wie ein getreuer Hund die Schwelle hütend, war zu Boden geſunken und lag im Frieden.

Auch die beiden Männer auf dem Ruhebett im Zimmer ſchienen der Natur den Tribut zu zollen; aber die Sorge blieb wach in ihren Herzen, es war nur eine Ermattung, die ſie befiel, ihre Gedanken waren noch lange nicht fertig, das Unglück Irlands auszudenken, obſchon die Kerzen herabgebrannt waren, die graue Dämmerung des jungen Tages durch die unverhüllten Fenſter brach.

„Immer zögern, noch zögern!“ brach Fitzgerald von neuem das Schweigen, in das ſie verſunken waren, „ſollen wir warten, bis Pitt uns die Hände bindet, jeden einzeln feſſelt und brach legt?“

Der Soldat in ihm empörte ſich gegen die unermüdliche Bedenklichkeit des Freundes; nicht er, O'Connor, der Denker, war der Cunctator in der Sache der Befreiung Irlands.

„Irland iſt innerlich noch nicht reif, England die Spitze zu bieten,“ wiederholte O'Connor, „innerlich noch nicht reif und äußerlich noch nicht fertig, um loszuſchlagen. Nur wenn der Aufſtand gelingt, hört er auf, Verbrechen zu ſein.“

„Frankreich wartet nur darauf, daß wir uns mit den Waffen in der Hand erklären!“ rief Fitzgerald.

„Frankreich, das uns zuerſt die Hand bot, thue auch den erſten Schritt,“ ſagte O'Connor, „es lande mit einem Heere —“

„Und dann?“ ſagte Edward, „iſt Irland dann reif zur Freiheit?“

„Dann iſt es Zeit, zu den Waffen zu greifen,“ war die ruhige Entgegnung, „Frankreichs Einrücken genügt uns als Nothwehr, das Volk aufzurufen, ein Freiwilligencorps zu bilden; dann iſt es gerechtfertigt, die Waffenvorräthe zu öffnen, — der Schein der Noth, gegen den Feind das Land zu ſchützen, giebt uns die Macht, die einmal ergriffenen Waffen auch gegen England zu kehren. Bis dahin müſſen wir an der Einheit Irlands arbeiten, den proteſtantiſchen Norden und katholiſchen Süden einigen; erſt die Einheit, dann fällt uns die Freiheit als reife Frucht von ſelbſt vom Baume!"

Fitzgerald ſchwieg; er konnte nicht weiter ſtreiten.

Um dieſen Streit der beiden Freunde richtig zu würdigen, müſſen wir den Stand der Dinge, die Stellung der Parteien und Perſonen ins Auge faſſen. Seit den Sommertagen in Bally-Caſtle war Fitzgerald nicht mehr die Seele des Bundes, eben ſo wenig Leinſterhouſe der Ort der Verſammlungen. Lord Edward's frühere Anknüpfungen mit General Hoche waren abgebrochen. Der Franzoſe hatte verlangt, Irland ſolle zuerſt aufſtehen, dann wolle ihm Frankreich zu Hülfe kommen, ſolle ſich zu einer Provinz der Republik erklären, dann wolle ihm dieſe die Freiheit bringen. Fitzgerald hatte einem franzöſiſchen Hülfsheere Sold zugeſagt, aber die Knechtſchaft unter England mit einer Knechtſchaft unter Frankreich eintauſchen, ſchien ihm gegen alles Nationalgefühl', gegen alle Ehre zu ſtreiten. Wolfe Tone nahm in Paris die Sache von neuem auf und ſchrieb als Ergebniß ſeiner Bemühungen jene, vom Exprieſter in Bally-Caſtle verſchluckten Zeilen: „Hoche wird jetzt das Directorium der Republik beſſer ſtimmen, trotzdem die Pfaffen im Süden noch zögern. Wir kommen, wir landen, ſeid nur fertig!" Man ſprach von 17 Linienſchiffen und 13 Fregatten, die mit 15,000 Mann und Waffen für 40,000 in Breſt an Bord gehen ſollten, um in der Bantrybai bei Cork zu landen. Der Herbſt verging; die Novemberſtürme verzögerten die Unternehmung, jetzt war der December angebrochen. Die Feuerköpfe unter den Vereinigten wollten bereits losſchlagen, auch ohne daß Frankreich die Loſung gab; während die Beſonnenen noch an der innern Eintracht der Parteien im Norden und Süden arbeiteten. Fitzgerald ſollte bis zum Ausbruch unbetheiligt bleiben, ſo ſehr die Geſchäfte der geheimen Fünf ſich häuften.

Täglich nämlich waren ganze Schaaren dem Vereine beigetreten. Auch die Summen, die ohne Namensnennung aus dem Süden einliefen, wurden immer bedeutender, der Glaube an eine große Gemeinſamkeit, an die Lebensäußerung einer Nationalangelegenheit wurde immer feſter, und O'Connor entwarf eine Organiſirung des Bundes, die ſeinem Kopfe Ehre machte.

Man theilte ſich ſeit dem Verbot des Bundes in lauter kleine Geſellſchaften von je Zwölf, dergeſtalt, daß nur Mitglieder, die ſich genau kannten, einen Cirkel bildeten, der nur den Anſchein eines harmloſen Klubs behielt. Jeder Klub von Zwölfen hatte einen Secretär. Fünf Secretariate bildeten ein Comité. Von dieſen Comités wurde je ein Mitglied gewählt, um einen höhern Verein zu bilden, der die Grafſchaft vertrat. Ein Ausſchuß aus den Grafſchaftscomités bildete ein Provincialcomité. An allen Punkten war alſo nur eine geringe Anzahl verſammelt, da jeder Klub, der mehr als zwölf Mitglieder zählte, ſich wieder verzweigen mußte und ſtufenweiſe hinauf immer nur die geheim durch Ballotage ernannte Auswahl mehrerer Klubs einen höheren Verein bildete, der dann wieder ſeinen geheimen Vertrauten entließ, um zur allgemeinen Willensäußerung ſeine Stimme abzugeben. Die geheimen Klubs waren geordnet, mit einem Nu war die ganze Verfaſſung des Bundes auf militäriſchen Fuß geſtellt. Jeder Secretär einer Geſellſchaft von Zwölfen war dann Corporal, jeder Vorſtand von fünf Zwölfgeſellſchaften Capitän mit ſechzig Mann. Zehn ſolcher Vereine, die eine Grafſchaft umfaßten, ſtellten ihren Vorſitzenden als Oberſten eines Bataillons von Sechshunderten. Mit dem erſten Kanonenſchuß der franzöſiſchen Batterie an der Küſte von Irland ſtand auf dieſe Weiſe in kurzer Zeit die Geſammtheit der Vereinigten unter Waffen; nicht unter dieſem, vom engliſchen Geſetz verbotenen Namen, ſondern in Folge eines ganz neuen Aufrufs Freiwilliger, um das Land zu ſchützen.

Arthur O'Connor war die Seele dieſer denkenden, vorbereitenden Geſchäftigkeit. Er fühlte, daß er nicht genug Mann des Volkes war, um einen Aufſtand zu leiten; an die Spitze der kriegeriſchen Bewegung zu treten, hatte vielmehr Fitzgerald alle Anwartſchaft, beſaß Dieſer die Gaben. An militäriſchen Talenten ſchien überhaupt kein Mangel zu befürchten, ſobald nur erſt das Loſungswort von Mund zu Mund ging; jeder Irländer iſt von Natur Soldat und auch der Auswurf der Gaſſen, die Vagabunden unter dem Landvolk ſind ſchlagfertig und raufluſtig genug. Weit wichtiger noch ſchien O'Connor die ſtillere Arbeit, die den Aufſtand vorzubereiten, die einzelnen Kräfte zuſammenzuhalten und bis zum Punkt des völligen Bruches zu zügeln wußte. O'Connor unter allen Verſchworenen fühlte es am ſchmerzlichſten, daß England an Klugheit überlegen war, und weil er es am tiefſten empfand, hatte er auch am meiſten Beruf, dieſe ſchwache Seite Irlands zu decken. Er fühlte, daß nur ein entſchieden allgemeiner Schritt Irland befreien könne, nur ein Aufſtand der geſammten Bevölkerung von Heil ſein werde; jedes vereinzelte Vordringen des Nordens ohne die Theilnahme des Südens, jedes voreilige Vorpoſtengefecht des Uebermuths hielt er für einen Todesſtreich, den Irland ſich ſelbſt gab. Nur wenn die ganze Nation aufſtand, galt die Sache der Freiheit für kein Verbrechen mehr; dann bedurfte es auch keiner ſicilianiſchen Vesper, keiner Bartholomäusnacht; nur wenn die Geſammtheit mit Einem Schlage unter die Waffen trat, konnte man England Geſetze geben und die hochmüthige Stiefſchweſter zwingen, Aſchenbrödel's Freiheit anzuerkennen. Es galt, die voreiligen Kräfte im Zaum zu halten, die bedenklichen, argwöhniſch zögernden zu beflügeln. Dieſer Zeitraum bis zum Punkt der Entſcheidung war wichtiger als dieſe ſelbſt, denn ihr Gelingen hing von den Vorarbeiten ab, zu denen jetzt in aller Stille und ohne Verletzung der ſtreng bewachten Ruhe geſchritten ward. Es kam nach O'Connor darauf an, Irland in ſich ſelbſt zu befähigen, damit es der großen Verſuchung gewachſen ſei und die Fahne der Freiheit nicht mit der Carnevalsluſt eines Abenteurers, nicht mit dem Fanatismus religiöſer Leidenſchaft, ſondern mit der Ruhe des Mannes aufpflanze, der vor Gott und vor Menſchen ſein Recht fordert, der weiß was er will, will was er weiß.

Zu den ſocialen Vorarbeiten, die O'Connor für nothwendig hielt, um die Nation zum Bewußtſein ihrer Aufgabe zu befähigen, gehörte ſeit Jahren ſeine journaliſtiſche Thätigkeit. Man konnte nicht ſagen, daß er in ſeiner „Preſſe“ Revolution predigte. Was er That, kriegeriſches Hervortreten der in ſich fertigen Ueberzeugung, nannte, mußte ſich als reife Frucht vom Baum des Lebens löſen. Der Glaube des Zeitalters, der den Entſchluß zur That zur Reife brachte, mußte ein allgemeiner, ein nationaler ſein; er nahm das Zuſammengreifen aller Parteien in Anſpruch. In ſeiner „Preſſe“ gab er eine Vorſchule zu dieſer Glaubenslehre. Er ſchrieb anonym, weil ſeine Artikel nicht als Erzeugniß einer einzelnen Perſönlichkeit, ſondern als nationale Willensmeinung gelten ſollten. Er predigte keinen Aufruhr, er zündete keine Fackel des Fanatismus an; er ſchürte nur den Herd der Vaterlandsliebe, und dieſe Flamme wurde lodernd und wärmend genug, um alle Tyrannei der Satzung zu verzehren; indem er lehrte, reinigte er zugleich, indem er ſtrafte, ließ er dem Uebelthäter noch die Wahl, im Paria von England den Brudermenſchen anzuerkennen und ihm die Hand zu reichen. Der Proſpectus, mit welchem er das Journal eröffnet hatte, gab Aufſchluß über ſeine Grundſätze; er glaubte mit dem freien Wort Irland erſt allmählich zur freien That befähigen zu müſſen. Der Lebenskörper des Volkes, ſo ſchrieb er vor Jahren, hat in der Preſſe ſeine Athemzüge, ſeine Seufzer, ſeine Seele. In den Fachwerken der Beamtenwelt, im Dogma der Schule, im Dienſt des Hergebrachten, wird der Menſch ein willenloſes

Triebrad, das die große Maſchine benutzt und verbraucht. Sei's beſtochen, ſei's rechtmäßig gewonnen, hier geht der freie Menſch als Mittel im Zweck unter; nur der äußerlich Unabhängige iſt auch innerlich frei. Greift auch auf dem Felde der litterariſchen Rede die Beſtechung um ſich, dann freilich wird der ganze Lebenskörper des Volkes ein Automat, den tyranniſche Wucherer benutzen. Irland iſt in allen ſeinen Inſtitutionen beſtochen, rechtmäßig beſoldet oder auf feile Weiſe verkauft; der größte Theil der Nation iſt parlamentsunfähig, ſelbſt die Jury iſt unfrei. Wenn auch die Preſſe als letzte Schildwacht auf ihrem Poſten ſchläft, dann, alte Urnacht, beginnſt du wieder, Oſſians Schatten ſteigen dann aus ihren Gräbern, und was ſich aus dem Chaos entwirren mag, beherrſcht kein Gott mehr, denn die Finſterniß iſt wild und ſchaurig!

Weder die bevorzugte Stellung des Adels, noch die Tyrannei der engliſchen Hochkirche griff ſein Wort an, nach beiden Seiten konnten nur einzelne Poſten zu gewinnen ſein; ſein Feldzug ſollte moraliſch geführt werden, das Herz erfaſſen, nicht einzelne Glieder zur Nothwehr zwingen. Indem er Irland ſchilderte, wie es litt und gekreuzigt wurde, wies er den Wuchergeiſt Englands als die Wurzel des Verderbens nach. Er zeigte, wie Irland die Kornkammer, der Speicher des Staats ſei, die unerſchöpfliche Arbeitsſchule für ſein See- und Colonialweſen, der Boden, aus dem für die Armeen immer friſche Saat von Menſchen aufſproß; er wies nach, wie Irland der Arm ſei für Englands Kopf, die offene, nackte

Bruſt für das comptoirmäßig rechnende London. *Nicht Grauſamkeitsluſt und religiöſe Befangenheit, nicht Blutdurſt und* Menſchenhaß warf er England vor; aber wie der Plantagenherr die Neger ſtreng halte, um mehr Zucker zu gewinnen, wie die Härte ſeiner Maximen, das Mittel zu ſeinem Zweck, nach und nach zu ſeiner zweiten Natur geworden, ſo ſei das hochgerühmte Nützlichkeitsprincip des großen Pitt ohne Wiſſen und Wollen ein Inbegriff der ſcheußlichſten Tyrannei geworden. Irland ſei ein Miſtbeet für den Wuchergeiſt Englands. Dieſer Ausdruck, den O'Leary gegen Caſtlereagh gebrauchte, verrieth des Prieſters Kenntnißnahme der Intereſſen der patriotiſchen Preſſe, dieſer Ausdruck gehörte der Feder O'Connor's an. Gegen das Nützlichkeitsprincip war die Sittlichkeit ſeiner Journaliſtik gerichtet. Keine Barbarei des Herkommens, kein Geſetz der Geburt, keine Tyrannei der Knute, dies waren ſeine Worte, können ſo ſehr entmenſchen, als jener Speculationsgeiſt, der Gott und Welt ſammt den Faſern des armen Menſchenherzens mit der Elle des Vortheils mißt.

Es iſt eine verhängnißvolle Miſſion, zum Heil des Vaterlandes die feindliche Batterie zu ſtürmen und den Feuerſchlünden die nackte Bruſt zu bieten. Es iſt eine ſchickſalsvolle Aufgabe, die weiße Fahne der heiligen Wahrheit nicht anders als blutbeſudelt auf den Altar des Vaterlandes zu pflanzen, und das Todesröcheln der Opfer, die ringsum die Stufen ſtreitig machen, mit Freiheitshymnen zu betäuben. Doch in beiden Fällen hat der Muth des Mannes ſeinen Tummelplatz, er feiert, und wär's über Gräbern, ſeine

Triumphe, er iſt Held, ob er ſiegt oder untergeht. Aber zwiſchen den Kerkerwänden des einſamen Denkens das Wohl des Vaterlandes auferbauen, in der eintönigen Stille, wo der Todtenwurm pickt und der heiſere Schlag des Stundenweiſers weder ſtille ſteht, noch ſich beflügeln läßt, dazu gehört die Langmuth des Halbgotts, der ſich ohne Zucken ruhig martern läßt und ſelbſt auf die hülfreiche Hand der Engelſchaaren, wenn er ſie beſchwören könnte, verzichtet. Als Sohn der Revolution mitten hineinzugreifen in den wilden Todesſtrudel, iſt die Sache des Heroenthums; die Sprache iſt aber arm und um das Wort verlegen, um das Thun und Nichtthun und die Folterqual des paſſiven Helden zu bezeichnen, der im Namen ſeines Vaterlandes ſich die Aufgabe geſtellt ſieht, eine ganze Welt erſt moraliſch zur Thatkraft und zur Einſicht in die Nothwendigkeit des Handelns zu befähigen. Ein ſolcher wird nicht Rebell genannt, wie jener, der mit dem Schwert in der Hand ertappt wird, er iſt es aber ſo gut wie der Prophet, der die Gegenwart geißelt, weil die Ahnung einer ſchweren Zukunft ſein Herz belaſtet; er iſt es wie jeder Staatsmann, der für die ſchwerfällige Lebensmaſchine ein neues Ventil erfindet, ihr ein neues Treib- und Schwungrad anſetzt, damit fortan Millionen weniger ſich lebendig in Todesjammer verzehren; er rebellirt mit den Gründen der Vernunft gegen die feige Trägheit des Lebens, gegen die troſtloſe Verworrenheit des verzagten Elends, gegen die Gewohnheit der Knechtſchaft, die alle Tugenden verſumpfen läßt. Whig und Tory ſind nicht die rechten Scheidenamen für Freunde und Feinde der Freiheit und Menſchheit, ſondern Patriot und Egoiſt, Rebell und ſogenannter Rechtgläubiger, ſofern das Recht nirgend anders lesbar iſt als in todten Buchſtaben, den die zum Fluch gewordene Satzung feſthält.

O'Connor glaubte für ſein Land das moraliſche Geſetz der Schwere entdeckt zu haben, und er ſaß ſeit Jahren ſchon auf ſeiner einſamen Kammer und ſann darüber nach, für dieſen ſchweren Inhalt das leichteſte Wort zu finden, das wohl trifft, aber nicht lähmt, verwundet, aber nicht martert. Vier Stock hoch in der Abtſtraße zu Dublin war ſeine Wohnung. Die Litteratur des Tages ſcheint allerwegen dem Himmel ſehr nah zu hauſen. Die Abtſtraße führte von der Eſſexbrücke weiter unten durch das enge Gefängnißgäßchen nach Newgate; aus ſeinem hohen Erker, der wie eine Warte hinausragte über das Gewühl der Welt, ſah er gerade hinüber nach den runden platten Thürmen, die die Wohnung der Verbrecher ſchirmten, konnte er die Fenſter, ſelbſt die Steine an den unbekleideten Wänden des verhängnißvollen Hauſes zählen, konnte liebäugeln mit den Unglücklichen, die dort hinter den eiſernen Stäben nach Erlöſung ſeufzten. Auch dieſe Nachbarſchaft iſt allerwegen landesüblich. Ueber ſich das leere weite blaue Luftgewölbe, vor ſich in geringer Entfernung das Haus der Verbrecher, im Angeſicht des Himmels und Newgate's ſchrieb Arthur O'Connor ſein Journal.

Der Journaliſt der Revolution Irlands zweifelte noch immer, ob die Gemüther hinreichend vorbereitet, um ein

Zuſammengreifen namentlich des Südens mit dem Norden für glaublich zu halten. Wie weit Irland zur Einheit entſchloſſen, um den Gedanken der Freiheit zu verwirklichen, das war dos dunkle Myſterium in der Religion der Freiheitsapoſtel. Sämmtliche Vorkämpfer waren Proteſtanten, nur der Norden lieferte die entſchloſſenen Köpfe. Jede offenbare Gemeinſchaft hatten die Häupter des katholiſchen Südens von ſich gewieſen, O'Leary ſelbſt hatte ſich gegen Wolfe Tone's Unternehmungen erklärt. Bei alle dem floſſen bedeutende Summen, über die man zu verfügen hatte, aus der Maſſe des katholiſchen Volkes, aus den Beiträgen der Prieſter. Der Wille, die paſſive Zuſtimmung war da; es fehlte vielleicht nur die Keckheit, den offenen Bruch zu erklären, vielleicht ein Winkelried, der die Gaſſe bahnte.

Wie aber, wenn dieſer Winkelried nicht in Reih' und Glied mit den Seinigen auftrat, im Einzelgefecht ſich opferte und die Lücke, die er in der Phalanx der Feinde riß, ſich wieder ſchloß? Und wenn unnütze Vorpoſtengefechte allerdings oft eine entſcheidende Schlacht vereiteln, ſo konnte doch der Zufall den fein angelegten Plan O'Connor's kreuzen! Dieſer Plan, eine Revolution in den gemäßigten Bahnen einer Reform zu halten, einen Aufſtand in geſetzlichen Formen zu leiten, iſt ſehr klug, aber vielleicht zu klug, um ihn zu behüten und durchzuführen. Und iſt O'Connor, in deſſen Seele wir hier blickten, an ſeinem verſtändigen Gedankengang nicht ſelbſt ſchließlich irre geworden, als er nach dem Scheitern ſeiner Unternehmung die Feder fortwarf und nach dem

Degen griff, freilich nur im Dienſte der Republik Frankreich und ohne ſeinem Lande damit zu nützen?! —

Der Morgen graute bereits, als Arthur, von ſeinem letzten Beſuch in Leinſterhouſe heimkehrend, in der Abtſtraße die Treppen ſeines Hauſes hinaufſtieg. Die Arbeiter, die mit dem Druck der neuen Journalnummer beſchäftigt waren, hatten ihr nächtlich Werk für den kommenden Tag vollendet und verließen die Wohnung. O'Connor hörte ihre Stimmen noch vor der Hausthür die Straße hinunter, er ſchien allein im Hauſe noch wach. Allein er hatte noch Beſuch zu empfangen. Im engen Stübchen war es dunkel; wie er die Lampe anzündete, ſtand plötzlich eine verhüllte Männergeſtalt vor ihm. Er hielt den Eingetretenen für einen verſpäteten Arbeiter, der noch eine nachträgliche Meldung zu machen eile. Der Fremde entſchuldigte die unzeitige Stunde des Beſuchs, nannte ſich einen Freund Irlands und überreichte einen offenen Zettel, deſſen Inhalt von dringendem Gewicht ſei. Die Befremdung O'Connor's, einen Unbekannten ſo zuverſichtlich den Weg bis in ſeine entlegene Dachſtube finden zu ſehen, wurde ſchnell von dem Schreck verdrängt, den die ſchriftliche Kunde erregte.

Außer der „Preſſe“ erſchien in Belfaſt, dem Sitz der radicalen Bundesbrüder, ein zweites Journal, „der Nordſtern“, das ziemlich baar und blank die Grundſätze des jacobiniſchen Frankreichs predigte. O'Connor hielt die Richtung des Blattes, weil ſie nicht volksthümlich war, für einen Irrthum, die Wirkung deſſelben, weil er Irland kannte, für ein Unheil. Wie der „Nordſtern“ ſprach, konnte man handeln, wenn der Augenblick der Entſcheidung gekommen war, aber nicht dieſen Augenblick vorbereiten, nicht zur That moraliſch befähigen. Der „Nordſtern“ hielt ganz Irland ſchon zum Aufſprung fertig, er ſetzte eine Stimmung voraus, die für den Süden erſt zu erzielen war; er ging im blinden Eifer ſo weit, das Directorium der Bundesbrüder der Trägheit, der Furchtſamkeit, der Mäßigung anzuklagen. O'Connor fühlte ſchmerzlich den herannahenden Bruch, der ſich in dem Bunde der Patrioten ſelbſt zu geſtalten anfing. Wurde die Zögerung zum Vorwurf gemacht, dann war ſie vielleicht eine Pflicht der Nothwendigkeit. Was die Klugheit gebaut, wollte die Leidenſchaft wieder vernichten, und mit der Vernichtung war die Möglichkeit einer gänzlichen Auflöſung des Bundes gegeben. Gegen die Maximen der engliſchen Regierung war die Sprache des „Nordſterns“ maßlos, und ſomit ſchien die Beſorgniß rege, hier werde ſich in einem übereilten Vorpoſtengefecht ein vorzeitig entfeſſelter guter Wille nutzlos vergeuden.

„Der Patriot O'Connor“ — ſo lautete der warnende Zettel — „wird hiermit benachrichtigt, daß die Regierung des Lord Statthalters den Belfaſter Nordſtern gewaltſam unterdrückt. In der nächſten Nacht werden die Druckereien des Journals mit Beſchlag belegt, die Preſſen, im Fall des Widerſtandes, von bewaffneter Hand zerſtört!“

„Darf ich wiſſen,“ fragte O'Connor, „weshalb mir dieſe Kunde hinterbracht wird, bevor die Welt ſie weiß?“

Der Unbekannte hüllte ſich tiefer in den Mantel mit der

Kapuze und hielt ſich ſeitwärts, als er ſich ſchärfer beobachtet fühlte.

„Ich bin kein Freund von Geheimniſſen,“ fuhr O’Connor fort, „deshalb mögt Ihr, falls Euer Auftrag erledigt iſt, ruhig heimziehen. Mir fällt nichts an Eurer Botſchaft auf, als daß Ihr Euch ſo gut in meiner Behauſung zurechtgefunden.“

„Ich bin ein Freund Irlands, ein Mitglied der Geſellſchaft,“ war die faſt trotzige Entgegnung.

„Das Loſungswort!“ forderte O’Connor.

Der Fremde gab es, ſprach den Eintrittsſchwur und erwies ſich als einen Vertrauten. O’Connor ſchien zufriedengeſtellt, und mochte von dem Rechte der Directorialgewalt, den Namen des Mitgliedes zu verlangen, nicht weiter Gebrauch machen. Bei alle dem verrieth der Verhüllte noch immer die ſchwühle Unruhe, die mehr zu verkündigen hat und die Wendung nicht zu finden weiß.

„Hältſt Du noch irgend wen für gefährdet?“ begann O’Connor von neuem.

„Alle!“ ſagte der Unbekannte. „Ihr ſetzt noch immer die Hoffnung auf Frankreich!“

„Ihr?“ betonte Arthur. „Alſo haſt Du Dich davon ausgeſchloſſen und mutheſt uns zu, dieſe Hoffnung zu hegen! Wie aber, wenn wir ſie gar nicht hegen, gar nicht auf Frankreich bauen? Irland iſt ſich ſelbſt genug, jedes Volk geht ſeinen eignen Weg.“

„Den Weg des Verderbens?“ fragte der Verſucher.

„Mag Gottes Fügung walten!“ entgegnete O'Connor ausweichend.

„Ein Patriot ſucht aber dem Schickſal die heilſamſte Wendung zu geben;“ drängte der Fremde. „Wollt Ihr Alle läſſig ins Verderben rennen? Irland iſt verloren!“

„Irland iſt nie verloren,“ ſagte Arthur mit zornigem Nachdruck. „Wenn Opfer nöthig werden, ſo fallen ſie im Namen einer heiligen Sache!“

„Und wenn ſie unnütz fallen, ohne daß der Sache damit gedient iſt? Wenn man Euch beſeitigt, ehe Ihr handeln könnt?“

O'Connor fuhr auf: die drohende Wolke, die ſich in ſeinem Antlitz thürmte, wollte ſich zum Ungewitter auf den Verſucher entladen, der mit ſo kalter Hand tödtliche Geſchoſſe lenkte. Ein nutzloſer Tod, ein Grab, das ſeine Tiefen gleichgültig über die Gebeine der Edelſten ſchließt, eine ganze Welt voll Hoffnungen, alle Gebete und Wünſche der reinſten Seele, ohnmächtig verſenkt in den feuchten Schooß der Mutter Erde: — vor der tückiſchen Kälte dieſer Schickſalsmacht erlahmte ſein ganzer Menſch.

Der Fremdling athmete tief aus hohlem Buſen, ihm ſelbſt war die Kunde qualvoll genug. „Es iſt Niemand von Euch mehr ſicher in Irland,“ ſagte er, „oder Ihr müßtet umlenken und Englands Machtvollkommenheit anerkennen! Pitt hält mit eiſerner Hand die Zügel der Weltherrſchaft, er iſt der große Unſichtbare, er greift weit hinaus über die Meere, weit hinein bis in das Herz von ganz Europa. Und

Irland iſt nur eine Scholle, die ſeine Ferſe niederhält. Er kennt die geheimen Fünf, die den Bund leiten, und Euer Name, Sir Arthur O'Connor, ſteht auf der Liſte der Gefehmten. Bei dem nächſten Zuſammentritt Eurer Häupter ſeid Ihr ſämmtlich Englands Gefangene."

„Wir werden unſerem Richter ſtehen!" ſagte O'Connor. „Melde das dem Mächtigen, der Dich ſendet!" Er hatte wieder ſeine volle Beſinnung gewonnen, ergriff die Leuchte, die vor ihm ſtand, trat auf den Vermummten ein und taſtete mit der Fauſt nach der ungewiſſen Geſtalt, die ſich vor ihm in den Schatten flüchtete. Unter ſeinem feſten Griff zerriß der Mantel des Fremden und aus der Hülle ſtarrte ihm ein bleiches, leidenſchaftlich bewegtes Angeſicht, ein dunkles Augenpaar entgegen, über deſſen tiefen Höhlen die buſchigen Brauen hingen, das wilde volksthümliche Kennzeichen des Irländers. Mit kräftiger Armbewegung hatte ſich der Unbekannte O'Connor's Händen entwunden. Auf neuen Angriff gefaßt, ſprang er raſch zur Seite und ſtreckte ein Piſtol vor; die Waffe blitzte im Schein des Kerzenlichts. „Hab' ich Dir nicht zugeſchworen", rief der Empörte, „daß ich ein Freund Irlands bin?"

Vor O'Connor's zorntrunkenen Blicken ſchwamm die Ungewißheit, ob Freund, ob Feind ſich zu ihm gedrängt, wie ein qualvolles Geſpenſt auf und ab; mit zuſammengepreßten Lippen, mit geſchloſſenem Auge drang er auf den Flüchtigen ein, ſchleuderte den bewaffneten Arm in die Höhe und faßte den Sträubenden mit wilder Gewalt. Er hatte den bewaffneten Arm des Gegners ohnmächtig gemacht, das Handgewehr lag am Boden, aber die Leuchte war erloſchen und im ungewiſſen Dunkel entrang ſich der Fremde ſeiner Umſchlingung, indem er Mantel und Waffe zurückließ. Ein Fauſtſchlag und die Thür ſprang auf, aber ſchloß ſich auch eben ſo ſchnell hinter dem Flüchtling, der den kecken Einfall hatte, den Schlüſſel raſch zu wenden, um ſich vor jeder Nachſetzung zu ſichern. O'Connor ſah ſich in ſeinem eigenen Zimmer gefangen, das keinen weiteren Ausgang bot.

Mit der Behendigkeit des örtlich wohl Bewanderten glitt der unbekannte Warner die ſteilen Stufen drei Stock hinunter. Er fand Niemand, der ihm den Weg ſtreitig machte. Die Hausthür war noch offen; von den Arbeitern in den untern Räumen, wo die Preſſe ſtand, verließen noch eben die letzten das Gebäude. O'Connor trat ans Fenſter und öffnete den Flügel; er ſah den Unbekannten aus dem Hauſe ſchlüpfen. Ihn den Vorübergehenden durch Zuruf zu verdächtigen, dieſe aufzufordern, ſich ſeiner Perſon zu verſichern, lag außerhalb der Möglichkeit. Der Fremde ſchritt eilig über das Pflaſter die Straße entlang und verſchwand im Schooße der Nacht, für O'Connor wie die Geburt einer geiſterhaften Stunde, die ihm doch handgreiflich genug ihre Wirklichkeit bekundet.

Als der helle Tag ins Zimmer trat, fiel ſein Blick auf das Terzerol, das am Boden lag. Auffallend genug, daß der Schuß ſich nicht entlud, als Arthur die Hand, die auf ihn zielte, von ſich ſchleuderte. Er hob es jetzt auf; der

Hahn war in Ruh, ohne Spannung. Wie er das Inſtrument des räthſelhaften Fremdlings näher betrachtete, entdeckte er auf der Silberplatte die Namenszüge: „Thomas Reynolds“. Der Name war ihm nicht fremd, einen Mann dieſer Bezeichnung hatte er mehrmals in ſeinem Hauſe, in den frühern Zuſammenkünften der Vereinigten geſehen, ihn vielleicht ſelbſt in den Bund aufgenommen. Thomas Reynolds — dies finden wir in den Acten — war eines jener Mitglieder des Bundes, die zur engliſchen Partei übertraten und doch noch, wie auf Bally-Caſtle Sir Edmund Warton, im Grund ihrer Seele Irländer genug blieben, um ehemalige Genoſſen zu retten, wenigſtens zu warnen. Nach beiden Seiten hingezogen, waren ſie, wie in Polen, im Stande, Verräther und Patriot zu gleichen Theilen zu ſein.

O'Connor empfand die Qual der Verworrenheit, die ihm Feind und Freund in derſelben Perſon aufdeckte. Sein Entſchluß aber ſtand feſt, der wache Sinn ſeines überlegenen Verſtandes hatte ſich ſelbſt wiedergefunden, die Klugheit bemeiſterte Sorge, Argwohn und Geſchick, und er ſchritt mit offner Stirne, mit der ganzen freien Kraft des Mannes, dem hellen Tag entgegen.

Es war im Hauſe lebendig geworden, O'Connor's Leute kamen und befreiten ihn aus ſeiner Haft. Man brachte ihm Briefe aus allen Ecken und Enden der drei Königreiche. Seine brieflichen Verbindungen, zu denen die Führung des Journals nöthigte, ſetzten ihn fortwährend in Stand, die Stimmungen der bürgerlichen Geſellſchaft auf den verſchiedenſten Punkten zu beobachten. Die überraſchenden Berichte, die er der Oeffentlichkeit übergab, floſſen nicht ſelten aus Schilderungen, die ihm vertraute Perſonen jeder Meinung und jedes Standes über die Zuſtände des Landes lieferten. In ähnlicher Weiſe, mit ſo viel Umſicht, mit ſo viel Wärme der heiligſten Empfindung bei all der ſiegreichen Urtheilskraft, die jede Leidenſchaft zügelte, hatten die drei Schweſterländer noch kein getreues Spiegelbild von ſich erlebt.

Er fand unter den neuen Briefſchaften auch wieder jene Mittheilungen aus unbekannter Feder, denen er die „Briefe aus dem Süden" entnahm, jene ergreifenden Darſtellungen der katholiſchen Armuth, welche die „Preſſe" bereits ſeit einiger Zeit lieferte. Der Verfaſſer dieſer Berichte vereinigte die Beſonnenheit des gewandten Advocaten mit der ſtrömenden Fülle des phantaſiereichen Gemüthes, die den ächten Sohn Irlands bezeichnet. Man wollte auf einen Prieſter der römiſchen Kirche ſchließen, weil es glaublicher ſchien, daß ein Geiſtlicher ausnahmsweiſe die Tugenden der advocatoriſchen Klugheit ſich zu eigen gemacht, als daß ein proceßführender Verſtand im Dienſt ſeiner ränkevollen Arbeit ſich die Blüthe des Paradieſes, die Phantaſie, unbeſchädigt erhalten habe. Die Handſchrift gab die gleichgultigen Züge eines Abſchreibers; nur hier und da ließen Verbeſſerungen dazwiſchen, deren Schriftzüge ſo zu ſagen eine gelehrte Klaue verriethen; Einige wollten O'Leary's Hand darin erkennen. Die Zuſendungen geſchahen indirect, bald von jenem, bald von dieſem Punkt des Südens.

Noch erfüllt von dem neuen Schatz, den ihm ein an Gott und Zukunft gläubiges Herz geſpendet, ward ihm Beſuch gemeldet. Ein Anwalt, ein Prieſter der blinden Göttin mit der Wagſchaale, den der Eifer der Parteiſache ſo früh von ſeinem Lager jagte, ſtand vor ihm. Die Parteiſache, die ihn herführte, war aber die Sache Irlands, ſein Advocateneifer die religiöſe Pietät des Patrioten. Der Name des Mannes war Thomas Addis Emmett. Er gehörte nach ſeiner Familie wie nach ſeinem Umgange der feinern Geſellſchaft an; ſo ſehr auch ſeine Thätigkeit faſt ausſchließlich der Armuth galt, die unter der Härte des Geſetzes wie unter der Grauſamkeit beſtochener Richter blutete. Zum Gerichtsanwalt der Verlaſſenen gehören demokratiſche Tugenden, wie zum Armenarzt; nur die rückſichtsloſe Menſchenliebe, welche die Lorbeern des Ehrgeizes verſchmäht, kann in ſolcher Stellung auf ſtille Triumphe rechnen. Wer Verdienſt dieſer Art ohne Schaugepränge trägt, den duldet die Welt. Thomas Addis ſtand als Juriſt allgemein in Ehren, der königliche Gerichtshof, der ihn zu gewinnen ſuchte, zeichnete ihn bei jeder Gelegenheit aus. Dieſen Bemühungen der Partei von England ſtellte der ruhige Mann mit ſeiner klugen Beſcheidenheit keine abſichtlichen Grenzen; er ließ die Gegner ſeines Vaterlandes in dem Glauben, er ſei zu gewinnen, nur habe ſich der Moment noch nicht günſtig erwieſen. Hierdurch war allem Argwohn vorgebeugt, ſeine geheime Wirkſamkeit für die Sache Irlands war gedeckt, und wer ihm geheimer ins Herz blickte, der fand doch in ihm die glühendſte Begeiſterung für ſein unterdrücktes Volk. Bei alle dem aber gehörte er, nicht blos ſeiner äußern Haltung, auch ſeinen innerſten Ueberzeugungen nach, zu den mäßig Geſinnten im Bunde der Vereinigten. Man wollte wiſſen, daß er die leidenſchaftlichen Uebereilungen eines jüngern Bruders, jenes Robert im Trinity-College, öffentlich mißbilligt. Nach ſeiner Art zu denken, war eine Umwälzung niemals Sache des Vaterlandsfreundes; freilich ſtand am Saum ſeiner Wünſche, als Sonne der zukünftigen Jahrhunderte, die Republik; aber die politiſche Form dafür hielt er für die letzte Gabe aus dem Füllhorn der göttlichen Liebe; die Bedingungen, die Befähigungen dazu hielt er für die Aufgabe der Denkenden und der Fühlenden; eine Republik der Geſinnungen, ein Freiſtaat ſpartaniſcher Pflichtübungen, war das Ziel ſeines Wollens. Mithin gingen ſeine Ueberzeugungen nicht auf Umſturz, ſondern auf Umwandlung; der ſociale Lebenseinhalt, nicht zunächſt die ſtaatliche Form deſſelben, ſchien ihm der Umgeſtaltung bedürſtig. Somit war er in ſeinem innerſten Weſen O'Connor verwandt, ein Seitenſtück von ihm.

Es war ein feines, blaſſes, zartgefügtes Antlitz, auf dem ſich dieſe Grundſätze ſpiegelten, kein ſpartaniſches, das unerſchrocken, kalt und eiſern bleibt, ſelbſt wo es ſich um den Untergang von Welten handelt. Wo die Republik ſich in unſrem Jahrhundert nicht als Rauſch der aufgeſtürmten Jugendluſt erweiſt, oder ſich nicht als bewußtloſer Inſtinct der Naturkraft äußert, da hat ſie die Schmiegſamkeit der kränklichen Duldermiene, der es an Blut fehlt, um ihren

Lebensinhalt entweder aufs Schaffott zu bringen oder verzweiflungsvoll auf neue Offenbarungen Gottes zu verzichten und freiwillig zu ſterben, weil ſie nicht tödten kann. Die Ruhe, die O'Connor bei aller Schärfe ſeines heißen Kopfes in Wort und That verrieth, war eine im Kampf errungene, eine mühſam behauptete, die freilich in jedem Augenblick Gefahr lief, vom Drange des Lebens überflügelt zu werden. Thomas Emmett's Ruhe war eine von Natur gegebene, die ſich nur mit den Feinheiten der Bildung waffnet, um durch zähe Langmuth zu gewinnen, wo die Größe des entſchloſſenen Muthes nicht erobern konnte.

Wie ſich beide Männer die Hände ſchüttelten, ſah man wohl, daß ſie zu einander gehörten, ſich gegenſeitig ſtützten, ſich ergänzten.

Emmett legte Briefe vor aus London und Mancheſter. Der Verkehr mit den dortigen Geſellſchaften in Form gegenſeitiger Privatmittheilungen war das Feld ſeiner Thätigkeit zum Beſten des Bundes. Nach ſeiner Ueberzeugung konnte Irland allein nicht frei werden, mußte der Gewinn der Glaubensſätze des neuen Jahrhunderts ein allſeitiger ſein, kein vereinzelter, der irgend einen Fußbreit Landes für ſich erobern könne. In England hatte ſich unter der Benennung der „Londoner correſpondirenden Geſellſchaft" ein Verein von Vaterlandsfreunden gebildet, der die Verbindung mit den Patrioten in Irland lebhaft in Schwung hielt. Ein zweiter Bund nannte ſich „Vereinigte Engländer". Dieſer zählte vierzig Abtheilungen; zwanzig davon hatten regelmäßige Zuſammenkünfte. Durch die meiſten Grafſchaften des Königreichs gingen Verzweigungen dieſes Bundes; das Syſtem der Patrioten lag bereits wie ein Netz über das Land gebreitet. Mancheſter galt für einen beſonders wirkſamen Mittelpunkt jener ſtillen Bewegungen, die ſich begnügten, die Ueberzeugungen der neuen Zeit im Schooß des Friedens gedeihen zu laſſen. Die Patrioten zählten in der Stadt und der Umgegend von Mancheſter achtzig Filialklubs, jeder derſelben von wenigſtens fünfzehn Mitgliedern theilte ſich ſofort in kleinere Cirkel, ſobald die Anzahl derſelben ſechsunddreißig überſchritt. Von Liverpool aus wurde in Schottland Fuß gefaßt; Edinburgh und Glasgow waren bald die Hauptpunkte einer neuen Loge, die ſich als „Vereinigte Schotten“ mit dem Bunde der Irländer in Zuſammenhang ſetzte. Die ſchottiſchen Vereine erhielten gleich bei ihrem Entſtehen einen kirchlichen Anſtrich, ihre Meetings glichen Parochialzuſammenkünften. Jede ihrer Geſellſchaften hatte außer einem Secretär einen Schatzmeiſter, womit ſich der Sinn ſparſamer Ordnungsliebe, der ſich als volksthümlich ſchottiſch bekundet, ſein Genüge ſchuf.

Die Mittheilungen der beiden Freunde über die Verbreitung des Bundes waren wichtig genug, um den Wahn verzeihlich zu finden, ihre Sache gedeihe trotz der Gegenwehr der Gewalt zu einer Sache der Menſchheit. O'Connor hatte das Erlebniß des nächtlichen Beſuches erzählt. Thomas Emmett hielt die Perſon des Botſchafters für trüglich, weniger die Kunde, die er gebracht, und die ſich auch bald genug in einzelnen Punkten bewahrheitete. Bei alle dem lag eine

Beſorgniß, ihre Angelegenheit mißglücken zu ſehen, noch in keiner Weiſe unter den Punkten, die ihr Argwohn feſtſtellte. Edle, weite, freie Herzen zweifeln niemals am Heil ihres Volkes, ihres Jahrhunderts. Müſſen Opfer fallen, ſo greifen die Wurzeln des Glaubens nur um ſo tiefer; wenn Blut der Unſchuld fließt, düngt ſich der Boden um ſo gründlicher. Ohne Tod kein Daſein, und aus allem Umſturz ſteigt immer wieder Gott auf, der Gott eines neuen Lebens.

XVII.

Noch an demſelben Tage ſollte Leinſterhouſe der Schauplatz einer ſtürmiſchen Scene werden. Warnende Stimmen erhoben ſich, Möven gleich, die den nahen Sturm verkündeten.

Pamela ward durch einen Brief aus London von ihrem Lager aufgeſchreckt. Der Brief war von Miſtreß Wardon; er begann: „Mylady, ich kann Euch nicht mehr Bally-Caſtle zur Zuflucht anbieten, in Bally-Caſtle iſt die Stille des Grabes eingekehrt“ —

Bevor wir den Brief weiter mittheilen, müſſen wir, um ſeinen Inhalt verſtändlich zu machen, zum Sommer und Herbſt zurückgreifen, um den Wandel der Dinge dort anzudeuten. Auf jene Carnevalstage des Jahrmarktsfeſtes war in der That auf Bally-Caſtle eine Zeit gefolgt, die der „Stille des Grabes“ ähnlich ſchien. Das Feuer des einen Schloßflügels ward alsbald gelöſcht, aber es glimmte in Edmund Wardon's Gemüth unter den Kohlen fort. Sir Edmund ward über Archibald Rowan's Flucht gerichtlich vernommen; daß er zu den Freunden der Regierung gehörte, hatte ihn nicht vor Argwohn und Verdacht geſichert. Er ließ das ruhig über ſich ergehen, er verſank immer mehr in jene Stille, die ſich gefangen giebt und auf alles verzichtet, was noch von Theilnahme an der Bewegung und Entwickelung der Dinge zeugt. Die Begegnung mit O'Leary an Caſtlereagh's Seite hatte tief in ſein Inneres gegriffen; der Weheruf des Prieſters und die Stimme des mahnenden Gewiſſens, durch Uebertritt zu einer Kirche, der ſein Herz nicht angehörte, einen Vetter um das Erbe verkürzt zu haben, wurden der nagende Wurm, der ſein Gemüth untergrub. Eliſabeth und Edmund ſahen und ſprachen ſich nicht mehr. Unpäßlichkeit vorſchützend, hielt er ſich in ſeinem Zimmer hinter verſchloſſenen Thüren; aber nicht Aerzte, ſondern Gerichtsperſonen hatten Zutritt, ſpät Abends in der Dunkelheit auch Männer in langen Schleppgewändern, fromme Brüder aus dem grauen Kloſter, unter denen man auch O'Leary's Geſtalt erkennen wollte. Eliſabeth ahnte den Vorgang; der Gedanke, dem Gatten ſo wenig geweſen zu ſein, befiel ſie mit der Angſt einer peinlichen Reue. Sie ſchrieb ihm wiederholt, ohne ein Verſtändniß mit ihm zu erreichen. Sie beſchwor ihn, ſich in ſeinem Innern nicht von ihr zu trennen; ſeine ſchriftliche Antwort lautete, es ſei zu ſpät; trennen werde er ſich nicht von ihr, nicht vor den Augen der Welt, denn er halte die Ehe für ein unauflösliches Band, auch erfülle ihn die Sorge für ihre Zukunft, und wenn er ſein Weltliches geordnet, wolle er Einkehr in ſich ſelber halten und „ſeinen Gott wiederfinden“. Er arbeite daran, den Vetter aus Indien zurückzurufen und ihn zum Antritt des Beſitzes von Bally-Caſtle zu bewegen; anders könne er nicht Ruhe finden für ſein Gewiſſen, und die Zeit ſei nahe, wo Römiſchgläubige vor dem engliſchen Geſetz wieder für erbberechtigt gelten würden. Eliſabeth wolle ihm verzeihen, daß er ohne ihr Mitwiſſen dieſen Schritt gethan; in ihren Rechten ſei ſie äußerlich nicht geſchmählert, denn ſie erhalte eine Jahresrente, mit der ſie ihrer Gewohnheit nach in London leben könne, ohne ihm zu grollen, ohne ihm und ſich wehezuthun. — Miſtreß Wardon eilte wiederholt nach Dublin, um ihr Veto gegen die Beſchlüſſe des Gatten, den ſie für gemüthskrank erklärte, einzulegen. Vergeblich; Edmund hatte vor Gericht erklärt, durch ein falſches Zeugniß den Vetter im Erbe verkürzt zu haben. Eliſabeth mußte endlich einwilligen, um der Welt Enthüllungen dieſer Art vorzuenthalten. Wie ſie ſich mit Gewalt zu ihm Zutritt verſchaffte, — ſie konnte nicht ohne ein Geſtändniß der Reue von ihm ſcheiden, — erſchrak ſie über die Verwandlung, die mit ihm vorgegangen. Er hatte ſich kirchliche Uebungen, eine faſt klöſterliche Buße auferlegt, Nachtwachen und Faſten hatten ſeine Geſundheit erſchüttert. Ein Strom von Thränen ſtürzte aus ihren Augen, wie ſie den Gatten erblickte; die Thränen waren aufrichtig, ſchon weil es ihr Selbſtgefühl als Weib ſchmerzte, ſich ſagen zu müſſen, wie wenig ſie über ihn vermocht, und wie fahrlos ſie ihre frühere Macht über ihn verloren. Er ſagte ihr, es werde ihr Beſtes ſein, nach London zurückzukehren, denn in Irland werde es ſtürmiſch zugehen trotz den Zuſagen Pitt's, trotz der

Aufrichtigkeit Englands; ſie könne vielleicht heilſam wirken für ſein armes Volk, werde nicht mehr ſpotten über Paddy, und nachdem ſie den Archibald gerettet, dürfte ſich ja wohl bei dem „mächtigen Freunde“ auch noch für Andere ein gut Wort einlegen. Das ſchmerzliche Lächeln, womit er ihr faſt wie ein Sterbender das geſagt, hatte Eliſabeth waffenlos gemacht; ſie war in ihr Knie geſunken, ſie bat um Verzeihung für das verfehlte Leben, das ſie ihm gebracht; das Eingeſtändniß der Reue, daß ſich ihr Herz von ihm gewendet, trat auf ihre Lippen. Wie ſie ſich aufrichtete und ihm die Hand zum Abſchied, zur Verſöhnung reichen wollte, ſtand ein Prieſter der römiſchen Kirche hinter ihnen; er war ungeſehen ins Zimmer getreten. Sie ſammelte ſich raſch, fand ihre Haltung wieder und verließ den Gatten für immer. Sie lebte ſeitdem in London; Sir Edmund Wardon war in den Schooß ſeiner alten Kirche zurückgekehrt; noch vor der Rückkehr des Vetters aus Indien bezog er das Kloſter der grauen Brüder. —

Miſtreß Wardon's Brief aus London an Lady Pamela lautete zum Schluß: „Sir Edmund hat mich gezwungen, wieder ganz Engländerin zu ſein, aber Irland und Frankreich ſollen nicht ſagen, daß in mir ein England lebe, welches gleichgültig ſei gegen Sturm und Unheil, in das ſich Beide ſtürzen. Mylady, ich beſitze keinen Einfluß mehr auf den „mächtigen Freund“, den Ihr kennt; ich habe es aufgegeben, ſeine Pflichten als Staatsmann mit ſeinen Pflichten als Menſch und Cavalier in Eintracht zu halten; — ich weiß nur ſoviel, daß Lord Camden die Verhaftung der Häupter der Bewegung in Irland beſchloſſen hat und in dieſen Tagen vollführt. Mylady, ſeht mit Euern Kindern, ich bitte, mein Haus in London für das Eurige an!“

Pamela ſtürzte mit dem Briefe zu Edward. Sie fand ſein Zimmer verſchloſſen. Der Kammerdiener erläuterte, in aller Frühe habe der Lord mehrere Botſchaften erhalten und dann Befehl gegeben, Niemand vor ihn zu laſſen. Erſt nach wiederholtem Klopfen und Bitten erhielt Pamela Eintritt. Edward war mit Sichtung alter und neuer Papiere beſchäftigt, als gedenke er eine längere Reiſe anzutreten; der Mohr ſaß am Kamin, mit dem Anſchüren eines Feuers beſchäftigt, dem ſchon manches Blatt übergeben zu ſein ſchien. Pamela reichte ihm den von Miſtreß Wardon empfangenen Brief ſchweigend hin. Edward las gleichgültig und warf ihn zerſtreut zu den andern. Pamela ſchrie auf über ſeine Sorgloſigkeit: „Edward“, rief ſie, „Du biſt gefährdet!“ Die Angſt der liebenden Seele ſtand in ihrem dunkelroth gefärbten Antlitz. Erſt wie ſie ſich an ſeine Bruſt ſtürzte und ihn beſchwor, ihr nichts zu verheimlichen, beſann er ſich auf ſeine Pflicht, ſie zu beruhigen, da kein Zeichen vorläge, daß die Regierung die Bahn des buchſtäblichen Rechts verlaſſen werde; als Mitglied des Parlaments ſei er unantaſtbar. Der Schluß beider Häuſer ſtand freilich bevor, „und bis dahin“ — ſagte Fitzgerald gedehnt.

„Bis dahin?“ fragte Lady Pamela.

„Bis dahin“, — wiederholte Edward zögernd, — „hat Frankreich geſprochen oder Gott geholfen!“

In demſelben Augenblick fuhr ein Wagen in den Hof; die Fenſterſcheiben klirrten, für Furchtſame vorbedeutungsvoll. Ein Diener kam und meldete Sir Henry Robert Stewart, Staatsſecretär von Irland.

Die Gatten fuhren auf: „Für einen geſellſchaftlichen Beſuch etwas früh!“ ſagte Edward, die Karte, die der Diener überreicht, in der Hand wiegend. Wie er ſie umdrehte, las er: „Im Auftrage Lord Camden's.“

„Alſo doch?“ Dieſe Frage, die er nicht ausſprechen wollte, ſtand auf der gerunzelten Stirn, die er mit den Brauen in die Höhe zog. Pamela verſtand die Sprache der Zornesader im Antlitz des Gatten und drängte ſich an ihn. „Mit welchem Gefolge erſcheint der Staatsſecretär von Irland?“ fragte Edward den Diener, während Tony ans Fenſter geeilt war und durch Pantomime auf den Vorgang im Hofe deutete. Kutſcher und Diener, Niemand ſonſt war im Gefolge des Beſuchenden; aber Wappen und Livrée des Vicekönigs, beide ſehr bekannt in Dublin, hatten die Neugier müßiger Buben erregt; ein geſchäftiges Hin und Her im Palaſt des Lord Statthalters hatte ſchon in der erſten Morgendämmerung Aufmerkſamkeit und Argwohn in der Bevölkerung erweckt, nachdem die Wachen an verſchiedenen Plätzen verdoppelt, die Rothröcke des Königs von England, wie es hieß, mit ſcharfgeladenen Gewehren aufgezogen waren.

„Hauſe lieben Pöbels, wächſt immer größer an!“ rief der Neger faſt frohlockend, wurde aber bedeutet, ſich ſtill zurückzuziehen. Lord Edward hatte Befehl gegeben, den Beſuch in den Saal zu führen, während er mit einigen vertrauten Beamten und Dienern über die Waffenvorräthe in den Kellerräumen, ſowie über die Ausgänge des Hauſes Vorkehrungen traf und Worte wechſelte.

Die weinende Gattin führte er in ihr Zimmer zurück. „Edward!“ rief ſie ſchmerzlich bewegt. — „Lord Camden iſt Soldat; er wird mir nichts zumuthen, was ungebührlich iſt!“ ſagte Fitzgerald, ſie beſchwichtigend; „und ſolange ſie Viſiten machen, ſind ſie noch rathlos und ungewiß!“

Es ſchien doch, als habe er ſich hierüber getäuſcht; Caſtlereagh hatte ſehr ſichere Thatſachen zu melden, ſehr gewiſſe Entſchließungen anzukündigen, als er im großen Saale zu Leinſterhouſe zwiſchen den Ahnenbildern der Familie Deſſen auf und abſchritt, den die Welt, ſelbſt wer ihm feind war, nur ungern einem bittern Ausgange preisgab. War es das gute Herz in ſeiner edlen Einfalt kindlicher Harmloſigkeit, was für dieſen Helden einer unheilſchwangern Sache ſelbſt Gegner ſtimmte?

Als Edward an den Spiegelſcheiben im Corridor des Hauſes vorüberſchritt, hielt er plötzlich an, ordnete ſeine Kleidung und ſein Haar, und zog die grüne Schleiſe ſeines Tuches feſter. Er wollte nicht übernächtig erſcheinen, man ſollte ihm nicht anſehen, daß er um Irland ſchlafloſe Nächte gehabt, wenigſtens nicht Diejenigen, die ſich davon Triumphe verſprächen. Wie er nach den Terzerolen griff, die er zu ſich geſteckt, fühlte er ſich ganz in der gewohnten Stimmung üppiger Munterkeit, die den Batterien der Feinde wie dem

Schaffott gleich friſch entgegentanzt. Mit dem Griff an die Waffen fühlte er, wie weit ſein Leben reichen dürfe, ohne elend und ehrlos zu werden, und mit dieſem Gefühl, enden zu können und enden zu müſſen, ſobald es die große Sache, der er diente, fordern würde, nahm er erſt recht Beſitz wieder von allen, noch blühenden Lebensgaben ſeines Geiſtes und Körpers. „Es giebt nur Eines, was ich fürchte," hat er oft bekannt, „die Einöde des Kerkers; davor aber will ich mich ſichern!"

In der hüpfenden Bewegung, die ſeinem Gange eigen war, trat er in den Saal ſeiner Ahnen, begrüßte Caſtlereagh und fragte nicht ohne vornehme Herablaſſung nach dem Beweggrund ſeines Kommens.

Caſtlereagh war jetzt beinahe der Befangene, ſoviel ſprudelnder Unbefangenheit gegenüber. Einen Furchtſamen hatte er zu finden geglaubt, den die ſtetigen, langſamen, aber ſichern Triumphe des Pitt'ſchen Regimentes eingeſchüchtert, und dem von ferne ein Fingerzeig des Troſtes zu bieten wäre. In der That fühlte Caſtlereagh, wo nicht das Bedürfniß, ſo doch die Miſſion in ſich, wie Miſtreß Wardon, ſeine Lehrmeiſterin, im guten Styl, es ihm empfohlen, als Menſch und Cavalier da nachzuhelfen und auszugleichen, wo der Staatsmann durch die ſtarre Unerbittlichkeit ſeiner Maximen verletzend geworden.

Caſtlereagh entſchuldigte ſeinen ungewöhnlichen Beſuch.

„Bitte!" unterbrach ihn Fitzgerald, zum Sitzen einladend, „wir ſtanden und ſtehen uns ſo oft im Parlament gegenüber, daß es ordentlich eine Erholung iſt, uns einmal geſellſchaftlich, wenn auch ungewöhnlich, zu begegnen, was ſeit Bally-Caſtle nicht geſchehen, wo Ihr ſo freundlich wart, mein Maskenfeſt zu beehren."

„Mylord", ſagte Caſtlereagh ſehr ernſt, „zu Carnevalsſpäßen iſt die Zeit nun doch wohl nicht mehr angethan!"

„Ihr kommt im Auftrage Lord Camden's, zur Sache!" entgegnete Fitzgerald ebenfalls ernſt und kurz.

„Ja wohl, Mylord," war die zögernde Antwort, „ich komme halb und halb in ſeinem Auftrage."

„Warum nur halb?" fragte Fitzgerald wieder ſpielend, obſchon nicht ohne Bitterkeit, „warum nicht ganz ſein, was man ſein will und muß?"

„Ich bin Irlands Sohn, Mylord."

„Ah, deshalb? Es thut Euch leid, gegen Irland handeln zu müſſen, ob Ihr ſchon, dem Range nach, Staatsſecretär für Irland ſeid?"

Caſtlereagh wurde roth über dieſe tändelnde Weiſe ſeines Gegners, der doch wußte, daß ſie tödtliche Geſchoſſe gegen einander führten. „Mylord", ſagte er mit einer düſtern Melancholie, die, als er ſpäter Hand an ſich ſelber gelegt, auf ſeinem ſonſt ſo glatten Antlitz ihre tiefen Runzeln feſthielt, — „Mylord, Ihr ſeid ſo unergründlich harmlos —"

Fitzgerald lachte laut auf: „Das kommt daher, Herr Staatsſecretär', entgegnete er, „weil ich ein gutes Gewiſſen habe und weil ich, während Ihr Pitt für den Lenker der Welt haltet, Gott den Herrn im Himmel und auf Erden walten laſſe!“ Er warf ſich wohlgemuth im Seſſel zurück und ſpielte mit der Quaſte ſeines Halstuchs, während Caſtlereagh aufſtand, hart an ihn trat und ihn mit dem Gewicht ſeiner Worte zu zermalmen gedachte.

„Mylord Edward Fitzgerald“, ſagte er ſcharf und durchdringend, „wenn Ihr mit Eurer Partei auf die Hülfe der Republik Frankreich hoffet: General Hoche ſammt ſeinem Adjutanten Wolfe Tone iſt mit dem Landungsverſuch in Cork verunglückt, zurückgeſchlagen und geſcheitert. Der Sturm hat ſeine Flotte zerſtreut, wie weiland des ſpaniſchen Philipp Armada, und der Reſt der Verwegenen, die landen wollten, ſind verjagt. Der Verſuch, Irland zu einer Provinz Frankreichs zu machen, iſt vereitelt, dieſe Nacht ward uns dieſe Kunde, und dem Lord Statthalter bleibt nur noch übrig, die Häupter der Rebellen unſchädlich zu machen.“

Fitzgerald ſaß wie gelähmt. Die Regierung hatte ſehr gute Wächter, wurde ſehr gut bedient, machte alle Verbindung zwiſchen dem Norden und Süden der Inſel für die Bundesbrüder unmöglich. Dies ſtand feſt, und das Mißglücken der franzöſiſchen Landung hätte Lord Edward zerſchmettern müſſen; er ſaß gebannt und ſtarrte mit ſeinem lachenden Kindskopf hinaus ins Leere.

„Ihr ſeid verſtummt, Mylord!“ triumphirte Caſtlereagh.

In demſelben Augenblick aber ging in Fitzgerald’s Innern jene Wandlung und Wendung der Gedanken vor, wie ſie in der That ſonſt nur Unmündigen gegönnt wird, man mag es als Mutterwitz oder als Eingebung von oben bezeichnen.

Er war betäubt, niedergeworfen, und fand doch im nächſten Augenblick Widerſtandskraft genug, ſich plötzlich wieder in die Höhe zu ſchnellen.

„Verſtummt, Sir Henry Robert?" ſagte er lächelnd, „ja wohl verſtummt. Was Ihr mir meldet, beſtätigt ja nur meinen guten Glauben, daß es das Beſte ſei, den lieben Gott walten zu laſſen. Oder glaubt Ihr mit Pitt nach den diplomatiſchen Recepten Eurer Staatsweisheit wie weiland Macbeth's Hexen im Keſſel die Ingredienzien zuſammengebraut zu haben, die den Sturm über's Meer trieben, um die Flotte der Franzoſen zu zerſtören? Hat Pitt's väterliche Fürſorge das Geſchwader des Feindes aufgerieben? Mit nichten, Gottes Sturmwind, Herr Staatsſecretär. Ohne Gottes Zuthun ſtände alſo eine franzöſiſche Armee auf der grünen Inſel, und wir Patrioten müßten dann zu den Waffen greifen, um das Vaterland zu vertheidigen!"

„Mylord," fuhr Caſtlereagh fort, unwillig, ſich irregeführt zu ſehen, „die Regierung des Königs weiß um Eure Waffenvorräthe in Leinſterhouſe."

„Wenn ſie das weiß", entgegnete Edward liſtig und gewandt, „ſo muß ſie auch wiſſen, daß dieſe Waffen gegen ein franzöſiſches Heer, das mit Glück gelandet wäre oder landen würde, gar ſehr noth thun!"

„Gegen oder für Frankreich?" fragte Caſtlereagh ſpitz.

„Unwürdig, meine Ausſage zu bezweifeln!" fuhr Fitzgerald auf, „eine Beleidigung, mir zuzumuthen, für Frankreich und gegen England zu fechten!"

„Vielleicht mit Hülfe Frankreichs zu fechten, quand même?" war Caſtlereagh's Wendung, der den Gegner durchaus fangen zu wollen ſchien.

„Daß ich länger mit Euch darüber rechten muß!" rief Fitzgerald und erhob ſich, „hier im Ahnenſaale meines Hauſes, wo auch Waffen hängen, die Jahrhunderte geheiligt haben. Oder habt Ihr auch Luſt, ein Verbot zu erlaſſen, Waffen ſolcher Art zu tragen?"

„Ein Verbot der Waffenführung wird nöthig werden, Mylord," ſagte Caſtlereagh.

„Sollten die Rothröcke des Königs von England es vorziehen, blos von Schillelehs geprügelt zu werden?" ſagte Edward und hatte den lachenden Ton wieder gefunden, der ihm auf einen Augenblick verſiegt war.

„Man wird auch die eiſenbeſchlagenen Prügel verbieten, Mylord, wird Diejenigen einſperren, die ſie führen!" entgegnete Caſtlereagh.

„Dann hat Lord Camden viel zu thun, bitte, ſagt ihm das mit meinem Gruß. Und was man überfüllt und überſtopft, muß berſten. Unſere Kerkermauern halten das nicht aus, Herr Staatsſecretär, ſie werden platzen!"

„Sollten ſie ſchwächer ſein als die Schädel der Landesverräther, die Irland an Frankreich verkaufen?" höhnte Caſtlereagh.

Fitzgerald ſprang einen Schritt zurück, und griff an ſeine Buſentaſche, als ſollte die Sache doch noch perſönlich enden. Caſtlereagh aber trat mit dem ganzen Gefühl eines ſiegreichen

Uebergewichts dicht auf ihn ein und ſtreckte ihm einen Brief entgegen, deſſen Inhalt allerdings für Edward vernichtend war. Die Regierung hatte ein Schreiben des General Hoche „an Lord Edward Fitzgerald“ aufgefangen, das Jener unvorſichtig genug in einer ſchwachen Stunde ſchrieb. Es lautete:

„Mylord,

Meine Erwartung, die Inſel in Aufſtand, Euch ſelbſt mit den Waffen in der Hand zu finden, iſt hart getäuſcht. Meine Wunden brennen, meine Tage ſind gezählt, und im Angeſicht des Todes ruf' ich Euch zu: Aide-toi! Möchten Euch Wind und Wetter beſſer begünſtigen als mich.

An Bord des ***. General Hoche.“

Dieſer Brief, perſönlich an Fitzgerald gerichtet, war in den Händen der Regierung ein Document zu deſſen Bezeichnung als Hochverräther. Edward war in den Lehnſeſſel zurückgeſunken; das Gefühl der Vernichtung ſtand auf ſeinem Geſicht; er ſchlug beide Hände über ſeine Stirn und rief wie in Todesangſt: „O mein armes Irland!“ So wenig dachte er an ſich ſelbſt in der Bedrängniß, die doch jetzt nur ihm galt.

Caſtlereagh ſtand ſiegreich vor ihm. „Mylord“, ſagte er, den Brief in die Höhe hebend, „hierauf ſteht der Tod von Henkershand. Aber England will nicht den Untergang Irlands, es will nicht einmal den Tod der Verräther, es will den Verrath nur unmöglich machen. Der Brief ſei vernichtet!“

Caſtlereagh zerriß das Schreiben und warf die Fetzen an den Boden.

Fitzgerald blieb gelähmt im Lehnſtuhl ſitzen; das Eingeſtändniß der Großmuth des Gegners war eben ſo bannend für ihn wie das Gefühl der Vernichtung ſeiner Sache und ſeiner Perſon.

„Geſchah dies in Lord Camden's Auftrag, auf ſein Geheiß?“ fragte er kleinlaut.

„Ich werde es vor ihm zu rechtfertigen wiſſen,“ ſagte Caſtlereagh ruhig.

„Dann ſeid Ihr in der That mehr Irländer als ich dachte,“ fuhr Edward fort, „ich aber bin ungewiß, wie ich meinen Dank dafür abſtatten ſoll und welchen Gegendienſt Ihr fordert. Ihr habt hier als Irländer gehandelt, Sir.“

„Als Cavalier“, ſagte Caſtlereagh, „und als Gegendienſt fordere ich dereinſt vor einer Dame dies Zeugniß von Euch.“

Edward dachte an Miſtreß Wardon; er ſah Caſtlereagh groß an, der ihm jetzt in der That als ein ächter Sohn Irlands erſchien. Man braucht nicht ein Kind der untern Schichten des Volks in Irland zu ſein, um, wie Padd ſagt, eine brennende Kartoffel in ſeinem Gehirn zu fühlen. —

Das Geſpräch der Männer ward plötzlich durch ein lautes Getöſe unterbrochen, das ſich von außen ſchon längſt als dumpfes Gemurmel angekündigt, jetzt aber in ſchallenden Lärm ausbrach. Lachende Stimmen, dunkle Wuthausbrüche, Hohn und Zorn, erſchollen in ſeltſamem Gemiſch aus mehr als hundert Kehlen vom Hofe aus. Tony hatte ſchon zu wiederholten Malen an der Thür ſein ſchwarzes Angeſicht durch die Spalte geſteckt, um aus eignem Antrieb, dann auf Lady Pamela's Geheiß den bedrohlichen Vorgang im Hofraum zu melden. Endlich ſtürzte er ins Zimmer und ſtotterte einen Bericht hervor, den Niemand verſtand, ſo ſtark er ihn mit Pantomime begleitete. Man hörte jetzt Pferdegeſtampf und das Gekrach von Prügeln, die auf entſprechend harte Gegenſtände niederſchmetterten. Waren das Menſchenſchädel, ſo war ein hundertfacher Todtſchlag geſchehen.

Fitzgerald eilte ans Fenſter; Caſtlereagh folgte langſam. Ein zuſammengeknäulter Hauſe Volks hieb mit Keulen auf die Carroſſe ein, nachdem der Kutſcher, der ſich mit der Peitſche gewehrt, vom Bocke geriſſen, der Diener, der ihm mit gezogenem Hirſchfänger beigeſprungen, unter den Fußtritten der Menge zu Boden geſtürzt war. Die unruhigen Pferde waren ausgeſchirrt, während verwegene Kerle den Deckel der Kutſche erſtiegen und mit ſchallendem Halloh ihr Werk der Zerſtörung krönten. Eben krachte das Gedeck des Wagens unter ihren Streichen zuſammen, als Fitzgerald, die Glasthür des Saales öffnend, auf den Balcon des Hauſes trat und mit mächtigem Commandoruf dem tollen Beginn des Pöbels Einhalt that. Das Gerücht, Lord Edward ſolle in ſeinem eigenen Hauſe verhaftet werden, hatte Schaaren Volks von der Kildareſtraße aus zuſammengetrieben und zu dieſem Wuthausbruch gegen die Carroſſe des Staatsſecretärs verleitet.

Auf Fitzgerald's Zuruf wandten ſich Aller Augen nach dem Balcon. Zwei verwegene Burſche, die auf dem Kutſcherſitz ſtanden, ſchwangen ihre Schillelehs jubelnd in die Höhe, warſen Kußhände hinauf und ſchrieen mit donnernder Stimme: „Lord Edward hoch, die Blume von Irland!“

Fitzgerald fragte nach dem Beweggrund ihres ſtrafwürdigen Beginnens. Sie gaben ihm Auskunft und ſchwuren dem Staatsſecretär und jedem frechen Eindringling in Leinſterhouſe Tod und Verderben. Fitzgerald blickte ſich um und ſah Caſtlereagh, der ihm auf den Balcon gefolgt war, ſtill und blaß zurücktreten.

„Ihr ſeid im Irrthum, Kinder!“ rief Edward, ergriff ſeinen Gegner an der Hand und führte ihn an die Brüſtung vor. „Hier ſteht Sir Henry Robert Stewart, der Staatsſecretär von Irland!“ rief er, ihn dem Volk präſentirend.

„Wir wollen ihm die weiße, ſteile, engliſche Stirn roth färben!“ ſchrieen zehn Kehlen.

„Er iſt Irländer ſo gut und ſo ſchlecht wie wir!“ rief Fitzgerald hinunter. „Nicht ein Haar hat er mir gekrümmt; er kam nicht mich zu verhaften, mich zu warnen wie ein Freund kam er, ſo wahr mir und Euch Gott helfen wolle!“

„Wir wollen Eure Leibgarde ſein, Lord Edward!“ nahm ein Sprecher im Volke das Wort; „wir wollen, wie die Weißburſchen im Gebirge, ſtehenden Fußes jede engliſche Unbill rächen, jedes ſchlechte Geſicht anders zeichnen, ſo wahr uns Gott und Sanct Patrik helfen wolle!“

„Er wird Euch helfen,“ entgegnete Fitzgerald, „der alte Gott und der alte Schutzpatron, nur dürft Ihr nicht frevelhaft blind darein hauen, ſondern auf mein Commandowort harren!“

Ein faſt tauſendſtimmiges „Hoch Lord Edward Fitzgerald!" donnerte durch die Luft und wiederholte ſich wie ein Freudengebrüll, das den Zorn und die Wuth, die im Hintergrund der Seele grollen, überbieten will.

Edward's eigner Wagen rollte vor auf ſein Geheiß; man war es dem Beſuchenden ſchuldig, ihn ungefährdet nach Hauſe zu bringen, da ſein eignes Fuhrwerk zertrümmert war, ſeine Diener unbrauchbar gemacht zu ſein ſchienen. Caſtlereagh durfte nicht zögern, das Anerbieten anzunehmen; Fitzgerald gab ihm den Arm und führte ihn hinaus auf den Hof mitten durchs Gewühl der tobenden Menge.

„Der Pöbel iſt ſehr in Eurer Hand, Mylord," ziſchelte Caſtlereagh ſeinem Beſchützer zu.

„Beſſer, der Pöbel in meiner, als Ihr in des Pöbels Hand!" entgegnete Edward, ihn graziös in den Wagen hebend. Das wilde Gewirr der drängenden Haufen ließ kaum die Gaſſe frei, um den Staatsſecretär ſicher durchzubringen.

„Jetzt hab' ich Euch noch zu danken!" ſagte Caſtlereagh.

„Ein Dienſt iſt des andern werth!" rief ihm Fitzgerald zu. „Noch iſt es nicht an der Zeit, mich verhaften zu laſſen!" lachte er.

„Vielleicht ſpäter! Wir ſind quitt!" murmelte Caſtlereagh, ſich bleich vor Zorn in die Wagenecke werfend.

Auf Edward's Wink rollte der Wagen dahin; das hundertſtimmige Ziſchen und Pfeifen, das ihm folgte, konnte kein Commandowort unterdrücken.

XVIII.

Wir ſollten eigentlich ſchon hier, nach Schilderung dieſer Scene, in der ſich Fitzgerald und Caſtlereagh die Spitze boten, den Vorhang fallen laſſen. Helden, die mit dem Heiligſten, was ſie wollen und erzielen, doch nur als Cavaliere ein verwegenes Spiel treiben, ſind unmeßbare Größen. Außer Irland hat wohl nur Polen ſolche Geſtalten geliefert. Wir können ſie lieben, auf Momente bewundern, und müſſen ſie doch ſchließlich ihrem Verhängniß überliefern. — Wir legen den Pinſel nieder, und nehmen den Griffel zur Hand, der nach den Acten berichtet, ſo weit ſie bis jetzt erſchloſſen ſind. —

Ganz Dublin war ſeit der Scene in und vor Leinſterhouſe in Bewegung. Das Volk rottete ſich zuſammen; Padd dagegen ſchien ſich das Wort gegeben zu haben, Lord Fitzgerald's Verhaftung, falls ſie doch noch gewagt werden ſollte, mit Gewalt zu verhindern. Die Regierung war nicht unthätig, einem Aufſtande, den ſie erwartete, ja wünſchte, aber nicht ihrerſeits hervorrufen wollte, mit militäriſcher Macht zu begegnen. Neue Regimenter zogen in die Stadt, beſetzten das Kaſtell, die Wohnung des Vicekönigs, die Thore und Plätze der Stadt. Alles war geſpannt, wo das Signal zum Losbruch würde gegeben werden; man war nur ungewiß, von welcher Seite der erſte Schlag fallen, welches Haupt die Volkswuth oder die Strenge des Geſetzes treffen würde. Schon ſeit längerer Zeit waren in der Hauptſtadt bedenkliche Elemente gehäuft, dunkle Maſſen zuſammengedrängt, aus denen der Blitzſtrahl ſich entladen konnte; das Gewitter ſtand ſchon längſt am Himmel. Ungeſucht, als wenn der Inſtinct des Volkes einen Mittelpunkt der Gefahr und der Rettung verlangte, war Dublin ſchon ſeit Beginn des Winters der Sammelplatz der hungernden Verzweiflung, die ſich um die Thüren der Reichen ſchaarte. Wer die Nackten bekleidet, die Schmachtenden ſpeiſt, iſt ihr Herrgott. Solange das Landvolk noch vom Reſt der Kartoffelernte zu zehren hat, iſt die Empörung nicht in geſteigertem Maß zu gewärtigen. Erſt mit Ende April tritt das Unglück nackt auf, dann klopft der Hunger dreiſt an die Paläſte der Hauptſtadt Irlands, und dann iſt er doppelt die Beute Deſſen, der ihn füttert. Dieſer Zeitpunkt war gekommen. Schaarenweis ſah man vertriebene Pächter mit bettelndem Anhang auf dem Pflaſter lagern; noch ſcheinbar luſtig und gutgeartet, aber zu jeder That bereits aufgelegt, wenn ſie der Preis war für Wohlthaten aus dem Vorrath Derer, die da hatten. Man wollte wiſſen, daß in den entlegenen Stadtvierteln ganze katholiſche Dorfſchaften ſammt Pfarrer und Allerheiligſtem ein Obdach ſuchten und fanden, ſich mit Verheißungen ſättigend und eingedenk des Wortes Chriſti, der auch nicht gewußt, wo Nachts das Haupt hinlegen. Dieſe Schaaren kamen und verſchwanden, wie man ſie lockte oder verſcheuchte. In Wicklow trat ein Vater Murphy auf, dem man die Kirche geſchloſſen, weil er den Zehnten nicht hatte beitreiben können. Er verſammelte ſeine Gemeinde Nachts in den Bergen und verkündigte, er werde bei Mondſchein die Rechte der katholiſchen Armuth beleuchten, da die geizige Hochkirche die orangenfarbene Sonne nicht dazu hergeben wolle, und wenn man ihm Mond und Sterne verbiete, werde er ſich Fackeln verſchaffen, um ſein und der Seinigen Elend ins rechte Licht zu ſetzen. Seine Gemeinde nahm Sack und Pack mit und zog ihm nach in die Berge. O'Leary war von der Regierung aufgefordert, ſolchem Unweſen zu ſteuern. O'Leary kam und betete mit den Armen, ſtiftete in Dublin einen neuen Sanct-Patrikorden und theilte Almoſen aus mit vollen Händen, ſoweit ſein Säckel reichte, fütterte aber nur damit noch mehr den Müßiggang und lockte mehr Schaaren des Elends herbei, als wünſchenswerth ſchien. Neue Truppen waren dann als Gegengewicht in Dublin wieder nöthig, Straßen und Plätze wimmelten von Rothröcken, in den Herbergen am Liffey lag Einquartierung, auch Frau Nanſe Lagh, die Wirthin zur „ſeligen Harfe", erhielt eine volle Ladung Schützen ins Haus. Vater Antrim und die Seinigen mußten vor ihnen weichen und kehrten in die Wicklower Berge zurück, um ſich dem Prieſter Murphy anzuſchließen, nachdem ihr Hort und Heiland, Pater O'Dornley, den die grauen Schützen todt oder lebendig einfangen ſollten, auf räthſelhafte Weiſe verſchwunden war.

Das Gerücht vom Verunglücken der franzöſiſchen Landung im Süden vermehrte noch die Gewitterſchwüle am Himmel Dublins; man wartete nun auf einen neuen Kanonenſchlag, um loszubrechen. Die Gebrüder Sheares in Cork, Henry und Jones, Söhne eines allgemein geachteten Banquiers daſelbſt, der auch als Schriftſteller durch mehrere Abhandlungen den Ruf eines wahrheitsliebenden Bürgers genoß, hatten, unzufrieden mit der Leitung des Bundes der Vereinigten Irländer, die neue Loſung nicht abwarten können und durch unzeitige, zweckloſe Proclamationen, die nicht zünden wollten, ihre Kraft verpufft. Von den Bundesbrüdern gemieden und verwünſcht, von der Regierung verfolgt, irrten ſie flüchtig umher; in Paris geſchult zur Zeit der Schreckensherrſchaft Robespierre's, hatten ſie ſich jetzt als unbrauchbar erwieſen, konnten jedoch beim förmlichen Ausbruch wieder aus ihrem Verſteck hervortreten. Im Norden aber, in Belfaſt, hatte die Beſchlagnahme des radicalen „Nordſtern" der Regierung Papiere in die Hände geliefert, welche die ganze Provinz Ulſter als militäriſch organiſirt nachwies, ſobald Dublin die Fahne des Aufruhrs aushängen würde.

Die Regenten des Bundes der Vereinigten Irländer waren im Hauſe Oliver Bond's verſammelt, dieſen Stand der Dinge zu erwägen. Man war überzeugt, daß Alles verloren ſei, wenn Frankreich die Hand zurückziehe; man beſchloß, zwei Vertrauensmänner mit unbedingter Vollmacht zu ſenden, um die Republik zu einer neuen Landung zu bewegen. Das Loos entſchied; es fiel auf Napper Tandy und O'Connor. Jener ſollte unter dem Vorwand einer geſchäftlichen Nöthigung über Hamburg den Weg nehmen; Dieſer, da die Straße von Dover nach Calais der ſtrengſten Bewachung unterworfen war, unter dem Anſchein ärztlichen Rathes das Seebad auf der Inſel Thanet beſuchen, um von dort die Ueberfahrt zu gewinnen. Fitzgerald war im Lande unentbehrlich: Thomas Emmett übernahm die Führung der „Preſſe“.

Abends ſtand O'Connor in ſeinem Zimmer reiſefertig und überflog noch einmal den Kreis der Möglichkeiten nach Maßgabe menſchlicher Berechnung. Er fühlte plötzlich die verhängnißvolle Schwere ſeines Auftrags. Nicht die Gefahren, denen er entgegenging, belaſteten ſeine Gedanken, ſondern der Zufall, der juſt ihn zur Vollführung beſtimmte. Der Journaliſt der Revolution hatte das Ziel verfolgt, den Umſturz zur Reform zu geſtalten, Frankreichs Hülfe nur nothgedrungen und als ſich ſelbſt aufdrängend gelten zu laſſen, zu den Waffen endlich nur als Schutz auch wider den Feind Englands aufzurufen. Seine Miſſion war gegen ſeine perſönliche Empfindung, er übernahm ſie nur gezwungen, nicht ohne Widerſtreben ſeiner innern Stimme.

Der Wagen hielt an der Thür, der ihn zum Hafen bringen ſollte. Wie er den Hut in die Stirn drückte, ſtand ein Officier in der Uniform der grauen Schützen vor ihm.

„Oberſt Murris!“ ſagte O'Connor und trat beſtürzt zurück.

Das war der Name des Mannes, der das Regiment befehligte, das aus Schottland unlängſt eingerückt, in den Vorſtädten, den Quai hinunter, quartiert lag. Es war die mobilſte Truppe der Majeſtät von England, allezeit tauglich, wo es Aufruhr zu ſtillen, Wildſchützen in den Schluchten zu umzingeln, den Teufel aus der Hölle zu locken gab. Man nannte das Regiment der grauen Schützen das Regiment der Schlauköpfe. Oberſt Murris, ein Irländer von Geburt, galt zugleich für den luſtigſten Sonderling von der Welt. Abenteurer, Raufbold, war er zugleich der keckſte Waghals, der ſelbſt keine Tollheit ſcheute, um ſein Ziel zu erreichen. Es war ſtark davon die Rede, er würde Stadtmajor Sirr's Nachfolger im Amte. Er war Royaliſt, aber ohne es zu wiſſen, aus Inſtinct, und ohne auf die Unfehlbarkeit ſeines hergebrachten Glaubens zu pochen. Wollte man ihn gegen Rebellen und Aufwiegler in Thätigkeit ſetzen, ſo mußte man darauf bedacht ſein, daß die Unterwerfung für ihn den Reiz des Abenteurers hatte. Im offenen Kampf gegen ſeine Mitbrüder that er als Officier des Königs vielleicht nur was die Pflicht des Gehorſams erheiſcht; mithin war dieſe Stütze des Lord Camden immer eine fragliche, obwohl man Caſtlereagh's Plan, Irland mit Irländern und mit irländiſchen Mitteln zu bekämpfen, noch nicht aufgab. Oberſt Murris ſchien der Mann, durch irgend einen luſtigen Streich einen Haufen Rebellen auseinander zu jagen, durch eine burleſke Rede, die er auf offenem Markte hielt, ſie zu beſchwichtigen, durch einen guten Einfall eine ganze Verſchwörung lächerlich zu machen. Gleichzeitig mit dem Einrücken ſeiner grauen Schützen in Dublin lief bei Jung und Alt ſein Schreiben an den Vicekönig um, worin er ein unmaßgebliches Gutachten über die Rebellen in Irland abgab. Er erklärte ſeine irländiſchen Brüder ſammt und ſonders für viel zu gute Kerle, um König und Thron über den Haufen zu ſtürzen, für viel zu muntere Kumpane, um etwas anderes als Scherz und Kurzweil zu wollen. Er werde mit ſeinen grauen Schützen dafür ſorgen, daß es luſtig in Dublin zugehe, und ſchwöre hiermit, daß er binnen acht Tagen ſelbſt zu den Vereinigten Irländern gehören werde, ohne gegen Gott und König ein Verräther zu ſein. Gegen ausländiſche Feinde habe der König von England ſeine Kanonen; mit den guten Jungen in Irland aber, wenn ſie rebelliſch wären, müſſe man auf Brüderſchaft anſtoßen und ſie unter den Tiſch trinken. — Dieſer Brief ſtand gedruckt an den Straßenecken, Oberſt Murris hatte Ausſicht, ein Mann des Volks zu werden, und die „ſelige Harfe", wo er ſein Hauptquartier aufgeſchlagen, ſchien ihren Schauplatz der Verſchwörung in ein Bacchanal auf das Wohlſein König Georgs zu verwandeln. Dabei blieb es ungewiß, wie weit die Vollmacht des Oberſten reichte, um aus dem Spiel im Nothfall Ernſt zu machen.

„Oberſt Murris!" wiederholte O'Connor, als der Eingetretene vor ihm ſtand. Es konnte kein Zweifel ſein, es war der Anführer der grauen Schützen, der burleske Teufel, wie ihn der Pöbel ſchalt, mit dem ſchwarzen Pflaſter über dem linken Auge, das ihn allgemein kenntlich machte.

„Ich will gehängt ſein, wenn ich nicht für Oberſt Murris gehalten werde!“

O'Connor fuhr zurück; die Stimme war ihm bekannt.

„So gut ich Capitän Jones war, kann ich auch Oberſt Murris ſein, nur müßt Ihr ſtark an die Seelenwanderung glauben!“

„O'Dornley!“ flüſterte O'Connor. Er ſtürzte auf ihn zu; das blaſſe Antlitz des Prieſters ſtarrte ihm mit einem irren Lächeln entgegen.

„Ich bin und bleibe wer ich bin, dieſſeits und jenſeits, nur die Hülle wechſelt! Schickt mich gen Himmel und ich bringe Euch des Teufels Großmutter mit ins Paradies!“

„Ihr ſcherzt zur Unzeit!“ fuhr Arthur auf.

„Ich ſcherzte nie,“ ſagte Dornley mit dem heiſeren Ton eines finſtern Ingrimms. „Und damit Ihr ſeht, daß es in Irland nicht mehr Zeit iſt zum Scherzen: hier iſt die Vollmacht, die zum Ernſt nöthigt.“

O'Connor überflog das Blatt, das Dornley ihm entfaltete. „Oberſt Murris“, lautete das Schreiben des Vicekönigs, „wird hiermit ermächtigt, den als Capitän Jones bekannten Prieſter O'Dornley binnen vierundzwanzig Stunden todt oder lebendig zu überliefern.“

„Ihr ſeht,“ ſagte Dornley, „daß ich jetzt befähigt bin, mich ſelber hängen zu laſſen, da ich Oberſt Murris und den Prieſter Dornley in Perſon vereinige.“

Der dunkle Zorn, der aus O'Connor's Augen blitzte, blieb ohnmächtig vor dem lachenden Hohn, den ihm der Exprieſter entgegenſetzte.

„Ihr verwirrt mir die Sinne!“ ſchrie O'Connor, „löſt mir das Räthſel! Wo iſt Murris?“

„Beruhigt Euch“, ſagte Dornley mit kalter Feſtigkeit, „er hat mir ſein Wort gegeben, unſere Flucht nicht auszuplaudern.“

O'Connor ſtarrte ihn ungewiß an. „Gebt Euch zufrieden,“ fuhr Jener zutraulich fort, „aber ſäumt nicht länger, ich gehe mit Euch über England nach Frankreich. Die Stunde zur Abfahrt drängt, ich ſchütze Euch! Ohne Geleit eines Officiers wird Niemand an Bord gelaſſen.“ Er ſchob die Binde über dem Auge zurecht, drückte den Hut ins Geſicht und winkte.

O'Connor folgte betäubt. Unten am Schlage ſtand ſein Diener bereit. Sie ſetzten ſich, der Wagen rollte fort.

Es war noch ſehr früh am Morgen, die Straßen leer, die Sonne rang mit dem grauen Dunſt im Oſten. Der nächſte Weg zum Hafen führte über die Eſſexbrücke links am Quai entlang, wo die „ſelige Harfe“ zu ebener Erde dicht am untern Uferrand mit ihren Schornſteinen bis an die Straße reichte. „Nicht hier!“ rief Dornley dem Kutſcher zu; aber die Wendung war ſchon genommen und der Prieſter lehnte ſich in die Wagenkiſſen zurück. Der kalte Abendwind röthete ſeine bleichen Wangen.

„Ihr ſcheint dieſen Schauplatz Eurer Thaten vermeiden zu wollen?“ fragte O'Connor.

Der Prieſter lachte dumpf in ſich hinein. „Zur Ehre Gottes, wie gewiſſe Jünger Jeſu ſagen, iſt ſchon mehr geſchehen, als zur Rettung Irlands. — Wißt Ihr, wozu die Schornſteine gut ſind, deren Schlund ſich hier zu unſern Füßen öffnet? Seht nur hin, ein Sprung vom Quai und Ihr ſteht auf dem Dache der guten Nanſe Lagh. Nun ſeht, und wären alle Eingänge von Dragonern beſetzt, wären alle Gemächer voll grauer Schützen, um Euch den Eingang zu verwehren: dort die Eſſe mit ihrem Schlund bringt Euch doch zum Ziele. Nachts unter dem Mantel der Dunkelheit fahrt Ihr hübſch ſacht hinunter und Ihr könnt ſicher ſein, der Weg führt Euch geradezu ins Himmelreich, ins Kämmerlein der Wirthin zur „ſeligen Harfe“. Da ſuchte mich Niemand, aber ich ſuchte und fand da meinen Murris. Doch laßt uns davon abbrechen: mein Verdienſt wird ſein, Eure Flucht nach Frankreich zu ſchirmen. Laßt Euch von mir leiten, oder Ihr ſeid für immer verloren. Sobald wir Freiheit athmen, erfahrt Ihr Alles.“

Der Wagen hielt vor den Schranken des Hafens. „Iſt es wirklich Euer Wille, nach England zu gehen?“ fragte O'Connor mit einer Scheu, die ſich kleinlaut an die Beſchlüſſe einer dunklen Macht gefangen giebt.

„Wirklich!“ war die Antwort, „immer in den Rachen des Löwen, wenn Ihr ſeinen Tatzen entgehen wollt. Aber nennt Euren Namen nicht!“ Vor dem kalten ſtechenden Blick ſeines Auges erlahmte jeder Widerſpruch und O'Connor folgte willenlos. Die Wache am Ufer ſalutirte; die Barke führte ſie hinüber an das ſegelfertige Schiff. Ein Wachhabender empfing ſie auch hier und forderte, dem neuen Befehl zufolge, ihre Päſſe, bevor er ſie an Bord nahm. „Im Namen des Königs“, ſagte Dornley, „Oberſt Murris und ſein Freund Lieutenant Favey.“

„Ich wußte, daß Ihr eine Kajüte für Euch in Beſchlag genommen habt,“ fuhr er fort zu O'Connor, „Ihr werdet erlauben, daß ich ſie theile. Der Uniform des Königs ſteht jeder Zutritt offen.“

Seine Uniform genügte, auch den Gefährten in Bürgertracht als unverdächtig aufzunehmen. Der Tumult auf dem Verdeck hielt O'Connor's Sinne in der Betäubung feſt, die der Drang der Eile erzeugte. Die Anker wurden gelichtet, ein friſcher Wind ſtieß in die Segel, die Küſte ſchwand.

O'Connor blickte ſtarr in die trüglichen Elemente. Luft, Himmel, Meer, der Boden, auf dem er ſtand, Alles war erfaßt von der ſchwankenden Unſicherheit; die Ufer der grünen Inſel hüllte der Nebel in ſeine webenden Schleier. Wie er ſich ſelbſt wiederfand, die Ereigniſſe, die ihn fortgeriſſen, überſchaute, lief der Zorn, ſich nicht mehr als Herr ſeines eignen Geſchicks zu fühlen, mit drohenden Zügen über ſein Antlitz. „Mit einer Mummerei, einem Faſtnachtsſpiele ähnlich, ſoll es enden?“ flüſterte ihm ſein böſer Genius zu.

Er ging in die Kajüte, die Dornley in Beſchlag genommen. Seine fragenden Blicke forderten von dem Räthſelhaften Genugthuung.

Dornley winkte behutſam, ſchloß die Thür und zog die

Vorhänge über die Fenſterluken. „Ich will nicht länger der Spielball Eurer Launen ſein!“ begann O'Connor.

„Aber doch der Spielball des Schickſals?“ fragte Dornley.

„Ich will wiſſen, was Euch berechtigt —“ Er ſprach nicht weiter, das Wort erſtarb auf ſeiner Zunge, als der Prieſter einen Verhaftsbefehl aus dem Buſen zog, den Oberſt Murris auch an ihm zu vollſtrecken ermächtigt war. Er unterwarf O'Connor dem Kriegsgericht, legte auf ſeine Wohnung, ſeine Papiere, ſeine Druckerei Beſchlag; der Vorgang gegen den „Nordſtern“ in Belfaſt hatte Ergebniſſe geliefert, welche die Regierung nach gleicher Beute bei der „Preſſe“ lüſtern machten.

O'Connor warf ſich erſchöpft in den Seſſel. Dornley faltete das Papier und zog ein neues aus der Buſentaſche. Es war eine Vollmacht, Oliver Bond, in deſſen Hauſe in letzter Zeit die Zuſammenkünfte der Vereinigten Irländer ſtattgefunden, gefänglich einzuziehen und dem Standrecht zu unterwerfen.

O'Connor ſprang auf. „Und Ihr konntet Urſach werden, daß ich Irland verließ?“ ſchrie er verzweifelnd. — „Wer iſt ſonſt noch verfallen?“

Dornley ſagte: „Ueber den Andern, ſcheint es, ſoll noch eine Zeitlang das Schwert des Damokles ſchweben.“

„Oliver Bond habt Ihr preisgegeben, Entſetzlicher?“

„Er iſt gewarnt“, ſagte Dornley. — „Ihr ſcheint mir zürnen, ſtatt mir danken zu wollen?“

„Mich empört die Ruhe der kalten Seele, die mit dem

Verhängniß, das über uns Alle hereinbricht, noch verhandeln, noch klug ſein will, wo der Umſturz alle Fugen löſt!" O'Connor brach zuſammen; ſeine Beſonnenheit erlahmte vor der Gewalt der Thatſachen.

„Thoren, die Ihr ſeid!" ſagte Dornley. „Eure Tugend und Euer Calcul macht Euch ohnmächtig. Ihr möchtet gern Helden, möchtet aber nicht gern Verbrecher ſein."

„Und ich ſoll nicht fragen," ſagte O'Connor, „was Euch zu der Entdeckung verhalf, was Euch dieſe Kunde koſtet, welcher Schandthat Ihr die Kleidung, die Ihr tragt, zu verdanken habt?"

Dornley richtete ſeine hagere Geſtalt mit geſpenſtiſcher Kraft in die Höhe; in ſeinem Antlitz zuckte kaltes Wetterleuchten. „Hab' ich Euch je zum Mitwiſſer meines Thuns gemacht?" rief er. „Habt Ihr Rechenſchaft über mich zu geben, hab' ich Euch je für mich dazu verpflichtet? Armſelige Ohnmacht, die rathlos bleibt für ſich ſelber! Ich für mein Theil bin mir Prieſter genug, um mir ſelbſt zu beichten, um mein eigen Gericht zu ſein. Ihr aber, die Ihr Euch mit ſogenannter Tugend durch die Welt ſchmuggeln wollt, mit der Ohnmacht Eures Klügelns um den Brei, den Ihr eingerührt habt, herumſchleicht, und lange grübelt, ob es weniger Verbrechen ſei, mit delicaten Fingerſpitzen oder mit friſcher Fauſt hineinzugreifen, Ihr, die Ihr mit Eurer Schlauheit ſchön thut, mit einem beſten Staate liebäugelt und ein mattherzig Tugendideal Euch präparirt, Ihr werdet dies Zeitalter nicht reinigen von Sünde, weil Ihr nicht groß genug ſeid, vor der Welt Verbrecher zu ſcheinen. Ihr Armſeligen, warum bleibt Ihr nicht kleben an der Scholle des Herkommens, wenn Ihr über Alexander und Cäſar erſt zu Stuhle ſitzen wollt, um zu wiſſen, was gut an ihren Thaten war, was böſe. Ihr Phariſäer und Heuchler, Eure Gedanken ſind Rebellen und Eure Thaten ſollen zuckerſüße Tugendpuppen ſein!“

Mit einem ſchallenden Gelächter tobte er in der Kajüte auf und ab, während die ſchwankende Bewegung des Schiffs ihn hin und her warf. O'Connor verhüllte ſein Antlitz; die Welt ſchien ſich vor ihm aus ihren Banden zu löſen, im Taumel liefen ſeine Gedanken durch einander; Mittel und Ziel, das Nächſte, das Fernſte, Tod und ewige Seligkeit, über Alles warf ſich das Elend einer grenzenloſen Verwirrung.

XIX.

Oberſt Murris ward erſt am folgenden Tage vermißt: man erbrach ſein Zimmer in der „ſeligen Harfe“ und fand ihn erdroſſelt im Bett; ein ſchwarzer Talar war über ſeine Leiche gebreitet, eine härene Schnur, wie ſie ein prieſterliches Gewand zu ſchürzen pflegt, ſaß um ſeinen Hals. Ueber dem Bett des Erdroſſelten ſtanden an der Wand mit Kohle geſchrieben die Worte: „Capitän Jones grüßt alle Verräther Irlands!“

An O'Dornley aber ſollte ſich, zum Abſchluß dieſer blutigen Harlekinade, ſein eignes Wort erfüllen: „Ich will gehängt ſein, wenn ich nicht noch endlich gehängt werde!“

O'Connor hatte ſich, ſobald ſie das Schiff verließen und Englands Boden betraten, von dem Unſeligen ſofort getrennt und ſeinen Weg für ſich allein geſucht. Dornley aber, der ſchnell ſeine Maske abgeworfen und als wandernder Hauſirer auftrat, fand ſeine Fährte auf und ſchien ihn als Genoſſen ſeines Schickſals nicht aus der Hand laſſen zu wollen. Es war in Maidſtone, einer kleinen Stadt an der Medway, nicht weit von Dover, wo O'Connor als Badereiſender die Ueberfahrt nach der Inſel Margate zu gewinnen ſuchte; dort ſtieß der Mann der verbrecheriſchen Carnevalsſcherze wieder zu ihm; Beide, im Streit mit einander, wurden als verdächtig angehalten. Es iſt noch unerörtert, wie der Zufall den edlen Denker und den verbrecheriſchen Phantaſten dort vor Gericht zuſammenbrachte. Dornley, heißt es, hatte die Ueberfahrt erzwingen wollen und einen Schiffsknecht niedergebort, der in Folge deſſen an ſeinen Wunden ſtarb. Die Jury des Städtchens war beiſammen und ſaß alsbald über ſie zu Gericht. O'Dornley ward zum Strange verurtheilt, O'Connor freigeſprochen. Jenem ſtarb der Witz auf ſeiner Zunge kaum in der letzten Stunde. Die Bewohner Maidſtone's ſind Zwirnfabrikanten; er ſchalt ſie ſchlechte Bindfadendreher und bezweifelte die Tauglichkeit des Strickes, den ſie ihm gewunden. Der Strick that aber doch ſeine gute Schuldigkeit.

Ueber O'Connor's weiteres Auftreten fanden wir in den Memoiren der Zeit noch keine ſtetigen Angaben. Schwerlich ſetzte er ſeine Reiſe nach Frankreich fort; das Gerücht von der Beſchlagnahme ſeiner Wohnung und ſeiner Preſſen rief ihn vielmehr nach Dublin zurück. Erſt bei einer zweiten militäriſchen Beſetzung des Hauſes von Oliver Bond wird ſein Name unter Denen genannt, welche die Regierung gefangen nahm. Unter der Bedingung vollſtändiger Amneſtie für ſämmtliche Theilnehmer faßte er im Gefängniß den Entſchluß, die Acten des Bundes der Vereinigten Irländer auszuliefern und das ganze Syſtem deſſelben zu enthüllen. Die Regierung ging darauf ein, ließ ſich die Acten liefern, hielt aber doch, wozu der Kriegszuſtand Europa's wohl die Nöthigung gab, die Gefangenen noch vier Jahre lang in Schottland auf dem Bergſchloß St. George feſt; erſt nach dem Frieden von Amiens wurden ſie entlaſſen. Von O'Connor's Hand finden wir in einem der Memoirenbücher jener Zeit einen denkwürdigen Brief an Caſtlereagh, worin er Proteſt erhebt gegen das gebrochene Wort, gegen den rechtswidrig zerriſſenen Vertrag. Er verließ dann für immer ſein Vaterland und nahm Dienſte in der Armee Frankreichs; eine Parlamentsacte ſprach auch nachträglich noch ſeine Verbannung aus. Noch nach den Napoleoniſchen Feldzügen lebte er als franzöſiſcher General; die Tochter und Erbin des unglücklichen Girondiſten Marquis von Condorcet war ſeine Gattin geworden.

Bleiben wir jedoch beim Jahre 1798, um auf dem Boden Irlands den Schlußpunkt für unſere Novelle zu finden. —

Es war am 12. Mai, als Oliver Bond's Haus zum erſten Mal beſetzt wurde; es gelang aber damals noch nicht, ſich der Häupter des Bundes zu bemächtigen; der Beſitzer des Hauſes war gewarnt. Gegen die Beſchlagnahme der Preſſen O'Connor's erhob Lord Edward im Parlament Proteſt; die Regierung antwortete aber mit der Kunde, O'Connor ſei an der Seite des Mörders O'Dornley in England gefangen genommen. Gegen die Annahme einer Gemeinſchaft des Ehrenmannes mit einem Verbrecher erhob Lord Fitzgerald zum letzten Mal ſeine Stimme; die Wahrung der Ehre des Freundes war ſeine letzte parlamentariſche That.

Es war wohl zugleich die letzte Sitzung des Parlamentes von Dublin. Als Fitzgerald das Haus verließ und in ſeinen Wagen ſtieg, drängte ſich ein Bote an ihn mit einem Zettel, den er ſofort beſtellen müſſe. Ohne Unterſchrift, aber ſichtlich von Caſtlereagh's Hand ward ihm gemeldet, daß die Regierung Sorge getragen habe, alle Häfen des Landes ihm offen zu halten, falls er während der Kriſis Irland verlaſſen wolle. So großmüthig, oder ſo ſicher ſchien die Regierung zu ſein, Herr der Bewegung zu werden, ohne aufhören zu dürfen, den Liebling der Nation zu ſchonen. Fitzgerald gab dem Boten den Beſcheid, er glaube hier nöthiger zu ſein als ſonſt wo. Als ſein Wagen jedoch in die Straße einbog, die nach Leinſterhouſe führte, fand er den Zugang durch Soldaten verſperrt. Er ließ umwenden und fuhr nach Frescati, ſeinem Landhauſe. Auch dort war freilich nicht lange ſeines Bleibens: die Waffenvorräthe in Leinſterhouſe hatten auch ein Gelüſt nach Frescati erregt. An den Straßenecken Dublins ſtand endlich das Manifeſt, welches Lord Edward Fitzgerald für einen Hochverräther erklärte, tauſend Pfund auf ſeinen Kopf ſetzte. Das Volk ſchaarte ſich und entzifferte die Bekanntmachung. „Um tauſend Pfund wird kein Irländer zum Verräther!“ rief man laut. — „Ein Kopf wie Dieſer wiegt ſchwerer!“ ſagte ein Zeitgenoſſe, gab aber dem Verdachte Raum, er habe Kopf und Herz verwechſelt. Wir ſind es jedoch unſerem Helden ſchuldig, ihm in ſeinen letzten Augenblicken zur Seite zu ſtehen. —

Wenige Stunden von Dublin, zwiſchen Wieſenwuchs und Wäldergrün, recht zahm und eingefriedigt, wie gebettet im Schooß der freigebigen Natur, lag ein einſames Haus, das eine ſtille Matrone bewohnte. Sie war nicht lebensmüde, weil ſie nie kennen gelernt, was Unfriede war, ſie hatte Zeit ihres Lebens nur vegetirt und der Armuth wohlgethan, ſo weit ihre Habe reichte. Dublin war ihr zu geräuſchvoll und doch konnte ſie es nicht miſſen. So zog ſie in das grüne Wieſenland; eine Magd, ein Knecht und ein Hund waren Bedienung genug für ihr altes Leben. Zu ihren Füßen ſtrömte der Canal, der in den Liffey mündet, oben auf dem ſanften Hügel ſah man die Stadt ſich breiten, der Strom lief wie ein Silberband durch die üppigen Triſten, Wald und Flur und Himmel athmeten ringsum den Frieden der erſten Schöpfung; was Lärm hieß, lief den Strom entlang zum großen Menſchengewühl, ſelbſt das Geräuſch der Wogen von ferne drang nur ſchüchtern und ſchwach bis in den ſtillen Waldwinkel, in welchem das Haus der alten Wittwe lag.

Seit einigen Tagen hatte ſie wider Willen Beſuch. Spät Abends hatte ſich ein ſtaubbedeckter Wandersmann eingeſtellt, den die Müdigkeit über ihre Schwelle trieb. Einmal eingeniſtet, blieb der Fremde, der ſich Maſter Jameſon nannte. Er ſchützte ſeine Armuth vor, die ihn hindere, in die nahe Schenke zu gehen, und als man ihm Geld bot, das er lachend abwies, gab er ſein Wohlgefallen am Ort für unüberwindlich an und bat, ihn nicht fortzunöthigen, er ſei nicht arm an Geld, aber reich an Schmerz und Traurigkeit, er müſſe einſam ſein und könne unter Menſchen nicht dauern. Bei aller Traurigkeit aber ſang er und pfiff und blies oben im Erker, wo man ihn aufgenommen, die Maultrommel wie ein Meiſter. Spät Abends erſt verließ er ſein Stübchen und ging den Strom entlang nach Dublin; mit Sonnenaufgang kehrte er heim und ſchlief den Tag über oder blieb verſteckt und ſchrieb Briefe. In der Dämmerung ging er, in der Dämmerung kam er, Niemand eigentlich hatte ihn recht geſehen, ſelbſt der alte Knecht nicht, der allmorgens ſeine beſtäubten Kleider im Vorſaal fand und ſie reinigte. Den Bewohnern des Hauſes ward der Fremde doch endlich zur Laſt, bis der Knecht plötzlich ſein Fürſprecher ward: er wiſſe, flüſterte er ſeiner Gebieterin zu, wer die liebe Herrlichkeit ſei, freilich eine Herrlichkeit, eine Lordſchaft, ein hohes, koſtbares Leben, ein Juwel in der ſmaragdenen Krone des grünen Eilands! Der Alte hatte in den Stiefeln des Fremden deſſen Namenszüge entdeckt; er wolle nie ſagen, was er wiſſe, noch ihn jemals ſehen, um vor Gott und allen Heiligen, ſowie vor den böſen „Engeln von England“ dereinſt ſchwören zu können, daß ſeine Augen ihn nie erblickten.

Es war Lord Edward, der unter dem Namen Jameſon aus dem Süden des Landes zurückgekehrt war. Nur bis Kildare hatte man bei ſeiner Flucht aus Dublin ſeine Spur verfolgen können, von dort hatte er nach allen Punkten der Inſel, an alle Bundesbrüder in Irland Boten geſandt, die beiden Sheares nach der Hauptſtadt beordert und als ſein eigner Sendling die Grafſchaften Wicklow und Wexford durchwandert, um ſich den Beiſtand der katholiſchen Prieſter gewiß zu machen, wenn die Vereinigten Irländer zu den Waffen griffen. Auf die Nacht des 23. Mai war der Beginn der Unternehmung feſtgeſetzt. Vater Murphy, Vater Kearn und ein vertriebener Pächter, Namens Holt, commandirten über anſehnliche Horden. Die beiden Grafſchaften Wicklow und Kildare ſollten nach Dublin vorrücken, während die Patrioten aus Wexford zwei kleine Garniſonpunkte, Loughlinstown, unfern der Reſidenz, und den Landſitz des Vicekönigs, wo Artillerie ſtand, überrumpelten. Gleichzeitig ſollten auf allen Straßen die Poſten angehalten werden, während die Gebrüder Sheares mit den bewaffneten Banden, die in den Vorſtädten Dublins und in der Nachbarſchaft bereit ſtanden, die Kaſernen und das Kaſtell ſtürmten. Die Familie Antrim, unter dem Befehl des alten Wildſchützen, wurde beauftragt, das Gefängniß Newgate zu beſetzen; mit dem Beginn der Freiheit Irlands ſollten die lebendig Begrabenen, die edelſten Freunde ſeines Herzens, O'Connor, Thomas Addis Emmett, Oliver Bond, das Licht des neuen Tages begrüßen. Waren dieſe Punkte genommen, ſo eilten reitende Boten nach den entferntern Grafſchaften, um den Aufſtand der Inſel allgemein zu machen, während Fitzgerald von allen Thürmen der Hauptſtadt die Unabhängigkeit Irlands verkünden ließ.

So war der Plan und die beiden Sheares triumphirten, daß endlich ihre Ueberzeugung, Irland müſſe ſich durch ſich ſelber frei machen, ins Leben treten ſollte. Man hatte jetzt den Aufſtand der drei nächſten Grafſchaften organiſirt; auf Ulſter mit Belfaſt, den Sitz der Radicalen, ſetzte man eine ſichere Hoffnung. Wie ſchnell Frankreich der jungen Freiheit Irlands zu Hülfe eilen werde, ſtand im Hintergrund der Berechnung, war nicht mehr erſte Bedingung. Um ſo weniger durften die Patrioten fürchten, die eine Knechtſchaft mit einer andern zu vertauſchen. Freiheit und Brüderſchaft! ſollte jetzt das Feldgeſchrei Aller ſein, welche die Ketten des engliſchen Frohndienſtes von ſich ſchütteln wollten, ohne eine Provinz Frankreichs zu werden. — Der Erfolg hatte gelehrt und lehrte auch ferner, daß auf die Republik nicht zu zählen war. Die bataviſche Flotte, mit 15,000 Mann an Bord unter General Dendaels, blieb nach vergeblichen Verſuchen, durchzubrechen, von der britiſchen im Texel eingeſperrt. Die Unternehmung in Boulogne war aufgegeben; man ſprach jetzt von einer zweiten, die auf der Südküſte Frankreichs ins Leben treten ſollte. Sie mißglückte, weil ſie verſpätigt wurde, und noch im Mai ſegelte Bonaparte von Toulon nach Malta, nach Aegypten; — erſt auf St. Helena bereute er, nicht in Irland dem größten ſeiner Feinde die Stirn geboten zu haben, ſtatt ihn auf fernem Punkte anzugreifen. —

Je mehr der Tag der Entſcheidung heranrückte, deſto mehr wurde Fitzgerald's Anweſenheit in Dublin nothwendig. Es war geglückt, die verſchiedenſten Gerüchte über ihn zu verbreiten; man glaubte ihn zu Schiff nach Frankreich, oder im Süden unter den Inſurgenten des Prieſterthums; es ging ſogar die Fabel um, er ſei Hauptmann einer Bande von „Weißburſchen“ und „Stahlherzen“. Er faßte Muth und trauete ſich zu, in der nächſten Nähe am ſicherſten geſchützt zu ſein; er fand einen Verſteck mitten in Dublin, im Hauſe eines Federhändlers in der Thomasſtraße. Seinem Wirth entdeckte er ſich, weil er dann auf deſſen Schutz um ſo ſicherer zu rechnen hatte. Der Mann war kein Mitglied des Bundes, um ſo weniger lag die Furcht nahe, man werde ihn hier ſuchen. Das Gebäude bot Vortheile, die großen Waarenlager des Händlers hatten nach zwei Seiten Ausgänge; eine kleine Dachſtube im vordern Wohnhauſe entrückte Edward den Augen der Welt. Er war ſehr einſam in dem Gemach, ſpät nach Mitternacht erſt verließ er die Hühnerſteige, um noch vor dem dämmernden Morgen wieder heim zu ſein. Er hatte hundertfache Veranlaſſung, hier in der Werkſtatt die Gewehre, die beſtellt waren, dort die Wachſamkeit der Freunde zu prüfen, Boten aus den Grafſchaften zu empfangen, ſein Weib in Leinſterhouſe zu tröſten. In dieſen Tagen, oder Nächten vielmehr, weil ihm die Nothwendigkeit dieſe Umkehr der Lebensordnung auferlegte, ſah man ihn nie anders als in einer ſtets fröhlichen Laune, die man ungewiß war, entweder leichtſinnig oder gottvertrauend zu nennen. Mit ſo flügelſchneller Munterkeit ſpringen Kinder über einen Abgrund fort, ſo harmlos bauen Glückliche ihre Hütte an den Rand des Kraters, ſo trunken von Zuverſicht waren antike Helden in der fabelhaften Kinderwelt der Griechen.

Er zweifelte keinen Augenblick an dem Gelingen ſeiner Unternehmung, der feſte Glaube, das Glück werde das Werk krönen, Gott Irland nicht verlaſſen, gab ihm den ſtillen Jubel der Seele, breitete einen heitern Himmel über ſeine letzten Tage. Er war ſo ſicher, daß nur Eins ſeine Stimmung trübte, die Furcht, den Augenblick der Freiheit Irlands nicht lange zu überleben. Ob er für dieſe als Opfer fallen oder als Held ſie feiern werde, galt ihm aber für gleich beneidenswerth. Niemals im langen Lauf der Weltgeſchichte hat ſich der Aufſtand eines Volks ſo idylliſch wie auf der grünen Inſel geſtaltet.

Fitzgerald konnte, wie ein Kind einen Feſttag, den Anbruch der Freiheit kaum erwarten; er bereute faſt, die Loſung zu weit hinausgeſchoben zu haben. Ob die tauſend Piken noch fertig waren oder nicht; Padd mußte die Kaſernen ſtürmen, konnte ſich Waffen erobern, falls er keine hatte. Sein kerkerhaftes Daſein in der Dachluke fing an, ihm die Schrecken wirklicher Gefangenſchaft zu erſetzen. Er konnte nicht ſchlafen, ſich nicht beſchäftigen, die Unruhe trieb ihm das Blut ins Gehirn. „Zur Einſamkeit gehört ein ſehr weiſer Mann!“ ſagte er oft mit komiſcher Ergebenheit, wenn ihn der alte Wirth heimſuchte, ihm Geſellſchaft zu leiſten, was mitunter geſchah, obwohl der betriebſame Herr, wie er meinte, ſeine großen, ſchweren und doch federleichten Geſchäfte hatte. In einem reichen, bunten Leben auferwachſen, war Edward ſo ſehr geſelliger Natur, daß ein Verkehr mit ſich ſelber ihm nicht anders erſchien als ein Geſchäft, das erſt im Lande jenſeits beginnen werde. Mit einem Thiere hätt' er ſich begnügt, aber auch ſeine Hunde hatte er von ſich verbannt, ſeine Windſpiele und Bulldogs waren in der Stadt ſo bekannt, daß ſie ihn leicht verrathen mußten, ſollten ſie hier in dem luſtigen Kerker ſeinen Hofſtaat machen. Er war nicht erfinderiſch genug; ſonſt hätt' er Fliegen gefangen und die Spinnen, die an ſeinen Fenſtern woben, damit zu Gaſte gebeten. Er lockte ein Paar Nachbarskinder, die auf der Gaſſe ſpielten, zu ſich herauf, aber ſie gewannen den fremden Mann bald ſo lieb, daß der Verkehr mit ihnen bedrohlich wurde.

Die letzten Tage und Nächte ſollten den letzten Vorbereitungen zum großen Moment angehören. Die beiden Sheares ſtanden mit ihren Truppen in den Vorſtädten und in der Nachbarſchaft; die Pächter mit ihren Horden aus Wicklow und Wexford, die Prieſter, Vater Kearn und die beiden Murphy mit ihren Schaaren, Joſeph Holt mit ſeiner Legion, Alle waren bereit, um in der anberaumten Nacht in Dublin zuſammenzuſtoßen. Es war der 19. Mai, der Himmelfahrtstag, den die Chriſtenheit feierte; die Morgenglocken begrüßten in aller Frühe den Heimgang des Herrn. Fitzgerald hatte die Nacht in raſtloſer Thätigkeit hingebracht, mit dem erſten Frühlicht war er zurückgekehrt, noch in den Kleidern hatte er ſich aufs Bett geworfen, die Natur forderte nachträglich den ihr entzogenen Tribut. Das Summen der Morgenklänge rief ihn nur auf Augenblicke wach, um ihn von neuem in Träume zu wiegen. Da machten ſich lärmende Stimmen auf dem Flur des Hauſes geltend, ſchwere Tritte hallten auf und ab, einige Thüren brachen zuſammen, ein Gewühl von Menſchen wälzte ſich langſam die Treppe herauf.

„Was giebt's?“ fragte Edward. Der nächſte Augenblick gab ihm die Antwort ſelbſt. Er riß die Thür auf und trat hinaus bis an den Rand der Treppe.

Unten wimmelte es von Rothröcken; eine laute Commandoſtimme war eine ihm wohlbekannte. Fitzgerald's Blicke waren wie leuchtende Blitze, die er in die dichte Maſſe ſeiner Verfolger hinunterſchleuderte. Er griff mit der Hand nach dem Herzen, nach der Stirn, ſo ſtand er am Geländer, den Lauſchenden ſichtbar, deren lärmender Tumult bei ſeinem Anblick plötzlich verſtummte. Es war noch der Raum von zwei Stock zwiſchen ihm und ſeinen Feinden. Er ſtürzte ans Fenſter, die Gaſſe war geſperrt; auch nach hinten zu, im Hofraum, leuchtete das verhängnißvolle Roth des Königs von England. „Soviel Vorkehrungen, um einen einzelnen Mann zu fangen?“ ſagte er faſt ſpottend, während die bewaffneten Häſcher mit ſchweren Tritten die Stufen heranſtiegen.

Edward hatte ſeine dreiläufigen Terzerole ergriffen, der gezogene Säbel hing an ſeiner Fauſt. „Ich werde hören müſſen, was man von mir will!“ Er war ganz Ruhe, verhaltener Zorn. So trat er wieder zur Thür hinaus an den Rand des Geländers. So wie er ſich zeigte, blieb noch einmal Alles lautlos gebannt. Die Treppe war oben ſehr eng. Er ſtieg zum nächſten Stock hinab. Auf ſeine Anrede, was das Begehr, trat Major Sirr noch einige Stufen näher. „Im Namen des Königs mein Gefangener!“ ſagte er, nach dem Blatt greifend, das er überreichen wollte.

„Laßt es ſtecken, ich bitt' Euch!“ ſagte Edward. „Wißt Ihr, wen Ihr fangen wollt?“

„Ich verhafte in Euch Lord Edward Fitzgerald, im Namen des Staats!“ war die Antwort.

„Wenn Ihr mich ſo gut kennt,“ ſagte Edward mit jovialer Laune, „ſo müßt Ihr auch wiſſen, daß ich Soldat bin. Der Soldat ergiebt ſich nicht gern, ſo lange er Waffen hat.“

„Ich fordere Euch den Degen ab,“ wiederholte Sirr, „nur dem Feinde, nicht ſeinem Könige gegenüber ſtreckt man das Gewehr mit Unehre.“

„Thor!“ ſagte Fitzgerald, „England iſt mein Feind!“

Der Major wies ſchweigend auf die Schaar, die ſeines Winks gewärtig ſtand.

„Und Ihr wolltet wirklich tauſend Pfund an mir verdienen?“ fragte Edward gutmüthig, blickte in der Runde um, als wollt' er das Auge des Verräthers prüfen, und lehnte ſich über das Geländer weit hinunter, als wollt' er einem Jeden ans Herz greifen mit der Hand der brüderlichen Kameradſchaft.

Die Muſketiere ſtanden; ihre Blicke ſuchten den Boden. Major Sirr fühlte die ſchwüble Unluſt, die ſich ſeiner Truppen bemächtigte. „Wer iſt der erſte Schuft, der Hand an mich legt?“ ſchrie Edward mit lauter Stimme.

„Vorwärts!“ commandirte der Major, „im Namen des Königs!“

Da fuhr Edward's Kugel auf ihn ein; er taumelte, in der Schulter getroffen. Der Schmerz gab ihm Löwenſtärke und mit lautem Gebrüll ſtürmte er die Stufen hinan. Blind lief er in die vorgehaltene Degenſpitze und ſtürzte lautlos über den Rand des Geländers; auf den dumpfen Fall erfolgte ein lautes Gewirr von Wuth und Schmerz. Langſam ſtiegen jetzt die Rothröcke in gedrängter Schaar die Höhe hinan. „Zurück!“ donnerte Fitzgerald, „meine Kugeln treffen ſicher!“ Vergebens, Schuß und Schuß erfolgte, immer die Vorderſten ſanken vor ihm zuſammen, immer die Nächſten traf ſeine Degenſpitze, ein Wall von Leichen thürmte ſich zu ſeinen Füßen. „Halt!“ ſchrie ein Officier, der ſich unten Bahn brach. Dem Ruf ward Gehör gegeben, aber nicht zum Frieden, zum neuen Angriff in Maſſe. Die wiederholte Aufforderung, ſich zu ergeben, wies Edward ebenfalls von ſich; eine Gewehrſalve beendete das Gefecht. Eine Kugel zerſchmetterte ſeine Fauſt, er taumelte zurück, und wie er ſich nochmals aufraffte, fuhr ihm eine zweite Kugel in die Schulter. Eine Wolke umfing ſeine Sinne, ein Klang wie von jenſeits tönte herab, die weite Halle der Ewigkeit ſchien ſich über ihm zu wölben.

Man hatte die äußere Thür geſchloſſen, um nicht unberufene Zeugen der Verhaftungsſcene heranzulocken. Einige Rothröcke hielten die Menge, die ſich allmählich geſammelt hatte, in Zaum. Die Straße war auf beiden Enden von

Soldaten geſperrt, aber die Gaſſe war lang und volkreich genug, um einen Haufen Menſchen auf das Pflaſter zu werfen, der ſich vor das Haus des Federhändlers pflanzte. Wen die morgendlichen Kirchenglocken, die den Tag der Himmelfahrt des Herrn einläuteten, nicht wach gerufen, den jagte der Lärm, das Geheul der Stimmen, die Gewehrſalve der Musketiere vom Lager. Aus allen Löchern des unterirdiſchen Elends, aus den Dachlukem, wo die luſtige Verzweiflung wohnt, aus allen Hinterſchluchten der langen Gaſſe ſtrömte Volk zuſammen und rottete ſich vor der Thür, wo die Schüſſe fielen. So lange der Lärm im Innern des Hauſes tobte, ſtand der lauſchende Menſchenhaufe und ſtarrte mit verhaltenem Athem die Wände an, hinter denen der Mord ſein Meſſer wetzte. Auf den Knall der Salve folgte Todtenſtille.

Ein neuer Lärm am Ende der Straße zog jetzt Vieler Blicke an ſich. Die Wachpoſten, die dort hielten, wurden hart bedrängt. Eine Anzahl ſchwarzer Geſtalten, halb geiſtlich in der Tracht, Barette auf dem gelockten Puderhaar, weiße Krauſen um Hals und Hände, die ſchwarzen Geſangbücher mit Goldſchnitt unter dem Arm: es waren die Scholaren vom Trinity College, die mit dem erſten Klang der Himmelfahrtsglocken von ihrer Wohnung aufgebrochen, um in der Chriſt-Kapelle nach altem Brauch ihre Andacht zu verrichten. Am Eingang zur Kirche, ganz nah an der Straße des heiligen Thomas, erblickten ſie die Truppen. „Hat Sanct Thomas, der Ungläubige, Einquartierung?“ fragte einer von ihnen den Wachhabenden, der ſein „Zurück!“ entgegnete. „Ich wittere einen neuen Tyrannenſtreich,“ ſagte Robert Emmett, deſſen bleiches Geſicht ſich merklich von den übrigen ſonderte. Er war ſeit jener Zeit, wo er dem gefangenen Archibald das Nachtlied vom jungen Morgen der Freiheit ſang, um vieles älter geworden, ſein Auge lag tiefer in der dunklen Höhle, die römiſchen Linien ſeiner Muskeln traten ſchärfer heraus, die Jugend blitzte nur in Momenten aus dieſem Antlitz, das viel Nachtwachen verrieth, mitten im Strom der erſten Lebensluſt viel Gram bezwungen hatte. Das Glöckchen der Chriſt-Kapelle wimmerte ſein frommes Einerlei. „Sollen wir wirklich beten gehen,“ ſagte Emmett, „während dort ein Patriot mit ſeinem lebendigen Blut die Röcke des Königs von England neu betüncht? — Ihr Bürger von Dublin“, rief er lauter, „wollt Ihr denn ewig harren, bis man die Vaterlandsfreunde, die ſich die Vereinigten nennen, in Newgate wirklich vereinigt und ihren Namen mit der That beſtätigt?“

Mit dieſen Worten war er dem Bajonett des Rothrocks ruhig entgegengetreten, und wie ihm die Spitze feſter auf die Bruſt geſenkt ward, faßte ſein gewandter Arm die Waffe und riß Mann und Gewehr zu Boden. Der Hauſe ſchrie laut auf vor Luſt, fünfzig Mann machten einen dichten Wall, ihn zu ſchirmen. Eine Menge Prügel wirbelten empor, die einzelnen Poſten waren raſch bei Seite gedrängt, im großen Schwall brach die Menge ſich keilförmig Bahn und ſtürmte die Thomasſtraße hinunter bis zur Thür, über deren Schwelle der Todesengel ſeinen Einzug gehalten.

„Sprengt die Pforten,“ ſchrieen die Scholaren, „reißt die Schergen nieder, wir müſſen ſehen, wer hier Gericht hält im Namen Gottes!“ Die dumpfe Angſt, die das lauſchende Volk belaſtete, ging raſch in Wuth über. Die Wachen wurden unter lautem Gebrüll entwaffnet, die Kolbenſtöße, die der Bruſt des Volkes galten, trafen jetzt die Thür.

Der Riegel ſprang von innen zurück, die Pforten flogen auf, ein Officier des Königs, Major Ryans, der nach Sirr das Commando übernommen, trat mit gezogenem Degen auf die Schwelle. Er wandte ſich nach der Menge, er wollte reden, aber er ſchwankte, und wie er mit der blutenden Hand ins blaſſe Geſicht fuhr, um dem Schwindel zu gebieten, ſank er matt und lautlos am Pfeiler hin. Auch die Uebrigen, die der grauſe Mord verſchont, lehnten verwundet zu beiden Seiten im untern Raume des Hauſes. Da ſtand ſie geöffnet, die Halle des Todes. Auf den Stufen der Treppe, über das Geländer hinweg, weit hinauf zwei Stock hoch, Leiche an Leiche und hoch oben über der ganzen Gruppe der Preis von Allem, der Held Irlands, ruhig hingeſtreckt, vom dumpfen Schlaf befangen

Der Schreck bannte die Menge, die über die Schwelle ſtürmte, ein Schauer des Todes verdrängte die heiße Luſt der Rachbegier, und wie jetzt von neuem die Glocken von den Thürmen ſchollen, um die Kunde von der Himmelfahrt des

Herrn zu melden, da ſank der ganze Menſchenhaufe ſtumm ins Knie.

Im untern Raume des Hauſes wurde die Scene von neuem lebendig. Es wimmelte von ſchwarzen Scholaren, welche die Halle füllten; ein Entſchluß unter ihnen ſchien reif, Robert Emmett trat zurück auf die Schwelle. „Hier, Irländer“, rief er mit der Wuth des Schmerzes, „hier kommt und ſchaut! So ſchreibt England ſeine Geſetze vor, ſo blutig roth ſind die Züge ſeiner Handſchrift. Lord Edward Fitzgerald, der Liebling Eurer Herzen, die Krone des grünen Eilands, liegt hier in ſeinem Blute. Wollt Ihr länger ruhig zuſchauen, wie die Söldlinge der Tyrannei in das Heiligthum Eures Lebens greifen, den Tempel Eures Landes ſchänden? Ja, heult nur, Ihr Thürme von Dublin, wimmert, Ihr ehernen Zungen von Sanct Patrik, der Erlöſer iſt gen Himmel gefahren und Schmach und Knechtſchaft ließ er in Irland zurück. Im Namen des dreieinigen Gottes! wer ein irländiſch Herz im Leibe hat, der ergreife die Waffen der Henker und ſtoße ſie in das Herz der Mörder!“

Die Blitze, die ſein Auge ſprühte, zündeten in der Schaar der Gleichgeſinnten; im Volk ſelbſt arbeitete ſchwühle Angſt und dunkles Rachegefühl durch einander, Lord Edward's Tod zu rächen, denn für todt erſchien er, wie er oben über den aufgethürmten Leichen als Spitze der blutigen Pyramide anſichtig wurde. Im Hauſe des Todes begann das Gewühl eines neuen Tumultes. Die Scholaren riſſen den Sterbenden die Waffen aus der Fauſt. „Freiheit oder Tod!

Rache für die Opfer der Tyrannei Englands!“ erſcholl als neuer Schlachtlärm aus dem tobenden Gewirr. Das Volk ſtürmte nach; Säbel, Muskete und der allzeit bereite Schilleleh ſchwirrten durch einander und in wilder Kampfluſt ſtand der Hauſe in der Thomasſtraße ſchlagfertig. „Wir ziehen nach den Gefängniſſen, befreien die gefangenen Brüder und rufen die Vereinigten Irländer auf!“ Das war der Entſchluß, der ſich aus dem Gewirr der Maſſe als Ergebniß kundgab. Da rückten durch die nächſte Gaſſe in feſten Gliedern Dragoner aus der Kaſerne heran. „Wir ſchlagen uns durch!“ hieß es. — „Wir brauchen noch mehr Waffen!“ rief Emmett, und in wilder Luſt ſtürzte die Menge in die geſchloſſenen Reihen, die ſie ruhig und feſt empfingen. Mit dem Degen in der Fauſt war Robert voran, ein Kolbenſchlag riß ihm die Waffe fort, er ſank über dem Feinde, den er niederriß, machtlos zuſammen, der Strom der tobenden Menge wälzte ſich über ihn hin.

Wie er ſich aufraffte, war der Volkshaufe zurückgeworfen und floh die Straße hinunter. Robert war im Rücken der Feinde, er ſah ſich allein, die blutende Hand ſchmerzte, die Gefährten waren ſämmtlich verſprengt; er mußte flüchtig den Wahlplatz verlaſſen. Wie er um die Chriſt-Kapelle bog, tobten ihm einige Dragoner entgegen. Ein Schuß fuhr über ſeinen Kopf hin, das Volk flog ſchreiend aus einander. Ohne Entſchluß, ohne Wahl, wandte er ſich in die nächſte Gaſſe und ſprang in ein Haus, die wohlbekannte Thür hinter ſich ſchließend. Durch die raſche Wendung war den Verfolgern ſeine Spur entzogen: er hörte ſie vorüber eilen und beſann ſich auf ſich ſelbſt.

Es war die Wohnung eines Patrioten, es war Curran's Haus, in welchem Robert Emmett ſtand. Hier, wo er ſo oft Worte der Weisheit vernommen, — der Meiſter pflegte die jungen Prieſter der Göttin der Gerechtigkeit gern um ſich zu verſammeln, — ſollte er auch Rettung finden. Das Haus ſchien leer; die Bewohner waren im obern Stock ans Fenſter gelockt. Robert beſann ſich heut auf kein Rednerſtück, der Drang der Gefahr mußte Fürſprecher ſein. Er wickelte die blutende Hand in den weiten Aermel des Talars, ſein verworrener Anzug ließ ſich nicht ſo ſchnell ordnen. Da ſtand oben im dunklen Flur des Hauſes eine lichte Geſtalt; ein rettender Engel erſchien ſie ihm.

„Heiliger Gott, Sarah!" flüſterte er zitternd. Es war Curran's Tochter, die wohl dann und wann in den Abendſtunden, wenn der Meiſter zu den Jüngern ſprach, wie ein ſtiller Gaſt erſchienen war. Er ſtand wie im Traume vor der Erſcheinung im Flur. Ob ſie den Flüchtigen am Fenſter erblickt? Sie winkte ihm mit der Hand, ihr zu folgen. Bebend ſtieg er die Treppe hinan, einen langen Gang hinunter nach dem hintern Gebäude; dort ſchwebte ſie durch die Thür. Er blieb, bis ſie wieder erſchien. Er drückte die freigebliebene Hand ans Auge, die verwundete heftig in die Seite, um Herr der Schmerzen zu bleiben. „Curran's Haus wird dem Verfolgten eine Freiſtätte der Verſchwiegenheit ſein!" ſagte ſie mit der ungewiſſen Stimme, die wie aus weiter Ferne herüberklang. Der raſche Wechſel zwiſchen dem wilden Gewühl und der Stille der entlegenen Stätte, das Gefühl, von der Milde eines göttlich leidenſchaftsloſen Lebens berührt zu ſein, überwältigte ſeine Sinne. Wie er ins Gemach trat, zog es ihn vor ihr nieder, er ſank mit gebücktem Haupt aufs Knie, aber er ſank tiefer, der Blutverluſt nahm ihm ſein Bewußtſein, ſein blaſſes Antlitz hob ſich mühſam und ſtarrte ihr todesmatt entgegen. „Robert Emmett!“ ſchrie ſie bebend auf und wagte nicht, den Sinkenden zu faſſen. Sie wollte bei der Dienerſchaft nach Hülfe rufen, beſann ſich aber raſch und ſprang mit duftendem Waſſer herbei.

Der Klang ſeines Namens hatte ihn wieder belebt; er benetzte ſeine Stirn, richtete ſich auf, preßte die Hände vor die Bruſt und drängte Sarah ſtumm und bittend von ſich. Ihre leuchtenden Augen flogen zu ihm hin und flatterten ſcheu zurück, als ſie durch die Thür ſchwebte und der Tritt ihres Fußes wie der Hauch eines unſterblichen Geiſtes vor ſeinem Ohr verſchwand.

Es war ein kleines enges Gemach, in das er ſich wie durch Zauberhand verſetzt ſah. Ein Hauch der weltverborgenen Unſchuld flüſterte in dieſem Raume. Hier liſpelte ein Athemzug der reinſten Lippen, in dieſer Zelle einer Nonne, aber einer Nonne, die keine Buße kennt, weil ſie nichts von Schuld in ſich erfuhr. Dieſe Zurückgezogenheit war keine Flucht vor der Welt, es war nur die Freiſtatt einer unberührten Mädchenſeele. Die Fenſter gingen nach dem Liffey hinaus, eine ſchmahle Thür führte zu den Stufen hinab, wo

Fahrzeuge hielten. Es war Robert willkommen, daß die Thür, durch welche Sarah ihn verließ, unverſchloſſen blieb, er feſtete ſie von innen, um jedes Ueberfalls enthoben zu ſein. Nach der Waſſerſeite konnte er zu jeder Zeit entfliehen, um die Freiſtatt, die ihm ein Engel bot, nicht länger als nöthig ſchien, mit der Berührung ſeiner Gegenwart zu beflecken. — —

Robert Emmett war der Führer eines Aufſtands fünf Jahre ſpäter. So dicht folgten in Irland die Helden der Revolution auf einander. In die letzten Augenblicke eines ſterbenden drängte ſich ſchon der neue, der freilich eben ſo wenig der ächte Heros war, Land und Volk zu erlöſen.

XX.

Nachdem die Thomasſtraße von der regellos bewaffneten, unorganiſch fechtenden Volksmenge geſäubert war, änderte ſich auch im Hauſe des Federhändlers bald die Scene. Die Aerzte bemächtigten ſich der Verwundeten; Fitzgerald gehörte zu ihnen, er war nur betäubt zu Boden geſunken. Er wurde nach dem Kaſtell, dann nach Newgate geführt. Dort erſt erwachte er aus der Ohnmacht. Er war ſchwer getroffen; ſeine Wunden brannten, die Kugel ward nur mühſam aus der ſchwer verletzten Schulter hervorgeholt. Seinem Wunſche, dem erſten, der ſich in ihm regte, O'Connor oder einen der Freunde, mit denen er ſich unter einerlei Dach wußte, zu ſprechen, wurde nicht gewillfahrt. Nach ſeinem Weibe, ſeinen Kindern verlangte er nicht; er wollte ihnen den Schmerz eines doch nur kurzen Wiederſehens erſparen. Nur den Mohren ließ man für ſeine Verpflegung zu ihm.

Pamela, von Newgate abgewieſen, beim Lord Stattbalter nicht vorgelaſſen, eilte nach London, um dort, am Throne, ſeine Begnadigung fußfällig zu erflehen. Die greiſe Mutter

Edward's erhielt Zutritt zum König; die Majeſtät weinte, aber verwies auf den Gang Rechtens. Der Bruder des Lords, der Aelteſte des Hauſes, der Herzog von Leinſter, eilte nach Dublin; er hatte Audienz beim Vicekönig, er hatte Unterredungen mit Edward im Kerker. — Von Pamela finden wir in zeitgenöſſiſchen Memoiren noch einen beſondern Zug edler und tapferer Entſchloſſenheit verzeichnet. Die Mutter des Gatten verlangte die Herausgabe gewiſſer Papiere, vielleicht um durch volles Eingeſtändniß ſeiner Verſchuldung die Gnade des Monarchen zu erzielen. Sie veranlaßte eine Hausſuchung im Palaſt; kurz vor dem Eintritt der damit beauftragten Beamten vernichtete Pamela eine Reihe von Schriftſtücken, die ihr bedenklich erſchienen, und warf ſelbſt noch in Gegenwart der Herzogin die letzten davon in den Kamin, den Feuerpoker zur Abwehr Derjenigen ergreifend, welche die ſchon glimmenden Papiere dem Kohlenbrand zu entreißen Anſtalt machten. — Ihr ſpäteres Leben entzog ihr die Theilnahme, welche die Freunde Irlands ihr widmeten. Sie lebte in Hamburg an der Seite eines Americaners, Namens Pitkairn, trennte ſich jedoch wieder von ihm und glaubte nach der Julirevolution in Paris wieder ihre Heimath ſuchen zu dürfen, wurde jedoch von den Orleans nicht als zu ihnen gehörig anerkannt und ſtarb in Frankreich 1831 arm und verlaſſen. —

Dublin kam ſeit der Gefangennahme Fitzgerald's in Bewegung, blieb aber gebändigt. Als die Gebrüder Sheares den auf den 23. Mai anberaumten Aufſtand wagten, fehlte der Einklang der Parteien, die Stimme des Helden, der zu den Waffen rief. Die beiden Führer wurden ergriffen und hingerichtet. Die Wildſchützen Antrim wollten mit Haufen Volks Newgate ſtürmen, fanden aber ſchon die Thore Dublin's ſtark beſetzt, Kanoniere mit brennenden Lunten zum Empfang bereit.

Frankreichs Hülfe erſchien zu ſpät. General Humbert landete in der Bai von Sligo mit einer Anzahl Schiffe; Wolfe Tone war mit am Bord. Der Verſuch zur Bewaffnung des Landvolks mißglückte, Wolfe Tone ſelbſt ward gefangen, er ſtarb den Tod des gemeinen Verbrechers. Napper Tandy, der ebenfalls in franzöſiſche Dienſte getreten war, eilte nach mit neuen Truppen, ging aber bald wieder in See, ſobald er die Ungunſt der Zuſtände wahrnahm. In den ſüdlichen Provinzen ward der Aufſtand des katholiſchen Volks nur mühſam mit blutiger Fauſt unterdrückt. Erſt als Lord Camden an dem milden Marquis Cornwallis ſeinen Nachfolger erhielt, trat mit dem Generalpardon eine Wendung der Dinge ein und Irland, durch die Union und durch Ein Parlament mit England vereinigt, erhielt nach und nach tropfenweis alle die Freiheiten, welche ihm die „tollen" Rebellen gleichſam mit vollen Zügen aus der Flaſche verſchaffen wollten. Ob der weiſe Pitt die Tropfen gewährt, wenn dieſe tollen Rebellen nicht ſo unbeſcheiden gefordert und ſich geopfert hätten, wiſſen wir freilich nicht.

Mit dem Wechſel des Gefängniſſes war, wie man glaubte und hoffte, für die Sache Lord Edward Fitzgerald's etwas gewonnen. Er war dadurch der Kriegshaft entzogen und bürgerlichem Rechtsſpruch unterworfen. Dieſe Gunſt war auch ſchon Oliver Bond zu Theil geworden, der freilich den Ausgang der Sache trotzdem nicht erlebte und das Opfer der Gefängnißhaft wurde. Kam es vielleicht auch bei Fitzgerald auf die kluge Wendung eines guten ſophiſtiſchen Sachführers an, um die Anſchuldigung des Hochverraths und Majeſtätsverbrechens zu beſeitigen? Auf den Mann, der das buchſtäbliche Recht ſo trefflich in den eigenen Fallſtricken zu fangen wußte, wandte ſich jetzt ganz Irlands Auge. Dieſer Mann war Curran; er wollte verſuchen nachzuweiſen, daß Aufſtand in Irland noch nicht Majeſtätsverletzung ſei, wenn ſie nicht gegen die Perſon des Königs, ſondern gegen ſeine Räthe und Miniſter ſich richte; ſelbſt wenn der Bund der Vereinigten auf den Feind Englands ſeine Hülfe geſetzt, was erſt noch förmlich zu erweiſen blieb, ſo ſeien die in geheimer Verſchwörung oder in offenem Aufſtand, mit Waffen in der Hand Ergriffenen nur wegen Landfriedensbruch zu ſtrafen.

Das war, wie uns däucht, John Philpot Curran's Gedankengang, wenn er als Anwalt der „verſprengten Vereinigten", wie er ſagte, auftreten konnte. Er beſprach das häufig mit Freund Grattan, für deſſen Flaſchenhalter er galt, weil dieſer häufig, bildlich zu reden, den gedankenvollen Becher leerte, den der gnomenhafte Curran ihm kredenzte. Padd liebte koboldartige Zwerge zu Schenken, und ähnlicherweiſe liebte auch der elegante feinbepuderte Henry Grattan, die Zunge Irlands, wie er hieß, den räucherigen

Curran, weil dieſer ihm gut einſchenkte, gut einträufelte. Ihre guten Entſchlüſſe konnten jedoch für Fitzgerald nicht mehr ausgeführt werden; Lord Edward ſtarb am 3. Juni an ſeinen Wunden in Newgate. Seine Kräfte waren erſchöpft, er ſchlief ruhig ein: ſelbſt das Gerippe eines Erhängten, das man — ſei's aus Zufall, ſei's aus Bosheit gemeiner Wärter — vor ſeinem Fenſter aufgepflanzt, hatte ihn nicht mehr ſchrecken können, vor den ewigen Richter zu treten. —

Es war noch in den letzten Tagen ſeines Leidens, ſpät Abends, als die beiden großen Advocaten Irlands in Curran's Hauſe ſaßen. Es war ein ziemlich ſchmahles Gemach, die Lichter brannten träge, die Luft im Zimmer war dick und dunſtig. Meiſter Philpot war auch in Wirklichkeit gern des Freundes Mundſchenk, weil bei Grattan, bevor er in Fluß gerieth mit ſeinen beſten Gedanken, erſt eine zähe Wand zu durchbrechen war, wozu ein guter Punſch die heilſamſten Kräfte bot. Und für heute half noch ein Dritter die dampfende Bowle leeren. Es war ein jüngerer, einundzwanzigjähriger Mann, der mit den aufgeſtemmten Elnbogen und mit breiten athletiſchen Schultern in einiger Entfernung von den beiden Meiſtern am untern Ende der Tafel ſaß. Der breite Kopf mit dem rundgeſchnittenen Haar ſaß auf dem Rumpf wie eingeklemmt, das in Geſundheit ſtrotzende Antlitz war über das Glas gebeugt und die großen blauen Augen des Jünglings ſtudirten eifrig in dem dunkelgelben Safte, der vor ihm würzig duftete. Es war einer von den jungen Rechtsgelehrten, die ſich in Curran's Schule bildeten.

Als Katholik wollte er in Belgien ſeinen letzten wiſſenſchaftlichen Curſus machen. Für den katholiſchen Chriſten von Irland gab es damals in den Ländern der drei Königreiche kein Inſtitut, das ſeine Bildung vollendete, er mußte nach Löwen, nach St. Omer, nach Douai, er mußte ſich freiwillig verbannen, wollte er ſich unterrichten laſſen. Der junge Mann mit der breiten Stirn und den herkuliſchen Schultern war ein ächter Katholik, und wäre einer geworden, falls ihn die Geburt nicht dazu ſtempelte, um nur ein Recht zu haben, gegen den orangiſtiſchen Gott Altenglands aufzutreten und ihm ſein hartes Herz im Leibe umzuſchütteln. Plaidiren konnte der ſtudirte Katholik, auch untere Gerichtspoſten verſehen; ſo viel hatte man ſchon ſeit ſechs Jahren dem Buchſtaben der engliſchen Geſetze abgepreßt; nur mußte man außer Landes gehen, um ſich die Befähigung dazu auf einer fremden Hochſchule einzuholen.

„Nun, Daniel", ſagte Meiſter Philpot Curran zu ihm, „Ihr zieht Euch zu rechter Zeit aus der Löwengrube. Da Ihr den Löwen Englands doch nicht bezwingen könnt, ſo thut Ihr wohl, Euch aus dem Staube zu machen."

Der Angeredete blickte grollend und brummend ins Glas hinein, das er mit der Hand ſchaukelte. „Ich fürcht' mich nit vor dem Löwen von England," ſagte er und blinzelte mit dem Auge über den Tiſch, „ich fürcht' mich nur vor dem verdammten Einhorn im Wappen Altenglands.

Der Löwe gar gefräßig iſt,
Zumal, wenn er mit dem Einhorn frißt!"

„Gut geſagt!“ meinte Curran und bog ſich hinüber, um mit ihm anzuſtoßen. „Auf gut Glück, und wenn Ihr als Magiſter wiederkommt, ſo ſprecht nur hübſch in ſolchen Reimen und Sentenzen vor der Barre; das klingt und klappt und ſchlägt und trifft beſſer als geſchniegelte Redekunſt. Was werdet Ihr anfangen, wenn Ihr Advocat ſeid?“

„Ich werd' halt! bei den Bauern anfangen,“ ſagte der Candidat, „werd' im Land 'rumziehn von einem Gerichtsort zum andern, und mir als Anwalt Spielraum machen zur Ehre Irlands.“

„Wo nur Robert Emmett ein Aſyl gefunden hat?“ warf Grattan die Frage auf. „Ein feiner Geſell weniger in der Welt, iſt übel genug. Er trug es ſchwer, daß der Bruder Thomas Addis gefangen ſitzt; ſeit der Zeit ſah ich den Jungen nur ſchattenähnlich im Verkehr mit dunklen Gedanken, die ihn wohl in den Straßenlärm jagten, als ließen ſich mit einem Haufen Pöbel Rebellionen machen und Altenglands feſte Säulen ſich erſchüttern.“

„Er iſt kein Simſon dazu!“ ſagte Curran, „der arme Junge ſoll nach Wicklow geflohen ſein. Dort wächſt auch kein Futter für einen feinen Geiſt, dort kann nicht lange ſeines Bleibens ſein. Das Trinity College hat ihn ausgeſtoßen und in die Acht erklärt.“

In dieſem Augenblick trat Curran's Tochter ins Gemach. Leiſe, wie eine Erſcheinung von jenſeits, kam ſie herbei, den Vater und ſeine Freunde begrüßend. Es waren nur wenig Worte, die von ihren Lippen ſchlüpften. Grattan machte ſich mit ihr zu thun, die ſtille Grazie des Mädchens beſchäftigte gern einen denkenden Kopf, der für die leiſeren Empfindungen der Seele, für die zarten Unſagbarkeiten einer jungfräulichen Natur Sinn genug übrig behielt. Der derbe Daniel hatte die Dame nicht ohne Gepolter und in der Weiſe begrüßt, die jedes ſtillere Gemüth zurückzuſcheuchen pflegt.

„Es wundert mich,“ nahm Curran wieder das Wort auf, „daß Ihr mit dem Robert wenig verkehrt, Freund! Mögt Ihr Euch wirklich nicht? Was habt Ihr gegen einander?“

„Der Emmett iſt mir zu blaß für dieſe Welt!“ ſagte Daniel mit einer ſatyriſchen Selbſtzufriedenheit, die doch ſo gutmüthig war, daß ſie nicht verletzen konnte.

Sarah flüchtete ſich ſcheu in die Niſche des Zimmers, wo das Klopfen ihres Herzens, die aufflammende Röthe ihrer Wangen unbeachtet blieb.

„Zu blaß!“ ſchalt Curran auf Daniel ein, „was meint Ihr damit, Ihr rothbackiger junger Prieſter der alten welken Themis? Für dieſe Welt zu blaß?“

„Ich mein’“, ſagte Daniel nicht ohne Verlegenheit, „der Emmett iſt mehr Mond als Sonne, und nicht ’mal Vollmond, weiß’s Gott! nur halber weißer Sichelmond. Schwärmt zu viel und lieſt mehr als er ſieht und hört; ’s geht ihm gar wie den Vereinigten, ſie wollen einen beſten Staat conſtruiren und ein platoniſch Ideal aufſtellen. Haltet zu Gnaden, lieber Meiſter John Philpot Curran, aber ich weiß es halt nit beſſer, die Optimiſten ſind eitel unpraktiſche Volksführer.

herzig brave Jungen mögen's alle ſein wie ſie da ſind, und Gott ſtrafe mich hunderttauſendmal, wenn ich ſie verkennen wollt' mit ihrer guten Sach'; aber ſie helfen mit nichts zu nichts. Verzeihet, Meiſter Curran, ich weiß's nit beſſer."

Er war aufgeſtanden und näherte ſich in devoter Haltung dem verehrten Lehrer.

„Werd' doch nicht bös von Euch denken, Daniel ohne Löwengrube!" ſagte Dieſer mit ſchmunzelnder Rührung, „weiß ja, daß Ihr ein irländiſch Herz im Leibe habt, vivat!" Sie ſahen ſich Beide wohlwollend an und ſchüttelten ſich die Hände, der alte verſchrumpfte Meiſter und der von Jugendfülle ſtrotzende Schüler der Göttin mit der Augenbinde.

Recht wie gerufen trat Robert Emmett ins Zimmer. Er hatte ſein Aſyl im hintern Theil des Gebäudes ſchon verlaſſen, aber es nochmals benutzt, um den Weg zum Vater Curran zu finden; in der Dunkelheit war er über den Liffey geſchifft, fand ſich durch die Gänge im Hauſe zurecht und ſtand jetzt in dem wohlbekannten Raum, wo ſo oft für ihn das Wort der Weisheit von den Lippen des theuren Lehrers erſchollen war. Er trat langſam bis in den Schein des Lichts; die Redenden ſtockten, wie die blaſſe leuchtende Geſtalt des Jünglings geiſterhaft vor ihnen erſchien.

„Lupus in fabula!" brach Curran los, „ſeid Ihr wirklich noch da in der Welt, ich meine in der Welt von Dublin? Sagt um Gott, wo habt Ihr geſteckt? Das Trinity College hat Euch geächtet!"

„Ein Engel in leibhafter Geſtalt war mein Retter!"

ſagte Emmett mit verklärtem Glanz im ſchönen Auge, das an Sarah's bebenden Lippen hangen blieb. Die Männer traten auf ihn zu, Grattan bewillkommte ihn mit Herzlichkeit, Daniel wollte ihm die rechte Hand ſchütteln, die ihm Emmett, weil ſie noch ſchmerzte, entzog. Sarah ſchwebte durch die andere Thür des Zimmers, während die Männer der Erzählung Robert's, der Bericht erſtatten mußte, lauſchten.

Daniel ſchied; er war bereit, am nächſten Morgen in See zu gehen. Curran's Abſchiedsworte waren ein neues Zeugniß von der Sympathie zwiſchen Beiden. Grattan ſchien ſich lieber mit Emmett's Perſönlichkeit zu befreunden und zu beſchäftigen.

Daniel ſtand unten auf der Gaſſe, die Thür ſchlug hinter ihm zu. Des Altmeiſters liebevolle Güte ſaß ihm noch im warmen Herzen und ein Gefühl der Liebe, das man dem Irländer mit Punſch begießt, blüht ſtark und mächtig auf. Daniel ſtand und blickte nach dem hellen Zimmer hinauf. Den Männern oben ſchien die Luſt zu eng, zu ſchwühl, ſie ſtießen die Fenſter auf, die lauten Stimmen ſchallten aus dem niedern Stock vernehmbar herunter und Daniel wurde wider Willen Ohrenzeuge der Aeußerungen, die ihn ſelbſt betrafen.

„Ein herrlicher Junge, dieſer Daniel!“ rief Curran, „ein Stahlherz und eins, das Funken ſchlägt, wenn er den rechten Stein dazu nimmt. Und dabei ſchlau wie ein Daus, er müßte ein herrlicher Jeſuit fürs Volk werden, wenn er nicht noch ein geſcheuterer Advocat würde. Heldenmüthig wie ein Löwe, aber zäh wie eine Katze, ſo muß ein Held von Irland ſein. Glaubt mir, der Daniel wird das Geſchäft für Irland recht anfaſſen zu ſeiner Zeit, nicht mit dem Degen, ſondern mit der Zungenſpitze."

„Es fehlt ihm noch viel," ſagte der feine Grattan. „So wie er iſt, macht er noch kein Glück vor der Barre. Seine Ausdrucksweiſe riecht noch zu ſehr nach Tori."

„Nun das beweiſt nur," eiferte Curran, „daß er ein Stück Irländer von unten auf iſt. Er hat noch 'was vom Hökerladen an ſich, der ihm ſein Daſein gab und ſeine erſten Begriffe formte. Und dabei hat er doch auch eine Abkunft von oben her. Dieſer Daniel aus der Grafſchaft Kerry ſtammt aus einem jener alten Königsgeſchlechter ab, die ſich vor der engliſchen Eroberung in die Smaragdinſel theilten und ſich alle darauf 'was zu gute thun, daß ſie vom großen Mileſius entſprungen ſind. Beſeht Euch den Burſchen einmal recht genau. Ein hübſcher gigantiſcher Kerl, und wenn er den aufrühreriſchen Kopf ſo ins Genick hinüberwirft, bei Gott! der Menſch hat 'was Königliches, ſo 'was Populärkönigliches, wenn's erlaubt iſt ſo zu ſagen."

„Vor der Hand", erwiederte Grattan, „laßt ihn erſt reden lernen, Freund, er hat keinen Styl im Vortrag."

„Nu, nu," ſagte Curran erhitzt, „er wird ſich im Gerichtshofe einen Styl machen, das heißt — wir wiſſen ja das und kennen den Haarbeutel des Herkommens, — er wird da lernen, wie man nicht reden ſoll, um wirkſam zu ſein.

Er ſoll mir raſch in die Praxis unter Bauern und Bürgern. Herumziehender Komödiant ſoll er eher ſein als lange am königlichen Actentiſch ſitzen und redneriſche Männchen aus Brotkugeln drehen. Er ſoll lieber in Herbergen Poſſen ſpielen oder Tragödien, um zu erfahren, was ans Herz des Volkes dringt. Und das kann ihm werden, wenn er als herumziehender Richter im Lande ſeinen Umzug hält und Praxis macht. Einen ſchöngeſetzten Rednerſtyl, nein, Freund, den wird er da nicht lernen, ſo Gott will, und Ihr ſelber werdet es nicht wünſchen. Keinen Styl, aber einen guten Stiefel mit Abſatz im Reden wird er ſich da aneignen, ſo einen gewiſſen Ductus wie: na, hört, Jungens! kommt 'mal her! So einen Redeſtyl, der verflucht gottſelig aufs Gehirn der Maſſe wirkt, ſeht, Henry Grattan, ſo einen volksluſtigen Stylum wird der Daniel ſich anſchaffen!“

Er griff mit Macht nach dem Punſchlöffel und rührte gewaltig in der Bowle um. „Hört, Freund Emmett,“ fuhr er fort, „laßt mich 'mal im Volkston mit Euch reden. Komm her, mein Junge, und trink eins mit mir. Ihr ſeid mit perſönlichem Leibe ein einſamer Mäßigkeitsheld, wenn gleich Eure Gedanken ſtarker Natur ſind, wenigſtens eine aufſliegende Röthe haben, die freilich noch nicht immer für Geſundheit bürgt.“

Robert's Augen hingen an der Thür, durch welche Sarah ſchwand. Er war nur halb zugegen und ließ ſich in der Zerſtreuung das Glas bis zum Rande füllen. „Nüchtern, nüchtern ſoll der Irländer ſein,“ ſagte er mit abwehrendem Ernſt,

„er ſpült vergeblich mit Sekt ſein Unglück vom Herzen, mit dem verflogenen Rauſch ſteigt ſein Elend wieder ans Land und er glaubte, er hätt' es für immer ins Meer der Vergeſſenheit getaucht!“

Sarah trat wieder ins Zimmer, um den Gäſten dienlich zu ſein nach Bedarf. „Komm her, lieb Herz,“ rief ihr Curran entgegen, „trinke mir zu mit dem hellblauen Aug'!“ Er begann das irländiſche Trinklied vom blauen Auge, das Padd ſo gern ſingt; Sarah lächelte, als ſie die Lippen ans Glas ſetzte und auch dem jungen Freunde Beſcheid thun mußte. Beider Blicke trafen ſich, während ſeine Lippe den Rand des Glaſes berührte, wo Sarah getrunken.

„Ich will den breitſchultrigen Daniel mit den rothen Backen leben laſſen, falls er erfüllt, was Ihr von ihm verheißt!“ ſagte Grattan und hob das Glas. „Ich fühle ſchwer, wie noth ein Volksmann thut in Irland. Keiner von den Vereinigten iſt ein Held, wie ihn Padd braucht. Ich thue damit Eurem edlen Bruder, Mr. Thomas Emmett, keine Unehre an, ich ſchätze ihn zu hoch; aber von all denen, die ſich Vereinigte Freunde nennen, iſt kein einziger, ſo was man ſagt, volksmäßig genug. Selbſt Fitzgerald hat nicht den gehörigen Ductus, wie Bruder Curran ſagt, obſchon er als Soldat der Liebling Tauſender ſein mag, die da meinen, mit der Fauſt ſei die Sache auszufechten. Ein Volksherrſcher in Irland muß noch aus anderem Zeuge ſein. Auch die ſchleichenden Hängeſäcke und Kutten thun's nicht. Kein Soldat kann es ſein, denn im offnen Kampf iſt Irland ſtets verloren;

kein Prieſter kann's ſein, denn beten, faſten und heimlich fanatiſch ſein thut's freilich auch nicht. Ein Advocat muß es ſein, der eine langwierige Lunge und eine heroiſch zähe Seele hat, um auf geſetzlichem Wege zu revolutioniren, um einen conſtitutionellen Krieg von ewiger Dauer zu entwickeln."

„Recht ſo!" ſchrie Curran im Triumph, „ganz mein Mann! Er muß von Herzhaftigkeit ein Löwe ſein, und an Zähigkeit ein Kater, der um den heißen Brei, den England einbrockt, herumzuſchleichen weiß, ohne ſich das Maul zu verbrennen. Er muß keinen Fußbreit aus der Bahn Rechtens weichen, er muß den Buchſtaben des Herkommens zu deſſen eignem Verderben benutzen, den verworrenen Knoten der engliſchen Geſetzgebung muß er um Englands Tyrannenhälſe ſelber ſchlingen, er muß aus der dunklen Zweideutigkeit, aus der unſichern Schändlichkeit des hergebrachten Schema's Nutzen ziehen für Irland, er muß ſich den beſtehenden Geſetzen anbequemen, um dieſe ſteifen Paragraphen gegen einander zu hetzen, daß ihnen der Athem ausgeht. So muß ein Held Irlands verfahren! Kein Soldat kann's ſein, aber er muß ſich in dem Lager der feindlichen Geſetze verſchanzen; kein Prieſter kann's ſein, aber er muß ſchlau wie ein Jeſuit die Schleichwege des gerichtlichen Labyrinthes zu wandeln wiſſen. So ſoll's ſein in Irland, ſo ein Held muß uns erſt noch geboren werden!"

Grattan ſtand auf und ſprach: „Er iſt uns geboren: John Philpot Curran iſt dieſer Anwalt Irlands, dieſer Advocat des Vaterlandes!"

Curran faltete ſcheu die Hände in einander, ſein gutmüthiges Auge ſank demüthig zuſammen. „Ich werde über lang und kurz alt und mürbe ſein. Friſche Kräfte thun noth, ſo Gott weiß!“

Die beiden Männer umarmten ſich; Emmett und Sarah ſchienen in anderen Gedankenkreiſen zu wandeln; unten aber ſtand Einer, der wie ein betender Menſch an ſeine Bruſt ſchlug und ein Gelübde murmelte, das die leuchtenden Sterne hörten und der Gott, der im Geheimen lauſcht, wahrnahm. Es war die letzte Lection, die der Schüler mit nach Hauſe brachte, er ſchwur ſtill bei ſich, die Hoffnungen des Meiſters zu erfüllen, Irlands Held zu ſein und der Welt zu zeigen, wie man ſein Vaterland geſetzlich in Aufruhr halten, wie man es erlöſen müſſe, ohne es preiszugeben an die Willkür des Umſturzes und der Gewalt. Mit ſchwerer Gedankenlaſt wandelte Daniel heim. Die Zukunft bewies, daß er ſein Gelübde hielt. Der volle Name des Mannes war Daniel O'Connel. Der nächſte Morgen ſah ihn am Bord.

Auch Emmett ſchied. In Sarah's Antlitz blinkte die ſchwärmeriſche Zuverſicht, er werde die große Sache des Vaterlandes nie verlaſſen. Eher untergehen als ſie aufgeben! das ſtand lesbar in ſeinen Zügen. Und Emmett vollendete ſein Geſchick. Er ging wiederholt nach Wicklow, wo das Feuer des Aufruhrs vom Fanatismus der Prieſter geſchürt ward. Dieſen unlautern Flammen konnte aber ſeine reine Seele keine Nahrung bieten; er verbannte ſich freiwillig nach dem europäiſchen Feſtland. Wie ihm die Sache der Freiheit Irlands in ſeinen Gedanken reif ſchien, kehrte er zurück und ſammelte die Genoſſen unter der grünrothweißen Fahne. Der Aufſtand mißlang, Robert Emmett verfiel dem Buchſtaben des Geſetzes; das Ideal einer Freiheit im Herzen, wie er ſie in den Claſſikern des griechiſchen Alterthums gefunden, ſtarb er, 22 Jahre alt, gemeinen Verbrechertod. Sarah überlebte ihn. Sie folgte willenlos einem Manne nach Italien, der ſich ihr gewidmet, und ſtarb dort am „gebrochenen Herzen“.

An Emmett's Jugendverſuch nahm Keiner von den noch lebenden Helden der frühern Bewegung Theil. Auch Archibald Rowan nicht, der erſte Johannes des Evangeliums von der Freiheit Irlands, obſchon er nach einem buntbewegten Leben wieder in der Heimath war. Er hatte, von Frankreich nach America geflohen, auch in der neuen Welt für ſeinen Freiheitsbegriff keinen Boden gefunden. Das Kleid der Romantik hatten ſeine Gedanken abgelegt, er hatte in Newyork Baumwollenhandel getrieben, war aber, „zu ſehr Gentleman“, damit verunglückt. Caſtlereagh's, ſeines alten Gegners, freier Entſchluß machte ihm eine ſtrafloſe Rückkehr zu den Seinigen möglich. Er weinte noch und lachte noch, ſein Herz war noch daſſelbe, aber er boxte die Schergen der Gerechtigkeit nicht mehr zu Boden und hielt ſeine Doggen und ſeine Freiheitsgedanken beſſer in Zucht. Er erzog den älteſten ſeiner Söhne zum Seemann, überlebte ihn aber noch, auch ſeine Gattin. Der athletiſche Vorkämpfer der verunglückten Freiheit Irlands ſtarb beinahe 84 Jahre alt 1834 als freier Bauer auf ſeinem Landſitz. Sein Antheil an der

Sache ſeines Volkes, für die er ſeine Jugend verpufft, war nicht erſtorben, ſo lang' er athmete; aber ſein Feuereifer, der ihm ehedem zur Unzeit in die Fauſt gefahren, hatte ſich zuletzt auf die Kraft ſeiner Löwenſtimme beſchränkt, mit der er, nur noch „der Rufer im Streit“, wenn der große Daniel zum Volke ſprach und ein Stück Freiheit nach dem andern eroberte, ſein donnerndes Hört, hört! in den Tumult der Verſammlungen rief.

Ries'ſche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Guſtav Kühne's

Geſammelte Schriften.

Vierter Band.

Deutſche Charaktere.

1. Theil.

Leipzig,
Ludwig Denicke.
1864.

Deutſche Charaktere.

Von

Guſtav Kühne.

Zum erſten Male geſammelt.

Erſter Theil.

Aus dem Zeitalter der Aufklärung.

Leipzig.
Ludwig Denicke.
1864.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Kühne.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Vorwort.

Was ich in früheren Zuſammenſtellungen veröffentlichte: „Weibliche und männliche Charaktere“, „Portraits und Silhouetten“ „Deutſche Männer und Frauen“, tritt jetzt mit Einreihung bisher fehlender Geſtalten als ein Ganzes auf, als eine deutſche Litteratur- und Culturgeſchichte des vorigen und des laufenden Jahrhunderts in monographiſchen Darſtellungen, in Stand- und Bruſtbildern.

Theil 1 umfaßt die Hauptgeſtalten des Zeitalters der Aufklärung. Zum erſten Male gebe ich darin den König und den Philoſophen der deutſchen Aufklärungsepoche, Friedrich von Preußen und Immanuel Kant.

Dresden, d. 21. November 1863.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

I.

Friedrich der Große 1

II.

Leſſing 103

III.

Moſes Mendelsſohn 154

IV.

Kant 209

I.

Friedrich der Grosse.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

I.

Friedrich der Grosse.

Zeitgenoſſen und Geſchichtſchreiber nach ihm haben ihn den Großen genannt; die Begeiſterung verſtieg ſich ſo weit, für ihn den Beinamen des „Einzigen" zu erfinden. Freilich war er groß und leider auch einzig in ſeiner Art. Unter den deutſchen Fürſten war er ein Leſſing, wie Leſſing in der Litteratur Deutſchlands ein Friedrich der Große. Hatten Beide kein getreues Nachgefolge, ſo ſtellt ſich um ſo mehr die Frage, worin ihre einſam gebliebene Größe beſtand, und war Jeder von ihnen ein Einziger, ſo liegt in dieſer Bezeichnung, wenn ſie richtig iſt, zugleich die Andeutung, worin ſie ihre Endſchaft hatten, ihre Ergänzung forderten. Wenn Zeitgenoſſen nach dem Siege bei Leuthen König Friedrich ins Angeſicht prieſen, ihn einen Alexander von Macedonien nannten, ihn einem Cäſar an die Seite ſtellten, ſo lehnte er, nicht ſowohl aus Beſcheidenheit, als aus Einſicht dieſe Erhebung ab, vertraulich dem Freunde erwiedernd, gegen Alexander gehalten ſei er ein gamin, und Cäſar gegenüber nicht würdig, Dieſem die Schuhriemen zu löſen. In einer gleich unerbittlichen, faſt übertriebenen Schärfe der Selbſtprüfung legte Leſſing ſein Geſtändniß ab, kein eigentlicher Dichter zu ſein. In dieſer Buße der Demuth, etwas Höheres über ſich zu erkennen, liegt die eigenthümliche Größe dieſer beiden hellen, klaren Geiſter, die im Leben dicht neben einander her gingen, bei ſoviel Gleichartigkeit ſich nicht ſuchten, nicht fanden. In ihrer Demuth ſteckte nicht Kleinmuth, nicht Anſpruchloſigkeit, vielmehr der Stolz des Bewußtſeins, eine noch unerreichte Höhe der Aufgaben zu kennen, und das Gefühl einer annäherungsweiſen Berechtigung zu den allerhöchſten Anforderungen. Sie forderten Beide viel von ſich und von Andern, und die Anſprüche, die ſie an ſich ſelber machten, ſchärften in ihnen den unermüdlichen Thätigkeitsdrang, der ſchon ihr Jahrhundert und noch mehr die Nachwelt in Staunen ſetzt. Ihr Schaffensdrang war unerſättlicher Wiſſensdurſt. — „Du haſt Recht: ich arbeite viel", ſchrieb Friedrich ſchon 1742 an den vertrauten Jordan: „ich thu' es, um zu leben, denn nichts hat mehr Aehnlichkeit mit dem Tode als der Müßiggang." Und für Thatkraft und Forſcherluſt genügt kein frommer Wunſch, kein Nothbehelf des Gemüthes; ganz auf ſich ſelbſt und die Quellen in der eigenen Bruſt verwieſen, ſchöpften Friedrich und Leſſing ihre Kraft aus ſich ſelbſt und erwuchſen ſo zu den ſtahlgepanzerten, hellgeſchliffenen Geſtalten, deren Dauerbarkeit und deren Glanz ihresgleichen ſucht. In der Bezeichnung des „Einzigen“ aber, womit die Vergötterung Friedrich zu ſchmücken glaubte, liegt zugleich ein Hinweis auf die gebrochene Entwicklung heimiſcher Dinge, auf die Verkümmerung deſſen, was er ſchuf, denn der Staat, den er baute, war einzig und allein auf ſeine Perſönlichkeit gegründet; Preußens Weiterentwicklung im böſen wie im guten Sinne war ein Abfall von Friedrichs Principien, im böſen Sinne, weil ſein Nachfolger den verſtandeshellen lichten Tag in eine ſchwächliche Dämmerung verkehrte; im guten Sinne, weil mit dem Aufgebot des dritten Friedrich Wilhelm, mit dieſem Einverſtändniß, der Staat könne nicht mehr dem Volke helfen, das Volk müſſe den Staat erretten, die abſolute Königsherrſchaft endete und der Volksſtaat in Preußen begann, beginnen ſollte. Denn nicht erſt bei Jena und Auerſtädt ging der Staat Friedrichs des Großen zu Grunde; von ſeiner aufgeklärten Despotie ſchwand ſchon unter ſeinem Nachfolger der Athemzug des freien Geiſtes, bei feſtgehaltner Form des unumſchränkten Königthums, und aus dem gerühmten Muſterſtaate der Aufklärung ward eine in ſich ſelbſt verknöcherte Maſchine. Friedrichs Freiheit war eben nur ſeine eigne Freiheit. Als man Quanz, Friedrichs Meiſter auf der Flöte, beglückwünſchte, den König in der Muſik zu unterrichten, ſchüttelte er den Kopf und meinte, der König liebe eigentlich gar nicht die Muſik, ſondern nur die Flöte, und eigentlich auch nicht die Flöte, ſondern nur ſeine Flöte. Friedrichs freie Maximen wurden keine Staatsgrundgeſetze, keine Formen für den freien ſich ſelbſt regierenden Staat, die Maſchine, die er ſelbſt nur in Gang ſetzte, ſtand ſtill, ſobald er ſein Auge ſchloß; ſein letztes Wort war: Ich bin es müde, über Sklaven zu herrſchen.

Friedrich von Preußen ſteht an der Spitze unſerer Charaktere, weil er in Deutſchland als Herrſcher das Zeitalter der Aufklärung heraufbeſchwor. Aber er ſchöpfte aus fremden Quellen, und ſo iſt er für ſein Volk doch nur, was für Rußland ein Peter der Große geweſen. Daß in der Art, wie er Voltaire's Geiſt in ſeinem Staate verkörperte, deutſche Geſinnung, deutſche Willenskraft und deutſche Fauſt ſehr wohl erkennbar bleibt, daß was er brachte, wenn auch fremdem Boden entlehnt, doch wie eine Errettung aus der Verſumpfung unſeres geſammten Lebens ſeit dem großen Glaubenskriege erſchien: das macht ihn freilich zu einem deutſchen Manne und erklärt es, wenn ihn das Zeitalter mit Begeiſterung ſeinen Liebling nannte. Nachgebornen aber ziemt es nicht, ſich vom bloßen Phänomen ſeiner Größe beſtechen zu laſſen, einem nachfolgenden Geſchlecht, will es ſeiner würdig ſein, kommt es zu, ſeine Größe in ihrem Kern und in ihrer Wurzel zu erfaſſen. Geſchieht dies, ſo wird klar, daß Friedrich, der Schöpfer des Preußenthums, zugleich der Todtengräber Deutſchlands wurde. Man beſtattet freilich nicht Lebendiges, ſondern Geſtorbenes, und todkrank wenigſtens war Germania. Und wenn man Todtes beſtattet, geſchieht's doch nicht mit Hohn, ſondern mit Scheu, Beileid und Ehrfurcht, ſelbſt mit dem Glauben, aus der Aſche müſſe und werde ſich ein

Phönix erheben. Selbſt auf dem Nothbehelf, den Friedrich am Abend ſeines Lebens hervorrief, ſelbſt auf dem Fürſtenbunde liegt der Fluch jener bloßen Negation, der es an der Zeugungskraft zur Neugeſtalt gebricht. Friedrich verhalf Deutſchland zu keiner Neugeburt ſeiner politiſchen Form, und das neu erwachte germaniſche Leben flüchtete ſich in die ſtilleren Räume des Denkens und Dichtens.

Friedrichs undeutſche Art lag nicht ſowohl in ſeiner Perſönlichkeit als vielmehr in dem nothgedrungenen Widerſtand und Gegenſatz zum Haus- und Staatsregiment ſeines Vaters, in welchem deutſches Weſen zur derben und rohen Hausknechtsnatur entartet war. Dies Gemiſch von rechtſchaffener Bravheit und blödem, hartköpfigem Eigenſinn nennt man vorzugsweiſe preußiſch; es ſteckt aber eine ſtarke Ader vom deutſchen Naturell darin, nur war das Element des deutſchen Hausvaters in Friedrich Wilhelms I. patriarchaliſcher Oberhoheit zur despotiſchen Willkür abſoluter Souveränität zugeſpitzt, wie denn dieſer Begriff mit faſt päpſtlicher Unfehlbarkeit von den franzöſiſchen Ludwigen her ſich der Köpfe deutſcher Fürſten bemächtigt hatte. Die prunkenden Schaugerichte unumſchränkter Königsherrſchaft unter dem erſten preußiſchen Könige waren unter Friedrichs Vater in derbe Hausmannskoſt verwandelt; man wechſelte die Teller, die Gerichte, aber die Küche blieb dieſelbe. Die Familiengeſchichte der Hohenzollern gefällt ſich freilich in der Reihenfolge entſchiedener Gegenſätze; ſie verwechſeln ſich aber ſämmtlich mit dem Begriff des Staates, oder ordnen dieſen ihrer Perſon unter und ſtehen darin im Widerſtreit zu dem großen Fritz, den ſie ihren Einzigen nennen. Sein Glaubensbekenntniß lautete, nicht blos in der Zeit jugendlicher, kronprinzlicher Schwärmereien, ſondern auch im Alter, als er hochbetagt einem jungen Fürſten, der ſein Zögling war, ins Gewiſſen redete, daß der Fürſt nur um des Volkes willen da ſei, ſich nur für des Staates erſten Diener anzuſehen habe. Die Anmaßung, ein Recht über die Meinungen der Bürger zu haben, erſchien ihm als der verwerflichſte von allen Grundſätzen eines unmittelbar von oben eingeſetzten Gottesgnadenkönigthums. „Müßte man nicht“, ſo lautet ſein eignes Wort in dem „Verſuch über die Regierungsformen und über die Pflichten der Regenten“ — „müßte man nicht wahnſinnig ſein, wenn man ſich vorſtellen wollte, daß Menſchen zu Einem Ihresgleichen geſagt hätten: Wir erheben dich über uns, weil wir gern Sklaven ſein wollen, und geben dir die Macht, unſere Gedanken nach deiner Willkür zu lenken? Sie haben vielmehr geſagt: Wir bedürfen deiner, damit du die Geſetze aufrecht erhältſt, denen wir gehorchen wollen. Und wir fordern von dir Achtung für unſere Freiheit. Dies iſt das Verlangen der Völker, wogegen keine Einwendung ſtattfinden kann, und dieſe Toleranz iſt ſogar ſo vortheilhaft für die Geſellſchaft, wo ſie eingeführt iſt, daß ſie das Glück des Staats ausmacht. — Und damit ein Fürſt die Pflichten, die er zu erfüllen hat, nie aus den Augen laſſe, muß er ſich erinnern, daß er ein Menſch iſt, wie der geringſte ſeiner Unterthanen. Wenn er der erſte Richter, der erſte General, der erſte Finanzier, der erſte Miniſter der Geſellſchaft iſt, ſo ſoll er das alles nicht blos vorſtellen, ſondern alle damit verbundenen Pflichten erfüllen. Er iſt nichts als der erſte Diener des Staats und iſt verbunden, mit aller Rechtſchaffenheit, Weisheit und Uneigennützigkeit zu verfahren, als wenn er jeden Augenblick ſeinen Mitbürgern über ſeine Staatsverwaltung Rechenſchaft ablegen ſollte.“ (Oeuvres de Frédéric. Tom. 6.) Wir ſind heutzutage ſo weit, die Fürſten perſönlich als unantaſtbar und unverantwortlich anzuſehen, falls ihre Miniſter dem Volke in ſeinen Vertretern Rechenſchaft ablegen, während Friedrich von der Verpflichtung der Fürſten ſpricht, ihre Mitbürger als Richter über ſich zu wiſſen. Und ſolch Gelübde des Jünglings hielt und beſtätigte das Bekenntniß des Regenten, obſchon er Alleinherrſcher war und blieb, vom Recht der Stände und Landſchaften nichts wiſſen wollte. Daß Graf Herzberg nach ſeinem Tode, bei Errichtung ſeines Standbildes in Stettin, von ihm rühmte, er habe gern auf die Willensmeinung der Stände gehört, war eine Lüge, ein politiſcher Nothbehelf, um 1793, wo in Frankreich ein Königshaupt fiel, in Deutſchland dem Königthum den verlornen Stützpunkt im Volke zu geben. Friedrich erkannte kein Recht ſtändiſcher Mithülfe. In Oſtfriesland und Schleſien beſtätigte er zwar dem Worte nach, was er an landſtändiſcher Selbſtverwaltung vorfand, ließ es aber der Sache nach einſchlafen. In den alten Provinzen war ſchon zur Zeit des großen Kurfürſten, ſeit deſſen Einführung der allgemeinen Acciſe zur Deckung der Koſten eines ſtehenden Heeres, das Steuerrecht beſeitigt, alle Willenskraft zur Selbſtverwaltung und zur Beſtätigung der Leiſtungen für die öffentlichen Bedürfniſſe erſchlafft, das Recht dazu gewaltſam gebrochen oder ſtillſchweigend vernichtet. Auch die liberale Despotie wähnt Alles für das Volk, nichts mit dem Volke thun zu müſſen; ſie ſtellt die Monarchie auf dieſe gefahrvolle Spitze des perſönlichen Herrſcherwillens, auf eine Spitze, die irgendwie plötzlich bricht. Aber Friedrich ſtellte die Perſon des Fürſten unter den Begriff des Staates, machte ſich zu deſſen erſtem Bürger und Diener, und hierin liegt ſeine Größe als Staatsmann. Die Fürſten ſind ſeitdem der Völker wegen da, die Völker nicht der Fürſten wegen.

Er hatte ſich dies Glaubensbekenntniß nicht ſelbſt feſtgeſtellt, es war ihm mit der franzöſiſchen Aufklärung aus der Hand Voltaire's überliefert. Voltaire war ſchon in jungen Tagen der Gegenſtand ſeiner Schwärmerei; Voltaire's Principien blieben ſeine Religion, auch nachdem die eitele, rach- und gewinnſüchtige Perſönlichkeit des Apoſtels dieſer neuen Religion des Jahrhunderts ihm widrig, zweideutig und leid geworden. Freilich ſteckte auch Gift in der Blüthe dieſer franzöſiſchen Cultur. Frankreich hatte die unumſchränkte Monarchie auf die gefährliche Spitze päpſtlicher Unfehlbarkeit und ſultaniſcher Willkür geſtellt; Frankreich mußte dieſe Spitze brechen. Das Gottesgnadenkönigthum flüchtete ſich mit allen ſeinen Schwächen, Sünden und Gebrechen hinter die bindende und löſende Gewalt des Prieſterthums, und Voltaire ward der witzige, hohnlachende Godegieſel in der Aufklärung des Jahrhunderts. Mit der Milch dieſer Weisheit ſog Friedrichs junge Seele auch Gift ein. Die Luſt der Freiheit von den Feſſeln der Hierarchie und des Aberglaubens verſtieg ſich bis zur Vermeſſenheit des Aberwitzes, die offenbarte Religion für Prieſterbetrug, den chriſtlichen Glauben für die tiefſte Knechtſchaft des Geiſtes, für ein Brandmahl der Menſchheit zu erklären. Friedrichs Haß gegen alles Prieſterthum war der Bodenſatz des Voltaireſchen Witzes. Hatte er doch am Hofe des Vaters den beſchränkten Formeldienſt des chriſtlichen Glaubens in abſchreckender Geſtalt und im Verein mit der Barbarei der Unbildung kennen gelernt. Er war als Knabe phyſiſch zart und ſah um ſich her die Pedanterien des roheſten Soldatenthums. Sein urſprünglich fein gearteter Sinn lechzte nach Nahrung, und Bildung des Geiſtes und Gemüthes galt für weichliche Entartung. Geiſtloſe Frömmelei machte ihn zum Zweifler und Spötter. Von den platten deutſchen Scherzen des väterlichen Tabakscollegiums flüchtete er ſich zur feinen, frivolen Perſiſſlage der franzöſiſchen Satyre. Seine reizbare Sinnlichkeit, ohne alle Genugthuung und Pflege, überſprang gemach alle Schranken der barbariſch gebotenen Zucht, bis ein Unmaß des Genuſſes in einem unnatürlichen Widerwillen gegen das weibliche Geſchlecht endete, vielleicht juſt in der Zeit, wo die Despotie des väterlichen Willens ihm eine einfach ſtille, aber reizloſe Gattin aufnöthigte. Liegen hier Geheimniſſe für den Biographen, ſo hat auch der Pſycholog, der ſein Bild zeichnen will, auf Löſung und Enträthſelung nur hinzudeuten, um die Geneſis dieſes ſeltenen Geiſtes zu erklären.

Einen hervorſpringenden Moment in der Geſchichte ſeines jugendlichen Lebens bot 1728 ein Beſuch mit dem königlichen Vater am Dresdener Hofe. Aus der Betſtunde und vom Tabakscollegium des Vaters, wo der Bierkrug ſchäumte und ein Talglicht brannte, plötzlich auf einen ganzen Monat an den üppigen Hof eines deutſchen Sultans verſetzt! Sparta und Athen ſammt Korinth konnten nicht ſtärkere Gegenſätze ſein, als damals Berlin und Dresden, Brandenburg und Sachſen. Die polniſche Königskrone war auf Koſten des Gewiſſens erworben, auf Koſten des kurſächſiſchen Landes ein Klein-Verſailles in der ſonſt ehrſamen Stadt an der Elbe entworfen. Dem gottesfürchtigen Corporal von Preußen war dieſe heidniſche Ueppigkeit ein Gräuel; ſeinem ſechzehnjährigen Fritz ſtülpte er auf einem Hoffeſte beim transparenten Anblick einer entſchleierten lebenden Venus den Hut vor die Augen. Die lockende Anadyomene, die ſchöne Formera, war dem Prinzen, hieß es, vorgeführt, um ſeine Sinne von der ſchönen Orzelsca abzulenken. Gleichwohl ſchien ſein junges Herz, von den Reizen dieſer Seitentochter König Auguſts entzündet, dauernd gefeſſelt zu ſein, da er auch beim Gegenbeſuch des ſächſiſchen Hofes in Berlin ſich der Gunſt dieſer Huldgöttin zu erfreuen wußte. Von Dresden zurückgekehrt, war er in tiefe Schwermuth verfallen; ſeine Geſundheit litt dergeſtalt, daß man Schwindſucht befürchtete. Aus jener Zeit ſchreiben ſich auch ſeine erſten Gedichte, die den Reizen der polniſch-ſächſiſchen Gräfin galten. Beim Gegenbeſuch ſah er die Orzelsca, heißt es, mehrmals geheim und ſein Trübſinn war alsbald verſchwunden. Sein Hang zur Muſik war ebenfalls in Dresden wo nicht erweckt, doch geſteigert; Quanz ward von dort auf Betrieb der Königin für ihn berufen, das Flötenſpiel blieb ihm als Ausdruck elegiſcher Stimmungen, aber nur heimlich. Morgens mit ſteifem Zopf auf dem Exercierplatz, Abends und Nachts mit zierlichem Haarbeutel und in goldſtoffenem Schlafrock. Als der König bei nächtlicher Weile ihn überraſchte, flogen Gallakleider ſammt Flöte, Noten und Büchern eilig ins Kamin. „Mein Fritz ein Querpfeifer!“ tobte der Alte. „Er macht ſich nichts aus Soldaten; wird mir meine ganze Arbeit verderben“! So ſeufzte er vor der Königin, die im Stillen des Sohnes Neigungen pflegte. Der König verfluchte den ganzen Baaldienſt der heidniſchen, weibiſchen Muſen. Die von Friedrich innig geliebte Wilhelmine von Baireuth mit der naiven Bosheit ihrer Berliner Zunge ſteht in ihren Tagebüchern ſelbſt von den körperlichen Mißhandlungen Rede, denen Friedrich ausgeſetzt war. Der Zorn des Königs über ſinnliche Verirrungen war vielleicht gerecht, obſchon roh in den Aeußerungen. In Friedrichs Gemüth ſtieg damit der Abſcheu vor den troſtloſen Schrecken calviniſtiſcher Gnadenwahl in den Auserleſenen Gottes, je mehr die Reize entfeſſelter Genußſucht ihn lockten, welche die cyniſch-witzige Aufklärung der Franzoſen lachend und ſpottend predigte. Ein ausſchweifender Verſchwender ſchien auf einen ſparſamen

Hausvater folgen zu wollen; der Prinz machte Schulden, um ſeine geheimen Bedürfniſſe zu befriedigen, nahm Darlehen an vom Herzog von Curland, ſelbſt vom kaiſerlichen Hof zu Wien und verfiel den Händen der Juden, gegen deren Wucher im Borgen an Unmündige der König das Edict, mit der Strafe der Karre verſchärft, auch auf Mitglieder des königlichen Hauſes ausdehnte. Die Königin trifft der Vorwurf, ſolchem Familienzerwürfniß nicht vorgebeugt zu haben. Ihr heimlicher Plan, den Sohn mit ihrer Nichte von England zu vermählen und damit am Londoner Hofe eine Stütze gegen den Gatten zu erhalten, zerfiel durch Gegenintriguen und eine Prinzeſſin von Braunſchweig ward auf des Königs Ordre Friedrichs Braut. Die häuslichen Scenen zwiſchen Vater und Sohn erſchöpften die ganze Rohheit damaliger deutſcher Sitte ſelbſt auf dem Parquet des Fürſtenſaals. Der König ſuchte den entarteten Kronprinzen zum Verzicht auf die Thronfolge zu zwingen. Dazu ſei er nur bereit, war Friedrichs bittere Antwort, wenn man ihn für einen Baſtard erkläre. Davor ſtutzte der keuſche Eheherr; aber die Mißhandlungen des Prinzen gingen wiederholt in Thätlichkeiten über, die Beleidigungen geſchahen nicht ſelten in Gegenwart des Hofes. In der Mißhandlung eines jungen ſechzehnjährigen Mädchens, dem der Prinz Artigkeiten erwieſen, erreichte die Barbarei des alten Königs den höchſten Gipfel. Doris Ritter, Tochter eines Rectors in Potsdam, hatte von Friedrich Beſuche angenommen; er liebte, ſo hieß es, nur ihren Geſang und machte ihr kleine

Geſchenke dafür. Sie ward zu Staupenſchlag und dreijähriger Zwangsarbeit in Spandau verurtheilt*). Der König hielt den Sohn für feig und ehrlos. Sein Hohn, er ſeinerſeits würde ſeinem Vater bei ähnlicher Beſchimpfung längſt davongelaufen ſein, reiſte in Friedrich den Plan zur Flucht; der engliſche Hof, die Verwandtſchaft ſeiner Mutter, ſollte ſeine Rechte, ſeine Ehre ſchützen. Die gemeinſchaftliche Reiſe am Rhein zum Beſuch des Kurfürſten von Mainz gab Gelegenheit zur Ausführung des Plans. Der Fluchtverſuch mißlang und der Prinz ſollte als Deſerteur, der die Fahne verlaſſen, behandelt und gerichtet werden. Die Begegnung in Weſel zwiſchen Vater und Sohn lieferte eine Scene voll roher Berſerkerwuth. Der König ſchlug dem „Delinquenten“, dem „entlaufenen Obriſtlieutenant Fritz“, mit dem Stock die Naſe blutig und Friedrich rief weinend, nie habe „ein brandenburgiſch Geſicht ſolche Schmach geduldet“. Der König hatte den Degen gegen ihn gezückt; ein General v. d. Moſel war mit dem Rufe: „Sire, durchbohren Sie mich, aber ſchonen Sie des Sohnes!“ zwiſchengetreten. Im Kriegsgericht ſaß ein Buddenbrock, der dem Könige die Bruſt entgegenſtreckte und ſein Blut darbot, das Blut des Prinzen bekomme er nicht. Friedrich ſollte tiefer gekränkt, ſeine Demüthigung eine andere werden. Am Genoſſen ſeines Fluchtverſuchs, dem Freunde v. Katte, der freilich auch ein Genoſſe ſeiner heimlichen Verwilderung geweſen, wurde das Todesurtheil vollſtreckt. Das Urtheil des Kriegsgerichts lautete auf Caſſirung und mehrjährige Feſtungsſtrafe; allein der König verwarf den Spruch, ſprach von glühenden Zangen, vom Galgen, und beſtand dann auf Hinrichtung mit dem Schwert. Vor dem offenen Fenſter des gefangenen Prinzen in Küſtrin ging der Zug zur Richtſtätte vorüber. „Pardonnez-moi, mon cher Katte!“ rief Friedrich hinunter. „La mort est douce pour un si aimable prince!“ rief Katte und ſtreckte die Arme in die Höhe; Friedrich ſtürzte ohnmächtig ins Zimmer zurück.

---

*) Nach Preuß iſt Signora Barbarina, die italieniſche Sängerin, die einzige Frau geweſen, welche, dem Gerücht zufolge, Friedrichs beſondere Zuneigung genoſſen. Doris Ritter heirathete ſpäter einen Pächter der Berliner Fiacres, Namens Schoner; Friedrich hat ſich als König ihrer nicht erinnert.

In ſolchen Scenen einer grauſamen Tragödie erſtarb Friedrichs Herz, erſtickte der Funke ſeines tief verſteckten, nur heimlich genährten und verſchüchterten Gemüthes. In der Schule ſo herber Schickſalsſchläge reifte ſein Geiſt. Die Läuterung des ſittlichen Menſchen in ihm gelang, aber ſie gelang nur auf Koſten ſeiner menſchlichen Empfindungen; es wurde ein Feld in ſeinem Innern brachgelegt, auf welchem ſeitdem nur ſparſam ein Grashalm wuchs. — Er blieb ſolange Gefangener, bis ſeine innere Umkehr, eine religiöſe Zerknirſchung, vollſtändig war. Und auch dies gelang; im Kerker gelingt ſo manches, aber ſelten zum lichten und beglückenden Heil der Seele. Der Prediger, der Friedrichs Gemüth bearbeiten mußte, Feldprediger Müller vom Regiment Gensdarmen, derſelbe, der Katte zum Tode vorbereitet, ward ihm ein lieber Gefährte der Gewohnheit. Friedrich erhielt in deſſen Umgang keinen Glauben an ewige Höllenſtrafen; ſchienen doch ſolche kaum noch nöthig, ſein Inneres zu reinigen; aber er gewann die Einſicht in die Erbärmlichkeit der menſchlichen Seele, und dieſer bleibende „Gewinn“ für ihn hieß Menſchenverachtung, wenigſtens Geringſchätzung des angeblich mit Vernunft begabten Weſens, das ſich nur ein Bild Gottes dünkt, wenn es ſich ſtumpfem Formeldienſt und dem dumpfen Glauben ergiebt, nicht kraft eigner Beſſerung, Tüchtigkeit und Güte, ſondern nur kraft fremden Verdienſtes erlöſt und gerettet zu werden. Er huldigte nicht dieſem Glauben, aber die Nothwendigkeit deſſelben ſetzte ſich in ihm als Thatſache für das Menſchengeſchlecht feſt; in ihm ſelber reifte erſt ſpäter im Donner ſeiner Schlachten und in der Todesnoth der Verzweiflung ein feſter, aber ſtarrer, kalter Stoicismus, der mit der Ruhe eines Cato dem Nichts der Auflöſung entgegenſieht. Aber auch für ſich ſelbſt reifte im Kerker zu Küſtrin doch auch die Einſicht in die Verwerflichkeit ſeiner bisherigen Führung, und in der Buße dieſer Einkehr machte er die Entdeckung, daß ſein König Vater jedenfalls zum wenigſten ein ehrlicher Mann war. Dies Selbſtgeſtändniß Friedrichs im Gefängniß war aufrichtig, ungezwungen. Bis zum Gefühl ſeines Unwerths hatte der fromme König den Sohn treiben wollen; damit hatte er ſein Genüge, und des Paſtors Mahnung, der Herr habe nicht nur Höllenſtrafen für Sünder, ſondern auch Gnade, fand Eingang bei Friedrich Wilhelm, der nicht der Einſprache der Höfe, nur ſeiner eignen Willensmeinung Gehör gab. Zur Buße Friedrichs geſellte ſich aber eben ſo freiwillig Wiſſensdurſt und Arbeitsdrang. Friedrich lernte auf der Feſtung arbeiten, und das iſt jungen Fürſten ſelten vergönnt zu lernen. Nicht blos der als Strafe gemeinte Hinweis auf actengetreue Beſchäftigung im Regierungsweſen bei der Kammer in Küſtrin, eine Beſchäftigung, die eine gute Vorſchule für den angehenden Regenten war; der unter verwöhnten Weichlingen auf Fürſtenthronen ſeltene, wo nicht einzige Arbeitſamkeitstrieb Friedrichs ſchreibt ſich aus der Zeit ſeiner Buße und Gefangenhaft; er blieb ihm treu bis zum letzten Augenblick, ein langes, mitunter glänzendes, innerlich aber ebenſo oft verarmtes, bald ſtolzes und glückgekröntes, bald gramerfülltes, verzweiflungsvolles Leben hindurch, ſei's, daß dieſer Trieb in den Entwürfen zur beſten aufgeklärteſten Gerichtsbarkeit im Lande, oder in der erfinderiſchen Combination ſich erging, mit den ſchwächſten Mitteln die ſtärkſten Gegner, ja halb Europa zu überflügeln, mitten im Donner der Kanonen die Elemente zu bezwingen oder ſelbſt in Todesgedanken und im Gefühl des nahen Untergangs noch ſcharfſinnig ſpielend in elegant geformten Verſen ſich ein Genüge zu thun. Selbſt der Witz in Friedrichs Gedanken und Worten war oft nur ein Nothbehelf für den unermüdlichen Arbeitstrieb ſeines in Leid und Luſt ſcharf zugeſpitzten Geiſtes. Zur herben Zucht in ſeiner Jugend geſellten ſich dann ſpäter auch noch die Schauer der Reue, durch kecke Verwegenheit wie zum Spiel ſich den Abgrund des Todes geöffnet zu haben. In dieſer zwiefachen Schule reifte der Kern ſeines Weſens.

Auf Friedrichs Verſöhnung mit dem königlichen Vater folgte die aufgedrungene Vermählung, die er kalt und ruhig, aber mit dem Entſchluſſe über ſich ergehen ließ, von den Rechten des Gatten in ſolchem Bündniß nichts zu wiſſen, ohne jedoch Ehre und Würde der ihm, wie er meinte, ebenfalls als Opfer Auserkornen zu verletzen. Daß ſeine Gattin ihn heimlich, verſchämt, und verſchwiegen geliebt, iſt oft wiederholt, von der wohlfeilen Romantik einer beliebten Novelliſtik geſchildert. Thatſache iſt, daß Friedrichs Frau weder körperliche, noch geiſtige Reize aufzuwenden wußte, des Gatten vielleicht ſchon früh gegen Frauenſchönheit erkaltetes Herz zu entzünden. Für gemächliche, duldende Freundſchaft hatte er keinen Sinn, jeder Genuß, jeder Gedanke, jede Empfindung mußte für ihn gepfeffert ſein wie die Würze der Speiſen, die er liebte. Selbſt in den Späßen ſeiner Nebenſtunden hatte er den Zauber der Harmloſigkeit verlernt, ſein Wiſſenstrieb einen gewiſſen diaboliſchen Anſtrich erhalten; man wußte von ſeinen Experimenten in der Kreuzung der Racen und Thierarten. Fauſt und Mephiſtopheles waren gemiſcht in ihm und nach Aſafötida ſchmeckten ſelbſt ſeine Liebhabereien. Eine harmlos einfache Frauennatur konnte ihm nicht genügen. Eliſabeth Chriſtine von Braunſchweig-Bevern war blond, mit blaßblauen Augen, weißer Haut und guten Farben, — aber ſchlechten Zähnen, ſetzt ein böswilliger Zeitgenoſſe hinzu, ein Lobredner Friedrichs. Sie war unbehülflich, von ſchlechter Haltung und ungeſchickt im Sprechen und Benehmen, ohne Geſchmack und Erziehung. Beim Antritt ſeiner Regierung dachte man an Auflöſung ſeiner Ehe. Im Gegentheil, er ſtellte dem verſammelten Hofe zur Ueberraſchung Aller ſein Ehegemahl als Königin vor; er behielt die Sitte bei, jährlich dreimal Sonntags ceremoniell mit dem Hofe und fremden Geſandten bei ihr im Berliner Schloß zu ſpeiſen und mit ſchweigſamer Reverenz dieſe einzige Bethätigung einer Gemeinſamkeit mit ihr gewiſſenhaft pünktlich zu wiederholen. Daß ſie chriſtlich fromm war, wozu ſchon das Gefühl der Verſtoßung führen mußte, konnte die Abneigung des Königs wohl nur erhärten. Daß ſie, um ihm und ſeinen Neigungen entfernter Weiſe zu huldigen, Gellerts Fabeln, Oden, Lieder und moraliſche Vorleſungen, ſowie Sack'ſche Predigten und Spaldings „Beſtimmung des Menſchen" ins Franzöſiſche überſetzte und dieſe ihre Arbeiten ihm überreichen ließ, änderte nichts im Verhalten der peinlich verbundenen Gatten. Im Sommer bewohnte ſie das Schloß Schönhauſen; Sansſouci hat ſie nie betreten. In ſeinem Teſtamente ſorgte Friedrich, daß ihr alle Ehrfurcht erwieſen werde, die ſie „durch ihre unerſchütterliche Tugend verdiene". Und doch hatte Eliſabeth in jungen Tagen das Leben in Rheinsberg mit ihm getheilt, wo Luſtbarkeit und Scherz ſich vielfach in Maskeraden und ſinnreichem Komödienſpiel ergingen. Man weiß nicht, ob Friedrich die Gattin dort nur aus Furcht vor dem königlichen Vater duldete. Dieſe Furcht vor Friedrich Wilhelm war im

Sohne nach und nach zur wahr und aufrichtig empfundenen Ehrfurcht erwachſen, zumal ſeit dem Anblick des bürgerlichen Segens, den der König als getreuer Hausvater über verarmte und verwahrloſte Länderſtrecken im Oſten des Reichs zum Glück Tauſender zu verbreiten wußte. — Das beſte Vernehmen zwiſchen Vater und Sohn ſtellte ſich dauernd feſt, ſeitdem der Prinz ſich als Soldat eifrigſt der Fürſorge für ſein Regiment in Ruppin befliß. Des Vaters Soldatenliebhaberei kam ihm als König wahrlich gut zu ſtatten; die Rieſengarde ſchaffte er zwar ab, aber die gewiſſenhaft geſchulte „Potsdamer Wachparade“ that, ſobald das Feuer ſeines Geiſtes ſie beſeelte, im Sturmwind ſeiner Feldzüge ihre guten Dienſte, und er pries im Anblick der Wunder der Tapferkeit, die ſeine Garden übten, den oft geſcholtenen Vater oft und laut noch im Grabe, auch als er ſeine Denkwürdigkeiten ſchrieb. Kriegeriſcher Sinn erwachte noch mehr in Friedrich beim Beſuch des öſterreichiſchen Feldlagers, wo er den Prinzen Eugen begrüßte; ſeine „Ode an den Ruhm“ ſchrieb er in jener Zeit. Sonſt war das Rheinsberger Leben dem Studium gewidmet. Friedrich las die antiken Schriftſteller, namentlich die Geſchichtſchreiber, freilich nur in franzöſiſcher Sprache; auch des deutſchen, von ſeinem Vater aus Halle vertriebenen Philoſophen Wolff Logik, Moral und Metaphyſik ließ er ſich erſt ins Franzöſiſche überſetzen, um ſie verſtehen zu können. Das fremde Idiom war ihm für ſeine Gedanken und feineren Empfindungen, für ſeine Aufklärung und Erkenntniß leider allein das für ihn zugängliche. Damit blieb ihm denn neben der Koſt der franzöſiſchen Küche der tiefe Brunnen antiker Poeſie verſchloſſen; er ſetzte die Henriade über Homer, Virgil und Taſſo, ja ihm war nach eignem dreiſten und offenen Geſtändniß „Ein Gedanke in der Henriade“, die er ganz auswendig wußte, „mehr werth als die ganze Iliade.“ In Racine's Mithridat und Voltaire's Oedip ſpielte er mit Komödie. Im Studium Bayle's und Voltaire's ward er zum entſchiedenen Skeptiker, der Cultus des Philoſophen von Ferney ward ſeit 1736 auf dem Tusculum des Prinzen zu Rheinsberg ſyſtematiſch betrieben. Die Bewunderung deſſelben verſtieg ſich bis zur Schwärmerei; Friedrich ſchrieb in jener Zeit an Voltaire: „Sie haben keinen andern Fehler als daß Sie zu weit über andere Menſchen erhaben ſind.“ Dabei blieb aber doch, ſelbſt in franzöſiſcher Vermittlung, vom Umgang mit den Geſchichtſchreibern, Staatsmännern und Philoſophen Griechenlands und Roms genug übrig, um Friedrichs Geiſt zu ſchulen, ſo daß ſein ehernes Charakterbild ſich dreiſt an die Geſtalten der antiken Welt ſtellen kann. Jordan, früher reformirter franzöſiſcher Prediger, war ſein Lector und Bibliothekar, Fouqué, der Getreue, und Guichard (Quintus Icilius) die militäriſchen Genoſſen des Rheinsberger Hofes, Graf Algarotti kam ab und zu, die Gebrüder Graun leiteten die Concerte, Knobelsdorf, der ſpätere Erbauer des Berliner Opernhauſes, verſchönerte und erweiterte das Schloß. Allen Gottheiten ward in Rheinsberg geopfert, ſchreibt Baron Bielfeld, nur der Diana nicht; er ſchilt den Prinzen ſogar mauvais cavalier et chasseur; — en revanche il aime la lecture, la musique et la bonne chère Sein Studium der antiken Geſchichtſchreiber und Staatsmänner war in Rheinsberg jedenfalls das gründlichſte; das beweiſen ſeine „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zuſtand des europäiſchen Staatenſyſtems“ und ſein „Anti-Macchiavell“, dieſe Vertheidigung der Humanität als beſtes Mittel, über Menſchen zu regieren.

In Friedrichs franzöſiſcher Jugendbildung war Manches Phraſe; erſt der Sturm der Prüfung, der den Mann ſchüttelte, ſtreifte die Flittern ab. Je mehr aber der Kern ſeines Weſens zum Vorſchein kam, deſto mehr brach ſich deutſches Element in ihm Raum, ja deſto ähnlicher ward er ſeinem Vater, ſelbſt im Jähzorn, in den übertriebenen Forderungen an Andere, im ſtraffen Ordnungsſinn, der überall prüfte, muſterte und beſſerte, auch im unbeugſamen Rechtsgefühl, das freilich oft genug in despotiſche Rechthaberei umſchlug, auch im Hang zur Sparſamkeit, der ebenfalls bei ihm auf Momente bis zum Geiz ſtieg. Auf dieſen ſpartaniſchen Tugenden errichteten aber die Hohenzollern überhaupt ihren Staat, und Friedrich wurde trotz ſeiner Schulung in franzöſiſchem Esprit immer mehr ein Mann vom Schlage der Seinen. Selbſt in ſeinen Scherzen war vielleicht auch ſchon der Sohn Berlins, nicht blos der Schüler Voltaire's erkennbar. Es war ein achtundzwanzigjähriger König, der bei der Abreiſe nach Königsberg an dieſen ſeinen Lehrer, den Hoch- und Großmeiſter der Aufklärung, ſchrieb: „Ich reiſe jetzt nach Preußen, um mir da ohne das heilige Oelfläſchchen und ohne die unnützen und nichtigen Ceremonien huldigen zu laſſen, welche Ignoranz eingeführt hat.“ Nach den doch dabei nöthigen Förmlichkeiten fragte er den Ceremonienmeiſter, ob er ſeine Sache gut gemacht. O ja, Sire, — lautete deſſen Antwort, — aber Einer machte es doch noch beſſer. — Und Der war? — Louis XV. — Ich aber kenne Einen, der es noch beſſer machte als König Louis. — Und Der wäre? — Der Schauſpieler Baron, ſagte Friedrich ſpottend. — Faſt wie ein gamin Berlins, ſchreibt er beim Ausrücken zum erſten ſchleſiſchen Kriege an Jordan: „Schreib' mir doch alles Poſſierliche, was man von mir ſagt, denkt und thut. Berlin ſoll jetzt ausſehen wie Frau Bellona in Kindesnöthen; hoffentlich wird ſie ein hübſches Früchtchen zur Welt bringen und ich durch einige kühne und glückliche Unternehmungen das Vertrauen des Publicums gewinnen.“

In der That, war ihm auch allen Ernſtes an der öffentlichen Meinung gelegen; ſchrieb er doch eigenhändig in der Spenerſchen Zeitung ſeine „Briefe an das Publicum“, welche die diplomatiſchen Umtriebe der Zeit ergötzlich verſpotteten. Seine Witze über das Regiment der „drei Unterröcke“ in Paris, Wien und Petersburg wurden europäiſch ruchbar. Je älter er ward, deſto mehr guckte aus dem franzöſiſchen Schliff ſeiner Wendungen nicht blos die Berliner Munterkeit, ſondern deutſche Grobheit hervor; wie die Welt ja auch bekanntlich von ihm erfuhr, welche vier Wörter das beſte,

d. h. das deutſcheſte Deutſch ſeien. Im perſönlichen Verkehr bekam er ſeinen Lehrmeiſter im Witz bald ſatt; „ich erſtaune über Ihre Unverſchämtheit“, ſchrieb er 1752 an Voltaire nach dem Proceß mit dem Juden Hirſch wegen unächter Diamanten und Voltaire's Aufkauf ſächſiſcher Steuerſcheine, die der Kammerherr des Königs als preußiſcher Unterthan ſich zum Nennwerth bezahlen ließ. „Für Ihre Werke verdienen Sie Statuen, für Ihr Betragen Ketten“, ſagte ihm Friedrich ſehr einfach deutſch, ehrlich und gutmüthig. Voltaire hatte ſeine „Geſchichte des Doctor Akakia“ gegen ſein gegebenes Verſprechen drucken laſſen. Friedrich konnte den Präſidenten ſeiner Akademie, Maupertuis, gegen den die Satyre ging, nicht öffentlich preisgeben laſſen; der Henker verbrannte alſo die Schrift auf den Märkten Berlins, auch auf dem Gensdarmenmarkt (Charlottenſtraße 20) vor den Fenſtern des vor Aerger wüthenden Poeten. Voltaire hat ſich boshaft gerühmt, des Königs ſchmutzige Wäſche waſchen zu müſſen. Friedrichs Franzöſiſch war in der That orthographiſch nicht ganz makellos, wenn auch nicht ſo ſchlecht wie ſein Deutſch. „Ich werde ihn höchſtens noch ein Jahr nöthig haben“, ſagte Friedrich; „man drückt die Orange aus und wirft die Schaale fort.“ Witze und Anekdoten machten den König bald genug zum Liebling der Welt; der Kladderadatſch ging damals ohne Druck von Mund zu Mund. In Paris ſtieg des Königs Ruhm mit ſeinen „Kalenburgern“ über Gott und Welt; das engliſche Volk aber begann ihn zu vergöttern, weil er ſeine raſchen Wortſpiele mit eben ſo ſchnellkräftigen Thaten im ernſten Spiel der Waffen beſiegelte. Das ganze Zeitalter ſchien witzig werden zu wollen, wenn auch oft ungeſucht und unverſchuldet. Der alte Deſſauer betete vor der Keſſelsdorfer Schlacht, ohne einen Witz machen zu wollen, in höchſter Noth: Lieber Herrgott, ſteh' mir heut gnädig bei, oder willſt Du nicht, ſo hilf wenigſtens die Schurken, die Feinde, nicht und ſieh' ruhig zu, wie's kommt!

Der Zufall, ein Hauptfactor im reizenden Blödſinn des Witzes, machte in dem kaiſerlichen Erlaß vom Aufgebot der Reichstruppen durch die Gunſt eines Druckfehlers aus der „eilenden" Reichsarmee eine elende. Friedrich war ſcherz- und ſchalkhaft bis am Tage von Kollin; hart am Abgrunde und im ſcharfen Anblick des Untergangs hatte der Witz für ihn ein Ende, der ernſte Kern ſeines Weſens legte ſich erſt von da ab in ihm bloß, und ſeine von den Zeitgenoſſen ſchon früher auspoſaunte Größe beginnt für uns erſt mit dieſer ſeiner Niederlage.

Als er den Thron beſtieg, wußte noch niemand, was man von ihm halten und denken ſollte; niemand ahnte, wie weit dieſer mit allen Anzeichen ſanguiniſcher Keckheit, Laune und Willkür ſich ankündigende Charakter ausreichen und ſtichhaltig ſein werde. Der königliche Philoſoph von Sansſouci konnte vielleicht der weiſe Salomo des Nordens werden, ohne ſeine Monarchie um eine Provinz mehr zu vergrößern. Konnte er nicht daran arbeiten, Deutſchland durch eine Reform friedlich umzugeſtalten? Dann freilich wurde er nicht der Sieger in 14 Feldſchlachten, er wurde dann freilich, als bloßer Friedensfürſt, der die Aufklärung auf den Thron ſetzte, nicht der gefeierte Held des Jahrhunderts, das zum Theil auf eigne Koſten ihn bewunderte und beklatſchte; der Glaube an ihn mußte für die Welt Glanz, Lärm und Schimmer haben. Das geſammte heilige römiſche Reich deutſcher Nation neu zu geſtalten, lag auch gar nicht in ſeinem Sinn und Gelüſten, im Gegentheil, er benutzte deſſen Zerfallenheit für Preußens Größe um jeden Preis. Es lag ihm nicht am Concert, nicht an der Muſik im Ganzen, auch nicht an der Flöte, wie Quanz bemerkte, nur an *ſeiner* Flöte. Und die hat er denn freilich geſpielt mitten in der Disharmonie des europäiſchen Orcheſters, wenn es auch mehrmals klang, als blies er auf dem letzten Loche.

Die Streitfrage über Preußens Rechte wider Oeſterreich iſt oft erörtert worden. Habsburg hatte Brandenburg ſeit lange ſchlecht behandelt, mehr noch geringſchätzig als treulos. Der große Kurfürſt hatte auf Oſtfriesland die Anſprüche beſtätigt erhalten, aber Vorpommern dafür aufgeben müſſen; der Kaiſer wollte an der Oſtſee keinen „König der Wenden" aufkommen laſſen. Für gute Dienſte gegen die Türken und in den Schanzen vor Turin war denn doch die Anerkennung des Titels „König in Preußen" erlangt. Den Erſatz für Anſprüche auf ſchleſiſche Fürſtenthümer, den Schwiebuſer Kreis, hatte der neu gemachte König Friedrich I. wieder abtreten müſſen, ſeinen Nachfolgern überlaſſend, ihr Recht zu wahren. Wegen der Anſprüche auf Jülich und Berg war Preußen von Oeſterreich zweizüngig behandelt, wo nicht gar entſchieden betrogen. „Ein Rächer wird aus meinem Staube erſtehen!“ und: „Da ſteht Einer, der mich rächen wird!“ Dieſe Worte, von der Tradition aufbewahrt, erklangen wie Echorufe in der Bruſt junger Erben, — ſelbſt wenn auch Hr. Onno Klopp ſie als hiſtoriſch bezweifelt. Eingeräumt aber, Oeſterreich habe ſich hinſichtlich der jülichſchen Erbfolge zweideutig erklärt, und den Anſpruch auf ſchleſiſche Fürſtenthümer als rechtlich begründet zugegeben: ſo blieb Friedrich doch nicht innerhalb der Grenzen dieſer Anklagen und Forderungen ſtehen, und die Art und Weiſe, wie der jugendliche Monarch beim Regierungsantritt mit dem Wiener Hofe um Entſchädigung förmlich feilſchte, Geld bot, prahleriſche Zuſagen ſeiner Hülfsleiſtungen gab im Falle der Willfährigkeit, und die Verlegenheiten der Tochter Kaiſer Karls VI., und den Zweifel an deſſen pragmatiſcher Sanction benutzte: das erſchien und erſcheint noch heute den billig Denkenden als kleinlicher Eigenſinn, frevelhafter Uebermuth und nackter Egoismus. Erſt die geniale Schnellkraft, die charakterſtarke Zähigkeit, womit er ſeine rechtlich ſchwankenden und launenhaft geſtellten Forderungen feſthielt und durchführte, verſöhnte mit ſeinem anfänglichen Auftreten, das unter ſeinen Zeitgenoſſen ſelbſt entſchiedene Bewunderer ſeines Talents, wie der engliſche Geſandte Mitchell, als tadelnswerth rügten. Ein zweiter

Engländer, Mr. Hyndford, ſah in des jungen Fürſten „unerſättlichem Ehrgeiz“ Gefahr für die Freiheiten Deutſchlands, ja für die Ruhe Europa's. Wie Friedrich in ſeinen Vorſchlägen zum friedlichen Ausgleich „einen guten Theil Schleſiens“ forderte, dieſe Wendung nach den Ereigniſſen und Glücksfällen höchſt dehnbar offen laſſend, entfuhr dieſem Berichterſtatter der Ausruf, im Könige ſtecke „mehr von einem chicanirenden Advocaten als von einem Helden“; auch fürchte Friedrich ſich „mehr vor Rußland als vor Gott“. Wie dem auch ſei, und wie die erſten Verſuche Friedrichs, ſich mit „alten Anſprüchen“ in den Vorgrund der europäiſchen Bühne zu drängen, beurtheilt werden mögen: der ſiebenjährige Krieg erſt, der ein europäiſcher ward, entfaltete in Gefahr und Todesnoth die ganze Macht in Friedrichs Weſen und konnte auch in den Beweggründen zum Beginn des neuen Kampfes die billig Denkenden und die rechtlich Fühlenden auf Seite des Bedrohten ſtellen. Es ſchien Thatſache, daß die Höfe ſich verſchworen hatten, ſich in die Provinzen Friedrichs zu theilen; nicht blos Schleſien ſollte zurück an Oeſterreich, Oſtpreußen ſollte an Rußland, Magdeburg an Sachſen fallen, und Friedrich hatte, Dank dem Dresdener Kanzelliſten Menzel, die Schriftſtücke dieſer Verhandlungen in Händen. J'atteste le ciel, ſchrieb der König an Mr. Mitchell, que je ne connais d'autre moyen de me tirer d'un pas aussi difficile, qu'en le prévenant, und nicht, wer den erſten Schlag führe, könne als Angreifender betrachtet werden, ſondern wer dieſen Schlag nothwendig und unvermeidlich mache. Erſt mit und in dem dritten ſchleſiſchen Kriege rechtfertigte Friedrich ſeine leichtfertige Keckheit, den erſten begonnen, und ſein Glück, auch den zweiten zu ſeinem Vortheil geführt zu haben. Das Recht ſeiner Anſprüche war buchſtäblich zweifelhaft; und wenn es nicht Schleſien war, zu welchem er griff, ſo hätte ein anderes Stück Erde den Schauplatz abgeben müſſen, ſeinen jungen kühnen Muth zu entfalten. Sein Geſtändniß an Jordan iſt vollgültiger als alle Verſuche, juriſtiſch ſeinen Landfriedensbruch zu decken. Er ſchrieb den 3. März 1745: J'aime la guerre pour la gloire; mais si je n'étais pas prince, je ne serais que philosophe. — Mon age, le feu des passions, le désir de la gloire, la curiosité même, pour ne te rien cacher, enfin un instinct secret m'ont arraché à la douceur du repos que je goutais, et la satisfaction de voir mon nom dans les gazettes et en suite dans l'histoire m'a séduit.

In den erſten beiden ſchleſiſchen Kriegen machte Friedrich ſeine Schule. Man kann ſie bloße Feldzüge nennen, auf welche ſofort bei der mangelhaften Gegenrüſtung Oeſterreichs ſtatt Waffenſtillſtände Friedensſchlüſſe folgten. Seine fünf Siege waren leicht errungen, ebenſo ſeine erſten Triumphe, die ihm im Lager zu Strehlen die Geſandten halb Europa's ſtaunend und bewundernd darbrachten. Bei Molwitz erfocht die unter ſeinem Vater eingeübte Fußgarde den Sieg; ſeine Reiterei war herzlich ſchlecht und mußte ſich erſt an der öſterreichiſchen ſchulen. Bei Hohenfriedberg, im zweiten Feldzuge, zeigte ſie ſchon, was ſie vom Feinde gelernt. Friedrich ſelbſt begann ſeine Feldherrnlaufbahn ebenfalls als Dilettant. Bei Sorr, ſagt er, hätte ich geſchlagen zu werden verdient, nur die Geſchicklichkeit meiner Generale und die Tüchtigkeit meiner Truppen hat mich davor bewahrt. Schon mit dem Dresdener Frieden (1745) begrüßte ihn die Welt, wenigſtens die Berliner, als Augustus und als Magnus. In einer poetiſchen Epiſtel ſetzte er 5 Jahre ſpäter ſeinen Soldaten, denen er Alles zu danken hatte, ein Ehrendenkmal, und in ſeiner Histoire de mon temps ſagt er: „Die Welt ruht nicht ſicherer auf den Schultern des Atlas als Preußen auf einer ſolchen Armee.“ Und die Tüchtigkeit der deutſchen Fauſt, die das Raffinement des franzöſirten Helden und Freidenkers in Scene ſetzte, war ächt deutſche moraliſche Kernkraft und eine Tugend der Geſinnung, die er oft genug als „tudesque“ verachtet und verſpottet. In der Zeit vom zweiten zum dritten Kriege begannen die Arbeiten ſeines Friedenswerkes, meiſtens freilich nach franzöſiſcher Chablone. Sein nächſter Kreis beſtand aus Franzoſen. An Jordans Stelle trat als Buſenfreund Marquis d'Argens. Die beiden Briten Mariſhal gehörten zu den Beſten ſeines vertrauteren Umgangs. D'Alembert konnte nicht dauernd gewonnen werden. Als ihn Voltaire's Eitelkeit, Bosheit und Habgier endlich zurückſchreckte, rief er ſeufzend: „Wie kann eine ſo nichtswürdige Seele mit einem ſo herrlichen Genie verbunden ſein!“ — Die Cultur des Herzens iſt freilich eine andere als die des esprit. Friedrich war nicht blind über

Voltaire, aber ſeine Bildung war ein Product dieſes Kopfes und er entſchuldigte ſich vor ſich ſelbſt, wenn er ſagte: „Ich will ſein Franzöſiſch wiſſen; was geht mich ſeine Moral an!“ — Ein ſehr verfänglich Wort im Munde Friedrichs, verfänglich für einen König und für den Menſchen in ihm.

Zur Ueberraſchung für ganz Europa eröffnete Friedrich, ebenfalls ohne Rathgeber und faſt ohne Bundesgenoſſen, gegen Ende Auguſt 1756 den dritten ſchleſiſchen Krieg. Den Streitkräften Oeſterreichs, Frankreichs, Rußlands, Schwedens und eines großen Theils vom deutſchen Reiche gegenüber, nahm er den Kampf auf. Mit den Hülfsmitteln eines Staates von 5 Millionen Menſchen trat er der Verbindung jener Staaten von 80 Millionen entgegen, ſie nur an Kühnheit des Willens überflügelnd, im Unglück durch die zähe Standhaftigkeit ſeines Geiſtes, in der Verzweiflung durch die erfinderiſche Keckheit der höchſten Wagniſſe die Welt zur Bewunderung hinreißend. Mit der Veröffentlichung der geheimen Acten der drei großen Höfe lie~~ferte~~ er den Beweis, daß diesmal das Recht der Selbſterhaltung auf ſeiner Seite war, und noch ehe ſie einig waren über Ausführung ~~ihrer~~ Entſchlüſſe zu ſeiner Erniedrigung, ſtand er mit ſeinen Heeren im Mittelpunkt des kriegeriſchen Schauplatzes. x) Die Erbitterung der edlen Maria Thereſia, die ihr Schleſien nicht verſchmerzen konnte, war gegen „den böſen Mann“ ebenſo ſtark als der Haß der ruſſiſchen Eliſabeth und der franzöſiſchen Pompadour, die ſich Beide, ver-

[illegible]

ſönlich durch ſeinen übermüthigen Spott beleidigt, zum Bündniß mit Oeſterreich vereinigten. Es lag aber weder in Frankreichs noch in Rußlands Abſichten, in der Demüthigung Preußens Oeſterreich einen Dienſt zu leiſten. Die geheimen Bündniſſe zwiſchen den drei Hauptſtaaten des europäiſchen Feſtlandes hatte allerdings der gegenſeitige Vortheil dictirt, aber die gegenſeitige Eiferſucht entkräftete ſie wieder. Preußens Verkleinerung war nur ſehr nebenbei ins Auge gefaßt, und nur für den Fall, daß Friedrich ſeinerſeits Krieg anfangen und von neuem die Ruhe in Deutſchland ſtören werde. Frankreich hatte ſich mit Oeſterreich verbündet, um ſich im Kampf gegen England den Rücken zu decken, mit Rußland, um dieſes nicht allzutief ſich mit Oeſterreich verbrüdern zu laſſen. Auch war es am Hof zu Verſailles nur die Partei der von Maria Thereſia geſchmeichelten Pompadour, die es betrieb, den Buchſtaben des Vertrags zu erfüllen und Oeſterreich, falls es angegriffen ſei, Hülfstruppen zu ſtellen. Ernſtlich war es den drei Cabinetten nicht darum zu thun, einander zu nützen, vielmehr nur ſich gegenſeitig zu hindern, daß die eine mit Hülfe der andern zuviel Vortheil gewänne. Hierin liegt das Geheimniß in der Führung des Kriegs gegen Friedrich, keineswegs blos in der gerühmten „Wunderkraft“ ſeines Heeres, ſo ſehr auch ſeine Heldenthaten den Gang des Krieges kreuzten, die bewundernswürdige Kühnheit ſeines raſtloſen Geiſtes die halben Entſchlüſſe der Gegner noch mehr entkräftete. Die ſchlechten Feldzüge des franzöſiſchen Heeres können gar nicht nach den Regeln des Krieges beurtheilt werden. Die Cabalen der Höflinge von Verſailles hinderten eine beſſere Führung, und auf ruſſiſcher Seite waren Anfangs die Eiferſucht der Feldherrn gegen die öſterreichiſchen Generale, dann der Thronwechſel in Petersburg Beweggründe zur Schonung und endlichen Rettung Friedrichs, während unter den Reichstruppen entſchiedene Sympathie für die Sache und für die Perſon des preußiſchen Königs die Läſſigkeit in der erzwungenen Führung des Kriegs erklärlich macht. Nur in Wien hatte man in erſter Linie an Rache gegen Friedrich gedacht, und Fürſt Kaunitz keine Scheu gehegt, die abgefeimteſten Ränke zu ſpinnen, um Friedrich zu einer Uebereilung zu reizen; denn nur ſobald er angriff, trat der Buchſtabe der Schutz- und Trutzbündniſſe mit Frankreich und Rußland in Kraft. Kaunitz ſoll ſogar den ruſſiſchen Großfürſten veranlaßt haben, dem Könige heimlich eine Verſchwörung der drei Höfe zu ſeinem Untergange zu verrathen, eine Verſchwörung, die im eigentlichen Sinne des Wortes gar nicht vorhanden war, während die Furcht vor einer ſolchen Preußen in Harniſch jagen konnte. Dies gelang und Kaunitz hoffte, des Königs Vermeſſenheit werde ihn ſicher ſtürzen. Mit faſt knabenhaftem Fürwitz hatte Friedrich nach Schleſien die Hand ausgeſtreckt und es war ihm zweimal gelungen, die träge Maſſe Oeſterreich zu überliſten; das dritte Mal ſollte das gewagte Spiel des Uebermuths tragiſch für ihn enden, die Gewalt der Maſſe von drei Seiten ihn erdrücken. So war Kaunitz' Gedankengang. Er täuſchte ſich aber, oder überwand nicht die Hinderniſſe, dem kühnen Gegner einen entſchloſſenen General mit gleich ungebundener Vollmacht ins Feld zu ſtellen. Marſchall Daun, von Natur und Ueberzeugung ein Cunctator, war zugleich noch abhängig vom Hofkriegsrath zu Wien, deſſen Entſchließungen und Befehle von Kaunitz' Ränken, von Maria Thereſia's Wünſchen und von den Einflüſſen des Erzherzogs Joſeph gekreuzt wurden. Nur Friedrich war unumſchränkt Herr über ſeine Mittel und Kräfte, unverantwortlicher Gebieter in ſeinem Thun und Laſſen, er allein konnte und mußte Alles an Alles ſetzen, er allein durfte Va banque ſpielen, um das Letzte an das Höchſte zu wagen. Wie weit, als er den Krieg begann, die Vermeſſenheit ſeiner Gedanken ging, läßt ſich kaum ermitteln. „Mit weniger eignem Volk und Bundesgenoſſen zertrümmerte Alexander den perſiſchen Staat!“ Dies war zu Anfang ſein Wort voll kecker Zuverſicht. Die Schlacht bei Kollin ſetzte ihm Schranken und der Tod ſeines Lieblings Winterfeld beſiegelte das Geheimniß der Pläne, die eine Aufwiegelung der Ungarn umfaßten, um auf den Wällen Wiens den Frieden zu dictiren, wie Friedrich in einem Schreiben an Maria Thereſia ſelbſt andeutet, nur jene verlorne Schlacht habe ihn abgehalten, ihr in Wien den Beſuch zu machen. Stand dieſer keckſte aller Pläne feſt und klar vor Winterfelds Seele, oder dämmerte er in Friedrichs Entwürfen: wenn er gelang, dann war der neue Guſtav Adolph, der proteſtantiſche Kaiſer der Deutſchen fertig und eine Neugeſtalt Germaniens begann unter dem neuen Cäſar Auguſtus. Der Tag von

Kollin begrub dieſe mögliche Perſpective, und alle nachfolgenden Siege Friedrichs konnten nicht verhindern, daß der Krieg ſich immer mehr auf ſeine eigenen Staaten zuſammenzog, und die hochfliegenden Plane damit endeten, nur blitzweiſe auf einzelnen Punkten ſchmetternd vorzudringen, um ſich ſchließlich in der Vertheidigung hinzufriſten. Seine glänzendſten Siege ſchienen Friedrichs Untergang nur verſchieben, nicht hindern zu können, bis das Schickſal es müde wurde, ihn über die Fehler ſeiner Gegner triumphiren zu laſſen, und die launenhafte Gunſt des Zufalls ſeine Rettung herbeiführte. In der Macht der allgemeinen Verhältniſſe lag es, daß Friedrich und Preußen nicht untergingen; Friedrichs Größe beſteht nicht darin, daß es ihm gelang, aus dem dritten ſeiner Kriege ſiegreich hervorzugehen, ſondern in der unermüdlichen Schwungkraft ſeines Geiſtes dicht am Rande des Abgrunds. Beleuchten wir am Gange dieſes dritten Krieges die Momente, wo, Tod, Nacht und Verzweiflung die Flügel um ihn ſchwangen.

Friedrich überraſchte durch die Schnellkraft in der Ausführung ſeiner Plane; ſein „Prävenireſpielen“ wurde im Munde der Oeſterreicher ſprichwörtlich. Auf die ſchnelle Beſitznahme Sachſens folgte die Unterwerfung des kurfürſtlichen Heeres, ſein Sieg bei Lowoſitz in Böhmen feſſelte an ſeine Fahnen von neuem den Glauben an ſeine Unüberwindlichkeit. Oeſterreich ſtellte ihm jedoch ein Heer entgegen, wie ſelbſt die alten Krieger aus der Zeit des Prinzen Eugen ein gleich ſtattliches nicht geſehen. „Es ſind nicht mehr die alten Oeſterreicher!“ hat der König gleich beim erſten Zuſammentreffen in dieſem Feldzuge geäußert. — „Was würde Er mit ſolcher Macht leiſten!“ raunten ſich die kaiſerlichen Weißröcke in die Ohren. „Den Teufel aus der Hölle jagen!“ flüſterten Einige. „Oder uns mit ſeinen Truppen hinein!“ murmelten Andere. So focht die gute Meinung ſchon für ihn auch in den Reihen der Feinde. General Brown hatte vor der genialen Dreiſtigkeit, mit der Friedrich den Feldzug eröffnete, die Beſonnenheit verloren; der Prinz Karl von Lothringen, Maria Thereſia's Schwager, ein ritterlich jovialer Soldat, trat an ſeine Stelle. Statt Friedrichs Vereinigung mit Schwerin zu verhindern, faßte er Fuß auf den Höhen von Prag, um die Fortſchritte des Gegners zu hemmen. Friedrichs Stärke und Liebhaberei aber war der Angriff. Ein Hauptſchlag war ihm nöthig, und Eile that doppelt noth, weil Daun mit einem zweiten Heere anrückte. Somit ſchlug er die feſte Stellung des Feindes und die Schwierigkeiten der weichen, ſchlammigen Bodenbeſchaffenheit zum Angriff gering an und gab dem alten Schwerin kaum Zeit, in Eilmärſchen heranzurücken. Es galt, durch Wieſen hindurch, welche ſich als entwäſſerte Teiche ergaben, die Prager Anhöhen zu erſtürmen: das öſterreichiſche Geſchütz warf die ſtürmenden Fußtruppen des Königs ſchaarenweis hin, aber deren energiſche Tüchtigkeit ſchien kein Hinderniß zu kennen. Prinz Karl, in wilder Aufregung, war von einem Bruſtkrampf erfaßt, Brown zerſchmetterte eine Kanonenkugel das Bein; aber auch Winterfeld, des Königs Liebling, ward verwundet, und die Ueberlegenheit der feindlichen Maſſen ſchien den bravſten Muth überflügeln zu wollen, bis der 73jährige Greis Schwerin die Fahne ſeines Regiments ergriff und die wankenden Grenadiere von neuem ins Feuer führte. Fünf Kartätſchen durchbohrten ihn, aber über ſeine Leiche hinweg erſtürmten die Preußen die Höhen und erzwangen den Sieg; nur die Mauern Prags deckten die Fliehenden. „Eine wahre Heroenſchlacht!“ ſagt Friedrich in ſeiner Geſchichte des Krieges, ſo mörderiſch, wie kaum eine zweite im ganzen Jahrhundert, außer der Ungleichheit der Kräfte und der Stellung noch dadurch denkwürdig, daß in der Verwirrung, die bei den Preußen einriß, auf dem ſchwierigen Boden faſt jedes Regiment auf eigne Fauſt eine Schlacht für ſich ſchlug. So theuer erkauft der Sieg war, ſo ſteigerte er doch des Königs Zuverſicht, allein dieſe Zuverſicht ſtieg bis zur vermeſſenen Selbſtüberhebung. Er glaubte die Unterwerfung Prags raſch ertrotzen zu können, ehe der geſchlagene Feind ſich aus der Betäubung erholte. Aber Daun rückte langſam mit neuen Heerſäulen, wie eine ſchwere Gewitterwolke heran. Friedrich eilte ihm ſtehenden Fußes entgegen, er vermaß ſich, den trägen Gegner abermals überraſchen und den Wiener Hof ebenſo raſch zum Frieden zwingen zu können. Daun hatte bei Kollin daſſelbe doppelte Uebergewicht, das der Zahl und der gedeckten Stellung. Des Königs ſcharfer Feldherrnblick hat ſich vielfach glänzend erprobt, aber die Verwegenheit ſeines dämoniſchen Eigenſinns war zeitweis doch noch größer, und „der Erfolg“, ſchrieb er bald darauf an den befreundeten Lord Mariſhal, „flößt oft ein ſchädliches Vertrauen ein.“ Prinz Moritz von Deſſau widerrieth den Angriffsplan des Königs, er widerſetzte ſich dem Befehl der Ausführung wiederholt; da trat Friedrich mit gezogenem Degen auf ihn zu, in wildem Zorn ihn anherrſchend, ob er gehorchen wolle. Die preußiſchen Grenadiere wurden beim Anſturm förmlich zermalmt; einem wiederholt zurückgeworfenen Haufen, der nicht von neuem vorwärts konnte, ſchrie der König das ewig denkwürdige, mit Homer zu reden, das beflügelte Wort zu: „Wollt Ihr Racker denn ewig leben?“ — „Für 15 Groſchen, Fritze, iſt's heute genug!“ entgegnete ihm, wie die Sage geht, ein Grenadier. Auch das Wort eines Adjutanten: „Sire, wollen Sie denn die Batterie allein erobern?“ datirt von Kollin, wo der König mit gezogenem Degen eine neue Colonne ins Feuer zu führen ſucht, während dieſe hinter ihm und um ihn her zerſtiebt.

Der 18. Juni 1759 erſchütterte zuerſt den Glauben an Friedrichs Unbeſiegbarkeit. Europa's ausgelaſſener Jubel über Friedrichs Thaten ſtockte. Eine entſchloſſene Verfolgung des Sieges von Seiten der Oeſterreicher oder eine zweite Niederlage der Art hätte Friedrichs Untergang herbeigeführt; ſo raſch waren ſeine äußern Hülfsmittel erſchöpft. In ihm ſelbſt aber wandelte ſich der Uebermuth ſeines hochfahrenden Sinnes ſeit jenem Tage in die Demuth einer erſchütternden Selbſterkenntniß. Das Mißgeſchick, verſchuldetes und unverſchuldetes, mußte ſich erſt häufen, um Friedrichs Haupt zu beugen. Der unglückliche Rückzug des

Prinzen von Preußen hatte ihn noch ſo in Zorn geſetzt, daß er ſich ehrenrührige Beſchimpfungen erlaubte. Seit der Scene mit Prinz Moritz von Deſſau hat der König nie wieder in offener Schlacht den Degen gezogen; er ſchien ſein eignes heißes Blut zu fürchten. Aber auch ſein Wort konnte tödten, ſein Blick vernichten. Gebeugt von der erlittenen Kränkung zog ſich Auguſt Wilhelm in die Stille zurück und überlebte nicht lange die unverſchuldete Schmach Friedrichs Anforderungen ſteigerten ſich mit der Häufung der Schwierigkeiten; die Spannkraft, die ihn ſelbſt in die Höhe ſchnellte, ſetzte er auch bei Andern voraus: dies machte ihn hart und ungerecht gegen die treueſten Vollzieher ſeines Willens. Und er konnte hart ſein ſelbſt in ruhiger Verfaſſung; den edlen, hochherzigen Bürger Gotzkowski ließ er in Armuth umkommen.

Auch von den Ruſſen, auch von den Franzoſen an der Weſer wurden ſeine Truppen geſchlagen, die Schweden brandſchatzten Pommern und die Mark, die Oeſterreicher beſetzten ganz Schleſien, General Hadik überfiel ſelbſt Berlin und trieb die königliche Familie zur Flucht, während Friedrich den Tod ſeiner Mutter, den Verluſt ſeines Lieblings Winterfeld betrauerte. In dieſer Trübſal kam er zu der Kraft der Selbſtüberwindung, ſtählte ſich ſein Herz, erſtickte der dämoniſche Kitzel des Eigenſinns, der das Unmögliche zu ertrotzen, das Schickſal tollkühn herauszufordern ſchien. Von klarer Sicherheit, ohne die Prahlereien im Gefolge des Gefühls der ſelbſtgewiſſen Kraft, ſtrahlen ſeine folgenden Thaten. In jenen Stunden der Einkehr und Buße reifte der Stoicismus ſeiner Seele. Was er bisher philoſophirt, war oft nur angelernte Phraſe geweſen; jetzt erſt kam, was ächt in ihm, zum Durchbruch, und ſeine Briefe und Gedichte bezeugen von nun an, wie feſt, ſicher und ruhig er ſich und die Dinge der Welt überſah, nachdem er dem Untergang ins Auge geblickt. „Was fehlt mir noch", ſchreibt er an d'Argens, „um nicht in der Lage des betrübten Hiob zu ſein? Die Philoſophie, mein Theurer, iſt gut, um vergangene und künftige Uebel zu mildern; aber ſie wird zu Schanden durch gegenwärtiges Unglück." Er geſteht ſich ein, daß das Gefühl im Menſchen doch mächtiger iſt als der kalte Verſtand. Lucrez beſchäftigt ihn, er hat den dritten Geſang des Gedichts „vom Untergang der Dinge" geleſen und wieder geleſen; er findet darin die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Uebels, aber auch vom Unnützen der Heilmittel. Linderung für ſeine Schmerzen gewähre ihm nur die tägliche Arbeit, zu der er verpflichtet iſt, und die fortwährende Zerſtreuung, die ihm die Zahl ſeiner Feinde macht. „Wäre ich bei Kollin getödtet", ſchreibt er, „ſo befände ich mich gegenwärtig in einem Hafen, wo ich die Stürme nicht mehr fürchten würde. Jetzt muß ich noch auf dieſem ſtürmiſchen Meere fahren, bis ein kleiner Winkel Erde mir das Glück verſchafft, das ich auf dieſer Welt nicht habe finden können." — An ſeine geliebte Schweſter Wilhelmine ſchreibt er nach Baireuth: „Nur eine Freiſtatt, nur einen Hafen find' ich, in des Todes Armen." Und an d'Argens um dieſelbe Zeit: „Um meine

Qualen zu enden, ſo wie die Armen im Kerker, die des feindlichen Geſchickes müde, den Henker, der ſie quält, täuſchen und ihre Feſſeln edel zerbrechen: zerreiß' auch ich — was kümmern mich die Mittel? — das unglücksvolle, feingewebte Band, das meinen Geiſt an dieſen Körper, welchen der Gram zernagt, ſchon allzu lange feſſelt.“ Er ſtudierte förmlich ſeinen Seelenzuſtand, bis dieſer ihm gleichſam objectiv ward und er ſich über Leben und Tod ruhig und erhaben fühlte. Augenzeugen berichten, wie er ſpät in der Nacht nach dem Tage von Kollin, in ſeinem Zimmer auf- und abgehend, mit lauter Stimme Racine's Mithridat ſich vordeclamirte, das Loos dieſes unermüdlichen Kämpfers gegen Rom ſich vorhaltend, der, beſiegt, durch Gift zu enden beſchließt. In Verſen ſchrieb er an Marquis d'Argens die Epiſtel über ſeinen Tod; ſie datirt vom 22. September jenes verhängnißvollen Jahres. „Wie ſchlecht auch meine Verſe ſein mögen“, geſtand er einer ſeiner Schweſtern, „ſie leiſten mir in meiner traurigen Lage den größten Dienſt.“ Es war am Abend jenes Tages, als er den Abbé de Prades rufen ließ, der ihm ſeine Gedichte vorleſen ſollte. Derſelbe las ihm aber zu kalt, zu gefühllos; ſomit entriß er ihm das Blatt und trug ſie ſelbſt laut vor mit einem Ausbruch der Leidenſchaft, daß ihm die Thränen aus den Augen ſtürzten. Friedrich war entſchloſſen, im Fall der höchſten Noth zur Giftflaſche zu greifen. Aber dieſe höchſte Noth mußte ihm ruhig und feſt als Nothwendigkeit entgegentreten; er war entſchloſſen, nicht ehrlos aus dieſem Streit hervorzugehen, nicht unwürdig zu enden. „Nachdem ich", ſchrieb er dem Vertrauten, „meine Jugend meinem Vater, mein reiferes Alter dem Staate geopfert habe, wird mir freiſtehen, meine letzten Augenblicke für mich ſelbſt übrig zu haben." Gerieth er in Gefangenſchaft, ſo hatten ſeine Gegner damit die günſtigſte Gelegenheit, Preußen, wo nicht zu unterdrücken, doch auf ein Nichts zurückzudrängen. Dieſen Fall hatte er vorausgeſehen und in dieſem Falle ſah er die Nothwendigkeit, freiwillig zu enden, um ſeinem Nachfolger freie Verfügung über den Staat zu hinterlaſſen. Schon im Auguſt ſagte er beim Abſchied von ſeinen Generalen, er wäre verloren, auch wenn ſie neue Siege erfechten würden, und im October geſtand er ſeinem Bruder Heinrich, ſein Entſchluß ſei gefaßt. Er wollte ſich krank ſtellen und ſich noch vor ſeiner Ankunft in Leipzig den Tod geben. Prinz Heinrich ſollte alle ſeine Angelegenheiten in die Hand nehmen, das Heer dem Prinzen von Preußen den Eid der Treue leiſten. Er ſelbſt ſei perſönlich der Gegenſtand des Haſſes von ganz Europa; deswegen wolle er ſich dem Wohle ſeiner Staaten opfern; „der Zuſtand", in dem er ſich befinde, ſei „nicht länger zu ertragen", ſei „ſchlimmer als der Tod." Er zählte damals erſt 45 Jahre, aber die Reife des Greiſenalters drängte ſich raſch ein in die Thatluſt des vollkräftigen Mannes. Die Calviniſche Vorherbeſtimmungslehre, gegen die er ſich in ſeiner Jugend im Hauſe des Vaters ſo entſchieden geſträubt, ſetzte ſich jetzt als antiker Stoicismus in ihm feſt. Die frivole Deſperation der Franzoſen und ihr: Aprés nous le déluge! läuft freilich mit dem Lucreziſchen: Nichts nach uns! auf Eins hinaus. Aber was bisher in Friedrich Schulübung geweſen, ſollte jetzt im Sturm des Lebens, auf dem Gipfel der Verzweiflung, im Anblick des Untergangs furchtbare Wahrheit für ihn werden; er hatte bisher als Dilettant philoſophirt, jetzt erſt war ſeine Philoſophie aus eignem Blut ſein Erzeugniß und der ſtoiſche Römer in ihm fertig, der Cato's Entſchluß und Kaiſer Otho's freiwilliges Ende als Heroismus begreift. Friedrichs Gedichte, meiſt nur gereimtes Räſonnement, werden jetzt doppelſchneidig, denn die eine Seite ihrer Schärfe und Schneide iſt am harten Feuerſtein der Wirklichkeit gewetzt. Nach Kollin ſchrieb er die Elegie an ſein Vaterland. Sein beſtes Gedicht iſt die an d'Argens gerichtete, aus Erfurt datirte Epiſtel, die ſich über Cato und Otho ausſpricht, vom September des Jahres 1757. Sein Gedicht: „der Stoiker" (erſt ſpäter, 1761, im Lager zu Strehlen geſchrieben) faßt ſeinen Gedankengang am feſteſten zuſammen. Die Winſeleien ſchwacher Seelen ſind gleichgültig; bedeutſam aber was ein ſtarker Geiſt Angeſichts des Todes fühlt. Friedrich ſingt: Schau feſt dem Tod ins Angeſicht, nur er iſt dir ein Hafen, ein Aſyl. Ihn ſtellet jeder Tag uns dar und lehrt, daß er die Aſche von uns fordern kann. So fließt der Bach, ſo ſtürzt der große Strom durch manche Gänge, die er ſelbſt ſich grub, in ſchnellem Lauf zum Schooß des Oceans. Das Meer lebt wohl durch ſeine Wogen fort, und doch verzehrt fortwährend ſich ſein Schlund. Drum beuge dich und ehre dein Geſchick! Dein Leben ſelber lehrt das

Sterben dich. Was fürchteſt du? Dich ſichert vor dem Schmerz der Tod. Und wenn dereinſt dein Geiſt den Tod beſiegt: verzage nicht! Das einzige vollkommne Weſen, Gott, iſt groß und mild. Der ſchwache Wurm, der nur im Staube kriecht, der Sterbliche, weckt ſeine Blitze nicht. Vertraue dieſem wohlthatreichen Gott. Er hilft im Tode dir gewiß. Drum wirf dich ſüßer Hoffnung voll in ſeinen Arm!

Aus ſolcher Feuertaufe ging Friedrich verjüngt hervor, Angeſichts des Untergangs gab ihm die Verzweiflung neue Rieſenkraft und ein gewiſſes philoſophiſches Gottvertrauen die Ruhe der Beſonnenheit. In dieſer Läuterung ſeiner ſelbſt kam er zu der Beſinnung, nicht mehr Unmögliches zu ertrotzen, das Schickſal nicht eigenſinnig herauszufordern, nicht Uebertriebenes von ſeinen Mitteln und Werkzeugen zu verlangen. Er ſchien ſpielend und lächelnd ſeine nächſten Erfolge zu erreichen, der metallne Kern ſeines Innern war im Feuer geklärt und leuchtete, von Schlacken geſäubert, und indem er ſich im Aufraffen ſeiner letzten Kräfte zu neuer Thatentwicklung zwang, gab er ſich mit der Macht der Selbſtüberwindung ſogar den Schein der Heiterkeit und feſten Zuverſicht, einen Schein auf ſeinem ehernen Angeſicht, der belebend auf die Stimmung und Haltung der Seinigen überging. Seine nächſten Kriegesthaten ſtrahlen von dieſer klaren Sicherheit ohne die Prahlereien des herausfordernden Selbſtgefühls. Erſt mit und nach dem Unglück bei Kollin, ſagt ein Berichterſtatter, beginnt ſein wahres Heldenthum. Das Herzklopfen der Welt für ihn und ſein Geſchick ward jetzt erſt ſtark und mächtig, man zitterte vor ſeinem Unterliegen und jubelte, wie er ſich Schlag auf Schlag herauswand, das Netz, das ſich um ihn herum zuſammenzog, nach drei Seiten hin durch drei Siege über Franzoſen, Oeſterreicher und Ruſſen zerriß.

Seine Gegner feierten noch Feſte, ſchwelgten im Vorgefühl ſeiner dauernden Niederlage, während er ſchon den Plan entwarf, ihre Vereinigung zu ſeinem Untergange zu hindern, mit kleinen, ſchnellen Heerhaufen ſie wie der Blitz im Weſten und Oſten zu zerſprengen. Der fröhliche Tag von Roßbach, eigentlich nur ein anderthalbſtündiges Reitergefecht des jungen Helden Seidlitz, machte Friedrich zum Liebling Aller, die deutſch fühlten. Es war das heiterſte Scharmützel, mit lachendem Wohlgefühl gegen den verweichlichten und prahleriſchen Erbfeind Deutſchlands ausgeführt. Der franzöſiſche Marſchall hatte den König in Paris ſchon als Gefangenen zum Geſchenk angekündigt; mit einem ſpöttiſchen Seitenblick auf Louis XV. hatte die Pompadour unbedachtſam erwidert, dann werde ſie doch einmal einen wirklichen König ſehen! Und der Witz mit ſeinem „reizenden Blödſinn“ kam dem König zu Hülfe, indem ein Druckfehler in der kaiſerlichen Ankündigung die „eilende“ Reichsarmee in eine „elende“ verwandelte. Sie hieß ſeitdem Reißausarmee, obwohl der Prinz von Hildburghauſen kein ſchlechter Feldherr war, wenn er widerſtrebende deutſche Truppen, die heimlich für den Helden Friedrich fühlten, gegen ihn führte. Ein Berliner Jude war ſo gefällig den Witz zu machen, dieſer Prinz habe unter allen Fürſten das größte Gefolge, denn außer ſeinen gewöhnlichen Bedienten ſei er auch noch mit 40,000 Läufern angekommen. Nicht blos der Witz der Schelme, auch der Glaube des Volks focht und arbeitete für Friedrich. Aus dem Munde des Volks tönten ernſte und heitere Weiſen in allen Zungen, und der alte Gleim ſang ſeine elf Grenadierlieder: Auf der Trommel ſaß der Held ꝛc. — Vom ſternevollen Himmel ſah'n Schwerin und Winterfeld ꝛc. — Und wenn der große Friedrich kommt, Und ſchlägt nur auf die Hoſen, So läuft die ganze Reichsarmee, Panduren und Franzoſen. Der Knabe Goethe in Frankfurt ſammelte die Siegeslieder auf die Preußen und die Spottlieder auf ihre Gegner, und der Greis Goethe ſchrieb im Angedenken an den Aufſchwung der Stimmung in deutſchen Landen, mit Friedrich und ſeinen kriegeriſchen Thaten ſei der erſte wahre und höhere, der eigentliche Lebensgehalt in die deutſche Poeſie gekommen. Wieland in der Schweiz machte ſein Gedicht auf Friedrichs Bildniß und warf in ſeinem „Cyrus" den Blick auf ihn. Der Knabe Schubart ſchwärmte für ihn, um ſpäter die Hymne auf ihn zu dichten. Ewald v. Kleiſt, der Sänger des Frühlings, beſang in einer Ode das preußiſche Heer, in deſſen Reihen er bei Kunersdorf den Heldentod fand. Schaaren Freiwilliger drängten ſich zu den Fahnen Friedrichs und den Tod fürs Vaterland feierte Abt in ſeiner Abhandlung. Chodowiecki radirte Scenen aus dem Kriege und Käſtner, der Witzige, machte die Entdeckung, daß Hippokrene auch wortgetreu nichts anders ſei als Roßbach, Bach der Roſſe. Ein Rauſch der Freude war über die deutſche Welt gekommen, und mit dem 5. November 1757 erhielt der Gang des Krieges für das Publicum den Reiz des ſpannenden Romans, deſſen Held bejubelt wurde, wo er auftrat, für den man zitterte und bangte, wo er bedroht ſchien. Friedrich ſelbſt blieb nüchtern, klug und mäßig. Seine kühne Gewandtheit, ſeine verſchlagene Liſt blieb ihm treu in Wort und That. Den gefangnen franzöſiſchen Offizieren ſprach er ſein Bedauern aus: ſie ſeien nur ſchlecht geführt; auch könne er ſich nicht gewöhnen, die Söhne Frankreichs zu ſeinen Feinden zu zählen. Die Entlaſſenen eilten nach Paris und auf den Boulevards jubelte man über den gallanten Sieger von Roßbach.

Er ſelbſt hielt den kleinen Sieg — nur 7 Bataillone waren ins Feuer gekommen, 10 andere behielten im Gewehr die Ladung — für einen geringen Anfang zum Glück; es war ihm, wie er ſelber ſagt, nur Luft damit gemacht, um auf entgegengeſetzter Seite einen ernſteren Feind aufzuſuchen. Karl von Lothringen hatte Schweidnitz erobert, der Herzog von Bevern war geſchlagen, Breslau bezwungen. Ruhig und feſt, klar und ſicher beſchloß Friedrich, mit geringer Zahl den ſtarken Feind zu ſchlagen, und am 5. December ſtieg ihm der glänzendſte Stern im Kranz ſeiner Siege auf; den Sieg bei Leuthen nannte ſpät noch Napoleon „das große Meiſterſtück“. Der Plan der Schlacht, an die ſchiefe Angriffslinie des Epaminondas bei Mantinea erinnernd, war mit des Königs Scharfblick entworfen und ohne die Schroffheit des ſtarren Eigenſinns von Kollin ausgeführt. Auch ſeine Anrede an die Generale vor der Schlacht war ein Meiſterſtück der Beredſamkeit. Er ſtellte ihnen frei, zurückzutreten, wenn ſie ihm mißtrauten, ſetzte ihnen ohne Hehl die Gefahr auseinander, der ſie zu begegnen hätten, aber mit Worten und Blicken, daß, ſagt Tempelhoff, damals Bombardier im Heere, „alle Vorſtellungen der Gefahr verſchwanden, und ein gewiſſes inneres, ſiegverſprechendes Gefühl an ihre Stelle trat.“ Den gemeinen Mann wußte Friedrich gleich ſehr zu ſtimmen. So ſchlecht das Deutſch war, das er ſchrieb und ſprach, ſo paſſend griff es, als wär' er des gemeinen Mannes Schickſalsbruder, ans Herz des Volks. Er ritt Abends zuvor im Lager um und trat ans Wachtfeuer der einzelnen Haufen. „Was bringſt Du uns noch ſo ſpät?“ fragten ergraute, mit ihm vertraulich gewordene Krieger. „Eine gute Nachricht, Kinder!“ war des Königs Antwort, und wie ſie aufhorchten: „Ihr ſollt morgen die Oeſterreicher brav zuſammenhauen!“ „Soll gewiß geſchehen!“ hieß es unter brandenburger Flüchen. „Aber bedenkt auch, wie gut ſie verſchanzt ſind!“ ſagte der König. „Und wenn ſie der Teufel regierte, hieß es, wir ſchmeißen ſie 'raus, wenn Du uns führſt!“ — „Nun, ich werde ſehen, was Ihr könnt; legt Euch nieder und ſchlaft wohl bis dahin!“ „Gute Nacht, Vater Fritze!“ rief ihm Alles nach. — Und einen pommerſchen Trupp ſprach er an: „Nu, Kinder, wie wird's morgen ausſehen? Der Feind iſt doppelt ſo ſtark als wir!“ — „Laß nur gut ſein, es ſind doch keine Pommern drunter, und Du weißt, was Die können!“ — „Ja freilich weiß ich das, ſonſt könnt' ich die Bataille nicht liefern wollen. Nun, bis dahin, ſchlaft wohl! Morgen um die Zeit haben wir den Feind geſchlagen oder ſind alle todt!" — „Ja wohl, rief das ganze Regiment; todt oder die Feinde geſchlagen!" So zum Sieg oder zum Tode geweiht war Alles.

Friedrich verachtete nicht mehr den gemeinen Mann, mit deſſen Fauſt, aber auch mit deſſen Kernkraft der Geſinnung er ſeine Schlachten ſchlug; und als ſie am frühen Morgen mit dem frommen Liede: „O Gott, du frommer Gott" ausrückten, ſagte er zu Ziethen: „Meint Er nicht, daß ich mit ſolchen Leuten heute ſiegen werde?" Ziethen hatte ſchon nach dem Unglück bei Kollin in ſtiller Nacht mit aufgehobener Hand den König auf den Alliirten da oben verwieſen, und auf Friedrichs unwillige Entgegnung, Der thue keine Wunder mehr, an den alten Spruch erinnert, je höher die Noth, deſto näher Gott. Friedrich ließ es jetzt zu, Gott anzurufen. Lange genug hatte er, nur an ſich ſelbſt und die Kraft ſeines Willens glaubend, die Werkzeuge zur Ausführung ſeines Willens nur als rohes Material genommen, deſſen Schwäche verſpottet, den Herrgott anzurufen, wo die eigne Kraft nicht ausreiche. Er hatte verkannt, daß die zu heiligen und hohen Entſchlüſſen zuſammengefaßte Kraft des Menſchen auch unbewußt nichts anders iſt und ſein kann als Gotteskraft. Er hatte in ſeiner Jugend den frommen Formeldienſt geringachten gelernt; aber er ließ jetzt Gottesdienſt zu in der Stunde der Noth. — Sein Scharfblick hatte ohnedies zum guten Glück den ſchwachen Punkt in der Stellung des Feindes wahrgenommen, um deren Koloß auf einer ſeiner Flanken zu untergraben. In der ſchrägen Schlachtordnung, die ſich auf eine ſchwache Flanke wirft, um das Centrum in Verwirrung zu bringen, erfocht Friedrich mit ſeiner „Berliner Wachparade“ von 30,000 Mann gegen Karl von Lothringen und Daun mit 80,000 den glänzendſten Sieg, eine Schlacht, ſagt ein Gewährsmann, in der die Taktik einen Triumph der Feldherrnkunſt feierte, daß das Genie des Königs ſeinen Truppen kaum einen Antheil an der Ehre des Sieges ließ. Sie führten ihres Meiſters Schlachtplan ſo ſicher und ſo claſſiſch aus, als wär's ein Schauturnen auf der Feſtparade. Und dabei blieb Friedrich eingedenk, daß „dies ein Höherer gethan.“ An d'Argens, der ihm Glück wünſchte, ſchrieb er 14 Tage nachher jenes Wort: „Ihre Freundſchaft verführt Sie, mein Lieber; im Vergleiche mit Alexander bin ich nur ein Schulknabe, und Cäſarn nicht werth die Schuhriemen zu löſen. Die Noth, dieſe Mutter der Betriebſamkeit, hat mich handeln gelehrt und bei verzweifelten Uebeln auch zu verzweifelten Heilmitteln getrieben.“ Und 8 Tage ſpäter: „Alles, was Ihre Beredſamkeit an mir erheben will, beſteht in weiter nichts als in ein wenig Entſchloſſenheit und viel Glück. Sie werden mich nachgerade ſo wiederfinden, wie Sie mich verlaſſen haben, und Sie können verſichert ſein, daß alle die Dinge, die in der Ferne ſo ſehr ins Auge fallen, in der Nähe oft ſehr klein ſind.“ — Und der engliſche Geſandte Mitchell berichtete nach London: „Ich hatte in Breslau eine Audienz beim Könige. Ich fand ihn vergnügt und glücklich, aber nicht ſtolz über den großen und faſt unglaublichen Erfolg ſeiner Waffen. Er ſpricht von dem Siege bei Leuthen und deſſen Folgen mit der Beſcheidenheit, welche einem Helden gebührt, deſſen großer Sinn nicht durch das Lächeln oder die finſtern Blicke des Glücks überwältigt wird." — Der Zufall habe das Beſte gethan, blieb Friedrichs Wort auch ſpäter, wenn man ſeine 14 Siege pries; ſeine drei Niederlagen waren ſo ſchwerwiegend, daß ſie ihm die Endſchaft menſchlicher Kraft und den ſichern Abgrund für ihn und ſeine Sache nahe rückten.

Das Jahr 1757 entfaltete mit ſeinen Wechſelfällen ſchon vollſtändig Art und Gang des Krieges, den Schauplatz der Thaten und die Charaktere, die ſie vollzogen; die ſämmtlichen folgenden Jahre konnten die Dinge und die Perſonen nur in Wiederholungen bis zur gänzlichen Erſchöpfung aufzeigen. Die Ruſſen rückten in die Neumark vor und Friedrich ſchmetterte ſie bei Zorndorf trotz ihrer zähen Widerſtandskraft zurück; dem Reitergeneral Seidlitz gebührte an dieſem blutigſten Tage abermals der größte Ruhm. Daun ſtutzte von neuem vor der entſchloſſenen Gewandtheit des Königs und nahm bei Hochkirch feſte Stellung. Friedrich konnte nicht zaudern, er mußte ſiegen oder untergehen, Alles wagen oder verlieren. Wenn ſich der Kreis der Heere im Keſſel um ihn ſchloß, ſo war er verloren; er mußte das Centrum, auf das er zuſammengedrängt wurde, elaſtiſch nach der bedrohlichſten Seite ausdehnen, die Kreisabſchnitte, ehe ſie ſich vereinigten, ſprengen. Dieſe Ueberzeugung mochte ihn leiten, wenn er mit 42,000 Mann den 90,000 Oeſterreichern gegenüber Fuß faßte und lagerte. Prinz Moritz von Deſſau, der Held von Leuthen, trug abermals wie bei Kollin ſeine Bedenken vor; ein Quartiermeiſter weigerte ſich das Lager abzuſtecken, und Feldmarſchall Keith äußerte, die Oeſterreicher verdienten gehängt zu werden, wenn ſie die gewagte, gefahrdrohende Stellung der Preußen nicht benutzten. Da ſtieg im König noch einmal der alte Dämon des Hohenzollernſchen Hauſes auf, jener hart- und trotzköpfige Eigenwille, der, herausgefordert, ſich verſteift in ſeinem Selbſtgefühl und Dünkel. Friedrich traute dem zaghaften Daun kein Wagniß zu, in welchem er ſelbſt allein der Meiſter. Aber er hatte ſich diesmal verrechnet, ſeine Selbſtgewißheit war faſt in Sorgloſigkeit übergegangen und der wilde Ueberfall bei Hochkirch zeigte ihm am blutigen Morgen ſein halb vernichtetes, aufgelöſtes Heer. Kaum daß er es zum Rückzuge ordnen konnte, der ſich dann, gedeckt von Ziethen und Seidlitz, muſterhaft vollzog. Es lag an Daun, das Preußenheer durch kräftige Verfolgung ganz zu zerſchmettern; ſtatt deſſen ſahen die Oeſterreicher dieſem Rückzuge wie einer trefflich ausgeführten Parade ſtaunend zu. „Daun hat mir einen glupſchen Streich geſpielt," ſchrieb der König, „aber er hat uns aus dem Schach gelaſſen und das Spiel iſt noch nicht verloren." Und doch hing es nur an Einem Haar und der abenteuernde Held des blutigen Schauſpiels erlag. Wie nach der Niederlage bei Kollin trafen auch nach dem Sturz bei Hochkirch wiederholt Pfeile des Mißgeſchicks ſein Herz. Sechs ſeiner Helden, mit denen er den Krieg eröffnet, büßte er ein, darunter Keith und den Prinzen Moritz; der Tod ſeines Bruders und muthmaßlichen Nachfolgers, den er nach dem Tage von Kollin tödtlich verletzt, trat jetzt mit der Mahnung bitterer Reue auf ihn ein und der Verluſt ſeiner geliebteſten Schweſter, Wilhelmine von Baireuth, beugte ihn am tiefſten. In einem Geſpräche mit dem Philoſophen Garve in Breslau wies er noch am Spätabend ſeines Lebens darauf hin, was ihn das alles gekoſtet und wie er unglücklicher geweſen als jeder Andere, weil er mehr „Empfindlichkeit" gehabt. In der That, ſanguiniſche Reizbarkeit und Empfindlichkeit waren die elegiſchen Saiten auf der Tonleiter ſeines Gefühls, bis ſich kalt und feſt der Stoiker in ihm wieder feſtſetzte, mit einer Ruhe, die man nur erwirbt, wenn man die Schauer des Todes überwunden. Den Tag, an welchem er den Tod jener Schweſter, der Vertrauten ſeines Lebens, erfahren, bezeichnete er auch ſpäter noch als ſeinen ſchmerzlichſten. Am Abend des Tages fand ihn ſein Vorleſer Le Catt mit Bourdaloue's, des franzöſiſchen Kanzelredners, Predigten beſchäftigt; der König ſprach kein Wort. Als der Lector am andern Morgen wiederkam, reichte ihm Friedrich ein ſchwarz gerändertes Papier; es enthielt eine Predigt, die er über eine Stelle der Bibel über das jüngſte Gericht mit Bezug auf ſeine Lage aufgeſetzt hatte. Er war fromm, wenn ihm das Meſſer an der Kehle ſaß. Le Catt ſuchte ihn zu tröſten. Friedrich dankte einfach für ſeine Theilnahme und verſicherte: En tout cas j'ai de quoi finir la tragédie.

Und dies Etwas trug er bei ſich; das Gift und der Entſchluß, es unter Umſtänden zu nehmen, ſind wiederholt Thatſachen; nach ſeinem Tode fand man jenes, noch feſt eingepackt, in Geſtalt von fünf, ſechs Pillen in einem engen gläſernen Tubus. Der Entſchluß, freiwillig zu enden, entſtand aber nicht aus Feigheit, um der Schmach des Unterliegens zu entgehen, ſondern kalt und ruhig in der Ueberzeugung, ſeinem Nachfolger die Lage zu erleichtern, während man dem gefangenen König die Erniedrigung, die größte Schmälerung Preußens abnöthigen konnte. In Zuſammenhang damit ſtehen (Oeuvres posth. T. 7 und 8) die Gedichte voll tiefſter Schwermuth, meiſt in Epiſteln an d'Argens, über die Bosheit der Menſchen, Kaiſer Otho an ſeine Freunde nach verlorner Schlacht, Cato von Utica an ſeinen Sohn und ſeine Freunde, und endlich „die Violine“, eine Erzählung. In der Zeit der Noth fühlte Friedrich ſogar deutſch. Seine große „Ode an die Deutſchen“ (vom März 1760) hält den Söhnen der gemeinſamen Mutter Germania „den Wahnſinn“ vor, ſich gegenſeitig zu zerfleiſchen und Freunde hereinzulocken ins Herz des Vaterlandes, „den Brudermord zu unterſtützen.“ An Algarotti ſchrieb er in derſelben Zeit: „Der ewige Jude, wenn er je exiſtirte, hat kein ſo umherwanderndes Leben geführt wie ich. Man wird am Ende wie die Dorfkomödianten, die keinen Heerd und keine Heimath haben; wir laufen durch die Welt, um unſere blutigen Tragödien da aufzuführen, wo unſere Feinde uns erlauben das Theater aufzuſchlagen.“ Er beklagt Sachſen, das unglückliche Land, das den Schauplatz dazu hergeben mußte; er habe es, ſagt Friedrich, ſo lang er im Glück, geſchont, jetzt ſei überall Verwüſtung. Von dem moraliſchen Uebel, das dieſer Krieg mitſichbringen werde, will er gar nicht ſprechen, das phyſiſche werde nicht das kleinere ſein und man könne ſich Glück wünſchen, folge nicht die Peſt darauf. „Wir armen Thoren", ſchreibt er, „die wir nur einen Augenblick zu leben haben! Wir machen uns dieſen Augenblick ſo hart als wir nur vermögen; wir gefallen uns darin, die ſchönſten Werke, welche Fleiß und Zeit hervorgebracht haben, zu zertrümmern und nichts als ein haſſenswerthes Andenken an unſere Zerſtörungen und an das Elend, das ſie verurſacht, zu hinterlaſſen."

Es iſt erſchütternd, einen ſtarken, ſelbſt harten Menſchen weich zu ſehen. In der Reue ſeiner Selbſtanklage, in der Wehmuth dieſer Geſtändniſſe liegt mehr Größe, als in den Zufälligkeiten, die ſein Werk nach ſeiner eignen Einſicht ſchließlich als ein ſiegreiches krönten. An Lord Mariſhal, den Bruder des gefallenen Keith, ſchrieb er nach dem Tage von Hochkirch: „Es bleibt uns nur übrig, mein theurer Mylord, unſere Thränen über unſere Verluſte zu miſchen. Wenn mein Kopf ein Behältniß für Thränen hätte, es würde für meinen Schmerz nicht hinreichen. Unſer Feldzug iſt beendet und hat kein anderes Ergebniß auf beiden Seiten als den Verluſt vieler braven Menſchen, das Unglück vieler armen Soldaten, die für immer zu Krüppeln gemacht ſind, den Ruin einiger Provinzen, Verwüſtung, Plünderung und

Brand einiger blühenden Städte. Das, mein theurer Mylord, ſind die Heldenthaten, welche die Humanität zittern machen, traurige Wirkungen der Bosheit und Eitelkeit einiger mächtigen Menſchen, welche ihren ungezügelten Leidenſchaften Alles opfern." — Zu dieſen mächtigen Menſchen gehörte freilich er ſelbſt. Der gefeierte Held war zerdrückt in Wehmuth und Reue. Was er waghalſig über ſich und ſein Volk heraufbeſchworen, mußte freilich ſtandhaft und weiſe, muthig und ohne den Schein gänzlicher Erſchöpfung zu Ende geführt werden, und dazu war er der Held voll innerer Widerſtandskraft, wenn ihn auch ſchließlich die Gunſt der Fügungen mehr als ſein Heroismus rettete. In ſeinen Réflexions sur la tactique etc. ſchrieb er von der Methode, deren er ſich bedient, um ſich gegen den Koloß zu halten, der ihn zu erdrücken drohte. „Dieſe Methode", ſagt er, „war nur gut durch die Fehler meiner Feinde, durch die Langſamkeit, welche meiner Thätigkeit zu Hülfe kam, durch die Sorgloſigkeit, je die Gelegenheit zu benutzen; dieſe Methode darf nicht als Muſter aufgeſtellt werden. Das gebieteriſche Geſetz der Nothwendigkeit hat mich gezwungen, Vieles dem Zufall zu überlaſſen. Ein Steuermann, der mehr den Launen des Windes als der Richtung des Kompaſſes folgt, kann nie als Regel dienen." Dann ſpricht er von den Oeſterreichern, den bedeutendſten unter ſeinen Feinden. Er rühmt die Kunſt ihrer Taktik, die außerordentliche Vorſicht in der Wahl ihrer Feldlager, ihre große Kenntniß der Oertlichkeiten, ihre wohl unterſtützten Anordnungen, ihre Klugheit, nichts zu unternehmen als mit der größten Gewißheit, es zu erreichen, und ſich nie wider ihren Willen zum Schlagen nöthigen zu laſſen.

Das Jahr 1759 war für Friedrich das unglücklichſte im ganzen Kriege; der preußiſche Staat, geſtand er ſpäter ſelbſt, befand ſich in derſelben Lage, wie die Römer nach der Schlacht bei Cannä. Die Heere Oeſterreichs und Rußlands ſollten ſich von Böhmen und Polen aus vereinigen. Dies zu verhindern, denn es war ſein ſicherer Untergang, eilte er Soltykoff entgegen, dem ſich Laudon's Heerhauſen bereits angeſchloſſen hatte. Die Verzweiflung gab ihm den Plan zur Schlacht bei Kunersdorf. Die Verzweiflung, die Mutter ſeiner größten Gedanken und Grundſätze, gab auch ſeinen Truppen den Heldenmuth, zu ſiegen oder zu ſterben. Friedrich ſiegte bereits, die Feinde waren geworfen: da erfaßte ihn noch einmal, das dritte und letzte Mal, der Dämon des Hochmuths, er wollte die Ruſſen, die er gründlich haßte, nicht blos beſiegen, ſondern vernichten. Dies trieb auch ihrerſeits in den Feinden den Geiſt der Verzweiflung auf, der ſich oft auch als Kobold gebährdet, um ſich auf die Höhe des Heldenthums zu ſchwingen. Zwei Dritttheile der Gegner waren bei Kunersdorf gänzlich geſchlagen, als Friedrich gegen den Rath ſeiner Feldherrn mit den von der Hitze des Tages todtmüden Kriegern die Schlacht von neuem aufnahm und ſeinen rühmlichen Sieg in eine grenzenloſe Niederlage verwandelte. Auch Seidlitz, der Unerſchrockne, gehörte zu Denen, die ſich geweigert, den Kampf wiederzubeginnen, bis ſein Jupiter tonans mit näſelnder Stimme: „In's Teufels Namen vorwärts!“ commandirte. In der Fluchtverwirrung ward dem Könige auch das zweite Pferd unter'm Leibe erſchoſſen, eine Flintenkugel ſchlug ihm die goldne Doſe in der Taſche zuſammen; nur mit Mühe konnte man ihn entfernen; es ſchien, er ſuchte den Tod, man wollte ihn murmeln hören: „Kann mich denn keine verwünſchte Kugel treffen?“

Friedrich hielt nach Kunersdorf Alles für verloren; nur von den Feinden hing es ab, ſchrieb er in ſeiner Geſchichte des Krieges, ihm „den Gnadenſtoß zu geben.“ Die Scheu der Feinde auch vor dem Geſchlagenen war gebieteriſch, lähmend, und ſolchen Bann wirft allerdings nur ein großer Menſch auf die Gemüther. Dies einerſeits das Geheimniß, daß Friedrich nicht erlag. Andrerſeits lag es außer dem Bereich ſeines Heroismus, daß er nicht unterging. Er war auch innerlich bankerott; kein feſter Plan leuchtet mehr hervor aus ſeinen letzten Kreuz- und Querzügen, nur die Ermüdung Aller hat ihn mitten in ſeiner vollſtändigen Erſchöpfung gerettet. Sein Sieg bei Liegnitz verhinderte zwar glücklich die Vereinigung der Oeſterreicher und Ruſſen, half ihm aber nicht weiter. Die ſchöne Schlacht bei Torgau — der ſchwerverwundete König hatte ſie ſchon für verloren gehalten — gewann ihm der treue Zietben, der plötzlich „aus dem Buſch kam“ und damit ſprüchwörtlich wurde. Es ward im Feldlager des Königs, in ſeiner nächſten Nähe immer einſamer. Mes amis me quittent! ſagte er ſchmerzlich bei der Meldung neuer Todesbotſchaften, und in England verlor er an Georg II. den letzten Bundesgenoſſen, der ihm Geld gezahlt, während ſeine treueſten Genoſſen, ſelbſt Seidlitz und Fouqué, verkannt, verletzt, ſich von ihm wendeten oder auf ſein Geheiß ſich opferten. Im Lager von Bunzelwitz ſaß er, wie Daun der Cunctator, der Dinge harrend, die da kommen ſollten. Damit war er aus ſeiner Rolle gefallen, zum Gegentheil ſeiner ſelber verdammt. Der Verrath, den ein Warkotſch gegen ihn im Schilde führte, war noch die letzte Romantik, die ſich an ihn und ſein Geſchick knüpfte; daß er mißlang und doch leicht gelingen konnte, beweiſt nur abermals, an welchem dünnen Faden auch ſeine Perſon, wie ſeine Sache, hing. Seine Lage war eine troſtloſe. Die Franzoſen, lange genug künſtlich durch Ferdinand von Braunſchweig in Schach gehalten, ſtanden von neuem mit 155,000 Mann auf deutſchem Boden. Oſtpreußen, halb Pommern, ein Theil der Mark, halb Schleſien und Sachſen waren in Feindes Hand, die übrige Hälfte der preußiſchen Länder verwüſtet, das Feld lag brach, Handel und Wandel todt, während im Heer, über das Friedrich noch gebot, die Reihen gelichtet waren, die junge Mannſchaft die bewährten Alten, die gefallen waren, nicht erſetzte. Es ſchien wirklich, als könne Friedrich auf einen Marquis von Brandenburg, wie ihn Papſt Benedict XIV., den Kreuzzug wider ihn predigend, genannt, heruntergedrückt werden. Konnte, durfte er Preußens Sturz überleben? Oder ſtand ihm nur noch, wie dem heroiſchen Trotzkopf Karl XII. von Schweden frei, mit einem

Häuflein verzweiſelter romantiſcher Haudegen ſich durchzuſchlagen und den Schauplatz ganz in fernes Gebiet hinüberzuſpielen? In der That, nicht perſönlich wie Jener, aber doch in Gedanken an ihn griff er faſt zu verzweiſelten Mitteln des Abenteurers. Seine Geſandtſchaft nach Südrußland an den Khan der Tataren ſchloß ein Bündniß, in deſſen Folge ein Heer dieſes Fürſten nach Rußland und Ungarn aufbrechen ſollte. Seine nächſten Hülfsmittel ſchienen ganz erſchöpft: — da, wo die Noth am höchſten, war Gott am nächſten, derſelbe Gott, zu welchem ſein Heer erſt vor kurzem (nach Oberſt Mollers Rüge) wieder beten und „Herr Gott dich loben wir“ ſingen durfte. Kaiſerin Eliſabeth ſtarb und Peter III., der begeiſterte Bewunderer Friedrichs, ließ 20,000 Mann zu den Preußen ſtoßen. Freilich blies der Wind in Petersburg bald wieder anders; nur bis zum Juli 1762 dauerte Peters Regiment und Katharina rief ihre Truppen zurück. Aber Rußland hielt ſich wenigſtens ſtill, und endlich konnte ein Sieg bei Freiberg die lange Schlachtenreihe ſchließen. Alle Welt war kampfmüde und wollte Ruhe, Schweden, Frankreich, das Reich, ſelbſt endlich Oeſterreich, das zähe. Friedrich ging ſiegreich hervor, inſofern der Hubertsburger Friede ihm keinen Fußbreit Landes nahm. Damit war wenig oder nichts gewonnen. Preußen aber ſchien zum Rang einer europäiſchen Großmacht emporgeſtiegen zu ſein, denn es hatte halb Europa getrotzt. Und Deutſchland jubelte dem Helden zu, der in allen Lagen, in Sieg und Bedrängniß, in Kampf und Noth ſein Liebling geworden, weil er nach langer Zeit träger Erſchlaffung gezeigt, was deutſche Kraft vermag, ſelbſt wenn ſie ſich gegen das eigne Blut wendet und wie einſt im Glaubenskriege nochmals gegen ſich ſelber wüthet.

Früh gealtert, ein Greis beinahe, obſchon erſt in der Mitte ſeines Lebens, kehrte Friedrich von ſeinen Feldzügen heim, radoteux, wie er ſagt, ergraut und in ſich gekehrt, ein halber Invalide unter den Schmerzen des Podagra. „Ich ſtrebe nun nach Beruhigung meines Geiſtes“, ſchrieb der König an d'Argens, „und nach einer kleinen Entledigung von Geſchäften, um mir frohe Tage zu machen, indeß meine Leidenſchaften ſtill ſind, über mich ſelbſt nachzudenken, im Innern meiner Seele verſchloſſen zu ſein und mich von allem Prunk zu entfernen, der mir, aufrichtig geſprochen, von Tage zu Tage unerträglicher wird.“ Er wich dem Triumphe aus, den man ihm in Berlin bereitete. Eine Sage ging, er ſei gleich nach Charlottenburg geeilt und habe dem Muſiker Benda aufgetragen, Grauns Tedeum mit der Orgel in der Kapelle aufzuführen. Man glaubte den ganzen Hof zu dieſem Siegesdankfeſt geladen; der König kam aber allein, ohne Begleitung, ſetzte ſich, winkte, und die Muſik begann. Als die Singſtimmen eintraten, ſtützte der König den Kopf in die Hand, verbarg die Augen und ließ den Thränen des Dankes gegen den Ewigen ſeinen Lauf, an deſſen Perſon er ſelten oder nie geglaubt. Alle Muſiker bewegte das ebenfalls zu Thränen. So die Sage. Hiſtoriſch iſt die Aufführung des Muſikſtücks, aber in Gegenwart d'Alemberts, der, ein Kenner der Muſik, die beiden Graun kennen lernen wollte. Marquis d'Alembert ſchrieb damals aus Sansſouci (Juni 63) nach Paris an Madame du Deſſant: Quand je lui ai parlé de la gloire qu'il s'est acquise, il m'a dit avec la plus grande simplicité, qu'il y avait furieusement à rabattre de cette gloire, que le hasard y était presque pour tout, et qu'il aimerait bien mieux (à) avoir fait Athalie que toute cette guerre. Beim Abſchluß des Hubertsburger Friedens hatte jemand ihm geſagt, dies ſei doch wohl der ſchönſte Tag ſeines Lebens, der König aber habe erwidert, des Lebens ſchönſter Tag ſei, wo man es verläßt. —

Was Friedrich als Regent im Frieden war, davon giebt das von ihm gewonnene Schleſien, das ihm ſeine Wiedergeburt verdankt, das klarſte Bild. Friedrich löſte die alten Formen des Landes auf, aber behutſam, klug und geräuſchlos. Schleſiens alte Verfaſſung war längſt in Verfall gerathen; die ſtändiſchen Gerechtſame waren zu einem Gemiſch von theilweiſer Erſchlaffung und Verknöcherung ausgeartet, das Leben war unter Oeſterreichs Scepter ſeinem Inhalt nach gemächlich, in ſeinen Formen ſteif und hart geworden. Schleſien wurde vom alten Schlendrian der halb reichsſtändiſchen, halb geiſtlichen Privilegien befreit, modern und ſpartaniſch neu geordnet, polizeilich und militäriſch umgeformt. Das Deutſchthum war in Schleſien ganz matt geworden, die Boruſſificirung des verlodderten ſchönen Landes that ihm gut. Friedrichs erſtes, perſönliches Auftreten ſchon hatte vortheilhaft im Sinne der Schleſier gewirkt. Als das öſterreichiſche Erbe troß der pragmatiſchen Sanction fraglich wurde, Spanien und Sardinien, Baiern und Sachſen ihre Federn in Bewegung ſetzten, rückte Friedrich mit gezücktem Degen ein, naiv, dreiſt und entſchloſſen, zu nehmen, was zu kriegen war. Er kam, ſah und ſiegte; bis auf die Feſtungen war das ganze Land wie mit Einem Streiche ſein. Die ganze Welt war überraſcht und die ſanguiniſchen Schleſier lieben Ueberraſchungen. Das altehrwürdige Breslau hatte nach alter Gerechtſame nur eine ſtädtiſche Beſatzung und ließ keine fürſtliche zu. Der junge Preußenkönig zog am 3. Januar 1741 mit ſeinem Hofſtaat und 30 Gensdarmen ein, lud zu Balle, tanzte flott mit den Damen und entzückte Alles. Seine Perſönlichkeit wirkte ſympathiſch, ſeine Geiſtesgegenwart riß die leichtbeweglichen, zu Scherz und Heiterkeit geneigten Schleſier hin; bei der Huldigung lief ein freudiges Staunen über die Verſammlung der Eidleiſtenden: der König hatte in Ermangelung des Scepters ſeinen Degen zum Schwur hingeſtreckt. Und ſeine Zuſicherungen, Ordnung zu ſchaffen, aufzuräumen, aber Jeden perſönlich in ſeinem Recht und die Religionen jede in ihrer Art und Weiſe zu ſchützen, wurden Thatſache und Wahrheit, wenn auch dictatoriſch in ſeinem Sinne, und mitunter eigenſinnig und rechthaberiſch. Das allerdings zum bloßen Schattenſpiel gewordene Recht der freiwilligen Steuern, die der Landesherr bei den Ständen erſt beantragen mußte, hob Friedrich auf. In der Städteverfaſſung verwandelte er die erledigten Rathsſtellen in königliche Aemter; damit beſeitigte er gemach die freie Wahl der Magiſtrate. Bei dem Schwung, den Alles in Schleſien annahm, in Thätigkeit und Stimmung, ward die gelinde Beraubung dieſer alten Freiheiten, auch wohl im Drange des nachfolgenden Krieges, weniger fühlbar. Denn Friedrich hielt ſein den alten wie den neuen Provinzen gegebenes Wort, keine neuen Steuern aufzulegen, ſelbſt mitten im Drang der höchſten Kriegsnoth. Ein ſchleſiſch Wort von damals hieß: In Oeſterreich Alles ſchlaff, in Preußen Alles ſtraff! Der Geiſt militäriſcher Ordnung räumte in dem alten Wuſte der Steuerverwirrung auf. Eine von Kaiſer Karl VI. eingeſetzte Commiſſion hatte 20 Jahre gebraucht, um den Kataſter feſtzuſtellen, ohne damit zu Stande zu kommen; unter Friedrichs Beamten ward dies Werk in zwei Jahren vollzogen. Friedrich beſeitigte die Junkerherrſchaft und ſchuf eine neue ſtricte Juſtiz. Er beſchränkte den Adel in deſſen Verhältniß zum erbunterthänigen Bauer, wußte ihn aber mit Titeln und Standeserhöhungen zu begütigen und zu ködern, den jüngern Söhnen das Privilegium militäriſchen Heldenthums zu ſichern. Sein Edict von 1748 machte durch Feſtſtellung eines beſtimmten Löſegeldes die Befreiung von Leibeigenſchaft möglich; der Schutz der Bauern vor ungemeſſenem Frohndienſt und vor harter Willkür der Grundherren in bekannter polniſcher Manier begann mit preußiſcher Herrſchaft in Schleſien zur rechtlichen Thatſache zu werden. Friedrich ging freilich allerwegen klug und ſchrittweis zu Werke. Weder Bürger noch Bauern durften Rittergüter erwerben oder bewirthſchaften; ebenſo wenig durfte der Städter Bauerngüter beſitzen. Friedrich gründete Schulen, aber er benutzte für den Unterricht die in Schleſien vorgefundenen, von ihm für tauglich erkannten Jeſuiten, die ſomit bei ihm eine Stütze fanden, im aufgeklärten Staate eines proteſtantiſchen Fürſten eine Freiſtatt erhielten, während die katholiſchen Höfe ſie verjagten, der Fluch der Welt ihnen folgte, der Papſt ſie aufhob. Die proteſtantiſche Mehrzahl in der Bevölkerung Schleſiens aber begrüßte den ſiegreichen Preußenkönig als entſchiedenen Retter und Erlöſer. Von den 35 katholiſchen Feſttagen hob er 17 auf, damit die Religion nicht allzuviel Müßiggänger mache. Noch 1760 war Oeſterreich unvorſichtig genug, die Lutheraner aus der Grafſchaft Glaz zu vertreiben, und für Friedrich galt jeder überlieferte Glaube gleich viel, — d. h. gleich wenig. Seine Toleranz war für ihn ſelber Indifferentismus, für den Staat aber und für das Leben der Menſchen ein Segen. Selbſt die Schwenkfeldianer, die das Abendmahl für eine bloße Ceremonie, Brot und Wein nur für Bilder hielten, wurden nach Schleſien zurückberufen, die Zinzendorfianer und die Brüdergemeinde geduldet; ſelbſt Huſſiten wanderten aus Böhmen ein. So kam in Schleſien zum Sieg der preußiſchen Waffen auch der moraliſche Sieg, und das ganze Land, auch phyſiſch nach ſeiner natürlichen Lage bei der Richtung ſeines Fluſſes nach dem Norden Deutſchlands gewieſen, fühlte ſich alsbald wie neugeboren, naturgemäß hergeſtellt, geiſtig verjüngt.

Friedrichs vernunftgemäße Neugeſtalt des Gerichtsweſens erweckte die Nacheiferung des ganzen Zeitalters. Der erſte Entwurf dazu (1747) war ganz das Ergebniß ſeiner eignen Einſicht; die Verbeſſerung des Proceßganges blieb ſeine Lieblingsſache; noch bis ins ſpäte Alter vervollkommnete er ſein Landrecht. Die meiſten Staaten reformirten ihre Geſetzbücher nach Friedrichs Codex, der ein großes Zeitereigniß war, ob er ſchon blos negirend auftrat, blos Mißbräuche abſchaffte. Er hob die Tortur auf, ließ Kindesmörderinnen nicht mehr ſacken und erſäufen, ſondern einfach enthaupten, erleichterte die Schließung und die Löſung der Ehen, — damit „die Bevölkerung vermehrt“ werde. Dem Bauernſtande ſuchte Friedrich durch unaufhörliche Cabinetsbefehle aufzuhelfen, aber Hörigkeit, Hofdienſte, Vorſpann, Magazinlieferungen zu beſtimmten Preiſen, viermonatliche Graſung der Reiterpferde u. a. hielten freilich dieſen vierten Stand noch immer (bis 1810) in Preußen danieder. In der Pflege der Landwirthſchaftszweige war der König unermüdlich, wenn auch nicht immer ohne Willkür und Laune. Den Pommern z. B. befahl er Hopfen zu bauen, in Schleſien ſchaffte er den dort herrſchenden Widerwillen gegen den Kartoffelbau ab. Mit kluger Fürſorge kaufte er zu wohlfeilen Preiſen Getreide auf und ließ es den verarmten Landleuten ab, oder ſchenkte ihnen mitten im Kriege, was er an Korn den Ruſſen abgenommen. Trotz der drei Kriege legte er keine neuen Steuern auf, bezahlte alle Fuhren und Lieferungen und behalf ſich lieber mit Verſchlechterung ſeiner Münze.

Sein ſchlechtes Geld, die „Ephraimiten", die „Blechklappen", fielen meiſt dem Auslande zur Laſt, ſeine Caſſenſcheine zur Beſoldung für die bürgerlichen Beamten erlitten freilich beim Wechsler vier Fünftel Verluſt. Klöſter, Stifte, Domänen beſteuerte er wie alle Güter, adelige, bürgerliche und bäuerliche, die letztern jedoch mehr. Ein Graf Carolath z. B., der von ſeinen Gütern über 20,000 Thaler Einkünfte bezog, wurde mit 3245 Thlrn. in die Steuerliſte geſetzt, während ſein bürgerlicher Nachbar mit 4500 Thlrn. Einkünften nicht weniger als 2000 Thlr. zahlte. Er ſpottete nicht ſelten über die „vermoderten" Ahnen alter Häuſer, war aber doch der Meinung, er müſſe ſich die „Race des Adels" erhalten. Nur bei der Artillerie und den von ihm neugeſchaffenen Huſaren machte er Bürgerliche zu Officieren; lediglich Söhne Adeliger hatten Zutritt zu ſeinen Cadettenhäuſern. Verkauf adeliger Güter an Bürgerliche war ihm ein Gräuel, Mißheirathen des Adels mit Bürgerlichen hintertrieb er möglichſt, ließ ſie nur zu, wo der Vortheil dafür ſprach. So durfte ein Graf Redern eine Millionärin „ohne Geburt" heirathen und ſeine Gattin an den Hof bringen, unter der Bedingung, daß ihre Million nicht außer Landes nach Holland ging, und ein zweifelhafter Graf erhielt die Anerkennung ſeines Ranges, weil er ſein Geld dem Lande erhielt. Den Soldatenſtand ſtellte er ungebührlich höher als jeden andern. Ein Legationsrath hatte einen Rangſtreit mit einem Fähnrich und wandte ſich klagend an den König. Die Sache ſei gar nicht ſtreitig, lautete Friedrichs

Entſcheid; es verſtehe ſich von ſelbſt, daß die Fähnriche den Rang vor allen Legationsräthen hätten! Der Legationsrath, Graf Schwerin, ein Neffe des Helden von Prag, verließ den Civildienſt und wurde Fähnrich. Der König achtete alſo auch nicht den Grafen in ihm; er kannte nur militäriſchen Dienſtadel, deutſche Reichsgrafen und Reichsbarone waren ihm lächerlich; er verbot ſogar den Zeitungen, von ſolchen zu ſchreiben.

Wie Friedrich in der Eigenliebe das ſicherſte und das beſte Princip der Moral fand, ſo war der handgreifliche Nutzen ihm Leitfaden in Allem. In ſeiner ſpätern Zeit hörte er auf, in der Landwirthſchaft mit Cabinetsbefehlen als Deus ex machina zu wirken, und richtete ſein Augenmerk mehr auf Manufacturen. Die ſchleſiſche Wolle ging früher ins Ausland und kam als Tuch wieder. Der Aerger darüber beſtimmte den König zur Anlage von Tuchfabriken; alle ſchleſiſchen Regimenter trugen ſeitdem ſchleſiſches Tuch. Selbſt ſeinen Widerwillen gegen die Juden überwand er, wenn ſie ſich auf Fabriken legten. Er änderte nicht viel an den Judengeſetzen. Nach ältern Privilegien durften in Berlin nur 152 Judenfamilien ſein. Im Jahre 1750 aber waren 203. Deshalb 1752 ein Cabinetsbefehl: daß die Schutzjuden nicht mehr nach Familien, ſondern nach Köpfen gezählt, bei der Ueberzahl aber die ärmſten und unſittlichſten weggeſchafft werden ſollten. Da ſie reich geworden, wurden ſie zu Manufacturen benutzt, mußten pachten und kaufen, und wenn ſie brav zahlten, erlaubte er ihnen, „ein zweites Kind anzuſetzen.“ Die Lottounternehmer mußten jährlich für 10,000 Thlr. Porzellan bei ihm kaufen. In Landbau und „andere chriſtliche Gewerbe“ durften ſie ſich nicht „mengen“. Vom Jahre 1764 lautet ein königliches Handſchreiben: „Die Juden laſſen ſich beigehen, Kühe zu pachten, was Uns mißfällt. Auch ſollen die Juden nicht handeln mit rohem Leder, Wolle ꝛc., damit die chriſtlichen Fabrikanten nicht von ihnen gedrückt und ausgeſogen werden.“ Dagegen blieb ihnen volle Freiheit des Gottesdienſtes, den Rabbinern ſogar der ſchiedsrichterliche Spruch in Ehe- und Erbſchaftsſachen. Wenn ihnen die Rechte „chriſtlicher“ Kaufleute gegen große Summen ertheilt wurden, ſo fragen wir heutzutage freilich: Wer war dabei der wahre Jude?

Seine Ordonnanzen haben im Einzelnen oft genug für uns einen humoriſtiſchen Anſtrich, beſonders bei Anſtellung alter Soldaten. Einen invaliden Quartiermeiſter decretirte er zum Bürgermeiſter von Aſchersleben. Auf das dagegen erhobene Bedenken geht er ein und verfügt: „Dann ſoll er ſich mit der Rathmannsſtelle begnügen.“ Ein General ſchlug vor, einen alten Regimentspauker zum Bürgermeiſter von Ermsleben zu machen. Der König entgegnete eigenhändig: „Ich habe noch viele invalide Unteroffiziers, die unterzubringen ſind, eh' ich an die Paukers denken kann.“ Als es ihm zu langſam ging mit der maſſenhaften Unterbringung der Invaliden, erließ er eine ſtarke Rüge „wegen manquirender exactitude“, und ſchrieb: „Wenn ich zur Inſpectionsreiſe komme und finde andere Jungens und Domeſtiques, wo ich Invaliden wünſche, ſo jage ich ſie zum Teufel!“

In ſeinem Verhalten zum Orden des heil. Loyola zeiht man ihn der Treuloſigkeit gegen ſeine eignen Ueberzeugungen. Als Prinz hatte er 1737 eingeſtanden, er „verachte“ ſie zu ſehr als daß er ihre Werke läſe; „die ſchlechte Beſchaffenheit ihres Herzens verdunkele alle ihre Vorzüge des Geiſtes.“ Und trotz dieſer Einſicht in die „ſchlechte Beſchaffenheit ihres Herzens“ übergab er ihnen in Schleſien den Unterricht der Jugend, ſchrieb 1773, im Jahre der Aufhebung ihres Ordens, an Voltaire, der ihn Protector der Jeſuiten ſchalt, der Papſt habe „ihnen den Schwanz abgeſchnitten“ und nun könnten ſie „nicht mehr wie Simſons Füchſe die Häuſer der Philiſter in Brand ſtecken.“ Uebrigens habe er im Dresdener Frieden verſprochen, die Religionen in statu quo zu belaſſen. Und die katholiſchen Fürſten hätten ihren Papſt zum Abſolviren; ihn entbinde kein Menſch, alſo müſſe er ſein Wort halten, denn ein Papſt würde ſich wohl eher die Finger abhauen laſſen, als mit dieſen Fingern einen verdammten Ketzer von ſeinem Schlage zu ſegnen! — Zwei Jahre ſpäter ſpricht er ſeine Hoffnung aus, der heilige Vater werde bankerott machen, wenn nur noch einige Miniſter und Fürſten, die über gemeine Vorurtheile hinaus ſind, ans Ruder kämen. Schon hätten ſeine Wechſel und Aſſignaten zur Hälfte ihren Credit verloren; ohne Zweifel werde die Nachwelt des Vorzugs genießen, frei denken zu können. Dabei blickt er aber weiter als alle andern Zeitgenoſſen. Bei der Nachricht von der Aufhebung von Klöſtern in Frankreich, Oeſterreich, Spanien, in welche der Papſt willigte, ruft er aus: „Welche Revolution! — Und nur die Verſchwendung der Höfe verlockt zu dieſer Maßregel, die dem Baume die Axt an die Wurzel ſetzt. Der Baum wird ſtürzen, da man ihn untergräbt!“

Zu dem Colbert'ſchen Sperrſyſtem, dem Friedrich im Handel und Wandel huldigte, gehörte auch, um kein Geld ins Ausland zu laſſen, für die Landeskinder das Verbot, auf nichtpreußiſchen deutſchen Hochſchulen zu ſtudieren. Er gab mit dieſem Zwange das erſte Beiſpiel zur provinziellen Verengung der Studien, hob die bisherige Gemeinſamkeit eines wiſſenſchaftlichen, wenigſtens akademiſchen Deutſchthums auf, während er für die Kinder vornehmer Stände durch ausſchließlich franzöſiſche Erziehung eine förmliche Entdeutſchung der Bildung betrieb. In den niedern Schulen benutzte er für die Lehrerſtellen gern ſeine invaliden Unterofficiere, weil er in Folge des Hubertsburger Friedens 30,000 Mann entließ und der bürgerlichen und bäuerlichen Thätigkeit wieder zuführte. Damit faßte im preußiſchen Schulweſen jener Zeit eine entſchiedene Barbarei und ein zopfig militäriſcher Formeldienſt Fuß, während des Königs Geldknauſerei den ehrenwerth betriebſamen Miniſter v. Zedlitz bei Berufung tüchtiger Kräfte nicht ſelten in peinliche Verlegenheit ſetzte; daher die Redensart vom travailler pour le roi de Prusse. Das philanthropiſche Syſtem Baſedows erwuchs außerhalb des preußiſchen Staates, und wenn die Zurückberufung des unter Friedrichs Vater ſchnöde verjagten

Wolff aus Halle ein gerechter und löblicher Sühnact war, ſo geſchah doch ſonſt vom „Philoſophen von Sansſouci“ wenig in Sachen deutſcher Philoſophie. Nicht blos Leſſing, auch Kant in Königsberg blieb unbeachtet von ihm. Der Geiſt franzöſiſcher Freidenker, der Friedrich geſchult, hinderte ihn freilich, ſich je Eingriffe in die Denkfreiheit zu geſtatten. Preſſe und religiöſes Gewiſſen blieben unbeſchränkt. In Bezug auf jene war er glücklicher Weiſe ſelbſt Schriftſteller, wußte alſo die Macht der öffentlichen Meinung zu ſchätzen. Doch entdeckt man auch einige widerhaarige Gelüſte in Sachen der Bücherfreiheit und Cenſur. Sein bekanntes Wort vom Jahre ſeines Regierungsantrittes hieß: „Gazetten, wenn ſie intereſſant ſein ſollen, müſſen nicht genirt ſein.“ Doch ſchon drei Jahre darauf, 1743, lautete ein Erlaß, „in politicis“ ſei „nichts ohne höhere Erlaubniß zu drucken.“ Nach der Beruhigung der aufgeregten Stimmung erſchien 1772 ein Cabinetsbefehl des Inhalts: die Bücher ſeien „einer zwar nicht ſtrengen, aber doch hinreichenden Prüfung zu unterwerfen“, weil „die Freiheit ſtets mißbraucht“ werde und „die allgemeine Sicherheit wie das Wohl der Geſellſchaft den Spott nicht vertrage.“ In Politik durfte namentlich nicht dramatiſirt werden und Leſſings Minna v. Barnhelm fand in Berlin viel Schwierigkeiten, bis es 1768, ein Jahr nachdem es im Druck erſchienen, zur Aufführung kam. Die Politik im Stück war nur ſehr gelegentlich, die Anſpielung beruhte nur auf Vorausſetzung von Thatſachen. Nach dem Hubertsburger Frieden waren 21 Freicorps ohne alle Entſchädigung zum allgemeinen Aergerniß entlaſſen, und in Leſſings Minna wurde dies Thema berührt. Für ſeine Perſon war Friedrich generös. Ein Pasquill auf ſeine Perſon ließ er bekanntlich an einer Berliner Straßenecke tiefer rücken, damit es die Leute beſſer läſen. Der von den Kanzeln als Atheiſt verfolgte Freidenker Edelmann konnte in Friedrichs Hauptſtadt unangefochten leben, die Fortſetzung von Leſſings Wolfenbütteler Fragmenten erſchien 1778 zu Berlin im Druck und der überall verjagte Rouſſeau erfreute ſich in Neuſchatel des preußiſchen Schutzes. Im Garten zu Montmorenci lautete Jean Jacques' dankbare Inſchrift unter Friedrichs Bildniß: Il pense en Philosophe et se conduit en Roi. Friedrichs Grundſatz war: Mögen ſie reden was ſie wollen, wenn ſie nur zahlen was ſie ſollen! Leider gingen aber ſeine Maximen nicht immer in ſeinen Codex über, manches blieb Phraſe in ſeinen Schriften, ſeine Grundſätze wurden nicht immer Staatsgrundgeſetze. Sobald Friedrich die Augen ſchloß, griff die feige Angſt im Gefühl der Schwäche und Verſchuldung bald genug zu entgegengeſetzten Maßregeln, um das von Friedrich verſpottete Gottesgnadenkönigthum zu ſchützen und Denken und Glauben zu knechten, d. h. chriſtlich zu behüten, denn das Gefühl erbärmlicher Verſündigung nannten die Wöllner unter dem zweiten Friedrich Wilhelm chriſtliche Empfindung. Friedrich ſchrieb als Prinz 1739: da er es mit keiner Sekte halte, ſo könne er ihnen allen ohne Vorurtheil zuſehen und „ſich auf ihre Koſten beluſtigen“; in der Moral ſei er jedoch nicht ſo indifſerent, da ſie der nothwendigſte Theil der Philoſophie ſei und am meiſten zum Glück der Menſchen beitrage. Er kannte und verſtand vom Chriſtenthum nichts als einige praktiſche Griffe humaner Wohlfahrt. Dieſe Armuth der Empfindung gab ſeiner Größe jene Nüchternheit, die kalt blieb und kalt läßt, aber doch Hochachtung, ja ſelbſt Ehrfurcht einflößt vor der unerſchütterlichen Kraft und Stärke ſeiner Seele. Wie er als Prinz in ſeinem Antimacchiavell als das Zeichen einer ſtarken Regierung erklärte, „Jedermann Gewiſſensfreiheit zu geſtatten“, da ein Regent nur „König ſein und nie den Prieſter machen“ dürfe, ſo erwiederte er in ſeinem Alter als Herrſcher dem Herzog von Braunſchweig, der in der Religion „doch eine ſtarke Stütze der Autorität“ ſehen wollte: ihm „genügten Ordnung und Geſetze; blinder Gehorſam ſei nur für Tyrannen, wahre Fürſten brauchten nichts als einen vernünftigen und auf Gründen beruhenden Gehorſam.“ Die Berliner Oberkirchenbehörde, welche ſich bei ihm beklagte, daß die Katholiken in ihren Schulen Proſelyten machten, verwies er auf den Fiscal, der ein Auge darauf haben müſſe, daß keine Religion der andern Abbruch thue, denn in ſeinen Staaten müſſe „Jeder nach ſeiner façon ſelig werden können.“ Ein ſpäterer Ausſpruch von ihm lautete: „Der falſche Glaubenseifer iſt ein Tyrann, der die Länder entvölkert, die Duldſamkeit eine zärtliche Mutter, welche ſie gedeihen und blühen macht.“ Er verlangte nur „gute Burger“. Sein Rechtsgefühl in Religionsſachen ging allerdings Hand in Hand mit ſeiner Gleichgültigkeit gegen

Glaubensſätze. Der Zögling Voltaire's hatte ſich von Jugend auf an ſeines Meiſters Haß gegen die Hierarchen genährt. Voltaire's Satyre hatte ihre große Miſſion darin, die Herrſchaft der Geiſtlichkeit, die ſich im Schooße des Aberglaubens an der Verdummung der Welt jahrhundertelang gemäſtet hatte, zu ſtürzen. Als Regent zog ſich Friedrichs Zorn gegen Uebergriffe der Geiſtlichen oft ruhig hinter ſeinen Rechtsſinn zurück. Bei Streitigkeiten zwiſchen Seelſorgern und Gemeinden trat er meiſt auf Seite der letztern. „Den Faſen (Pfaffen) wird man keine Verfolgung geſtatten!“ lautete eine ſeiner Verfügungen von eigner Hand. „Wenn der Pfarrer den Bauern gefällt, muß man ſie nicht chicaniren!“ hieß es in einer andern, als die Oberbehörde einen Dorfprediger abſetzen, die Gemeinde aber nicht von ihm laſſen wollte. Den Berlinern, die gegen die Einführung eines verbeſſerten Geſangbuches einkamen, geſtattete er das alte. Freilich bezeugte ſeine eigenhändige Randgloſſe dazu die entſchiedene Verarmung ſeines Gemüthes, das von der Poeſie unſerer Kirchenlieder, von der Einkehr und Zuflucht des Herzens in die Stille, wo Gott ſpricht, keine Ahnung hatte. Die Randgloſſe des Königs mit der Anführung eines Liedes von Paul Gerhard verrieth offenbare Rohheit. „Wenn die Leute“, ſchrieb Friedrich, „noch länger: Nun ruhen alle Wälder und ähnliches dummes und thörichtes Zeug ſingen wollen, ſo ſoll man ſie gewähren laſſen.“ In Neuſchatel war über das Dogma von den ewigen Höllenſtrafen ein Streit ausgebrochen, gegen den er einſchreiten ſollte. Er entſchied, er habe nichts dagegen, wenn die Pfaffen ewig verdammt ſein wollten. Der Prediger Franke in Halle, der Sohn jenes Pietiſten Hermann Auguſt, des dortigen Waiſenhausſtifters, hatte die Entfernung der Komödianten aus der Univerſitätſtadt betrieben, wie früher ſein Vater, der Wortführer an der Tafel des verſtorbenen Königs, ſich an der Vertreibung des Philoſophen Wolff verſchuldete. Friedrich wollte den Studenten eine „Satisfaction“ geben und die Bigotterie des „Faſen“ ſtrafen, indem er Dieſem befahl, die verpönte Bude Apolls in Perſon zu beſuchen und darüber vom Schauſpieldirector ein Zeugniß beizubringen. Nur mit Mühe gelang es, dieſe Verordnung ſtillſchweigend unausgeführt zu laſſen. In des großen Königs Werken ſtehen zum Ergötzen der Spötter des Chriſtenthums unter anderen auch folgende Sätze: „Große Frömmelei und Verrücktheit im Gehirn ſind meiner Anſicht nach gleichbedeutende Wörter (Brief an d’Alembert, 1774), wenn anders die Frömmelei nicht noch gefährlicher iſt, denn ſie iſt bleibend, die Verrücktheit hingegen verliert ſich, ſobald das Fieber nachläßt.“ — „Wenn man ſehr chriſtlich iſt, ſo iſt es ſchwer, zugleich ſehr vernünftig zu ſein.“ — „Man möchte bisweilen glauben, von Konſtantin bis auf Luther ſei die ganze Welt toll geweſen.“ — „Die evangeliſche Religion iſt die beſte, viel beſſer als die katholiſche,“ — warum? — „weil die proteſtantiſche Kirche ganz der Regierung unterthan iſt!“

Dicht neben dieſen Belegen nackter Rohheit, dreiſten Dünkels und herriſchen Eigenſinns ſtehen dann freilich eben ſoviele Kernſprüche der lichten, hellen geſunden Vernunft. „Ich denke über Satyren wie Epiktet," ſchreibt der Greis 1775 an Voltaire; „ſagt man Böſes von Dir, und es iſt wahr, ſo beſſere dich; ſind es Lügen, ſo lache darüber." — „Froher Muth", ſchrieb der Jüngling aus Rheinsberg, „macht uns zu Göttern, mürriſcher Ernſt zu Teufeln. Der letztere iſt eine Art von Geiz, der die Menſchen des Glücks beraubt, das ſie genießen können." — „Ach wie hartherzig ſind doch die Menſchen!" ſchreibt der Menſchenkenner an Marquis d'Argens 1757. „Es heißt: Ihr habt Freunde. Ja wahrlich ſchöne Freunde, die die Arme über einander ſchlagen und zu einem ſagen: Bei meiner Treu, ich wünſche euch viel Glück! — Aber ich ertrinke: reicht mir doch wenigſtens einen Strick! — Ei nicht doch, ihr werdet nicht ertrinken. — Doch, den Augenblick ſink' ich unter! — Ei, wir hoffen das Gegentheil; wenn es aber geſchehen ſollte, ſo ſeid verſichert, daß wir euch eine ſchöne Grabſchrift ſetzen."

Selten wohl hat ein Menſch auf dem Throne ſo tief in das ſchwache Herz der Menſchen geblickt. Mitunter freilich iſt die ſcharfe Helle ſeines Blicks wie kaltes Wetterleuchten einer nüchternen Verzweiflung, die ſich über alles hinwegſetzt. In einem Briefe aus demſelben Jahre und an denſelben Freund, der ihm zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges den vertrauten Jordan von früher her erſetzte, leſen wir folgende verwegene Aeußerung: „Wir Fürſten, wir dürfen uns nur in unſerer Herrlichkeit zeigen, ſo wie der Herrgott bei der Meſſe. Man erhebt eine goldne Monſtranz, alles Volk betet an, die Meſſe wird geleſen, harmoniſche Inſtrumente begleiten ſie, das Beiſpiel flößt eine düſtre, finſtre Ehrfurcht ein. Es kommt ein Quidam dazu, ſieht die ganze Ceremonie mit prüfendem Auge an, nimmt die Monſtranz, findet darin ein Stückchen ungeſäuerten Brotes und lacht über den Aberglauben des Volks.“ — Dieſer Quidam kann aber nur der kalte Spötter ſein, der keinen Theil hat an dem Bedürfniß der Phantaſie und des Herzens, das Ewige im Symbol ahnend zu faſſen. Beſſer klingt ſchon ein anderer Ausſpruch Friedrichs: „Die Macht der Geiſtlichkeit beruht nur auf Meinungen und auf der Leichtgläubigkeit der Menſchen. Man kläre dieſe auf, ſo hat die Bezauberung ein Ende.“ Für „Leichtgläubigkeit“ wird freilich der tiefere Kenner der Menſchen lieber: Glaubensbedürftigkeit ſagen und das Amt der Aufklärung, d. h. der Deutung der Geheimniſſe des Lebens in den Händen erleuchteter Prieſter nicht für entweiht halten. Damit nicht im Widerſtreit ſtände dann des Königs politiſcher Ueberzeugungsſatz: „Falſche Politiker meinen in ihrer Beſchränktheit, es ſei leichter, ein unwiſſendes und dummes Volk zu regieren als ein aufgeklärtes; gerade umgekehrt, je unwiſſender und thieriſcher, deſto widerſpenſtiger und unlenkſamer iſt es.“ Um es alſo lenken und bilden zu können, bedarf es aufgeklärter Lehrer, und beſſere Lehrer giebt es nicht als Jünger Chriſti. Ergreifend, als ſchmerzliches Ergebniß eigner Erfahrung, klingt Friedrichs Wort: „Jemand, von dem man glaubt, er habe keine Religion, wird allgemein verſchrieen, mag er auch übrigens der rechtſchaffenſte Menſch von der Welt ſein.“ — Man kann Friedrich nicht für unreligiös, nicht einmal für unchriſtlich erklären. Nur war ſeine Religion ein Kind des nüchternen Verſtandes, ſeine Frömmigkeit nichts als die Logik des Stoikers, ſein Chriſtenthum ein karger Abhub, ein Broſamen von der reichen Tafel eines geheiligten Lebens. Wenn der König einen alten General wegen deſſen Betheiligung am Genuß des Abendmahls verſpottete, ſo nahm er den Unbill doch im nächſten Augenblick zurück. Er blieb ein Zweifler, aber er ließ es zu, wenn Andere aus andern Quellen ſchöpften; in der Jugend ein Spötter, war er eines Beſſern belehrt; er ſchwieg ſogar, als nach dem Siege bei Leuthen 25,000 Mann wie aus Einer Kehle: „Nun danket Alle Gott!“ anſtimmten; in der Schule des tiefbittern Ernſtes hatte er den Spott verlernt. Und wenn die Prediger von den Kanzeln an die preußiſchen Fahnen den Sieg des evangeliſchen Chriſtenthums knüpften, ſo lag das zwar außer ſeinem Gefühlskreiſe, aber er war politiſch genug, es in ſeinen Geſichtskreis zu ziehen und es zu benutzen. Ein Held wie Guſtav Adolf, der eine Fahne des Glaubens entfaltete, war er nicht. Religiöſer Enthuſiasmus und Fanatismus galt ihm gleich viel, wie denn freilich auch oft genug die helle Flamme dieſer Erleuchtung im dunklen Qualm erſtickt, die Grenzlinie zwiſchen Glauben und Aberglauben unſicher genug ſchwankt. In ſeinen Zweifeln aber war Friedrich ehrlich, in ſeinem Unglauben ſuchte er gegen Andere gerecht zu ſein. So gewöhnte er ſich, das Bedürfniß des Glaubens in Andern zuzulaſſen, während er ſich von dieſer Bedürftigkeit, als einer Schwäche des Geſchlechts, ausſchloß. So konnte er ſchließlich in einem Briefe an d'Alembert (1770) das Chriſtenthum gegen das Système de la nature ſogar in Schutz nehmen, die Unvernunft des Verfaſſers ſchelten, deſſen Verleumdungen als Uebertreibungen rügen; der Satz des Evangeliums: Thue Andern nicht, was du nicht willſt, daß ſie dir thun! ſei der Inbegriff aller Moral. Friedrichs Religion war Moral. Im ſittlichen Inſtinct der Menſchen ſah er den Bau der menſchlichen Geſellſchaft und die ſtaatliche Ordnung begründet; alles Andere gab er preis, weil er die moraliſche Triebkraft im menſchlichen Geiſt für ſo ſtark und für ſo ausreichend hielt. „Unſere jetzigen Religionen“ — dies die Summe ſeines Bekenntniſſes — „gleichen eben ſo wenig der Religion Chriſti als der der Irokeſen. Das Chriſtenthum veränderte ſich wie die Sitten. Es verlor von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr und mehr von ſeiner urſprünglichen Einfachheit und artete bald ſo aus, daß man es kaum noch wiedererkennen konnte. Nichts übertraf bei ſeiner Entſtehung die Heiligkeit ſeiner Moral; aber der Hang des menſchlichen Herzens zur Verderbniß verkehrte dieſelbe bald. So wurde der reinſte Quell des Guten der Grund zu einer Menge von Uebeln für die Menſchheit. Chriſtus hat keine Dogmen eingeſetzt, die Kirchenverſammlungen haben dafür geſorgt. Seine Religion war reiner Deismus.“ — Im Grunde war ihm Chriſtus nur ein zweiter Sokrates. Und hierin liegt die Einſeitigkeit, aber auch die ſtarke Kraft der

Charaktere jenes Jahrhunderts. Sie ſchufen das Heil aus ſich ſelbſt, und hielten es für Schwäche, die Heilsbedürftigkeit der menſchlichen Natur aus ihrer Unzulänglichkeit herzuleiten. Ihr Glaube war die Errungenſchaft ihres forſchenden Verſtandes, ihre Religion das Ergebniß der zuſammengefaßten Kraftentwickelung ihres Geiſtes. Im ſcharfen Zugwind ihrer hellen Bergluft verſchmähten ſie die Atmoſphäre der Niederungen, in deren Sümpfen ſich die Feigheit der Verzagten Neſter baut. Ihr beſtes Wiſſen war auf der Degenſpitze der Forſchung errungen, hatte ſich ſogar in der Feuerprobe der Verzweiflung bewährt. Weit entfernt von der Aufklärung von heute, deren Materialismus die Herrſchaft des Geiſtes nicht mehr kennt, fand ſich ihr Deismus, der als glaubensleer geſcholtene, doch im geiſtigen Centrum der Welt zurecht. König Friedrich conſtruirt ſich das Weſen eines ſelbſtbewußt handelnden Gottes in demſelben Briefe an d'Alembert, und die deiſtiſche Richtung hat keine beſſern Beweiſe vom abſoluten „Ding-an-ſich“ vorzuführen. „Die Vernunft“, ſchrieb er, „zeigt mir ſo erſtaunenswerthe Verhältniſſe in der Natur und legt mir ſo auffallende und ſo einleuchtende Endurſachen vor, daß ich gezwungen bin zuzugeben, ein denkendes Weſen walte über dieſem Weltall, um die allgemeine Einrichtung der Maſchine in Ordnung zu erhalten. Dieſes Weſen denk' ich mir als den erſten Urſtoff des Lebens und der Bewegung. Das Syſtem einer Entwicklung des Chaos ſcheint mir unmöglich zu erweiſen, denn es würde noch mehr Geſchicklichkeit dazu gehören, das Chaos zu bilden und zu erhalten, als die Dinge ſo zu ordnen wie ſie jetzt ſind. Das Syſtem einer Schöpfung aus Nichts iſt widerſprechend und folglich ungereimt. Es bleibt alſo nichts übrig als die Ewigkeit der Welt, — eine Idee, die keinen innern Widerſpruch inſichſchließt, weil das was heute iſt, auch ſehr wohl ſchon geſtern dageweſen ſein kann und ſo fort. Da nun der Menſch Materie iſt, und doch denkt und ſich ſelbſtändig bewegt, ſo ſeh' ich nicht ein, warum nicht ein ähnliches denkendes und handelndes Urweſen mit der allgemeinen Materie ſollte vereinigt ſein können. Ich nenne es nicht Geiſt, weil ich keinen Begriff von einem Weſen habe, welches keinen Raum einnimmt und folglich nirgends exiſtirt. Da aber unſer Denken eine Folge der Organiſation unſers Körpers iſt: warum ſollte nicht das unendlich mehr als der Menſch organiſirte Weltall eine Denkkraft beſitzen, die unendliche Vorzüge vor der Verſtandeskraft eines ſo ſchwachen Geſchöpfes hätte?“

In Friedrichs Zweifeln am Geiſt liegt mehr Beweiskraft und Gewißheit, als im Zeitalter von heute einerſeits die Materialiſten und andrerſeits die Devoten und Glaubensſeligen zu geben im Stande ſind. Und mit dieſem ſeinem Bekenntniß hätte er einen Leſſing als Gehülfen und Freund an ſeine Seite berufen, den Samen, den Immanuel Kant bereits zu ſtreuen begann, hegen und pflegen ſollen, damit die Factoren des Beſten, was dieſe drei Geiſter ſchufen, fühlten und dachten, ſich als die Summe des Jahrhunderts der Aufklärung in Staat, Kirche und Geſellſchaft feſtſtellte! Das

Fridericianiſche Zeitalter hätte dann tiefere Wurzeln geſchlagen und einen Baum von mehr Dauerbarkeit getrieben, der dem Rück- und Umſchlag ſtärkern, nachhaltigeren Widerſtand geleiſtet. Das aufgeklärte Königthum vollzog ſein Werk ohne zu wiſſen, was im Schooße deutſchen Volkes keimte und reifte, ohne Herbeiziehung deſſen, was in deutſcher Litteratur, in Poeſie und Philoſophie ſich zur Mitarbeiterſchaft eignete. Was Wunder, daß zum Gedeihen der Geſammtheit der Segen ausblieb! Der Staat Friedrichs zerfiel, deutſches Dichten und Denken feierte unausgeſetzt ſeine bleibenden Siege. Um ein neues Deutſchthum nach außen und innen geſichert aufzubauen, dazu war ein Zuſammengreifen aller Kräfte nothwendig.

Sprechen wir auch noch vom Bilde ſeiner äußern Erſcheinung. Vor den Augen des Volks ſind nur die Züge des „alten Fritz“ ſtehen geblieben, und Rauchs Denkmal hat dieſelben der Unſterblichkeit überliefert. Man kennt ein Bild im Berliner Schloſſe von Friedrich als Kind und ein anderes vom Jünglinge; Adolph Menzel hat in Illuſtrationen ſeine ebenſo zarte wie kecke Jugendgeſtalt ſehr glücklich aufgefaßt und hingeſtellt, während Oelbilder dieſes trefflichen Skizzenzeichners Friedrich im blühenden Mannesalter bei Tiſche mit Voltaire und ſeiner franzöſiſchen Tafelrunde, ſowie die Begegnung des alten Königs mit Kaiſer Joſeph in Neiſſe aus dem Jahre 1769 darſtellen. Baron Bielfeld beſchrieb des Kronprinzen Perſon in

Rheinsberg. Friedrich trug danach ſein eignes blondes Haar; er „ſieht ziemlich männlich aus, jedoch flasque." Marquis Valori, franzöſiſcher Geſandter am Berliner Hofe, ſchilderte 1745 des Königs Erſcheinung. Friedrich, ſchrieb er, iſt von Figur klein, ſein Wuchs iſt regelmäßig, Hüften zu hoch, Beine zu ſtark, Mund und Naſe aufgeworfen; ſein Lächeln, geiſtreich und liebenswürdig, gewinnt oft einen ſpöttiſchen und bittern Ausdruck. Mit Entzücken ſpricht Valori von des Königs großen blauen Augen. „Ich weiß nicht, ob Jemand gleichgültig bleiben könnte, wenn er ihn leiden oder in Zorn ſieht." Ein anderer Franzoſe, Thielbault, nennt ihn mauvais cavalier: „Buste admirable et vraiment royal, mais pauvre et misérable piédestal. Sa tête et sa poitrine sont au-dessus des éloges, le train d'en bas au-dessous de la critique." — Zum Bilde des Alten, wie es im Volke fortlebte, gehören weſentlich Krückſtock und Tabaksdoſe; mit jenem, ſtatt der Sporen, ſaß er ſogar zu Pferde, und die Doſe mit ihrem Spaniol war ihm ſtetes Bedürfniß für die ſteile Naſe, die wie ein Inſtrument des Forſchens, faſt wie ein Alles herausbohrender Korkzieher, ſich über die zahnlos zuſammengepreßten Lippen vorſtreckte. In dem verknöcherten Antlitz des alten Königs ſaß das große blaue Auge wie eine ewig wache, klare, wenn auch nordiſch kalte Sonne. Lavater, der Phyſiognom, ſtellte dem Könige, freilich nachträglich, das Horoſkop. Er fand ſein Antlitz ſo „zum Königsgeſicht geſchaffen" wie kein anderes. „Ich habe ſein Auge lange und nahe angeſehen: mehr treffend als blendend, mehr durchdringend als blitzend. Aber man ſchließe ſein eignes Auge und betaſte die Linien von der Höhe der Stirn bis ans Ende der Naſe: der Phyſiognomiſt wird niederfallen und rufen: Ein prädeſtinirter König oder Welterſchütterer; ohne Thaten lebt er nicht, ſo wenig als ohne Odem!“ Lavater las aber auch entſchiedene Menſchenverachtung in Friedrichs Geſicht; er meint, ſein hohes Selbſtgefühl habe, weil er Seinesgleichen nicht gefunden, in Geringſchätzung der Mitbrüder ausarten müſſen.

Ueber des Königs Augen und ihren alles durchdringenden Blick ſchwärmt in Hippels Lebensläufen ein deutſcher Jüngling: „Solch ein Auge!“ — „Hat er Augen? Sterne hat er, Sonnen, die ihr eigen Licht haben und Strahlen werfen. — Wenn er ſie doch ſchonen möchte, die großen Königsaugen, und ſie nicht ſo hin- und herwerfen, oft auf Leute, die des Blicks nicht werth ſind, wahrlich nicht. — Gleich wie ich ihn ſahe, dacht' ich: warum reiſen denn nicht Dichter, Maler, Bildhauer nach dieſem Ideal eines königlichen Ausſehens, nach dieſem Bilde eines Königs? — Eines, Vater, mit Sr. Majeſtät Erlaubniß, gefällt mir nicht: was ich mich geärgert habe, daß er die Flöte ſpielt!“ Es gebe ja kein königliches Inſtrument, ſagt der junge Königsberger, und den Odem ſolle man für das Wort ſparen. Freilich, da Er ſie ſpiele, könne wohl noch was aus ihr werden. Auch laſſe er ſich auf ihr nur hören, wie man ſich im Schlafrock ſehen laſſe, vor Freunden und Tonkünſtlern. Eine Schlafmütze trage er nie, auch keine Krone, immer den Hut, auch ſchon früh Morgens, denn nach ſeinem eignen Worte regierte Friedrich einen Staat, wo der König immerfort auf der Wache ſtehen müſſe: „Sein Hut ſteht ihm als eine Krone. So trägt Keiner ſeinen Hut. — Wenn der König grüßt, Du ſollteſt ſehen, wie er den Hut faßt! Und ſeine Kleidung? Nichts was neu ſchiene; ein neues Kleid iſt nicht königlich. Vater, durchweg ein König! Alles ſo natürlich. Thäten wir es, wär' es die äußerſte Affectation." — Im Blick des unverwandt auf Einen Punkt gerichteten Auges lag wie in der geiſtigen Willenskraft Friedrichs für die wunderſüchtigen Menſchen eine magiſche Gewalt. Hippels Schwärmer ſchrieb: „Der König hat in ſeinen Feldzügen die Kugeln um ſich herumpfeifen und hinſinken laſſen; wie Mücken ſah er ſie an, die um ſeinen Kopf ſich luſtig machten. Man ſollte faſt glauben, für einen unverwandten Blick auf Einen Fleck, für einen feſten Gang zum Ziel, für ein Bewußtſein: das iſt der rechte Weg! haben die Kugeln ſelbſt Reſpect. Im Willen des Menſchen liegt eine menſchliche Allgewalt." — Und in der That, den Glauben an menſchliche Allmacht erweckte Friedrich einem ſchlaff in ſich erlahmten Zeitalter.

In Potsdam war er König, in Sansſouci Menſch. Er haßte alles Ceremoniell, allen Pomp; in Sansſouci konnte er abwerfen, was ihm hinderlich ſchien, um bei der kurzen Spanne Zeit des Lebens ganzen Kern zu faſſen. Wie er für ſeinen Staat nur Miniſter hatte, die ſeine Secretäre, ſeine Expedienten waren, ſo glich ſein Hofhalt bei der größten Einfachheit, ja Dürftigkeit in ſeiner Umgebung einer ſehr einfachen, nüchternen, aber correcten Maſchine. Er hatte, ſagt ein Gewährsmann, einen Kanzler der blos ſein Schreiber war, einen Oberjägermeiſter der ſich keine Wachtel zu ſchießen traute, einen Mundſchenk der nicht wußte, ob Wein im Keller war, einen Oberſtallmeiſter der nicht befugt war, ein Pferd ſatteln zu laſſen, einen Garderobemeiſter der nicht einmal wußte, wer des Königs Schneider ſei: der Kämmerer Fredersdorf beſorgte alle jene Dienſte. Des Königs Kleidernachlaß kaufte ein Jude für 400 Thlr.; keine ſeiner Kutſchen war über 100 Thlr. werth. Gewöhnlich das Hausgeräth, das Lager ein ordinäres Feldbett. Aber die Bücher in den Schränken, verworren durcheinander, zeigten von Gebrauch. Flöte, Krückſtock, Tabaksdoſe und Hunde, die geliebten Windſpiele, die ihre beſondern Laquaien hatten und denen er Grabſteine mit Epitaphen ſetzte, waren ſein einziger Luxus. Ritt er aus, ſo begleitete ihn oft nur ein einziger Reitknecht. Nachts ſchlief er ohne Wache. Zimmermann, der hannöverſche Hofmedicus, nach Potsdam zum kranken König gerufen, beſchrieb in ſeinem Buche: „Von der Einſamkeit“ zwei Jahre vor Friedrichs Tode die Einſamkeit des ländlich ſtillen Philoſophenhauſes. „Wo jener alte Kriegsgott ſeine Donnerkeile ſchmiedet und Werke ſeines Geiſtes für die Nachwelt ſchreibt, wo er ſein Volk regiert wie der beſte Vater ſein Haus; wo er in der einen Hälfte des Tages die Bitten und Klagen des geringſten Bürgers und Landmanns lieſt und ſeinem Lande von allen Seiten mit erſtaunlichen Geldſummen aufhilft, ohne irgend eine Erſtattung zu verlangen, ohne irgend etwas dabei zu ſuchen als das gemeine Beſte; und wo er in der andern Dichter iſt und Philoſoph: — herrſchet weit umher eine Stille, in der man den leiſeſten Hauch von jedem ſanften Winde höret. Ich beſtieg dieſen Hügel zum erſten Male im Winter in der Abenddämmerung. Als ich dieſes Welterſchütterers kleines Haus vor mir erblickte, ſchon nahe war an ſeinem Zimmer, ſah ich zwar Licht, aber keine Wache vor des Helden Thür, keinen Menſchen, der mich gefragt hätte, wer ich ſei und was ich wolle. Ich ſah nichts und ging frei und froh umher vor dieſem kleinen und ſtillen Hauſe." — Natürlich, Monarchen, die weniger in ihrer Perſon zu bewahren haben, verſchanzen ſich oft weit ſtärker, als könnten ſie geſtohlen werden. König Friedrich lebte freilich ſo karg und ungemüthlich einſam wie ein alter Junggeſell. Er lebte ohne Familie, ohne Günſtlinge, ohne Rathgeber und Vertraute; nur ein kleiner enger Kreis geiſtreicher Menſchen fand ſich an ſeinem Tiſche. Hier hielt er Hof, und die Witzfunken der Rede würzten geiſtig das Mahl. Es war ſeines Vaters Tabakscollegium in anderer, pikanterer Form, ohne Rauchtabak, aber mit Spaniol; gepfefferte Speiſen gingen Hand in Hand mit gepfefferten Späßen über Gott und Welt, Religion und Politik.

Ueber Friedrichs Entfremdung vom Geſchlecht der Frauen laſſen wir den Schleier ruhen, um ſo mehr als hieraus nicht, wie in der Maitreſſenwirthſchaft franzöſiſcher Ludwige, eine weichliche Entartung ſeines Regimentes, vielmehr nur eine Entartung ſeiner eignen Empfindungen und Bedürfniſſe erwuchs. Sein Verhalten zur deutſchen Litteratur, die um ihn her mächtig aufkeimte, würde ebenfalls der Vergeſſenheit verfallen können, hätte dieſer deutſche „Salomo des Nordens“ ſeine Schrift über deutſche Dichtung und Wiſſenſchaft (De la litterature allemande, des défauts qu'on peut lui reprocher, quelles en sont les causes, et par quels moyens on peut les corriger. Berlin, Decker. 1780. 80 Octavſeiten), eine Schrift, die er anfänglich blos für ſeinen Miniſter Hertzberg aufſetzte, dann aber in die Mutterſprache überſetzen ließ, nicht ſelbſt zum Druck gegeben, ihm und der Nation zur bleibenden Schmach, ihm, weil ſein eigenſinniger Trotz ſich nicht überwinden konnte, was er als Jüngling vor Jahrzehnten in ſeinem Vaterlande wahrgenommen, noch einmal als Greis, eh' er darüber abſprach, zu prüfen, — der Nation zur Schmach, weil dieſe Schrift ein dauerndes Zeugniß iſt, daß ihr angeblich größter Fürſt ſeine größte Unwiſſenheit in heimiſchen Dingen gleichſam von oben herab proclamirte und in einer ſouveränen Naivität über deutſche Cultur und Dichtung zu einer Zeit abſprach, in welcher nicht blos mit Klopſtock, Winkelmann und Wieland, ſondern mit Leſſing in ſeiner Vollendung und mit Goethe in ſeinen Anfängen der goldne Morgen, ja der lichte Tag in unſerem Dichten und Denken angebrochen war. Mit einer ironiſchen Selbſtbeſpöttelung, wie ſie nur dem ſpitzfindig trockenen genius loci ſeiner Heimath eigen iſt, äußerte der hochbetagte König gegen Mirabeau: „Welchen größern Vortheil hätte ich der deutſchen Litteratur bringen können, als daß ich mich nicht um ſie kümmerte?“ — ein königliches Wort, das in der That zur Entgegnung eine Litteratur verdiente, die eben ſo unbekümmert um die Throne ihren Weg geht. Daß das Fridericianiſche Preußenthum uns kein deutſches siècle de Louis XIV. lieferte, dem Hofe eines kleineren Auguſtus die Pflege einer goldnen Litteraturblüthe überließ, war vielleicht nur heilſam, oder dies Preußenthum hätte denn zur Bedingung ſeiner Größe nicht Deutſchlands Regirung machen, in ſeinem größten Fürſten nicht die Entfremdung von allem Deutſchthum krönen müſſen. Daß Friedrich das ſchlechteſte Deutſch ſprach und ſchrieb, das je ein Sterblicher auf deutſchem Boden verübt hat, iſt erklärlich und ſomit verzeihlich, da er am Hofe ſeines Vaters vor der Barbarei geſchmackloſer Rohheit keine andere Rettung fand als in der Flucht zum franzöſiſchen Weſen in Sprache, Sitte, Sinnesart und Empfindung. Aber daß er noch ſechs Jahre vor ſeinem Tode in der Herausgabe jener Schrift ſeine erklärliche Jugendentwöhnung und ſeine dauernde Entdeutſchung principiell zu rechtfertigen, nicht blos zu beſchönigen ſuchte und mit der plumpſten Dreiſtigkeit, mit der dickſten Unwiſſenheit für deutſche Litteratur höchſtens noch einen gutgemeinten frommen Wunſch zum Schluß übrig hatte, dies kann nur entſchuldigen, wer ſich des Verbrechens theilhaftig macht, in der Perſon eines Fürſten in allen Dingen päpſtliche Unfehlbarkeit zu vergöttern. Der fünfundzwanzigjährige Prinz hatte, drei Jahre vor ſeinem Regierungsantritt, an Voltaire geſchrieben, es fehle den Deutſchen nicht an Geiſt, ihr Charakter ſei dem der Engländer ähnlich, ſie ſeien fleißig und gründlich, aber ihre Bücher von einer ertödtenden Weitſchweifigkeit. Wenn man ſie in etwas von ihrer Schwerfälligkeit heilen und mit den Grazien befreunden könnte, ſo verzweifle er nicht daran, daß die Nation große Männer hervorzubringen vermöchte. Die Getheiltheit Deutſchlands ſei Urſach, daß die verſchiedenen Provinzen ſich niemals einer einzigen Akademie unterwerfen würden, und aus Mangel an einer allgemeingültigen Sprache ſeien die deutſchen Gelehrten genöthigt, in fremden Sprachen zu ſchreiben. Dazu komme, daß die Fürſten im Allgemeinen die Gelehrten verachteten wegen der zu geringen Sorgfalt, welche die Letzteren auf ihr Aeußeres verwenden. Der Schulſtaub, der den Gelehrten anklebe, und das Mißverhältniß zwiſchen einem mit ihren Ideen angefüllten Kopfe und dem leeren Gehirn dieſer großen Herren mache, daß die Letztern gern über das Aeußere der Gelehrten ſpotten, während der Geiſt, der darin wohnt, ihnen entgehe. Das Beiſpiel der Fürſten ſei maßgebend für die Höfe; auch dieſe affectirten eine Verachtung gegen Männer, welche tauſendmal mehr werth ſeien als ſie. Er ſelbſt aber, der Schreiber, Prinz Friedrich, wolle ſich begnügen, das Beiſpiel ſeiner Standesgenoſſen nicht nachzuahmen, vielmehr ihnen unausgeſetzt zu predigen, daß Selbſtüberhebung der Gipfel der Unwiſſenheit ſei, und für ſeinen Theil den großen Männern ſeine Anerkennung zu zollen! Dieſen jugendlichen Vorſatz hielt Friedrich nicht als König, weder als Mann, noch als Greis. In der Histoire de mon temps, die er zwiſchen dem zweiten und dritten ſchleſiſchen Kriege verfaßte, etwa zehn Jahre nach jenem Briefe, verſuchte er noch für Voltaire eine Rechtfertigung für das ſpäte Erwachen der ſchönen Künſte in Deutſchland. Haupturſachen dieſer Verzögerung ſeien die langen, verheerenden Kriege, der Mangel einer Hauptſtadt als Tonangeberin allgemeiner Geſchmacksbildung, die Rohheit und Pedanterie der deutſchen Hochſchulen, die lange Herrſchaft des Lateiniſchen, bei faſt gänzlicher Theilnahmloſigkeit der höhern Stände an der litterariſchen und wiſſenſchaftlichen Bewegung. Pedantismus, Beſchränktheit und Schwerfälligkeit ſeien demnach natürliche Folgen für deutſches Schriftthum. Auch für die fünfziger Jahre hatte Friedrich noch mannichfach Recht zu ſolchen Behauptungen. Aber 1780 in der Schrift „über die deutſche Litteratur“, nachdem Leſſing 17 Jahre zuvor ſeine im preußiſchen Feldlager geſchaffene Minna v. Barnhelm gebracht und mit ſeinem Nathan ſein großes Tagwerk dichterich abgeſchloſſen hatte, in deutſchen Landen noch „eine allgemeingültige Nationalſprache“ zu vermiſſen, als ſtecke noch jede Winkellandſchaft in erbärmlicher Mundart, noch 1780 den Deutſchen „einen klaren, gedrungenen, dabei kräftigen und wohllautenden Styl“ zu empfehlen, nachdem Leſſing in ſeinem Scharfſinn und graziöſer Anmuth das Höchſte in deutſcher Proſa geleiſtet: dazu gehört in der That ein Gemiſch von Naivität und ſouveränem Dünkel, das ſeinesgleichen ſucht. Die Schroffheit eines eigenſinnigen Charakters grenzt faſt an Hohn, nach vierzig Jahren im eignen Vaterlande noch daſſelbe zu vermiſſen, was der Jüngling vertrauensvoll ſeinem Volke herbeigewünſcht, aber in der Möglichkeit nicht abgeleugnet. „An guten Schriftſtellern fehlt es uns gänzlich", ſchrieb der königliche Zeitgenoſſe Leſſings ein Jahr vor deſſen Tode an d'Alembert. „Vielleicht aber werden ſie erſcheinen, wenn ich in den elyſäiſchen Feldern luſtwandle. Ihr werdet über die Mühe ſtaunen, die ich mir gegeben, einer Nation, die bisher nichts verſtand als eſſen, trinken und ſich ſchlagen, einige Begriffe von Geſchmack und attiſchem Salze beizubringen." — Preuß nennt die Schrift Friedrichs eine Arznei gegen eine längſt gehobene Krankheit. Graf Hertzberg wollte dem Könige die Anſicht benehmen, Tacitus ſei franzöſiſch mit weit mehr Kürze, Beſtimmtheit und Wohllaut zu überſetzen; er lieferte ihm zwei Capitel der Germania in drei Spalten, lateiniſch, franzöſiſch und deutſch neben einander. Ja, ſagte Friedrich, den lakoniſchen und doch zugleich ſo maleriſchen Styl, der oft in zwei Worten ſoviel ausdrückt, den ſollten unſere Schriftſteller nachzuahmen ſuchen: wenig Worte und viel Sinn! Und darauf hin verfaßte er die Schrift. Hertzberg fand namentlich die allgemeinen Vorwürfe gegen die deutſche Sprache zu hart, und ſchlug vor, einige Ausdrücke zu mildern, aber vergeblich. Nur einige Denker (Leibnitz und Thomaſius) ließ Friedrich gelten, in der ſchönen Litteratur höchſtens Gellert, der einem Phädrus und Aeſop zur Seite zu ſetzen ſei, aber die deutſche Melpomene habe nur wilde Liebhaber, die Einen auf Stelzen, die Andern kriechend im Schlamm; rebelliſch gegen ihre Geſetze, unbekannt mit der Kunſt, zu rühren und zu intereſſiren, würden ſie ſämmtlich von den Altären der Göttin zurückgeſtoßen. Acht Jahre zuvor aber als die Schrift erſchien, war Leſſings Emilia Galotti von Koch in der Behrenſtraße aufgeführt. Glücklicher, meint der König, ſeien die Deutſchen auf Thaliens Gebiet, wenigſtens hätten ſie Eine ächte originelle Komödie aufzuweiſen, — Ayrenhoffs „Poſtzug" vom Jahre 1769. Aber ein Jahr zuvor, 1768, war Minna v. Barnhelm in Berlin in 22 Tagen 19mal geſpielt! Welche Sandwüſte voll unüberwindlicher Dürre trennte hier einen deutſchen König von dem, was unter Deutſchen ſich langſam, mühſam, aber unaufhaltſam herausarbeitete, bis es zu einem Baum erwuchs, unter deſſen Zweigen die Vögel des Himmels aus allen Zonen und von allen Völkern Schutz finden und Neſter bauen! Als Friedrich von Knebelsdorf 1744 der italieniſchen Oper den ſchönen Tempel (Apollini et Musis) erbauen ließ, in jedem ſeiner Paläſte für das franzöſiſche Drama Haustheater hatte, auf denen vor einem geladenen Hofcirkel geſpielt wurde, wanderte die deutſche Komödie von Scheune zu Scheune, von Stall zu Stall. Die Schönemann'ſche Truppe mit Eckhof aus Lüneburg erhielt die Erlaubniß, im Saale des Berliner Rathhauſes zu ſpielen, und führte in ſchlechter raſcher Ueberſetzung die Stücke auf, die Tages zuvor die Franzoſen franzöſiſch bei Hofe geſpielt. Der kleine Bürger, der weder im Apolltempel, noch in den königlichen Paläſten Zutritt hatte, ging hin und ſah für ſeine Paar Groſchen die dann erſt mit Leſſing wirklich deutſch gewordene deutſche Komödie, lange freilich noch verſtohlen und gefährdet, denn die frommen Theologen ſchleuderten den Bann darauf und ſprachen von den Kanzeln, Komödie zu ſpielen ſei gottlos oder — höchſtens dem Hofe und dem Adel zu geſtatten!

Hinter welch einer chineſiſchen Mauer von Vorurtheilen mußte ſich Friedrich, dieſer König der Aufklärung, verſtecken, in welcher Entfremdung von der Nation, in welcher Entdeutſchung ſich gefallen, wenn der gerühmte Scharfblick ſeines Auges ſich als ſtockblind erwies gegen das Deutſchland, das um ihn her aufſtieg! Er hatte Unglück gehabt in perſönlicher Begegnung mit deutſchen Gelehrten. Der prahleriſche Gottſched, ſein eigner Landsmann, eine Caricatur des Preußenthums auf litterariſchem Boden, war danach angethan geweſen, den in franzöſiſcher Feinheit geſchulten Monarchen wider ſich einzunehmen. Die Begegnung mit Gellert in Leipzig war zufriedenſtellender, und Friedrich ſelbſt rühmte von dieſem Dichtergelehrten, er ſei der „räſonnabelſte", den er unter den Deutſchen gefunden; aber dieſe Berührung blieb ohne Wiederholung, ohne alle Folgen. Daß Friedrich ſeinen Cadettenprofeſſor Ramler und deſſen ſtelzenhafte Loboden nicht allzu hoch achtete, ſtand ihm frei, aber auch den rechtſchaffen gutartigen „Grenadier" unter den preußiſchen Tyrtäen, den liebenswürdigen Gleim und deſſen Lieder im Volkston, auch Engel und deſſen anmuthig lehrreiche Erzählungen, Ewald v. Kleiſt, den Sänger des Frühlings, der bei Kunersdorf den Tod in einer ſeiner Schlachten geſtorben, ſchien König Friedrich ſeiner Aufmerkſamkeit nicht für werth zu halten. Daß er vom Dichter des Meſſias, deſſen erſte Geſänge in die Zeit zwiſchen dem zweiten und dritten ſchleſiſchen Kriege fielen, nur gering denken konnte, wird aus des Königs religiöſen Stimmungen erklärlich. Wielands franzöſiſcher Gräcismus hätte ihm ſchon eher zuſagen können, wenn er in deſſen redſeliger Breite nicht allzuſehr witzige Schlagkraft und pointirte Kürze nach Art ſeiner Franzoſen vermißte. Aber deutſche Anmuth der Grazien im Verein mit den ſtählernen, hellſchimmernden Waffen der Pallas Athene hätte er in Leſſing finden und bewundern können! Allein Leſſing, noch vor dem ſiebenjährigen Kriege ihm warm zum Bibliothekar empfohlen und als ſolcher von ihm verſchmäht, hatte ſeinen Götzen Voltaire geſtürzt und war deshalb für ihn im Reiche der Welt gar nicht vorhanden, da er gegen ſein franzöſiſches eitles, coquettes, frivol ironiſches Idol eine Polemik für ein Ding der Unmöglichkeit hielt.

König Friedrichs Schmähſchrift „über die deutſche Litteratur" blieb nicht ohne Erwiderungen, denn bei aller Anbetung, die ihm gezollt wurde, als er ſiegreich aus Anfechtungen hervorgegangen, war doch ſein Stern 1780 längſt im Sinken und das Unerhörte in der Dreiſtigkeit der Sottiſen rief ſelbſt zahme Seelen in Harniſch. Der höfiſch franzöſirte Baron v. Grimm in Paris nahm unter einem Schwall von Schmeicheleien gegen „Marc Aurel Friedrich" ein Land in Schutz, das doch eben einen Friedrich und eine Katharina hervorgebracht! Der Theolog Jeruſalem widerlegte die Schrift des Königs, wie Goethe ſagte, wohlmeinend und beſcheiden, aber arm und kalt. Goethe ſelbſt war vielleicht ſchon zu ſehr eines Fürſten Freund, um eines Königs dreiſtes Pasquill, wie er gewollt und den Entſchluß dazu in den Briefen an Frau von Stein ausſprach, ſtrafend zu widerlegen. Tralles, der Mediciner, dem der König Wohlwollen gezeigt, ermannte ſich zu einer Gegenſchrift, um auf Leſſings Komödien hinzudeuten, wenn er freilich dem Spott des königlichen Herrn den Götz von Berlichingen und den Nathan preisgab. Juſtus Möſers Abhandlung „über die deutſche Sprache und Litteratur“ war die einzige werthvolle Widerlegung der ſouveränen Verblendung und Anmaßung. Der König hatte ſich nicht einmal die gröbſten Schnitzer in ſeiner Schrift verbeſſern laſſen. In der Geſchichte ſeines Hauſes „zu Hauſe“, zählte er in deutſcher Geſchichte die erſten Heinriche zu den Hohenſtaufen und verſteifte ſich, trotz Graf Hertzbergs Correctur, darauf, in Thomaſius, der nie ein geſchichtliches Buch geſchrieben, den leidlich beſten Hiſtoriker Deutſchlands zu proclamiren. Goethe's Götz nahm Möſer in Schutz, denn es ſei in dem Werk ein Gemälde aus dem Nationalleben unſerer Vorfahren aufgerollt, und es ſei Zeit, auf der heimiſchen Bühne einmal der witzigen franzöſiſchen Bedienten und artigen Kammerjungfern nach Pariſer Schnitt müde zu werden; bei einem Volksſtücke müſſe man den Geſchmack der Hofleute bei Seite ſetzen. Shakeſpeare's „abſcheuliche Stücke“, lautete das königliche Pasquill, ſeien „würdig, vor den Wilden von Canada geſpielt zu werden“, und der Götz ſei eine

„abſcheuliche Nachahmung jener ſchlechten engliſchen Stücke." Recht aber gab Möſer dem hohen Kritiker, die Haupturſache des Mangels an Cultur in Deutſchland in der Schönthuerei mit dem Fremden zu ſehen. Der große deutſche König, der Deutſch wohl nur in Acten und militäriſchen Meldungen leſe, habe ſich in jungen Jahren ſeinen Geſchmack bei den damals ſchon fertigen Franzoſen gebildet und ſeine Schrift ſei wahrſcheinlich viel früher geſchrieben als gedruckt; ſomit ſei es kein Wunder, wenn er gegen die neuere Litteratur der Heimath ungerecht werde und die aus dem Mittelalter unvollkommen hervorgeſuchten, ihm gewidmeten Dichtungen der deutſchen Hohenſtaufenzeit zum Tempel hinausgeſchmiſſen. Zugleich war Juſtus Möſer gerecht genug, im preußiſchen Friedrich bei alle dem den Deutſchen herauszufühlen, nämlich da, wo auch in ſeinen franzöſiſch geſchriebenen Werken „Kopf und Herz zu großen Zwecken mächtig und dauerhaft arbeiten": hier ſei Friedrich ihm größer als wo er „mit den Ausländern um den Preis in ihren Künſten wetteifere." In des Königs Instruction pour mes généraux, ſagte Möſer, ſtehe er ihm durch Geiſt und Anordnung, um verwickelte Fälle auf einfache Regeln zurückzuführen, höher als Cäſar. In Friedrichs vertrauten Briefen, bei ſchweren Vorfällen geſchrieben, fand Möſer deutſche Kraft und Dauer, in des Königs Abhandlung „über die Vaterlandsliebe" den ſyſtematiſchen Geiſt unſerer Volkseigenthümlichkeit. Wo es hingegen auf Verzierungen ankomme, da ſehe er in Friedrichs Schriften die Manier des fremden Meiſters, und als Deutſchem thue es ihm wehe, ihn hier hinter Voltaire zu ſehen, während er auch in deutſcher Art und Kunſt unſer Aller Meiſter ſein konnte.

So wurde der von Europa unbeſiegte Preußenkönig auf heimiſchem Boden mit bürgerlichen deutſchen Waffen geſchlagen. Und in der That, Friedrich war auch auf andern Gebieten bereits überwunden, überholt und abgethan. In Handel und Wandel hatte ſich ſeine Schöpfung überlebt, ſein ganzer Staat ſich in ſich ſelbſt verknöchert, noch eh' er das große helle Auge ſchloß, das Alles durchforſcht haben wollte, um es nach ſeinem Kopf zu ordnen. Das Colbert'ſche Abſperrungsſyſtem ſollte Preußen chineſiſch abſchließen. Man fand nicht einmal mehr deutſche Hände für den Betrieb der eigenſinnig und pedantiſch erkünſtelten Maſchine, und ſo ſaßen ſchließlich nicht blos an des Königs Tiſche, ſondern auch an Preußens Staatscaſſen Fremde. Die ſeit 1766 meiſt von Franzoſen betriebene „Regie“, mit der harten Tabaksverwaltung, mit den frechen „Kaffeeriechern“ und Topfguckern, verkümmerte den bürgerlichen Verkehr, beengte die geſammte nationale Wohlfahrt. Friedrichs Syſtem in Beitreibung der Steuern und Gefälle wurde zur unleidlichen Schraube, die Aufklärung ſeines Regiments wie ſeine ganze Perſönlichkeit zur Caricatur ihrer ſelber. Ein Rechenmeiſter im Regieren, wie er war, konnte er ſich am Abend ſeines Lebens triumphirend ſagen: Ich begann mit 1000 Städten und 2 Millionen Menſchen und ende mit 1000 Städten und 600 neuen Dörfern mehr und gebiete über 6 Millionen

Menſchen. Aber er war es müde über Sklaven zu herrſchen. Und Preußens Größe ging nicht Hand in Hand mit Deutſchlands Neugeſtalt. Den Schöpfungen Friedrichs fehlte der nationale Segen; ſie waren negierender Art. Selbſt die letzte ſeiner Thaten, der Fürſtenbund, beſtätigte eher den Untergang Deutſchlands als deſſen Wiedergeburt.

II.

Leſſing.

II.

Lessing.

Die gute Stadt Braunſchweig hat dem großen Reformator deutſcher Litteratur und Kunſt ein Denkmal geſetzt. Leſſing fand auf ihrem Gebiet ſeinen Tod. Auch in Kamenz, wo ſeine Wiege ſtand, wurde die Stätte geweiht und eingeſegnet, und Berlin, wo er unter dem „großen König“ eine Stätte ſeines Wirkens geſucht, aber nicht gefunden, will ihm nachträglich die monumentale Ehre erweiſen.

Die Alten in Griechenland und Rom votirten den Männern, auf die ſie ſtolz waren, Bildſäulen, wenn dieſe Männer noch in friſcher Lebenskraft unter ihnen wandelten, ſchufen und wirkten. Die Deutſchen finden ſich mit ihnen ab, weil die Manen der großen Todten ihnen ſonſt Alpdrücken verurſachen. Reue um einen großen Geiſt, den die Nation halb verkümmern ließ, iſt ſchmerzlich und drückend. Wir werden ein Schamgefühl mehr los, wenn Leſſing'ſche Bildſäulen uns umſtehen; wir haben dann wieder einen Heroen der alten Zeit ſteinern oder ehern beigeſetzt, und die künftigen Geſchlechter können um die Standbilder herumſchleichen und mit Fingern darauf weiſen und ſich zuflüſtern: Auch das war einſt ein großer Mann!

Wäre Leſſings Geiſt noch unter uns lebendig, in deutſchen Köpfen und Talenten noch wirkſam: dann könnte die Denkſteinſetzung mehr als eine bloße Abfindung ſein. Das Standbild des Mannes wird zum bloßen Todtendenkmal, zum bloßen Leichenſtein, erwägt man, wie verſunken bis auf ſein Angedenken Leſſings Thun und Wirken unter uns wurde, wie wenig fortzeugende Lebenskraft in der ſchöpferiſchen Thätigkeit von heute ſelbſt unter den Beſten von uns ſein Geiſt noch übt.

Einige deutſche Theater feiern Leſſings Geburtstag, um eingedenk zu ſein, daß wenn wir eine nationale dramatiſche Litteratur und Kunſt beſitzen, Leſſing deren Vater und Gründer iſt. Der 22. Januar, der Geburtstag Gotthold Ephraims, ſollte auch in andern Kreiſen Gelegenheit ſein zu einer Mahnung an den Altmeiſter in deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft. Den Tag ohne Gedanken an ihn vorüberlaſſen, hieße ſtillſchweigend annehmen, daß der Maler von heute gar nicht mehr nöthig habe, den Laokoon aufzuſchlagen, um ſich über das Weſen ſeiner Kunſt Belehrung zu holen, hieße annehmen, der Schauſpieler dieſes Zeitalters bedürfe nicht mehr des Studiums der Dramaturgie, um ſeine Aufgaben zu begreifen, — hieße annehmen, der dramatiſche Poet von heute kenne entweder nicht mehr dieſe zwei Grundbücher deutſcher Aeſthetik, oder ſei in ſeinem ſchöpferiſchen Thun längſt hinaus über gewiſſe, allerdings ſehr einfache Meiſterwerke, die aber doch ſelbſt noch die Schlegel-Tieck'ſchen Romantiker, dieſe Antipoden der Leſſing'ſchen Richtung, wenigſtens als Schul- und Normalſtücke gelten ließen und — wie Friedrich Schlegel ſagte, „frierend bewunderten." — Mit dieſen Romantikern drohte der ganze Aufbau einer großangelegten Geiſteswelt in ein Chaos zurück zu verſinken, in unſerer geſammten Kunſtthätigkeit, in allen unſeren Begriffen eine grenzenloſe Verwirrung einzureißen, — ein Chaos, das noch andauert, und eine Verworrenheit, aus der vielleicht nur ein getreues und klares Verſtändniß der Leſſing'ſchen Formen und Geſetze erretten kann. Aus der Mannhaftigkeit der plaſtiſchen Geſtaltungskraft iſt mit den Romantikern eine Auflöſung aller haltbaren Form geworden. Vor ihnen waren in Sprache und Dichtung Architektur und Plaſtik vorwaltend; mit ihnen brachen die muſikaliſchen Regungen, Richtungen und Gelüſte in allen Gebieten des Schaffens herein und ſind bis auf heut: die überwuchernden geblieben. Der Muſiker hat allerdings keinen Grund, Leſſings Geburtstag zu feiern. Leſſing wandte ſich ab von der Muſik; er fand freilich in ſeinem Zeitalter nicht viel Stoff dazu vor, um in ſich ſelbſt etwa den Sinn zu muſikaliſcher Hingebung und Empfindung zu pflegen. Sebaſtian Bach brachte juſt im Geburtsjahre Leſſings ſeine große Matthäuspaſſion zur Aufführung, und es iſt nicht zu zweifeln, daß auch zur Zeit als Leſſing ſtudierte, in Leipzig die proteſtantiſche Kirchenmuſik gepflegt wurde. Aber dieſe Kunſtpflege war beim Mangel an ſonſtiger nationaler Entwickelung ein bloßer Nothbehelf im ſtillen Winkel orthodoxer Frömmigkeit; für Leſſing war unter den Künſten die Muſik nicht vorhanden, hier war in ſeinem Bewußtſein eine Lücke. Sein ſtahlgepanzerter Genius war den weiblichen Functionen in den Muſen abhold. Die denkende und geſtaltende Kraft iſt männlich, die träumeriſch empfindende weiblich. Unter den redenden Künſten zog Leſſing Epos und Drama der Lyrik vor. Die Lyrik iſt vorherrſchend Muſik. Verzichtet ſie auf alle conſtructive Geſtaltenkraft, ſo hört auch noch der Balladenſtyl auf, und mit der Elegie verſchwimmt dann alles in Tönen. Ein Ton iſt aber noch lange kein Gedicht. Unter hundert Lyrikern, ſie mögen ſprachlich auf Schalmeien oder Brummbaß, auf Geigen oder Flöten ſpielen, unter hundert deutſchen Sprachmuſikanten iſt kaum Einer ein wahrhafter Dichter. Gute Leute, aber ſchlechte Muſikanten. Gute Muſikanten, aber ſchlechte Poeten.

Leſſings Natur verräth uns auf dem Gebiet des Muſikaliſchen in der Dichtung eine kalte Stelle, einen Punkt, wo ihm verſagt war, mit dem Moſesſtabe Quellen zu ſchlagen. Er fand aus der epigrammatiſchen Chanſon kaum den Uebergang zum Liede. Seine Natur war hier einer Ergänzung bedürftig, und dieſe Ergänzung hat deutſche Kunſt und Litteratur nun wahrlich ſeit einem Menſchenalter dergeſtalt nachgeholt, daß ſie in dieſen Lücken faſt ganz ſtecken geblieben. Muſik und Lyrik haben unſere Schaffenskraft in allen Gebieten unterſpühlt, unſere ganze Kunſtthätigkeit überwuchert, unſere Gedankengänge verſchüttet, unſer Gefühlsleben krankhaft nervös geſtimmt. Unſere Gefühlspoetaſter halten den Wärmegrad des muſikaliſchen Empfindens für das einzige Maß dichteriſcher Schöpfergabe; die plaſtiſche Geſtaltungskraft, das Talent zur Architektur eines dichteriſchen Baues, zur Conſtruction freiſtehender Gruppen, geht damit verloren. Schon die Romantiker hielten ſich, blos weil ſie größere Muſikanten waren, für größere Poeten als Leſſing. Man wiederholte von allen Leſſing'ſchen Glaubensſätzen nichts lieber als ſein Bekenntniß, womit er ſich das eigentliche Weſen des Poeten, die Freithätigkeit der ſelbſtändigen Erfindungsgabe, abſprach, ein Bekenntniß, das doch weit mehr von der Größe ſeiner freien Selbſterkenntniß, als von der Geringfügigkeit ſeines dichteriſchen Schöpfertalentes Zeugniß giebt. Dies Bekenntniß wiederholten ſich die überſchwänglich Gefühlvollen, die blind lyriſch in ſich aufgelöſt Verzückten, ſo oft im Selbſtgefühl des Taumels, den ſie Poeſie nennen, daß es wahrlich noththut, die Scham ſolcher Selbſtverblendung bis auf ihre gänzliche Nacktheit zu entkleiden. Wie wir überall, wo eine Lücke ſich zeigt und eine Verſagung der Natur ſich offenbart, ſo überklug und aberweiſe geworden ſind, ſo wiſſen wir auch ſehr gut, wo Leſſing in ſeiner großen Natur offen und frei ſich ſelbſt der Ergänzung bedürftig erſchien. Aber dabei ſind wir an dem bankerott geworden, was den poſitiven Gehalt ſeines ungeheuern Werthes macht. Unſere Genies ſind mitunter ſo bettelarm an geſundem Menſchenverſtande geworden, daß es wahrlich verdienſtlich wäre, brächte Einer in der Litteratur den Verſtand ein klein wenig wieder zu Ehren. Auch der Verſtand in ſeinem Thun und ſeiner Kraftäußerung kann bis zur Potenz genialer Höhe ſteigen, bis zu einer Höhe des Geiſtes, wo er uns in idealer Vollendung wie ein Bote von Gott erſcheint, alſo alle Wunder der Ueberraſchungen bietet, die wir vom Genie in ſeinen Offenbarungen verlangen. Nicht blos die Empfindung macht den Poeten, ſonſt wäre, wie geſagt, der Muſiker mehr Poet als der Poet ſelber. Daß zur Geſtaltung eines Organismus, zur Ordnung eines Lebensganzen, wie doch ein Kunſtwerk ein ſolches ſein will, ſehr viel helle Wachſamkeit und Klarheit des Verſtandes gehöre, das wollen die Gefühlsſeligen nicht eingeſtehen; mit ſolchem Eingeſtändnißmüßte ſich freilich der Luxus des gedankenlos ſchwelgeriſchen Vegetirens bankerott erklären. Daß Epigonen nicht mehr die Proſa Leſſings ſchreiben, iſt natürlich; ſie haben mit dem Gehalt ihres Zeitalters andere Stoffe überkommen, und eine Gewalt der Leidenſchaft hat die Verwickelungen eines breiter, reicher und voller gewordenen Lebens gekreuzt. Es wäre aber gar wohl denkbar, daß ein Zeitalter ganz andere Gedankenſtoffe zu ſeinem Inhalt hätte, und gleichwohl die Leſſing'ſchen Geſetze des Denkens für die richtigſten, ſeine Formen und ſeinen Styl für unſchätzbare Kleinodien, und auch in den neuen Lebenskämpfen ſeine helle, ſcharfe, einfach graziöſe Waffenführung für die beſte, weil für die ſiegreichſte halten dürfte. Jene attiſche Proſa, die Leſſing ſchrieb, wußte den Gegner durch den Glanz ihrer leuchtenden Kraft nicht blos niederzuwerfen, indem ſie ihn blendete; ſie wußte den Gegner auch zu gewinnen, indem ſie ihn erleuchtete, frei machte, ja entzückte. Feinde der Wahrheit gewinnen iſt kein ſchlechterer Triumph als ſie in den Sand ſtrecken und vernichten. Freilich hat Leſſing die Klotz und die Göze ſeiner Zeit erbarmungslos niedergeworfen, allein in einer Weiſe, daß das Jahrhundert jubelte. Für einen Mann von Nichtsnutz, den er erlegte, gewann er Tauſende, die ihm folgten. Seine Waffen waren ſehr einfach, aber ſehr blank geſchliffen, ſeine Waffenführung eben ſo einfach, aber ſehr fein und regelrecht. Man glaubte ihm, was er beweiſen wollte, ſchon weil man ihn den Degen der Rede ſo meiſterhaft führen ſah. Darin lag der Zauber, den er übte, ob er ſchon nur den Verſtand zu beſchäftigen ſchien, mit Gründen der Vernunft zu Felde zog und die Schleuſen des Gemüthes nur ſelten und mit großer Scheu in Bewegung ſetzte. Seine Proſa ſchien nur graziös zu ſpielen, während er den ſchwerſten Gedankengehalt auf ſeinen Fingerſpitzen wog. Seine Rede ſchien oft nur herkuliſche Tändeleien aufzuführen, während der geharniſchte Gang ſeiner Gedanken die Irrthümer der Finſterniſſe ſtürzte, die Grübel der Menſchheit auf Tod und Leben bekämpfte. Ein Athlet ſteht er vor uns da, ein immerwährender Kämpfer. Ein Friedrich auf dem Thron hatte ihn überſehen, ihn miß- oder gar nicht gekannt. Wien hatte auf Augenblicke ein Gelüſt nach ihm gehabt, aber ihn doch, wohl aus Furcht vor den Klerikern, nicht brauchen können. Den deutſchen Hochſchulen war er ein Gräuel, denn er hatte ihre Götzen geſtürzt und den Staub ihrer Perrücken aufgewühlt. Mitten im Getümmel des kriegeriſch bewegten Lebens hatte er in Breslau das erſte claſſiſche Drama in unſerer Sprache geſchrieben, den Deutſchen damit, der Erſte, gezeigt, wie der Stoff für die Poeſie aus ihrem eignen Fleiſche, das Holz dazu aus dem eignen lebendig wachſenden Wald zu entnehmen, und in Hamburg ſcheiterte der Schöpfer unſeres Drama an dem Verſuch zur Gründung einer deutſchen Bühne mit dem Seufzer: Welche Thorheit, den Deutſchen ein Nationaltheater ſchaffen zu wollen, bevor dieſe Deutſchen eine Nation geworden! In Wolfenbüttel zog er ſich dann in die Einſamkeit einer Bücherwelt zurück, er, dem es ein Bedürfniß war, ſich in freier Bewegung unter Menſchen zu tummeln, er, der Bücher und Menſchen, Wiſſen und Leben, Bewußtſein und Thatkraft für gleich nothwendige Factoren hielt. Er begann auch da von neuem ſein Geſchütz gegen den wolkenſchweren Himmel der Theologie zu richten, um die Luft zu lichten, der verhüllten Sonne zum Durchbruch zu verhelfen. Er gab den Nachlaß des befreundeten Reimarus als einen Fund unter den Wolfenbütteler Bücherſchätzen, er gab ſein dichteriſches Teſtament, das Spiegelbild freier Menſchenreligion im dramatiſchen Lehrgedicht Nathan, mit dem er „ſeine alte Kanzel“, das Theater, noch einmal in Gedanken betrat, dem alten Religionshaß Verſöhnung predigend im Licht der Liebe Gottes. Aber die „Stillen im Lande“

verwünſchten ihn und die auf den Stühlen der Herrſchaft ſaßen, warfen den Bann auf ihn; Alle bis auf Wenige mieden ihn ſcheu. Aus einem Chaos hatte er eine Welt heraufbeſchworen, Ordnung hatte er in die verworrene Wirthſchaft bringen wollen, Leben in das todte Meer der deutſchen Geiſteswelt. Und wie er alt geworden, ſah er ſchließlich eine lärmende Jugend aufſteigen, die in plötzlicher Tobſucht allen feſten Halt beſeitigen und ſelbſt da auflöſen oder umſtürzen wollte, wo er, der große Ordner und Rufer im Streit, das Geſetz des Lebens gefunden. Er erlebte noch den Anbruch der ſentimentalen Wertherperiode. Er ſtarb in demſelben Jahre, in welchem Schillers Räuber auftauchten und Kants Kritik der ſogenannten reinen Vernunft erſchien. Es berührte ihn wohl kaum noch, wie der Staat Friedrichs des Großen ſchließlich in ſich verknöcherte; es bekümmerte ihn kaum noch, wie die neuen Genies ſtürmiſch einhertobten, das „reine“ Denken aber ſich der Werkſtatt des Lebens entzog: — die Stellung des ſterbenden Fechters war und blieb ſeine letzte Haltung, einen ſterbenden Fechter hat er ſchließlich ſich ſelbſt genannt.

Wir Männer von heute glauben über weit reicheren Lebensgehalt zu commandiren, Zwecke und Ziele zu haben, die weit tiefer in den Schooß der Geſellſchaft greifen, ja ſelbſt die Heranbildung der Maſſen umſpannen. An Zwecken ſind wir reicher geworden, an Mitteln, dieſe Ziele zu erreichen, ärmer. Welcher Poet ſeit den Romantikern hielte ſich nicht für wärmer und feuriger, welcher Philoſoph ſeit den Speculationen Schelling's und Hegel's nicht für tiefer als Leſſing! Die

Stoffe die wir behandeln bei Seite geſtellt, die feurige Lyrik unſerer Poeten, die ſich wie Raketen verbraucht, und die bodenloſe Tiefe unſerer Philoſophen in Ehren: aber die Wärme, dünkt mich, braucht nicht der Klarheit zu entbehren, das Waſſer, das Ihr mit Eimern und Stangen heraufholt, nicht trüb zu ſein. Leſſing's Tiefen ſind durchſichtig klar bis auf des Brunnens allerunterſten Boden. Seine Probleme über Unſterblichkeit und des großen Gottes geſammte Geheimniſſe ſind faßlich und einfach menſchlich gelöſt. Iſt das Jahrhundert leidenſchaftlicher geworden für Freiheit, Gott und Unſterblichkeit: es braucht um deswillen ſeine Kraft nicht zu verpuffen, ſeinen Inhalt nicht formlos hinzuſchütten! Nur was wirklich fertig und zu Ende gedacht iſt, kann fertig und vollendet Form gewinnen, an's Licht treten, ſiegreich ſein und Wirklichkeit werden. Der Verſtand ordnet nach und nach auch den tiefſten Inhalt der räthſelhaften Geiſterwelt: um wieviel leichter nicht die Dinge des Vaterlandes und der Freiheit, die wir als Leibes Nothdurft täglich brauchen! Aber der Verſtand muß ordnen, was das Gemüth empfunden, ſonſt bleibt, auch was Ihr ſomnambul und in der Verzückung des ſiebenten Himmels erſchautet, unbrauchbar und ungenießlich, Eure Dichtung wie Eure politiſche Schöpfung ohne Halt und Form. Auch wo wir auf's heiligſte überzeugt ſind, da gewinnt die Einfachheit des klaren Wortes mehr als der Sturm der Gährung. Das iſt Leſſing'ſche Weisheit. Wo wir heutzutage wahr geworden ſind, — in der Kritik der Dinge dieſer Welt, — da ſind wir blos grob geworden, und den Abgrund der Lüge überkleiden wir — in der Poeſie — gar gern mit dem täuſchenden Schimmer ſüßer, nervös kränklicher Empfindeleien. Die Oscar-Redwitz-Richtung iſt weitgreifend über alle Gebiete des Schaffens, Denkens und Fühlens hin ein Symptom des Zeitgeiſtes geweſen. Nach der politiſchen Abmüdung, nach fehlgegangenem Hoffen und Streben, dem Daſein im Großen und Ganzen eine Ordnung und Neugeſtalt zu geben, ſtürzte ſich das geſammte Geſchlecht in das ſchlaffe Behagen empfindungsſeliger Gedankenloſigkeit. Da iſt dann freilich Muſik der vorherrſchende Ausdruck der Epoche. Die Muſik beginnt, wo die plaſtiſche Geſtaltungskraft aufhört. Die Muſik mit ihrem Hange zur Auflöſung, wo es der ſtarken Aufraffung des Geiſtes bedarf, die Muſik mit ihrer Hingebung an's Chaos, wo wir eine Welt geſtalten ſollen, iſt mit ihren romantiſchen Gelüſten als Auflöſungsluſt aller feſten Formen freilich ein Grundelement deutſcher Natur. Daß auch das Gegentheil, die proteſtantiſche Denkkraft, ein deutſches Erbtheil ſei, die Genialität des Geiſtes auch in der Verſtandeskraft ihren Ausdruck habe, der poetiſch ſchaffende Künſtler nicht blos muſikaliſcher Empfindungsmenſch, ſondern Architekt ſeines Gedankenſtoffes ſein müſſe: daran zu gemahnen thut noth. —

In Gervinus' Geſchichte unſerer Nationallitteratur iſt der Abſchnitt über Leſſing ein anerkanntes Meiſterſtück ſachlicher Erörterung. Je energiſcher darin auf Leſſing's Wirken und Weſen hingewieſen iſt als auf den Angel- und Wendepunkt deutſcher Nationalentwickelung, deſto mehr regte ſich darnach das Gelüſt, den großen Reformator wieder noch näher ins Auge zu faſſen, den großen „Rufer im Streit“ wieder perſönlich aufzuwecken und ſeine ganze Geſtalt, nicht blos wie bei Gervinus die Geneſis ſeiner Stoffe, vor das Antlitz der Nachgebornen lebendig hinzuſtellen. Lachmann gab höchſt verdienſtlich aus den Urtexten der alten Ausgaben eine neue Sammlung von Leſſings Schriften; Wendelin v. Maltzahn ſetzte dieſe Arbeit fort; Beide ſäuberten den Text und ſtellten, wie bei alten Autoren Griechenlands und Roms, die Lesarten und Varianten darunter. Selbſt was an Lesarten oder an der Rechtſchreibung verfallen iſt, hält dieſe Alexandriniſche Gelehrſamkeit feſt. Um zum Geiſt zu kommen, muß man freilich den Buchſtaben unterſuchen. Und um ſachlich weiter auf Leſſing einzugehen, unternahm Wilhelm Danzel das verdienſtvolle Werk, das uns nicht blos den ganzen Leſſing, nicht blos in ſeinem Lebenslauf, ſeiner Entwickelung und ſeinen Ergebniſſen, ſondern auch die geſammten Studien darüber nebſt dem gelehrten Apparat der Vorunterſuchungen zu Tage gab. Wie er Gottſched für die Liebhaber und Kenner litterariſcher Alterthümer entwickelte, ſo ſchilderte Danzel auch Leſſing wie eine längſt nicht mehr lebendige Größe. Guhrauer brachte das umfangreiche Werk mit Benutzung der Danzel'ſchen Papiere zu Ende. In ſolcher Breite der Behandlung wandert der Stoff in die großen Büchereien und wird dort bibliothekariſch eingeſpeichert. Sollte Leſſings Leben und Wirken von neuem in den Kreiſen des lebendigen Daſeins der Familien, nicht blos der gelehrten Arbeitsſtätten, Gegenſtand der trauten Betrachtung werden, ſo that es noth, ſein Bild in ſeinen perſönlichen Erlebniſſen und in Schilderung ſeiner kämpfenden und ringenden Geſtalt vor uns hinzuſtellen, ſeine Werke genetiſch aus ſeinem Leben und ſein Leben als Vorbereitung ſeiner Werke uns anſprechend vor die Augen zu rücken. Dieſe Arbeit lieferte Adolph Stahr, und wenn Goethe's Leben mit Hülfe des Engländers Lewes, Schillers in den Arbeiten von Palleske u. A., wieder neuen Reiz der Unterſuchung boten, ſo hat Stahr ſich um den großen Reformer in deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft das mindeſtens gleich große Verdienſt erworben. Haben nun der Hiſtoriker, der Compilator und der Biograph geſprochen, ſo bliebe über Leſſing noch der Spruch des Aeſthetikers übrig, d. h. die Unterſuchung und Darlegung, wie weit ein Zurückgehen auf Leſſing für uns von heute zugleich ein Fortſchritt ſei, wie weit Leſſings Maximen noch heute Axiome geblieben und inwieweit nicht, ſo daß, in letzterm Falle, ein Stehenbleiben bei ſeinem Buchſtaben kein von ihm ſelbſt gefordertes Fortentwickeln in ſeinem Geiſte ſei. Ein Leſſing der Aeſthetik von heute hätte den Laokoon zu vollenden, denn es ſind ſeitdem namentlich zwiſchen Poeſie und Muſik neue Grenzſtreitigkeiten, Wirren und Irren ausgebrochen, die an die Verzweiflung des Wahnwitzes ſtreifen. Die Aeſthetik hat hier neue Aufgaben, Aufgaben, die ſich erſt werden löſen laſſen, wenn die ſo leidenſchaftlich ausposaunte Zukunftsmuſik nur in Etwas noch mehr an ihr Ziel gelangt ſein wird, um ein Werk dramatiſcher Poeſie zu liefern, dem alle übrigen Künſte hülfreich dienen.

Faſſen wir zunächſt Leſſings Perſon, und zugleich das Thema ſeines Lebens und Wirkens ins Auge, um dann ſeine Grundzüge zu einer deutſchen Aeſthetik zu entwerfen.

Das Vaterhaus des Helden, der Ort, wo ſeine Wiege ſtand, war bürgerlich ſehr eng und karg. Gotthold Ephraim, den 22 Januar 1729 zu Kamenz geboren, als älteſter von zehn Söhnen des dortigen Diakonus und ſpäteren Paſtor primarius der Stadt, gehört einem, auch jetzt noch ſeitenverzweigt im Maler der Düſſeldorfer Schule fortblühenden Geſchlecht an, das ſeine erzgebirgiſch ſächſiſche Abkunft auch damit bezeichnet, daß es ſich ehedem Leßigk ſchrieb. Eine Reihe Pfarrer und Bürgermeiſter kleiner Sachſenſtädte waren die Vorfahren des erſten freien deutſchen Schriftſtellers im großen Styl, eines Schriftſtellers, der ſich den Werth des Dichters nicht zuſprach, weil ſein genialer Inſtinct ihm ſagte, „Volksredner mit der Feder" zu ſein, ſei etwas werth, das der Hoheit des erhabenen Dichterthums nahekomme, ein Anwalt der Nation ſtehe ihrem Propheten ſo nahe und ergänze ihn ſo wie ungebundene Rede die gebundene, Rhythmus und Proſa zuſammen erſt eine volle Litteratur machen. Des Enkels am würdigſten unter den Vorfahren des Nathandichters war ein Großvater, der zu Leipzig mit einer lateiniſchen Diſſertation: „Von der Toleranz der Religionen" Magiſter wurde. Seinem Vater hat der neunzehnjährige Leipziger Student Gotthold Ephraim im Schauſpiele: „Der

Freigeiſt" mit der Figur des Geiſtlichen Theophan ein Denkmal geſetzt, das Denkmal eines Theologen, deſſen Chriſtenthum auf reinſter Menſchenliebe, ſittlicher Würde, Freimuth und uneigennütziger Selbſtverleugnung beruht. Eine leiſe Ader des Nathan lief alſo durchs ganze ehrenfeſte, aber zugleich heitergemuthete Geſchlecht. Von der Mutter wird uns ebenſo viel Bravheit, doch mehr in Form gewiſſenhafter Angſt berichtet. Bei ihr war die Furcht ſehr groß, der Sohn werde in Leipzig unter die Schauſpieler gehen, in Berlin dem heidniſchen Gräuel des Voltairianismus verfallen, oder endlich, als er, matt und müde, alle ſeine Reformpläne ſcheitern ſah, nach Italien gehen, um katholiſch zu werden, wie kurz vor ihm Winckelmann. — Eine Schweſter, Juſtine, war drei Jahre älter als Gotthold Ephraim; ſie iſt unverheirathet im Vaterhauſe geblieben und erſt 1803, eine 76jährige Greiſin, geſtorben. Sie hat inſofern auf ihn Einfluß gehabt, als er ſeinerſeits auf ſie gern Einfluß üben wollte und damit ſchon als 14jähriger Knabe ſeinen eifrigen Lehrdrang bekundete. Von der Fürſtenſchule zu Meißen ſchrieb er ihr auf ihr Stillſchweigen hin einen Neujahrsbrief voll kritiſcher Spitzen, die Möglichkeit erläuternd, ob ſie ihm nicht ſchreiben könne oder nicht wolle. Beides ſei gleich ſtrafbar, nur könne er nicht begreifen, wie Beides zuſammen beſtehe; denn ein vernünftiger Menſch ſein, vernünftig reden können und doch nicht wiſſen, wie ein Brief aufzuſetzen ſei, wäre unmöglich. „Schreibe wie Du redeſt, ſo ſchreibſt Du ſchön!" lautet dann die Capitalformel und das Geſetz, das der vierzehnjährige Leſſing, ein profaner Meſſias in Sachen des Denkens, Redens und Schreibens, lehrte. Als kaum dreizehnjähriger Knabe war Leſſing nach Meißen gekommen, und ein Jahr zuvor, juſt 1740, im Jahr des neuen Regiments mit Friedrich in Preußen, hatte ein junger Schulmann, Rector in Kamenz, ein Programm geſchrieben: „daß die Schaubühne eine Schule der Beredſamkeit ſei.“ Vater Leſſing hatte als Diakonus darob den Kopf geſchüttelt, und das Entſetzen des geſammten Magiſtrats ehrenwerther Stadt Kamenz war in ein Preßſcandalum ausgelaufen. Das war auch Grund geweſen, den Jungen, der frühreif zu werden ſchien, ſchnell fortzuthun nach Meißen, wo ein Lehrer alsbald von ihm ſagte: „Der verlangt Futter für Zwei!“ Der große Begründer des deutſchen Drama's aber hatte als zwölfjähriger Knabe jenes Programm des Kamenzer Freigeiſtes geleſen, und dieſe „Freigeiſterei“ trug für ihn ſchon zu Sanct Afra in Meißen Früchte, trotz der klöſterlichen Zucht der dortigen Anſtalt, die ſich wenig um Sachſen und Deutſchland, aber deſto mehr um Hellas und Rom kümmerte. Die Cenſur eines dortigen Lehrers über den Schüler Leſſing lautete: „Ein guter Knabe, aber etwas moquant.“ Darin kündigte ſich ſchon früh genug ſein Hang an, Fehler und Schwächen ſcharf und witzig hervorzuheben; aber man wußte auch lange noch Geſchichtchen, die ſeine unerſchrockene Wahrheitsliebe und einen Freimuth bezeichneten, der ſeinesgleichen ſucht. Das Studium der römiſchen Luſtſpieldichter nährte ſeinen Trieb zur Satyre, und „der junge

Gelehrte", ein Luſtſpiel, das er ſpäter umgeſtaltete, ward der erſte Ausdruck ſeiner komiſchen Ader. Bezeichnend genug, ſagt Danzel, daß der erſte Waffengang ſeines Humors dem gelehrten Pedantismus galt, den er an ſich ſelbſt und ſeiner Umgebung verſpottete. Aber auch von außen drangen Töne aus dem Lärm der Welt in die Kloſterſtille der Schule; der ſechszehnjährige Leſſing hörte den Geſchützdonner der nahen Schlacht bei Keſſelsdorf, in welcher (1745) der alte Deſſauer die vereinigten Oeſterreicher und Sachſen ſchlug. Fünfzehn Jahre ſpäter (1760), als Leſſing von Berlin nach Breslau in Tauenziens Feldlager ging, ſtand er freilich der preußiſchen Kriegstrommel noch näher, um in der Minna von Barnhelm den Deutſchen aus ihrem eigenen, nächſten und drängendſten Stoff das erſte Meiſterwerk des nationalen Drama's zu ſchaffen.

Nach einem kurzen Aufenthalt im Vaterhauſe ward Leſſing 1746 akademiſcher Bürger zu Leipzig, an demſelben Tage, an welchem 20 Jahre ſpäter Wolfgang Goethe als Student ſeine Matrikel erhielt. Beide waren ſiebzehnjährige Jünglinge, als ſie die Hochſchule bezogen, der Zweite freilich ein reicher, nach geſellſchaftlicher Weltbildung ſtrebender Patricierſohn, der Erſte auf ſeine knappen Stipendien und bald auf eigenen Erwerb verwieſen, aber vom Mark der claſſiſchen Welt genährt und gleichwohl voll energiſchen Dranges, ſich das Leben in allen ſeinen Formen und in all ſeinem Inhalt zu erobern. Goethe führte als Student ein etwas üppiges Luxusleben, war auch in ſeinen Studien, nicht blos in Gott

Amors Bereich, dem Behagen der Ungebundenheit preisgegeben. Leſſing vollendete in Leipzig ſeine Erkenntniß des Alterthums, bei Erneſti nach der formalen, bei Chriſt, dem Vorläufer Winckelmanns in der Kunſtarchäologie, nach der ſachlichen Seite. In dieſen Gebieten blieb Leſſing Zeitlebens heimiſch; ein Spiel des Zufalls wollte, daß ſeine letzte, Bruchſtück gebliebene Schrift mit dem Namen ſeines Lehrers Chriſt abbricht. Den Frauen gegenüber, bei denen Goethe von früh in die Schule ging, ſchien Leſſing ein Spartaner, oder ein „gelehrter Thebaner", denn er ſtudierte ſie mehr, als er ſich ihren Reizen hingab. Das „Klein-Paris" von damals, wie Goethe die Stadt Leipzig nannte, diente auch Leſſing dazu, „die ganze Welt im Kleinen zu ſehen," wie Dieſer in einem Bekenntnißbriefe an ſeine Mutter ſchrieb, die über ſeinen Umgang mit Komödianten die frommen Hände über dem Kopfe zuſammenſchlug. „Ich lernte einſehen, ſchrieb er, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menſchen machen." Der Student Goethe befand ſich in den Händen einer äſthetiſirenden Frau Hofräthin und ſeiner verliebten Käthchen Schönkopf, die ihn hätſchelten, neckten und erzogen. Der arme Lauſitzer Predigersſohn ſchämte ſich der bäueriſch ungelenken Schüchternheit ſeiner Herkunft; er lernte tanzen, fechten, reiten, voltigiren, um in allen Stoffen ein ſeiner ſelbſt gewiſſer und mächtiger, freier Menſch zu werden und „leben zu lernen", wie er ſchrieb. Und um zu lernen, wie Menſchen ſich als Menſchen gebährden und darſtellen, dazu diente ihm das Theater, das vor

Univ. Bibl. München

dem ſiebenjährigen Kriege in der Pleißeſtadt einen Grad von Blüthe aufwies. Goethe hat Gottſched in einer komiſchen Scene geſchildert. Zwanzig Jahre früher war der Bearbeiter des „ſterbenden Cato“ noch der Jupiter tonans der äſthetiſchen Geſetzgebung und des mit Alexandrinern einherraſſelnden franzöſirten Kothurns. Und Gottſched war der erſte Götze, den Leſſing ſtürzte. Goethe hat keine Götzen geſtürzt; er hat alle Geſtalten ſeines Lebens in ſein großes weites Herz aufgenommen und ſie ruhig, innerlich damit geſättigt, überwunden. Leſſing war zu aller Zeit der Hercules, der ſchon in der Wiege Schlangen zerdrückte, als Mann den Augiasſtall in Litteratur und Kunſt, in Poeſie und Theologie ſäuberte, nicht müde ward, der Hydra des Aber- und Afterglaubens die Köpfe abzuſchlagen. Aehnlich waren ſich darin Beide, Leſſing und Goethe, daß ſie an der lebendigen Bühne „alle die hundert Kleinigkeiten“ lernten, die man nur in der Bude Apollo's begreift. Beide geſtehen, daß ihnen in der friſchen Werdeluſt ihres erſten Jugendlebens Alles was ſie dachten und fühlten zur Komödie ward, für Leſſing ſatyriſch, für Goethe mit ruhig tiefem, weichem Eingehen in Dinge und Geſtalten. Das hat ſie Beide wunderbar fein geſchult, dergeſtalt, daß ſie ſich früh gewöhnt, die Stoffe frei und ſelbſtlebend, friſch und plaſtiſch aus ſich zu entlaſſen. So überſichtlich wurden Dichtern ſelten die Gegenſtände ihres Schaffens, ſo frei darüber ſtanden nicht leicht Andere; ſie durchlebten ihren Inhalt, um ihn dialektiſch zu geſtalten. Wären ſie organiſch aufeinander gefolgt, es hätte ſich in Goethe, was Leſſing im Drama als Baſis ſchuf, naturgemäß und im feſten nationalen Styl fortgebaut. So aber brauſte Goethe ſelbſtändig erſt im Werther ſein qualbedrängtes Herz aus, und hatte im Götz dem regelloſen Sturmdrang der Genieſucht faſt zu gleicher Zeit Genüge gethan, wo Leſſing ſeine große regelrechte bürgerliche Tragödie, die Emilia Galotti, dieſe Grund- und Heeresſäule deutſcher Dramatik, ſchuf. Im Jahre 1771 iſt dies Normalſtück dramatiſchen Styles vollendet und veröffentlicht, und zwei Jahre ſpäter brachte Goethe ſeine compoſitionsloſe dramatiſche Chronik, hatte ſie ſchaffen können im wüſten, wilden Eindruck der Sturmgenialität aus Mißverſtand Shakſpeares, nachdem Leſſing 1767 und 1768, alſo fünf Jahre vorher, in der Hamburger Dramaturgie erſt die Tenne von den Franzoſen gefegt, mit Hinweis auf die freien Formen des Briten, aber nicht um fürs Drama der Deutſchen mit der Scylla die Charybdis zu vertauſchen. Ein Unſtern ſondergleichen für deutſche dramatiſche Litteratur, ein Unſtern, der ſich im deutſchen Leben auch ſonſt mit planloſer Zerſplitterung aller Kräfte wiederholt. Auch Schiller huldigte ſpäter in den Räubern dem Sturmdrang in ſich ſelber; er wie Goethe, in Cabale und Liebe und im Clavigo, lenkten dann wieder ein in Leſſings Dramenſtyl, dergeſtalt, daß ſich in dieſem Stück des Meiſters Dialog, in jenem ſeine markige Geſtaltenzeichnung ſelbſt bis auf Reminiscenzen und Nachgeburten in einer Lady Milford nach der Gräfin Orſina verrieth. Später verließen Beide von neuem Leſſings Styl, und mit ihm die Planetenbahn, um bald claſſiſch die Antike nachzubilden, bald romantiſch idealen Tendenzen nachzuſtreben, die ihre Geſtalten dem Mark des lebendigen Lebens und der realen Kernkraft Leſſing'ſcher Structur wieder entfremdeten.

Ein deutſcher Unſtern war es auch, wie beiden Geiſtern, die wir hier zur gegenſeitigen Ergänzung als zuſammengehörig betrachten, Leſſing und Goethe, der große Strom der Arbeitskraft verſchiedenartig gehemmt und unterbrochen, zergliedert und geſchwächt wurde, Dieſem, weil ſein großes weites Herz, nicht blos ſeine Lebensluſt am Hofe, ihn gefangen nahm mit ſüßen weichen Banden, Jenem, weil hundert Störungen, die der litterariſche Erwerb mit ſich brachte, ſeine Bahn kreuzten. Bei Goethe ward der mächtige Strom von Triebkraft in viele Seiten- und Abzugscanäle abgezweigt, um ein reiches, weites Gefilde zu umfaſſen; bei Leſſing war der große Strom durch Verhaue und Dämme angeſtaut, um ſeitwärts für den Tagesbetrieb Mühlen zu ſpeiſen. Beide fanden keine große Nation, die ihre Talente trägt, hält und nährt. Der Eine fand einen Fürſten, der ſich ſeinen Freund nannte, aber verſank trotz ſeiner großen Arbeitſamkeit behaglich und gemächlich in jene Einſamkeit und in jene Stille des abgezogenen Lebens, aus der ihn kein Ruf des Vaterlandes mehr aufſtörte. Der Andere, weil die Fürſten den ſtolzen Freimuth ſeiner Offenheit fürchteten, floh wie ein gequältes Wild, das in Winterszeit ſeine Nahrungsſtätte wechſelt, von Ort zu Ort, immer zur rechten Zeit auf dem Platze, wo es zu erraffen, zu erringen, zu erobern und im dichteſten Feindesgewühl der Freiheit und der Wahrheit eine Gaſſe zu öffnen galt, aber um ſchließlich bei früh erſchöpfter Kraft als „ſterbender Fechter“ zu enden.

Von den ſieben Jugenddramen, welche der Leipziger Periode und deren Nachwirkungen angehören, verwarf Leſſing ſelbſt alsbald nach ihrer Entſtehung ſchon die zwei Luſtſpiele „Damon“ und „die alte Jungfer“; letztere nennt Stahr eine Plattitüde, welche die Närrinnen verhöhnt, die ſich mit ihrem Gelde verkommenen adeligen Schuldenmachern an den Hals werfen. „Der Schatz“ iſt eine Nachahmung des Plautus, jedoch mit dem ſichtbaren Streben, die ſtereotyp gewordenen Charaktere pſychologiſch beſſer und ſchärfer zu motiviren; die ſcharfſinnige Leichtigkeit und Lebendigkeit des Dialogs erreicht hier ſpielend ſchon eine Meiſterſchaft. Auch „der Miſogyn“ iſt angeregt von antiken Luſtſpieldichtern, verbunden mit einer epiſodiſchen Entlehnung aus dem Franzöſiſchen. „Die Juden“ bezeugen, wie früh Leſſing ſchon ein Anwalt wurde gegen Vorurtheile, unter denen ein Mendelsſohn noch unter einem preußiſchen Friedrich geknechtet wurde. Den „jungen Gelehrten“ und den „Freigeiſt“ erwähnten wir bereits. Die drei letzten Dramen ſind Studien, die ſchon treffend die Narrheiten der Menſchen in der eigenen Zeit geißeln. Gottſched hatte das Theater mit den ſteifen Formen der franzöſiſchen Renaiſſance vor Rohheit ſichern wollen. Aber bei der Unfähigkeit, dem Drama Inhalt zu geben, waren dieſe Formen zur Tyrannei erwachſen, die den guten Geſchmack und die freie geſunde Schöpferkraft knechteten. Frau Neuberin hatte auf Gottſcheds Betrieb den Harlekin, den ſtehenden ſchmutzigen Spaßmacher der Komödie, öffentlich und feierlich verbrannt. Leſſing ſagte, nur die bunten Kleiderfetzen der Narrheit ſind damit vernichtet, die Narren wandeln um in allerlei ernſthaftem Koſtüm, und die Komödie muß fortfahren, das Amt Harlekins zu üben. Später forderte ihn Möſer geradezu auf, ein Lobredner Harlekins zu werden. Leſſing antwortete in der Dramaturgie, das ſei er ſtets geweſen; auch habe die Neuber nur Kleid und Namen vom Harlekin verbrannt, ihn weiß angezogen ſtatt ſcheckig, und ihn Hänschen genannt. Nun die Neuber todt, und Gottſched auch, „dächt' ich", ſchrieb er, „wir zögen ihm das bunte Jäckchen wieder an." Daß er ein ausländiſches Geſchöpf: was thäte das! meinte Leſſing. „Ich wollte, daß alle Narren unter uns Ausländer wären. Es iſt widerſinnig, das nämliche Individuum alle Tage in einem andern Stücke erſcheinen zu ſehen. Man muß ihn aber als Gattung betrachten; es iſt nicht Harlekin, der in allen Stücken ſpielt, ſondern Harlekine." — In dem Bruchſtück zum Trauerſpiel „Henzi" wagte ſich Leſſing, obſchon in Alexandrinern, über den gequälten und geſtelzten Kothurnſchritt hinaus zuerſt an einen bürgerlichen Stoff der Gegenwart. 1749 war der Berner Patriot Samuel Henzi von der Ariſtokratie ſeines Kantons enthauptet, weil er deren Privilegien bekämpft. Es war der erſte kühne Griff des Begründers nationaler Dramenpoeſie. Aber erſt in Sara Sampſon warf er die falſchen Feſſeln des Kothurns ab, um aus Stoffen des realen gegenwärtigen Lebens das bürgerliche Drama zu geſtalten. Er entnahm die Fabel aus dem Gebiet des engliſchen Romans, der zuerſt mit der Fülle einer lebendigen Wirklichkeit die gekünſtelte Affectation aus den poetiſchen Intereſſen verdrängte.

Leſſing ſchrieb dies Stück zur Zeit ſeines erſten Berliner Aufenthaltes in der Stille zu Potsdam, in die er ſich zurückgezogen hatte, um von den Mühen des Feuilletoniſten an der nachmals Voßiſchen Zeitung zu verſchnaufen. Sein Freund Mylius, ein Leipziger Studiengenoß, der in der Pleißeſtadt zum Schrecken der eleganten Welt in eingetretenen Schuhen einhergelaufen, hatte dem von Gläubigern Verfolgten dieſe Stelle und Quelle zur Thätigkeit in der Stadt des Preußenthums eröffnet. Die Ackermann'ſche Geſellſchaft gab juſt zur Zeit in Berlin auf dem Rathhauſe Vorſtellungen, jedoch bei der Franzoſenneigung, die der große König begünſtigte, mit ſo wenig Glück, daß man dies Stück von Leſſing nicht geben mochte. Die erſte Aufführung erfolgte am 10. Juli 1755 zu Frankfurt a. d. O., wohin Leſſing ſelbſt zur Leitung der Proben ging. Zeitgenoſſenbriefe melden die ungeheure Wirkung des Stückes. Ramler ſchrieb an Gleim von den Zuſchauern: „Sie ſaßen vier Stunden wie Statuen und zerfloſſen in Thränen."

Dies jetzt ſo ziemlich beſeitigte Drama iſt außerdem, daß es tonangebend war und eine neue Epoche eröffnete, doppelt dadurch wichtig, daß Mellefont, der Mann im Stücke, das Urbild der Goethe'ſchen Halbmänner, jener Clavigo und

Weißlingen, wurde, in der Marwood aber, der Vorgängerin der Orſina und Milford, ein antiker Charakter moderniſirt, eine zweite Medea geſchaffen wurde, wie auch Leſſings Odoardo in Emilia Galotti ſpäter noch den Vater der Virginia, der ſein vom Tyrannen entweihtes Kind erſticht, zum Urbild hatte. Melleſont, der junge Roué, liebt die Tochter Sir William Sampſons; nur Teſtamentsklauſeln verzögern ſeine Entſchließung, ihr rechtmäßig die Hand zu geben, noch mehr ſeine blaſirte Eheſcheu und ſein Verhältniß zur ſchönen, von ihm verlaſſenen Wittwe Marwood, die allen Zauber der Coquetterie in Gang ſetzt, ihr altes Opfer wiederzuerobern. Sie reiſt ihm mit der Tochter nach, deren Kindlichkeit ſein Vaterherz aufweckt, ſo wie er ſelbſt gleich ſehr wieder ſeine Schwäche ihr gegenüber fühlt. Die Marwood traut ihrem alten Anrecht und ihren Künſten ſo ſehr, daß ſie die junge glückliche Nebenbuhlerin zum Abtreten des Gatten zu ſtimmen hofft. Wie ihr dies mißlingt, iſt Rache ihr Gedanke; ſie wird eine Medea in neuer Geſtalt. Sie vergiftet Miß Sara, nimmt zum Schutz für ſich ſelbſt Melleſonts Kind mit ſich; dieſer aber erſticht ſich vor der Leiche der Geliebten. — Es war ein demokratiſcher Zug, den dritten Stand im bürgerlichen Drama Intereſſe an ſich ſelbſt finden zu laſſen, wie Goethe's klugem Auge nicht entging; der tiers-état forderte bald genug nicht blos die Aufmerkſamkeit, ſondern auch die politiſchen Rechte, die ihm als Hauptträger des nationalen Geſammtwillens gebührten.

Von Leipzig hatte ſich Leſſing zunächſt nach Wittenberg begeben, theils um ſeinen Gläubigern zu entgehen, denn der Erwerb in Leipzig reichte nicht aus, die Unterſtützungen, die ſein edles Herz bedrängten Verwandten zufließen ließ, zu decken, theils um den Eltern die Furcht zu benehmen, ſein Umgang mit Komödianten werde ihn ganz dem Böſen verfallen laſſen. Die Hochſchule zu Wittenberg förderte ſeine theologiſchen Studien, während Leipzig ſeit dem ſiebenjährigen Kriege verfiel. Leſſings Briefe ſtrotzen von Heiterkeit, Kraft und Frohſinn, und doch war ſein Leben voll Arbeit und Noth, um das Drückendſte von geliebten Menſchen, die ihm angehörten, abzuwenden. Er mußte überſetzen und in Berlin Journalartikel ſchreiben. Nikolai und Mendelsſohn, wie Mylius, verſchafften ihm Arbeit, denn er für ſich ſelbſt war ſorglos und lebte am liebſten „wie der Sperling auf dem Dache".

In Wittenberg (zu Ende 1751 bis Ende 1752) hatte er aus dem Studium der Reformationsgeſchichte Früchte geerntet. Er vertheidigte mit edler Gerechtigkeitsliebe in ſeinen „Rettungen" Männer, die dem Werke der Kirchenreinigung erheblich gedient und der Mißkennung und Verachtung unterlagen, Männer wie Cochläus, Lemnius, Cardanus, deren Ehre Leſſing auf dem Boden Martin Luthers wiederherſtellte, weil ſie deſſen Thun gefördert. Zu Leſſings Rettungen gehört auch die Schilderung des ungerecht als Ketzer verſchrienen Berengar von Tours. Auch die „Rettungen des Horaz" gehören der Wittenberger Periode an. Zur Zeit der Sara

Sampſon aber begann in Berlin ſeine Theorie des Drama's nach Ariſtoteles zu reifen. Er hatte in Leipzig Gottſched geſtürzt; in Berlin galt es Voltaire ſtürzen, mit dem er auch perſönlich in einen widerlichen Handel gerieth, der die ſittliche Ehrenhaftigkeit des Franzoſen zweifelhaft machte, ihm ſelbſt aber den Stachel wider die Herrſchaft des ſchnöden Franzoſenthums in Deutſchland perſönlich ſchärfte.

Seinem dritten Aufenthalt in Berlin (1758—1760) gehören die Litteraturbriefe, die Fabeln, das Trauerſpiel Philotas und die Bruchſtücke zum Fauſt an. Die Litteraturbriefe Leſſings ſind die wichtigſte und die folgenreichſte Erſcheinung der deutſchen Journaliſtik des 18. Jahrhunderts. Nikolai hatte ſein in Leipzig erſcheinendes Journal, die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, an Weiße abgegeben. Leſſing faßte mit ihm und Mendelsſohn den Plan zu dieſen Briefen in zwangloſer Form an einen im Felde verwundeten befreundeten Officier, — bei welchem Leſſing an Ewald v. Kleiſt dachte, mit dem er in Leipzig verkehrt hatte, wenige Jahre vor dem Tode des Freundes in der Schlacht bei Kunersdorf. Die Litteraturbriefe ſtürzten die äſthetiſch religiöſe Verſchrobenheit der Klopſtockianer und den geiſtlichen Hochmuth der moraliſchen Wochenſchriften dieſer ausgearteten Partei. Gleichzeitig war Leſſings Wirkſamkeit im Gebiet der Fabel, dieſer kleinen Kunſtform, die ſeiner epigrammatiſchen Schärfe und Kürze ſo ſehr zuſagte, und die er, der Verſchwommenheit der Bodmer'ſchen Schweizerſchule gegenüber, auf die naturwüchſig kräftige Einfachheit Aeſops zurückführte. So gaben ihm überall Natur und Alterthum die einzig richtigen Modelle, nach denen er arbeitete und gearbeitet wiſſen wollte. Auch das Drama drängte er aus der moraliſirenden Richardſon'ſchen Breite auf die Naturkraft und hohe Einfalt der Antike. Für das ſpartaniſch körnige und kriegeriſche Drama Philotas war ihm ſein Freund Kleiſt mit einer Tragödie Seneca, ja bald auch mit ſeinem eigenen Heldentode vorangegangen. In dem alten deutſchen Fauſtdrama, das er zuerſt 1753 in der Schuch'ſchen Bretterbude auf dem Gensdarmenmarkt zu Berlin geſehen, fand er die verlorne deutſche Kernkraft, die auf Verwandtſchaft mit Shakſpeare zurückführte. Er machte zwei Entwürfe zur Neugeſtalt eines dramatiſchen Fauſt; beide aber blieben Fragment. In dem einen hielt er ſich ganz an die alte Zauber- und Teufelsfabel; in dem andern, auf Leſſings italieniſcher Reiſe ſpäter verloren gegangen, überſetzte er die Fabel ins Menſchliche und gab die Rolle des Verführers der Unſchuld einem teufliſch gearteten Böſewicht.

Leſſing war zur Zeit ſeines dritten Berliner Aufenthalts 30 Jahre. Bei all ſeiner Haſt und Unruhe, die äußerlich nach Bewegung, Welt- und Menſchenkunde, innerlich nach neuen Feldzügen des Geiſtes dürſtete, ſuchte er doch nach einem feſten Punkte des Wirkens. Der Kriegslärm ſtörte alles Geſchäft des Friedens und der Muſen; auch in günſtigerer Zeit hat ihn König Friedrich auf der Liſte zur Bibliothekarſtelle geſtrichen, ſchon wegen des frühern bittern Gefechtes mit Voltaire. Reiſepläne mißlangen dem Wanderluſtigen.

Eine Reiſe nach Holland ward als Epiſode raſch beendet und abgebrochen; den Antrag zu einer Profeſſur in Moskau wies er von ſich. In Leipzig zur Zeit ſeines Umgangs mit Kleiſt hatte er den Oberſten Tauenzien kennen gelernt. Dieſer hatte 1760 als Gouverneur in Breslau zahlreiche Verwaltungsgeſchäfte, erinnerte ſich des Kleiſt'ſchen Freundes und trug Leſſing die Stelle eines Gouvernementſecretärs an. So trat der große Rufer im Streit, der litterariſche Held und Kämpe Deutſchlands in das preußiſche Kriegs- und Weltleben zu Breslau, wo er den Deutſchen den beſten Ertrag ihres Bruderkrieges erwarb, das Drama Minna von Barnhelm. Preußen erwarb aus dem ſiebenjährigen Kriege Schleſien und blutige Lorbeern, Deutſchland die traurigſte Zerriſſenheit und Verbitterung, aber auch jenes Werk voll ewiger Gültigkeit, das erſte, aus eigenem Blut und gegenwärtigem Leben erzeugte dramatiſche Charakterbild. Man kennt in Breslau noch die Stätte des Gartens auf dem Bürgerwerder und das Haus in der Junkerſtraße, ſowie ein anderes, zum Poſthorn genannt, an der Schuhbrücke, wo Leſſing dies „Soldatenſtück" ſchrieb, in welchem ſich die Kraft des Preußenthums mit der ſächſiſchen Anmuth vereinte, um norddeutſches Leben glorreich abzuſpiegeln. Mitten im ſtürmiſch bewegten Feldlager vor Schweidnitz ſtudierte er Spinoza und die Kirchenväter, um in Philoſophie und Chriſtenthum auf die erſten und reinſten Quellen zurückzugehen. Der Breslauer Periode gehört auch ſein Laokoon an, das Bruchſtück gebliebene Grundbuch deutſcher Aeſthetik.

Nach Berlin zurückgekehrt, legte er der Welt dieſen ſeinen Laokoon vor, zugleich als Berechtigung zu jener Bibliothekarſtelle, um die er Winckelmann zum Mitbewerber hatte. Dieſer lehnte den Antrag ab, und Leſſing mußte einem franzöſiſchen Charlatan weichen, während zugleich ſein, preußiſchen Kraftgeiſt athmendes Schauſpiel lange Zeit in Berlin verboten blieb, weil über Krieg und Politik nicht dramatiſirt werden ſollte.

Leſſing konnte ſich mit Bitterkeit ſagen, daß er nie Glück gehabt, und doch leuchtete auf ſeiner Stirn der heitere Glanz des ewigen Siegers, ſprudelte ſeine Lippe von attiſchen Scherzen, blieb die gepanzerte Kraft ſeines Geiſtes immer in Waffen. Wie er 1766 wieder „müßig am Markte ſtand und Niemand ihn dingen wollte," traf ihn plötzlich die Aufforderung, an einem deutſchen Nationaltheater, das man in Hamburg gründen wollte, mitzuwirken. Löwen hieß der Schauſpieler, der auf Leſſing fiel, anfänglich um ihn als einen ſchnellfingerigen Goldoni für eine Reihe Stücke jährlich zu werben, dann, als Leſſing dies lachend abwies, ihn als Dramaturgen, als Kritiker zu gewinnen. Den 22. April 1767 ward die Nationalbühne zu Hamburg und Leſſings Dramaturgie eröffnet; am 25. November des nächſten Jahres ſchloß man die Bude zu und Leſſing ſeine Dramaturgie mit dem Ausruf: „O über den gutherzigen Einfall, den Deutſchen eine nationale Bühne zu ſchaffen, da wir Deutſchen noch gar keine Nation ſind!" Und er meinte nicht die politiſche Verfaſſung, ſondern — wie bitter! — blos den ſittlichen

Charakter, von dem man faſt ſagen müſſe, dieſer ſei: „keinen eignen haben zu wollen.“

Auch das zweite Grundbuch deutſcher Kunſt und Litteratur, die Dramaturgie, blieb Bruchſtück; die Aeſthetik von heute hat es noch zu ergänzen; die Production der Deutſchen von Leſſing bis heute hat es zu beſeitigen unaufhörlich verſucht. Ein drittes Grundbuch deutſchen Geiſteslebens gab Leſſing auf religiöſem Gebiete in den Wolfenbütteler Fragmenten, aus deren Elementen ſchließlich das Gedicht Nathan der Weiſe erwuchs. Seit 1769 hatte ſich der freie Weltbürger vom Ruhm- und Ehrgeiz des Braunſchweiger Hofes einfangen laſſen. Es begannen für ihn die Leidensjahre ſeiner Wolfenbütteler Einſiedelei, die nur kurz und ohne Segen von einer italieniſchen Hetzreiſe an der Seite eines Prinzen des herzoglichen Hauſes, vergeblich durch eitle und trügeriſche Berufungen nach Wien und Mannheim unterbrochen wurden. Was zu Hamburg in bürgerlichen Händen geſcheitert war, ſollte jetzt mit fürſtlicher Fürſorge neu verſucht werden; Eitelkeit und Ruhmliebe trieben zu Wünſchen nach Nationalunternehmungen, aber Akademie und Theater der Art blieben eitel ein Spiel der Großen, und der Genius, der den Nationalgeiſt dazu wachgerufen, wurde von Höflingen getäuſcht und übel bedient. In ſeiner Heimath und Leipzig, in Berlin und Hamburg war der Welteroberer mit allen ſeinen Schiffen abgebrannt; dennoch blieb er als Menſch und Geiſt nach wie vor noch in Hamburg mit tiefem Anker feſt. Von dort erhielt er die hinterlaſſenen Papiere des trefflichen Profeſſor Reimarus, der Zeitlebens frei über Chriſtenthum und Bibel gedacht, aber nicht gewagt, ſeine Gedanken dem Fanatismus der Finſterlinge preiszugeben; mit Eliſe Reimarus, der Tochter des Edlen, blieb Leſſing nach wie vor im beſten Freundſchaftsverkehr, auch als die Herausgabe der Fragmente alle Welt gegen ihn in Aufruhr brachte. Seiner Hamburger Epoche verdankte er auch den beſten Schatz ſeines perſönlichen Lebens, die Gattin, Frau Eva König, die er ſeit 1776 wenig mehr als ein Jahr die Seinige nennen ſollte, um auch als Menſch den Gipfel des Höchſten und Reinſten zu erkämpfen, ohne des Glückes ſolcher Errungenſchaft lange und zu dauerndem Genuß und Segen theilhaftig zu werden.

Die Wolfenbütteler Fragmente gehören recht eigentlich zu jeder vollen Ausgabe von Leſſing's Werken. Er gab ſie nicht blos heraus, als angeblichen Fund in der Wolfenbütteler Bibliothek; er vertheidigte ſie auch gegen den Hamburger Hauptpaſtor Goeze, und dieſe ſeine Fehde ward noch wichtiger als die frühere gegen den Halleſchen Klotz in den antiquariſchen Briefen. Der „Klotzianismus“ beſchränkte ſich auf die Pedanterien in Sachen des Alterthums; der preußiſche Kathederheld und Geheimerath war der elegante Geck unter den Pedanten ſeiner Zeit. Leſſing ſchrieb ihn buchſtäblich zu Tode; der entſetzte Gegner ſtarb, zweiunddreißig Jahre alt, plötzlich vor Schreck und Gram, ſich von ſeiner angemaßten Höhe geſtürzt zu ſehen. Er war in der Reihe der Popanze und Perrücken auf Gottſched gefolgt im

Reiche der Herrſchaft über die deutſchen Geiſter, und erlag wie Dieſer vollſtändig vor Leſſing's Hieben. Das ärgſte Haupt der vielköpfigen Hydra war aber das theologiſche, und der Haupt-Goeze von Hamburg ſchürte Kaiſer und Reich zu Flammen wider den Gottverſucher Leſſing, der mit den Fragmenten Himmel und Hölle durcheinanderſtürze und Chriſti Reich auf Erden vernichte. Leſſing bewies, daß mit Zweifeln an der Bibel das Chriſtenthum noch nicht bezweifelt werde, denn das Chriſtenthum ſei mit Chriſtus, ſeinen Lehren, ſeinem Leben und Wirken ſchon dageweſen, ehe die Evangelien geſchrieben; zwiſchen Chriſtenthum und Chriſti Lehre aber ſei ein himmelweiter Unterſchied, denn Menſchenwerk habe die reine Quelle getrübt. Dies eine Grundſäule jener Unterſuchungen, auf welcher noch heute Friedrich David Strauß in ſeiner Evangelienkritik zu fußen ſuchte, während Leſſing reinigend in den alten blöden Buchſtabenglauben griff, der heidniſch genug war, einen chriſtlichen Wandel nicht höher zu halten als ein mechaniſch zugeſtandenes Bekenntniß, ſo daß Nathan der Weiſe die alte Fabel vom ächten Ringe wieder erzählen mußte, der beliebt mache bei Gott und Menſchen, den jeder Glaube zu tragen meine, ohne es durch die That zu beweiſen, und der vielleicht allen Erben des Vaters verloren gegangen, weil „andächtig ſchwärmen“ um vieles leichter ſei als „gut handeln“.

Am tiefſten gekränkt von allen Bitterkeiten des deutſchen Lebens hat Leſſing das Scheitern des Plans, ein nationales Theater zu ſchaffen. Er wollte ſich, als er von Hamburg ſchied, vor Deutſchland verkriechen, vor aller Welt verſchwinden, ſich in ein italieniſches Kloſter flüchten und heimlich die Schmach ſeiner Niederlage verſchmerzen. In der Einſiedelei des Wolfenbütteler Schloſſes hielt ihn blos der Gedanke feſt, ſeiner Freundin Eva eine ſichere Stätte zu bieten. Sie war eine geborene Mainzerin; ihr Mann, Leſſings Freund, hatte Fabriken in Hamburg und Wien; er ſtarb plötzlich, und aus dem Freundſchaftsgefühl erwuchs die Luſt, als Mann rettend zu helfen, den Waiſen ihr bedrohtes Erbtheil zu ſchützen, und endlich auch der ſüße Eigennutz der Liebe, den Leſſing' ſelten oder ſonſt nie im Leben gefühlt. Er war auch zu Eva ſtreng und keuſch in ſeinen Empfindungen; hinter der verdeckten Zärtlichkeit bricht nur ſtellen- und ſtoßweis die verhaltene Sehnſucht nach Liebesglück hindurch. Und doch war ſchon in den erſten Freundſchaftsregungen ſoviel Treue der liebevollſten Zugehörigkeit, wenn auch aus ſeinem: „Meine liebe Madame“ nur langſam „werthgeſchätzte Frau“ und endlich „geliebte Freundin“ wurde. In dieſen 98 Briefen von Eva und 80 von ihm, ſechs Jahre lang geſchrieben, bis er, ein Siebenundvierziger, Eva heimführte, ſpricht keine Verhimmelung und Vergötterung; aber Tüchtigkeit und Edelſinn, der hellſte klarſte Verſtand und die zarteſte Feinheit des Herzens reichen ſich hier zum Bunde die Hand. Es liegt einfache Größe in dieſen Briefen zweier Liebenden. Sie ſind Beide wortkarg in ihren Empfindungen, ſparſam mit den zart und hoch behüteten Schätzen des Herzens. Der Mangel an Lyrik in Leſſings ganzem Weſen war eine offenbare Verſagung; und doch wird dieſer Mangel bei ihm durch die zarteſte Feinheit ſeiner leiſen Empfindung, durch die tiefſte Regung wunderbar klarer Eingebungen des Herzens erſetzt und vollauf gedeckt.

Leſſing ſchrieb am Sarge ſeiner Eva, er habe es auch einmal ſo gut wie Andere haben wollen, aber es ſei ihm ſchlecht bekommen. Ein bitteres Epigramm konnte er auf alle Denkſteine ſeines Wirkens, Kämpfens und Schaffens ſetzen; er war und blieb bis an ſein Ende der fechtende Athlet für Deutſchlands Wiſſenſchaft, Litteratur und Kunſt.

Zum Weihnachtsfeſte 1777 beſcheerte ihm Frau Eva einen Sohn, aber das Kind ſtarb und riß die Mutter mit fort. Leſſing ſchrieb vor Schmerz fröſtelnd und mit den Zähnen klappernd: „Ich verlor ihn ſo ungern, dieſen Sohn, denn er hatte ſchon ſoviel Verſtand! Oder war es nicht Verſtand, daß man ihn mit eiſernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er ſo bald Unrath merkte? — Freilich zerrt mir der kleine Ruſchelkopf auch die Mutter mit fort! — Ich wollte es auch einmal ſo gut haben wie andere Menſchen. Aber es iſt mir ſchlecht bekommen.“ — Leſſing der Menſch war ſeitdem gebrochen; der Schlaf überfiel ihn oft mitten am Tage; er war müde wie ein aus hundert Wunden blutender Krieger. Zu Eliſe Reimarus zog es ihn noch einmal nach Hamburg; dann kehrte er in die Stille zurück. An ſeinem Sterbetage, dem 15. Febr. 1781, raffte er ſich plötzlich vom Lager auf, kleidete ſich an und trat, wie zur Geſellſchaft fertig, den Hut auf dem Kopfe, zu ſeiner Pflegetochter ins Zimmer. Auf dem edlen Antlitz waren die Hippokratiſchen Züge ſchon lesbar; er hatte ſich geirrt, man hatte ihn nicht gerufen und nicht geladen; aber er lächelte ſeelenvoll und begrüßte heiter wie zum Scherz aufgelegt die Geſellſchaft. Es war als hätte er wie Held Mannsfeld mannhaft gerüſtet ſterben wollen. Und ſo beſtätigte ſich auch äußerlich, wie er ſeine Haltung bis zum letzten Moment bezeichnete. Er ſtarb ſo arm, daß der Braunſchweiger Herzog ihn auf Staatskoſten begraben ließ. Innerlich aber konnte er ſich, nach dem Erfolg ſeiner Arbeiten zu urtheilen, für bankerott erklären. Der mächtigſte Fürſt ſeiner Nation, der König der Aufklärung, der ihm geiſtesverwandte Friedrich, hatte ihn überſehen, ihn abſichtlich nicht gekannt. Noch ein Jahr vor Leſſings Tode, noch 1780 war das königliche Gutachten über deutſche Litteratur erſchienen, das von einem Leſſing nichts wußte. Berlin hätte ihm die Stätte ſeines Wirkens werden müſſen. Wien hatte auf Augenblicke ein Verlangen nach ihm gehabt, aber ihn, wohl aus Furcht vor der Hierarchie, nicht brauchen können. Den deutſchen Hochſchulen war er ein Gräuel geblieben, denn er hatte ihre Götzen, die Götzen der falſchen Gelehrſamkeit, geſtürzt. Mitten in einem deutſchen Kriegslager hatte er mit dem erſten claſſiſchen deutſchen Drama gezeigt, wo der Stoff für nationale Poeſie zu holen ſei, aus dem Holze des eignen, lebendig wachſenden Waldes, und bald darauf ſcheiterte in Hamburg ſein Verſuch, den Deutſchen eine nationale Bühne zu ſchaffen. Mit der Einſamkeit ſeines zurückgezogenen Lebens auf der Wolfenbütteler Bibliothek leiſtete er, dem es ein Genuß geweſen, lebendig unter Menſchen zu verkehren, ſchmerzlich Verzicht auf ihm liebgewordene Gewohnheiten. Er ſtarb äußerlich und innerlich faſt ganz vereinſamt. Sein ſchmerzlich bitteres Wort über den Ausbruch der Wertherperiode war brieflich ſein letztes.

Wie vor einem antiken Fund aus Pompeji ſtehen wir betroffen ſtill, tritt uns aus des Altmeiſters Werken unverhofft eine Maxime, ein Grundſatz ſeines künſtleriſchen Schaffens entgegen. Wir reiben uns die Augen, beſinnen uns ſchwer und ſtaunen dann über die Machtwirkung dieſer einfachen Wahrheit. In der verworrenen Vielfachheit unſerer Luxusbedürfniſſe und Luxusbegriffe, in der aufgelöſten Stylloſigkeit unſeres Eklekticismus iſt uns das einfach Große, das natürlich Schöne, das logiſch Richtige etwas Neues, etwas Ueberraſchendes geworden. — Wir verlangen nicht daß Leſſing je ſo populär hätte werden ſollen wie Goethe und Schiller. Soll, wie Gervinus ſagt, von Vermächtniſſen die Rede ſein, die der Nation aus der claſſiſchen Zeit überkommen: ſo kann Goethe als Erbſchaft der höhern, der feinen Bildung, Schiller als eine Erbſchaft der deutſchen Jugend gelten, Erbſchaften, die ſich hoffentlich kein weiterlebendes Geſchlecht je wird entreißen laſſen. Aber in den Werkſtätten der künſtleriſchen Thätigkeit ſollte Leſſing ſeinen Altar haben, in den Ateliers unſerer Bildhauer und Maler ſollte ſein Laokoon, in den Studien der mimiſchen Künſtler ſeine Dramaturgie die Bibel, am Eingang aller Kirchen und Schulen der Satz ſeines Nathan: „Um wieviel leichter andächtig ſchwärmen als gut handeln!“ die eherne Inſchrift ſein.

Wir finden es anders. Nach einer kurzen nihiliſtiſchen Raſerei der Junghegelianer gegen die Ueberlieferungen des Chriſtenthums wiegte ſich bald Alles wieder in religiöſer Denkfaulheit. Vor dem Leſſing'ſchen Nathan machen die ſpecifiſch Frommen das Kreuz, das Kreuz Chriſti; die Erziehung des Menſchengeſchlechts faſſen ſelbſt die denkenden Theologen von heute mit Glacéhandſchuhen an, um ſie bei Seite zu legen. Selten verräth eines Malers Bild von heute die Kenntniß der Grenzen der Malerei, die Leſſing als einfaches Naturgeſetz entdeckte. Unſere dramatiſchen Genies tappen herum nach einem Dramenſtyl, den Leſſing fand, weil er über die Natur der dramatiſchen Kunſt nachdachte. In gefühlsüberſchwangern Wühlereien unorganiſch planlos herumdämmernd, ſind unſere Lyriker Muſikanten auf der Leier geworden, ohne alle Ahnung daß auch dem lyriſchen Stoff die ordnende und geſtaltende Kraft der Architektur und Plaſtik zur höchſten Form in der Lyrik, zur Ballade, noththut. Einer „Nation von Denkern“ ſind faſt in allen Formen des Dichtens und Bildens die Gedanken ihres großen Lehrmeiſters, die Elementarbegriffe des künſtleriſchen Denkens und Schaffens verlorengegangen. Ich weiß nicht, iſt es die ſtählerne Kraft des Leſſing'ſchen Gedankengehalts, iſt es die blitzende Macht des geſunden Verſtandes unſerer kränklichen Gefühlsſchwelgerei gegenüber, oder iſt es die lächelnde, ihrer ſelbſt ſo gewiſſe Grazie ſeiner Form: — es iſt in Summa die keuſche Einfachheit und Naturwahrheit ſeines hellen Geiſtes, was den Abſtand von ihm und uns zu einer wahren Kluft macht. Dieſe Kluft auszufüllen und zu ſchließen, würde ein einzelner Held zu Roß und in Waffen, ſtürzte er ſich in den römiſchen Opfertod fürs Vaterland, nicht ausreichend ſein. Eine ganze Generation voll romantiſcher Gelüſte müßten wir in die Spalte verſenken, all die feige, furchtſame Frömmelei in Sachen der Religion, all den wuchernden Luxustrieb und Luxusbedarf unſeres geſammten üppigen Schwelgens, und den ſybaritiſchen Hang dieſes Zeitalters, die Manneskraft des Denkens in eitel Muſik der Empfindung zu erſäufen.

Wir leben jetzt im Zeitalter der Litteraturgeſchichtſchreiberei. Seitdem Gervinus mit ſeiner pragmatiſchen Arbeiterkraft die ſtofflichen Maſſen bewältigt und in ihrer Geneſis geordnet hat, erſcheint zu jeder Oſtermeſſe eine Fluth von Litteraturgeſchichten. Daß ſie Glück machen und Auflagen erleben, beweiſt daß auch der wiſſenſchaftliche Dilettantismus in Deutſchland graſſirt. Mit dem umſichwuchernden Dilettiren in Kunſt und Wiſſenſchaft fällt die Scheidewand zwiſchen Künſtlern und Publicum, aber es geht die Fähigkeit des Schaffens zugleich mit der Fähigkeit des Genießens verloren. Wo Alles ſchaffen will, kann auch niemand mehr genießen. Die Litteraturgeſchichtſchreibung luxurirt, und der Vater aller deutſchen Aeſthetik ſinkt mit ſeinen Geſetzen immer tiefer in Vergeſſenheit! Kein Handbuch freilich verſagt ihm die „verfluchte Schuldigkeit“ der Hochſtellung.

Er heißt überall der Gründer der neueren deutſchen Litteratur, der Reformator unſeres Geiſteslebens, der Schöpfer namentlich der deutſchen Proſa; — das wird ihm alles in einer Proſa eingeräumt, die von ſeiner Kraft und Grazie wenig erbte. Hat er wirklich den Grund gelegt zu deutſcher Kunſt und Litteratur, ſo fragt ſich was auf dieſem Fundamente weiter gebaut, ſo fragt ſich ob dieſer Weiterbau den Grundmauern entſpricht, die Schöpfung in ihrer Fortentwicklung ſich vom Geiſte des Schöpfers nicht grenzenlos verirrte. Von Erbſchaft, von Vermächtniß ſpricht man in Dingen des Geiſtes! Leſſing's Geſetze eine Hinterlaſſenſchaft an alle Künſtlernaturen! Freilich laſſen ſeine Geſetze deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft ſeit den Romantikern weit hinter ſich. Und es giebt auch Vermächtniſſe, die der Erbe gar nicht antritt! Er tritt ſie nicht an, weil an den Genuß der hinterlaſſenen Güter Bedingungen und Obliegenheiten geknüpft ſind, die zum Genießen derſelben ein ſtarkes Aufgebot ſelbſteigener Kraftentwicklung erfordern. — Leſſing wird auch der Luther in moderner deutſcher Kunſt und Litteratur genannt. Freilich wahr! Auch was Luther der Nation als Erbſchaft hinterließ, muß Jeder, will er's beſitzen, kraft eigner Eroberungsfähigkeit ſich ſelber erſt erwerben. Erbſchaft iſt in geiſtigen Dingen faſt immer nur Erwerbſchaft. Fertige Reſultate hat Leſſing weder gegeben, noch bezweckt. Als todtes Capital hat ſelbſt die höchſte Summe von Axiomen keinen Werth. Freilich war er der Herakles, den Augiasſtall ſeiner Zeit zu fegen und zu ſäubern. Aber er wollte mehr. Er gedachte den denkenden und den ſchöpferiſchen Naturen in der Nation die Kraft einzuflößen, die Augiasſtälle jedes Zeitalters zu reinigen, die Ungethüme, die dummen Beſtien und die wilden Ungeheuer jeder Epoche zu bezwingen. Und ein Prometheiſcher Lichtbringer war er zugleich, aber nur für Die, welche ſich ſelber am großen heiligen Licht der Sonne eine Fackel oder eine ſtille Lampe anzünden lernen. Ein feſtes Syſtem von Wahrheiten und Aufklärung hat er zu geben abſichtlich verſchmäht. Man kennt ſein großes Wort: Und träte Gott Vater vor mich hin, in der Rechten mir die volle fertige Wahrheit bietend, in der Linken aber den nimmerſatten ewigen Trieb zur Wahrheit, und ließe mir die Wahl: ich würde ihm in die Linke fallen und ſagen: Vater, gieb! die volle ganze fertige Wahrheit iſt ja doch nur für Dich! — Für uns aber iſt der Weg zum Ziele auf der Bahn des Lebens oft ſchon mehr werth als das Ziel ſelber, wird uns dies Ziel ein todter Beſitz. Im Triebe zur Wahrheit liegt eine Bürgſchaft, ſich der Wahrheit theilhaftig und werth zu machen. Die Wanderſchaft zum Ziele macht uns durch die Entwicklung von Kraft, Muth und Dauerbarkeit erſt fähig, überhaupt ein Ziel unſer zu nennen. Mithin thut es eben ſo noth, zu wiſſen wie Leſſing den Weg ſuchte als wie er ſein Ziel erreichte, das Wie er ſuchte ſo wichtig als Was er fand.

Leſſing hat ſeiner Zeit bei ſeinem kühnen Dreinſchlagen ungemein viel Staub aufgeregt. All dieſen Staub ſeiner Streitſachen, der ſich längſt gelegt hat, wieder aufnehmen, jedes Atom davon mit der Lupe durchforſchen und ſeciren, ſollte in einem Zeitalter, das in Wiſſenſchaft und Kunſt noch ſchöpferiſch lebendig ſein will, weniger unſeres Amtes ſein. Des Schweißes ſeiner Arbeit können wir freilich nicht entrathen. Wer nicht eines großen Kämpfers Kreuz auf ſich nimmt, kann nicht ſein Nachgefolge ſein. Aber die Schweißtropfen auf ſeiner Stirn ſollen wir nicht blos zählen, wir ſollen eingehen auf die Mühen ſeines Lebens. Will man Leſſing's Grundſätze und Lehren verſtehen, ſo muß man ſich in ſeine Kämpfe einlaſſen; wer nicht mitkämpft, hat kein Recht, hat keinen Antheil an ſeinen Siegen. Er war nicht Syſtematiker, er gab keine Summe von Reſultaten, auf die wir ſchwören könnten; ſein Haß gegen bindende Regeln hinderte ihn einen Complex aufzuſtellen, in dem er die Geſetze des Schönen abfaßte, einen Kreis von Axiomen, in den er die Wahrheit bannte. Umdeswillen war aber nicht weniger Syſtem in ſeinem Denken. Nur daß er die Wahrheit nicht conſtruirte, ſondern ſie an den Dingen erlebte und erleben ließ. So ſchrieb er dem Maler und Bildhauer bei der Betrachtung der Gruppe des Laokoon die Grundwahrheiten der Kunſt ſcheinbar gelegentlich nieder, deckte wie zufällig daran die Grenzen der Kunſtgebiete auf. So entwickelte er dem mimiſchen Künſtler Tag für Tag nach der Willkür der Erſcheinungen auf der Hamburger Bühne des Jahres 1768 die Maximen eines natur- und kunſtgemäßen Spieles. So gab er ſeine Anſichten vom Bau des Drama's concret in Werken, an denen er Jahrzehen lang ſtill gemeißelt. In der

Widerlegung der Irrthümer der franzöſiſchen Tragödie fand er die Formen des wahren Drama's; im Kampfe gegen das Falſche in der Theologie und Aeſthetik das Rechte und Wahre. Er trat nicht auf die Kanzel um Humanität zu predigen; er ſchrieb ein dramatiſches Gedicht und machte den Helden deſſelben zum Träger des wahren Menſchenthums. Er vindicirte dieſe Humanität als Blüthe und Frucht der Entwicklung der Menſchheit nicht ausſchließlich dem offenbarten Chriſtenthum, denn offenbarte Religion iſt nur Erbſchaft, nicht Erwerbſchaft; er nahm einen Juden, ſeinen Nathan, der ihm die ächte Religion der Liebe und Duldung als ſpecifiſches Menſchenthum verkörperte.

Man weiß um des Sokrates gerühmte Hebammenkunſt. Sie beſtand in der Maxime, die Wahrheit nicht zu octroyiren, ſondern ſie in jedem Einzelnen als einen Keim zu entwickeln, deſſen Gedeihen und Wachsthum dann Proceß der eigenen Entwicklung des Individuums ward, dergeſtalt daß die Summe höchſter heiligſter Wahrheiten nur die Frucht und das Ergebniß der Selbſterziehung und Selbſtbeſtimmung des Menſchen wird. — Leſſing thut mehr in ſeiner Weiſe, die Wahrheit zu lehren. Er läßt ſie ſich an den Dingen und Objecten wie von ſelbſt entwickeln. Wenn es abſolute Wahrheit geben ſoll, ſo muß ſie nicht aus dem Subject und ſeiner zufälligen Eigenart, ſie muß uns aus dem Objecte, aus den Dingen und Gegenſtänden als etwas natürlich Selbſtverſtändliches, als etwas Unabweisliches hervorgehen.

Mit Einem Worte: dieſer große Lehrer — als welchen

Leſſing alle Welt erkennt — war ein großer Lerner. Ihm ablernen, wie er gelernt, iſt die Aufgabe Derer, bei denen es mehr als Phraſe iſt, in ihm den Reformator, den Wiederherſteller, den Schöpfer und Vater deutſcher Litteratur und Kunſt zu wiſſen. Dem entſchieden poetiſchen Genie in die Vorbedingungen ſeiner Vollendung, in die Rüſtkammern ſeines Schaffens, in die Geheimniſſe ſeines Werdens zu folgen, iſt weit ſchwieriger. Aus Goethe's Liebesliedern die Art ſeines Liebens rückwärts deuten, dürfte ſich unlösbare Räthſel aufgeben heißen. Wie er die Wahlverwandtſchaften gedichtet, d. h. welche Studien am leidenden und blutenden Menſchenherzen, welche Wunden und Schmerzen, welche Himmelsluſt und welche Grabesnächte dem großen Gedicht im Leben vorausgegangen: dies zu erkunden und als Motive des Werkes zu erläutern, dürfte weit ſchwieriger ſein, als in Leſſings Arbeiten den Vorſtudien nachzugehen, um ihren Organismus und die Art ihres Entſtehens zu begreifen. Nirgends liegt ein litterariſches Leben zur Durchſichtigkeit ſo klar bis in ſeine innerſten Triebfedern vor uns aufgedeckt. Um ſo mehr ſollte Leſſings Leben und Thun das Studium ſein für jede künſtleriſche Natur. Was Leſſing vor der Mitte der Sechziger des vorigen Jahrhunderts ſchrieb, war nur Vorarbeit zu dieſen großen Grundſäulen für deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft. Hart auf einander folgten ſich 1766 Laokoon, 1767 Minna v. Barnhelm, 1768 die Hamburgiſche Dramaturgie. 1770 ward Leſſing Bibliothekar in Wolfenbüttel, 1772 erſchien ſeine Emilia Galotti. Aber auch in ſeinen Vorarbeiten iſt Leſſing lehrreich. Einen großen Maler in ſeiner Werkſtatt belauſchen, wie er ſich ſeine Modelle ſtellt, auch wie er ſich ſeine Farben reibt, iſt Gewinn, Genuß und Belehrung. Und hierbei iſt für den Biographen Leſſings zugleich Spielraum und Stoff gegeben, den Menſchen Leſſing aufzufaſſen, die Elemente, aus denen er perſönlich erwuchs, zu erläutern, damit wir wiſſen, welchem Naturell dieſer Geiſt angehörte, welchen Elementen er entſprang. Wilhelm Danzel führt aus langen Kirchenregiſtern den mühſamen Beweis, wie urdeutſch die Familie Leſſing (ehedem Leßigk) von Anfang an und ſeit länger als Menſchengedenken geweſen. Eine überflüſſige Mühe. Nicht blos Kamenz und die Lauſitz war ehedem ſlaviſcher Boden. Slaviſches zieht ſich weit hin in's germaniſche Herz hinein, nicht um das Deutſchthum zu zerſtören, vielmehr um ihm nach dem Prozeß der Amalgamation zu neuer Kraft und neuen Siegen zu verhelfen. Selbſt in Luther's Perſon dürfte ſlaviſches Element nicht zu verleugnen ſein; das Burleske in gewiſſen Zügen ſeines Naturells kann nicht anders denn als Beiſatz zum modernen Deutſchthum, das von ihm datirt, gelten. Auch in Leſſing ſteckt Slaviſches. Er war eines orthodox gelehrten, wenn auch aufgeklärten Paſtors Sohn. Dies das erſte, ihn geiſtig beſtimmende Element, dem er entwuchs. Die Familie, namentlich die Mutter, war ihrer Sitte nach orthodox, der Vater nach Art ſeines bibliſchen Denkens eher Rationaliſt als Myſtiker. In dieſer heimiſchen Sphäre ward der Knabe früh reif nach der Seite ſeines Wiſſens und nach den Bedürfniſſen ſeines Geiſtes. Er hätte in der Gelehrſamkeit als Wunderkind gelten können, hätte die Ehrbarkeit des Zeitalters eine Schönthuerei dieſer Art geſtattet. Die in ihren Einrichtungen damals faſt mönchiſche Gelehrtenſchule St. Afra in Meißen pflegte in ihm, was das väterliche Haus geſäet. Ein univerſelles Wiſſen auf allen Gebieten der Sprache und der Hiſtorie ward für ihn zu einer Ernte, auf deren Segen er nie ſchmähte, weil er die Factoren dieſer Kenntniſſe zu einem Product der Bildung für ſich machte. Aber er ließ ſich nicht feſſeln von dieſem Element; er ſchlug — ſanguiniſch und dialektiſch — in's Gegentheil über. In Familie und Schule, in Kamenz und Meißen war ſein Leben ein Pflanzenleben geweſen. Die freie ſelbſtwillige Bewegung gab ihm der Leipziger Verkehr. Er verfügte ſpäter ſehr oft nur nach Willkür und Laune über ſeine Stellung und Lage im Leben; in ſeiner Beſtimmung für Leipzig als Univerſitätsſtadt war Schickſalsfügung ohne ſein Zuthun. Leipzig war vor dem ſiebenjährigen Kriege der Tummelplaß der intereſſanteſten Bewegungen im Reiche der Geiſter. Die Univerſität war damals die bedeutſamſte. Die Blüthe der ſlaviſchen Jugend aus Polen, Rußland und Ungarn brachte Luxus und ſtolze Haltung in die Studentenſchaft. Ein junger kecker Uebermuth, der den akademiſchen Jüngling Leſſing beſeelte, war kein leerer Hochmuth, kein frecher Dünkel, ſondern ein geniales Selbſtgefühl, das auf das Bewußtſein fußte, in Sachen der wiſſenſchaftlichen Bildung über einen ſichern Fonds gebieten zu können. Der frommen Mutter, dem orthodoxen Vater ein Anſtoß, wo nicht ein Gräuel, weil er mit Schauſpielern verkehrte, war er ein Schrecken der gelehrten Philiſter, die er aus dem Staube ihrer Löcher aufjagte. Und während ihn die Bedächtigen frevelhaft leichtſinnig ſchalten, ihm aber doch huldigen mußten, hegten die wirklich Leichtſinnigen, die flotten Burſchen, mit denen er becherte, die leichtgeſchürzten Söhne und Töchter der Muſen aus der Bude der Frau Neuberin eine heilige Scheu vor dieſem Apollojüngling, weil er über Kenntniſſe verfügte, deren Glanz und Fülle ſie blendete, mitunter zu ihrem Staunen ſie gar bereicherte. In dieſer Doppelnatur ſeines Weſens ſteckt das Geheimniß ſeiner Bedeutſamkeit, der Zauber ſeines Wirkens. Den gelehrten Pedanten bewies er, ein Genie, wie z. B. Shakſpeare, brauche hundert Dinge nicht zu wiſſen, die ein Schulknabe wiſſe. Den leichtſinnigen Poeten und Männern legte er dar, wie verarmt, nackt und bloß die Muſen an den Strand des Lebens ausgeſetzt ſeien, wenn ſie ſich nicht um die Schätze der Wiſſenſchaft kümmerten. Er herrſchte nach beiden Seiten hin, er hatte ein Janusgeſicht, eines für die geſammten Schätze der Vergangenheit aller Jahrhunderte, eines für die Zukunft, indem er mit genialem Blick den Bedürfniſſen der Gegenwart eine ſchöpferiſche Perſpective, den Felſen eines trocknen Daſeins um ſich her einen Quell lebendigen Waſſers erſchloß.

Spricht man ihm, wie er ſich ſelbſt, das poetiſche Genie ab, ſo bleibt ihm noch ein ungeheurer Schatz, den die Götter eben ſo ſelten gewähren: der geniale Inſtinct, der, dünkt mich, ein glänzender Erſatz, ungeahnet und zur Genüge faſt, das

Fehlende deckte. Dieſen Inſtinct hatte er im Gefühl der Jugend und im Bewußtſein des beſten Mannesalters auch als Menſch. Es war ein Inſtinct, der ihn in die rechten Städte und zu den rechten Menſchen führte, in Leipzig zu Weiße und Mylius, in Berlin zu Mendelsſohn und der dortigen ſcheermeſſerſcharfen Sippe, in Hamburg zu Ekhof, dem Charaktermaler, der auch das bloße Gerippe einer Geſtalt mit dem warmen, wahren Fleiſch des Lebens bekleidete In Leipzig und Hamburg ſorgte das gütige Schickſal für ruhmſpendende Gegner, für Götzen die es galt zu ſtürzen. Die Götzen Gottſched, Klotz und Göze ſtehen ewig da in der Geſchichte deutſcher Cultur, weil Leſſing ihre Altäre ſtürzte, auf den Trümmern ihrer falſchen Tempel triumphirte. In Wittenberg verſtieg er ſich blos in den Schacht deutſcher Gelehrſamkeit, um in dieſem Bergwerk ſich ſeine ewige Waffenkammer zu erhalten. Nach Breslau aber führte ihn ſein Genius in ein Centrum des kriegeriſch und national preußiſch bewegten Lebens. — Seltene Beglückung eines deutſchen Gelehrten und Poeten bei aller Verſagung, bei aller ſonſtigen Kargheit ſeines Lebens! Und das Glück dieſer Begabung beſtand in dem Gemiſch deutſcher und ſlaviſcher Elemente, in dem Gemiſch von tiefer Gründlichkeit und lebendiger Beweglichkeit. War er kein Poet, ſo war er etwas Anderes, aber faſt nichts Geringeres. Er war, auch äußerlich als Schriftſteller mit ſeinem heimathloſen Umſchweifen und Umtreiben, und in der Unruhe ſeines ewig getriebenen Geiſtes der „Volksredner mit der Feder." Bei dieſem ungeheueren encyklopädiſchen Wiſſen, bei dieſem allſeits herbeigeholten Apparat der tiefſten und ſchärfſten Kenntniß aller Vergangenheiten in jeder Disciplin, bezog er doch Alles auf die Gegenwart, auf den Stand der lebendigen Intereſſen des Augenblicks. Hier Leben zu erwecken, aus dem Boden, auf welchem er und ſein Zeitalter ſtand, Leben ſprießen zu laſſen: war Zweck und Ziel ſeiner gelehrten Thätigkeit, ſeiner Kritik und ſeiner ſchöpferiſchen Arbeiten. Seine Werke hat man Monologe genannt; ſie waren in der That Reden, die er hielt und die dem Augenblick zu dienen ſchienen, während ſie die Reſultate aller Vergangenheiten, die Perſpective der Zukunft umfaßten. Die Grundzüge zu einer deutſchen Aeſthetik ſind in Leſſing gegeben, aber nur die Grundzüge, nicht der geſammte Codex.

Auf Leſſing zurückgehen heißt allerdings fortſchreiten, — wiederholte mit uns Adolph Stahr. Man braucht aber nicht mit Stahr der Panegyriker Leſſings zu ſein; man würde ſonſt blind ſein müſſen über ſeine Lücken. Eine einzelne Geſtalt mit ihrem Bekenntniß und ihren Mitteln, und wären ſie die höchſten, deckt noch nicht das geſammte nationale Bewußtſein und die geſammte nationale Kraft. Ein nachgeborenes Geſchlecht hat die Lücken Leſſings zu füllen. Verſagt war ihm nicht blos die Erkenntniß und das Element der Muſik. Auch die Lyrik war ihm verſagt; wo er lyriſch iſt, ſpitzt ſich ihm Inhalt und Form epigrammatiſch zu. Verſagt waren ihm die Elemente des geſammten deutſchen Mittelalters, ſo daß die Poeſie unſerer Romantiker hier nachzuholen ihre Aufgabe fand. Verſchloſſen blieb ihm endlich die Erkenntniß der religiöſen Offenbarung, von der das Zeitalter der Aufklärung nur ſoviel faßte als der Verſtand mit ſeinem Verſtehen des Endlichen begreift, während die Vernunft, und wär' es auch nur in der Form des Symbols, geheimere Wahrheiten vernimmt. Mit der Frage, ob nicht die Menſchheit durch ſich ſelbſt auf ihrem Wege zum Inhalt der Offenbarung gelangt ſein würde, ſtellte Leſſing die Berechtigung der geoffenbarten Wahrheit in Zweifel, während es weit näher liegt, das thatſächlich Gegebene zu begreifen und der Menſchheit das Ziel der Erkenntniß zu erleichtern. — In dieſen vier Elementen, in Muſik, Lyrik, deutſchem Mittelalter und deutſcher Erkenntniß der Offenbarung, hat das nachgeborene Geſchlecht ſeine Miſſion finden müſſen, um den vollen Gehalt deutſcher Volksthümlichkeit zu erſchließen.

III.

Moses Mendelssohn.

III.

Moses Mendelssohn.

Jeder Deutſche, der aus dem Schooß der glücklichen Unbedeutendheit auftaucht, hat ſich der Nation gegenüber ſehr mühſam die Erlaubniß zur Exiſtenz erobern müſſen. Mendelsſohn mußte ſchon als Jude ſich im deutſchen Leben den Fußbreit Landes ſehr mühſam erkämpfen. Was Klinger und Forſter fortwarfen, galt ihm ſchon als ein mühewerther Preis. Eine Scholle deutſcher Erde, die den Staub zu Staub geſellt, ein ehrlich Kirchhofsplätzchen galt dem ſtillen Manne ſchon als ein hübſches Ziel des Strebens; die Forderung, ſich als Bürger dieſer Welt, als Menſch unter Menſchen frei fühlen zu dürfen, dämmerte damals in einer armen Seele nur ſchüchtern auf. Mendelsſohn blieb, auch als man in ganz Deutſchland ſeinen Namen mit Achtung nannte, während Menſchen von Hoch und Niedrig ihn aufſuchten, Bekenner aller chriſtlichen Kirchen, ſelbſt Katholiken brieflich ihm beichteten und ſeinen Rath in Gewiſſenszweifeln einholten, noch immer bürgerlich und ſtaatsrechtlich der nur geduldete Schutzjude, der im Zeitalter der großen Aufklärung in Berlin, dem ſublimen Sitze der modernen Weisheit, bittweiſe von Jahr zu Jahr die gnädige Erlaubniß um fernere Duldung nachſuchte. Er war ein Fremder in Preußen und bedurfte auch nach zwanzigjährigem Aufenthalt in Berlin (1742 bis 1762) noch immer des Zeugniſſes, im Dienſte eines anſäſſigen Juden zu ſtehen, ſollte der Büttel ihn nicht jeden Augenblick austreiben dürfen. — Ich erinnere mich freilich, daß ein jüdiſcher Freund in Wien noch heutzutage einen alten Onkel als ſeinen Hausknecht einſchreiben ließ, um ihm eine Erlaubniß zur Exiſtenz zu erwirken, weil die geduldete Zahl der Familiengenoſſen in ſeinem Hauſe ſchon ausgefüllt war. Die deutſche Culturgeſchichte iſt recht reich an kleinen Brutalitäten.

Marquis d'Argens hörte ganz zufällig von dieſer an Mendelsſohn verübten deutſchen Barbarei. Er ſchätzte in ihm den Denker, bewunderte in ihm das feine Talent der dialektiſchen Beweisführung, liebte in ihm den beſcheidenen, eben ſo witzigen als graziöſen Geſellſchaftsmenſchen: wie heutzutage, ſtaunte auch damals der Franzoſe über die kleine deutſche Tücke, die wir uns gegenſeitig unter uns erlauben. Mais, notre cher Moise! rief d'Argens am Hofe zu Potsdam, macht er nicht wenigſtens eine Ausnahme in dieſen barbariſchen Zuſtänden? Er wollte es nicht glauben, daß ein ſo weiſer und gelehrter Mann täglich der Gefahr blosgeſtellt ſei, ſich auf ganz niedrige Weiſe behandelt zu ſehen; er fragte Mendelsſohn ſelbſt. „Sokrates — erwiderte Moſes — hat ſeinen Freunden bewieſen, der Weiſe müſſe ſogar ſterben, wenn es die Geſetze des Staates ſo forderten. Ich muß alſo die Geſetze des Landes, in dem ich lebe, noch für gar milde halten, da ſie mich blos austreiben, falls mich in Ermangelung eines andern Schutzjuden auch nicht ein Trödeljude für ſeinen Diener erklären will.“ Der Franzoſe war betroffen; ich weiß nicht, ſpottete er insgeheim über die deutſche Brutalität, die doch damals nach den Früchten der franzöſiſchen Cultur ſehr lüſtern war, oder ſchämte er ſich ſeiner eigenen Miſſion, Aufklärung und Bildung am Hofe des großen Königs anzupflanzen. Der Marquis drang in Moſes, eine Bittſchrift aufzuſetzen, die er ſelbſt überreichen wolle. „Es thut mir weh“, ſagte Mendelsſohn, „daß ich um das Recht der Exiſtenz erſt bitten ſoll, welches das Recht eines jeden Menſchen iſt, der als ruhiger Bürger lebt. Wenn aber der Staat überwiegende Gründe hat, Leute meines Glaubens nur in gewiſſer Anzahl aufzunehmen: welches Vorrecht kann ich vor meinen übrigen Mitbrüdern haben, eine Ausnahme zu verlangen?“

Indeß war die Vorſtellung ſeiner Freunde, dieſen Schritt um ſeiner Familie willen zu thun, ſiegreich, und ſo verfaßte Mendelsſohn eine Bittſchrift, die aus den Acten gezogen alſo lautet: „Ich habe von meiner Kindheit beſtändig in Ew. Majeſtät Staaten gelebt und wünſche mich auf immer in denſelben niederlaſſen zu können. Da ich aber im Auslande geboren bin und das nach dem Reglement erforderliche Vermögen nicht beſitze, ſo erkühne ich mich allerunterthänigſt zu bitten, Ew. Majeſtät wollen allergnädigſt geruhen, mir mit meinen Nachkommen Dero allergnädigſten Schutz, nebſt den Freiheiten, die Dero Unterthanen zu genießen haben, angedeihen zu laſſen, in Betracht, daß ich den Abgang an Vermögen durch meine Bemühungen in den Wiſſenſchaften erſetze, die ſich Ew. Majeſtät Protection zu erfreuen haben.“

Es war gleich nach Beendigung des ſiebenjährigen Krieges, als das Gefühl des Friedens wieder in allen Gemüthern beglückend ſeinen Einzug hielt, in demſelben Jahre, in welchem die königliche Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin Mendelsſohn's Abhandlung „über die Evidenz in den metaphyſiſchen Wiſſenſchaften“ als Preisſchrift zu krönen ſich gedrungen ſah; der beſcheidene Jude konnte alſo wohl leiſe andeuten, daß ſeine Bemühungen in den Wiſſenſchaften den Abgang an ſonſtigem Werth erſetzen dürften. Marquis d'Argens überreichte das Geſuch perſönlich dem König; aber die Antwort blieb aus. „Der ſonſt ſo ſanfte Moſes, erzählt Nicolai, wurde ziemlich empfindlich darüber und machte uns, die wir ihn zu dem Schritte verleitet, einigermaßen Vorwürfe.“ Erſt mehrere Monate nachher erfuhr d'Argens durch Zufall, daß Mendelsſohns Bittſchrift erfolglos geblieben. Er beſtürmte noch an demſelben Tage den König mit Vorwürfen. Es mußte ein Mißverſtändniß bei der Sache obgewaltet haben; König Friedrich hatte ſein Verſprechen, wie er ſagte, gehalten, der Jude müſſe längſt das Privilegium haben. Die Bittſchrift war durch einen ungewöhnlichen Zufall verlorengegangen. Aber der Franzoſe hatte Ehre genug, die Sache für die ſeinige anzuſehen; auf ſein wiederholtes Verlangen ſetzte Moſes das Geſuch um Duldung noch einmal auf, und d'Argens fügte nebſt ſeinem eigenen Namen die Bemerkung hinzu: „Un Philosophe mauvais catholique supplie un Philosophe mauvais protestant de donner le privilége à un Philosophe mauvais juif. Il y a trop de philosophie dans tout ceci pour que la raison ne soit pas du côté de la demande."

Mit einem Bonmot war etwas auszurichten bei König Friedrich. In jenem Zeitalter der Aufklärung dünkte ſich der Philoſoph der Voltaire'ſchen Schule über alle Religion hinaus zu ſein, der Freigeiſt mit allem religiöſen Inhalt ſpielen zu können: die confeſſionellen Unterſchiede durften, ſollte man meinen, damals wenig in Betracht kommen, nicht weil die Menſchenliebe mehr als die Glaubensformen, ſondern weil der Glaube überhaupt wenig oder nichts galt. Man dünkte ſich aufgeklärter, als man war; die Bildung war nur ein erborgter Schimmer, eine Treibhauspflanze aus fremder Zone, die im eignen Boden nicht Stich hielt. Es ward dem königlichen Weiſen von Sansſouci bei aller ſeiner Philoſophie doch nicht leicht, den Juden Mendelsſohn in ſeine Staaten als Unterthan aufzunehmen. Moſes erhielt endlich das Privilegium auf Betrieb des Franzoſen; der König erließ ihm ſogar die tauſend Thaler, welche die Chargenkaſſe verordnungsmäßig von ihm verlangte; aber er erhielt die Erlaubniß zur rechtsgültigen Exiſtenz nur für ſeine Perſon. Nach einiger

Zeit ſupplicirte Mendelsſohn von neuem zum Beſten ſeiner Kinder. Dies Geſuch ſchlug König Friedrich ein- für allemal ab. Es war dies ſieben Jahre vor ſeinem und Mendelsſohns Tode, denn beide Männer ſtarben zufällig in demſelben Jahre.

Weit früher, vielleicht mit dem Erſcheinen der erſten Auflage des „Phädon“, 1767, war die Epoche eröffnet, wo Moſes in deutſchen Landen für berühmt galt. Seine Bücher wurden wiederholt aufgelegt; ſein Ruhm erſcholl im engen Vereine mit Leſſings Richtungen überall laut und unzweideutig. Seine Beweiſe für die Unſterblichkeit der Seele wurden in dem Zeitalter der Sucht nach einem Jenſeits, während das Dieſſeits unſicher wurde, allgemein bewundert. Mendelsſohn ſtand eine kurze Zeit lang im Wendepunkt der feinſten und ſublimſten Fragen des Jahrhunderts; er ſchrieb mit Leſſing anerkannt das beſte Deutſch; man drängte ſich zu ihm und war entzückt, einen gefälligen, liebenswürdigen Menſchen zu finden, wo man einen verſchloſſenen Rabbiner erwartete. Es war die Epoche, wo der Erbprinz von Braunſchweig, der Hort der Freimaurer, mit ihm in Briefwechſel trat, Graf Wilhelm von Lippe-Schaumburg, der Beſchützer Thomas Abbt's, nach ſeiner Rückkehr aus Portugal ſich mit dem weiſen Juden in kritiſches Detail einließ, Menſchen aus den entlegenſten Winkeln Deutſchlands, wie ein Freiherr von Planer auf der Inſel Rügen, mit dem ganzen Wiſſensdurſt deutſcher Natur ſich in die Geheimniſſe des Phädon einlebten und dies intereſſante Gewebe der Mendelsſohn'ſchen

Erläuterungen immer wieder auflöſten, um es von neuem von ihm ſelber geflochten zu ſehen. Dieſer Phädon hatte in dritter Auflage alle denkenden Kreiſe beſchäftigt, Moſes wurde Mode, denn es war noch neu in Deutſchland, an den eſoteriſchen Unterſuchungen der Abſtraction in deutſcher Sprache einen feinen Reiz zu empfinden. Da beſchloß, es war im Jahr 1771, die königliche Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, den Verfaſſer des Buches, der den Sokrates zu einem deutſchen Denker gemacht, als ordentliches Mitglied aufzunehmen. Der Vorſchlag lag dem Könige zur Genehmigung vor; man möchte argwöhnen, daß das Schreiben der Akademie ebenfalls verlorenging. Preuß erzählt jedoch, der König habe den Namen Mendelsſohn, ohne einen Grund anzugeben, aus der Liſte der Candidaten geſtrichen. „Aus Religionshaß geſchah es ſicherlich nicht!" ſagte Moſes in einem Briefe an einen Freund in Wien, den er über ähnliche Verkümmerung der Menſchenrechte in der ſogenannten Republik der Geiſter zu tröſten ſuchte.

Religionshaß und jene Aufklärung, die Friedrich mit jedem ſeiner Federzüge als Autor in franzöſiſcher Sprache proclamirte, ſind nicht gut vereinbar. Oder man wird irre an der Aufklärung jener Zeit, die ſich an den herzloſen Spöttereien Voltaire's weidete, ſich im Umgange mit der boshaften Unverſchämtheit eines la Mettrie gefiel und der heimiſchen Wiſſenſchaft in religiöſen Dingen die ehrliche Unterſuchung verbot, ſelbſt den heitern Spielen der deutſchen Muſe ihre Exiſtenz erſchwerte. Wer geneigt wäre, in „großen"

Charakteren den kleinen Triebfedern aufzulauern, könnte der Vermuthung Raum geben, es ſei vielleicht eine Art Eiferſucht mit im Spiele geweſen, welche die königliche Hand zum Cenſurſtrich in der Liſte der Akademiker verleitete. Der jüdiſche Sokrates von Berlin ſchrieb allerdings ein ~~noch~~ weit beſſeres Deutſch, als jenes Franzöſiſch war, das der Philoſoph von Sansſouci zu Stande brachte. Allein es fehlt am geſchichtlichen Nachweis, um ſo menſchlich zu motiviren, und ſo bleibt uns denn zur Erklärung der königlichen Abneigung nur die Annahme jenes dunkeln, dumpfen Widerwillens der Gemüther, der im Hintergrunde des Zeitalters der Aufklärung niſtete und der, unklar in ſich ſelber, auch im Schooße der Bildung das unbewußte Hinderniß iſt, daß ſich der Menſch zum Menſchen findet, um in ſich und im Andern den Keim des Göttlichen zu pflegen. König Friedrich blieb bei ſeinem Satze: „Ich will keine Pfaffen und Juden in meiner Akademie!"

Moſes erblickte in dem kleinen Deſſau das Licht der Welt. Die freundliche Herzogsſtadt hatte keine eigentliche Judengaſſe, in der die milde Chriſtenheit phyſiſchen Schmutz und moraliſchen Ekel zuſammenzupferchen pflegte, um mit Fingern darauf hinweiſen zu können, wie entartet und aller Bildung abhold die Secte des alten Bibelthums geblieben. Die deutſche Chriſtenheit von damals war in ihren Maximen und Anſichten ſehr zwieſpältig; jedes Ländchen, jede Stadt beinahe hatte ihren beſonderen Leibzoll oder Judenzwang. Allgemein aber war, ſo weit die deutſche Zunge reichte, die Beſchränkung der jüdiſchen Erwerbszweige auf den Wucher und den Kleinhandel mit Schnittwaaren und alten Kleidern. Die Judenkinder lernten Hebräiſch, um das alte Teſtament, die einzige Beglaubigung ihres Zuſammenhangs mit Gott und guten Geiſtern, verſtehen zu können. Waren ſie in der Sprache fertig, ſo gingen ſie zum Talmud und deſſen Commentarien über und verloren ſich im Labyrinth dieſer endloſen düſtern Spitzfindigkeiten. Man nahm damals zu Rabbinern und Lehrern im Talmud meiſt polniſche Juden; man hielt dieſe für ſchriftgelehrter, für zäher, feſter, der weichlichen Hingebung, die der halben Bildung eigen iſt, weniger zugänglich. Dieſe polniſchen Lehrer machten durch ihre geiſtige Verfaſſung und Geſinnung, durch Sitte und Gewohnheit, durch ihre Kleidung und ihre ganze körperliche Erſcheinung die Kluft zwiſchen dem, was Deutſch und Jüdiſch hieß, immer weiter. Der deutſche Jude hatte keine Ahnung, daß er den Wohlthaten eines neuen Zeitalters entgegenging. Er wußte nur, daß er mit einem Fluche beladen war, den die Chriſtenheit ſehr ſorgſam wie einen umgekehrten Heiligenſchein um ſein Haupt pflegte, um in dem Fall einer beſonderen Anwandlung für beſondere Raſerei einen Gegenſtand bereit zu haben. Der Jude in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts glich noch ganz dem deutſchen Juden des ſechszehnten; kaum bot das Gemiſch von Deutſch und Jüdiſch in der Sprache einige Unterſchiede je nach der Farbe der Zeiten. Früherer Fanatismus hatte zu blutigen Verfolgungen geführt; dieſe hatten aufgehört; aber man wußte nicht, ob ſie wiederkehrten, ob man nicht fette Opfer für eine Zukunft aufſparte. Führte doch die Chriſtenheit in ihrem eigenen Schooße noch immer dann und wann einen ſeltſam ungeheuerlichen Hexenproceß! Der Geiſt des Chriſtenthums war matter geworden, aber nicht milder, und die Religion der Liebe trug noch immer auf ihren Trophäen, in ihrem Wappen Menſchenblut. Die Welt der Bildung war delicater, vornehmer geworden, aber nicht humaner. War der Jude früher wüthend gehaßt, ſo ward er jetzt als lächerlich verſpottet; früher ein Geſpenſt des Aberglaubens, war er jetzt zum Gegenſtand des perſönlichen verächtlichen Ekels geworden. So ſchuf ſich die Chriſtenheit am Judenthum immer, je nach dem Zeitalter, wie ſie es brauchte, ihr Gegenſtück, die zuſammengeballte Schreckgeſtalt ihres eigenen Schattens, ihrer eigenen Thorheiten und blöden Gelüſte. Was ſchmachvoll oder ſeltſam geartet am Judenthum erſcheint, iſt das Ergebniß jahrhundertlanger Grauſamkeit, Willkür und Befangenheit. Ich weiß nicht, was mitten in der bürgerlichen Geſellſchaftsordnung eine empfindlichere Trennung zwiſchen dem Juden und Deutſchen hervorgerufen: der Haß, der ſich auf Augenblicke ſättigt, oder die Verächtlichkeit, die nie müde wird. Der deutſche Jude des achtzehnten Jahrhunderts war als Mitglied einer verfluchten Secte in ſeinen nationalen Formen noch ebenſo ſtarr und ſteif in ſich verknöchert; aber ſobald die phyſiſche Gewalt der Verfolgung nachgelaſſen, wagte er ſich langſam, klug und ſchüchtern aus den Schlupfwinkeln ſeiner Verbannung hervor in's Leben, das ihm voll verbotener Früchte hing. Mit einer Art von Heißhunger fiel er darüber her, wo ihm auch nur eine Schaale zu rechtlichem Beſitz zugeworfen wurde. Wo er einen Fetzen Raum gewonnen, da ſetzte er ſich mit einer unerbittlichen Zähigkeit feſt; wo ihm das Gefühl irgend einer Sicherheit aufſtieg, verwandelte ſich die ehemalige Schüchternheit in jenen halsſtarrigen Trotz, der die ganze langverhaltene Kraft eines folgerechten Egoismus entwickelt.

So war die Maſſe, Dem gegenüber, der zu ſeiner Zeit unter Seinesgleichen als Ausnahme galt, aber in ſeiner Nation ſelbſt einen ſegensvollen allgemeinen Wendepunkt hervorrief. Moſes Mendelsſohn muß als Derjenige angeſehen werden, der das Judenthum aus ſeinen eigenen inneren Quellen herauf emancipirte, es von der ſtarren, in ſich ſelbſt zuſammengeknäuelten Mißform erlöſte, es geiſtig befähigte, ſich an der Geſtaltung der Welt lebendig und mit Hingebung zu betheiligen. Dieſe Selbſterlöſung hat das Judenthum in ihm erlebt.

Der Vater des Moſes, Lehrer an der Anfangsſchule zu Deſſau, trug den ſchwächlichen, wenig über drei Jahre alten Knaben täglich in die Schule, im Winter noch vor Anbruch des Tages, in einen zerlumpten Mantel gehüllt. Der Knabe ſchien geiſtig ſchneller wachſen zu wollen als phyſiſch; der Vater überzeitigte die innere Reiſe; Moſes machte, zehn Jahre alt, ſchon hebräiſche Gedichte. Er hat dieſe Zeugniſſe ſeiner Gelehrſamkeit, weil ſie nicht die geringſte dichteriſche Ader verriethen, ſpäter vernichtet. Aber er wurde die Bewunderung ſeines Lehrers, des Rabbi Fränkel. Seine Frühreife zog ihm ſchon in der Kindheit eine ſchwere Nervenkrankheit zu, in deren Folge ſich ſein Rückgrat krümmte. Auch blieb die Schwäche der Nerven zurück, und mit dem höheren Alter nahm die Mißgeſtalt wieder zu, während ſie ſich in der Zeit ſeiner Blüthe ausgleichen zu wollen ſchien. — Der innere Menſch in ihm war geweckt, da wurde Fränkel als Oberrabbiner nach Berlin berufen. Geldgier iſt im gemeinen Juden die Spannkraft ſeiner Seele. Wißbegierde war die gleich ſtarke Regung in Moſes. Mit dem Worte Gewinnſucht bezeichnen wir das Gemeinſte und Edelſte im Menſchen. Moſes wollte im Reiche des Geiſtes Schätze gewinnen, und das Jahrhundert ſchien mit der allgemeinen Verbreitung franzöſiſcher Sprache und Bildung dafür gemacht, ſich ohne alle nationale Anregung oder Bedingung den geiſtigen Intereſſen der Welt zuwenden zu können. Moſes hatte in Deſſau noch kein deutſches Buch geleſen; deutſche Lectüre galt im orthodoxen Judenthum von damals als Felonie, als Hinneigung zum Nazarenerthum, als Nationalfrevel. Moſes ſprach mit lispelnder Zunge das Deutſch-jüdiſch ſeines Stammes; er hatte nur ſein Hebräiſch gelernt. So mangelhaft geiſtig ausgerüſtet, faßte er den Entſchluß, ſeinem Lehrer nach Berlin zu folgen, vierzehn Jahre alt, ein häßlicher kleiner Judenknabe, ohne Geld, ohne Bekanntſchaft, ſcheu, blöde, ohne Muth, voll Furcht vor der Grauſamkeit und Gewaltluſt der großen Welt, aber doch insgeheim von der brennenden Sehnſucht nach geiſtiger Bereicherung gequält und getrieben.

Die ſeinem Stamme und mehr noch ſeiner Natur angeborene Schüchternheit hat er auch im reifen Vollgefühl ſeiner fertigen Bildung nicht verloren; es hat ihn noch in der Zeit, wo er geſucht war und für berühmt galt, immer erſchreckt, wenn man ihm Achtung bezeigte. Die Zähigkeit des Geiſtes, der Welt ihre Geheimniſſe, den Wiſſenſchaften ihre Quellen, der ganzen Menſchheit ihre oft verdeckten beſſeren Triebfedern abzulauſchen: dieſe unermüdliche Dehnbarkeit der Seele hat er in ſeinem Alter noch weniger verloren, obſchon das Gefühl ſeiner beengten Stellung als Jude ſeine wiſſenſchaftlichen Feldzüge wo nicht kreuzte, doch ſchwächte. Er iſt kein Eroberer im Felde der Wiſſenſchaften geworden, kein Entdecker neuer Welten, neuer Richtungen; er hat ſich vielmehr ſehr mühſam und allmählich im vorhandenen guten Kern der Menſchheit mit ſeinen Gedanken eingeniſtet, um der Welt zurufen zu können, ſie ſolle auf das bisher Errungene ſich beſinnen, um mit dem ſchon gewonnenen Beſitz ſich ein leidliches Daſein zu geſtalten. Er hat ſich ſehr kümmerlich behelfen müſſen, nicht blos mit dem Stück Brot in der Jugend, auch mit der Nahrung, die ihm das Zeitalter für ſeinen Wiſſenshunger bot. Es bleibt, ſieht man ihn ſpäter im Genuß ſeiner Errungenſchaften, bewundernswürdig, wie er aus den einzeln zuſammengeſtoppelten Beſitzthümern leiblich und geiſtig ein harmoniſch gefügtes, menſchlich ſchönes Ganze hervorrufen konnte.

Moſes begann in Berlin ſehr kümmerlich ſeinen Unterhalt zu finden; er lebte vom Abſchreiben und von ſeinem Hebräiſch. Eine ſchlechte Dachkammer barg die dürftige Hülle des kleinen Menſchen; ſein Erwerb war ſo ſpärlich, daß er auf dem Brote, das täglich ſeine Mahlzeit abgab, ſtrichweiſe die Tage der Woche bezeichnete, um zu wiſſen, wie weit er damit reichte, und ſeinem Hunger im voraus Grenzen zu ſtecken. Als er nach Berlin kam, zwei Jahre nach der Thronbeſteigung Friedrich's, verſtand er weder Latein noch Griechiſch. Er ſuchte ſich dieſe Grundbedingungen einer claſſiſchen Bildung zu verſchaffen, ob es ſchon immer fühlbar an ihm blieb, daß er hier nur tropfenweis nachgeholt, wo Andere ſich im vollen Strom erſter Jugendaufregung gebadet. Er ſelbſt ſpürte das Zeit ſeines Lebens, zumal ſpäter neben Leſſing, dieſem vom Mark der alten Claſſiker vollauf Genährten. Das Gelüſt nach neueren Sprachen ward bald ebenſo drängend in ihm; die Zeit der Aufklärung war herangebrochen und Jedermann war voll von den franzöſiſchen Ironiſten, von den engliſchen Skeptikern. Die jüdiſchen Rabbiner verketzerten jede moderne Sprachkenntniß; ſie weiſſagten den moraliſchen Untergang des Judenthums, falls die Parteinahme an den Intereſſen der chriſtlichen Völker um ſich griffe. Nur den Medicinern war der Beſuch einer Univerſität geſtattet. Die Judenſchaft ſelbſt legte dies Verdict auf die Pflanzſtätten der Bildung. Moſes mußte heimlich ſeinen Gelüſten nachgeben. Er drängte ſich an die jüdiſchen Aerzte in Berlin; im Umgange mit ihnen gewann er das erſte Zutrauen zu ſich ſelbſt. Er trieb eifrig die mathematiſchen Wiſſenſchaften, ebenſo eifrig Engliſch; er las Locke mit einer Begier, als ſollte dieſer ihm den Schlüſſel zu den Geheimniſſen der Welt reichen. Nicht Locke, Leibnitz ward der ihm naturgemäße Philoſoph, deſſen Lehre von einer ſeit Urbeginn vorherbeſtimmten, harmoniſch gegliederten Welt ihm die beſte Zuflucht für bedrängte Geiſter ſchien. Locke und die Mathematiker gaben ihm nur die Formen für die damals übliche Dialektik in metaphyſiſchen Dingen. Um einen Satz zu beweiſen, widerlegte man die Annahme vom Gegentheil. In der Frage über Gottes Daſein ſagte man: Geſetzt er iſt nicht, wie dann? Man führte die umgekehrte Behauptung ad absurdum und nannte dieſen Wahrſcheinlichkeitsbeweis mathematiſche Sicherheit. In dieſer Methode des Philoſophirens erwuchs Mendelsſohn in Berlin.

Seine äußeren Verhältniſſe hatten ſich günſtig geſtaltet, ſeitdem ein jüdiſcher Seidenfabrikant, Namens Bernhard, ihn als Erzieher ſeiner Kinder in ſein Haus genommen. In dieſem Hauſe blieb er auch nach Erledigung der pädagogiſchen Aufgabe; er correſpondirte für die Handlung ſeines Principals, er trat in die Functionen eines Buchhalters und wurde in ſeinem hohen Alter nach dem Teſtament des Freundes und der Beſtimmung von deſſen Wittwe am Geſchäft betheiligt. Mit dem Aufenthalt im Hauſe des begüterten Fabrikanten begann die gute Epoche für unſeren Philoſophen; er konnte ſich erlauben, bequem zu leben, ob er ſchon den Haupttheil ſeines Tages jetzt an das Comptoir abtreten mußte. Er war noch Lehrer der Kinder, als er 1750, 21 Jahre alt, in hebräiſcher Sprache eine moraliſche Wochenſchrift unternahm. Daß in ihr ſchon moderne Luft wehte, beweiſt das Verbot derſelben durch die Rabbiner. Es waren zwei Hefte erſchienen, als ſie unterdrückt wurde. Vier Jahre darauf knüpfte ſich zwiſchen Leſſing und Moſes das für Beide ſegensreiche Verhältniß an, ein früh geſchloſſener Bund, der doch für das ganze Leben Beider, ja über den Tod des Einen hinaus wirkſam und in lebendiger Gegenſeitigkeit ausdauerte. Leſſing war zum zweiten Male in Berlin, das ihn als der Tummelplatz der Freigeiſter anzog. Mendelsſohn ward ihm — als Schachſpieler empfohlen. Nach einem halben Jahre meldete er auswärtigen Freunden: ich habe einen zweiten Spinoza gefunden, Moſes wird dereinſt die Ehre ſeiner Nation ſein! — Beide Männer waren von gleichem Alter, in demſelben Jahre geboren; ſie zählten fünfundzwanzig. In allem Uebrigen waren ſie Gegenpole nach Naturell, Beſtrebung, Wollen und Können. Ihre treu feſtgehaltene Freundſchaft lag alſo in dem Reiz der Gegenſeitigkeit und zugleich in dem Gefühl des Bedürfniſſes zu wechſelsweiſer Ergänzung begründet.

In dieſem Verhältniß zu Leſſing reifte Mendelsſohn erſt zu einem fertigen, der Oeffentlichkeit angehörigen Charakter heran; in dieſer Beziehung zu dem claſſiſchen Herkules der Litteratur unſerer Altvordern liegt auch der Werth, den wir auf Mendelsſohn legen, bedingt. Leſſing, der Wittenberger Magiſter, hatte ſich in Leipzig die erſten litterariſchen Sporen verdient; ſeine Fabeln und Sinngedichte waren erſchienen, ſein Freigeiſt, Schatz, Jude waren damals ſeine erſten dramatiſchen Verſuche geweſen, auf den Bretern den hohlen Schwulſt und die leere Tändelei durch die Macht der nächſten

Wirklichkeit, durch wahres Leben aus dem Bewußtſein der Zeit zu verdrängen. Er ſchwankte noch immer zwiſchen Theater und Kanzel, ohne zu wiſſen, daß ſein Inſtinct, zwiſchen beidem nicht zu wählen, ſondern beides ſchöpferiſch zu verbinden, ihn am richtigſten führen werde. Der Reiz nach der metaphyſiſchen Debatte, der heiße Drang, den Wuſt deutſcher Gottesgelahrtheit mit rationellem Beſen auszufegen, der lüſterne Kitzel, in der Bücherwelt Perrücke und Reifrock fein, aber durchdringend auszuklopfen, der große Entwurf, den ängſtlich prüden deutſchen Menſchen auf der Bühne Gemälde ſtarker Leidenſchaften vorzuführen — das Alles gährte damals mächtig, aber noch unklar in Leſſings feurigem Gehirn. Wir gewinnen von ſeiner Perſönlichkeit ein unrichtiges Bild, wenn wir ſie uns nach der claſſiſchen Einfachheit und Grazie, nach der gediegenen Fertigkeit und Ruhe, nach der ſicher treffenden, ſcharf und fein geſpitzten Dialektik ſeiner Sprache vorſtellen wollen. Jene Ruhe, wie ſie in der Abfaſſung ſeiner Werke vor uns liegt, war eine erworbene, keine angeborene, jene Virtuoſität in der Kritik, zu ſpielen und zu hänſeln, wo er oft lieber mit Keulen dreingeſchlagen, war das Ergebniß ſeiner Berechnungen, der Kryſtall ſeiner geſchliffenen Rede eine Errungenſchaft tiefer, hartnäckiger, gewiſſenhafter Studien. Die Genialität ſeines Geiſtes hatte im perſönlichen Ausdruck etwas Unſtätes, Ungefügiges. Er dürſtete nach Unternehmungen, denn ſeine größten Thaten ſchliefen damals noch in ihm; er ſchien gleichſam beuteluſtig, gierig nach Stoffen für ſeinen ſchöpferiſchen Drang. — Ganz in Allem das Gegentheil zum ſchüchternen Moſes, der ſich gern mit Hamlet in eine Nußſchaale verkrochen hätte, um die Welt Gottes in nuce und ohne Lärm und Störung zu durchſchmecken. Dazu kam Leſſing's Reiſeluſt, der quälende Reiz, die Welt zu ſehen; Moſes ſaß gern wie ein Wurm emſig und ſtill am Blatt, noch lieber an einer Wurzel feſt. Er hatte auch geiſtig keinen Hang zur Bewegung; aber er wich auch niemals von der Stelle, er zernagte unabläſſig ſeinen Stoff, und in dieſer unerbittlichen Zähigkeit ſeiner Seele lag für den ſtürmiſch hinſchleudernden Leſſing, der wilde Ausſprüche oft genug zurücknehmen, haſtige Eroberungen ebenſo ſchnell wieder abgeben mußte, eine wohlthuende Art der Ergänzung und Ausfüllung ſeiner eigenen Natur.

Daß Mendelsſohn als Menſch und als Denker ihm fortgeſetzt ein Gegenſtand ſolcher Art geblieben, bewies er wohl ziemlich deutlich zwanzig Jahre nach der erſten Anknüpfung ihrer Bekanntſchaft in ſeinem Nathan. Man iſt beim Nachweis der Einwirkungen des Juden auf den Chriſten zu weit gegangen, wenn man in der Perſon des Nathan den lediglichen Abdruck Mendelsſohn's geſehen hat, wie ebenfalls der Derwiſch im Stücke das Portrait eines Zeitgenoſſen, eines Lehrers, der in Mendelsſohns Hauſe ein- und ausging, der Tempelherr aber in der ganzen drallen, ſtürmiſchen und unwirſchen Art, ſich zu gebahren, ein abſichtlich bezwecktes Selbſtconterfei Leſſing's genannt worden iſt. Inzwiſchen, wo die Abſichtlichkeit fehlt, da thut der Inſtinct oft weit mehr. Der dunkle Inſtinct iſt ſelbſt in Leſſing's Schöpfungen, die das klare Facit genau abgegrenzter Factoren zu ſein ſcheinen, mächtiger geweſen, als es nach der gewöhnlichen Annahme glaublich ſein will. Das Gedicht Nathan entwickelt uns den ganzen Proceß der religiöſen Debatte in Deutſchland, wie er ſich in jener dunſtbefreiten, vernunfthellen, aber zugleich etwas empfindlich kühlen Aetherregion des Verſtandes geſtaltet haben mochte. In dieſer Aetherluft ſuchten und fanden ſich damals als Vertreter der Aufklärung Chriſt und Jude. Boccaccio's Märchen von den drei Ringen ſchien recht eigens wie dazu gemacht, den Stein der Weiſen, nach welchem Schwärmer und Alchymiſten thörichterweiſe materiell geſucht, ſinnbildlich zu deuten, die Lehre der Humanität, wie ſie in der Menſchenverbrüderung der Freimaurerlogen nach Formen ſuchte, ſymboliſch-mythiſch abzufaſſen und mit Beſeitigung aller überlieferten Offenbarung eine Allerweltsreligion kraft menſchlicher Vernunft ausfindig zu machen.

Es iſt ſehr wohl denkbar, daß Leſſing auch ſeinen Glauben von der Erziehung des Menſchengeſchlechts, ſeine Hypotheſe von deſſen religiöſer Emancipation auch ohne Moſes Mendelsſohn ganz in gleicher Sicherheit, Kraft und Unerſchütterlichkeit in ſich ausgebildet hätte; Leſſing war ja darin nur der Vollzieher deſſen, was ſein ganzes Jahrhundert ihm erbeigenthümlich überliefert, um es frei aus ſich ſelbſt herauszugebären. Aber die Unterſuchung, ob er ohne den jüdiſchen Freund ſeine Univerſaltheorie zu Stande gebracht, wäre ſo unnütz wie die Frage, was aus uns geworden, hätte Adam nicht in den Apfel gebiſſen, ſo unnütz als Leſſing's Annahme einer Entwicklung der Menſchheit ohne alle Vorverkündigung ihrer geheimnißvollen Schickſalsfügungen, ohne allen Mythus im Bilde Chriſti. Der weiſe Sokrates jüdiſchen Stammes war einmal da als Genoſſe und Freund ſeines beſten Gedankenlebens, und wenn Leſſing den Kosmopolitismus einer Univerſalreligion zum Thema einer Dichtung machte, ſo konnte es nicht fehlen, daß auch Portraitzüge perſönlicher Art ungeſucht mit einfloſſen. Es ſtellt uns den Werth der Beziehung beider Männer zu einander nicht weniger hoch, auch wenn wir die Unterſuchung verwerfen müſſen, wer von Beiden der vorherrſchend Einwirkende geweſen. Geiſtige Gemeinſamkeit ſolcher Art und von ſolcher Dauer läßt ſich nicht nach mathematiſchen Geſetzen berechnen. Selbſt der ſecundäre, der Menſch zweiten Ranges, hat in ſolchem Verhältniß als der unmerklich, aber dauernd Einwirkende ein bedeutſames Verdienſt.

Wir ſind mit dem Nathan bis ans Ende von Leſſing's Leben übergeſprungen, kehren aber jetzt zum Beginne der Bekanntſchaft mit Mendelsſohn zurück. Als der Dichter damals nach Potsdam ging, um in Ruhe ſein Trauerſpiel Sarah Sampſon zu ſchreiben, war die in Berlin geſchloſſene Freundſchaft bereits unzweifelhaft feſt. Der Briefwechſel ward der fortgeſetzte Umgang beider Geiſter. Für den Philoſophen Mendelsſohn war der ſchöpferiſche Leſſing ein Lebenswecker. Sie arbeiteten zuſammen den in Leſſing's Werken befindlichen Aufſatz: „Pope ein Metaphyſiker". Mendelsſohn's „philoſophiſche Geſpräche" gab Leſſing hinter deſſen Rücken heraus;

damit war der ſchüchterne Jude plötzlich in die Oeffentlichkeit gedrängt. Noch in demſelben Jahre folgten ſeine „Briefe über die Empfindungen“. Mit dieſen Briefen verließ Mendelsſohn die Abſtraction des mathematiſchen Philoſophirens, wie es Berlin und ſein Zeitalter liebte. Er ſpürte zum erſten Male die Pulſe eines warmbewegten Herzens mitten im Calcul des nüchternen Verſtandes. „Ich werde der Metaphyſik etwas untreu jetzt“, ſchreibt er aus jener Zeit, „bekomme einen ziemlichen Anſatz von bel esprit. Wer weiß, ob ich nicht noch Verſe mache! Madame Metaphyſik mag es mir verzeihen!“ Er ſpricht auch von der Mühſamkeit des Ausarbeitens, von der Wolluſt des Leſens und Denkens. Er war in der That eine mehr genießende, die Entdeckungen und die Arbeit Anderer harmoniſch zuſammenfügende Natur. Sein Scharfſinn ſorgte nur immer, daß aus Allem auch der rechte Gewinn für das Daſein der Menſchen erwüchſe, um Leben und Geſellſchaft zu einem freundlichen Ganzen abzurunden.

Es erfolgte für ihn die Bekanntſchaft mit Sulzer, mit Nicolai, der ihn einen edlen, vortrefflichen Menſchen nannte. Es begann ſeine Mitwirkung zur „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freien Künſte“. Er ward Mitglied einer Geſellſchaft von hundert Berliner Gelehrten, die ſich allwöchentlich in einem Kaffeehauſe verſammelten und ſich wiſſenſchaftliche Arbeiten vorlaſen. In ſolcher Veranlaſſung ſchrieb Mendelsſohn ſeinen Aufſatz „über die Wahrſcheinlichkeit“. Endlich faßte er ſein ganzes Glaubensbekenntniß in einer Widerlegung Rouſſeau's zuſammen. Wir haben in dieſer

Polemik den ganzen Menſchen in ſeiner Liebenswürdigkeit wie in ſeiner Beſchränkung bei einander. Mithin verweilen wir bei dieſer Arbeit, um den Kernpunkt ſeiner Eigenthümlichkeit zu bezeichnen. Er überſetzte 1756 Rouſſeau's Abhandlung über die Ungleichheit unter den Menſchen und fügte ſeine Bemerkungen als einleitende Worte hinzu.

Rouſſeau's große Entdeckungen werden von Mendelsſohn nicht entkräftet, vielmehr nur hier und da geordnet und auf den Boden eingeſchränkt, wo ſie volle Gültigkeit behalten. Die Cultur, dies Ergebniß jahrhundertlanger Mühen der Geſchlechter, ſchleppt alle Gebrechen der Menſchennatur mit ſich. Dieſe wachſen mit den Vorzügen alternder Jahrhunderte gleich ſtark in uns auf, alle Triebe raffiniren ſich, die Tugend verliert mit der Bildung der Völker die ſchlichte Einfalt der ſpartaniſchen Kraft, während die Laſter ſich mit dem Schimmer, ſelbſt mit der Grazie der feinen Geſittung ſchmücken. So wird uns der Friede, der Schooß der Bildung und des Glücks, zu einer elenden Knechtſchaft in üppigem Behagen, der Staat, dieſer Verein freier Seelen, zur Despotie, hinter deren ſtarrer Ruhe die Feigheit ſich bequem und ſicher fühlt. Das iſt die Entdeckung Rouſſeau's. Er machte ſie nicht in der abgeſchloſſenen Stille des einſamen Denkers, ſondern mitten im Gewühl einer ſittlich untergrabenen Welt, im Aufruhr eines leidenſchaftlich bewegten Herzens. Wenn er deshalb ſein Wehe! über die Mißformen des modernen Lebens, ſein Sauve qui peut! ausruft, die Wilden in der Wüſte preiſt und die geſammte Civiliſation zur Rückkehr in die Unſchuld der erſten Natur zwingen möchte, ſo müſſen wir ihn im Tumult ſeiner heimiſchen Zuſtände, ſeine Perſon im Conflict ſeines Zeitalters begreiflich finden.

Mendelsſohn begegnete ihm nicht mit dem Spotte Voltaire's, der es lächerlich fand, im Menſchen das Gelüſt erwecken zu wollen, auf allen Vieren zu kriechen. Der deutſche Mendelsſohn corrumpirte nicht die Sätze ſeines Gegners, um ſie zu widerlegen. Er fand in Jean Jacques keine kindiſche Liebe zur Seltſamkeit, er fühlte ſich ergriffen von dem hinreißenden Feuer ſeiner Beredtſamkeit, die uns wider unſeren Willen auf eine Seite hindrängt, die weitab lag von aller bisherigen Denkungsart; er ſchrieb an Leſſing, dieſe Sprache des Herzens, „dieſe mächtige Bezaubrerin redlicher Geiſter", habe in allen Schriften Rouſſeau's zu untrügliche Merkmale, um ſie für unwahr, für unehrlich zu halten. Dieſer Ehrlichkeit ſetzt er aber doch, obſchon in zagem Ausdruck, die ganze ſtille Feſtigkeit ſeiner eigenen Ueberzeugung entgegen. Er erfaßt ſeinen ſtürmiſchen Gegner an dem Zugeſtändniß, der wilde Sohn der Natur, der ſich frei fühle von den raffinirten Tugenden und Laſtern der Geſellſchaft, ſei bildungsfähig, habe gleichwohl den Trieb zur Vervollkommnung als Bedingung eines vernunftbegabten Weſens in ſich. Dieſen Beruf und dies Ziel zur Vervollkommnung ſichert er nun der ganzen Entwicklung der Menſchheit; er rettet ſeinem Zeitalter die Zuverſicht auf dies Heil, wie verworren auch kreuz und quer der Lauf der Weltgeſchichte ſich geſtaltet habe. Er ſichert uns den Glauben, der Abfall von der Natur ſei in der

Entwicklung des Einzelnen wie des Geſchlechts nicht zugleich ein Abfall von Gott. Jede neue Entfaltung von Kräften, dies iſt ſeine Anſicht, beginnt eine Erweiterung unſeres Daſeins, mit jeder neuen Erfindung erwachen neue Bedürfniſſe, mit jedem Bedürfniß neue Schranken, mit jedem Reichthum neue Entſagung, mit jeder Tugend ein neues Gebrechen. Um des Schattens willen verwirft man aber keine Geſtalt, und das Böſe iſt nur der Schatten des Dinges. In der Möglichkeit des Böſen liegt die Tugend und die Freiheit bedingt. Die Welt iſt eine immer reichere Entwicklung von Kräften.

Goethe lobte an Mendelsſohn die autodidaktiſche Bildung. In dieſem Thema kam ſie zur vollen Erſcheinung. Mendelsſohn brauchte nur an ſeine Bruſt zu ſchlagen, um die Wohlthaten der Cultur, den Segen geiſtiger Bereicherung zu preiſen. Aus dem dumpfen Winkel ſeines eingeklemmten Herkommens hatte ihn nur der Trieb des Wiſſens, der Drang nach Bildung erlöſt. Ihm war nichts überkommen, alſo hatte ihn nichts überſättigt, Alles hatte er ſich errungen, und mit jeder neuen Eroberung im Reiche des Denkens und Empfindens ſtieg das Wohlgefühl einer freien Seele, die ſich ihr gutes Recht an den geiſtigen Schätzen eines vorgerückten Jahrhunderts erwarb. Sein Antheil an der Aufklärung der Geiſter war erworbenes Eigenthum, und dieſer Beſitz war nur im Verkehr und im Austauſch mit ſeinen Nebenmenſchen ein Segen. Rouſſeau wollte den Menſchen wieder zum Einſiedler machen. Mendelsſohn preiſt mit rührender Freude und Dankbarkeit die Reize der Geſelligkeit, ohne die Unſchuld des Geiſtes je eingebüßt zu haben. „Und wie ſollte ich deiner vergeſſen, göttliche Freundſchaft!“ ruft er im Hinblick auf Leſſing, „ſüße Erquickung der Geiſter, ohne welche uns Natur mit allen ihren unſchuldsvollen Herrlichkeiten in der äußerſten Nothdurft ſchmachten läßt!“ — Nur in den Beziehungen zum Menſchen galt ihm der Menſch etwas, und in dieſen Beziehungen ſteigern ſich nach ſeiner Anſicht alle Kräfte, geſtaltet ſich die Familie, erwächſt die Geſellſchaft zum Staat. Reichte die Aufklärung ſeiner Zeitgenoſſen noch nicht aus, um in Familie, Geſellſchaft und Staat die Herrſchaft der Menſchenliebe feſtzuſtellen, ſo blieb es nach ſeiner Meinung einer zukünftigen Stufe der Menſchheit vorbehalten, dieſe freundſelige Schwärmerei eines guten Herzens, dieſe liebenswürdigen Combinationen eines vorſichtigen Verſtandes zu verwirklichen. Es ſei, wie er ſagt, ſchon überhaupt viel gewonnen, wenn man den Glauben an den Beruf der Menſchheit zum Fortſchritt feſthielte, die Zuverſicht, es werde zunächſt immer beſſer und heller unter den denkenden Köpfen, nicht preisgäbe. An dem Zugeſtändniß der Vervollkommnungsfähigkeit, die Rouſſeau ſeinem Wilden nicht abſprach, nahm er deſſen ganze Weisheit vom nothwendigen und heilſamen Rücklauf aller Culturgeſchichte zu ihrem nackten, kahlen Anfangspunkt gefangen.

Mendelsſohn war die kindliche Seele, die mit Verſtand zu genießen wußte, was die Aufklärung der Geiſter bereits an Segen über die Creatur gebracht hatte. Rouſſeau's Lehre hinterließ in Deutſchland einen in ſpäteren Jahren erſt fühlbaren ſauern Reſt an trübſeliger Befangenheit. Dies Phlegma nach verflogenem Spiritus wurde von hausbackenen Stubengelehrten wiſſenſchaftlich durchgeknetet. Erſt zu Anfang der ſiebziger Jahre, unter den Einflüſſen von Oſſian, Young und der Schwermuth der unter Thränen lächelnden engliſchen Humoriſten wurde dies gährende Element des Trübſinns in Werther's Leiden wieder flüſſig und mächtig. Die deutſche Wiſſenſchaft käuet oft ſehr lange nach, was der Schwung und Witz des Genies für Augenblicke zum Zünden hinwarf. Es iſt ſchon vorgekommen, daß deutſche Gelehrſamkeit ſolche Schwefelfäden, die zünden ſollten, nach Jahr und Tag ſehr gewiſſenhaft als ſolide Speiſe zu ſich nahm und zu verdauen ſuchte.

Mit Thomas Abbt unter Anderen wurde in den ſechziger Jahren der Rouſſeau'ſche Einfluß in Deutſchland gründlich zerbalgt und bis ins Philiſterhafte zerſetzt. Thomas Abbt, vor dem der gelehrte Gervinus ſoviel Reſpect hat, während er den feinen, geſchmackvollen Moſes ſehr gering anſchlägt, gehörte zu den abſtruſen Grüblern, die in einem ſchauderhaften Deutſch platte Fragen über die Beſtimmung des Menſchen für philoſophiſche Skepſis ausgaben. Der Wuſt gelehrter Beziehungen in ſeinen Schriften kann über den markloſen Jargon dieſes Forſchers nur Denjenigen täuſchen, der ſich in ähnlichen Elementen gefangen ſieht und hier und da ſich um die beſte Wirkung ſeiner an ſich tüchtigen und geſunden Lebenskraft bringt. Thomas Abbt's Zweifel an der Beſtimmung des Menſchen ſind ſo roh und beſchränkt, wie ſie nur je der Philiſter in melancholiſcher Nebenſtunde, der Pedant bei ſchlechter Verdauung äußern konnte. Seine prahleriſch hohlen Beweiſe von der Statthaftigkeit und vom Werth eines Todes fürs Vaterland ſind ebenſo lächerlich, als ſeine Winſelei, daß das ächte Verdienſt unbelohnt auf Erden bleibe. Wie ſchön ſind Mendelsſohn's Widerlegungen dieſes faulen Trübſinns, den er übrigens aus Achtung vor Abbt's Ehrenhaftigkeit als Menſch in ſeinen Aufſätzen für die Litteraturbriefe ſehr ſchonend behandelt. Abbt ſtarb ſehr früh, ſchon 1766, in ſeinem achtundzwanzigſten Lebensjahre. Der Hof von Bückeburg mochte nicht viel Freude an ihm gehabt haben; die nächſte Wahl, die auf Herder fiel, war um ſo glücklicher. Wie liebenswürdig und wahr iſt gegenüber jenen leeren Klagen über Mangel an Lohn für das wahre Verdienſt Mendelsſohn's einfache Weisheit, die das tiefe, ſtille Selbſtgefühl des Menſchen als den Triumph der Glückſeligkeit bezeichnet! Wozu? weshalb? wohin? dieſe Fragen eines innerlich bangen Zeitalters nahm damals der blanke Verſtand in die Hand, und er handhabte ſie weit unkluger, als ſpäter das brütende Gemüth, deſſen Losbruch mit Werther (1773) begann. Mendelsſohn ſagte zur Schwermuth des befangenen Abbt: „Wir leiden vielleicht zur Vollkommenheit des Ganzen!“ und mit dieſem Vielleicht deutete er die ganze Beſcheidenheit eines tieferen Bewußtſeins an.

Es iſt anzunehmen, daß Mendelsſohn bereits mit ſeiner milden Polemik gegen Rouſſeau, womit er deutſchen Sinn gegen franzöſiſche Skepſis vertrat, unter den denkenden

Köpfen unſeres Landes ſtarke Sympathien und den Ruhm gewann, der eigentlich erſt einige Jahre ſpäter ſeinem Phädon zu Theil ward. Deutſch — und franzöſiſch: ſo löſt ſich auch am beſten die Streitfrage über Heil und Unheil der Cultureinflüſſe. Mendelsſohn hatte für Deutſchland ſo gut Recht, wie Rouſſeau für Frankreich. Deutſchland hat der Verbreitung der Bildung Alles zu danken, gleichviel ob ſie zu Wieland's Zeit Urbanität, in Herder's Epoche Humanität hieß, von Schiller und Goethe unter dem Begriff Cultur zuſammengefaßt wurde, oder in unſeren Tagen ſich als Heranbildung der Maſſen zum Bewußtſein bezeichnen läßt. In Frankreich hatte der Hof gleichzeitig mit ſeiner politiſchen Entwicklung die Bildung gepflegt und in ſeiner Luft heranwachſen laſſen. In der überfeinerten Blüthe ergab ſich dort ein Wurm des Todes, die Königsmacht wurde dort eine launenhafte Despotie, die Geſelligkeit mit ihren Reizen ein Sumpf raffinirter Gelüſte, die feine Bildung ſittenloſe Entartung. In Deutſchland erwuchs die Cultur von unten auf, im Schooß des Volkes, die Bildung ward hier für den Einzelnen wie für die Maſſen ein ſelbſterworbener Gewinn, und was wir Freiheit nennen, iſt unter uns nur durch die Intelligenz, nicht ohne ſie erreichbar. Mendelsſohn fühlte das nicht im ganzen Umfange, aber ſein Inſtinct und ein Rückblick auf ſeine eigene Entwicklung ließen ihn das verſchwiegen fühlen.

In demſelben Jahre, 1767, in welchem Leſſing zu Hamburg in ſeiner Dramaturgie den Rieſenplan entwarf, den

Deutſchen ein Nationaltheater kritiſch aufzubauen, erſchien Mendelsſohn's Phädon. In dieſem Buche berührte Mendelsſohn mit zarter Hand einen blosgelegten Nerv ſeines Zeitalters. Er ward mit dieſen Geſprächen über die Unſterblichkeit der Seele auf einige Zeit in gebildeten und denkenden Kreiſen der Mann des Tages. Das Bewußtſein, das Gebäude der europäiſchen Geſellſchaft ruhe auf morſchen Säulen, war noch keineswegs vorherrſchend fühlbar in Deutſchland, und gleichwohl begannen ſchon damals unter den Sinnenden und Lauſchenden, die gern mit einer Einkehr in ſich ſelbſt abſchließen, jene emſigen Hinblicke auf ein Jenſeits. Freilich wollte man, ſolange noch Leſſing'ſcher Athem im Zeitalter war, nicht andächtig ſchwärmen, ſondern klar denken. Man wollte Beweiſe über die perſönliche Fortdauer nach dem Tode. Moſes, der chriſtlich fühlende Jude, verſuchte ſie und erwählte ſich zur dialektiſchen Beweisführung jenen Heiden in Athen, in deſſen Reden er die ganze Feinheit der Schulmethode mit der überſichtlichen Milde ſeiner eigenen Denkungsart verband und ohne allen Behelf chriſtlicher Offenbarungslehre der ſogenannten natürlichen Religion einen Triumph zu liefern gedachte. Der Menſch wollte damals noch auf ſich ſelbſt fußen; der Verſtand entwickelte in Philoſophie und Dichtkunſt ſeine Virtuoſität. Welcher Kraft und Feinheit, welcher Genialität der Verſtand fähig ſei, um ſich zum Herrn und Meiſter des Lebens aufzuwerfen, das wolle ein ſpätgeborenes Geſchlecht, in das die aufgezogenen Schleuſen des Gemüths ganz andere Fluthungen brachten, fortgeſetzt und wiederholt am Helden Leſſing lernen und bewundern! Zu welcher freundlichen Harmonie jenes Zeitalter es geiſtig zu bringen im Stande war, das läßt ſich nirgends in ſo ſicheren, wenn auch leiſen Zügen als an Mendelsſohn nachweiſen. In jenen Geſprächen wird uns zu Anfang ganz der Platoniſche Sokrates vorgeführt. Er iſt bereits zum Giftbecher verdammt, und in den letzten Unterhaltungen mit ſeinen Schülern und Freunden wird das Leben nach dem Tode ungeſucht zum Thema. Mendelsſohn ſchließt ſich nicht blos den Platoniſchen Geſprächen an, er ſcheint ſie wörtlich wiedergeben, nur eine Verdeutſchung liefern zu wollen. Allmählich aber gewinnt der Stoff an modernen Bezügen, das Für und Wider erhält jene wärmere Färbung, wie ſie drängende Fragen des Tages mit ſich bringen, die Sprache des Zweifels wird empfindlicher, das Wort der Zuverſicht immer dreiſter; das moderne Bewußtſein, das wir nicht anders denn als ein allgemein chriſtliches bezeichnen können, erhärtet ſchließlich alle Zuſage, alle Bejahung der Frage mit ſeinem unmittelbaren Wiſſen vom Zuſammenhang zwiſchen Creatur und Gott.

Ich zweifle, ob Mendelsſohn dies eingeräumt hätte, dieſe Behauptung, er ſei ſachlich in ſeinem Gedankengange Chriſt geworden, obgleich ſchon Leſſing den Ausſpruch that, Sokrates ſei ein Chriſt geweſen, ohne ſelbſt darum gewußt zu haben. Hiermit iſt nicht das Chriſtenthum in dieſem oder jenem Bekenntniß mit ſeiner nationalen, geſchichtlichen und localen Färbung gemeint; ſondern die Lehre jenes Jeſus von Nazareth, der, einzig in der Weltgeſchichte, die Entdeckung machte, was der Menſch ſei am reinen Quell ſeiner ſelbſt. Dieſen Athem des göttlichen Lebens in der Gemeinde als heiligen Geiſt feſthalten, heißt die unſichtbare Kirche Chriſti auf Erden auferbauen. Ich weiß nicht, ob Mendelsſohn, könnten wir ihn mit dieſen Worten eines Bewußtſeins von heute angehen, es in Abrede bringen wollte, wenn wir den Kern ſeiner Ueberzeugungen und ſeiner Perſon für chriſtlich erklärten, ob wir ihn gleich weder auf den Statthalter Chriſti, noch auf Luther oder Zwingli verpflichten könnten. Daß er ſich ſcheu in den faltenreichen Kaftan ſeiner Väter verkroch, als man die Hand brutal nach ihm ausſtreckte und ihm mit Gewalt das Taufbecken aufdringen wollte, verſteht ſich von ſelbſt. Wer in den Momenten ſeiner reinſten Ergüſſe nicht ſchon der Sache nach Chriſt iſt, kann es eigentlich nie werden. Mendelsſohn's Aeußerung in den letzten Jahren ſeines Lebens, die Secte der Unitarier ſei unter allen chriſtlichen Bekennern diejenige, mit der ſich der aufgeklärte Jude allenfalls verſtändigen könne, war nur eine Ablenkung vom Mittelpunkt des Intereſſes. Mit jener Secte wird das Göttliche in der Perſon Jeſu geleugnet, mithin der Nerv des Chriſtenthums, das Hereinreichen des göttlichen Lebens in die Bruſt der Creatur, die große Entdeckung Gottes im Menſchen zerſchnitten und aufgelöſt.

Mendelsſohn's Sokrates lehrt, wie der Platoniſche, die Seele ſei einfach und nur das Zuſammengeſetzte ſei zerſtörbar. Hieran drängt ſich eine Polemik gegen d'Alembert und die Encyclopädiſten, welche die Seele in ihrer Abhängigkeit von der Beſchaffenheit der leiblichen Organe, in ihrer Abhängigkeit von äußeren Einflüſſen, Klima und Nahrungsmitteln auffaßten, und ihren Scharfſinn in der Schlußfolge triumphiren ließen: der Geiſt ſei nichts als eine Modification der Materie. Die Seele, ſagten die Franzoſen, werde nichts mitnehmen, wenn ſie ſich vom Leibe trenne, denn die Kräfte und Fertigkeiten, über die ſie im lebendigen Leben zu verfügen gehabt, ſeien ja ganz und gar im leiblichen Naturell bedingt geweſen. Mendelsſohn leugnet das. Er behauptet, die Organe und Werkzeuge der Seele, die ſich allerdings nur leiblich zu bethätigen ſchienen, bildeten ſich zugleich mit der Seele, ſo daß die gewonnenen Begriffe, als Ergebniſſe vergangener Eindrücke, der Seele blieben. Freilich ſeien die Werkzeuge ungleich bei den Menſchen, und da ſich die Geiſter nach ihren leiblichen Organen modificirten, ſo müßte eine Ungleichheit der Geiſter daraus gefolgert werden. Aber das ſtöre nicht die Sache ſelber, ſei nicht von praktiſchem Nutzen, um das menſchliche Daſein in jener Welt zu conſtatiren. Zu jenen Werkzeugen der Seele rechnet Mendelsſohn auch weſentlich die geiſtigen, nicht blos Klima und Nahrungsmittel, ſondern Erziehung, Umgang, Geſellſchaft, Regierungsform ſeien beſtimmend für die Geſtaltung des Geiſtes im Einzelnen. Und in alle dem fühle ſich die Geburt und das Wachsthum der Seele ſchon im Elemente des allgemeinen Geiſtes. Unſterblich ſei die einzelne Seele nur, ſofern überhaupt ein Element des Geiſtes als ein ewiges anzunehmen ſei, ſofern es überhaupt mehr als Natur, ſofern es einen Gott gebe. Mit ihm und in ihm ſind wir unſterblich.

Sokrates beweiſt in jenen Geſprächen den Freunden das Fürſichſein der Seele, wenn ſie ſich fertig fühle mitten in der leiblichen Hülle, ſich auf ſich ſelbſt beſinne und ſich als freies Selbſtbewußtſein empfinde. Simmias iſt unter den Freunden jener Skeptiker, der mit Hülfe franzöſiſcher Weisheit den antiken Zweifler macht. Simmias ſagt, er könne ſich platterdings nicht vorſtellen, daß die Seele irgendwie ſelbſtändig exiſtire, er könne ſie am lebendigen Weſen nur in dem Zuſammenwirken der organiſchen Thätigkeiten des Leibes finden. Sokrates-Mendelsſohn entgegnet ihm, ob er denn glaube, daß eine Maſchine, falls er nicht anders den Menſchen nehmen könne denn als ein ſolches Triebwerk mit harmoniſchem Zuſammengreifen vereinzelter Kräfte, dieſe ihre einzelnen Kräfte zu überſchauen vermöge, ob nicht vielmehr dies Wiſſen um die Theile dem Werkmeiſter eigen ſei. Der Menſch aber ſei dieſer Werkmeiſter im Maſchinenbau, es ſei alſo in ihm ein Etwas, das nicht durch Zuſammenſetzung der Beſtandtheile entſtehe, ſondern über alle Kräfte, Triebe und Begierden hinübergriffe, ſie vereinige und regiere. Dieſe Spontaneität, dieſe Willensfreiheit, ließe ſich in der Maſchine Menſch bei aller Abhängigkeit von den Organen nicht leugnen, alſo auch nicht die Immaterialität der Seele. Iſt die Seele nun immateriell, ſo hat ſie Theil am Geiſte. Der Geiſt aber iſt Gott. Iſt Gott ewig, ſo iſt auch unſterblich, was an ihm Theil hat.

In dieſer Weiſe, wenn ich es zuſammendränge, geſtaltet ſich Mendelsſohn's Gedankengang im Phädon. Im dritten Geſpräche nimmt der Sokratiſche Kebes noch einmal von anderer Seite den Zweifel auf. Irgend wie und wann, fürchtet er, könne die Seele doch wohl einmal gleichgültig verloren und untergehen im großen Raum der Welt. Leben, ſagt der Mendelsſohn'ſche Sokrates, iſt Entwickelung. Erſt wenn es ſich im Fortſchritt entwickelt, beweiſt ein Leben ſeine Wahrheit. Man würde dem Leben ſeine Wahrheit nehmen, wenn man es ohne Entwickelung für möglich hielte. Wie aber könnte ein Ding in ſein Gegentheil umſchlagen? Ein Leben, das plötzlich in einem Zeitpunkt fertig iſt, hat ſchwerlich je gelebt, da ihm jetzt der Trieb zur Vervollkommnung ausging. Fortſchritt, Entwickelung, mithin Unendlichkeit iſt der Nerv des menſchlichen Geiſtes. Mißt er die Harmonie des Alls nicht aus, ſo ringe er danach; die Harmonie iſt Gott. Wir erkennen ihn bald dunkler, bald heller, und danach ergiebt ſich ſchon hienieden das geringere oder größere Glück der Empfindung. Und je weniger wir körperlich bedingt fühlen, je reiner wir denken lernen, deſto mehr bereiten wir uns zum Tode. d. h. zu einer volleren Entwickelung vor. Warum ſich alſo vor dem Tode ſcheuen, der uns das reinere Leben erſt erſchließt? Warum zittern, einer Harmonie im ganzen Vollgefühl theilhaft zu werden, zu der langſam heranzureifen ſchon hienieden das Ergebniß der Weisheit und die Luſt der Seele iſt! Wo wir uns auf Erden beglückt fühlten, da fanden wir einen Gleichtact von Kräften zu einem ſchönen Ganzen. Wir gefallen uns im Kleinen an der Vollendung im Ebenmaß von einzelnen Theilen. Dieſe Harmonie vom Weltſyſtem vorauszufühlen, ſie im Ganzen und Großen zu ahnen, während wir ſie im Kleinen ins Werk zu ſetzen bemüht ſind, das iſt die große Wolluſt der menſchlichen Exiſtenz, die Seligkeit des werdenden Geiſtes. Wir haben auch Trübſal im Leben; aber das Mißfallen am Gegenſtande vereinigt ſich doch mit einem Wohlgefallen an der Vorſtellung des Beſſeren. Die Summe von unſern angenehmen und unangenehmen Empfindungen zu ziehen, weiſt unſer moderner Sokrates von ſich; das ſei erſt ſtatthaft nach vollendeter Laufbahn. Selbſterhaltungstrieb iſt ſittlich; Selbſtmord unſittlich, denn er ſtört die ſtufenweiſe Entwickelung. Wir reifen langſam der Vervollkommnung entgegen, und unſer Endziel, Theil zu haben am Genuß einer im Ganzen und Großen harmoniſch gegliederten Welt, heißt: Theil haben an Gott. — Dies in Summa der rationelle Senſualismus Mendelsſohn's.

Mit der Verbreitung des Phädon datirt der zum Theil ſachlich wichtige, zum Theil perſönlich glänzende Briefwechſel des Berliner Philoſophen. Bekenner aller Glaubensrichtungen beichteten ihm in Gewiſſensſachen, bedrängte Gemüther forderten Rath, denkluſtige Köpfe lebten Mendelsſohn's Anſichten weiter aus, ergänzten ihn oder ſuchten ihn zu widerlegen. Die nachfolgenden Auflagen des Phädon zogen hieraus Gewinn, denn in dieſer Mittheilſamkeit und Luſt an gegenſeitiger und gemeinſamer Erörterung gefiel ſich dieſer

Geſellſchaftsphiloſoph. Fremde, die Berlin beſuchten, wollten nicht blos den großen König, deſſen Franzoſen und deſſen Wachparade, ſie wollten auch den kleinen freundlichen deutſchen Philoſophen ſehen, der merkwürdiger Weiſe ein Jude war. So erſchien denn um 1769, das Jahr der dritten Auflage des Phädon, auch Lavater in Berlin. Dieſer feurige Chriſt, Proſelytenjäger und Seelenfänger hatte mit Moſes in religiöſen Dingen eine lange Unterredung, in deren Verlauf der Jude unumwunden die Hochachtung bekannte, die er dem Stifter des Chriſtenthums zu zollen nicht umhin könne. An dieſer Aeußerung ſuchte Lavater die obwohl noch zaghafte, doch beinah ſchon-reife Seele zu fangen. Im gedachten Jahre erſchien Lavater's Ueberſetzung von Bonnet's Beweiſen für das Chriſtenthum, mit einer Zueignung und Aufforderung an Mendelsſohn, dieſe Beweiſe für das Chriſtenthum entweder zu widerlegen, oder der Wahrheit die Ehre zu geben und ſich taufen zu laſſen. Feurige Köpfe ſind nicht ſelten bornirt, und der pomphafte Prieſter Jeſu hielt es nebenbei im Stillen für eine Heuchelei, ſich ſo in der Unbeſtimmtheit hinzuhalten. Chriſtusbekenner oder ewige Verdammniß! zitterte dem großen Eiferer auf der Zunge. Mendelsſohn ſchwebte in dieſer Unbeſtimmtheit, aber es war nur tölpelhaft, ihn dieſem Zuſtand als gefahrbringend für ſein Seelenheil, als ſtörend für den allgemeinen Stand der Wahrheit, mit Gewalt entreißen zu wollen. Es entwindet ſich Niemand ganz dem Schooße, der Luft ſeines Herkommens. Mendelsſohn fühlte ſich plötzlich, als man ihn zur Entſcheidung drängte, durch und durch als Jude, feſtgewachſen mit dem Schickſal ſeines Volkes, theilnehmend am Kreuz, das er mit ſeinen Brüdern nicht bekannte, ſondern trug. Jene Bonnet'ſchen Beweiſe für das Chriſtenthum, ohne Angabe für welches, waren ſo ſchwach; was Aufklärung und Bildung im damaligen Zeitalter hieß, ſchien ſo ſehr der chriſtlichen Satzung enthoben zu ſein: wie ſollte Mendelsſohn, ſelbſt wenn ſich chriſtlicher Geiſt in ſeinen Gedankengang eingeſchlichen hätte, ſich zu den Formen bekennen, um deren willen man ſein Volk ſeit Jahrhunderten geknechtet! Er hatte der Welt gezeigt, daß ſeine Nation befähigt ſei, ſich aus ſich ſelber heraus zu emancipiren, d. h. Theil zu haben am Beſten und Heiligſten, das die Menſchheit beſeelt. Sollte er nun blos ſeinen perſönlichen Gewinn davontragen? Hieße das nicht die Seinigen im Unglück verlaſſen? Und Bonnet's Beweiſe, wie geſagt, waren ſchwach; Lavater's Glaube, der die Wohlthaten des Chriſtenthums lediglich in den Wunderwerken ſuchte, konnte nicht Mendelsſohn's Glaube ſein.

Es iſt nicht anzunehmen, daß ihn Furcht vor ſeinen Glaubensbrüdern geleitet. Freilich hatte er von ihnen zu dulden; er las nicht allein, er ſchrieb ſogar deutſche Bücher; von craſſen Vorurtheilen wurde das orthodoxe Judenthum erſt durch ihn langſam erlöſt. Man erzählt, daß polniſche Juden zu ihm kamen, auf der Schwelle ſeines Zimmers ſtehen blieben, ihn verächtlich angrinſten und, als er ihnen freundlich entgegentrat, ihn anſpieen und wieder forteilten. Solche Viſiten mit Verſuchen ſalbungsvoller Werber im Namen

Chriſti wechſelten oft genug im Hauſe des friedfertigen Mannes. Er fühlte ſich als Jude; mit ſeinem Volke zu leiden und zu harren war ſeine Aufgabe, ſeine Luſt. Jetzt aber ſollte er öffentlich erklären, warum er nicht Chriſt werden könne. Er fragte beim Conſiſtorium in Berlin an, welchem von deſſen Räthen er ſeine öffentliche Antwort an Lavater vorlegen ſolle. Das Collegium gab ihm den Beſcheid, er könne ſeine Schriften drucken laſſen, ohne ſie zur Cenſur vorzulegen; man ſei von ſeiner „Weisheit und Beſcheidenheit“ überzeugt, er werde kein öffentliches Aergerniß geben. Dieſes allerdings ſehr ſicher motivirte Zugeſtändniß datirte in Preußen vom Jahre 1770. Man trug ſich dort noch mit dem Begriffe einer perſönlichen Cenſurfreiheit; man war ſchon ſo weit, ſie wenigſtens als Ausnahme zu gewähren; der Geiſt der Aufklärung zwang dazu.

An das öffentliche Sendſchreiben an den Diakonus von Zürich ſchloß ſich Mendelsſohn's Briefwechſel mit ihm und andern Zeitgenoſſen, das Thema ſeiner Bekehrung betreffend. „Wie beſchämt — ſchreibt Heyne in Göttingen an Nicolai — die Mäßigung, die Würde, der Anſtand, mit welchem ſich der Brief Mendelsſohn's ausdrückt, den raſchen und ſchwärmeriſchen Lavater! Wahrlich, jener würde unſerer Religion mehr Ehre machen, als dieſer hitzige Eiferer!“ — „Hochgeſchätzter Mann! — ſchreibt Semler in Halle an Mendelsſohn — wenn ich nicht andere Empfehlungen meines Lehrbegriffs und der daran hangenden großen Glückſeligkeit hätte, als die ich alsdann ergreifen wollte, wenn Sie öffentlich ein

Chriſt würden, ſo möchte ich der chriſtlichen Religion wohl nicht viel Dienſte leiſten können." Mendelsſohn ſelbſt ſagt in ſeiner Rechtfertigung: „Die verächtliche Meinung, die man von einem Juden hat, wünſchte ich durch Tugend und nicht durch Streitſchriften widerlegen zu können." Er äußert, wenn unter ſeinen Zeitgenoſſen ein Confucius, ein Solon lebte, ſo würde er ihn nach den Grundſätzen ſeiner Religion lieben und bewundern dürfen, ohne auf den lächerlichen Gedanken zu kommen, ihn bekehren zu wollen. Ueber die Lehren wollte er ſich mit ihm bald verſtehen, und ob er glaube, ob ein ſolcher Mann ſelig werden könne? „O mich dünkt, wer in dieſem Leben die Menſchen zur Tugend anführt, kann in jenem nicht verdammt werden, und ich habe kein ehrwürdiges Collegium zu fürchten, das mich dieſer Meinung halber, wie die Sorbonne den rechtſchaffenen Marmontel, in Anſpruch nehmen könnte." Er erzählt dann dem Manne Gottes in Zürich, daß ſeine Nation dem aufgeklärten Zuſtande in Preußen einiges zu danken habe. Es würde demnach undankbar ſein, hätte ein Jude in Preußen das Gelüſt, die Religion der Majorität im Lande widerlegen zu wollen, davon abgeſehen, ob er es könne. Anderwärts jagte man damals die Juden, wo man ſie fand, zur Stadt hinaus. „Iſt es doch nach den Geſetzen Ihrer Vaterſtadt, verehrungswürdiger Menſchenfreund, Ihrem beſchnittenen Freunde nicht einmal vergönnt, Sie in Zürich zu beſuchen!" Fünf Jahre nachher ſchrieb Mendelsſohn im Intereſſe der armen gequälten Juden in der Schweiz an Lavater: „Wie ich höre, gebet die Obrigkeit, unter welcher ſie ſtehen, eben jetzt damit um, ſie noch näher einzuſchränken, ihnen das Fortpflanzen und Vermehren, das erſte Gebot des Schöpfers an die Menſchen, zu verbieten.“ Er bittet den Prieſter Chriſti in Zürich, ſo viel es ihm möglich ſei, ſich als Menſchenfreund der Sache der armen Creaturen anzunehmen. In einem Briefe an Bonnet bedauerte Mendelsſohn, daß die Sache ſeiner Bekehrung dem müßigen Theil im Publicum zum Zeitvertreib, dem Einfältigen zum Aergerniß, dem Verächter des Wahren und Guten zum boshaften Vergnügen gereiche. „Wenn wir, Sie und ich, die Maſſe unſerer Erkenntniß zergliedern, ſo werden wir ſicherlich in ſo vielen wichtigen Wahrheiten übereinſtimmen, daß meines Erachtens wenig Individua von einer Religion harmoniſcher denken können. Die wenigen Punkte, die uns etwa noch trennen, können der Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechtes unbeſchadet noch Jahrhunderte unerörtert bleiben. Noch ſind die Wahrheiten, die wir gemeinſchaftlich erkennen, nicht ausgebreitet genug, daß wir der guten Sache von der Erörterung dieſer ſtreitigen Punkte großen Nutzen verſprechen könnten. In welcher glückſeligen Welt würden wir leben, wenn alle Menſchen die Wahrheiten annähmen und ausübten, die die beſten Chriſten und die beſten Juden gemein haben!“

Hiermit war der Epoche jener Verſtandesaufklärung das Wort geſprochen, die ſich jedoch bald als eine excluſive, d. h. als eine ſolche erwies, an der ſich die Maſſe der Nation nicht betheiligt ſah, die mithin als nicht volksthümlich bezeichnet werden muß. In Preußen folgte jener rationellen Richtung, die unter dem franzöſiſch gebildeten König vergeblich im Volke Fuß zu faſſen ſuchte, eine um ſo ſtärkere Reaction. Auf geiſtigem Grund und Boden rief ſie in Deutſchland, nach einer äſthetiſchen Sturm- und Drangperiode, jene große kosmopolitiſche Litteratur hervor, mit der wir uns allerdings in der Reihe der Nationen eine geiſtige Exiſtenz eroberten, in deren Idealismus uns aber, als der Bau der Welt zu Ende des Jahrhunderts aus ſeinen Fugen trat, jede nationale Haltung unmöglich blieb. Der Begriff einer Weltlitteratur blieb Chimäre, der Begriff des Weltbürgers ein leerer, ein unmächtiger, ſobald der Sturm der Völkergeſchichte uns durchſchüttelte. Seitdem hat die Bildung ſich auf die Kraft des Volkes ſtützen gelernt, ſich als eine nationale zu begreifen angefangen; ſie hat ebenſo das Bewußtſein gewonnen, daß ſie nicht außerhalb des Chriſtenthums, ſondern weſentlich in und mit demſelben ihren Fortſchritt zu geſtalten habe. Jene angeblich vernünftige Aufklärung unter dem preußiſchen Friedrich, die ſchließlich auf eine lediglich Berliner Aufklärung einſchrumpfte, war — von ihren unnationalen Ausgangspunkten abgeſehen — auch in ihren Folgen ſo undeutſch, daß ſie für die großen Reformen Kaiſer Joſephs, der in kirchlicher und ſtaatlicher Beziehung Deutſchland mit neuem Geiſte zuſammenzufaſſen verſuchte, nur Spott und Hohn oder jene kalte Gleichgültigkeit, jenes Phlegma hervorzurufen wußte, die wir als das ſchlimmſte Erbtheil unſeres Naturells kennen. In religiöſer Beziehung hielt ſich dieſe Aufklärung des vorigen Jahrhunderts in ihrem Dünkel für ſo ſicher, daß ſie das Chriſtenthum bezwungen glaubte, indem ſie es ignorirte. Der Lauf unſerer Entwickelung hat ſich mit dem Bedürfniß der Völker als ein ganz anderer herausgeſtellt.

Was den Hauptpunkt in der Streitſache zwiſchen Mendelsſohn und Lavater, den Kern einer Debatte zwiſchen Judenthum und Chriſtenthum betrifft, ſo hat ihn Mendelsſohn in ſeiner äußerlich bedrängten Stellung nur leiſe bei Seite geſchoben, nicht erledigt. Ich zweifle freilich, ob Mendelsſohn, auch wenn er nicht perſönlich beſtürmt wurde, den Nerv der Sache von freien Stücken beſſer erfaßt hätte. Nicht weil er Jude, ſondern weil er Rationaliſt jener Zeit war, konnte er den eigentlichen Lebenspunkt des Chriſtenthums nicht verſtehen. War ihm der Stifter des Chriſtenthums nur jener ſittlich ausgezeichnete Mann, dem er ſeine Achtung bezeigen durfte, ohne ſich weiter um deſſen geheimen Zuſammenhang mit der Entwickelung der Menſchheit zu kümmern, ſo war ihm dieſe ganze europäiſche Entwickelung, die ſich achtzehn Jahrhunderte hindurch weſentlich als eine vom Chriſtenthum beſtimmte ergab, eine rein zufällige. Konnte ſich die Aufklärung des Mendelsſohn'ſchen Zeitalters, die ſich der chriſtlichen Ueberlieferung enthob, als ein ſchließliches Ergebniß aller Mühen und Kämpfe des Geſchlechts anſehen, ſo war damit dies Chriſtenthum, deſſen die Bildung nun endlich los wurde, mindeſtens als überflüſſig erklärt. Das aber hieße wieder die Menſchheit in ihren Kämpfen, Aengſten und Wehen im Stiche laſſen. Dazu kommt, daß Mendelsſohn's Achtung vor der menſchlichen Perſon Chriſti ſich an eine Bedingung knüpfte, deren Stellung ein gänzliches Mißverſtändniß deſſen bekundet, was den Kern des Chriſtenthums ausmacht. Mendelsſohn äußerte in der Berliner Zuſammenkunft mit Lavater, wie ſehr gern er bereit wäre, die Perſon Chriſti anzuerkennen, hätte ſich dieſer Jeſus von Nazareth „nicht die Ehre der Anbetung, die dem einigen Jehovah gebühre, angemaßt.“ Abgeſehen von dieſer Verdrehung der Sache in der Bezeichnung einer Anmaßung, die von der ruhig und ſtill in ſich gehaltenen Natur des perſönlichen Chriſtus weit ablag, ſo iſt gerade das, was jenen Jeſus von Nazareth zu einem Chriſtus macht, in ſeiner Entdeckung zu ſuchen, der Gott ſei nicht blos Herr des Himmels und der Erde, er wettere nicht draußen in den Elementen umher, er ſei nicht blos der große Jenſeitige, der von weiter Ferne her die Geſchicke der Völker regiert. Die Entdeckung, daß Gott auch der dieſſeitige, uns nahe, täglich fühlbare Geiſt, die Entdeckung des Göttlichen im Menſchen macht das Chriſtenthum erſt zu dem, was es iſt. Daß die Menſchheit Jahrhunderte lang aus Mißverſtändniß dieſer Offenbarung gegen ihr eigen Fleiſch und Blut gewüthet, hebt dieſe Offenbarung nicht auf. Mendelsſohn hat namentlich in ſeinen brieflichen Erläuterungen an den Erbprinzen von Braunſchweig-Wolfenbüttel, der ihm geradezu die Frage vorlegte: warum ein Weltweiſer, wenn er als Jude geboren, das Neue Teſtament verwerfen könne, redlich und ehrlich bewieſen, wie wenig ſein rationales Zeitalter bei dem quälenden Reiz nach dem Unſichtbaren, ſelbſt bei der Sehnſucht nach Unſterblichkeit im Stande war, den Kernpunkt des Chriſtenthums zu begreifen.*)

Seitdem Mendelsſohn durch Lavater ſo gewaltſam mit ſeiner Perſon in die Oeffentlichkeit gedrängt worden, ward er ſcheuer und hielt ſich ſtiller. Es fehlte ihm nicht an gutem Humor, um ſchlecht geführte Stöße zu pariren, aber er wagte ſelbſt keinen Ausfall mehr. Einen unwirſchen Stürmer, der ſich in die Bekehrungsſtreitigkeit miſchte, und ihn öffentlich aufforderte, ſeine Ueberzeugungen öffentlich zu beſchwören, verwies er lächelnd auf die Thatſache, wie wenig Gültigkeit damals vor Gericht ein Judeneid habe. Nicht ſelten witterte er auch Verrath und fürchtete eine Falle, die man ihm legen könne. Durch einen hochgeſtellten Berliner Beamten erhielt er von einem anonymen Manne von Stand einen Entwurf, wie die Juden in Europa zu politiſcher Gültigkeit gelangen könnten. Er dankte dieſem Menſchenfreunde und machte die

---

*) Der verſtorbene Dr. B. Beer erklärte ſich in ſeiner Ueberſetzung der Schrift von Salomo Munk: La philosophie des Juifs gegen dieſe meine Auffaſſung von Mendelsſohn's Verhältniß zum Inhalt des Chriſtenthums. Mendelsſohn's Aeußerung, die Secte der Unitarier ſei es unter allen chriſtlichen Bekennern, mit der ſich der aufgeklärte Jude allenfalls verſtändigen könne, ſei die Angabe des äußerſten Grenzpunktes, bis zu welchem der gewiſſenhafte Jude dem Chriſten entgegenzukommen allenfalls im Stande wäre. Dies „Allenfalls“ giebt der Sache einen Anſtrich des Handelns und Marktens. Kernpunkt des Chriſtenthums iſt der Begriff der Sohnſchaft Gottes, die Entdeckung der Kindſchaft des Menſchen zu Gott, die Immanenz Gottes in der Weltgeſchichte.

Gegenvorſtellung, wie er fürchte, ſeine Glaubensgenoſſen hätten ohne ihre Schuld durch den Druck, unter dem ſie ſeit Jahrhunderten gelebt, allen geiſtigen Schwung, ſelbſt den natürlichen Trieb zur Freiheit, eingebüßt. Dabei war er jedoch, trotz ſeiner Kränklichkeit und während die Hälfte jedes Tages ſeinem Comptoirgeſchäft angehörte, unausgeſetzt thätig, im Einzelnen und Kleinen das Licht ſeiner Ueberzeugungen in Kunſt und Wiſſenſchaft wirkſam zu machen. Seine Kritiken und Aufſätze, meiſtens Beiträge zu den „Briefen die neueſte Litteratur betreffend“ und zur Berliner Monatsſchrift, füllen in der Sammlung ſeiner Schriften zwei ſtarke Bände. Der gefällige Scherz, die humane Freundlichkeit geht hier mit getreuer Sorgfalt, mit gewiſſenhafter Treue Hand in Hand. Eine Auswahl davon würde uns eine kleine Reihe von Muſterſtücken deutſcher Proſa aus einer Zeit liefern, wo der ältere Theil der Nation noch in barbariſchem Deutſch auftrat, die jüngeren erſt in koloſſaler Ungebärdigkeit einen neuen Anlauf nahmen.

Von ganz beſonderem Segen ward Mendelsſohns Thätigkeit in ſprachlicher Hinſicht für ſeine Glaubensbrüder. Er überſetzte ihnen die fünf Bücher Moſes und ließ dieſe Uebertragung zunächſt mit hebräiſchen Lettern drucken, um ihr in den jüdiſchen Schulen Eingang zu verſchaffen. Seine Ueberſetzung der Pſalmen hatte eben auch nur den Zweck und das Verdienſt, den Jargon ſeiner Genoſſen auszurotten. Widerſpruch, Haß und Verfolgung ward dafür ſein Theil; die Oberrabbiner von Hamburg und Fürth belegten alle Die mit dem Bann, die ſeine Bücher läſen. Sein Zweck ward aber erreicht: die Talmudſchulen wurden leer, die jüdiſche Jugend entwickelte ſich deutſch, das Judenthum begann mit der Sprache zugleich deutſcher Bildung und Geſittung entgegenzureifen. Mendelsſohn wurde von den Redactoren des Allgemeinen Landrechts in Preußen bei Abfaſſung der Judenordnung zu Rathe gezogen; Dohm's Schrift über die bürliche Verbeſſerung der Juden erſchien Hand in Hand mit den Anſichten über Anerkennung der Gewiſſensfreiheit, wie ſie Mendelsſohn als erſte Bedingung eines ſittlich geordneten Staates forderte und in ſeinem Werke „Jeruſalem“ öffentlich niederlegte. Es war im Jahr 1783, als Kant dies Buch „die Verkündigung einer großen, obwohl langſam bevorſtehenden und fortrückenden Reform in der bürgerlichen und ſtaatlichen Geſellſchaft“ nannte. „Sie haben, ſchrieb ihm Kant, die Nothwendigkeit einer unbeſchränkten Gewiſſensfreiheit für jede Religion ſo gründlich und ſo hell vorgetragen, daß auch endlich die Kirche unſererſeits darauf wird denken müſſen, wie ſie alles, was das Gewiſſen beläſtigt und drücken kann, von der ibrigen abſondere, welches endlich in Anſehung der weſentlichen Religionspunkte vereinigen muß, denn alle das Gewiſſen beläſtigenden Religionsgeſetze kommen uns von der Geſchichte, wenn man den Glauben an deren Wahrheit zur Bedingung der Seligkeit macht.“

Dies war derſelbe „alles zermalmende“ Kant, wie ihn Mendelsſohn, mit dem Eingeſtändniß, ihn nicht recht zu verſtehen, in ſeinen „Morgenſtunden“ nannte. Dies berühmte

Buch erſchien zuerſt im Jahre 1785. Mendelsſohn, bereits von dem abgewendet, was deutſche Speculation mit neuem, gewaltigen Impuls bewegte, faßte ſchließlich die Summe ſeines Wiſſens in dieſen Betrachtungen über Gott und göttliche Weltordnung zuſammen. Dieſe Unterhaltungen waren aus den wirklichen Morgenſtunden hervorgegangen, die er ſeinem Sohne und einigen andern jungen Männern widmete, um ihnen eine philoſophiſche Propädeutik zu geben. Mendelsſohn war mit ſich und ſeiner Welt fertig. Er fühlte, daß ſeine Beweisführungen, noch immer zum Theil mit einem leiſen Geruche aus der alten Wolff'ſchen Schule behaftet, nicht mehr ausreichten, um mit Kant Schritt zu halten. Ihm hatte die Philoſophie des Wahrſcheinlichen, die Philoſophie der mathemathiſchen Evidenz und indirecten Beweiſe zeitlebens genügt. Aus Sophiſtik und Schwulſt, wie ſie der alten Schule ehedem eigen, hatte er ſich ſchon in ſeiner Jugend glücklich gerettet. Sein ethiſcher Menſch mit der attiſchen Eleganz des Geiſtes hatte Anmuth und liebenswürdige Einfachheit in die metaphyſiſchen Unterſuchungen gebracht, in denen ſonſt abſtruſe Barbarei und der Dünkel der mathematiſchen Rechthaberei geherrſcht. Des Wiſſens war genug in der Welt nach Mendelsſohns Meinung; er verlangte Früchte fürs Leben. Die Philoſophie ſollte jetzt den Verkehr der Menſchen unter einander befruchten, Familie, Geſellſchaft, Staat ſollten den Genuß haben von den Ergebniſſen deſſen, was die Philoſophie über Gott und Welt als muthmaßlich ausgedacht. Es war noch wenig erreicht, um das Daſein erträglich zu machen, und dies Wenige war in Deutſchland noch täglich bedroht. Mit dieſem Gefühl der Ueberzeugung: die Summe des Wiſſens müſſe jetzt praktiſch anwendbar werden und der wirklichen Welt zu gute kommen, ſchloß Mendelsſohn ab mit ſich und der Zeit. Er war unter den Philoſophen des alten Schlages der Sokrates, d. h., der ſeine Lehre praktiſch bethätigende Menſch geworden, und zugleich der Künſtler in der Darſtellung. Deutſche Speculation aber, der Verwirklichung ihres Wiſſens für Geſellſchaft und Staat abhold, bohrte immer wieder von neuem nach den Wurzeln des geheimnißvollen Geiſtes. Sie hob mit Kant ihre neue Revolution im Reich der Abſtraction an. Deutſchland verſtand ihn nicht, ignorirte ihn zehn Jahre lang. Endlich begriff man erſt, daß es ſich, während man ſich ſchon auf die praktiſchen Dinge dieſer Welt wandte, um einen ganz neuen weltfremden Anlauf im Bereich deutſcher Wiſſenſchaft handelte. Kant unterſuchte erſt die Mittel, eh' er an den Zweck ging. Er fand ſie unzureichend und zerſtörte ſie. Somit befreite er erſt die Philoſophie von der Sklaverei der alten Begriffsbeſtimmungen, mit denen man zu Felde gezogen war, ohne ſie als Waffen geprüft zu haben. „Kant's Tiefſinn, ſagte Mendelsſohn am Abend ſeines Lebens, wird hoffentlich mit demſelben Geiſte wieder aufbauen, mit dem er niedergeriſſen hat.“

In den „Morgenſtunden“ finden wir auch Mendelsſohn's Verſuche, den Spinozismus zu widerlegen und zu läutern. Er war Leibnitzianer, inſofern er ſich zu dem Glauben an eine vorherbeſtimmte vollkommene Welt bekannte. Aber er fühlte ſehr wohl, daß dieſer Vollkommenheit von Leibnitz gar kein zeitlicher Anfang gegeben ſei, noch weniger die Begriffe des Fortſchrittes, der Entwickelung und der Unendlichkeit ſich damit verbinden ließen. Spinoza's ſchwindelnde Tiefe reizte ihn; er hätte gern Leibnitz mit Spinoza ausgeglichen. Daß die Seele nichts als der ſich denkende Körper, der Körper nichts als die ſich ausdehnende Seele, daß Intenſität und Extenſität zuſammenfallen, Gott und Welt in ein großes Eins ſich zuſammenfaſſen ſollten: das erſchien ihm freilich ungeheuerlich. Er hatte gegen die franzöſiſche Frivolität geeifert, wonach die Seele nichts als eine Modification der Materie; er ſträubte ſich jetzt mit gleich gutem Rechte, daß der Menſch und alle Natur nur eine Modification des Unendlichen ſein ſolle. Es kam ihn ein Schauder an, wenn er bedachte, daß in dieſem Abgrund von Nothwendigkeiten weder Gott noch Menſch ihre Freiheit fänden. Und dieſer Spinozismus galt in damaliger Zeit mit allen ſeinen Schreckniſſen für ſo verrucht, daß, wer ihn theilte, als Pantheiſt, als Atheiſt gebrandmarkt wurde. Friedrich Heinrich Jacobi machte ſchließlich an Leſſing dieſe Entdeckung. Leſſing habe ihm in einer perſönlichen Beſprechung unumwunden geſtanden, wenn er ſich durchaus zu etwas bekennen ſolle, ſo ſei's zum Spinozismus. Der Streit begann zwei Jahre nach Leſſings Tode, ſchon 1783. Mendelsſohn war erſchrocken; er ſetzte dem verewigten Freunde, ſeinen Verdienſten um Licht und Tagwerdung in einer dunkeln Welt, in den

„Morgenſtunden“ ein ſchönes Denkmal. Er ſprach dort von einem geläuterten Spinozismus, den zu conſtruiren freilich ſeine Kraft nicht ausreichte. Der Streit ward immer heftiger; der Fanatismus der kirchlichen Orthodoxie erwachte. Mendelsſohn wußte, was es hieß, um eines Glaubensartikels willen bürgerlich für ehrlos erklärt zu werden. Jacobi ſchrieb ſein ſtürmiſches Buch „über die Lehre des Spinoza, in Briefen an Herrn Moſes Mendelsſohn.“ Hier wurden Pantheiſt und Gottesleugner gleichzeitig an den Pranger geſtellt. Da galt es eine Ehrenrettung Leſſings! Mendelsſohn, krank und zitternd, ſchrieb ſie mit einer Haſt, als ſtände der Tod hinter ihm. „Mendelsſohn an die Freunde Leſſings“ war ſeine letzte Arbeit. In heißer Eile trug er ſie ſelbſt zum Buchhändler, die kalte Winterluft befiel ihn tödtlich; wenige Tage nachher war er todt. Die Ehrenrettung des Freundes erſchien erſt nach Mendelsſohns Tode, der am 4. Januar 1786 erfolgte. Engel, Moritz, Friedländer, Marcus Herz umſtanden ſeine Leiche; Leſſings Büſte, das Palladium ſeiner Häuslichkeit, blickte auf den Todten hernieder. Das aufgeklärte Berlin verlor an ihm ſeinen edelſten Vertreter, das Judenthum ſeinen Reformator, mit dem es anfing deutſch zu werden.

IV.

Kant.

IV.

Kant.

Der Philoſoph der deutſchen Aufklärungszeit hat äußerlich faſt in einem Winkel ein Stillleben geführt und doch beinahe andauernder als der König und als der Dichter der deutſchen Aufklärung unſere geiſtige Welt in Aufregung geſetzt. Der Staat Friedrich des Großen ging in Trümmer, Litteratur und Kunſt fielen ab von Leſſings Principien, und an Kants Widerlegung oder Ergänzung arbeitete das neue Jahrhundert noch unausgeſetzt bis in unſere Tage, ſelbſt nachdem Hegels Syſtem die Kritik der reinen Vernunft überwunden, ihre Fragen beantwortet, ihre Poſtulate erfüllt und erledigt zu haben ſchien. Iſt etwa die deutſche Kathederweisheit dauernder noch als was wir ſtaatlich und im Gebiet der Künſte ſchufen? Dann ſäße am Ende unſerer Tage allein nur der abſtracte Philoſoph auf den Trümmern der germaniſchen Welt, ein deutſcher Jeremias, der an den Waſſern Babylons die Welt, wie ſie hätte ſein ſollen, in ſtillen Gedanken zuſammenbaut!

Der Philoſoph iſt der moderne Mönch. Er ſucht die Welle des Blutes in ſich zu beſchwichtigen, um dann, wie er wähnt von Sinnestäuſchungen unbeirrt, was hinter den Erſcheinungen liegt, das Ding-an-ſich, zu begreifen. Die Philoſophie beginnt bekanntlich damit, an allem zu zweifeln, gleichviel ob es in die Sinne fällt oder der Glaube der Menſchen es überliefert. Er nennt dies das Element des „reinen" Denkens und in ſeiner Unerſchütterlichkeit liegt eine Weltentſagung. Damit ihm innerlich ein Licht aufgehe, ſchließt er die Augen, um ſich nicht von der äußern Sonne blenden zu laſſen. Er würde als Menſch verhungern, wenn glücklicher Weiſe nicht Thier genug in ihm wäre, um Speiſe zu ſich zu nehmen, bevor er deren Stoff und Zuſammenſetzung chemiſch geprüft und begriffen. Sowie es Politiker giebt, die unfähig ſind einen Staat zu ſchaffen, weil ſie den beſten Staat erzielen, ſo iſt der Philoſoph ein Lebenskünſtler, der das Leben nicht eher beginnen will bis er deſſen Form und Inhalt kennt, ſich nicht eher zu Tiſch ſetzt, als bis er alle die Vorbedingungen durchſchaut hat, die eine Beſetzung der Tafel fordert. Kant iſt der Urphiloſoph der Deutſchen. Seine Philoſophie beſteht in der Unterſuchung, ob es möglich ſei zu philoſophiren. Er fand, daß es möglich ſei, aber daß es zu nichts führe. Denken, fand er, ſei nicht blos heilſam, ſondern ſogar nothwendig; aber das Ziel des Denkens ſei ein Vacuum, das Ding-an-ſich ſei nicht erkennbar: denken könne der Menſch, aber nicht erkennen. Bevor man zu denken unternehme, müſſe man ſeine Befähigung dazu prüfen, die Unterſuchung der Inſtrumente des Denkens müſſe allem Denken zuvorgehen. So naiv war der forſchende Tiefſinn

Kants. Als ob es nicht ſchon denken wäre, wenn man es bedenkt, denken zu wollen und zu müſſen!

Mit dieſer Skeptik war dem Zeitalter gedient, denn es that noth, den bisherigen Dogmatismus zu ſtürzen der Alles in Formeln beweiſen zu können gemeint; es that noth, die Tenne zu fegen, wo bisher leeres Stroh gedroſchen war; aber es war ſchlimm, daß ſchließlich beim beſſern Dreſchen das Korn doch ausblieb, um Brot des Lebens zu erzielen, ſo gut auch Kants Tenne war und ſo gründlich die Art ſeines Dreſchens. Es war heilſam und nothwendig, tabula rasa zu machen und aufzuräumen, aber es war ſchlimm, einzugeſtehen, daß die Tafel leer bleiben müſſe, weil die ächten und wahren Stoffe zur Beſetzung der Tafel unerreichbar ſeien. Mit athletiſchem Hunger ſetzten ſich die denkenden Menſchen des Jahrhunderts der Aufklärung zu Tiſche und verzichteten mit der Kraft eines Herkules darauf, ſich am Abſoluten zu ſättigen. Mit einer Energie der Titanen, die den Himmel ſtürmen, zogen ſie aus, die Wahrheit zu erobern, und fanden, daß die Wahrheit gar nicht zu erobern, ſie ſelbſt aber nur jene Kriegsknechte ſeien, die mit Stangen und Spießen auszogen, um den Herrn zu fangen.

Die Berkeley'ſche Philoſophie war die erſte, die an unſerem Auge nachwies, daß wir mit unſerer Sehkraft nicht eigentlich die Dinge ſelbſt erfaſſen, ſondern vielmehr nur deren Spiegelbild auf der Netzhaut unſeres Sehorgans. Nach Locke läßt ſich gar nicht über die Dinge, nur über unſere Vorſtellungen von den Dingen ſtreiten; die Beſchränktheit unſerer Organe lege uns Feſſeln an. Auf dieſem Boden der ſchottiſchen Skepſis jener Hume und Hobbes faßte Kant, ſeiner Familienabkunft nach ſelber ein Schotte, Fuß, um in ſeiner „Kritik der reinen Vernunft" nachzuweiſen, daß unſere Inſtrumente des Denkens wohl zum Denken, aber nicht zum Erkennen ausreichten, das Ding-an-ſich nicht erkennbar, das Abſolute nicht meßbar, Gott ein uns ewig fernes, ewig unbegreifliches Jenſeit ſei. Bei dieſer faſt verzweifelnden Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit des menſchlichen Wiſſens blieb aber doch der deutſche Trieb ſpeculativer Forſchung, der Fauſtiſche Drang nach Erkenntniß der Höhen und Tiefen des Lebens unerſchöpflich, unermüdlich, und um ſo bewunderungswürdiger.

Bis zu dieſer Negation, bis zu dieſem Bankerott im Ergebniß: Ich weiß daß ich nichts weiß, reicht wenigſtens die Kant'ſche Philoſophie in der Kritik der reinen Vernunft, deren erſte und urſprüngliche Geſtalt in der Ausgabe von 1781 erſchien. Widerlegt aber war damit weniger der Inhalt und die poſitive Wahrheit des thatſächlichen Lebens als vielmehr die Vergangenheit aller Philoſophien bis dahin. Widerlegt war damit der orthodoxe Buchſtabenglaube der Theologen, widerlegt der Wolff'ſche Dogmaticismus, der beweiſen wollte, daß er Alles beweiſen könne. Angezweifelt war damit Carteſius, der mein Daſein nur ſofern ich es denke ſetzte: Cogito, ergo sum. Widerlegt ſchien damit auch Spinoza, der Alles sub specie aeterni ſah, Geiſt und Natur nicht zu trennen wußte und die Unterſchiede nur für Schein nahm, ſo daß ihm bei aller Tiefe Gott und Welt doch nur wie ein abſoluter Urbrei, ein Chaos erſchien, wofür das Wort der Schöpfung und der Erlöſung ausblieb. Geleugnet war auch Mallebranche, der tiefſte und liebenswürdigſte unter den franzöſiſchen Philoſophen, mit ſeiner Lehre: Wir ſind, was wir ſind, in Gott, wir leben und weben, und alſo fühlen und denken wir auch in ihm. Geleugnet, wenn auch nicht beſeitigt war mit Kants Kritik der reinen Vernunft auch aller Sinn und Gehalt des offenbarten Chriſtenthums, weil der Verſtand, der von Gottes Weſen nichts wiſſen wollte, auch von ſeinen Mythen und Symbolen nichts verſtehen konnte. Die Kritik dieſer reinen Vernunft war nichts als die Kritik des leeren Verſtandes, der ſich im zähen Eigenſinn ſeiner Alles durchbohrenden Rechthaberei um allen Inhalt bringt, und bei all ſeiner Thätigkeit, Endliches an Endliches zu knüpfen und Sandkorn auf Sandkorn zu häufen, die Totalität einer Welt doch nicht zuſammenbringt. Gleich der ihr nachfolgenden politiſchen Revolution, die eben ſo ſehr die Miſſion einer Weltbefreiung auf ihr Gorgonenſchild ſetzte, um alle Entartung, alle Mißbräuche und Sünden der Vergangenheit mit Einem Schlage niederzuſchmettern, ſah ſich die Kant'ſche Philoſophie bei aller Ruhe, bei aller verhaltenen Kraft und Beſcheidenheit, die ihr eigen, in ihren Wirkungen wie in ihren Endergebniſſen vor einer tabula rasa angelangt, und um Zeugungskraft verlegen, doch genöthigt, die alten Elemente Stück für Stück wieder neu zu erfinden, wie Robespierre ſich genöthigt ſah, den alten abgeſchafften Gott mit Decret wiedereinzuſetzen. Jeder große, weltgeſchichtliche Reinigungsact einer Revolution hat ſeine poſitive Berechtigung, aber doch nur negative Ergebniſſe. Die Reaction folgt dem Umſturz auf dem Fuße und die alten vertriebenen Götter, ſoweit ſie thatſächliche Elemente des Lebens vertreten, kehren zurück, ſo wahr es auch ſein mag, daß die Menſchheit in ihrer Entwicklung ſtets drei Schritte vorwärts thue, um zwei zurückzumachen. Kant wartete nicht erſt auf die ihm nachfolgende Reaction der Naturphiloſophie Schellings, der trunken im Anſchaun der Naturkraft in ihr den verlornen Gott zu finden meinte; Kant war bei aller ſeiner Klarheit doch tief genug, um aus eigenem Antrieb zu reagiren. Das Herz in ihm erlaubte ihm nicht, den Verſtand in Negationen triumphiren, die Skepſis auf dem Trümmerhaufen der umgeſtürzten Säulen ſchwelgen zu laſſen. Was ihm unbeweisbar blieb, danach blieb doch noch in der Seele das drängende Bedürfniß; was der Kopf nicht erklären konnte, dafür ſprach doch noch ſehnſuchtsvoll eine Stimme im Gefühl und im Gewiſſen. Das Gewiſſen, dieſer Inſtinct unſeres Zuſammenhangs mit dem geiſtigen und göttlichen Weſen, war ihm ſo viel werth als alle Zuverſicht des Verſtandes auf die mathematiſche Richtigkeit ſeiner Beweiſe. Auf ſtarke Charakterkraft ging ſein ganzes Weſen, die Zurechnungsfähigkeit des Menſchen für ſich, ſein Fühlen und Thun gab er nie auf, mithin blieb er aller bequemen Lehre von der Erlösbarkeit durch fremdes Verdienſt und Blut ſehr fern. Aber er konnte mit der Verzweiflung die Philoſophie nicht enden laſſen, das

Nichts nicht feſthalten beim Deficit ſeiner Rechnung und beim Bankerott der Verſtandeskräfte, das Abſolute zu faſſen und zu finden. Kant ſchrieb acht Jahre nach ſeiner Kritik der reinen Vernunft ſeine Kritik der praktiſchen Vernunft, zwei Jahre nach dieſer ſeine Kritik der Urtheilskraft. Ein langes, ſtudienreiches, arbeitsvolles Leben lag zwiſchen alle dem; er hatte den Himmel und die Erde, die phyſiſche Geographie und die Dynamik der Kräfte, die Entwicklung der Völker und der Individuen erforſcht, und wenn er weder im Himmel noch auf Erden Gott in ſeiner wahren Geſtalt gefunden, ſo hatte er doch überall Spuren von ihm entdeckt, überall ein Ringen und Sehnen nach dem Abſoluten, in der Menſchenbruſt aber ein entſchiedenes Bedürfniß danach entdeckt. Das Geſchlecht braucht einen Gott, deshalb gab Kant ein Daſein Gottes zu. Die Lehre von der Exiſtenz Gottes und der Unſterblichkeit der Seele hatte er aus aller Metaphyſik hinausgetrieben, um ihr auf dem Boden der Moral deſto bereitwilliger eine Hinterthür zu öffnen. War es in der That das Mitleid mit der Erbärmlichkeit der Creatur, was ihn trieb, ihr die Krücke des Glaubens an einen Gott zu geſtatten? — Heine, der Spötter, ſagte, nur um Lampe's willen habe Kant einen Gott wiedereingeſetzt und zugelaſſen. Wenn nämlich der „ſchöne Magiſter“ auf dem nach ihm in Königsberg benannten Philoſophendamm ſeine Nachmittagspromenade hielt, regelmäßig und prompt wie ſein ganzes Junggeſellenleben war, dann wandelte ſein Diener Lampe dicht hinter ihm her, den Regenſchirm in der Hand, der

Magiſter ſelbſt ſehr ſchmuck und elegant, mit Manſchetten und gekräuſeltem Haartoupé, der Diener aber etwas ſchäbig und kahl, wenn auch rein gebürſtet wie ſein Herr. Es war damals noch Luxus, ſpazierenzugehen. Der Magiſter konnte dieſen Luxus ſich geſtatten; Lampe aber hatte Weib und Kinder zu Hauſe und der karge Lohn erlaubte ihm nicht ſolchen Müßiggang. Somit ſah er trübſelig drein, während ſein Herr, immer heiter und lächelnd, ſich ſelbſt genug und ohne Sorge für Weib und Kinder daheim, im regelrechten Selbſtbewußtſein ſeiner reinen Vernunft nie eines Troſtes bedurfte. Lampe aber war unglücklich und ſorgenvoll, auch nicht ganz rein in ſeinem Gewiſſen; vielleicht auch gepeinigt von einer heimlichen Leidenſchaft. Die von Leibnitz geſetzte präſtabilirte Harmonie, der von Ewigkeit her beſchloſſene Zuſammentact von innerem Glück und äußerem Schickſal, fehlte dem Lampe. Lampe brauchte Etwas, das die Lücken der Welt bei ihm füllte, und wenn ein alter Philoſoph in Griechenland des Glaubens war, in den Poren der Welt ſäßen die Götter, ſo brauchte Lampe einen Gott, ein Weſen, das jenſeits wenigſtens die Lücken des Erdenlebens ſtopfte und vergalt. Um der Erbärmlichkeit dieſes irdiſchen Lebens und dieſer Creatur willen beſchloß Kant die Exiſtenz eines Gottes anzunehmen, ob er ſie ſchon nicht beweiſen konnte.

Ich führte Heine's Scherz nur aus, um ihn in dieſer Faſſung innerlich zu begründen. Denn der abſurde Fall von der Wiedereinſetzung Gottes durch Kant hat auch ſeinen ſchweren Ernſt. Selbſt Herder, doch wahrlich kein Spötter, hat die nachträgliche Zulaſſung Gottes in Kants Philoſophie ſehr bitter gerügt. Herder, der zwei Jahre lang (1762 bis 1764) in Königsberg ſtudierte, dreißig Jahre ſpäter in den Briefen zur Beförderung der Humanität ſo voll iſt von des großen Lehrers akademiſcher Wirkſamkeit, war doch entſchieden wegwerfend der Meinung, nach Kants Begriffen ſei Gott nichts als ein bloßer „Nothnagel" im Leben der Menſchen und in der Weltgeſchichte der Völker. — Von zeitgenöſſiſchen Männern in Königsberg ſelbſt waren Hippel und Scheffner entſchiedene Anhänger Kants; Hamann, der ſeltſame Magus des Nordens, der dürftige Acciſeeinnehmer und Zollſchreiber, war ſein entſchiedener Antipode. Er war dem berühmten Magiſter zu Dank verpflichtet um ſeiner Stelle willen, die ihn kümmerlich nährte, nachdem er in Saus und Braus leidenſchaftlicher Wildheit ſeine Jugend in London vergeudet. Kant hörte nie auf, mit ihm in Freundſchaft zu verkehren, er fühlte die Nothwendigkeit eines diametralen Gegenſatzes in dieſem Jakob-Böhme-redivivus, der am Urbronnen einer Offenbarung, die uns ohne unſer Zuthun geſpendet wird, ſich ſeine Nahrung holte, aus einem Quell ſchöpfte, den ſeine Viſionen und ſein myſtiſcher Eifer freilich trübten. Dieſer Antipode Kants, vor dem der große Denker der Antinomien einen heimlichen Reſpect in ſich hegte, eiferte, wenn auch unterdrückt und verſtohlen, gegen alles mechaniſche Kritiſiren, gegen alle mathematiſche Evidenz des ſogenannten „reinen" Begreifens, das nur rein iſt, weil es ſich um allen Inhalt bringt und leer endet. Freilich blieb

Hamanns Polemik gegen die Kritik der reinen Vernunft nur wirkſam innerhalb der engen Kreiſe frommer Theoſophen, unmächtig gegen die begeiſterten Herolde der Königsberger Philoſophie. — Hippel war Kants Famulus und Johannes. In den „Lebensläufen in aufſteigender Linie“ brachte er ſogar vorweg Kantiſche Sätze und Anſchauungen in's Publicum, bevor der Urheber ſie durch den Druck veröffentlichte. Man kennt auch den Brief, den Kant an ihn ſchrieb, als Hippel Bürgermeiſter der Stadt, Polizeidirector und Aufſeher der Stadtgefängniſſe war. Kants Haus und Garten, von ihm in den letzten zwanzig Jahren ſeines Lebens bewohnt, lag am Schloßgraben, unfern der ſogenannten „Schützerei“, dem Criminalgefängniß. Die laute Morgenandacht der Gefangenen ſtörte den großen Denker, der zwar Gott nicht beweiſen konnte, aber doch über die Unfähigkeit, Gott zu denken, zeitlebens nachdenken mußte. Kant beklagte ſich beim Bürgermeiſter von Hippel über die „ſtentoriſche Andacht der Heuchler im Gefängniß“ und bat „dieſem Unweſen“ abzuhelfen. Deren „Seelenheil“ würde nicht „Gefahr laufen“, wenn ſie ihre Stimme beim Singen mäßigten, „bei zugemachten Fenſtern“ und „auch dann nicht aus allen Kräften ſchreiend.“ Das Zeugniß des Wärters, „um das es ihnen wohl eigentlich zu thun ſcheine, als ob ſie gottesfürchtige Leute wären,“ könnten ſie ja deſſenungeachtet bekommen! — Friedrich der Große, der König der Aufklärung, ging bekanntlich noch einen Schritt weiter als der Philoſoph der Aufklärung. Er konnte chriſtliche Andacht nicht leiden, ließ es erſt im tiefen Unglück gegen Ende des ſiebenjährigen Krieges ſtillſchweigend zu, wenn die Regimenter nach vollbrachtem Thun und gelungenem Sieg: „Nun danket Alle Gott!“ anſtimmten, und entblödete ſich ſpäter nicht, eigenhändig, bei Gelegenheit der Geſangbuchsreform die Cabinetsnote zu ſchreiben gegen Paul Gerhards Lied: Nun ruhen alle Wälder und „anderes dumme Zeug“.

Mit Friedrich hatte Kant die Autonomie des Subjects gemein. Königthum und Philoſophie vollzogen gemeinſam die Atomiſtik des Einzelweſens. Das ſich für frei haltende Ich des denkenden Menſchen warf allem von außen und von der Ueberlieferung Gebotenen den Fehdehandſchuh hin. Zu dieſem Act der Autokratie ſeiner ſelber gehörte Kraft, und ſtarke Menſchen, gewappnete Männer erwuchſen aus dieſer Saat von Drachenzähnen. Aber ſie ſtanden plötzlich ſtille wie in eine Sackgaſſe verrannt, und wo nicht ſie ſelbſt, ſo doch die Folgerungen ihres Denkens führten nothgedrungen zu dem Entſchluß, Kehrt zu machen. So blieb ihre Arbeit Stückwerk, zwiſchen ihrem Beginnen und Vollenden ergab ſich der große, noch nicht geſühnte Bruch, die große, noch unausgefüllte Kluft in der Entwicklung unſrer Nation. Sowenig Friedrich bei aller freien Geſinnung ſeiner Aufklärung den freien Staat ſchaffen konnte, ſowenig brachte die kühne Kraft der „reinen Vernunft“ ein Syſtem des Denkens zum Abſchluß. Dieſer Kraft und dieſer Kühnheit fehlte nicht die Macht, das Jahrhundert in Aufregung, alle Elemente in Spannung zu ſetzen, wohl aber der Segen und das Glück des Gedeihens, mit dem die große Erbſchaft anzutreten war.

Wenn an Allem zu zweifeln der wahre Anfang alles Philoſophirens iſt, das Ziel aber, vor und in dem Licht der Vernunft Alles zu begreifen und begreiflich zu finden, dann iſt den Deutſchen in Kant und Hegel Anfang und Abſchluß ihrer großen philoſophiſchen Lehrzeit gegeben und im Kreislauf beendet. Kants Tiefe beruht in dem unerbittlich zähen Abſtractionsproceß, in dem halsſtarrigen Trennen der Anſchauungen von den Dingen, von denen wir eben nur die Erſcheinungen abſtrahiren, in dem eigenſinnigen und gewaltſamen Entfremden unſerer Begriffe von unſeren ſinnlichen oder blos empfundenen Eindrücken, um ſogenannte reine Anſchauungen und reine Begriffe zu erhalten. Als ob nicht der Begriff des Dings deſſen innerſtes Weſen wäre! Als ob ein Ding, bevor es in die Erſcheinung trat, nicht erſt gedacht werden mußte! Nicht von einem Subject beliebiger und zufälliger Einzelnheit, ſondern vom Urweſen, das ſchöpferiſch nur ausführte was es gedacht, ſowie es ſymboliſch heißt: Gott ſprach und es ward, ſein Sprechen aber ſein Denken war. Und unter dem Deſtillirkolben der Kant'ſchen reinen Vernunft wurde die Eſſenz, nach der das Jahrhundert verlangte, immer auf- und abgeklärter, ein immer dünnerer, ſich verflüchtigender Aether. Der tiefſte Irrthum dieſer Philoſophie war eine Vorwegannahme, ein Vorurtheil, während doch ihre Miſſion darin beſtand, den Wahn des Jahrhunderts und die geſammten Vorurtheile der Menſchheit in Vergangenheit und Gegenwart zu ſtürzen. Das Grundvorurtheil dieſer Alles ur-theilenden Kritik war die Annahme, die Wahrheit ſtecke hinter der Erſcheinung verborgen, das Abſolute hinter der Form der Welt. Dieſe Gebrochenheit zwiſchen einer inneren und äußeren Welt war und iſt ſeit dem Zerfall unſerer Nation unſer tiefſtes Gebrechen, ein Gebrechen, das mit uns keine andere theilt. Kant machte daraus ein Syſtem. Als ob die äußere Welt eben deshalb ſo erbärmlich ſein müßte, damit eine innere deſto reichern Erſatz zu bieten hätte! Aber gewiß, die äußere Erſcheinung eines Dings iſt juſt nur ſo erbärmlich als ſein inneres Weſen, ſein Inhalt, ohnmächtig und unfähig iſt, ſeine Exiſtenz darzuthun. Wäre ſein Inneres bedeutender, ſo würde es auch Kraft haben, anders und beſſer in die Erſcheinung zu treten. Was Goethe von der Natur ſagt, gilt wahrlich für jeglich Ding, auch für Gott und Welt: „Natur iſt weder Kern noch Schaale, Natur iſt beides mit Einem Male, doch ſieh nur Du zu allermeiſt, ob Du Kern oder Schaale ſei'ſt!"

Die erſte Täuſchung (das *πρῶτον ψεῦδος*) der Kant'ſchen Philoſophie lag da, wo das ſtaunende Jahrhundert zugleich die größte Bewunderung fühlte über Neuheit, Keckheit und feſte Zuverſicht des Forſchens. Kant wollte, um das Denken zu beginnen, ſich erſt die Möglichkeit des Denkens klar machen, bevor er zum Denken käme und an die Objecte des Denkens treten könne, zuvor die Inſtrumente des Denkens prüfen. Er fand ſie unzureichend, die Dinge-an-ſich zu erkennen. Als ob es nicht ſchon Denken wäre, wenn ich die Fähigkeit zum

Denken erwäge! Als ob nicht: ſich entſchließen, denken zu wollen, ſchon Denken wäre! Selbſt der ſchiefſte und flachſte Gedanke, der durch das Gehirn des Menſchen fährt, ſetzt in ſeinen Bedingungen und Apparaten dazu einen bewunderungswürdigen Proceß der menſchlichen Denkkraft voraus. Auch der Zweifel an Gottes Exiſtenz iſt eine poſitive Kraftäußerung des Denkvermögens, das ſich, wie der Geiſt des Böſen, der Teufel, in einer Oppoſition verſucht. Das Böſe iſt jedenfalls ſo nothwendig zum Poſitiven, wie jene engliſche Partei in einem Schreiben an das Oberhaupt des Staates ſich unterzeichnete: Ew. Majeſtät getreue und unterthänige Oppoſition. Mein Zweifel an Gott iſt nur die Kraft meiner Freiheit, mich aus dem großen Zuſammenhang mit ihm zu löſen, leugnet aber nicht die Exiſtenz eines ſolchen Zuſammenhangs, ſetzt ihn vielmehr voraus. Bleib' ich beim Zweifeln, ſo bleib' ich im Anfang des Philoſophirens, das ja damit beginnt, an Allem zu zweifeln, aber das Philoſophiren iſt bereits damit eröffnet, ſteht es auch noch im Abc, und dem Inhalt des Denkens gegenüber. Dieſen Inhalt zu Ende zu denken, iſt dem Einzelnen nicht geſtattet, wohl aber bleibt dies die Aufgabe des Menſchengeſchlechts und deſſen Ziel, ſich mit dem großen Daſein, mit ſeinen Urkräften und Geheimniſſen in Eins zu wiſſen und in Eins zu ſetzen.

Durch Kant wurde die Theologie aus der Philoſophie ganz hinausgewieſen, als ſei eine denkende Betrachtung Gottes, ſowohl in der Natur als in der Geſchichte, ſowohl in der Sprache unſeres Gewiſſens als in dem was wir Gottes

Wort und Buch nennen, ein Unding, ein Unſinn. Dabei bleibt es doch rührend, wie Kant, nachdem er in ſeiner Kritik der reinen Vernunft die Unmöglichkeit einer Erkenntniß des Abſoluten glücklich nachzuweiſen gewähnt, mithin — unter der jubelnden Zuſtimmung der nach Aufklärung lechzenden Zeitgenoſſen — den Bankerott der theoretiſchen Philoſophie verkündigt, auf anderem Boden, in ſeiner Kritik der praktiſchen Vernunft, die in der Theorie verlorenen höchſten Güter wieder zu retten ſucht. Mit dem Rufe: Ich will! erringt ſich bei ihm die Menſchheit Alles wieder, was ſie im „reinen“ Denken eingebüßt, giebt ſie alle dem Pardon, was ſie im Gefecht unverſöhnlich kriegeriſcher Gegenſätze und Antinomien über die Klinge ſpringen ließ. In der Annahme der Allmacht des menſchlichen Willens liegt neben der Laune der Willkür doch zugleich die ganze Kraft, Macht und Größe jener Philoſophie und jenes Zeitalters, das dieſe Philoſophie und in und mit ihr die ſtarken Charaktere ſchuf, die wir noch heute wie rieſenhafte Gebilde einer Vorwelt, wie antediluvianiſche Mamuths bewundern. In der Rieſenkraft ihres Willens liegt ihre Größe. Ich will einen Gott haben; mithin iſt er da, muß er da ſein, obſchon ich ſein Daſein nicht beweiſen kann und der Glaube der chriſtlichen Ueberlieferung mir nicht genügt es zu beſtätigen! Den überlieferten Glauben nannte Kant asylum ignorantiae, das Aſyl der Unwiſſenheit. Ich finde in mir die Nöthigung, einen Gott anzunehmen, ſagt die praktiſche Vernunft Kants: mithin iſt er. Kant überſah nur dabei, daß dann Gottes Daſein und Weſen das Erzeugniß meines Willens und Denkens iſt. Auch meines Denkens. Denn der moraliſche Wille des Menſchen iſt doch wohl auch ſein Denken und ſein Gedanke, nicht blos ſein Empfinden, nicht blos die Entſchließung ſeiner Gefühlskraft. Wenn ich ſage: Ich will frei ſein, dann iſt die Freiheit ein Product meines Willens. Die Völker begannen beim Ablauf des Jahrhunderts das zu empfinden und ſich zu ſagen, und wurden und werden frei nach Maßgabe der Kraft und Entſchließung, die ſie zur Autonomie und Autokratie führt. Die Freiheit iſt ganz und gar das Product deſſen, der frei ſein will, denn ſie erwächſt aus ſeinem Willen, in ſeinem Willen iſt ihre ſich ſelbſt erzeugende Kraft. Das gab Kant vielleicht zu, denn Angeſichts des großen franzöſiſchen Umſturzes bei deſſen Beginn erwuchs in ſeiner großen freien Seele die Ahnung und die Hoffnung, die Menſchheit werde, wenn ſie die alten Feſſeln brach, auch Zeugungskraft zu neuer Geſtaltung haben. Allein dem Gottesbewußtſein gegenüber konnte er ſich nicht zur Folgerichtigkeit entſchließen, einzugeſtehen, daß, wenn ich einen Gott brauche, ihn haben will, dieſer Gott damit das Erzeugniß meines Willens, das Geſchöpf meiner Denkkraft iſt. Der deutſche Dichter, der dieſem Evangelium zujauchzte und es zur Seele ſeiner Poeſie machte, ſang dem Jahrhundert, den Völkern und den Einzelweſen zu: „Nehmt die Gottheit auf in Euern Willen und ſie ſteigt von ihrem Himmelsthron!“ Was Schiller an der Kant'ſchen Philoſophie reizte, begeiſterte und entzündete, war eben die hohe Perſpective, die ſich der Zeugungskraft unſerer ſchöpferiſchen Gedankenthätigkeit damit eröffnete. Beſonders in Kants Kritik der Urtheilskraft ſah Schiller nicht blos die Freiheit des Ichs, ſondern auch den Weltberuf der Menſchheit zur Freiheit verkündigt, und ſeine Poeſie ſchwört gleich ſehr auf das Evangelium dieſer großen Miſſion, das Ich, die Völker, die Menſchheit all der Feſſeln zu entledigen, die ihnen die altersſchwere Laſt verjährten Herkommens im Laufe der Jahrhunderte geſchmiedet.

Mit dem: Ich will! tritt aber auch zugleich das: Du ſollſt! aus der Seele des Menſchen heraus. Der kategoriſche Imperativ Kants ſtellt nicht blos die Forderung der höchſten Güter, er ſtellt auch die höchſten Forderungen an das Subject, will es ſich dieſer höchſten Güter werth machen, denn um ihrer werth zu ſein, dazu gehört auch die Fähigkeit, ſie zu erringen, ja ſie zu ſchaffen. Seitdem der Feuerglaube der Religion an den Flammen von Scheiterhauſen ſich genährt, ſchien die Religion nicht mehr die reine Fülle des ächt Menſchlichen umfaſſen zu können; das Jahrhundert baute einen neuen, einen allgemeinen freien Menſchentempel und nannte ihn Moral; in ihm wurden die großen Tugenden, die höchſten Begriffe, Hoffnungen, Wünſche, Gebote und Forderungen auf ein freies, ſicheres Fußgeſtell geſetzt. Die Poſtulate mit ihrem: Du ſollſt! füllten die Paragraphen der neuen Lehre in Ermangelung der rechtskräftigen und evidenten, d. h. mathematiſch und buchſtäblich richtigen Beweiſe, an deren Stelle nur Axiome treten. Kants Poſtulate rufen im Menſchen die Sittlichkeit zum Kampfe gegen die

Sinnlichkeit auf, aber ſie geben keinen Abſchluß der Befriedigung; den ewigen Frieden, den Kant ſchließlich den Völkern verkündete, verhieß er nicht dem moraliſchen Einzelweſen, im Gegentheil, er ſtachelte zu dieſem Kampfe die Triebe erſt auf, die zum Gehorſam willig ſind, erhalten ſie ihren ſtillen Tribut, aber ſich aufbäumen, zu wilden, beutegierigen Thieren werden, verſagt man ihnen alle Sühnung, alle rechtmäßig und geſetzlich mögliche Befriedigung ihres an ſich guten Verlangens. Der Dichter, der ſeine Jugendgefühle am Heerde und an der Veſtaflamme dieſer Philoſophie genährt, beſingt auch hier die Poſtulate, doch nicht ohne unwirſche Trübung: „Nein, länger will ich dieſen Kampf nicht kämpfen, den Rieſenkampf der Pflicht!“ Es fehlt der großen Pflichtlehre Kants alle Möglichkeit des Eudämonismus, die Beſeligung des Glückes, die Befriedigung einer verſöhnenden, in ſich ſelbſt ſich vollziehenden Genüge. Die antike Welt mit ihrer ſchönen Harmonie des Innern und Aeußern kannte gar nicht die aufgeſtachelte Qual dieſes Kampfes zwiſchen Sittengebot und Sinnenbedürfniß; wir nennen Moral, was bei ihnen nur Sitte war, ſo daß moraliſch und ſittlich gleichbedeutend, während bei uns Moral und Sitte nicht jederzeit zuſammenfällt. Dem Gebote der Sitte aber unterwarf ſich in Hellas das Individuum ohne Bedenken und ohne Kampf. Bei uns aber fordert die Moral weit mehr, als was Uſus und Sitte iſt. Und weil der Kampf der Sittlichkeit gegen die Sinne, einmal wachgerufen, hienieden nicht zu Ende gefochten wird, ſo muß er nach dem Tode fortgeſetzt werden, gleichſam wie in Kaulbachs Hunnenſchlacht Geiſt gegen Geiſt, d. h. Schatten gegen Schatten weiter kämpfen. Weil dem Dieſſeits bei uns allerwärts ein zweckerfülltes Daſein fehlt, nirgends die Mittel zum vollen Zweck kommen, nirgends Verdienſt und Glück in Harmonie iſt und die Tugend ſich meiſtens erſt zu Tiſche ſetzt, wenn das Laſter das Mahl verzehrt hat: ſo muß es und ſoll es ein Jenſeits geben, das dieſe Unbill ausgleicht, — vielleicht auch ohne Ziel und endliche Zweckerfüllung, alſo eine Fortſetzung der dieſſeitigen Unzulänglichkeit und Erbärmlichkeit, eine raſtloſe, aber endloſe Fortſetzung, die wir Unſterblichkeit der Seele nennen. Luſt und Unluſt, inneres Glück und Unglück ſind nach Kant auch nur Wirkung der Erſcheinungen; in uns ſelber ſteht unabhängig davon das Gewiſſen, die Vernunft des Subjects, der Cato in uns mit dem kategoriſchen Imperativ des Sollens. Man hat das an der Lehre des Königsberger Weiſen den preußiſchen, altfritziſchen Corporalſtock geſcholten, unter deſſen Fuchtel der arme Recrutenmenſch bei kargem Solde tritt. Und je weniger Sold hienieden für den ſtrengen Dienſt gezahlt wird, deſto mehr muß es im Lande Jenſeits Banquiers und Wechſelſtuben geben, wo Soll und Haben beſſer ausgeglichen wird! Und die im Jenſeits dieſen wie allen Widerſtreit hebende Kraft iſt Gott. Iſt Gott der blos Jenſeitige, ſo ſind Welt und Natur das Zufällige, Gleichgültige, und nur im Menſchengeiſte und ſeinem angeblich reinen Willen kommt gleichſam mondſcheinartig und mit ſparſam entlehntem Lichte ein Hereinreichen des Göttlichen im irdiſchen Leben zum Durchbruch. — Hier thut Hegel wieder noth zur Ergänzung und Berichtigung Kants, indem, was der Natur und Welt als Geſetz abgelauſcht iſt, zum immanenten Gott erklärt wird, mithin das Dualiſtiſche ſich aufhebt, und die alte Leibnitziſche, blos präſtabilirte Harmonie als vollendete Wahrheit und Wirklichkeit anerkannt wird. In der poetiſchen Welt der Deutſchen haben Schiller und Goethe die zweifache Illuſtration deſſen gegeben, was Kant und Hegel im Gebiete des Denkens angebahnt und erledigt, Schiller mit den Poſtulaten der Freiheit, Goethe mit den Rechten der Natur. Nach Schiller hat der Menſch an der Wahrheit und Freiheit, an allen höchſten Gütern nur ſoviel Antheil und Recht, als er zu deren Verwirklichung, zu deren Aufbau mithilft, mitwirkt und mitarbeitet, während Goethe, im ruhig ſichern Vollgefühl, daß die Wahrheit auch ohne mein Zuthun, auch objectiv da iſt, dem Individuum zuruft: „Was machſt du an der Welt! Sie iſt ſchon gemacht!" Der Gedankengang beider Dichter iſt freilich eine Erfüllung der abſtracten Gedanken der Philoſophie, auf welche dieſe kaum zu rechnen hat. Kants Lehre an ſich, ohne ſolche Erfüllung und Ergänzung, verlor ſich immer mehr in eine bloße Wahrſcheinlichkeitsberechnung. Gott wird von der praktiſchen Vernunft gefordert, und die reine, theoretiſche Vernunft läßt ihn blos als möglich und wahrſcheinlich zu. Aber allmählich gab Kant immer mehr von dem zu, was die Kritik der reinen Vernunft geleugnet; ſelbſt Chriſtus, die Sendung eines makelloſen Urmenſchen, der ſich Sohn Gottes nannte, wird ihm „nicht unmöglich". Die bloße Kritik des Selbſtbewußtſeins auf dem

Gebiet des Verſtandes und der Empfindung blieb und bleibt den Objecten gegenüber, ohne zu ahnen, daß ſie mit ihrem Thun ſich ſelbſt ebenfalls ein Object iſt. Daß ich mich in einen großen Inhalt hineinempfinde, hineindenke, hineinlebe, dergeſtalt daß nicht ich in ihm, ſondern er in mir mächtig wird, davon iſt in der Kant'ſchen Philoſophie keine Ahnung, während ihre Kühnheit, Alles der eigenen Schaffenskraft und Selbſterzeugung des Denkens zu überlaſſen und verdanken zu wollen, doch nicht ſo weit reicht, dieſe ſchöpferiſche Thätigkeit des Gedankens aus dem engen kleinen Ich des Subjectes in das große Ganze der Welt zu verſetzen. — Der unaufhörlichen Analyſe Kants fehlte alle Syntheſis.

Faſſen wir die Perſon und die Entwickelung des Mannes ins Auge, um das Räthſel der Widerſprüche in ſeiner Lehre und die Kraft ſeines Geiſtes zu verſtehen, der es möglich war, unter der Wucht ſolcher Gegenſätze nicht zu unterliegen.

Das von Deutſchland ſo fern liegende Königsberg auf einem Boden, der durch den Ritterorden mit der Kraft rationeller Arbeit deutſch geworden, giebt die richtige Baſis, eine Natur wie Immanuel Kant zu erzeugen und zu tragen. So fern vom Schooße des deutſchen Lebens, beſitzt die Stadt am Pregel bei dieſer Iſolirung eine verdoppelte Regſamkeit, wo nicht gereizte Empfindlichkeit, ſich geiſtig den Zuſammenhang zu erhalten, ihn ſich ſtets neu zu erobern. Der geiſtige Strom eines deutſchen Gemeinſamkeitsgefühls an der Oſtſee lief damals noch weiter über die preußiſche Grenze hinaus;

Curland und die ruſſiſchen Oſtſeeküſtenländer bethätigten, was ſchon dort die damaligen deutſchen Druck- und Verlagsorte zu Mitau u. ſ. w. bezeugen, weit ſtärkere geiſtige Zuſammengehörigkeit mit uns als heutzutage. Und Königsberg war mit ſeiner Hochſchule ein eiferſüchtiger Sitz des Deutſchthums dort, welches Preußens Regierung in unſeren Tagen vom politiſchen Bundesvereine wieder ausſchied, um ſich den Schein einer europäiſchen, nicht blos deutſchen Großmacht zu erhalten, während Rußland unter Nicolaus die deutſchen Elemente in den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen beſchränkte und abtödtete. Angezweifelt und bedrängt, mußte ſich deutſcher Geiſt und Sinn in Königsberg mit um ſo mehr Hartnäckigkeit waffnen, um bei ſo preisgegebener Lage ſlaviſchem Andrange gewachſen zu ſein. Auf polniſche Elemente ſah ſich Königsberg als Handelsſtadt wie Danzig gewieſen. Im Frühjahre wimmelte der Pregel von jenen Wittinnen, den wie Flöße leicht zuſammengefügten Flußfahrzeugen, die ſich nach Verkauf der herbeigeführten Waaren ſelbſt als Waare feilbieten, um nicht zurückzukehren. Engliſche und holländiſche Seeſchiffe drangen vom friſchen Haff in die Pregelmündung herein, um den „holländiſchen Baum“ innerhalb der Stadt mit den Flaggen fremder Völker und der Perſpective ferner Erdtheile zu einem Weltplatz zu machen. Innerhalb des Verkehrs der Flußſchifffahrt, in der Sattlergaſſe, lag das Haus, wo des Mannes Wiege geſtanden; das von ihm ſpäter erworbene, von 1783 bis zu ſeinem Tode im Jahre 1804 von ihm bewohnte Haus, das auf einer Marmorplatte jetzt die Inſchrift trägt, liegt mehr im Mittelpunkte der Stadt, in der Nähe des Schloſſes.

Auf dem Philoſophendamme hielt ſpäter der weltberühmte Magiſter, regelmäßig wie eine gute Uhr, ſeine Spaziergänge; der Knabe Immanuel aber durchſtrich auf jedem Gang zur Schule das bunte Gewühl des Lebens an Strand und Hafen. Man hat es verwunderlich gefunden, daß ein Mann von ſolcher Wiſſensluſt im langen Leben niemals über Pillau, ſieben Meilen über Königsberg, hinausgekommen. Aber Bruchſtücke der Welt führte ihm der Handel hier zuſammen, und den Verkehr mit Vertretern aller Nationen, ihm ſehr nöthig bei ſeinem Intereſſe für Reiſen und Weltfahrten und für ein Lieblingsthema ſeiner Vorträge, phyſiſche Geographie und ethiſche Völkergeſchichte, ſetzte er Zeitlebens fort, namentlich ſeitdem er Mittags regelmäßig Tafel hielt, Menſchen aller Stände an ſeinen Tiſch lud und von dieſen ſeinen Gäſten mancher Vielgereiſte, mancher Seecapitän ihm zutrug, wovon der Philoſoph mit ſeinem Bienenfleiß den Honig, den geiſtigen Extract in ſeiner ſonſt einſamen Zelle zuſammentrug und zum wiſſenſchaftlichen Gewinn ausbeutete. Sein Vater war ein nicht eben bemittelter, ehrſamer Sattlermeiſter, der ſich noch Cant ſchrieb wie ſeine in Schottland heimiſchen Vorfahren. Erſt der Philoſoph ſchrieb ſeinen Namen mit K, weil es ihm läſtig war, das Kantige darin durch Verwechſelung des C mit Z im Munde der Leute entſtellt zu ſehen. Seinen innern, geiſtigen Zuſammenhang mit dem urſprünglichen Heimathlande ſeiner Familie wies ich ſchon nach bei

Erwähnung der Anlehnung ſeiner Philoſophie in ihren Anfängen an Locke, Hume, Hobbes. — Ein Anverwandter der Familie gab die Mittel, daß der lernbegierige Knabe ſtudieren konnte; ſchon 1740, in ſeinem ſechzehnten Jahre und zufällig im Jahre, wo König Friedrich die Regierung antrat, bezog Immanuel Kant die Univerſität. Anfänglich als Theolog; aber ſchon das Collegium Fridericianum hatte mit orthodox finſterer Strenge den Sinn des Knaben feindlich berührt; als Student der Theologie, wie es Sitte war, hatte er predigen müſſen, weil das zum Broterwerb gehörte, ſich aber dann mit ſeinem hellen Kopfe für Mathematik und Philoſophie entſchieden. Beide Wiſſenſchaften lieſen bei ihm Zeitlebens in einander, ſo daß er, auch als er auf der Sonnenhöhe ſeines Denkens ſtand, die Metaphyſik für bankerott erklärte, weil ihren Beweiſen die mathematiſche Evidenz abging; er verwechſelte offenbar das blos Richtige eines Rechenexempels mit dem was den Namen des Wahren verdient. Neun Jahre lang war Kant in drei verſchiedenen Familien Hauslehrer auf dem Lande, zuletzt in der Familie eines Grafen Kayſerling, der den Winter über in der Stadt lebte und deſſen Gattin, eine geborne Reichsgräfin von Truchſeß zu Waldburg, einen geiſtvollen Kreis um ſich verſammelte. Hier erhielt Immanuel Kant den Schliff weltmänniſcher Sitten, deren Feinheit und Grazie ſeinem eigenen Sinne entſprach. Man rühmte an ſeinen Umgangsformen, an ſeiner Erſcheinung in der Eleganz ausgewählter und doch unſcheinbarer Kleidſamkeit, und was noch mehr ſagen will, auch an ſeinem Erzählungston das Muſter geſellſchaftlicher Bildung. Was Naturell oder Angewöhnung darin war, erſchien doch wie ein Facit ſeines räſonnirenden Calculs. Mit dieſem Verſtandescalcul glaubte er auch alle Stoffe der Welt, alle Elemente der Vergangenheit und Gegenwart, ja die Zukunft ſammt den Geheimniſſen Gottes bezwingen, d. h. wie er's meinte: ausrechnen zu können. Kam er darin zu einem negativen Facit, ſo ſtand es ſchlimm, wie er ſagte, mit den Factoren, die ihm dazu verhelfen geſollt und ihn im Stiche gelaſſen. Das Loch a priori im Boden ſeiner Rechnung merkte er Anfangs nicht; er gab es auch ſpäter nicht zu, räumte aber ehrlich die leere Stelle ein und ſuchte die Lücke von hinten her zu ſtopfen. Oder ſoll man ſagen, er habe das Loch im Aermel wohl offen eingeſtanden, ~~aber~~ die leidige Nothwendigkeit von deſſen Exiſtenz behauptet, nachträglich aber nicht Flicken aufgeſetzt, ſondern von unten Tuch untergelegt, um die leider eingeſtandene Mangelhaftigkeit zu vertuſchen! Ein armſelig Flickwerk ~~aber~~ blieb bei alledem die geſammte Welt nach innen und außen. Kant in ſeiner Ehrſamkeit war nie frivol im Ganzen und Großen, höchſtens nahm ſeine Caſuiſtik in einzelnen kleinen Fällen dieſen Anſtrich; zu den kleinen Fällen gehörte freilich auch das Intereſſe für das ſchöne Geſchlecht, das er faſt zu den nothwendigen Uebeln in Anbetracht der Fortſetzung der Menſchheit rechnete, oder wenn er z. B. pedantiſch clauſulirte, ob die künſtliche Kuhpockenimpfung als Eingriff in die Rechte der Natur ſittlich berechtigt ſei. Mit der Zeit nahm bei ſteigendem Ruf und wachſenden Triumphen ſein heller Kopf mit dem breiten eckigen Denkkaſten, der geſenkten Haltung und dem vorſichtigen Ausſchauen der blauen klugen Augen den Anſtrich einer Siegesgewißheit, einer ſtets lächelnden Sicherheit an, die ſich freilich ſtets ſehr vorſichtig und weiſe hinter den Grenzen ſolider Beſcheidenheit hielt. Die feſteſten Endſchlüſſe ſeines Denkens begrenzte Kant doch allezeit ſo ſehr, daß ſie nie die Anmaßung des Abſchluſſes, wie bei Hegel, verriethen, ſondern wie neue Fragezeichen in die Arbeitſamkeit kommender Zeiten und Geiſter hinausragten. An rieſenhafter encyklopädiſcher Arbeitſamkeit waren Beide ſich gleich, Beide gleich tief in der Führung dialektiſcher Denkproceſſe; aber Hegel war plump und Kant ſehr fein, wenn auch pedantiſch und prüde. Die gediegene Grazie ſeines Weſens muß auch perſönlich einen Zauber ausgeübt haben. Ohne den Fanatismus der heranrückenden Sturmzeit zu theilen, — er verrechnete ſich auch, wie Klopſtock und Andere, in ſeiner Zuverſicht zur franzöſiſchen Revolution, — faßte er doch ſympathiſch, aufmerkſam bis in ſeine feinſten Nervenſpitzen, die Extreme der Zeitgedanken und Zeitereigniſſe ins Auge, ihre logiſche Nothwendigkeit feſt, kühl und beſonnen ſich zuſammenlegend, in ſtiller Zuverſicht und Hoffnung auf nicht ausbleibende Harmonie aller Kräfte, ſelbſt wenn ſie, mit Sturmwind losgelaſſen, einen Vernichtungskampf gegen einander begannen. Schon 1784, noch ohne alle Ahnung eines politiſch ſich entwickelnden Kosmopolitismus, ſchrieb Kant ſeine „Ideen zu einer allgemeinen Geſchichte in weltbürgerlicher Abſicht“. So vorgreifend taſtete er ſich in ſeinen abſtracten, von außen unberührten Gedankengängen dem Ideengehalt der kommenden Zeit beim Ausgang des Jahrhunderts entgegen. Der Philoſoph der Aufklärung aus König Friedrichs Epoche war ein Weltbürger, ein deutſcher Kosmopolit.

Mit den Hauptdaten im Leben Friedrichs des Großen laſſen ſich auch Kants Lebensmomente bequem zuſammenfaſſen. Kurz vor dem Beginn des ſiebenjährigen Krieges begann Kant ſeine fünfzehnjährige Privatdocentſchaft an der Hochſchule zu Königsberg, die er 1740, im Jahre, wo Friedrichs Regierung begann, als Student bezogen hatte. Seine erſte, 1745 erſchienene Schrift von Belang hatte und hat 7. noch die Wichtigkeit, daß ſie ſich gegen eine blos mechaniſche Auffaſſung der Materie erklärte. Er entwickelte darin die Theorie des Himmels, das Syſtem der ewigen Bewegung der Sterne nach einfach feſtem, ruhigem Geſetz. Er hätte dies Geſetz, dieſen *νοῦς* der Welt, leicht für Gott erklären können, um die Nothwendigkeit des Daſeins eines göttlichen Weſens ſchon auf dieſer Stufe, im Reiche der Natur, für bewieſen zu halten. Es giebt eben deshalb ſchon einen Gott, weil die Natur kein Chaos ſein kann. Kant war zu beſcheiden, um ſeine ewige Analyſe ſchließlich mit der Dreiſtigkeit Hegels in eine Syntheſis zu verwandeln. Immer wollte er nur lehren, wie man lernen müſſe, immer nur anleiten zum Philoſophiren, nie ſyſtematiſch eine Philoſophie geben, die Hegel wie in Katakomben abſchloß.

Kants Vorleſungen wurden in Königsberg zur Mode, zur Leidenſchaft für alle Stände; polniſche Staroſten zogen herbei, daran theilzunehmen; ein Prinz von Holſtein-Beck, Militärcommandant, war eifriger Zuhörer; bei der langjährigen Beſetzung der Stadt von ruſſiſchen Truppen geizten die Generale des damals feindlichen Heeres nach deutſcher Aufklärung aus Kants Munde; eine ganze Reihe preußiſcher Staatsmänner hat bei ihm dauernd ihre Schule gemacht. Ganz unbekümmert um die kriegeriſchen Stürme, die um Schleſiens willen ganz Deutſchland durchtobten, ja halb Europa erſchütterten und die Exiſtenz des Staates Preußen fraglich machten, — ganz umbekümmert um ſolch äußeres Weltgewühl, ſäete Kant im kühlen, ruhigen Königsberg die Körner ſeiner reinen, d. h. abſtracten Vernunft, Körner, die vielleicht ſpäter in langer Friedenszeit, wo Preußen und Deutſchland ausruhten, weit raſcher und ſegensvoller aufgegangen wären, hätte der König der Aufklärung mit dem Magiſter der Aufklärung gemeinſam ſein Werk vollführt. Im Jahre des Hubertsburger Friedens, 1763, concurrirte Kant bei der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Beantwortung der Frage „über die Deutlichkeit der Grundſätze der natürlichen Theologie und Moral“. Er erhielt das Acceſſit, Moſes Mendelsſohn den Preis. Die Achtung Beider blieb gegenſeitig, die Richtachtung Beider von Seiten des Königs gleich groß. Deutſche Kräfte, auch wo ſie am Werk der Aufklärung gemeinſam arbeiteten, hielten ſich wie Atome getrennt; — was Wunder, daß der Segen ausblieb, um das Geſchlecht im Ganzen und Großen zu erfaſſen und der Nation zur durchdringenden, auch politiſch fertigen Geſtalt zu verhelfen! Der Tod des Königs fiel in Kants erſtes Rectorat; die Huldigungsrede, die er dem Nachfolger bei ſeinem Erſcheinen in der alten Krönungsſtadt hielt, wurde von Friedrich Wilhelm II. mit Hochachtung und Anerkennung erwidert, denn der neue König bedurfte zu ſeinem Regiment des alten Ruhms auch auf dem Felde des Wiſſens, um die trockene Härte des alten verknöcherten Syſtems zu löſen und zu mildern.

Es fehlte auch ſonſt nicht an einigen Gunſt- und Gnadenbezeigungen unter dem neuen Herrſcher; allein keine acht Jahre vergingen und die Arroganz eines königlichen Religionsedicts ſuchte allen Fortſchritt des Jahrhunderts zu verhindern, die Freiheit der Forſchung zu beſchränken, für den franzöſiſchen Umſturz die deutſche Wiſſenſchaft verantwortlich zu machen und die Aufklärung, als angebliche Quelle der Revolution, ſtatt ſie wiſſenſchaftlich in ſich ſelbſt ſich ausleben und ſich widerlegen zu laſſen, polizeilich zu verbieten. Auf König Friedrich war ſein Gegenſatz, aber im ſchlimmen Sinne, gefolgt, auf einen Spartaner ein Sardanapal, auf die liberale Despotie eine weichliche Auflöſung der harten Zucht und Sitte. Ein Rückſchlag von Friedrich war nach menſchlichem Ermeſſen nothwendig, Preußen war zu jäh emporgeſchnellt, um ſich auf dieſer kecken und angemaßten Höhe zu behaupten; aber ein Rückſchlag zur Herrſchaft der Genußſucht und Schlemmerei, in deren Zügel jederzeit gern die Heuchelei der Pietiſten greift, konnte nur zur innern Vernichtung führen. Das königliche Reſcript mit Wöllners Unterſchrift, das auch Kant in das Religionsedict einbegriff, datirt vom 1. October 1794; es verdient in unſerer Schilderung als Document deutſcher Entwickelung herangezogen zu werden. Auf die Nichtbeachtung deutſcher Wiſſenſchaft und Litteratur von Seiten eines franzöſiſch ſeinem Volke entfremdeten Königs folgte von oben herab die gänzliche, noch um vieles mit mehr Hochmuth und Anmaßung gewappnete, dreiſte Geringſchätzung deutſcher Geiſteskraft und Arbeit. „Unſere höchſte Perſon“, heißt es darin, „hat ſchon ſeit geraumer Zeit mit großem Mißfallen erſehen, wie Ihr Eure Philoſophie zu Entſtellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Chriſtenthums mißbraucht; wie Ihr dieſes namentlich in Eurem Buch: „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“, desgleichen in andern kleinen Abhandlungen gethan habt. Wir haben uns zu Euch eines Beſſern verſehen; da Ihr ſelbſt einſehen müſſet, wie unverantwortlich Ihr dadurch Eure Pflicht als Lehrer der Jugend verletzt, und gegen Unſere, Euch ſehr wohl bekannten landesväterlichen Abſichten handelt. Wir verlangen des Eheſten Eure gewiſſenhafte Verantwortung, und gewärtigen Uns von Euch, bei Vermeidung Unſerer höchſten Ungnade, daß Ihr Euch künftighin nichts dergleichen werdet zu Schulden kommen laſſen, ſondern vielmehr, Eurer Pflicht gemäß, Euer Anſehen und Eure Talente dazu anwenden, daß Unſere landesväterliche Intention je mehr und mehr erreicht werde, widrigenfalls Ihr Euch, bei fortgeſetzter Renitenz, unfehlbar unangenehmer Verfügungen zu gewärtigen habt.“ — Ab extra ſtand als Adreſſe auf dem Erlaß: „Dem würdigen und hochgelahrten Unſerem Profeſſor, auch lieben, getreuen Kant.“ — Gleichzeitig wurden alle theologiſchen und philoſophiſchen Docenten in Königsberg durch Namensunterſchrift verpflichtet, über Kants Buch keine Vorleſungen zu halten; neu ernannte Profeſſoren mußten einen Revers ausſtellen, nichts vorzutragen, was dem Religionsedict zuwider laute.

Welchen innern Kampf der Altmeiſter der Aufklärung beſtand, als er ſeit 1795 ſeine Collegien auf Logik und Metaphyſik beſchränkte, bezeugt ein aus ſeinem Nachlaß von Schubert im Leben Kants mitgetheilter Zettel folgenden Inhalts: „Widerruf und Verleugnung ſeiner inneren Ueberzeugung iſt niederträchtig; aber Schweigen in einem Falle, wie der gegenwärtige, iſt Unterthanspflicht; und wenn alles, was man ſagt, wahr ſein muß, ſo iſt darum nicht auch Pflicht, alle Wahrheit öffentlich zu ſagen.“ Dazu gehört, was er ſchon 1766 in einem Briefe an Mendelsſohn über ſeinen „Charakter der Aufrichtigkeit“ ſchrieb: „Zwar denke ich vieles mit der allerkläreſten Ueberzeugung und zu meiner großen Zufriedenheit, was ich niemals den Muth haben werde zu ſagen; niemals aber werde ich etwas ſagen, was ich nicht denke.“ In ſeiner Scheu, ſchädlich zu wirken, nicht in Menſchenfurcht lag der Grund dieſer ſeiner Geſinnung. Hatte er doch ſchon in der zweiten Auflage ſeiner „Kritik der reinen Vernunft“ manches, was allzu grell gegen die offenbarte Religion verſtieß, fallen laſſen, dergeſtalt daß in unſern Tagen Arthur Schopenhauer gegen das Gewebe von Widerſprüchen in Kants Lehre eiferte und Roſenkranz in der Geſammtausgabe der Kant'ſchen Werke ſich entſchloß, die erſte Abfaſſung jenes Grundbuchs im Druck wieder aufzunehmen. Zarte Beſorgniß und Furcht vor übertreibenden Folgerungen aus ſeiner Lehre war es auch wohl, wenn ſich Kant auf das bloße Gerücht hin gegen Fichte erklärte und deſſen Wiſſenſchaftslehre als Irrthum verwarf. Seine Rechtfertigungsſchrift auf den königlichen Erlaß wider ihn veröffentlichte Kant erſt vier Jahre ſpäter, nach dem Tode des Königs. Sie iſt umfaſſend, gründlich, ehrenhaft und zugleich klug. Er widerlegt daß ſein Buch, das „gar keine Würdigung des Chriſtenthums“ enthalte, eine „Abwürdigung deſſelben“ verſchulde. Das Weſentliche einer Religion beſtehe in dem „moraliſch Praktiſchen“, wogegen „das, was wir auf hiſtoriſche Beweisgründe zu glauben Urſache haben (denn hierbei gelte kein Sollen), d. i. die Offenbarung, als an ſich zufällige Glaubenslehre, für außerweſentlich, darum aber doch nicht für unnöthig und überflüſſig angeſehen wird, weil ſie den theoretiſchen Mangel des reinen Vernunftglaubens zu ergänzen dienlich“ ſei. Die Zuſammenſtimmung des Chriſtenthums mit dem reinſten moraliſchen Vernunftglauben ſei die beſte und dauerhafteſte Lobrede auf daſſelbe, und eben dadurch, nicht durch hiſtoriſche Gelehrſamkeit, ſei „das ſo oft entartete Chriſtenthum immer wieder hergeſtellt.“ — Es war Treue gegen ſich ſelbſt, wenn Kant dabei blieb, es ſei beſſer, wenn die Philoſophie der Theologie die Fackel vor-, nicht ihr die Schleppe nachtrage; die Philoſophie hat ihren Anker in ſich ſelbſt. Für Alles, was er gelehrt, lautet Kants Rechtfertigungsſchreiben am Schluß, werde er mit ſeinem 71. Lebensjahre nun wohl bald einem Weltrichter als Herzenskündiger Rechenſchaft ablegen, was er mit Gewiſſenhaftigkeit thun könne. „Als getreueſter Unterthan der Majeſtät ſeines Landes“ erklärte er aber feierlichſt, ſich fernerhin aller öffentlichen Vorträge und Schriften, die Religion betreffend, gänzlich zu enthalten. Und jenen Ausdruck wählte er, nach ſeinem eigenen Geſtändniß, wohlweislich, damit er nicht der Freiheit ſeines Urtheils in dieſem Religionsproceß auf immer, ſondern nur ſo lange Se. Majeſtät am Leben, entſagte. Er nahm es alſo für einen, ſpeciell aus der Perſönlichkeit des damaligen Monarchen herfließenden Handel, nicht für eine nach menſchlichem Ermeſſen nothwendige Reaction des unter Friedrich allzu keck und ohne Scheu vor Göttern und Menſchen herausgekehrten Fortſchritts in Preußen.

Wohl möglich, daß ſeit dieſer Bedrängniß der freien Wiſſenſchaft das ſiegesgewiſſe Lächeln im Antlitz des greiſen Magiſters ſchwand. Er hatte mitten in den Stürmen des ſiebenjährigen Krieges, ſelbſt unter den ruſſiſchen Bajonetten, ungeſtört nach dem Ding-an-ſich forſchen können, und nun ſollte er, weil das Königthum Angeſichts der franzöſiſchen Revolution für ſeine Exiſtenz zitterte, die Diogeneslaterne, mit der er das Abſolute am hellen lichten Tage Zeitlebens geſucht, wenn auch nicht gefunden, plötzlich auslöſchen!

Vollſtändig apathiſch gegen den Lärm der äußern Welt, hatte er bisher auf ſeinem Katheder geſeſſen; — wäre Oſtpreußen ruſſiſch geworden und geblieben, er hätte vielleicht ebenſo ruhig weiter geforſcht und mit ganz abſtractem Oel ſeine deutſche Lampe weiter genährt und geſpeiſt; — und nun ſollte ſein Denkproceß theilhaben an der Verworrenheit, die „draußen“ in der Welt heranſtürmte, ſeine Philoſophie Rückſicht nehmen auf die Verlegenheiten der Throne und Fürſten! Staat und Philoſophie waren beide gleich abſtracte Dinge geworden in Deutſchland, gleich ſehr dem Schooß des volksthümlichen Lebens entfremdet, und ſtatt ſich nun die Hände zu reichen, um ſich zu helfen in ihrer Noth, befeindeten ſie ſich, und die Philoſophie ſollte verantwortlich ſein für den Umſturz des Staates, der nach fremdem Muſter zur hohlen Maſchine einer angeblich liberalen Despotie über ſklaviſche Unterthanen geworden war!

Das trübte zweifelsohne das Alter Kants, ſtörte die Zeitlebens mit pedantiſchem Eifer feſtgehaltene Regelmäßigkeit ſeiner Haltung und Stimmung. Er hatte ſonſt Alles gethan, um in ſeiner Junggeſellenwirthſchaft jede Störung unmöglich zu machen. Die Befürchtung, ein eheliches Leben, dieſe ſyſtematiſche Gemeinſchaft mit einem Frauenzimmer, würde das regelrechte Behagen ſeiner höchſt weiſe eingetheilten Lebens- und Tagesordnung beeinträchtigen, hatte ihn vor dieſem „Inſtitut“ bewahrt, deſſen raison, wie er definirte, in der Miſſion der Fortpflanzung, und deſſen Rechte und Pflichten in der „gegenſeitigen Benutzung der Geſchlechtseigenſchaften" beſtand. Aus „reinen" Vernunftgründen war er in der That in ſeinen mittleren Jahren zweimal nahe daran geweſen, die abſtracte Freiheit ſeines perſönlichen Junggeſellen-Ichs zu opfern. Eine junge Wittwe von auswärts, zum Beſuch bei Verwandten in Königsberg, erzählt man, hatte einen „Reiz mit Intereſſe" auf ihn geäußert. Das „Schöne" definirte Kant als das, welches unſer „Wohlgefallen ohne alles Intereſſe" errege. Plötzlich fühlte er für die junge Wittwe ein Wohlgefallen mit dem entſchiedenen Intereſſe, den Gegenſtand, der ihm dieſe Empfindung einflößte, zu beſitzen. Allein ſeine Gewiſſenhaftigkeit legte ihm zuvor das Rechenexempel vor, ſeine Einkünfte bei den muthmaßlich zu vermehrenden Ausgaben für ſolchen Fall zu prüfen, und dieſen Calcul machte er ſo gründlich und gediegen, daß die liebenswürdige Wittwe, bevor ſein Facit fertig war, ſich ſchon anderweitig umgethan und verheirathet hatte. Ein zweites Mal war er einem jungen Mädchen gegenüber ein eben ſo ſchwieriger Calculator, ſo daß die Neigung ebenfalls in abstracto verblieb. Die Einbuße an Familienleben verſchuldete zum Theil auch vielleicht ſeine profane Auffaſſung der Ehe. Ihm war das naturgerechte und das romantiſche Bedürfniß der Creatur, die nach Befreiung vom vereinzelten Ich wie nach Erlöſung ſchreit, ein unbekanntes Ding, entweder ein Nonſens oder eine Unbedeutendheit blos ſinnlicher Regung, von der er kaum Notiz nahm. Sein Lampe, der ihm dreißig Jahre lang treu gedient, ihn dreißig Jahre lang täglich um fünf Uhr geweckt, um ihm täglich die thönerne Morgenpfeife zu ſtopfen und Fidibus dafür geſalzt, dieſer Lampe war ſchon lange Jahre verheirathet, ohne daß ſein Herr eine Ahnung davon gehabt, bis dieſer plötzlich, als er bereits ein zweites Mal in den heiligen Eheſtand treten wollte, zu ſeiner Ueberraſchung dieſe Entdeckung machte. In dieſem Lampe hatte der weiſe Magiſter ſich aber auch ſonſt noch getäuſcht. Lampe war nicht blos ein heimlicher Ehemann, er war auch ein heimlicher Säufer. Nach dreißig Jahren machte der Philoſoph, der kein Ding-an-ſich, ſondern nur deſſen Erſcheinung begreifen wollte, dieſe zweite Entdeckung, und zwar dergeſtalt, daß er ſich des Trunkenbolds, der ihm eines ſchönen Tages in taumelndem Zuſtande hart zu Leibe ging, kaum erwehren konnte. Von Lampe, der in deſſen Folge ſein Haus verließ, hat Kant nie wieder reden und hören mögen, und als er ſich dennoch entſchloß, ihm ein Almoſen zuzuwenden, geſchah's unter der Bedingung, ihm nie wieder vor Augen zu treten.

Die hohe Arbeitskraft ſeines Geiſtes blieb unausgeſetzt in Thätigkeit bis an ſein Lebensende, den 12. Februar 1804, obſchon die zunehmende Schwäche ſeiner Sinne Schonung gebot. Auch über die Länge des Lebens ſuchte ſeine Denkkraft gebieten zu können; zu Hufelands „Kunſt, das menſchliche Leben zu verlängern", ſchrieb er gleichſam als metaphyſiſche Ergänzung die Abhandlung „Von der Macht des Gemüthes, durch den bloßen Vorſatz ſeiner krankhaften Gefühle Meiſter zu ſein". Beim Beginne des abermals neuen Regimentes in Preußen, das nicht beſſer als mit der Aufhebung des Religionsedicts zum Scepter greifen konnte, entſchädigte ſich der greiſe Kant für die Schmach des langen Schweigens in Sachen der Freiheit der Wiſſenſchaft. Er behauptete, die reine Vernunft ſei nicht ſo keck, ſich zuzutrauen, in Sachen der Religion ſich ſelbſt genug ſein zu können, aber ſie fordere, daß man ihr den übernatürlichen Beiſtand des Heils erſt darbiete, wenn ſie mit ihrer Weisheit Mathäi am Letzten ſtände.

Das war wieder, wie Roſenkranz äußerte, der Januskopf an der Philoſophie des Alten. Kant erklärte den Bankerott der bisherigen Philoſophie für Vergangenheit und Gegenwart, aber er hielt ihr die Möglichkeiten offen, ſelbſt wenn er keinen Rath mehr wüßte, wie die in eine Sackgaſſe verlaufene Kritik ohne Umkehr einen Ausweg finden könne. Daß das große Zeitalter der deutſchen Aufklärung troß ſeiner Charakterkraft bankerott wurde an der Erforſchung der Heilswahrheiten des Lebens, die Titanen des alten Jahrhunderts den Himmel wohl anſtürmen, aber nicht überwältigen und erobern konnten, wird wohl damit erklärbar, daß in und troß ihrer ſubjectiven Kraft ſich zugleich die objective Unzulänglichkeit ihres Thuns verrieth. Sie wollten die Wahrheit als ein Product ihrer eignen, atomiſtiſch vereinzelten Schöpferkraft erzeugen, Himmel, Hölle und Erde ſollten die Kinder ihres eignen Willens ſein, während die Wahrheit im Raum der Natur und des Geiſtes ein Object iſt, in das ſich einzuleben Sache und Arbeit des Einzelweſens iſt. Sie überſprangen die Elemente, die zwiſchen Individuum und Menſchheit liegen, knüpften ihr Herz ans allgemeine Weltenherz, erkannten nicht einmal ein Volk an, das ſich ſocial und politiſch ſeinen eigenen beſondern Heerd zu erbauen hat, um auf gegebener Scholle die höchſten Güter des Lebens zur Erſcheinung zu bringen, unterwarfen ſich keinem Geſetze der Mutter Natur, keinem Geſetze eines allgemeinen Volkswillens, beugten ſich keiner Satzung, keiner Sitte, die nicht ihr eigenes Ich ſich erſt ſelber geſchaffen. Und während noch Goethe von einer Weltlitteratur träumte, zerfiel ſchon um ihn her die Sache des Fortſchritts der beſondern Freimachung des eignen Volkes, wie ſie Schiller im Tell geſungen und gelehrt. Die Sache der Wahrheit und der Freiheit mußte erſt Sache des eignen Volkes werden, bevor ſie zur Sache der Menſchheit wurde. Dieſer Rückſchlag war eine Nothwendigkeit, wie immer, wo ſich der Fortſchritt ins Weite, ins Bodenloſe verirrt, ſich aller national und geſchichtlich gegebenen Stoffe und Bedingungen entſchlägt. Die Ideen aber werden mit dem neuen Jahrhundert mächtiger als die Menſchen und die Charaktere. Dies lehrt die Reihe der Geſtalten, die nach den Männern der Aufklärung dem Schooß unſerer Nation entſtiegen.

Nies'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Guſtav Kühne's

Geſammelte Schriften.

Fünfter Band.

Deutſche Charaktere.

2. Theil.

Leipzig,
Ludwig Denicke.
1864.

Deutſche Charaktere.

Von

Guſtav Kühne.

Zum erſten Male geſammelt.

Zweiter Theil.

Aus dem Zeitalter der Revolution.

Leipzig.
Ludwig Denicke.
1864.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

AB BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Vorwort.

Der erſte Band dieſer Charakterbilder umfaßte die vier Hauptgeſtalten der deutſchen Aufklärungsepoche: Friedrich den Großen, Leſſing, Moſes-Mendelsſohn und Kant. Ihnen folgen jetzt Männer aus der Revolutionszeit, Kaiſer Joſeph an ihrer Spitze. Er hat jedoch nicht, wie ſein großer Vorgänger, Denker und Dichter zu ſeinem Mit- und Nachgefolge; wir haben ihm nur den Muſiker, den Vertreter einer Kunſt zur Seite zu ſtellen, die mit ihren Beſchwichtigungen einen politiſchen und ſocialen Umſturz eher begütigt als aufruft. Waren es ausſchließlich Männer des deutſchen Nordens, die ſich um König Friedrich gruppiren, ſo durfte neben

Kaiſer Joſeph um ſo weniger ſein Mozart fehlen, um den deutſchen Süden zu vertreten. Von den Genoſſen der ſogenannten Sturm- und Drangperiode, dieſen deutſchen Vorläufern der Revolution, habe ich Klinger, Forſter und Hölderlin als Diejenigen hervorgehoben, die nach Oſten und Weſten hin uns verloren gingen oder in ſich ſelbſt den Untergang fanden.

In das Gefühl der Nöthigung, einen muſikaliſchen Künſtler zu zeichnen, miſchte ſich, Kennern gegenüber, für mich eine erklärliche Schüchternheit. Ich will jedoch offen eingeſtehen, daß die norddeutſche Muſik in der jetzt vielfach überſchätzten Richtung Händel's und Bach's mit ihrer proteſtantiſchen Magerkeit und Nüchternheit nach meiner Anſicht kaum in Betracht kommt gegen die muſikaliſche Fülle des katholiſchen deutſchen Südens. Daß ich Gluck geradezu einen Oeſterreicher nenne, obſchon ihm München — das auch Orlando Laſſo zu den Seinigen zählt! — als gebornem Oberpfälzer die Bildſäule ſetzte, wird weniger beanſtandet werden, wenn man bedenkt, daß der Sohn des Lobkowitziſchen Jägermeiſters nicht blos in Prag ſeine Studien machte, ſondern auch in Wien ſeine bedeutendſten Opern ſchrieb, in Paris als Marie Antoinettens Günſtling gegen die Picciniſten ſeine Kämpfe beſtand und ſchließlich wieder in Wien heimiſch wurde. Oeſterreich hat in der Tonkunſt ſeine weſentliche Betheiligung am Werke deutſcher Cultur, eine Betheiligung, die ſich nicht blos mit Gluck, Haydn und Mozart bethätigte, nicht blos in Franz Schubert von heute ſich fortſetzte. Auch Beethoven, der Rheinlandsſohn, iſt ohne ſeinen Platz in Wien gar nicht denkbar als Muſiker, und ſelbſt Karl Maria v. Weber in unſern Tagen iſt nur nach ſeiner zufälligen Geburt dem Lande Holſtein, nach Familienabkunft wie in ſeinem ganzen Weſen als Menſch und Künſtler Oeſterreich zugehörig. Ein Leſſing, ein Kant konnten auf öſterreichiſchem Boden nicht erwachſen; leider gingen Beide für die Entwickelung der Cultur in Oeſterreich faſt ſpurlos vorüber; um ſo mehr aber lieferte dies Land und dieſer Stamm in der Muſik ſeine Ergänzung deutſchen Lebens. Geſchah mein Verſuch, Mozart's Geſtalt als Menſch und Künſtler zu ſchildern, mit einer Ausführlichkeit, auf die ſein äußerlich einfaches Leben kaum Anſpruch macht, ſo mag das freilich die Vorliebe verrathen, den norddeutſchen Denkern aus der Aufklärungszeit einen ſüddeutſchen Empfindungsmenſchen des vorigen Jahrhunderts gegenüberzuſtellen und neben deutſcher Philoſophie deutſche Muſik in die Wagſchaale zu legen. Nichts charakteriſirt Preußen ſchärfer als Kant, nichts Oeſterreich beſtimmter als Mozart. Beide aber gehören wie zwei Endpole zuſammen zur Erdaxe deutſcher Cultur.

Dresden, d. 6. März 1864.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

I.

Kaiſer Joſeph 1

II.

Mozart 63

III.

Klinger 147

IV.

Georg Forſter 179

V.

Friedrich Hölderlin 233

Guſtav Kühne.

Deutſche Charaktere.

I.

Kaiſer Joſeph.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

I.

Kaiser Joseph.

Als man ihm in Wien ein Standbild errichtete, da hoffte man, ſein Geiſt werde dann nicht mehr umgehen im Volk, und meinte ihn ſo zu beſeitigen und beizuſetzen. Aber er war im Herzen des Volkes beigeſetzt, und das Herz eines Volkes iſt ein Mauſoleum, das ſeine Mauern zum Auferſtehungsfeſt der Todten allzeit gern wieder öffnet. Unter den böhmiſchen Bauern lebte noch lange der Glaube, Kaiſer Joſeph ſei gar nicht todt; aber man hielte ihn, ſagten ſie, irgendwo unterirdiſch in Banden. Wenn alte greiſe Leute in Böhmen ſich das zuflüſterten, halb ſchüchtern, halb mit verſtocktem Trotz, dann ſchüttelten wohl Manche das Haupt, hörten es aber doch gern, wenn Andere ſehr weiſe thaten mit ihrer fixen Idee; Alle aber, wenn ſie überlegten was zu thun ſei, hatten ein geheimnißvolles, blödes Lächeln, denn das Unglück der Zeiten lag mitten auf dem ſchönen Traum wie ein Alp auf ſchlaftrunkenen Sinnen. Gab es doch unter uns Leute, die an Napoleon's Tod nicht glaubten und ihn bald in dieſer, bald in jener Geſtalt, zuletzt als Ibrahim Paſcha, wieder erwarteten. Um wie viel mehr hing das

Volk in Oeſterreich über Kaiſer Joſeph ſolchen Träumen nach, da Dieſer den Herzen lieb geweſen war, ein Märtyrer großer Zwecke in ihm ſtarb. Auf dieſe Weiſe war er ihnen aber erſt recht zur bloßen Mythe geworden. Und ſeine kurze Herrſchaft war auch für Oeſterreich kein Morgen, auf den mit hellen wachen Augen ein Lebenstag folgte. Sein Thun und Wirken war mehr bei ſchwühlem Abend ein Wetterleuchten, auf das in dunkler Nacht und Ferne auf ganz andern Punkten ein volles Gewitter für die Menſchheit heraufzog. Auf Joſeph's Wetterleuchten von der Freiheit des Menſchengeſchlechts folgte in grauſer Wildheit der Umſturz in Paris, deſſen Blitze auch in Oeſterreich einſchlugen, aber ohne daß ihm die Wohlthat eines befruchtenden Gewitterregens zugutekam. Oeſterreich hat ſeine Revolution erſt in unſern Tagen nachgeholt; die Reform, welche Joſeph mit ihm vornehmen wollte, verunglückte. In den Sturmtagen, wo Wien aufſtand, weil es ſich ſchämte, hinter Deutſchland zurückzubleiben, drückte man dem ehernen Standbild Kaiſer Joſeph's die ſchwarzrothgoldene Fahne in die Hand. Aber was die deutſche Jugend aufpflanzte, riſſen die Söhne des Kriegsgottes wieder herab. Die Fahne taugt auch nicht in der Hand eines Todten. Ein lebendiger Kaiſer ſchwinge das Panier, das der Hand des großen Ahnen entglitt! Dann wird die Mythe vom Kaiſer Joſeph zur Wahrheit, ſein gewaltſamer Germanirungsproceß das langſame, aber unabläſſige Werk eines arbeitſamen Friedens werden.

Es thut gut, ſich mit der wirklichen Geſtalt Kaiſer Joſeph's heute von neuem zu beſchäftigen. Die Leidenſchaft beider Parteien hat ſein Bild entſtellt. Die gelehrte Wiſſenſchaft hat ihn froſtig behandelt, die officielle Politik Oeſterreichs ſeine Regierung zu einem Syſtem von Widerſinnigkeiten gemacht, während das Volk ihn als ſeinen Liebling glorificirte, ohne zu wiſſen, was es an ihm hatte. Oeſterreichiſche Volkskalender brachten den Wienern fortgeſetzt Anekdoten vom Kaiſer. Fünfzig „geheime Anekdoten von einem der größten Monarchen des achtzehnten Jahrhunderts", 1799 von der Cenſur verworfen, wagten ſich ſelbſt unter Metternich in den Druck. Schuſelka brachte unter ſächſiſcher Cenſur drei Auflagen der Briefe des Kaiſers. Die Litteratur über Kaiſer Joſeph hat nie aufgehört; aber erſt jetzt läßt ſich frei erläutern, was von Joſeph's Planen wirklichkeitsfähig geweſen. Seine Abſichten waren die edelſten, aber ſeine Maximen waren gewaltſam, weil zwiſchen ſeinem Willen und der Befähigung ſeiner Völker eine weite Kluft lag. Ein Titus, der mit Neroniſcher Gewaltſamkeit der Menſchheit ſeinen Glückſeligkeitstraum verſchaffen möchte, iſt ein Widerſpruch gegen ſich ſelbſt, und doch haben wir an Kaiſer Joſeph dieſen lebendigen Widerſpruch auf dem Throne, wenn wir zuſammenfaſſen, was er als Menſch gedacht, gefühlt, gewollt, und was er als Fürſt verſuchte und wagte. Erſt jetzt iſt, was zu Joſeph's Zeit ein Wagniß war, ein freies und ein einiges Oeſterreich, zur Nothwendigkeit geworden. Joſeph's Nachfolger waren nicht Erben ſeines Geiſtes; ſie waren nur Erben einer grenzenloſen Verwirrung in allen Formen, allem Inhalt, allen Begriffen, ſie waren Erben einer Auflöſung aller nationalen Bande zu einer Zeit des franzöſiſchen Umſturzes, in welchem nicht blos die Monarchie, ſondern auch Gott auf ſeinem Throne fraglich wurde. Dieſe Verworrenheit in Oeſterreichs Zuſtänden war die nothwendige Folge der Joſephiniſchen Maximen, mit denen man ernten wollte, wo noch nicht geſäet war, ſäete, ohne den Boden vorher durchpflügt zu haben. Oeſterreich trug in allen ſeinen Elementen die Nöthigung zu Rückſchritten in ſich, weil der bezweckte Fortſchritt die großartige Liebhaberei eines Fürſten, die ſchwärmeriſche Laune eines einzigen edeln Herzens war. Erſt jetzt iſt die Sache Joſeph's zur Sache der Menſchheit in Oeſterreich geworden. Jetzt, nachdem Blut gefloſſen iſt für die Freiheit und für die Deutſchheit Oeſterreichs, jetzt erſt iſt die Frage reif zur Antwort, jetzt erſt iſt die Zeit da für einen Nachfolger Kaiſer Joſeph's, wofern er der Erbe ſeines Geiſtes und ſeines Herzens, nicht blos der Beſitzer geſammelter Königreiche iſt.

Franz Schuſelka hatte die dritte Ausgabe der Briefe Kaiſer Joſeph's, wie er ſagt, „zeitgemäß eingeleitet und erklärt." Sein Vorwort, ſeine Zwiſchenreden und ſein Nachwort erhoben eine Wehklage über die Beſtrebungen, Joſeph's großes Werk zu Grunde zu richten. In der Geſchichte geht nichts was Kern hat zu Grunde. Taucht es auch eine Zeit lang unter, ſo hat es dieſen zeitlichen Tod verdient, und duldet ihn nur um neu und geläutert wieder aufzuerſtehen. Daß Joſeph nicht vergebens gelebt, wollte Schuſelka damit beweiſen, daß es ja noch ein mächtiges Oeſterreich gebe. Er ſagte, Oeſterreich ſei ein todter Körper geweſen, erſt Joſeph habe ihm Leben und Lebensbewußtſein eingeflößt und die ſchlummernden Kräfte ſeiner Völker geweckt. Dieſer Körper könnte alſo nicht todt, er kann blos ſchlafend geweſen ſein. Ein Fürſt giebt einem Volke nicht den Geiſt, da er ſelbſt nur ein Theil des Körpers iſt und die Seele im Ganzen, nicht im Theile ſteckt. Aufgeweckt hat Kaiſer Joſeph die Kräfte, aufgerufen, ſogar aufgewiegelt hat er die Lebensgeiſter, aber wie der Zauberlehrling hat er die halbwachen und durcheinandertaumelnden Schläfer nicht wieder bannen können, obſchon er auch das am Ende ſeines Lebens nothgedrungen verſuchte. Es ſei gewiß eine wundervolle Fügung, ſagte Schuſelka, daß dieſer Kaiſer gerade zur Zeit erſchien, als Oeſterreich in der äußerſten Gefahr der Auflöſung geweſen. Deutſchland, das deutſche Reich war jedoch bereits in völliger Auflöſung begriffen, als Joſeph ſelbſtändiger und wirklicher Herrſcher wurde; der ſiebenjährige Krieg hatte die letzten oberflächlichen Bande gelöſt, nachdem der dreißigjährige die Grundſäulen des alten kaiſerlichen Deutſchlands durcheinander gerüttelt. Was in Oeſterreich noch an Licht und Leben vorhanden ſei, ſagte Schuſelka vor der Märzrevolution, das verdanke man Joſeph. Wir wollen das Licht bei Seite laſſen, das vor den Märztagen in Oeſterreich betteln ging, aber wir wollen vom Leben reden. Auch iſt Leben mehr als abſtractes Licht, Leben iſt Farbe. Das Leben kann in einem Volke bis zum bloßen Vegetiren herunterſinken und dieſe Vegetation kann noch immer eine blühende ſein. Hält dieſe bloße Vegetation der

Volkskräfte ſehr lange an, ſo liegen die Quellen der nationalen Wohlfahrt entweder ſehr tief oder wenigſtens ganz wo anders, als unſer vormärzlicher Liberalismus meinte. Was aus Oeſterreich geworden wäre, hätte Joſeph den franzöſiſchen Umſturz am Ende des Jahrhunderts erlebt? Eine müßige Frage. Aber einmal aufgeworfen, muß man ſagen: Oeſterreich hätte ſich in daſſelbe Chaos wilder Elemente aufgelöſt, dem es in unſern Tagen in die Arme zu laufen drohte.

Wie ein Aeußerſtes das entgegengeſetzte Aeußerſte fordert, ſo trugen Joſeph's Maximen die Nöthigung in ſich, in ihr Gegentheil umzuſchlagen, und er ſelbſt, hätte er länger gelebt, war gezwungen in alte Geleiſe wieder zurückzulenken. Gleich nach ſeinem Regierungsantritt erklärte Leopold der Zweite, an die kirchliche Verfaſſung nicht weiter Hand anlegen zu wollen, den weltlichen Behörden nicht weiter zu geſtatten in die Gerechtſame der Geiſtlichkeit einzugreifen. Das ſieht nach einer Nöthigung aus, die auf nationalem Boden wurzelt, eine Nöthigung, die ſich noch heutzutage wiederholte, indem man in Oeſterreich die Rechte der katholiſchen Geiſtlichkeit nicht blos verfaſſungsmäßig feſtſtellte, ſondern im Concordat als Staat im Staate ſanctionirte. Leopold ging noch weiter und ſtellte den Biſchöfen anheim, an der Joſephiniſchen Gottesdienſtordnung nach Gutdünken zu ändern. Das klingt ſogar wie Furcht vor Gewalten, die der Herrſcher nicht bezwingen zu können ſchien. Ein klügerer Nachfolger Joſeph's hätte vielleicht von den Neuerungen ſoviel aufrecht erhalten, als der weltlichen Oberherrſchaft frommte, und was

Leopold preisgab, hielt in der That Franz wieder ſehr ruhig und kaltblütig feſt. Alles aber bewies nur, daß die Sitte mächtiger iſt als das Geſetz. Zimmermann zu ſeiner Zeit, in ſeinem Buche über die Einſamkeit, lobte höfiſch den Joſephiniſchen Regierungseifer in religiöſen Dingen und ſagte, der Kaiſer habe den Katholicismus von aller Unvernunft gereinigt und ſchiene Luther's Reformation der Deutſchen vollenden zu wollen. Vom Wollen aber iſt bis zum nächſten Schritt, zum Thun, ein großer Spielraum, und die Art der Ausführung edler Abſichten iſt ſo wichtig wie dieſe Abſichten ſelbſt. Der nüchterne Berliner, Nicolai, kam zu Kaiſer Joſeph's Zeit und kritiſirte die öſterreichiſchen Zuſtände in den achtziger Jahren. Joſeph ſei kein Luther, ſagte er einfach und richtig, Luther's Werk ſei von unten auf gebaut, aus dem Volke erwachſen, und das Volk ſei dazu das Fundament. Joſeph's Neubau fing in der That vom Giebel an. Durch Decrete läßt ſich kein Volk reformiren, und Friedrich des Zweiten Wort, Joſeph thue immer den zweiten Schritt, bevor er den erſten gethan, war eine ſchlagende Wahrheit für die Joſephiniſchen Reformen. Auch Friedrich's Aeußerung, Joſeph habe mit der Begierde des Lernens nicht die Geduld, ſich zu unterrichten, vereinigt, möchte treffen; den Grundfehler Joſeph's ſah er aber doch nicht ein: Joſeph's Grundfehler beſtand darin, in Friedrich ein nachahmenswerthes Vor- und Muſterbild zu ſehen. Das Herz hat andere Functionen als der Verſtand, ſeine Ideale können nicht dieſelben ſein, denn es hat nicht dieſelben Mittel, ſie zu verwirklichen, wie dieſer. Der despotiſche Liberalismus war Beiden, war dem ganzen Zeitalter gemein, auch in Pombal, in Struenſee lebendig. Aber Friedrich hatte ein leichtes Spiel, ſeinen an kriegeriſche Mannszucht gewöhnten Brandenburgern und Pommern den finanziell-militäriſchen Mechanismus ſeiner Ideen aufzunöthigen, während Joſeph dieſelbe abſtracte Summe deſſen, was er für wahr und heilskräftig hielt, dem feurigen Sanguinismus der Ungarn, der gemächlichen, in ihrem Prieſtermantel glücklich eingelullten Behäbigkeit der Brabanter zumuthete. Schon ſeit dem großen Kurfürſten waren in Preußen die ſtändiſchen Rechte eingeſchlafen; es war leicht, ſie in den alten Provinzen ſchlummern zu laſſen, in Schleſien, einem eroberten Lande, das froh war, den Schlendrian des Alten loszuwerden, die Privilegien nicht zu beachten, in Oſtfriesland aber ſie klug zu ſchonen. An den Kronen, die Joſeph geerbt, klebten Rechte eiferſüchtiger Völker der verſchiedenſten Zungen und Eigenarten. Er wollte das Beſte der Menſchheit, aber die Bruchſtücke der Menſchheit, über die er herrſchen ſollte, die Völker, forderten das Recht ihrer Gewohnheiten. Die Brabanter ſagten: Wir wollen gar nicht frei ſein, ſo frei wie der Kaiſer will! Und die Ungarn waren empört, daß er ſie gar nicht befragte, wie ſie frei und glücklich ſein ſollten, ihre Landtage nicht berief, die Krone des heiligen Stephan nach Wien bringen, ſich nicht krönen ließ, um ihnen keinen Eid zu leiſten. Er hatte ſich ſelbſt den Eid geſchworen, die Menſchen frei von ihren Vorurtheilen zu machen; die Völker aber wollten hartnäckig in ihrem alten Schlendrian glücklich ſein. Das Herkommen, das er vorfand, war kirchlich ariſtokratiſch, und das finanziell-militäriſche Syſtem ſeiner Freiheits- und Glückſeligkeitstheorie grenzte an Demokratie, ſo wenig dieſer Begriff ſchon damals dieſe Benennung fand. Seine Reformen hatten, als wenn es ihn divinatoriſch trieb, faſt den Anſchein, als wenn er durch eine liberale Despotie der herandrohenden Revolution zuvorkommen, von oben herab durchführen wollte, was gleich nach ihm in Frankreich von unten her für Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit vollzogen wurde. Noch auf dem Todtenbette nahm er für die Niederlande und Ungarn alle ſeine Neuerungen zurück, aber für das Geſammtreich der Monarchie ſind ſeine Geſetze, obſchon ſie als Vorarbeiten ſcheiterten, doch vielfach Eckſteine geblieben, ob ſie gleich von den Werkmeiſtern lange genug verworfen wurden.

In dem Joſephiniſchen Steuergeſetz war der leitende Gedanke, Grund und Boden müſſe die Hauptlaſt der Staatsbedürfniſſe tragen, und die Grundſteuer ganz gleichmäßig ohne Rückſicht auf Stand und Eigenſchaft der Beſitzenden vertheilt ſein. Mitten in feudalen Verhältniſſen, die ſich dem Mittelalter noch nicht entwunden hatten, die Forderung des Naturrechts, die Forderung einer gleichen Beſteuerung aufzuſtellen, war ein gewaltiger Gedanke, und die Größe eben reizte den Kaiſer, nur daß ihm die Ruhe fehlte, dieſe Aufgabe auch nach ihrer Schwere zu wägen. Die Kühnheit ſeines Geiſtes wurde zur Verwegenheit, da Gewaltſamkeit erſetzen ſollte, wo ſtätige, nachhaltige Kraft allein zum Ziele führt. „Dieſes wohlgemeinte Geſetz", ſagt

Schuſelka, „verunglückte in der Ausführung vollſtändig. Es zeigte ſich, daß die Vorarbeiten zu flüchtig, daß namentlich die Landesvermeſſung höchſt unvollkommen und ſogar zum Theil betrügeriſch geweſen. Die Herrſchaftsbeſitzer ſchrieen über Verletzung ihrer wohlerworbenen Eigenthumsrechte, viele Bürger und Unterthanen klagten, daß ſie jetzt mehr zahlen müßten als früher. Ueberall gab es Streit zwiſchen Obrigkeiten und Unterthanen, und die zahlloſen Feinde des edeln Kaiſers erſchöpften ſich im bitterſten Tadel über dieſe verunglückte Finanzoperation. Der Tod befreite den Kaiſer von dem Schmerze über das Mißlingen eines ſo großen und ſchwierigen Unternehmens.“ Auch das Colbert'ſche Sperrſyſtem in Handels- und Verkehrsſachen hatte Joſeph ſeinem preußiſchen Muſterbilde nachgeahmt. Leopold hob das neue Syſtem gänzlich auf, Franz benutzte die Hauptgrundſätze davon und führte durch ſie eine in vieler Beziehung preiswürdige Steuerregulirung durch. — Kaiſer Joſeph machte durch eine neue allgemeine Gerichtsordnung dem Proceßſchlendrian ein Ende, er ſchaffte den alten Wuſt der mittelalterlichen Particularrechte ſo raſch wie möglich bei Seite; aber er ging allzuraſch damit zu Werke, während Friedrich klug genug war, die Privatrechte nicht zu kränken, wenn er ganzen Ländern ihre Gerechtſame vorenthielt. Kaiſer Franz ſtrebte ſeinem großen Onkel rühmlich nach und gab im Jahre 1811 auf Grundlage des Joſephiniſchen Geſetzes ein vollſtändiges allgemeines bürgerliches Geſetzbuch von faſt durchgängiger Muſterhaftigkeit. Die Todesſtrafe ſchaffte Joſeph ab und führte ſtatt derſelben das Schiffziehen ein, eine Strafe, die das Mitleid mit den Gequälten bis zur Erbitterung gegen Recht und Geſetz ſteigerte. Die Gleichheit vor dem Geſetz führte Joſeph ſo ſtreng durch, daß es an Verhöhnung grenzte, wenn er Stabsofficiere und Mitglieder des Geheimen Rathes, Grafen und Barone des Reichs, gleich gemeinen Miſſethätern, mit geſchornen Köpfen in der Verbrecherjacke und mit Ketten an Händen und Füßen in Wien zur Schauluſt des Pöbels die Gaſſen kehren ließ. Was Wunder, wenn der Adel und die ſogenannte bevorzugte Bildung nach Joſeph's Zeit jede Wendung in den öſterreichiſchen Dingen benutzte, die alten Scheidewände zwiſchen Hoch und Niedrig mit einer erbitterten Eiferſucht wieder aufzurichten! Das Lob, das dem Strafgeſetzbuch ertheilt wird, welches Kaiſer Franz im Jahre 1803 erließ, iſt von ſächſiſchen, ſelbſt von preußiſchen Rechtskundigen mehrfach beſtätigt. Hörte man dennoch in öſterreichiſchen Landen von Verſchleppung der Proceſſe, von Veruntreuung heiliger Geheimniſſe, von Nichtswürdigkeiten der Advocatur, von ſchmutziger Geldgier der Beamten, ſo war der Buchſtabe des Geſetzes beſſer als der Uſus. Und in der That, die Sitte in Oeſterreich war mitunter noch ſchlechter als ſelbſt das ſchlechteſte Geſetz. Nicht die Regierenden lediglich klage man an und ihre nothgedrungenen Maximen, iſt etwas faul im Staate. Joſeph's Geiſt, ſieht er von ſeinem Sternenhimmel herab, könnte rufen: Stellet Euer eigenes Verhalten vor den inneren Richter und ſäubert den trübgewordenen, faſt erblichenen Spiegel Eures Gewiſſens! Werfet einen Blick in Euer Familienleben, lüftet die dumpfe Schwüble Eurer trägen Gewohnheit, geißelt Euch für den Kitzel der Genußſucht, reiniget Euer Syſtem knechtiſcher Bedürfniſſe und wälzet Euch nicht auf dem Pfühl des ſchwelgeriſchen Wohlbehagens! Werdet zuvor Spartaner, wenn Ihr aus einem verſumpften Capua erſtehen wollt; reformirt Euch ſelbſt, bevor es Euch nach großen, öffentlichen Reformen gelüſtet! Die Freiheit iſt kein Genuß; ſie iſt vor Gott und Menſchen ein ſchwerer Dienſt! — Dies gilt für die nachmärzlichen Oeſterreicher ſo gut wie für die vormärzlichen.

Es war ein ſchöner Zug Kaiſer Joſeph's, von den Herrlichkeiten der deutſchen Natur und des deutſchen Gemüths ſo erfüllt zu ſein, daß er dieſer Herrlichkeiten alle Völker ſeines Reiches theilhaftig machen wollte. Aber dieſer Germaniſirungsproceß, eine Schwärmerei ſeines Herzens, ſollte über Hals und Kopf vollzogen werden. In Ungarn war der Adel die regierende Nation. Dies eigenthümliche Verhältniß ſtroßte faſt von Barbareien, wie ſie im Gefolge aſiatiſcher Horden naturgemäß ſind. Der Geiſt der Humanität, der gegen Sitte und Geſchichte das Menſchenrecht aus dem Moder der Zeiten hervorzog, beſchloß, die Bauern in Ungarn von der Sklaverei zu befreien. Joſeph ſtieß den Contributionsfuß in Ungarn um und decretirte ein neues Steuergeſetz, nach welchem Bauer und Edelmann gleiche Laſt trugen. „Lediglich von der Entſcheidung über die gleiche Beſteuerung Ungarns mit den übrigen Provinzen wird es abhangen," ſchrieb Joſeph eigenhändig in einem Erlaß, „ob Ungarn im Verhältniß zu den übrigen Erbländern auf gleiche Art mit ſelben im Handel und Wandel zu begünſtigen, oder vielmehr im Gegentheil als bloße Colonie zu betrachten ſein werde, aus welcher Colonie man durch die möglichſte Erſchwerung einer mehrern Verbreitung ihrer Kunſterzeugniſſe — nur ſo viel Vortheil, als immer möglich iſt, herauszuziehen trachten müßte.“ Das war ohne Zweifel vom Throne herab ſehr ehrlich geſprochen; dieſe Offenheit, man wolle Ungarn, wenn es ſich nicht füge, blos ausſaugen, war im Munde eines Fürſten faſt allzu naiv! — Außer dem neuen Steuerfuß verordnete Joſeph den Gerichtshöfen die deutſche Sprache. Er beſchied einen Magnaten im Jahre 1785 brieflich hierüber in folgender Weiſe: „Die deutſche Sprache iſt Univerſalſprache meines Reiches; warum ſollte ich die Geſetze und die öffentlichen Geſchäfte in einer einzigen Provinz nach der Nationalſprache derſelben tractiren laſſen? Ich bin Kaiſer des deutſchen Reiches; demzufolge ſind die übrigen Staaten, die ich beſitze, Provinzen, die mit dem ganzen Staat in Vereinigung einen Körper bilden, wovon ich das Haupt bin. Wäre das Königreich Hungarn die mächtigſte und erſte meiner Beſitzungen, ſo würde ich die Sprache deſſelben zur Hauptſprache meiner Länder machen; ſo aber verhält es ſich anders.“ Joſeph's Verfahren mit Ungarn war der Form nach rechtswidrig. Ungarn vertauſchte in unſern Tagen kraft eigener Willensmeinung das Latein mit ſeiner eigenen Sprache. Von oben herab kann man keine Sprache, keine Sitte dictiren; man kann höchſtens nachhelfen, tritt das Volk ſelber in ſeinen

Berufenen der Barbarei der Gewohnheit gegenüber. Vier Jahre nach jenem Briefe an einen Magnaten nahm Joſeph auf dem Krankenlager, das er nicht wieder verließ, ſein Edict für Ungarn zurück, bis auf ſein Toleranzedict, ſeine Anordnungen über die Einrichtungen der Pfarrer, ſo wie die wegen der Unterthanen, ſowohl ihre Behandlung, als ihr Verhältniß zu den Grundherren betreffend. Die Ungarn brachen über den Widerruf des Kaiſers in tollen Jubel aus, ein Jubel, dem ſelbſt die Nachricht vom Tode Joſeph's keine Schranken ſetzte.

Zwiſchen dem Erlaß und der Aufhebung des Mandates gegen die Ungarn lagen Vorfälle, die die letztere nöthig machten. Der Briefwechſel zwiſchen dem Kaiſer und dem Kanzler des Königreichs, Grafen Palfy, giebt uns den intereſſanten Aufſchluß, wie emſig Joſeph perſönlich bemüht geweſen, die Ungarn von dem Heil ſeiner Maßregeln zu überzeugen. Er läßt ſich mit den Magnaten förmlich in hitzige Disputationen ein, und während auf Seiten Dieſer doch immer trotz dem verſteckten Groll die Ehrfurcht vor der Majeſtät die Sprache zügelt, ergeht ſich der Kaiſer, vom Geiſt der Aufklärung erfüllt, triumphirend über die alte feudale Finſterniß der Welt. Es iſt nicht gut, wenn der Herrſcher zugleich den Docenten machen will. Erzieher des Volkes zu ſein, iſt eine glorreiche Aufgabe; aber es muß unmerklich geſchehen; ſich ihm als Präceptor aufdrängen, während die Schergen der Macht hinter ihm ſtehen, um ſeine Lehrſätze zu unterſtützen: das zwingt den Fernſtehenden ein Lächeln, den Betheiligten aber den Schrei der Empörung ab; die beſte Weisheit eines Fürſten, welche Lictoren mit Ruthen und Beil vor ſich herſchickt, macht ſchlechte Propaganda.

In der Reform der Kirche nahm Joſeph dieſelbe Stellung wie gegen die Völker ein. Hätte er ſich damit begnügt, Roms weltliche Geltung in ſeinen Staaten aufzuheben, er hätte ſegensreich gewirkt. Aber er ging weiter. Während er den Völkern neue Sitten und Gewohnheiten aufzwingen wollte, erklärte er zugleich ihre Freiheit von der Kirche. Was war natürlicher, als daß ſich Völker und Kirche gegen ihn verſchworen! Es war ihm nicht genug, den gottesdienſtlichen Uſus von altem Aberglauben zu reinigen: er rief das noch unmündige Volk gegen die Tyrannei ſeiner Seelſorger auf, er hielt die geſunde Vernunft für ſo mächtig, die Menſchheit für ſo reif, daß über Nacht der ganze alte morſche Bau der Welt ſich in ein lachendes Haus voll Glück, Heiterkeit und allgemeiner Bruderliebe verwandeln werde. Wenn er im Zeitraume von acht Jahren 700 Klöſter aufhob und Oeſterreich von 36,000 Mönchen befreite, wenn er 1000 Volksſchulen gründete, ſo war das glorreich für alle Zeit. Aber er that mehr, und das Mehr hob das Etwas, das er wirkte, wieder auf. Er wartete nicht ab, bis die Saat, die er geſäet, aufging; er wollte gleich im Frühling ernten. Er wollte die ganze, im Volksherzen eingeniſtete Herrſchaft der Geiſtlichen über die Gemüther ausrotten. — Schon unter Maria Thereſia war der Jeſuitenorden aufgehoben, der Vermehrung der Klöſter Schranken geſetzt, das Vermögen der

Mönche beſteuert, deren Zeugenſchaft bei Teſtamenten verboten, die Kloſterkerker geſchloſſen, den Pilgrimen nach Rom Päſſe verweigert, die Bulle In coena Domini entkräftet, keine Excommunication kam in Ausführung, kein päpſtlicher Erlaß hatte Gültigkeit ohne das Placitum regium. Dafür rächte man ſich in Rom und verſagte der geſtorbenen Kaiſerin das Todtenamt im Sanct Peter. „Mir gilt es gleich,“ ſagte Joſeph, „ob dieſer Biſchof von Rom höflich oder grob iſt!“ Aber ſein guter Humor ging nicht ſelten in Erbitterung über, und ſtatt ruhig ſeiner Sache gewiß zu ſein, rief er die geſammte Hierarchie zum Kampfe in die Schranken. Der Erzbiſchof von Salzburg, die Biſchöfe von Königgrätz und Laibach waren treue Gehülfen des Kaiſers. Um Deutſchland von Rom zu befreien, hätte er eine deutſche katholiſche Kirche mit einem deutſchen Primas gründen müſſen. Statt deſſen, berauſcht von der Philanthropie ſeines guten Herzens, rechnete er auf die Aufklärung des Jahrhunderts, die ſich doch von dem Gift des Voltaire'ſchen Hohnes nährte, wenig Zeugungskraft in ſich trug, und nicht rein genug war, um Joſeph's Bundesgenoſſin zu ſein. „Ein Reich, das ich regiere,“ ſchrieb Joſeph dreiſt und offen, „muß nach meinen Grundſätzen beherrſchet, Vorurtheil, Fanatismus, Parteilichkeit und Sklaverei des Geiſtes unterdrückt und jeder meiner Unterthanen in den Genuß ſeiner angeborenen Freiheit geſetzt werden. Das Mönchthum hat in Oeſterreich überhand genommen; die Anzahl der Stifter und Klöſter iſt zum außerordentlichen emporgeſtiegen. Die Regierung hatte bis nun nach den Regeln dieſer Leute beinahe kein Recht über ihre Perſonen gehabt, und ſie ſind die gefährlichſten und unnützeſten Unterthanen in jedem Staate, da ſie ſich der Beobachtung aller bürgerlichen Geſetze zu entziehen ſuchen und bei jeder Gelegenheit ſich an den Pontifex Maximus nach Rom wenden. — Wenn ich dem Monachismus den Schleier hinweggeriſſen, wenn ich das finſtere Gewebe der Ascetenlehre von den Lehrſtühlen meiner Univerſitäten verbannt und den blos beſchaulichen Mönch in den wirkenden Bürger umgeſchaffen habe, dann mögen vielleicht einige von der Zelotenpartei anders von meinen Reformen räſonniren. Ich habe ein ſchweres Geſchäft vor mir. Ich ſoll das Heer der Mönche reduciren, ſoll Fakirs zu Menſchen bilden, ſie, vor deren geſchorenem Haupt der Pöbel in Ehrfurcht auf die Knie niederfällt und die ſich eine größere Herrſchaft über das Herz des Bürgers erworben haben, als irgend etwas, welches nur immer einen Eindruck auf den menſchlichen Geiſt machen konnte!" — War hiermit die Schwere der Aufgabe ausgeſprochen, ſo mußte man auch Politiker genug ſein, um ihre Ausführung nicht obenhin zu verſuchen. Statt Prälaten zu gewinnen, weil man ihrer im Kampfe gegen Rom bedurfte, zwang man ſie, ſich hinter den alten Bollwerken der Finſterniß zu verſchanzen. Der Cardinalerzbiſchof von Wien, Graf Migazzi, dem man mit Recht ſein zweites Bisthum entzog, ſtand an der Spitze der hierarchiſchen Partei gegen die Neuerungen des Kaiſers. Der Erzbiſchof von Gran, Graf Bathyany, trat dem verderbenſchwangern Bündniß bei; der

Kurfürſt Erzbiſchof von Trier, Clemens Wenzel, hatte die beſten jeſuitiſchen Federn gegen den Kaiſer in Sold. — Joſeph war gutes Muths genug, ſich auf die Proteſte der Biſchöfe eigenhändig in einen Briefwechſel mit ihnen einzulaſſen, und während er die Ermahnungsſchreiben von Rom bald mit lakoniſchem Witz, bald mit der Grazie und Feinheit des Cavaliers, bald mit dem ganzen Selbſtgefühl des aufgeklärten Freigeiſtes beantwortete, zettelte er mit den deutſchen Prälaten gelehrte und ſpitzfindige Dispüte an. Und hier überhebt ſich nicht ſelten der Fürſt in ſeiner Leidenſchaft für das Gute und Rechte, er wird in ſeinen Briefen gegen die Biſchöfe zum polemiſirenden Pamphletiſten, wenn er ſie ſchändlicher Geldſchneidereien, der „Meſſe-Schnappereien," wie er ſagt, bezichtigt, von Bubenſtücken hinter den Kloſtermauern ſpricht. Bubenſtücke hätte der Arm ſeiner weltlichen Gerichtsbarkeit erreichen ſollen; das Oberhaupt des Staates durfte ſich nicht in moraliſchen Disputationen über ſie ausſchütten. Wenn er ſtark als Fürſt war und an einzelnen Fällen die ganze Macht ſeines feſten Willens erhärtete, dann mußte die Scham ſich in ſich ſelbſt verkriechen, ſtatt daß ſie im Bunde mit der Erbitterung, der Bosheit und Finſterniß ſchaarenweis gegen ihn in Waffen trat. Das Volk ſaß noch zu tief in Aberglauben, um plötzlich die Ketten des geiſtlichen Zwanges abzuwerfen und mit lautem Jubel zur Fahne ſeines Kaiſers zu ſchwören. Der Adel zog mit Bewußtſein die geiſtlichen Bande den weltlichen vor, denn die Freiheit, die man vom Throne verkündete, brachte Ketten für ihn. In den untern Gegenden der Geſellſchaft ſchreckte das grelle Licht die blöden, an Dämmerung gewöhnten Augen, und in der geiſtlichen Obhut ward ihnen wieder warm und wohl. In der kühlen Zugluft der ſteilen Höhe, auf die Joſeph ſein Volk erheben wollte, bluteten Viele plötzlich aus allen Poren, und Die ſich mit ihm hinaufgewagt, liefen eilig in den weichen Sumpf des tiefen Thales hinunter.

Es war Joſeph's Fehler, es der Geiſtlichkeit und Ariſtokratie zu leicht zu machen, alle Gewalten Himmels und der Erde gegen ihn aufzurufen. In dieſem Kampf erlag ſein gutes, großes Herz. Ein weniger edler Menſch wäre leichter ein beſſerer Regent geweſen. Er erlebte es, daß ſeine eigenen Völker ſich gegen die Geſetze der Humanität zuſammenrotteten, in den Niederlanden die Edeln der Nation im Bunde mit den Prieſtern ſich an die Spitze des Pöbels gegen ihn ſtellten. Dies hatte ihn ſchon einige Jahre vor ſeinem Tode, wie die Leute ſagen, tiefſinnig, wenigſtens ſchwermüthig gemacht. Schon 1787 ſchrieb er an Trautmannsdorf nach den Niederlanden: „In der That, es kann der Bemerkung eines Philoſophen nicht entgehen, daß ſeit einiger Zeit ein Geiſt der Widerſetzlichkeit ſich über Europa verbreitet, der um ſo mehr Epoche machen muß, da wir in einem Jahrhundert ſind, wo gute Könige regieren. Man war beim Emporkommen der Philoſophie in einem täuſchenden Zuſtande, hatte ſich von der Aufklärung Ordnung im bürgerlichen Leben und mehrere Folgſamkeit für unſere Geſetze verſprochen, da ſie die nothwendige Wirkung des Nachdenkens eines gutgeſinnten Unterthans ſein müßte. Es würde vielleicht zum Labyrinth des menſchlichen Geiſtes ſein, wenn man die Urſachen, die ſo viele unruhige Bewegungen hervorgebracht, hierin aufſpüren wollte.“ — Und an einen Freund ſchreibt er in demſelben Jahre: „Ich habe ſeit dem Antritt meiner Regierung mir jederzeit angelegen ſein laſſen, die Vorurtheile gegen meinen Stand zu beſiegen, mir Mühe gegeben, das Zutrauen meiner Völker zu gewinnen; und ſeit ich den Thron beſtiegen, habe ich mehrmalen Beweiſe davon abgelegt, daß das Wohl meiner Unterthanen meine Leidenſchaft ſei, daß ich zur Befriedigung derſelben keine Arbeit, keine Mühe und ſelbſt keine Qualen ſcheue, und daß ich genau die Mittel überlege, die mich den Abſichten näher bringen, die ich mir vorgeſetzt habe. Und demohngeachtet finde ich in den Reformen allenthalben Widerſetzlichkeiten von ſolchen, von welchen ich es am wenigſten vermuthen konnte. Als Monarch verdiene ich das Mißtrauen meiner Unterthanen nicht. — Wenn ich unbekannt mit den Pflichten meines Standes, wenn ich nicht moraliſch davon überzeugt wäre, daß ich von der Vorſehung dazu beſtimmt ſei, mein Diadem mit all der Laſt der Verbindlichkeiten zu tragen, die mir damit auferlegt worden, ſo müßte Mißvergnügen, Unzufriedenheit mit dem Loos meiner Tage und der Wunſch: nicht zu ſein, diejenige meiner Empfindungen ſein, die ſich unwillkürlich meinem Geiſte darſtellte. Ich kenne aber mein Herz; ich bin von der Redlichkeit meiner Abſichten in meinem Innerſten überzeugt und hoffe, daß, wenn ich einſtens nicht mehr bin, die Nachwelt billiger, gerechter und unparteiiſcher dasjenige unterſuchen und prüfen, auch beurtheilen wird, was ich für mein Volk gethan." — Sein Erlaß vom 28. Januar 1790, wenige Wochen vor ſeinem Tode, lautete: „Ich habe Aenderungen in der Verwaltung vorgenommen, blos in der Abſicht, durch dieſelben das allgemeine Wohl zu fördern, und in der Hoffnung, daß das Volk nach näherer Prüfung ſich mit denſelben befreunden werde. Nun ich aber die Ueberzeugung gewonnen, daß das Volk die alten Zuſtände vorziehe, ſeine ganze Glückſeligkeit in denſelben ſuche und finde, ſo gebe ich ſeinem Wunſche nach und erkläre die Verwaltungsformen, wie ich ſie bei meinem Regierungsantritte vorfand, wieder zu Recht beſtehend."

Dies galt für die Niederlande und Ungarn; im Uebrigen nahmen von ſeiner Geſetzgebung erſt die Nachfolger zurück, was ſie aus Mangel an Muth nicht feſtzuhalten vermochten. Als die Stadt Ofen 1784 dem Lebenden eine Bildſäule errichten wollte, ſchrieb er eigenhändig unter den Antrag: „Wenn die Vorurtheile werden ausgewurzelt und wahre Vaterlandsliebe und Begriffe für das allgemeine Beſte beigebracht ſein, wenn Jedermann in einem gleichen Maße das Seinige zu den Bedürfniſſen des Staates, zu deſſen Sicherheit und Aufnahme beitragen wird, wenn Aufklärung durch verbeſſerte Studien, Vereinfachung in der Belohnung der Geiſtlichkeit und Verbindung der wahren Religionsbegriffe mit den bürgerlichen Geſetzen, eine bündigere Juſtiz, Reichthum durch vermehrte Population und verbeſſerten

Ackerbau, Erkenntniß des wahren Intereſſe des Herrn gegen ſeine Unterthanen und dieſer gegen ihren Herrn, Induſtrie, Manufacturen und deren Vertrieb und Circulation aller Producte in der ganzen Monarchie werden eingeführt ſein, wie ich es ſicher hoffe, alsdann verdiene ich die Ehrenſäule, nicht aber jetzt“ u. ſ. w. Sechszehn Jahre nach ſeinem Tode (1806) ſetzte ihm Kaiſer Franz das Reiterbild zu Wien. Saluti publicae vixit, non diu, sed totus, lautet die Unterſchrift.

Dreiundzwanzig Jahre alt, war Joſeph ſchon römiſcher König, ein Jahr ſpäter Mitregent in den Staaten Maria Thereſiens. — Er war, ein halbes Jahr alt, das Kind geweſen, mit dem auf dem Arme die erhabene Frau hülfeflehend in der Reichsverſammlung der Ungarn erſchien und die Nation wilder Männer zum Beiſtand in dem großen Leid ihres Hauſes beſchwor. Sie wußten nicht, daß der Knabe, den ſie am Buſen trug, ihnen dereinſt ſo tyranniſch gebieten würde, der Freiheit zu huldigen, wie er ſie verſtand. Sie gedachten auch nicht, daß man je von ihnen den Eid der Treue in anderer Sprache als in ihrer eigenen fordern würde. Die Kaiſerin kam als Weib, und die rührende Geſtalt der Mutterliebe begeiſterte die Magyaren zu ſchwärmeriſchem Enthuſiasmus. — Den heranwachſenden Knaben Joſeph umrauſchte von fern das Waffengeklirr des Erbfolgekrieges und der ſchleſiſchen Feldzüge. Seine raſche feurige Einbildungskraft ſann auf nichts als auf Krieg, und er durfte doch nur davon träumen. Er lernte raſch, faßte heiß und innig auf, was ihn reizte; ihn quälte nichts als das paſſive Phlegma rings um ihn her. Die ungeſtüme Haſt, das feurige Blut in ſeinen Adern war vielleicht lothringiſches Erbtheil in ihm; er fühlte ſich im entſchiedenen Gegenſatz zu der ruhigen, gemeſſenen Ehrbarkeit der mütterlichen Seite des Hauſes, deſſen friedfertige Behaglichkeit ſich an Maria Thereſiens Hofe noch ſtark hinter ſpaniſcher Etiquette und Grandezza verſchanzt hielt. Der leichtbewegte Sinn in Joſeph war aber nicht wie beim kaiſerlichen Vater lediglich Sanguinismus; ſein Temperament war um ein gut Theil mit der ſoliden Sanftmuth der Habsburgiſchen Mutter verſetzt, und in dieſem Gemiſch hielt ſich ſein heißblutiges Herz von allem fern, was nur die Oberfläche der Erſcheinungswelt berührt. Ihn reizte nicht der Schein, kein Blendwerk der Sinne führte ſeinen Geiſt abſeiten. Er war ſinnlich, zärtlich und graziös; er war üppig und ſelbſt ausſchweifend, aber er behinderte und kreuzte damit nicht ſeine hohe geiſtige Miſſion. Er war gewandt, fein und ſanft, ein ſchmeichleriſcher Genius ſpielte um ſeine leiſe geſchwungene Lippe, eine ſtrahlende Anmuth thronte über der Adlernaſe auf der ſchönen hohen Stirn, aber den Aufſchwung ſeiner Gedanken hielt ſchon von früh eine weiche Schwermuth gefangen und in dem ſeelenvollen Auge, nach deſſen Farbe noch jetzt das Kaiſerblau heißt, ſpiegelte ſich der Tiefſinn eines liebebedürftigen Gemüthes. — Joſeph war Jüngling, als der ſiebenjährige Krieg ausbrach. Kurz zuvor hatte eine ſchwere Krankheit ſeinen zarten Körper erſchüttert; um ſo empfindſamer und innerlicher nahm er Theil an den Bewegungen der Welt. Held Friedrich wurde das Bild ſeiner Träume und die Geſtalt ſeines wachen Denkens, und doch war es der Feind ſeines Hauſes, für den er im Stillen ſchwärmte, den er „nicht laut bewundern durfte.“ Mitten im Paradeleben an der Hofburg hatte er im Geheimen ſeinen ſpartaniſchen Cultus, trug ſich ſehr einfach, verachtete und beſpöttelte das Ceremoniell, verſchmähte alle üppige Bequemlichkeit, ſetzte auch gern ſeine Tafel auf Kriegsfuß und ſchlief auf einem kargen Feldbett. Nur die Weiber beſchäftigten ihn, obſchon ſein Vorbild ſie nicht mochte. Die „Keuſchheitscommiſſarien“ der kaiſerlichen „Frau Mutter“ bewachten ihn ſchlecht; aber ſein idealer Schwung hob ihn über die Bedürftigkeit der Creatur hinweg und er blieb ein Apollino an Sinn und Geſtalt, obſchon ein ſpartaniſch geſchulter Menſch am Hofe. Eine ſolche Jünglingsnatur iſt nicht weniger eifrig der Freundſchaft offen; auch der gequälte und geknechtete Königsjüngling Friedrich war in ſeiner Blüthe ein ſchwärmeriſcher Freund geweſen. Wir wiſſen nicht, an welches Männerherz Joſeph in ſeiner Jugend ſich gelehnt; er hatte auch ſpäter Freunde, auch als Kaiſer Stunden, wo der ganze Menſch in ihm hervorbrach und ſich nach Mittheilung ſehnte. Es ſind Briefe ſolcher Art von ihm vorhanden. Vielleicht trug er ſeine erſten Begeiſterungen ſtill in ſich herum; ſie wurzelten dann um ſo tiefer, auch wohl um ſo eigenſinniger. Zweimal verheirathet, mit Prinzeſſinnen von Parma und von Baiern, beide Mal kinderlos und in kurzer Friſt verwittwet, ſuchte er nur vorübergehende Befriedigung im Umgang mit dem andern Geſchlecht und verzichtete, wie Friedrich, auf Familienglück. Der ſiebenjährige Krieg und die Siege ſeines Helden auf Seiten der Feinde hinterließen unvertilgbare Spuren in Joſeph's Gemüth. Für Friedrich, der einer Welt in Waffen gegenüberſtand, kämpfte die öffentliche Meinung in Deutſchland; man hielt ihn, während er für ſeine Hausintereſſen und ſeine Selbſterhaltung den Degen zog, für den Streiter für Licht und Aufklärung. Man fühlte preußiſch in Deutſchland, weil man ſich des Elends des allgemeinen deutſchen Daſeins ſchämte und an dies Preußenthum den Sieg einer guten Sache knüpfte. Der Jubel über Friedrich's Triumphe hallte in ganz Deutſchland, auch im Feldlager der Süddeutſchen nach, und zu Wien in ſeiner Hofburg zitterte — nicht ein Kaiſer, aber wohl in heimlicher Luſt das Herz eines kaiſerlichen Jünglings. Es hat, dünkt mich, ſehr tief in Joſeph's Seele Wurzel gefaßt, daß die öffentliche Meinung, die aufgeklärte Bildung des Zeitalters, auf Friedrich's Seite ſtand, weil ſie in ihm einen Kämpfer gegen Aberglauben und Finſterniß ſah, und Joſeph, ſelbſt ein Sohn dieſer Aufklärung der neuen Zeit, hielt dann ſpäter auf ſeinem eigenen Grund und Boden den Sieg gegen alte Satzung und Sitte, gegen die ſchwüble dumpfe Welt um ſich her, für eben ſo leicht. Aber Friedrich hatte keinen Kampf mit Rom und der alten Kirche zu beſtehen, er durfte ungeſtraft auf dem Throne den franzöſiſchen Skeptiker machen, durfte mit Voltaire Arm in Arm den alten Gott im

Himmel und in ſeiner Offenbarung verſpotten, und hatte an der rechtſchaffenen Altgläubigkeit und Treue ſeines Volkes doch hinlänglich eine Handhabe, um ſicher regieren zu können. Friedrich's Egoismus konnte ſich auch auf ſich und ſeinen Erbſtaat mit ſeiner ganzen Kraft beſchränken. Joſeph war zu einem Kaiſer des alten deutſchen Reiches berufen, und ſein empfängliches Herz hatte auch dafür Schwärmerei, Liebe und Ehrgeiz genug. Hier waren die alten Bande längſt erſchlafft. Es galt hier aus morſchen Trümmern eine neue Welt zu ſchaffen, aber es war nicht lediglich Phantaſterei, das römiſch deutſche Reich mit neuem Geiſte befruchten zu wollen. Wenigſtens war Joſeph ſeiner Zeit nicht der Einzige, der dieſen Traum zu verwirklichen für möglich hielt. „Im Reiche", ſagt der ältere Moſer (in ſeinem Artikel: Von der Landeshoheit überhaupt, Seite 288), „im Reiche iſt freilich die Thür ſchon aus den Angeln und der Wagen aus dem Geleis. Aber die Geſetze ſind noch da, es kommt nur auf den Willen an, und darin ſteckt die größte Kunſt, das noch nicht entdeckte Geheimniß: die Herren und Häupter unſers deutſchen Vaterlandes zu bewegen, das zu wollen, was ſie wollen ſollten." (S. auch: „Von dem deutſchen Nationalgeiſt.") Und Juſtus Möſer, unſer Advocatus patriae, pries damals die alte Herrlichkeit und beklagte die verfallende. Er machte Entwürfe, die eingeſchlafenen Stadtbürger zu wecken und durch tüchtige patriotiſche Erziehung ein neues Geſchlecht heranzuziehen, „das man durch Tractate nicht mehr zu Sklaven machen könne." In Folge despotiſcher Fürſtengewalt, die als eine ungeheure Maſſe alle untern Federkräfte niederdrücke, ſeien wir, ſagte er, ſo gar ruhig und ordentlich geworden; aber dieſe Ruhe ſei Tod, dieſe Ordnung ein Beinhaus. Eine Verfaſſung, die den Leidenſchaften keinen Spielraum gebe, ſagte er, tauge nur für Schafmenſchen. Wohl erfordere es mehr Klugheit und Macht, die Ordnung unter tauſend Löwen zu erhalten, aber es ſei eines muthigen Mannes würdiger, dieſe zu regieren, ja ihr Futterknecht zu ſein, als ein oberſter Schäfer und eine Heerde frommes Vieh vor ſich herzutreiben. „Da hebt der Geiſt ſich nicht aus ſeinem gewöhnlichen Standort, die Seele umfaßt keine große Sphäre und der Menſch bleibt das ordinäre Vieh, was wir täglich ſehen und nach unſern gemeinen Regeln zu ſehen wünſchen.“ Kaiſer Joſeph wollte nicht über „Viecher“ regieren; aber er fehlte eben darin, Menſchen vorauszuſetzen, ſtatt ſie heranzubilden, Menſchen von ſo heißem Wahrheitsdrang, wie er ſelber war. Ein jugendlicher Schwärmer, nicht ein in Menſchenkenntniß gereifter Mann, ergriff er das gewaltige Scepter, vor keinem kühnen Plan ſchreckte ſein in ſich heller Geiſt zurück; aber je umfaſſender ſein Blick, je weitſichtiger ſein Auge, deſto mehr tappte ſeine Hand in nächſter Nähe unſicher umher; die Größe ſeiner Aufgabe reizte, begeiſterte, beglückte, aber ſie betäubte ihn auch. Im Gehirne unſeres großen Dichters dämmerte noch nicht die Geſtalt jenes Marquis Poſa und Deutſchland lieferte ſie ſchon in der Wirklichkeit, lieferte ſie nicht in einem Jüngling, der vor den Stufen des Thrones ſtand, ſondern dieſe Stufen ſelbſt beſtieg. Ein unendlich großes Herz überflügelte in ihm den doch ſonſt auch hellen, aber nicht ſo feſten und bündigen Verſtand.

So lange Joſeph blos Mitregent ſeiner kaiſerlichen „Frau Mutter“ war, blieb ſeine Schöpfungsluſt in jeder Weiſe gehemmt. Die Jahre vorher hatte er zu Reiſen in allen ſeinen Staaten und durch Europa benutzt. Seine innern Anſchauungen ſtanden, wie es bei Ideologen der Fall iſt, ſchon feſt, eh' er die Welt ſah; wo er jedoch eingriff, da waren ſeine Wirkungen von ganz neuer, eigenthümlicher Art. Höchſt bezeichnend war ſein Auftreten in Rom. Clemens der Dreizehnte war geſtorben und das Cardinalcollegium trat zuſammen. Kaum hörte man, der deutſche Imperator nahe, als der päpſtliche Generalpoſtmeiſter ſammt einer Legion von Pferden, Abtheilungen von Infanterie und Cavallerie ihm entgegeneilte. Er kam aber ohne den Kaiſer und mit der Kunde zurück, Dieſer werde erſt am nächſten Tage ſeinen Einzug halten. In Rom war Alles in höchſter Spannung, man traf glänzende Vorbereitungen zum Empfang, alle Parteien putzten ſich heraus und die Schlüſſelſoldaten in militaribus und in pontificalibus liefen Tag und Nacht in großem Koſtüm ängſtlich durcheinander. Plötzlich hieß es, der Kaiſer ſei in einer einfachen Kaleſche ſchon angelangt. Das Volk ſammelte ſich auf den Plätzen und umſtürmte in großen Haufen das Haus, nachdem man endlich erfahren, wo der „Graf von Falkenſtein“ abgeſtiegen. Ehrenwache und Deputationen, ihn zu bewillkommnen, lehnte Joſeph ab; er wollte ſein Incognito beibehalten. Aber des römiſchen Volkes Staunen ging in lauten Jubel über, wenn er in der einfachen grünen Uniform durch die Straßen ſchritt, die alten Bauwerke beſuchte und ſinnend auf den Trümmerſtätten ehemaliger Größe verweilte. So durch die Straßen ſchlendernd, ſtieß er auch auf Ganganelli, hielt ihn an und fragte, wer er ſei. Ein armer Prieſter und Profeſſor, der das Kleid des heiligen Franciscus trägt! ſagte Ganganelli. Beide ſahen ſich mit ſtiller Bewunderung und mit geheimer Neugier an; der größte Kaiſer und der größte Papſt des Jahrhunderts machten ſich eine ſtumme Verbeugung, und dieſe einfache Begegnung auf der Gaſſe war eben ſo unerhört, wie der Zufall wunderbar. Und in eben dem grünen Rock, mit Reiterſtiefeln und den Degen an der Seite, ging Kaiſer Joſeph ins Conclave. Es war bisher niemand geſtattet, es verſtieß gegen alles geheiligte Ceremoniell, bewaffnet im Conclave zu erſcheinen. Die Cardinäle im üppigen Pomp ihres Purpurs ſteckten die Köpfe zuſammen; ſie waren zu ſehr voll Furcht, um ihren Unmuth laut zu machen, und waren doch auch wieder zu empört, um aus Furcht zu ſchweigen. War doch die Kirche Gottes in Gefahr, wenn das Vorrecht der heiligen Väter nichts mehr galt, ein weltlicher Herrſcher mitten in Rom, vielleicht nur aus Unwiſſenheit, eine Sünde wider den heiligen Geiſt beging! Joſeph ſagte zu den erſchrockenen Cardinälen, er wiſſe um das alte Geſetz, aber er habe zu ſpät daran gedacht; wenn er Anſtoß errege, ſo wolle er ſeinen Degen abſchnallen. Und er legte ſeine Waffe auf den Tiſch vor den geiſtlichen Herren nieder. Cardinal Albani, voll prieſterlichen Hochmuths im Innern, aber doch voll diplomatiſcher Demuth im Aeußern, fand endlich ein wenig Witz bereit, um dem heiligen Collegium aus der unglückſeligen Klemme zu helfen. Wer die Kirche Gottes zu ſchützen habe, dürfe ſich wohl überall die Waffen erlauben, ſagte er mit etwas Salbung und mit eben ſo viel bonne mine. Der Kaiſer aber ſagte ihnen offen heraus, was er wünſche und verlange. Er erwarte, ſprach er, daß die Cardinäle in ſo wichtiger Zeit ohne Vorurtheil und ohne Parteilichkeit den Geſchickteſten zum Papſt erwählten, und wenn die Wahl auch ein ganzes Jahr dauern ſollte, ehe ſie den Beſten aus der Chriſtenheit herausfänden. Auch wenn man nur wieder, ſagte Joſeph, einen Benedict, wie der Vierzehnte war, ausmittelte, ſo würde der Gewinn doch ſchon groß genug ſein. — Die Cardinäle empfahlen, als er ging, die Kirche ſeinem Schutze. Ja, ganz gut, erwiderte Joſeph, aber der Papſt iſt auch ein Souverän, muß alſo nicht blind handeln, ſondern mit offenen Augen; er muß nicht blos den alten Uſus der Kirche, ſondern auch Politik verſtehen, d. h. den Nothwendigkeiten Gewicht beilegen, ſich die weltlichen Fürſten zu Freunden und nicht zu Feinden machen. Anders ginge es nicht mehr! — Und die Cardinäle wählten, zugleich auch auf Betrieb der Bourboniſchen Höfe, wirklich jenen Ganganelli, der als Clemens der Vierzehnte den Stuhl Petri beſtieg und vier Jahre darauf die Geſellſchaft Jeſu aufhob.

Gegen dieſen Orden theilte Joſeph den ganzen Abſcheu der aufgeklärten Köpfe ſeines Zeitalters und es iſt, obwohl nicht geſchichtlich nachweisbar, doch begreiflich, daß ſeine Anweſenheit in Rom zur Zeit des Conclave lebhaft mitwirkte, denjenigen Candidaten zu wählen, der einem Pombal, einem Choiſeul und den Höfen von Liſſabon, Madrid und Paris zur alsbaldigen Aufhebung der Jeſuiten eine ziemlich ſichere Gewährſchaft bot. In einem Briefe an den bekannten Granden von Spanien, Grafen Aranda, vom Juli 1773 aus Wien gegeben, bevor noch Clemens Ganganelli die Bulle: Dominus ac redemptor noster erließ, finden wir Joſeph's Anſicht über die Jeſuiten umfaſſend ausgeſprochen. „Ehe ſie in Deutſchland bekannt geworden,“ ſchreibt der Kaiſer, „war die Religion Chriſti eine Glückſeligkeitslehre der Völker. Sie haben ſie zum empörenden Bild umgeſchaffen, zum Gegenſtand ihres Ehrgeizes und zum Deckmantel ihrer Entwürfe herabgewürdigt. Ein Inſtitut, das die ſchwärmeriſche Einbildungskraft eines ſpaniſchen Veteranen in einer der ſüdlichen Gegenden Europa's entwarf, das eine Univerſalherrſchaft über den menſchlichen Geiſt zu erwerben geſucht, und in dieſem Geſichtspunkte alles dem infallibeln Senat des Laterans unterwerfen wollte, mußte ein unſeliges Geſchenk für die Enkel Tuiskon's ſein. Das Synedrion dieſer Loyoliten hatte ihren Ruhm, die Ausbreitung ihrer Größe und die Finſterniß der übrigen Welt zum erſten Augenmerk ihrer Pläne gemacht. Ihre Intoleranz war Urſache, daß Deutſchland das Elend eines dreißigjährigen Krieges dulden mußte. Ihre Principien haben die Heinriche von Frankreich um Leben und Krone gebracht und ſie ſind Urheber des abſcheulichen Edicts von Nantes geworden. Der mächtige Einfluß, den ſie über die Prinzen des Hauſes Habsburg hatten, iſt zu ſehr bekannt. Ferdinand der Zweite und Leopold der Erſte ſind ihre Gönner bis zum letzten Hauche ihres Lebens geweſen. Die Erziehung der Jugend, Litteratur, Belohnungen, Ertheilung der größten Würden im Staat, das Ohr der Könige und das Herz der Königinnen, alles war ihrer weiſen Führung anvertraut. Man weiß zu ſehr, welchen Gebrauch ſie davon gemacht, welche Pläne ſie ausgeführt, welche Feſſeln ſie den Nationen aufgelegt. — Es iſt mir nicht unbekannt, daß außer dem großen Clemens die Miniſter der Bourboniſchen Höfe und der Herr von Pombal an ihrer Aufhebung gearbeitet haben. Die Nachwelt wird einſt ihren Bemühungen Gerechtigkeit widerfahren laſſen und wird ihnen in dem Tempel des Ruhmes Altäre errichten. Wenn ich zu irgend einem Haß fähig wäre, ſo müßte ich diejenige Menſchengattung haſſen, die einen Fenelon verfolgt und welche die Bulle In coena Domini hervorgebracht, die ſo viel Verachtung für Rom erzeugt.“ —

Dieſe Bulle, welche am grünen Donnerſtag in allen römiſchen Kirchen alle Ketzer und Beſchützer der Ketzer verflucht, wurde ſchon vor den Jeſuiten erlaſſen, aber von Paul dem Dritten, der die Geſellſchaft Jeſu beſtätigte, erneuert und erweitert. Joſeph ließ ſie aus dem Ritual reißen, Clemens ſtellte ihre Verleſung ein; förmlich aufgehoben wurde ſie noch nie. —

Im Jahre 1780 nach Maria Thereſiens Tode war Joſeph Alleinherrſcher. Gleich im nächſten Jahre erließ er ſein Toleranzedict. Es war von 276 allgemeinen Verordnungen, die er blos in den erſten drei Jahren ſeiner Alleinregierung erließ, dasjenige Geſetz, das er auch auf dem Sterbebette nicht zurücknahm, ſelbſt gegen die drohenden Ungarn noch erneuerte und beſtätigte. Das Toleranzedict war das Lieblingskind ſeiner Gedanken. Es räumte den Nichtkatholiken nichts weniger als übertriebene Freiheiten ein; wäre es nicht im Vereine mit andern Maßregeln erſchienen, welche die Völker gegen ihn aufriefen, es würde im Sturme der Zeiten ſich erhalten haben und für Oeſterreich die Baſis eines modernen Lebens geworden ſein. Kaiſer Joſeph's Patent ſtellte die römiſche Kirche als die anerkannt herrſchende und weſentlich bevorzugte feſt und geſtattete den nichtkatholiſchen Chriſten nur unter vielen zurückſetzenden Beſchränkungen freie Religionsübung und bürgerliche Rechte. Faſt erhielten die Juden in gleicher Weiſe wie die Proteſtanten Erleichterungen. Die Leibmauth, dieſe rohe, an türkiſche Despotie erinnernde Steuer, wurde den Juden erlaſſen, eben ſo die Verpflichtung, doppelte Gerichts- und Kanzleitaxen zu zahlen. In allen Provinzen wurden jüdiſche Schulen errichtet und den Juden zugleich der Beſuch chriſtlicher Schulen freigegeben. Fabrikthätigkeit und Großhandel, Pachtung von Aeckern und Ausübung aller Gewerbe und Künſte ſtand ihnen offen; die

Obrigkeiten und Seelſorger wurden angewieſen das Volk zu belehren, die Juden gleich allen andern Glaubensgenoſſen als Mitbürger zu achten. Nur blieb die Anzahl ihrer Ehen noch beſchränkt und Gottes Gebot: Seid fruchtbar und mehret euch! unterlag einer polizeilichen Controle. Den proteſtantiſchen Chriſten wurden nur Bethäuſer ohne Glocken, ohne Thürme, ohne Eingänge von der Straße aus zugeſtanden. — Bei alle dem war die Aufregung in Wien gerade über die Anerkennung der Proteſtanten eine wahrhaft fanatiſche. Die Kirche eines ehemaligen Nonnenkloſters war den Lutheranern zum Bethauſe eingerichtet und am andern Morgen fand man an den Thüren eine ruchloſe Schmähſchrift gegen den Kaiſer. Dieſer Tempel, hieß es darin, ehedem die Wohnung heiliger Jungfrauen, ſei von einem Verführer der Braut Chriſti, einem Schwächer reiner Weſen, einem Anhänger und Nachfolger Martin Luther's geſchändet. Uneingedenk der göttlichen Barmherzigkeit, die ihn auf den Thron erhoben, habe Kaiſer Joſeph, der berüchtigte Verächter aller Kirchengeſetze, ein Menſch ohne alle Religion, der die Ketzerei aller Art befördere, dieſes Gott geweihte Haus unter der Maske der Tugend in einen Sammelplatz aller Gräuel verwandelt. — Mich dünkt, daß ſich gegen Joſeph kein Clement und Ravaillac fand, daran war das Mönchthum nicht Schuld und wird nur bei dem größten Phlegma des Volkes erklärlich. Kaunitz hielt für nöthig, eigens ein Decret zu erlaſſen, worin er im Namen des Kaiſers betheuerte, die Reformen bezweckten nicht, die Religion zu untergraben, vielmehr nur den Uſus im Gottesdienſte zu reinigen. Zu dieſer „Reinigung des Gottesdienſtes“ gehörte aber auch das vom großen Haufen mit Erbitterung aufgenommene, jedoch noch vor Ablauf eines Jahres wieder beſeitigte Edict von 1784, wonach der Holzerſparung halber verboten ward, die Todten in Särgen zu begraben; das Verſcharren der Leichen in leinenen Säcken, mit ungelöſchtem Kalk bedeckt, brachte das Volk faſt in Aufruhr. Joſeph ſelbſt aber in der heitern Glorie ſeiner inneren Selbſtbefriedigung drückte in einem Briefe an van Swieten die helle Freude ſeines Herzens über ſein Duldungsgeſetz aus. „Bis nun“, ſchrieb er, „war die evangeliſche Religion in meinen Staaten niedergedrückt, die Bekenner derſelben wie Fremde behandelt, bürgerliche Rechte, der Beſitzſtand von Gütern, Würden und Ehrenſtellen, alles war ihnen geraubt. Schon beim Anfang meiner Regierung war ich entſchloſſen, das Diadem mit der Liebe meines Volkes zu zieren, Grundſätze in dem Verwaltungsſyſtem zu äußern, die ohne Unterſchied großmüthig und gerecht wären. Dem zufolge erließ ich die Duldungsgeſetze und nahm das Joch hinweg, welches die Proteſtanten Jahrhunderte gebeugt. Der Fanatismus ſoll künftig in meinen Staaten nur durch die Verachtung bekannt ſein, die ich dafür habe. Niemand werde mehr ſeines Glaubens wegen Drangſalen ausgeſetzt, kein Menſch müſſe künftig genöthigt ſein, das Evangelium des Staates anzunehmen, wenn es wider ſeine Ueberzeugung wäre und wenn er andere Begriffe von der Seligkeit habe. Die Scenen der abſcheulichen Intoleranz müſſen ganz aus meinem Reiche verbannt werden. Glücklich, daß es noch keine falſchen Opfer wie Calas gegeben hat und daß dieſer Schandfleck keine vorhergegangene Regierung betraf. Wenn in vorigen Zeiten der Wille des Monarchen Anlaß zu Ungerechtigkeiten war, wenn die Schranken ausübender Gewalt überſchritten worden und der Privathaß ſeine Rolle geſpielt, ſo kann ich nichts mehr thun, als daß ich die Könige bedaure, die weiter nichts als Könige geweſen. Die Toleranz iſt eine Wirkung jener wohlthätigen Aufklärung, die nun Europa erleuchtet, die die Philoſophie zum Grunde und große Männer zu Stiftern gehabt hat. Sie iſt ein redender Beweis von den Fortſchritten des menſchlichen Geiſtes, der durch die Macht des Aberglaubens ſich kühn einen Weg gebahnt, welchen Jahrtauſende vorher die Zoroaſter und Confuze gewandelt und der zum Glück der Menſchheit zur Heerſtraße der Monarchen geworden."

Man hat aus jener Zeit auch ein Toleranzgebet, das gleichſam als ein Formular ſeiner eigenen Gottesandacht dem Kaiſer zugeſchrieben wurde. Ich weiß weder, ob es ächt iſt, noch aus welcher Quelle ich es entlehnte. Es bezeichnet aber ſehr eigenthümlich die Art und Weiſe, wie edle Gemüther damals beten mochten, als Mozart's Saraſtro von den Brettern herunter in herzgewinnenden Tönen Weisheit und Menſchenliebe lehrte. „Ewiges, unbegreifliches Weſen!" lautet dies Gebet, „Du biſt ganz Duldung und Liebe, Deine Sonne ſcheint dem Chriſten wie dem Gottesleugner, Dein Regen befruchtet die Felder des Irrenden, wie jene des Rechtgläubigen, und der Keim zu jeder Tugend liegt auch in dem Herzen der Heiden und Ketzer. Du lehrſt mich alſo, ewiges Weſen, Duldung und Liebe, lehrſt mich, daß Verſchiedenheit der Meinungen Dich nicht abhalte, ein wohlthätiger Vater aller Menſchen zu ſein. Und ich, Dein Geſchöpf, ſoll weniger duldend ſein, ſoll nicht zugeben, daß jeder meiner Unterthanen Dich nach ſeiner Art anbete? ſoll ſie verfolgen, die anders denken als ich, und Irrende durch's Schwert bekehren? Nein! allmächtiges, mit Deiner Liebe allumfaſſendes Weſen, dies ſei weit von mir! Ich will Dir gleichen, ſo weit ein Geſchöpf Dir gleichen kann, will duldend ſein wie Du! Von nun an ſei aller Gewiſſenszwang in meinen Staaten aufgehoben. Wo iſt eine Religion, die nicht Tugend lieben, nicht das Laſter verabſcheuen lehrte? Jede ſei alſo von mir tolerirt, Jeder bete Dich, ewiges Weſen, nach der Art an, die ihm die beſte dünkt. Verdienen Irrthümer des Verſtandes die Verbannung aus der Geſellſchaft? Iſt Strenge wohl das Mittel, die Gemüther zu gewinnen und Irrende zu bekehren? Zerriſſen ſeien von nun an die ſchändlichen Ketten der Intoleranz! Dafür vereinige das ſüße Band der Duldung und Bruderliebe meine Unterthanen auf immer. Ich weiß, daß ich der Schwierigkeiten viele werde zu überwinden haben, und daß die meiſten von Denen kommen, die ſich Deine Prieſter nennen. Verlaß mich alſo nicht mit Deiner Macht! Stärke mich mit Deiner Liebe, ewiges Weſen, auf daß ich alle dieſe Hinderniſſe glücklich überſteige und das Geſetz unſeres göttlichen Lehrers, welches kein anderes iſt, als Duldung und Liebe, durch mich erfüllet werde. Amen!"

Wie er betete, ſo glaubte Joſeph, könne und müſſe jeder ſeiner Unterthanen beten wollen; was er *ſeine* Freiheit und Aufklärung nannte, dieſen Inbegriff von Herzensgüte, Menſchenliebe und Aufopferungsluſt, wollte er der ganzen Menſchheit, oder wie er ſich ausdrückte, ſeinem Volke zu gute kommen laſſen. Er verſchmähte ſo ſehr die Jeſuiten, daß er auch von deren klugem Satz: Nicht Alles für Alle! nichts wiſſen wollte. — Um wie viel mehr jeſuitiſcher Machiavellismus ſteckte in Friedrich von Preußen! Dieſer konnte ſogar, ſobald es ſein Vortheil erheiſchte, den verjagten Vätern Jeſu eine Stätte bereiten, in der Abſicht, ſeine Gegner dadurch empfindlich zu treffen. Friedrich war ganz Parteimann, ganz Politiker, ganz berechnender, durchbohrender, kalter Verſtand. Das überwallende Herz aber giebt ſich der Welt im Ganzen und Großen hin und geht lieber mit zu Grunde, als daß es ſich aus dem Strudel der Wogen, aus dem Sturme der Elemente ſeinen Vortheil rettet. An Sturm und Umſturz dachte Joſeph aber nicht in ſeiner kindlichen Natur. Sein Glückſeligkeitstraum baute ſich, wie ſpäter in Frankreich im Kopfe St. Juſt's der Entwurf einer Republik, auf allgemeine Tugend.

Die Berechnung der menſchlichen Schwächen kreuzte niemals Joſeph's ideale Pläne; ihm fehlte es an Menſchenkenntniß. Denn unter dieſem Wort begreift man gemeinhin die Kunde von der Jämmerlichkeit der Creatur, die Einſicht in jenes Gewebe von kleinen Hinfälligkeiten, das heimlich alle freie Größe unterbindet. Dieſe Menſchenkenntniß hatte Joſeph nicht, er dachte zu groß von ſeinen Mitgeſchöpfen und mich dünkt, hierin ſei, faſſen wir blos den Menſchen, nicht den Fürſten in ihm auf, der Irrthum edler als das entſchiedene Gegentheil. Der ſogenannte Menſchenkenner irrt ſich ſeltener, weil er nur auf die menſchliche Schwäche rechnet, aber ſein Geſchäft iſt ſelbſt im Gelingen von dürftiger Art und ein freies gutes Herz, ſelbſt wo es ſich um ſein Ziel bringt, gewährt uns auch in ſeinen Täuſchungen ein rührendes Schauſpiel.

Alles für mein Volk! war auch Joſeph's Wahlſpruch; doch nicht im Sinne Derer, die das Volk zu ſehr verachten, um es zum berechtigten Mitgehülfen zu machen. Sein Herzblut hätt' er frei ſtrömen laſſen, konnte es jenem zum Heil gereichen. Ein Apoſtel der reinſten Menſchenliebe, wäre es ihm leicht geworden, ſeine große Miſſion als Märtyrer zu beſchließen. Es wandelt uns eine Rührung an, denken wir uns den Kaiſer bei ſeinem Aufenthalt in Paris, wo er Marie Antoinette, ſeine Schweſter, beſuchte und an der Seite dieſes ſpäteren Opfers einer wilden Verwirrung auf dem Pont neuf vor dem Bilde des vierten Heinrich von Frankreich ſtand. „Nach ſeinem Beinamen geize ich!“ ſagte Joſeph und entblößte vor dem Märtyrer eines edeln Königthums ſein Haupt; „es giebt keinen ſchönern Namen, als Vater ſeines Volkes zu heißen!“ — Joſeph erlebte den vollen Aufruhr wilder Wogen nicht, deren Strudel auch die Geſtalt der königlichen

Schweſter erfaßte. Aber er ahnte, was noththue Angeſichts der Revolutionen. Als Segur den todkranken Kaiſer im Sommer des Jahres 1789 beſuchte und ihn fragte, ob er ihm nicht einen mündlichen Rath an ſeine Schweſter auf den Weg nach Paris mitgeben wolle, erwiderte er: „Was läßt ſich Denen rathen, welche ſich von ihren Umgebungen überreden laſſen, daß man mit einem Regiment oder einer Compagnie Leibwache, mit Geſängen bei einem Trinkgelage und mit aufgeſteckten Kokarden eine Revolution aufhalten könne? Ich beklage ſie, aber ich weiß ihnen aus ſo weiter Ferne kein anderes Mittel anzugeben, ſich aus ihrer üblen Lage zu ziehen, als Feſtigkeit und Klugheit.“ Es ward ihm nicht die Prüfung auferlegt, im Wirbelwind eines Aufruhrs um ihn her die verlangte „Feſtigkeit und Klugheit“ zu zeigen, das Schickſal meinte es gut mit ihm, ſein edles, weiches Herz nicht auf dieſe Probe zu ſtellen. Wir wiſſen nicht, wie dieſer Freiheitsapoſtel auf dem Throne dem Verlangen der wilden Menge nach Freiheit Widerſtand geleiſtet haben würde. Ihn traf auch kein Dolchſtoß eines fanatiſchen Mönchs. Daß die Kerzen, bei deren Licht er die Nächte hindurch ſaß und arbeitete, vergiftet geweſen, konnte wohl nur als ein Gerücht aufkommen, mit dem ſich der Glaube guter Menſchen hinhielt; aber er ſtarb bei alle dem nicht weniger am gebrochenen Herzen, ſehr einſam und verlaſſen, tief verletzt und verkannt; tauſend beutegierige Augen der Reaction lauerten darauf, daß er die ſeinigen (am 20. Februar 1790) ſchloß.

Die Betrachtung ſeiner Natur drängt immer wieder auf ſeinen Tod. Und doch war ſein Leben ſo unerſchöpflich reich an einzelnen kleinen Herrlichkeiten, daß Millionen Herzen Nahrung daran fänden und der Reichthum ſeiner Güte und Freundlichkeit, an ſie alle vertheilt, ſie noch immer reich machen würde. Ein Geſchenk von 22 Millionen Gulden geerbter Staatspapiere, die Joſeph, weil an ihnen ein Makel haftete, zum Beſten des Staates verbrennen ließ, macht ihm auch nicht ſo leicht ein Großer von heute nach. Hier und da laſſen ſie eine goldene Börſe fallen, wenn bei der Parade irgendwie ein unglücklich Weib zerquetſcht wird, oder trocknen mit einem kleinen Jahrgehalt blutige Wittwenthränen; aber von einer großen Maxime aus eigenen Mitteln, von einem großmüthigen Eingeſtändniß, im Beſitz ungerechter Mittel zu ſein, weiß man ſelten. Joſeph ging auch darin menſchlich weiter, als er es als Fürſt geſollt. Ein lobſüchtiger geheimer Rath wollte durch einen Schein von Freimüthigkeit ſeine Gunſt erreichen; er gab eines Tages dem Kaiſer zu bedenken, daß man in allzugroßem Eifer, die Böſen zu beſtrafen, ſich auch übereilen könne. Joſeph erwiderte, er wiſſe nicht, wann er ſich deſſen ſchuldig gemacht, wohl aber ſeien ihm Fälle erinnerlich, wo er ſich mit Belohnungen übereilt. Dabei ſah er den Belohnungsſüchtigen mit der ganzen ſiegreichen Offenheit ſeines hellen Auges an; das Lächeln ſeiner Lippen ſchnitt alle Erwartungen des Ehrgeizes ab. Ew. Majeſtät haben ſchon manche Ihrer Verordnungen widerrufen! warf der Miniſter etwas verletzt dazwiſchen; unſerer Politik und unſerem Anſehen gereicht das nicht ganz zur Ehre! — „Was ich widerrufen,“ fiel ihm Joſeph in die Rede, „hab’ ich zuvor als einen Irrthum erkannt. Beſſer, den Irrthum eingeſtehen und meiden, als ihn aus falſchem Gefühl von Unfehlbarkeit feſthalten. Jeder Widerruf eines Monarchen diene den Unterthanen zum Beiſpiel, daß er nicht vergeſſen hat, ſich als einen fehligen Menſchen zu erkennen. Dies kann ihm nie zur Unehre gereichen!“ — Zur Unehre nicht, aber zum Nachtheil! Die Menſchen denken nicht edel und groß genug, zumal ſo lange man ſie als Unterthanen behandelt, oder der Fürſt ſich nicht ſelbſt als ein Unterthan des Staates fühlt.

Von Joſeph’s Reiſen zur Zeit ſeiner Mitregentſchaft erzählt man hundert ſchöne Züge. Es glaubt freilich jeder Kronprinz die Miſſion zu haben, ſich liebenswürdig zu machen; niemals aber war es der zukünftige Erbe eines Reichs ſo wie Joſeph. An den Edeln der Nation mißfiel ihm die Heuchelei einer falſchen Bildung, mit der man die Rohheit nur übertüncht. Er war ſo national, daß er nach Verabſchiedung der franzöſiſchen Komödianten und auf die Klage des Geſandten von Frankreich, in Wien auf alles Theatervergnügen verzichten zu müſſen, ganz einfach und treffend Dieſem rieth, es wie der öſterreichiſche Geſandte in Paris zu machen, d. h. die Sprache der Nation zu lernen, unter der er lebe. — Joſeph verweilte gern unter dem Volk. Man hat ihn im Prater oft mitten im fröhlichen Tumult geſehen, wo er unter Jodeln und Fingerſchnalzen ein Volkslied mitſang. Augarten und Prater, bisher nur dem hohen Adel geöffnet, wurden der großen Menge freigegeben, und als die Ariſtokratie ihm über ſein Verkehren mit gemeinen Leuten Vorſtellungen machte, ſprach er das bekannte Wort: Wollte ich immer unter Meinesgleichen ſein, müßt' ich halt immer in der Kaiſergruft bei den Capucinern leben! — An ſeinen Wendungen und Einfällen im Geſpräche mit Leuten aller Stände war er überaus reich, und ſein Verſtand, den ſonſt bei großen Staatsmaximen die Empfindung ſeines Herzens ungeſtüm fortriß und überwältigte, machte ſich hier im perſönlichen Verkehr und Aug' in Auge mit Einzelnen oft genug ſiegreich geltend. — Ein junger Beamte, Geheimſchreiber eines Miniſters, meldete dem Kaiſer einen Unterſchleif. Joſeph überzeugte ſich heimlich von der Richtigkeit der Angabe und ließ den Angeber fürſtlich belohnen. Dieſer aber wurde bald vom Miniſter entlaſſen. Der junge Menſch klagte dem Monarchen ſein Leid. Joſeph fragte, womit ihm zu helfen ſei. Der junge Mann zählte ſeine Kenntniſſe in allen Sprachen, alle ſeine Fertigkeiten auf, und bat um eine Anſtellung in des Kaiſers geheimer Kanzlei. Ei, ei, lieber Freund, unterbrach ihn Joſeph, dort giebt es noch weit wichtigere Geheimniſſe zu verrathen und ich fertige nichts aus in einer Sprache, die Sie verſtänden! — Einen fremden Fürſten ließ Joſeph an ein gegebenes Wort erinnern; Dieſer aber erwiderte ihm, ein Monarch, der Millionen Unterthanen beherrſchte, brauche nicht der Sklave ſeines Wortes zu ſein. Bald darauf machte der Geſandte dieſes Fürſten dem Kaiſer wichtige Vorſchläge. Wer bürgt uns für Ihre Verſprechunzen? fragte Joſeph. Mein König! ſagte der Geſandte nicht ohne Staunen. Und wer bürgt mir für Ihren König? fragte Joſeph lächelnd, und der Geſandte ſtand vernichtet da. — Gegen den Geburtsadel verſtieg ſich Joſeph's Humor nicht ſelten bis zum bitterſten Sarkasmus. Einer hohen Dame, die für ihren Sohn um eine einflußreiche Stelle bat, ſchrieb der Kaiſer, er bedauere, kein anderes Verdienſt in dem jungen Manne zu finden, als durch ein Spiel des Zufalls Edelmann geworden zu ſein; nichts als Edelmann und das mit ganzer Seele zu ſein, ſei ein großes Unglück; von einem Menſchen, der blos mit ſeiner Geburt beſchäftigt ſei, könne ſich der Staat keine Dienſte verſprechen. — Ein Mann von hohem Hauſe, der ſein Vermögen verſchwendet hatte und dem Kaiſer klagte, er könne ſein Unglück nicht länger ertragen, gab Joſeph zur Antwort, das wundere ihn nicht, denn er habe ja nicht einmal ſein Glück ertragen können!

Man iſt erſtaunt, in all den zahlloſen Anekdoten, die man von Kaiſer Joſeph hört und lieſt, ſo viele fines reparties in deutſcher Sprache zu finden. Gegen das ſchöne Geſchlecht war er ſehr galant und doch ſehr ſtreng, ſobald man, wie es mitunter bei Hofe der Fall war, auf ſeine Geneigtheit ſpeculirte. Die Gemahlin eines Hochgeſtellten, eine der ſchönſten Damen Wiens, die ihn zu intereſſiren ſuchte, wandelte einige Tage lang ganz allein in dem Luſtgarten des Kaiſers, um ſich ungeſehen von ihm finden zu laſſen. Der Kaiſer that ihr den Willen und redete ſie an: So ganz allein? Wo iſt Ihr Herr? — Ew. Majeſtät ſind einzig mein

Herr! begann die Dame, einen andern hab' ich nicht! — Sie geben mir ein ſchönes Beiſpiel! ſagte Joſeph, auch ich bin gern allein! — Damit ließ er ſie ſtehen. In der Furcht, ihr Gemahl möchte dieſen Auftritt erfahren, erzählte ſie Dieſem die Scene. Er wollte die Geſchichte nicht zur Unehre ſeiner Frau ausgelegt ſehen und eilte, dem Monarchen ebenfalls im Park zu begegnen. Joſeph fragte ihn in derſelben Weiſe: So ganz allein? wo iſt denn Ihre Frau? — Majeſtät, war die Erwiderung, ich habe keine Frau, ich habe nur einen Herrn! Joſeph lächelte und ſagte: Es freut mich, Eheleute von Stande in ſo gutem Einvernehmen zu ſehen, zumal wenn ich der Stifter dieſes guten Einverſtändniſſes bin! — Eben ſo fein wußte er eine andere Dame, deren Schönheit ihn intereſſirte, zu prüfen, um zu erfahren, welche Vorſtellungen von ſeiner Gunſt wohl in ihren Gedanken aufſtiegen. Er hatte ſich im Hofzirkel mehrmals lebhaft mit ihr unterhalten, ſie ausgezeichnet und weil ſie Geiſt genug hatte, ihr wiederholt Aufmerkſamkeiten erwieſen. Die Höflinge, die allezeit auf die Schwächen des Fürſten lauern und an ſeine Menſchlichkeit ihre Hoffnungen knüpfen, rieben ſich ſchon heimlich die Hände, flüſterten ſich ihre Freude und ihre Erwartungen in's Ohr. Joſeph's erſte Ehe, ein Bund, der aus gegenſeitiger Neigung geſchloſſen zu ſein ſchien, war nur von ſehr kurzer Dauer geweſen. Seine zweite, auch nur kurze Vermählung hatte ihm weder innern noch äußern Erſatz für den Verluſt gegeben, und ſein gefühlvolles Herz durfte wohl einem Bedürfniß Raum geſtatten. Bei einem Fürſten, den die Frauen beſchäftigen, hat die Camarilla leichteres Spiel; deshalb ſtand die Hoffnung der Höflinge darauf, Joſeph's Herz möge ſich irgendwie verlieren. Er hatte davon gehört, und weit entfernt von aller Verirrung der Sinne, reizte es ihn, zu wiſſen, wie weit die Dame nach ihren Moralbegriffen reif ſei, um Möglichkeiten ſolcher Art Gehör zu geben. Sie hatte Geiſt genug, um ihn zu feſſeln, ſelbſt wenn ihre Schönheit weniger gefährlich geweſen wäre, als ſie es wirklich war. Auf dem nächſten Hofball ſuchte er ſie angelegentlich auf, war galant wie immer und flüſterte ihr lächelnd zu: Man ſagt mir, es gebe in der Stadt die allgemeine Rede, ich ſei in Sie verliebt; woher mag das kommen? — Zwiſchen Coquetterie und Ehrfurcht ſchwankend, faßte ſie ſich raſch und erwiderte: Da Ew. Majeſtät mir nichts davon geſagt, ſo kann ich auch nichts davon verrathen. — Aber es geht auch das Gerücht, daß Sie mich liebten! fuhr Joſeph fort. — Was kann natürlicher ſein, ſagte die Gräfin, als daß, wo alle Welt liebt, auch ich nicht gefühllos bin? — Sie hatte das mit einem Ernſt geſagt, der etwas nach Beleidigung ſchmeckte. — Wer ſagt Ihnen denn, daß mich alle Welt liebt? fragte Joſeph ſpottend. — Sie verbeugte ſich tief und erwiderte eben ſo ſpottend: Schuldigkeit, Majeſtät! ich bin die Unterthanin Ihres Reiches! — Ungehalten über ihre Empfindlichkeit, mit der ſie an den Tag legte, daß ſie ſich wirklich eingebildet, ihn ausſchließlich zu intereſſiren, ſagte der Kaiſer: Es wäre auch Schade, wenn Sie ſo hartnäckig darauf beſtehen wollten, die

Metamorphoſen des Ovid zu vermehren! — Die neuere Mythologie, ſagte die Gräfin, iſt ſchon ſo reich an Götterkindern, daß ſie am Hof Ew. Majeſtät auf Beiträge verzichten kann. — Fürchten Sie vielleicht für das Schickſal des Ovid? lachte Joſeph. — Sie blieb auch darauf die Antwort nicht ſchuldig. Auguſtus, ſagte ſie, ſchickte Ovid vielleicht nur, weil er ihn fürchtete, ins Exil und ins Elend! — Man weiß nicht, ob die Gräfin die nächſte Gelegenheit, Wien auf einige Zeit zu verlaſſen, nicht mit Eifer ergriff. Joſeph wollte auch nicht unnütz im Gerede der Leute ſein. Sein Herz hing zu ſehr an den großen Aufgaben der Welt, um ſeine Erholungen ſo wichtig zu machen, daß ſie der Menſchheit nicht zu gute kamen.

Unermeßlich und unzählbar ſind im Einzelnen die Wohlthaten, welche die Mitwelt der Hand Joſeph's verdankte. Seine Reiſen machten ihn mit tauſendfachem Elend bekannt, die Sklaverei des Bauern und der Hochmuth des Edelmanns empörten ſeine weiche liebevolle Seele; ſeine Blicke in di Hütten der Armuth und in die Paläſte der Großen erhärteten nicht wenig die Grundſätze ſeiner Ueberzeugungen, die der Welt noth thaten. So bereitwillig er dem Landmann zu Hülfe eilte, ſo leutſelig er gegen den Bürger war, ſo hart war er gegen den Adel. Gegen die Geiſtlichkeit miſchte ſich ſeinen Empfindungen eine Erbitterung bei, welche ſich oft genug in ſarkaſtiſchen Ausfällen Luft machte. Sein Humor war ſiegreich genug, ſein Spott machte ſeinem Herzen wie ſeinem Verſtande alle Ehre, aber der Kaiſer in ihm verlor, wo der Menſch triumphirte. Friedrich von Preußen hatte im Uebergewicht ſeines Abſolutismus leichter ſcherzen, ſpotten und verhöhnen; ſeine ganze deutſche Umgebung, ſein ganzer Staat war eine Pflanzſchule ſoldatiſcher Zucht; ſein Witz fand ein tauſendfaches Echo und das proteſtantiſche Deutſchland klatſchte jubelnd Beifall, während in Joſeph's Welt Staroſten und Magnaten in verhaltenem Groll gegen die Aufklärung murrten, Kirchenfürſten entſetzt ihre Hand von ihm zurückzogen. Friedrich's Witz traf die Vorurtheile der Stände, Joſeph's Eifer rief die Vorurtheile ganzer Völker gegen ſich auf und die alte Kirche waffnete ſich wider ihn mit allen ihren Schrecken. Auch den Papſt traf Joſeph's Uebermuth perſönlich. Der ebenſo ſanfte als kluge Clemens Ganganelli war ſchon ein Jahr nach der Aufhebung der Geſellſchaft Jeſu, wie es fälſchlich hieß, ein Opfer jeſuitiſchen Giftes geworden. Als Joſeph Alleinherrſcher war, ſaß Pius der Sechſte auf dem Stuhle Petri. Die Reaction ſtieg in Rom nach Maßgabe der übereilten Reformen in Wien. Eine große Schaar ausgetriebener Mönche ſchrie um Erbarmen, katholiſche Kirchen waren in proteſtantiſche Bethäuſer verwandelt, Roms Bullen gingen erſt in die Hände der weltlichen Behörden, keine Appellation an den Stellvertreter Chriſti hatte mehr Gültigkeit. Hätte Joſeph im Einverſtändniß mit den deutſchen Biſchöfen gearbeitet, er hätte Deutſchland von Rom befreit. Aber er handelte allein, er wollte keinen andern Bundesgenoſſen, als die geſunde Vernunft. Auf Ermahnungsſchreiben des oberſten

Hirten an den verirrten kaiſerlichen Sohn erfolgten philoſophiſche Briefe im Style Rouſſeau's, auf Drohungen erfolgte Spott; eine Andeutung auf Bann und Fluch ſchickte ein Geſchäftsmann Joſeph's mit der Bemerkung zurück, der heilige Vater habe ſich wohl in ſeiner Rechnung um einige Jahrhunderte geirrt. Der Papſt ſah den Kaiſer entſchloſſen; er wußte auch, daß ein Bannſtrahl ohnmächtig wäre. Er entſchloß ſich, nach Wien zu gehen, um perſönlich zu wirken. Er ſchrieb jetzt ſchmeichelhafte Briefe, und Joſeph war Cavalier genug, ſich darauf zu freuen, den Papſt in ſeiner Hofburg zu bewirthen. Er meldete ihm, alles ſei zu ſeinem Empfange bereit; er nannte ſich wieder des heiligen Vaters gehorſamſten Sohn in Chriſto. In Ferrara brachte ein Bote dem Papſte den Gruß des Kaiſers. Der Papſt wollte den Courier mit einem geweihten Roſenkranze beſchenken, aber das Geſchenk ward abgelehnt: der Courier war ein Lutheraner! In Görz ſtand eine Ehrenwache an der Wohnung des römiſchen Biſchofs. Er wollte ihr ſeinen Segen ertheilen und nur der dritte Theil kniete nieder: die Mehrzahl waren Calviniſten! Aber das Volk ſtrömte ſchaarenweiſe zuſammen, wo der Fuß des Stellvertreters Chriſti den deutſchen Boden betrat; ſelbſt die älteſte Schweſter des Kaiſers eilte herbei und ſtürzte vor ihm nieder Der Kaiſer ging ihm bis Neunkirchen entgegen, ſchob das Ceremoniell bei Seite und umarmte ihn mit vertraulicher Freundlichkeit. Kaunitz ſchüttelte dem Papſte die Hand, die ihm dieſer zum Kuß hinſtreckte. In der Hofburg ward Pius mit einer befliſſenen Aufmerkſamkeit bedient; Joſeph war perſönlich gegen ihn die Liebenswürdigkeit ſelbſt. Einen Barbaren, der ſich ſchrecken und betäuben ließe, hatte der Papſt erwartet und fand einen Inbegriff von Freundlichkeit und Güte; ſelbſt die wälſche Liſt erlag vor dieſem Verein von Klugheit und Grazie; der humane Sohn des neuen Zeitgeiſtes hätte eher den Vertreter des hierarchiſchen Mittelalters, als dieſer jenen für ſich gewonnen. Joſeph gab ſich ihm hin mit dem ganzen Zauber ſeines Weſens, lange Stunden widmete er ihm täglich Aug' in Auge, Menſch dem Menſchen gegenüber. Nur wenn Pius auf die Reformen kam, wich der Kaiſer aus und bat ihn, ſich in Geſchäftsſachen an ſeinen Kanzler zu wenden. Einem feierlichen Pontificalamt im Stephan wohnte Joſeph nicht bei; er entſchuldigte ſich, daß der Staat in dem Augenblick ſeiner bedürfe. Für die Ankündigung eines päpſtlichen Ablaſſes erhielt der Erzbiſchof einen öffentlichen Verweis. Pius ſtaunte über die Verweltlichung des germaniſchen Lebens. Nur wenn er öffentlich erſchien und Tauſende auf allen Wegen und Stegen, ſeines Segens bedürftig, vor ihm niederknieten, fühlte er, daß die Macht eines Hohenprieſters noch nicht zu Ende ſei. Pius verließ Wien mit der Ueberzeugung und mit dem Troſte, daß das Volk noch nicht reif ſei für Joſeph's Pläne. Eine Meile von der Stadt, im Kloſter Mariabrunn, nahm der Kaiſer von ihm Abſchied, freundlich und herzlich, aber bald nach der Abfahrt des Papſtes ward das Kloſter aufgehoben, zum Zeichen, daß ſein Beſuch in Sachen der Reform ohne Wirkung geweſen ſei. Von Rom aus begannen dann wieder die bald drohenden, bald wehklagenden Briefe des Papſtes an den Kaiſer und an die Prälaten, und die Wehklagen der leidenden Demuth wirkten nachhaltiger, als ein Bannfluch vom Vatican.

Wie gewinnend des Kaiſers perſönliche Anmuth war, hatte auch Katharina von Rußland an der Seite ihres Potemkin erfahren. Eine kurze Anweſenheit Joſeph's in Petersburg hatte genügt, Rußlands Freundſchaft mit Preußen in ein Bündniß mit Oeſterreich zu verwandeln. Es war freilich für Oeſterreich nicht von Heil, und während es Katharinen bei ihrem Plane zur Stiftung eines ruſſiſch-griechiſchen Kaiſerreichs in Konſtantinopel gelang, Joſeph's Blicke auf Italien zu richten und ihn für ein entſprechendes deutſches Reich in Rom zu gewinnen, fiel der ganze Plan der Eroberung der Türkei zum Nachtheile Joſeph's aus; er ging leer aus bei der Beute. Joſeph war bei allem Gelüſt zum kriegeriſchen Heldenthum, kein Sohn des Mars und eben ſo wenig Politiker genug, um mit Rußland zu handeln. An Schwärmerei für eine große Sache fehlte es ihm nicht, als es galt, der alten verſumpften Barbarei des Sultanats ein Ende zu machen; aber er konnte ſeine blos paſſiv tüchtigen Soldaten in keine preußiſchen Eroberer verwandeln. Schon im bairiſchen Erbfolgekriege hatte es ihn gelüſtet, ſeinen Degen an Dem zu erproben, den er für ſeinen Meiſter hielt, aber der Krieg verlief ohne Schwertſtreich. Aus Eiferſucht gegen Preußen und im Eifer, es ihm zuvorzuthun, näherte er ſich befliſſen der Kaiſerin Katharina und ließ ſich übereilig in Rußlands Pläne ein. Im türkiſchen Feldzuge entging er bei Laſcy's ſinnloſer Kriegführung kaum der Gefahr des Lächerlichen, einer Gefahr, die in jener Zeit des Witzes noch ſchrecklicher war als die Gefahr des Untergangs.

Die anfängliche heiße Bewunderung ging immer quälender in Eiferſucht gegen Friedrich über. Aus dem Bewunderer des Helden ward ein Nebenbuhler. Er hatte es ſeiner Mutter nie vergeſſen können, daß ihr Kriegsrath ihn gehindert, ſich mit Friedrich zu meſſen und ſich am Meiſter die Sporen zu verdienen. Sechs Jahre nach dem Hubertsburger Frieden ſahen und ſprachen ſich Beide zum erſten Male. Joſeph machte dem Könige im ſchleſiſchen Lager bei Neiße ſeinen Beſuch; der Jüngere, obſchon er Oberhaupt des Reiches war und dem gedemüthigten Oeſterreich angehörte, that dazu den erſten Schritt. Auch Friedrich mochte es reizen, den Mann von Perſon kennen zu lernen, der ihn von Jugend auf im feindlichen Lager verehrte. Es war alſo auf beiden Seiten Anziehungskraft genug vorhanden, Bewunderung und Neugier waren in Beiden gleich ſtark. Sie waren ſich in ihrem Naturell ſo fremd, wie Nord und Süd, niederdeutſcher Verſtand und oberdeutſches Gemüth. Beide aber waren in verſchiedener Aeußerung ihrer Geiſteskräfte geniale Köpfe, Beide gleich ſehr herausgewachſen aus einer vorurtheilsvollen, aberglaubenſchweren, knechtiſch gebundenen Welt, Beide Söhne der Aufklärung, Beide im Vollgefühl dieſes Bewußtſeins, voll ſcharfer Geiſtesgegenwart, nur verſchieden, je nachdem ſich der Geiſt der Ueberlegenheit bei dem Einen als Witz des Verſtandes, bei dem Andern als Humor des Herzens entwickelt hatte. Der ſchon früh gealterte Friedrich — er zählte damals ſiebenundfünfzig Jahre — empfing den achtundzwanzigjährigen Kaiſer und nahm deſſen Huldigungen nicht ohne Selbſtgefühl, nicht ohne geſchmeichelt zu ſein, aber doch mit Argwohn entgegen. Joſeph war entzückt, ein Heerlager der Preußen zu ſehen und den Uebungen der ſieggekrönten Truppen beizuwohnen. Friedrich zeigte dem Kaiſer auch einige Kunſtgegenſtände, unter andern die Büſten mehrerer Fürſten aus dem Hauſe Habsburg. Joſeph fand darunter die wohlgetroffenen Marmorbilder ſeines Vaters und ſeiner Mutter. Friedrich benutzte den Moment der Rührung, die ſeinen Gaſt überſchlich. Nicht wahr? ſagte er, meine Leute wiſſen ziemlich gut zu treffen? gleich viel, ob ſie die Muskete oder den Griffel zur Hand nehmen! — Joſeph faßte ſich raſch. Er ſagte: Es fehlt auch in Wien nicht an Künſtlern und an Talenten, die gut treffen, und was mich angeht, ſo iſt es mein ſehnlichſter Wunſch, Sire, die Ehre zu haben, Sie einmal in ganzer Manneslänge zu treffen. — Der König erwiderte lächelnd, er ſei vielleicht ſchon zu alt, um noch ſtill zu halten, habe ſchon Falten im Geſicht, und es ſei nicht ſo leicht, ihn zu treffen. Oder will man mich vielleicht nicht blos treffen, ſondern übertreffen? — Sire, ſagte Joſeph, ich bin zu jung dazu. — Nun, lenkte Friedrich ein, es wäre nicht das erſte Mal, daß ein Meiſter von ſeinem

Schüler übertroffen wäre! — Ich würde mir Mühe geben, ſagte Joſeph, meinem Meiſter Ehre zu machen!

Im nächſten Jahre (1770) entgegnete der König den Beſuch Joſeph's im kaiſerlichen Lager bei Neuſtadt in Mähren. Karl Joſeph Fürſt von Aremberg-Ligne, derſelbe, der im ſiebenjährigen Kriege auf Seiten der Oeſterreicher bei Leuthen und Hochkirch gefochten, war mit im Gefolge des Kaiſers und beſchrieb in ſeinen Denkwürdigkeiten dieſe zweite Zuſammenkunft. (Zu Brüſſel geboren, fiel dieſer Ligne, ſobald Joſeph ſtarb, in Ungnade, entfernte ſich vom Wiener Hofe, ſcheiterte mit allen ſeinen Plänen und ſtarb erſt 1814, 79 Jahre alt.) Nach ihrer erſten Begegnung ſchrieb Friedrich an Voltaire über Joſeph: „Er iſt an einem bigotten Hofe geboren und hat den Aberglauben abgeworfen, im Prunk erzogen und hat einfache Sitten angenommen, mit Weihrauch genährt und iſt beſcheiden." Es lag darin, wenn man Friedrich's karges Weſen bedenkt, genug perſönliche Anerkennung, ſo tadelnd er ſich auch gegen Joſeph's Regierungsmaximen ſpäter äußerte. Joſeph war vertraulich und hingebend. Man ſah beide Fürſten Arm in Arm mit einander wandeln, beim Beſteigen des Pferdes hielt der Kaiſer dem Könige ſogar den Bügel. Dieſe Zuvorkommenheit nannte Friedrich in ſeinen Memoiren abſichtlich und geſucht, ſeine Offenheit eine „affectirte", obwohl ſie natürlich zu ſein „geſchienen". Der Menſchenkenner Friedrich irrte ſich gründlich in ſeinem jungen Nebenbuhler. Deſſen Bewunderung ließ er ſich gefallen und gewann ihn doch nicht. Die gerühmte

Menſchenkenntniß, die überall gemeine Triebfedern argwöhnt, macht es ſich oft gar zu leicht, die Menſchen geringzuachten. Joſeph war viel zu ehrlich, um zu heucheln, wenn er äußerte, er habe ſich lange danach geſehnt, den größten König und den größten Feldherrn ſeiner Zeit zu ſehen. Friedrich gedachte nicht mehr ſeiner Jugendgefühle, als er im kaiſerlichen Feldlager ſtürmiſch den alten Prinzen Eugen umarmte. Weit eher war ſeine Aeußerung eine Phraſe, als er des Kaiſers Umarmung erwidernd ſagte, beide Häuſer, Habsburg und Hohenzollern, wären darauf angewieſen, Hand in Hand mit einander zu gehen, ſtatt ſich zu befeinden und aufzureiben. Bei der zweiten Begegnung war Fürſt Kaunitz im Gefolge Joſeph's. Der kaiſerliche Miniſter ſetzte in einer langen Berathung mit dem Könige die Nothwendigkeit auseinander, daß ein Verein Oeſterreichs und Preußens die einzige Schutzwehr ſei gegen den Strom, der Europa zu überſchwemmen drohe. Friedrich entgegnete, er lege unendlichen Werth auf die Freundſchaft des Wiener Hofes, zog ſich aber hinter die Verpflichtungen zurück, die er gegen Rußland habe, und bot ſeine Friedensvermittlung an. Dieſe Vermittlung hatte dann das Ergebniß, daß ſich die drei Mächte in Polen theilten, wie denn in der That damals das Schickſal des verworrenen Nachbarvolkes ſich nicht anders geſtalten ließ. Joſeph's aufrichtiges Freundſchaftsbedürfniß wandelte ſich erſt ſpäter nach und nach in Eiferſucht und ſchmerzlichen Groll um, als Friedrich nicht blos der Machterweiterung Oeſterreichs, das ſeine Niederlande gegen Baiern vertauſchen wollte, ſondern auch jeder Reform zur beſſeren Geſtaltung der deutſchen Reichsverhältniſſe entgegentrat. „Zum erſten Mal ein wahrer deutſcher Kaiſer!" rief und ſchrieb Friedrich nach der Begegnung mit Joſeph, und die zweite, die friedliche Hälfte ſeiner Regierung hatte nach außen hin faſt nur den Zweck, die Macht dieſes „wahren deutſchen Kaiſers" zu untergraben. Joſeph ſah in der Reform der erſchlafften und verdorbenen Reichsjuſtiz das weſentliche Mittel, dem Reiche einen ſtrafferen Zuſammenhalt zu geben, und Friedrich hintertrieb dieſe Pläne zur Neugeſtalt eines Deutſchlands. Joſeph widerſtrebte ſiegreich den Uebergriffen des römiſchen Biſchofs und Friedrich ſchloß ein Bündniß mit dem Papſte, um Oeſterreich zu kreuzen, wie er die Jeſuiten in Schleſien beſchützte, während Ganganelli ihren Orden aufhob und die ganze katholiſche Welt zur Reform der alten Kirche bereit war. Drei deutſche Erzbiſchöfe verbündeten ſich gegen die Uebermacht des Papſtes, um eine deutſche katholiſche Kirche anzubahnen, und Friedrich unterſtützte die päpſtlichen Nuntien, welche dies Werk ſtörten. Friedrich's Fürſtenbund blieb eine bloße Negation, gegen die Hausmacht Oeſterreich ſiegreich, aber unfähig, poſitiv ein neues Deutſchland an Stelle des alten Reichs zu ſetzen. Joſeph war der letzte noch mögliche deutſche Kaiſer. Er begriff die Aufgabe eines germaniſchen Kaiſerthums, aber Friedrich ſtörte die Löſung dieſer Aufgabe mehr noch durch die Intrigue ſeiner Eiferſucht als durch ſeine drei ſchleſiſchen Kriege. Mit Joſeph ging der letzte Verſuch zu Grabe, Deutſchland als ein kaiſerliches Geſammtreich neu zu geſtalten, mit Friedrich war kein Deutſchland mehr möglich, und Joſeph ſchlug für ſich zur Grabſchrift vor: „Hier liegt ein Fürſt, deſſen Abſichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle ſeine Entwürfe ſcheitern zu ſehen.“

Friedrich und Joſeph! Sie waren Beide grundverſchiedene Naturen; auch ohne die eiferſüchtige Stellung ihrer Völker zu einander, konnten ſie ſich nicht auf lange die Hand zu einem Bunde reichen. Sie waren Beide Söhne der Aufklärung, aber was ſie gemeinſchaftlich hatten und wollten, gab eben erſt recht Veranlaſſung, ſich mißtrauiſch zu beobachten. Sie gaben ihren Völkern Beide die Freiheit, ſie gaben ſie Beide gleich willkürlich, gleich despotiſch. Aber der Eine verordnete ſeiner Nation die Medicamente gegen Finſterniß und Aberglauben wie ein kluger, nüchterner Prakticus, ſehr mäßig und tropfenweis. Der Andere verſchrieb allöopathiſche Mittel, er gab Alles mit Einem Male, verſchwenderiſch und leidenſchaftlich. Joſeph war zu ehrlich, um mit ſeiner jugendlichen Begeiſterung Friedrich zu gewinnen. Mitten in einer noch papiſtiſchen Welt hatte er einen offenen Kampf gegen das Papſtthum eröffnet. Das war groß gedacht, aber wurde nicht klug ausgeführt. In Friedrich's Verhalten und Maßregeln war eine Klugheit vorherrſchend, die oft einer Machiavelli'ſchen Pfiffigkeit glich. Nachdem die katholiſchen Staaten die Jeſuiten vertrieben und aufgehoben hatten, beharrte Friedrich darauf, ſie zu ſchützen; er nahm ſie in Schleſien auf, und Lorenzo Ricci durfte ſich ſchriftlich an ihn wenden, an den Zögling Meiſter Voltaire's, deſſen Spott dem Jahrhundert gegen die Ränke des Ordens die Waffen geliefert! Eine unehrliche Taktik dieſer Art mußte Joſeph's Gemüth ſchließlich von Friedrich entfernen. Friedrich kannte nur ſich und ſeinen Vortheil. Dieſer Egoismus machte ihn ſtark. Er war nur groß durch die nüchterne Schärfe ſeines Verſtandes, durch die folgerichtige, eiſerne Energie ſeines Willens. Joſeph war nichts — als der edelſte Menſch auf dem Thron. Durch logiſche Stetigkeit, durch unerbittliche Feſtigkeit hatte Friedrich das Schickſal, das ihm entgegenſtand und das er ſelbſt herausgefordert, ſeinen Zwecken unterworfen. Joſeph war nur groß, ſofern auch das Herz auf Größe Anſpruch machen kann. Er kam mit ſeinem Streben nicht an's Ziel, mußte inne halten und ſtarb am gebrochenen Herzen. Das Herz hat immer Recht im Großen und Ganzen, aber es irrt ſich im Einzelnen. Im Einzelnen irrt ſich der Verſtand weit ſeltener, und das menſchliche Thun und Wirken beſteht aus einer Kette von kleinen Einzelnheiten. Und die Menſchen urtheilen zumeiſt nach den Erfolgen. Friedrich ſtände, wenn er im Kampfe erlegen, nicht minder groß da, aber man würde ſein Wagſtück, das kleine Brandenburg zu einer europäiſchen Macht erheben zu wollen, wenn es mißglückt wäre, höchſtens als eine kühne Verirrung in der Geſchichte bezeichnen. Friedrich aber ſteht gegen Joſeph gehalten in allen Stücken als der Glückliche da; deshalb bleibt ihm bei den Meiſten die Bewunderung, und Joſeph, dem Edleren, der mit ſeinen Plänen ſcheiterte, zollt man einen Antheil, der an Mitleid ſtreift.

Friedrich wurde der ſiegreiche Held ſeiner Sache, Joſeph war ein Apoſtel der Freiheit, an deſſen Predigt in der Wüſte die Welt nicht glaubte, weil ſeine Stimme vom Throne kam. Er hat die Menſchheit beglücken wollen und die Völker erklärten ſich gegen ihn; er hatte ſie von der Tyrannei der Kirche befreien wollen und ſie verſchworen ſich mit der Kirche wider ihn. Dies giebt ihm wie Keinem in der Geſchichte dieſe, nicht ſiegreiche, aber rührende Größe. Friedrich verachtete die Menſchen und Joſeph's Weſen war enthuſiaſtiſche Menſchenliebe. Wo Jener Skeptiker, war Dieſer Schwärmer. Beide waren Männer der Aufklärung, Beide gleich ſehr von der Milch eines neuen Jahrhunderts genährt, und doch waren ihre Naturen polartig verſchieden. Friedrich war ein Zögling Voltaire's, Joſeph, ohne es zu wollen und zu wiſſen, ein Sohn Rouſſeau's. Friedrich dachte klein von den Menſchen und triumphirte; Joſeph dachte zu groß von ihnen und unterlag. Friedrich ſetzte ſeinen Willen durch, ſiegte mit ſeinen Reformen und ſchuf ein ſtarkes, ein aufgeklärtes Preußen, das aber doch, unfruchtbar und negativ dem deutſchen Leben gegenüber, vor dem von Weſten heranziehenden Umſturz zuſammenbrach, während Joſeph, der für revolutionär galt, mit ſeinen Reformen, wären ſie durchgedrungen, ein geſammtes Germanien hingeſtellt hätte, das der Revolution Frankreichs Widerſtand leiſtete, unſerer politiſchen Auflöſung Halt gebot.

II.

Mozart.

II.

Mozart.

Der „Revolutionär auf dem Throne“ hatte weder Dichter noch Philoſophen zu ſeinen Mitgenoſſen und zu ſeinem Nachgefolge; der Mann der Tonkunſt drängt ſich an ſeine Seite, als thäte es noth, einen großen Märtyrer beim Scheitern ſeines Werkes mit ſüßer Melodie zu tröſten, zu begütigen, zu beſchwichtigen. Dieſe Aufgabe hat unter den Künſten weſentlich die Muſik; ſie täuſcht auf Augenblicke über die mißrathene Geſtalt der Welt, aus der ſie ſich mit ihren erträumten Harmonien flüchtet. Und darum ſind verunglückte Völker ſo reich an Muſik. Oeſterreich fand im vorigen Jahrhundert für ſeine Befreiung aus den Feſſeln der alten Zeit nicht das Wort, nur den Ton. Mit ſeinen Gluck, Haydn und Mozart bethätigte es ſeine Zugehörigkeit zum germaniſchen Leben, ſeine Betheiligung am allgemeinen Werk deutſcher Cultur.

Die Deutſchen geben ſehr viel auf ihre Muſik, faſt ſoviel als auf ihre Poeſie und Wiſſenſchaft, jedenfalls und mit Recht mehr als auf ihre Politik. Und die ſogenannten

Zukunftsmuſiker von heute haben das Verdienſt und ſorgen dafür, die Bewegung auf dem Gebiet der Tonkunſt lebendig zu erhalten; ſie ſind das „junge Deutſchland“ in ihrem Bereich.

Das Mozarteum in Salzburg iſt eine Stiftung des Jahres 1842. In der Geburtsſtadt des früh vollendeten Meiſters ſtarb ſeine Frau in demſelben Jahre, in welchem dort die Mozartbildſäule errichtet wurde. Nach Frau Conſtanzens Mittheilungen hatte Georg Nicolaus Niſſen, ihr zweiter Gatte, das Buch verfaßt, welches Mozart's Andenken auch perſönlich an ihn wach erhielt. Schon vier Jahre vorher war in Frankfurt a. M. die Mozartſtiftung gegründet, welche an muſikaliſche Talente Preiſe und Stipendien ertheilt. Der Mozartverein mit ſeiner Unterſtützungscaſſe für hülfsbedürftige Muſiker iſt eine Stiftung des Jahres 1835. Endlich kam das Jahr 1856 mit der hundertjährigen Jubelfeier ſeiner Geburt, und Otto Jahn's umfaſſendes Buch mit ſeinen erſchöpfenden, tief gründlich wiſſenſchaftlichen Schilderungen der ganzen muſikaliſchen Entwicklung Deutſchlands erſchien ſeitdem in vier ſtarken, mit Alexandriniſcher Gelehrſamkeit ausgeſtatteten Bänden, nachdem der treffliche Ruſſe Alexander Ulibiſchef franzöſiſch ſeine begeiſterten Studien über Mozart gebracht. Zu Streitſchriften hatte das Requiem gleich nach des Meiſters Tode Gelegenheit gegeben, und Rochlitz („Für Freunde der Tonkunſt“) regte die Frage über die Entſtehungsgeſchichte des Mozart'ſchen Schwanengeſanges von neuem an, ohne ſie, weil er von Zeitgenoſſen Gehörtes leichtgläubig unter einander miſchte, beantworten zu können. Poetiſch haben Leopold Schefer aus Mozart's Liebesleben und Bräutigamszeit, Eduard Mörike aus Mozart's Reiſe nach Prag, wo er den Don Juan ſchrieb, in der Abſicht, Thatſächliches zu verherrlichen, das Bereich der Fabeln eher erweitert. Auch unwürdigen Federn der Novelliſtik ſiel der Stoff von Mozart's Leben und Schaffen anheim, in früheren Jahren den müßigen Grillen Lyſer's, in unſeren Tagen der fabrikmäßigen Compilationsſchreiberei Heribert Rau's. Die Oper der Opern hatte ſeiner Zeit Callot-Hoffmann in die dampfende Punſchbowle ſeiner fieberhaften Romantik getaucht, die Geſtalt Don Juan's zu einem Fauſt dämonificirt und die in Mozart's Tönen engelreine Anna zu einer geheimen Braut dieſes Dämons hinaufgeſchroben. Die Oper ſelbſt aber, lange Zeit durch burleske Zuthaten in platter Proſa zu einer Lieblingspoſſe der großen Menge entſtellt, iſt erſt vor kurzem, nach dem Küſtner'ſchen Vorgang auf der Berliner Bühne, durch Aufnahme der Recitative wieder derjenigen Geſtalt näher gerückt, in welcher ſie der große Tondichter geſchaffen.

Alles dies zuſammen, vielleicht auch die nothgedrungene Gegenwehr zu den ſchreienden Prätenſionen der heutigen Clavierhuſaren, welche die graziöſe, aber leicht hingeworſenen Clavierſätze Mozart's ungebührlich herabſetzen, alles hatte mitgewirkt, im Jubiläumsjahr des großen Meiſters die Stimmung in der Nation zu erhöhen. Die Denkenden und die Fühlenden, Kenner und Begeiſterte ſagten ſich, daß Deutſchland in ſeinem Wolfgang Amadeus nicht blos einen Hoch-

und Gipfelpunkt der Tonkunſt, in der Art und Natur ſeiner Schöpfungen auch einen ſeltenen Verein höchſter Blüthenfülle zu feiern habe, eine Blüthenfülle, wie ſie ſonſt nur zerſtreut auf Gebieten verwandter Künſte zur Erſcheinung gekommen, auf dem univerſalen Boden der Tonkunſt aber ſich zu einem Frühling von wunderbarer Pracht geſtaltete. In der That, was man an Raffael als harmoniſch edle und reine Schönheitsform bezeichnet, was an Feinheit und Grazie Goethe's dichteriſches Weſen charakteriſirt, ja, was, Beide überbietend durch gleich große Kraft in der Tragik wie in der Komik, Shakſpeare's ſprudelnden Reichthum ausmacht: in Mozart war und iſt, was bei den drei großen Genien in Malerei und Poeſie als ihre Eigenthümlichkeit gilt, in Tönen vereinigt. Der deutſchen Tonkunſt iſt es gleichſam ſpielend gelungen, Goethe's Innigkeit und Grazie mit des Briten verſchwenderiſcher Fülle zu verſchmelzen. Auf dem Gebiet der Malerei iſt vielleicht nur Murillo gleich ſehr wie Mozart im Doppelbeſitz ideal elegiſcher und humoriſtiſch ergötzlicher Schöpferkraft. Iſt dieſe ſeltene Vereinigung eine Gunſt der Begabung, ſo fügt es ſich für Mozart ebenfalls als ein Glück, iu der Kammer- und geſammten Inſtrumentalmuſik zwiſchen Haydn und Beethoven ſeine Stellung zu haben, von Jenem die lachende Unſchuld der Seele in Tönen zu geben, und Dieſem im ſchweren Ernſt dunkler, an die Schauer des Weltgerichts mahnender Schickſalsſchläge vorzuarbeiten, während er im Feld der Oper den ſtreng gehaltenen Gluck als Vorgänger hat, etwa ſo wie Sophokles in der Tragödie der

Griechen einen Aeſchylus nöthig hatte, um ſeinerſeits den Höhenpunkt des Schönen zu erreichen. Und um die Conſtellation dieſes Mozart, das Wunder ſeiner Erſcheinung und Eigenthümlichkeit zu vollenden, mußten noch mehr Elemente als die ſeiner deutſchen Vorläufer zuſammengreifen; mit Händel's hohem Schwung, Haydn's harmloſer Kindlichkeit und Gluck's einfach erhabener Größe mußte ſich das Feuer und der Schmelz der Italiener verbinden, um was Muſik hieß und heißt in Mozart zu gipfeln, damit das Gewaltige, Große und kindlich naiv Sinnige der deutſchen Art und des deutſchen Styls ſich mit der Leidenſchaftlichkeit und im Fluß des italieniſchen Wohllautes Bahn brach. Ja auch des dramatiſchen Accents der Franzoſen, den Mozart in Paris ſtudierte und in ſeinem Figaro nach Beaumarchais' Luſtſpiel wiederzugeben wußte, durfte der Erbe aller muſikaliſchen Vergangenheiten und aller muſikaliſchen Völkereigenthümlichkeiten nicht entbehren, um in Harmonie und Melodie als ein vollendeter Gipfelpunkt dazuſtehen.

Es geſchieht nicht willkürlich, wenn wir an „Figaro" das Hervorbrechen der ganzen und vollen Eigenthümlichkeit der Mozart'ſchen Muſik anknüpfen, während es vielleicht natürlicher ſchiene, mit ſeinem „Idomeneo", mit welchem er Gluck auf deſſen Boden überflügelte, den Beginn ſeiner Meiſterjahre zu ſetzen oder mit der „Entführung" den thatſächlichen und entſchiedenen Beginn einer nationaldeutſchen Oper in Deutſchland zu feiern. Erwägen wir den letzten

Punkt, um damit unſer Hervorheben des Figaro zu rechtfertigen.

Die Gründung einer deutſchen Oper war ein Lieblingsgedanke Kaiſer Joſeph's. Schon ſeit 1776 nannte ſich die Wiener Bühne auf ſeinen Befehl Hof- und Nationaltheater. Joſeph ſah in der Bühne ein Mittel zur nationalen Bildung. Früher nur für Hoffeſte und Adelsaſſembleen beſtimmt, wurde ſie bei erniedrigten Preiſen dem Bürgerſtande, jenen Mittelclaſſen geöffnet, die ſich in Frankreich bald genug als tiers état für den Kern der Nation und des Staates erklärten. Mit der italieniſchen Oper hob Joſeph zugleich das koſtſpielige, nur ſinnlichen Genüſſen fröhnende Ballet auf. An deren Stelle ſollte, wie Joſeph ſagte, ein „National-Singſpiel" treten. Die deutſche Oper ward in Wien 1778 mit den „Bergknappen" eröffnet; im nächſten Jahre gingen nicht weniger als 14 Opern und Singſpiele deutſch in Scene. Auf Gluck, der ſeit der Iphigenia in Tauris verſtummte, war nicht mehr zu rechnen zur Unterſtützung des neuen Unternehmens, das in Deutſchland allerdings für unerhört gelten konnte, bedenkt man, wie alle Höfe von italieniſchen Sängern wimmelten, heimiſche Talente vor der Macht und dem hoffährtigen Stolz der Wälſchen gar nicht aufzutauchen wagten. In Berlin aber hatte der „große König" ſelbſt von Gluck, weil deſſen Opern in der ſtrengen Charaktermalerei Deutſchthum athmeten, eine ſehr geringſchätzige Meinung, ſo daß aus dem Cabinet des königlichen Flötenbläſers auch auf dieſem Gebiet keine ſchöpferiſche deutſche Epoche hervorgehen konnte. Joſeph war ebenfalls muſikaliſcher Dilettant. Jeden Nachmittag, nach Aufhebung ſeiner eben ſo einfachen als einſamen Tafel, hatte er Kammermuſik bei ſich. Er betheiligte ſich als Sänger daran mit ſeiner ſchönen Baßſtimme; auch auf Cello und Viola ſpielte er mit großer Fertigkeit vom Blatte; man rühmte ihn als gewandten Partiturſpieler. Nicht ſelten ſtellte ſein Humor die Künſtler dabei auf die Probe. Er ſchrieb ſich ſelbſt für ſeine Stimme kleine Stücke, legte einer italieniſchen Operette einmal eine größere Arie von ſeiner Arbeit heimlich bei. Niemand ſollte wiſſen, von wem ſie ſei, jedermann aber wußte es. Von Mozart hatte er als Pianiſten damals bereits Kenntniß genommen, ihn bei Hofe mit Clementi einen Wettkampf eingehen laſſen, zu welchem er ſelbſt die Themata gab und in welchem, ſelbſt nach des Italieners bewunderndem Zeugniß, der deutſche Maeſtro den Sieg errang. Nach Vortrag jener Arie von des Kaiſers eigner Mache, von Joſeph ſchelmiſch befragt, was er von der Compoſition halte, hat Mozart, erzählt man ſich, geäußert: „Je nun, die Arie iſt gar gut, aber Der ſie gemacht hat, doch noch viel beſſer.“ — Joſeph war in der Muſik von den Italienern geſchult. Wunderbar genug, daß er, an wäliſchen Styl gewöhnt, doch nach einer deutſch-nationalen Oper trachtete. Selbſt Salieri, ſein erſter Kapellmeiſter, deſſen überlegenes Urtheil ihn in muſikaliſchen Dingen beherrſchte, wurde auf ſeinen Wunſch beſtimmt, eine komiſche deutſche Oper zu ſchreiben, „der Rauchfangkehrer“, die aber wenig Glück machte. Jetzt kam die Reihe an Wolfgang Amadeus, den 26jährigen Meiſter, der ſchon ein Jahr zuvor für München den italieniſchen Idomeneo geſchrieben, es aber in Wien zu nichts bringen konnte. Auf des Kaiſers Geheiß machte ihm Bretzner das Buch zur „Entführung aus dem Serail". Mozart ſtand juſt in der ſchönſten Frühlingsblüthe ſeiner Bräutigamsgefühle für Conſtanze Weber. Die ſchon in Mannheim für ſein Herz Gewonnene hatte ſich mit ihrer Mutter in Wien niedergelaſſen; ſie wohnten dort auf dem Peter im „Auge Gottes". Die Mutter verweigerte ihre Einwilligung zur Heirath, weil Wolfgang noch kein feſtes Brot habe. Die Baronin Waldſtätten aber, Mozart's mütterliche Freundin, wußte Mutter und Tochter angeblich zu einem Feſtſchmauſe auf ihr Schloß in der Brühl zu locken; dort fanden ſie den Prieſter und Alles zur Hochzeit bereit, die überliſtete Mutter gab nach und das Paar war am Ziel ſeiner Wünſche; die Wiener aber fühlten in der Entführung aus dem Serail des Componiſten Liebesleiden und Bräutigamsſehnſucht heraus und nannten die Oper „die Entführung aus dem Auge Gottes", von wo Mutter und Braut entführt waren, um dem harrenden Mozart im Hauſe der Freundin überantwortet zu werden. Dieſe erſte bedeutſame deutſche Oper iſt in der That eine Feier der innigſten Liebesſehnſucht; in Belmonte's Arie: „So ſoll ich Dich denn ſehen," wogt und ſchäumt das Menſchenherz im ſüßeſten Rauſch, in einer Liebesgluth und in Athemzügen der reinſten Unſterblichkeitsgefühle, wie ſie nur je in der Kunſt der Töne ihren Ausdruck gefunden. Mozart iſt wie kein Anderer der Tondichter der Liebe. Er war es ſchon im Idomeneo. In der Ilia hat er dort den zarteſten Schmelz beglückter Liebesempfindung gegeben, die ſich in ſeiner Opernmuſik überall wiederholt und mit der Zauberflöte in der naiv kindlich harmloſen Pamina abſchließt, während Elektra im Idomeneo als verlaſſene und doch noch auf Glück hoffende Geliebte mit ihrem Gemiſch von Rachegefühlen und Elegie der ſüßen Erinnerung an geſchwundene Freuden eine Vorgängerin der Gräfin im Figaro und jener Elvira im Don Juan iſt, die das Höchſte zuſammenfaßt, was die Elegie der hingebenden weiblichen Liebe, mit dem Stolz des Selbſtgefühls im Bunde, in Tönen ausgeſprochen. Tondichter der Liebe war und blieb Mozart nach allen Lichtſeiten und Schattirungen der Charakteriſtik hin, die Muſik der Liebe hat in ihm von der ſeraphiſchen Empfindung bis zur ſcurilen Sinnlichkeit herab ihre ganze volle Scala erſchloſſen. In der „Entführung“ ſind es Osmin, Pedrillo und Blondchen, welche die Tonleiter der Liebesempfindung bis zur Sphäre der Naturmenſchen herabſteigen, während in der Zauberflöte Papageno und Papagena neben einem edler beſaiteten Liebespaar, Tamino und Pamina, dieſelbe Parallele wiederholen.

Daß ein Werk wie die Mozart'ſche „Entführung“ die von Joſeph ins Leben gerufene deutſche Oper in Wien nicht ein für allemal feſtſtellen und ſichern konnte, bleibt Jedem ein Räthſel, der nicht tiefer hinblickt und weiß, daß dort bei einer jahrhundertlangen Verwälſchung des geſammten Lebens ſelbſt der größte wahrhaft deutſche Gedanke und Entſchluß in ſeiner Ausführung und Verwirklichung durch wälſche Leichtfertigkeit gekreuzt und entnervt wird. Schon vor und bei der Einſtudierung jenes Werkes waren die Intriguen der damals noch herrſchenden Italiener wirkſam und faſt ſiegreich geweſen; nur auf ausdrücklichen Befehl des Kaiſers konnte (im Juli 1782) die Aufführung der erſten deutſchen Oper Mozart's erzielt werden, und das Wiener Publicum ſchien nicht geartet zu ſein, neben dem loſern Sinnengeklingel italieniſcher Muſik dem tiefern und edlern Gehalte der Mozart'ſchen Compoſition zum Siege zu verhelfen. Dem mangelhaften Erfolge trug ſelbſt Kaiſer Joſeph Rechnung und ſein eigener Geſchmack war vielleicht ebenfalls zu ſehr in Salieri's Schule gebildet, um den Ränken der wälſchen Eiferſucht, die allerdings um ihre Exiſtenz kämpfte, gewachſen zu ſein. Juſt noch dem Jahre 1782 gehören Mozart's Ausbrüche der Verzweiflung an; ſo harmlos und leichtbegnüglich er war, er verzweifelte an Wien, am Kaiſer, an Deutſchland. Der Gedanke, auszuwandern und anderswo mit ſeinen Arbeiten ſein Glück zu verſuchen, entſtand gerade damals in ihm, und ſein Entſchluß ſchien gerechtfertigt, da er ſich ſagen konnte, daß auch Gluck, der gefeierte deutſche Meiſter, erſt in Frankreich anerkannt und gewürdigt werden mußte, um in der Heimath Geltung zu erhalten. Statt Salieri zur Compoſition deutſcher Texte zu beſtimmen, hätte Kaiſer Joſeph Mozart zum Director der deutſchen Oper machen müſſen, um da, wo äußerlich unſcheinbar, aber innerlich unleugbar die Kraft zur neuen Schöpfung war, auch das nöthige Gewicht und die Macht zu verleihen. Die Führung der deutſchen Oper in Wien ſcheiterte auch an den ächt deutſchen Streitereien Derer, die gemeinſchaftlich das Werk in die Hände bekamen; man klagt beſonders über die Heimtücke des jüngern Stephanie, der die Genoſſen an einander hetzte, um die vielköpfige Mißherrſchaft der deutſchen Direction mit dem Eintreten ſeiner Alleingewalt zu beendigen. Joſeph ſcherzte gern mit Wolfgang Amadeus, hatte aber nicht den Blick, deſſen Größe zu erkennen. Der Menſch Mozart hatte nichts Imponirendes; ſeine joviale Perſönlichkeit, ſelbſt als er die ſogenannten Salzburger Hanswurſtiaden abgeſtreift und ganz Wiener Vergnügling mit inniger Herzlichkeit geworden war, wußte ſich nicht wie Ritter Gluck und die italieniſchen Maeſtri in den Nimbus oberprieſterlicher Hoheit zu hüllen, ſo ſehr ihn ſelbſt ſchon in früher Jugend Wälſchland gefeiert und gekrönt, Bologna und Venedig ſchon den vierzehnjährigen Jüngling zum Cavaliere filarmonico, der Papſt ihn zum Ritter vom goldnen Sporn erhoben hatten. Die harmloſe Innigkeit und Sinnigkeit des liebevollen Weſens in ſeiner Perſon und Natur war zu deutſch, um von Deutſchen in ihrem wahren Werthe gleich verſtanden zu werden. Kaiſer Joſeph that zu wenig für ihn, und mit ihm, dem dazu Berufenen, ließ er auch ſeine Schöpfung, die deutſche Oper, fallen. Seinem edlen großen Herzen war ſo viel mißlungen, daß er auch da, wo das Gelingen erreichbar geweſen, an ſeinem

Thun verzweifelte. Er hatte politiſch reformiren wollen und revolutionär gewirkt, weil er, wie König Friedrich ſehr klug ſagte, immer den zweiten Schritt that, bevor er den erſten gethan; er hatte Deutſchland neugeſtalten wollen und das ſiegreiche Preußen war für ein großes geſammtes Germanien der Pfahl im Fleiſche; er hatte religiös aufklären wollen und die finſtern Mächte des alten Glaubens nur von neuem gegen ſich gewaffnet; er hatte das Zeitalter ſittlich umſchaffen wollen und nicht bedacht, daß man mit Geſetzen keine neuen Sitten aus dem Boden ſtampft. Künſtleriſch hätte er ein neues Deutſchland um ſich erſtehen laſſen können, aber auch dieſe Schöpfung zerbröckelte ihm unter den Händen. Daß Mozart niemals ganz den Glauben an Kaiſer Joſeph's Miſſion verloren, der deutſchen Muſik eine neue Epoche zu eröffnen, beweiſt wohl ſpäter noch ſeine Ablehnung einer Berufung nach Berlin. Es war im Jahre 1789, als Wolfgang Amadeus die preußiſche Königsſtadt beſuchte. Auch Friedrich Wilhelm, damals ſeit drei Jahren des großen Friedrich Nachfolger, war Dilettant in der Tonkunſt. Man rühmte ihn als tüchtigen Celliſten, man ſprach von den Kammermuſiken bei Hofe, in denen der König in Perſon mitwirkte; auf ſeine Beſtellung hatte Haydn zwei Jahre vorher Quartette geſchrieben, Mozart alsbald nach ſeinem Berliner Beſuche noch in demſelben politiſch verhängnißvollen Jahre 1789 für König Friedrich Wilhelm ebenfalls Quartette mit beſonderer Bevorzugung des Cello geſetzt und ſie dem hohen Gönner und Mäcen auf dem preußiſchen Throne gewidmet

Sich im Glück muſikaliſcher Harmonien zu berauſchen, das galt damals an den deutſchen Höfen für die Blüthe der Cultur, während in Frankreich die Noth des Volkes ſchon bis an die Kammerthüren im Palaſte drang und dort mit drohender Fauſt in Tönen anpochte, deren Diſſonanzen nicht mehr in Harmonien ſich auflöſen ließen. Mozart hatte Zutritt in Berlin zum muſikaliſchen Boudoir des Königs, er ſpielte vor ihm und Friedrich Wilhelm ſoll ihm mit 3000 Thlrn. Gehalt die Kapellmeiſterſtelle an ſeinem Hofe angeboten, Mozart aber das glänzende Anerbieten mit dem betrübten Seufzer, der wie nach Heimweh klang: Soll ich meinen guten Kaiſer verlaſſen? abgelehnt haben. Er bezog in Wien als Kammermuſikus ſeit kurzem 800 fl.; ſoviel war ihm ausgeworfen nach dem Tode Gluck's, der freilich 2000 von Maria Thereſia bezogen. Die Umdüſterung der letzten Jahre Kaiſer Joſeph's brachte bei ihm auch den Muſiker und deſſen oft genug bedrängte Lage in Vergeſſenheit. Seine ſchöne Baßſtimme verſtummte gemach und zu Anfang des nächſten Jahres (den 20. Februar 1790) hörte das edelſte Herz auf dem Throne zu ſchlagen auf. König Friedrich Wilhelm ſetzte auch alsbald ſein Cello in die Ecke, griff ſogar zum Schwert, in der Abſicht, in Frankreich der aufſteigenden Hyder des Umſturzes den Kopf zu ſpalten, und als dies mißlang, nahm er ſeine Zuflucht zu den Pietiſten, um die Quellen der Revolution zu ſtopfen. Was aber deutſcher Geiſt Großes in Kunſt und Dichtung zu ſchaffen berufen war, vollzog ſich trotz der Auflöſung, die über Deutſchland hereinbrach, zum Theil ſogar in Sympathie mit der gewaltigen Weltgerichtstrompete, die vom Heerde des Umſturzes an die Völker ertönte. Ohne jene Tuba ſind ſelbſt Goethe's und Schiller's Dichtungen weder möglich geweſen noch verſtändlich, nur daß ſich in ihnen, was in der Hand des rohen Mars verkümmerte, zur Wiedergeburt der Völker und des ganzen Geſchlechts ideal vollzog und verklärte. Und noch kurz vor dem Zuſammenbruch der alten politiſchen Ordnung ſchuf Deutſchlands Genius in der Tonkunſt ſeine höchſten Gebilde, als ob der Weltgeiſt, bevor über die Völker eine neue babyloniſche Verwirrung heranzog, auf dem Boden der univerſellſten und allgemein menſchlichſten aller Künſte noch einmal die Höhenpunkte des Schaffens erklimmen wollte. Faſt ein Jahrhundert zuvor hatte ein großer deutſcher Weltweiſe, Leibnitz, vieler Zungen kundig, die Erfindung und Einführung einer allgemeinen Weltſprache angerathen. Dieſe deutſche Thorheit ward durch eine deutſche Kunſt widerlegt und getilgt. Die Muſik iſt dieſe univerſelle Sprache, allen Völkern faßbar, ſo ſehr ſich auch deren Charaktereigenheiten in ihr geltend machen und bekunden. Glück in der Muſik, vorwiegend muſikaliſche Bedeutſamkeit, weiß man, haben nur Völker, die politiſch verunglückten. Wir waren dies Volk, Germanien ging politiſch und ſittlich unter, aber ſein Genius ſchuf noch kurz vor dieſem Untergang das Höchſte, was in dieſer Kunſt, in welcher nur unglückliche Völker glücklich ſind, zu leiſten iſt. Mit der Tonkunſt flüchtet ſich der Menſch von der Außenwelt ins unſichtbare Innere einer Abſtraction, die auf alle Weltgeſtaltung verzichtet, Luſt und Leid, Himmel und Hölle in einer, aller handgreiflichen Geſtalt entlegenen Zufluchtsſtätte ſucht und findet. Dieſe Bedeutſamkeit hat die Muſik, ſolchen Reichthum des Innern bei grenzenloſer Verarmung im Aeußern, ſoviel Kraft, eine Welt des Traumes an die Stelle der zertrümmerten oder mißrathenen Außenwelt zu ſetzen, und ſoviel Macht der Täuſchung, den verfehlten Beruf auf dem Boden der Wirklichkeit zu verſchmerzen. Politiſch mächtige Nationen, wie die engliſche, ſind muſikaliſch unmächtige; in unſerer politiſchen Ohnmacht liegt das Geheimniß unſerer muſikaliſchen Macht und Größe. Und nicht auf dem Boden einer deutſch-nationalen Oper ſollte am Ende des vorigen Jahrhunderts das Höchſte geleiſtet werden, was Muſik vermag; die deutſche Oper mußte in Wien, weil ſie keinen Anklang fand, erſt wieder von der italieniſchen verdrängt werden, um in italieniſchem Styl mit deutſchem Geiſt, mit deutſcher Kraft und Vollendung univerſelle Kunſtwerke, gültig für alle Welt und alle Zeitalter, zu ſchaffen. Dieſe Werke ſind Mozart's Figaro und Juan. Muſik der Engel hören wir hier, während blos menſchliche Figuren ſich in Tönen vor uns entfalten, ein Tanz der Sphären eröffnet ſich uns, wo Geſchöpfe von Fleiſch und Bein, behaftet mit allen Gebrechen der Sterblichkeit, ihr Luſt und Leid ausſprechen; ein Füllhorn von Glück, Freude, Wohlgefühl und Segen wird mit dieſen Tonwerken über uns ausgebreitet; Triumphe des Wohllautes werden hier gefeiert, als ob Cherubim und Seraphim von Jenſeits ſchon hienieden und Menſchenkindern vernehmbar, ihre Sprache gefunden, in einem Zeitalter, wo Staat und Völkerleben einem Abgrund zueilten, den zu überſpringen Beide keinen Muth, zu überbrücken keinen Verſtand hatten.

Man irrt jedoch, hält man die Tonkunſt, obſchon ſie die abſtracteſte der Künſte iſt und von aller Wirklichkeit abgewendet ihr Werk betreibt, für ganz entfernt von aller Berührung mit dem Zeitlauf, deren Elementen und Stimmungen. Selbſt wenn der Muſiker, wie Plato in ſeiner „Republik“ es verlangt, in einer Höhle von aller Welt abgeſperrt ſeinen innern Empfindungen nachhinge: er würde von der Luſt ſeines Zeitalters erfaßt werden, ihren Einflüſſen unterworfen ſein, auch wo er im Widerſpruch mit den weltlichen Strömungen ſeiner Epoche ein Werk ſchüfe, das einen Frieden, ein Glück, ein Paradies verkündete, welches die Menſchenwelt draußen am lichten Tage nicht mehr kennt, kaum noch hofft und ahnt. — Der Inhalt des Textbuches zu Le nozze de Figaro gehört zu den Vorbedeutungen der großen politiſchen und ſittlichen Revolution des vorigen Jahrhunderts. Beaumarchais’ Luſtſpiel war in Frankreich ſchon ſeit 1781 mit den Verboten, die ihm die Exiſtenz ſtreitig machten und in der Geſellſchaft einen Heißhunger danach erweckten, epochemachend für die Culturgeſchichte. Ludwig der Sechzehnte verbot die Aufführung wiederholt, bis eben dadurch das Verlangen danach ſich zu einem fieberhaften Reize ſteigerte. Man begann in Paris über eine Tyrannei zu klagen, die ſelbſt das „harmloſe“ Spiel der Muſen und Grazien als gefahrdrohend beſchränkte. Dadurch ſchon erhielt das Stück eine politiſche Bedeutung, von ſeinem Inhalt abgeſehen, von dem bekanntlich Napoleon geſagt: C'est la révolution déjà en action. Seine Tendenz iſt die Bloßſtellung des privilegirten Adels in der ganzen Frivolität ſeiner ungehemmten Genußluſt dem Bürgerſtande gegenüber, der ſeine ernſte Macht, ſeine ſittliche und ſtaatliche Bedeutung zu fühlen begann. Und als ob ein Dämon der Blindheit juſt diejenige Claſſe ſchlüge, welche durch die Revolution geſtürzt werden ſollte, war es der Adel, die bevorzugte Geſellſchaft ſelber, welche gegen das königliche Verbot Oppoſition machte; das Geſchlecht, das untergeben ſollte, drängte ſich dazu, noch einmal im Vollgefühl der lüſternen Begierden und der ſittlichen Auflöſung zu ſchwelgen, welche das Stück ſarkaſtiſch geißelt. König Ludwig geſtattete die Aufführung zunächſt für einen auserwählten Hofcirkel in Verſailles; endlich konnte es dem Publicum von Paris nicht länger vorenthalten werden und die Wirkung der ſatyriſchen Schlaglichter ward allgemein. Kaiſer Joſeph verbot das Stück vielleicht aus ſittlichen Rückſichten; denn den Adel und ſeine Gebrechen dem Gericht der öffentlichen Meinung preiszugeben, hat er als Geſetzgeber doch nie geſcheut. Mozart ſelber kam auf den Gedanken, ſich durch Da Ponte ein libretto daraus machen zu laſſen. Die deutſche Oper war nach Beſeitigung ſeiner „Entführung“ ſo gut wie geſcheitert. Er war genöthigt, ſich wieder nach italieniſchen Texten und Sängern umzuſehen, wollte er dramatiſch arbeiten. Und er mußte zur Opera buffa greifen, wollte er in Wien wirken. Er wählte nach einander drei libretti von ſchlechtem, ſchwachem Inhalt, die er zu componiren begann, ohne dieſe Arbeiten zu vollenden. Otto Jahn, der ſie ſtudierte, ſchildert die noch vorhandenen Bruchſtücke dieſer drei unfertig gebliebenen Opern als bedeutſam. Mozart, dem die Melodien ſo ergiebig wie ſonſt Keinem aus dem Herzen quollen, ſchien mit ſeiner ſonſt unerſchöpflichen Erfindungsgabe doch an dem Unwerth der drei Texte zu erlahmen. Plötzlich fiel er auf Beaumarchais' Stück, das in Paris Furore machte, in Deutſchland verboten war. Der aus Venedig vertriebene Abbate war von Salieri nach Wien berufen, aber nach Lieferung eines verunglückten libretto für Dieſen in Ungunſt verfallen. Mit Da Ponte verabredete Mozart geheim den Plan, das verpönte Stück in ein Opernbuch umzugeſtalten, und ihm als ſolchem einen Zugang zu verſchaffen, während ſelbſt bei Tilgung der politiſch bedenklichen Schlaglichter im Dialog dem Texte noch Zugkraft genug bliebe. Die Satyre auf Zeitverhältniſſe ward geſtrichen oder durch Milderung „unſchädlich" gemacht, die Gerichtsſcene blieb fort, Baſilio im geiſtlichen Gewande iſt nicht mehr Marcellinens Liebhaber und von dem heimlichen Sohne Doctor Bartolo's und ſeiner Wirthſchafterin erfährt man nichts vor der Scene der Wiedererkennung. — Man behauptet, Mozart habe Figaro's Hochzeit in Zeit von ſechs Wochen vollendet; was nur glaublich wird, nimmt man an, daß ſeine Muſe in dieſer Sphäre, in ähnlichen Stoffen und im ähnlichen Styl ſchon länger heimiſch war, wie denn im Figaro ſich Anklänge finden ſollen an Bruchſtücke aus jenen drei unvollendeten Opern. — Der Textdichter Da Ponte trug dem Kaiſer perſönlich den Fall vor, Beaumarchais' Stück, Le mariage de Figaro, durch Umgeſtaltung zu einer Oper politiſch unſchädlich, moraliſch möglich und bühnengerecht zu machen. Das ſchien Joſeph zu reizen; aber ſeltſam genug, er traute nach der „Entführung" und deren Aufnahme „dem kleinen Mozart" nicht zu, mit ſeiner Muſik zu erſetzen, was dem Text an Pointen entzogen werde. Da Ponte mußte ſich für Mozart's Compoſition förmlich verbürgen; und ſo kam es zur erſten Aufführung der Oper am 1. Mai 1786. Vom Hofamte erging das Verbot des Rufens der Sänger, angeblich „um dieſe zu ſchonen"; nach neunmaliger Aufführung beſeitigte das Werk ein Italiener, Martin, mit ſeiner Cosa rara.

Mozart nannte den Figaro ſein Lieblingswerk. Vielleicht weil das Werk für ſeine eigene innere Entwicklung in Bezug auf Vermählung des italieniſchen und deutſchen Styls epochemachend war und den Wendepunkt bezeichnete. Vielleicht auch weil der Stoff ihm die größten Schwierigkeiten bot; der Genius liebt den Kampf mit Hinderniſſen, nichts gilt ihm höher als der Triumph des Gelingens, oder auch ſchon der Glaube an ſolchen Triumph. Da Ponte glaubte ein ſehr glückliches libretto zur opera buffa geliefert zu haben. Für eine ſolche aber iſt Mozart's Muſik in der That viel zu reich, zu voll, zu ſchwer; es iſt, könnte man ſagen, im Figaro der italieniſche Styl mit allzuviel deutſchem Geiſt behandelt.

„Erſtaunlich viel Noten!“ rief Kaiſer Joſeph nach der erſten Aufführung der Oper in Wien. „Juſt nur ſoviel als nöthig!“ ſoll Mozart entgegnet haben. Ein Cimaroſa, Fioravanti hätten die „leichte Heiterkeit“ der Situationen muſikaliſch vielleicht „noch leichter“ wiedergegeben; ein Vorwurf, der dem deutſchen Meiſter, welcher den Stoff ſchwerwiegender nahm, eher zum Ruhm gereichen dürfte. Die Gartenarie der Gräfin in Figaro's Hochzeit erklären wohl noch heutige Recenſenten für „zu edel und fein“ gehalten. Rochlitz erklärte den ganzen Stoff für unmuſikaliſch, die folle journée ſei ein Intriguenſtück, das Element der Intrigue und Satyre aber niemals muſikaliſch. — Erklären wir uns den Widerſtreit, in den Mozart dem Stoffe gegenüber gerieth, einen Widerſtreit, deſſen Ueberwindung er den größten ſeiner Siege nannte, obwohl das Wiener Publicum hier in der That auf ein leichtes und ſchlüpfriges Thema gleichſam allzuviel muſikaliſche Metaphyſik verwendet ſah.

Fielen die politiſchen Schlaglichter im Opernbuche fort, ſo fehlte dem Stücke allerdings das ſittliche Correctiv in der Verwerflichkeit der geſchilderten Situationen. Aber um ſo höher wurde dann die muſikaliſche Aufgabe, das Fehlende zu erſetzen. Beaumarchais' Stück war ein Spiegel des Jahrzehents. Nirgendwo ſonſt wie hier iſt die Auflöſung aller ſittlichen Bande der Geſellſchaft Thema; aber der Zeitgeiſt hatte ſein beſonderes Gelüſt, nicht blos an dieſer Corruption ſich zu weiden, ſondern ſie zugleich ironiſch zu beſpötteln. Figaro, der philoſophiſche Barbier und Liebesintrigant für hohe Herrſchaften, war zu einer Lieblingsfigur des Zeitalters geworden. In dieſer Corruption war Grazie, und in dieſer Grazie ein ſprudelnder Uebermuth des Geiſtes. Der Graf im Stück möchte gern liberal erſcheinen; deshalb verzichtet er auf ſein jus primae noctis, aber ungern, weil er Suſannen liebt. Die Gräfin, die über das verſchwundene Glück kurzer Flitterwochen in der Liebe wehklagt, hat doch an der Atmoſphäre um ſie her ſoweit Theil, daß ſie den Pagen bei ſich verbirgt, obſchon ſie, ganz duldende Tugend und ſchmelzende Liebe, darauf ſinnt, den Gatten ſich wieder zu gewinnen. Und dieſer Page, der die Duenna, aber mehr noch die Donna liebt, dieſer kleine angehende Don Juan auf der Schwelle des Glücks bei Frauen, iſt eine Figur, die das Gemälde aufgelöſter Sitte bis auf den Flaum erſter Jugend herab vollſtändig macht. Auf dem Boden ſolcher Geſellſchaftszuſtände und ſolchen Stoffes hat nur die ſatyriſche Komödie Recht, die Ironie gegen ſich ſelbſt, ein Sarkasmus, der, wo er nicht Andere beſpottet, ſich ſelbſt zur Zielſcheibe nimmt. Politiſcher Witz, Ironie, Perſifflage und Selbſtbeſpöttelung — die Seele des Stücks von Beaumarchais — ſind freilich keine Stimmungen und Affecte für die Muſik. Allein die Muſik kann Heiterkeit athmen, jovial ſein, ſcherzen und Humor entwickeln, wenn auch nicht mit mephiſtopheliſchen Ingredienzien würzen; ein Mephiſtopheles (wie auch Spohr's Fauſt bezeugt) giebt keine glückliche muſikaliſche Figur. Der Humor hat hier muſikaliſch ſein höchſtes Werk geleiſtet, denn der Humor hat, während er ſcherzt und witzig iſt, zugleich die Elegie der Empfindung, die ſeinen Scherzen in der Tiefe des Gemüths einen ernſten Hintergrund giebt. Fehlt dem Libretto die Geißel der Rache, ſo hat die Muſik andere Mittel, den Stoff zu illuſtriren. Die Eiferſucht des betrogenen und zugleich betrügenden Gatten, die Eiferſucht Figaro's gegen den gräflichen Cavalier, Eiferſucht des Herrn und des Dieners, die, während die Tändelei des Pagen Beide kreuzt, ſich gegenſeitig in Schach halten und die Frauen im Stück die Männer durch einen Carnevalsſpaß täuſchen, dieſe Düperie Aller gegen Alle: — dies wurde von Mozart als komiſches Element genommen, und ſein Humor iſt ſo beflügelt, daß er uns wie ein guter Seraph über die verderblichen Elemente hinweghebt, die tiefe Berechtigung wahrer Liebe in der Gräfin muſikaliſch mit allem Zauber der Elegie feſthält und die ſehnſuchtsinnige Zärtlichkeit des reinen Herzens, das an der ſittlichen Verworrenheit der Welt unſchuldig Theil hat, ſchließlich triumphiren läßt. Unter Mozart's Händen erhielt der Stoff dadurch eine Gemüthstiefe, die ihn adelt, ohne dem Humor den Spielraum zu ſchmählern. Mozart's vis comica iſt in Tönen eben ſo ſtark wie ſeine Elegie, ſeine ſchalkhafte Grazie wird hier vom Reichthum ſeiner Gefühle nur noch geſteigert, und ſo entſtand ein Wunderwerk der Kunſt, nicht blos daß der Geiſt dreier Nationen daran arbeiten half, deutſcher Geiſt franzöſiſche Luſtſpielpointen im italieniſchen Styl muſikaliſch machte, ſondern auch ein Wunder inſofern, als ernſt und elegiſch, ja melancholiſch empfindende Weſen ein Werk der

Schelmerei, une folle journée, durchführen, ſo daß der Geiſt des Humors triumphirt, wo man fürchten ſollte, der Geiſt der Moral werde zürnen und unterliegen. Das Stirnrunzeln des Grams und der Bedenken zu glätten, iſt wahrlich Aufgabe der Kunſt für ihre Zauber. Grämliche Sittenrichter ſind glücklicher Weiſe künſtleriſch mit Unfruchtbarkeit geſchlagen, ſo daß ſie nicht die berufenen Kunſtrichter ſein können. Die Kunſt hat hier in der That ein Wunderwerk geleiſtet, Humor und Grazie einen an ſich moraliſch verwerflichen Stoff geretet, getadelt und verklärt. Die Auflöſung der Sitte wird im Opernbuche nicht mit Satyre, ſondern mit Humor geſchildert. Dem Luſtſpiel wurde die Geißel der politiſchen Rache genommen, während für Wien, das ebenſo ſittenlos wie Paris war, der Kitzel der ſchrankenloſen Genußſucht blieb. In Mozart's Oper aber badet ſich Alles im Behagen einer faſt trunkenen Harmloſigkeit, im Genuß eines üppig ſchwelgenden und doch ſich ſelbſt belachenden Wohlgefühls. Die alte Geſellſchaft des ablaufenden Jahrhunderts mit ihren frivolen und witzigen Gelüſten feiert voll Schwelgerei und voll Selbſtperſifflage in Beaumarchais' Stück ihr letztes, aber unſterbliches Bacchanal. Durch Mozart's Muſik wird der Stoff verklärt, indem er in ihr gleichſam verduftet. Mozart's Humor überfluthet Alles und im Rauſch der losgelaſſenen Geiſter der Luſt feiert ſeine Muſik hier Triumphe, die ſich auf dem Gebiet des muſikaliſchen Drama nur im Juan ſteigern, indem hier die ſittliche Auflöſung der Rache eines Weltgerichts anheimgegeben wird, die

Muſik durch Mahnungen an das Jenſeits eine höhere Weihe erringt. — Für Figaro geſellte ſich auch ſonſt noch techniſche Ungunſt. Da Ponte lieferte ihm im Buche keinen Primo tenore, keinen Träger ächter inniger und edler Leidenſchaft der Liebe. Auch die Sopranpartie erſten Ranges iſt an Donna und Duenna vertheilt, wie der basso cantante und parlante an den Grafen und Figaro, ohne daß jener oder dieſer ein wirklich effectreicher Buffo wäre. Vor ſolchen Hinderniſſen und Schwierigkeiten wäre mancher Andere zurückgeſchreckt. Nur das Genie liebt Wagniſſe und bewährt ſich in ihnen, ſelbſt wenn der Kampf dabei ein unentſchiedener bleibt. Waren die einzelnen Geſtalten in der Dichtung des Libretto keine vollwichtige und würdige Gefäße für Mozart's Tongehalt, ſo mußte er um ſo mehr muſikaliſches Gewicht auf die Geſammtſtücke legen. Enſembles aber waren damals in der komiſchen Oper weder üblich noch beliebt; man mußte ſie aus der opera seria in die muſikaliſche Komödie herübernehmen. Fehlte den Perſonen im Stücke, dieſen Ironiſten und Sarkaſten, die wahre Empfindung, um ſie ganz zu Trägern einer edleren Stimmung zu machen, ſo mußte das Orcheſter der Ausdruck deſſen werden, was jene ſchuldig blieben oder halb verſchwiegen, damit die Tonkunſt ihren feinen, duftigen Schleier über die Corruption der Welt breitete. Mozart machte alſo das Orcheſter gleichſam zum Chor im Drama, um in ihm den ganzen Schmelz ſeines Gefühls, den ganzen Gehalt ſeiner muſikaliſchen Intentionen an den Tag zu legen. Daß er in einer komiſchen Oper der Inſtrumentalmuſik dieſen weiten Spielraum gab: das war das Unerhörte in der Neuerung, weit unerhörter als heutzutage das Ueberwiegen des Orcheſters über die Geſangsmittel, das bei Wagner z. B. mit der Unfähigkeit, für die Kehle zu ſetzen, und mit ſeinem Mangel an Melodie zuſammenhängt. Es war in damaliger Zeit etwas Unerhörtes und auch in der That noch nicht Gehörtes, was Mozart zum erſten Male beim Figaro ſchon in der Ouvertüre leiſtete. Dies contrapunktiſche Scharmützel der Violinen mit dem Baß, ein Meiſterſtück der Inſtrumentation mit kühner Anwendung der Fuge im Opernſtyl, dies Feſthalten am thematiſchen Gedanken giebt die ganze Oper in nuce, und darf als der erſte große Triumph dieſer damals neuen Richtung im Durchbruch des deutſchen Elementes bezeichnet werden.

Den Sieg des deutſchen Elementes in der Muſik bezeichnet man als einen Sieg des Charakteriſtiſchen über die bloße Bravour der Geſangsvirtuoſen. Man kann es jedoch nicht für einen Triumph halten wollen, unterdrückt das Inſtrumentale das Cantabile. Sonſt müßte die Oper aufhören und durch Symphoniecantaten erſetzt werden. Es wäre das ein Schritt mehr vom friſch pulſirenden, concreten Leben zur abſtracten Bläſſe der Reflexion. Wie aber in aller Kunſt der Menſch Centrum und Gipfelpunkt der Intereſſen bleibt, ſo iſt die Oper mit der Entfaltung individueller lebendiger Geſtalten die Krone der Muſik. Wo Chor oder Orcheſter das Individuelle des Sologeſangs unterdrücken, wird dem muſikaliſchen Drama die Spitze gebrochen, die

Blüthe geknickt. Mozart verdrängte nicht durch die Charakteriſtik ſeiner Inſtrumentation das melodiöſe Geſangselement; er individualiſirte dieſes vielmehr durch die Vertiefung der Schatten, die er den Lichteffecten der Arie zugeſellte. Die Arie war ihm ſo ſehr Blüthe ſeiner Muſik, daß er ſie vorzugsweiſe pflegte; indem er ſie charakteriſirte, erhob er ſie aus dem Bereich allgemeiner, charakterloſer Lyrik zu dramatiſcher Geltung und Wirkung. Wenn Figaro ſeine Kriegspläne: Non piu andrai — beſingt, ſo iſt das kein Horsd'oeuvre, ſondern eine Entwickelung ſeiner Natur und Perſon, gleich ſehr ein Meiſterſtück melodiöſer wie charakteriſtiſch declamatoriſcher Muſik. Die Cavatine der Gräfin im zweiten Acte: Porgi amor (Es Dur, larghetto) mit dem ſüßen Duft von Zärtlichkeit und Melancholie iſt nur Ausdruck ihrer beſtimmten Situation; ihr Dove sono i bei momenti, dieſe Elegie der Rückerinnerung an den erſten Schaum der Liebesneigung, nachdem ſie ſchon lange die bitteren Hefen im Kelch der Ehe geſchmeckt, kann nicht jede Primadonna in jeder Lage, in jedem Coſtüm vortragen. Von Verdrängung des Arioſen war bei Mozart's Charakteriſirung der Melodie ſo wenig die Rede, daß er den Sängern eher noch zuviel Zugeſtändniſſe machte, z. B. der Gräfin im Figaro im vierten Act auf Verlangen der Signora Storace eine Prunkarie einlegte. Man weiß, daß er der deutſchen Sängerin Lange zu Liebe, jener Aloyſia Weber, die er früher ſelbſt geliebt, bis ſie ihm untreu ward und ihre Schweſter, Conſtanze, ſein Herz dauernd gewann, eine ganze Reihe von

Arien ſchrieb, die er ſeinen Opern nebenbei einverleibte. Im Titus, vielleicht weil er ſich damit übereilte, ſtellt er Arie neben Arie und läßt das Enſemble bis aufs Finale beinahe fallen.

Trotz aller Zugeſtändniſſe an das Geſangselement war Figaro mit der Accentuirung des Orcheſtriſchen eine ſolche Neuerung, daß Wien, in der wälſchen Schule conventionell erwachſen, dieſe Oper ziemlich kalt aufnahm. Erſt Prag ließ ihr Gerechtigkeit widerfahren, wie denn Mozart ſelbſt eingeſtand und rühmte, in der alten Böhmenſtadt das tiefſte Verſtändniß für ſeine Muſik gefunden zu haben. Das ſprachſtumme Böhmen war nur in der Muſik beredt; auch für ganz Oeſterreich, faſt ganz Süddeutſchland war der Ton damals das Element und der Ausdruck der innern, ſonſt ſchweigſamen Seele. In der Muſik haben Zeitalter, die mit ihrem Bewußtſein noch in der Dämmerung begriffen ſind, Völker, die das Wort und ſeinen beſtimmten Ausſpruch ſcheuen, ihre Aeußerungsweiſe. Der deutſche Süden hat in der Muſik zur Entwickelung des deutſchen Culturlebens ſeinen Beitrag geliefert, wie ja Oeſterreich noch ſpäter, in unſeren Tagen, ſelbſt in ſeiner Poeſie, in ſeiner Lyrik, weſentlich Muſik gab.

Ein Jahr ſpäter, 1787, ſchrieb Mozart in und für Prag die Oper der Opern, Don Juan. Auch dieſe muſikaliſche Tragödie mit der Weltgerichtsſcene am Schluß hatte der Tondichter Mühe, den Händen der Virtuoſen und dem Geſchmacke des Zeitalters zu entreißen, ſie gegen den Strom kämpfen zu laſſen. Der jocoſe Abbé Da

Ponte, der ihm nach einem ſpaniſchen Drama des Tirſo de Molina den Text lieferte, hatte in der That, wie das Werk auch angekündigt ward und noch wird, für eine Opera buffa das Buch zu fertigen bezweckt. Nicht blos Leporello ſollte der Buffo ex officio ſein; auch il convitato di pietra, der Geiſt als Gaſt beim Nachtmahl, ſollte komiſchen Effect machen. Zerlinens Bräutigam iſt der gefoppte und gedrillte Pinſel, der Hahnrei, den Zerline ziemlich unverſchleiert und ſchlüpfrig genug mit der Cavatine: „Ich weiß ein Mittel“ ködert und hänſelt. Da Ponte ging aber noch weiter in der Ausbeute des Stoffes für eine Harlekinade. Nicht blos der „Spottvogel von Sevilla“ ſelbſt, Don Giovanni, auch die ſehnſüchtig dem Briccone nachlaufende Donna aus Burgos ſollte komiſch in der Wirkung ſein! Eine Didone abandonnata fand das Zeitalter in jedem Falle lächerlich, doppelt aber, wenn dieſe Ariadne auf Naxos nicht ſtillſitzt, ſondern dem Helden nachläuft. Halt! dachte Mozart, das hieße den Spaß zu weit treiben! Die Elegie der verlaſſenen Liebe — lächerlich? Das griff in ſein tiefſtes Herz; Donna Elvira, der er den ſüßeſten Schmelz der wehklagenden Liebe verlieh, erwuchs ihm zu einer geſteigerten Gräfin aus Figaro. Ulibiſchef hat ſich den Widerſtreit zwiſchen dem Text- und Tondichter ſo lebhaft ausgemalt, daß er ihn als Zwiegeſpräch förmlich in Scene ſetzt. Es wird Spaß machen, mochte Da Ponte zu Mozart ſagen, wenn der gemeine Kerl, der Leporello, der getäuſchten Schönen das Regiſter der Sünden ſeines Herrn vorlieſt! — Ja, konnte Mozart entgegnen, oder ſtill bei ſich denken, es ſoll auch Humor darin ſein, aber im Hintergrunde ſtehen die Eumeniden und lauern, wenn ſie auch noch ſchweigen! Und wenn Elvira ſingt: „Ich folg' ihm überall!“ ſo klingt ſchon etwas vom Eumenidengeſang hindurch. — Na, macht's nur nicht gar zu ſchreckhaft, Maeſtro! — O nein, ſchmelzend weich! Abbé, ſaget ſelber: ein verlaſſenes Weib das wir geliebt, und deſſen Herz mehr unſterbliche Liebesſehnſucht als das unſerige birgt! Guter Abbé, wenn Ihr je geſündigt: — — Bitte, bitte! — — Wenn Ihr je ein Weib verließet, einem fühlenden Geſchöpfe untreu wurdet: ſehet, iſt es nicht rührend, daß Elvira ſich zutraut, den Flattergeiſt durch erneuete Zärtlichkeit wieder an ſich zu ketten? Abbé, Ihr müßtet an den Reizen der Weiber verzweifeln, und das thut Ihr nicht, — wolltet Ihr Euer Herz den Molltönen dieſer Wehmuth verſchließen. Und die Elegie iſt mannichfaltig. Erſt erbarmt ſie ſich des Tölpels, der in den Kleidern ſeines Herrn in ihre Arme ſchlüpft, dann geht ſie mit dem trauernden Paare, Mitleid in den Geſang der Rache miſchend; endlich mahnt ſie ihn noch kurz vor dem Untergange an ſein ewig Seelenheil, wirft ſich beim Mahl ihm zu Füßen; o ich ſage Euch, die Elegie ſoll nicht langweilig ſein, wie Ihr beſorget! — So ſagte, dachte Mozart. Und in der That, die Elegie iſt mannichfaltig in ihrer dolce Maesta, wie der italieniſche Text ſie bezeichnet, mannichfaltig und wechſelnd zwiſchen dem Feuer einer Eumenide und dem Schmelz der aufgelöſten Hingebung. In der Arie: „Mich verläßt der Undankbare“ iſt ſie vorwurfsvoll und voll Adel.

In der Paſſage: „Ich folg' ihm überall“ tönt der Entſchluß, ihr Recht an ihm rächeriſch zu verfolgen. „Trau' nicht dem Böſewicht!“ raunt ſie als ſtrenge Prieſterin der Nemeſis Zerlinen zu; ihm ſelbſt gegenüber iſt ihr Herz freilich ſchnell wieder gewonnen und mit dem Entſchluß, ins Kloſter zu gehen, macht ſie den letzten Verſuch, auf ihn zu wirken, bis ſie dem eintretenden Geiſt ihr Amt überläßt. — Der Textdichter mußte dem Tondichter willfahren. Nun, ſo macht es nur ſonſt hübſch luſtig! wirft Da Ponte ein. Ihr habt ja noch den Ottavio, dieſen geprellten Narren, der eigentlich geſpießt werden müßte! — Menſch, tödtet mir den Tenor nicht! ruft Mozart. Ich will dieſen Ottavio, den nur ein Giovanni bei der Donna Braut ausſtechen kann, nicht verunglimpft wiſſen! Er iſt weich, kein Held; Don Juan würde ihn tödten, wenn dieſer Menſch mehr Mann wäre; allein ich brauche einen Tenor! — Nun, ſo laſſen wir ihn leben! — Aber nicht um ihn lächerlich zu machen! Nein, ich gebe ihm den Schmelz des ſüßeſten Begehrens, das da wehklagt, trübt das rauhe Leben ſeine Seelenfreude und entzieht ſich ihm ſeine Donna in Trauerkleidern, weil der Aufruf zur Rache dem Dienſte Aphrodite's vorangehen muß. Wie tief ihn Giovanni beleidigt und verhöhnt hat, indem er in ſeinen Kleidern, vom Mantel der Nacht gedeckt, zur Donna ſchlich und ſich in ihre Arme ſchmiegte bis ſie Verdacht ſchöpft, aufſchreit und dem Mörder ihrer Ehre flucht, — wie tief ihn Giovanni verletzte, das ahnt Ottavio nur dunkel; ſein: „Schrecklich, nur weiter!“ iſt ein Angſtſtoß, der ihn doch nicht zur Beſinnung kommen läßt. Wißt Ihr, Abbé, ich habe das Bedürfniß, noch einmal meinen Belmonte, in geſteigerter Potenz, zu ſchaffen, noch einmal meinen Bräutigamsrauſch der ſehnſüchtigen Liebe nachzufühlen und auszutönen!

Und ſo ward durch des Tondichters Auffaſſung und Ausführung aus einem doch immer ziemlich paſſiven Galan die Perſonification des tiefſten Seelenſchmerzes, aus einer bäueriſchen und feilen Coquette Zerline die lieblichſte Blume weiblicher Schalkheit, aus Elvira eine Eumenide und doch zugleich ein Seraph der allerbarmenden Frauenliebe, aus Anna eine Erinnye im Kampf zwiſchen Scham- und Rachegefühl, aus dem Bild von Marmelſteine, wenn es als Gaſt bei Tiſche erſcheint, ein Herold des jüngſten Gerichts. — Das Sextett, das die Oper ſchließt, erklärt Otto Jahn für ein Zugeſtändniß an den Brauch der Italiener, zuletzt noch einmal die Hauptgeſtalten vorzuführen. Mozart ſelbſt ſtrich bei der Wiener Aufführung das Duett darin zwiſchen Anna und Ottavio als wirkungslos. Uns erſcheint ſo dieſer ganze muſikaliſche Epilog. Wir bedürfen nicht des kindiſchen Höllenrachens mit gräßlichen Teufelsfratzen, wohl aber der Chöre zum Abſchluß der Weltgerichtsmuſik. Mit Mozart's Tönen iſt Don Juan das ebenbürtige Seitenſtück zu Fauſt, als Titane des Genuſſes neben dem Titanen des Gedankens. Mozart's Juan iſt nicht der hypochondriſche Dämon, wie ihn Hoffmann, der Callotiſt, verſtehen wollte; aber jeder Zoll an ihm iſt Genußſucht, der Drang, alle Schätze der Erde in ihrem Blüthenmoment zu umfaſſen, ihre Schönheit mit allen

Poren einzuſchlürfen und alle dem zu ſpotten was Sitte, Herkommen, Autorität, Moralgeſetz, Sprache des Gewiſſens, der Treue, des Verlangens nach Ruhe und geſättigter Befriedigung fordern und gebieten mögen. So beſchwört Juan in den ewig lachenden Sonnenſchein des Lebens jene Schatten aus der Tiefe herauf, die er vergeblich hinwegzutäuſchen ſich zutraute und die mitten hineingreifen ins Daſein wie eine Furche quer über die Stirn des noch blühenden und leuchtenden Antlitzes. Juan iſt der umgekehrte Fauſt. Dieſer verſchmäht über dem Drang nach dem Ewigen den Augenblick und ſeine Reize. Juan, Skeptiker entgegengeſetzter Art, bezweifelt daß hinter dem Reiz des Moments und der Erſcheinungswelt noch irgend etwas exiſtire; er verſpottet die Ewigkeit und ihre Mächte, und ſo ruft er ſein: Nein! dem Geiſte und ſeiner Mahnung zur Umkehr entgegen. — Nur in der Sprache konnte Fauſt, nur in Tönen Juan gedichtet werden; die Weltgerichtspoſaune muß das Tonwerk ſchließen.

Um ganz und vollauf die Fülle des ſinnlich bewegten, reizvollen Lebens zu begreifen, das in Mozart's Tonwerke wogt und Geſtalt gewinnt, müßte man den Schöpfer desſelben in dem Prag der damaligen Zeit belauſchen können, wie er Tag und Nacht Alles erſt erlebte, was er zu Muſik gemacht. Es würde in der That einen Commentar beſter Art geben, könnte man den Meiſter in Perſon mitten im Strome des Prager Lebens zeichnen. Die alte Böhmenſtadt vergötterte ihn. Deutſche Geſangslerchen und Italiens Nachtigallen umgaukelten ihn, begierig, die Arien, die er ſchuf, von ihm a tempo zu erhaſchen. Cavaliere und Damen umſchwirrten den Gefeierten, bald zur üppig rauſchenden Freudenfeier, bald zur ſtillen Scene verſchwiegener Zärtlichkeit. Nie ſtand ſein Genius höher als in jenen Tagen; Menſch und Künſtler feierten ihr Blüthenfeſt. Ganz Prag genoß ſtückweis den Giovanni im Entſtehen. Einzeln holte man allmorgens die Nummern vom Piano fort, wo Mozart vielleicht noch ſpät in der Nacht, entzückt von Liebe und Gunſt, die Noten geſetzt. Und doch war der muſikaliſche Schöpfer dieſes Bacchanals der Lebensfreude und des Liebesrauſches zugleich der einfach beſcheidene, ſtill vergnügliche, kindlich harmloſe Menſch, der in einer häuslichen Einkehr bei ſeiner getreuen Conſtanze ſein friedfertiges Behagen, ſeine genugthuende Befriedigung fand! Er war, wie die Wiener ſagen, ein „Kindskopf“, ein als Menſch Kind gebliebenes Weſen, während ſein Genius mit der meiſterhaften Bewältigung und Entfaltung aller Mittel, über die ſeine Kunſt gebietet, das Höchſte lieferte, was an ſüßem Reiz und an ergreifender Gewalt denkbar und erreichbar. Man weiß, wie er in Prag nach Vollendung der Oper noch immer mit der Ouvertüre gezögert, ſie erſt am Tage der Aufführung dem Orcheſter übergab. Sorglos hatte er ſelbſt den letzten Tag noch vertändelt, ohne ſich entſchließen zu können, die Ouvertüre aufzuſchreiben, wie ſie freilich ſchon in ſeinem Innern wogte, webte und lebte. Auf ſieben Uhr früh war der Abſchreiber beſtellt, das Manuſcript zu holen, um die Stimmen noch für den Abend liefern zu können. Der Maeſtro zog ſich alſo ſtill zurück in ſeine Häuslichkeit, um die Nacht über das Werk zu fertigen. Conſtanze mußte ihm Mährchen erzählen von Aladdins Wunderlampe und vom Aſchenbrödel, um ihn munter zu erhalten. Er hat darüber gelacht, daß ihm die hellen Thränen über die Backen liefen, und dabei doch ſein tiefernſtes, gewaltiges Werk mit den Anklängen der Poſaunen des jüngſten Gerichts gefördert. Schließlich, erzählte Stanzerl, habe ſie ihm auch noch einen Punſch machen müſſen, um die Geburt ſeiner Phantaſie zu beſchleunigen. Der gelehrte Alexandriner, Otto Jahn, macht dabei weitläufige Gloſſen und eine Abhandlung, um mit Hindeutungen auf Schiller und mit Citaten aus Goethe und Eckermann zu unterſuchen, wie weit es räthlich und von Nutzen, in Momenten der gährenden und kreiſenden Schöpferkraft Spirituoſa zuſichzunehmen. Wir aber begnügen uns, an der Geburtsſtätte und vor der Wiege ſolcher Schöpfung die Hände ſtaunend zuſammenzuſchlagen, mit dem ſtillen Eingeſtändniß, daß die Geburten und Geburtswehen, die der Genius zu beſtehen hat, gleich räthſelhaft und bewundernswürdig ſind.

Um aber zu begreifen, wie mitten in den Blüthengarten aufgeſproßter und entfeſſelter Liebesgeiſter die Tuba zum letzten Gericht eindringt, um es zu verſtehen wie Mozart für die Mahnung von jenſeits eben ſo empfänglich war wie für die Luſt des berauſchenden Augenblicks, um dies ihm nachzuempfinden, muß man ſich vergegenwärtigen wie ihn plötzlich beim Beginn der Arbeit der Tod ſeines Vaters, des treuen Führers auf ſeinem Lebenswege von zarter Kindheit an, erſchütterte. Schon zu Anfang des Jahres 1787 ſchrieb er dem erkrankten Vater einen Brief, der es bezeugt, wie es für ihn auch Momente gab, wo der Schmetterlingsflügel ohne Blüthenſtaub vor ihm lag. Wolfgang ſchrieb: „Da der Tod, genau genommen, der wahre Endzweck unſeres Lebens iſt, ſo hab' ich mich ſeit ein Paar Jahren mit dieſem wahren beſten Freunde des Menſchen ſo bekannt gemacht, daß ſein Bildniß allein nichts Schreckendes mehr für mich hat, ſondern Beruhigendes, Tröſtliches, und ich danke meinem Gott, daß er mir das Glück gegönnt hat, mir die Gelegenheit zu verſchaffen, ihn als den Schlüſſel zu unſerer Glückſeligkeit zu betrachten. Ich lege mich nie zu Bette ohne zu bedenken, daß ich vielleicht, ſo jung als ich bin, den andern Tag nicht mehr ſein werde." — Mitten im höchſten Glücke, im reichſten und üppigſten Lebensgefühle trat ihn der Tod des Vaters an. Im Poſaunenton des Comthurs ließ er den Geiſt des entſchlafenen Vaters ſprechen, und ſo kam intenſiv und mächtig das Weltgerichtsgefühl in ſein großes, alle Luſt des Lebens athmendes Tonwerk.

Die Poſaunen des Weltgerichts nahm er aus dem zweiten Finale des Giovanni alsbald wieder auf, als er ſeine Todtenmeſſe ſchrieb. Bevor wir aber den ſterbenden Meiſter betrachten, werfen wir einen Rückblick auf den werdenden, ſuchen zu faſſen, wie er ward, was er war, und machen uns ſeine Entwicklung als Menſch und Künſtler begreiflich.

Mozart war als Knabe ein Wunderkind. Am 27. Januar 1756 zu Salzburg geboren, wo ſein Vater bei ſpärlichem Gehalt Vicekapellmeiſter des Erzbiſchofs war, erhielt Wolfgang Amadeus ſchon in ſeinem vierten Jahre Unterricht auf dem Clavier und war um ſo eifriger als er eine fünf Jahre ältere Schweſter (das Nannerl) auf dem Inſtrumente einzuholen ſtrebte, der Vater die erſte Treibhauspflege ſeines Talentes ſehr emſig betrieb. Solche Frühreife geiſtiger Begabung rächt ſich meiſt körperlich. Der Knabe blieb phyſiſch zart, nervös ſehr empfindſam. Man weiß von ſeiner Reizbarkeit gegen Trompeten ohne Begleitung, die ihm bis in ſein zehntes Jahr hin Anwandlung von Krämpfen brachten. Sein muſikaliſches Gefühl war ſo nervenzart und fein, daß er die Stimmung zweier Geigen bis auf einen halben Viertelton zu unterſcheiden wußte. Gleich nach einiger Anweiſung der erſten Griffe vermochte er faſt inſtinctmäßig die zweite Geige zu ſpielen. Seine wunderbare Auffaſſung der Töne und ganzer Tonwerke ſuchte ſeinesgleichen. — Schon mit dem ſechsjährigen Sohne trat der Vater eine Kunſtreiſe an, nach München und Wien, um der Welt das Wunder ſeiner Erziehung vorzuführen. Der Knabe ward in hohen und höchſten Kreiſen angeſtaunt, von den vornehmen Damen im Salon gehätſchelt. Das machte ihn ſchelmiſch keck, ſeine Sinne und ſein Herz reizbar und leicht entzündlich. In ſeiner naiven Offenheit war er als Kind und Jüngling der Liebling Aller; harmlos tändelnd, in ſeinem Gott vergnügt, blieb er ſpäter ſelbſt gegen den Neid ſeiner Nebenbuhler ohne allen Arg, ohne alle Waffen. Bei der kaiſerlichen Galatafel in Wien durfte der Knabe hinter den Stühlen der Allerhöchſten

Herrſchaften ſtehen, erhielt von den feinſten Händen Leckerbiſſen und ergötzte durch die Schalkheit ſeiner Einfälle. Er machte ſehr graziös „Küß' d' Hand", noch lieber war's ihm, küßten ihn Prinzeſſinnen und Gräfinnen; als Maria Thereſia ihn vor ſich auf den Stuhl ſtellen ließ, um ihn ſeines ſchönen Spiels willen zu beloben, hatte er kein Arg die hohe Frau zu umarmen. Auf ſeiner erſten Pariſer Reiſe fühlte er vor der Marquiſe von Pompadour denſelben Anreiz, ward darauf hart angelaſſen, und empfand es ſehr übel, daß Dieſe verſchmähte, was ſeine Kaiſerin lachend geduldet. Die erſte große Reiſe nach Paris, London und dem Haag fiel in die Jahre 1763 bis 65. Ueberall ſtaunte man jubelnd über das Genie des Knaben, der in der Harmonie und im Generalbaß bereits ſo gründliche Studien gemacht, daß er auf der Orgel frei phantaſiren konnte. Die tiefſten und ſchwerſten Meiſter, Händel und Bach, ſtudierte er ſpielend, wie ihm denn Zeitlebens, auch wenn es die höchſten Themata, die feſte Charakteriſtik dramatiſcher Conflicte galt, der ergiebigſte Fluß, der ſüßeſte Wohllaut in Tönen zu Gebote ſtand. Sein Herz, leicht bewegt, heiß, ſchmelzend und üppig, ſprudelte jeder Zeit über in Melodien, deren Unerſchöpflichkeit ebenſo ſtaunenswerth war wie der durchgreifende Ernſt ſeiner Harmoniſtik, die tiefe Kraft ſeiner muſikaliſchen Charaktermalerei. Seine zwei erſten Sonaten für Clavier und Geige hat der ſiebenjährige Mozart der Prinzeſſin Victoire von Frankreich, zwei andere in gleichem Alter der Gräfin Teſſé gewidmet. Sechs Sonaten nebſt Vocalcompoſitionen gehören dem Londoner

Aufenthalt, ſechs andere, den Prinzeſſinnen von Oranien und Naſſau-Weilburg gewidmet, dem Aufenthalt im Haag an. Nur eine Krankheit unterbrach das ungetrübte Glück ſeines erſten Auftretens in den großen Weltſtädten des Auslandes; auch ſeine zweite Kunſtreiſe durch Oeſterreich ein Jahr ſpäter wurde nur durch eine Krankheit, Blattern mit lange Zeit andauernder Blindheit, geſtört; ſonſt ſchaukelte ſich der Kahn ſeines jungen Lebens auf heiter bewegten, gemächlichen Wogen, ſein freudeberauſchtes Herz wußte es nicht anders als daß Fortuna ihm ſchuldig ſei, ihr Füllhorn über ihn auszuſchütten, alle Götter ihm ihre Gaben darzubringen, Zephyre und Amoretten ihm zu huldigen hätten, weil er, was das Leben an Reiz und Schönheit ihm bot, in Tönen wiedergab. In Wien ſchrieb er auf kaiſerlichen Antrieb ſeine erſte Oper: La finta semplice, die den Beifall der Kenner, aber zugleich den Neid der Italiener erweckte; ſie blieb in Folge langwieriger Ränke unaufgeführt, und dies warf den erſten Schatten über ſein Thun und Leben, obwohl er harmlos weiter tändelte, die fortgeſetzte Kette von Verfolgungen und Intriguen, die ihm die Wälſchen heimlich und offen bereiteten, nicht achtete oder nicht merkte, bis ſein lachendes Herz endlich zu ſcherzen verlernte und in ſeiner letzten Krankheit die aufgehäufte Reihe lebenslänglicher Kränkungen ſchließlich, wenn auch vorübergehend den hypochondriſchen Argwohn in ihm geſtaltete, er ſei von Wälſchen vergiftet. Er ſchrieb in ihrem Styl, aber mit einem Geiſte, der ſie zu überflügeln drohte. War es der Contrapunktiſt, der Harmoniſt in ihm, war es die Fülle ſeiner Melodien, was ſie in ihm fürchteten, oder die deutſche Charakterkraft der Geſtaltenzeichnung, die ihnen unerreichbar blieb: genug, die Verfolgungsſucht der Wälſchen war wie ein Fluch, den er in ſeiner Heimath Zeitlebens nicht beſchwören konnte, ſelbſt nicht durch die höchſten Meiſterwerke ſeiner Kunſt.

Das karge Leben in Salzburg diente ſehr weiſe zu ernſten, gewiſſenhaften Studien; daß ihm Alles nur angeflogen, auch ſein Beſtes und Höchſtes, gegen dieſe Annahme hat er ſich ſpäter ſelbſt unwillig ausgeſprochen; die alten ſtrengen Kirchenmuſiker Italiens und Deutſchlands waren zur Begründung ſeiner Kunſt als Wiſſenſchaft ſeine bleibenden Lehrmeiſter. In ſeinem vierzehnten Jahre trat er mit Vater Leopold die italieniſche Reiſe an. Der Zauber der Jugend wirkte damals noch für ihn, Hand in Hand mit der Meiſterſchaft ſeines Spiels als Pianiſt. Pater Martini in Bologna gerieth in Staunen, daß Mozart aus jedem gegebenen Thema eine Fuge geſtaltete; in Rom ſchrieb er nach einmaligem Hören jenes Allegri'ſche Tonwerk nieder, auf deſſen ausſchließlichen Beſitz die Sixtiniſche Kapelle ſo eiferſüchtig war, daß jede Aufzeichnung und Verbreitung verboten blieb. Beim wiederholten Anhören des Miſerere verbeſſerte Mozart an Ort und Stelle, er hatte ſeine Handſchrift im Hute vor ſich, nur wenige Noten; ſo heimiſch war ihm, bei der Schnellkraft und Innigkeit des Auffaſſens fremder Werke, die Welt der Töne, während ſeine eigenen Schöpfungen an Eigenthümlichkeit der Erfindung und neuer Fülle der Gedanken alles bis dahin Vorhandene überflügelten. Der Papſt erhob den vierzehnjährigen Jüngling zum Ritter vom goldnen Sporn, zwei Akademien zum Cavaliere filarmonico, Mailand übertrug ihm zum Carneval die Oper Mithridat, ſpäter und in gleichem Zwecke Lucio und Silla. Dieſe Arbeiten, auch was er, nach der Heimath zurückgekehrt, für Wien und Salzburg damals ſchrieb, waren wohl nur Vorläufer zu ſeinem erſten Werke im großen ernſten Styl, ſeinem Idomeneo, den er im Auftrage Karl Theodors 1781 in und für München ſchrieb. Er feierte damit ſeinen Sieg über Gluck auf deſſen eigenem Gebiet, denn er brachte zur ſtrengen dramatiſchen Charakteriſtik dieſes Meiſters die ſprudelnde Fülle ſeiner Erfindungskraft und den Fluß eines üppigen Wohllauts, den die karge Grandezza des Vorgängers entweder nicht kannte oder verſchmähte.

In die Zeit zwiſchen ſeinen italieniſchen Arbeiten und ſeiner Münchner Oper fielen ſein Aufenthalt in Mannheim und ſeine zweite Pariſer Reiſe, die er, obſchon immer noch Kind, weil er der Bevormundung in allen ſachlichen Geſchäften bedurfte, ohne Vater Leopold, aber in Begleitung ſeiner Mutter machte. Mannheim hieß damals „das Paradies der Tonkünſtler.“ Ein Zeitgenoſſe ſchrieb: „Preußiſche Taktik und Mannheimer Muſik ſetzen die Deutſchen über alle Völker hinweg.“ Von Karl Theodor, der ſich aus Schwetzingen ein Klein-Verſailles geſtaltete, ſchreibt Schubart in ſeiner Lebensgeſchichte: „Nicht leicht hat ein großer Mann die Muſik ſo in ſein Leben verwebt wie Dieſer. Muſik weckte ihn, Muſik begleitete ihn zur Tafel, Muſik ſcholl auf ſeinen Jagden, Muſik beflügelte ſeine Andacht in der Kirche, Muſik wiegte ihn in balſamiſchen Schlummer und — Muſik hat dieſen wahrhaftig guten Fürſten gewiß im Himmel bewillkommt." Das Letzte können wir nicht verbürgen, denn Karl Theodor hat an der himmliſchen Pforte ſicherlich auch den Eintritt der ganzen Schaar ſeiner natürlichen Kinder bei Sanct Petrus beantragt. Wir wiſſen nicht, ob Sanct Petrus ein Auge zudrückt oder, wie weiland Odyſſeus, ſich gegen Sirenengeſang das Ohr mit Wachs verklebt. Muſik iſt die idealſte, weil körperloſeſte, aber auch die ſinnlichſte aller Künſte, weil ſie die Denkkraft einlullt und gefangen nimmt. Sie ſchwingt ſich über die wirkliche Welt hinweg, ſtatt ſie geſtalten zu helfen; ſie verzichtet ſogar auf die ernſten, ſittlichen Grundpfeiler des Lebens, ſtehen dieſe nicht feſt auf anderm Boden; ſie wird dann leicht zur Hetäre, die mit Roſenkränzen ſelbſt die Gräber des Verderbens überdeckt. Muſik begütigt Alles; ſie hat die Macht, die Engel im Himmel ſingen zu laſſen, in ſo ſüßen Tönen, daß die ernſte Stimme des ſtrengen Weltenrichters vielleicht auf Augenblicke ſchweigt. Ein Volk, das nur Muſik treibt und ſchafft im Gebiet des Geiſtes, iſt ein ſehr aufgelöſtes. Ihre Illuſionen und die Tünche, die ſie über offenes und geheimes Gebrechen breitet, halten nicht vor, klopft die Weltgeſchichte oder die Noth des Lebens an die Thür. An allen deutſchen Höfen von damals berauſchte man ſich in Muſik, während in Frankreich ein Orkan heraufzuziehen begann, vor deſſen grollendem Grundton die

Muſen erzitterten, die Grazien erblaßten, alles Lächeln auf dem Angeſicht der Menſchheit erſtarb. — Mannheim wollte freilich auch gern für Litteratur und Wiſſenſchaft ein kleiner Mittelpunkt werden; ſeit 1763 war dort eine pfälziſche Akademie der Wiſſenſchaften gegründet, man ging damit um, Leſſing, Klopſtock, Wieland zu berufen; es fehlte nur der Kern des ſittlichen Willens, man fand die Muſik bequemer und gefälliger als den mitunter ſpartaniſchen Ernſt der Litteratur. Mozart ſtieß in den kurfürſtlichen Antichambres mit Leſſing zuſammen. Er hatte ſich darauf gefreut, den Dichter der Minna von Barnhelm kennenzulernen; aber Leſſing war ſehr wortkarg, ſarkaſtiſch, naſerümpfend; die Mannheimer Prätzeln gefielen ihm wahrſcheinlich beſſer als die ſonſtige Wirthſchaft dort. Auch Klopſtock erſchien (1777) in Mannheim auf Einladung des Hofes, der ſich mit ihm in ein Vernehmen ſetzen wollte. Der Sänger des Meſſias bei ſeinem perſönlichen Auftreten unter Kebsweibern und Hofſchranzen betonte ſehr ſtark das deutſche Element, das noth thue. In Mannheim wurde in der That zuerſt in deutſchen Landen das Verlangen nach Gründung einer deutſchen Oper rege. Auch der Dichter der Alceſte, Wieland, kam und ſchrieb auf dortige Beſtellung ſeine Oper Roſamunde. Was Weimar wurde, ein deutſcher Parnaß, dazu hatten auch andere kleine Fürſtenſitze damals das Gelüſt, nur nicht den Ernſt des Willens und die Ausdauer der Begeiſterung. Für die bezweckte deutſche Oper Mozart zu gewinnen, lag wirklich im Plane des pfälziſchen Kurfürſten. Mozart erlebte ſogar dort etwas

Unerhörtes, die Aufführung einer deutſchen Oper mit deutſchem Text: „Günther von Schwarzburg", Muſik von Holzbauer. Mozart lobt in ſeinen Briefen an den Vater das Feuer des Componiſten; Sänger und Sängerinnen waren faſt nur Deutſche. Ein Berichterſtatter aus Mannheim im Berliner litterariſchen Wochenblatt von 1776 ſchrieb: „Eine deutſche Oper, aus der deutſchen Geſchichte, von einem deutſchen Dichter! Deutſche Compoſition und auf dem beſten deutſchen Theater aufgeführt! Wer ſollte ſich nicht über dieſe heilſame Revolution des Geſchmacks freuen!" Das nannten die Deutſchen von damals eine Revolution, dieſe Rückkehr auf die erſte einfache naturgemäße Bedingung zur eigenen Entwicklung. Und auf ſolche Stoffe und Zwecke beſchränkte ſich für uns der Begriff „Revolution", ohne daß wir dafür in der Zerſtückelung unſerer Verſuche ein Aufraffen der Geſammtkraft erreichten; als die wirkliche Revolution von Frankreich aus über uns hereinbrach, zerſtoben alle dieſe kleinen Beſtrebungen zum nationalen Bewußtſein wie Spreu vor dem Sturmwinde.

Mozart gefiel ſich ſehr in Mannheim. Peter Winter, ſpäter, nach der Mozart'ſchen „Entführung", Componiſt des „Unterbrochenen Opferfeſtes", ein Mannheimer von Geburt, war damals Violiniſt in der Kapelle des Kurfürſten. Abt Vogler war der damalige arrogante Programmmuſiker, ein gelehrter Pedant und Charlatan in der Muſik; Mozart ſchilderte ihn ſo ohne Befangenheit und ganz harmlos. Die Kirchenmuſik fand Wolfgang Amadeus in Mannheim „weichlich"; wie auch Schubart in ſeiner Autobiographie dies Urtheil fällt. Das Orgelſpiel iſt hier ſehr verwahrloſt, ſchreibt Mozart im Zorn. Auch an kleinen dynaſtiſchen Sitzen der Umgegend ließ er ſich hören, wie in Hohenaltheim, wo ein Fürſt Wallerſtein Hof und eine kleine Kapelle hielt; nicht minder in Klöſtern und Abteien, wie ſchon früher bei ſeinem Aufenthalt in Augsburg zu St. Ulrich, wo er mit den frommen Brüdern lebensluſtig und gut ſpeiſte, ihnen auf Geige und Orgel vorſpielte und ſie mit ſeinen neuen Compoſitionen beſchenkte. In Mannheim hatte er ſtark zu kämpfen, um vor Widerſachern aufzukommen, die ſeinen Plan, Stellung und feſten Wirkungskreis zu finden, hintertrieben. Er ſchrieb nach Salzburg: „Sie denken, weil ich klein und jung bin, kann nichts Großes und Altes hinter mir ſtecken; ſie werden es aber bald erfahren!" Er war ſonſt ganz ſcharmuzirender Gemüthsmenſch, offen für jeden Anſpruch an ſein Gefühl. Vater Leopold klagt warnend über ſein „für alle Leute allzu offenes Herz." Es iſt derſelbe Brief, den der Alte unterzeichnet: „Dein wahrhaft ſorgfältiger Vater." Mozart gab den Kindern einer kurfürſtlichen Maitreſſe Unterricht. Das ſtörte nicht die Orthodoxie des Vaters, denn allerhöchſten Perſonen in Allem unterthänig zu ſein, gehörte zum Katechismus der ehrſamen Devotion jener Zeit. Allein der Verkehr in Mannheim, wo es von activen und penſionirten Maitreſſen wimmelte, war auch ſonſt für Wolfgang Amadeus gefahrdrohend, wenigſtens von unberechenbaren Folgen. Seine Entgegnung auf des Vaters Sorgen und Aengſte iſt ein rührendes Zeugniß von harmloſer, gottvergnügter Güte des Herzens. Mozart ſchreibt: „Lebe der Papa unbeſorgt; ich habe Gott immer vor Augen, ich erkenne ſeine Allmacht, ich fürchte ſeinen Zorn; ich erkenne aber auch ſeine Liebe, ſein Mitleiden und Barmherzigkeit gegen ſeine Geſchöpfe; er wird ſeinen Diener niemalen verlaſſen. Wenn es nach ſeinem Willen geht, ſo geht es auch nach meinem; mithin kann es nicht fehlen — ich muß glücklich und zufrieden ſein.“ So ſchrieb der Einundzwanzigjährige, dem freilich Herzensglück ſchon ſehr Bedürfniß war. In Augsburg hatte er mit einem „Bäsle“ ſcherzhaft angebandelt und ihr, ohne es zu wollen und zu ahnen, trotz ſeiner tollen Hanswurſtſpäße mündlich und brieflich in den Kopf geſetzt, er habe allen Ernſtes eine Abſicht auf ſie. In Mannheim war es zuerſt eine Roſa Cannabich, die ihn intereſſirte. Sie war ernſt, aber voll Anmuth, wie es ſcheint, auch muſikaliſch gebildet; er ſchrieb eine Sonate für ſie, „das Andante ganz nach dem Charakter der Mademoiſelle Roſa“, wie er ſelbſt berichtet. Dauernder ſollte ſein Herz im Weber'ſchen Hauſe zu Mannheim gefeſſelt werden. Weber war Copiſt und Souffleur am Theater; die ältere Tochter, Aloyſia, bildete ſich zur Sängerin aus und Mozart, der für ihre Stimme componirte, fand Entgegnung für ſein ebenſo heißblütiges, wie zärtliches Bedürfniß. Sein freudeberauſchtes, jubelndes Herz brauchte allezeit Koſt und Nahrung. In ſeinem Glückſeligkeitsgefühl überſah er Anfangs die zweite Blume, die auf demſelben Gartenbeete dicht neben der farbenprächtigen und prunkenden Tulpe vor ihm blühte, ein Veilchen in ſtilleren Farben, von verborgenem Werthe, aber voll ſtätiger Treue und durchdringendem Duft. Nicht Aloyſia, vielmehr die jüngere Schweſter Conſtanze war es, die ſein Herz dauernd zum Lebensbunde feſſelte. Von Paris zurückkehrend, ward er ſeines Irrthums inne. Für die treuloſe Sängerin hat er auch ſpäter nicht ganz aufgehört zu empfinden: er ſchrieb ihr noch manche Bravourarie, mit der ſie Glück machte. Er für ſeinen Theil fand ſein Glück in Conſtanzens treuem Beſitz. Bei ſeinem erſten Mannheimer Aufenthalte hatte freilich Aloyſia ſchon als Talent ihn ganz gefangen genommen; er ging ſogar damit um, mit ihr und der ganzen Weber'ſchen Familie nach Italien zu gehen und in der Welt concertirend herumzuziehen. Der beſorgte Vater malte ihm die Hölle eines ſolchen Künſtlervagabundenlebens vor und trieb ihn endlich fort von Mannheim nach Paris, wo, wie er hoffte, höhere Kunſteindrücke dem Sohne höhere Ziele ſtecken würden.

Mozart begann in Paris zur Zeit ſeines zweiten Aufenthalts allerdings ſich höhere Zielpunkte zu ſtecken. Bei dem dort noch unentſchieden hin und her wogenden Streit zwiſchen Gluck und Piccini verhielt er ſich parteilos; er ſtudierte mit reiner Forſcherluſt die Eigenthümlichkeiten beider Richtungen, der Gluckianer und der Picciniſten. Gluck's Alceſte gehört dem Jahre 1767 an, Iphigenie in Tauris fällt ins Jahr 1774, Mozart's Idomeneo, in welchem der Ertrag ſeiner Studien auf dieſem Gebiet zu Tage kam, trat erſt ſieben Jahre ſpäter ins Leben. Gluck, groß, erhaben, einfach und ſtreng in ſeiner muſikaliſchen Wiedergeburt der antiken

Tragödie, war ihm doch bei der ſinnlichen und üppigen Friſche ſeines eigenen Genius zu tendenziös und reflexiös; die polyphone Macht der Muſik vermißt auch Marx in Gluck. Mozart iſt zu reich an Tönen, um die Muſik, wie Gluck, blos zur Illuſtration eines dichteriſchen Textes zu verwenden; ſie iſt ihm Selbſtzweck, auch das dramatiſche Wort giebt ihm nur den Antrieb und Vorwand, um ſchöpferiſch frei den Ton über das gegebene Thema walten zu laſſen. Ebenſo feſt die Geſtalten in Tönen charakteriſirend wie Gluck, hat Mozart doch zuviel muſikaliſche Erfindung, iſt bei heißerm Temperament reicher und voller in der Empfindung wie in den Mitteln ſeiner Kunſt. Er giebt wärmeres Colorit bei eben ſo ſtrenger und charaktervoller Zeichnung. Dieſe Charakterzeichnung fehlt den Italienern gänzlich; ſoweit war Mozart Gluckianer; aber deſſen ſtrengen Styl verſetzte er mit dem üppigen Fluß des Melodiſchen und Arioſen, ſo daß er ungeſucht und ohne ſeine eigene Natur zu verleugnen, Derjenige wurde, der deutſchen und italieniſchen Styl zu einer höhern Einheit verſchmolz. Erſt 1781 brachte, wie geſagt, ſein Idomeneo die Summe ſeiner Studien in Paris ſchöpferiſch zum Vorſchein. Somit war Paris doch von Einfluß für ihn, ſo gering auch zunächſt ſeine Erfolge dort waren, und ſo ſtill er ſich hinter den Parteien verhielt, ihnen ihre Kräfte, Maximen und Stylarten ablauſchend, um die in Einſeitigkeit verlornen Richtungen, indem er ſie ergänzte und verſöhnte, in ſeinem höhern Drang als Gewinn für ſeinen eignen Opernſtyl auszubeuten. Hat in unſern Tagen Meyerbeer daſſelbe bezweckt, ſo iſt er doch dabei der Eklektiker geblieben, der es blos zur Compilation aller Stylarten und Manieren brachte. Paris war für Mozart von Gewinn, indem er für ſeine ſpätern Dramencompoſitionen die ſchärfern Accente der Franzoſen kennenlernte, das Harm- und Sorgloſe ſeines Sichgehenlaſſens in der Compoſition fahren ließ, ohne bei ſtrafferer Zuſammenfaſſung ſeiner muſikaliſchen Ideen die alte Unſchuld und paradieſiſche Reinheit ſeines Empfindens einzubüßen.

Bewundernswürdig war ſelbſt den Pariſern die Leichtigkeit ſeines Schaffens in der Kammermuſik. Die leiſeſte Anregung genügt und er ſchreibt nach jedem, ihm nur angedeuteten Bedürfniß Concerte und Sonaten, ſelbſt für Flöte und Harfe, die beiden Inſtrumente, die er, wo ſie ſich vordrängen, als weichlich „verabſcheute". In wenigen Tagen ſchuf er eine Symphonie. Sonaten ſchüttelte er ſozuſagen aus dem Aermel, etwa ſo wie man improviſirt. Oft ſtanden ſie noch nicht auf dem Papier und er führte ſie aus wie er ſie innerlich feſtgeſtellt. Kaiſer Joſeph z. B. verlangte zu einem ſchnell angeſetzten Concertabend etwas Neues von ihm zu hören. Mozart entwarf eine Sonate für Piano und Violine, gab dem Geiger ſeine Stimme und übernahm das Clavier. Der Kaiſer bemerkte, daß Mozart ein leeres Blatt vor ſich hatte. Er ließ ihn nach dem Spiel zu ſich kommen und bitten, das Manuſcript der neuen Sonate mitzubringen. Mozart kam lächelnd und überreichte ein unbeſchriebenes Notenblatt; er habe noch nicht Zeit gehabt, die Clavierſtimme aufzuſetzen;

nur der Geiger hatte nach Noten geſpielt, er ſelbſt, ohne die Sonate zuvor gehört zu haben, aus dem Kopfe. Den Franzoſen war es neu, wie Einer ſo ganz nur in Tönen lebte und webte. Und er ſchien das nur ſpielend zu treiben, ganz ohne das Raffinement der Muſikjünger einer gewiſſen Schule von heute; er brachte es freilich auch in Paris zu nichts. Nachdem ſeine Hoffnung auf eine Organiſtenſtelle in Verſailles ſich vereitelt hatte, drängte es ihn zur Operncompoſition, ſelbſt in der „verfluchten" franzöſiſchen Sprache, die ſo „hundsföttiſch" für Muſik iſt. Die „teutſche iſt noch göttlich dagegen", ſchrieb er; die franzöſiſchen Sänger „ſchreien und heulen, und zwar aus vollem Halſe und Naſe und Gurgel." Aber er „empfindet ein ganzes Feuer im Leibe und zittert an Händen und Füßen für Begierde, den Franzoſen immer mehr die Teutſchen kennen, ſchätzen und fürchten zu lehren." — Man weiß von Mozart'ſchen Muſikſtücken zu einem Ballet in Paris, die mehrmals aufgeführt wurden, aber ſpurlos verſchwunden ſind. Wohl aber hat man aus dem Jahre 1778 ſeine für das Concert spirituel geſchriebene, ſogenannte Pariſer Symphonie (Nr. 9 in der Sammlung bei Breitkopf und Härtel). In den Proben ging's herzlich ſchlecht und Mozart hatte große Angſt. Er ſchrieb dem Vater nach Hauſe: „Ich bat Gott um die Gnade, daß es gut gehen möchte, indem alles zu ſeiner höchſten Ehre und Glorie iſt, und ecce! — alle Zuhörer wurden davon hingeriſſen und war ein großes Applaudiſſement." Vor Freude über das Gelingen eilte er ins Palais royal, „nahm ein gutes

Gefrorenes", betete den Roſenkranz, den er verſprochen hatte, und ging nach Haus.

Dort aber, in ſeiner Wohnung, lag die leidende Mutter; er drückte der Sterbenden noch in derſelben Nacht die Augen zu. Das Gefühl troſtloſer Vereinſamung ſuchte ihm dann Madame d'Epinay zu erleichtern. Eine Zeitlang Rouſſeau's Freundin und Gönnerin, bildete die Dame den Mittelpunkt eines litterariſchen und künſtleriſchen Kreiſes; ſie öffnete dem innerlich und äußerlich unterſtützungsbedürftigen deutſchen Muſiker eine Zuflucht in ihrem Hauſe. Man drängte ihn, Stunden zu geben, ſich um Gönnerſchaft zu bewerben, bei den Großen zu antichambriren; „mais il est zu treuherzig, peu actif" u. ſ. w. ſchrieb Grimm aus Paris; „mit der Hälfte weniger Talent und mehr Geſchick, ſich vorzudrängen", hätte er große fortune gemacht.

Seit dem Tode der Mutter trieb es ihn nach der Heimath zurück. Karl Theodor, der Kurfürſt von der Pfalz, war inzwiſchen als Erbe Baierns nach München übergeſiedelt. In Mannheim fand er denn auch Aloyſia Weber, für die er noch fühlte, als angeſtellte Hofſängerin, aber in den Netzen des romantiſch pikanten, verlodderten Schauſpielers Lange, deſſen Gattin ſie wurde. Freiherrn v. Dalberg's Plan, Mozart für die Compoſition ſeiner eigenen Melodramen zu gewinnen, zerſchlug ſich und der Muſiker kehrte innerlich und äußerlich verarmt nach Salzburg zurück, um für einen dürftigen Lohn, wie er ſagte, „in dem Bettelorte ſeine jungen Jahre zu verſchlänzen." Man hat Meſſen, Veſpern, Pſalmen, Symphonien und Concerte, die er in jener Zeit dort ſchrieb. Auch tauchte Schikaneder mit einer Wandertruppe, die das deutſche Singſpiel aus der Sphäre der Marionettenpoſſe herausarbeiten wollte, in Salzburg zum erſten Mal vor ihm auf. Mozart ſchrieb den „König Thamos", ein Werk, das zwiſchen Oper und Melodram zu ſchwanken ſcheint. Wie eine Miſſion erging endlich 1781 aus München an ihn die Aufforderung, den Re di Creta für die Carnevalszeit zu componiren. Er ſchrieb das Werk an Ort und Stelle, wie dies Sitte war; der Verkehr mit den Darſtellern erſchien heilſam und war Brauch für den Operntonſetzer. — In den Märſchen, in der harmoniſchen Behandlung des Orakels erinnert im Idomeneo noch Vieles an Gluck's Alceſte, allein die Chöre bleiben nicht ſteifer Hintergrund, greifen activer ein. Die Arie tritt noch nicht ganz wie in der Entführung, Figaro und Juan, in den Höhepunkt der Situation und der aus der Handlung dramatiſch entſpringenden Leidenſchaft des Empfindens; ſie bleibt noch vielfach, auch bei den Zugeſtändniſſen an die Sängerinnen conventionell, erſcheint oft wie eingelegte Moſaik. Vater Leopold ſchrieb dem Sohne nach München ſeine Beſorgniß, die Oper werde zu ſublim werden, nicht „Popolares, was auch lange Ohren kitzelt," bringen. Wolfgang beruhigte ihn; in ſeiner Oper ſolle Muſik ſein für alle Gattung von Leuten, ausgenommen für lange Ohren. Bei der erſten Aufführung war der Vater zugegen; er weinte an einigen Stellen und wäre dem Wolfgangerl gern um den Hals gefallen: die Muſik übertraf alle Erwartungen des ſorgen- und ſcrupelvollen, in alter Schule ergrauten Vaters. Gleich in der Hauptprobe war Karl Theodor nach dem erſten Acte ganz „ſürprenirt“ geweſen; Mozart war zu ihm hingeeilt und hatte ihm die Hand geküßt. „Wird charmant werden und Ihm Ehre machen“, hatten Kurfürſtliche Gnaden geſagt, „man ſollte nicht meinen, daß in einem ſo kleinen Kopf ſo was Großes ſtecken könnte!“ — Zu einer Anſtellung als Kapellmeiſter kam es aber doch nicht. War es der Kurfürſt ſelber oder ein noch weiſerer hochadeliger Intendant, der dem jungen Meiſter ſchon in Mannheim zu ſeiner Vervollkommnung erſt noch eine Reiſe nach Italien angerathen: der beſcheidene Mozart, bereits lange zuvor in Italien mit den höchſten Ehren gekrönt, hatte hoch aufgehorcht bei dieſem guten Rath und ſtill drein gelächelt.

Nach der Heimath zurückgekehrt, ward ihm indeß die Mißhandlung von Seiten des Erzbiſchofs von Salzburg doch alsbald unerträglich. Erzbiſchof Hieronymus, aus dem Hauſe Colloredo-Wallſee und Möls, wird in Mozart's Briefen „ein Menſchenfeind“ geſcholten, „ein ſchlecht denkender Fürſt, der ihn für lumpige 400 fl. jährlich alle Täg cujonirt.“ Mozart ertrug es lange um ſeines Vaters willen, den die Angſt folterte, ohne amtlichen Zuſammenhang würde der Sohn vogelfrei in der Welt zerflattern und umkommen. In Wien kam es ſchließlich zum Bruch. Der Erzbiſchof hielt dort am Graben, im Deutſchen Hauſe, mit all ſeinem Ingeſinde zeitweiſe Hof. Mozart wurde zu den Bedienten des geiſtlichen Herrn gethan, ſpeiſte mit dieſen gemeinſam und ſaß bei

Tiſche zwiſchen dem Kutſcher und dem Zuckerbäcker. Wenn der hohe Kirchenfürſt Geſellſchaft gab, oder in andere herrſchaftliche Cirkel geladen war, ließ er ſeine Kapelle aufſpielen, dann aber ſeine Muſiker unter die Bedienten zurücktreten. Beim Fürſten Gallitzin hatte Mozart, der Componiſt des Idomeneo, ſich unter die Geſellſchaft gemiſcht, nachdem ſein Spiel jubelnd begrüßt worden. Das nannte ſein Brotherr die Frechheit eines Knechtes. Andern Morgens ließ der Erzbiſchof ihn vor ſich kommen. „Er machte mich aus wie einen Gaſſenbuben“, ſchrieb Mozart, „ſagte, ich könne mich ſcheren, nannte mich einen Buben, einen liederlichen Kerl, Lausbub, Fex.“ Der hohe Kirchenfürſt verlangte, ſein Leibmuſiker ſolle ſich wie ſeine Kammerdiener hübſch im Vorzimmer aufhalten, um bei der Hand zu ſein zum Aufwarten. „Ich war ſchon zweimal Hundsfutt, das zu dulden“, ſchreibt Mozart, „das dritte Mal konnte ich's nimmer ſein.“ Zitternd an allen Gliedern, legte er ſich krank ins Bett. Er verließ ſofort das Haus des Erzbiſchofs, zog zur Frau Weber und verlangte ſchriftlich ſeinen Abſchied aus dem erzbiſchöflichen Dienſte. Da ſein Geſuch unerwidert blieb, ſtellte er ſich mit ſeinem Begehr nochmals perſönlich ein; ein Graf Arco aber, Kammerherr Sr. hochfürſtlichen Gnaden, ſtieß ihn mit dem Fuße zur Thüre hinaus. Mozart glühte vor Scham und Rache; er verſicherte ſeinem Vater, dem Herrn Grafen den Tritt wiederzugeben, wo er ihn fände. Der Alte konnte ihn nur mit Mühe beſchwichtigen. — Vater Leopold war auch ſonſt mit dem nun frei gewordenen Sohne und ſeinem ungebundenen Lebenswandel fortgeſetzt unzufrieden. Der Wunderknabe war ehedem in den Salons verwöhnt. Er trug gern ſeine Spitzen, an Händen und am Bruſtlatz, auch zwei goldene Uhren, nach der Sitte der Zeit; liebte fröhliche Geſellſchaft, ſein Humor ſchäumte gern auf wie Champagner. Auch auf allerlei Zuträgereien aus Wien hörte der Alte und machte ihm peinliche Vorwürfe. Der Wolfgang ſollte ſogar an einem öffentlichen Tanzort mit einem übelberufenen Frauenzimmer getanzt haben, ja, Freitags nicht faſten. Der Sohn rechtfertigte ſich getreulich und gewiſſenhaft. Er war ein leidenſchaftlicher Tänzer, er rühmte ſich ſogar ſeiner Studien bei Veſtri im Dienſt Terpſichore's, konnte nicht leicht dem Reiz widerſtehen, die Redouten zu beſuchen. Aber jene Frauensperſon kannte er gar nicht zuvor, hatte ſie auch nur engagirt, um im Contredanſe eine ſichere Tänzerin zu haben. Freitags ſich die Nahrung zu entziehen, halte er für keine Sünde; auch thue er's nicht öffentlich und prahle nicht damit. Jeden Freitag und Sonntag gehe er in die Meſſe, verſichert er dem Alten, und habe Religion, ob er ſchon ein „fälliger junger Menſch“ ſei.

Mozart ward von da ab ſeinem Vater gegenüber mündig. Seine innere Mündigkeit hatte er ſchon mit Idomeneo bethätigt; mit der „Entführung“ eröffnete er die Periode ſeiner Selbſtändigkeit; Figaro und Don Juan in der Epoche ſeiner Meiſterſchaft zeigen ihn auf der Sonnenhöhe ſeiner Kunſt.

Bevor wir auf ſeine letzte Epoche eingehen, ſei noch ſeines Clavierſpiels gedacht. Was auch davon der Zeit verfallen ſein mag, namentlich der fortgeſchrittenen Virtuoſität und der Vervollkommnung der Inſtrumente von heute gegenüber, ſo darf doch nicht unerwähnt bleiben, was er als ausübender Künſtler geweſen. Er war in Wien wiederholt darauf angewieſen, Unterricht zu geben, und in Concerten weſentlich als Pianiſt aufzutreten. Rochlitz erzählt, Mozart habe es als „ſein größtes Leidweſen“ beklagt, daß man von ihm gewöhnlich nur „mechaniſche Hexereien und gaukelhafte Seiltänzerkünſte“ auf dem Inſtrumente erwartete und zu „ſehen“ wünſchte, ſtatt dem Fluge ſeiner Phantaſie und dem Gedankengange ſeines Muſikſtückes zu folgen. Alſo wirkte auch damals ſchon auf das Publicum mehr die virtuoſe Ueberwindung techniſcher Schwierigkeiten als der correcte Vortrag des muſikaliſchen Ideengehaltes! Mozart warnte auch ſchon ſeiner Zeit vor der Ueberſtürzung des Tempo; es ſei weit leichter, raſch, als langſam zu ſpielen; er ſprach vom „Verhudeln“ eines Tonſtücks, wo Grimaſſen die Grazie, Hitze die Kraft, barbariſcher und blos ſinnlicher Aufruhr den Aufſchwung des Geiſtes erſetzen ſollten. Zeitgenoſſen von Belang bezeugen ſogar, daß Mozart als Pianiſt nicht blos auf der Höhe der Zeit, ſondern überhaupt auf der Höhe der Kunſt geſtanden. Clementi, ſein Nebenbuhler in Kaiſer Joſeph's Cabinett, fühlte ſich überwunden und ſagte neidlos, ſo geiſt- und anmuthvoll habe er niemals ſpielen hören. Dittersdorf, der mit ſeinem „Doctor und Apotheker“ Mozart's Opern bei weitem an Popularität bei der Menge überholte, geſtand, in Mozart's Spiel ſeien Kunſt und Geſchmack merkwürdig vereinigt. Haydn ſagte mit Thränen in den Augen, Mozart's Spiel ſei ihm unvergeßlich, weil es „ans Herz ginge". Und dahin, däucht uns, geht ächte Kunſt; raffinirte Programmmuſik iſt ein Kind des Räſonnements und des klügelnden Verſtandes. Bach der Aeltere war für den Pianiſten Mozart der Vater des Styls, namentlich in contrapunctiſcher Behandlung eines Thema's; Bach der Jüngere war ihm der Meiſter im virtuoſen Spiel. Dabei blieb Mozart auch als Clavierſpieler ſich und ſeinem Grundweſen treu, alles was Ton heißt, zum Geſange hinzuführen; ihm war das Arioſo die Blüthe der Kunſt. In Bezug auf Cantabilität in Behandlung aller Inſtrumente ſagt ſelbſt Richard Wagner, Mozart habe dem Orcheſter den ſehnſuchtsvollen Hauch der menſchlichen Stimme eingehaucht. Heute drängt und quält man umgekehrt die Singſtimmen zu Orcheſterleiſtungen, ſucht ſogar aus der Armuth, der Armuth an Melodien, eine Tugend zu machen, indem man Charaktermalerei, die allerdings den neuern Italienern fehlt, während ſie Mozart giebt, ohne ſie in geſuchte Abſtraction ausarten zu laſſen, als Hauptzweck der Tonkunſt aufſtellt, ihr Gebiet ſogar bis zur Schilderung ganz körperlicher, ſachlich äußerlicher Gegenſtände erweitern will. — Das zeitgenöſſiſche Publicum faßte Mozart's Compoſitionen nicht ſo auf wie wir von heute, die wir auch Beethoven beſitzen; man fand Mozart zu ſchwer. Man nannte ihn in der Kammer- und Concertmuſik neben Haydn einen

Klopſtock neben Gellert. Im Opernſtyle entwickelte er, gegen die leichtgefüßten Italiener gehalten, allerdings eine Schwerkraft, die erſt begriffen ſein wollte, um Ohr und Seele dafür zu befähigen. Uns iſt er in der Muſik der Glückſpender, der Seligmacher, der mit ſeiner Grazie, mit ſeinem Humor entzückt, wo Beethoven mit ſeinem unerbittlichen Tiefſinn uns bannt. Es iſt ein Unterſchied, ob das Herz vor Freude jauchzt, oder in ſchmerzhaftem Rauſch zittert. Mozart ſteht in der Kammer- und Concertmuſik zwiſchen Haydn und Beethoven mitten inne. Nur ein Haydn konnte ihm vorangehen, nur ein Beethoven ihm folgen auf dem Gebiet der inſtrumentalen Muſik. Weniger loſen Scherz und ungebundene Tändelei, feſtere muſikaliſche Gedankenverbindung in der Kammer-, Salon- und Orcheſtermuſik giebt freilich Beethoven. Aber Beethoven überladet nicht ſelten die hypochondriſche Schwere ſeines grübelnden Gedankengangs, wo Mozart ſcheinbar ſpielend, ein ſanguiniſcher Verſchwender, ſein Höchſtes ausgiebt, das Tiefſte faſt lachend hinſchüttet. Beethoven's muſikaliſche Logik iſt ſchärfer, aber nie abſtract räſonnirend. Mozart iſt reicher, Beethoven tiefer. Gleich ſehr getrieben von edler Leidenſchaft ſind Beide; aber Beethoven's Dämon reißt hin und erſchüttert, wo Mozart's Grazie beglückt und beſeligt.

Der 29. October 1787 war der Tag, wo Mozart's Stern am höchſten ſtand; es war der Tag der erſten Aufführung des Giovanni in Prag. „Die Böhmen verſtehen mich!“ hatte Mozart ſchon bei Gelegenheit ſeines Figaro geäußert. Die

Böhmen ſteiften ſich damals noch nicht darauf, czechiſch zu ſein, gaben ihren jahrhundertlangen Zuſammenhang mit dem deutſchen Geiſtesgang nicht auf. Freilich war die Muſik das allgemeine, univerſale Element der Bildungsſphäre zu jener Zeit; erſt die nachfolgenden Revolutionen führten wie beim Thurm zu Babel die Scheidung der Völker nach ihren Sprachen herbei.*)

Am 7. Mai des nächſten Jahres erſchien Don Juan zum erſten Male in Wien auf dem Theater, und zwar auf Befehl Kaiſer Joſeph's; die Oper mißfiel aber dort. Joſeph ſagte: „Die Muſik iſt göttlich, aber das iſt keine Speiſe für die Zähne meiner Wiener!“ Der Abbate Da Ponte hinterbrachte dem Tondichter das Wort des Kaiſers. „Man muß den Wienern Zeit laſſen,“ war Mozart's Erwiederung. Für die deutſche Oper, kurz zuvor eh' er ſie fallen ließ, hatte ihm der Kaiſer, bei Veranlaſſung eines Gartenfeſtes in Schönbrunn, noch einen Auftrag gegeben, „den Schauſpieldirector“, einen abſichtlich leicht gehaltenen Text, den Louis Schneider in unſern Tagen umgeſtaltete.

Univ. Bibl.

---

*) Was Einzelnheiten in Heribert Rau's Roman betrifft, ſo muß es als entſchieden erlogen bezeichnet werden, daß eine Signora Mandini, eine Geliebte Mozart's aus ſeiner römiſchen Zeit, für die plötzlich am Tage der erſten Aufführung erkrankte Sängerin als Donna Anna eintrat und die Rolle, die ſie insgeheim für ſich ſtudiert, in leidenſchaftlicher Liebe zum Tondichter durchführte. Eine Signora Mandini weiſt der von Otto Jahn mitgetheilte Prager Theaterzettel als Marzelline im Figaro auf; in Wien ſpielte ein Signor Mandini den Giovanni.

Auch der Text zu Cosi fan tutte ward ihm noch unter Kaiſer Joſeph übertragen, um ihn für italieniſche Sänger an den leichtern Styl zu gewöhnen. Ohne alle höheren Anforderungen, gab das Libretto (zu Deutſch: So machen es Alle, oder die Schule der Liebenden) mit den Scherzen der Galanterie bei ſehr zerbrechlicher Treue wahrer Neigung einen Stoff für eine gewöhnliche Opera buffa bei üblicher Nachgiebigkeit gegen die Sänger und Zugeſtändniſſen für den Geſchmack des Publicums. Dabei rühmt man doch auch noch heute die durchſichtige Klarheit der Compoſition. Mozart's muſikaliſche Ueberlegenheit zeigte ſich in der Beherrſchung jedes Stoffes, auch wo er ſich bewußt war, nicht alle Schleuſen des Gemüths eröffnen, nicht alle Mittel der Kunſt entfalten zu können, um einen geiſtig und moraliſch dünnen Gehalt zu verdecken; ſeine Meiſterſchaft zeigt ſich auf ſo leichtem Gebiet als ebenſo groß wie bei der Wucht ſtarker und mächtiger Stoffe. Von Belang waren die Erfolge dieſer leichter gehaltenen Oper ebenſo wenig. Und mit Joſeph's Tode hörte auch die Beſtellung von Tanzmuſiken zu den Redouten auf, die der Kaiſer begünſtigte, um damit eine Annäherung der Stände, eine Berührung von Hoch und Niedrig zu erleichtern.

Zu der Berliner Reiſe hatte Fürſt Karl Lichnowsky, Gemahl der Mozart befreundeten Gräfin Thun, in Schleſien begütert, mithin zu einem Beſuche in der preußiſchen Hauptſtadt veranlaßt, dem Künſtler die Gelegenheit geboten. Juſt am Tage ſeiner Ankunft ſpielten ſie in Berlin ſeine Entführung. — Ein kleiner Mann im Parterre, der ſich bis ans Orcheſter vordrängte, machte ſich mit heftigen Armbewegungen, als wollt' er mit dem Tactirſtocke nachhelfen, dem Publicum auffällig, bis er den Geigern an einer Stelle, wo ſie ihm fehlzugreifen ſchienen, laut zurief, ſie müßten d. nicht dis greifen. Der Ruf, Mozart ſei da, unterbrach die Oper; die Conſtanze konnte vor Schreck nicht weiter ſpielen, bis Mozart hinter den Couliſſen ſie beruhigte und ermuthigte. Bei Hofe fragte ihn der König, wie ihm die Berliner Kapelle gefiele. Mozart erwiederte, es ſeien einzeln die größten Virtuoſen da; wenn die Herren nur zuſammen wären, ſie würden's halt noch beſſer machen! Darauf ſoll denn der Antrag erfolgt ſein, die Kapelle zu führen, den Mozart ablehnte. Zu einem öffentlichen Concerte brachte es Mozart nicht in Berlin, während Dittersdorf, der in demſelben Jahre Berlin beſuchte, das Opernhaus dazu erhielt, nachdem er ſich freilich mit Reichardt gut geſtellt und der Mamſell Rietz, Gräfin Lichtenau, den Hof gemacht. Doch fehlte es für Mozart weder an Beſtellungen von Seiten des Königs, noch an der goldnen, mit goldnen Friedrichen gefüllten Doſe, während es beim Dresdener Hofe für ihn nur eine leere Doſe gab.

In Leipzig brachte er es nur zu einem für ihn gewinnloſen Concerte, zu welchem ſeine Leutſeligkeit allen guten Collegen der Stadt freien Eintritt geſtattete. Doles, der Cantor an der Thomasſchule, glaubte Johann Sebaſtian Bach auf der Orgel wiedererſtanden, als Mozart in der Kirche ſpielte. Leipzig gab ihm auch Veranlaſſung zum eifrigen Studium der Bach'ſchen Motette; man ſah ihn einen halben Tag über den Handſchriften des alten Meiſters brüten.

Mit Kaiſer Leopold's Regierungsantritt wurde Jeder zurückgeſetzt, der bisher bevorzugt geweſen. Der Beſeitigung der Joſephiniſchen Reformen folgte in Allem, auch im Kleinen, der Rückſchritt. Selbſt Salieri ſah ſich gedrungen, die Leitung der Oper niederzulegen, Mozart wurde ganz überſehen. Vergebens bat er um die zweite Kapellmeiſterſtelle, vergebens um den Clavierunterricht der Prinzen; offenbare Geringſchätzung war es, daß er bei einem Beſuche des Königs von Neapel, wo faſt alle Künſtler Wiens zur Burg geladen wurden, ausgeſchloſſen blieb. Er fühlte ſich verletzt, in ſeinen Arbeiten gelähmt, es folgte für ſein Componiren ein unfruchtbares Jahr. Seine Bedürftigkeit wuchs, er ſuchte mit Gewalt nach Gunſt, nach Brot. Kaiſer Leopold's Krönungsfeſt in Frankfurt ſchien ihm ein Wink, das Auge oder das Ohr des Herrſchers auf ſich zu lenken. Man nennt das glänzende Concert in D-dur das Krönungsconcert; wie es ſcheint, hat er es im Frankfurter Theater geſpielt. Man kennt auch noch die kleine Weinwirthſchaft in Frankfurt, wo der Meiſter Amadeus Abends ſaß und Trübſal ſpann. Schon die Reiſe dahin war nicht ohne Opfer möglich geweſen; er hatte ſein Bischen Silberzeug verkaufen müſſen, um die Koſten beſtreiten zu können, da er ſich den „befohlenen" Muſikern nicht anſchließen durfte. Er lebte ſtets leicht und ſorglos, ſein aller

Welt und für alles Elend offenes Herz verführte ihn ſelbſt zur Vergeudung des ihm und den Seinen Nöthigſten, während ſein Hausſtand ſchwerer ward, ſeine Frau zu kränkeln begann, die Zahl der Kinder ſich mehrte, freilich durch den Tod verringert wurde. Sein Frankfurter Brief an Conſtanze verräth, daß er bei ſeinen Geldverlegenheiten ſelbſt in die Hände von Wucherern gerieth. Er ſchreibt von einer Anleihe von 1000 fl., die er „in Tuchen“ erhalten. Manche Thräne fiel ihm auf's Papier; „nun aber luſtig!“ ſchließt er, „fange auf — es fliegen auch erſtaunlich viel Buſſerl herum — was Teufel! — ich ſehe auch eine Menge — — ha ha! — ich habe drei erwiſcht — die ſind koſtbar!“ — Er behielt auch in Noth und Trübſal die Wieneriſche buntſcheckige Faſchingslaune. Er blieb als Menſch ein großgewordenes Kind. Sein Stanzerl mußte ihn bevormunden in allen häuslichen Dingen, bei Tiſch ihm ſelbſt das Fleiſch auf dem Teller ſchneiden, weil er bei ſeinen heftigen, oft hin und her tactirenden Handbewegungen ſich mit Meſſer und Gabel zu verwunden fürchtete. Sein fröhliches Herz liebte Bacchanale. Auf den Redouten und bei Freunden und Gönnern auf Maskenbällen machte er gern und unvergleichlich den Harlekin und den Pierrot, und dichtete dazu ganze Scenen, ganze Poſſen in Knittelreimen. Ein Liebhaber des Billardſpiels, entwarf er den Stößer in der Hand das erſte Quintett der Zauberflöte, wie er in Prag beim Kegelſchub an der Partitur des Giovanni geſchrieben. Am meiſten, ſagt ein Zeitgenoſſe, machte er poſſenhafte Streiche, wenn er innerlich auf's tiefſte mit einer großen Arbeit ſich trug; von der lärmenden Luſtigkeit verſiel er dann freilich auch wohl mitten unter Menſchen in ſchweigenden Ernſt. Mitunter, heißt es, konnte er in ſeiner tollen Laune auch „ſchlimm“ ſein, d. h. ſarkaſtiſch; er nahm bei ſeiner Wahrheitsluſt kein Blatt vor den Mund. In der Zärtlichkeit ſeiner Herzensbedürfniſſe kannte er bei der Sorgloſigkeit ſeines Weſens oft keine Grenzen. Von ſeinem „Narriren“ hatte ſchon früher das Augsburger Bäsle zu leiden gehabt. „Wenn ich“, ſchrieb er einmal dem Vater, „Alle heirathen müßte, mit denen ich geſpaßt habe, ſo müßt' ich leicht hundert Frauen haben!“ — Von ſeinen „Stubenmädeleien“ machte er ſelbſt der Frau kein Hehl. „Er war aber ſo lieb, daß es nicht möglich war ihm bös zu ſein“, ſagte Conſtanze. Und doch rückte ihm die Nemeſis ein gräßliches Ereigniß, obſchon er es nicht verſchuldete, ſo ſchmerzlich nahe, daß es über ſeine Stimmung einen düſtern Schatten warf. Eine Frau H. in Wien, der er Unterricht gab, erweckte die Eiferſucht ihres Gatten gegen Mozart. In der Raſerei ſeiner Leidenſchaft verwundete der Othello ſein Weib, verletzte ſie blutig. Im Schreck über ſeine wilde Thorheit aber entleibte er ſich; die Frau wurde geheilt und gerettet. — Der von Rochlitz mitgetheilte ſogenannte „goldne Brief“ Mozart's iſt jedenfalls interpolirt. Zelter nannte ihn ſo um der goldnen Regeln willen, die er einem Dilettanten giebt, der ſich Rath bei ihm erholt für ſein Schaffen und Componiren. Er iſt an einen Baron v. P. gerichtet, und beginnt: „Ihr Präſent kam wie ein Stern in dunkler Nacht, oder wie eine Blume im Winter.

oder wie ein Glas Madeira bei verdorbenem Magen, oder — wie Sie wollen. Gott weiß, wie ich mich manchmal placken und ſchinden muß, um das arme Leben zu haben, und Stanzerl*) will doch auch was haben. Wer Ihnen geſagt hat, daß ich faul würde, dem (ich bitte Sie herzlich, und ein Baron kann das ſchon thun) dem verſetzen Sie aus Liebe ein Paar tüchtige Watſchen. Ich wollte ja immer, immerfort arbeiten, dürfte ich nur immer ſolche Muſik machen wie ich will und kann, u. ſ. w."

Mozart fuhr fort, auf Beſtellung zu arbeiten, in faſt allen Zweigen und Fächern ſeiner Kunſt; doch ſchrieb er eben ſoviel aus Gefälligkeit für Virtuoſen, für Freunde und Liebhaber der Kunſt. Man zählt wenigſtens 30 einzelne Arien aus ſeiner Meiſterzeit (1781—91), die er gelegentlich Sängern und Sängerinnen einlegte oder für Concerte beſtimmte. Statt Lohn, ward ihm oft nur Undank dafür zu Theil. Das Zeitalter hatte ſo wenig wie ſein freigebiges Herz ein Bewußtſein oder nur eine Ahnung von einem geiſtigen Eigenthumsrecht. Man kannte nur materiellen Beſitz, wie man ja auch noch heute zwiſchen geiſtigem und ſachlichem Eigenthum eine Grenze ziehen will, um die Rechtsnachfolger der Dichter und Künſtler mit Einem Schlage ihres Erbes und Familienbeſitzes zu berauben; der Staat treibt hierbei noch heute zum Beſten einer angeblich freiſinnigen Volkswirthſchaftslehre vollſtändigen Communismus und meint doch ſonſt das Erbrecht der Kronen und das Eigenthum der Familien ſchützen zu müſſen. Früher war das Rechtsbewußtſein ſo ſtumpf, daß man in Sachen geiſtiger Erzeugniſſe den materiell roheſten Beſitzer, wenn er es thatſächlich war, dem Brauche nach für den rechtmäßigen hielt. Hatte der Componiſt ſeine Opernpartitur an einen Theaterdirector verkauft, natürlich doch nur Behufs der Benutzung für deſſen eigene Bühne, ſo begab ſich der Erzeuger des Werks alles weitern Beſitzanſpruchs darauf; allein nicht einmal der Impreſſario, ſondern der Copiſt der Partitur, weil er die Handſchrift des Componiſten materiell in Händen hatte, trieb durch Verkauf derſelben ſein übliches Wuchergeſchäft. Es war erklärlich, daß Mozart darbte, gleichviel ob er das Höchſte, oder das Populärſte im muſikaliſchen Drama ſchrieb. Das Letzte war der Fall bei der Zauberflöte, die raſch über die deutſchen Bühnen ging, ohne dem Componiſten Tribut zu bringen. Als er den Directoren ſein Werk anbot, hieß es, man beſäße es ſchon; man bezog es von Schikaneders Theaterſchreiber.

---

*) Für Stanzerl ſteht im Brief „Mänerl", was Otto Jahn mit Recht für einen Druck- oder Schreibfehler hält. Für „Gratſchelweib", das Otto Jahn nicht zu kennen eingeſteht, hätte auch „Fratſchelweib" geſetzt werden können; Fratz und Fratſchel iſt in der Wiener Mundart geläufig und bekannt genug.

Die Bekanntſchaft mit Schikaneder, dem Director auf der Wieden, führte Mozart zur Compoſition der Zauberflöte. Die deutſche Oper, vom Hofe fallen gelaſſen, mußte ſich jetzt vom Volkstheater aus Bahn brechen, auf dem Boden der Poſſe mit Geſang neu aufwachſen. Schikaneder, bei unbedeutender Baßſtimme doch ein beliebter draſtiſcher Buffo im niedrig Komiſchen, als Menſch ein Schlemmer und Verſchwender, ging 1791 dem Ruin entgegen; ein Caſſaſtück konnte ihn retten, und ein ſolches mußte eine Zauberoper ſein. Als Da Ponte Wien verließ, hatte er Mozart aufgefordert, mit ihm nach London zu gehen, dort gemeinſam mit ihm auf beſſerem Boden Fortuna's Gunſt zu ſuchen. Es gebrach zur Reiſe an allen Mitteln; Mozart mußte daheim ſich retten oder untergehen. Auch ſeinen theuern Haydn, den einzigen Genoſſen, der ihn tief erkannte und wahrhaft liebte, mußte er nach London fortziehen ſehen, wo es dem Vater der „Schöpfung", dem Muſiker mit der lachenden Gottesfurcht im Herzen, nebenbei auch vergönnt war, einige Schätze dieſer Welt zu ſammeln. Mozart ließ ſich von Schikaneder gewinnen, ob er ſich gleich zu Anfang gegen ein poſſenhaftes Zauberſtück ſträubte. Der Verſucher räumte ihm ein Gartenhäuschen im Hofe ſeines Theaters ein, um ihn zur Arbeit drängen und auf ihn einwirken zu können. Dort und zum Theil im Caſino zu Joſephsdorf bei Wien hat Mozart die Zauberflöte componirt. Daß ihn Schikaneder, um ihm Zerſtreuung, Erfriſchung, Belebung der Nerven zu verſchaffen, zugleich in die Strudel ſinnlicher Genüſſe gelockt, iſt vielfach behauptet; wir wiſſen nur, daß Mozart's gutes, offenes, freudebegabtes Herz den Göttern des Lebens opfern konnte, ohne vom Gott der Ewigkeit abzufallen. In ſeinem neuen Werke mußte der Tondichter der Liebe einige Stufen herunterſteigen, um ſeinem Cumpan, der ſich den Papageno con amore zurechtrückte genugzuthun. Die Arie: „Ein Mädchen oder Weibchen“, das Duett: „Bei Männern, welche Liebe fühlen,“ das poſſierliche „Papa-Papa“ hat ihm Schikaneder, ſagt man, in Volksmelodien vorgebrummt, bis es ihm Mozart recht gemacht. Dem Tondichter blieb im Tamino und in der Pamina noch genug für den Schmelz der ſehnſüchtigen und der innigen Liebe übrig. Die Rachearie der Königin der Nacht mit dem dreigeſtrichenen f ſchrieb er ſeiner Schwägerin Joſepha, Frau Hofer, zu Liebe. Neu und groß am Stoffe erſchien, daß der Zauberer kein böſes Weſen, ſondern Haupt einer edlen Menſchenverbrüderung war, deren Urſprung in den ägyptiſchen Myſterien der Iſis zu ſuchen. Unter Kaiſer Leopold war die Freimaurerei in Wien nicht mehr offen geduldet; abr der von Joſeph begünſtigte Bund freiſinniger, aufgeklärter, in Menſchenliebe Religion übender Männer wirkte noch im Stillen fort, und Sympathien für ſolchen Bruderbund zu wecken, war ſchön in der Abſicht, konnte Glück machen in der Wirkung. Schikaneder ließ das zu oder gab zu ſolchen Einflüſſen ſelbſt die Anregung. Mozart war Maurer. In Wien gab es 1785 nicht weniger als acht Logen, der „Zur gekrönten Hoffnung“ gehörte er ſelbſt an. Sein ganzes edles Herz, ſeine brüderliche Menſchenliebe, ſein faſt verſchwenderiſcher Hang im Helfen, im Lindern der Noth, ließ ihn in den Formen und Geheimniſſen des Ordens die Religion einer allgemeinen Menſchenverbrüderung ſuchen, für welche das ganze Zeitalter in ſeinen edelſten Vertretern ſchwärmeriſch empfand. Vom Kosmopolitismus jener Epoche, vom urſprünglich edlen Drange, die Feſſeln der geſonderten Nationalität, der Politik und der Religionsdogmen abzuſtreifen, um freies Menſchenthum zu feiern, — von dieſem ſchönen Wahn hatte die franzöſiſche Revolution damals die Welt noch nicht enttäuſcht. Mozart trug ſich ſogar mit dem Gedanken, eine eigne geheime Geſellſchaft: „die Grotte" zu ſtiften, deren Statuten er ſelbſt entwarf. Er empfand ein tiefes Genüge und Behagen, in ſeiner neuen Oper dem Bunde für Aufklärung und Menſchenglück die rechten Töne zu leihen. Sein Saraſtro und die Prieſterchöre im Tempel des Oſiris athmen den ganzen Zauber der edelſten Menſchenliebe und einer Erleuchtung der Seele, die ihrer Verklärung ſchon nicht mehr fern ſtand. Beethoven hielt die Zauberflöte für Mozart's größtes Werk, weil er hier zuerſt ſich als deutſcher vollendeter Meiſter gezeigt und faſt in jeder Gattung, vom Liede bis zum Choral und der Fuge. Nach Otto Jahn iſt Thatſache, daß in Berlin erſt die Zauberflöte der deutſchen Oper das Uebergewicht gegen die italieniſche verſchaffte.

Vom März bis Juli 1791 war dies Werk in ſeinen Hauptſtücken fertig: da erſchien in Mozart's Wohnung ein ihm unbekannter Bote, ein langer, hagerer, grau gekleideter Mann, mit anonymem Brief, der die Anfrage enthielt, für welchen Preis und in wie kurzer Zeit der Maeſtro eine Todtenmeſſe liefern könne. — Mozart hat in ſeinen Geſuchen bei Kaiſer Leopold und beim Magiſtrat zu Wien ſeine Vertrautheit mit dem Kirchenſtyl hervorgehoben, um ſich für eine Stelle am Stephan als Leiter geiſtlicher Muſik zu empfehlen. Der geheime Auftrag mußte ihn reizen, ein Werk zu liefern, das, dem Streit der Parteien im Opernſtyl entzogen, von Freund und Feind noch nach ſeinem Tode geſchätzt werden könne. Es ward ihm Muße dazu gegönnt, der Termin der Lieferung nicht allzu feſt beſtimmt, der Preis gezahlt mit dem Verſprechen einer Zulage; dem Beſteller ſei nicht nachzuforſchen, ihn auszufinden würde vergebliche Mühe ſein. Die augenblickliche Ausführung des Requiem kreuzte der Auftrag der böhmiſchen Stände, zur böhmiſchen Königskrönung Kaiſer Leopold's eine Oper zu ſchreiben. Wiederum war es Prag, nicht Wien, das ihn erkannte und ſchätzte. Metaſtaſio's La Clemenza di Tito war der Text. Nur wenige Wochen waren dazu vergönnt; Mozart machte ſich ſofort auf den Weg, um, der Sitte gemäß, an Ort und Stelle, im Einvernehmen mit den Geſangs- und Orcheſterkräften, das Werk zu arbeiten. Im Begriff, mit ſeiner Frau in den Reiſewagen zu ſteigen, tritt der unbekannte graue Bote als Mahner an die beſtellte Todtenmeſſe dicht auf ihn ein, zupft Frau Conſtanze am Mantel und fragt, wie es nun mit dem Requiem ſtehe. Mozart nahm die ernſte Mahnung wie aus den Gefilden des unſichtbaren ewigen Jenſeits. Er entſchuldigte ſein weltlich Thun, bat um Verlängerung der Friſt für das Werk und verſprach, es ſollte nach der Rückkehr von Prag ſeine erſte Arbeit ſein. Der Bote war zufriedengeſtellt und verſchwand. — Der Schleier des Geheimnißvollen iſt für uns abgeſtreift, man kennt den Auftraggeber des Requiem und den Abgeſandten; nur ſollten die Forſcher, die es ermittelt, nicht vergeſſen, daß für Mozart ſelbſt das Dunkel der geheimen Beſtellung blieb und ihm die Stimmung erhielt, als ſei's ein Wink von oben, den weltlichen Styl in der Kunſt zu verlaſſen und ein Memento mori zu ſchreiben. Der graue Bote, Leutgeb mit Namen, war der Verwalter eines Grafen Walſegg zu Stuppach, eines muſikbegeiſterten, aber ruhmſüchtigen Dilettanten, der zur Todtenfeier für ſeine zu Anfang des Jahres verſtorbene Gattin ſich heimlich ein Werk des hohen Meiſters verſchaffen wollte, um es als ſein eigenes aufzuführen. In der That wurde in des Grafen Nachlaß ein ſorgfältig von ſeiner Hand abgeſchriebenes, bis zum Sanctus fertiges Requiem vorgefunden, das angeblich als des Abſchreibers Arbeit in der Ciſtercienſer Abtei zu Wiener-Neuſtadt aufgeführt worden.

In Zeit von 18 Tagen war Titus vollendet und einſtudiert. Süßmayr, der Johannes unter ſeinen Schülern, hatte den Meiſter nach Prag begleitet. Dieſem hat er, der Hülfe im Arbeiten bedürftig, ſeine Ideen mitgetheilt; von Süßmayr ſollen die Recitativi secchi zum Titus ſein. Am 6. September, dem Tage der Krönung, ward die Oper nach der Tafel vor den Majeſtäten und einem geladenen Publicum im Nationaltheater aufgeführt. Zu dem ſinnlichen Lärm der ſonſtigen Krönungsfeierlichkeiten in Prag konnte die elegiſche Weihe dieſer tiefgefühlten Muſik nur wenig ſtimmen. Mozart hat das gemerkt; die Niedergeſchlagenheit, die ſich deshalb ſeiner bemächtigte, ſteigerte vielleicht das körperliche Uebelbefinden, das ihn befiel. Schon während der Arbeit an der Zauberflöte hatte er Anwandlungen von Ohnmachten; er brauchte Arzneien; in ſeiner blaſſen traurigen Miene, nur auf Augenblicke von ſeiner natürlichen Geſellſchaftslaune verſcheucht, wollte man ſchon den Hippokratiſchen Zug entdecken. Bei mehr Muße hätte er trotzdem wohl den Titus fertiger ausgearbeitet. Er zog die drei Acte des Buches in zwei zuſammen, ohne dem an ſich keineswegs undramatiſchen, aber ſchon oft componirten Stoffe, bei der ſentimentalen Rhetorik und bei der Declamation der Tugendphraſen, mehr Spannung und Reiz zu geben. Es fehlen der Oper Geſammtſtücke; Mozart ſtellte, den Sängern zu Liebe, Arie neben Arie. Daß ſich für Sextus kein Caſtrat mehr fand, zwei Frauen im Stück Liebhaberrollen ſpielen, gehört wohl ebenfalls zu den Uebelſtänden. Nur Vitellia, die in der Hoffnung getäuſcht wird, Titus werde ſie, die Tochter des entthronten Kaiſers, als Gattin an ſeine Seite erheben, und den Sextus zur Empörung ſtachelt, entwickelt im Buch dramatiſche Leidenſchaft.

Die Gunſt der Menge konnte Mozart mit ſeinem Titus nicht erringen; ſie ſollte ihm erſt mit der Zauberflöte zu Theil werden, als es für ihn zu ſpät war. Leidend kehrte er nach Wien zurück, um dies Werk — noch fehlten ein Chor und die Ouvertüre — zu vollenden. Am 30. September leitete er die erſte Aufführung am Clavier, während Süßmayr, ihm zur Seite, die Notenblätter wendete. Anfangs war der Beifall ſchwach, das Publicum ſchien, wie man in Oeſterreich ſagt, „begriffsſtutzig“; die myſtiſche Gewalt eines ſymboliſchen Prieſterordens, der das Tiefſte, Reinſte und Edelſte will, tritt zu dem Burlesken im Stück in einen grellen Gegenſatz. Mozart ſelber ſoll von dem anfänglich matten Beifall betroffen geweſen ſein; hatte man ihm doch wunderviel von der populären Wirkung des Stoffes eingeredet; ſchließlich gerufen, mußte er aus einem Verſteck hervorgeholt werden. In den folgenden Aufführungen — „man g'wöhnt's!" — ſtieg der Beifall. Schon um nicht die glänzende Ausſtattung des Zauberſpuks vergeblich gemacht zu haben, ſetzte Schikaneder alle Minen in Bewegung; er wiederholte die Oper, bis ſie Caſſaſtück wurde. Schon im October zählte man 24 Aufführungen; als im nächſten Jahre die hundertſte angekündigt wurde, hatte freilich der Schöpfer der Muſik den Schauplatz dieſer Welt ſchon verlaſſen, Künſtlers Erdenwallen war geſchloſſen, ohne Ehre, Ruhm und Gewinn geerntet zu haben.

Es blieb als Aufgabe nur noch das Requiem. Mozart hatte ſich ſo oft einen Sklaven der Mode geſcholten, obwohl er nur im Widerſtreite mit ihr gearbeitet; unter Zugeſtändniſſen aller Art war er ſich ſo oft wie ein Spielball der Speculanten und Bravourſänger erſchienen; jetzt bei dem Auftrage, der ihm ſchließlich wurde, fühlte er ſich wie zum Werkzeuge der Vorſehung berufen. Der geheimnißvolle Bote war ihm wie der Todesengel erſchienen. Religiös ſollte ſein letzter Augenaufſchlag, das letzte Aufathmen ſeines Geiſtes ſein. Er hatte das geſammte Gebiet ſeiner Kunſt reformirt. Die Kammer- und Quartettmuſik hatte er mit der ganzen Leidenſchaft ſeines tiefſten Seelenlebens und dem Zauber ſeiner üppigſten Empfindung bereichert, die Symphonie mit Haydn und über ihn hinweg aus dem Bereiche des Streichquartetts, das früher die Orcheſtertutti gar nicht kannte, erſt zu einem vollen Tongemälde gemacht. In die Kirchenmuſik der alten Zeit hatte er den ganzen Reichthum der Inſtrumentation, die Farben und die Fülle des beſeelten Menſchenlebens gebracht, den Meſſias und andere Werke Händels ſogar im Sinne der Neuzeit bearbeitet und inſtrumentirt. Der Oper hatte er durch die Verſchmelzung des deutſchen und italieniſchen Geiſtes den höchſten Ausdruck des muſikaliſchen Drama's gegeben. Schließlich ſollte er nun noch einmal zum Kirchenſtyl ſich wenden. An heiligem Ernſt und keuſcher Erhabenheit ſollte dies Werk hinter keinem der Vorzeit zurückbleiben; ſo wollte, ſo dachte er. Nicht an Paleſtrina, nicht auf Orlando Laſſo konnte er zurückgehen; er hätte das Orcheſter aus der Kirche verbannen müſſen. Glücklicherweiſe erlaubt ja die römiſche Kirche der griechiſchen gegenüber die Entfaltung reicher Kunſtmittel. Zu Paleſtrina's Zeiten aber hatte es noch gar kein Orcheſter gegeben. Mozart ging auf Bach und Händel zurück, ſoweit es ſich um Fugen und fugirte Choräle handelte. Aber den Reichthum ſeines vollen Seelenlebens, die ganze ſüße Fülle und den vollen üppigen Schmelz ſeines dramatiſchen Styls wollte und konnte er bei dieſem Zurückgehen auf die Einfalt und Heiligkeit der alten Muſikrichtung nicht ganz einbüßen.

Alſo fugirte er, hob aber den figurirten Styl für die Meſſe im Requiem nicht auf.

Er ſollte es nicht vollenden; er ſtarb nach früh erſchöpfter Lebenskraft in Folge einer Gehirnentzündung. Die leichtfertige Welt überraſchte ſein Tod, und ſo fand das Gerücht, ein Wälſcher, man nannte ſogar Salieri, habe ihm Gift beigebracht, leichtes Gehör; ſollte doch auch Kaiſer Joſeph an vergifteten Kerzen, an deren Licht er Nachts gearbeitet, geſtorben ſein! Wer ſchon mit ſechs Jahren fertiger Pianiſt war, mit vierzehn das Staunen Italiens erweckte, konnte wohl in ſeinem 36ſten, nachdem er all ſein Höchſtes geſchaffen, ohne recht damit durchzudringen, ſich und ſeine Kraft als erſchöpft fühlen. Wie ſehr auch die Ränke der Italiener in Mailand, in München, in Wien mitgewirkt haben mögen, die lachende Heiterkeit ſeiner Kinderſeele zu trüben, um ihm ſelber in krankhafter Anwandlung den Gedanken an Vergiftung zu erwecken: geſtorben iſt er weit eher an der troſtloſen Stumpfheit der Deutſchen als am Neid der Wälſchen. Es war im Prater, an der Seite der Frau, als er, ſchon tief krank, die Aeußerung machte: „Mit mir dauert's nimmer lange, man hat mir Gift gegeben, ich kann mich von dem Gedanken nicht losmachen.“ Conſtanze ſuchte es ihm auszureden; ſie hinderte ihn zugleich an der Arbeit zum Requiem und nahm ihm die Partitur fort. Er erholte ſich, ſchrieb noch für ein Logenfeſt eine Cantate, deren Aufführung er in der Mitte Novembers ſelbſt leitete und deren gute Aufnahme ihn ſtärkte und erheiterte. Er erklärte dann ſeinen Gedanken an Vergiftung für eine Folge ſeines Unwohlſeins; dies ſei nun gehoben, wie er ſagte, und ſomit forderte er die Partitur zurück und arbeitete an der Todtenmeſſe weiter. Sobald der Trübſinn wieder kam, kehrte auch jene Vorſtellung zurück, doch ohne Haß und Unwillen. Während der 14 Tage, die er im Bett zubrachte, erhielt er noch manches Zeichen der Gunſt. Der ſteigende Beifall bei den Wiederholungen der Zauberflöte erquickte ihn; Abends mit der Uhr in der Hand meldete er den Freunden, die an ſeinem Lager ſaßen, den Eintritt dieſer und jener Perſon im Stück mit der Arie, die damit begann. Die Zuſicherung von 1000 fl. jährlich von einer Geſellſchaft ungariſcher Magnaten, und ein noch höheres Anerbieten feſter Jahreszahlung aus Holland gegen Verpflichtung einiger weniger Muſikſtücke, eröffneten ihm tröſtliche Ausſichten. Er ſtarb ungern, aber geduldig; den Nothſtand der Seinigen fühlte er freilich doppelt, Angeſichts ſolcher Zeichen eines beginnenden äußern Glücks. Am Tage vor ſeinem Tode ließ er ſich die Partitur ſeines Requiem aufs Bett bringen, forderte die Anweſenden auf, die Stimmen zu übernehmen und ihm das Ganze vorzutragen; er ſelbſt ſang den Alt mit, bis er, bei den erſten Tacten des Lacrimosa, heftig zu weinen begann und das Blatt bei Seite legte. Mit Süßmayr war er oft lange im tiefen Geſpräch über ſein letztes Werk geweſen; ihm hatte er auch, mit Thränen in den Augen, geſagt: „Hab' ich's nicht geſagt, daß ich's für mich ſchreibe?“ Noch im bewußtloſen Zuſtande war er mit dem Requiem beſchäftigt, gab einige Andeutungen darüber und blies die Backen auf, an der Stelle, wo die Pauken einſetzen ſollten. Um 1 Uhr Nachts am 5. December 1791 athmete ſeine melodiſche Seele den letzten Seufzerton.

Plötzlich erkannten die Wiener den Werth ſeines Lebens. Je mehr der Andrang zur Zauberflöte ſtieg, deſto weniger hatte man geahnt, wie ſterblich deren Schöpfer ſei. Das Haus in der Rauhenſteingaſſe, wo er wohnte, jetzt der Mozarthof, ward plötzlich ſchaarenweis belagert; jedermann wollte den todten Meiſter ſehen, nachdem man den lebenden, den unſcheinbaren kleinen Mann, der ſo Großes geſchaffen, ſo wenig beachtet; bei der Kunde, die Glieder des Entſeelten ſeien ſtark angeſchwollen, bemächtigte ſich der wehklagenden Menge der finſtere Argwohn, er ſei eines unnatürlichen Todes geſtorben. Frau Conſtanze, ebenfalls leidend, wollte mit ihm ſterben: ſie legte ſich in das Bett des Todten, um von ſeiner Krankheit ergriffen zu werden. Im Sanct Stephan, deſſen Kapellmeiſter Mozart gern geworden wäre, in der Kreuzkapelle an der Nordſeite, wo Capiſtran's Kanzel ſteht, eingeſegnet, ward die Leiche nach dem Friedhof von Sanct Marx gebracht. Ein heftiges Unwetter trieb die wenigen Leidtragenden, die ihm die letzte Ehre geben wollten, am Stubenthor aus einander; ſo ſtand kein Freund an der Gruft, wo Mozart ſeine Ruheſtätte fand. Auch war es keine eigne Gruft, es war eine allgemeine Grube, wo die über einander geſtülpten Särge alle zehn Jahre wieder ausgegraben wurden, um für neue Platz zu machen. Kein

Kreuz bezeichnete die Stätte, wo Mozart beigeſetzt war, kein Zeichen unterſchied ſie. Als die Wittwe ſich vom Krankenlager erhob und den Friedhof beſuchte, konnte der neue Todtengräber ihr den Ort nicht zeigen, wo der Gatte beigeſetzt war. Als ſie den Kaiſer anging, ihr in der bittern Noth zu helfen, hätte ein böslich verbreitetes Gerücht, Mozart ſei ein leichtſinniger Verſchwender geweſen und habe ſich muthwillig in Schulden geſtürzt, faſt jede Gnadenbezeigung verhindert. Frau Conſtanze mußte in ihrer endlich erlangten Audienz den Gatten erſt förmlich reinigen vom böſen Leumund, die Schulden aufzählen, die ſich freilich gehäuft hatten, aber lauter unverſchuldete Schulden, meiſt durch Krankheit erzeugte waren. Dann ward ihr eine Penſion von 260 fl. zu Theil und Kaiſer Leopold rieth ihr an, durch ein Concert, zu dem er ſeinen guten Beitrag gab, ihre Noth zu decken. Fünf Jahre ſpäter lernte der däniſche Geſandtſchaftsrath Niſſen in Wien ſie kennen, war ihr ehrenwerth behülflich in Ordnung ihrer Angelegenheiten, reichte ihr 1809 ſeine Hand und ſiedelte mit ihr und den beiden Söhnen Mozart's nach Salzburg über. An der Geburtsſtätte des hohen Meiſters ſtarb Conſtanze 1842, wenige Stunden nachdem das Modell der Mozartbildſäule dort eingetroffen. Der muſikaliſche unter den beiden Söhnen, Wolfgang, ſtarb zwei Jahre nach ihr, ſpäter der ältere, Karl, kaiſerlicher Beamter in Mailand. Als aber die freudenreiche Kaiſerſtadt 1856 das hundertjährige Jubelfeſt der Geburt des hohen Meiſters feiern wollte, mußte der Streit über ſeine Grabſtelle erſt von oben herab durch die Behörde geſchlichtet und actenmäßig beſtimmt werden. Eine kleine Broſchüre: „Mozart's Sterbehaus" erſchien zu Wien im Jahre des Feſtes.

Des großen Tondichters Schwanengeſang war Bruchſtück, als er ſein Auge ſchloß. Was daran ächt, darüber gab Abt Stadler wohl den ſicherſten Aufſchluß. Die Ausſagen der Wittwe über das, was von Mozart ſei und was nicht, waren getrübt durch ihr Bemühen, dem Beſteller, der ſein Honorar zurückfordern konnte, ein fertiges Werk zu übergeben. Süßmayr, der Eingeweihte, hatte mit ihm, was fertig war, durchgeſpielt, das Unvollendete am Pulte mit ihm durchgeſprochen, und dort lagen kleine Zettel mit Winken und Entwürfen für die letzten Sätze des Requiem. Süßmayr war nicht blos im Beſitz dieſer Zettel, auch mündlicher Andeutungen. Seine eigne Handſchrift war der ſeines Meiſters bis zum Verwechſeln ähnlich. So ſchrieb er, was fertig vorlag, zuſammen ab, mit dem, was er ergänzte, und dieſe Abſchrift galt für die ganze und die ächte Todtenmeſſe, die Graf Walſegg als ſein Eigenthum bezahlte, als ſein eignes Werk aufführen ließ. Gegen den Plan, das Requiem der Oeffentlichkeit zu übergeben, ließ er Anfangs ſeinen Anwalt einſchreiten, geſtattete jedoch, ſich eines Beſſern beſinnend, ſein erworbenes Manuſcript zur Benutzung. Der Streit, was ächt am Werk und von Mozart ſelbſt, ward damit ein ſehr verwickelter. Süßmayr behauptete, die letzten drei Stücke ſeien „ganz neu" von ihm verfertigt. Ein beſtimmtes Zeugniß, eine ſichere Thatſache, ſagt Otto Jahn, ſteht dieſer Behauptung nicht entgegen. Wie weit die Zettel auf Mozart's Schreibpult den Gang der Ideen zu dieſen drei Stücken vorgezeichnet, läßt ſich nicht ermitteln, da kein Zeitgenoſſe das Geſtändniß Süßmayr's darüber eingeholt. Am Schluß des Werkes iſt aus dem Kyrie ein Gedanke als Fuge wieder aufgenommen. Wenn der 27jährige Schüler im Sinne und im Style ſeines Meiſters dachte, fühlte und ſchrieb, ſo war auch was er „ganz neu" nannte, vielleicht nicht vom Gedankengang, ſondern nur von dem zu verſtehen, was daran ſeine Ausführung war; die Erfindung, die ſchöpferiſche Arbeit iſt von der techniſchen Ausarbeitung noch immer zu unterſcheiden. Um den Streit zu erledigen, mußte ein Kenner wie Marx oder Jahn die ſpäteren, zweifellos eignen Compoſitionen Süßmayr's prüfen, — was bis jetzt, ſoviel ich weiß, nicht geſchehen, — um zu ermeſſen, wes Geiſtes Kind der Schüler war, und wie weit ihm ſchöpferiſche Selbſtändigkeit zuzuſprechen. Süßmayr ward 1792 Kapellmeiſter am Wiener Hoftheater. Er ſchrieb ein Oratorium „Moſes" und eine ganze Reihe von Opern für Schikaneder, — Stoff genug zur Prüfung und Entſcheidung. Auch von Schikaneder in ein luſtbewegtes Leben hineingezogen, untergrub er bald, wie es heißt, ſeine Geſundheit und ſtarb ſchon 1803 eines frühen Todes, als hätte „des verewigten Amphion unzertrennlicher

Geſährte", wie ihn ein Zeitgenoſſe nennt, auch hierin ſeinem Meiſter nachfolgen müſſen.

Nach meinem Gefühl, unmaßgeblich, ſind ſämmtliche Nummern des Requiem bis zum Sanctus ſchon um ihres Anklangs willen an das zweite Finale des Giovanni unverkennbar Mozart's Werk. Sie geben mehr als ein Requiem, ſie geben eine vollſtändige Auferſtehung der Todten ſammt Weltgericht. Ganze Geiſterſchaaren, dünkt mich, werden vorgeladen, und wie dort beim Nachtmahl der Gaſt von jenſeits, ſo tritt hier der ewige Richter hin, die Todten und die Lebendigen zu richten, bis die Anwandlung, Gnade zu üben, ihn ſelbſt überkommt und ſein Zorn ſich beſänftigt. Mehrere Accorde, Paſſagen, Cadenzen hat das Requiem mit jenem Finale gemein. Dann aber erſcheint mir das Sanctus, ſelbſt die kurze Fuge des Oſanna als ſehr knapp und karg, wenn auch, wie Kenner behaupten, tadellos im alten hergebrachten Kirchenſtyl. Erſt im Benedictus überkommt uns wieder die Fülle, der Reichthum, die Seelenwärme Mozart's. Nach Zelter und Jahn ſoll aber nur der Gedanke darin, nicht die Ausführung von Mozart ſein. Auch andere Stücke, ſagt Otto Jahn, würden unter des Meiſters Händen eine Feinheit in der Ausführung erhalten haben, die man jetzt nicht ahne. Als Thatſache ſtellt dieſer Gewährsmann auf, daß das Kyrie vollſtändig von Mozart ausgearbeitet, die Sätze des Dies irae (die ſtatt des Gloria und des Credo der gewöhnlichen Meſſe eintreten) bis zu den erſten 8 Tacten des Lacrimoſa ſowie Domine Jeſu und Hoſtias in den Singſtimmen und im Baß der Inſtrumente von Mozart ſind, der auch hier in der Orcheſtrik die Hauptpunkte angedeutet. Vom Agnus Dei, das die edle Schönheit, die Tiefe der Empfindung und die ſchöpferiſche Kraft der erſten Sätze des Requiem erreicht, urtheilt Marx: „Hat das Mozart nicht geſchrieben, ſo iſt der, der es geſchrieben, Mozart.“

III.

Friedrich Maximilian Klinger.

III.

Friedrich Maximilian Klinger.

Die Sturm- und Drangmänner der deutſchen Litteratur im vorigen Jahrhundert waren die Sturmvögel der Revolution. Sie geben uns weit mehr als Schiller's und Goethe's Jugendarbeiten ein Bild jener Vorperiode, denn ſie blieben in ihr befangen, während Dieſe den Umſturz überdauerten, aus den Flammen wie ein Phönix aufſtiegen. Seit Klinger's Tode ſind mehr als dreißig Jahre verfloſſen. Seine Jugend gehörte der großen Gährung der deutſchen Geiſter an, er hatte unter ruſſiſchem Regiment den Traum der jugendlichen Freiheit verlernt, aber immerfort die Thatkraft eines großen Wollens, die Erzeugniſſe eines titaniſchen Strebens ſeinem Vaterlande gewidmet. Ein geharniſchter Geiſt tritt er vor uns hin. Wir können ihn wohl wie eine Erſcheinung aus dem Grabe begrüßen und uns mit Hamlet fragen: was will ſein rieſig Bild?

Klinger's Werke (in 12 Bänden) wurden in unſern Tagen von neuem gedruckt, in derſelben Auswahl, wie er ſelbſt ſie geordnet. Er hat wenig davon umgeſtaltet; er lebte nicht fort mit ſeinem Vaterlande. Goethe's und Schiller's Jugendwerke, die fortgeſetzt ein Bedürfniß deutſcher Bildung blieben, erlebten annäherungsweiſe den Wandel, den die ſpätere Entwicklung ihrer Schöpfer in ihnen ſelbſt hervorrief. Die geläuterte Richtung, die gereiftere Erkenntniß feilte, glättete und milderte, was der erſte Wurf faſt dämoniſcher Eingebungen gewaltig, aber roh zur Welt gebracht. Wir müßten den **Götz** und die Räuber in ihrer erſten Geſtalt vor uns erneuern, um gegen die Klinger'ſchen Dramen aus den Siebzigern des vorigen Jahrhunderts gerecht zu ſein. Jene blieben vielleicht noch ein Jahrzehent hindurch gleichſam in der Werkſtätte ihrer Bildner, gingen aus dieſen immer neu und in feineren Umgeſtaltungen hervor. Klinger's Erzeugniſſe haben zu ihrer Zeit nicht dieſe Gunſt erlebt, ſie blieben in ihrer erſten Geſtalt, weil in ihm ſelber nicht dieſe ſtätige Fortbildung war, weil er ſeine Jugendrichtung abbrach, nicht läuterte. An ſeinen „Zwillingen“ machte er Neuerungen, als er ſie 1780 in die Sammlung ſeiner Dramen aufnahm; alle andern Stücke ſind mit den Schlacken der erſten Form behaftet: er ſchied mehreres ganz und gar aus, aber gab, was er gab, unverändert. Es iſt nicht zu leugnen, daß ſeine eigene Wahl, der man auch in der neuen Ausgabe folgte, die richtige war, wenn es eben galt, eine Wahl zu treffen. Wer aber in Klinger einen Geſchichtsabſchnitt ſeines Volkes ſtudieren, in ſeinen Arbeiten die litterariſche Revolutionszeit deutſcher Geiſter durchleben will, wird noch immer auch die verſchmähten Werke der Klinger'ſchen Jugend aufſuchen und vor ſich hinſtellen müſſen. Manche ſeiner Dramen waren Vorläufer der Schiller'ſchen Dichtungen, andere Nachläufer. Vielleicht war Klinger, als er ſeine litterariſche Thätigkeit überblickte und Muſterung hielt, zu ſtreng, um den ſpätern Leſern ſeine Nachahmungen von neuem vorzuführen. Er ließ den „Otto" fort, weil ihm dies Drama wie eine Copie nach Götz erſchien. Und in der That erinnern ganze Partien, ſelbſt einzelne Geſtalten, wie der junge Gebhard, ein übertriebener Knabe Georg, ſehr ſtark an das Goethe'ſche Stück. Im Drama „Stilpo und ſeine Kinder" hat man die Figur der Seraphine eine Copie von Shakſpeare's witziger dialektiſcher Beatrice, Pomponius eine Nachzeichnung des Polonius genannt. In einem andern Schauſpiel, das jenen Titel, den man der ganzen Periode gab, ſelbſt an der Stirn trug, im Drama „Sturm und Drang", wird ſchottiſcher Familienhaß nach Romeo und Julie geſchildert, und der alte Berkley im Stück, der aus Unglück und Rachſucht kindiſch gewordene Greis, will uns wie eine Studie nach König Lear bedünken. Was man als Nachahmung bezeichnet, iſt oft eine grelle Uebertreibung des Originals. Das ganze litterariſche Zeitalter in Deutſchland warf den Leſſing'ſchen Styl bei Seite, feierte im großen Briten den Durchbruch der Naturgewalt, aber gefiel ſich darin, den Meiſter zu carikiren. Die Shakſpearomanie brach wie ein Wild- und Sturzbach herein, auch wo ſie nur copirte. Wir können uns Schiller's Franz Moor nicht ohne den dritten Richard und den Lear denken. Es fragt ſich nur, ob Klinger in ſeiner ſtrengen Eiferſucht, die Originalität ſeiner Schöpfungen vor der Nachwelt zu retten, nicht zu eigenſinnig verfuhr, wenn er ein ganzes Stück um einer einzelnen Figur willen, die ihm als Copie erſchien, verwarf. Es kann für die Natur ſeiner Jugendpoeſie nichts bezeichnender ſein, als ſein Schauſpiel „Die neue Arria“. Dies titaniſche Weib, Donna Solina, welche die ganze Menſchenwelt verächtlich unter ſich erblickt und nach langer Prüfung den einzigen Julio für würdig erklärt, an ihrer Seite zu ſtehen, iſt ganz ſo geartet, wie Klinger die Frauen wollte und wie er ſpäter blos ſeine Männer zeichnete. Er kannte die Weiber ſo wenig wie die Männer; ſeine Geſtalten treten ſämmtlich aus dem Rahmen der Menſchennatur heraus, wollen den Himmel ſtürmen und bleiben im Sumpf der Erde ſtecken. Das haben ſeine Heroen ſämmtlich mit einander gemein, ſie ſind als Abbilder menſchlichen Weſens ſämmtlich Fehlgeburten, aber es kommt bei einem Dichter dieſer Art darauf an, zu wiſſen, wie ſich die Welt und ſein Zeitalter in ihm geſtaltete und ſpiegelte. Die neue Arria ließ Klinger fort, vielleicht weil die Herzogin Cornelia im Stück eine Nachbildung der Shakſpeare'ſchen Margarethe von Anjou war. Das Drama „Roderico“ erinnert wie ſchon ſein Name an Schiller's Poſa, während der Herzog Alcante im Stück noch ein moraliſches Ungeheuer wie Franz Moor iſt. Kann aber dieſer ſeinen Shakſpeare'ſchen Ahnherrn nicht verleugnen, ſo möchten wir uns eigentlich auch nicht die Klinger'ſchen Böſewichte um ihrer Verwandtſchaft willen mit gleichzeitigen Vettern nehmen laſſen. Das ganze Zeitalter, d. h. deſſen ſturmbewegte Jugend, brannte in dieſen

Gluthen, empfand in ſolchen Krämpfen, ſchrieb in dieſem Styl. Auch die guten Charaktere in den Dramen jener fanatiſchen Epoche wälzen ſich in qualvollen Dithyramben, ihr Unglück ſtreift gleich an Wahnſinn, ihr Schmerz äußert ſich in lärmender Verzweiflung.

Die ganze geiſtige Welt war damals in moraliſchem Aufruhr, die Genies predigten den Umſturz aller geſellſchaftlichen Ordnung. Sie ſuchten Menſchen, wahre, ächte Menſchen, und fanden in der Wirklichkeit lauter Maſchinen und Masken. Diogenes' Leuchte, die ſie ſich angezündet, ward in ihren Händen zur lodernden Fackel, und in der grellen Beleuchtung ſpaltete ſich vor ihrem Blick Tugend und Laſter, Himmel und Hölle, Engel und Teufel; die ganze Welt ſprang in einer klaffenden Wunde auseinander. In einer einzigen Scene von Klinger's „Zwillingen" ſegnen und fluchen ſich Vater und Sohn hinter einander, bald in Liebe, bald in Haß furchtbar aufſchäumend. In der Angſt der Geburtsſtunde, die der Mutter mit dem Tode drohte, hatte man vergeſſen, wer von den Brüdern der Erſtgeborne war, und der Vater beſtimmte erſt nachher dem Liebling Fernando, deſſen ſanfte Seele ihn für ſich gewann, den Vorrang vor dem wildgearteten Guelfo, deſſen ſtolzer, brütender Geiſt dieſe Zurückſetzung, dieſen Act der väterlichen Willkür nicht erträgt. Er ſieht ſich um die Erſtgeburt betrogen, und die Stimme der Natur beruft ihn zum Herrn. Die Geliebte wendet ſich endlich noch von ihm zu dem beglückten Bruder, und ſo findet nur der Gedanke an Rache in ihm Raum. Vergeblich ſucht ein freundlicher Engel, die Mutter, ihn zu beſänftigen; der Wilde badet ſich im Blut des Bruders, bis ihn der rächende Dolch des Vaters trifft. Daß Guelfo der Erſtgeborne, weil ihn die Natur dazu ſtempelte, ſchwebt um das Ganze wie ein banges Geheimniß. Man ahnet ſein Recht, man fühlt ihm den Beruf zur Größe an. Dieſer ſpannende Zug geht durch das düſtere Gemälde als die Seele des Ganzen. Es iſt mächtig und eigenthümlich genug, aber die Sprache in den „Zwillingen" mit ihren koloſſalen Wuthausbrüchen iſt die Mode des Zeitalters, Scenerie und Anordnung des Stoffes ſind ſo verworren und ungeſchlacht, wie ſie nur je als Caricatur des Shakſpeare'ſchen Maßſtabs geſchaffen werden konnten. Schröder hatte in Hamburg auf das beſte Stück, das Brudermord zum Thema hätte, einen Preis geſetzt. Klinger gab Bruder- und Sohnesmord und errang den Sieg vor dem „Julius von Tarent", einem nicht allein beſſer gearbeiteten, ſondern auch ſachlich und poetiſch mehr gerechtfertigten Stück von Leiſewitz, der im Leſſing'ſchen Styl ſchrieb. Leſſing hatte freilich den Geiſt des Briten aus dem Grabe gerufen, aber nur um das hohle Maskenſpiel des franzöſiſchen Kothurns zu zerſtören, hatte auf Shakſpeare als auf einen Urquell ächter Natur und Charakterkraft hingewieſen, um den manierirten Stelzengang der Gottſched'ſchen Tragödie zu vertreiben. Die Wahrheit der Natur, die Kraft der Geſtaltenzeichnung ſollten die deutſchen Poeten in Shakſpeare ſtudieren, aber nicht die mittelalterliche Rohheit ſeines romantiſchen Zeitalters in Anlage und

Durchführung der Stoffe nachahmen. Leſſing wollte mit ſeiner Kritik der deutſchen Selbſtſchöpfung Bahn brechen, er hatte nicht den falſchen Regelzwang der Franzoſen, dies Mißverſtändniß der Antike im Drama, ſtürzen wollen, um den Terrorismus der Naturburſchen hervorzurufen, die aller Regel, auch den harmoniſchen Geſetzen der Natur ſpotteten. Leſſing's eigene Stücke mit ihrer ſcharfen Folgerichtigkeit einer genialen Verſtandeskraft bleiben in der Architektur, in der Entwickelung der Fabel, in der Führung der Intrigue, auch Shakſpeare und deſſen epiſodenhafter romantiſcher Zerſtreuung und Ueberhäufung gegenüber, claſſiſche Meiſterſtücke.

Verfehlt iſt Alles, was Klinger an Dramatiſchem ſchuf, verunglückt in Form, Styl, Technik, Sprache und Richtung. Wenn es aber darauf ankommt, den Geiſt jenes Zeitalters, eine der wichtigſten Epochen deutſcher Entwickelung, zu begreifen, dann iſt Alles, was er ſchuf, Document. Wir ſtaunen heutzutage auch über Räuber Moor, möchten ihn als einen Auswürfling des Geſchmacks belächeln und bleiben doch vor der vulkaniſchen Kraft dieſes dichteriſchen, ſittlichen und culturgeſchichtlichen Ereigniſſes wie in Ehrfurcht gefangen. In künſtleriſcher Hinſicht iſt an den Schiller'ſchen Räubern manches eben ſo verwerflich, wie an den geſammten Klinger'ſchen Schauſpielen, und gegen jene haben die „Zwillinge" das unbezweifelte Recht der Erſtgeburt. Sie erſchienen 1774; im nächſten Jahr ſchrieb Klinger, vom Erfolg der Zwillinge gereizt, eine ganze Reihe von Stücken, ward 1776 Theaterdichter bei der Seiler'ſchen Truppe und gab

1780 eine Sammlung ſeiner Dramen, noch ein Jahr vor dem Erſcheinen der Räuber. Nur Gerſtenberg's Ugolino war früher als alle dieſe ungeheuerlichen Kinder der Sturm- und Drangperiode, Geburten, die Vater Saturn gern ſämmtlich verſchlungen hätte.

In eigenthümlicher Beziehung ſteht zu Schiller's Räubern ein Luſtſpiel von Klinger, das er auch ſpäter wieder aufnahm, dem er alſo „die Urkraft des Genies" zuſprach, „die falſchen Spieler", ein an ſich unbedeutendes, geſchmacklos durchgeführtes Stück, ebenſowenig genießlich wie vieles von ihm Verworfene. Hermann Kurtz erzählte in ſeinen Darſtellungen aus Schiller's Heimathsjahren, daß der Dichter bei einem Beſuche Schubart's auf dem Hohenasperg die Familiengeſchichte eines Gefangenen hörte, die ihm den ſtofflichen Faden zu den Gebrüdern Moor gab. Gervinus machte dagegen früher die Bemerkung, Schiller habe zu ſeinen Räubern die Motive aus Klinger's Spielern entlehnt. Es hat nur den Reiz einer litterariſchen Curioſität, wenn wir dies Letztere verfolgen, und wär' es auch nur, um zu zeigen, wie wenig die urſprüngliche Erfindung ſchon das Gedicht macht, wie ſehr es hierbei recht eigentlich nach dem Ausſpruch Goethe's auf das Wie, nicht auf das Was ankommt. Klinger ſchildert in der Sippſchaft ſeiner Spieler eine Lieblingsfigur des Zeitgeſchmacks, — eine „edle Canaille". Sohn eines reichen Kaufmanns in Franken, war er Student, machte Schulden, leichtſinnige Streiche, ward relegirt und zu Hauſe durch einen Schurken von Eindringling, der als Adoptivſohn aufgenommen wurde, aus dem Herzen ſeines Vaters verdrängt. So ſinkt er von Stufe zu Stufe, geräth in die Hände der Glücksritter am grünen Tiſche und lebt nun leichtſinnig „wie ein Halbgott". Aber er plündert nur reiche Leute, erleichtert dieſen Gedrückten die Laſt und ſucht wie Karl Moor im Böhmer Walde die Ungerechtigkeit des Schickſals in Vertheilung der Güter auszugleichen, indem der Arme, der aus Verzweiflung ſpielt, ſtets mit voller Börſe vom edeln Bankhalter davonzieht. Der Vater, der dem ungerathenen Sohne fluchte, zieht ihm heimlich nach, tritt unter verändertem Namen in Karlsbad auf, ſpielt, wird geplündert, iſt aber ſchließlich entzückt, als er hört, es ſei zum Beſten eines armen Offiziers geſchehen, den er als Schwiegerſohn verſchmähte. Der falſche Bruder, der den Moraliſten machte, iſt ein weit ärgerer Gauner als der falſche Spieler, und der verlorne Sohn wird zu Gnaden angenommen, da auch für ihn eine Amalia exiſtirt. — Man kann wohl nur ſagen, daß Schiller von den Spielern Motive entnahm, wie man eine Zeitungsnotiz benutzt. Davon abgeſehen, daß hier burlesk und auf dem Soccus erſcheint, was in den Räubern mit dem ganzen Gewicht einer zermalmenden Kraft auftritt, haben die Geſtalten nicht die geringſte Aehnlichkeit. So führt Gervinus an, Schiller habe aus einem Stücke von Leopold Wagner, demſelben Wagner, dem im Fauſt eine Unſterblichkeit eigenthümlicher Art bereitet wurde, den Stoff zu ſeiner Kindesmörderin entlehnt, und in einem andern Stücke deſſelben

Autors: „Die Reue nach der That“, ſei der Kutſcher Walz ein Vorbild für den Muſikus Miller in Cabale und Liebe. Wer, wie Gervinus, die Materie ſo gewiſſenhaft durchackert, ſollte ſich doch die Frage ſtellen laſſen: Wer entlehnt nicht? Es geſchieht auch unwiſſentlich, die Geiſter hangen unbewußt zuſammen, greifen auf allen Gebieten der Kunſt in einander. Und die ſpätere Geſtaltung eines Stoffes, die der ſachlichen Urſprünglichkeit zu ermangeln ſcheint, iſt ſehr häufig erſt die wahre, richtige und ächte; erſt der zweiten, dritten Hand gelingt mitunter die entſprechende Form. Wenn die ſtoffliche Erfindung den Dichter machte und uns den Maßſtab des Urtheils über ihn lieferte, ſo wüßten wir nicht, wie z. B. die alten griechiſchen Dramatiker zu ihrem Rechte kämen, unter denen allein Euripides, der raffinirtere Spätling, materielle Erfindung hat. Selbſt eine Geſtalt kann ſich in den Dichtern des Zeitalters ungeſucht wieder einſtellen, wenn ſie aus den Elementen deſſelben hervorging, wie der Muſikus Miller, der die allgemeine Empörung des geknechteten Biedermanns in deutſchen Zuſtänden von damals ergreifend, halb rührend, halb komiſch zur Erſcheinung bringt. Klinger ſcheint nicht recht gewußt zu haben, was in ſeinen Dramen den Stempel der Originalität an ſich trug. Seine Schöpfungen ſtanden mit allen andern Geburten der Zeit unter demſelben Stern. Er verwarf ganze Stücke und entzog uns einzelne Eigenthümlichkeiten in ihnen; er nahm andere ganz und gar auf, die nicht wie Copien ausſahen, und bedachte nicht, daß auch dieſe, wenn auch nicht dem

Buchſtaben, doch dem inwohnenden Geiſte nach entlehnt waren. Den „Roderico" legte er bei Seite, als an Don Carlos erinnernd. Dagegen wiſſen wir es ihm Dank, daß er den „Günſtling", allerdings ein bedeutendes Werk, uns erhielt, obſchon es, ebenfalls auf ſpaniſchem Boden ſpielend, die Luſt des Schiller'ſchen Trauerſpiels athmet. Der Fluch der conventionellen Sklaverei iſt überall in jener Periode das Siegel eines kecken poetiſchen Werkes. Die Könige darin, an ſich brave Naturen, unterliegen den dämoniſchen Gelüſten ihrer übermenſchlichen Stellung. So werden ſie ein Spiel herzloſer Höflinge, während edle Creaturen, vom Drang beſeelt, die Weltordnung neu zu geſtalten, mit Aufopferung dagegen ankämpfen, ihrerſeits die Fürſten zum Spiel ihrer großen Plane machen wollen und mit dieſen Planen zu Grunde gehen. Dies iſt die Idee im „Günſtling". Es iſt ein ganz Schiller'ſches Thema. Brancas im Stück iſt das Muſterbild deutſcher Mannheit, wie ſie ſich ſelbſt bezwingt und dadurch der Welt imponirt. So wollte Klinger ſeine Deutſchen, und ſein „Günſtling" iſt auch wohl deshalb ſein bedeutendſtes Drama, weil ſich hier die ganze Energie ſeiner ſittlichen Weltanſchauung mit dem Feuer des ſtürmiſchen Jugenddranges entfaltet. Dieſer Brancas iſt ein proſaiſcher Marquis Poſa, wie Klinger überhaupt eine Art Schiller in Proſa war. Was ſie gemeinſam haben, kommt auf Rechnung Deſſen, dem Beide Alles verdanken, auf Rechnung des gewaltigen gährenden Geiſtes ihrer Zeit.

Die Stimmung theilten die Talente von damals. Dies beweiſt die Bedeutſamkeit der Epoche. Es mußte Ein großer, voller Drang ſein, der ſie trieb, Ein Feuerſtrahl, der ſie erfaßte und den ſie wie Prometheus den Mitmenſchen einflößen wollten. Dieſe hohe Leidenſchaft bezeichnet ihr Thun und Wollen und galt für die Poeſie des Zeitalters. Der Menſch war erwacht und wollte Geſetzgeber ſeiner ſelber ſein. Der Kampf gegen die Convention des Herkommens, der Groll gegen die in Heuchelei, Knechtſchaft und ſüßliches Franzoſenthum verſunkene Etiquette, die moraliſche Wuth gegen die ſittliche Feigheit und parfumirte Gemeinheit der Welt — dies war ihr gemeinſames Theil, ihr gemeinſamer Beruf zum litterariſchen Wirken. So wurden auch gewiſſe Stoffe, Geſtalten, Manieren Gemeingut Aller. Faſt Alle entwarfen einen Fauſt; ihr rieſenhaftes Wollen, um für den Schauplatz der Erde Himmel und Hölle zu entriegeln, wollte ſich mit dieſer Nationalgeſtalt deutſcher Geiſtesart ein Denkmal ſetzen. Sie konnten auch Alle, wie mich dünkt, einen gefeſſelten Prometheus dichten, um deutſches Schickſal an ſich ſelbſt zur Erſcheinung zu bringen.

Was den Helden macht, ſittliche Kraft, macht nicht zugleich auch den Dichter. Es iſt in den Siebzigern des vorigen Jahrhunderts wenig geſchaffen, was der Geſchmack von heute noch ertrüge. Rohheit und Unflath und die dämoniſche Sucht, Gemeinheit mit Gemeinheit zu heilen, widert uns zu ſtark an, als daß wir ſagen könnten, es ließen ſich die Erzeugniſſe der Sturm- und Drangmänner noch jetzt genießen. Es fand ſich eben ſelten ein wirklicher Dichter unter ihnen. Aber daß die ſpartaniſchen Tugenden der Männerwelt, Muth, Freiheitsſinn, Haß gegen die Tyrannei der Satzung, ſchon für dichteriſche Mächte galten, ein großes Wollen ſchon wie eine große That, ſittliche Energie für poetiſche Befähigung hingenommen wurde, das giebt wohl ein rührendes Zeugniß für die Volksthümlichkeit der damaligen Litteratur. Man geſtatte mir hier das Wort: Weltſchmerz. Es iſt in unſern Tagen belächelt; der Spott iſt ja wohlfeil genug. Die Stimmung der Jugend hat aber ſtets ihre Berechtigung, ſelbſt wo ſie ſich überbietet, in ihren Zielpunkten ſich vergreift. Der Weltſchmerz unſrer Sturm- und Drangmänner ging auf moraliſche Weltverbeſſerung. Sie waren nicht etwa zahm wie blaſirte, impotente Jugendmenſchen von heute. Sie forderten laut und dreiſt, ſchilderten den Weltlauf in ſchreienden Zügen, hatten dicke Farben, eine plumpe Hand und wieſen hohnlachend auf das Laſter hin, wo es ſich breit zu Tiſch ſetzte oder höher ſtieg und die ſüßliche Gemeinheit des franzöſiſchen ancien régime anbeten ließ. Jene Kraftgenies wollten lehren, nicht ergötzen; ſie predigten Sturm und zerbrachen dem Zeitalter den ambraduftenden Fächer der falſchen Scham. Aufrütteln wollten ſie das Jahrhundert, nicht ihm ſchmeicheln, die Wangen des Jahrhunderts vor Schreck bleich färben, Schminke und Schönpfläſterchen der Menſchheit vom Angeſicht reißen. Und jene deutſche Jugend blieb ehrlich und offen, denn man wehrte ihr nicht. Sie legte keine heimlichen Minen bei Nacht an, denn man verſagte ihr nicht, auf offenem Markt bei hellem Tage die

Glocken zu läuten. — Wozu das geführt hat, was das gefördert? Die Natur wurde mächtiger als die Lüge, der Parſum hörte auf, für deutſche Bildung zu gelten, die Höfe fingen an, deutſch zu werden, der Adel und die Cultur zitterten vor ihrer eigenen Schmach, das deutſche Bürgerthum wurde aus den Federn getrommelt. Was hohler Lärm im Geſchrei der Jugend war, verſcholl. Erſt ſeit der Sturm- und Drangperiode jener poetiſchen Naturmenſchen gab es wieder ein deutſches Vaterland.

Das weltliche Evangelium für die damaligen deutſchen Kraftnaturen war Rouſſeau. Er war der erſte Sohn der Natur, der ſich gegen das verkünſtelte Syſtem einer labyrinthiſch zuſammengebauten Bildungswelt empörte. Seine Wirkungen waren europäiſch. Wir wiſſen das aus Goethe's Bekenntniſſen über den Gang ſeiner eignen Entwickelung, und Klinger ſetzte ihm in der „Geſchichte eines Deutſchen aus der neueſten Zeit" als ſeinem Lehrer ein Denkmal treuer Ergebenheit. Aber Klinger wurde nicht ſentimental. Goethe ſtellte gleich neben den Götz ſeinen Weißlingen, und im Werther brach der ganze Aufruhr ſeiner männlichen Thatkraft ſchnell zuſammen, löſte ſich ſeine mehr weiblich geartete Seele in jene deutſche Hamletswehmuth, die ſich in Klagen ausweint, ſich in Reflexionen beruhigt, wo es noch kurz zuvor galt, Schwerter zu ſchmieden. Klinger gönnte ſich dieſe Erholung nicht, er hatte kein Bedürfniß der Art, und im Mangel an dieſem Bedürfniß liegt vielleicht der ſicherſte Beweis, daß er keine eigentlich dichteriſche Natur war. Er blieb Tag und Nacht gleichſam in Waffen. Der ſpartaniſche Troz in ihm war ſein Charakter als Menſch. Für ihn war ſelbſt Leſſing nicht frei und dreiſt genug. Er tadelte ihn, daß er der Meinung geweſen, die ganze Wahrheit tauge dem Geſchlecht nicht; er wollte ſie den Mitmenſchen zeigen, ſie entweder ganz nackt hinſtellen oder ſie für ewig den Augen der Welt verhüllen. Seine Feldzüge gegen die Kränkelei der Empfindſamkeit blieben unausgeſetzt. Er verſpottete die weinerlichen Heirathskomödien, die larmoyanten Kammerjungfernluſtſpiele und die ſüßlichen Trauerſpiele mit heroiſch ſein wollenden erhitzten Marquiſinnen. Die Werther'ſche Stimmung wurde epidemiſch in Deutſchland, ſie graſſirte im Roman, ſetzte die Bühne unter Waſſer. Für Klinger war das eine Entmannung des deutſchen Geiſtes; er lag immerfort zu Felde gegen die Tugend der Schwächlinge, die nicht mehr ſündigen können und mit dem Tode liebäugeln, weil das Sterben Mode wurde. Er war in ſeinen Luſtſpielen kein feiner Spötter, er ſchlug mit Kolben drein, und der kranke Zeitgeiſt wich ihm behende aus. Er ſchrieb immer neue Schauſpiele, wo der Menſch aus Ueberkraft ſündigt, ſein Schickſal herausfordert, zerbricht, aber nicht in Wehmuth ſich löſt. Außer den ſchon gedachten Spielern finden wir in der Sammlung ein zweites Luſtſpiel: „Der Schwur gegen die Ehe" und eine Reihe Trauerſpiele: Conradin, Elfride, Medea in Korinth, Medea auf dem Kaukaſus, Ariſtodemos, Damokles. In dieſen Stücken gab er Menſchennaturen, wie er ſie vom Schickſal verlangte, lauter

Spartaner und Römer, die ſich, wohl wiſſend, daß die lebendige Welt außer ihrer Sphäre liegt, unerſchütterlich in ihrem ſteifen Pathos gefallen. Die Romantik der frühern Verwilderung ging bei Klinger allmählich in eine kalte Strenge, in eine herbe Kälte über, die ihm für claſſiſch galt, die aber ſehr leicht in die von Leſſing vertriebene franzöſiſche Tragödie zurückkehren konnte. Seine pathetiſche Beredſamkeit, ſeine methodiſche Dialektik machte ihn ungenießbar; ſelbſt ſeine Medea, ein weiblicher Prometheus, ließ kalt und gleichgültig. Seine Geſtalten, nachdem ſie ſich als Vulkane ausgetobt, wurden erhabene, aber unzugängliche Bildſäulen.

Klinger ſetzte damit nur ſich ſelbſt fort, der Geſchichte der deutſchen Entwickelung folgte er darin nicht. Die Bühne gab ihn auf, er verließ Deutſchland und war alsbald wie verſchollen. Die deutſche Sturm- und Kraftperiode ſchien in ihr Gegentheil umgeſchlagen zu ſein. Goethe hatte ſie raſch überwunden. Er kehrte nach dem Werther zum Drama zurück, aber auf die Kraftgeſtalt ſeines Götz folgten Clavigo, Stella, jene ganze Reihe von Schwächlingen, die er, auch in ihren Irrthümern der Poet ſeiner Nation, mit der ganzen Fügſamkeit ſeines weichen Herzens, mit der ganzen Meiſterſchaft ſeiner künſtleriſchen Grazie hinſtellte. Er flüchtete ſich gegen den Aufruhr allgemeiner und nationaler Regungen in die Welt der Perſönlichkeiten. Schiller allein ſetzte den großen Kampf der erwachten Menſchheit gegen das Syſtem des Herkommens fort, in ihm wurde der Geiſt der Geſchichte mächtig, für ihn blieb das Volk eine Perſon, der

Einzelne nur berechtigt, ſofern er das Leben der Menſchheit in ſich fühlt. Für jene Sturm- und Drangepoche deutſcher Jugend war in Schiller allein die Fortſetzung, die Sühne und die Verklärung zu finden. Die rohe Naturkraft wußte kein Ende im Kampf gegen die Welt. Schiller hob ſie über dieſen Zwieſpalt hinweg, indem er ihr Flügel lieh, ihr forthalf über die Schranken, die der Augenblick in Zeit und Raum nicht verwinden konnte, und den Einzelnen gekräftigt und geläutert im Zuſammenhang erhielt mit einem großen Ganzen, ſei dies Ganze nun das Vaterland oder die Welt des Geiſtes, der alles bezwingt. Goethe wurde der pſychologiſche Poet, und er war das in der feinſten und tiefſten Bedeutung des Wortes. Schiller wurde ideal, Klinger nüchtern. Es mochte ein Act der Verzweiflung ſein, als er in Leipzig die Seiler'ſche Truppe und ſeine dramatiſche Laufbahn verließ und, vom Publicum aufgegeben, die Feder mit dem Degen vertauſchte.

Es ſei hier kurz zuſammengefaßt, was über Klinger's Herkunft und erſte Stellung zur Welt bemerkenswerth ſcheint. Er war drei Jahre jünger, als ſein glücklicher Landsmann Goethe; die Angaben ſeines Geburtstages und Jahres, lange ſchwankend, ſtehen jetzt auf den 18. Febr. 1752 feſt.*) Er gehörte den unterſten Kreiſen der Geſellſchaft in Frankfurt an, und früh ſchon vaterlos (ſein Vater war Conſtabler bei der Wache geweſen), verdankte er es einem Zufall, daß er wiſſenſchaftliche Erziehung genoß, indem ein Lehrer des dortigen Gymnaſiums den ſchönen, ſtattlichen Knaben bei einer Handarbeit auf der Gaſſe, man ſagt baarfuß, mit Holzhacken am Augsburger Hof beſchäftigt fand, ihn ins Auge faßte und ſich ſeiner annahm. Der Zufall ſpielt in Klinger's Schöpfungen eine gewaltige Rolle, er iſt überall der Lückenbüßer von oben, wo ſeine Rieſen von Menſchen vor einer Felſenwand ſtehen oder am Abgrund keinen Ausweg wiſſen. — Als Currendeſchüler konnte er bald durch Unterrichtgeben Mutter und Schweſter unterſtützen, und während er ſich äußerlich bückte und dienſtfertig ſchien, ſetzte ſich ſein innerer Stolz nur um ſo mehr zu einem unerſchütterlichen Trotz feſt. Er begann ſich der Rechtswiſſenſchaft zu widmen: Shakſpeare und Rouſſeau beſchäftigten ihn aber tiefer. Gegen die ariſtokratiſchen Reichsfreiheiten ſeiner republikaniſchen Heimath äußerte er ſich ſpäter in ſeinen Romanen ebenſo ſarkaſtiſch bitter, als umgekehrt Goethe, in der Bevorzugung der rathsherrlichen Familienkreiſe erwachſen, liebevoll und mit milder Ironie das Leben in der freien Stadt auffaßte. In Klinger's Fauſt ſagt der Teufel: „Aengſtlich fühlt der Reichsſtädter, und ängſtlich fährt er auch zur Hölle. Hier iſt keine Ernte für den Mann von Geiſt." Der parteiiſche Widerwille gegen die Engherzigkeit des Spießbürgerthums machte es ihm ſpäter vielleicht um ſo eher möglich, in einer Deſpotie zu leben, wo die

---

*) Auf Klinger's Grabſtein, den ihm ſeine Wittwe in Petersburg ſetzen ließ, ſteht: Natus die 18. Febr. 1752, denatus die 18. Febr. 1831, ingenio magnus — probitate major — vir priscus. Nach andern Angaben ſtarb er den 25. Febr. jenes Jahres.

Macht eines Einzigen allerdings den rückſichtsvollen Eigenwillen des Kaſtengeiſtes beſeitigt. — Es ergab ſich für ihn nach ſeiner akademiſchen Zeit kein Amt, und ſo trieb es ihn auf das ſchrankenloſe Feld der Litteratur, wozu der erſte Erfolg ſeiner „Zwillinge" den Anreiz bot. Es war 1776, als er, 24 Jahr alt, in Weimar auftrat, wohin ſich alle Genies drängten. Klinger war entzückt über dieſen Tummelplatz der Talente. Allein er ſelbſt, ein ganz ungebährdiger Kraftmenſch, erſchien höchſt unbequem. Goethe ſchrieb an Merck: „Er drückt mich, iſt wie ein Splitter im Fleiſch, ſeine harte Heterogeneität ſchwäret mit uns, und er wird ſich herausſchwären." Sogar Merck, der mephiſtopheliſch kalte Menſchenkenner, fluchte über Klinger's ſtarrköpfigen Hochmuth, die Welt nach ſich geſtalten zu wollen. Wieland mit der Miene ſeines ſalbungsvollen Lächelns ſchrieb, Klinger ſaufe Löwenblut und ſpeiſe wahrſcheinlich, wie ſeine dramatiſchen Ungeheuer, rohes Fleiſch. Für Goethe war freilich auch Schiller ſpäter eine ganze Zeitlang ſehr läſtig, und Wieland nannte ihn ironiſch ſeinen tragiſchen Hercules. In Schiller erwuchs die rohe Naturkraft zur geiſtigen Größe, welche die Welt nicht zertrümmert, ſondern im Reich der Idee bewältigt und überwindet. In Klinger ward der Sturm- und Drangmann zum eiſernen Charakter, der freilich in ſeiner ſittlichen Kraft auch die Berechtigung ſieht, ſich ſelbſt feſtzuhalten und die Welt aufzugeben. Größe war nicht in ihm, nur Stärke.

Es war noch im Jahr 1778, als Klinger Thalia's

Reich verließ und in den Dienſt des Mars trat. Der Empfehlung des Herzogs von Würtemberg verdankte er ein Lieutenantspatent in der öſterreichiſchen Armee. Allein der baieriſche Erbfolgekrieg ging ohne Thatkraft ſchnell zu Ende, und Klinger trat in Folge derſelben Empfehlung als Vorleſer in den Dienſt des Großfürſten Paul, deſſen Gemahlin eine Prinzeſſin von Würtemberg war. 1780 begann er ſeine Laufbahn in Petersburg und machte im Gefolge des Großfürſten zunächſt jene Reiſe nach der Schweiz, Italien und Frankreich, deren reiche Anſchauungen, Genüſſe und Erfahrungen ſo raſch auf die kümmerliche Enge ſeines deutſchen Lebens folgten; er lernte in ruſſiſcher Uniform die Welt kennen. Auch an einem Feldzug nahm er an der Seite ſeines Fürſten Theil; es war ein Feldzug nach Polen. Zu einem Zwieſpalt mit ſich führte ihn ſein Leben in Rußland nicht. Er ſchien den früheren Tumult eines ſchrankenloſen Lebens voller Ueberzeugung mit dem Syſtem der militäriſchen Ordnung, den Freiheitstaumel hoffnungsvoll mit der Zucht des blinden Gehorſams zu vertauſchen. Er wollte in äußern Stoffen wirken, und ſeine Strenge, ſeine Feſtigkeit, ſeine Unbeſtechlichkeit machten ihn am ruſſiſchen Hof gefürchtet, man hielt dieſen Spartaner mit Recht für eine Ausnahme. Er ſtieg, ohne es zu wollen. Die Gunſt der Großen blieb ihm treu, weil er ſie nicht ſuchte, und auf ſeine Dürftigkeit folgte ein äußerer Glanz, der ihn nicht blendete, aber ihn doch erkältete und gegen die Gefühle der Welt erſtarren ließ. Er war von 1785 bis 1801 als Generallieutenant Director der Cadettenſchulen und Curator der Univerſität Dorpat, Inſpector der Pagenſchule und eines kaiſerlichen Fräuleinſtifts. Er ſtand um ſo feſter bei Hof, als er der Gemahl einer natürlichen Tochter der Kaiſerin Katharina wurde. Man wollte wiſſen, ſeine Ehe ſei ein Verhältniß der Neigung geweſen. Bei alledem blieb ſeine Stellung zur Gattin dem Ceremoniel ihrer Abkunft unterworfen; die Wärme des ächt Menſchlichen, der eigentliche Inhalt des ſchöpferiſchen Lebens blieb ihm in allen Begegniſſen verſagt, und ſeine Geſtalt blieb immerfort eine geſonderte, einſam in ſich ſelbſt gefeſtete. Nur ſeinem ſtoiſchen Trotz und ſeiner Selbſtgenügſamkeit verdankte er ſeine feſte Stellung; ein Ausſpruch über ſich ſelber lautete: „Es ging hart mit mir, jeden Andern müßte es niederſchmeißen." Am Hofe lernte er die Menſchen ſo kennen, „daß er ohne Verzerrung nicht mehr lächeln konnte." Sein ſtarker Ernſt wurde bittere Satyre, aber die Troſtloſigkeit ſeiner Anſicht über Welt und Menſchen führte ihn dazu, daß die Geſtalten, die er ſchilderte, Caricaturen wurden im Guten und im Böſen; ſie blieben edle Canaillen, tugendhafte Ungeheuer; er hielt den Ton Räuber Moor's feſt. Eines ſeiner Worte lautet: „Einen König oder einen Höfling ganz kennen, hieße die Flecken des wilden Tigers auf ſeinem Felle zählen." Zu einer andern Auffaſſung und zu andern Erlebniſſen gehörte eine andere Natur. Klinger fand ſich ganz zurecht in ſeiner Welt. Er hatte das Drama aufgegeben, weil das „fürchterlich Große", das er zeichnete, dem Geſchlecht der Menſchen nicht gefiel.

Er wollte handeln, als Menſch dramatiſch ſein, und was er in der Dichtung fallen ließ, das trat mit Kaiſer Paul's Ermordung als Wirklichkeit an ihn heran. Dies entſetzenvolle Schauſpiel übertraf doch vielleicht alle ſeine Erfindungen. In dieſem Drama war er freilich nur Zuſchauer. Er wurde ſeitdem ein einſamer Stoiker, welcher der Nothwendigkeit ſtill gehorcht. Für die franzöſiſche Revolution hatte er keine Jugendgluth mehr; er war ſchon zu feſt ein fertiges Glied der Soldatendeſpotie; nur unter militäriſcher Zucht hielt er die Freiheit für möglich und für gedeihlich; er preiſt ſeinen Alexander, den feinſten und glätteſten Deſpoten. Rouſſeau blieb auch im ruſſiſchen Dienſt ſein weltliches Evangelium, aber er bezweifelte die Befähigung des Zeitalters, ſich in Freiheit Geſetze zu geben, die nicht in Raſerei ausarten. Er ſchrieb in Bezug auf den Umſturz der geſellſchaftlichen Ordnung in Frankreich ſein Buch: „Ueber das zu frühe Erwachen des Genius der Menſchheit."

Es iſt ſchlimm um einen ſcharfſinnigen Kopf, der in ſeiner Jugend Schwärmer war und am Ende ſeines getäuſchten Lebens alles, was ihn ehedem durchglühte, bitter belächelt oder als Narrheit verwirft. Noch ſchlimmer aber, wenn er ſich mit dem Allgemeinen verwechſelt, ſeinen eigenen Bankerott der Geſchichte unterſchiebt. Der Genius der Menſchheit iſt noch nie zu früh erwacht, wenn er auch nie wach zu bleiben und immer wieder einzuſchlafen ſcheint.

Klinger's Hang zum thatkräftigen Wirken, ſein Trieb, in feſtgezogenen Kreiſen dem Bedürfniß des Augenblicks nachzugehen, blieb in Rußland ohne eigentliche Befriedigung. Er konnte nicht ſchöpferiſch auftreten, durfte nur dreſſiren. Sein Anſehen am Hof blieb nur ungeſchmälert, weil er ſich paſſiv hielt, jeder Anforderung widerſtand, während er ſelbſt keine machte. Er hielt ſich ſelbſt nur feſt, ſtarr und unveräußerlich, aber er fand auch im Bereich des praktiſchen Lebens keinen gefügigen fruchtbaren Boden, und ſo mußte der deutſche Sturm- und Drangmann, der ſich mitten im Glanz des Petersburger Hofes ſehr einſam fühlte, doch wieder in ſeinen beſten Stunden zur Feder greifen, um zu ſchaffen, um ſich in der Einſamkeit ſeines Geiſtes mit Gott und der Welt abzufinden.

Das jetzige Geſchlecht mag ſtaunen, wenn es hört, daß dieſer Mann, deſſen germaniſches Gemüthsleben unter der ruſſiſchen Soldatenherrſchaft erſtarrte, eine Reihe von zehn großen Romanen gleichzeitig entwarf und, von Einer Idee geleitet, von Einem Geſichtspunkt beherrſcht, mit eiſernem Fleiß durchführte. Der Aufruhr der Leidenſchaft hatte ſich in die Kälte des Stoicismus umgeſetzt, und ſo fand er für die Gräuel der Menſchheit, die er jetzt als Epiker ſchilderte, im Roman einen Styl, deſſen körnige Kraft uns ſchüttelt, deſſen entſetzenvolle Ruhe uns ſchreckt. Er eröffnete dieſe Reihe von Werken, deren jedes das andere als Gegen- und Seitenſtück ergänzt, mit „Fauſt's Leben, Thaten und Höllenfahrt." Goethe's Fauſt erſchließt uns lyriſch die Tiefe des Geiſtes und findet da die Hölle; Klinger hatte keine innere Lyrik; er war nicht der Poet, der Himmel und Hölle als die

Geburten der menſchlichen Seele in uns ſelber aufruft. Klinger's Teufel iſt von Anfang an eine ſo fertige Maſchine wie ſein Gott. Sein Fauſt macht blos eine Reiſe durch die geſchichtliche Welt und ſchildert ſeine Zeitgenoſſen. Er findet in Deutſchland geiſtige und bürgerliche Knechtſchaft, in Frankreich den „heuchleriſchen Mörder Ludwig den Elften", in England deſſen Geiſtesbruder, den dritten Richard, in Italien Alexander Borgia, der ſich in Blutſchande badet. Vor den Schreckensgemälden, die Klinger uns entfaltet, muß man ſeine Zuflucht zu den Büchern der Geſchichte nehmen, um zu erfahren, wie Menſchen menſchlich ſündigten. Klinger läßt ſeinen Fauſt verzweifeln und ruft ihm dann teufliſch zu: „Thor, du glaubteſt das Antlitz der Menſchheit geſehen zu haben? Ich zeigte dir nur ihre Larve!" Aber das wahre Angeſicht der Menſchen zeigt uns Klinger nicht; dieſe Aufgabe des ächten Dichters ſtellt er ſich nirgends. In ſeinem „Raphael de Aquilas" ſchildert er die fanatiſchen Gräuel des ſpaniſchen Chriſtenthums und vertröſtet uns auf den Koran.

In der „Geſchichte Giafar's des Barmeciden" betreten wir das verheißene Glaubensgebiet Allah's und des Propheten, werden heimiſch in der Welt des Morgenlandes, ſehen aber doch den edeln Barmeciden als ein Opfer der Naturbedingungen des Orients enden. In den „Reiſen vor der Sündfluth" geißelt Klinger den Glauben der Herrſcher an ihre Göttlichkeit und verhöhnt zugleich die Einfalt der Völker. Im „Fauſt der Morgenländer" gewinnen wir endlich aus dem Labyrinth der menſchlichen Gräuel einen Rettungspfad. Er führt uns an der Hand des Helden in die Hütte des Einſiedlers. Hier endet der Irrthum, die Lüge, die Täuſchung; hier hört die Dialektik des Teufels auf, und Gott ſpricht wieder vernehmlich, die Leidenſchaft ſchweigt; aber hier ſteht auch die Weltgeſchichte, ſelbſt der Schlag des Herzens ſtill. Der Stoiker pocht auf dieſen Hafen der Ruhe, der Skeptiker ſchlägt die Welt in Trümmer, um dies Ziel zu erreichen, und weiß nicht, daß dies Ziel nur einen neuen Anfang fordert, wie Rouſſeau's Rückkehr in den Schooß der Natur den Kreislauf menſchlicher Entwicklung nur von neuem beginnen heißt, ohne neue Bahnen aufzudecken. Die Tacitiſche Schwere der Klinger'ſchen Weltanſchauung kann Achtung einſtößen, aber ſie überzeugt nicht. Klinger wollte mit ſeinen Dichtungen belehren, aber er lehrt überall nur, wohin er ſelbſt gekommen. Dies impoſante Schauſpiel liegt in ſeinen Werken offen vor; ſie ſind die Bekenntniſſe eines ſtarken Geiſtes, der die Welt nur überwindet, indem er ſich ſelbſt bezwingt. Er endete wie Goethe mit ſich ſelbſt, aber nicht im Glück des Behagens, den Reichthum der Welt durchfühlt zu haben, ſondern im moraliſchen Selbſtgefühl, das ſtolz iſt auf den Trotz ſeiner Energie. Klinger war auch hierin ein merkwürdiges, vom Schickſal faſt ironiſch hingeſtelltes Seiten- und Gegenſtück zu Goethe.

Von ſeiner „Geſchichte eines Deutſchen der neueſten Zeit" ſprach ich ſchon. Das Buch wird für jeden von nachhaltiger

Bedeutſamkeit ſein, der Deutſchland zur Zeit der Revolution kennen lernen will. In „Sabir, Eva's Erſtgebornem im Paradieſe" faßte er die Geſammttendenz ſeiner Romane noch einmal in einem möglichſt heitern Bilde zuſammen. Sein „Weltmann und der Dichter" ſtellt die Gegenſätze ſeines innern und äußern Lebens noch einmal ausführlich feſt, ohne ſie verſöhnen zu können. In dieſem Platoniſchen Dialog iſt der Mangel an innerer Lyrik eben ſo fühlbar, wie in ſeinen philoſophiſchen Romanen der Mangel des epiſchen Behagens.

Er endet ſein litterariſches Tagwerk mit ſeinen „Betrachtungen und Gedanken über verſchiedene Gegenſtände der Welt und der Litteratur." Dieſe Aphorismen ſind das Bedeutendſte, was er gab; ſie ſind das Bleibende unter ſeinen Werken. Was er als Talent ſchuf, verfiel entweder an die Verwilderung der krampfhaften deutſchen Gährung, oder trägt zu ſehr den Stempel der gewaltſamen Vereinſamung ſeiner Natur. Dem eigentlichen Schooß der Menſchheit gehörte er zu wenig an, um als Dichter Leid und Luſt in Einklang zu bringen. Hütte und Palaſt waren die Extreme, die er raſch mit einander vertauſchte; die Mitte der bürgerlichen Geſellſchaft, den ächten Inhalt des Lebens, lernte er nicht kennen; er ſchwankte immer nur, wie Gervinus ſich über ihn ausdrückt, zwiſchen Derwiſch und Vezir. Und ſo endete er damit, der Welt ſein Bekenntniß zu überliefern. Auf dieſe Glaubensſätze darf der Deutſche ſtolz ſein, es ſind Documente eines felſenfeſten Charakters. Er ſchrieb dieſe

Aphorismen in den Jahren 1801 und 1802. Was ihm perſönlich noch widerfuhr, konnte ihn erſchüttern und beugen, aber dies Teſtament, das er vor der Welt niederſetzte, nicht umſtürzen. Er verlor in der Schlacht an der Moskwa ſeinen einzigen Sohn; ſeine Gattin weinte ſich blind. Das war ein heimliches Unglück für ihn. Sein ſchwerſtes Mißgeſchick traf die Wohlfahrt der Völker. Er hatte auf Alexander kühne Hoffnungen geſetzt; er ſah ſie mit ihm hinwelken. Mit Alexander ſollte eine neue Epoche für den Oſten Europa's beginnen; Alexander wollte damit die Schuld ſühnen, die Paul's Tod dem Reiche hinterließ. Alexander war eine geſchmeidige Natur, die den phyſiſchen Nothwendigkeiten ſeiner Stellung erlag. Er war kein Klinger'ſcher Charakter, der das Schickſal zwingt. An dieſer Enttäuſchung ſtarb Klinger's Glaube an ein nahes Heil der Welt. Die Wendung der franzöſiſchen Revolution, die Napoleoniſche Soldatenherrſchaft ſchien ſeine troſtloſe Satyre auf ein zu frühes Erwachen des Genius der Menſchheit beſtätigt zu haben; er verſtummte als Schriftſteller, er wurde auch als Menſch unzugänglich. Während der Zurüſtungen des Feldzugs gegen Polen im Februar 1831 ſtarb er, ein Siebenundſiebziger, unerſchütterlich derſelbe, feſt und ſtreng, aber innerlich arm und karg.

Zur griechiſchen Religion war er in Rußland nicht übergetreten. Man ſprach nur vom Wechſel ſeines lutheriſchen Bekenntniſſes in das reformirte. Er änderte in Rußland keine Meinung, keine Ueberzeugung; aber er flüchtete ſich tiefer in ſich hinein und verſchanzte ſich mit den Waffen des Skepticismus gegen Gott und Welt. Er zog vom Standpunkt des ſittlichen Selbſtbewußtſeins aus den Geiſt der Weltgeſchichte zur Rechenſchaft, und dieſer blieb ihm die Antwort ſchuldig. Dem gemeineren Verſtand iſt der Lauf der Welt verſtändlicher. Klinger flößt uns Ehrfurcht ein, daß er ſich nicht wohlfeil beſchwichtigen ließ. Dieſe achtunggebietende Stelle nimmt ſeine geharniſchte Geſtalt unter uns ein. Aus ſeinen „Betrachtungen" kann das heutige Geſchlecht eine Zuverſicht gewinnen, die es aus ſich ſelbſt nicht ſchöpfen zu können ſcheint — die Zuverſicht auf die Charakterſtärke des moraliſchen Selbſtbewußtſeins. Sie löſt nicht die höchſten Fragen über Gott und Welt, aber ſie macht ſtark, ihre Löſung und im Nothfall ihre Diſſonanz zu ertragen. Dies iſt Klinger's Unſterblichkeit, und das macht ihn in der Geſchichte der Männer unſers Volks bedeutend.

Die neue Sammlung ſeiner Werke iſt mit ſeinem Bild in Stahlſtich geſchmückt. Wir haben hier die Züge des Mannes ganz ſo getreu, wie ſeine Freundin Fanny Tarnow ihn vor Jahren ſchilderte, das ſcharfgeſchnittene Geſicht mit der unerſchütterlichen Muskelkraft, mit der unerſchütterlichen Entſchloſſenheit, an Allem zu zweifeln, was dem Verſtand und dem Herzen des ehrlichen Mannes nicht begreiflich. Fanny Tarnow war in den Jahren 1819 und 1820 in Petersburg; im achten Band der Auswahl ihrer Schriften ſtiftete ſie ihm das ſchöne Denkmal; es iſt der ſechſte ihrer Briefe aus der nordiſchen Hauptſtadt, in dem ſie zugleich den ideellen Zuſammenhang der Klinger'ſchen Romane andeutet und mit der ganzen Hingebung weiblicher Begeiſterung in Klinger's Natur den Heroismus deutſcher Manneskraft feiert. Die „Zwei Jahre in Petersburg, ein Roman aus den Papieren eines alten Diplomaten," waren ſpäter aus derſelben Feder und brachten uns nach Klinger's Tode wiederholt die Schilderung von Klinger's Perſönlichkeit.

IV.

Georg Forſter.

IV.

Georg Forster.

Mit Georg Forſter tritt ein zweiter deutſcher Mann vor uns, der, zwanzig Jahre ſpäter als Klinger, ſein Vaterland aufgab, indem er nach Weſten auswanderte, nicht an eine fremde Autokratie, ſondern an die Republik Frankreich ſich hingab und dort, anders als Klinger, ohne Glanz und Würde, ungeehrt vom Feinde, ſelbſt unter der Verwünſchung vieler ſeiner Freunde, ein ſtummes und thränenloſes Grab fand. — Auf Georg Forſter's Namen ruht auch noch die Anklage der Verrätherei; er hat Mainz den Franzoſen in die Hände geliefert. Der einzelne Fall darf hier ſo wenig außer Acht kommen, als die allgemeine Frage: was es heiße, ſein Vaterland aufgeben? Man kann hierbei unter Vaterland nicht die Scholle meinen, die uns trägt; ſonſt wäre der Patriotismus der engſte aller Begriffe; auch nicht das geſammte Land in ſeiner phyſiſchen Exiſtenz, ſonſt wäre jeder Auswanderer, der ſeine äußern und ſeine innern Kräfte der Fremde bietet, ein Verräther am Wohl und Vortheil ſeines heimiſchen Landes. Es kann im höhern Sinne nur das geiſtige Vaterland gemeint ſein. Klinger gab das litterariſche Deutſchland der ſiebziger Jahre auf, Forſter das politiſche Deutſchland in den Neunzigern des vorigen Jahrhunderts. Daß Jenen die Verzweiflung an ſeinen eignen Kräften, und weit mehr noch als Dieſen freie Wahl dazu trieb, während Forſter mitten im Schmerz über die Zerrüttung um ſich her, mitten in der Erbitterung über die Entartung ſeiner Mitmenſchen, an eine neue Zuverſicht, die ihn täuſchte, die Verjüngung und Wiederherſtellung der Welt knüpfte: — das rückt freilich beide Männer in ihrem ganzen Verhalten zu ihrer Zeit ſo weit auseinander, als die fremden Pole, denen ſie ſich zuwendeten. Möchten dieſe beiden Pole der europäiſchen Entwicklung, eine Autokratie des Oſtens und eine Republik des Weſtens, uns gleich fern bleiben! Ein Geſchlecht aber, das ſich vor beiden Extremen geſichert glaubt, ſollte über die Mitbrüder, die das Opfer der ſeltſamen Verzweigungen unſerer Sympathien wurden, wo nicht milde, doch mit Beſonnenheit zu Gericht ſitzen. So abgeſchloſſen Deutſch, wie Einige es verlangen, war Deutſchland niemals; die Thore unſeres Herzens und unſerer Gedanken waren von je weltweit offen, auf die Strömungen des allgemeinen Lebens hingewieſen. Die deutſche Bildung des vorigen Jahrhunderts zumal ſtand unter europäiſchen Einflüſſen. An Rouſſeau entzündete ſich die deutſche Jugend der ſiebziger Jahre, in den Shakſpeare'ſchen Formen verſuchte ſich die junge Kraft des erwachenden Deutſchlands, und Klinger blieb am Petersburger Hof dieſen Lieblingen ſeiner deutſchen Entwicklungsjahre getreu. Forſter hat mitten unter den Gräueln der Schreckensregierung in Paris als einſamer, ſtiller, kraftvoll beſonnener Denker die Natur ſeines Volkes in keinem Augenblick verleugnet. Wir wollen ihm feſt ins Angeſicht blicken, ihm ruhig den Puls befühlen, um zu erfahren, wo und wie er im Stande war, zum Verräther an Deutſchland zu werden. Wenn Gentz ihm den Vorwurf der Apoſtaſie machte, ſo bedarf es wohl nur eines einzigen Seitenblicks auf Dieſen, um Forſter's reinen Charakter zu retten. Man ſoll Forſter's That allerdings nicht entſchuldigen, aber erklären, und ein ehrlicher Irrthum, der aus innerer Nothwendigkeit entſprang, tritt für die Fernſtehenden ſchon um deswillen in ein verſöhnliches Licht, wenn er ſich auf reine Beweggründe zurückführen läßt. Daß weiland die Verfaſſer der Xenien ſelbſt nach ſeinem Untergang in der Fremde auf Forſter das Geſchoß des Witzes abſchnellten, darf uns nicht irren, denn dieſer Angriff beruhte auf Unkenntniß des Mannes und auf der Leidenſchaft einer bewegten und gereizten Gegenwart. Der Spätling aber ſollte leichter und freier die Geſtalten der Vergangenheit überblicken. Als die Wittwe Forſter's, Frau Thereſe Huber, ſich 1829 ſchüchtern mit dem Briefwechſel des Mannes hervorwagte, ſchloß ſie die Einleitung zu ſeinem Leben mit dem zitternden Ausruf: Wer reiner iſt als Er, hebe den erſten Stein auf! — Dies wehmüthige Wort einer Frau, ſcheu und unſicher, könnte wohl jemand anreizen, jene Pfeile der Anklage und des Hohnes emſig zu ſammeln und ſie alle auf die Angreifer und zugleich auf jenes Deutſchland zu richten, das ſo oft ſchon unfähig war, ſeine Jünglinge zu Männern zu erziehen, ſie raſch in Greiſe verwandelte, oder ſie gleichgültig fahren ließ.

Georg Forſter gehört faſt zu den nationalen Lieblingsgeſtalten, ſeitdem Heinrich König in ſeinen „Klubiſten von Mainz“ ihn gefeiert. Was in deſſen Roman ideell blieb, ergänzte noch thatſächlich die Schilderung ſeines Lebens, die der geiſtvolle Erzähler wiederholt in „Haus und Welt“ von ſeinem Helden gab. Die Begeiſterung für Forſter verſtieg ſich ſeitdem beinahe ins Gewagte und Geſuchte. Moleſchott verkündigte ihn als „Naturforſcher des Volks“ und als den erſten deutſchen Vertreter des Materialismus in den Naturwiſſenſchaften. Eine weibliche Begeiſterung ſtellte die „Lichtſtrahlen“ aus ſeinen Schriften zuſammen; L. Eckardt ſchrieb ein Drama: „Weltbürger und Patriot“. Als Gegenſtück dazu brachte unlängſt Karl Klein aus ſtädtiſchen und örtlichen Urkunden ſein Buch: „Georg Forſter in Mainz 1788 bis 1793. Nebſt Nachträgen zu ſeinen Werken.“ Hier ſteht denn der Held des Streites wieder als „Vaterlandsverräther“, ja als „geſunkener Menſch“ da! — Faſſen wir Alles, das Für und das Wider, zuſammen und ſitzen hier, nicht als Juriſt, der nach dem actenmäßigen Buchſtaben richtet, nicht als Poet, der ſeine Illuſionen vertheidigt, nicht als politiſcher Parteigenoſſe, der ſein Bekenntniß durchſicht, ſondern, wenn's möglich iſt, als Pſycholog zu Gericht, der, indem er anklagt und vertheidigt, in der Seele des Mannes zugleich ergründet und erklärt.

Gervinus hat eine ausführliche Abhandlung über Forſter's Leben und Schickſale gegeben, die dem ſiebenten von den neun Bänden der geſammelten Arbeiten des Autors beigefügt iſt. Gervinus vertheidigt ſeinen Clienten ſehr warm und eifrig, erſcheint hier aber wie ein Sachwalter, der unzeitig ein Alibi nachweiſt, wo es ſich um das Räumliche nicht handelt. Er erinnert, daß Georg Forſter, deſſen ſchottiſche Vorfahren ſich im ſiebzehnten Jahrhundert nach Polniſch-Preußen überſiedelten, eigentlich gar kein Deutſcher ſei, „eigentlich kein Vaterland hatte.“ Forſter war auf einem Dorfe bei Danzig geboren, bevor dieſe Stadt und ihre polniſche Nachbarſchaft preußiſch wurde. Preußen, auch damals eiferſüchtig auf den Beſitz bedeutender Köpfe, hätte den Weltumſegler gern zu den Seinigen gezählt; Graf Herzberg, auch nach König Friedrich's Tode noch mächtig, hätte ihn gern für Berlin gewonnen, da er doch eigentlich zu Preußen gehöre. Aber wörtlich genommen, und wenn die Scholle Erde, wo er phyſiſch geboren wurde, entſcheiden ſoll, war er allerdings weder Preuße noch Deutſcher. Als achtjähriger Knabe kam er nach Rußland, wurde bis zu ſeinem ſiebzehnten Jahr in England erzogen, machte dann mit ſeinem Vater Johann Reinhold in den Jahren 1772 bis 1775 die zweite Cook'ſche Weltfahrt mit. „Er würde,“ ſagt Gervinus, „je nachdem das Schickſal gefallen wäre, ein guter Engländer geworden ſein, wie er ſpäter (als ihn der ſpaniſche Geſandte in Wien zur Theilnahme an einer Unternehmung nach den Philippinen zu gewinnen ſuchte) ein guter Spanier werden wollte; und ſo würde er auch ein guter Deutſcher geweſen ſein, wenn man ihn nur zu brauchen verſtanden hätte.“ Das heißt denn freilich den Vorwurf der Abtrünnigkeit von Deutſchland beſeitigen, indem man die ganze Perſon als nicht deutſch beſeitigt und ſie vom Nationalzuſammenhang mit uns lockert und löſ't. Forſter war freilich kein geſchulter Deutſcher; er war dies ſo wenig, als er in ſeinen Kinderjahren ein Pole, als Knabe ein Ruſſe, als Jüngling auf engliſchen Boden verſetzt, ein Engländer wurde, oder in ſeinem dreißigſten Jahre abermals nach Polen an die Univerſität zu Wilna berufen, ſich dort anbürgerte und heimiſch machte. Forſter war überhaupt kein profeſſoriſch geſchulter Menſch; er war ein Autodidakt, der nirgends die Dreſſur einer Oertlichkeit erhielt. Sein Vater, evangeliſcher Pfarrer im polniſchen Dorf, mußte etwas vom polniſchen Blut in ſich haben; er war ein unruhiger Kopf, der ſich gern mit Naturwiſſenſchaften und phyſikaliſchen Verſuchen abgab, ſeine Stelle aufgab, um dem Drang nach einem bewegten Leben zu genügen, und den Knaben durch all die Länder mit ſich herumſchleppte. Was guten ſoliden Deutſchen das akademiſche Dreijahr, das wurde dem Jüngling Georg die dreijährige Fahrt um die Welt, ſein Aufenthalt in Taiti, auf Neuſeeland, im Feuerland und auf den Freundſchaftsinſeln.

Auf die ſeltſamen Erſcheinungen und Gefahren des Reiſelebens, unter denen er ſein Studium der Naturwiſſenſchaften betrieb, folgte von neuem der große ſyſtematiſche Tumult der Londoner Welt, der ebenſo ſehr wie jene Jugendeindrücke alle ſeine Kräfte nach außen drängte. So kam er nach

Deutſchland, nach dem in ſich gedrückten, träumeriſch brütenden, rückwärts nach innen blickenden, innerlich beſchäftigten Deutſchland, halb und halb ein Sohn der Natur, ſtürmiſch im äußern Leben herumgeſchleudert, jedenfalls ein wildfremder Menſch unter uns. Man kann nicht ſagen, daß er eine frohe und glückliche Jugend gehabt. Schon als Knabe war er vom Vater ſtark zu wiſſenſchaftlichen Arbeiten benutzt. Die Mühſeligkeiten der Seefahrt hatten ſeinen Körper raſch entwickelt, ihm aber doch jene Frühreife gegeben, die bald in Abſchwächung überzugehen pflegt; zu ſeiner gichtiſchen Krankheit, die ihn in ſeinem vierzigſten Jahre dahinraffte, hatte er, wie es ſcheint, auf Neuſeeland den Grund gelegt.

Das Leben des Vaters war bei dem reichen Wechſel ein höchſt kümmerliches und ſchickſalvolles; der Drang nach Thätigkeit rächte ſich jeder Zeit an ihm; jede ſeiner Unternehmungen war ein Wagſtück, das mißlang. Johann Reinhold war ein ſtarrer eigenſinniger Mann, der das Schickſal herauszufordern ſchien. Seine Theilnahme an der Cook'ſchen Reiſe war auf Grund von Verſprechungen geſchehen, welche die engliſche Regierung nicht hielt. Mit Cook zerfallen, verſchlimmerte der Alte ſeine Lage, und ſeine Mißhelligkeiten in London endeten für ihn mit dem Schuldthurm. Selbſt die Berechtigung, die Weltfahrt litterariſch zu benutzen, ward ihm ſtreitig gemacht, und Georg mußte das Reiſewerk abfaſſen, deſſen Ertrag bei alledem den gefangenen Vater noch nicht frei machte. Georg war 22 Jahre alt, als er dies Werk engliſch ſchrieb. Man hielt es für ſeines Vaters Arbeit, dem man zu einer ſolchen Veröffentlichung der Cook'ſchen Entdeckungen kein Recht gab, und der Sohn mußte in einem engliſchen Broſchürenkrieg ſich und ſein Werk vertheidigen. Er war alſo Engländer genug, um engliſch zu ſchreiben; aber doch zugleich Menſch genug, um die Art und Weiſe, wie damals England die Indianer ausbeutete, mit klopfendem Herzen zu rügen und als einen Reſt jenes Fanatismus und jener Habgier zu ſchildern, womit einſt Spanier und Holländer gegen die Einfalt der Naturvölker zu Felde zogen. Er iſt nicht blind im Gefühl für die Kindheit der erſten Völkerzuſtände, denn neben die freundliche Idylle, die er auf Taiti entwickelt, ſtellt er ein Bild kannibaliſcher Verwilderung auf Neuſeeland. Die Ueberzeugung, er ſei praktiſch in ſeinen Anſchauungen und wiſſe das alles aus Selbſtſchau, führt ihn ſelbſt zu übermüthigen Scherzen über Rouſſeau, der, wie Forſter ſagt, den Menſchen von heute, das Ergebniß einer tauſendjährigen Bildung, ſo gern auf den Orangutang zurückführen möchte. Einige Bitterkeiten gegen Cook wurden ſpäter durch einen Aufſatz ausgeglichen, in welchem Forſter dieſem Helden der Entdeckung ein ſchönes Denkmal ſetzte und den Tribut der freieſten Huldigung brachte. Für die Größe der Thatkraft, für die Kühnheit unerſchrockener Männlichkeit blieb er Zeit ſeines Lebens zugänglich, und er feierte ſie, ſelbſt wenn er unter ſeinen Seehelden, deren Reiſen er überſetzte und beſchrieb, auf planloſe Abenteurer ſtieß. Von ſolchen Elementen aber fand er nichts auf dem Boden des damaligen Deutſchlands; auch ſuchte er es dort nicht.

Gedrückt, gequält, hülfsbedürftig und erſchöpft, ſo kam er zu uns.

Ich muß mir denken, daß der erſte Eindruck, den das deutſche Leben auf ihn machte, nach ſo viel phyſiſchen und geiſtigen Strapazen kein ungünſtiger, vielmehr ein erquickender für ihn war. Er mochte ſtaunen, ein Volk zu entdecken, das entweder die Periode ſeiner nationalen Geſtaltung ſchon hinter ſich hatte, ſchon überreif und greiſenhaft war, oder bei einer ungeheuren Fülle von innerm Gehalt, kindiſch und linkiſch, für dieſen Inhalt die ihm gemäße Form noch nicht zu finden wußte. Doch waren es nur die Cirkel der philoſophiſch wiſſenſchaftlichen Bildung, die ihm in ſeiner erſten Epoche in Deutſchland eröffnet wurden. Plötzlich abgezogen vom Lärm und der rauſchenden Tagesſeite des Lebens, überließ er ſich ganz dieſen Strömungen, deren wohlthuende Wärme, deren mattes Helldunkel für ſeine wunde Seele, für ſeine augenblickliche Erſchöpfung an Geiſt und Leib eine Labung war. Dieſe deutſchen Freundſchaftsbündniſſe, dieſer platoniſche Liebesverkehr der Gemüther, um Hand in Hand den Quell der Wahrheit zu finden, dieſe ewige nächtliche Arbeitſamkeit der Geiſter, die alle Lebensfragen immer bis an den Punkt der Morgenhelle heranſchleppen und ſie dann fallen laſſen, dieſer tantaliſche Kampf der edelſten Seelen, dieſes Herumwühlen in den geheimnißvollſten Problemen der Welt, dieſes Drängen nach dem innern Mittelpunkt des Daſeins, dieſer Tiefſinn theoſophiſcher Entzückungen, ein immerwährender Wandel an den ſtygiſchen Geſtaden, eine ewige Acheronsfahrt — das alles, was den Fremdling, den Weltumſegler mit der deutſchen Luft überfluthete, mußte ihm wie die Atmoſphäre eines ganz neuen Erdtheils erſcheinen. Deutſch war die Sprache ſeiner Kindheit, ſeiner Familie, denn er hatte im Dorfe bei Danzig das Polniſche nicht gelernt; aber Deutſchland, eine neue Entdeckung für ihn, ward jetzt von neuem ſeine Heimath. Sein Geſchick fügte es ſo und das Land der Fühler und Denker war, bei allem Drang nach Thatkraft in Forſter's Natur, doch das ihm gemäße, ſo ſehr er auch eine Ausnahme unter uns blieb. Unter jedem andern Volke hätte er ſich verloren, wäre unter den gelehrten Arbeitern nicht als Charakter beſonderer Art aufgetaucht; unſer Hang, das Individuelle zu pflegen, beförderte ſeine Entwickelung als Mann und im edelſten Sinne des Worts als Deutſcher.

Georg Forſter wurde im Jahre 1778, im Vierundzwanzigſten ſeines Lebens, Profeſſor der Naturwiſſenſchaften am Carolinum zu Kaſſel. Bald darauf gelang es, beſonders durch die Bemühungen der deutſchen Freimaurerlogen, eine Summe zuſammenzubringen, die den Vater in London frei machte, der dann in Halle Aſyl und Profeſſur fand, und ſomit war die Familie Forſter ihrem angemeſſenen Boden anheimgegeben. Zu all dieſen guten Erfolgen hatten beſonders der Fürſt von Deſſau und Herzog Ferdinand von Braunſchweig an der Spitze der Freimaurer mitgewirkt. Den Sohn Forſter aber hatte der Landgraf von Heſſen-Kaſſel berufen, weil ſein Hang zu alchymiſtiſchen Studien ſich am

Naturforſcher, Weltumſegler und Wunderſchauer einen Gehülfen verſprechen mochte. Auch machte Kaſſel damals Miene zu einem Anlauf; Johannes Müller war dort und man ſuchte ihn zu feſſeln, wie denn das Wort „feſſeln“ immer ein Lieblingsausdruck deutſcher Mäcene war. Aus America liefen Gelder ein, und da jeder deutſche Fürſt von damals nach einem Verſailles en miniature ſtrebte, ſo ward Wilhelmshöhe für Kaſſel ein ſolches. Der Ton und die Sitten am Hofe waren dem gemäß, aber immer mit vorherrſchender Gemüthlichkeit. Auch treten Züge dieſer Art keineswegs grell in Forſter's Beobachtungen, wie er ſie in ſeinen Briefen niederlegte. Erſt ſpäter erwächſt die Schärfe ſeiner Wahrnehmung zur Bitterkeit. Er ſpottet dann wohl über die Art und Weiſe, wie eine franzöſiſche Marquiſe mit ihrem Chevalier vom Landgrafen bedeutende Summen unter dem Vorgeben zu beziehen weiß, ihm die Geheimniſſe des Lebenselixirs zu verrathen. Dagegen läuft wieder die Schilderung, einer gemüthlichen Scene auf offenem Markte dazwiſchen wo der Landgraf ſeinen Sohn zum Generallieutenant macht und Thränen der Rührung dabei vergießt, ſo daß die ganze Kaſſeler Wachtparade ebenfalls in lautes Schluchzen ausbricht. Dergleichen Züge aus dem Leben der deutſchen Oeffentlichkeit jenes Zeitalters ſind weder beleidigend, noch auch von Gewicht für Forſter. Er lebte damals ſo harmlos mit. Auch nahm ihn eine ganz andere deutſche Welt gefangen; Wiſſenſchaft und Philoſophie übten ihren Zauber auf den friſchen Ankömmling.

In Kaſſel ſelbſt iſt Sömmering ſein College und wird ſein innigſter Freund. Auch andere Punkte in der Nähe werden ihm wichtig. Münſter hatte damals in aller Stille einen eigenthümlichen Kreis von aufgeregten Menſchen. Stolberg wurde dort reif für ſeinen ſpäteren Wandel, Droſte-Viſchering erwuchs dort, derſelbe Prieſter, der in unſern Tagen bald wider ſeinen Willen von Bedeutung geworden wäre. Die Fürſtin Gallitzin, die Charitin Amalie, wie Forſter ſie nennt, war der Mittelpunkt dieſes Kreiſes; ſie ſtand in lebhaftem Verkehr mit Friedrich Heinrich Jacobi in Pempelfort und mit Hamann, dem „Magus des Nordens", dem Verfaſſer von Golgatha und Scheblimini. Kaſſel ſelbſt hatte damals, wie geſagt, eine Anziehungskraft. Goethe erſchien dort mehrmals, bald allein, bald im Gefolge des Herzogs von Weimar, den Forſter im Incognito eines Oberforſtmeiſters kennen lernte. Goethe hatte damals nicht mehr den Nimbus, den ihm früher die Autorſchaft des Werther in ſentimentalen Kreiſen gab. Er war in jener Zeit zum guten Theil Cavalier, zum andern Theil Naturkundiger; ein Weltumſegler mußte für Goethe von Intereſſe ſein. Forſter giebt jedesmal über ſein Erſcheinen in Kaſſel ungeſchminkten, einfachen Bericht. Von weſentlichem Eindruck auf ihn war unter jenen Geſtalten Jacobi. Der Verkehr mit ihm legte in Forſter den Grund zu einer ganz neuen Epoche, deren andauernde Bedeutſamkeit uns der reichhaltige Briefwechſel erſchließt. An Jacobi's Philoſophie orientirte ſich Forſter in der Speculation der deutſchen Denker; mit deſſen Schrift über Spinoza, mit deſſen Alwill und Woldemar eröffnete ſich ihm erſt recht eigentlich die deutſche Welt, und die Perſönlichkeit dieſes edeln Geiſtes war für ihn eben ſo übermächtig, als reizend und gewinnend. Die Periode der Empfindſamkeit war für die deutſche Poeſie damals vorüber, aber in Jacobi erlebte die Philoſophie die Oppoſition des deutſchen Gemüthes gegen die Ergebniſſe und die Methode der Kant'ſchen Forſchung. Auf die Erkenntniß des großen Urweſens ging aller Drang des deutſchen Wiſſens. Kant unternahm es, zu dieſem Erkenntnißact erſt die Werkzeuge, die dazu führen ſollten, zu unterſuchen, und dieſe menſchlichen Werkzeuge, Verſtand und Vernunft, fand er dazu unzureichend. Vor der ſtrengen Kälte, vor der unerſchütterlichen Ruhe und .Sicherheit dieſer Beweisführung ſchreckte das Gemüth zurück; es gerieth auf den Standpunkt der Verzweiflung. Von dieſer Verzweiflung errettete damals Jacobi das deutſche Gefühl, das abgekehrt von der erſcheinenden Welt ſich ſeinen Antheil an der Unendlichkeit Gottes nicht nehmen laſſen wollte. Jacobi verwarf alles Demonſtriren der Wahrheit. Alle überſinnliche Erkenntniß ſei nur durch einen dunkeln Inſtinct der menſchlichen Vernunft möglich, alles philoſophiſche Wiſſen könne nur aus unmittelbarem Geiſtesgefühl hervorgehen, könne nur Glaube ſein. Ein unmittelbares Vernehmen des Wahren und Ueberſinnlichen ohne Beweis: — dies läßt ſich wohl als Kernpunkt der Jacobi'ſchen Lehre bezeichnen. Das Organ der Wahrheit wurde von ihm Vernunft genannt, aber dieſe Vernunft doch nur als ein dunkler Trieb erklärt, als Inſtinct, als geheimnißvolles Band zwiſchen der ſinnlichen und der Geiſterwelt. Und die Gefühlsweisheit dieſer Theoſophie erſchien damals in Jacobi's Natur als ein Ergebniß hoher und feiner Bildung.

So warm fühlend, ſo menſchlich edel, ſo ſittlich ſchön war nicht in jeder Epoche die Philoſophie der Deutſchen, ob ſich gleich jede für den ausſchließlichen Inbegriff der Wahrheit ausgeben möchte. Auch war nicht jede deutſche Philoſophie in ihren moraliſchen und äſthetiſchen Wirkungen ſo unmittelbar. Es war damals die Zeit, wo man auf Anlaß oder in Berückſichtigung der Ausſprüche Jacobi's in Baiern die Leibeigenſchaft und den Frohndienſt abſchaffte. Wer die joy of grief, die Wonne der Thränen, wie ſie ſeit Yorik und Young in Deutſchland an der Tagesordnung war, wer die Werther'ſche Stimmung auf einem höheren Gebiet, auf dem Gebiet des Gedankens feſthalten wollte, war damals ein Anhänger Jacobi's. Und aus dem Weltumſegler Forſter, der ſich mit kindlicher Bedürftigkeit den dichteriſchen Reizen dieſer Lehre hingab, wurde ein aſcetiſcher Einſiedler, den die objective Welt nur wenig kümmerte, der in der Schwelgerei dieſer „Philoſophie der Gefühle" ſeine Aufgabe ſah, ſeine Befriedigung zu finden ſchien. Aus der Weite der Welt plötzlich in die Stubenluft der deutſchen Krähwinkelenge verſetzt, warf er ſich mit Leidenſchaft auf die Speculationen der metaphyſiſchen Empfindſamkeit und eröffnete ſich mit ihnen nach innen den Geſichtskreis.

In jener Zeit, vielleicht zu Anfang der achtziger Jahre, trat Forſter durch die Verbindung der Freimaurer mit Johannes Müller und Sömmering in den Orden der Roſenkreuzer. So menſchlich edel, ſo ſittlich ſchön Jacobi's Lehre, ſo lag doch auf ihrem Gebiet für kräftige Naturen der Uebergriff zur ſchwärmeriſchen Myſtik ſehr nahe. Setzte doch zu allen Zeiten deutſche Myſtik das Erkennen der Wahrheit in unmittelbare Anſchauung derſelben. Im vierzehnten Jahrhundert war ſie theologiſch geweſen, in ihrer zweiten Epoche, im fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert, war ſie phyſikaliſch geworden; ſie ſtrebte ſeitdem nach der Erkenntniß der geheimen Naturkräfte. Was in der Theologie zum Einswerden Gottes mit der menſchlichen Seele führte, das führte auf dem Boden der Naturkunde zur Annahme einer göttlichen Eſſenz, die unmittelbar auf die Geſtaltung der Dinge wirkte. Was der Aſtrolog am weiten Himmel in der Sternenſchrift geſucht, das trat nun weit näher auf den Schauplatz des Erdreichs; der Weltgeiſt regte ſich jetzt in Pflanzen und Thieren, man lauſchte auf die Erzeugung der Metalle, die man freilich unter planetariſche Einflüſſe ſtellte. Nicht mehr der Sterndeuter: der Alchymiſt war jetzt der wahre Myſtiker, der Machinator der Dinge, der Kenner der urweltlichen Tiefen. Er miſchte die Factoren nach ſeiner Willkür, brachte ſie in andere Bedingungen des kosmiſchen Zuſammenhangs, und dann hatte er die Erzeugung des Productes in ſeiner Hand. Seine Kenntniß der geheimen Kräfte konnte die Metalle nicht erſchaffen, aber ihre Erſchaffung ſtören, durch neuen Zuſatz andere metalliſche Ergebniſſe erzielen. Durch die Roſenkreuzer wurden in Deutſchland Magie und Kabbala von neuem angebaut, um das edelſte der Metalle, den modernen nervus rerum, zu conſtruiren, das Lebenselixir und den Stein der Weiſen zu finden. Es waren im Zeitalter Saint-Germain's und Caglioſtro's nicht blos betrügeriſche Chevaliers d'induſtrie und bettelhafte franzöſiſche Marquiſinnen, die auf dieſem Felde Glück machten. Durch die Ränke planvoller Gauner wurde die Welt ſchließlich von ihrem Wahn befreit. In Deutſchland waren auch die Männer der Wiſſenſchaft von dieſem Gelüſt des hülfsbedürftigen Jahrhunderts erfaßt. Selbſt für Lichtenberg, den witzigen nüchternen Mathematiker in Göttingen, gab es Merkwürdigkeiten in dieſem Gebiet. „Lichtenberg ſchreibt mir mit der letzten Poſt — meldet Forſter ſeinem Vater im Jahre 1782 — daß ein Dr. Price eine Verwandlung von Queckſilber in Gold bewirkt hat, in Guilford in Eſſex, vor einer ſo großen Anzahl competenter Richter, daß er nicht mehr an der Thatſache zweifelt. Er ſagt, es ſei ein Buch darüber erſchienen. Der Mann iſt . . . . . und Doctor der Arzneikunde, aber ich finde in der Liſte von 1779 keinen andern Dr. Price, als den berühmten Freiheitsmann, der Doctor der Theologie iſt und kein Chemiker. Dies ſcheint mir merkwürdig; Lichtenberg ſetzt hinzu, daß Proben von dem verwandelten Gold dem König vorgelegt wurden — er ſagt, Dr. Price behandle die Sache als Chemiker und Philoſoph, ohne andern Vorwand; auch ſieht man nicht, ob das Ding vortheilhaft iſt oder nicht. Ein Gran röthliches Pulver verwandelt 20 Gran Queckſilber in Gold, welches die ſpezifiſche Schwere von 20 zu 1 hat, wenn das Waſſer 1 iſt; mithin einen beſſeren Gehalt als Gold. Ich weiß nicht, was ich von der Geſchichte denken ſoll. Laſſen Sie mich Ihre Meinung darüber hören.“ Drei Jahre ſpäter ſchreibt Forſter aus Wilna: „Von Martiniſten wiſſen wir hier noch wenig. Es kann ſein, daß in Warſchau welche ſind; denn dort giebt es auch deutſche Roſenkreuzer, zu denen ſelbſt der König gehört, der zwar nicht eifrig iſt, aber doch einen Alchymiſten insgeheim beſtändig auf den Stein der Weiſen fortarbeiten läßt — vermuthlich, weil eine Tradition in der Poniatowskiſchen Familie ſagt, der Vater des Königs habe ihn beſeſſen, daß man alſo die Möglichkeit deſto weniger in Zweifel zieht. Die Anzahl von 2000 ſolcher Schwärmer, Betrogener und Betrüger iſt für eine einzige Stadt, wenn ſie auch ſo groß wie Moskau iſt, immer ungeheuer. Allein unſer Zeitpunkt ſcheint neben dem hellſten Licht auch das tiefſte Dunkel zum Contraſt zu haben.“

Damals war er ſchon frei von aller Gemeinſchaft mit jener Sekte. Die Einſicht in die moraliſche Trüglichkeit Derer, die ſich zu einem großen Bunde vereinigt, um Gott und Natur zu erforſchen, machte ihn an dieſem Zwecke irre. Wir finden darüber bei ſeinem Scheiden aus Deutſchland in einem Erguß an Sömmering die bezügliche Stelle. „O wie lieb iſt mir noch der Schmerz, der die Tyrannei des Raiſonnements ſo ſchnell zerſtörte! Durch ihn erwachte mir eine

Welt von Erinnerungen. Lebendig ſtand es vor mir da, wo wir zuſammen geweſen, was wir gemeinſchaftlich gethan, wie Einer den Andern gefördert, gebeſſert und gehalten hatte: ein ſchöner, ſchöner Traum! Wie forſchten wir nach Wahrheit ſo abſichtslos und unbefangen! Im Genuß der ſchönen Gegend, wie heiter philoſophirten wir nicht am Abend über das Studium des Tages? Selbſt jener Pfad, wo uns der Anblick eines tief angelegten ſyſtematiſchen Betruges überraſchte, wie lehrreich war nicht der! Welche Blicke in das menſchliche Herz und in die Schickſale der geſammten Gattung gewährte er uns nicht! Ein wohlthätiges Verhängniß waltete über uns, daß wir einander verſtehen lernten, daß unſer ruhiger hochachtungsvoller Bund der Freundſchaft entſtand und Einer des Andern Schutzengel ward!"

Sömmering war unter Forſter's Freunden derjenige, mit dem er im Verhältniß von Du auf Du ſtand. Um ſo mehr iſt die ſpärliche Mittheilung von Forſter'ſchen Briefen an Sömmering zu bedauern. Gingen dieſe brieflichen Ergüſſe verloren? Oder wurden ſie uns abſichtlich vorenthalten? Wir würden den Planen der Roſenkreuzer, den Verzweigungen des Ordens in jener Zeit mehr auf die Spur kommen. Waren vielleicht zu viel Männer von Rang und Macht in dieſe Beſtrebung verflochten — Fürſtenhäuſer, die preiszugeben man ſich nicht geſtattete? War die Geſellſchaft der Freimaurer, deren humane Verbrüderung noch heute in Niederdeutſchland in Ehren ſteht, vielleicht gegen ihre Abſicht in jener Epoche mit den Roſenkreuzern verzweigt? Oder werden zu viel heimliche Jeſuiten, die ſeit der Aufhebung des Ordens durch Papſt Clemens Ganganelli in Deutſchland thätig blieben, ans Licht gezogen? Oder fürchtet man die Entdeckung, die Roſenkreuzerei ſei eine moderne Amalgamation von Seitenlinien jener beiden Orden? Wie weit die Roſenkreuzer des achtzehnten Jahrhunderts auch an einer Umgeſtaltung der Elemente des bürgerlichen Lebens arbeiteten, liegt hier außer dem Plan der Unterſuchung. Für Georg Forſter gab es damals noch keine politiſche Sphäre, die ihn anzog. Ihn reizte neben der myſtiſchen Naturkunde der theoſophiſche Gehalt des deutſchen Lebens. Und dieſer ward im Schooß des Ordens der Roſenkreuzer allerdings noch immer gepflegt, ob ſie ſchon ihren Namen vom Kreuz Chriſti und deſſen roſenfarbenem Blut nicht mehr als Bezeichnung einer ausſchließlich religiöſen Richtung führen konnten. In aller Myſtik wird der Fauſt'ſche Grundzug unſeres Naturells lebendig, jenes verwegene Gelüſt, ſich an die Bruſt Gottes zu drängen und ihm die Geheimniſſe der Welt abzulauſchen. Ueber dieſen Reiz ſpricht Forſter ſelbſt in einer ſpätern klareren Zeit ſeines Lebens noch mit überſtrömender Wärme. „Nichts iſt berauſchender, ſagt er, für einen eiteln Menſchen, als das Glück, den großen Zuſammenhang des Schöpfungsplanes zu überſehen, Gott nahe und in ihm gleichſam alles zu überblicken, was in anſcheinender Unordnung vor uns daliegt, ein Vertrauter der Geiſterwelt und ſelbſt ein kleiner Halbgott, ganz Herr der Schöpfung, alle, auch die noch verborgenen Naturkräfte zu kennen, ihnen zu gebieten, und dies alles durch das leichteſte Mittel der Welt, durch grenzenloſe ſeraphiſche Liebe gegen das vollkommenſte Weſen, durch innige Vereinigung im Geiſt mit ihm, Selbſtverleugnung, Verachtung alles deſſen, was die ſchnöde Welt hochachtet, Entſagung aller Eitelkeit, beſtändige Gemeinſchaft mit Gott."

Wie bei den Illuminaten, ſo führte auch bei den Roſenkreuzern jedes Mitglied einen beſonderen Namen. Forſter hieß als Roſenkreuzer Amadeus. In ſeiner letzten Lebensepoche, als er in Paris krank, elend, hülfsbedürftig, von Gott und Menſchen verlaſſen, unter den Jacobinern herumlief, ſpricht er oft in den Briefen an ſeine Frau, wenn er von ſich und ſeinem Befinden Bericht geben ſoll, um doch nicht geradezu ſich ſelbſt zu beleuchten, mit lächelnder Wehmuth von den Leiden des armen Amadeus. Aus der Zeit ſeines Aufenthalts in Kaſſel aber beſitzen wir unter ſeinen Briefen eine ganze Reihe von religiöſen Bekenntniſſen, die wir zum Tiefſten und Schönſten in der Litteratur der deutſchen Confeſſionen zählen müſſen. Man rechne dazu zwei Briefe an ſeine Schweſter, einen andern an Johannes Müller, dem er ſpäter nur franzöſiſch ſchreibt. Natürlich nimmt aber ſein Drang nach Mittheilung am meiſten die Richtung zu ſeiner Quelle zurück, und die Quelle ſeiner religiöſen Beſchaulichkeit war Jacobi. Forſter ſpricht in jener Zeit viel von ſeinem weichen ſchwachen heilsbedürftigen Herzen. Bei alledem fühlt man ihm an, daß er im Grunde durch und durch ein ſtarker Menſch iſt, wenn er ſich gleich dem Strom jener aufgelöſten

Stimmung des Zeitalters maßlos hingiebt. Man wittert hinter aller Kränklichkeit ſein geſundes Herz. Er iſt in ſeiner Seele allezeit wach, ob es ihn gleich auf Augenblicke überſchleicht und reizt zu träumen und in den Phantaſien philoſophiſcher Entzückungen zu ſchwelgen. Daß es ihn ſo übernahm, lag an der Macht dieſer deutſchen Richtung; daß er auf lange hin ihr keinen Widerſtand zu bieten wußte, hatte zum Theil auch in der frühreifen Entwicklung ſeinen Grund; er war wirklich im Aeußern und Innern als ein ermüdeter Menſch nach Deutſchland gekommen.

Zu Jacobi konnte Forſter's Verhalten kein ſtehendes bleiben. Der leidenſchaftliche Drang, ſich in der innern Welt dieſes „großen Gottfühlers" heimiſch zu machen, mußte ſeine Kriſis haben, und der Ueberreiz heilte ihn von dieſer Auflöſung ſeiner eignen kraftvoll ſelbſtändigen Natur. Ich weiß nicht, war es mehr die Einſeitigkeit der Jacobi'ſchen Richtung oder mehr die unduldſame Ausſchließlichkeit, die jedem deutſchen Philoſophen inwohnt, was Forſter aufſcheuchte und zur Beſinnung brachte. Wir wiſſen nicht, wie weit er in die Täuſchungen jener geheimen Sekte ſich einlebte, nicht wann und wie er ſich davon losſagte; aber wir entnehmen aus dem von ſeinem Briefwechſel Mitgetheilten, wie weit er die Speculation der deutſchen Denker jener Periode begriff, wie er, ihrer müßigen Grübeleien müde, ſich dem lebendigen Inhalt der Wirklichkeit wieder zuwandte. Von Jacobi ſagte er ſich nie perſönlich los, der eigenthümlichen Macht und Bedeutung des Mannes war er nach wie vor zugeneigt; blieb doch die Bethätigung ſittlicher Kraft und Schönheit für ihn der höchſte Inbegriff deſſen, was der lebendige Geiſt zu erzielen habe. Auch die Zweifel der deutſchen Forſchung ſchreckten ihn nicht, ſeine tüchtige Natur war im Stande, es mit allen Geiſtern der Verneinung aufzunehmen; nicht Feigheit, nicht Mangel an Ausdauer trieb ihn zurück aus dem Labyrinth der deutſchen Metaphyſik. Die Einſicht in die Erſchlaffung der Kräfte, die für das thatſächliche Leben daraus erwächſt, der endliche Widerwille gegen den Hochmuth und die Selbſtvergötterung der deutſchen Abſtraction war der Stachel, der ihm keine Ruhe ließ, in dieſen Gebieten länger auszuharren. Er ſträubte ſich in den Briefen an Jacobi immer eifriger gegen die Methode des Philoſophirens: mit der Abſtraction zu beginnen, nach beiläufigem Durchzug durch die Stoffe der gegebenen Wirklichkeit zur Abſtraction zurückzukehren und dieſen Kreislauf in ſich ſelber zu einem Spiel der Selbſtgenügſamkeit immer wieder zu erneuen, als ſei die Menſchenwelt nur dazu da, um den Parteien der Philoſophen zum ſchulmäßigen Wettrennen zu dienen. Und jene Parteien führten, wo es ſich um das Wohl der Menſchheit handeln ſollte, einen perſönlichen Vernichtungskrieg. Die ſtrengen Denker, die immerfort demonſtrirten, daß ſich nichts demonſtriren laſſe, waren kaum erbitterter, als die ſanften Fühler, die ſich willig den Geheimniſſen Gottes fügten. Herder war eine flammende Heftigkeit, wenn er gegen „Archiſcholaſtiker in Königsberg" zu Felde zog. Die Philoſophen des gemüthlichen Deutſchlands waren damals noch weit freigebiger mit Verdammungen und Bannſprüchen als heutzutage. Hamann, der in Gott glückſelige Schwärmer, brandmarkte Mendelsſohn als Gottesleugner. Jacobi nannte Leſſing einen Spinoziſten, und bewies zugleich, daß Spinozismus nichts als Atheismus ſei, wie denn alle Vernunft, ſich ſelbſt überlaſſen, zum Spinozismus führe, alles Denken mithin Atheismus ſei. Man war damals ebenſo empfindſam als grauſam. Der ſchüchterne Mendelsſohn ſtarb vor Schmerz über dieſe Schrift Jacobi's und aus Gram, ſeinen Freund Leſſing, der ſchon zu den Vätern heimgegangen war, nicht mit mehr Glück vertheidigt zu haben. Forſter blickte um ſich in der Wirklichkeit, und nahm wahr, daß das Volk der Deutſchen bei dieſen Kämpfen ſeiner Weiſen nicht gefördert wurde. Er ſah vom Thron bis zur Hütte Entartung. Die Maſſe wurde nicht aus dem Schmutze herausgearbeitet, und in den Paläſten herrſchte fremder Götzendienſt und die parfumirte Sittenloſigkeit des alten Frankreichs. „Wahrlich", ſchrieb er an ſeinen Vater ſchon 1782 das merkwürdige Wort, „Europa ſcheint auf dem Punkt einer ſchrecklichen Revolution zu ſtehen." Seitdem gewöhnte er ſich an den Blick auf die Maſſe; das Verhalten des Volkes wurde ſein vorzügliches Augenmerk. In den Stoffen der Speculation kam er bis dahin, daß er an Jacobi ſchrieb, er könne nicht ferner einräumen, daß Unglaube ſchädlicher wirke als Aberglaube. Der Unglaube, mochte er vielleicht annehmen, müſſe doch endlich zu einem neuen Glauben führen, der Aberglaube aber niemals. Der Verſtand ward ſeitdem in ihm mächtiger als das Bedürfniß des Gemüthes. Er verkehrte gleichzeitig mehr mit den Männern der Wiſſenſchaft in Göttingen, mit Heyne und Lichtenberg, perſönlich und brieflich.

Eine Erlöſung aus all den Zerwürfniſſen, in die ihn ſeine jetzige Stimmung, ſein jetzt erwachter Menſch verſetzte, war der Ruf nach Wilna. Im Jahre 1784 verließ er Deutſchland. Um aber vom deutſchen Weſen nicht abzufallen, ſo geleitete ihn in die Fremde das Freundſchaftsband mit Thereſe Heyne, der er fleißig ſchrieb. — Seine Briefe ſind überhaupt den beſten Erzeugniſſen ſeiner Feder an die Seite zu ſetzen, zumal die ſpätern an ſeine Frau in der Epoche ſeines Pariſer Aufenthalts, nachdem ſie mit ihren Kindern nach der Schweiz geflüchtet war. Welch ein Gemälde deutſcher Tiefe, Ehrlichkeit, Wärme und Herrlichkeit des Gemüthes in dieſen Ergüſſen! Wie offen legt ſich dieſer Geiſt zur Schau! Welch ein Genuß, ihm in allen ſeinen Regungen bis auf den Grund ſeiner ſpiegelreinen Seele zu ſchauen! Man meint, aus dieſen Briefen leuchte uns ſein ganzes Angeſicht entgegen, ja könne man in den durchſichtigen Adern ſein lebendiges Blut wallen ſehen. Sein Verhältniß zu Thereſe war ein Gefühl von Liebe, das auf dem Boden einer zarten Freundſchaft erwuchs. Bevor der Bund Beider zur Ehe feſt wird, beſchäftige uns noch der Gewinn ſeiner Reiſeberichte. Von beſonderm Intereſſe iſt hier ſeine Schilderung Wiens unter Kaiſer Joſeph, während ſeine Briefe von früher über Berlin und über die Figuren unter dem alternden Friedrich treffende Satyren enthielten. Sobald er ſich in Wilna feſtgeſetzt hat, holt er Thereſe als ſeine Frau aus Göttingen heim, und die brieflichen Geſtändniſſe vertheilen ſich wieder an Mehrere, bleiben aber ſtets bedeutend genug, um ſeine Entwicklung an ihnen zu verfolgen.

Von der deutſchen Myſtik, von der deutſchen Speculation iſt er jetzt frei, aber nicht vom deutſchen Gemüthsleben. Er hat nun Weib und Heerd, und die polniſche Umgebung drückt ihn ganz auf die Familie zurück. „Es iſt doch einmal hergebracht, daß in der großen Welt man kleine Welten macht!“ Dieſen Spruch hat der Goethe'ſche Mephiſto nur für Deutſche machen können. Immer haben ſie etwas, das ſie vom großen Ganzen abzieht, oder das für dieſes, wo es fehlt, Erſatz geben ſoll. Die polniſche Wirthſchaft in Litthauen aber war jedenfalls von der Art, daß eine deutſche Profeſſorfamilie ganz auf ſich verwieſen wurde. Die Univerſität bezweckte die Zucht des jungen wilden Adels, war aber nur eine Jeſuitenſchule — womit Forſter nichts Gehäſſiges geſagt haben will, denn er lobt vom Perſonal der Lehrer namentlich die Exjeſuiten, um ihrer Duldung, Feinheit und Fügſamkeit willen. Das Volk in Polen nennt er verthiert, den Adel ſittenlos; dort ſchreckt ihn die verſunkene Stumpfheit, hier widert ihn raffinirte Ueppigkeit und Grauſamkeit an. Er war auch auf dem Reichstag in Warſchau. Der bedrängte König fragte den Weltumſegler, der ſo viele Stürme der Elemente erlebt, ob er je ſolchen Sturm der Leidenſchaften beſtanden. Nach dem Anblick ſo ſtarker, wenn gleich wilder Kräfte, wie ſie ſich im Zwieſpalt der Parteien zu Warſchau entfalteten, hätte man ſchließen ſollen, daß im Lande ſelbſt der öffentliche Geiſt lebendig ſei. Nach jenem Aufruhr leidenſchaftlicher Elemente, der die Kräfte wie zum üppigen Feuerwerk vergeudete, folgte beim Polen daheim politiſche Lethargie, die nur mit ſinnlichen Ausſchweifungen, mit Luxus, Mode und Spiel wechſelte. Der Adel des Landes, die einzig entwickelte Kraft der Nation, blieb ein Gemiſch von ſarmatiſcher Wildheit und franzöſiſcher Superfeinheit.

Für Forſter begann von neuem eine Epoche wiſſenſchaftlicher Arbeitſamkeit. Er war ein Feind des geiſtigen Quietismus der Deutſchen geworden, ein Feind ihres dichteriſchen Epikuräismus, ein Feind ihrer Gedanken- und Gefühlsſchwelgereien, aber er blieb als arbeitſamer Mann der Wiſſenſchaft durch und durch Deutſcher. In jener Zeit entſtanden großentheils ſeine praktiſchen, ſachlich gediegenen Abhandlungen, die der vierte und der fünfte Band ſeiner Schriften zuſammenſtellen, ſeine kräftigen und blühenden Schilderungen von Nordamerica, Neuholland, Taiti, Madagascar, ſeine naturwiſſenſchaftlichen Aufſätze über die Leckereien, die Pygmäen, ſein Blick in das Ganze der Natur, ſein vortrefflicher Leitfaden zu einer künftigen Geſchichte der Menſchheit, die er der Welt ſchuldig blieb und die uns vielleicht das Meiſterſtück einer ſpeculativen Pragmatik gegeben hätte. Von dieſen und andern Arbeiten heb' ich nur ſeine Abhandlung über die Menſchenracen hervor, weil ſich mit ihr ſein innerer Menſch zu jener Zeit am deutlichſten zum Ausſpruch bringt. Er liegt hier zu Felde gegen Kant, der friſche, muthige Empiriker gegen den quäleriſchen Syſtematiker. Kant führte in einer Darlegung deſſelben Themas ſeine Gedanken im Cirkel herum; er gab vor, als Ergebniß einen Begriff zu finden, den er ſchon in der Vorausſetzung hatte. Das iſt ja überhaupt bis auf unſere Tage herab der Schlangenlauf der philoſophiſchen Methodik. Forſter läßt es als Möglichkeit beſtehen, daß die Völker von Einem Menſchenpaar abſtammen, aber auf die bisherige Art ſei es nicht bewieſen, noch dürfe man thun, als ſei es ausgemacht. Er verwirft Voltaire's ſchnöde Erfindung von einem ſchwarzen Adam, wonach der Neger als eine uns durchaus fremdartige Gattung ausgeſchloſſen wäre vom Inhalt des heiligen Menſchenlebens. Er widerlegt gründlich den Hohn, wonach dieſer erſte ſchwarze Menſch die vom Witz gebrandmarkte Geburt einer Mesalliance zwiſchen Menſch und Affen ſein ſollte. Freilich weiß er den dogmatiſchen Glauben an Einen Urvater für alle Racen weder wiſſenſchaftlich zu erhärten noch zu ſtürzen. Aber er läßt alle Uranfänge, über die Gott und Natur einen Schleier woben, auf ſich beruhen, er hält ſich an die Folgerungen unſerer Annahme, und rügt es mit heißen Worten, daß ſelbſt jener Glaube der religiöſen Ueberlieferung die gerühmte Civiliſation des Weißen vor den Scheußlichkeiten der egoiſtiſchen Verfeinerung nicht bewahrt habe, und der feſte Gedanke, der Schwarze ſei unſer Bruder, noch nirgends die aufgehobene Peitſche des Sklaventreibers ſinken ließ. Hier hebt er dann ſeine begeiſterte Apologie der ſchwarzen Race an, die ein ſo ſtarkes Denkmal ſeines guten Herzens, ſeines überlegenen Geiſtes abgiebt. Noch wußte man damals nichts von der Möglichkeit eines ſchwarzen Helden auf St. Domingo, noch hatten Freiheit und Gleichheit in der Welt keinen Klang, noch ſchürte damals der Ruf: „Menſchenrechte!“ nicht die Gluth in edeln Seelen. Bei manchen dieſer Ergüſſe, wo der volle Strom der Rede brauſt, iſt es uns, als berührte uns die Hand unſeres Schiller, die Hand eines großen Menſchen. In der That erinnert manches aus Forſter's Darſtellungen aus ſeiner ſpäteren Epoche in Mainz, zur Zeit, als er für die Thalia arbeitete, an Schiller's Natur, ſo wenig er auch vom Dichter hat, er, der eine Heimath in der idealen Welt nicht fand. Von äußern, perſönlichen Berührungen zwiſchen Beiden entdeckte ich nirgends eine Spur.

Drei Jahre nach ſeiner polniſchen Berufung erhielt Forſter von Seite der ruſſiſchen Regierung die Aufforderung, ſich einer Südſeeunternehmung anzuſchließen. Der Drang nach einem thatkräftigen praktiſchen Leben regte ſich wieder in ihm; er ſagte zu, und löſte ſofort ſein Verhältniß in Wilna. Dieſe Unternehmung hatte im ruſſiſchen Intereſſe die Vortheile einer Verbindung der Oſttheile des Kaiſerreichs mit America, Japan und China zum Zweck. Das Anerbieten war äußerlich glänzend; Katharina und der Thronfolger hatten eigenhändig die Bedingungen unterzeichnet; allein nachdem Forſter Weib und Kind in Göttingen untergebracht, zerſchlug ſich der Plan beim Ausbruch eines Türkenkrieges. Gleich darauf bot ſich für Forſter durch den ſpaniſchen Geſandten in Wien Ausſicht zur Theilnahme an einer Seefahrt nach den Philippinen. Europa wußte alſo den Mann zu ſchätzen. Man hätte ihm auch gern in Wien eine Stelle eröffnet. Eine Profeſſur in Peſt ſchlug er aus, und es ſchien vom Schickſal beſchloſſen, daß er wieder dem deutſchen Boden angehörte und die Zerrüttungen des politiſchen Deutſchlands von damals erlebte.

Im Jahr 1788 ward er an die Univerſität und Bibliothek nach Mainz berufen. Es war Joſeph Emmerich, derſelbe Kurfürſt, deſſen Miniſter eine Zeitlang Graf Stadion geweſen war, deſſen Statthalterſchaft Dalberg in Erfurt führte, und der Wieland früher dorthin eingeladen hatte. Man wollte jetzt die Hochſchule zu Mainz heben. Johannes Müller war berufen, aber bald mit den Staatsgeſchäften des Kurfürſtenthums betraut. Heinſe, der Mann des Ardinghello, war der Privatbibliothekar des Kurfürſten. War das für Dieſen bezeichnend genug, ſo flößt uns auch gleich die erſte Zuſammenkunft Forſter's mit dem geiſtlichen Herrn ein peinliches Intereſſe ein. Der deutſche Kirchenfürſt gefällt ſich in einem Anſtrich von Freigeiſterei.

Kaum fühlte ſich Forſter wieder auf deutſchem Boden, ſo gerieth er auch von neuem in die Controverſen der philoſophiſchen Parteien. Er muß philoſophiren, er mag wollen oder nicht. Aber ſeine Philoſophie beſteht darin, ſich vom Philoſophiren frei zu machen, weil er in ſeiner Entwicklung den Punkt erreicht hat, wo Gott der Herr, das Sicherſte alles Sichern, in ſeinem Daſein nicht bewieſen zu werden braucht, Welt und Leben aber als Möglichkeit vorliegen, in deren Stoffen der Mann ſich berufen fühlt, den Gott, den die Weiſen demonſtriren wollen, durch die That, nicht laut und lärmend, ſondern verſchwiegen, aber ſicher und dauernd zu manifeſtiren. Die Grübelei der Fühler und der Denker dringt wieder auf ihn ein. Mendelsſohn iſt daran geſtorben, aber die Andern halten noch aus. Herder radotirt ſchön und weiſe, um möglichſt Alles auszugleichen. Kant durchſtöbert die Poren der Welt, um das Ding-an-ſich doch noch aufzufinden. Jacobi beweiſt noch immer, daß nichts bewieſen, Gott nicht gedacht, wohl aber empfunden werde. Hamann iſt zum Beſuch bei der Fürſtin Gallitzin und wühlt in ſeinem frommen Rothwälſch weiter. Es findet Niemand ein Ende, außer wenn er, wie Hamann in jenem Jahr zu Münſter, ſtirbt. Sonſt geht das metaphyſiſche Gemetzel über die Möglichkeit, aber Unbeweisbarkeit einer Exiſtenz Gottes und ſeiner Perſönlichkeit, über Atheismus, Unſterblichkeit und ewiges Leben unverwüſtlich fort. Es ſucht jetzt Keiner mehr nach dem Stein der Weiſen, aber ſie durchwühlen alle den Boden nach einem unbekannten Schatz, den Niemand hebt, bis ein Säemann kommt, der in die Furchen des Bodens einen Samen ſtreut, aus dem die Freiheit des Gedankens und die Schönheit der ſittlichen That erwachſen und Gott am ſicherſten damit bewieſen und bethätigt iſt.

Forſter ſchrieb damals ſeinen merkwürdigen Aufſatz über Proſelytenmacherei. In Berlin, dem damaligen Sitz des nüchternſten Rationalismus, blühte eine Sekte von Auf-

und Abklärern, die ſich das Wort gegeben, alle deutſche Schwärmerei bis auf die Wurzel des Gefühls auszurotten, und ſich fanatiſch verſchworen hatten, allen Fanatismus zu tödten. Nicolai, der die Parodie auf Werther machte, ſtand an der Spitze dieſer ewig lächelnden, ewig klugen, ewig platten Berliner. Sie übten ſchon damals in Deutſchland die unerhörte Kunſt des Ridiculiſirens. Dieſe Kunſt ſchrieb ſich vom großen König und ſeinen hämiſchen Franzoſen her. Man durfte damals dort glauben was man wolle, wenn man nur thue was man ſolle. Aus dieſer Gleichgültigkeit gegen den Inhalt des Gefühls entſprang jener Sophismus, an dem die Berliner Natur von je zu leiden hatte; jener Wahn, die That ſei vom Glauben himmelweit verſchieden, man könne frei ſein im Meinen und unfrei im Handeln, revolutionär im Innern und knechtiſch im Aeußern. Die ehrenwerthen Bieſter und Gedicke, zwei ganz tüchtige Gelehrte, glaubten damals an der Spitze ihrer „Monatsſchrift“ von Berlin aus die Aufklärung zu regieren. Sie klärten über alles auf, d. h. ſie befreiten den räſonnirenden Menſchen, ernüchterten alle Gebiete des Gefühlslebens und machten die Welt leer und nackt. Die Berliner lagen damals immerwährend zu Felde gegen den Katholicismus, ſie waren, wie man ſich damals ausdrückte, ſtarke Jeſuitenriecher; ſie verketzerten, während ſie gegen Verketzerungen ſchrieben, ſelbſt die großartigen Reformplane Kaiſer Joſeph's; ſie verdächtigten jede Regung der ſüddeutſchen Elemente; die Geſchichte einiger verunglückten Adepten und Glücksritter.

die Verirrungen einiger lebensmüden Seelen dienten ihnen zu willkommenen Belegen ihres Geſchreies über die neue Finſterniß, die aus dem Süden hereinbrechen ſollte, während ſie dieſelbe auf ihrem eignen Boden nicht witterten. Für Forſter ließ ſich das Leben nicht in einen Mechanismus des Verſtandes verwandeln; nach Geſetzen, die er als Naturforſcher kannte, hielt er auch die Menſchenwelt für einen Organismus. Forſter ſtrafte jede „Radicalnullität des Herzens“, wie er ſich ausdrückte; er, der die Uebergriffe des Gefühls an ſich ſelbſt erfahren, ſchirmte die Berechtigungen des empfindenden Menſchen, und zeigte, daß, wer frei ſein wolle, auch in der Regung des Gemüths die Freiheit anerkennen müſſe. Mich dünkt, Forſter war im tiefſten Sinne des Wortes ein Deutſcher, und er bethätigte dieſe Deutſchheit ſeines Geiſtes ohne beſchränkendes Feſthalten irgendwelcher provinziellen Beſonderung. Das allgemein Deutſche in uns zur Erſcheinung zu bringen, iſt jeder Zeit, und auch heute, für uns die hohe Aufgabe. Forſter mußte Deutſchland verlaſſen, weil er keine provinzielle Heimath für ſich ausfand. Nicht Deutſchland, ſondern Kur-Mainz gab er auf. Seine Verrätherei wird uns als ein Zuſammenwirken trauriger Nöthigungen, und was wir Verbrechen nennen, als ein Unglück jener allgemeinen Verworrenheit erſcheinen. So wie ſpäter deutſche Generale ohne Schwertſchlag dem Feinde ihre Feſtungen überließen, hat Forſter Mainz den Franzoſen nicht überliefert.

Mit ſeiner Geſchichte der engliſchen Litteratur in den achtziger Jahren eröffnete ſich Forſter's Thätigkeit als politiſcher Schriftſteller. Von nun an traten die höchſten Aufgaben der Menſchenwelt in das Bereich ſeiner Studien. Er nahm die Litteratur der Gegenwart als den Gedankenprozeß einer Nation. Er ſchilderte ſie auf Englands Boden als einen großartigen Zeugungsact, mit dem ein in ſich fertiges Zeitalter ein neues Daſein gewinnen wollte. Das Zuſammenwirken aller Kräfte hatte für ihn die Entwickelung des Gemeingeiſtes, das Bewußtſein der Nationalehre zum Ziel. Iſt eine Litteratur das nicht zu jeder Zeit, ſo wolle man Den nicht ſchelten, der ſie groß zu nehmen verſtand, ſelbſt wenn dieſe Größe ſeiner Anſchauung ein Irrthum war. In den deutſchen Köpfen wirkte damals Schiller's Don Carlos; ſein Marquis Poſa war auch nur ein Irrthum! In Frankreich begann jetzt die Revolution, Anfangs ein bloßer Nothbehelf der Rathloſigkeit. Sie war noch nicht blutig, noch kein Verbrechen; ſie ſchien noch zu einer Reform des Staates zu führen, der königliche Wille beſtätigte die Berechtigung des dritten Standes, der ſich plötzlich als Kern der Nation fühlte. Klopſtock beſang damals die junge Freiheit; — auch ein deutſcher Irrthum! Daß wir die Dinge der Welt groß auffaſſen, iſt die Schwäche, aber auch die Stärke des deutſchen Gefühls. Klopſtock nahm ſein Lied erſt zurück, als das junge Morgenroth blutig ausartete. Forſter glaubte feſt an den Beſtand des deutſchen Reiches; er hielt dieſen Staatenverband für die „beſte der Republiken", aber er forderte von den Deutſchen die Klugheit, gegen einen Vulcan nicht mit Löſchſpritzen und Lärmtrommeln zu Felde zu ziehen; er hoffte auf die Kraft der Nation, im Anblick des furchtbaren Schauſpiels die Haltung zu behaupten, auf die Stärke, ſich auf ſich ſelbſt zu beſinnen und dem eignen morſchen Gebäude neue Stützen zu geben. Auch das war ein gutmüthiger Irrthum! Deutſchland trug die moraliſche Fäulniß des alten Frankreichs zu ſchwer in den Gliedern, um gegen die Frechheit des neuen Frankreichs mit Ehren beſtehen zu können.

Forſter verkehrte damals viel mit den Gebrüdern Humboldt. Sie waren mehrmals in Mainz, und man muß einen Briefwechſel mit ihnen vermuthen, der uns jedoch vorenthalten wurde. Alexander's ſpäteres Wort über Forſter datirt nach deſſen Tode; es iſt unparteiiſch und einſichtsvoll. Humboldt nennt ihn liebenswürdig, voll Phantaſie, voll Feuer der Empfindung. Doch — heißt es weiter — dachte er zuviel an ſich, und der Rückblick auf ſich leuchtete überall durch. Das habe aber nicht gehindert, daß er recht ſehr edler Aufopferungen fähig ſein konnte. Aber er gefiel ſich — ſagt Humboldt — in der Aufopferung, ſie nährte ſein Selbſtgefühl. Das darf uns noch nicht auf Eitelkeit ſchließen laſſen; Männern von Schwung und Aufwand freier Kraft iſt Selbſtgefühl eigen, zumal wenn ſie, wie Forſter, Autodidakten ſind, ſich nicht getragen fühlen von einem großen Ganzen, dies Ganze heiße Volk oder Staat, und ſich ſelbſt Alles verdanken. Humboldt preiſt ihn glücklich, nicht alt geworden zu ſein; ſein ganzes liebenswürdiges Weſen habe der Jugend bedurft.

Mit Alexander von Humboldt machte Forſter 1790 die Reiſe rheinabwärts nach London. Er ſelbſt kehrte über Paris nach Mainz zurück. Als Ertrag dieſes vierteljährigen Aufenthalts in den Ländern des Aufruhrs lieferte er ſeine „Anſichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich.“ Sie erſchienen in drei Bänden, deren letzter erſt nach des Autors Tode von L. F. Huber (zwei Jahre lang Redacteur der Allgemeinen Zeitung) zuſammengeſtellt wurde. Sie ſind jedenfalls das Bedeutendſte von Forſter's Feder, mit ihrer Fülle, Kraft und gediegenen Beſonnenheit in der ſparſamen deutſchen Publiciſtik einzig in ihrer Art. Er ſchildert hier den Zuſtand der drei geiſtlichen Staaten am Rhein, die Wirren in Aachen, die der Kaiſer damals noch ſchlichtete, die Gährungen in Lüttich, die ein Vorſpiel deutſcher Umwälzungen abgaben, den wilden Aufſtand des hierarchiſchen und ariſtokratiſchen Brabants, das ſich gegen die freiſinnigen, aber gewaltſamen Reformen des Monarchen auflehnte und ein merkwürdiges Gegenſtück zur Umwälzung in Paris abgab. Das entſetzenvolle Schauſpiel in Frankreich nannte Forſter die Exploſion der lange verſchloſſen gehaltenen, ſich endlich ſelbſt entzündenden Vernunft. In Brüſſel und Mecheln war es nicht der Bürgerſtand, waren es die bevorzugten Stände, welche, um ihre mittelalterlichen Gerechtſame zu ſchirmen, den Pöbel zur wilden Grauſamkeit erhitzten. Nous ne voulons pas être libres! ſchrie in

Flandern die Volkspartei, und Kaiſer Joſeph, der ſchon zu ernten gedachte, wo er kaum ſäen gekonnt, ſtarb in bitterm Schmerz, daß die Welt für ſeine großen Plane nicht reif war. Forſter ſah in allen dieſen Ereigniſſen der Zeit Nothwendigkeiten. Aber weit entfernt von jedem Gelüſt, Feuer zu ſchüren, ſprach er vielmehr ſein Wehe aus über jeden Verſuch, die noch durchaus blinde Volkskraft in Deutſchland zu entzügeln. Für Deutſchland ſollte nach ſeiner Hoffnung das Werk der Menſchheit eine Reform werden, eine neue Verbrüderung von Volk und Fürſten. Aber die Verzweiflung im Gefühl der eigenen Schwäche trieb bei dem Anblick der Gräuel in Paris zu einer Uebereilung, einer Ueberhitzung, die das eigene Heil verſcherzte, indem ſie die Wuthausbrüche einer zügelloſen Pöbelherrſchaft in Frankreich beſchleunigte. Forſter theilte nicht die augenblickliche Raſerei gegen Frankreich; er dachte damals noch über den dortigen Umſturz der Dinge ſehr kalt, aber ſehr richtig. Das Manifeſt und die Feldzüge des Herzogs von Braunſchweig hielt er für Deutſchlands Verderben, und ehe man ſich unter uns über den Taumel dieſer Verblendung erholte, rückten die Franzoſen gegen Mainz. Jetzt galt es, ſich noch auf dem einzelnen Punkt zu erhalten, nachdem das große Ganze in eine Rathloſigkeit verſunken war, auf die nur das Gefühl der eigenen Sünden und eine allgemeine Feigheit folgen konnten. Noch vor kurzem hatte man am Rhein mit den Flüchtlingen des fremden Landes, die ihren König im Stich gelaſſen, glänzend bankettirt; denn dieſer feine Auswurf der franzöſiſchen Nation war ja das Muſter unſerer eigenen höhern Geſellſchaftsbildung! Vor dem Heranrücken der Republik ergriff Alles die Flucht. Auch der Kurfürſt von Mainz floh mit ſeinem Hofe. Der Mainzer Adel raffte ſeine Schätze zuſammen, nahm faſt Alles, was zur Befeſtigung der Stadt nöthig geweſen wäre, mit fort und folgte dem geiſtlichen Herrn, der jetzt von der Ferne aus ein ſtrahlendes Edict erließ, wonach jede weitere Flucht als Landesverrätherei verboten ward. Cuſtine eroberte Mainz, und Forſter, der das Verbrechen beging, Muth zu haben, und „das Unglück“ hatte, gut franzöſiſch zu ſprechen, imponirte dem Feinde durch eine Rede, die er im Namen der Univerſität hielt und durch die er den Schutz der Anſtalt erwirkte. Auch Sömmering war mit ſeiner Familie fortgegangen, nach Wien. Bis nach Frankfurt zurückgekehrt, beklagte er ſich, daß ſeine Wohnung, ein Univerſitätsgebäude, franzöſiſche Einquartierung erhalten. Forſter ließ Sömmering's Geräthſchaften verſiegeln und ſichern, die Wohnung, weil ſie leer ſtand, konnte er nicht verweigern. „Wärſt Du hier geblieben, es wäre nicht geſchehen!“ entgegnet er dem Freunde und beruft ſich mit Recht auf ſein gutes Gewiſſen. Seine Briefe an Cuſtine und die Antworten des Generals ſind Zeugniſſe, daß Forſter Alles that, um für die Bürger auf Entſchädigungen zu dringen. Cuſtine forderte die Bürger auf, ſich eine freie Verfaſſung zu geben. Man wußte nicht, was das war, wie das anzufangen. Forſter beklagt ſich über die „unſchlüſſigen, ſchwachen, kleinmüthigen Einwohner dieſer großen Pfaffenſtadt, die ſich nichts Schrecklicheres denken können als den Gedanken, mit dem Gewehr auf der Schulter freiwillig das zu thun, was ſie unter ihrem Kurfürſten auf allerhöchſten Befehl thun mußten." Der Mainzer Profeſſor Karl Klein ſagt, ſo ſtark habe noch niemand Mainz geſchimpft! Aber Johannes Müller, der Geheimrath des Kurfürſten, eilte nach Wien, kam wieder, nahm ſeinen Abſchied als kurmainziſcher Staatsmann und gab privatim den Rath, gute Miene zum böſen Spiel zu machen; man könne ja ſpäter doch vielleicht wieder gut deutſch werden! War in Mainz Verrätherei im Spiel, ſo lag ſie in der ſchlauen Rathloſigkeit dieſes deutſchen Machiavell. Junge Schwärmer gründeten in Mainz einen Klub der Volksfreunde, und die Bürger erklärten im Zwang der Nothwendigkeit, und weil ſie ja doch keinen Herrn und keinen Adel um ſich ſahen, ſie wollten es einmal verſuchen frei zu ſein. Ein jacobiniſches Krähwinkel könnte auf den Fernſtehenden humoriſtiſch wirken; im heißen Drang der Gegenwart aber mußte es den Zorn hervorrufen, oder auch den Entſchluß eines hohen Muthes, der ſich ſeiner erbarmt. Jetzt erſt nach dem Beſchluß der Bürgerſchaft trat Forſter hervor, und weil er der Mann von Gewicht war, ernannte man ihn zum Präſidenten des Klubs, zum Chef der Verwaltung. Er war nicht geflohen, weil er nicht wußte wohin, und mehr noch, weil ihn die Feigheit der andern Stände anwiderte. Weib und Kind hatte er unter dem Schutz des Freundes nach der Schweiz geſchickt. In der wilden und doch zugleich lächerlichen Gährung der Stadt Ordnung feſtzuhalten, war ſchon von Wichtigkeit genug; im Unglück mit der Menge auszudauern, ſchien eines Mannes würdig. Der briefliche Verkehr mit ſeinen Freunden in Deutſchland blieb unausgeſetzt; er rechtfertigte ſich einfach und ehrlich gegen Heyne. Der fremden Sprache mächtig, mußte er als Präſident des Klubs das deutſch Geſprochene ſofort franzöſiſch wiedergeben, denn es fehlte allerdings nicht an Galliern in der Verſammlung der Freunde der Gleichheit und Freiheit. Heyne ſchrieb: daß Forſter die Stelle des Adminiſtrators angenommen, laſſe ſich „unter den Umſtänden auch bei Andersdenkenden entſchuldigen“, allein Forſter hätte ſeinem Fürſten darüber ſchreiben müſſen, eh' er den Schritt that, ſonſt bliebe „der Fleck der Undankbarkeit nicht abzuwaſchen“. Und das müſſe noch geſchehen; eine Auseinanderſetzung, daß es unter den Umſtänden nöthig war, würde ihm, „wenn die Sachen einmal wieder umſchlagen“, Unterkommen und Verſorgung ſichern! Der Schwiegervater Heyne war, mit Reſpect zu ſagen, ein ſehr arger deutſcher Philiſter. Welcher unſchuldige Edelſinn dagegen in Forſter's Hingebung an eine vermeintlich große, der Menſchheit dienende Sache! Und welche Gutmüthigkeit, das Verhältniß ſeiner Frau zum Freunde gutzuheißen, nicht blos zuzulaſſen, ſondern zu fördern, da er ſah, beide Gemüther harmonirten und Huber biete ihr einen treuen, ſchützenden Arm! Man kann auch hier in Forſter's Anſichten eine ſchiefe Idealität finden, aber keine Ehrloſigkeit, keinen Mangel an Rechtsſinn.

Die härteſte Anklage freilich geht dahin, daß er preußiſches Geld annahm und doch Mainz nicht verließ, ſogar Präſident des Jacobinerklubs wurde. Gervinus wollte dieſe Thatſache leugnen, Karl Klein beweiſt ſie; Forſter wies das ihm vom Grafen Herzberg überſendete Geld nicht ab War er deshalb ein Betrüger, ein bezahlter Verräther? — Wir glauben nicht. Nicht ſchmutziger Eigennutz, ſondern rathloſe Selbſtverblendung war der Beweggrund ſeines Handelns. Er nahm das Geld bona fide, er ahnte nicht die ſchlimme Deutung dieſer Annahme preußiſcher Gelder, während er einem deutſchen Lande die Freiheit nach franzöſiſchem Maße zuwenden half. An Buchhändler Voß in Berlin ſchrieb er: „Heißt ein guter Preuße bleiben, gegen die Freiheit arbeiten, ſo kann ich keiner ſein und bleiben, weil ich keiner war.“ Forſter hatte ohnedies ſeinen Geburtsort verlaſſen, ehe dieſer preußiſch war. „Das ganze Rheinland“, ſchrieb er an Voß, „von Speier bis Bingen erklärt ſich für die Freiheit, die die Republik bietet: ich kann ſie nicht davon abbringen, noch ſie abzubringen verſuchen, da es gegen meine Grundſätze wäre.“ Er hat in der That nur mitgeholfen, daß Mainz ſich dem anſchloß, was Sache des deutſchen Rheinlands geworden war; für die feigen Flüchtlinge handeln, die vom Kurfürſten herab die Stadt verlaſſen und ſomit ihrerſeits verrathen hatten, für Dieſe auftreten und einſtehen, hieß nicht für Land und Volk handeln. Aber er hat Geld genommen: der Flecken haftet an ihm. Und daß das preußiſche Geld ihm dazu verhalf, auszudauern, ſtatt zu fliehen, bleibt eine beſonders bittere Ironie des Schickſals. Forſter, nach Aufhebung der alten Ordnung von allen Mitteln entblößt, brauchte Geld, und er brauchte viel, denn er war ein ſchlechter Wirth, wie verblendete Ideologen zu ſein pflegen. Daß er Tag und Nacht in der Adminiſtration gearbeitet, nach Billigkeit und Recht gehandelt, geſteht ſelbſt Karl Klein, und dieſer ſein Widerſacher rühmt ſogar, daß er ſich in der Verwaltung der Stadt „durch Uneigennützigkeit und Redlichkeit ausgezeichnet“. Seine Fahrloſigkeit in eigenen Dingen war alſo der Beweggrund und Nothbehelf, daß er Geld nahm, nicht ſchmutziger Eigennutz. Das geſammte moraliſche Bewußtſein verrückte ſich gemach dem ganzen deutſchen Zeitalter, zumal den Schwärmern. Glaubten doch bald genug deutſche Fürſten für Deutſchlands und der Menſchheit Wohl zu handeln, als ſie den Rheinbund ſtifteten und vom Protector Königskronen annahmen. Preußen freilich brauchte ſich keine Königskrone ſchenken zu laſſen, aber es ſchloß den Baſeler Frieden und ließ ſich von Napoleon Hannover ſchenken. Verrätherei aus Kopfloſigkeit und Schwäche war der Charakter der Zeit, irre Rathloſigkeit die Folge der innern Auflöſung. Warum alſo auf den Einen Mann häufen, was das ganze Geſchlecht mit ſeiner Erbſchaft von Ehrloſigkeit und Schmach bezeichnet? Forſter war ſogar der feſten Zuverſicht, es würde die Ruhe in Europa herſtellen, ließe man den Franzoſen das linke Rheinufer. Hatten wir etwa 1813 und 15 als Sieger in Paris den Muth, Elſaß und Lothringen wiederzufordern?

Der Ruhe in Europa zu Liebe ließen wir dem Feinde, was urſprünglich unſer iſt.

In Forſter's Uneigennützigkeit und Redlichkeit des politiſchen Handelns, in ſeinen Gedanken und Worten, Reden und Briefen von damals offenbaren ſich die edlen und die blos ſchimmernden Tugenden des Freibürgers der neuen Zeit. In ſeiner Neujahrsrede auf 1793 ſprach er zu den Freunden der Freiheit und Gleichheit: „Ihr kennt den Grad künſtlicher Erſchlaffung, den das lange getragene Joch der Unwiſſenheit und der Sklaverei nothwendig hat hervorbringen müſſen!“ Herr Karl Klein theilt dieſe Anrede mit. „Die freien Franken und die freien Deutſchen ſeien hinführo Ein unzertrennliches Volk!“ Mit dieſem Unſinn idealer Verblendung ſchloß Forſter eine ſeiner Reden im Mainzer Nationalconvent. „Die Bauern im Convent haben mich ſehr lieb,“ ſchrieb er an ſeine Frau, „und die Gelehrten ſagen, ich ſei die Seele darin.“ Er war alſo lüſtern nach dem Händeklatſchen und Beifallsrufen der Klubiſten, wie jede Beredſamkeit ſich jeder Zeit gern getragen fühlt von den rauſchenden Wogen der Menge; und in dieſem Rauſch iſt es ſchwer, die ruhige, kalte Beſonnenheit zu behaupten, gleich ſchwer für Den, der mit der dreiſten Hand am Königsmantel zerrt, als für Den, der wie Mirabeau eine Königskrone vertheidigt. „Die Neue Mainzer Zeitung oder der Volksfreund“ hieß das Blatt der Mainzer Jacobiner mit dem neuen Evangelium der Freiheit. Es predigte die Souveränität des Volkes, aber dieſe Lehre blieb abſtract und ohne Zeugungskraft zu ſchöpferiſcher Geſtaltung. Dies deutſche Blatt ſtimmte ſogar in den fanatiſchen Ruf der Pariſer mit ein: „Nieder mit dem Tyrannen Ludwig! Sein ſchuldiges Haupt muß fallen!“ Der Taumel der Freiheitsluſt wurde in deutſchen Gemüthern von der ſtillen Hoffnung genährt, ein freigewordenes Volk werde auch ſofort die Kraft und die Fähigkeit zur Selbſtregierung haben. Dieſe Täuſchung theilte Forſter. Sind gewiſſe Artikel jener Zeitung von ihm, ſo theilte er auch die Donquichoterie, aus einer Pfaffenſtadt eine Republik zu machen.

Die Verwünſchungen ſeiner Freunde gegen ihn wurden zu Flüchen: mit der Verfolgung, die ihm widerfuhr, trat für ihn die Nöthigung ein, die Schiffe hinter ſich zu verbrennen. Er konnte nicht mehr zurück; daß ein Preis von hundert Ducaten auf ſeinen Kopf geſetzt worden, weiſt Hr. Karl Klein als ein leeres Gerücht nach, allein das Gerücht war doch vorhanden und that ſeine Wirkung. Der Herzog von Braunſchweig ſagte, von Forſter habe er ſich ſolche Felonie nicht gedacht, denn „Der habe doch ſein Brot gehabt“. — In Forſter erwuchs ein Gefühl der Verachtung, wo bis jetzt allgemeine Menſchenliebe gefehlt.

Die Dinge der Welt hatten inzwiſchen ihren herben Verlauf. Forſter wurde nach Paris geſchickt, um den Schutz des neuen Staates Mainz zu erwirken. Im Grunde hatte er wohl, an der Republik Mainz verzweifelnd, nur nach einem Vorwande geſucht, um nach Paris zu gehen. Er hoffte, man würde ihn da brauchen können; auch von dieſer Schwäche der Einbildung war er nicht frei; vielleicht hat er ſogar auf Schadloshaltung für die Opfer, die er brachte, gehofft. Seine Liebe zur Freiheit war ächt; wie ſollte ſeine naive Ehrlichkeit ſich nicht ſchmeicheln, die große Sache, der er diente, werde ihm auch eine Laufbahn, wenigſtens eine Thätigkeit eröffnen! — Bald nach ſeiner Ankunft in Paris nöthigte Kalkreuth die Stadt Mainz zur Capitulation. Prinz Louis von Preußen in einer edlen Regung des Herzens ſchützte das Haus des deutſchen Gelehrten; aber ihn aus der Verbannung zurückzurufen, fiel Niemand ein. Er wäre nicht gekommen, hätte man ihn zurückgerufen; denn in dem verdüſterten Gedankengang ſeines Innern war bereits die Ahnung herangebrochen, dieſer blinde Taumel der Schwachen und der Starken ſei wie eine Geißel Gottes über die Völker verhängt. Die Feigheit hatte ſich geflüchtet, die Tapferkeit falſch gerechnet; Eigennutz und Egoismus hatten ſich Hinterthüren geöffnet. Sein ehrlicher Sinn hatte ihn in den Strudel der blutigen Wirren geführt. Mitten im Gefühl der entfeſſelten Wildheit ſuchte er ſich mühſam den Glauben an das Heil der kommenden Geſchlechter zuſammen. Er bezwingt ſeinen Schauder über die Schreckensregierung in Frankreich, er waffnet ſeine Gedanken zu der Zuverſicht, daß nach dem wüſten Uebergang die Einfalt der Sitten wiederkehren werde. Er hält eine ſittliche Reform der Welt als ſchließlichen Gewinn der politiſchen Revolution feſt. So reißt ihn Charlotte Corday zur Bewunderung hin; ſein offenes, lautes Wort über ſie iſt ein Zeugniß des antiken Römerſinns in ihm; Lux mußte für eine gleiche Aeußerung über das Heldenmädchen das Schaffott beſteigen. Mitten in der Auflöſung aller Bande der Menſchheit nennt er manche Entwickelung der verwilderten Kräfte wunderbar und groß, obſchon er ſich ſagen muß, daß der Wahnſinn dicht daneben lauert. Bald wittert er den nahen Gipfel und die höchſte Kriſis der entfeſſelten Raſerei der Leidenſchaften; dann bezwingt die Ruhe des Arztes in ihm den fieberhaften Zuſtand des Mitleidenden und er rafft ſich auf zu ſeinem großen Glauben; bald aber verzweifelt er wieder an den elenden Werkzeugen der Weltgeſchichte. So ſtirbt er langſam hin, ohne Gemeinſchaft mit dem Fanatismus, einſam mitten in den Gräueln der Leidenſchaft. — Dies Schauſpiel giebt uns die Beichte in ſeinen Briefen. Wir ſehen ein edles Menſchenleben auf der Folter, ein ehrliches Herz unter Zuckungen, eine ſtarke Geiſteskraft, die ſich nicht gefangen giebt, aber in ſich zuſammenbricht an der Enttäuſchung über ſelbſtgeſchaffene und freilich ſelbſtverſchuldete Illuſionen.

Im März 1793 eröffnet ſich uns die Reihe ſeiner Briefe an Frau Thereſe. „Du wünſcheſt,“ ſchreibt er ihr, „daß ich die Geſchichte dieſer gräuelvollen Zeit ſchreiben möchte? Ich kann es nicht. O, ſeit ich weiß, daß keine Tugend in der Revolution iſt, ekelt es mich an. Ich konnte fern von allen idealiſchen Träumereien, mit unvollkommenen Menſchen zum Ziel gehen, unterwegs fallen und wieder aufſtehen und weitergehen; aber mit Teufeln und herzloſen Teufeln, wie ſie hier ſind, iſt es mir eine Sünde an der Menſchheit, an der heiligen Mutter Erde und an dem Licht der Sonne. Die ſchmutzigen unterirdiſchen Canäle nachzugraben, in welchen dieſe Molche wühlen, lohnt keines Geſchichtſchreibers Mühe. Immer nur Eigennutz und Leidenſchaft zu finden, wo man Größe erwartet und verlangt; immer nur Worte für Gefühl, immer nur Prahlerei für wirkliches Sein und Wirken — wer kann das aushalten?“

Und er hielt es nur aus bis zum 21. Nivoſe des zweiten Jahres der Republik, dem 12. Januar 1794; ein Freund meldete an Huber ſeinen Tod. Der Nekrolog im Moniteur bemerkte: „Ein ſkorbutiſches Fieber, Folge ſeiner Seefahrten, quelques chagrins domestiques und ſeine Arbeiten rafften ihn mitten in ſeiner Laufbahn hinweg.“ Der Schwiegervater Heyne nannte ſeiner Tochter Brief über Forſter's Tod „einen ſchimpflichen“; der alte Forſter, Johann Reinhold, der Vater, ſchrieb an Wieland: „Sein Weib war ſein Tod.“ — Wen nach Rache gelüſtet, Den muß der einſame Tod Georg Forſter's befriedigen. Er ſtarb ſehr arm an Glauben, äußerlich elend, innerlich tief unglücklich; er ſtarb gebrochenen Herzens, enttäuſcht über das erträumte Heil der Welt. Er hat nicht mehr den Sturz Robeſpierre's erlebt. Aber ſein Wort, das er ſchon im Julius 1792 geſprochen, daß Frankreich, wenn man es zur Verzweiflung triebe, nach kurzem Bankerott der mächtigſte Staat Europa's werden würde: dieſe Prophezeiung war keine Täuſchung. Deutſchland lag an dieſer ſchrecklichen Wahrheit lange genug darnieder.

Inzwiſchen, ob er ſich ſchon den Beruf zum Geſchichtſchreiber ſeiner Zeit abſprach, hatte er doch an ſeinen Arbeiten in Paris gefördert, was ſich bei ſo viel innerer und äußerer Niederlage, in Troſtloſigkeit und Krankheit fördern ließ. Den ganzen Sommer 1793 über war er dort Beobachter der Entwicklung der Dinge geweſen; im Spätherbſt hatte er die Seinigen, die mit Huber nach der Schweiz geflüchtet waren, beſucht, um dann zur Fortſetzung ſeiner litterariſchen Arbeiten nach Paris zurückzukehren. Es ſind Arbeiten, auf welche die deutſche Litteratur ſtolz ſein kann. Er ſetzte die meiſterhaften Schilderungen in den „Anſichten“ fort, ſchrieb ſeine Aufſätze über Revolutionen und Gegenrevolutionen, über die Beziehung der Staatskunſt auf das Glück der Menſchheit, beides zur Geſchichte des Jahres 1790 gehörig, ſeine trefflichen „Pariſiſchen Umriſſe“, die das zweite Jahr der franzöſiſchen Republik charakteriſiren, ſeine Darſtellung der Mainzer Revolution. Die letzte Arbeit blieb Fragment; die andern erſchienen in den „Friedens-Präliminarien“, die Huber herausgab. Man hat auch die Reden, die Forſter in der Geſellſchaft der Volksfreunde zu Mainz hielt, und einige Aufſätze, die er damals bei der Organiſation von Mainz abfaßte, in die Geſammtausgabe ſeiner Schriften mit aufgenommen. Forſter hätte ſie vielleicht als Geburten für den Nothbehelf des Augenblicks beſeitigt, weil ſie ſich von jenen andern Darſtellungen, die er nachträglich mit der Zuſammenfaſſung ſeines ganzen Menſchen ausarbeitete, weſentlich unterſcheiden, ob ſie ſchon von der Kraft und Gewandtheit ſeines Geiſtes nicht minder Zeugniß ſind. Früher, ſchon in Mainz, ſchrieb er ſeine höchſt merkwürdigen „Erinnerungen aus dem

Jahr 1790.“ Sie bilden eine Reihe von Portraits damaliger Zeit, und erſchienen als Jahrescalender mit Zeichnungen von Chodowiecki u. A. Das Jahr 1790, der vorzügliche Stoff für Forſter's Geſchichtſchreibung ſeiner Zeit, der Angelpunkt des alten und neuen Jahrhunderts, war beſonders reich an Unglücksfällen für die Entwickelung der Dinge. Benjamin Franklin und Kaiſer Joſeph ſtarben. Forſter ſetzte ihnen würdige Denkmale. Graf Herzberg ſchrieb ihm in Bezug auf dieſe „Erinnerungen“ einen Brief voll der gründlichſten Hochachtung; er hätte ihn gern nach Berlin berufen, aber Preußen hatte bald kein Bedürfniß mehr nach hellen und energiſchen Köpfen, Herzberg ſelbſt ward beſeitigt, als die Wöllner'ſche Epoche begann. In jenen „Erinnerungen“, wo Katharina, Guſtav der Dritte, William Pitt ihre Standbilder erhielten, finden wir auch die merkwürdige Charakteriſtik Mirabeau's. Es war ſchwer, daß dies Talent der Revolution von einem Zeitgenoſſen ſeine rechte Würdigung fand, die auch das Zweideutige des Mannes erläutern konnte. Man hat geſtaunt, daß Forſter ihn feierte. Nichts aber mehr als dies bezeichnet Forſtern ſelbſt. Mirabeau war — vom Charakter abgeſehen — das Talent, das, mit hohem Muthe begabt, es ſich zutraute, mitten ins Chaos der Welt Ordnung zu bringen. Einen ſtarken, empfänglichen Geiſt, wie der zugleich ehrliche Forſter war, mußte ein Feuerkopf reizen. Und wenn er Mirabeau Frankreichs Palinurus im Sturm nannte, ſo hat ſich das bewährt. Mirabeau war in Frankreich der letzte Held eines geordneten Königthums. —

Der Verfaſſer des „Kosmos“ hat mit großer Hochachtung von der „Geſammtanſchauung“ geſprochen, welche Forſter als Naturforſcher eigen war. Das Ergebniß ſeiner Mitreiſe um die Welt, die den Zweck hatte, über das Daſein eines feſten Landes im ſüdlichen Ocean Forſchungen anzuſtellen, war negativ ausgefallen, wurde aber ſpäter von engliſchen Seefahrern umgeſtoßen. Forſter hat dieſe Reiſe als 22jähriger Jüngling beſchrieben, engliſch und deutſch; bleibenden Werth darin haben ſeine friſchen Schilderungen der Naturvölker der Südſee. Auch viele kleinere Aufſätze Forſter's ſind von dauernder Bedeutung, und verrathen Keime, die in einem Werke, wie der „Kosmos“ iſt, aufgingen. In ſeiner Naturgeſammtanſchauung, die Alexander v. Humboldt rühmt, liegt die Kraft unerſchrockener Wahrheitsliebe, die dreiſte Kühnheit des Seefahrers, der als denkender Menſch ſelbſt den Ocean der Ewigkeit, das Geheimniß Gottes, zu befahren nicht ſcheut. Einen Ausdruck des naturwiſſenſchaftlichen Materialismus von heute können wir nicht darin finden. Forſter leugnete allerdings den Selbſtzweck des Einzelweſens; in der Gattung fortzuleben, galt ihm als ein höheres Ziel. „Ein Individuum, zu welcher Gattung es auch gehören mag, iſt in dem Weltall gleichſam für nichts zu achten“, heißt es im Aufſatz: „Ein Blick in das Ganze der Natur“. „Hundert ſolche einzelne Geſchöpfe, ja tauſend, ſind noch nichts. Die Gattungen ſelbſt ſind die einzigen Weſen der Natur: immerwährende, der Natur an Alter und an Dauer gleiche Kräfte.“ Das macht jedoch den Starkgeiſt Forſter noch nicht zum

Gottesleugner. Und Moleſchott führt jene Stelle an, aber nicht eine zweite. Forſter ſagt in demſelben Aufſatze: „Der Chemiker findet überall nur ähnliche Grundſtoffe, überall nur Licht und Luft und Waſſer und Erde, woraus alle Körper beſtehen. Wie da unzählig verſchiedene Miſchungen aus dieſen Elementen alle entſtanden ſind, begreift er anders nicht, als indem er eine, jeder Art von Geſchöpfen eigenthümliche, weſentliche Kraft annimmt, welche ſich die Elemente aneignet und nach ihrer jedesmaligen Beſchaffenheit bildet.“ Forſter verwechſelt alſo nicht, wie Moleſchott, Kraft und Stoff. Stoff iſt die Natur, die Kraft aber der Geiſt. Hat Forſter, wie ſein geſammtes Zeitalter, das ſeine Baſis in ſich ſelber und in ſeiner Willenskraft ſucht, den Gedanken einer, weil bewußten, alſo nothwendig perſönlichen Kraft nicht faſſen können, ſo war er doch weit davon entfernt, ſich die Perſpective einer, Perſon gewordenen Kraft unmöglich zu machen. Das Zeugniß der Unfähigkeit, den Geiſt zu erkennen, ſtellte ſich damals nur der franzöſiſche Witz, der den Geiſt für nichts als eine Modification der Materie anſah. Forſter ſagt in jenem Aufſatze: „Je weniger wir im Stande ſind, eine einzige Kraft in der Natur ganz zu beweiſen, um ſo viel mehr finden wir zur ehrfurchtsvollſten Anbetung, zur feurigſten Dankbarkeit, zur kindlichen Gegenliebe die dringendſte Veranlaſſung. Die Natur, es ſei als Wirkung oder wirkende Kraft, bleibt allezeit die erſte unmittelbare Offenbarung Gottes an einem Jeden unter uns. Sie iſt ein offenes Buch, ſagt der beredte Buffon, in welchem wir leſen als in einem

Exemplare oder Abdruck der Gottheit. — Was wiſſen wir anders von unſerm unſichtbaren, unerforſchlichen Urheber, als was uns die laute Stimme dieſer Offenbarung durch ſo unendlich viele bewundernswerthe Kräfte verkündet? Eben das Unbegreifliche, nicht blos im Kreislauf der Geſtirne, ſondern in der Entwickelung eines jeden Dinges aus ſeinem unſichtbaren Keime; das Unerſchöpfliche ſo vieler Millionen Zeugungen, die ſtets dem Urbilde ähnlich ſind; kurz, dieſes beſtändige, jedoch faſt unerkannte Wunder, das nun ſeit einigen Jahrtauſenden währt und immer wieder vor unſern Augen ſich erneuert, — iſt Vorbereitung unſeres Geiſtes zu Wundern anderer Art, zum Glauben an jene nachfolgenden Offenbarungen, welche das Heil des Menſchengeſchlechts näher betrafen und die Hoffnungen der Vorwelt erfüllten.“

Mich dünkt, die in den Stoffen wirkende Kraft als Geiſt zu erkennen, liegt ſelbſt dem Naturforſcher nicht ſo ſehr fern. In der Natura naturata ſteckt eine Natura naturans. Daß eine Geiſteskraft, wofern ſie nicht eine blinde iſt, von ſich weiß, leuchtet ebenſo leicht ein; eine ſelbſtbewußte Kraft iſt aber eine perſönliche. Daß das Gute ſich ſelbſt Zweck, die Tugend ſich ſelbſt Lohn, hebt keineswegs ein Gottesbewußtſein auf, iſt vielmehr die Ueberzeugung eines ſehr feſten Gottesglaubens. Forſter ſagte: „Iſt die Welt tugendhaft, ſo wird ſie frei ſein!“ Darin liegt kein Atheismus, im Gegentheil die unerſchütterliche Zuverſicht von der Immanenz Gottes in der Welt.

V.

Friedrich Hölderlin.

V.

Friedrich Hölderlin.

„Mit ihrem heil'gen Wetterſchlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Noth an Einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt;
Und wenn in ihren Ungewittern
Selbſt ein Elyſium vergeht,
Und Welten ihrem Donner zittern —
Was groß und göttlich iſt, beſteht!“

Wie ich — vor mehr als zwanzig Jahren — im Tübinger Wirthshauſe ſaß und in meiner Schreibtafel blätterte, fiel mein Blick unter den eingeſchriebenen Denkſprüchen auf dieſe Worte Hölderlin's. Sie ſtanden ſchon ſehr lange da, vielleicht ſeit den zwanziger Jahren, wo ich zuerſt Kunde erhielt von dem tiefſinnig abgeirrten Geiſt. Das Blatt in meinem Gedenkbuche war mürbe und vergilbt. Dicht darunter hatt' ich die Bemerkung geſchrieben: „Im Gefühl und im Bewußtſein der großen Revolution.“ Jene Strophe gehört zu den Gedichten der erſten Periode des unglücklichen Dichters. Seine gereimten Verſe, ganz in Schiller'ſchem

Schwunge, ſind aus den neunziger Jahren, in denen er auch den Hyperion ſchrieb. Die Macht jener Zeilen ergriff mich von neuem ſo heftig, daß ich unter ihrem Gewicht ſeufzte. Drunten mir zu Füßen plätſcherte der Neckar mit ſeinem Silberſchaum, über mir blaute der Himmel lachend und ſeines Glückes voll. Jenſeits zur Linken die Wellenlinie der Weinberge, die ſich weit hin in die üppige Ebene verliert: zur Rechten in der Ferne die rauhe Alp, die wie zu Schutz und Schirm ihren Arm um den Nacken der Landſchaft ſchlägt, — wie ſicher und ſeines Gottes voll ruht und ſchwelgt dies ganze Stück Erde! Und doch wollte nun die Geſtalt des zerſtörten Geiſtes nicht wieder fort von der Stirn meines Denkens. Ich mochte ihn nicht ſehen; er mußte ſo ſein, wie ich ihn mir dachte; das Zufällige an ſeiner verlorenen Erſcheinung mocht' ich nicht weiter beachten. Tages zuvor hatte mich ein Tübinger Freund bereden wollen, den Unglücklichen aufzuſuchen. Aber noch vor dem Hauſe, wo er wohnte, erfaßte es mich wie Geſpenſterſcheu. Ich ſah mir die Umgebung an, ſah die Fenſter, aus denen der arme Dichter hinunterſchaute in den Neckar, den Zwinger vor dem Hauſe, in dem er ſich täglich erging, ſeitdem man ihn nicht mehr zu weiteren Spaziergängen veranlaßte. Ihn ſelbſt zu ſehen, ſchien mir überflüſſig; an einem geſtürzten Fürſten die Trümmer ſeiner ehemaligen Hoheit betrachten, iſt ein traurig Ding. Ich wußte, was man von ſeinem perſönlichen Verhalten erzählte; die kleinen Seltſamkeiten, in denen ſich die Willkür der Tollheit gefällt, wollen mir überhaupt nicht wichtig erſcheinen. Der gefeſſelte Geiſt hat kindiſche Grillen, die keine Spur mehr von ſeinem Selbſt verrathen. Die Laune und die Tücke des geſetzloſen Zuſtandes kann eher empören, als zur Belehrung dienen. Das Kauderwälſch, womit Hölderlin Fremde empfing, die Narrheit, jeden Beſucher mit Ew. Majeſtät, Ew. Hoheit, Ew. Heiligkeit anzureden, das Gras, das er im Zwinger zupfte, die Blumen, die er zu Kränzen wand und dann zerknüllt in die Rocktaſche ſteckte, — das alles konnte ja nicht auf die Fährte bringen, die dem Geheimniß ſeiner Abirrung näher führt. Was die Sonne ſeines Bewußtſeins ausgelöſcht, blieb mir nach Allem, was ich über ihn gehört, ein Räthſel, und der Anblick ſeiner zerſtörten Natur, dacht' ich, wird es wohl eben ſo wenig löſen. Es iſt ja blos Zufall, wohinaus der Wahnſinn ſchlägt, welche Erſcheinungen und Aeußerungen er bietet. Tief im Innern des Gebirgs muß man einen Quell auffinden; den ſchäumenden Bergſturz, iſt er einmal losgelaſſen, kann man unten, wo er ſich über die Felſen wirft, weder feſſeln, noch ihn über ſeinen Ungeſtüm zur Rechenſchaft ziehen.

Da trat mein Freund, der liebenswürdige M. in's Zimmer. Er führte einen Fremden an der Hand. „Hier iſt der Wirth unſers Hölderlin," ſagte er. — Ich hatte allerdings geſtern den Wunſch geäußert, den guten Tiſchler kennen zu lernen, der ſchon nahe an dreißig Jahre der Pfleger und Wärter, Freund und Vormund des Armen war. Wer einem Verwahrloſten ſo treu ſein kann, muß eine unergründliche

Güte des Herzens haben. Und danach ſah er auch aus, der biedere Alte mit der zutraulichen Derbheit bei aller verſchwiegenen Liſtigkeit, die den Schwaben eigen iſt.

„Ich hab'n bei mir g'habt, ſeit 's ihn vom Klinicum loſchgab'n“, ſagte der gute Mann, als wir uns auf Hölderlin einließen. „Zwei Jahr habe 's ihn dort g'habt und an ihm doctorirt und herumgeforſcht, ohne etwas herauſchz'kriegen. Er hat es niemand nit ſagen können, wo es ihm fehlt. Auch fehlt es ihm eigentlich an nix; an dem Zuviel, das er hatte, iſcht er ebe toll geworden.“

Es ſtörte mich nicht, den Mann in ſeiner Mundart reden zu hören; ich wollte mehr wiſſen, und ſeine breitſpurige, aber willige Emſigkeit, ſich deutlich zu machen, war mir eher rührend als poſſierlich.

„Von eigentlicher Tobſucht“, fragt' ich, „iſt wohl ſeit lange keine Spur mehr in dem armen Kranken vorhanden?“

„O, er iſcht eigentlich gar nicht mehr toll, was man ſo toll nennt“, war die Antwort. „Leiblich iſcht er gar geſund, er hat guten Appetit und trinkt ſei Schoppe Wein alle Tag' zur rechten Stund'. Er ſchläft gut, nur im heißen Sommer nicht, da läuft er Nachts Trepp' auf Trepp' ab herum. Aber er thut niemand nix. Er iſcht 'n gar gut'r lieber G'ſell in meinem Haus. Er bedient ſich ſelbſt, er kleid't ſich an und legt ſich nieder, alles von ſelbſten. Er kann auch denken, reden, muſiciren, und all die Dinge nach wie vor.“

„Aber ohne Zuſammenhang“, ſagte M.

„Ja, das iſcht's“, ſagte der Meiſter Tiſchler.

„Und dieſer Zuſtand konnte ſo lange anhalten!“ war meine Verwunderung, „ohne Kriſis, ohne Unterbrechung.“

„Ja, dafür iſcht er a Schwab“, lächelte der Alte ſelbſtgefällig. „Was a Schwab iſcht, das iſcht er gründlich.“

Welch ein unglückſeliges Selbſtlob in dieſem Fall! war mein Gedanke.

„'s iſcht kei Mangel an Geiſcht in ihm geweſen, was ihn amens gemacht hat“, fuhr der Tiſchler fort, der ſich gemüthlich zu uns geſetzt hatte und ein Glas Wein annahm. „'s iſcht die viele Gelehrſamkeit geweſen, glauben Sie's. Wann das Gefäß allzu voll und verſchloſſen iſcht, da muß es berſchten. Sucht mer nu de Scherbe z'ſammen, ſo find't mer, daß alles ausgelaufen iſcht. Alle unſere Magiſchter ſtudieren bis hoch an den Rand, 's fehlt immer nicht viel, daß es überläuft! Und dabei ſchreiben ſie die gottloſeſten Sachen von der Welt! Bei ihm iſcht es die Schwärmerei für das blanke Heidenthum geweſen, das ihn hat überſchnappen laſſen. Und mit all ſeine Gedanke iſcht er bei Ein'm Punkt ſtehn geblieben, und um den dreht er ſich noch immer. 's iſcht, als wenn ſein Gedankenflug wie 'n Taubeſchwarm um die Lärmſtange herumflattert, die man zum Dache 'nausſteckt. Das geht mit dem ganze Schwarm allzeit im Kreiſ' herum, bis er matt niederfällt. Glauben Sie's! das hat ihn toll gemacht. Seine unglückſelige Bücher liege alle Tag' bei ihm aufg'ſchlagen und wenn er allein iſcht, ſo lieſt er ſich von früh bis ſpät daraus vor, ganz laut und mit 'nem Schauſpielerpathos, daß mer meint, er wolle damit die Welt erobern. 's iſcht ein gar gefährlich Ding, wenn einer ſo hartnäckig bei Einer Sach bleibt. 's iſcht eben was mer die fickſche Idee nennt."

Mein Freund erinnerte hier an die unglückliche Neigung, die Hölderlin's Gedanken aus der Bahn der Ordnung gebracht haben ſollte. Man ſprach bekanntlich von der Mutter ſeines Zöglings, deren Haus in Frankfurt er plötzlich, ohne Abſchied, auf die Weiſung ihres Gatten, verlaſſen mußte. Sie iſt jene Diotima, die er in ſeinen Gedichten und in ſeinem Hyperion feiert.

Der gute Meiſter beſtritt dieſen Glauben an den Grund von Hölderlin's Wahnſinn. „'s iſcht nicht an dem!" ſagte er zutraulich. „In den dreißiger Jahren wird niemand aus verliebter Neigung confus. 's iſcht ſeine gelehrte Schwärmerei geweſen, nicht die Leidenſchaft zu dem Frankfurter Frauenzimmer. Kei' Schwab wird in den Dreißigern aus Liebe verrückt. — Sie ſehe mich groß an", — fuhr er zu mir gewendet fort, — „Sie da drauße haben oft curioſe Vorſtellungen von uns im Schwabenland. Sie meine, mer würde nit klug vor dem vierzigſchte Jahr. Ei ja doch, ich ſag im Gegentheil, kei' Schwab wird mehr verrückt aus Liebe, wenn er die Dreißig auf dem Buckel hat!"

Ich mußte wirklich an mich halten, um den Alten nicht komiſch zu finden und dadurch den Erguß ſeiner Bekenntniſſe zu ſtören. M. brachte ein Gerücht zur Sprache, das ſich durch Waiblinger's frühere Mittheilungen über Hölderlin verbreitet hatte. Waiblinger hatte ſich des Armen lange

Zeit bemächtigt, ihn täglich um ſich gehabt, ihn, man kann wohl ſagen, in ſeinem Wahnſinn ſtudiert; ſeine Bekenntniſſe über ihn (in den „Zeitgenoſſen") waren Ergebniſſe anhaltender Forſchungen. Er ſprach den Argwohn aus, Hölderlin ſei nach der langen Qual ſeiner unſelig enthaltſamen und mühſelig bekämpften Liebe plötzlich in wilde Zerſtreuungsluſt in einen Taumel der Sinnlichkeit übergeſprungen. Sein Aufenthalt in Bordeaux, wohin er ebenfalls wieder als Hauslehrer ging, laſſe darauf ſchließen. Es iſt möglich, daß Platoniſche Liebe, zugleich bei ſo viel Verherrlichung der helleniſchen Lebensformen, plötzlich zu dem Entſchluß kommen kann, für lange Entſagung in heißem Genuß ein Genüge zu ſuchen. Die damalige Feier des Griechenthums blieb überhaupt nicht in der Schwärmerei für die Platoniſche Ideenwelt ſtehen. Nur im Schiller'ſchen Schwunge erhielt ſie ſich in ihrer idealen Verfaſſung. Mit Goethe ſuchte ſie die Harmonie der leiblichen Form und das ſchöne Ebenmaß der ſüßen Eintracht mit ſich ſelber. Mit Heinſe ſprang ſie über in eine wilde Schwelgerei der Sinnenluſt. — Mit Heinſe iſt Hölderlin zufällig auch in perſönliche Berührung gekommen. Die Frankfurter Familie, bei welcher er Hauslehrer war, floh in den neunziger Jahren vor dem heranrückenden Kriegslärm nach Kaſſel. In Kaſſel begegnete Hölderlin dem Dichter des Ardinghello. Hölderlin's Schriften blieben rein von allem Schmutz der Sinnlichkeit; ſeine Muſe war jederzeit keuſch. Ob ſeine Perſon davon frei blieb, iſt eine andere Frage. Der Menſchengeiſt iſt ein wunderbar

Ding; der Kitzel launenhafter Willkür peinigt ihn oft, auf Augenblicke das Gegentheil ſeiner ſelbſt zu ſuchen; er gefällt ſich in Widerſprüchen, taumelt von Himmel zu Hölle. Der Menſchenkenner, ſelbſt wenn er der tiefſte Menſchenfreund iſt, kann die Möglichkeit ſinnlicher Verirrung in Hölderlin's anerkannt zarter, ſtiller und von je zur Melancholie geneigter Natur nicht in Abrede ſtellen. Je ſchmerzlicher, je gewaltſamer der Riß und Durchbruch, deſto leidenſchaftlicher der Umſchlag, deſto qualvoller der Drang der Verzweiflung. Und wenn ſich die Flucht vom Pol zum Gegenpol als wilde Zuckung in ſeinem Weſen verkündigte, ſo gerathen wir hier vielleicht auf die erſten leiſen Spuren des Irrſinns. Aus den Fugen war ſein Geiſt ſchon durch die nagende Pein einer Neigung getreten, die bei aller Leidenſchaft eine ganz geiſtige, äthergleiche Bahn wandeln wollte. Auf ein plötzliches Losreißen aus dem Frankfurter Kreiſe erfolgten noch einige geheime Zuſammenkünfte mit Diotima; dann brach der Verkehr ganz ab und der ſchwärmeriſche Menſch, der in ſeiner Entzückung den Werth und die Heiligkeit des Daſeins empfunden, ward plötzlich wieder ein Fremdling in der Oede. Auch äußere Noth kommt bei Seelenleiden in Anſchlag; ſie ſteigert den Unmuth mit ſich ſelbſt bis zur Verachtung aller Wirklichkeit. Fehlſchlagende Pläne folgten in Hölderlin's Leben hart auf einander: auch Schiller in Jena hatte ſich bekanntlich für ihn vergebens verwendet, um ihm eine Thätigkeit, eine Stellung zur Welt zu verſchaffen. Hölderlin's Haß gegen die Formen des Lebens, ſeine glühende Schwärmerei für die weltentlegenen, erträumten Zuſtände des claſſiſchen Griechenthums gruben ſich damals tief ein in ſeine wunde Seele. Er hatte in der deutſchen Heimath kein anderes Verhältniß finden können, als das untergeordnete, drückende eines Hofmeiſters in Privathäuſern. Er ward jetzt zum dritten Male Erzieher, zum dritten Male von der Laune eines Privatverhältniſſes abhängig. Das erſte Mal im Hauſe der Frau von Kalb, der Freundin Schiller's, zu Waltershauſen in Thüringen. Dieſe Stelle hatte er auf den eigenen wohlgemeinten Rath dieſer Freundin verlaſſen; ſein innerlich bewegter Sinn, ſein in großen Entwürfen dunkel glühender Geiſt taugte freilich nicht zu dem Geſchäft ſo kleinlicher Arbeitſamkeit, wie ſie die Erziehung junger Buben mit ſich bringt. In Frankfurt ſcheiterte ſein Herz in ſolchen Verhältniſſen, während ſein Verſtand dort zu ankern meinte. Dann hatte ſich ihm die dritte Stelle als Hofmeiſter in Bordeaux geboten. Seine Freunde wollten wiſſen, daß ſie ihn ganz geſunden Geiſtes von Frankfurt entließen. Nach Jahr und Tag aber trat er ſeines Abends, in Bettlertracht, mit wilden Mienen, mit allen Gebährden des ſtieren Wahnſinns bei Matthiſſon ins Zimmer. Er war zurückgekehrt, ob fortgewieſen oder aus eigenem Antrieb flüchtig: — das hat niemand erfahren. Noch war er zu retten, ſo hoffte man, noch ſchien er für das vernünftige Leben zu gewinnen. Ein deutſcher Fürſt, der Landgraf von Heſſen-Homburg, hörte von der Noth des tiefſinnigen Poeten und ernannte ihn zu ſeinem Bibliothekar. Hölderlin trat eine Stelle bei Hofe an, wieder im Gefühl einer unterthänigen

Stellung, mit gebückter Haltung, mit gekrümmtem Rücken, mit Kratzfüßen, während ſeine Seele nach Freiheit lechzte, ſein Gehirn von helleniſcher Luſt trunken war. Ich weiß nicht: hat das ihm den Reſt gegeben? Ein Taſſo am Hofe hat leicht von je entweder ſein Herz oder ſeine freien Gedanken verloren. Und ſchrieb ſich vielleicht aus ſeiner kurzen Hofzeit die unglückliche Weiſe des armen Wahnſinnigen, jeden Beſucher mit ganz formeller Unterthänigkeit und mit einem ſteifen pathetiſchen Ceremoniel zu empfangen? Dies war ihm treu gebieben, als ihn alle geſunde Vernunft verließ, er hielt es noch mitten im Wahnſinn Tag für Tag feſt. Seine ſchwärmende Jünglingsſeele hatte in ihrem wachen Zuſtande nie eine Form finden können, die ihn mit dem Pedantismus der damaligen deutſchen Kaſtenwelt in ein leidliches Verhältniß brachte. Und nun iſt das Schickſal ſo ironiſch und läßt ihn dies Ceremoniel der höfiſchen Etiquette im Irrſinn feſthalten! Er wirft bei Beſuchen mit Ew. Hoheit und Ew. Gnaden um ſich, ſelbſt mit Ew. Heiligkeit und Ew. Majeſtät iſt er freigebig. Seine älteren Bekannten baroniſirt er wenigſtens: er nennt ſie bei Namen und kennt ſie alſo von Alters her! Ich weiß nicht, ob er bei Hofe in Raſerei gerieth; genug, der Landgraf entließ ihn ſchnell. Man lockte ihn unter dem Vorwande eines Bücherankaufes nach Tübingen; dort erfolgten dann im Klinikum die Heilverſuche. Seine Nervenerſchlaffung galt für unheilbar; nach zwei Jahren entließ man ihn und der Meiſter Tiſchler erbarmte ſich ſeiner für ein kleines Jahrgeld, das, glaub' ich, ſeine Freunde zuſammenbrachten. Auch wurde ſeitdem ſein Roman neu gedruckt, ſeine Gedichtſammlung von Cotta neu aufgelegt, um eine Summe zu ermitteln.

„O, 's iſcht jetzo gut mit ihm“, ſagte der wackere Meiſter Hobelſpahn, „'s iſcht kein Bös mehr in ihm, er iſcht mild und weich. Zu Anfang, wie ich ihn zu mir nahm, hat er noch ſeine Anfälle gehabt. 'Mal hat er all meine Geſellen zum Haus 'nausgeprügelt. Da hab' ich ihn genommen mit beiden Fäuſchten, hab' ihn ſtark zuſammengerüttelt und ihn auf'n Stuhl geſetzt, hab' mit den Händ'n auf'n Tiſch geſchlagen und ihm geſagt, ich woll' ſchon fertig werden mit dem Böſen in ihm. Da hat die Beſchtie in ihm, die ſeinen guten Geiſcht bewältigen gewollt, Reſpect vor mir bekomme, iſcht zu Kreuze gekrochen und hat ſich nie mehr gemuckſcht.“

Ein Weinsberger Geiſterbeſchwörer in anderer Form! dacht' ich bei mir.

„Man muß ihn wie 'n Kind nehmen,“ ſagte der Meiſter, „dann iſcht er lind und lieb. Ja, ja, 's iſcht 'ne eigne Sach' mit uns Allen, wenn mer alt wird und wieder abwärts ſteigt. So denk' ich immer, wenn ich mich nach Troſcht umſehe. — Früher nahm ich ihn mit in die Weinberg'. Hat aber dorten manch närriſch Zeug ausgefreſſen. Jetzo geht er bloſch im Zwinger um. Mit der Sonne ſteht er auf, er hat bei ſich kei' Ruh', und wandelt da um im Gartenraum, ſchlägt an die Mauer, pflückt Gras und Blumen ab, macht Sträußer und zerknüllt ſie wieder.“

„Das thun wir deutſchen Poeten alle. Weiter bringt es keiner!“ ſagte M.

„Den ganzen Tag ſchwäzt er mit ſich laut, fragend und antwortend in Einem Ton. Aber die Antworten ſind ſelten bejahend. 's iſcht ein ſtarker Geiſcht der Verneinung in ihm.“

„Unſer Aller Schickſal, auch wenn wir wach ſind!“ ſagt' ich.

„Wenn er dann müd' iſcht vom Wandeln, geht er 'nauf und declamirt zum Fenſchter 'naus in die blaue Luft. Er kann ſein vieles Wiſſen gar nicht richtig loſch werden. Oder er ſitzt am Spinett und muſicirt vier Stund lang in Einem Ton, als wollt' er den letzten Fetzen herunterſpielen. Und immer daſſelbe ſimple Lied, immer dieſelbe Leier, daß ei'm im ganzen Hauſe Hören und Sehen vergeht. Mer muß ſcho ſtark hobeln, ſonſt wird ei'm wüſcht im Kopf. Oft aber ſpielt er auch recht ſchön, nur ſtört einen das Klappern mit den langgewachſenen Nägeln. Es hält ſchwer, ſie ihm abzuſchneiden.“

„Seltſam!“ ſagte M. „Er ſpielt umgekehrt wie er ſpricht. Er kann in der Rede keinen Gedanken feſthalten. Und am Clavier bleibt er ſtundenlang bei einer einfachen Melodie ſtehen, die er hundertmal ohne Variation wiederholt.“

„Früher, als noch ſei' alte Mutter hat gelebt“, fuhr der wackere Meiſter fort, „da nahm ich ihn vor und ſagt', 's wär bös, daß er nicht mehr an ſie dächt'. Und da nahm er ſich z'ſammen und ſchrieb 'nen Brief. Und das geſchah immer ganz ordentlich und klar, wie 'n Gewöhnlicher ſchreibt. Wie geht 's Dir, liebwerth Mütterche, und ſo in der Weiſe ganz einfach. Nur einmal ſchloß er den Brief: Leb' wohl, es überläuft mich, ich fühl', ich muß ſchließen."

„Schreibt er auch Verſe?" fragt' ich.

„Faſcht den ganzen Tag", war die Antwort.

Das wollt' ich nur wiſſen, denn hier drängte mich's weitere Nachfrage zu halten. Ich leitete damals eine Leipziger Zeitſchrift. Im erſten Jahre meiner Redactionsführung, 1835, erhielt ich faſt regelmäßig jeden Monat portofrei durch die Poſt ein ſtarkes Päckchen lyriſcher Gedichte mit der Unterſchrift: Friedrich Heinrich. Nach dem Poſtſtempel kamen ſie aus Stuttgart. Das Geleitsſchreiben war ganz in gewöhnlicher Form abgefaßt: Ich beehre mich, löblicher Redaction abermals einige Früchte meiner Muſe u. ſ. w. mitzutheilen. Niemals ward auch nur eine Zeile von den Gedichten brauchbar befunden. Sie waren aber auch zu ſchlaff, zu gewöhnlich und in zu herkömmlichen Phraſen abgefaßt, um in ihnen Erzeugniſſe des Wahnſinns finden zu wollen. Nur die Regelmäßigkeit der Zuſendung ſtreifte an Narrheit, da nichts davon in die Oeffentlichkeit kam, auch keine Entgegnung meinerſeits erfolgte. Das war ſchon vor mir ſeit langer Zeit ſo fortgeſetzt. Mir ward die regelmäßige Zuſendung unheimlich. Es wollte mir wie fixe Idee erſcheinen, daß ſich einer durch dieſe Beiſteuer in der Illuſion erhalten wollte, mit der Welt und der Litteratur auf ſolche Weiſe in Verkehr zu ſtehen. Dieſe matten Ergüſſe eines lahmen Gehirnes ſchienen nicht krank, aber über die Gebühr alltäglich. Eine deutſche Redaction wird lyriſchen Sachen gegenüber waſſerdicht; hier aber witterte ich dennoch eine abſonderliche Schwäche. Ich machte in der Zeitung ſelbſt meine Mittheilung darüber und bat die guten Stuttgarter, mich zu verſchonen, falls dort einer darum wiſſe. Auf Friedrich Hölderlin, der ja auch, ſo viel ich weiß, nicht Friedrich Heinrich heißt, wagt' ich aus Scheu vor dem Unglück des Abgeirrten nur leiſe hinzudeuten. Die Note half inſofern, als die Zuſendungen ſeitdem unterblieben. — Ich hatte das ſchon an M. erzählt. Er wußte ſo wenig davon, als der Meiſter Tiſchler.

„Er hat itzt kaum eine andere Freud' als ſein Clavier,“ ſagte der Alte. „Und ſo hab' ich mir die Liſcht erſonnen, den fremden Herrn zu dem neuen Inſtrumente zu führen. Ich will ihn dann holen und ihm melden, 's ſei der Herr Inſtrumentemacher da, oder der Herr Stimmer, um es in Ordnung zu bringen.“

Es war ſo gut eingeleitet, daß ich mich nicht mehr weigern mochte, wenigſtens den Schauplatz, wo der Arme hauſt, zu betreten. Einen förmlichen Beſuch bei ihm, in der Abſicht, den Unglücklichen zu belauſchen, hielt ich für unerlaubt. — Der Meiſter führte uns alſo nach ſeiner Wohnung. „Müſſen aber nicht lachen, wenn er Ihnen eine Hoheit an den Kopf wirft!“ warnte der Gute noch unterwegs. „'s iſcht ein probates Mittel, ſich Jeden vom Leibe zu halten. Mer bleibt daneben doch 'n freier Mann, der ſich nix am Zeuge flicken läßt. Sein drittes Wort iſcht auch: 's g'ſchieht mer nix.

Wenn 's ihm zu eng wird und er fort will, und mer ſagt: O bleiben Sie doch noch, Herr Bibliothekar, ſo greift er erſcht recht nach dem Hut, verbeugt ſich tief und erwidert: Ew. Hoheit haben befohlen, daß ich gehe! So giebt er den Leuten recht viel und bleibt für ſich ein freier Mann. 's iſcht wahrlich mit den Titulaturen ſo, daß mer ſich loskäuft!"

Dann wäre etwas Methode in der Tollheit! würde Polonius ſagen. —

Wir ſtanden vor dem Hauſe mit dem thurmartigen Vorbau. Der Meiſter war vorausgegangen und ließ uns draußen warten. Dann kam er wieder und meldete, der Herr Bibliothekar ſei unten im Garten, er ſäße im Pflaumenbaume und knackte die Taſchen auf.

Trübſeliges Bild des Wahnſinns! Statt der vollen Frucht hat er nur den trügeriſchen Schein vom Sinn und von der Wahrheit!

Wir ſollten, empfahl der Alte, ihn nicht ſtören, ſollten derweil hinaufgehen ins Zimmer. —

Oben am offenen Fenſter, im Anblick der gottvollen Landſchaft überlief es mich wie ein Schauer unheimlicher Gelüſte. In all dem geſättigten Frieden einer lachenden Schönheit in Feld und Wald blieb der arme Geiſt bei ſeiner Selbſtzerſtörung! Was uns labt und erquickt, hatte für ihn keinen belebenden Athem mehr!

Im Gemach ſelber ſah es eng, kärglich, aber reinlich aus. Der Landſchaft gegenüber glich es einem kleinen, wenn auch nicht unfreundlichen Beinhauſe, wo der ſtille Geiſt ſich ſelber beigeſetzt.

Mein Freund und der Schreiner waren hinausgegangen, um nach dem Spinett zu ſehen. Ich maß die drei Schritte im engen Raume auf und ab. Vor dem Tiſche ſtand ich ſtill. Hyperion lag aufgeſchlagen, das unſelige Buch, wo ein Werther auf claſſiſchem Boden nach Göttergeſtalten tappt und Oſſianiſche Nebelgebilde umarmt.

Eine merkwürdige Stelle lag offen im Buche. Ich las und mir ſtockte der Athem:

„„Mir beugte die Größe der Alten wie ein Sturm das Haupt, mir raffte ſie die Blüthe vom Geſicht, und oftmals lag ich, wo kein Auge mich bemerkte, unter tauſend Thränen da wie eine geſtürzte Tanne, die am Bache liegt und ihre welke Krone in die Fluth verbirgt. Wie gern hätt' ich einen Augenblick aus eines großen Mannes Leben mit Blut erkauft!““

Es iſt ein alter Aberglaube, die Bibel kurz und gut aufzuſchlagen, wenn man bei ſich eine Frage, einen Zweifel hegt. Der Zufall, die Schickung Gottes, giebt dann die Antwort, indem das Auge juſt auf eine paſſende Stelle trifft. Sollt' es mir hier mit dem Buche Hyperion und mit der Frage über ſeines Autors Wahnſinn eben ſo gehen?

Ich blätterte und las:

„„Aber nenne das niemand Schickſal! Wir ſind's, wir! wir haben unſere Luſt daran, uns in die Nacht des Unbekannten, in die kalte Fremde irgend einer andern Welt zu ſtürzen, und, wär' es möglich, wir verließen der Sonne Gebiet und ſtürmten über des Irrſterns Grenzen hinaus!""

Gott im Himmel! das that ſein Geiſt. In ſeinem Buche, in ſeinen Poeſien liegt ſein ganzer Wahnſinn. Dies Gebild der ſchönen Griechenwelt ward ihm zum Irrſtern, dem er zutaumelte!

„„Wohl dem Manne, dem ein blühend Vaterland das Herz erfreut und ſtärkt! Mir iſt als würd' ich in den Sumpf geworfen, als ſchlüge man den Sargdeckel über mir zu, wenn einer an das meinige mich mahnt!""

Der Schmerz über Deutſchlands Wehe hat alſo auch ihn toll gemacht? Hyperion ſpricht viel von ſeinen Deutſchen, und er ſchildert ſie gräßlich genug.

„„Barbaren von Alters her, durch Fleiß und Wiſſenſchaft und ſelbſt durch Religion barbariſch geworden, tief unfähig jedes göttlichen Gefühls, verdorben bis in's Mark zum Glück der heiligen Grazien, in jedem Grad der Uebertreibung und der Aermlichkeit beleidigend für jede gutgeartete Seele, dumpf und harmonielos wie die Scherben eines weggeworfenen Gefäßes — das ſind meine Deutſchen. Ich kann kein Volk mir denken, das zerriſſener wäre wie die Deutſchen. Handwerker ſiehſt Du, aber keine Menſchen, Denker, aber keine Menſchen, Prieſter, aber keine Menſchen, Herren und Knechte, junge und geſetzte Leute, aber keine Menſchen — iſt das nicht wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerſtückelt neben einander liegen, indeſſen das vergoſſene Lebensblut im Sande gerinnt?""

Und wir von heute, dürfen wir die Achſel zucken über die Hypochondrie ſolcher Tollheit? Das damalige Deutſchland hat jene Uebertreibungen eines entzündeten Gehirnes nicht blos bei Hölderlin verſchuldet; der Schmerz um die Sklaverei ſeines Volks hat manchem ſchon das Herz abgedrückt. In Hölderlin geſellte ſich dazu die maßloſe Schwärmerei für das alte Hellas und ſein Freiheitspalladium, über deſſen Untergang auch Schiller bis zur phantaſtiſchen Selbſtqual in ſeinen Gedichten aus der erſten Epoche wehklagte. Und der mißgeborene Menſch von damals zog die Gottheit in ſein Bereich herab. Hölderlin dünkte ſich einer verlorenen Welt gegenüber einen ſchwelgenden Gott und erſtieg in ſeinem Dünkel eine Schwindelhöhe, von wo herab nur Selbſtmord den Ausgang fand, oder jenes Selbſtvergeſſen der Sinne, vor denen die Wirklichkeit wie ein leeres Grab offen daliegt. Vom Hochmuth ſeines Selbſtgefühls herab blickte er auf das heimiſche Volk mit dem kalten Haß der Geringſchätzung. Wehe Dem, der gegen die Fehler ſeines Volks blind iſt! Aber auch wehe Dem, der ſeine Tugenden mißkennt! „„Die Tugenden der Deutſchen““, ſagt Hyperion, „„ſind nur glänzende Uebel und nichts weiter, denn Nothwerk ſind ſie, aus feiger Angſt mit Sklavenmühe dem wüſten Herzen abgedrungen, und laſſen troſtlos jede reine Seele, die vom Schönen gern ſich nährt, ach! die verwöhnt vom heiligen Zuſammenhang in edleren Naturen, den Mißlaut nicht erträgt, der ſchreiend iſt in all der todten Ordnung dieſer Menſchen.““

So grub ſich ſein Ingrimm ſelbſt ſein Grab, und wie ein Geiſt, der keine Ruhe am Acheron gefunden, kehrte er in ſein Vaterland zurück. „„Aber Du wirſt richten, heilige Natur!““ ruft Hyperion. Sie hatte gerichtet. Wer ſo freveln konnte, mußte freilich ſehr tief beleidigt ſein. In jedem Falle mußten die gütigen Götter ſein Bewußtſein in Nacht hüllen. „„Voll Lieb' und Geiſt und Hoffnung wachſen ſeine Muſenjünglinge dem deutſchen Volke heran. Du ſiehſt ſie ſieben Jahre ſpäter — und ſie wandeln wie die Schatten, ſtill und kalt, ſind wie ein Boden, den der Feind mit Salz beſäete, daß er nimmer einen Grashalm treibt, und wenn ſie ſprechen, wehe Dem! der ſie verſteht, der in der ſtürmenden Titanenkraft, wie in ihren Proteuskünſten den Verzweiflungskampf nur ſieht, den ihr zerſtörter ſchöner Geiſt mit den Barbaren kämpft, mit denen er zu thun hat.““

Da habt Ihr's, da ſteht's; in den glänzenden Stellen ſeines Buches, die man bewunderte, liegt ſein Wahnſinn. An Deutſchlands Philiſterthum und ihm gegenüber am Hochmuth des Selbſtgefühls iſt er zu Grunde gegangen. Die Vergötterung des Schönen ging Hand in Hand mit dem Gefühl der Verweſung des eigenen Volks und in dieſem Gefühl der Unheilbarkeit des alten Jahrhunderts lag ſchon Wahnſinn. Wer dabei ſtehen blieb, in dieſen Schacht ſich grub, in ſeinem feuchten Moder ſchwelgte, war ſchon verloren für ſich und ſein Volk. Armer Geiſt! Du brauchteſt Dich nicht erſt in die Wolluſt der Sinnenwelt zu ſtürzen, um unterzugehen. Wer ſo wie Du das fade Nichts gefühlt, erheitert ſich nur, wenn ſein Bewußtſein dieſem Schauplatz entzogen iſt; ſo tief verletzt vom Leben, kann Dir nur unter Göttern oder im Vergeſſen Deiner ſelber, unter Thieren wohl ſein! —

Der gute Meiſter Hobelſpahn und Freund M. ſtanden ſchon wieder vor mir im Zimmer. Ich hatte mich in den Hyperion ſo hineingewühlt, daß man mich wiederholt anreden mußte, eh' ich aus dieſem See des Unglücks auftauchte und die Stimmen der Gegenwärtigen vernahm.

„Er kommt!“ ſagte der Schreiner, „er kommt! Aber er will nicht muſicire, er hat üble Laune. Er ſagt, der Born der Weisheit ſei heut' vergiftet, die Früchte der Erkenntniß ſeien hohle Taſchen, eitel Trug. Merken Sie's? Er ſaß auf dem Pflaumenbaum und holte das vertrocknete Zeug herunter! 's iſcht oftmals viel Sinn in ſeiner verworrenen Red'!“

Wir wollten hinaus, wir hörten Schritte auf der Treppe. Schon auf der Schwelle der Thür ſtand der Unglückliche vor uns.

Der Tiſchler ſtellte mich als Inſtrumentenmacher vor, der das Spinett ſtimmen wollte.

„Nicht nöthig, nicht nöthig!“ ſagte Hölderlin und jagte ſeine Worte. „Die Verſtimmung muß anders geheilt werden. Schon gut, ſchon gut. Auch kenn' ich Sie ſeit lange. Ew. Ehrwürden ſind mir längſt bekannt. Und wenn das ſo fortgeht, daß mir heut Alles mißglückt — Jupiter wird Rath halten, aber ſelbſt ſeine Schweſter nicht ſchonen. Oui!“

Plötzlich ſchwieg er und ſah ruhig und ſtill vor ſich hin. Auf ſeinem Angeſicht lag die Stille eines Schlachtfeldes.

Rings umher Trümmer; verkohlt, verſchüttet aller Wille, zerbrochen alle Spannkraft der Muskeln.

Es giebt ein Vergeſſen alles Daſeins, ein Verſtummen unſeres Weſens, wo uns iſt, als hätten wir Alles gefunden. Das lief wie ein leiſer Hauch von Glück über ſein Angeſicht. — Und es giebt ein Verſtummen, ein Vergeſſen alles Daſeins, wo uns iſt, als hätten wir Alles verloren, eine Nacht unſerer Seele, wo kein Schimmer eines Sterns, wo nicht einmal ein faules Holz leuchtet. Auch das ſtand deutlich in ſeinen Zügen zu leſen. Ein unſäglich Gemiſch von heimlicher Befriedigung und dumpfer Verſchloſſenheit.

Das tief glühende Auge hing wie erloſchen, aber mild, unter der hohen majeſtätiſchen Stirn. Auf den Brauen laſtete es wie ſchweres drückendes Gebirg. In den Höhlen hatte ſich ſein ganzes Leiden eingegraben. Sonſt hatte ſein Geſicht nicht Spuren jener jungfräulichen Schüchternheit, wie ſie bei Schwaben häufig iſt. Hölderlin war in ſeiner Jugend weich, angenehm, ſtill und ſanft geweſen. — Die Arme zuckten etwas bis zu den Schultern hinauf, wenn er ſprach, aber er ſteckte die Hände in die Seitentaſche und ſchien bemüht, die verrätheriſche Bewegung, die ihn erfaßte, zu verbergen. So ſtand er vor uns im grauen, ſchlichten Rock, die Ruine eines ehedem edeln, guten Menſchen.

Ich ertrug nicht länger den Anblick. Wie wir uns verabſchiedeten, machte der Dichter ſehr tiefe Verbeugungen und murmelte ſeine Höflichkeitsphraſen.

„Adieu, lieber Hölderlin,“ ſagte M.

„Herr Baron von M., ich habe die Ehre, mich zu empfehlen!“ war die Erwiderung.

Man weiß, daß Dutzfreunde, die ſich entzweiten, ſich plötzlich mit „Sie“ tituliren, wenn ſie im ferneren äußerlichen Verkehr bleiben. Sie werden ſich dadurch fremd und erleichtern ſich doch das ſonſt drückende Verhältniß, das nicht mehr eng und vertraut ſein kann. So kam es mir vor, als Hölderlin ſeinen Freund baroniſirte. —

Mir war ſehr bang und trübe, wie wir die Treppe hinunterſchritten. Der ganze Abend mit ſeinem ſanften warmen Schmelz, die ganze Nacht mit dem milden Glanz ihrer Millionen Augen konnten mich nicht begütigen. Daß ich den Quell ſeines Wahnſinns ſo in ſeiner Nähe, in der Atmoſphäre ſeines Weſens, am Kern ſeiner beſten Natur, entdecken mußte, erſchütterte mich faſt noch mehr, als der Zuſtand des zerſtörten, edeln Menſchen. War ihm doch längſt geholfen von allem was Schmerz hieß! Der bewußtloſe Zuſtand iſt ja eine Milderung gegen allzu großes Weh.

Ich ſchied vom guten Meiſter mit inniger Rührung, mit tiefem Dankgefühl für ſein getreues, jahrelanges, liebevolles Bemühen um einen kranken deutſchen Taſſo.

Nachſchrift. Friedrich Hölderlin fand in der Nacht vom 7. zum 8. Juni 1842 auch ſeinen leiblichen Tod. Er hatte ſich nur wenige Stunden phyſiſch unwohl gefühlt und war dann raſch und ohne Rückkehr eines wachen Bewußtſeins eingeſchlafen. Die Muſik iſt ihm treu geblieben, ihre betäubende Macht ließ nicht los von ihm; er hat ſich noch in der letzten Stunde mit einem Sumſum eingelullt. Daß er nach beinahe vierzig Jahren eines unfreien Zuſtandes ſo hinging ohne alle Kriſis, kann vielleicht die Meinung unterſtützen, ſein Wahnſinn ſei nur eine völlige Nervenerſchlaffung geweſen, die ſich nach allzujäher Anſpannung ſeiner Lebensgeiſter eingeſtellt. Weder verſagte Liebe, noch ein einzelner Unbill hat ihn toll gemacht. Die Vergötterungsluſt eines weltfremden Zuſtandes, der aufgeſtachelte Drang einer eigenſinnigen Phantaſie, der wilde Grimm gegen ſein eigenes Zeitalter, gegen ſein eigen Fleiſch und Blut, das Selbſtgefühl, das ſich zu der gewaltſamen Höhe eines Dämons berechtigt glaubte — das hat ihm das Maß und Gefäß des Denkens und Fühlens zerbrochen. Der Schmerz um ein Weib goß nur Oel in die ſchon unter der Aſche glimmende Gluth. Viele von damals haben ihren Schmerz hinweggelacht. Hölderlin war der Humor verſagt, er konnte nur zürnen, wüthen, ſich ſtolz aufbäumen und zuſammenbrechen. In ſeinen beſten Ergüſſen nagte ſchon der Wurm der Selbſtzerſtörung. Anfangs erging er ſich ſklaviſch in Schiller'ſcher Diction aus deſſen Lauraperiode, dann feſſelte er ſich in antiken Maßen voll philologiſcher Wortverrenkung; ſobald er, im Hyperion, ſeine eigne Sprache gefunden, ſchäumte ſein Geiſt ſchon über und zertrümmerte, als er ſich gehemmt fühlte, das Gefäß. —

Man ſprach von einem Briefwechſel, den Hölderlin mit einem ihn überlebenden Halbbruder führte und bis in die

Epoche ſeines Unglücks fortſetzte. Auch von einem verloren gegangenen Drama „Agis“ war die Rede. — Schiller ſeiner Zeit empfand viel Theilnahme für den Landsmann. Er warnte ihn vor philoſophiſchen Stoffen. „Er hat“, ſchrieb Schiller an Goethe, „eine heftige Subjectivität und verbindet damit philoſophiſchen Geiſt und Tiefſinn. Sein Zuſtand iſt gefährlich, da ſolchen Naturen ſchwer beizukommen iſt.“

Hölderlin war — wie der nach Rußland verſchlagene Lenz — eine übriggebliebene Ruine aus der deutſchen Sturm- und Drangperiode.

Druckverbeſſerungen in Band 1 der deutſchen Charaktere.

Seite 7 Zeile 13 lies: hartköpfigem ſtatt hartknöpfigem.
„ 46 „ 8 u. folg. von unten lies: Und der Witz mit ſeinem „reizenden Blödſinn“ kam dem König zu Hülfe; die „eilende“, durch einen Druckfehler in eine „elende“ verwandelte Reichsarmee hieß ſeitdem Reißausarmee, u. ſ. w.
„ 63 „ 4 lies: Deffant ſtatt: Deſſant.
„ 88 „ 1 tilge: aber.
„ 95 „ 3 von unten lies: Apollotempel ſtatt: Apolltempel.
„ 151 „ 15 lies: Männern des Theaters u. ſ. w.
„ 226 „ 6 von unten tilge: aber.
„ 246 „ 8 lies: verfiel ſtatt: zerfiel.

In Band 2.

Seite 56 letzte Zeile lies: und gewann ihn doch nicht lieb.

Nies'ſche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Gustav Kühne's

Geſammelte Schriften.

Sechster Band.

Deutſche Charaktere.

3. Theil.

Leipzig,
Ludwig Denicke.
1865.

Deutſche Charaktere.

Von

Guſtav Kühne.

Zum ersten Male gesammelt.

Dritter Theil.

Aus dem „goldenen“ Zeitalter der Litteratur.

Leipzig.
Ludwig Denicke.
1865.

[illegible]
UN[illegible]
MONAC[illegible]

Universitäts-
München
Bibliothek

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Inhalt.

I.

Seite
Karl Auguſt von Weimar 1

II.

Die Dioskuren von Weimar 45

III.

Goethe in der Schule der Frauen 99

IV.

Goethe und ſein Jahrhundert 281

V.

Schiller als Prophet 371

VI.

Schiller als Menſch und Dichter 397

I.

Karl Auguſt von Weimar.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

I.

Karl August von Weimar.

Zum dritten Male tritt ein deutſcher Fürſt an die Spitze einer Gruppe deutſcher Männer. Friedrich von Preußen hat nur wider ſeinen Willen deutſches Mit- und Nachgefolge gehabt; er hatte kein Bewußtſein von einem Deutſchland, ihm ging ſein Preußen über Alles. Kaiſer Joſeph ſtellte den Begriff, den er von einem germaniſchen Reiche hatte, ſo hoch, daß er ihn nicht verwirklichen konnte. Hier tritt nun der Dritte hin, groß auf kleinem Gebiet. Er hat Verſuche gemacht, das aus den Angeln gehobene Deutſchland des vorigen Jahrhunderts neu geſtalten zu helfen; er erlebte aber auch noch die Zertrümmerung jenes einſeitig geſchaffenen Preußens, dem er ſich anſchloß. Dauernd hat er nur ein ideales Deutſchland aufbauen helfen, indem er den engen Kreis ſeines Daſeins zum Schauplatz derjenigen Geiſter machte, in denen unſere Nation bis heute noch ihre entſchiedene, ihre unbezweifelte Größe hat.

Mit dem 3. September des Jahres 1857, dem hundertſten Geburtstage Karl Auguſt's, eröffnete ſich eine Reihe von Feſttagen in Weimar zu Ehren der Heroen deutſcher Dichtkunſt; 1757 hat der fürſtliche Mäcen an jenem Tage das Licht der Welt erblickt; der 3. September (1775) war zugleich der Tag des Antritts ſeiner Regierung. —

Schon Karl Auguſt's Mutter, Herzogin Amalie, hatte begonnen, Weimar zu einem deutſchen Ferrara zu geſtalten. Anna Amalie von Braunſchweig, eine Nichte des großen Friedrich von Preußen, war ſeit 1756, juſt dem Jahre, in welchem der ſiebenjährige Krieg begann, die Gemahlin Ernſt Auguſt Konſtantin's. Nach der Geburt des erſten Sohnes fühlte ſie ſich zum zweiten Male Mutter, als der Herzog nach zweijähriger Ehe ſtarb. So ward ſie, neunzehn Jahre alt, Regentin des Landes, und ſie hat dieſe Regentſchaft unter den Stürmen und troſtloſen Nachwehen jenes unſeligen Krieges, zum Heile Weimars thatkräftig und weiſe geführt. Die große Hungersnoth, welche 1773 in Sachſen wüthete, ward durch ihre Sorgfalt für Weimar weniger verheerend, und als Mutter ihrer Prinzen ſteht ſie glorreich da, indem ſie nach den beſten Männern für deren Leitung ſich umſchaute. Ihre mütterliche Sorgfalt und Gewiſſenhaftigkeit liegt in den Denkwürdigkeiten des Grafen Görz zu Tage, der, ſpäter Miniſter in preußiſchen Dienſten, zum Gouverneur Karl Auguſt's ernannt war. Knebel ward ſein Begleiter, und Wieland, ſeit 1769 Profeſſor an der Hochſchule zu Erfurt, war durch dieſe Fügung des Geſchicks nahe genug, um auf Dalberg's Anrathen zum Lehrer der beiden Prinzen berufen zu werden. Nehmen wir Muſäus, Bertuch, Einſiedel und Seckendorf dazu, ſo iſt damit ſchon jene Epoche eröffnet, in welcher Weimar, in Ermangelung eines größern deutſchen Centrums, als eine Metropole unſerer Dichtung und Geiſtescultur zu glänzen ſich berufen fühlte. Mit Leſſing und Klopſtock hatte die deutſche Muſe noch kein feſtes Aſyl auf deutſchem Boden gefunden. Jener ſchritt unbeachtet vom großen Preußenkönig durch ſein Kriegslager, an ſeinem Hofe vorüber. Klopſtock, voll Zorn und Groll gegen Friedrich's undeutſche Art, war ein königlich däniſcher Penſionär mit der Vergünſtigung, in Hamburg zu leben; einen Wirkungskreis erhielt er nicht; ſelbſt vom Kaiſer Joſeph, dem er die „Hermannsſchlacht“ zum Aufruf germaniſcher Thatkraft geſungen, erfolgte nur eine goldene Doſe, und im „goldenen Spiegel“, den Wieland eigens für die aufſteigende Sonne Oeſterreichs ſchrieb, mochte ſelbſt der Edelſte auf dem Throne nicht dauernd ſein Abbild erblicken. Wieland's Stellung an der Hochſchule des katholiſchen Erfurt, wo Dalberg Coadjutor des Erzbiſchofs von Mainz war, geſtaltete ſich unglücklich; 1771 folgte er dem Rufe der Herzogin Amalie nach Weimar; mit ihm kam vom Geiſt der jungen Zeit ein neuer Strom dorthin, jene Miſchung von altgriechiſcher Bildung und neufranzöſiſchem Geſchmack, die der Heerführer dieſer Richtung mit dem Wort „Urbanität“ bezeichnete, jenem litterariſchen Feldruf, der mit Herder ſich in „Humanität“ verwandelte. Wieland war keine unbezweifelte Größe, als man ihn berief, kein unantaſtbarer Hort für allen Wandel in der weiteren Culturentwickelung Deutſchlands. Die Bardenſänger der Klopſtock'ſchen Schule mit dem Göttinger Hainbund machten ihm auf dem Parnaß den Boden ſtreitig, dergeſtalt, daß Alles was Jugend hieß ſich gegen ihn waffnete, Goethe, der mit ſeinem Götz dem ächt- und urdeutſchen Zuge der Partei huldigte, in einer Farce: „Götter, Helden und Wieland“ eine ſtarke Lanze gegen die franzöſirten Grazien aus Hellas einlegte. Karl Auguſt, ein deutſcher Jüngling, fühlte ſtark für die junge Partei, die den weiſe lächelnden, ſchalkhaft tändelnden Aphroditenprieſter überflügelte. Ueber die Satyre gegen Wieland hat Karl Auguſt gelacht und über dieſen ſeinen Lehrer hinweg deſſen Widerſacher die Hand zum Bunde gereicht. Durch dieſe kühne Wendung lenkte er den neu aufgehenden Stern und die neue Zeit dauernd über Weimar herüber. Der fürſtliche Jüngling hatte den Götz bewundert, für den Werther geſchwärmt. Im October 1774 war dies Buch der Leiden erſchienen und am 11. December ſtand deſſen Dichter zu Frankfurt und wiederholt einige Tage ſpäter zu Mainz vor Knebel und dem jungen Gönner, der mit ſeinem Bruder Konſtantin zur Brautſchau ausgezogen war. Es war ein bedeutſamer, ein entſcheidender Moment, als Beide, der ſiebzehnjährige Prinz und der fünfundzwanzigjährige Dichter des Werther, zum erſten Mal ſich begegneten, einander anſichtig wurden. — Juſtus Möſer's „patriotiſche Phantaſieen“ lagen zufällig, ganz friſch, noch unaufgeſchnitten, auf dem Tiſche, als Goethe ſich präſentirte. Zwiſchen den Idealen der Jugend von damals, zwiſchen der Verzweiflung der tobenden Stürmer und Dränger und der kalten ſteifen Wirklichkeit des heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation war

Juſtus Möſer's Buch gleichſam eine Brücke. Um der Cultur willen läßt Möſer die vielen kleinen Staaten und Höfe beſtehen, die uns der vom Feind dictirte Lüneviller Friede ſpäter genommen, um uns dafür einzelne compacte, aber unüberwindlich zähe Souveränitäten ohne Botmäßigkeit unter Kaiſer und Reich zu geben. — Der Prinz hatte Möſer's Buch noch nicht geleſen. Goethe kannte es und machte den Erklärer. Karl Auguſt hatte einen Dichter geſucht und fand einen Patrioten, der zu einem Staatsmanne, einem Miniſter tauglich ſchien.

Karl Auguſt war unter dem Grafen Görz in Tracht, Haltung, Benehmen wie ein Prinz am Hofe des 15. Ludwig erzogen, in Formen und Feſſeln, die an ein Klein-Verſailles gemahnen. Herzogin Amalie, ſo ſehr ſie dem geſammten Leben edleren geiſtigen Inhalt zu geben trachtete, hatte doch nicht gewagt, an der üblichen Etiquette des Hoflebens Hand anzulegen. Sie hatte es nicht für den Erben des Landes gewagt, aber ſie hatte gehofft, der junge Geiſt würde ſich ſelbſt reif machen, hemmende Feſſeln abzuſchütteln, um freier die Bruſt athmen zu laſſen; er ſelbſt mußte dafür verantwortlich ſein, und er ward es nur durch freie Selbſtbeſtimmung.

Nach der Brautſchau in Karlsruhe, wo Luiſe von Darmſtadt zum Beſuch war, gingen die Prinzen mit ihrem Hofmeiſter nach Paris. Kopf und Herz brachten ſie geſund zurück und im nächſten Jahre erfolgte in Straßburg das zweite Zuſammentreffen mit Goethe. Achtzehn Jahre alt, war Karl Auguſt Souverain, und noch im September (den 22.)

geſchah in Frankfurt des regierenden Fürſten Anerbieten an Doctor Goethe, ihm nach Weimar zu folgen. Am 3. October war die Vermählung des Herzogs, am 12. war das junge fürſtliche Paar wiederum in der Vaterſtadt des Dichters, und am 7. November traf Johann Wolfgang Goethe in Weimar ein; des Vaters Bedenken, in den Dienſt eines Fürſten zu treten, waren endlich beſeitigt, ſtatt des bezweckten Ausflugs nach Italien wurde in Weimar ein Beſuch gemacht, der den Dichter für immer band.

Für Karl Auguſt begann erſt jetzt mit ſeinem fürſtlichen Selbſtändigkeitsgefühl ſeine eigentliche Entwickelung. Seine zurückgedrängte Natur ſtreifte mit raſcher, kühner Hand alle Feſſeln von ſich, welche den Jugendmuth lähmten, den Geiſt behinderten. Schon in dem vierzehnjährigen Jüngling hatte ſein Großoheim, König Friedrich von Preußen, einen ungewöhnlichen Kopf erkannt. 1763 hatte Dieſer Weimar beſucht, dann 1771 in Braunſchweig den Prinzen geſprochen. Noch nie, ſo war ſein Wort, habe er einen jungen Menſchen dieſes Alters zu ſo großen Hoffnungen berechtigen ſehen. Der kluge Dalberg nannte Karl Auguſt eine Fürſtenſeele, wie er ſie noch nie erblickt. Es muß alſo ſchon früh geblitzt haben, und wenn der volle Durchbruch ſeiner Natur erſt nach zugeſtandener Großjährigkeit ſich vollzog, ſo geſchah er wie bei aufgeſtaueten Waſſern um ſo mehr mit Niederwerfung hemmender Dämme. Karl Auguſt fühlte mit der jungen Litteratur den Drang, Leben zu wecken, ſchlummernde Kräfte aufzurufen, eine neue Weltſchöpfung für Deutſchland zu beginnen. Die

Ziele dämmerten von fern vor ihm auf, als er ſtürmiſch und bacchantiſch begann; die Sturm- und Drangperiode der Männer von der Feder hatte ihr Echo in der Bruſt des Jünglings mit dem herzoglichen Scepter; etwas vom alten freien „Burſchen" aus jener Zeit blieb ihm eigen bis in ſeine letzten Jahre. Das iſt die Eigenthümlichkeit deutſcher Entwickelung, daß dieſer Beginn eines neuen großen Lebens ſo kleinem, verborgenem Quellwaſſer angehört, der volle Strom unſerer Nationalgeſtaltung noch immer nicht dieſen Anfängen entſpricht. Und je enger der Raum ſeiner Herrſchaft war, deſto leichter dünkte dem jungen genialen Fürſten die Ausführbarkeit ſeiner Plane. Er erſtrebte mehr als bloßes Wohlbehagen und gemächliche Genußſucht äſthetiſcher Nobili, wollte mehr ſein als ein Mäcen der Künſte und ihrer Luxusformen; in ſeinen Gedankenkreis ſtiegen gemach, je reifer er ward, die Ideen zur geſammten Reform des deutſchen Lebens, und ſelbſt wo er damit ſcheiterte, hat er Anreiz gegeben zur Nachfolge, Samen geſäet, den erſt die ſpäteren Geſchlechter als Ernte begrüßten. Er war ein Selbſtherrſcher in ſeinem Lande, nur um neuen Geſetzen freier Selbſtentwickelung Raum zu geben, und ſeine ganze Natur mit dem Anfangs ſtürmiſchen Auftritt, ſelbſt ſeine perſönliche Erſcheinung mit dem kurz gedrungenen, ſcharf und hartnäckig inſichgefugten Körperbau entſprach der Miſſion, die er ſich ſtellte, dem Beruf, ein bahnbrechender Pionier zu neuer Ordnung der Dinge in Deutſchland zu werden. Den bloßen Schein und Schimmer der Herrſchaft und Herrlichkeit verſchmähte er; er durchbrach mißachtend das Ceremoniell des Hofes, wo es ihn hinderte, um ſeinem Lebenstriebe Raum zu geben; die ſteifen Formen der Herkömmlichkeit warf er ab, um in ſich und in allen Weſen um ihn her die Natur in ihrer Kraft und Wahrheit walten, das rein Menſchliche gelten zu laſſen. Das volle Gefühl des quellenden Lebens, das er in ſich hegte, wollte er auch den Geſchöpfen um ſich her einflößen; er bezeichnete mit einer Goethe'ſchen Wendung in einem ſeiner Briefe dieſen Drang als einen Trieb, „ſich göttlich in ſeinem Selbſt und im Erhabenen der Natur zu baden." Das anfänglich unklare Brauſen ſeiner Jugendfülle grenzte in den erſten Jahren ſeines Regiments an eine äußerſte Grenzlinie, jenſeit deren Wagniſſe und Uebergriffe die Welt erſchreckten. Goethe's Sturm- und Drangperiode endete in Weimar mit dem Verhältniß zu Frau von Stein; für den Dichter ward dieſe Frauengeſtalt eine ordnende, concentrirende Macht. Der Fürſt, im freien Gebahren ſeiner ſouveränen Stellung, ließ ſich nicht bedeuten durch Schranken, die ein Weib zu ziehen über ein Dichtergemüth Einfluß genug hatte. Karl Auguſt ließ ungehinderter und länger die Flügel flattern; mit dem Gefühl frei gewordener Schöpferkraft, mit der Luſt, Geiſter zu wecken und Ströme neuen Lebens dem Felſen hergebrachter Etiquette zu entlocken, wechſelte der Sinnengenuß in jeder Geſtalt. Goethe ſelbſt, in welchem die Herzogin Mutter einen Mentor dem Sohne zugeſellt glaubte, und der ſympathetiſch genug in allen Gelüſten des jungen Fürſten ein Genoſſe und Gefährte ward, mußte alsbald, je nachdem Frau v. Stein den Zügel für ihn ergriff, erſchreckt innehalten und für des fürſtlichen Freundes Leben und Heil beſorgt werden und zittern. So entfeſſelt waren die ſprudelnden Lebensgeiſter in Karl Auguſt; der Fürſt überflügelte im Sturm und Drang ſeiner „wilden Jahre“ den Dichter. So werden uns auch ſchon die erſten Jahre der Epoche bezeichnet, in welcher Fürſt und Dichter, innig befreundet, ja verbrüdert, ſich die innere und äußere Welt zum Genuß erſchloſſen. Der Herzog war acht Jahre jünger als Goethe; ſein Günſtling hatte ſchon deshalb Beruf und Antrieb, ihn vor allzu freiem Drang der Naturkraft zu behüten. Lenz und Klinger erſchienen als Goethe'ſche Freunde am Hofe, und ſie trieben, wie ſie ſelbſt berichteten, „des Teufels Zeug“ in Wald und Flur, unter den Hofleuten und in den Kreiſen von Stadt und Land. Goethe aber ließ ſie fallen. — Man hatte lange nicht gewußt, wer den Andern überbot im Humor und in der Ausſchweifung der Laune, der Fürſt oder ſein Liebling. Wagniſſe auf Reiſen und Jagden ließen aber endlich für des Herzogs Leben ernſtlich zittern; Goethe ſchreibt, der Herzog ſuche „das Natürliche noch immer im Ungeheuerlichen.“ Seit dem Schloßbrande ermangelte Weimar eines feſten Theaters. Ein Liebhabertheater erſetzte das und ward ein Spielraum zu Improviſationen für Prinzen, Dichter und Schauſpieler; 1779 ſpielte Karl Auguſt in der Iphigenie, damals noch in Proſa geſchrieben, als Thoas mit. Fürſt und Dichter waren ſich unentbehrlich geworden, waren in den erſten Jahren ihrer Gemeinſamkeit unzertrennliche Gefährten. Ganze Tage verbrachten ſie zuſammen, ſchlieſen des Nachts im ſelben Raume, ſaßen halbe Nächte beim Becher im Geſpräch und im Entwerfen neuer Lebenspläne. Die ſtillen Stunden der Sammlung ward man weniger gewahr, und doch kann man ſie nachweiſen; an Knebel z. B. ſchreibt Karl Auguſt, er wolle raſch auf ein einſames Bergſchloß gehen, Diderot's Jacques le fataliste recht mit Muße durchzuleſen. Man ſah nur das Lärmende dieſes wunderbaren Geiſterbundes, und die älteren Creaturen des Hofes verleumdeten die losgebundene Sitte, die aller Form Hohn ſprach, den freien Waldwuchs der Natur walten ließ, wo ſonſt die Etiquette ihre ſteifen Taxuswände zog. Fürſt und Poet machten Verſuche zum „Brutaliſiren der Beſtialität im Menſchen". Und es ward ruchbar über Weimar hinaus, wie ſie hauſten und wirthſchafteten; Klopſtock in ſeiner ungelenken Orthodoxie nahm Anſtoß, hielt den jüngern Grafen Stolberg, der als Weimariſcher Kammerherr berufen werden ſollte, zurück und ſchrieb einen pedantiſchen Mahnbrief, der den Bruch mit Goethe hervorrief. Merck, der Menſchenkenner, war einſichtsvoller. Ein Brief von ſeiner Hand aus dem Jahre 1777 ſpricht von des Herzogs „eiſenfeſtem Charakter", ſeiner Selbſtändigkeit, ſeiner Geſcheutheit. „Ich würde," heißt es darin, „aus Liebe zu ihm daſſelbe thun was Goethe thut. Die Mährchen kommen alle von Leuten, die ungefähr ſoviel Augen haben, zu ſehen, wie die Bedienten, die hinterm Stuhl ſtehen, von ihren Herren und deren Geſpräch urtheilen können. Dazu miſcht ſich die ſcheußliche Anekdotenſucht unbedeutender, negligirter, intriguanter

Menſchen oder die Bosheit Anderer, die noch mehr Vortheil haben, falſch zu ſehen" ꝛc. „Das Geträtſche, daß er ſich nach Goethe bilde, iſt ſo unleidlich unwahr als etwas, denn es iſt ihm niemand unausſtehlicher als Goethe's Affen." Daß Karl Auguſt eine ſelbſtändige Natur war, bewies er ſpäter, als ſein Horizont die politiſchen Begriffe und Bedürfniſſe ſeines Dichters überflügelte. Es iſt nie eine Trennung zwiſchen Beide getreten, die empfindliche Spannung in Bezug auf den Hund des Aubry ſpäter ausgenommen. Aber ſie entfernten ſich allgemach von einander, nachdem ſie Jahrzehnde lang den tiefſten Austauſch genoſſen. Karl Auguſt ſchüttelte ſogar über Goethe's Verhalten und Gebahren ſpäter den Kopf und ſchrieb: „Der Menſch wird immer feierlicher"; er fand dieſe Feierlichkeit in der Haltung ſogar „poſſierlich". Aber der jugendliche Fürſt hatte ſich in der That nach dem Dichter gebildet und geſchult; er theilte nicht blos wechſelweis den Styl der Werther'ſchen Sentimentalität und der Götz'ſchen Derbheit in der Holzſchnittmanier von Hans Sachs; er legte, als Goethe bei ihm erſchien, ſeinem Hofe den Wertherfrack ſammt Weſte und Beinkleidern als Kleidergeſetz auf, und ließ damit nur Wieland eine Ausnahme machen. Graf Görz, in Ungnade gefallen, läſterte viel über den Umſchwung der Dinge in Weimar. Goethe ward Conſeilpräſident, und Herder ward berufen, zum Theil auf Goethe's Betrieb, zum Theil um der Lieblingsidee der Herzogin Mutter, der Stiftung eines Lehrerſeminars, Raum zu geben.

Die erſten Jahre der Gemeinſchaft zwiſchen Fürſt und

Dichter werden als gefahrdrohende für den Herzog ſelbſt bezeichnet. Wir wiſſen nicht, welche Gottheit vorzugsweiſe ſich des jungen Gemüthes bemächtigen zu wollen ſchien, aber Karl Auguſt bedurfte in der That eines Rettungsactes. Nun war es Goethe ſelbſt, der dieſen Act vollzog. Eine ſchleunige Entfernung, eine Zerſtreuung, eine neue Sammlung im freien Athem und am Buſen der Natur that noth. So erſcheint uns die von Goethe mit dem Herzog faſt gewaltſam und auf des Dichters Gewährſchaft unternommene Schweizerreiſe im Jahre 1779. Dort war's, wo Geiſt und Sinn des jungen fürſtlichen Stürmers „ſich im Erhabenen der Natur badete" und Heilung fand. Man fand den Herzog nach der Rückkehr zu ſeinem Vortheile verändert, weniger excentriſch, weniger gewaltſam nach Wagniſſen und Luſtbarkeiten dürſtend. Die auffallendſte Neuigkeit war freilich, daß er ſeitdem einen Schwedenkopf trug.

Aus dem Jahre 1782 lieſt man in den Briefen an Frau v. Stein ein befremdendes Wort Goethe's über ſeinen Fürſten: „Der Herzog iſt wacker und man könnte ihn recht lieben, wenn er nicht durch ſeine Unarten das geſellige Leben gerinnen machte, und ſeine Freunde durch unaufhaltſame Waghalſigkeit nöthigte über ſein Wohl und Weh gleichgültig zu werden. Es iſt eine curioſe Empfindung, ſeines nächſten Freundes und Schickſalverwandten Hals und Arm und Beine täglich als halb verloren anzuſehen und ſich darüber zu beruhigen, ohne gleichgültig zu werden. Vielleicht wird er alt, und grau, indeß viele Sorgliche abgehen." — Der

Herzog ſelbſt ſprach ein ernſt treffendes Wort über ſich ſelbſt. „Ich muß mich erſtaunlich wehren, meinem Herzen und den Leidenſchaften nicht den Zügel ſchießen zu laſſen.“ Entſagung und Selbſtbeherrſchung erwuchſen in ihm langſam, aber ſicher; nur daß ihm Welt und Nachwelt nicht verzeihen will, daß er neben ſeinem ebenbürtigen ehelichen Bunde für ſich als Menſch noch eines zweiten Verhältniſſes dauernd bedürftig blieb, während ſelbſt Goethe, der leichten und laxen Sitte der Zeit Raum über ſein Herz geſtattend, ſeine „kleine Freundin“ ſchließlich auch der Form nach zu dem, „was ſie ſchon lange war“, zu ſeiner Frau machte.

Die Herzogin Luiſe, „in Geſtalt und Weſen eines Engels“, aber nicht von gleichem Humor, um wie Herzogin Amalie mit Luſt und Laune auf den Uebermuth und das verwogene Spiel der Genies einzugehen, hatte gleich zu Anfang in den „Excentricitäten“ des Gemahls Abwege von der Bahn ſtrenger Fürſtenſitte gefunden. Etwas mehr Schwung und Gleichtact in der Welle des Blutes, und ſie hätte ſich des Fürſten vielleicht für die ganze Lebensdauer bemächtigt. Statt deſſen ward ſie ſcheu und ſchüchtern; ein ſtiller Schmerz breitete mit aller Weihe der Hoheit die Farbe der Duldung und Entſagung über ihre Geſtalt und über ihre Stimmung. Dieſer paſſive Muth, der ſtill ausharrte, ward nur in der Zeit der Noth plötzlich activ, als es, Napoleon gegenüber, galt, des Hofes und des Landes Recht und Ehre zu ſichern.

Im Jahre 1776 hatte Goethe an Lavater geſchrieben: „Wegen Karl und Luiſe ſei ruhig; wo die Götter nicht ihr

Poſſenſpiel mit den Menſchen treiben, ſollen ſie doch noch eines der glücklichſten Paare werden, wie ſie eines der beſten ſind.“ Es war in derſelben Zeit, als Wieland ſchrieb, der Herzog könne ohne Goethe nicht mehr ſchwimmen noch waten; der Hof oder vielmehr ſeine „Liaiſon mit dem Herzog“ verderbe dem Dichter viel Zeit, um die es herzlich Schade ſei; und doch ſei „bei dieſem herrlichen Gottesmenſchen nichts verloren.“ Einen Monat nach des Dichters Anſtellung als Geheimer Legationsrath ſchrieb der Alte: „Goethe hat freilich in den erſten Monaten die Meiſten (mich niemals) oft durch ſeine damalige Art, zu ſein, ſcandaliſirt und dem Diabolus prise über ſich gegeben. Aber ſchon lange, und von dem Augenblick an, da er decidirt war, ſich dem Herzoge und ſeinen Geſchäften zu widmen, hat er ſich mit untadeliger Sophroſyne und aller ziemlichen Weltklugheit aufgeführt.“ — Und: „Er hat bei all ſeiner anſcheinenden Naturwildheit im kleinen Finger mehr conduite und savoir faire als alle Hofſchranzen, Bonifaz-Schleicher und politiſchen Kreuzſpinnen zuſammengenommen in Leib und Seele. Solange Karl Auguſt lebt, richten die Pforten der Hölle nichts gegen ihn aus.“ Nachgeborne und Zeitgenoſſen ſind oft ſtreitig darüber, was Beide, Fürſt und Dichter, einander waren. Schäfer in ſeinem Leben Goethe's iſt der Meinung, der Dichter ſei, ohne ein läſtiger Mahner zu werden, ein einſichtsvoller Pädagog ſeines Fürſten geweſen, während es in den Augen der Meiſten den Schein hatte, als ſei er nur ein Genoſſe ſeiner Vergnügungen. Knebel ſchrieb an einen Freund: „Wenn Sie den Herzog liebhaben müſſen, ſo bedenken Sie, daß ihm Goethe zwei Dritttheile ſeiner Exiſtenz gegeben hat!“ — Jedenfalls waren ſie gegenſeitig ihre Schuldner, und auf welcher Seite das Meiſte geleiſtet, iſt bei ſo zarter und tiefer Gemeinſamkeit ächter Freundſchaftsbündniſſe nie ſchließlich zu ermitteln. Selbſt der Anregende hat nicht mehr Verdienſt als der Zweite, deſſen nachhaltige Natur das Angebahnte feſthält und durchführt. Goethe's Entwickelung iſt ohne ſeine Fürſtenfreundſchaft nicht denkbar, ebenſo wenig wie Dichtungen ſeines Mannesalters ohne den Einfluß der Frau v. Stein ins Leben treten konnten. Die goldenen Fäden dieſes Verhältniſſes zwiſchen Fürſt und Dichter, ſagte der Kanzler Müller in ſeiner Feſtrede, ſeien zu zart für alle Darſtellung, könnten nur in den Wirkungen belauſcht und betrachtet werden. „Ein freies Naturleben“, heißt es in der Feſtrede, „ſchien des Herzogs höchſtes Gut, körperliche Abhärtung nothwendige Bedingung geiſtiger Stärke und Wirkſamkeit. Nach allen Richtungen hin wandte ſich der prüfende, forſchende Sinn; die Naturwiſſenſchaften und was dahin einſchlug, wurden eifrigſt betrieben, der Induſtrie, dem Gewerbe friſche Bahnen zu öffnen verſucht, neue Anſichten, ſinnreiche Entdeckungen verfolgt, durchprobt, in jedes Unternehmen perſönliche Anſtrengung verwebt, in Straßen- und Waſſerbau die Elemente bekämpft, Berge und Wälder ſinnenden Blickes durchſtreift, beſäet, befruchtet, in dunklen Schachten und Gruben der Erde verborgenen Schätzen muthig nachgeſpürt, in heitern Gartenſchöpfungen Natur und Kunſt anmuthig verſchlungen.“

Karl Auguſt war kein blos äſthetiſirender Prinz, kein blos in den Künſten dilettirendes fürſtliches Talent; er war ein von Gott und Natur getriebener, zu einer neuen Weltordnung berufener Kopf, der mit Friedrich dem Großen des Fürſten Werth darin fand, der Erſte ſeiner Nation, der oberſte Diener des Staates zu ſein. Wie jener Preußenkönig hatten auch kleinere deutſche Regenten, wie der Herzog von Deſſau, der Markgraf von Baden, in Verwaltung und Geſetzgebung aufgeräumt. Karl Auguſt war in dieſem Betracht des großen Friedrich beſter Nachfolger. Schon 1775, gleich im erſten Jahre ſeiner Regierung, wo man ihn mit den poetiſchen Genies im genialen Uebermuth eines ſtudentiſchen, burſchenſchaftlichen Treibens faſt untergehen ſah, gab er ſeinem Lande eine neue Proceßordnung mit Abſchaffung der Kirchenbuße und Verbeſſerung der geſammten Rechtspflege. Herder wurde um ſeiner theologiſchen Freiſinnigkeit willen nach Weimar, Loder aus Göttingen für die ars obstetricia (Hebammenwiſſenſchaft) nach Jena berufen, Döbereiner beauftragt, im Lande die Fähigkeit zur Fabrikthätigkeit zu wecken; Bergwerke und Salzwerke wurden bearbeitet, in der Oekonomie die Dreifelderwirthſchaft eingeführt, Holzſaat, Waldpflege und Gartenbau auf's eifrigſte betrieben. Die Wiſſenſchaft erreichte mit Fichte, Schiller und anderen Heroen in Jena ſo gut ihren Flor wie in Weimar die ſchöpferiſche Poeſie. Auf dem Feldzuge in der Champagne ließ er ſich von Goethe berichten, was daheim ſeine Profeſſoren machten, was ſie läſen und wirkten. Beim Beruſen neuer Kräfte nahm er, mit ſpähendem Auge um ſich blickend, überall ſeinen Vortheil wahr, die Gelegenheit, ja die Verlegenheiten vacirender Männer wahrnehmend, da ſachlich ſeine Mittel nicht weit reichten. Er berief „Gemaßregelte“, ſogar den demokratiſchen Fichte, zum Entſetzen der Mitnutritoren Jena's; er wollte durchaus „im Beſitz der neueſten Philoſophie“ ſein. Karl Auguſt war allſeitig als Menſch, Fürſt und Landesvater. Daß er ſich in dieſen verſchiedenen Gebieten nicht für unfehlbar hielt, bewies eben ſeine ſorgſame Umſchau nach den beſten Köpfen und Kräften. Nach einem Beſuche beim Fürſtbiſchof von Würzburg ſagte er, ein Fürſt könne ein herzlich guter Menſch ſein und ſein Land ſich doch herzlich ſchlecht befinden. Das Murren des Weimariſchen Philiſters, der in den Schöpfungen der Muſen Treibhaus- und Luxuspflanzen ſah und ſieht, war ungerecht, denn Karl Auguſt war gleich ſorgſam auf allen Gebieten des ſocialen Lebens; er weckte mit den geiſtigen Kräften zugleich die materiellen des Volkes und des Landes.

Goethe's Ernennung zum Conſeilpräſidenten, denn Goethe war „nichts als blos Dichter“, wurmte am meiſten die im Hof- und Actendienſt ergrauten Beamten, dergeſtalt, daß Karl Auguſt für nöthig hielt, eine ſein Verfahren rechtfertigende Erklärung zu den Acten zu geben. Wieland ſchrieb 1781: „Der Haß der hieſigen Menſchen gegen unſern Mann, der im Grunde doch keiner Seele Leides gethan hat, iſt, ſeitdem er

Geheimer Rath heißt, auf eine Höhe geſtiegen, die nahe an die ſtille Wuth grenzt." Das Document edelſter Fürſtengeſinnung, aus des Herzogs neunzehntem Lebensjahre, lautet wie folgt: „Einſichtsvolle wünſchen mir Glück, dieſen Mann zu beſitzen. Sein Kopf, ſein Genie iſt bekannt. Einen Mann von Genie an anderm Orte zu gebrauchen als wo er ſelbſt ſeine außerordentlichen Fähigkeiten gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen. Was aber den Einwand betrifft, daß durch ſeinen Eintritt viele verdiente Leute ſich für zurückgeſetzt erachten würden, ſo kenne ich erſtens niemand in meiner Dienerſchaft, der, meines Wiſſens, auf daſſelbe hoffte, und zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in ſo genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner geſammten Unterthanen ſteht, nach Anciennität, ich werde ihn immer nur nach Vertrauen vergeben. Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtigſtes Collegium ſetze, ohne daß er zuvor Amtmann, Profeſſor, Kammerrath oder Regierungsrath war, ändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen; ich aber ſorge und arbeite, wie jeder Andere, der ſeine Pflicht thun will, nicht um des Ruhmes, nicht um des Beifalls der Welt willen, ſondern um mich vor Gott und meinem Gewiſſen rechtfertigen zu können."

Goethe ſelbſt gab folgendes Zeugniß über ſeinen fürſtlichen Freund: „Er hatte die Gabe, Geiſter und Charaktere zu unterſcheiden, und Jeden an ſeinen Platz zu ſtellen. Er war beſeelt von dem reinſten Wohlwollen, von der reinſten

Menſchenliebe und wollte mit ganzer Seele nur das Beſte. Er dachte immer zuerſt an das Glück des Landes und ganz zuletzt ein wenig an ſich ſelber. Edlen Menſchen entgegenzukommen, gute Zwecke befördern zu helfen, war ſeine Hand immer bereit und offen. Es war in ihm viel Göttliches. Er hätte die ganze Menſchheit beglücken mögen. Liebe aber erzeugt Liebe, und wer geliebt iſt, hat leicht regieren.“ Und endlich: „Er war größer als ſeine Umgebung. Neben zehn Stimmen, die ihm über einen gewiſſen Fall zu Ohren kamen, vernahm er die elfte, beſſere, in ſich ſelber. Fremde Zuflüſterungen glitten an ihm ab, und er kam nicht leicht in den Fall, etwas Unfürſtliches zu begehen, indem er das zweideutig gemachte Verdienſt zurückſetzte und empfohlene Lumpe in Schutz nahm. Er ſah überall ſelber, urtheilte ſelber, und hatte in allen Fällen in ſich ſelber die ſicherſte Baſis.“ — „Wie belohnend war es, für einen ſolchen Fürſten zu wirken, welcher immer neue Ausſichten eröffnete, ſodann die Ausführung mit Vertrauen ſeinen Dienern überließ, immer von Zeit zu Zeit wieder einmal hereinſehend, und ganz richtig beurtheilte, inwiefern man den Abſichten gemäß gehandelt hatte.“

Goethe's anderweitige Zeugniſſe über ſeinen großen Freund ſtehen in ſeinen Gedichten. Im Gedicht „Dem Schickſal“, 1776 in Ilmenau gedichtet, finden wir eine Erinnerung an die abenteuerlichen Fahrten nach Stutzerbach, einem Walddorfe, das mehrfach der Schauplatz war, wo der Herzog für „die ſpaniſchen Stiefel“ des Hofes Entſchädigung in Naturfreuden ſuchte. Sein Ungeſtüm war eine Zeitlang unerſättlich, und den Dichter wandelte faſt Reue an, der Gefährte maßloſen Uebermuthes dort geweſen zu ſein. Er ſang in jenem Gedichte:

Was weiß ich was mir hier gefällt,
In dieſer engen kleinen Welt
Mit leiſem Zauberbann mich hält!
Mein Karl und ich vergeſſen hier,
Wie ſeltſam uns ein tiefes Schickſal leitet;
Und, ach ich fühl's, im Stillen werden wir
Zu neuen Scenen vorbereitet.
Du haſt uns lieb, Du gabſt uns das Gefühl,
Daß ohne Dich wir nur vergebens ſinnen,
Durch Ungeduld und glaubenleer Gewühl
Voreilig Dir niemals was abgewinnen.
Du haſt für uns das rechte Maß getroffen,
In reine Dumpfheit uns gehüllt,
Daß wir, von Lebenskraft erfüllt,
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen.

Sieben Jahre nach jener Zeit gab der Dichter im Gedicht: „Ilmenau“, einer Geburtstagsgabe zum 3. September, einen Rückblick auf die Sturm- und Drangperiode, die er an der Seite des Herzogs überſtanden. Dort heißt es:

Ein edles Herz, vom Wege der Natur
Durch enges Schickſal abgeleitet,
Das, ahnungsvoll, nun auf der rechten Spur
Bald mit ſich ſelbſt und bald mit Zauberſchatten ſtreitet,
Und, was ihm das Geſchick durch die Geburt geſchenkt,
Mit Müh' und Schweiß erſt zu erringen denkt —
Kein liebevolles Wort kann ſeinen Geiſt enthüllen,
Und kein Geſang die hohen Wogen ſtillen.

Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht,
Von ihrem künft'gen Futter ſprechen?
Und wer der Puppe, die am Boden liegt,
Die zarte Schaale helfen zu durchbrechen?
Es kommt die Zeit, ſie drängt ſich ſelber los
Und eilt auf Fittichen der Roſe in den Schooß.
Gewiß, ihm geben auch die Jahre
Die rechte Richtung ſeiner Kraft.
Noch iſt bei tiefer Neigung für das Wahre
Ihm Irrthum eine Leidenſchaft.
Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels iſt ihm zu ſchroff, kein Steg zu ſchmahl;
Der Unfall lauert an der Seite
Und ſtürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die ſchmerzlich überſpannte Regung
Gewaltſam ihn bald da bald dort hinaus,
Und von unmuthiger Bewegung
Ruht er unmuthig wieder aus,
Und düſter wild an heitern Tagen,
Unbändig, ohne froh zu ſein,
Schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerſchlagen,
Auf einem harten Lager ein.

Und bei dem Hinblick auf das Ziel hoher Fürſtenpflichten heißt es:

So wandle Du — der Lohn iſt nicht gering —
Nicht ſchwankend hin, wie jener Säemann ging,
Daß bald ein Korn, des Zufalls leichtes Spiel,
Hier auf den Weg, dort zwiſchen Dornen fiel;
Nein, ſtreue klug und reich, mit männlich ſteter Hand
Den Segen aus auf ein geackert Land.
Dann laß es ruhn. Die Ernte wird erſcheinen
Und Dich beglücken und die Deinen.

Den edelſten Zug aber in einem deutſchen Fürſtenſpiegel lieferte Karl Auguſt ſelbſt, in dem denkwürdigen Briefe, den er 1781 an Knebel ſchrieb, als Dieſer aus ſeinen Dienſten treten wollte. Er datirt vom 4. October jenes Jahres und habe hier ſeine Stelle:

„Iſt's möglich, daß eine Seele, wie Du biſt, mein lieber Knebel, der ſo wohl und ſo ſcharf die einzelnen guten und lieben verſteckten Eigenſchaften, die in Anderen eingewickelt liegen, herausklauben, ans Licht bringen und ſich daran erfreuen kann, ſo dunkel über ſich ſelbſt, über das, was er hat, beſitzt und wirkt, immerfort bleibt? — Das Schickſal kann doch einen Menſchen nicht mehr quälen, als wenn es ihm die Augen vor ſich her blendet, daß er nicht den Zweck ſieht, wohin er geradewegs treibt, da doch ihn Andere geradehin gehen ſehen, und er nur immer wähnt, er liefe zwecklos. Er ſieht von der Seite die Anderen nach ihrem Ziele kommen, und möchte endlich mit Dem und Jenem laufen, glaubend, wählte er ſelbſt das Ziel, es wäre leichter und gewiſſer zu erlangen. Warum das Schickſal ſo ſchändliche Spiele treibt, weiß ich nicht, auch mag ich darum nichts mit ihm zu thun haben. — Nicht allein mit dieſem Elende zufrieden, wirft es uns oft in ein anderes; es läßt uns nämlich glauben, daß, wenn wir auf gebahntem Wege gehen, wäre es rühmlich und beſſer, wir gingen daneben im Graben, mit Kindern und armen Bettlern und Krüppeln im Schlamm bis an die Knie, und trügen Laſten, die nur für Rücken von Saumpferden gemacht ſind. Durch dieſes glauben wir dann unſere Exiſtenz zu erfüllen und unſern Freunden die Annehmlichkeiten zu vermehren, ja wohl gar ihnen nützlich zu werden, wenn wir zu ihnen in den Schlamm ſpringen, ſtatt uns ſelbſt wohl zu erhalten, um jenen durch fröhlichen Zuruf zu gutem Muth oder Reichung der Hand, vom feſten Boden her, fortzuhelfen. — Keiner mag dann ſeine Natur richtig erkennen; der Eine zu fröhlichem Zurufen beſtimmt, will in den Schlamm, und das Laſtthier will auf den beſten Weg, um ſich zu ſonnen. Erſterer, indem er tragen will, wozu ſeine Schultern nicht gewöhnt ſind, ſtatt ſich ſeiner eigenthümlichen Vortheile nutzbar zu bedienen, bleibt ſtecken und verſinkt unnütz und leidend, während das letztere den Platz des erſten erhaltend, aus lauter Wohlſein und Nichtsthun verfault. Sind denn die, die ſich Deiner Freundſchaft, Deines Umgangs freuen, ſo ſklaviſch, ſo ſinnlicher Bedürfniſſe voll, daß Du nur durch Graben, Hacken, Ausmiſten und Actenverſchmieren ihnen nützen kannſt? Iſt denn das Receptaculum ihrer Seelen ſo gering, daß Du nirgends ein Plätzchen findeſt, wo Du irgend etwas von dem, was die Deine Schönes, Gutes und Großes, die innere Exiſtenz verbeſſernd und veredelnd geſammelt hat, ausſchütten kannſt? Sind wir denn ſo hungrig, daß Du für unſer Brot, ſo furchtſam und unſtät, daß Du für unſere Sicherheit arbeiten mußt? Sind wir nicht mehrerer Freuden, als der des Tiſches und der Ruhe fähig, können wir keinen Genuß finden, wenn Du von dem Schmutz und dem Geſtank des Weltgetriebes Reiner, Deine volle Zeit zur Schmückung des Geiſtes anwendend, uns, die wir nicht Zeit zum Sammeln haben, den Strauß von den Blumen des Lebens gebunden vorhältſt? Sind unſere Klüfte ſo quellenlos, daß wir nicht eines ſchönen Brunnens brauchen, uns ſelbſt unſerer Ausflüſſe freuend, wenn ſie ſchön in demſelben aufgefaßt ſind? Sind wir nicht blos zu Amboßen der Zeit und des Schickſals gut genug, und können wir nichts neben uns leiden, als Klötze, die uns gleichen und nur von harter, anhaltender Maſſe ſind? Iſt's denn ein ſo geringes Loos, die Hebamme guter Gedanken und in der Mutter zuſammengelegter Begriffe zu ſein? Iſt das Kind dieſer Wohlthäterin nicht beinahe eben ſo ſehr ſein Daſein ſchuldig, als der Mutter, die es gebar? Die Seelen der Menſchen ſind wie immer gepflügtes Land; iſt's erniedrigend, der vorſichtige Gärtner zu ſein, der ſeine Zeit damit zubringt, aus fremden Landen Sämereien holen zu laſſen, ſie auszuleſen, und zu ſäen? Iſt's ſo geſchwind geſchehen, dieſen Samen zu bekommen, und auszuleſen? Muß er etwa daneben auch das Schmiedehandwerk treiben, um ſeine Exiſtenz recht auszufüllen? Biſt Du nun ſo im Böſen, ſo über Dich ſelbſt erblindet, daß Du Dir einbilden könnteſt, Du habeſt uns nie dergleichen Nutzen geſchafft, und achteſt Du uns gering genug, daß Du glauben könnteſt, wir würden Dich ſo lieben, wie wir thun, wäreſt Du uns hierin unnütz und überflüſſig oder entbehrlich geweſen? Willſt Du nun dieſe ſchöne Laufbahn, dies würdige Geſchäft aufgeben, alle eingewachſenen Bande ausreißen, gleich einem Anfänger eine neue Exiſtenz ergreifen und Dich, Gott weiß wohin, unter Menſchen, die Dich nichts mehr angehen, oder mit denen Du kein reines und Dir gewohntes Verhältniß haſt, hinwerfen? neuen Antheil ergreifen oder Dir machen, mehr Gute, mehr Böſe kennen lernen, ſehen, wie die Abſcheulichkeiten ſo überall zu Hauſe, das Gute überall ſo befleckt iſt? — Und warum? Um etwa einigen Canzelliſtenſeelen aus dem Wege zu gehen, die Dir Deine Semmel, die Du mehr haſt, als ſie, beneiden, weil Du nicht gleich ihnen Maulthierhandwerk treibſt? Und wohin willſt Du Dich flüchten? Nimmſt Du nicht überall Deine Paar Semmlein mit, die Du mehr und leichter haſt als Andere? Sind nicht überall Knechte, die es entbehren, und Dich darum beneiden werden? Wirſt Du deren Neid beſſer aushalten? Dich, weil Du dort ein Paar Monate fremd biſt, von ihnen mehr geachtet halten, als Du es hier ſein möchteſt? Siehſt Du etwas Erreichbares vor Dir, das Dir das, was Du entbehrſt, erſetze? Iſt dieſes Erreichbare ſo gewiß? Schlägt's fehl, kann es Deine Exiſtenz dann ertragen immer neue Zwecke zu machen, oft abgeſchlagen zu werden und ſo herum zu irren? Willſt Du alſo das Beſtändige für das Unbeſtändige hingeben? Giebt es eine Natur, die gut und fühlbar iſt, die dieſes ertrüge? Muß ſie nicht auf eine oder die andere Art zu Grunde, oder noch ſchlimmer als zu Grunde gehen? Dieſes nur fern befürchten zu müſſen, iſt's dann nicht weiſer, auszuhalten, „als aufs Ungewiſſe, das ſich nicht einmal in die Form hin“ überſehen läßt, zu wagen? Wem biſt Du mehr Nutzbarkeit ſchuldig als Denen, die Dich lieben, und wem nützeſt Du denn weniger, wenn Du Alles zerreißeſt, was Dich mit ihnen bindet, aufhörſt zu thun, und ſei es, was es wolle, was Du für ſie thateſt, und Dich ihnen fremd und ungebunden machſt? — Achteſt Du Dich denn ſo gering, oder hältſt Dich ſo für allein, daß Du glaubſt, höchſtens etwas für Dich zu entbehren, wenn Du die engen Bande löſeſt, die uns mit Dir binden? Wird der Baum allein verwundet, wenn man ihn aus der Erde reißt, an die er mit ſeinen Wurzeln verwachſen? Und wie hängt ſo ein zweckloſes Schmerzerwecken mit irgend einer Nutzbarkeit zuſammen? Laß uns alſo die Sache nicht ſo feierlich nehmen und das Uebel nicht für ſo unheilbar halten. Iſt's Deiner Natur gut, ſich zu verändern, ſo reiſe! Da Du nicht am Wege zum Steineklopfen geſtellt biſt, ſo bindet Dich, Glücklicher, keine Stunde; gehe alſo Deiner Phantaſie, dem geiſtigen und leiblichen Bedürfniß von Bewegung und Luftwechſel nach; kehre dann reconvalescirend wieder zu uns, ſättige uns, die wir Dich mit offenem Munde, Ohren und Herzen zurückerwarten, und erzähle, gleich wie Ulyſſes dem Schweinehirten beim Feuer, hinter einer Schüſſel des beſten Schweinefleiſches, oder eines ſchön in Eſſig gepeizten kalten Auerhahns, Deine Abenteuer und Begebenheiten. Warum ſich immer erſäufen wollen, wenn's mit einem ſchönen Bade gethan iſt?"

In K. L. v. Knebel's litterariſchem Nachlaß und Briefwechſel finden wir 51 Briefe von Karl Auguſt, vom Jahre 1780 bis 1800. Brief 5 enthält Naturempfindungen im Werther'ſchen Style, während Brief 19 ſchon einfacher und klarer über die Naturwiſſenſchaften ſich ergeht. Der zehnte iſt der ſo eben mitgetheilte; der vierzehnte enthält den Ausſpruch über den Fürſtbiſchof von Würzburg. Es war Karl Auguſt's Eigenthümlichkeit, ſich nicht über die Menſchen, aber auch nicht unter die Genies zu ſtellen; er lebte, dachte und fühlte in tiefſter Gemeinſamkeit mit ihnen, intim und doch anſpruchslos; in ſeiner Einfachheit liegt die Kraft und Wahrheit ſeiner Genialität. Sein Humor iſt ächt und geſund; er giebt ihm freilich auch kraft ſeiner fürſtlichen Stellung, aber doch ungeſucht, eine Ueberlegenheit, in ſpäterer Zeit ſelbſt über Goethe. Er war geiſtvoll und witzig, ohne ſich zu übernehmen. In dieſer ſeltenen Fürſtenſeele fehlte alle Schönthuerei, alle Oſtentation; ſein Enthuſiasmus war der des Kraftmenſchen ohne kränklich nervöſe Gelüſte und Aufregung. Er war bei allem, was er trieb, mit der ganzen vollen Blutwärme des Menſchen, der da fühlt wie ſchwer die Bedingungen des Lebens, die Aufgaben des Wiſſens und Schaffens zu erledigen ſind. Er war überall gleich ächt und wahr, ſei's wenn er das Genie Bruder nannte, oder die Pedanterie ironiſirte und über das Ennui der hergebrachten Phraſe ſchalt. Dieſen Eindruck geben uns des Fürſten Briefe an Knebel.

Seine Briefe an Johann Heinrich Merck (21 an der Zahl, mit Merck's biographiſcher Skizze, herausgegeben von Dr. Karl Wagner,) zeugen mehr von ſeinen praktiſchen Kennerblicken, Beſtrebungen und Leiſtungen. Im Briefe Nr. 112 aus dem Jahre 1780 ſchickt der Herzog einen Kammeraſſeſſor auf Reiſen, um ihn was lernen zu laſſen, ihn „wenigſtens von der Secretariatsluft zu reinigen.“ Nr. 170 giebt eine merkwürdige Betrachtung über die Schwierigkeit, in Gemälden den Schwerpunkt zu finden; dies wird in Dresden von ihm an der Sixtina beleuchtet. In Nr. 177 will Karl Auguſt aus Gibraltar reiche Juden, die 1783 aus Mainz flüchteten, nach Thüringen ziehen. Der ſcharfſinnige Menſchenkenner Merck ward vielfach von Karl Auguſt benutzt beim Ankauf von Bildern, um Rath gefragt über Perſonen und Sachen. Der Fürſt überraſcht uns oft durch ſeine Einzelkenntniß im Hausbau, ſeine praktiſchen Selbſterfahrungen auf Gebieten, wo ſonſt nur der Fachmann bewandert iſt, während Briefe an Schiller ſeine Fähigkeit, ſeine Strebſamkeit und Virtuoſität in der Technik der Poeſie bezeugen. An Merck reizte ihn der nüchterne Scharfſinn und die unerbittliche Menſchenkenntniß. — Gaben, die den Darmſtädtiſchen Kriegsrath und Zahlmeiſter bei Entdeckung eines Caſſendeficits doch nicht vor Verzweiflung und Selbſtmord ſchützten; er machte 1791 ſeinen körperlichen Leiden in einem Anfall von Schwermuth ein Ende.

Wie intim Merck mit dem Herzog geweſen, beweiſt vorzüglich ein Bekenntniß des Letztern in einem Briefe aus dem Jahre 1783. Die Geburt des Erbprinzen rief mit Vatergefühlen in Karl Auguſt einen entſchiedenen Wendepunkt hervor, nachdem ſeine Ehe acht Jahre lang kinderlos geblieben war. „Sie haben Recht,“ ſchreibt er an Merck, „daß Sie ſich mit mir freuen; denn wenn je gute Anlagen in meinem Weſen waren, ſo konnte ſich Verhältniſſe halber bis jetzt kein ſichrer Punkt finden, wo ſie zu verbinden waren; nun aber iſt ein feſter Haken eingeſchlagen, an welchem ich meine Bilder aufhängen kann" ꝛc.

Der im vorigen Jahre nach langer Verzögerung endlich erſchienene Briefwechſel zwiſchen Karl Auguſt und Goethe enthält 120 Briefe und Briefzettel von Jenem, 80 von Dieſem. Er brachte über die erſte Epoche ihres intimſten, faſt brüderlichen Verkehrs nicht ſoviel Aufſchlüſſe, als man erwartete, und läßt die Vermuthung offen, es ſei davon doch manches im fürſtlichen Archiv zu Weimar unter Familienſiegel geblieben. Möglich aber auch, daß der perſönliche Umgang Beider den Gedankenaustauſch und Gefühlserguß gar nicht ſchriftlich werden ließ. Von Aeußerungen Karl Auguſt's über Goethe'ſche Schöpfungen finden wir aus dem Jahre 1800 nur die eine von Belang, die ſich über die Gründe verbreitet, warum der Großcophta, jene Farce aus der Zeit, wo Goethe die franzöſiſche Revolution durch ſchwächliche Parodie zu entkräften verſuchte, bei der Darſtellung auf dem Theater vom Publicum ſo lau aufgenommen wurde. Poſſen und Witze müſſen kurz ſein, äußert Karl Auguſt; die ſeriöſe Haltung rücke das Stück in's Genre des Drama's. Das ſei ein Mißgriff; zur komiſchen Oper liefere der Cophta einen guten Stoff. Wie einfach treffend wahr! während ein Philoſoph von heute, Karl Roſenkranz, ſich noch in einer äſthetiſchen und politiſchen Ehrenrettung des übermüthig und leicht hingeworfenen Stücks verſuchte! — Karl Auguſt's Verhalten zu Schiller ergiebt ſich als eben ſo rührend wie ſeine Urtheile über deſſen dichteriſche Arbeiten als ſcharf zutreffend. Schiller war in Jena ohne Gehalt Profeſſor geworden. Da er „im Begriff ſtehe, Frln. v. Lengefeld zu heirathen,“ bat er um eine Penſion. Der Herzog erwiederte mündlich, gern wünſche er etwas für ihn thun zu können, um ihm ſeine Achtung zu bezeigen; allein — fügte er mit geſenkter Stimme und verlegenem Geſicht hinzu, — 200 Thlr. ſei Alles, was er zu bieten habe. Schiller, auf den Ertrag ſeiner ſchriftſtelleriſchen Arbeiten hoffend, entgegnete, das ſei Alles was er verlange. In der Krankheit diſpenſirte ihn Karl Auguſt vom Lehramt, das ſich freilich ohnedies von ſelbſt verbot, und deckte aus ſeinen Privatmitteln ein Jahr lang ſeine Ausgaben; die kleine Staatscaſſe erlaube ihm nicht, die Penſion zu erhöhen. Bei Schiller's Beruf nach Tübingen ward ihm für Krankheitsfälle die Verdoppelung des Gehaltes zugeſagt. Dieſe Zuſage ward dann 1799 bei der Ueberſiedelung von Jena nach Weimar gehalten; die Beſoldung von 400 Thlrn. endlich beim Anerbieten von Berlin nochmals verdoppelt. Ueber dies angeblich glänzende Berliner Anerbieten vom Jahre 1804 iſt viel gefabelt. Iffland, auf deſſen Betrieb der Dichter nach der preußiſchen Hauptſtadt gegangen war, hat ihm in ſeinem Landhauſe (jetzt Thiergartenſtraße Nr. 29) einen großen Mittag gegeben, Prinz Louis Ferdinand hat ihn zu Tafel geladen und ſich vorher nach ſeinem Lieblingswein erkundigt, um mit ihm zu bechern. Im Umgange mit Fichte, Hufeland und den denkenden Männern Berlins, in den Anregungen einer größern, militairiſch glänzenden Capitale fühlte Schiller ſich gehoben;

wenigſtens gab er dem Gedanken Raum, dort einige Zeit jährlich zu verweilen, obſchon er Weimar, dieſen Muſenſitz des ſtillen Schaffens, nicht ganz aufgeben mochte. Man hatte ihm unter die Hand gegeben, ſeine Bedingungen zu ſtellen, damit Berlin ihn den Seinigen nennen könne. Er machte die Forderung von 2000 Thlrn., um jährlich einige Monate dort zu leben. Auf dieſe Forderung, zu der er veranlaßt wurde, iſt man ihm die Antwort ſchuldig geblieben; ein Jahr nachher hat man unter den Papieren des Verſtorbenen kein Blatt mit einer Erwiederung darauf gefunden. Wohl aber hat Karl Auguſt ihm bei beſchränkten Mitteln das Gehalt abermals verdoppelt. Bei des Dichters Ueberſiedelung von Jena nach Weimar — krankheitshalber las Schiller nicht mehr Collegia, rüſtete ſich aber nach dem Wallenſtein ausſchließlich zu ſeinen dramatiſchen Dichtungen im großen Styl — hatte ihm der Herzog eigenhändig geſchrieben: „Ihre Gegenwart wird unſern geſellſchaftlichen Verhältniſſen von großem Nutzen ſein und Ihre Arbeiten können Ihnen vielleicht erleichtert werden, wenn Sie den hieſigen Theaterliebhabern etwas Zutrauen ſchenken und ſie durch die Mittheilung der im Werden begriffenen Stücke beehren wollen. Was auf die Geſellſchaft wirken ſoll, bildet ſich gewiß auch beſſer, wenn man mit mehreren Menſchen umgeht, als wenn man ſich iſolirt." Der Brief iſt unterzeichnet: „des Hrn. Hofraths ſehr wohlwollender Freund." In dieſem „Wohlwollen" Karl Auguſt's lag zugleich die Fürſorge, die ſublime Metaphyſik des tiefſinnigen Dichters dem Publicum zugänglicher zu machen. Karl Auguſt hatte eine Vorliebe für die regelmäßige franzöſiſche Tragödie. War es eine Rückerinnerung aus ſeiner erſten Jugendbildung, die im Alter wieder in ihm aufſtieg: er wünſchte nach ſoviel Fehlverſuchen zur Feſtſtellung einer deutſchen dramatiſchen Form den Styl des alt-franzöſiſchen Drama für die deutſche Tragödie von neuem gepflegt zu ſehen. Darauf hin ließ ſich Schiller ſchließlich bereit finden, Racine's Phädra zu verdeutſchen und ſeine Arbeit als ein Geburtstagsgeſchenk für die fürſtliche Familie darzubringen, während Goethe, er ſelbſt, „der uns vom falſchen Regelzwang befreite," ſich noch willfähriger mit Voltaire's Mahomet erwies, eben ſo willfährig wie er in früheren Jahren zur feſtlichen Erheiterung des Hofes leichte Operetten und Singſpiele in großer Anzahl geſchrieben und aufgeführt. Ein gewichtiges Wort Karl Auguſt's über Schiller's Wallenſtein datirt vom 31. Januar 1799. Unter dem Titel: „Die Piccolomini, Wallenſtein's erſter Theil", ſo jedoch, daß die beiden erſten Acte von Wallenſtein's Tod damals noch zu den Piccolomini gezogen waren, hatte Tags zuvor dieſer Theil der großen Trilogie ſeine erſte Aufführung erlebt. Der Herzog ſchreibt an Goethe: „Ueber den geſtrigen Wallenſtein — die ausnehmend ſchöne Sprache abgerechnet, die wirklich vorzüglich, vortrefflich iſt, — aber über ſeine Fehler möchte ich ein ordentlich Programm ſchreiben; indeſſen muß man den zweiten Theil erſt abwarten. Ich glaube wirklich, daß aus beiden Theilen ein ſchönes Ganze könnte ausgeſchieden werden; es müßte aber mit vieler Herzhaftigkeit davon abgelöſet und anderes eingeflickt werden. Der Charakter des Helden, der meiner Meinung nach auch einer Verbeſſerung bedürfte, könnte gewiß mit Wenigem ſtändiger gemacht werden." — Der große Cunctator Wallenſtein ging dem fürſtlichen Kritiker mit ſeiner metaphyſiſchen Reflexion allzu ſehr in die Breite, hielt ihm mit ſeinem Thema nicht recht bündig Stand; deshalb vielleicht das Verlangen, ſeine Geſtalt „ſtändiger" gemacht zu ſehen. — In der Maria Stuart, 1801, ſpielte Karoline Jagemann, ſpätere Frau v. Heigendorf, die Eliſabeth. Ein eigenthümliches Mißverhältniß erzeugte ſich, als es galt, die Jungfrau von Orleans in Weimar auf die Bühne zu bringen. Schon die Idee des Stücks verſtimmte den Herzog. Mit Schrecken, ſchrieb er an Frau v. Wolzogen, habe er gehört, daß Schiller aus der Pucelle d'Orléans ein Theaterſtück gemacht habe. „So oft und dringend" — heißt es im Briefe wörtlich — „bat ich Schiller, ehe er ein Theaterſtück unternähme, mir oder ſonſt jemand, der das Theater kennt, die Gegenſtände bekannt zu machen, die er behandeln wolle. So gerne hätte ich alsdann ſolche Materien mit ihm abgehandelt und es würde ihm nützlich geweſen ſein. Aber all mein Bitten war vergebens. Jetzt muß ich recht dringend wünſchen, die neue Pucelle zu perluſtriren, ehe das Publicum dieſe Jungfrauſchaft unter dem Panzer bewundert." — Wer dies Ueberhebung ſchelten will, der wolle doch dieſen hohen Grad intimer Theilnahme des fürſtlichen Herrn an den Arbeiten ſeiner Dichter würdigen und ſchätzen! Der Herzog las das Stück nach jener Aeußerung, war von der Hoheit und Herrlichkeit des Gedichts ganz erfüllt und faſt betroffen, meinte aber doch, es ſei beſſer, wenn es nicht auf die Bühne käme. Schiller ſelbſt pflichtete bei und erklärte ſich gegen die Aufführung des Stückes in Weimar. Dieſe Nachgiebigkeit rührte wieder den Herzog unendlich und er machte daraus kein Hehl. Inzwiſchen verkaufte der Dichter ſein Stück an die Bühnen; es ward in Leipzig, in Hamburg, mit der Unzelmann in der Titelrolle in Berlin geſpielt; in Weimar erſt zwei Jahre ſpäter, erſt 1803, nachdem das Publicum den Dichter gedrängt, es zur Aufführung zu bringen. Karoline Jagemann war nach einer längeren Reiſe — dieſe Reiſe hatte wohl ihre Gründe gehabt — zurückgekehrt, wollte aber juſt nicht als Jungfrau wieder auftreten; Amalie Malcolmi, die ſpätere Wolf, ſpielte die Rolle.

Aus demſelben Jahre, 1803, datirt im Briefwechſel mit Goethe ein Wort des Herzogs über Schiller's Braut von Meſſina, dies Gedicht der kühnen Wagniſſe in Vermählung der Antike mit der Romantik. Karl Auguſt ſchreibt, etwas ſehr Auffallendes werde dem Publicum nicht entgehen: die eigentlichen Hauptperſonen des Stückes ſeien „Stockkatholiken", der Chor aber beſtehe aus Heiden; letztere ſprächen von allen Göttern des Alterthums, erſtere von der Mutter Gottes und allen Heiligen. Der Herzog erklärt ſich gegen „die meiſt ganz unnütze bilderreiche Schwulſtigkeit" der Chöre, die „aus poetiſchen Kriegsknechten" beſtänden. — In der That, eine ſehr kühne Sprache im Munde des fürſtlichen Mäcen, der den Ruhm und Glanz ſeiner weltlichen und vergänglichen Herrſchaft denn doch nur im Abglanz des ihn überdauernden Ruhmes ſeiner Dichter gefunden! Aber ſeine Größe beſtand darin, daß er die dichteriſchen Geiſter, die er als Planeten um ſich kreiſen ließ, nicht wie die Ludwige von Frankreich knechtete und in den Formen ſeines eignen Geſchmacks einherzugehen zwang, ſondern ſie frei gab, um dafür ihnen gegenüber oder zur Seite auch für ſich als Menſch und Fürſt das Recht der Freiheit ſich zu erhalten.

Daß Karl Auguſt auf politiſchem Boden höher ſtand als ſein Geheimerrath und Miniſter, daß er Dieſen als Mann des Staates und als Mann des Volkes überflügelte, ſei ſchließlich zur Charakteriſtik Beider angedeutet. Goethe war nicht blos ein Feind der großen weltumwälzenden Bewegung, die beim Ablauf des Jahrhunderts den Wendepunkt zur neuen Zeit heraufführte; er haßte auch die politiſche Aufregung der deutſchen Befreiungsjahre, in der verſteiften Sorge, die „ruhig fortſchreitende Bildung Deutſchlands würde von neuem dadurch geſtört“ und zurückgeworfen werden. Napoleon war für ihn der Mann des Jahrhunderts, und als die Deutſchen anfingen, ſich im Haß gegen den fremden Tyrannen als Nation zu fühlen, ging Goethe, ihr größter Dichter, Wetten darauf ein, es werde ihnen nicht gelingen, und rief, ganz betäubt von der Größe des Corſen und ungläubig gegen ſein eigenes Volksthum: „Ja, rüttelt nur an Euern Ketten! Ihr werdet ſie Euch nur noch tiefer ins Fleiſch ziehen!“ Goethe's Abkehr von Deutſchlands politiſcher Geſtaltung hatte einen Beigeſchmack von Ironie, und freilich ſelbſt die Verſuche nach ihm, Deutſchlands ſtaatliche Formloſigkeit zu beenden, haben ihn kaum Lügen geſtraft. Wäre Karl Auguſt Napoleoniſt geweſen wie ſein Dichter, der Protector des Rheinbundes hätte ihn zum Könige von Thüringen gemacht, während der Herzog ſeine Treue an Preußen arg büßen mußte. Aber ſchon in jüngern Jahren erſchien dem Dichter Goethe an ſeinem fürſtlichen Freunde die politiſche Betheiligung und der Drang, dem Vaterlande aus ſeiner Noth zu helfen, bedenklich. Er zählte die kriegeriſchen Regungen in ihm zu den beklagenswerthen Wagniſſen, die ſeiner Umgebung alles ruhige Behagen ſtörten. Mit dem in Frankreich über das Königthum herandrohenden Gewitter entwickelte ſich im jungen, damals 31jährigen Fürſten entſchieden ein kriegeriſcher Hang. König Friedrich Wilhelm II. von Preußen übergab dem Herzog mit dem Generalmajorsrang das vormals Röhr'ſche Küraſſierregiment. Karl Auguſt widmete ſich dem Dienſte mit Eifer, war oft monatelang in Aſchersleben, dem Standorte des Regiments; ſo 1788, wo Goethe darüber lamentirt. Noch bei Lebzeiten des alten Friedrich, 1785, war der Herzog mit ſeinem Dichter in Braunſchweig geweſen, um für den deutſchen Fürſtenbund, Friedrich's letzte That, zu wirken. Während Goethe in Italien war, machte Karl Auguſt Reiſen für dieſe Idee und im Intereſſe eines ſich einigenden Neu-Deutſchlands bei dem Zuſammenfall des alten Reichs. Er war in Mainz beim Primas und Kurfürſten Erzkanzler, Joſeph v. Erthal, beim Würzburger Fürſtbiſchof, deſſen Bruder, warb für ſolch Bündniß und widerlegte den aufſteigenden Argwohn, eine ſolche Union käme nur Preußen zugut! Gegen Friedrich's franzöſiſche Tendenzen hat er ſich in Briefen zu jener Zeit kräftig ausgeſprochen; mehr Wärme, mehr Menſchenliebe waren ihm wünſchenswerth erſchienen, um Friedrich's Größe vollſtändig zu machen. Nach des Königs Tode machte Karl Auguſt die Idee einer Union zur Neugeſtaltung des wurmſtichigen Reiches deutſcher Nation zur ſeinigen. Der vorläufige Anſchluß an Preußen, geſtand er frei, geſchehe nur, weil die bedrohte Wohlfahrt des Vaterlandes keinen andern Ausweg offen laſſe. Von dieſem Grundſatz geleitet, fuhr er nach Friedrich's Tode fort, für den Fürſtenbund zu wirken. Aber ſobald die Gefahr vorüber, die dieſen Bund ins Leben gerufen, ſchenkte man in Berlin der Sache nicht mehr die gleiche Aufmerkſamkeit; kränkendes Stillſchweigen, verletzende Gleichgültigkeit gegen die Theilnehmer trat an die Stelle des frühern Eifers. Karl Auguſt führte noch im Anfang des Jahres 1786 Beſchwerde gegen Graf Herzberg und erhielt auch den Worten nach Genugthuung. Bald darauf trat er mit Vorſchlägen hervor, die ſeinen hervorragenden politiſchen Verſtand bekunden. Sie waren an ſeinen ehemaligen Erzieher, den Grafen Görz, gerichtet, der eben aus Petersburg als preußiſcher Geſandter zurückgekehrt war. „Sollte auch", ſo ſchloß Karl Auguſt, „der Hof, dem Sie jetzt dienen, dadurch ein wenig das Anſehen der Oberdirection verlieren, ſo werden Sie doch Alles anwenden, um Deutſchland dieſen Dienſt zu leiſten. So innig ich perſönlich dem preußiſchen Hauſe und den Gliedern deſſelben ergeben bin, ſo muß ich doch, vermöge meines Standes, noch mehr dem allgemeinen Vaterlande und dem Staate, deſſen Mitglied ich bin, anhänglich ſein.“ Seine Vorſchläge erhielten die Billigung Herzberg's, aber es blieb bei Worten, man hatte in Berlin nicht den Muth oder nicht die Ehrlichkeit, zur That zu ſchreiten. Karl Auguſt's Entwürfe gingen dahin, aus dieſem Fürſtenbunde einen Zollverein zu machen, der erſt ſo lange nachher Thatſache wurde. Karl Auguſt von Weimar hat zuerſt dieſem Gedanken Worte und Ausdruck gegeben; ſeine politiſche Union ſollte weſentlich eine commercielle, ſein Fürſtenbund ein deutſcher Völkerbund werden. Er war zu dieſem Zwecke in Berlin, ward aber mit geringſchätziger Gleichgültigkeit aufgenommen und beklagte ſich bitter darüber in dem Briefe an den Grafen Görz, der preußiſcher Miniſter geworden war. Er ſchalt über den „trägen Schlummergeiſt, der ſeit dem dreißigjährigen Kriege Deutſchland befallen“, eiferte „für Wiederbelebung des Nationalgeiſtes in unſerm Vaterlande“. Undank und Unverſtand war ſein Lohn; er gehörte ſeitdem zu den Märtyrern deutſcher Einheit und Freiheit, was ihn aber nicht antrieb, in ſeiner Thatkraft als Fürſt und Soldat nachzulaſſen; 1787 hat er als Freiwilliger den Feldzug in Holland mitgemacht; 1792 wohnte er der Kanonade von Valmy bei, welche den Sieg der Revolution über die Intervention entſchied. Im nächſten Jahre half er Mainz wiedererobern, nahm noch Theil an den Schlachter bei Pirmaſens und Kaiſerslautern, trat aber dann aus dem preußiſchen Kriegsdienſt zurück, weil er die Thorheit einſah, durch kindiſche und kleinliche Ausbrüche des Zorns den Tiger erſt zu reizen. Er beſchloß, ſich jetzt ganz nur ſeinem Lande zu widmen.

An Döbereiner giebt es einen Brief, der uns rührenden Aufſchluß giebt über des alternden Herzogs ſteigende Neigung zur Naturkunde, namentlich zur Botanik. Er geſteht, daß er ſich mit Blumen und Pflanzen, die nicht ſo treulos wären wie Menſchen, gern beſchäftige, nachdem er ſoviel Täuſchungen erfahren von gleichberechtigten Weſen der Schöpfung. Später, als die Noth ſtieg, griff der Herzog abermals zum Degen und übernahm ein preußiſches Commando. Es fehlte nicht viel, und Napoleon hätte die Exiſtenz des Staates Weimar ausgelöſcht; vielleicht machte ihn blos die würdevolle Haltung der Herzogin Luiſe darin wankend. Der Congreß zu Erfurt (1808) erzwang des Herzogs Beitritt zum Rheinbunde; auch nur gezwungen entließ er Fichte und ſchränkte die Preßfreiheit ein, die er ſelbſt gegeben. Karl Auguſt war der erſte deutſche Fürſt, der ſeinem Volke eine Verfaſſung mit einer Kammer für Volksvertreter gab. Dies allein ſchon würde ſeinen Werth für immer ſichern, und er gab dieſe Verfaſſung einem Völkchen, das halsſtarrig und befangen genug war, die ihm von ſeinem Fürſten empfohlene Oeffentlichkeit der Landtagsverhandlungen zurückzuweiſen. Er war in der That ein Fürſt, der nicht blos über ſeinem Volke und ſeiner Zeit ſtand, ſondern nach Freimuth und

Geſinnung auch Diejenigen überragte, die für die glänzenden Träger jenes Zeitalters galten.

Mit Alexander v. Humboldt hat er die letzten geiſtesfriſchen Stunden verlebt; und der große Naturforſcher hat Zeugniß abgelegt von des ſeltenen Mannes unerſättlichem Wiſſensdrang. Nie gewohnt, ſich zu ſchonen, war er 1828 einer Einladung des Berliner Hofes gefolgt, an welchen ſich ſein Haus ſeit der Vermählung zweier Töchter gebunden ſah. Er wollte Humboldt faſt zu jeder Stunde um ſich haben, als ſei „eine ſolche Lucidität, wie bei den erhabenen, ſchneebedeckten Alpen, der Vorbote des ſcheidenden Lichtes". „Nie habe ich, ſchreibt Humboldt, den großen, menſchlichen Fürſten lebendiger, geiſtreicher, milder und an aller ferneren Entwickelung des Volkslebens theilnehmender geſehen als in den letzten Tagen, die wir ihn hier beſaßen." Humboldt ſah in ſolch geheimnißvoller Klarheit des Geiſtes bei ſo viel körperlicher Schwäche den Vorboten des Todes; die Leidenſchaft des Forſchens ſetzte ihn ebenſo in Staunen wie die Allſeitigkeit der Wiſſensluſt in den verſchiedenſten Zweigen der Wiſſenſchaft und des Lebens. Er ſprach mit Humboldt ſchließlich über die pietiſtiſchen Richtungen, die der Abſolutismus auszubeuten ſuche. Er klagte über den Zuſammenhang dieſer Schwärmerei mit politiſchen Tendenzen nach Abſolutismus und Niederſchlagen aller freien Geiſtesregungen. „Dazu ſind es unwahre Burſche," rief er, „die ſich dadurch den Fürſten angenehm zu machen glauben, um Stellen und Bänder zu erhalten! Mit der poetiſchen Vorliebe zum Mittelalter haben ſie ſich eingeſchlichen!“ Dann legte ſich ſein Zorn, erzählt Humboldt, und nun ſagte er, wie er jetzt viel Tröſtliches in der chriſtlichen Religion finde. „Das iſt eine menſchenfreundliche Lehre, ſagte er, aber von Anfang an hat man ſie verunſtaltet. Die erſten Chriſten waren die Freigeſinnten unter den Ultras.“ — Auf der Rückreiſe von Berlin ſtarb er zu Gradiz bei Torgau am 28. Juni jenes Jahres, 70 Jahre alt.

Wir haben ſein Bild hier gezeichnet, wie es in einem getreuen Porträt ſich uns darbietet, auf einer alten Droſchke fahrend, im abgetragenen Mantel mit Soldatenmütze, eine Cigarre rauchend, behaglich, aber ſeiner Aufgabe als Menſch und Fürſt eingedenk mit den leuchtenden Augen, die Wahrheit ſuchen in einfacher Form. Juſt in dieſer Einfachheit ungeſchminkter Wahrheitsliebe lag und liegt ſeine Größe.

II.

Die Dioskuren von Weimar.

II.

Die Dioskuren von Weimar.

Der lange Streit der Deutſchen, Wer größer von Beiden, ob Schiller, ob Goethe, kann als beendigt angeſehen werden: Rietſchel's Dioskurenbild in Weimar zeigt ſie Beide ebenbürtig auf demſelben Poſtament. Gemeinſam neben und mit einander haben die großen Kämpfer ihre rechte Stelle, Hand in Hand ging ihre glorreiche Arbeit, ein und derſelbe Lorbeerkranz ward ihr Theil, wie verſchieden ſie ihn erſtrebten, wie verſchieden ſie ihr Ziel ins Auge faßten. Ihr gemeinſames Ringen, ihre gegenſeitige Ergänzung iſt für die Nation das Thema der heilſamſten Betrachtung. Und dieſe ihre große Gemeinſamkeit documentirt ihr Briefwechſel von elfjähriger Dauer (1794—1805).

Es war fünf Jahre vor ſeinem Tode, als Goethe die Correſpondenz mit Schiller redigirte, und an Zelter ſchrieb: „Es wird eine große Gabe ſein, die den Deutſchen, ja ich darf wohl ſagen, den Menſchen geboten wird." Die erſte Ausgabe war eine unvollſtändige; Goethe unterdrückte, was damals verletzen, oder auch nur unangenehm berühren konnte, er ließ eine nicht unbedeutende Anzahl von Briefen oder

Briefſtellen fort, und verſah viele der namhaft gemachten Perſonen mit Initialen, und zwar mit falſchen, um ſie dem großen Publicum unkenntlich zu machen. Es war jedoch keineswegs ſeine Meinung, daß, was er ausſchied, für immer verloren ſein ſollte. Er verſiegelte den damals noch vorbehaltenen Schatz, wie er zu thun liebte, und verordnete, daß vor 1850 das Siegel nicht gelöſt, der Briefwechſel nicht von neuem aufgelegt werden ſolle. Was dann an Neuem geboten wurde, war freilich keineswegs von ſo unerhörtem Belang; allein die Wichtigkeit des geſammten Schatzes, ſein hoher Werth war und iſt, ſeitdem Alles zum Abſchluß der alten Zeit drängt, von überwältigender Macht. Die Zeugen jener Periode ſterben ab und ein nachgebornes Geſchlecht tritt ſtaunend an die Documente einer tief innerlichen Arbeitſamkeit des Geiſtes, von der die Menſchen von heute kaum eine Ahnung beſchleicht. Der ſchöpferiſche Hauch in dieſem Briefwechſel kann in Künſtlern und Denkern noch heute Leben und Kraft zu Entwürfen erwecken; dieſe Summe von künſtleriſchen Geheimniſſen und Ergebniſſen aus zwei großen Dichterwerkſtätten liefert neben Leſſing's Maximen und Lehrſätzen die bedeutſamſten Grundlinien zur deutſchen Aeſthetik. Epik, Lyrik, Dramatik, antike und neue Kunſt werden in ihren Fundamenten unterſucht, Philoſophie und Leben in ihren tiefſten Gründen durchforſcht, das Bereich der Natur von Goethe, das Bereich der Ideenwelt von Schiller. Denn dies waren die ihnen nach ihrer Eigenthümlichkeit von Anfang an zugewieſenen Provinzen. Goethe ging von der

Erfahrung, von der Empirie aus, um den Begriff zu finden, Schiller ward umgekehrt von der Idee der Dinge getrieben, um nachträglich die ideale Form mit realem Gehalt zu erfüllen. Goethe ſuchte und fand die poetiſchen Geſetze der Natur, Schiller ſtellte die Forderungen des Geiſtes, die poetiſchen Poſtulate der Vernunft. So ergab ſich in Jenem mehr feſte, ſtille, in ſich befriedigte Gebundenheit, in Dieſem mehr Flug und Aufſchwung zu den höchſten Aufgaben des Geſchlechts, zu den allerhöchſten Axiomen der Freiheit. Objectives und Subjectives, die Wahrheit und die Freiheit hatten nie ſo dicht neben einander zwei Propheten zu gegenſeitiger Ergänzung. — Es reicht freilich nicht ganz aus, will man zur Kenntnißnahme Beider und ihrer Gegenſätze in Goethe mehr Objectivität, in Schiller mehr Subjectivität, in Jenem mehr Realismus, in Dieſem mehr Idealismus erblicken. Goethe's Idealität ſchwingt ſich eben ſo ſehr hinweg über „die gemeine Deutlichkeit der Dinge“; Schiller erfaßt trotz vorwiegendem Subjectivismus eben ſo ſehr Realitäten, die großen Realitäten der Weltgeſchichte und der Völkerkämpfe. Aber Goethe's Idealismus bleibt in der Herausbildung der Einzelweſen, iſt weſentlich individuell, während Schiller über das Individuum hinausgreift, den Geiſt der Nation und des Jahrhunderts in ſeine Dichtungen hereinzieht, an die Menſchheit appellirt. Die Selbſterkenntniß, das Bewußtſein ihrer Eigenthümlichkeit und ihrer Grenzen, und das Gefühl nothwendiger Ergänzung trieb ſie an einander und hieß ſie dies Bündniß ſchließen, nachdem ſie bei der gegenſätzlichen Verſchiedenheit ihrer Naturen die Momente der Abſtoßung überwunden, Beide ſich zur Anerkennung juſt deſſen, was ſie an ſich ſelber vermißten, gedrungen ſahen. Jeder fühlte ſich vom Andern in ſeiner Tiefe und Eigenart erkannt. Dies Selbſtgefühl, das der Eine dem Andern gab, waffnete ſie dann gemeinſam gegen die herrſchende, Deutſchland plötzlich überwuchernde Mittelmäßigkeit. Dies beſondere Bündniß führte zu den Xenien. Sie waren ein Gedanke Goethe's, aber Schiller gab dem Gedanken in der Ausführung noch mehr ſchärfere Satyre. Die Schwänze dieſer ihrer kritiſchen Füchſe banden ſie mit Brandfackeln zuſammen und jagten ſie durch die Felder der Philiſter.

Das Bündniß zu den Xenien war vorübergehender Art, das Bündniß ihres Austauſches im Briefwechſel von längerer Dauer. Ein unermüdlicher Trieb ebenſo zur Selbſterkenntniß, um die Stärken und die Grenzen des eigenen Weſens ſcharf zu erkennen, wie zur Feſtſtellung abſoluter Axiome in Kunſt und Poeſie, ein unbeſtechlicher Wahrheitsdrang, mit dem Jeder ſein Wollen und ſein Können, ſeine Kraft und ſeine Schranke durchſchaut, macht dieſen Briefwechſel zu einer geradezu einzigen, in keiner Litteratur wieder vorkommenden Erſcheinung. Was Schiller giebt, trägt wie jede Zeile ſeiner Feder, geiſtige Bedeutung in ſich, fordert im Leſer die ganze ſittliche Kraft heraus, um ihn unabläſſig auf die höchſten Ziele des Menſchen und der Menſchheit hinzudrängen. In dem was Goethe giebt, baden wir uns gleichſam im Strom einer harmoniſch und glücklich gefugten Natur, deren Macht ſich nie übernimmt, deren Kraft ihr Bett kennt und behütet. Goethe, zehn Jahre älter, war fertig, als ſich mit Schiller das ebenſo tiefe wie innige Verhältniß für ihn erſchloß. Er gab mit dem Wilhelm Meiſter bereits den ganzen Vollgehalt ſeines ſanguiniſchen Weſens und ſeiner plaſtiſchen Geſtaltungskraft, erging ſich epiſch in Hermann und Dorothea im vollen Genuß ſeiner behaglich in ſich ſelbſt abgerundeten Elemente und meiſterhaften Formen. Schiller taucht beim Beginn des Briefverkehrs als Profeſſor der Geſchichte in Jena aus Kant'ſchen Abſtractionen und hiſtoriſchen Weltſtoffen erſt gemach wieder auf zu dichteriſchen Geſtaltungen, wo Individuen, lebendige, in die Gegenwart hereingerufene Menſchen, gelten und walten. Er machte den Entwurf zum Wallenſtein und gedachte, mit dieſem neuen Uebergang von Hiſtorie und Philoſophie zur Dichtung, das Allerhöchſte zu geben, was ihm Schickſal und Natur zu leiſten geſtatteten. Für Goethe war es, wo nicht eine Rettung, ſo doch eine Wohlthat, Schiller's ſubjective, vom höchſten, idealſten Gedankengehalt getriebene Vehemenz wie einen neuen Sturmwind auf ſein Herz zu empfinden, eine Wohlthat, von dem jüngern Genoſſen bei ſoviel Bewunderung ſoviel neuen Antrieb zum Höchſten zu empfangen. Ihr gegenſeitiges Bedürfniß nach einander iſt ein wahrhaft überirdiſches, faſt nur in Verhältniſſen einer Liebesneigung, auf antikem Boden zwiſchen Kaſtor und Pollux, — daher Dioskuren, — zwiſchen Oreſt Pylades vorhanden; ihr heißes Verlangen nach Gemeinſamkeit im Denken und Fühlen, nach Austauſch und Harmonie ihrer als grundverſchieden erkannten Naturen, Maximen, Ueberzeugungen und Gewohnheiten, führt zu jener fruchtbaren Arbeitſamkeit, wo Jeder anregt, zuträgt, ſtachelt und fördert, ſodaß unter anderem auch jene große, unſchätzbare, von keiner Litteratur aufzuweiſende Reihe von Balladen und Romanzen unter ihren Händen beinahe gemeinſam wie die Xenien entſteht. Vor unſeren Augen gleichſam entſtehen die beiden großen Poeme, die Quinteſſenzen beider Dichter in ihrem Vollgehalt, Wilhelm Meiſter und Wallenſtein. So legen ſich Theorie und Praxis Beider als ein Ergebniß in dieſem Briefaustauſch dar, und wir haben daran die beſten und tiefſten Bekenntniſſe ihres offenen wie ihres geheimſten Denkens und Empfindens; Goethe konnte mit Recht ſagen, daß von ihm und Schiller der Unterſchied zwiſchen claſſiſcher und romantiſcher Kunſt erſt datire. Dies macht den Briefwechſel zu einem Schatzkäſtlein deutſcher Aeſthetik nicht blos, ſondern auch deutſcher Ethik für faſt alle Zweige vaterländiſcher Wiſſenſchaft und Kunſt. Ein Wort Schiller's: „Verbrüderung der Geiſter iſt der unfehlbarſte Schlüſſel zur Weisheit", — wird mit dieſem Duo des Briefwechſels, mit dieſer Beichte, die gegenſeitig Prieſter und Laien, Heilverkündigung und Heilbedürftigkeit vorausſetzt, thatſächlich beſtätigt.

Will man erkennen, wie viel erſt vorausgehen, wie viel beſeitigt und aufgeräumt werden mußte, bevor es zu dieſer Innigkeit des gegenſeitigen Erguſſes kam, ſo muß man den Schiller-Körner'ſchen Briefwechſel heranziehen; er iſt der Vorläufer zu dem Schiller-Goethe'ſchen. Ehe ſich beide Dichter näher rückten, ſich feſt ins Auge faßten, ſich zum Bedürfniß wurden, waren namentlich auf Seiten Schiller's die Urtheile über einander ſehr getrübt. Was Schiller an Körner über Goethe Anfangs ſchreibt, iſt voll Vorurtheil, dient aber zur Folie deſſen, was er ſpäter über den Genoſſen äußert. Bei aller ſpröden Widerſpenſtigkeit ſind ſeine Aeußerungen an Körner gleichwohl leuchtende und unbeſtochene Zeugniſſe über Goethe's wunderbar ſeltene Natur.

Schiller's erſter Beſuch in Weimar galt ſeiner Freundin Charlotte v. Kalb. Goethe war in Italien, und Schiller äußert ſich ſatyriſch über den Goethecultus, den er vorfindet, und über „die Sekte“, die ihn betreibt. Der vom Schickſal Verfolgte und Gequälte nergelt ſogar, daß Goethe „in Italien 1800 Thlr. verzehre“ und „ſeine Stellvertreter wie Laſtthiere für ihn arbeiten“ müßten! Er ſchreibt an Körner: „Dieſer Tage bin ich auch in Goethe's Garten geweſen, beim Major v. Knebel, ſeinem intimen Freunde. Goethe's Geiſt hat alle Menſchen, die ſich zu ſeinem Cirkel zählen, gemodelt. Eine ſtolze philoſophiſche Verachtung aller Speculation und Unterſuchung, mit einem bis zur Affectation getriebenen Attachement an die Natur, und einer Reſignation in ſeine fünf Sinne; kurz eine gewiſſe kindliche Einfalt der Vernunft bezeichnet ihn und ſeine ganze hieſige Sekte. Da ſucht man lieber Kräuter oder treibt Mineralogie, als daß man ſich in leeren Demonſtrationen verfinge. Die Idee kann ganz geſund und gut ſein, aber man kann auch viel übertreiben.“ — Weit bitterer iſt Schiller in jener Zeit über Andere; der damals noch ungebährdige Stürmer, der kein Geſellſchaftsmann war, verzweifelt zumal an den vielen flachen Creaturen, in deren Kreis ihn das Verhaltniß zu Frau v. Kalb brachte. Nur Frau v. Stein wird in ſeiner Kritik der Weimariſchen Perſonen ausgezeichnet. Ueber Goethe erfolgt aber alsbald ein edles Zeugniß hinter deſſen Rücken. „Goethe — lautet dies Zeugniß -- wird von ſehr vielen Menſchen mit einer Art von Anbetung genannt, und mehr noch als Menſch denn als Schriftſteller geliebt und bewundert. Herder giebt ihm einen klaren univerſaliſchen Verſtand, das wahrſte und innigſte Gefühl, die größte Reinheit des Herzens! Alles was er iſt, iſt er ganz, und er kann wie Julius Cäſar vieles zugleich ſein. Nach Herder's Behauptung iſt er rein von allem Intriguengeiſt, er hat öffentlich noch Niemand verfolgt, noch keines Andern Glück untergraben. Er liebt in allen Dingen Helle und Klarheit, ſelbſt im Kleinen ſeiner politiſchen Geſchäfte, und mit eben dieſem Eifer haßt er Myſtik, Geſchraubtheit, Verworrenheit. Herder will ihn ebenſo und noch mehr als Geſchäftsmann denn als Dichter bewundert wiſſen. Ihm iſt er ein allumfaſſender Geiſt.“ — Von den andern großen Geiſtern dort meldet er genug närriſche Geſchichten. Wieland's Bedürfniß, in der Nähe fürſtlicher Perſonen zu ſein, iſt ihm zuwider. Dem Alten behage das Möbelment in fürſtlicher Umgebung; doch gefalle er ſich auch darin, der Herzogin Mutter Grobheiten zu ſagen, ſoll ihr ſogar im heftigen Dispüt das Buch an den Kopf geworfen haben; „von der Beule“, heißt es weiter, „fand ich jedoch keine Spur mehr.“

Wieland, meldet er, habe ſich auch das Recht erworben, bei ihr auf dem Sopha einzuſchlafen. — Ein Beſuch in Jena giebt uns eine Schilderung von Wieland's Schwiegerſohn, dem Philoſophen, ehemaligen Jeſuitenzögling Reinhold. Von Hufeland heißt es, er ſei ein ſtiller denkender Geiſt voll Salz und tiefer Forſchung. Von den Damen in Weimar heißt es, ſie ſeien ganz erſtaunlich empfindſam; da ſei beinahe keine, die nicht eine Geſchichte hätte oder gehabt hätte; erobern möchten ſie alle, verſichert Schiller. Es behagt ihm aber in Weimar; er nennt es ein Paradies, weil die Freiheit Alle beglücke, ein warmer Sonnenſchein der Gunſt auf Jeden belebend wirke. „Eine ſtille, kaum merkbare Regierung" ſichere dort den Geiſtern die freie Entwickelung in Glück und Behagen. Schiller fängt an Betrachtungen über ſein vereinſamtes Herz zu machen, und ſeine Vorſtellung von einem Weſen, das ſeine Frau ſein könnte, iſt nicht ſowohl ideal, als hypochondriſch. Sein Verhältniß zu Frau v. Kalb führt zu nichts, zu keiner Entſcheidung und Scheidung; ſein Plan mit Wieland's Tochter iſt nur leicht hingeworfen. Eine Reiſe nach Meiningen zu Frau v. Wollzogen führt ihn dann auf die alte Stätte zurück, wo er vor vier Jahren ein einſiedleriſcher Flüchtling geweſen; in Rudolſtadt lernt er endlich die Damen Lengefeld kennen. Endlich iſt Goethe zurück aus Italien. Schiller bewillkommnet ihn — wenn es ein Willkommen ſein konnte — mit ſeiner Recenſion des Egmont in der Allgemeinen Litteratur-Zeitung. Die Damen Lengefeld rangen die Hände über das ſcharfe Wort gegen den Mächtigen; in ihrem Hauſe, in Rudolſtadt, geſchah dann, noch ehe Goethe die Recenſion geleſen, die erſte Begegnung Beider, und Schiller ſchreibt an Körner: „Er iſt von mittlerer Größe, trägt ſich ſteif und geht auch ſo; ſein Geſicht iſt verſchloſſen, aber ſein Auge ſehr ausdrucksvoll, lebhaft, man hängt mit Vergnügen an ſeinem Blicke. Bei vielem Ernſt hat ſeine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er iſt brünett und ſchien mir älter auszuſehen, als er meiner Berechnung nach wirklich ſein kann. Seine Stimme iſt überaus angenehm, ſeine Erzählung fließend, geiſtvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor iſt, ſpricht er gern und mit Intereſſe.“ (Seine Erzählungen betrafen Italien.) „Im Ganzen genommen iſt meine in der That große Idee von ihm nach dieſer perſönlichen Bekanntſchaft nicht vermindert worden, aber ich zweifle, ob wir einander je ſehr nahe rücken werden. Vieles was mir jetzt noch intereſſant iſt, was ich noch zu hoffen und zu wünſchen habe, hat ſeine Epoche bei ihm durchlebt; er iſt mir (an Jahren weniger als an Lebenserfahrung und Selbſtentwickelung) ſo weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zuſammenkommen werden; und ſein ganzes Weſen iſt ſchon von Anfang her anders angelegt als das meinige, ſeine Welt iſt nicht die meinige, unſere Vorſtellungsarten ſind weſentlich verſchieden. Indeſſen ſchließt ſich's aus einer ſolchen Zuſammenkunft nicht ſicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.“

Und die Zeit hat es gelehrt. Es dauerte jedoch lange, ehe ſie ſich die Hand boten. Schiller wurde Profeſſor in Jena; Goethe hatte nur amtlich dabei mitgewirkt. Schiller wurde Philoſoph, Goethe blieb Poet, der Abſtraction feind, dem concreten, dem individuellen Menſchenleben zugewendet. An Fichte ſchrieb Goethe, er könne die Philoſophen niemals entbehren und doch ſich nie mit ihnen verſöhnen. Schiller ging vom Geiſt, Goethe von den Sinnen aus, um die Seele zu verſtehen. Den bloßen Sinnenreiz geißelte Schiller auch in der Malerei, z. B. an Angelica Kaufmann im Aufſatze über das Erhabene; er eiferte auch heftig gegen „das Genie und ſeine Unarten", gegen „die Günſtlinge der Natur", die „bloßen Naturerzeugniſſe". „Oeſters um Goethe zu ſein, ſchrieb Schiller noch 1789, würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen ſeine nächſten Freunde keinen Moment der Ergießung, er iſt an nichts zu faſſen; ich glaube in der That, er iſt ein Egoiſt in ungewöhnlichem Grade. Er beſitzt das Talent, die Menſchen zu feſſeln, und durch kleine ſowohl als große Attentionen ſich verbindlich zu machen; aber ſich ſelbſt weiß er immer frei zu behalten. Er macht ſeine Exiſtenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne ſich ſelbſt zu geben. Dies ſcheint mir eine conſequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchſten Grad der Eigenliebe calculirt iſt. Ein ſolches Weſen ſollten die Menſchen um ſich herum nicht aufkommen laſſen. Mir iſt er dadurch verhaßt, ob ich gleich ſeinen Geiſt von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. Eine ganz beſondere Miſchung von Haß und Liebe iſt es, die er in mir erweckt hat, eine

Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich iſt, die Brutus und Caſſius gegen Cäſar gehabt haben müſſen; ich könnte ſeinen Geiſt umbringen und ihn wieder von Herzen lieben. Goethe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich meine Gedichte gern recht vollendet wünſche. An ſeinem Urtheil liegt mir überaus viel. „Die Götter Griechenlands“ hat er ſehr günſtig beurtheilt; nur zu lang hat er ſie gefunden, worin er auch nicht unrecht haben mag. Sein Kopf iſt reif und ſein Urtheil über mich wenigſtens eher gegen als für mich parteiiſch. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, ſo iſt dies gerade der Menſch unter Allen die ich kenne, der mir dieſen Dienſt thun kann. Ich will ihn auch mit Lauſchern umgeben, denn ich ſelbſt werde ihn nie über mich befragen.“ — Wie menſchlich wahr iſt dies ſcheinbar widerſtreitende Gemiſch von Scheu und Stolz, Demuth und Hochmuth, Haß und Liebe! Noch verkannten ſich Beide, wie Nebenbuhler. Aus Herder's Nachlaß ergab ſich von neuem Goethe's wunderbar menſchlich gute, für Freunde ſorgliche, für gute Zwecke wahrhaft aufopferungsfähige und ſtets aufopferungsbereite Natur. Der ſpröde Schwabe Schiller konnte um der Idee willen beißend ſein in ſeinen Vorurtheilen und Voreingenommenheiten, wo Goethe in ſeinem fränkiſch-rheiniſchen Weſen höchſtens gelinde und glatt ablaufen ließ, was ihn — um mit Jahn deutſch zu reden — vermißquemte.

Im October 1790 hatte Schiller eine Unterhaltung mit Goethe über Kant. Beide fanden ſich noch nicht in einander.

Gegen mönchiſche Auffaſſung war Goethe beſonders verſchloſſen, Kant definirte ihm die Tugend zu ſehr als bloßes Poſtulat, als das aller Neigung der Natürlichkeit Entgegengeſetzte, während er die Moral mit ihren Geboten, nach Art der Hellenen, lieber als eine Sitte mit frei und natürlich gegebenen Geſetzen nahm. — Goethe kam inzwiſchen öfter nach Jena. Eine Sitzung der naturforſchenden Geſellſchaft gab Veranlaſſung, ſich über die zerſtückelte Art, die Natur zu behandeln, zu verbreiten. Die Erfahrung und Empirie, die nur das Einzelne kennt, ſtand dabei der Idee, die aus der Reihe der Erfahrungen ein Ergebniß ſondert, gegenüber. Goethe trug dem Profeſſor Schiller ſeine Lehre von der Metamorphoſe der Pflanze vor und ließ eine ſymboliſche Pflanze vor ihm erſcheinen. Goethe ſuchte nicht blos die einzelne Pflanze, ſondern die Urpflanze. Schiller entgegnete: Das iſt keine Erfahrung mehr, das iſt eine Idee! Goethe ſtutzte; er äußerte halb lächelnd, es ſei ihm lieb, wider Willen Ideen zu haben. Er hielt ſeinen Inſtinct feſt, dem Räſonnement des Philoſophen gegenüber, aber Beide waren ſich ſeit dieſer Controverſe um ein gut Stück näher gerückt, die Geſchichte, wie ſie ſich fanden, hatte einen neuen Abſchnitt. Goethe erkannte es bald lebhaft an, daß ihn Schiller „aus ſeinen Grenzen heraustreibe,“ im Wilhelm Meiſter die Forderung ſtellte, die epiſodiſch vegetirenden Nebenpartieen, namentlich aber die Behandlung des Schauſpielerweſens, einzuſchränken, den Helden in ein beſtimmtes thätiges Leben einzuführen, deſſen ideelle Tendenz in Thaten zu entfalten. — Im Schönheitsbegriff rückten ſie einander noch näher. Goethe ſah im Schönen: „Vollkommenheit mit Freiheit“, Schiller: „Freiheit in der Erſcheinung mit techniſcher Vollkommenheit“. Von da ab datirte Goethe eine neue Epoche ſeiner Entwickelung. Schiller pries an ihm den beobachtenden Blick, der aus der Einzelheit aufſteigend das Ganze zu umfaſſen ſuche und doch, ohne es zu wiſſen, dieſes Ganzen inſtinctiv ſich bewußt ſei. Der intuitive Geiſt gehe von der Mannichfaltigkeit, der ſpeculative von der Einheit aus. Suche Jener das Geſetz, Dieſer die Erfahrung, ſo müßten ſich Beide auf halbem Wege begegnen, denn obſchon Jener es nur mit Individuen, Dieſer es nur mit Gattungen zu thun habe, ſo ſuche Jener doch nicht das Zufällige, ſondern das Nothwendige, Dieſer könne nur Gattungen geben, die, mit der Möglichkeit des Lebens, auch Objectivität hätten. So Schiller im Aufſatz über das Naive, in welchem er den Werther feiert als ein Meiſterſtück des naiven Dichters im ſentimentalen Stoff. Er ſah in Goethe das intuitive Genie, ſich ſelbſt hielt er damals in ſeiner philoſophiſchen Epoche zu Jena für eine Zwiſchenart von Begreifen und Anſchauen. Leider ſei er zu krank, um eine große und allgemeine Geiſtesrevolution noch in ſich zu vollenden; er wolle ſehen, wie, falle das Gebäude zuſammen, das Erhaltungswerthe aus dem Brande zu retten ſei. Darauf folgt der Austauſch ihrer Arbeiten, Schiller ſendet ſeine Aufſätze, Goethe die Fortſetzungen des Meiſter. Wie einen köſtlichen Trank ſchlürft Goethe, nach eigenem Geſtändniß, die Briefe über die äſthetiſche Erziehung auf Einen Zug hinunter, und Schiller überkommt im Genuß des Meiſter ein inniges Wohlſein, ein Gefühl geiſtiger und leiblicher Geſundheit. Faſt melancholiſch verzweifelt er an der rigiden Abſtraction des Denkens und ſchreibt, ſo viel ſei gewiß: Der Dichter iſt der einzige wahre Menſch, der beſte Philoſoph nur eine Caricatur gegen ihn! Goethe rühmt dagegen an Schiller's Dichtungen ein vollkommenes Gleichgewicht zwiſchen Anſchauung und Reflexion. Für Schiller blieb Goethe im Glück ſeiner Begabung ein Phänomen, Schiller für Goethe ein Phänomen im hohenprieſterlichen Streben ſeines ideellen Weſens. Es fehlte nicht viel und Schiller hätte, der einſeitig antiken Richtung des Zeitalters gegenüber, auch in chriſtlichen Ideenkreiſen Fuß gefaßt, um Natur und Geiſt nicht als nothwendig entgegenſtehende, ſich bekämpfende Mächte, vielmehr die vom Geiſt durchleuchtete Natur als das Höchſte und als das Siegende im Kampfe zu erfaſſen. Geſtalten der modernen Zeit erklärte er für tiefer und inniger als Geſtalten der Antike, Shakſpeare's Julie für zarter als Helena und Penelope, Goethe's ſchöne Seele ſogar für höher als die Frauen der alten Welt. In der chriſtlichen Religion ſei „virtualiter die Anlage zum Höchſten und Edelſten, nämlich die ſchöne Sittlichkeit, die Aufhebung des Geſetzes, des kategoriſchen Imperativs". (Wenn ein ſcharfſinniger Dickopf von heute damit renommirt, beide Dichter ſeien bis über's Ende des Jahrhunderts hinaus gegen das Chriſtenthum von einem „wahrhaft Julianiſchen Haß erfüllt geweſen", ſo iſt damit wahrſcheinlich ein wahrhaft Julian-Schmidt'ſcher Haß gemeint.)

„Hochwohlgeborner Herr, Hochzuverehrender Herr Geheimer Rath!" So beginnt Schiller's erſte ſchriftliche Anſprache aus Jena am 13. Juni 1794. Es iſt eine Aufforderung zur Mitarbeiterſchaft an den „Horen" mit der Ankündigung dieſer für das folgende Jahr eröffneten Monatsſchrift. Goethe ſagt zu, betheiligt ſich auch alsbald an der Redaction eingegangener und ihm unterbreiteter Aufſätze, bedauert nur im Ferneren nicht ſeinen Wilhelm Meiſter für die Zeitſchrift verwenden zu können, nachdem die erſten Bücher des Romans ſchon an Unger in Berlin zum Druck ſeiner „Neuen Schriften" geſendet.*) Und nun beginnt Schiller's erſter großer Erguß über Goethe, um ſich gleichſam das Recht zu erwerben, Theil zu haben an ſeinem innerſten Geiſtesgang. „Lange ſchon habe ich — ſo eröffnet ſich die Beichte, eine Beichte die ſich über den Beichtiger ſelbſt ergeht — lange ſchon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geiſtes zugeſehen und den Weg, den Sie ſich vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie ſuchen das Nothwendige der Natur, aber Sie ſuchen es auf dem ſchwerſten Wege, vor welchem jede ſchwächere Kraft ſich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zuſammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erſcheinungsarten ſuchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organiſation ſteigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltſte von allen, den Menſchen, genetiſch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichſam nacherſchaffen, ſuchen Sie in ſeine verborgene Technik einzudringen ꝛc. — Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden, und hätte ſchon von der Wiege an eine auserleſene Natur und eine idealiſirende Kunſt Sie umgeben, ſo wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüſſig gemacht worden. Schon in die erſte Anſchauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit Ihren erſten Erfahrungen hätte ſich der große Styl in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutſcher geboren ſind, da Ihr griechiſcher Geiſt in dieſe nordiſche Schöpfung geworfen wurde, ſo blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder ſelbſt zum nordiſchen

---

*) Dies merkwürdig langſam und epochenweis geſchriebene Werk erlebte bereits 1777 in Goethe's 28. Lebensjahre ſeinen Plan und Entwurf, auch den Beginn der Ausführung mit Buch 1; Buch 2 und 3 fallen fünf Jahre ſpäter, 1782, Buch 5 ins Jahr 1784, Buch 6 ins Jahr 1785. Die Reiſe nach Italien unterbrach das Werk, das mit dem 7. Buche erſt 1796 wieder aufgenommen wurde; von da ab wird Schiller's Einfluß auf den Roman erſichtlich. Goethe's „Neue Schriften" (Berlin bei Unger) brachten 1795 in Band 3, 4 und 5 die erſten 6 Bücher des Romans, 1796 in Band 6 Buch 7 und 8. — Goethe's frühere Werke waren unter dem Titel: „Dr. Goethens Schriften" (Berlin bei Himburg) 1775 in 2 Theilen, 1777 in 3 und 1779 in 4 Bänden, und zwar eigenmächtig vom Buchhändler zuſammengeſtellt und herausgegeben; als Honorar überſendete der Verleger dem Autor mit Zuſtellung einiger Exemplare bekanntlich einiges Berliner Porcellan. Die rechtmäßige Sammlung: „Goethe's Schriften" wurde von Göſchen in Leipzig veranſtaltet (1787—1790).

Künſtler zu werden, oder Ihrer Imagination Das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhülfe der Denkkraft zu erſetzen, und ſo gleichſam von innen heraus und auf einem rationalen Wege ein Griechenland zu gebären ꝛc." — Damit war das Eis zwiſchen Beiden gebrochen, Schiller hatte Fuß gefaßt im innerſten Sein des älteren Genoſſen und ſich zugleich ein Anrecht erworben zur Analyſe der Goethe'ſchen Entwickelung. Der tiefdenkende Schiller glaubte ſich durch Leiſtungen, durch gewiſſenhaft kritiſche Arbeiten die Freundſchaft mit Goethe erſt verdienen zu müſſen, und ſo erſchöpft ſich im Verlauf des Briefwechſels namentlich in fortgeſetzter Kritik des Wilhelm Meiſter der ganze Tiefſinn ſeiner ſpeculativen Natur. Sein ſpürſamer Blick ſah ſogar in den kleinſten Zügen des Zufalls und der Laune im Buche die Bedeutſamkeit einer Fügung, welche das Einzelne in den weiteſten Umfang des Ganzen ſtelle, das Ephemere an die höchſten Probleme des Menſchengeiſtes heranrücke, während Goethe Anfangs an ein ſehr weit geſtecktes Ziel beim Wilhelm Meiſter gar nicht dachte, nur dem Freunde und deſſen Erwartungen und Forderungen zu Liebe eine Vertiefung dieſes Romans unternahm, der in der That urſprünglich über die Theaterſphäre gar nicht hinausgehen ſollte.

Goethe empfing jenen erſten bedeutſamen Brief Schiller's zufällig in den Tagen ſeines Geburtsfeſtes; er nahm ihn wie eine Beſcheerung auf, nannte den Verkehr mit dem Genoſſen für ſich ſelbſt epochemachend. Und nun begann der tiefſte

Erguß einer Mittheilſamkeit, die ihresgleichen ſucht; Jeder legt dem Andern, ſoweit er ihn begriffen, deſſen Kern und Weſen dar und holt dabei für ſich ſelbſt aus dem Verborgenen Schätze des Geiſtes, die noch unentdeckt und unberührt im eigenen Innern lagen. Rührend iſt es, wie Keiner von Beiden ſeiner eigenthümlichen Größe rechthaberiſch bewußt iſt, Jeder aber dem Andern klar über ſich ſelbſt zu werden hilft. Schiller ſchrieb damals, außer den Briefen über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen, die Abhandlung über ſentimentale und naive Dichtung, Arbeiten, die, mit Hülfe der Leſſing'ſchen Studien über Form und Weſen der Künſte, noch immer die beſten Grundſteine zu einer deutſchen Aeſthetik ſind. Der Dichter des Götz, Werther, Egmont, Fauſt, Taſſo und der Iphigenie hatte ſeine Natur, nicht erſchöpft, aber bereits dargelegt und entfaltet. Im „Meiſter“ gab er ſich in der vollen fertigen Breite ſeiner ſelbſt. Und in dieſem Normal- und Sammelwerk ſeiner Eigenthümlichkeiten faßte Schiller mit der ganzen Kraft ſeines hochfliegenden Forſchergeiſtes Fuß, um das Bewußtſein des großen Freundes über und in ſich ſelbſt zu orientiren. Und ſo erleben wir es denn, wie dieſe beiden Geiſter, trotz der gegenſeitigen Bewunderung und Werthhaltung, ſich gelegentlich auch ſtark anfaſſen und ſchütteln. War es doch wie zu einem Rettungsact, wenn ſie Hand an einander legten, weil Jeder im Andern die Möglichkeit zum Höchſten, Vollendetſten und Umfaſſendſten ſah. Kant's großer Satz: „Beſtimme Dich aus Dir ſelbſt!“ war Beiden gemeinſam; die Idee der freien Selbſtbeſtimmung, die ächt proteſtantiſche Charakterkraft der geiſtigen Selbſtſchöpfung des Ichs war ein Allgemeingut jener Epoche voll ſtarker Naturen. Aber der Grundzug war in Beiden trotzdem ein anderer. Nach Goethe hat und verdient nur Der das Leben, der es ſich täglich erobert, um die Harmoniſirung ſeiner ihm von Natur gegebenen Kräfte in ſich zu ermöglichen. Nach Schiller hat und verdient nur Der das Leben, der nach deſſen höchſtem und heiligſtem Inhalt mit dem Flügelſchlag ſeiner ganzen Seele ringt, um das in ihm als Möglichkeit gegebene Göttliche zu verwirklichen, indem er die Gottheit ſelbſt in ſeinen Willen aufnimmt. Damit ſtellte ſich denn ſchon auf beiden Seiten Bewußtſein, Bekenntniß und Ziel als ein anderes hin. Das Evangelium der Freiheit ward Inhalt und Seele des Schiller'ſchen Weſens; die Rechte der Natur feſthalten und läutern: Goethe's Richtung. In Schiller war mehr Sturmdrang und Eroberungsluſt, in Goethe ſchließlich mehr ruhiges Ueberdauern und eine nachhaltige Kraft, vor der ſich Schiller — ich glaube: zum Nachtheil ſeiner ſelber — gemach beugte. Schiller's heftigere Subjectivität war andringender, angreifender Art; Goethe's Natur, die Objecte mehr walten laſſend, hielt ſich mehr in der Defenſive. Gegen die kategoriſchen Imperative ſuchte ſich Goethe den Inſtinct eines in ſich geſättigten Behagens zu retten, den Forderungen des Höchſten ſetzte er die Erwägungen des Möglichen entgegen. Goethe rühmte an Schiller: Adel, Freiheit, Kühnheit. Somit begriff er Schiller's große Cardinaltugenden, hatte alſo ein Recht auf deſſen Weiterentwickelung. Er drang ihm nichts auf; aber die paſſive Gewalt ſeines mächtigen Einwirkens ward als Gewöhnung um ſo größer, und während er zur Läuterung des Genoſſen beitrug, vollzog ſich bei Schiller dieſer Proceß bis zur Erſchöpfung, bis zum Aufgeben ſeiner ſelber. Schon in jener Zeit des gegenſeitigen Sichbekämpfens räumte Schiller zuviel ein, ſchoß im Kampfe zwiſchen Poeſie und Philoſophie über das Ziel hinaus, wenn er theoretiſirend und ſich im Pathos der Abſtraction überbietend zu jenem Ergebniß kam, der Dichter ſei „der einzige wahre Menſch“, der beſte Philoſoph „nur eine Caricatur gegen ihn“. Dazu trieb ihn die an ſich ſelbſt gemachte Erfahrung, daß der Poet ihn übereilte, wo er philoſophiren, und der philoſophiſche Geiſt ihn beſchlich, wo er dichten wollte. Jener große Drang Schiller's nach dem Abſoluten, jene hohe Zumuthung: „Nehmt die Gottheit auf in Euren Willen und ſie ſteigt von ihrem Weltenthron!“ kann nicht blos' Sache des Denkers, muß auch Triebkraft des Dichters bleiben, ſoll Dichtung mehr ſein als Spieltrieb der Phantaſie und der Sinne. Schiller ſprach — für die Realiſtik von heute zutreffend — das wegwerfende Wort von der „gemeinen Deutlichkeit der Dinge“; ihn widerte ſogar „die empiriſche Weltbreite“ an. Um ſo mehr hätte er die ſpeculativen Forderungen des Denkers, welcher Welt und Dinge im Geiſt concentrirt und im Kern erfaßt, Goethe gegenüber nicht preisgeben dürfen. Denn für die ſo oft gerühmte Univerſalität und Allumfaſſendheit fehlte Goethe ſowohl der hiſtoriſche als der philoſophiſche Sinn. Nur wenn er ſich unangenehm geſtimmt fühlte, „Katarrh hatte“ oder derlei kleine Hinderniſſe, konnte er ſich entſchließen und war er aufgelegt zu philoſophiren. Nun war aber juſt der Wilhelm Meiſter das Werk, in welchem „Goethe's realiſtiſcher Tic“ ſich gehen ließ. Dieſe Erkenntniß hatte Schiller, und wenn er dem Werke gegenüber, aller Begeiſterung für daſſelbe unbeſchadet, dieſen Standpunkt einnahm, ſo hätte er ihn auch ſpäter, weil er der ſeinige war, feſthalten müſſen. Daß Goethe eines ſolchen Mahners, eines Mahners aus der Unterwelt und aus der Welt der ewigen Ideen, bedurfte, ihn erſehnte, ihn willkommen nannte, ſehen wir ja aus der Art, wie er Schiller's ſpeculative Kritik des Romans aufnimmt. Schiller faßt am „Meiſter“ den ideellen Kern, der das Ganze einheitlich binden ſollte und nicht ſcharf genug concentrirt, tief auf und ruft den Dichter zum Idealismus des logiſchen Componirens, wie zum Idealismus der Weltauffaſſung zurück. Goethe bittet um Schiller's „kecke Pinſelſtriche“ für ſein Werk. Hierin liegt theils Eingeſtändniß der Empfindung deſſen was fehlt, theils Anerkennung, im Genoſſen dieſe ſcharfe Idealität im Schaffen, im Denken und Fühlen zu ſehen. In der That erſchienen ihm Schiller's Worte und Mahnungen in Bezug auf den Roman wie „Stimmen aus einer andern Welt.“

Eine perſönliche Begegnung fand 1794 wieder ſtatt, als Schiller von der Reiſe nach Schwaben krank und leidend zurückkehrte. Sein hoher Geiſtesdrang erhielt den geſchwächten, erſchütterten Körper aufrecht; er erſchien dem großen, in ſeiner Harmonie von Leib und Seele glücklichen Freunde ſchon damals „wie das Bild des Gekreuzigten“. Goethe hatte Reſpect vor der in ſchlechtem Dochte, aber von wunderbarem Oel genährten Flamme des Geiſtes in Schiller's Natur. Beide vereinigen ſich dann freilich dahin, daß die „geſunde und ſchöne Natur“ keine Moral, kein Naturrecht, keine politiſche Metaphyſik brauche, Alles in ſich ſelbſt habe. Goethe's reiche, breite, in ſich glückliche Natur bezwang allmählich die ſchärferen Poſtulate des Schiller'ſchen Geiſtes.

Schiller's und Goethe's Grundverſchiedenheiten kann man nicht beſſer bezeichnen, als wenn man in Bezug auf die Weltgeſtaltung die Begriffe: Vulcanismus und Neptunismus nebeneinanderhält. In der Art, wie ſie ihre Dichtungen componiren, gliedern, gipfeln und die Conflicte löſen, wird dieſer Gegenſatz vollſtändig klar. Schiller motivirt zu wenig, Goethe zu viel. Schiller übereilt die Kataſtrophe, Goethe ſchiebt ſie gern hinaus. Während ſich in Schiller mit einer Eruption der Stoff entfaltet, und eine gleichmäßig ſchaffende Natur nicht genug walten läßt, ſcheut ſich Goethe vor dem Bruch der Entfaltung, gefällt ſich in den Vorbedingungen zur Situation. Vorzüge und Fehler bei beiden Dichtern ergeben und erledigen ſich nach dieſen beiden Seiten ihrer Eigenthümlichkeit. In Schiller ein höherer Flug des Geiſtes, aber er überſtürzt ſich; bei Goethe ein ſchöneres und wahreres Ausbeuten des ſachlich gegebenen menſchlichen Momentes, aber faſt bis zum Vergeſſen der großen Aufgabe, als könnte ſeines eignen Fauſt Mahnung umgekehrt wahr werden, wenn er zum Augenblicke ſagen will: „Verweile doch, du biſt ſo ſchön!“

Es wäre leicht, an den einzelnen Schöpfungen beider Dichter dieſe ihre Grundverſchiedenheit darzulegen in Conſtruction eines Ganzen und in Ausführung des Einzelnen. Als Schiller todt war, fehlte dem großen Genoſſen immerdar dieſer Wecker und Mahner, der bei all ſeinem Thun gleichſam an die Pforte der Ewigkeit klopfte. Goethe hat die Lücke, die ihm der Tod Schiller's riß, nie füllen, nie verwinden können. Schiller hat ihm auch beim größten Werke ſeiner Spätepoche gefehlt. In den Wahlverwandtſchaften hat Goethe einen ſittlichen Conflict faſt wie einen bloßen Naturproceß behandelt. Hier hätte Schiller's Geiſt behütend und vor den Dämonen warnend einſchreiten können. Daß z. B. das Kind Eduard's und Charlottens jener Ottilie gleicht, deren Geſtalt und Weſen dem Zeugenden vorſchwebte: das hätte Schiller wie ein Sacrilegium behandelt. Goethe behandelte es zart, discret, aber doch wie einen chemiſchen Proceß, der ſeinen naturgemäßen Verlauf hat, und was uns in dieſer ganzen Dichtung als eine ſittliche Verirrung und Verwirrung der Geiſter und der Sinne erſcheinen ſollte, befällt uns blos mit der zwingenden Macht eines bald düſter fataliſtiſchen, bald aber auch profanen, chemiſch erklärbaren Waltens.

Der großen Ereigniſſe und Früchte aus gemeinſamer Schaffenszeit ſind ſoviel, daß wir füglich der Betrachtung, was beide Dichter ſich weiter und mehr noch hätten ſein können, nicht Raum geben ſollten Angeſichts der Zeugniſſe dieſer Gemeinſamkeit. Goethe's Wohlwollen und Freude am Schaffen Anderer war, wie überall, der ſicherſte Stempel einer gutgearteten, freudigen und gottvollen Natur. Sammlung und Stimmung ſuchen bei einander und geben ſich Beide. Sie tragen einander ſelbſt Stoffe zu, und wo der Eine den Stoff gefunden, glaubt der Andere noch ebenſo weſentlich in Sachen der Behandlung deſſelben das Seinige beiſteuern zu müſſen. Gemeinſam war z. B. das Thema der Kraniche des Ibykus, und als Schiller mit der Ausführung voranging, geſtaltete er nach Goethe's Vorſchlägen manches um, gab den Kranichen mehr Bedeutſamkeit, ihrem Erſcheinen zartere Vermittelungen und Uebergänge. Schiller ſuchte auch in den Balladen vom Allgemeinen zum Individuellen durchzudringen. Goethe geht vom Individuellen aus und ſucht das Allgemeine daraus zu gewinnen, wenn es ſich natürlich und von ſelbſt ergiebt. Ueber die Art des Schaffens bleiben ſie ſich verſchieden, fühlen aber ihre Grenzen und ergänzen ihre Lücken. Schiller dringt noch lange auf die Nothwendigkeit des Sentimentalen, als Grundzug der Seele zum Idealen. Es befreie allein vom Gemeinen und Leeren. Der Poet ſolle innerhalb des Sinnlichen ſtehen bleiben, aber ſich doch über das Wirkliche erheben; ſonſt gebe er vielleicht Wahrheit, aber keine Freiheit, Körper, aber keine Seele. Goethe ſiegt ſchließlich mit dem Axiome, auch das Gedicht, auch die Schöpfung des Geiſtes, müſſe ganz Naturproduct ſein, als ſolches werden und ſich gebährden. — Schiller iſt überraſchter von Schönheiten in Goethe's Dichtungen, hingegebener und hingeriſſener.

Goethe iſt mitunter ſcheinbar kühl neuen Schiller'ſchen Verſen gegenüber, ſeine Anerkennung iſt mehr Hochhaltung und Hochſchätzung. Im Grunde aber zeigt er ſich in ſeiner treuen befliſſenen Art als unermüdlich hülfreich und hülfeluſtig. Er prüft z. B. als Praktiker und an Ort und Stelle beim Rheinfall zu Schaffhauſen Schiller's Vers aus dem Taucher: „Es wallet und ſiedet und brauſet und ziſcht“ und findet ihn rhythmiſch und das Phänomen ſachlich treffend beſtätigt. Schiller iſt mit dieſer Realitätsprüfung ſehr zufriedengeſtellt und empfiehlt dem Freunde auch den Beſuch in einem Eiſenhammer, um in der Ballade vom Fridolin die Behandlung des Metiers ebenfalls zu prüfen. Das Zutreffen in Schilderung der Naturphänomene und Localgeiſter in Schiller's Tell hat ſpäter und noch in unſern Tagen die Beſucher jener Stätten, auf denen das Drama ſpielt, aufs höchſte überraſcht, da Schiller bekanntlich niemals jenen Boden betreten hat, den er mit ſo ſtarker Divinationsgabe zu malen wußte. Es war auch im Menſchen Schiller nicht Mangel an Menſchenkenntniß und Seelenkunde vorherrſchend, wie falſche Berichte uns glauben machen; er hat ſich vielleicht in jüngeren Jahren, z. B. in Alexander v. Humboldt, der eine verletzende Bemerkung im Schiller-Körner'ſchen Briefwechſel erfuhr, mitunter in Perſonen getäuſcht; allein Goethe ſelbſt ſpricht in den Unterhaltungen mit Eckermann ihm ſcharfe und umſpannende Perſonenkenntniß, und was noch weiter reicht, jene Gabe der Divination zu, welche die bloße, nach Erfahrungen mühſam eingeſammelte Menſchenkenntniß weit überflügelt.

Schiller iſt jeder Zeit bei Auffaſſung neuer Dichtſtoffe ſpeculativer, aber nicht ſo techniſch praktiſch wie Goethe. Wir erfahren das auch bei Entwürfen und Plänen, die verſuchsweiſe vom Einen oder Anderen aufgenommen und wieder aufgegeben wurden. Goethe conſtruirt epiſche Dichtungen, eine Jagd, einen Moſes, einen Tell. Schiller brennt jedes Mal darauf, die Ideen, um die ſich's dabei handele, zu accentuiren. Schiller's Don Juan gehört zu den nicht ausgeführten Plänen aus dem Balladenjahre 1797. Aermer an Stoffen, ſucht er oft ſehr ſchmerzlich nach Fabeln und wünſcht ſich einen eignen Sammler dazu, während Goethe ihm bedeutet, das könne der Poet nur ſich ſelber ſuchen; er leſe ſelbſt Herodot und Thucydides nur der Form wegen. Schiller fühlt ſich immer zu tragiſchen Stoffen gedrängt, während Goethe gar nicht glaubt eine wirkliche Tragödie ſchreiben zu können, und ſich durch den bloßen Verſuch zu zerſtören fürchtet. Nachdem Schiller die Malteſer aufgegeben, drängte ſich Alles in ihm zum Wallenſtein zuſammen. Er rückt der Epoche immer näher, wo er ſeinem ganzen Inhalt im poetiſchen Schaffen und in dichteriſcher Form vollauf zu genügen glaubt, aber ſeiner Jenaiſchen Epoche noch entſprechend, metaphyſicirt er zuviel über Wallenſtein, davon zu geſchweigen, daß er bei Abfaſſung des großen Gedichtes wenig die Verkörperung der Geſtalten und Conflicte auf der Bühne vor Augen hatte. Aber nicht blos ſeine Metaphyſik und ſeine Abſtrahirung vom Theater, auch Goethe ſelbſt mit ſeinem Hange zum Epiſchen hat dies große Gedicht Schiller's beeinträchtigt und behindert, den höchſten Grad dramatiſcher Geſtaltung zu erreichen. Schiller begann den Wallenſtein ohne die Abſicht zu einem getrennten Vorſpiel und einem Zwiſchenſpiel zu haben, wie letzteres ſich als: „Die Piccolomini“ ſelbſtändig als Schauſpiel ausweitete. Er begann den Stoff concentrirter, mithin dramatiſcher zu geſtalten; der erſte, in Proſa abgefaßte Act bezeugt das. Allein ein epiſches Gedicht (Hermann und Dorothea), das er bei Goethe entſtehen ſah, und das Beiden zu mannichfachen Gedanken über epiſche und dramatiſche Kunſt Veranlaſſung gab — der Briefwechſel enthält die betreffende Abhandlung, die daraus erwuchs — jenes epiſche Gedicht und die Erwägungen über die Bedingungen des Epiſchen und des Dramatiſchen bleiben — nach Schiller's eignem Eingeſtändniß — nicht ohne Einfluß auf ſeinen Wallenſtein, — einen Einfluß, den wir als einen nachtheiligen bezeichnen müſſen. Ein Jahr darauf ſtand das Stück anders feſt und erlebte im November 1797 ſeinen Beginn in Jamben. Der dritte Act von Wallenſtein's Tod gehört auch der Form und Wirkung nach zu dem Höchſten was in dramatiſcher Poeſie geſchaffen; allein die Conſtruction der ganzen Dichtung, namentlich mit der Abſcheidung deſſen was die Hauptkataſtrophen bedingt und erklärt und das Leben der Tragödie als Stoff aus der wirklichen Welt, aus dem Soldatenleben des Lagers, durchdringen und durchwachſen ſollte, kann nicht anders denn als eine verfehlte angeſehen werden. Auch Tieck bedauerte, daß Schiller das reale Leben des Lagers vom Räſonnement der Hauptgeſtalten ſchied, ſtatt es dazwiſchen zu ſtreuen, damit die Baſis, auf der jenes fußt, nicht ſchwindet, Leben und Denken, Reales und Ideales ſich wie bei Shakſpeare durchdringen und durchwachſen. Im September 1798 hatte ſich endlich aus dem ewig gährenden Chaos der Arbeit der Prolog ſelbſtändig gelöſt und war fertig geworden als beſonderes Stück; im October war auch dem Zwiſchenſpiel mit neuen Geſtalten und Motiven ſelbſtändiger Gehalt gegeben. Am 1. Mai 1798 war das Lager allein in Weimar zuerſt über die Bretter gegangen, zu Ende Januar 1799 die Piccolomini, im April deſſelben Jahres erſt der Tod. Die Theater damals machten wenig Anſtrengung, der Dichtung gerecht zu werden; als gedrucktes Gedicht dagegen war Wallenſtein in zwei Monaten mit mehr als 3000 Exemplaren vergriffen. Wallenſtein war der Gipfelpunkt der Schiller'ſchen Entwickelung; zu Ende 1799 zog er nach Weimar und gehörte von da ab der ſchöpferiſchen Dichtung für die Bühne an. Seine Schöpferkraft war wieder geweckt und erwies ſich auch als bloße Arbeitſamkeit genommen als eine rieſenhafte.

Schon 1796 hatte Schiller's Betheiligung an der Leitung des Weimariſchen Theaters begonnen, eine Betheiligung, die ihn, während Goethe den großen Freund walten ließ und ſich ſtill hielt, zum eigentlichen Dramaturgen machte. Die erſte Aufführung des Egmont geſchah nach Schiller's Bearbeitung des Stücks. Dieſe Bearbeitung iſt ſtreng, ſcharf, faſt unbarmherzig gegen epiſodiſche Einzelnheiten vom ſchönſten poetiſchen Gehalt; aber das Catoniſche in Schiller's Weſen ſpricht ſich darin ſo entſchieden aus, daß ſein Begriff vom Dramatiſchen hier an einer fremden Arbeit am deutlichſten zu faſſen iſt. Der Engländer Lewes iſt unwiſſend genug, zu ſagen, Schiller habe dies Drama wie ein Singſpiel ausgeſtattet. Im Gegentheil, wie Schiller als Kritiker ſchon den opernhaften Schluß mit der Viſion Klärchen's in Egmont's Traum verwarf, ſo ſtrich er ſogar die Lieder, die ſie ſingt. Es iſt auch unter uns viel gefabelt über theatraliſche Knalleffecte, die Schiller in ſeiner Bearbeitung verſchuldet habe. Eckermann hat Goethe, der ihm von der erſten Aufführung erzählte, falſch verſtanden. Iffland ſpielte den Egmont, und es war Deſſen Einfall, in der Kerkerſcene Alba vermummt erſcheinen zu laſſen, um ſich bei Verleſung des Urthels an ſeinem Opfer zu weiden. Egmont reißt ihm den Helm ab, heißt es, und ſomit iſt ſein Henker, ſein Todfeind entlarvt. Schiller hatte in der Begleitung Ferdinand's und als Staffage im Hintergrunde den wirklichen Henker in vermummter Geſtalt auftreten laſſen; dies ſeine Einrichtung als Regiſſeur des Stücks. An Iffland's plumpem Theatercoup, der ſpäter fortblieb, hatte Schiller keinen Theil. Dagegen ſtrich er die Scenen mit der Regentin, die das Wiener Burgtheater noch heute ſpielt, Scenen, die als bloße Situationsbilder den Gang der Handlung aufhalten. Brackenburg, dies Exemplar weibiſcher Unmannhaftigkeit, redigirte und reformirte Schiller gründlich. Klärchen ſelbſt befeuert den Schlaffen zur Thatkraft und betheiligt ihn an der Volksſcene, in der ſie die Bürger zum Kampf für ihren Helden aufruft. Die fein und ſauber ausgeführte Charakteriſtik der Volksfiguren im Stück iſt viel bewundert, auch überſchätzt, ſelbſt von Schiller in der Recenſion. Palleske erſt in ſeinem trefflichen Buch hat die Werthhaltung dieſer Scenen auf das gerechte Maß zurückgeführt, indem er daran mahnte, daß in den Goethe'ſchen Gruppen eines Volkes, das in der Geſchichte doch bald genug nach Egmont und Horn's Hinrichtung ſo Wunderwürdiges leiſtete und deſſen Aufſtand gegen die ſpaniſche Tyrannei Schiller als Hiſtoriker ſo gerecht geſchildert, doch zwei Hauptvertreter fehlen: der mächtige Kaufmann und der kühne Seemann, der Geuſe. Goethe's Darſtellung des aufrühreriſchen Volks der Niederlande iſt nur eine Satyre auf binnenländiſche, kleinſtädtiſche Krähwinkler. Goethe hatte keinen Sinn für Thaten und Geſtalten aus der Maſſe. Hätte er ſein Epos vom Tell gedichtet, er würde in dieſem freien Schweizer, der ſich von den Männern auf dem Rütli fern hält, um auf ſeine eigne Hand den Tyrannen zu tödten, nur den individuellen Eigenſinn des Sonderlings, der ſich von ſeinem Volke trennt, gefeiert haben.

Je dauernder das geiſtige Zuſammenleben beider Dichter wurde, deſto mehr ſchliffen ſich die Gegenſätze ihrer Naturen an einander ab; Jeder gab von ſich auf, um dem Andern zu genügen, Schiller zu ſeinem Nachtheil. Wer bei ſolchem Wettkampf eines ungeſuchten Rivalismus augenblicklich der Sieger ſcheint, iſt es nicht immer auf die Dauer. Es kommt darauf an, wie die Temperamente geartet und gemiſcht ſind. Das ſanguiniſche dringt raſch vorwärts; auch der choleriſche

Eifer erobert ſchnell und heftig, während das Phlegma, das anfänglich das beſiegte ſchien, mit breiter Sicherheit und nachhaltiger Kraft ſchließlich faſt vom ganzen Grund und Boden Beſitz nimmt. Goethe, nachdem das Sanguiniſche in ſeiner Jugend ſich erſchöpft hatte, war neben dem ſturmbewegten Schiller das Phlegma mit dem ruhigen Waltenlaſſen der Mutter Natur. Als der Aeltere läßt er es an ſich kommen, miſcht ſich nicht hitzig in den Streit, giebt an überfluthende Liebe nicht ſein Bewußtſein dran. Freilich gab er manches hin und empfing neuen Flügelſchlag, denn der Sturmwind, der ihn erfaßte, war gewaltig. Er ließ ſich durch Schiller's Feuereifer von neuem für die Bühne gewinnen, und in dem Sinne, wie Schiller ſie nahm, als Forum vor dem Volk, als Tempel nationalen Gottesdienſtes, als hohe Schule der Deutſchen zu einem nationalen Geſammtbewußtſein: in dieſem Sinne waren ihm die Bretter völlig neu. Er konnte es ſich auch gefallen laſſen, rückte ihm Schiller die Idee, ſo zu ſagen, näher auf den Leib, wenn man ihm die Summe ſeiner Anſchauungen und Erfahrungen als Idee erläuterte. Schiller war immer wie vom Wirbelwind eines geheimnißvollen Dranges erfaßt. Er verbrauchte raſch ſeine Kräfte; ſie gingen auf ein Ziel, das weit ab lag vom Glück des Augenblicks; er rang immer nach der Schönheit in transſcendenter Geſtalt, nach einer jenſeitigen Unſterblichkeit. Goethe hielt an der ſchon hienieden allſeits hingebreiteten Ewigkeit des Geiſtes feſt. Auf die Dauer hatte Schiller, der immer das Höchſte wollte, gegen Goethe, der ſich immer im Sicherſten gefiel, den Nachtheil, den der Stürmiſche gegen den überſichtlich Umfaſſenden haben muß; auf die Dauer ergab er ſich in Form und Inhalt immer mehr als der Ueberwundene; ſein Talent, ſein Wille, ſeine Kraft waren nicht ſo langathmig wie Goethe's feſter in ſich gegliederte Natur. Schiller ſchien immer excentriſch, Goethe in ſich geſammelt, Jener immer außer ſich, Dieſer ſtets bei ſich. Goethe blieb central geordnet; deshalb mußte ſich ſein Uebergewicht auf die Dauer geltend machen. Schiller bewunderte als Menſch an dem großen Gefährten die gottvolle Heiterkeit helleniſcher Geſundheit, die dem Leben der Gegenwart die breite Bruſt des Empfangens darbot; er bewunderte als Künſtler, ja beneidete faſt an Goethe die Grazie, die ſelbſt dem Leichtſinn ſittlich verwerflicher Stoffe, Situationen und Naturen eine reizende Folie abgewann. Ich meine unter Neid hier nicht die Regung der Scheelſucht gemeiner Naturen, ich meine die Sehnſucht nach etwas Unerreichbarem, die ſchmerzliche Sehnſucht, die Schiller als Stoiker mit ſeinem ſtreng gedankenvollen Sittengeſetz bei der Einſicht empfand, all die leichtgeſchürzten Genien, über welche der Epicuräer gebietet, nicht in ſeinem Dienſt zu ſehen. Fern von der ſittlichen Erbitterung, in der ſich Herder wie ein moroſer Hypochonder gefiel, bewunderte Schiller die ruhige Tiefe, die ungeſuchte, freiwillige Wahrheit in Goethe's Dichtungen, die Leichtigkeit, womit derſelbe „nur am Baume ſchüttelte, um ſich die reifſten Früchte zufallen zu ſehen, während ſie Andere mühſelig ſammelten und prüften." Anfangs fürchtete er, Goethe werde ihn ganz überflügeln, überwältigen, vernichten, während Goethe aufrichtig genug war, einzugeſtehen, wie wichtig es ſei, daß Schiller an ihm gerüttelt; „Sie haben mich", ſchrieb er ihm, „von der allzu ſtrengen Beobachtung der äußern Dinge und ihrer Verhältniſſe auf mich ſelbſt zurückgeführt; Sie haben mich die Vielſeitigkeit des innern Menſchen mit mehr Billigkeit anſehen gelehrt; Sie haben mir eine zweite Jugend verſchafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu ſein ich ſo gut wie aufgehört hatte." Schiller ſah den großen Freund auf der Höhe aller ſeiner Errungenſchaften, auf dem Gipfel ſeiner ſelbſt, im Blüthen- und zugleich im Fruchtgarten ſeiner glücklichen Natur; er ſolle nur nicht zögern zu ernten, nachdem alles Wünſchenswerthe geſäet, die zweite Jugend ſei unſterblich wie die der Götter. Er pries ihn und ſich glücklich um des ſpäten Zuſammentreffens willen, wie zwei Wanderer, die erſt am Abend des Lebens ſich finden, um eine letzte Fahrt gemeinſam zu machen, und ſich von früheren Reiſezügen viel zu ſagen haben. Nur in ſeltenen Augenblicken geſtand er ein, daß er, der um zehn Jahre Jüngere, beſtimmender und heilſamer auf Goethe gewirkt haben würde, hätten ſie ſich früher gefunden. Er rügte das Zögern in der Geſtaltung des Wilhelm Meiſter, den Mangel an Concentration in dieſer Schöpfung, die Vertrödelung der Intereſſen des tiefern Ernſtes, die Spielerei des dilettantiſchen Helden, die Vergeudung der Kräfte an bloße Komödianterei, während die höchſten Probleme des Lebens nur angedeutet ſeien, um ſie ſchuldig zu bleiben.

Schiller ging nicht ſo weit, wie ſpäter das Kind Bettina, den Dichter aufzurufen, ſeinen Wilhelm Meiſter hinauszuſchicken in die Schlachten, wo das Blut der Völker für Freiheit und Ehre floß. Der Dichter des Tell, in deſſen Munde dies von beſonderem Gewicht geweſen wäre, war in Schiller ſelbſt noch nicht fertig, aber ſchon der Dichter des Wallenſtein konnte dieſe Mahnung machen; und ſchon der Menſch in ihm, der Cato voll ernſter Sittlichkeit, konnte die ſanguiniſche Liederlichkeit im Verkehr der Geſchlechter an jenem Romane rügen, konnte ſein Erſchrecken ausſprechen, wie frei und leicht, wenn auch mit Grazie, Goethe über die Reize der Sinnenwelt gebot. Aber in dieſer Grazie Goethe's ſah Schiller für ſich die Schranke ſeiner eignen Natur, die Schranke, vor der er bewundernd ſtille ſtand, die Macht des großen Freundes und die Ohnmacht der eignen Schöpferkraft, der das Naive und die ſpieleriſche Heiterkeit der leichtgeſchürzten Amoretten verſagt war. Eine Hetäre wie Philine, mit dem ganzen Reiz der hüpfenden Welle des Blutes, der ſchelmiſchen Neckerei einer Najade und Sylphide, war für Schiller's ſchweren, mit dunkleren Farben gefüllten Pinſel eine Unmöglichkeit. Schiller hielt die plaſtiſche Meiſterſchaft Goethe's in der Zeichnung ſolcher Geſtalt für eine Begabung ſeines helleniſchen Geiſtes. Dabei zwang er ihn doch, von dem Anfangs, wie ein Brief Goethe's an Merck verrieth, bezweckten Plan abzugehen, blos „das Ganze des Schauſpielerweſens“ in Wilhelm Meiſter zu erledigen. Schiller rügte die Sorgfalt des Details, bei der die Idee des Ganzen leide, ſuchte den Helden aus der „ſchönen menſchlichen Mitte zwiſchen Phantaſterei und Philiſterhaftigkeit“ zum handelnden Leben zu treiben, ſo daß Goethe, an der Reform ſeines Romans verzweifelnd, den Freund ſelbſt auffordert, mit ſeiner Idealiſtik das Mangelnde zu erſetzen, und am Schluſſe der Lehrjahre ſeinen Wilhelm auf den Punkt führt, wo er „von einem leeren und unbeſtimmten Ideal in ein beſtimmtes thätiges Leben tritt, aber ohne die idealiſirende Kraft dabei einzubüßen“. Goethe verlor im Umgange mit Schiller glücklicher Weiſe die Luſt an der Pfuſcherei ſeines Hofpoetenamtes, um in auserwähltem Kreiſe der eiteln „Charakterloſigkeit des Geſchmacks“ zu huldigen. Schiller ſagte ihm: „Wenn es einmal Einer unter Tauſenden, die darnach ſtreben, dahin gebracht hat, ein ſchönes, vollendetes Ganze aus ſich zu machen, der kann meines Erachtens nichts Beſſeres thun als dafür jede mögliche Art des Ausdrucks zu ſuchen, denn wie weit er noch kommt, er kann doch nichts Höheres geben.“ Ohne den moraliſchen Zwang von Seiten Schiller's, ſich in ſich ſelber zu vertiefen und ſein Centrum zu erfaſſen, hätte ſich Goethe vielleicht kaum genöthigt gefühlt, den Fauſt, an deſſen „barbariſcher Compoſition“ er ſelbſt verzweifelte, wieder aufzunehmen; freiwillig aber, wie ein Sommertag ungeſtörten Glücks ſtieg Hermann und Dorothea am Horizont ſeines dichteriſchen Lebens auf.

War Schiller's Feuer der Begeiſterung für den großen

Freund von ſegensvollem Wirken, ſo übernahm ſich ſeine Bewunderung, indem ſich Unterſchätzung ſeiner ſelbſt darein miſchte. Das hob nicht blos das Gleichgewicht auf, in welchem ſich Beide getragen fühlten, es führte zu einer Abirrung, in die ſich Beide ſchließlich faſt gleich ſehr verloren. Schiller lief ſchließlich Gefahr, in Goethe's Natur und Errungenſchaften die ganze, volle, abſolute Summe dichteriſcher Functionen zu ſehen. Er beneidete in Goethe Alles, was ihm ſelber fehlte, und die oft nur ſcheinbare, nicht immer gegebene, ſondern oft genug in Schmerzen eroberte Harmonie Goethe's imponirte ihm mehr als heilſam war. Sogar Goethe's zerſtreute Beſchäftigung mit vereinzelten Fächern der Naturwiſſenſchaft flößte ihm nicht blos Intereſſe, ſondern Bewunderung ein, während Goethe ſelbſt ſpäter bedauernd eingeſtand, an Steine, an gleichgültige Einzelheiten im Naturbereich Kraft und Zeit verſchwendet zu haben. Und wenn Goethe ſich die Gattung der Tragödie abſpricht, weil er überzeugt ſei, daß der bloße Verſuch dazu ihn zerſtören könne, ſo hat Schiller, vom univerſellen Beruf Goethe's erfüllt, die Entgegnung bereit, dann läge der Grund von des Freundes Unfähigkeit zum tragiſchen Drama in den „unpoetiſchen Erforderniſſen dieſer Gattung!“ So mächtig nach und nach anwachſend war der Zauber, den Goethe perſönlich auf Schiller übte, in ihm eine Normalnatur zu ſehen, die geſetzgeberiſch die Welt nach ſich geſtalten durfte, ſtatt ſich den abſoluten Geſetzen des Daſeins zu unterwerfen. Selbſt wenn ihm die zerfahrende Vielthätigkeit des großen Freundes bedenklich, die Stoffe, nach denen er hin- und hergriff, um ſie bald wieder fallen zu laſſen, verwerflich ſchienen, blieb er beſtochen von der Art, wie Goethe Alles anfaßte. Wenn er von ſeinen Plänen nur ſpricht, ſagte Schiller, ſogar von der Bruchſtück gebliebenen Achilleïs, worin ſich blos techniſch ein „Homer nach Homer" gefiel, ſo hinterläßt er nach Schiller's Betheuerung einen „Eindruck von heiterem Feuer und aufblühendem Leben", den man nie vergeſſen konnte. Gab Schiller dem gegenüber ſein eignes Weſen allzu leicht auf, oder führten die Poſtulate ſeiner Vernunft aus freien Stücken darauf, ſich „des Gedankens Bläſſe anzukränkeln": genug, ſie entwöhnten ſich Beide gemach der concreten Fülle des Lebens, die Shakſpeare giebt ohne die Idealität ſeiner Dichtung zu ſchmählern. Dem Fauſt gegenüber drängte Schiller noch ſehr darauf, dieſen Vertreter der geſammten modernen Menſchheit in ein handelndes Leben zu führen. Dies ward ſpäter vom greiſen Dichter ſehr ſchwach vollführt: Fauſt vor Kaiſer und Reich ſind Schattenriſſe, wo wir Oelmalerei fordern. Aber Schiller mahnte auch daran, die metaphyſiſche Idee des Gedichts, ſeine ſymboliſche Bedeutung feſtzuhalten. Dies geſchah vollſtändig; nur ward das Symbol, mit dem ſoviel „hineingeheimniſſet" iſt, zu einem Nothbehelf, mit dem der Dichter, der ſchöpferiſchen Jugend- und Manneskraft baar, ſchließlich blos ſein Spiel trieb. Wir wiſſen nicht, was Schiller zum zweiten Theil dieſer deutſchen göttlichen Komödie geſagt hätte; wir wiſſen aber, wie die Vergötterung der Natur des großen Freundes Beide auf den Abweg führte, in Schemen der Abſtraction das concrete Leben wiederzugeben, in Schattenbildern die Welt abzuſpiegeln, die Ideen nicht in den Stoffen, ſondern als Reflexionen über ſie zu erledigen. Schiller verkannte die Kraft und Wucht ſeiner frühern Dramen in Proſa um der leidenſchaftlichen Auswüchſe willen, die nur Jugendhitze und ungeſchulter Geſchmack verſchuldeten. Er verkannte ſogar, daß er im Carlos bereits das Höchſte gegeben, was Idealität auf realem Boden zu geben vermag, die Gewalt des Gedankens ſich erſt recht in der Entfaltung des ſachlich mächtigen Stoffes zeigt und bewährt. Er entleerte ſeinen Wallenſtein bereits des concreten Inhalts, in der Meinung, mit der Reflexion über den Stoff Höheres zu geben. Er rügte an Goethe mit Recht die Vergeudung der Kraft an empiriſches Detail, wenn es keinem höhern Zweck diene; aber er ging zu weit, er drängte ihn und ſich ſelbſt auf ein Ziel hin, wo das Ideal nur in blaſſer Abſtraction zu faſſen war. Bei ſeiner Hinneigung zum Claſſiſchen drohte Goethe kalt ſymboliſch, Schiller bei ſeiner Metaphyſik rhetoriſch und declamatoriſch zu werden. Was Wunder, wenn ſich Beide nicht blos aus allem ſtofflichen Gehalt, ſondern aus aller Wirklichkeit der Welt zu verlieren Gefahr lieſen und bei der dünnen Aetherhöhe ihrer Bergesſpitzen die Richtungen Iffland's und Kotzebue's in untern Luftſchichten ſich um ſo glücklicher feſtſetzten, als dieſe, freilich nicht in Geſinnung und Styl, aber doch den Stoffen nach ſich nicht vom Material des eignen Volkes in gegebener Wirklichkeit entfernten. Goethe wenigſtens, nach ſeinen ſchwächlichen Verſuchen, im Großcophta, im Bürgergeneral, in den Aufgeregten die Stoffe des Tages zu traveſtiren, hatte wenig Grund, den Kotzebue'ſchen Soccus zu verachten, oder ſich zu verwundern, wenn Komus und Jocus vergnüglich ihr Neſt bauten, während der Kothurngang ſich aller Macht und Kraft realer Welt begab. Kotzebue's intriguante Oppoſition gegen den Goethecultus in Weimar will ich damit ſo wenig wie die Feldzüge der Gebrüder Schlegel gegen Schiller rechtfertigen.

Mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts ſehen wir ſtaunend Schiller's ausſchließlich dramatiſche Thätigkeit ſich entfalten. Dieſe Stetigkeit in Verwendung aller Kraft auf die eine Gattung der Poeſie war zweifelsohne dieſer Gattung wie dem Dichtenden ſelbſt von großem Heil. Aber die Unruhe, mit der Goethe, ein Proteus, von Form zu Form überging, ſich faſt jedes Jahr ein neues Feld der Intereſſen, einen neuen Wandel ſeiner ſchöpferiſchen Thätigkeit eröffnete, ging auf Schiller, auch als er auf das eine Gebiet ſich beſchränkte, inſoweit über, daß er im zwiefachen Anreiz romantiſcher und antiker Elemente und Formen nach entgegengeſetzten Seiten herumgriff. Schiller hat mit der antiken Tragödie den Tubaton des großen lyriſchen Pathos gemein. Auch die Dialektik des Wechſelverſes im Dialog machte er ſich ſtellenweis zu eigen. Sonſt war ſeine Poeſie nach Stoff und Richtung ganz romantiſch; die ſchlanke Grazie, die ſich Goethe aus der Antike aneignete, konnte ihm nie Ziel ſein, denn ſein ſtürmiſch großer Gedankengehalt überwog dieſe ſanft und harmoniſch in ſich behütete Form. Von der plaſtiſchen Kunſt verſtand er nach eignem Bekenntniß wenig, während Goethe nach Beendigung der jugendlichen Sturmepoche vorzugsweis im Ebenmaß griechiſcher Kunſt ſich ſchulte, unter Gebilden der Sculptur ſeine Stimmung ſuchte, nach ihnen ſeine Ausdrucksweiſen formte. Je mehr Beide vom Leſſing'ſchen Styl des Drama's ſich leider abwendeten, deſto mehr trachteten ſie nach dem Reiz der uns doch nicht naturgemäßen Antike. Solange ſie volksthümlich fühlten, lag ihnen die Muſe Shakſpeare's näher. Wie weit ſich aber ſelbſt Schiller zu ſeinem Nachtheil von Dieſem abkehrte und der claſſiſchen Form der alten Welt ſich zu nähern ſtrebte, beweiſt ſein Ausſpruch, unter des britiſchen Dichters Werken ſei ihm Richard III. das liebſte, weil es dem antiken Styl am meiſten entſpreche, beweiſt ſeine Bearbeitung des Macbeth. wie ſein Verſuch, in der Braut von Meſſina mit der Anwendung der Chöre einen ſonſt ganz romantiſchen Stoff zu antikiſiren. Alle ſeine Werke tragen den Stempel der gewaltigſten Geiſtesmacht, der erhabenſten Kraftentwickelung: aber ſie wurden keine feſten Typen eines nationalen dramatiſchen Styls, wie ihn Shakſpeare für England, Calderon für Spanien gegeben, wie er ſich mit Leſſing bei uns angefangen feſtzuſtellen. Schon in Maria Stuart, dem auf Wallenſtein folgenden Werke, hatte ſich Schiller nach der Antike beſtimmen laſſen, den ganzen Inhalt eines großen Lebens vorauszuſetzen und ein abgegrenztes Bild des Leidens und des Unterganges zu geben, das nach Shakſpeare'ſchem Maße blos den Stoff eines fünften Actes bot. In der Jungfrau von Orleans ſuchte Schiller eine romantiſche Iphigenie hinzuſtellen. An der Goethe'ſchen Iphigenia aber rühmte er, daß die eigentliche Handlung hinter den Couliſſen ſpiele, die Geſinnung, und was im Herzen vorgehe, „die Seele“ möcht' er's nennen, zur Handlung gemacht und „vor Augen gebracht werde“. Im Taſſo fand er allerdings „zuviel moraliſirende Reflexion“. Taſſo iſt die Blüthe, die natürliche Tochter die Endſchaft des ſublim-abſtracten deutſchen Dramaſtyls. Taſſo, dieſer poetiſche Codex idealer Reflexionen, dieſe weltliche Bibel edler Lebensregeln und Sprüche über den Umgang der Geſchlechter, dieſe ſprachliche Symphonie über entgegengeſetzte Empfindungen und Maximen zwiſchen Dichter, Staatsmann, Fürſt und Frauen, bleibt für alle dieſe Dialektik, aus Scheu vor ſeinem eignen Stoffe, alle Hoch- und Gipfelpunkte der herausbeſchworenen, zart behandelten, aber nicht zu Ende geführten Conflicte ſchuldig, und die Natürliche Tochter, wo ſelbſt das Perſonenverzeichniß ſtatt concrete Individuen nur Gattungen vorführt, nur Begriffe und Collectivrubriken auftreten, iſt das Aeußerſte in ſublimer Prüderie und manierirter Stoffentſagung. Marmorglatt, aber marmorkalt! war das Wort eines Zeitgenoſſen, Huber's. Schiller aber rühmte am Stück „die hohe Symbolik“, mit der hier „alles Stoffliche vertilgt“ ſei, ob er es ſchon, mühſam einſtudirt und vorgeführt, ſtill bei Seite legen mußte. Auch ſeine eignen Geſtalten wurden, nicht ſowohl glatt und kalt in Form und Haltung, aber blutleer, ſie drohten vor metaphyſiſcher Reflexion in Aether zu verdunſten. Dieſer ätheriſirende Verduftungsproceß, eine Abſtraction von aller concreten Wirklichkeit, erſchien ihm als das Höchſte, dieſe „Kunſt" war ihm bewundernswerth an jenem Werke und in dieſe Kunſt verliebte und verirrte er ſich mit ſeinen eignen Stoffen. Daß in ſeinen letzten Werken bei alle dem die ganze Gewalt realer Lebenskräfte mit ſtarken und großen Zügen und in Momenten, die das Höchſte bezeichnen, das je gedichtet worden, wider Willen vollauf durchbricht, die Macht ſeiner Poeſie ſich trotz ſeiner theoretiſchen Tendenz geltend macht, wie namentlich im Tell und theilweis im Entwurf ſeines Demetrius: das iſt ein Zeugniß mehr für unſere Behauptung, Goethe mit ſeiner Richtung habe, obwohl er dem Freunde zur Läuterung verhalf, zugleich abſchwächend auf ihn gewirkt. Im antiken Geſetz vom Bau des Drama konnten und mußten ſie ſich, ſo gut wie Leſſing, zurechtfinden, aber Styl und Inhalt konnten und durften ſie für ihr Volk und Zeitalter nicht der Antike entlehnen. Shakſpeare hat glücklicherweiſe die Antike nicht ſo weit gekannt, um ſie nachzuahmen; aber auch Leſſing, der ſie verſtand wie Einer, hat ſchaffend und geſtaltend nie antikiſirt. Die romantiſche Schule war in Deutſchland ein verwirrender und auflöſender, aber ein nothwendiger Rück- und Niederſchlag volksthümlicher Elemente, da unſere Claſſicität in gräciſirenden Formen gemach zu erſtarren drohte. Hat ſich in Bildung unſerer Sprachformen die antike Richtung mit Platen feſtgehalten, ſo iſt dies als Schulung und Mittel zu weiteren Zielen in der

Poeſie höchſt wichtig und preiſenswerth; aber ſelbſt wenn der Trimeter wieder das Versmaß für das verlorengegangene Portament des tragiſchen Pathos werden ſollte, ſo dürfte dies nie ſo weit als zuläſſig und heilſam gelten, daß wir an dieſe Form des Ausdrucks den Inhalt unſeres eignen Lebens drangäben oder verlören.

Der Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe verhilft uns auch zu dieſen Ueberzeugungen, denn er enthüllt uns in der gegenſeitigen Beichte und in dieſen Zeugniſſen gemeinſamer Arbeitſamkeit auch die Lücken, Fehler und Schwächen der Dioskuren. Wir ſcheuen uns nicht, dieſen Ausſpruch zu thun: dieſe vertraulichen Verhältniſſe verrathen uns auch die Stellen, wo Beide ſterblich ſind, ſich als endliche Geiſter bekunden, ihrer Nation und der Nachzeit die Fortführung und Verwaltung der von ihnen heilig gehaltenen Lebensſchätze überließen. Für ein Geſchlecht von Epigonen, das noch eigene Aufgaben haben will und ſoll, iſt der Briefwechſel auch in dieſer Beziehung lehrreich. — Es iſt auch ergötzlich, im Verkehr zwiſchen Schiller und Goethe manchen Einblick zu thun in allerlei kleine Schriftſtellernöthe. Ueber Druck, Vertrieb und Abſatz eines Almanachs, bei dem ſie ſich auf eigene Koſten mit 500 Exemplaren begnügen müſſen, über Redactionslaſten bei den Horen und anderes Intereſſe des litterariſchen Handwerks finden wir Erbauliches und Betrübendes genug. Schiller mußte förmlich, wie man's nennt, büffeln. Er war ſchlecht geſtellt, das Einkommen von ſeinen Büchern oft gering, die Nation ließ ihn bei ſeinen größten Dichtungen mitunter in Stich. Er ſchreibt aus Jena unter Anderem: „Für meinen Carlos, das Werk dreijähriger Anſtrengungen, bin ich mit — Unluſt belohnt worden. Meine niederländiſche Geſchichte, das Werk von fünf, höchſtens ſechs Monaten, wird mich vielleicht zum angeſehenen Mann machen!“ — Im höhern Sinn und vielfach als Warnung lehrreich bleibt der beiden Dichter Verhalten zu Publicum, Volk, Zeit und Politik. Goethe ſchreibt: „Wir müſſen unſer Jahrhundert vergeſſen, wollen wir unſeren Ueberzeugungen leben.“ Einer Nation gegenüber ein ſchrecklicher Satz! Er ſchließt die Abkehr juſt der edelſten Geiſter vom Heil der Geſammtentwickelung in ſich. An dieſe Entfernung vom Volksthum gewöhnten ſich Beide, und als ein neues Jahrhundert mit Sturm heranbrach, fand es die Heroen der alten Zeit ſchon in alter Eigenart, in ſubjectiver Vereinzelung ergraut. Schiller blieb bis ans Lebensende immer vorauf voll prophetiſcher Sehnſucht auf den Spitzen und Höhen kommender Zeiten; ſein Tell iſt ja ohne Abſchwächung ſeiner ächten, geſchichtlich volksthümlichen Stimmung ein plaſtiſches Meiſterwerk ſelbſt nach den Geſetzen des Goethe'ſchen Styls. Goethe aber wandte ſich ab, und ſelbſt als deutſches Volksthum ſeine Schlachten ſchlug, blieb er in Verehrung für das Fremde oder vergrub er ſich mit ſeinen ſüßeſten Empfindungen in den fernen Orient. Es lag in ſolcher Haltung eines überlegenen Geiſtes für ihn ſelbſt eine Nothwendigkeit, aber für die Entwickelung der Nation kein Heil. Aus der Erniedrigung realer Zuſtände — das ſpricht ſich in den Briefen Beider aus — hofften ſie getreu zur Herrlichkeit poetiſcher Darſtellungen ſich erheben zu können, und Goethe's Wahlſpruch: „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben", erklärt ſich damit. Uns aber erwächſt daraus die nationale Beſchämung, wie es möglich iſt, daß die Beſten ſich vom wahrhaften Inhalt des Volkslebens abwenden. Ueber „Kriegshändel" hören wir in ihren Briefen wiederholt die beiden größten Deutſchen wie zwei große Philiſter ſchwätzen. Um „Reichstagsſachen" kümmern ſie ſich natürlich nur, um gelegentlich Xenien darauf zu machen. Ueber die politiſchen Dinge dieſer Welt herrſcht in der Stimmung der Briefwechſelnden ein ungeheueres Phlegma. Goethe kommt (1797) in eine größere Stadt und ſpricht mit Widerwillen von der großen Maſſe, „zu der er gar kein Verhältniß hat"; ſein Wort war: je größer die politiſchen Formen, deſto häßlicher ihre Mißgeſtalt. Schiller war es nicht geſtattet, ſeine Prophetie vom Aufſtand des Volkes, wie er ſie in ſeinem Tell gab, zu erleben; aber dem Andern der Dioskuren der alten Zeit war hier entſchieden ein Etwas verſagt und vorenthalten, das ſelbſt der Jetztwelt der Deutſchen nur mit Mühe zugeſtanden, erſt der Zukunft vollauf anheimgegeben wird: Betheiligung und innerſte Gemeinſchaft des Einzelnen an und mit dem Schickſal und der Geſtaltung nationaler Geſammtheit.

Nach Hermann und Dorothea und der Natürlichen Tochter verſtummte Goethe als Dichter eine ganze Zeit neben Schiller. Die politiſche Bewegung des Zeitalters machte ihn ſpäter ſtill, aber ſchon vor dem unerſchöpflichen und gewaltigen Strom der Schiller'ſchen dramatiſchen Dichtungen ſaß er eine lange Zeit verſtummend am Ufer. Er ließ die ſtaunenswerth ſchöpferiſche Arbeitſamkeit des großen Freundes an ſich ruhig und bewundernd vorüberziehen, hatte kritiſch als Meiſter der Plaſtik an der Jungfrau, an der Braut von Meſſina ſelbſt in Einzelnheiten keine Einwendung mehr zu machen; Schiller war längſt für ihn auf dem Punkte angekommen, wo er nach ſeiner Weiſe „eine Natur" gewähren ließ. Und den hohen Werth dieſer Natur hat er ſchweigſam tief erkannt, ſchon ehe die Hülle dieſes Geiſtes zerbrach, auch den Menſchen im Schiller mit einer Zärtlichkeit geliebt, die ſtark mit rührender Ehrerbietung gemiſcht war. Schon früher hatte er ihn von Jena nicht ſelten zu ſich herübergeholt, ihn in ſein Haus genommen, unter ſeinen Sammlungen aus den Reichen der Natur und der Antike ſich des hohen Gaſtes erfreut. Die Familie Goethe zeigte noch lange mit Rührung das antik geſchmückte Stübchen, wo die alten Geiſteshelden traulich wie Brüder und ganz allein mit einander geſpeiſt, der zehn Jahre Aeltere den in ſich raſcher Verbleichten liebevoll gehegt und gepflegt, um ihn heiter für das Leben zu ſtimmen und zu gewinnen, bis er wohl begriff, daß auf des hohen Freundes vom Geiſt durchleuchteter, wunderbar transparenter Stirn ſchon früh ein Hippokratiſcher Zug zu leſen ſtand. Schon vom Jahre 1797 datiren die bei Ueberſendung eines Minerals geſchriebenen Goethe'ſchen Verſe: Dem Herren in der Wüſte bracht' — Der Satan einen Stein u. ſ. w.: Du wandelſt ihn mir in Brot des geiſtigen Lebens! Schiller ſah in Goethe in höchſter Potenz den genialen Künſtler und er ließ ihn, wie einen Verliebten, Sonne, Mond und alle Geſtirne des Lebens verpuffen, um der Freiheit des Kunſttriebes Alles zu opfern. Goethe durchſchaute an Schiller die künſtleriſchen und techniſchen Schwächen; dennoch kritiſirte er wenig an ihm, weil er inne ward, hier walte noch etwas Anderes als der Trieb des poetiſchen Artiſten, inne ward, hier greife ungeahnet ins Schaffen etwas Unmeßbares hinein, jenes Element, das er das Dämoniſche nannte, das er auf muſikaliſchem Gebiet an Mozart, Beethoven, auf dem dichteriſchen am Briten Byron, ſpäter in der politiſchen Weltgeſtaltung an Napoleon huldigend verehrte. Und dies aus dem Schooß der chaotiſchen Natur oder vom Himmel Stammende färbte ſich ihm an Schiller mit dem heiligen Anſtrich der leidenden Chriſtusmiene. So fand er ſich mit dem ihm nicht homogenen Element ab, ihm huldigend, ohne Theil daran zu haben. In der Leidensgeſtalt Schiller's ſah er in der That einen Zug des Gekreuzigten, und an Zelter ſchrieb er ſpäter von einer Chriſtusmiſſion Schiller's. Und als er todt war, ſtand das Bild des hohen Menſchen über Goethe's Scheitel wie ein heiliges, verklärtes Geſtirn, und er huldigte dem Geſtorbenen wie einem erhabeneren Weſen mit einer großartigen Demuth; ja er trieb mit dem Schädel des Erblichenen faſt Abgötterei und ließ ihn lange Zeit nicht wieder von ſich. Er verhüllte ſich vor der Welt und war lange Zeit unzugänglich. Sonſt, nach großem Verluſte, ſuchte er raſch abzuſchließen, wußte bald wieder das Gleichgewicht und die feſte, centrale Haltung zu gewinnen, um des Lebens Wechſel zu überdauern. Mit Schiller's Tod war der ideale Menſch in ihm erſchüttert, das höhere Ich, das über die Erde hinweg nach den Sternen greift, drohte mit Schiller ihm zu entſchwinden. Im Epilog zur Glocke pries er ihn als den Glücklicheren, während Schiller im Leben und Sterben ihm nie ſo erſcheinen konnte. Goethe war neben ihm ſtets der Vollendete, Schiller das Bruchſtück eines unendlichen Wollens; jetzt ſprach Goethe das Wort aus, das ihn beneidete als Den, der das Glück der Vollendung erreicht. Eine eben ſo tiefe Genugthuung liegt in Goethe's Worten, die Eckermann mittheilt. Es war als wenn Goethe, ſprach er vom hohen, verewigten Freunde, die Wirkſamkeit eines Gegenwärtigen fühlte. „Schiller, ſagte Goethe, erſcheint hier wie immer im abſoluten Beſitz ſeiner erhabenen Natur. Er iſt groß am Theetiſch wie er es im Staatsrath geweſen ſein würde. Nichts genirt ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug ſeiner Gedanken herab; was in ihm von großen Anſichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rückſicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Menſch, und ſo ſollte man auch ſein! — Wir Andern dagegen fühlen uns immer bedingt. Die Perſonen, die Gegenſtände, die uns umgeben, haben auf uns einen Einfluß. Der Theelöffel genirt uns, wenn er von Gold iſt, da er von Silber ſein ſollte, und ſo, durch tauſend Rückſichten paralyſirt, kommen wir nicht dazu, was etwa Großes in unſerer Natur ſein möchte, frei auszulaſſen. Wir ſind die Sklaven der Gegenſtände und erſcheinen geringe oder bedeutend, je nachdem uns dieſe zuſanmenziehen oder freier Ausdehnung Raum geben.“

Ihre letzte, perſönliche Begegnung war auch menſchlich ergreifend. Goethe ließ ſich nicht leicht von Todesfällen geliebter Perſonen überraſchen; er hatte Vorahnungen, begrub oft noch Lebende ſchon ſtill für ſich in Gedanken, ſodaß er dann kalt ſchien, trat der Tod, den er ſchon vorausempfunden und überwunden, thatſächlich ein. Am Jahresanfang 1805 hatte er Ahnungen vom nahen Tode des Freundes; wider Willen ſchrieb er an ihn am „letzten Neujahrstage“ und ſtrich das verhängnißvolle Wort, das ſich ihm mitten im Briefe wiederholt einſchlich, ſo daß er’s kaum abzuweiſen vermochte. Nachdem Schiller den tödtlichen Fieberanfall überſtanden, war ſein erſter Ausgang zu Goethe. Beide fielen ſich ſprachlos um den Hals; ein ſchmerzlich langer Kuß feierte ihr Wiederſehen, ehe ein Wort über ihre Lippen kam. Dem Blick des Ahnungsvollen war die ergraute Farbe des Angeſichts, die ganze Entſtellung der Züge des Freundes nicht entgangen; er wußte, daß er einen Sterbenden umarmte. Dennoch waren Beide ganz erfüllt vom Glück des Austauſches; der Krankheit geſchah keine Erwähnung, ſo wie Goethe, der in Geſundheit Athmende, es liebte. Sie haben ſich dann kurz noch einmal geſehen, am 28. April des Jahres Fünf, als Schiller zum letzten Mal das Theater beſuchte. Goethe trat unverſehens in ſein Zimmer, konnte ihn aber, unpäßlich wie er war, nicht begleiten; ſie ſchieden vor der Hausthür Schiller's. Als der Leidende am 9. Mai todt war, wagte die Umgebung Goethe's lange nicht, die Meldung zu machen. Erſt nach zwei Tagen erfuhr er die Thatſache, und man hörte ihn, den Starken, Feſten, die Nacht über auf ſeinem Lager ſchluchzen. Dann hat er ſich aufgerafft und ſein poetiſch ſchweigſam gewordenes Herz ergoß ſich über den Verklärten, von deſſen Schädel er ſich kaum trennen konnte, in jenem wunderbar herrlichen Strom elegiſcher Empfindungen: „Ihr kanntet ihn, wie er mit Rieſenſchritten den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß, und wie er athemlos in unſerer Mitte in Leiden bangte, kümmerlich genas: — das haben wir in traurig ſchönen Jahren, denn er war unſer, leidend miterfahren!“

„Und hinter ihm, im weſenloſen Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.“

Nie war ein Bündniß zweier Heroen ſo tief, ſo innig, ſo zart und fruchtbringend, nie mit ſo durchdringender Liebe geſchloſſen und Treue geführt; nie auch ward ein Liebesbund unter Männern verklärter gefeiert.

III.

Goethe in der Schule der Frauen.

III.

Goethe in der Schule der Frauen.

Die deutſche Leſewelt griff vor einigen Jahren ſehr begierig nach dem auch deutſch erſchienenen Buch des Engländers G. H. Lewes über Goethe's Leben und Schriften. Der Ueberſetzer deutete in ſeinem Vorwort auf Vorzüge hin, die das engliſche Werk vor deutſchen habe: des trefflichen Viehoff Schrift könne einen höheren Rang als den einer umfaſſenden Materialienſammlung nicht beanſpruchen; das Werk von Roſenkranz laſſe den Dichter und Menſchen zu ſehr hinter ſeinen Dichtungen und ihrer philoſophiſch conſtruirenden Betrachtung zurücktreten; das Buch des feinſinnigen Schäfer ermangele doch der lebensvollen kräftigen Erfaſſung einer Perſönlichkeit wie die Goethe's iſt, und der Friſche der Darſtellung, die ein ſolcher Gegenſtand verdient und erfordert. Gerade in den letztgenannten beiden Beziehungen ſei das Werk des Engländers ausgezeichnet. Um aber dem Buche von Lewes nach ſeinem Werthe den richtigen Platz anzuweiſen, hätte der Ueberſetzer wohlgethan auch des Engländers Vorwort zu geben, das mit ſeinen Anſprüchen gegen die deutſchen Vorgänger beſcheidener iſt. Das engliſche zweibändige Buch betitelt ſich: The Life and Works of Goethe, with sketches of his age and contemporaries from published and unpublished sources, by G. H. Lewes, author of „the biographical history of philosophy“ etc. Vor etwa zehn Jahren, als ich meine Arbeit begann, ſagt der engliſche Autor, gab es noch kein eigentliches Leben Goethe's; Schütz und Döring hatten wenig mehr gegeben als Abkürzungen von „Dichtung und Wahrheit“. Viehoff, ſagt Herr Lewes, ſei nicht einmal in Weimar geweſen; während der Engländer allerdings auf der geweihten Stätte lange und ſorgſam nach mündlichen und ſachlichen Zeugniſſen forſchte, auch wohl vielfach bei ſeinem längern Aufenthalt in Berlin Varnhagen v. Enſe's Beihülfe benutzte, ſich aber auch viel Klatſch zutragen ließ. Viehoff's umfaſſende Arbeit, ſagt Lewes, ſei ihm erſt zu Handen gekommen als die ſeinige fertig war. Gekannt habe er, als er ſeit 1847 ſchrieb, nur Mrs. Auſtins „Goethe and his contemporaries“ und Oxenford's Ueberſetzung von Eckermann's Geſprächen mit Goethe. — Viehoff hat jedenfalls das Verdienſt, zum erſten Mal das Material, wenn auch ſchwerfällig und unbequem, zuſammengetragen zu haben; ſein Buch reichte nicht mehr aus, nachdem Goethe's Briefe an Frau v. Stein mit Schöll's Forſchungen erſchienen. „Goethe's Leben“ von J. W. Schäfer iſt vom Jahre 1851 und ermangelt der Kenntniß des Herder'ſchen Nachlaſſes. Hatten bisher in Deutſchland weſentlich Schulmänner und Philoſophen, Kunſtkenner und Litterarhiſtoriker über des Dichters Leben und Dichten geſchrieben, ſo wollte endlich im

Engländer Lewes der Künſtler ſprechen, der als Mann ſeiner praktiſchen Nation zugleich die concrete Wirklichkeit entſcheiden läßt. Faſſen wir Alles zu Allem, ſo wird es jetzt vielleicht erſt möglich ſein, den Dichter Goethe aus dem Menſchen Goethe zu begreifen und aus der Quinteſſenz ſeines Weſens ſeine individuelle Geſtalt einfach und ſicher zur Erſcheinung zu bringen.

Wo Alles, wie bei Goethe, auf die perſönlichen Anläſſe geſtellt iſt, dergeſtalt, daß er ſelber alle ſeine Dichtungen für Gelegenheitsgedichte erklärte, da wird der Bezug zu weiblichen Naturen eine beſonders wichtige Rolle ſpielen. Sein ganzes Leben war eine Kette von Liebesneigungen. So lautet unſer Satz, ſollen wir ihn einfach ausſprechen. Immer hatte und genoß er ſich gern im Wiederſchein einer zweiten Natur, und ſpiegelt ſich in den Wirkungen, die er auf ſie und ſie auf ihn äußerte. In dieſer Luſt an Mittheilſamkeit lag ein Zauber für ihn, lag auch der Zauber, den er ſelber übte. Wir wollen zunächſt die ganze Reihe ſeiner Liebesneigungen beleuchten und ihre Wirkungen auf des Dichters Entwickelung ſchildern. Nirgends als in Goethe's Dichtungen ſind die Beziehungen zu Frauen gleich ſehr Brenn-, Licht- und Höhepunkte. Es war keine Nation da, auf deren Forum und in deren öffentlichen Geſammtintereſſen er ſich entwickeln konnte; es waren Individuen die ihn formen halfen. Männer, wie Herder in ſeiner Jugend, haben auf ſeinen Geiſtesgang gewirkt; ſeine Dichtungen aber entnahm er dem Gange ſeines Herzens, und hier waren Frauen die Geſtaltenden. Schiller's Einwirkung, dieſer letzte Aufruf zur Concentration ſeiner Kraft aufs Höchſte und Größte, kam zu ſpät; im ganzen langen Leben war ſeine Poeſie den Einflüſſen weiblicher Naturen anheimgegeben. Beleuchten wir Goethe in der Schule der Frauen.

---

1. Goethe's Mutter.

Die erſte Lehrmeiſterin des Dichters war ſeine Mutter, die Frau Rath, Katharina Eliſabeth, ein ächt Frankfurter Kind, Tochter des Schöffen und nachmaligen Stadtſchultheißen Textor, erſt 17 Jahre alt, da ſie, altehrbarer Sitte gemäß, auf beiderſeitiger Eltern Betrieb dem faſt vierzigjährigen Dr. juris Johann Caspar Goethe, kaiſerlichem Rath und Reſidenten in der Reichsſtadt, anverheirathet ward. Dieſe Frau iſt gefeiert worden wie je eine Dichtermutter. Hoch und niedrig verkehrte mit ihr und war entzückt von der Kernkraft ihrer Natur. Wieland nannte ſie „die Krone der Frauen“, „die Königin aller Weiber, die Herz und Sinnen des Verſtändniſſes haben“; Herder beneidet den Sturm um ſeine Flügel, um zu ihr hinfliegen zu können; Herzogin Amalie von Weimar möchte mit ihr alles Gute und Liebe genießen; Karl Auguſt ſagte, ſie trage „eine Glorie“ um ihre alte Frankfurter Haube. Bettina, ein Frankfurter Kind nach der Seite der naiven kecken Urſprünglichkeit, hat ihr mit Sympathie in ihren Briefen ein Denkmal geſetzt: die eignen Briefe der Frau Rath ſind ihr getreueſtes Conterfei. Ein

Jubel der friſcheſten Lebensluſt durchſtrömt dieſe Briefe, durchſtrömt dies Herz, das Mutter Natur in ihrer beſten Laune ſchuf, ein Jubel, den wir einen dionyſiſchen nennen dürften, ſtände dies von Luſt und Heiterkeit ſtrahlende Antlitz nicht zugleich feſt und ehrſam orthodox wie in deutſchem Holzſchnitt vor uns. „Fröhlichkeit iſt die Mutter aller Tugenden!“ iſt mit Götz von Berlichingen ihr Wahlſpruch, und ſie ſchlägt, wenn ſie das bewahrheiten will, auf die Bibel und ſagt: Alle gute Gabe kommt von Gott, auch des Leibes und der Seele Heiterkeit! — Darin liegt ein Anker der Gottſeligkeit, der uns zwingt fromm zu ſein, nicht blos im Sturm des Mißgeſchicks, ſondern auch im Rauſch der Freude. Dem „großen Heiden“, wie ihn die Puſtkuchen, die Menzel und die Eichendorff geſcholten, iſt dieſer Anker, auch wenn er verſchwiegen feſtſaß, nie aus der Seele gewichen, und ſomit war und blieb die Mutter ihm die erſte Bildnerin ſeiner Seele, ob er ſchon den großen Unbekannten auf Pfaden ſuchte, wo ihn die engbrüſtige Frömmelei nie gefunden, und des hohen Gottesſohnes Spruch: „In meines Vaters Hauſe ſind der Wohnungen viele!“ ſich an ihm bewahrheitete.

In der jungen Mädchenſeele der Katharina Eliſabeth Textor, ſagt man, ſei eine Neigung aufgeflammt, über welche freilich nur die romantiſche Bettina berichtete, eine Liebe, deren Flamme nicht ſowohl ins Vaterland als in Kaiſer und Reich ſchlug, eine erſte Liebe zum jungen ſchönen deutſchen Kaiſer Karl VII. aus dem Hauſe Baiern, der 1742 das Oſterfeſt in Frankfurt feierte. So orthodox und reichsſtändiſch war in Katharina Eliſabeth die erſte Mädchenliebe. Sie war dem hohen Herrn gefolgt in alle Kirchen, war ihm nachgelaufen auf allen Stegen und Wegen, und es hatte ſie immer „wie ein Donnerſchlag getroffen", wenn er ſeine Augen aufgeſchlagen. Als fünf Poſthörner früh Morgens des Kaiſers Abfahrt verkündeten, ſtürzte ſie aus dem Bett ans Fenſter, ſtieß ihr Schienbein wund am Stuhle und hatte Zeitlebens davon eine Kniewunde, — wie Bettina erzählt. Sie hatte ihm aber nachgeſehen, und er hatte ihr mit dem Schnupftuch gewinkt bis er die Straße hinaus war. Das paßte ſo zu der „Schwebereligion", und zu der ſchwebenden Liebe, die ſich im phantaſtiſchen Kopf des alten Kindes Bettina geſtaltete. Es ſieht aber der kleinen Textor, der ſpätern Frau Rath, ſolche Romantik auf kaiſerlich römiſchem Goldgrund ähnlich. — Wie ſie, achtzehn Jahre alt, den Wolfgang gebar, concentrirte ſich all ihr Herzensbedürfniß in dem einzigen Sohne, den ſelbſt der ſteif bedachtſame Herr Vater „einen ſingularen Menſchen" nannte. Daß er ein ſingularer Menſch ward, dafür ſorgte das Schickſal auch inſofern, als ein nachgeborner Sohn alsbald ſtarb; die jüngere Tochter Cornelie artete weit mehr nach dem Vater. Auch von ihm hatte der Wolfgang viel, mehr vielleicht als ſein eignes Bekenntniß zugab:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernſtes Führen;
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Luſt zu fabuliren.

Aber zu der Mutter Blut geſellte ſich auch noch deren Wahlverwandtſchaft und Liebe. Um ſo vieles jünger als der Gatte, ſtand ihr der Sohn deſto näher, und ſie erzog ſich im Knaben, zum Erſatz für den fehlenden Genoſſen und Geſpielen, einen Vertrauten und Freund. Der Dichter, der ſich ſpäter in ſeinen höchſten Glückſeligkeitsmomenten einen Liebling der Götter dünkte und nannte, war als Knabe zunächſt dieſer Mutter Liebling, ein Schooßkind ihrer heiterſten Laune. Seine geniale Beweglichkeit und allſeitige Empfangensluſt hat in der Mutter Art und Natur ihren Grund, und dieſe Art und Natur ging im Blut auf ihn über; auch dieſe Luſt am Daſein, dieſe reſpectvolle Freude an des Lebens Schätzen, geheimnißvollen und offenbaren, ſinnlichen wie geiſtigen, ſeine Luſt zu helfen, zu ſchaffen, zu fördern in Anderen und für Andere, dieſer wunderbare Drang, den Genoſſen die Welt zu erſchließen und ihnen eine Stätte zu bereiten, damit Gott und Natur ſich in und mit ihnen freudig und kraftvoll offenbaren könne. Die freie ungebundene Selbſtbeſtimmung ſeines Weſens wurde nicht wenig genährt durch den Mangel an öffentlichem Schulzwang und eigentlicher Gymnaſialzucht unter Altersgenoſſen; das Gefühl einer Ausnahmeſtellung reifte im Knaben, und dieſe Empfindung der Beſonderheit und Abgeſchiedenheit ſteigerte, ſinnlich wie geiſtig, das Bedürfniß zum Lieben, noch mehr das Bedürfniß, ſich geliebt zu fühlen.

Hier liegt ein tiefes Geheimniß ſeiner Art und Natur: ſeine Unruhe, nie anders als im Verkehr mit einer zweiten

Perſönlichkeit, im Spiegel ſeiner ſelber, und im Brennpunkt einer Neigung leben, athmen, ſchaffen und dichten zu können. Und an dieſen Nimbus, ſich von einer Liebe getragen zu wiſſen, hat ihn zuerſt die Mutter gewöhnt. Dies Mutterherz war vom Sohne entzückt wie ſonſt nur Mädchen- und Frauenherzen in Liebe brennen. Seine geiſtige Größe dämmerte nur wie eine verſchwiegene Ahnung in dieſer Mutter auf; es war ſeine Erſcheinung, ſeine Geſtalt, ſein Weſen, was ſie am Jüngling entzückte. Sie erzählt das ja ſelbſt bei einer Winterfahrt auf dem Main. „Mutter," ſagt der Sohn, „Sie hat mich noch nicht ſchlittſchuhfahren ſehen und das Wetter iſt heut ſo ſchön!" — „Ich zog — ſo ſchreibt ſie, — meinen carmoiſinrothen Pelz an, der einen langen Schlepp hatte und vorn herunter mit goldenen Spangen zugemacht war, und ſo fahren wir denn hinaus. Da ſchleift mein Sohn herum, wie ein Pfeil zwiſchen den Andern durch: die Luft hatte ihm die Backen roth gemacht und der Puder war aus ſeinen braunen Haaren geflogen. Wie er nun den carmoiſinrothen Pelz ſieht, kommt er herbei an die Kutſch und lacht mich freundlich an. Nun, was willſt Du? ſag' ich. Ei, Mutter, Sie hat ja doch nicht kalt im Wagen, geb' Sie mir Ihren Sammetrock! — Du willſt ihn doch nicht gar anziehen wollen? — Freilich will ich ihn anziehen! — Ich zieh' halt meinen prächtig warmen Rock aus, er zieht ihn an, ſchlägt die Schleppe über den Arm und da fährt er hin wie ein Göttersohn auf dem Eiſe. So was Schönes giebt es nicht mehr, ich klatſche in die Hände vor Luſt! Mein Lebtag ſeh' ich ihn noch, wie er den einen Brückenbogen hinaus und den andern wieder herein lief und wie da der Wind ihm den Schlepp lang hinten nachtrug."

Und bei all dem Glücksſeligkeitsgefühl behauptete ſich zugleich jeder Zeit ihre Würde; ihr Humor hielt ſie nicht ab, ſich gewiſſermaßen im Stück wie eine Hauptperſon zu gebahren. Als die Grafen Stolberg zu Beſuch bei ihr waren, machte ſie ſich mit dem Gewicht einer Großhofmeiſterin geltend, und hieß ſeitdem Aja, ſei's, daß dieſer Name eine ſpaniſche Gouvernante oder die Würde eines türkiſchen Beamten, der ſich lebenslänglich angeſtellt weiß, zu bedeuten hatte. (Nach Düntzer ſtammt der Name aus den Haymonskindern.) Goethe ſelbſt erzählt: Die Grafen waren damals voll Ungeſtüm, und nach einer und der andern genoſſenen Flaſche Wein kam der zeitgemäße Tyrannenhaß zum Vorſchein, und man erwies ſich lechzend nach dem Blute ſolcher Wütheriche. Um dies ins Heitere zu wenden, verfügte ſie ſich in ihren Keller, wo ihr von den älteſten Weinen wohlunterhaltene große Fäſſer lagen, Jahrgänge 1706, 1719, 1726, 1748, von ihr ſelbſt gepflegt und nur bei feierlich bedeutenden Gelegenheiten in Anſpruch genommen. Mit dieſem Gewächs erſchien ſie wieder vor den lautgewordenen Jünglingen und rief ihnen zu: „Hier iſt das wahre Tyrannenblut! Daran ergötzt Euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hauſe!"

Die Berufung des Sohnes nach Weimar ſah ſie gern und mit Stolz, blieb aber für ſich lieber im alten gewohnten Geleiſe daheim, wo ſie mit ihrer orthodoxen Reichsbürgerlichkeit mehr galt. Alle Welt in Weimar jedoch blickte auf ſie hin, um ſich Raths bei ihr in Sachen des großen Sohnes zu holen, Verſtändniß über ihn oder Einfluß auf ihn durch ſie zu gewinnen. An Frau v. Stein beſchrieb ſie 1785 ihre eigene Silhouette: „Ich habe die Gnade von Gott, daß noch keine Menſchenſeele mißvergnügt von mir fortgegangen, weß Standes, Alters und Geſchlechtes ſie auch geweſen iſt. Ich habe die Menſchen ſehr lieb, und das fühlt Alt und Jung, — gehe ohne Prätenſion durch die Welt, und dies behagt allen Erdenſöhnen und -töchtern, — demoraliſire Niemand, ſuche immer die gute Seite auszuſpähen, überlaſſe die ſchlimme Dem, der die Menſchen ſchuf und der es am beſten verſteht, die ſcharfen Ecken abzuſchleifen, und bei dieſer Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt.“ — Der Frau v. Staël ſtellte ſie ſich im reichſten Schmuck und Anzug mit den Worten vor: „Je suis la mère de Goethe!“ Als Tieck, verkappt als Doctor Gall, ihr zugeführt wurde, hielt ſie ihm ihren weißen Kopf hin, um ihn unterſuchen zu laſſen, was ihr Sohn von ihr habe, lachte aber dann hell auf, wie ſie die Myſtification erfuhr. Die Hausfrau des Götz und die Mutter in Hermann und Dorothea gaben ſicherlich getreue Züge von ihr, die Kernkraft des Gemüths und eine heitere Frömmigkeit der Seele. Das Theater blieb der Matrone Steckenpferd bis in die letzte Zeit hinauf. Im Briefwechſel mit Zelter leſen wir von einer Aufführung der „Geſchwiſter“ bei leerem Hauſe in ſtarker Sommerhitze. Da rief ſie über's

Orcheſter hin: „Herr Werdy, ſpielen Sie nur tüchtig, ich bin da!“ Worauf Werdy und Alle ſehr gut, ja begeiſtert ſpielten. Nach dem Ende des Stückes rief ſie hinüber: „Ich bedanke mich auch ſchön und will's meinem Sohn ſchreiben!“ — Einen Gruß auf der Straße erwiderte ſie durch Stehenbleiben, zierlich wie bei der Menuett mit den Fingerſpitzen die Röcke erfaſſend, und mit tiefem Knicks. In der Krankheit, die ſie ſchließlich ergriff, ward ſie ungeduldig, ſtellte ſich aber wie ihr eigner Schulmeiſter gleich zur Rede und ſagte ſich vor: „Ei ſchäm' Dich, alte Räthin! Haſt guter Tage genug gehabt in der Welt, und den Wolfgang dazu, daß Du jetzt garſtig ſein willſt. Willſt Du denn immer auf Roſen gehen? Biſt über's Ziel, über Siebzig hinaus! — Schauen's, ſetzte ſie, dies ſelbſt erzählend, hinzu, gleich iſt's beſſer worden, weil ich ſelbſt nicht mehr ſo garſtig war!“

Den Arzt fragte ſie aus, wieviel ſie noch zu leben habe. „Mach' Er mir nichts vor! Ich weiß doch, daß es mit mir aus iſt. Sag' Er's rund heraus: wie lang' hab' ich noch zu leben!“ — Mit heiterer Faſſung hörte ſie dann die Meinung: „noch bis zum nächſten Mittag.“ — „So bleib' Er bei mir bis ich todt bin!“ bat ſie ihn. Am Morgen ihres Todestages (13. September 1808) erhielt ſie noch eine Einladung; ſie ließ erwidern: „Die Frau Rath kann nit komme, ſie hat alleweil zu ſterbe!“ — Ihr Leichenbegängniß hatte ſie ſauber geordnet, heiter das Leben bis auf den Grund ausſchlürfend und gewaffnet in Tapferkeit und heller Zuverſicht. Den Mägden hatte ſie den Todtenſchmaus noch bis auf die Weinſorten und die Größe der Präzeln genau beſtimmt. Ja nicht zu wenig Roſinen! hatte ſie angeordnet; ſie habe dies nie im Leben leiden können und würde ſich auch noch im Tode darüber ärgern. „Sie ſtarb — ſagte Goethe ſelbſt — in altteſtamentlicher Gottesfurcht, voll Zuverſicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott.“

---

2. Fräulein v. Klettenberg und das Frankfurter Gretchen.

Neben der Mutter war die Schweſter Cornelie die nächſte weibliche Geſtalt, die den Knaben Wolfgang im häuslichen Kreiſe umgab. Der Dichter hat über die Schweſter im Buche aus ſeinem Leben genugſam berichtet; eine Dichtung datirt nicht mit ihr. Cornelie war von der Charakterart des ernſt bedächtig ſtrengen Vaters; eine ſolche Geſtalt konnte behüten, aber nicht anregend wirken. An ſchweſterlichen Seelen hat es auch ſpäter, neben den Amoretten, die ihn umſchwebt, in ſeinem Leben nicht gefehlt; in der Leipziger Epoche tritt Friederike Oeſer in dies Rollenfach. In der Frankfurter Knabenzeit mit ihrem Uebergang zum Jünglingsalter, juſt um die Zeit ſeiner Einſegnung (1763), zog ihn eine geiſtliche Freundin in den Kreis ihrer Empfindungen: **Suſanna Katharina v. Klettenberg**, 26 Jahre alt bei Goethe's Geburt, ſeit 1760 Conventualin im Katharinenkloſter, das Urbild der „ſchönen Seele“ im ſechſten Buche von Wilhelm

Meiſters Lehrjahren. Ihre Gedichte, 16 an der Zahl nebſt 6 Aufſätzen und eben ſoviel Briefen gab Dr. Lappenberg in Hamburg zum Goethejubiläum heraus. Den patriciſchen Kreiſen der Reichsſtadt Frankfurt angehörig, hatte ſie bei feiner Weltbildung und bequemer Wohlhabenheit, aber kränkelndem Körper, für verſagtes irdiſches Lebens- und Liebesglück im überirdiſchen Freunde und Tröſter jene Ruhe, jenen harmoniſchen Gleichtact und jenen Frieden der Seele gefunden, der wie ein Aether ihr feingewebtes Nervenleben durchzog. Die „Schönheit“ dieſer Seele beſtand in der reinlichen Sauberkeit ihrer geiſtigen Verfaſſung, in der Entfernung von allem gröberen Sinneneindruck, in der Enthaltſamkeit von allem Lärm weltlicher Begier. Ihre ſelbſtgeſtellte Aufgabe war, die Erde preiszugeben um einen Himmel zu erobern, aber dieſen Himmel, nach Verluſt eines „Narciß“, in der geiſtigen, aber perſönlich feſten Geſtalt des Heilandes und Erlöſers ſchon hienieden gegenwärtig zu haben und lebendig wirkſam zu fühlen. Das ward ihr zur Quinteſſenz aus aller Weltbewegung, aller Weltgeſchichte und allem Natur- und Menſchenleben. Die Perſon Jeſu Chriſti umfaßte bis zum Gefühl in den Nervenſpitzen ihre ganze Exiſtenz, legte ſegnend ihre Hand auf all ihr Thun und Laſſen, breitete einen Mantel um all ihr Denken und Fühlen. Es war das erſte geſchloſſene lebendige Syſtem, welchem Goethe in einem Menſchenweſen auf ſeiner langen Laufbahn begegnete. Er hat ſpäter und jeder Zeit auch vor dem was er „eine Natur“ nannte, auch wenn ſolch Menſchenweſen nur ganz ſinnliche

Bedingungen zur Baſis brauchte, ſo was man ſagt: „Reſpect“ gehabt; nicht ſelten mehr als billig, ſo daß er gehen ließ was er nicht ändern, für berechtigt in ſich hielt was „Gott-Natur“ ſo und nicht anders angelegt, den kategoriſchen Imperativ, den er erſt ſeit dem Umgang mit Schiller aus der Kant'ſchen Lehre kennen lernte, dem Glück oder Unglück einer in ſich fertigen Exiſtenz gegenüber nicht wirkſam genug in die Wagſchaale legte. Die ſchöne Seele aber erſchien ihm wie ein Naturereigniß auf ganz ſpirituellem Grund und Boden, ein Phänomen von Luftſpiegelungen, das in den tiefſten elementaren Geſetzen des Geiſtes ſeine Erklärung fand. Sie war krank und doch heiter. Hier waren die Kreislinien feſt, beinahe eng gezogen, und die Harmonie der Stimmung ließ die hier waltenden Kräfte nicht als entſchieden krankhafte entarten; in der Geſtalt eines Mittlers zwiſchen Erd' und Himmel, Endlichem und Ewigem war ein Centrum gefunden, das unerſchütterlich ſchien. Die Magie ſolcher in ſich fertigen Perſönlichkeit zog ihn ſo mächtig an, wie der Erdgeiſt im Fauſt dem Beſchwörer zuruft: „Du haſt mich mächtig angezogen, An meiner Sphäre lang geſogen — Und nun?“

Goethe ſchrieb das ſechste Buch des Wilhelm Meiſter in ſeinem 36. Lebensjahre (1785), kurz vor ſeiner italieniſchen Reiſe, die ſo vielfach den Bau germaniſcher Elemente in ihm abbrach, um antikem Inhalt und der helleniſtiſchen Richtung Raum zu geben. Zwanzig Jahre ſpäter ward ihm die Geſtalt der Frankfurter Epoche erſt fertig zu einem poetiſchen Gebilde „in farbigem Abglanz“, in welchem er nach ſeiner äſthetiſchen Theorie das höhere „Leben“ ſuchte und feſthielt. Die lange Dauer bis zum Abſchluß mit dieſer Geſtalt beweiſt wie treu ſie ihm geblieben, wie langathmig ihr Einfluß geweſen, wie ſorgſam, wenn auch im Stillen und unbemerkt, er an der Sphäre dieſer Erſcheinung geſogen, an ihrem Inhalt innerlich gezehrt. Bekanntlich verbrannten die ſpäter fromm gewordenen Stollberge wie Wielands Schriften und Schillers „Götter Griechenlands“, ſo Goethe's Wilhelm Meiſter bis auf die Bekenntniſſe der ſchönen Seele. Frömmelnde Wortgläubige hätten ſich doch ſagen können, daß wer dieſe Geſtalt gezeichnet, ſie in ſich tragen, ſie freilich auch austragen mußte um ſie geiſtig zu gebären. Der „große Heide“, wie die Hengſtenberge und die Eichendorffe, gleichviel ob proteſtantiſch oder römiſch, ihn ſchelten, las ſogar in ſeiner Spätzeit täglich ein Capitel in der Bibel, nicht um Götzendienſt zu treiben mit Form und Wort, ſondern aus ihrem Inhalt in den Zeugniſſen der Märtyrer und Männer Gottes Kraft fürs Leben zu ſchöpfen, auch wider ſolche Steiniger an einem Sanct Stephan. Ganz aufzugehen in der Sphäre der frommen ſchönen Seele: das hätte ihn allen Reichthum des großen Lebens aufgeben heißen für ein ſtill tiefes Winkelchen, wo es dem Herzen ſchaurig und ſelig wird, der Geiſt aber für alle Eroberungspläne die Segel ſtreicht. Gleichwohl hat der Greis in hohen Jahren geſtanden, es habe ihn oft im Leben der Gedanke beſchlichen, ob er auch wohl Recht gethan, ſich der Richtung zu ſo frommer Einkehr abzuwenden.

So wie Goethe „die ſchöne Seele“ geſchildert, iſt Fräulein Klettenberg wohl nicht ganz in der Wirklichkeit geweſen. Goethe copirte nicht; im Gegentheil, den Aether ihrer Wirklichkeit hat der Dichter, wie ich glaube, noch einmal ätheriſirt und deſtillirt, während manches ſchwach Motivirte in der Schilderung Goethe's doch ſchließen läßt, daß er nach vorliegenden Briefen und Tagebüchern dieſe Bekenntniſſe geſchrieben. Die Weltentfremdung der ſchönen Seele iſt nicht ohne Willkür und Laune. Es fehlt uns das Gefühl der Nothwendigkeit, ſich ausſchließlich dem himmliſchen Bräutigam zu widmen, und die Entdeckung, welche Ungeheuer im menſchlichen Buſen niſten, macht ſie an dem Galan Philo, ohne daß wir ſein geheimes Verbrechen erfahren, die Schlange erkennen, die heimlich ihr die Roſen der irdiſchen Liebe vergiftete. Der Jüngling hatte unter dem unmittelbaren Einfluß ihrer Perſönlichkeit ganz andere Sachen, die „Poetiſchen Gedanken über die Höllenfahrt Jeſu Chriſti, auf Verlangen entworfen von J. W. G.“, wie das Frankfurter Jugendproduct bezeichnet iſt, und eine ganze Reihe geiſtlicher Oden gedichtet, die nicht mehr vorhanden ſind. Dies war zweifelsohne etwas ſteifleinene Arbeit, gegen das Seidengeſpinnſt in den Bekenntniſſen der ſchönen Seele. Er ſchuf das unter directer Eingebung. Fräulein v. Klettenberg ſtand unter den Einflüſſen der damals wirkſamen Meſſiade von Klopſtock, und auch das ſonſt helldenkende, frohgemuthe Mütterchen des Dichters hatte in Angewöhnung und Charakter viel Theil an ſtreng Lutheriſch orthodoxer Wort- und Formgläubigkeit. Den Glauben an dereinſtige Fortdauer, an perſönliche Genugthuung und Entſchädigung für hienieden Verſagtes hatte die Frau Rath ſogar bis zu der ſinnlich kecken und kindiſchen Forderung in ſich ausgebildet, auch das ihr im Wirthſchaftskrame verlorengegangene Schlüſſelbund im Lande Jenſeits — falls es einen Gott und eine Wiedervergeltung gebe! — ſicherlich wiederzufinden. Fräulein v. Klettenberg, auf einen engen Kreis auserleſener Genoſſen in ihrem Umgang beſchränkt, zählte auch die Frau Rath zu ihren Freundinnen, hatte im Goethe'ſchen Hauſe ſoviel Einfluß, daß ſie ſpäter über Wolfgangs Berufung nach dem Weimariſchen Hofe erſt um Rath gefragt wurde und ihre Zuſtimmung gab, die Anfangs der Vater verweigerte. Auch die Frau Rath muß bei all ihrer friſch naiven, ſinnlich heitern Lebenskraft doch etwas Sympathiſches für die Frommgläubigen gehabt haben, und dies Sympathiſche war die in Frankfurt erbgeſeſſene Lutheriſche Orthodoxie, jene bis zur Steifheit ſtrenge Spießbürgerlichkeit in Glaubensſachen, an welcher die Frau Rath ihrerſeits ſo unerſchütterlich feſthielt, um nach ſolch abgethanem Tribut nebenbei auch allzeit friſch, heiter und geſund ſein zu können. Der Knabe Wolfgang empfing von der Gotteserleuchtung ſolcher Frömmigkeit einen Abſchein und Abglanz auf ſeine Stirn; ſonſt hätt' ihn dies Element als bloßes Phänomen nicht ſo lange beſchäftigt. Die fromme Freundin übertrug ihr Wohlwollen von der Mutter auf den Sohn. Der Knabe war geiſtig früh geweckt; ſie hat vielleicht gehofft ihn ganz für die Bahn zu gewinnen, auf der allein ſie Glück und Frieden gefunden. Sie ſah in ihm ein nach unbekanntem Heile ringendes Weſen; ſein Schwanken, ſeine Unruhe ſchrieb ſie dem Umſtande zu, daß er noch keinen „verſöhnten Gott“ habe. In Anwandlung frommer Gefühle ging er ſogar damit um, eine neue Religion zu ſtiften; die ſeltene Reinheit ihres Weſens gab allen ſtürmiſchen Gemüthern Frieden. Sie hat den Knaben geliebt, und geliebt wollte dieſer Wolfgang ſein, wollte man Zugang zu ihm haben. Zu dieſer Verwöhnung bevorzugter Geiſter hatte das Frau Mütterchen den erſten Grund bei ihm gelegt; die ſanfte, ätheriſch blaſſe, himmelſelige Freundin pflegte zu zweit dieſes Gefühl in ihm, ſich geliebt zu wiſſen, und dies Gefühl ward bei ihm zum nothwendigen Bedürfniß; ohne im Lichtglanz der Neigung einer Seele zu ihm ſich wiegen zu können, war der Knabe, der Jüngling, der Mann, ja der Greis Goethe unfähig ſich in großen Linien zu bewegen, bedeutſamen Zielen zuzueilen. Dies Glück ſolcher Gewöhnung ging in ſeine ganze Lebensweiſe, ja in die Art, wie er ſtudirte und arbeitete, über. Er las nur was ihm Freunde zutrugen, ſeine mittheilſame Natur bedurfte ſolcher Anregung und Vermittelung, wo ſonſt deutſche Gelehrte in ihrer Studierſtube Alles einſam in ſich hineinwürgen, aber ihr Wiſſen auch oft genug bei ſich behalten oder unverdaut wiedergeben. Die ſchöpferiſche Formgeſtaltung, für deren Trieb Goethe alle Nahrung zu ſich nahm, hatte ſchon in der Art, wie er ſich's beibringen ließ, ihre Bedingung. Was ihm nicht durch Perſönlichkeiten vermittelt wurde, blieb für ihn todte Maſſe; ſo war er bis auf Spinoza, den ihm die Jugendgefährten aus der Herder-Jacobizeit zugeführt, für alle Philoſophie ſonſt unzugänglich; hiſtoriſchen Sinn hatte er weſentlich nur im Intereſſe für eine Perſönlichkeit der Weltgeſchichte. Die Perſönlichkeit der frommen Freundin gewann ihn für die abſtracte Einkehr einer einſam ſtill chriſtlichen Weltentſagung, ſo wenigſtens, daß er den Zauber dafür begriff. Sie hat mit leiſer, zarter, durchſichtiger Hand des Knaben Wolfgang Lockenhaar geſtreichelt und ihn elektriſch und in Neigung für das geſtimmt, was ihr das Höchſte und das Einzige ſchien.

Aber in dieſem Apolloknaben regte ſich der Jüngling ſchon. Sein allſeitig ſich erſchließendes Gemüth mochte doch wohl zugleich etwas beengende Schwühle in ſo ſtillbehüteter Sphäre empfinden. Um ſo ſtärker regte ſich dann der Widerpart in ihm, das Anakreontiſche Gelüſt, das ja gleich tief, wenn nicht vorherrſchend, in ſeiner Natur begründet lag. Es ward in ſeiner jungen Seele Alles gleichzeitig gepflegt; in ſeinem Innern ſah es oft ſehr kunterbunt aus, wie in der Frau Mutter Schreibepult, von dem Dieſe ſelbſt berichtete, alle Monate räume ſie darin auf, um ihre Correſpondenz zu erledigen, denn da liege Alles, Weltliches und Heiliges, arg durcheinander, es ſehe da aus „wie im Himmel, alle Rangordnung aufgehoben, Hohe und Geringe, Fromme, Zöllner und Sünder — Alles auf einem Haufen, — der Brief von Lavater ganz ohne Groll beim Schauſpieler Großmann.“ Schäfer nennt es geradezu einen Fehler in des Knaden Erziehung, daß Alles zu früh und gleichzeitig neben einander betrieben wurde, ſchulmäßiger Zuſammenhang ſeinem Einzelunterricht fehlte und der Zügel ſich vermiſſen ließ. Jedenfalls entſprang jedoch aus dieſer erſten Lebensführung die Friſche autonomer Selbſtbeſtimmung, auch in wiſſenſchaftlichen Studien, zugleich auch Goethe's Hang zum Wechſel, ſein Mangel an Gemeingefühl mit einer Geſammtheit. Hatte ihm dies Gefühl der Zuſammengehörigkeit nicht die Schule gegeben, ſo verſagte ſich ihm das auch, als das zuſammenhangloſe Vaterland endlich im Zorn wider Franzoſenthum und entehrende Fremdherrſchaft zum Gemeingeiſt erwachte. Um ſo mehr war Goethe allezeit auf Perſönlichkeiten und Perſönlichkeitsverhältniſſe gewieſen, während ſeinem Herzen, ſo deutſch es war, die Sonne eines Kosmopolitismus leuchtete, in deren Strahlen er dem Gedanken einer Weltlitteratur und einer allgemeinen Verbrüderung der Menſchengeiſter nachhing. Auch dies iſt ja deutſch; nennt uns Deutſche doch noch heute der Americaner Emerſon die Nation „die für die Welt denkt," während Engländer, Franzoſen und zumal Americaner Völker ſind, die nicht blos für ſich denken, ſondern auch für ſich arbeiten.

Den Jünglingsknaben Wolfgang trieb die Frankfurter Orthodoxie ſteifer Frömmigkeit, ſo tief ſie Keime in ihn legte und im Stillen dauernd haftete, zum andern Pol ſeiner lebendürſtenden Natur. Er kam ins Gewühl ſinnlich leichtbewegter Geſellen und ſtahl ſich, ſelbſt unter dem Deckmantel der mütterlichen Beſchönigung, auch Nachts hinweg, um Gelage mitzufeiern, wo Luſt und Liebe ihre erſten, aber nicht ganz reinen Flügel hob. In ſolch einem Kreiſe, der den Dichterjüngling ſogar mißbrauchte, lernte er **Gretchen** kennen das Frankfurter Bürgermädchen, das für ſeine erſte Geliebte gilt, von ſeinem Gretchen im Fauſt wohl aber nur den Namen hat. Jenes Frankfurter Geſchöpf, die Schweſter eines leichtfertigen Kameraden, war Abends Schenkmädchen im luſtigen Kreiſe, Tagesüber auch Putzmachermamſell in einem Modewaarengeſchäft. Ein abendliches Gelag hält den Schwarm luſtiger Geſellen bis über Mitternacht hinaus beiſammen, und wie der vornehme Sohn des kaiſerlichen Rathes den Hausſchlüſſel vergeſſen zu haben bedauert, der ihn ſtill ohne Vaters Merken heim ins Neſt geleiten konnte, da macht das Gretchen den Vorſchlag, lieber ganz die Nacht beiſammen zu bleiben. Die bacchanale Geſellſchaft nimmt das an, und wie der Schlaf ſie übermannt, gruppirt man ſich Paarweiſe, um die Nacht zu überdauern, das Pärchen Wolfgang und Gretchen in der Fenſterniſche, ſie mit dem Kopfe ſchläfrig an ſeine Schulter gelehnt, und er, im Gemiſch von Zärtlichkeit und Stolz, der von ihr Auserkorne zu ſein, die reizende Laſt ſtützend bis auch er der Müdigkeit erliegt. Auf Betrieb der kecken Burſchen hatte Wolfgang die Liebeserklärung eines Mädchens an einen Herrn, den man necken wollte, abgefaßt, Gretchen aber allen Ernſtes, als wenn Neid ſie treibe, ihn geſcholten, daß er derlei Verſe, ſtatt aus eignem Antriebe, nur zu fremden Zwecken für Andere mache. Eine Frage, ob ſie ſich zu ſeinen Verſen bekennen wolle, hatte ſie halb ſcherzhaſt bejaht und damit war ein traulich Verhältniß artig eingeleitet. Ihre Haltung war ganz ehrbar, von niemand ließ ſie ſich berühren, auch von ihm nicht; nur ihrerſeits lehnte ſie gern den Arm auf ſeine Schulter, wenn er Nachts den Geſellen ſeine Schwänke vorlas. Bei der Krönungsfeierlichkeit hat er ſie durch die Stadt geleitet, und als er vor ihrem Hauſe ſchied, hat ſie ihm die Stirn geküßt, ohne Ahnung, daß es ihr letztes Begegnen war. Der Unfug der Burſchen war ruchbar, ſogar criminell geworden, die poſſenhaften Myſtificationen in Polizeiverbrechen und Geldſchneiderei ausgeartet. Gretchen, ebenfalls vor Gericht gezogen, ſagte über Wolfgang aus, ſie habe den Knaben wie eine ältere ſchweſterliche Freundin von üblen Streichen eher abgehalten. Für des angehenden Jünglings Eitelkeit war es kränkend genug, daß ein Mädchen, nur um wenige Jahre älter, ſich ſo oberhofmeiſterlich gegen ihn erklärte; es verdarb ihm das Wohlgefallen an ihr, ob er es ſchon mühſam bekämpfte, nachdem ſie, vielleicht auf höheren Betrieb, die Stadt verlaſſen. — Eine Tradition in Frankfurt macht dies Gretchen zur Kellnerin im Bierhauſe „zum Puppenſchränkchen". Die Exiſtenz eines Offenbacher Gretchens, Tochter im Wirthshauſe „zur Roſe" daſelbſt, iſt wohl nur aus Verwechslung eine Fabel in der Gallerie der Goethe'ſchen Geliebten. — Das Gefühl der Beſchämung blieb aber dem Jüngling lange genug und in ſeiner nächſten Berührung mit einem weiblichen Weſen, als Student in Leipzig, ſpielte er lieber ſeinerſeits den Coquetten und Intriguanten, ſtatt ſich von der Ueber-

Univ. Bibl. München

legenheit eines ältern Mädchens närren zu laſſen. In ſeiner Herzenskränkung aber und Troſtbedürftigkeit ſchloß er ſich in Frankfurt damals um ſo inniger der Schweſter an. Auch that ihm im Liebesleid ſelber eine vertraute Freundin nebenher noch noth, wie ſpäter Auguſte Stolberg in der Liebesepoche mit Lili eine ſolche war, bis ihm Charlotte v. Stein Geliebte und Freundin in Einer Perſon werden ſollte. Die „ſchöne Seele“ beherrſchte ſpäter noch zum zweiten Male auf Momente des Dichters Gemüth, als er krank und matt von Leipzig heimkehrte und der zerfahrenden Weltluſt müde, wieder im alten Giebelzimmer des väterlichen Hauſes am Hirſchgraben ſaß, ſich alchymiſtiſchen Studien ergab und den Theophraſtus Paracelſus und van Helmont las, als ſollt' er ſchon damals zum Fauſt ſich rüſten. Da gab es recht eigentlich Momente, wo die ſchweſterlichen Seelen ſich zur Pflege ſeiner bemächtigen mußten. Und neben der Schweſter Cornelia war es von neuem Fräulein v. Klettenberg die zu ihm herantrat, um ihm in der Ebbe ſeines Herzens zur Seite zu ſtehen und das halb geſtrandete Fahrzeug vor gänzlichem Verſinken zu behüten. Aus den Tröſtungen einer abſtracten Welt, die ihm da wurden, ſchuf er ſich ein neuplatoniſches Chriſtenthum, das ihm ſpäter Spinoza zu einer gewiſſen Weltreligion des Geiſtes umgeſtalten half. — Fräulein v. Klettenberg ſtarb im December 1774, 51 Jahre alt, bald nachdem Klopſtock Frankfurt beſucht hatte und für Goethe die perſönliche Beziehung mit dem Prinzen von Weimar angeknüpft war. Die Erſcheinung von Werthers Leiden hat ſie noch erlebt, ſelbſt den Clavigo; doch war ihr Einfluß auf den Dichter ſchon erloſchen. Der zum zweiten Mal mit ihr lebendig gewordene Verkehr war nur wie eine Reue geweſen, die ihn nach einem ſehr bedenklich weltlichen Leben in Leipzig angewandelt.

---

3. Das Leipziger Käthchen und Friederike Oeſer.

Otto Jahn brachte Goethe's Briefe an Leipziger Freunde, an den Weinwirth Schönkopf und deſſen Tochter Käthchen, an Oeſer und deſſen Tochter, an die Buchhändler Breitkopf und Reichert u. ſ. w. mit Steindrucken des anmuthigen Anna-Käthchens, der ſchalkhaft neckenden Friederike Oeſer und der ſeltſam in ſich vertieften und verſteiften Cornelia Goethe, deren meiſt franzöſiſch geſchriebene Briefe wie auferlegte Schulübungen ausſehen.

Es war juſt in der Michaelismeſſe, im October 1795, als der ſechszehnjährige Wolfgang Goethe in der Pleißeſtadt anlangte und alsbald in der großen Feuerkugel auf dem Alten Neumarkt Wohnung nahm. Frankfurt war damals gegen Leipzig geſellſchaftlich wie bürgerlich und kaufmänniſch ein in orthodoxer Haltung zurückgebliebener Ort. Erſt mit dem Sitz des deutſchen Bundestages hat die Mainſtadt das alte reichsſtädtiſche Coſtüm abgelegt und an Eleganz, diplomatiſchem Weltverkehr und Glanz die Pleißeſtadt wieder überflügelt. Meſſe und Hochſchule hatten damals wetteifernd nach außen und innen Leipzig zu einer Weltſtadt von Bedeutung gemacht; es dünkte ſich bei dem jährlich zweimaligen Zuſammenſtrömen von mercantilen Kräften, namentlich aus dem damals noch nicht verſchloſſenen europäiſchen Oſten, ein Mittelpunkt des univerſellen Weltverkehrs. Dem entſprach das Raffinement der ſocialen Bildung; trotz der Gellert'ſchen Richtung mit der ſtill in ſich gedrückten timiden Frommſeligkeit hat Leipzig dem jugendlichen Studenten Goethe den Eindruck von einem „Klein-Paris" gemacht, wie er das im Fauſt, in Auerbach's Keller, ſelbſt verkündete. Es war hier zum erſten Mal, daß der Jüngling Welt ſah, europäiſche Welt im Meßverkehr und Bildungswelt im neueſten Zuſchnitt.

Der Jüngling Goethe ſchien theils eckig und orthodox, theils leichtſinnig und wild. Seine derben Frankfurter Manieren mit der ſtark provinziellen oberdeutſchen Mundart galten dem feinen Modeton für Uncultur. Die altfränkiſche Art, wie er gekleidet ging, unterwarf ihn wiederholten Neckereien, und als im Theater ein Dorfjunker im ähnlichen Schnitt auftrat und allgemeines Gelächter erregte, tauſchte der Frankfurter Patricierſohn ſeine geſammte Garderobe ſchnell in neumodiſche Tracht um. Die Frau des gelehrten Hofrath Böhme, bei dem er Jus und Staatswiſſenſchaften tractirt, wird ſein weiblicher Mentor und ſchult ihn mehr als Quartanten und Kathedervorträge. Sie nimmt ſich nicht blos ſeiner geſellſchaftlichen Tournüre, auch ſeiner geſammten Aeſthetik, Moral und Geſchmacksrichtung an. Nicht allein ſeine reichsſtädtiſche Garderobe und ſeine Frankfurter

Manieren, auch ſeine Ueberzeugungen von dem was gut und ſchön, bringt er ihr zum Opfer; ſeine bisherigen Gedichte, Hochzeitscarmen, Gelegenheitsverſe, Epiſteln, geiſtliche Oden und anakreontiſche Verſuche, Alles übergiebt er den Flammen der Leipziger Aufklärung. Die männliche Gallerie von Zeitgenoſſen aus der Leipziger Welt hat er ſelbſt uns vorgeführt, ausführlich Gottſched mit deſſen Bedienten bei ſeinem Beſuch in Scene geſetzt, über die Studien und Exercitien bei Gellert berichtet. Er war jedoch auch in Leipzig weit mehr in der Schule der Frauen. Die ebenſo aufgeklärte wie elegante Frau Hofräthin Böhme war äußerſt kritiſch und fein; ſie widerlegte ihm den ganzen bisherigen Vorfund deutſcher Litteratur. Das wirkte aufräumend, aber mehr negirend als poſitiv förderlich. Wenn man ihm Klopſtock bezweifelte und Gellert nahm, ſo gab man ihm dafür nicht in Leſſing den ſtarken Hort und Anwalt einer heimiſchen Zukunft; die Aufklärung in Klein-Paris war weſentlich franzöſirt; Frankfurt, ſo nahe der weſtlichen Grenze, war deutſcher als Leipzig, die dem ſlaviſchen Oſten hin geöffnete Welthandelſtadt.

So gleichſam abgebrannt an heimathlichen Begriffen und Sitten, mehr elegant neumodiſch geformt als mit neuem Inhalt erfüllt, beſucht ihn in der Fremde der zehn Jahre ältere Landsmann Johann Georg Schloſſer, der ſpäter ſein Schwager wurde, damals Geheimſecretär eines Herzogs von Württemberg. Goethe führte ihn ins Weinhaus im Brühl Nr. 79, um in des Wirthes Frau eine Landsmännin aus Frankfurt zu begrüßen. Da tauchten heimiſche Erinnerungen im Jüngling auf, und machten ihm wohl und weh. Frau Schönkopf, die kräftige Wirthin, blieb mit ihren Gäſten gern über Kaffee und Tabak hinaus bei Tiſche, und wenn des Wirthes Töchterlein Anna Katharina, meiſt Käthchen geheißen, in Dichtung und Wahrheit als Aennchen und Annette vorgeführt, den Wein auftrug nach rheiniſcher Art, da ward Beiden, dem Jüngling und dem Mädchen mit heimiſchem Blut mütterlicherſeits, das Herz voll, zumal Abends, wenn der Studioſus mit ſeinem Flöten- oder auch Celloſpiel zum Clavier ſtümperte. Spielten ſie Komödie, ſo hatten Käthchen und Wolfgang natürlich die Liebhaberrollen. Der Student Goethe begann dies Käthchen zärtlich zu lieben. Hatte ſie etwas von ſeinem Frankfurter Gretchen oder war's nur ein leiſer Anflug davon, eine Heimwehſtimmung oder ſein allzeit reges Bedürfniß; genug, er hat dies Käthchen ſehr gern gehabt und in ihr gleich ſtarke Liebe entzündet. Aber er wollte mit ſeinen Empfindungen nicht abermals lächerlich erſcheinen, auch nicht wie ehedem als Knabe geringgeſchätzt werden. Auch Käthchen war wie jenes Gretchen älter als er. Statt ſich verſpottet und als ein Spiel der Mädchenlaune zu ſehen, wollte er lieber ſelbſt den Anſchein loſer Spielerei ſich geben. Vielleicht auch ſagte ſich jetzt der Patricierſohn, wo zum zweiten Mal ein ſchönes Wirthshauskind ihn zärtlich reizte, daß ein Abſtand ſei zwiſchen ihm und ihr. Genug, er wollte nicht erkannt, nicht ertappt, nicht entlarvt ſein und ſpielte Verſteckens mit ſeiner an ſich ehrlichen Empfindung. Er ward erfinderiſch in der Poſition, die er ſich gab. Von der Dame

Hofräthin zum Elegant dreſſirt, ſtellte er ſich verliebt in ein hochſtehendes Fräulein ſeiner Bekanntſchaft, gab ſich den Schein, als gelte Dieſer ſein Staat und ſeine Toilette. Er ſchnitt ſogar Cour bei dem hochgeſtellten Fräulein, um in der That die Aufmerkſamkeit der Leute von ſeiner Neigung zum Schönköpſchen abzulenken. Mit dieſer tyranniſchen Grille quälte er nun das arme Kind, das für ihn fühlte, und ähnlich wie Ophelie zum Hamlet ſagen konnte: In der That, mein Prinz, Ihr machtet mich es glauben! Und ſo verdarb er ſich die ſchönſten Tage, bis des Mädchens Geduld erſchöpft war und ihre Neigung in kummervollen Thränen ſich ertränkte. Nun bereute der Jüngling ſein frevelhaftes Thun, bemühte ſich das verlorne Herz wiederzuerobern; aber vergebens, und in ſeiner Verzweiflung ſtürmte er nun auf ſich ein, ergab ſich leidenſchaftlichen, vielleicht wilden, jedenfalls ausgelaſſenen Zerſtreuungen, denen eine zerrüttete Geſundheit, ein Blutſturz, wie er es als Greis ſchildert, phyſiſch das Ziel ſetzte, während ſeine Seele nicht eher Ruhe und Sühne fand, als bis er den ganzen Liebeshandel im Schäferſpiel: „Die Laune des Verliebten“ poetiſch wiedergegeben. Seine geſammte Weltauffaſſung aber, die ihm Leipzigs Geſellſchaftszuſtände boten, und wie Schuld und Mitſchuld in all der Verſchlingung von Neigungen bößlicher Art ſich die Stange halten: das liegt in den „Mitſchuldigen“ zu Tage, dieſem peinlich quälenden, halb frivol lächerlichen, halb ernſt verletzenden Spiegelbilde einer ſittlich unterhöhlten Geſellſchaftswelt, die hinter der Maske der Eleganz ein häßliches Antlitz trug.

Das waren die größeren Leipziger Früchte, ſeine erſten dramatiſchen Gebilde, und jedenfalls trug Leipzig, wo ſchon vorher das Theater eine gewiſſe Blüthe erlebt hatte, dazu bei, dramatiſches Compoſitionstalent in ihm zu wecken. Nur war der Grad dieſer Pflege dort kein hoher, die Pflege dieſer Blüthe keine ſtetige; die Unbill der Zeiten hatte ſie damals unterbrochen. In der zweiten Hälfte der vierziger Jahre (1746—1750) hatte der Student Leſſing unter der Frau Neuberin in Leipzig ſeine erſten dramatiſchen Schwingen verſucht; allein der ſiebenjährige Krieg hatte ganz Sachſen, nicht blos die Meßſtadt, heruntergebracht; mit 1763, dem Schluß des Krieges, hörte der Glanz des Dresdener polniſch-ſächſiſchen Hofes auf, während die mercantile Weltſtadt ſich nur langſam wieder hob. Juſt 1765, im Jahre wo Goethe nach Leipzig kam, hatte Koch mit einer ſtehenden Geſellſchaft ein neues Theaterprivilegium erhalten. Ein Jahr darauf ward das neue Haus mit Elias Schlegel's „Hermann“ eröffnet, einem Drama das mit altgermaniſchen Thierhäuten um ſich warf und unſern der Lederhalle zur Meßzeit einen ſehr ledernen Patriotismus von den Brettern herunterpolterte. Es bedurfte bei dem Studioſus Goethe wohl kaum der Frau Hofräthin Böhme, um kritiſch dies Drama zu widerlegen und lächerlich zu machen, ob es ſchon bei der Menge einen gewiſſen Eindruck zu machen ſchien. Ein Glück, daß dem Jüngling das Deutſchthum alter Zeit nicht ganz damit verleidet wurde, ihm für ſpäter Luſt und Spannkraft blieb, den Götz zu ſchreiben, zu dem ihm freilich erſt Straßburg mit ſeinem Münſter den Anlaß gab. In Leipzig war er hingebend und empfänglich für des Kreisſteuereinnehmers Weiße Dramen, die über die Bretter lodderten; für Weiße's Romeo und Julia hätte er ſogar gern geſchwärmt, zumal wenn Demoiſelle Schulz darin agirte, die er vorzugsweiſe nur in hochtragiſchen Partieen ſehen wollte. Wenn aber die Frau Hofräthin, aufgeklärt und verſtändig nobel wie ſie war, ihm ſelbſt das kleine Luſtſpiel von Weiße: „Die Poeten nach der Mode“ lächerlich machte und dieſe Poeten als ſehr hors de la mode und außerhalb des guten Geſchmacks nachwies: was blieb ihm da übrig als ſeine Studien bei den Franzoſen fortzuſetzen und ſeine Verſuche in Alexandrinern zu cultiviren, wie er denn neben der Laune des Verliebten und neben den Mitſchuldigen auch aus dem Franzöſiſchen überſetzte, und ein Bruchſtück von Corneille's „Lügner“ deutſch von ihm aufgefunden wurde (in Schöll's Briefen und Aufſätzen ꝛc.). Gottſched war verbraucht, Gellert eng und beſchränkt; und was gleichzeitig Großes in Deutſchland geſchah, blieb örtlich gebunden und abgeſperrt; Leſſing's Dramaturgie, ſein wunderbar großer Verſuch, in Hamburg der deutſchen Nation eine Schaubühne zu ſchaffen, ſcheiterte ganz einſam im hohen Norden und blieb, da Deutſchland ohne alles Centrum war und ſelbſt die centraliſirenden Surrogate und Nothhelfe von heute fehlten, für den Augenblick ohne alle ſegensreichen, weitergreifenden Erfolge. Selbſt Minna von Barnhelm, das Product des ſiebenjährigen Krieges, wurde für die deutſche Bühne erſt ſehr langſam und allmählich eine

Grundſäule zur neuen Epoche, zu einer Fragment gebliebenen Epoche, im Drama deutſch und groß, edel und zugleich wahr und wirkſam zu ſein. Goethe hält bei der Leipziger Epoche in ſeinem Werke „Aus meinem Leben“ dem Herold Leſſing und ſeiner Minna eine ſtarke Lobrede; allein das damalige Leipzig gab zu ſolchem Standbilde wenig Poſtament, und Leſſing's Einfluß auf Goethe, davon abgeſehen, daß er leider kein durchgreifender und dauernder für ihn war, wird erſt ſpäter im Clavigo ſichtbar. In Leipzig ward ſchon damals allzu viel muſicirt, um im Drama eine neue Epoche feſtzuhalten. Demoiſelle Schmähling, die ſpätere Mara, und jene Corona Schröter, die der Dichter ſpäter in Weimar wieder begrüßen ſollte und die ihm — ſagt man, obſchon unverbürgt, — zur Philine einige Elemente geliefert, blühten im Concert des Gewandhauſes und in Haſſe's Oratorien, während Hiller mit ſeiner Oper das Theater beherrſchte. Im Hauſe Breitkopf ward concertirt und Goethe's älteſtes Liederbuch in Muſik geſetzt. Dieſe zwanzig Lieder, componirt von Bernhard Breitkopf, erſchienen 1770 im Druck, nachdem Goethe ſein akademiſches Dreijahr in Leipzig beendet, ohne des Dichters Namen, mithin in Bezug auf den dichteriſchen Text als Nebenſache. Dieſe zwanzig Lieder gingen zum Theil in des Dichters Werke über, unter den Ueberſchriften: „Die ſchöne Nacht, Glück und Traum, lebendiges Andenken, Glück der Entfernung, an Luna, Brautnacht, Schadenfreude, Unſchuld, Scheintod, die Freude, Wechſel.“ Nach Goethe's Tode hat man davon auch die Lieder: „Der Miſanthrop, verſchiedene

Drohung, Mädchenwünſche, Beweggrund, Liebe wider Willen, wahrer Genuß“ in die Sammlung aufgenommen, während das Schlußgedicht: „Zueignung“ noch fortblieb, mit dem Anfang:

> Da ſind ſie nun! da habt Ihr ſie,
> Die Lieder, ohne Kunſt und Müh,
> Am Rand des Bachs entſprungen.
> Verliebt und jung und voll Gefühl,
> Trieb ich der Jugend altes Spiel,
> Und hab' ſie ſo geſungen.

Das ganze Leipziger Liederbuch macht den Eindruck einer wenig erquicklichen Unreife; die tändelnden Schäferſpiele mit Gott Amor, dem loſen Kleinen, ſind ein Gemiſch von Geßner'ſcher Unſchuld und Wieland'ſcher Schlüpfrigkeit; die Dramen aus jener Epoche fügen noch die ſteifen Exercitien im altfranzöſiſchen Alexandrinerſtyl hinzu, als hätte noch kein Leſſing die Tenne deutſcher Litteratur gefegt. In einem Briefe an den Buchhändler Reich vom Jahre 1770 nennt Goethe noch Wieland weſentlich ſeinen Lehrer und Meiſter. Er bedurfte Herder's und einer Straßburger Epoche, um ſich eine ſtärkere Welt zu erſchließen. Im Gedicht: „Wahrer Genuß“ ſingt Goethe:

> Ich bin genügſam und genieße
> Schon da, wenn ſie mir zärtlich lacht,
> Wenn ſie bei Tiſch des Liebſten Füße
> Zum Schemel ihrer Füße macht,
> Den Apfel, den ſie angebiſſen,
> Das Glas, woraus ſie trank, mir reicht,

Und mir bei halb geraubten Küſſen
Den ſonſt verdeckten Buſen zeigt.
Und wenn in ſtillgeſell'ger Stunde
Sie einſt mit mir von Liebe ſpricht,
Wünſch' ich nur Worte von dem Munde,
Nur Worte, — Küſſe wünſch' ich nicht.
Welch ein Verſtand der ſie beſeelet,
Mit immer neuem Reiz umgiebt!
Sie iſt vollkommen, und ſie fehlet
Darin allein, daß ſie mich liebt.
Die Ehrfurcht wirft mich ihr zu Füßen,
Die Sehnſucht mich an ihre Bruſt;
Sieh, Jüngling, dieſes heißt genießen,
Sei klug und ſuche dieſe Luſt ꝛc. ꝛc.

Dies das laxe Gemiſch von zärtlicher Wolluſt und Pedanterie aus der Leipziger Liebesperiode, ſehr in Abfall gegen die natürlichen Empfindungen im Seſenheimer Liederbuch.

In Leipzigs Geſellſchaftsbildung und Weltverkehr hatte Goethe als Menſch die reichsſtädtiſchen Formen, die Orthodoxie des Herkommens abgeworfen. Wieder heimgekehrt, erfaßte ihn ordentlich eine Sehnſucht nach den freieren Bewegungen der Leipziger Sitte. Die Frankfurter Frauengeſtalten erſchienen ihm eckig, prüde und ſtolz bei geringerm Bildungsintereſſe. 1768 am 28. Auguſt, an ſeinem neunzehnten Geburtstage, war er in einem Hauderer von Leipzig geſchieden, von Käthchen Schönkopf ohne Lebewohl. Er hat Briefe an ſie geſchrieben aus Frankfurt, und entſchuldigt ſich bei ihr deshalb. „In der Nachbarſchaft war ich," ſchreibt er, „ich war ſchon unten an der Thür, ich ſah die Laterne; ich hatte das Herz nicht hinaufzuſteigen. Zum letzten Mal: wie wäre ich wieder heruntergekommen! — Ich thue alſo jetzt was ich damals hätte thun ſollen: ich danke Ihnen für alle Liebe und Freundſchaft, die Sie mir ſo beſtändig bewieſen haben und die ich nie vergeſſen werde. Ich brauche Sie nicht zu bitten, ſich meiner zu erinnern; tauſend Gelegenheiten werden kommen, bei denen Sie an einen Menſchen gedenken müſſen, der drittehalb Jahre ein Stück Ihrer Familie ausmachte, der Ihnen recht oft Gelegenheit zum Unwillen gab, aber doch immer ein guter Junge war und den Sie hoffentlich manchmal vermiſſen werden. Wenigſtens ich vermiſſe Sie oft — darüber will ich hinweggehen, denn das iſt immer für mich ein trauriges Capitel.“ Und er kam auch darüber hinweg, der gute Junge, als von Leipzig die Kunde einlief, Käthchen ſei mit einem Dr. Kanne verlobt, den Goethe bei ihr eingeführt hatte. Er ſchreibt ihr darauf, er ſei bei ihr im Traume geweſen und habe ſie verheirathet geſehen. „Wenn ich uneigennützig darüber denke,“ ſchreibt er ihr, „wie freut mich das, Sie, meine beſte Freundin ꝛc. in den Armen eines liebenswürdigen Gatten zu wiſſen, Sie vergnügt zu wiſſen, und befreit von jeder Unbequemlichkeit, der ein lediger Stand, und beſonders Ihr lediger Stand ausgeſetzt war. Ich danke meinem Traum, daß er mir Ihr Glück recht lebhaft geſchildert hat, und das Glück Ihres Gatten und ſeine Belohnung dafür, daß er Sie glücklich gemacht hat. Erhalten Sie mir ſeine Freundſchaft dadurch, daß Sie meine Freundin bleiben, denn auch bis auf die Freunde müſſen Sie jetzt Alles gemein haben.“ Im letzten ſeiner Briefe an ſie, worin er ihr ſeine Abreiſe nach Straßburg meldet, vom Januar 1770, ſchreibt er ihr unter Anderem: „Sie ſind ewig das liebenswürdige Mädchen, und werden auch die liebenswürdige Frau ſein. Und ich, ich werde Goethe bleiben. Sie wiſſen was das heißt.“ — Käthchen lebte als Frau Dr. Kanne bis zum Jahre 1810.

Von Friederike Oeſer iſt nicht die Rede in Goethe's Dichtung und Wahrheit. Und doch hat er ihr in Proſa und Verſen manche Epiſtel gewidmet von Frankfurt aus, als er weh- und reumüthig an die Leipziger Vergangenheit dachte. Sie war des Mannes Tochter, bei dem er in der Pleißeſtadt auf der Akademie mit einigen jungen Edelleuten, unter denen zufällig der ſpätere Staatskanzler v. Hardenberg war, Zeichnenunterricht genoſſen. Oeſer hatte für Goethe das Verdienſt, ihm Winckelmann's Gedankenwelt thatſächlich und praktiſch zu eröffnen, denn thatſächlich und ausübend, nicht anders, ließ er ſich alles beibringen was er aufnahm. Aus den Epiſteln an Friederike Oeſer geht hervor, daß er oft bei ihr Troſt gefunden, wenn „ſein böſes Mädchen ihn geplagt.“ Friederikens Witz und Munterkeit verſcheuchte die böſe Laune; oft freilich ſetzte ſie ihm auch muthwillig und unbarmherzig zu, wenn er unglücklich ſchien und ihr ſein Leid klagte. Er ſchätzte ihr Urtheil, und in ihren Händen ließ er die älteſte handſchriftliche Sammlung ſeiner Lieder mit den Melodien zurück. Aus den Frankfurter Briefen ergiebt ſich, daß es abermals und immer ein weiblich Weſen ſein mußte, dem er beichtete, auch wenn er demſelben nur Erwägungen und

Betrachtungen zu widmen hatte. „Meine gegenwärtige Lebensart", ſchrieb Goethe ihr am 13. Febr. 1769, „iſt der Philoſophie gewidmet. Eingeſperrt, allein, Cirkel, Papier, Feder und Tinte und zwei Bücher, das iſt mein ganzes Rüſtzeug. Und auf dieſem einfachen Wege komme ich in der Erkenntniß der Wahrheit oft ſo weit und weiter als Andere mit ihrer Bibliothekswiſſenſchaft. Ein großer Gelehrter iſt ſelten ein großer Philoſoph, und wer mit Mühe viel Bücher durchblättert hat, verachtet das leichte einfältige Buch der Natur; und es iſt nichts wahr als was einfältig iſt. Freilich eine Recommandation für die wahre Weisheit! Wer den einfältigen Weg geht, der gehe ihn und ſchweige ſtill! Demuth und Bedächtlichkeit ſind die nothwendigſten Eigenſchaften unſerer Schritte darauf, deren jeder endlich belohnt wird. Ich danke es Ihrem lieben Vater; er hat meine Seele zuerſt zu dieſem Wege bereitet." — Eine poetiſche Epiſtel: „An Mademoiſelle Oeſer zu Leipzig" (unter den an Perſonen gerichteten Gedichten), vom 6. November 1768 datirt, beſtätigt, daß er in ſeinen Leipziger Herzensnöthen bei Oeſer's Tochter Ruhe und Troſt, alſo Freundſchaft, nicht Liebe, gefunden. Er ſehnte ſich in Frankfurt nach ſolcher Beruhigung:

Zwar hab' ich hier an meiner Seite
Beſtändig rechte gute Leute,
Die mit mir leiden, wenn ich leide;
Sie ſorgen mir für manche Freude,
Es fehlt mir nur an mir, um recht beglückt zu ſein;
Und dennoch kenn' ich niemand, der die Pein

Des Schmerzens ſo behende ſtillt, die Ruh'
Mit einem Blick der Seele ſchenkt wie Du.

Er findet „das Frankfurter Frauenzimmer“, er meint das geſammte Geſchlecht, gegen das Leipziger gehalten, nicht beſonders reizend; auch Friederiken Oeſer ſei dort keine gleich an Munterkeit, an Einſicht und an Witz, und ihrer „Stimme Harmonie“, wie käme die „heraus ins Reich!“

So ein Geſpräch wie unſers war im Garten
Und in der Loge noch, mit dieſem ſeltnen Zug,
So aufgeweckt und doch ſo klug,
Ja darauf kann ich warten!

Man hat auch Briefe des Leipziger Studenten Goethe „an Friederike Oeſer in Dölitz“, dem Dörfchen, wo Oeſer's Landhaus ſtand, deſſen Decken der Meiſter ſelbſt gemalt. Dorthin hatte der Arme in der „Laune des Verliebten“ ſich oft und gern geflüchtet und Troſt geſucht und gefunden. Damit iſt dann auch hinlänglich eingeſtanden, daß Friederike nur eine der „ſchweſterlichen Seelen“ war, denen man gut iſt, aber die man nicht liebt. Friederike Oeſer ſtarb 1829, unverheirathet, 81 Jahre alt.

1. Friederike von Seſenheim.

Rouſſeau ſagt: Die Männer philoſophiren beſſer über das menſchliche Herz, aber die Frauen leſen beſſer darin. Iſt dem ſo, — und es wird wohl ſo ſein, — dann hat Goethe viel von der Natur eines Weibes in ſich gehabt; denn kein Dichter der Welt hat gleich tief und zart die verborgenſten Falten des Menſchenherzens erkundet, deſſen geheimſte Schrift entziffert. In allem, was den Menſchen zum Manne macht, Größe, Macht und Kraft, die äußere Welt zu erfaſſen und ſich an ihrer Geſtaltung zu betheiligen: in dieſer großen Leidenſchaft überflügeln ihn Shakſpeare und Schiller als Dichter; in der Kenntniß der inneren Bedürfniſſe und Beſchaffenheiten des Herzens ſteht Goethe unerreicht da. Und in der That, wir wiſſen nicht, verdankt er das der unabläſſigen Reihenfolge von Frauen, in deren Umgang er wurde was er geworden, oder hatte ſeine eigene Natur dies Frauenhafte an ſich. Diejenigen Zeitgenoſſen, die ihn in ſeinem Alter perſönlich gekannt, die feſt in ſich gegliederte Harmonie ſeines Weſens, die gehaltene, impoſant zuſammengefaßte Manneskraft, ja das Olympiſche, das Jovisartige in ſeiner Erſcheinung bewunderten, haben nur den fertigen Greis, der mit der Welt und ſich abſchloß, vielleicht gar nur den Miniſter in ihm kennen gelernt, nicht den Dichter in ihm, den allezeit durchſtürmten Jüngling, den Jünglingsgefühle bis ins hohe Alter begleiteten. Im Jüngling Goethe aber ſteckte zum großen Theil der ganze Dichter Goethe. Und dieſer war die Unruhe ſelbſt, die perſonificirte Bewegung, die Hingebung, die im Andern ſich ſucht, um ſich im Beſitz des Andern zu erweitern. Eroberungsluſt mag männlich heißen: die Luſt, ſich hinzugeben, iſt weiblicher Art. Sein Herz hat nie im Leben ſtill geſtanden, immer fühlte er ſich im Abglanz eines zweiten Weſens, das ſein war oder werden ſollte. Freilich war der allezeit ſich Hingebende zugleich mit dem ſtarken Drang behaftet, ſich ſelbſt in all dem Sturm zu behaupten, und wo er ſich verloren, ſich wieder zu retten. Dies war der tieſe Proceß ſeiner Eigenthümlichkeit, aus welchem die meiſten ſeiner Dichtungen floſſen. Und ſich in ſolchem Proceß zu beſpiegeln, in Luſt und Leid ſolches Sturmdranges ſich zu ſchildern und im Bilde wiederzugeben: ſollte das nicht weiblich genannt werden können? Die Schöpfung eines Egmont, der ſich in der Seele eines Clärchens ſpiegelt und gefällt, bezeugt das. Und was ſein Gretchen am Fauſt entzückt: „Sein hoher Gang, ſeine edle Geſtalt, ſeines Mundes Lächeln, ſeiner Augen Gewalt, ſeiner Rede Zauberfluß und ach ſein Kuß“ — das kann nur gedichtet haben, wer ſelbſt in eigener Perſon, wenn auch unſchuldig, naiv und als reine Gabe der Götter, die volle Glorie ſolches Selbſtgefühls in ſich erlebte.

Ein recht ſchwächlich Büchlein, — „das Büchlein von Goethe (angeblich) herausgegeben von Mehreren, die in ſeiner Nähe lebten“ (zu Penig 1832 erſchienen), — brachte die lächerlich paradoxe Behauptung: „Ein ſo großer, gewaltiger Menſch, aber lieben konnte er nicht!“ Von den vielen ſchiefen vielleicht die ſchiefſte Auffaſſung Goethe's, deſſen Größe nicht in dem was Männer groß macht, deſſen Kraft und Stärke in der Weichheit, Tiefe und Fülle der Hingebung lag. Daß er, in ſich geſättigt und mit ſich abgeſchloſſen, im Alter jene Unantaſtbarkeit entfaltete, die von ſeiner Perſon ebenfalls in ſeine Spätwerke überging, kann nicht über den Kern ſeiner Natur täuſchen. Shakſpeare und Schiller haben Männer geſchaffen, Goethe ſchuf weſentlich Jünglingsnaturen und Frauengeſtalten, und er hat darin ſeine Stärke. Und was ein Dichter am beſten geſchaffen, das muß er am tiefſten und reichſten in ſeiner eigenen Natur getragen haben.

Dieſes Dichters Herz hat nie ſtillgeſtanden. Eine lange Gallerie von Frauen fand Platz im Mauſoleum ſeiner Bruſt. Eine verdrängte die Andere; als er ſein Leben ſchrieb, war manches holde Bild, das ihm gelächelt, ganz in Vergeſſenheit geſunken. Wo er ſelbſt geſchwiegen, ſollten auch wir die Decke nicht heben wollen, die kleinen Surrogate und Nothbehelfe im Bedürfniß nach Liebe nicht unterſuchen: aber die Luſt, ſein Leben und ſein Dichten congruent zu machen, iſt bei deutſchen Forſchern eine unendliche. Als er, nach der Leipziger Epoche, im Vaterhauſe eine zerrüttete Geſundheit in Buße und langſamer Heilung wiederhergeſtellt, die fromme „ſchöne Seele“ ihm wieder näher und trauter geworden war, ſtieg auch wieder mit der Fähigkeit zum neuen Leben die Fähigkeit zum Lieben, denn beides war in ihm Eins, in ſeiner Seele auf. Geliebt wie er hat Keiner, und Niemand wurde auch ſo wie er geliebt. Es war ſeine Natur, ſein Beruf, Liebe zu erwecken und im Reiz der Gegenempfindung den ſüßeſten Kern des Daſeins zu ſchmecken. Selbſt wo dieſer Kern des Lebens ihm herb und bitter ward, nachdem er in Reue oder Selbſtanklage ſich zurückgezogen, lieferte er im Nachgeſchmack die eigenthümlichſten und innigſten ſeiner Dichtungen. Und nur weil er das Alles in Luſt und Schmerz ſo tief und ganz gelebt und durchempfunden, iſt er für alles Das, für das ganze Farbenſpiel der Neigungen, der Liebe in Sehnſucht und Genuß, der Poet wie Keiner.

Man will vom Sommer 1769, alſo aus der Frankfurter Geneſungszeit, eine neue Liebesgeſtalt des Dichters entdeckt haben. Auf einer Fenſterſcheibe der zu Worms vor dem Mainzer Thore gelegenen „Eulenburg“ fand Viehoff den Namen Goethe mit beigefügter Jahreszahl in lateiniſchen Lettern ſcharf eingegraben, und das deute auf eine Wormſer Liebſchaft auf beſagter Eulenburg. Charitas Meixner — alſo der Name der glücklich Unglücklichen — Tochter eines reichen Kaufmanns in Worms, durch Schönheit und poetiſchen Geiſt gleich ausgezeichnet, war früher drei Jahre lang zu weiterer Ausbildung in Frankfurt geweſen, und der Dichter, heißt es, habe ſie kennen gelernt. Kennenlernen und lieben war aber Eins bei ihm, und das „Verhältniß“ ward auch noch ſpäter gepflegt oder wieder aufgenommen, ſelbſt nach der Leipziger Epoche, aus welcher zwei Briefe an Charitas vorhanden, die ganz unzweideutig Zärtlichkeitsempfindungen bekunden. Wir laſſen ſolche, von keinen dichteriſchen Folgen begleitete „Attraction“ füglich dahingeſtellt. Wir laſſen auch ununterſucht, wer weiland „Mamſell F.“ geweſen, an welche aus den Jahren 1770 und 1771 einige Briefe des Dichters vorhanden ſind, — unentſchieden, ob dieſe F., wie Schäfer und Otto Jahn behaupten, Friederike Oeſer, oder ob, wie Düntzer und Schöll vermeinen, hinter dieſem fraglichen F. ein Frankfurter Fränzchen ſtecke. Von Intereſſe iſt's freilich, zu wiſſen, ob das Lied: „Kleine Blumen, kleine Blätter" (von Gutzkow im „Königslieutenant" fälſchlich ſchon dem Knaben zugeſchrieben) mit der erſten Lesart: „Einen Kuß (ſtatt Blick), geliebtes Leben," an ein Fränzchen gerichtet war, — von Intereſſe freilich, aber nicht von Gewicht.

Der Dichterjüngling bedurfte eines größern Bodens, als die Frankfurter Welt ihm bot, um in aller Weiſe ſeine Geiſteswogen höher, ſtärker, deutſcher und gewaltiger zu empfinden. Wiedergeneſen an Leib und Seele ſollte Wolfgang auf einem andern Schauplatz, nach des Vaters Entſchluß ſeine Rechtsſtudien fortſetzen. Daß ihm Gott Amor bei ſeinen Studien half, ſtand für ihn in den Sternen, d. h. nach Schickſalsſchluß in ſeiner eigenen Bruſt geſchrieben.

Es war am 2. April 1770, als Goethe, zwanzig Jahre alt, in Straßburg ankam, im Gaſthofe „zum Geiſt" abſtieg, um dann an der Sommerſeite des Fiſchmarktes Nr. 80 Wohnung zu nehmen und bei zwei alten Jungfrauen, Namens Lauth, Krämergaſſe Nr. 13, ſeinen Tiſch zu haben. Lewes, der Engländer, der des Dichters Perſönlichkeit emſig auffaßt, hat den Jüngling Wolfgang in ſeiner ganzen Blüthenfülle vor Augen, wenn er entzückt ausruft: „Nie vielleicht war ein ſchönerer Jüngling in Straßburgs Mauern eingezogen. Lange bevor er berühmt war, fand man ihn einem Apollo ähnlich. Wenn er in ein Speiſehaus trat, legten die Leute Gabel und Meſſer nieder und ſtaunten ihn an. Bilder und Büſten geben nur eine ſchwache Andeutung von Dem, was in ſeiner Erſcheinung am meiſten ergriff; nur den Schnitt der Züge geben ſie, nicht das Spiel der Züge, und ſelbſt in den bloßen Formen ſind ſie nicht genau. Seine Züge waren groß und fein geſchnitten, ähnlich wie die ſchönen leichten Linien der griechiſchen Kunſt. Die Stirn hochgewölbt und mächtig; unter ihr hervor ſchienen große glänzende braune Augen von wunderbarer Schönheit, deren Pupillen von faſt beiſpielloſem Umfang waren; die ein wenig gebogene Naſe groß und feingeſchnitten; der volle Mund mit der kurzen aufgeworfenen Oberlippe höchſt ausdrucksvoll; Kinn und Kinnbacken von kühnem Bau, und der Nacken, der dieſen Kopf trug, ſchön und kräftig; — aber all dieſe Einzelheiten ſind doch nur ein Inventar ſeines Aeußern und geben von dem Ganzen kein klares Bild. Von Geſtalt war er über Mittelgröße, aber obgleich nicht groß, ſah er doch ſo aus und wird gewöhnlich auch ſo beſchrieben: ſo impoſant war ſeine Erſcheinung." (Rauch in Berlin erklärte das aus ſeiner breiten Bruſt und geraden Haltung. Den allzu fleiſchigen Rücken und faſt plumpen Rumpf in Thorwaldſen's Frankfurter Bildſäule und in Rietſchel's Gruppe hatte Goethe ſicherlich nicht.) „Stark und kräftig gebaut, war ſein Organismus doch zart und reizbar. Das iſt ein Gegenſatz, der, wie Dante ſagt, in der Natur der Dinge liegt; denn

— je vollendeter ein Weſen,
Je ſtärker wird es Freud' und Schmerz empfinden.

Ausgezeichnet in allen körperlichen Uebungen, war er gegen alle atmoſphäriſchen Einflüſſe ſo empfindlich, daß er ſich ſelbſt ein Barometer nannte.“

Straßburg, juſt der uns entriſſene Ort eines verlorengegangenen großen Deutſchthums, ſollte in Goethe's Leben ein entſchieden bedeutſamer Markſtein werden. Herder's kräftiger Aufruf und deſſen Hinweis auf die „Stimmen der Völker“, der Münſter und all die Mahnung an ein mächtiges germaniſches Mittelalter: dieſe Eindrücke beendeten für Goethe die halb ſchäferliche, Wielandiſch franzöſirte, halb moraliſch ſaloppe Richtung in der Leipziger Epoche. Lewes ſieht in Goethe allzu ſehr eine „helleniſche Natur“, die in Straßburg Angeſichts der alten architektoniſchen Zeugen nur „den Verſuch“ gemacht habe, „ſich in die alte deutſche Welt zu ſtürzen.“ Lewes ſchreibt: „Deutſch war ſein Geiſt nicht; aber im Schatten jenes Thurmes werden wir ihn auf kurze Zeit von ächter deutſcher Begeiſterung erfüllt ſehen.“ Ein Mann Englands, mit der ſtandhaft feſten, beinahe verknöcherten Nationalität, die ſeinem Volke eigen, begreift nicht recht, daß es bei dem Chamäleontiſchen in unſerem Naturell auch deutſch war, zu helleniſiren. Die Univerſalität unſerer kosmopolitiſchen Köpfe, der Drang, die Roſen aller Himmelsſtriche zu pflücken und vom eignen Weſen ſich nur die Dornen feſt in den Buſen zu drücken: das war eben deutſch und iſt es noch.

Es iſt nicht nachzuweiſen, daß vom Götz ſchon in der Elſaßſtadt etwas aufgeſchrieben wurde; allein zu Goethe's Studien gehörte damals in der deutſchen Geſchichte der Urſprung der Selbſthülfe unter den Gliedern des Reichs, die Gründung freier Städte bei der Verwilderung des Ritterthums, bei der Entartung aller Rechtsformen, der Entſittlichung aller Cultur, der Auflöſung der ſtaatlichen Geſammtheit einer Nation. Göß von Berlichingen iſt der Ausdruck jener Rettungsverſuche einer frei auf ſich ſelbſt verwieſenen Manneskraft. Ohne die Studien und die Eindrücke in Straßburg hätte Goethe dies Stück nie geſchrieben; nebenbei war die Figur des Lerſe im Stück die Copie eines Straßburger Genoſſen. Dem Herder'ſchen Mißverſtändniß freier individueller Charakterentwickelung Shakſpeare's verdankt Goethe's Göß auch den Naturwuchs ſeiner regelloſen Structur. Am Arme Herder's, der das Naturevangelium der zügellos freien Individualkraft des Geiſtes verkündete, am Fuße des Münſters und juſt auf deutſchem, für Deutſchland verlorenem Boden fand Goethe das Deutſchthum einer ſtarken Epoche unſeres Volkes wieder auf. Shakſpeare und die Briten halfen dazu. Bis zu den Nibelungen drang die Forſchung damals noch nicht vor: an der Hand von Englands Dichtern fand ſich, ſentimental und humoriſtiſch, naiv und energiſch, unſer Nationalgeiſt mit Goethe wieder zurecht auf heimiſchem Boden. Die Sturm- und Drangmänner übertrieben die bandenloſe Charakterkraft der Natur, aller Convention und Regel gegenüber. Man ſtürzte Ariſtoteles und ſeine Geſetze für die Tragödie, weil die Franzoſen dieſe Geſetze in eitele Convenienz verzerrten. Individuell ſollte Alles ſein, was galt, ein Ausbruch des alleinberechtigten Eigenwillens;

im Drama ſollte alle Handlung nur um des Charakters willen da ſein, womit denn Ariſtoteles auf den Kopf geſtellt wurde.

Die Liebesidylle zu Seſenheim trägt, ohne allen Beigeſchmack des Gräciſirens, der alten franzöſirten Manier und der neuen Anglomanie, den ungeſchminkten Charakter ſeelenvoller, wahr und tief empfundener und doch ſchalkhafter Deutſchheit. Daß des Dichters jugendliche Perſönlichkeit mit der vollen Macht eines Siegers über die Herzen geſtempelt war: das haben auch Männer bezeugt. Jung-Stilling in ſeiner „Wanderſchaft“ beſchrieb ſeinen erſten Eindruck bei Goethe's Erſcheinung unter den Tiſchgenoſſen in der Krämergaſſe zu Straßburg. Die Geſellſchaft ſaß ſchon beiſammen, als ein junger Mann muthig ins Zimmer trat, deſſen „helle, große Augen, prachtvolle Stirn und ſchöner Wuchs“ die Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Stilling's Nachbar bemerkte ſogleich, das müſſe ein ausgezeichneter Mann ſein; Jener aber fügte hinzu, man dürfte viel Verdruß von ihm haben, denn „nach ſeinem freien Weſen“ zu urtheilen, „ſei er ein wilder Geſelle.“ Aus dem Geſpräche ergab ſich dann, daß der Fremde ein Herr Goethe ſei. Er ſchien ſich nicht ſonderlich um die Geſellſchaft kümmern zu wollen, nur daß er zuweilen ſeine Augen zu ihnen „herüberwälzte.“ Bald aber ward der Herr Goethe über Tiſche der Ritter für den um ſeiner altmodiſchen Perrücke willen angeſpotteten Jung-Stilling. Das gewann ihm für immer das Herz dieſes ſtill beſchaulichen, tiefſinnig frommen Menſchen. Und in dieſer Ritterlichkeit lag auch für alle Welt das Herzgewinnende des Jünglings Goethe. Man weiß jetzt wiederholt aus den Briefen im Herder'ſchen Nachlaß, wie hingebend dieſe Ritterlichkeit in Liebesdienſten war. Zu Pferde auf dem Wege von Straßburg nach Seſenheim war Goethe ein Ritter in ganz ſchalkhafter Laune. Ein Tiſchgenoſſe hatte ihm gelegentlich vorgeſchlagen, beim Beſuch eines würdigen Geiſtlichen ſechs Stunden von Straßburg, bei Druſenheim, ihn zu begleiten. In des Landpaſtor Brion Perſon, Familie und ganzer Exiſtenz; ſollte er ein Seitenſtück zum Vicar of Wakefield finden, dem lieblichen Buche Goldſmiths, das damals in Mode war. Um dieſe Perſönlichkeit recht vollauf zu genießen, verſetzte Goethe ſich ſelber in das Koſtüm, die Haltung und Rolle eines armen, halb ſchäbigen Candidaten der Gottesgelahrheit; war ihm doch der Hang zum Mummenſchanz ſelbſt vom altfränkiſch ſteifen, orthodoxen Herrn Vater überkommen. Er fand aber, daß er den Töchtern des Mannes gegenüber mit dieſer Behabung nicht ſonderlich in ſeinem Vortheil war, ſchlich ohne Abſchied fort, raſch zu Pferd, bis er plötzlich auf dem Wege einen zweiten Faſtnachtsſpaß erſann. Er kehrte zurück, beredete des Gaſtwirths Sohn, ihm ſein Koſtüm zu leihen, übernahm deſſen Miſſion in Ueberbringung eines Kindtaufkuchens und ſetzte ſich mit ſolcher Kurzweil recht ernſthaft feſt in Friederikens Herzen. Er hat ſie nicht erobern wollen, der graziöſe Schalk, der mit Scherzen ſo ernſte Siege erfocht. Im Gegentheil, als es im paſtörlichen Kreiſe zum Pfänderſpiel mit Küſſen kam, wich er aus und enthielt ſich lange aller Tribute im Nehmen und Geben. Seine Lippen erſchienen ihm geſeiet und verfehmt; eine Verwünſchung ruhte auf ihnen. Daran hing wieder eine kleine Geſchichte, die ihm kurz zuvor in Straßburg begegnet war. Er hatte bei einem franzöſiſchen Tanzmeiſter Unterricht genommen und dies „Geſchäft“, namentlich im Verkehr mit den beiden Töchtern deſſelben, ſo lange fortgeſetzt, bis der Mann ihm erklärt, er könne ihm nichts mehr „beibringen“. Die Töchter aber hatten dem Dichter ein leiſes Etwas beigebracht, wieder ein gewiſſes Etwas, von dem er ſelbſt nicht wußte, was es ſei, ob Freundſchaft, ob Liebe. Lucinde und Emilie waren die Namen der heißblütigen Mädchen. Beide fühlten für ihn, die Aeltere leidenſchaftlich und eiferſüchtig, die Jüngere, deren Herz ſchon anderweit gebunden, in Angſt und Sorge, er könne das Bild in ihrem Innern verdrängen und mit dem ſeinigen vertauſchen. Sie drängt ihn, zu ſcheiden, und ſagt ihm zärtlich Lebewohl; Lucinde aber, krank vor Liebe, ſtürzt herbei, ihn fieberhaft umarmend und mit dem Fluch für Diejenige, die nach ihr ſeine Lippen küſſen werde. So ſtürzt er fort, der Liebling der Götter, Unfug ſtiftend, Verderben bringend, aber allgemach zu dem Wahn berechtigt, das müſſe ſo ſein, daß er Blumen pflücke, auch wenn ſie nicht für ihn blühten. (Von Straßburger Liebeleien ſprechen zwei Lieder aus jener Zeit: „Stirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg“ und „Blindekuh“.) Das war kurz vor der Seſenheimer Landpartie geſchehen, und Goethe hatte vor ſeinen Lippen eine Art von zärtlichem Reſpect; er fürchtete neues Unheil heraufzubeſchwören. Und alsbald ſtand, nicht ein Gewitter dunkler Leidenſchaft, ſondern ein ſonneleuchtender Himmel ſüßer, inniger Liebe über ſeinem vom Schickſal geweihten, von den Grazien und Furien bewachten Haupte. Wie er das ſelbſt beſchrieben, ſo malt es ihm kein Pinſel, ſingt es ihm kein Sänger nach; wir können nur eine Nachleſe halten, denn manches hat der Greis verſchönert, übertüncht oder vergeſſen. Es war zunächſt ein Beſuch von zwei Tagen, — er ſelbſt in „Dichtung und Wahrheit“ ſpricht von „einigen“ Tagen; ſo inhaltreich für ſein Herz erſchien auch noch dem Greiſe jene Zeit. — „Garſtiger Menſch, wie erſchrecken Sie mich!“ Mit dieſem Worte, als ſie ihn in der Verkappung erkannt, hatte ſich Friederikens Seele zu erſchließen begonnen; die ganze Art, wie er ſich gab, und ſein Vortrag eines Mährchens von der neuen Meluſine (ſpäter in die „Wanderjahre“ übergegangen) hatte dann die ganze Familie erobert. Es war zu Anfang October 1770 geweſen. Aber ſchon in der Mitte des Monats ſchrieb er an Friederiken aus Straßburg: „Liebe neue Freundin! — Ich zweifle nicht, Sie ſo zu nennen; denn wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verſtehe, ſo fand mein Aug', im erſten Blick, die Hoffnung zu dieſer Freundſchaft in Ihnen, und für unſere Herzen wollt' ich ſchwören; Sie, zärtlich und gut wie ich Sie kenne, ſollten Sie mir, da ich Sie ſo lieb habe, nicht wieder ein Bischen günſtig ſein? — Liebe, liebe Freundin, — ob ich Ihnen was zu ſagen habe, iſt wohl keine Frage: ob ich aber juſt weiß, warum ich eben jetzt ſchreiben will und was ich ſchreiben möchte, das iſt ein

Anderes; ſoviel merk' ich an einer gewiſſen innerlichen Unruhe, daß ich gern bei Ihnen ſein möchte; und in dem Falle iſt ein Stückchen Papier ſo ein wahrer Troſt, ſo ein geflügeltes Pferd für mich, hier, mitten in dem lärmenden Straßburg, als es Ihnen in Ihrer Ruhe nur ſein kann, wenn Sie die Entfernung von Ihren Freunden recht lebhaft fühlen ꝛc." Und zum Schluß dieſes einzigen vorhandenen Briefes an Friederiken heißt es: „Gewiß, Mamſell, Straßburg iſt mir noch nie ſo leer vorgekommen als jetzt. Zwar hoff' ich, es ſoll beſſer werden, wenn die Zeit das Andenken unſerer niedlichen und muthwilligen Luſtbarkeiten ein wenig ausgelöſcht haben wird; wenn ich nicht mehr ſo lebhaft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundin iſt. Doch ſollte ich das vergeſſen können oder wollen? Nein, ich will lieber das wenige Herzwehe behalten und oft an ſie ſchreiben." — Friederike hat ihm brieflich geantwortet; wir wiſſen jedoch nicht wie und was. Er ſandte ihr Bücher und zeichnete Baupläne für des Vaters Pfarre. Herder's Augenoperation fiel in die nächſten Straßburger Tage. Im November ging Goethe wieder nach Seſenheim. Es war ſchon ſpät Abends, aber er wollte nicht in der Schenke bis zum andern Morgen warten, und ſiehe, wie er erſchien, hatte die Geliebte die Ahnung ſeines Kommens gehabt und flüſterte der Schweſter ins Ohr: „Hab' ich's nicht geſagt? da iſt er!" Es war ein Sonntagmorgen und ein Sonntagabend auf dem Lande mit all der Weihe und ſtillen Seligkeit, wie zärtlich Liebende ſie am tiefſten empfinden. Und was waren Friederiken's Eigenſchaften? Er hat ſie ſich als Greis zurückgerufen: „Beſonnene Heiterkeit, Naivität mit Bewußtſein, Frohſinn mit Vorausſehen, Eigenſchaften die unverträglich ſcheinen, die ſich aber bei ihr zuſammenfanden und ihr Aeußeres gar hold bezeichneten.“ So berichtet er ſelbſt. Hat ſein Gretchen im Fauſt nicht einen Zauber gleicher Art? Hat er vielleicht ſchon in Straßburg den Gedanken zum Fauſt und in Seſenheim das Opfer für deſſen dämoniſchen Unſterblichkeitstrank gefunden? — Von des Jünglings Lippen aber ſank der Bann, er glaubte nicht mehr an die böſe Macht ſeines Mundes und widerlegte thatſächlich den falſchen Aberglauben. Nicht als Verlobter, doch als ſtill erklärter Liebhaber ſchied er aus Seſenheim, und ſeine entſiegelte Lippe ſtrömte über in Liedern von Herzens Leid und Luſt. Wir haben ſie vollzählig im Seſenheimer Liederbuche: während, was Freimund Pfeiffer in ſeinem Buche: „Goethe's Friederike“ (1841) gab, vielfach abſichtlich erfunden und eine Täuſchung iſt. In den von Viehoff geſammelten „Nachklängen zu den Liedern an Friederike“ iſt ſicher das zweite: „Herbſtgefühl“ hierher zu ſtellen. Das Lied: „An die Entfernte“ wird ſchon der Zeit nach bezweifelt. Mailuft und Schneeglöckchenduft athmen alle im Verkehr mit Friederiken gedichteten Lieder: „Willkommen und Abſchied (Es ſchlug mein Herz! geſchwind zu Pferde!). Mit einem gemalten Bande (Kleine Blumen, kleine Blätter). An die Erwählte (Hand in Hand und Lipp' auf Lippe) und Mailied“ (Wie herrlich leuchtet mir die Natur). Dieſe Lieder gingen aus dem Seſenheimer Liederbuch in des Dichters

Werke über: zwei andere: „Erwache, Friederike!“ und „Ein grauer trüber Morgen“ hätten es vielleicht auch verdient, mehr wenigſtens als manche Strophe im Leipziger Liederbuche. Hier iſt kein Verſteckenſpielen mehr, mit dem ſich die wahre Natur hinter Reifrock und Manſchette birgt, die Empfindſamkeit iſt nicht mehr Empfindelei, hat weder Schminke nach Vapeurs nöthig, ſein Herz ſpielt nicht mehr Schäferſpiele, es iſt und fühlt arkadiſch. Epiſodiſch aber blieb auch die Seſenheimer Liebe. Goethe ging in Straßburg ſeinen ernſten Studien nach, er ward Licentiat der Rechte. Während deſſen hatte er ſich des Beſuchs enthalten; aber die Frau Paſtorin war einmal mit beiden Töchtern bei ihm erſchienen, Beide in Elſaſſer Nationaltracht, während in Straßburg Alles franzöſiſch ging, Beide wie Blumen des Feldes, die plötzlich ihrer Umgebung entrückt, ſich ins Treibhaus der Bildung wagten; es war für den Frankfurter Patricierſohn, wie er es ſelbſt nachher geſtand, „eine ſonderbare Prüfung“. Nymphen des Waldes können plötzlich, fehlt ihnen die Staffage, blos als Bäuerinnen erſcheinen. Es gab damals noch kein Evangelium der Dorfgeſchichten mit der dreiſten Behauptung, die ganze Summe unſerer Bildung für nichts zu achten. Es war verhängnißvoll, daß die Geliebte an einem Straßburger Geſellſchaftsabend den Dichter aufforderte, Hamlet zu leſen. Ein Shakſpeareſtück war damals wie eine neuentdeckte Welt. Goethe las und Friederike war ſtolz auf den Beifall den er erntete; ſie wollte in und mit ihm glänzen. Aber beim Verhältniß des däniſchen Prinzen zur

Ophelia „athmete ſie von Zeit zu Zeit tief auf und ihre Wangen überzog eine fliegende Röthe," als wär' ihr eigen Geſchick von Vater Polonius' Mahnung betroffen: „Was Hamlet angeht und ſein Liebsgetändel, ſo nimm's als Sitte, als ein Spiel des Bluts!"

Als die Paſtorfamilie von Straßburg ſchied, fiel's dem Dichter wie ein Stein vom Herzen; Friederike ſelbſt mochte ſich ſagen, daß ihr Veilchenherz nicht in der Stadt gedeihen könne, die Idylle der Liebe zu Ende ſei. Goethe ging noch einmal nach Seſenheim, — ihr Lebewohl zu ſagen. Es waren peinliche Tage, ſchrieb er im Alter, deren Erinnerung ihm nicht geblieben. Als er ihr die Hand noch vom Pferde reichte, ſtanden ihr die Thränen in den Augen und ihm war ſehr übel zu Muthe. Auf dem Fußpfade nach Druſenheim überfiel ihn eine ſeltſame Ahnung. Er ſah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, ſondern des Geiſtes, ſeine eigne Geſtalt ſich ſelbſt denſelben Weg zu Pferde wieder entgegenkommen, und zwar in einem Kleide, wie er es nie getragen. Sobald er ſich aus dem Traume aufgeſchüttelt, war das Geſicht verſchwunden; acht Jahre ſpäter aber befand er ſich in dem Kleide, das ihm geträumt hatte, und das er nicht aus Wahl, ſondern aus Zufall trug, auf demſelben Wege, um Friederiken noch einmal zu beſuchen. — Lewes meint, des Dichters Einbildungskraft habe aus einer Thatſache nachträglich eine vorgängige Ahnung gemacht, wie denn auch in einem Briefe an Frau v. Stein, der ein oder zwei Tage nach dieſem ſpätern Beſuche bei Friederiken geſchrieben, von jenem doch ſo ſeltſamen Zuſammentreffen kein Wort ſich finde. Goethe hatte aber Ahnungen; er fühlte auch den Tod bekannter Perſonen oft leibhaft voraus. Nachempfunden aber hat er Friederikens Weſen und Geſtalt, als er Fauſt's Gretchen und Egmont's Clärchen ſchuf, und ſomit hat ihre, ihm aus dem Leben raſch verſchwundene Erſcheinung ewige Dauer, unſterblichen Werth.

Daß der Bruch mit Friederiken ihm ſchmerzlich geweſen, geſteht er noch im hohen Alter. „Gretchen, ſagt er, hatte man mir genommen, Annette mich verlaſſen, hier war ich zum erſten Mal ſchuldig; ich hatte das ſchönſte Herz in ſeinem Tiefſten verwundet!“ Friederikens Antwort auf ſeinen ſchriftlichen Abſchied hatte ihm das Herz zerriſſen. Nach Frankfurt zurückgekehrt, drohte quälende, düſtere Reue ihn zu verzehren. Weislingen im Götz iſt das Ergebniß ſolcher reuigen Einkehr und gleichſam ein zur Sühne hingeſtelltes Brandopfer der eignen Verſündigung. Goethe ſtreifte wie ein Sturmvogel über Berg und Thal in der Landſchaft um. „Wanderers Sturmlied“ iſt ein Ertrag dieſer Stimmungen. „Mahomet's Geſang“, „Adler und Taube“, auch „Der Wanderer“ gehören in jene Epoche, wo der Dichter nach gigantiſchem Ausdruck und nach Gefühlen ſuchte, die ihm darüber hinweghelfen ſollten. Erſt der Aufenthalt in Wetzlar und eine neue Liebeswärme befreiten ihn von der Kälte der Weltverachtung und von der Verzweiflung des Selbſthaſſes; eine große geiſtige Thätigkeit „balancirte“, wie der Greis berichtet, die Hypochondrie in ihm. Im Jahre 1779 beſuchte der gefeierte Dichter und Günſtling eines Fürſten, in der That juſt im hechtgrauen, goldbetreßten Rock, wie er ſich in der Viſion geſehen, den alten Schauplatz ſeiner Seſenheimer Liebesidylle. Die Menſchen, die er „in ſeiner Leidenſchaft verletzte", ſchrieb er, waren „ihm nicht gram geworden", aber er hat auf dem Wege „gleichſam einen Roſenkranz der treueſten, bewährteſten, unauslöſchlichen Freundſchaft abgebetet". Er nannte dies „von einer beſchränkten Leidenſchaft ungetrübte" Gefühl: „eine recht ätheriſche Wolluſt". Zu ſo verwegener Höhe rettete ſich die Freiheit ſeines Ichs, und er gewöhnte ſich allgemach daran, von der Vogelperſpective auf Welt und Menſchen herabzublicken.

Wie nach Vaucluſe wallfahrtete Mancher ſeitdem des Weges hin nach Seſenheim, zumal ſeit der erſten Wallfahrt des trefflichen Philologen Näke, der 1822 jeden Fußbreit Landes, wo Friederike einſt gewandelt, unterſuchte mit des alten Primroſe-Brion Nachfolger im Pfarrhauſe Kaffee trank und vom Jasmin, den Friederikens Hand dereinſt gepflegt, einen Zweig abbrach und ihn in ſein Tagebuch legte. Freimund Pfeiffer will noch die jüngere Schweſter Friederikens, die Goethe nicht erwähnt hat, eine alte Mamſell, am Leben gefunden haben, die ihm erzählt, Friederike habe nach dem Bruch des Verhältniſſes jede Partie ausgeſchlagen, aber ſtill und heiter, eine Nichte bei ſich erziehend, fortgelebt und die Meinung geäußert, wen Goethe geliebt, der könne niemandem weiter angehören. Nach der Eltern Tode verließ Friederike die Heimath und ging nach Paris zu einer Freundin, die an den aus dem Elſaß gebürtigen Herrn Roſenſtiel, Secretär und Jurisconſult des Königs, verheirathet war. Noch vor dem Sturze Robespierre's ſcheint ſie Paris wieder verlaſſen zu haben; ſie ging zu ihrer in Meiſenheim, im Oberamt Lahr, verheiratheten Schweſter und blieb beim Schwager auch nach deren Tode, ihm den Haushalt führend und die Kinder erziehend. Dort lebte ſie, allgemein geliebt, als eine bereite Helferin und Wohlthäterin geehrt, bis 1813, und liegt auch dort begraben. Sie war die Anſpruchsloſigkeit und Seelengüte ſelbſt, unermüdlich, wenn auch aus Furcht vor Unfrieden im Pfarrhauſe meiſt heimlich, an Arme und Kranke kräftige Suppen, Wein und Geld ſpendend; Alt und Jung im Dorfe nannte ſie nur „Tante Friederike“. Jedem Geſpräch über den nun weltberühmten Dichter wich ſie aus, verließ ſogar das Zimmer, fiel auf ihn die Rede: nie kam über die Lippen, die der Jüngling Goethe geküßt, ein Wort, wie weh er ihr gethan. In ihrem Alter erſchien ſie groß und hager; Verwandte nannten ſie ſcherzweiſe „den elfenbeinernen Thurm“. — Das Erſcheinen des zweiten Bandes von „Dichtung und Wahrheit“, mit der Erzählung des Verhältniſſes mit ihr, erlebte Friederike noch; der dritte Theil des Werkes mit dem Abſchluß des Verhältniſſes erſchien erſt nach ihrem Tode. Daß Mephiſtopheles Merck viel Einfluß gehabt auf des Dichters Entſchluß, auf Friederike zu verzichten, beruht nur auf der falſchen Annahme nachträglicher Reflexion. Des Dichters Geiſt und ſeine Sphäre als Menſch lag allzu weit ab von einer bloßen Idylle eng begnüglicher

Häuslichkeit. Lewes ſagt ſogar: „Friederike Brion zu verlaſſen, war moraliſcher von Goethe, als eine Ehe mit ihr ohne ausreichende und ausfüllende Liebe einzugehen.“ Wir unſererſeits möchten ſagen, es war ſeine Natur, die ihn trieb, ſich abzuwenden, um ſich nicht ſo früh mit ſeinem ganzen Selbſt an die Enge ſolches Ehebundes gefangen zu geben. In dem Straßburger Goethe ſteckte ſchon im Keime gleich ſehr: der Fauſt den ein Gretchen reizt und rührt, der Egmont der an einem Clärchen ſich weidet und mit ihr ſpielt, der Clavigo der eine Marie verläßt, weil ein Carlos, oder die eigene Stimme im Innern ihm zuraunt: „Heirathen! Heirathen juſt zur Zeit, da das Leben erſt recht in Schwung kommen ſoll! Sich häuslich niederlaſſen, ſich einſchränken, da man noch die Hälfte ſeiner Wanderung nicht zurückgelegt, die Hälfte ſeiner Eroberungen noch nicht gemacht hat!“ Freimund Pfeiffer's Vermuthung, Mephiſto Merck habe ihm zugeſetzt, die Verbindung zu löſen, iſt hiſtoriſch falſch, da Goethe von Straßburg ſchied bevor er deſſen Bekanntſchaft gemacht. Und die Stimme eines Carlos ſteckte ſo gut wie die Geſtalt des Clavigo im Dichter ſelber, wie ja auch Mephiſtopheles nur die Kehrſeite des Fauſt, deſſen nothwendige Negation, aber auch ſeine Ergänzung iſt.

Goethe war ein einundzwanzigjähriger Jüngling, als er die leiſen Bande mit einem ſechszehnjährigen Mädchen abſtreiſte, von dem er ſang:

> Ein roſenfarbnes Frühlingswetter
> Lag auf dem lieblichen Geſicht!

Frühling und Roſen ſind vergänglich; wer will das leugnen? Was aber Lewes vom nothwendig ewigen Zwieſpalt zwiſchen Genialität und Ehe fabelt, ſchmeckt nach geſuchter Beſchwichtigung über eigene, vielleicht ähnliche Lebenslagen, iſt aber jedenfalls ſchief beleuchtet und falſch gefärbt. Lewes rühmt am Menſchen Goethe mit Hingebung die imperatoriſche Selbſtbeherrſchung, die unerſchütterliche Mannheit des nie beirrten klaren feſten Willens. Juſt weil er ſo unerſchrocken feſt in ſich ſelber, — was Andere die geſunde Selbſtſucht ſeines Weſens nennen, als Selbſterhaltungstrieb bald feiern, bald ſchelten, — habe er, ſagt Lewes, ſchwankende Männergeſtalten, wetterwendiſche, nach der Laune des Augenblicks gefügte Naturen ſo oft und ſo gut geſchildert, umgekehrt wie Byron, als Menſch ohne Selbſtbeherrſchung und ein Raub der verwöhnten Laune und des gereizten Eigenſinns, ſeine Helden gern ſo ausnehmend ſtolz, ſtoiſch oder auch ſultaniſch in der Begierde, imperatoriſch im Wollen und Handeln ſchilderte. Aber die weichen Anwandlungen im Werther und Meiſter, das Sanguiniſche im Egmont, das nervös Empfindſame im Taſſo, das charakterlos Schwankende im Eduard der Wahlverwandtſchaften, die unmännliche Ermattung im Brakenburg, die treuloſen Züge eines Weißlingen, eines Clavigo, eines Fernando in der Stella — alle dieſe Elemente hat Goethe nicht blos ſo oft, ſondern auch mit Liebhaberei, mit Hingebung und jener Sympathie gezeichnet, die ſich gern ſelbſt im Bilde ſpiegelt. Seine ſtarke geſunde Natur, die Größe ſeines Willens, die Macht ſeines Geiſtes hat dieſe Regungen auf der Schattenſeite des Männerweſens bekämpft, ſie bezwungen und damit aus ſich heraus in feſter Form hingeſtellt; in ſich getragen aber hat er ſie; nur was er durchgerungen, beſingt und ſchildert der Poet; für das ihm fremd Gebliebene hat er weder den rechten Stil, noch die entſprechenden Farben. In dieſem ſtarkgefugten Geiſte, der nur von ſich ſelbſt Geſetze annahm, war eine gleich mächtige Liebesfülle, die ihn immerdar bedürftig, alſo ſchwach und weich erſcheinen ließ, ja ſein Selbſt gefährdete, bis es nach dem Rettungsanker der Selbſterhaltung griff. Nur ſo vollzog ſich das Geſetz ſeiner ihm gegebenen Natur: auszudauern über Zeit und Raum, in allem Schmerz und Untergang. Dies iſt das Thema ſeiner Dichtungen, und hierin liegt — nicht Größe — aber Kraft und Reichthum.

3. Werther's Lotte, Charlotte Buff.

Das Gefühl der Selbſtanklage, Reue und Buße trieb den Dichter nach der Seſenheimer Epiſode ins Weite mit ſeinen Gedanken: Straßburg, Shakſpeare und Herder drängten ihn zur Beſchäftigung mit dem Götz. Dies Werk, eine dramatiſche Lebensgeſchichte, erſchien erſt 1773 im Druck, war aber wohl im Winter 1771 in der erſten Form fertig, und im Auguſt dieſes Jahres hatte er Straßburg verlaſſen. Man ſagt, Goethe's Mutter habe in der Zeichnung der Haus- und Burgfrau des werthen Ritters ſich gefallen und in dem Bilde wie in einem Spiegel gern ſich ſelbſt erblickt. Die Schweſter Cornelie drängte den Dichter zum endlichen Abſchluß der Arbeit. Sonſt haben weibliche Geſtalten keinen Einfluß auf dies Werk gehabt; Männer und Elemente der Mannesnatur walteten zum erſten Mal bei ihm vor als er es ſchuf, aber unorganiſch und unklar; Shakſpeare hatte ſeinen Geiſt, wie er ſelbſt ſagt, „ausgeweitet“, Leſſing mit ſeiner Concentrationskraft in der Structur des Drama's ihn nicht behütet. Von der Beſchäftigung in Straßburg mit ſogenannter gothiſcher, d. h. deutſcher Kunſt fand er nicht blos zu Hans Sachs, ſondern auch wieder zur Bibel leicht den Uebergang, nicht um zu beten, ſondern die Energie und gottvolle Kraft dieſes Buches der Bücher auf ſich walten zu laſſen. War jene Zeit der Buße für verſchuldetes Weh an Friederike von Seſenheim eine Zeit der Einkehr in ſich ſelbſt, ſo hat ſich zweifelsohne die Klettenberg von neuem ſeiner bemächtigt. Er ſchrieb in Frankfurt damals den „Brief des Paſtors zu *** an den neuen Paſtor zu ***“ und „Zwo wichtige bisher unerörterte bibliſche Fragen, zum erſten Mal gründlich beantwortet von einem Landgeiſtlichen in Schwaben.“ Lavater, Klopſtock, Baſedow gewannen perſönlich durch die Macht der Einwirkung, die ſie übten, Zutritt zu ihm, während Schloſſer, ſein Schwager, und Merck als Widerparte zu den religiöſen Tendenzmännern auf ihn eindrangen. Merck bewog

Schloſſer 1772 zur Herausgabe der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“: ſie wurden das Organ der aufwogenden Sturm- und Drangmänner, in denen ſich Schwärmerei des Entzückens, Aufraffen zu Thaten geiſtiger Größe und Anatomie ſcharfer Forſchung zu einem gährenden Gemiſch zuſammenfanden. Seinen Antheil an jenen Frankfurter Gelehrten Anzeigen hat Goethe mit 35 Aufſätzen ſeiner Feder in der Sammlung ſeiner Werke niedergelegt.

All das war aber nur Sturm und Aufregung, Gymnaſtik und Turniergefecht. Ziel und Inhalt für neu gewonnene und neu entwickelte Kräfte mußte ein Weib ſein; nur ein neues Gefühl in Luſt und Weh um ein weiblich Weſen konnte ſeinen ganzen Menſchen zu einer Dichtung ſchmelzen, die epochemachend für ihn wie das Zeitalter wurde. Goethe's Aufenthalt in Frankfurt wurde durch ein Sommerjahr in Wetzlar (1772) unterbrochen. Der Vater, unzufrieden mit des Sohnes Vernachläſſigung juridiſcher Intereſſen, hoffte, daß eine Praxis am Reichskammergericht daſelbſt heilſam wirken werde. Auf dem Reichskammergericht zu Wetzlar ſaßen dermalen 17 deutſche Rechtsgelehrte über 20,000 aufgelaufenen Proceſſen, deren einige ſich ſchon durch anderthalb Jahrhunderte hindurchſchleppten. Welcher Stoff für eine ſtreitluſtige, welcher Gräuel für eine lebensluſtige poetiſche Seele! Goethe ſchloß ſich in Wetzlar der heitern Tafelrunde junger Genoſſen an, die ſich Ritternamen beilegten und auf Abenteuer ſannen; Goethe hieß Ritter Götz der Redliche.

Das Ritterliche ſeines Weſens iſt wohl niemals verkannt; aber auch in der Redlichkeit ſuchte er Seinesgleichen, nicht minder in der Hingebung, Fülle der Gefühle und Liebesbedürftigkeit. Unter den jüngeren Männern, die ſich beim Reichskammergericht zum Dienſte vorbereiteten, lernte er den Bremiſchen Geſandtſchaftsſecretär Johann Chriſtian Keſtner kennen, einen Charakter von jener Beſtimmtheit im Reden und Thun, die bei Fleiß und heiterer Unermüdlichkeit ſo zutrauensvoll wirkt. Auf baldige Anſtellung bauend, hatte ſich Keſtner mit der zweiten Tochter des Amtmann Buff verlobt. Charlotte Buff war ſchwarzäugig, ſonſt aber ſchlank und blond, „eine heitere, geſunde Natur," der eine frohe Lebensthätigkeit, eine unbefangene Behandlung des täglich Nothwendigen angeboren war. Nach dem Tode der Mutter leitete ſie die Wirthſchaft und die Erziehung jener zahlreichen Geſchwiſter, in deren Umgebung der Dichter ſie ſo reizend fand. Es war nicht der Reiz ſtrahlender, blendender Schönheit, was ihn feſſelte, ſondern der ſtillwirkende Zauber reiner gemüthvoller Harmonie. Blonde Frauen erobern nicht im Sturm, aber um ſo ſicherer durch die Ruhe ihrer Anmuth und Grazie, mit der ſie anziehend wirken ohne gleich viel wiederzugeben. „Die heiterſte Luſt wehte in ihrer Umgebung," ſchrieb der Greis Goethe von Lotten. Keſtner, in ſeiner harmlos guten Sinnesart, pflegte ſeine Freunde mit ihr bekannt zu machen, ja ſah es gerne, daß ſeine Braut ſich mit ihnen auf Landpartien erging, wenn ihn ſelbſt der Dienſt feſſelte. So kam der Doctor Goethe in ihre Nähe, und bald in traulichen Verkehr mit ihr; er ward ihr ſteter Begleiter in Feld, Wald und Krautgarten, oft im Beiſein Keſtner's, oft ohne ihn; alle Drei wurden ſich unentbehrlich. So lebten ſie einen herrlichen Sommer hindurch eine ächte Idylle, wozu das fruchtbare Land „bei einer ausgedehnten Wirthſchaft“ die Proſa, und eine reine Neigung die Poeſie hergab. „Durch reife Kornfelder wandernd, erzählt der Dichter in ſeinem Leben, erquickten ſie ſich am thaureichen Morgen; das Lied der Lerche, der Schlag der Wachtel waren ergötzliche Töne; heiße Stunden folgten, ungeheure Gewitter brachen herein, man ſchloß ſich nur deſto mehr aneinander, und mancher kleine Familienverdruß ward leicht ausgelöſcht durch fortdauernde Liebe. Und ſo nahm ein gemeiner Tag den andern auf, und alle ſchienen Feſttage zu ſein; der ganze Kalender hätte müſſen roth gedruckt werden.“ So idylliſch war es dem alten Herrn noch ums Herz, als er der Welt die Entſtehung ſeiner Wertherdichtung und den vielbeweinten Schatten ſeines Helden erläutern wollte. Im Momente ſelbſt war ſeine Empfindung für Lotten gleich eine entſchiedene geweſen, aber eine reine, edle. Das bezeugt ſein „Pilgers Morgenlied“, als ihn Merck von Wetzlar fortlockte, um ihn zu zerſtreuen und zu retten. Im Gedicht „Elyſium“, an eine Freundin Charlottens, die er „Urania“ nennt, gerichtet, beſingt er ſie als „Lila“. Seine Verſe: „An Lottchen“, denen Düntzer eine andere Beziehung geben will, lauten:

Mitten im Getümmel mancher Freuden,
Mancher Sorgen, mancher Herzensnoth,

Denk' ich Dein, o Lottchen, denken Dein die Beiden,
Wie beim ſtillen Abendroth
Du die Hand uns freundlichſt reichteſt,
Da Du uns auf reich bebauter Flur,
In dem Schooße herrlicher Natur,
Manche leicht verhüllte Spur
Einer lieben Seele zeigteſt.
Wohl iſt mir's, daß ich Dich nicht verkannt,
Daß ich gleich Dich in der erſten Stunde,
Ganz den Herzensausdruck in dem Munde,
Dich ein wahres gutes Kind genannt ꝛc. —

Und aus dieſer harmloſen Idylle erwuchs ein Buch voll ſo ſchwelgeriſcher Todesluſt? — Es muß im Hintergrund ſeines innern Menſchen ein gewitterſchwühler Himmel geſtanden haben, für den der Selbſtmord des jungen Jeruſalem, zum Wetzlarer Kreiſe gehörig, nur das Allarmzeichen zu ſeinem Losbruch war. — Im erſten Abſchnitt der Leiden des jungen Werther iſt in aller Unſchuld harmloſer Selbſtvergeſſenheit ein großer Theil der Erlebniſſe im Verkehr mit Keſtner's Braut hineingearbeitet. Die Oertlichkeiten der Dichtung entſprechen der Umgebung Wetzlars. Der patriarchaliſche Brunnen zu Anfang des Briefes vom 12. Mai liegt nahe am Thore der Stadt. Dorf Garbenheim iſt im Briefe vom 26. Mai in Dorf Wahlheim verwandelt, und dem Leſer dabei die Warnung ertheilt, ſich nicht die Mühe zu geben, die genannten Orte in irgend einer Wirklichkeit zu ſuchen. Eine halbe Stunde entfernt liegt das Jägerhaus, in welchem laut Brief vom 16. Juni der Ball gehalten wurde. Merck, den Goethe bei Lotten einführte, theilte nicht des Dichters

Begeiſterung, gab vielmehr der „Junoniſchen Geſtalt einer ihrer Freundinnen“ den Vorzug und ſchalt ihn wegen der Tändelei mit einem ſchon gebundenen Mädchen; es ſei noch Zeit, dieſe Verwickelungen zu löſen, wenn er nicht in ein Irrſal gerathen wolle! Dieſer Carlos-Mephiſtopheles hatte hier mehr Recht als ſpäter im Clavigo. Drohte doch, während Braut und Bräutigam das beſte Maß zu ihm innehielten, für den Dichter ſelbſt aus der Tändelei eine qualvolle Leidenſchaft zu werden. An einem nebeligen Spätſommermorgen 1772 brach Goethe von Wetzlar auf, um mit Merck in Coblenz zuſammenzutreffen. Ein leichter Fußgänger, wanderte er die Lahn hinunter, und auf dieſem Wege entſtand jenes Gedicht an Lila: „Pilgers Morgenlied“, worin er noch einmal ſein erſtes Begegnen mit Lotte, ſein Bedürfniß allgegenwärtiger Liebe und ſein Schickſal des Entſagens feiert. Nach dem kurzen Beſuch bei Wieland's Freundin, Sophie von la Roche, kehrte er von Coblenz ins väterliche Haus zurück. Von Frankfurt aus wird der Briefwechſel fortgeführt, der ſich, um in mittelbarem Verkehr mit Lotten zu bleiben, nicht allein auf Keſtner, ſondern auch auf die noch ziemlich jungen Brüder Lottens erſtreckt, denen er bald dieſes, bald jenes beſorgt, oder zu beſorgen wünſcht. Er will ferne von ihr ſein, ſie nicht ſehen; aber von ihr hören will er, um geiſtig mit ihr fortleben zu können; er bittet die Verlobten um die Gunſt, die Ringe beſtellen zu dürfen, und läßt die ſchon beſtellten umſchmelzen, um ſie noch ſchöner zu erhalten; ihr Hochzeittag, den er dringlich zu erfahren wünſcht, der ihm aber aus ſchonender Abſicht verſchwiegen wird, ſoll ihm ein hehrer Tag des Schmerzes und der Freude ſein. „Ich wandle, ſchreibt er, in der Wüſte, da kein Schatten iſt; mein Haar iſt mein Schatten und mein Blut iſt mein Brunnen.“ — Goethe war etwa 6 bis 7 Wochen von Wetzlar entfernt, da hörte er, daß ſich daſelbſt der braunſchweig-wolfenbüttelſche Geſandtſchaftsſecretär Karl Wilhelm Jeruſalem durch einen Piſtolenſchuß das Leben geraubt und daß ihn zu dieſem Schritt die Liebe zu einem weiblichen Weſen geführt habe, welches ganz ſein zu nennen die Verhältniſſe nicht erlaubten. Dieſe Nachricht wirkte auf Goethe, obſchon er ihn gerade nicht näher kennen gelernt hatte, gewaltig und er erbat ſich ſogleich von Keſtner genaue und ausführliche Mittheilung über dieſen Vorfall. Sie wurde ihm gegeben, ſo weit dieſer ſie zu geben im Stande war; denn auch Keſtner hatte ihm nicht beſonders nahe geſtanden, kannte ihn nur im Allgemeinen als eine ſtille Natur, von gutem Herzen, mit weichen Geſichtszügen. Man wußte, daß er ſich vorzugsweiſe mit engliſcher Litteratur beſchäftigte, und bemerkte in ſeiner Kleidung eine Nachahmung der Engländer; er ſchien von dem blauen Fracke, der gelben Weſte, den gelben Beinkleidern und den Stulpſtiefeln gar nicht laſſen zu können. Er war auch Zeichner, wie Werther, wie Goethe, und ſkizzirte gern die heimlich ſtillen Gegenden der Landſchaft. Bei ſeinen häufigen Beſuchen im Hauſe eines Geheimſecretärs der pfälziſchen Geſandtſchaft kam er in den Verdacht einer unglücklichen Leidenſchaft für die Frau dieſes Freundes. Die Eiferſucht des Mannes ſollte ihn entfernt, mehr aber noch in Folge des Streites mit einem Vorgeſetzten verletzter Ehrgeiz ihn gereizt haben. Der im zweiten Abſchnitt des Werther, im Briefe vom 15. März erzählte Vorfall ereignete ſich unter etwas abweichenden Umſtänden gleich nach Jeruſalem's Ankunft zu Wetzlar beim Präſidenten Grafen v. B. Vielfach Bekanntſchaften zu ſuchen und anzuknüpfen war nicht ſeine Sache. Alles Verlangen dieſer Art ging nur in einer Sehnſucht auf, nämlich in der nach dem Umgange mit der liebenswürdigen Gattin ſeines Freundes, des pfälziſchen geheimen Geſandtſchaftsſecretärs H. Er hatte fortwährend Zutritt im Hauſe und der Ruf der allgemein geſchätzten Familie litt nicht im mindeſten; doch ſoll ſpäter von Seiten des Gemahls dem Freunde einmal hart entgegengetreten worden ſein. Dazu kam noch, daß auch die Stellung zu ſeinem ziemlich grämlichen Vorgeſetzten keine angenehme, ja vielmehr ſein Verhältniß ein läſtiges war, und ſo mag in Jeruſalem, der, ſo oft über den Selbſtmord geſprochen wurde, denſelben ſtets hartnäckig vertheidigte, der Entſchluß, ſich das Leben zu nehmen, immer feſter geworden ſein. Im Spätherbſte des Jahres 1772 ward die That vollbracht. Die Piſtolen hiezu entlehnte er ſich von Keſtner. Das Original des Briefchens mit den Worten: „Wollten Sie mir wohl zu einer vorhabenden Reiſe Ihre Piſtolen leihen?“ iſt noch aufbewahrt. Es iſt in zwei Hälften zerriſſen, da es vom Empfänger als bedeutungslos ſogleich in den Papierkorb geworfen wurde. Die erſte Nachricht von dem Unglücke brachte in das Haus des Amtmanns Keſtner, der zugleich mittheilte, daß Jeruſalem unter dem Vorwand einer Reiſe die Piſtolen von ihm entlehnt habe, große Verwirrung. Lotte erſchrak ſehr und weinte bitterlich. Die Trauer über Jeruſalem's Ende war aber auch eine allgemeine, und ſeine Freunde bemühten ſich ſehr, ihm wenigſtens ein ehrliches Begräbniß zu verſchaffen. Paſtor Pilger hatte dies lange verweigert, endlich aber durfte die Beſtattung doch in einer Ecke des Gottesackers vorgenommen werden. Handwerker trugen ihn. Kein Geiſtlicher hat ihn begleitet.

An der Stelle im Roman, wo Werther, dem Zuge ſeines Herzens folgend, wieder umlenken und nach Wetzlar zurückkehren muß, beginnt der Verfaſſer Jeruſalem's Schickſal ſeinem Werther unterzuſchieben. — Die Briefe vom 29. Juli an ſind alle bei weitem leidenſchaftlicher gehalten als die frühern, und wie es Jeruſalem's elegiſchem Charakter angemeſſen erſcheint, von ſentimentaler Ermattung begleitet. Werther verliert immer mehr jeden eignen Halt, bis er faſt dem Wahnſinn nahe, von Lotten ſcheidet. Daß Goethe die Piſtolen Alberts noch durch Lottens Hand gehen läßt, die ſie vom Staube befreit, die nächſten Folgen ahnt und ſie doch, wenn auch mit zitternder Hand, hergiebt, iſt eine Stelle, welche in jedem Leſer auf die Heldin des Stückes einen Schatten wirft oder den Eindruck pſychologiſcher Unwahrheit macht. Goethe iſt hier von der wahren Begebenheit, und zwar nicht auf die glücklichſte Weiſe, abgewichen. Aber auch noch in Aeußerlichkeiten liegt die Begründung für ein Abweichen von der wahren Begebenheit, denn als Jeruſalem ſeinem Leben ein Ende machte, waren Keſtner und Lotte noch unverheirathet; die Piſtolen wurden in der Wohnung Keſtner's abgeholt und Lotte erfuhr erſt am andern Morgen davon, als deren unſeliger Gebrauch zu Tage kam.

Goethe war zu Oſtern 1772 nach Wetzlar gekommen und iſt am 11. September wieder abgereiſt, ſo daß ſein unmittelbarer Verkehr mit Lotte ſich nur auf die Dauer von 5 bis 6 Monaten erſtreckt, welche er, im Romane um ein Jahr vorgreifend, auf den Sommer 1771 verlegt. Zwiſchen ſeiner Abreiſe im September 1772 und dem Tod Jeruſalem's liegen nur noch 6 bis 7 Wochen. Da nun ſeine eigene Geſchichte mit Lotten mit der Abreiſe nicht endet, ſondern die Zeit ihrer Verheirathung, die erſt ein Paar Monate nach Jeruſalem's Tode ſtattfand, auch für ſeine Perſon von weſentlicher Bedeutung iſt, und er hier keineswegs noch ſich aufgeben und zurücktreten will, ſo benützte er die Gelegenheit, das vorgegriffene Jahr hier wieder auszugleichen, wodurch er ſelber nicht nur bis nach dem Februar ſeine eigenen Intereſſen hineinverflechten, ſondern auch Jeruſalem's Charakter genugſam entfalten kann, was ſich in den Zeitraum von ſeiner Abreiſe bis zu Jeruſalem's Tod, alſo in den von nur 6 Wochen nicht hätte drängen laſſen. — Auf dieſe Weiſe erreicht er auch, daß er im Romane mit Jeruſalem's wirklichem Ende zuſammentrifft; was allein ſchon hinreichend war, um ſogleich den unglücklichen Jeruſalem im großen und allgemeinen Leſepublicum mit Werther zu identificiren.

Von Wetzlar nach Frankfurt zurückgekehrt, ſchrieb er erſt noch den Götz um. Je mehr er in dieſem Kraftgemälde deutſcher Selbſthülfe in alter Zeit ſich ſelbſt und ſeinem Jahrhundert entflohen war, deſto mehr hatten, durch Young und Oſſian genährt, Krankheitszuſtände der Gegenwart ſich in ihm angeſammelt. Die Herabſtimmung aller ſittlichen und phyſiſchen Kraft, die paſſive Nichtsnutzigkeit des bedrückten deutſchen Jammers, für den nur England ſeine „Wonne in Thränen“ bot, all dieſe verzehrende Todesſehnſucht voll elegiſcher Schwelgerei lebte im Dichter, mußte aber erſt ausgelebt ſein in ihm, bevor er ſie darſtellen konnte. Mit der Nachricht vom Selbſtmorde des jungen Jeruſalem in Wetzlar ſtand der Entſchluß zum Buche Werther feſt, aber er wurde erſt 1774 ausgeführt. In vier Wochen ſoll dies Gemälde entworfen ſein, wie er ſelber ſagt. Die Farben dazu trug er in ſich, die Linien borgte er theils aus ſeinen eignen Zuſtänden in Wetzlar, theils aus den Motiven zu Jeruſalem's That; erſter und zweiter Abſchnitt des Buches füllten ſich damit. In einem Briefe an Lavater (26. April 1774) ſchrieb Goethe, er habe der Geſchichte Jeruſalem's ſeine Empfindungen geliehen; aber die Ouverture zu dieſem tragiſchen Monodrama war eine Fabel, die er aus ſeiner eignen Wirklichkeit in Wetzlar nahm. Er hielt die thatſächlichen Einzelheiten feſt, wie Zeitungen und Briefe aus Wetzlar ſie berichteten; er verwob ſie ganz harmlos beim Sturmdrang des Erguſſes mit ſeinen eignen Eindrücken, die ihm zu alledem doch nur ein Vorſpiel geliefert. So hatten ſich hier

Dichtung und Wahrheit wunderbar liſtig durchdrungen, um auf das naivſte ein Meiſterſtück ſentimentaler Sittenmalerei zu liefern. Hier durfte nicht viel erfunden, fremde Geſtalten durften nicht hereingezogen werden; der Proceß war zu einfach und zu innerlich. Die Lotte der Wirklichkeit iſt in der Dichtung potenzirt; bei all ihrer Seelenreinheit im Buche iſt ſie doch leiſe berührt vom Schmelz und Zauber ſeiner überfluthenden Leidenſchaft; Keſtner mußte, als poetiſch nothwendiger Gegenſatz zum krankhaften Helden, in einen geſunden Alltagsmenſchen verwandelt werden. Wenn Roſenkranz meint, es zeuge von großer Kunſt, daß Goethe den Werther zum Diplomaten gemacht, da Diplomaten „Scheinthuer" ſeien, ſo zeigt das von einem gänzlichen Verkennen der Entſtehungsgeſchichte dieſes Dichtwerks, und Lewes rügt mit Recht die Thorheit, einem Poëm mehr ſpeculative Finten unterzuſchieben als der Dichter in ſeiner Naivität ſich je geträumt. Wie und bis zu welchem Grade ein poetiſches Werk Naturerzeugniß, läßt ſich, aus Antipathie und Stolz gegen das was Natur und unbewußter Proceß iſt, mit den Geburtszangen des abſtracten Begriffs nicht ans Tageslicht bringen. Wohl heißt der Poet „der Macher", trotzdem wird das Werk in ihm, und wie Bewußtſein und dunkler Drang in ihm weben und ſich durchſchlingen, bleibt Myſterium für profane Exegeſe. Juſt am Werther machte Goethe nichts; ihm ſelbſt unbewußt liefen hier Wirklichkeit und Phantaſie durcheinander. Das Werk iſt aber auch nicht ſo ſehr, wie man glaubt, bloße Ausgeburt eines Sturmdranges, der nach dem Nächſten greift, um ſich raſch genugzuthun. Es iſt raſch hingeſtürmt in der Ausarbeitung, aber ſehr langſam und gründlich erlebt, denn in ihm wogt ſchwankend und überfluthend, voll und heiß und doch innig tief, thränenfeucht und verzweiflungsvoll das ganze Leid jenes kranken Jahrhunderts. Der Dichter gab darin Alles hin, was ihm Leben und Zeit gegeben: er behielt aber für ſich, was zum Weiterleben nöthig war, die ſtandhafte Kraft, zu verzichten, und die Stärke des Felſens, der den Wogenſturm überdauert, trotzdem er Spuren davon zeigt und behält. Zwiſchen Jeruſalem's Selbſtmord und der Abfaſſung der Dichtung lagen faſt anderthalb Jahre, ſodaß das Werk auch der Thatſache nach nicht ſo, wie es Vielen ſcheint, gleichſam vom Zaun gebrochen, die Ausgeburt des Augenblicks war.

Goethe's Geleitsbrief mit dem gedruckten Exemplar des Werther lautet buchſtäblich: „Lotte, wie lieb mir das Büchelchen iſt, magſt Du im Leſen fühlen, und auch dieſes Exemplar iſt mir ſo werth als wär's das einzige in der Welt. Du ſollſt's haben, Lotte, ich hab' es hundertmal geküßt, hab's weggeſchloſſen, daß es niemand berühre. O Lotte! — Und ich bitte Dich, laſſ' es außer Meyers niemand jetzo ſehn, es kommt erſt die Leipziger Meſſe ins Publicum. Ich wünſchte jedes läſ' es allein vor ſich, Du allein, Keſtner allein, und jedes ſchriebe mir ein Wörtchen. Lotte, Adieu Lotte." — Keſtner entgegnete: „Euer Werther würde mir großes Vergnügen machen können, da er mich an manche intereſſante Scene und Begebenheit erinnern könnte. So aber wie er da iſt, hat er mich in gewiſſem Betracht ſchlecht erbauet. Ihr wißt, ich rede gern wie's mir iſt. Ihr habt zwar in jede Perſon etwas Fremdes gewebt, oder mehrere in eine geſchmolzen. Das ließe ich ſchon gelten. Aber wenn Ihr bei dem Verweben und Zuſammenſchmelzen Euer Herz ein wenig mit rathen laſſen, ſo würden die wirklichen Perſonen, von denen Ihr Züge entlehnt, nicht dabei ſo proſtituirt ſein. Ihr wolltet nach der Natur zeichnen, um Wahrheit in das Gemälde zu bringen; und doch habt Ihr ſoviel Widerſprechendes zuſammengeſetzt, daß Ihr gerade Euern Zweck verfehlt habt. Der Herr Autor wird ſich hiergegen emporen, aber ich halte mich an die Wirklichkeit und an die Wahrheit ſelbſt, wenn ich urtheile, daß der Maler gefehlt hat. Der wirklichen Lotte würde es in vielen Stücken leid ſein, wenn ſie Eurer da gemalten Lotte gleich wäre. Ich weiß es wohl, daß es eine Compoſition ſein ſoll; allein die H...., welche Ihr zum Theil mit hineingewebt habt, war auch zu dem nicht fähig was Ihr Eurer Heldin beimeſſet. Es bedurfte aber des Aufwandes der Dichtung zu Eurem Zwecke und zur Natur und Wahrheit gar nicht, denn ohne das eine Frau, eine mehr als gewöhnliche Frau immer entehrende Betragen Eurer Heldin erſchoß ſich Jeruſalem. Die wirkliche Lotte, deren Freund Ihr doch ſein wollt, iſt in Eurem Gemälde, das zuviel von ihr enthält, um nicht auf ſie ſtark zu deuten, iſt, ſag' ich — doch nein, ich will es nicht ſagen, es ſchmerzt mich ſchon zu ſehr, da ich's denke. Und Lottens Mann, Ihr nanntet ihn Euren

Freund, und Gott weiß, daß er es war, iſt mit ihr — —. Und das elende Geſchöpf von einem Albert! Mag es immer ein eignes, nicht copirtes Gemälde ſein ſollen, ſo hat es doch von einem Original wieder ſolche Züge (zwar nur von der Außenſeite, und Gott ſei's gedankt, nur von der Außenſeite) daß man leicht auf den wirklichen fallen kann. Und wenn Ihr ihn ſo haben wolltet, mußtet Ihr ihn ſo zu einem Klotze machen? Damit Ihr etwa auf ihn ſtolz hintreten und ſagen konntet: Seht, was ich für ein Kerl bin!"

In einem ſpätern Briefe an einen Dritten, einen ſeiner Freunde, die ihm wegen der erlittenen Blosſtellung ihr Beileid bezeugten, ſchreibt Keſtner berichtigend, im erſten Theile des Buches ſei Werther Goethe ſelbſt, in Lotte und Albert habe er von ſeiner Frau und ihm Züge entlehnt, viele von den Scenen ſeien ganz wahr, aber doch theilweis verändert, andere ganz fremd, und um den Tod Werther's vorzubereiten, habe er ſchon im erſten Theile Verſchiedenes hinzugedichtet, das den wirklichen Perſonen gar nicht zukomme. „Lotte hat z. B. weder mit Goethe, noch mit ſonſt einem Andern in dem ziemlich genauen Verhältniß geſtanden, wie da beſchrieben iſt. Dies haben wir ihm allerdings ſehr übelzunehmen, indem verſchiedene Nebenumſtände zu wahr und zu bekannt ſind, als daß man nicht auf uns hätte fallen ſollen. Er bereut es jetzt; aber was hilft uns das! Es iſt wahr, er hielt viel von meiner Frau; aber darin hätte er ſie getreuer ſchildern ſollen, daß ſie viel zu klug und zu delicat war, als ihn einmal ſo weit kommen zu laſſen, wie im erſten Theile enthalten. Sie betrug ſich ſo gegen ihn, daß ich ſie weit lieber hätte haben müſſen als ſonſt, wenn dies möglich geweſen wäre.“

Erſt dem Keſtner'ſchen Briefwechſel verdanken wir in unſern Tagen die wahre Geſchichte über die Entſtehung des Werther, dieſes „Gemiſches von Wahrheit und Lüge“, deſſen Compoſition in Goethe's Dichtung und Wahrheit nicht mehr deutlich zu Tage tritt. Charlotte Buff gehörte nicht in die Reihe der Frauen, die der Dichter geliebt; wegen der Friederike von Seſenheim, nicht wegen der Charlotte von Wetzlar hat Goethe Reue gefühlt. Aber es erhellt doch aus dem Briefwechſel, wie tiefgreifend Dieſe auf Goethe gewirkt, als er, Wirklichkeit und Poeſie unbewußt verwebend, den Werther ſchrieb, dieſen Pelikan, den er mit ſeinem eignen Herzblut fütterte.

Goethe war erſchrocken über den Eindruck, den das Buch auf ſeine Freunde machte. Er hatte auf Keſtner's Brief ſofort geantwortet: „Ich muß Euch gleich ſchreiben, meine Lieben, meine Erzürnten, daß mir's vom Herzen komme. Es iſt gethan, es iſt ausgegeben; verzeiht mir, wenn Ihr könnt. — Ich will nichts, ich bitte Euch, ich will nichts von Euch hören, bis der Ausgang beſtätigt haben wird, daß Eure Beſorgniſſe zu hoch geſpannt waren, bis Ihr dann auch im Buche ſelbſt das unſchuldige Gemiſch von Wahrheit und Lüge reiner an Euren Herzen gefühlt haben werdet ꝛc.“ Der Dichter ſpricht dann die frohe Ahnung aus, das ewige Schickſal habe das zugelaſſen, um ihn noch feſter an Beide zu knüpfen;

er ſei ſo durch Liebe an ſie gebunden, daß er an ihnen und ihren Kindern ein Schuldner ſein werde für die böſen Stunden, die er ihnen gemacht. Solcher Gutherzigkeit gegenüber ſtreckten ſie denn auch die Waffen, ſie vergaben ihm und er konnte noch im November deſſelben Jahres ſchreiben: „O könnt' ich Dir an den Hals ſpringen, mich zu Lottens Füßen werfen, Eine, Eine Minute, und all, all das ſollte getilgt, erklärt ſein was ich mit Büchern Papier nicht aufſchließen könnte! O Ihr Ungläubigen! würd' ich ausrufen. Ihr Kleingläubigen! Könntet Ihr den tauſendſten Theil fühlen, was Werther tauſend Herzen iſt, Ihr würdet die Unkoſten nicht berechnen, die Ihr dazu hergebt!" Binnen einem Jahre verſpricht er Alles, was noch übrig ſein möchte von Verdacht und Mißdeutung „im ſchwätzenden Publicum, obgleich das eine Heerd' Schwein' iſt," — auszulöſchen „wie ein reiner Nordwind." „Werther muß — muß ſein! Ihr fühlt ihn nicht, Ihr fühlt nur mich und Euch, und was Ihr angeklebt heißet — und trutz Euch und Andern, eingewoben iſt. — Wenn ich noch lebe, ſo biſt Du's, dem ich's danke — biſt alſo nicht Albert. — Und alſo — gieb Lotten eine Hand ganz warm von mir, und ſag' ihr: Ihren Namen von tauſend heiligen Lippen mit Ehrfurcht ausgeſprochen zu wiſſen, ſei doch ein Aequivalent gegen Beſorgniſſe, die einer kaum ohne alles andere im gemeinen Leben, da man jeder Baſe ausgeſetzt iſt, lange verdrießen würden &c. O Du! Haſt nicht gefühlt wie der Menſch Dich umfaßt, Dich tröſtet — und in Deinem, in Lottens Werth Troſt genug findet, gegen das

Elend das ſchon Euch in der Dichtung ſchreckt. Lotte, leb' wohl — Keſtner, Du — habt mich lieb — und nagt mich nicht." Rührend offen und kindlich naiv iſt an einer andern Stelle im Briefwechſel Goethe's tröſtendes Wort: „Du biſt unendlich größer als Albert, und ich ſelbſt bin ja auch nicht Jeruſalem geworden!" Das Buch Werther war ein Rettungsact, ein Rothſchuß für ihn, ob er gleich erſt ſo lange nachher die Anker lichtete und in See ging, um nicht zwiſchen engen Klippen zu ſcheitern.

Keſtner giebt auch, bevor ihm Goethe näher getreten, alſo ganz harmlos, Zeugniß über ihn. Dies Zeugniß lautet: „Im Frühjahr kam hier ein gewiſſer Goethe aus Frankfurt an, ſeiner Hantierung nach Dr. Juris, 23 Jahr alt, einziger Sohn eines ſehr reichen Vaters, um ſich hier — dies war ſeines Vaters Abſicht — in praxi umzuſehen, der ſeinigen nach aber den Homer, Pindar ꝛc. zu ſtudieren, und was ſein Genie, ſeine Denkungsart und ſein Herz ihm weiter für Beſchäftigung eingeben würden. Gleich Anfangs kündigten ihn die hieſigen ſchönen Geiſter als einen ihrer Mitbrüder und als Mitarbeiter an der neuen Frankfurter Gelehrten Zeitung, beiläufig auch als Philoſophen im Publico an, und gaben ſich Mühe mit ihm in Verbindung zu ſtehen. Da ich unter dieſe Claſſe von Leuten nicht gehöre, ſo lernte ich Goethen erſt ſpäter und ganz von ungefähr kennen. — Sie wiſſen, daß ich nicht eilig urtheile. Ich fand ſchon" (bei der erſten Begegnung nämlich) „daß er Genie hatte und eine lebhafte Einbildungskraft; aber dieſes war mir noch nicht genug, ihn hochzuſchätzen. — Er hat ſehr viel Talente, iſt ein wahres Genie und ein Menſch von Charakter; beſitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er ſich meiſtens in Bildern und Gleichniſſen ausdrückt. Er pflegt auch ſelbſt zu ſagen, daß er ſich immer uneigentlich, niemals eigentlich ausdrücken könne: wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken ſelbſt, wie ſie wären, zu denken und zu ſagen. Er iſt in allen ſeinen Affecten heftig, hat jedoch oft viel Gewalt über ſich. Seine Denkungsart iſt edel; von Vorurtheilen ſo viel frei, handelt er, wie es ihm einfällt, ohne ſich darum zu bekümmen, ob es Andern gefällt, ob es Mode iſt, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang iſt ihm verhaßt. — Er liebt die Kinder und kann ſich mit ihnen ſehr beſchäftigen. Er iſt bizarre und hat in ſeinem Betragen, ſeinem Aeußerlichen Verſchiedenes, das ihn unangenehm machen könnte. Aber bei Kindern, bei Frauenzimmern und vielen Andern iſt er doch wohl angeſchrieben. Für das weibliche Geſchlecht hat er ſehr viele Hochachtung. In principiis iſt er noch nicht feſt, und ſtrebt noch erſt nach einem gewiſſen Syſtem. Um etwas davon zu ſagen, ſo hält er viel von Rouſſeau, iſt jedoch nicht ein blinder Anbeter von demſelben. Er iſt nicht was man orthodox nennt. Jedoch nicht aus Stolz oder Caprice oder um etwas vorſtellen zu wollen. Er äußert ſich auch über gewiſſe Hauptmaterien gegen Wenige; ſtört Andere nicht gern in ihren Vorſtellungen. Er haßt zwar den Scepticismum, ſtrebt nach Wahrheit und nach Determinirung über gewiſſe Hauptmaterien, glaubt auch ſchon über die wichtigſten determinirt zu ſein; ſoviel ich aber gemerkt, iſt er es noch nicht. Denn, ſagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner. Zuweilen iſt er über gewiſſe Materien ruhig, zuweilen aber nichts weniger wie das. Vor der chriſtlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Geſtalt, wie ſie unſere Theologen vorſtellen. Er glaubt ein künftiges Leben, einen beſſern Zuſtand. Er ſtrebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derſelben als von ihrer Demonſtration. Er hat ſehr viel gethan und viele Kenntniſſe, viel Lectüre, aber doch noch mehr gedacht und räſonnirt. Aus den ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten hat er ſein Hauptwerk gemacht, oder vielmehr aus allen Wiſſenſchaften, nur nicht den ſogenannten Brotwiſſenſchaften."

Am Rande fügt Keſtner noch hinzu: „Ich wollte ihn ſchildern aber es würde zu weitläufig werden, denn es läßt ſich gar viel von ihm ſagen: Er iſt mit einem Worte ein ſehr merkwürdiger Menſch." Weiter unten ferner: „Ich würde nicht fertig werden, wenn ich ihn ganz ſchildern wollte."

Auf dies Zeugniß über ſeine Eigenthümlichkeit folge hier jedoch auch noch der Nachweis, wie tief er ſich eingeſponnen in den Verkehr mit Lotte und in ihr ganzes Daſein. Wir leſen in Keſtner's Tagebuch: „September 10. 1772. Mittags aß Dr. Goethe bei mir im Garten, ich wußte nicht, daß es das letzte Mal war. Abends kam Dr. Goethe nach dem deutſchen Hauſe. Er, Lottchen und ich hatten ein merkwürdiges Geſpräch von dem Zuſtande nach dieſem Leben, vom Weggehen und Wiederkommen ꝛc., welches nicht er, ſondern Lottchen anfing. Wir machten miteinander aus, wer von uns zuerſt ſtürbe, ſollte, wenn er könnte, den Lebenden Nachricht von dem Zuſtande jenes Lebens geben. Goethe wurde ganz niedergeſchlagen, denn er wußte, daß er am andern Morgen weggehen wollte.“

„September 11. 1772. Morgens um 7 Uhr iſt Goethe weggereiſet, ohne Abſchied zu nehmen. Er ſchickte mir ein Billet nebſt Büchern. Er hat es längſt geſagt, daß er um dieſe Zeit nach Coblenz, wo der Kriegszahlmeiſter Merck ihn erwarte, eine Reiſe machen und er keinen Abſchied nehmen, ſondern plötzlich abreiſen würde. Ich hatte es alſo erwartet. Aber, daß ich dennoch nicht darauf vorbereitet war, das habe ich tief in meiner Seele gefühlt. Ich kam den Morgen von der Dictatur zu Hauſe. — Herr Dr. Goethe hat dieſes um 10 Uhr geſchickt.“ — Ich ſah die Bücher und das Billet und dachte, was dieſes mir ſagte: „Er iſt fort!“ und war ganz niedergeſchlagen. Bald nachher kam Hans (Lottens Bruder) zu mir, mich zu fragen, ob er gewiß weg ſei. Die Geheime Räthin Langen hatte bei Gelegenheit durch eine Magd ſagen laſſen, es wäre doch ſehr ungezogen, daß Dr. Goethe ſo ohne Abſchied zu nehmen, weggereiſt ſei. Lottchen ließ wieder ſagen: Warum ſie ihren Neveu nicht beſſer erzogen hätte? Lottchen ſchickte, um gewiß zu ſein, einen Kaſten, den ſie von Goethen hatte, nach ſeinem Hauſe. Er war nicht mehr da. Mittag hatte die Geheime Räthin Langen wieder ſagen laſſen, aber ſie wollte es des Doctor Goethe Mutter ſchreiben, wie er ſich aufgeführt hätte! — Unter den Kindern im deutſchen

Hauſe ſagte jedes: Doctor Goethe iſt fort! — Mittags ſprach ich mit Herrn v. Born, der ihn zu Pferde bis gegen Braunfels begleitet hatte. Goethe hatte von unſerm geſtrigen Abendgeſpräch ihm erzählt. Goethe war ſehr niedergeſchlagen weggereiſt. Nachmittags brachte ich die Billets von Goethe an Lottchen. Sie war betrübt über ſeine Abreiſe; es kamen ihr die Thränen beim Leſen in die Augen. Doch war es ihr lieb, daß er fort war, da ſie ihm das nicht geben konnte, was er wünſchte. Wir ſprachen nur von ihm, ich konnte auch nicht anders als an ihn denken, vertheidigte die Art ſeiner Abreiſe, welche von einem Unverſtändigen getadelt wurde, ich that es mit vieler Heftigkeit. Nachher ſchrieb ich ihm, was ſeit ſeiner Abreiſe vorgegangen war."

Goethe's Brief, auf den ſich die oben mitgetheilte Stelle des Tagebuchs bezieht, iſt wörtlich erhalten: „Er iſt fort, Keſtner, wenn Sie dieſen Zettel kriegen, er iſt fort. Geben Sie Lottchen inneliegenden Zettel. Ich war ſehr gefaßt, aber Euer Geſpräch hat mich auseinandergeriſſen. Ich kann Ihnen in dem Augenblicke nichts ſagen, als Leben Sie wohl! Wäre ich einen Augenblick länger bei Euch geblieben, ich hätte (mich?) nicht gehalten. Nun bin ich allein und morgen geh' ich. O mein armer Kopf." — Eingeſchloſſen waren folgende Zeilen an Lotte: „Wohl hoff' ich wiederzukommen, aber Gott weiß wann. Lotte, wie war mirs bei Deinem Reden ums Herz, da ich wußte es iſt das letzte Mal, daß ich Sie ſehe. Nicht das letzte Mal, und doch geh' ich morgen fort. Fort iſt er. Welcher Geiſt brachte Euch auf den Discurs! Da ich alles ſagen durfte was ich fühlte, ach mir war's um Hienieden zu thun, um ihre Hand die ich zum letzten Mal küßte. Das Zimmer in das ich nicht wiederkehren werde, und der liebe Vater der mich zum letzten Male begleitete. Ich bin nun allein und darf weinen. Ich laſſe Euch glücklich, und gehe nicht aus Euren Herzen. Und ſehe Euch wieder, aber nicht morgen iſt nimmer. Sagen Sie meinen Buben: er iſt fort. Ich mag nicht weiter." — Solche Tage wie die Wetzlariſchen geben ihm, ſchreibt er an Albert, die Götter nicht mehr. Und an Lottens Hochzeitstage, es ſollte juſt ein Charfreitag ſein, wollte er „Heilig-Grab machen" und Lottens Silhouette, die über ſeinem Bette hing, begraben. Er erfuhr jedoch den Vollzug der Trauung zu ſpät und ſo will er den Schattenriß hangen laſſen bis er ſterbe.

Aus alle dem ergiebt ſich, wie tief Goethe als Menſch erfüllt war von der Geſtalt Lottens, die er als Dichter in ſich aufnahm und wie ſeine eigne Erfindung, ſein eignes Geſchöpf weiterbildete, harmlos wie er war, aber rückſichtslos ſeinem innern Drange folgend, den allein er im Leben und Dichten als geſetzgebend über ſich erkannte. Es ergiebt ſich aber auch, wie beſchönigend der Greis Goethe ſein Leben beſchrieb oder wie blaß ihm die Geſtalten ſeiner Wirklichkeit geworden waren, wenn er äußern konnte, das in Wetzlar Erlebte ſei von keiner großen Bedeutung für ihn geweſen; ſeine eignen, nachträglich jetzt veröffentlichten Briefe widerlegen dieſen Ausſpruch. — Nachdem der Sturm der Aufregung beſchwichtigt war, hat ſein brieflicher Verkehr mit dem trefflichen Ehepaar freundlich noch fortgedauert, bis er, nach 1776, mehr noch ſeit 1780 ſpärlicher geworden, mit Keſtner's Tode (1800) aufhörte. Im Jahre 1816 fand ein Wiederſehen ſtatt; die 63jährige Archivräthin Keſtner beſuchte in Weimar ihre, dort an einen Kammerrath Riedel verheirathete Schweſter. Lewes verſündigt ſich, einen Stadtklatſch zu erzählen; Charlotte habe trotz ihrer grauen Haare, als ſie Goethe beſucht, „abſichtlich" ein weißes Kleid mit Schleifen wie ehedem getragen, habe halb zärtlich, halb coquett gethan, der alte Jupiter habe aber von Werther's blauem Frack und Stulpſtiefeln nichts mehr wiſſen wollen. Goethe bewies ihr große Aufmerkſamkeit, aber Welt und Menſchen von früher waren ihm ferngerückt. Die Toilette der Dame war die damals übliche. Im Jahre 1828 ſtarb Charlotte. Ihr Sohn, hannöverſcher Legationsrath, 40 Jahre lang Geſandter in Rom, Verfaſſer eines kleinen lehrreichen Buches über Malerei, ſtarb 1853 und hinterließ druckfertig den Briefwechſel ſeiner Eltern mit Goethe. Seine Tochter, an einen hannöverſchen Baron v. Wrangel verheirathet, lebte mit ihrer Tochter, alſo Lottens ur Enkelin, und deren Nachkommenſchaft, eine Zeit lang in Dresden. — In Wetzlar wurde am hundertjährigen Geburtstage Goethe's auf dem Wertherplatze vor dem Thore, wo der Dichter einſt zu ſitzen und zu träumen liebte, ein kleines marmornes Denkmal zwiſchen drei Lindenbäumen errichtet, mit der Inſchrift: „Ruheplatz des Dichters Goethe, zu ſeinem Andenken friſch bepflanzt bei der Jubelfeier am 28. Auguſt 1849."

6. „Neue Liebe, neues Leben": Lili und die Gräfin Auguste v. Stolberg.

Wir brauchen Bürgſchaften vom Menſchen Goethe, um den Zauber ſeiner Dichtungen durch den Zauber, den er perſönlich übte, zu erklären. Und wenn Goethe immer nur im Duett mit einer zweiten Natur ſich entwickelte, ſo deuten ſeine Dichtungen auf den Anreiz den er empfing, während Geſtändniſſe Anderer über ihn lehrreiche Zeugniſſe ſind über Macht und Fülle der Wirkungen, die er als Menſch und Dichter übte. Hatte Merck damals von ihm geſagt, was er lebe ſei mehr werth als was er ſchreibe, ſo liegt darin genug Nöthigung, in ſein perſönliches Leben zu blicken.

In der Zeit wo er den Werther lebte und dichtete, traten an ihn auch Männergeſtalten heran, die jedoch nur vorübergehend auf ihn wirkten. Wer ihm Neigung bot, hatte Einfluß auf ihn, gab ihm neuen Beſitz und erweitertes Leben. Und wenn ihn die Frauen verwöhnten, vergötterten ihn die Männer. Was Wunder, wäre ein Narciß in ihm fertig geworden! Dem heftigen und ſtürmiſchen Werbegeiſt der chriſtlichen Sectirer ſetzte er bereits ein Studium Spinoza's entgegen. Mit Werther fühlt er „die Gegenwart des Allmächtigen, der uns Alle nach ſeinem Bilde ſchuf, das Weſen des Allliebenden, der uns in ewiger Wonne ſchwebend trägt und erhält"; und „wenn es um ſeine Augen dämmert", findet er „die Welt umher und den Himmel in ſeiner Seele ruhend, wie die Geſtalt einer Geliebten". Homer und Oſſian wankten damals in ſeiner Seele hin und her, und es war wie er ſelbſt ſagt, „die grenzenloſe Uneigennützigkeit, die aus jedem Satze hervorleuchtete," was ihm am Spinozismus wohlthat; auch ſchon der ſchönen Seele gegenüber hatte er in ihm „Beruhigung ſeiner Leidenſchaften" und „den verſöhnten Gott" gefunden, wenn auch auf anderem Wege. Goethe wollte und ſuchte nach Spinoza in der ganzen, vollen Welt den offenbarten Gott, während die ſpecifiſch Frommen dieſe Offenbarung auf die Fleiſchwerdung des einzigen Sohnes beſchränken. Der Freundin Klettenberg zu Liebe ſprach der Jüngling Wolf mitunter, obſchon nur gebrochen, in der Grammatik der Orthodoxie; dem zudringlichen Bekehrungseifer Lavaters ſetzte er ſchon mehr Selbſtändigkeit entgegen. Dabei zog ihn doch die „tiefe Sanftmuth ſeines Blickes, die Lieblichkeit ſeiner Lippen, ſelbſt ſein durch das Hochdeutſch durchtönender treuherziger Schweizerdialekt" warm und innig an. Lavater ſeinerſeits konnte „nicht ſatt werden, das Genie dieſes einzigen Mannes in ſeiner Art anzuſtaunen." Der Phyſiognomiker beſchrieb damals folgenderweiſe die Goethe'ſchen Züge. „Bemerke die Lage und Form dieſer gedankenreichen Stirn, bemerke das mit einem fortgehenden Schnellblicke durchdringende, verliebte, ſanft geſchweifte Auge, die ſo ſanft ſich darüber hinſchleichenden Augenbrauen, dieſe an ſich allein ſo dichteriſche Naſe, dieſen ſo eigentlich poetiſchen Uebergang zum lippichten (sic!), von ſchneller Empfindung gleichſam ſanftzitternden und das ſchwebende Zittern zurückhaltenden Munde, dies männliche Kinn, dies offen markige Ohr — wer iſt, der abſprechen könnte dieſem Geſichte Genie, ganzes, wahres Genie!“ Mit Lavater und Baſedow machte Goethe 1774 die Rheinreiſe ſtromab nach Ems, Coblenz und Düſſeldorf. Beim Anblick einer merkwürdigen Burgruine ſchrieb Goethe in das Stammbuch von Lips, der Lavaters phyſiognomiſche Reiſe als Zeichner begleitete, die Verſe: „Geiſtesgruß“ (Hoch auf dem alten Thurme ſteht ꝛc.). Sein Gedicht: „Diner zu Coblenz“ giebt uns den Moment, wo er, „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitte,“ behaglich ein Stück Lachs und einen „Hahnen“ verzehrt, während Lavater einem Landprediger die Offenbarung Johannis, Baſedow einem Tanzmeiſter die Unzweckmäßigkeit der Kindertaufe erklärt. In Pempelfort machte er eine neue Eroberung. Der Dichter fand im Denker Jacobi einen Geiſtesverwandten. Goethe las ſeine neueſten Dichtungen vor, den „König von Thule“ und den „untreuen Knaben“ (Es war ein Knabe frech genung, war erſt aus Frankreich kommen ꝛc.). Jacobi ſchrieb im Auguſt jenes Jahres an Frau von Laroche: „Goethe iſt der Mann, deſſen mein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer meiner Seele aushalten, ausdauern kann. Mein Charakter wird nun erſt ſeine ächte eigenthümliche Feſtigkeit erhalten; denn Goethe's Anſchauung hat meinen beſten Ideen, meinen beſten Empfindungen — den einſamen, verſtoßenen, — unüberwindliche Gewißheit gegeben. Der Mann iſt ſelbſtändig vom Scheitel bis zur Fußſohle.“ Und an Wieland ſchrieb Jacobi in derſelben Zeit: „Je mehr ichs überdenke, je lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, Dem, der Goethe nicht geſehen noch gehört hat, etwas Begreifliches über dieſes außerordentliche Geſchöpf Gottes zu ſchreiben. Man braucht nur eine Stunde bei ihm geweſen zu ſein, um es im höchſten Grade lächerlich zu finden, daß er anders denken und handeln ſoll als er wirklich denkt und handelt. Hiermit will ich nicht andeuten, daß keine Veränderung zum Schönern und Beſſern in ihm möglich ſei; aber nicht anders iſt ſie ihm möglich als ſo wie die Blume ſich entfaltet, wie die Saat reift, wie der Baum in die Höhe wächſt und ſich krönt." — Faſt vierzig Jahre ſpäter bricht Jacobi noch in Entzückung aus über ſeine damalige Begegnung mit Goethe: „Welche Stunden! Welche Tage! Mir wurde wie eine neue Seele. Von dem Augenblicke an konnte ich Dich nicht mehr laſſen."

Auch der Dichter des ſinnlich üppigen Ardinghello, Wilhelm Heinſe, mit dem Goethe in Düſſeldorf zuſammentraf, ſchrieb hingeriſſen vom Zauber dieſer Natur: „Goethe war bei uns, ein ſchöner Junge von fünfundzwanzig Jahren, der vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Stärke iſt, ein Herz voll Gefühl, ein Geiſt voll Feuer mit Adlerflügeln; ich kenne keinen Menſchen in der ganzen gelehrten Geſchichte, der in ſolcher Jugend ſo rund und voll von eignem Genie geweſen wäre wie er."

Jung Stilling, damals praktiſcher Arzt in Elberfeld, wurde eines Morgens früh in einen Gaſthof zu einem fremden Patienten gerufen. Dieſer ſtreckte, Hals und Kopf in Tücher gehüllt, ihm die Hand aus dem Bett entgegen und ſagte dumpf und ſchwach: Herr Doctor, fühlen Sie mir einmal den Puls; ich bin gar krank und ſchwach. Jung befühlte den Puls des Fremden, fand ihn aber ganz ordentlich: da hing Goethe lachend an ſeinem Halſe; es war eine unbeſchreibliche Freude des Wiederſehens ſeit Straßburg. Lavater und ſein Zeichner fanden in Elberfeld alle Hände voll zu thun. „Goethe aber konnte nicht ſitzen; er tanzte um den Tiſch her, machte Geſichter und zeigte allenthalben nach ſeiner Art, wie königlich ihn der Cirkel von Menſchen gaudire. Die Elberfelder glaubten, der Menſch ſei nicht recht klug. Stilling aber und Andere, die ſein Weſen beſſer kannten, meinten oft vor Lachen zu berſten, wenn ihn einer mit ſtarren und gleichſam bemitleidenden Augen anſah, und er dann mit großem hellem Blick ihn daniederſchoß."

Im Herbſt des Jahres 1774 kam auch Klopſtock nach Frankfurt; Markgraf Karl Friedrich von Baden hatte den „Dichter der Religion und des Vaterlandes" nach Karlsruhe zu ſich eingeladen. In Göttingen hatte der Bund der Dichterjugend ihn gefeiert; Goethe hatte mit ihm gebriefwechſelt. Klopſtock war perſönlich zurückhaltend und erhaben ſteif; über das Schlittſchuhlaufen ließ er ſich hingebender aus, und in dieſer Paſſion gab der Schüler dem Meiſter wenig nach. Goethe hat ihm einige Scenen des Fauſt vorgeleſen. Zu dieſem Münſter deutſcher Dichtkunſt war der erſte Antrieb in Straßburg empfangen, der Grundſtein in Frankfurt gelegt. Allezeit damals reiſig und flügge, ſcheint Goethe den hohen Barden bis nach Karlsruhe begleitet zu haben; auf der Rückreiſe dichtete er im Poſtwagen die Ode: „An Schwager Kronos“; im Werther, der im Monat October erſchien, hat er dem Sänger des Meſſias das ſchöne Denkmal der Hochachtung geſetzt.

Die fromme Freundin Klettenberg ſtarb in gläubiger Heiterkeit und Zuverſicht. Ihr zarter Sinn hatte den Dichter nicht länger bedrängt, ihn freigegeben, die offene Wahrheit ſeiner Entwickelung in ihm ſogar der bloßen Phraſe und Terminologie der Frömmigkeit, die Lavater von ihm verlangte, vorgezogen. Wie es ihm eigen war, hatte er ihren Tod ſchon im voraus mit ſeiner Divinationsgabe geahnt und ſie in ſeinem Herzen beigeſetzt. Eine Stelle im Werther: „Ich habe das Herz gefühlt, die große Seele, in deren Gegenwart ich mir ſchien mehr zu ſein als ich war“ ꝛc. ſpricht, auf ſie deutend, von ſolchem Frauenweſen voll göttlicher Duldung und geweihter Faſſungskraft. Und im Gedicht zur Begleitung einer Zeichnung, die er raſch von ihr entworfen, als ſie, ſauber und friedlich, vom unterſinkenden Sonnenſtrahl wie verklärt am Fenſter im Lehnſtuhle vor ihm ſaß, liegt all der Werth, den ſie für ihn hatte, ausgedrückt:

Sieh in dieſem Zauberſpiegel
Einen Traum, wie lieb und gut
Unter ihres Gottes Flügel
Unſre Freundin leidend ruht.

Schaue wie ſie ſich hinüber
Aus des Lebens Woge ſtritt,
Sieh Dein Bild ihr gegenüber,
Und den Gott, der für Euch litt.

Fühle was ich in dem Weben
Dieſer Himmelsluſt gefühlt,
Als mit ungeduld'gem Streben
Ich die Zeichnung hingewühlt.

Was wir den Orgelton in der Bruſt des Menſchen nennen dürfen, das ſtarb nie aus in Goethe's Innerem, wenn auch dieſer Orgelton in ihm nicht ſo pfiff wie die Zionswächter wollten. Freilich ward der Ton oft lange Zeit überdeckt von weltlichen Flöten und Schalmeien, denn auch in Welt und Natur hat er den großen Unbekannten erforſchen, ihn nicht ausſchließlich in der Darbietung und im Opfer eines eingebornen Sohnes erkennen wollen. Die ganze Weltgeſchichte war ihm ein Suchen Gottes, und er hat ihn allerwegen in den Tiefen aufſchürfen wollen, um glänzendes Metall zu Tage zu fördern und auch ſeiner Erſcheinungswelt, die ebenfalls ſein Werk iſt, gerecht zu werden. Die ebenſo heiße wie leichte Welle des Blutes trug ihn freilich vielfach hinweg über tiefere Aufgaben, die der Weltgeiſt in ihm aufrief. Er war aber nie ganz taub gegen das Allerheiligſte im Menſchenleben, auch wenn es ſich in ihm verkroch vor den lauten und lärmenden Störungen des beweglich eiteln Tages. In jenen ſiebziger Jahren der Frankfurter Epoche, welche die Wiege war von faſt Allem was er Großes empfand, legt er Grund zu Dichtungen, die er ſelbſt als „die kühneren Griffe in die tiefere Menſchheit" bezeichnete. Freilich blieb Vieles davon nur Bruchſtück oder wurde im Keime beſeitigt, wie eine Tragödie Cäſar, zu welcher er nicht den Fonds eines politiſch bewegten großen Volkslebens um ſich her vorfand. Zum Mahomet ſchrieb er eine Hymne, die er für verloren hielt, die ſich aber wieder fand und von Schöll mitgetheilt wurde. Sonne, Mond und Sterne glühen in Mahomets Herz hinein und zwingen ihn zur Anbetung des Allliebenden. Die zweite Hymne zu dieſem Drama iſt als „Mahomets Geſang“ bekannt; der Dichter lieferte ſie zum Göttinger Muſenalmanach. Den Ewigen Juden entwarf er im altdeutſchen Styl des Hans Sachs. Sein Ahasver iſt ein origineller Schuſter, halb Eſſener, halb Herrnhuter und Separatiſt. Er verlangt daß Chriſtus ſich zum Parteihaupt mache, aus ſeiner Beſchaulichkeit heraustrete, was auch Judas mit ſeinem Verrathe bezweckt. Als der Plan mißlingt, überhäuft ihn Ahasver mit Vorwürfen und ſtößt ihn auf dem Kreuzesgange fort von ſeiner Thür. Chriſtus antwortet nicht, und in demſelben Augenblicke bedeckt die liebende Veronica ſein Geſicht mit dem Tuche. Wie ſie es wegnimmt, erblickt Ahasver das Antlitz des Herrn darauf, aber nicht ein in der Gegenwart leidendes, ſondern in alle Zukunft verklärtes. Geblendet kehrt er ſein Auge ab und hört den Zuruf: Du wirſt wandeln auf Erden, bis Du mich in dieſer Geſtalt wiederſiehſt! Als der Betroffene zuſichkommt, ſind die Straßen Jeruſalems öde, und er beginnt nun ſeine Wanderung. Nach dreitauſend Jahren kehrt der Herr auf die Erde zurück und betritt, in der Erwartung, er werde ernten können, wo er geſäet, den Berg, auf welchem ihn einſt der Böſe verſucht. Statt eines Reichs der Liebe unter den Menſchen findet er Zwietracht und verworrene Begierde:

Wo, rief der Heiland, iſt das Licht,
Das hell von meinem Wort entbronnen?
Weh, und ich ſeh den Faden nicht,
Den ich ſo rein vom Himmel herabgeſponnen.
Wo haben ſich die Zeugen hingewandt,
Die treu aus meinem Blut entſprungen,
Und ach, wohin der Geiſt, den ich geſandt?
Sein Wehn, ich fühl's, iſt all verklungen.

Die Legende, daß Chriſtus, als er auf die Erde zurückkehrt, Gefahr läuft zum zweiten Male gekreuzigt zu werden, hat Goethe ſpäter in Italien noch einmal zum Entwurf eines großen Gedichts angetrieben, ohne daß der Plan zur Ausführung kam. Freilich war's kein ſectireriſches Chriſtenthum in Sack und Aſche, was in dieſen Dichtungsplänen angeſtrebt wurde, ſondern ein Chriſtenthum das als Weltreligion auch einen himmelſtürmenden Giganten wie Prometheus zum Herold und Vorläufer brauchen konnte. Nur lyriſche Stücke ſind auch vom Prometheus übrig, und was ein Dichter nicht fertig gebracht, kann allerdings nicht vollauf eine Nothwendigkeit ſeiner Natur geweſen ſein. Und ſeltſam! Zu all dieſen Dichtungsentwürfen, die Bruchſtück blieben, fehlt ihm eine lebendige, eine treibende Muſe in der Geſtalt eines Weibes. Freilich, wird man ſagen, ſind nicht blos die Grazien, auch die Muſen allezeit Weiber geweſen; aber die Muſe, die in Schiller's Werken die Tuba des Weltgerichts bläſt, war ſtrengen Antlitzes, hatte Fragen frei ans

Schickſal der Völker und eine Miene, vor deren Ernſt Gott Rede ſtand, das Vaterland, ein Werk der Mannesthat, ſich auferbaute. Hier, nicht im angeblichen Mangel an klöſterlicher Buße, lag Goethe's Schwäche, oder daß wir's objectiver ſagen, ſeine Eigenthümlichkeit. An eines weiblichen Auges Lächeln und Zürnen hing ihm Himmel und Hölle; ohne den Anreiz, ſich geliebt zu fühlen, konnte er nicht ſchaffen, oder es blieb kalt, wie vieles das er liebeleer in ſpäterer Zeit ſchuf. Darum iſt er groß und tief in all den feinen und zarten Zügen des geheimnißvollen Seelenlebens und hat Saiten in der Menſchenbruſt angeſchlagen, die bis dahin ſtumm geweſen. Die ganze Tonleiter der Liebe, von der Staffel, wo ſeraphiſche Weſen ihr Gefühl in religiöſer Andacht verduften, bis herab zu den Regungen des Fauns, iſt in ſeinen Dichtungen zu finden.

Neue Liebe, neues Leben! Dieſer Grundton ſeiner Dichtungen drängte ſich auch in jenem Jahre 1774 hervor, das ſo viel Tiefes angeklungen und nicht ausgetönt. Da tritt „die Max" an ihn heran, ſchon während er noch für die Lotte von Wetzlar empfand, die doch ihrerſeits erſt die Friederike von Seſenheim verdrängte. Schon in Coblenz hatte, auf der Fahrt von Wetzlar heim, im Hauſe der Frau Sophie Laroche dieſe Maximiliane ſeinem Herzen „wohlgethan". Zu Anfang 1774 verheirathete ſich Maximiliane Laroche nach Frankfurt an einen ältern Wittwer mit fünf Kindern, Kaufmann Brentano, einen Bruder des Clemens und der Bettina. „Seit dem 15. Jänner — ſchreibt er — iſt keine

Branche meiner Exiſtenz einſam. Und das Schickſal, mit dem ich mich herumgebiſſen habe ſo oft, wird jetzt höflich betitelt das ſchöne, weiſe Schickſal; denn gewiß, das iſt die erſte Gabe, ſeit es mir meine Schweſter nahm (Cornelie zog im November 1773 mit ihrem Schloſſer fort), die das Anſehen eines Aequivalents hat. Die Max iſt noch immer der Engel, der mit den ſimpelſten und wertheſten Eigenſchaften alle Herzen anſichzieht, und das Gefühl das ich für ſie habe, worin ihr Mann eine Urſache zur Eiferſucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens.“ — Die junge Frau fühlte ſich unglücklich in ihrem proſaiſchen Eheleben; Goethe war ihr der Einzige in ihrem Kreiſe, an dem ſie noch einen Wiederklang jener geiſtigen Töne vernahm, an die ſie von Jugend auf gewöhnt war. Goethe wurde im Hauſe ſehr vertraut; beide Eheleute machten ihn zum Schiedsrichter in ihren Zwiſtigkeiten. Sein Verhältniß zu ihr blieb ein durchaus geſchwiſterliches, aber er fühlte warm und innig auch als brüderlicher Freund, und bei Frauen iſt die Grenze zwiſchen Freundſchaft und Liebe eine ſehr leiſe, faſt unſcheinbare.

Es iſt nicht das rechte Wort, ſpricht man bei Liebesneigungen von Krankheitsleiden, oder es müßte wahr ſein, daß die Perle nur eine Krankheit der Muſchel iſt. In ſolchem Sinne war dann Goethe's ganzes Leben eine Reihe von Erkrankungen. Und ſelbſt ein ganz leiſes Hautſchütteln, ein Erzittern, das noch lange kein Fieber war, gab ihm Anlaß, Geſtalten der Wirklichkeit zu Geſtalten ſeiner Dichtung zu machen. Noch bevor er in Frankfurt den Werther ſchrieb, alſo noch mit Lottens Bild vor der Seele und ihrem Schattenriß über dem Bette, erlebte ſein Herz einen neuen Anreiz. Er ſchrieb an Keſtner von einem „gewiſſen Mädgen,“ das er von Herzen lieb habe und das er, wenn er zu heirathen hätte, gewiß vor allen wählen würde. Sie war wie Lotte am 11. Januar geboren, Antoinette, eine der Schweſtern Gerock, mit denen die Schweſter Cornelie befreundet war, eine Verwandte von Schloſſer, von der Goethe ſpäter einige Züge in der Mignon aus der Wirklichkeit in Poeſie übertragen haben ſoll. Keſtner ſelber ſchrieb, wie ſie den Wolfgang auf dem Spaziergang geſehen, ſei ſie mit leuchtendem Antlitz auf ihn zu und in ſeine Arme geeilt, und Beide küßten ſich herzlich. So naiv war die Freundſchaftsſitte jener „alten guten“ harmloſen Zeit. Und ſo ſehr liefen dem göttlichen Apollino die Weiber im eigentlichen Sinne nach, ſo daß er ſich ihrer kaum erwehren konnte. Der Zauber ſeiner Perſönlichkeit muß ein unwiderſtehlicher geweſen ſein; was Wunder, wenn er Opfer forderte ſelbſt wider Willen, ſelbſt ohne Verſchuldung! Goethe's Liebesleben war viel reicher noch als der Greis in ſeinen Memoiren eingeſteht. Man weiß von einer edlen zarten Frau, die ihm ganz im Stillen ihr Herz gewidmet, ohne daß er darum gewußt; erſt nach ihrem Tode erfuhr er ihr „geheimes, himmliſches Lieben“. Der Name der Frau wird verſchwiegen. Schöll berichtet von einem Goethe'ſchen Reiſetagebuch aus dem Jahre 1775, wo es in Bezug auf ein weibliches Weſen heißt: „Bin ich denn nur auf der Welt, mich in ewiger unſchuldiger Schuld zu winden?“ Im Taſſo heißt es: „Wir könnten's nicht ertragen, hätt' uns nicht Den holden Leichtſinn die Natur verliehen!“ — Jene Antoinette Gerock war auch ſchnell von einer andern Geſtalt verdrängt, die jedoch ebenſo raſch und ohne tiefer zu wirken an ihm vorüberflatterte. Anna Sibylla Münch hieß dies Weſen, das mit Lottens Schweſter, Lenchen, Aehnlichkeit hatte. — Es war nur eine Spielerei des Zufalls, daß ſie in einem luſtigen Kreiſe nach dem in Frankfurt eingeführten Geſetz, ſich zu Mariagen zu paaren, ihm dreimal durchs Loos als weiblicher Part zuertheilt wurde. Anna Sibylla trug ihm auf, aus den Memoiren des Beaumarchais, die er aus den Zeitungen als Neuigkeit auftiſchte, raſch ein Drama zu machen, weil er ſich deſſen gerühmt, und Goethe war galant genug, dies Werk wie zum Geſellſchaftsſpiel zu liefern. Düntzer hat in ſeinen „Frauenbildern aus Goethe's Jugendzeit“ in einer langen Unterſuchung Alles zuſammengetragen, was ſich über Anna Sibylla Münch ermitteln läßt. Der Dichter ſpricht von ihr in ſeinem Leben als ſeiner lieben, heiter freundlichen, ihm vom Schickſal zuertheilten geſelligen Partnerin, die ihm den Auftrag zum Clavigo gegeben, nennt aber ihren Namen nicht. In ihr allen Ernſtes ſeine Lebensgefährtin zu ſehen, war faſt zur Sache der Gewöhnung geworden. Das heitere Geſchöpf milderte die Herbigkeit der Schweſter Cornelie; der ſtrenge Vater erklärte ſich für ſie, das Mütterchen theilte ſchon Alles weiſe ein und ſtieg auf den Boden, die alten

Wiegen des Hauſes zu muſtern. Das Verhältniß mit ihr erloſch jedoch allmählich. Auch dichteriſch blieb es für Goethe ohne weitere Folgen; man kennt kein auf ſie gedichtetes Lied. Ihr perſönliches Leben erledigte ſich einfach. Das wohlhabende kaufmänniſche Haus ihres Vaters verfiel nach deſſen Tode, und Anna Sibylla trat als Conventualin in das Lutheriſche Katharinenſtift zu Frankfurt, wo ſie 1825 ſtarb.

Clavigo ward ebenſo raſch wie Werther geſchrieben; er componirte das Stück graziös und genial leicht aus bereits zugehauenem Holz. Clavigo ſelbſt iſt ein beſſer empfundener und beſſer durchgeführter Weislingen, ein edleres Sühnopfer für Untreue am Weibe; der Carlos im Stück war in den Elementen der Merck'ſchen Natur vorhanden; ein Beaumarchais war leicht aus dem Material des Götz genommen, die hektiſch winſelnde Marie, eine wohlfeile und ſchlechte Folie für den leichtfertigen Wankelmuth des Helden, ſchmeckt nach den Sentimentalitäten einer Pamela und anderer engliſcher Moderomane jener Zeit. Die feine Dialektik zwiſchen Clavigo und Carlos verräth jedoch die Leſſing'ſche Schule, die verlaſſen zu haben, ſtatt ſie weiterzubilden, mit Blut und Leben zu füllen, bei Goethe wie bei Schiller gleich ſehr zu bedauern bleibt.

Wenig Monate nach dem Werther entſtand Clavigo, und der Autor vermaß ſich zur Behauptung, leicht ein Dutzend ſolcher Stücke ſchreiben zu können. Allein, wenn er ein Jahr darauf, von neuer Liebesqual bedrängt, die Stella ſchrieb, ſo bewies er mit dem Helden dieſes „Schauſpiels für Liebende“, wie ſpieleriſch er nicht blos den moraliſchen Geſetzen, ſondern auch dem Geſetz, das weibliche Herzen ſich ſelber geben, Hohn ſprechen konnte. Fernando, der in der elaſtiſchen Dehnbarkeit ſeiner Empfindung zu zwei Weibern gekommen iſt, — begnügt ſich damit, ſie Beide zu behalten und weiter zu leben und zu lieben. Ein Serail könnte vollzählig werden, hätte dieſer Weichling von einem Helden ſtärkere Sultansgelüſte. Fernando's Weib entſchließt ſich, ſeinen Beſitz mit Stella zu theilen. Er umarmt ſchließlich Beide und ruft: „Mein, mein!“ Wie beide Weiber über ihn herfallen mögen, um ihre Anrechte auf ihn zu ordnen und ihrerſeits dies: „Mein, mein!“ zu executiren: ſehen wir nicht, da der Vorhang fällt. Wir glauben, daß eine ſittlich ehrenhafte Nation, wenn ſo zweideutig vor ihren Augen der Vorhang fiele, in ein unauslöſchliches Gelächter ausbrechen müßte. Heutzutage würde der Witz, der freilich nichts ſchaffen, nur negiren kann, dies Standrecht halten. Der ſarkaſtiſche Merck hätte hier weit mehr, als beim Clavigo, Recht gehabt, von „ſolchem Quark“ zu ſprechen. — Das alte Mährchen von der Doppelehe des Grafen v. Gleichen iſt in Goethe's Stella wider Willen ironiſch carikirt. Dieſer gewann im Morgenlande das treue Herz einer Sklavin die ihn pflegte, hatte alſo Grund, ſie ſeiner Gattin zuzuführen, während Fernando ohne alles Motiv, ſelbſt ohne Abneigung, Frau und Kind verläßt, um dem launenhaften Reiz ſanguiniſcher Buhlerei zu folgen. Lewes ſagt, ein „armſeligeres Werk“ ſei „nie von einem großen Dichter geſchaffen worden.“ Er berichtet von einer engliſchen Parodie, die der Ueberſetzung des Stückes in England auf dem Fuße folgte. Den Werther, der an ſich ſelbſt zart und tief das Geſetz der Nemeſis vollzieht, parodirte das Zeitalter, und für jene Auflöſung aller Charakterkraft und aller ſittlichen Bande des Herzens hatte es keine entſprechende Geißel. Als Schiller ſpäter die Aufführung des Stückes betrieb, forderte er einen tragiſchen Schluß und Goethe ließ ihn gewähren, da „nun einmal“ unſere Sitten „ganz eigentlich auf Monogamie gegründet ſind, das Verhältniß eines Mannes zu zwei Frauen, beſonders wie es hier zur Erſcheinung kommt, nicht zu vermitteln ſei und ſich daher vollkommen zur Tragödie qualificire.“ Die geſammelten Werke geben das Stück nicht mit der lächerlichen Bigamie, ſondern mit dem tragiſchen Punktum. Doppelt unfähig, Stella und ſein Weib zu verlaſſen, weint Fernando mit Beiden und erſchießt ſich dann, während Stella Gift nimmt. Damit wird freilich der Frevel erſtickt, eine Doppelehe unmöglich; die Dichtung iſt nicht mehr polizeiwidrig, aber in ihrer Seele geknickt, ſie iſt nicht mehr ſittenwidrig, aber unnütz und ohne Kern und Nerv. Stella ſchrieb er juſt ein Jahr nach dem Werther, im Februar und März 1775, mitten in den Qualen der eiferſüchtig gereizten Pein, die ihm Lili's Gefallſucht bereitete. Aus der Verworrenheit, in die er ſich verſtrickt ſah, half ihm diesmal ſein ſchöpferiſcher Genius nur jämmerlich heraus; auch das leichte Singſpiel: „Erwin und Elmire“ iſt nur ein ſchwacher Ausdruck und Nothbehelf ſeiner ſanguiniſchen Verſtimmung.

Wir müſſen jedoch ſeine Situation in der öffentlichen

Welt begreifen, um ſeine perſönlichen Liebeswirren zu verſtehen. Seit dem October 1774 hatten Werther's Leiden ihre Erfolge gemacht. Glühende Begeiſterung wechſelte mit der kälteſten Verſpottung des wunderbaren Buches. Der profane Berliner Nicolai ſchrieb ſeine „Freuden des jungen Werther“, ließ die Piſtole mit Hühnerblut geladen ſein und den geretteten Schwärmer durch eine Heirath mit Lotten die ganze rechtskräftige Proſa eines Ehelebens ſchmecken. Der Hamburger Zionswächter, den Herkules Leſſing hundertmal geköpft hatte, ohne das unſterbliche Gift dieſer Hyder zu tilgen, klopfte die Obrigkeit und die Nachtwächter heraus, um gegen die Werther'ſche Apologie des Selbſtmordes mit Stangen und Haken einzuſchreiten. Von Leſſing ſelbſt ging ein Urtheil aus über den Werther. Er hatte den Kopf geſchüttelt zu ſolch unwürdiger Auflöſungsluſt einer Mannesſeele; ein junger Römer hätte ſich nie um ein Weib Leides angethan; er rieth „durch ein Schlußcapitel, je cyniſcher deſto beſſer,“ die entmannenden Eindrücke des Buches aufzuheben. In Leipzig ward in der That der Verkauf des Romans unterſagt; doch behinderte das nicht das Erſcheinen der neuen Auflage im nächſten Jahre, freilich mit mildernden Aenderungen und den bekannten Motto's, von denen das zweite ſchließt: „Sei ein Mann und folge mir nicht nach!“ Daneben gewann der Dichter für ſich den ſtürmiſchen Jubel der Enthuſiaſten, die Begeiſterung der Schwärmer, die Bewunderung und die zärtliche Freundſchaft edler Frauenſeelen. Zu dieſen gehörte die Gräfin Auguſte v. Stolberg, die ihm brieflich poetiſche Freundſchaft und Liebe antrug. Solcher ſchweſterlichen Seele bedurfte er um ſo mehr, da Cornelie als Gattin Schloſſer's ihm entzogen war. Goethe liebte diesmal ganz und voll: Lili weckte in ihm das Verlangen zum feſten, dauernden Beſitz. Sein Wort an Eckermann lautete ſogar: „Sie war in der That die Erſte, die ich tief und wahrhaft liebte." Lewes bezweifelt das; aber auch noch in Bettina's „Briefwechſel mit einem Kinde" nennt Goethe's Mutter Lili die erſte Heißgeliebte ihres Sohnes. Es iſt das nicht zu bezweifeln, weder nach den dichteriſchen Zeugniſſen ſeiner Lyrik, noch geſchichtlich und pſychologiſch; nur daß der Dichter ſelbſt nicht wußte, welche Geſtalt aus ſeinem Leben in ſeinen Dichtungen am tiefſten ſo zu ſagen ſitzen geblieben. Die Gedichte aus der Epoche mit Lili ſind viel bedeutender als das Elſaſſer, geſchweige das Leipziger Liederbuch, allein das Urbild zu Fauſt's Gretchen und Egmont's Clärchen iſt nicht Lili, ſondern Friederike. Perſönlich und menſchlich griff freilich die Liebe zu Lili ſehr einſchneidend in ſeine ganze Exiſtenz. Der Dichter des Werther war in ſeinem leergewordenen Herzen hülfsbedürftig. Das Buch der Leidenſchaft hatte er hinter ſich, aber die Schmerzen die er damit abgethan, hatten ihre Nachwehen und mitten in all dem Getändel der Frankfurter Geſellſchaftsſpiele ſehnte ſich ſein Herz nach einem tieferen Trank der Seele. Er war als Dichter des Werther ein gefeierter Poet geworden, die Blicke richteten ſich auf ihn. So geſchah's an einem der letzten Abende des Jahres 1774, daß er im glänzenden Banquierhauſe der verwittweten Frau

Schönemann (auf dem großen Kornmarkt an der Ecke) zum erſten Mal die mit allen Reizen der Bildungswelt umgebene Tochter am Klavier bewundern ſollte. Es war die dritte Anna im Buche ſeines Lebens und ſeiner Liebe, ſechzehn Jahre alt, im Knospenalter der erſten Mädchenfriſche, wie die Seſenheimer Friederike, wie Lotte in Wetzlar und Anna Sibylla in Frankfurt, während zuvor der Knabe und der noch unentwickelte Jüngling im Frankfurter Gretchen und im Leipziger Anna-Käthchen älteren Geſtalten gehuldigt. Anna Eliſabeth Schönemann war das verwöhnte Kind eines vornehmen Comforts. Ohne väterliche Leitung unter den Genüſſen und Vortheilen geſelliger Weltfreuden aufgewachſen, legte ſie ihm bald die reuige Beichte ab, daß ſie, gewohnt, mit ihrer Anziehungskraft zu ſpielen, auch an ihm dies Spiel verſucht habe, es nun aber in einem ernſten und wahren Gefühl zu ihm büße. In dieſem Geſtändniß lag für den Dichter ein neuer, bisher ungeahnter Reiz; er fühlte Wahrheit in dieſer Beichte; es lag aber auch in ihrer Coquetterie viel Natur, obſchon ſie das Kind der Geſellſchaftsreize im Luſtre des Kerzenſaales blieb. Der Dichter erlebte tief und ſchmerzlich die Macht dieſer widerſtreitenden Eindrücke. Der ganze Winter von 74 zu 75 war für ihn voll dieſer wogenden Gefühle. Aus dem März 1775 ſtammt das: „An Belinde“ gerichtete Gedicht mit der Frage: „Warum ziehſt Du mich unwiderſtehlich, — ach! in jene Pracht? — War ich guter Junge nicht ſo ſelig — in der öden Nacht?“ und mit dem Schluß:

Bin ich's noch, den Du bei ſo viel Lichtern
An dem Spieltiſch hältſt,
Oft ſo unerträglichen Geſichtern
Gegenüber ſtellſt?
Reizender iſt mir des Frühlings Blüthe
Nun nicht auf der Flur;
Wo Du, Engel, biſt, iſt Lieb' und Güte,
Wo Du biſt, Natur!

„Neue Liebe neues Leben" betitelt ſich der verzweifelnde Durchbruch ſeines neuen Liederſtromes mit dem Beginn: „Herz, mein Herz, was ſoll das geben?" — und dem Schluß: „Die Verwandlung, ach, wie groß! — Liebe, Liebe, laß mich los!" Weder der Dichter ſelbſt, noch die Herausgeber ſeiner Werke haben die zerſtreuten Blumenſpenden ſeiner Lyrik zu richtigen Sträußen an die betreffenden Göttinnen ſeines Herzens zuſammengereiht, und es iſt ſehr ſchwer, die Goethe'ſchen Lieder, die Einem Gegenſtande huldigen, zuſammenzuſtellen. Daß Belinde und Lili Dieſelbe, wird nicht bezweifelt. Seine „Morgenklagen" mit dem Beginn: „O Du loſes, leidig liebes Mädchen" können nur Derſelben gewidmet ſein; auch wohl „Der Beſuch": „Meine Liebſte wollt' ich heut' beſchleichen." Auch: „Liebebedürfniß" und: „An ſeine Spröde." Und in „Lili's Park" hat er die Zaubrerin mit der ganzen Menagerie ihrer Anbeter, ſich ſelbſt einbegriffen, ſchmerzlich ſchalkhaft parodirt.

In dieſen Liebesängſten hatte er an der Gräfin Auguſte Stolberg eine nie mit Augen geſehene, alſo unbeſtochene Freundin und Vertraute gewonnen. Dem Dichter des Werther hatte dieſe Schweſter der beiden Grafen aus der Ferne, aus Kopenhagen, und anonym ihre ſchwärmeriſche Bewunderung über das Buch der „Leiden" zu erkennen gegeben. Dieſer „theuern Unbekannten" geſtand er brieflich, oft ſtammelnd, aber glühend heiß, alle ſein Herz damals durchwühlenden Gefühle. Er wußte lange nicht, was ihm von dieſer heimlichen, anonymen Seite werden könne, ob eine Freundſchaft, ob eine große Liebe; hingebend war ſein Gefühl als Entgegnung deſſen was ihm geboten wurde, und ſo ſchreibt er ihr, entzückt, daß aus der Ferne eine unſichtbare Hand an ſein Herz greift, faſt zu allen Tagesſtunden, ſpät in der Nacht, früh am Morgen, ohne ſachliche Erörterung, oft in unarticulirten Lauten, nicht ſelten händeringend über all das tiefe Leid und Freud' der Welt, jene reizenden kleinen Beichtzettel voll naiver lieblicher Kindlichkeit. Nach einem rauſchenden Feſtballe, vielleicht früh am andern Tage, giebt er ihr (vom 13. Februar) eine nüchterne Schilderung von ſeiner Geſtalt und Poſition. Auguſte hatte ihn gefragt, ob er glücklich ſei. „Wenn Sie ſich, meine Liebe, lautet ſeine Antwort, einen Goethe vorſtellen können, der im galonirten Rock, ſonſt von Kopf zu Fuße auch in leidlich conſiſtenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wand- und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten von ein Paar ſchönen Augen am Spieltiſche gehalten wird, der in abwechſelnder Zerſtreuung aus der Geſellſchaft ins Concert und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Intereſſe des Leichtſinns einer niedlichen Blondine den Hof macht: ſo haben Sie den gegenwärtigen Faſtnachtsgoethe, der Ihnen neulich einige dumpfe tiefe Gefühle vorſtolperte, der nicht an Sie ſchreiben mag, der Sie auch manchmal vergißt, weil er ſich in Ihrer Gegenwart ganz unausſtehlich fühlt. — Aber nun giebts noch einen, den im grauen Biberfrack mit dem blauſeidenen Halstuch und Stiefeln, der in der ſtreichenden Februarluft ſchon den Frühling ahnet, dem nun bald ſeine liebe, weite Welt wieder geöffnet wird, der immer in ſich lebend, ſtrebend und arbeitend, bald die unſchuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Drama's, die Geſtalten ſeiner Freunde und ſeiner Gegenden und ſeines geliebten Hausraths mit Kreide auf grauem Papier nach ſeiner Muße auszudrücken ſucht, weder rechts, noch links fragt, was von dem gehalten werde, was er machte, weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher ſteigt, weil er nach keinem Ideale ſpringen, ſondern ſeine Gefühle ſich zu Fähigkeiten, kämpfend und ſpielend, entwickeln laſſen will. Das iſt Der, dem Sie nicht aus dem Sinne kommen, der auf einmal am frühen Morgen einen Beruf fühlt, Ihnen zu ſchreiben, deſſen größte Glückſeligkeit iſt, mit den beſten Menſchen ſeiner Zeit zu leben." Im Erguß Egmont's an Clärchen finden wir dieſelbe Wendung: „Aber nun giebt es noch Einen!" Als er den Brief ſchrieb, fühlte er ſich von Lili erkältet; es dämmerte vielleicht gar die Möglichkeit herauf, ein Gefühl für die Unbekannte werde ſeine Neigung zu Lili überflügeln, überraſchen. „Ob mir übrigens verrathen worden, wer und wo Sie ſind, — ſo ſchließt jener merkwürdige Brief, — thut nichts zur Sache; wenn ich an Sie denke, fühl' ich nichts als Gleichheit, Liebe, Nähe! Und ſo bleiben Sie mir, wie ich gewiß auch durch alles Schweben und Schwirren durch unveränderlich bleibe. Recht wohl —! Dieſe Kußhand —! Leben Sie recht wohl!"

Aber der Zauber der Gegenwart in Lili's reizender Geſtalt überwog an Geltung für ſein Herz; er mußte allen Reiz und alle Qual erſchöpfen, den Becher leeren. „Erwin und Elmire", der Geliebten gewidmet, iſt ein Gegenſtück zur „Laune des Verliebten." In dieſem Schäferſpiele quält der Jüngling das Mädchen durch leere, falſche Eiferſüchteleien. Elmire, umgekehrt, treibt den Liebenden durch anſcheinende Kälte zur Verzweiflung. Auch Stella mit der Zerfahrenheit, die dies Stück hervorrief, iſt vielleicht nur erklärlich aus dem wirren Zwieſpalt hin- und hergelenkter Neigung. „O wenn ich jetzt nicht Drama's ſchriebe, ich ginge zu Grunde!" meldet er an „Auguſtgen". Er will ihr nächſtens ein Drama in der Handſchrift ſchicken, das er nicht drucken laſſen will; „denn ich will, wenn Gott will, künftig meine Kinder in ein Eckelchen begraben oder etabliren, ohne es dem Publico auf die Naſe zu hängen." Nachts einmal um elf Uhr bricht er ſchriftlich in die Worte aus: „Mir iſt's wieder eine Zeit her vor Wohl und Weh, daß ich nicht weiß, ob ich auf der Welt bin, und da iſt mir's doch als wär' ich im Himmel!" An einer andern Stelle heißt es: „Gott weiß, ich bin ein armer Junge, — was ſoll ich Ihnen ſagen! Liebe, bleiben Sie mir hold, —

ich wollte, ich könnte auf Ihrer Hand ruhen, in Ihrem Aug' raſten Großer Gott, was iſt das Herz des Menſchen!" — Auf die Mittheilung von Auguſtens Krankheit ſchreibt er: „Wenn Du leideſt, ſchreib' mir, ich will Alles theilen. O dann laß mich auch nicht ſtecken, edle Seele, zur Zeit der Trübſal, die kommen könnte, wo ich Dich flöhe und alle Lieben! Verfolge mich, ich bitte Dich, verfolge mich mit Deinen Briefen dann und rette mich vor mir ſelbſt." Mitunter erfaßt ihn eine diaboliſche Laune luſtiger Verzweiflung. „Mir iſt, ſchreibt er, wie einer Ratte, die Gift gefreſſen; ſie läuft in alle Löcher, ſchlürft alle Feuchtigkeit, — ihr Innerſtes glüht von unauslöſchlich verderblichem Feuer." Die Furcht, Lili zu verlieren, war eben ſo ſtark als die Qual der Ungewißheit, ſie ſein nennen zu dürfen.

Die Familien waren beiderſeits gegen das Bündniß. Die Banquierstochter ſollte in ein glänzendes Haus; das war das Goethe'ſche nicht. Andererſeits war der ehrbar ſteife Herr Rath gegen eine Weltdame, gegen Eine von den vornehmen reformirten Refugiés. Die Hinderniſſe ſchienen beſeitigt werden zu können. Einer weiblichen Mittelsperſon, einem gewiſſen Fräulein Delf, gelang es, Goethe wußte ſelbſt nicht, wie; eines Abends tritt ſie zu beiden Liebenden und ruft in Gegenwart der Zugehörigen pathetiſch gebieteriſch: Gebt Euch die Hände! Der Dichter ſtand gegen Lili über und reichte ſeine Hand dar; ſie legte die ihre, zwar nicht zaudernd, aber doch langſam hinein. Die Spannung der Familien blieb nach wie vor, das Gefühl der Ungleichheit der Verhältniſſe verſchärfte ſich eher. Die Grafen Stolberg erſchienen und nahmen den Dichter mit auf eine Schweizerreiſe; es ſollte ein Verſuch ſein, Lili zu entbehren. Das Bild der Geliebten verfolgte ihn zwiſchen den Gletſchern und Seen der Alpenwelt; er ſang auf einer Anhöhe im Anblick des Züricher See's:

> Wenn ich, liebe Lili, Dich nicht liebte,
> Welche Wonne gäb' mir dieſer Blick!
> Und doch, wenn ich, Lili, Dich nicht liebte,
> Wär' — was wär' mein Glück!

Zurückgekehrt, fand er, daß die Brüder und Freunde des Hauſes Schönemann ſeine Abweſenheit benutzt hatten, Unkraut zu ſäen; ſeine Abweſenheit ſelbſt ward als Lauheit ſeines Gefühls bezeichnet. Lili blieb feſt; ſie ſoll ſogar erklärt haben, mit ihm nach America gehen zu wollen, falls die Hinderniſſe in der Heimath nicht ſchwänden. Was aber damit Goethe's Hoffnung beleben ſollte, drückte eher nieder; er konnte ſein väterlich Haus und ſeine heimiſche Welt nicht aufgeben gegen eine ungewiſſe Ferne jenſeit des Meeres. Die Verlobung ging zurück; ſein Muth war nicht ſo ſtark wie ſeine Liebe. Er empfand aber das ganze Glück, das er verloren. Er ſtreifte Nachts um das Haus der Geliebten, in ſeinen Mantel gehüllt, zufrieden, wenn er ihren Schatten hinter den Vorhängen ſchweben ſah. In einer Nacht hörte er ſie ſo am Klaviere ſingen. Sein Herz ſchlug voll Luſt und Wehmuth; — es war ſein eignes Lied, das ſie ſang: „Warum ziehſt Du mich unwiderſtehlich — Ach, in jene Pracht?" Sie ihrerſeits hat nicht geahnet, wie nah er ihr innerlich blieb, nachdem das Bündniß conventionell gelöſt war. Waren auch ihrerſeits kühle Schatten im Gemüth wieder aufgetaucht? Es iſt ſchmerzlich, das Gedicht „Lili's Park“, wo ſie den Dichter als ihren Bären närrt und mit ihm coquett tändelt, als letzten Eindruck und Abſchluß, wie Lewes thut, anzunehmen. Zu den Liedern aus Lili's Zeit gehört auch das herrliche, von vier Perſonen, darunter der Dichter und die Geliebte, geſungene, ſpäter umgedichtete „Bundeslied“: „Zu allen guten Stunden, Erhöht von Lieb' und Wein, Soll dieſes Lied verbunden, Von uns geſungen ſein!“

Die Auflöſung des Verhältniſſes zu Lili hat Goethe nicht durch Untreue, vielmehr durch ſchwaches Nachgeben, philiſterhaften Beweggründen gegenüber, verſchuldet. Und doch war es ein Glück für ſeine innere Entwickelung, daß er ſich nicht binden ließ, der Poet gewann hier, was der Menſch verlor; in der pedantiſchen Sorge für einen glänzenden Hausſtand auf Banquierfuß wäre der Dichter des Werther vielleicht zu Grunde gegangen. Dieſer aber war der deutſchen Muſe zu retten gegen äußere Bedrängniß wie gegen ſeine eigene innere, ſanguiniſche Verflüchtigung, zu retten und zu erhalten um ſich zu ſeinen ſpätern großen Dichtungen zu ſammeln. Auch erwies ſich äußerlich was er als Menſch an jenem Bündniß eingebüßt, bald genug als fraglich und hinfällig. Wohl möglich, daß die Pein über die Auflöſung des Verhältniſſes mitbeſtimmend wirkte, dem Rufe nach Weimar 1775 zu folgen. Anna Eliſabeth Schönemann vermählte ſich drei

Jahre darauf in Straßburg mit einem Herrn v. Türckheim, Präſidenten des evangeliſchen Collegiums dort. Kurz nach ihrer Verheirathung brach über das Haus der Mutter in Frankfurt das ſchon längere Zeit gefürchtete Unglück des Bankerotts herein. Die Mutter zog zu ihrer Tochter nach Straßburg und Goethe beſuchte ſie dort 1779 auf der Reiſe mit ſeinem Herzog nach der Schweiz. Er fand Frau v. Türckheim noch immer „kindhaft" wie früher, mit einer Puppe von ſieben Wochen ſpielend; er ſchilt ſie im Bericht an Frau v. Stein einen „Grasaffen", wie freilich, ächt frankfurtiſch, Mephiſto auch Gretchen ſchilt. Später, im Sturm der wilden Zeit, wo Eulogius Schneider ſeine blutſüchtige Hymne ſang, hat Frau v. Türckheim Straßburg verlaſſen und nach Frankfurt flüchten müſſen, kehrte aber wieder dorthin zurück. In den zwanziger Jahren erſchien eine Enkelin Lili's, die Tochter ihres mit einer Gräfin Cäcilie v. Waldorf vermählten Sohnes Karl, zum Beſuche bei einer Tante in Weimar. Goethe, damals vom Tode der Herzogin Mutter bedrückt, ſah ſie nur einmal und bedauerte, die geliebten Züge ihrer Verwandten nicht öfter und ungeſtört in ihr aufgeſucht zu haben; die Aehnlichkeit hatte ihn getroffen. Lili war 1817 geſtorben. Der Dichter erklärte, mit der Veröffentlichung des Bandes von Dichtung und Wahrheit, der das Verhältniß zu ihr ſchildert, gezögert zu haben, weil er ſich ohne ihre Zuſtimmung das Recht nicht zugetraut, von ſeiner und ihrer Neigung öffentlich zu ſprechen. —

Keine von allen dieſen Geſtalten hat ihn feſſeln können, und wie er auch das Glück, ein leichtes, ein freies Herz zu haben, ſchätzte: er empfand es zugleich als bedauerlich, nicht ſtärker gebunden zu ſein. Auch klagt er daß die Liebe nicht muthig mache, ſondern ſchwach. „Und das iſt vielleicht das Meiſte, ſagt er, was ich gegen die Liebe habe. Man ſagt, ſie mache muthig. Nimmermehr! Sobald unſer Herz weich iſt, iſt es ſchwach. Wenn es ſo ganz warm an ſeine Bruſt ſchlägt, und die Kehle wie zugeſchnürt iſt, und man Thränen aus den Augen zu drücken ſucht, und in einer unbegreiflichen Wonne da ſitzt, wo ſie fließen, o da ſind wir ſo ſchwach, daß uns Blumenketten feſſeln, nicht weil ſie durch irgend eine Zauberkraft ſtark ſind, ſondern weil wir zittern, ſie zu zerreißen.“ — In Gefahr, ſein Mädchen zu verlieren, fährt der Dichter fort, werde wohl der Liebhaber muthig, aber dieſen Muth gebe nicht die Liebe ein, ſondern der Neid, der die Geliebte keinem Andern überlaſſen wolle. „Wenn ich Liebe ſage, ſo verſteh' ich die wiegende Empfindung, in der unſer Herz ſchwimmt, immer auf einem Fleck ſich hin und her bewegt, wenn irgend ein Reiz es aus der gewöhnlichen Bahn der Gleichgültigkeit gerückt hat. Wir ſind, wie Kinder auf dem Schaukelpferde, immer in Bewegung, immer in Arbeit, und nimmer vom Fleck. Das iſt das wahrſte Bild eines Liebhabers. Wie traurig wird die Liebe, wenn man ſo genirt iſt! Und doch können Verliebte nicht leben ohne ſich zu geniren.“ Soll heißen: ohne ſich zu binden; denn der Schluß eines Briefes aus den ſiebziger Jahren lautet: „Sagen Sie meinem Fränzchen (Frln. Crespel, geb. 1752, ſpäter Frau Jacquet), daß ich noch immer ihr bin. Ich habe ſie viel lieb, und ich ärgere mich oft daß ſie mich ſo wenig genirte; man will gebunden ſein, wenn man liebt."

Klingt das vielleicht wie Spott im Munde Goethe's, der nie gebunden war, ſelbſt ſeinem Verhältniß zu „der Kleinen," die ihm hingebend Mädchen, Weib und Mutter ſeines Sohnes ward, erſt ganz nachträglich die Form eines geſetzlichen Bündniſſes gab? — Nach den Theorieen und der Praxis in Wilhelm Meiſter's Lehrjahren könnte es ſcheinen, als ſei feſſelloſe Hingebung im Verkehr der Geſchlechter die Doctrin Goethe's geweſen. Allein die Wahlverwandtſchaften ſtrafen dieſe Doctrin Lüge, und die Sicherheit des Beſitzes, von ihm nicht erreicht, blieb doch von ihm erſehnt. Es wäre weit gefehlt, zu meinen, die treue Dauer der Empfindung ſei in ſeinen Liebesgefühlen nicht zu finden. Im Gegentheil, je mehr er ſie erkämpfte, ohne ſie für immer feſtzuhalten, deſto heißer und inniger hat ſie bei ihm ihren Ausdruck gefunden, und dieſen Ausdruck konnte ſie nur finden, wenn der Gehalt dazu in ihm war. Juſt in jenen ſiebziger Jahren, wo ſein Herz zu zerflattern ſchien, hat er ſeinen Liedern auch Ewigkeitsgefühle der Liebe eingehaucht, ſo treu wie irgendwie ein Liebesdichter, ſo tief wie ein Dante, ſo von der Sehnſucht nach ewigem Beſitz durchdrungen wie Petrarca. Ohne dies Ewigkeitsgefühl einer Liebe wäre der größte aller Liebesdichter — denn das iſt Goethe — nicht denkbar. Er geſteht ſogar in Dichtung und Wahrheit (Buch 13) einfach ſchlicht in Proſa, die erſte Liebe ſei die einzige; denn in der zweiten und durch die zweite gehe ſchon der höchſte Sinn der Liebe verloren; „der Begriff des Ewigen und Unendlichen, der ſie eigentlich hebt und trägt, iſt zerſtört, ſie erſcheint vergänglich wie alles Wiederkehrende.“ Das hebt freilich die Dialektik der Liebe nicht auf; auch im Wechſel der Erſcheinungen kann man das „Ewig-weibliche“ lieben und ein Herz, das ſich ſelbſt begrub, kann wieder auferſtehen. Im Gedicht: „Wechſel“ ſingt Goethe — wenn auch ſchalkhaft —: „Es küßt ſich ſo ſüße die Lippe der Zweiten — Als kaum ſich die Lippe der Erſten geküßt,“ und wenn auf der einen Seite die Sonne untergeht, liebe man auf der andern den aufſteigenden Mond. — Die Sehnſucht nach dauerndem Beſitz drückt aus jener Periode ſein „Wanderer“ aus, der über Gräber heiliger Vergangenheit ſchreitend, ein einfach harmlos Weib am Wege findet und für ſeinen Lebensabend, heim zur Hütte kehrend, ſich „ſolch ein Weib, den Knaben auf dem Arm“ erſehnt. „An Lida“ beginnt ein handſchriftlich „an Lotte“ (Charlotte v. Stein) gerichtetes Gedicht vom Jahre 1781:

„Den Einzigen, Lida, welchen Du lieben kannſt,
Forderſt Du ganz für Dich, und mit Recht.
Auch iſt er einzig Dein:
Denn ſeit ich von Dir bin,
Scheint mir des ſchnellſten Lebens
Lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich Deine Geſtalt
Immerfort wie in Wolken erblicke:
Sie leuchtet mir freundlich und treu,
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne.

Hier, wenn irgendwo, iſt Liebe mit ihrem Ewigkeitsgefühl. Und in der That: „Für ewig" heißt das, jenem folgende Gedicht:

Denn was der Menſch in ſeinen Erdeſchranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,
Der Freundſchaft, die nicht Zweifelſorge kennt;
Das Licht, das Weiſen nur zu einſamen Gedanken,
Das Dichtern nur in ſchönen Bildern brennt;
Das hatt' ich all in meinen beſten Stunden
In ihr entdeckt und es für mich empfunden.

Das Gedicht: „Nähe des Geliebten" breitet eine Glorie über das Allgegenwärtigkeitsgefühl der Liebe. „An den Mond" mit dem Anfange: „Fülleſt wieder Buſch und Thal" — ſchließt mit der Sehnſucht nach Auflöſung ins ewig treue Jenſeits, vor dem das Dieſſeits mit all ſeinem Wechſel der Erſcheinungen erliſcht. Goethe's „König von Thule" hat nur einmal geliebt. Die Nähe des Todes fühlend, wirft er den Becher, das einzige Hab und Gut und Zeichen dieſer einzigen Liebe, hinunter in die Tiefe, in die er ſelbſt bald ſteigt. All dieſe Gedichte, aus derſelben Zeit, ſind ewige Documente, daß während er Clavigo, Stella und die Darſtellungen treulos irrender Liebe ſchuf, ſein Streben nach Wahrheit, Treue und Dauer im Beſitz ihn wie ſeinen Fauſt rettend gen Himmel trug.

Wer ſich in Goethe's Liebesliedern — dieſem Labyrinth ſeines großen, weiten Herzens — zurechtfinden, in dieſem Irrgarten ſeiner Neigungen die Gegenſtände ſeiner Flamme feſtſtellen will, hat um deswillen ſehr viel Mühe, weil der Dichter die gruppenweis zuſammengehörigen Töne und Klänge abſichtlich auseinandergeſtreut zu haben ſcheint. Oft hat er auch die Namen vertauſcht, wie das oben erwähnte Lied an Lida, das in ſeiner aufgefundenen Handſchrift den Namen Lotte enthält. Die ſchalkhaft erdichteten Schäfernamen wie Doris, Chriſtel, führen in ſeinem Leben auf gar keine Spur. Die Römerin in den Elegien, an deren Wellenlinien er den Rhythmus ſeiner Sechsfüßer mißt, heißt Fauſtine, vielleicht weil er in Rom als Fauſt ſeine Scenen in der Hexenküche ſchrieb. Nicht ſelten gab ihm auch der Reim einen Namen für die Geliebte, wie im Gedicht: „Blinde Kuh" eine liebliche Thereſe genannt wird, deren Auge ſich gleich wandelt „in's Böſe". In „Rettung" heißt das liebe „Mädchen" — Käthchen. Im „Abſchied" pflückt er nun ach! kein „Kränzchen" mehr für's liebe Fränzchen. Lina heißt die Glückliche, der angerathen wird, ſeine Lieder nie zu leſen, nur zu ſingen. Wer das verwegene Wort ſprach: Wenn ich Dich liebe, was geht's Dich an! — konnte auch wohl dem ganzen ſchönen Geſchlecht ſeiner Lebenskreiſe die Namen rauben und ſie in ſein Regiſter eintragen oder vertauſchen, zumal kein Leporello ihm dabei Secretärdienſte that. Die getrockneten Blätter im Album ſeines Herzens hat er mit eigner Hand eingeklebt und als heilige behütet. Nur in der Namensbezeichnung der Geliebten verfuhr er willkürlich; er knüpfte Gefühle, die ihn in der Süßigkeit der Erinnerung überkamen, vielleicht unbewußt an frühere Geſtalten der Begegnung.

So iſt es im Gedichte: „Lida, Glück der nächſten Nähe“ u. ſ. w. (nach Schöll) ungewiß, ob hier unter Lida nicht Friederike von Seſenheim zu verſtehen ſei; die Erwähnung „Williams“ ſpricht dafür, denn juſt in der Elſaſſer Epoche war er von Shakſpeare erfüllt, der ihm ſpäter in der Taſſozeit ganz fern rückte. Dann hätte er mit Lida ſchon die ältere Freundin bezeichnet, während unter Lida ſonſt nur Charlotte v. Stein gemeint iſt, zweifellos in den Gedichten: „Der Becher“, „Ferne“, „Zwiſchen beiden Welten“, „Süße Sorgen“, „Nachtgedanken“, „Nähe“, „Liebesbedürfniß“, „Anliegen“, „Morgenklagen“, vielleicht auch „An die Cicade“ mit den Verſen:

Weiſe, zarte Dichterfreundin,
Ohne Fleiſch und Blut Geborne,
Leidenloſe Erdentochter,
Faſt den Göttern zu vergleichen.

Nur das Urbild zur Iphigenie, nur das Vorbild zu einer Prinzeſſin im Taſſo oder einer Natalie im Wilhelm Meiſter konnte ihm die Anſchauung einer ſolchen Frauenſchönheit geben.

Goethe's Briefe an die Gräfin Auguſte v. Stolberg (1838 erſchienen) offenbaren noch ganz den kindlich ſchwärmeriſchen Menſchen, der händeringend weint und lacht und Mühe hat, all das tiefe Leid und Luſt der Welt in ſeinem Buſen zu herbergen. Dieſe liebenswürdige Zerſtreutheit, dieſe naive Wolluſt, ſich dem Strom des Lebens hinzugeben, das Drängen nach einem Herzpunkt des ſchwankenden ſchönen Daſeins, ſein Hangen und Bangen in ſchwebender Pein, wie Egmonts Clärchen es ſingt: all das ergießt ſich hier in eine ihm perſönlich unbekannte Frauenſeele. Auguſtens Ergüſſe hat der Greis Goethe wohl zurückgeſendet. Seine eigenen Briefe an die Gräfin kamen in die Hände der Frau v. Binzer, deren Gatte (A. T. Beer) ſie veröffentlichte. Die neun erſten Briefe ſind aus dem Jahre 1775. Sie verrathen zum Theil einen Uebergang des Dichters vom Werther zum Egmont. Der zweite hat ganz den Styl, in welchem dieſer Liebesheld ſich ſpäter ſeinem Clärchen ſchildert. Mit dem Auftreten Goethe's in Weimar hört ſeine Beichte nicht auf, allein ſie wird ſpärlich. Nach dem neunzehnten Briefe (1778) beginnt das Schweigen, das die Freundin erſt im Jahre 1822 wieder bricht. Im Jahre 1783 hatte ſie nach dem Tode einer Schweſter deren Gatten, dem Grafen Andreas Peter v. Bernſtorff, däniſchem Miniſter, die Hand gereicht. Es war im Jahre 1788, wo ihre ſpäter katholiſch gewordenen Brüder zunächſt für Schiller's Götter Griechenlands und Goethe's Wilhelm Meiſter den Holzſtoß anzündeten. Auch Auguſte war Eine von Jenen geworden, die nur auf dem engen und ausſchließlich beſondern Pfade den Himmel zu erreichen denken. Sie hat den geliebten und angebeteten Freund ihrer Jugend, den ſie nie leiblich geſehen, geiſtig vor Augen behalten, ſein Wachsthum als Dichter beobachtet, den weltweiten Geiſt im Stillen angeſtaunt, aber den Glauben an ſein ewig Seelenheil verloren. Sie fühlt ſich dem Tode nahe. Soll ſie Den, den ſie geliebt, im Lande jenſeits nicht wiederfinden? Sie beſchwört ihn bei den Gefühlen ſeiner Jugend, er möge ſein Heil bedenken, ſie wolle ihm beten helfen.

Darauf erfolgt dann 1822 mit Goethe's letztem Briefe an Auguſte des Weltmannes ebenfalls tief religiöſer Troſt: „Redlich habe ich es mein Leben lang mit mir und Andern gemeint, und bei allem irdiſchen Treiben immer auf das Höchſte hingeblickt. Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir alſo immer fort ſo lang es Tag für uns iſt. Und ſo bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert. In unſers Vaters Reiche ſind viele Provinzen; und da er uns hier zu Lande ein ſo fröhliches Anſiedeln bereitete, ſo wird droben gewiß auch für beide geſorgt ſein. — Lange leben heißt gar vieles überleben, geliebte, gehaßte, gleichgültige Menſchen, Königreiche, Hauptſtädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich geſäet und gepflanzt. Wir überleben uns ſelbſt und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geiſtes übrig bleiben. Alles dieſes Vorübergehende laſſen wir uns gefallen. Bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, ſo leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit!"

---

7. Charlotte v. Stein.

Frau v. Staël ſagt, die Liebe ſei im Leben des Mannes eine Epiſode, im Leben der Frau eine Geſchichte. Wir ſtoßen hier aber in Goethe's Leben auf eine Epiſode von anhaltender Dauer; zehn, zwölf Jahre lang war ihm Charlotte v. Stein

— Schweſter, Freundin, Geliebte, Muſe und Idol, und was — ſagt er im Taſſo, den er ihr gedichtet:

> Und was hat mehr das Recht, Jahrhunderte
> Zu bleiben und im Stillen fortzuwirken,
> Als das Geheimniß einer edlen Liebe,
> Dem holden Lied beſcheiden anvertraut!

Und nicht blos die Prinzeſſin im Taſſo, auch ſeine Iphigenie und gleich ſehr jene Natalie im Wilhelm Meiſter ſind die Geſtalten, zu denen jene Frau ungeſucht Modell geſeſſen. Sie hatte ganz Beſchlag genommen von ſeinem Herzen und die Harmonie ihrer edel gehobenen, ſcheu und zart behüteten Natur rief dieſe vornehme Läuterung ſeiner Ideale in ihm auf. Goethe hat, nach ſeinem eignen Bekenntniß und nach der Zeugenſchaft aller ſeiner Werke, das Ideal nie anders als in der Form des Weibes erkannt. „Das ewig Weibliche zieht uns hinan!“ ſang er zum Schluß im Fauſt, und nahm ſelbſt die Maler dolorosa aus dem Chriſtenthum des Mittelalters zu Hülfe, um ſeine göttlich menſchliche Komödie in einem geiſtlichen Oratorium abzuſchließen. Frau v. Stein hat ihn fertig erzogen, den Jüngling zum Mann gemacht; auch „hinan“ zog ſie ihn, zum Inbegriff des Höchſten was in ſeiner Bruſt ahnungsvoll ſchlummerte, ſtürmiſch klopfte. Sie hat den Dämon in ihm zum Genius gewandelt. Das iſt wohl ein höchſter Beruf der Weiblichkeit. Aber iſt ſie nicht auch zugleich die Delila geweſen, die ihrem Helden das Haar nicht blos geſtreichelt und geglättet, ſondern kürzte? — Sein Glaubensbekenntniß: „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben,“ datirt von dem Bündniß mit ihr, und das Drama Taſſo ſelber, dieſe gefeierte Dichtung, in deren Aether alle Wucht und Macht der Wirklichkeit verduftet, iſt deſſen erſtes Zeugniß, Zeugniß einer Stoffenthaltung, Weltentſagung und Abſtraction, die ſpäter in der Natürlichen Tochter poetiſch verſteinerte, in den Römiſchen Elegien, in der Hexenküche und den mephiſtopheliſchen Faſtnachtsburlesken naturgerechte Gegenſätze fand. Chriſtiane Vulpius, die „kleine“ Freundin, welche die ätheriſche verdrängte, ward ſchließlich das naturgemäße Widerſpiel in Goethe's Leben und Entwickelung, nachdem er im Verhältniß zu Frau v. Stein zehn Jahre lang der Mann geweſen,

Der nie beglückt ward, doch es ſtündlich hofft.

Aber im Zauber dieſes Banns hat er jene wunderbaren Geſtalten geſchaffen, die ein Abdruck ſind vollendeter Harmonie weiblicher Naturen, ſie in Marmor hingeſtellt mit einem Griffel, der uns die Adern des lebendigen Lebens aufdeckt, die ganze Wonne des Daſeins fühlbar macht. Plötzlich jedoch erloſchen die magiſchen Regenbogenfarben, ſobald er hinter ihre natürlichen Geſetze kam; da brach die geträumte Brücke zwiſchen Erde und Himmel zuſammen und der Menſch in ihm forderte Rechte, von deren Erfüllung die Möglichkeit ſeines Weiterlebens abhing. Wir wären ein ſchlechter Biograph, wenn wir Thatſachen eines in ſich nothwendigen und geſchloſſenen Lebens als bedauerliche ſchildern wollten; aber daß Charlotte v. Stein, ſeine Muſe in der beſten Zeit ſeines Schaffens, nicht zugleich ſein Weib war, iſt jedenfalls als das ſchickſalvollſte Ereigniß in Goethe's Entwickelung zu bezeichnen. Er iſt von ihr auf die höchſte Staffel der Empfindung gehoben, nur um ſchließlich den Aether aus dieſer Pandorabüchſe von ſich abzuwehren, freilich ohne daß man ſagen kann, ein anderer Trank habe ſeinen ganzen Menſchen gleich ſehr beſeligt.

Am 3. September 1775 ward Karl Auguſt regierender Fürſt. Abermals in Frankfurt, um ſein Vermählungsfeſt in Darmſtadt zu feiern, lud er den Dichter wiederholt ein, ihm nach Weimar zu folgen. Goethe ſollte abgeholt werden, gleich mit dem herzoglichen Paare die Reiſe antreten. Der Wagen blieb aus, und Goethe ging nach Heidelberg, um von da nach Italien zu reiſen. Der Wagen kommt an, und der Dichter trifft den 7. November in Weimar ein. So drängten ſich Herzog Karl Auguſt, Italien und Weimar ſchickſalsvoll an ihn und wurden in der ſichtbaren Welt die beſtimmenden Elemente ſeines äußern Lebens. Auf das innere Triebwerk ſeiner Seele ſollte von neuem eine Frau entſcheidend wirken.

„Wie ein Stern ging er unter uns auf," ſchrieb Knebel. Der Nimbus des Ruhmes als Dichter des Werther ging ihm voraus; der Wertherfrack (mit dem leichtern Schnitt der engliſchen Mode) ward Hoftracht; der Herzog legte ihn an und die Cavaliere, die ihn nicht freiwillig anſchafften, erhielten ihn geſchenkt. Nur Wieland blieb ausgenommen vom neuen Hofgeſetz. Der Alte hatte Grund, dem neuen Günſtling zu zürnen, deſſen Frankfurter Uebermuth ihn in Knittelverſen beſpöttelt. Aber er war, gleich vom erſten

Tage an, vom Zauber, den Goethe perſönlich übte, erfaßt. „Seit dem heutigen Morgen", ſchrieb er am 10. November an Jacobi, „iſt meine Seele ſo voll von Goethe, wie ein Thautropfen von der Morgenſonne." Und nach neun Wochen an Zimmermann: „Ich lebe ſeit unſerer Seelenvereinigung ganz in ihm. Er iſt in jedem Betracht und von allen Seiten das größte, beſte, herrlichſte menſchliche Weſen, das Gott geſchaffen hat. Möcht' ich's der ganzen Welt ſagen dürfen! Möcht' alle Welt den liebenswürdigſten der Menſchen ſo kennen, ſo durchſchauen, ſo lieben wie ich! Heut' war eine Stunde, wo ich ihn erſt in ſeiner ganzen Herrlichkeit, der ganzen ſchönen gefühlvollen reinen Menſchheit ſah." Und er wird lange den Rauſch nicht los, in den ihn „dieſer wunderbare Knabe" verſetzt. Dem achtzehnjährigen Fürſten — das war die Meinung der Herzogin-Mutter — ſollte der Dichter des Götz und des Werther ein älterer Freund, ein Mentor werden. Karl Auguſt hat noch ſpäter von ſich ſelbſt geäußert: „Ich muß mich erſtaunlich wehren, meinem Herzen und den Leidenſchaften nicht den Zügel zu laſſen." Aber der „wunderbare Knabe", obſchon acht Jahre älter als ſein fürſtlicher Gönner, ſchien burſchikoſer Kraftmenſch genug, ſein ſympathiſcher Gefährte zu ſein und ein gut Theil der Sturm- und Drangperiode über den Weimariſchen Hof zu bringen. Es begann eine Carnevalsluſt des Genielebens, und Goethe ſelbſt ſchrieb an Merck, er „treibe es toll genug und mache des Teufels Zeug." Karl Auguſt war genial genug, „die ſpaniſchen Stiefeln" des Hofes vonſichzuſchleudern; auch

Zopf und Haarbeutel legte er ſeit der Schweizerreiſe mit Goethe, nicht blos figürlich, ſondern thatſächlich ab; — um wieviel früher als in Preußen Prinz Louis Ferdinand! Goethe poetiſirte die naturkraftvolle Losgebundenheit ſeines Herzogs; ſein Sprudelgeiſt des Humors ſchuf jene derben Spottgedichte, Puppenſpiele und Faſtnachtspoſſen, zu denen Hans Sachs, deſſen „Sendung" Goethe gleichzeitig allen Ernſtes feierte, die Conceſſion und die Formen gab. Die ganze Welt löſte ſich den Kobolden der Satyre in eitel Mummenſchanz auf; und in der Satyre die ſie gegen einander übten, ſteckte zugleich der Satyr ſelber, der Faun, der mit Gott Bacchus und Gott Amor Brüderſchaft macht, aber Beiden wechſelweis erliegt. Ob die Muſe, der Dichter, allezeit obenauf geblieben? — „Das iſt entweder der Teufel oder Goethe!" rief Vater Gleim erſchreckt nach einer humoriſtiſchen Improviſation Goethe's im Hofcirkel. Und Einſiedel, der treffliche, mit der Maske des Momus ebenfalls begabte Mitwirker und Mitſpieler der Carnevalsſpäße, ſchrieb in der Epiſtel eines „Politikers an die Geſellſchaft vom 6. Januar 1776" mit Hindeutung auf Goethe:

Dem Ausbund Aller dort von weiten
Möcht' ich auch ein Süpplein zubereiten;
Fürcht' nur ſein ungeſchliffnes Reiten;
Denn ſein verfluchter Galgenwitz
Fährt aus ihm wie Geſchoß und Blitz.
's iſt ein Genie von Geiſt und Kraft:
(Wie eben unſer Herrgott Kurzweil ſchafft)

Meint, er könn' uns Alle überſeh'n,
Thäten vor ihm 'rum auf Vieren geh'n.
Wenn der Fratz ſo mit einem ſpricht,
Schaut er einem ſtier ins Angeſicht,
Glaubt, er könn's fein riechen an,
Was wär' hinter jedermann“ ꝛc.

Weimar hatte noch kein ſtehendes Theater. Goethe ſchuf ein Liebhabertheater, und dies ward die äſthetiſche Verklärung all der tollen Laune und all des wilden Dranges, mit dem er Hof und Geſellſchaft erfüllte. Er ſelbſt ſpielte in ſeinen Mitſchuldigen den Alceſt, Bertuch den Söller, Muſäus den Wirth, Corona Schröter, die von Leipzig herübergeholt wurde und von der Oper zum Schauſpiel überging, die Sophie im Stück. Dieſer weibliche Proteus ſchien das Spiel der Muſen mit dem Spiel Gott Amors zu vereinen. Der Student Goethe hatte ſie in der Pleißeſtadt ſchon als Sängerin gefeiert; ſpäter gab ſie die Iphigenie, als dies Stück (1779) noch in Proſa beſtand, Goethe den Oreſt, Prinz Conſtantin den Pylades, Knebel, und auch wohl der Herzog, den Thoas. Auch Amalie v. Kotzebue, die Schweſter des angehenden Theaterdichters, trat in den Kreis der Liebhaber und Enthuſiaſten. Goethe ſchrieb „die Geſchwiſter“, ſpielte den Wilhelm im Stück, während ſie die Marianne, ihr Bruder den Poſtillon darſtellte. „Die Fiſcherin“ ward gedichtet und ebenfalls in Tieffurt aufgeführt an der rauſchenden Ilm, und in Ettersburg zeigt man noch die Stelle mit dem Ausbau im Park, wo im Freien mit natürlichen Waldwänden Komödie geſpielt ward.

Der Dichter war dem jungen Fürſten unentbehrlich; er ward 1779 Geheimrath, 1782 Präſident der Kammer. „Karl Auguſt“, ſchrieb Wieland, „kann nicht mehr ohne ihn ſchwimmen noch waten.“ Und ein ander Mal: „Goethe lebet, regieret und wüthet und giebt Regenwetter und Sonnenſchein und macht uns glücklich, er mag machen was er will; er hat es darauf angelegt, die beſtialiſche Natur zu brutaliſiren.“ Und Goethe ſelbſt: „Den Hof habe ich probirt; nun will ich auch das Regiment probiren und ſo immerfort.“ Im Gedicht „Seefahrt“ ſchildert er ſich ſelbſt, auf der Woge der Welt ſchwimmend, entſchloſſen, zu entdecken, zu gewinnen, zu ſtreiten oder ſich in die Luſt zu ſprengen, allezeit aber den Göttern vertrauend.

Und doch ſang er am Hange des Ettersberges ſchwerbewegt ſein „Wanderers Nachtlied“: „Der Du von dem Himmel biſt, Alle Freud’ und Schmerzen ſtilleſt, Den der doppelt elend iſt, Doppelt mit Erquickung fülleſt. Ach, ich bin des Treibens müde! Was ſoll all die Qual und Luſt? Süßer Friede, Komm, ach komm’ in meine Bruſt!“ Mitten im Winter trieb es ihn fort in wilde Gegenden und zu einfachen Menſchen, und im Gebirge, ſich ſelbſt überlaſſen, überkommt ihn altes Liebesweh, der Schmerz um die verlorne Lili:

Holde Lili, warſt ſo lang
All mein’ Luſt und all mein Sang,

Biſt nun all mein Schmerz, und doch
All mein Sang, ach! biſt Du noch.

Nicht Corona Schröter, nicht Amalie Kotzebue, nicht eine leicht zu gewinnende Geſtalt: Frau v. Stein, eine im Ebenmaß vornehmer Sicherheit und in der Grazie harmoniſch edler Form vollendete, fertige Natur, ſollte Beſitz von ſeiner Seele nehmen. Und ſie hat ihn, den ſtürmiſch Flatternden, gefeſſelt wie Keine, an Dauer ſowohl wie an tiefgreifender Macht und Herrſchaft. Es war zum erſten Mal, daß eine in ſich abgeſchloſſene, vollendete Frau ihm den Reiz der Anziehung bot, ihm, den bisher die werdende Mädchenſeele oder ſchnelles Entgegenkommen gefeſſelt. Charlotte Albertine Erneſtine, Baronin v. Stein, geb. v. Schardt, war ſieben Jahre älter als Goethe; ſie zählte dreiunddreißig Jahre als der ſiebenundzwanzigjährige Dichter ſie kennenlernte. Seit elf Jahren mit dem herzoglichen Oberſtſtallmeiſter Baron v. Stein verbunden, dem ſie ſieben Kinder geboren, ohne mit ihm mehr zu theilen als das ſchickſalvolle Loos gebotener Zugehörigkeit, lebte ſie meiſt von ihm getrennt auf dem Gute Kochberg oder ebenſo geſondert in der Stadt, da der Dienſt am Hofe ihn ganz in Beſchlag nahm, bis den äußerlich eleganten Cavalier plötzlich fromme Anwandlungen überfielen, die in förmliche Geiſteskrankheit ausarteten. So ſich ſelbſt überlaſſen mitten im Zwange des Geſellſchaftslebens, deſſen Geſetz und Sitte ſie als Hofdame der Herzogin Amalie ſtreng ehren und hüten gelernt, ſich ſelbſt überlaſſen wie eine Ariadne auf Naxos, aber ohne auf einen rettenden Theſeus zu hoffen, hatte ſie den Drang nach tieferer Erfüllung leerer Lebensformen mit der ſtillen Faſſung einer Ruhe, die Harmonie ſchien, behütet und gedämpft. Ihr Bildniß zeigt uns einen feinen Kopf mit dunkel ſinnendem Auge, beredſamer Lippe und all jenen Attributen einer ſchlanken, ſich ſelbſt gewiſſen, aber unerbittlichen, nie ganz zu erobernden blonden Natur, die mehr Grazie als Leidenſchaft verräth, mehr Anziehungskraft übt als Fülle der Hingebung beſitzt. „Schön kann ſie nie geweſen ſein", ſchrieb Schiller 1787 an Körner; aber davon abgeſehen, daß Schiller in Sachen der Frauenſchönheit vielleicht nicht entſchieden ſpruchfähig war, ſo ſchrieb er dies von der ſechsundvierzigjährigen Dame, während die femme de trente ans auf den Dichter Goethe überlegene und ſichere Anziehungskraft übte. Schönheit iſt ſehr relativ. Die fehlende Vollendung der ruhigen Form kann durch die Bewegung der Seele an Frauen dergeſtalt erſetzt werden, daß der Zauber, den ſie üben, dann doppelt wirkſam, weil geiſtig, wirkt. Und Schiller hat auch noch ein Aber im Hinterhalt ſeiner Beobachtung. „Schön kann ſie nicht geweſen ſein," ſchrieb er, „aber ihr Geſicht hat einen ſanften Ernſt und eine ganz eigene Offenheit. Ein geſunder Verſtand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Weſen." Er nennt ſie „eine wahrhaftig eigene Perſon", von der er „begreift, daß Goethe ſich ſo ganz an ſie attachirt hat." Und er ſchließt: „Man ſagt, daß ihr Umgang ganz rein und untadelhaft geweſen." — Auch dies „Man ſagt" wollen wir unterſuchen, aber mit der Pietät, die eine große, tiefe und geheimnißvolle Liebe erfordert. Hier ſind die Grenzlinien ebenſo fein und relativ wie beim Begriff der Schönheit des Weibes. Mit „Gefühl und Wahrheit“ iſt ſchon viel eingeſtanden vom ſtrengen Manne des Ideals. Aber es war auch noch ein anderer Zug in dieſem Weibe, der den Dichter feſſelte; eine ſchmerzliche Ader lief heimlich durch den Marmor ihres Weſens. Sie ſchien nur im Beſitz jener claſſiſchen Harmonie zu ſein, die wir als ein unſterblich Erbtheil helleniſcher Naturen kennen, in den Marmorbildern der Antike bewundern. Dieſer Zug einer duldenden Weiblichkeit, die ihr Ideal nicht in der äußern Wirklichkeit gefunden, ſänftigte den leidenſchaftlichen Wirrwar in ſeiner Seele, führte ſeine Wallungen, die nicht ſelten noch das Blut der Sturm- und Drangperiode verriethen, in ein Ebenmaß harmoniſcher Fügung zurück. Dieſer Proceß der Verklärung in ihm, um zwiſchen Geiſt und Sinnen den Gleichtact zu finden, war unbewußt der Triumph dieſer Weiblichkeit. Zum erſten Mal ergriff ihn der Zauber einer fertigen weiblichen Natur; zum erſten Male liebte er nicht ein knospendes Mädchen, ſondern eine entfaltete Frauenblume. Und dieſe vollauf erblühte Roſe, die ſich faſt ſchon entblättern zu wollen drohte, war keine üppige Centifolie, war eine weiße Roſe, die auf das Farbenſpiel der Welt verzichtet. Hier war kein blos äußerer Sinnenreiz, der ihn lockte, aber auch kein Muth und Muthwille, der herausfordernd noch eine Zukunft verheißt. Im Zauber dieſer weißen Roſe war eine Vergangenheit zum Abſchluß gebracht; in ſeine Empfindung miſchte ſich der Reſpect vor ſoviel Vollendung und ſolcher Summe der feinſten Frauenbildung. Die Reſignation hatte hier abgeſchloſſen, und der leiſe Schmerz der Verzichtung auf höheres tieferes Glück durchdrang das ſorgſam behütete Syſtem feſter Haltung und Ordnung. Ein geordneter Hausſtand in eines Weibes Seele war ihm noch nie zur Erſcheinung gekommen. Die Grazie in der Convention der höhern Geſellſchaftsformen war ihm ein neues Element. Frau v. Stein war ganz am Hofe gebildet. In dieſer Sphäre tritt die Seele entweder zurück vor der Form, oder ſie durchhaucht das Syſtem einer gebotenen Ordnung. Karl Auguſt durchbrach die Formen und Manieren der Hofſitte; der Fürſt ſprang eigenwillig hinweg über das, was dem Genie Schranke und leere Schaale galt. Der Dichter fügte ſich ſchmiegſam in dieſe Linien der Convention, welche den Inhalt behüten und bannen. Goethe hat Anfangs Theil gehabt an den burſchikoſen Launen des fürſtlichen Gefährten, welche die Formen des Hoflebens zeitweiſe durchbrachen, ohne ſie zu ändern und zu reformiren. Auf die Länge hätte er als Menſch und Dichter ſich wieder abwenden müſſen von dem doch ſchließlich wieder ſtarr feſtgehaltenen Syſtem. In Frau v. Stein aber ſah er dieſe Formen beſeelt und belebt zu einer Harmonie ſchöner Vollendung. „Wollt Ihr genau erfahren was ſich ziemt, ſo fraget nur bei edlen Frauen an!“ Dies Wort der Prinzeſſin im Taſſo ſprach der neue Orakelmund. Nicht blos die Perſon des Fürſten, auch die Perſon des Weibes in ihrer Exiſtenz will und muß geſchirmt ſein vom zarten Gewebe der Rückſicht und Sitte. Und Frau

v. Stein war ein duldendes Weib, zart und verletzlich in äußerer Beziehung, im Innern leidend mitten im ſchönen Gleichtact glänzender Formen. Dieſer Schleier der Wehmuth brachte Elegie in ihr Weſen und in ihr Verhältniß zum Dichter, der es fühlte, hier ſei zu tröſten und eine Summe geiſtiger Schönheiten und ſeelenvoller Reize für's lebendige Leben zu retten. Er traute ſich zu, dieſer Retter zu ſein und Sühne für Unglück durch neuen Lebensreiz zu bieten. Dieſe Miſſion ward ihm heilig und mehr werth als der zerſtreuende Sinnenreiz, der ihn bisher als Menſch und Dichter trieb. Er ſchloß auf einmal ſinnlich ab und concentrirte ſeine ganze Seele auf ein höheres Gut. Sein Herz hörte auf, ſich zu zerpflücken; es zerflatterte ſeitdem nie wieder nach vielerlei Seiten; es begann der Mann in ihm, der ein Ziel vor ſich ſieht und Alles an deſſen Erreichung ſetzt. Goethe in der Schule der Frauen: dies Capitel beginnt hier erſt aufs tiefſte ſich zu erſchließen, und Frau v. Stein war ihm die Frau κατ' ἐξοχήν, eine Summe edler Weiblichkeiten. Er wollte dieſe weltliche Heilige wiſſentlich nicht für ſich ſelbſt entzünden, die Natur eines Juan lag ihm allezeit fern; er hatte eher etwas vom Beichtiger, der wunderbar beredt und mit eigener Ergriffenheit ſeinen Troſt aufdrängt. Sein Troſt ging freilich nicht auf ein jenſeitiges Himmelreich, ſondern auf Beſitz und Genuß einer reichen Fülle des von Gott und Natur hienieden erſchloſſenen Lebens, auf eine in der Welt der Menſchen gegebene Herrlichkeit des geſammten Himmels und der Erde. Dieſe Luſt am Glück in ſeiner hochbegabten Seele, dies ſein weltliches Evangelium wollte er auch der Freundin verkünden, verſcheuchen damit, was an Gram in ihrem Gemüthe lag, und ſie befähigen zu neuem Muth, wo nicht zu neuem Lebenswagniß. Dies war das Feuer in ihm, das auf dem erloſchenen Altar eines Veſtatempels neue Flammen zünden wollte, das Feuer eines edlen ſchönen Lebens, — „das nie verliſcht, keine Ewigkeit nicht, beſte Frau, auch in Dir nicht, die Du manchmal wähnſt, der heilige Geiſt des Lebens habe Dich verlaſſen." So ſchrieb er ihr im zweiten Jahre ihres Verhältniſſes (1776). Und bald darauf: „Wenn ich nur den tiefen Unglauben Ihrer Seele an ſich ſelbſt begreifen könnte, Ihrer Seele, an die Tauſende glauben ſollten, um ſelig zu werden!" Und es gelang ihm, dieſe weltlich klöſterliche Veſtalin neu zu erwärmen, ſie fühlte wieder und fühlte für ihn; der Zauber dieſes Apollo als Menſch und Poet war zu groß.

Es war in Straßburg geweſen, wo Goethe zuerſt ihr Bildniß ſah und in Folge deſſen, von Zimmermann's Mittheilungen über dies Weib gequält, drei Nächte nicht ſchlafen konnte. Der weiſe Arzt, der Mann des Buches über die Einſamkeit, ſchrieb ihr dieſe ſchmeichelhaften Neuigkeiten vom Dichter des Werther. Goethe ſchrieb unter ihr Bild: „Es wäre ein herrliches Schauſpiel, zu ſehen, wie die Welt ſich in dieſer Seele ſpiegelt. Sie ſieht die Welt wie ſie iſt, und doch durchs Medium der Liebe. So iſt auch Sanftmuth der allgemeine Ausdruck." Und dieſe Sanftmuth ſollte ihn ein Jahrzehend lang feſſeln, den Flattergeiſt binden und concentriren, aus dem Dichter des Werther den Dichter Taſſo's machen. Sinnlich und geiſtig reizbar wie er war, aber offen mit ſeinem Herzen nach allen Seiten, obſchon mit dem Schmerz um Lili's Verluſt im Buſen, zu Tobſucht, wilder Ausgelaſſenheit und burleskem „Freiweg-Humor“ aufgelegt: ſo kam er nach Weimar, um alsbald „durchs Medium der Liebe“ die Welt neu zu erblicken. Sein Jünglingsſturm hatte bisher gedroht ſich formlos zu zertoben, ſeine Weichheit, Erſchloſſenheit nach allen Seiten in Zerfloſſenheit auszuarten. Jetzt begann er in ſich feſt, der Jüngling Mann zu werden. Täglicher Gaſt im Stein'ſchen Hauſe, das einer männlichen Stütze benöthigt ſchien, nahm er ſich des Knaben Friedrich liebevoll an, faſt ſo wie ſein Wilhelm Meiſter ſich in der Erziehung des Felix gefällt. Des Dichters Stellung zur excluſiven Geſellſchaft in Weimar, der er nicht durch Geburt angehörte, war Anfangs fraglich und mißlich genug. Um ſo mehr Muth gehörte dazu, wenn Frau v. Stein ihren neunjährigen Sohn ihm zur Aufnahme in ſein Haus übergab. Somit hatte ſie auch Verdienſt an ſeiner Stellung in der Geſellſchaftswelt. In ſeinem Bedürfniß nach Liebe zum erſten Mal dauernd concentrirt, ſchien ſein Sturmdrang ſichere Kraft werden zu wollen. Bisher aufgelöſt und hingegeben an die Windroſe der Leidenſchaft, fugte ſich ſeine Natur ſtill, tief und ſicher in ſich ſelbſt. Das war ihr Werk. Sie hat ihn von all den andern Reizen gelöſt, den hin und her Flatternden gebunden; vielfache Fäden wurden zerriſſen und es blieb nur der eine Faden, an dem ſie ihn, vielleicht lange Zeit unbewußt, hielt. Sein ganzes Weſen, von nun auf den Einen Punkt gerichtet, ward feſt der Welt und dem Leben gegenüber, fühlte ſich abhängig nur von dem Einen Gefühl. So unüberwindlich hatte ſie ſeine ganze Seele, den dichteriſchen und den perſönlichen Menſchen, gefangengenommen. Mit der Geſtalt und dem Plan ſeines Egmont kam er nach Weimar, mit der Gewöhnung, der Held könne ſpielen mit dem Herzen des Weibes und es als Opfer glorreich hinnehmen. Das ſollte ſich rächen an ihm. Seine Helden wurden nun ſelbſt, wo nicht die Opfer, doch die Geſchöpfe der Frauen, wie er ſelbſt deren Zögling war. Den Egmont hätte er vielleicht ohne die Weimariſche Luft raſch abgeſchloſſen wie den Clavigo, die Stella. Er konnte nichts am Grundgedanken ändern, aber er vertiefte die Geſtalten, das ganze Gedicht erhielt jene bewunderungswürdige Feile und Ausarbeitung des Einzelnen, die ſich bis auf die Charakteriſtik der Volksſcenen erſtreckt. — Ein Weib konnte ihm keinen großen mannhaften Gedanken geben, um einen Helden den Kampf für ſein Volk anders eingeben, ſtatt ſich in der Seele eines Mädchens beſpiegeln und ſorglos untergehen zu laſſen. Aber ein Weib konnte ihn gewöhnen, die Welt, an die er ſich gefangen gab, mit dem ganzen Zauber ſüßer Traulichkeit und all den Reizen eines ſchöngefugten Daſeins bis zur Vollendung ſeltener Eigenthümlichkeit auszubilden. Iphigenie ſtieg vor ihm auf als Ordnerin, als Sühnerin des grauſen Schickſals, das ſich Männer heraufbeſchworen. Goethe's Iphigenie in der Verſchmelzung des Helleniſchen und Germaniſchen iſt das erſte freie, nur im ſchönen Sittengeſetz gebundene Weib, das kraft eigner Selbſtbeſtimmung, als Prieſterin nach eigenem inneren Geſetz, das Schickſal der Welt bezwingt und überwindet. Erſt in Italien, 1786, erhielt das Werk ſeine Vollendung, aber noch unter den vollen Wirkungen der Frau v. Stein auf den Dichter. Seine Sehnſucht nach einem Urtypus reiner Weiblichkeit war damit geſtillt. Das Stück bedurfte keines antiken Chors; es iſt mit dem ganzen Zauber des innern Seelenadels germaniſch gedacht und empfunden; die Prieſterin, das Heil der freien Selbſtbeſtimmung verkündend, ſchöpft aus ſich ſelbſt das beſte, tiefſte Orakel der Götter. — Taſſo iſt ſchon der letzte, halb bankerotte Abſchluß eines in ſich gedrückten, unter Frauenhänden halb entmannten Geiſtes, der im Zauberkreis ätheriſcher ſeelenvoller Armiden die Aufgabe vergißt, die er ſeinem Geſchlecht, ſeinem Volk und der Welt ſchuldet. Wilhelm Meiſter ſpinnt ſich zwei Jahrzehnde durch des Dichters Leben hin. Auch der Held dieſes großen Romans der Liebe in allen Schattirungen iſt ein Geſchöpf der Frauen, und ſie erziehen und leiten ihn bis an das Grenzgebiet, wo ihre Herrſchaft aufhört. Meiſterjahre ſind auf Wilhelm Meiſters Lehr- und Wanderjahre nicht gefolgt und konnten nicht folgen, weil der Dichter über Das was den Mann zum Bürger und Mitgeſtalter dieſer Welt macht, über Betheiligung am großen Volksleben, mit ſeinen Kräften nicht gebot. Bettina das Kind war's, die 1809, als auf den Bergen Tirols zuerſt die Feuer der Freiheit brannten, dem Dichter die Mahnung zurief: Schicke Deinen Meiſter hinaus in die Berge und drück' ihm den Stutzen in die Hand! Wilhelm Meiſter iſt der Zögling der Frauen und der geſellſchaftlichen Bildungswelt, und in dieſer Sphäre ſind die Ideen aufs tiefſte und feinſte, die Geſtalten vollendeter wie in irgend einer Dichtung aller Zeiten und Zonen ausgebaut und ausgebildet. „Große Welt“ und „Welt haben“: dieſe Begriffe, in der Sphäre der Geſellſchaftsbildung herrſchende, traten mit dem Meiſter zuerſt in das Bereich der erzählenden Dichtung, und in dieſer Dichtung ſah die deutſche Welt lange Zeit ſogar ihr Geſetzbuch und die Schule einer perſönlich freien, durch kein Sittengeſetz der Religion und der Nation gebundenen Bildung. Auch dieſen Roman ſchrieb Goethe in der Umgebung jener Frau von Welt, die ihn feſſelte. Seine Briefe an Charlotte v. Stein geben uns den ganzen Wandel des Dichters vom Werther zum Taſſo durch den Wilhelm Meiſter hindurch; ſie ſind die Bekenntniſſe und Documente ſeiner Erziehung vom Sturmdrang der Auflöſung, Zerrüttung und Zerfloſſenheit bis zum Modell geſellſchaftlich edler Bildung in der ſchön und zart behüteten Form der Harmonie, einer Harmonie an Leib und Seele, die der Dichter ſo vollendet in der Antike fand, daß ſeine deutſche Kraft ſich ihr beugte, ſich ihr ſchmiegte, bis auf die Gefahr, ſeinen Inhalt, den Inhalt ſeiner Deutſchheit und ſeines Jahrhunderts, daran einzubüßen oder in der Form erkalten zu laſſen. In ſeinen Briefen an Frau v. Stein meinen wir wechſel- und ſtufenweis die Elegie der Werther'ſchen Briefe, der Egmont'ſchen Monologe und den Austauſch ſeines Wilhelm Meiſter mit Natalie zu hören. Zwiſchendurch verlieren bei der Feier der Harmonie vollendeter Frauenideale auch die lockenden Töne einer Philine, die dunkeln Schmerzensklänge einer Mignon, einer Aurelie nicht ihre Geltung, und ſo erſcheint uns dies Werk nicht blos als die Summe der Geſtaltungskraft des Dichters, ſondern auch als das Buch der Bücher in der frivolen Bildungswelt der Goethe'ſchen Epoche. Und als er ſich der Sphäre der Frau v. Stein entwunden, um in einem Gegenpol ihres Weſens als Menſch und Mann ſein Genüge zu finden, muß er als Fortſetzung ſeiner Lehrjahre das Buch der Wanderjahre „die Entſagenden" betiteln. Entſagung auf die tiefſte Erfüllung ſeines Glücks war das Schlußwort einer langen Liebe, deren Zauber für ihn ſo andauernd die Verheißung ſeiner Vollendung als Menſch und Dichter in ſich trug. Das Doppelſpiel der Neigungen, die Kreuz- und Querzüge des Herzens in der Beziehung der Geſchlechter, in der Goethe das ganze Centrum und die volle Summe des höchſten Menſchenlebens erblickte, blieb auch in den Wahlverwandtſchaften das wunderbar große, tief zarte, aber faſt krankhaft gereizte und bis zur tragiſchen Myſtik getriebene Thema ſeiner Poeſie. Was Männer mit Männern zu ſchaffen haben, um ſich am Fortbau dieſer Welt zu betheiligen, das blieb ihm verſagt. Als dies erträumte Gebäude der großen feinen Geſellſchaftsbildung zuſammenbrach, die deutſche zerklüftete und getheilte Nation ſich zum erſten Mal im Haß gegen den Weltbezwinger zuſammenfaßte, hatte der große Weiſe in Weimar keinen Sinn mehr für dieſen Neubeginn einer Nationalgeſtaltung, an deren Fortbau der gute Wille und die Verzweiflung freilich noch immer vergeblich arbeitet. Nach dem Orient flüchtete er ſich, um ſein tiefes Selbſt zu entfalten, und auch im Buche ſeines Lebens, im Fauſt, blieb nur der Jüngling und Greis, nicht der Mann in ſeiner Thatkraft für Staat und Reich, fertig und groß erledigt. Das hat Frau v. Stein an ihm — nicht verſchuldet, ſondern zur fertigen Vollendung gebracht; denn ſie gab ihm nur was ſchlummernd in ihm lebte. Seine Natur war darauf geſtellt, um nur in den Sphären, die das Weib beherrſcht, ſein Höchſtes zu entfalten.

Goethe's Briefe an Frau v. Stein ſind eine Ergänzung des perſönlichen Verkehrs, laſſen den Austauſch im Genuß des Umgangs mehr ahnen als daß ſie ihn, zumal die Briefe von ihrer Seite fehlen, uns vollſtändig entwickelten. Was er der niegeſehenen Auguſte Stolberg ſchrieb, war und blieb ein Gemiſch der ſentimental-naiven Wertherſtimmung. Charlotte v. Stein war leiblich und in nächſter Nähe das Idol ſeines Denkens und Empfindens; mithin iſt hier die reichſte Hingebung dem Schriftausdruck entzogen und bleibt verſchlungen vom Glück des perſönlichen Verkehrs. Trotzdem ſind die Briefe des Dichters ungeſucht ein Arſenal von Zärtlichkeiten der tiefſten Seele, die reichſte Sammlung aus Gott Amors Waffenkammern, ein wahres Lexikon in der ſüßeſten Sprache der Liebe, der ars amandi, die hier reine, wahre, innige Natur iſt. Er nennt ſie alsbald ſeine „Pſyche", und damit eröffnet ſich im Verhalten Beider das Problem, wie weit ein Weib dem Manne blos Pſyche ſein kann. „Lauteres Gold" nennt er ſie am liebſten. Sie glaubte ihm Schweſter ſein und bleiben zu können. Dazu war ſie entweder Blondine genug oder hatte mit ihren Wünſchen abgeſchloſſen. Aber er hatte dieſe weiße Roſe wider Willen gezwungen, ihre Reſignation aufzugeben, dem Leben ſich wieder zu erſchließen. Das beweiſt, laut Schöll's Entdeckung, eine einzig erhaltene Briefſtelle von ihr, die der Dichter (1776) in die „Geſchwiſter" hinübernahm, als er, bei Hofe und in Gegenwart Charlottens, im Stück den Wilhelm ſpielte. Dieſer Wilhelm weiſt von einer dem Leben faſt verlornen, aber wieder geretteten Freundin -- ebenfalls Charlotte geheißen — einen Brief auf, der ſolches Eingeſtändniß bekundet. „Es war", ſagt er im Stück, „in den erſten Tagen unſerer Bekanntſchaft. Die Welt wird mir wieder lieb, ſchreibt ſie, ich hatte mich ſo los von ihr gemacht, wieder lieb durch Sie. Mein Herz macht mir Vorwürfe; ich fühle, daß ich Ihnen und mir Qualen zubereite. Vor einem halben Jahre war ich ſo bereit, zu ſterben, und ich bin's nicht mehr." Dieſe Briefſtelle im Stück ſoll authentiſch von Frau v. Stein ſein; alles Andere von ihrer Hand hat ſie ſelbſt vernichtet, nachdem ſie ihre Briefe zurückgefordert. Wir können alſo nur ahnen, wie viel in dem Hinüber- und Herüberwogen der Gefühle, in dieſem Naturſpiel von Fluth und Ebbe, auch ihrerſeits Verſchuldung lag, wieviel ſie ungeſucht geboten, um des Dichters

Verlangen, ſie ganz ſein zu nennen, zu beflügeln. Sie ſuchte dann zu dämpfen, was ſie, wir glauben, willenlos angeſchürt. Nicht die Frau von Stande ward in ihr rege, denn vor dem Manne, mit dem der Herzog auf Du und Du ſtand, waren die Schranken des bürgerlichen Vorurtheils gefallen, dergeſtalt, daß der ihm zugeſtandene Adelsrang ihm theils ſehr natürlich, theils nebenher ſehr gleichgültig blieb. Was ſie feſſelte, war der Bann, der ſonſt auf ihr lag als Frau, als Gattin und Mutter. Das Zeitalter dachte frei, ja frivol genug, um alle ehelichen Bande durch Neigungen kreuzen zu laſſen. War es dennoch ein ſittliches Erſchrecken, was ſie trieb, den Strom ſeiner entfeſſelten Liebe in ein Bett zu drängen? Wollte die weiße Roſe nicht vor ſich ſelbſt erröthen? Oder war ſie ſo ſehr eine Noli-me-tangere-Blume? — Sie hat, was ſie Dämon nannte, in ihm bändigen wollen. Und dabei war in ihr ſelbſt kein Dämon erwacht? Sie hat ihn fertig erziehen wollen. Man erzieht aber am beſten, wenn und wo man liebt. Und an ein Grenzgebiet, wo Freundſchaft und ſchweſterliche Zärtlichkeit endet und Liebe mit ihrer Leidenſchaft beginnt, an ſolch ſchwankendes Grenzgebiet glauben Frauen noch weniger als Männer. Iſt ſie wie zu Anfang, ſo in der langen Dauer all der Traulichkeiten, die bis auf häusliche Gemeinſchaft ſich erſtreckten, ſtets klar und feſt geblieben, und hat ſie nie auch im Genuß der Triumphe ihrer Erziehungskunſt das eigene Herz überſchäumen laſſen im Strom der Gegenſeitigkeit, von ſeinem Feuer erfaßt, vom Sternenglanz ſeines Glücks, das ſie ſchuf, zurückerleuchtet?

Hat ſie ſich in keinem Augenbick an ihn verloren, allezeit nur berechnet, wie weit ſie gehen durfte, um ihn zu feſſeln, ohne ganz ſein zu werden? — Man ſagt, edle Frauen widerſtänden wohl einer Liebe, die ſie empfinden, ſelten aber oder nie einer Liebe, die ſie einflößen. Das Gefühl des Triumphes über eine Neigung, die ſie erwecken, einer Wirkung, die ſie am Manne üben, ſoll noch weit unwiderſtehlicher ſein als das Gefühl, das ſie ſelber für den Mann hegen. Dem Mitleid erliegen ſie dann; der Zauber, den ſie üben, bezwingt ſie ſicherer; par ricochette gleichſam wird das Feuer das gefährlichſte, und auf die Benutzung eines Sieges zu verzichten, ſagt man, ſei ſelten eine Frau ſtark und ruhig genug. Und Frau Charlotte v. Stein war dennoch zehn Jahre lang die Veſtalin geblieben, die das Feuer, das gegen ſie gerichtet war, zugleich unterhielt und behütete? Dann war ſie alſo doch die Coquette, wie der Engländer Lewes ſie dreiſt genug nennt, die berechnende Egoiſtin, wie Stahr ſie auffaßt? — Coquett! Egoiſt! Man kann gewiſſe Wörter im großen Buch der Menſchenſeele nicht gebrauchen, ohne ſie erſt zu ſäubern, oder nach ihrer Gültigkeit zu fragen. Haben wir nicht auch den Dichter einen Egoiſten genannt, während uneigennützig edler, hingebend offener, hülfsbereit liebevoller Niemand war, als der Menſch Goethe! Und wer iſt nicht Egoiſt? Jeder der etwas will und ſtrebt, concentrirt um ſich die geſammten Mittel zur Erreichung dieſes Zweckes. Und die Mittel werden nie unedler ſein als ſeine ganze Natur es iſt. Welchen Zwecken er dient, iſt weit mehr von Belang, und ob ein höheres Geſetz der Ehre und

Menſchenliebe ihn leitet. — Und coquett! — Wie man nicht ungeſtraft unter Palmen wandelt, ſo wird man wohl auch bei Frauen dies Wort nicht ungeſtraft brauchen. Welche Frau fühlte nicht gern und freudig die Macht der Wirkungen, die ſie übt auf Herz und Sinn eines Mannes? Und welche empfände beim Gefühl ihrer eigenen Neigung nicht zugleich den noch ſüßern Triumph, Liebe geweckt zu haben? Und ſich zu gefallen in dieſem Gefühl: wie natürlich und billig! — Jedenfalls iſt es unſtatthaft, mit jenem plumpen Wort, dem noch dazu, wie es ausländiſch iſt, der Beigeſchmack franzöſiſcher Ueberwürzung anklebt, den tiefliegenden, geheimen Streit über Verſchuldung gegenſeitig abzuſchließen. Goethe ſelbſt, als er mit ihr brach, die Feſſeln zwiſchen Beiden ſich wie von ſelbſt löſten, nannte ſich, wenn er abrechnen wollte, noch ihren Schuldner. Hat ſie ihm nicht die Welt ſeines innern Lebens mit Geſtalten bevölkert, die er ohne ſie nicht geſchaffen? Die edelſten weiblichen Geſchöpfe in ſeinen Dichtungen ſind geiſtige Kinder ſeines Bündniſſes mit ihr, entſprangen wahrlich nicht wie Pallas Athene ſeinem Haupt, denn er war kein Dichter, wenn im Zenith über ſeinem Haupt nicht ein Stern der Liebe ſtand.

Sie hat es ſich zugetraut, ihm das Höchſte, und doch nicht Alles ſein zu können; ſie wollte ihm Muſe, Freundin, Schweſter ſein, aber ſie konnte den Bann, der auf ihr lag, nicht heben und löſen, wollte nicht ihm ganz angehören. War ſie zu zaghaft dazu? Und wurde ſie um deswillen unwahr gegen ſich und ihn? — Er ſchrieb zuerſt an Lavater von dem „Talisman einer ſchönen Liebe“, womit die Freundin ſein Leben „würze“; ſie erſetze ihm, was ſeine Mutter, ſeine Schweſter, ſeine Geliebte ihm geweſen, ſie habe dieſe Alle in der Liebe zu ihm „beerbt“, und es habe ſich „ein Band geflochten wie die Bande der Natur“. An ſie ſelber ſchrieb er 1782 noch ziemlich kindlich: „So lange ich Dich und die Mutter habe, kann mir's an nichts fehlen.“ Der Drache Merck, der ihm immer bös Blut machte, tadelte ihn, daß er die Freundin lieber habe als ihm gut ſei; die Freunde fürchteten, er würde „zu ätheriſch“ werden im Umgang mit Frau v. Stein. Er ſeinerſeits hatte Wahrhaftigkeit genug, ſie ganz zu fordern. „O meine Beſte,“ ſchreibt er ihr, „wer kann der Liebe vorſchreiben? Dem einfachſten und dem grilligſten Dinge in der grillenhaften Zuſammenſetzung die man Menſch nennt. Dem Kinde, das bald mit elendem Spielzeug zu führen iſt, bald mit allen Schätzen nicht angelockt werden kann. Dem Geſtirn, deſſen Weg man bald wie die Bahn der Sonne auf den Punkt auszurechnen im Stande iſt, und das oft ſchlimmer als Komet und Irrlicht den Beobachter trügt!“ Er war, ſagt man, in Gegenwart des Kindes, des Sohnes, den ſie ihm zur Erziehung anvertraut, verlangſamer geworden, und Fritz, dem er in der That ein zweiter Vater ward, hatte das Zimmer verlaſſen müſſen. Da trat ein erſtes Zerwürfniß ein. Aber die Innigkeit des Verhältniſſes blieb, auch als ſie ſein „Du“ in das gebührliche „Sie“ zurückgedrängt. „Ihre Weſte“, ſchreibt er, „trag' ich bei jeder Feierlichkeit. Ich möcht' ein ganz Gewand haben, das Sie geſponnen und gewirkt hätten, um mich dreinzuwickeln.“ Die Vertraulichkeiten zwiſchen Beiden umfaſſen den ganzen Comfort eines vergnüglichen Lebens. Sie ſendet ihm Frühſtück hinüber in ſein Gartenhaus, wo der junggeſellige Geheimerath ſich vor aller Welt abgeſchloſſen; ſie ſtreiten brieflich über ein Stück Rehbraten, das er nur annehmen will, falls er es mit ihr verſpeiſen darf. Der Dämon ſeiner Liebe that ſehr naiv, weil ſie ſeinen Ausbruch behütete, ihm tauſend kleine Opfer bot, um ihn zu beſchwichtigen und ihm das letzte und größte vorzuenthalten. Sie hat ihm auch das Haus am Frauenplan in der Stadt, das Geſchenk des Herzogs, wohnlich eingerichtet. Sie ſchien ſicher zu ſein in der Rolle der mütterlichen Freundin. Aber ein neuer Sturmwind fuhr in ihr ſorglos gewordenes Glück. Die Pſyche bebte zum zweiten Mal vor ſeiner Berührung zurück, die Blume ſchloß von neuem Kelch und Blätter, bis es ſeiner Elegie und Klage wieder gelang, ſie zu öffnen. Kampf und Ringen, Noth und Angſt vor ſich ſelber war auf beiden Seiten. Sie erklären es ſich Beide dann als Mißverſtändniß, halten die Nothwendigkeit des Zuſammengehörens für feſter als die Irrungen des Augenblicks. „Es war wie der Tod,“ ſchreibt er nach dem zweiten Zerwürfniß, „man hat ein Wort und keinen Begriff für ſo etwas.“ Er fühlt ſich wie vom Blitz geſtreift, ſtarrt in die Leere, die ihm mit dem Verluſt gedroht. „So tief Deine Liebe drang und mir wohlmachte, ſo tief“, ſchreibt er,

„hat der Schmerz die Wege gefunden und zieht ſich in mir ſelbſt zuſammen. Ich kann nicht weinen und weiß nicht wohin. Dein Schmerz iſt's, der mich ängſtigt. Wenn's Dir nicht wieder mit mir wohl werden kann, ſo geb' ich auf, eine freudige Stunde zu haben." Tages darauf, nachdem ſie ihn beruhigt, ſchreibt er von der „kleinen Lähmung" die er noch fühle, die aber bald verſchwinden werde, „wenn die einzige Arznei angewendet wird." Es grauſt ihm noch, daran zurückzudenken; er kann nicht eher ruhig werden, als bis er für die Zukunft ſicher iſt. „Lebe wohl und ſei verſichert, daß mein ganzes Weſen an Dich gebunden iſt", — ſchließt der Brief, und zwei Tage ſpäter ſchreibt er: „Jeder Zweifel von Dir erregt ein Erdbeben in den innerſten Feſten der Tiefe meines Herzens"; den Tag darauf: „Umſchwebe mich mit Deinen Flügeln, lieber Schutzgeiſt!" Und alsbald beginnt wieder der kleine Trödel harmlos vergnüglich häuslicher Gemeinſamkeit, die ſich bis auf Küche und Keller erſtreckt. Bald kommt auch wieder die Verſicherung ſeinerſeits: „Glaube, daß mir nichts am Herzen liegt als Deiner werth zu ſein."

Gleich im erſten Jahre ihres Verkehrs jedoch (1775) entſchlüpfte ihm ſchon das Wort: „Wir können einander nichts ſein, und ſind doch einander zu viel." Das drückte ahnungsvoll von Anfang an den elegiſchen Stempel auf ihr Verhältniß. An jenen brieflichen Ausruf ſchloſſen ſich wohl die erſchütternden Verſe:

„Warum gabſt Du uns die tiefen Blicke,
Unſere Zukunft ahnungsvoll zu ſchauen" ꝛc.

Sie muß ihm Anfangs klar und ſicher die Linie angewieſen haben, die hier einzuhalten wäre. Dies bezeugt ſtellenweis ſeine Offenheit in Mittheilungen über andere weibliche Reize. 1776 iſt er in Leipzig und ſchreibt von Corona Schröter, die dann für Weimar gewonnen ward: „Die Schröter iſt ein Engel. Wenn mir doch Gott ſo ein Weib beſcheeren wollte, daß ich Euch könnt' in Frieden laſſen! Doch ſie ſieht Dir nicht ähnlich genug.“ Damit iſt es denn mit dem „In Frieden laſſen“ ſo gut wie vorbei, und die phantaſtiſche winterliche Harzreiſe von 1777 wird zur erſten Flucht vom Hofe und all den verſchlingenden Banden. Unbekannt in der Welt herumzuſtreifen, iſt ihm ein Hochgenuß. Und er macht damals noch voll Entzücken die Entdeckung, daß das Volk unendlich mehr werth ſei als die vornehme Welt. „Wie ſehr“, ſchreibt er, „hab' ich wieder Liebe gekriegt zu der Claſſe von Menſchen, die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchſte iſt. Da ſind noch alle Tugenden beiſammen, Beſchränktheit, Genügſamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichſte Gute, Harmloſigkeit, Dulden und Ausharren!“ — Ein Weib, welches das Glück, ihm anzugehören, höher als die Reize und die Prätenſionen der großen Welt geſchätzt, hätte ihn dem Schooß des Volkes erhalten. Die Geliebte aber vollauf ſein zu nennen, blieb ſein innigſter Gedanke; auch als er nach Italien entflohen war, träumte er von dem Plan, ſich mit ihr Weimar zu entziehen und als Schriftſteller im Bunde mit ihr frei der Welt anzugehören.

In den Gedichten „An Lida“ hat Delbrück größere Zartheit als in allen übrigen Goethe'ſchen Liebesliedern ausgeſpürt. Dies ſagte der Dichter ſelbſt und ließ den Ausſpruch ſchweigend zu, ſeine eigene Angabe Lügen ſtrafend, nach der Frankfurter Lili habe ihn nie wieder gleich ſtark eine Neigung erfüllt. Dies Verhältniß zu Frau v. Stein durchdrang weit tiefer und umfaſſender eine lange Epoche hindurch ſeinen ganzen Menſchen, ſchuf ihn um, beſtimmte alle ſeine Dichtungen dieſes Zeitraums und bot ihm, als ſein Idealismus zerflog, nichts als den Niederſchlag eines Realismus, der nicht gleich hoch ſtand, ſelbſt wenn er für den Menſchen eine Rettung war. Was in ſeiner Lyrik als an Frau v. Stein gedichtet zu bezeichnen iſt, führte ich bereits an. Vom Jahre 1780 datiren die Verſe:

„Sag' ich euch, geliebte Bäume,
Die ich ahndevoll gepflanzt,
Als die wunderbarſten Träume
Morgenröthlich mich umtanzt.
Ach ihr wißt es wie ich liebe
Die ſo ſchön mich wieder liebt,
Die den reinſten meiner Triebe
Mir noch reiner wiedergiebt.

Wachſet wie aus meinem Herzen,
Treibet in die Luft hinein,
Denn ich grub viel Freud' und Schmerzen
Unter Eure Wurzeln ein.
Bringet Schatten, traget Früchte,
Neue Freude jeden Tag,
Nur daß ich ſie dichte, dichte —
Dicht bei ihr genießen mag!

Vier Jahre ſpäter (1784) ſchreibt er ihr von Braunſchweig, wo er franzöſiſch parliren muß: Je finis par un vers allemand qui sera placé dans le poème que je chéris tant, parceque j'y pourrai parler de toi, de mon amour pour toi sous mille formes sans que personne l'entende que toi seule. Er meint „die Geheimniſſe", für die er ſo manches dichtete, das, wie die hier folgenden Verſe, nicht in die gedruckten Bruchſtücke aufgenommen wurde:

Gewiß, ich wäre ſchon ſo ferne, ferne,
So weit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
Die mein Geſchick an Deines angehangen,
Daß ich in Dir nun erſt mich kennen lerne,
Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
Allein nach Dir und Deinem Weſen drängt,
Mein Leben nur an Deinem Leben hängt.

Die „Geheimniſſe" ſollten romantiſch, faſt wie ſpäter der Fauſt, jedoch nur lyriſch, elegiſcher und ſubjectiver, eine Symbolik des geſammten Daſeins werden und in der Geſtalt des Pater Humanus auf chriſtlichem Boden die Humanität des Helleniſchen verkünden. Er dichtete daran mehrere Jahre immer in einzelnen Feierſtunden und gehobenen Momenten. Er legte ihr jede Stanze vor, und ſie hat mehrere verworfen, weil ſie zuviel von ihr und ſeinem Verhältniß zu ihr verriethen. So ſchreibt er einmal: „Zur Noth hab' ich geſtern noch eine Stanze hervorgebracht und die übrigen gern Deiner Liebe aufgeopfert." Manches ging in die gedruckten Werke, unter die vermiſchten Gedichte über, aber es ward dann, ſpäter redigirt, aus dem Du der Anrede in die dritte Perſon übertragen; ſo das mit der Aufſchrift: „Für ewig“.

Denn was der Menſch in ſeinen Erdenſchranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,
Die Freundſchaft, die nicht Zweifelſorge kennt,
Das Licht, das Weiſen nur zu einſamen Gedanken,
Das Dichtern nur in ſchönen Bildern brennt:
Das hatt’ ich all in meinen beſten Stunden
In ihr entdeckt und es für mich empfunden.

Frau v. Stein, ſagt Schöll, beſaß dieſen Vers auf einem Blatte mit derjenigen Strophe, die jetzt im Fragment „Geheimniſſe“ als zweite ſteht („Doch glaube Keiner, daß mit allem Sinnen —“) und mit dem erſt 1827 unter die „Denk- und Sendeblätter“ gemiſchten Bruchſtück: „Wohin er auch die Blicke kehrt und wendet“ ꝛc. nach Form und Ton urſprünglich gleichfalls zu den „Geheimniſſen“ gehört. Das Gedicht: „Meine Göttin“ iſt mit dem J. 1780 bezeichnet. Alle die lyriſchen Töne ähnlicher Art wie: „Warum gabſt Du uns die tiefen Blicke“ — „Was mir in Kopf und Herzen ſteckt“ — „Aus dem Zauberthal dort nieder“ — ſind aus der Atmoſphäre jener Epoche; auch die ätheriſchen Weiſen: „An den Mond“ und „Ueber allen Wipfeln iſt Ruh’“, in Ilmenau gedichtet, in deſſen idylliſchem Frieden er ſpäter auch Hermann und Dorothea ſchrieb.

Noch 1786 ſchrieb er der Geliebten: „Was ich ohne Dich habe und genieße, iſt mir alles nur Verluſt“; ein anderes Mal (im November): „Liebe mich, denn das iſt der Grund von allem meinem Glück.“ Einen Tag ſpäter: „Ich gehe und mein Herz bleibt hier. O Du Gute, daß Liebe und Sehnſucht ſich immer vermehren ſoll. Ich habe Dich unſäglich lieb und möchte nicht von Dir weichen, Dich überall wiederfinden.“ Noch denſelben Tag: „Ich muß Dir noch, m. L., eine gute Nacht ſagen und Dich verſichern, daß ich Dich recht herzlich liebe. Wie ſchwer ward es mir, Dich zu verlaſſen, Du gutes, treues, einziges Herz. Ich bin bei Dir und liebe Dich über alle Worte.“ Seinen nächſten Geburtstag feierte er in Karlsbad. Ein Paar Briefe noch, dann war er raſch fort über München nach Italien, nur mit des Herzogs und ihrer Genehmigung. Er fühlt es inſtinctiv, daß ſich etwas in ihm löſen müſſe, um freier athmen zu können und den Früchten an ſeinem Baum Zeit zu geben, um reif abzufallen. Was für Freiheitspläne ſich mit dieſer Flucht von den Weimariſchen Verhältniſſen verknüpften, iſt nicht ganz zu enträthſeln; ohne die Freundin dachte er ſich noch kein Glück für möglich, und ſein letztes deutſches Wort an ſie aus Karlsbad iſt ſibylliniſch genug: — „Und dann werde ich in der freien Welt mit Dir leben und in glücklicher Einſamkeit ohne Namen und Stand der Erde näher kommen, aus der wir genommen ſind.“ — Das Jahr 1787 bringt uns nur zwei Briefe Goethe's an Frau v. Stein; was er ihr aus Italien ſchrieb, ging in ſeine Schilderungen für die Oeffentlichkeit über. Nach anderthalb Jahren jedoch kehrte er, ein ganz Anderer, zurück, inſichgekehrt, zurückhaltend, wie Jemand der einen Schatz gefunden, deſſen Werth den Andern unzugänglich und unverſtändlich. Er war reif zum Abfall von einer blos idealen Neigung; er hätte mit Charlotte v. Stein gebrochen, auch wenn ihr Gegenpol, Chriſtiane Vulpius, nicht ihr Nachgefolge wurde. Wir wollen jenem Idealismus ſo wenig wie dem nachfolgenden Realismus das ausſchließliche Recht geben; wir wollen vielmehr in der Durchdringung von beidem die Wahrheit ſehen. Die Nothwendigkeit eines Abfalls von jenem zu dieſem, ſelbſt wenn er zu einem neuen Mißverhältniß führte, iſt damit ausgeſprochen. Daß Goethe ſein Verhältniß zu Frau v. Stein eine Krankheit nannte, iſt nur erklärlich aus ſpäterer Verſtimmung, nachdem er als Menſch ihren Gegenſatz gefunden. Die Perlen in der kranken Muſchel ſeiner Poeſie waren alle die Geſtalten, die den Adel der Weiblichkeit in ſeinen Dichtungen bekunden. Daß das Aetheriſche im Verhältniß zur Freundin zu Verduftung und Verflüchtigung alles ſtofflich Realen in ſeiner Poeſie führte, hat er, auch nachdem das Band zerriſſen war, leider nicht gefühlt; er kehrte nicht zum Styl ſeiner erſten Epoche zurück, die Natürliche Tochter iſt das Aeußerſte aller blaſſen Abſtraction im Drama.

8. Chriſtiane Vulpius; Ulrike v. Levezow.

Das Geheimniß einer großen Liebe iſt es wohl werth, umfaſſend beleuchtet zu werden. Frau v. Stein und Chriſtiane Vulpius treten ſo dicht auf einander und ſo ſcharf als Endpole und äußerſte Gegenſätze in des Dichters Leben ein, daß der Idealismus der Liebe in der Einen vollauf erſchöpft ſein mußte, um dem Realismus in der Andern ſo jählings Raum zu geben. Italien lag zwiſchen Beiden mitten inne, und wir müſſen des Dichters Studien im Lande der antiken und der im Volk dort noch immer lebendigen Formſchönheit kennen, um die Vermittelung zu finden.

Goethe war bei ſeinem erſten Beſuche anderthalb Jahre in Italien. Seine Natur erweiterte ſich nicht blos; er fand in Rom, in Neapel, überall im Verkehr mit den Reſten des claſſiſchen Alterthums nicht allein eine Beſtätigung alles deſſen was er in der Idee und in der Ahnung angeſtrebt; ihm ward mit der Vollendung antiker Formſchönheit auch jene Harmonie von Leib und Seele offenbar, in welcher die alte Welt, ſinnlich wie geiſtig, im Gleichtact geathmet. Er lebte in Italien wie ein deutſcher Künſtler. Am Gardaſee begann er ſeine in Proſa geſchriebene Iphigenie in Verſen umzuſchaffen; im erſten Anhauch des ſüdlichen Himmels, einſam und im Gefühl der Trennung vom deutſchen Norden, ſchrieb er jenen Monolog: — „Das Land der Griechen mit der Seele ſuchend.“ In Rom vollendete er das Gedicht, vollendete er den Egmont, ſchrieb als Gegenſatz zum Maß claſſiſcher Rythmen im Garten Borgheſe die nordiſch phantaſtiſche Hexenſcene zum Fauſt und begann auch den Taſſo zu jenem Wohllaut ſüdlicher Klänge umzuſchmelzen. Der Umgang mit Moritz, deſſen Krankenpfleger er ward in Rom, gab ihm Anlaß, die Geſetze der antiken Rhythmik zu ſtudieren.

Der Verkehr mit Tiſchbein, mit Philipp Hackert, Heinrich Meyer aus Zürich und Angelica Kaufmann förderte ſeinen Hang zur Zeichnenkunſt, zur antiken Plaſtik. That ihm doch Erſatz noth für die halb oder ganz verlornen Genoſſen daheim, deren mürriſche und geſtaltloſe Wirren wie nordiſche Phantome vor dem Sonnenblick heitern Glanzes wichen. Hatte er doch mit Klopſtock auf deſſen plumpen Schulmeiſterbrief, der das Treiben in Weimar dreiſt und pedantiſch rügte, brechen müſſen. In Lavater hatte er ſchließlich eine ſtarke Doſis chriſtlicher Heuchelei entdeckt. Herder, der auf ſeinen Betrieb (1776) als Generalſuperintendent nach Weimar berufen war, und dem er liebevoll und hingebend die Stätte bereitet, begann ſchon zeitweis die moroſe Prieſtermiene auszuhängen; er hatte mit Recht ſtirnrunzelnd gleich das erſte Buch des Wilhelm Meiſter verdammen müſſen. Die Gefährten, die er in Italien fand, waren hülfreiche Naturen, ihm den Eintritt zur plaſtiſchen Kunſt zu bahnen. Und die plaſtiſche Geſtaltung nahm nicht blos ſeinen Formtrieb, auch den ganzen Inhalt ſeines poetiſchen Schaffens gefangen. Wie er von Winckelmann gerühmt, er ſei ganz geborner Heide geweſen, ſo wollte er ganz Hellene werden; ſeine ganze deutſche Dichtung drohte ſich in poetiſcher Artiſtik zu verbrauchen. Er entwarf eine Fortſetzung ſeiner Iphigenie in einer Iphigenie zu Delphi; in einer Nauſikaa wollte er die Geſtalten der Odyſſee dramatiſiren, ohne zu fühlen, daß mit dem behaglich ſchönen Ebenmaß der Homeriſchen Geſänge das Drama, das die entfeſſelte Menſchenkraft Stirn an Stirn gegenüberſtellt, im Widerſpruch bleibt. Wie er ſeine Frankfurter gothiſch-germaniſche Epoche gewaltſam abbrach, von Bruchſtücken, die den möglichen großen Weiterbau ſeiner Natur in jener Richtung bekunden, dem Ewigen Juden, Prometheus, Mohamed, nur den Fauſt feſthielt, ſo bezeugen auch eine Achillëis, ſpäter ein Elpenor, deſſen romantiſcher Anflug im verworrenen Widerſtreit mit antiker Haltung ſtecken blieb, bruchſtücklich ſeinen unermüdlichen techniſchen Schaffenstrieb, aber auch zugleich, wie leicht es ſeinem Genius ward, ſich aus dem Schooß des nationalen Lebens zu verlieren und aus ſeinem eignen Mittelpunkt in weiten Umkreislinien abzuirren. Nur die Epiſode der Helena im zweiten Fauſttheil ſteht als ſprachliches Muſterſtück bewundernswürdig da, um den Gegenſatz des Claſſiſchen zum Romantiſchen, den er auch in Paläophron und Neoterpe zeichnete, mit vollem Behagen auszuführen. In dem Maße, als ihn zu ſolchen Studien mehr die Technik als der Inhalt trieb, deſto künſtleriſcher, aber auch künſtlicher drohte ſeine ganze Kraft ſich an Form und Ausdruck aufzubrauchen, bis ihm alles Stoffliche in der ſchönen Wendung der Diction verduftete, wie in der Natürlichen Tochter, oder bis er dem Sturm der revolutionären Wirklichkeit, die nur Schiller in ihrer Größe begriff, ganz platte und plumpe Satyren wie den Großcophta, die Aufgeregten, den Bürgergeneral entgegenſetzte. Er hat in Italien auch weitgreifende Studien in der bildenden Kunſt gemacht, mit germaniſcher Kraft, aber ganz aufgelöſt in den ſanften Wellenſchlag des Südens. Er ſtudierte auch Land und Volk, ja lernte dort erſt den ihm daheim verſagten Genuß kennen, ſich als Menſch unter Menſchen im Volk zu fühlen, als Theil im Ganzen aufzugeben, ſich unter die Menge zu miſchen, freilich dann auch als ſinnliches Geſchöpf ſein natürlich Genüge zu finden. Als ein Anderer kam er heim, als Dichter der „römiſchen Elegien,“ der ſich darin gefiel, die Rhythmen ſeiner Verſe an den Wellenlinien der weiblichen Form zu meſſen. „Erſt in Rom habe ich mich ſelbſt gefunden!“ rief er aus. Die übergeiſtige Sentimentalität war ihm im Glück des Genuſſes erloſchen, das Hangen und Bangen in ſchwebender Pein, wie es noch ſein Clärchen im Egmont naiv feiert, war ihm als eine Krankheit des nordiſchen Spiritualismus erſchienen, und die Frauenſchöne wollte er jetzt, wo plötzlich der andere Pol der Menſchheit in ihm erwacht war, wie ſein Fauſt in einer Helena, leibhaftig ſchauen und beſitzen. — In den Briefen an Frau v. Stein ſteht das Wort von Goethe: „Du haſt Recht, mich zum Heiligen zu machen!“ Er hat alſo eine Epoche gehabt, wo er ganz einging auf den Verduftungsproceß dieſer Liebesneigung. Aber es war verfehlt von ihm, ihr dies Recht einzuräumen; es hat ſich an ihm gerächt. Eine Frau darf dies Recht nicht fordern, weil ſie nicht die Macht dazu hat, und ſie hat nicht dieſe Macht bei ihrem Zauber, der auch die Sinne erfaßt, weil es gegen die Natur verſtößt, aus Männern Heilige zu machen. Goethe wollte es ſich, aus Italien zurückgekehrt, nicht ſogleich eingeſtehen, daß ſeine idealiſtiſche Freundin, die ſich vor jeder Berührung in geheimnißvolle Schleier zurückzog, eine krankhafte Erſcheinung war, der gegenüber ſeine Sehnſucht nach Erfüllung trachtete, nur ein Weſen, das ihm ganz gehörte, ſein Bedürfniß nach Liebe ſättigen konnte. Darin eben liegt der Begriff und die ſacroſancte Weihe der ehelichen Geſchloſſenheit, daß ſie Sinnlichkeit und Geiſt verſchwiſtert, Leib und Seele vermählt, die Erlöſung der Creatur verkündigt und vollzieht, die Sinne vergeiſtigt, Geiſt und Natur verſöhnt. Daß Goethe eine Ahnung von dieſem Geſetz und vom Zuſammenſchluß der ehelichen Form gehabt hat, beweiſt in ſeinen Briefen an Frau v. Stein ſein Drängen nach der Form für den feſſelloſen Inhalt ihrer gegenſeitigen Empfindungen. Er begriff dieſen Segen, wenn er ſchrieb: „Ich bitte Dich fußfällig, vollende Dein Werk, mache mich recht gut.“ Iſt es nicht rührend, wenn wir leſen: „Ich wollte, daß es irgend ein Gelübde oder Sacrament gäbe, das mich auch ſichtlich und geſetzlich Dir zu eigen machte. Wie werth ſollte es mir ſein! Und mein Noviziat war doch lang genug, um ſich zu bedenken.“ Auch ſeine Anträge aus Italien an Charlotte v. Stein gingen wiederholt dahin, ſich von den alten Banden freizumachen und ſelbſt frei von Weimar, um mit ihm ehelich verbunden zu leben. Damit hätte er aufgehört, Günſtling eines Hofes zu ſein, hätte ſeinem Daſein eine neue, eine ſelbſtändige bürgerliche Baſis gegeben, freilich den Launen und dem Geſchmack der Menge, und den Schwankungen des Erwerbs anheimgeſtellt, aber geſichert in ſeinem Bedürfniß nach Herzensglück und Liebesneigung. Wir wollen nicht behaupten, ob ihm dieſe neue Baſis gelungen wäre. Aber den Intereſſen des Volkes wär' er damit auf eine neue Art gewonnen, deſſen Heil und Unheil, Segen und Fluch wäre ſein eigen Wohl und Weh geworden, die Periode des Götz und des Werther in ihm hätte ſich fortgeſetzt, ſtatt abgebrochen zu werden. Statt deſſen ging er in Italien ſublimen Studien und Reizen nach, die ihn ſeiner Nation zeitweis entfremdeten. Seine Natur war ächt deutſch, aber er gab ihr in der Qual ſeines Ringens eine antikiſirte Baſis, die ihn freilich befähigte, all den Wohllaut ſüßer Empfindung, all die Harmonie helleniſcher Eleganz ſeinen Verſen, ſeiner Dichtung, ſeinem Weſen im Denken und Fühlen einzuhauchen. Wir wiſſen nicht was ihm auf ſeine Pläne von Frau v. Stein brieflich erwidert wurde. Sie blieb die Dame ihrer Sphäre, und überließ ihn der Schwebe der Unzulänglichkeit. Da ſchloß er mit ihr ab, wie er mit ſich ſelbſt abſchloß und ſeit dem Gewinn einer neuen Weltanſchauung in Italien ſein Centrum lediglich in ſich ſelber fühlte. Daß er dem Gedanken einer ſelbſtändigen bürgerlich geordneten Exiſtenz auch noch im Süden anderweit nachgehangen, beweiſt die Anknüpfung mit einer ſchönen Mailänderin, die ihn zu feſſeln begann, die er ſich geſetzlich zu erringen gedachte, bis er plötzlich ihren heimlichen Brautſtand erfuhr und vor der Gefahr neuer Verirrung, wie er ſie in Wetzlar als Wertherdichter über ſich verhängte, ehrlich ſcheu zurückwich.

Mit dem entſchiedenen Gefühl der Entfremdung kam er (1788) aus dem formreichen Italien nach dem geſtaltloſen

Deutſchland zurück. Die ganze Luft der nordiſchen Heimath wehte ihn kalt und feindlich an. Ein Berliner Händler (Himburg) hatte räuberiſch ſeine Werke geſammelt und ausgebeutet; eine rechtmäßige Ausgabe (bei Göſchen) fand keinen Anklang. Die geſetzloſe Nation ließ ihn im Stich, und er ſah, daß mit Schiller's Räubern eine wilde Gewaltſamkeit Glück machte und Beſchlag auf den deutſchen Geſchmack legte, für deſſen ſtetige Regelung ſeit Leſſing's Abtreten vom Schauplatz er ſelbſt freilich bei ſeinem Herumirren in Stylarten und Richtungen ebenſo wenig gethan. War er ſelbſt doch mit Götz im Styl des Drama's, mit Werther nicht blos im Romanſtyl, ſondern im Bereich der Sitte und Empfindung, der Sturm- und Drangmann einer neuen Periode geweſen, die ihn nun überwuchs, ihn anwiderte, während er vor ihren Ausartungen im Maß der Antike Halt und Zügel fand.

Mit dem Selbſtgefühl zog in Goethe's Buſen zugleich jener Stolz des kalten Entſagens ein, der ihn von da ab nicht ſelten kennzeichnet, ſein Weſen durchdrang, wenigſtens ſeine Maximen, auch wohl ſeine Haltung beſtimmte. Seine jugendwarme Hingebungsluſt flüchtete ſich nach innen und ſparte ſich auf wenige, ihm ſelbſt nur dienende Stoffe. Sein fröhlicher, gutgemutheter Glaube, er werde der Welt des deutſchen Publicums als freier Mann mit unabhängigem Schaffenstrieb etwas ſein können, war arg getrübt. Er trägt das mit verheimlichtem, aber bitterm Groll; er muß ſich wieder amtlich eine Stellung ſichern und ergiebt ſich mit imperatoriſcher Herrſcherlaune dem Geſchäft des Theaterdirectors, den Launen des Hofes und des Publicums, ſpäter dem dramatiſchen Inſtitut Schiller's vieles opfernd, bis er ſchließlich dem Hund des Aubry wich. Glücklicherweiſe war ſein Herr ſein Freund, der großartig genug dachte, den Pegaſus nicht im Joch abzunutzen, ihn ſich ſelbſt und zugleich dem Hofe, dem Staate zu erhalten. Das Gefühl, daß Karl Auguſt den Genius für hochberechtigt und für ebenbürtig hielt, war Goethe's einziger Rettungsact, um ſein Selbſtbewußtſein, und mit dieſem die Kraft freier Selbſtbeſtimmung nicht geknechtet zu ſehen. Sonſt war er plötzlich ganz auf ſich ſelbſt verwieſen, und ſo machte er ſich, ſelbſtbewußt wie er war, zum Selbſtherrſcher aller ſeiner Beziehungen. Aus dem bisherigen Apoll von Weimar ward gemach jene Jovisgeſtalt, die auf ihrem oft bezweifelten und benagten, aber durch treue Dauer und Beharrlichkeit in ſich ſelbſt immer wieder errungenen Throne ſich ſchließlich feſt fühlte.

Seinen Taſſo hatte er, von Italien zurückgekehrt, noch nicht zu Ende gedichtet und brachte ihn auch zu keinem weitern Abſchluß als zu dem halben Bankerott, mit dem das Stück abbricht ſtatt zu ſchließen. Im nächſten Jahre, im herzoglichen Luſtſchloß Belvedere, beendete er dies Werk, das er am Hof von Weimar-Ferrara und unter dem Einfluß der Frau v. Stein nicht anders geſtalten konnte. Für ſeine Perſon aber wurde der Satz der Prinzeſſin: Erlaubt iſt was ſich ziemt, von dem Bekenntniß: Erlaubt iſt was gefällt, verdrängt. Es war im Herbſt 1788, — im Juni war er aus Italien zurückgekehrt, — als im Park zu Weimar eine kleine, runde, vollblühende Mädchengeſtalt dem luſtwandelnden Dichter eine Bittſchrift überreichte. Es war Chriſtiane Vulpius; die Bittſchrift galt ihrem Bruder, dem ſpätern Verfaſſer des berühmten und berüchtigten Räuberromans Rinaldo Rinaldini. Zu Weimar geboren, hatte Vulpius in Jena ſtudiert und lebte in bedrängten Umſtänden; nicht minder die Schweſter, die mit Mutter und Tante ſich von ihrer Hände Arbeit, von Blumenmachen, nothdürftig nährte. Goethe half, wie er ſtets geholfen, nicht blos mit Almoſen, ſondern gründlich mit Reform und Erziehung im ganzen Lebenswandel, ſowie er ſich eines hypochondriſchen Sonderlings, Namens Kraft, annahm, ihn für das Ilmenauer Bergwerk erzog, für den verwaiſten Schweizerknaben Peter Imbaumgarten als Wohlthäter und Pädagog zugleich ſorgte, ſich des düſtern Pleſſing im Harz perſönlich bemächtigte, ſpäter Eckermann an ſich heranbildete. Goethe muß der verarmten Familie Vulpius wie ein Halbgott erſchienen ſein, und die Tochter aus dem Volk, die die Ihrigen gerettet ſah, ward ganz Dankbarkeit, Hingebung und Liebe. So begann das Verhältniß menſchlich edel und ſchön, um lange Zeit blos in den Grenzen natürlicher Berechtigung zu bleiben. Eine Tochter aus dem Volke, das war Chriſtiane Vulpius, dieſer blühende Dionyſos, wie Johanna Schopenhauer ſie auch noch ſpäter nannte. Ihre lachende Heiterkeit bei unbeſchränkter Gutmüthigkeit des Herzens hat den Dichter gefeſſelt, Dankbarkeit zur Hingebung an den hohen, hülfreich edlen Retter getrieben. Sie ſprach das weimariſche

Deutſch der untern Stände, und der Mangel an jener Salonbildung, die der Welt mehr gilt als Gaben des Herzens und der Natur, verſchuldete die Heimlichkeit eines Bündniſſes, zu welchem Leib und Seele ſich zu Eintracht und Harmonie gefunden. Er hat ſich dies Kind nicht heranziehen mögen zur Cultur des Parquetbodens; dieſe Natur war vielleicht zu eigenthümlich, und er ſcheute ſich, eine Urſprünglichkeit zu trüben, dieſe lachende Fülle der Heiterkeit zu ſtören, die dem in Gedankenſorgen herangereiſten Dichter Erquickung und Labſal war. Hier war kein Hangen und Bangen in ſchwebender Pein, hier war Erfüllung und Gegenwart des ungetrübten Glückes. „Der neue Pauſias und ſein Blumenmädchen" giebt uns den ganzen Zauber im Beginn des Verhältniſſes, und der Dichter, der in Italien die plaſtiſche Form und die geſunde Harmonie von Leib und Seele gefunden, ſchuf, heidniſch angehaucht vom Geiſt der Antike, jene „römiſchen Elegieen." Sie hat Mutterwitz und hellen Verſtand genug, aber nicht Bildung genug beſeſſen, um geiſtig auf ihres hohen Herrn und Meiſters Naturſtudien einzugehen, und die „Metamorphoſe der Pflanzen" als ihr gewidmet anzuſehen.

Die unbegrenzte Gutmüthigkeit ihrer Kindernatur blieb harm- und anſpruchlos. Daß ſie, wie Stahr und nach ihm Lewes behaupten, das Anerbieten einer förmlichen Ehe ihrerſeits abgewieſen, ſcheint uns nicht glaublich. Gleich nach der Geburt des Knaben Auguſt, den Goethe ſchon vor ſeiner Geburt zu legitimiren beſchloß, hatte er die

Geliebte nebſt deren Schweſter und Tante (nicht Mutter, wie der Engländer angiebt) in ſein Haus genommen. Es blieb beim Verhältniß der Halbehe, — nach damaligen Begriffen nicht ſo unerhört, um der Schmähſucht von heute Recht zu geben, über dieſe Mißform zu läſtern. Goethe ſelbſt ſah ſein Verhältniß zur „kleinen Freundin“ als eine förmliche Ehe an. Dafür zeugt nicht blos ſeine zärtliche Fürſorge für die Mutter ſeines Knaben, dafür ſprechen auch ſeine Briefe an Herder und Knebel; „heute vor ſechs Jahren hab' ich mich verheirathet,“ heißt es in einer brieflichen Stelle, trotzdem er erſt nach fünfzehn Jahren dem Verhältniß den Stempel der kirchlichen Form und Sanction gab. Es geſchah auch dies nicht ſo romantiſch, wie gemeldet worden, nicht in der Nacht beim Kanonendonner der Schlacht von Jena, wohl aber drei Tage darauf, den 17. October 1806, ohne Aufſehen, in der Jacobskirche zu Weimar. Beide begaben ſich zu Fuß nach der Kirche und am folgenden Tage überraſchte der Dichter ſeine Haus- und Geſchäftsfreunde mit der Vorſtellung ſeiner Ehehälfte, und mit dem Zuſatze: „Sie war immer ſchon meine Frau.“

Daß Marſchall Ney, der im Goethe'ſchen Hauſe einquartiert war und daſſelbe vor Plünderung geſchützt hatte, auf den Entſchluß des Dichters Einfluß geübt, iſt ebenſo ſehr Fabel. In der Nacht vom 14. zum 15., die auf den Tag der Schlacht von Jena folgte, war ganz Weimar voll Unruhe und kriegeriſcher Bewegung geweſen. Auch Goethe's Haus ſollte gebrandſchatzt werden, blieb aber verſchont. Der rohen

Gewalt gegenüber hat Chriſtiane einen Muth entwickelt, der dem Dichter Hab' und Gut, wo nicht ſein Leben rettete. Sie hat auch ſpäter den Gatten, nachdem er kraft aller Rechtsform der Ihrige geworden, nicht anders denn als Geheimenrath begriffen und betitelt, dem ſie die Sorgen des Hausweſens getreu und pflichtſchuldig verwaltete. Den frechen Fremdlingen gegenüber war ihr aber ſchnöde Verkennung, Beleidigung und Mißachtung ihres Rechts im Hauſe zu Theil geworden. Da ſoll ſie ſchmerzlich und bitter geweint, das Schiefe in ihrer Stellung gefühlt und den Entſchluß gefaßt haben, das Haus zu verlaſſen. Der Dichter, in ſeiner epiſchen Ruhe nach überſtandenem Jugendſturm und -drang, mochte endlich doch fühlen, er ſei dieſem liebevollen Geſchöpf, dem er über ſein Herz und ſein Haus alle Macht eingeräumt, auch die geſetzliche Form der Anerkennung ſchuldig, um ſie beim Umſturz aller Weltordnung gegen herandrängende Unbill auch durch den Buchſtaben Rechtens zu ſchützen. Sie ihrerſeits hatte bis dahin, im Bewußtſein, der Geſellſchaftsſphäre des Dichters und Miniſters doch nicht vollauf angehören zu können, nichts vermißt in ihrem Verhältniß. Sie für dieſe Sphäre zu erziehen, der er nach Amt und Gewohnheit angehörte, widerſtritt, wie geſagt, theils dem Charakter und der Natur dieſer Frau, theils ließ Goethe, was er eine „Natur" nannte, gern vollſtändig und ungeſtört walten und gehen. Der wilden Romantik eines Kindes wie Bettina gegenüber, hat er ſein Weib ehrenhaft geſchützt; Jener ward auf eine Beleidigung hin das Haus verboten, in welchem ſein wirkliches Kind als Frau und Herrſcherin galt.*) Dem Biographen Schäfer räumen wir willig ein, daß dieſe ſiebenjährige Halbehe für den Dichter und für den Menſchen auch nachträglich ein Mißverhältniß blieb. Die Welt hat dieſe Nichtachtung der geſellſchaftlichen und geſetzlichen Form ihm nie verziehen und ſich ein Recht daraus genommen, über ihn moraliſch den Stab zu brechen, ihm in der Darſtellung freier wie gebundener, romantiſcher wie ehelicher Liebe die Befähigung des rechten Urtheils abgeſprochen. Der Dichter hat an den Folgen dieſes formell mangelhaften Verhältniſſes vielfach gelitten. Der Natur der Sache nach hat er die Geliebte, die Mutter ſeines Sohnes, nicht anders denn als ſeine berechtigte Frau erachtet.

---

*) Bettina Brentano, Tochter der in die Wertherperiode Goethe's verflochtenen Maximiliane Laroche, war zuerſt 1807 in Weimar, ein doch ſchon damals zwanzig Jahr altes Kind. Der Dichter empfing ſie freundlich, und in Bezug auf ihre ſchwärmeriſche Huldigung äußerte er ſich gegen Riemer über ihr „geiſtreiches, wenn auch barockes Weſen.“ Von ihrer angeblich leidenſchaftlichen Liebe zu ihm nahm er, marmorruhig wie er ſchon damals war, keine Notiz, und als Bettina 1811 als Arnim's Gattin wieder in Weimar war, und ihm von ihrer, doch nun auch ſchon altgewordenen Liebe zu ihm erzählte, machte er ſie auf den Kometen aufmerkſam, der mit ſeinem abenteuerlichen Weſen juſt am Himmel ſtand. Goethe's Zorn und Verbannung traf ſie unwiderruflich nach ihrem Schimpfwort gegen Chriſtiane. Die Muſe jener Liebesſonette, deren Namen der Dichter in das Geheimniß einer Charade hüllte, war nicht Bettina, ſoviel ſich dieſelbe auch Mühe gab ſich dafür zu halten; die Sonette hatten eine andere, vorübergehende Huldin zum Gegenſtand, eine ſanfte, kindlich liebe Geſtalt: Minna Herzlieb, Tochter eines Profeſſors an der Hochſchule in Jena.

Goethe's Geſellſchaftskreis geſtaltete ſich natürlich mit ihr ganz anders, als er ſich um Frau v. Stein gruppirt hatte. Statt des excluſiven Adels, der in der Frau des Miniſters nicht eine Frau v. Goethe, ſondern nur die Geheimeräthin ſah und betitelte, fand ſich mehr ein Kreis von Schauſpielern und Künſtlern im Goethe'ſchen Hauſe zuſammen. Der Dichter las vor oder ließ zu Nutz und Frommen Anderer Vorträge halten. Wenn er ſich zurückzog, führte gern Terpſichore ihre Reigen vor. Frohſinn und ſprudelnde Heiterkeit herrſchte, wo die „kleine Freundin“ wie der gute Geiſt des Hauſes mit dem Schlüſſelbunde für Keller und Küche auftrat und dem Momus und Komus die Zungen öffnete. Der Dichter hat ſein vollſtes Behagen an dem Schalten und Walten der ewig lachenden Freundin gehabt. Und was den Werth dieſer Frau betrifft, die den Menſchen in ihm beglückte, ſo hat ſeine eigne Mutter, die wahr und ſtreng, geſund und offen fühlende Frau Rath, des Sohnes Wahl vollauf gebilligt und ſegensvoll für den Sohn genannt.

Am wenigſten war Frau v. Stein, bei ihrer Unfähigkeit oder bei ihrem Mangel an Muth, ganz die Seine zu werden, berechtigt, des Dichters Verhältniß zu beläſtern. Je höher und peinlicher die Idealität ihres Weſens, deſto mehr hat ſie den Realismus, der ſich als naturgemäßer Niederſchlag und Gegenſatz geltend machte, verſchuldet, ſoll hier von Verſchuldung die Rede ſein. Die ſchwebende Aetherhöhe, in der ſie ihn erhalten zu können gewähnt, muß als wider die Natur erſcheinen, ſobald ſie Beſchlag auf die ganze Exiſtenz des Mannes zu legen bezweckte und den Dichter auf Koſten des Menſchen in ihm zu jener ſublimen Höhe erheben wollte, bei welcher ſchon ſeine Dichtung „Taſſo" ſich in eitel Abſtraction und Weltentfremdung verlor. Ein Anderer war er aus Italien wiedergekommen, ſchon fähig zur Dichtung der römiſchen Elegien, von denen zwei ſogar, in erſter Form, der Oeffentlichkeit entzogen blieben. Sie ſelbſt mit dem Parfüm ihrer Stimmung und dem Verduftungsproceß ihrer Blutempfindung hat den Gegenpol im Menſchen aufgerufen nach ſo langem, treuem Noviziat. Sie hat ſpäter nicht genug ſchildern können, wie „ſteif" Goethe aus Italien zurückgekehrt ſei. Schon vor allem Verhältniß zur „kleinen Freundin" war er ihr entfremdet; dies Verhältniß ſelbſt aber entſchied den für ſie ſchmerzlichen Bruch. Sie hatte an den Verkehr mit dem Dichter zu ſehr ihr ganzes Selbſt, wenn auch noch ſo behütet, drangegeben, er war zu ſehr ihr Idol geblieben, als daß ſie die Einbuße ohne Verzweiflung ertragen konnte. Sein Erkalten zuvor ſchon ſetzte ſie in Erſchrecken. Plötzlich hatte ſie keinen Anſtoß mehr an dem „Du" des Verhältniſſes; ja ſie traute ſich Macht genug zu, ihn wieder ganz zu gewinnen. Er wich aus, vermied perſönliche Zuſammenkünfte, ſuchte aber aufrichtig und ehrlich nach einem Ausgleich und nach Beſeitigung jeder Unbill. Wie ſie des Dichters Verhältniß zu Chriſtiane Vulpius erfährt, erkrankt ſie tief vor Schmerz und Scham. Er will ſie begütigen, aber in dieſer Begütigung liegt eine ebenſo ſtarke Verletzung ihres für heilig gehaltenen Gefühls. Sie glaubt an eine Entartung der ganzen Natur des Dichters, den ſie auf die höchſte Staffel des poetiſchen Empfindens und zugleich damit des höchſten Glückes als Menſch und Mann gehoben zu haben und auf dieſer ſchwankenden Höhe erhalten zu können gewähnt. Hier liegt ihr Irrthum; und hier liegt auch die Rache, falls in ihre Erziehungsmaxime ſich die Coquetterie der ältern Frau miſchte. Wenn die Ideale blaß werden — und die Dichtung Taſſo iſt das Zeugniß dieſer grenzenloſen Verblaſſung in ſublimer Abſtraction, — dann färbt ſich der Realismus um ſo ſiegreicher mit dem rothen Colorit des Lebens. Charlotte verließ Weimar, ſie ſuchte Geneſung in einem rheiniſchen Bade, Hülfe und Troſt zugleich bei der Mutter des Dichters. Es war im Mai 1789. Sie hinterließ einen Brief, der es logiſch beweiſen ſollte, wie unverträglich mit der Fortdauer ihrer Freundſchaft jenes neue andere Verhältniß für ihn und ſie ſei. Es war alſo die volle Leidenſchaft der Liebe, die ſich in der Eiferſucht verrieth, nachdem ſie die Leidenſchaft der Hingebung in Liebe ſolange auf beiden Seiten behütet. Weibliche Drohungen bewirken bei ſtarken Männern eher das Gegentheil. Aber Goethe machte Ausflüchte und es war Sophiſtik darin, wenn er entgegnete, ſie müſſe es als einen Beweis von Neigung und Freundſchaft anſehen, daß er überhaupt aus Italien zurückgekehrt ſei. In ſeinem Briefe vom 1. Juni 1789, aus Belvedere datirt, geht die Vertheidigung gezwungen zur Anklage über. Sie ſei ihm kalt entgegengekommen, bevor noch von einem Verhältniß die Rede geweſen, das ſie ſo ſehr zu kränken ſcheine. „Und welch Verhältniß iſt es?“ ſchreibt Goethe ziemlich dreiſt. „Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anſpruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geſchöpf gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe?“ Er appellirt an ihren Sohn, an Herder; ſie möge Dieſe fragen, ob er untheilnehmender, weniger thätig für Freunde geworden, ob Dieſe verloren hätten. Sie habe ihm die Lippen geſchloſſen, wenn er aufrichtig, ihn der Kälte und Nachläſſigkeit geziehen, wenn er offen und natürlich empfunden; ſie habe ihn „in vorſätzlicher Laune“ von ſich geſtoßen. Er tadelt — doch wohl etwas mephiſtopheliſch! — ihre gewohnte Lebensweiſe, weiſt auf ihren häufigen Genuß von Kaffee, der ſie hypochondriſch mache, als auf das Motiv ihrer Entrüſtung hin. Damit lag der Bruch für immer zu Tage. — Ein weibliches weiſes Orakel flüſtert uns zu, Männer, die von einer Neigung zur andern übergehen, ſeien ſtets benommen und bethört. Das kleine plumpe Wort „dumm“ ſollte hier abſichtlich vermieden werden; dem Sinn nach ſtellt es ſich aber dar, und Sophiſtik iſt in Verlegenheiten wohl nur ein Nothbehelf.

Die Art, wie Goethe ſich von der ſo lange und ſo tief geliebten Frau abwendet, ihre Entrüſtung parirt und zu fragen im Stande iſt, was ſie denn verlöre, wenn er ein anderes Geſchöpf küſſe: könnte beinahe ſchließen laſſen, dieſe Frau habe ihm nie ein Heiligthum geopfert. Denn der Verdacht, er habe keinen Sinn dafür gehabt, daß eine Frau ihr Alles bei ſolchem Doppel- und Nebenbeſitz verliert, kann bei einem Dichter nicht füglich aufkommen, der ſo tief und geheim wie ſonſt Keiner das Weſen der Frauen verſtand. Charlotte v. Stein verlor ihr Alles in dem Manne, der in Chriſtiane Vulpius eine Geliebte fand, die ganz die Seine ward. Liegt vielleicht ſogar die Vermuthung nahe, eine Frau, deren Entrüſtung ſoviel Eiferſucht gegen die beglückte Nebenbuhlerin verrieth, ſei ihm doch mehr als blos Freundin geweſen, habe ihn trotz jahrelanger Selbſtbehütung doch irgendwie und irgendwann in ſeinem geheimſten Wunſch erhört? — Wir geben dafür aus geheimer Kunde nur ein leiſes Zeichen der Andeutung. Der Greis Goethe hat von den von Frau v. Stein zurückgeforderten Briefen ihrer Hand an ihn einen einzigen für ſich behalten, aber dieſen einzigen verbrannt, damit er kein Zeuge für fremde und profane Blicke werde. Die Aſche dieſes einen Briefes hat er als theures Pfand, als Erinnerungsmahl an ein ſüßes Glück, heilig aufbewahrt. Dieſe Aſche des einzigen geheimnißvollen Briefes giebt einer ſchüchternen Ahnung Spielraum. Niemand freilich hat das Recht, im Verhältniß des Dichters zu Charlotte v. Stein dem Myſterium weiter nachzuforſchen.

Auf jenen, aus Belvedere datirten Brief, den wir ſtellenweis anführten, erfolgte acht Tage ſpäter noch ein zweites Schreiben Goethe's an Frau v. Stein, ſein letzter Du-Brief an ſie. Charlotte hatte vielleicht den Dichter aufgefordert, ihr ein Schlußwort zu ſagen; denn er beginnt: „Es iſt mir nicht leicht ein Blatt ſauerer zu ſchreiben geworden als der letzte Brief an Dich" ꝛc. „Ich habe kein größeres Glück gekannt als das Vertrauen gegen Dich, das von jeher unbegrenzt war; ſobald ich es nicht mehr ausüben kann, bin ich ein anderer Menſch und muß in der Folge mich noch mehr verändern."

Und dies Wort erfüllte ſich; Goethe ward ſeit dem Bruch mit der Freundin in vieler Beziehung ein Anderer. Er hörte auf, ſich offen hinzugeben, frei und rückhaltlos ſich darzuleben; er begann ſeitdem ſich gleichſam zu objectiviren, Menſchen und Sachen um ſich her zu ordnen wie es ihm diente, und in ſich ſelbſt und ſeinem Bedürfniß das Centrum zu erblicken. Aus dem Apoll, wie geſagt, ward ſeitdem mehr der Jupiter. Es iſt auch nicht beziehungslos, daß Goethe ſeitdem zu dictiren pflegte, Anfangs Briefe, dann auch ſeine Werke. Die letzteren, wenn ſie tief aus ſeinem Innern quollen, durchlebte er nach wie vor gleich vollſtändig im Schacht ſeines Buſens; als er ſie einem Zweiten in die Feder gab, mußten ſie doppelt geformt feſt ſein im Innern, ehe er ſie von ſich entließ. Vielleicht aber hat manches darunter an Abkühlung gelitten, wenigſtens an Wärme eingebüßt, was an plaſtiſcher Vollendung im Ausdruck des Wortes gewonnen wurde. In Bezug auf ſeine brieflichen Mittheilungen äußerte Frau v. Stein, ſie könnten nicht mehr ganz wahr ſein, da er ſie ſeinem Bedienten dictire. — Goethe begann die Welt in ihrer ſachlichen Breite zu nehmen; ſeine Proſa erhielt mitunter ſogar einen amtlichen, kanzleimäßigen Anſtrich. Seine Objectivirung aller Zuſtände und Perſonen, die er mit der Ruhe eines großen Phlegma walten ließ, hatte doch wohl mitunter etwas Gewaltſames, etwas Gezwungenes. Die Wärme ſeines pulſirenden Lebens ging nicht mehr direct über in ſein dichteriſches Thun. Er hörte ganz auf, dramatiſch zu empfinden und zu geſtalten; das vorherrſchend tief und breit in ſeiner Natur begründete Epiſche nahm überhand. Im Drama ſelbſt gerieth er in ſeiner amtlichen Thätigkeit für das Theater auf die conventionelle Tragödie der Franzoſen, die Leſſing geſtürzt hatte, ohne freilich verhüten zu können, daß deutſche Daramatik in der Architektur des großen Briten noch weiter ab von Ariſtoteles in Auswuchs gerathen könne. Auf Goethe's Taſſo, dieſe blaſſe Verduftung und Verdunſtung alles realen, hiſtoriſch und natürlich gegebenen Stoffes, erfolgte die Natürliche Tochter, dieſe vollſtändige Verſteinerung in Abſtraction. Für den Roman erhielt ſich Goethe die pulſirende Blutwärme ſeiner poetiſchen Ader; Zeuge deſſen iſt eine ſeiner größten Schöpfungen, der Roman der Wahlverwandtſchaften; allein die Wanderjahre ſind in ihrer blos bürgerlich, nicht zugleich politiſch realen Tendenz nur eine matte Profanirung der idealen Flüge und Anſätze in Meiſters Lehrjahren. Und wenn Goethe als Greis die wunderbar tiefe Welle ſeiner Lyrik ſtrömen läßt, wie im Weſtöſtlichen Divan, dann hat ſein Herz ſich von aller Gegenwart abgewendet und weit im Oſten, an der Wiege der Menſchheit, für eine ſchaal gewordene Wirklichkeit im Opiumrauſch erträumter Zuſtände Erſatz gefunden. Ein Bewunderer jenes Corſen, der ein Weltreich frech auf unſere Koſten bezweckte, hatte der große Dichter Deutſchlands, der eine Weltlitteratur ins Auge faßte, keinen Sinn für den volksthümlichen Aufruhr ſeines Vaterlandes, hielt achſelzuckend kaum gegen die Sänger der jungen deutſchen Freiheit ſein geringſchätzig Wort zurück. Man kann keineswegs ſagen, daß nach dem Bruch mit Frau v. Stein Goethe's Adlerflug erlahmt ſei; aber dieſer Adlerflug ſeiner Gedanken und Gefühle ging von da ab mehr in die Breite des thatſächlich Gegebenen als in die Höhe eines noch Unerreichten. Auf das Seiende richtete ſich ſein Sinn, nicht auf das Werdende. Das unterſchied ihn ſchließlich ſo vollſtändig von Schiller. Das Seiende aber iſt die Natur, das Werdende der Geiſt. Für Geſchichte war ſchon früher Goethe's Sinn nur bedingungsweis erſchloſſen; die Naturbetrachtung nahm ihn mit der ganzen Breite ihres Gebietes, mit dem ganzen Detail ihrer Einzelerſcheinungen in Beſchlag; er iſt im Stande geweſen bei ſeiner Betheiligung am Feldzuge in der Champagne, um alles Menſchentreiben unbekümmert und mitten im Donner der Kanonen von Valmy, am Eimer Waſſer dem Geſetz der Strahlenbrechung nachzugeben. So ſehr war er, mit einem Anſtrich ironiſcher Weltbetrachtung, aller Hiſtorie des Menſchenlebens und ſeines eignen Volkes abhold, um ſich in die Ruhe des Seins und der Natur zu verſenken. Das hat ihn alt werden laſſen, ihm die Kraft des Ueberdauerns vieler zerbrechlicher Formen geſichert, läßt aber an ihm vermiſſen, was an ſeinem großen Genoſſen und Gegenpart, an Schiller, als ewige Jugend glänzt und leuchtet. —

Mit Frau v. Stein ſtellte ſich ſpäter, nachdem die Wunden der Trennung verblutet und vernarbt waren, ein freundlich höflicher Verkehr wieder her. Seit 1796 giebt es von Goethe Brieſchen und Zettelchen an ſie, und als ihn (1801) die ſchwere Krankheit befiel, der Tod ihm drohte, da war die Freundin wieder ſorglich bewegt für ihn. Ihr Sohn Friedrich blieb auch noch, nachdem ſeine Erziehung vollendet war, ein Wärmeleiter für Beide; Goethe erhielt ihm des älteren Freundes wohlwollende Neigung. Um ſo verletzender erſcheinen die von Kahlert in Breslau herausgegebenen Briefe der Frau v. Stein an ihren Sohn in Schleſien, wo er als Regierungsrath in preußiſche Dienſte getreten war; er ſtarb 1844. Goethe war Friedrich's Erzieher geweſen, ſein Freund geblieben. Trotzdem giebt die Mutter, zum Beweis daß auch edle Frauen, von Eiferſucht vergällt, entarten können, dem Sohne Blicke in die Goethe'ſche Häuslichkeit, die jeder Wohlmeinende zu ſeiner eignen Ehre zu unterdrücken berechtigt war.

Frau v. Stein hat vom Dichter geſagt, es ſeien zwei Naturen in ihm. Sehr wahr, aber ſie meinte boshaft eine höhere Natur und eine, welche die Creatur verräth. Ihre Aeußerungen über Goethe's Familienkreis ſind von der Art, daß wir dieſen Ausſpruch über den Dichter auf ſie ſelbſt anwenden dürfen. Wohl rächt ſich Alles im Leben, auch der Abfall von der Idealität im Denken und Fühlen, ſelbſt wenn dieſe Idealität nicht Macht und Recht hat, auf ein ganzes Menſchenleben Beſchlag zu legen, oder mit dem gewaltſamen

Durchbruch des Realismus ſich nicht zum Ausgleich bringt. — Nach ihres Gatten Tode machte Charlotte v. Stein, 51 Jahre alt, bei ernſter Mahnung an Tod und Ewigkeit, zum Abſchluß einen ruhigen Rückblick auf vergangenes Glück und Unglück; ſie faßte ihre Betrachtungen ſogar in poetiſcher Form ab. Dann folgte noch mit dem Dichter ein kleiner brieflicher Austauſch über litterariſche Intereſſen. In ihrem 85. Lebensjahre ordnete ſie ihre Papiere und verbrannte ihre vom Dichter zurückgeforderten Briefe. Sie ſtarb den 6. Januar 1827. Sie hatte verordnet, daß man ihre ſterblichen Ueberreſte — ihre unſterblichen hatte ſie in ihren Briefen vernichtet, — nicht an Goethe's Hauſe vorbeitrüge, aus Beſorgniß, es könne ihn angreifen. Die ſtädtiſchen Leichenordner erklärten es jedoch für unzuläſſig, eine Frau von Stande anders als auf der Hauptſtraße zum Friedhof zu führen. Auch erwies ſich ihre Sorge als unnöthig: Goethe war ſehr ruhig bei ihrem Tode. In der Selbſtbeherrſchung hatte ſie ihn zum Theil ſelbſt geübt, und die Kunſt, Schmerzen wie Freuden zu überdauern, war ſeiner ſtarken Seele zur andern Natur geworden.

Die Freundin des Dichters hat deſſen Frau um mehr als zehn Jahre überlebt. Chriſtiane ſtarb bereits den 6. Juni 1816; ganz plötzlich erfaßte ſie ein Schlaganfall im Wagen auf einer Spazierfahrt mit dem Gatten. Unter den Gelegenheitsgedichten finden ſich die einfach wahren, rührenden Strophen, die ihren Todestag bezeichnen:

Du verſuchſt, o Sonne, vergebens
Durch die düſtern Wolken zu ſcheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Iſt, ihren Verluſt zu beweinen.
Lebe wohl auf Wiederſehn!
Wenig Jahre meine Freude,
Sei mir Hoffnungstroſt im Leide,
Du, nun als ein Engel ſchön,
Lebe wohl auf Wiederſehn!*)

---

*) Ebenfalls eine Chriſtiane — Chriſtiane Becker, geb. Neumann — war jene früh vom Schauplatz des Lebens und der Bühne Abgerufene, welche Goethe in der Elegie „Euphroſyne“ (1797) beſang. Der Dichter hatte ſie als junges Mädchen zum Theater herangebildet; in Shakſpeare's König Johann hatte ſie als Knabe Arthur in ſeinem Arm gelegen, als er den Hubert zum Einſtudieren mit ihr ſpielte. Dieſem Pflegling und Liebling hat er die ſchönſte ſeiner Elegien nachgerufen. Sonſt iſt des Dichters Herz in all dem langen Theaterregiment, das er geführt, gegen Schönheiten der Couliſſenwelt allezeit verſchloſſen geblieben. Sie tummelten ſich um ihn, ſei's ſchalkhaft und ſchäkernd, ſei's lernbegierig und kunſtbefliſſen; die olympiſche Ruhe und Herrſchaft gab er unter ihnen nie auf, auch in den muntern Mittwochabenden nicht, wo ſich Jubel und Luſt um die „kleine Freundin“ bacchantiſch entfalten mochte. — Es giebt auch noch ſonſt in Goethe's Leben weibliche Geſtalten, die ſich in ſeiner Dichtung abſpiegeln; die Gallerie Goethe'ſcher Frauen wächſt damit faſt ins Unendliche. Wir erwähnen, um Vollſtändigkeit zu erzielen, nur die Marquiſe Branconi, die zur Gräfin Leonore Sanvitale im Taſſo ungeſucht das Modell gab. Ebenfalls in Weimar viel verkehrende Perſönlichkeiten waren Graf und Gräfin Werther zu Neunheiligen. Sie fanden ihre Abbilder in dem gräflichen Paar in Wilhelm Meiſter. Der Graf war vormals Geſandter in Spanien geweſen; die Gräfin gab dem Dichter den vollendetſten Begriff von dem was

Im nächſten Jahre (1817) begann mit der Verheirathung des Sohnes Auguſt eine neue geſellige Geſtaltung im Hauſe des Dichters. Wiederum war es eine Frau, die beſtimmend in Goethe's Leben griff. Ottilie, geb. Freiin v. Pogwiſch, preußiſchen Geſchlechtes, kriegeriſcher Herkunft und patriotiſchen Geblütes (den 30. Oct. 1796 in Danzig geboren, während ihr Großvater, Graf Henkel v. Donnersmark, Gouverneur von Königsberg war), ergriff die Zügel des Hauſes. Das blonde Mädchen, dem nur ganz zufällig der Name mit der Heldin in den Wahlverwandtſchaften gemeinſam, war auch als Kind ſchon oft beim alten Herrn geweſen, wenn Eberwein die von Zelter aus Berlin geſandte Muſik im Goethe'ſchen Saale ausführen mußte. Er hörte am liebſten von ihr alte italieniſche Kirchengeſänge, um ſich auch dies Gebiet zu erſchließen. Er nahm ſie aber ſonſt wie ein Kind, fand auch ihre Begeiſterung für die Lützower, für Freiheit und Vaterland — kindlich. Aber

---

man „große, vornehme Welt" nennt. „Welt haben" war damals für deutſche Litteratur etwas noch Unerhörtes: Goethe's Roman lieferte dies zum erſten Male und in nie wieder erreichter Weiſe. — Zu den Angaben von Lewes über Perſönlichkeiten des Weimariſchen Lebens jener Zeit läuft auch hier manches Irrige zwiſchendurch. So z. B. nimmt er den bekannten Humoriſten Grafen Einſiedel, deſſen Verſe über Goethe wir citirten, für einen und denſelben mit deſſen Bruder, mit welchem eine Frau v. Werthern, geb. v. Münchhauſen, nach Algier entfloh, nachdem ſie feierlich ihr fingirtes Leichenbegängniß veranſtaltet hatte und damit der Welt in effigie abgeſtorben war, um ein neues Leben an der Seite des Geliebten zu beginnen.

nicht blos deutſche Beziehungen wurden mit ihr im Kreiſe des Dichters rege; die polyglotte Bildung Weimars machte Geſtalten aus England und Irland dort heimiſch; Charles Des Voeux überſetzte mit Frau Ottiliens Hülfe den Taſſo ins Engliſche, und bei den geiſtigen Berührungen mit Lord Byron und dichteriſchen Söhnen Albions wiegte ſich der Greis in ſeinem letzten Lieblingsgedanken einer Weltlitteratur. Dem gab die Schwiegertochter in einer nur für Eingeweihte gedruckten und nur von Solchen geſchriebenen Wochenſchrift, „Chaos“, Ausdruck, in welcher wie beim Pfingſttage aller Völker Zungen gelöſt wurden und ſich verlautbarten. Dieſer Tochter verdankte der Greis auch alle Gefühle, die ihm, patriarchaliſch wie er ſchließlich war, einen dauernden Familienkreis wünſchenswerth machten. Das Goethe'ſche Haus ward ſeitdem wieder den höhern Geſellſchaftsſphären geöffnet; Talent und Geburt erfreuten ſich dort gleicher Anwartſchaft zur Berechtigung. Und bei alledem ſchwang ein Geiſt der Romantik ſeine Flügel um die neue Exiſtenz des Goethe'ſchen Familienheerdes.

Der Geiſt der Romantik ſollte ſogar noch mit allem Aufruhr einer leidenſchaftlichen Liebesflamme das Herz des greiſen Dichters beſchleichen. In ſeinem 70. Lebensalter hatte Goethe ſeinen Divan vollendet, und das Feuer ſeiner Seele war auch damit noch nicht verraucht, der Menſch in ihm hob noch einmal ſein Haupt mit einem Bedürfniß nach Frauenliebe. Es geſchah wiederholt bei ſeinem zweiten und dritten Aufenthalt in Marienbad (1822—23), daß Goethe's

Herz noch einmal den allmächtigen Flügelſchlag einer Neigung erfuhr. Eine junge Dame aus Mecklenburg, Ulrike v. Levezow, ward Gegenſtand ſeiner letzten Flamme. Sie hatte auch auf dem Boden wiſſenſchaftlicher Studien ſich dem hohen Greiſe zugeſellt, an ſeiner Klimatologie, Wetter- und Wolkenkunde mit kindlicher Begierde den regſten Antheil genommen. Böhmen, ſo oft beſucht um Heilung zu finden, ſollte noch ein letztes Erkranken an ihm verſchulden, ſo oft beſucht, um Steine zu finden, ihm eine ſchwärmeriſche Illuſion über den Fund eines doch für ihn unerreichbaren Diamanten einflößen. Der Greis dachte ernſtlich an neue Vermählung mit dem geliebten Weſen, das gegen ihn ganz Hingebung war, wie harmloſe Kindheit ſo hohem Alter ſich rückhaltloſer zu erſchließen pflegt. Nur mit allen Schmerzen eines tiefen Aufruhrs in der Seele riß er ſich vom böhmiſchen Zauberbanne los. Seine „Elegie“, ein letztes hohes Lied von der Liebe, iſt Zeuge deſſen. Der Beginn des Gedichts: „Was ſoll ich nun vom Wiederſehen hoffen,“ iſt Verzweiflung und ſüße Verwirrung; aber die Geſtalt, die dieſen Wirbel in ihm aufgerufen, ſteht feſt und hell vor ihm:

> Wie leicht und zierlich, klar und zart gewoben,
> Schwebt, Seraph gleich, aus ernſter Wolken Chor,
> Als glich es ihr, am blauen Aether droben
> Ein ſchlank Gebild aus lichtem Duft empor;
> So ſahſt Du ſie in frohem Tanze walten,
> Die lieblichſte der lieblichen Geſtalten ꝛc.

Und es war bei dieſem letzten Liebesgefühl ſeines großen Herzens eine religiöſe Weihe über ihn gekommen, wenn er ſang:

In unſres Buſens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten,
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträthſelnd ſich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm ſein! — Solcher ſeligen Höhe
Fühl' ich mich theilhaft, wenn ich vor ihr ſtehe.
Vor ihrem Blick, wie vor der Sonne Walten,
Vor ihrem Athem wie vor Frühlingslüften
Zerſchmilzt, ſo längſt ſich eiſig ſtarr gehalten,
Der Selbſtſinn tief in winterlichen Grüften;
Kein Eigennutz, kein Eigenwille dauert,
Vor ihrem Kommen ſind ſie weggeſchauert.

Es war auf keine Gewähr ſo tiefer Sehnſucht mehr zu hoffen; die Symphonie der Liebe, dieſe „Elegie", ſchließt faſt mit Verzweiflung:

Mir iſt das All, ich bin mir ſelbſt verloren,
Der ich noch erſt den Göttern Liebling war;
Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,
So reich an Gütern, reicher an Gefahr;
Sie drängten mich zum gabeſeligen Munde,
Sie trennen mich, und richten mich zu Grunde.

So hauchte ſein großes Dichterherz den letzten Athemzug einer Neigung aus. Es iſt nicht näher bekannt, woran die Illuſion des Greiſes, der in der That nach der Vermählung trachtete, geſcheitert iſt. — Fräulein Ulrike v. Levezow lebte noch längere Zeit in Wien; die Mutter der Dame, eine Gräfin Cleversberg, iſt in der Geſchichte der dortigen ſocialen Romantik eine noch bekanntere Geſtalt. — Von den Goethe'ſchen Gedichten iſt an die letzte Geliebte auch eines mit Bezug auf Wolkenbildung gerichtet.

Seine letzte naturgemäße Liebe, die Neigung eines Vaters zur Tochter, gehörte jener Ottilie, welcher die Aufgabe erwachſen war, des hohen Greiſes letzte Jahre zu erfüllen und zu beleben. Als der Sohn von Italien nicht zurückkehrte, an der Pyramide des Ceſtus in Rom ſein Grab fand, als faſt alle Geſtalten ſeines Lebens vor ihm hingeſunken waren, da blieb die Mutter ſeiner Enkel als Gefährtin ihm zur Seite bis zur letzten Lebensſtunde, die 1832 am 22. März Mittags halb zwölf Uhr ſchlug. „Mehr Licht!" war ſein letztes Wort. Mehr Liebe hat nie ein Menſchenherz empfunden, kein Dichter geſungen. Er war wie ein Sonnenprieſter der Liebe, die mit Licht und Schatten ſein reiches Leben erfüllte und der beſte Inhalt ſeiner Dichtungen blieb.

IV.

Goethe und ſein Jahrhundert.

IV.

Goethe und sein Jahrhundert.

„In der Schule der Frauen“ entwickelte ſich Goethe als der Apollo ſeiner Zeit. Wir gaben die ganze Gallerie der weiblichen Weſen, die ihn und die er geliebt. Er hat ſie nicht alle gebrochen, dieſe Blumen, aber doch vor ſich verwelken ſehen, nachdem er ihnen als poetiſche Biene das Süßeſte entlehnt, aus dem er ſeine Liebeslieder, ſeine Elegieen und Tragödien von der Leidenſchaft der Liebe gedichtet. Sein Jahrhundert hatte jedoch auch Männer, zwar nur den Einen Schiller, der als hoher Geiſt und als mächtiger Freund an ihm gearbeitet, „gerüttelt“, aber doch auch Männer von Schrot und Korn, dächt' ich, die das Jahrhundert mit ihm geſtalteten. Als Dichter der Liebe ſteht er unerreicht da; Anbeter und Schmeichler nannten ihn aber nicht blos den Apollo, auch den Jupiter tonans, der über alle Schätze des Lebens gebot, und Bettina, das verzückte Kind, hat ihn als den olympiſchen Zeus gefeiert. War er in ſeinem Weſen die zuſammengefaßte Blüthe und Frucht ſeines Jahrhunderts? Oder war der Geiſt ſeiner Nation, die ihn überdauerte, doch noch reicher und größer als Er? Dieſe Frage ſtellt ſich uns hier. „In ihm ward ein

Ideal des höchſten Egoismus zur Lebensregel.“ Dies der erſte Eindruck und Ausſpruch Schiller's, bevor des großen Freundes Perſönlichkeit mit dem ganzen Zauber der Anmuth ihn erfüllte und beſtach. Damit ſteht nicht im Widerſpruch, wenn Schiller nach ſechsjährigem Umgang mit ihm das Geſtändniß ablegte, „nie an ſeinem Charakter irre geworden zu ſein, Wahrheit und Biederkeit, höchſten Ernſt für das Rechte und Gute in ſeiner Natur“ nie verkannt zu haben. Hat er der Wahrheit gedient, obſchon vielleicht nur ſoweit als die Wahrheit ſeinem Ich entſprach, ſo war er doch, ohne daß er's wußte, ihr gegenüber dieneriſch, er ſchuf ſie nicht, er half ſie nur finden, ſoweit ſich ſein Zeitalter und ſeine bis dahin zur Erſcheinung gekommene Nation in ihm gipfelte. „Bei dieſem herrlichen Gottesmenſchen geht nichts verloren!“ lautete Wieland's entzückter Ausruf 1776, und Napoleon brach 1804 bei Goethe's Anblick in die Worte aus: „Vous êtes un homme!“ — derſelbe Napoleon, der in Schiller's Tell die Vorboten des Völkeraufſtandes auf deutſchem Boden witterte, die Perſon dieſes Dichters vielleicht verfolgt haben würde, hätte ſie ihm nicht der Tod entzogen. Beleuchten wir den Menſchen in Goethe und die männlichen Genoſſen ſeines Jahrhunderts, wie weit ſie die Größe ſeiner Geſtalt vollenden halfen. In ſeinem Verhältniß zum Geſchlecht der Frauen finden wir die Herzensquellen ſeiner Dichtungen, in ſeinem Verkehr mit Männern die Maximen und die Stoffe ſeines Denkens. Es wird ſich daran erläutern, wie weit er auch hier als der „Allglückliche“ zu preiſen war, und wie weit nicht. Er hat ſie faſt alle überdauert, die Genoſſen ſeines Lebens, ſelbſt den fürſtlichen Freund; er hat über den Umſturz der Zeiten und den Verfall der Geſtalten um ihn her in der Kraft und Ausdauer ſeiner glückſeligen Ruhe triumphirt. Soviel er auch als Bruchſtücke in ſeinen Dichtungen liegen ließ: er ſelbſt hat ſich voll ausgelebt, ſich hindurchgerungen von Geſchlecht zu Geſchlecht, er ſelbſt blieb kein Fragment, ſeine Selbſtvollendung ward fertig, und ſo konnte er ſich wohl als den Erben ſeines Jahrhunderts und aller Elemente, die es ſchuf, anſehen, als er in Dichtung und Wahrheit ſein Leben ſchrieb. Wenn er keinen Buchſtaben geſchrieben, den er nicht erlebt, wenn alle ſeine Dichtungen nur Bruchſtücke einer Beichte waren, wie er ſelbſt geſtand, ſo darf vielleicht das Geſchlecht von heute, bei all dem Zauber, den er übt, ſich zutrauen, der Prieſter zu ſein, der auf ſeine Generalbeichte Abſolution zuerkennt oder verſagt, nicht mit der engherzigen Pein des Sittenrichters, auch nicht mit dem Richterſpruch eines Stoikers, wie Schiller Anfangs als Cato zu ihm herantrat, vielmehr mit der Wahrheitstreue ſeiner eignen Bekenntniſſe über ſich und ſein Werden, und mit dem Recht, das jedes Zeitalter hat, von ſeinem eigenen Standpunkt und Bewußtſein aus die Dinge und Geſtalten der Vergangenheit zu erfaſſen. Die Stoa, die über ihn zu Gericht ſitzt, braucht zum Glück nicht ſtrenger als er ſelbſt über ihn zu ſein, nur ſo wahr und treu, wie er ſich ſelbſt geſchildert, ſo hell und klar wie die Spiegelbilder, mit denen er in ſeinen Werken ſich ſelber gab. Iſt in ſeinen Dichtungen keine Zeile, die nicht gelebt, empfunden, genoſſen, gelitten, gedacht wäre, ſo ſind freilich nicht blos Götz, Werther, Fauſt, ſondern auch die ſelbſtgefälligen, in ihr eignes Ich verliebten Egmont und Taſſo, ſelbſt die charakterlos ſchwachmüthigen Weislingen, Fernando, Clavigo, Wilhelm Meiſter Abbilder, die von ihm ſelbſt Züge und Färbung erhielten, und ſeiner Größe als Dichter würde kein Abbruch geſchehen, wenn der Spruch mit Umkehr ſeines eignen Wortes lauten ſollte: Der Menſch verlor, was der Poet gewann. Was in Schiller Schwäche iſt, kommt auf Rechnung des Dichters in ihm; was einem nachgeborenen Geſchlecht, das die Fragen ſeines eignen Jahrhunderts auf ſich nimmt, in Goethe als Verſagung erſcheint, kommt auf Rechnung des Menſchen, der nicht ungeſtraft zur Vollendung des Künſtlers in ſich die Elemente des Lebens für ſich verbraucht, ſich zu deren Herrn macht, ſtatt ihnen zu dienen. Ein ſo ſtarker, mächtiger, ausdauernd haltbarer Charakter uns in ſeiner Perſon entgegentritt, ſo wachsartig weich war jedoch zugleich ſein Herz. Dies hier das Räthſel des Pſychologen. Werther-Goethe ſchrieb einem Freunde: „Du haſt ſo oft die Laſt getragen, mich vom Kummer zur Ausſchweifung, und von ſüßer Melancholie zur verderblichſten Leidenſchaft übergehen zu ſehen; auch halt' ich mein Herzchen wie ein krankes Kind, all ſein Wille wird ihm geſtattet.“ Sein Jahrhundert hat ihn groß gemacht, aber zugleich verweichlicht und verwöhnt; Niemand iſt größer als ſein Zeitalter, Keiner erſchöpft vollauf den Geiſt ſeiner Nation. An Lavater ſchrieb Goethe aus der Weimariſchen Zeit

1781: „Ich geſtehe gern, Gott und Satan, Höll' und Himmel in mir Einem! Oder vielmehr möcht' ich das Element, woraus des Menſchen Seele gebildet iſt und worin ſie lebt, ein Fegfeuer nennen, worin alle hölliſchen und himmliſchen Kräfte durch einander gehen und wirken." Die eignen Briefe und Geſtändniſſe aus der Zeit der Wirren ſind getreuer noch als der Nachglanz ſeiner Schilderungen in der oft ungeſuchten, oft auch bezweckten Verſchleierung, wie ſie ſein Leben in „Dichtung und Wahrheit" giebt. Die Offenheit ſeiner Selbſtbeſpiegelung in ſeinen Dichtungen macht ſeine menſchliche Größe, während ihre plaſtiſche Vollendung den Künſtler und den Meiſter macht. Und das Wort: Voilà un homme! muß deutſch dann lauten: Siehe da ein ganzer Menſch! Nur daß der Menſch in ihm vollauf ſeinem Zeitalter verfiel, während ein Ausſpruch von Novalis über Schiller lautete: Ein Erzieher des künftigen Geſchlechtes! —

Roſenkranz legt Gewicht darauf, in Goethe einen Mitteldeutſchen zu ſehen. Auch Carus und Abeken, dieſe alten Jünger, die den Herrn immer nur in Verklärung auf Tabor ſehen, rühmen die Gunſt des Geſchicks, die ihn zu einem Frankfurter Reichsbürger machte. Sie fühlen nur nicht, wie ſehr ſich damit ſein Mangel an Reſpect vor jedem ſtaatlichen und politiſchen Element erklärt. Mitteldeutſchland war recht eigentlich der Heerd und der Schooß des in ſeiner Auflöſung und in ſeinen Trümmern fortwuchernden Reiches. Auch was der Adel und der Reichsbürger dort als ſeine Freiheit feſthielt, ging nicht über das Behagen verjährter Gewohnheiten hinaus, für die alles Centrum der zuſammenfaſſenden Nationalkraft fehlte. Was Goethe von den Krönungs- und Feſtherrlichkeiten des alten kaiſerlich germaniſchen Glanzes und ſeinen Frankfurter Jugenderinnerungen ſchilderte, hat er als Künſtler, als dichteriſcher Maler geliefert, wie ſpäter den Carneval in Rom. Politiſch brachte der ſiebenjährige Krieg eine Spaltung in das elterliche Haus des Knaben. Der Großvater Textor war alt-kaiſerlich, der Vater huldigte dem Sieger des Tages. So war die Stimmung in der Familie doch mehr gut preußiſch, oder vielmehr — ſetzt der Erzähler hinzu — gut Fritziſch. „Denn was ging uns Preußen an!“ ſetzt er hinzu und räumt damit ein, daß nicht das politiſche Element eines Preußenthums, ſondern nur die Perſon eines auf dem Kriegstheater glänzenden Helden Antrieb und Inhalt des Intereſſes für ihn bot. — Im Zeichen der Jungfrau ſtand juſt die Sonne, den Tag culminirend, als der Knabe Wolfgang das Licht der Welt erblickte. Jupiter und Venus ſahen freundlich auf die Conſtellation hernieder, und Mercur war nicht widerwärtig, — wie der Dichter, als Greis auf ſich und ſeine Entwicklung zurückblickend, ſich ſelbſt das Horoskop beſchrieb. Seine Kindheit war behaglich patriciſch, reichsſtädtiſch orthodox, auch im proteſtantiſch religiöſen Sinne; aus ſeinem ſechzehnten Lebensjahre, 1765, datirt ſein erſter poetiſcher Verſuch: „Höllenfahrt Chriſti“. Des Vaters gewiſſenhaft ſtrenge und lehrhafte Ordnungsliebe ging bis an die Grenze chineſiſcher Peinlichkeit. Der Knabe beſuchte nur wenig eine Schule, in der ſich

Gemeingeiſt erzieht; er lernte mehr im Hauſe, lernte mehr von Menſchen, von Büchern eben nur wenn die Perſon des Lehrenden mündlich das Belebende dazubrachte. Dies blieb ihm treu ſein Lebenlang, es ſchärfte in ihm die Luſt zur faßlichen, ſinnlich greifbaren Anſchauungsweiſe, ſeinen Hang zur ſelbſtgewiſſen Autonomie. Selten entwickelte ſich eine Natur ſo frei von allem Schul- und Regelzwang, um bis zum Uebermuth der Selbſtbeſtimmung, Gott und Welt gegenüber, geſetzgeberiſch das freie Ich vollendet hinzuſtellen. Nach ſeinem eignen Ausſpruch hatte er vom Vater die Statur, des Lebens ernſtes Führen, vom Mütterchen die Frohnatur und Luſt zum Fabuliren. Das Glück ſolcher Doppelbegabung genießt freilich Niemand unangefochten; zum „Ernſt der Führung“ zwang ihn die wunderbare Kraftausdauer eines langen Lebens, in ſeiner „Frohnatur“ lag der harm- und argloſe Zauber ſeines ſanguiniſchen Temperamentes, und mit der „Luſt zum Fabuliren“ drückten vereint die Muſen und die Grazien ihr göttlich Siegel auf ſeine Stirn. Mit dem Abſchluß einer erſten Jugendliebe ſchloß ſein Knabenalter. — Wenn ſeine verzückten Bewunderer die ehrbar reichsbürgerliche Strenge und Enge in Sitte, Anſicht und Gewohnheit des elterlichen Hauſes im Hirſchgraben zu Frankfurt als wohlthätig einwirkend auf den Apollino Wolfgang rühmten, ſo vergaßen ſie nur, daß je ausgeſprochener dieſes altfränkiſche Element unſerer ehrbaren Altvordern im Hauſe des Dichters war, ſich juſt um ſo mehr der Hang zum Gegenſatz in der jungen Seele geſtalten mußte, ein Hang, der ſich in

Goethe's Studienzeit zu Leipzig und Straßburg in der erſten Epoche am Weimariſchen Hofe ausbildete, aber auch ſchon in der Frankfurter Jugend ſeine Abart zur Erſcheinung brachte. Goethe gefiel ſich übermüthig und üppig im Gegenſatz zu der alt hergebrachten orthodoxen Pietät im elterlichen Hauſe, welche Abeken als ſo heilſam bildend für ihn rühmt. Dieſen Gegenſatz entfaltet der Dichter in ſeinem Wilhelm Meiſter mit einem Glanz, der in der ſchrankenloſen Freigebung des Verkehrs der Geſchlechter um die von Franzoſen und Jungdeutſchen geforderte Emancipation der Sinnlichkeit eine Glorie breitet. Der Pinſel Goethe's iſt nie ſchlüpfrig, nie krankhaft, vielmehr in den ganzen Zauber der friſcheſten Anmuth getaucht; mit der unwiderſtehlichen Gewalt natürlicher Kindlichkeit, reinlicher Offenheit und ſauberer Unſchuld fordert hier die Freiheit des Gemüths und der Neigung eine feſſelloſe Hingebung der Sinne, eine Annahme und Vorausſetzung eheloſer Liebe, die ſich Alles gewährt, um es im Wechſel des Behagens eben ſo leicht aufzugeben, ſobald der Harmloſigkeit einer lachenden Unſchuld des Herzens ihr Genüge geſchehen. Dies tritt als Thema des Ganzen in der vollen Tonleiter aller möglichen Neigungsarten im Roman um ſo dreiſter in den Vorgrund, als der Dichter in Wilhelm Meiſter nicht ſich ſelbſt, aber doch mit ſicherer Färbung aus ſeiner Natur und Atmoſphäre, einen jungen Kaufmannsſohn ſeiner reichsſtädtiſchen, altbacken und ehrbar bürgerlichen Heimath ſchildert. Bei all der phlegmatiſch behaglichen Pedanterie, die ihm eigen, ſchleicht Wilhelm ſich

Nachts aus dem elterlichen Hauſe, um in den Armen einer leichtgeſchürzten Komödiantin ſeinen Schlaf zu finden. Eben ſo leicht, obſchon er ſich Vater fühlen darf, läßt er in falſchem loſem Verdacht die Geliebte fallen, die ein einziger Gang, eine einzige Beſinnung auf rechtliche Verpflichtung, auf die innere Stimme und die ſüßen Bande der Natur, diesmal als ſchuldlos und treu, wenn auch nicht als unſträflich erweiſen konnte. Ein junger Flattergeiſt fühlt ſich trotz ſeiner pedantiſchen Gewohnheit und Sinnesart an ein loſes Komödiantenleben gebannt, und dies ruft als ein ſittlicher Gräuel nicht die Empörung des orthodoxen Familiengeiſtes auf. Der Vater ſtirbt; ein profaner Comptoirmenſch, Werner, meldet den Fall wie eine bloße Veränderung im Arrangement des Mobiliars im Hauſe; der Sohn eilt nicht hin, und von einer Mutter, der ein Sohn zur Seite ſtände, iſt keine Rede im Werke eines Dichters, der ſo getreu den Hausrath und die alterthümliche Atmoſphäre des heimathlichen Familienſchooßes ſchildert, eines Dichters, der als Sohn der Liebling einer „Frau Rath" war. Der guterzogene Sohn eines ehrbaren Elternhauſes, dieſer Wilhelm, iſt ohne alle dämoniſch getriebene, erſt dadurch gerechtfertigte oder erklärliche Leidenſchaft, ganz paſſiv ein Don Juan, meiſt wider Willen, oft nur aus Anlaß der Umſtände oder gar aus Betrieb der hyperweiſen, lächerlicher Weiſe als unantaſtbar edel vorausgeſetzten Leiter jener geheimen Loge zur Verbeſſerung der menſchlichen Geſellſchaft. Die Gallerie der Liebesgeſtalten, mit denen Wilhelm Meiſters charakterloſe, wenn auch gutartig reizbare Seele wechſelt, ergiebt ſich uns als eine unerſchöpfliche, der Kreis der liebenden Geliebten müßte denn ſymmetriſch geſchloſſen als die geſammte Scala von möglichen Liebesarten anzuſehen ſein, ſei's daß dem allbeglückten Helden eine ahnungsvolle Gräfin in die Arme fällt, eine reizvolle, mit dem ganzen Zauber der Anmuth gezeichnete Komödiantin, die Nymphe Philine, ihn neckt und ködert, die „Anempfinderin" Melina ihn lockt, eine vom tragiſchen Dolch getroffene Aurelie ihn ſchwärmeriſch umarmt, oder eine geheimnißvolle Mädchenknoſpe, Mignon, dieſe Kinderſeele auf der Schwelle zur Jungfrau, plötzlich wie eine Memnonsſäule beim erſten Strahl der Morgenſonne ſich liebend und redend ihm erſchließt. Der im Labyrinth der Neigungen herumtaumelnde Cavalier will endlich an der Seite einer niederländiſch ſaubern, klar und ſymmetriſch geordneten Weiblichkeit, an der Seite Thereſens, für ſein Herz und ſeinen Lebenskreis einen Abſchluß finden, als ihm ſchließlich in Natalien, einer Amazone voll Adel und hoher Schönheit, die Summe und die Krone der Frauen zu Theil wird. Dieſer Roman, mit welchem der Dichter 18 Jahre lang in ſeiner Weimariſchen Zeit ſich trug, iſt recht eigentlich ſein ſociales und menſchliches Lebensbuch, ſchon umdeswillen, weil die lange Reihe von Frauencharakteren darin mit eben jener Natalie abſchließt, zu welchem Gipfel hoher, edler und geiſtig vollendeter Frauenſchönheit Frau v. Stein dem Dichter das Urbild zu ſein ſchien. Auf welchen Gipfel und Hochpunkt er dann freilich verzichten mußte, nicht wie ſein Wilhelm in den Wanderjahren als Entſagender, ſondern um in einem Naturproduct geſunder, wenn auch nicht allzu ſublimer Weiblichkeit einen Abſchluß für ſein menſchliches Herzensbedürfniß zu finden.

Soviel, in der Entwickelung vorausgreifend, zur Steuer der Anpreiſung des heilſamen Einfluſſes, den orthodoxe Ehrbarkeit Frankfurts und des elterlichen Hauſes auf die Art und Natur des Dichters geübt. Wilhelm Meiſter iſt recht entſchieden der ausgelaſſenſte und üppigſte Gegenſatz, wenn nicht ungeſucht die übermüthigſte Verſpottung darauf. Daß rheiniſches Weſen mit ſanguiniſchem Naturell und freundnachbarlicher Annäherung zu galliſcher Leichtlebigkeit und Sitte ſeinen Theil an Goethe's Art und Richtung hatte, kann geſchichtlich dabei in die Wagſchaale gelegt werden, wie wir es ja auch begreiflich finden, daß ein Zeitalter politiſcher Auflöſung zugleich eine Auflöſung ſittlicher Bande aufdeckt, während juſt über dieſe Ruinen und Trümmer alter Herrlichkeit, Geſittung und Geſtaltung deutſche Dichtung und Kunſt ihre Epheuranken wachſen ließ. Das Jahrzehend, das Wilhelm Meiſter ſchuf, brachte zugleich Mozart's zaubervolle Töne zu einer Hochzeit Figaro's, in welchem der Zauber der Kunſt über die ſittliche Gebrechlichkeit des Jahrhunderts zu triumphiren wußte. Geiſt und Art eines Zeitalters erklärt, aber entſchuldigt nicht immer. Goethe gefiel ſich, als er ſeine Vergangenheit ſchilderte, in Selbſttäuſchungen, zu denen gern der Optimismus neigt. Er war naiv genug, bei der Betrachtung ſeiner Studienzeit über ſeinen Mangel an Fleiß zu klagen. Immer regſam wie er war und gleichſam mit hundert Fühlfäden bewaffnet, hat es ihm nie an allſeitiger Beſchäftigung gefehlt. Allein er lernte ſchon früh mehr aus dem Leben als aus Büchern, lebte geiſtig mehr im Umgang mit Menſchen als in Studien, ſog ſeine Bildung, wie man das von Frauen geſagt, weſentlich aus der Atmoſphäre, die ihn umgab. Das erhielt ſein Wiſſen im harmoniſchen Gleichtact mit ſeinem Können und gab den Ergebniſſen ſeines Forſchens, der Darſtellung ſeiner Errungenſchaften dieſe unvergleichliche Friſche der Lebendigkeit, offenbart aber zugleich die weibliche Seite ſeiner Natur. So imperatoriſch er über das Errungene als ſein Eigenthum verfügte, ſo ſehr hatte er es ſich nur anempfindend angeeignet, wie er dies Wort erſt ſelbſt erfand bei der Schilderung jener Frau Melina im Wilhelm Meiſter. Dabei ſammelte ſich freilich Alles bei ihm in ſeinem allweiten großen weichen Herzen, in welchem dann poetiſch zur Exploſion kommt, was er erlebt, errungen, genoſſen und empfunden. Die Geſchichte ſeines Herzens iſt ſomit immer noch wichtiger als der Gang ſeiner Studien und Gedanken. Schon früh, noch in Frankfurt, wunderte er ſich, der Philoſophie eine förmliche Exiſtenz einräumen zu ſollen, da dieſelbe hinlänglich in Religion und Poeſie vorhanden und inbegriffen ſei. Und in Leipzig ſträubt er ſich, methodiſch denken lernen zu ſollen, d. h. ein Etwas zu üben, das er ſchon von Natur jeder Zeit getrieben. Seine Natur war intuitiv, und dies machte ihn zum Dichter; groß aber war er doch nur als Dichter der Liebe, und dieſem Element des Menſchenlebens opferte er alles Andere, Vaterland, Geſchichte, Moral und Religion. Sein intuitives Genie triumphirte freilich oft über ganz objective Stoffe. In Straßburg ſchrieb er als Ergebniß ſeiner Anſchauungen den Entwurf zum richtigen, abſolut gültigen Ausbau des Münſterthurmes, und ſeine freie Conſtruction fand ſich in den alten Planen und Riſſen beſtätigt. Zur Schilderung des litterariſchen Zuſtandes in ſeiner Jugendzeit ergeht er ſich in ſeinem Leben mit überſtrömender Behaglichkeit über Bodmer, Breitinger, Gottſched, um ſich und uns glauben zu machen, dieſe Gewalthaber und Herrſcher ſeien 1766, beim Beginne ſeiner Studien in Leipzig, in demſelben Jahre als Leſſing's Laokoon im Druck erſchien, nicht ſchon längſt überwunden und antiquirt. Der Greis gefällt ſich darin, weiter zurückzugreifen in das Zeitalter der Deutſchen, als habe er die Vorbedingungen, die Leſſing vorlagen um die Tenne reinzufegen, ebenfalls noch zu erledigen gehabt. Der dilettantiſche Müßiggang ſeiner behaglich ſchlendernden Jugendentwicklung war leider unfähig, mit Energie da fortzubauen, wo Herkules Muſagetes aufgehört. Mit den Thaten des ſiebenjährigen Krieges, geſteht der Greis Goethe, ſei erſt wahrer und ſicherer Lebensgehalt in die deutſche Litteratur gekommen, und Leſſing's Minna von Barnhelm, ja, Leſſing's ganze ſtahlgepanzerte Minerva mit dem ſcharfen und feinen Schliff der attiſchen Grazie ging am Jüngling Goethe in ſeinen knabenhaften Liebeleien und der verdächtigen Kurzweil ſeines nervöſen Kränkelns dergeſtalt wirkungslos vorüber, daß er als Schäfer an der Pleiße in Gellert's Styl die Laune des Verliebten, im

Nachklatſch altfranzöſiſcher Studien und Alexandrinern die Mitſchuldigen ſchreiben konnte. Der Greis nennt dies Stück „im Einzelnen ergötzlich“, im Ganzen aber in ſeinem Eindruck „düſter und bänglich“. Drei Perſonen beſchleichen Nachts den Fremdling Alceſt, der Eine, Söller, aus Diebesgelüſt, der Zweite, der Vater Wirth, aus Neugier, die Dritte, Sophie, in der Verirrung ihrer Leidenſchaft zu einem früher Geliebten, nachdem ſie der Vater an den Trinker und Spieler verheirathet. Jeder iſt froh, mit blauem Auge davonzukommen und ſeine Schuld in der Mitſchuld der Andern gemildert zu ſehen. Die Zerrüttung der ſocialen Verhältniſſe, die nach Goethe's Ausſpruch im Stücke als vorhanden documentirt werden ſoll, ſcheint mehr einen Krebsſchaden im Siechthum des Jünglings ſelbſt zu offenbaren. Erſt Straßburg machte ihn frei und geſund. Herder war es, der mit ſeinen „Stimmen der Völker“, mit ſeinem Hinweis auf engliſche Litteratur, auf Shakſpeare und Oſſian dictatoriſch den franzöſelnden Dichterjüngling aufrief zur Kraft männlichen Aufſchauens. Herder, damals Begleiter eines Prinzen von Holſtein, hatte entſchieden das Verdienſt, Goethe auf germaniſches Alterthum zu verweiſen, ihm zeitweiſe die Richtung zu geben, die es möglich machte, den Götz von Berlichingen im Styl der alten Quelle zu ſchreiben und ſeinen Liebesgedichten den Grundton des deutſchen Volksliedes zu geben, der ihnen bei all dem Schmelz und der ſüßen Grazie ihres Blüthenhauches eine geſunde, nationale Baſis erhält. Goethe's Muſe erhielt damals zuerſt die richtige Pflege im Umgang mit

Natur- und Volksliedern, von denen er zwölf, auf ſeinen Streifereien im Elſaß den Kehlen alter Mütterchen abgelauſcht, dem Freunde noch ſpäter von Frankfurt zuſandte. Herder war nur vier Jahr älter als Goethe, aber doch ſchon fertig in ſeiner Art. Eine hoch aufhorchende Natur, wirkte er anregend, ſcharf anbohrend gleichſam. Nicht ſo biſſig wie Mephiſto-Merck, aber doch bitter genug, war er leider kränkelnd und grämelnd, wenn er auf den Jüngern einzankte. „Der von den Göttern Du ſtammſt, von den Gothen oder vom Kothe!" ſchrieb er ihm in ſarkaſtiſcher Laune. Er nannte ihn in Briefen an Andere einen guten Jungen, aber „ſpatzenhaft", einen „jungen übermüthigen Lord mit entſetzlich ſcharrenden Hahnenfüßen". Leider verſagte ſpäter ſein Geſchoß auf den Apollo in Weimar, wohin er ſelbſt, auf des fürſtlichen Günſtlings Betrieb, als Oberprieſter berufen wurde. Sein ſich hoch aufbäumendes Weſen verſteifte ſich unter dem prieſterlichen Talar noch mehr, und das Gefühl der verſagten ſchöpferiſchen Kraft im Denken und Dichten machte ihn mürriſch und grillig. Sein Einfluß hörte bald ganz auf, nachdem ſein Entzücken über Goethe's Entwicklung vielleicht mit Wilhelm Meiſter erloſchen war. Leider führte ihn Herder, der immer nur auf den Gehalt drang, ſchon in der Straßburger Zeit von Leſſing ab, der immer auf die Form drang. So ward es möglich, daß der Götz in der Ausweitung der dramatiſchen Geſtalt formell eher eine Caricatur Shakſpeare's, als ein Werk in deſſen Styl wurde. Später erſt, nach Werther zur dramatiſchen Dichtung ſich wieder hinwendend, erinnerte Goethe ſich im Clavigo, daß für die Dialektik eines Stoffes und für die Sprache des Dialogs in Leſſing bereits der alte große Meiſter exiſtirte. Leſſing's Schule ward leider von Schiller wie von Goethe nicht folgerecht feſtgehalten, Leſſing's Einfluß auf Goethe's Jugendentwicklung iſt nur als höchſt aphoriſtiſch erſichtlich. In Bezug auf die Leipziger Epoche erzählt der Greis ſehr behaglich aus der Ferne, wie Laokoon ihn „aus der Region eines kümmerlichen Anſchauens in die freien Gefilde des Gedankens gehoben“ habe; man müſſe damals Jüngling geweſen ſein, um ſich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung dies Werk geübt. Man fühlt aber die Zucht eines Leſſing leider zu wenig in Goethe's nach allerlei Stylarten herumgreifender Entwicklung, namentlich auf dramatiſchem Boden. Im Götz und im Egmont iſt dies doppelt ſchmerzlich fühlbar bei der Gewalt dieſer Stoffe, und bei dem genialen Schwung und Schliff in der Zeichnung der Geſtalten.

Im Götz feierte Goethe den Triumph des braven, ſeiner ſelbſt gewiſſen Mannes über ein verſumpftes, politiſch und ſittlich verworrenes Zeitalter, das Recht und Ehre, Freiheit und Ordnung in ſich ſelbſt nicht mehr fand, im Werther den tragiſchen Sieg des freien Naturgefühls über Convenienz, Pedanterie, Etiquette und wie die Ausländerei ſonſt hieß, in der des Dichters eignes Zeitalter erſtarrt und verknöchert war. Aber dieſe Siege wollte er ohne Schmerz und Kampf fortſetzen, in der Stella wohlfeil erhaſchen. Hatte ihn der Zauber, den die Leiden des jungen Werther über die ganze Welt geübt, übermüthig und ſicher gemacht: die Werther'ſche

Elegie wurde zu einem ſchlaffen Optimismus, der in dieſem „Schauſpiel für Liebende“ nach der Sage des doppelt beweibten Grafen von Gleichen einen leichtfertigen und ſinnloſen Ausdruck ſuchte. Leſſing, der den Werther noch geleſen, hat es wunderlich gefunden, ſich um eines Weibes willen zu erſchießen, kein Römerjüngling würde ſich ſelbſt ſo gering angeſchlagen haben; den Geſchlechtstrieb, den die Alten einfach natürlich aufgefaßt, ſo krankhaft nervös zu ſteigern, ſchien ihm unmännlich und auch gefährlich; „alſo, lieber Goethe“, war Leſſing's Rath, „noch ein Capitelchen zum Schluß, und je cyniſcher deſto beſſer!“ Cyniſches leiſtete Goethe's Muſe ſpäter in Hanswurſtiaden, in den Blocksbergsſcenen des Fauſt. Der Berliner Nicolai parodirte den Werther, indem er Werther's Piſtole blos mit Hühnerblut laden und den guten Albert ihm ſeine Lotte abtreten ließ. Im Sinne der Stella hätten ſich Beide in Lottens Beſitz theilen können, wie in dieſem Drama umgekehrt ſich mit Einem Manne zwei Frauen begnügen. Ein frivoles Zeitereigniß, die Geſchichte von einem Weiberverführer, der zugleich Juwelen ſtiehlt, ward Anlaß zu dieſem Stück, das ſelbſt der vergötternde Abeken in der Reihe der Goethe'ſchen Werke getilgt ſehen möchte, und deſſen ſpätere Umgeſtalt mit dem tragiſchen Ausgang des elenden Wichts auch nur ein klägliches Zugeſtändniß und ein jämmerlicher Nothbehelf blieb. Der Selbſtmord Fernando's war eine bloße theatraliſche Lüge, da der Dichter ſeit den Wertherleiden tragiſche Schmerzen für ſich ſelber und ſeine Stoffe mied und gutmüthig behaglich genug ſchien, der Menſchheit die Conflicte der Leidenſchaft der Liebe optimiſtiſch, aber mit Auflöſung aller Sitte und Ehre zu mildern. Auch in den „Geſchwiſtern“ iſt die Grenzlinie der ſinnlichen Zärtlichkeit zwiſchen Bruder und Schweſter peinlich. Im Clavigo beſann ſich Goethe auf den Leſſing'ſchen Styl, der im Drama für die dialektiſche Durchführung eines Thema die ſcharfe Gegenſtellung der Charaktere fordert. Carlos und Beaumarchais bekämpfen das Gewinſel des ſchlaffen Weichlings, der zwiſchen der Leidenſchaft der Liebe und dem eiteln Ehrgeiz des Pamphletiſten und Staatsmannes wie eine Wetterfahne hin und her ſchwankt. Goethe fühlte als Künſtler den nothwendigen Gegenſatz, allein ſein Abfall vom Leſſing'ſchen Styl ging Hand in Hand mit ſeinem Hang zur Auflöſung des unbequemen Sittengeſetzes. Im Egmont hätte der Dichter ſich wieder nach Form und Inhalt zurechtfinden können, denn der Held kämpft nicht für Freigebung ſeines Genuſſes, ſondern für Freigebung der Rechte ſeines Volks. Aus dieſer Tragödie der Freiheit wurde hier aber, freilich mit allen Reizen der ſanguiniſchen Muſe Goethe's, nur eine Elegie über den verblendeten, vom Glück über ſich ſelbſt berauſchten Helden. Goethe trug ſich lange mit dem Stück, es erlebte mit ihm ſeine erſte Epoche in Weimar, und er gefiel ſich in dieſer Selbſtbeſpiegelung als Günſtling bei Frauen und bei Hofe; er vollendete es in Italien neben dem Taſſo, dieſem zweiten Spiegelbilde ſeiner Perſon, ſeiner Dichternoth und Liebeswirren im deutſchen Ferrara. Im Zauber dieſer Selbſtbeleuchtung vergaß er die Größe, Wucht und Wahrhaftigkeit des geſchichtlich Realen. In der Geſchichte iſt Graf Egmont ein Ehegatte, ein Vater von zehn Kindern, aber ſeine Mitbürger gelten ihm noch mehr als der Altar des Hauſes. Staat und Volk ſind ihm Begriffe und Exiſtenzen, die ihm noch über das geheiligte Familienglück gehen. Nicht fahrläſſig verblendet, nicht ſelbſtgefällig im Glauben an ſein Glück und ſeinen Werth, ſondern um den Seinigen, die ſein Herz umfaßt, als Retter zur Seite zu ſtehen, weicht der hiſtoriſche Egmont nicht von der Stelle, und verfällt ſo, indem ſeine Gedanken trotzdem für Staat und Volk arbeiten, den Schlingen der Intrigue und des Geſchicks. Shakſpeare hat ſolche Charaktere gezeichnet, weil er ſie im Schooß ſeines Volksthums und auch in ſeiner geſtählten Mannesbruſt vorfand. Der epicuräiſche Egmont Goethe's in der leichtlebigen Grazie ſeines liebenswürdigen Egoismus ſchleicht Abends zum Liebchen und genießt, ſchlürft vom Becher der Liebesneigung, den ihm freilich eine ſo ſüße Mädchenſeele kredenzt, wie ſie nur je der Pinſel eines Künſtlers, maleriſch wie dichteriſch, gezeichnet. Goethe's Egmont iſt nur ſoweit Staatsmann, als der Edelmann in ihm für ſich und Andere das freie Behagen des Daſeins fordert und geſichert ſehen will, der Gedanke der Freiheit reicht bei ihm nur bis zur Freiheit des heitern Lebensgenuſſes; „nehmt Ihr's denn gar ſo ernſt, was iſt's dann werth?“ Der beſte Staat iſt ihm der, welcher am wenigſten genirt; außer dieſem ganz treffenden bonsens ſeines Inſtincts als Cavalier iſt er kein Politiker, und mehr als der beſte Staat gilt ihm das beſte

Herz, das er ſein nennt, das ſich ihm hingiebt mit allen Schätzen kindlicher Inbrunſt, ſich mit ihm — eben ſo vergeblich wie er ſelbſt — in die Luft ſprengt, um ihm im Schlafe als Traumbild der Freiheit zu erſcheinen.

Mit Egmont und Taſſo war Goethe's Entwicklung in ſeiner dichteriſchen Perſönlichkeit fertig; im Meiſter gab er dann das bürgerliche Epos ſeiner Bildung, zu der ihm Frauen verhalfen, und in der Iphigenie erfaßte er den Gipfelpunkt edler Weiblichkeit. Im Meiſter eignet er ſich die Fülle des reichen Erdenlebens an, um das Ideal und den Schlußpunkt für ſeine Ausbildung im Beſitz eines vollendeten Frauenweſens zu finden. Im Fauſt will er ſich auch den Himmel, ſelbſt mit Hülfe der leibhaftigen Hölle, erobern, um Alles, auch die Geheimniſſe des noch nicht in die Erſcheinung getretenen Lebens ſein zu nennen im Gefühl eines höhern Optimismus und im Drang eines Egoismus, wie er nur Titanen eignet. Wenn ihm die Hinneigung zur Antike behülflich ward, den Eudämonismus ſeines Weſens, den ſein Meiſter am vollſten entfaltet, in ſich feſtzuſtellen und ein Syſtem des „Allgemeinmenſchlichen" als ſeine Lebensreligion auszubauen, ſo hatte er zum Fauſt, um ſeine „Gott-Natur" zu erkennen und zu empfinden, chriſtliche Elemente zu überwinden. Sein Fauſt iſt als Ergänzung Meiſter's ſein zweites Lebensbuch, das Werk, dem ſeine ganze Arbeitskraft von der Jugend bis ins höchſte Alter angehört, während Meiſter nur die 18 Jahre ſeiner üppig blühenden Manneszeit umfaßt. Als er den Meiſter ſchrieb, hatte er ſchon keine Freunde mehr;

keine Männer, nur Frauen beſtimmten ſein Selbſt. Fauſt reicht mit ſeinen Anfängen in ſeine Frankfurter Zeit, und der Einfluß des Zeitalters war auf dies Werk ſeiner Jugend- und ſeiner Greiſeszeit entſchiedener. Greifen wir in ſeiner Entwicklung zurück, ehe er in Weimar — wie ein Monarch, der keine Freunde hat, — ſich als Centrum in ſich ſelbſt abſchloß, alles Aufregende, leidenſchaftlich Bewegende ihm gehäſſig erſchien und die behagliche Heiterkeit ſeines helleniſchen Himmels ſich mit einem bald pantheiſtiſchen, bald egoiſtiſchen Götzendienſt in ihm feſtſtellte. Wir erledigen damit das wichtige Thema: Goethe und das Chriſtenthum.

Wie Goethe alle Elemente ſeiner Zeit an ſich herankommen ließ, um ſich mit ihnen zu meſſen, ſo hat er auch mit dem orthodoxen Chriſtenthum ſeines Jahrhunderts gerungen, eh' er ſich ihm entwand, um ſein freies Selbſt zu retten. Das elterliche Haus war voll chriſtlicher Stimmungen und Satzungen. In Leipzig hielt er ſich trotz der frommen Mahnung Gellert's von aller kirchlichen Gemeinſchaft fern; das „Klein-Paris“ lieferte ihn ſogar an Gemüth und Körper ſiech an die Frankfurter Heimath zurück. Der Pietismus trat hart auf ihn ein, ſolang er kränkelte. Straßburg erſt und das Gefühl einer jungen Liebe machte ihn wieder friſch und frei. Abermals zurückgekehrt, äußerte die fromme Klettenberg einen wohlthuenden, ſittlichenden Einfluß, und obſchon er ihr gegenüber ſeine Freiheit im Glauben feſthielt, ſo erklärte er ſich doch für den Segen unmittelbarer Eingebungen, womit der Pietismus ſich von dem ſteifen, trocknen Kanon der Buchſtabengläubigen zu jeder Zeit trennte. Aus der Bibel, war ſie ihm auch nicht unmittelbar Gottes Wort, ſchöpfte er Zeitlebens von Jugend auf bis in ſein Greiſenalter Kraft, Muth und Selbſtgewißheit ſeines innern Menſchen. Damals ſchrieb er, zu Anfang 1773, noch vor dem Götz: „Zwo wichtige, bisher unerörterte bibliſche Fragen zum Erſtenmal gründlich beantwortet von einem Landgeiſtlichen in Schwaben“, gleichzeitig den „Brief des Paſtors zu *** an den neuen Paſtor zu ****“, der ihn mit Lavater in Verbindung brachte. Lavater's Schweizerlieder hatten von Zürich aus patriotiſch gewirkt; der ſchüchterne Moſes Mendelsſohn wurde damals freilich ſchon plump aufgefordert, die Beweiſe von der Wahrheit des Chriſtenthums entweder zu widerlegen oder der Wahrheit die Ehre zu geben und ſich taufen zu laſſen. Lavater's „Ausſichten in die Ewigkeit“ hatten nach Goethe's Recenſion in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen das Verdienſt, „dem grübelnden Theil der Chriſten wenigſtens eine herrliche Welt vor die Augen zu zaubern, wo ſie ſonſt nichts als Düſterheit und Verwirrung ſahen.“ Sanct Lavatus bekämpfte das „chriſtusleere Chriſtenthum“ der Zeit, und der Dichter des Werther, der ſich dem All der Gott-Natur ans Herz warf, konnte auch jedem andern Aufſchwung ſchwärmeriſcher Innigkeit huldigen. Und der Prophet von Zürich übte perſönlich einen Zauber. „Biſcht's?“ rief er bei der erſten Begegnung dem Dichter zu;

„bin's,“ erwiederte Goethe und Beide ſanken ſich in die Arme. Auf der gemeinſchaftlichen Rheinreiſe und in Ems zugleich mit Baſedow, „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitte“, trieb Wolfgang Goethe freilich tauſend Kurzweil und tolle Poſſen, aber Lavater wußte ihn noch mit ſeinem „Biſch guet!“ zu beſchwichtigen; bei dem harten Dilemma jedoch: „Entweder Theiſt oder Atheiſt!“ bekannte ſich der Dichter in heiterer Laune lieber zum Letztern. Auch er ſuchte Gott, aber im Jubel eines ſchäumenden Herzens; auch er wollte den Menſchen ein Evangelium verkünden, aber das Evangelium aus den fünf Sinnen. Die ausſchließlich Frommen verfluchen die Natur als das Bereich des Böſen, und ihn trieb der Geiſt, lachend und harmlos zu beweiſen, daß auch die Einfalt der Seele, die den Reichthum des Lebens durchfühlt und durchſchmeckt, von göttlicher Art ſei. Er ließ den Leuten ihre Religion, mithin Jedem auch ſeinen Chriſtus. Denn auch der Heiland geſtaltet ſich Jedem nach eignem Bedürfniß. Der Klettenberg war Chriſtus der Geliebte, in dem allein ſie Leben athmete; für Lavater der allnahe, allgegenwärtige Freund, der ihm als ein Herzog des Lebens voranzog. In den „Bekenntniſſen einer ſchönen Seele“ gab Goethe den Ertrag ſeiner Auffaſſung eines weiblichen Herzens, das im Gottesſohn mit herrnhutiſcher Innigkeit ſeinen Bräutigam ſieht, der Welt freilich nicht ganz ohne Willkür, Eitelkeit und Laune entſagt, ſo daß dieſer gerühmte Gegenſatz einer heilig empfindenden Frauenſeele in dem Pandämonium ſchrankenloſer Sinnenluſt, welche Wilhelm Meiſter's

Lehrjahre entfeſſeln, doch ziemlich ſchwach ins Gewicht fällt. Lavater ſammelte Chriſtusportraits zu ſeiner Phyſiognomik; jeder bedeutende Zeitgenoſſe ſollte in ſeiner Art, ſich Chriſtus vorzuſtellen und in einem Schattenriß zu zeichnen, ſich ſelbſt ſchattiren, und Goethe war ihm auch bei Abfaſſung des Textes, nicht blos bei ſeiner Gewandtheit in der Führung des Stiftes behülflich. Mephiſto-Merck's Spott wurde abermals Anlaß, daß Goethe's Gutmüthigkeit ſich nicht wieder verirrte. Lavater predigte am Rhein vom Schiffe aus, während das Volk ſich wie weiland vor Jeſus von Nazareth am Ufer verſammelte. Die Weiber zumal verfolgten den Apoſtel bis in ſein Schlafzimmer im Gaſthof, und Merck ſagte: Natürlich, die Weiblein wollten ja doch auch wieder ſehen, wo ſie den Herrn hingelegt! Die Selbſtvergötterung ſchlich ſich ein in den frommen Dienſt und Lavater gefiel ſich in der Rolle des Propheten, wenn nicht eines zweiten Erlöſers. In der Bedrängniß des Herzens bei ſeinen Liebeswirren mit Lili flüchtete ſich Goethe immer noch gern zum Mann von Zürich, Troſt und Hülfe bei ihm ſuchend; in jeder Krankheitsanwandlung Leibes und der Seele war er allezeit vielfach hülfsbedürftig. Auch ſeine Ueberſiedlung nach Weimar ſtörte nicht den Verkehr mit Lavater, wenn er dieſem auch 1776 ſchrieb: „Alle Deine Ideale ſollen mich nicht irre führen, wahr zu ſein, gut und böſe, wie die Natur.“ Warnungsbriefe über ſein weltliches Treiben in Weimar, wie ſie von Klopſtock und der Gräfin Stolberg kamen, mochten auch von Lavater nicht ausbleiben. Goethe entgegnete: „Lieber Bruder, ſei nur ruhig um mich. — Ich bin nun ganz eingeſchifft auf der Woge der Welt, voll entſchloſſen, zu entdecken, gewinnen, ſtreiten, ſcheitern, oder mich mit aller Ladung in die Luft zu ſprengen.“ Noch während ſeines erſten Aufenthalts in Italien war Lavater's Geltung für ihn bedeutend genug; ſelbſt die Herzogin Amalie ſchrieb damals: wäre ſie eine große Monarchin, ſo müßte er ihr Premierminiſter ſein, ſolche Stelle würde er „ſo gut bekleiden wie jetzt die von einem Premierminiſter Chriſti.“ Des Propheten Wunderglaube ſchlug aber ſeit ſeiner Verbindung mit dem Teufelsbeſchwörer Gaßner bald genug ins Fratzenhafte, durch ſeine enthuſiaſtiſche Anpreiſung Caglioſtro's und ſeine Anekdoten aus dem Geiſterreich ins Lächerliche um. Goethe brach völlig mit ihm und die Xenien geißelten ſpäter in ihm das Gemiſch von Heiligkeit und Eitelkeit.

Gegen Baſedow war gleich Anfangs ſchon zur Zeit ſeines innigen Verkehrs mit Lavater der Muthwille ſeiner freien Luſt und Laune gerichtet. Dieſer Pädagog unter den Sturm- und Drangmännern der Goethe'ſchen Jugendzeit erſtrebte eine Reform der Erziehung in mündlicher, handgreiflich verſtändlicher Lehrweiſe und in Nutzanwendung ſelbſt der antiken Sprachen für den Tagesgebrauch und für die Bedürfniſſe des Augenblicks. Dazu konnte ſich Goethe bekennen, da ſeine Natur aus Umgang und lebendigem Verkehr mit Menſchen die beſte Nahrung zog; allein Baſedow war perſönlich plump, täppiſch, eigennützig, barock und ſchmutzig, und Goethe, von alledem das Gegentheil, rügte noch in

„Dichtung und Wahrheit“ den ſchlechten Knaſter, den der Philanthrop im Wagen ihm vorgeſtänkert. — Jung-Stilling, ſchon ein Straßburger Genoſſe, wurde als Wunderdoctor nicht ſo manierirt wie Lavater als Prophet; er ſchilderte in ſeinem Leben die Scene des Wiederſehens in Elberfeld, wo Goethe um den Wirthshaustiſch getanzt, daß die Leute ihn für närriſch gehalten. Auch den Hochmuth dieſes „Gottfühlers“ ſtrafte Goethe mit den Worten: „Der wunderbare Menſch glaubt, er brauche nur zu würfeln und unſer Herrgott müſſe ihm die Steine ſetzen!“ — In Friedrich Heinrich Jacobi zu Pempelfort erlebte er nicht juſt eine Caricatur der gottſeligen Richtung, aber die ſchwärmeriſchen Momente ſeiner Freundſchaft mit ihm gehörten doch nur ſeiner Wertherſtimmung an, und je mehr er nach den Offenbarungen der fünf Sinne, zur Ergänzung der Offenbarungen des Glaubens, trachtete, mußte er gemach auch mit dieſem empfindſamen Philoſophen brechen, deſſen „Gefühlserkenntniß“ in bodenloſe Dunkelheit verſchwamm. Für ihn konnten ſich Gott und Natur nicht wie Himmel und Hölle ſpalten, und ſo konnte er ſich ſchließlich zu Spinoza's Lehre bekennen, ihr wenigſtens einige Maximen abgewinnen; die Identität der innern und äußern Welt erfaßte er in dem Worte „Gott-Natur“. Treffender iſt das Ineinanderweben von Gott und Natur, Geiſt und Materie, Kern und Schaale nie ausgeſprochen worden als in Goethe's Verſen: „Ins Innre der Natur dringt kein erſchaffner Geiſt, das hör' ich ſeit Jahrzehen wiederholen und fluche drauf, aber verſtohlen“ u. ſ. w. Auch

Leſſing hat ſich ſchließlich zum Spinozismus bekannt. In den Urbrei des unterſchiedsloſen Spinoziſtiſchen Chaos konnte ſich Goethe mit ſeinem Drang zum freien Ich als Mittelpunkt der Welt freilich nicht verlieren; ſein Gedicht: „Und wenn mich am Tag die Ferne blauer Berge ſehnlich ſieht“ u. ſ. w. iſt die ſchönſte und innigſte Feier des Menſchenwerthes. Roſenkranz ſagt, Goethe ſei „zu ſehr Dichter“ geweſen, um ſeine philoſophiſchen Anſchauungen feſter zu erläutern. Die Verſagung auf der einen Seite ſoll auf dieſe Weiſe durch ein Zuviel auf der andern erklärt werden. Roſenkranz ſpricht auch von der „milden Verſöhnlichkeit in Goethe's univerſell chriſtlichem Weſen“. Mich dünkt, nicht ganz mit Recht. Goethe glaubte an eine Offenbarung Gottes im All; die Offenbarung im Geiſte und im religiöſen Mythus war ihm nur einer der Factoren dazu. Allgemein menſchlich iſt der Ausdruck für ſeine Ueberzeugungen, und wie er ſich zum Evangelium aus den fünf Sinnen bekannte, ſo blieb er und war gern zugleich Heide, wie er Winckelmann als „gebornen Heiden“ rühmte. Er war auf philoſophiſchem Gebiet zu ſehr Empiriker, zu ſehr mit dem einzelnen Fall beſchäftigt, ein Denker auf eigene Hand. Fand er Methode in irgend einem Stoffe der Forſchung, ſo ward ſie ihm gleich bei ſeinem „realiſtiſchen Tic“ zum Mechanismus. In der Metamorphoſe der Pflanze ſuchte er nach der Urpflanze ſtatt nach der Idee der Pflanze als Totalität. Schiller erſt mußte ihm zurufen, das ſei keine Entdeckung mehr, die er gemacht, ſondern eine Idee, die er gefunden. Der Philoſoph findet und entdeckt, der Poet erfindet und macht. Seit 1790 ſtieß Goethe auf die Entſtehung der optiſchen Farben, 1810 gab er ſeine Farbenlehre als Ganzes. Er ſetzte ſie Newton entgegen und erklärte als Urphänomene der Farben: Gelb, durch Trübung des Hellen, und Blau, durch Aufhellung des Dunkeln. In dieſen zwei Factoren ſah er die Polarität der Farbenbildung, wie er es nannte, und erläuterte die ſecundären Farben: Orange, Violett und Grün, nicht als chemiſche Miſchung von Roth und Gelb, Roth und Blau, Blau und Gelb, ſondern als andere Stellungen des Hellen und Dunkeln zu einander, inſofern das eine ein Medium des andern wird. Alle Welt war dagegen, wenigſtens Mathematiker und Phyſiker; erſt die Hegel'ſche Philoſophie erklärte ſich dafür, indem ſie die Goethe'ſchen Anſchauungen logiſch vertiefte. Goethe machte als Naturforſcher ſubjective Entdeckungen, konnte ſie aber nicht bis zum Centrum der Speculation zu Ende führen, weil er keinen Sinn hatte für die objective Exiſtenz der Ideen. Auch ſeine andern wiſſenſchaftlichen Forſchungen blieben vereinzelt. Dazu gehört ſein Nachweis eines os intermaxillare, für Thiere wie Menſchen gemeinſam in der obern Kinnlade; doch ſei dieſer Schalteknochen beim Menſchen ſehr früh verwachſen, bleibe nur beim Thiere ſelbſtändig. (Seine lateiniſche Abhandlung erſchien 1786.) Die Wiſſenſchaft wurde neidiſch, daß ein Poet ſolche Enthüllungen gab, verdächtigte ſogar ſein Anrecht zu jener Entdeckung, wie auch ſeine Annahme, daß die Schädelknochen, weil das Rückenmark in die Kopfhöhle mündet, Rückenwirbelknochen ſeien. In der Oekonomie der Schöpfung ſprach er von einem Geſetz der „Schadloshaltung", indem die Natur die Verſchwendung, die ſie geübt, durch Geiz wieder ausgliche, wie bei der Giraffe. Unſere neidiſchen Naturforſcher überſahen dies als Dilettantismus, bis ein franzöſiſcher Akademiker, Geoffroy St. Hilaire, ſich für dies balancement des organes erklärte und den deutſchen Dichter (1830) als Autorität dafür citirte. Seine Witterungslehre (1825 erſchienen), auf den Höhen der Dornburg bei Weimar jahrelang erprobt, gründete ſich auf Howard's Wolkentheorie. Nicht ſelten aber blieben Goethe's wiſſenſchaftliche Anſchauungen Liebhabereien für das ſeiner Natur und Stimmung Bequeme. Er war Neptuniſt und blieb es dem Vulcanismus gegenüber, auch nach der Bekanntſchaft mit Leopold v. Buch's Hebungstheorie. Er beugte ſich zwar ſchließlich vor Alexander v. Humboldt's Werk über den Bau der Vulcane, kehrte aber doch gern zu Thales und deſſen Wort: Waſſer iſt das Beſte! zurück. Goethe faßte Geiſt und Natur nur ſoweit ſie dem Behagen und den Bedürfniſſen ſeines perſönlichen Ichs entſprachen. Die Kantiſche Kritik der reinen Vernunft konnte er ſich nur ſtellenweis aneignen, die Kritik der Urtheilskraft mußte ihm erſt Schiller erſchließen. Er war intuitiv, und mußte Alles faßlich gegenſtändlich haben. Somit kann man ſagen, er ſei zu ſehr plaſtiſcher Künſtler geweſen, um theoretiſcher Denker zu ſein, ſo wenig er, nach ſeinem Geſtändniß, ganz ohne Philoſophie leben konnte. Seine Philoſophie war für ihn perſönlich eine Lebensphiloſophie, eine Methode und ein Inſtinct, ſich mit den Stoffen der Welt und des Geiſtes abzufinden. Was die Antike ihm wurde für die Form, dergeſtalt, daß er dieſer Form oft genug den Gehalt ſeines Jahrhunderts anfügte oder gar opferte, das wurde ihm Spinoza für ſeine ſittliche Haltung und Stimmung, ohne freilich dieſen ſittlichen Inhalt aus dem Bereich der Paſſivität und aus dem ihm bequemen Waltenlaſſen der Natur herauszuretten. Spinoza befeſtigte ihn blos in ſeinen eignen Lebensmaximen: „Was machſt Du an der Welt; ſie iſt ſchon gemacht!“ und: Gott und Natur walten und weben in einander.

Seine epiſche Natur hielt ihn ab, das, was er als ein Geſetz der Natur fand, mit den Poſtulaten der ſittlichen Vernunft zu vereinbaren. Und doch glückte ihm die Verſöhnung ſeines Fauſt mit dem Himmel. Dies größte ſeiner Werke, das ihn ſeit der Frankfurter Jugendepoche bis in ſein höchſtes Alter beſchäftigte, dieſe Divina Comödia der Deutſchen, im Titanenſturm erſter Kraft unternommen und mit der betrachtungsſüchtigen Weisheit des paſſiven Greiſes vollendet, giebt die ganze Summe ſeines Weſens jung und alt. Man kann den Beginn ſeines Fauſt bis in ſeine Betrachtung und in ſein Studium des Straßburger Münſter hinaufführen, und in der That, was dieſer Dom in der Baukunſt, iſt der Fauſt in deutſcher Poeſie. Goethe's Frankfurter Jugendepoche war überhaupt an dichteriſchen Entwürfen größer, reicher, mächtiger, den Stoffen und der Form nach nationaler als ſeine Mannesblüthe in Weimar. Was er in dieſer ſchrieb, ſind Tempelbauten mit Kuppeln und joniſchen Säulen; was jener Epoche angehört, iſt von gothiſch-germaniſchem Styl. Auch die Scenen des erſten Fauſttheils, die dramatiſch und poetiſch mächtigſten im Gedicht, fallen in die Frankfurter Zeit, und ſeine Bekanntſchaft mit Hans Sachs und den Volksliedern des Mittelalters beſtimmten in ſeinem großen Inſtinct ſelbſt die richtige Versform für den Ideengehalt. Die andern Entwürfe jener Zeit, Prometheus, Ahasver, Mahomet, ſind Bruchſtücke geblieben. Fauſt ſchien ebenfalls dazu vorherbeſtimmt zu ſein, wie es ja ſelbſt in der Idee des germaniſchen Kirchenbaues liegt, als Andeutung des Unendlichen in der Form nie ganz vollendet zu werden. Der Contemplation des Greiſes blieb vorbehalten, dieſer Dichtung einen Abſchluß und in ihm zugleich ein teſtamentariſches Bekenntniß zu geben. — Im Fauſt hat der Dichter ſich nicht beholfen und begnügt mit dem bloßen „ſchönen Abglanz", an dem die Poeſie, wie er ſagt, „ihr Leben" hat, wie im Taſſo, wo ſelbſt das hiſtoriſch Gegebene reicher iſt als der ſtoffliche Inhalt des Gedichtes. Er ſcheut hier nicht die ganze Schwerkraft des Realen ſelbſt bei ſymboliſch gegebenem Ideengehalt; er greift ſogar weiter bis in die äußerſte Möglichkeit der Erweiterung des Stoffes. Selbſt die ganze Geneſis einer Kindesmörderin aus Unſchuld und Liebe wird uns entwickelt bis zum Köhlerglauben des deutſchen Mittelalters, daß die Strafe der Hinrichtung vor dem Richter Jenſeits die Schuld ſühne. Dem Dichter des Wilhelm Meiſter lag es wahrlich nahe, den Fehltritt der lieblichen Mädchenſeele als ein harmlos ſüßes Gebot der Natur zu rechtfertigen, ja zu glorificiren. In dem großen Romane wimmelt es ja bei der ſchrankenloſen Hingabe der Geſchlechter nicht an holden Baſtarden, die, — wie Shakſpeare ſagt — im feurigen Diebſtahl der Natur erzeugt, ſittlich und polizeilich unbeanſtandet herumlaufen. Gretchen tödtet bewußtlos in irrer Angſt und Scham ihr Kind, und die befangene Unſchuld aus dem germaniſchen Mittelalter will dem Geliebten, ob er ſchon die Macht hat, ſie aus dem Kerker zu führen, nicht folgen, ſie bleibt dem Henker treu, um den ewigen Richter mit ihrem Tode als Verbrecherin zu verſöhnen. Hier iſt keine Scheu, wie im Taſſo, den Stoff bis zu den äußerſten Conflicten und Hochpunkten fortzuführen, im Gegentheil, das Craſſeſte ſogar in der gemeinen Wirklichkeit wird uns nicht erſpart, auf dem Blocksberg mit diaboliſcher Laune in naiven Knittelreimen gegeben. Goethe geſtand Schiller, zum Tragiſchen kein rechtes Zeug in ſich zu haben; er fürchte, der bloße Verſuch dazu werde ihn zerſtören. Und hier hat er doch in Behandlung Gretchens als Opfer in einer Weiſe der tragiſchen Unerbittlichkeit gehuldigt, die an Grauſamkeit grenzt. Daß an Fauſt keine entſprechende Rache vollzogen wird für die geknickte liebliche Blume, hängt wohl mit Goethe's Eudämonismus zuſammen, mit ſeiner leichten Annahme einer naturgemäßen Beglückung der Naturkräfte, die ſich ſelber Zweck und Ziel ſind. Dies geht auf dem Blocksberg bis zur Verthierung des Teufels, der doch Anfangs wie ein Herr Baron auftritt. Die Verthierung iſt auch für den Menſchen die eigentliche Hölle, das Böſe iſt nur eine Verirrung der guten Kraft, der Teufel eine Caricatur Gottes.

Fauſt iſt der moderne Titane, der den Himmel ſtürmt, um Gott gleich zu ſein, d. h. ſich alle Geheimniſſe und Schätze der Welt zu erobern. Er klaubt Anfangs als hochgelahrter Doctor an der Deutung des Wortes Gottes, und findet, an der Erkenntniß verzweifelnd, daß es heißen müſſe: Im Anfang war die That. Dies ſei der wahre Logos, das richtige Verſtändniß des Wortes. Er will es mit der That verſuchen, aber ſie führt ihn blos zum Genuß. Er will im Erkennen und Genießen ſein nennen, was je der ganzen Menſchheit zugetheilt war und iſt. Alles ſoll ihm Gegenwart werden, und ſo muß ihm der Höllenzwang behülflich ſein, ſelbſt die Perle des Alterthums aus den Schatten der Nacht heraufzuzaubern. Für Gretchen, nach Büßung der Strafe, die ſie inſtinctartig über ſich ergehen ließ, ward der Himmel geſichert; die Stimme von oben rief: Gerettet! Mephiſto aber rief: Heinrich, her zu mir! Fauſt's Pact mit dem Teufel iſt alſo mit dem Ende des erſten Theils noch nicht erledigt. Selbſt das alte Volksbuch hat noch reichhaltige Momente, die poetiſch auszubeuten waren. Fauſt und Mephiſtopheles beſchwören als Nekromanten vor dem Kaiſer den weiſen König Salomo aus dem Geiſterreich herauf. Auch Helena, dieſer Ausbund aller weiblichen Schönheit, muß im alten Volksbuch erſcheinen und Doctor Fauſt erzeugt mit ihr — wie weiland Achilleus mit dem Schatten der Helena — einen Sohn, Juſtus Fauſt. (Ein anderer Sohn des mittelalterlichen Teufels mit einer frommen Nonne, die der Böſe im Schlafe beſchleicht, war der Merlin in alter Sage und Dichtung.) Goethe's Fauſt und Mephiſto erwachſen ſchon am Ende des erſten Theils der Dichtung zu Begriffen der modernen Menſchheit in deren Streben nach der Höhe und Tiefe. Schiller bereits faßte ſie ſo in ſeiner Hinneigung, die concreten Individuen der Poeſie metaphyſiſch zu vertiefen. Dem contemplativen Weſen des greiſen Goethe konnten Fauſt und Mephiſtopheles als allegoriſche Vertreter gar wohl die geſammten Gebiete der Wiſſenſchaft, der Kunſt und des Lebens umfaſſen, wenigſtens in Reflexionen und Epigrammen, wofern die ſchöpferiſche Geſtaltungskraft des Alters zu ſchwach geworden, um noch plaſtiſche Gebilde zu liefern wie im erſten Theile. Die Blocksbergsſcenen ſind ſchon früh gedichtet, in Rom, im Garten Borgheſe, das Zwiſchenſpiel Helena ebenfalls in der Zeit der Hinneigung des Dichters, ſich in antiken Maßen zu ergeben und in dieſen „weiten Falten", die ſprachlich das Höchſte in deutſcher Zunge liefern, zugleich helleniſche Geſinnung und Anſchauung zu geben. Je weniger es im höchſten Alter reizte und gelingen wollte, concretes Leben zu ſchaffen, je intenſiv ſchwächer, wie auch in den Wanderjahren, die geſtaltende Kraft wurde: deſto maleriſcher kleidete ſich die Ausdrucksform, die bloße Vegetation der zu Rüſte gehenden Poeſie Goethe's. Symbol und Allegorie verdrängen als Surrogate die lebendige Schöpfung, und die Reflexion zieht immer mehr bloße Gedankenſtoffe heran. Fauſt vor Kaiſer und Reich iſt eine ſehr ſchwache Geſtaltung; was ſelbſt betäubte Goethianer eingeſtehen. „Dieſe ganze Schilderung iſt langweilend, ſoll es aber auch wohl ſein!“ ſagt Roſenkranz. Langeweile bezwecken, wäre die äußerſte Spitze überwacher Ironie! Die poetiſche Schwäche im zweiten Fauſttheil liegt vielmehr, wie in den Wanderjahren, darin, daß das politiſche Völkerleben in Goethe's reichem Acker die kalte Stelle war. In der Fortſetzung von Wilhelm Meiſter's Lehrjahren ſtrebte der Dichter als Kosmopolit eine ſociale Menſchheitentwickelung an, welche die politiſche Völkergeſchichte überſpringt. Er ſieht wohl ein, daß die Völker frei ſein müſſen, ſoll die Menſchheit ſich entfalten, und ſein Fauſt gewinnt dem Meere Boden ab, um „mit freiem Volk auf freiem Grund zu ſtehen“. Allein dies bleibt, gegen das gehalten, was der Dichter früher mit der Blüthenfülle ſeiner reichen Dichterbruſt ausſtattete, abſtract, ein kaltes, lebloſes Princip. —

Goethe hat in den zweiten Theil des Fauſt, nach ſeinem eignen Geſtändniß, ſo viel „hineingeheimniſſet“, der anfängliche Schauplatz der Intereſſen, der uns den Kampf des Individuums, ſowie ſeine Verbrüderung mit dem Teufel und ſein Ringen nach den Geheimniſſen Gottes und der Welt zeigte, iſt durch die bunteſten Eindichtungen ſo ſehr ausgedehnt, der Greis Goethe hat alle ſeine Lieblingsſtudien, ſo viel eigenſte Laune, ſo viel Schooßkindergedanken in den Faden des Poems hineinverwoben, und durch den Conflict zwiſchen Romantiſchem und Antikem, der ſich als ein Hauptthema des zweiten Theiles ſchon früh geltend machte, iſt der urſprüngliche Geſichtskreis in ſo vage Ferne verzogen, daß es wirklich noth thut zu fragen, ob denn für dieſe weitgeſchweiften Lineamente, für dieſe abſichtlich, mithin allerdings willkürlich gehäuften Kreisbögen noch ein Mittelpunkt zu finden ſei. Iſt jener Fauſt, wie wir ihn aus dem erſten Theile der Tragödie kennen, jener Titane, der ſich nicht ſcheut, die Schlöſſer an den Pforten der Hölle zu entriegeln, um in den wandelnden Geſtaltungen der Erſcheinungswelt das Ewigbleibende zu erſpähen, mit dem Himmel, den er verſcherzte, wirklich verſöhnt? Dieſe Frage iſt ſo metaphyſiſcher Art, daß die ausweichende Antwort, das ganze Thema ſei nur philoſophiſch zu erledigen, ſehr nahe liegt. Und doch iſt es die Frage, die ſich der Dichter ſelbſt ſtellte; es iſt auch eine Frage der Menſchheit. Hat ſich der Dichter einmal das Labyrinth der Gedankenwelt eröffnet, ſo muß er auch berufen ſein, die Löſung der Aufgabe zu verſuchen. Und Goethe hat mit ſo tiefer, heiliger Treue, wie ſie der deutſchen Nation inwohnt, an dieſem Verſuch bis auf den letzten Athemzug ſeiner dichteriſchen Bruſt gearbeitet. Erfaſſen wir das Centrum der überhäuft complicirten Intereſſen ſeiner Dichtung, ſo dürfen wir geſtehen, daß die Aufgabe, Fauſt dem Himmel zuzuſprechen, auf die tiefſte Weiſe, wie ſie nur der Anſchauung des Dichters möglich, als gelöſt zu erachten iſt. Damit iſt noch keineswegs der ganze zweite Theil des Doppelſtückes erklärt und gerechtfertigt. Dieſer bedarf ſogar für ſeine weitbauſchigen Anhäufungen, ſeine Anſpielungen auf Zeitgenoſſen und ſeine Bezugnahme auf die

Verirrungen unſerer mythologiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen weit mehr noch als Ariſtophaniſche Nationalpoſſen und Dante's Myſtificationen eines kritiſchen Scholiaſtenhandwerkzeugs.

Solchen Commentar lieferte Löwe in Stettin, der bekannte Balladencomponiſt. Wie es Eſelsbrücken giebt für claſſiſche Autoren, ſo macht der verblümte zweite Fauſt-Theil auch ſolche für ſich nöthig. F. Deycks hatte als Commentator das Verdienſt, die claſſiſche Walpurgisnacht in ihrem ideellen Zuſammenhange mit dem romantiſchen Fauſt und in ihren kryptologiſchen Einzelnheiten zur Genüge zu erklären. Ueberlaſſen wir Beiden die philologiſchen Ergebniſſe ihrer Unterſuchungen und halten uns an den Kern der Sache. — Fauſt hat im Beſitze Gretchens den Himmel nur geahnet, aber nicht verſtanden; er blieb ihr gegenüber verſchloſſen vor dem Glück, das in einer Liebe beſteht, die ſich ſelbſt und ihr Höchſtes opfert. Ihn verlangt, da Gretchen vergänglich und zerbrechlich war, nach einer unvergänglichen Schönheit, er ſehnt ſich nach dem Beſitze der Helena. Mephiſtopheles erſchrickt, denn er fühlt ſeine Ohnmacht, als romantiſcher Teufel über claſſiſche Geſtalten etwas zu vermögen. Er verweiſt jenen an die „Mütter", und Fauſt ſteigt in das nachtdunkle Reich dieſer Geheimnißvollen, deren eigentliche Bedeutung zuerſt Roſenkranz nachwies. Dieſe räthſelhaften Mächte, welche der Erſcheinungswelt fern liegen, ſind die vorweltlichen Ideen, nur nicht ſo, wie ſie Plato dachte, ſondern in dem Urdunkel der Schöpfungsſagen, wo ſich Geiſt und Materie noch in einander verhüllten. So ſind dieſe Mütter die Urideen als Urelemente, noch weit antiker gedacht als im Platoniſchen Idealismus, und mit den erſten Philoſophemen Griechenlands, wie mir ſcheint, enger zuſammenhangend. Helena erſteigt aus der Nacht, und Fauſt zeugt mit ihr den Euphorion, das zügelloſe, launenhaft romantiſche, überſchwenglich moderne, ſchnell aufflatternde Kind der Poeſie, das die Sehnſucht nach dem Claſſiſchen, ſeinem Mütterlichen, dem es entartete, ergreift, und das nach dem neuen Griechenland zufliegend, plötzlich ſtirbt. Aus dieſer Allegorie taucht Byron's Geſtalt hervor, wie Deycks dieſe treffende Anſicht aufſtellte. Eben ſo gelungen ſind die Anſpielung auf Vulcaniſten und Neptuniſten, Creuzer's Krug- und Topfgötter, Voſſiſche Entgegnungen und Lobeck's Kureten und Korybanten gedeutet. Im Wagner wird die Abſtraction des philoſophiſchen Gedankens carikirt. Der mit Unfruchtbarkeit geſchlagene Abſtractionsdenker präparirt mit Umgehung der natürlichen Zeugung einen Phosphor-Menſchen, den Homunculus, in deſſen weiterem Geſchick Goethe's Polemik gegen die Vulcaniſten unter den Naturforſchern ſich ergeht.

Nach der Kataſtrophe mit Helena, die keineswegs poſitiv genügend ſich auflöſt, wendet ſich Fauſt zur politiſchen Thätigkeit. Auch Deycks geſteht, daß die Intereſſen der Fauſtſage im vierten Acte ziemlich ſchlaff zerfallen, und ich möchte hinzufügen, daß ſich hier der Muſe des Dichters eine Trägheit bemächtigt, die den Stoff, das Leben, ja den Gedanken des Daſeins faſt aufgeben zu wollen Miene macht. Eine ſchwächliche Ironie zerſchlägt die Intereſſen des Völkerlebens, und wo der Held der Sage, nach Befriedigung der metaphyſiſchen und mittelalterlich-antiken Lebensrichtungen, zum Fauſt unſerer Zeit werden ſollte, erlahmt die Dichtung in ſich ſelbſt. Fauſt giebt das öffentliche, das ſtaatliche Leben auf und wendet ſich zu ökonomiſch-bürgerlicher Thätigkeit. In dieſer Schwäche des Gedankens liegt faſt ein Verrath am Völkerleben, ein Verzichten auf die Offenbarung weltgeſchichtlicher Wahrheit in den Stoffen der Nationalintereſſen. Es iſt ein deutſcher Weiſer, der dies predigt, ein deutſcher Weiſer, dem für Weltlitteratur, für Weltleben, aber nicht für Weltgeſchichte ein Blick in die Zukunft geſtattet war. Aber dieſer große deutſche Weiſe hat auch die idealiſtiſchen Intereſſen ſeiner liebſten Pflegekinder in den Wanderjahren einem materiell-arbeitſamen Leben geopfert. Es iſt gut, daß Alles den Kothurn verläßt und Alles auf dem Soccus des bürgerlich-geſelligen Phlegma's mühſam keuchend am Joche der Alltäglichkeit einherſchlendert! Wenn Wilhelm Meiſter ſeine ideale Bildung aufhebt, Philine ihr Sylphenleben über der Schneidernaht vergißt, ſo muß auch der himmelſtürmende Fauſt als Straßenpflaſterer und Ackerbürger ſchließlich „reſigniren". Wäre das humoriſtiſcher, ironiſcher durchgeführt, dann wäre es haltbar, denn dann ſchimmerte die Ahnung noch hindurch, das Ideelle könne ſich auch im Ideellen befriedigend abſchließen; ſo aber als gepredigte Weisheit, iſt es für die innern Mächte des geiſtigen Lebens eine troſtloſe Demüthigung.

Endet denn aber Goethe's Fauſt wirklich in dieſem Verzichten auf Befriedigung ſeines tieferen Menſchen? Kann er im Schooße materieller Betriebſamkeit wie Wilhelm Meiſter als „Entſagender“ langſam hinkranken und hinſterben? — Als Greis tritt er zuletzt auf, matt und gebrochen; das Unglück tobte auf ihn ein, er iſt erblindet und trägt die Gebrechen des Alters. Da überfällt ihn noch einmal die Erinnerung an das Feuer ſeiner jugendlichen Begeiſterung; wie eine heilige Mythe überſchleicht ihn das Gefühl, er ſei mit dem göttlichen Drange in die Welt hinausgezogen, das Abſolute zu erkennen und unter dem Wandel der erſcheinenden Geſtalten des Lebens ein Ewiges herauszuſchauen. Und dieſe Sonne iſt nicht in ihm erloſchen; blind, wird er innerlich ſehend, und mit dem letzten Abendſtrahl ſteigt der alte Traum der Jugend, Gott und Natur zu ſuchen, in ihrem geheimſten Weſen, wie eine Fata Morgana leuchtend wieder auf; ſein letzter Gedanke, eben dieſe Wehmuth, die ihm die Erinnerung einflößt, wird wieder ſein erſter Gedanke, wie er ihn in der Fülle des jugendlichen Strebens erfaßte. In dieſem Bewußtſein, nie das Heiligthum der Menſchenſeele, die Sehnſucht nach Erkenntniß des Ewigen, aufgegeben zu haben, in dieſer Selbſtverſicherung, nie dem irdiſchen Augenblicke wohlgefällig den Kuß zum ewigen Bunde geboten zu haben, liegt die Möglichkeit ſeiner Rettung. Daß der Teufel in ſeiner fleiſchlichen Begier beim Anblick der Engelgeſtalten als Päderaſt ad absurdum geführt wird, iſt für die Erlöſungsgeſchichte des Fauſt nur Beiwerk und Zuthat diaboliſcher Erfindung. Fauſt iſt nicht durch die ſchließliche Dummheit des Teufels, ſondern durch ſich ſelbſt gerettet. Im kreiſenden Wellentanze des Lebens hat er innerlich keinen Stillſtand erlebt, die Begierde trieb ihn zur Begierde, aber nie erſchien der Augenblick, zu dem er ſagen mochte: „Verweile doch, du biſt ſo ſchön!" Er hat das Abſolute nicht gefunden, aber auch nicht aufgegeben. Er hat keinen Ruhepunkt erreicht unter den Erſcheinungen der Dinge dieſer Welt, in keinem Sein den Gott gewähnt, vielmehr das ewige Werden als das Ewige erkannt. Hierin liegt, wie geſagt, die Möglichkeit ſeiner Rettung. Seine Befähigung dazu findet er im Abſchluß ſeiner Gedanken. Nachdem er ſeinen Wiſſensdrang als unzulänglich erkannt, nachdem er mit Gretchen die Ahnung eines Himmels verloren, ihn auch nicht im Beſitz und Genuß der abſoluten Frauenſchönheit, der Helena, gefunden, hat er ſich entſchloſſen, als thätiger Bürger nach der Wahrheit zu ſuchen. Anfangs war auch in ſeiner Luſt zum werkelthätigen Leben noch Egoismus. Plötzlich aber entdeckt er mitten in ſeiner Arbeit ein Ziel, das des Schweißes der Edelſten und Beſten werth iſt, ſein Thun ſoll ſegenſpendend werden für einen Bruchtheil der Menſchheit von Geſchlecht zu Geſchlechtern. Die Scholle Erde, die er dem Meere abgewonnen, ſoll ein Schauplatz für Tauſende, für Millionen nach ihm werden. Der Egoiſt, der für ſich titaniſch den Himmel erobern wollte, begiebt ſich ſeines Ichs und will im Raum irdiſcher Wirklichkeit einen Himmel ſchaffen; ſeine Liebe zum Schönen, die ihn als Genußſucht im Stich ließ, ſelbſt einem Gretchen, einer Helena gegenüber, wird eine Liebe zum Guten. Er nennt es ſein Letztes, Höchſterrungenes, eröffnet er Räume vielen Millionen, nicht ſicher zwar, doch thätig-frei zu wohnen; — dieſem Sinne iſt er ganz ergeben, das iſt der Wahrheit letzter Schluß: „nur Der verdient ſich Freiheit und das Leben, der täglich ſie erobern muß“; und dann, — „auf freiem Grund mit freiem Volk“ — möcht' er zum Augenblicke ſagen: „Verweile doch, du biſt ſo ſchön! Dann kann die Spur von ſeinen Erdentagen nicht in Aeonen untergeh'n.“ So iſt der Jugenddrang, der ſich zerſchlug, nur zur Greiſeswehmuth geworden, die ihn ſtill und ſanft beſchleicht. Er iſt derſelbe noch, der er war, aber er ſtürmt den Himmel nicht mehr, er läßt ihn über ſich walten, er gräbt nicht mehr mit Schaufeln nach der Weisheit, er läßt ſie über ſich kommen, fühlt ſich getragen von demſelben Athemzuge ſeines Geiſtes, der ihn früher mit Sturmesfittich in die Welt und in des Teufels Arme getrieben, er hat das alte metaphyſiſche Gelüſt, das Ewige zu ſchauen, nicht verlernt, die Flamme der titaniſchen Liebe leuchtet noch wie Abendſchein nach wüſten Tagen, er hat nicht ſein beſſeres Selbſt, nur ſeinen Egoismus aufgegeben und nun er, ſich zum Opfer bringend für Andere, ſeine Befähigung zur Seligkeit erwieſen hat, wird ſeine Rettung als Gnade von oben auch noch zur That, indem die heiligen und die ſeligen Frauen, die Mater dolorosa, das Princip der Gnade, und Gretchen, das Princip der Fürbitte, herniederſteigen und ſeine Seele gen Himmel führen.

Fauſt iſt weit mehr zu Ende gedichtet als Wilhelm

Meiſter, der keine Meiſterjahre erlebt und der in den Wanderjahren mit ſeinen idealen Intereſſen ſich ſelbſt aufgiebt. Fauſt giebt die Metaphyſik nicht auf, er lebt und liebt, er ſündigt, ſtürmt, jubelt, weint und ſtirbt in ihr. — Bedeutſam für die Art und Weiſe der Ergänzung des ganzen Lebensbildes iſt ſchon der Anfang des zweiten Theils. Der Stürmer Fauſt läßt ſich von den Naturgeiſtern in Schlaf lullen Früher, als er ſie gewaltſam heraufbeſchwor, entſtiegen ſie der Tiefe, nur um ihn zu höhnen und wilde Begier in ihm anzufachen. Jetzt, wo er ſich ſtill gefangen giebt, kommen ſie als milde Genien und umſächeln ſeine müde Stirn. So von der Gnade getragen, fühlt er ſich kraft ſeiner Hingebung ſchon geſühnt und verſöhnt, während im erſten Theile ſein Ungeſtüm ſich und der Welt vergebliche Wunden ſchlug. Während er früher nur ſich gewollt und in ſich Alles, Gott und Natur, will er jetzt ſich im Zuſammenhange der Welt, ſich in Gott und Natur. So treten die beiden Theile des Fauſt in ihrer Tendenz an einander, auf den Schluß des erſten Theils: Sie iſt gerettet! folgt der Schluß des zweiten Theils: Er iſt gerettet! und der myſtiſche Chor mit ſeinen für unenträthſelbar gehaltenen Strophen: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan!“ hat für Ton und Richtung des Ganzen ſeine volle Bedeutung. Was den Jüngling Goethe und den Greis Goethe verbindet, das verbindet auch die beiden Hälften der Tragödie mit einander, denn beide ſind die Entfaltung des Goethe'ſchen Jünglings und Greiſes. Und was Beide trennt, nämlich der Mann, das trennt auch die beiden Theile, denn Fauſt als Mann (in der Walpurgisnacht und den nationalen und ſtaatlichen Intereſſen) iſt nicht thatkräftig genug herausgeboren. Fehlt doch unſerm ganzen deutſchen Leben das Mannesalter!

Hat der Denker im Dichter ſeinen Fauſt auf die angedeutete Weiſe dem Himmel gerettet, ſo iſt es wohl leicht erklärlich, warum der Dichter als ſolcher die Formen des mittelalterlichen Katholicismus zu Hülfe nimmt, um Fauſt's Seele in den Schooß der Seligen formell aufnehmen zu laſſen, ſo daß das Ganze gleichſam als lyriſches Oratorium im ewigen Leben ſchließt. Tritt uns zu Anfang der Fauſt als der Mann der Mythe des Mittelalters entgegen, ſo ließ ſich das Ende nur auf dieſe Weiſe homogen geſtalten, und während die Mitte des Werkes durch Häufung abenteuerlicher Zwiſchentöne der Harmonie, und noch mehr der plaſtiſchen Schöpferkraft ermangelt, greifen Anfang und Schluß, beide gleich religiös, mit überwiegend lyriſchen Modulationen und Fugen großartig in einander. Daß im zweiten Theile Lücken ſichtbar zu Tage liegen, die auch die Willkür der ſeltſamſten Einfälle nicht zu decken vermocht hat, weil das vermittelnde Glied zwiſchen Jüngling und Greis, Fauſt als Mann, eine ſchwache Fehlgeburt iſt, dies ſollte doch Niemand mehr in Abrede ſtellen, da Goethe ſelbſt in einem Briefe an W. v. Humboldt das ſchlagende Bekenntniß ablegt, es habe ſich bei Ausführung des zweiten Theils die „Schwierigkeit“ erwieſen, „dasjenige durch Vorſatz und Charakter zu erreichen, was eigentlich der freiwilligen, thätigen Natur allein zukommen ſollte.“ Goethe's Kritik über ſich ſelbſt war immer die triftigſte, weil die ſchärfſte.

Dies der Zuſammenhang und Nichtzuſammenhang beider Fauſt-Theile. Die Aufgabe der Tragödie iſt lyriſch gelöſt, die Metaphyſik des Thema's kann nur der denkende Geiſt weiter erledigen. Der jugendliche Glanz der Einzelheiten im greiſigen Fauſt kann überraſchen, entzücken, ſoll aber nicht verblenden, um das Gemachte von dem Gewordenen, die Willkür von der Poeſie im Fauſt nicht unterſcheiden zu können. Fauſt in weltgeſchichtlicher und politiſcher Bewegung konnte kein Gegenſtand Goethe'ſcher Poeſie ſein.

Die Wiener Kritik in einer Schrift von M. Enk ſah in dem ganzen Fauſt nur einen Don Juan der gemeinſten Sorte, einen nicht allein genußgierigen, ſondern noch dazu empörend hochmüthigen Sünder, der, wenn er nicht auf das Schaffott komme, doch mindeſtens zur Hölle fahren müſſe. Fauſt iſt aber kein ſtupides Beichtkind, das ſich den Bußſack um die Ohren hängen läßt. Fauſt iſt überhaupt kein beſondertes Individuum, er iſt der Vertreter der geſammten modernen Menſchennatur, ihr ganzes Weſen iſt in ihm zum tragiſchen Conflict geſteigert. Das loſe Spiel auf der ſinnlichen Oberfläche des Lebens iſt nur die kleinere Sünde der Menſchheit, ihre weit tiefere, Prometheiſche Sünde iſt der Drang, dem Geiſte ſeine Geheimniſſe abzulauſchen. Dieſe Sünde kann nicht von außen geſühnt werden, ſonſt wäre ſie unverzeihlich; ſie muß vielmehr in ſich ſelbſt verbluten und das rothe Blut muß zur Morgenröthe des ewigen Lebens werden. Ein ſpaniſcher Fauſt, Calderon's Cyprianus, läßt ſich mit den Formen der Kirche durch Buße verſöhnen; der deutſche Fauſt hat in ſeinem eigenen Gedankenkreiſe ſein Fegefeuer, ſeine Hölle und ſeinen Himmel. Fauſt iſt die Schlange, die mit den Häuten die Sünde von ſich abſtreift, in der Greiſeswehmuth, zu der ſich ſein fieberhafter Jugendmuth verklärt, fühlt er den Zuſammenhang ſeiner ſelbſt mit dem Urweſen von Ewigkeit her geſetzt. Dies Gefühl des Abſoluten, dem er nachjagte, ohne es zu erhaſchen, überkommt den Greis wie eine ſelige Begnadigung: ſo wird er geheiligt und geſühnt, weil er ſich ſelbſt gerettet; ſeine Schmerzen waren ſeine Strafe und Buße, ſein ewiges Streben und ſeine ſchließliche Hingebung für Zwecke der Menſchheit ſind ſeine Rettung.

Beleuchten wir weiter noch Goethe's Schatten, um vor ihnen ſein Licht noch heller ſtrahlen zu laſſen! — Man kann nicht ſagen, daß die Luft Weimars lediglich wohlthuend auf den Dichter und auf den Menſchen gewirkt habe. Die kritikloſen Lobredner ſehen Goethe's Bild immer nur auf Goldgrund gemalt. Dem war nicht ſo. Als Günſtling des Herzogs, der ihn Freund nannte, den Doctor juris zum Staatsbeamten, ihn dem Adel ſeines Hofes ebenbürtig machte, ſtieg ihm das Gefühl der Bedeutſamkeit ſeiner Stellung zu einer Höhe, die ſich nur auf Koſten des Dichters feſthalten ließ. Als Dichter des Werther war er ſeit 1774 der gefeierte Liebling des Tages, als Genoſſe des fürſtlichen Herrn ließ er ſich und Dieſem zum letzten Athemzug der Sturm- und Drangperiode die Zügel ſchießen. Dies war vorübergehend; aber von den, Bruchſtück gebliebenen Werken ſeiner titaniſchen, gothiſch germaniſchen Entwürfe wurde nichts als der Fauſt feſtgehalten. Der Cavalier in ihm vollendete ſich zu Weimar, und ſein „realiſtiſcher Tic" half ihm das Mannichfaltige ſeiner ſtaatlichen Amtsgeſchäfte mit ſeltener Treue, mit ſtaunenswerther Gewiſſenhaftigkeit vollziehen. Auch ſein Hang zu den Naturwiſſenſchaften und zur Technik kam ihm dabei zu Hülfe, wenn er, ſeit 1776 Geheimerrath, heute im Conſeil präſidiren, morgen den Ilmenauer Bergbau leiten mußte, um andern Tages im Lande Rekruten auszuheben. Nur ſeine ſklaviſchen Bewunderer konnten in dieſer Kraftzerſtreuung eine abſolute Förderung erblicken, ohne bedenklich zu finden, daß ſeine Natur ohnedies nach dem Reichthum der Breite des Daſeins drängte, um am Hofe ſich von der Tiefe des volksthümlichen Lebens und vom Ideengehalt der Nation zu entwöhnen. Als Hofpoet, was er lange genug thatſächlich war, verzettelte ſich ſein Talent in Feſtſpielen und Gelegenheitsgedichten. Er ſammelte ſich gemach, er concentrirte ſeine Herzensbedürfniſſe in der Liebe zur Freundin, in der er ein Ideal der Frauenwürde erkannte und feierte, aber ſeine größern Dichtungen wogten im Vielerlei ſeiner Thätigkeiten lange auf und ab, ohne aus dem Chaos zur Schöpfung zu werden. So ward ihm ſelber Alles, was er erſehnt, zum Druck, zum Zwang, zur Pein, ſelbſt die ſublime Schwebe ſeines Verhältniſſes zu Frau von Stein, zumeiſt aber wohl das Gefühl, ſich als Staats- und Hofmann verbraucht zu ſehen. Es reiſte der Entſchluß, ſeinen freien Menſchen zu retten, und die Reiſe nach Italien, 1786 von Karlsbad aus, glich einer Flucht. Er wagte den Bruch, aber ſein fürſtlicher Freund dachte zu groß und weiſe, um ihn aufzugeben, Karl Auguſt fand Mittel, ſeine Stellung mehr den Bedürfniſſen eines Dichters einzurichten, und das Gefühl treuer Zugehörigkeit war gegenſeitig lebenslänglicher Lohn; Weimars und Goethe's Ruhm blieben unzertrennlich. Gegentheils war im Dichter der Gedanke aufgetaucht, auf eigne Hand das Schickſal des freien Schriftſtellers über ſich ergehen zu laſſen; man knüpfte dies ſogar an ſeine mögliche Verbindung mit einer ſchönen Mailänderin. Italien gab ihm die Befreiung von den heimiſchen Banden, von der deutſchen knechtiſchen Enge und von den Nebeln der nordiſchen Gedankenwelt. Italien gab ihm den freien Sinnengenuß und zugleich ſeine Leidenſchaft für die claſſiſche Form der antiken Kunſt, in der ſich ſein Drang zur „Gott-Natur“ als eine Harmonie zwiſchen Seele und Leib befriedigt und verklärt fühlte. In dieſer Verklärung ſchuf er ſeine Iphigenie und ſeinen Taſſo aus der Proſa in Verſen um. Die nordiſchen Nebel ballten ſich im Fauſt auf dem Blocksberg und in der Hexenküche zuſammen: dies abgethan als Tribut gothiſch nordiſcher Anſprüche, fingerte er, ganz Heide, in den römiſchen Elegieen Hexameter nach dem Maße der weiblichen Formenſchönheit und breitete, da im Menſchen Geiſt und Leib ihre ſüße Befriedigung und

Eintracht fanden, die lachende Heiterkeit eines helleniſchen Himmels über ſeine Gebilde. Er ward damit, ſagte Jean Paul, der Baum, der ſeine Wurzeln in deutſcher Erde nährt, aber mit ſeinen Wipfeln nach Griechenland hinüberneigt. Leider wurde die Reinheit ſeiner claſſiſchen Formen zugleich ein Hang zu einer idealen Abſtraction, ſeine Beherrſchung des Stoffes zu einer Verflüchtigung deſſelben in reflexiöſem Duft. Als geniale Studie und als Hochpunkt deutſcher Errungenſchaft in Vermählung des germaniſchen und helleniſchen Geiſtes; ſteht Goethe's Iphigenie einzig groß da, obſchon die antike Fabel doch ſchon ſelbſt im Euripides reicher erſcheint als in dieſer deutſchen Neugeburt. Im Taſſo führte die Scheu vor dem Stofflichen zur förmlichen Stoffenthaltung, zu einer blaſſen Idealität, welche die Welt nicht bezwingt, nur in einer Weltentſagung ihre abſtracte Verklärung feiert. Im Taſſo, dieſem Codex idealer Dialektik, dieſer Bibel ſchöner Maximen über die höchſten und feinſten Beziehungen zwiſchen Dichter, Fürſten, Staatsmann und Frauen, bleibt der Stoff unerledigt; das geſchichtlich Gegebene iſt materiell weit reicher als die Dichtung. Es kommt zwiſchen Dichter und Weltmann nicht zum Duell, zwiſchen Dichter und Prinzeſſin nicht zu den Gipfelpunkten der Leidenſchaft, die der Dichter Wilhelm Meiſter's doch ſo ſchrankenlos dem Blicke öffnet. Die Hiſtorie liefert die höchſte und tiefſte Errungenſchaft des dichteriſchen Geiſtes im Taſſo, ſeine Krönung auf dem Capitol und ſeinen ſchließlichen Wahnſinn, nachdem er in der Gunſt des Schickſals alle Höhenpunkte erſtiegen und verloren. Goethe's Gedicht ſtreiſt das Alles nur leiſe an, um ideellen Gewinn daraus zu ziehen. Daß die Vergötterer Goethe's ſagen, das Werk ſei eben kein Theaterſtück, ſondern nur ein Gedicht, enthüllt die ganze Schwäche ſolcher ſcheinheiligen Aeſthetik mit der Annahme, daß die Bühne aufhören dürfe, Poeſie zu geben, und ein Gedicht in dramatiſcher Form in der Gipfelung der Conflicte aller dramatiſchen Macht ſich begeben könne. Shakſpeare verzichtet nie auf die Seele, wenn er den Körper vollauf entwickelt, nie auf den Blüthenduft des ideellen Gehalts, wenn er die Fülle des Stoffes bis in alle äußerſten Folgerungen feſthält und ausbeutet. Die Bewunderer Goethe's werden unſer Bedauern nicht entkräften, daß der größte deutſche Dichter weder durch ſeinen Mißbrauch Shakſpeare'ſcher Formen im Götz, noch durch ſeine Aneignung der Antike dem deutſchen Drama den feſten Styl gab, der nach Leſſing's Geſetzen weiter auszubilden war.

Von Italien zurückgekehrt, vollzog ſich in Goethe die Entfremdung von dem, was im Volke wogte und gährte. Schiller's Räuber wirkten umwälzeriſch auf die Gemüther, und er, der ſich an der Antike heraufgebildet und geläutert zu haben glaubte, fühlte ſich widerwillig abgeſtoßen vom Wogendrang unklarer Meeresfluthen. Seine anfängliche Antipathie gegen Schiller hatte zum Theil hierin ihren Grund, und doch hatte der Dichter der Räuber bereits ſeinen Carlos, ein Höchſtes gegeben, das den heroiſchen Kampf der Freiheit gegen die Tyrannei der Satzung, den Appell an die Menſchheit im Geiſt eines Bürgers kommender Geſchlechter geſchildert. Es begann für Goethe die Periode, wo ihm alles Aufregende, leidenſchaftlich Bewegte als gehäſſig erſchien, die helleniſche Harmonie zwiſchen außen und innen mit einer Behaglichkeit, die an Götzendienſt grenzte, von ihm gepflegt und in ſeiner Natur feſtgehalten wurde. Von da ab ſcheute er das Drama mit ſeinen tragiſchen Conflicten, oder er wählte dazu, wie in der Nauſikaa, antike Stoffe. Seine antikiſirende Epoche lieferte jedoch, wie ſeine frühere gothiſch-nationale, viel Bruchſtückliches oder nur techniſche Uebungen in claſſiſchen Maßen, Elpenor und Achilleis. Griff ſeine Hand zur Abwechſelung nach einem modernen Stoffe, ſo war's, wie in den, ebenfalls Fragment gebliebenen „Geheimniſſen", ein myſtiſcher, mit ſeinem Montſalvatſch nach Parcival dem Zeitalter eben ſo fremd und weltentlegen wie ein goldnes antikes Vließ. Die Revolution, die aus dem Schooße Frankreichs über die Welt aufſtieg, ſtörte Goethe's Dichten und Trachten. Sie „genirte" ihn und er glaubte ſie mit kleinen Mitteln bekämpfen zu können, während Schiller im Anſchaun des großen heraufziehenden Wetters ſeine Flügelkraft wachſen fühlte, ſie erſt recht entfaltete. Zu Goethe's kleinen Hausmitteln, die Revolution zu bezwingen, wenigſtens für Deutſchland unſchädlich zu machen, gehörte ſeit 1789 ſein Großkophta, der das große Thema kleinmeiſteriſch ironiſiren und traveſtiren wollte, aber nur die eigne Ohnmacht trivialiſirte, — gehörten der Bürgergeneral, die Aufgeregten, die Reiſe der Söhne Megaprazons, die

Unterhaltungen der Ausgewanderten, die, wie im Decameron des Boccaz gegen die Peſt, ſchlüpfrige Kurzweil gegen die Calamität des Zeitalters als Medicament brachten. Goethe hat lange Zeit gebraucht, die Revolution für ſich zu überwinden; ſchließlich ſollte eine dramatiſche Trilogie den vollen Austrag bringen, um vom Umſturz das Poſitive der Menſchheit zu retten. Er vollendete davon nur den erſten Theil, die Natürliche Tochter. Dies Werk ſcheiterte vollſtändig an der blaſſen Abſtraction vornehmer, antik ſein ſollender, manierirter Stoffenthaltung, die hier ſoweit geht, daß ſelbſt auf das Vorrecht Goethe'ſcher Poeſie, auf die plaſtiſche Zeichnung individueller Geſtalten, verzichtet wird. Statt concreter lebendiger Einzelweſen verhandeln hier Begriffe das Thema. Der Grundgedanke des Gedichtes iſt auch hier der ſchöne Grundtrieb aller Goethe'ſchen Poeſie, die Sehnſucht nach einer urſprünglich ächten, reinen und wahren Natur, die mit freier Selbſtbeſtimmung das Chaos der Welt um ſich her ordnet, im Götz der Verworrenheit des Mittelalters, im Werther der Auflöſung des eignen Jahrhunderts, in der Iphigenie allem, ſelbſt von Göttern eingeſetzten Schickſal gegenüber.

Mit angeblich antiker Nobleſſe iſt hier eine große Mißgeburt entſtanden. „Marmorglatt und marmorkalt" iſt noch keineswegs das rechte Wort der Bezeichnung. Die Glätte iſt hier nicht die, welche der Bildhauer ſeinem Stoffe giebt, es iſt höfiſche Glätte, die bis zur Delicateſſe der Schönthuerei ſteigt, mit der Höflinge, dem Sturm der Weltgeſchichte gegenüber, ſich hinhalten und belügen. Auf der Jagd im Walde treffen König und Herzog Oheim zuſammen, die ſich ſonſt nicht eben freundlich gegenüberſtehen; aber hier, wo „entfernten Weltgetöſes Widerhall verklingt", die Sprache der ſchleichenden Liebediener nicht hindringt. darf die Stimme der Natur laut werden, und der Herzog bekennt dem Landesherrn ein aller Welt ſonſt ſchon öffentliches Herzensgeheimniß, das Daſein einer unebenbürtigen Eugenie, euphemiſtiſch „Wohlgeborne" genannt, alſo eben ſo metaphoriſch, wie ſonſt im Stück Begriffsbeſtimmungen als bleiche, lebloſe Schemen redend auf und nieder ſchwanken. Was aller Welt am Hofe bekannt, iſt der Allerhöchſten Perſon noch ein Geheimniß. Aber nicht blos auf dem Parquet des Hofes, auch im Staate lauert neben der Verſchleierung der Schönthuerei die Lüge heimlicher Tücke, zur Gewaltthat ſchon bereit. „Ein jäher Umſturz droht dem Reich"; das wird uns als düſtere Kuliſſe im Hintergrund aufgeſtellt, in aller Ohnmacht, die Elemente der Gährung deutlich zu machen, die Geſtalten des Aufruhrs in den Vorgrund und Stirn gegen Stirn auftreten zu laſſen. Der König im Stücke ſteht „etwa" wie Louis XVI. zu den Parteien im Staat, und der Herzog-Oheim hat einen, freilich gar nicht zum Vorſchein kommenden, wilden, tückiſchen, um die Gunſt der Menge buhlenden Sohn à la Philipp Orleans Egalité. Prinzen und Hofleute raunen ſich's nur zu, kopflos genug. Dinge und Perſonen ins Auge zu faſſen, ſich und uns klar zu machen. So bleibt nur die bleiche Furcht vor dem Umſturz als ein Hirngeſpinnſt, mit dem ſich Feiglinge ehrlos hinhalten, die ſich in der Euphemie ſchön-

und wohlgeſetzter Floskeln nicht ſtören laſſen. Ein Secretär, der Intriguant im Stück, in Dienſten des böſen unſichtbaren Orleans, will nicht zugeben, daß ſeines Herrn natürliche Schweſter vom Könige zur ebenbürtigen Prinzeſſin erklärt werde. Eugenie muß entfernt werden oder ſterben! So fabelhaft kindlich ſoll die Gährung des drohenden Umſturzes wie in einem Kindermährchen beſchworen werden! Der naive Böſewicht von Staatsmann mit dieſer für nothwendig erklärten Diplomatie iſt aber glücklicher und räthſelhafter Weiſe zugleich liebender Bräutigam. Als ſolcher theilt er den Plan, Eugenien von der Bühne des Lebens verſchwinden zu machen, ſeiner Braut mit, die eine Hofmeiſterin der Armen iſt. „Auf düſtern Wegen wirkt Ihr tückiſch fort!“ entgegnet die Edle, und thut wie ihr ſchändlich befohlen, ſo liebevoll gut ſie iſt und ſpricht. Für Gut und Böſe iſt den Schattenfiguren in Goethe's Dichtung der Nerv zerſchnitten. Und ſo komiſch kindiſch nüchtern lauert auch die Revolution als Fatum im Hintergrunde, als wenn nicht Menſchen ſie menſchlich machten und verſchuldeten! Eugenie wird für todt erklärt: der Ausbund aller Tugenden iſt unglücklicher Weiſe auch eine kühne Reiterin und ſtürzt als ſolche mit dem Roß vom jähen Felſen. Der Herzog, ihr Vater, hört die Mähr im Sorgenſtuhl und wird „leicht“ abgehalten, die angeblich zerſtückelten Gebeine der Tochter aufzuſuchen. Ein „edler“ Weltgeiſtlicher verſteht ſich — aus Furcht vor der Revolution! — zur Schurkerei der Lüge. Es iſt, als wäre aller Welt — aus Furcht vor „jähem Umſturz“ — der moraliſche Wille gelähmt, unter der Decke feiger, höfiſcher Anſtandsregeln. Im Hafen iſt ein Gerichtsrath abſtract edel genug, der Verbannten die Hand zur Ehe zu bieten, damit ſie im Schooß der bürgerlichen Welt verſchwinde und nicht nöthig habe, im Peſthauch der wüſten Inſeln, auf die ſie verwieſen iſt, zu verſchmachten. Jetzt hat die Tendenz des Dichters einen Höhepunkt der Caſuiſtik erreicht und es entfalten ſich einige Scenen voll ätheriſcher Dialektik. Freilich ſtellt Eugenie als Gegenbedingung dem um ſie Werbenden völlige Entſagung auf, wie ſchon Wilhelm Meiſter und Natalie mit der Marotte dieſer Unnatur ihre Ehe ſchließen, nachdem im Roman ohne eheliches Band die Neigung der Sinne und des Momentes ganz bandenlos gewirthſchaftet! Aber Eugeniens Kampf im letzten Act, ihr Verſuch, ſich dem Schutz des Kloſters, der Miſſion auf den Inſeln zu überlaſſen, dieſer Kampf kindlich reiner Natur, im verworrenen Getriebe der Welt das Rechte zu finden, und die Quelle dazu in ſich ſelbſt zu entdecken, dieſer Kampf bis zum Gelüſt, freiwillig zu enden und ſo dem Streit der Zweifel ein Ziel zu ſetzen, iſt mit dem ganzen ſublimen Adel Goethe'ſcher Empfindung entfaltet. Hier ſind die Höhenpunkte, auf welche die ganze Dichtung hinzielt, aber ſie ſind, wie im Taſſo, blos abſtracte Dialektik, wenn auch zart und tief empfunden, blutleer, erkünſtelt, aller wahrhaften Wirklichkeit beraubt. Eugenie verzichtet durch das Band der Ehe auf die politiſchen Anrechte ihrer halb legitimen Abkunſt und glaubt ſo — freilich bei dem Gelübde der Entſagung ganz erkünſtelt und als Kind der „Natur“ ſehr „unnatürlich“ —

den Streit der Stände, vielleicht gar der Parteien im Staate zu ſchlichten. Wie weit dies gelinde Mittel, um die heranrückende Revolution zu beſchwören, ausreiche, iſt Goethe zu zeigen ſchuldig geblieben, denn er übte ebenfalls Entſagung, dem weiterzuführenden Stoff der bezweckten Trilogie gegenüber. — Das Urbild zur Natürlichen Tochter ſollte Madame Guachet ſein, eine ausgewanderte unebenbürtige Tochter des Herzogs von Bourbon Conti. Nur abſtracte Köpfe konnten und können entzückt ſein über die Manirirtheit, den großen Proceß der Völker gegen die Fürſten in ſolcher Allegorie erdüftelter Denkübungen verdunſten zu laſſen. Roſenkranz ſagt, dieſe Dichtung Goethe's ſei „zu ideal"; ſie iſt aber in der That blos zu abſtract, Shakſpeare's Idealiſmus ſteht inmitten der blühenden Welt und das rothe Blut des Lebens pulſirt bei ihm in Körper und Geiſt. Nach der Aufführung des Stücks in Berlin ſchrieb Fichte einen enthuſiaſtiſchen Brief an Schiller, und Schiller ſelbſt ſtudirte es 1803 in Weimar ein, legte es aber nach der Aufführung ſchweigend bei Seite, vielleicht doch wohl beſtürzt über das blaſſe Raiſonnement dieſer angeblichen Idealität, zu der freilich er ſelber, von Goethe beſtochen und verblendet und vom eignen Hang zur metaphyſiſchen Rhetorik getrieben, ſich bekannte. In der Schauſpielkunſt der Weimariſchen Schule ſetzte ſich der Styl der akademiſchen Declamation um ſo feſter, als beide Dichter, im Haß gegen den Realiſmus Iffland's und Kotzebue's, ſich bereit fanden, den hohlen Stelzengang der altfranzöſiſchen Tragödie im deutſchen Theater wieder einzubürgern. Racine's

Phädra durchwärmte Schiller's innerer mächtiger Drang, allein Voltaire's Mahomet gab Goethe deutſch wieder in der ganzen kalten Glätte höfiſcher Gleisnerei. Die akademiſche Rhetorik der Weimariſchen Schule feierte im Wolf'ſchen Paare ihre ſchönſte Blüthe; es bedurfte von Seiten Shakſpeare'ſcher Diction und Charakteriſtik mit der Kraft lebensvoller Blutwärme eines neuen Anſtoßes, um in unſerer Schauſpielkunſt auf die einfache Naturwahrheit des Leſſing'ſchen Styls wieder zurückzugeben. Aus der gerühmten Stoffenthaltung Goethe's aber wurde gemach eine Weltentſagung, eine Abkehr von aller concreten und wahrhaftigen Wirklichkeit ſeiner eignen Nation. Nur aus Widerwillen gegen politiſche Bewegung, nur aus Mangel an hiſtoriſchem Sinn dachte er auf ſociale Heilmittel für die Menſchheit.

In Wilhelm Meiſter's Lehrjahren waren Bildung und Geſinnung als das Medium zum Ausgleich der bürgerlichen Gegenſätze und Ständeunterſchiede gefeiert. Angeblich hochweiſe, wenn auch höchſt frivole Männer ſtifteten eine Loge, jene geheimnißvolle Geſellſchaft mit der Tendenz, durch Güterankauf und Capitalanlage auf dem Feſtlande Europa's, ja jenſeit des Oceans, bei dem Schwanken des Beſitzthums in der Welt eine werkthätige Aſſociation zu gründen. In den Wanderjahren wird ein noch weitgreifenderer Verſuch gemacht, die Gewaltſamkeit revolutionärer Umgeſtalt durch ſociale Reformen zu beſeitigen und zu ſühnen. Goethe glaubte über blos formelle Politik und nationale Spannungen hinweg für die Menſchheit eine Neugeſtalt möglich zu machen, die eine freie Vergeſellſchaftung auf Grund freier Einzelweſen bezweckte. Wie er eine Weltlitteratur im Anzuge ſehen wollte, ſo hielt er auch mit dem Olivenblatte der Apoſtel eines ewigen Friedens einen Socialismus der Menſchheit für möglich, vor welchem die Schranken der Völkerbeſonderheiten fallen ſollen. Religionen und Staatsformen wollte er als gleichberechtigt, oder als gleichgültig beſtehen laſſen, aber neben ihnen und über ſie hinweg allgemeine menſchliche Formen für die Geſellſchaft der künftigen Geſchlechter aufſuchen, Formen, die aus dem Schooß der Familie heraus ohne und trotz aller Politik der Staaten einen Weltbund beſiegeln ſollten für eine, allſeits Hand in Hand gehende Werkgenoſſenſchaft. Er vergaß dabei, wie alle Socialiſten, daß, wenn die Freiheit der Perſonen heilig iſt, die Völker ebenfalls Perſonen ſind, hiſtoriſch gegebene, zwiſchen Einzelweſen und Menſchheit geſtellte, und daß der Staat, den er überſpringen wollte, noch höhere Bedeutung, noch höhere Aufgaben und Rechte zur Exiſtenz hat als der Schooß der Familie.

Dem großen Dichter fehlte der hiſtoriſche Sinn, um das Element des Staates zu begreifen. Glücklicherweiſe ſuchte er in ſeiner lieblichſten, reinſten und vollendetſten Dichtung dem großen politiſchen Umſturz gegenüber das idylliſche Familienrecht als Kern und Anfang aller menſchheitlichen Geſtaltung hinzuſtellen. Den Stoff zum Tell trat er an Schiller ab; wie die Idylle zum politiſchen Schauſpiel wird, war kein Thema für ihn, er hätte aus dem Schweizerhelden nur einen Sonderling mehr gemacht, nur den Tell gezeigt, der ohne Gemeinſchaft mit den Genoſſen auf dem Rütli, blos aus freier Hand, wie weiland Göß, die Welt befreien geht, nur für ſein eignes Athmen ſich die Luft reinigt. Goethe's epiſcher Sinn begab ſich auch im Epos des politiſch Geſchichtlichen, und ging in Hermann und Dorothea auf die Idylle zurück. Er ſchrieb dies Gedicht, wie den Werther, in Einem Zuge; man giebt die Zeit von ſechs Wochen an, in der es fertig wurde; er ſchrieb es 1796 im Bergſtädtchen Ilmenau, dort ward ihm das Epos zur Idylle, zu einer Glückſeligkeitsinſel mitten im Strom beim Eisgang der Revolution, nicht unberührt von der Bewegung, aber unerſchüttert, nicht traumhaft als Mährchen, ſondern auf feſtem Boden der greifbaren Tagesgeſchichte, dem Umſturz der Welt den natürlich reinen Uranfang alles ſittlichen Daſeins in der ewigen Grundfeſte des Menſchenlebens, in der Familie, entgegenhaltend. Es geſchah unter Schiller's Einflüſſen, daß Goethe ſich auf ſich ſelbſt und auf ſeine geniale Herrſchaft über das Element des Naiven beſann, um dieſe Dichtung zu ſchaffen. Was von Homeriſcher Natur in ihm war, entfaltete ſich hier vollauf in aller Einfalt und Sicherheit, Unſchuld, Macht und Grazie. Im Werther ſchon war das Homeriſche Element in ihm erkennbar, aber er ſchwankte damals noch zwiſchen Homer und Oſſian. — Sein wie die Magnetnadel in der Windroſe nach allen Richtungen herumzitternder Geiſt iſt um ſeiner Univerſalität willen viel geprieſen. In ſeinen erſten dramatiſchen Arbeiten aus der Leipziger Zeit war franzöſiſcher Styl. In ſeiner Lyrik wurde ſeit der Straßburger Epoche der Ton der deutſchen Volkslieder lebendig. Shakſpeare weitete ihm im Götz den Geiſt aus, und erſt im Clavigo beſann er ſich wieder auf die Leſſing'ſche Structur des Drama. Im Wilhelm Meiſter trieb Gott Cupido ein ſo verwegenes Spiel, als ſollte der heidniſche Ovid mit ſeinem Werk von der Liebe in der Geſellſchaftswelt von heute das Scepter führen. Sophokleiſcher Geiſt durchdrang ſeine Seele, als er die Ihigenie ſchuf. Er antikiſirte ſich nach allen Seiten hin, um die Meiſterſchaft der Form zu erreichen. Sein helleniſcher Sinn hielt aber nicht Stand den großen politiſchen Stürmen des Jahrhunderts gegenüber, die Natürliche Tochter war ein verfehlter Verſuch, die Gewalt der Zeit im dünnen Aether blaſſer Rhetorik zu bezwingen. Auch ſeine ſpaßhaften Bemühungen den Umſturz des Jahrhunderts als ein Ereigniß des Tages hinwegzuſpotten, im Großkophta, Bürgergeneral u. ſ. w. waren ſchwach und eitel. Erſt Hermann und Dorothea war die gelungene Gegenrevolution in deutſcher Dichtung, Goethe fand hier die einzig richtige Art, dem Zuſammenbruch der Weltgeſtaltung, ſeiner Natur nach, das Gegengewicht zu bieten. In Schiller's Wallenſtein folgen wir ſtaunend dem kriegeriſchen Genius und Dämon des Zeitalters Schritt für Schritt. In Goethe's Hermann und Dorothea überkommt uns der Reiz, aus dem einfachen Mittelpunkt der Familie, ja des Kleinlebens, die zerſtörte Welt von neuem aufzubauen. Dort hält uns der Enthuſiasmus im Bann, die Welt in größeren Formen zu geſtalten, hier befällt uns eine ſüße Zuverſicht zu den in allem Umſturz unzerſtörbaren Elementen des einfach idylliſchen Menſchenlebens.

Als der hohe Freund dahingeſunken war, ein Raub ſeiner Begeiſterung und der Schickſalsmächte der Natur, die auch über den edelſten Menſchengeiſt gebieten, ward es ſehr ſtill und öde in Weimar um den Dichter Goethe. Selbſt auf die Leitung der Bühne, zu der Schiller in ſeiner gehobenen Stimmung mehr Beruf gezeigt, mußte er verzichten, nachdem er dem Hund des Aubry ſeine Künſte auf den Brettern nicht unterſagen durfte, denn „bleibt der Hund, ſo muß der Dichter weichen“. Er vertiefte ſich in ſich ſelbſt. Es widerſtritt ſeiner Natur, ſeinen Wilhelm Meiſter, wie ihm das verzückte Kind Bettina angerathen, aus dem Komödiantentrödel hinauszujagen mit dem Stutzen in der Hand in die Berge Tyrols, auf deren Höhen die Feuer der Völkerfreiheit brannten; er ließ den Lieblingshelden ſeines Romans ſich durch die breite Langeweile des bürgerlichen Gewerbs hindurcharbeiten, erhob darin das Handwerk zur Kunſt, und erniedrigte die Kunſt zum Handwerk. Aber er ſchuf, juſt im ſelben Tyrolerjahr 1809, die Wahlverwandtſchaften, das größte, tiefſte, zarteſte und innigſte Seelengemälde, das die Romanpoeſie aller Zeiten geliefert, voll peinlicher, nervöſer Spitzfindigkeiten in der quäleriſchen Caſuiſtik, aber doch voll tief ernſter Scheu, ſich mit den Verirrungen der Sinne und der Phantaſie gegen die geheiligten

Bande der Geſellſchaft aufzulehnen. Das Thema der Wahlverwandtſchaften iſt der moraliſche, der geiſtige Ehebruch. Damit ergänzt und vertieft ſich die in Wilhelm Meiſter ſo leichtfertig waltende Freiheit der Sinne zum Genuß der Liebesneigung. Die Wahlverwandtſchaften ſind die ſittliche Tragödie der Liebe, die auf Wilhelm Meiſter's Epos von der epicuräiſchen Emancipation der geſchlechtlichen Liebe folgte, gleichſam als gewiſſenhaftes Correctiv und als rächende Nemeſis. In Wilhelm Meiſter wimmelt es von vorübergehenden Concubinaten, von plötzlich geſchloſſenen und eben ſo willkürlich und treulos gebrochenen Verhältniſſen des Augenblicks, als ſei im Menſchenleben nichts herrſchend und gültig als die Gewalt der Leidenſchaft, der Reiz und die Hingebung der Sinne, während in den Wahlverwandtſchaften ſelbſt über den tiefſten Gemüthsdrang, wenn er gegen die ſittlich geordnete Welt verſtößt, die Sprache und der Richterſpruch des Gewiſſens als inneres Schickſal grauſam waltet. In den Wahlverwandtſchaften gehen die Empfindungen der Liebe ebenfalls quer und kreuzüber gegen die feſt geſchloſſenen und geheiligten Bande der Geſellſchaft, die Natur erliegt ſogar der Convenienz. Charlotte und der Hauptmann geſtehen ſich ihre Neigung und entſagen. Eduard und Ottilie werden ſich ihrer tiefſten und reinſten Empfindungen inne und ſterben darüber hin in der Qual der Selbſtüberwindung. Hier, wo man über Unmoral geeifert hat, waltet der ganze grauſame Ernſt der Nemeſis. Das Thema wird allſeitig in lebendigen Menſchengruppen erledigt, die Convenienzehe, die bloße

Freundſchaftsehe, die Scheinehe, — der Graf und eine Baronin verſuchen ſie auf fünfjährigen Contract, — alle dieſe Schattirungen erhalten ihre Beleuchtung mit ihrer Begründung im Menſchenleben, ihren Folgerungen in der Geſellſchaftsordnung, und die Leidenſchaft der Liebe, ſelbſt wo ſie ächter, im tiefſten Gemüthsleben gebotener Naturdrang iſt, endet bitter tragiſch. Mittler, dieſe verſöhnende Geſtalt im großen Gemälde, erklärt die Ehe als Anfang und Gipfel aller Cultur, und nach der geheimnißvollen Nacht, in welcher Eduard ſeine Gattin mit dem Gedanken an die Geliebte umarmt, und nach der Geburt des ſchickſalvollen Kindes, tödtet das Schuldbewußtſein den Helden; er ſtirbt Ottilien nach, die im Gefühl, unverſchuldet, wenigſtens unbewußt Gegenſtand des Unheils geweſen zu ſein, als Opfer des Schickſals ſtill hinſiecht und den Göttern freiwillig den Tribut der Rache gönnt.

Nach den Wahlverwandtſchaften, erſt 1810, nahm Goethe die Wanderjahre Wilhelm Meiſter's wieder auf, er ſchloß ſie 1821 ab, erweiterte und ordnete ſie 1829 noch einmal, ſich die Illuſion erhaltend, er ſei gleichſam nur Redacteur des ihm von den Zeitideen überkommenen Materials, das freilich nicht aus Einem Stücke, wohl aber aus Einem Sinne geſchaffen und zuſammengetragen. Als die Tyrtäen der deutſchen Freiheitskriege ihre politiſche Harfe ſtimmten, war in Goethe die Iſolirung des Genius, die Emancipation des Egoismus ſchon lange fertig. Der Kosmopolitismus iſt eine Trennung vom eignen Volke, er verleugnet den heimiſchen Schooß, der ihn gebar. Goethe war Napoleoniſt, weil er im großen Corſen die Bewältigung der Revolution und den Beginn einer neuen allgemeinen Weltordnung ſah, die ſich das morſch gewordene Germanien nicht ſelbſt erſchaffen konnte. Goethe rief ironiſch den Deutſchen zu: Ja rüttelt nur an Euern Ketten; Ihr werdet ſie Euch nur noch tiefer ins Fleiſch drücken! Er ſchmollte mit dem deutſchen Nationalgeiſt und floh noch einmal in eine innere Welt zurück, nicht blos in ſich und ſeine lyriſche Empfindung; er vergrub ſich mit ſeinen Studien in den Orient, um an der Wiege des Geſchlechts Natur und Wahrheit zu ſuchen. Während Nord und Süd und Weſt zerſplittern, Throne berſten, Reiche zittern, erquickt er ſich an Patriarchenluft und dichtet ſeinen Weſtöſtlichen Divan. Dies Gedicht erſchien 1819; ſechs Jahr nach Joſeph von Hammer's „Hafis". Als deſſen: „Schöne Redekünſte Perſiens" erſchienen. 1818, war Goethe's wunderbare Schöpfung ſchon vollendet. Seine bezaubernden Lieder an Suleika nennt er ſelbſt „dichteriſche Perlen, die eine gewaltige Brandung an des Lebens verödeten Strand auswarf." Gervinus klagt über den orientaliſchen Quietismus, der ſich hier vom heimiſchen Volke abſonderte, während die deutſchen Freiheitsſchlachten geſchlagen wurden, ſchilt über abſtruſe Speculationen, ſpitzfindige Sprachkünſteleien, diplomatiſirende Manierirtheit. Mich dünkt, hier mit Unrecht. Rückert's öſtliche Roſen und Platen's Ghaſelen, das Nachgeſolge des Weſtöſtlichen Divan, ſind Zeugniſſe des Univerſalismus deutſcher Dichtung, die, wie zu einem weltlichen Pfingſtfeſte, aller Völkerzungen mächtig wurde.

Darauf hin, obſchon ſein großes, weltweites Herz noch einmal aufloderte, ward es ſtill auch in ihm. Er blieb freilich mit ſeinen Maximen und Gedankenausläufen ein Centrum, um das ſich Einzelne drängten, ein Orakel, auf das Nationen lauſchten, ob wir ſchon nicht in den aberweiſen Abendſtunden ſeines Spätlebens den befehlshaberiſchen Jupiter erkennen mögen. — Es bleibt uns hier noch ein Hinblick auf ſeinen Verkehr mit den untergeordneten Genoſſen ſeiner Tafelrunde in den letzten Jahren ſeines Lebens und Wirkens. Dies ſei als Nachtrag unſer letzter Anlauf, uns ſeine Geſtalt und ſein Weſen zu deuten.

Goethe war nichts weniger als ein Demokrat im Sinne von heute. Aber er verkehrte jung und alt ſehr oft und gern mit Menſchen der untern Stände. Halbwiſſerei und die Phraſe der Bildung widerte ihn an, beſchränkte Naturen, wenn ſie geſund, zog er jeder Zeit krankhaft geiſtreichen vor. In ſeinen alten Tagen ging er gern in die Werkſtätten der Weber und Wirker, lauſchte auch wohl ſelbſt auf die Stillen im Lande, ſei's, daß ſie ſich auf ein geheimes Verſtändniß, auf verborgene Kräfte oder auf beſondere Offenbarung verſteiften; er ſchöpfte gern aus unmittelbaren Quellen, ſelbſt wenn ſie karg und ſpärlich floſſen. Zu den von ihm beliebten

Naturmenſchen gehörte Eckermann, in welchem der aufhorchende Knabe faſt unausgebildet ſitzen blieb und in deſſen Bekenntniſſen der Alte ohne viel fremde Zuthat ſich ſelbſt abſpiegelte. Zu den Handwerkern im Gebiet der Kunſt und des Wiſſens gehörten Zelter, Heinrich Meyer, Riemer. Faſſen wir ſie ins Auge, um zu erkennen, was Goethe ihnen war und was ſie ihm.

Das Verhältniß zu Zelter ſtellte ſich bei der zutraulichen Dreiſtigkeit des alten Muſikus bald auf Du und Du. Die Tonkunſt war nur nebenbei, was ſie verband. Es war ſehr ſtill um den alten Herrn in Weimar geworden. Die Luſtbarkeiten waren für ihn verrauſcht, der äußere Glanz des Lebens erloſchen, ſo mancher Edle war vor ihm heimgegangen und der Letzte, der den Flügelſchlag eines großen Strebens um ihn entfaltete, wandelte längſt in den Gefilden Jener, die er glücklich pries, weil ſie den Reſt des Lebens nicht zu tragen hatten. Dieſen Reſt ließ er ſich ſchließlich noch durch den Spaß des ſcurrilen Berliners würzen.

Zelter hatte als Muſiker eine eben ſo begrenzte Sphäre wie als Menſch. Aber er war innerhalb ſeiner engen Grenzen ſehr heimiſch und für Goethe war auf beſchränktem Gebiet ein ganzer Mann mehr werth als auf weitem ein halber. Zelter war, noch ehe er in der Muſik Handwerker wurde, dies auch in einem wirklichen Metier geweſen. Er war urſprünglich Maurergeſell. Ein frommer Drang trieb ihn allabends, in den Feierſtunden, zu Meiſter Faſch nach Charlottenburg hinaus. Er ſah auch in ſeinem Alter noch ſo aus, als hätt' er eben erſt das Schurzfell und die Kelle fortgeworfen, um in die Taſten der Orgel zu greifen. Er that das mit ganzer ungeſchwächter Naturkraft und regierte das Perſonal der Singakademie wie ein muſikaliſcher alter Haudegen.

Seine Compoſitionen hielten ſich ſehr enge in den Grenzen des alten Kirchenſtyls; aber daß er durch und durch der Mann ſeiner Schule war, iſt ein charakteriſtiſcher Zug, und ſo mußte denn eine derbe, kerngeſunde Frömmigkeit, wie ſie auf verwandtem Gebiete nur in der Luther'ſchen Diction zu finden iſt, in den Tagen, wo raffinirte Uebercultur begann, immer eigenthümlich ſein. Ein Oratorium zu componiren, in welchem ſich das ſimple Gebet zu einer religiöſen Weltanſchauung ſteigert, ſich zu dramatiſchen Gegenſätzen gliedert, ſich mit epiſchen Stoffen aus der heiligen Geſchichte erfüllt, hatte man dem alten Muſikus wohl zutrauen dürfen; allein zwiſchen einer Zelter'ſchen Kirchencompoſition und einem Oratorium von Händel und Haydn liegt noch ein Abſtand wie etwa zwiſchen einem proteſtantiſchen Kirchenliede und Klopſtock's Meſſiade. Seine Balladencompoſitionen brachten ihn in Verbindung mit der Litteratur. Goethe war entzückt, ſeine Lieder auf ſo ganz einfache Weiſe tönen zu hören. Sein Entzücken mochte aber wohl nur eine freudige Ueberraſchung darüber ſein, wie es möglich ſei, ſo treu zu componiren und mit ſo viel muſikaliſcher Enthaltſamkeit die Worte gleichſam nur in Tönen zu wiegen, aus denen nichts anderes heraus klingt, als der zur Melodie herausgeborene Rhythmus des

Verſes, die Seele des Liedes ſelber. Beethoven's Liedercompoſition giebt uns die entfeſſelte Seele des Textes, die ſich nicht an den Leib des Verſes ſchmiegt, nicht eingekörpert bleibt, nur mit den Gliedern des Gedichtes ſich gleichmäßig verlautbart; ſie iſt vielmehr die frei gewordene Pſyche, die ihren Körper zerbricht, erſt in dieſer Freiheit zu ſich ſelbſt kommt, und abgelöſt von aller Feſſel ein eigenes, ſelbſtändiges Daſein erreicht. So gewiß aber Mozart's Zauberflöte noch etwas ganz Anderes iſt und giebt, als der Schikaneder'ſche Text, ſo gewiß iſt es auch, daß die Muſik durch ein dieneriſches Anſchmiegen an die Worte des Dichters nicht ihr Eigenſtes und Höchſtes zu geben vermag. In dieſem Anſchmiegen hat aber Zelter's Balladencompoſition lediglich ihren Werth. Bei Gedichten, wie der König von Thule und andere, die in dem ſtrengeren, mehr an den nordiſchen Rhythmus erinnernden Balladenſtyl gehalten ſind, bemächtigt ſich Zelter ſehr glücklich des Stoffes, während ſeine Töne bei Erzeugniſſen, in denen der Ausmalerei ſchon vom Dichter mehr Spielraum gegeben iſt, die Fülle des weiter ausgebauten Inhalts gewiß nicht erſchöpfen, geſchweige überflügeln. Die ganze Zelter'ſche Muſe iſt gewiſſermaßen im Mutterſchooße der Kunſt ſitzen geblieben. Er war ein Ettrik-Schäfer in der Muſik, wobei jedoch wohl zu beachten ſein dürfte, daß es weit leichter Naturdichter, als Naturcomponiſten geben könne, weil der Componiſt zur Entfaltung und Entäußerung ſeines muſikaliſchen Gedankens einer Menge künſtlicher Mittel bedarf, deren der Poet überhoben iſt. Daher aber auch bei

Zelter, der das Techniſche ſeiner Kunſt auf ungewöhnliche Weiſe im Beſitze hatte, dieſer Widerſtreit zwiſchen ſeinem Naturtalente und ſeiner künſtlichen Kunſt, ein Widerſtreit, der ſich in der Perſon des Mannes in Bezug auf Litteratur, Welt, Zeit und Geſelligkeit in geſteigerter Potenz zeigte, da ſein innerer Menſch nicht ſelbſtändig in die Cultur ſeines Jahrhunderts einging. Liegt in dieſem Zwieſpalte nun auch das eigentlich Intereſſante ſeiner Erſcheinung, und können wir einen gewiſſen ſtillen Jubel nicht ganz unterdrücken, der ſich in uns regt, wenn im Muſikus ſich der alte Maurermeiſter geltend macht, und Zelter ſeinen banauſiſch geſunden und naturkräftigen Humor wie ein unbehauenes Cyklopenſtück ſeines Metiers in die verzärtelte und verzimperte Affectation mancher Richtungen im geſelligen und Kunſtleben hineinſchleudert, ſo müſſen wir doch in dieſem Zuſammentreffen unvermittelter Kräfte und Regungen zugleich auch die Zerbrechlichkeit der Urtheile dieſes Mannes über Zeit und Zeitgenoſſen bedingt ſehen. Was Zelter als Componiſt ſchuf, hat er eigentlich weniger geſchaffen, als es ihn wie eine plötzliche Eingebung und wie ein kurzer Lichtblick überkam, der ein Leben voll angelernter Vegetation erhellte. Daher die Naturmaximen ſeiner Melodien, daher auch die Ueberraſchung über ſich ſelbſt und die Freude an der eigenen ungeahnten Schöpfung. Dieſe Naivität verſöhnt wieder mit ſeiner Handwerkernatur. Und ſo war denn Goethe's Liebe zu ihm auch etwas ungeahnt Ueberkommenes, ſie war für Zelter ein Evangelium, das ihn wie den Hirten des Feldes überraſcht, der mit offenen Augen und Ohren der frohen Botſchaft entgegenſtaunt. Dieſer ſtiere Geſichtszug des Hirten an der Krippe blieb ihm eigen, da er die ganze Erſcheinung des Geiſtes nicht zu faſſen vermochte. Dies gehört mit zur Charakteriſtik des Verhältniſſes zwiſchen Goethe und Zelter. Ohne dieſe Anbetung wäre der Banauſe nicht erträglich geweſen. — Goethe's Tod war wie ein Ruf, der an ihn ergangen. Er fühlte ſich ihm zugehörig und eilte ihm nach, mit dem Hinblick des Hirten nach der Höhe.

Mit Merck ſeiner Zeit hatte Goethe in ſeinem faſt allſeitigen Thätigkeitsdrang über Geologie und Oſteologie, mit Sömmering über Anatomie gebriefwechſelt. Aus „Briefen von und an Goethe“ (1846 erſchienen), 82 an der Zahl, wurde uns ſeit dem Jahre 1788 Goethe's Verkehr mit dem Züricher Meyer erſichtlich, der ſich Anfangs ausübend der Malerei ergab, lange Zeit in Italien lebte, dann auf des Freundes Verwendung als Director der Zeichnenſchule nach Weimar berufen wurde, mit Johannes Schulze die Winckelmann'ſchen Werke herausgab, an den Propyläen wie an den Heften über Kunſt und Alterthum lebhaft mitarbeitete und Ergebniſſe eigner Anſchauung in ſeiner „Geſchichte der bildenden Künſte bei den Griechen“ der Oeffentlichkeit überliefert hat. Dieſer „Kunſcht-Meyer“, wie man ihn nach ſeiner Schweizer Mundart in Weimar zu bezeichnen pflegte, gehört in der Reihe der Goethe'ſchen Familiares nicht an die Seite Zelter's, wozu ihm die Derbheit ſeines Naturells und die inſtinctartige Zuverſicht ſeines unvermittelten Weſens den Platz anweiſt. Er war wie Zelter ſehr feſt in dem Theile ſeiner Kunſt, die ſich weſentlich als Handwerk, als techniſches Fundament ergiebt: die denkende Thätigkeit in ihm hielt ſich getreu an die unmittelbare Anſchauung, ſeine Reflexionen machten ſich ſparſam, aber dann mit der Eigenthümlichkeit von urwüchſigen Einfällen und Eingebungen Raum, ſeine Meinungen und Gedanken hatten jene Sicherheit, die dem Naturmenſchen der Inſtinct verleiht. Man weiß, welchen Werth der Naturſinn Goethe's auf ſolche Menſchen legte, während ihm die ſpeculativen Syſtematiker, die reflexiöſen Grübler Scheu einflößten, deren Thätigkeit mochte, wie bei Hirt, die ſteife Härte des Verſtandes, oder, wie bei den Männern der romantiſchen Schule, den überſchwänglichen Luxus phantaſtiſcher Gelüſte verrathen. Heinrich Meyer war was man einen tüchtigen Kunſtkenner nennt; namentlich war er in der plaſtiſchen Kunſt zu Hauſe. Grund genug, daß er für Goethe ein Bedürfniß war, der Verkehr mit ihm niemals leidenſchaftlich, aber um ſo treuer gepflegt wurde. Und ſo iſt es denn auch die bildende Kunſt der Alten, die weit mehr noch als die Malerei der chriſtlichen Zeitalter im brieflichen Austauſch das Thema abgiebt. Gleich im zweiten Briefe vernehmen wir des Dichters Anſicht, der höchſte Zweck der Kunſt ſei überhaupt, menſchliche Formen zu zeigen, ſo ſinnlich bedeutend und ſo ſchön als möglich; von ſittlichen Gegenſtänden ſolle ſie nur diejenigen wählen, die mit dem Sinnlichen innigſt verbunden ſind, und ſich durch Geſtalt und Gebährde bezeichnen laſſen. In einem ſpäteren Briefe an

Meyer murrt Goethe über die „alte, halbwahre Philiſterleier“, daß die Künſte das Sittengeſetz anerkennen und ſich ihm unterordnen ſollten. Das Erſte, ſagt er, hätten ſie immer gethan und müßten es thun, weil ihre Geſetze ſo gut als das Sittengeſetz aus der Vernunft entſprängen; thäten ſie aber das Zweite, ſo wären ſie verloren und wäre ihnen beſſer, daß man ihnen gleich einen Mühlſtein an den Hals hinge und ſie erſäufte, als daß man ſie nach und nach ins „Nützlichplatte“ abſterben ließe. — Die Polemik, die der Goethe'ſchen Poeſie das Sittengeſetz wie ein Meduſenhaupt entgegenhalten zu müſſen glaubte, iſt altbacken geworden, ſei's daß ſie aus nationaler, aber engherziger Begeiſterung, oder lediglich aus banauſiſchem Eifer geſchah. Wenn aber Goethe die moraliſche Triebfeder der Menſchenbruſt vom Bereiche der Kunſt ausſchloß und ihre Berechtigung auf dem Boden der Poeſie oder ihre befruchtende Kraft im Gebiet des Schönen in Zweifel zog, ſo bleibt uns ihm gegenüber jederzeit der Hinweis auf Schiller, in deſſen Dichtungen ſich eben die moraliſche Triebkraft als künſtleriſch und ſchöpferiſch erweiſt. Der Aufruhr des Geiſtes, der uns von den Räubern an bis zu Wilhelm Tell die ganze Reihe großer tragiſcher Gemälde lieferte, war weſentlich moraliſch-politiſcher Natur, und Schiller rief ſeinen Fieſco, ſeinen Poſa, ſeinen Wallenſtein, ſeine Schweizerhelden gerade aus Elementen und Lebensſtoffen hervor, welche, weil ſie mehr der Nation als dem Individuum angehören, nach der Goethe'ſchen Anſchauung von den Kreiſen der dichteriſchen Schöpfung auszuſchließen wären. Schiller iſt hier als Hort auch für das nachfolgende Geſchlecht ſeines großen Freundes Widerpart, Gegenſatz und Ergänzung.

In dieſen Briefen an Heinrich Meyer legt ſich Goethe's Hang zum Studium der menſchlichen Formen ſehr nachdrücklich an den Tag. Dieſer Hang führt eben zur plaſtiſchen Kunſt. Er ſchildert und beſchreibt Statuen faſt mit der genauen Kennerſchaft des ausübenden Künſtlers. Mitten in den Neunzigern des vorigen Jahrhunderts, während vom Weſten aus ein politiſch-moraliſcher Sturm heraufzieht, der zum europäiſchen Orkan zu werden droht, bleibt er ſeiner Beſchaulichkeit ruhig hingegeben, ganz verloren im Studium der Kunſtformen, und ſucht unbeirrt um das, was von unten herauf die Maſſen durchwühlt, die Völker zuſammenſchleudert, die Throne zittern macht, ſtill für ſich nach den Geſetzen, die von den Formen aus auf das Weſen der menſchlichen Natur im Einzelnen ſchließen laſſen. Zu dieſer Stille, in der er ſich abgränzt, gehört eine verhaltene Kraft des eigenwilligen Geiſtes, die uns Kindern von heute faſt mährchenhaft dünkt. Und ſein Tiefſinn ſtellt ſich, auch wo er ganz Aeußerliches betrachtet, Probleme, die das innerſte Getriebe des Menſchen, aber immer nur des Individuums, nicht das Getriebe des Geſchlechts und der Menſchheit erläutern ſollen. In einem Briefe an Wilhelm v. Humboldt, der Riemer'ſchen Sammlung beigefügt, ſpricht Goethe davon, wie ihn jede Entdeckung eines allgemeinen Geſetzes und großer Naturmaximen immer wieder nöthige, ſeine Unterſuchungen bis ins Allereinzelnſte fortzuſetzen. Darin lag kein Materialismus; ſeine Empirie ging eben darauf hin, aus dem Einzelnen das Geſammte, aus der Form das Weſen, aus dem Aeußern das Innerliche zu deuten, ganz dem entgegengeſetzt wie Schiller, von deſſen höchſt „beweglichem und zartem Idealismus“ er hier ſpricht, aus dem Allgemeinen zum Einzelnen überging und aus der Idee die Form zu faſſen ſtrebte. Nach Schiller iſt es der Geiſt, der ſich den Körper ſchafft. Nach Goethe haben wir uns aus der leiblichen Form den Geiſt zu deuten. Zu Heinrich Meyer ſpricht Goethe mehrfach von ſeinem Drange, aus der menſchlichen Formation den menſchlichen Geiſt ſich verſtändlich zu machen, das anatomiſche Gebäude ganz zu ergründen, für männliche und weibliche Proportion den Kanon aufzufinden, und jenen Geſetzen auf die Spur zu kommen, nach denen die abweichende Verſchiedenheit der menſchlichen Charaktere ſich ſchon in der leiblichen Figuration an den Tag ſtellen müſſe. Neben dem Studium der menſchlichen Form erfüllte ihn ebenſo unausgeſetzt ſein Leben hindurch die Baukunſt. Er lieſt Palladio und andere Italiener außer den Claſſikern. Sein architektoniſcher Sinn, der ſich oft genug auch praktiſch als Bauluſt Raum ſchafft, iſt ein hervorſtechender Zug, der ſich auch in ſeiner dichteriſchen Production ſchöpferiſch erweiſt. Nirgends erſcheint ihm erſtes Bedürfniß und höchſter Zweck ſo nahe verbunden als in der Architektur. „Des Menſchen Wohnung“, ſchreibt er, „iſt ſein halbes Leben; der Ort, wo er ſich niederläßt, die Luft, die er einathmet, beſtimmen ſeine Exiſtenz; unzählige Materialien, die uns die Natur anbietet, müſſen zuſammengebracht und genützt werden, wenn ein Gebäude von einiger Bedeutung aufgeführt werden ſoll.“ Er dringt dabei auf das Studium Scamozzi's. Ergötzlich iſt, wie ihn in ſeinem architektoniſchen Wohlbehagen Schiller's „Gartenbaukunſt“ ſchier in Verzweiflung bringt. Schiller hat in Jena zur ſelben Zeit, wo er an Wallenſtein arbeiten will, ſeine neue Küche juſt ſo bauen laſſen, daß der Wind den Rauch und den Fettgeruch über den ganzen Garten breitet und man „nirgends Rettung findet“. Goethe's Epikuräismus war von der feinſten, geiſtigſten Art. Er wußte ſehr wohl, daß eine Harmonie der ganzen Exiſtenz dazu gehört, um innerlich harmoniſch zu ſchaffen. Iſt das Zeitalter, die Geſchichte des Tages, der Sturm in der politiſchen Welt nicht von der Art, daß eine harmoniſche Entfaltung des Individuums unter dieſen Einflüſſen zuläſſig wird, ſo ſchließt er ſich lieber ganz ab gegen außen, weil er mit ganzer Bruſt, als voller Menſch in jene Stoffe nicht eingreifen, in ihnen nicht vollauf walten kann. Um ſich nicht zu verlieren, zieht er ſich in ſich zurück, wo er denn in der That Er ſelber bleibt, während Tauſende halb von den Strömungen des politiſchen Weltlebens erfaßt an Klippen zerſchellen oder in Sümpfen kläglich enden. Halb konnte Goethe nichts ſein, und ſo rettete er aus den Zeitſtürmen nichts herüber als eben ſein ganzes Selbſt. Dieſer Mangel einer Hingebung an das, was weltgeſchichtlich oder politiſch die Menſchen erfüllte, dieſer Mangel macht ihn eben zu dem entſchiedenen Gegenſatz Schiller's, dem es nicht vergönnt war den Aufſchwung ſeines

Volkes nach herber Schmach und Niederlage zu erleben, deſſen Dichtungen aber ſchon am Wendepunkte der beiden Jahrhunderte im prophetiſchen Anſchauen des großen Weltganges und in Sympathie mit den Bewegungen der Menſchheit empfangen und ausgeführt wurden. Es konnte nicht fehlen, daß Goethe bei dieſem eigenwilligen Abſchluß gegen die Einflüſſe des Völkerlebens doch nicht von Mißſtimmung frei blieb. „Danken Sie Gott“, ſchreibt er 1794 an Meyer, „daß Sie dem Raffael und andern guten Geiſtern, welche Gott den Herrn aus reiner Bruſt loben, gegenüberſitzen und das Spuken des garſtigen Geſpenſtes, das man Genius der Zeit nennt, wie ich hoffe, nicht verſpüren.“ Die Theilnahme an der Sache der Menſchheit, das ſtürmiſche Mitgefühl für unſere nationale Niederlage und Auferſtehung hätte Schiller vielleicht aufgerieben, hätte ſich nicht ſchon vorher ſeine Miſſion erfüllt. Goethe ſeinestheils gewann nichts von der Weltgeſchichte ſeiner Tage; aber ſeine Natur war ſo feſt und ſo quellenreich, daß er bei dieſem Mangel an nationaler Sympathie auch nichts zu verlieren glaubte. Denn ſo mächtig war in ihm die Poeſie des menſchlich Individuellen, ſo kräftig die Spontaneität ſeines Geiſtes, daß er gerade in der Zeit (1809), wo er ſich von der Bewegung ſeines Volkes am entſchiedenſten abwandte, von den Feuerbränden der Freiheit, die von den tiroler Bergen loderten, nichts wiſſen mochte, die vollendetſte ſeiner ſpätern Dichtungen, die Wahlverwandtſchaften, ſchuf.

Briefe und Zettelchen an Riemer, der früher als Hauslehrer, ſpäter als Corrector und Redacteur der Geſammtausgabe ununterbrochen in litterariſcher Hülfleiſtung bei dem alten Herrn blieb, laſſen noch in anderer Weiſe einige Blicke in die Werkſtatt des Dichters thun. Die vollendete Meiſterſchaft der Goethe'ſchen Diction, die ſich als das Höchſte in Werken deutſcher Zunge hinſtellt, hat auch die kleine Beihülfe des gelehrten Grammatikers nicht verſchmäht, nirgend ein Hehl daraus gemacht, daß zur vollkommenen Sauberkeit, zur vollſtändigen Ausprägung des Gedankens in Wendung, Styl und Wahl des Ausdrucks auch die dieneriſche Hand des Sprachforſchers nützlich und nothwendig ſei. Goethe's Arbeiten in der ſprachlichen Werkſtatt ruhten nie. Wer daran Theil hatte, mußte auch am Gedankengehalt betheiligt ſein; denn der Ausdruck des Inhalts iſt mehr als deſſen Kleid, er iſt deſſen Geſtalt und Form, und der Inhalt ſelber giebt ſich dieſe. So war für Riemer in der That der Zugang zu Goethe's beſtem Thun und Denken geſichert. Die brieflichen Mittheilungen zwiſchen ihm und dem Dichter reichen vom Jahr 1804 herauf. Von großem Werth iſt es jederzeit, die Emſigkeit wahrzunehmen, mit welcher der Alte bei Ordnung der Geſammtausgabe das Einzelnſte und Kleinſte in Wort und Wendung prüft und feilt. Er macht den Gehülfen aufmerkſam, ob nicht in ſeiner Sprache die Enthymeme ſich häuften, Phraſen zu oft wiederkehrten, die aus dem engen Kreiſe ähnlicher Geſinnungen und Beſchäftigungen nicht herausgekommen ſeien. Beſonders verdrießen ihn die vielen Auxiliaren aller Art, da er die Participialconſtructionen, die ihm nicht gelängen, ſcheue. Er bittet Riemer, dieſe, wo es thunlich anzuwenden und ſeine Sätze danach umzuwandeln. Euphoniſche Zwiſchenwörter, wie gerade, eben u. a. läßt er tilgen; ausländiſche Wörter zu verdeutſchen giebt er dem gelehrten Freunde nach Gutdünken anheim. Goethe war in dieſem Punkt weder eigenſinnig, noch allzu nachgiebig. Er will, wie er Riemern vertraut, vielfach im Umgange mit Menſchen die Erfahrung gemacht haben, daß es „eigentlich geiſtloſe Menſchen" ſeien, welche auf Sprachreinigung mit größtem Eifer dringen; denn da ſie den Werth eines Ausdrucks nicht tief genug auszumeſſen wüßten, fänden ſie am leichteſten ein Surrogat, das ihnen gleichbedeutend erſchiene. — Es iſt nur ſchlimm, — müſſen wir entgegnen, — daß wir mit den Fremdwörtern zugleich fremde Geſinnungen, Anſichten, Bedürfniſſe uns anlogen, und auch jetzt noch ungehalten ſind, glückt der Verſuch immer mehr, ſie auszumärzen. — Auf die Sprache der Gewerbe und Handwerke lauſchte Goethe unabläſſig, wie er denn der ſinnlichen Anſchauung am liebſten zutraute, den rechten, wenn auch bildlichen, um deswillen aber fruchtbringenden, heimiſchen Ausdruck zu finden. Luther's Bibelſprache war bekanntlich für ihn der unerſchöpfliche Schatz für ſeine ſprachliche Forſchung und Bildung; es gab Epochen in ſeinem Leben, wo er Tag für Tag einige Capitel in der Luther'ſchen Verdeutſchung der heiligen Bücher las, auch in der Abſicht, ſich hier an Kraft und Fülle des großen Inhalts zu erfriſchen.

Fügte Riemer der Sammlung mehrere an ihn gerichtete

Briefe von verſchiedener Hand bei, deren Werth weniger in die Augen ſpringt, ſo erwarb er ſich doch durch Mittheilung zahlreicher Aphorismen unſern Dank, die er wie Eckermann gleich nach einem Geſpräche mit dem alten Herrn aufzeichnete und die als Nachleſe zu den Tiſchreden gelten können. Hier findet ſich freilich manches Paradoxon, denn der Meiſter ſcheint es nicht ſelten geliebt zu haben, ſeinen Familiaren etwas Räthſelhaftes hinzuwerfen, an deſſen Löſung ſie ſich dann γυμναστικῶς verſuchen ſollten. Manche Theſis hatte vielleicht nur den Zweck, eine Antitheſis hervorzurufen; die Dialektik blieb aber mitunter aus oder erreichte kein Ziel. Ich weiß nicht wieviel dem nachgeborenen Publicum lieber hätte entzogen bleiben können. Vieles freilich von dieſen Gedankenſpähnen rückt uns gleich unmittelbar in den großen und vollen Zuſammenhang ſeines Denkens. Gegen Zelter äußerte einmal der Dichter, man begreiſe nur, was man ſelbſt machen könne, und man faſſe nur, was man eben auch ſelbſt hervorzubringen im Stande ſei. Das führt er unter anderm in einem Geſpräch mit Riemer näher aus, indem er ſagt, unſere Ueberzeugungen hingen nicht von unſerer Einſicht, ſondern von unſerem Willen ab. Er wiederholt damit nur ſeinen Grundſatz von der Souveränität des Individuums. Dabei will er nicht die Welt in individuelle Bröckchen und ſelbſtändige Partikeln aufgelöſt ſehen. Für ihn giebt es eigentlich keine Individuen, da dieſe auch Genera darſtellen und das Einzelne nicht anders denn als Vertreter einer ganzen Gattung geltend ſein könne. Die Natur ſelbſt ſchaffe nichts Einzelnes; wie ſie ſelbſt ein Einziges ſei, ſo habe das einzelne Ding auch nur in der Beziehung auf Anderes, auf Höheres und Untergeordnetes, ſein Daſein und ſeine Stellung. Ueber den Zuſammenhang des Individuums mit ſeinem Volke hat man in Schiller Aufſchluß zu ſuchen, nicht in Goethe, der den Einzelnen immer nur als den Geſetzgeber für die Maſſe aufſtellt, Moſes und Lykurg z. B. als Diejenigen bezeichnet, die den Völkern ihren individuellen Typus aufgeprägt. Auf die Wechſelwirkung, mit der auch die hervortretende Perſönlichkeit unter den Einflüſſen der Geſammtheit ſteht, läßt er ſich nicht ein. Er begreift lediglich die Freiheit des Ichs, weniger die Nothwendigkeit, der dieſe Freiheit unbewußt oder bewußt anheim gegeben iſt. Dem Genie räumt er alle Autokratie ein. Er äußert, die Menſchen geſtatteten dann und wann dem Einen, was ſie ſich unter einander nicht erlaubten, nämlich daß Einer einmal ganz und vollauf das ſein dürfe, wozu ihn Natur, Wille und Neigung treibe. — Ueber die Frauen giebt der Greis ein ſcharfes, ätzendes Wort. Er ſpricht ihnen den eigentlichen Geſchmack ab; der bloße Appetit erſetze dies bei ihnen. Sie möchten, ſagt er, lieber Alles nur ankoſten; das Neue reize ſie; was gegen ihre conventionellen Begriffe verſtoße, werde von ihnen ohne Prüfung verworfen. „Die Weiber“, ſagt er, „haben das Eigene, daß ſie das Fertige zu ihren Abſichten verarbeiten und verbrauchen. Das Wiſſen, die Erfahrung des Mannes nehmen ſie als ein Fertiges und ſchmücken ſich und anderes damit. Nicht die Raupe zu erziehen, das Cocon abzuhaſpeln, die

Seide zu ſpinnen, zu färben und zu appretiren, ſondern ſie zu Blumen zu verſticken oder in ſchon gewebtem Stoffe ſich damit zu putzen, iſt im allegoriſchen Sinne dieſes Bildes ihre Sache. Daher folgen ſie dem Manne nicht in ſeine Deduction und Conſtruction, ob ſie ihnen ſchon manchmal artig vorkommen kann, ſondern ſie halten ſich an das Reſultat; und wenn ſie ihm auch folgen, ſo können ſie ihm doch darin nicht nachahmen und es in anderm Falle wieder ſo machen. Der Mann ſchafft und erwirbt, die Frau verwendet's: Das iſt auch im intellectuellen Sinne das Geſetz, unter dem beide Naturen ſtehen. Daher muß man einer Frau das Fertige geben; und aus eben dieſem Sinne ſind ſie das wünſchenswertheſte Auditorium für einen Dogmatiker, der nur Geiſt genug hat, das was er ihnen ſagt angenehm und ſinnlich ergreifend zu ſagen. Das Poſitive lieben ſie in dieſem Falle, ſolche Unduliſten ſie auch in andern Rückſichten ſein mögen." — In der Blüthenzeit ſeines dichteriſchen Schaffens waren ihm freilich die Frauen noch etwas Anderes; ſie waren ihm der Aether, der die Welt durchzieht, der Nervengeiſt an den Dingen des Lebens.

Von großem Werthe für die Aeſthetik iſt, was Goethe über das Weſen des Geſchmacks im Gebiet der Künſte äußert. Es geſchah vielleicht in Entgegnung eines oft verlauteten kritiſchen Urtheils, wonach ihm nur Geſchmack zugeſprochen und eigentliche Erfindung in der Poeſie abgeſprochen wurde. Er hält den Geſchmack für die Hauptſache in Dingen der Kunſt. Selbſt Raffael habe früher erfundene Motive gebraucht, aber eben mit dem tiefen Inſtinct und der geläuterten Weisheit des Genies. Dieſe Einſicht in Welt und Menſchheit führe zur Wahl in den Stoffen der Kunſt, und wenn das Genie Erfindung habe, ſo ſei das mehr Entdeckung zu nennen. Riemer führt dazu den Spruch von La Bruyère an: Le choix des pensées est invention. Hier wie überall widert den Dichter die Speculation der abſtracten Köpfe an, der Dünkel der Philoſophen ſetzt ihn in gelinde Wuth. Vor allem feind iſt er der combinatoriſchen Myſtik, die, wie er ſagt, jede Art von Anſchauung zu Grunde richtet. Die Rücktendenz nach dem Mittelalter, drückt er ſich gegen Riemer aus, will er recht gern gelten laſſen, weil er überzeugt iſt, daß aus jedem Durchwühlen alter Lebensſtoffe von unten her etwas Heilſames erwächſt; nur ſolle man ihm nicht damit „glorios zu Leibe rücken.“ „Die Neigung der Jugend zum Mittelalter“, ſagt er im Jahre 1810, „halte ich für einen Uebergang zu höhern Kunſtregionen, daher verſpreche ich mir viel Gutes davon. Jene Gegenſtände fordern Innigkeit, Naivität, Detail und Ausführung, wodurch denn alle und jede Kunſt verbreitet wird. Es braucht freilich noch einige Luſtra, bis dieſe Epoche durchgearbeitet iſt, und ich halte dafür, daß man ihre Entwickelung weder beſchleunigen kann, noch ſoll. Alle wahrhaft tüchtigen Individuen werden dieſes Räthſel von ſelbſt löſen.“ Mit ſolcher Hoffnung und Ausſicht tröſtet er ſich über manche „Fratze des Augenblicks“. Es koſtet ihm aber Mühe, z. B. gegen Achim von Arnim, der ihm ſeine Gräfin Dolores zuſchickt und den er perſönlich recht lieb hat, „nicht grob zu werden“. Wenn er einen verlornen Sohn hätte, ſo wolle er lieber, der „verirre ſich von der B— bis zum Schweinkoben“, als daß er ſich „in dem Narrenwuſt dieſer letzten Tage verfinge“, denn er fürchtet ſehr, „aus dieſer Hölle gebe es keine Erlöſung“. Zugleich giebt er ſich Mühe, auch jene Epoche bald hiſtoriſch zu nehmen und ſie als vorübergegangen zu betrachten. — Ueberraſchend neu iſt als ein ſcheinbarer Widerſpruch hiemit folgendes Bekenntniß an Riemer: „Die Menſchen ſind nur ſo lange productiv (in Poeſie und Kunſt) als ſie religiös ſind; dann werden ſie blos nachahmend und wiederholend, wie wir vis-à-vis dem Alterthum, deſſen inventa alle Glaubensſachen waren, von uns aber aus und um Phantaſterei phantaſtiſch nachgeahmt werden.“ Sein antikatholiſcher Sinn verführt ihn überhaupt nicht dazu, ſich in irgend einer entgegengeſetzten Sackgaſſe feſtzurennen. Wie er über die Reformation denkt, kommt im Jahre 1817 zum Ausſpruch, wo das Jubiläum die Leidenſchaften und Wünſche ziemlich oberflächlich anregte. „Pfaffen und Schulleute“, ſagt er, „quälen unendlich. Die Reformation ſoll durch hunderterlei Schriften gefeiert werden; Maler und Kupferſtecher gewinnen auch etwas dabei. Ich fürchte nur, durch alle dieſe Bemühungen kommt die Sache ſo ins Klare, daß die Figuren ihren poetiſchen, mythologiſchen Anſtrich verlieren; denn, unter uns geſagt, iſt an der ganzen Sache nichts intereſſant als Luther's Charakter, und auch das Einzige, was der Menge eigentlich dabei imponirt. Alles Uebrige iſt ein verworrener

Handel, wie er uns nachträglich zur Laſt fällt." Gegen alles was Parteiung heißt, ſträubte ſich ſein Unabhängigkeitsgefühl. Wie er denn in dieſen Aphorismen auch gegen Ariſtokratie und Demokratie ſich entſchieden erklärt, um ſeinen freien Sinn keinem Kaſtengeiſt zu unterwerfen und in allen Stoffen, in allen Planen, Richtungen und Strömungen des Lebens immer nur er ſelbſt zu ſein.

Im dritten Bande von Eckermann's „Geſprächen" tritt bei der Kunde von der Julirevolution des Jahres 1830 einem jungen Schweizer gegenüber, der als Erzieher des damaligen Erbprinzen von Weimar mit Goethe viel in Berührung kam, des großen Dichters politiſche Antipathie entſchieden hervor. Als Soret, dieſer Genfer, zu ihm ins Zimmer trat, um ihm jene Kunde aus Paris zu bringen, kam ihm der Dichter in freudenvoller Aufregung und mit dem Ausruf entgegen: „Nun, was denken Sie von dieſer großen Begebenheit? Der Vulkan iſt zum Ausbruch gekommen; Alles ſteht in Flammen und es iſt nicht ferner eine Verhandlung bei verſchloſſenen Thüren!" Soret erwiederte, die Vertreibung der alten Bourbons ſei eine natürliche Folge ihrer Fehler und Schwächen. Goethe aber unterbrach ihn; es ergab ſich, daß er gar nicht den politiſchen Conflict, ſondern einen wiſſenſchaftlichen Streit der Akademie zwiſchen Cuvier und Geoffroy meinte und erwähnenswerth fand! — In Soret's Weimariſchem Tagebuche finden ſich mehrere Bemerkungen von intereſſantem Gehalt; Eckermann ergänzt damit ſeine eigenen Aufzeichnungen aus der Zeit des perſönlichen Verkehrs mit Goethe. Soret ſchrieb: „Seine Unterhaltung war mannichfaltig wie ſeine Werke. Er war immer Derſelbige und doch immer ein Anderer. Bald occupirte ihn irgend eine große Idee und ſeine Worte quollen reich und unerſchöpflich. Sie glichen oft einem Garten im Frühling, wo Alles in Blüthe ſtand und man von dem allgemeinen Glanz geblendet nicht daran dachte, ſich einen Strauß zu pflücken. Zu andern Zeiten dagegen fand man ihn ſtumm und einſylbig, als lagerte ein Nebel auf ſeiner Seele; ja es konnten Tage kommen, wo es war, als wäre er voll eiſiger Kälte und als ſtriche ein ſcharfer Wind über Reif und Schneefelder. Und wiederum wenn man ihn ſah, war er wie ein lachender Sommertag, wo alle Sänger des Waldes uns aus Büſchen und Hecken entgegen jubeln, der Kuckuck durch blaue Lüfte ruft und der Bach durch blumige Auen rieſelt. Dann war es eine Luſt, ihn zu hören; ſeine Nähe war dann beſeligend und das Herz erweiterte ſich bei ſeinen Worten. — Seine Selbſtbeherrſchung war groß, ja ſie bildete eine hervorragende Eigenthümlichkeit ſeines Weſens. Sie war eine Schweſter jener hohen Beſonnenheit, durch die es ihm gelang immer Herr ſeines Stoffes zu ſein, und ſeinen einzelnen Werken diejenige Kunſtvollendung zu geben, die wir an ihnen bewundern. Durch eben jene Eigenſchaft aber ward er, wie in manchen ſeiner Schriften, ſo auch in manchen mündlichen Aeußerungen oft gebunden und voller Rückſicht. Sobald aber in glücklichen Momenten ein mächtigerer Dämon in ihm rege wurde und jene Selbſtbeherrſchung ihn verließ, dann ward ſein Geſpräch jugendlich dahinbrauſend gleich einem aus der Höhe herabkommenden Bergſtrome. In ſolchen Augenblicken ſagte er das Größte und Beſte, was in ſeiner reichen Natur lag, und von ſolchen Augenblicken iſt es wohl zu verſtehen, wenn ſeine früheren Freunde über ihn geäußert, daß ſein geſprochenes Wort noch beſſer ſei, als ſein geſchriebenes und gedrucktes." — Doctor Gall's Phrenologie fand an Goethe's Schädel deutlich und ſcharf ausgeſprochen die Organe des Volksredners; eine Entdeckung, über die er ſelbſt erſchrak, da ſein Jahrhundert bei dem Mangel aller politiſchen Rechte und Formen den Deutſchen keine Rednerbühne geſtattete.

Was ihm nicht ſein Jahrhundert gegeben, hat auch er nicht ſeinem Jahrhundert geben können, und ſo ſteht ſein großes Bild, wie ſein abgeſchloſſenes Zeitalter, fertig vor uns, — nicht als olympiſcher Zeus, der im ewigen Glück der Seligkeit Nektar und Ambroſia genoſſen, denn er hat als Menſch auch ſeine Irren und Wirren mit Schmerz durchkämpft, — nicht als Jupiter tonans, denn ſeine Stimme darf nicht geſetzgeberiſch den Bann ausſprechen über die kommenden Geſchlechter, aber doch als Apollo unter den Göttern des deutſchen Parnaß. In ſeiner Perſon war ſchließlich der Patriarch in ihm fertig. Die hohe Stirn war weisheitsvoll und faltenreich, das Kinn markig und feſt, die Lippen aber voll ewig jugendlicher Anmuth, gleich fähig zu Tönen der Lerche und der Philomele. Ein Zug reichsſtädtiſcher Biederkeit blieb ihm wohl auch als Menſch eigen bis in ſeine letzten

Tage. Zimmermann's Wort über ihn (im Buche über die Einſamkeit, Cap. 5) iſt vielleicht das Treffendſte über ſeine Perſönlichkeit geblieben: „Wer ihn geſehen hat, weiß, wie er durch Anmuth die Kraft ſeines Geiſtes zudeckt, und durch Freundlichkeit den Ernſt ſeiner Studien.“ Viele haben bei Gelegenheit ihres Beſuches bei ihm ſeine Erſcheinung geſchildert, die Meiſten falſch. Gegen Manche ſoll er den Miniſter herausgekehrt haben, und ſie ſchalten ihn ſteif, indem ſie die eigne, nichtsſagende Befangenheit auf ihn übertrugen. Aller Unbedeutendheit gegenüber war er freilich ſelbſtgewiß, des Reichthums und der Fülle ſeiner Natur bewußt. Das Beſte über perſönliche Begegnung mit ihm hat Grillparzer mündlich geäußert: Bei ſeinem Anblick befiel es mich Anfangs, als ſtünd' ich vor einem Jupiter omnipotens; dann plötzlich überkam es mich, als ſei ich vor meinen Vater getreten, dem ich all mein Herz eröffnen und beichten durfte.

V.

Schiller als Prophet.

V.

Schiller als Prophet.

1. Rede zum Leipziger Schillerfeſte 1852.

Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
Wo die Welt ſich, die ewige, ſpiegelt.
Er hat Alles geſehn was auf Erden geſchieht,
Und was uns die Zukunft verſiegelt.
Er ſaß in der Götter urälteſtem Rath
Und behorchte der Dinge geheimſte Saat.

Mit dieſen Worten bezeichnete Schiller das Weſen des Dichters. Er bezeichnete zugleich damit das Weſen des Propheten. Nicht wer uns aus gleichgültiger Ferne Fabelhaftes verkündet, verdient den Namen des Propheten, vielmehr wer uns das Drängendſte und Nächſte in ſeiner Quelle und in ſeinen Nothwendigkeiten aufdeckt, in dem Keime uns ſchon die Frucht, in der Saat uns ſchon die Ernte deutet. Das iſt mehr als die Vogelſchau der alten Seher, mehr als der Blick des Augurs, der in den Eingeweiden des Opferthiers die Signatur der Zukunft ſucht.

Nie hat ein Dichter irgend welcher Zeit ſo vertraut zu ſeinem Volke geſtanden wie Schiller. Mit den Worten

Schiller's begrüßt der Deutſche das neue junge Leben an der Wiege, begleitet es über alle großen Wendepunkte hinaus und giebt dem ſcheidenden den letzten Gruß. Schiller's Wort geht wie Glockenruf durch's deutſche Land, ſeine Muſe iſt das Gewiſſen der Nation. Ueber die Geheimniſſe des Seelenlebens, über die Conflicte der Leidenſchaften unter den Geſchlechtern, über die Myſterien der Geſellſchaft müſſen wir die Bücher anderer Weiſen aufſchlagen. Aber in allen Momenten, die offen und frei zu Tage liegen, in allen Momenten, wo der Menſch zum Menſchen tritt, der Bürger ſich an den Bürger reiht, da iſt Schiller der Freund, der Führer und Lehrer. Wo die Schranken des Egoismus fallen, der Einzelmenſch aus dem eingepfählten Kreiſe des Familienlebens in ein größeres Ganzes tritt, ſeinen Blick auf das große Ganze des Vaterlandes richtet, ja wo er eine Frage frei hat an die Menſchheit: da iſt Er der Prieſter, der die Weihe bringt, das menſchliche Thun heiligt, die Hände, die ſich zum Bunde ſchließen, ſegnet. Immer auch glaubte er zur verſammelten Menge zu ſprechen, immer wie Pindar, ſei's auf offenem Markt, ſei's auf der Wettbahn nationaler Feſte, an das geſammte Volk ſein Wort zu richten. Daher der Tubaklang ſeiner Worte, daher der Dithyrambenſchwung ſeiner Rede. Dies giebt ihm die Stellung des Redners zum Volke, dies erklärt uns die *Form* ſeiner Dichtung.

Ihrem Inhalte nach waren ſeine Dichtungen Prophetien. Ihr Inhalt iſt das Evangelium der freien Menſchenwürde, ein Ruf nach den verlorenen Menſchenrechten. Dies Evangelium erſcholl zuerſt mit ihm aus der Angſt, aus dem Jammer der bedrückten Menſchheit heraus, als ein Nothſchrei der nach Erlöſung ringenden Creatur, zu einer Zeit, wo die Knechtſchaft das ſicherſte Erbe der Menſchheit zu ſein ſchien, in Deutſchland Todtenſtille auf der Maſſe lag, in Frankreich ferne Wetterzeichen über den Horizont ſtiegen. Todesſchlaf ruhte auf den Völkern; nur die Weiſen, die Klugen, die Gelehrten und die Witzigen waren wach, ſie verſtanden einander, ſie winkten ſich zu wie Zeichendeuter, aber das Volk verſtand ſie nicht. Das Volk hatte noch kein Organ, in ſein Herz hatte noch Keiner gegriffen, den tiefen Grund ſeiner Seele noch Niemand angerührt. — Schiller's Dichtungen waren die poetiſchen Vorſpiele der Revolution, die am Wendepunkte zweier Jahrhunderte über die Menſchheit heraufzog. Sein erſter Ausdruck waren jene Räuber, die wie ein dämoniſches Naturereigniß, wie eine vulkaniſche Eruption aus dem innerſten Schlund der Erde vor uns ſtehen. Das Naturrecht empört ſich gegen die Tyrannei der überkommenen Weltordnung, es tritt, dem verderbten Geſellſchaftszuſtand gegenüber, lieber in ein Chaos der Verwilderung, als daß es ſich in jene Bahnen des Herkommens fügt, die die Tücke der Hinterliſt für ſich ausbeutet. — Der Dichter hatte keine Ahnung, daß zehn Jahre ſpäter in Frankreich die Revolution denſelben Durchgangsproceß durch Anarchie und Verwilderung zu beſtehen hatte. Wir wiſſen, daß dieſe Räuber für den Dichter nur ein perſönlicher Nothſchrei aus der Zwangsuniform der Karlsſchule waren. Aber der Kampf, in den der Genius mit der Subordination des Herkommens tritt, wird meiſt aus perſönlichem Anlaß zum Appell an die Menſchheit; der Einzelne wird ungewillt zum Vorkämpfer deſſen, was die Völker, was die Menſchheit für ſich ſelbſt durchzuführen und auszufechten haben. Das gehört zu den Zeichen der Zeit, daß der Auserwählte als perſönliches Leid in ſich erlebt, was nach ihm Millionen fühlen und was zur Sache der Menſchheit wird.

Schiller's Räuber waren noch ohne allen politiſchen Bezug. In ſeinem zweiten Drama, im Fiesco, nahm der Aufruhr des Naturgefühls um ſo entſchiedener mit dem Verſuch zur republikaniſchen Neugeburt der Welt einen politiſchen Anlauf. Auch hier ein Sturmdrang der Umwälzung aus Grund ſittlicher Empörung; aber aus dem Chaos gährender Elemente ſchon ein entſchloſſener Entwurf zur politiſchen Schöpfung. Die Tyrannei hat mit ihrer Willkür und Tücke die Welt verwüſtet. Der Jüngling Burgognino iſt, wie Räuber Moor, der Ausdruck der moraliſchen Entrüſtung. Neben ihm ſteht aber ſchon das eiſengeſtählte feſte politiſche Bewußtſein des Mannes im Verrina. Und zu Beiden geſellt ſich noch ein drittes Element, das Element des ſchöpferiſchen Talentes, das in Fiesco ſelbſt vertreten iſt. Aber das Talent, das zur Neugeſtaltung der Welt helfen ſoll, wird im Drama treulos an der großen Sache, es ſucht den Gedanken der uneigennützigen Wiedergeburt für ſich ſelber auszubeuten, den Gang der Thatſachen eigenmächtig zu beſtimmen, den Lorbeer des Erfolgs anſichzureißen. Vergebens ertönt an Fiesco die Mahnung: Ein Diadem erobern iſt groß, es wegwerfen göttlich! Die Mahnung verhallt, und ſo muß er untergehen. — Nicht zwei Jahrzehen ſpäter ſtand der Held der Wirklichkeit, Napoleon Bonaparte, an derſelben Wetterſcheide ſeines Schickſals, an demſelben Wendepunkte. Die Kronen der Welt lagen zu ſeinen Füßen, er ſpielte mit ihnen, aber er ſanctionirte dies Spiel. Er triumphirte, aber die Nemeſis harrte ſeiner.

Schiller's drittes Drama, Cabale und Liebe, iſt Revolution auf ſocialem Boden. Kampf der Stände, Kampf gegen das tyranniſche Privilegium, gegen die ſittliche Entartung der Hochgeſtellten, Zerwürfniß der Gemüther bis zum Zerreißen aller Bande der Natur zwiſchen Vater und Sohn: dies in gewaltſamen Schlägen der Inhalt des Drama's, bei dem es ſich, wie der Dichter ſelbſt ſagt, darum handelt, ob die Mode oder die Menſchheit auf dem Platze bleiben werde. Mich dünkt, auch die politiſchen Revolutionen haben kein anderes Stichwort. — In Don Carlos erwuchs dem Dichter mitten in der Arbeit aus dem Familienſtück eine politiſche Welttragödie. Man kennt die Doppelgeburt dieſes Drama's. Den urſprünglichen Helden, den Prinzen Carlos, überholt, überwächſt und verdrängt jener Poſa, in welchem der Sonnenglanz des Schiller'ſchen Freiheitsgedankens ſich concentrirt und zur Perſon wird. Freilich hat die Kritik ewig gerügt, in dieſem Poſa ſei zu wenig Perſönlichkeit, zu wenig individuelles Leben. Alle Rüge der Kritik hat der Dichter mit ſeinem eignen Eingeſtändniß überboten. Ja, in dieſer Geſtalt kommt weniger ein Einzelweſen als vielmehr die Menſchheit zu Worte. Noch kannte man in Europa die Stimme der Menſchheit nicht. Eine Stimme in der Wüſte war oft ſchon eines Propheten Wort geweſen. Aber die Menſchheit! Selbſt daß ein Volk Sprache gewinne, ſchien ein neuer Begriff. Allgemeine Meinung, öffentlicher Willensausdruck, ein Manifeſt von Millionen: das alles war vor der Revolution unerhört, klang wie Mährchen, war wie eine Mythe, über welche die Mächtigen der Erde, ſelbſt die klugen Alterweiſen lächelten. Noch hörte niemand die Lawine eines Volkswillens, die Lawine der öffentlichen Meinung, die ſich von der Spitze des Berges löſt, um ſich donnernd über die Thäler des Lebens zu ſtürzen. Nur ein Prophet hörte ſie, denn die Geiſter der Tiefe und Höhe ſind ihm traute Geſellen. Herolde muß es geben, ſelbſt wenn ihre Stimme der Lärm der verworrenen Welt übertönt, die Weisheit der ewig Sichern ſie verſpottet. Was Poſa als Herold einer neuen Zeit verkündete, ward ein Jahrzehen ſpäter die Forderung von Millionen, die Forderung der Menſchheit, die ſich beim Wechſel der zwei Jahrhunderte endlich nahm, was man ihr vorenthielt. Ein Abgeordneter der ganzen Menſchheit ſteht Poſa vor König Philipp. Wie er, hat noch kein Vertreter eines Volkes, geſchweige eines Standes, einer Körperſchaft, vor dem Throne geſtanden. So wie Poſa hat noch niemand an den Riegeln, die die Katakomben eines Tyrannenherzens ſchließen, gerüttelt, dergeſtalt, daß es im Gewölbe dieſer Gruft faſt wie Echo widerhallte. Und was er ſpricht, ſteht wie mit diamantner Sternenſchrift am Horizont des deutſchen Himmels. Wer die Momente nicht anerkennt, wo der Einzelmenſch aus ſich ſelbſt herauswächſt, ſich zur Gattung ſteigert und den Schmerz eines Volkes, das Weh eines ganzen Jahrhunderts, das ungeheure Leid der Welt in ſeiner Bruſt durchfühlt, — wer dieſe Momente nicht anerkennt, für den iſt Schiller überhaupt der Dichter nicht. — Wie aber ein einzelnes Volk in ganz beſtimmtem Falle gegen die Tyrannei ſein Recht zu wahren und wiederzufordern habe, das entwickelte Schiller in ſeiner Geſchichte des Abfalls der Niederlande. Er zeigte darin, was ein kleines, urſprünglich verachtetes Volk von Geuſen und Bettlern, wenn es einig iſt, wenn es weiß, was es will, und ſein Alles daranſetzt, um ſein Heiligthum zu retten, ſelbſt gegen eine ſyſtematiſch geſchulte, von Jahrhunderten ſanctionirte Tyrannei vermag.

Hiermit endet die Reihe derjenigen Werke Schiller's, die wir als prophetiſche Vorſpiele der Revolution des vorigen Jahrhunderts bezeichnen müſſen. Den Beginn des franzöſiſchen Umſturzes ſetzen wir mit dem Zuſammentritt der Notablen des Reiches, mit dem Jahre 1789. In demſelben Jahre 1789 wurde Schiller Lehrer der Geſchichte in Jena. Für Schiller gingen Dichtung und Geſchichte Hand in Hand. Was der Seherblick des Dichters in ihm erſchaut, das wollte der Mann der Wiſſenſchaft ergänzen, beſtätigen, widerlegen. Er forſchte in den Annalen der Menſchheit, er ſammelte die Denkwürdigkeiten der Verſchwörungen und Umwälzungen aller Zeiten. Die Vergangenheit lag untrüglich vor ihm;

nur die Gegenwart wollte, ſo ſchien es, eine Weile ſeinem Prophetenblick nicht Stand halten. Die Entwicklung des Zeitalters ward in Frankreich zur Caricatur deſſen, was der Prophet verkündet. Aus dem Ruf nach Wiederherſtellung der Menſchenrechte ward ein Wuthgeſchrei der Rache, aus dem Evangelium der freien Menſchenwürde ein Bacchanal plötzlich entfeſſelter Sklaven. War es denn auch nicht, als ob die Schädelſtätten aller Jahrhunderte ihre Gebeine wieder aufgeworfen hätten, alle Opfer, die jemals der Despotie gefallen waren, ſich zuſammenſchaarten, um ein Auferſtehungsfeſt zu feiern und ein jüngſtes Gericht zu halten, als ob das ganze Sündenregiſter der Menſchheit geſühnt werden ſollte? Wohl waren die Säulen des alten Lebens hohl und mürbe geworden, nicht blos vom Zahn der Zeit, auch vom Spott und Hohn der Weiſen und Klugen benagt, von der ſittlichen Entartung des ganzen Geſchlechts unterwühlt. Wohl mußten die alten Tempel des Lebens zuſammenbrechen, aber mit den Trümmern der alten Herrlichkeit ſpielte der Wahnſinn ein *gefährlich Spiel. Die alten Götterbilder waren* niedergeſtürzt, aber auf die leergewordenen Poſtamente ſprangen Mänaden, Hetären als Göttinnen der Vernunft. Da wurden Weiber zu Hyänen und trieben mit Entſetzen Spott! Ein Wort unſeres Dichters. Gott ſelbſt ward ab- und wieder eingeſetzt; der Urgrund alles Lebens wankte.

Schiller verſtummte; ſeine Muſe ſchwieg auf lange Jahre hin. Ward der Prophet irre an dem Evangelium, das er verkündet, irre an ſeiner Verkündigung der freien Menſchenrechte? Sollte er ſein begeiſtertes Wort zurücknehmen: „Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, vor dem freien Menſchen erzittert nicht“? — Er wandte ſich nicht ab von ſeinem Zeitalter; er floh mit ſeinen Gedanken nicht in ferne Oaſen des Orients, wo die Weltgeſchichte ſtille Friedensſtätten übrig gelaſſen. Er hielt mit ſeinem Blicke Stand den furchtbaren Ereigniſſen ſeiner Gegenwart, ſeine Gedanken blieben unausgeſetzt auf die Dinge in der Wirklichkeit gerichtet. Er ließ nicht ab, in der Streitſache zwiſchen König und Volk in Frankreich den großen Proceß der Menſchheit über die Exiſtenz eines freien Weltbürgerthums, einen Rechtsſtreit zu ſehen, bei dem die abſolute, die reine, die nackte Vernunft zu Gericht ſitzen ſollte, einen Rechtshandel, an dem ſich Jedermann als Menſch betheiligen, als Bürger Partei nehmen müſſe. Er faßte ſelbſt den Entſchluß, in einem Memoir ſeine Meinung über die franzöſiſchen Wirren abzugeben. Er hätte in dieſer Denkſchrift für den gefangenen König Partei genommen, wäre als ſein Anwalt auf dem Forum der Welt aufgetreten. Er verſprach ſich ſogar viel davon, er, derſelbe deutſche Mann, den der Convent der Republik durch Diplom zum franzöſiſchen Bürger ernannte. — Er unterließ es, wir wiſſen nicht aus welchem Grunde. Vielleicht weil ſeine Nation deſſen nicht bedurfte. Er ſchrieb für ſie jene Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen, in welchen er die Grund- und Vorbedingungen zum Gelingen einer politiſchen Neugeburt niederlegte. Als Grund- und Vorbedingung ſtellt er die Forderung der ſittlichen Veredlung des Nationalcharakters.

Nicht als eine Folge der Revolution, ſondern als deren Baſis ſtellte er dieſe Nothwendigkeit hin.

Aus dem Chaos Frankreichs aber ſtieg als eine Geburt der Nothwendigkeit immer höher die Geſtalt jenes dämoniſchen Mannes, der vom Schickſal dazu berufen ſchien, mit ſtahlgepanzertem Arm den Knäuel der Verwirrung zu ſprengen, die Anarchie zu beendigen, den Krater der Revolution zu ſchließen. Von Staffel zu Staffel, von Sieg zu Sieg ſah das Jahrhundert bei ſeiner Neige dieſen Helden ſeine Bahn aufwärts wandeln. Der Schreck über ſeine Erſcheinung, das Staunen über ſeine Wirkungen, die Bewunderung ſeiner Größe gingen Hand in Hand, ihm ſeine Siege zu erleichtern. Im Anblick dieſer Geſtalt ſtieg in Schiller's Bruſt eine neue große Dichtung auf. Schiller gefiel ſich darin, in ſeinem Wallenſtein ein Spiegelbild des großen Generals der Republik Frankreich den Augen der Welt vorzuhalten. 1799 Bonaparte Conſul auf Lebenszeit; 1799 iſt Wallenſtein fertig. Napoleon Bonaparte — Wallenſtein! Wie glühende Meteore zogen ſie über eine ſchwühle, bange, dumpf in ſich verworrene Welt. Beide, Lieblinge des Glückes, Söhne des Mars, Könige des Lagers, von einer begeiſterten Soldatesca auf die Schultern, auf die Schilde gehoben. Beide gleich ſehr erfüllt von ihrer Aufgabe, aus dem Chaos eine neue Welt zu geſtalten, Beide voll Glauben an ſich und ihre Miſſion, Beide von demſelben Ideal erfüllt, das ſie im römiſchen Cäſar erblickten. Beide freilich auch grundverſchieden nach Art ihres Zeitalters, ihres Bodens, ihrer Nation.

Napoleon ein vulkaniſches Gebilde; der Held des deutſchen Gedichtes, wie faſt alle Geſtalten der deutſchen Geſchichte, eine neptuniſche Geburt. Der Eine Erbe der franzöſiſchen Revolution, der Andere Erbe einer noch tieferen Auflöſung, die der große Religionskrieg über Deutſchland gebracht hatte. In der Benutzung der Mittel, in der Benutzung der Begeiſterung, die ſich ihnen darbot, Beide einander ſehr ähnlich; aber Jener rückſichtslos in der Entfaltung aller Kräfte, von That zu That ſchreitend, Dieſer in den Sternen ſein Schickſal ſuchend, wo Jener nur aus der Conſtellation der Dinge um ihn her ſeine Berechnung zog. Napoleon Bonaparte vor keiner That ſich ſcheuend, über jede Schwelle ſchreitend, und wenn ſie in Blut ſchwamm; Wallenſtein vor der Schwelle, die zur letzten That führen ſollte, ſtille ſtehend und philoſophirend: Noch iſt ſie rein, noch ſchritt das Verbrechen nicht über ſie hinweg! Jener ganz Schnellkraft, nach gelungener That erſt reflectirend über ihre Möglichkeiten; Dieſer, ein Cunctator, ein deutſcher Hamlet, der über die That ſo lange brütet, bis die Tücke der Hinterliſt ihn ereilt. Deshalb ein anderer Ausgang für den Helden der Wirklichkeit, ein anderer für den Helden der deutſchen Dichtung. Hinter Napoleon ſtand kein Verrina wie hinter Fiesco; über Napoleon triumphirte keine Hinterliſt wie über Wallenſtein. Aber die Weltgeſchichte blieb auch für ihn das Weltgericht, und der Dichter blieb ihm die Prophetie ſeines Untergangs nicht ſchuldig. Der Sohn der Revolution war zum Mörder an dieſer ſeiner Mutter, der Retter der Welt zu deren neuem Tyrannen geworden. Napoleon mußte fallen, aber nur die Völker, nach langer Schmach das Joch abſchüttelnd, konnten ihn ſtürzen. Der Allmächtige ſtand auf der Sonnenhöhe ſeines Glücks; 1804 Napoleon Erbkaiſer der Franzoſen: da ſang Schiller ſeine letzte Prophetie, an deren Verwirklichung der Held des Tages unterging. Noch lag die Welt vor dem Unüberwindlichen auf den Knieen, da gab Schiller ſein letztes Manifeſt vom Sieg der Menſchenrechte.

> Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht!
> Wenn der Gedrückte nirgends Recht mehr findet,
> Wenn unerträglich wird die Laſt, greift er
> Hinauf getroſten Muthes in den Himmel
> Und holt herunter ſeine ew'gen Rechte,
> Die droben hangen unveräußerlich
> Und unzerbrechlich wie die Sterne ſelbſt.

1804, im Jahre der Kaiſerkrönung Napoleon's, dichtet Schiller ſeinen Wilhelm Tell. Es iſt das Gemälde eines friedlichen Volks von Hirten, das ſich langſam zuſammenrafft und zu den Waffen greift, weil ihm die Tyrannei ſein Heiligſtes ſchändet; es iſt das Schauſpiel einer ſittlich reinen Revolution, deren Held den vatermörderiſchen Parricida von ſeiner unbeſudelten Schwelle fortweiſt. Es war des großen Dichters Schwanenlied. Der Prophet ruhte bereits im Grabe, aber es bedurfte keines Jahrzehends und ſeine Verkündigung ging in Erfüllung, die Völker, des tyranniſchen Fußtritts müde, ſtanden auf und ſtürzten den Weltbezwinger.

Wir ſind es ſo gewohnt, Schiller den Idealiſten nennen zu hören. Mich dünkt, Schiller's Dichtungen ſeien ſehr wirklichkeitsvoll; nur daß ſie nicht die Copie der Dinge um uns her ſind, ſondern durch die Schaale hindurch deren Kern erfaſſen und ſomit der Dinge Nothwendigkeit aufdecken, deren Zukunft andeuten. Wir könnten es uns gefallen laſſen, Schiller den Idealiſten nennen zu hören, verſtände man darunter den Dichter, der den Menſchen aus der Alltäglichkeit des Gemeinen, aus der Enge des Egoismus, ja ſelbſt aus dem eingefriedeten Schooß des Familienlebens hinweghebt und einem größern Ganzen im Weltzuſammenhange zuführt. Schiller betheiligt den Menſchen am Bau der Welt; das iſt ſein Idealismus. Aber man verſteht unter Idealiſten den Schwärmer, der eine, der vorhandenen Welt ſchnurſtracks entgegengeſetzte Welt ſich aufbaut, ein Utopien von Wünſchen, eine Fatamorgana der Phantaſie. Schiller's ideale Geſtalten ſind keine Oſſian'ſchen Nebelbilder. Schiller's Ideale wollen die Welt erfüllen, wollen Wirklichkeit werden, nur daß ſie, prophetiſcher Art, ihre Erfüllung und ihre Verwirklichung von der Zukunft fordern. Schiller's Ideale ſind ſittliche Imperative, Forderungen, mit deren Befriedigung erſt der höhere Werth des Menſchen beginnt. Sie wollen nicht in eine Zukunft gerückt ſein, die unſerem verlangenden Arm, unſerm ſehnſüchtigen Auge fern bleibt. Sie ſind der Anfang unſerer geiſtigen Berechtigung zum Menſchen- und Geiſtesleben. Greifen ſie uns voraus und laſſen die Gegenwart, die ſie umgiebt, noch hinter ſich, ſo ſollen ſie die Macht haben, den trägen Stoff der Wirklichkeit ſchöpferiſch zu durchdringen und zu geſtalten. Wehe dem Volk, das ſeinen Propheten Lügen ſtraft! Wehe der Nation, die an dem einmal mißglückten Verſuch verzagt, das Vaterland zum Tempel der Freiheit zu machen! Wenn er plötzlich unter uns erſchiene, der Prophet, wenn er, wie im Hamlet weiland die alte Majeſtät von Dänemark, in das Deutſchland von heute hereinträte und ſeinen Umgang hielte, von Palaſt zu Palaſt, von Hütte zu Hütte: mich dünkt, er würde unter Hoch und Niedrig, wie Räuber Moor, eine fürchterliche Muſterung halten. Wenn er hinträte und fragte, wo das Deutſchland iſt, das ein Tempel der Freiheit ſein ſollte, wenn er Jedem ans Herz griffe und ihn fragte, wieviel er gethan zum Aufbau dieſes Tempels: — Hoch und Niedrig würde das Auge beſchämt zu Boden ſchlagen, denn dieſer halb gebaute Tempel droht immer in Trümmern zu verfallen. Sind das die Epigonen? würde er fragen, iſt das mein rechtes Nachgefolge? — Das Jahrhundert war ſeinem Ideal nicht reif, ſo hieß es von Poſa, er lebte ein Bürger derer, die da kommen! Nun wohl, *wir* ſind das Jahrhundert, deſſen Bürger Schiller und ſein Poſa ſein wollten, ſein ſollten. Wir ſind die Bürger von heute; haben wir ihnen die Stätte bereitet? Wir ſind das Geſchlecht, dem die Aufgabe geworden, für die Summe unſerer Freiheitsgedanken die Form, für den Inhalt des deutſchen Lebens die rechte Geſtalt zu finden. Wir ſind die Erben des großen Dichters, und die Erbſchaft beſteht in der Aufgabe, aus dem Staat der Noth den Staat der Freiheit zu machen. Das Mittelglied zwiſchen beiden aber fehlt, die Arbeit an der ſittlichen Veredelung des Nationalcharakters. Der Prophet würde, wenn er ſeinen Umgang und ſeine Muſterung hielte, gegen Hoch und Niedrig zürnen, zumal aber gegen den Kleinmuth, der ſich wieder zaghaft in die ſtille Hütte, hinter den Heerd verkriecht, das halbgethane Werk des großen Ganzen ſich ſelber überlaſſend, gegen den Kleinmuth, der nicht begreift, daß, was Millionen wollen, Wahrheit iſt, und Wirklichkeit werden muß. Er würde auch zürnen, daß der Ruf ſeines alten ſterbenden Attinghauſen: Seid einig! verſchollen iſt, der Ruf, vor deſſen Poſaunenſchall, wenn ihn Millionen anſtimmen, die Zwingburgen zuſammenſtürzen. Was Millionen wollen, wird und muß Wirklichkeit werden. Aber ſie müſſen es rein vor Gott und Menſchen, ſie müſſen es mit jener ſittlichen Energie wollen, die der Prophet verlangt. Und dann wird auch ſein Wort wahr bleiben: „Nehmt die Gottheit auf in Euren Willen, und ſie ſteigt von ihrem Weltenthron!“

2. In der Leipziger Schillerfeier des Jahres 1855 gedachte der Feſtredner der Dresdner Schillerſtiftung, empfahl ſie der zahlreich verſammelten Menge und ſuchte das vielfach erhobene Bedenken zu erledigen, ob der deutſche Bürger auch wohl ſicher ſein dürfe, daß Würdige mit ſolcher Beiſteuer bedacht würden. Eine Stiftung, die Schiller's Namen entlehnt, kann weder die Finſterlinge, noch die Frivolen be-

denken. Ob die Litteratur von heute ihres großen Ahnen würdig, hängt mit der weitergreifenden Frage zuſammen, ob die geſammte Nation in ihrer dermaligen Entwickelungsphaſe ſich als die Erbin ſeiner geiſtigen Hinterlaſſenſchaft anſehen und ſich das Zeugniß ſtellen darf, ſeine Ideale verwirklichen zu helfen. Eine Litteratur ſteht und fällt mit ihrer Nation, ſie iſt in jeder Epoche deren Spiegelbild nach ihren Tugenden und Schwächen. Eine Nation, die groß denkt, kann keine gemein denkende Litteratur haben. Eine Kluft freilich liegt zwiſchen dem Heute und dem Damals, als Schiller's Gedankenwelt über Deutſchland heraufzog. — Der Feſtredner hielt eine kurze Rundſchau über die ſchöpferiſche Thätigkeit des heutigen dichteriſchen und wiſſenſchaftlichen Deutſchlands.

Bei ſolcher Rundſchau fällt der Blick zuerſt auf die Bühne. Iſt ſie in ihrem heutigen Zuſtande Schiller's würdig? Entſpricht ſie dem, was er mit ihr wollte und bezweckte? Eine moraliſche Erziehungsanſtalt, eine Vorſchule ſollte ſie ſein für die Jugend, ja für die geſammte Nation. Iſt ſie dies im Sinne Schiller's? Erfüllt nicht vielmehr der Tand des kleinen Lebens mehr als je die Bretter, welche die Welt im großen Styl bedeuten ſollten? Napoleon weiland ſagte zu Talma: Schaffen Sie mir Helden, Menſchen, die ihr Leben in die Schanie werfen, gilt es Ehre, Ruhm, Vaterland! Eine Nation, die Tragödien weder ſchafft noch pflegt, wird in ihrem Schooße auch keine Helden mehr gebären. Eine Nation, welche die Tragödien, die ſie beſitzt, die Bilder des großen

Schickſals, welches „den Menſchen erhebt, wenn es den Menſchen zermalmt,“ nicht mehr erträgt, wird ihrer großen Aufgaben weder eingedenk, noch fähig ſein. — Als Schiller ſeine Johanna ſchrieb, wagte lange Zeit in Deutſchland keine Schauſpielerin dies Mädchen zu ſpielen, das wie aus Himmelshöhen unter die ſterblichen Menſchen tritt. Eine Leipziger Schauſpielerin übernahm zuerſt mit Zittern und Zagen dies Wagniß, zum Beſten eines barmherzigen Zweckes, wo ſie am eheſten auf Nachſicht rechnen zu dürfen glaubte. Heutzutage ſcheut kein Theaterleiter, die Schiller'ſchen Tragödien in Scene zu ſetzen; aber mit der Scheu iſt auch das Gefühl von der Schwere und vom Gewicht der Aufgabe geſchwunden. Und wie lange wird es dauern, ſo tönt Schiller's Kothurngang hohl und dumpf in leeren Räumen! Und den Dichtern von heute ſind ganze Epochen, Geſtalten und Kämpfe aus der Geſchichte unſerer Vergangenheit verſagt, weil, was die Urväter thaten, die Enkel ſtört! Wie anders in der Blüthe des engliſchen Theaters! Zu Shakſpeare's Zeit ſaßen im Parterre die Enkel jener Helden aus den Kämpfen der weißen und rothen Roſe, deren Geſtalten der Dichter über die Bühne ſchreiten ließ. Und nicht blos jenen Falſtaff ließ ſich Königin Eliſabeth wiederholt vorſpielen; auch die Geſtalt ihres erlauchten Vaters, König Heinrich's VIII., in ſeiner ganzen Grandezza, aber auch in ſeinen Schwächen, ſah ſie über die Bretter ſchreiten. Shakſpeare war mit ſeiner Perſon nicht hoffähig; aber Eliſabeth's Hof war fähig für die Werke ſeiner Poeſie.

Doch vielleicht iſt es gar nicht mehr das Feld der dramatiſchen Dichtung, wo wir die Concentration unſerer ſtärkſten poetiſchen Nationalkraft zu ſuchen haben? Die Deutſchen haben ja ihre lyriſche Muſe, ihr Lieblings- und Schooßkind. Und es wird ja ſehr vielfach muſicirt in der Litteratur von heute; nur daß ein Ton noch kein Gedicht iſt. Gegen die Schiller'ſche Lyrik gehalten iſt die deutſche Lyrik von heute reich an Muſik geworden, aber arm an Gedankengehalt und Geſtaltenkraft.

Aber vielleicht iſt es gar nicht mehr der Vers, der den Kern unſerer Intereſſen trifft? Vielleicht weit eher die Proſa, die tauſendarmige, die in alle Schichten der Geſellſchaft, in alle Stoffe des Lebens eingreift und die Dinge hinſtellt wie ſie ſind! Im Bereich des deutſchen Romans iſt mit der Dorfgeſchichte eine ganz neue Gattung aufgetaucht, die Genremalerei, und der Drang nach einer Poeſie des Realismus iſt allgemein. Die Litteratur von heute niederländert. Wer wollte der Niederländerei in der Kunſt ihr Recht beſtreiten! Als mit den Nachfolgern im Schiller'ſchen Styl die Ideale verblaßten, bleiche Schemen ſchlotternd und körperlos umherwankten in deutſcher Dichtung, da ward der Durchbruch des Realismus nothwendig, da begann die deutſche Dichtung ſich mitten in der Werkelthätigkeit des Menſchenlebens anzuſiedeln. Es wäre nur Schade, wenn ſie mit ihren höhern Aufgaben in dieſer Nothdurft verkümmerte. Schade, wenn uns, wie Schiller ſagt, „die gemeine Deutlichkeit der Dinge“ erfüllte und feſſelte! Eine Copie der Wirklichkeit iſt noch kein Gedicht, das gelungenſte Kunſtſtück noch kein Kunſtwerk. Unſere Romandichter ſpringen jetzt wie die franzöſiſchen in den Bagno, in den Bicètre, in die Zuchthäuſer und in die Schmutzwinkel der moraliſchen Verlorenheiten, greifen das erſte beſte, oder vielmehr das beſt-ſchlechteſte Subject heraus, ſtellen es mit Haut und Haaren hin, wie es leibt und lebt, und rufen ein höchſt modernes „Ecce homo!“ — Wir ſind Virtuoſen geworden in der Darſtellung der Trivialität. Freilich wiſſen wir auch, und haben es gelernt, was die Gemeinheit des Stoffes künſtleriſch darſtellbar macht. Es iſt der Witz. Schiller war nie witzig. Hier liegt die Grenze ſeiner Geltung und Macht. Die drei Hexen im Macbeth verwandelte er in tragiſche Schickſalsſchweſtern, den witzigen Pförtner in einen ſentimentalen Betbruder. Schiller's ideale Geſtalten wandeln auf Bergeshöhen im ewigen Sonnenglanz. Und der Witz iſt bloßes Wetterleuchten in ſchwühler Gewitternacht. Der Witz wie der Blitz beleuchtet die Dinge auf Momente und läßt ſie dann troſtlos in die Dunkelheit zurückſinken.

Vielleicht aber iſt es gar nicht mehr das Feld der ſchöpferiſchen Phantaſie, vielleicht iſt es das Bereich der Wiſſenſchaften, wo wir den Fortſchritt und die Charaktervorzüge unſerer Epoche zu ſuchen haben? Die Naturwiſſenſchaften ſtehen jetzt mit ihrer Entwickelung in erſter Reihe. Mit ihren Entdeckungen, ihren Erfindungen begann für den bürgerlichen Verkehr eine ganz neue Periode. Neue Schätze ſind uns aus bisher unbekannter Tiefe gehoben, neue Mittel und

Wege aufgefunden, neue Bedürfniſſe erweckt, und zugleich die Bedingungen gegeben, ſie zu befriedigen. Wir fahren mit der Schnelle des Windes über die Flächen der Erde dahin; — lernten wir nur nicht von dem Winde die Flüchtigkeit, den Kern der Dinge rechts und links liegen zu laſſen! Mit Hülfe des Electromagnetismus erzeugen wir uns einen blitzſchnellen Gedankenaustauſch; — wenn unſer Gedankeninhalt nur von der Art bleibt, daß es ſich ſolcher blitzſchnellen Verbreitung verlohnt! War es nicht in unſern Tagen Marſchall Bugeaud, der da ſagte: Seitdem wir die Preſſe haben, wiſſen wir nichts mehr! Er meinte vielleicht, daß uns das Wichtige in der Fluth des Unwichtigen, das die Preſſe verbreitet, unterſinkt! Oder wie wär's, wenn wir die freie Preſſe hätten und entbehrten nun der freien Gedanken, entwöhnten uns der freien Geſinnung? In all der Entdeckung neuer Schätze, Erfindung neuer Mittel und Wege in Verkehr und Betrieb glaubten wir neue Triumphe des menſchlichen Geiſtes über die rohe Naturkraft zu feiern, und nun kommen die Naturforſcher und wollen uns beweiſen, Geiſt könne nie triumphiren, denn er ſtehe im Knechtsdienſte der Materie, Geiſt exiſtire nur als Product von materiellen Factoren, Seele entſtehe aus dem Zuſammenſtoß von Körperkräften. Michelangelo weiland, der große Florentiner, wenn man die Gewalt und Kunſt ſeiner Geſtalten bewunderte, pflegte zu ſagen: Ja, ich male aber auch nicht, wie die Andern, mit der Hand, ich male mit dem Gehirn! Er wollte damit ſagen, ſein Thun ſei kein Mechanismus, ſein Gedanke ſei die freie

Triebkraft ſeiner Hand. Armer großer Mann von damals! Wenn Du heute lebteſt, die Herren vom Tiegel, die Virtuoſen mit der Loupe, denen die Fernröhre des Geiſtes abhanden zu kommen beginnen, dieſe Weiſen von heute würden Dir darthun, daß was Du Deine Gehirnthätigkeit nannteſt, auch nur Mechanismus, was Du Deine treibenden Gedanken nannteſt, nur die Ausſchwitzung Deines Gehirnes ſei! Hier liegt die ſchlimmſte Kluft zwiſchen dem Heute und dem Damals, wo freie Geiſter ihr Evangelium verkündeten. Deuten dieſe Zeichen der Zeit auf ein heruntergekommenes Geſchlecht? — Ein deutſcher Mann, der in der Paulskirche in der ausgelaſſenſten Weiſe die politiſche Freiheit forderte, die Vorzüge des Aſyls der freien Schweiz genießt, (Karl Vogt) machte jetzt das Eingeſtändniß, Freiheit ſei Einbildung, die moraliſche Zurechnungsfähigkeit und die freie Selbſtbeſtimmung des Menſchen eine Phantaſie, der Menſch nichts als das ſtumpfe Product der Nothdurft. Dies iſt die neueſte Phaſe einer ſelbſtaufgelegten Knechtſchaft. Was Wunder, wenn das Geſchlecht von heute es aufgiebt, ſich um Gedankendinge zu kümmern, ſind dieſe nur das Ergebniß dumpfer, träger Nothwendigkeiten! Auch der Staat, auch das Vaterland ſind Gedankendinge; der freie Staat, ein in Eintracht mächtiges Deutſchland, harren noch auf ihre Verwirklichung.

Eine Stimme aus Weimar erhob den Vorwurf, man treibe Mißbrauch mit dem Namen Schiller, miſche unreine Töne in unſere Schillerfeſte. Unreine Töne? — Der Dichter ſingt: „Ans Vaterland ans theure ſchließ' Dich an, da ſind die ſtarken Wurzeln Deiner Kraft!“ Oder ſollen wir: „Pfui, ein politiſch Lied!“ rufen? — Und was heißt uns Politik? Die Ueberzeugung, daß die Gemeinſchaft der Bürger den Staat hält und trägt, Wohl und Weh des Einzelnen mit dem Wohl und Weh der Geſammtheit ſteht und fällt, der Einzelne zur Betheiligung am Weiterbau des Ganzen nicht blos Recht, ſondern Verpflichtung habe! Wehe dem Volke, das an ſeinen öffentlichen Feſten des Vaterlandes nicht gedenkt! Und aus Weimar kommt uns dieſe Rüge. Vielleicht aus den Kreiſen des Goethecultus, der ſich dem Schillercultus noch immer gern gegenüber fühlt, die Bildungswelt Deutſchlands dem Volksthum Deutſchlands noch immer entgegenſtellt? Und doch ſtehen ſie nun bald Beide zu Weimar auf demſelben Poſtamente im erzenen Dioskurenbilde, Goethe und Schiller, wie zwei brüderlich vereinte Apoſtel, den Deutſchen das Evangelium der Freiheit und Schönheit verkündend, Jeder in ſeiner Weiſe, wie ſie des Künſtlers Sinn erfaßte, der Eine in der ganzen Vollkraft ſeiner Selbſtgewißheit, die Hand über die breite Erde hinſtreckend, ein König, der über Schätze aus Vergangenheit und Gegenwart gebietet; der Andere mit geſenkter Stirn, aber die Hand zum Himmel erhebend, wo des Volkes Rechte „hangen, unveräußerlich und unzerbrechlich wie die Sterne ſelbſt.“ Was wir haben und beſitzen und ſind, feiern wir in Goethe. Was wir werden ſollen, was noch unerreicht, aber erreichbar, zum vollen, freien Glück noch heraufſteigen wird über den Horizont unſeres Lebens, unſere freie moraliſche Selbſtbeſtimmung und die Zukunft unſeres Volkes, das vollkräftig wieder eintreten muß in die Reihe der europäiſchen Völker: — das alles mit dem Zauberſpruch des Dichters: Seid einig! — das alles mit der Zuverſicht Schiller's: Nehmt die Gottheit auf in Euren Willen, und ſie ſteigt von ihrem Weltenthron! — das alles feiern wir in Schiller. Nach Goethe heißt die Summe politiſcher Weisheit: Was machſt Du an der Welt, ſie iſt ſchon gemacht! Nach Schiller: Nur nach dem Grade Deiner Selbſtbetheiligung am Aufbau der Welt haſt Du Werth und wirſt Du gemeſſen, o Menſch! — Darum ihm dieſe Feſte! Darum, — und wären wir unwürdige Glöckner, — ziehen wir den Strang der Schiller'ſchen Glocke. Und geht ſein Wort wie Glockenton durchs deutſche Land, ſo wollen wir daran arbeiten, daß dieſer Glockenton nicht blos zur Sabbathfeier läute, ſondern auch hineintöne in die Werkeltage der Woche, auf daß er die geſammte Arbeit der Nation weihe. Und hierbei wird der Dichter, den wir feiern, immerdar der ächte Prieſter bleiben, der über ſein Volk ſegnend die Hand breitet.

VI.

Schiller als Menſch und Dichter.

VI.

Schiller als Menſch und Dichter.

Schiller's Perſönlichkeit ſtand unter der Herrſchaft der Ideen, die er über ſich anerkannte; ganz umgekehrt wie Goethe um ſeine Perſon als Mittelpunkt die Gedankenkreiſe ſeines Jahrhunderts geſtaltete. Schiller hätte nie, auch wenn ihm ein Greiſenalter beſchieden geweſen, von ſich ſelbſt ein Spiegelbild geliefert; ſo ſehr war ihm das Individuelle nur Mittel, das Perſönliche nur im Dienſt der Ideen. Um ſo mehr thut eine Beleuchtung ſeiner als Menſch noth, um zu wiſſen, wie er als ein Werkzeug höherer Gewalten Dichter wurde.

Im ſchwäbiſchen Städtchen Marbach erblickte er den 10. November 1759 das Licht der Welt; irrthümlich galt eine Zeitlang der 11., der Tag der Taufe, für ſeinen Geburtstag. Die Conſtellationen waren nicht ſo günſtig wie bei Goethe's Wiegenfeſte. Dem zehnjährigen Knaben Wolfgang ſtieg der Held des ſiebenjährigen Krieges als eine Lichtſäule auf, welche die Zuverſicht gab, es könne aus dem zertrümmerten und aufgelöſten Deutſchland noch ein Phönix ſteigen. Den Knaben Friedrich überkamen nur die Wirren dieſes Krieges, der die Leiche des deutſchen Reichs begrub. Von Deutſchland war nichts übrig als ein gottesfürchtig ehrbares Haus- und Familienleben. Und dies ward dem Knaben Schiller zu Theil, freilich in harten ſteifen Formen. — Er war äußerlich bis aufs gelbröthliche Haar ſeiner Mutter Abbild. Vom Vater hatte er den ſtarken Schaffensdrang, das Streben nach etwas Höherem. Selbſt eine dichteriſche Ader voll Gottesfurcht ſteckte im Alten; in ſeinem ſpätern Tagebuche ſtand das Gebet: „Und Du, Weſen der Weſen, Dich hab' ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß Du demſelben an Geiſtesgaben zulegen möchteſt, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und Du haſt mich erhört!“ Bis in ſein hohes Alter hinauf hat er des Sohnes Ruhm erlebt. Er war im öſterreichiſchen Feldzuge Chirurg geweſen, hatte als ſolcher ſich in Marbach niedergelaſſen, im ſiebenjährigen Kriege aber zum Degen gegriffen und war zum Lieutenant befördert. Das Kind unter'm Herzen, hat ihn die Mutter im nahen Lager beſucht, und das Soldatenkind wäre faſt als Sohn des Lagers geboren. Sein Gedicht: „die Schlacht“, ſein Wallenſteinslager und der Schwung für kriegeriſche Hochthaten der Geſchichte bekunden in ſeinen Werken genugſam Herkunft und Geburt. Im nahen Dorfe Lorch erhielt der Knabe mit des Paſtor Moſer Sohn gemeinſamen Unterricht, und der Jüngling ſetzte in ſeinen Räubern dem Würdigen ein Denkmal. Fritz hatte ſelber Drang zum Predigen; ſtatt des Talars diente ihm ein ſchwarzer Schurz; eben ſo gern freilich lief er toll in den Bergen umher. Dieſe ſeine erſte Romantik geſellte ſich zu Religion und Latein und trieb ihn zu deutſchen wüſten Verſen als erſtem gewaltſamem Durchbruch gegen Formenzwang und Feſſeln. Den Geſpielen erſchien er in ſeiner Luſtigkeit tobſüchtig; Hang zur Einſamkeit machte ihn äußerlich ſcheu und linkiſch. Seine Schulzeugniſſe aber reizten den Herzog Karl, und der dreizehnjährige Knabe mußte ins militäriſche Waiſenhaus treten. Der Karlherzog hatte, um die Stuttgarter zu beſtrafen, ſeine Reſidenz nach Ludwigsburg verlegt, und dorthin war Vater Schiller, eine Zeitlang Garteninſpector in Solitüde, als Hauptmann verſetzt. Am gewaltſam neuen Hofe wechſelten franzöſiſches Schauſpiel mit italieniſcher Oper und venezianiſchen Nächten, zu denen Jedermann in Maske geladen war. Subſidien von Frankreich für Stellung von Landeskindern, wie in Heſſen für England (ſiehe Cabâle und Liebe), gaben dem kleinen deutſchen Autokraten die Mittel zu ſolcher Ausſchweifung. Nachdem aber Francisca, die einem alten Baron Leutrum entführte Frau, Gräfin v. Hohenheim und des Herzogs Gemahlin geworden war, milderte ſich der wilde Sinn des Herrſchers und beſchränkte ſich auf despotiſche Präceptorlaunen. Auch der Dichter Schubarth, wegen ſeiner Spottreden auf des Herzogs Verhältniß und Soldatenhandel verfolgt und hinterliſtig auf den Asperg geſetzt, ſollte im Gefängniß nicht blos beſtraft, ſondern erzogen und gebeſſert werden. Die erſt ſpäter, erſt nach Schiller's Flucht, von Kaiſer Joſeph als Karlsſchule zur Akademie erhobene Militärzuchtanſtalt hatte für Schiller das Verdienſt des revolutionären Durchbruchs. Dieſe Schule lieferte nicht ſowohl Soldaten, als für alle Facultäten Fachgelehrte, nur nicht Theologen. Daß Friedrich die Theologie, zu der er Talent und Neigung hatte, aufgeben mußte, war ein Schreck für die Familie; allein der Hauptmann mußte gehorchen. Friedrich zählte Anfangs zu den Juriſten, griff aber dann zur Medicin. „Aus Dem wird was!“ hat der Herzog früh von dieſem ſeinem Zögling geſagt. Der jäh aufſchießende Menſch ſchien ſich im Arbeiten zu übernehmen. Mitſchüler ſpotteten über ſein Aeußeres, wenn er mit den langen Gliedern in der ſteifen Uniform, Blau mit ſchwarzem Plüſch aufgeſchlagen, herumfuhr. Seine ungeſchlacht rieſenhafte Erſcheinung war eine Mißform, als wenn ſeines Franz Moor Ausruf: „Warum mir dieſe Bürde von Häßlichkeit!“ bitter empfunden wäre. Streicher, der Gefährte, der mit ihm entwich, hat uns nach 48 Jahren noch die ganze Perſon des Jünglings Schiller in der Akademie geſchildert, die ein Maler feſthalten dürfte. Die Sommerſproſſen im Antlitz, das rothe, aufgerollte Haar, nur an Galatagen mit Puder bedeckt, dazu die felſenfeſte, breitgewölbte, hohe Stirn, die in ſpätern Jahren ſo wunderbar transparent erſchien: das gab ein gigantiſches Haupt voller Macht, aber auch abſchreckend. Auch Dannecker's Büſte giebt dem Kinn die trotzige Kraft des Antlitzes. Seine Lippen waren dünn, die untere hervortretend. Streicher ſpricht vom tiefen, kühnen Adlerblick. Goethe nannte des hohen Freundes Augen ſanft; vielleicht verriethen ſie Schüchternheit, ihre Farbe war unbeſtimmt dunkelgrau. Seine Stimme war hoch und ſchneidend im Affect, wie bei Robespierre, bei Napoleon. In leichter Erregbarkeit wechſelten Röthe und Bläſſe im Angeſicht. Auf weißem langem Halſe ſaß der titanenhaft geformte Kopf vornüber geneigt, wie von der Schwere ſeiner Gedanken belaſtet oder ſchon ſo früh ermüdet von der Arbeit des Gehirns. Alles in Allem: bei gigantiſchen Kräften und Mitteln, ohne Grazie und ungefüg, und doch voll ſtarker dämoniſcher Anziehungskraft, fehlte hier ganz die Harmonie des Goethe'ſchen Baues; gewaltige Formen verkündeten Gewaltiges, aber der Inhalt drängte zu gewaltſamem Durchbruch, Alles deutete auf Sturm und Kampf, auf eine herausfordernde Kühnheit, deren Geiſtesmacht das Gehäuſe des Körpers überragte und bald genug zerbrach.

Und in dieſer Geſtalt hat der Jüngling Schiller Goethe's Clavigo auf der Schule geſpielt! Seltſames Spiel der Fügungen! Was für Goethe nach freier Wahl der Wertherfrack, das war für Schiller die aufgezwungene Militäruniform. Aber ſo lächerlich er in jener falſchen, ihm aufgenöthigten Rolle erſchien, ſo magiſch erfaßte er heimlich Nachts die Genoſſen, wenn er ihnen im Krankenſaal, wo nur Eine Lampe brennen durfte, Scenen aus Räuber Moor declamirte. Die Namen Moor und Schweizer waren Zöglingen entlehnt, auch Spiegelberg's Plan, nach dem gelobten Lande auszuwandern, war die Idee eines Karlsſchülers. Eine Scene, wo Karl Moor mit ſeiner Bande ein Kloſter umzingelt, in das Franz Amalien eingeſperrt, und den Schwur leiſtet, dies Kloſter in ein

Bordell zu verwandeln, — bei der Veröffentlichung des Buches geſtrichen, — giebt ein Zeugniß vom wilden wüſten Aufruhr, in welchem das Stück empfangen und geboren wurde. Die Forderung der Räuber: „Amalie für die Bande!“ iſt noch ein ſchwacher Anklang davon. Es war durchaus die Abſicht, ein Buch zu ſchaffen, das — wie Rouſſeau's Emil — der Henker verbrennen mußte. Auch eine Probearbeit für die öffentliche Prüfung: „Ueber den Zuſammenhang der thieriſchen und geiſtigen Natur des Menſchen“ ließ Schiller fort aus der Sammlung ſeiner proſaiſchen Schriften; erſt ſeit 1838 ſteht ſie, ohne die abgequälte Widmung an den Herzog, in der Cotta'ſchen Geſammtausgabe. „Der Student von Naſſau“, vielleicht ein dramatiſcher Werther, blieb Bruchſtück; einen „Cosmus von Medicis“, einen Auswürfling des erſten Sturmdranges mit Reminiscenzen aus Julius v. Tarent von Leiſewitz, vernichtete er; die Räuber allein blieben als fertiges Erzeugniß der Schiller'ſchen Revolutionsepoche. Er warb gewaltſam um die Gunſt der Muſen; ſie kam ihm nicht ſo freiwillig wie dem großen Freunde. In ſturmgepeitſchter Leidenſchaft mußte er ſie erobern; „zum Poeten hat mich das Schickſal gemacht“, geſtand er ſelbſt ſpäter ſeinem Körner. Ein Rächer ſchien ihm der Dichter, Laſter und Thorheit zu ſtrafen, Wahrheit und Natur wiedereinzuſetzen in dem entweihten Tempel der Menſchheit. „In tyrannos!“ ſetzte er als Motto auf das Titelblatt der Räuber, deren gedruckte Exemplare als Selbſtverlag im armſelig verwilderten Zimmer des Regimentsfeldſcheers aufgeſchichtet waren, der mit Degen ohne Quaſte und mit 10 Thlr. monatlich dem Herzog für genoſſene Erziehung die Schuld abdienen mußte. Scharffenſtein fand ihn auch in dieſer militäriſchen Zwangstracht lächerlich; er verglich ihn mit einem langbeinigen Storche. Parade und Lazarethbeſuch ekelten ihn an, oder er verſchrieb Doſen wie ein Pferdearzt. Auf den Tod von Genoſſen dichtet er wiederholt „Leichenphantaſieen", und unternimmt, um Geld für die Kneipe zu erpreſſen, „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen". Zur Geneſung des Herzogs lautet darin ein Gedicht: „Trügt Ihr nicht gern die Ketten, Republiken, wär' Euer Herrſcher — Er?" Unter fortgeſetztem Streit mit der Cenſur wird Friedrich von Preußen geprieſen, Joſeph mit Enthuſiasmus gefeiert, Leſſing's Tod gemeldet (1781). Später, in der Ankündigung der „Rheiniſchen Thalia", beklagte Schiller, daß die Akademie ihm den Umgang mit Frauen verſagte. Nur Männerfreundſchaft habe er in der Jugend gehabt; freilich geſteht er dort auch als Irrthum ein, Menſchen ſchildern zu wollen, eh' er welche kennen gelernt. Der Regimentsfeldſcheer gewann indeß die Neigung ſeiner Wirthin, der Hauptmannswittwe Frau Luiſe Viſcher. Dieſe Blondine mit blauen Augen, 30 Jahre alt, war die Laura in ſeinen Gedichten erſter Periode voll Qual, Sturm, Verzweiflung und moraliſcher Kämpfe. Sie beförderte, wie auch Frau v. Wolzogen, die edle Mutter ſeines Freundes Wilhelm, ſeine zweite Flucht nach Mannheim. Nach Schiller's dauernder Trennung von der Heimath entfloh Frau Luiſe mit einem jungen Akademiker, der ſie heirathete, und ſtarb 1816; ihre Schatulle mit Briefen des Dichters wurde ihr, wie ſie ſagte, entwendet. Schiller's Briefe an ſie waren vielleicht, wie Palleske meint, „Lauragedichte in Proſa“. Der erſten Flucht, um der Aufführung der Räuber in Mannheim beizuwohnen, folgte nach vierzehntägigem Arreſt auf des Herzogs Verbot, mit dem Auslande zu verkehren und ohne ſein Wiſſen etwas herauszugeben, nothgedrungen — als Rettungsact des Dichters und des freien Menſchen — die zweite Flucht, die ihn ſtillſchweigend verbannte. Er vertraute ſich Dalberg an und bat um „Rettung“. Seit dem 13. Januar 1782, dem Tage der erſten Aufführung der Räuber, war dies Stück auf den Brettern. Leſſing war todt, aber die Hamburger Schule mit Eckhof hatte Fuß gefaßt auf der deutſchen Bühne, ſelbſt in Wiens „Nationaltheater“, und ſeit Schröder's Gaſtſpiel auch in Mannheim. Von Eckhof hieß es, er lauſche ſelbſt in der Perrücke, ſelbſt auf den Stelzen der franzöſiſchen Alexandriner, der Natur die Wahrheit ab. Iffland, 23 Jahre alt, ſpielte in Mannheim den Franz Moor, Fleck in Hamburg den Karl; in Leipzig verbot man die Räuber während der Meſſe, um „den Anreiz zur Dieberei zu vermeiden“. Das Stück war ein ungeheures Ereigniß, ob es ſchon in ſeinem Nachgefolge, mit der Fluth der Räuberromane von Spieß, Cramer und Vulpius, unheilvoll wirkte. Dalberg hatte das mittelalterliche Coſtüm erzwungen, Spiegelberg verkündete in Mannheim den ewigen Landfrieden und Karl Moor erhielt Gelegenheit auf die Verweichlichung Deutſchlands in einem matten Frieden zu fluchen; „ſein dintekleckſendes Jahrhundert“ blieb dann freilich mit der Romantik ſeines Wamſes in craſſem Widerſpruch. Der Dichter hatte ſich geſträubt und entgegnet; ein Menſch des Mittelalters könne nicht ſo ſophiſtiſch wie ſein Franz räſonniren. Doch! ſagte Dalberg, mit Ariſtoteliſchen Finten! Und nach ſeinem Vorſchlag wurde Amalie von Karl nicht erſtochen, ſondern erſchoſſen. Schiller fügte ſich; nur als ſein Karl ſich ſelbſt umbringen ſollte, widerſetzte er ſich hartnäckig. — Eine „Anthologie, gedruckt in Tobolsko“, brachte auf eigne Koſten, ohne Glück, Schiller's Lauragedichte, auch die Schlacht („In der Bataille“), „die ſchlimmen Monarchen“, den „Venuswagen“, beide letztere nicht aufgenommen in die Sammlung der Werke. Man kennt auch Selbſtrecenſionen Schiller's über die Räuber aus jener Zeit; ſie ſind nicht ohne Ironie gegen ſich ſelbſt mit der Andeutung, „Ueberſpannung“ ſei noch nicht „Stärke“. Dalberg's Halbheit rettete ihn nur halb; er wollte Schiller als Theaterdichter und zur Verbeſſerung ſeiner eignen Machwerke ausnutzen. Den Fiesco las der Dichter in ſeiner ſchwäbiſchen Mundart und eintönigem Pathos den Schauſpielern vor, und die Hörer entliefen ihm; nur Iffland hielt aus. Schiller mußte auf einen neuen Zufluchtsort ſinnen; Frau v. Wolzogen eröffnete ihm zu Bauerbach in Thüringen ein Aſyl.

Mit „Luiſe Millerin“ (ſpäter auf Iffland's Rath „Cabale und Liebe“) im Kopfe, ſelbſt mit dem erſten, rohen Plan zu Don Carlos beſchäftigt, erlebte er für ſein Herz hier den erſten ſüßen Rauſch der Liebe. Aber es war eine Illuſion voll irrer Zweifel; ſein Herz war ſogar getheilt zwiſchen ſchwärmeriſcher Sohnesliebe zu Frau v. Wolzogen und ſanfter Zärtlichkeit zur Tochter Charlotte; er wußte in der That nicht, ob er die Mutter mehr anbete, oder die Tochter mehr liebe, Jene glühender vergöttern oder Dieſe umarmen möchte. Er kehrte nach der Idylle in Bauerbach nach Mannheim zurück. Dalberg hatte wieder mit ihm angeknüpft, und aus Briefen von dort wird ſein Zuſtand erſichtlich. Die erſten Ausbrüche ſeiner unklaren Doppelleidenſchaft datiren ſchon unterweges. „Liebſte, zärtlichſte Freundin," ſchreibt er an die Mutter, „der Verdacht, daß ich Sie verlaſſen könnte, wäre bei meiner jetzigen Gemüthslage Gottesläſterung." Aus Frankfurt: „So lange werden Sie mir wohl glauben, daß ich Sie im Herzen trage, wie ich mich ſelbſt in der Hand Gottes getragen wünſche. O meine beſte, liebſte Freundin, unter dem ſchrecklichen Gewühl von Menſchen fällt mir unſere Hütte im Garten ein." Das klang faſt Wertheriſch, und doch war es eine Römerſeele, die hier der Reiz für Frauen beſchlich. Aus Mannheim ſchreibt er: „Ich will mich oft aus dem Cirkel der Geſellſchaft losreißen und auf meinem Zimmer ſchwermüthig nach Ihnen hinträumen und weinen. Bleiben Sie, meine Liebe, bleiben Sie, was Sie mir bisher geweſen ſind, meine erſte und theuerſte Freundin, und laſſen Sie uns ein Beiſpiel unverfälſchter Freundſchaft ſein. Wir wollen uns Beide beſſer und edler machen, wir wollen durch wechſelſeitigen Antheil und den zarteſten Bund ſchöner Empfindungen die Glückſeligkeit dieſes Lebens erſchöpfen und am Ende ſtolz auf dies reine Bündniß ſein.“ Und hinter dem Schleier dieſer edlen Empfindung — ſo wunderbar ſind die Selbſttäuſchungen des Herzens! — blickte doch ſein eigentliches Gefühl, ſeine Liebe zur Tochter hervor; denn er iſt kühn genug, die Mutter zu bitten, Lotte „in ſeinem Namen zu küſſen“. — „Wieviel“, heißt es in einem andern Briefe, „wie unendlich viel haben Sie nicht ſchon an meinem Herzen verbeſſert; und dieſe Verbeſſerung, freuen Sie ſich, hat ſchon einige gefährliche Proben ausgehalten. Fühlen Sie ihn ganz, den Gedanken, Denjenigen zu einem guten Menſchen gebildet zu haben und noch zu bilden, der, wenn er ſchlecht wäre, Gelegenheit hätte, Tauſende zu verderben.“

Dies Selbſtgefühl gab ihm oder ſteigerte in ihm die edle Freundin, die ihrerſeits düſtere Tage verlebte, da ſie ihm die Tochter verſagen mußte. Aber ſie bereitete die Läuterung in ſeinem Weſen vor und gab ihm die Haltung, die er jetzt auch Dalberg gegenüber behauptete. Der gewaltige Ruf ſeines Namens ſtellte ihn auch bereits auf ein Piedeſtal, Höflingen und Krämern gegenüber. Er wird geſucht, gefeiert, aber das Klima macht ihn fieberkrank und er verſpeiſt „Chinarinde wie Brot“. — Das Verhältniß als Theaterdichter in Mannheim, mit 300 fl. für 3 Stücke jährlich, dauerte nur vom September 1783 bis September 1784. Er ſcheiterte in Mannheim, wie Leſſing 16 Jahre vorher in Hamburg, an der Gründung eines Nationaltheaters im großen Styl. Fiesco mißfiel und Schiller ſagte: „In den Pfälzern fließt kein römiſch Blut.“ In Berlin, in Wien zündete das Stück, Kaiſer Joſeph ſoll 1787 eigenhändig die Scenerie angeordnet haben; aber zu ſpät, der Dichter war mit dem Schmerzensruf: „Das Schickſal erlahme an meinem Stolz!“ ſchon wieder Flüchtling geworden und nur der Schooß treuer Freundſchaft gab ihm ein Aſyl. Cabale und Liebe hatte ihm am 15. April 1784 noch eine große Huldigung in Mannheim gebracht; das geſammte Publicum hatte ſich jubelnd erhoben, und Schiller ſich über den Rand der Loge verneigt. Aber ſeines Bleibens war doch nicht; er konnte nicht beſtehen und alte Verſchuldungen drückten ihn. Selbſt der Arm einer neuen, ſchwärmeriſch begeiſterten, ihn vergötternden Freundin, Charlotte v. Kalb, hält ihn nicht, er reißt ſich von der ſchamanenhaft verzückten Circe los, die ihn zum Halbgott ſtempeln will, und folgt dem Schickſalsruf der Freunde, die ihn nach der Ferne locken.

Vier Menſchen in Sachſen fühlten den Drang, dem gewaltigen Dichter der Räuber und des Fiesco über die weite, trennende Strecke hinüber die Hand zu reichen: des ſpätern Theodor Körner damals noch junger Vater, Chriſtian Gottfried Körner, Ludwig Ferdinand Huber und zwei Töchter des Kupferſtechers Stock in Leipzig, deſſelben Künſtlers, bei welchem der Student Goethe im Radiren Unterricht genommen. Minna Stock war Körner's Braut. Es war im Juni 1784. „Zu einer Zeit,“ — ſo beginnt der Sturmdrang der Verehrung, — „da die Kunſt ſich immer mehr zur feilen Sklaverei reicher und mächtiger Wollüſtlinge herabwürdigt, thut es wohl, wenn ein großer Mann auftritt und zeigt, was der Menſch auch jetzt noch vermag. Der beſſere Theil der Menſchheit, den ſeines Zeitalters ekelte, der im Gewühl ausgearteter Geſchöpfe nach Größe ſchmachtete, löſcht ſeinen Durſt, fühlt in ſich einen Schwung, der ihn über ſeine Zeitgenoſſen erhebt, und Stärkung auf der mühevollſten Laufbahn nach einem würdigen Ziele. Dann möchte er gern ſeinem Wohlthäter die Hand drücken, ihn in ſeinen Augen die Thränen der Freude und der Begeiſterung ſehen laſſen, daß er auch ihn ſtärkte, wenn ihn etwa der Zweifel müde machte: ob ſeine Zeitgenoſſen werth wären, daß er für ſie arbeitete" u. ſ. w. Der Brief war ohne Namensunterſchrift, aber mit den Bildniſſen der vier begeiſterten Menſchen und einer von Körner verfaßten Compoſition des Liedes, das Amalie in den Räubern ſingt, begleitet. Schiller antwortete erſt im December jenes Jahres; erſt in einer ſchwachen Stunde, unter Noth und Drangſal faſt erliegend, erinnerte er ſich, daß in der Ferne Herzen für ihn ſchlugen. Körner ſendet eine Summe Geldes und Schiller trifft den 17. April 1785 in Leipzig ein. Wie es ſeine Art war, nichts in kleinem Maßſtabe, Alles groß zu nehmen, ſo hat er ſich metaphyſiſch den Gewinn begeiſterter Seelen zurecht gerückt und definirt die Schwärmerei der Freundſchaft für die beſten Triumphe des ringenden Geiſtes; „Verbrüderung der Geiſter", ſchreibt er, „iſt der unfehlbarſte Schlüſſel zur Weisheit." Die in Mannheim unternommene Thalia und Carlos beſchäftigen ihn fortgeſetzt; er denkt zugleich an ſein „Autor-Commerce". Man hat ihm den Fiesco im Druck verhunzt und wider ſeinen

Willen eine zweite Auflage davon gemacht. Er beginnt praktiſch zu werden, will im Selbſtverlage ſeine Werke veröffentlichen, die Räuber in geſäuberter Geſtalt und mit einem Nachtrag in einem Acte: „Räuber Moor's letztes Schickſal", neu erſcheinen laſſen. Körner wird auch für des Dichters inneres Leben ein Helfer in der Noth, ein wohlthuender Ordner. — Drei Jahre älter, 1756 in Leipzig geboren, Sohn eines dortigen Superintendenten, hatte er, urſprünglich ebenfalls zum Theologen beſtimmt, bei wiederholtem Wechſel ſeiner Studien wie auf Reiſen ſich eine freie wiſſenſchaftliche Ueberſicht und eine Univerſalität erworben, die dem hochſtrebenden, aber gequälten Dichter bei ſeinem Mangel an Ruhe noththat. Körner hatte und gab Alles, was dem Freunde fehlte; in den Genuß des väterlichen Vermögens geſetzt, hatte er mit dem Edelſinn auch die Mittel, von des Dichters Bruſt die materiellen Sorgen abzuwälzen, ihm über dieſe kritiſche Periode ſeines drangſalvollen Lebens hinwegzuhelfen. Im Studium der Kant'ſchen Philoſophie begegneten ſich Beide ohnedies bald im Reiche des Denkens. Die tiefſte Herzensgüte und der klarſte Verſtand waren in Chriſtian Gottfried Körner vereinigt. Er war, wie Schiller ſpäter an die Schweſtern v. Lengefeld ſchrieb, „kein impoſanter Charakter, aber deſto haltbarer und zuverläſſiger auf der Probe. Sein Herz ward nie von einem falſchen Klange überraſcht, ſein Verſtand war richtig, unbefangen und kühn, in ſeinem ganzen Weſen war eine ſchöne Miſchung von Feuer und Kälte; freier von Anmaßung als er war Niemand." Als am

7. Auguſt 1785 zu Leipzig in Körner's väterlichem Gartenhauſe, da, wo ſich zwiſchen der Pleißenburg und der katholiſchen Kirche jetzt eine Brücke befindet, ein Kreis frohbewegter Menſchen beiſammen war, des Freundes Hochzeitfeſt zu feiern, ſchwoll auch des Dichters Herz hoch auf, und wie es ſeine Weiſe war, Irdiſches an Göttlich-ewiges zu knüpfen, ſo entſtand der Hymnus „An die Freude“ als ein Nachklang der Stimmung jenes Feſtes. Körner ſelbſt iſt Gewährsmann, daß dies hohe Lied in Goblis geſchaffen wurde, in jenem dörflichen Häuschen, das der Leipziger Schillerverein zum bleibenden Denkmal machte. Daß der Rauſch der Freude in dieſer Hymne eigentlich der Freiheit habe gelten ſollen, hat ſich nicht nachweiſen laſſen. Sonſt war des Dichters Leben in Goblis „einſiedleriſch, traurig und leer.“ Leipzig war ſeit dem ſiebenjährigen Kriege heruntergekommen. Die Meſſe ſtellte nur gemach den geſtörten europäiſchen Verkehr wieder her, Alles war noch auf nächſten Roth- und Broterwerb gerichtet. Neben buchhändleriſcher Freibeuterei wucherte litterariſche Handlangerei; das Leben war flach geworden bei aller Betriebſamkeit. Der Dresdener Hof verbot alles ernſte Drama; nur mit Mühe gelang es mit Reineke den Fiesco geben zu dürfen. Dieſer Anhänger der Hamburger Schule ward für Schiller auch Veranlaſſung, den gleich Anfangs in Jamben gedachten und begonnenen Carlos in Proſa abzufaſſen, bis das Gedicht ſchließlich von neuem den Kothurngang des Verſes unabweislich forderte. Wo Weiſſe's Kinderfreund graſſirte, lief faſt auch ein Schiller mit ſeinem

Dithyrambenſchwung Gefahr, zu verſanden. Der gequälte Flüchtling wollte in der That ein bürgerlich ſolider Menſch in Leipzig werden, ſei's als Juriſt, ſei's als Mediciner. Und dazu gehörte ein eheliches Leben; die Schweſtern Stock waren ja an der Seite der Freunde ſo glücklich! Schiller griff in ſeine Mannheimer Vergangenheit zurück und fand, Margarethe Schwan ſei vielleicht ein paſſendes Weſen für ihn. Er ſchrieb an den Vater und hielt bei ihm um ihre Hand an. Buchhändler Schwan ſoll, ohne der Tochter davon zu ſagen, erwiedert haben, Margarethe paſſe nicht für ihn. Nach anderer Mittheilung hat ihn der Vater an die Tochter verwieſen, an die ſich ein Liebender mit ſeinem Antrag zuerſt zu wenden habe. Dies unterblieb; mithin war der Plan Schiller's keine ernſte Herzensſache, nur ein Nothbehelf in arger Bedrängniß. Gebt mir eine Frau und einen ruhigen, geſicherten häuslichen Heerd, hat er ausgerufen, und ich will Euch jährlich eine Friedericiade, eine claſſiſche Tragödie und ein halb Dutzend ſchöner Oden liefern! Die Freundſchaft füllte damals den leeren Platz in ſeiner Seele aus; gute, begeiſterte Menſchen trugen ihn wie auf Händen. Mit Dr. Albrecht, dem Gatten der Schauſpielerin Sophie, geht er nach Dresden, wohin Körner als Conſiſtorialrath berufen iſt, und ſchreibt auf deſſen Weinberg in Loſchwitz alsbald an Huber, der in Leipzig blieb, um ſich der Diplomatie zu widmen, während Minna Stock's Schweſter dem Körner'ſchen Paare gefolgt iſt.

Das Jahr 1786 iſt nicht reich an Briefen; das Glück perſönlichen Verkehrs verdrängt den ſchriftlichen Wortwechſel; nur die kleine Epiſode einer Reiſe Körner's, während Schiller daheim bleibt und den Weinberg hütet, bringt einigen brieflichen Erguß. Der Dichter ſpricht ſeine Furcht aus, ſeine Tragödie Carlos werde nur „einige Funken“ von dem erhalten, was in ihm brenne und lodere! Er hielt noch für kühl und froſtig, was uns wie heißer Lavaſtrom erſcheint. Seine Wehklage, er werde ſich „zur Meſſe“ mit dem Werk „übereilen müſſen“, klingt wie ſchneidender Spott gegen ſeine hohe Sendung. Die Dresdener Freunde waren viel bemüht, dieſe Kluft in ſeinen Stimmungen auszugleichen, ſeinen Gedankengang zu regeln, die Werkſtatt ſeiner Thätigkeit zu ordnen. Das mit Körner gemeinſame Studium Kant's veranlaßte die „Philoſophiſchen Geſpräche“; der Freund iſt unter den beiden Briefwechſelnden der kritiſche Raffael, der in Julius den Dichter zu widerlegen ſucht. Auch hiſtoriſche Forſchungen erfüllten ihn in Dresden; er wollte die Geſchichte der merkwürdigſten Revolutionen ſchreiben; ihn reizte das Zuſammenbrechen alter morſcher Zeitalter unter dem kühnen Geiſt der Neuerung, die an die Zukunft appellirt. Der Marquis Poſa in ihm regte ſich auch als Geſchichtſchreiber. Der „Geiſterſeher“ blieb in Dresden Bruchſtück. Groß gedacht, mächtig empfunden, wie Alles was ihn erfüllte, bewundernswürdig ſogar in den tiefen Zügen einer ſeltenen Seelenmalerei, fehlt dieſem Torſo allerdings die behagliche Breite, die man vom Roman fordert, vielleicht auch die Klarheit des Plans für Fortſetzung und Schluß, ſo daß der Dichter den Stoff fallen ließ, weil er für die aufgerufenen Geiſter geheimnißvoller

Wirren keinen rechten Ausgang wußte. Er ſchalt das Werk ſogar ſpäter eine „Farce“; die Weltgeſchichte allein ſei für große Seelen der wahre Roman. Das Werk aber ſollte auch für ſein Leben als Menſch in Dresden einen Bruch bezeichnen. Im Loſchwitzer Gartenhäuschen, das der Schillerverein geweiht hat, war indeſſen die mächtigſte ſeiner Dichtungen, ganz groß wie er ſie zuerſt gedacht und ganz voll wie er ſie von neuem in Angriff genommen, glücklich zu Ende gebracht. Dalberg will den Carlos aufführen, Göſchen ihn drucken, Schröder in Hamburg hat ſich zum Verſe bekehrt, nur Reineke in Leipzig will von dem proſaiſchen Carlos nicht laſſen*): — plötzlich reißt ſich Schiller aus dem Dresdener Freundeskreiſe, der dies alles betreiben hilft, gewaltſam los und wir ſind mit ihm (im Juli 1787) in Weimar. Die Freunde ſelbſt trieben ihn fort, es war nicht ſowohl eine Kataſtrophe, die ſeinem Herzen drohte, es war eine intrigante Schlinge, der er entzogen werden mußte, ſo daß abermals eine Flucht ſeine Rettung wurde.

Es war ein Fräulein Henriette v. Arnim, für die der Dichter im Winter von 1786 zu 87 in Dresden erglühte.

---

*) Den 30. Auguſt 1787 gab Schröder das Stück in Jamben. Reineke folgte in Leipzig mit dem Werk in Proſa mit der Schlußſcene, in welcher der Prinz ſich erſticht und Philipp vor der als unſchuldig erkannten Königin auf die Leiche des Sohnes niederſtürzt. In Berlin, wo der neue König nach Friedrichs des Gr. Tode noch die erſten Honigmonate ſeiner Herrſchaft ſchmeckte, erlebte das Stück in Verſen ſeine erſte mächtige Würkung. Prag und Dresden folgten mit dem Werk in Proſa.

Auf einer Maskerade begann die Bekanntſchaft, und ſie wurde ihm geheimnißvoll für ſeinen „Geiſterſeher“, mit welchem er ſich trug, zum Urbild der ſchönen Griechin, für welche der Prinz im Roman ſich leidenſchaftlich entzündet. Die Bekanntſchaft ſetzte ſich fort, der Dichter ſchien erhört zu werden; aber die Mutter der Dame, heißt es, begünſtigte ihn nur ſo weit, um ihn für reich dotirte Cavaliere als Reizmittel zur Eiferſucht zu benutzen. Arg- und ahnungslos hatte der Dichter, ganz in ſein ſchwärmeriſches Gefühl getaucht, kein Ohr, kein Auge für die Intrigue, die man mit ihm ſpielte, bis die Freunde ihn faſt gewaltſam losreißen und entfernen mußten. Henriette wurde ſpäter Gattin eines Grafen Kunheim, der nach Preußen zog und ſich mit ihr auf einem Gute bei Friedland anſiedelte. Als Wittwe iſt ſie ſpäter nach Dresden zurückgekehrt und dort 1847 geſtorben. Außerdem, daß ſie als ſchöne Griechin im Geiſterſeher unſterblich blieb, hat man auch ein an ſie gerichtetes Gedicht in Schiller's Lyrik, beginnend: „Ein Maskenball, ein treffend Bild von dieſem Leben, hat Dich zur Freundin mir gegeben.“ In den geſammelten Werken findet es ſich, abgekürzt, mit der Ueberſchrift: „Der Kampf“. Der erneute Verkehr mit Charlotte v. Kalb in Weimar verdrängte bald die Erinnerung an die vorüberflatternde Sylphe ſeines Dresdener Lebens.

Die deutſche Memoirenlitteratur hat ſich auch auf dieſe Geſtalt ausgedehnt, und ſie hat unter den Frauen, die auf Schiller gewirkt, neben ſeiner Gattin das meiſte Anrecht, in der Halle ſeines Ruhmes mit dem Kranz in der Hand, der ſeiner Stirne gebührt, Wache zu halten. Man iſt gewohnt, in Schiller's Dichtungen nur weibliche Figuren zu finden, in deren Zeichnung der Poet ſich Fehlgriffe gegen die Natur des Weibes zu Schulden kommen ließ, ſeine Unkenntniß der Frauenart verrieth. Entweder gab er Mißgebilde, wie im Fiesco deſſen Gattin und die Gräfin Imperiali, oder in ſeiner ſpätern Zeit ſublime Idealitäten, denen der Boden der Wirklichkeit fehlt, wie die Jungfrau von Orleans, welche im Bereiche heroiſcher Verzückung wie eine Nachtwandlerin einherſchreitet und ihre Größe nur in der Verleugnung der weiblichen Natur bekunden ſoll. Aber man vergißt Gebilde wie die Königin im Carlos. Eine ſchönere Harmonie weiblicher Kräfte, eine idealere Geſtalt voll entſchiedener Wirklichkeit iſt nicht leicht zu finden mitten im wilden Conflict einer leidenſchaftlich bewegten Männerwelt. Was Frau v. Stein für Goethe, das war, ſagt man, in ähnlicher Weiſe Frau v. Kalb für Schiller, Jene für die Iphigenie, Dieſe für die Königin im Carlos das Urbild.

In Schiller's Briefwechſel mit Körner wurde die Welt zuerſt auf dieſe Freundin des Dichters als eine lebendig wirkende Muſe ſeiner Poeſie aufmerkſam. Aber ſchon Karoline v. Wolzogen, eine Verwandte Charlottens, berichtete im Leben Schiller's von ihr. Dieſelbe ſchrieb ſehr einfach: „Die Bekanntſchaft mit der Frau v. K— wurde bei dem längern Aufenthalt derſelben in Mannheim zur Freundſchaft. Sie war die erſte geiſtvolle und vielſeitig gebildete Frau, mit der er in näherem Verhältniß ſtand, und er äußerte gegen uns, daß ihr Umgang während der Ausarbeitung des

Don Carlos ſehr belebend auf ihn gewirkt, ja daß ſie zu einigen Zügen der Königin Eliſabeth die Veranlaſſung gegeben habe. Ihr Geiſt hatte früh eine ernſthafte Richtung genommen. Bei höherer Stellung und Anſicht des Lebens waren ihr die Formen der Weltverhältniſſe eigen; auch wirkte ſie günſtig auf Schiller's Haltung im geſelligen Leben. Sein Genius fand bei ihr die Freiheit und Wärme des Begegnens in Gefühl und Ideen, deren er bedurfte, und die zarte Schonung der Freundſchaft in leidenſchaftlichen Stimmungen.“

Nach dem was wir in Schiller's Bekenntniſſen an Körner zwiſchen den Zeilen leſen, waren die Scenen zwiſchen der Königin und dem Marquis Poſa in dem Verhältniß des Dichters zu Charlotte v. Kalb gleichſam vorgebildet. Mitten in ſeinen Weltplanen fühlt der Freiheitsheld eine Liebe zum Weibe ſich bis zu dem emphatiſchen Ausbruch: „O Gott, das Leben iſt doch ſchön!“ in ſein Herz ſchleichen, da er dies Weib für das Ideal ſeines heiligſten Glaubens, für die Entwürfe ſeines Freiheitsgefühls, ſo wunderbar tief und ſo weiblich rein und klar, empfänglich ſieht. Das Stück hat bekanntlich in ſeiner Abfaſſung zwei Epochen gehabt. Poſa wird in der Mitte Held und Centrum und aus einem Familientrauerſpiel à la Cabale und Liebe in Proſa wird eine wunderbar große Welttragödie in Verſen, eine Geiſterſchlacht zwiſchen den Freiheitsideen der aufwachenden Menſchheit mit der finſtern Tyrannei des hinabſteigenden Jahrhunderts. Für dieſen Wendepunkt des großen Drama's ſoll Charlotte gleichſam die Angel, Königin Eliſabeth im Stücke der poetiſche Ausdruck und Abglanz geweſen ſein.

Charlotte Marſchalk von Oſtheim war 1761 zu Waltershauſen im Grabfeld geboren. Die Familie gehörte zur fränkiſchen reichsunmittelbaren Ritterſchaft. Die Jugenderziehung Charlottens war entſchieden katholiſch. Um ſo gewaltſamer in ihr die Sprache der erſten Emancipation; ſie ſprach in ihren brieflichen Aeußerungen faſt die Sprache der Schiller'ſchen Räuber. Durch die ältere Frau v. Wolzogen in Bauerbach lernte Charlotte das Revolutionswerk jener Schiller'ſchen Dichtung kennen. Sie ſchrieb darüber: „Ich las das Trauerſpiel wiederholt, doch manches konnte ich nicht erfaſſen. Einzelnes mir von höchſter Bedeutung. Wie ſpricht Amalia das Unerklärliche aus, die ſeelenreiche ſubtile Wahrheit; ſo allein der Schonung würdig. Das in reiner Weſenheit Wahrgenommene erkennen, welches kein Widerſpruch löſt, denn es iſt von und für den unendlichen Geiſt des Lebens. Welcher Inhalt in den Worten: ‚Du haſſeſt ihn, Du haſſeſt mich doch auch?' — Die Monologen, worin das Ideal des Guten wie des Laſters ausgeſprochen iſt! Eine Stelle hat mich beſonders ergriffen: ‚Wo die einſame Nacht und die ewige Wüſte meine Ausſichten ſind, da würde ich die ſchweigende Oede mit meinen Phantaſien bevölkern, und hätte die Ewigkeit zur Muße, das verworrene Bild des Elends zu zergliedern. Werden wir ſo den Abend des Lebens beſchließen — iſt alſo das erkennende Bewußtſein?' — Weiſſagende Rede, Macht der Dichtung, du nährſt dich aus der Quelle des tiefſten Leids."

Sie ahnte, als ſie dieſe Worte ſchrieb, noch nicht, wie nah ihr der Dichter der Räuber ſtehen würde. — Nach dem Abſchluß des Verſailler Friedens, 1783, kam Heinrich v. Kalb als franzöſiſcher Offizier des Regiments Zweibrücken aus America zurück. Er trat in die Dienſte des Kurfürſten von der Pfalz, und kam mit Charlotten, die ſeine Gattin ohne Wahl und Neigung wurde, nach Mannheim. Schiller hatte in Bauerbach als Flüchtling ein Aſyl gehabt, den Reſt des Jahres 1782 und die erſte Hälfte von 1783 in der waldigen Einſamkeit des Rhöngebirges zugebracht. Im Juli ging er auf den Ruf ſeiner Freunde nach Mannheim zurück, und ſo führten Zufall und Schickung Dichter und Freundin dort näher zuſammen. Charlotte charakteriſirt uns den Eindruck von Schiller's Perſon aus jener Zeit in denkwürdigen, wenn auch etwas geſpreizten Worten. „In der Blüthe des Lebens", ſchreibt ſie in ihren Denkwürdigkeiten, „bezeichnete er des Weſens reiche Mannichfalt, ſein Auge glänzend von der Jugend Muth, feierlicher Haltung, gleichſam ſinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt. Bedeutſam war ihm ſo manches was ich ihm ſagen konnte, und die Beachtung bezeigte, wie gern er Geſinnungen mit empfand — Einige Stunden hatte er geweilt — da nahm er den Hut und ſprach: ‚Ich muß eilen in das Schauſpielhaus.' — Später habe ich erfahren, Cabale und Liebe wurde dieſen Abend gegeben, und er habe den Schauſpieler erſucht, ja nicht den Namen Kalb auszuſprechen. — Bald kehrte er wieder — freudig trat er ein, Willkommenheit ſprach aus ſeinem Blick. Durch Scheu nicht begrenzt, traulich, da gegenſeitig mit dem Gefühl des Verſtandenſeins das Wort geſprochen werden konnte, löſte der Gedanke den folgenden Gedanken ohne Wahl oder Nachſinnen. — Wohl die Rede eines Sehers. — Im Laufe des Geſprächs raſche Heftigkeit, wechſelnd mit faſt ſanfter Weiblichkeit, und es weilte der Blick von hoher Sehnſucht beſeelt. — Vollendet iſt was uns verſchwunden, allein jene heitere Gelaſſenheit des Gemüths — möchte ſie immer möglich ſein! — Am folgenden Tage ſahen wir den reichen Schatz der Antiken, die hier bewahrt und ſchön geordnet. Was klar der Geiſt erſonnen, iſt Luſt dem Aug', ergreiſt entzückt des Menſchen Herz. Schauer der Sehnſucht bewegten ihn, denn er fühlte wohl -- auch ich vermag! Belebt durch ſolche Genüſſe verging der Tag. — O daß ähnlicher werde Leben und Kunſt!"

So rhapſodiſch und pythiſch dunkel berichtete noch am Rande des Grabes die erblindete Greiſin von dem erſten perſönlichen Begegnen mit dem Dichter. Sie ſchilderte ſpäter dann auch noch ein Gaſtmahl in ihrer Häuslichkeit, an welchem Schiller Theil nahm. Es war das erſte Mal, daß ihn ein Weib vergötterte, das erſte Mal, daß eine Dame der höhern Geſellſchaft begeiſtert für ihn fühlte; die Anmuth in den Umgangsformen der feinen Welt ward ihm damit erſchloſſen. Es war ihm ſogar ein längeres, ungeſtörtes „Beiſammenleben in reiner Atmoſphäre" mit ihr möglich. Im Juli 1787 ſah er Charlotte in Weimar wieder. Von dieſer Zuſammenkunſt ſchreibt Schiller an Körner: „Unſer erſtes

Wiederſehen hatte ſo viel Gepreßtes, Betäubendes, daß mir's unmöglich fällt es Euch zu beſchreiben. Charlotte iſt ſich ganz gleich geblieben, bis auf wenige Spuren von Kränklichkeit, die der Paroxysmus der Erwartung und des Wiederſehens für dieſen Abend aber verlöſchte, und die ich erſt heute bemerken kann. Sonderbar war es, daß ich mich ſchon in der erſten Stunde unſeres Beiſammenſeins nicht anders fühlte als hätte ich ſie erſt geſtern verlaſſen; ſo einheimiſch war mir Alles an ihr, ſo ſchnell knüpfte ſich jeder zerriſſene Faden unſeres Umgangs wieder an." — An einer andern Stelle ſchreibt er: „Charlotte iſt eine große, ſonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für mich, die einem größeren Geiſt als der meinige iſt, zu ſchaffen geben kann. Mit jedem Fortſchritt unſeres Umgangs entdecke ich neue Erſcheinungen in ihr, die mich wie ſchöne Partien in einer weiten Landſchaft überraſchen und entzücken. Mehr als jemals bin ich jetzt begierig, wie dieſer Geiſt auf den Eurigen wirken wird. Herr v. Kalb und ſein Bruder werden im September eintreffen und Charlotte hat alle Hoffnung, daß unſere Vereinigung im October zu Stande kommen wird. Aus einer kleinen Bosheit vermeidet ſie deswegen auch in Weimar die geringſte Einrichtung für häusliche Bequemlichkeit zu machen, daß ihn die Armſeligkeit weg nach Dresden treiben ſoll. Sind wir einmal da, ſo läßt man Euch für das Weitere ſorgen. Die Situation des Herrn v. Kalb am Zweibrück'ſchen Hofe, wo er eine Carriere machen dürfte, wenn der Kurfürſt von der Pfalz ſterben ſollte, läßt ſie vielleicht zehn bis fünfzehn Jahre über ihren Aufenthalt frei gebieten.“

Inzwiſchen widmete ſich in Weimar die Freundin ganz dem Dichter, ſie trug Sorge für ſeine häusliche Einrichtung und vermittelte ſeine ſpröde Natur überall mit der Wirklichkeit und dem Leben. Beide machten aus ihrem Verhältniß kein Geheimniß und die Geſellſchaft dort war gewohnt, daß Perſonen aus freier Wahl und Neigung ſich ganz angehörten, ſelbſt wenn Form und Schickſal anders über ſie verfügten. Man nahm ſie ſtillſchweigend als zu einander gehörig an, lud ſie nicht anders als zuſammen ein und fand es natürlich, daß er einen großen Theil des Tages förmlich bei ihr lebte. Charlotte gewann eine Seelenheiterkeit, die bis zum Muthwillen ſtieg, und ihre Lebhaftigkeit ergriff auch den Dichter, der in einer ihm bisher feindlichen Welt dem Leben gegenüber zu verhärten drohte. Unter dem Sonnenſchein ihrer Neigung wurde ſein Herz warm für den Verkehr mit Menſchen, während ſein Geiſt, wie Marquis Poſa, lediglich für die großen Aufgaben ſeiner Miſſion erglühte. Er ſchrieb 1787 an Körner: „Kannſt Du mir glauben, lieber Körner, daß es mir ſchwer, ja beinah unmöglich fällt über Charlotten zu ſchreiben? Und ich kann Dir nicht einmal ſagen warum. Unſer Verhältniß iſt — wenn Du dieſen Ausdruck verſtehen kannſt — wie die geoffenbarte Religion auf den Glauben geſtützt. Die Reſultate langer Prüfungen, langſamer Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes ſind bei dieſer auf eine myſtiſche Weiſe avancirt, weil die Vernunft zu langſam dahingelangt ſein würde. Derſelbe Fall iſt mit Charlotten und mir. Wir haben mit der Ahnung des Reſultates angefangen und müſſen jetzt unſere Religion durch den Verſtand unterſuchen und befeſtigen. Hier wie dort zeigen ſich alſo nothwendig alle Epochen des Fanatismus, Skepticismus, des Aberglaubens und Unglaubens, und dann wahrſcheinlich am Ende ein reiner und billiger Vernunftglaube, der der alleinſeligmachende iſt. Es iſt mir wahrſcheinlich, daß der Keim einer unerſchütterlichen Freundſchaft in uns Beiden vorhanden iſt, aber er wartet noch auf ſeine Entwicklung. In Charlottens Gemüth iſt übrigens mehr Einheit als in dem meinigen, wenn ſie ſchon wandelbarer in ihren Launen und Stimmungen iſt. Lange Einſamkeit und ein eigenſinniger Hang ihres Weſens haben mein Bild in ihrer Seele tiefer und feſter gegründet, als bei mir der Fall ſein konnte mit dem übrigen. Ich habe Dir nicht geſchrieben, welche ſonderbare Folge meine Erſcheinung auf ſie gehabt hat. Vieles was ſie vorbereitet, kann ich jetzt nicht auch wohl ſchreiben. Sie hat mich mit einer heftigen, bangen Ungeduld erwartet. Mein letzter Brief, der ihr meine Ankunft gewiß verſicherte, ſetzte ſie in eine Unruhe, die auf ihre Geſundheit wirkte. Ihre Seele hing nur noch an dieſem Gedanken — und als ſie mich hatte, war ihre Empfänglichkeit für Freude dahin. Ein langes Harren hatte ſie erſchöpft, und Freude wirkte bei ihr Lähmung. Sie war fünf, ſechs Tage nach der erſten Woche meines Hierſeins faſt jedem Gefühle abgeſtorben; nur die Empfindung dieſer Ohnmacht blieb ihr und macht ſie elend. Ihr Daſein war nur noch durch convulſiviſche Spannungen des Augenblicks hingehalten. Du kannſt urtheilen, wie mir in dieſer Zeit hier zu Muthe war. Ihre Krankheit, ihre Stimmung und dann die Spannung die ich hierher brachte, die Aufforderung, die ich hier hatte! Jetzt fängt ſie an ſich zu erholen, ihre Geſundheit ſtellt ſich wieder her und ihr Geiſt wird freier. Jetzt erſt können wir einander etwas ſein. Aber noch genießen wir uns nicht in einem zweckmäßigen Lebensplan, wie ich mir verſprochen hatte. Alles iſt nur Zurüſtung für die Zukunft. Jetzt erwarte ich mit Ungeduld eine Antwort von ihrem Mann auf einen wichtigen Brief, den ich ihm geſchrieben."

Dem Major v. Kalb gegenüber fühlte ſich der Dichter natürlich nicht frei. Er erkennt dankbar deſſen unveränderte Freundſchaft an, welche um ſo mehr zu bewundern ſei, da derſelbe ſeine Frau liebe und Schiller's Verhältniß zu ihr kenne; ob aber ſeine Billigkeit und Stärke dem Gerede der müßigen Menge und ihrer Ohrenbläſerei werde gewachſen ſein, das ſtehe in Frage, denn wenn auch der Glaube an ſeine Frau niemals bei ihm wanken werde, ſo habe er doch ein empfindliches Ohr für die ziſchelnde Welt, die einmal nicht im Stande ſei, derartige reine Verhältniſſe in ihrer Weſenheit zu erfaſſen und zu verſtehen. Die Erſcheinung des Mannes rief eine Kriſis hervor. Charlotte v. Kalb ſchreibt in ihren Memoiren: „Wer denkt, darf nie klagen, und wer erkennt, weiß, daß Unvermeidliches ihn betroffen." Mit dieſer faſt antiken Seelenruhe nahm ſie die Schickungen hin, welche ihr der Lauf des Jahres 1788 brachte. Es muß zu Erörterungen gekommen ſein, welche ein geheimnißvoller Nebel bedeckt. Der Major v. Kalb ging wieder nach Frankreich, und Charlotte erwähnt eines Schreibens von F. (Friedrich), in welchem der Dichter einige Monate nach der Abweſenheit des Mannes ihr mit ſcharfem Ausdruck vorhält, wie es ein falſcher Schritt ſei, dies Verhältniß nicht ganz zu löſen. Sie ſprach von heftigen Klagen und Vorwürfen des Dichters, und die Greiſin ſpricht noch nach ſo langer Zeit in bewegter Weiſe von der leidenſchaftlichen Wärme in Schiller's Andrang. Eine Stelle ſeines Briefes lautet: „Dieſe Erſtarrung der Falſchheit ſolle man nicht dulden. Wir wiſſen längſt von uns wie von wahrhaftigen Weſen, aber in dieſer Region ſind wir uns gegenſeitig furchtbar wie Sterne, die ſich anziehen und ewig wieder abſtoßen.“

Möglich, daß der Denker in Schiller auch Frauen gegenüber ſtärker als der Dichter in ihm geweſen. Es iſt aber auch möglich, daß die Unklarheit der Schwebe des Verhältniſſes dem Dichter und dem Menſchen in ihm widerſtrebte. Riß ſich doch auch Goethe von dem ſublimen Verhältniß zu Frau v. Stein endlich los; aus phyſiſchen wie pſychiſchen Motiven. Schiller's Motive zur Trennung von Charlotte v. Kalb waren ſittlicher Art. Auch ihrerſeits mochten in Berückſichtigung ihres Sohnes Beweggründe triftiger Art laut geworden ſein. Daß Schiller in einem ſpätern Briefe an Körner von ihr äußern konnte, ſie habe „nicht gut“ auf ihn gewirkt, beweiſt ſeinerſeits eine Unklarheit leidenſchaftlicher

Stimmung. Das angebliche Urbild ſeiner Königin im Carlos iſt alſo vom Poſtamente heruntergeſtiegen, iſt als Modell irre an ſich ſelbſt geworden, denn es hatte eine Periode chaotiſcher Titanenhaftigkeit. Schiller ſelbſt ſpricht von der dämoniſchen Unruhe ihres Weſens, von dem krankhaften Sturm ihrer Launen. War der Segen ihres Weſens, die Ruhe edler Haltung vielleicht auf den Dichter, und der Sturm der Unruhe in ſeinen Dichtungen vielleicht auf ſie übergegangen? Gemüther, die im magiſchen Rapport der Neigung ſtehen, tauſchen oft ihre Naturen gegenſeitig aus. — Daß Schiller in jener Zeit des Bruches mit Frau v. Kalb das Wieland'ſche Haus zu beſuchen begann, wo die Tochter ihn anzuziehen ſchien, erwähnt Charlotte nicht in ihren Denkwürdigkeiten. Jedenfalls war der Dichter, der bald darauf ſeine dritte, ſeine rechte Charlotte fand, ein Anderer, ein Gereifterer als der Sturmdrangsmann der erſten Revolutionsepoche ſeiner Dichtungen. 1789 geht Schiller nach Jena, ein Jahr darauf wird Charlotte v. Lengefeld ſeine Gattin, und Charlotte v. Kalb, „wahnſinnig vor Schmerz und Wuth“, fordert ihre Briefe zurück, verbrennt die ſeinigen und ruft Himmel und Hölle über den Verrath des Dichters an ihr zu Zeugen an, — trotzdem ſie von ihrem Gatten ſich abermals Mutter fühlt! Verwirrung und Wahnſinn reichten ſich alſo hier die Hände, während Frau v. Stein den Bruch mit Goethe, wenn auch bitter, doch immer noch mit edler Haltung ertrug. Schiller's Wort über Frau v. Kalb in jenem Wendepunkt lautet: „Sie war nie wahr gegen mich als etwa in einer leidenſchaftlichen Stunde. Mit Klugheit und Liſt wollte ſie mich umſtricken; jetzt nicht edel, nicht einmal höflich genug, um mir Achtung einzuflößen.“ — Sie vergötterte dann bald Jean Paul und fand in Dieſem ein Idol, das ihrem Weſen mehr entſprach; ſie ward, ſagt man, das Urbild zu ſeiner Linda im Titan. Ihr weiteres Geſchick war nicht erfreulich. Im Jahre 1804 ward ihr Beſitzſtand zerſtört, zwei Jahre darauf erſchoß ſich ihr Gatte, während ihr Sohn unterging oder ſich verlor. Mit Schiller war nach und nach wieder eine Anknüpfung hergeſtellt; er hatte ihr für den Knaben zwei Landsleute als Lehrer empfohlen, Hegel und Hölderlin; der Letztere hat deſſen Erziehung eine Zeitlang geleitet. Ihre Begeiſterung für den Wallenſtein führte ſchließlich zur Ausſöhnung; ihre Flamme für ſeine hohe Dichtung war geläutert, und er edel genug, ihr zu erwiedern, daß er ſich freue, wenn ihr Antheil an ihm gerechtfertigt ſei; er ſeinerſeits werde nie vergeſſen, wieviel er in der Zeit ſeines Werdens dem „ſchönen und reinen Verhältniß“ zu ihr ſchuldig war. — Seit dem Ruin ihres häuslichen Wohlſtandes ſiedelte ſie nach Berlin über; ihre Tochter wurde Hofdame bei der Prinzeſſin Marianne von Preußen, und hülfebedürftig fand ſie ſelbſt ebenfalls im Schloſſe ein Aſyl. Seit 1820 erblindete die Greiſin; vor ihrem innern Auge ſtieg aber dann um ſo mächtiger die Geſtalt des Dichters auf, für den ſie, wenn auch verworren und dunkel, doch feurig geſchwärmt und den ſie, ſelbſt wider die Geſetze der Natur, beſitzen zu wollen ſich vermaß. Nach ihrem Tode, — ſie ſtarb 1843, faſt

82 Jahre alt, — erſchien in Berlin (1851) unter dem Titel: „Charlotte. Für die Freunde der Verewigten. Manuſcript," nur in wenigen Exemplaren gedruckt, ein Buch aus ihrem Nachlaß, das für Schiller ſelbſt eine Todten- und Gedächtnißfeier war, begangen von einem titanenhaften Kinde des alten Jahrhunderts. Aus dieſen ihren feſtlichen, dithyrambiſchen Erinnerungen verfaßte Ernſt Köpke in Berlin ſeine Schrift: „Charlotte v. Kalb und ihre Beziehungen zu Schiller und Goethe." — Der Zufall wollte, daß auch Körner, der getreue Schillerfreund, nachdem ſein Sohn Karl, Theodor genannt als Sänger und Held, gefallen, in Berlin ſein Leben beſchloß; er ſtarb dort 1831, und ſeine Gattin folgte ihm 1843, in demſelben Jahre, in welchem Frau v. Kalb dort endete. —

Auch für Schiller ſelbſt wäre Berlin „beinahe" eine Ruheſtätte geworden! Rudolſtadt, Jena, Weimar, dieſe kleinen Schauplätze einer innerlich geſchäftigen Geiſteswelt, blieben indeß mit ihren Beziehungen und ihren Geſtalten die allein beſtimmenden, um ſeine Natur als Menſch und Dichter zu vollenden. Das Verhältniß zu Goethe war das bedeutſamſte, ſein Bündniß mit der Gattin das beglückendſte. Für ſeine äußere Lebensſtellung findet ſich ſchon zu Anfang 1788 ein Bekenntniß von Gewicht. Für Carlos hat er Unluſt und Undank geerntet. Wieland nennt ihn halb ſpottend einen tragiſchen Hercules; aus dem Drama hätte er drei Stücke „machen" ſollen. In Mannheim hat die große Dichtung „nichts gemacht", wegen Mangel an Einheit im Plane, wie Dalberg ſchreibt Nicht blos für Marquis Poſa, auch für das ganze Werk war alſo das Jahrhundert noch nicht reif. Schiller will jetzt Proſa ſchreiben, Hiſtorien ſchildern; er hofft, ſeine Geſchichte des niederländiſchen Kampfes, eine Arbeit von ſechs Monaten, während Don Carlos das Werk dreijähriger Begeiſterung war, werde ihn zum angeſehenen Manne machen. „Es iſt keine ſtolze Demuth,“ ſchreibt er an Körner, „wenn ich Dir ſage, daß ich zu erſchöpfen bin. Meiner Kenntniſſe ſind wenig. Was ich bin, bin ich durch eine oft unnatürliche Spannung meiner Kraft.“ Der Freund macht ihm Vorwürfe, daß er der Muſe untreu werden wolle. Schiller antwortet: „Bei einem großen Kopfe iſt jeder Gegenſtand der Größe fähig. Bin ich einer, ſo werde ich Größe in mein hiſtoriſches Fach legen.“ Und wir wiſſen, daß er es that. Auch ſein dreißigjähriger Krieg ward eine Gallerie großer Charaktere, an denen ſich die Nation aufraffen konnte; ein deutſcher Plutarch ſchwebte ihm als eine litterariſche Unternehmung vor, da jenes Geſchichtswerk, bis zur Breitenfelder Schlacht ebenfalls die Arbeit eines halben Jahres, Anklang, Beifall und ſtarken Abſatz fand. Auch in der Proſa, ſelbſt wenn er mit rieſenhafter Schnellkraft die Feder führte, blieb er gleichſam ein Hoherprieſter, konnte ſogar im Zorn ſeiner metaphyſiſchen Ader zur Geißel greifen und gegen Bürger ungerecht werden, als wenn er an Dieſem ausrotten wollte, was er Fehlerhaftes fand an ſeinen eignen lyriſchen Ergüſſen erſter Epoche. Wie herablaſſend mild hat er dagegen Mathiſſon behandelt, weil hier kein Prieſterzorn in ihm aufwogte! In Goethe trat vielleicht nur verſönlich zeitweiſe der Jupiter tonans auf. Schiller war das im höchſten Sinne, wenn er in die Tuba ſtieß, oder auch vom kategoriſchen Imperativ ſeines philoſophiſchen Ideals herab. Und ſo hat man ihn ſich auch als Lehrer der Geſchichte auf dem Katheder zu denken, auf dem er den 26. Mai 1789 das „Abenteuer ſeines erſten Auftretens beſtand“. Es war im größten Hörſaal der Jenaiſchen Hochſchule; 400 Menſchen lauſchten athemlos auf ſeine ſchmetternde Stimme, als er ſein Glaubensbekenntniß vom Beruf des Geſchichtſchreibers ablegte. Der Anblick der Menge hatte ihn beſeelt und beflügelt, und halb Pindar, halb Demoſthenes ſtand er da wie auf offenem Markt oder bei olympiſchen Spielen, wo es galt, dem verſammelten Volke ein höchſtes Ziel zu deuten. Eine feierliche Nachtmuſik war nachträglich der Ausdruck der tiefen, geiſterhaft wirkenden Macht ſeiner Rede. Unbedeutend war kein Wort ſeines Mundes, ohne gewichtige Schwerkraft keine Zeile ſeiner Feder; die behagliche Gemächlichkeit des Schaffens, wie ſie Goethe oft zum Ausruhen eigen war, fehlte ihm gänzlich, ebenſo freilich auch das Element des Naiven, das er am großen Freunde ſo beneidenswerth als einen Triumph der Grazien feierte. Er bedurfte aber, ſollte die Spannkraft ſeines Genius ſich nicht erſchöpfen, als Menſch zur Geſundheit der Seele des Gleichtacts der Lebensgeiſter, und in dieſem Gefühl beſchlich ihn das Gelüſt, ein Weſen ſein zu nennen, das mit immer gleicher, ſtetig ſanfter Empfänglichkeit ihm ganz leben und ihm die Harmonie der Kräfte geben könne. Sein Weib ward ihm dies Weſen für die kurze Spanne Zeit, die ſeinem Genius gegönnt war, in gebrechlicher Hülle ſeine hohe Miſſion zu vollenden.

Man hat davon gefabelt, nicht Charlotte, ſondern deren „bedeutendere" Schweſter ſei Schiller's eigentliche „Dichterliebe" geweſen. Wenn mir recht iſt, hat Frau Henriette Herz in Berlin zuerſt dieſe Phraſe aufgebracht, die gleich ſehr ein Mißverſtändniß der Natur des Mannes wie des Weibes verräth. Karoline v. Lengefeld, 1763 geboren, war drei Jahre älter als Charlotte, mithin entwickelter, gereifter. Die ſpätere Verfaſſerin von „Agnes v. Lilien" trat gleich Anfangs ſchärfer in einen geiſtigen Verkehr mit dem Dichter, der damals in Rudolſtadt die Götter Griechenlands feierte, das Gedicht an die Künſtler ſchrieb, zwei Bücher von Virgil's Aeneïde übertrug. Karoline theilte vielleicht die ſeit der Voſſiſchen Verdeutſchung der Odyſſee aufblühende Schwärmerei für die verſchwundene Harmonie von Leib und Seele, Menſch und Gott in der helleniſchen Welt. In Charlotten aber hatte und fühlte der Dichter dieſe Harmonie perſönlich gegenwärtig. Karoline ging in ſeinem Gedankenſchritt; Charlotte entſprach dem Bedürfniß und der Sehnſucht ſeines Herzens. Jene hatte vielleicht einzelne Geiſteskräfte mehr ausgebildet; in Dieſer aber lebte das ſtill ſorgende Gemüth, das ſich ſtill und ſanft des Menſchen bemächtigte von der Zeit an, wo ſie ihn in Volkſtädt einmiethete, ihm die Wohnung herrichtete. Karoline war mehr Dichterin, Charlotte zeichnete viel, muſikaliſch waren Beide. Karoline debattirte ſtark; ein Geſpräch im Geiſterſeher war, ſagt man, eine Frucht ſolcher Debatten mit ihr. Charlotte, mädchenſcheuer, konnte auf Augenblicke kühl ſcheinen, aber ſie war es nicht, nur ſchweigſam und ſtill bewegt. Seine Gedanken beſchäftigte Karoline mehr, Charlotten gehörte ſeine Empfindung. Wenn er krank das Zimmer hüten mußte, ſchrieb ihm Karoline tröſtende, aufrichtende Briefe; Charlotte ſandte ihm Blumen, deren Duft ihn erquickte. Während Jene theilnahm an ſeinen Entwürfen, lebte er im Athemzug der Andern. Und der Menſch in ihm machte bald genug ſeine Forderungen; er wünſchte Charlotten gegenüber zu wohnen und einen Spiegel zu haben, der ihr Bild auffinge, wenn ſie ans Fenſter träte; dann könnte er mit ihr ſprechen, ohne daß ein Menſch es erführe. Und als die Schweſtern auf einen Ball gehen, regt ſich Eiferſucht in ihm. Galt ſie Karolinen? Schwerlich; ihrer, ſoweit ſie ihm zugehören konnte, war er gewiß, nur um Charlotten war ihm bange und es beunruhigte ihn, wenn er dachte, daß das, was ſeine höchſte Glückſeligkeit ausmache, ſie vielleicht nur vorübergehend berühre; man ſollte, ſchrieb er, lieber nie zuſammengerathen oder nie mehr getrennt werden! Mich dünkt, hierin lag das Verlangen nach ihrer Perſon und der Zauber der Zuſammengehörigkeit, ſo lebhaft auch ſein Geiſt ſich mit der Schweſter beſchäftigte. Karoline war ohnedies gebunden an Herrn v. Beulwitz, dem ſie freilich nur wider Willen angehörte. Vier Jahre nach Schiller's Verheirathung (erſt 1794) reichte ſie nach der Löſung des erſten Bündniſſes ihrem Vetter

Wilhelm v. Wolzogen, dem Freunde des Dichters, die Hand. War in ihr je der Gedanke aufgetaucht, Schiller's Gattin zu werden, ſo hat ſie dieſen Gedanken bekämpft, auf ſeinen Beſitz verzichtet, ſobald ſie in der Seele der Schweſter geleſen, was da ſtill zu leſen ſtand. Und das Geſtändniß, das über Charlottens Lippe zu treten zauderte, hat ihm Karoline, als er ſelber gezögert und gezweifelt, offen verkündet und gedeutet. „Iſt es wahr, theuerſte Lotte?“ ſchrieb er dann, — „ſagen Sie mir, daß Sie mein ſein wollen, daß meine Glückſeligkeit Ihnen kein Opfer koſtet. Ich gebe alle Freude meines Lebens in Ihre Hand. Ach, es iſt ſchon lange, daß ich ſie mir unter keinem andern Bilde mehr dachte als unter dem Ihrigen.“ — Charlotte antwortete, die Schweſter habe in ihrer Seele richtig geleſen und aus ihrem Herzen geantwortet; ihr Gefühl, an Inhalt reicher als an Worten, liegt in dem kurzen: „Ewig Ihre treue Lotte.“

Bei alledem blieb es gleichſam beim dreiblätterigen Verhältniß; Karoline trat nicht zurück, ſie ſchien Charlotten ergänzen zu ſollen, ſo daß in Dieſer ſelbſt Zweifel auftauchten, ob ſie dem Dichter ausreichend ſein könne, was er bedurfte. Das alte Jahrhundert — wir erläuterten es an Goethe — dachte in Sachen der Neigung freier als das heutige, aber es dachte — und das vergeſſen die Zeloten von heute — es dachte auch unſchuldiger, ätheriſch reiner als wir. Wenn Karoline vor dem Dichter am Klavier ſitzt, Charlotte neben ihm mit einer weiblichen Arbeit beſchäftigt, wenn er dann aufblickt und im Spiegel ihm gegenüber beide Geſtalten erblickt, da lauſcht er, nach ſeinem eignen Geſtändniß, auf den Schlag der zwei lebendigen Herzen, die er Beide beſitzt, heilig und groß, ſo daß nichts ſie ihm entreißen kann. Der Gedanke an den Grafen v. Gleichen, der nur Ein Herz, aber zwei Kammern darin und für jede Herzenskammer ein Weib gehabt, — der Gedanke macht Charlotten ſchwindelig, und doch fühlt ſie, wie Karoline ein Recht habe, die Dritte im Bunde zu ſein. Schiller hat ſeine Braut förmlich beruhigen müſſen; er habe nie geſchwankt, nur zurückgehalten habe ihre ſcheinbare Kälte ſein Geſtändniß. „Mein Gefühl für Euch Beide, für Jedes von Euch,“ ſchrieb er ihr, „hat die ſüße Sicherheit, daß ich der Andern nicht entziehe, was ich der Einen bin.“ Karoline ſei ihm näher im Alter und darum auch gleicher in der Form ſeiner Gefühle und Gedanken, habe in ihm mehr Empfindungen zur Sprache gebracht, aber er wünſche nicht um Alles, daß Charlotte anders wäre als ſie iſt. „Mein Geſchöpf mußt Du ſein. Deine Blüthe muß in den Frühling meiner Liebe fallen!“ Das war vielleicht imperatoriſch gedacht, aber es war zugleich ächt in der Natur des Mannes empfunden. Und mit dem Glück ſeiner Ehe verflog jedes etwaige Phantom einer Doppelneigung. Vor dem, was ihm Charlotte als Frau und Mutter ſeiner Kinder wurde, trat Karoline gemach zurück; an der Seite Wolzogens ſtellte ſich auch in ihren Begriffen die Geſundheit der Seele her, die vielleicht nicht immer in ihren Schriften ſich findet. Ihr Roman „Agnes v. Lilien“, den Friedrich Schlegel Anfangs für ein Werk Goethe's erklärte, erſchien zuerſt in Schiller's Horen 1796 und 97, dann in 2 Bdn., ſpäter ihre Briefe aus der Schweiz, 1792 in der Thalia das Schauſpiel: „der leukadiſche Fels“ (in zwei Acten und Jamben), dann Erzählungen in 2 Bdn., Schiller's Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, der Roman Cordelia und ihr Litterariſcher Nachlaß (2 Bde. 1848 und 49). Im Jahre 1809 ward ſie Wittwe, 1847 iſt ihr Todesjahr. Charlotte ſtarb ſchon 1826. Man kennt auch von ihr Gedichte und Erzählungen; aber was mehr als dies gilt: ſie durfte 1805 nach Schiller's Tode an Fiſchenich ſchreiben: „Es hat niemand, kann ich behaupten, dieſes hohe, edle Weſen ſo verſtanden wie ich, denn keine Nuance entging mir. Ich wußte mir ſeinen Charakter, die Triebfedern ſeines Empfindens zu erklären, zurechtzulegen wie niemand.“

Schiller's Ehe war eine tief glückliche, in jenem Zeitalter der aufgelöſten Sitte und der freien Begehrlichkeit der Geiſter eine Seltenheit und ein Muſter. Sechs Tage nach der Vermählung ſchrieb Schiller dem Dresdener Freunde: „Was für ein ſchönes Leben führe ich jetzt! Ich ſehe mit fröhlichem Geiſte um mich her und mein Herz findet eine immerwährende ſanfte Befriedigung außer ſich, mein Geiſt eine ſo ſchöne Nahrung und Erholung. Mein Daſein iſt in eine harmoniſche Gleichheit gerückt; nicht leidenſchaftlich geſpannt, aber ruhig und hell gingen mir dieſe Tage hin.“ Und nach zwei Jahren: „Mir macht es, auch wenn ich Geſchäfte habe, ſchon Freude, mir zu denken, daß ſie (Lotte) um mich iſt, und ihr liebes Leben und Weben um mich herum; die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe giebt mir ſelbſt eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondriſchen Uebel ohne dieſen Umſtand unmöglich wäre.“ Nicht ohne Beſiegung ſchwerer Hinderniſſe war das Bündniß äußerlich zu Stande gebracht. Das Vorurtheil des Standes gegen den bürgerlichen und amtloſen Dichter war zu beſeitigen; die Profeſſur in Jena war ſehr kärglich, die unſichere Einnahme des Schriftſtellers erforderte ein ſtetes Aufgebot der höchſten Geiſteskraft, welchem ein ſchon erſchütterter Körper bald genug erlag. Selbſt Frau v. Stein hatte Charlotten vor „einem kranken Mann“ gewarnt. Aber die Erlöſung von dem innerlich krankhaften Bündniß mit der ſchamanenhaft verzückten Charlotte v. Kalb, deren Leidenſchaft an Wahnſinn grenzte, war ein Rettungsact für die hohe, reine Sendung Schiller's, und ſomit war nicht blos dem Menſchen, auch dem Dichter in ihm geholfen. Die Ehe ward äußerlich in vier Kindern geſegnet, und nur in ſofern ſie ihn anſpornte, ſein Leben raſcher zu opfern, war ſie verhängnißvoll. Ohne dieſen Segen des häuslichen Friedens aber, den ihm Lotte gab, hätte er vielleicht nicht dieſe Arbeiten ſeiner rieſigen Schöpferkraft geleiſtet, und ſomit vollzog ſich nur damit ſein Schickſal, Alles mit Feuer und Flamme an das Höchſte zu ſetzen; ein kurzes, aber geiſtig thatenſchweres Leben war für ihn zu gleichen Theilen Gewinn und Verluſt.

Schon 1791 ſtieg die Idee zum Wallenſtein in ihm auf, während ſein Amt für die Studien in Geſchichte, Philoſophie und Aeſthetik den ganzen Menſchen forderte. Auch große

Epen entwarf er in der Jenaiſchen Zeit; ein Guſtav Adolph lag ihm nahe; einen Friedrich von Preußen nach der Schlacht bei Kollin, in Ottavrimen, die man ſingen ſollte, gab er auf, weil die Mühe, ſich dieſe Geſtalt ſympathiſch zu machen und zu idealiſiren, ihm eine undankbare „Rieſenarbeit“ ſchien. Der erſte ſchwere Krankheitsanfall, bei dem er nach eigenem Geſtändniß dem Tod ins Angeſicht geſchaut, führte ihn nach Karlsbad; er ſtudierte in Eger die Oertlichkeiten für Wallenſtein's Ende. Dem Juni jenes Jahres gehört die ſeltſame Feier zu Hellebek, dem nördlich von Kopenhagen gelegenen Seeort, an, jene Feier, die ſich aus einem Freudenfeſt bei plötzlich verbreitetem Gerücht ſeines Todes in ein Todtenfeſt für den Dichter verwandelte. Baggeſen, der junge Freund und Student von Jena, ſtimmte das hohe Lied an die Freude in eine Mahnung an die Unſterblichkeit um, indem er rief: „Jede Hand emporgehoben! Schwört bei dieſem freien Wein: Seinem Geiſte treu zu ſein Bis zum Wiederſehn dort oben!“ Ein Herzog Friedrich v. Auguſtenburg (Vorfahr des Jetzigen) und ein däniſcher Miniſter, von Geburt und Sinn ein deutſcher Pommer, waren es, die dem vom Tode Erſtandenen auf drei Jahre ein Gehalt von 3000 Thlrn. ausſetzten, damit er frei und unbedrückt von Erdenſorgen ſeiner Sendung nachleben konnte. Das begleitende Wort zu dem Geſchenk war ebenſo bedeutend: „Zwei Freunde, durch Weltbürgerſinn mit einander verbunden, den hohen Flug Ihres Genius, der verſchiedene Ihrer Werke zu den erhabenſten unter allen menſchlichen Werken ſtempeln konnte, bewundernd u. ſ. w.“ Der

Brief ſchloß: „Der Anblick unſerer Titel bewege Sie nicht, die Gabe abzulehnen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menſchen zu ſein, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen des Weltalls umfaſſen." Es war Ende Decembers, als dem Dichter dieſe Genugthuung ward, Menſchen in ſeinem Sinne herangebildet zu haben. „Jeßt bin ich frei!" war Schiller's Ausruf, als er den Brief erhielt. Er dachte, mit der Summe eine Schuld zu decken, und ſiehe, der getreue Körner hatte die Wechſel ſchon anſichgebracht und getilgt. Da hat der hohe Sänger, Menſchenerzieher und Prophet ſtill geweint; die gedemüthigte Creatur in ihm fühlte ſich tief bewegt und gerührt. — Und es ward dem Menſchen in ihm auch ſonſt noch viel menſchlich ſüße Freude; die greiſe Mutter kam nach Jena, er ſelbſt ging 1793 nach der Heimath, den alten Vater zu begrüßen. In Heilbronn gebar ihm Lotte den erſten Knaben, Karl, und wie er die alten Stätten ſeiner Jugend lächelnd betrat, ſo ſtand er auch gedankenvoll am Grabe ſeines Karlherzogs, des alten Herodes von Schwaben, der ſich freilich umſonſt bemüht, ſein Erſtlingskind, die Räuber, zu tödten.

Als er in der Mitte Mai 1794 von neuem in Jena auftrat, kam er ſich ſelbſt und Andern wie ein Wiedererſtandener vor; er war noch Er ſelbſt, aber faſt verklärt; in Erſcheinung, Wort und Gebährde lag etwas Ueberirdiſches, elektriſch berührte was er ſprach und that, und von da ab ſprachen Zeitgenoſſen von ſeiner hohen transparenten Stirn, deren zerbrechliche Hülle eine veſtaliſche Flamme des Geiſtes durchleuchtete. Der große Umſturz Frankreichs beſchäftigte ihn, als ſäh' er darin den Beginn einer allgemeinen Weltgeſtaltung. Schon der Proceß des gefangenen Königs hatte ihn in Harniſch gebracht. Er wollte Louis Capet vertheidigen, die wildbewegte Nation beſchwören, nicht am Einzelnen zu rächen, was ein Jahrhundert von Sünden verſchuldet. In der That, er dachte an eine Reiſe nach Paris; hatte er doch kraft ſeines Diploms als Bürger der Republik Frankreich, ob es ſchon nur als an Monsieur Gille, publiciste allemand, gerichtet war, ein Anrecht darauf, in der großen Sache mitzuſprechen. Schiller im Convent, einem Robespierre den Sinn der wahren Freiheit deutend: welch ein Ereigniß! Es blieb nur Vorſatz. Auch die bezweckte Vertheidigungsſchrift, zu der ſich Schiller bereits nach einem Ueberſetzer umſah, unterblieb. In ſeinen „Briefen über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen“ wies Schiller in größerem Zuſammenhange nach, wie der Bau der wahren politiſchen Freiheit ein Kunſtwerk ſein müſſe, nicht die wilde Baſtardgeburt des Augenblicks; die äſthetiſche Erziehung der Nation ſei die Vorſchule zur politiſchen. Der fünfte dieſer, dem Prinzen Friedrich von Auguſtenburg gewidmeten Briefe iſt entſchieden unter den Eindrücken geſchrieben, welche Ludwig des Sechzehnten Enthauptung hervorrief. Schiller ſagte, der freigebige Augenblick, den Staat der Noth in den Staat der Freiheit zu verwandeln, habe ein unfähiges Geſchlecht gefunden. Verwilderung jenſeit und Erſchlaffung dieſſeit des Rheins, dieſe zwei Aeußerſten des moraliſchen Verfalls ſah er in Einem Zeitraum vereinigt, und ſo ſprach der deutſche Seher ſchon zu Ende 1793 das prohetiſche Wort, die Anarchie werde das Endziel der fränkiſchen Republik ſein, bis früher oder ſpäter ein geiſtvoll kräftiger Mann, er möge kommen woher er wolle, erſchiene, der ſich nicht nur zum Herrn von Frankreich, ſondern auch „vielleicht“ von einem großen Theile Europa's machen werde. Und Schiller's „Vielleicht“ traf ein, während es geſprochen wurde, als die deutſchen Heere in Frankreich einrückten, in dem Wahn, den Umſturz der Welt durch Reaction bekämpfen zu können, Goethe aber beim Kanonendonner von Valmy den im Waſſereimer gebrochenen Lichtſtrahl ſtill ſinnend, der politiſchen Welt entfremdet, betrachtete. Und wo waren die andern hohen Weiſen Deutſchlands, die auch nicht ahnten, daß das eigne Daſein um der innern Erſchlaffung willen bald zu Grunde ging? Klopſtock hat anfänglich ein begeiſtertes Wort vom Beginn eines neuen Völkerfrühlings geſungen und alsbald ſeine froſtige Illuſion in eben ſo klappernden, hölzernen Verſen zurückgenommen. Dem alten Wieland war das ewige Lächeln auf der Lippe erſtorben. Herder war hypochondriſch und mürriſch verdroſſen. „Nur Einer,“ rief die alte Charlotte v. Kalb in ihren Erinnerungen, „nur Einer ſtand aufrecht, nach dem Helden, der das Chaos bezwingen werde, ausſchauend.“ Dieſer Eine war Schiller, und ein Abbild jenes Helden ward ſein Wallenſtein. Wieland's Urbanität war ein ſinnlicher Kitzel, Herder's Forderung der Humanität blieb eine bloße Predigt, Goethe forderte die Freiheit des Genius zum Schaffen und zum Glück des Individuums. Schiller allein forderte ſie unerbittlich und vollauf als ein Recht der Völker, als eine Bedingung des Menſchenwerthes.

Sein Wallenſtein ſollte freilich noch Jahre lang im Schooße des Werdens bleiben, die akademiſche Lehrkanzel drängte in Schiller den Dichter zurück. Und er bedurfte für ſein Evangelium auch einer journaliſtiſchen Kanzel. Die Thalia hatte er 1793 aufgegeben. Cotta ging ein auf den Gedanken, ein neues großes Organ für alle Denker und Dichter zu gründen; es ward daraus die Allgemeine Zeitung als politiſches Blatt, Schiller aber wollte ein Organ, das ſich über den Tagesereigniſſen hielte. So entſtanden die Horen und der Muſenalmanach. Der Poet tauchte gemach wieder auf; der Pegaſus im Joche, die Theilung der Erde, die Macht des Geſanges, das Reich der Schatten (Ideal und Leben), Natur und Schule (der Genius), die Ideale, die Würde der Frauen, der Spaziergang — waren, als Erzeugniſſe des Uebergangs, als Brücken vom Denken zum Dichten, keineswegs als gereimte Reflexionen, die Schöpfungen jenes Wendepunktes in Schiller's Werkſtatt. Auch nicht als „verfehlte Aufgaben, die vortrefflich gelöſt“, wie Hoffmeiſter ſagte, dürfen die Dichtungen jener Periode angeſehen werden; was ſie über das Räſonnement blaſſer Abſtractionen in Verſen erhebt, iſt Leidenſchaft und Andacht, dieſe beiden Stempel einer ſchwungvollen, tief dichteriſchen Natur.

Wallenſtein, dies Werk ſiebenjähriger Arbeit, — noch

1796 klagte er Körner, es liege form- und endlos vor ihm, — war den mannichfachſten Einflüſſen unterworfen. Humboldt rieth Anfangs zur Proſa; eine Epiſode des dreißigjährigen Krieges in ihrer realen Geneſis ließe ſich nicht anders denken, und aus dem erſten realiſtiſchen Entwurf in Proſa erlebte das Werk ſtufenweiſe ſeine jetzige Geſtalt bis zur möglichſten Entfernung des ſachlich concreten Inhalts der Hiſtorie und zur ſtolzen Abſtraction des Räſonnements im ſublimſten Idealismus. Wir beſtätigten bereits Tieck's Urtheil über den Bau dieſes Drama (ſ. S. 73 u. f.). Tieck hatte auch Sinn für den „ſchauerlichen Wahnſinn des Dämoniſchen", den Fleck als Wallenſtein hervorhob, als das Werk den 17. Mai 1799 in Berlin auf den Brettern erſchien. Höher gefaßt, iſt es, bei allem Mangel an lebendiger Concentration des Stoffes, die tragiſche Macht der Hauptgeſtalt, die, im Napoleon als Cunctator, ihren Reiz und ihren Bann übt. Schiller's Wallenſtein hat den Beruf, aus dem Chaos eine neue Welt hervorzurufen, aber er gefällt ſich in dem bloßen Gedanken ſeiner Miſſion, er will die Fäden in Händen haben, um die große That thun zu können; ob die Menſchen ſie Verbrechen nennen, iſt ihm gleichgültig; aber in den Sternen liegt es, ob ſie gelingt. Er bindet die Menſchen, die ihm nur Mittel zu ſeinen Zwecken ſind, durch Erkenntniß und durch Befriedigung ihrer Schwächen an ſeine Perſon und an ſeine Sache, Max durch ſcheinbaren Köder, Buttler ſelbſt durch Verrätherei, während Wallenſtein ſeinerſeits Verräthern traut. Aber die Menſchen laſſen ſich in ihrem Gange nicht wie die Sterne in ihrem Lauſe berechnen, ſie halten nicht ſtill wie dieſe, ſie haben Selbſtzwecke, freiwillige Bewegungen. Darin verrechnet ſich Wallenſtein; nachdem er ſo lange geſpielt, bis ihm das gefährliche Spiel zur grauſen Nothwendigkeit geworden, iſt er gefangen im eignen Netz, während er ſich den Künſtler dünkte, allen Andern ein Netz über den Kopf zu ziehen. Tieck ſagte, die Darſtellung einer ſolchen „Lehre“ ſei eine beſchränkte Aufgabe für die Poeſie. Der Dichter des Phantaſus verſtand in ſeiner Romantik dann auch wohl ſchwerlich die antike Tragödie, ihren Sinn und ihre Bedeutung.

Seit 1793 hatte Schiller nicht mehr das Katheder in Jena beſtiegen, die letzten Acte der neuen Tragödie, Maria Stuart, ſchrieb er auf der Ettersburg (1800). Dann folgte ſeine Ueberſiedlung nach Weimar; man erkannte ſeinen Beruf, der Nation ein Theater im höchſten Styl zu geben. Maria Stuart iſt nach Shakſpeare'ſchem Maßſtabe nur ein letzter Act. Schiller ſetzte das ganze thatenreiche Leben ſeiner großen ſchönen Sünderin voraus; er drängte ſomit abermals die Dichtung vom Stofflichen los. Er gab blos das Martyrthum der Heldin, die in aller Buße und Reue doch noch edlen Stolz genug hat, falſche Richter über ſich zu verwerfen, die Ränke der Eiferſucht ihrer glücklicheren Nebenbuhlerin zu verachten. Die ungeſchichtliche Gartenſcene gipfelt die Dichtung; nicht blos Mortimer mit der Romantik ſeines Katholicismus, auch Leiceſter's Treuloſigkeit an beiden Königinnen, ächt poetiſch gedacht, iſt erfunden

Ein Geiſt der Romantik ſchien bei uns über das neue Jahrhundert zu kommen, während wir in der Politik der Ohnmacht und Auflöſung entgegengingen. Eine große Schwärmerei, die ſich der Gemüther bemächtigte, konnte, wo nicht Rettung, doch Tröſtung bringen. So mißgeartet die romantiſche Schule dem prophetiſchen Dichter erſchien: ein Heimweh nach einem großen, tiefen Glauben, der wie im Mittelalter die ganze Nation beflügelte, überkam auch ihn, und wär's nur als Nothbehelf in der Angſt und im Gefühl des Untergangs. In Weimar wurde das erſte Mal ſogar die Abendmahlsſcene geſpielt, blieb dann aber fort, weil ſie Bedenken erregte. Man hat Schiller's Feier des römiſchen Glaubens in der Maria Stuart auch als Unrecht und Parteilichkeit gegen die proteſtantiſche Eliſabeth geſcholten. Im Grunde feierte er nur den Triumph einer großſinnigen, ehrlichen, offenen Sünderin über die gefühllos kalte Heuchlerin, die ſie überliſtete. Schlimmer offenbart ſich in Handhabung des Staatsproceſſes zwiſchen zwei Königinnen auf engliſchem Boden des deutſchen Dichters grenzenloſe politiſche Schwäche, die aller Hiſtorie nicht blos, auch aller Rechtsbegriffe und Rechtspraxis ſpottet. In Goethe verrieth ſich freilich der Mangel an Sinn für ſtaatliches Leben bis zu dem Grade, daß er in ſeiner Bearbeitung von Romeo und Julia alle Oeffentlichkeit, alle Mitbetheiligung des Volkes in den Straßenſcenen tilgte, ſelbſt Hamlet, durch Beſeitigung alles hiſtoriſch-politiſchen Hintergrundes, zu einem Familienſtück herabdrückte, in welchem ſchließlich der Freund und Vertraute, Horatio, König wird, kein Fortimbras aus Norwegen den thatkraftvollen Gegenſatz zum träumeriſchen Prinzen giebt.

Goethe, faſt ſchon ganz des Theaters müde, ließ den kranken Freund auch im Einzelnen als Regiſſeur ſich abarbeiten, um eine ideale Muſterbühne im akademiſch-declamatoriſchen Styl hinzuſtellen. Man erzählt von Goethe's imperatoriſchen Machtgeboten, und man rühmt Schiller's Leutſeligkeit gegen die Schauſpieler, die er, ſagt man, wie Collegen behandelte. Der Gebrüder Schlegel Jon und Alarcos wurden trotz Schiller's Gegenrede und Widerſpruch geſpielt. Goethe wollte mit dem Experiment dieſer Darſtellungen die junge Schule der Romantik fördern und die Kotzebueclique ärgern. Als der Alarcos Friedrich Schlegel's, dieſe ſpaniſch myſtiſch gepfefferte Miß- und Miſchgeburt im haut-gout der Romantik mit antiken Verſen, im Theater zu Weimar ausgelacht wurde, hat ſich Goethe, ſagt man, über die Brüſtung ſeiner Loge erhoben und „Man lache nicht!" mit Jovisʒorn hinuntergerufen. Der Dichter des Kophtha und des Bürgergenerals hatte ſicherlich auch kein Recht, Kotzebue's Witz und Komik abzuweiſen, und es war nicht Schiller's Schuld, wenn ſich neben ſeinem eignen ſublimen Kothurngang als Ergänzung der nothwendige Soccus der Komödie nicht entwickeln durfte. Das Bedürfniß nach guten neuen Luſtſpielen war trotzdem vorhanden; das Preisausſchreiben in den Propyläen bezeugt es. Schiller brachte die beiden Luſtſpiele von Picard und bearbeitete Gozzi's Mährchenkomödie mit der tiefſinnig von ihm untergelegten Idee, daß Turandot wegen der Sklaverei der Weiber im Orient ſich rächen will. Der Fortſchritt des deutſchen Drama ſeit Leſſing ging für Schiller, dem der Humor und das Naive fehlte, freilich nicht nach dieſer Seite, vielmehr dahin, die Bühne zu einem Forum zu erweitern, in welchem die höchſten Probleme des Menſchengeiſtes in einer verſammelten Nation ihren ernſten Richter fänden. Er entwarf in den Malteſern einen Tugendbund, um einem geſunkenen Staatsweſen aufzuhelfen. Die Ausführung unterblieb, aber aus der ungeahnten Stille, aus dem noch unerſchöpften Schooß des Volks, aus der heiligen Unſchuld einer unberührten Mädchenſeele ſollte die Rettung aufſteigen, wie weiland im Stamm Juda, als alle Männerkraft erloſchen war, in plötzlichem Drange ein Weib ſich aufraffte, das Vaterland zu retten. Nicht freilich mit grauſer Gräuelthat, wie weiland Judith, auch nicht wie Charlotte Corday damals im wilden Frankenlande; die Sendung der Jungfrau ſollte ganz ſublim wie vom Himmel ſtammen und das Siegel unbefleckter Mädchenhaftigkeit die Bedingung des wunderbaren Zauberbann, der die Begeiſterung und in dieſem Glauben an die Allmacht des Göttlichen im Menſchen den Sieg an ihre Fahnen feſſelte. Zugleich rief das Mädchen von Orleans ſchon das Evangelium der Völkerfreiheit mit dem Loſungswort: „Seid einig!“ und ein Burgund findet ſich und ſtellt ſich wieder ein zu Frankreichs Geſalbtem, — ein prophetiſches Vorſpiel, wie alsbald Deutſchlands Fürſten, wenn auch zaghaft, ſich um die deutſche Fahne ſchaarten. An eine Darſtellung der idealen Nachtwandelei der Johanna wagte ſich lange keine Schauſpielerin heran; erſt die Seconda'ſche Truppe in Leipzig benutzte einen wohlthätigen Zweck als Beweggrund zu milder Nachſicht bei einer erſten Aufführung am 17. Sept. 1801; Berlin folgte im November mit der Unzelmann. In Leipzig war der Dichter gegenwärtig. Nach dem erſten Acte erhob ſich die Verſammlung und brach in ein Hoch für ihn aus; nach der Darſtellung wurde in tiefernſtem, feierlichem Schweigen und entblößten Hauptes vor dem Hauſe Spalier gemacht, und die gigantiſche, ſeraphiſche, leidgedrückte Geſtalt des Dichters wandelte wie ein Geiſt aus einer andern Welt durch die ſtaunende Menge.

Schiller nannte dies Drama „romantiſche Tragödie“. Die Aeſthetik kann eine ſolche Kategorie nicht annehmen. Wollte er mit der Bezeichnung ſein eignes Bewußtſein andeuten, daß der Kothurngang der Heldin einem unberechenbaren nachtwandleriſchen Schwindel nahe kommt? — Der Geiſt der Romantik feierte im Beginn des neuen Jahrzehends ſeinen Durchbruch, und ſeine beſte Loſung lautete: aus noch unerſchloſſenen, ungekannten, unentweihten Tiefen müſſe ein Heil, ein Licht, eine Erlöſung für das verzweifelnde Vaterland kommen. Das erklärt, aber berechtigt nicht die Folgerungen. Ein Stoff kann romantiſch, aber ſeine Ausgeſtaltung muß claſſiſch ſein; wir nennen claſſiſch, wo ſich Form und Inhalt entſprechen, gleichſam decken. Muſik und Lyrik erſetzen nicht die fehlende plaſtiſche Ausgeburt. Der

Quell eines Stoffes kann romantiſch ſein, gehört er einer geheimnißvollen Waldnacht an, wo Geiſter in der verſchleierten Stille weben, die dem offnen Sonnenlicht des Tages nicht Stand halten. Darum hat die Romantik ihr Mythiſches. Aber der Strom, zu dem die geheim erzeugten Quellwaſſer aus den Bergen zuſammenſchießen, verläßt die Wiege ſeiner Romantik, aus der innern Möglichkeit wird dann offenbare Geſchichte; die dem hellen Menſchenleben klar und verſtändlich angehört. Die fertig plaſtiſche Ausbildung drängt auch eine romantiſche Idee zu einer künſtleriſchen Wirklichkeit und zum claſſiſchen, d. h. von innen nach außen richtig und voll herausgeborenen Gedicht. Giebt es romantiſche Poeſie, ſo iſt ſie nur denkbar im Zuſammenhang mit Lyrik und Muſik; das Drama verlangt auch für romantiſchen Inhalt claſſiſche Geſtaltung. Dieſe fehlt der Schiller'ſchen Jungfrau von Orleans. Die reine Jungfräulichkeit iſt die Bedingung ihrer zaubervollen Macht. Plötzlich, zufällig, regt ſich im Anblick Lionel's ihr Herz in Liebe, irdiſcher Liebe. Dieſe Procedur bleibt eine unbegreifliche, ſagte ſelbſt Tieck, dieſer Heerführer der Romantik, der ſonſt Ueberraſchungen, zufällige, oder wie er will wunderbare Wendungen für Triumphe der höhern Poeſie erklärte. Einen andern jungen Feind hat Johanna unbarmherzig niedergeſtreckt; den Baſtard, der ſie liebt, weiſt ſie ab; plötzlich ſchmilzt ihr bisher ſtreng und heilig behütetes Herz. Warum vor Lionel? Dieſer Lionel mußte dergeſtalt in den Vorgrund treten, daß dieſe Wendung nicht blos ſubjective Emphaſe, ſondern unleugbare Thatſache ward, ſo daß wir begreifen, wie juſt hier plötzlich die Heilige aufhört und das Weib beginnt. Alles blos Lyriſche, und wär's das ſublimſte Ideal, iſt ohnmächtig im Drama, das Thatſachen fordert, das Innere der Gedanken leibhaft gegenſtändlich macht. Und mit dieſem ſchwachen Wendepunkt erlahmt der Dichtung alle Wahrheit und Menſchenmöglichkeit. Der Geiſt der Romantik erfaßt als Dämon ohne Sinn und Logik auch den Vater der Jungfrau. Das hat der Böſe in ihr gethan! ruft er entſetzt und die kaum von ihr entzückte Welt wird dumm und blöde, der König ſpricht den Bann und der Köhlerbub in der Wildniß ſchreit: Die Hexe von Orleans! Johanna erliegt alſo dem Wahn eines Köhlerglaubens; dem giebt der Dichter ſie preis, nachdem er uns den vollen Glauben erweckt an ihre hohe, heilige Sendung, der hinreißende Zauber ihrer Viſionen uns beſtochen. Und nachdem ſie den Haß der ſich befeindenden Genoſſen des Vaterlandes in Liebe gewandelt, die Macht des Feindes entwaffnet, glaubt ſie plötzlich nicht mehr an ſich ſelbſt; ſie läßt ſich beſchimpfen, als vom Böſen verfallen, denn das Wort des Vaters, ſagt ſie, kommt von Gott. In der Geſchichte ſtirbt ſie als Hexe unter den Händen der Engländer. In der Dichtung aber fallen die Ihrigen von ihr ab, ſelbſt der gute König, die edelſinnige Sorel; die Begeiſterung verkehrt ſich plötzlich blödſinnig in ihr Gegentheil. Nur der Baſtard läßt in ſeinem Glauben nicht ab, aber er vermag, er thut nichts, um ihr zu Gunſten einen dramatiſchen Conflict herbeizuführen. Hier fehlt wieder die ſchöpferiſche Herausgeburt des Stoffes. Gefangen, gebunden, fühlt Johanna noch einmal, wie weiland Simſon, ihre neu gewachſene Rieſenkraft, zerſprengt ihre Ketten, befreit noch einmal Fürſt und Volk, um dann als verklärte Heilige unter den Fahnen Frankreichs zu ſterben. Für die Legende und Romanze Stoff genug, für das Drama zu ſehr Abſtraction! Die metaphyſiſche Poeſie des Dichters geht nicht ein ins Fleiſch der Welt, deshalb ſchwindelt hier ſein Kothurngang. Goethe war hingeriſſen von der Schönheit der Dichtung des hohen Freundes, er kannte nichts Höheres, wußte ihr „nichts zu vergleichen“. Stoff- und Weltentſagung, mit dem Spruch: „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben!“ war über beide deutſche Dichter gekommen; aber der Realismus behielt ihnen gegenüber ſein gutes Recht.

Die Romantik der Jungfrau ſtieg in der Braut von Meſſina zu noch erhöhter Potenz, denn zu der Herrſchaft der innern Erleuchtung, die Alle bethört, geſellt ſich hier noch der aus der Antike herübergenommene fataliſtiſche Glaube, der alle Freiheit begränzt und begräbt. Im Sophokliſchen Oedipus trifft freilich das Orakel ein, trotz der beſten, würdigſten und edelſten Führung der Menſchen. Eine unenträthſelbare, dunkle Nebelmacht ſtand über der freien Heiterkeit der griechiſchen Menſchen- und Götterwelt; aber jene Schickſalsmacht zerſtört dieſe doch nicht dergeſtalt, daß die Geſchlechter auf die freie Bewegung im Schein der Sonne verzichten müßten. Und dieſe Schickſalsmacht wurde in der Fataliſtik der deutſchen Romantik zum bloßen Spuk. In Müllner's Schuld ſpringt eine Saite, im Freiſchütz fällt ein

Ahnenbild von der Wand, und es „ahnt“ ſich was, in Werner's Februar muß es juſt derſelbe Tag und dieſelbe Stunde ſein, wo Böſes wieder Böſes erzeugt; in Grillparzer's öſterreichiſcher Ahnfrau reichen ſich türkiſcher Fatalismus und blinder Fetiſchdienſt die Hand. Sich an etwas Unbegreifliches hingeben: dieſe Romantik überkam das Geſchlecht faſt mit der Macht einer Reue nach der deutſchen Aufklärungszeit, die Alles mit der ſich ſelbſt beſtimmenden Charakterkraft zu bezwingen glaubte, alles Schickſal auf die Degenſpitze des eignen Willens herausforderte, kein Walten objectiver Mächte zugab. Wollte ſelbſt Schiller abfallen von ſeinem früheren Titanenruf: Nehmt die Gottheit auf in Euren Willen, und ſie ſteigt von ihrem Weltenthron!? Sollte, was wir göttliches Walten nennen, nicht mehr das Göttliche im Menſchen, eine das Subject beflügelnde Macht ſein, ſondern wieder droben als blindes, ewig unbegreifliches Fatum und draußen im wüſten Raum des Zufalls, Schickſal genannt, ſich bekunden? Auf Sonne, Mond und Sterne die Schuld der Sünde zu ſchieben, hatte man ja doch ſchon mit den Baſtarden Shakſpeare's belächelt!

Jene Frage, Schiller betreffend, ob auch er zur Umkehr in der Religion ſeiner ſittlichen Weltanſchauung neigte, beantworten wir nicht, wir ſtellen ſie blos; er ſelbſt hat ſie in ſeinen romantiſchen Dramen, Jungfrau und Braut, aufgerufen, zugleich aber in ſeinem Tell ſchließlich beantwortet und widerlegt. Sein Schwanengeſang, ſeine letzte vollendete Kraftentwickelung im Abſchluß aller ſeiner hohen Mittel mit erneueter Jugend, iſt ſchließlich wieder eine Feier, daß Göttliches in der freien ſelbſtbewußten That erſcheint, der freie Menſch, wenn er rein das Höchſte will, alles Schickſal bezwingt, ein Volk, von ſolchem Drang erfaßt, allmächtig iſt, ſelbſt wenn es ein kindlich Volk von Hirten iſt. — In der Braut von Meſſina machte Schiller, freilich auf ganz romantiſch mittelalterlichem Boden, den gewaltigen Verſuch, im Chor, wie in der antiken Poeſie, das Volk als Ganzes mitreden und mitthaten zu laſſen. Ob er ſchon bei der Aufführung den Chorgeſang großentheils an Einzelne, einen Cajetan, einen Berengar, vertheilte, ſo ließ er doch an einzelnen Stellen den Chor hüben und drüben in Parteimaſſen unisono ſprechen. Der Eindruck dieſer Stellen, wo das Volk eine Maſſenwirkung übt, war ein ungewöhnlicher; Iffland in Berlin ſchrieb: „Wie eine Wetterwolke über's Land, ſenkten ſich die Strophen des Chors über die Verſammelten“, und Schiller ſelbſt nach der erſten Aufführung des Drama's in Weimar bekannte, zum erſten Male den Eindruck einer wahren Tragödie bekommen zu haben. — Hier iſt ein Punkt, wo die Aeſthetik und die Kunſt von heute eingreifen ſollte. Wollte nämlich Schiller hier antikes und modernes Drama verſchmelzen, ſo mußte er noch einen Schritt weiter gehen, und dieſer eine Schritt, mit dem die deutſche Tragödie dem Drama der Alten ſich nähern könnte, beſtände darin, die Chöre des Volks unter muſikaliſcher Begleitung ſprechen zu laſſen. Mit dieſer neuen melodramatiſchen Schöpfung, ſo freilich daß die Muſik die dienende Kunſt bliebe bei feſtgehaltener Herrſchaft der Poeſie, wäre das heute in Rede ſtehende, die Verſchwiſterung aller Künſte bezweckende „Kunſtwerk der Zukunft“ zur Erſcheinung zu bringen. In der Braut von Meſſina trat Schiller dieſem, von den Muſikern erträumten „Zukunftsdrama“ ziemlich nahe, ließ dieſe Richtung jedoch wieder fallen; im Tell auf dem Rütli ſpricht das Volk in ſeinen einzelnen Vertretern und die Maſſen geben nur Refrain und Ritornell. Tieck äußerte, mit Schiller's Braut ſei auf dem deutſchen Theater die vollſtändige Stylloſigkeit eingeriſſen und feſtgeſtellt. Der ächten Kritik genügt aber nicht, ſolche Thatſache anzuerkennen, vielmehr aus jeder, alſo auch aus dieſer Auflöſung der alten Formen eine neue zu gewinnen. — W. v. Humboldt hält die Braut für Schiller's höchſte Dichtung. Tell ſteht aber dem Inhalt und der Form nach weit höher, weil hier die berechtigte Menſchenwelt wieder verantwortlich wird, die Wirklichkeit ſicherer eintritt in den Kreis der Kunſt und die klare Heiterkeit der Plaſtik dem Ganzen wie dem Einzelnen die Krone der Vollendung aufdrückt.

Im Jahre 1797 hatte Goethe nach ſeinem Beſuch des Vierwaldtſtätter See's an Schiller geſchrieben, er wolle das Mährchen vom Tell epiſch behandeln. Goethe's Tell wäre ein ſehr beſchränkter Herakles geworden, der ſich, unbekümmert nicht blos um politiſche Tendenz, ſondern auch um Wohlfahrt und Befreiung des Ganzen, nur gegen perſönliche Uebel ſeiner Haut wehrt; ſein Landvogt wäre ein Tyrann „von der behaglichen Sorte“ geworden. Goethe gab den Stoff auf; Schiller ſtudierte ſeit 1801 Tſchudi, und brachte es in der plaſtiſchen Geſtaltung von Land und Leuten, ohne die Schweiz je geſehen zu haben, zu einer bewundernswürdig intuitiven Vollendung. Er verflocht ungeſucht Kaiſer Albrecht's Ermordung hinein und lieferte im Parricida ein Seitenſtück zum Tell, eine andere, gemeine Seite des Tyrannenmordes, um ſeinem Helden eine höhere Folie zu geben. In Schiller's Größe der Auffaſſung, in der Kühnheit ſeiner Blicke und Griffe lag faſt jederzeit eine eben ſo ſtarke wie zarte Gewiſſenhaftigkeit. Seine Helden, denen er ein Ungeheures anvertraute, mußten um jeden Preis veſtaliſch rein daſtehen. Frau v. Staël nannte die Poeſie Schiller's das Gewiſſen ſeiner Nation. — Am 17. März 1804 fand in Weimar die erſte Aufführung des Tell ſtatt; Goethe ließ den fünften Act fort, aus dem Bedenken, die Tochter des ermordeten Kaiſer Paul nicht ſchmerzlich zu berühren; im Juli folgte Berlin mit der Darſtellung. Ein unermeßlicher Jubel ſtieg in Deutſchland auf; Napoleon ſtutzte über die Wirkungen der entfeſſelten Volkskraft und über des ſterbenden Attinghauſen prophetiſchen Mahnruf: Seid einig! Dem Zorn des allmächtigen Corſen, der den Buchhändler Palm erſchießen ließ, blieb der Dichter des Tell ſchon deshalb entzogen, weil ſein Haupt von ſelber in ſich zuſammenbrach. Der Aufenthalt Schiller's in Berlin ſchien ſeit dem Tell von Folgen werden zu wollen; er hatte an der Tafel des begeiſterten Prinzen Louis Ferdinand Burgunder, ſeinen Lieblingswein, getrunken, war nach Potsdam geladen und wurde aufgefordert, ſeine Bedingungen zu machen, unter denen er für die preußiſche Hauptſtadt zu gewinnen ſei. Schiller's Brief an Beyme datirt aus Weimar vom 18. Juni 1804. Eine gänzliche Verſetzung mit einer zahlreichen Familie, ſchrieb der Dichter, würde er nur unter Bedingungen ausführen können, „welche die Beſcheidenheit ihm nicht erlaube zu machen". Doch auch ſchon ein Aufenthalt von mehreren Monaten des Jahres würde ihm beide Vortheile vereinigen, das rege Leben einer geiſtig und kriegeriſch bewegten großen Stadt zur Bereicherung des Geiſtes und die ſtillern Verhältniſſe einer kleinen zur ruhigen Sammlung, denn aus der größern Welt ſchöpfe zwar der Dichter ſeinen Stoff, aber in der Abgezogenheit und Stille müſſe er ihn verarbeiten. Schiller ſtellte die Bedingung, machte die Forderung von 2000 Thlrn. jährlich. Er hat von Berlin keine Antwort erhalten, wenigſtens fand ſich in ſeiner Hinterlaſſenſchaft nichts derartiges. Er ſollte Weimar verbleiben; die Wiege ſeines Glücks ſollte auch den Sarg für ſeine Hülle liefern. Zum letzten Geburtstag der Herzogin Luiſe, den er erlebte, gab er Phädra deutſch, im November 1804 lieferte er zur Bewillkommnung der Großfürſtin als Erbprinzeſſin die „Huldigung der Künſte". — Zwei Prätendenten in wichtigen Staatsbewegungen beſchäftigten ihn ſchließlich. Der Eine, Warbeck, in den Händen der Herzogin von York, tritt vor dem ächten Prinzen zurück; der Andere, Demetrius, hält, nach der Entdeckung über den Tod des ächten Czarewitſch und ſeiner eignen Enttäuſchung, das große Verbrechen und die Aufgaben des Herrſchers einer Welt zu Liebe feſt, obſchon innerlich als Menſch gebrochen; in der Scene, wo er Marfa bittet, ihm Mutter zu ſcheinen, da ſie es nicht ſein könne, gipfelt ſich der große Gedankengang des Thema's. Der gewaltige Entwurf ſollte Bruchſtück bleiben. —

Kurz vor den letzten Weihnachten, die Schiller erlebte, hat er noch einen Maskenball beſucht und Champagner getrunken. Nur auf Augenblicke noch wichen die Fieberanfälle, und er wechſelte zwiſchen Ohnmacht und Phantaſieen auch Nachts, als der jüngere Voß bei ihm wachte, dem er es als Pflicht auferlegt, ſeiner Frau ſeinen Zuſtand zu verheimlichen. Er rechnet noch auf den Frühling; Charlotte ſelbſt hofft, ſeine „herrliche Natur werde noch einmal ſiegen.“ Sie ſiegte nicht, ſie unterlag, von der Gewalt des Geiſtes in ihm verzehrt. In den letzten Nächten rief er träumend: „Iſt das Eure Hölle, iſt das Euer Himmel?“ als wenn ſein Feldherrnblick im Lande jenſeits Muſterung halten wollte. Abends am 8. Mai verlangte er in die ſcheidende Sonne zu ſehen. Karoline war um ihn; auf ihre Frage, wie er ſich fühle, war die Antwort: „Heiterer, immer heiterer!“ Er hatt noch unzuſammenhängende Phantaſieen über Demetrius; Marfa's großer Monolog lag auf ſeinem Pulte; am 9. Nachmittags begannen die Schauer der Auflöſung, auf Krampfanfälle folgte ein elektriſcher Schlag, dann trat vollkommene Ruhe und Verklärung ein, Deutſchlands dichteriſcher Prophet erlag ſeiner hohen Sendung.

Ueber die Beſtattung am 12. Mai iſt viel gefabelt, die Wahrheit ſchließlich einfach feſtgeſtellt. Es war die karge

Sitte der Stadt, daß Handwerker, wo es an den Mitteln gebrach, die Pflicht hatten, eine Leiche zu beſtatten. Juſt war die Schneiderzunft an der Reihe. Aber ein junger Juriſt, Schwabe mit Namen, warb Freunde, die Bahre zu tragen. Er brachte etwa 20 im Trauerhauſe zuſammen, Froriep aus Halle folgte außerdem, Wilhelm v. Wolzogen, Schiller's Schwager, ſchloß ſich auf dem Markte an oder war ſchon vorausgegangen; er war die dunkle, als Geiſt des Vaterlandes gedeutete Geſtalt bei der ſtillen, dumpfen Leichenfeier. Goethe war krank, der Hof abweſend. Auf dem Jakobskirchhof, in das alte Kaſſengewölbe, eine große, feuchte Gruft, wo zehn andere Särge ſchon beigeſetzt waren, wurde der Sarg hinabgeſenkt. Andern Tags fand Mozart's Requiem und eine geiſtliche Rede ſtatt. — Nach 21 Jahren ſollte das Gewölbe aufgeräumt werden. Schwabe, Bürgermeiſter geworden, hatte die amtliche Durchſuchung der Gruft. In der Verwüſtung war Schiller's Sarg nicht mehr zu erkennen. Unter 23 Schädeln aber, die Schwabe Nachts in einem Sacke nach ſeiner Wohnung ſchaffen ließ, wurde nach ſorgfältiger Meſſung der eine als Schiller's Schädel anerkannt und als ſolcher angenommen. Herzog Karl Auguſt hatte Dannecker's Koloſſalbüſte Schiller's von der Familie käuflich an ſich gebracht und im Bibliotheksaal aufſtellen laſſen; im Poſtament der Büſte wurde Schiller's Schädel zur Aufbewahrung niedergelegt, im September 1826. Nun erſt wurden die übrigen Gebeine geprüft und ein Skelett, ohne den Schädel, in einem Interimsſarge zuſammengelegt. König Ludwig von Baiern aber erklärte ſich ein Jahr darauf nicht ohne Unwillen gegen die Trennung des Schädels vom Rumpfe. Dann wurden Haupt und Glieder in der fürſtlichen Familiengruft beigeſetzt, den 16. December 1827.

Elf Jahre ſpäter, 1838, ward zum Todestage zu Stuttgart ſeine erſte Bildſäule enthüllt; ſeit dem 3. September 1857 ſteht ſein erzenes Bild Hand in Hand mit Goethe in Weimar vor dem Hauſe, deſſen Breter ihm die Welt bedeuteten, wenigſtens ein Forum ſchienen mit verſammeltem Volk. Sein geharniſchter Geiſt wird nicht aufhören, ſie zu beſchreiten; ſonſt würden die Deutſchen damit eingeſtehen, daß ihre höchſten Nationaltugenden auch nicht einmal mehr ihren ſonntäglichen, feſtlichen Tempeldienſt hätten.

Corrigenda in Band 1 der Deutſchen Charaktere.

Seite 5 Zeile 11 lies: Eingeſtändniß ſtatt Einverſtändniß.
" 7 " 13 " hartköpfigem ſtatt hartknöpfigem.
" 15 in der Note lies: Tänzerin ſtatt Sängerin.
" 39 Zeile 11 lies: Pfennige ſtatt Groſchen.
" 39 " 11 von unten lies: 1757 ſtatt 1759.
" 46 " 8 u. folg. von unten lies: Und der Witz mit ſeinem „reizenden Blödſinn“ kam dem König zu Hülfe; die „eilende“, durch einen Druckfehler in eine „elende“ verwandelte Reichsarmee hieß ſeitdem Reißausarmee, u. ſ. w.
" 55 " 9 von unten lies: Feinde ſtatt Freunde.
" 63 " 4 lies: Deffant ſtatt Deſſant.
" 88 " 1 tilge: aber.
" 95 " 3 von unten lies: Apollotempel ſtatt Apolltempel.
" 145 " 5 von unten lies: iſt ſo wichtig als u. ſ. w.
" 150 " 3 " " " dem ſtatt das.
" 151 " 15 lies: Männern des Theaters u. ſ. w.
" 226 " 6 von unten tilge: aber.
" 229 " 11 " " lies: erliegen ſtatt unterliegen.
" 246 " 8 lies verfiel ſtatt zerfiel.

In Band 2.

Seite 4 Zeile 3 von unten lies: Germaniſirungsproceß.
" 45 " 6 " " " die Sie nicht verſtänden.
" 56 letzte Zeile lies: und gewann ihn doch nicht lieb.

Seite 60 Zeile 9 von unten lies: di ſtatt de.
„ 87 „ 10 lies: gerettet, geadelt.
„ 118 „ 11 von unten lies: Freitags ſich nicht u. ſ. w.
„ 120 „ 13 „ „ „ Ton ſtatt Hauch.
„ 258 „ 8 lies: wie der wieder nach Rußland u. ſ. w.

In Band 3.

Seite 75 Zeile 13 von unten lies: Mittelpunkt ſtatt Gipfelpunkt.
„ 97 „ 10 lies: Rieſenſchritte ſtatt Rieſenſchritten.

Ries'ſche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Deutſche Charaktere.

Vierter Band.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

3825

Guſtav Kühne's

Geſammelte Schriften.

Siebenter Band.

Deutſche Charaktere.

4. Theil.

Leipzig,
Ludwig Denicke.
1865.

Deutſche Charaktere.

Von

Guſtav Kühne.

Zum ersten Male gesammelt.

Vierter Theil.

Die Romantiker und die Patrioten.

Leipzig.
Ludwig Denicke.
1865.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Ries'ſche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt.

Seite

I.

Jean Paul 1

II.

Ludwig Tieck und die Romantiker 65

III.

Heinrich v. Kleiſt 135

IV.

Fichte 197

V.

Schleiermacher 239

VI.

Arndt 291

VII.

Uhland 325

I.

Jean Paul.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

I.

Jean Paul.

Am 21. März 1863 feierten wir den hundertſten Geburtstag Deſſen, der lange Zeit hindurch unter den deutſchen Dichtern als der deutſcheſte galt. Es war nicht wie bei Schiller die in ihrer Geſammtheit ſich fühlende Nation, die den Tag feierte; litterariſche Geſellſchaften, Lehrer- und Turnvereine begingen die Feier, auch wohl im Stillen einzelne Frauenkreiſe, obſchon das veſtaliſche Feuer am Altar verſchwiſterter Logen nicht mehr ſo ſchwärmeriſch heiß wie ehedem für ihn loderte. Als er ſtarb, 1825 den 14. November, da war es Börne geweſen, der in ſeiner Grab- und Trauerrede den Cultus der Deutſchen für ihn noch einmal in glühender Begeiſterung zuſammenfaßte, derſelbe Börne, der gegen Goethe in deſſen Verhalten zur Nation ſcharfe Lanzen brach, ſelbſt gegen den Dichter der Freiheit, gegen Schiller, bittern Widerſpruch erhob. Ein Hoherprieſter, rief er, ſei uns in Jean Paul geſtorben, das Jahrhundert werde zur Neige gehen und die Sonne nicht wieder Seinesgleichen ſehen! — Aber die Kritik der Neuzeit hatte ſchon vielfach an ſeiner Größe gemäkelt, das Poſtament, auf dem ſein Bildniß ſtand, untergraben. Heine hat ihn den „confuſen Polyhiſtor von Baireuth“ geſcholten, und eine Fremde, Frau v. Staël, ihn den eingefleiſchten deutſchen Kleinſtädter, wenn auch einen genialen, genannt. Und wenn im Mittelalter bei jeder Heiligſprechung ein Advocatus diaboli mit Verſuchen zur Schmähung nöthig war, ſo war hier in beiden Fällen die Kritik ſehr thätig geweſen, ſchönſeligen Schwärmern das Idol ihres eignen Weſens, wo nicht zu ſtürzen, doch zu ſchmählern. Jedes ſeiner Werke gewährt uns den Anblick einer geſtrandeten Flotte, keines iſt mit Takelwerk, Steuer, Ruder und Kompaß ſegelfertig und ſeetüchtig, oder ſticht es in See, um ein großes Ziel in großen Bahnen zu erreichen, ſo läuft es mit geſchwollenen Segeln nur aus, um ſteuerlos ins Weite zu irren, zwiſchen Klippen zu ſcheitern, oder ſchiffbrüchig in einem Nothhafen anzulegen.—Das iſt nur ein Bild; aber wer wie Jean Paul in Bildern denkt, in Bildern ſchwelgt, muß auch in Bildern begriffen werden. Wir rechtfertigen nicht gern und nicht ganz damit Heine's Wort über ihn. Aber dies Wort trifft den Künſtler im Poeten Jean Paul, und ein Dichter will und ſoll auch Künſtler ſein, und als ſolcher nicht blos Muſiker, auch Architekt. Ohne die aufgelöſte Form ſeiner Werke können wir uns allerdings Jean Pauls Weſen gar nicht denken. Dann aber wird die Anklage zur Wehklage, und dieſe trifft dann nicht blos ihn, ſondern, wenn er wirklich der Deutſcheſte der Deutſchen, das Deutſchthum ſelber in ſeiner Ohnmacht, ſich aus Zerfloſſenheit und Verwilderung in feſte, ſichere, geſunde Form zu retten. Und wenn er als „genialer

Kleinſtädter" der deutſcheſte Dichter iſt, ſo betrauern wir, daß in ſolchem Kuhſchnappel, wie er am liebſten ſeine mannichfachen Krähwinkel nennt, das Beſte und Tiefſte vom deutſchen Leben Gefahr drohte zu verkümmern. Er war tief, dieſer Dichter, aber ſeine Tiefe grenzt ans Bodenloſe. Er war groß, dieſer deutſche Dichter, ob er ſchon keinen Vers machen konnte; ſeine Rede war ſchranken- und bandenloſe Rhythmik, als nähme das Roß Pegaſus ſich am ſchönſten aus, wenn es durchgeht. Kein Dichter iſt ohne Plaſtik denkbar, und doch ſchien Mutter Natur einmal in Jean Paul eine Ausnahme machen zu wollen. Aber auch wenn ſich in ihm nun Dichtungen geſtalten ſollten, die rein als Muſik zu nehmen wären, ſo halten ſeine Werke ſogar auch ſelten die Form von Symphonien feſt, ſie geben, auch als Muſik genommen, lieber nur Phantaſien über ihr Thema, als daß ſie dies Thema geſtalten und erledigen. Zu Verſen gehört nicht blos Ton-, ſondern auch Baukunſt. Jean Pauls Polymeter und Streckverſe ſind ſchäumend aufgelöſte Dithyrambenſprache ohne Maß, Form und Halt. Es iſt viel Muſik in ſeiner Proſa, aber er iſt ein Muſiker, der für die Singſtimme nicht ſetzen kann, ſeine Orcheſterrhythmen ſtürmen ſprachlich und logiſch bandenlos einher und ſeine Harmoniſtik möchte gern alle, auch die muthwillig und ſpieleriſch aufgenommenen Diſſonanzen löſen, kommt aber bei dem Wuſt aus allen Ecken und Enden der Welt zuſammengeſtapelter Gelehrſamkeit doch nicht aus dem Brei der Auflöſung heraus. Die einfachſte Idylle verbrämt und verſchachtelt er mit Einfällen aller Weiſen und aller Narren der Welt.

Die klarſte Scene eines ſimplen Lebens, die er zeichnet, erdrückt er mit Arabeskenſchnörkeln. Der beſte Humor ſeines Herzens erlahmt an dem Gewuſel ſeiner gelehrten Citate, ſein Schiff geht entweder unter am Ballaſt ſeiner Ladungen, oder an der Quertreiberei zwiſchen Steuer und Ruderſtangen. Es iſt nie Unſinn in ſeinen Witzen, aber ihr gelehrter und gequälter, oft geſchmackloſer Tiefſinn grenzt an den Wahnwitz der „Erluſtigungen“ unter der Hirnſchaale ſeiner Rieſin. Seine Phantaſie war dieſe Rieſin, dieſe Polyphema, die er ſelber ſchildert; ſein Ungeſchmack in Curioſitäten iſt ebenſo rieſenhaft. Das „harmloſe Wetterleuchten“ ſeiner Einfälle, um ein Shakſpeariſch Wort zu brauchen, iſt doch oft nur ein müßiges Feuerwerk, und wenn der Witz, ſtatt zur Hochzeit ein Polterabendfeſt zu geben, blos eine Polterkammer von Seltſamkeiten liefert, ſo taugt er nicht.*)

---

*) Zu Jean Pauls ſprachlichen Manierirtheiten gehört auch in ſeiner Rechtſchreibung die Tilgung des s in zuſammengeſetzten Doppelwörtern; er ſchimpfte gegen die „S-Krätze“ in der deutſchen Sprache. Den engliſchen Beſitz-Genitiv, z. B. in **Kingsbench**, hält er für gerechtfertigt, denn das s gebühre dem Zeugungsfalle. Dann iſt aber auch Landsmann, zum Unterſchied von Landmann, gerechtfertigt. Jean Paul läßt auch dieſen Unterſchied beſtehen, aber er will dann Lands Mann geſchrieben wiſſen.—Klopſtock ſeiner Zeit verlor ſich in grammatikaliſchen Pedanterien, Jean Paul in Willkür und eigenſinniger Sonderbarkeit. Die Sprache iſt nicht ſowohl ein logiſcher, als ein vegetativer Organismus. Die Laune der Natur hat auch ihr Recht in ihr, das s iſt nicht angeklebt und eingeflickt, es beſteht, auch wenn es keinen Beſitz-Genitiv ausdrückt, kraft des Rechts der Vegetation, als freie Bereicherung, als Schmuck und Zierrath, ſo daß wir poetiſch und proſaiſch wechſelnd ſagen können: Bergesgipfel und Berggipfel. Die Häufung der s-Genitive führt freilich auch zu Monſtren. Bundestagsverſammlung z. B. ſtatt Bundtagver-

Jean Paul war, wie ihn ſchon äußerlich ſeine Geburt in der Wende zwiſchen Winter und Lenz dazu machte, ein ewiger Frühlingsmenſch. Die ſchönen Seelen, ſagte er, ſind Bienen, ſie ſuchen nach Blüthen und Blumen; nur die garſtigen Seelen, die Weſpen, gehen nach den Früchten! Er gab den Apfel jederzeit gern hin für die Apfelblüthe, und hat dies doch, ſich ſelbſt beſpöttelnd, zu ſeinen „Jugendeſeleien“ gezählt. Sein eigner Witz war immer das beſte Correctiv gegen ſeine verſchwimmenden Phantaſien. Juſt wenn er am glühendſten ſchmolz und ätheriſch verduftete, warf er ſeinen Gedanken und Empfindungen am liebſten gleichſam den Knüppel zwiſchen die Beine, dergeſtalt, daß ſeine Ideale in ihrem ſtolzeſten Gange über Erbärmlichkeiten in der wirklichen Welt ſtolperten. Am liebſten war ihm, wenn er mit ſeinen idealen Geſtalten gar nicht zu gehen brauchte, weder auf Vers-, noch auf andern

---

ſammlung hat zwei s, weil zwei Zeugefälle, und — erzeugte doch ſelten etwas! Warum ſoll aber das Monſtrum blos in der Sache, nicht auch im Worte liegen? Und nicht blos das s, auch n und en verhilft unſern Doppelwörtern zur angenehmen Zierde im Klang, wie in Blumenpfad ſtatt: Blumpfad. Thierſch ſeiner Zeit entgegnete Jean Paul, die Sprache ſei weiſer als Jeder von uns. Das wohl nicht, aber freier, gemächlicher und zu unſerem Beſten regelloſer. Logiſch in rechthaberiſchem Sinne entſteht und wächſt keine Geburt im Mutterleibe. Auch gehen wir oft in der Sprache in den Kleidern unſerer Eltern einher; ſchlottern die Falten um unſere Glieder, ſo dürfen wir ſie uns wohl zurechtſchneiden und anbequemen, aber doch mit Pietät; niemand wird ſich leicht aus den Hoſen ſeines Großvaters eine Narrenkappe machen, ſo nöthig ihm ſolche auch wäre. Friedrich der Große ſchlug zur phonetiſchen Verbeſſerung unſerer eintönig in en auslaufenden Zeitwörter vor, ihnen ein a anzuhängen, ſtatt reden zu ſagen: redena. Welcher Aberwitz allerdings eine Narrenkappe verdiente, wenn auch nicht aus Großvaters Hoſen.

Füßen; am liebſten war es ihm, zu fliegen, aber die Schwingen erwieſen ſich ihm ſelber oft genug als wächſern, und wenn dieſe an der Sonne ſchmolzen, fand er ſich plötzlich aus allen ſeinen Himmeln auf die gemeine platte Erde verſetzt, fühlte ſich freilich auch da im Winkel und im feuchten Erdenſtaube, wenn auch mitunter verzweifelt wohl, meiſt aber weich und warm gebettet und befruchtet wie wenn ſanfter Frühlingsregen die harte Winterſcholle durchdringt. Dieſer Frühlingsregen war ſein Thränenthau, den er ſo gern, und ſo überſelig weinte. Er war, ſo rein und keuſch wie Keiner, ein Hoherprieſter, der zugleich wie ein Kind mit dem Verlornen weint, ein Prieſter, der den Unglücklichen an ſein Herz drückt, ihn Bruder nennt, wenn er ihn rettet, ſegnet und erlöſt. Er war wie Keiner ein Hoherprieſter des Frühlings und der Frömmigkeit. Die Wörter Frühling und Frömmigkeit waren ihm wie Freude und Friede die liebſten Allitterationen; reimen konnte er nicht, bei ihm war Alles ungereimt, aber auf Anklänge und Anreime gab er ſehr viel, wie denn auch ſeine Werke bedeutſam groß und ſchön in ihrem Wurf und Anlauf ſind, um unharmoniſch, ungereimt, oder gar nicht zu enden. Morgen- und Abendroth hat dichteriſch niemand ſo wie Jean Paul gemalt. Aber auch nur das. Und bei dieſem magiſchen Scheine der auf- und untergehenden Sonne war ihm die Goetheſche klare helle Mittagsſonnenwelt entzogen, die ganze Erde gleichſam — um mit ihm falſche Bilder zu brauchen — ein Webſtuhl roſenrother Nebelträume. Ueber Träume kommt er nicht hinweg, und in Goethe iſt Alles leuchtende Wirklichkeit. Selbſt der Menſch in ihm, Friedrich Richter, war zum Menſchen Goethe das leibhafte Gegenſtück. Dieſes polartigen Gegenſatzes war er ſich auch in der Auffaſſung von Welt und Leben bewußt; Muſik ſteht immer der Plaſtik gegenüber. Seine „Wahrheit aus Jean Pauls Leben" begann er im höhern Alter mit einem Seitenhiebe auf Goethe's Dichtung und Wahrheit aus deſſen Leben. Goethe ſtellte ſeine Perſon hin als das Erzeugniß der Elemente ſeiner Zeit. Jean Paul ſchalt ihn, daß er gefürchtet nichts übrig zu behalten, wenn er ſich nähme was ihm die Verhältniſſe gegeben; der Menſch, behauptet Jean Paul, ſei ſein eignes Licht, er bringe dies, er empfange es nicht. Und das ſagte derſelbe Autor, deſſen polyhiſtoriſche Werke wie Sammeleien eben jenes Bienenfleißes ausſehen, der aus den Fluren aller Zeiten und Zonen emſig in ſeine Zelle zuſammenträgt, um Honig zu bereiten. Neben ſolchem Eigenſinn der Ichſucht erſcheint Goethe's Spinoziſtiſche Beſcheidenheit, ſich den Objecten der Welt unterzuordnen, bewundernswürdig. Aufrichtig naiv aber war auch perſönlich Jean Pauls Eingeſtändniß im Gefühl des Gegenſatzes zu Goethe, wenn er ſagte, Dieſem erſcheine Alles beſtimmt, in feſten Linien, ihm aber Alles zerfloſſen. Goethe fühlte auf Reiſen ſeine Sinne, namentlich ſein Auge, erſt recht geſchärft; Jean Paul geſtand, unter fremden Gegenſtänden verſchwimme ihm Alles chaotiſch; er reiſe durch Städte, ohne etwas zu ſehen, für ihn hätten nur Gegenden mit unbeſtimmter Romantik einen Reiz. Seine mit der Phantaſie gegebenen Schilderung der Borromäiſchen Inſeln und des Lago Maggiore im Titan iſt viel geprieſen worden; allein ſie iſt verſchwommen und es giebt in der dichteriſchen Landſchaftsmalerei auch Uebertreibungen, die man Caricaturen ins Schöne hinein ſchelten kann; das Schönheitsgefühl kann in Schönſeligkeit ausarten. Jean Paul trug keine Brille, aber er griff zu Lupe und Fernrohr, um die Dinge in engſter Nähe und in weiteſter Ferne aufzufaſſen; was für den geſunden Sinn dazwiſchen lag, ſah er nicht. Auch ſah er die Welt immer durch ein Prisma; ſomit hat er ſtets Aurora- und Irisfarben im Auge. Auch Frauen gegenüber, in der Liebe, war er der ewige Frühlingsmenſch. Sein Herz blieb im Stadium einer ewigen Bräutigamsepoche; er verlor ſich gern an allgemeine Liebeſeligkeit, ſelbſt unter den Händen die ihn verhätſchelten. Auch in ſeiner „Liebeart“ war er ein Gegenſtück Goethe's bei deſſen entſchiedener Eroberungsluſt im Verkehr mit Frauen. Unverfälſcht reines Glück hat für ihn eigentlich nur die harm- und ſorgloſe Kindheitsepoche; und in der Erinnerung an ſie haben wir, wie er lehrt und in ſeinen ſchönſten Ergießungen ſie feiert, eine zweite Jugend, die er wie ein noch heiligeres Paradies feſthält und mit dem flammenden Schwerte des Engels ſchirmt. Das gelte, ſagt er, für den Menſchen. Aufgabe des Dichters aber ſei, was Andere nur einmal im Leben erführen, ſtets zu ſein, nämlich verliebt. Das macht ihn zu dieſem ewigen Bräutigamsmenſchen. Aber er liebte mehr die Liebe als deren Gegenſtände. Als Dichter muſicirt und phantaſirt er lieber noch über die Geſtalten ſeiner Neigung, als daß er ſie ins Leben ruft und in Scene treten läßt. Und wo er nicht blos Muſiker, ſondern Maler iſt, da läßt ihn der Stift zur Zeichnung doch meiſtens in Stich, er malt mit Regenbogenfarben oder taucht ſeinen Pinſel in Morgen- und Abendroth, um die Träume der Engel im Himmel, und auf der Erde die Träume der Blumen zu ſchildern, die Nachts den Kelch ſchließen, alſo ſchlafen und träumen. Selbſt die Menſchenſeelen hielt er, wie ein indiſcher Prieſter, für Blumengeiſter; die animaliſchen Gewalten in der Menſchenwelt kannte er wohl, aber wußte ſie nicht zu ſchildern, blos zu verſpotten. Kritik war ihm verhaßt, er ſchalt ſie Zuchthausarbeit. Und wo er gegen ſich ſelber Kritik übte, was er in ſeiner ehrlichen Wahrheitstreue nicht anders konnte, da erlebten ſeine Ideale aus ihrem Kothurnſchritt plötzlich ihren poſſierlichen Soccusgang, fielen aus ihrem ſonnenumſäumten Wolkenſitz herab in den feuchten Staub des ärmſten, engſten Erdenwinkels. Das ſelige Lächeln der Kinder im Schlaf erläuterte er dann ſelber gern als eine bloße Säure im Magen. Seine barocken Humoriſten vertreten uns dieſe Säure im Magen der modernen Menſchheit, während ſeine idealen Geſtalten das Lächeln ſind, das über ein Kinderantlitz flattert. Und jene Sonderlinge ſeiner komiſchen Ader ſind uns faſt noch mehr Zeugniſſe ſeiner Schöpferkraft; das Glück in der Hütte des Elends und der Armuth, die Seligkeit im beſchränkten Winkelleben ſeiner Schulmeiſter, Dorfpfarrer und Armenadvocaten, hat er jedenfalls wahrer und mit mehr plaſtiſcher Geſtaltenkraft gezeichnet, als ſeine verduftenden Idealfiguren. Er war und iſt hier als ein dichteriſcher Teniers weit mehr Künſtler als wo er Glück und Schmerz der hohen Schwärmer zeichnet, in deren Aetherregionen ihm die Sonnenpferde ſeines geflügelten Denkens und Empfindens durchgehen. Der Menſch, ſagte Jean Paul, hat hienieden nur zwei und eine halbe Minuten Zeit, eine Minute zum Lächeln, eine zum Seufzen und eine halbe zum Lieben; denn mitten in dieſer dritten Minute ſtirbt er. Große Seelen aber ſuchte, ſand und ſchilderte er nicht in großen Thaten; er erkannte ſie nur an großen, oft ziel- und gegenſtandslos bleibenden Empfindungen und an der Einſicht in die Nichtigkeit alles menſchlichen Thuns. So beſteht ſeine Poeſie nur in einer Flucht vor der Welt und allen ihren Erſcheinungen und Geſtalten. Sie ward zu einer Zuflucht der Bedrängten, zu einer geheimen, ſtillen Nachtmahlsfeier für müde Seelen, für bedrückte und gequälte Geiſter, für Alle die mühſelig und beladen ſind. Unglückliche, die ſich von der Welt abwenden, weil ſie an deren Geſtaltung verzweifeln, ſpielen in ſeinen ernſten Werken die Hauptrollen, auch unverſchuldet Unglückliche, Schwindſüchtige, Blinde, Wahnſinnige. Sein Humor, dieſer Nothbehelf, wo die Ideale zerflattern und nichtig werden, iſt der Humor des weinenden Herzens. Er ſelber ſagt, der ächte Humor falle vom Verſtande ab, um vor der Idee das Knie zu beugen. Das thut eben das betende Herz am liebſten, wenn es bankerott iſt am Glauben an die Welt, während Verſtand und Vernunft die Idee zu verwirklichen ſtreben. Die Weltgeſchichte war für ihn kaum vorhanden, er war mit ſeiner Poeſie, mit ſeinem ganzen großen weiten Herzen auf die Gegenwart verwieſen, und dieſe Gegenwart, die er kannte und beherrſchte, war eng und klein, nur die Begnüglichkeit und tiefe, anbetungsbedürftige Liebe wohnte in den Hütten und in den beſchränkten Menſchenherzen, die er ſchilderte. Die Geſchichte der Menſchheit, trat ſie nicht ganz zurück aus ſeinem Denken und Fühlen, war ihm nur eine Rumpelkammer, aus der er ſich blos Excerpte, Beiſpiele und Belege für ſeine Axiome holte. „Ich konnte", ſagt er in der Vorrede zum Quintus Fixlein, „nie mehr als drei Wege, glücklich zu werden, auskundſchaften. Der erſte, der in die Höhe zieht, iſt: ſo weit über das Gewölk des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäuſern und Gewitterableitern von weitem unter ſeinen Füßen, wie ein eingeſchrumpftes Kindergärtchen liegen ſieht. Der zweite iſt: gerade herabzufallen ins Gärtchen und da ſich ſo einheimiſch in die Furche einzuniſten, daß, wenn man aus ſeinem warmen Lerchenneſte herausſieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuſer und Stangen, ſondern nur Aehren erblickt, deren jede für den Neſtvogel ein Baum, und ein Sonnen- und Regenſchirm iſt. Der dritte endlich, den ich für den ſchwerſten und klügſten halte, iſt der, mit den beiden andern zu wechſeln". — Und in der That, er wechſelte zwiſchen beiden, er flog entweder oder kroch; ſeine Geſtalten konnten mit ihm nie aufrecht gehen.

Jean Paul war eine große Nothwendigkeit zur Entfaltung deſſen, was am Deutſchen das Deutſcheſte war. Die Muſe unſeres Volkes hatte lange genug franzöſirt und helleniſirt. Ehe ſie mit den Romantikern auch romaniſirte und endlich orientaliſirte, wollte ſie ſich am heimiſchen Heerde zu Krähwinkel noch ein Gütchen thun und die kaum noch glimmenden Kohlen dort ſchüren. Und aus dem Elend der nächſten heimiſchen Welt ſtiegen mit ihm ungeahnete Glückſeligkeitsträume, an der faſt erkalteten Feuerſtelle Flammen auf, die der germaniſche Veſtatempel hüten ſollte. Jean Paul war ein nothwendiger Gegenſatz zu unſern Claſſikern. Beim fortgeſetzten Helleniſiren wären wir vielleicht Gefahr gelaufen im Terrorismus der Formen zu verknöchern, zu verſteinern, oder hätten den deutſchen Inhalt und was als Brot des Lebens noththut eingebüßt. Mit den Romantikern theilte Jean Paul weder den Rückfall ins Mittelalter, noch die Allerweltsrichtung der Windroſe. Aber den nothwendigen Contraſt zu Jenen bildete er wie Dieſe. Er ſeinerſeits freilich kehrte in den Hütten des Elends ein und ſchilderte Luſt und Leid des armen Volkes, das zu den Paläſten der Großen in der goldnen Litteratur mit ſeinen Schmerzen und Freuden keinen Zugang fand. Darin war er und bleibt er groß, ein liebevoller, weinender und lachender Seelſorger, der den heimlich verborgenen Himmel des innern Glücks im tiefſten Jammer noch aufdeckt und predigt, den Wiedergewinn verlorener Paradieſe im geknechteten Elend unſerer Nation verkündigte. Für die Sabbathsfeier ſtiller reiner Seelen giebt es keinen beſſern Prieſter. Iſt er bei alledem eine Sonderlingsnatur, ſo kommt das auf Koſten des gewaltſamen Durchbruchs aufgeſtaueter Elemente und verſagter Rechte. Und wenn wir nachweiſen wollen, wie er geworden, aufdecken, was an ihm verfallen und vergänglich, ſo müſſen wir freilich wohl hindeuten auf das was an der Zeit iſt, aber auch eingedenk bleiben ſeines eignen Spruches, daß die Sonnenuhr nicht die Sonne meiſtern darf. Börne, Heine und Frau v. Staël hatten in ihren Auffaſſungen Jean Pauls ſämmtlich Recht, aber Jeder nur ſehr einſeitig. Er war ein Hoherprieſter, er war ein confuſer Polyhiſtor und ein genialer Kleinſtädter, aber Alles zugleich und in vollem Maße. Glücklicherweiſe hat er keine Schule geſtiftet, kein Nachgefolge, keine Nachahmer von Belang gehabt; er ſteht in deutſcher Litteratur- und Culturgeſchichte als ein Unicum da.

Hans Paul — warum ihn nicht bei ſeinem deutſchen Namen nennen, da es zu ſeinen Ungereimtheiten gehörte, ſich zu franzöſiren? — Hans Paul Friedrich Richter verlebte im Geburtsorte Wunſiedel nur die zwei erſten Jahre ſeiner Kindheit. Sein Vater, bisher Schullehrer und Organiſt, wurde Dorfpfarrer in Jodiz. Dort war der Schauplatz von des Knaben erſtem Stilleben und jenen Kindheitsglückſeligkeitsträumen, die er im Spiegel ſeiner Erinnerungen und ſo oft in ſeinen Werken mit hinreißender Phantaſie als ſein Paradies feſthielt. Die Enge armſeliger Bedürftigkeit und die Begnügſamkeit ſeiner Seele bei einem brennenden Wiſſensdurſt des Geiſtes gab ihm den Haus- und Winkelſinn, den er mit dem ganzen Zauber ſeiner Innigkeit geſchildert. Man wird feinhörig in der Stille; die Fühlſäden der Seele umziehen in der Einſamkeit die ganze, nie geſehene, nur erträumte Welt. Und er war auf ſeiner Glückſeligkeitsinſel wie ein Robinſon Cruſoe ganz auf ſeine eigne Hand verwieſen, mußte als Autodidakt ſich Alles aus den roheſten und einfachſten Anfängen erringen. Das macht Urmenſchen, aber auch Sonderlinge, jedenfalls ein Original. Das eigene Erlebniß, das nächſte Thatſächliche, das der Tag im Kleinleben bringt, erhielt mehr Werth für Jean Paul, als was der Schooß der Jahrhunderte an Großthaten bietet. Die Geſchichte mit dem ganzen Reichthum der Vergangenheiten war ihm nur dazu da, um aus ihr für ſeine Axiome, Glaubensſätze und Idioſynkraſien ſein Rüſtzeug, oft ſtaubiges und roſtiges, zu anekdotiſchen Beweisführungen mühſam hervorzuholen. Das claſſiſche Alterthum war ihm nicht viel, und während die Dioskuren unſerer „goldnen“ Litteraturepoche ſich an die Antike zu verlieren, oder vom Schooß des Volksthums abzuirren Gefahr liefen, mußte eben im Reiz des Gegenſatzes aus der eingepferchten Enge des Winkellebens ein ſtiller Genius langſam erwachſen, der nichts hatte, nichts verſtand, nichts umfaßte als deutſches Elend, deutſchen Schmerz und deutſche überſchäumende Liebe. Ihm gab die Antike keinen Formenſinn, aber auch die Sehnſucht der Romantiker, ſich kopfüber in deutſches Mittelalter zu ſtürzen, theilte und verſtand er nicht. In ihm war nichts lebendig als das Herz, und das Herz greift zum Allernächſten, ſchneidet aus dem nächſten Buſch ſeine Pfeifen und gleicht in ſeiner Begnügſamkeit jenem ſtillen Naturforſcher, dem der Strohhalm ausreichte, um Gott zu erkennen, während ein Aſtronom geſtehen mußte, er habe den ganzen Himmel durchforſcht und Gott nicht gefunden. Jean Paul fehlte, wie geſagt, die claſſiſche Bildung. Der Vater ließ ihn ſtreng arbeiten, aber chaotiſch, Alles durcheinander. Formenlehre, Zeichnenkunſt fehlten ganz in ſeinem Jugendunterricht. Für die Plaſtik antiker Kunſt eignete er ſich erſt ſpät als Mann im Gefühl deſſen was ihm fehlte, eine Erkenntniß an, die nicht weiter die Geneſis ſeiner Natur beſtimmen half. Die Tonkunſt war die Seele ſeiner Poeſie, die Werkmeiſterin ſeiner Gedanken und Gefühle. Dabei übte er techniſch Muſik nie aus, kannte keine Note. Der Knabe Hans Paul erhielt von ſeinem clavierfertigen Vater keine Anweiſung, in die Taſten zu greifen, aber er trommelte trotzdem auf einem klimperigen Starkleiſekaſten ſeine kindiſchen Phantaſien ab. In gleicher Weiſe ſchrieb er als Autodidakt ſeine Werke. Ein großer Herzensdrang gab ihm einen großen Plan, aber er vergriff ſich in der Ausführung, verlor den Faden, neſtelte viele durcheinander und endete mit dem Bankerott aller ſeiner Entwürfe. Er ſpottete auf die geregelten Parkanlagen in den Goetheſchen Dichtungen. Seine Bücher ſollten ganz naturwüchſig ſein, und ſeine Curioſitätenſucht trieb ihn mit ſeinen Gedanken und Empfindungen in die Wildniß. Schon als Knabe träumte er ſich in Alles hinein, was er lernen ſollte. Um den großen Kutſchkaſten des Ofens in der Joditzer Familienſtube liefen zwei Bänke; dort hat er, ſtill gedrückt, aber in ſeinem Gott vergnügt, ſeine erſten Gedankeneier ausgebrütet. Und wenn er ſpäter dort nicht mehr hockte, ſich aufraffte und gehen lernte, ſo ward und blieb er doch in unſerer Dichtkunſt der große ſeltſame Nachtwandler. Schon früh gewöhnte er ſich, als Schutzmittel gegen Sorgen, Noth und Bedrängniß, heimlich ein Andachtsbüchlein zu führen, in welchem er aſcetiſch nicht blos ſich ſelbſt beobachtete, ſondern auch, wie ein Fetiſchanbeter, jedes Steinchen im Wege, das ihm Anſtoß geben mußte zum Nachdenken über Gott und Unſterblichkeit. Sind doch ſeine größten Werke nur ebenfalls ſolche Tagebücher geblieben, und man klagt über die Gefahren der Selbſtpeinigung ſolcher Tagesbekenntnißbücher. Nahm ſein Empfinden eine weitere Form an, ſo war es die Form des brieflichen Erguſſes. Er ſelber nannte ſeine Schriften erweiterte Briefe, ſubjective Geſtändniſſe, die er an die Welt richtete, an die Menſchheit, die er im Rauſch ſeiner Allerweltsliebe wie einen Bruder an ſein Herz drückt.

Schon im Knaben entfaltete ſich ſeine Sammelwuth, aus allen Ecken und Enden der Welt Notizen aufzuſtapeln und Zettelkaſten anzulegen. Er plünderte die Gebiete aller Wiſſenſchaften, um für Nothfälle Belege zur Hand zu haben. Sein Fleiß war fabelhaft, aber ungeordnet. Eh' er auf die Hochſchule ging, hatte er, beim nomadenhaften Herumſchweifen ſeiner Studien, ſchon zwölf Quartbände Notizen aus ſeiner Lectüre beiſammen. Seine eignen Bücher wurden ebenfalls damit zu Speichern, wo freilich der Reichthum gegen alle Ordnung ſtreitet. Ueber ſeine Collectaneen legte er ſich förmliche Regiſter an, um in jedem Falle über alles Einſchlagende, über alle Einfälle der ganzen Welt gebieten zu können. So ward jedes ſeiner Bücher zu einer Blumenleſe, jedes ſeiner Werke ein Kaleidoskop. Und er war ſein eigener Calculator, der das Repoſitorium ſeiner Allwiſſerei regiſtratoriſch nachſchlug und — oft genug pedantiſch, geſucht und geſchmacklos — ausbeutete. Solche Quartbände voll pikanter, ironiſcher Bemerkungen, fremd und eigen, brachte er in der Zahl auf Zwanzig. Dieſer Hang zu Witzen war ſeine einzige Ausſchweifung im Leben und Denken. Dieſe Sammelwuth machte ihn zum ſtupenden Polyhiſtor. Armuth machte ihn als Leipziger Studenten zum Schriftſteller. Schon in Hof hatte der Gymnaſiaſt mit der bitterſten Noth gekämpft; der hungernde Muſenſohn, der in Leipzig 1781, in Leſſings Todesjahr, ſein Triennium begann, geſtand, ſein Abendbrot meiſt für ſechs Pfennige beſtritten zu haben, während es auch Mittags keinen Freitiſch für ihn gab. Der Tod ſeines Vaters hatte plötzlich die gänzliche Verarmung der Familie zur Folge. Einer ſeiner Brüder ſuchte in den Fluthen einen freiwilligen Tod, um nicht den Nothſtand der Mutter zu vermehren, ein anderer ging moraliſch anderweit verloren. Das färbte ſchwarz und düſter genug des akademiſchen Jünglings Sinn und Gemüth. Und ſtatt frei ſtudieren zu können, mußte er auf Broterwerb ſinnen. Er zwang ſich zur Anlage einer „ſatyriſchen Eſſigfabrik." So nannte er ſelber den gezwungenen Humor ſeiner erſten Periode, während es doch eigentlich ſein gutes Herz war, das ihm den ächten Humor gab. Er ward in ſeiner bittern Noth, wie Horaz und Martial, zum Satyriker. Schon in ſeinem achtzehnten Jahre, in der erſten Leipziger Studienzeit, ſchrieb er, nach Erasmus, ein „Lob der Narrheit“, das er in ſein erſtes Werk verarbeitete. Er bekam (von Voß in Berlin) Honorar dafür, aber doch nicht genug, um nach einer Spende an die arme Mutter ſeine Schulden decken zu können. Er entwich heimlich von Leipzig, wenige Monate bevor Schiller in der Pleißeſtadt einzog, wo ihm Freunde einen Rettungshafen eröffneten. Ein Jahr nach Schillers Räubern erſchienen anonym Jean Pauls „Grönländiſche Proceſſe“, ſein erſtes Werk, das, geſucht, geſchraubt und froſtig, weder ihn noch die Welt erquicken konnte. Sechs Jahre lang hat er dann kümmerlich, „ohne Halsbinde und ohne Zopf,“ was er ſelbſt ſo komiſch beklagte, in Hof gelebt, gemeinſam mit der Mutter, die ſich ihr Brot mit Spinnen erwarb, getreu mit ihr am Hungertuche nagend. Dreizehn Jahre lang iſt er auch mit ſeinen nächſten Schriften in der Litteratur noch ein dunkler Mann geblieben. Für ſeine troſtloſe „Auswahl aus des Teufels Papieren“, die nur ein armer Teufel ſo widerwärtig verſchroben erſinnen und zuſammenſtellen konnte, erhielt er ebenfalls Honorar, 2½ Thaler für den Bogen, aber in ſo ſchelmiſch beſchnittenen Goldſtücken, daß ein gut Theil von der Summe ſchwand. Auch den Stoff und die Geſtalten zu ſeinen Büchern mußte er ſich ſehr mühſam erwerben. Er ward Hofmeiſter auf dem Lande, dann Schulmeiſter im Marktflecken Schwarzenbach. Das Leben eines Landpfarrers war die idealſte Realität, die er kennen lernte; aus dieſer Sphäre und aus der Schulſtube ſtammen ſeine beſten Geſtalten, ſein Schulmeiſterlein Wuz, ſein Quintus

Fixlein, ſein Fibel. Sein Jubelſenior, ſein Leben eines ſchwediſchen Pfarrers, das ſind die Perlen, die ihm das arme Daſein an den Strand warf, — Perlen freilich, wie ſie ein Kröſus ſelten beſitzt. Ich zweifle, ob er ein guter Präceptor geweſen, denn Herz und Phantaſie gingen mit ihm durch und der Verſtand klepperte mühſam hinterdrein. Auch griff er wieder zur Feder und ſuchte ſich eine Schwinge daraus zu machen. Er wollte für die deutſche Menſchheit Pädagog ſein, und alle ſeine Bücher haben auch in der That den Anſtrich pädagogiſcher Romane. Nach ſeiner Schulmeiſterzeit hat er eine Zeitlang zum zweiten Male in Hof bei der Mutter gelebt und dort bis zu deren Tode ausgehalten. In Leipzig ſchrieb er dann, pſeudonym als Haſus (1794), ſeine „Mumien oder die unſichtbare Loge.“ Wilhelm Meiſters Lehrjahre mochten mit ihrem Plan, von einer geheimen Loge aus die Menſchen zu erziehen, den Anreiz dazu gegeben haben, ſo ſehr auch die barocke Art der confuſen Durchführung des Plans in Jean Pauls bizarrer Manier von aller hellen Mittagsſonne Goetheſcher Beleuchtung weit abliegt. An verborgenen Drähten ſoll das Schickſal der Menſchheit pädagogiſch geleitet werden. Held Guſtav wird von einem Herrnhuter in einer Katakombe erzogen. Zu ſeinem Aufgange an den hellen Tag der Erde wird er wie zu ſeinem Tode vorbereitet, und ſo hält er die leuchtende Welt, die ihm mit ihrem Sonnenglanz, Sterngefunkel und Blumenthau plötzlich aufgeht, in der That für ein Land Jenſeits, für den Himmel, in den er, dem Erdengrab entſtiegen, eintritt. War doch

Hans Paul ſelber bisher wie in einer dunklen unterirdiſchen Höhle gefangen gehalten, durch Noth und Jammer vom Glück der Sonnenwelt getrennt! Und der Ausbruch ſeiner Schwelgerei und Schwärmerei für die Natur geſchah gleichzeitig mit den Romantikern, der trocknen Wiſſenſchaft, dem hölzernen Kirchen- und Buchſtabenglauben des Zeitalters gegenüber. Sein Knabe Guſtav iſt jedoch in der unterirdiſchen Zucht mit einem „feinen porzellanenen Leibe“ angethan. Der Vater Rittmeiſter wird toll, daß der Herrnhuter ihm den Jungen ruinirt hat. Nicht einmal zu einem Feldprediger tauge der Bube, denn ein ſolcher müſſe auch fluchen können. Guſtav wird Cadett, und dann, ſtatt Soldat, Secretär. Was komiſch in den Figuren und Situationen, iſt von Wirkung; in der verhimmelnden Sentimentalität liegt aber bei Jean Paul eine entnervende Verſchwommenheit, eine Verdunſtung alles realen und wahrhaftigen Lebensgehaltes. Der gute Guſtav liebt Beaten, entſagt ihr aber, weil er ihrer nicht würdig ſei, und mit ſtillem Verzichten am beſten das Ideal der Liebe erreiche. Das Leben der Menſchenwelt, dieſes Centrum, dieſer Schooß der Wahrheit in Höhe und Tiefe, iſt in Jean Pauls verſchrobener Auffaſſung gar kein Träger des Göttlichen, das er doch ſelber ſo rein und voll im Buſen fühlt; das Daſein auf Erden iſt ihm nichts als eine Flucht von einer Gruft zur andern. Die Kindheit, der Nachklang vom Paradieſe, beginnt erſt jenſeits wieder, wenn das leere Schattenſpiel der Welt zu Ende iſt. Der höchſte hienieden erſchloſſene Gehalt des Daſeins wird damit verſpottet, Tugend und Laſter in der hohlen Maskerade zu bloßen Capricen. Jean Pauls glühendſte Begeiſterung für das Schöne, Gute, Wahre richtet ſich ſelbſt damit zu Grunde, denn die Abcſchule der armen Erdenwelt hienieden iſt nicht im Stande, auch nur die Anfangsbegriffe in der Wiſſenſchaft des Lebens begreiflich zu machen. — Ein nachgebornes Geſchlecht erſt hat philoſophiſch angefangen, im Leben der Menſchen den Kern der Offenbarung Gottes zu begreifen und die Summe der Wahrheit nicht in ein Jenſeits zu verflüchtigen.

Seltſam, daß Jean Paul die Unſichtbare Loge für ſein beſtes Buch hielt! Noch 1821 verhieß er zu dieſen „Mumien“ eine Schlußmumie, wenn ihn das Schickſal nicht ſelbſt zur Mumie machen würde. — Erſt mit dem „Hesperus“ (1795) zog er die Aufmerkſamkeit der Kritik auf ſich; dieſer Abendſtern wurde für ſeinen Ruhm ein Morgenſtern. Er nannte ſich hier zum erſten Mal Jean Paul. Aus der Fratze ſeiner bisherigen Satyre entwickelte ſich hier auch zuerſt ſein Humor. Es fehlt freilich auch dem Hesperus nicht, wie keinem ſeiner Bücher, an bizarren Launen. Schon der zweite Titel des Buchs und die Capiteleintheilung in 45 Hundspoſttage, weil dem Autor ein Hund in der Kürbisflaſche von jenſeit des Oceans den Stoff gebracht, iſt ein barocker Einfall; jeder feſtgehaltene Witz aber wird lahm und pedantiſch. Der akademiſchen Haltung unſerer claſſiſchen Poeſie gegenüber gefiel ſich die Oppoſition in Tollheiten, und Jean Paul überbot in ausgelaſſener Laune noch weit Ludwig Tiecks Prinzen Zerbino, Geſtiefelten Kater und Verkehrte Welt. Dem Terrorismus der Form zum

Poſſen predigte man die Auflöſung aller Formen! — Jean Paul nannte ſeine Bücher gar nicht Romane; er wollte an nichts gebunden ſein, ſich nicht verpflichten zu folgerechter Entwicklung eines Stoffes oder Thema's; ſtatt Begebenheiten, Thatſachen, Ereigniſſe zu erzählen, zog er vor, ſie vorauszuſetzen und neben ihnen einherzugalloppiren. Er nannte ſeine Romane Biographien; aber auch dieſen Namen tragen ſie nicht mit Recht, denn er verwirrte jeden Lebensfaden eines Helden zu einem zehnfach verſchlungenen Knäul: ſeine Biographien ſind eben nur biographiſche Beluſtigungen unter der Hirnſchaale ſeiner Rieſin Phantaſie. Bei all der Kreuzung eines Hin und Her iſt aber doch ihre Maſchinerie ſehr monoton, die Geſtalten, die Situationen immer dieſelben. Auch war Jean Paul der Meinung, jeder Dichter habe eigentlich nur zweierlei Charaktere zu ſchildern, die zwei polartigen äußerſten Endpunkte ſeines Ichs, ſeinen Engel und ſeinen Teufel. Die wirkliche Menſchenwelt liegt aber mit ihrer Axe mitten inne zwiſchen Himmel und Hölle. So hat auch faſt jeder Jeanpaulſche Idealiſt ſeinen Schatten, von ihm abgelöſt, als ein Zerrbild ſeiner ſelber zur Seite; die ganze Welt ſeiner Schilderungen ſchwankt zwiſchen den Extremen, zwiſchen Sternenſchimmer und jenem dunklen feuchten Erdenſtaub, vom geſunden Menſchenverſtande Koth genannt. — Der Held im Hesperus, Victor, iſt der Guſtav aus der Unſichtbaren Loge; was da der Herrnhuter, iſt hier Emanuel. Dieſer mondſcheinartige Bramine aus Indien hat Alle, die er geliebt, begraben und glaubt an ſein Scheiden über's Jahr in der Johannisnacht. Selig in ſeinem gebrechlichen Körper, lebt er nur von Pflanzen und Blumenduft; er glaubt heilig an Gott und Unſterblichkeit, aber das dieſſeitige Leben hält er für einen Fehler in der Schöpfung. Klotilde im Hesperus iſt ganz ätheriſche Hofdame, doch ohne hyſteriſche Launen, ohne nervöſe Vapeurs, Tugend und feinen Ton verſchmelzend. Victor liebt ſie, aber ohne Eroberungsluſt, ohne Geſtändniß, mit dem Weben und Schweben ſeiner Empfindung ſtill begnügt und hintaumelnd im ſeligen Verdämmern ſeiner beſten Kraft. Das Vorurtheil der Standesunterſchiede — von Goethe im Wilhelm Meiſter glorreich überflügelt, glänzend überwunden — legt hier den alten bleiernen Bann auf die Liebenden. Der Blumenduftprieſter aus Indien giebt Victor den Rath: Liebe für die zweite Welt, mein Sohn, die arme kleine dunkle dumpfe Erde iſt nicht für Liebe geeignet! In ſolcher falſchen Transſcendenz liegt Entnervung, Entmannung, Schwindſucht, aller Goetheſchen Poeſie gegenüber, die uns hienieden die Tiefe und die Fülle des Daſeins erſchließt, auch aller Schilleriſchen Dichtung gegenüber, welche die Menſchenwelt für den Schauplatz zur Verwirklichung der höchſten Ideale hält, und ebenſo aller Philoſophie gegenüber, welche das Abſolute nicht hinter der Erſcheinung, ſondern in ihr ſucht.

Auch „Siebenkäs“ fällt in das Jahr 1795. Dieſe Schilderung des Armenadvocaten, ſeiner Noth im Haushalt und ſeiner Schriftſtellermiſèren entzückte die Deutſchen, als wenn ſie in dieſem Spiegelbilde ſich getroffen fühlten. Die

Begnüglichkeit des engen Kleinlebens, dieſer ſchamhafte Himmel mitten im Elend der Armſeligkeit, giebt der geſchäftigen Lenette eine reizende Atmoſphäre, die Sabbathsſtille vergnüglicher Seelen, den Athemzug eines geweihten Daſeins, während Siebenkäs ſelber gleichſam Lachen und Weinen in Einem Sack hat. Dieſe Eheſtandsgeſchichte ohne Liebesepoche giebt den ganzen Jammer eines unglücklichen Paares im Wechſel zwiſchen Humor und Verzweiflung. In dieſer Polterkammer des hungernden Elends, im Contraſt dieſer thränenreichen und doch jederzeit zur tollen Luſtigkeit aufgelegten Armuth, iſt Malerei von Teniers' Pinſel und mit Rembrandts Beleuchtung. Aber es iſt nur ein Bild, ein Bild ohne Geneſis, ein Situationsgemälde ohne Entwickelung und ohne richtige Perſpective. Der Kant'ſche Pflichtbegriff, der unſern Schiller hob und beflügelte, erlebt in Jean Paul eine Verſpottung, die zu jener Schwebereligion „ſchöner Seelen", führt, welche die moraliſche Weltordnung auflöſt. Auch der Humor hat ſein Sitten- und ſein Schönheitsgeſetz, ſonſt wird er ein Selbſtmörder und erhängt ſich, als Fratze ſeiner ſelber, am Nagel des Aberwitzes. Siebenkäs fingirt das Gaukelwerk ſeines Todes, um Lenetten und ſich frei zu machen. Unter neuem Namen kann er Natalien lieben und ein friſches Leben beginnen; Lenette aber heirathet den Schulrath Stiefel, den alten bockbeinigen Hausfreund, und beweint ihren verrückten Firmian getreu an deſſen vermeintlichem Grabe.

Im „Campanerthal" und in der „Selina" ſucht Jean Paul in einem Labyrinth von Beweiſen und Widerſprüchen nachzuweiſen, daß der reine Glanz der Kinderſtimmung, des einzigen, aber verlornen Paradieſes hienieden, im Lande Jenſeits als ewige Jugend wiederkehre. Die Rede des todten Chriſtus, daß kein Gott ſei, iſt viel gefeiert als ein Glanzſtück phantaſiereicher Hypotheſen. Das Thema der Unſterblichkeit der Seele war für Jean Paul ſein ganzes Leben hindurch ein ſtehendes. Seine Phantaſie nimmt nur keine Vernunft an und ſeine Vernunft, der das Licht des einfachen Verſtandes fehlt, gefällt ſich in gebrochenen Regenbogenfarben und in den Dämmerlichtern einer Milchſtraße von Unendlichkeiten. Wir glauben ſeitdem nicht blos an eine Unſterblichkeit der Seele, ſondern ſogar an eine Ewigkeit des Geiſtes. Und unſere Beweiſe dafür ſind mathematiſche, wenn auch apagogiſche; denn wir folgern, da Nichts untergeht, auch von der Materie nicht, ſondern ſich Alles wandelt: wie kann da der Geiſt untergehen, der doch auch eine Thatſache iſt? Wir beginnen die Ewigkeit des Geiſtes freilich nicht erſt im ungewiſſen Lande Jenſeits, ſondern bereits hienieden. Die Ewigkeit iſt eine Kette von Momenten und in jedem Erdenmoment beginnt ſie ſchon.

An die Unſichtbare Loge reiht ſich der Entſtehung nach Wuz, an den Hesperus Fixlein, an das Campanerthal der Jubelſenior, dieſe Perlen deutſcher Dichtung in der Idylle. Wie Vater Fibel, der Welt entzogen und ganz verſchollen, in der Einſamkeit nur im Umgang mit Gott und mit Thieren lebt, weil nur Gott und Thiere, ſagt er, gut ſind, nicht aber die Menſchen, — ſo begeht der Jubelſenior, als Gegen- und Seitenſtück mit ſeiner Feier des ätheriſch verklärten Greiſenalters im Schooß ſeiner Familie und Gemeinde, ſeinen hohen Ehrentag mit ſeiner Jubelpredigt und mit der Einſegnung des fünfzigjährigen Paares durch den Sohn. Rechnen wir unter Aufſätzen dazu: Ueber das Immergrün unſerer Gefühle, die Neujahrsnacht eines Unglücklichen, die Apologie der Charlotte Corday; unter Humoresken: die Belagerung der Feſtung Ziebingen und die Doppelheerſchau in Großlauſau und Kauzen, ſowie des Luftſchiffers Gianozzo Seebuch, in welchem Jean Paul den Luftflug ſeiner eigenen Poeſie beſpiegelt: — ſo geſtehen wir zugleich ein, daß nicht ſeine größeren Werke als Ganzheiten, vielmehr nur Epiſoden darin und dieſe Klein- und Einzelbilder die wirklichen und ächten Diamanten in Jean Pauls Dichterkrone ſind. Sein Krähwinkel mit Dorfidyllen wechſelt nur die Namen, heißt bald Flachſenſingen, Hukelum, Kuhſchnappel, wie er ſelbſt in Wuz, Fixlein, Siebenkäs ſich giebt und Derſelbe iſt.

Erſt nach dieſen Arbeiten lieferte er ſein Hauptwerk, den „Titan“, innerhalb von fünf Jahren (1797—1802). Der Held, früher Guſtav und Victor, heißt diesmal Albano; Schoppe im Siebenkäs, halb verrückt, heißt Leibgeber. Die entſchiedene Kehrſeite des Idealismus iſt jedoch in dem blaſirten Cyniker Roquairol gegeben, der, ein Tieckſcher William Lovell in der Ausſchweifung der Sinnlichkeit, ſich erſchießen will, aber ſich nur am Ohrläppchen verletzt und über alle ätheriſchen Seelen die Geißel ſchwingt. Aus Beaten und Klotilden iſt eine Liane geworden, dieſelbe Eſſenz, aber zum Superlativ geſteigert. Liane iſt ſo nervenzart, daß ſie zweimal bei heftigen Gemüthsbewegungen erblindet. Sie theilt auch den Jeanpaulſchen Geiſterwahn, daß ſie zu gut ſei für dieſe Erde, nur für ein Jenſeits beſtimmt ſein könne. Dieſer Wahn beſtätigt ſich in der harten Thatſache, daß ſie auf des Vaters Geheiß feierlich vor dem Altar ihre Liebe zu Albano abſchwören muß. Darauf ſiecht und ſtirbt ſie hin; ihr Motto iſt: Je ne suis qu'un songe. Albano wird dann von dem Gefühlsſtrudel der Titanide Linda erfaßt. Aber dieſe iſt zu ſehr Mannweib; ſie will ihn unterjochen mit ihrer Liebe, ihm keine Luft laſſen, ihm nicht die Freiheit geſtatten, als Mann auch der Welt etwas zu ſein.

Zu Jean Pauls Linda iſt Charlotte v. Kalb das Urbild: er ſelbſt nannte dieſe Frau ſeine Titanide. Sie hatte nach dem Bruch mit Schiller für ihre „Schwebereligion“, um dies Wort Bettina's zu gebrauchen, in Jean Paul ihr entſprechenderes Idol gefunden. Sie lud ihn ein, nach Weimar zu kommen, indem ſie ihm ſchrieb: „Sie ſind ein tiefer Forſcher, ein ferner Seher in Zeit und Zukunft, ein Phänomen dieſer Zeit, die Sie bedarf. Krieg und Kampf iſt überall, oder ödes, todtes, kaltes Nichts, ſchaale Form, kein Inhalt. In Ihnen aber erſcheint uns ein Geiſt mit Herz und Seele, der Tauſende aus ihrem Todtenſchlummer wecken könnte. Unſere Erwartungen ſind nicht zu kühn.“ Er ſelbſt ſchrieb (1797) an ſeinen Freund Friedrich v. Oertel: „Die Welle, die mein geworfener Dintentropfen macht, dehnt ſich immer mehr aus, beſonders in den höhern Claſſen.“ Der Poet der deutſchen Hütte, der deutſchen Schulmeiſterſtube und des deutſchen Winkelelends erhielt plötzlich Zutritt zum Boudoir ſublimer Frauen; er ergänzte damit ſeine Sphäre, Hütte und Palaſt wurden die Pole ſeiner Schilderungen. In den Titan fallen die Erlebniſſe von fünf Jahren, die ihm ſein Aufenthalt in Weimar, Berlin und Hildburghauſen brachte. Es eröffnet ſich damit die Galerie der Frauen in Jean Pauls Leben und Dichten. Die Geſtalten ſind jedoch nur ſcheinbar verſchiedene; die Fluth, in die ſie mit ihm tauchen, iſt immer dieſelbe. Im Aether der Empfindung verduftet ihnen das reale Leben; das Gebot der Sinne iſt ungültig, aber auch alle Berechtigung der gegenſtändlich vorhandenen und moraliſch in ſichern Formen anerkannten Welt. Der Verduftungsproceß dieſer Schönſeligkeit ſteigt bis zur magnetiſchen Hellſeherei und bis zur gläubigen Vertröſtung auf ein Wiederſehen Jenſeits, wo körperloſe Seelen ſich angehören dürfen ohne Geſetz, Feſſel und Schranke.

Schon als Leipziger Student ſoll Hans Paul einen nervöſen Reiz für des Kupferſtechers Bauſe Töchterlein empfunden haben, aber ſie ſtarb hin in der Blüthe der Jahre. Er war bei ſeinem Liebesbedürfniß im Stande, ſich eine Geliebte zu fingiren, ähnlich wie Klopſtock ehedem eine zukünftige Geliebte beſang. Drei wirkliche Karolinen treten dann abwechſelnd mit Zwiſchengeſtalten in den Kreis ſeines Lebens und Empfindens. Die Erſte dieſer Drei gehört der Periode in Hof an, wo er nach ſeinem heimlichen Weggang von Leipzig mit der betagten Mutter kümmerlich lebte. Es war ein harmloſes Mädchen, das wenig von ihm verſtand, nicht begriff, was es heißen wolle, für die Liebe eines großen, weiten Dichterherzens das Geſäß zu ſein. Er äußerte brieflich, ihre idylliſche Traumſeele werde keinen Boden auf Erden finden! In Jean Pauls Munde ein ſeltſamer Vorwurf! — Nachdem er ihre Empfindung aufgewiegelt, mußte er ſie ſchließlich herabſtimmen, ihr Frieden predigen. Erſt Weimar und die dortigen Frauen ſollten ihn (ſeit 1796), wie er ſelbſt ſagt, zum „Titan“ erziehen, zumal Charlotte v. Kalb, das ſtarkgeiſtige, ſchamanenhaft empfindende Weib. Jean Paul ſagte von ihr: „Sie hat zwei große Dinge, große Augen, wie ich keine noch ſah, und eine große Seele.“ Er ſchrieb an Chriſtian Otto, wenn ſie die faſt ganz zugeſunkenen Augenlieder himmliſch in die Höhe ſchlage, ſo ſei es ihm als wenn Wolken den Mond wechſelnd verhüllten und entblößten. Hier war Grund, hier war Anker zu faſſen für Jean Paul. Jeder Beſuch bei ihr iſt ihm „eine Himmelfahrt“, denn: ſie iſt ihm die Natur, das Univerſum, und er „giebt ihrem Herzen Alles, was der große Geiſt in ihm erſchafft.“ Seitdem ſie ihn kenne, ſchrieb ſie, habe die Ephemere eine Pforte der Ewigkeit gefunden. Das Seelenbündniß war geſchloſſen und hielt, — nicht für eine Ewigkeit — doch für einige Jahre vor. Nach Hof zurückgekehrt, gelobte er ihr, an ihrem Geburtstage auf den Bergesgipfel zu ſteigen; das ſolle ſie auch thun, in die ſinkende Sonne mit ihm blicken und beten, auf daß ſich die Wolke des Schickſals zerſtreue, die ſich vor ihr Glück dränge. Die Wolke des Schickſals war Charlottens Ehe mit Herrn v. Kalb. In Schiller widerſetzte ſich der Mann, der Cato, gegen die Lüge der doppelzüngigen Illuſion und gegen die weichliche Entſchließungsloſigkeit, ein verhaßtes Band zu zerreißen. Frau v. Kalb ſchrieb an Jean Paul: „Du haſt den Gifttropfen einer ewigen Sehnſucht in meine weiche Seele geworfen.“ Im Auguſt 1798 war er wieder in Weimar. Schon von Leipzig aus ſchrieb er ihr auf der Hinreiſe: „Ich ſehe eine himmelblaue Zukunft vor mir und einen Engel, deſſen Flügel mich tragen.“ Sie ſchien, Jean Paul gegenüber, entſchloſſen, das feſſelnde Band zu löſen, um ganz ihm angehören zu können. Plötzlich aber „mochte“ er nicht. Das geſchraubte Verhältniß löſte ſich dann auf; es erfolgte jedoch ihrerſeits kein Zornausbruch wie bei der Trennung von Schiller. Charlotte bat (noch 1798) um Jean Pauls dauernde Freundſchaft; ſie ſchrieb ihm: „Von einem mächtigen Geiſte vernichtet zu werden, iſt viel erhabener als die höchſte Ehre, Genuß und Fülle, ſo die Welt geben kann. O nimm mich auf, damit ich ſterben kann, denn ich kann entfernt von Dir nicht leben und nicht ſterben! Laß mich nur in Deiner Nähe, daß ich Dein Antlitz ſchaue! Laß mir den Schmerz, laß mir die Thränen um Dich!“ — Seine Briefe hat ſie, wie die Schillerſchen, verbrannt. Es giebt aber der Zeugniſſe von anderer Seite genug, um den Jeanpaulſchen Frauencultus in jener brieflichen Freundſchaftsperiode als eine krankhafte Schwelgerei der Empfindungen zu bezeichnen. Die Anräucherungen waren oft gegenſeitig. Jean Paul ſelber ſchreibt an Frau v. Krüdener: „Briefe ſind Silhouetten der Seele; ich bitte Sie gleich ſtark um einen Brief und um eine Locke. Dieſe würde ich nicht, wie der Berenice ihre, in den Himmel verſetzen, denn ſie iſt mir einer.“ Das Geſchwaſel der Helmine v. Klencke, ſpäteren Chezy, erging ſich alſo: „Ich ſtelle Sie mit nichts in Vergleich als mit der Schönheitsfülle der himmliſchen Natur, in der man — wie in Ihren Werken — vor dem überſtrömenden Genuß ihrer Reize tauſende überſieht, die man erſt beim zweiten, beim tauſendſten Ueberblick genießt, und die man ewig neu findet, und der man ſo wenig ſchmeicheln kann wie Ihnen, da man es nie ausdrücken kann" u. ſ. w. Das Zeitalter von heute iſt Gott ſei Dank! einfacher geworden, freilich auch nüchterner.

Frau Emilie v. Berlepſch, früh verwittwet, 38 Jahre alt, um 4 Jahre älter als Jean Paul, erlebte mit ihm 1797 eine Begegnung in Leipzig, wohin der Dichter, nach dem Tode der Mutter, von Hof auf einige Zeit übergeſiedelt. Sie war eine noch geſchloſſene, noch nie im Leben verſtandene Frauenſeele. Jean Paul löſte ihr die Zunge, befreite ihr ſtreng zuſammengehaltenes Herz. Darauf erfolgte ein Erguß an ihn. Er ſeinerſeits ließ ſich blos lieben, ließ ſich die Anbetung gefallen, auch in ihren Folgen; er hatte ſie zur Steigerung ſeiner Stimmungen nöthig, weil Alles bei ihm geflügelter Schwung war. Er hat über ſein Verhältniß zu Emilie v. Berlepſch ein ſehr offenes, faſt nüchternes und ſchreckhaftes Geſtändniß gemacht; er ſchrieb: „Ihre Seele hing an meiner heißer als ich an ihrer. Sie bekam über einige meiner Erklärungen Blutſpeien, Ohnmachten, fürchterliche Zuſtände; ich erlebte Scenen, die noch keine Feder gemalt. Einmal, an einem Morgen (13. Jänner), unter dem Machen einer Satyre von Leibgeber, ging mein Inneres auseinander; ich kam

Abends und ſagte ihr die Ehe zu. Sie will thun was ich will, will mir das Landgut kaufen wo ich will, am Neckar, am Rhein, in der Schweiz, im Voigtland. So lieben und achten wird mich Keine mehr wie Dieſe; und doch iſt mein Schickſal noch nicht entſchieden von — mir.“ Er ging (1798) mit ihr nach Dresden und fand ſie in Weimar wieder. Als er ſich von ihr loswand, zuckte ſie ſchmerzlich zuſammen und ſchleuderte ihm das treffende, ſtrafende Wort zu: „Das Schickſal laſſe die Sonne in Ihre Fingalshöhle ſcheinen und beſſere Oſſianiſche Träume auf Ihrem Boden wachſen!“ Sie hat ſich ſpäter bekehrt, erholt und beruhigt: ſie heirathete einen Landwirth in Mecklenburg. Gründliche Heilung!

Eine Joſephine v. Sydow, Franzöſin von Geburt, folgt in der Reihe edler Frauen, die Jean Paul geliebt. — Für ſeraphiſche Seelen läuft Bewunderung und Liebe in einander. Geronnene Milch iſt aber keine Milch mehr, und doch lange noch nicht Käſe. Für den Dichter war Joſephine ein leicht verrauſchend Bild. Und doch hatte ſeine Schwärmerei auch im Fluge Inbrunſt; er ſchrieb ihr: „O meine Joſephine, meine Schweſter, ich werde Dein Bruder ſein — nicht blos reiner, ſondern auch länger als Andere wollen wir uns lieben.“ Dies Immergrün und Jelängerjelieber hielt aber nicht vor; noch während die espritvolle Franzöſin ihn reizte, knüpfte ſich für ſein Herz ſchon ein anderes, tiefer greifendes Bündniß an. Es war ein kurzer, aber ſehr lebhafter Liebestraum; nicht blos Gott Amor ließ ſein Feuer dabei lodern, auch Hymen war ſchon bereit, die Fackel anzuzünden. Und zwar für eine zweite Karoline. Karoline v. Feuchtersleben war Hofdame in Hildburghauſen. Jean Paul ſchrieb 1799 von ihr: „Das edelſte weibliche Weſen, mit dem ich meine vorigen Spielkameradinnen der Liebe gar nicht vergleichen darf, wird im künftigen Jahre mein, wenn die verneinenden Verwandten bejahen.“ Sie hatte den Dichter ebenfalls als ſolchen vergöttert, bevor ſie perſönlich ſeine Bekanntſchaft machte. Sie fühlte dann für den Menſchen eben ſo warm, edel, zart und gut. Sie hatte, nachdem ihr Entſchluß gereift war, ſogar den Muth, zuerſt das Wort zu ſprechen: Willſt Du mein ſein? Dann aber, nachdem ſein Ja geſprochen, quälte ſich ihr Zartgefühl, ihre mädchenhafte Scheu bei dem Gedanken, er habe ſich vielleicht nur aus Mitleid entſchloſſen, ihr die Hand zu reichen. So hoch hielt ſie den Dichter in ihm, daß ſie meinte ein ſolcher könne ſich nur herablaſſen, ein ſterblich Weſen zu lieben. „Dein Bild geht mit mir wie der Regenbogen“, hat ſie ihm geſagt, „Seele, habe Dank, Du haſt mich erzogen, veredelt, beglückt, und wohl mir, wenn ich Dir lohnen kann.“ — „Du Treuer, deſſen Hand mich durchs Leben führen will, wenn ich an Deinem Herzen ausruhen und mich ausweinen werde, und wenn ich unausſprechlich glücklich bin und nicht ſprechen kann zu Dir, weil ich Dich zu ſehr liebe, dann ſage Du ſelbſt: das Alles gab ich ihr, und dann belohne Dich Dein eignes Gefühl, wenn ich es nicht kann.“ Karoline v. Feuchtersleben war entſchloſſen, die Hinderniſſe, die ihr der Wahn der Standesunterſchiede auferbaute, mit Gewalt hinwegzuräumen. Die Mutter willigte nur widerſtrebend ein; ein

Oheim wandte ſich von dem Mädchen ab. Die Verwandten ſtellten Bedingungen, die der Dichter Feſſeln ſchalt. Trotzdem ward eine, zur Verlobung angeſetzte Zuſammenkunft anberaumt. Unter Herders wohlmeinender Einwirkung löſte ſich aber das Verhältniß; der Verzicht war beiderſeits ſchmerzlich, für Karolinen beſtimmend auf das ganze Leben. Später, nach ſeiner Verlobung mit Karoline Meyer in Berlin, war Jean Paul ſo harm- und tactlos, ihr ſeine Braut zuführen zu wollen. Karoline v. Feuchtersleben erwiederte ihm auf dieſe Zumuthung: „Ja, wenn Du eine Unglückliche ſehen willſt!“ Sie war in der That bereit dazu; ſie hatte ſich bekämpft und überwunden.

An allen dieſen Frauengeſtalten hat Jean Paul — naiv und verwegen zu gleicher Zeit — ſeine Studien zum Titan gemacht. Erſt ſpäter machte die Nemeſis ihre Rache an ihm geltend und forderte ein ſchmerzliches Todtenopfer. In den Titan ſchrieb und dichtete er alle die wechſelnden Geſtalten hinein, die er geliebt, um ſein Bedürfniß nach Liebe zu ſtillen, ſein lange vereinſamtes Herz zu füllen. Er liebte und lebte ſo planlos wie er ſchrieb. Ueber Alles was er erlebte, breitete er ſeine Morgen- und Abendröthe oder tauchte es in die Irisfarben ſeines ſchillernden Regenbogens, der ihm zwiſchen Erde und Himmel die einzige Brücke war. Der große Schwärmer war wie im Leben und im Verkehr mit Frauen, ſo auch im Dichten naiv genug, mitten in der Arbeit am Titan einem Freunde zu ſchreiben: er ſei „ſelber neugierig“, wen ſein Albano „eigentlich kriegen werde“, ob die Liane, die Linda oder ſonſt wen. — Der erſte Band des Titan erſchien 1800, „den vier Schweſtern auf dem Throne gewidmet“, den vier gebornen Prinzeſſinnen von Mecklenburg, der Königin Luiſe von Preußen, der Herzogin von Hildburghauſen, einer Fürſtin Taxis und der Prinzeſſin Solms, nachheriger Herzogin von Cumberland und Königin von Hannover. Die Königin Luiſe hatte er erſt in Berlin, die andern drei Schweſtern ſchon in Hildburghauſen kennen gelernt. Hildburghauſen gab ihm auch den Legationsrathstitel. Charlotte v. Kalb, damals noch für ihn flammend, rieth ihm ab, den für ihn ſinnloſen Titel anzunehmen. „Du ſollſt, ſchrie ſie ihm zu, den Namen Deines Gottes (Gott Apollo's?) nicht mißbrauchen“; ein irdiſcher Titel ſchmählere den Rang, den der Dichter als Gotterkorener habe! Jean Paul Friedrich Richter ließ ſich den Legationsrathstitel gefallen, nannte ſich aber meiſt nur abgekürzt und ſchelmiſch „Legaz“. Dem Jahre 1800 gehörte ſein Berliner Aufenthalt an. Hier ward, namentlich in den Kreiſen der Rahel Levin und der Henriette Herz, die nach einer nicht blos chriſtlichen, ſondern nach einer Allerweltsreligion dürſteten und einen Prieſter dazu brauchten, der Jeanpaulcultus bis ins Sublimſte getrieben. Im Schlafrock früh Morgens ſchon ward er von den Frauen fanatiſch beſtürmt; man trug vom Pudel Ponto Haare auf der Bruſt. Königin Luiſe führte ihn ſelbſteigen in Sansſouci umher. Der König knurrte; ihm wurden dieſe Huldigungen zuviel; er fragte unwirſch: Wenn das ſchon einem Romanſchreiber geſchieht, was ſoll man denn für einen wirklichen General übrig haben! Friedrich Wilhelm der Dritte hatte für Jean Paul allerdings nichts übrig. Der Dichter, auch der von purem Aether lebende, brauchte Geld; Papa Gleim in Halberſtadt hatte ihn ſchon bitten müſſen, über ſeine Caſſe zu verfügen. Jean Paul dachte, etwas Fixes, ſo etwas wie ein kleines Canonicat, würde in Berlin für ihn abfallen können, „damit er ſeinen Körper durch das ewige Silberausbrennen ſeines Geiſtes nicht vor der Zeit einäſchere." Es blieb aber, wie ſpäter auch bei Schiller, in Berlin bei prahleriſchen Verſprechungen. Als eine Präbende erledigt war, entſchied ſich der ehrſame Monarch für den Romanſchreiber Lafontaine ſtatt für den Romanſchreiber Jean Paul. Erſt ſeit 1809 bezog der Dichter vom Fürſten Primas ein Jahrgehalt von 1000 fl., welches Baiern ſeit 1815 ehrenhaft genug war fortzubezahlen.

Berlin aber lieferte ihm den höchſten, den beſten und dauerhafteſten Schatz ſeines Lebens. Die dritte Karoline, die ihn geliebt, ward ſein Weib. Es war endlich ein Weib, das ihn anzog, reizte und feſſelte, keine amazonenhafte Heroine, keine ſchamanenhafte Schwärmerin, keine Titanide mit ſtarkem Flügelſchlag und erbärmlich ſchwachen Nerven, ſondern ein wahrhaft liebendes, treu ſorgendes, pflichtergebenes Weſen, das dem Menſchen angehörte, obſchon ſie zum Dichter in ihm andächtig aufblickte. Alle die früheren Frauen hatten ihn mehr mit der Phantaſie, als mit dem Herzen geliebt, und er kannte, auch wohl in Folge eigner ſorgloſer und fahrloſer Verſchuldung, genugſam die Dornen an jenen Pracht- und Fackeldiſteln, die das Zeitalter geniale Weiber nannte.

— Karoline Meyer, die 1800 Jean Pauls Braut, im nächſten Jahre ſeine Gattin wurde, war die Tochter eines Tribunalrathes in Berlin. Mit Verhimmelung über den Dichter begann auch ihr Verhältniß, aber es endete oder es vertiefte und verwerthete ſich mit den Aufgaben der Gattin und der Mutter. Etwas Treibhauspflanzencultur ſteckte vielleicht im Berliner Mädchen; ſie trieb Aſtronomie und Botanik, konnte in dieſen Fächern gar wohl Jean Pauls Secretär ſein, bis die Haushaltungskunſt ihr beſtes Fach zu werden ſchien. Man hat nicht glühendheiße, aber warme, liebenswürdige, tief innerliche und doch geſunde Briefe von der Braut Jean Pauls. Aecht mädchenhaft fühlt ſie ſich arm dem Dichter gegenüber; er werde wenig an ihr haben, aber da ſie ihn ſo unausſprechlich liebe, ſo glaube ſie ſelbſt, daß ſie gut ſei, denn Er und das Gute ſeien Eins; das Gefühl der Wichtigkeit ihrer Beſtimmung, ihm anzugehören und ſein Weib zu werden, ſtimmt ſie ernſt und feierlich.

Jean Paul war faſt 38 Jahre alt, als er dieſe dritte Karoline heimführte. Er ging mit ihr zuerſt an die kleinen Höfe von Meiningen, Koburg und Hildburghauſen, wo ſeine Vergötterungscomités ihren feſten Sitz hatten, wo ihm jedoch das fränkiſche Bier, das er ſich nachſenden ließ, zu theuer kam, bis er ſich, zum Theil um dieſem weſentlichen Umſtand abzuhelfen, 1804 dauernd in Baireuth niederließ. — Mit ſeinem feſten Bündniß datirt für den Dichter und für den Menſchen in ihm eine neue Epoche, die Epoche des humoriſtiſchen Realismus. Auch in ſeiner äußern Erſcheinung ging mit ſeiner Perſon eine Veränderung vor. Sein Biograph ſchreibt: „Bisher hager, bleich und die Unruhe ſeiner Seele in einem haſtigen Wort, in dem ſuchenden Auge und der unſtäten Bewegung ausdrückend, von einem Fleck zum andern eilend, nirgends mit einem feſten Entſchluß und dem Gefühl des Bleibens, ſelbſt im Geſpräch nirgends verharrend, wölbte ſich plötzlich ſeine ganze Geſtalt, es füllte und bräunte ſich plötzlich ſein Geſicht, er bekam ein äußerſt robuſtes Anſehen, und man konnte ihn von da an bis zu ſeinem Ende dick nennen, auf eine Weiſe, daß ſeine früheren Freunde ihn kaum wiederzuerkennen vermochten.“ Seine Arbeitſamkeit als Schriftſteller blieb eine ungeheure, ſein Einſammeln und Ausgeben von Gedanken und Empfindungen ein unendliches. Mit dem Wachsthum der Jahre wünſchte er ſich nur das Wachsthum der Weinfäſſer; „mit dem Heidelberger, ſagte er, wollte ich Jeden überleben und überſchreiben.“ Als er den Hesperus ſchrieb, ſtand eine Flaſche Burgunder neben ſeinem Tintenfaß. Das Baireuther Bier blieb leiblich ſein beſter caſtaliſcher Quell und die „Rollwenzlin“, die gute Wirthin am Kulm bei Baireuth, hat es ihm im Gartenhauſe, wo er ſchrieb, 20 Jahre lang kredenzt. Er ſchrieb trinkend und trank ſchreibend, während ſeine Seele ſich im Duft der Roſenblätter berauſchte oder in roſige Wolkenſäume ſich verlor. Die Baireuther Epoche war die Zeit ſeines Glücks. Ueber ſeine Frau ſchrieb er an Emanuel am Tage der Geburt ſeines erſten Töchterchens: „Ich bin weit über meinen Werth hinaus ſelig, und habe nichts als Demuth und die Thräne dazu. Seh' ich rund umher dies ungleich ausgetheilte Leben an und das Schickſal der Beſten und vergleiche: ſo ſchwelge ich noch tiefer und weine die Freudenthränen nur gebückt. Aber ſie verdient alles, was ich geſchenkt bekomme von Gott; und daher ſag' ich ihr immer, daß ich mich recht ſehr auf ſie verließ, Gottes wegen." — „Wie ein Engel, zerſchmolzen in Schmerzen und wieder in Liebe und Wonne, ſo liegt ſie da und iſt mit allem zufrieden."

An der Gattin Seite, in der vollen Manneskraft und im geſättigten Glück des Familienſchooßes ſchrieb Jean Paul (1802—4) ſeine „Flegeljahre", das kräftigſte, mächtigſte und ſchlagendſte ſeiner Werke. Groß und genial iſt das Thema dieſes komiſchen Romans, wirkungsvoll der Entwurf zum Plan und der Anlauf dazu; entſpräche dem die Durchführung der Idee, wir hätten damit in der Litteratur des Komus ein tiefſinniges Werk dem ſpaniſchen Quichote an die Seite zu ſetzen. Ein Kabinetſtück des Humors iſt die Teſtamentseröffnung. Ein Sonderling hat, um habſüchtige Erbanſprecher zu närren, ſeinen letzten Willen dahin beſtimmt, daß nur wer ſichtlich und vor Zeugen über den Geſtorbenen weinen kann, zum Erbantheil berechtigt ſei. Die Sippſchaft der Krähwinkler ſitzt nun in corpore und preßt und drückt krampfhaft auf die Thränendrüſen. Schon glaubt der Nachmittagsprediger zu triumphiren, bis Candidat Gottwalt Harniſch Univerſalerbe wird. Zu den einzelnen Meiſterſtücken deutſcher Poeſie gehören auch Gottwalts und ſeines Bruders Schulſtubenerinnerungen mit der ganzen Seligkeit gläubiger Kinderſeelen. Menſchen von beſchränktem Geiſt, aber überwallend liebevollem Herzen und einer Phantaſie, die freilich immer ſich ſelber ſpornt bis ſie wild geworden durchgeht: ſind Jean Pauls Lieblingsfiguren. Der Titel des Romans iſt eben ſo geſucht und ſchief wie ehedem Grönländiſche Proceſſe, Mumien, Teufelspapiere, Hundspoſttage. Das Werk könnte am paſſendſten „Zwillinge“ heißen, denn die Parallele zwiſchen Walt und Vult iſt der Kern in der Charakterzeichnung. Der Candidat der Rechte und der weggelaufene Flötenbläſer ſind von Jean Pauls eigenem Weſen die perſönlich gewordenen Hälften, die mit einander ſtreiten, und ſich doch unergründlich lieben, ſich nothwendig ſind und ſich ergänzen. Walt macht Streckverſe, Vult hat die Grönländiſchen Proceſſe geſchrieben und macht Satyren. Beide wollen zuſammen ein Buch ſchreiben, in welchem der Eine weint, der Andere lacht, Jener den Evangeliſten darſtellt und Dieſer den Vierfüßer dazu. In der Reſidenz Haslau kündigen ſie ein Concert an, zu welchem ſich Vult, um anzulocken, als Flötenbläſer blind ſtellt. Walt aber war in der Kindheit wirklich blind geweſen und hatte von einem weiblichen Weſen einen Blumenſtrauß erhalten, deſſen Duft ſein Leben und ſeine Seele durchzieht. Dies Weſen, das er jetzt ſieht und ſehend liebt, dem Kalender nach hoch genug betagt, iſt die Tochter des Grafen Klothen, der ihn als Canaille behandelt. Immer daſſelbe Thema der für Jean Paul unüberſteiglichen Schranken der Ständeunterſchiede, und immer wieder die Feier der Blindheit, als wenn er ſelber, was in ſeinen letzten Lebenstagen wirklich geſchah, Homers Schickſal theilen ſollte! In all dieſen Scenen ſind

Charaktere und Stoff bereits erſchöpft. Dem Geiſt des Werks fehlt der Leib, um ſich auszuleben, dem Plan die Ausführung. Dem Univerſalerben Walt ſind zum Antritt des Erbes Bedingungen geſtellt, die ihn nöthigen mit den Miterben darum zu kämpfen. Gottwalt Harniſch hat aber gar nicht Harniſch genug, ſeine neun Arbeiten zu leiſten. Walt iſt ein Herkules, der ſeine Heldenthaten ſchuldig bleibt, wie ſein Dichter für die Idee den Stoff, für den Gedanken das Material. Es iſt geiſtvoll ironiſch genug erdacht, daß die mangelhafte Löſung der an Walt geſtellten Aufgaben ihm jedesmal ein Stück des Erbes koſtet; wehmüthig lauert im Hintergrunde des unvollendeten Werks die ironiſche Ahnung, daß Liſt und Habſucht ſchließlich triumphiren werden, die junge Dichterſeele des Candidaten, die aus dem dörflichen Frieden gezwungen wird in die Welt zu treten und mit Menſchen zu kämpfen, ſich Stück auf Stück um ſein großes Erbe bringt, um wie der Poet bei Schillers Vertheilung der Welt leer auszugehen. Vielleicht iſt es kaum ein Unglück, daß das große Werk unvollendet blieb, denn es würde mit Nichts enden, nachdem es ſo reich und voll, ſo groß und erſchütternd komiſch begonnen. Auch von Vult, dem Vagabunden, dem Gegenfüßler Walts, gab der Dichter weniger die Abenteuer eines abenteuerreichen Lebens, als vielmehr nur die Stimmungen dazu. Schnörkelhafte Arabesken und Randgloſſen, auch wenn ſie von Geiſt ſtrotzen, erſetzen aber nicht das fehlende Gemälde. Statt Vults Leben und Thaten zu einem neuen Anlauf aufzunehmen, ſchrieb Jean Paul ſpäter (1807 und 8) „Katzenbergers

Badereiſe.“ Dies körnige Buch giebt das Aeußerſte von der barocken Kehrſeite ſeines Idealismus. Doctor Katzenberger iſt der cyniſche Kauz, der im Menſchen nur das Thier ſieht und, ohne ſchlüpfrig zu ſein, keine Bloslegung des nackten Sachgehalts ſcheut, alle flache Bildung und Zimpferlichkeit zur Verzweiflung treibt und in die Flucht jagt. Auf Frauen wirkt der verrenkte und verkrüppelte Humoriſt Katzenberger abſtoßend.

Ein Jahr zuvor (1806) erſchien die „Levana.“ Die römiſche Göttin dieſes Namens nimmt neugeborne Kinder in Schutz beim Aufheben der Väter von der Erde (levare) So nimmt ſich dies Buch mit Rouſſeau's liebvollem Naturgeiſt, mit Fichte's hohem Ernſt und mit den Ergebniſſen ſeit Baſedow und Peſtalozzi der verwahrloſten Kinder an nach Leib und Seele. Die junge Seele, ſagt er, ſei vor allem für Religion empfänglich. Aber die Lehre müſſe wie eine That in das Kindergemüth eingreifen. Wenn das Große in die Natur hineintritt, ſagt Jean Paul, der Sturm, der Donner, der geſtirnte Himmel, der Tod: dann ſprechet vor dem Kinde das Wort Gott aus! Nicht aber um düſter zu ſchrecken, ſondern um zuverſichtlich aufzurichten und groß zu ſtimmen. Heiterkeit der Seele forderte er zu allen großen Gefühlen. Und was froh und ſelig mache, ſei vor allem Thätigkeit und eigne Erfindung, die verſuchsweiſe die Kraft prüft. Hier greift ſeine Lehre da ein, wo Friedrich Fröbel in unſerer Zeit weiterarbeitete. Jean Paul warnt die Erzieher, am Ge- und Verbieten Luſt zu haben; Anleitung zur Selbſtentwicklung iſt der beſte Unterricht. Strafet nicht ſpottend und zürnet nicht nach! rief er. Eure Uhr geht, wenn Ihr ſie aufgezogen, und Kinder wollt Ihr ewig aufziehen und laßt ſie nicht gehen! Er eiferte gegen die damalige Verhüllung, Verpuppung, Verweichlichung in Tracht und Geſinnung. Er drang auf Rouſſeau's Forderung an die Mütter, die beſten Erzieherinnen zu ſein; Frauen, ſagt Jean Paul, ſind geborene Geſchäftsleute. Unſere gelehrten Schulen betreffend, verlangte er, daß die römiſchen Schriftſteller Männer, nicht Knaben leſen.

Ein neues, ein thatfähiges Geſchlecht heranzuziehen, that dem deutſchen Vaterlande damals hochnoth. Und Jean Paul war der große Bußprediger in der Marterwoche Deutſchlands zur Zeit unſeres ſchlimmſten Wehs, unſerer traurigſten Zerfahrenheit und tiefſten Demüthigung. Als patriotiſcher Publiciſt hatte er mit ſein edelſtes und beſtes Wirken. Schiller, der Prophet, hatte ſein Wort geſprochen und war todt; Goethe wandte ſich ab vom Aufraffen des Volks in ſich ſelber; andere Sterne kreiſeten wie Kometen weit ab vom Centrum alles Lebens. Jean Paul ſtand am großen Gährbottich einer chaotiſchen Zeit und achtete auf deren Zeichen ſeit 1809, wo Oeſterreich erlag und ſein Tyrol vergeblich blutete. Ein frommer Wahrſager, Augur und Prieſter, betete er, wie Virgils Schiffer, an jeder Klippe, denn jede ſei geeignet, auf ihr, wo man ſcheitern kann, einen Altar zu errichten. — Der erſte Anlaß zu ſeiner publiciſtiſchen Thätigkeit war ein perſönlicher. Er hatte ſeine „Vorſchule zur Aeſthetik" dem Herzog von Gotha gewidmet, die philoſophiſche Facultät zu

Jena aber den Druck des Zueignungsſchreibens verboten. Darob empört, gab er 1805 ſein Freiheitsbüchlein, ſeinen Briefwechſel mit dem Herzog und ſeine Dissertatiuncula pro loco über die Preßfreiheit. Bücher, weil ſie der Ewigkeit angehören, ſagte er, können nicht von vergänglichen Menſchen verboten werden; oder, wenn Cenſoren ſein ſollten, ſo müßten es möglichſt viele ſein, nämlich das ganze Publicum. Schon 1808 ſagte er in ſeiner „Friedenspredigt", man könne der Wahrheit nur noch den Hof verbieten, nicht mehr Stadt und Land; hinter ſtummen Lippen knirſchen die Zähne! 1809 u. 10 gab er ſeine „Dämmerungen für Deutſchland." Er eiferte gegen Deutſchlands Unglauben an ſich ſelbſt, war ein Wecker der Zuverſicht, daß auf dem Reichskirchhofe deutſcher Nation ein Auferſtehungsfeſt werde gefeiert werden. Glücklicherweiſe hatte der deutſche Fürſt, der ihn zum „Legaz" gemacht, ihn nicht zugleich an ſeinen Hof gebannt, ihn vielmehr frei und ruhig bei dem ſchäumenden Bierkruge in Baireuth ſitzen laſſen. Das erhielt ſeine Geſinnung volksthümlich, obſchon freilich ſein Styl Manier wurde, das Volk mehr über das müßige Feuerwerk ſeiner Witze und das Rothwälſch ſeiner Gelahrtheit ſtaunte. Aber die Geiſtreichen verſtanden ihn, die ſich damals noch ſehr vornehm von der Empfindung der Maſſen fern hielten; ihnen war ſeine Vogelſchau und ſeine Symbolik in den Eingeweiden geſchlachteter Thiere begreiflich. 1810—12 gab er ſeine „Politiſchen Faſtenpredigten während Deutſchlands Marterwoche." Aus dem Chaos der Erniedrigung, ſchrieb er, werde eine neue Welt erſtehen. Die Schriftſteller der Zeit ſollten ablaſſen vom weinerlichen Ton, ein Held zeige wohl ſeine Narben, aber nur Bettler ihre Wunden. Der Sieg, rief er, kommt meiſt ungeahnt, aus tief verborgener Stille! Und wer ſiegte einſt über Rom, an deſſen Rieſencadaver eine ganze, daran gekettete Welt vermodern mußte? — Das Dörſchen Betlehem! — Auf den feigen Verrath preußiſcher Junker, auf die Uebergabe von Magdeburg, Küſtrin, Stettin ſchrieb er „die Belagerung der Reichsfeſte Ziebingen", gegen die Nachäffung Napoleons an Duodezhöfen „die Doppelheerſchau in Großlauſau und Kauzen." Eine Revue, ein Scheingefecht, wird hier zum wirklichen Scharmützel, jedes Heer erobert unverſehens des andern Staates Hauptſtadt und die Fürſten ſchicken nach Paris, um das Daſein ihrer Länder dem Herrn der Welt nachzuweiſen. Palm ward in Jean Pauls Nachbarſchaft ergriffen und erſchoſſen. Der ſatyriſche Patriot mußte ſich ſcheuen, Namen zu nennen, Thaten und Zuſtände zu ſchildern, ſich oft begnügen, weinenden Herzens und doch im Stillen mit jubelnder Seele über unſere Schmach und Niederlagen, über des Volkes Gottvertrauen und Hoffnungen zu phantaſieren, meiſt mit ſanfter Flöte, die ja überall in ſeinen Büchern eine Rolle ſpielt. Als Faſten- und Bußprediger tritt er, um das Palladium deutſcher Freiheit zu retten, oft ſo leiſe und ſchlau auf, als hätte ihm der vor Schmerz und Unglück wahnſinnige König Lear den Vorſchlag gemacht, die Pferde ſeiner Reiterei mit Filz zu beſchlagen, um ganz ohne Lärm die Feſtung des Feindes zu überrumpeln. Er ſprach das

Wort Napoleon nicht aus, aber er rief mit den Juden: Schlagt den Haman todt! Und das N. B. (Napoleon Bonaparte) ſagte er, ſei das NB. für Fürſten und Völker. Auf ſeiner Jagd nach Witzen und Wortſpielereien hetzt er freilich auch hier ſeine Gedanken zu Tode.

Oft aber iſt ſein Wort ſtark und groß. Seine Mahnreden „An die Fürſten“ ſind Luthers und Ulrich Huttens würdig. Nach dem Frieden lautete ſein Gebet: „Habe Dank, Dunkler, Großer, Liebender hinter den Sternen, daß ich es geſehen habe, wie Du die Welt erretteſt und die weiten alten Wunden der Völker ſchließeſt, und wie Du Heil vom Himmel niederſendeſt auf die ſündhafte blutige Erde!“ Auf dem Leipziger Schlachthügel knieten drei Monarchen und gaben ebenfalls Gott die Ehre, — um ſie nicht den Völkern zu geben. Jean Paul ſagte 1815: „Völker haben Fürſten befreit und freie Fürſten werden freie Völker dulden und bilden, und altdeutſche Herzen werden ſich ein altdeutſches Vaterland erobert haben!“ Er glaubte wirklich noch, Staaten könne man von oben bauen, wie die Bienen ihre Körbe. Friedrich und Joseph waren ſolche freidenkende Fürſten geweſen, aber ſie hatten das geſunkene deutſche Reich nicht aufgebaut, der Eine weil er nicht wollte, der Andere weil er nicht konnte. Den Fürſten rief Jean Paul 1815 zu: „Glaubt Ihr daß das Volk, das in der Noth und im Gefühl nach Rache während der Feuersbrunſt Rieſenlaſten trug, auch im Frieden in der Anſpannung aushalten ſollte? O nein, und Ihr benutztet ſeine Abſpannung zu eigenſüchtigen Vortheilen aus Furcht vor Denen, die Euch und den Staat gerettet, und aus niedriger Scham, daß Ihr Euch retten ließet. Oeffentlicher Geiſt und großer Gemeinſinn mußten gepflegt werden, und Ihr legtet ſie brach!" — Jean Paul ſprach damals das große Wort: „Völker werden leichter vergiftet als verfinſtert!" Er mahnte an Hellas, wie dort nach den Siegen über Xerxes alle Blüthen des Volksthums aufbrachen, und nach den Siegen über den neuen Xerxes knickten Deutſchlands Fürſten die Blüthen ihres Volks. Selbſt Fichte, Arndt, Schleiermacher ſtanden auf der Liſte der Schwarzſehercentralcommiſſion als verdächtig gegen Ordnung und Ruhe. „Ihr wolltet Kirchhofsruhe, ſchrieb Jean Paul, fürchtetet Euch vor den Regungen des Friedens, nachdem Ihr das Volk zum Kriege verbraucht. Ihr fürchtetet den Tugendbund, und wußtet nicht, daß ein ſolcher in Germanien ſeit Tacitus beſtand und immer im Stillen zur Befreiung vorbereitete. Bedenkt, daß die Völker Euch gegen den Prätendenten Europa's vielleicht treuer geblieben als Ihr ihnen gegen ihn, und zu einer Zeit, wo er Eure Throne nur zu Treppen und Treppengeländern für den ſeinigen machte! Nichts wiederholt ſich ſchwerer als Begeiſterung. Und doch wiederholte Deutſchland ſeine Begeiſterung und Opferluſt, den Tyrannen in Paris zu vernichten, ihn, der den Franzoſen, die er knechtete, doch noch vom großen Umſturz mehr Bürgerfreiheit ließ, als Ihr je gewährtet." Kein Deutſcher hat damals edler und kühner geſprochen als Jean Paul.

Als er Fichte's „Reden an die deutſche Nation" beurtheilte, in der Sylveſternacht 1807, ſchrieb er die goldnen Worte: „Erziehet deutſche Kinder, ſo habt Ihr nur Euch verloren; erziehet Euch, ſo habt Ihr nur Zeit verloren!" Dazu: „Auf die Gräber der Schlachtfelder laſſet uns lebendige Ehrenbildniſſe ſtellen, heilig und deutſch erzogene Kinder!" Auf die am 19. Juli 1810 geſtorbene Königin Luiſe machte er den Polymeter: „Als Du das weiße Brautkleid für eine höhere, für uns nur bleiche Welt anlegteſt, und der Erde Deine Krone zuwarfſt, und nur mit dem Erntekranz Deiner ausgeſäeten Ernten auf dem Haupte emporgingſt, da weinte, wer von Dir gehört; da weinte noch mehr, wer Dich geſehen; aber die, die Du an Dein Herz gedrückt, konnten damals keine Thränen vergießen und nachher keine mehr zählen." Im Jahre 1812 ſchrieb er ſeine „Sphinxe", 1813 über „die Schönheit des Sterbens in der Blüthe des Lebens und einen Traum von einem Schlachtfelde." Am 14. October 1814 hatte er das Traumgeſicht von Napoleons Rückkehr von Elba, nachdem er über den Elbiſchen Robinſon geſpottet; in daſſelbe Jahr gehört ſein „Mars und Phöbus' Thronwechſel." Als die derberen Kraftburſchen mit Jahn und Anhang auf ſeine weiche Verſchwommenheit ſchalten, klagte er über die deutſchthümelnden Maulhelden, die ſich als Kraftmenſchen hinſtellten und ſich doch mit frommen Lämmleinsliedern begnügten. Er aber ſeinerſeits glaubte an die Hellſehereien und die Wunder des Magnetismus als an Fingerzeige von Drüben.

Gegen die Romantiker, welche Kunſtſinn und Stimmung ſchon für ſchöpferiſche Macht in der Kunſt hielten, eiferte er

Anfangs ſtark; er ſchalt auf den „frechen Poetenwinkel in Jena“, erkannte an den Schlegeln mit Recht nur das Talent des Ueberſetzens und der Kritik an, während in dieſer jedoch auch ihre philoſophiſchen und äſthetiſchen Entdeckungen meiſt fremdes Gut ſeien. Sein perſönlicher Verkehr mit ihnen milderte ſeine Strenge und nach ſeinem Aufenthalt in Berlin (im Winter 1800—1) hielt er den Geiſt von Jena für ein heilſames Antidoton gegen den alten nüchternen Berolinismus. Fichte war in Berlin der Mann des Tages geworden, und mit Schleiermachers Reden hatte eine neue Philoſophie, die ſich mit dem geoffenbarten Glauben harmoniſch machen wollte, das Ende der Herrſchaft Kants verkündigt. An die Stelle des kategoriſchen Imperativs der Pflichtenlehre trat als lebenregelnde Macht die Liebe zum Guten, der Genuß im Pflichtvollziehen, das Glück der Seligkeit, das die Tugend giebt. Das ſtimmte zu Jean Pauls Glauben an die Herrſchaft guter Dämonen und er machte in ſeiner „Vorſchule zur Aeſthetik“ (1804) den Romantikern große Zugeſtändniſſe. Dies werthvolle Schatzbüchlein für jeden Kunſtjünger hat Gervinus ungebührlich herabgeſetzt, weil er weder Philoſoph genug iſt, die Winke und Fingerzeige des unbewußten Genius zu verſtehen, noch Künſtler, um die dort hingeworfenen Edelſteine und Goldkörner zu faſſen und zu verwerthen. Das Werk iſt freilich keine ſyſtematiſche Aeſthetik: es iſt keine regelrechte Ernte, aber eine reiche Aehrenleſe; mithin auch nicht ſowohl eine Vor- als eine Nachſchule zur Lehre vom Schönen.

In dieſem Werke wurde Jean Paul auch dem hohen Schiller gerecht. Frühere Aeußerungen über ihn, dem erſten Beſuch in Thüringen angehörig, galten nur der Perſon. Er ſchrieb aus Jena vom „felſichten Schiller, an dem wie an einer Klippe alle Fremden zurückſpringen.“ Schillers Geſtalt nannte er „verworren, hart und kräftig, voll Edelſteine, voll ſcharfer, ſchneidender Kraft, — aber ohne Liebe. Er ſpricht beinahe ſo vortrefflich als er ſchreibt.“ Er hat mit Schiller oft bis Mitternacht herumgeſtritten, gegen deſſen Reflexionspoeſie, „Proſaglanz“ und eingelegten „Juwelenſchmuck“ eifernd. — Schiller ſeinerſeits ſchrieb über ihn: „Ich habe ihn ziemlich gefunden wie ich ihn erwartete, fremd wie Einen, der aus dem Monde gefallen iſt, voll guten Willens und herzlich geneigt, die Dinge außer ſich zu ſehen, nur nicht mit dem Organ, womit man ſieht.“ — Jean Paul wehklagte überhaupt gern über getäuſchte Ideale beim Anblick der Großen. Goethe fand er 1796 „kalt für alle Sachen und Menſchen, einſylbig, einen Gott im Palaſte.“ Später, als Goethe den chaotiſchen Bewegungen der Nation gegenüber erkaltet zu ſein ſchien, äußerte Jean Paul in einem Briefe an Knebel, in ſo ſtürmiſchen Zeiten bedürfe man eher eines Tyrtäus als eines Properz. Eine treffende Bemerkung, über die Goethe empfindlich wurde. Der Pfeil, der in den Xenien auf Jean Paul abgeſchoſſen war, lautete aber ebenſo wahr: Hielteſt Du deinen Reichthum nur halb ſo zuſammen wie ein Anderer, Manſo, ſeine Armuth, du wäreſt unſrer Bewunderung werth! Goethe verglich ihn dem Chineſen in Rom, den die

Architektur der ewigen Stadt beläſtigt gegenüber den Säulchen und dem Schnitzwerk ſeiner vergoldeten Hölzer, und „den reinen Geſunden für krank hält", damit er ſelbſt nur, der Kranke, für geſund gelte. Später, in den Noten zum Divan, hat er Jean Pauls Verwandtſchaft mit orientaliſchen Weiſen und Dichtern gefeiert.

Gegen Fichte wurde Jean Paul erſt nach deſſen Tode ganz gerecht. Seine Clavis Fichtiana war eine Verſpottung des ſich vergötternden Ichs; ſchreibend und redend blieb er dagegen in Harniſch. „Mit Fichte krallte ich mich oft ſechs Stunden lang herum", ſchrieb er aus Berlin an Jacobi. Dieſer Philoſoph mit der aufgelöſten Empfindſamkeit des Inſtincts und dem unmittelbaren Vernehmen des Ueberſinnlichen ohne allen Beweis, war recht eigentlich der Mann der ſympathiſchen Wahlverwandtſchaft Jean Pauls. Noch mehr, in perſönlichem Verkehr geſteigert, Herder, der hoch aufhorchende, impoſante, ſalbungsreiche Prieſter, der ſich zutraute, das Chriſtenthum zu einer Allerweltsreligion zu geſtalten. Jean Paul feierte in Herder denjenigen, „der zuerſt die Schwingen der Proſa losband und den Falken des Genies ohne Faden und Haube ſteigen ließ." Herder, weich und bandenlos, obſchon hoch aufgerichtet und ſtolz, wirkte auflöſend in alle dem, was Leſſing zwar frei gemacht, aber zugleich im Geſetz der Form gebunden hielt. In formloſer Auflöſung aber ſchwelgte Jean Pauls Genius am liebſten. Er nennt Herder „ein Herz mit tauſend Fibern und mehr als zwei Herzen"; Beide waren gleich ſehr betäubt und trunken von Schätzen, die ſie wohl heben, aber nicht formen konnten. „Dieſer durchgötterte Menſch", ſchrieb Jean Paul an Herders Gattin, „deſſen Bruſt im Aether ſteht, und deſſen Fuß in der Erdenluft und der nicht die Blätter des Erkenntnißbaumes, nicht die Zweige, ſondern den ganzen Baum ergreift, und nicht dieſen, ſondern wie im Erdbeben den Boden ſtatt des Baumes ſchüttelt — Dieſer verhüllt hinter Scherz ſeine höhern Wünſche und ſeine Ueberlegenheit über das Jahrhunderte!" Velleitäten freilich waren es blos, Spinoza mit dem Chriſtenthume zu vereinbaren und die von Herder unverſtandenen Widerſprüche zwiſchen beidem ſalbungsvoll mit prieſterlichem Faltenwurf zu verdecken. Herders Miene der Ueberlegenheit über das Jahrhundert aber legte ſich ſchon Goethe gegenüber in neidiſch hypochondriſche Falten. — Perſönlich war Hans Paul im Herderſchen Hauſe wie ein Sohn, wie ein unmündiges Kind, für das die Frau des Oberprieſters von Weimar ſelbſt die Kleider einkaufte.

Hülfsbedürftig in äußerer Beziehung, that ihm perſönliche Freundeshand vielfach noth; nur mußte zugleich ſeinem Bedürfniß nach Sympathie ein Genüge geſchehen. Ein Secretär wäre ihm für ſeine Schriften heilſam geweſen. Chriſtian Otto, dem er mittheilte was er ſchrieb, war eine ordnende Natur dieſer Art, aber wohl von zu beſcheidenem Einfluß. Der jüdiſche Freund Emanuel Osmund theilte weit mehr den Aether ſeiner Gefühle, ſeiner Religion und ſeines Humors; unter den Genoſſen in der fränkiſchen Heimath war aber Emanuel ſeltſamer Weiſe nur Rathgeber in Geldſachen und

Bierlieferant. Ein anderer Freund Jean Pauls war Friedrich von Oertel, ein reizbarer Hypochonder, der längere Zeit in Rußland, dann bei Leipzig lebte und in einer Schrift „Vom Adel" gegen Kotzebue aufgetreten iſt. Emil Thieriot, Leipziger von Geburt, vagabundirend, bald Geigenſpieler, bald Schulmeiſter, voll Witz und Schwung, eine confuſe Kometennatur wie Jean Pauls Lieblingsfiguren, war wohl nur ein bloßer Ableger und Abſenker der Jean Paulſchen Muſe. Ebenſo J. B. Hermann, ein mit ſich und der Welt zerfallener Schwarmgeiſt, bald wie eine Lerche in den Wolken ſingend, bald in einem Dreckloch auf der Erde niſtend, wie Jean Paul ſelbſt von ihm ſagte, voll Cynismen wie ſein Katzenberger und doch von jungfräulich reiner Seele, zwiſchen Schlamm und Aether raſch wechſelnd.

Von Frauen trat ihm noch im ſpäten Leben ein Schweſternpaar von Bedeutung entgegen, die Herzogin Dorothea von Kurland und Eliſa von der Recke, Beide geborene Reichsgräfinnen von Medem, in Löbichau bei Altenburg Hof haltend, Jene mit drei Töchtern, ſpäter vermählten Prinzeſſinnen von Acerenza, Hohenzollern und Sagan. Jean Paul nennt ſein Leben in dieſem Frauenkreiſe einen wahren Freudenhimmel. Bis zum Erſcheinen ſeines Hesperus ein hungernder Poet, ſollte er gegentheilig auch Gefahr laufen, von Roſenblättern begeiſterter Liebe erſtickt zu werden. Dem vertrauten Juden Emanuel hat er in ſeiner Spätzeit das Geſtändniß gemacht, man werde dieſes ſogenannte Verehren doch endlich ſatt; Jünglinge und Männer, klagt er, drängten ſich an ſein Herz, „und die Weiblein, ſetzt er übermüthig hinzu, heb' ich neſterweiſe aus.“ Sein altes, weltweites Herz, ſagt man, ſei mitten im geſicherten Hafen des häuslichen Glücks ganz ſpät noch einmal aufgeſchäumt in Leidenſchaft für Sophie Paulus, die in einem kurzen Eheverſuch Auguſt Wilhelm Schlegels Gattin geweſen. — Eine düſtere, ſchmerzvolle Epiſode für ihn im Verkehr mit Frauen machte die unglückliche Maria, deren ſchwärmeriſche Begeiſterung für ihn ſich bis in den Tod aus freier Wahl verirrte, indem ſich ihr glühendes Schmerzgefühl nur in den Wellen zu kühlen wußte. Es war bald nach der Zeit (1814), als er ſeinen „Kometen, Nicolaus Marggraf“ entworfen und begonnen. Maria war die Tochter eines deutſchen Mannes, der unter dem Henkerbeil der Pariſer Schreckensherrſchaft geendet. Aus Pipitz' und Fink's Bibliothek auserwählter Memoiren erhielten wir Aufſchluß über ihre lange Zeit räthſelhaft gebliebene Perſon. Ihr Vater war jener Adam Lux, der zur Zeit des Convents ſeine Begeiſterung für Charlotte Corday mit dem Tod unter der Guillotine büßen mußte. Rief vielleicht Jean Pauls begeiſterte Apologie des Heldenmädchens von Frankreich in der Seele des deutſchen Kindes zuerſt die Entzückung für den Dichter wach? Sie hat den Schöpfer ihrer Träume, das Ziel ihrer weiblichen Wünſche, den Abgott ihrer Anbetung nie leibhaftig geſehen. Schon in ihrem zehnten Jahre war Jean Paul ihr Idol. Der Jungfrau erwuchs er zum Inbegriff des Höchſten, was er geſchaffen, zum reinſten Menſchen, zu einem Heiligen, einem Chriſtus. Das Pult, in welchem ſie ſein

Bildniß und alles barg, was ſie von ſeinen Werken abgeſchrieben, war ihr Altar. Sie ſchrieb ihm gleich in ihrem erſten Briefe, da ſie nicht ſein Kind ſein könne, ſo würde der Tod „ein Strahl des Himmels" für ſie ſein, der ſie zu ihm führe, und in einer beſſern Welt werde ſie ihn lieben dürfen; nur quält ſie der Gedanke, ob er ſie jenſeits, unter den vielen Seelen, die ihn umfaſſen würden, erkennen und anerkennen werde! Dann aber will ſie hienieden ihn noch ſehen, ſein Haus betreten, ihm als Magd wie ein Käthchen ihrem hohen Herrn dienen, denn ſie ſcheue zu Hauſe auch die ſchwerſte Arbeit nicht. Ueber dieſe plötzlich ſinnliche Wendung ihrer Wünſche erſchrickt aber die Unſchuld ihrer kindlichen Seele, und da die Antwort ausbleibt, ſo ergreift ſie in Scham und in der Furcht, er müſſe ſie nun verachten, den Entſchluß, in den Tod zu gehen, ſich in den Strom zu ſtürzen. In der Dämmerung eines Maimorgens ſteht ſie bereits auf der Brücke und hat ein Meſſer auf ihr Herz gezückt, als die ahnende Schweſter herbeiſtürzt und ſie um der Liebe zur armen verlaſſenen Mutter willen beſchwört, von dem unſeligen Vorhaben abzulaſſen. Sie ließ ſich beſchwichtigen; auch kam Jean Pauls Antwort. „Ihre vier Briefe eines guten und überwogenden Herzens hab' ich empfangen", begann er. Er ermahnt ſie zum Hinblick auf den geſtorbenen Vater, der vom Himmel auf ſie niederblicke; ſogar der mächtigſte und heiligſte Menſch, Chriſtus, ſei ſanft, mild und ruhig geweſen; ſie dürfe in ihrem Innern fliegen, aber mit ihrem Aeußern nur ſchreiten, ihr Herz auflodern laſſen in ungemeſſene Flammen, aber nicht eher handeln als wenn die Gluth Licht geworden. Er wolle ihr geiſtiger Vater ſein und ſie Tochter nennen, er liebe ſie und grüße ſie von ſeiner Frau. Da geſtand ſie ihm ihren Entſchluß in der ſchreckenvollen Mainacht. Der Dichter erbebte über ſoviel Kühnheit und Todesluſt, aber wohl auch über die Wirkungen, die er machte. „Sie denken viel zu gut von mir als Menſchen", ſchreibt er ihr; er ſucht nun das Ideal von ihm in ihren Gefühlen herabzudrücken. „Kein Schriftſteller kann ſo moraliſch ſein wie ſeine Werke, wie kein Prediger ſo fromm als ſeine Predigten. — Erſchüttern und entzücken wird mich einmal unſere Zuſammenkunft. — Dein Vater J. P. F. R." Auf eine zeitweilige Beruhigung folgte aber neuer Sturm in ihr; die Liebe eines Vaters genügte ihr nicht, ſie liebe ihn ſüßer, aber deshalb könne ſie ihn nie auf Erden ſehen, nur der Tod ſei für ſie der Weg zu ihm. Sie verbittet ſich die gutgemeinten weiſen Lehren und verlangt eine Locke von ihm und ein wenig Gegenliebe. Er ſendet ihr die Locke und ſchreibt, ſeine Frau habe ſie ihm von ſeinem Glatzkopf abgeſchnitten; er male ſich die Stunde ſchön, wo ſie zuerſt ſeine Karoline und ſeine Kinder und dann ihn ſelbſt ſehen werde. „Quäle Dich nicht, ſonſt quälſt Du mich und Deine Schmerzen verdoppeln ſich zu meinen!" Darin las ſie Gegenliebe, und ihre Leidenſchaft ſtieg zur Wildheit der Begierde. Sie ergoß ſich wieder in glühenden Briefen, ſchreckte aber von neuem ſchamhaft zurück, als er ſtrafend antwortete und es ſchalt, daß ſie ihn vergöttere, aber nicht ſeinen Lehren folge; er verlangte nicht blos Briefe von ihr, ſondern die geſammten Tagebücher ihres Lebens. Sie aber verſtummt, ſie will verſchwinden in Angſt, Scham und Liebe. Nur Mutter und Schweſter hat ſie noch zu berückſichtigen. Jene ſtirbt, dieſe verlobt ſich; nun hält ſie ſich für frei und ſchreibt ihren letzten Brief. Sie habe gefehlt, aber ſei unverſtanden; es werde im großen Univerſum doch noch einen Ort geben, wo ſie ſich wieder erholen und endlich ſo ſein könne, wie ſie ſein wolle. Sie will unbemerkt verſchwinden und vergeſſen ſein; niemand wiſſe um ihre Geſchichte, alle Bücher und Tagebücher habe ſie verbrannt, nur die Locke Jean Pauls ſolle an ihrem Halſe bleiben, um ſie mit hinüberzunehmen. Ihr unglücklicher Geiſt werde ihn umſchweben: „o dürft' ich Ihnen ein Zeichen geben, Ihnen ſichere Kundſchaft bringen!“ — Ihrer Umgebung ſchien ſie ruhig, bedächtig, mit häuslicher Anordnung erfüllt; ſo hatte ſie keinen Verdacht erregt, als ſie im Strom ihrer Vaterſtadt (war es der Rhein, war es der Main?) die Stelle ſuchte, wo Mühlräder ſie erfaſſen mußten. Fiſcher aber holten ſie hervor. Allen Verſuchen, ſie zum Leben zurückzubringen, ſetzte ſie mit voller Geiſtesmacht Widerſtand entgegen. Sie ſprach noch entzückt von den Augenblicken, wo ihr unter den Fluthen die Sinne ſchwanden, und die Seele, frei von irdiſchen Banden, in die lichte, helltönende Ewigkeit hinüberdämmern wollte, in das Land Jenſeits, wo es kein Erröthen vor einer reinen Liebe giebt und Alles Licht ohne Schatten iſt. Sie drückt das verſchluckte Waſſer gewaltſam zurück und endet mit einer ſpartaniſchen Kraft der Seele, unſträflich und rein, — wie ſie wähnte. Ein Weib kann rieſenhaft in ſeiner Schwäche ſein. — Jean Paul zitterte vor Schmerz und Wehmuth. „Sie ſtarb höher als Andere lebten“, ſchrieb er dem Freunde Otto; er war froh, nicht ſo „erbärmlich“ geweſen zu ſein, „dieſe hohe Seele ſtrenger noch von ſich abzuweiſen.“ — Mariens Geſchichte iſt eine furchtbare Rache der zurückgedrängten Sinne gegen den Geiſt. Das Kind war Anfangs ganz Seele, ganz trunken von dem Aether einer keuſchen Entzückung, die Jean Pauls Poeſien athmen. Durch das Zwielicht betäubender Düfte laufen Anfangs nur allmählich irre Funken der Begier, kleine mädchenhafte Wünſche, harmlos wie flatternde Genien, weiß in Unſchuld gekleidet; aber es ſind Vorboten aufglühender Leidenſchaft, fliegende Wölkchen, die vor dem Gewitterſturm tanzen. Wie ſie erſchrickt vor der Begier der Sinne, hält ſie ſich für gezeichnet, für entlarvt vor ſich, vor ihm und aller Welt. Nachdem ſie ihre Regungen für ſo rein gehalten wie der unberührte Schnee des Gebirges, tödtet ſie ihr Schamgefühl; nur die Fluth konnte die Flamme ihrer Leidenſchaften löſchen und nur Jenſeits glaubte ſie rein vor Dem dazuſtehen, der in der verſchwimmenden Sphärenmuſik der Verzückung die Wahrheit forderte, nicht die arme Erde für den Schauplatz des waltenden Gottes erkannte. Sie hatte ihren Dichter nur halb verſtanden. Im verkrüppeltſten Leben der Erdenwelt malt er noch den Himmel und das Glück der begnügſamen Seele. Sein Humor hielt ſeinen Idealen das ſchwerſte Gegengewicht, dieſen ſeinen Gegenpol; ſeine burleske komiſche Welt verſteht freilich und liebt ſelten ein weibliches Herz.

Im Jahre 1821 erſchütterte den Dichter der Tod ſeines hoffnungsvollen ſiebzehnjährigen Sohnes. Bezeichnend iſt, wie er den fleißigen Heidelberger Studenten vor Hegel gewarnt, „dieſem dialektiſchen Vampyr des innern Menſchen", — als ob Jean Pauls narkotiſcher Aether die Geſundheit der Seele ſicherte! — Im nächſten Jahre erlebte er in Dresden mit den Huldigungen ſchwärmender Frauengeiſter noch einmal „eine Trunkenheit von innen". Man brachte ihm ſchon um 5 Uhr Morgens Ständchen und überſchüttete ihn mit Roſen, von denen er eine als Orden für ſein Knopfloch auserwählte, und um die man ſich Abends wieder riß, wenn ſie ſchon halb entblättert war. Man trug den Erſchöpften im Stuhl auf die Brühlſche Terraſſe und geizte nach einer Locke vom Pudel Alert oder Ponto; die ſeinigen waren vielleicht eben ſo weiß, aber ſeltener geworden. Was will der Hund? ſcherzte Jean Paul, geht mir's beſſer? Na, in Baireuth wird's wieder in Ordnung gebracht; da laſſen ſie mich ungeſchoren! — Man hat oft geklagt über Jean Pauls unwirſche Launen im perſönlichen Verkehr; der begeiſterte Heinrich Voß aber ſchrieb von ſeinem wahrhaft holdſeligen Lächeln, „um das ihn der ſeligſte Engel beneiden könnte", und ſein Auge habe „Gott nur in der höchſten Begeiſterung ſchaffen können!" Und dies Auge ſollte ihm erlöſchen. Leibliches Abſterben bezeichnete die letzten Jahre ſeines Lebens. Die Gicht ſtörte ſeinen Humor nicht ganz, und halb taub ſchrieb er noch über die Vortheile, auf dem linken Ohr nichts mehr zu hören, was in der Welt vorgehe, da ihm das rechte, wenn er wolle, genug ſei, das

Gute zu vernehmen. Er blieb unverwüſtlich thätig mit Kopf und Hand; am wenigſten erlahmte ſein Herz in großen, weltweiten Plänen zu neuen und für alte Werke. Seine Autobiographie gedieh nicht über die erſten Anfänge hinaus. Sein „Papierdrache", eine Sammelei aller ſeiner noch unerledigten Gedankenſchnitzel, deren er, ſagt man, noch 50 Bände hinterließ, blieb im Pulte, „Selina" unbeendigt, wie eigentlich alle ſeine Werke. Mumien, Biographiſche Beluſtigungen, Flegeljahre, Komet, Alles ſollte noch Fortſetzungen erleben und erleiden, und er verhauchte ſeine reiche Seele in Entwürfen zu künftigen Werken und in Plänen zu Ab- und Ausſchweifen, Auf- und Anſchwellungen ſchon vorhandener. Zwei Jahre lang erlitt er das Schickſal der Erblindung auf dem linken Auge, während das rechte der graue Staar deckte. Ein rührendes Bild des ruhig duldenden und in der Herrlichkeit ſeiner unſterblichen Jugend doch ſichtbar verfallenden Sängergreiſes! Seine Blindheit brachte oft eine ſchmerzlich komiſche Verwirrung in die Eintheilung ſeiner Tageszeiten; er frühſtückte mitunter um Mitternacht und ging um drei Uhr Nachmittags ſchlafen, in der Meinung es ſei ſchon Abend, wie König Lear ſagte: Wir wollen heute Nacht zu Mittag ſpeiſen! — Abends den 14. November 1825, 8 Uhr, ging Jean Paul ſeiner Morgenröthe im Lande Jenſeits entgegen.

II.

Ludwig Tieck und die Romantiker.

II.

Ludwig Tieck und die Romantiker.

Frau von Staël ſprach in ihrem Buch über Deutſchland von unſerem Mangel an nationalen Vorurtheilen. Die Franzöſin machte uns zum Vorwurf, was wir lange Zeit zu unſern Vorzügen rechneten. Das Herz Europa's, Germanien, iſt an ſeiner Hingabe an Fremdländiſches, an ſeiner Aufnahmefähigkeit fremder Elemente ſeit dem großen Glaubenskriege zu Grunde gegangen. Wir glaubten dann auf geiſtigem Gebiet kosmopolitiſch das Verlorene wiederzugewinnen. Goethe ſchloß ſeine germaniſch-gothiſche Jugend mit Götz, Werther und Fauſt gewaltſam ab; ſeine claſſiſchen Studien führten zu dem griechiſchen Kuppelbau ſeiner folgenden Dichtungen; Schiller ſuchte die Antike mit der Romantik zu vermählen. Da ſtieg aus einem Winkel ein Genius auf, der nichts weiter als deutſch ſein wollte, ſo deutſch, daß er darüber zum Sonderling ward, der dem Zwang der Formen gegenüber ſich in Formloſigkeit gefiel. Auch die Romantiker eiferten gegen den Terrorismus der antikiſirenden Richtung. Das macht Jean Paul ungeſucht zu ihrem Genoſſen. Aber er griff das Nächſtliegende im deutſchen Jammer als Stoff zur Dichtung auf, während jene nach den glänzenden Gütern der Vergangenheit gruben, um das verlorene Deutſchthum wiederzufinden. Auf das Gefühl der Ohnmacht dem franzöſiſchen Umſturz gegenüber folgte das Gefühl der Schmach unter dem Fußtritt des Corſen. Die Erinnerung an den hingeſunkenen Glanz germaniſcher Macht und Hoheit ſtieg wie ein Traumbild mit den Lockungen der Wehmuth über das geſunkene Geſchlecht. Nicht mehr fremde Macht und Größe anbeten: ſchien heimlicher Schwur für das junge Jahrhundert zu werden, im Schutt vergangener Zeiten nach den alten Schätzen ſuchen: das Loſungswort. Damit begann die Macht des neuentdeckten volksthümlichen Geiſtes, aber auch die Macht der an uns vermißten nationalen Vorurtheile. Die romantiſche Schule grub fehl und fand nicht ganz die alten Schätze. Aber wie der Weg und die Arbeit zum Ziel oft mehr werth als deſſen Erreichung, die irrenden Ritter, die nach dem Gral auszogen, Wunderbares leiſteten auch wenn ſie auf Montſalvatſch nicht endeten, die Kreuzfahrer im Orient Welt und Völker kennen lernten, auch wenn ihr Ziel, das heilige Grab, in Feindeshand blieb, ſo hat der ganze Durchbruch der Romantiker der Nation zu dem Drange verholfen, ſich ſelber wiederzufinden, wenn auch der Hort nicht dazu entdecken war, wo die Sehnſucht ihn ſuchte, die berauſchte Phantaſie ihn träumte. Selbſt die Herrlichkeit der alten Kaiſerzeiten tauchte aus der Tiefe der Vergeſſenheit am fernen Horizont herauf, und Viele hofften noch in unſern Tagen politiſch auf Morgenroth, wo kaum noch matter Abendſchein alte Trümmer deutſcher Macht und Einigkeit beſäumte. Das Gefühl der Ohnmacht, die Scham der Niedertracht unter fremder Herrſchaft, das lange verſchwiegene Eingeſtändniß ſchmachvoller Auflöſung in allem Inhalt, in aller Form, allen Rechten und Pflichten getreuer Zuſammengehörigkeit und Ehre trieb die Edelſten verzweifelt an, ſich kopfüber in die Dämmerungen des Mittelalters zu ſtürzen, weil von dort, wenn irgendwo, ein neuer Tag aufſteigen ſollte. Sitte, Sprache, Sinn und Sage alter Dichtung mußte der Nation wieder neu erwachen und eine Macht werden, die uns mitten in der Schmach der Niederlage vom fremden Formelzwang erlöſte. Viele von den irrenden Rittern, die auszogen das Heil zu ſuchen, verloren ſich ausſchweifend im Dickicht des Waldes auf Nimmerwiederſehen oder endeten wie der Rhein im Sande, ohne deſſen Hort zu finden, oder in Wüſteneien wahnſinniger Einöden des Geiſtes. Aber der Drang, der nach dem Ziele trieb, an dem ſich Deutſchland wiederfinden ſollte, war auch wo er verdeckt blieb oder ausartete, ſeinem Urſprung nach und in ſeinem Grundzuge tief und ächt. Ein Geiſt der Romantik war beim Wechſel der Jahrhunderte über das geſammte Geſchlecht gekommen, und muß, auch wenn er als Schwärmerei in den einzelnen Vertretern ſeine Verwilderung und Verirrung fand, als eine große nationale Sehnſucht verſtanden werden, die verlorene Volksthümlichkeit wiederzufinden, und wenn dieſe Romantik mit ihrem Rückſchlag ins Mittelalter von der Schmach in der Wirklichkeit und von dem Terrorismus der Formen keine Rettung, ſondern nur Troſt dafür brachte, ſo trug ſie doch in ihrem Schooße die Bedingungen, die Deutſchland in der wiederwachenden Beſinnung auf ſich zu einer möglichen Neugeburt befähigte. Die alten Mährchen und Lieder, Sagen und Geſchichten des Volks ſtiegen aus dem Schlund der Vergeſſenheit wieder herauf ans Tageslicht Tieck gab die Minnelieder heraus, ſein altdeutſches Theater, Leben und Lieder des Sängers Liechtenſtein; ſeine Schweſter, Sophie Tieck (verheirathete Bernhardi und von Knorring) brachte Flor und Blancheflor, Moſes Mendelsſohns Tochter Dorothea (die ſich vom Maler Veit trennte, um Friedrich Schlegels Gattin zu werden) die Rolandsſage nach Turpin. Im „Dichtergarten“ (1807) lieferte Friedrich Schlegel ſeine „Deutſchen Sprüche in der Manier des Freidank“ und „Eulenſpiegels guten Rath“. Arnim und Brentano's Volksliederſammlung: „Des Knaben Wunderhorn“ erſchien 1806—8 in drei Bänden. Herders „Stimmen der Völker“ von ehedem waren im kosmopolitiſchen Sinne geſammelt und bei Ausmärzung haarſträubender Naturwüchſigkeiten in abgeſchliffener, wenn auch nicht abgeſchwächter Form wiedergegeben. Die verſchmähte Naturwüchſigkeit auf deutſchem Boden wurde in des Knaben Wunderhorn recht abſichtlich aufgeſucht und feſtgehalten. Alles in deutſcher Kunſt und Art ſollte den verlorenen Stempel der Urſprünglichkeit, den Zauber der Volksthümlichkeit wiedergewinnen, auch wo die Barbarei alter Zeit und Weiſe in barocker, verwilderter Geſtalt den Geſetzen claſſiſcher Schönheitsregeln Hohn ſprach. Erſt die Gebrüder Grimm brachten ſeit ihrer Sammlung alter Ammenmährchen und Sagen aus dem Volksmund ſowie mit ihren geſchichtlichen Sprachforſchungen Halt und Licht in Sinn und Sitte mittelalterlicher Dichtung, und Uhland ſtellte in unſern Tagen die alten Schätze wiſſenſchaftlich geordnet auf. Zu verwundern iſt, daß die Romantiker nicht gleich und gradeswegs auf die myſtiſche Graldichtung, auf Parcival und Lohengrin losſteuerten. Stürzten ſie ſich doch, am nüchternen Licht der Aufklärung der Väter verzweifelnd, kopfüber in der Frau Großmutter dunklen Schooß und faltenreichen Mantel; ſcheuten ſie ſich doch nicht, ſich im alten Aberglauben des Volks zu berauſchen, um vor der Nüchternheit des Tages Rettung, in gewaltſam erzeugten Illuſionen vor dem Elend der Gegenwart Vergeſſenheit zu finden. Die Sehnſucht nach der alleinſeligmachenden Kirche, die manchen der irrenden Ritter von der traurigen, wenn auch romantiſchen Geſtalt befiel, wäre leicht als eine moderne Gralfahrt zu deuten geweſen. Schon Jünger des claſſiſchen Zeitalters, ſchon die Stolberge befiel 1800 ein Heimweh zum alten Großmutterſchooß, Friedrich Schlegel wurde 1805 in Cöln katholiſch, Adam Müller folgte ihm noch in demſelben Jahre nach, und 1811 in Rom Zacharias Werner, der damit ſeine „Weihe der Kraft“ entkräften und entmannen wollte. Die Sehnſucht nach einem neuen allumfaſſenden Glauben, der den Deutſchen die verloren gegangene Einheit wiedergeben ſollte, war an dem Gefühl der Ohnmacht geſcheitert, dem Jahrhundert eine neue Religion zu geben. Der alte heilige Gral winkte dann den Schwarmgeiſtern als sanguis realis wie Wolfram von Eſchenbachs irrendem Helden. Kern und beſten Inhalt des Mittelalters in den Rittergedichten der höfiſchen Tafelrunde zu finden und in dieſen Gebilden die Sehnſucht nach der verlornen Deutſchheit zu ſtillen, wäre freilich auch nur ein anderer Irrthum geweſen, denn in dieſen Dichtungen athmet mehr modiſch nachgeahmtes Wälſchthum als deutſcher Sinn und deutſcher Volksgeiſt. Noch einen Schritt weiter mußten die fahrenden Ritter der Romantik wagen, um dann, zu ihrem Schrecken freilich, vor der urgermaniſchen Gewalt der Nibelungendichtung das ganze Traumgeſpinnſt ihrer Illuſionen fahrenzulaſſen. Hier ſprudelt der Quell, hier wächſt im Bergwerk deutſcher verſchütteter Vergangenheit blank und baar, aber freilich gewaltſam und wild unſers Volksthums Kern und Weſen. Das Nibelungenlied ſetzt das Chriſtenthum in äußerer Sitte und Form nur voraus, hat aber deſſen Welterlöſung und Sühne gar nicht zum Inhalt, es ſtrozt von der keuſchen Urkraft altheidniſcher Urſprünglichkeit germaniſcher Natur, aber auch aller Verſöhnung fremd, in unbeugſamer Rachſucht und ſtarrer Tücke. Die romantiſche Schule wäre mit ihrem Glückſeligkeitstraum eines pangermaniſchen Mittelalters vor Hagens und Kriemhildens Häuptern wie vor Gorgonenantlitzen erſchreckt; ihre wollüſtigen Fieberträume von altem Frieden und altem Heil wären verflogen, aber ihre Nerven hätten ſich vielleicht geſtählt an der eiſenhaltigen Kraft des hörnenen Siegfried, ſtatt ſich zu ſchwächen an den eingebildeten und weichlichen Illuſionen der liebeſehnſüchtigen Minneſänger. Die Romantiker drangen bei ihrem Rückgang ins Mittelalter nicht bis zu dem Hort der Nibelungen vor; Auguſt Wilhelm Schlegels Hinweis darauf (im „Deutſchen Muſeum“ zu Wien 1812 und 13) war nur ein ſchwacher Sehnſuchtsruf nach dieſem Stahlbad für liebeſieche Verzärtelung und nach dieſem Wogenſchlag im Meer offener Leidenſchaften. Die Volksbücher, zu denen die Romantiker griffen, ſind nur abgeblaßte Umbildungen der altdeutſchen Heldengedichte. Und auch da noch entſetzten ſie ſich über die formelle Rohheit der Volksdichtung und geſtalteten ſie um, verſetzten ſie entweder mit dem Salz und Pfeffer der Kritik ungläubiger Epigonen oder mit der Hyperromantik ſomnambuler Gelüſte, ſtörten aber in beiden Fällen der alten Sagen Unſchuld, Wahrheit und Treue.

Ueber den Begriff Romantik iſt viel geſtritten und viel gefabelt. Der Sache und der geſchichtlichen Entſtehung nach gehört das Romantiſche dem Zwielicht der romaniſchen Völkerentwicklung an. Die römiſche Weltherrſchaft war in Verweſung begriffen, eine Beute der Barbarenhorden, das antike Rom erlag der Fauſt der germaniſchen Völker, dieſe ſelbſt aber erlagen der Cultur des alten heidniſchen Roms. Aus dieſem unklaren Ineinandergreifen ſich bekämpfender Elemente entſtanden die romaniſchen Sprachen und Reiche. Das Chriſtenthum, welches Rom den Germanen brachte, war nichts weniger als Chriſti Lehre; es griff zurück zu den altjüdiſchen Formen und fußte auf den im Völkerleben vorgefundenen heidniſchen Elementen. Das römiſche Chriſtenthum ſelber war eine romaniſche Geburt, es iſt die Romantik von

Chriſti Lehre. Roms Miſſion war, die Welt von neuem zu bezwingen und wo ſie ſich nicht bezwingen ließ, ſie in ihrem Vorfunde zu beſtätigen. Dies Ineinanderwirken altheidniſcher und chriſtlicher Elemente wieſen am beſten die Gebrüder Grimm nach; aus dem netzewerfenden Thor wurde Sanct Petrus der Fiſcher, aus der Göttin Freia die Jungfrau Maria. Das iſt romaniſch und romantiſch. Chriſtlich und romantiſch ſind nicht für gleichgeltend zu nehmen; denn ſchon vorchriſtliche Poeſie, die orientaliſche, bei ihrem Vorwalten der Lyrik, bei ihrem Unvermögen zur Dramatik, kann für romantiſch gelten, wofern es erlaubt iſt, den Begriff der Romantik ſeiner romaniſchen Herkunft zu entziehen. Jean Paul erklärt das Romantiſche als: „das Schöne ohne Begrenzung, das ſchöne Unendliche". Damit wäre denn auch ſchon die orientaliſche Architektur romantiſch, inſofern das Symbol die Sache nicht erledigt, ſondern nur andeutet, während die antike Bildſäule in ihrer fertigen Abgrenzung nie romantiſch heißen kann, wohl aber die Malerei mit ihrer Perſpective weſentlich romantiſche Kunſt iſt. Wo aber die Malerei ihre Geſtalten in fertiger Vollendung hinſtellt, da nennen wir — nach unſerm Sprachgebrauch — ihre Leiſtungen und Gebilde dennoch claſſiſch. Claſſiſch wird nicht blos die Plaſtik genannt, nicht blos die Antike, ſondern in aller Kunſt, in der Kunſt jedes Zeitalters dasjenige Werk, in welchem ſich der Inhalt voll und fertig ausprägt, Form und Inhalt ſich decken. Raffael iſt in der fertigen Herausgeburt ſeiner in der Sauberkeit der Grazie gehaltenen Geſtalten anerkannt claſſiſch, ſo romantiſch auch ſeine Themata ſind, wie Himmelfahrt, Verklärung. Heller offener Sonnenſchein und Tageslicht iſt claſſiſch, auf- und untergehende Sonne, ſchon bei ihrem Farbenſpiele im Kampf der Nebelmaſſen mit dem Licht, romantiſch. Je ſüdlicher ein Land, deſto weniger hat es, bei Wolkenmangel, romantiſche Sonnenauf- und Untergänge. Damit wäre denn die helleniſche Helle und Heiterkeit, phyſiſch wie moraliſch und künſtleriſch begründet, jenes Element, das in Goethe, nachdem er ſeine germaniſch-gothiſche Jugendrichtung erledigt, eine geiſtige Wiedergeburt erlebte. Bei Goethe iſt Alles Sonnenlicht, Tagesbeleuchtung bei feſten, fertig abgegrenzten Linien. Jean Paul giebt der romantiſchen Poeſie im Gegenſatz zur plaſtiſchen „die Unendlichkeit des Subjects zum Spielraum, worin die Objectenwelt wie in einem Mondlicht ihre Grenzen verliert.“ Und damit wäre denn mit Recht Tieck's „Mondbeglänzte Zauberwelt, die den Sinn gefangen hält“ recht eigentlich als Romantik bezeichnet. Sonne und Tageslicht gehören zur claſſiſchen Kunſt, Mondſchein mit Dämmerlicht, Helldunkel, Unſicherheit der Schatten und Unendlichkeit der Perſpective gehören der Romantik an. Sollte doch das Unſagbare, geheimnißvoll aus der Geiſterwelt Hereinreichende, elementariſch in den Naturmächten Waltende, nach der Doctrin und Praxis der Romantiker die tiefſte Poeſie ſein, ſo daß in ihren Gebilden gar nicht mehr zu entſcheiden, wo Traum und Phantaſie aufhören, Wirklichkeit und Wahrheit beginnen. In ihrer Tendenz war Haß gegen plattes Philiſterthum und gegen nüchterne Aufklärung oft genug ausgeſprochene Abſicht, und als die romantiſche Schule ihre Jenenſer Epoche abgeſchloſſen hatte, entwickelte ſie in Berlin recht eigentlich ihre Polemik gegen allen flachen Aufkläricht, dergeſtalt daß auch Jean Paul ſeit ſeinem Berliner Aufenthalt ſich für ihre Richtung erklärte. Zu ihren Feldzügen gegen alle Nützlichkeitsprincipien und blos praktiſchen Ziele geſellte ſich auch ihr Spott gegen die abſtracten Anmaßungen eines transſcendenten Idealismus, der die reale Welt von aller Wahrheit entblößte und im Egoismus des Ichs und der moraliſchen Willenskraft das Centrum des Lebens erfaßte. Fichte in ſeiner moraliſchen Ehrbarkeit hatte ſich zur Verbindung mit den Romantikern perſönlich nur geneigt gefunden, weil er Kampf gegen das Beſtehende einzig für Rettung gegen herrſchende Uebel hielt. Innerlich war er ihnen jedoch ſtracks entgegen. Im Sinne der Romantiker führte die Freiheit des Ichs moraliſch, politiſch, religiös zu einer Auflöſung aller Formen, zu einer Verwirrung alles Inhalts; in und mit Fichte wurde die Freiheit zu einer neuen idealen Macht, zu einer Kraft, die Welt des Herkommens nach heiliger Ueberzeugung neu zu geſtalten. Schleiermacher hatte anonym in den Briefen über die Lucinde gegen falſche Prüderie und mönchiſche Asceſe, gegen „die Engländereien in der Liebe“ Oppoſition gemacht. Daß die Kunſt, wie auch die Liebe, Myſterium bleiben müſſe und ſolle, konnte ſein Glaubensſatz bleiben, das Myſterium aber in der buchſtäblichen Sklaverei der römiſchen Symbole zu ſuchen, hielt er für Verrätherei, wie er denn auch ſeines Buſenfreundes Friedrich Schlegels Bekehrung nicht blos für einen Abfall von dem evangeliſchen Bekenntniß, ſondern auch für einen Abfall von der Wahrheit und von der Freiheit der Kinder Gottes hielt. Von Wahrheit und Freiheit ſind aber die Romantiker abgefallen, auch wenn ſie ſich nicht an den Buchſtaben Roms gefangen gaben. Oppoſition gegen den Terrorismus der claſſiſchen Formen führte ſie auf das deutſche Mittelalter zurück; aber ſie, die weſentlich deutſch ſein wollten, entdeutſchten deutſche Dichtkunſt nicht weniger, indem ſie die Versformen der Litteraturen der romaniſchen Völker zu ihrem Studium und zu ihrer Praxis machten. Das Spiel mit den bloßen Formen ward damit nicht beendet, vielmehr nur die große, ſtrenge Schule unſerer Sprachbildung in antiken Maßen. Das formelle Sonetten-, Terzinen- und Canzonengereime mit dem Aſſonanzengeklingel war nur eine neue modiſche Coquetterie, unter der deutſcher Nationalinhalt eben ſo ſehr ſich verflüchtigte, wenigſtens nicht was noth that, zum Ausſpruch brachte. War die Gefahr groß, daß unter und mit den Dioskuren von Weimar die Kunſt ſich ſelbſt alleiniger Zweck wurde, ſo betrogen die Romantiker ſich und die Nation noch viel mehr um ihr Ziel, in Kunſt und Poeſie wieder Deutſchthum zur Geltung zu bringen. Was naturwüchſig und urſprünglich ſein ſollte, wurde damit ebenfalls wieder erkünſtelt. Und wenn Tieck in ſeiner Spätperiode, in der Periode ſeiner Novellendichtung, ſtatt zum Volk zu halten, zur eingebildeten ausſchließlichen Geſellſchaft zurückging, ſo war auch hier wieder Selbſttäuſchung und Abfall. Als es galt, auf der deutſchen Leier den Ton für's Volk anzuſchlagen, um gegen die Fremdherrſchaft die geſunkene Kraft der geſammten Nation aufzurufen, da waren, während Tieck, die Schlegel, Brentano verſtummten, mit Arndt, Schenkendorf, Körner nur wenige Ausläufer der Romantik die Tyrtäen, die dem Vaterlande dienten, indem ſie für's Höchſte, für Freiheit und Glauben an's eigne Volksthum in die Saiten griffen. Die höchſte Ausartung in der Künſtelei erlebte aber die Romantik, indem ſie in ihrer formellen Allerweltsliebedienerei ſogar antike Maße mit romantiſchen Ingredienzien amalgamirte, A. W. Schlegel im Ion das antike Orakel mittelalterlich myſtiſch ausmalte und Friedrich, der im Alarcos Trimeter mit Aſſonanzen würzte, in der Verſchmelzung der Antike und der Romantik das Höchſte zu leiſten gedachte. Damit verſchuldeten ſie den Spuk der neuen Schickſalstragödien Grillparzers, Müllners, Werners, Houwaldts, nachdem ſie in Calderon den neuen Heiland deutſcher Poeſie entdeckt zu haben glaubten.

Mit dem von Tieck und A. W. Schlegel herausgegebenen Muſenalmanach für 1802 begann der volle Durchbruch der romantiſchen Schule in ihrer Gegnerſchaft zur claſſiſchen Poeſie des Zeitalters. Quell und Urſprung dazu lagen ſchon im Jahrzehn vorher und ſind am reinſten, tiefſten und edelſten in dem ſchon 1801 in ſeinem 28. Lebensjahre geſtorbenen Novalis aufzufinden. Vor ſeinem Verkehr mit Tieck und den Schlegeln hatte er zwei Jahre lang in Jena ſtudirt und mit gläubiger Andacht zu Schillers Füßen geſeſſen. Man kennt ſeinen Brief an Schiller, voll Schwärmerei eines Jünglings, faſt mädchenhaft naiv; ein anderer Brief aus demſelben Jahre 1791, an Reinhold in Jena gerichtet, ſpricht ſeine volle Begeiſterung aus für den Dichter des Carlos und den hohen akademiſchen Lehrer. Er nennt ihn den „Erzieher des künftigen Jahrhunderts“, einen jener ſeltenen Menſchen, denen die Götter von Angeſicht zu Angeſicht das hohe Geheimniß offenbarten, daß Schönheit und Wahrheit eine und dieſelbe Göttin ſei, die Vernunft aber das einzige Heil, das den Menſchen auf Erden gegeben, der einzig wahre, ächte Logos, der von Gott ausgegangen iſt und zu ihm zurückkehrt. Novalis nennt Schiller mit Stolz ſeinen Freund. Jean Paul ſprach vom „felſichten“ Schiller, vor dem man wie an einem Felſen zurückſprang, ſo unnahbar, ſo hart und ſchroff und ohne Liebe ſei er. Novalis lieferte dem entgegen von Schillers Perſönlichkeit ein Bekenntniß. Er fand, als er zum erſten Mal zu ihm trat, ſein mitgebrachtes Ideal noch übertroffen: „Sein Blick warf mich nieder in den Staub und richtete mich wieder auf. Das vollſte, uneingeſchränkteſte Zutrauen ſchenkte ich ihm in den erſten Minuten, und nie ahnete mir nur, daß meine Schenkung zu übereilt geweſen ſei. Hätt' er nie mit mir geſprochen, nie Theil an mir genommen, mich nicht bemerkt, mein Herz wäre ihm unveränderlich geblieben; denn ich erkannte in ihm den höhern Genius, der über Jahrhunderte waltet, und ſchmiegte mich willig und gern unter den Befehl des Schickſals. Ihm zu gefallen, ihm zu dienen, nur ein kleines Intereſſe für mich bei ihm zu erregen, war mein Dichten und Sinnen bei Tage und der letzte Gedanke, mit welchem mein Bewußtſein Abends erloſch. Eine Geliebte hätte ich für ihn weinend aus dem Herzen geriſſen, wenn die Vorſehung ein ſo hartes Opfer verlangt hätte, meinem liebſten, Jahre lang gehegten Wunſche am Rande ſeiner Erfüllung entſagt; denn das Leben iſt nicht das ſtärkſte Opfer, was Enthuſiasmus und Liebe ihrem angebeteten Gegenſtande bringen können, denn wir fühlen nicht ſeinen Verluſt. Sein Wort hätte Funken zu Heldenthaten in mir geſchlagen, die keine Noth, kein Hinderniß hätten erſticken können, und vielleicht iſt ſelbſt das Gute und Schöne, deſſen Spuren meine Seele trägt und tragen wird, ſchon durch ſein Beiſpiel größtentheils mit ſein Werk. Brächte ich einſt Werke hervor, die einen innern Werth unabhängig in ſich trügen, thät' ich etwas, das einen edleren Urſprung, eine ſchönere Quelle verriethe, ſo iſt es doch größtentheils Schiller, dem ich die Anlage, den Entwurf zur vollendeteren Form verdanke" u. ſ. w. Ein ſolcher Jünger Schillers hätte bei mehr Kraft und Dauer die romantiſche Richtung vor ihrem Abfall vom hohen Dichterpropheten vielleicht behütet! Es war ihm nicht gegönnt, dieſe Werke von Belang zu ſchaffen; ſein Nachſterben einer früh verblichenen Geliebten war nur der Anlaß für ſeine von ſelbſt früh hinſchwindende geiſtige wie leibliche Kraft; ſeine größeren Gedichte blieben entweder nur gedacht und entworfen, oder ſibylliniſche Bruchſtücke, und die blaue Blume, nach der er mit den romantiſchen Genoſſen wie weiland Jaſon nach dem goldnen Vließe ausgezogen, blieb unentdeckt, war nur geahnet. Chriſtliche Myſtik war der Kern ſeines innern Lebens. Das verbrüderte ihn den Romantikern; wenn dieſe ihn aber den Johannes, den Lieblingsſchüler eines Herrn und Heilandes nannten, der in ihrer Mitte wahrlich nicht erſchienen war, ſo thut es noth, in jenen obigen Bekenntniſſen nachzuweiſen, zu welches Meiſters Füßen dieſer Jünger geſeſſen; ſchon in dieſer Wahlverwandtſchaft zu Schiller offenbart ſich die tiefere Baſis ſeiner Natur, und ſein Bekenntniß deckt und begütigt vollſtändig den Unbill in Tieck's Aeußerungen und in A. W. Schlegel's Ausfällen gegen Schiller. Novalis theilte weit mehr die Gegnerſchaft gegen Goethe bei deſſen Abkehr von den germaniſchen Jugendidealen und Hinneigung zur epicuräiſchen Verweltlichung. In ſeinen Fragmenten ſchilt Novalis Wilhelm Meiſters Lehrjahre „ein Evangelium der Oekonomie“, Goethe's Schaffen ſei wie „das Fabriciren des engliſchen Wedgewoodgeſchirrs, in der Form antik und edel, im Gebrauch jedoch nur für Nützlichkeitszwecke.“ Erſt die Wanderjahre Wilhelm Meiſters verlieſen ſich im Sande ſolcher breiten Lebensflächen, und ſo kecken Ausſprüchen dem großen Roman gegenüber entſprachen nicht des edelbeſaiteten, aber ſchwachgeformten Dichters eigne Werke. Novalis ſuchte und verkündigte ein neues Jeruſalem. Die Bibel zum alleinigen Kanon der Offenbarung machen, führe zum todten Buchſtabenglauben, höchſtens zu Streitſachen, die noch jetzt mit Strauß und Renan nicht ausgefochten ſind. Auch in der Geſchichte und im Leben der Menſchen ſei Offenbarung Gottes, heiliges Lebensfeuer in der wirklichen Welt anfachen, ſagte Novalis, führe zum wahren, lebendigen Chriſtenthum. Der Geiſt müſſe eingehen ins Fleiſch, ſagte er; es fehlte ihm nur die Kraft, das Fleiſch der Welt als vom Geiſt durchdrungen, die Materie als von Gott beſeelt darzuſtellen. Nach ihm iſt das Mährchen der Kanon aller Poeſie; alles Poetiſche, will er, müſſe mährchenhaft ſein oder als Symbol deſſen, was es bedeute, ſich in Duft löſen. Aechte Kunſt, lehrte er, müſſe wunderbar die Natur mit der Geiſterwelt miſchen. Die Copie der Wirklichkeit dürfe nicht Wahrheit heißen; die Poeſie müſſe die vorhandene Welt vielmehr erſt auflöſen, um ſie, da der Beſtand ihrer Formen für den tieferen Geiſt nicht berechtigt ſei, von neuem erſt zu ſchaffen wie ſie ſein ſolle, ſein würde ohne den Abfall vom Abſoluten. Der ächte Dichtergeiſt müſſe alſo, ſtatt das Beſtehende anzuerkennen, in die Zeit der allgemeinen Anarchie, und die Freiheit vor der Weltgeſtaltung, in den Naturſtand der Dinge zurückgreifen, um als Schöpfer aufzutreten. Dieſer kühne Sinn wollte alſo die Welt erſt ins Chaos zurückwerfen, um ſie neu erſtehen zu laſſen. Und in der That ſtrebte der Roman „Heinrich von Oſterdingen" in den Kreuzzügen ein ſolches Chaos zu ſchildern, aus welchem eine neue Weltgeſtaltung wurde, indem der Orient und ſein Mährchengeiſt in's Leben der offenbarten und im Abendland verwirklichten Religion ſich eindrängte. Nicht blos das Leben eines einzelnen Sängers jener Zeit, ſondern das ganze gährende Zeitalter ſelber wollte Novalis in jenem Romane ſchildern, blieb es freilich ſchuldig, hatte auf ſeiner

Pallette dazu weder die Farben eines Rubens, noch in ſeinem Pinſel die Charakterlinien eines Tizian; ſeine Raffaeliſchen Stimmungen ermangelten der Fähigkeit, den Stoff der Welt zu geſtalten. Religion und Hiſtorie auf die Sphäre des Mährchens zu drängen, heißt die Welt ihrer Thatſachen entblößen, ihres Inhalts entleeren, den Zufall zu ihrem Werkmeiſter machen. Hier liegt in Novalis der kranke Keim der romantiſchen Schule. Und doch ſollte bei ihm, um das Chaos der auflöſenden Willkür zu geſtalten, Alles wieder in mathematiſchen Formeln abgefaßt werden, wie in den „Lehrlingen zu Sais.“ Sein Studium des Bergbaues und der Phyſik unter Werner in Freiburg verführte ihn zu gewagten, aber nicht durchgeführten, müßigen Verſchlingungen der kosmiſchen und der geiſtigen Welt. Sein allegoriſches Mährchen von den Milchſchweſtern Eros und Fabel gehört zu den ſpieleriſch verworrenen Phantasmagorien der Naturphiloſophie. Er getraute ſich Großes zu; er wollte in ſechs Romanen ſeine ganze Weltanſchauung in einer phantaſtiſchen Kosmogonie dichteriſch zur Erſcheinung bringen. Er hat ſie kaum angedeutet, nicht einmal im Bruchſtück ein Zeugniß ſeiner ganzen Kraft geliefert. Seine Vergötterung kranker Zuſtände gab ihm höchſtens eine Viſionsfähigkeit, war aber im Grunde nur pſychiſcher Ausdruck ſeiner eignen ſchwindſüchtigen Körperkraft. Ein früh Vollendeter, aber ohne alle Vollendung deſſen was er gedacht, gefühlt, gelebt und gewollt, blieb er ſelbſt nur ein Bruchſtück, in deſſen Feier ſich die Hinfälligkeit und die Wunderſucht ſeiner Partei gefiel. Fertig ſchuf er nur, was in ihm ſelbſt den Keim zum Fertigwerden trug, und dies ſind allerdings einige kleine Perlen deutſcher Poeſie, lyriſche Athemzüge der zarteſten und reinſten Seele, ſeine Hymnen der Nacht, ſeine Marien- und ſeine Jeſuslieder, die letztern wahre Zierden chriſtlicher Geſangbücher. Der Geiſt des Herrnhuterthums, dem ſeine Eltern angehörten, gab ihm die Chriſtusliebe ein, die wohl ſtärker und mächtiger, wie in Luther, Paul Gerhard, aber nie tiefſinniger im deutſchen Liede ihren Ausdruck erhielt. Was Jeſu Perſon für Lavater geweſen, der allezeit gegenwärtige Freund, und was er Goethe's ſchöner Seele war, der einzig Geliebte und Bräutigam des Lebens, das vereinigte ſich in Novalis' Kirchenliedern. Das Gerücht, Novalis ſei zum römiſchen Dienſt übergetreten, hat Tieck (in der 5. Auflage der Geſ. Schriften) mit einem Eifer widerlegt, als gälte es dabei ſeine eigne Sache. Novalis' Marienlieder verrathen blos den kindlich Gläubigen, der in aller Form zur Schönheit betet. Joſeph von Eichendorf, der liebenswürdige Frühlingsvagabund in der Lyrik der Romantiker, ſuchte (in ſeinem hypochondriſch zelotiſchen Buche über den deutſchen Roman des 18. Jahrhunderts) Novalis' Hinneigung zum Katholicismus recht gefliſſentlich, aber mit Unrecht, vorauszuſetzen. Wer, wie Novalis, im ganzen Weltall gleichſam Meſſe zu hören glaubt, wird nicht ausſchließlich den römiſchen Meſſedienſt anerkennen. Wer die Brautnacht der Liebe als einen Opfertod feiert, den das Herz des Menſchen dem großen Weltherzen darbringt, nicht blos Brot und

Wein, ſondern alle Elemente des Daſeins für fähig erklärt, Symbole des ewigen Lebens zu ſein, deſſen Religion iſt gewiß nicht ſowohl Katholicismus, als vielmehr die Myſtik eines Pantheismus, in welchem die chriſtlichen Formen und Begriffe verſchwimmen. Novalis iſt in ſeinen Marienliedern ſo wenig ausſchließlicher Katholik als in ſeinen Jeſuliedern ausſchließlich Herrnhuter.*)

---

*) Rührend iſt die anſpruchsloſe Art, wie er ſeine Gedichte ſchuf, ohne ihrer zu achten, ſie gleichſam nur wie Blüthen von ſeinen ſobald geknickten Zweigen abwarf. Alsbald nach ſeinem Tode trat der Vater, der alte Freiherr von Hardenberg, in die Herrnhuterkirche ſeines Ortes und hörte die Gemeinde ein ihm fremdes, wunderſeltſam ſchönes Lied ſingen, das ihn tief erſchütterte. Er fragt, von wem es ſei. Mein Gott! iſt die Antwort. Sie kennen Ihres eignen Sohnes Verſe nicht? — Das neue Leipziger Geſangbuch hat ſeine drei ſchönſten geiſtlichen Lieder aufgenommen; darunter zwei von der Liebe zum Heiland: „Was wär' ich ohne Dich geweſen, Was würd' ich ohne Dich wohl ſein" ꝛc. und „Wenn Alle untreu werden, ſo bleib' ich Dir doch treu" ꝛc.; das dritte, Troſt in Trübſal bietend, faſt an das Lied des Harfners in Wilhelm Meiſter mahnend: „Wer einſam ſitzt in ſeiner Kammer, Und ſchwere bittre Thränen weint". Der Austauſch der Liebe zu einem geheiligten Weſen und die Wechſelwirkung in der Erlöſungsluſt und der Heilsbedürftigkeit iſt niemals inniger zum Ausſpruch gebracht. Vier andere Lieder von Novalis fänden ebenſo gut in chriſtlichen Geſangsbüchern ihre Stelle, obſchon ſie nicht ausſchließlich kirchlich ſind: „Wenn ich ihn nur habe", „Herr, es geſchah Dein Wille", „Es giebt ſo bange Zeiten", „Ich ſag' es Jedem" u. ſ. w. Von der Lyrik deutſcher Romantiker ſind in unſern Geſangsbüchern längſt beglaubigt und aufgenommen: Rückerts Adventslied: „Dein König kommt in ſtiller Größe", Schenkendorfs Weihnachtslied: „Brich an, du ſchönes Morgenlicht" und Arndt's: „Aus irdiſchem Getümmel" ꝛc. — Einige weltliche, lyriſche Naturtöne von Novalis, am Fuß des alten Kyffhäuſer Berges, in deſſen Tiefe der Barbaroſſa ſitzt, ſind wie hingehauchte, halb verlorne, halb verſchwiegene Klänge ächter Naivität und unbewußter ſtiller Tiefe.

Tiecks „Phantaſus“ wurde recht eigentlich der Mittelpunkt der romantiſchen Schule, die aus dem alten Schooß der deutſchen Muttererde noch unerkannte Schätze unſeres Volksthums muthete und mit der Wünſchelruthe hob. Ganze Berggänge, halb verſchüttet vom Gerüll der Jahrhunderte, wurden frei gemacht, ganze Schichten voller Erze und voller Schlacken blosgelegt und in ein neues Zauberlicht geſtellt. Elfen und Feen, Waſſernixen und Bergkobolde traten aus langem Schlaf hervor, lockten und närrten, reizten und führten irre bis in die Sümpfe des dumpfen Aberglaubens, wo Phosphordunſt in Irrlichtern des Wahnſinns gaukelt. Der alte, verlorengegangene Urzuſammenhang des Menſchengeiſtes mit den Naturelementen ſchien wieder entdeckt zu ſein, und aus dem Ineinanderweben beider Mächte ſollten die Räthſel des bisher unverſtandenen Lebens gelöſt, alle Geheimniſſe der Menſchenbruſt, ja der Urgrund des Göttlichen gedeutet werden. Und mit den Nachtwandeleien der neuen Poeſie gingen die Nachtwandeleien einer neuen Philoſophie Hand in Hand. Schelling iſt der Romantiker unter den deutſchen Philoſophen. Seine Identitätslehre ſuchte den Geiſt aus der Natur und die Natur aus dem Geiſte zu erläutern. Die metaphyſiſchen Begriffe wurden mit den phyſikaliſchen Geſetzen und Entdeckungen vereinbart, auf dieſelben Wurzeln zurückgeführt, Gott und Natur als Weltſeele amalgamirt, und ſelbſt das Chriſtenthum ſollte nur dadurch entſtanden ſein, daß es die Myſterien des Heidenthums öffentlich machte, ſowie Paulus den Heiden weiland den ihnen unbekannten

Gott im Gekreuzigten gepredigt. Der Menſch, wie Steffens ſagte, iſt aus den innerſten Tiefen der uralten Vergangenheit des Planeten erzeugt und trägt mithin das Schickſal des Planeten und mit dieſem das Schickſal des unendlichen Univerſums als ſein eignes in ſich und an ſich. Und wenn der Menſch mit Luſt und Grauen in den Elementen und Elementargeiſtern ſich ſelber wiederfindet, wie der Enkel in alten, halb erloſchenen Ahnenbildern ſeine eignen Züge erkennt, ſo tritt er dem Myſterium des Lebens in Geiſt und Natur nahe und hat, nicht eine Frage frei an das Schickſal, wie Schiller wollte, ſondern eine Ahnung vom Centrum alles Daſeins, wie die romantiſchen Dichter es ſchilderten. Schelling ward mit ſeinem Syſtem nicht fertig, bis ihn Hegel proſaiſch überholte und ſcholaſtiſch brachlegte. Was Oken und Bader fortſetzten, Schubert bis in die Nachtſeiten des Seelenlebens verfolgte, faßte dann Görres in ſeiner Chriſtlichen Myſtik ab, um Alles im Schooß des alleinſeligmachenden Roms zu begraben, oder irrlichterirte weiter in den Hellſehereien Kerners und Eſchenmayers, in denen der Wahn ganz naiv ſein dummes Spiel trieb. Das ernüchterte denn freilich die letzten Romantiker; denn wer von ihnen in Nacht, in Wahnſinn oder mit dem Bußſack über die Ohren nicht untergegangen war, rettete ſich kraft der Selbſtperſiflage und Ironie, die ja auch ſchon früh genug in der Doctrin der Romantik als der wahre Stempel dem Genius auf die Stirn gedrückt wurde. Man kann nicht ſagen, daß Tieck als uralter Berliner, als der Sohn Spree-Athens, das Evangelium von der Ironie als der höchſten Staffel des Kunſtbewußtſeins ausſchließlich erfunden habe; es war auch der Glaubensſatz der doctrinären Gebrüder Schlegel und fand noch andere ſchöpferiſche Miſſionäre. Aber Tieck war der Erſte, der den Umſchlag trunkener Begeiſterung in Selbſtbeſpöttelung dichteriſch feierte. Damit entnervte er ſchon früh heimlich die glaubenstreue Innigkeit ſeiner mittelalterlichen Anſchauungen und miſchte in die harmloſe Kindlichkeit der alten Sagen und Mährchen gezierte Affectation, erkünſtelte Formen und greiſenhafte Ueberklugheit. Das Lächeln der Lippe erſchien dann bei dem Rauſch im trunknen Augenpaar als Wahnſinn im Gemiſch höchſter Entzückung und tiefer Trauer und Schmerzen. Wo ſein Phantaſus in der Jugendblüthe ſich noch frei erhielt von den gichtiſchen Nachwehen durchſchwärmter Träume, da hat er allerdings ſein Beſtes, Reinſtes und Tiefſtes gegeben. In den „Elfen“ iſt die Mährchenkindlichkeit am ungetrübteſten, im „Runenberg“ mit ſeiner geheimnißvoll lockenden Wahlverwandſchaft zwiſchen Geiſt und Natur, Menſchenwelt und Geiſterſpuk, am tiefſten. Wo die Mährchenknoſpe ſich gewaltſam zur dramatiſchen Centifolie geſtalten ſoll (Genoveva, Fortunat, Blaubart), da wird die Breite flach und ſtumpf. Ein breitgetretenes Epigramm iſt ein Nonſens und ein eigenſinnig feſtgehaltener Witz (im Geſtiefelten Kater und in der Verkehrten Welt) wird zur gezwungenen Grimaſſe. Die Romantik huldigte nicht blos dem Glauben, ſondern auch dem Aberglauben des Mittelalters, um allen Ernſtes den verlornen Urkeim der vaterländiſchen Dinge wieder aufzufinden. Sie grub mit Achim von Arnim der

Alraunwurzel nach und lauſchte bei deren Seufzen, zieht man ſie aus der Erde, auf pythiſche Weisheit. Die Phantaſie wird mit Novalis zum Schmetterling, der ſelbſt Wüſten und Einöden durchfliegt, um die blaue Blume zu finden. Ein ächter Parcival, der den Gral ſucht, glaubt an deſſen Daſein, ſo quer auch die Irrungen der Leidenſchaft ihn abführen vom Ziel; nicht am Heil, ſondern an ſeinem Unwerth liegt ſein Straucheln, Fehlen und Irren. Wenn die Romantiker aber ihr Ziel und Heil verſpotteten, ſo trieben ſie nur ein gefährliches Spiel mit ihren eignen heiligſten Entzückungen. Der Anachoret darf nicht ſpotten über die Wolluſt, die ihm die Geißelung giebt, ſonſt tritt nicht blos der Wahnſinn, ſondern der Schalk aus der heiligen Andacht heraus und coquettirt mit der Grimaſſe. Den verlorenen Gott ſuchen und in Verzweiflung und mit Hohnlachen ausrufen: der Zufall iſt es! heißt den Wahnſinn nüchtern predigen. Der Aberwitz giebt für Enttäuſchungen keinen Erſatz. Die Romantiker erklärten den Zufall für das Geſetz der Welt und brauchten die helle Logik geſunder Vernunft nur zum Wetterleuchten mit Kolophoniumsblitzen. Der ſymboliſche Sinn des Zufalls ward für das Myſterium der Religion, für den Machinator geheimnißvoller Weltregierung erklärt. Und wenn die Selbſtironie vor Nonſens retten ſollte, ſo war's als wenn der Böſe leibhaftig hinter den erkünſtelten Kuliſſen höhniſch drein kicherte. Dieſer Geiſt der Selbſtperſifflage war in Clemens Brentano faſt perſönlich geworden, der die Schwächen der Genoſſen, die Fouqué'ſche Eiſenfreſſerei, die Geiſterſeher auf der Irrfahrt zu den Nachtſeiten der Natur, die Jahn'ſche Turnerei mit ihren nebenſächlichen Aftergebilden gleich ſtark wie ſich ſelbſt verhöhnte, bis er vor den Wundenmahlen der ſtigmatiſirten Nonne Katharina Emmerich ſtier, ſtumpf und dummgläubig ſtehen und liegen blieb. Selbſt noch im Kloſter, in das er 1818 ging, war er, trotzdem er in Mußeſtunden geiſtliche Verſe ſchrieb, frivole Gedanken nicht losgeworden und hatte ſich ihm die heilige Miene in Teufelsfratzen verzerrt. In Clemens Brentano iſt die Caricatur der Romantik verkörpert. Wozu freilich ſtarke geiſtige Kraft gehörte, die das Rüſtzeug hat, es auch mit dem Aeußerſten aufzunehmen, denn das Aeußerſte, die Caricatur Gottes, iſt eben der Teufel. Seine „Mehrere Wehmütter“ ſtehen als ein bedeutſames Zeugniß da, welche Zauberkraft ſein Humor übte; myſtiſche Spielerei, allegoriſches Geſpenſterweſen und die prächtige Manier alter Puppenſpiele iſt nirgends ſo vollſtändig wieder als mit Brentano ins Leben gerufen. In ſeiner Perſönlichkeit, in der wälſchen Gelbbläſſe des Geſichts und dem faſt negerartig wollig gekräuſelten Haarwuchs, offenbarte ſich ebenfalls die ganze Seltſamkeit dieſes Verwildertſten aller Romantiker, wie er denn ſelber ſeinen „Godwi“ auf dem Titelblatte als einen „verwilderten Roman“ ankündigte. Die Schauer ſomnambuliſtiſcher Phantaſtik ſind bei ihm am gründlichſten zu erproben, denn mitten im Wirrſal wirklich krankhafter, nicht blos kränkelnder Gelüſte blüht hier und da eine Pflanze von würzigem Duft, und mit ſeiner Schweſter Bettina hat er den dreiſten Glauben einer Kinderſeele an ſich ſelbſt gemein. Den

Dünkel der Selbſtſucht und Selbſtverherrlichung theilen ebenfalls Beide. Er ſei deshalb, ſagte Clemens Brentano, mit ſeiner Poeſie ſo zurückhaltend geweſen, weil Alles was er dichten wollte, zu ſehr die heiligern Gefühle ſeines Innern offenbart hätte, als daß er es ohne Frechheit in das laue, untheilnehmende Tagewerk der Welt hätte einfügen dürfen. Als ob der ächte Dichter Anderes als ſein Beſtes und Heiligſtes geben könne, ſolle und dürfe; das „Zu ſehr“ ſchmeckt nach mönchiſcher Entartung der hohen Miſſion, die Welt zu erlöſen und zu beglücken, ſtatt ſich ihr zu entfremden. — Ihm zur Seite ſteht, noch verſchärft durch den Fanatismus des Apoſtaten, Zacharias Werner mit ſeinen leuchtenden Karfunkelſteinen in unterirdiſchen Klüften. Seine Hinneigung zur blutrünſtigen Größe geſchundener Heiligen macht ihn in deutſcher Dichtung zum ſpaniſchen Zurbaran, der die Torturen und die Selbſtgeißelung der Märtyrer mit Wolluſt malte. Auch perſönlich, mit dem pfäffiſchen Zelotismus ſeiner ſcurilen Kapuzinaden als Kanzelredner im Sanct Stephan zu Wien, ward er zur äußerſten Caricatur deutſcher Romantik. Im Menſchen Brentano war ein höchſtes Maß gereizter Raffinirtheit ausgeprägt. Er liebte Quaſſia, liebte Schönheit nur, wenn ſie ihm als Gift erſchien; die Blüthen der Belladonna gewährten ihm den höchſten Genuß. Wir wiſſen von andern Romantikern, von Friedrich Schlegel und Fouqué, daß ſie Opium in Kügelchen genoſſen, dies Reizmittel unter Eingeweihten faſt zur Mode machten. „Ich hätte mehr

Opium nehmen ſollen, dann wäre der Alarcos geworden, was er ſein ſollte!" rief Friedrich Schlegel aus. Held Fouqué freilich bot in Berlin noch das Bild einer anderweitigen Ausartung, als er anfing nicht mehr im Rebenſaft, ſondern nur noch im gebrannten Wein Genuß zu fühlen. Und doch hatte er als Dichter der Undine am reinſten, klarſten Quell deutſcher Romantik geſchöpft und getrunken, und ſein liebliches Mährchenkind, das geſündeſte und naturfriſcheſte von allen vielleicht, berauſcht ohne Narkoſe in Unſchuld und harmloſer Schönheit noch heute ſelbſt die Welt Alt-Englands. Der wunderſame Durſt der Romantiker ging bei E. T. A. Hoffmann auf Punſch. Aus der heißen Bowle ſtiegen ihm ſeine muſikaliſchen Dampfgeſtalten auf und zu den Phantaſieſtücken in Callot's Manier geſellte ſich noch ſein mephiſtophiliſches Gelüſt, in Caricaturen die realen Genoſſen ſeiner Criminaliſtik abzuſchildern. Brentano erweckt uns Grauen vor uns ſelbſt; denn er weiß die Grenze zwiſchen Traum und Wirklichkeit nicht feſtzuhalten, ſeine Traumgeſtalten haben eine furchtbare reale Macht und ſeine realen Geſtalten ſinken davor zurück in lächerlicher Ohnmacht. Hoffmann erklärte für ſich und ſeine phantaſtiſche Sippe den Serapion, einen Verrückten, zum Heiligen und Schutzpatron; aber es geſchah nur zum Scherz im tollen Uebermuth, er beſchwor die Geiſter herauf, um ſie wirken zu laſſen und dann zu widerlegen. Hoffmann iſt Herr des Schauders, den er erweckt, denn er gebietet darüber mit der Schärfe des Menſchenkenners und

Criminaljuriſten; er citirt das Spukhafte vor den grünen Actentiſch und er ſitzt zu Gericht über das Dämoniſche. Sein „Majorat" iſt ein Meiſterſtück deutſcher Novelliſtik.

Die Schlegel waren Hannoveraner, Ernſt Theodor Amadeus Hoffmann, Zacharias Werner und Max von Schenkendorf waren Königsberger von Geburt, Tieck hat in Berlin ſeine Wiege und ſein Grab, Fouqué war Brandenburger, Achim v. Arnim ebenfalls aus der Mark. Darf man vielleicht ſagen, daß Niederdeutſchland, phyſiſch ſo flach und ohne Naturromantik, ſich geiſtig wunderbar, wie juſt Sandboden den Kaktus liefert, zuſammengefaßt habe, um in dieſen exotiſchen Pflanzen ſeinen Beitrag zur Romantik deutſcher Poeſie zu erledigen? Die blaue Blume, der dieſe deutſchen Nordlandsmänner nachjagten, trieb ſie freilich meiſt nach dem Süden und der deutſche Süden hing und hängt noch immer in den Ketten und im Zauberbann Roms. Derſelbe Ort, an welchem Kant das Licht der Aufklärung angezündet, um eine ganze Epoche damit zu bezeichnen, daſſelbe Königsberg lieferte nicht weniger als drei Vertreter der Romantik, von denen der Eine ſogar in einer römiſchen Kapuze ſein Seelenheil fand. Als wenn ſich die Aufklärung, an ihrem eignen Licht irre geworden, aus Verzweiflung ihr Gegentheil ſuchte, aus der dünnen Aetherhöhe kopfüber in die feuchte warme Luft der Niederungen ſich ſtürzte, für die Ernüchterung zum Erſatz ſich im alten Aberglauben, der ſchon abgethan ſchien mit dem Mittelalter, noch einmal zu berauſchen. Goethe ſprach 1810 vom „Narrenwuſt" jener Tage. Das

Gemiſch von Allegorie und niederländiſcher Genremalerei führte auch im Styl, in der Architektur der Dichtungen zur Verwilderung, die mühſeligen Gaukeleien der myſtificirenden Traumſucht widerten Goethe an; ſtatt der ordnenden Hand des Künſtlers ſollte er jetzt die wahnſinnigen Marotten des blöden, blinden Zufalls walten laſſen! Perſönlich hatte Goethe Arnim ſehr lieb; die ariſtokratiſch prächtige Haltung und Natur des märkiſchen Edelmannes ſagte ihm zu, deſſen „Landhausleben“ ſpiegelte Kern und Kraft der ritterlichen Gutsherrſchaft von Wiepersdorf, dem Familiengut des Hauſes Arnim, wo der Dichter 1781 geboren war; gegen deſſen „Gräfin Dolores“ aber hatte Goethe doch Mühe, „nicht grob zu werden“. In der Gräfin Dolores wird eine geſtörte Ehe durch einen Reinigungsact der gefallenen Frau wiederhergeſtellt, wie ein edler Mann ſein krankes Gemüth durch Kampf für's Vaterland heilt. Das war kein Thema für Goethe; Goethe konnte ſittlich Verfehltes beſſer machen, aber nicht bereuen; bei ihm ruhte Alles auf Nothwendigkeit der Naturgeſetze; am wenigſten konnte er ſich wollüſtig in Sack und Aſche wälzen; Fieberträume gehörten für ihn ins Krankenhaus, nicht in die Dichtung. Was Wunder, daß ihm dieſe Adepten der angeblich tieferen, myſtiſchen Erkenntniß deutſcher Natur nicht ſympathiſch waren. Joſeph v. Eichendorf ſagt, in Arnim ſei die deutſche Romantik „am reinſten und geſündeſten“ vertreten. Mitten in der Verwilderung der Begriffe und zügelloſen Gelüſte ſucht in Arnim ein ſtarker ethiſcher Geiſt die Auflöſung der innern und äußern

Welt zu bewältigen. Aber die altfränkiſche Holzſchnittmanier wird bei ihm barock und hölzern. Er war frei von der ſchwächlichen Sehnſucht nach der blauen Blume, ging nicht darauf aus, eine neue Religion zu ſtiften, ſtatt die vorhandene tiefer zu erkennen; die Genoſſenſchaft der Sippe hielt ihn aber ab, ſeine Rückkehr zum verlornen deutſchen Mittelalter kräftiger und geſünder zu entwickeln. Im Jahre 1808 gab er mit Görres, Brentano und Creuzer eine Zeitung für Einſiedler: „Tröſteinſamkeit“ heraus. Er wäre, allein auf ſich geſtellt, vielleicht die Kraft geweſen, im deutſchen Mittelalter bis zu den Nibelungen zurückzugreifen, während Tieck ſich mit dem für ihn eiteln Gedanken trug, einen Cyklus deutſcher Kaiſertragödien aus dem Kreiſe der Hohenſtaufen zu ſchreiben. Geſunde Geſchichtsauffaſſung war ſämmtlichen Romantikern verſagt. Die Geſchichte ſollte für ſie wieder Mährchen werden, die Natur nichts ſein als eine bloße Allegorie für die Geiſterwelt, das Geſetz des Lebens eine Laune des übermüthigen Zufalls, das Leben ein Traum. Träume aber das wahre Leben, mit dem ohnedies noch der Witz ſein gewagtes Spiel trieb. Auch Arnim löſte die Hiſtorie nicht blos in Sage, ſondern in Mythen auf, ſtempelte freilich die Mährchenwelt mit der Kraft ſeiner niederländiſchen Genremalerei zu einer gegenwärtigen Wirklichkeit. Seine „Kronenwächter“, romantiſch von ihm erfunden, ſind ein myſtiſcher Geheimbund, eine Freimaurerloge edler Geſellen, welche die Krone der Hohenſtaufen bewachen und die verſteckten Abkömmlinge des alten ſchwäbiſchen Kaiſergeſchlechts in der

Stille zu ihrem künftigen Beruf erziehen. Friedrich Barbaroſſa ſitzt für die Romantiker noch immer im Kyffhäuſer ſchlafend und träumend, der Walſer Birnbaum ſoll noch immer von neuem blühen. Von Kaiſer Karl dem Fünften erzählt uns Arnim die knabenhafte Liebe des Prinzen zu einem Zigeunermädchen, die prahleriſche Tobſucht alter Invaliden erfüllt ihn mehr als deren von Mannesthaten erfüllte Vergangenheit, die Alraunwurzel, die ihm Mitternachts unter dem Galgen im Schweißtropfen des Gehängten erblüht, iſt ihm mehr werth als der Gehängte ſelbſt in ſeinem Lebensgang, ſeinem Werden und Enden. In einem Meiſterſtück des Humors: „Fürſt Ganzgott und Sänger Halbgott“ hat Arnim bewieſen, wie glücklich er in modernen Zuſtänden von heute die Romantik ſatyriſch und komiſch handhabt. Wie Hoffmann ſchildert er nicht blos die Schauer ſomnambuliſtiſcher Phantaſtik, ſondern weiß ſie auch mit Humor zu bewältigen. Oft genug freilich, ſagte Heine, iſt es uns bei ihm, als wenn Éinen der Tod mit der Senſe kitzelte. Arnim iſt im Styl ſeines Holzſchnitts der deutſcheſte unter den Romantikern. Er verlor ſich nicht an den Süden; der Süden kam vielmehr zu ihm, und warf ſich ihm an den Hals in der Geſtalt der Bettina Brentano, die ſeine Gattin wurde.

Von den beiden Schlegeln iſt juſt der bedeutendere der verworrenſte unter den Romantikern. Von A. W. Schlegel ſagt Eichendorf, ſeine Romantik habe nur gegen die Proſa der engherzigen Flachköpfe, gegen die platte Moral der Philiſter, gegen den blaſſen Senſualismus der Philoſophie Front machen und revolutioniren wollen, und weil ihm der Proteſtantismus keine Stütze dazu geboten, habe er aus den Ueberlieferungen der römiſchen Kirche ſchöpfen müſſen. Die Pracht des katholiſchen Cultus habe ihn allerdings gefeſſelt, aber nur um Studien an ihm und ſeiner Theoſophie zu machen und dann nach dieſer prédilection d'artiste in ſeinen geiſtlichen Sonetten ſeine Ergebniſſe abzuſetzen. Die dichteriſchen Arbeiten des „perfiden Sir William", wie ihn Johann Heinrich Voß geſcholten, ſind alſo auf bloße Scheingefechte zurückzuführen. Seine philologiſche Aeußerlichkeit machte ihn perſönlich faſt zum Gecken. Der ſprachliche Werth ſeiner dichteriſchen Uebertragungen wird dadurch nicht geſchmählert: nur bleibt ihm, neben kleineren Verſtößen in ſeinen 1808 zu Wien gehaltenen Vorleſungen über dramatiſche Litteratur, ſeine Verkennung Schillers auch von der Nachwelt unverziehen. — Auch Friedrich Schlegel hätte ſich darauf beſchränken müſſen, Styliſt und Vermittler zu ſein. Dies war er ſeit 1809 als Secretär im Hauptquartier Erzherzog Karls. Aber als Autodidakt, er war Anfangs vor ſeinen Studien Kaufmann geweſen, hielt er jede ihm ſpät gewordene und ſelbſterworbene Erkenntniß für eine neue Entdeckung im Reich des Geiſtes. Seit 1818 war er Hofrath in Wien, und blieb unter Metternich doch nur ein politiſcher Volontär. Gentz blieb Styliſt und Proteſtant. Schlegel wollte, nachdem er ein erhitzter Katholik geworden war, tiefer eingreifen und wirken. Auf politiſchem Boden in ſeine Grenzen gewieſen, warf er die Folgerungen ſeiner Studien auf Litteratur und

Kunſt zurück, um hier vollſtändige Confuſion zu ſtiften. In ſeinen Wiener Vorleſungen über alte und neue Litteratur (1811) hatte er Shakeſpeare weit hinter Dante und Calderon geſtellt, Goethe zu einem deutſchen Voltaire, Schiller zu einem unbefriedigten Skeptiker gemacht. Ein Jahr zuvor hatte er in ſeinen Vorleſungen über neuere Geſchichte auf dem Boden der Politik angeblich damit debütiren wollen, daß er Philipp II. von Spanien nebſt Alba und Ferdinand II. von Oeſterreich als Ideale, Guſtav Adolf aber, Heinrich IV. von Frankreich und Friedrich II. von Preußen als Verkörperungen des böſen Princips hinſtellte. Metternich hat ſicherlich dazu gelächelt und Gentz, dem Proteſtanten, auf die Schulter geklopft und geſagt: Bleiben Sie ja, was Sie ſind! Renegaten ſind die ſchlimmſten Verbeſſerer der confuſen Weltgeſchichte. Dieſer paradoxale Kopf, der ehedem die freie Kunſt und in der Luzinde die Freiheit des Genuſſes gefordert, hatte ſich auf ſeinen Kreuz- und Querwegen durch die „Sprache und Weisheit der Inder" den Orient erſchloſſen und von da, um die verlorne deutſche Einheit wiederzufinden, zur ſpaniſchen Düſterheit jeſuitiſcher Ränkeſucht, wie ſie ſchon der dreißigjährige Krieg zum Durchbruch brachte, zurückgelenkt. Durch Trug- und Cirkelſchlüſſe fand er, Proteſtantismus ſei nur Polemik und Negation, evangeliſches Chriſtenthum alſo nur „revolutionäre Emancipation des Subjects". Daß die evangeliſche Lehre die Wiederentdeckung des einfach Chriſtlichen und der Lehre Chriſti ſei, fiel dem fanatiſchen Schwarmgeiſt nicht ein. Und wenn er Recht hatte, zu behaupten, die Reformation habe die politiſche, ſittliche, litterariſche und künſtleriſche Entwicklung Deutſchlands unterbrochen, ſo war dieſer paradoxale Kopf doch nicht Jeſuit genug, um beſſer als Hamlet die aus den Fugen gegangene germaniſche Welt wieder einzurichten. Auch war ihm die Wiener Küche keine Veranlaſſung, ſeine alte Lehre von der Freiheit des Genuſſes aufzugeben, obſchon es zufällig Dresden war, wo er, mit ſeiner Lebensphiloſophie für gelinden Jeſuitismus wirkend, am Genuß einer Straßburger Gänſeleberpaſtete verſtarb. Er hat ſeine geſammelten Werke hinterlaſſen; d. h. er hat geſammelt, was in ſich ohne alle Sammlung, ohne allen Zuſammenhang war. Auch hat die Nation dieſe ſeine Hinterlaſſenſchaft nicht als Erbſchaft antreten mögen. Friedrich Schlegel hat nichts entdeckt und nichts geſchaffen, auf das wir als auf bleibenden Beſitz ſtolz ſein dürften.

In Ludwig Tieck ſtellte ſich das bleibende Centrum der deutſchen Romantik feſt. In ihm ſchien die neue Schule nicht blos ihren Anlauf, auch ihre Ausläufe und Folgerungen, ihr ganzes Glaubensbekenntniß, aber auch ihren überwundenen Standpunkt feſthalten zu wollen. Als er in ſeinem „Phantaſus“ (1810 und 11) die Mährchen, Legenden, Novellen und romantiſch-ſatyriſchen Dichtungen ſeiner erſten Epoche ſammelte, gab er nach Art des Platoniſchen Gaſtmahls oder des Decameron von Boccaccio in dialektiſch geſelliger Geſprächsform gleichſam eine äſthetiſche Theorie der Romantik. Eine Geſellſchaft von ſieben Männern und Frauen ſollte ihre ſieben verſchiedenen Anſichten von Kunſt und Leben in 50 poetiſchen Gaben darſtellen und vertreten, während ſie im Verkehr unter ſich einen modernen Roman durchführten. Der Plan gedieh nicht bis zu dieſem Umfang, aber der Verſuch zu einem Pandämonium der Kunſt blieb auch im Bruchſtück erkennbar. Unter Trinkſprüchen, die freilich oft ſchwächlich ſind, wird jedem Heros der Dichtkunſt ein Altar errichtet. Der zwiſchenlaufende Witz, wie in der Geſtalt des läppiſchen Hofrath Semmelziege, verräth oft mehr Ariſtophaniſchen Kitzel als Ariſtophaniſche Kraft. „Ich werde alt, ſchrieb Tieck ſchon 1814 an Solger, und ſollte auch als Autor geſetzter werden!“ Sein Phantaſus, dieſe Gottheit der Romantiker, iſt ein launiger, kränklich mürriſcher Alter, der allerlei wunderlich Spielzeug aus den Falten ſeines Mantels ſchüttelt, während die claſſiſche Muſe der Goetheſchen Dichtung eine weibliche Huldgeſtalt iſt, die jugendlich ſtrahlende Phantaſie, die wie Venus Anadyomene dem Schaum des wogenden Meeres entſteigt. Auch bei der Feier des Goetheſchen Genius blieb die Romantik des Phantaſus in Oppoſition gegen die antike Richtung in deutſcher Kunſt, aber der Formdienſt der neuen Schule wechſelte nur in den Vorbildern; man vertauſchte nur die antiken Maße mit den romaniſchen. Im „Däumchen“ finden wir eine treffende Parodie der antiken Trimeter „nach Voß'ſchem Hackebrett“; ein Schuhflicker erklärt den Geiſt der Antike im Gegenſatz zum Modernen an einem Stiefel. Zu Schillers prophetiſchem Schwung konnte ſich die Schule nicht erheben; was romantiſch in ihm, war ihr zu kühn und gewagt. Shakſpeare erhielt im Tempel der neuen Kunſt ſeinen Hauptaltar; Tieck ſelbſt widmete ihm die Studien eines langen Lebens, ohne ſich offen einzugeſtehen, daß Calderon und Cervantes weit mehr die ihm ſympathiſchen Genien blieben. War es aber nicht die ſchöpferiſche Kraft ſeiner Dichterbruſt, ſo war es die ſtaunenswerthe Ausdauer eines in Arbeit und Forſchung unermüdlichen Schaffenstriebes, was ihn zum Meiſter der Schule, zum Evangelium einer neuen Epoche in Deutſchland machte. —

Am 31. Mai 1773 zu Berlin geboren, ſtarb er dort ein Achtzigjähriger am 28. April 1853. Ein letzter Maitag hatte ſeine Wiege beſchienen und ein erſter Maitag beleuchtete ſein Grab. Das würde mittelalterlich Gläubigen nicht blos wie ein ſinnreicher Zufall, ſondern wie ein Wunder des Schickſals erſchienen ſein. Es miſchte ſich aber auch noch die Ironie des Schickſals hinein, um dem alten Sohn Berlins wie zu einem ſchattenhaften Nachſpiel ſeine liebſten Wünſche und Träume verwirklichen zu helfen. Der Romantiker auf dem Throne hatte den gealterten Phantaſus an ſeinen Hof berufen, Beide, Fürſt und Dichter, gleich ohnmächtig, mit geſunder Kraft eine neue Welt zu geſtalten; der nüchtern zwiſchenlaufende Witz zerſtörte die Geburten ihrer reichen Phantaſie. Es war ein rein romantiſches Gelüſt, die Geſtalten der helleniſchen Tragödie aus dem Boden „der Bretter“ zu ſtampfen, die man als „weltbedeutende“ doch ſo gründlich beſpöttelte. Die einfache Größe der Antike ging in der Fluth der Töne, die ſie umwogte, nicht unter, blieb aber der Welt von heute eben ſo fremd gegenüber, als man den Geſtiefelten Kater und die Verkehrte Welt von Tieck wie eine abgethane Laune der deutſchen Romantik beſtaunte. Auch ein Berliner Eckermann hatte ſich noch am Lager des Greiſes eingefunden, ihm ſeine letzten Bekenntniſſe abzulauſchen. Seltſam ſtellte ſich in Tiecks Erinnerungen an ſeine Kindheit die Thatſache ſeiner Viſionen und ſomnambulen Anfälle feſt. Himmel und Hölle kreuzten ſich ſchon früh in ſeinen Verzückungen, die ihn bis in's hohe Alter hinauf in einem Verkehr mit Geiſtern und Schattengeſtalten erhielten, wie ihn ſonſt nur Juſtinus Kerner und Eſchenmayers Nachtwandeleien offenbaren. Einem Vertrauten hat Tieck gebeichtet, Nachts, wenn er das Licht löſche um einzuſchlafen, ſehe er ſich im Dunkeln ſtets von Larven und ſeltſamen Geſtalten umgaukelt, die ihn ſchreckten und äfften. Bezeichnend war, nach Rudolf Köpke's Mittheilung, für den Knaben Ludwig die traumhafte Wirkung der Erſcheinung König Friedrichs des Großen bei einer Revue in Berlin, wo das ſcharfe blaue Auge des alten Helden mitten im Taumel des Hurrahrufens ihn magiſch feſſelte und vor ihm ſtehen blieb. Eben ſo traumhaft ging und ſtob das fliehende franzöſiſche Revolutionsheer an ihm vorüber, das er als Student, auf einem Ausfluge von Göttingen nach Straßburg, in zerſtreuten Haufen erblickte. So flatterten ſelbſt große Momente der Weltgeſchichte vor Tiecks innerem Auge nur wie Geiſtererſcheinung und Spuk hin. Alles Große erſchien ihm nur als Traum, als Wunder, ohne Zuſammenhang und Folge. Ein zukünftiges Geſchlecht wird ſtaunen, wie der deutſchen Romantik alle Größe der Weltgeſchichte, der Kunſt und Poeſie ſo nebelhaft verdunſten konnte. Was Wunder! wenn ſelbſt Tiecks größte Schöpfungen, ſeine Genoveva, der Aufruhr in den Cevennen und ſeine Shakſpearenovellen, wie unſichere Zwielichtsgeburten vorüberſchwanken, die dem Sonnenlicht der Tageswelt wenig Stand halten.

Auch in Tiecks Studien ward Shakſpeare's Geſtalt nach lebenslänglicher Arbeit nicht fertig. Schon der zwanzigjährige Jüngling lieferte (1793) eine Uebertragung des „Sturm“ und eine Abhandlung „über die Behandlung des Wunderbaren bei Shakſpeare“. So früh regte ſich in ihm die Oppoſition gegen den in ſeiner heimiſchen Welt, in der Atmoſphäre der Nicolai und Bieſter, herrſchenden Rationalismus. Es folgten dann Studienjahre in Halle, Göttingen, Erlangen. Nach Berlin zurückgekehrt, ſagt man, ſei er in die Hände der Buchhändler gefallen; er ſchrieb anonym die Erzählungen „Almanſur“ und „Abdallah“, in Briefform den Roman „William Lovell“, den er ſpäter in gereinigter Form wiedergab. Er ſtand unter den Einflüſſen des Zeitalters, in welchem Wertheriſche Stimmungen und Revolutionsgelüſte à la Karl Moor fortwühlten. Es war, der Aufklärung gegenüber, das Anrecht der entfeſſelten Leidenſchaft, ein Aufruhr wilder Triebe, die in dieſen Geburten Tiecks ihren wollüſtig heißen und dunſtigen Ausdruck fanden. Was ſich in Frankreich aus dem behinderten Drang nach bürgerlicher Freiheit als zügelloſe Anarchie entwickelte, geſtaltete ſich in Deutſchland ebenſo vulkanartig im Gebiet des innern Menſchen. Räuber Moor iſt aber noch eine zahme Gutherzigkeit gegen Abdallahs Tobſucht, Klingers Fauſt, der ſich ſchon übermäßig in der Pfütze wilder Gelüſte badet, noch ein hausbackener Pedant gegen Tiecks Höllengeburten, die bacchantiſch in Masken verkleidet die Menſchenwelt ſchrecken, bei aller Gluth morgenländiſcher Ueppigkeit in Sprache und Leidenſchaft die titaniſche Ueberſchwenglichkeit der Sturm- und Drangzeit entfalten. Hinter Omar's Skepſis im Roman „Abdallah“ lauert der Atheismus mit ſeinen furchtbarſten Schrecken. In William Lovells Orgien ſtreift die Schwelgerei der Genußſucht bis an ſchamloſe Vernichtung aller Bande der Ordnung, Sitte und Ehre. Im Trauerſpiel „Karl von Berneck“ faßte die Geſpenſterſucht zum erſten Male Fuß auf dem Boden deutſcher Dramatik. Und das alles geſtaltete ſich auf dem nüchternen Boden Berlins, rein nach dem Geſetz der Reize des Widerſpruchs, bis ſich Tiecks „Peter Lebrecht, eine Geſchichte ohne Abenteuerlichkeiten“ dann wieder zurechtfand in einer Welt der Wirklichkeit. Der Dichter gefiel ſich in der Maske Peter Lebrechts, hielt ſie auch für die drei Bände ſeiner Volksmährchen feſt. Hier erſt ſtoßen wir auf den Kern der Tieckſchen Poeſie, einen Kern deutſcher Dichtkunſt, der allein ſchon genügen würde, eine neue Epoche in unſerer Culturgeſchichte zu eröffnen. In den „Haimonskindern“, in der „Meluſine“, in der „ſchönen Magelone“, im „getreuen Eckart“ finden wir den naiven Tiefſinn, den geſunden Urton der Volksgeſchichten glücklich beibehalten, im „blonden Ekbert“ beginnt der berauſchende Zauber der Waldeinſamkeit, deſſen Waldhornklänge ſpäter im Sternbald erklingen, in der mondbeglänzten Zaubernacht des Octavian ſtellenweis ihren wunderbaren Ausdruck finden. In den „Elfen“ haben wir die ganze harmlos kindliche Unſchuld eines Geiſterreiches, im „Runenberg“ ein Meiſterſtück in der Malerei des geheimnißvollen Kampfes ſpukhaft dämoniſcher Berggeiſter mit den friedlichen Genien, die im Geſchäft des Landbaus die Menſchenwelt ſittlich, klar und anmuthig ordnen, die Malerei eines dialektiſchen Widerſtreits, der in den Gegenſätzen von Gebirg und Ebene, Jagd und Ackerbau, den äußern Spiegel der in der innern Menſchenbruſt kämpfenden Mächte ſieht, den alten Widerſtreit zwiſchen Kain und Abel dämoniſch in den Elementen der Natur deutet. Der „Liebeszauber“, dieſe Perle der Tieckſchen Mährchenpoeſie, deckt dieſen Widerſtreit der Elemente in zwei Charakteren der Menſchenwelt von heute auf, bis freilich den Einen der beiden meiſterhaft in Scene geſetzten Männergeſtalten der betäubende Dunſt aus dem Zauberkeſſel alter Hexenſagen wie ein Wahnſinn befällt, über deſſen dämoniſche Naturgewalt der wache Menſchengeiſt nicht gebietet. Auch im „Pokal“ gefällt ſich die Dialektik der Romantik ſchon in jener wollüſtigen Willkür, die ſich ohne ächte Zeugungskraft dem Zufall der Schickſalsmächte preisgiebt. Die Erweiterung des Mährchens zu dramatiſcher Neugeburt führte zu Verkünſtelungen und Verkrüppelungen wie im „Blaubart“. Noch ſchlimmer, wenn ſich der Uebermuth der Romantik darin gefiel, auch der Polemik und Perſifflage poetiſche Form zu geben, wie im „Geſtiefelten Kater“, wo das Publicum in der Komödie mitſpielt und der Recenſent Böttiger geknebelt wird, oder in der „Verkehrten Welt“, wo Scaramuz den Apollo macht, den Parnaß dem Princip der Nützlichkeit unterwirft, für den Pegaſus Stallfütterung einführt, den kaſtaliſchen Quell in eine Waſſerheilanſtalt verwandelt. Dies waren die Ariſtophaniſchen Scherze, die faſt fünfzig Jahre nach ihrer Geburt (1844) König Friedrich Wilhelm der Vierte ſich und ſeinem greiſen Phantaſus dramatiſch aufführen ließ, moutarde après diner, in einem Zeitalter, in welchem die Götter und die Dämonen des lebendigen Lebens ganz andere Speiſen, weit höhere Opferthiere für den Heißhunger des Tages forderten! — Tiecks „Zerbino oder die Reiſe zum guten Geſchmack“ erſchien ſpäter im Druck, als eine Fortſetzung des Geſtiefelten Kater. Nicolai, der Neſtor des Berliner Aufklärichts, erhält ſchließlich in einer Viſion vom jüngſten Gericht ſeine Strafe. Die Teufel machen ihm Spaß vor und er iſt verurtheilt, dazu zu ſchweigen. Wie er das nicht vermag, denn er räſonnirt nicht blos inwendig, wird er an einen fabelhaften Ort, ins leere Nichts verdammt, wo weder Himmel noch Hölle iſt. — Bajazo und Hanswurſt hatten gewiß ihr gutes Recht gegen das Gewimmer des Siegwartianismus, gegen Lafontaine, gegen Cramer und Spießgeſellen. Wenn aber Tiecks „Schildbürger“ die Bühne zum Anhang eines Lazareths machten, wo ſich das Zeitalter beſſern ſollte, ſo war das nicht blos eine Parodie auf den „großen Auguſtus“ (A. v. Kotzebue), gegen Jffland und die Dichter der Spießbürgermoral, die Erfinder der böſen Amtmänner und Präſidenten; es war auch eine Verſündigung an Schillers erhabener Miſſion, die Bühne zu einem Tempel nationaler Sittlichkeit zu erheben. Schröder und Fleck gehörten zu Tiecks Berliner Erinnerungen, beſtärkten ihn jedoch nur in dem weichlichen Hang zum Theater, ohne ihm die Kraft zu geben, ſich an Schillers hoher Aufgabe für die Bühne zu betheiligen. Juſt im Jahre, als Wallenſtein über die deutſchen Bretter ſchritt, dichtete Tieck ſeine Genoveva, ſeinen Octavian, formell die entſchiedenſten Abirrungen aufgelöſter deutſcher Dramatik. Dem Zeitalter und der Kunſt der Deutſchen fehlte freilich die Andacht. Das war Tiecks und Wackenroders Bekenntniß. So tief dies gefühlt und erkannt wurde, ſo führte es doch nur zur mönchiſchen Einſiedelei des Geiſtes, nicht zur heroiſchen Kraft, die dem Umſturz aller Formen beim Wechſel des Jahrhunderts gegenüber, in Thaten die verlorene Andacht und den geſunkenen Glauben an ſich ſelbſt entzünden mußte.

Heinrich Wackenroder, ein Jahr älter als Ludwig Tieck, war in Halle ſein Studiengenoſſe geweſen; er ſtarb 25 Jahre alt 1798. Die „Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders“ waren der ſchöne, weiche, warme Ausdruck der Sehnſucht nach einem harmloſen und glaubensvollen Zeitalter, wo deutſche Kunſt mit deutſchem Handwerk und dem Genoſſenſchaftsſinn alter Schulen und Zünfte Hand in Hand ging. Tieck gab 1799 noch aus des Freundes Nachlaß die „Phantaſie über die Kunſt“ heraus; „Franz Sternbalds Wanderungen“ entſtanden ebenfalls unter Wackenroders Einflüſſen. Das altfränkiſche Leben im gemüth- und kunſtreichen Nürnberg zur Zeit Albrecht Dürers wird mit der Biederkeit einer Glaubenstreue und Hingebung gefeiert, der man bei dem Mangel an Stoff und Erfindung um ſo weniger die erkünſtelten Täuſchungen der Phantaſie anmerkt. Franz Sternbald wandert nach Flandern zu Lukas von Leyden, nach Antwerpen, Florenz, Rom. Da verliert ſich dann freilich die Einfalt des deutſchen Schwärmers, und die Reinheit der Andacht, die dem Zeitalter zu einer neuen Kunſtreligion fehlte, trübte ſich arg genug in der Forderung des freien Genuſſes, zu welcher in Friedrich Schlegels Lucinde ſich nicht blos die Phantaſie, ſondern auch die üppige Leidenſchaft des Blutes bekennt. Die Genoſſenſchaft der Romantiker in Jena führte Tieck ſeit 1799 zu neuer Thätigkeit. Er gab ſeine „Romantiſchen Dichtungen“ und ſeine Ueberſetzung Don Quixote's. Auf dies große Grundbuch der poetiſchen Satyre wider die Romantik des Mittelalters gaben die deutſchen Romantiker ſehr viel. Cervantes parodirt das Pathos der romantiſchen Epen und Ritterromane; nach ihm war kein Arioſt mehr möglich, jeden für ein großes Ziel wahrhaft raſenden Roland vernichtete der wirklich tolle Ritter von der traurigen Geſtalt, und ſomit bekannte ſich die deutſche Romantik eigentlich zu der Parodie auf ſich ſelbſt, während ſie ſich einbildete, den Shakſpeareſchen Styl wieder ins Leben zu rufen. Der Brite ſteigert freilich durch Satyre noch die Tragödie, aber ſeine Ironie tödtet nicht die Wahrheit und den Glauben an den Ernſt der Dinge dieſer Welt, der Narr im Lear iſt nur dazu da, den wahnſinnigen König noch zu heben, ihm zur Folie zu dienen, nicht ihn zu entkräften. In der Geſtalt des Ritters von La Mancha iſt die zum Irrſinn gewordene Romantik der alten Zeit mit tiefem Ernſt und mit der Wehmuth ſüßer Sympathien, aber ſicher und rettungslos zu Grabe gebracht, weil die Trivialität des Realismus in Sancho Panſa wohl geſtraft, geprügelt und ad absurdum geführt wird, aber doch ergötzlich Recht behält. Von den deutſchen Romantikern hatte nur Heinrich von Kleiſt die Kraft, einen deutſchen Lear zu ſchaffen, der ſich mit den Donnerkeilen ſeines eignen Wahns verwundet und weinend über ſich ſelbſt zuſammenbricht. Kleiſt aber hatte wieder nicht das Talent Tieck's, das Talent, den Narren ſeiner ſelber zu erſinnen, der die mißrathenen Geburten ſeiner Phantaſtik beklagt und beſpöttelt, ohne daran zu Grunde zu gehen. Kleiſts Römerſeele konnte nicht ſcherzen, ſich nicht hinwegtäuſchen über Abgründe; ſeine Romantik war die Romantik eines Cato, der mit der Endſchaft ſeiner Illuſionen ſeinen eignen Untergang beſchließt.

Es iſt bezeichnend, daß Tieck in derſelben Zeit, als er den Quixote überſetzte (1799—1801), zugleich ſeine „Genoveva" ſchrieb, dies Hauptwerk ſeiner Romantik. Was für Goethe Fauſt und Meiſter, für Schiller Wallenſtein, das iſt für Tieck Genoveva, dies vielgefeierte Centralwerk der neuen Schule. Der Philoſoph Solger nannte Genoveva ſogar das größte dramatiſche Gedicht des Zeitalters; die Philoſophie der neuen Schule war eben ſo verworren als deren Dichtung.

Genoveva war der erſte volle, entſchiedne Ausdruck der romantiſchen Richtung. Solger vertheidigte auch den Dichter gegen den Verdacht der Abtrünnigkeit vom Geiſt der Zeit, der Rückkehr zum mittelalterlichen Chriſtenthum; er fand blos Sehnſucht zum römiſchen Dienſt in der Genoveva. Der Glaube an das Wunder des in der Kunſt Dargeſtellten ward aber faſt zu einer neuen äſthetiſchen Religion. Ein junger Maler in Sternbalds Wanderungen ſagt, die Illuſionen und den Glauben an die Wirklichkeit des Erdichteten oder in der Kunſt Geſchaffenen feſthalten, heiße Katholik ſein, und ſo ward er es, Symbol und Sache verwechſelnd. Kunſt und Religion wurden verſchwiſtert, wo nicht verwechſelt, Denen gegenüber, welche die Philoſophie aller Metaphyſik, die Poeſie aller Andacht, die Welt aller Geheimniſſe und Wunder entkleideten und entleerten. Tieck machte in einem Briefe an Solger das verdächtige Geſtändniß, ihm ſei, nachdem er ſich in Jakob Böhme verſenkt, alle Philoſophie ſeiner Zeit „nicht tief genug" erſchienen. Er verwechſelt tief mit myſtiſch, Andacht mit Rauſch, Begeiſterung mit Trunkenheit, den Glauben an das Wunder mit der Wunderſucht. Tiefe und Klarheit brauchen ſich nicht zu widerſprechen, wohl aber ſind Myſtik und Klarheit ſich fremd. Er ſchrieb 1812: „Bei meiner Luſt am Neuen, Seltſamen, Tiefſinnigen, Myſtiſchen und allem Wunderlichen lag ſtets in meiner Seele eine Luſt am Zweifel und der kühlen Gewöhnlichkeit, und ein Ekel meines Herzens, mich freiwillig berauſchen zu laſſen, der mich immer von allen dieſen Fieberkrankheiten zurückgehalten hat, ſo daß ich weder an Revolution, Philanthropie, Peſtalozzi, Kantianismus, Fichtianismus und an Naturphiloſophie als letztes einziges Wahrheitsſyſtem gläubig habe in dieſen Formen untergehen können.“ Das heißt dann entweder in Allem ſchwelgen wollen ohne ſich zu verlieren, ſchmetterlingsartig von allem koſten oder bienenhaft poetiſch von allem in die Zelle tragen. Tieck geſteht aber, ſeine Liebe zur Poeſie habe ihn „faſt mit frevelem Leichtſinn“ zu den Myſtikern geführt, die ſich „aller ſeiner Lebenskräfte bemächtigten.“ Von deren Wunderlande aus wollte er Alles, auch das Chriſtenthum verſtehen, und fand Fichte und Schelling noch zu leicht und flach. Er habe ſich oft in die Abgeſchiedenheit eines Kloſters gewünſcht, um ganz ſeinem Böhme, ſeinem Tauler und den Wundern des Gemüths zu leben. Unter dem heißen Athem fieberhafter Verzückung bleicht und welkt aber leicht die einfache Alpenroſe harmlos kindlicher Gläubigkeit, vor der Wunderſucht ſchwindet der Glaube an das Wunder, und daraus erwuchs dann im Gedicht das ſeltſame Gemiſch von Jakob Böhme und Hans Sachs. Tiecks Genoveva iſt dieſer vollendete Wirrwar in Stimmung, Inhalt und Form. Die Phantaſie ſtürzt ſich in den freieſten Wogenſchlag der Empfindung und giebt ſich doch an die engſte Zwangskutte eines mönchiſchen Glaubens gefangen. Das Gedicht wollte Lyrik, Epik und Dramatik vereinigen, ja verſchmelzen. Die aufgelöſte Architektur des Ganzen wurde zur Unform bei dem auferlegten formellen Zwang in der Moſaikarbeit des Einzelnen, dem lärmenden Geräuſch verſchlungener, erkünſtelter Maße und Reime, ſelbſt mit Mittelreimen, die Tieck auch in der Nibelungſtrophe entdeckt haben wollte. Sonette, Octaven, Terzinen erklingen ſelbſt im Dialag dieſes Dramas, während der Wechſel des Rhythmus in der antiken Tragödie nur im Chor und in dithyrambiſchen Momenten eintrat. Die romantiſche deutſche Dichtung wollte dem Terrorismus des Formzwangs in der claſſiſchen Richtung entfliehen und gab ſich in betäubender Auflöſung an das ſüße Geklingel müßiger Formſpielereien der romaniſchen Sprachen hin. Dadurch entſtand das Manierirte, wie Tieck ſelbſt ſpäter geſtand. „Liebe denkt in ſüßen Tönen, denn Gedanken ſtehen fern!“ In dieſem Fern ſteckt faſt ein Pasquill auf die muſikaliſche Form, der ſich Inhalt und Gedanke zum Opfer bringen. Die Ironie und Perſifflage fehlen in Tieck's Genoveva, hier iſt Alles hochernſt gemeint, der heilige Bonifaz iſt in eigner Perſon Prologus, Berichterſtatter und Segenſprecher zu Ende. Im Weihrauchduft der Betäubung ſchwindet alle feſte Form, aller beſtimmte Inhalt. Das Gewürz der Narkoſe ſtachelt zu auflöſender Wolluſt, ſtatt zur ſchöpferiſchen Zeugungskraft. Selbſt in der dämoniſch empfundenen Geſtalt des Golo treibt die Muſe Tiecks eine ſinnbethörende Schönthuerei mit der Geneſis des Böſen, während Shakſpeare den Dämon des Böſen mit der ihm inwohnenden, imponirenden Kraft und Macht hinſtellt, nicht in krankhafter Elegie, nicht um der muſikaliſchen Reize und Lockungen willen mit ihm buhlt. Golo's Dämon bezwingt das ſüß melancholiſche Lied: „Dicht von Felſen eingeſchloſſen, wo die dunkeln Weiden ſtehn“, und wenn ihn fromme Schäfer beſtatten im „einſam grünen

Thal“, deſſen örtlicher Dämon die Schuld der Sünde trägt, ſo löſt ſich uns über Bös und Gut alles Bewußtſein. Der muſikaliſch berauſchende, mittelalterliche Fatalismus Tiecks will den helleniſchen Eudämonismus Goethe's verdrängen, macht aber das Element des Böſen in der Menſchenbruſt zu einem bloßen Dunſt aus alter geheimnißvoller Waldſchlucht. Jakob Böhme und Hans Sachs haben in Tieck's Genoveva eine gewaltſame, eine unnatürliche Umarmung gefeiert.

Im „Octavian“ tritt der mittelalterliche Katholicismus in den Hintergrund; nicht ein chriſtlicher Heiliger, die Romanze in Perſon macht den Prologus und den Chor. Die Legende im härenen Büßergewand wird verdrängt von der üppigen Pracht der Rittergeſchichten aus dem höfiſchen Zeitalter unſerer mittelalterlichen Epen, von Wolfram von Eſchenbachs confuſer Phantaſtik und Meiſter Gottfried von Straßburgs wollüſtiger Tändelei. Das Element des Komiſchen miſcht ſich burlesk genug ein, ohne jedoch über die Kraft Shakſpeareſcher Matroſenwitze im Caliban und andern niedrig komiſchen Masken des britiſchen Realismus zu gebieten. Morgenland und Abendland werden mit ihren Schätzen aufgeboten zur Verherrlichung des „alten romantiſchen Landes“, ſeiner Helden und Frauen, ſeiner Minne und ſeiner Wunder. Der Orient bringt noch in die „wundervolle Mährchenwelt“ ſeine letzte Würze, eben ſo wie Friedrich Schlegel, der Theoretiker der Schule, zu ſeinen indiſchen Studien übergeht, um im Orient „das höchſte Romantiſche“ zu finden und aller plaſtiſchen

Geſtaltung, aller helleniſchen Klarheit und Helle verluſtig zu geben. — Kaiſer Octavian gehört ſeiner Entſtehung nach den Jahren 1801 und 1802 an; 1804 erſchien er im Druck. Fortunat, der beſte Nachzügler jener Epoche, erſchien nachträglich erſt 1816.

Hiermit ſchloß dieſe mittelalterliche Epoche der Tieck'ſchen Dichtung, die nirgends bis zur geſunden, freilich herben, aber granitnen Kraft des Nibelungenliedes hindurchdrang. Und doch hat, wo der Dichter in ihm nichts Sympathiſches gefunden, der Kenner und Forſcher, der tiefſinnige Gelehrte in dieſem Gebiet Entdeckungen und Studien gemacht. Wir wiſſen, daß Tieck vor Hagens Ausgabe damit umging, das Nibelungenlied in der Sprache von heute von neuem zu dichten, aus der Edda und aus altnordiſchen Geſängen die Lücken zu füllen. Im Vatican, in St. Gallen beſchäftigten ihn die Handſchriften des großen Nationalepos; er hat in Rom, von Gicht befallen, dem Freunde Rumohr aus dem alten Codex Lesarten und ganze Stellen in die Feder dictirt. Aus der Zeit ſeines dichteriſchen Verſtummens iſt äußerlich leider nur von Krankheit über Tieck zu melden. Auf ſeinen erſten kürzeren Aufenthalt in Dresden, wo er mit Friedrich Schlegel ſich fand, folgte ein Ortswechſel zwiſchen Berlin und Ziebingen, dem Landgute der befreundeten Familie von Burgsdorf bei Frankfurt a. d. Oder, 1806 ſeine Reiſe nach Italien, dann ein Aufenthalt in München, deſſen ſcharfe Wechſelluft ſein gichtiſches Leiden befeſtigte, ſo daß man ihn, als er 1819 in Dresden dauernd ſeine Wohnung aufſchlug, nur in leidgedrückter, gekrümmter Geſtalt wieder erblickte. Seine Arbeitſamkeit war nie dadurch gelähmt; der Erforſchung der mittelalterlichen Schätze, die ſein „Phantaſus" neu aus dem verlornen Bergwerk des deutſchen Lebens heraufbeſchworen, ſchien ſeine ganze Kraft ſich widmen zu wollen. Seiner Herausgabe der Minnelieder aus dem ſchwäbiſchen Zeitalter (1803) geſtanden die Grimm das Verdienſt der erſten Anregung zu. Ulrich von Liechtenſteins Frauendienſt, dieſe Selbſtbiographie mit des ritterlichen Sängers Liedern durchwoben, und das Altdeutſche Theater ſchloſſen ſich dieſen Arbeiten an. Dichteriſch, als ſchöpferiſcher Geiſt, war er damals ganz brach gelegt, zu einem förmlichen Siebenſchlaf verdammt. Nach Wackenroders Verluſt war ihm in Novalis zum zweiten Mal ein inniger Gefährte dahingerafft. Was ihn aber am tiefſten ſchmerzte, war, daß er Angeſichts der ſinnloſen Wirren andrer Genoſſen mit dem Bankerott der eignen Kraft den Abfall einer Schule erlebte, von der er ſich förmlich losſagen mußte. Der doctrinäre Friedrich Schlegel hatte (in ſeinem Geſpräch über Poeſie) zu früh aus der Schule geſchwatzt, indem er als den „Anfang" aller Poeſie verkündete, „den Gang und die Geſetze der denkenden Vernunft aufzuheben und uns wieder in die „ſchöne Verwirrung" der Phantaſie, in das urſprüngliche Chaos der menſchlichen Natur zu verſetzen, für das es kein ſchöneres Symbol gebe als das Gewimmel der alten Götter." Er definirte Romantiſch als das, „was uns einen ſentimentalen Stoff in einer phantaſtiſchen, d. h. in einer ganz durch die Phantaſie beſtimmten Form darſtellt.“ Dieſe Theorie, die aus dem erſehnten Chaos auch nicht einmal die Möglichkeit zu neuer Weltſchöpfung zuläßt, an die Stelle der ordnenden Kraft nur die loſe Willkür ſetzt, erlebte denn in ihm ſelbſt hinreichend die praktiſche Entartung, und das erſehnte „Gewimmel der alten Götter“ fand er ſchließlich auch nicht in Brahmas Finſterniſſen, ſondern in den Dämmerungen des römiſch-chriſtlichen Olymps. Adam Müller übertrug die romantiſchen Principien auf die Staatsformen, Quietismus und Schwelgerei vermiſchend, um dem Staat der Bürger die alte hierarchiſche Baſis zu retten. Görres' klerikale Ausartungen ſuchten die Kapuze mit der Jakobinermütze zu verſchwiſtern, Zacharias Werner, Kunſt und Kirche für identiſch, die katholiſche Hierarchie für das größte Kunſtwerk erklärend, fand von der Bühne zur Kanzel und zum Beichtſtuhl den Uebergang, machte aber in St. Stephan zu Wien ſcurile Kapuzinaden à la Abraham a Sancta Clara ohne deſſen Ehrlichkeit, Einfalt und Treue. Achim von Arnim war in der Mark ganz verſandet, Heinrich von Kleiſt nach ſeinen rieſenhaften Kämpfen, einem erſchlafften Volk die Thatkraft ſeiner eignen Römerſeele einzuflößen, als Selbſtmörder verſtummt. All dieſe erträumte Kraft des damaligen jungen Deutſchlands lag ſchmerzhaft in Trümmern um Denjenigen her gebreitet, der als ihr Meiſter gegolten, während er die Würde ſolcher Meiſterſchaft ablehnen mußte, um nicht für Nacht und Verwirrung, Graun und Untergang der Genoſſen mitzubüßen. Es hat ſich ergeben, daß der Verdacht ſeines Uebertrittes zur römiſchen Kirche ein fälſchlicher geweſen; nur ſeine Frau, wider ſein Wiſſen, hatte ſich im Stillen zum alten Dienſt bekehrt und er hat es ruhig, mit ſchmerzlicher Ironie der tiefbewegten Seele, geſchehen laſſen, als bei ihrem Ableben ſich römiſche Prieſter einſtellten, die Leiche einzuſegnen. Er hat aber auch keinen Theil gehabt an dem Aufſchwung neuer Kraft, welche die Nation durchzuckte, weder an Kleiſt's tragiſch endendem Heroismus, noch am Auftact der Freiheitsſänger, die, glücklicher, die neue Morgenröthe nicht blos aus der Nacht heraufbeſchworen, ſondern auch begrüßten. Kein Ton erklang auf Tiecks Lyra in der Zeit der Freiheitskämpfe mit Arndt, Schenkendorf, Körner, und der vielgerühmte, an Solger 1813 eingeſtandene Plan und Entwurf zu deutſchen Kaiſertragödien galt zwei Jahre ſpäter als leer und nichtig. War die Volkskraft deutſchen Mittelalters, die er doch mit wecken gewollt und geholfen, ganz anders erwacht als er ſich's geträumt, ſo lange er trunken in deſſen Abendſonne geſchwelgt? Sangen die Lerchen des jungen Tages auch ihm zu grell gegen die Philomelen ſeiner üppigen Sommernächte? — Der Poet in ihm ſchien erſchöpft, ſein Studium Shakſpeare's allein noch übrig geblieben. Sein altengliſches Theater erſchien 1814 — 16; ſein Aufenthalt in London (1818) galt denſelben Stoffen, 1823 erſchien ſeine Vorſchule zu Shakſpeare, dann ſeine Fortſetzung der Schlegelſchen Ueberſetzung mit Graf Wolf Baudiſſin und ſeiner Tochter Dorothea im Bunde, ſo daß Begeiſterung, Sprachkenntniß und feiner Tact ſich hier zum bedeutſamen Werk vereinigten.

Tief erkrankt und zerrüttet, gichtiſch gelähmt und gemartert, mit den Genoſſen ſeiner Richtung zerfallen, nach Solgers Tode (1819) zum dritten Male vom Verluſt eines innig Befreundeten erſchüttert, fertig mit ſich, ſcheinbar erſchöpft in ſeiner Dichterkraft: ſo nahm ihn Dresden auf, ward ihm ein Aſyl und gab ihm nach innern Stürmen die Ruhe, um ſeine zweite große Epoche zu eröffnen. Eine begeiſterte, getreue Freundin, Gräfin Finkenſtein, hatte ſich als Genoſſin ſeines Hauſes zu ihm geſellt; auch ſchaarten ſich mit Otto v. d. Malsburg, Graf Otto Löben und Andern romantiſche Abendſänger um ihn. Die Kunſtſchätze von Elbflorenz wirkten mit ihrem Zauber von neuem auf ſein in ſchmerzlicher Wehmuth gebeugtes Leben, die Gunſt des königlichen Hofes gab ihm Stellung, Rang, und als Dramaturgen eine Thätigkeit, die freilich bald beim Widerſpruch zwiſchen romantiſcher Theorie und theatraliſcher Praxis eine illuſoriſche wurde. Tieck ſchrieb Theaterkritiken, die das hereinbrechende techniſche Virtuoſenthum im Dienſt der Dichtkunſt zügeln wollten, in der öffentlichen Meinung aber bei eigenſinnig durchgeſetzter Aufnöthigung der Calderonſchen „Dame Kobold“ ihre Geltung einbüßten Noch 1825 machte Tieck als Dresdner Dramaturg eine Rundreiſe zu den deutſchen Theatern, ein Jahr darauf erſchienen ſeine dramaturgiſchen Blätter, die ſich ſpäter bis zu vier Bänden ausdehnten. *) Allmählich erloſch ſein Eifer, auf die lebendige Kunſt einzuwirken; ſeine

---

*) Demſelben Jahre, 1816, gehörte die mit Fr. v. Raumer gemeinſchaftlich veranſtaltete Herausgabe von Solgers Nachlaß und

tiefere, beſſere, aber oft launenhaft romantiſche Einſicht zog ſich hinter das ſtille Bewußtſein eines ironiſchen Lächelns zurück. Aber er ward an ſeinem häuslichen Heerde als dramatiſcher Vorleſer der Mittelpunkt eines abendlichen Kreiſes von mehr als allgemein deutſcher, von europäiſcher Bedeutung. Er gebot über den tief poetiſchen Zauber eines Organes, das vom Geliſpel der leiſeſten Schüchternheit alle Tonarten der Claviatur hindurch bis zum Aufſchrei der tobenden Leidenſchaft, vom Girren der Taube bis zum majeſtätiſchen Zorn des Löwen ſeinen Umfang hatte. Die Zartheit des geheimſten Verſtändniſſes dichteriſcher Schönheiten geſellte ſich mit ſeiner umfaſſenden Kenntniß aller Litteraturen der verſchiedenſten Zeiten. Er gab ſeine Aeſthetik nie in zuſammenhangenden Vorträgen; ihre Widerſprüche würden ſich dann auch deutlich blosgelegt haben; höchſtens gab er Winke und Andeutungen, im concreten Falle aber ſetzte er als Vorleſer eines Dichtwerks ſein tiefſtes Wiſſen, ſein gläubigſtes Gefühl und die ſchärfſte Polemik ſeines Witzes gleichſam mit in Scene. Er rief durch die ſchöpferiſche Lebendigkeit ſeines dramatiſchen Vortrags die Dichtung, wie ſie ihr Schöpfer empfangen und geſchaffen, vor die Seele des Hörers; er brachte damit rein geiſtig, ohne alle äußere Sinnestäuſchung längſt von der Bühne auf-

---

Briefwechſel an. Die „Hinterlaſſenen Schriften“ Heinrich von Kleiſts waren bereits 1821 erſchienen, Novalis' Nachlaß, mit Fr. Schlegel gemeinſam herausgegeben, ſchon 1802. Die geſammelten Schriften von Reinhold Lenz erſchienen 1828, desgleichen die Inſel Felſenburg; Tiecks Einleitung zu Fr. Ludwig Schröders Schauſpielen: „die geſchichtliche Entwicklung der neuern Bühne“ 1831.

gegebene Werke wieder ins Leben; er gab auch von den nicht auf den Brettern verſchwundenen Stücken den ganzen, von dem grellen Lampenlicht verſcheuchten, in der decorativen Handwerksmanier der Kuliſſenwelt verlorengegangenen Aetherduft der Dichtungen. Eine geiſtvolle, tiefgefühlte, unabſichtlich und ohne allen geſuchten Maskenzwang entwickelte Mimik unterſtützte die Modulationen ſeines Vortrags und wen die magiſche Gewalt ſeiner tiefdunkeln, geheimnißvoll leuchtenden Augen überkam, der konnte jener Eliſe Bürger gedenken, die ihm ſchrieb, es ſei ihr heißeſter Wunſch, ſeine Augenſterne einmal funkeln zu ſehen, wenn Begeiſterung ihn erfülle. Schärfere Beurtheiler wollten behaupten, daß das einfach Edle in ſentimentalen Frauenrollen ihm weniger gelang als das dämoniſch Gewaltſame, zumal aber das burlesk Komiſche, zu welchem alle Kobolde, Gnomen, Berg- und Waſſergeiſter ſeiner romantiſchen Unterwelt ihm die Lichter und Schatten lieferten. — Weihevolle Abende im ſchwarzrothen Eckhauſe auf dem Altmarkt zu Dresden! In der That war es wie eine Loge Eingeweihter, die dort, dem Lärm der Welt entrückt, Andacht übte und bei dem Prieſter der Romantik Kirche hielt, wenn die Gräfin Finkenſtein hinter dem grünen Lichtſchirm vor den Augen heimlich ſtill herumlugte, ob ſich kein unwürdig Profaner eingeſchlichen. Und der im ſchwarzrothen Eckhauſe betriebene Cultus übte ſeine betäubende, ſeine anſteckende Macht. Zu den Wirkungen der hohen Meſſe gehört ja nicht blos Ton und Stimme, auch der Weihrauchduft mit ſeiner narkotiſchen Wirkung. Solcher Art war der

Tieckcultus in Elb-Florenz bis zur Berufung des alten romantiſchen Phantaſus nach dem wenig romantiſchen Spree-Athen.

Aus dem geſellſchaftlichen Geplauder des Dresdner Salons erwuchs ihm auch ſeine Novelliſtik. Dieſe ſeine zweite Dichterepoche dauerte bis 1840, wo er ſie mit dem Roman „Vittoria Accorombona“ abſchloß. Der Anfang ſeiner Novelliſtik war weſentlich converſationell; wo das Thema tiefer griff, traten die redneriſchen Figuren zu dialektiſchen Gegenſätzen heraus, die lockere Theorie vom überraſchenden Umſchlag in der Wendung führte zu höchſt bequemer Erledigung des Stofflichen, und die Muſe ſaß dann oft als Ironie mit ihrem geheimnißvollen Lächeln vornehm, aber ohnmächtig im Sorgenſtuhl. Kränkliche Stubenluft umwehte die Wiege dieſer modernen Ammengeſchichten, modern, weil ſie im Aether blaſirter Nobleſſe empfangen und geboren wurden, mährchen- und ſagenhaft aber, weil ſie aller geſunden Kraft der Wirklichkeit und Wahrheit, oft aller Menſchenmöglichkeit gegenüber traten, aller Friſche des Volkslebens, allem Getriebe des Marktes, des bürgerlichen und ſtaatlichen Verkehrs, allen drängenden Forderungen der Zeit Hohn ſprachen. Drängend war freilich eigentlich nichts in jener Epoche der Reaction aller beſſeren Nationalkraft nach den deutſchen Freiheitsſchlachten. Die Kraft des Volks war aufgerufen und hatte ſich gegen den äußeren Feind verpufft, ohne den inneren Nationalfeinden gewachſen zu ſein. Es war wohl ein ſtilles Bewußtſein von Deutſchlands Werth, innerer Macht und

Größe erwacht mit den Jahren 1813 und 15; das Volk beſann ſich erſt ſeitdem, daß es Geiſter wie Schiller und Goethe beſaß oder beſeſſen; deren Ausgaben in erneuter Folge datirten erſt mit dem kriegeriſchen Erwachen des Nationalgefühls. Das ſchöpferiſche Leben des Augenblicks lag aber gelähmt an inneren Banden und Feſſeln. Eine ſchüchterne, feige Erzählungslitteratur graſſirte mit einer ſüßlich läppiſchen Geziertheit, deren entſchiedenſter Ausdruck Clauren's Mimli war. Eben ſo leichtgeſchürzte, wenn auch nicht gleich coquette und oft anmuthig plaudernde Apollodiener griffen wie Van der Velde zur Hiſtorie, und nannten ihre Zwittergeburten hiſtoriſch-romantiſch. Tieck's Geſchmack und Scharfſinn verachtete ſie gründlich; ſeine tiefe Kennerſchaft alter geheiligter Schätze der Dichtkunſt früherer Zeiten hatte leichtes Spiel, dieſe ſchwächlichen Geſchöpfe des Tages zu verſpotten. Allein in ſeiner krankhaften Vornehmigkeit verſtieg er ſich ſo weit, ſelbſt Walter Scott's geſunde Macht und Kraft gering zu achten, als fehlte dieſer Romantik des Schotten die ſublimere Weihe ächter Poeſie. Der männlich feſten Geſtaltenzeichnung Scott's, ſeiner kühnen und doch getreuen Beherrſchung geſchichtlich großer Stoffe, ſeiner freien, ungeſchminkten, offenen und geſinnungstüchtigen Zeichnung, Pinſelführung und Farbengebung wußte Tieck nichts entgegenzuſetzen, was nur irgendwie mit Glück in die Wagſchaale fiel. Scott und die deutſchen Erzähler dieſer Schule beherrſchten vollkommen das Bedürfniß der deutſchen Leſewelt, und Tieck mit ſeinem kleinen parfümirten Salonkreis gefiel ſich in vornehmem Achſelzucken und in einem ſublimen Verkehr mit poetiſchen Geiſtern fremder Zeitalter und Zonen. Oppoſitionsgelüſt und der Geiſt des Widerſpruchs gegen herrſchende Gewalten der Gegenwart rieſen abermals ſeine Kräfte auf den Kampfplatz. Er eröffnete die Epoche ſeiner Novelliſtik 1822 mit den „Gemälden“. In ſeiner alten, ſpecifiſch romantiſchen Epoche hatte er die künſtleriſche wie die religiöſe Traum- und Wunderſucht ſacrificirt, mit dem kunſtliebenden Kloſterbruder und mit Novalis den Rauſch der Emphaſe als das neue und als das einzige Evangelium verkündet, und jetzt ſchien er ſein und ſarkaſtiſch gegen alle Elemente „dunkler Erleuchtungen“ zu Felde zu ziehen, auf dem Gebiet der Künſte in den „Gemälden“ und „Muſikaliſchen Leiden und Freuden“, auf dem Gebiete der Religion in der „Verlobung“ und in der „Geſellſchaft auf dem Lande“ mit Zugeſtändniſſen an die Aufklärung und ſatyriſchen Geißelhieben gegen die Pietiſten. Phantaſus ſollte nicht mehr zügellos von der inſpirirten Genialität geritten, ſollte in der Bildungsſphäre der Geſellſchaftswelt geſchult werden. In den „Reiſenden“ ſtellte er Tollheit und Wahnſinn ſpecifiſch an den Pranger, während er ehedem im Wahnſinn künſtleriſcher Verzückungen den göttlichen Dämon gewittert, freilich Dämon und Genius nie zu unterſcheiden vermocht. Im „Geheimnißvollen“ carikirte er die politiſche Richtung der Zeit als leere Tollheit und loſen Leichtſinn, in „Eigenſinn und Laune“ die Emancipationsdoctrin des jungen Deutſchlands, während er in der Epoche der Lucinde die Freiheit der Liebe und die freie Berechtigung des Weibes mit der Entzückung leidenſchaftlicher Emphaſe gefeiert, freilich nur für das bevorrechtete Genie und mit verdächtigem Glorienſchein um's Haupt. Für die elegiſchen Stimmungen im müden Glanz der Abendröthe über einer untergehenden Welt, für die Gewitternächte des menſchlichen Gemüths von der leiſen bangen Angſt bis zum Wahnſinn der ausbrechenden Leidenſchaft hat kein Dichter wie Tieck die Farben auf ſeiner Palette gehabt. Das zuckende Wetterleuchten der Ironie, ſelbſt die kalten Schläge des tragiſchen Witzes bei ſchwerem Gewitterhimmel hat er für das Höchſte in Kunſt- und Weltanſchauung gehalten, und konnte doch Heine, dieſen graziöſen Ausbund mephiſtopheliſch ironiſcher Romantik einen Stümper, ja den Mephiſtopheles im Goetheſchen Fauſt eine „erbärmliche" Geſtalt ſchelten! Auch gegen die deſperate Romantik der Neufranzoſen in Victor Hugo ergoß er ſich, mit Berliner Witz deren Begriff des Romantiſchen von roh und manſchen ableitend, während er ſeinerſeits die Räthſel in der Gemüthswelt doch auch nur als Phänomene hinſtellte, ihre Löſung ſchuldig blieb. Im „Mondſüchtigen" und in „Waldeinſamkeit" traveſtirte er ſeine eigenen Lieblingsgefühle, im „Fünfzehnten November" aber ſchilderte er den Inſtinct des Blödſinnigen als eine Macht Gottes im verworrenen Menſchenleben, und mußte doch im „Zauberſchloß", im „Jahrmarkt", im „Wunderſüchtigen", in der „Sommerreiſe" dieſe Sucht nach dem Geheimnißvollen an den Pranger des Lächerlichen ſtellen. So focht der alte Phantaſus — und das war die Ironie davon! — gegen ſich ſelbſt, ohne zu wiſſen,

Univ. Bibl. München

wie er mit ſeinen eigenen Elementen in ein Handgemenge kam, und ohne zu ahnen, daß er die Geiſter, die er jetzt beſchwören wollte, ſelber erſt aufgerufen aus der tiefen Bruſt des dunklen Menſchen. In ſeiner „Reiſe ins Blaue“, in der „Vogelſcheuche“, im „Liebeswerben“, im „Waſſermenſchen“ ſchlägt er ſich polemiſch mit ſich ſelbſt herum, ohne ſeiner Herr zu werden, oft geiſtvoll redneriſch, aber oft auch ſo redſelig, als gefiele ſich die Poeſie wie zur Kinderzeit der Völker in der Rolle der ſchwatzhaften Muhme am Kamin. Und im Kamin des alten Meiſters der Romantik ward auch in der That gemach unheimliches Geräuſch von romantiſchen Fledermäuſen wieder vernehmlich. Hier und da hatte er in aufkläreriſcher Anwandlung einen umgehenden Geiſt, den er ſchilderte, als diebiſchen Hausknecht entlarvt, und dem Gelächter preisgegeben; allein die Fopperei der alten Romantik mit Geſpenſtern begann von neuem in neuen Geſpenſtergeſchichten Tiecks, wie ſie die Novellen: „Abendgeſpräche“, „Klauſenburg“, „Schutzgeiſt“, „Pietro von Abano“ mit dem alten Gelüſt des Gruſelns zum Vorſchein bringen. In der „Ahnenprobe“ iſt die Macht der Standesvorurtheile, zum Geſpenſterglauben in moderner Zeit gehörig, mit Glück carikirt; wo aber Tieck, wie in „des Lebens Ueberfluß“, im „Gelehrten“, im „Weihnachtsabend“, das poſitive Glück realer Verhältniſſe in der Herzenseinfalt begnüglicher Menſchen ſchildern will, da erſchrickt man, wie aller Wahrſcheinlichkeit baar und ledig hier Situationen und Perſonen der Wirklichkeit aufgefaßt werden, der Romantik Tiecks die Idylle des Lebens zu zeichnen verſagt iſt. „Der junge Tiſchlermeiſter", ein Roman, deſſen Anlage aus der Zeit von Sternbald's Wanderungen ſtammt, treibt mit der Feier des Handwerks, das ſich der Kunſt als ebenbürtig zur Seite ſtellen ſoll, eine Schönthuerei, die ebenfalls beweiſt, wie ſehr der Tieck'ſchen Muſe, auch wo ſie einfach und nüchtern ſein will, der Kern jener Harmloſigkeit fehlt, welche Glauben erweckt und die Schminke verſchmäht. Immer mehr regte ſich wieder im alten Phantaſus das Gelüſt, Elfen und Kobolde, nicht ſowohl als Scheingeſtalten, Schatten und Schemen, vielmehr als reale geiſtige Mächte, und wo nicht als Geſtalten, doch als Elemente eingreifen zu laſſen in die abgeblaßte Welt der geſchliffenen Bildung. Auch hinter den Masken einer Geſellſchaft von heute lauern allerdings Geſpenſter des fanatiſchen Unſinns und der ſomnambulen Verirrung, mit allerlei Spuk des Wahn- und Irrſinns die vernünftige Ordnung der Menſchenwelt neckend oder ſchreckend. Im „Alten vom Berge" hat der Dichter in der pſychologiſch tiefſinnigen Geſtalt des alten Bergwerks- und Hüttenbeſitzers die dämoniſche, halb ſchickſalvolle, halb ſelbſtverſchuldete Schwermuth ſeines eigenen Naturells auf meiſterhafte Weiſe objectivirt. Wo die Menſchenſeele nicht blind an die Unfreiheit der thieriſchen Natur verfällt, der Dämon an der göttlich fürſorgenden Mutter Natur zugleich ſein Correctiv, ſeine Sühne und ſeinen Frieden findet, da hat die Romantik von heute gewiß noch ihr gutes, reiches Feld. Wo aber das Fatum dumm wüthend triumphirt, da ſichert uns auch keine erkünſtelte Ironie mehr vor dem atheiſtiſchen Glauben an ein ſinnloſes Nichts, in welchem ſich Gott und Natur angeblich gefallen ſollen. Die Religion mit den Mächten des fanatiſchen Aberglaubens im Kampf mit der Macht der erlöſenden Liebe iſt von der Romantik mit Recht ins Gebiet dichteriſcher Darſtellung gezogen, Denen gegenüber, die ſich auf Goethe ſtützen, wenn ſie die religiöſen Stoffe, Geſtalten und Ideen, ſelbſt die der geſammten Hiſtorie, vom Bereich der Zuläſſigkeit für den dichteriſchen Pinſel ausgeſchloſſen ſehen möchten. Die Religion, überlieferte wie am eigenen Born geſchöpfte, ausſchließen wollen, hieße der Poeſie und der Kunſt das Höchſte vorenthalten, das uns ſchreckt und beſeligt, Hölle und Himmel der tiefſten Menſchenbruſt erſchließt. Und ſo würde denn Tieck's „Aufruhr in den Cevennen" mit ſeinem großen politiſch-religiöſen Thema und mit der Macht der darin waltenden Elemente als ein großes Werk deutſcher Dichtung daſtehen, mehr als jedes ſeiner anderen Werke als ſtrahlendes Zeugniß für den Ruhm ſeines Schöpfers, wäre es nicht Bruchſtück geblieben und trüge ſelbſt das Vorhandene, angenommen das Thema ſei damit erſchöpft, nicht ſo vielfach die Spuren haſtiger Unvollendung und aller ſäubernden Hand entbehrender Brouillonarbeit. Die zwei Hauptgeſtalten als Träger dieſer hiſtoriſchen Novelle ſind in ihrer Entwicklung vollkommen entwickelt. Der Parlamentsrath, dieſer Freund Platoniſcher Studien, Freund ruhigen Fortſchritts und milder Entfaltung der unteren Schichten des Volks, hat an ſeinem Sohn den leidenſchaftlichen Widerpart. Deſſen fanatiſcher Eifer für alten Glauben und alten ſtaatlichen wie geſellſchaftlichen Beſtand ſchlägt aber dialektiſch und wie vom Geiſt der Rache, der in den menſchlichen Dingen waltet, getrieben, plötzlich in ſein Gegentheil, in ebenſo leidenſchaftliche Parteinahme für das Elend der bis aufs Blut um ihres Kinderglaubens willen gequälten Camiſarden um. Wie dieſer Umſchlag ſich in der Seele des Einzelnen und im großen Ganzen der nationalen Entwicklung unter der Despotie von Altfrankreich vollzieht, wie kindlicher Irrthum in der Verfolgung zum Wahnſinn, Wahnſinn aber zu einem Heldenthum wird, das ſein Heiligſtes vertheidigt, wie der Wahn im Gemiſch von Begeiſterung fürs Höchſte und von toller Entartung bis ins Verworfenſte epidemiſch wird, peſtartig anſteckend ſich eines ganzen Volks in der Einfalt der Natur und in den Lumpen ſeines Elends bemächtigt: dies große Gemälde hat Tieck mit allem Zauber entrollt, über den er als Meiſter verfügt, um die tiefſten Schleuſen der Gemüthswelt zu eröffnen. In der Schilderung der Cretins und der unter Krämpfen prophetiſch verzückten Kinder der Camiſards ſchwelgt freilich ſein gern in Höllenbreughel's Farben und in Rembrandt's grelle Lichter ſich tauchender romantiſcher Pinſel.

Man zählt unter Tieck's Novellen 7 phantaſtiſche, 24 ſociale, 8 hiſtoriſche. Dieſe letzten ſind durch die vielſeitige Kenntniß der betreffenden Zeitalter hervorſtechend, aber zugleich, weil ſie an der geſchichtlichen Wirklichkeit wie an der pſychologiſchen Wahrheit förmlich ſcheitern, für die romantiſche Muſe im üblen Sinne charakteriſtiſch. Oft geht der

Stoff an einer ganz modernen Komik, die ſich zwiſchendrängt, zu Grunde, wie „der wiederkehrende griechiſche Kaiſer“ an den ganz berliniſchen Witzeleien eines Hofnarren leidet. Mitunter ergiebt ſich zwiſchen den Geſtalten, welche Tieck's eigenſtes Empfinden ausdrücken, und dem Geiſt des Zeitalters, in das er ſie hineinzwängt, eine unausfüllbare Kluft, z. B. im „Hexenſabbath“, der dieſen Widerſtreit am ſtärkſten offenbart, trotzdem der Dichter das Thema vollſtändig beherrſcht. Der Hexenſabbath giebt uns die tief ergreifende Martyrgeſchichte einer edlen Frau Katharina, die am wüſten Gräuel ihres Zeitalters untergeht. Frauengeſtalten dieſer Art, hochgemuthete, aber im Widerſtreit mit ihrer Umgebung unglückliche, hat Tieck wiederholt gezeichnet und mit dem ganzen Schmelz einer rührenden Elegie umgeben, wie ſeine Frau Deniſel, ſeine Gräfin im „Tod des Dichters“, die dem vom Schickſal gefolterten Camoens, dem Heldendichter Portugals, dem Schöpfer der Luſiaden, als milder Schutzgeiſt all ihre Lebens- und Herzensſchätze widmet. Zu dieſen wiederkehrenden edlen, elegiſchen Frauengeſtalten in Tieck's Novellen war vielleicht des Dichters Freundin, die Gräfin Finkenſtein, das Urbild. Auch was die duldende Heldin im „Hexenſabbath“ umgiebt, athmet Tieck's beſtes Leben, ſpricht ſeine Weisheit, hat ſeine Anſchauungen. Eine Variation des Eulenbök in den Gemälden, der alte humoriſtiſche Maler Labitt, dem das Leben wie ein toller, verworrener Faſtnachtstraum erſcheint, der Dechant, der in ſeiner freien Geiſtesbildung den Satzungen der Kirche entwachſen, aber doch Jeſuit genug iſt, um unter dem Mantel der Verſchwiegenheit für ſinnlichen Genuß auch ſeinen Tribut zu fordern, junge Schwärmer und ältere Freunde in Katharinens Umgebung, Alle haben den Stempel der Cultur von heute im Stadium des weichen, vornehm behäbigen, gebildeten, aber energieloſen Salonlebens. Alle dieſe Geſtalten, ſorgſam und mit Liebe gezeichnet, werden aber erbärmlich zu Schanden an der Grille des Dichters, ſie in ein Zeitalter zu ſetzen, das ſie in ſeinem Schooße gar nicht erzeugen konnte. Das Zeitalter im Hexenſabbath iſt das Philipps des Guten von Burgund und ſeines Prinzen, ſpäter als Karl der Kühne weltgeſchichtlich. Der fanatiſche Wahn jener Zeit iſt der Glaube an Hexen, die auf Beſen durch die Luft reiten und einen Sabbath des Teufels feiern. Ein erbärmlicher Biſchof hängt dieſem Aberglauben an, und alte Weiber, die er foltern läßt, ſagen nach ſeiner Andeutung und von ihm ſoufflirt aus, wie es bei den Teufelsfeſten zugeht. Auch die hohe, reine, edle Frau Katharina wird als Hexe verbrannt. Das heißt uns grauſam närren und foltern. Entweder konnte jenes Zeitalter ſo nervöſe, elegiſch feinfühlende, in Liebe ſchwärmeriſch ergriffene, ihre Schmerzen mit Entſagung überwindende Salonmenſchen einer ſublimen Bildung gar nicht hervorruſen, oder ſie mußten Macht genug haben, die Barbareien einer bizarr finſtern, dumm wüthigen Pfaffen- und Pöbelzeit zu beſiegen. Die Novelle zerfällt unkünſtleriſch in zwei Hälften, die, auch in der Schreibweiſe ungleich und zu verſchiedener Zeit verfaßt, einander widerſprechen und unmöglich machen; zu Anfang der Lebenskreis edeldenkender Culturmenſchen und dann die Gräuel der Hiſtorie. War der Erzähler vielleicht ſtutzig geworden über die Unwahrheit ſeiner Dichtung und ſtockte er, das verfehlte Werk zu beenden, die Lügen ſeiner Phantaſie zu bemänteln? Schlaff, ermattet, zu Fabrikarbeit angehalten, hat der greiſe Verfaſſer einen früheren Entwurf vielleicht auch hier von neuem aufgenommen und den Schluß mit dem planloſen Untergang ſeiner Figuren hinzugefügt, ſich ſelbſt wahrſcheinlich belächelnd, daß er ſein beſtes inneres Leben der Albernheit einer ſinnloſen Welt der Wirklichkeit preisgeben mußte. Es iſt das wohl der blaſſeſte und verdorbenſte Wiederſchein und Nachſchimmer von Shakſpeare's tragiſcher Ironie.

Tieck's „Dichterleben“ und die zwei andern Shakſpeare-Novellen: „das Feſt zu Kenilworth“ und „der Dichter und ſein Freund“ heben ſich für den Bewunderer der Tieck'ſchen Muſe vortheilhaft hervor aus der fabrikartigen Haſt beſtellter Arbeiten, die der greiſe Dichter für Almanache lieferte. Die Litteraturgeſchichte hat ſich tief in Trauerflor zu hüllen, wenn ſelbſt die mächtigſten Geiſter mit ihrem Flügelſchlag erlahmen, ſei's daß ſie in ſich erſtarren und verſtummen, ſei's daß ſie allzu ausgiebig für die Nothdurft ihre Kraft vergeuden. Die drei Shakſpeare-Novellen ſind mit dem „Tod des Dichters“ in Entwurf und Durchführung, Erfindung, Compoſition und Charakterzeichnung das Glänzendſte der Tieck'ſchen Novellenpoeſie. Bei der Geſtalt des britiſchen Genius kam ihm noch ſein lebenslanges Studium von deſſen Werken und Zeitalter zu Statten. Und dennoch iſt die

Zeichnung des großen William eine vollſtändig verfehlte. Als wollte Tieck in ſeinem reifen Alter Buße dafür thun, ſo oft den Genius im Fackellicht dämoniſcher Willkür, Leidenſchaft, Traumſucht und wahnſinniger Verwilderung gezeichnet und in ſeinen Nachtſchattengängen die Offenbarungen des Göttlichen geſucht zu haben, ſtellt er im Dichterleben die Geſtalt Shakſpeare's wie ein mädchenhaft lächelndes Madonnenbild für die Niſche gläubiger Andacht zurecht, alles dunkeln Dranges der Leidenſchaft baar und ledig, von keinem Dämon gereizt und gefoltert, während er das Dämoniſche der Dichternatur in Marlow und Green als Gegenſatz entwickelt. Dieſe negativen Geſtalten in der Tieck'ſchen Novelle ſind meiſterhafte Gebilde, bis zur plaſtiſchen Vollendung ausgeprägt. Der Reinigungsact des Genius, an William Shakſpeare als Menſch und Dichter vollzogen, iſt ſehr geſucht, gedüſtelt, eine in ſich unwahre Schönthuerei. Dieſer William Alt-Englands hat die Nachtgewalten der Menſchenbruſt vollauf wie Jene, die daran untergingen, in ſich durchlebt, ſie aber überwunden und bewältigt. Das kennzeichnet ihn als Genius, nicht die harmloſe Unſchuld der Kinderſeele, wie Tieck ihn ſchildert. Nicht blos die Grazien und Amoretten, die Shakſpeare in ſeinen Dichtungen ſo lieblich wie Keiner ſpielen läßt; auch die Schrecken der Verzweiflung und des Wahnſinns, wie ſie je die Leidenſchaft in der Nacht menſchlicher Verirrungen empfunden, je eine Dichtung geſchildert, hat er in ſich durchlebt, durchkämpft und durchrungen. Hofrath Tieck lachte einen Philoſophen ſpöttiſch aus, der in einer peſſimiſtiſchen Geſtalt Shakſpeare's (im Jago) das Zeugniß der eigenen ſubjectiven Unbefriedigtheit des Dichters finden wollte. So ſehr gefiel ſich der alte Phantaſus bei Shakſpeare in einer abſoluten Reinhaltung des Genius, während er ihn früher in allen Schauern dunkler Gier und Gelüſte ſich berauſchen ließ. Weder der Schönthuerei dieſes Optimismus, noch den wollüſtigen Leidenſchaften ſeines früheren Peſſimismus lag eine ſichere Weltanſchauung zu Grunde, die Entzückungen der mondbeglänzten Zaubernacht halten an dem Sonnenlicht der bewußten Tageswelt nirgend Stich und die fanatiſchen Illuſionen der Romantik ſind Schatten und Schemen gegen die Macht geſunder Wirklichkeit und Wahrheit des Menſchenlebens.

Mit „Vittoria Accorombona“ (1840) ſchloß Tieck ſeine Novellenepoche und überhaupt ſeine dichteriſchen Schöpfungen ab. Ein Sechsundſiebenzigjähriger ſchrieb er dieſen Roman, zu dem er die Studien und Entwürfe aus früherer Zeit wieder aufnahm. Die Leſewelt griff freudig nach dem Buche, in der Erwartung, die romantiſche deutſche Muſe werde hier endlich einmal einem geſchichtlichen Stoffe der Wirklichkeit gerecht werden, und ein Breslauer Philoſoph ſetzte ſich eine Tuba an ſeine Lippen. Staunenswerthe Kenntniß des Landes und Zeitalters verräth der Dichter auch hier, aber er wirft ſie mehr hin, ohne die Kraft zu haben, die gegebenen Elemente, wie Walter Scott es vermag, mit epiſcher Macht zu beherrſchen, in plaſtiſcher Fertigkeit zu erledigen. In den breit ausgeſponnenen Scenen, wo wir Hiſtorie erhalten ſollen, geht Schwäche und Trivialität in der Zeichnung Hand in Hand. Die Art, wie Taſſo eingeführt wird, iſt ärmlich genug. Die Hofintriguen werden ſo kindiſch erzählt, als blickte eine geſchwätzige Zofe aus dem Oeil de boeuf jener Zeit. Wir erwarten in Sixtus dem Fünften eine hiſtoriſche Größe und hören Tieck's Montalto altweibiſch Wirthſchaftsſachen verhandeln. Das Thema des Romans iſt groß gedacht. Man hat die Heldin mit Unrecht einen weiblichen William Lovell, ein verpfuſchtes Weib der Emancipation geſcholten. Vittoria Accorombona entwickelt ſich aber mächtig und mit vollem Recht der gewaltſamen Niedertracht und Ausſchweifung ihres Zeitalters gegenüber; der ſchreckhafte Anblick frivoler, obwohl äſthetiſch geformter Bildung giebt ihr ein Bewußtſein, nicht als Opfer der Sitte und Gewohnheit, ſondern mit freier Entſchließung zu ſündigen; mitten in der Schuld, die ſie belaſtet, hat ſie noch einen Schimmer von triumphirender, ſelbſtbewußter Unſchuld. Zu Anfang des zweiten Bandes erhebt ſich die Darſtellung in der Gerichtsſcene noch einmal zur letzten Feier der Heldin, um dann freilich für immer ſich in haltungsloſe Jämmerlichkeit zu tauchen. Wo es gilt, Vittoria zu entwickeln, werden die ſchlaff gewordenen Fäden wieder plötzlich ſtraff, und ſo imponirt uns auch fortgeſetzt die ihr zunächſt ſtehende Figur, jener Bracciano, durch noble Haltung, während, für ſich genommen, dieſer Charakter nichts weniger als richtig und fertig motivirt und ausgeführt erſcheint. Die Ruhe, mit der er ſein ungetreues Weib erdroſſelt, iſt nicht Größe des Löwen, ſondern Kälte des Tigers. Gleichwohl möchte die Tieck'ſche Darſtellung ihm diejenige Haltung geben, welche den Heroen zukommt und welche Shakſpeare'ſche Helden mit Fug und Recht behaupten. Es iſt dieſelbe Verwechslung der Begriffe, wie ſie ſich bei Victor Hugo und anderen franzöſiſchen Roman- und Dramendichtern ſindet. Bei Tieck liegt dieſe Verwirrung in ſeiner Unfähigkeit, männlichen Heroismus und hiſtoriſche Größe zu verſtehen. Aus dieſer Unfähigkeit erklärt ſich auch, daß ſein Montalto-Sixtus, als er vom Privatmann zum Herrſcher übergeht, plötzlich von weibiſcher Schwachheit zu tigerhafter Wuth überſpringt. Jenen Bracciano, den der Dichter zu Ende ganz fallen läßt, will er uns ſchließlich als Alchymiſten noch intereſſant machen, womit ſich der ganze Charakter kindiſch auflöſt. Selbſt ſeine Heldin, die er ſo lange mit geſpannter Kraft aufrecht erhielt, erliegt endlich der mattherzigen Trivialität, die ſich zum Schluß des ganzen Werkes bemächtigt. Mit ſchmächlicher Widerſinnigkeit läuft Alles durcheinander und die Darſtellung giebt ſich an ganz gleichgültige Chronikenüberlieferung gefangen. Oder ſollte die Art, wie der Dichter ſeine geliebte Heldin maſſacriren läßt und zugleich in ihrem Schlächter die unreinſten Triebe aufruft, für Shakſpeare'ſche Naturkraft gelten? —

Noch 13 Jahre lang hat Meiſter Ludwig ſeit 1842 in Potsdam und Berlin vegetirt, mit den Phantaſien ſeiner Einbildung gegen die Gebrechlichkeit und Hinfälligkeit der äußeren Welt gewaffnet, auch den Sturm von 1848, der Alles aus den Fugen rütteln wollte, als eine alte Tollheit des

Menſchengeſchlechts heimlich ſtill belächelnd, er ſelbſt in der zuſammengeknüllten Geſtalt ſeines Leibes eine Ruine ehemaliger Größe. Mit Rudolf Köpke, dem getreuen Eckart Tiecks, dem er ſeine letzten Bekenntniſſe zuflüſterte, drangen nur noch Wenige an ſein Lager. Die Freuden der Tafel und der Geſelligkeit zu entbehren, that ihm weh, noch mehr jedoch, ſein Organ, das ſo Vielen ſo hohen Genuß gewährt, einzubüßen. Die Hand ſeines romantiſchen Gönners auf dem Thron der preußiſchen Cäſaren hat nicht von ihm gelaſſen. Dieſe Sonne der Huld ging ihm nicht unter, während er der Welt der Wirklichkeit um ihn her, die er ſo oft verſpottet, ſelber ſchon zum Mährchen geworden war. Bei dem großen Leichenbegängniß 1853 fragten die Berliner, wer Tieck ſei, und ob er mit „antik" zuſammenhange. Die Sonne eines erſten Maitages aber kannte den alten Romantiker, als ſie auf ſein friſches Grab lächelte. Auch ſein letzter Wunſch, nicht weit von Schleiermacher beigeſetzt zu werden, ward ihm noch erfüllt; in Deſſen Nähe auf einem Berliner Friedhofe ruht der alte Phantaſus.

III.

Heinrich von Kleiſt.

III.

Heinrich von Kleiſt.

An Jean Paul und Ludwig Tieck drängt ſich uns unter den Romantikern noch dieſe beſondere, eben ſo mächtige wie düſtere Geſtalt. Er war wie Jener gleich ſtark Patriot, wie Dieſer in ſeinen höchſten Empfindungen gleich ſomnambül. Nur daß er ſich nicht wie Jean Paul mit Tröſtungen und Idealen friſten und hinhalten konnte, an ſeinem Schmerz über das geſunkene Vaterland hinſiechte, nicht wie die Romantiker nur ein Farbenſpiel magiſcher Träume heraufbeſchwor, nicht mit Ironie den irren Wahn der Phantaſie beſchwichtigte. Ihm fehlte alles Genüge, das die Selbſtgefälligkeit giebt; er konnte nicht buhlen mit der Armſeligkeit, nicht lächeln mit der Einfalt; er ging an beiden zu Grunde. In ihm hat ſich die romantiſche deutſche Traumſucht in plaſtiſchen Formen gleichſam verfeſtet und verhärtet. Seine beſte Jünglingsgeſtalt, der Prinz von Homburg, iſt ein Nachtwandler, und ſein vollendetſter Männercharakter, Kohlhaas, hat eine Römerkraft, die wir groß nennen würden, ſtützte ſich die Energie ihres ſich in ſich ſelbſt verſteinernden Weſens nicht auf eine faſt mährchenhafte Grille von Recht, die einer einzelnen Unbill wegen einen Appell gegen das Schickſal erhebt und an Gott und Weltordnung verzweifelt. Sein patriotiſcher Schmerz ging ihm ſehr tief ins Blut, ob er ſchon nicht der Cato war, der ſich nur um des Vaterlands willen ins Schwert ſtürzt. Die Romantik ward in ihm zur vollendeten Thatſache, da ihn mit Entſetzen die Einſicht in ihre Täuſchungen beſchlich, das Zeitalter ſtumpf und unempfindlich blieb gegen die höchſten Gebilde ſeiner Gedanken und Gefühle. Der Wahnſinn ſtand ganz nüchtern in ihm feſt, die Verzweiflung hatte an ihm bereits ihr Werk vollendet, als der Zufall ihm das oft beſchworne und beſiegte Gelüſt zum Selbſtmord erneuerte, wie ein ganz gelegentlicher Windſtoß die reife und die angenagte Frucht vom Zweige löſt. Was ihn am tiefſten geſtürzt, was ihn eigentlich getödtet, kann kaum noch in Frage treten. Mit ſeinem Glauben am Heil des Ganzen war er ſchon in ſich zuſammengeſunken, ſein perſönliches Unheil hatte ihn ſchon fertig geknickt, als ihm ein Weib die Waffe in die Hand drückte, um ſie und ſich zu tödten. Der Wahnſinn, mit welchem die Romantiker wie mit einer hohen Entzückung getändelt, war in ihm zum Charakter geworden, zu einem Charakter voll Römerkraft, die ganz gelegentlich, aber ſicher an den Folgerungen ihres Weſens zu Grunde ging.

Wenn Einer beim Zwielicht in den Wald ging, bei Nacht und Nebel ſich verlor und beim hellen Morgen nicht wiederkehrte, ſo bleibt es uns gleich geheimnißvoll, ob wir, ſeinen Spuren im Dickicht folgend, die Stelle finden, wo ihn der Sumpf verſchlang, oder wo er in der Jrre ſeiner Gedanken am Baum ſich freiwillig den Knoten ſchürzte. War es blos ein Ereigniß, daß er unterging, ſo klagen wir über die tückiſche Macht des blöden blinden Zufalls, der eine planvolle Weltregierung kreuzt und ein heiliges Menſchenleben ſinnlos knickt. Iſt der Untergang eine That, die That des freien Willens, ſo müſſen wir doch den tauſend kleinen mitwirkenden Uebeln Rechnung halten, die ſich eben auch nur wie Schickungen, bindend, lähmend und dunkel treibend, zuſammengehäuft, um die helle Lauterkeit des freien Bewußtſeins zu trüben. Was That daran iſt, erſcheint dann doch eben auch nur als ein Gewebe unfreiwilliger Nöthigungen, und wie vor jedem großen Unglück, verſtummt auch vor dem Selbſtmord unſere Anklage, oder ſie greift über die Perſon hinaus, nicht bis an's Firmament und die Sterne, denn dort regieren Zufall und Natur, ſondern mitten hinein in den Knäuel des ſeltſam verſtrickten Menſchenlebens, denn in ihm tief drinnen waltet, vielleicht freilich ſich ſelbſt nicht minder ein Geheimniß, Gott. — Es iſt Mancher freiwillig hingegangen aus bloßem Ekel über die ewige Wiederkehr des ſchlechten Proceſſes, ſich täglich an- und auszuziehen. Es iſt wenig Verluſt, wenn eine leere Exiſtenz ſich ſelbſt aufgiebt. Wenn aber lebendiger Reichthum ſich plötzlich bankerott erklärt, ſo ſtellt ſich uns dieſer vielgerühmte Reichthum des Lebens ſelbſt in Frage. Wenn Held Simſon in ſeiner Kraft unter der Hand einer Delila erliegt, ſo iſt das Trauerſpiel fertig und in ſich vollendet. Der die Philiſter ſchlug, die Welt in Trümmer ſtürzte, wird von einer liſtigen, weichen

Schlange in der Geſtalt eines kleinen Mädchenarms bezwungen; die Schönheit des Weibes weiß um die Achillesferſe des Mannes; und ſelbſt an Tyrannen wie König Philipp iſt ja die Stelle bekannt, wo Helden und Männer ſterblich ſind. Aber jenes Weib, dem Heinrich v. Kleiſt das Gelübde gethan, ſie zu tödten, ein Gelübde, das er nur löſen konnte, indem er ſich ſelbſt mit ihr vernichtete, — jenes Weib, ſagt man uns, ſei gar nicht eine Delila für ihn geweſen, die ihn im Rauſch der Liebe bezwungen, die Kraft ſeines Geiſtes überliſtend. Ludwig Tieck widerſprach zuerſt, daß hier eine Verirrung der Leidenſchaft im Spiele geweſen, als Kleiſt ſich und die Frau, die ſeine Freundin war, erſchoß. Die Frau hatte ſich für den Raub einer unheilbaren Krankheit gehalten, und als ſie todt war, ergab ſich das auch als ein Irrthum; nur in ihrem Gehirn, in ihren Gedanken war ſie krank geweſen, ihr phyſiſcher Organismus ward geſund befunden. Hat Kleiſt ſie nicht geliebt, ſo fehlte mit den Illuſionen einer unbezwinglichen Liebe auch all der Zauber einer ſüßen Betäubung, die ſinnverwirrend die freie Kraft ſeines Bewußtſeins gelähmt. Nackt und nüchtern ſtellt ſich dann das Furchtbare vor uns hin, der Giftbecher des freiwilligen Todes war nicht einmal mit Roſen bekränzt, und das Ungeheure der That, das Unbezwingliche des Ereigniſſes fällt mit der fertigen Verzweiflung an ſich ſelbſt, mit dem kalten Ueberdruß an allen Schätzen und Heiligthümern des Lebens, um ſo ſchwerer mit ſeiner ganzen Wucht auf dies Leben ſelber, auf das Wirrſal der Menſchen unter einander, auf eine rettungslos entartete Welt, die der Kraft des Mannes keinen Spielraum mehr gab, ſich zu entwickeln, ſeinem Muth keine Luſt mehr machte, ſich zu wagen. Kleiſt's Selbſtmord fällt dann der Welt zur Laſt, die einem Herkules keine Aufgabe mehr ſtellte, ihn blos zwang, ſtatt des Löwen ſich ſelbſt zu erlegen. Daß ein ſentimentales Weib in ihrem krankhaften Irrſinn ihn beim Wort nahm, war dann nur der letzte Tropfen, der das ſchon volle Gefäß überfließen machte. Ohne die Frau, ſagt man, wäre Kleiſt leben geblieben. Dann hätte die tückiſche Macht eines andern kleinen Ungefährs genügt, ihm den Tod zu geben. Aber Kleiſt, ſagt Ihr, iſt nicht an dieſem Zufall, an der Verzweiflung über ſich und an der Verzweiflung über Deutſchland geſtorben! Sein Gemüth war ſchon längſt tödtlich krank vor Scham über die Entehrung der Nation. Was Feige ertragen, erträgt ein Römer nicht; mit der Ehre iſt auch ſein Stolz dahin, und ſtürzt er ſich dann in ſein Schwert, ſo iſt die That des Selbſtmordes ein erhabener Act, der heroiſche Irrthum einer großen männlichen Seele. Aber ſo ſteht ſie nicht da bei Kleiſt, wenigſtens nicht ganz ſo einfach, ſchlicht und groß. Der Ekel, die nationale Schmach zu tragen, ſetzte ſich in ihm erſt feſt, nachdem er ſeine Kraft vergeblich verſchwendet, um die ehrlos gewordene Welt zur Beſinnung aufzurufen. Was in ſeiner Macht lag, hatte er redlich gethan zum Aufgebot der Geiſter. Aber vergeblich blieb ſein Thun, wirkungslos ſein beſtes dichteriſches Schaffen, klanglos war ſeine Stimme verhallt. Niemals iſt Deutſchland ſo taub und todt für einen ſeiner beſten Söhne geweſen. Und dies

Gefühl, nichts zu ſein, nicht helfen, nicht wirken zu können, ſpurlos im Sand zu zerrinnen: dieſe Demüthigung hat ihn in den gleichgültigen Tod getrieben. Er war ſchon todt mit der Verzweiflung an ſeinem heiligſten Wollen. Aeußere Noth, wirklicher bitterer Mangel, geſellte ſich zu der innern Unfähigkeit, all die Niederlagen ſeiner höchſten Empfindungen zu überleben. Das iſt das furchtbar Peinliche in der Selbſtzerſtörung dieſes edlen Geiſtes. Wenn es groß iſt, einen ſtarken Menſchen das Unglück des Vaterlandes nicht ertragen zu ſehen, wenn uns die Größe ſolches Irrthums mit einem rührenden Schauer der Erhabenheit erfüllt, ſo befällt uns mit der ganzen Niedergeſchlagenheit troſtloſer Scham der Gedanke, daß die Nation einen ihrer beſten Dichter, um es ohne Umſchweif zu ſagen, verkümmern ließ. Und ſelbſt dieſe Ueberzeugung ſteht feſt: Wer Heinrich v. Kleiſt vom Hungertode rettete, hätte ihn der Welt erhalten! Gleich nach ſeinem Tode rief Rahel, die Herzenskündigerin: Alle die ihn jetzt beweinen oder beklagen, hätten ihm nicht das Stück Brot gereicht, wenn er es über ſich vermocht darum zu betteln! — Wer zwiſchen den Zeilen zu leſen verſteht, dem kann das aus den fertig vorliegenden Acten nicht mehr undeutlich ſein. Solche Beſchämung kann der Nation nicht erſpart werden, falls ſie wiſſen will, weshalb ſie ſo lange und ſo oft hingeſiecht. Ihr tiefſtes Unglück ging immer Hand in Hand mit der Verkennung ihrer beſten Geiſter, ihr größtes Verbrechen war jener ſtumpfe blöde Sinn der Menge bei Hoch und Niedrig. Keine Nation hat reichere Quellen gehabt, und keine hat mehr gedarbt mitten in der Fülle ihres Beſitzes. Nie hat eine Mutter ſo viele ihrer Söhne verleugnet; an Selbſtverkennung, Selbſtentzweiung, Selbſtzerfleiſchung hat kein Volk ſo ſehr gelitten; die blaſſen Geſtalten der verkümmerten Geiſter ſteigen ruhelos, eine ewig nagende Mahnung, aus ihren Gräbern vor uns auf. Nicht blos der Bruderzwiſt und Bürgerkrieg, nicht blos das Wüthen gegen die eignen Glieder, vornehmlich jene blöde Gleichgültigkeit, die ſich über blühende Gefilde wie ein Hauch des gleichgültigen Todes lagert, hat uns jahrhundertelang ſo brach gelegt, elend und ſiech gemacht.

Will man in Bezug auf Kleiſt Troſt für dieſen Gedanken ſuchen, ſo giebt freilich ſeine Natur auch viel Stoff, einen in ſich fertigen Proceß der Selbſtzerſtörung zu verfolgen. Er trug genug Keime zum Tode in ſich ſelber, in der Art ſeiner ſeltſamen Begabung, in dem zerſtückelten Gebrauch ſeiner an ſich wunderbaren Kräfte. Was hierbei Troſt ſein ſoll, daß Kleiſt ſich in ſich ſelber aufgelöſt, bereitet freilich nur neue Trübſal, aber es ſchließt doch die Beruhigung in ſich, daß hier, nachdem alles Geheimniß darüber verſchwunden, ein unentrinnbares Unglück waltete. Faſſen wir es jetzt in allen ſeinen Theilen zuſammen, um uns die Geſtalt dieſes ſeltenen Geiſtes zu vergegenwärtigen. —

Heinrich v. Kleiſt wurde, ein preußiſches Soldatenkind, am 10. Oct. 1776 in Frankfurt a. d. O. geboren, wo ſein Vater als Major im Regiment Herzog Leopold von Braunſchweig in Garniſon ſtand. Die Kleiſts ſind faſt Alle von Hauſe aus

Soldaten. Mitunter verirrt ſich aber Einer zugleich aufs Feld der Muſen, auch wenn er auf dem Schlachtfelde ſeinen Schauplatz und ſeinen Tod findet. Ewald v. Kleiſt's, des Frühlingsſängers, Grab lag dem jungen Heinrich in der elterlichen Wohnung dicht vor Augen. Er wurde mit einem Vetter, einem jungen Menſchen von weichem, gedrücktem Gemüth, gemeinſam erzogen. Dieſer erſchoß ſich ſpäter. War es derſelbe, dem das Gewehr verſagte, und der mit einer Ohnmacht und Krankheit davonkam; genug, es wiederholten ſich ſeltſamer Weiſe unter Kleiſt's Freunden Gelüſte zum Selbſtmord. Aber ſie machten auf ihn lange Zeit entſchieden den Eindruck von Widerwillen und ſittlicher Empörung; Kleiſt hielt lange Zeit den Selbſtmörder für einen Feigling. — Elf Jahre alt, verließ er das elterliche Haus und kam nach Berlin zum Prediger Catel, der ihn für ſeinen nächſten Beruf ausbildete. Von da an fehlen alle Berichte über ihn bis zum Jahre 1795. Kleiſt ward im Regiment Garde zu Fuß Fähnrich; er machte als ſolcher den Feldzug an den Rhein mit. Er galt damals für einen lebensfriſchen, eleganten Junker, an dem ein nicht unbedeutendes, wenn auch unausgebildetes Talent zur Muſik gerühmt ward. Ein abenteuerlich romantiſcher Streich fällt in jene Zeit. Im Kreiſe von zwei Freunden und einer ſeiner Schweſtern wird die Frage aufgeſtellt, wie lange man wohl ohne einen Groſchen Geld in der Taſche als Vagabund ſich in der Welt herumſchlagen könne. Als Bettelmuſikanten verkleidet, machen ſich alle Viere auf den Weg, ziehen von Dorf zu Dorf, ſich bei den Bauern ihr Brot verdienend, und trieben das acht oder vierzehn Tage lang. Vielleicht verräth ſich darin der ſchelmiſche Humor ſeiner Schweſter Ulrike, die den Dichter ſpäter nach Paris begleitete. — Man wollte aus jener frühen Zeit von einem Bündniß Kleiſt's mit einer jungen Dame wiſſen, das rückgängig wurde. Seitdem ward er mißvergnügt und ſäumig im Dienſt, vernachläſſigte ſein Aeußeres und fing an Kant'ſche Philoſophie zu ſtudieren.

Dies Studium ward, aber nicht zu ſeinem Segen, epochemachend für ihn. Seinem ſinnenden Gemüthe ſagte es zu, ſich im Reiche des reinen Gedankens zu verlieren. Aber er kam von der Form nicht zum Weſen, von der Formel nicht zum abſoluten Begriff Gottes und der Welt. Das „Ding an ſich" zu erkennen, hinter der erſcheinenden Welt den geheimen Grund des Zuſammenhangs zu finden und die nackte Geſtalt der Wahrheit zu faſſen: dieſer deutſche, Fauſtiſche Reiz wandelte Heinrich Kleiſt an mit der ganzen Gewalt einer verzehrenden Innerlichkeit. Er entſchloß ſich, ganz der Wiſſenſchaft zu leben; wie er denn ohnedies ſchon, ſagte er, mehr Student als Soldat in Potsdam geweſen ſei. Er fand in ſeinem bisherigen Stande etwas durchaus Ungleichartiges mit ſeinem ganzen Weſen. Alle die größten Wunder militäriſcher Disciplin, dieſe Gegenſtände des Erſtaunens aller Kenner, ſeien für ihn eben ſoviel Gegenſtände der herzlichſten Verachtung. Officiere — Exerciermeiſter, Soldaten — Sklaven; wenn das ganze Regiment ſeine Künſte macht, ſo iſt ihm das ein lebendiges Monument der Tyrannei. — Man rieth ihm ab, eine neue Laufbahn einzuſchlagen; er ſei ſchon zu alt dazu. Darüber lächelte er, ſich bewußt, daß er als Schüler ſterben werde, auch wenn er mit greiſem Haar dereinſt in die Grube führe. Verbindungen bei Hofe habe er nicht und ſuche er nicht, ſeine Denkart heiße ihn Protectionen verſchmähen; ſein kleines Vermögen werde ausreichen für ſeine einfachen Bedürfniſſe. Als Secondelieutenant erhielt er, nach ſiebenjährigem Dienſt, 1798 ſeinen Abſchied. Jung wie er war, 23 Jahre alt, verzichtete er auf die Freuden der Geſellſchaft, auf die Welt der Genüſſe, auf das was die Menſchen Glück nennen, allem Widerſtande der Seinigen zum Trotz. In einem Briefe aus dem J. 1799 ſtellt er Betrachtungen an über den Lohn der Tugend. Wenn das Glück als eine Belohnung der Tugend erſcheine, ſchrieb er, ſo ſei die Tugend blos Mittel zum Zwecke, und nicht in ihrer höchſten Würde begriffen. Freilich ſei es auch wohl nur wenigen ſchönen Seelen möglich und eigen, die Tugend um der Tugend willen zu lieben. Es dürfe, wie der Stand der menſchlichen Dinge nun einmal ſei, nicht für unerlaubt gelten, ſich ein heimlich Glück als Ziel und Lohn guten Verhaltens zu ſtellen. Für ihn aber beſtehe das Glück im Anſchauen und im Genuß der moraliſchen Schönheit unſeres eignen Weſens. Dieſe Zufriedenheit mit uns ſelbſt, das Bewußtſein guter Handlungen, „das Gefühl erhaltener und geretteter Würde“ ſei einzig Glück für ihn. Ein Traum, ein Hirngeſpinſt könne dieſe Vorſtellung nicht ſein, die Gottheit ſelber habe ſie tief in uns gepflanzt! — Nein, Traum iſt dies Glück nicht, vielmehr die Wahrheit und Wirklichkeit einer großen Seele, aber auch ein Stolz zugleich und ein Selbſtgefühl, das bei alle dem, da Zufall und Geſchick die Looſe ſeltſam miſchen, in die Hypochondrie des vereinſamenden Sonderlings gern auszulaufen Miene macht.

Seine Studienzeit in Frankfurt a. d. O. wird uns als eine glückliche bezeichnet. Sein unſtäter Feuergeiſt war frei vom ſoldatiſchen Gamaſchendienſt und tauchte ſeine Bruſt in das Meer des Denkens. In merkwürdigem Gegenſatz dazu ſteht freilich ſein pedantiſcher Brief, worin er einem alten Lehrer ſeinen Entſchluß meldet, ſich den Wiſſenſchaften zu widmen. Auch wechſelte ſeine Stimmung ſehr raſch zwiſchen kindiſcher Ausgelaſſenheit und zerſtreutem Tiefſinn. Ungehalten machte ihn die Entdeckung, wie ſehr er den Genoſſen an grammatikaliſchen Vorkenntniſſen nachſtand, während er ſie mit gereifterem Blick überſah. Tieck ſagt, das Studium Kant's habe ihn ſtolzer und anmaßender, aber nicht ſicherer im Innern gemacht. Mir erſcheint als ſehr bedenklich ſein Hang zur Mathematik im Gebiet des Metaphyſiſchen. Sein Streben, die Theſen und die Axiome des Denkens in mathematiſche Formeln zu faſſen, erinnert an Novalis, der ebenfalls mitten im Strudel romantiſcher Fluthen nach dem einen feſten Punkt des Archimedes ſuchte, das mathematiſch Richtige mit dem philoſophiſch Wahren verwechſelnd. Auch äußerlich mahnte der Jüngling Kleiſt vielleicht an den Jüngling gebliebenen Hardenberg. Heinrich Kleiſt, von mittlerer Größe, war freilich von feſteren, ſtärkeren Gliedern, aber wie Jener ernſt, ſchweigſam, ſchüchtern und in ſich verloren, ohne alle Spur ſich vordrängender Eitelkeit, aber voll hohem Stolz und tiefer Scheu gegen Alles, was geiſtig und ſinnlich ſich als gemeine Alltäglichkeit verkündete. So ſtand er Tieck noch nach Jahrzehen vor Augen, den Bildern Torquato Taſſo's ähnlich, mit dem er auch die etwas ſchwere Zunge gemein hatte. Dahlmann nannte ihn „hartnäckig und ſtarr“. Damit war denn freilich ſchon ſeine beſondere Eigenart bezeichnet. Seine bedeckte Stimme gerieth, wenn er las, vor Haſt leicht ins Stottern. Mitten in der Rede ſtockte er oft, oder verſtummte ganz und nahm dann den abgeriſſenen Faden, den er ſtill im Innern weitergeſponnen, plötzlich wieder auf. Dieſe Nachtwandelei des Denkens ging bei ihm Hand in Hand mit einer Zerſtreutheit, die oft genug den Spott der Kameraden erweckte. — Eduard v. Bülow, der manche Züge dieſer Art von ihm erzählt, brachte zu den „Briefen“ nach einem Miniaturbilde vom J. 1801 einen Stahlſtich von Kleiſt. Ein Kindergeſicht blickt uns hier entgegen, edel, treu und gut, mit mächtigen Augen, die ihre Brauen wie Schwalbenfittiche über die dunklen Blicke breiten. Das Lächeln der Lippe, das er in einem Briefe an Wilhelmine für eine abſichtliche Huldigung, ihr zu gefallen, erklärt, hat faſt etwas geſchlechtlos Kindhaftes, ſteht mit dem energiſchen Schwung ſeines Augenpaars in entſchiedenem Widerſtreit. Dieſer Widerſtreit ſchien geiſtig wie phyſiſch in ſeiner ganzen Natur zu liegen. Kleiſt war und blieb als Menſch eine nicht fertig gewordene Römerſeele mit dem Gemiſch knabenhafter Gelüſte, die die Würde des Mannes kreuzten, die ſtolze Haltung ſeines Weſens beeinträchtigten. Soviel tiefes liebeſuchendes Bedürfniß bei ſoviel Unfähigkeit zum Glück und zur Befriedigung; ſoviel Unſchuld der Kindernatur bei ſoviel Männerkraft und Männergröße! Eigenthümlicher Weiſe war Kleiſt mit dieſem Miniaturbilde nicht zufrieden; er verwarf den „ſpöttiſchen“ Zug darin, er wünſchte, der Maler hätte ihn „ehrlicher“ zeichnen ſollen. Die tiefe Ehrlichkeit, die ſich mit nichts, auch nicht mit den Täuſchungen der Grazien und Amoretten begütigen und befriedigen konnte, lag auch in ſeinem Wahlſpruch: „Nichts oder Alles!“ Für das was wahrhaft groß und ſchön, glühte nicht blos ſeine Seele, er forderte dies Große und dies Höchſte gleichſam wie ſein tägliches Brot. Sein Rechtsgefühl, an heroiſche Starrheit grenzend, liegt in ſeinem Kohlhaas, ſeine Begriffe von Stolz und Ehrgefühl aufs ſchärfſte, zarteſte und feinſte im Prinzen von Homburg ausgeprägt. Die geringſte Verletzung ſittlichen Adels empörte ſein keuſches, reines Herz, deſſen Harmloſigkeit ohne Grenzen war. Was einer der Freunde (Peguilhen, in Bd. 1. „Berühmte Schriftſteller der Deutſchen“) aus ſeiner Berliner Epoche von ihm erzählt, wie ihn die Händel-Schütz vergeblich in ihren Netzen zu fangen geſucht, ließe faſt ſchließen, daß in ſeiner kinderreinen Seele ein Cato ſteckte, der aller ſinnlichen Regung fremd geblieben.

Kleiſt ſtand nicht mehr allein in der Welt, als er Student wurde. Er war mit einer jungen Dame verlobt, und das Bündniß mit ihr gehörte zum Bedürfniß ſeines Herzens. Der Diogenes in der Tonne war alſo zu jung, zu ſehr Menſch, um aus dem Bereich der bedürfnißvollen Menſchen zu treten; ſein Herz verlangte dieſen „Luxus", ſich geliebt zu wiſſen. Wilhelmine v. Zenge, Tochter eines Oberſten, nahm, ſoweit ein Mädchenherz das vermag, anfänglich an ſeinen Studien Theil, er ließ ſich wenigſtens ſehr angelegen ſein, ſie aus den Intereſſen des Geſellſchaftslebens in die Kreiſe ſeiner Gedankenwelt überzuführen. In Frankfurt ſelbſt, wo er ſie täglich ſah, war es ihm doch faſt ſtündlich noch Bedürfniß, ihr zu ſchreiben. Auf ſeine Laune, das Verhältniß geheim zu halten, war ſie nicht eingegangen; die Ihrigen wußten darum und erkannten es an, es war ein öffentliches Geheimniß. Nachdem er Frankfurt verlaſſen, beginnt die Reihe ſeiner veröffentlichten Briefe an ſie. Es ſind ſchwere, reiche, volle Ergüſſe; wir ſteigen hier in den tiefen und weiten Schacht einer ungewöhnlichen Menſchenſeele; aber das Erz, das hier gewonnen wird, legt ſich hart und kalt ans Licht der Sonne. Von beſonderem Gewicht iſt ſein Brief aus Würzburg vom September 1800. Sein phantaſtiſcher Plan, ſich in irgend einem Winkel eine ſtille Häuslichkeit zu gründen, wo er für die Wiſſenſchaft und Wilhelmine für ihn leben könne, ſtand vielleicht ſchon damals in ihm feſt und mit dieſer Reiſe in Verbindung. Er ſpricht in jenem Briefe abermals über die Zweckbeſtimmung des Menſchen. Er erläutert ſeiner Braut, wie dieſe Beſtimmung entweder mit Epikur im Genuß einer Glückſeligkeit, oder mit Leibnitz in der Erreichung einer Vollkommenheit, oder mit Kant in der Pflichterfüllung zu ſuchen ſei. Er iſt mit einer faſt peinlichen Dringlichkeit um Wilhelminens Heranbildung zu einem ſtoiſchen Philoſophen bemüht. Wilhelmine ſcheint nicht blos eine Dame der Geſellſchaft, ſie ſcheint auch das Kind religiöſer Erziehung oder Gewohnheit geweſen zu ſein. Wenigſtens warnt er ſie einmal, über das Ewige doch nicht zugleich das Zeitliche zu vergeſſen. Hienieden ſchon erfülle ſich die Zweckbeſtimmung des Menſchen, Erfüllung der Pflichten ſei das Ziel, das Befriedigung ſchaffe, und Vervollkommnung ſei der wahre, der einzige Genuß. Er für ſeinen Theil fürchte keine Höllenſtrafen, hoffe auf keinen Lohn jenſeits; er werde ſich ſchon im Dieſſeits Alles erwerben, glaube ſein Ziel ſchon hier erreichen zu können. Zweck des Weibes aber ſei, Mutter zu werden und tugendhafte Bürger zu erziehen. Dies Axiom ſetzt er einer Braut ohne alle Schmeichelei der Phantaſie, mit einer dürren, trockenen Erhabenheit auseinander. Wohl den Weibern, ſchreibt er, daß ihre Beſtimmung ſo einfach! Die Natur gebiete über ſie; über den Mann gebiete zugleich der Staat, und im Widerſtreit beider Forderungen liege für ihn ein unſeliges Mißgeſchick.

Uns fehlen alle Gegenbriefe Wilhelminens; nur aus ſeiner Anſprache läßt ſich auf ihre Natur und Sinnesart ſchließen. Kleiſt liebte in ihr wohl mehr das Bild, das er ſich von ihrer geiſtigen Vervollkommnung entwarf, mehr das Bild ſeiner Vorſtellungen als ſie ſelbſt in ihrer Perſon, Wahrheit und Wirklichkeit. Es drängt ſich uns zugleich der Zweifel auf, ob ein Stoiker dieſer Art ein weibliches Weſen überhaupt beglücken konnte. Nicht das Uebermaß des Phantaſten, nicht die ſchwelgeriſche Ueppigkeit eines lyriſchen Poeten: die dürre Härte des abſtracten Doctrinärs wirkt bei Frauen abſchreckend. Als hätte Kleiſt bisweilen ein Gefühl ſeiner Unzulänglichkeit gehabt, ſchreibt er ſeiner Braut, ſie ſolle und werde noch einſt mit ihm glücklich ſein! Wer Talent zum Glück und zum Beglücken hat, verſpricht das nicht. Welches Glück er von ihr erwarte, malt er ihr zugleich ſehr nüchtern aus, indem er ihr den Zweck der Ehe ganz à la weiland Magiſter Kant demonſtrirt. Wer ſeiner Geliebten den geſchlechtlich nützlichen Endzweck einer Gemeinſamkeit in Liebe ſo unverſchleiert darlegt, der ſtreift den Staub von den Schmetterlingsflügeln, ſo rein und naiv ſonſt immer ſeine Gedanken ſein mögen, ſo ſittlich unverfälſcht ſein Sinn. Stoßen wir hier vielleicht auf einen geheimen Mangel in ſeiner Natur? War er nicht blos ein ſehr reiner, auch ein völlig abſtracter Menſch, von der Mutter Natur zum Cölibatär verdammt? — Eduard v. Bülow ſpricht von einem geheimnißvollen Fehler in Kleiſt's Organismus, der, phyſiſch und pſychiſch, verſchleiert geblieben. Jedenfalls liebte er in Wilhelminen mehr das Bild, das er ſich von ihr abſtrahirte, als ſie ſelbſt.

Ein Brief aus Berlin vom Jahre 1800 giebt uns über ſeinen erſten Widerſpruch mit der äußeren Welt Aufſchluß. In einem Gemiſch von Demuth und Hochmuth ſträubt er ſich ein Amt zu nehmen. „Ich ſoll thun, ſchreibt er, was der Staat von mir verlangt, und ich ſoll nicht unterſuchen, ob was er verlangt gut iſt! Zu ſeinen unbedeutenden Zwecken ſoll ich ein bloßes Werkzeug ſein; — ich kann es nicht. Ein eigner Zweck ſteht mir vor Augen; nach ihm würde ich handeln müſſen und, wenn der Staat es anders will, dem Staate nicht gehorchen dürfen. Meinen Stolz würde ich darin ſuchen, die Ausſprüche meiner Vernunft geltend zu machen gegen den Willen meiner Oberen!“ Alſo nicht blos der Soldatendienſt galt ihm für Sklaverei. Oder war vielleicht der ganze bürgerliche Staat damals von der Art, nur Sklaven brauchen zu können? Aber auch der freieſte Staat, auch das Ideal einer Republik hätte an Kleiſt keinen Diener ſeiner Zwecke haben können. Mit einer Ehrlichkeit, die an Selbſtquälerei grenzt, ſpricht er ſich Ordnung, Genauigkeit, Geduld, Unverdroſſenheit, alle Eigenſchaften ab, die zur Führung eines Amtes unentbehrlich ſind. Dann erſchrickt er wieder vor ſich ſelbſt, indem er ſich damit aus aller menſchlichen Gemeinſamkeit herausrückt. In ſeiner Gewiſſenhaftigkeit hält er ſich zugleich die Pflicht vor, ſeinen Mitmenſchen nützlich zu werden, während er in ſeinem ſchwindelnden Hochmuth die Zwecke des Staats für gemein hält gegen die Zwecke der einzelnen Perſönlichkeit. — Er entſchließt ſich, durch ſeine wiſſenſchaftlichen Arbeiten zu nützen, und entwirft nun einen Plan, wie er ſeine Unabhängigkeit ſich wahren und als Bürger im Reiche des Geiſtes wirkſam ſein kann. Schon von Würzburg aus machte er ſeiner Geliebten Vorſchläge zu einem ökonomiſch einfachen ehelichen Leben. Um mit Gott, der Wiſſenſchaft und Wilhelminen zu leben, bedarf er blos einer Hütte. Reiche ſein kleines Vermögen nicht aus, ſo wolle er in der franzöſiſchen Schweiz dieſe

Hütte aufſchlagen, dort Unterricht in der deutſchen Sprache geben und ſo ausreichenden Unterhalt gewinnen. Entbehren ſei ihm Genuß; Entſagung aller Weltfreuden verlange er auch von Der, die ihn liebe. Die Laſt der Vorurtheile einer ganzen Welt will er mit Freuden von ſich werfen. Die Reize der Geſellſchaft erſcheinen ihm nichtig; den Adel mit ſeinen Anſprüchen und Vorrechten hält er für Thorheit. „Was Adel!“ ſchreibt er an Wilhelminen, „gute Menſchen wollen wir ſein und mit einander unſerer inneren Vervollkommnung entgegenreifen!“

Für ein weibliches Gemüth aus der Geſellſchaftswelt konnte der Plan zu ſo ſpartaniſcher Einfalt reizlos genug erſcheinen. Und doch ſchließen wir aus Kleiſt's Briefen, daß Wilhelmine auf ſeine Entwürfe einging. Die weibliche Seele iſt fügſam, auch wo es gilt, dem Mann, für den ſie in Liebe oder in Hochachtung ſchwärmt, harte Zumuthungen einzugeſtehen oder bittere Opfer zu bringen. — Kleiſt iſt in mehreren ſeiner Briefe entzückt, daß die Geliebte, wie es ihm ſchien, zu ſeinen Lebensplänen heranreifte. Aber er forderte zu viel; er verlangte, daß ſie, falls ſie ihn liebe, niemals vor ihm erſchrecken ſolle. Dieſer Römergeiſt hatte unerbittlich ſtrenge, winterlich kalte Gefühlsblicke, vor deren nüchterner Schärfe alle Formen der Welt ihren Reiz verloren, aller Inhalt nackt dalag. Nüchtern! Das Wort drängt ſich unabweislich auf, wo es doch einen Dichtergeiſt zu bezeichnen gilt, den wir zu den Romantikern, zu jenen angeblich Gefühlsſeligen zählen, die in Duft und Klang aufgehen. Dieſem Romantiker lagen die Geſtalten der Welt ganz hart und ſcharfkantig vor Augen. Und die Schärfe ſeiner philoſophiſchen Anwandlungen war ſein größtes Unglück; ſie führte ihn zu jener Skepſis, in welcher der Verſtand zwar aushält, aber dürr wird, und das Gemüth vor dem Skelett erſchrickt, in das ſich ihm die nackte Natur verwandelt. Kleiſt wußte um den Fluch ſeiner nüchternen Hellſeherei; „vielleicht", ſchreibt er an Wilhelmine, „hat die Natur Dir jene Klarheit zu Deinem Glück verſagt, jene traurige Klarheit, die mir zu jeder Miene den Gedanken, zu jedem Wort den Sinn, zu jeder Handlung den Grund nennt. Sie zeigt mir Alles, was mich umgiebt, und mich ſelbſt, in ſeiner armſeligen Blöße; der farbige Nebel verſchwindet, alle die gefällig geworfenen Schleier ſinken, und dem Herzen ekelt zuletzt vor dieſer Nacktheit. O glücklich biſt Du, wenn Du das nicht verſtehſt." Kleiſt hatte weder Humor, noch Witz; ſein bohrender Scharfſinn lieferte bittere, ſchwerwiegende Satyren, wie ſie in gleich kauſtiſcher und kurzer Verdroſſenheit ſonſt nur Tacitus ſchrieb. Kleiſt iſt in deutſcher Literatur Cato und Tacitus in Einer Perſon.

Sein Wiſſensdurſt ſchien Anfangs unauslöſchlich. Schon früh hatte er ſich die Vorſtellung eingeprägt, daß von uns nach dem Tode als unſterblich Theil nur die Errungenſchaft von Wiſſen und Bildung, die wir mitgebracht, fortleben werde. Mit einem reichen Gewinn an geiſtigen Eroberungen war ihm jede Seelenwanderung willkommen. Und bei dieſem Erkenntnißdrang, bei dieſem zehrenden Durſt, am Urquell zu trinken, bei dieſem Stachel, das Abſolute zu ſchauen, überläuft ihn doch mit allen ſeinen Schrecken das Endergebniß der Kantiſchen Philoſophie: Wir wiſſen nichts vom Allewigen, wir erfahren nichts vom Urgrund des Wahren! Hätten wir grüne Gläſer ſtatt der Augen, ſo würde uns Alles grün erſcheinen. Und ſo iſt es mit dem menſchlichen Verſtande; er denkt ſich das Abſolute nach dem Maß ſeiner Begriffe und ſeiner Fähigkeit zum Begreifen Unendlicher Werkzeuge bedarf es, um das Ewige zu erkennen, und der arme Menſchengeiſt hat nur endliche Inſtrumente. Somit bleibt ihm die Wahrheit ewig fern, ſein Dieſſeits eine Kette endlicher, in ſich zerfallender Bedingungen, das „Ding-an-ſich“, unerfaßbar, bleibt ein fernes Jenſeits für den denkenden Menſchen; wir ſind in dieſer Welt trügeriſcher Vorſtellungen dem Schein, dem Nichts verfallen! Und wenn der Fluch dieſes Wiſſens: vom Urſein nichts wiſſen, Goethe's Fauſt mit Verzweiflung erfüllt, ja in jener Oſternacht ihn treibt, nach der Phiole mit dem braunen Saft zu greifen, um den Vorhang vom Jenſeits zu lüpfen, ſo befällt dies negative Ergebniß des Forſchens Heinrichs ſturmgepeinigte Seele bald mit gleich heißem Aufruhr, bald mit kaltem Niederſchlag. In einem Briefe aus Berlin, vom 22. März 1801, ſpricht ſich das ganze Unglück dieſer irren Qual energiſch aus. — Man weiß, wie die Kantiſche Philoſophie im Dichter Schiller theils lähmend und abmattend, theils aber auch beflügelnd zum Ideale gewirkt. An Kleiſt ſehen wir die Ergebniſſe der Kantiſchen Abſtraction in ihrer ganzen zerſtörenden Kraft, und der Ausſpruch der Verzweiflung über dies zielloſe Ziel des Forſchens ſucht hier an Energie ſeinesgleichen, die Verzweiflung am abſoluten Erkennen fühlt hier ein ſtarker, römerhaft gearteter Geiſt, der all ſein Heil, ſeinen Stolz, ſein Streben und ſein Glück auf die Errungenſchaften des menſchlichen Wiſſens geſtellt hatte.

Ein entſchiedener Widerwille gegen alle wiſſenſchaftliche Forſchung war die nächſte Staffel in Kleiſt's Stimmungen. Ein Schritt weiter, und der Dichter wäre ſchon damals in ihm fertig geweſen, und hätte, kam ſeine Thätigkeit zum glücklichen Durchbruch, dieſen verhängnißvollen Widerſtreit zwiſchen Himmel und Erde, Jenſeits und Dieſſeits, Inhalt und Form, Ewigkeit und Erſcheinung, geſühnt. Aber der Poet wollte immer noch nicht auftauchen in ihm, auch ſeine dichteriſche Entwicklung ſollte Spätgeburt ſein, die Muſen, die ihn ſpäter heimſuchten, fanden die Flügel ſeiner Seele nicht mehr ſo jugendlich ſchmiegſam und gelenkig, um wiederholte vergebliche Flugverſuche zu überſtehen. Der Zauber erſter Jugend blieb ſeinen dichteriſchen Arbeiten verſagt. Rieſenhaft groß treten ſie ſpät hervor, ſo mächtig an Gehalt wie unbeholfen in der Geſtalt, das Gefäß, das ſie trug, faſt zerdrückend. Mit einer Gewaltſamkeit, die die Bande der Mutter Natur zerreißt, wurden Kleiſt's Dichtungen geboren, Schmerzenskinder ſind ſie in ihrem Urſprung, wie in ihrer Erſcheinung, vulkaniſche Feuerſtröme, die plötzlich ſtarr und kalt als Lava vor uns liegen. Der Segen eines guten Geiſtes blieb aus, wo doch die ungeheuerſte Kraft Gottes und der Natur einzeln und zertheilt zu walten ſchien. Er formte aus Erde, wie jeder Erdengeiſt, aber er hatte, wie ſelten Einer, des Prometheiſchen Feuers ſo viel, daß der Lehmkloß den Strahl vom Himmel nicht ertrug und die Form zerſprang.

Mit der Verzweiflung am poſitiven Gehalt der Kantiſchen Philoſophie verlor Kleiſt ſeinen erſten geiſtigen Lebensgehalt, und die Muſen waren nicht raſch genug bei der Hand, um ſein brennendes Herz zu kühlen. Er entſagte aus Irrthum der Wiſſenſchaft und fand noch nicht ſogleich die Poeſie. „Wiſſen kann unmöglich das Höchſte ſein," ſchreibt er ſeiner Schweſter Ulrike, „Handeln iſt beſſer als Wiſſen!" Er will nun wirken, nützlich ſein. Aber es gelingt ihm nicht, der Staat kann ihn nicht brauchen, ſelbſt nicht als Diplomaten, ob er ſchon der franzöſiſchen Sprache mächtig war, ſie geläufiger faſt ſprach als deutſch. Er ſucht Zerſtreuung und zieht in die Welt hinaus; er ſuchte Betäubung und fand ſie nicht. Die Welt reizt ihn kaum noch als Erſcheinung; er findet den Zuſammenhang nicht auf, er kettet ſich nirgend feſt, ſeine Phantaſie iſt nur dazu da, ſeinen Schwerſinn auf Augenblicke mit Illuſionen zu berücken, die er gründlich verwirft. Er unternimmt von Berlin aus ſeine erſte große Reiſe nach Paris, wo er angeblich noch einmal einen wiſſenſchaftlichen Anlauf nehmen und ſich in den Naturwiſſenſchaften, namentlich in der Chemie vervollkommnen will. Aber es iſt ihm nicht mehr Ernſt damit. Noch aus Berlin ſchrieb er ſeiner Braut: „Ich bin durch mich ſelbſt in einen Irrthum gefallen, ich kann mich auch nur durch mich ſelbſt wieder heben. Dieſe Verirrung, wenn es eine iſt, wird unſerer Liebe nicht den Sturz drohen;

ſei darüber ganz ruhig. Wenn ich ewig in dieſem räthſelhaften Zuſtande bleiben müßte, mit einem innerlich heftigen Trieb zur Thätigkeit und doch — ohne Ziel, ja dann freilich wäre ich ewig unglücklich, und ſelbſt Deine Liebe könnte mich nur zerſtreuen, nicht mit Bewußtſein beglücken.“ Aus Leipzig ſchreibt er: „Sonſt waren die Augenblicke, wo ich mir meiner bewußt war, meine ſchönſten, jetzt muß ich ſie vermeiden, weil ich mich und meine Lage nicht ohne Schauder denken kann.“ Den harten Terrorismus einſeitiger Verſtandesrichtung hat er abgeworfen, aber er bleibt doch allzu wahr und zu ſelbſtbewußt, um ſich, wie Friedrich Schlegel, Zacharias Werner und andere Genoſſen der romantiſchen Schule, gewaltſam in Gefühlstaumel zu ſtürzen. „Der proteſtantiſche Gottesdienſt iſt keiner!“ ruft er jetzt, der bisher allen Kirchendienſt verſchmähte. „Ach, nur einen Tropfen Vergeſſenheit,“ ſchreibt er aus Dresden, „und mit Wolluſt würde ich katholiſch werden!“ Es glückt ihm aber nicht, dieſen Tropfen Vergeſſenheit auf ſein brennendes Gehirn zu träufeln; er wird den bohrenden Gefühlsblick nicht los, der ihm in jedem Ding das Gerippe zeigt. Jedesmal, wenn er in Dresden die Kirche beſuchte, ſah er einen Mann gemeinen Standes ganz in ſich verſunken an den unterſten Altarſtufen knieen und mit Inbrunſt beten. „Ihn quälte kein Zweifel, er *glaubte*. Ich hatte eine unbeſchreibliche Sehnſucht, mich neben ihm niederzuwerfen und zu weinen.“ In einem Briefe aus Paris beklagt er ſich, „daß ihn die Sätze einer traurigen Philoſophie verwirrt“ hätten. In Paris tritt ihm die hohe Bedeutſamkeit der katholiſchen Meſſe noch in beſonderer Weiſe in ſeinen innerſten Gedankenkreis. Er ſpottet über die Poſſenreißerei der Franzoſen, ihrem verdorbenen Gaumen die einfache Freude an der Natur als einen neuen letzten Stachel zu erfinden, ſich im hameau de Chantilly für 20 Sous in patriarchaliſcher Einfalt auf einige Sonntagsſtunden in Schäfercoſtüm zu ſtecken, um, wie ſie ſagen, auf Augenblicke am Buſen der Natur zu ruhen, und dann wieder in ihre raffinirte Unnatur zu ſtürzen. „Große, ſtille, feierliche Natur“ — ruft er germaniſch und in ſeinem tiefſten Zorn — „du, die Kathedrale der Gottheit, deren Gewölbe der Himmel, deren Säulen die Alpen, deren Kronleuchter die Sterne, deren Chorknaben die Jahreszeiten ſind, welche Düfte ſchwingen in den Rauchfäſſern der Blumen gegen die Altäre der Felder, an welchen Gott Meſſe lieſt und Freuden austheilt zum Abendmahl, unter Kirchenmuſik, welche die Ströme und die Gewitter rauſchen, indeſſen die Seelen entzückt ihre Genüſſe an dem Roſenkranze der Erinnerung zählen — ſo ſpielt man mit dir!“ — Welche Erhabenheit in dieſer Auffaſſung! Noch ein Schritt weiter, und das Symbol wird ihm — ohne daß er nöthig hat, ſeinen Glauben zu ändern — zur Wahrheit und zur Wirklichkeit, das ganze Menſchenleben zu einem Kirchendienſt, in welchem Gott ſelber, nicht blos bildlich, ſondern geiſtig wahrhaftig, der Hohenprieſter, die Natur ſein Altar und ſein Tempel iſt, wo wir dann in jedem Brot, das wir eſſen, und in jedem Wein, den wir trinken, Gottes Leib und Blut genießen, in jedem mißhandelten Menſchen den von neuem gekreuzigten Chriſtus ſehen. Auch das katholiſche Chriſtenthum hat den Beruf, Weltreligion zu werden, wenn auch noch Jahrhunderte dazu gehören, die Menſchheit dafür reif zu machen, um das Symbol in der Sache ſelber und die religiöſe Wahrheit in der Natur und in der Wirklichkeit zu ſehen.

Wilhelmine iſt ihm noch treu, in den Briefen an ſie ſetzt er ſeinen ganzen Menſchen ab. Lang und tief ausholend ſind ſeine Berichte, immer ſchwerhaltiger werden ſeine Geſtändniſſe, faſt erdrückend für ein weibliches Herz, auf das er ſeinen ganzen Tiefſinn wirft. Seine Schweſter Ulrike war in Paris ſein Reiſegefährte, ein heiteres Geſchöpf mit raſchem Flügelſchlag und wohl begabt, ihm den nöthigen Gegenhalt zu bieten. Sie hatte ſich ihm aufgedrängt, vielleicht in der Ahnung, wie nöthig ſie ihm ſei. Er verſteht kaum noch die Nothwendigkeit einer menſchlichen Gegenſeitigkeit; er klagt über die Schweſter; ſie ſei achtungswerth, ſchreibt er, bewunderungswürdig in ihrer Art, aber es laſſe „ſich nicht an ihrem Buſen ruhen.“ Dieſe Worte Taſſo's, die er gebraucht, bezeichnen die vergrabene Einſamkeit ſeines Grübelns. Der neckiſche, freundlich tändelnde Liebreiz bot ihm keinen Balſam mehr für ſein Herz. Ulrikens Weſen ſchien ganz geſchaffen, ihm einen bunten Wechſel vorzuzaubern. Dieſelbe Abenteurerei, die zur Muſikantenfahrt Veranlaſſung gab, verließ ſie auch auf der Reiſe nicht. In Männerkleidung geht ſie in Leipzig unter die Studenten, hört Platner dociren, theilt die Mühſal der Reiſe den Rhein entlang, wo ſie Sturm beſtanden, und ſchweift in Paris an ſeiner Seite durch die buntbewegte Menge, wo ſie Dulon, der Flötenſpieler, nach langem Verkehr in der Verkleidung ertappt und Madame anredet. Ihr Liebreiz ward nicht müde an ſeiner Seite. Aber wer die Arznei verſchmäht, iſt unheilbar leidend. Und ſo tief krank, trotz all ſeinem Scharfſinn umdunkelt, ſchreibt er die Briefe aus Paris, dieſe Zeugniſſe eines Tiefſinns, der die Welt nur begreift, um ſie haſſen zu lernen. — Der Haß iſt berechtigt, ſo lange er warm und voll Leidenſchaft bleibt. Schlägt er in Verachtung um, in jene kalte Skepſis, deren heimlich grollend Feuer gemach erliſcht, ſo tritt jener Stillſtand ein, der ſich als ein Erkalten der Lebensgeiſter ſchon mit dem Worte Tod ohne Selbſtmord bezeichnen läßt. Noch aber gab es für ihn eine Möglichkeit zur Exiſtenz. Mitten im Grauen und Ekel vor der Welt um ihn her, wie ſeine Briefe aus Paris dieſen Grundzug athmen, überkommt ihn plötzlich ſein Lieblingsgedanke, in die Schweiz zu flüchten, dort ein Bauer zu werden und im Schweiß ſeines Angeſichts ſein Brot zu eſſen. An der Wiſſenſchaft war er verzweifelt, zur That war kein Spielraum in der knechtiſch entarteten deutſchen Welt; er wollte wie Rouſſeau zurückflüchten in den Urſprung menſchlicher Verhältniſſe.

Kleiſt's Briefe aus Paris enthalten die beſte „Geſchichte ſeiner Seele", wie er unter dieſem Titel ſpäter ſeine Bekenntniſſe niederſchrieb, ſie aber mit vielen anderen ſeiner Arbeiten vernichtete. Im October 1801 gab er von dort aus folgenden Aufſchluß über ſich ſelbſt: „Wenn ich mich umſehe in der

Welt und frage: wo giebt es etwas Gutes zu thun? ſo weiß ich darauf nur eine einzige Antwort. Es ſcheint allerdings für ein thatenlechzendes Herz zunächſt rathſam, ſich einen großen Wirkungskreis zu ſuchen; aber, aber, — Du mußt, was ich Dir auch ſagen werde, mich nicht mehr nach dem Maßſtabe der Welt beurtheilen. — Eine Reihe von Jahren, in welchen ich über die Welt im Großen frei denken lernte, hat mich dem, was die Menſchen Welt nennen, ſehr unähnlich gemacht. Manches, was die Menſchen ehrwürdig nennen, iſt es mir nicht. Ich trage eine innere Vorſchrift in meiner Bruſt, gegen welche alle äußern, und wenn ſie ein König unterſchrieben hätte, nichtswürdig ſind. Daher fühle ich mich ganz unfähig, mich in irgend ein conventionelles Verhältniß zu paſſen. — Die Wiſſenſchaften habe ich ganz aufgegeben. Ich kann Dir nicht beſchreiben, wie ekelhaft mir ein wiſſender Menſch iſt, wenn ich ihn mit einem handelnden vergleiche. Kenntniſſe, wenn ſie noch einen Werth haben, ſo iſt es nur, wenn ſie vorbereiten zum Handeln. Aber auch unſere Gelehrten, kommen ſie wohl vor allem Vorbereiten zum Zwecke? Sie ſchleifen unaufhörlich die Klinge, ohne ſie zu gebrauchen; ſie lernen und lernen, und haben niemals Zeit, die Hauptſache zu thun. Unter dieſen Umſtänden in mein Vaterland zurückzukehren, kann unmöglich rathſam ſein. Ja, wenn ich mich über alle Urtheile hinwegſetzen könnte, wenn mir ein grünes Häuschen beſcheert wäre, das mich und Dich empfinge! — — Nahrungsſorgen für mich allein ſind es nicht eigentlich, die mich ängſtigen, denn wenn ich mich an das Bücherſchreiben machen wollte, könnte ich mehr als ich bedarf, verdienen. Aber Bücherſchreiben für Geld? — nichts davon. Ich habe mir, der ich unter den Menſchen dieſer Stadt ſo wenig für mein Bedürfniß finde, in einſamer Stunde, denn ich gehe wenig aus, ein Ideal ausgearbeitet. Aber ich begreiſe nicht, wie ein Dichter das Kind ſeiner Liebe einem ſo rohen Haufen, wie die Menſchen ſind, übergeben kann. Baſtard nennen ſie es. Dich wollte ich wohl in das Gewölbe führen, wo ich mein Kind, wie eine veſtaliſche Prieſterin das ihrige, heimlich aufbewahre bei dem Schein der Lampe. Alſo aus dieſem Erwerbszweige wird nichts. Ich verachte ihn aus vielen Gründen, und das iſt genug. Nie in meinem Leben, und wenn das Schickſal noch ſo ſehr drängte, werde ich etwas thun, das meinen inneren Forderungen, ſei es auch noch ſo leiſe, widerſpräche." — Welch ein Verein von männlichem Stolz und faſt weiblicher Zartheit und Prüderie! Und er wollte in der That mit Wilhelminen nach der Schweiz ziehen, Bauer werden, im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brot eſſen. Dieſe Idylle war ſein letztes Ideal für ſeine Exiſtenz als Menſch. Und er glaubte, Minette-Wilhelmine würde auf ſeinen Plan eingehen, das Glück eines freien, wenn auch kargen, doch einfach thätigen, geſund natürlichen Lebens im Schooße der Natur mit ihm theilen wollen. Aber er verlangte, daß ſie den Ihrigen heimlich entfliehen, ohne Mitwiſſen, ohne Zuſtimmung ihrer Familie ihm folgen ſolle. Daran ſcheiterte ſein Verhältniß zu ihr. Sie theilte den Ihrigen ſeinen Lebensplan mit und verzichtete darauf, die Seinige zu werden. [*]) Auch mit Ulriken zerfiel er auf eine Zeitlang; er geleitete ſie zurück bis nach dem Rhein und ging dann allein nach der Schweiz. Daß er es mit ihren Geldmitteln that, gab ihm ein Gefühl der Abhängigkeit von ihr, das ſein Stolz bald als drückend erkannte.

Er lebte eine Zeitlang in Bern, am Thuner See; er verkehrte dort mit dem jungen Wieland, mit Zſchokke; ſein Plan, Bauer zu werden, kreuzte ſich mit dichteriſchen Arbeiten; der Plan, ſich mit dem kleinen Reſt ſeines Vermögens anzukaufen, zerſchlug ſich unter dem bedenklichen Druck, den Frankreich auf die deutſchen Verhältniſſe der Schweiz übte. Der Quell der Dichtung ſchien endlich aus dem harten Boden ſeiner Natur zu ſpringen; er ſchrieb die Familie Schroffenſtein, er entwarf den zerbrochenen Krug. Beide Stücke ſind freilich nur dramatiſche Caricaturen, jenes mit ſeinen gehäuften Gräueln in der Tragödie, dieſes mit ſeiner manierirten Sucht, aus einem Nichts ein langes quälendes Etwas zu machen, im Gebiet des Komiſchen. Die Familie Schroffenſtein, in der ſtolzen Grandezza ſpaniſcher Leidenſchaften erfunden, wurde auf Zſchokke's Anrathen auf deutſchen Boden verpflanzt. Wir ſahen das Stück in Berlin zu Küſtner's Zeiten. Nach vier Acten feſſelnder Spannung ſtürzt im fünften Act, wo das allzu ſtraffe Seil plötzlich reißt, unter dem Gelächter der Zuſchauer, wenigſtens ſatyriſcher Berliner, der ganze innere Bau rettungslos zuſammen. Den zerbrochenen Krug, den Kleiſt gelegentlich im Wetteifer mit Zſchokke ſchrieb, brachte Goethe dreiactig auf die Bretter und zerſtörte damit gründlich die Wirkung dieſer peinlichen Komik. — Zſchokke ſchrieb in ſeiner „Selbſtſchau" von Kleiſt als einem gemüthlichen, zuweilen ſchwärmeriſchen, träumeriſchen Menſchen, der „immerdar den reinſten Seelenadel offenbarte." Er nennt ihn eine jener ſchönen Erſcheinungen im Leben, die man ihres Selbſtes wegen liebe. Hinter ſeiner Stimmung, auch wenn ſie fröhlich ſchien, wohnte, ſagt Zſchokke, ein heimliches inneres Leiden. Zſchokke nahm die Verzweiflung an den höchſten Geiſtesgütern, wie er ſie ſelbſt an ſich erfahren, für eine vorübergehende Jugendkrankheit der Seele. — Eine wirkliche Krankheit warf Kleiſt zum erſten Male plötzlich auf's Krankenbett. Die getreue Ulrike, die ſchweſterlichſte der Seelen, eilte zu ihm, ihn zu pflegen. Phyſiſche Erſchütterungen waren vielleicht für ihn eine Rettung, wie denn ein neuer Aufſchwung ſeines Geiſtes zu dichteriſcher Thätigkeit darauf folgte. Im Herbſte 1802 ging Kleiſt nach Deutſchland zurück, lebte in Jena, in Weimar, war zehn Wochen lang des alten Wieland Gaſt in Osmanſtädt. Aus dem philoſophiſchen Skeptiker, aus dem Lebensverächter, aus dem ſittlichen Stoiker war endlich der Dichter herausgeboren. Der Garten der Muſen war allezeit groß und weit genug, um kranken ringenden Geiſtern ein Beet zu gewähren. Kleiſt war ein Taſſo, aber ein deutſcher, ein nordiſcher. An Goethe's perſönlichem Urtheil über Kleiſt aus jener Zeit hat man die abweiſende Strenge gerügt. „Bei dem reinſten Vorſatz einer aufrichtigen Theilnahme“ hat ihm Kleiſt „nur Schauder und Abſcheu“ erregt, „wie ein von der Natur ſchön intentionirter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre.“ Für alles Krankhafte, auch wenn es aus der Nacht der tiefſten Seele ſich in's helle Licht des Tages drängt, hatte Goethe ein Gefühl des Widerwillens; die abſolute Geſundheit duldet eben keine Krankheit um ſich, und doch war Kleiſt ein kranker Taſſo mit der Kraft eines Shakſpeare. Treffender, objectiv richtiger war Goethe's Klage über den „Mangel an Architectur“ in den Dichtungen der „forcirten Dilettanten“ der neuen romantiſchen Epoche. Wieland's Geſtändniß über ihn ſchreibt ſich aus dem April des Jahres 1804. Das Räthſelhafte, das Geheimnißvolle, ſchrieb der Alte, ſcheine tiefer in ihm zu liegen, als daß er es für Affectation halten könne. „Er ſchien mich wie ein Sohn zu lieben und zu ehren, aber zu einem offenen und vertraulichen Benehmen war er nicht zu bringen. Unter mehreren Sonderlichkeiten, die an ihm auffallen mußten, war eine ſeltſame Art der Zerſtreuung, wenn man mit ihm ſprach, ſo daß z. B. ein einziges Wort eine ganze Reihe von Ideen in ſeinem Gehirn wie ein Glockenſpiel anzuziehen ſchien, und verurſachte, daß er nichts weiter von dem, was man ihm ſagte, hörte und alſo auch mit der Antwort zurückblieb. Eine andere Eigenheit und eine noch fatalere, weil ſie zuweilen an Verrücktheit zu grenzen ſchien, war dieſe, daß er bei Tiſche ſehr häufig etwas zwiſchen den Zähnen mit ſich ſelbſt murmelte, und dabei das Air eines Menſchen hatte, der ſich allein glaubt oder mit ſeinen Gedanken an einem andern Orte und mit ganz anderem Gegenſtande beſchäftigt iſt. Er mußte mir endlich geſtehen, daß er in ſolchen Augenblicken von Abweſenheit mit ſeinem Drama zu ſchaffen hatte, und dies nöthigte ihn, mir gern oder ungern zu entdecken, daß er an einem Trauerſpiele arbeite, aber ein ſo hohes und vollkommenes Ideal davon ſeinem Geiſte vorſchweben habe, daß es ihm noch immer unmöglich geweſen ſei, es zu Papier zu bringen. Er habe zwar ſchon viele Scenen nach und nach aufgeſchrieben, vernichte ſie aber immer wieder, weil er ſich ſelbſt nichts zu Dank machen könne." — Dies Trauerſpiel war Robert Guiscard, und nach dem Eindruck der Bruchſtücke, die Kleiſt ihm vortrug, ſchrieb Wieland: „Wenn die Geiſter des Aeſchylus, Sophokles und Shakſpeare ſich vereinigten, eine Tragödie zu ſchaffen: ſie würde das ſein, was Kleiſt's Tod Guiscard's des Normannen, ſofern das Ganze demjenigen entſpräche, was er mich damals hören ließ. Von dieſem Augenblick war es bei mir entſchieden, Kleiſt ſei dazu geboren, die große Lücke in unſerer Litteratur auszufüllen, die, nach meiner Meinung wenigſtens, ſelbſt von Schiller und Goethe noch nicht ausgefüllt worden iſt; und Sie ſtellen ſich leicht vor, wie eifrig ich nunmehr an ihm war, um ihn zur Vollendung des Werks zu bewegen."

---

[*]) Fräulein Wilhelmine v. Zenge wurde nachmals die Frau des Philoſophen Krug, in jener Zeit Profeſſor an der Frankfurter Hochſchule, ſpäter in Königsberg, dann in Leipzig. Seit Krug's Tode lebte ſie in Dresden.

Dies Werk kam als Ganzes nie zur Welt, nachdem er es in verſchiedenen Entwürfen dreimal vernichtet und umgeſtaltet hatte. *) Auch der Menſch Kleiſt blieb ein Bruchſtück, das an ſeiner Vollendung, an ſeiner Berechtigung zur Exiſtenz irre ward. Die Fürſten Deutſchlands hatten damals aufgehört, ſich der ringenden dichteriſchen Geiſter zu bemächtigen. Die Nation, vor deren Augen ſich das Talent entwickeln ſollte, war knechtiſch in ſich zerfallen; der gemeinere Anreiz zum Schaffen und Wirken reichte bei Kleiſt nicht aus, oder griff bei ihm fehl, und ſo blieb dem ſtarken Geiſte nur übrig, nach vielfachen Verſuchen zur Exiſtenz ſich für gleichgültig, für überflüſſig zu erachten. Erkennt man den Keim des Sterbens ſo früh in ihm, ſo ſtaunt man eher über das wiederholte Aufgebot ſeiner zerſchmetterten Kräfte, über die wiederholten Verſuche zu Dichtungen, die auch als Bruchſtücke glorreich daſtehen. Uns bleibt nichts übrig, als ihm nachzuſchauen, wie weit er der Grenzlinie des Wahnſinns nahe rückte, bevor ſein zerſtörtes Leben endlich und entſchieden ſich gegen ſich ſelbſt waffnete. Den Tod der Verzweiflung an den Ergebniſſen der Wiſſenſchaft hatte er überdauert; die Verzweiflung am Vaterlande überwand er nicht, und hatte, mit ſich ſelbſt zerfallen, auch nicht Widerſtandskraft genug, um

---

*) Das ſpäter im „Phöbus" erſchienene Bruchſtück läßt Sinn und Bedeutſamkeit des angeblich gigantiſchen Werks nicht hinreichend erkennen. Sprachlich iſt es correcter als ſonſt ſeine Erſtlingsproducte. Tieck ſpricht mit Recht von der „herben Friſche" der Kleiſt'ſchen Sprache. Sie iſt aber eben ſo oft geſucht, zerſtückt und verwildert, in den antiken Stellen voll dilettantiſcher Schwächen.

die politiſche Nacht, auf die ein Tag folgen mußte, zu überdauern.

Kleiſt war von Weimar nach Dresden gegangen, um ſeinen dichteriſchen Arbeiten zu leben. Mit ſeinem Freunde Pfuel, dem preußiſchen General, der in unſeren Tagen als Greis an der Vereinbarung zwiſchen Volk und Krone ſcheiterte, wie er früher als Mann an dem Aufgebot des Tugendbundes geſcheitert war: — mit dieſem ſeinem Freunde ging Kleiſt dann nochmals nach der Schweiz und Frankreich. Die krankhafte Seelenſtimmung des Dichters trat immer ſchärfer und drohender hervor. Er hat bereits damals den Tod geſucht, machte kein Geheimniß daraus und entlief erbittert dem Freunde, der ihm gegen den Wahnſinn eines unmännlichen Gelüſtes ſeinen Abſcheu ausgeſprochen. Aus Paris vom Jahre 1803 datirt ſein Wort der Verzweiflung an ſich ſelbſt: „Die Hölle gab mir meine halben Talente; der Himmel ſchenkt dem Menſchen ein ganzes, oder gar keines!“ Er gab ſein Drama Robert Guiscard auf, er verzichtete auf alle ſchöpferiſche Fähigkeit. „Meine theure Ulrike,“ ſchrieb er im October 1803 aus St. Omer, „was ich Dir ſchreiben werde, kann Dir vielleicht das Leben koſten; aber ich muß, ich muß, ich muß es vollbringen. Ich habe in Paris mein Werk, ſoweit es fertig war, durchleſen, verworfen und verbrannt und nun iſt es aus. Der Himmel verſagt mir den Ruhm, das größte der Güter der Erde; ich werfe ihm, wie ein eigenſinniges Kind, alle übrigen hin. Ich kann mich Deiner Freundſchaft nicht würdig zeigen, ich kann ohne dieſe Freundſchaft doch nicht leben: ich ſtürze mich in den Tod. Sei ruhig, Du Erhabene, ich werde den ſchönen Tod der Schlachten ſterben. Ich habe die Hauptſtadt dieſes Landes verlaſſen, ich bin an ſeine Nordküſte gewandert, ich werde franzöſiſche Kriegsdienſte nehmen, das Heer wird bald nach England hinüber rudern, unſer Aller Verderben lauert über dem Meere, ich frohlocke bei der Ausſicht auf das unendlich prächtige Grab. O, Du Geliebte, Du wirſt mein letzter Gedanke ſein!“ *) Mit Pfuel in Paris ganz entzweit, war er, ſich ſelbſt überlaſſen und völlig mittellos, dieſer Kataſtrophe preisgegeben, denn auch das Gefühl der Scham, der Schweſter ſchon ſo tief verſchuldet zu ſein, war drückend, war tödtend für ihn geworden; ſchon in einem früheren Geſtändniß hatte er ausgerufen: „Wie unglücklich wär' ich, wenn ich nicht mehr ſtolz ſein könnte!“ Aeußere bittere Noth zwang ihn zu dem Entſchluß, in franzöſiſchen Sold zu treten; aber die Unternehmung der Flotte unterblieb und Kleiſt war wieder auf ſeine Heimath verwieſen. In Mainz hielt ihn abermals eine tödtliche Krankheit gebunden, die ihn vielleicht nochmals vom Irrſinn rettete. Den Seinigen ſechs Monate lang ganz entſchwunden, ſoll er nach ſeiner Geneſung eine Bekanntſchaft mit der Günderode und mit der Tochter eines Predigers in Wiesbaden ein zartes Verhältniß angeknüpft haben. Liebedürftig war ſein Herz; vielleicht aber weniger liebefähig.

---

*) Facſimile in den von Koberſtein 1860 herausgegebenen Briefen an ſeine Schweſter Ulrike.

Aus einer Aeußerung Wieland's geht hervor, daß Kleiſt damals in Coblenz den Einfall gehabt, ſich bei einem Tiſchler zu verdingen. Vielleicht wollte er auf dieſe Weiſe ſpurlos verſchwinden und enden; plötzlich aber ſteht er Nachts in Potsdam wieder vor dem Bett ſeines Freundes Pfuel. Die Seinigen ſtürzen zu ihm; ſie arbeiten daran, den ſchon verloren Geglaubten für eine menſchliche Exiſtenz in der Heimath zu gewinnen. Er ſieht auch die Thorheit ein, in der Fremde ſich als Soldat anzubieten, er iſt zu allem erbötig; nur der Widerwille des Königs, der keine Schwärmer leiden mag, behindert ſeine Anſtellung. Gleichwohl treibt er in Berlin Kameralwiſſenſchaften und geht auf Altenſtein's Verwendung im Finanzfache nach Königsberg. Wie ſein guter Geiſt ſtellte ſich auch dort Pfuel wieder bei ihm ein. Auf die Verſöhnung der Freunde folgten gemeinſchaftliche dichteriſche Arbeiten, deren Ergebniß ein großes Meiſterwerk Kleiſt's, die Novelle Kohlhaas war. In Königsberg ſoll er auch „die Marquiſe von O." geſchrieben, den „Zerbrochenen Krug" beendet, „Pentheſilea" begonnen, Molière's „Amphitryon" bearbeitet haben. Seine Anſtellung unterblieb; er hoffte als Dichter ſeine Exiſtenz begründen zu können, während freilich das Zeitalter ſeine Schöpfungen wie todtgeborne Kinder aufnahm. *)

---

*) „Pentheſilea" iſt in der Ausführung ein Monſtrum, aber im Grundgedanken eben ſo tief wie fein. Held Achilles vor Troja reizt der Ruf der ſchönen Amazonenkönigin, welche gegen die Hellenen heranzieht. Sie fordert ihn zum Zweikampf, erliegt ihm

Daß Kleiſt in politiſchen Dingen kein Träumer, wenn auch ein Stürmer war, deſſen Tobſucht ſich gegen ſich ſelbſt wendete, daß er den Drang der Verhältniſſe im großen Sinne verſtand, mit ſcharfem Blick und Griff das was noth that erkannte, das beweiſt ſein Wort an Rühle vom Ende Decem-

---

aber. Wie ſie aus ihrer Ohnmacht erwacht, ſieht ſie ihn zu ihren Füßen; er will ihr Gefangener ſein, denn ihre Augen treffen ſicherer noch als ihre Pfeile. Damit entzündet ſich auch ihr Herz für ihn. Im Wortſtreit aber, ob er ihr oder ſie ihm als Gemahl nach der Heimath folgen ſoll, bricht die Eiferſucht der Geſchlechter von neuem in helle Flammen aus. Achilles fordert ſie zum wiederholten Zweikampf heraus; erſt wenn ſie ihn wirklich und mit den Waffen beſiegt, könne er ſie als Siegerin erkennen und ihr den Triumph vor ihrem Volke gönnen. Sie nimmt den Kampf an, beordert jedoch, falls ſie unterliegt, die Ihrigen, mit den Elephanten und Doggen über ihn herzufallen und ihn zu vernichten. Achilles erſcheint ohne Panzer und Schwert, baarhaupt, nur mit einer Lanze bewaffnet. Er will im bloßen Scheingefecht ihr den Sieg gönnen und als Cavalier ihr huldigen. Er wehrt ſich nur Anfangs, um ihr das Gefühl der Ueberlegenheit zu geben. Wie ſie aber ſtrauchelt, halten das die Führer des Troſſes für ihren Sturz und laſſen die Beſtien los, die ihn zerfleiſchen. Da erfaßt ſie wüthende Reue, ſie ſtürzt über den von ihren Hunden Zerriſſenen hin und bedeckt mit Küſſen ſeine Todeswunden.

Molière's „Amphitryon" iſt eine ſatyriſche, aber auch ſchlüpfrige Schönthuerei mit der omnipotenten Majeſtät eines über alle Geſetze und Sitte erhabenen Louis von Verſailles. Zeus beſchleicht in der Geſtalt Amphitryons deſſen Gattin, ſowie ſein Begleiter Mercur in gleicher Maskirung des Soſias Frau. Als die Männer zu ihren Frauen zurückkehren, entſteht gräuliche, komiſche Verwirrung in der Hahnreigeſchichte, bis die Majeſtät von Gottes Gnaden ſich als Donnergott declarirt und gen Himmel fährt. Alkmene aber wird begnadigt, den Herkules zu gebären, und alle Damen des Hofes, vom Glanz des göttlichen Herrſchers überſchattet, fühlen ſich geehrt. — Man weiß nicht, beſtimmte ſich Kleiſt zu dieſem Stoffe mehr aus Hang zur Satyre oder zum moraliſch-pſychologiſchen Wagniß. Seine Verſe ſind hier eben ſo ſtümperhaft als ſeine Kenntniß des Antiken.

ber 1805. Ein heldenmüthiger Römer, ſchrieb er an dieſen ſeinen Buſenfreund: „So wie die Dinge (in Preußen) ſtehen, kann man kaum auf viel mehr rechnen als auf einen ſchönen Untergang. Was iſt das für eine Maßregel, den Krieg mit einem Winterquartiere und der langweiligen Einſchließung einer Feſtung zu beginnen! Biſt Du nicht mit mir überzeugt, daß die Franzoſen uns angreifen werden, in dieſem Winter noch angreifen werden, wenn wir noch vier Wochen fortfahren mit den Waffen in der Hand drohend an der Pforte ihres Rückzuges aus Oeſterreich zu ſtehen? Wie kann man außerordentlichen Kräften mit einer ſo gemeinen und alltäglichen Reaction begegnen! Warum hat der König nicht gleich bei Gelegenheit des Durchbruchs der Franzoſen durch das Fränkiſche ſeine Stände zuſammenberufen, warum ihnen nicht in einer rührenden Rede — der bloße Schmerz hätte ſie rührend gemacht! — ſeine Lage eröffnet? Wenn er es blos ihrem eigenen Ehrgefühl anheimgeſtellt hätte, ob ſie von einem gemißhandelten Könige regiert ſein wollten oder nicht, würde ſich nicht etwas von Nationalgeiſt bei ihnen geregt haben? Und wenn ſich dieſe Regung gezeigt hätte, wäre dies nicht die Gelegenheit geweſen, ihnen zu erklären, daß es hier gar nicht auf einen gemeinen Krieg ankomme? Es gelte Sein oder Nichtſein; und wenn er ſeine Armee nicht um 300,000 Mann vermehren könne, bliebe ihm nichts übrig, als ehrenvoll zu ſterben. Meinſt Du nicht, daß eine ſolche Erſchaffung hätte zu Stande kommen können? Wenn er all ſeine goldenen und ſilbernen

Geſchirre prägen, ſeine Kammerherrn und Pferde abgeſchafft hätte, ſeine ganze Familie ihm darin gefolgt wäre, und er, nach dieſem Beiſpiele, gefragt hätte, was die Nation zu thun Willens ſei?“ u. ſ. w. Der Staat Friedrichs des Großen hatte damals nicht dieſe Verjüngungskraft; er ging bei Jena und Auerſtedt zu Grunde.

Als nach der Schlacht bei Eilau die Parteigänger auftauchten, wanderte Kleiſt mit Pfuel und zwei anderen Officieren zu Fuß nach Berlin. Hatten ſie den Entſchluß gefaßt, ſich den Freiſchaaren anzuſchließen, die den deutſchen Guerillakrieg begannen? Hatte Kleiſt damit einen neuen Lebenszweck, einen Spielraum für ſeine müßigen Kräfte gewonnen? War er, der am Wiſſen verzweifelt, an der Poeſie, an aller Lebensthätigkeit bankerott geworden, nicht recht eigentlich berufen zur That, zur That für's Vaterland, ſie mochte zum Siege oder zum Tode führen, der ihm ſchon ohne Ziel und Zweck als wünſchenswerth vorgeſchwebt? Wir erfahren nichts davon. Der greiſe Pfuel könnte hierüber Rede ſtehen; die Mittheilungen kamen durch E. v. Bülow nur aus der dritten Hand. — Kurz vor Berlin trennte ſich Pfuel von den Freunden. Beim Thore angehalten, erwies ſich Kleiſt ohne Paß; er führte nur ſeinen alten Abſchied von ehedem als Lieutenant von der Garde in der Taſche. Dies verdächtigt ihn; man hält ihn für einen Spion, einen Werber von Schill's Corps und am dritten Tage ſeines Berliner Aufenthaltes führte man ihn nach Frankreich ab, wo er im Fort Joux (bei Pontarlier auf der Straße nach Neuſchatel) in demſelben Gefängniß, das ſeiner Zeit den kühnen Neger Touſſaint Louverture beherbergt hatte, dann in Chalons, zuſammen ein halbes Jahr lang, Gefangener war. Er ſoll dort in der Einſamkeit viel gedichtet haben, vielleicht „die Verlobung auf St. Domingo“, jenes üppig wilde, ſchickſalſchwere Bild vom Negerleben. Das Blut wallt und dampft in dieſer Dichtung bis zum Erſticken. In düſterer Gewaltſamkeit will ſich die Schwermuth befreien, aber die Luft liegt wie ein Samum über allem Thun der Menſchen; ein Wirbelwind regt Alles auf, um es höhniſch wieder zu Boden zu drücken. Manche von Kleiſt's Novellen trägt Kerkerſpuren an ſich, z. B. das auch damals entſtandene „Erdbeben in Chili“, groß und mächtig in einzelnen Momenten, voll genialer Griffe, naturwüchſiger Wendungen und Blitze, und doch ſo laſtend und lähmend, als ob wir in der dämoniſchen Tücke des Zufalls und im Blödſinn der Naturgewalten in der Außen- und Innenwelt die Hand Gottes ſehen ſollten.*) Im „Bettelweib von Locarno“ und in der „Legende von der heiligen Cäcilie“ kann er mit ſeiner kauſtiſchen, Tacitiſch verdroſſenen Kürze die Anekdote nicht zur Novelle herausarbeiten. Selbſt im „Zweikampf“, dieſer Feier edler, reiner Frauenwürde, erlahmen wir, als wenn uns der Alp drückte, an dem Wahnwitz des mittelalterlichen Glaubens, den er uns mit quäleriſcher Fieberhitze als unentrinnbare Schickſalsmacht ſchildert. Ueberallbei ſo viel Haſt und Qual der Empfängniß ſo wenig Sonnenſchein und Licht zur Ge-

---

*) Tieck ſagte, dieſe Skizze ſei in wenigen Strichen gezeichnet, „die eine Meiſterhand verrathen“; man könne „nicht trefflicher erzählen“. — Im Kloſter der Karmeliterinnen birgt die Tochter eines edlen Hauſes ihr ſchamhaftes Haupt, ein Kind der Sünde entwindet ſich ihrem Schooße, ihre Verurtheilung zum Feuertode wird auf Enthauptung gemildert. Auf dem Zuge zum Richtplatz bricht das Erdbeben über Chile ein. Da hören alle Bande der Geſellſchaft, der Religion, aber auch des Vorurtheils auf. Die Sünderin wird frei und rettet ſich und ihr Kind, während der Geliebte beim Zuſammenſturz ſeines Kerkers ebenfalls ſich befreit. Draußen im ſchönen Frieden der wieder beſänftigten Mutter Natur finden ſich die von der Kirche Verdammten zum neuen Lebensbunde, die Schrecken der Natur ſind ein Segen geworden für die

---

nach der Satzung der Menſchen Verlornen. Um Gott zu loben und zu danken, ſchleichen ſie ſich in die einzig ſtehengebliebene Kirche San Jago. Aber ein Dominicaner predigt, der den beſchwichtigten Zorn der Natur im Worte Gottes wieder aufnimmt. Er ruft ſeinen Fluch über das Gomorrha der Menſchen und über die Geburt des Kindes bei den Karmeliterinnen. Der Wahnſinn des Fanatismus ergreift die verſammelte Menge, die an den von der Gnade des Himmels ſichtlich Geretteten ſofort das Amt des Henkers vollzieht. — Dieſe Momente ſind ſchrecklich groß wie das Naturereigniß, das ſie hervorrief; die fieberhafte Angſt und Haſt, mit der ſie hingeworfen ſind, hat faſt die Pulsſchläge des tobenden Vulcans; aber die Erzählungsweiſe unbedingt trefflich und claſſiſch zu nennen, iſt ſchief. Die „Marquiſe von O.“ bezeichnet der Meiſter der Romantik als „claſſiſch“. Und doch drängt ſich hier gemeine Schandthat und Adel der Geſinnung ſo eng in derſelben Seele an einander, daß die Darſtellung nicht einmal den Verſuch zu machen wagt, die teufliſche Beſtialität des Ruſſen, der einer Dame im Zuſtande der Ohnmacht Gewalt anthut, begreiflich zu machen, während doch auf deſſen Edelmuth hin ſchließlich Verſöhnung mit einem Verbrecher eintritt, für deſſen Unthat es kein Verſtändniß, geſchweige Verzeihung giebt. Die Durchführung der Conſequenzen im Proceß einer Dame, die willenlos empfing und gebar und in öffentlichen Blättern nach dem Vater des Kindes forſcht, um ihm auch in der Geſtalt des Verbrechers anzugehören, iſt allerdings meiſterhaft in Feinheit und Delicateſſe. Das Genie fühlt ſich nicht ſelten, faſt in allen Kunſtgebieten, durch die Schwierigkeit des Themas gereizt. Kleiſt aber hatte ſogar zum Unmöglichen, zum naturwidrig Entſetzlichen ein Gelüſt. In unſern Tagen kamen ihm nur Grabbe und Hebbel darin nahe; Beiden aber fehlt der Zauber burt! Das Grauſenvollſte und das tief innig Zarteſte giebt er, wie im „Findling“, mit der froſtigen Kälte des Zeitungsſchreibers. Nur in einzelnen Blitzen beleuchtet er wunderbar groß erdachte Situationen, geſpenſtiſch räthſelhafte Gruppen, Geſtalten die aus der Hölle ſteigen, um den Himmel zu ſtürmen, und doch ächt menſchlich ſind in all ihrer furchtbaren Größe. Aber wie Kleiſt als Menſch kein Talent zum Glück hatte, ſo fehlte ihm als Dichter auch das Behagen am Schaffen. Er motivirt, aber er entwickelt nicht: er erfindet, aber verſchmäht die Combination der Uebergänge. Als Menſch ohne Sonnenſchein der Liebe, als Dichter ohne jene Lebenswärme, die ſtetig Geiſt und Leib durchwallt: ſo durchſchauert ihn Froſt und Gluth in großen wechſelnden Zuckungen. Mächtig in der Erfindung, zerſtückelt und gebrochen in der Ausführung: ſo ſtehen ſeine tiefſten Schöpfungen fragmentariſch vor uns. Das Einfachſte kann er am wenigſten geſtalten, das Gewöhnliche verachtet er, ſelbſt wo es zur Verknüpfung des Ungeheuern nöthig wird. Nur was aus den

---

der Kleiſtiſchen Feinheit und Grazie bei ebenſo viel Seltſamkeit. Auffällig bleibt, daß Kleiſt in ſeinem Hang für die Schauder und die Nachtſeiten der Menſchenbruſt auch bei wiederholtem Aufenthalt in Paris für die Größe und Verwilderung in den damals kaum überwundenen Geſtalten der franzöſiſchen Revolution keinen Sinn verrieth. Er brachte aus Frankreich nichts mit als ſeinen Widerwillen gegen die ſyſtematiſche Gewaltherrſchaft des militäriſchen Cäſarismus, deſſen Eigenſucht die ganze Welt ausbeuten wollte. Und dieſer Zug in ihm war ächt germaniſch, ſo bedauernswerth es auch iſt, daß ſein Deutſchthum ſich ſo oft an die Wahngebilde unſeres Mittelalters gefangen gab, während er freilich, wie im Käthchen von Heilbronn, auch deſſen ſüße, kindliche Anmuth mit ſoviel Zauber ſchilderte.

Banden der Regel tritt, es ſei Erhabenes oder Verworfenes, reizt, erfüllt und beſchäftigt ihn. Und ſo offenbart dieſer Rieſe an Dichterkraft nicht ſelten die Unbeholfenheit des Dilettirenden; den Reichthum ſeiner Stoffe giebt er in ſtarken Farbenaufwürfen ohne alle Vertreibung mit dem Pinſel auf die Leinwand. Dabei iſt er in einzelnen Gruppen, wie ſelten Einer, ein plaſtiſcher Meiſter. Er beſpricht nichts, die Gebilde ſtehen in feſten Formen da. Er ſelbſt bleibt faſt ſo tief wie Shakſpeare hinter ſeinen Geſtalten verſteckt. Angſt und Sorge, Gram und Verzweiflung an ſich ſelbſt ziehen nur wie ſtumme Wetterwolken über das Gemälde objectiver Menſchenwelt. Sein Glaube an nationale Geiſtesgröße dämmert nur von fern herüber in eine knechtiſch entartete, tückiſch feige Gegenwart.

Wir wiſſen nicht, wieviel von dieſen Novellenbildern ſchon damals im Dichter entſtand, aber ſicherlich bemalte er ſich im Gefängniß von Joux die Wände mit den Träumen ſeiner gramgequälten Phantaſie. Deutſchland in Ketten! Der Gedanke machte ihn wild und hielt ihn zugleich gebunden. Seine eigne Haft erſchien ihm dagegen gering. Was ſind das für Zeiten! ruft er aus Frankreich nach Deutſchland hinüber. Man hatte ihn immer in der Zurückgezogenheit ſeiner Lebensart für iſolirt von der Welt gehalten, und doch war niemand damit inniger verbunden als er; nur daß die Hypochondrie ſeines Tiefſinns keine Perſpective hatte, keinen Ausweg ahnte. „Wie troſtlos iſt die Ausſicht, die ſich uns eröffnet!" ſchreibt er auf einen Brief, der ihn tröſten ſollte. „Zerſtreuung, und nicht mehr Bewußtſein, iſt der Zuſtand, der uns wohlthut. Wo iſt der Platz, den man jetzt in der Welt einzunehmen ſich erſtreben könnte, im Augenblicke, wo Alles ſeinen Platz in verwirrten Bewegungen verwechſelt? Glücklich ſein? Wer kann auch nur den Gedanken noch wagen, wenn Alles im Elend darniederliegt? Ich arbeite, wie Sie wohl denken können; jedoch ohne Luſt und Liebe zur Sache. Wenn ich die Zeitungen geleſen habe, und jetzt, mit meinem Herzen voll Kummer, die Feder wieder ergreife, ſo frage ich mich wie Hamlet den Schauſpieler: was iſt mir Hekuba?"

Durch geſandtſchaftliche Vermittlung, beſonders durch Bemühung ſeiner Schweſter Ulrike beim General Clarke, ward Kleiſt wieder frei; ein Freund, der verſtorbene Rühle v. Lilienſtern, verhalf ihm dazu, nach Deutſchland zurückkehren zu können. Kleiſt ließ ſich in Dresden nieder, er widmete ſich von neuem dichteriſchen Arbeiten. Im Körnerſchen Hauſe, dem Zufluchtsort bedrängter Poeten, lernte er er ein Mädchen kennen, das ihn zu lieben ſchien. Sein Herz dürſtete nach einer Seele, die ſein eigen wäre. Aber ſie ſollte ihm angehören, wie ein freier Geiſt dem freien Geiſte. Abermals quälte ihn der alte übernächtige Kitzel, ein Frauenherz aus all ſeinem ſonſtigen Zuſammenhange zu reißen, ohne ihm doch eine heimiſche Stätte ſichern zu können. Die Geliebte ſollte ihm insgeheim angehören ohne Mitwiſſenſchaft der Ihrigen; der gemeine Trödel der fraubaſenhaften Zuſammengehörigkeit entadelte für ihn das Verſtändniß der Seelen. Die junge Dame widerſtand ſolchem Bündniß; Kleiſt's krankhafte Stimmung mochte ſie ohnedies ſchrecken. Er brach das Verhältniß ab und dichtete das Käthchen von Heilbronn, — man ſagt: um der Geliebten und der ganzen Welt im dichteriſchen Bilde zu zeigen, wie das Weib lieben müſſe, ganz kindlich ſeeliſch, ganz ſomnambul verloren, ganz reine Magd mit verzückter Engelsmiene und mit dem Seufzerhauch: Mein hoher Herr! Eine Zwiſchenträgerin, hieß es, habe aus Abneigung gegen ihn auf die Trennung eingewirkt; er zeichnete ſie in der Caricatur der Kunigunde, einem Magazin weiblicher Häßlichkeiten.*) — Kleiſt war damals in Dresden von neuem reif zum Sterben. Er nahm, wird berichtet, Opium; Rühle fand ihn halb entſeelt. Gerettet, ſchwebte er wiederholt zwiſchen Wahnſinn und Selbſtmord auf der irren Grenzlinie eines zerſtörten Lebens, das ſein Ende ſucht und es noch nicht finden kann. Rühle's Frau erzählte, Kleiſt habe ſich damals eingebildet, Adam Müller's Gattin zu lieben. In wilder Verrücktheit, während er das Geſtändniß macht, ergreift er den Gatten auf der Brücke, um ihn ins Waſſer zu ſtürzen. Spuren förmlicher Tollheit waren alſo eingetreten. Und doch war noch die Macht ſeines Geiſtes ſtärker in ihm als die Macht des Wahns. Er überwand den Irrſinn, um — einer Laune des Zufalls zu erliegen.

---

*) Der balladenartige Stoff vom holden Liebeswahn einer reinen, von ihrem Inſtinct faſt göttlich getriebenen Mädchenſeele hat dies Drama mit und trotz der Holbeinſchen Bearbeitung zu einem Lieblingsſtück des deutſchen Publicums gemacht. Tieck aber hatte das Verdienſt, durch die glückliche Erfindung eines Hauptmotivs das Drama erſt möglich zu machen. Nach Kleiſt gebährdet ſich der treffliche Waffenſchmied als Käthchens Vater und der Dichter ſtraft ihn ſchließlich Lügen, da ſchließlich der Kaiſer in ihr die Tochter, den vergeſſenen Sproß ſüßer Nebenſtunden, erkennt. Tieck macht Theobald Friedebern zum Großvater in der Geſchichte und läßt ſeine Tochter, die Mutter Käthchens, im Grabe ruhen. Dadurch tritt Menſchenmöglichkeit in dieſe Romantik. Zu dem Somnambulismus, wonach Graf Wetter von Strahl und Käthchen in derſelben Nacht Viſionen von einander gehabt, gehört bei alle dem noch eine ſtarke Doſis Opium, wie ſie die Männer der romantiſchen Schule, thatſächlich wie figürlich genommen, liebten.

Tiecks Erinnerungen an Kleiſt gehören dem Jahre 1808 an. Dies Jahr ſchien in Dresden für Kleiſt äußerlich von Wichtigkeit werden zu wollen, ſo wenig auch der vertraute Umgang mit dem Apoſtaten Adam Müller für ſein inneres Leben von Heil ſein mochte. Mit Hülfe der Freunde unternahm Kleiſt die Gründung einer Monatsſchrift und einer Buchhandlung, wozu die allezeit bereite Ulrike faſt ihr geſammtes Vermögen beiſteuerte. Man hatte Ausſicht auf den Verlag von Novalis Schriften, Ausſicht auf Beiſteuer der bedeutendſten Kräfte Deutſchlands, ſelbſt Goethe's, zu dieſem Kunſtblatt „Phöbus“, das Kleiſts ſchon erwähnte Arbeiten brachte, bis es Ende December der Ungunſt der Zeitſtimmung und der Planloſigkeit der Unternehmer erlag. Demſelben Jahre gehört auch „die Hermannsſchlacht“ an, dieſes Drama im großen, kühnen Styl, das die Nation aus ihrer Schmach aufſchütteln ſollte. Es blieb, ſtatt zu zünden, wirkungslos; ſcheu und ſchüchtern ging es unter dem Siegel des Geheimniſſes als verpöntes Manuſcript von Hand zu Hand. Ihm ſchloß ſich die Ode: „Germania an ihre Kinder“ an. — Wir Epigonen ſahen das Drama in unſern Tagen (mit Dawiſon) auf der Bühne derſelben Stadt, in der es gedichtet worden. Des Dichters Muſe entfaltet ſich hier wie eine Mänade, in der einen Hand Scorpionen, in der andern Brandfackeln und Blitze. Dies wunderbar mächtige, tragiſch ſatyriſche Gemälde zeigt uns, wie der Germane, ſelbſt wo er als Sieger auftritt, geſchmückt mit dem Lorbeer für die höchſte Vaterlandsthat, an der Heimtücke der Genoſſen zu Grunde geht. Der Wolf bricht ſchon in die Hürden, und die Hirten ſtehen und hadern noch mit einander um eine Handvoll Wolle! Dies Wort der Wehklage über deutſche Brüder ſteht in der Hermannsſchlacht. Das Zeitalter, das in dieſen Spiegel blicken ſollte, ertrug den Anblick nicht. Es zerſchlug nicht den Spiegel; — die Schergen des Napoleonismus lauerten darauf, dies Amt thun zu können; aber es wandte ſich mit feigem Entſetzen davon ab und ſtrafte Bild und Bildner mit tödtender Gleichgültigkeit. Was Wunder, wenn auch das Herz des Dichters an ſich, an ſeiner Sendung, an ſeiner Zeit kalt verzweifelte und erſtarrte! Aber in Oeſterreich ſchürte ſich neue Gluth in der Aſche des patriotiſchen Heerdes, Oeſterreich rüſtete, während Kleiſt die Hermannsſchlacht dichtete; die ungeſchichtliche, divinatoriſch groß erfundene Ausſöhnung zwiſchen Marbod und Hermann im Stück ſollte den innern geheimen Brandſchaden des Deutſchthums heilen, ſchien darauf berechnet, eine allgemeine Erhebung aller deutſchen Staaten, Fürſten und Stämme anzufachen. Wie endlich 1809 von den tyroler Bergen die Wachtfeuer der jungen Völkerfreiheit loderten, glaubte Kleiſt ſeine Viſionen ins Leben treten zu ſehen. Großgeſinnte, Gleichgeſtimmte trafen mit ihm zuſammen in Gedanken und in Perſon. Mit Dahlmann, der ſich in Dresden zufällig zu ihm geſellte, ging Kleiſt nach Prag; auf dem Wege nach Wien ſchloſſen ſich ihnen Kneſebeck und Pfuel an; am Tage nach der Schlacht bei Aſpern wanderten die Freunde über das noch vom Blut dampfende Leichenfeld. Kleiſt beſingt den Erzherzog Karl, den Helden, der zuerſt den Unüberwindlichen überwunden. Mit falſcher, verfrühter Siegesbotſchaft über den Kanonendonner von Wagram eilt er nach Prag; mit dem ſchmählichen Frieden, der auf Oeſterreichs Heldenſchlachten folgte, bricht ſein Muth, ſein Herz, ſein ganzer Menſch abermals zuſammen. Man weiß von einer neuen ſchweren Krankheit, die ihn in Prag befiel. Er war dort nicht müßig; er ſchrieb Aufrufe an ganz Deutſchland, man erzählt, daß er im Hauſe Kolowrat patriotiſche Aufſätze vortrug, die ein neues Flugblatt für alle Pangermanen bezweckten; Kleiſts ſchäumender Groll gegen den Gründer einer römiſchen Weltherrſchaft unter galliſchem Adler wäre im Stande geweſen, die Gewaltthat eines Staps in Schönbrunn gegen Napoleon zu glorificiren. Ein Flammengrab für die Feinde, wie es das brennende Moskau lieferte, wäre, hätt' er's erlebt, vielleicht nach ſeinem Sinn geweſen. Die Krankheit beugte ſeine Kräfte. Die Freunde hatten ſich zerſtreut, Alles flüchtete ſich einzeln in ſtille Winkel; Dahlmann in Kiel hat den kranken Dichter aufgefordert, zu ihm zu kommen, bei ihm zu leben; der Brief hat ihn nicht erreicht.

Nach dem Frieden, den Oeſterreich mit Napoleon ſchloß, finden wir den deutſchen Taſſo, ſeit dem October 1809, wieder in Berlin, niedergebeugt vom allgemeinen Leid, geknickt, nachdem Deutſchlands beſte Eichen zerſplittert waren, und bei eignem perſönlichen Gram am Hungertuche nagend. Die Nation erkannte in ihm den Dichter nicht, der die deutſche Ehre aufzurufen verſuchte; ſein beſtes Dichten war verklungen in der Wüſte einer faſt unerſchütterlich verſunkenen Zeit. Seine „goldene Schweſter“, wie er die Schweſter ſeiner ehemaligen Braut nennt, ſieht ihn in Frankfurt a. d. O. wieder. Sie fragt, was er arbeite; er ſagt ihr Verſe her, die der Nation ins Herz geſchrieben ſein ſollten; ſie iſt entzückt und fragt verwundert, von wem das ſei. Da ſchlägt er die Hände über ſeine Stirn zuſammen und ruft ſchmerzlich weinend: O mein Gott, warum mache ich denn Gedichte? kennt mich denn Niemand?

Kleiſt hat damals beim Staate um Unterſtützung oder Verwendung nachgeſucht; vergeblich; man wollte wiſſen, ſeine Vertrautheit mit dem katholiſch und öſterreichiſch gewordenen Adam von Müller habe behindert, daß Hardenberg auf ihn geachtet; Kleiſts ungeſtümer Zornbrief an Friedrich von Raumer, der dies verſchuldet haben ſoll, war kindiſch. Man hat aus jener Zeit auch Ueberbleibſel einer neuen Journalunternehmung, „Berliner Abendblätter“ betitelt, die dem October, November und December 1810 angehören. Darunter ſein politiſcher Katechismus, die Legende von der heiligen Cäcilia, das Bettelweib von Locarno[*]). Zwei Bände „Erzählungen" erſchienen in Berlin 1810 und 11. In Potsdam hat Kleiſt ſeinen Michael Kohlhaas vollendet. Die Macht und die Kraft eines ſolchen Bildes von deutſchem Mannestrotz in ehrloſer Zeit ſchreckte die Zeitgenoſſen des Dichters mehr, als ſie ihn erkennen und bewundern lernten. Die Bildung des Jahrhunderts war bis zu den deutſchen Freiheitskriegen bankerott geworden und trug in ihrer Erſchlaffung die tiefſte Schmach des Vaterlandes. Man hatte keinen Sinn für die Gewalt dichteriſcher Schöpfungen, deren Geſtalten ſich wie in geſchliffenem Granit hinſtellten, unzugänglich und unbequem für markloſe Geſinnung. So blieben Kleiſts Poeſien ohne alle Schule, ohne alle Pflege, ohne alles Zuſammengreifen mit Sinn und Geſchmack ihres Zeitalters. Sie verhärteten ſich in ſich ſelbſt, und die am Menſchen Kleiſt gekennzeichnete Prüderie und Unſchuld hat kein Arg, in den geſchlechtlichen Beziehungen ſeiner Geſtalten die ſeltſamſte Unnatur und Ausartung ganz einfach und harmlos zu ſchildern, oder vorauszuſetzen. Er hat in der Novelliſtik offenbar Verwandtſchaft mit Cervantes. Wenn er aber geſchlechtliche Verworfenheit mit der Naivität lächelnder Harmloſigkeit ſchildert, ſo wird man faſt verſucht, zu glauben, er habe bei aller Prüderie doch ein Boccaz ſein wollen. In ſeiner größten und bedeutſamſten Novelle, Michael Kohlhaas, iſt der poetiſche Tiefſinn der Charaktermalerei nicht ohne Sonderlingslaune, ſkizzenhafte Zerriſſenheit und viſionäre Grillen. Tieck klagte über die Ungenießlichkeit des Werks gegen Ende. Er rügte mit Recht hiſtoriſche Willkürlichkeiten und Uebereilungen. Dresden wird als ein Neſt voll verwegener Junker, ränkeſüchtiger Höflinge und heimtückiſcher Calculatoren geſchildert, während doch Wittenberg damals die Reſidenz der ſächſiſchen Kurfürſten war und die Geſtalt des Regierenden in Kleiſts Novelle nicht auf Johann Friedrich den Standhaften paßt. Kleiſts Kurfürſt im Kohlhaas iſt ein völlig mythiſcher, der Name ſeines Helden Michael ebenſo willkürlich und falſch Sonſt aber iſt der ganze Proceß mit der Rechtsverweigerung ſächſiſcherſeits ebenſo hiſtoriſch wie die Niederbrennung der Wittenberger Vorſtadt und das Geſpräch mit Luther geſchichtlich. Nach Auffaſſung, Durchführung, plaſtiſcher Geſtaltenzeichnung, Pinſelführung und Colorit iſt das Gemälde ein Meiſterſtück im großen Styl hiſtoriſcher Romandichtung.

---

[*]) Rudolf Köpke hat das Verdienſt, „Heinrich von Kleiſts Politiſche Schriften und andere Nachträge zu ſeinen Werken" (Berlin, 1862) zum erſten Mal herausgegeben zu haben, während Reinhold Köhler: „Zu Heinrich von Kleiſts Werken" (Weimar, 1862) die Lesarten der Originalausgaben mit den oberflächlichen Aenderungen Tiecks und den ungeſchickten Verballhornungen Julian Schmidts getreulich zuſammenſtellte und rettete.

Man weiß in den letzten Jahren ſeines Lebens nicht weiter von Momenten, wo ihn Wahnſinn beſchlichen. Kleiſt war fertig mit ſich und der Welt, ruhig, gleichgültig, todeskalt. Trotzdem raffte er ſich mit allen ſeinen höchſten Kräften noch einmal auf zu einem letzten und höchſten Werk, dem „Prinzen von Homburg“. Der kranke brandenburgiſche Taſſo träumte ſogar noch von Hofgunſt; ſeine Familie hatte ihm dies als möglich vorgeſpiegelt, wenn er ein recht ſpecifiſch und local patriotiſches Gedicht ſchriebe. Kleiſt ſattelte noch einmal den Hippogryphen zum Ritt ins alte romantiſche Land. Noch einmal feurige Vaterlandsliebe, heldiſche Kraft, die im Ringen nach dem Höchſten unter dem Druck eines Verhängniſſes zu erliegen droht, während eine Gnade von oben das Mißgeſchick ſchließlich löſt und ſühnt. Auch hier vollendete Plaſtik in heroiſchen Geſtalten, wie im brandenburger Kurfürſten; auch hier viſionäre Phantaſtik, die aus der Nacht der traumbefangenen Seele ſich geſpenſtiſch hereindrängt in die helle Tageswelt, aber bezwungen wird vom guten Ungefähr, das als Gottheit waltet. Es galt jetzt brandenburgiſche Vaterlandsliebe für Deutſchland zu erwecken, die Geiſter von dieſer Seite her zu beflügeln, bis ein allgemeiner Schwung die Herzen der Deutſchen zuſammenführte zu einer Hermannsſchlacht. Die deutſchen Herzen wurden aber erſt warm, als das ſeinige ſchon verſtummt war. Die Königin Louiſe war freilich „vor den Augen des ganzen Hofes zu Thränen gerührt“ geweſen, als Heinrich Kleiſt an ihrem Geburtstage ihr ein Gedicht überreichte, und das Drama vom ſomnambulen Prinzen, der aus Furcht, aus Widerwillen gegen den Tod im Gamaſchendienſt, um ſein Leben bettelt, dann aber, wie er ſich ermannt, glorreich die Kugel für ſich fordert, nachdem er eingeſehen, daß die Weltordnung zu Grunde geht, wenn das Geſetz nicht gilt, — dies Drama voll der feinſten Ehrbegriffe und vom Zauber der höchſten und ſüßeſten Gefühle in der Jugendbruſt und im Mannesbuſen beſeelt, ſollte zwar zunächſt bei Radziwil privatim, dann aber auch auf der Nationalbühne geſpielt werden; allein es unterblieb, es verſchleppte ſich wie Deutſchlands Erhebung aus Schmach und ehrloſer Niederlage. Auch der Prinz von Homburg wurde wie Kleiſts übrige Werke mit tödtender Gleichgültigkeit beſeitigt; die Größe darin erfüllte mit Schrecken, die Seltſamkeit mit prüdem Widerwillen; Tieck allein rettete das Stück von der wahrſcheinlichen Vernichtung, die ihm bei dem Zuſtand der Zeitgenoſſen drohte.

Dies war des Dichters letzter Aufſchwung, ſein letzter Verſuch, zu leben und geiſtig ſeine Exiſtenz zu bethätigen. Sein Geſuch um Unterſtützung bei der Regierung ſoll bewilligt ſein, als es zu ſpät war; eine bittere Ironie wollte, daß eine kleine Geldſpende im Bureau für ihn zur Abſendung bereit lag, als die Kugel ihn traf. Er vegetirte ſeitdem in Berlin, in den Kreiſen Adam Müller's, deſſen Sophiſtik auf ein krankes Gehirn nicht eben heilſam wirken mochte. Aber Kleiſt fühlte ſich mit Begeiſterung von ihm geliebt und dies war ein Bann, der ihn feſſelte. Auch Frau von Müller war ihm mit Zärtlichkeit zugethan. Pfuels Beziehung zu ihm läßt ſich nicht bis in die Zeit der letzten Kataſtrophe verfolgen, Rühle von Lilienſtern hat ihn innig geliebt. Es hat ihm alſo nicht an Freunden gefehlt, nur hat Keiner geahnt, wie ſchwach der Faden, an welchem das Schwert über ihm hing; den Faden hielt und zerſchnitt nur die Macht und die Laune des Zufalls. Vor Ulriken, der getreuen Schweſter, hatte er ſchließlich Scham und Scheu, denn er hatte ihren Vorrath an Liebe aufgebraucht, und er ſchrieb ihr das einfache, aber für ihn ſchwerwiegende Wort: „Wie unglücklich wär' ich, wenn ich nicht mehr ſtolz ſein könnte!“ Ihn peinigte das Gefühl, ihr ſo tief verſchuldet und ihr ſeinerſeits ſo wenig geweſen zu ſein. Er hatte für das „große Mädchen“, wie er ſie genannt, nur noch den letzten ſchrecklichen Brief. Zum Müllerſchen Kreiſe gehörte die Frau, welche das Haarſeil über ſeinem Haupte zerſchnitt. Adolfine Vogel, oder, wie Kleiſt ſie nach ihrem zweiten Namen, Henriette, nannte, die Frau eines Kaufmanns in Berlin, ward ſeine Freundin. — Man hat geleugnet, daß gegenſeitige Neigung ſie zu einander geführt. War Kleiſt in ſeiner todesmatten Stille zu einer Leidenſchaft nicht mehr fähig, ſo ſteht doch die Traulichkeit der Freundſchaft zwiſchen Beiden feſt. Sie muſicirten zuſammen, ſie ſahen ſich täglich, ſie wurden einander zum Bedürfniß. Wer will hier ſondern und ſichten, was Freundſchaft, was Liebe in ſolcher Macht der Gewöhnung? Aus dem Nebel des Trübſinns, der beide Seelen deckte, konnte freilich weder das entſchiedene Glück noch das Unglück einer Verirrung der Sinne erwachſen, wohl aber eine Macht der Gewohnheit, die Beide an einander bannte. Die Freundin war krank in ihren Nerven, vielleicht geſtört in ihrem phyſiſchen Naturell, vielleicht auch nur unerfüllt, unbefriedigt in ihrem ehelichen Verhältniß, ohne doch Grund zu haben, den geſetzlichen Lebensgefährten anzuklagen. Sie hielt ſich für das Opfer einer tödtlichen Krankheit in ihrem Organismus, und hat ſich auch darin getäuſcht. Kleiſt täuſchte ſich mit nichts mehr. Er hielt das elend hinſiechende Vaterland für todt auf ewig, ſich ſelbſt aber für überflüſſig, an der Leiche der deutſchen Nationalehre den müßigen Todtenbeſchauer zu machen. Er glaubte an keine Auferſtehung des Vaterlandes. Man ließ ihn darben, er wußte nicht mehr, wie lange er dem drückendſten Mangel ſich noch entwinden könne; Keiner aber ahnte, daß ein großer Menſch ſich gegen den kleinlichen Jammer nur auf eine Zeitlang mit Verachtung waffnet, und dann das Heiligſte endlich für gering anſchlägt, weil ihn das Geringe überwächſt, das Gemeine überwältigt. Kleiſt wäre verhungert, da er als Cavalier auf der Landſtraße nicht betteln konnte, als Mann ſich zu ſtolz fühlte für gemeine Dienſte, nachdem er mit dem Aufgebot ſeiner höchſten Kraft an dem Zeitalter geſcheitert war. Sein Ehrbegriff, wie er ihn als Dichter im Prinzen von Homburg auf das zarteſte und feinſte zum Ausſpruch bringt, hat auch in ſeinem letzten Lebensact eine Rolle geſpielt. — Henriette und Heinrich hatten eines Abends wieder muſicirt und geſungen, ſich ihres Talents gefreut. Nach ihrem Vortrag eines alten Pſalms ließ er nachläſſig zerſtreut das Wort fallen, das ſei „zum Erſchießen ſchön.“ Da hat ihn die Frau groß und tief ernſt angeblickt und ihn ſeltſam beim Worte genommen. „Kleiſt“, hat ſie ihm geſagt, „Sie haben mir einmal geſchworen, Sie würden mir im Nothfall keinen, auch nicht den größten Freundſchaftsdienſt verſagen. Wohlan, ſo tödten Sie mich!

Der Nothfall iſt für mich da, ich kann, ich will nicht länger leben. Aber freilich, es giebt keine Männer mehr auf Erden!" — „Ich bin ein Mann, der ſein Wort hält!" war Kleiſts Entgegnung. — Was er als Gelüſt des Wahnſinns, als Geburt krankhafter Aufregung wiederholt in ſich bewältigt und beſeitigt hatte, war endlich reif in ihm als Ergebniß kalter Gleichgültigkeit. Das Verſprechen, das ein Weib ihm abgeliſtet, ſie zu tödten, weil ſie ſich für einen Raub des Todes hielt, war ihm nur ein ſchließlicher, ein gelegentlicher Vorwand. Möglich, daß er den Entſchluß dieſer Frau als ſtille Tollheit erkannte, und ihn doch als berechtigtes Motiv gelten ließ, wie er ſammt allen Romantikern in ſeinen Werken ſo oft den Zufall die Gottheit, die Laune das Verhängniß, den Wahnſinn des Augenblicks die Prophetie des Schickſals ſpielen ließ. Oder hat er vielleicht als Menſch wie als Dichter die Grenze zwiſchen Geſundheit und Krankheit der Seele nie feſt zu ziehen gewußt? Sein lange angebahnter Weg zum freiwilligen Tode führte ihn durch den Zufall, der ihm die Frau in die Arme trieb, ſchließlich ans geſteckte Ziel.

Unfern der alten Landſtraße, eine Meile vor Potsdam, beim Gaſthauſe, das nach dem Wirth „zum Stimming" hieß, dicht am Wanſee, der auch der Heilige See genannt wird, iſt die Stelle, wo Heinrich Kleiſt ſeine Freundin durchs Herz und ſich durch den Mund ſchoß. Beide wurden dort verſcharrt. Nach alter märkiſcher Landesſitte waren die beiden Gräber lange Zeit mit Föhrenzweigen bedeckt, zu denen mancher Wandersmann, der vorüberging, noch einen neuen legte.

Neben der Eiche an ſeinem Grabe ſteht jetzt ein unbehauener Granitwürfel, den ihm nachträglich alte Freunde ſetzten.

In Kleiſts Zeilen an ſeine Schweſter ſteht zu leſen: „Ich kann nicht ſterben, ohne mich zufrieden und heiter, wie ich bin, mit der ganzen Welt, und ſomit auch, vor allen Andern, meine theuerſte Ulrike, mit Dir verſöhnt zu haben. — Wirklich, Du haſt an mir gethan, ich ſage nicht, was in Kräften einer Schweſter, ſondern in Kräften eines Menſchen ſtand, um mich zu retten; die Wahrheit iſt, daß mir auf Erden nicht zu helfen war. Und nun lebe wohl, möge Dir der Himmel einen Tod ſchenken, nur halb an Freude und unausſprechlicher Heiterkeit dem meinigen gleich: das iſt der herzlichſte und innigſte Wunſch, den ich für Dich aufzubringen weiß.

Stimmings bei Potsdam, den —,

am Morgen meines Todes. Dein Heinrich.“

Der Tag, den er nicht angab, war der 21. November 1811. Daß er der Heiterkeit, zu der er ſich zwingt, ſich auch noch prahleriſch rühmt, iſt wohl das Schrecklichſte und beklagenswerth Bedenklichſte in dieſen ſeinen Zeilen. Was Beide, Kleiſt und Henriette Vogel, an Frau von Müller ſchriftlich als Lebewohl hinterließen, hat ſogar entſchieden einen Anſtrich coquetter Frivolität, oder ſoll man ſagen frevelhaften Aberwitzes. Sie nennen ſich als Selbſtmörder „zwei fröhliche Luftſchiffer“, die ſich über die Welt erheben. „Ja, die Welt iſt eine wunderliche Einrichtung! Es hat ſeine

Richtigkeit, daß wir uns, Jettchen und ich, wie zwei trübſinnige, trübſelige Menſchen, die ſich immer ihrer Kälte wegen angeklagt haben, von ganzem Herzen liebgewonnen haben, und der beſte Beweis davon iſt wohl, daß wir jetzt mit einander ſterben. — Wir, unſererſeits, wollen nichts von den Freuden dieſer Welt wiſſen und träumen lauter himmliſche Fluren und Sonnen, in deren Schimmer wir, mit langen Flügeln an den Schultern, umherwandeln werden. Adieu! Einen Kuß von mir, dem Schreiber, an Müller; er ſoll zuweilen meiner gedenken, und ein rüſtiger Streiter Gottes gegen den Teufel Aberwitz bleiben, der die Welt in Banden hält." — Waren Beide, wie leichtfertige Kinder, der jenſeitigen Sonne, in deren Schein ſie mit Engelsflügeln wandern wollten, ſo gewiß, nachdem ſie aufgehört, den Schauplatz der Menſchenwelt für das Centrum des Heiligſten zu halten? Der Teufel Aberwitz aber hielt ihn ſelbſt, den Unglücklichen, in Banden. Er fiel zu früh, wie Schill, aber nicht ehrenhaft für die große Sache, die Dieſer wecken half; er fiel ganz und gar von ſeinem eignen Leid umſtrickt und erdrückt. Es ſei fern, um ſeiner Selbſthülfe willen einen Stein auf ihn zu werfen. Er hat ſich ſelbſt gerichtet, und die Strafe, den Auferſtehungsmorgen ſeines Volkes nicht miterlebt zu haben, war hart genug für ihn. Denn es hätte ihm vergönnt ſein können, im ehrlichen Freiheitskampf das Schwert in der Hand, wie Theodor Körner, zu fallen, oder mit Dieſem und den Arndt, Schenkendorf, Rückert heilige Kampf- und Zornlieder zu ſingen. In dieſer Reihe und in der Nähe der Scharnhorſt, Stein, Gneiſenau, Blücher, hätten wir in einer deutſchen Walhalla gern ſein Bild, während der Ungeduldige troſtlos ſeiner eignen Hand und der Grille eines Wahns erlag, ohne daß er ein Echo in der Wüſte hatte.

IV.

Fichte.

IV.

Fichte.

Dem in und an ſich ſelber untergegangenen, edlen Heinrich von Kleiſt war es nicht vergönnt geweſen, mit Schill, Scharnhorſt, Körner einen ehrenvollen Tod zu ſterben oder mit Blücher, York, Bülow zu ſiegen, nicht vergönnt geweſen, mit Arndt, Schenkendorf, Rückert, Follen, Körner, den Tyrtäen Deutſchlands, Kampf und Sieg zu ſingen, oder mit Stein und Schön eine bürgerliche Lorbeerkrone zu erobern. Wir hätten nun alſo wohl in unſerer Gallerie deutſcher Männer Dieſe vorzuführen, die ſiegreich fielen oder am Wiederaufbau des Vaterlandes fortarbeiteten. Wir würden damit ſpeciell ein Pantheon preußiſcher Ehren errichten. Es geſchah dies, däucht mir, ſchon zur Genüge. Wir errichten hier Dem ein Standbild, der in der innern Werkſtatt des Denkens ein Vater der Bewegung wurde und ein Zeitalter heraufbeſchwor, in welchem ſich Deutſchland an der Quelle ſeiner ſelber wiederfand. Fichte hat auf preußiſchem Boden die Thaten ſeines geiſtigen Kampfes vollzogen, aber in Preußen nur ein Mittel zum Zweck geſehen, kein ſpecifiſches Preußenthum in Staat, Herrſchaft und Sitte gewollt, vielmehr ein „Reich deutſcher Nation“ erſtrebt, es auf preußiſchem Boden ſchaffen wollen. Daß Preußen nach der Schlacht bei Jena zuſammenbrach, hat ihn nicht in Verzweiflung geſtürzt; weit tiefer beugte ihn die Schamloſigkeit der Ueberläufer, Verräther und Feiglinge, die auf den Staat Friedrich des Großen gepocht und ihn dann ſo ſchmachvoll raſch im Stich gelaſſen. Nach dem Tilſiter Frieden ſchrieb er jammernd ſeiner Frau: „Ich glaubte, die Nation müſſe beſtehen, aber ſiehe, ſie iſt ausgelöſcht.“ Eine neue Nation mußte aus der Drachenſaat des Unheils entſtehen, ein Reich freier Männer, die ihr Schickſal wollen, alſo es ſelbſt ſchaffen mit oder ohne Fürſten, ein Volk mit bewußter Selbſtbeſtimmung, welches das alte Nationalvermächtniß geiſtiger Freiheit, ſeit den Glaubenskriegen von der Gewalt der Römlinge und der Hinfälligkeit der Höfe verſcharrt und begraben, ſelbſt im Staate Friedrichs entſtellt und zur Caricatur geworden, dieſe unveräußerliche Erbſchaft deutſcher Nation antreten könnte, um da wieder anzuknüpfen in der Entwicklung unſerer Geſchichte, wo uns in der Verwirrung der Leidenſchaften der Faden aus der Hand geriſſen. Das in den Religionskriegen verunglückte und entſeelte, nur zum Schein im alten Trödel ſteifleinener Formen vegetirende Deutſchland, von König Friedrich, ſeinem ironiſchen Todtengräber, bei Seite geſcharrt, gründlich aber erſt vom großen Corſen im Lüneviller Frieden eingeſargt und förmlich beſtattet, — dies

Deutſchland mußte erſt wieder neu geſchaffen, dieſer Scheinleiche erſt wieder eine Seele eingehaucht werden. Und in der That, Fichte war dieſer Todtenbeſchwörer und Lebenwecker, von dem es, wie von den Propheten des alten Bundes, heißen kann: Er ſetzte ſeinem Volk ein neues Herz in den Leib. Und das neue Herz, das er in unſeren Buſen ſetzte, war das uns abhanden gekommene, alte Herz, die innere Kernkraft freier Selbſtbeſtimmung, das Recht des freien Menſchen, das Luther weiland in religiöſen Dingen wider Rom in uns aufrief. Mit dieſer That Luthers, nicht nach fremdem, äußerem Menſchengebot, ſondern kraft eigener innerer Willensſtärke ſelig zu werden, beginnt das neue Deutſchthum, das in der Befreiung von der menſchlichen Satzung in der Religion ſein Heil erkannte, im Kampf darüber aber mit ſich ſelbſt zerfiel. Aus ſeinem eigenen Buſen mußte der Deutſche von neuem auferbauen, was jetzt ſein Heil ſein mußte, Staat und Volksthum. Und wenn Fichte in ſeinen „Reden an die deutſche Nation" vom Demoſthenes die Leidenſchaft und das Feuer gegen den modernen Philipp von Macedonien hatte, ſo war ihm von Luther die deutſche Bauernkraft und das hohe, kühne, unerſchütterliche Gottvertrauen eigen. Dem Menſchen ſein Ich und ſeine Willenskraft zum Schöpfer ſeiner ſelber zu machen, erſchien als eine revolutionäre Gewaltthat ſondergleichen. Alles was Erbſchaft der Jahrhunderte und Ueberkommenes iſt, zu leugnen, und die ganze moraliſche Weltordnung nur für das Werk des freien Subjects zu erklären, lief gegen Alles an, was bisher geglaubt und gepredigt war.

Schon in ſeinen Vorleſungen über die „Beſtimmung des Menſchen“ beim Ablauf des alten Jahrhunderts hatte Fichte Welt und Natur nur für das verſinnlichte Material zum Act unſerer Entwicklung, Gott ſelbſt nur für einen octroyirten lebloſen Begriff erklärt, der erſt Leben hat, wenn das Ich der Menſchenbruſt als Zeuge des Urgeiſtes hintritt und Gott denkend, empfindend und handelnd bethätigt. Dieſe Zeugenſchaft von Gott und dieſe Bethätigung des Ur-Ichs im Menſchen-Ich iſt aber höchſter und alleinziger Beruf des Menſchenſeins, Pflicht nicht blos, ſondern natürlicher Ausdruck unſeres Weſens, Beſtätigung unſerer Exiſtenz als Menſch und Geiſt. Daß die Welt nur Werth hat, woſern ſich der Geiſt in ihr darlegt, die Natur nur gültig iſt, wie weit ſich ein Gedanke Gottes in ihr bewahrheitet: dies iſt das Große in Fichte's Philoſophie. Er iſt nicht blos der fortgeſetzte, ſondern der angewandte Kant. Der Kant'ſche Kriticismus prüfte, bevor er an die Erkenntniß der Objecte ging, die menſchlichen Erkenntnißkräfte und wollte gefunden haben, daß dieſe unſere Inſtrumente des Denkens nicht ausreichten, um die Gegenſtände, wie ſie ſind, und das Ding-an-ſich zu begreifen. Auch was wir an den Dingen dieſer Welt erkannt, als Quantität, Qualität, ſelbſt Raum und Zeit ſeien ja nur Formen unſeres ſubjectiven Denkens. Da wir aber das Abſolute nicht begriffen, ſo bleibe uns nichts als die weſenloſe Erſcheinung. Nur das Bedürfniß nach Gott und Wahrheit wohnt, nach Kannt, auslöſchlich in uns, aber befriedigungslos. Was an ſich ſei, lehrte er, ſei nicht für uns. Aber, warf Fichte ein, nur was für uns iſt, hat Werth und Bedeutung für uns; was für uns iſt, iſt das wahre An-ſich; die Wahrheit iſt nichts Jenſeitiges, nichts Transſcendentes, ſondern das Drängendſte, das Allernächſte für und in uns. Mit dieſem Satze trat Fichte herein in den Proceß des deutſchen Denkens, und dieſe ſeine Entdeckung, nur ſcheinbar revolutionär, nur ſcheinbar egoiſtiſch, war eine ſchöpferiſche That. Das verzweifelte Dilemma Kants, daß Wahrheit und Gott ein ewig blos erſehntes, unfaßbares Jenſeits, hienieden aber nur Schein, Schatten und Schemen, war damit glorreich erledigt, die Kluft zwiſchen Weſen und Erſcheinung gefüllt, da von nun an das Größte und Heiligſte nicht erſt im Lande Drüben, ſondern ſchon hüben ſich zu offenbaren beginnt. Sei du nur, Menſch, in dir ſelber rein und von heiliger Willenskraft beſeelt, dann wird das Abſolute in dir mächtig und du ſeiner inne. Im Streben und Wollen des Rechten, Guten, Ewigen liegt nicht blos Sehnſucht, die ſich ſtets vergeblich um ihr Ziel abmüht, es nie erreicht, ſondern ſchon eine feſte Gewähr des Erreichens und des Genuſſes der unſterblichen Güter. Nicht erſt jenſeits, in jedem Moment hienieden ſchon beginnt die Ewigkeit und hier ſchon zeigt ſich, ob du, Menſch, der Unſterblichkeit werth und fähig biſt. Schiller's großes Wort: Nehmt die Gottheit auf in Euern Willen, und ſie ſteigt von ihrem Weltenthron! ward damit wiederholt, und als Doctrin entwickelt, Descartes' Fundamentalſatz: Ich denke, alſo bin ich! nur ausgeführt. Fichte entdeckte: Nur weil ich erkenne, bin ich, und was erkannt wird, iſt das beſte und tiefſte Sein. Nur nach dem Maß meines Erkennens iſt die Welt um mich her, was ſie iſt. Was ſie mir ſcheint, iſt kein bloßer Schein, ſondern weil und wie ich ſie erfaſſe, gewinnt ſie erſt die Bedeutung eines wahrhaft Seienden, das ὄν wird im Denken und geiſtigen Empfinden erſt ein ὄντως ὄν, ſo wie Klopſtock ſang: Schön iſt, Mutter Natur, deiner Erſcheinung Pracht; ſchöner noch, wenn ſie der Menſch dir nachdenkt! Wie die Welt ſich im Ich ſpiegelt, iſt alſo wichtiger als wie ſie in ihrer Gleichgültigkeit an ſich iſt. Und ſelbſt in der Auffaſſung des Chriſtenthums tritt die Wendung ein, daß die müßige und hinhaltende Anwartſchaft auf das Land Jenſeits vom Urewigen nicht bezweckt und gemeint ſein könne, da er die Erde gewürdigt, ſein Liebſtes, den Eingebornen, ihr zu ſenden und ſich in ihm ihr zu offenbaren. Bei tief Gläubigen ſteht feſt, daß nur wer Gott entdeckt, ihn hat und beſitzt. Der überlieferte Glaube wird erſt zum Segen und zur Wahrheit, wofern er Thatſache in mir ſelber geworden, die Tradition wird erſt Leben, wenn ich ſie in mir ſelbſt entdecke. Selbſt der Cherubimiſche Wanderer ſagte: Wär' Chriſtus tauſendmal in Bethlehem geboren, Und nicht in dir, ſo wärſt du doch verloren! Nur ſoweit ich Gott erkenne, wird er mir zur lebendigen Wirklichkeit, nur ſoweit ich handelnd, denkend und empfindend ihn bethätige, bin ich eines ewigen Geiſteslebens theilhaftig. Der Satz der alten Weltweiſen: Menſch, erkenne dich ſelbſt! bleibt mithin die ewig neue Hauptforderung. Wie ſich die Stoffe der Natur miſchen und formen, wie es mit dem Lauf der Sterne ſieht, kümmert dich nicht ſo ſehr als der Aufbau, Gang und Lauf der moraliſchen Weltordnung. Hier, Menſch, ſei Freiherr deiner ſelber, kein Knecht des Hergebrachten, kein Sklave des Octroyirten. Dies erkenne vor Allem und in dieſem dich ſelbſt, denn du biſt dir der Quell deiner Ereigniſſe, Geſtaltungen und Formen, die moraliſche Weltordnung muß ganz deine Schöpfung ſein, denn hierzu haſt du, auch im ſteten Kampf mit den Elementen, die autonome Macht. Im Denken iſt ſomit die Wurzel des Schaffens, im Erkennen der Quell des Werdens in der ganzen moraliſchen Weltordnung. Nicht freilich für das kleine, endliche, individuelle, menſchliche Ich, denn der Gattung haben ſich die Einzelnen zu beugen, ſondern für das große Ich, für den Menſchengeiſt, für den Geiſt überhaupt, wie ja Gott das Ur-Ich iſt. Auch bei Gott iſt das Denken die Wurzel alles Daſeins, wie in der Bibel ſteht: Gott ſprach und es ward! Sein Sprechen aber war nur der Ausdruck ſeines zuſammengefaßten Denkens. Die Welt ward wie ſie Gott gedacht und iſt nur ein Erzeugniß ſeines Wollens und Denkens. Sollte da der Menſch, Gottes Ab- und Ebenbild, in ſeiner Welt, nach Religion, Staat, Sitte hin, nicht ebenſo ſehr das Product ſeines Willens haben und ſehen, ſondern nur der Sklave deſſen ſein, was ihm Sünde, Gewohnheit und das Bedürfniß früherer Jahrhunderte überlieferte? Selbſt iſt der Mann. Er läßt nur gelten, was er anerkennt im Wahren, Guten, Schönen. Und was er erkannt hat, iſt ſein beſtes Selbſt. Ich will! ſagt der freie Menſch, und er bethätigt ſeine Willenskraft. Er hat nur Werth, wieweit er ſich am Bau der moraliſchen Welt betheiligt, und ſomit iſt er auch verantwortlich für die Geſtalt ſeines Zeitalters in Sitte, Recht, Staat und Religion. Was vom Chriſtenthum für ihn lebendigen Werth haben ſoll, muß ſein eigenſtes Leben und Eigenthum ſein. Den Staat namentlich, der für ihn Gültigkeit haben ſoll, muß er als Bürger ſelbſt ſchaffen, ordnen und handhaben.

Das war die große That der Fichte'ſchen Lehre vom Ich als der Seele des ganzen Lebensgehaltes, vom Segen der freien Selbſtbeſtimmung und Autonomie des Menſchen, der in Allem wirkt, Alles formt und den Stoffen der Welt und Natur erſt den Adel giebt, indem er ihnen den Stempel des eigenen Weſens aufdrückt. Das Ich allein iſt das abſolut Schöpferiſche im Reiche Gottes, wie in der Menſchenwelt. Die Objecte haben erſt Werth, wenn das Subject in ſeiner Willenskraft ſie geſtaltet. Der Objecte der Welt und Natur bedarf das Ich nur als Anſtoß zum Handeln und als Schranke, aber als Schranke, an der es ſeine Macht erprobt, ſeine Entwicklung vollendet, ſeine Miſſion vollzieht. Für Kant war die Freiheit die Bedingung zum ſittlichen Handeln. Für Fichte iſt dieſe Freiheit ſchon ein Ausdruck des Göttlichen im Menſchen, ein Willensact der Sittlichkeit. Später drängte Fichte immer mehr darauf hin, das Abſolute nicht in den Freiheitstrieb des endlichen perſönlichen Ichs, ſondern in das große Ur-Ich, in Gott, die Ur-Perſönlichkeit, zu ſetzen, von der die einzelnen Geiſter nur die Abſpiegelungen ſind. (In ſeiner „Anweiſung zum ſeligen Leben.“ 1806.) Kant machte den Pflichtbegriff zum Gebot und zum Lebenstrieb für den Einzelnen, Fichte für das Geſchlecht und für ein Volk, denn in einer Nationalität ſah er ebenfalls den individuellen Ausdruck und die Geſtalt eines perſönlichen Weſens. War er Anfangs Weltbürger mit revolutionären Sympathien, ſo ward er doch bald Patriot und knüpfte an das Deutſchthum die höchſte Sendung für die Cultur der Menſchheit. Er gehörte freilich nicht zu den Romantikern, die ins glanz- und wahnumſäumte Mittelalter zurücktauchten, um unſern Nibelungenhort, unſer verlornes Selbſt, wiederzufinden. Es iſt für die Culturgeſchichte bezeichnend, daß während Friedrich Schlegel in Wien vom untergegangenen Schimmer des germaniſchen Kaiſerreichs phantaſirte und declamirte, Fichte zu Berlin juſt in demſelben Jahre auf die Bürgermacht der alten Hanſa hinwies, als auf den Hort deutſchen Weſens und deutſcher Machtentfaltung. Er war aber auch keiner von den Kosmopoliten, die, ſelbſt wie Goethe, den Untergang und die Auflöſung der Nationalitäten in einem Napoleoniſchen Weltreich bei Feſthaltung gewiſſer einzelner, von der Revolution noch erübrigter perſönlicher Freiheiten für eine vollendete Thatſache, ja für einen Segen erachteten, aus welchem eine Geſchichte der Menſchheit, eine allgemeine Weltreligion und eine allgemeine Weltlitteratur hervorgehen würden. Beiden Richtungen, der romantiſchen und der kosmopolitiſchen, war Fichte ſcharf und ſtracks entgegen. Das Deutſchthum, das er wiederauffand und neu hervorrief, lag ganz wo anders. Bis zur Reformation iſt

Fichte zum Wiederanknüpfen an die fallengelaſſene Arbeit und Aufgabe für unſer verlorenes nationales Selbſt zurückgegangen, um, ein zweiter, ein politiſcher Luther, mit der Macht des freien Selbſtbewußtſeins ein neues Zeitalter für unſer Volk heraufzuführen und kraft der Autonomie, die unſer unveräußerliches Selbſt iſt, uns aber verlorenging im Sturm der wirren Selbſtverfeindung, ein Reich deutſcher Nation herzuſtellen, war's auch zunächſt nur in der Abſtraction der Gedankenwelt, in der aber, wie bei allen Stoffen, die Idee an ſich ſchon die ſchöpferiſche Macht übt. Die große That, mit der wir in die neuere Geſchichte traten, ja ſie eröffneten, die große That Luthers war Verkündigung des freien Menſchen gegen römiſche Satzung, mithin eine Rückkehr zum Germaniſchen, ein Beſinnen auf ſich ſelbſt. Dieſe große That wiederholte und erneuerte ſich mit Fichte auf dem Boden der politiſchen und ſocialen Exiſtenz, indem er das Weltreich des Frankenkaiſers in der Blüthe ſeiner Macht ſchon und unter den Bajonetten der Fremdherrſchaft für einen eitlen, leeren und wenn auch factiſch gelungenen, doch in der Idee und Wahrheit verfehlten, zur Caricatur gewordenen Verſuch zur Erneuerung eines Weltreichs Karls des Großen erklärte. Dieſe ſeine mit Luther'ſcher Kraft und Kühnheit geſprochenen Theſes gab er in ſeinen „Reden an die deutſche Nation.“ Schon früh war ſein Zorn gegen alle Gutherzigkeit gerichtet geweſen, die ſich irgendwo und wie gefangen giebt, feig die Segel ſtreicht oder ſich begnüglich einrichtet. Nicht was ein Volk ererbt hat, nicht was ihm von außen zugetragen wird (timeo Danaos ac dona ferentes!), ſondern was es ſich ſelbſt aus eigenem Stoff und Trieb erſchafft, hat Werth für ſein Daſein und iſt ſein feſtes, weil freies, ſelbſterzeugtes Eigenthum. Das Kant'ſche Princip von der freien Selbſtbeſtimmung und Pflichterkenntniß der Menſchen entwickelte ſich in Fichte mit einer Entſchiedenheit, die vor keinen Folgerungen zurückbebte. Fichte war von früh an gegen Spinoza, der ihm die Freiheit des Willens und der Sebſtbeſtimmung raubte. (Goethe's Spruch: „Was machſt du an der Welt, ſie iſt ſchon gemacht!" war Spinoziſtiſch.) Für Fichte — (Kant war der Vater dieſer Doctrin und Schiller ihr eingeborner poetiſcher Sohn) — für Fichte iſt das innere Gewiſſen des Menſchen die einzige abſolute Inſtanz. Sie iſt verantwortlich für die Geſtaltung der Welt, deshalb ziemt ihr die Kühnheit, ſich Alles zu unterwerfen, denn für das freie ſelbſtbewußte Ich iſt Alles nur als Material da, Raum und Zeit nur die Tenne, auf der es driſcht, die ganze Welt nach Form und Zweck das Erzeugniß ſeines Willens. Es war revolutionärer Ungeſtüm in Fichte's Auftreten, aber der Sache nach hat man ihn ebenſo richtig den Vollender des Proteſtantismus genannt. Und ſo tief hängt ſeine abſtracte Lehre vom Ich, dem Nicht-Ich, d. h. der Welt, gegenüber, nicht blos mit dem evangeliſchen Chriſtenthum, ſondern auch mit der concreten Thatſache unſerer Befreiungskriege zuſammen. Fichte war deren großer Vorkämpfer.

Schon 1804 und 1805 in ſeinen Vorträgen zu Berlin über „die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" erklärte er ſich gegen die Gewalt aller Thatſachen, weil nur die aus Gott ſtammenden Ideen Dauer und Ewigkeit haben, alles Andere vergänglich iſt. Desgleichen gegen die Gewalt der Sinnenwelt, weil der Geiſt ſich mit ihr entzweien, ſie bekämpfen und ihrer Herr werden muß, ſoll der Menſch über dem Thiere ſtehen. Nur der Geiſt iſt es, der aus Chaos, Untergang und Trümmern eine neue moraliſche Welt erſchafft. Aber nicht der Geiſt des egoiſtiſch Einzelnen, denn wer die Ideen erfaßt, wird auch von ihnen erfaßt, hält ſich alſo für ein Werkzeug des großen Geiſtes, der Alles führt und umſchließt. Grundzug des gegenwärtigen Zeitalters ſei eben, predigte Fichte, der Egoismus des Einzelnen, der die Ideen, die das Ganze ſchaffen, knechten wolle. Egoismus und Gewalt der Sinnenwelt, ſagt er, haben den Zuſtand über Europa hervorgerufen, welcher dem römiſchen Cäſarenthum nahe kommt. Napoleonismus iſt der perſönliche Name dieſes Zeitalters, in dem es übermüthige Herren und feige oder ſchwache Knechte, aber keine Bürger giebt. Frei vom Cäſarismus werden, heißt ein neues Zeitalter der Freiheit, der Freiheit des Ichs und der Freiheit der Völker herrauſführen. Erbe der Revolution, fand Napoleon ſich mit ihr ab, ein falſcher, rechthaberiſch eigenſinniger und ſelbſtſüchtiger Sohn einer großen, wenn auch chaotiſch dunkeln Mutter. In der Rechnung zwiſchen Fürſtenthum und Volksthum machte er ein voreiliges Facit. Den Schwächen, Launen und Gewohnheiten angeerbter Dynaſten entzog er, kraft der Revolution, die Welt, um ſie, kraft eigener Gelüſte, der Willkür und Brutalität militäriſcher Parvenus preiszugeben, die ſich allerdings nicht Fürſten von Gottes Gnaden, wohl aber heuchleriſch Cäſaren nach Volksbeſchluß nennen, — heuchleriſch, weil ſie dieſen Volksbeſchluß unter dem Druck der Bajonette erzielen. Somit wurden die ſchleichenden Fieberſchwächen der Erbherrſchaft mit der acuten Wildheit des augenblicklichen Dünkels vertauſcht, ohne daß die Welt, wozu ſie nach der Revolution ein altes Anrecht wieder geltend zu machen hatte, eine freie, ſich ſelbſt verſtehende und ſich ſelbſt regierende geworden. Die Abrechnung, die die Völker mit den Fürſten begonnen, war noch nicht fertig, noch nicht ausgeglichen, als Bonaparte den Schlußpunkt ſetzte nnd mit gewaltſamer Fauſt Alles ſtrich, was zum eigenmächtigen, ſelbſtſüchtigen Facit nicht paßte. Der galliſche Cäſarismus iſt eine tyranniſche, militäriſche Maſchine mit einem gewiſſen kleinen Reſt von Menſchenrechten, die wie perſönliche Freiheiten ausſehen, aber doch den Grundzug ächter Freiheit, die Selbſtbeſtimmung der Völker, vernichten.

Ein Reich germaniſcher Nation mußte und ſollte dieſe Weltherrſchaft des galliſchen Kaiſerthums ſtürzen, und Napoleon hat auf St. Helena Recht gehabt, wenn er das Bekenntniß machte, die deutſchen Ideologen mit der unwiderſtehlichen Gewalt der Aufregung, die ſie in der Jugend entzündeten, hätten ihn geſtürzt. Dies Element hatte der Corſe mißkannt und mißachtet. Fichte war der Vorfechter dieſer deutſchen Ideologie, der Blücher des deutſchen Denkens, der Marſchall Vorwärts im Befreiungskampf, nur daß ihm kein

Fürſt, ſondern der Genius des Deutſchthums das Schwert des Geiſtes dazu in die Hand drückte. Preußen hat das Meiſte gethan im Werk dieſer Befreiungskriege, aber in Fichte's Sinne lag kein Großpreußenthum, Preußen war ihm nur Mittel zum Zweck, und Zweck war ihm ein Reich deutſcher Nation, ein Reich von Freibürgern, die den Staat ſelber machen, weil ſie der Staat ſelber ſind und mit germaniſchem Sinn den Grundſtein legen zu einer großen Völkerrepublik, gleichviel ob Fürſten dabei mitarbeiten, helfen und ſiegen oder daran zu Grunde gehen.

„Ich rede für Deutſche ſchlechtweg, von Deutſchen ſchlechtweg", ſprach Fichte in ſeinen großen Reden zu Berlin, „nicht anerkennend, ſondern durchaus bei Seite ſetzend und wegwerfend alle die trennenden Unterſcheidungen, welche unſelige Ereigniſſe ſeit Jahrhunderten in der einen Nation gemacht haben." Wir waren in der That uns entfremdet, charakterlos geworden, entdeutſcht. Charakter haben und deutſch ſein, ſagte Fichte, ſei gleichbedeutend, unſere Sprache habe dafür keinen beſondern Namen. „Wir müſſen wieder werden, was wir ohnedies ſein ſollten, Deutſche!" rief Fichte, umringt von franzöſiſchen Machthabern, belauſcht von Spionen und unter dem klingenden Spiel der kaiſerlichen Soldatesca. Napoleon ſagte zum Schauſpieler Talma: Schaffen Sie mir Helden! Und in der That an glänzenden kaiſerlichen Theaterhelden, prahlenden und prunkend aufgeſchmückten, hat es nicht gefehlt und fehlt es nicht den Franzoſen unter beiden Kaiſerreichen. Von Fichte dagegen ſagte ein Zeitgenoſſe, er habe geſprochen als wollte er große Menſchen machen. Und es war groß von ihm ſelbſt, von ſeinem Volke groß zu denken. Dem deutſchen Volke, ſagte Fichte, gehört die Entwicklung der Zukunft der Menſchheit. Dieſen ſtolzen Glauben gab er den politiſch und ſocial untergegangenen Deutſchen ſeiner Zeit, er gab ihnen den Muth zu dem Beruf, ein Reich der Freiheit und Gerechtigkeit hinzuſtellen mitten unter der Knechtſchaft des Eigennutzes, der ſeine Triumphe faſt in ganz Europa feierte. Geſchichte iſt für Fichte überhaupt die Entwicklung der Menſchheit zur Freiheit aus der Gebundenheit der Natur heraus. Und im göttlichen Weltplane, ſagte er, liege vorgezeichnet die Miſſion der deutſchen Nation: alle beſondern Volkseigenthümlichkeiten ſiegreich in ſich zuſammenzufaſſen unter dem Banner der freien Perſönlichkeit. Selbſt niedergeworfen und als Beute eines Siegers ſei Deutſchland kein ſichres, ſondern ein verhängnißvolles Geſchenk, denn der Deutſche lerne wie einſt Held Hermann der Cherusker vom Feinde die Kunſt, zu fechten, um ihn dann mit deſſen eignen Waffen zu beſiegen. Als Träger eines Reiches menſchlicher Zukunft ſei der germaniſche Stamm unverwüſtlich. Auch in ſeiner „Staatslehre" erläutert das Fichte. Der Einheitsbegriff unſers Volkes ſei noch gar nicht verwirklicht, ſei noch ein Poſtulat der Zukunft. Ein Deutſchland müſſe erſt geſchaffen werden; auch habe es ja gar keine Grenzen. Der Umkreis fehle, nur das Centrum ſei unzerſtörbar gewiß, dies Centrum aber ſei die Freiheit des Ichs, aus der der Bürger der Freiheit, der Deutſche, „ein wahrhaftes Reich des Rechts" darſtellen werde, „wie es noch nie in der Welt erſchienen iſt, in aller der Begeiſterung für die Freiheit der Bürger, die wir in der alten Welt erblicken, aber für Freiheit, gegründet auf Gleichheit alles deſſen, was Menſchenangeſicht trägt. Nur von den Deutſchen, die ſeit Jahrtauſenden für dieſen großen Zweck da ſind und langſam ihm entgegenreifen, iſt die Entwicklung dieſer Reichseinheit zu erwarten; ein anderes Element iſt dafür in der Menſchheit nicht vorhanden.“ (Staatslehre 1812. Sämmtl. W. IV. 423.) Gegen die Geſchichte und der Geſchichte der letzten Jahrhunderte zum Trotz müſſe ein Reich germaniſcher Nation, ſelbſt über den Staat hinaus, gebildet werden. Das ſei der Deutſchen Beruf. Bis jetzt ſeien die Deutſchen behindert, Deutſche zu werden, ihr Charakter liege in der Zukunft, in der Hoffnung auf eine neue glorreiche Geſchichte. Dieſe Epoche fordern, heißt ſie ſchon halb beginnen, denn in der Zuverſicht der Willenskraft zu ſich ſelbſt liegt die Gewährſchaft für jede That. Für ein neues Deutſchland müſſe uns das nationale Selbſtbewußtſein ſelbſt den Boden erſt ſchaffen; unſere Metaphyſik, ſagte Fichte, mache uns unſere Geſchichte und unſern Staat. In den „Reden an die deutſche Nation“ ſagt er, die geſchloſſene Exiſtenz einer ſolchen Nation mehr vorausſetzend und fordernd: „War es im ewigen Rathſchluß einmal beſtimmt, daß der deutſche Name untergehen ſollte, ſo war es beſſer, dieſer Untergang geſchah ehedem im alten Römerreiche, denn jetzt unter dem neuen Reiche des galliſchen Römerthums. Geht Ihr zu Grunde, Deutſche, — rief er und ſchüttelte eines Jeden Bruſt — ſo gebt mit Euch zugleich alle Hoffnung des geſammten Menſchengeſchlechts auf Rettung aus der Tiefe ſeiner Uebel zu Grunde. Wenn Ihr verſinkt, ſo verſinkt die ganze Menſchheit mit, ohne Rettung einer einſtigen Wiederherſtellung!" Bis auf dieſe Spitze hinauf hob er das nationale Selbſtgefühl in Gedanken. Und ſeine Gedanken entſtiegen dem Schooß eines tiefen Inſtincts. Wir fühlen, nach all den Verkümmerungen zur politiſchen Neugeſtalt eines Germaniens, noch heute leiſe mit ihm: Der Untergang des deutſchen Volks würde der Untergang der Cultur ſein. — Nach Fichte kann der Menſch auch den Glauben an ſeine perſönliche Unſterblichkeit nur bewahrheiten, wenn er ein Vaterland bauen hilft, in welchem er ſelbſt fortlebt. Sich einen Himmel auf Erden ſchaffen, heißt — wie es in ſeiner achten „Rede" lautet — ein ſtaatliches Vaterland geſtalten. Wie die letzte geſteigerte Mahnung und Forderung der Sibylle klang Fichte's Wort in Berlin: „Bedenket, Ihr ſeid die Letzten, die noch gehört von einem deutſchen Leben, deutſchen Staat. Wie lange wird's währen und es lebt Keiner mehr, der Deutſche geſehen!" Es war im Winter von 1807 zu 1808, als er, wie er ſelbſt geſtand, „auf die Gefahr des Todes hin" Sonntags nach der Kirche im runden Saal der Berliner Akademie dieſe ſeine markerſchütternden „Reden" hielt. Er wäre gern Feldprediger geweſen; er hat ſich auch zweimal, aber vergebens, dazu angeboten. Da er nicht mitfechten, nur reden durfte, ſo ſprach er Schwerter und Blitze, und das Schwert und der Blitz ſeiner Rede hat mehr als Kanonendonner gewirkt; er nahm den Zeitgenoſſen das Gefühl der Erbärmlichkeit vor ſich ſelber, gab ihnen Zuverſicht und Glauben an ſich ſelbſt wieder, deckte ihnen die geheimen Quellen der Macht des Geiſtes auf, lehrte ihnen Unerſchrockenheit gegen vollendete Thatſachen, die der Sturm der nächſten Stunde verweht, gab ihnen Selbſtgefühl und lehrte ſie ſtolz ſein, Deutſche zu heißen, beſchwor ſie aber, zu ſein und zu werden, was ſie heißen, ſelbſt einer Welt in Waffen gegenüber. Die freie Selbſtbeſtimmung der Willenskraft als die göttliche Macht aller Ereigniſſe zu proclamiren, das eigene Ich im Buſen des Einzelnen, im Buſen und der Geſammtkraft eines Volkes für den einzigen unüberwindlichen Sieger, für den alleinigen Schöpfer einer richtigen Weltordnung zu erklären, ſelbſt wenn Blut dieſe Schöpfung auf Leben und Tod beſiegeln ſollte: — das war der Athemzug, der einen heiligen Krieg anfachte, einen Krieg, den der Spanier hinter Buſch und Berg mit zäher Langmuth führte, der Ruſſe ſogar im Brand ſeiner Kirchen und Altäre begann, der Deutſche aber, der in ſeiner Bruſt die beſte Bruſtwehr trägt, nach langem Leid und langer Schmach in offener Feldſchlacht zu führen lernte. Vielen war Fichte ſicherlich ein Prediger in der Wüſte erſchienen, der wenig Glauben gewann, und die im Amt Hochgeſtellten und Weiſen im Staate Preußen rümpften in der That die Naſe, zogen die Schultern, klopften ihm höchſtens vielleicht wohlwollend auf die Schulter, ihn officiös, wenn auch nicht officiell bedeutend, er möge ſich in Acht nehmen; ſchützen werde und könne man ihn nicht! Unbeugſam, trotzig, ſchroff: ſo mußte er ſein, der große Vorkämpfer jener Freiheitskriege, die erſt wieder ein Deutſchland möglich machten, obſchon Fürſten und Diplomaten zwiſchen der Möglichkeit und der Erfüllung der Wirklichkeit die große Kluft offen ließen. Auch Blücher, der Meklenburger, fluchte, daß die Feder immer wieder verdarb, was der Degen gut gemacht. Der deutſche Bauerntrotz, in Fichte's Schulter- und Schädelbau deutlich ausgeſprochen, mußte dieſem Freidenker innewohnen, wenn er Der ſein ſollte, der ſeinem Volke ein neues Herz in den Buſen ſetzte. Und dies neue Herz war eigentlich nur das alte Herz deutſcher Ehrlichkeit und Ehre; aber der Muth eines Luther, ja die Verwegenheit eines Bauernführers Thomas Münzer gehörte dazu, den Zeitgenoſſen die Scham auf die Wange zu treiben im Anblick deſſen, was Deutſch ſein ſollte und was aus Deutſchland geworden. Und wenn er vom Frankenkaiſer als einer Ausgeburt des Egoismus ein Bild entwarf, das er dem Urbilde gleichſam ins Antlitz warf, ſo daß man beides ſchier verwechſeln konnte, ſo mußte er vom imperatoriſchen Dictator faſt ſelber etwas in ſeiner Natur haben, wie ja ſogar ſein Aeußeres in der unterſetzten, kurzhalſig felſenfeſten Musculatur bis zur Gewaltſamkeit der energiſchen Kinnlade als etwas Napoleoniſches gedeutet wurde. Das Bild, das Fichte von Napoleon entwarf, war gewiß das treffendſte, das es gab und giebt. Seine Zeichnung dieſer unheilvoll mächtigen Geſtalt liegt mitten inne zwiſchen den Auffaſſungen Goethe's und Blücher's. Für Goethe war Napoleon der fataliſtiſche, aber zugleich bewundernswürdige Genius des Jahrhunderts, dem ſich die Völker nicht entwinden würden. Blücher im Gegenſatz ſeiner ganz niedrigen Faſſungsart rief: Wenn ich ihn kriege, laſſ' ich ihn aushauen! Denjenigen, der das geſammte Zeitalter erſchütterte und durchſchüttelte, als Buben zu nehmen, iſt gewiß ſo beſchränkt und roh wie möglich, während freilich heutzutage nach Anweiſung des kaiſerlichen Autors im zweiten Kaiſerreich ſelbſt die ganze Weltgeſchichte verfälſcht zu werden droht, um im großen Corſen einen Lichtbringer für die Völker, einen wahren Boten Gottes und der Freiheit zu feiern. Es giebt aber Naturen, die, wie alle Godegieſel in den Schickungen der Völker, mehr blos große Ereigniſſe als große Perſönlichkeiten ſind; nur die Hinfälligkeit und Nichtigkeit der Andern macht ſie groß. Fichte's Anſicht ſtreift hieran. Er nahm Napoleon als den Dämon des Jahrhunderts, als den Dämon der Selbſtſucht, den das neue Geſchlecht nur überwinden könne, wenn es in ſich ſelber, aber im guten Sinne, die gleich ſtarke Gegenkraft dreiſter Entſchließung und Rückſichtsloſigkeit aufrief. Und in der That, gegen den Dictator der wälſchen Gewalt und Liſt erhob ſich in den „Reden" ein Dictator des deutſchen Gedankens, ihm die Endſchaft ſeines egoiſtiſchen Weltreichs in der freien Entſchließung der Völker verkündend. Fouqué hat Fichte im „Sigurd" als Propheten der neuen Zeit gefeiert, und wenn dieſe akademiſchen Reden kurz nach Schillers „Wilhelm Tell" gehalten wurden, in welcher Dichtung zuerſt die eigentlich poetiſche Prophetie des Jahrhunderts erklungen war, ſo ließ die neue Zeit, welche Fichte wider Napoleon heraufbeſchwor, auch gar nicht lange auf ſich warten. „Zum letzten Mittel, wenn kein anderes mehr verfangen will,“ ward den Völkern das Schwert gegeben, ſie griffen in den Himmel und holten ihre Rechte ſich herunter, „die droben hangen unveräußerlich und ewig wie die Sterne ſelbſt.“ Und dem Prediger in der Wüſte zu Berlin half der Weltgeiſt nach. Seiner Mahnung an einen heiligen Krieg, an eine Teutoburger Schlacht, wo deutſche Fauſt maſſenhaft ein Römerheer zermalmte, folgte zunächſt die That der Ruſſen, die in Moskau's Brand das triumphirende Gallierheer verwüſteten, bis deutſcher Jugend Heldenmuth und geſammte europäiſche Kraft bei Leipzig den Unbeſiegbaren beſiegte.

Faſſen wir Fichte's perſönlichen Lebenswandel ins Auge, nachdem wir den Kern ſeines Gedankengangs dargelegt. — Johann Gottlieb Fichte wurde, eines braven armen Bandwebers älteſter Sohn, am 19. Mai 1762 im Dorfe Rammenau, in der ſächſiſchen Oberlauſitz, unfern von Kamenz Leſſing's Geburtsort, geboren. Sachſen hat nicht volles Recht, ſtolz darauf zu ſein, Leſſing und Fichte, wie früher Leibnitz, geboren zu haben; denn außer der Stelle, wo ihre Wiege ſtand, hat Sachſen von den Männern nichts aufzuweiſen, es hat ſie alle Drei nicht brauchen können, ſie von ſich ausgeſchieden oder gehen laſſen. Preußen aber, auf deſſen Boden ſie weſentlich ihr Wirken entfaltet, kann ſie auch nicht die Seinigen nennen; denn ſie ſahen in Preußen nur eine größere Anhäufung deutſcher Elemente, haben nicht für ein ſpecifiſches Preußenthum, ſondern auch auf preußiſchem Boden für ein „Reich deutſcher Nation“ gearbeitet und gekämpft. Welcher Geſtalt dies Reich deutſcher Nation politiſch ins Leben treten werde, gehört der Zukunft an; verkennen wir unſererſeits nur nicht, wes Geiſtes Art der Grund iſt, den die großen Vorkämpfer zum Ausbau eines neuen Germaniens gelegt und erſtritten. — Der Knabe Gottlieb hatte ganz Geſtalt und Weſen deutſcher Bauernnatur, die hartnäckig in ſich gefaßte und auf ſich trotzende Figur und Sinnesart, die in der Sprache des Franzmannes einen homme carré bezeichnet. Vom Vater Weber hatte er neben der Gottesfurcht, die ihn zum Ableſen des Morgen- und Abendſegens am Heerd der Familie anhielt, auch das ſinnende, brütende Mitſichſelbſtverkehren. Auch ward er zum Handwerk des Alten beſtimmt, während Deutſchlands Genius nach des Ewigen Weltplan es gerathener fand, ihn nicht am Webſtuhl des Vaters, ſondern am Webſtuhl des Jahrhunderts ſeinen Platz und ſeine Arbeit finden zu laſſen. Schwerfällig, aber voll innerer, zurückgehaltener Feuerkraft, mag der Knabe nicht allzu ſchnell, aber deſto nachhaltiger in ſeiner Entwickelung geweſen ſein, bis ein gütiger Zufall ſeine verſteckte Eigenthümlichkeit ans Licht brachte. Im Schloſſe zu Rammenau war eines Sonntags nach dem Gottesdienſte ein Gaſt des Hauſes, ein Kammerherr v. Miltitz, eingetroffen, der es bedauerte, zu ſpät gekommen zu ſein, um den Paſtor Loci zu hören. Scherzhaft wurde ihm ein Bube im Dorfe bezeichnet, der im Stande ſei, ihm die ganze Predigt aus dem Gedächtniß herzuſagen. Der Bube ward geholt und im leinenen Kittel ſtand der neunjährige Gottlieb Fichte vor den Herrſchaften, Anfangs ſchüchtern, aber im Verlauf immer feuriger die Rede des Predigers wiederholend. Alles ſtaunte und der Kammerherr nahm den Knaben mit ſich auf ſein Gut bei Meißen, ließ ihn von ſeinem Paſtor erziehen und die nahe Stadtſchule beſuchen. Die Fürſtenſchule Pforta ward dann ſeine weitere Bildungsſtätte. Dieſer wäre er faſt entlaufen. Die pedantiſche Zucht der Schüler unter einander, namentlich eines despotiſchen „Obergeſellen“ reifte in ihm den Entſchluß zur Flucht; mitten auf dem Wege aber unter Gottes freiem Himmel — er wollte wie Robinſon eine wüſte Inſel aufſuchen — überkam ihn im Gebet der Gedanke an ſeine Eltern und mit der Kraft der Selbſtüberwindung trieb ihn ſein Gewiſſen in die Anſtalt zurück. Sein offenes Geſtändniß gewann ihm des Rectors Herz und er kämpfte ſich muthig durch. Neunzehn Jahre alt bezog er als Theologe die Hochſchule zu Jena, dann zu Leipzig. Sein Gönner ſtarb, ſeinem Vater blieben noch ſieben jüngere Kinder zu ernähren und Gottlieb mußte darben bei Correcturarbeit und Stundengeben. Den Candidaten hörten die Eltern dann in der Heimath predigen, während er eine Hauslehrerſtelle ſuchte, da das kurfürſtliche Conſiſtorium nicht von der Art zu ſein ſchien, einen freimüthigen Mann Gottes zu befördern. Er hat über die „mehr als ſpaniſche Inquiſition“

ſeiner Heimath geſcholten, nachdem ihn ſpäter das kurfürſtliche Dresden des Atheismus geziehen. Ein geborner Redner, ſchwankte Fichte lange zwiſchen Kanzel und Katheder; die Noth aber trieb ihn wiederholt in's Ausland. Man kennt auch metriſche Arbeiten von ihm aus jener Zeit und eine Novelle: „das Thal der Liebenden", die Band 8 der ſämmtlichen Werke aus ſeinem Nachlaß brachte.*) Der Dichter und wohlbeſtallte Kreisſteuereinnehmer Weiße, der holde „Kinderfreund", rettete ihn vor Verzweiflung und verſchaffte ihm eine Hauslehrerſtelle in Zürich. Ein gleich rüſtiger Fußgänger wie zwei Jahre ſpäter Seume, der Wandersmann nach Syracus, wanderte Gottlieb Fichte über Nürnberg dem Schweizerlande zu, wo er, unter Freibürgern, den Beginn der Revolution erlebte. Er wollte in Zürich eine Schule errichten, in der ſich Jünglinge ſyſtematiſch zur Fertigkeit der freien Rede heranbildeten; ſo ſehr bekundete ſich wiederholt in ihm das Weſen des Redners, der, Mann gegen Mann, ſein Alles mit ſich und ſeine geiſtigen Waffen jederzeit kampffertig bei ſich führt. Bedeutungsvoll war in der Schweiz für ihn auch ſein Verkehr mit Peſtalozzi, welcher dem jungen Geſchlecht eine Bildung zu geben gedachte, die nicht Selbſtzweck iſt, ſondern nur Mittel zum allezeit fertigen Handeln. Von Dauer war ein anderer Gewinn in der Schweiz für den Menſchen Fichte; eine Nichte Klopſtock's, Johanna Rahn, ward in Zürich ſeine Braut. Seines Bleibens war freilich dort nicht; eine ſchweizeriſche Republik war zu eng, einem Ausländer den Boden zu gönnen. Sein Beruf als Prediger war noch nicht beſeitigt in ihm, allein ſein Vaterland Sachſen blieb ihm verſchloſſen dafür. Er wollte jetzt Menſchen erziehen, aber nicht mehr Kinder, ſondern Erwachſene, womöglich Prinzen; er ſuchte in der That, von Lavaters Bemühungen unterſtützt, eine Lectorſtelle an einem Fürſtenhofe, mußte ſich aber, wie er ſich ſelbſt ausdrückt, abermals begnügen, „die zärtlichen Zweige eines ſächſiſchen Edelmannes zu beſchnitzeln“. Da erſt, im Juli 1790, begann er ſein Studium Kants und der kategoriſche Imperativ ward ſeitdem das Axiom ſeines ſittlichen Philoſophirens. „Nicht Glückſeligkeit, Glückwürdigkeit iſt der Zweck unſers Daſeins!“ Dies Wort Fichte's datirt ſchon aus jener Zeit. Ihm fehlte dazu nur ein Stück Brot, nach dem er abermals in Leipzig bitterſchmerzlich ſuchte. Warſchau lockte mit einer Erzieherſtelle beim Grafen P., und der reiſende Pädagog griff wieder zum Stabe. Zwiſchen prächtigen Paläſten Einſturz drohende Hütten: ſo ſchilderte er Warſchau, ein Bild des ganzen Volkes und Staates der Polen.

---

*) Man hat aus ſpäterer Zeit auch Sonette von Fichte; ſie ſind undichteriſch wegen des gehäuften Gebrauchs abſtracter Umſchreibungswörter; und ein Drama: „der Tod des heiligen Bonifacius", zu dem ihn die Idee des Opfertodes begeiſterte. Auch ſein begeiſterter Brief an Schiller über die Berliner Aufführung der Natürlichen Tochter (ſ. Deutſche Charaktere, Bd. 3, S. 338) bezeugt, daß er in der Poeſie nur Sinn für ideelle Abſtractionen und Begriffsbeſtimmungen hatte. Wichtiger für Fichte's Styl und Sprache war ſeine Ueberſetzung des ganzen Salluſt und mehrerer Stücke von Montesquieu. Auffälliger Weiſe war Cicero unter den Alten ſein Lieblingsautor, dem er in der Satzbildung mitunter ſogar nacheiferte, während die gebundene Kürze und Schlagkraft des Tacitus weit mehr in ſeiner Natur lag. In einer Abhandlung über Klopſtock's Meſſias hat er die unpoetiſche Wirkung der theologiſchen altmodigen Orthodoxie gerügt.

Aber dem franzöſirten Grafen mißfiel der derbe deutſche Hauslehrer, der ohne Perrücke, mit vorne kurzgeſchnittenem Haar und Locken im Nacken, mit breiten muskelſtarken Schultern, mit blutvollem Angeſicht und ſtark vorſpringender „ketzeriſcher“ Naſe, wie er ſelber ſein Riechinſtrument bezeichnete, ſo äußerſt wenig ſalonmäßig erſchien. Es kam nicht zum Antritt der Informatorſtelle; er beſtieg noch als Gaſtprediger in Warſchau die Kanzel und verließ dann die Polenſtadt, um bei Kant in Königsberg zu hospitiren. Er fand des Altmeiſters Vortrag ſchläfrig, und ſchrieb dort anonym ſeine „Kritik aller Offenbarung“, ein Werk, das zu Kant's Buche: „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ nicht ein Nachzügler, ſondern ein Vorläufer war. Man hielt es auch in der That für ein Werk Immanuel Kant's, bis dieſer öffentlich dem widerſprach und Fichte als Verfaſſer nannte. Hiermit war der Jünger eingeführt und ſein Ruf begann. Später ward dem alten Herrn Fichte's Kühnheit zu keck und unbequem, und er wies jede Gemeinſchaft mit ſolcher Fortführung und Ergänzung ſeines eigenen Denkens entſchieden und unwirſch von ſich. Leider hat Fichte ihn in ſeiner Noth und Bedrängniß damals auch „angepumpt“ und war höflich abgewieſen, dagegen von ihm als Hauslehrer dem Grafen Krockow bei Danzig empfohlen. Dort, in einem feingebildeten und zugleich für tiefere Eigenthümlichkeit nicht verſchloſſenen Kreiſe blieb Fichte bis ins Jahr 1793. Seine „Kritik aller Offenbarung“ erregte währenddeſſen Aufſehen und machte Glück. Er verſpottete jetzt das Wöllner'ſche Religionsedict und that dann einen kecken Schritt weiter ins Gebiet der Politik. Stand doch das Gewitter der Revolution nicht mehr am Horizont, ſondern im Zenith des Zeitalters, um die höchſten Scheitel zu treffen! Seine Feder eiferte gegen „die Unrechtmäßigkeit des Büchernachdrucks“, ſchrieb (1792) ſeine „Rückforderung der Druckfreiheit von den Fürſten Europa's“ und drang dann auf den Kern der Sache im Laufe der Zeitentwicklung: „Zur Berichtigung der Urtheile des Publicums über die franzöſiſche Revolution“. Heft 1, noch im Krockow'ſchen Hauſe geſchrieben, unterſucht und bejaht in abstracto die Frage, ob ein Volk das Recht habe, ſeine Staatsverfaſſung zu ändern. In Zürich (1793), wohin er, um ſeine Verbindung mit Johanna zu feiern, zurückkehrte, hat er in Heft 2 die Verhältniſſe von Adel und Kirche im Fall einer ſolchen berechtigten Staatsumwälzung erläutert. Er ward damit nicht zum politiſchen Parteiführer, aber legte darin den Grund zur ganzen Reihe ſeiner rechtsphiloſophiſchen Werke: „Grundlage des Naturrechts“ (1796), „der geſchloſſene Handelsſtaat“ (1800), „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“ (1804), „Rechtslehre“ (1812), „Staatslehre“ (1813). Manche rigoriſtiſche Uebereilung der erſten Schrift, im Eifer gegen die Verſumpfung der alten Zeit verfaßt, hat er zurückgenommen, der Kern ſeiner Anſchauungen und Beweiſe blieb. Und die Machthaber bezeichneten ihn als Demokraten, verfolgten auch als ſie ſpäter den Atheiſten anklagten, eigentlich nur die Demokratie in ihm. Seine Berufung nach Jena an Stelle des nach Kiel abgegangenen Reinhold nannte

Goethe „Kühnheit, ja Verwegenheit". Als ob mit dem Gegentheil dem Zeitalter gedient geweſen wäre, um die Stürme, die über die Menſchheit heraufzogen, zu beſchwören! In Zürich war für Fichte auch bei ſeinem zweiten Aufenthalt kein bleibender Wirkungsraum möglich geworden; ſeine Hochzeitsreiſe führte ihn noch nach Richterswyl zum Verfaſſer von „Lienhard und Gertrud"; dann folgte er dem Rufe Karl Auguſts, der ihm nur 200 Thlr. Gehalt zu bieten hatte, aber wiederholt ſeine Luſt an kühnen Geiſtern damit bethätigte.

Am 23. Mai 1794 begann Fichte mit einer Vorleſung „über die Beſtimmung des Gelehrten" ſeine fünfjährige Profeſſur in Jena; ſeine „Wiſſenſchaftslehre" ſetzte das Thema fort. Der größte Hörſaal faßte nicht die zuſtrömende Menge; ſein ſprudelndes Kraftgefühl und ſtarkmuthiger Humor ſpricht ſich über den Erfolg in ſeinen Briefen an die Gattin aus, die ihm alsbald aus der Schweiz nachgefolgt war. Ein Hörer und Augenzeuge, Forberg, ſchrieb über den Lehrer: „Der Grundzug von Fichte's Charakter iſt die höchſte Ehrlichkeit. Ein ſolcher Charakter weiß gewöhnlich wenig von Delicateſſe und Feinheit. In ſeinen Schriften kommen auch wenige eigentlich ſchöne Stellen vor; ſein Trefflichſtes hat immer den Charakter der Größe und Stärke. Seine Grundſätze ſind ſtreng und wenig durch Humanität gemildert; gleichwohl verträgt er Widerſpruch und verſteht Scherz. Sein Geiſt iſt ein unruhiger Geiſt; er dürſtet nach Gelegenheit, viel in der Welt zu handeln. Fichte's öffentlicher Vortrag rauſcht daher wie ein Gewitter, das ſich ſeines Feuers in einzelnen Schlägen entladet. Er rührt nicht, aber er erhebt die Seele. Reinhold, ſein Vorgänger, wollte gute Menſchen machen; Dieſer will große Menſchen machen. Sein Auge iſt ſtrahlend und ſein Gang iſt trotzig. Durch ſeine Philoſophie will er den Geiſt des Zeitalters leiten; er kennt deſſen ſchwache Seite, darum faßt er ihn von Seiten der Politik. Er dringt in die innerſten Tiefen ſeines Gegenſtandes ein und ſchaltet im Reiche der Begriffe mit einer Unbefangenheit umher, welche verräth, daß er in dieſem unſichtbaren Lande nicht nur wohnt, ſondern herrſcht." An ſeinen Vorträgen und Schriften arbeitete Fichte unermüdlich; ſeine Wiſſenſchaftslehre geſtaltete er (von 1794 bis 1813) ſechs- bis ſiebenmal um und jede dieſer Umgeſtaltungen war ein neuer Verſuch, „zum Verſtehen zu zwingen." Die Härte und Schwere ſeines Styls räumte er nicht ein, er verlangte von ſeinen Schriften lauten Vortrag; in der Declamation, war er der Meinung, ſchwinde, was man ihm als Härte vorwerfe. Er war eben Redner im vollen Sinne des Wortes; das Schreiben erſchien ihm nur als Nothbehelf. Er lehrte nichts ſyſtematiſch, ſondern dachte laut, lehrte lernen, ähnlich wie Leſſing. Sein Vortrag ging auf den Mann und rief in jedem einzelnen Ich das allgemeine Ich und Bewußtſein der Menſchheit auf, wie Schiller als Dichter. Seine Lehre predigte nicht objectiv ſein ſollende Weisheit, ſondern rief das Subject zur Geſinnungstüchtigkeit und zum freien ſelbſtbewußten Handeln auf. Als er gegen den faulen Comment der Corps und geheimen Orden unter der Studentenſchaft eiferte und dafür Steinwürfe gegen ſein

Fenſter erntete, widerlegte er vom Katheder dieſe falſche Beweisart gegen ſeine Lehre, und ſeine Zuhörerſchaft geleitete ihn im Triumph nach Hauſe, wie ein Augenzeuge, der ſpätere Bremer Bürgermeiſter Smidt, erzählt. Nur auf kurze Zeit zog er ſich aus Unwillen gegen die Indolenz des ſchon eiferſüchtigen Senates von dem wüſten Treiben einer ihn mißverſtehenden Partei zurück. Daß aber Männer aus den Drachenzähnen, die er ſäete, entſtehen ſollten, ward den Machthabern bereits bedenklich, und die Gelegenheit, ihn zu ſtürzen, fand ſich bald. Eben jener Forberg, damals Schulrector in Saalfeld, lieferte ihm für ſein „Philoſophiſches Journal“ einen Aufſatz voll ſkeptiſcher Betrachtungen über die Gottheit, welche die Vernunft nicht anerkennen könne, die Religion aber im Glauben beſtehen laſſen müſſe. Fichte nahm den Artikel: „Ueber die Gründe unſeres Glaubens an eine göttliche Weltregierung“ auf, gab aber ſeine Widerlegung daneben, mit dem Hinweis, daß Gott, obſchon ein Geheimniß, doch als moraliſche Weltordnung von der Philoſophie zu begreifen ſei. Er bekämpfte alſo die Skepſis des Atheiſten, aber nur mit philoſophiſchen Gründen, nicht mit den Formeln der kirchlichen Dogmen. Die kurſächſiſche Regierung erließ an den Weimariſchen Hof eine Beſchwerdeſchrift, beſchuldigte die Verfaſſer beider Aufſätze des „gröbſten Atheismus“, verbot das Journal und drang auf Beſtrafung unter dem Androhen, den Beſuch der thüringiſchen Hochſchule zu verbieten. Gegen das Verbot ſeines Journals erhob ſich Fichte (1799) in einer „Appellation an das Publicum“, gegen die Anklage des

Atheismus in einer „Gerichtlichen Verantwortung“, in der er den Unſinn nachwies, ihn, der das Göttliche für das einzig Reale halte und die Sinnenwelt negire, der Gottloſigkeit zu zeihen. In der That kann Fichte's Lehre eher des Akosmismus bezüchtigt werden, da ſie das Nicht-Ich für nichtig erklärt. Moralität und Religion ſind abſolut Eins, ſagt Fichte in ſeiner „Appellation“, beides ein Ergreifen des Ueberſinnlichen, das erſte durch Thun, das zweite durch Glauben.“ Den eigentlichen Grund zur Verfolgung ſah er mit Recht in ſeiner Wahrheitsliebe, im Geiſt der Freiheit und Selbſtändigkeit, zu der ſeine Lehre erzieht; er ſchalt ſeine Verfolger Obſcuranten, der Gott Derer, die ihn Atheiſten ſchälten, ſei nur ein Götze. — Der Weimariſche Hof war nicht gewillt geweſen, Fichte als Ketzer verurtheilen zu laſſen; mit einer amtlichen Rüge „wegen Unvorſichtigkeit“ in den Ausdrücken glaubte man dem Dresdener Hof zu genügen und den Angeklagten ſchonend behandeln zu können; man hatte ihm durch den befreundeten Schiller von ſeinem kategoriſchen Vorgehen, mit dem er als Gegenkläger auftrat, abrathen laſſen. Fichte aber, überhaupt kein Mann des gütlichen Beilegens und diplomatiſchen Vertuſchens, wollte Entſcheidung, wollte „ſich für immer Ruhe verſchaffen oder muthig zu Grunde gehen.“ Seiner trotzig barſchen Drohung, den Abſchied fordern zu wollen, kam man zuvor und gab ihm, womit er drohte. Goethe, dem Fichte's ganze Natur zu „ſchroff“ und zu „unkünſtleriſch“ war, hat für ſeine Dienſtentlaſſung geſtimmt; er erklärte, er würde bei ſo ſtolzer und drohender Sprache wider ein Gouvernement ſelbſt gegen ſeinen eigenen Sohn votiren. Fichte hat ſpäter bereut, daß er nur gegen ſeine Ankläger, nicht gegen ſich ſelbſt im vollen Recht geblieben; er hätte ſich mit ihnen nicht auf ihrem Felde einlaſſen ſollen, darum ſei ihm ganz recht geſchehen, daß ſie ihn überliſtet. Vermittelnde Verſuche ſchlugen fehl, wiederholte Petitionen der Studierenden wurden ſelbſt vom Herzog unmuthig zurückgewieſen. Goethe aber irrte ſich, wenn er im Auguſt 1799 an Syndicus Schloſſer ſchrieb: „Was Fichte betrifft, ſo thut mir's immer leid, daß wir ihn verlieren mußten, und daß ſeine thörichte Anmaßung ihn aus einer Exiſtenz herauswarf, die er auf dem weiten Erdenrunde, ſo ſonderbar dieſe Hyperbel klingen mag, nicht wiederfinden wird. Je älter man wird, deſto mehr ſchätzt man Naturgaben, weil ſie durch nichts können angeſchafft werden. Er iſt gewiß einer der vorzüglichſten Köpfe, aber wie ich faſt fürchte, für ſich und die Welt verloren.“ Fichte war nicht verloren; im Gegentheil, ſein Stern und ſein großer Wirkungskreis ging ihm erſt in Preußen auf.

Er war Anfangs allerdings überraſcht, plötzlich amtlos, wenn auch nicht heimathlos geworden zu ſein. Er dachte an das mit dem linken Rheinufer franzöſiſch gewordene Mainz, deſſen Univerſität neugeſtaltet werden ſollte; er warb ſogar deutſche Gelehrte für dieſen Plan; er wäre dort vielleicht ein Genoſſe Forſters geworden, Er, der ſpäter den Franzoſenkaiſer ſtürzen half. Da bot ſich in Berlin ein Aſyl; Männer wie Beyme waren dort juſt am Ruder, die mächtige

Genoſſenſchaft der Freimaurer bereitete ihm den Boden und Friedrich Wilhelm III. hatte die biedermänniſche, ehrſam naive Anwandlung, zu äußern: „Iſt Fichte ein ſo ruhiger Bürger, als uns aus Allem hervorgeht, und ſo entfernt von gefährlichen Verbindungen, ſo kann ihm der Aufenthalt in meinen Staaten ruhig geſtattet werden. Iſt es wahr, daß er mit dem lieben Gott in Feindſeligkeiten begriffen iſt, ſo mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen; mir thut das nichts.“ Dem entſprach auch die Antwort des Berliner Cabinets auf den Dresdener Antrag, Fichte's Journal zu verbieten. Wo Preußen ſeinen Vortheil und ſeine eigentliche Aufgabe verſtand, war es allezeit freiſinnig; es verſtand und verſteht nur beides nicht immer aus Dünkel und Hochmuth.

Schleiermacher war damals in Berlin Prediger an der Charité; mit ihm und Friedrich Schlegel trat Fichte in Verkehr, beſonders im Kreiſe der geſchiedenen Frau Dorothea Veit, Mendelsſohns Tochter, nachherigen Gattin Schlegels, auch mit dem Sprachforſcher Bernhardi und dem treuen Arzte Hufeland. Ein neues Werk: „Die Beſtimmung des Menſchen“ beſchäftigte ihn ſofort. Zum Mitglied der Akademie vorgeſchlagen, erhielt er unter den Einflüſſen des feindlichen Nicolai zwei Stimmen Mehrheit gegen ſich. Er hatte auch ſpäter noch zu kämpfen gegen den ſelbſtgenügſamen Dünkel flacher Verſtandesaufklärerei. Nicht minder empörte ihn der leere und frivole preußiſche Wahn, auf Oeſterreichs Niederlage als eine Sache des eigenen Vortheils hoffen zu können. Mit ſcharfer Lauge geißelte er dieſen Separatpatriotiſmus, der, ſich noch auf den Staat des großen Friedrich ſtützend, ſich ſteif aufblähte und ſtumpfſinnig beſchränkt nach egoiſtiſchen Einzelvortheilen geizen wollte. Es war im Jahre 1805, als Fichte in einer Geſellſchaft, wo man die Beſiegung Oeſterreichs als ein Heil für ſich pries, zornig aufſprang und ausrief, es werde kein Jahr vergehen, ſo werde man dieſe Niederlagen höchlichſt bedauern. Und in der That, es verging kein Jahr, und trat das Bedauern noch nicht ein, ſo geſchah's nur, weil der hohle Hochmuth ſich plötzlich in eine feige Verzagtheit verkehrte, die nirgend mehr Hülfe wußte. Der Kreis, der in Fichte's Wohnung (auf der Neuen Promenade im dritten Stock des Hauſes, das jetzt ſeit dem 19. Mai 1862 eine Gedenktafel trägt) ſich zu ſeinen Vorträgen um ihn ſchaarte, war eine geringe Anzahl edel Denkender, deutſch Geſinnter. Berufungen nach Charkow in Rußland und Landshut in Baiern ſchlug Fichte aus; er erhielt den Lehrſtuhl in Erlangen, wo freilich ſeine Thätigkeit bald genug unter den Folgen der Schlacht bei Jena unmöglich wurde. Auch Berlin war kein Hort mehr für ihn, und nachdem ſein Lehramt auf Königsberg übertragen war, ſchien er auch dort vor den Nachſtellungen der Sieger von Eilau und Friedland nicht ſicher. Bleiben, um dem Kaiſer der Gallier „präſentirt" zu werden, ihm zu huldigen, wie ſein Freund Johannes Müller, oder ſich huldigen zu laſſen wie Goethe, war ihm, dem ehrlich Schroffen, unerbittlich Biderben, ein Gräuel. Auf dem Katheder Kant's hat er prophetiſch eine ideale Republik der Deutſchen des 22. Jahrhunderts verkündet und ſeine Gegenwart als elende Vergangenheit geſchildert, die Zerfallenheit des Vaterlandes in der Verblendung der Fürſten, Erbärmlichkeit des Adels, Habgier und Feigheit aller Claſſen aufgedeckt. Er ſchrieb von dort: „Wie tief, tief, tief die höchſten Angelegenheiten der Menſchheit zerrüttet, welchen unwürdigen Händen ſie anheimgefallen ſind, weiß ich jetzt. Wie ich die Menſchen dieſen Winter kennen gelernt, läßt ſich nicht ſagen. Der Leichtſinn, die Sorgloſigkeit mitten im Schiffbruch; daneben Andere, die aus dem Brande ſo viel zu rauben ſuchen, als nur irgend möglich!“ Er floh über Memel nach Kopenhagen und kehrte erſt im Sommer 1807 nach Berlin zurück.

Friedrich Wilhelm, Anfangs im Gegenſatz zum Regiment ſeines Vaters „der Römer“, dann „der Gerechte“, am beſten wohl der ehrſam Naive genannt, hatte abermals einen guten Gedanken gehabt oder ſich einflüſtern laſſen. „Der Staat muß an geiſtigen Kräften erſetzen, was er an phyſiſchen verloren hat!“ ſprach Friedrich Wilhelm der Dritte und ließ auf Wilhelm v. Humboldt's und Beyme's Rath Pläne entwerfen zur Gründung einer Hochſchule zu Berlin. In Zeiten der Noth griffen auch Fürſten wie Völker gern zum letzten Mittel, wenn kein anderes mehr verfangen will von den verbrauchten Doſen dünkelvoller Selbſtherrſchaft. Was Wilhelm v. Humboldt an Beweggründen vorführte zur Begründung einer Hochſchule im Mittelpunkt des Reichs, war nur Ausdruck oder Folge deſſen, was Fichte zur Begründung eines freien Reichs der Geiſter und eines Reiches deutſcher

Nation geſprochen. Daß auch dies wieder zu bloßem Bureaugeiſt verknöcherte, wiſſen wir, aber Drang und Antrieb waren edel, der Quell zu einer geiſtigen Neugeburt Preußens groß und rein. Auch Fichte mußte einen Univerſitätsplan entwerfen; die Pläne von Schmalz, Wolf und Schleiermacher erſchienen aber paſſender. Fichte wollte eine Normalanſtalt mit geſchloſſenem Zuſammenleben und Zuſammenwirken der Lehrenden und Lernenden. Dieſer Spartaner wollte wie Lykurgus Männer für den Staat erziehen, die ſich dieſem auf Leben und Tod weihen und opfern; er conſtruirte eine faſt mönchiſche Genoſſenſchaft von Profeſſoren und Studenten, in Peſtalozzi's Sinn, mit Ausſchluß alles Familienzuſammenhanges. In Winter von 1807 auf 1808 hatte er in der Akademie der Künſte ſeine 14 „Reden an die deutſche Nation" gehalten; am 15. October 1810 ward die Berliner Hochſchule im Palaſt des Prinzen Heinrich eingeweiht. Schmalz war ihr erſter, Fichte ihr zweiter Rector. Als es mit Theodor Körner hieß: „Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los!" da hat Fichte wiederholt, wie 1806, aber vergeblich eine Stelle im Heere nachgeſucht, um als Prediger mit ins Feld zu rücken und im wilden, wüſten Getümmel des Kriegs die angefachte Flamme der Begeiſterung fortgeſetzt anzufachen und die Seele der großen Volksbewegung wach zu erhalten. Preußen ſchien abermals wie zur Zeit Friedrich's des Großen, diesmal aber mit ganz deutſchen Elementen, den Anlauf nehmen zu wollen, ein deutſcher Muſterſtaat zu werden. Stein, der Befreier des preußiſchen

Bauernſtandes, der Schöpfer der Städteordnung, der Erſte in Preußen, der das Zuſammentreten der Landſtände forderte, war altfreiherrlichen Geſchlechts aus Naſſau, Scharnhorſt, der Schöpfer der preußiſchen Landwehr, der mit dreimonatlichem Waffendienſt ein Volksheer bildete, war eines hannöverſchen Bauern Sohn. Stein, auf Napoleons Achtserklärung aus dem preußiſchen Dienſt entlaſſen, mußte flüchtig werden, Scharnhorſt ſtarb ſchon im Juni des erſten Befreiungsjahres an ſeinen Wunden in Prag. Der philoſophiſche Landſturmmann aus der ſächſiſchen Oberlauſitz, Fichte, hielt im Sommer 1813, als Epiſode zu ſeiner Staatslehre, „Vorleſungen über die Grundzüge des gerechten Krieges.“ Mit den Octobertagen der Leipziger Völkerſchlacht ſchien ihm Ein Ziel erreicht, aber noch während die Verbündeten den Feind verfolgten, überkam ihn ein Trübſinn; er ſah ſchon in der Ahnung die Kraft und Wehrhaftigkeit eines opfermuthigen Volkes von der Engherzigkeit der eigennützigen Selbſtſucht, dem Grundzug der alten Zeit, entweiht, entkräftet und wieder ausgebeutet. „Es iſt unzweifelhaft, ſchrieb Kaliſch, ſein Freund und Jünger, zum Berliner Fichtefeſte: hätte ihn die Seuche des Krieges nicht ſo ſchnell, ſo unerwartet dahingerafft, der Friede würde ihn zu ſeinem erſten Märtyrer gemacht haben.“ Dies Martyrium vollzog ſich noch 1824 an ſeinen „Reden an die deutſche Nation“, denen die Cenſur in zwei Inſtanzen die Druckerlaubniß verweigerte. Fichte's Name ſtand unter den Verfehmten auch auf der Liſte der Mainzer Bundescentralcommiſſion. Er ſtarb, ohne dieſe

Beſchämung zu erfahren, an den mittelbaren Folgen des Krieges. Frau Johanna, ſeine Gattin, hatte zu Berlin mit begeiſterter Hingabe im Herbſt und Winter 1813 die kranken Krieger in den Spitälern gepflegt. Der Typhus ergriff ſie. Langſam geneſend, übertrug ſie ihm das Gift der Anſteckung und er erlag in der Nacht des 27. Januar 1814. Die Kunde vom Uebergang Blüchers über den Rhein war das Letzte, was er vom wiederauferſtehenden Vaterland erlebte und erfuhr. Ein Obelisk auf dem erſten Friedhofe vor dem Oranienburger Thore bezeichnet ſein Grab. Ein Spruch aus dem Buche Daniel ihm zu Häupten kündet: „Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz, und Die, ſo Viele zur Gerechtigkeit weiſen, wie die Sterne immer und ewiglich."

Fichte's Irrthümer ſind verſchollen oder erledigt. Seine Lehre vom geſchloſſenen Handelsſtaat iſt der Einſicht des vorgeſchrittenen Zeitalters gewichen. Fichte bezweckte auch durch ſachliches und ſociales Abſchließen Einheit des Volkes: Ein Geſchäft, Ein Staat! Sein Ausſchluß der Familie von der Erziehung, die lediglich der Staat übernehmen ſollte, iſt ein ſpartaniſches Utopien geblieben. Aber Zweck und Ziel dieſer ſeiner Abſicht war ſtark und tüchtig, und eine geſammte Nation in Waffen: dieſer Gedanke hat Preußen mächtig gemacht. Von der geſchloſſenen Geſammtheit der Bürger geht nach Fichte auch die Geſetzgebung aus, ſelbſt die Vertretung nach Außen. Er wollte im neuen Geſchlecht der Jugend ein Volk immerdar in Waffen haben, auch geiſtig, ein ſich ſelbſt beſtimmendes, ſich ſelbſt regierendes Volk. Das Heer hat nach

Fichte dem Willen der Volksgeſammtheit, nicht einzelnen Souverainen als Kriegsherren zu gehorchen. Und was Stein 1813 bei der urſprünglichen Einſetzung der deutſchen Centralverwaltungscommiſſion bezweckte, ging ebenfalls auf Zuſammenfaſſung aller deutſchen Kriegsmittel, auf ein einheitlich geſammtdeutſches Heer, unabhängig von Gelüſt, Neigung und Abneigung territorialer Dynaſten. Das Parlament der Paulskirche in unſern Tagen hat nicht gekannt und erwogen, was Fichte darüber in ſeinen „Grundzügen des gerechten Krieges“ erörterte.

Die metaphyſiſchen Einſeitigkeiten der Fichte'ſchen Lehre ſind von Hegel widerlegt und ergänzt. Der Stoff in Welt und Natur iſt dem Ich gegenüber keine träge, todte Maſſe. Iſt der Geiſt der νοῦς der Welt, ſo iſt doch dieſe Welt auch auf ihn wirkend und beſtimmend. Das Leben iſt weder ein Verhältniß von Herren und Dienern, noch ein mathematiſches Rechenexempel, es iſt ein Proceß und ein Kampf ineinanderwirkender Mächte und Elemente. Die Welt ſoll ſo ſein, wie ich will, wenigſtens die moraliſche Welt. Ich bin nicht und ſoll nicht ſein der Sclave vorgefundener oder octroyirter Geſetze, ſondern Mitfactor der Geſetze in der ſittlichen Weltordnung. Das iſt das Große in Fichte's Lehre. Aber der Natur gegenüber eigenſinnig Recht haben wollen, iſt Fichte's Schwäche. Keine Kraft nämlich wirkt allein, auch der Geiſt nicht. Der Geiſt iſt die Flamme an der Kerze. Ohne den Geiſt hätte die Natur keinen Zweck. Ohne die Natur aber hätte der Geiſt keinen Stoff zum Brennen und Leuchten. Der Geiſt

iſt in Erkenntniß und Genuß die zuſammenfaſſende Kraft, die erſt Sinn in die Welt bringt, oder vielmehr den Sinn, der in ihr ſchlummert, erkennt und aufruft. Ohne Geiſt ſieht das Auge weder Sonnenauf- noch Untergang, ſondern nur den Wechſel im Bedürfniß zum Wachen und Schlafen, — keinen Regenbogen, ſondern nur Tropfen die ſich färben, kein Meer, ſondern nur Waſſer das zuſammenſchlägt. Die Dinge ſind da, aber ſie erhalten erſt Begriff, Zuſammenhang, Geſtaltung und Bewußtſein, wenn der Geiſt ſie erfaßt. Die Natur wird erſt durch den Geiſt zu dem, was ſie ſein möchte, aber nicht von ſelbſt werden kann. Der Geiſt erſt bringt Sinn in die Welt, indem er ſie verſteht. Er legt aber das Verſtändniß nicht willkürlich hinein, ſondern entnimmt es aus ihr, und ſo wird aus dem Verſtande die Vernunft. Der Geiſt iſt freilich der Egoiſt, der Alles auf ſich bezieht, aber doch nicht um ſich deſſen prahleriſch zu rühmen, ſonſt wäre er der Renommiſt. Er fühlt ſich, auch wo er ſich als das Beſtimmende weiß, doch zugleich als etwas das beſtimmt und beeinflußt wird. Er herrſcht nicht über die Natur, ſondern in ihr, indem er ihre eigenen Geſetze entdeckt, verſteht, vollzieht und zum Bewußtſein bringt. — Es bedurfte des Durchgangspunktes der Schelling'ſchen, oft genug unverſtändig abirrenden Naturphiloſophie, um die Ergänzung der Einſeitigkeiten der Fichte'ſchen Lehre möglich zu machen.

V.

Schleiermacher.

V.

Schleiermacher.

Es war am 12. Februar des Jahres 1834 als Schleiermacher, dieſer Leſſing der deutſchen Theologie, ein Sechsundſechsziger, ſtarb. Er ſtarb als Chriſt und als Lehrer der Kirche. Er hatte unter Kirche immer nur eine Gemeinde verſtanden, die ſich zu gegenſeitiger Erbauung verſammelte, und ſo ſah er ſeine nächſte Gemeinde, ſeine Familie um ſich, und betrachtete als deren Prieſter den letzten Act ſeines Lebens wie ein letztes Thema zu gemeinſamer Erhebung der Gemüther. Das Triebwerk ſeines forſchenden Geiſtes ſchien zu ſtocken, ſeine Glaubens- und Zweifelslehre war erſchöpft; was nach ihm würde gepredigt und gedeutet werden, hatte ihn wohl in den letzten Lebensjahren viel und mit Sorgen beſchäftigt, aber in der Stunde des Todes wandelte ihn keine Bekümmerniß mehr an. Nur auf die Seinigen war ſein Blick gerichtet, an ihre Erbauung verwandte er die letzte Kraft ſeiner Rede, ſprach Allen Muth ein, um ſich ſo des eigenen Muthes zu verſichern, reichte ihnen das Abendmahl, das er dann ſelbſt nahm, und ſchloß das Auge, das Tauſenden ſo lange Zeit als ein kluger Stern der Religion geleuchtet, ſie vor Unglauben und Aberglauben behütend. Zwiſchen Beidem hatte er ſeine ganze Lehre — die Einen ſagten: immer in der Schwebe, die Andern: in der richtigen Mitte zu erhalten geſucht, ein Feind des todten Buchſtabens und ein ewig ſorgſam bemühter Vermittler, um Sinn und Bedeutung der überlieferten Schrift zu erfaſſen, nie arm an Hülfsmitteln und an Hebeln, um den Geiſt aus dem Born des Lebens zu ſchöpfen, ſelbſt nicht verlegen an klugen Auskunftsmitteln und Nothbehelfen. War doch die Art, wie er in der letzten Stunde das Abendmahl genoß, ebenfalls ein Document ſeiner erfinderiſchen Exegeſe, ſo freilich daß auch hier die Weisheit ſeines Verſtandes nur ein Werkzeug, ja ein Product ſeines Gemüthsbedürfniſſes ſchien. Die Aerzte hatten dem Leidenden Wein unterſagt. Ihn aber dürſtete nach dem Symbol vom Blute Chriſti. Da mahnte er die Seinigen daran, daß, weil ja im ganzen Alterthum, auch bei den Juden Wein und Waſſer nur gemiſcht genoſſen worden, Chriſtus ſeinen Jüngern das Abendmahl ſicherlich nicht in reinem Wein könne gegeben haben; der Anſicht ſei er immer geweſen, und weil alſo auch das Waſſer dabei geſegnet ſei, ſo reichte er den Seinigen den Wein und nahm für ſich das Waſſer; er ſtarb in dem Glauben, den er noch mit lauten Worten bekräftigte, der Buchſtabe tödte, die Form ſei gleichgültig, wenn nur der Sinn der ächte ſei.

Am Begräbnißtage ſah man mehr als dreißigtauſend

Menſchen der Leiche des Mannes folgen; ganz Berlin war bewegt. Denn hatte er auch nur zumeiſt den obern Claſſen der Geſellſchaft gepredigt und Zeit ſeines Lebens den Gebildeten das Chriſtenthum ausgelegt, ſo waren doch eben, weil ſeine Gemeinde wie eine freie Loge in der Chriſtenheit daſtand, gar Viele des beſondern Reizes an ſolcher Gemeinſchaft wegen aus allen Ständen herbeigezogen, um dem Manne zu huldigen, von dem man ſagte, ſeine Weisheit ſei noch größer geweſen als alle ſeine hohen Tugenden. Und noch an demſelben Tage verſammelte Henrich Steffens die akademiſche Jugend im Hörſaal der Hochſchule und ſprach mit der ihm eigenen phantaſievollen Innigkeit von dem Geſtorbenen als einem Hochbegabten, der nach vielen Seiten hin ſegensreich gewirkt, ſchloß freilich mit den Worten, Schleiermachers Chriſtenthum ſei nicht das ſeinige geweſen.

Steffens war ein entſchiedener Altlutheraner; auch die Einſetzungsworte der Abendmahlslehre: „das iſt“ verſtand er verbaliter, nicht spiritualiter: „das bedeutet“. Für Schleiermacher hatte aber ſelbſt in den Wundern, die Chriſtus that, nicht der Buchſtabe, ſondern ihr Sinn Geltung. Wo er für ſich den rechten Sinn gefunden zu haben glaubte, da ließ er freilich Andern das Recht der Auffaſſung und Deutung nach ihrem Bedürfniß. Sollte ſeine Dogmatik, ſeine Glaubenslehre und ſeine Chriſtologie widerlegt ſein, ſo ſteht Schleiermacher in dieſer Freigebung des Rechts für Andere, die Wahrheit zu ſuchen, doch noch groß da für alle Zeiten. Dieſe ächte Freiheit der Kinder Gottes liegt in ſeinen drei

Bekenntnißſchriften, die den Menſchen Schleiermacher entfalten, ganz außerhalb ſeiner Dogmenlehre noch gültig ſein und Zeugniſſe der chriſtlichen Bildung Deutſchlands bleiben werden.

Dieſe drei Bekenntnißſchriften, die er neben ſeiner Thätigkeit auf Kanzel und Katheder verfaßte, ſind die „Reden über die Religion", die „Monologe" und die „Weihnachtsfeier". Die „Reden über die Religion", 1799 an die „Gebildeten unter ihren Verächtern" gerichtet, brachten beim Scheiden des alten Jahrhunderts der Bildung die verlorengegangne Ueberzeugung, daß Religion der Inbegriff unſerer höchſten Gefühle ſei, auch ohne Bekenntniß, denn der Buchſtabe tödtet, auch ohne feſte Einſicht in das Weſen Gottes, ſchon als zuſammengefaßte Kraft des Subjects zum Höchſten, was im Himmel und auf Erden. Die Religion aus den Beinkammern des bloßen Formeldienſtes zu erlöſen, die Kirche ins Leben der Menſchen zu bringen, ſtatt das Leben in der Kirche abzutödten: dies iſt Schleiermachers hohes Verdienſt, von dem man wie Cicero von Sokrates rühmen könnte, er habe die Philoſophie vom Himmel auf die Erde gebracht und in die Wohnungen der Menſchen. Es iſt viel Spinozismus in den „Reden"; das Aufgeben des Einzelnen im Abſoluten, im Unendlichen wird als Zweck, Ziel und Genuß hingeſtellt. Allein die Ewigkeit, der das Subject ſich in die Arme wirft, iſt für Schleiermacher nur eine Kette von Momenten. Beute den Augenblick aus, o Menſch, denn nur aus Punkten beſteht die lange Linie und nur im Moment kannſt du an der Ewigkeit Theil haben!

So lautete ſein Bekenntniß. „Beginne darum, heißt es wörtlich, ſchon jetzt dein ewiges Leben in ſteter Selbſtbetrachtung; ſorge nicht um das was kommen wird, weine nicht um das was vergeht; aber ſorge, dich ſelbſt nicht zu verlieren, und weine, wenn du dahin treibſt im Strome der Zeit, ohne den Himmel in dir zu tragen.“ — Mit dieſer Stelle aus den „Monologen“ bekundete ſich das Fichte'ſche Element in Schleiermachers Lehre, die Freiheit und Selbſtberechtigung des Ich, ſeine Fähigkeit ſowie ſeine Verpflichtung, Theil zu haben am Abſoluten, erhaben zu ſein über Natur und Schickſal und ſelbſtändig der Wandelbarkeit der Materie gegenüber. Im Spinozismus iſt der Geiſt blos eine Kraft, die abſolute, aber nicht die freie; es fehlt der Uebergang vom Object zum Subject, und die Brücke von dieſem zu jenem, vom Einzelweſen zum großen Ganzen und Abſoluten fand Schleiermacher freilich im zweiten Adam, der den Gedanken der Kindſchaft des Menſchen zu Gott entdeckte und in ſeiner Natur wie ſonſt kein Sterblicher entfaltete. Seine Bitterkeit gegen Fichte, der dieſer Brücke nicht bedurfte, um das endliche Ich mit dem Ur-Ich zu verknüpfen, war heftig genug; denn trotzdem all ſein Sinnen und Trachten dahin ging, in allen Stoffen das Element der Perſönlichkeit feſtzuhalten, war doch für ihn das Abhängigkeitsgefühl des Einzelweſens und deſſen Bedürfniß der Hingabe Grund und Kern aller Religion. Sein Eifer gegen Fichte geſchah nur aus Schreck vor der Arroganz dieſer autonomen, die geiſtige Weltordnung ſelbſtbeſtimmenden Macht, die kein Geſetz anerkennen wollte, als das ſie ſich ſelbſt gegeben. Schleiermachers Lehre vom Ich iſt nicht die Fichte'ſche Schöpferkraft des Mannes, ſondern die weibliche Furcht und Scheu, auf ſich ſelbſt fußen zu ſollen, ſtatt ſich anſchmiegen zu dürfen an etwas ebenfalls Perſönliches, aber Ewiges. Und dies perſönlich Ewige ſah er in ſeinem Chriſtus. Der hiſtoriſche Chriſtus entzog ſich häufig ſeiner Unterſuchung; um ſo mehr galt ihm dann der Sinn und die Bedeutung des Unerklärbaren im Leben Chriſti und ſein idealer Chriſtus blieb ihm der Inbegriff des Reinſten und Edelſten, ja des Göttlichen ſelbſt, das ſich nirgendwo ſonſt ſo ungetrübt als in dieſem lautern Quell des ächt Menſchlichen offenbart. Hierin und in dieſer Auffaſſung Chriſti ſah Schleiermacher den innern Kern des Chriſtenthums, alles Andere gab er frei oder hielt er für untergeordnet. Er bekannte ſich nicht zur Trinitätslehre; ſelbſt Chriſtus war ihm keine zweite fertige Gottperſon. Er ſtand in der Mitte zwiſchen Supernaturalismus und Rationalismus, beide Seiten der Auffaſſung aber freigebend, ſobald und ſoweit ſie Theil haben am Mittelpunkt der Sache, während die Anhänger des todten Buchſtabens die Welt mit Geſchrei und Getümmel erfüllen, in Formeln die Bedingung zum Heil verkünden und den Bann der Ausſchließlichkeit behaupten. Die Freigebung der Auffaſſungsweiſe hat er am ſchönſten und gediegenſten in ſeiner dritten Bekenntnißſchrift, in der „Weihnachtsfeier“ entwickelt.

In dieſer poetiſch dialogiſchen Schöpfung wird der Ideenſtoff der Religion nach verſchiedenen Seiten hin zur Sache vieler Perſönlichkeiten, ſo daß das Chriſtenthum als der Prototyp alles Menſchenlebens erſcheint. Die Gemüthsart der kleinen Sophie, die ſich von früh auf an den Mythen des Chriſtenthums weidet, iſt die Geburtsſtätte jener Myſtik, die ſich in der Geſchichte der Kirche als Katholicismus oder als Herrnhuterthum geſtaltete, je nachdem aus dieſer Richtung ein ganzer kirchlicher Organismus oder eine bloße Zufluchtsſtätte der Andacht für ſtille Gemüther hervorging. Dieſe unmittelbare Hingebung an die legendenreiche Religion theilt in der Novelle auch Joſeph, der in der Offenbarung des Johannes ſeine tiefe, dunkle Befriedigung ſucht. In Leonhard wird ein edler Vertreter der rationalen Auffaſſungsweiſe vorgeführt. Ohne profan zu ſein, noch verſchloſſen für die Heiligkeit der Offenbarungen, dringt er auf die Realität der Sache. Indem er die Wunderthaten Chriſti als Producte der Entzückung der Liebe in den Gemüthern der Gläubigen deutet, und die Perſon des Jeſus von Nazareth ihm in die ganze Reihe jener tiefbegabten Männer, der Propheten, Johannes des Täufers, der Jünger und der Apoſtel, ſowie der Kirchenväter eingegliedert erſcheint, nimmt er das Chriſtenthum als eine weltgeſchichtliche Thatſache, als eine neue Culturperiode des Menſchengeſchlechts. In Ernſt dagegen iſt ein chriſtlicher Idealismus perſönlich geworden. Sein Glaube geht nicht aus von den geſchichtlichen Spuren der Erſcheinung Chriſti; er läßt es dahingeſtellt, wie weit die Welt der Wunder, in der ſich Jeſu Leben bewegt, eine geſchichtliche Baſis hatte: aber wie er mit aller Liebe und Hingebung von der Bedeutung des Weihnachtsfeſtes ſpricht und das wunderſame Gefühl erklärt, in ihm eine aufgehende Sonne des neuen Lebens, einen Frühling des Geiſtes zu ahnen und zu feiern, ſo findet er die Weſenheit und Wahrheit des Ereigniſſes in der Nothwendigkeit eines irgendwie erſchienenen Erlöſers. Und wer den Kern in allen Mythen des Chriſtenthums durchgefühlt hat, dem erſcheint dann auch der Vertreter dieſer Idee bis in alle Poren und Einzelheiten ſeiner Perſönlichkeit mit einem göttlichen Schein umſtrahlt und in lieblichſter Verklärung. Eine verwandte Seite dieſer Anſchauung faßt Eduard auf. Er ſieht in der Feier der Weihnacht nichts als die Feier der Menſchheit ſelbſt; die Welt der Wirklichkeit, wie er ſagt, kommt erſt zu ihrem Rechte, indem das Creatürliche des Menſchen nicht als das Verlorne, ſondern als das Begnadigte erſcheint, da die Wahrheit in ihm offenbar geworden. Das Factiſche der Mythe iſt ihre Wirklichkeit, aber erſt ihr Sinn iſt ihre volle Wahrheit. Chriſtus iſt der Menſch-an-ſich, der ſeine Göttlichkeit in ſich entdeckt und weiß. Dieſer Act der Entdeckung des göttlichen Princips in der menſchlichen Natur iſt jedoch nur einmal dauernd vollzogen, weil das verworrene und getrübte Leben des Einzelnen dem Scheine verfällt und ſeinem Blicke die keuſche Ruhe nicht vergönnt iſt, um den Punkt der Gottgemeinſchaft in ſich feſtzuhalten.

In der Perſon jenes Ernſt, däucht mir, hat ſich Schleiermacher ſelbſt gezeichnet.*) Er hat nach dieſer Novelle vom

---

*) Er hieß mit Vornamen nicht blos Friedrich, wie er ſich nannte und genannt wurde, ſondern auch Ernſt, und mit dieſem Lieblingsnamen redete ihn ſeine ſpätere Gattin als Freundin und Braut an.

Chriſtenthum nicht weiter in gleich poetiſcher Weiſe gearbeitet. Was von Schöpferkraft in ihm war, erledigte ſich dann in den rhetoriſchen Ergüſſen ſeiner Kanzelvorträge, wo er oft mit Engelzungen ſprach, ihn oft ein höherer Geiſt erfaßte, um nicht zu ſagen ein heiliger Geiſt, da er die Kategorie eines ſolchen kirchlich nicht anerkannte. Er hat auch nicht als Philoſoph das Thema vom Chriſtenthum, ſeinem Inhalt und ſeiner Form, weiter geführt als in der „Weihnachtsfeier“. Sein Thun als Theolog blieb kritiſch. Er philoſophirte weiter über Bibel und Chriſti Lehre, aber er glaubte eine Theologie ſchaffen zu können, die von aller Philoſophie unabhängig wäre. Und doch lag ein Schritt weiter nahe genug, um, was Mythus und was Hiſtorie vom überlieferten Chriſtenthum, in das richtige Verhältniß zu bringen. Näher der Wahrheit war faſt Keiner in dieſen Stoffen, obſchon freilich David Friedrich Strauß ihn widerlegt zu haben wähnt. Schleiermachers Dogmatik blieb freilich eine Chriſtologie, mit der perſönlichen Geſtalt eines Chriſtus, wir mögen ihn als Jeſus von Nazareth oder als Gottmenſchen faſſen, ſteht und fällt für ihn das Chriſtenthum. Und um den hiſtoriſchen Chriſtus mit dem idealen möglichſt zuſammenzuhalten, ging all ſein kritiſch theologiſches Tichten und Trachten darauf hin, im Evangelium Johannes die ächte und einzige Berichterſtattung eines Zeitgenoſſen Chriſti zu ſehen. Die drei erſten Evangelien waren für Schleiermacher ſpäter compilirte, unzuſammenhängende Materialienſammlungen. Das könnte ſein. Im vierten Evangelium iſt Zuſammenhang und Folgerichtigkeit, eine ſyſtematiſch durchgreifende Behandlung des Stoffes, es giebt uns ein höheres Bild vom Gottgeſandten, etwa wie Platon uns einen höheren, ideelleren Sokrates giebt als Xenophon, deſſen harmlos einfache Erzählungsweiſe weit eher mit dem Styl der drei Synoptiker harmonirt. Man könnte einem Johannes ein höheres, tieferes, innigeres Charakterbild vom geliebten Meiſter zumuthen. Allein das Johanneiſche Evangelium giebt mehr als das, es hat Tendenz und Abſicht, ſeine Folgerichtigkeit iſt nicht die Natur des Augenzeugen, ſondern die tiefſinnige Speculation des Nachgebornen, den der ſinnliche Moment nicht reizt und verwirrt, erſt die nachträgliche Reflexion concentrirt. Das hat Schleiermacher nicht ſehen wollen; er nahm die bewußte Tendenz und Folgerichtigkeit des Johanneiſchen Evangeliums für Zeugniß der Autopſie, den geiſtigen Zuſammenhang in dieſer Bekenntnißſchrift für materielle und thatſächliche Treue. Das vierte Evangelium läßt aus Chriſti menſchlichem Leben fort, was zu ſeiner Tendenz nicht paßt, und dieſe ſeine Tendenz iſt, nachzuweiſen, wie ein ſo heiliges, von den Juden verworfenes Menſchenleben nur Gültigkeit haben konnte, wenn es als ein göttliches, als ein mit Bewußtſein duldendes, aller nächſten und weltlichen Ziele ſich begebendes, den Opfertod freiwillig leidendes, ja ſuchendes erkannt wurde. Das thatſächliche Leben Jeſu war, nach gewöhnlichem menſchlichen Maßſtab genommen, die Stiftung einer neuen Religionsgemeinſchaft betreffend, in ſeinen Erfolgen ſo ziemlich als ein geſcheitertes anzuſehen. Dies anfängliche Scheitern der Miſſion des letzten Propheten war nur erklärlich, wenn im Geopferten eine freiwillige Selbſtbeſtimmung zum Leiden und Sterben, eine Selbſtgewißheit, des äußern Triumphs nicht zu bedürfen, vorausgeſetzt wurde. Dies geſchah erſt im vierten Evangelium, indem es aus Jeſu Chriſtum, aus dem geliebten lehrenden Meiſter den Sohn Gottes machte. Hier erſt iſt Chriſtus der Logos, der von Ewigkeit her beim Vater war; als ſolcher nahm er ſein Leiden und Sterben zum Beſten der Menſchen aus freier Wahl, mit feſtem Wiſſen auf ſich. Deshalb fehlt dem vierten Evangelium Chriſti Angſtgebet in Gethſemane, weil es den Moment menſchlicher Verzweiflung verräth. Ihm fehlt auch was die drei Synoptiker von Geburt und Kindheit Jeſu erzählen, weil die große Miſſion Chriſti erſt mit ſeiner Taufe im Jordan durch Johannes den Täufer beginnt; das Vorhergehende bleibt dem poetiſchen Sagenſtoff anheimgegeben; nicht blos als den Sohn Davids, nicht blos als den Auserwählten Israels, ſondern als den von Anfang an von Gott Erzeugten ſtellt ihn das vierte Evangelium hin. Es fehlt ihm auch die Himmelfahrt, weil Chriſtus, das Wort Gottes, bei uns bleibt bis an der Welt Ende. Das ganze Evangelium iſt nicht die Relation eines Augenzeugen, ſondern eine ſchöpferiſche Wiedergeburt von Chriſti Leben und Tod, Wirken und Thun, ein Zeugniß von ſeinem Reiche auf Erden, welches Reich wir ſeine Kirche nennen, eine Kirche, die ſich in Petri Herrſchaft freilich ſehr äußerlich und nach judaiſchem Uſus in Rom entfaltete, bis Luther und die neuen Zeugen des neuen beſſeren

Verſtändniſſes kamen und von neuem ſprachen: Sein Reich iſt nicht von dieſer Welt, d. h. kein Staat und kein Prieſterregiment, ſondern eine Gemeinſchaft der Geiſter, die ſich zu ihm bekennen. Der jahrhundertealte Glaube Israels, ein Meſſias werde kommen, des auserwählten Volkes Hoffen, Harren und Sehnſucht ſollte und durfte doch nicht zu Schanden werden: deshalb der Eifer, nachzuweiſen, jener Jeſus von Nazareth ſei in Wahrheit Der geweſen, den Juda erwartet und den die alten Propheten verkündet. Darum, bei aller Färbung methaphyſiſcher, Neuplatoniſcher Auffaſſungsweiſe in der Logoslehre, das emſige Bemühen, jeden Ausſpruch Chriſti als Beſtätigung eines alten Prophetenſpruches, jedes Vorkommniß ſeines Lebens blos als eine Erfüllung deſſen zu deuten, was im alten Bunde geahnt und erſehnt. Anders war ja das verſtockte Israel nicht zu gewinnen für das neue von Gott-geſandte Heil. — Dies die Auffaſſung der Tübinger Schule; Schleiermacher blieb ſein Lebenlang bei der fixen Idee, der Johanneiſche Chriſtus ſei der alleinige und einzig wahre Jeſus von Nazareth. Sein feiner Scharfſinn zerarbeitete ſich daran, dieſen Widerſpruch zu decken.

Strauß hat nun zur Genüge ſeit dreißig Jahren (ſchließlich 1865 in ſeiner Kritik des Schleiermacher'ſchen Lebens Jeſu: „Der Chriſtus des Glaubens und der Jeſus der Geſchichte") nachgewieſen, daß Schleiermacher in ſeiner Chriſtologie ein Supernaturaliſt, in ſeiner Kritik und Exegeſe ein Rationaliſt geweſen ſei, in den Bemühungen ſeiner Vermittelung und Verſöhnung beider Elemente aber nur leeres Stroh gedroſchen habe. Was aber iſt denn nun bei David Friedrich Strauß ſeinerſeits das Ergebniß des Dreſchens? Mit der diaboliſchen Kälte ſeines Scharfſinns hat er des feinſinnigen Schleiermacher Auffaſſung theils als gutmüthige Hypotheſen und Illuſionen, theils als Sophismen oder „Chicanen“ dargelegt. Das Verdienſt der Widerlegung der Schleiermacher'ſchen Annahme gebührt im Ganzen und Großen dem Tübinger Baur, nicht Strauß. Aber zugeſtanden, Strauß habe das Verdienſt, dieſe Widerlegung bis ins Kleinſte und aufs zäheſte unabläſſig feſtgehalten und durchgeführt zu haben: das poſitive Ergebniß ſeiner ſcharf- und ſpitzfindigen Darlegungen iſt: Am hiſtoriſchen Jeſus ſei faſt nichts wahr, und das Menſchheitsideal, das die Apoſtel und die Jahrhunderte nach ihm ſich von Jeſus gemacht, ſei der Kern der ganzen Menſchheit und ihr Ziel, das die kommenden Geſchlechter auch ohne das Urbild erreichen würden. So ſtellt er als theologiſcher Zukunftsmuſiker ſein Ergebniß. Von wo entnahm denn aber die Menſchheit den Gedanken zu dieſem Ideal? Woher die Idee der Kindſchaft des Menſchen zu Gott, wenn Der, den die Apoſtel um dieſer Entdeckung willen den Erlöſer und Sohn Gottes nannten, entweder gar nicht exiſtirte oder in allen ſeinen Thatſachen fraglich blieb? Von wo dieſe Zeugniſſe eines heiligen Geiſtes, wenn dieſer gute und alſo heilige Geiſt in allen ſeinen Regungen nichts als Geſpinnſt eitler Viſionäre? Woher die Bergpredigt, wenn nirgend Einer war, der ſie hielt? — Und ſo ganz fertig in ſeiner Widerlegung iſt doch auch Strauß nicht, ſo ſehr hat dieſer große Herkules in angeblichem Augiasdienſt doch nicht aus- und aufgeräumt, daß er gar keinen Schimmer des Realen und Hiſtoriſchen am Menſchen Jeſu übrig ließe. In ſeinem „Leben Jeſu für das deutſche Volk“ ſagt er ſchließlich (S. 623), er glaube nicht, „daß es ſo ſchlimm ſtehe,“ behaupten zu müſſen, kein einziger der Ausſprüche, die in den Evangelien Chriſto in den Mund gelegt werden, ſei wirklich von ihm gethan; er glaube, daß es deren giebt, die wir mit aller Wahrſcheinlichkeit dem hiſtoriſchen Jeſu zuſchreiben dürfen. Das Menſchheitsideal, das ſich die Welt von Jeſu gemacht, in ihm einen Chriſtus ſehend, hat alſo auch für Strauß doch noch einen kleinen, wenn auch freilich, wie er achſelzuckend ſagt, geringen hiſtoriſchen Anhalt, der — nicht zu entbehren: nein, denn das anzunehmen, wäre Schwäche, ſondern: der nicht umzuſtoßen ſei. „So ſchlimm“ alſo „nicht“, ſagt der ſchlimme Mann, der es doch erſt ſo ſchlimm gemacht hat! Darüber ließe ſich lächeln, denn Strauß mit ſeinem Teufel des Zweifelns hat ja auch ſchon weiland in Bruno Bauer, der ihn für einen zurückgeblienenen Orthodoxen erklärte, ſeinen oberſten Beelzebub gefunden. Es wäre zu lächeln, wenn es nicht zu ernſt wäre, das Straußiſche Zugeſtändniß nur als Nothbehelf beſtehen zu laſſen. Wie leicht es den Geiſtern der Negation erſcheint, ein Ideal zu ſchaffen, d. h. einen Inbegriff des guten Geiſtes, nach welchem die Menſchheit Jahrhunderte und Jahrtauſende lang ringen ſoll! Und als ob irgend ein Gedanke anders als durch Menſchenmund, in der ganzen Weltgeſchichte irgend eine Idee, ja der νοῦς der Welt ſelber anders als in der Form perſönlicher

Erſcheinung und concreter Lebendigkeit möglich geweſen und in die Wirklichkeit getreten wäre! Ein altes Sprichwort ſagt, die Furcht vor den Uebeln ſei ſchlimmer als die Uebel ſelber. Und wenn wir nach Kant das Ding-an-ſich gar nicht erkannten, ſo ſind wir nun ſeitdem doch ſo weit, zu wiſſen, daß unſere Vorſtellungen von dem Dinge wichtiger, mächtiger und mehr werth ſind, als das Ding ſelber, das gar nicht da iſt, wenn der Menſch es nicht denkt. Iſt Strauß bei all ſeinem Scharfſinn nicht ſo weit in der Logik, das nicht zu wiſſen? Nicht jener hiſtoriſche Jeſus von Nazareth hat Jahrhunderte lang die Welt erfüllt, wohl aber die Vorſtellungen, die ſich die Jahrhunderte von ihm als dem Chriſtus machten, und ſie machten ſich dieſe Vorſtellungen nicht nach Willkür und eitlem Belieben, ſondern aus innerſtem Bedürfniß, alſo aus Nothwendigkeit und getrieben von einem guten Geiſt, den wir kirchlich den heiligen Geiſt nennen, wenngleich die Kleriker nicht gut daran thun, auf dieſen Begriff Beſchlag zu legen, als ſei er blos ein Paragraph ihrer kirchlichen Scholaſtik. Es iſt ſchlimm, wenn die Optimiſten die Welt dumm gemacht haben; aber es iſt noch ſchlimmer, wenn der Peſſimiſt uns nun die Aufklärung bringen ſoll.

Es iſt vollſtändig unmöglich, daß Einer ein Menſch geweſen, ohne der Schwächen der Menſchennatur theilhaftig geworden zu ſein. Daniel Schenkel (in ſeinem „Charakterbild Jeſu") nimmt an, die Verſuchung Chriſti laſſe auf „ſtarke Stürme" in der Anfechtung zur Sünde ſchließen. Dann kann eine völlige Unberührtheit von Anwandlungen des

Böſen nicht möglich geweſen ſein. Es iſt aber andererſeits ebenſo vollſtändig undenkbar, daß Chriſtus nur der Gott geweſen, der menſchlich blos dergeſtalt erſchienen ſei, daß, nach doketiſcher Auffaſſung, ſein Leib nur ein Scheinleib war, in welchem das rein Göttliche etwa nur transparent figurirt habe. Wenn nun aber beides nicht annehmbar, ſo liegt, dünkt mich, nur das Dritte als möglich vor, daß der Menſch Jeſus gelehrt, gelebt und gewirkt, aber in ſeiner harmloſen Reinheit und Unſchuld, in ſeiner naiven, ſtill anſpruchloſen Gottinnigkeit ſein beſſeres Verſtändniß von Gott und ſeine Lehre von der Kindſchaft des Menſchen zu Gott ſeinem Volke nicht zur Ueberzeugung und Annahme bringen konnte, vielmehr ſeine Religionsſtiftung an der Verſtocktheit des Geſchlechts zu Grunde ging, ſeine Miſſion alſo nach ihren erſten Erfolgen als eine geſcheiterte erſchien, die wenigen Gläubigen aber im Schmerz über ſeinen Untergang nachträglich von der ganzen Gewalt ſeiner menſchlichen Heiligkeit ſo ergriffen waren, daß ihnen die Ueberzeugung erwuchs, juſt ſo habe das Göttliche in ihm ein Opfer der Menſchen werden müſſen, nur duldend und leidend, nicht als actives Heroenthum, das äußerlich triumphirt, ſondern als paſſives Heldenthum, das innerlich ſiegt; nicht anders denn in Knechtsgeſtalt habe das Göttliche in dieſem Jeſus, wenn er der Chriſtus ſein ſollte, erſcheinen können, juſt ſein kläglicher Ausgang ſei der Triumph der ſtillen Göttlichkeit in ihm geweſen. Denn was er gelehrt, war ja zu retten um jeden Preis, wie es noch heute das Edelſte, Reinſte und Tiefſte iſt, was je ein Religionsverkünder gepredigt. Die kindliche Befangenheit und die ſüße Betäubung, die dieſer Rabbi auf die Jünger geübt, machte im Schmerz über ſeinen Verluſt einem Entzücken Platz, das an Fanatismus grenzte, ſo daß ſie nun in der Reue, ihn nicht beſſer verſtanden zu haben, in Angſt und Verzweiflung ſich zu dem Glauben verſtiegen, das ſei eben der ächte Stempel des Göttlichen in ihm geweſen, ſo unverſtanden, ohne äußere Siege und Erfolge hingegangen zu ſein. Er war bei alle dem als Menſch jedenfalls eine ungewöhnliche, eine außergewöhnliche Erſcheinung geweſen, er hatte wunderartig gewirkt lehrend und lebend, Wunder geübt mit der Berührung ſeiner Hand; — wer das nicht für möglich erachtet, der hat überhaupt keinen Glauben, daß in der Menſchheit Göttliches zum Durchbruch kommen kann. Fiſcher und Hirten, Naturmenſchen reinſter Art, empfanden das, aber doch ohne es ganz zu faſſen und zu verſtehen, und gleichſam wie in Betäubung gebannt; für einen Gott hielten ſie den Menſchen Jeſus erſt, als er ihnen entriſſen war und dieſe Betäubung in den Schmerz der Verzweiflung überging. Nun ergriff ſie — ein guter Dämon — der heilige Geiſt, und ſie ſchwuren auf Chriſti Heiligkeit, hatten Viſionen und gingen für ihr Gefühl in den Tod. Was ſie gelehrt, ſchrieben erſt die Jünger der Jünger, die Apoſtel der Apoſtel auf, nicht Chriſti Zeitgenoſſen. Der Menſch Jeſus mußte mit den Einzelheiten ſeines Wandels den Menſchen erſt entrückt ſein, ehe ſein Bild ihnen als ein göttliches im heiligen Abendſchein der Erinnerungen aufgehen konnte. Das Bedürfniß der Spätzeit mit deren Anſchauungen kam dazu und das Evangelium Johannis, dem der Menſch Jeſus faſt verſchwunden iſt, um ihn als Logos, als das Wort, das vom Anfang an beim Vater war, zu feiern, iſt allerdings keine Zeugenſchaft ſeines Lebens, wohl aber eine erleuchtete Wiedergeburt ſeiner Lehren. Nicht der Jünger, der an des Meiſters Buſen gelegen, ſondern ein vom Geiſt des Gnoſticismus Ergriffener kann es geſchrieben haben. Ein heiliger Geiſt aber war über Alle gekommen, die das apoſtoliſche Chriſtenthum ſchufen und ausbauten; und es erlebte nicht blos dieſe eine Johanneiſche, es erlebte auch im Heidenapoſtel von neuem eine Wiedergeburt, das Judenchriſtenthum des Johannes wurde erſt mit Paulus, der den großen Lehrer gar nicht leiblich geſchaut, zum Chriſtenthum für alle Welt. Mit der Tradition Petri geſtaltete ſich dann das auf den Felſen gebaute, aber immer weltlicher werdende, in den Formen und Bräuchen Judenthum und Heidenthum verbindende chriſtliche Rom der Päpſte; die Kraft des heiligen Geiſtes wurde matter, je weltlicher das Chriſtenthum wurde. Nur in den Entzückungen göttlicher Kunſtbegeiſterung hatte der Geiſt des erſten Chriſtenthums noch einmal ſeinen ſpäten Nachglanz. Wo der apoſtoliſche Geiſt mit der Reformation als Kriticismus neu auflebte, drohte ihm die Gefahr der Verknöcherung im Buchſtaben. Mit Strauß aber und der unfruchtbaren Negation ſeines in Einzelheiten unwiderleglichen, unbarmherzigen Scharfſinns droht uns der ganze Werth der Sendung eines Sohnes, d. h. eines ungewöhnlichen Boten Gottes, zu verſchwinden. Wer, was Hiſtorie daran iſt, zur

Mythe machen will, hätte erſt die Schuhe abzuthun, denn die Stätte iſt heilig, und was Mythus heißen ſoll, iſt nichts müßig als Fabel Erfundenes, ſondern aus dem tiefſten Born der Menſchennatur, wo Gott wohnt, Geſchöpftes. An ſich wird eine Hiſtorie, die uns zur Mythe geworden, noch nicht entkräftet, im Gegentheil, wie uns das Ding erſcheint und in unſerer Auffaſſung fortlebt und wirkt, iſt wichtiger, als das Ding an ſich war, nicht was es iſt, ſondern was es uns bedeutet, iſt das Höhere, nicht was Jeſus als Menſch war, ſondern wie er dem Zeitalter nach ihm erſchien, hat Jahrhunderte lang die Menſchheit beherrſcht, beſtimmt und geleitet, gequält und entzückt. Strauß hat nichts als die Widerſprüche, die im Einzelnen dabei hundertfach zu Tage kommen, nachgewieſen, aber vergeſſen, daß das Real-wahre, das blos Richtige nicht höheren Werth haben kann als ideelle Wahrheiten; er hat die Evangelienbücher nicht damit entkräftet, daß er ſie als Erzeugniſſe des zweiten Jahrhunderts nach Chriſto nachgewieſen. Daß der evangeliſche Chriſt ſich nicht auf den Buchſtabenglauben verpflichten laſſen könne, iſt ſchon Schleiermachers Lehre. Und ſind wir der Erlöſung nicht mehr in gleicher Form wie frühere Jahrhunderte bedürftig, ſo ſollten wir uns doch ſcheuen, in den Wandlungen und Führungen der Menſchheit einen Geiſt des Böſen, ſtatt einen Geiſt Gottes zu ſehen. Sonſt iſt Alles Schaum, Lug und Trug, und hat dann niemand als Mephiſto, der Schalksnarr, Recht.

Ich glaube nicht, jetzt ſchließlich noch blind zu ſein über

Schleiermacher, ſo gern ich auch in der Zeit akademiſcher Jugend zu ſeinen Füßen geſeſſen, lieber freilich wenn er auf der Kanzel ſtand als auf dem Katheder. Ich würde ein ſchlechter Porträtmaler ſein, wenn ich wiſſentlich oder unwiſſentlich ſchmeichelte. Selbſt alt geworden, kann ich es mir nur als Ziel ſetzen, gerecht zu ſein. Dazu gehört aber, um eine Geſtalt unſeres geiſtigen Lebens richtig zu faſſen, daß man erwägt und beleuchtet, in welchen Zeitelementen ſie erwuchs. Schleiermacher fand im Felde der theologiſchen Wiſſenſchaften eine grenzenloſe Verwirrung vor. Die lähmenden Spaltungen zwiſchen Unglauben und Aberglauben auszugleichen, fühlte ſich die klare Schärfe und die dialektiſche Luſt ſeines Geiſtes ganz vorzüglich angeſpornt, und ſo wurde er von mehreren Seiten darauf hingedrängt, die Wiſſenſchaft des theologiſchen Proteſtantismus zu befruchten und die Summe ſeines eignen Glaubens und Denkens allmählich zu einer Dogmatik zu geſtalten, die der Frömmigkeit des unmittelbaren Glaubens und zugleich der Intelligenz des wach gewordenen Verſtandes genügen ſollte. Schleiermacher ſetzte den Beginn der Religion in das Gefühl der Abhängigkeit von dem Höheren. Wenn man entgegnet hat, auch der Hund habe ſeinem Herrn gegenüber dies Gefühl, aber doch keine Religion, ſo hieß das blos die Auffaſſung ad absurdum führen. Bei der Frage, was das Primäre, handelt es ſich nicht um den höchſten Inhalt des Religiöſen, ſondern um den erſten Antrieb dazu, ſeine Entſtehung und Geneſis. Was den Wilden treibt, ſich die erſte, roheſte Vorſtellung vom ewigen Weſen zu machen, iſt nicht die Luſt am Denken, auch nicht der Bildnertrieb, denn dieſer führt ein Volk ſchon zur künſtleriſchen Thätigkeit, zur Plaſtification ſeiner Ahnungen von einem Gott. Was den Naturmenſchen zum erſten Mal treibt, religiös zu ſein, iſt Furcht, Angſt, ſelbſt blos phyſiſche Angſt vor Ereigniſſen, vor dem Gewitter, dem Orkan, allem Ungeheuerlichen, das ihn zu verſchlingen droht, alſo Inſtinct und Ahnung von einem übermenſchlichen Weſen. Der Wilde fühlt ſich in ſeiner Haut bange, er ſchauert zuſammen, und dieſer Schauder giebt ihm die Ahnung, es exiſtire außer dem Endlichen und Zerbrechlichen um ihn her etwas Nichtendliches, Nichtzerſtörbares, d. h. Göttliches. Und das Subject von heute und in jedem Zeitalter hat denſelben kindlich rohen Beginn wie der Wilde. Das Subject wird nicht zuerſt durch den Verſtand inne, daß es ein Höheres, Göttliches gebe, nicht durch den Trieb, nachzudenken, daß hinter der Kette der zerfallenden Einzelheiten unter den Dingen dieſer Welt ein Etwas ſtecke, das dieſem Wechſel nicht unterworfen ſei. Weit öfter, vielleicht in allen Fällen iſt es der Schreck über ein plötzlich vor unſern Augen Zerfallendes, ein großes Unglück, ein jäher Schmerz, was uns mitten unter endlichen, ſinnlichen Anreizen plötzlich zur Beſinnung bringt, die Furcht, daß Alles zerſtörbar, die Sehnſucht, daß Etwas dauernd ſein möge. Das iſt der erſte Antrieb zur Religion, das Nachdenken über den Cauſalnexus zwiſchen Endlichem und Unendlichem iſt das Secundäre. Das Gefühl iſt das Erſte, nicht das Höhere, im Gegentheil das Niedere, der Zeit nach aber das Primäre, mithin Urſache, Quelle und treibende Macht, die den Naturmenſchen nöthigt, zu fürchten, zu glauben, zu hoffen, bevor die Verſuche beginnen, über Inhalt und Form dieſes Fürchtens, Glaubens und Hoffens nachzudenken. Der evangeliſche Pietismus, wie im römiſchen Dienſt die Meſſe hält, ſogar den Menſchen feſt auf dieſer Stufe, wo Furcht und Angſt dem Hautſchauer des Wilden gleichkommt. Der Prieſter behält ſich das Denken vor, indem er den Laien ſichern möchte vor den Irrungen des Verſtandes. Er verpflichtet ihn zum Formeldienſt und läßt ihn das Symbol mit der Sache verwechſeln. Sich abhängig fühlen von etwas Unendlichem, Ewigem, Unbegreiflichem, das ſich dem Wandel der Dinge dieſer Welt entzieht, iſt Anfang aller Religion. Will man ſpottend ſagen, auch das Thier habe dies Gefühl, habe Pietät vor ſeinem Herrn, fühle ſich abhängig von deſſen Perſon, ſo iſt zu entgegnen, daß eben wenn dieſe Perſon als etwas Unendliches gefühlt wird, die Religion und der Menſch in der Creatur beginnt. In der Perſon Chriſti aber ſah Schleiermacher den Hochpunkt der Gottgemeinſchaft; er würde ſie erfunden haben, hätte er ſie nicht in den Ueberlieferungen des Neuen Teſtamentes erkannt. Das Erkennen, alſo unſer Mitthun, gehört freilich dazu, denn objectiv iſt nichts für den Geiſt gegeben, er nennt nur ſein, was er ſich erworben und erobert. Im Katholicismus wird der alleinige, einmal in Chriſto vollzogene Opfertod täglich in der Meſſe mit dem ſinnbildlichen Opfer erneuert. Und mit dem ſinnbildlichen Opfer iſt auch der Unterſchied zwiſchen Prieſtern und Laien, wie im jüdiſchen Dienſt, wieder hergeſtellt, während bei uns Jeder ſein Prieſter ſein ſoll, der Prieſter aber nur der Diener der Gemeinde, dieſer Gemeinſchaft in Jeſu Namen, iſt. Wir glauben nicht, daß mit Chriſti Erſcheinen, Lehren, Leben und Sterben feſt und ſicher der Welt das Heil zuertheilt ſei; wir glauben nicht, daß mit dem Blut ſeines Opfertodes alles was je von Menſchen geſündigt und gefrevelt, geſühnt werden könne, das Reich Gottes auf Erden ſchon mit ihm und ohne unſer Zuthun fertig errichtet ſei. Chriſtus ſelber betete: Dein Reich komme! Es war alſo noch nicht gekommen, es ſollte und ſoll kommen, aber nicht von ſelbſt, nicht von außen, ſondern durch unſer Zuthun, durch die Heiligung, die wir an uns ſelbſt vollziehen, und wenn von ſeiner Hand, dann doch nicht ohne unſer Thun, nicht ohne Zuſammenraffen aller unſrer Kraft. Denn der Weg iſt Er, aber das Ziel iſt Gott. Schleiermacher ſelber hat in den Briefen einmal ſeine Frau bedeutet, doch nicht immer und immer den Kindern blos von Chriſtus zu reden, auf ihn allein ſie zu verweiſen, als ob Gott vergeſſen und überſehen werden ſolle. („Aus Schleiermachers Leben.“ Bd. 2. S. 465.) Als Dogmatiker und Lehrer der Gemeinde hat Schleiermacher niemals die ihm urſprünglich eigne zarte Fügſamkeit der Phantaſie verloren, vielmehr erhielt ſie ſich als der fortdauernde Reiz in Allem, was er ſchrieb und ſprach, aber aus dem Zauber ſeiner Dialektik, ſagten die Gegner, wurde ein Handwerk, ein Inſtrument zu beſtimmten nützlichen Zwecken, aus der Biegſamkeit ſeines Geiſtes eine gewandte Klugheit des Verſtandes, aus dem religiöſen Gefühl eine Virtuoſität der Bildung. Statt die freie Forſchung des Gedankens mit der Ueberlieferung auszugleichen, ſtatt Rationalismus und Supernaturalismus, den abſtracten Verſtand mit der Hingebung des gläubigen Gemüthes zu verſöhnen, ſchien er allerdings oft nur dazu da, die in der chriſtlichen Welt erwachſenen Spaltungen mit der Leuchte ſeines hellen Witzes deutlicher herauszuheben; aber in dem Bemühen, die widerſpenſtigen Elemente des Glaubens und Denkens zu bezwingen, verlor er die Fäden für Beide nie aus der Hand, obſchon er beiden Parteien für einen Abgefallenen galt und mit einer völligen Iſolirung endete. Je mehr er den Gehalt des Chriſtenthums dogmatiſch abzufaſſen ſuchte, deſto mehr ſchälte er ſich von Allem los, was mit der Miene der Beſtimmtheit unter ſeinen Zeitgenoſſen auftrat. Urſprünglich in Jacobi'ſcher und Fichte'ſcher Doctrin geiſtig erwachſen, wie ſeine „Monologe" den ganzen Jubel eines ſubjectiven Idealismus von ſich ſtrömten, ſagte er ſich auch von dieſen wie von allen ſelbſtändigen Geſtaltungen der philoſophiſchen Forſchung los. Den Gläubigen zu forſchungsluſtig, wo nicht gar ſkeptiſch, den Denkenden zu ſehr gebunden an die Nöthigung des unmittelbaren Gefühls, ſah er ſich immer mehr dazu hingedrängt, das Chriſtenthum in der Schwebe zwiſchen Unglauben und Aberglauben zu halten. Dies erſchien ihm ſelbſt als eine hohe Aufgabe, an die er alle Kräfte ſeines ſeltenen Geiſtes ſetzte, und blieb es bei der Aufgabe, ja ſogar bei den bloßen Verſuchen, ſich ſeine Aufgabe erſt zum Bewußtſein zu bringen, ſo wolle man bedenken, daß mit einem blos ſcholaſtiſchen Abſchluß Chriſti

Lehre noch nicht abgeſchloſſen iſt für das lebendige Leben der Menſchen, jedes Geſchlecht in der Erkenntniß derſelben immer wieder von neuem beginnt und ſich dieſelben Zweifelskämpfe eröffnet. Und ſo entfaltete er denn mit aller Sorgſamkeit, mit allem Scharfſinn und zugleich mit aller Scheu vor verderbnißvollen Ergebniſſen in der „Glaubenslehre“ das Princip, jedes Dogma ſo zu ſtellen, daß keine Forderung frommer Bedürfniſſe und kein Ergebniß der Wiſſenſchaft ihm etwas anhaben könne. Dadurch, daß es ſeine Aufgabe war, erſt zu ergründen, wie er ſich zum Inhalt der Religion in ein Verhältniß zu ſetzen habe, verblieb er recht eigentlich in der Sphäre des Fichtianismus, nicht gebunden an deſſen Einzelheiten, denn wie er im „Athenäum“ über die „Wiſſenſchaftslehre“ ſprach, war bitter und losſagend genug, aber doch in dieſem Zuge des Geiſtes, der ſich außerhalb des Inhalts aller Dinge, Gottes und der Welt, befindet, und das Werk der Thätigkeit damit beginnt, ſich ſelbſt vor dieſem Inhalte zu betrachten, um zu ihm eine Stellung zu gewinnen. Die Ergebniſſe ſeines Denkens aber fielen ſeinen Widerſachern unrettbar in die Hände. Allen Parteien ſtand er mit ſeiner klugen Lehre gegenüber, denn die Klugheit ſeiner Doctrin hatte die Spaltung zwiſchen Gläubigen und Denkenden nur erſt recht beleuchtet. So kunſtfertig die Nothbrücke war, die er über die Kluft gebaut, ſo widerſtrebend erſchien das Hüben und Drüben, das er zu vermitteln getrachtet. Wenn man blos die Ergebniſſe ſeiner Glaubenslehre betrachtete, wurde man irre an dem Manne, der Allen ein Anderer ſchien, den

Gläubigen zu aufgeklärt und weltergeben, den Aufgeklärten zu ſehr an die Ueberlieferung gebunden. Er hatte im Chriſtenthum die Fülle der Weisheit und Göttlichkeit gefunden; daß er an den geſchichtlichen Chriſtus glaube, räumten ihm ſelbſt ſeine Gegner ein; aber er hatte die Dreieinigkeit geleugnet, denn für ein Leugnen hielt man es, daß er dieſes Dogma nicht für die Säule des Chriſtenthums anſah, und es aus dem Bereich ſeiner Glaubenslehre verwies. Wenn er dann von der Göttlichkeit Chriſti erfüllt war, ſo nahm es Wunder, daß er nicht an die zweite Perſon der Trinität*) glaubte und in dem Walten des heiligen Geiſtes nicht die Beſtätigung und Feſthaltung der Gottmenſchgemeinſchaft finden konnte. In ſeinen Reden am Pfingſtfeſte fand man eine kunſtgewandte Deutelei; auf dem Katheder ſprach er ganz ſchlicht ſein Nichtanerkennen der Dreieinigkeit aus. Daß der ganze Umfang des Chriſtlichen nicht aufgegangen ſei in ſeiner Lehre, lag wohl klar am Tage, und während Steffens nur einfach ſagte, Schleiermacher's Chriſtenthum ſei nicht das ſeinige geweſen, waren die Ergebniſſe der Schleiermacher'ſchen Doctrin ſchon längſt von allen Seiten angegriffen, die Früchte ſeiner wiſſenſchaftlichen Forſchung zerſchnitten und zerſtückt. Wer in die perſönliche Nähe des Mannes gerieth und die Gewalt ſeiner Beredſamkeit über ſich ergeben ließ, der wurde durch ihn auf wunderbare Art zum Chriſtenthum bekehrt oder in ihm befeſtigt, und während die Wiſſenſchaftlichen die Früchte ſeines Baumes als unzulänglich, falſch oder taub erklärten, ſtand die perſönlich um ihn verſammelte Gemeinde gewiſſermaßen im Blüthenduft ſeines Glaubenseifers, war erquickt und gelabt und fühlte die Wirkungen ächt chriſtlicher Erhebung und Begeiſterung. — So hatte ſich trotz der Befehdung, die ihm von der proteſtantiſchen Theologie widerfuhr, um ſeine Perſon eine Gemeinde gebildet, die ihm unbedingt ergeben und von den Segnungen des neuen apoſtoliſchen Geiſtes, die ſeiner Rede entſtrömten, tief ergriffen blieb. Und der Zauber ſeines Wortes war auch von der ſeltenſten Art. Dem Denkenden, der ſich ihm nahte, entzündete er das Gefühl für das Göttliche im Chriſtenthum; der Gläubige, der an ſeinen Lippen hing, ahnte in ihm den ſicherſten Zuſammenhang ſeiner prüfenden Gedanken, der Perſon des Mannes und der geiſtigen Gewalt ſeines Ichs vertrauend, ſelbſt wo in der Predigt des Meiſters der letzte Hinweis auf die Sicherheit des überlieferten Glaubens fehlte. Schleiermacher's Rednerkraft war von der Seele des Chriſtenthums belebt, eine wirklich bibliſche Zunge, keineswegs blos eine Weisheit ſokratiſcher Doctrin. Es war ein Hauch unſterblichen Lebens, der ihn mitten im Strome ſeiner oft nur flügelnden Verſtandesſprache überraſchte, eine Weisheit Gottes, die ihn mit dem Nimbus einer nahenden Verklärung überglänzte. War es dann Wehmuth, in die er ausbrach, ſo war dieſe Wehmuth keine Schwäche, keine Hinfälligkeit des Gefühls, denn ſie war beredt, wie mit Engelszungen beflügelt. Ein Rauſch des Entzückens erfaßte ihn, wenn er vom Zauber des Kreuzes ſprach und die kleine weiße Hand über den Kopf ſchwang, mit drohendem Finger, der zitternd gen Himmel wies, aber zugleich wie ein kriegeriſches Signal aller Satzung, allem Herkommen, das der Buchſtabe bringt, eine ewige Fehde ankündigte. Seine Kampfluſt, ſein Hang zum Regiren wollte nur den Proceß herbeiführen, den er dem Gegenſtande gegenüber begann, um den Standpunkt zu erobern, ihn nach ſeiner Weiſe zu faſſen. Weiland Leſſings Kunſt der Unterſuchung beſtand darin, Knoten zu knüpfen, um ſie dann zu löſen. Schleiermacher kräuſelte vielleicht oft ohne Noth Wolken zuſammen, um ſie dann durch den Morgenwind ſeiner Rede und die Sonne ſeines Lichts zu verſcheuchen. Niemals konnte er, nach ſeinem eignen Geſtändniß, plötzlich hingeriſſen oder eingenommen werden; immer fing er an zu zerſetzen und oft mit einer zähen Analyſe alle Bedenklichkeiten abzuwägen, um ſich allmählich in den Inhalt der Sache zu ſtellen. Nie war er trunken vom fertig und ein für alle Mal überlieferten Heil, die betäubenden Schauer des Pietismus vermied er in den Gemüthern zu erwecken; vielmehr zeigte er, wie ein Jeder den Verſöhnungsact Chriſti erſt an ſich ſelber zu vollziehen habe, ſonſt ſei er nicht da für ihn im Reiche der Wirklichkeit. Nicht eine Fackel, die jäh lodernd ſchnell erliſcht, eine ewige Leuchte wollte er anzünden, und indem er, alle Mächte des Innern zum offnen Kampf aufrufend, auch den zweifelnden Verſtand zu Worte kommen ließ, bis ſich derſelbe in ſeinen eignen Fallſtricken fing, war eine Umwälzung des ganzen innern Menſchen Zweck, Ziel und Triumph ſeiner kunſtgewandten Rede. Man fand in vielen ſeiner Frühpredigten zu ſehr pſychologiſche Abhandlungen, zu denen er den Bibeltext nur heranzog, um die Natur des Menſchlichen zu beleuchten. Aber die frohe Botſchaft der Lehre Chriſti hielt er für das Leben der Menſchen, nicht für Stiftung einer Kirche beſtimmt, dieſe nur für ein Mittel und Werkzeug für jenes. Und Alles ſchien ihm erſt im Strom der Rede zu entſtehen, Gedanke und Gefühl; ſelten gab er was er gedacht als fertiges und feſtes Ergebniß, immer ließ er die Art des Gewinnens, wie Leſſing den Proceß ſeines Denkens ſchauen, und man erlebte, wie Alles in ihm entſtanden, ganz neu in ſich ſelber; indem er ſich ſelbſt erſt zu überzeugen ſchien, überzeugte er Andere. Dies war die Maxime des großen Redners, durch die er wunderartig wirkte. Stets nahm er Partei für den des Heils Bedürftigen und zog mit ihm aus, die Wahrheit zu ſuchen. Nie erſchien er auf der Kanzel als der Senator, der die Offenbarung proclamirt; immer war er der Tribun des Volkes, der in deſſen Namen ſich erhebt, um das geheimnißvoll verſchloſſene Buch des Lebens zu entſiegeln. In ſeiner Stimme, ſchon immer hell und durchdringend, erklang ein ſchmetternder Ton, wenn er ſein Veto ausrief über alle Geſetze der Welt, wenn ſie von außen kamen oder die Ueberlieferung ſie brachte. Der ſinnende, ſtill berechnende Blick ſeines klugen Auges leuchtete dann wie ein zündender Blitz; in ſeine mäßige Action, die ſonſt nicht aufzukommen vermochte im Wellenſchlag der Rede, ging die Bewegung ſeines Innern über, und die kleine, wunderſame Geſtalt des Mannes ſchien aus ſich ſelber herauszuwachſen, wenn er ſich über den Rand der Kanzel bog, um einem Jeden ans Herz zu klopfen und auch im felſenfeſten Unglauben die Quelle des Lebens zu entriegeln. Das war nicht unchriſtlich, wenn er ſo einem Jeden im eigenen Buſen den wahren Inhalt der Bibel nachwies. Das konnte man nicht ſchwache Momente nennen: gab ſich doch die Spürkraft ſeines Prüfens nie ganz gefangen; es waren nicht blos lichte Intervalle ſeiner ſonſt atomiſtiſchen Denkkraft, die mit dem Zweifel begann, um den Glauben zu finden; das waren die Ergebniſſe ſeines innern Lebens, die beſten Reſultate ſeiner Forſchung, der Calcül aller ſeiner Gemüthserfahrungen. Nur wenn ſeine Rede, die im Rauſche des Augenblicks ſeine Hörer begeiſterte, ſich zur ſchriftlichen Ueberlieferung anſchickte, dann ſchien es, als wären ihr plötzlich alle Blüthen abgeſtreift, die beſten Ergebniſſe ſeines Denkens ſahen arm und nüchtern aus, wenn ſie als Doctrin ſich darlegten und der flüſſige Geiſt ſeines Wortes ſich in Paragraphen einfangen ſollte. Hier galt es dann, durch Kunſt das Fehlende zu erſetzen, und in ſokratiſcher Dialogik geübt, begann Schleiermacher's Katheder- und Schriftſprache jenes Gewebe von klugen Einſchränkungen und berechneten Wendungen zu entfalten, hinter welchem ſich ſeine Lehre gegen Widerſpruch und Mißverſtändniß geſichert wähnte. Seine dogmatiſche Sprache verglich er ſelbſt einer Münze mit doppeltem Gepräge, einem bildlichen auf der einen, einem dialektiſchen auf der andern Seite. Jenes ſei für die Fühlenden, die Gläubigen, dieſes für die Wiſſenden oder Denkenden, denn Jenen gehöre die Perſon, das lebendige Weſen, Dieſen gebühre die Erkenntniß des ideellen Werthes. Wer aber die Münze völlig kennen lernen wolle, müſſe beide Seiten betrachten, für beide den Sinn des Verſtändniſſes haben. Hieraus erwuchs denn bei ſchwierigen Fragen für die Speculation eine Dopelbeleuchtung gefährlicher Art. Probleme, die ſich in bildlicher Auffaſſung glücklich löſen, unterliegen, ſobald der ideelle Werth beſichtigt wird, einer neuen, ganz andern Prüfung. Was Schleiermacher für geſchichtlich feſt ausgab, davon wußte man nicht immer, ob er es auch ideell für richtig nahm; was er ideell für die Summe der Wahrheiten hielt, darüber war man ungewiß, ob er ihm nicht ſein geſchichtliches Daſein in Abrede ſtellte. Das Geſchrei über Zweideutigkeit wurde allgemein gegen ihn; man ſagte witzig, er habe im Nothfall für halb erledigte Fragen der Wiſſenſchaft immer einen Doppelgänger in Bereitſchaft, der er ſelbſt ſei und doch auch nicht. Von allen Seiten zog man aus, oft mit Stangen und Latten wie die Kriegsknechte, um den Geiſt ſeiner Lehre einzufangen; Viele glaubten ihn ergriffen und tödtlich getroffen zu haben, wußten aber nicht, ob nun dies ſeine eigene Geſtalt oder ſein Doppelgänger war. Wer ſich Blößen gab in der Hitze des Angriffes, dem leuchtete er heim mit dem ganzen Scharfſinn ſeiner durchdringenden Ironie, die auch ihrerſeits nicht ſelten ſich vergaß und aus Uebermuth in grauſame Spottluſt ausarten konnte. Lag der ſtreitige Gegenſtand außerhalb des Gebiets der Religion, ſo verführte ihn die Ueberlegenheit der geiſtigen Waffen, ſeine Gegner in einem Autodafé des Witzes völlig aufzuopfern. Schleiermachers Recenſion von Fichte's Grundzügen des Zeitalters war ein Exercitium der Spottluſt, nicht minder ſeine Polemik gegen Friedrich Auguſt Wolf, gegen Theodor Schmalz und gegen Bunſen in dem „Sendſchreiben an Ritſchl". Rahel ſagte, Fichte habe Klauen im Kopf, Schleiermacher Meſſer. Wie er den Prediger Jeniſch verfolgte, mag das Aeußerſte in perſönlicher Verfolgung geweſen ſein. Zu Anfang des Jahrhunderts, zur Zeit, als ſich Schleiermacher mit den beiden Schlegeln verbündet hatte, war unter dem Titel: „Diogenes' Laterne" eine Schrift erſchienen, die den Zweck hatte, das damalige Berliner Triumvirat zu parodiren. Eine Titelcaricatur ſtellte die kleine Figur Schleiermacher's neben ſeiner damaligen Duzfreundin, der großgewachſenen ſchönen Frau Henriette Herz, ſo vor, daß er ihr Pompadour zu ſein ſchien. Man vermuthete, obſchon es ungewiß blieb, den Prediger Jeniſch als Verfaſſer des Pasquills, und Schleiermacher's Rache kannte ſelbſt nach dem Tode des Mannes, der freiwillig ſtarb, keine Grenze. Er kritiſirte eines ſeiner Bücher in der Jenaiſchen Allgem. Litteraturzeitung vom Jahre 1805, und ſchloß ſeine Bitterkeit gegen den unglücklich Geendeten mit den Worten: „Von dem Verdacht, daß er noch lebe, hat ſich der Verfaſſer doch nun hinlänglich gereinigt." Da ſchien aus der Hülle Schleiermacher's ein verſteckter Satyr hervorzugucken, der freilich nur wenn man ihn aufrief, Sprache gewann und ſonſt vor dem muthvollen Tiefſinn des Mannes nicht auftauchte.

---

*) Statt Dreieinigkeit ſprach er immer nur von der Dreiheit. Spötter aber deuteten darauf hin, daß er ſo lange Zeit in der „Dreieinigkeitskirche" gepredigt. Ernſter rügten ſeine Gegner, daß er die Agende unterzeichnete, ohne ſich für ihren ganzen Inhalt zu bekennen.

In ſeinem zweiten „Sendſchreiben an Lücke“, welches den Verſuch zum Ausgleich mit den Gegnern ſeiner Glaubenslehre enthielt, ſagte er mit jener lächelnden Wehmuth, die ihn am Spätabend ſeines Lebens auf eine rührende Weiſe kleidete, man habe einen eignen Rationalismus für ihn erfunden, weil man ſein Weſen als Theolog gar nicht unterbringen könne in die vorhandenen Kategorien. Die ſtreitigen Punkte liefen meiſt darauf hinaus, was nach ſeiner Anſicht im Chriſtenthum als ein Natürliches und was als ein Uebernatürliches anzunehmen ſei. Einen ideellen Rationalismus, ſagte er, nenne man ſeine Theologie, der darin beſtehe, daß zugegeben werde, ein Natürliches könne auch ein Uebernatürliches ſein. Allein er wiſſe doch noch einen beſſern Rath. Wo nämlich Uebernatürliches bei ihm vorkomme, da ſei es immer ein Erſtes, das aber hernach ein Natürliches als Zweites werde. So ſei die Schöpfung übernatürlich, aber ſie werde hernach Naturzuſammenhang; ſo ſei Chriſtus übernatürlich ſeinem Anfange nach, aber er werde natürlich als eine menſchliche Perſon; und ſo ſei es auch mit dem heiligen Geiſt und der Kirche. So ſei das, was ſeine Theologie bezeichne, eher ein Supernaturalismus, aber ein reeller. Was jedoch damit gewonnen ſei, ſehe er nicht ein, wie er ſagte. Seine Auffaſſung der Wunder iſt am meiſten als ſophiſtiſch und ironiſch verſchrieen; mich dünkt mit Unrecht.

Strauß verſteift und verkneift ſich auf den Gegenſatz deſſen was man Wunder und deſſen was man ein natürliches Ereigniß nennt. Als ob beides nicht in den Dingen, die uns noch heute begegnen, zuſammengriffe! Als ob, was wir in ſeinem Cauſalnexus erkannt, nicht auch noch in ſeinen Urkeimen als etwas Unmeßbares, mithin Wunderbares ſein könne, und als ob die täglichen Erſcheinungen, die uns blos um ihrer häufigen Wiederkehr willen natürliche ſind, trotz unſerer Gewöhnung an ſie nicht ebenſo gut noch in ihren Urgründen wunderbare wären! Das Wort des Markus: „Herr, ich glaube; hilf meinem Unglauben!“ gilt auch noch täglich in den ganz ſichtlichen Dingen dieſer Welt. Und im Wunder das Uebernatürliche als ein vom „Himmel“ ſtammendes zu verwerfen: dies ſcheut ſich Strauß nicht, der doch als Philoſoph wiſſen muß, daß es in dieſem Sinne keinen Himmel mehr giebt, weil uns die alte, antike und auch jüdiſche Annahme eines Gottesſitzes im blauen Aether über uns gänzlich fehlt, der Himmel des Geiſtes in uns, nicht über uns iſt, und etwas Uebernatürliches gar nicht exiſtirt, weil Alles innerhalb der Natur, und der Geiſt, auch der Urgeiſt, nicht mehr ein jenſeitiges Weſen iſt, ſondern die innerhalb der Welt wirkende Seele. Es iſt alſo weder geſucht, noch ſophiſtiſch, das Wunder der Himmelfahrt Chriſti als ein Aufgehen ſeines Geiſtes in den Geiſt ſeiner Gemeinde und der Menſchheit überhaupt zu verſtehen. Was die Todtenerweckungen betrifft, ſo ſchrieb Schleiermacher Chriſto die Gabe zu, „das leibliche Leben aus ſeinem innerſten verborgenſten Schlupfwinkel wieder hervorholen zu können, wo es ſchon ganz geſtorben ſchien.“ Er nahm alſo Scheintodte, noch nicht in Verweſung Uebergegangene an, wie Chriſtus offen und einfach von Jairi Töchterlein ſagte, das Mägdlein ſchlafe. Bei andern Wunderthaten Chriſti behauptete Schleiermacher, der ſinnliche Vorgang ſei nicht klar erzählt; mithin thäten wir beſſer, uns des Urtheils darüber zu begeben und uns an den Sinn der uns allerdings unenträthſelten Thatſache zu halten. Für Schleiermacher war Wunder überhaupt nur der religiöſe Name für Begebenheit. „Je religiöſer Ihr wäret, rief er, deſto mehr Wunder würdet Ihr überall ſehen, und jedes Streiten hin und her über einzelne Begebenheiten, ob ſie ſo zu heißen verdienen, giebt mir nur den ſchmerzhaften Eindruck, wie arm und dürftig der religiöſe Sinn der Streitenden iſt. Die Einen beweiſen dieſen Mangel dadurch, daß ſie überall proteſtiren gegen Wunder, durch welche Proteſtation ſie nur zeigen, daß ſie von der unmittelbaren Beziehung auf das Unendliche und auf die Gottheit nichts ſehen wollen; die Andern beweiſen denſelben Mangel dadurch, daß es ihnen auf dieſes und jenes beſonders ankommt, und daß eine Erſcheinung gerade wunderlich geſtaltet ſein muß, um ihnen ein Wunder zu ſein, womit ſie nur beurkunden, daß ſie eben ſchlecht aufmerken.“ Es iſt ſehr gleichgültig, mit wieviel Fiſchen und Broten Chriſtus ſo oder ſoviel hundert oder tauſend Menſchen geſättigt. Daß er aber ſo geſprochen, mit göttlicher Stimmung die verſammelte Menge beſeelte, daß ſie der leiblichen Speiſe nicht bedurften: dies Wunder wird wohl gültig bleiben müſſen, ſolange Menſchen ungewöhnlicher Regung fähig ſind. Schlimm das Zeitalter, das ſolcher Befähigung geiſtiger Wirkungen baar und ledig wäre. Wunder iſt die Wirkung geſteigerter Seelenkräfte, eine Thatſache des Geiſtes, der ſich auf Momente beflügelt fühlt und Dinge thut, die er in gewöhnlicher Verfaſſung nicht vermag. Jeder Moment zuſammengefaßter Geiſteskraft iſt ein Wunder, jeder aufblitzende Gedanke, jede Entſchließung zur großen oder guten That, jede Zuverſicht, etwas wider Erwarten und Berechnung leiſten zu können. — So lag für Schleiermacher der Werth und die Kraft des Gebetes nicht darin, daß daſſelbe etwas ganz Widernatürliches, den Geſetzen der Natur Widerſtreitendes wirke, ſondern darin, daß Alles was gut, feſt, ſicher und gewiß ſein ſoll, im Bewußtſein Gottes und im Zuſammenhange mit ihm begonnen, der Menſch ſich ſeiner eignen höhern Potenz inne werde. Die erſten Sendboten Chriſti hatten erhobene Stimmungen, in denen ſie Wunderbares übten, wie jeder Held. Die Viſionen des Apoſtels Paulus auf epileptiſche Zufälle zu reduciren, iſt wohl die erbärmlichſte der Auffaſſungen, zu denen die nüchterne Kritik in Profanirung hoher Geiſtesſtimmungen führt. Ich zweifle, daß der frivol geſcholtene Franzoſe Renan, der jetzt das Leben des Apoſtel Paulus ſchreibt, ſo profan wie Strauß ſein wird. Wenn Chriſti geſchichtliches Leben und Wirken nicht ausgereicht hat, ein Reich Gottes auf Erden, die neue Religion, fertig zu gründen, ſo gehören auch die Thaten der Apoſtel zu ſeinem Werke. Wenn zu Anfang der Schlacht der Führer fällt, ſeine Schaaren aber in der Erbitterung über ſeinen Tod ihren Heldenmuth beflügelt fühlen und über ſeine Leiche hinweg den Sieg erringen, ſo ſo iſt es der Geiſt des Todten, der ihnen Feuer, Kraft und Muth zum Siege giebt, und der Sieg zählt ſicherlich mit zu den Wirkungen ſeines Lebens.

Schleiermachers „Leben Jeſu“ iſt erſt 1864 nach ſeinen Vorträgen zuſammengeſtellt. Sein idealer Chriſtus war ihm der im Evangelium Johannes wiedergeborne Jeſus von Nazareth, ohne daß er ſich eingeſtand, daß dieſe Wiedergeburt nicht ſchon im Bericht eines Augenzeugen ſich vollziehen konnte. Die Annahme von Mythen hält er für unzuläſſig. Dabei nahm er aber doch nach dem Tode Chriſti hymniſche Dichtungen an, welche die Momente ſeines Lebens und Wandels ausſchmückten. Das Sichaufthun der Gräber, das Erſcheinen der Heiligen, das Zerreißen des Vorhangs im Tempel wollte er ſymboliſch verſtanden wiſſen, wie ihm ja Auferſtehung und Himmelfahrt nicht hiſtoriſche Thatſachen, ſondern ideelle Momente ſind, deren Wahrheit in dem, was ſie bedeuten, liegt. Der ſpeculativen Dogmatik Marheineke's gegenüber äußerte er die Beſorgniß vor neuer römiſcher Hierarchie und Scholaſtik. In den „Briefen an Lücke“ ſprach er wiederholt ſchon früh die Befürchtung aus, die Ergebniſſe der Naturwiſſenſchaft möchten in Zukunft alle naive Einfalt aus den evangeliſchen Schriften und alle blüthenvollen Wunder aus dem Leben Jeſu verſcheuchen, und es werde dann nichts daſtehen vom Baume des Lebens als der nackte Stamm, nichts übrig bleiben von der Herrlichkeit der göttlichen Sendung als die Abſtraction des nackten Gedankens. Für Schleiermacher gab es kein Chriſtenthum ohne einen Chriſtus, Jeſus von Nazareth aber blieb ihm keine Wahrheit ohne die Heiligkeit der Perſon ihres Verkünders. Schleiermacher hielt ſein beſtes Denken mit ſeinem Glauben im Einklang, das war ſein letztes Wort und „in dieſer harmoniſchen Seelenſtimmung, ſchrieb Wilhelm von Humboldt, iſt er geſtorben.“ An der Wiege ſeines Lebens hat das ſchlichte Herrnhuterthum mit ſeiner Jeſuliebe und ſeiner Einkehr in ſich geſtanden, und derſelbe ſtille Genius des Glaubens an die Perſon eines Mittlers ſenkte ſeine Fackel, als er ſein müdes Auge ſchloß.

Friedrich Schleiermacher war am 21. Nov. 1768 in Breslau geboren. Da ſein Vater, reformirter Feldprediger, auf Amtsreiſen häufig den Wohnort wechſelte, erhielt der Knabe zu Pleß in Oberſchleſien, dann in der Colonie Anhalt ſeine erſte Erziehung, bis die Eltern auf einer Reiſe die Erziehungsanſtalt der Brüdergemeinde zu Niesky in der Oberlauſitz kennen lernten und ihn dieſer frommen Anſtalt anvertrauten. Siebenzehn Jahre alt trat er (1785) in das Seminar zu Barby, die eigentliche Univerſität der Brüdergemeinde, wo ſich nach heftigen Kämpfen ſeine Emancipation von der Secte vollzog. Schon vom fünfjährigen Knaben ſchrieb die Mutter: „Fritz iſt ganz Geiſt.“ Sein kleiner, zarter Körper, etwas gekrümmt, ohne mißgeſtaltet zu ſein, hatte von früh an mit Leiden zu kämpfen, deren er auch ſpäter im Mannesalter immer nur durch geſteigerte Geiſtesthätigkeit

Herr zu werden pflegte.*) Schleiermachers Selbſtbiographie, 1794 auf amtliche Veranlaſſung aufgeſetzt, gab über die Gemüthskämpfe ſeiner Jugend Aufſchluß. Die Herrſchaft einer ſpieleriſchen Phantaſie im Umgang mit der Perſon Jeſu hätte ihn, ſagte er, bei weniger Kaltblütigkeit wahrſcheinlich zum Schwärmer gemacht. Bei der klugen Wachſamkeit ſeiner Seele wurde er ſtutzig, daß Chriſti Blut ohne unſer Zuthun ſelig machen ſollte; er ſträubte ſich gegen übernatürliche Gnadenwirkungen ohne Verdienſt und ſittliche Verantwortung. Der römiſche Dienſt und der Herrnhuterglaube treffen hierin zuſammen, während im Jüngling Schleiermacher der Gedanke des freien Ichs auftauchte, das ſeine Sünde ſelbſt zu tragen habe, aber auch ſeine Sühne und Erlöſung kraft eigner Entſchließung und Befähigung in ſich erleben müſſe. Das Seminar zu Barby ſchloß klöſterlich ab gegen die Bewegungen der Gedankenwelt draußen. Schleiermacher wandelte das Gelüſt an, die Zweifel der Widerſacher gegen Chriſti Verdienſt doch erſt zu kennen, ehe er ſie verdammte; er wollte ſie prüfen und fühlte den Muth in ſich, ſie zu widerlegen. Man verſuchte ſeine Bekehrung durch alle Mittel, und es koſtete ihm Mühe, wie er ſagte, „ſich durch alle die Verhaue und Hinderniſſe durchzuarbeiten“, die man ihm legte. Der Briefwechſel mit dem Vater war für den liebenden Sohn die härteſte Prüfung; Jener eiferte „gegen das Verderben ſeines Herzens“, „gegen den Abfall vom Gott ſeiner Väter“. Schleiermachers umfaſſende Entgegnungen offenbaren den rührendſten Widerſtreit zwiſchen kindlichem zärtlichem Gehorſam und dem entſchloſſenen Muth, ſeine Ueberzeugung nicht dem Herkommen zum Opfer zu bringen. Vater und Sohn fordern ſich heraus über die innerſten Fragen. Der Vater hält die Verherrlichung Gottes für den einzigen und höchſten Zweck der Religion, der Sohn die Vervollkommnung der Geſchöpfe, in der er die beſte Glorie Gottes ſieht. Seine Zweifel an dem ein für allemal geleiſteten Verſöhnungstode und an der zweiten Gottheit im Erlöſer ſtiegen ſchon im Jüngling auf, ohne daß der Greis ſie je beſeitigte. Erſt 1787 gab der Vater ihn frei und Friedrich trat aus der Brüdergemeinde, um ſeine Studien von ihren Satzungen unbehindert zu verfolgen. Die zwiſchen ihm und dem Vater eingetretene Kälte nannte er die dunkelſte Stelle ſeines Lebens. Mit einer Schweſter in der Colonie blieb er in ſtetem Briefwechſel, und wenn ihn ſpäter die Sorge überkam, ſeine Kraft würde auf dem Felde der Wiſſenſchaft dem Unglauben und dem Aberglauben gegenüber erliegen, dann dachte er faſt reuig an den abgeſchloſſenen Frieden unter den Herrnhutern; während des Agendenſtreites erſehnte er ſich wenigſtens die dörfliche Stille eines Landpfarrers. Durch den Hofprediger Sack erhielt er beim Grafen Dohna in Schlobitten eine Hauslehrerſtelle, die er nach drittehalb Jahren aufgab. Weich und zart wie er war, hat er in dieſem Hauſe zuerſt ſich in der Pflege edler Frauen gefühlt; er rühmte namentlich eine früh geendete Tochter, Friederike, die das Verdienſt um ihn gehabt, die Gemüthsſeite ſeines Innern belebt und beflügelt zu haben. Im J. 1793 folgte er einem Rufe an das Schullehrerſeminar in Berlin, im Jahr darauf als Hülfsprediger nach Landsberg a. d. Warthe, bis er von 1706 bis 1802 als Paſtor an der Charité, zum zweiten Male in Berlin ſeinen Wirkungskreis fand. Es war dies beim Wechſel des Jahrhunderts die bedeutendſte Epoche ſeines Lebens. Seine erſten Bekenntnißſchriften, ſeine „Reden“ und ſeine „Monologe“, gehörten ihr an, ſein Verkehr mit Henriette Herz und mit Friedrich Schlegel, ſowie eine dunkle Stelle in ſeinem Gemüthsleben. Das Ideal eines Freundſchaftsbundes war für Schleiermacher eine „geiſtige Ehe“; ſo hoch ſtellte er und ſo tief und innig faßte er die Gemeinſamkeit der Arbeit zweier Geiſter, gleichviel ob verſchiedenen oder deſſelben Geſchlechtes. Die ſchöne, junoniſch geſtaltete Henriette Herz, die Tochter des Berliner Arztes de Lemos, eines Juden von portugieſiſcher Abkunft, war, fünfzehn Jahre alt, die Gattin eines Arztes geworden, der, um vieles älter, ihr Erzieher geweſen war und in kinderloſer Ehe ihr Lehrer und Freund blieb, auch als ſie im Verkehr mit den Männern der romantiſchen Schule jene Freiheit und Selbſtändigkeit gewonnen, die ſie nach ſeinem Tode zum Chriſtenthume führte. Schleiermacher las mit ihr Griechiſch und widmete ihr ſeine „Monologe", das Buch, in welchem er ſich ſelbſt idealiſirte. Zur Zeit der Sommerfriſche lebte er oft den ganzen Tag mit ihr in dem kleinen Häuschen, das ſie im Thiergarten bewohnte. Jene „Monologe" waren eigentlich mehr ein Ertrag ſeiner Dialoge mit dieſer ſeiner „Jette". Sein Sokratiſches Weſen, die gerühmte Hebammenkunſt der Erzeugung des Denkens in Andern geſtattete ihm gar kein einſames Dichten und Trachten, ſeine innerſte Natur war geſelliger Art. Sein geſchlechtliches Verhalten im Umgang mit Frauen ging ſo weit, daß er, von Freunden gewarnt, ſich nicht zu verlieren an Weſen, die ihm nicht angehören konnten, dieſe Warnung entweder belachte oder gar nicht verſtand. Seine faſt mädchenhaft reine, ſittliche Zartheit war bewundernswürdig. In gleicher Hingebung und Bedürftigkeit des Herzens und Geiſtes war er auch in der Männerfreundſchaft. Im Herz'ſchen Hauſe lernte er Friedrich Schlegel kennen, deſſen „Athenäum"(1796—1800) damals erſchien. Wenn er ſein Verhältniß zu Dieſem auf eine geiſtige Ehe nannte, ſo war er ſeinerſeits wohl der weibliche Theil, der treu bedächtige, ſorgſam begütigende, der die Extreme des Mannes klug und fein vermittelt. Die tumultuariſche Perſönlichkeit dieſes Schwarmgeiſtes ſchien ihm zu imponiren, deſſen weitgeſtellte Ziele gaben ſeiner ſtillen, wenn auch unaufhörlich bewegten und wachſamen Seele neuen Antrieb, ſtärkern Stachel und Reiz. Stubengenoſſenſchaft und die gemeinſame Unternehmung, den Platon deutſch zu geben*), bei deren Ausführung Schlegel den Genoſſen freilich bald im Stich ließ, machten die Duzfreundſchaft ſehr innig. In ausſchweifenden Wagniſſen, und auch als Menſch, bedurfte Schlegel der Nachhülfe, der treuen Vermittelung. Schleiermachers „Vertraute Briefe über die Lucinde“ waren eine Ehrenrettung. Schleiermacher hatte ſich Anfangs in das Buch gar nicht finden können; er ſchrieb an eine Freundin: „Mit der Lucinde werden wir unſere Noth haben.“ Als das Buch jedoch geradezu als ein unſittliches gebrandmarkt, ſein

---

*) Steffens, ſein trauter Freund und Stubengenoſſe zu Halle in der Zeit der höchſten Noth und Dürftigkeit, während die Stadt von den Feinden beſetzt, die Univerſität zerſprengt war, hat ſeine Perſönlichkeit geſchildert: „Schleiermacher war bekanntlich klein von Wuchs, etwas verwachſen, doch ſo, daß es ihn kaum entſtellte. In allen ſeinen Bewegungen war er lebhaft, ſeine Geſichtszüge höchſt bedeutend. Etwas Scharfes in ſeinem Blick mochte vielleicht zurückſtoßend wirken. Er ſchien in der That einen Jeden zu durchſchauen. Sein Geſicht war länglich, alle Geſichtszüge ſcharf bezeichnet, die Lippen ſtreng geſchloſſen, das Kinn hervortretend, das Auge lebhaft und feurig, der Blick fortdauernd ernſthaft, zuſammengefaßt und beſonnen. Ich ſah ihn in den mannichfaltigſten wechſelnden Verhältniſſen des Lebens, tief nachſinnend und ſpielend, ſcherzhaft, mild und erzürnt, von Freude wie durch Schmerz bewegt. Fortdauernd ſchien eine unveränderliche Ruhe, größer, mächtiger als die vorübergehende Bewegung, ſein Gemüth zu beherrſchen. Und dennoch war nichts Starres in dieſer Ruhe. Eine leiſe Ironie ſpielte in ſeinen Zügen, eine innige Theilnahme bewegte ihn innerlich und eine faſt kindliche Güte drang durch die ſichtbare Ruhe hindurch. Die herrſchende Beſonnenheit hatte ſeine Sinne auf eine bewunderungswürdige Weiſe verſtärkt. Während er in lebhaftem Geſpräch begriffen war, entging ihm nichts. Er ſah Alles, was um ihn her vorging, er hörte Alles, ſelbſt das leiſe Geſpräch Anderer."

---

*) Schleiermachers zum großen Theil vollendete Ueberſetzung der Platoniſchen Dialoge, deren Ordnung und Erläuterung haben Philoſophen wie Philologen als ſein glänzendſtes Verdienſt gerühmt. An dieſe Arbeit voll ſtaunenswerther Kraft, Emſigkeit und Ausdauer reihen ſich noch ſeine Sammlung der Fragmente des Herakleit im Buttmanniſchen Muſeum, ſeine Würdigung des Anaximander und des Diogenes von Apollonia, ſeine Abhandlung über des Ariſtoteles Nikomachiſche Ethik, eine Charakteriſtik des Sokrates und eine Studie über die verſchiedenen Methoden des Ueberſetzens. Seine Methode lief freilich Gefahr, ſelbſt ſeinen eignen Styl an die Grenze erkünſtelter Manierirtheit zu drängen. Mancher hat geklagt, zum griechiſchen Text greifen zu müſſen, um Schleiermachers Periodenbau in dieſer Ueberſetzung zu verſtehen.

Verfaſſer geächtet wurde, da fühlte er ſich nicht nur um des Freundes, auch um der Sache willen gedrängt, den phariſäiſchen Finſterlingen gegenüber eine Vertheidigung zu ſchreiben, welche ihm Gelegenheit gab, die Heuchelei der ſtumpfen Askeſe und die falſche Prüderie zu geißeln. Bezeichnend iſt ein Wort Schleiermachers über Schlegel ſchon in damaliger Zeit, wo man ihn für blind eingenommen vom Freunde hielt. Er vermiſſe, klagt er, an Friedrich Schlegel „das zarte Gefühl und den feinen Sinn für die lieblichen Kleinigkeiten des Lebens und für die feinen Aeußerungen ſchöner Geſinnungen, die oft in kleinen Dingen unwillkürlich das ganze Gemüth enthüllen.“ Was nicht feurig und ſtark erſcheine, halte Schlegel für ſchwach, äußerte Schleiermacher, dem oft ein Strohhalm genügte, um Gott zu erkennen, während Schlegel ſich in ſtolzen Velleitäten erging, ohne Centrum in Peripherien ſchweifte. Daß dieſer Stern kein Planet war, hat Schleiermacher ſpäter gründlich eingeſehen, als deſſen Kometenſchweif ſich im Schooß einer alleinſeligmachenden Kirche verlor und auch dort in Dunſt ſich löſte. Die dunkle Stelle in Schleiermachers Leben gehört der Zeit an, als Schlegel mit Moſes Mendelsſohns Tochter ein Bündniß ſchloß, das erſt nach deren Trennung von ihrem erſten Gatten, dem Maler Veit, möglich wurde. Schleiermacher lag ebenfalls in romantiſchen Banden der Neigung zu einer leidenden, mit ihrem Geſchick an der Seite eines ungeliebten Gatten ringenden Frau, der er ſich zutraute Heilmittel des Leibes und der Seele bieten zu können. Die an Frau Eleonore, Gattin des Predigers

Grunow, gerichteten Briefe athmen das tiefſte, das glühendſte Bedürfniß, ihr anzugehören und ſie aus einer Ehe zu erlöſen, die er, weil ſie nicht in Liebe geſchloſſen war, für keine ächte hielt. Um ihr den Entſchluß zu erleichtern und das Aufſehen zu vermeiden, wenn ſie ſich von ihrem Gatten trennen würde, verließ Schleiermacher Berlin und nahm (1802) die Predigerſtelle in Pommern an, wo er ſich ein Ovid in Tomä als Verbannter fühlte und ſeine Entfernung dann doppelt bereute, als Eleonore doch nicht Kraft und Muth genug beſaß, das alte Band zu zerreißen. Schleiermacher irrte in der Verzweiflung faſt bis an den Rand des Entſchluſſes, ſein Leben freiwillig zu beenden; doch hat man die Briefzeugniſſe davon nicht zu veröffentlichen gewagt. Klar und offen hat er gewiß ſeiner Freundin Herz darüber gebeichtet. — Die zweite „Jette“ in ſeinem Leben war die Frau eines jungen Freundes, der in Stralſund Prediger war, 1804 die ſechszehnjährige Henriette von Mühlenfeld, Tochter eines Oberſtlieutenants und Gutsherrn zu Siſſow auf der Inſel Rügen, heirathete, aber ſchon einige Jahre darauf in der Franzoſenzeit ein Opfer des Lazarethfiebers wurde, die junge Frau mit einem lebenden Sohne und einem zweiten Kinde unter dem Herzen hinterlaſſend. Durch das Medium des Freundes war er zu ihr in ein inniges Verhältniß getreten, und ſchon zu ihres Mannes Lebzeiten hatte Henriette v. Willich in Schleiermacher einen väterlichen Freund und Lehrer erkannt. Mit naiver Grazie hatte ſie dem „Väterchen“ die zärtlichſte Sorgſamkeit und Neigung gewidmet; plötzlich verwittwet und verwaiſt, fand ſie in ihm Hülfe, Troſt, Rettung und Liebe. Sie wurde 1809 die Gattin des bereits Einundvierzigjährigen, dem bei ſeinem innigen Bedürfniß nach Liebe ſo ſpät das Glück der Ehe wurde. Im Briefwechſel Beider iſt der Austauſch und die Geneſis der Empfindungen im zarten Uebergang von Freundſchaft in Liebe von einem Intereſſe, das uns ſonſt nur in Herzensromanen entgegentritt. Es iſt nicht neu, daß im Herzen einer Schülerin Achtung und Bewunderung für den Lehrer ſich in Leidenſchaft wandelt. Hier aber ſtand noch der Geiſt des geſchiedenen Gatten und Freundes zwiſchen den Liebenden, — nicht aber um zu trennen, im Gegentheil um Beide einander zuzuführen und ſegnend die Hand über ſie zu breiten. Der Todtendienſt, den Friedrich und Henriette dem frühvollendeten Ehrenfried Willich unausgeſetzt widmen, verdrängt hier nicht den erſten Gatten aus dem Herzen der Gattin, giebt vielmehr dem neuen Bündniß eine neue, ätheriſch reine, faſt geiſterhafte Weihe. Ein Sohn aus dieſer Ehe, Nathanael, ſtarb 9 Jahre alt; eine Tochter wurde die Gattin des preußiſchen Miniſters Grafen Schwerin.

Seit 1804 war Schleiermacher als Prediger und als akademiſcher Lehrer in Halle thätig geweſen, nach dem Abtreten der Saaleſtadt an das weſtphäliſche Königreich (1807) abermals nach Berlin verpflanzt, wo er für die neue Hochſchule eine weſentliche Stütze wurde. In der Zeit der Drangſal und höchſten Noth, wo die Fürſten nach den Völkern rufen, in der Zeit der Verſuche, das erloſchene Leben der Nation wieder anzufachen, da ward er unter den Männern gern befunden, die helfen und fördern ſollten. Schleiermacher ſtand wie Fichte im Brennpunkt der Bewegung deutſcher Freiheitsmänner, die ſich wie eine Loge geheimer Verbrüderung über Volk und Jugend erſtreckte, in Schill und Dörnberg ihren erſten, äußerlich verfehlten Ausdruck fand, bis die Zeit reif war und ſelbſt ein König mit ſeinem Aufruf, mit Brief und Siegel den Aufſtand und den Volkskrieg ſanctionirte. Bevor noch die Arndt, Rückert, Schenkendorf und Körner ſangen, ſchon unter den Bayonetten des Feindes entzündete Schleiermachers Wort von Kanzel und Lehrſtuhl die heimlich in Freiheitsluſt klopfenden Jugendherzen. Zelter hat in Briefen an Goethe von des kühnen Predigers Unerſchrockenheit in der Franzoſenzeit berichtet, und aus des Mannes eignen Briefen erfahren wir, wie ihn Davouſt, der Henker Hamburgs, nebſt mehreren andern Bürgern Berlins vor ſich beſchied, ihm wie ähnlichen Aufruhrſtiftern mit Strafe drohend. Biſchof Eilert hat erzählt, wie Schleiermacher nach dem Aufruf von Breslau die Schaaren bewaffneter Jünglinge in der Dreifaltigkeitskirche zum Kampf für die neue Zeit eingeſegnet. Im Styl alter Zeiten ließ ein Herodes einen Johannes enthaupten; plötzlich rief man nun vom Throne nach den Propheten, um den Kampf zu einem heiligen zu entflammen. Das waren allerdings Zeichen einer neuen Zeit, von der es immer heißen wird: die Blinden werden ſehend und die Lahmen ſtehen auf und wandeln! Draußen vor der Kirche ſtanden die Büchſen der Freiheitskämpfer, und drinnen weihte ein Prieſter, der für innere und äußere Freiheit gekämpft, die Jugend zum Kampfe, die weinenden Mütter ſegnend und preiſend, daß ſie ſolche Söhne geboren. Das waren ebenfalls Wunderthaten, und Wunder werden ſich erneuern, ſolange ſich Menſchen für ein Heiliges und Höchſtes entzünden; oder es müßte denn David Friedrich Strauß gelingen, den Begriff Wunder, als vom luftleeren Himmel ſtammend, lächerlich zu machen und als ſinnlos zu erklären.*)

Wer die Propheten verſpottet und verwirft, handelt faſt ebenſo ſchnöde wie die Mächtigen dieſer Erde, welche ſie benutzen und nach vollzogenem Dienſt bei Seite ſchieben. Die drei Bände: „Aus Schleiermachers Leben“ brachten in Briefen des Mannes auch Bericht über ſeine geheimnißvolle Sendung nach Königsberg, wo man Hof hielt, eine Sendung, die er, eine Zeitlang Mitglied des Miniſterraths in Cultusſachen, nicht ohne Gefahr vor den Feinden des Vaterlandes unternahm. Den Inhalt der Botſchaft wiſſen die Herausgeber des Briefwechſels nicht zu bezeichnen. Wenige Jahre jedoch nach geleiſteten „Freiheitsdienſten“, ſchon 1817, begann Schleiermachers Kampf gegen den bureaukratiſchen Abſolutismus des wiedererſtehenden Polizeiſtaates, ſein Kampf für Freiheit der Kirche, für Selbſtregierung der Gemeinden, deren Diener nach freier Wahl der Aelteſten der Prediger ſein ſollte ſtatt Beamter des weltlichen Regiments. Die Polizeimänner in Preußen fürchteten die ſittliche Macht freier Gemeinden und täuſchten das Volk, indem ſie deren natürliche Selbſtregierung als eine neue Hierarchie bezeichneten. Für eine Union der Lutheraner, Calviniſten und Reformirten hatte ſich Schleiermacher längſt entſchieden, denn was ſie getrennt, waren verfallene Begriffe. Klaus Harms, Scheibel und ſelbſt Steffens hielten ein ſchroff abſchließliches Altlutheranerthum feſt, während Luther ſelbſt keine lutheriſche Kirche bezweckte, vielmehr nur Chriſti Kirche vom Meinungsſchutt der Jahrhunderte befreite. Auf „Ordre“ eines weltlichen Herrſchers hin bezweckten aber Unionsmänner Symbolzwang und knechtiſche Bekenntniſſe früherer Zeiten wiederherzuſtellen. Das hielt Schleiermacher für Eingriffe in die Freiheit der ächten Kinder Gottes. Und ſo ward er denn mißliebig bei den Fürſten, wie er den Finſterlingen zu ſehr ein Denker, den Denkern aber zu gläubig und allen als zweideutig erſchien. Die Sehnſucht aber nach einem ſtillen Herrnhuterthum überkam ihn ſchließlich nur wie die Sehnſucht nach einer Glückſeligkeitsinſel, die nicht mehr da iſt im ſtreitigen Menſchenleben. „Mitten in der Endlichkeit Eins werden mit dem Unendlichen und ewig ſein in jedem Augenblick“: dies blieb ſein Wahlſpruch und die Unſterblichkeitslehre, die er predigte. Und mich dünkt, über dieſer Lehre könnten ſich Chriſtenthum und Philoſophie die Hände reichen.

---

*) Als ſich die Hörſäle der Hochſchule leerten, war Schleiermacher der Prediger in den Verſammlungen des Landſturmes, der ſich in Berlin ordnete. Sich an Steffens' Seite den Reihen der Freiwilligen anzuſchließen, war ihm von Natur verſagt. Zur Zeit der Demagogenriecherei ſeit Kotzebue's Ermordung erlebte er mit der Hochſchule Berlins die Schmach, vergeblich gegen de Wette's Abſetzung Proteſt eingelegt zu haben. De Wette hatte bekanntlich der Mutter Sands einen Troſtbrief geſchrieben, der dem blinden Fanatismus der Finſterlinge Vorwand lieh, die Frevelthat eines Schwärmers im Munde eines Gottesgelehrten gebilligt zu ſehen. Hierüber und über Arndts Abſetzung in Bonn geben Schleiermachers Briefe die beſten Zeugniſſe. Seine mit Arndt gewechſelten Briefe ſind von beſonderer Traulichkeit; war doch Arndt ſeit 1817 als Gatte von deſſen Stiefſchweſter Schleiermachers Schwager.

VI.

Arndt.

VI.

Arndt.

Seit dem 29. Juli des Jahres 1865 ſteht Vater Arndt in Erz auf hoher Zinne zu Bonn am Rhein, als Wächter auf den deutſchen Strom blickend. Zwei ſeiner Kernſprüche prangen am Denkmal: Der Gott, der Eiſen wachſen ließ, der wollte keine Knechte! und: Der Rhein, Deutſchlands Strom, nicht Deutſchlands Grenze. So lautet der Titel eines jener vielen Bücher, die der getreue Eckart auf des Reichsfreiherrn Stein Geheiß geſchrieben. Arndt iſt Stein's Schreiber geweſen, Stein hat an ihm gleichſam ſeinen „Blücher mit der Feder" gehabt, wie Blücher für Gneiſenau's Gedanken die Fauſt und das Schwert war.

Am zweiten Weihnachtstage des Jahres 1769, den 26. December, (vier Monate „gleich hinter dem Corſen her") wurde Ernſt Moritz Arndt auf der Inſel Rügen geboren. Sein Urgroßvater war ein eingewanderter ſchwediſcher Unterofficier geweſen, der ſich in ein Bauernweſen eingeheirathet hatte, ſein Großvater ein Schäfer, ſein Vater Haidereiter, auch

Schreiber beim Grafen Putbus, zuletzt Inſpector auf deſſen Gütern in Schoritz. Die Mutter war eines Ackerbauern Tochter. In ſeinen „Fragmenten über Menſchenbildung“ ſchrieb Arndt, er werde nie aufhören, ſeinen Eltern noch unter der Erde zu danken, daß ſie ihn natürlich aufwachſen ließen, ohne allzu viel an ihm zu ſtutzen und abzuglätten. Er blieb ein Naturproduct, ein Geſchöpf heimiſcher, ländlicher Sitte, voll Bauernkraft, Einfalt und Naturtreue. Bis in ſein vierzehntes Jahr ging keine fremde Vocabul über ſeine Lippen. Es haperte ſogar mit dem Unterricht. Der Vater lehrte Schreiben und Rechnen, die Mutter Leſen; über Bibel und Geſangbuch ging's nicht hinaus, aber er las dafür das Wort Gottes wohl drei-, viermal ganz durch. Sonſt wurde das Roß getummelt, zur Saat- und Erntezeit ſogar das Vieh gehütet. Sonntags ging's zweimal weit über Feld zur Kirche. Die Eltern waren ſtreng, ſtark, derb und kurz und gut. Faſt ſoldatiſch geartet, ſchlief Ernſt auf Brettern und Reiſig mit dem Mantel bedeckt, oft genug unter freiem Himmel, im Baumgeheg oder hinter einem Heuhaufen. Das hat ihm die Liebhaberei für nächtliche Wanderungen gegeben. Das Meer und die Eichenwälder haben den Knaben groß werden ſehen, der Vogel in der Luft, das Wild im Buſch, der Fiſch im Waſſer ſind ſein Spielzeug geweſen; im Buchengrün und zwiſchen Hünengräbern iſt uns dieſer Nordlandsrecke erwachſen. Daher ſein leidenſchaftlicher naturhiſtoriſcher Trieb, Land und Leute al fresco aufzufaſſen, ſie in ihren Naturbedingungen zu ergründen. Auf der Stubbenkammer giebt's Buchenwälder, die der ſcharfe Seewind nicht allzu ſehr aufſchießen läßt und kurz und gedrungen hält; um ſo eiſenfeſter wird ihr Holz. So ein Buchengewächs nach außen und innen war Arndt. Natur war alles was ihn umgab, künſtlich nur einige quäleriſche Mißſtände, Erfindungen der menſchlichen dummen Klugheit, die Leibeigenſchaft der Bauern, und gegen dieſe Mißcultur war denn auch in Greifswald eine ſeiner erſter Schriften gerichtet. — Endlich war daheim doch noch ein Hauslehrer gefunden, ein Mann aus Sachſen, der es in der Jugend bis zum Studenten gebracht hatte, aber dann unter die Soldaten gegangen war und nun den Corporalſtock mit dem Bakel vertauſchte. Etwas Latein war in dieſem Präceptor ſitzen geblieben; aber er hatte, zumal wenn er Kirchenlieder ſang, eine kreiſchende Stimme, dergeſtalt daß die Buben laut kicherten, und da ſetzte es dann brav Fuchtel mit der Haſelruthe. Ein anderer „Leſekerl“, wie man auf gut Schwediſch die Studenten nannte, förderte auch nicht viel, bis Ernſt nach Stralſund auf die gelehrte Schule kam. Schwediſch war auch in Pommern das Regiment, aber Land und Leute kerndeutſch, von der plattdeutſchen Art, wie ſie Fritz Reuter von Mecklenburg noch heutzutage ſchildert. Mehrere Gönner hatten zuſammengeſchoſſen, um den kräftig biderben Bauernjüngling ſtudieren zu laſſen. Wie er von der Schule entlaſſen war, regte ſich aber das Gelüſt des freien Bauern in ihm, er entlief und ſtreifte in Feld und Wald umher, bis er ſich doch wieder einfangen ließ und, 22 Jahre alt, 1791, nach Greifswald ging, um

Gottes Wort zu ſtudieren. Dann beſuchte er Jena als Theolog, wo ihn Fichte's „tapfere Perſönlichkeit“ ſpornte. Er predigte als Candidat „mit Schall und Beifall“, die Rede floß ihm leicht und gut vom Munde; allein ſein Rechtlichkeitsſinn ſträubte ſich gegen die Kreuz- und Querwege, um eine Pfarre zu ambiren, und nach einem Hauslehrerdienſt beim Pfarrer Koſegarten entſchloß er ſich, 28 Jahre alt, mit dem Stock in der Hand ſich die Welt zu beſchauen. Er wanderte vom Frühling 1798 bis zum Herbſt 1799 wie Bruder Sorgenlos durch halb Deutſchland, Ungarn, Italien, Frankreich und beſchrieb ehrlich, grob, aber kernhaft und mit geſunden Blicken, namentlich in Paris am wilden Heerde der Revolution, in vier Bänden ſeine Wanderungen. Ein Dreißigjähriger kam er zurück, und da ihn eine Herzensneigung quälte, ſo ward er 1800 in Greifswald ſeßhaft, heirathete, docirte und ward Adjunct der philoſophiſchen Facultät. In ſeinen ſpäteren „Erinnerungen aus dem äußern Leben“ leſen wir: „Meine Frau ſchenkte mir im Sommer 1801 einen ſchönen Sohn, der ihr das Leben koſtete“; von ſeinem Schmerz ſprechen ſeine Gedichte aus jener Zeit. Er hat meiſt Hiſtorica geleſen; ſeine erſte Schrift lautete: „Ueber die Freiheit der alten Republiken“; ſeine zweite (1803): „Verſuch einer Geſchichte der Leibeigenſchaft in Pommern und Rügen“ machte Lärm. Die Junker und Großpächter ſchalten ihn Bauernaufhetzer und Leuteverderber. Der ſchwediſche König ließ ihn in Stralſund vor Gericht verhören, ihn dann aber unangetaſtet nach Greifswald zurückkehren; Leibeigenſchaft und

Patrimonialgerichte wurden einige Jahre nachher durch Guſtav IV. Adolf aufgehoben. Dieſe ſchöne That ſeines Königs machte Arndt Zeitlebens zum Royaliſten. Er blieb dies, ſelbſt wo das Königthum ſo blind wurde, ſeine reinſten und beſten Anhänger zu knechten. „Ich hatte“, ſagt er in ſeinen „Erinnerungen aus dem äußern Leben“ (3. Aufl. S. 84), „als Zeitungsleſer und Chronikenleſer, zwiſchen meinem neunten und zwölften Jahre ſchon gewiſſe politiſche Verhärtungen und Verſteifungen. Ich brauche dieſe Worte abſichtlich, weil ich die Sache als Fehler in mir erkannt habe. Ich bin von jeher vielleicht ein übertriebener Königiſcher geweſen. Ich glaube, ich bin es geworden, wie die Meiſten ganz unbewußt etwas werden, durch die erſten Gewöhnungen des frühen Alters.“ Arndts Franzoſenhaß ſtammt auch nicht blos aus der Kriegszeit, er ſteckt ihm tiefer im Blute. Der Knabe las Puffendorf's und Anderer Geſchichten vom dreißigjährigen Kriege. Die herrſchſüchtigen, hinterliſtigen, mordbrenneriſchen Pläne des vierzehnten Ludwig flößten der jungen Seele einen tiefen Abſcheu ein, den das Gefühl noch ſteigerte, daß deutſche Schmach und Schwäche der franzöſiſchen Größe nur zur Folie diente. Im Jahre 1803 warf Arndt in einer Schrift: „Germania und Europa“ zum erſten Mal dem großen Corſen den Fehdehandſchuh vor die Füße. Dann machte er ſeine in vier Bänden erſchienene „Reiſe durch Schweden im Jahre 1804“ mit volljährigem Aufenthalt in Stockholm und Streifereien bis ins Land der Lappen, Land und Leute mit Sympathie, aber auch mit ungefälſchtem Naturblick ſchildernd. Zu deutſchem Land und Volk aber hielt er ſchon damals, ein ſchwediſcher Officier ließ beim Glaſe Wein ein ſchlechtes Wort über Deutſchland fallen und Arndt, obſchon nicht duellſüchtig, ging ſo hart auf ihn ein, daß es zum Zweikampf kam; Arndt erhielt eine Kugel und lag viele Wochen lang auf dem Streckbett. Mit ſeinem „Geiſt der Zeit" (Bd. 1. 1806) warf er „allen Schurken und Käuzen, welche das Licht mit Nacht umhüllen," den Fehdehandſchuh hin. Er ſchilt die Schreiber, das Volk nicht aus dem Todesſchlaf geweckt zu haben, die Philoſophen, das thatſächliche Leben nicht zu verſtehen, die Theologen, die Tempel Gottes nicht mehr füllen zu können, weil ſie Lüge und Wahrheit verſchmelzen; den Hiſtorikern wirft er vor, die Geſchichte, die große Lehrerin der Menſchheit, zu einem leeren Märchen gemacht zu haben. Die Franzoſen klagt er an, Europa um ſeine ſchönſten Hoffnungen betrogen zu haben; aus Weltbeglückern und Völkerbefreiern ſeien ſie wieder die kriechendſten und elendeſten Sklaven eines Einzigen geworden, der ſie durch keine edleren Künſte beherrſche als durch gemeine Liſt und prunkende Aefferei. „Ihr ſeid ſo leidlich gebildet, aber aus Schwächlichkeit und Aefferei iſt Eure ganze Bildung hervorgegangen und hat nur den äußern Firniß und die Abglättung voraus. In der Mitte Europa's ſeid Ihr eine Art Mitteldinger geworden, und von jeher fehlte Euch die volle ſüdliche Naturkraft und die ſchwärmeriſche nordiſche Tiefe des Gemüthes; Ihr ſchwammet in einer kümmerlichen Mitte zwiſchen beidem und waret auch immer Eures Mangels und Eurer Nacktheit Euch bewußt; daher Eure Windbeutelei, Euer ſchaaler Spott und Spaß mit dem Ernſteſten und Heiligſten von jeher. — So iſt der Charakter Eurer Kunſt, ſo tritt Euer zierliches Leben hin — nichts als leerer Schein, nichts als der ſündliche Schlangenglanz von Tugenden, von welchen der unverdorbene Menſch ſich mit Abſcheu und Schrecken wegwendet. Ohne Religion, ohne Poeſie, ohne Wahrheit, zu ſchwach, Euch zu beſſern, zu gebildet, Eures Urtheils inne zu werden, tretet Ihr ſtolz hin und krähet uns Andern mit einer beiſpielloſen Unverſchämtheit vor, daß wir ungeſchliffene Geſellen und Barbaren ſind.“ — Den Fürſten wirft Arndt vor, daß ſie immer nur an ſich, nie an das Volk gedacht, den Edelleuten, die Fürſten in der Stunde der Gefahr verlaſſen, des Volkes Schmach und Elend nicht getheilt zu haben. Das achte Capitel trägt die Ueberſchrift: „Der Emporgekommene.“ Er nennt Napoleon eine gewaltige Naturkraft. „Die Natur, die ihn geſchaffen hat, die ihn ſo ſchrecklich wirken läßt, muß eine Arbeit mit ihm vorhaben, die kein Anderer thun kann.“ Die Revolution, ſagt Arndt, habe über die franzöſiſche Welt einen neuen Rauſch der Begeiſterung gebracht, auflodernd, zerſtörend und kurz verfliegend, da wo ein hohes Geſetz der Stätigkeit ihn aufnehmen ſollte, während die leichtere Beweglichkeit des franzöſiſchen Elementes bei Anſtrengung und Siegen nur das Gefühl der Glorie und Ehre ſteigerte, ſchließlich aber, nachdem Alles wieder gemein und knechtiſch geworden, nur noch ein furchtbarer Enthuſiasmus übrig blieb. Mit der Blitzesſchnelle eines Dſchingis und Attila habe Napoleon den Eiſenſinn eines Fabricius und Marius, die Freundlichkeit und Liſt eines Scipio und Cäſar in ſich vereinigt. Nur ſeine Gegner verſchuldeten ſein Glück, er ward nur groß durch Kleinheit und Erbärmlichkeit der Andern. Man könne ihn nicht mit den gewöhnlichen Mitteln der Mittelmäßigkeit, man könne ihn nur mit ſeinen eigenen Inſtrumenten, mit gleichen Waffen beſiegen. Weil er aber kein großer Menſch, wohl aber ein großes Ereigniß war, ſo haben ihn auch nicht einzelne große Gegner beſiegt; die Völker haben ihn geſtürzt, die Maſſen ihn erdrückt. — Wir gaben ſchon im Artikel über Fichte dieſe unſere Auffaſſung, die mit der Arndt's ziemlich übereinſtimmt. Erſt ſpäter, in der Leidenſchaft und im Drange der Zeit hat ſich Arndt's Anſicht heftiger verbiſſen, wenn er behauptete, Napoleon habe nie eine Idee gehabt. Aber die Ideen hatten ihn und trieben ihn freilich ins Verderben, weil der blinde Dämon ſeines Egoismus ſie ausbeuten wollte. In ſeinen „Wanderungen und Wandelungen mit dem Freiherrn von Stein" (1858) ſchrieb Arndt über ſich ſelbſt: „Ich, damals ein kleiner Profeſſor in Greifswald, hatte mit vielen Tapferen ſchon ſpaniſche und tyroliſche Gedanken." Und er hatte ſie, zwar erſt nach Schiller's Tell, aber doch ſchon vor Fichte, der ihm in Sachen des Corſen trefflich ſecundirte. Im Winter von 1807 zu 1808, nach dem Erſcheinen des erſten Bandes von Arndt's „Geiſt der Zeit", hielt Fichte in der Berliner Akademie ſeine „Reden an die deutſche Nation".

Nach der Schlacht bei Jena war für Arndt kein Bleiben mehr in deutſchen Landen; der Buchhändler Palm wurde wegen ſeiner Schrift: „Deutſchland in ſeiner tiefſten Erniedrigung 1806“ erſchoſſen; Arndt wollte ſich nicht ebenfalls einfangen und wie einen tollen Hund erſchießen laſſen. Er ging nach Stockholm, überſetzte ſchwediſche Geſetze für Pommern und Rügen, auch ſchwediſche Manifeſte beim Ausbruch des Ruſſenkrieges 1808 und eine ſpaniſche Staatsſchrift, welche Napoleons Ränke gegen das ſpaniſche Königshaus aufdeckte. Als die Nachricht von Schill's Untergang in Stralſund (31. Mai 1809) nach Stockholm gelangte, litt es ihn nicht länger in Schweden, er ging unter dem Namen eines Sprachmeiſters Allmann nach Deutſchland zurück. Es war ein böſes Jahr; Stein geächtet und auf der Flucht; Andreas Hofers Hinrichtung beſchloß das Jahr. Bei Georg Reimer hielt ſich Arndt in Berlin verborgen und erlebte den kläglich wehmüthigen Einzug des preußiſchen Königspaares. Pommern wurde an Schweden zurückgegeben und Arndt konnte wieder in Greifswald dociren. Aber es trieb ihn aus der ſchwühlen Stille fort ins bewegte Leben, und da die Deutſchen anfingen, ſich zu fügen und gar die liberalen Ideen der Nationalfeinde zu preiſen, verſchaffte er ſich einen ruſſiſchen Paß, um in Petersburg am Heerde der deutſchen Bewegung ſchüren zu helfen. Im „Geiſt der Zeit“ Bd. 2 ſchrieb er: „Gebt mir nur ein Plätzchen in Germanien, wo die Lerche über mir ſingen darf, ohne daß ein Franzoſe ſie herabſchieße; gebt mir ein Häuschen mit einem Gartenzaun, wo mein Hahn krähen darf, ohne daß ein Franzoſe ihn bei den Fittichen faſſe und in ſeinen Topf ſtecke: und ich will fröhlich ſingen wie die Lerche und krähen wie der Hahn, wenn auch ein Leinenkittel meinen Leib bedeckt.“ Dieſer zweite Band des Buches, wie auch 1813 der dritte, mußte in London das Licht der Welt erblicken; ſeinen Autor rief Stein, den Kaiſer Alexander zu ſich geladen hatte, nach der Zarenſtadt. Der Freiherr, der über Deutſchlands Freiheit mit Hülfe der Ruſſen brütete, empfing ihn dort „im Hotel Demuth“ mit den Worten: „Gut, daß Sie da ſind; wir müſſen hoffen, daß wir hier Arbeit bekommen.“ Arndt erhielt wie ein ruſſiſcher Angeſtellter Gehalt von Stein aus öffentlichen Caſſen, ſpäter aus der der „Centralverwaltung für Deutſchland.“ In Rußland waren nicht weniger als 150,000 Deutſche unter Napoleoniſchen Fahnen. An Dieſe mußte die Mahnung ergeben, daß es hinter ihnen ein Vaterland gebe, das auf ſie hoffe. In Rußland fanden und ſammelten ſich als Flüchtlinge und als Patrioten verſchiedener Völker: der Herzog von Oldenburg, Herzog Alexander und Herzogin Antonie von Würtemberg, Chazot, Clauſewitz, Pfuel, Boyen, Graf Dohna, Graf Armfeld und Dörnberg, Schubert und Adelung, Klinger und die Staël. Arndt ſtand Rede über dieſe Begegnungen in ſeinen „Erinnerungen“ und in ſeinen „Wanderungen.“ Es galt die Gründung einer deutſchen Legion, denen der Geiſt der hingeopferten Schill und Braunſchweig-Oels eingeflößt werden mußte. Arndt war Stein's Secretär; in Deſſen Sinn und Namen ſchrieb er in Petersburg Pamphlete, Aufforderungen, Verkündigungen, Gegenſchriften, Widerlegungen franzöſiſcher Bulletins und Lügen. Er traf Stein's Auffaſſung und Styl; denn Dieſer ſagte zu ihm: „Recht ſo! Sie ſind immer kurz und gradaus! Ich mag die Wortſchnitzler nicht, die weitſchweifigen Umwickler, Entwickler und Auswickler der Dinge; ſie bauen meiſt in die Luft, ſtatt die Sache zu treffen.“ Arndt's „Katechismus für den deutſchen Kriegs- und Wehrmann“ erſchien zuerſt in Petersburg, im Sommer 1812 (ſpäter in Königsberg 1813, zuletzt in Cöln 1815). Es iſt altbibliſcher und Lutherſcher Ton im Buche: „Wer Tyrannen bekämpft, iſt ein heiliger Mann, und wer Uebermuth ſteuert, thut Gottes Dienſt. Wer die Freiheit zu unterdrücken auszieht, damit unſchuldige Völker als Knechte dienen, der erhebt das Schwert gegen Gott den Herrn, und treffen wird ihn, der die Blitze vom Himmel wirft. Und es iſt ein Ungeheuer geboren und ein blutgefleckter Gräuel aufgeſtanden, und heißt ſein Name Napoleon Bonaparte, ein Name des Jammers, ein Name des Wehs, ein Name des Fluchs der Wittwen und Waiſen, ein Name, bei welchem ſie künftig Zeter ſchreien werden, wenn arme Sünder zum Richtplatz gehen. Und wenn Satan der Vater der Lüge heißt, ſo heißet Bonaparte Satans älteſter Sohn. Viele haben ihn angebetet und zum Götzen ihrer Herzen und Gedanken gemacht, und haben ihn genannt Heiland und Retter und Befreier ꝛc. Ich aber kenne ihn, ſpricht Gott, und habe ihn verworfen, und iſt kein Heil und keine Rettung und Freiheit in ihm, und hat er kein Zeichen, daß man ihn nenne nach Gott" u. ſ. w. Das war der Ton der Sturmglocke, die gezogen werden mußte; andere Töne wirkten nicht, um den Volkskrieg anzufachen. Auch Arndt's Flugſchrift: „Glocke der Stunde in drei Zügen" erſchien 1812 in St. Petersburg. Als die Kunde vom Brande Moskaus vom 15. und 16. September nach Petersburg gelangte, ſaßen Dörnberg und Arndt bei Stein zu Tiſche. Stein erhob ſtolzer und heiterer wie je ſein Haupt. Er ließ friſch einſchenken und rief: „Muth, Muth!" Dann erwog er die Möglichkeit, ein Paar hundert Meilen noch weiter nach Oſten zurückweichen zu müſſen, aber er habe ſein Gepäck im Leben ſchon drei, viermal verloren; man müſſe ſich gewohnen, es hinter ſich zu werfen; „weil wir ſterben müſſen, ſollen wir tapfer ſein!" Gegen Erwarten zogen die Franzoſen ſchon am 20. Oct. aus Rußland ab, am 30. Dec. ſchloß York mit den Ruſſen den Vertrag zu Tauroggen, Anfang Januar 1813 kehrte Stein mit Arndt nach Deutſchland zurück. Das waren die Männer, die Thaten und die Vorarbeiten, welche die Welt aufriefen, nicht Friedrich Wilhelm mit ſeinem Breslauer Aufruf; bei der Nachricht von Yorks verwegenem Entſchluß war der König noch in die Worte ausgebrochen: „Da möchte Einen ja der Schlag rühren!" Und jene Männer, welche für Preußen arbeiteten und Preußen die Miſſion und Ehre zuſprachen, waren ſo wenig wie Blücher, Scharnhorſt und Andere Preußen von Geburt. Grund genug, wenn wir fordern, daß Preußen deutſch, nicht daß Deutſchland preußiſch wird. Arndt ſchrieb noch in ſeinem 89. Lebensjahre: „Ich werde das Schwingen, Klingen und Ringen dieſer Morgenröthe deutſcher Freiheit, dieſen ſo leuchtenden Aufgang eines neuen jungen Lebens nimmer vergeſſen.“ Damals aber ſchrieb er auf Steins Geheiß das zuerſt in Königsberg, zuletzt in Cöln gedruckte Büchlein: „Was bedeutet Landſturm und Landwehr?“ Landwehr und Landſturm wurden dann am 17. März 1813 von König Friedrich Wilhelm aufgerufen und das ganze Volk ſchien Ein Heer, das ganze Land aber war ſchon vorher durch Scharnhorſt Eine Waffenſchmiede geworden. Heutzutage freilich ſoll Landwehr nichts mehr, junge Soldatesca Alles gelten. Schon um der geheiligten Erinnerungen willen durfte man nicht Hand anlegen an jenes Element der Bürgerwehr! Arndt ſang in jenen Tagen auch ſein Lied: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ — Wir fragen noch heute danach.

Für Arndt begann eine Epoche in Dresden, wo auch von ſeinem „Geiſt der Zeit“ Band 3 erſchien. „Mir ſchwebt, ſchrieb er damals, der Glaube und das Bild einer deutſchen Verfaſſung vor, einer freien, gerechten, kriegeriſchen und menſchlichen Verfaſſung, daß ſie durch die ſtille Gewalt ihrer Vortrefflichkeit endlich alle verſchiedenſten Stämme anziehen und in einer Einheit verbinden könnte, welche Schreibfedern und Degenklingen nie erzwingen werden.“ Arndt wohnte im Körner'ſchen Hauſe, dieſer Herberge der Gerechten ſeit Schiller. Die Lützower, die Genoſſen des edlen Sohnes Theodor, hatten ihn dahin empfohlen. Auch Goethe kehrte dort ein, und da fiel denn das ewig denkwürdige, beklagenswerth große Wort des großen Dichters, auf das Stein die richtige Entgegnung fand. Der Vater Körner ſprach von ſeinem heldenmüthigen Sohn und wies auf deſſen Säbel, der an der Wand hing. Da ſprach Goethe's geweihter Mund das geflügelte Wort: „O Ihr Guten, ſchüttelt immer an Euern Ketten, Ihr werdet ſie nicht zerbrechen, der Mann iſt Euch zu groß!“ So nach Arndt. Nach Pertz hat er geſagt: „Ihr werdet Euch die Ketten nur noch tiefer ins Fleiſch ziehen“; Stein aber, als er die Worte erfuhr, erwiederte: „Laßt ihn, er iſt alt geworden!“

Arndt ſchrieb in Dresden auch ſeine „Zwei Worte über die Entſtehung und Beſtimmung der deutſchen Legion“, und ſein Lied auf Scharnhorſt, „den Waffenſchmied deutſcher Freiheit.“ Napoleon und die Franzoſen, ſagte er, ſeien „glücksfeſt gegen kleine Geſinnung“; nur mit den allerhöchſten, mit gottgeweihten Gefühlen könne man ihre Herrſchaft ſtürzen, und in hellen Haufen müſſe man über den Rhein dringen und die deutſchen Länder jenſeits, Elſaß, Lothringen, Luxemburg, Flandern, wieder deutſch machen. Halbheit zerſtöre das Ganze; die zerſplitterte Vielherrſchaft aber müſſe unter uns ebenfalls aufhören, Deutſchland einen Kaiſer aus ſeinen Fürſten wählen. Den einzelnen Erbfürſten ſolle bleiben, was ſie 1792 vor dem Revolutionskriege beſaßen, ſie ſeien Richter und Verwalter ihrer Lande, auch Heerführer ihrer Banner, aber unter Kaiſer und Reich. Arndt dachte es ſich leicht, die im Luneviller Frieden beſeitigten geiſtlichen Reichsfürſten wiederherzuſtellen ohne

Schaden allgemeiner bürgerlicher und vernünftiger Wohlfahrt. Wie der gewählte Kaiſer, der alle drei Jahre in Perſon mit den perſönlich verſammelten Fürſten Reichstag, alſo einen Fürſtentag halten ſollte, ſeine deutſche Allgemeinherrſchaft verwalten könne, ohne ſein eigen Land an die Spitze zu drängen: darüber gab Arndt keinen Wink. Der Adel, wollte er, müſſe wieder wirklicher, d. h. hoher Adel werden mit gefeſtetem und geſchloſſenem Rang. Alle drei oder fünf Jahre werden Nationalſpiele gefeiert. Die Geſchwornengerichte verlangt er mit Recht als einen Sproß altgermaniſcher Freiheit. Es iſt nur ein Traum! rief Arndt 1813, und es blieb ſelbſt 1818 ein Traum.

Nach der Leipziger Schlacht trennte ſich Stein von ihm; Arndt blieb bis zu Ende des Jahres in Leipzig, für die Preſſe thätig. Er dichtete dort: „Einladung zum Tanz, Das Schwert iſt gefeget, Wer iſt ein Mann, Wo kommſt Du her in dem rothen Kleid“; auch ſein Blücherlied: „Was blaſen die Trompeten, Huſaren heraus?“ Er ſchrieb ferner dort: „Das preußiſche Volk und Heer im Jahre 1813, Ueber das Verhältniß Englands und Frankreichs zu Europa, Grundlinien einer deutſchen Kriegsordnung, Der Rhein Deutſchlands Strom, aber nicht Deutſchlands Grenze.“ Die letztgenannte Schrift ſicherte ihm den preußiſchen Staatsdienſt. — Er zieht die deutſche Grenze gegen Frankreich in gerader Linie von Dünkirchen ſüdlich unter Mons und Luxemburg, von da über Saarlouis an der Saar und dem Vogeſus bis Mömpelgard und bis zur Rheinbucht bei Baſel. So lange

Frankreich Lothringen und Elſaß inne hat, iſt Deutſchlands Zukunft nicht geſichert. — Arndt folgte Stein nach Frankfurt und lernte auf Schloß Naſſau an der Lahn Deſſen Schweſter kennen, die ebenfalls geächtet, als Aufruhrſtifterin lange Zeit in Frankreich gefangen gehalten war. Nach Wanderungen am Rhein, zum Theil an der Seite des Turnvater Jahn, der in Greifswald ſein Zuhörer geweſen war, ging er nach Berlin und beſuchte Kleiſts Grab bei Potsdam, gewiß mit ſchmerzlichem Gefühl, daß dieſe Flamme, die ſich ſelbſt verzehrte, nicht mehr ins Vaterland ſchlug. Arndts Feder war unerſchöpflich in Broſchüren und Büchern: „Ueber künftige ſtändiſche Verfaſſungen in Deutſchland, Phantaſieen für ein künftiges Deutſchland, Ueber Sitte, Mode und Kleidertracht, Blick aus der Zeit auf die Zeit (mit Hinblicken auf die Zugehörigkeit Hollands und der Schweiz zu Deutſchland). Anſichten und Ausſichten der deutſchen Geſchichte." Dem J. 1815 gehören an Arndts Loblieder auf Scharnhorſt, Blücher, Gneiſenau, Boyen, Grolmann und Stein; auch ſein Bundeslied: „Sind wir vereint zur guten Stunde." Die gute Stunde wollte freilich nicht ſchlagen, um auf Freiheit nach außen Freiheit nach innen folgen zu laſſen. Gegen die Thorheit, Napoleon in Elba abzuſetzen, ohne die nordfranzöſiſchen Feſtungen in der Hand zu behalten, hat Arndt vergeblich gekämpft. In Cöln erſchien 1815, 16 und 17 Arndt's „Wächter", eine Zeitſchrift in drei Bänden. Arndt in Cöln und Görres in Cöln! Zwei Teutonen gewaltiger Art, und doch wie grundverſchieden! Arndt hat nie in Sachen des Glaubens gemittelaltert, der ſchwarze Rock des Burſchenſchafters verſchmähte die Falten und Schlingen des ſchwarzen Schlepptalars. Arndt's Chriſtenthum war reine Gottesfurcht, blieb frei von allen hohenprieſterlichen, dogmatiſch-hierarchiſchen Arabesken, Schnörkeln und myſtiſchem Dunſt. Görres hatte die Jacobinermütze getragen und ſie mit der Kapuze vertauſcht; deshalb die Höllenbreugheltinten in ſeinen Plänen und Entwürfen. Arndt blieb ein getreuer Eckart des Königthums. Sein Germanenthum hat gegen das Görres'ſche ohnedies voraus, daß es die Thaten mitſchlug, die uns wenigſtens nach außen hin frei machten. Denn Arndt's Lieder gehören mit zu den Thaten der Freiheit.

Das Jahr 1817 war auch ſonſt noch für Arndt wichtig. Nanna Maria Schleiermacher ward ſein Weib; ein Jahr darauf begann ſeine Profeſſur in Bonn, die freilich bald genug, ſchon 1820, in Folge ſeines „Geiſt der Zeit" Band 4, auf Betrieb der Wittgenſteinianer, der Kamptzianer und Schmalzianer „ſtille geſtellt" wurde. Die Anklage der preußiſchen Dunkelmänner ging auf Theilnahme an geheimen Geſellſchaften, zu denen man ſich nicht ſchämte den Tugendbund zu rechnen, auf Verführung der Jugend, auf Träume von republikaniſchem Aufbau des Vaterlandes. Polizeiſchergen führten die hochnothpeinlich halsgerichtliche Unterſuchung wider Arndt; ſeiner Papiere blieb er lange Zeit beraubt. Er ertrug dieſen Druck mit beſonnenem Gleichmuth, fühlte aber doch tief, wie er ſagte, „die langſame

Zerreibung und Zermürſung" ſeiner beſten Kräfte. Er ward in der Zeit, wo man ihn brach legte, nicht müßig, die Zeitfragen des Tages zu beſprechen, nordiſches und germaniſches Leben in ſeiner Verwandtſchaft zu beleuchten. Seine „Schwediſchen Geſchichten unter Guſtav dem Dritten, vorzüglich aber unter Guſtav dem Vierten Adolf" erſchienen 1839. In ſeinen Liedern herrſchte eine fromme, gottgetreue Stimmung vor; der Tod eines neunjährigen Sohnes im Rheine, der Verluſt ſeines Gönners Stein, der am 29. Juni 1831 auf Schloß Kappenberg in Weſtfalen ſtarb, bedrückten nicht weniger ſein Gemüth wie die Wirren Deutſchlands in Folge der Julirevolution. Er blieb der Alte, er glaubte ſogar an Jung-Germania; die franzöſiſchen Sympathien des Jungen Deutſchlands, wie ſie ſich in Laube und Gutzkow verriethen, waren ihm zuwider.

Nach zwanzig Jahren, ein Greis über die Siebenzig hinaus, ward er 1840, als ein neuer König in Aegypten aufkam, in Amt und Ehren wieder hergeſtellt. Er zog ſeinen „Verhaftungsſack" aus dem dunkeln Winkel hervor und veröffentlichte die Urkunden der demagogiſchen und antidemagogiſchen Umtriebe jener Zeit. „Nothgedrungener Bericht aus ſeinem Leben" nannte er die zwei Bände Briefſchaften, die eine Ergänzung zu ſeinen „Erinnerungen" bilden, welche er gleich nach ſeiner amtlichen Wiedereinſetzung herausgab. Dieſe Sammlung „beſchlagener" Papiere, wie er ſie nannte, war von einem grünen Tiſch zum andern gewandert, von einem geheimen Secretär, von einem Staatsverſteck zum andern. Staub und Moder klebte an ihnen, Ratten und Mäuſe, Inquiſitionsrichter und Demagogenriecher hatten daran genagt. Der Alte hatte beim Anblick der ſchickſalvollen Papiere lange geſchaudert, ſich vor den Erinnerungen, die ihn dabei überliefen, geſcheut. Denn wie ſagte doch jener Mann der Inquiſition? Gebt mir von irgend wem zwei geſchriebene Zeilen, und ich drehe ihm daraus einen Strick! Etwas Verweſung duftete aus den Briefſchaften, aber der Alte mußte doch daran, er hat den Sack auskramen, ſeinen Gehalt lichten und ordnen wollen, damit das den Nachkommen erſpart bliebe. Er wollte nicht als „Marteler", ſondern nur ehrlich daſtehen vor Zeit und Nachwelt. Natürlich war Sand's Ermordung Kotzebue's der langerſehnte, vielwillkommene Anlaß geweſen, um gegen den „Geiſt der Zeit", nachdem man ihn ausgenutzt hatte, einzuſchreiten. Man hielt jene That nicht für das vereinzelte Verbrechen eines Schwärmers; ſie ſtand auch wie jede Erſcheinung im Zuſammenhang mit der Stimmung des Zeitalters, aber als Verirrung und Verbrechen ohne Theilnahme, ohne Mitverſchuldung. Der Feldzug gegen die ſchwarzberockte, offenbuſige, langgehaarte deutſche Jugend war allgemein; der deutſche Bund, gut genug, um ihm gehäſſige Maßregeln aufzubürden, die man nicht gern ſelbſt vertrat, ſetzte eine Commiſſion nieder. Dieſe zog die Führer der Jugend zur Rechenſchaft, ſie glaubte an eine weitverzweigte geheime Verſchwörung gegen die Throne, ſie erſtreckte ſich auch gegen Arndt. Auf deſſen Klagebrief erwiederte Fürſt

Hardenberg, nicht Preußen, ſondern der Bund führe die Sache; nach beendigter Unterſuchung werde ihn der Staat, dem er angehöre, ſchützen! Nach einer kurzen halbtägigen Verhaftung ſeiner Perſon erfolgte die Beſchlagnahme und lange Haft ſeiner Papiere; auf die Amtsenthebung begann eine anderthalbjährige Criminalunterſuchung. Arndt war nicht läſſig; er ſchrieb dem Staatskanzler ſeine Vertheidigungsbriefe, er ging von Behörde zu Behörde, ſeine Schriften und Briefe wurden ſelbſt der Majeſtät vorgelegt. König Wilhelm der Dritte las den vierten Theil vom „Geiſt der Zeit“, fand Unpaſſendes, für die Jugend nicht Gehöriges, aber nichts Hochverrätheriſches darin; ſeine akademiſchen Hefte wurden ihm als völlig unverdächtig zurückgegeben. Arndt ſchrieb öffentlich ſein „Abgenöthigtes Wort“ (1821); er ſchrie laut um bloße Gerechtigkeit, er forderte nur den ihm zuſtehenden Richter. Die Specialcommiſſion blieb mit der Polizeiunterſuchung in Kraft, anderthalb Jahre dauerte die Unterſuchungsfolter. Wie der alte Kämpe ſich gewehrt, iſt beinahe ein ergötzlich Schauſpiel. Neue Geſetze und Verordnungen jagten ſich damals und nahmen ihn wie ſeine Leidensgefährten arg in die Klemme, indem ſie rückwirkend auf ihre Sache angewendet wurden. Ueber alle ſeine Bücher, auch was er in Greifswald als ſchwediſcher Unterthan geſchrieben, in Schweden ſelbſt hatte drucken laſſen, mußte er vor Gericht Erläuterungen geben, über jede Anſpielung in ſeinen Privatbriefen, über jeden Einfall und Scherz des Augenblickes die Inquiſition über ſich ergeben laſſen. In ſeinen Schriften lag der Geiſt der Aufregung gegen fremde Knechtſchaft und nationale Schmach deutlich am Tage. Sie gehörten einer Zeit an, die ſich insgeheim langſam waffnete gegen Tyrannei von außen, wie gegen Erniedrigung im Innern. Nicht ohne dieſe Aufrüttelung der niedergedrückten und ſittlich erſchlafften Gemüther hatten jene Schlachten der Freiheit geſchlagen werden können, die Deutſchland wieder in die Reihe der berechtigten Völker emporgehoben. Dieſen nationalen Geiſt einer ſittlichen Energie begann man jetzt zu fürchten, als er, ſiegreich von den Feldern Frankreichs heimkehrend, ſich auf die Neugeſtaltung eines auch innerlich freien Deutſchlands wandte. Man hatte das Volk freiwillig in Waffen geſehen. War der Löwe, nachdem er Feindesblut gekoſtet, jetzt am heimiſchen Heerde furchtbar? Sann er fortgeſetzt auf Thaten, die gegen den allgemeinen Feind Triumphe waren, gegen die Fürſten des eignen Landes Verbrechen zu werden drohten? — Hier fehlt uns in Sachen der Burſchenſchaft noch immer die öffentliche Darlegung der verbrecheriſchen Plane. Der Buchſtabe des Geſetzes hat auch gegen den Anſchein hart erkannt, es ſind viele unſchuldige Opfer gefallen, in der Unterſuchungshaft Hunderte um die Blüthe ihres Lebens gebracht. Der Argwohn ſah die ganze deutſche Jugend in einer Verſchwörung, auch die edelſte Begeiſterung, die da Luſt bezeigte für die Sache des Vaterlandes geiſtig und ſittlich in Waffen zu bleiben, galt für Hochverrath; wachſam zu ſein, und ein ſtarkes, ſittenſtrenges Geſchlecht heranzuziehen, erſchien ſtaatsgefährlich; man wollte keine Spartaner mehr, nachdem Frankreich beſiegt war. Der Uebermuth der Tollköpfe ſchien willkommen, man mußte die Geſpenſter, die man in feiger Furcht geſehen, auch beweiſen. So kam es, daß auch die Edelſten der Nation verkannt, beſtraft und geächtet wurden; ſo kam es, daß Deutſchland, kaum frei vom Tyrannen, ſich in wüſten Hetzereien abmattete; ſo kam es, daß wir unſere Freiheit nach außen nicht auch zur nationalen Geſtaltung nach innen benutzten, noch heute damit immer wieder von vorne anfangen, das Geſchlecht von neuem dazu erziehen müſſen. Jugendverführer, Revolutionäre, moderne Jacobiner, Hochverräther hießen die Männer, die ein allgemeines und einiges Deutſchland wollten, der patriotiſchen Begeiſterung auch auf dem Friedensboden das Wort gaben. Demagogiſche Verbindungen, ſtaatsgefährliche Umtriebe hießen die Stichwörter der Verfolgungsſüchtigen. „Ich trieb nichts um, ſagte der alte Arndt, ich ward nur umgetrieben!“ Der Geiſt einer aufgeregten Zeit hatte die Beſten erfüllt, Deutſchland ſollte auch im Frieden groß, mannhaft, wehrhaft, ſtark und einig ſein, und woran wir noch heute von allen Seiten mühſam bauen, was jetzt für Fürſten allgemein als Ziel und Zweck, als Rettung und Glorie vor Augen ſteht, das galt damals für gefährlich, für verrätheriſch und wurde verfehmt. Arndt's Vertheidigungsbrief, den er in Bonn an die Majeſtät von Preußen ſchrieb, beginnt mit dem Worte: „Die Gewiſſenhaftigkeit Ew. Majeſtät iſt getäuſcht worden.“ Dies traf den rechten

Punkt, König Friedrich Wilhelm der Dritte war mit ſeinem Gewiſſen in die Enge getrieben und hatte Befangenheit genug, die Männer des feindlichen Argwohns, die ihm die Sache deutſcher Begeiſterung verdächtigten, walten zu laſſen. Schon ſeine Hausdurchſuchung, welche die Beſchlagnahme ſeiner Papiere zum Zweck hatte, begann mit ungebührlicher Willkür. Man ſtöberte, wie bei einem des Raubes und Mordes Verdächtigen, ſelbſt Wäſche und Kleider durch; ein blutiges Hemd mit einer Piſtolenkugel reizte die Inquiſitoren nicht wenig und konnte den beutegierigen Händen kaum entzogen werden. An dieſem Hemd klebten jene Blutstropfen, die Arndt vor langen Jahren im Duell mit dem ſchwediſchen Offizier vergoſſen, der die Ehre der deutſchen Sprache geſchmäht. Arndt hatte Kugel und Hemd in ſeinem Pulte bewahrt, und auch dies Blut hätte faſt gegen ihn gezeugt! — Nicht ohne Lächeln erzählt der Alte ſeine inquiſitoriſchen Verhöre. Der Unterſuchungsrichter Pape und ſein Gehülfe Dambach vollzogen den Auftrag, alle ſeine Briefe zu incriminiren. Sie legten jedem Ausdruck, der ihm oder ſeinen Freunden entwiſchte, Daumſchrauben an. Des Buchhändler Georg Reimer's Briefe ſchienen beſonders ſtoffreiche Anſpielungen auf ein geheimes Bündniß zu bieten. Dieſer hatte geſchrieben: „Gott erhalte Dir Leib und Muth friſch in dieſen ſchlechten Zeiten!“ Schlechte Zeiten? frugen die Inquiſitoren, was verſteht man unter der Schlechtigkeit der Zeiten? wo will man dieſe Schlechtigkeit ſuchen? auf den Thronen? Und Muth, friſcher Muth! In welchem Sinne wird hier Muth genommen? Reimer muß vor Gericht Rede ſtehen, wer der „wackere Geſell" ſei und die „friſchen Leute", die er brieflich grüßen läßt. Eine Verſchwörung vorausgeſetzt, mußten die unſchuldigſten Aeußerungen Grund zum Verdacht, Chiffern aber, die ſich die Freunde im Scherz ertheilten, den willkommenſten Anhalt für einen Argwohn geben, der faſt mit Gewalt geheimen Verbrechen auf der Spur ſein wollte. Arndt's unſchuldiger „Entwurf einer deutſchen Geſellſchaft", aus dem Jahre 1814, wurde allegoriſch verſtanden. In ſeinen „Phantaſien für ein künftiges Deutſchland" vom Jahre 1815 fand ſich eine Stelle, wo es hieß. „Volk, ich will Dich zum Haupt machen und nicht zum Schwanze, und ſollſt oben ſchweben, nicht unten liegen!" Das wurde vor Gericht nicht vom deutſchen Volke unter den Völkern Europa's, ſondern als Herrſchaft des Pöbels wider die Fürſten verſtanden. Pape und Dambach führten beim Verhöre Arndt's oft ergötzliche Zwiegeſpräche, in denen Jeder den Andern an Scharfſinn zu überbieten ſuchte. Ich weiß nicht, war der Eine von ihnen dumm und ſtellte ſich ſchlau, oder war der Andere ſchlau und ſtellte ſich dumm. Man fand in einem Briefe Arndts die Aeußerung: „Das iſt über meine Sphäre!" Man witterte Verrath auch in dieſer Wendung, denn man brachte jedes Wort unter die Lupe, legte es nicht blos auf die Goldwage, ſondern ſetzte auch die Feile daran. Pape ſagte zu Dambach: Sphäre? was iſt Sphäre? Dambach ſagte: Sphäre heißt griechiſch Ball. Pape ſagte: Ball? über meinen Ball?

was ſoll das heißen? — Das erzählt Arndt wörtlich. — Wir ſind ſo arm an Luſtſpielſtoffen. Mich dünkt, eine deutſche, oder vielmehr preußiſche Luſtſpielſcene wäre aus dieſem Zwiegeſpräch der beiden Unterſuchungsrichter bald fertig.

Nach anderthalb Jahren ſolcher Unterſuchung erfolgte die Freiſprechung des Angeklagten. Das Wort „unſchuldig“ im Munde ſolcher Richter klang dem Alten wie eine Beleidigung. Er war zwanzig Jahre lang amtsunthätig, ohne Ehrenſühne, ohne Genugthuung, ohne Anerkennung ſeiner Berechtigung, ſeine gerechte Sache vor der Welt offen darzuthun. Die preußiſche Staatszeitung hatte unter den actenmäßigen Nachrichten eine öffentliche Ehrenſchändung ſeines menſchlichen und ſchriftſtelleriſchen Charakters gebracht und Arndt durfte ſich nicht auf dem Forum der öffentlichen Sittlichkeit vertheidigen. Jahn's Frau hatte gegen Herrn von Kamptz eine Calumnienklage erhoben. Nachdem das Kammergericht zu Berlin vom Juſtizminiſter einen Beſcheid, vom Staatskanzler eine Belehrung erhalten, wie es ſich in dieſer Sache zu benehmen, erfolgte als ultima ratio der Cabinetsbefehl, die Klage ſei unſtatthaft. Arndt meinte, es hätte ihm noch ſchlimmer ergehen können; hat er doch unausgeſetzt ſein Gehalt bezogen, hat nicht betteln brauchen, iſt aus Bonn nicht ausgewieſen. Einige Ohrenbläſer hätten ihn gern an einen ſtillen fernen Ort gebracht; allein der alte König, wenn auch befangen, war doch wenigſtens leidenſchaftslos. Das Wort des vierten Friedrich Wilhelm gab ihm ſeine Ehre wieder; ſeine Wiedereinſetzung in Amt und Würden war für die Stadt Bonn ein Feſt, alle Profeſſoren bis auf Einen, A. W. Schlegel, begrüßten ihn, die Facultäten ernannten ihn zum Rector und er hielt als ſolcher ſeine lateiniſche Antrittsrede. Wie altes Eiſen hatte er ſo lange ſtill gelegen, war eingeroſtet, war über die Siebenzig hinaus, war zu alt geworden, ſagte er, für einen friſchen und lebendigen Mund. In dem Alter, wo die Weiſeſten vom Lehrſtuhl abtreten, ſollte er ihn wieder beſteigen. Meine Trompete, ſagte er, war lange zerblaſen, ich war für die Hochſchule und für die akademiſche Jugend nur noch ein Mann mit Schall, aber ohne Ton. Er hätte gern für die Gnade gedankt. Allein Weigerung wäre wie Trotz erſchienen, und ſo nahm er ſie an, und legte der Welt den ganzen Handel vor, man kann ſagen ohne Groll und Haß, aber doch auch ohne gedemüthigt zu ſein, ohne es verlernt zu haben, als Mann und Menſch um ſein gutes Recht zu wiſſen.

Arndt's Briefwechſel iſt zur Charakteriſtik der Zuſtände in Preußen auch ſonſt von Gewicht. Der ſpätere Miniſter Eichhorn, Arndt's vertrauter Freund und Dutzbruder, ſchreibt ihm im Juni 1815 entzückt von des Königs freudiger Genehmigung einer Conſtitution für ſein Volk. Gneiſenau ergeht ſich in einem denkwürdigen Briefe deſſelben Jahres aus Paris über die Nothwendigkeit, Preußen eine Verfaſſung zu geben. Sogar Motive der Staatskunſt geböten das; ſo etwas erwerbe den Primat über die Geiſter; nur dieſer dreifache Primat der Waffen, der Wiſſenſchaften und der Verfaſſung könne Preußen aufrecht erhalten zwiſchen ſeinen mächtigen Nachbarn.

— Schleiermachers Mittheilungen an Arndt ſchildern die Zeit der geſunkenen Hoffnungen, der verkümmerten Wünſche, des geknickten Schwunges aller Geiſter. Auch Schleiermacher bei ſeiner Polemik gegen Schmalz, bei ſeiner Betheiligung an einem akademiſchen Gutachten, de Wette's Abſetzung betreffend, war von der Gefahr bedroht, einer Unterſuchungstortur unterzogen zu werden. Ein gewiſſer Schulz machte den Verleumder; Schleiermacher habe, ſo lautete die Anſchwärzung, bei allen Gelegenheiten den Staat zu „gelinden“ Maßregeln gegen die Burſchenſchaften verführt. Eine Demagogie ſondergleichen, die ſich ein Lehrer des Chriſtenthums, ein Verkünder der Humanität kraft Amt und innerem Beruf zu Schulden kommen ließ! Jener Schulz, meinte Schleiermacher, beförderc unmäßig die Landsmannſchaften, und dieſe ſeien doch der Ruin des Univerſitätslebens. Noch im Jahre 1825 ſah ſich Schleiermacher von der Inquiſition des Staates bedroht.

In Stein's Briefen an Arndt findet ſich unter anderm ein Wort über die damaligen Zeitbedrängniſſe, das für den „Miniſter Vorwärts“ gleich ſehr wie für Arndt bezeichnend iſt und das politiſche Glaubensbekenntniß Beider zuſammenfaßt. „Wir leben in einer Zeit des Uebergangs, ſchreibt Stein aus Frankfurt im Januar 1818, wir müſſen alſo das Alte nicht zerſtören, ſondern es zeitgemäß abändern und uns ſowohl den demokratiſchen Phantaſten, als den gemietheten Vertheidigern fürſtlicher Willkür widerſetzen. Beide vereinigen ſich, um Zwietracht unter den verſchiedenen Ständen der bürgerlichen Geſellſchaft zu erregen, in entgegengeſetzten Abſichten, die Einen um alle Verſuche, eine repräſentative Verfaſſung zu bilden, zu vereiteln, die Andern um eine unhaltbare ins Leben zu bringen. Dieſer Haß unter den Ständen, unter Bürgern und Adel, beſtand in den blühendſten Zeiten der deutſchen Städte, im 13. bis 14. Jahrhundert, nicht. Jeder Stand hatte ſeine Ehre, zwiſchen ihnen beſtand ein wechſelſeitiges Band der Dienſtleiſtungen, des Umgangs, durch Verfaſſung und Sitten geknüpft. Dieſe Stände müſſen neben einander beſtehen, nicht durcheinandergemengt, ein Geſchlechts- und Güteradel, kein Dienſt- und Briefadel, ein tüchtiger Bürger- und Gewerbeſtand, ein ehrſamer freier Bauernſtand, kein Tagelöhnergeſindel: und ſo ſteht der alte, durch den Lauf der Zeit geſchwächte Stand der Freien wieder da, erſcheint in der Gemeinde, am Amts- oder Kreistage, auf dem Landtage, auf dem Reichstage zum Berathen und Beſchließen, und greift in gemeinſamer Noth zu Wehr und Waffen."

Unter Arndt's Papieren aus den Jahren 1810 und 1811 finden wir einige Lebensregeln und Glaubensmaximen, die nicht wenig geeignet waren, den Inquiſitionsrichtern von damals Bedenken zu erwecken. Je aphoriſtiſcher ſie hingeſtellt ſind in ſein Tagebuch, deſto mehr fiel der lauernde Argwohn darüber her, geheime Strafwürdigkeiten dahinter witternd. Zu dieſen Sätzen gehören folgende:

„Sei nicht zu deutſch: brüte und träume nicht, aber denke, dichte muthig und ſtill!"

„Lieber muntere Hölle als fauler Himmel!"

„Halte das Heroenbild der Menſchheit dir vor, das Heroenalter der Welt in Kühnheit und Trotz."

„Zerſtöre hinter dir, daß vor dir etwas werde!"

„Hüte dich vor Weibern, aber liebe und ehre das Weib!"

„Qui se ipse regit, rex est."

„Willſt du glücklich ſein, bete täglich zu deinem Gott, deiner Schönheit und Liebe."

„Zermalme täglich deinen Ehrgeiz, deine Eitelkeit, daß du ein heiterer und kräftiger Kämpfer werdeſt!"

Zu dieſen deutſchen Kern- und Kraftſprüchen Arndt's fügen wir noch Stein's Wort aus deſſen politiſchem Teſtament: „Der Wille freier Menſchen iſt der unerſchütterliche Pfeiler jedes Thrones."

Als die Throne wankten, im Jahre 1848, weil ſie den Willen freier Menſchen nicht für ihre beſten Pfeiler gehalten, als die Männer in der Paulskirche zu Frankfurt tagten, war Arndt ſchon ſchwach, nicht blos alt geworden. Als Alter hielt er ſich an die Illuſionen ſeiner Vergangenheit; er ſtand als kleindeutſcher Kaiſermacher Uhland gegenüber. Nach der Tradition ſtanden Geiſter auf Seiten Preußens, denen Arndt Zeitlebens gehuldigt; Stein, Humboldt, Niebuhr, Scharnhorſt, Gneiſenau hatten in der Franzoſenzeit für Preußen gefochten, während für Oeſterreich Renegaten die Feder führten, wie Friedrich Schlegel, Adam Müller, Zacharias Werner, Friedrich Gentz, Joſeph Görres. Wer in der Zeit der

Freiheitskriege wählen ſollte, hätte auf Preußens Seite treten müſſen. Weiter hinauf aber griff Arndt nicht in ſeiner Einſicht, noch blickte er tiefer in die Zukunft; er hat den deutſchen Süden nie gekannt, deshalb mußte er an ſeinem Vaterlandsliede zum Lügner werden. Als er für ein Kleindeutſchland, d. h. für ein Großpreußen mit Ausſchluß Oeſterreichs ſeine Stimme in der Paulskirche abgab, erhoben ſich ganze Schaaren demokratiſcher Männer, den greiſen Sänger an ſein Lied erinnernd: Nein nein, nein nein! mein Vaterland muß größer ſein! Der Alte war matt und müde geworden, er ſympathiſirte mit den Burſchenſchaftlern und wollte einen deutſchen Kaiſer haben, es koſte was es wolle und der Compromiß mit der Linken ſei welcher er wolle. Er war auch mit der Kaiſerdeputation in Berlin. Er kannte Friedrich Wilhelm den Vierten, er wußte, daß „Der es nicht thun würde"; aber er dachte vielleicht: Zureden hilft! Phantaſie und Gelüſt zur deutſchen Kaiſerkrone, der Krone Karls des Großen, war ja auch vorhanden, nur nicht der Muth, und wer keinen Muth zur Sache hat, hat auch keinen Beruf dazu. Der Alte ſchmunzelte, wie er den König ſah, der das Unrecht Friedrich Wilhelm des „Gerechten" an ihm wieder gutmachen gewollt. Auch der König ſchmunzelte, klopfte dem getreuen Eckart auf die Schulter und zog ihn bei Seite und flüſterte ihm zu: Ja, lieber Freund, aus den Händen der Fürſten — o ja, aber aus den Händen des Volkes — pfui nein! Ein König von Gottes Gnaden kann nicht Kaiſer von Volkes Gnaden ſein! — Auf Vater Arndt's geographiſches Vaterlandslied:

„Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ ſuchen wir nun noch immer die Antwort.

Der Jubelgreis erlebte noch ſeinen 90. Geburtstag. Die Freude über ſo hohes, von Gott begnadetes Alter war groß in deutſchen Landen; Hochachtung und Liebe ſchienen ihn faſt erdrücken zu wollen. „Die Freunde und die Narren haben mir's angethan“, ſagte der Alte und fühlte ſich matt und müde bei all dem Jubellärm. Vier Wochen darauf, am 29. Januar 1860, ſchloß der alte getreue Kämpe das Auge.

VII.

Uhland.

VII.

Uhland.

Wenn heut ein Geiſt herniederſtiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held!

Mit dieſen Verſen beginnt die eine der beiden Uhlandſchen Hymnen auf die Leipziger Völkerſchlacht. Können wir nicht in gleich ſchwungvollen Zeilen des Dichters Andenken unter uns feſtſtellen, ſo ſei's in einfach ſchlichter Proſa. Denn auch einfach war ſein Weſen, und beides muß in ihm gefeiert werden, einer der edelſten, reinſten Dichter und der beſte Bürger Deutſchlands. Zum beſten Bürger Deutſchlands in ihm gehört aber auch jedes Wort, das er im Ständeſaal und in der Volksverſammlung geſprochen. Jeder ſeiner Verſe iſt Gold, jedes ſeiner geſprochenen und geſchriebenen Proſaworte Stahl. Je weniger deren ſind, deſto mehr ſoll man das Zerſtreute aufſuchen und zuſammenſtellen, damit der ganze Uhland, der Dichter, der Forſcher und der Bürger, der Staatsmann und der Anwalt fertig vor uns ſtehe. Klagt man, daß er nicht ergiebiger geweſen in gebundener und ungebundener Rede, ſo wolle man erwägen, daß die knappe Kürze, die ihm eigen, zur Einfachheit ſeiner poetiſchen Grazie und zur unerbittlichen Kraft und Schärfe ſeiner Anſichten, ſeiner Auffaſſungen und ſeiner Geſinnung gehört. Dazu kommt, daß auch bittrer Groll über Verſagtes und Verkümmertes ſtumm oder ſchweigſam macht. Und die Zeit der Verſagung deſſen was Deutſchland braucht und fordert, iſt ein langer, langer Winter geweſen; eine Verkümmerung aber des Völker- und Freiheitsblüthenfrühlings hat Uhlands Herz wiederholt erlebt, bitter empfunden, ſchmerzlich betrauert.

Singſt Du nicht Dein ganzes Leben,
Sing' doch in der Jugendzeit!

rief er ſich ſchon früh zu, in der Ahnung faſt, der Ton der Muſen werde mit der geſchwundenen Freudigkeit in ihm verſtummen.

Wenn Verrath, was Gott verhüte!
Einen edlen Sänger trifft,
Stirbt ihm ſeiner Dichtung Blüthe —

klingt ein anderes Wort von ihm. Seine Nation hat gegen ihn keinen Verrath geübt, aber die waltenden Mächte ſeiner Zeit haben in jedem Frühling, der über Deutſchland geiſtig heranbrach, ſein Herz verdorren machen.

Am 26. April, in einem verſpäteten Lenz des Jahres 1787 geboren, 18 Jahre jünger als Arndt, ſelbſt um etwas jünger als Schenkendorf und nur 4 Jahre älter als Theodor Körner, gehört er nicht eigentlich zu den deutſchen Tyrtäen, die den kriegeriſchen Aufſchwung der Nation gegen den gemeinſamen Feind mit Geſängen begrüßten, wecken halfen oder begleiteten. Ein dreizehnjähriger Knabe betrat er die

Schwelle des neuen Jahrhunderts, erlebte als akademiſcher Jüngling in Tübingen die Zeit des Napoleoniſchen Glanzes, der ſeiner beſondern Heimath auch Schimmer und Machterweiterung brachte. In den engen Winkelthälern Schwabens wird die Seele bekanntlich ſpät reif; ſcheu, in ſich gedrückt und ſchüchtern, führt die Vertiefung hier faſt zu einer Verengerung des Bewußtſeins, wenn ſie nicht, wie Wieland, Schiller, Schelling, Hegel hinaustreten ins weitere, größere Vaterland; um ſo nachhaltiger aber iſt dann die zähe Kraft und die Dauerbarkeit des von unverfälſchten Quellen genährten und erquickten Gemüths. Uhlands Vater war Univerſitätsſecretär, ſein Großvater Profeſſor der Theologie. Das Tübinger Stift kennzeichnet leicht alle Diejenigen, die zu ihm gehören, als Theoſophen. Ludwig Uhland ſtudierte ſeit 1805 die Rechte, er hatte auch als Menſch wenig oder keine Sympathie für die ſpeculative Forſchung der theologiſchen Probleme der Tübinger Schule. Schwäbiſch war er von Grund aus, wie ſeine ganze Familie ſeit Jahrhunderten. Doch auch eine kaufmänniſche Firma ſeines Namens beſteht in Tübingen, und einer ſeiner Vorfahren hatte in der Schlacht bei Belgrad (1688) im Einzelgefecht einen Paſcha ſo zugerichtet, wie er's in ſeinen „Schwabenſtreichen" ſo kernhaft draſtiſch und mit epigrammatiſchem Humor erzählt. Sein Theelied und ſein Metzelſuppenlied kennzeichnen ebenſo ſehr den Schwaben, während ſeine Balladen, Romanzen und Liebesgeſänge den reinſten Frühlingsduft der Minneſänger in der beſten Zeit der Schwäbiſchen Hohenſtaufenzeit athmen. Uhland ging auf allen Gebieten klarer, kryſtallheller Form und der durchſichtigen Faßbarkeit des Inhalts nach, ſo daß ihm für Vers und dichteriſche Sprache Goethe mit der plaſtiſchen Formvollendung Muſter war und blieb. Man zählt Uhland zu den Romantikern. Die Gewalt der Unmittelbarkeit und ungeſuchten Friſche bei ſtrenger Selbſtbeherrſchung und Herrſchaft der Grazien kennzeichnet ſeine Poeſie in Form und Inhalt und hält ſie fern von aller Verſchwommenheit, aller Schwelgerei, allem Uebermuth, der ſich verpufft, allem Luxus, der ſich vergeudet; an keuſcher Zartheit reiner, geſund einfacher Geſinnung und Stimmung ſucht Uhlands Muſe ihresgleichen. Er vergrub ſich nicht in unſer Mittelalter, um Schatten und Schemen, die blos locken und ſchrecken, heraufzubeſchwören. Aus den deutſchen und nordiſchen Heldenliedern entnahm er ſich den Styl ſeines einfach draſtiſchen Balladentons; die höfiſche Geziertheit und Myſtik der mittelalterlichen Rittergedichte blieb ihm fern. Und auch ſpäter, als ſeine Leier verſtummte, als er ſich ganz der Forſchung in den Dichtungsſtoffen unſeres Mittelalters hingab, blieb ihm, vom Geiſt unſerer Volkslieder und Sagen beſeelt, nichts ferner als die krankhafte Gereiztheit und muſikaliſche Zerfloſſenheit der romantiſchen Schule. Mit der Hinneigung zu altdeutſchem Sang und Sage bezweckte und erſtrebte er die Rückkehr verlorengegangener Treue, Einfalt, Kraft, nicht die Anbetung mittelalterlicher Traumſeligkeiten. Die erzene Kraft des Nibelungenliedes, die tiefzarte Grazie und Einfalt Walthers v. der Vogelweide, nicht die ſchwelgeriſche Romantik der aus provençaliſchen Vorbildern entlehnten Graldichtungen waren ihm muſtergültig. Nicht die ſüd-, ſondern die nordfranzöſiſchen mittelalterlichen Dichtungen, die ſich im Sagenkreiſe Karls des Großen bewegen, unterzog er der liebevollen, emſigen Pflege ſeiner Studien. Aus ſeinem ſechs- und ſiebzehnten Lebensjahre hat man Gedichte von ihm gekannt, welche Oſſianiſche Stimmung verriethen; zwei davon, „der ſterbende Held“ und „der blinde König“ aus dem Jahre 1804, ſind in die Sammlung übergegangen; auch die Geſänge der Bruchſtücke gebliebenen Fortunat und Konradin ſind frühe Arbeiten. Saxo Grammaticus und ſkandinaviſche Sage und Dichtung beſchäftigten ihn ſchon früh. Zwanzig Jahre alt hatte er ſchon ausſtudiert, im Jahr darauf ward er Advocat. Ein kleines Oelbild aus ſeiner erſten Jugend zeigt einen goldhaarigen Knaben, blauäugig, träumeriſch ſinnenden Blicks, um die Lippen bereits den feſten, geſchloſſenen Zug.

Von Bedeutung für den dreiundzwanzigjährigen Jüngling war 1810 und 1811, gleich nach ſeiner Beförderung zum Doctor der Rechte in Tübingen, ein achtmonatlicher Aufenthalt in Paris. Der Code Napoleon ſtand für Württemberg zu gewärtigen; es konnte alſo wohl zur ſchließlichen Ausbildung eines jungen ſchwäbiſchen Juriſten zweckdienlich erſcheinen, die franzöſiſchen Rechtsverhältniſſe kennen zu lernen. Uhland lebte dort viel im Verkehr mit jenen deutſchen Freunden, die ſpäter Berlin angehörten, Chamiſſo, Immanuel Bekker; ſie begannen den Dichter in ihm entweder erſt zu entdecken oder ſchon hochzuhalten, denn die Entwickelung des kargen Mannes überraſchte, ſie nährte ſich von verborgenen Quellen. Auch ein Wiener, Joſeph Stoll, gehörte in Paris zu ſeinem Umgang, derſelbe, der ihm bei ſeinem Liede vom „verhungerten Dichter" vorſchweben mochte. Mit Arnim und Brentano verkehrte er in Heidelberg. Zwei Freunde verlor er früh, Schoder, der in der Oſtſee ertrank, und Harpprecht, der vom ruſſiſchen Feldzuge nicht wiederkehrte. Daheim im Schwabenlande ſtand ihm Juſtinus Kerner ſehr nahe, ſo wenig er deſſen krankhafte Phantasmata theilte; von deſſen Grabe brachte er ſich den Keim der Krankheit nach Hauſe, von welcher der ſonſt nie Kranke nicht wieder genas. Karl Mayer hat ſeinerſeits den Edlen auf dem letzten Gange begleitet und beſungen. Wir faſſen das zuſammen, weil man ihn fälſchlich für ungeſellig und ungenießbar im Umgang geſchildert; er war nur karg bei lautem Lärm, verſchloſſen gegen die Phraſe der Geſelligkeit, immer in ſich geſammelt, abgeneigt aller Kraftvergeudung. Und ſo war er auch in der Liebe, vielleicht karg, aber treu, tief und innig, ſchüchtern und zart. Seine Ehe, die er in ſeinem dreiunddreißigſten Jahre ſchloß, war glücklich, aber kinderlos. Seine Geſtalt war klein und unſcheinbar; Chamiſſo ſchalt ihn „dickrindig". Er war allezeit ernſt, ſpröde, unbeugſam. Sein Feuer brannte unterirdiſch. Was man Kälte bei ihm nannte, war nur eine Kruſte, welche die innere Wärme ſchirmt. Seine Sprödigkeit war der Argwohn gegen ſo häufige Veruntreuung edler, unantaſtbarer Güter, ſeine Unbeugſamkeit und ſein Trotz blos die Treue gegen anerkannte, heilige Rechte. Er war beſcheiden, weil er das prunkende Heraustreten des Ichs am Menſchen und am Dichter verſchmähte. Byrons Titanomachien und Himmelſtürmereien waren ihm fremd; um ſo ſüßer die traulichen Abendſchatten eines tiefen Friedens, der Gott fühlt, auch wo ihn die lärmenden Menſchen vermiſſen. Selbſt als Lyriker hält er gern ſein Ich zurück und läßt ſtatt ſeiner den Dichter, den Hirten, den Jäger, den Wandrer ſingen und ſagen. Es iſt nur ſelten Oden- oder Hymnenſchwung in ihm, aber immerwährender Lerchengeſang zur Morgen-, und Nachtigallenklang zur Abendfeier. Seine Liebeslieder ſind Alpenroſen, ſeine Lieder von der Minne alter Zeit Vergißmeinnicht und Veilchen im Schatten rieſiger deutſcher Eichen. Nicht die Nebel der Vergangenheiten unſeres Mittelalters beſang er, nicht der Karfunkel dunkler Schlünde lockte ihn abſeits von der Sonne des Bewußtſeins, nicht Kobolde und Geſpenſterfurcht führten ihn irre, Sumpf und Irrlicht reizten ihn nicht, er war als Dichter und als Menſch zu keuſch und rein, um mit Dämonen zu buhlen.

Für die Reize der Pariſer Geſellſchaftswelt war er als Jüngling unempfänglich, die Gelüſte des Palais Royal widerten ihn an; er grub auf der Bibliothek einen ganzen Winter hindurch in Büchern und Handſchriften altfranzöſiſchen Dichtungen nach, oft bei ſpärlichem Kohlenbeckenfeuer, ſo daß er im Abſchreiben der vergilbten Manuſcripte auch die linke Hand an den Schreibdienſt gewöhnen mußte, ſolange die rechte ſich von ihrer Erſtarrung an der Kohlengluth erwärmte. Der Ertrag ſeiner philologiſchen Studien in Paris war bedeutend genug, aber er beutete ihn wenig aus; er geizte nicht mit ſeinem Gewinn, er theilte ihn freigebig mit, ſo daß er nur zum allgemeinen Beſten zu arbeiten ſchien, wie er auch als Dichter aus Paris an Fouqué ſchrieb, er ſcheine beſtimmt zu ſein, nicht als einzelne Stimme vorzutreten, ſondern nur in den Chor deutſchen Geſanges einzuſtimmen. So beſcheiden war die einfache Kernkraft dieſes Mannes. Immanuel Bekker und Adalbert v. Keller brachten ihre Ausgabe des Flor und Blancheflor und ihre Ueberſetzung des Guillaume d'Angleterre nach den Abſchriften Uhlands. Bei der Rückkehr von Paris zu Anfang des Jahres 1811 beſprach Uhland mit Juſtinus Kerner, an dem er die ſomnambulen Viſionen ungläubig, aber vergeblich belächelte, die Herausgabe eines „Poetiſchen Almanachs für 1812", in welchem er neben einer ganzen Reihe von Liedern und Balladen auch die altfranzöſiſchen Gedichte, von ihm überſetzt, oder vielmehr neu gedichtet, brachte. Zu jener Zeit ſchrieb er auch ſeine Abhandlung über das altfranzöſiſche Epos, begleitet von den Nachbildungen alter Lieder, die er in Paris handſchriftlichen und gedruckten Quellen abgewann, einen Ertrag, den er mitten in der Zeit des Kaiſerreichs zu einem „Mährchenbuche des Königs von Frankreich" zu vervollſtändigen gedachte. Die Abhandlung erſchien 1812 in Fouqué's „Muſen"; ſie war bahnbrechend, ſie verkündete mit heller Freude die Entdeckung eines innigen Zuſammenhangs der altfranzöſiſchen Lieder mit denen unſeres eigenen Volkes. Im J. 1813 folgte dem Almanach ein „Dichterwald"; er brachte Uhlands „Singe wem Geſang gegeben", die acht Wanderlieder, die Trinklieder, „der Wirthin Töchterlein", „König Karls Meerfahrt", „Roland Schildtrager", „das Märchen von der deutſchen Poeſie". Erſt Ende 1814 brachte Uhland es zu einer Zuſammenfaſſung ſeiner lyriſchen Gedichte, und dieſe erſte Cotta'ſche Ausgabe umfaßt denn auch zum Schluß gleich „des Sängers Fluch", dies Cabinetsſtück, oder ſoll man ſagen dies Altarblatt ſeiner romantiſchen Muſe. Seine politiſchen Gedichte, auf die Leipziger Völkerſchlacht, deutſche Zuſtände und vor allem den württembergiſchen Verfaſſungsſtreit betreffend, kamen 1817 zuerſt in einzelner Sammlung heraus, bevor ſie dem ganzen Bande ſeiner lyriſchen Poeſie beigefügt wurden, die von da ab nur geringen Zuwachs erlebte, mit der Ausgabe von 1835 ihren Abſchluß erhielt und dann für 1847 und in den letzten der 40 Auflagen nur zwei, drei Stück Bereicherung erfuhr, den „letzten Pfalzgrafen", den „Lerchenkrieg", wofür der Dichter nach ſeiner ſtrengen Selbſtkritik Anderes aus der Jugendzeit tilgte und beſeitigte. Schon mit dem Jahr 1817 hatte Uhland, 30 Jahre alt, als Dichter ſich erſchöpft, als ſollte Goethe's bedenkliches Prophetenwort, „der Politiker werde den Poeten in ihm aufzehren", Wahrheit werden. Der hohe Weiſe von Weimar, der in der Zeit der bittern Kämpfe der Nation ſich in ſein großes Herz zurückzog und mit ſeinen Gefühlen an die Wiege der Menſchheit, in den Orient floh, hat auch ſonſt nicht viel von politiſcher Dichtung gehalten. Den deutſchen Kern in ſeiner eignen Natur hat er nicht tilgen können, er hätte ja müſſen ſeinen

Götz verleugnen, allein ſeine Gedanken und Empfindungen waren kosmopolitiſch geworden und ein Bewunderer Napoleons, hielt er zumal von deutſcher Geſammtheit, von deutſcher Nation nicht viel. Nur das Einzelweſen galt ihm in deutſcher Natur etwas, und doch konnte er Individuen und deren Berechtigung verkennen, wenn er von Dichtern ſprach, die die Armuth ihres poetiſchen Bettlermantels mit politiſchen Fetzen ausflickten. Von Schiller weiß man nur in Bezug auf Bürger und deſſen populären Balladenton ein herbes Wort gleicher ſublimer Vornehmigkeit; die Erhebung des Vaterlandes fand ihn nicht mehr unter den Lebenden, aber er hatte ſie, wie ein Prophet, der ſeine Zeit überragt, in ſeinem Schwanenſang, im Tell, hoch und heilig heraufbeſchworen. Uhland hat Goethe als Apollojüngling im Gedicht „Münſterſage“ gefeiert, den olympiſchen Greis Goethe in ſeiner ſatyriſch elegiſchen „Wanderung“ angeklagt. Damals als die ſiegreich von Gallien heimgekehrten deutſchen Heere die alte Knechtſchaft im Innern nicht löſten und ſühnten, auf den Sieg über den Feind nach außen kein Sieg über die Widerſacher deutſcher Volkswohlfahrt im Innern folgen wollte, wanderte der Dichter durch alle Gebiete unſers Lebens, von den Paläſten zu den Hütten, von den Hochſchulen zu den Hoſpitälern, wo ein Mann im Fieber vom Bundestage phantaſirte. „Untröſtlich“, ſang er im Octoberliede zur Feier der Leipziger Völkerſchlacht, „untröſtlich iſt's noch allerwärts“, doch ſah er „manches Auge flammen, und hörte klopfen manches Herz.“ Das Herz des großen Dichters zu Weimar aber hatte er in jener

„Wanderung“ auch klopfen und ſchlagen hören, aber es klopfte und ſchlug nur für ſich.

Ich ſchritt zum Sängerwalde,
Da ſucht' ich Lebenshauch;
Da ſaß ein edler Skalde
Und pflückt' am Lorbeerſtrauch;
Nicht hatt' er Zeit, zu achten
Auf eines Volkes Schmerz,
Er konnte nur betrachten
Sein groß, zerriſſen Herz.

Die Deutung dieſer Stelle auf Goethe iſt gar nicht abzuſtreiten, und es war doch derſelbe Goethe, den Uhland in der einfachen Grazie des Liedertons und in der plaſtiſchen Geſtaltung des Balladenſtyls als den höchſten Altmeiſter erkannte. Es war derſelbe Goethe, an deſſen Herz Bettina, das verzückte „Kind“, mit der Mahnung geklopft: Schicke deinen Wilhelm Meiſter aus dem Logen- und Komödientrödel hinaus in die Tyroler Berge, wo die Stutzen den Feind treffen und die Feuer der Freiheit lodern!

Uhlands württemberger Heimath lag auch noch nach der Beſiegung Frankreichs lange Zeit feſt in den goldnen Banden der Nachwehen franzöſiſcher Despotie. Uhland ſargte ſein Dichterherz ein und kroch als Acceſſiſt in die Kanzlei des Juſtizminiſters. Aber er konnte ſich nicht gewöhnen, im Sinne einer Cabinetsjuſtiz zu arbeiten, und kühlte heimlich ſein Müthchen, indem er in ſeinen Arbeiten und Anträgen den Sachverhalt oft der Wahrheit gemäß umgeſtaltete. Solche Selbſtändigkeit konnte den Volontär nicht fördern und er trat 1814 aus dieſer Stellung, ſo ſchmerzlich es ihm war, ſeinen Eltern, denen er zur Laſt war, ſchreiben zu müſſen, ſein Innres hätte bei ſolchem Dienſte von Tag zu Tag immer mehr gelitten und ſeine Seelenruhe eingebüßt. Uhland war eine Zeitlang in Stuttgart Advocat; daß ſeine Dichtungen ihm einen Ertrag böten, lag noch in weiter Ferne, da die Nation erſt viel ſpäter in ihm einen Lieblingsdichter, an ſeinem Liederbuche einen Hausſchatz fand. Erſt in den dreißiger Jahren begann die ſtarke und dann unabläſſige Reihenfolge ſeiner Auflagen, nachdem das Herz des Dichters ſubjectiv ſchon mit ſich abgeſchloſſen, ſein ganzer Menſch dem politiſchen Dienſt des Vaterlandes ſich hingegeben.

Und dieſer Dienſt war groß, mannhaft und gewichtig; ein Ritter Bayard ohne Furcht und ohne Tadel, ſteht Uhland als Politiker da. Sein Wirken galt zuvörderſt ſeiner beſondern Heimath, und ſeine „Vaterländiſchen Gedichte“ ſeit 1817 ſind der tiefgeſchnittene, fein und hell polirte Kryſtallſpiegel der württembergiſchen Verfaſſungskämpfe. Sie begannen ſchon bei Lebzeiten des 1816 verſtorbenen König Friedrich. Ein Freund und Bewunderer Napoleons und des franzöſiſch centraliſirten Polizeiſtaates, mußte dieſer Fürſt, der ſich König von Gottes Gnaden nannte und die Krone doch blos von Napoleons Gnaden erhielt, ernſtlich und mit aller Macht deutſcher Ehrlichkeit bedeutet werden, daß er, wenn von Gottes Gnaden, dann doch nicht ausſchließlich im Staate ſo heißen könne, ſondern neben ihm, als dem Erſten der Nation und oberſten Beamten, Stände und Körperſchaften zur Seite habe, die, wo nicht gleichberechtigt zur Handhabung ſtaatlicher Rechte, doch ebenſo alt im Gebrauch ihrer Berechtigungen, mit Einem Wort, daß er als Fürſt nicht mit Knechten und Sklaven, ſondern in Vereinbarung mit vernünftigen Weſen, nach Vertrag und hergebrachtem Recht, des Staates Wohl feſtzuſtellen habe. Der Hand eines Fürſten, der willkürlich und gewaltſam ohne alle Rückſicht auf das nie erloſchene Recht der alten Stände des Landes regiert, wollte man keine neue Verfaſſung als Gnadengeſchenk verdanken, und dieſem Könige gelten Uhlands mit „Nachruf“ überſchriebene Verſe:

Noch iſt kein Fürſt ſo hoch gefürſtet,
So auserwählt kein ird'ſcher Mann,
Daß, wenn die Welt nach Freiheit dürſtet,
Er ſie mit Freiheit tränken kann,
Daß er allein in ſeinen Händen
Den Reichthum alles Rechtes hält,
Um an die Völker auszuſpenden
So viel, ſo wenig ihm gefällt.
Die Gnade fließet aus vom Throne,
Das Recht iſt ein gemeines Gut u. ſ. w.

Der fürſtlichen Willkürherrſchaft gegenüber mußte der Ruf nach dem „alten guten Recht“ in Schwaben, ob es ſchon aus dem 15. Jahrhundert ſtammte, auf die Fahne geſchrieben werden So lautete ſein „Gebet eines Württembergers“. In einem Aufruf an die Volksvertreter: „Keine Adelskammer!“ rühmte Uhland (1817) an der altwürttembergiſchen Verfaſſung, daß ſie das Vertragsverhältniß zwiſchen Regenten und Volk klar ausgeſprochen darlege, keine „Bourboniſche Legitimität“ in dem Geſellſchaftsvertrage freier vernünftiger Weſen, kein angeblich von oben ſoufflirtes Haupt neben beſchränktem Unterthanenverſtande hinſtelle, das rein Menſchliche, ſachlich Vernünftige in bürgerlich ſtaatlichen Dingen feſthalte. „Der Adel, heißt es in der Schrift, nehme denjenigen Standpunkt ein, der ſeinen geſchichtlichen Beziehungen und ſeinem Grundbeſitz angemeſſen iſt! Wir machen dem Adel ſeine Rechte nicht ſtreitig. Aber man ſpreche uns nicht von Söhnen Gottes und Söhnen der Menſchen, man ſtelle nicht Geburt und Verdienſt in Vergleichung! Adelsvorurtheile ertragen wir nicht u. ſ. w. — — Dreißig Jahre lang hat die Welt gerungen und geblutet. Menſchenrecht ſollte hergeſtellt, der entwürdigende Ariſtokratismus ausgeworfen werden; davon iſt der Kampf ausgegangen. Und jetzt nach all den langen, blutigen Kämpfen ſoll der Ariſtokratismus durch neue Staatsverträge geheiligt werden? Hiezu einwilligen, Ihr Volksvertreter, hieße den Todeskeim in die Verfaſſung legen, neue Umwälzungen vorbereiten, unſere vernünftige altwürttembergiſche Verfaſſung entweihen, die Sache des Vaterlandes und der Menſchheit verlaſſen.“ Dieſe Flugſchrift gehört, wie alle ſeine in den württembergiſchen Landtagsacten begrabenen, in der Paulskirche beim Gewirr der Leidenſchaften verhallten Reden und Vorträge, zu Uhlands geſammten Werken, ſollen ſie uns ein Bild vom Bürger und Dichter, ein Bild des ganzen Uhland geben. Jedes ſeiner Worte iſt ein Eckſtein geſunder, einfach klarer Charakterkraft. Uhland war kein Redner, er riß nicht augenblicklich hin, denn die Leidenſchaft, ſagt Cicero, macht den Redner. Aber zur Charakterkraft des Mannes geſellte ſich bei Uhland der advocatoriſche Scharfſinn des Juriſten, der ruhige feſte Umblick des Staatsmannes und der Inſtinct des wärmſten deutſchen Herzens. Daß die Eckſteine ſolches politiſchen Baumeiſters im Sturm der Parteiſtimmen verworfen wurden, erhöht nur noch ihren nachträglichen Werth.

Mit dem Regierungsantritt König Wilhelms, der als Prinz ſich am Kampf gegen Frankreich betheiligt und deſſen deutſche Geſinnung ſich glorreich angekündigt, begann für Württemberg ein neues Zeitalter. Der am 13. März 1817 berufenen Ständeverſammlung ward ein neuer Verfaſſungsentwurf mit möglichſter Berückſichtigung der alten Landesrechte vorgelegt. Die Saat des Mißtrauens wucherte aber fort und der Miniſter des verſtorbenen Königs, Karl Auguſt von Wangenheim aus Koburg, war als Vermittler geblieben zwiſchen Thron und Ständen. Mancher Vers in Uhlands vaterländiſch politiſchen Gedichten galt dem neuen König und dem alten Miniſter; die Stände wurden aufgelöſt und es erfolgte wiederum ein verfaſſungsloſes Interim. Uhland verlor nie die reinmenſchliche Stimmung, als Patriot und als Dichter. Der Königin Katharina, die 1819 in der Blüthe ihrer edlen Hoheit und Schönheit ſtarb, brachte er das herrlichſte Todtenopfer, das je einer deutſchen Fürſtin geworden. Selbſt dem Miniſter Wangenheim galt ſein ungetrübtes menſchliches Wort in der Kammer, als dieſe ihm ſpäter, nachdem er entlaſſen, als „Ausländer“ keine rechtliche Stätte in

Schwaben mehr einräumen wollte; Uhlands Antrag zur Wahrung des Rechts, aller Parteilichkeit und Engherzigkeit gegenüber, ſtützte ſich auf die Behauptung, daß es in Deutſchland, unter Deutſchen, die noch immer von „Ausländern“ auf ihrem Boden ſprächen, ein geiſtiges Heimathsrecht gebe. Die Karlsbader Beſchlüſſe brachten im Sommer jenes Jahres raſch einen vorläufigen Austrag in dem württembergiſchen Verfaſſungsſtreit. König Wilhelm war deutſch genug, um dem Bundestage und ſeinem Anſinnen, mit Hülfe jener Beſchlüſſe die Entwickelung des ſtaatlichen Lebens in Deutſchland zu erſticken, entſchloſſen entgegenzutreten. Er berief von neuem die Stände und legte einen neuen Verfaſſungsentwurf vor. Unter den drohenden Gewitterwolken der Frankfurter Septembermaßregeln ward dieſer Entwurf von der Verſammlung, der auch Uhland angehörte, angenommen. Von ſeinen beiden Dramen ward der 1817 gedichtete „Ernſt von Schwaben“ mit einem Prologe, in welchem er „Heil dieſem König, dieſem Volke Heil!“ rufen konnte, am 18. October 1819 zur Feier des glücklich abgeſchloſſenen Verfaſſungsvertrags zum erſten Mal in Stuttgart aufgeführt. Eßlair ſpielte den Werner von Kyburg im Stücke, dies Bild der deutſchen Treue, die ſich hier wie eine Eiche gen Himmel ſtreckt, während deutſche Liebe, wie Heine ſagte, unmerklich und doch wie Veilchenduft ſich verrathend, zu ihren Füßen blüht. Es fehlt dem Bau dieſes Stücks wie dem „Ludwig des Baiern“ bei romanzenhafter Haltung die dramatiſche Structur, und doch iſt ein Volk und ein Theater zu bedauern, dem Kraft und Anmuth dieſer Geſtalten, Hoheit und Adel dieſer Geſinnungen, die unverfälſchte Reinheit und plaſtiſche Vollendung dieſer Grazie keinen Reiz mehr bieten. Den krankhaft romantiſchen gleichzeitigen Schickſalsdramen Zacharias Werners, Müllners und Houwaldts gegenüber ſind die Dramen Uhlands wahre Edelſteine. Die Hetärenwirthſchaft der Muſen an unſern großen Hofbühnen hat dem Dichter Uhland keinen Anlaß geben können, das deutſche Drama auf Grund und Boden unſerer Hiſtorie weiter, glücklicher und erfolgreicher, anzubauen. War mit dem, was er gegeben, ſein Inhalt nicht erſchöpft, ſo preßte ihm doch der Groll die Lippe zu. Und auch für ſeine Kargheit und Schweigſamkeit hat er die verdiente Bewunderung gefunden; Ludolf Wienbarg, ſelbſt ein verdroſſener und an Inhalt nicht allzu reicher, karger Epigone, wollte dem Dichter dieſer zwei Dramen juſt um ſeines Schweigens willen die Lippen küſſen. Der halb verſchwiegene Groll ward im Tacitus weiland zur Tugend; der Mißbrauch im tändelnden Liebesverkehr mit den Muſen iſt oft genug in Leichtſinn und Frevel ausgeartet.

Dreimal hat Uhland die Verkommenheiten in der Stimmung und in den Schickſalen ſeiner Nation, dreifach den Rückſchlag in einer Zeit der Reaction nach kurzer patriotiſcher Aufwallung erlebt; die Jahre 1815, 1830, 1848 brachten Frühlingsanfänge mit nachfolgenden Verkümmerungen, die ſchließlich andauern. Bis zum Jahre 1820 hatte der Dichter Uhland als Patriot und als Menſch noch volle Empfindungen des Glücks. Er war Abgeordneter der Stadt Tübingen, und der Mai jenes Jahres führte ihm das Herz und den Beſitz ſeiner Gattin zu. Seine politiſche Thätigkeit zerbröckelte ſtückweis an der Ungunſt des herben und gebrochenen deutſchen Schickſals, ſie ward endlich wiederholt brachgelegt. Im nächſten Jahre ward der Kammer das Anſinnen geſtellt, Friedrich Liſt, ob er ſchon ſeine burſchenſchaftlichen Vergehen auf dem Hohenasperg verbüßt, von der Verſammlung auszuſchließen. Uhland machte vergeblich ſeine Berichterſtattung dagegen; der Verfolgte entzog ſich dem Conflict, indem er freiwillig ſeine Heimath mit Nordamerica vertauſchte, derſelbe Nationalökonom, der den Deutſchen ſpäter eine neue Praxis ihres Nutzens ſyſtematiſirte, als Conſul der Freiſtaaten ſeinen Wohnort in Leipzig nahm, den Anſtoß gab zur erſten deutſchen Eiſenbahn, um dann, in ſeine beſondere Heimath zurückgekehrt, beim Scheitern ſeiner Wohlfahrtspläne freiwillig endend zuſammenzubrechen. Nach peinlicher Auslegung der Geſetze ward damals Uhland auch die Führung der Advocatur verſagt. Man weiß in Stuttgart von einigen Proceſſen, die Uhland als Armenadvocat mit Glück geführt hat. Es tauchte von neuem litterariſche Arbeitsluſt in ihm auf und er gab 1822 ſein Büchlein über Walther v. d. Vogelweide, dieſe kleine Muſterſchrift in der Art, wie ein Dichter einen Dichter verſteht, auffaßt und litterariſch behandelt. Es war ein Anfang zu weiterer Ausbeute unſrer mittelalterlichen Dichterſchätze; Uhland, gedrückt und beengt, ſuchte nach einer Lehrkanzel für deutſche Litteratur und wandte ſich, ſo lieb ihm Schwaben war, doch vergeblich, nach Baſel, Freiburg, Bonn. Er gehörte, ſo patriotiſch er war, zu den mißliebigen, „unruhigen“ Köpfen in Schwaben. Mit Mühe ward endlich eine Profeſſur in Tübingen für ihn ermittelt. Seine akademiſche Thätigkeit bezeichnete eine ſeltene Friſche und ein ungewöhnlicher Schwung. Er las ſeit dem Sommer 1830 über die Geſchichte der deutſchen Dichtung vom 13. bis zum 16. Jahrhundert, romaniſche und germaniſche Sagengeſchichte, erklärte das Nibelungenlied und leitete freie ſtyliſtiſche Uebungen an der Hochſchule. Sein Buch über den Mythus von Thor (1836) war als erſter Theil ſeiner Sagenforſchungen ein gediegener Vorläufer eines zweiten, unvollendet gebliebenen über Gott Odin. Seine Herausgabe „Alter hoch- und niederdeutſcher Volkslieder“ (2 Bde. 1844 u. 45) geſchah im Zuſammenhang mit Abhandlungen, die zum Theil nur zerſtreut in die Welt traten. Von dieſen Aufſätzen zu den Volksliedern erſchienen 3 Stücke in Pfeiffers „Germania“. Von ſeinen litterariſchen Arbeiten im „Sonntagsblatt“ vom J. 1807, einem Seitenſtück zum Morgenblatt, das ſich Anfangs wenig poetiſch anließ, lieferte das Weimariſche Jahrbuch ſeinen Artikel „über das Romantiſche“, der alſo ſeinen Studentenjahren angehört. Seine letzte Arbeit, „über die Todten von Luſtnau“ (aus dem J. 1862), brachte ebenfalls Pfeiffers Germania, während Aufſätze über den Minneſang, über die Tell- und die Winkelriedſage unter ſeinem Nachlaß vermuthet werden. *)

---

*) Von Uhlands „Schriften zur Geſchichte der Dichtung und Sage“ (herausgegeben von W. L. Holland, A. v. Keller und F.

Uhlands akademiſche Thätigkeit ward nach drei Jahren gewaltſam unterbrochen. Das Jahr 1830 brachte von Paris aus eine neue politiſche Bewegung über die Welt. Die Deutſchen ließen ſich von den Franzoſen gemahnen, daß ſie ihren ſtaatlichen Fortbau wieder in Angriff zu nehmen hätten; ſie erinnerten ſich dann auch wieder ihrer brachgelegten Kräfte daheim. Uhland beſuchte in ſeinem Lande die Volksverſammlungen und nahm 1833 die Wahl für Stuttgart zur Volkskammer an. Da galt es dann wieder auf engem Boden für Licht und Luft, für Recht und Freiheit zu kämpfen. Vier ſogenannte Demagogen, die jedoch ihre Jugendirrungen gerichtlich abgebüßt, wollte die Regierung von der Kammer ausgeſchloſſen wiſſen, als ob auf verbüßte Feſtungsſtrafe vom Cabinett noch nachträglich ein Urtheil der Ehrloſigkeit zu verhängen ſei! Paul Pfizers Antrag gegen die Bundes-

---

Pfeiffer) erſchien bereits Bd. 1, des Dichters „Sang und Sage des deutſchen Mittelalters“ enthaltend, ſo weit dies auf drei Bände berechnete Werk ſich aus dem Nachlaß zuſammenſtellen ließ. Wir empfinden in Uhlands Anſicht über die Entſtehung des Nibelungenliedes eine freudige Genugthuung, der unter Philologen weitverbreiteten Auffaſſung Grimms und Lachmanns gegenüber, wonach die große Dichtung nur eine zuſammengeflickte Compilation von Volksliedern ſein ſollte. Nach Uhland deutet die Handhabung deſſelben Coſtüms, die Stellung der Kriemhild als Centrum des Ganzen, ihre Entwickelung von jungfräulicher Harmloſigkeit bis zur Furie der Rache, und endlich die durchgängige, ahnungsvolle Vorbereitung zum tragiſchen Ausgang der Kataſtrophe — auf die Hand eines epiſchen Dichters, der mit Bewußtſein ſchuf und geſtaltete, wenn er auch nur rhapſodiſch wie die Sänger der Homeriſchen Epen zum Vortrag kam. Die Annahme eines bloßen „Ordners“ vorhandener Lieder — die ihm allerdings vorlagen — kann nur der philologiſchen Pedanterie möglich ſein, die von ſchöpferiſcher Thätigkeit des Dichtenden keine Ahnung hat.

beſchlüſſe vom 28. Juni 1832 wünſchte die Regierung von der Kammer „mit verdientem Unwillen“ zurückgewieſen zu ſehen. Uhland empfahl, in einer Adreſſe auszuſprechen, daß die Kammer ſich eine Stimmung nicht vorſchreiben laſſe. Die Regierung antwortete mit Kammerauflöſung. Als Uhland abermals für Stuttgart gewählt wurde, erklärte man ihn in der Verweigerung des Urlaubs für unentbehrlich als Lehrer an der Hochſchule. Uhland hielt das Mandat des Volkes für dringend wichtig und verlangte als Profeſſor ſeinen Abſchied, den man ihm dann „ſehr gern“ bewilligte, nachdem er wenige Tage zuvor über die Sagen von Herzog Ernſt ſeine feierliche Antrittsrede gehalten. Uhland brachte ſein Lehramt zum Opfer der Bürgerpflicht, jenes „Sehr gern“ aber im Entlaſſungsdecret des Miniſters Schlayer ſollte ſo denkwürdig bleiben wie das „Recht gern“ des Prinzen in Leſſings Emilia Galotti!

Auf dem folgenden Landtag blieb Uhland fortgeſetzt in der Minderheit. Vergeblich ſtellte er den Antrag auf Herabſetzung des Militärbudget, das für Württemberg bei der Unmöglichkeit einer ſelbſtändigen Politik und zumal mitten im Frieden ungebührlich hoch ſei; „Niemand würde es billigen, war ſein Wort, wenn Jemand Den weiſe nennen wollte, der ſich die Nahrung entzöge, um für den Fall einer zukünftigen Krankheit mit Arzneimitteln verſehen zu ſein!“ Vergeblich forderte er Preßfreiheit, vergeblich eine allgemeine deutſche Nationalvertretung. Auch auf dem außerordentlichen Landtag von 1838 focht er ohne Erfolg gegen gewiſſe Beſtimmungen eines neuen Strafgeſetzbuchs. Man ſprach von Maßregelungen, welche die Wahlfreiheit beeinträchtigten, und ſo lehnte er mit ſeinen Genoſſen, Schott und Paul Pfizer, eine Neuwahl für 1839 ab. Mit Paul Pfizer theilte er ſonſt nicht alles, auch nicht die Sehnſucht nach einer preußiſchen Hegemonie Deutſchlands; die Maxime, Deutſchland preußiſch zu machen, in der Hoffnung, Preußen werde damit deutſch werden, war nicht die ſeinige.

Uhland zog ſich nach Tübingen zurück und bewohnte ſeitdem das von dem nach Leipzig berufenen Kanzler Wächter verlaſſene, am Neckar gelegene Haus mit Garten und Weinberg, um in der Stille und auf eignem Grund und Boden ſeinen Studien zu leben. In der Pflege ſeines eignen Gewächſes, zugleich ein tapferer Schwimmer, ein rüſtiger Fußwanderer, war er glücklich und zufrieden, wenn ſich freilich der Hang zur Vereinſamung in ſeiner ſchwäbiſchen Römernatur von neuem in ihm feſtſetzte. Er machte Reiſen nach den Bücherſchätzen großer Städte, um deren Treiben blieb er ſonſt unbekümmert. So erſchien er, wie früher in Paris, jetzt in Wien, Berlin, Kopenhagen; ſeine Schweigſamkeit wurde unter Ovationen, die ihn verfolgten, faſt zur entſchiedenen Menſchenſcheu. Nur in der Germaniſtenverſammlung 1846, im Frankfurter Römer, überkam ihn, als ob die alten Kaiſerbilder aus ihren Niſchen träten, der Geiſt der Ahnung und lieh ihm das prophetiſche Wort, daß Deutſchlands Geſchichte noch nicht beendet ſei, von neuem beginnen werde. Und als 1848, abermals von Weſten her, der Sturm aufſtieg, trat

Uhland mit dem granitnen Ernſt ſeines Angeſichts freiwillig unter verſammelte Männer. Im März jenes Jahres, in der Volksverſammlung ſeiner Stadt erhob er ſich und ſprach, Anfangs leiſe, faſt tonlos, allmählich jedoch, obwohl immer epigrammatiſch und in abgeſchnittenen Keilſätzen, aber mit ſteigender Fülle und Macht, und es war, als wenn mit der Gewalt des Inhalts ſeine unſcheinbar kleine Geſtalt wuchs; ſein Auge entzündete ſich, das verborgene Feuer ſeiner Seele loderte auf und er ſprach eine volle Stunde lang von dem, was in ſeinem Herzen jahrelang in verborgnem Groll gelebt, was Deutſchland noththue und jetzt von neuem als das einzige Heil erſcheine. Unwillkürlich, als er geſchloſſen — ſagt ein Berichterſtatter, — entblößten ſich in der Verſammlung alle Häupter und ſtimmten Alle ſein Lied an: „Wenn heut ein Geiſt herniederſtiege!“ Uhland ging zum Vorparlament nach Frankfurt. Einige, von den Bauherren verworfene Eckſteine deutſcher Nation wurden im Sturm der Bewegung wieder hervorgeſucht; wie Sylveſter Jordan in Kaſſel, Welcker in Baden, ward Uhland von der Regierung in Württemberg zum Vertrauensmann für Frankfurt ernannt, auf ſein ausdrückliches Verlangen jedoch ohne bindende Inſtruction. Bei dem Fackelzug, den ihm Stadt und Hochſchule von Tübingen brachten, ſprach er von dem Mißlichen, plötzlich das Vertrauen der Regierung haben zu ſollen; aber er habe das Vertrauen ſeiner Mitbürger, wenn auch wenig zu ſich ſelbſt. In der Unterredung mit König Wilhelm blieb er froſtig und karg, wohl fühlend, das Vertrauen ſei ein nothgedrungenes. In der Paulskirche ſtimmte er gegen die Permanenz des Vorparlamentes, verwarf aber doch die Vereinbarung mit den Höfen und ſtimmte für Auflöſung des Bundestages, ſogar für Abſchaffung des Adels, der Orden und leeren Titel. Daß man ihm ſpäter dennoch von Seiten Berlins und Münchens Orden anbot, die er beſcheiden, aber entſchieden ablehnte, geſchah wohl nur aus Unkenntniß ſeines Charakters, nicht um ihn in Verſuchung zu führen, gegen ſein eignes Votum, gegen ſeine Ueberzeugung zu handeln.

Uhland ſtimmte in der Paulskirche — was wichtiger war — gegen Gagern's Antrag eines kleinen, engern Deutſchlands, gegen den Ausſchluß Oeſterreichs. Ehedem, ſprach er d. 26. October 1848, habe die Fremdherrſchaft Deutſchland zerriſſen, und jetzt, wo der Tag der Ehre, der Freiheit, angebrochen, jetzt ſtehe es uns nicht an, mit eigenen Händen das Vaterland zu verſtümmeln. Oeſterreich habe 150 Abgeordnete nicht in die Paulskirche geſchickt, um blos ein völkerrechtliches Verhältniß hinzuſtellen; dazu hätte ein diplomatiſcher Bevollmächtigter genügt Oeſterreich (das damals ſchwankende) müſſe wollen und ſomit werde es mit Deutſchland gehen. Uhland beſchwor die Männer der Paulskirche, durch Ausſchluß Oeſterreichs, das ſo oft mit ſeinem Blut den Mörtel zur Exiſtenz Deutſchlands genetzt, nicht ſelbſtmörderiſch die Hand an Germaniens Leib zu legen. Auch verirrte Brüder ſeien noch Brüder, und wenn er einen Laut der Mundart Oeſterreichs vernehme, glaube er einen Gießbach in den Tyroler Alpen oder die rauſchende Woge der Adria zu hören.

„Zum Befremden des neben ihm ſitzenden Dahlmann,“ ſprach Uhland am 22. Jan. 1849 gegen die Erblichkeit eines deutſchen Oberhauptes. Sein Wort war: „Revolution und ein Erbkaiſer, das iſt ein Jüngling mit grauem Haar! Verwerfen Sie die Erblichkeit, ſchaffen Sie keinen herrſchenden Einzelſtaat, retten Sie das Wahlrecht, dieſes koſtbare Volksrecht, dies letzte fortwirkende Wahrzeichen des volksmäßigen Urſprungs der neuen Gewalt! Glauben Sie, meine Herren, es wird kein Haupt über Deutſchland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratiſchen Oels geſalbt iſt!“ — Am 28. März bei der Wahl eines Erbkaiſers enthielt er ſich der Stimme, ſprach laut: „Ich wähle nicht!“ und ſtimmte ſchließlich (d. 11. April) gegen die ganze Reichsverfaſſung. Er war kein Mann der Frankfurter Klubbs, er hielt ſich einſam mit ſeinem beſten Denken und Empfinden, aber er ließ ſich auch nicht zu einem, der Linken abgefeilſchten Compromiß beſtimmen, wie er in den Klubbs verhandelt wurde. Seine warnende Stimme blieb freilich die Stimme des Einſiedlers in der Wüſte.

Die Frankfurter Sendboten kehrten gebeugten Hauptes von Berlin zurück, enttäuſcht von der eitlen Hoffnung, König Friedrich Wilhelm der Romantiſche werde ſich doch noch gewinnen laſſen „zum Ritt ins alte romantiſche Land“. Da ſchrieb Uhland, d. 26. Mai, ſeine „Anſprache an das deutſche Volk“, mit dem Rufe: Noch iſt Deutſchland nicht verloren! Der große Schweiger, wie man ihn nannte, legte dann noch zum dritten Male in der Paulskirche ſein Wort — ebenfalls vergeblich — in die Wagſchaale der Abſtimmung. Er ſprach gegen den Antrag, die geſetzgebende Nationalverſammlung nach Stuttgart zu verlegen, aber er unterwarf ſich der Mehrheit, die dies in Ausführung brachte; die Mitglieder zurückzurufen, die Verſammlung aufzulöſen, dazu erkannte er in der Macht der Regierungen kein Recht, da ſie von dieſen anerkannt war zum Zweck, der Nation eine Geſammtverfaſſung zu geben, ohne Zeit und Modus dazu bedingt zu haben. Die Auflöſung des Rumpfparlaments ward dann eine gewaltſame Sprengung mit gewaffneter Hand. Mit Albert Schott voran, den Präſidenten Löwe in der Mitte, ſchritt Uhland zu Stuttgart nach dem von Soldaten beſetzten Verſammlungsgebäude, — wie weiland Mirabeau entſchloſſen, nur der Gewalt der Bayonette zu weichen. Württembergiſche Lanzenreiter trieben mit gezogenen Säbeln den feierlich friedlichen Zug der von allen Regierungen anerkannten Geſetzgeber Deutſchlands auseinander. Niedergetreten von den Roſſen ward Uhland nicht, äußerlich nicht verwundet, die Lanzenreiter hatten Scheu vor ſeinem ehrwürdigen Haupt; — aber im Innern war er tief ſchmerzlich verletzt, daß juſt ſein beſonderes Heimathsland es war, das an dem Reſt der geſetzlich anerkannten Nationalverſammlung Deutſchlands dieſe Unbill vollzog. Mit Römer, der ſich als Miniſter dazu verſtand, hatte er oft genug im März des Jahres zuvor einmüthig auf derſelben Bank geſeſſen.

Der Reſt für ihn war Schweigen. Uhland verſtummte ſeitdem bis in den Tod, der am 13. November 1862 für immer ſeinen getreuen Wahrheitsmund verſchloß. Nur von einer einzigen Aeußerung in politiſchen Dingen weiß man noch, und dieſe einzige Aeußerung, neben der Ablehnung der Ordenszeichen, war ebenfalls abweiſender Art. Mit Viſcher verweigerte er troß verhängter Geldſtrafe, ſich über Mitglieder der Paulskirche auf Kurheſſens Forderung verhören zu laſſen, da über deren Verhalten in der Nationalverſammlung Deutſchlands Niemand zu richten befugt ſei.

Ludwig Uhlands Name hat im ſchwarzen Buch geſtanden. Dies Buch iſt ſehr vergänglich. In einem goldnen Buche, im Herzen ſeines Volkes, wird Uhlands Name unvergänglich ſtehen. Wir ſchließen mit ihm dieſe Gallerie von Helden in deutſcher Kunſt, Sitte und Art. Wir können keinen beſſern Abſchluß finden; möchte es nicht ein Abſchluß, ſondern ein Markſtein ſein zu neuem Anlauf. Wir haben größere, reichere, mächtigere Dichter gehabt, keinen edleren, reineren. Unter den Romantikern Deutſchlands hat ſich Heine den Letzten genannt, und dieſer Letzte unter den Genoſſen der romantiſchen Schule, ſagte er ſelbſt, hat damit geendet, ſeine Schulmeiſter zu prügeln. Wir ſchließen unſere Reihe deutſcher Charaktere mit Uhland auch als dem letzten der alten Romantiker, um dieſer Richtung in deutſcher Kunſt und Art nicht blos die traulichen Dämmerungen deutſcher Abendandachten, ſondern auch die friſche, reine Keuſchheit der Morgenröthe und die Farben der Iris zu ſichern, jenes Himmel und Erde verbindenden Bogens, den, glückverkündend, Noah begrüßte, als er wieder feſtes Land unter ſich ſah.

Corrigenda in Band 1 der Deutſchen Charaktere.

Seite 5 Zeile 11 lies: Eingeſtändniß ſtatt Einverſtändniß.
„ 7 „ 13 „ bartköpfigem ſtatt bartknöpfigem.
„ 7 „ 14 tilge: aber.
„ 15 in der Note lies: Tänzerin ſtatt Sängerin.
„ 39 Zeile 11 lies: Pfennige ſtatt Groſchen.
„ 39 „ 11 von unten lies: 1757 ſtatt 1759.
„ 46 „ 8 u. folg. von unten lies: Und der Witz mit ſeinem „reizenden Blödſinn“ kam dem König zu Hülfe; die „eilende“, durch einen Druckfehler in eine „elende“ verwandelte Reichsarmee hieß ſeitdem Reißausarmee, u. ſ. w.
„ 55 „ 9 von unten lies: Feinde ſtatt Freunde.
„ 63 „ 4 lies: Deffant ſtatt Deſſant.
„ 88 „ 1 tilge: aber.
„ 95 „ 3 von unten lies: Apollotempel ſtatt Apolltempel.
„ 115 „ 5 von unten lies: iſt ſo wichtig als u. ſ. w.
„ 150 „ 3 „ „ „ dem ſtatt das.
„ 151 „ 15 lies: Männern des Theaters u. ſ. w.
„ 226 „ 6 von unten tilge: aber.
„ 229 „ 11 „ „ lies: erliegen ſtatt unterliegen.
„ 246 „ 8 lies: verfiel ſtatt zerfiel.

In Band 2.

Seite 4 Zeile 3 von unten lies: Germaniſirungsproceß.
„ 15 „ 6 „ „ „ die Sie nicht verſtanden.
„ 56 letzte Zeile lies: und gewann ihn doch nicht lieb.
„ 80 Zeile 9 von unten lies: di ſtatt do.
„ 87 „ 10 lies: gerettet, geadelt.
„ 118 „ 11 von unten lies: Freitags ſich nicht u. ſ. w.
„ 120 „ 13 „ „ „ Ton ſtatt Hauch.
„ 223 „ 8 „ „ „ geherrſcht ſtatt gefehlt.
„ 258 „ 8 lies: wie der wieder nach Rußland u. ſ. w.

In Band 3.

Seite 10 Zeile 11 lies: ſtreifte ſtatt grenzte.
„ 55 „ 6 von unten tilge: endlich.
„ 75 „ 13 von unten lies: Mittelpunkt ſtatt Gipfelpunkt.
„ 97 „ 10 lies: Rieſenſchritte ſtatt Rieſenſchritten
„ 152 „ 7 „ noch ſtatt nach.
„ 258 „ 2 „ Inſtinct ſtatt Inſtitut.
„ 275 „ 6 „ 31. ſtatt 30. October.
„ 290 „ 1 „ und in der erſten.
„ 388 „ 4 von unten lies: Schanze.
„ 441 „ 12 „ „ . „ ein ſtatt im.
„ 450 „ 8: , ſtatt ;

Gustav Kühne's

Gesammelte Schriften.

Achter Band.

Die Freimaurer

1. Band.
Ersten Teiles erstes Buch

Leipzig,
Ludwig Denicke.
1867.

Die Freimaurer.

Eine
Familiengeſchichte aus dem vorigen Jahrhundert
von
Guſtav Kühne.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Erſter Band.
Erſten Theiles erſtes Buch.

Leipzig
Ludwig Denicke
1867.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Inhaltsverzeichniß.

Erſtes Buch.

Großvater Erlaucht.

Erſtes Capitel.

Eine Waldidylle 1

Zweites Capitel.

Mein erſter Tag am Hofe 30

Drittes Capitel.

Die Geheimniſſe des Hauſes 59

Viertes Capitel.

Ein Klopſtockianer und ein aphroditiſcher Dichter . . . 104

Fünftes Capitel.

Phyſiognomiſche und theatraliſche Studien 141

Sechſtes Capitel.

Sanct Lavatus 187

Siebentes Capitel.

Sanct Germanus 222

Achtes Capitel.

Examen und Beichte 251

Erſtes Buch.

Großvater Erlaucht.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Erſtes Capitel.

Eine Waldidylle.

Meine erſte Kindheit war eine verſteckte, geräuſchloſe Waldidylle. Daß ich dem Zeitalter der Perrücke angehörte, erfuhr ich erſt, als die Stille meines erſten Daſeins gewaltſam durchbrochen wurde. Ein Hauch tiefer Einſamkeit umwehte das halb zerfallene Jagdhaus, das ſelbſt zur Förſterei nicht mehr tauglich ſchien. Wie ein grüner Mantel umzogen die rings bewaldeten Höhen das weiche, warme, vor jedem Winde geſchützte kleine Keſſelthal. Haus und Gehöft lagen an einem See. Ein See, vom Wald umrauſcht, iſt wie das Auge in der Landſchaft. Aber der Himmel wollte ſich nicht ſpiegeln in dieſem See. Sein Spiegel war erloſchen und getrübt, ſein Waſſer verſumpft, ſein Ufergrund mit Schlingkraut überwuchert. Der Buchenwald im Thal wechſelte mit kräuterreichen Wieſen voll jener blühenden Silberdolden, wie ſie die große Hirſchwurz trägt; aber kein Geläut der Heerden drang bis in die blöde Stille meiner einſamen Verlaſſenheit. Der Wald deckte mit ſeinem Buchengrün wie ein Schirm Haus und Hof; aber man begriff nicht, was hier zu beſchirmen war, man kannte den Schatz nicht, der hier in dieſer Verborgenheit gehütet wurde. Sümpfe und ſtruppige Wildniß erſchwerten den Verkehr mit dem nächſten Dorfe, ringsum war kein Weiler mit Höhenrauch; nur von Jahr zu Jahr kamen zweimal Mäher, ſchnitten und heimſten ein; in noch längeren Friſten ward geholzt im Walde. Hatte man ſich durch Moor und Geſtrüpp auf ſchmahlen Fußpfaden bergan eine Stunde weit Bahn gebrochen, ſo traf man erſt auf regelmäßige Spuren menſchlicher Thätigkeit. Meilenweit um uns her war undurchdringliche Dämmerung. Ein einſam ſchlendernder Jäger, ein Paar Holzhauer grüßten, wanderte man ohne Pfad und Ziel im Buchenhain herum. Die Droſſel ſchlug, die ſchwarze Amſel ſang ihr Lied, wilde Kaninchen fuhren aus ihrem Verſteck, ein ſcheues Reh lugte neugierig aus dem Gebüſch. Die Axt erklang, ein Schuß fiel; dann begrub die Oede den einſamen Ton. In dieſen Gründen rieſelte kein Bach, ſelbſt das Waſſer, das Bild des Lebens, war hier ſtill verſunken. Hier ſcholl kein Echo, jeder Laut erſtarb in ſich ſelbſt. — Lag ein geheimer Bann auf dieſer verlaſſenen Welt? Ein Gelübde des Schweigens als Sühne für eine uralte Miſſethat?

In der Einſamkeit des Waldes wird das Gehör fein und weitgreifend; der phyſiſche Menſch dehnt ſich aus und bezwingt mehr Welt um ſich herum. Mein geſchärfter Gehörſinn hat mir ſpäter im Leben oft genug gut gedient, als ich mich auf's Horchen legte, wo mir verſagt war thätig einzugreifen; man legt ſich heimlich auf die Lauer, darf man nicht offen nach der Wahrheit forſchen und das Leben geſtalten helfen. Sonſt hatte ich als Kind wenig Sinn für die Reize jener verlorenen, von unſeren Dichtern ſo vielfach beſungenen „Waldeinſamkeit". Aber ich betrat in alten Tagen wieder, mit der Summe der Schmerzen, die das Leben giebt, den Schauplatz meiner erſten Kindheitsjahre. Da überfiel mich die ganze Wehmuth und der ſüße bange Schauer meiner erſten unverſtandenen Sympathie mit dieſer wildverwachſenen, räthſelvollen Oede. — Sind vielleicht nur lebensmüde Geiſter für das empfänglich, was man romantiſch nennt? Sind es nur krankhafte Stimmungen der Seele, wenn ſie die Mißgeſtalt der Menſchheit flieht, verwundet vom Unglück, überſättigt vom Genuß in die Stille flüchtet, die ihr dann nicht mehr ſtill, ſondern beredt iſt, ihr wie ein leiſes Schlummerlied verſtändlich wird? — Ich hatte als Kind nichts zu betrauern, keine Vergangenheit zu beſchwichtigen gehabt; mein junges Gemüth war ſelbſt ſo leer und ſtumm geweſen wie dieſe waldgrüne Einſamkeit, die mich umgab. So ſind die Tröſtungen der Religion wohl auch nur für die Mühſeligen und Beladenen; das Chriſtenthum kam auf, nachdem ſich die Welt in wilder Leidenſchaft Wunden geſchlagen, für die ſie in ſich ſelber keine Heilung wußte! — Für den Knaben war dieſe Zuflucht aus der verworrenen Welt, dieſer Friede der in ſich ſelbſt verſunkenen Natur bedeutungslos, ſie war ihm ja kein Aſyl eines gebrochenen Herzens. Man muß geſündigt haben, um die Wonne der Reue zu empfinden; man muß Unglück gehabt haben, um ſelbſt nur an Gott den Allerbarmer zu glauben; in die menſchenleere Stille flüchtet ſich nur ein müdes zerſchlagenes Herz. Das erſte Gebet des Menſchen war ein Stoßſeufzer; nur in der Angſt der Seele wird die Ahnung möglich, daß ein Geiſt über uns die Welt regiert und alle Unbill ſühnt. — Als ich — ein betagter Menſch — die Stätte meiner erſten Kindheit wieder betrat, ſuchte ich ein Grab und fand es nicht mehr. An der Waldecke war ein liebes, lichtes Plätzchen. Farrenkräuter und wilde Balſaminen ſtritten ſich um die Stelle; die hohen Stängel der goldblumigen Arnica ragten über die grüne Matte hinweg. Dort auf dem kleinen Vorſprung am Saume des Dickichts hatten ſie, das wußt' ich, die Gebeine der theuerſten Perſon meines Lebens zur Ruhe gelegt. Statt des grünen Hügels fand ich einen künſtlichen Tempel mit Säulen und himmelblauer ſternbemalter Kuppel. Meine Mutter war nachträglich in der Familiengruft unſeres Hauſes beigeſetzt worden. Der Tempel über ihrem erſten Grabe war nichts als ein Zeugniß, daß Diejenigen, die ihren frühen Tod beklagten, Urſache hatten ihr Gewiſſen zu beruhigen, die Manen der Geſtorbenen zu ſühnen; es war nur ein kalter prunkender Nothbehelf für die Liebe, die man ihr im Leben ſchuldig geblieben.

Einem alten, zur Ruhe geſetzten Prediger und ſeiner wirthlichen Ehehälfte war in jenem einſamen Jagdhauſe die Pflege meiner erſten Kindheit anvertraut. Der Pfarrer war ein trockener, regelrechter Mann. Er war fromm, aber er trieb die Frömmigkeit wie ein gewohntes Handwerk. Er war kein Gefühlsmenſch; ſonſt hätte ich in jener Einöde wohl leicht zum Schwärmer werden können. Der Mann gehörte zu jenen Verſtändigen, die ruhig und ſchlicht über Alles Antwort geben, ohne erſt die Fragen darüber abzuwarten. Sie erläutern die Weltordnung wie ein einfaches Rechnenexempel, löſen alle Räthſel ohne erſt ein Bedürfniß für die Löſung zu erwecken, erklären Gott um mit ihm fertig zu ſein. Mein Präceptor trieb Botanik, ſammelte viele Kräuter und hielt mich dazu an, ohne eine Neigung für die Pflanzenwelt in mir zu erwecken. Es giebt Menſchen, die in einer Wieſe nur das Futter, im Walde nur das Brennholz, im Granitfelſen nur Chauſſeebaumaterial ſehen. Ich lernte Latein bei ihm und brachte es bis zum Ovid und ſeinen Metamorphoſen; er erklärte mir dabei die Naturgeſchichte und die alte heidniſche Götterlehre. Für das, was in der Dichtung als ſinnreiches Mährchen noch täglich gilt, hatte der Alte kein Verſtändniß. Daß die Roſe aus dem erſten Blutstropfen der verwundeten Aphrodite entſprang, die Anemone ihre erſte Thräne war: dafür fehlte meinem Magiſter der Sinn. In der Erdbeſchreibung lernte ich nur die fernen Welttheile kennen, vom Chriſtenthume die mir eben ſo fernen zehn Gebote. Was Wunder, daß ich für all' den Inhalt taub und todt blieb! Ich erhielt für Alles nur ein Gedächtniß ohne alle Nutzanwendung, mein innerer Menſch ward zur Rumpelkammer, in der man höchſtens um Platz zu gewinnen Ordnung macht. Ich lernte in der Religion: „Du ſollſt Vater und Mutter ehren!" und ich kannte Beide nicht; Niemand war da, der mir für das fehlende Gefühl der Zugehörigkeit auch nur ein Aushülfsmittel bot. Ich lernte: „Du ſollſt nicht ehebrechen!" und es überkam mich dabei nur die dumpfe Furcht vor einem ſchweren, bangen Geheimniß, das wie eine Gewitterwolke drohend über mir aufzog. Der Pfarrer rubricirte mir die menſchlichen Laſter wie die Käfer, die Tugenden wie die Pflanzen; jene ſpießten wir und dieſe trugen wir getrocknet in unſer Buch. Am meiſten gefiel er ſich in phyſikaliſchen Experimenten, und wenn ihm, was freilich oft geſchah, der Verſuch das Ergebniß ſchuldig blieb, ſo tröſtete er ſich und mich gar leicht mit der Feſtſtellung der allgemeinen Regel, die eigentlich nie ohne Ausnahme ſei. Er war ſonſt in allen Dingen ſehr genau und pünktlich. Er hielt ſich für kränklich, und die Furcht davor war vielleicht bedenklicher als ſein Zuſtand. Den ganzen Herbſt über beſchäftigte ihn die Sorge, Haus und Hof gegen den heranrückenden Winter zu ſchützen. Er hämmerte, zimmerte, nagelte und war unermüdlich in Auffindung neuer Schutzmittel gegen die Zugluft. Er trat nie in's Zimmer ohne mit ſorgſamen Blicken die Fenſter zu muſtern und die Wirbel zu ſchließen, wo eine Spalte frei war. Mit ſeinem grauen Haar, mit ſeinem welken Geſicht, in ſeinem dunkelbraunen, bis oben zugeknöpften Rock und den ſchwarzwollenen, aber fahl und fuchſig gewordenen Strümpfen konnte er leicht wie eine Ruine erſcheinen, die, ohne ſich je dem Sturme auszuſetzen, doch frühzeitig in ſich ſelbſt verwitterte. Aus Furcht vor den Gefahren des Lebens hatte er ſich aufgeſpart und war doch vielleicht weit früher gealtert, als die Leidenſchaft, die da wagt und verſpielt, aber nach dem Verluſt immer noch einen neuen Einſatz möglich macht.

Die Frau Paſtorin war die mildernde Ergänzung zum Alten. Hatte Ehrwürden etwas von einem herben troknen Todtengräber, ſo hatte die Leichenbittermiene, mit der ſie im

Grunde daſſelbe Geſchäft verſah, doch etwas menſchlich Gewinnendes. Ob die gute Frau je Mutter geweſen und ſomit natürlichen Beruf zur Erziehung hatte, weiß ich nicht; dies altehrſame Ehepaar Philemon und Baucis ſah gar nicht darnach aus als hätten ſie ſich je Nachkommenſchaft zugetraut. In ihrer Behabung zu mir hatte Frau Baucis eher etwas von einer alten Muhme, die durch peinliche Zärtlichkeit erſetzt, was ihr an einfacher Naturempfindung fehlt. Sie ſorgte für mich, als wär' ich ihr Augapfel, behütete jeden meiner Schritte, war Tag und Nacht geſchäftig für mein Wohl. In all' dem Eifer lag zu viel Abſicht und Pein. Sie kam meinen Bedürfniſſen zuvor, und ich blieb im Gehege ihrer Wünſche gefangen. Ich lernte gehorchen, aber ohne Luſt und Liebe; in dieſem Dienſte der Gewohnheit blieb aller freie Wille unentwickelt.

Mittags bei Tiſche ward mir zuerſt vorgelegt. Daraus erwuchs mir das Gefühl, daß ich in dieſe Umgebung nicht hingehörte, in dieſem Kreiſe ein hoher Gaſt, ein vornehmer Fremdling, wenn auch nur ein Gefangener war. Ich bewohnte die beſten Zimmer im Hauſe, während die alten Leute ſich mit Erdgeſchoß und Erker begnügten. Daß ich ſie nicht liebte, daran war wohl die große Sorgſamkeit Schuld, mit der ſie mich wie einen Bevorzugten, aber doch zugleich wie einen Unglücklichen, einen vom Schickſal heimlich Gezeichneten, behandelten. Es war ſehr unnatürlich, daß ich, ein Kind und alſo mit dem Bedürfniß nach Hinneigung begabt, den Alten gegenüber nicht kennen lernte was Liebe heißt. Ich glaube, man lernt nur lieben, wenn man es ſich verdienen darf. Ich durfte mitunter den Mops der guten Frau Baucis füttern, und ich liebte das Thier, weil ich ihm Gutes thun konnte. Ich liebte den zottigen ſchmutzigen Hofhund an der Kette, weil ich ihm heimlich Biſſen zuwarf; ich liebte die alte, halbblinde, ſtocktaube, den Dienſt im Hauſe verſehende Magd, weil ich ihr heimlich, wo es die Alten nicht bemerkten, behülflich ſein konnte, wenn ſie in ihren Nöthen ſtecken blieb. Wie gern hätte ich wie ein Page die Frau Paſtorin bedient, wenn ſie mit dem lahmen Fuß ſich um-mich abmühte; aber ſie litt es nie und ließ mich in dem peinlichen ungewiſſen Glauben, ich ſei entweder ein Weſen höherer Art oder ein Ausgeſtoßener. In der That, wenn die Alte mit dem Mumiengeſicht reſpectvoll liebreich mit mir that, wandelte mich eine Furcht vor mir ſelber an. Wer war ich, was hatte ich gethan, was war an mir verbrochen, daß ich ſo ausnahmsweiſe wie ein Verdächtiger behandelt wurde? — Sonntags, wenn mir Frau Baucis den beſſern Rock mit den friſchen Manſchetten brachte, bekam ich eine Art Schauder vor meiner Perſon. Während des Sommers ging ich mit dem Paſtor emeritus zur Kirche, die im Dorfe zwei Stunden weit jenſeit des Bergwalds drüben am Abhang lag. Dort ſaßen wir, durch ein Gitter von der Gemeinde abgepfercht. Die Bauern thaten ſich bene, indem ſie mit ſchallender Kehle aus Leibeskräften ſangen, um dann, wenn der Prediger ſprach, auf die Anſtrengung gut einzuſchlafen. Wenn ich hier und da ein alt Mütterchen leiſe das Haupt ſenken und ſich dem Herrn ergeben ſah, ſo meint' ich faſt, das gehöre ſo mit zur Frömmigkeit. Auf's Einſchläfern lief Alles hinaus, was um mich her geſchah. Im Winter blieben wir

Sonntags mehrentheils daheim; der Paſtor las den Bibeltext und hielt uns eine Rede darüber. An Morgen- und Abendſegen fehlte es auch an den Wochentagen nicht. Ich wäre gewiß recht fromm geworden, hätte die lederne Gewohnheit nicht jedes Gelüſt dazu in mir ertödtet. Abends nach der Mahlzeit pflegte der Pfarrer, wie er ſagte, ſich ein Pfeifchen zu erlauben. Er ging dann mit langen Schritten im Zimmer auf und ab und ſprach mit Frau Baucis von alten Zeiten, oder er ſaß im Lehnſtuhl und verſank in Gedanken; die Unterhaltung erſtarb dann ſo in ſich ſelber, wie der ehemalige See vor unſerm Hauſe langſam zum Sumpf geworden war. „Er ſchläft wohl?“ flüſterte ich der Frau Paſtorin zu. — „Er beſieht ſich nur inwendig,“ ſagte ſie lächelnd, und rückte mir im Winkel den Stuhl zurecht. Sie erzählte mir dann eines von ihren drei Mährchen, die ſie auswendig wußte. Sie hatte juſt drei Zahnſtümpfchen im Munde, und auf jedes kam eine alte Geſchichte. Ihre heiſere Stimme klang in der ſtillen dämmerigen Winterſtube wie eines Heimchens Ton in altem dunklem Gemäuer. Es war dann recht bang im Zimmer, wenn die Uhr mit dem Pendel ächzte und gähnte; nur das Schnarchen des Pfarrers hielt mich wach. Wollten die drei Mährchen nicht mehr ausreichen, ſo machte ſich der Paſter ſtark und las mit lauter Stimme in einer alten Reiſebeſchreibung. Dann gähnte die Alte ihrerſeits, oder mir ſelber ſchwand die Beſinnung, wenn wir eben mit unſern Erwartungen auf dem Stillen Ocean ſchwammen, oder das Cap der guten Hoffnung unendlich fern vor uns dämmerte.

Der Pfarrer, der mir Alles erklärte, bevor ich ein Intereſſe dafür hatte, blieb ſtumm bei den Fragen, zu denen mich ein wahrhaftes Intereſſe trieb. Da draußen in der Natur wie in unſerer Botanik war Alles Zweig am Stamme, Blüthe am Reiſe, Frucht am Baume, Blume am Stängel; nur ich ſollte wie eine ſtängelloſe Blume, ein Zweig ohne Stamm, ein Ding ohne Hingehörigkeit wachſen! In der Weltgeſchichte, ſchon in älteſter Zeit, aus deren Bann wir nicht heraustraten, folgten ſich immer Vater und Sohn. In der Bibel hatte Adam mit einem Sohne Unglück, Abraham dagegen wollte ſeinen Sohn ſchlachten, die Gebrüder Eſau und Jacob betrogen ſich um das Recht der Erſtgeburt. Ein einziges Mal hatte mich der heimlich angeſammelte Groll zu einer Frage nach meinem Vater gedrängt. Warum hab' ich denn keinen Vater? Hab' ich gar keinen gehabt? hatte ich den Alten gefragt. — Doch wohl! ſagte zögernd der trockene Mann darauf, und es war das einzige Mal, wo ich ihn lachen geſehen. Es war vielleicht nur ein Lächeln geweſen, aber mir war's ſchneidend durch's Herz gedrungen, dies trockene, von halb unterdrücktem Spott begleitete „Doch wohl!“ Ich war roth geworden bis über die Ohren, als wär' ich auf einer Lächerlichkeit oder auf einer verſchwiegenen Sünde ertappt. Seitdem fing ich an heimlich zornig zu werden und mich für den verſagten Vater an den alten Leuten mit tückiſchen Streichen zu rächen. Ich prügelte den Kettenhund, ſchalt auf die taube Magd, lief ſtundenlang planlos in's Dickicht hinein und über die Wieſen, wollte Menſchen ſuchen, mit ihnen entfliehen, ließ mich aber jedesmal von der Furcht, auch ihnen lächerlich zu werden, zur Rückkehr beſtimmen.

Die Alte, die redſeliger wie der Pfarrer Philemon war, blieb doch auch ſehr karg bei Nachfragen, die ich ihr, wenn ſie mich ſanft ausſchalt, weinend eröffnete. Vater und Mutter, geſtand ſie mir einmal in aller Heimlichkeit, ſeien fern im wälſchen Lande, hätten ſich von mir losgeſagt und ihre Herrſchaft über mich einem alten Herrn übergeben, der mich vielleicht an Kindesſtatt annehmen oder ſich mir ſonſt als mein Gebieter kundgeben werde. Hätt' ich in meiner Erdbeſchreibung vom wälſchen Lande ſo viel gewußt wie von Africa und Aſien, ſo hätt' ich wohl Muth genug gehabt, dort meine Eltern aufzuſuchen.

Zur Herbſtzeit ſprach ab und zu ein alter Herr in grünem Rock und ſteifen Stiefeln bei uns ein. Den hohen, ſtarken, kräftigen Mann bewirtheten und behandelten die Pfarrersleute, obſchon ſie ihn nur Herr Oberförſter nannten, mit vieler Hochachtung und Unterwürfigkeit; das Wort „geſtrenger Herr" und „Ew. Gnaden" entſchlüpfte oft genug ihren Lippen. Er ſeinerſeits war barſch und rauh, ſchenkte mir dann und wann ein Jagdmeſſer, eine Hetzpeitſche, und griff mir, wenn er luſtig war, ſehr derb in's Haar. Er zeigte mir die Griffe an ſeiner Flinte und ſchalt mich aus, wenn ich linkiſch that. Ich hatte zu nichts Geſchick, weil zu nichts in mir Luſt und Liebe geweckt wurde.

„Der Junge iſt ſchwächlicher Art!" ſagte der Fremde eines Tages zum Pfarrer und machte ein bedauerliches Geſicht, als hätte er nichts Anderes von mir zu erwarten. Der Mann bedachte nicht, daß in dieſer ſtrengen Hut ohne alle männliche

Uebungen, ohne alle Geſpielen und Genoſſen jede Kraftentwickelung unmöglich blieb. Der alte Herr hatte in ſeinem Weſen etwas Militäriſches, und ich war beim Pfarrer wohl an pedantiſche Ordnung, aber nicht an energiſche Tüchtigkeit gewöhnt. Mitunter wenn er mich kommen ließ, mußte ich ſtarr und ſteif wie ein Rekrut vor ihm ſtehen, und lange Minuten hindurch ſeinen ſtrengen Blick aushalten. Wenn ich dann zuweilen ſcheu und ſchüchtern zur Seite ſchielte, wies er mich mit harten Worten von ſich. War er fort, ſo ſchalt ich auch meinerſeits auf den finſtern Mann. Der Pfarrer begütigte mich dann immer wieder, und die Alte kam und war liebreich und devot. Ich hatte ſie einmal gefragt, ob das der Mann ſei, dem meine Eltern die Herrſchaft über mich abgetreten; ich würde danken für ſolche Kindesſtatt. Sie beſchwor mich, ihm nichts derlei zu ſagen, der „geſtrenge Herr" werde ſelbſt ſchon zur rechten Zeit ſagen, wie ich zu ihm ſtände. Oft ſprachen ſie mit dem alten Waidmann in einer Sprache, von der ich nichts verſtand; nur an ihren Blicken ließ ſich abnehmen, daß ich der Gegenſtand ihrer Unterhaltungen ſei. Ein einziges Mal hatte der alte Herr mich mit beiden Händen an den Schultern erfaßt, mich zutraulich und herzlich geſchüttelt. Ich wußte nicht wie es gemeint war und ſah ihn ungewiß an. In ſeinen großen, ſtolzen Augen dämmerte es wie Wohlwollen und Neigung; aber ſelbſt ſein Unwille war nur ein verſtohlenes Wetterleuchten, das ſtumm vorüberzieht. Ein ander Mal hatte er mich lange voll Groll und Argwohn von der Seite angeblickt und mich dann von ſich geſtoßen. „Sein Geſicht gefällt mir nicht!“ Mit dieſem barſchen Worte, polternd und dumpf hervorgeſprudelt, war die Prüfung zu Ende und ich ward entlaſſen. Das Wort blieb wie ein heimlicher Dolch in meinem Herzen ſtecken.

Es war das erſte bittere Gefühl in meinem Leben, ich hatte die erſte ſchlafloſe Nacht darauf. Der Pfarrer hatte mich, wie immer, pünktlich in meine Kammer geführt, hatte das Licht gelöſcht und war von dannen geſchlichen. Ich drückte das Auge gewaltſam zu, aber der alte hohe geſtrenge Herr mit ſeinem gothiſchen Angeſicht, der ſcharf geſchnittenen Naſe und den wie Kirchenbogenfenſter gewölbten Brauen, ſtand leibhaftig im Geiſte vor mir und hielt meine Sinne wach. Ich ſprang auf, trat an’s Fenſter und öffnete den Flügel. Es war eine milde, warme Nacht; der hohe Buchenwald umſchloß wie ein Gewölbe geheimnißvoll das Haus. Wie in Traum verſunken, wie von einem Zauber gebannt und auf das Wort der Erlöſung ſchmerzlich harrend, lag Alles um mich her. Zum erſten Male befiel mich dieſe Stille mit einer geſpenſtiſchen Bangigkeit. Eine Nachtigall ſchlug; ich hatte ſie oft ſchlagen hören und nichts dabei gedacht. Plötzlich wandelte mich die Ahnung an, das ſei der Klagelaut einer eben ſo wie ich verſtoßenen Seele. Der Pfarrer hielt noch die Runde im Gehöft, die Magd ſchob den Riegel vor die Pforte, und oben im Erkerzimmer ſang Frau Baucis mit heiſerer Stimme: „Nun ruhen alle Wälder.“ — Ich hatte zum erſten Mal ein Gefühl von der ſchmerzlichen Melancholie, die unverſtanden und bewußtlos im Pulsſchlag der Natur athmet. Die Nachtigall ſchwieg, die klägliche Stimme der Alten hatte ſie vielleicht verſcheucht. Ich fühlte zum erſten Mal, wie der Menſch mit ſeinen Barbareien die Schöpfung verdirbt, mit ſeiner Fratze ihre harmlos kindliche Schönheit ſtört. Mir träumte, ich ſei ein heimlicher, verzauberter Prinz, den der Machtſpruch eines böſen Kobolds in ein Thier verwandelt. Starr und ſtumm verſank ich in den Traum meines Unglücks.

Seitdem ſchlich ich heimlich gern in den Wald hinaus und lauſchte auf die Stimmen draußen und meinte, ſie würden mir verſtändlicher ſein als die Worte der Menſchen. „Sein Geſicht gefällt mir nicht!“ Dieſer harte Verdammungsſpruch des alten Herrn klang noch lange wie ein dumpfer Schall in meiner Seele nach. Ich wurde empfindſam bis zur Nervenkränklichkeit. Wenn der Fink im Hain luſtig ſchlug, der Specht ſein ſchallendes Geräuſch erhob, ſo nahm ich das wie Spott und Hohn auf mein Unglück; aber in den einſam klagenden Sängern der Nacht ſuchte und fand ich meine gleichgeſtimmten Mitgeſchöpfe.

Der Pfarrer ward immer unzufriedener mit meinem Verhalten. In den Lehrſtunden ward ich faul und zerſtreut, in der übrigen Zeit ſteigerte ſich meine Willkür im Verfügen über meine Erholungen bis zur Verwegenheit. Ich ſtieg Nachts, wenn Alles ſchlief, zum Fenſter hinaus und ſtreifte, mit Peitſche und Stange bewaffnet, in der Landſchaft herum, ſchreckte die Wildhühner im Sumpfe, die Haſen im Felde auf, und hörte wie der Auerhahn mit Anbruch der Sonne balzte. Allmählich wagte ich mich immer mehr in die Gegend hinaus, doch hielt mich die Furcht vor der nahen Grenzwache, die jeden „Landläufer“ einſteckte, in gewiſſen Schranken. Daheim war Lärm und Geſchrei, wenn Philemon und Baucis frühmorgens mein Neſt leer fanden.

Philemon ſchrieb an den geſtrengen Herrn, er könne — halten zu Gnaden! — nicht mehr mit mir fertig werden. Seit einiger Zeit hatte er ſich zur Mithülfe in meiner Erziehung, reſpective Bändigung, einen Knecht zugelegt. Dieſe Bereicherung des Perſonals im menſchenſparſamen Jagdgehöft gefiel mir ausnehmend, ſchlug in meinem Sinne nur zu meinem Vortheil und Vergnügen aus. Knecht Jakob, Beigehülfe für meine Erziehung und mein Wächter, trug nebenbei Waſſer und ſcheitete Holz. Er war ein ſehr feiſter rothwangiger Burſch, einer von jenen ſtarren und ſtummen Menſchen, die vor lauter Geſundheit nicht aus den Augen ſehen können. Wir waren bald die beſten Kameraden und Freunde.

Er ſchnitt mir Stöcke und ging mit mir in's Weite, wenn der Pfarrer nicht mitkonnte. Jakob fing gern Fröſche, und wir ſaßen in unſern Holzpantoffeln oft ſtundenlang am Teich, lockten die Thiere mit rothen Lappen und ſpießten ſie mit Meſſern. Er ſchnitt dann die Keulen ab und briet die Stücke. Ich verſpeiſte bald mit demſelben Wohlgefallen wie er die Leckerbiſſen. Es mußte heimlich geſchehen, und das Heimliche war eben der Grund meines Wohlgefallens. Auch daß ich mir das ſelbſt erworben, war der Reiz daran. Den Knecht Jakob hatte ich bald von ganzem Herzen lieb, weil ich ihm etwas ſein und ihm helfen konnte. Er trieb die Prüderie und den Reſpect gegen mich nicht ſo weit wie die alten Leute; ich durfte ihm ſelbſt an die Hand gehen, wenn er Holz hackte, und das wußte ich ihm Dank, denn ich gewann mir damit ein Recht auf ihn. Was mir die Pfarrerin einmal ſagte, ich müſſe mich nicht ſo gemein mit ihm machen, verſtand ich nicht. Ich hackte lieber Holz als lateiniſche Verſe. „Jakob iſt gar zu dumm!“ ſagte die Alte; aber ich begriff nicht, wie das einen Grund abgeben konnte, ihm gram zu ſein. Ich hatte nur Groll gegen Diejenigen, die ſich wider meinen Willen meines Lebens bemächtigten. Ich liebte Knecht Jakob nur um deſto mehr und dachte Tag und Nacht darauf, ihm den Dienſt zu erleichtern, ihm das Leben zu verſüßen. Leider war er nicht dahin zu bringen, mich Du zu nennen, er ſprach immer im Plural mit mir. „Der junge Herr wollen, der junge Herr müſſen,“ war immer ſeine Rede. „Hol' der Henker den jungen Herrn!“ war das höchſte Maß der Vertraulichkeit im Pathos ſeines Unwillens. Trotz der Furcht vor dem Pfarrer, der ihm die reſpectvollen Grenzen im Behaben zu mir ſtreng vorgezeichnet, hatte Jakob mich ſehr lieb und war zuthunlich mit mir und menſchlich.

Ich hatte längſt darauf geſonnen, ihm einmal eine beſondere Freude zu machen. An meinem Geburtstage — ich glaube es war mein vierzehnter — erhielt ich Kuchen mit Lichtern beſcheert, hatte mehr Freiſtunden als ſonſt und ging in den Sonntagskleidern herum. Ich meinte, es ſei weit paſſender, an ſolchem Tage Denen, die man gern hat, was Liebes zu thun, als ſich von ihnen pflegen und beſchenken zu laſſen. Ich hatte mein Kuchenwerk heimlich für Jakob beſeitigt, aber ich wollte es ihm nicht trocken beſcheeren. Ich wußte, er „zog gern Einen," wie er ſagte, und es ſollte ein Feſt für mich ſein, ihn einmal etwas ganz Gutes beziehen zu laſſen. Im Stall, wo er ſchlief, ſtand ſeine Branntweinflaſche. Sie war leer, aber ſie duftete ſtechend wie Gift. Im Keller hatte die Frau Pfarrerin alten guten Rheinwein, von dem der geſtrenge Herr Oberförſter trank, wenn er auf ein Abendſtündchen bei uns einſprach. Für jenen Abend hatte er ſich bereits angeſagt, und wie die Frau Paſtorin in den Keller ſtieg, ſchlich ich hinter ihr her und ſchlüpfte hinter die Thür, eh' ſie ſich wandte. Sie hatte mich nicht bemerkt, kam zurück und ſchloß hinter ſich ab. Raſch ergriff ich eine Flaſche Rheinwein beim Halſe und hielt ſie unter dem Rockſchoß verborgen; dann ſchrie ich und tobte mit den Füßen gegen die Thür, bis die Erſchrockene wieder kam und öffnete. Sie ſchalt mich Wildfang, und ich lachte aus Leibeskräften, indem ich mich rückwärts vor ihr herſchob und im dunklen Gange ihr entſchlüpfte, mit der Beute glücklich in Hof und Stall gelangend. Ich verriegelte die Thür und koſtete eifrig den würzig duftenden Labetrank. Ich koſtete von neuem, ſog in langen Zügen und fühlte ein ungewohntes Feuer durch meine Adern ſtrömen. Mein Gehirn begann zu ſchwärmen. Dann überkam es mich wie ſanfte Betäubung; ich that noch einen kräftigen Zug, in der Abſicht, mich munter zu erhalten, verkroch mich aber ſchläfrig in's Heu, das vor mir aufgehäuft lag. Meine Augen rollten, und wenn ich ſie ſchloß, traten funkelnde Geſtalten vor mich hin, mir zulächelnd und winkend. Ich glaubte auf einem Flügelroß zu ſitzen und focht mit beiden Händen um mich her; meine Entzückung ging faſt in Viſionen über.

„Alle Wetter, der junge Herr ſtecken im Heu!“ rief Jakob durch's Fenſter und ſtand mit einem Satze vor mir. Ich winkte ihm Schweigen zu, reichte ihm lächelnd die Hand und ſagte mit der Herablaſſung eines großmächtigen Potentaten: „Setz' Dich zu mir, mein Getreuer, hier auf dieſe Ottomane. Heu nennſt Du dieſen Flaum? So wenig ich Der bin, der ich ſcheine, ſo wenig iſt dies gemeines Heu. Komm, ſetz' Dich zu mir und trinke! Es ging uns hier lange Zeit ſchlecht genug; wir wollen uns, wie der Lateiner ſagt, einmal bone thun.“

„Was?“ ſagte Jakob, „der junge Herr ſind ja wie verwirrt!“

„Ich koſtete nur, es iſt Alles für Dich!“

„Wie, aus dem Keller? Den trinkt ja der Herr Oberförſter!“

„Ach was Oberförſter! Trink, Jakob, in kurzer Zeit iſt Alles mein und Du kriegſt Dein Theil ab in Gnaden!“

„Aber Ew. Gnaden ſprechen ja ganz ſonderbar —“

„Mag ſein, Jakob, meine letzte Stunde ſchlägt!“

Er riß die Augen auf und glotzte mich an. Aber ich zog ihn in's Heu zu mir nieder, umarmte den erſchrockenen Menſchen und ſagte zärtlich: „Jakob, es iſt unſer Abſchiedsfeſt, ich ſcheide, ich gehe meiner Beſtimmung entgegen, mein Schickſal ruft, der Vater, die Mutter im fernen wälſchen Lande —“. Ich ſprach begeiſtert und erlebte die Wirkungen eines guten Schauſpielers.

„Iſt es möglich,“ rief Jakob gerührt, „ſo wiſſen der junge Herr Alles?“

„Alles,“ ſagte ich und horchte auf. — „Alles, Jakob, iſt mir jetzt klar, wer ich war und was ich bin, ein verwunſchener Prinz, aber ich weiß auch, wer Du werden kannſt, wenn Du mir treu biſt.“

„Du weißt, Jakob,“ begann ich vorſichtig von neuem, als er ſchwieg, „Du weißt, daß hier meines Bleibens nicht ſein kann, Du weißt, daß ich hier wie ein Gefangener unter Euch gehalten wurde. Es muß anders kommen, ſag' ich Dir, ich werde über Nacht vor Euch verſchwinden und dann — Jakob, lebe wohl auf lange! Ich werde dann in ſeidenen Kleidern auftreten, werde alle Tage alten Rheinwein trinken, einen goldenen Degen an meiner Seite tragen und alle Die durchbohren, die mir zuwider ſind.“

„Gott im Himmel,“ ſagte Jakob, „ich hab' es immer gedacht, es würde mit Ew. Gnaden hier bald kein gutes Ende nehmen; es iſt ja zu unnatürlich, daß ein junger hochgeborner Herr“ —

„Wenn ich Fürſt in meinem Lande bin,“ rief ich trunken, „dann, Jakob, ſollſt Du auch alle Tage alten Rheinwein trinken, das ſchwör' ich Dir!“

Jakob aß den Kuchen und trank von dem duftigen Rebenſaft mit einer Haſt, als wollt' er über dem Zukünftigen doch auch nicht verſäumen, ſich des Gegenwärtigen und Handgreiflichen zu bemeiſtern.

„Und Deine Lieſe, Jakob,“ ſagt' ich, „ſollſt Du heirathen und Haus und Hof haben, und ein ganzer Kerl ſein!“

„I ſo ſchlag' das Wetter drein!“ rief Jakob in lachender Freude, „Ew. Gnaden ſprechen ſchon ganz wie ein Prinz. Und daß der regierende Herr im Lande Ew. Gnaden Großvater ſind, hat das Ihnen der Herr Pfarrer nun endlich geſagt?“

„Ich weiß Alles, Jakob, meine Mutter iſt die Prinzeſſin von Tombuctu.“

„I, was Ew. Gnaden ſpaßhaft ſind, recht wie ein Goldprinz!“

Er ſchüttelte ſich vor Lachen und holte dann wieder tief Athem aus der Flaſche.

„So iſt denn Alles gekommen, wie ich mir's gedacht habe,“ ſagte er, und ſchlug ſich mit der Hand auf die Schenkel, daß die weiß geſtrichenen Bocksledernen ſtäubten. „Ja, ja, ich dachte mir's wohl, es würde doch endlich Alles an den Tag kommen müſſen! Und die vornehme verſchleierte Dame würde doch 'mal endlich wieder erſcheinen und ſich ihr hochgräfliches Söhnchen holen!“

Die Flaſche war leer, aber Jakob war voll und floß über. Ich preßte die Hand, während er erzählte, gewaltſam gegen mein klopfendes Herz; ich erfuhr was Jakob von den Meinigen wußte. —

Es war nicht immer ſo ſtill hier im Waldhauſe zugegangen. Ich war hier als kleines Bübchen hergebracht, von unbekannten Leuten; heimlich und ohne daß Jemand wußte, wer ich ſei, noch wem ich angehöre, ward ich den Händen der alten

Pfarrersleute übergeben, die eigens um meinetwillen hierher überſiedelten. Ich war hier abgeſetzt, faſt wie in katholiſchen Ländern ein Findelkind. Es krähte ſozuſagen kein Hahn nach mir; nur eine Henne kam nach langer Zeit, ſie hatte meinen Aufenthalt auskundſchaftet und kam heimlich ab und zu, ihr Küchlein zu beſuchen. In ſchwarze Schleier tief verhüllt, erſchien eine Dame, von einer Kammerfrau und einem Diener begleitet. Vorn am Brühl, wo der Sumpf nur Fußgängern oder einem vorſichtigen Reiter den Weg geſtattet, hielt jedes Mal der Wagen mit den ſchaumbedeckten Roſſen, der ſie im Fluge die Nacht durch auf Eilmärſchen, alſo aus weiter Ferne, hergeführt. Die Dame ward vom Pfarrer und ſeiner Frau mit großer Ehrfurcht, aber mit eben ſo vieler Angſt empfangen. Sie habe ſich immer in das große Zimmer verſchloſſen, habe lange Zeit am Bett ihres Kindes geſeſſen und ſei dann mit verweinten Augen, ihrer Sinne kaum mächtig, zu ihrem Wagen zurückgebracht. Das letzte Mal war ſie in einer Sänfte gekommen, die mit den Trägern im Gebüſch hielt und ſie zur Kutſche führte. Soviel wußte der Knecht vom Hörenſagen; er ſelbſt war erſt ſpäter im nächſten Dorfe in Dienſt getreten. Seit langen Jahren, ſo weit ich denken konnte, war meine Mutter nicht wieder erſchienen.

Wehmuth und Zorn wechſelten in der Stimmung, die in mir zurückblieb:

„Knecht Jakob, ich erwürge Dich, ſagſt Du nicht Alles heraus was Du weißt!“ ſchrie ich, und fiel ihm mit beiden Händen wüthend an die Gurgel.

„Herr meines Lebens!“ ſagte Jakob, „Ew. Gnaden haben wirklich Anlage zum großen Herrn!“ — In dem Augenblicke erklang Pferdegewieher und Geſtampf im Hofe. Wir lauſchten; ein Reiter in ſchweren Stiefeln ſtieg ab.

„Mein Himmel,“ rief Jakob erſchrocken, „Seine Erlaucht, der Herr Reichsgraf!“

„Wer?“ rief ich lachend, indem ich den Kopf durch das Fenſterloch ſteckte, „das iſt ja der Herr Oberförſter!“

„Nun ja,“ ſagte Jakob ganz ehrbar, „wenn der junge Herr Alles wiſſen, werden Sie doch nun auch den Herrn Großvater kennen?“

Ich ſtarrte ihn ſprachlos an. Er nahm die Halfter herunter und ſtürzte fort. Mein Traum war aus; die Wolken ſanken, ich ſah Licht und fühlte plötzlich Boden unter den Füßen. Aber der grelle Ernſt der Wirklichkeit, der Schreck der Entdeckung verjagte mir allen Uebermuth; die Füße wankten auf dem Boden, den ſie faßten, ich ſtand zitternd da, unfähig, von der Stelle zu weichen. Als ich den Schritt des Pferdes, die Stimme des alten Herrn hörte, ſtürzte ich zum Stall hinaus durch die kleine Hinterpforte nach dem Steg, der über den Sumpf führte. Ich lief in den Wald hinein, bis ich athemlos zuſammenſank. Dann beſann ich mich auf mich ſelbſt, ſchüttelte die Locken und rieb die Stirn; ich wäre gar zu gern ganz nüchtern geweſen, um mit hellen Augen zu ſehen, mit offenen Ohren zu hören. Der Gedanke an den geſtrengen Herrn im grünen Rock, mit den hochgewölbten Augenbrauen, trieb mich inſtinctmäßig zu dem Gefühl von Pflicht und Gehorſam zurück.

Die Dämmerung brach ſchon herein, als ich durch's Thor in's Gehöft trat. Der geſtrenge Herr war nicht allein gekommen; mehrere Cavaliere waren in ſeinem Geleit, Diener ſtanden im Hofe und hielten die Gäule. Im Hauſe war ſchon Aufruhr über mein Ausbleiben. Die Frau Paſtorin humpelte durch den Garten, Jakob lief vom Stall auf den Boden, vom Hof in den Wald. Der Pfarrer ſaß mit dem Beſuch oben im großen, für gewöhnlich verſchloſſenen Zimmer. Ich trat ganz heimlich, ſacht wie ein Geiſt, durch die halb offene Thür. Die Lampe der Frau Baucis ſtand auf dem Tiſch, aber ihr Schirm hinderte, daß der Schein mehr als den nächſten Umkreis erhellte. Der alte Herr ſaß davor, trank den alten Rheinwein und rauchte aus der halblangen Pfeiſe mit dem ſilberbeſchlagenen Meerſchaumkopf, den der Pfarrer immer ſorgſam im ledernen Säckchen für ihn aufbewahrte. Ein Heiducke lief mit Fidibus herbei, als ihm die Pfeiſe beim Reden ausging. Philemon ſtand in devoter Haltung vor ihm, wie er ſeufzend die Hand auf den Tiſch ſchlug.

Schüchtern, wie ein Schatten, der ſich kein Daſein zutraut, blieb ich an der Thüre ſtehen. Es war mir, als wär' ich aus dem Lande Jenſeits vor meinem Richter vorgefordert. Der ſogenannte Oberförſter hatte es in ſeiner Hand, derſelbe, der der Vater meiner Mutter war, derſelbe, von deſſen Lippen der Spruch über mich erging: „Sein Geſicht gefällt mir nicht!"

„Ja, ſie iſt wieder einmal da!" ſprach der alte Herr zum Pfarrer, „iſt wieder da und will den Jungen ſehen. Wer kann's ihr im Grunde wehren, 's iſt am Ende ihr Kind. Er —

ſtreift auch wieder in deutſchen Landen umher und macht Propaganda in weiß Gott welchem Jeſuitenauftrag. Mein guter Nachbar, der Biſchof von römiſchen Gnaden, iſt immer ſo gefällig, allerlei wälſches Volk bei ſich Station machen zu laſſen, und wär's auch nur mir zum Tort und zur Schur. Aber es ſoll mir Keiner wieder über meine Grenze kommen; ich laſſ' ihn in Ketten ſchmeißen und ſchick' ihn par escorte gebunden als Angebinde dem Herrn Biſchof als Präſent. Und wenn Kaiſer und Reich drüber in Harniſch gerathen: ich bin hier Herr im Lande und dulde keine glatten Glatzen, keine Proſelytenmacher und Propagandaſchmieder! Sie haben mein Haus wider mich empört, Fluch über mich und mein Land gebracht!“

Der geſtrenge Herr legte die Arme über einander, ließ das Haupt auf die Bruſt ſinken und blies dicke Rauchwolken vor ſich hin, ſo daß ſeine ganze Geſtalt in Nebel aufging. Er ſaß wie der Wolkenſammler Jupiter tonans da, aber ſeine Stimme war doch bei den letzten Worten weich und klagend geworden.

Wie der Heiducke hinausging und die Thür hinter ſich zudrückte, war ich immer noch unbemerkt, ſtand und ſtreckte horchend alle meine Fühlhörner aus. Da trat die Pfarrerin ein; ſie war mir nachgeſchlichen, ertappte mich im Winkel und drängte mich vorwärts. „Da haben wir ihn endlich,“ ſagte Frau Baucis keuchend.

„Haha!“ rief der Geſtrenge mit ſchallender Stimme und war ganz wieder der alte Polterer: „Iſt Er endlich da, junger Menſch? Will hier nicht mehr gut thun, was? Macht Streifereien in's Wilde, he?“

„Werde noch fortlaufen, wenn's ſo weiter geht!“ ſagte ich dreiſt.

„Hei, dafür ſind meine Wachtpoſten auf der Hut,“ rief der alte Herr, „Deſerteure werden in's Loch geſteckt, wohlgemerkt!“

„Ich weiß nicht,“ ſagte ich keck, „was Diejenigen, denen ich angehöre, verbrochen haben, aber ich will hier nicht länger ohne Schuld Gefangener ſein.“

„Hoho!“ rief der Reichsgraf, legte die Pfeife bei Seite und ſtand in ſeiner ganzen Leibeslänge vor mir. Er ſchob den Schirm von der Lampe zurück und beſah mich mit ſeinen großen Blicken von oben bis unten. Ich ſtand im vollen Lichte da. Mein Anzug war verworren genug, das Kleid voll Heu, das Haar zerzauſt. Die Frau Paſtorin, die, tödtlich über mich erſchrocken, nicht wußte, was mich angewandelt, zupfte mich hinten und vorn am Rocke.

„Wer iſt man denn und was weiß man von ſich ſelber?“ fuhr der Reichsgraf fort. „Man iſt ein Eſel, wenn man nicht froh iſt, hier das liebe Leben zu haben!“

„Ich weiß viel, wer meine Eltern ſind,“ ſagte ich keck, „aber ſo viel weiß ich, daß es mit Ew. Geſtrengen qua Oberförſter auch nicht ganz richtig ſteht.“

„Seh' mal Einer!“ wandte ſich der Alte zu Philemon und Baucis, die trippelnd und verlegen daſtanden, „wer hat ihm denn was weisgemacht?“

Die Pfarrerin rang die Hände, der Pfarrer rieb ſie ſich um einander, als müßt' er nach Waſſer ſuchen, um ſich reinzuwaſchen in Unſchuld.

„Was ſo'n Burſch keck iſt!“ rief der Geſtrenge lachend, „faſt wie ein Bube, der das Glück gehabt hat, bei ſeiner Eltern Hochzeit ſchon perſönlich zugegen zu ſein! — Was weiß Er denn von mir?“

„Ich weiß ſoviel,“ ſtand ich Rede, „daß wenn Ew. Gnaden ſich hier geſtrenger Herr Oberförſter nennen laſſen, das mit Ew. Gnaden Verlaub eine Lüge iſt!“

„Daß Dich!“ ſagte der Reichsgraf. — „Aber im Grunde gar nicht ſo übel!“ fuhr er zu den Pfarrersleuten geneigt fort, wandte ſich jedoch alsbald wieder zu mir, um mir die ganze Strenge ſeiner Miene zu zeigen. „Daß ich Herr im Lande bin, mag der Gelbſchnabel wiſſen. Ein regierender Landesherr aber, das merke Er ſich, junger Freund, ein Landesherr iſt Chef und Souverän in Allem, was in ſeinem Lande getrieben wird, unter den Soldaten iſt er oberſter Herzog, unter den Schweinehirten erſter Schweinehirt, und alſo kann er unter den Förſtern ſeines Landes mit Fug und Recht auch oberſter Förſter ſein. Damit holla! Für das Wort Lüge giebt's ein ander Mal Fuchtel, verſtanden?“

Er machte eine abweiſende Handbewegung, wie etwa ein Allerhöchſter ſie macht, indem er ſeinen Trabanten befiehlt, bei Seite zu treten. Ich trat in den Winkel zurück und harrte lauſchend der Dinge, die da kommen ſollten.

„Ich hab' gemeint,“ fuhr der Geſtrenge zu den Pfarrersleuten gewandt fort, „hier wär' der Junge ſicher vor Aufregung und Verführung; hier könnt' er, dem Wirrwarr der Welt und ſeiner eigenen verworrenen Herkunft entzogen, in der Stille zum regelrechten, ordentlichen Menſchen werden. Es iſt doch ſchlimm, daß ſich kein Geheimniß behüten läßt!"

Philemon und Baucis verſchworen ſich hoch und theuer, ſie hätten all' die Jahre über Tag und Nacht reinen Mund gehalten.

„Nun gleichviel," war die Entgegnung, „einmal mußt' er's doch erfahren. Ich hab's mir geſchworen, ihm proteſtantiſche Erziehung geben zu laſſen, und werde ihm auch ſonſt noch die nöthige Conduite beibringen. Womit aber noch gar nicht geſagt ſein ſoll, daß ich gehalten bin, den mir überzwerg in's Neſt gelegten Burſchen für einen rechtmäßigen Sproſſen meines Hauſes anzuerkennen! Ich will blos das Katholiſche in ihm ausrotten, denn ich glaube ſo gut wie Ihr, Paſtor, an Erbſünde; ich erfahr's an den Gliedern meines eigenen Leibes!"

Was iſt katholiſch? Dieſe Frage fiel wie ein ſiedend heißer Tropfen auf mein Herz. Der Pfarrer hatte mir im Unterricht noch nicht davon geſagt, in der Weltgeſchichte ſtanden wir immer noch bei den Griechen und Römern. Plötzlich hing, was der alte Herr, der Vater meiner Mutter, als katholiſch bezeichnete, wie eine verhängnißſchwere, gewitterſchwüle Wolke über mir. Es war, ſo ſchien es, ein Verbrechen, katholiſch zu ſein. Aber es war für mich faſt ein lockendes Vergehen, deſſen Geheimniß mich reizte, wenn ſich damit der Gedanke an eine ferne, mir unbekannte Mutter und die Sehnſucht nach Liebe zu ihr vermiſchte. Nannte man dasjenige, was der Pfarrer im Religionsunterricht mit den zehn Geboten mir vorhielt, proteſtantiſch, ſo ſchien mir das ein Ausbund aller Trockenheit, den ein junges Herz nicht brauchen konnte.

Die mich betreffenden Verordnungen des geſtrengen Herrn wurden eben ſo ſchnell gegeben wie ausgeführt. Es war ſchon in der Nacht; ich wurde ſchnell aufgepackt, um transportirt zu werden. Denn anders wie ein Bündel ward ich nicht genommen und beigeſteckt. Frau Baucis humpelte keuchend treppab und auf, um meinen Nothbedarf zuſammenzuholen; allein der Bratenrock, den ich trug, ward für genügend befunden, und ich war reiſefertig; das zerzauste Haar ward raſch mit einem ſchwarzwollenen Streifen zu einem Zopf zuſammengebunden und die Manſchetten am Rockärmel befeſtigt. Den mangelhaften Zuſtand von Schuh' und Strümpfen deckte der Mantel der Nacht und der Reitermantel, in den ſie mich ſteckten, um mich auf's Pferd zu ſetzen. Frau Baucis brach in helle Thränen aus, als wär's ein Abſchied für die Ewigkeit.

Ich meinerſeits guckte nur ſcheu nach dem Geſtrengen hinüber und dachte an die drohend fallen gelaſſene Wendung: „Ein ander Mal, junger Menſch, giebt's Fuchtel!“ Ich hatte plötzlich heilloſen Reſpect vor der ſouveränen Hoheit dieſes Zuchtmeiſters; ich glaube, ich war von meinem Alten-Rheinweinrauſch erſt jetzt vollſtändig nüchtern geworden; der Schwindel zur Empörung war verflogen.

Die gute Pfarrerin trippelte ſchluchzend um mich herum; faſt hätt' ich ihr meinen Kellerſtreich geſtanden, blos um ihr durch etwas Zorn gegen mich die zärtliche Wehmuth zu vertreiben. Sie zerfloß ganz in Thränen; der Pfarrer war ſalbungsvoll; er ſprach von dem höhern Beruf, dem ich nun entgegenginge.

Wir ſtanden im Hofe; Jakob half mit der Stalllaterne dem fahlen Mondſchein leuchten. Ich umarmte den einzigen wahren Freund, den ich zurückließ, und wickelte mich ſtarr und ſchweigend in meinen Mantel.

„Reiten hat der junge Herr hier ſchwerlich gelernt!" rief der Alte, der ſchon im Bügel ſaß, „nehme ihn Einer vorn auf's Pferd!"

Alſo doch „junger Herr" vor den Dienern! dacht' ich, nicht junger Burſche und nicht gleich Fuchtel! Muth! Und Poſto gefaßt, wo haarbreit Land gegeben wird! Das waren meine Gedanken, wie wir das Jagdhaus verließen. Philemon rief mir noch ſeinen Segen nach, Frau Baucis wehte mit dem Tuche, Jakob klapperte mit den Holzpantoffeln, der Thorweg knarrte, der heiſere Hofhund und der Mops kläfften hinter uns drein. Damit ſank die Idylle meiner Kindheit hinter mir zurück; ich ahnete nicht, daß ich den Schauplatz in kurzer Zeit wieder betreten ſollte.

Zweites Capitel.

Mein erſter Tag am Hofe.

„Heda! links ab, dicht am Walde hin!“ rief ich plötzlich laut, wie ich ſah, daß die vorderſten Reiter vom ſchmahlen Steg ab in die ſumpfige Tieſe lenkten. So ſehr ich wie ein bloßes Bündel in den Reitermantel gewickelt auf dem Sattelknopf ſaß, hatte ich doch die falſche Fährte, die man einſchlug, ſchnell entdeckt. Die Cavalcade hielt. Der Mond, eben ſo eingehüllt wie ich, nur ſeinerſeits in Wolken, lugte mit einem Auge hervor und offenbarte uns den Moorgrund, in den wir ſicher hineingerathen wären.

„Hat Recht!“ ſagte der alte Herr, indem er mit der einen Hand auf die Croupe ſeines Gauls gelehnt, ſich rückwärts zu mir drehte. „Wir wären hier in den Schlamm geritten; iſt doch zu was nutze, der — junge Herr da!“

Ich freute mich wie ein Eichkätzchen über dieſe halbe Anerkennung meines Werthes, meines doch nicht ganz nutzloſen Daſeins. Reiten hab' ich freilich nicht lernen können, dacht' ich, ich hätte denn Knecht Jakob als Pferd anſehen und auf ſeinen Schultern meine Schule machen müſſen; aber Weg und Steg kannt' ich bei Nacht und Nebel. Langſam und vorſichtig ſetzte ſich der Zug wieder in Bewegung. Vor uns am Saume des Waldes lag die liebe lichte Stelle, die ich mir immer als einen Lieblingsplatz erkoren, ohne zu ahnen, daß da ſo bald ein Raſenhügel das Theuerſte, was ich mein nannte, decken ſollte. Wie wir um die Waldecke bogen, fuhr uns ein greller Lichtſchein entgegen. Ein geſchloſſener Reiſewagen hielt dicht am Haag. Diener ſtanden am Schlage, eine Fackel beleuchtete die Gruppe. Der Schlag öffnete ſich, wie wir näher kamen, eine Dame in ſchwarzen Schleiern ſtieg aus, drängte ſich durch die Reiter, ſtürzte auf mich zu, riß mich am Mantel herunter, und ich lag in den Armen meiner Mutter.

Ich war zu Boden geſunken, die Dame kniete über mich hin und rief: „Joſeph, mein Joſeph!" — So hatte mich noch Niemand im Leben genannt, nicht bei dieſem meinen Namen, nicht mit einer Stimme, ſo in Schmerz und Liebe aufgelöſt. Wie Muſik der Sphären, wie aus einem Paradies, aber einem verlorenen, klang der Ruf an mein Ohr, in meine innerſte Seele.

„Das iſt gegen die Verabredung, Madame!" erſcholl die Stimme des Geſtrengen. Er war abgeſtiegen und ergriff die Dame am Arme, um ſie halb mit Galanterie, halb mit Gewalt wieder in den Wagen zu heben. — „Nicht ohne ihn!" rief meine Mutter, mit beiden Händen mich umklammernd. So ward ich mit ihr in den Sitz der Carroſſe mehr getragen als geführt. Der Tritt wurde zurückgeſchlagen, die Thür fuhr in's Schloß und ſo ſaßen Mutter und Sohn allein im inneren Raum eines großen, wohlverwahrten gläſernen Kaſtens. Sie blickte noch, während ſie mich feſt in den Armen hielt, durch die Scheiben hinaus und horchte auf den kurzen Wortwechſel zwiſchen dem alten Herrn und den Dienern. Dann ſchwang ſich Alles wieder auf, der Lakai mit der Fackel auf den Bock neben den Kutſcher, und der umgelenkte Wagen, der hier am Sumpfe nicht weiter vordringen gekonnt, fuhr im Trabe den Wieſenweg zurück.

Der weiche Boden ließ kein Geraſſel der Räder aufkommen, den Hufſchlag der Pferde gab die feuchte, elaſtiſche Erddecke nur gedämpft wieder; ſo huſchten wir wie ein Geiſterſchwarm pfeilſchnell dahin; erſt das zufällige Anprallen an einem Feldſtein rüttelte mich aus der ſüßen Betäubung, die wie ein Traum meine Sinne beſchlich. Ich fühlte den warmen Athem eines fieberhaft klopfenden Buſens, Arme die mich umſchlungen hielten, Lippen die in zitternder Haſt jeden Freudenſchrei, jeden Wortlaut, den ich wagen wollte, erſtickten. Ich riß mich mit Gewalt in die Höhe, ich betaſtete die Arme, die mich umſchloſſen, die Schultern, an denen ich gelehnt; nein es war keine Geiſtererſcheinung, es war lebendige Wirklichkeit, dieſe erſte Begegnung mit einem Weſen von Fleiſch und Blut. Mein ſuchendes Auge ſtarrte nach dem ihrigen. Der Fackelſchein wankte grell und unſicher vor uns hin; im Fluge erhaſchte mein Blick — ach! ein bleiches, gramzerſtörtes Antlitz, deſſen feuchte Augenſterne ihren Glanz verhüllten. — „Biſt Du's denn wirklich?“ rief ich, „meine Mutter?“ — „Joſeph, mein

Sohn!“ war die ſchluchzende Antwort. — „Und wir wußten ſo lange nichts von einander? Wer iſt zwiſchen uns getreten? Wer drängte den Sohn vom Mutterherzen? Wer hat dieſen Raub am Heiligſten verſchuldet?“ Schmerz und Ueberraſchung machten mich beredt.

Der Strom ihrer heißen Thränen überfluthete mein Geſicht; ihre Stimme zerfloß, wie ſie reden wollte. Ich war von der Wiege an ſo verarmt und abgedarbt an Liebe, und nun drohte ich plötzlich unter deren Uebermaß zu erliegen.

„Hat man Dir übel begegnet, mein Kind?“ fragte ſie nach einer Pauſe.

„Nicht daß ich's beſonders klagen möchte!“ war meine dreiſte Antwort. „Auch will ich's von nun an Keinem mehr rathen! Ich habe nur nicht gewußt, wo ich hingehörte. Nun ich's weiß, werde ich darauf halten, daß mich Niemand kränkt!“

Wo ich hingehörte, blieb mir noch immer verſchleiert genug, aber endlich ein Weſen zu wiſſen und zu fühlen, dem ich ein Recht auf mich einräumte, gab mir Zuverſicht und Muth, im Nothfall meine Exiſtenz zu vertheidigen. Ich mußte ihr berichten, wie es im einſamen Jagdhaus zugegangen, was ich ſeit Jahren getrieben. Ich beſchrieb ihr den gelehrten Pfarrer, erzählte ihr von Ovid's Metamorphoſen, von der Frau Baucis, deren drei Zähnen und drei Märchen, die wie die Fabeln des römiſchen Dichters in mir die Ueberzeugung geweckt, ich ſei ein verwandeltes Geſchöpf und müſſe auf eine Erlöſung harren, die mir nun heute, juſt am Tage meiner Geburt, an der Seite meiner Mutter geworden. Ueber den Mann, den ich zuerſt als geſtrengen Herrn Oberförſter und als oberſten Zuchtmeiſter meines jungen Lebens kennen gelernt, wagte ich nicht Klage zu führen, aus Beſorgniß, die Frau, die ja doch ſeine Tochter war, zu betrüben. Ich erzählte ihr lieber vom Knecht Jakob und unſern heimlichen Streichen, wie ich ihm Holz ſpalten half, und wie wir höchſt verſchmitzt mit rothen Lappen Fröſche im Sumpf gefangen. Es ſchien ſie zu erheitern; ſie lachte und weinte jedoch in ſtürmiſchem Wechſel, nannte mich einen Kobold und preßte mich ſo ſchmerzlich an ſich, daß ich mich nicht regen konnte. Wie ſie erſchöpft in der Wagenecke lehnte, lag ich mit der Schläfe an ihrem Buſen und fühlte in banger Scheu das heftige Pochen ihrer Pulſe. Eine unnennbare Seligkeit rieſelte durch meine Glieder, Schmerz und Freude hielten mich in ſüßer Betäubung gefangen. So fuhren wir ohne Anhalt ſtundenlang: die gleichmäßige Bewegung des Fahrens machte ihre einſchläfernde Wirkung, der ſüße Rauſch eines ſchmerzbewegten Glückes im Gefühl unſeres Wiederſehens bannte unſere Lebensgeiſter.

Plötzlich hielt die Carroſſe. Die Lakaien ſprangen ab, der Schlag ward geöffnet und in hellem Schimmer lag eine erleuchtete Schloßhalle mit ihren Stufen und Säulen vor uns. Ein Herkules von Stein ſtreckte uns ſtatt der Keule einen Arm voll Kerzen entgegen; in den Niſchen ſtanden zwei lebendige rothröckige Grenadiere mit Bärmützen. Ein mit Gold und Silber reich beſtickter Herr, ein graues Gekräuſel auf dem Scheitel, Stoßdegen und Hut zur Seite und in weißſeidenen Hoſen und Strümpfen mit blitzenden Schuhſchnallen trat an den Schlag und eröffnete uns, Erlaucht, ſchon vor uns ſo eben zurückgekehrt, habe befohlen, der Gnädigen ihre Appartements anzuweiſen und ihr das Geleit zu geben.

Die Frau, die ich meine Mutter nannte, lag ſo erſchöpft in der Wagenecke, daß es ſchwer hielt ſie zu ermuntern. Ich küßte ihre Hände, ſie waren kalt und feucht; ich ſchlug den Schleier zurück, der über ihr Antlitz gefallen war; ich rief ſie mit den ſüßeſten Namen der Zärtlichkeit. Eine gelinde Ohnmacht hielt ihre Sinne umfangen. Die Diener mußten behülflich ſein ſie aus dem Wagen zu heben; zwei Männer trugen ſie die Treppe hinauf. Die Arme des zarten ſchlanken Leibes hingen ſchlaff über den Schultern der beiden Leute. Ich ſchlich wie unbeachtet, wie ungezählt, nebenher die Stufen hinauf. Ich weinte zum erſten Male in meinem Leben bittere Thränen. Die glänzend erleuchtete Halle, die uns empfing, erſchien mir wie eine feierliche, ſtolzgeſchmückte Todtencapelle.

Oben war das Treppenhaus durch Glasthüren vom inneren Raum getrennt. Armleuchter brannten an den Marmorwänden, Pagen in bunten Röcken machten Spalier, ſeidene Schleppen rauſchten auf dem ſpiegelglatten Boden. Im zweiten Cabinet übergab man die Kranke weiblicher Bedienung, die ſie in Empfang zu nehmen bereit war. Ich trat mit hinein, und man wehrte mir nicht. Erſt als die Thüren ſich hinter uns ſchloſſen und die Männer ſich entfernt hatten, muſterten mich einige Blicke von der Seite, ungewiß, mit welchem Recht ich mich hier eingedrängt. Lieber Himmel, ich hatte hier das erſte und heiligſte Recht; ich hätte es mir auch um keinen Preis nehmen laſſen; kaum errungen, konnte ich den unſicheren Beſitz der Mutter nicht ſchon wieder aufgeben.

Sie lag auf einem Ruhebett; duftendes Waſſer, mit dem man ihre Schläfe benetzt, rief ſie in's Leben zurück. „Joſeph, wo biſt Du?“ war ihr erſtes Wort, und ihr erſter Blick ruhte auf mir. Bang und beklommen kniete ich vor ihr nieder; ihre feine weiße Hand wühlte in meinem wild verworrenen Haar.

Es war tief in der Nacht; die Kranke bedurfte der Ruhe. Die angeſtrengte Reiſe in ununterbrochenen Eilmärſchen hatte ſie erſchöpft; ſie war erſt am Tage zuvor im Schloſſe angekommen, hatte ſich ſofort die Erlaubniß erwirkt, den Sohn zu ſehen, war aber dem geſtrengen Herrn, ihrem Vater, der mich holen ſollte, nachgeeilt; den Aufregungen des Wiederſehens war dieſer Zuſtand der Abſpannung und Schwäche gefolgt. Sie ließ ſich willig entkleiden und zur Ruhe bringen, aber ſie duldete nicht, daß man mich von ihr entfernte. Ich ſaß auf dem weichen Teppich zu ihren Füßen und leiſtete der Natur auch ſchließlich den Tribut, während ich noch im Schlafe von Zeit zu Zeit ihre Hand meine Stirn betaſten fühlte, als wollte ſie ſich meines Daſeins verſichern. —

Gewohnt, mit den Hühnern aufzuſtehen, wachte ich in dem dicht verhüllten Zimmer doch erſt auf, als die Sonne ſchon ziemlich hoch ſtand. Mein erſter Blick fiel auf die ruhende Mutter. Da lag ſie auf den weißen Kiſſen blaß und ſanft, bleicher noch wie die Seide ihres Lagers. Hätten ſich die Lippen nicht krampfhaft geſchloſſen, das Bild des Friedens aus dem Paradieſe konnte nicht vollendeter mitten in eine verworrene Welt unklarer Leidenſchaften herabgeſtiegen ſein. Eine Kammerfrau, die als Wärterin im Seſſel neben ihr ſaß, winkte mir Stille zu, und ſo erhob ich mich leiſe wie ein Seufzer und ſchlich mit ihr über die elaſtiſchen Decken des Zimmers zur halb offenen Thür, die in ein helleres Gemach führte. Ich ſah die gute Perſon fragend an. „Sie bedarf der Schonung," flüſterte ſie und nahm mich bei der Hand; „ſie ſchläft gern bis in den Mittag hinein." Ich fragte, ob ſie das immer pflegte. „Heute nach alle dem mehr noch als ſonſt!" war die Antwort. Ich fragte, ob ſie wohl wüßte wer ich ſei; ſie nickte wehmüthig mit dem Kopfe. Die Frau ſah ganz verſtändig und ſo gutartig aus, daß ich ihr vertraute, wie ich auch ſpäter keinen Grund gefunden ihre Ehrlichkeit zu bezweifeln. Im zweitnächſten Zimmer ſtand ein betreßter Diener mit der Meldung, der Leibmedicus Sr. Erlaucht werde ſofort erſcheinen.

So vielen Händen übergeben, durfte ja auch wohl der liebendſte Sohn das Wohl ſeiner Mutter gut verſorgt glauben. Rechnete ich die Diener, die hier ab und zu liefen, zuſammen, nahm ich die beiden bärmützigen Grenadiere dazu, die in der Säulenhalle auf- und abſchritten, ſo war ja die Zahl der Wächter, Hüter und Helfer überflüſſig groß. Ich eilte hinaus; mich verlangte nach Luft und Licht, auch nach etwas anderem, was entweder ein bibliſcher Autor, ein alter Kirchenvater oder ein anderer, eben ſo guter Gewährsmann, als des Leibes Nothdurft und Nahrung bezeichnen. Ich ſchritt durch die weiten Hallen, die langen Flügel des Schloſſes innen und außen entlang: es war Alles ſo prächtig ſteif und majeſtätiſch, ich hatte keinen Muth nach der Küche oder gar nach dem Keller zu fragen. Der Moment, wo ich im Waldhauſe dem Jakob einen alten Rheinwein eroberte, erſchien mir als ein beneidenswerther. Mein Magen, mit Erlaubniß zu ſagen, knurrte, und doch ſchämt' ich mich, einem ſtolzen Lakaien mein ordinäres Bedürfniß zu geſtehen. Der Herkules auf der Rampe, der geſtern die Kerzen hielt, heute aber zum Frühſtück mit leerer Hand daſtand, kam mir eben ſo traurig und eben ſo lächerlich vor wie ich ſelber: ich hatte den erſten Eindruck von der wahrhaft niederwerfenden Macht des Ridiculen bei Hofe. Ich ſchlich über den weiten, leeren, ſandbeſtreuten, ſonnebeglänzten Platz hinüber; vielleicht bot der Garten einige Labung.

Es war kein eigentlicher Garten, noch weniger ein Wald, in den ich trat. Es war eine Reihenfolge grüner Prunkgemächer, deren hohe Wände mit den Thürmchen und Spitzchen, deren Säulen, Triumphbogen und Niſchen lebendigen Wuchs hatten, nur daß man dieſen lebendigen Wuchs winkelrecht unter Scheere und Lineal hielt. Es war als wenn ſich die Suite von Zimmern im Schloſſe, freilich ohne Decke, und alles in der Couleur von Grün, nur fortſetzte, oder als wenn man umgekehrt einen Wald in lauter Stuben, Säle und Kämmerchen verwandelt hätte. Jedes dieſer Zimmer im Freien hatte Taxus-, Buchen- und Ahornwände mit eingeſchnittenen Thüren und Fenſtern, und faſt in jedem Gemach, in deſſen Mitte wie in den Ecken, ſtanden Gruppen marmorner Menſchen. Man war auch hier in Geſellſchaft; kein Gedanke an Einſamkeit wie im Walde! Man war hier in ſteinerner Geſellſchaft, bald mit Göttern und Göttinnen, bald mit Nymphen und Satyrn, juſt wie ſie mir mein Paſtor Philemon erklärte.

Es war noch ſehr ſtill im Garten; nur die Waſſer plätſcherten und plauderten, und über die marmornen Schaalen fiel es in tauſendfachen Tropfen hernieder. Alles das war ſehr ſeltſam; es ſchreckte und reizte zu gleicher Zeit. Ich hätte mich in die rauſchenden Cascaden, in die ſtillen tiefen Baſſins ſtürzen mögen. Hier eine lachende Najade, die ihre weißen feuchten Arme ausſtreckte, dort die keuſche Diana ſelber, die Jeden ſtrafte, der ihr ungebührlich nahte, und ſelbſt dort das lockende Ungethüm, halb Fiſch, halb Vogel, — Alle hätt' ich gern umarmt um den Verſuch zu machen, mit ihren ſteinernen Leibern eine Metamorphoſe zu erleben. Was ich daheim in meinem Sumpfwalde aus dem Ovidius Naſo gelernt, das konnte ja hier, wenn es überhaupt Wahrheit war, in Scene treten. In den lauſchigen Schatten der grünen Laubwinkel, im Geräuſch der plätſchernden Fontänen, die ihren ſilbernen Waſſerſtaub über die nackten Geſtalten ſpritzten, lag für mich die Täuſchung einer Welt, die ſich aus Menſchen und Gethier in lebloſen Stein verwandelt, aber aus Stein vielleicht eben ſo gut wieder in lebendige Weſen übergehen konnte.

Es war aber auch zwiſchen dieſen ſteinernen Puppen nicht länger zu leugnen: ich hatte waidlich Hunger und Durſt. An Waſſer fehlte es nicht, ich netzte die Lippen am Rande eines Marmorbeckens, ich ließ mir von den Tritonen das kühle Naß in den Mund träufeln. Ein rothwangig Mädchen ragte plötzlich mit ihrem Köpfchen aus einem Bosquet hervor und lugte ſchelmiſch lachend aus der Niſche in der Taxuswand. Eine jener Amoretten, dachte ich, iſt ſchon Fleiſch und Bein geworden! Dieſe Metamorphoſe meines römiſchen Dichters wollte ich in ihrer Entwickelung weiter verfolgen. Ich ſprang hinzu und haſchte die Fliehende bei dem knappen Schanzläufer, den ſie trug. Sie wehrte ſich nicht, aber ſie ſah mir ernſt und furchtſam in's Geſicht. Sie ſei hier fremd, ſagte ſie zitternd. Juſt ſo wie ich! war meine Erwiederung, der ich froh war, ein gleichgeſtimmtes Weſen gefunden zu haben. Sie war erſt ſeit zwei Tagen hier am Hofe, erzählte ſie; der Meier, ihr Vater, einige Stunden von hier, habe ſie zum Gevatter, dem Gärtner, hergeſchickt. Ich ſei hier ſo wildfremd, ſagt' ich, daß ich in Verlegenheit wäre, ein Stück Brot zu bekommen. Wenn das wäre, meinte ſie, ſollte ich mich in Acht nehmen vor den Lakaien, die mich einſtecken würden. „Oho!“ ſagte ich, „ich bin hier ein Stück von der Herrſchaft!“ Sie ſah mich groß und ungläubig an, wußte aber Rath, was den Hunger betraf, und öffnete halb das Körbchen, das ſie den Leuten des Gärtners zutragen ſollte. Es war Brot und allerlei Zuthat darin in Menge. Sie erlaubte mir ſo frei zu ſein, zulangen zu dürfen. Ich war nicht faul, und wie ich eine wahre Verwüſtung in ihrem Frühſtück anzurichten Miene machte, ward ſie bedenklich und fing zu weinen an. Ich that wie zu Hauſe, wo man Alles ſeine Beute nennt. „Da kommen die Herren vom Hofe!“ rief ſie plötzlich erſchrocken, raffte ihr Körbchen zuſammen, entriß mir Wurſt und Brot, und floh hinter die nächſte grüne Wand.

Ich wollte wie ein Sieger beim ſabiniſchen Weiberraube ihr nach, aber die Hofherren, die zu Belle Promeſſe den ländlichen Schönen vielleicht noch ganz andere Dinge raubten, als ein Frühſtück bei wahrhaftem Hunger und Durſt, wandelten heran.

Mir ſchlug das Herz nicht wenig, als wirklich den langen Taxusgang herunter ein Trupp Männer auf mich zuſchritt und beim Anblick meiner Scene lachend ſtehen blieb. Der geſtrenge Herr, der ſouveräne Mann im Lande, war mitten unter ihnen. Die mir bekannte Jupiterwolke ſtand auf ſeiner Stirn, wie er mit ſeiner Commandoſtimme rief: „Haba! guter Freund! was geſchehen denn hier für Allotria? — Haben wir doch wahrlich dieſe Kleinigkeit von geſtern ſchier vergeſſen!“ fuhr er zu den Begleitern gewendet fort. „Wo hat man die Nacht zugebracht?“

Ein ſouveräner Herr, der über Alles gebietet und Alles vermag, hätte füglich auch wiſſen ſollen, wo ich die Nacht zugebracht. Ich wollte nicht ſagen: Bei meiner Mutter! denn ich ſchämte mich noch, wußte auch nicht, wie weit ich deſſen eingeſtändig ſein durfte. Glücklicher Weiſe fragen die hohen Herren immer mehr als ſie wiſſen wollen; und es war recht eigentlich des Geſtrengen Art, Alles zu fragen und doch alle Antwort vorauszuſetzen. Ich wies mit der Hand blos nach dem Schloſſe.

„Schier verwildert, der Burſche, — nicht?“ ſagte der Geſtrenge zu ſeinen Begleitern. „Wir müſſen nun freilich, da er einmal hier iſt, für ihn ſorgen. Er iſt überhaupt in der Welt da, alſo will er exiſtiren. Na, hier ſieht's anders aus wie daheim im ſumpfigen Walde? Was? Er hat uns aber geſtern in der That einen Dienſt geleiſtet, daß er uns bei Zeiten abhielt, mit Mann und Maus im Sumpfe ſtecken zu bleiben. Verzwickter Moorboden das da hinten im Jagdhauſe, läßt ſich gar ſchwer austrocknen.“

„So ſchwer vielleicht wie die pontiniſchen Sümpfe,“ ſagt' ich, nicht um mich zu brüſten, ſondern nur um mich nicht in Vergeſſenheit gerathen zu laſſen.

„Ah! hat Geſchichte getrieben!“ meinte einer der Hofherren.

„O ja, die römiſche,“ antwortete ich.

„Und was hat Er denn hier getrieben!“ fragte der Reichsgraf, auf die Taxusniſche weiſend.

„Die Geſchichte der Ovidiſchen Metamorphoſen“ — begann ich ſtotternd. Die Geſellſchaft lachte wieder laut auf und ich war froh, wenigſtens meines Berichterſtattens dadurch überhoben zu ſein. Die Cavaliere umringten mich und ich ward der Gegenſtand von Späßen, die ich freilich nicht verſtand. Der geſtrenge Herr zauſte mir das Haar, ſo daß das Zopfband, das mir Frau Baucis in der Eile umgeſchlungen, völlig losging und die Strähnen über mein Antlitz fielen. „Wir müſſen ihn in ein anſtändig Coſtüm ſtecken!“ ſagte der Geſtrenge. Ich hatte zwar meinen Sonntagsrock an; indeſſen gegen die toupirten und friſirten Herrſchaften mochte ich freilich eine erbärmliche Figur ſpielen.

„Er kann in der Zeit ſeines Hierſeins überhaupt etwas

Conduite lernen, Tournure und einige höhere Education bekommen!“ ſagte der ſouveräne Herr zu einem Manne, der auf ſeinen Wink zu ihm herangetreten war und ſich durch ſein beſcheidneres Weſen und ſein dunkleres Kleid vor den Uebrigen auszeichnete. Auch Erlaucht trug heut ein hellfarbiges Kleid, wenn auch einfach und ohne die goldenen Treſſen, die auf den ſtrahlenden Röcken ſeiner Begleiter prangten. Es war im Zeitalter kurz nach dem ſiebenjährigen Kriege für regierende Herren eine gewiſſe ſoldatiſche derbe Einfachheit à la Frédéric le Grand allgemeiner Styl in Deutſchland, während ſonſt allerdings an den Höfen noch der alte pomphafte Ritus und Luxus à la Louis Quinze herrſchte.

„Lieber Magiſter,“ fuhr Erlaucht fort, vertraulich die Hand auf die Schulter des Mannes legend, „nehmen wir den jungen Menſchen, den uns die Wildniß der lieben Natur überlieferte, einigermaßen in Arbeit! — Hier, guter Freund, Sein Gouverneur!“

Das Wort war mir neu und fremd: aber es klang vornehm und ich verbeugte mich tief. Der regierende Herr trat mit ſeinen goldbetreßten Begleitern in den nächſten Spaliergang und ich ſtand mit meinem Gouverneur allein.

Wir muſterten uns gegenſeitig unter Austauſch einiger Redensarten; es ſchien beiderſeits nicht unſere freie Wahl zu ſein, uns mit einander zu befaſſen. Ich für meinen Theil nahm an dem Manne nicht viel Unterſchied gegen meinen Prediger wahr. Er hatte freilich ſchwarzſeidene Strümpfe ſtatt der ſchwarzwollenen, in's Fuchſige übergeſchlagenen, die der Paſtor trug, auch ſilberne Schnallen, ſtatt der zinnernen. Seine Steifheit war nicht ganz ſo eckig, wie Ehren Philemons; er hatte etwas Feierliches, aber fand doch auch, ging man darauf ein, einen gewiſſen Ton der Traulichkeit, der wohl gewinnen konnte. Er erkundigte ſich nach meinen bisherigen Studien. Ich ſchenkte ihm reinen Wein ein; er runzelte die Stirn und fand „Lücken“ in der Methode meiner Erziehung. Es war vielleicht der gelindeſte Ausdruck für die Löcher im Kochgeſchirr, aus welchem ich bisher meine Nahrung bezogen. Eine Eigenthümlichkeit des Mannes war, mich mit „Wir“ anzureden, als ob er nicht recht wüßte, wie er mich zu nehmen hätte. Ich konnte ihm das nicht verargen; wußte ich ſelbſt doch noch nicht, ob ich Derjenige war, für den ich mich gern halten wollte.

Ich erkläre mir daraus die Blödigkeit, die der Würdige im Verhalten zu mir vergeblich zu bekämpfen ſchien. Er hatte ſonſt Wohlwollen und Gemüth genug. In ſeinen Anordnungen lag eine ſichere Beſtimmtheit, der man ſich als junger Menſch am liebſten fügt. Fragen, die nicht juſt vor ſein Forum gehörten, wußte er geſchickt zu beſeitigen.

„Nach Erlaucht Befehlen dürfte nun wohl zuerſt in Sachen des Coſtüms die nöthige Reform vorzunehmen ſein,“ ſagte der Magiſter Gouverneur. Ich ſelbſt hatte das lebhafteſte Verlangen, mich einigermaßen, blos um nicht lächerlich zu ſein-dem Galla, das hier herrſchte, anzunähern. Wir ſchritten quer über den weiten Platz, welcher Schloß und Garten trennte, und traten in einen Seitenflügel, der in einen Pavillon auslief. Dort war die Wohnung Desjenigen, der das Commando über die Schneider bei Hofe zu führen ſchien und über meine Toilette verfügen ſollte. Statt ſeiner erſchien, wofür ich ihn nahm, ein vornehmer Bedienter mit Ordensſtern und Bändern — der Magiſter redete ihn Herr Kammerherr an — und gab die nöthigen Befehle zu meiner „Reform und Juſtification.“ Ein Beamter führte mich in ein hinteres Zimmer; zwei Diener mit goldenen Treſſen und Achſelbändern ſprangen herbei und fielen über mich her. Ich wußte kaum wie mir geſchah. Im Nu war ich entkleidet und in ein Bad geſteckt. Die laue Wärme, der Dampf der Kräuter war erquickend und berauſchend zu gleicher Zeit. Es war nebenbei ein ſo ſchönes Zimmer, wie ich mir einen Tempel der Venus dachte, die ſich freilich im Meere badete, keine Seife brauchte, um ſich Schaum zu machen, und ihr ſchönes Bild im Spiegel der Wellen erblickte. Die Glaswände warfen die Geräthe und Figuren im Zimmer ſechs-, ſiebenfach aus einem Spiegel in den andern, und ich fuhr überraſcht und erſchreckt zuſammen, als ich mich plötzlich in ganz neuer Geſtalt erblickte. Ein veilchenblauer Sammetrock ſchmiegte ſich um meine Glieder, ein flaumiges Toupé drängte ſich elaſtiſch an meine Schläfe, und als man mir einen kleinen Degen mit funkelndem Griff an die Seite ſteckte, ſtieg mir der Kamm nicht wenig. Mit dem neuen Anzuge ſchien mir meine Ovidiſche Metamorphoſe vollendet; ich war nach langer Verpuppung in einen reſpectablen Prinzen zurückverwandelt. Ich hätte im Gefühl einer Waffe vor Freude laut aufgeſchrien, wäre der würdevolle Ernſt jener goldbordirten

Sklaven, die mich ſo glänzend ausſtaffirten, nicht ſo unerſchütterlich geweſen. Mein Freudenſchrei erſtarb mir auf der Lippe, wie ich die ehrbaren Geſichter um mich her betrachtete. Sie ſprachen nicht, ſie nannten mich nicht, ſie waren wie lebende Maſchinen, die mit ihren Rädern und Armen ſtumm ineinander greifen. Wohin ich mich auch drehen mochte, ſie machten Fronte und ſtanden in ſtumpfen Winkeln meines Winks gewärtig. Da ich nicht lachen konnte, ſo ſchreckte mich faſt die Gravität dieſer Komödie; ich erſchien mir unter dieſer ſorgfältigen Vorbereitung wie ein ernſthaft geſchmücktes Opferlamm.

Indeſſen wollte ich für den nächſten Augenblick mehr Löwe als Opferlamm ſein; ich wollte Blut ſehen, das heißt, vor der Hand ein gutes Frühſtück. Ich zog den Degen und ſchwur den beiden Sklaven, die mich bedienten, ich ſei hier der ewigen Hungerleiderei bei Hofe endlich ſatt; ich forderte Wein, möglichſt guten alten Rheinwein, und Zubehör. Die erſchrockenen Diener erwiederten, nach dem Bade ſei nur Chocolade mit Zwieback befohlen. Beſchämt und überzeugt, daß dies ohne Blutvergießen zu erkämpfen war, ſteckte ich meinen ſchmächtigen Galladegen raſch wieder ein, reichte beiden Bedienten, wie Freunden, die Hand und dankte ihnen für die Humanität, mir zu einem längſt erſehnten Dejeuner zu verhelfen, das ich denn auch ſofort mit glänzendem Erfolge einnahm. „Ihr wißt gar nicht, Freunde," ſagte ich, während ich ſaß und ſchwelgte, „was es für einen Sohn der Natur — dieſen Titel hatte mir Erlaucht beigelegt —, der ſeine regelmäßige, wenn auch nicht üppige Verköſtigung gewöhnt iſt, zu beſagen hat, ſo lange, wie

Ihr es hier am Hofe bei all' dem Glanze im Stande ſeid. — zu hungern! Ihr ſcheint hier durch Schlafen zu erſetzen, was wir draußen in der Wildniß durch tüchtige Koſt einbringen. Ich hacke mit Jakob draußen im Walde Holz: da will der innere Menſch regelmäßig was beſehen!"

Die Lakaien ſahen mich verdutzt an, ſie wußten auf Betrachtungen ſolcher Art ſich nicht einzulaſſen; es war als hätt' ich Latein zu ihnen geredet. Sie ſtanden kerzengerade, wie die rothen Grenadiere am Portal, hinter meinem Stuhle; es fehlte nur noch, daß ſie die Servietten, wie jene das Gewehr präſentirten.

Inzwiſchen trat auch der Magiſter, mein Gouverneur, in's Zimmer, um mich zu weiteren Dienſtleiſtungen am Hofe abzuholen. Ich lud ihn ein, am Reſte meines ſpäten Frühmahls Theil zu nehmen, war aber im Grunde froh, daß er's mir allein überließ. Er ging mit rückwärts gelegten Armen auf und ab und wartete ruhig, bis ich den Schmaus beendet. Ich war jetzt in meinem tiefſten Herzen zufriedengeſtellt und mit dem Hofleben einigermaßen ausgeſöhnt.

So iſt der Menſch! Ein ſo ſinnliches Weſen, ſo hingegeben den äußeren Eindrücken, ſo ſehr Sklave ſeiner nächſten Bedürfniſſe. Die ganze Zeit über wandelte mich keine Ahnung an, mit welchen Schmerzen, mit welchen Seelenkämpfen inzwiſchen die Frau, die ich meine Mutter nannte, zu ringen hatte. Es ſei noch nicht die Stunde, wo ich empfangen werden könne, entgegnete mein Magiſter Gouverneur, als ich ihm jetzt den Wunſch, zur Mutter zu gehen, äußerte. Die Aerzte, ſagte er, hätten die größte Schonung anempfohlen, die Etiquette erlaube erſt nach Tiſche, der Kranken einen Beſuch zu machen. Jetzt hatten wir uns der Oberhofmeiſterin zu präſentiren. Etiquette! dies furchtbare Wort des geſellſchaftlichen Aberglaubens befiel mich zum erſten Male mit ſeinen Schrecken. Ein Mutterherz und die Liebe eines Sohnes wurden dieſem Moloch zum Opfer gebracht!

Ich ſchritt neben dem Mentor eine Reihe von Zimmern entlang. Es war ein ganz entlegener Flügel des Schloſſes, den wir durchwanderten. Wir ſtanden endlich in einem Antichambre von Glaswänden, und ein Dienſtthuender, ich weiß nicht ob Kammerherr oder Kammerknecht, meldete uns. Alsbald rauſchten die Flügelthüren auf und wir traten in einen prächtig geſchmückten Saal. Ein Halbkreis geputzter Damen ſtand im Hintergrunde parat; eine höhere, vollere Geſtalt machte ihren Mittelpunkt. Der Magiſter führte mich herzhaft vor. So vielen Weibern plötzlich gegenüber fühlte ich mich äußerſt beklommen. Mein Muth war hin, trotzdem ich einen Degen zur Seite hatte. Ja, dieſer Degen ſtiftete mir eher Verlegenheiten, als Nutzen. Der Fußboden unter mir war wie Glatteis. Ich machte eine Verbeugung und hatte das Mißgeſchick, daß mir der Galladegen zwiſchen die Beine gerieth; ich rutſchte aus und ſtürzte faſt vorn über. Indeſſen raffte ich mich noch ſchnell genug in die Höhe und that, als wär' mir nur der Hut aus der Hand gefallen. Heldenmüthig warf ich den Kopf in die Höhe und balancirte mit neuer Kühnheit. Aber die Damen im Halbkreiſe raſchelten mit ihren ſeidenen Roben aneinander, ſteckten die Köpfe hinter ihre Fächer und kicherten. Ich ward roth vor Scham, als die alte Dame mit majeſtätiſcher Sicherheit auf mich zuſchwebte, mich ſanft lächelnd bei der Hand faßte und mit freundlichen Worten, die ich aber nicht verſtand, zu einem Seſſel führte.

Ich ſah ſie ehrfurchtsvoll an, und doch war es mehr noch ein Gefühl des Staunens, das mich bei ihrem Anblicke anwandelte. Ich hatte ſolch eine Erſcheinung mir ſelbſt im Traume nicht eingebildet. Mitten um den Leib war ſie bis zum Einknicken dünn, während ein weites bauſchiges Segel den mittleren und unteren Theil ihrer Geſtalt anſchwellte. Sie nahm, wie ſie ſo daſtand, Platz für drei Mann ein. Auf dem Kopfe hatte ſie — es war keine Bärmütze, wie die Grenadiere ſie trugen, aber doch eben ſo hoch — eine Art Vogelneſt von grauen Locken; oder war es ein Bienenkorb, denn wirklich flatterten kleine Flügelthiere — ich weiß nicht ob Bienen oder Bremſen — um den hohen, hin- und herſchwankenden Bau. Er ſchien aber künſtlich nachgemacht, denn ich ſah wohl, daß die ſcheinbar fliegenden Thierchen nur an Drahtfäden zitterten. So dürr und runzelig ihr Geſicht auch war, ſo leuchtete doch auf beiden Wangen ein ſtrahlendes Roth, ſo ſchön und ſchimmernd, wie mir nur je der Pfarrer Philemon die roſenwangige Eos beſchrieben. Das alte Geſicht gefiel mir ſonſt ganz gut, bis auf die kleinen Schmutzflecken, die ſie hier und da, wie verloren, ſitzen hatte. Ich hätte ihr gern geſagt: Hören Sie, Madame, Sie haben ſich ſchwarz gemacht! Aber ich fürchtete mich vor dem Schwarm der jungen Dinger da hinten, die bei jedem Worte, das ich ſprach, in heftige Bewegung geriethen, ihre ziſchelnden und pruſtenden Geſichter hinter ihre ausgeſpreizten Fächer ſteckten.

„Müſſen wohl ſehr garſtig ſein, da ſie ſich ſo verkriechen!“ knurrte ich vor mich hin. Die alte Dame hörte es nicht, aber ihr zürnender Blick, einer Juno nicht unwürdig, war auf die leichtfertigen Mamſells gerichtet. Sie ſchien ſie gut in der Zucht zu haben, denn jetzt ſtanden die Jungfern wie angegoſſen und rüppelten ſich nicht.

„Monseigneur, j'ai l'honneur“ — begann die Oberſthofmeiſterin eben ſo verbindlich, wie erhaben. Aber ich mußte ſie unterbrechen. „Hören Sie“, ſagte ich, „wenn Sie kein Deutſch verſtehen: Latein kann ich.“

Jetzt fächerten die Mädchen wieder ganz wild; ſie drehten und quälten ſich wie junge Katzen, die nach ihrem Schwanze greifen; daß man ſolche Weſen auf gut bürgerlich deutſch Kammerkätzchen ſchilt, wußt' ich dummer Junge vom Lande damals noch nicht. Auch die Alte ward unruhig; ſie wandte ſich von mir ab und ging mit unterſchlagenen Armen, die ſie an die Hüften auf ihre Polſterkiſſen legte, großmächtig im Saale auf und nieder. Mit dem ausgeſpannten Segel ihres Reifrocks machte ſie einen ſtarken Zugwind, ſobald ſie an mir vorüberſchritt, und es roch dann allemal wie nach verfaulten Blumen. Am Hofe liebt man das.

Der Magiſter war inzwiſchen zur Oberſthofmeiſterin getreten und machte mit ihr gemeinſam die Promenade auf und ab im Saale. Ich merkte, daß von mir zwiſchen ihnen die

Rede war; vielleicht entwarfen ſie gemeinſam den Plan zu meiner Leitung und Bildung. Wir Andern im Zimmer übten uns in ehrfurchtsvollem Schweigen, ſo was der Spanier Grandezza, der dumme Deutſche einfach Langeweile nennt. Dieſe Damen verſtanden kein Latein, ſonſt hätte mich die Alte nicht im Stiche gelaſſen. Mein Deutſch war ihnen vielleicht zu deutſch, etwa ein Deutſch, wie die Frau Baucis mitunter in zorniger Aufregung zu Jakob ſagte: Hör' Er, ich muß einmal Deutſch mit Ihm reden!

Ich ſchwieg ſtill, that ſehr ehrbar, ſprach kein Wort und ſah keinen Menſchen an; nur ſo konnte ich mich, wie es ſchien, in meiner Würde behaupten. Die Mädchen lachten nicht mehr, und ich konnte ſie ruhig verachten. Das Zimmer an ſich war intereſſant genug, um mich mit ihm zu beſchäftigen. Mein Auge hing an dem braunen Getäfel in den Wänden, an den grünen, ledernen Tapeten mit eingedrückten Goldfiguren, an den ſchweren Vaſen von Majolica in den Niſchen mit allzeit nickenden Chineſen, an den Stühlen mit den hohen Lehnen, die wie Kirchengewölbe über Einen fortragten, wenn man in die weichen Atlaskiſſen ſank. Die Verzauberung in den Prinzen fing an, mir langweilig zu werden; ich ſehnte mich nach etwas Uncultur und in den Naturzuſtand zurück. Vielleicht, dachte ich, tritt plötzlich die Mutter herein, ruft mich zu ſich und nennt mich öffentlich ihren Sohn! Allein es kam Niemand, es geſchah nichts, ich blieb der Verwunſchene.

Es hatte Cour ſein ſollen, allein ſie ward abgeſagt; Se. Erlaucht der regierende Herr war mit einigen hohen Gäſten zur Jagd gefahren und wurde erſt ſpät Abends zurückerwartet. Somit blieb denn für uns noch eine Promenade im Garten übrig. Ich wußte freilich nicht, wie die Hofdamen mit ihren Reifröcken dort ein Fortkommen finden würden. Allein es ging. Mit einem majeſtätiſchen Pathos wandelten wir Paarweiſe die großen, regelrechten Baumgaſſen entlang; der Magiſter mit der Oberſthofmeiſterin voran, ein alter Kammerherr, der ſich zu mir geſellte, mit mir als letztes Paar. Auch die Bäume ſtanden ja wie Regimenter in Reih' und Glied aufmarſchirt und ſchienen ganz dazu gemacht, uns durchzulaſſen; Geſtrüpp und freiwüchſige Hecken gab es nicht in dieſen Gärten à la Verſailles. Wie wir bei den ſteinernen Gruppen vorüberkamen, fühlte ich dem Kammerherrn auf den Zahn, ob er wohl Beſcheid wiſſe in der Geſchichte von Jupiter und ſeinen vielen Kebsweibern. Er war aber zu delicat, um ſo grob und ungeſchminkt die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Am äußerſten Portale, dem Schloſſe gegenüber, ſtanden zwei ſeidene Buben müßig. Sie ſahen wie Schalksnarren aus, hatten hinten und vorn goldene Litzen; allerlei bunte Quaſten flatterten um ihre Schläfe, um ihre Einbogen und Kniegürtel. „Das ſind die Läufer Sr. Durchlaucht,“ erläuterte der Kammerherr. — „So?“ ſagte ich, „das wollen wir einmal ſehen. Heda, Ihr Jungen, her mit Euch! Da unten ſteht die keuſche Diana mit dem weißen Hirſche. Wer ſie zuerſt bei den Beinen kriegt, ſoll König ſein, die Andern ſind Eſel! Allons! Eins — zwei und —“

Ich nahm die ſchönen Burſchen bei den Händen, ſetzte an und wollte „Drei“ commandiren. Aber der Kammerherr fiel mir in die Arme, und die Oberſthofmeiſterin, die ſich mit dem ganzen Schwarme der Geſellſchaft umgewendet, rief: „Fi done!“ Die Läufer ſtanden auch wie angewurzelt, verneigten ſich aber tief bis zur Erde. „Wenn ſie Läufer heißen und nicht laufen dürfen,“ ſagt' ich, „ſo iſt ja das ſehr lächerlich!“

Das Lächerliche ſchien aber wieder auf meiner Seite zu ſein. „Au!“ ſchrie jedoch der Kammerherr, dem ich unverſehens auf den Fuß trat. Der Magiſter ſetzte mir den Caſus der Läufer auseinander; es ſei nur Styl, ſie vor der Carroſſe mit Pferden um die Wette laufen zu laſſen. Der alte Kammerherr that mir inzwiſchen leid; ich hatte nicht gedacht, daß es auch bei Hofe Hühneraugen giebt. Ich hätte ihm gern das gute Zugpflaſter empfohlen, das Frau Baucis aufzulegen pflegte. Allein die Furcht vor dem Ridicule bannte von nun an wieder meine Zunge.

Es ging zu Tiſche, wieder Paarweiſe, doch hatte ich meinen Magiſter zum Begleiter bekommen, der dienſtthuende Kammerherr war bei Seite getreten und kampfunfähig geworden. Wir ſpeiſten auf einem offenen Altan des Schloſſes; eine Zeltdecke ſchützte uns vor den Strahlen der ſchon ziemlich zum Untergang geneigten Sonne. Auf dem Vorſprunge ſtanden Muſikanten, aber ſie ſpielten nicht und mußten bald abtreten. Hinten am Horizont lief eine Kette blauer Berge, aber Niemand bezeigte Luſt, in die ſchöne freie Welt hinauszulaufen. Die geputzten Leute aßen und tranken indeß ziemlich viel; „es war auch ſchwer, Widerſtand zu leiſten; ich meinestheils leiſtete, ſoviel es der Anſtand und die Furcht vor dem Ridicule erlaubte, Beträchtliches. „Erlaucht haben befohlen!“ Mit dieſen Worten eröffnete die Oberſthofmeiſterin die Tafel, aber Erlaucht waren nicht erſchienen, mehrere Seſſel in der Mitte blieben leer. Jeden Augenblick meinte ich, die Flügelthüren würden ſich öffnen und meine Mutter am Tiſche Platz nehmen. Ich zitterte faſt vor ihrem Erſcheinen, denn ich fühlte, es würde dann ſchwer ſein, mein ſo lange nach ihr darbendes Herz zu bezwingen und den geforderten Anſtand zu behaupten. Ich hoffte, fürchtete und zitterte vergebens.

Erſt als die Dämmerung heranbrach, erſchien ein Bote und meldete mir dann die Oberſthofmeiſterin durch Vermittelung des Magiſters, ich könne jetzt im Zimmer der Kranken empfangen werden. Ein Kammertürke führte mich durch eine Reihe von Appartements; in einem dunkeln Corridor faßte mich die Hand der Kammerfrau; es war dieſelbe gute Perſon, die ich ſchon als Pflegerin bei der Mutter geſehen. Ich tappte im Dunkeln neben ihr her und öffnete die Thüre, durch welche ein ſchwaches Licht dämmerte. „Joſeph!“ rief eine Stimme matt und krank. Eine Ampel mit Milchglasglocke verbreitete einen bläulichen Schein im Gemache. „Wo, wo? Mutter, Mutter!“ rief ich voll Angſt. Sie lag im Bette; ich ſchlug die Vorhänge zurück und ſie ſtreckte mir beide Arme entgegen. Ich ſank beſtürzt an ihrem Lager hin, ich küßte die ſchönen weißen Hände. Wie vom Mondlicht umfloſſen blickte mir das zarte blaſſe Angeſicht der Kranken ſchmerzlich lächelnd entgegen. Eine Heilige in ihrer Verklärung konnte nicht liebevoll ſanfter ſein.

Sie war kränker geworden nach der geſtrigen Anſtrengung: aber ich durfte mich nicht mehr beklagen, daß man den Sohn ſo lange von der Mutter Anblick entfernt.

Sie hatte ſich aufrecht betten laſſen und ſaß nun lauſchend da, als ich ihr erzählen mußte, was der Tag mir Gutes gebracht. Ich hatte ſo viel ſchmerzlich brennende Fragen auf der Seele, die meine ganze Exiſtenz betrafen, und ſollte nun blos Rede ſtehen über Tand und Spielerei. Aber ſie hörte gern zu wie ich ſchwatzte, und ſo plauderte ich ſo viel Kindiſches als möglich, nur um ſie heiter zu ſtimmen. „Es gefällt mir hier ſehr ſchlecht, Frau Mutter", ſagte ich auf ihr Befragen. „Sie nennen das hier bei Hofe. Auf dem Hofe daheim, ich meine auf dem Hofe im Walde, da fütterte ich mit dem Knechte die Hühner, lehrte den Mors allerlei Künſte und ließ den Kettenhund über den Graben ſetzen. Hier zu Lande haben nicht einmal die Läufer Beine zum Laufen, geſchweige die goldbetreßten Kammertürken."

Sie lachte laut auf und ich mußte ihr mehr von meinem Lebenslaufe beim Paſtor erzählen. Ich ſchilderte ihr, wie ich den Knecht Jakob mit einer Flaſche Rheinwein redſelig gemacht und dadurch zuerſt halb und halb erfahren, wer ich ſei. Ich erzählte ihr von der Geſchichte der alten Griechen und Römer. Sie fragte, ob ich auch zur evangeliſchen Frömmigkeit angehalten ſei. Ich ſagte ihr ziemlich flott und fertig die zehn Gebote her. Alle Sonntage, erzählte ich, ſei ich mit dem Pfarrer Philemon eine Meile weit zur Kirche gewandert. Auch Frau Baucis habe mitgemacht, wenn ihr lahmer Fuß ſie nicht gehindert. Mir habe der Kirchgang viel Vergnügen gewährt, weil das immer das einzige Mal geweſen, wo ich unter Menſchen gekommen. Mir ſei es immer ſehr wohl zu Muth, wenn ich mich in einem Haufen Menſchen befinde, nur müßten ſie nicht wie bei Hofe ſo eitel Müßiggang treiben. Die Bauern in der Kirche ſeien ſehr tüchtige Chriſten; ſie ſchrieen aus vollem Halſe nach ihrem Herrgott, bis der Prediger erſcheine und zum Frieden ermahne. Das, ſagte ich, wirke denn auch immer augenblicklich, Alles neige das Haupt und ergebe ſich dem Schooße Abraham's. Vom Marſche ermüdet hätte ich auch mitunter neben der Frau Baucis dageſeſſen und mit ihr ein verſchämtes Schläfchen gehalten. Sonſt ſei es ſehr ſtill im alten Jagdhauſe hergegangen, ſelten ſei Jemand bei uns eingekehrt, der geſtrenge Herr ausgenommen. „Mein Großvater — nicht?“ ſetzte ich zögernd hinzu.

„Kam er oft zu Dir hinaus?“ fragte die Mutter.

Ich erzählte ihr wann und wie. „Er iſt gewiß ein recht braver Mann“, ſagt' ich, „aber ſtreng und hart.“

Sie ſenkte das Haupt und ſchwieg. „Und mein Vater!“ fuhr ich fort, „warum kommt mein Vater nicht? Wer iſt er? Und wo?“

Sie ſah mich mit ihren ſanften Augen ſo liebreich wehmüthig an, daß mir's durch die Seele ſchnitt. Sie reichte mir beide Hände und ſchwieg. „Mutter, Mutter!“ rief ich, „ſoll ich meinen Vater nie ſehen?“

Da raffte ſie ſich auf, ließ ſich von der Dienerin ein Schmuckkäſtchen reichen, ſchloß es auf und überreichte mir mit den Worten: „Mein Sohn, Dein Vater!“ ein von der Kapſel befreites Bild. Ernſte, aber ſtille, tief durchdringende, faſt durchbohrende und doch traulich gewinnende Züge blickten mich mit großen, dunkeln, trauerumflorten Augen an. Ein ſchwarzes Gewand fiel um ſeine Schulter, eine ſchwere goldene Kette hielt ein Medaillon auf der Bruſt, ein blaues Band Winkelmaß und Dreieck. Seine Hand, an der ein großer Ring blitzte, ruhte auf einem Helme. Es ſchien ein Mann zu ſein, der allen Ritterſchmuck, wenn auch nicht alles Weltliche von ſich gethan, um dem Reiche Gottes anzugehören. Mir fiel das Wort „katholiſch“ wie ein brennender Tropfen wieder auf die Seele. In ſeiner ganzen Erſcheinung lag etwas Fremdartiges. Das Geſicht hatte jene tiefe Farbloſigkeit, die zwiſchen braun und bleich zu ſchwanken ſcheint. Auf dieſen Wangen war die Lebensfreude erloſchen, auf dieſen Lippen waren alle Roſen verblüht. Das Auge, ſo dunkel wie das Haar, ſchwamm in einem bläulichen Weiß, das wie Perlmutter ſchimmerte. In den Falten der Wange ſchien ein dunkler Ernſt, wo nicht der Tod ſein Memento eingegraben zu haben.

Ich war ſtill und ſcheu geworden. Wie ich die Mutter anſah, überkam es mich wie Gebet; es war ein weihevoller Augenblick. Sie hing an den Zügen des Mannes, als wollte ſie in ihren Blicken ihre Seele hingeben und ergießen, ſo feſt, ſo treu, wie mit magiſcher Gewalt gebunden. Ein gläubiges Lächeln zitterte im Schmerz ihrer aufgelöſten Züge, als ich ſie fragend anblickte; ein leiſes Neigen ihrer Stirne diente zur Antwort. „Doch nicht todt, Mutter?“ ſagte ich. Sie ſchüttelte das Haupt. „Er lebt!“ hauchte ſie ſtill, und doch lag in dieſer Vergewiſſerung ſeines Lebens ſo viel Trauer, wie in einer Klage über Untergang und Tod. „Mutter“, rief ich, „ich will ihn ſehen! Warum iſt er nicht hier? Hält ihn ein grauſamer Wille, der Wille jenes alten geſtrengen Herrn von uns getrennt? Ich will ihn zur Rede ſtellen, warum er Mutter und Kind, warum er Vater und Sohn von einander hält! Rede, meine Mutter, rede, welche Schuld oder welches Unglück drückt uns?“

Aber ſie redete nicht, ſie war bleich und matt in die Kiſſen zurückgeſunken. Ich ſchrie laut auf, ihr Athem ſchien ſtill zu ſtehen. In dieſem Augenblicke trat der Medicus ins Zimmer. Er fand die Kranke in bedenklichem Zuſtande. Ich ward raſch fortgeführt. Draußen harrte meiner der Magiſter Gouverneur, der mich auf den entgegengeſetzten Flügel des Schloſſes in ſeine Wohnung brachte, mir dort meinen Aufenthalt anwies. Starr in mich verſunken, ſaß ich noch ſtundenlang auf meinem Lager.

Dies war mein erſter Tag am Hofe zu Belle Promeſſe.

Drittes Capitel.

Die Geheimniſſe des Hauſes.

Als Bodenſatz meiner damaligen Eindrücke iſt in mir das Gefühl der Empörung gegen alles, was widerrechtlich, ſitzen geblieben. Meine jugendliche Seele war vielleicht fähig, Unglück, Schmerz und Verluſt zu ertragen, aber das Unverſchuldete, das mir unverſtanden und wider alles Recht aufgedrängt ward, ſchien mir nicht erträglich. Das Leben im einſamen Waldjagdhaus hielt ich nur ſo lange für angemeſſen bis ich die Entdeckung machte, jene Menſchen, die mich dazu beſtimmt, hätten das Recht nicht, über mich zu verfügen. Das Unausgeſprochene, der Ahnung Anheimgegebene drückt aber ſo ſchwer, wie ein Unverſchuldetes. Wir nennen Beides Schickſal, und unſer Geiſt erlahmt daran. Meiner Mutter war es zu ſchmerzlich, mir den Grund zu ſagen, weshalb in unſerem Hauſe Vater und Sohn getrennt wurden; das Unausgeſprochene foltert weit mehr, als der entſchiedenſte Schlag des Schickſals.

Es giebt öffentliche Geheimniſſe an Höfen. Ein ſolches war ich nun in Perſon. Der Magiſter ſchien jedoch ganz Beſchlag auf mich legen zu wollen. Er richtete meinen Tagesverlauf ein, theilte meine Zeit weiſe in Arbeit und Erholung; ich mußte mich ganz als ihm zubehörig erachten. Ich ließ das ſehr gern an mir geſchehen, denn der Mann war verſtändig und nicht ohne Gemüth; ich fügte mich in alle ſeine Anordnungen. In den Unterrichtsgegenſtänden kündigte er mir eine bedeutende Erweiterung der Grenzen an, in denen ich bisher gehalten.

Einen unbewachten Augenblick benutzte ich gleich in der Frühe des nächſten Tages, in den linken Schloßflügel zu eilen, um die Kammerfrau zu ſprechen. Mich quälte die Ungewißheit, wie die Kranke die Nacht zugebracht. Die Kammerfrau bedeutete mich, es ſei ihr ſtreng unterſagt, mich vorzulaſſen. „Gegen Abend!“ bat ich, „in der Dämmerung!“ Sie erwiederte, ſie wolle ihr Beſtes thun.

Den Magiſter Gouverneur, zu dem ich eilends zurückgekehrt war, hatte ich nicht übel Luſt augenblicklich um eine „Erweiterung“ meiner Unterrichtsgegenſtände zu bitten. Was iſt katholiſch? fragte ich ihn. Das dunkle Wort hing wie ein halbverhülltes, unerklärtes Verhängniß in meiner Seele; es ſchien mir ein Glied jener Schickſalskette zu ſein, an der die Menſchen ſelbſtquäleriſch ihr Leben hinſchleppen, einer jener tyranniſchen Begriffe, die unter wechſelnden Namen als Vorurtheil und als Erbübel durch die Geſchichte der Menſchheit ſchleichen, Haß und finſtere Verfolgung, Knechtſchaft und Tod verbreitend. Jenes Wort laſtete ſeit geſtern, nachdem ich das Bild des Vaters geſehen, von neuem wie ein Alp auf meiner Seele. War es ein unverſchuldetes Weh oder ein verſchuldetes Unglück, katholiſch zu ſein? Oder lag das Schickſalsvolle blos in dem Wahn, den die Menſchen daran knüpfen?

Der Magiſter war ernſt vor mich hingetreten, als ich ihm die Frage vorlegte; er ſah mich ſehr prüfend an. Ich erzählte ihm, daß ich mit dem Pfarrer im Jagdhauſe nicht ſo weit gekommen in der Weltgeſchichte, wir wären bei den alten Völkern ſtehen geblieben, die gar viele Götter gehabt, jede Kraft in der Natur angebetet, jede Fähigkeit im Menſchen für den Ausfluß eines beſondern göttlichen Weſens gehalten, dem ſie Tempel gebaut und Opfer gebracht. „Treiben die Katholiken auch Vielgötterei?“ fragte ich den Magiſter.

„Man kann das nicht ſagen!“ entgegnete er ſtirnrunzelnd.

„Sie glauben alſo wie wir an Einen Gott, an einen guten und an denſelben?“

„Der Gott iſt derſelbe,“ ſagte der Magiſter zögernd, „aber ſie beten auch zu ihren Heiligen, denen ſie göttliche Macht zuſchreiben, und die für ſie im Himmel bitten müſſen.“

Ich dachte mir das ähnlich wie bei den antiken Völkern, die auch an ein dunkles, tiefes, großes Geheimniß glaubten, das ſie Fatum, das Unausſprechliche nannten, das über allen Göttern ſtand und an deſſen unnahbare Heiligkeit ſich Niemand wagte. Ihre Gottheiten waren nur die Vermittler zwiſchen dieſem Fatum und den Menſchen. Und ſo haben vielleicht die Katholiſchen, dacht' ich, auch nur ihre Heiligen als Perſonificationen ihrer Tugendbegriffe, als Vertreter der menſchlichen Lebenskräfte und als Fürbitter bei Gott!

„Wir vom gereinigten Chriſtenthume,“ ſagte der Magiſter, „haben nur einen Fürbitter, den Sohn Gottes.“

„Vielleicht,“ meint' ich, „denken ſich die Katholiſchen dieſen Sohn Gottes, dieſen für uns einzigen Mittler, auch als ein unnahbar heiliges Weſen, zu dem ſie der Brücken, der Vermittelung bedürfen. Müſſen wir,“ fragt' ich, „die Katholiſchen deshalb haſſen?“

„Der wahre Chriſt,“ ſagte der Magiſter, „haßt Niemand und niemals. Liebe iſt der ächte Prüfſtein ſeines Weſens.“

„Es iſt alſo unchriſtlich, jemand ſeines Glaubens wegen zu verfolgen, zu verſtoßen?“

„Juſt die Katholiken,“ lenkte der Magiſter ein, „glauben ſich im alleinigen, im alleinſeligmachenden Beſitz der rechten Lehre, ſie halten jeden Andersgläubigen für verloren, für verworfen, ſie ſchließen ihn um deswillen von der Seligkeit aus.“

„Iſt es deshalb recht, ſie wiederum auszuſchließen, zu verdammen und zu verketzern?“ fragt' ich.

„Nicht das, mein Lieber, aber wir unſererſeits halten feſt an unſerer Weiſe, Gott zu dienen. Wir werden durch den Glauben ſelig; die Katholiſchen meinen durch ſogenannte gute Werke den Himmel zu verdienen.“

„Iſt es denn,“ fragt' ich dreiſt, „ein gutes Werk, wenn man um des Glaubens, um einer verſchiedenen Meinung willen, Vater, Mutter und Sohn verfolgt und kränkt oder auseinanderreißt?“

Auf dieſes argumentum ad hominem war der Magiſter nicht vorbereitet. So feſt er auch als Theolog in ſeinen Glaubensartikeln ſein mochte: im Schooße unſeres Hauſes lag ein Fall vor, wo die heiligſten Bande der Natur um des chriſtlichen Glaubens willen zerriſſen, die ſicherſten und nächſten Anrechte der Natur mit Füßen getreten wurden. Der Magiſter ſchwieg; er lief Gefahr, vom Schüler gehofmeiſtert zu werden. Auch ging ihm der Widerſtreit der Dinge nicht ſo zweiſchneidig durch's Herz wie mir. Er lenkte ab und ſchloß dieſes unſer Religionsgeſpräch mit dem Bedeuten, bei größerer Reife des Verſtandes würde ich ſchon den Unterſchied der chriſtlichen Bekenntniſſe noch beſſer begreifen lernen. Ich dachte ſtill bei mir: Wenn beide ſtreitende Parteien, deren Opfer ich hier ſein ſoll, Einen und denſelben Gott bekennen, ſo muß es ein Unglück, ein dunkles finſteres Schickſal ſein, wenn ſie ſich nicht als Brüder lieben. Wähnen die Einen den ausſchließlichen, den alleinſeligmachenden Glauben zu haben, ſo brüſten ſich die Andern mit dem Bewußtſein, im Beſitze der reineren und höheren Religion zu ſein. Der geſtrenge Herr nannte ſich ohne Zweifel einen Anhänger der reineren Lehre. Und wie erſchien mir die Tyrannei ſeines Willens doch ſo unrein und grauſam!

Ich erinnerte mich damals in meiner rathloſen Bedrängniß eines Geſpräches, das ich mit Knecht Jakob im Walde über das, was katholiſch ſei, gehabt. Nachdem der Geſtrenge das Wort wie einen Fluch fallen gelaſſen, war ich auf alles erpicht, was mir zum Verſtändniß dieſes dunklen Begriffes verhelfen konnte. Jakob war früher drüben in Würzburg, auch eine Zeitlang im Kloſter Banz als Dienſtmann geweſen.

Er rühmte mir das gute Leben bei den Katholiſchen, beſonders die Leutſeligkeit der runden, gemüthlichen geiſtlichen Herren. Er erzählte mir vom heiligen Meßdienſt, dem er öfters beigewohnt. Er, der für dumm galt, hatte über den Unterſchied der beiden chriſtlichen Parteien gar nicht ſo unklare Vorſtellungen, obſchon er, ſo weit ein gemeiner Mann es verſtand, mit Leib und Seele ein guter Evangeliſcher war. Bei den Katholiſchen, hatte Jakob geſagt, betet der Prieſter, der Chor ſingt von oben herunter und die Gemeinde liegt auf den Knieen, bückt ſich und ſchlägt Kreuze in ſich hinein. Sie machen gleichſam alles in ſich hinein, es kommt ihnen alles von außen, ſagte Jakob in ſeiner unbeholfenen Weiſe. Wir aber, ſagte er, wir ſingen es laut heraus, daß es ſchallt und machen uns Luft! — Jakob nahm ſeinen proteſtantiſchen Kirchendienſt mehr wie eine Art kräftiger Erholung, die er ſich ſelbſtthätig verdienen konnte, und in der That, die freie Selbſtbetheiligung des Individuums iſt ja eine Hauptbedingung des evangeliſchen Glaubens. Die Katholiſchen, meinte Jakob, hätten es nicht ſo gut, ſie müßten alles ſtill über ſich ergehen laſſen, ſie bekämen das alles ohne ihr Zuthun und freie Wahl. Auf ihrer Seite wäre dann alſo mehr das Unglück des Duldens und Leidens, auf der Seite der Evangeliſchen mehr das große Heil und Glück der Selbſthülfe. Allerdings ein Unterſchied, dachte ich, groß und wichtig genug, aber kein Grund zum Zerwürfniß auf Leben und Tod, Haß und Verfolgung. Und doch ſchien dies das Verhängniß meines Hauſes. —

Wie die Dämmerung anbrach, ſtahl ich mich wieder fort aus den Zimmern meines Gouverneurs. Ich hatte mir ſchon einige Fertigkeit erworben, mich in dem weitläufig verworrenen Bau des Schloſſes zurecht zu finden. Es war nicht leicht, gewiſſe Gehöfte und Gallerien, wo Wachen hielten oder Diener den Eingang hüteten, unbehindert zu paſſiren. Durch das Labyrinth von einigen Gängen gelangte ich glücklich in den älteren Flügel, wo die kranke Mutter hauſte. Auf mein wiederholtes Klopfen öffnete die Kammerfrau. Ich mahnte ſie an ihr Verſprechen, mich vorzulaſſen. Sie war erſchrocken und verwirrt; mich in meiner Ungeduld aber abzuweiſen, hätte mehr Lärm verurſacht, als mir ſtill und leiſe den Eintritt zu geſtatten. Die Flügelthür zum Zimmer der Kranken ſtand auf. Mit den Fingern auf den Lippen gebot mir die Dienerin die äußerſte Vorſicht. Ich trat unbemerkt über die Schwelle in den nur dämmerig erhellten Raum. „Schläft ſie?“ war meine erſte Frage geweſen. Die Kammerfrau verneinte es; aber Se. Erlaucht der Reichsgraf, ſagte ſie, ſei zugegen. Aus dem zweitnächſten Zimmer erſcholl auch ſchon die polternde Stimme des geſtrengen Herrn vernehmlich herüber. Ich ſchlich näher und blickte lauſchend durch die Spalten der Gardine, die das Krankenzimmer noch von mir ſchied. — Die Ampel gab wieder ihr milchweißes Licht, aber vor den Spiegeltiſchen an den Pfeilern ſtanden Kerzen, die eine faſt grelle Beleuchtung über den Raum warfen. Der Reichsgraf ſchritt mit mächtigen Tritten auf und ab; die Mutter ſaß im Hintergrund, von einem Lichtſchirm gedeckt, aber ſie ſtand bald auf und wendete ſich in der Aufregung an den ſtürmiſchen alten Mann, von dem ſie ſich Gehör erbeten, und der ihr nur ungern Stand zu halten ſchien. Sie hatte ſich dieſe Zuſammenkunft erbeten, um als Tochter dem Vater ihr ganzes Herz auszuſchütten. Ich ſtand zitternd da als Zeuge von Verhandlungen, die nichts Geringeres als mein Schickſal betrafen und ich war von neuem in der Lage, mir mein Schickſal heimlich zu erlauſchen.

„Der Junge wird wohl der Zankapfel in unſerem Hauſe bleiben,“ ſagte der Reichsgraf, „wenigſtens ein Druckfehler in unſerem Familienarchiv. Aber ich will Euch zugeben, daß es nicht ganz Recht war, an dem Jungen zu experimentiren.“

„Verſuchen wir Gott nicht!“ fiel ihm meine Mutter-mit flehender Gebährde in die Rede.

„Nun, es war juſt keine Verſündigung gegen Gott,“ fuhr der Reichsgraf fort, „es war ein Experiment, wie es jeder Naturforſcher macht, der chemiſch die Dinge prüft. Ich wollte ſehen, ob der junge Burſche da draußen in der Einſamkeit, ganz abgeſchieden von den Einflüſſen der irreleitenden Welt, in Ordnung kommen und gedeihen werde. Ich war nirgend ſonſt ſicher vor gewiſſen Einflüſſen, die ich verabſcheue, vor Quertreibereien frommer Väter, die ich nicht dulde. Meine Abſicht war gut; aber mag ſein, der Verſuch konnte nach anderer Seite hin fehlſchlagen. Ich werde Euch nachgeben und den jungen Menſchen hier in meiner Behauſung behalten und ihn erziehen laſſen, wie's einem einfachen evangeliſchen Chriſtenmenſchen zukommt. Aber Ihr Eurerſeits müßt mir verſprechen, weder offen noch geheim auf ihn einzuwirken. — Hm? — Baſta! — Was ſoll's noch weiter?“

„Was es noch weiter ſoll, fragt Ihr, Vater? Was ich noch weiter verlange, wollt Ihr wiſſen? Eine Mutter verlangt die vollgültige, die unumwunden ausgeſprochene Anerkennung ihres rechtmäßigen Sohnes!“ — Meine Mutter hatte ſich mit dieſen Worten aufgerichtet und ſtand frei und ſtolz da, wie auf ihr gutes Recht pochend.

„Anerkennung? So! Und damit zugleich“ — lautete die finſtere Entgegnung des alten Herrn, — „die Anerkennung all' der Einflüſſe, die ſein römiſchgläubiger Vater auf ihn üben kann, üben wird, offen oder geheim?“

„Nicht das, nicht das!“ ſagte die Mutter, indem ſie mit halb erſtickter Stimme in ihren Seſſel zurückſank. „Sein Vater hat auf jedes Recht verzichtet, das er nach den Geſetzen der Natur auf den Sohn üben dürfte. Er überläßt Euch alle Verfügung über denſelben, überträgt Euch die Vormundſchaft, erkennt in Euch das Oberhaupt des Hauſes an; er erträgt ja ſelbſt die Verbannung, die Ihr grauſam genug über ihn und mich verhängt.“

„Ein Römling iſt proſelytenſüchtig!“ warf der Reichsgraf barſch dazwiſchen. „Ich will hier bei mir keinen Heerd ultramontaner Finſterlinge aufſchlagen laſſen, will mir nicht zwergüber katholiſche Eier in mein proteſtantiſches Neſt tragen, mir nichts von Jeſuiten unter der Hand ausbrüten laſſen!“

„Mein Gemahl, Graf Giuſeppe della Torre, iſt ein freidenkender Chriſt,“ ſagte meine Mutter ſtolz. „Empfindet er über die höchſten Güter des Lebens anders als Ihr, ſo iſt er in ſeinem Denken und Fühlen Euer nicht unwürdig, Herr Vater. Gott ſei deſſen Zeuge, der den Schein vom Weſen zu ſcheiden weiß, Herz und Nieren prüft!“

„Römling iſt Römling, meine Gute! Wir haben das oft genug in deutſchen Landen erlebt, zuletzt noch an unſerem Vetter da im Hauſe Braunſchweig. Dieſe Miſſionäre ſchleichen in allerlei Geſtalt herum im Lande, um nachzuſehen, wen ſie fangen und verſchlingen. Wölfe in Schafskleidern, hm! kenne das! Freidenkender Chriſt, ſagt Ihr? Daß Gott erbarme! Er iſt ja ganz in den Händen der Jeſuiten, all' ſein Hab und Gut iſt ja dem Orden des — Gott ſei bei uns, heiligen Loyola verſchrieben!“

„Wider ſeinen Willen, wider Recht und Fug! Das mag Euch bezeugen, mein Vater, daß er nicht in den Intereſſen dieſes Ordens handelte!“

„Und doch kam er hieher unter falſchem Namen, im Gewande und mit dem Anſchein eines reformirten Geiſtlichen aus Genf, und ſein Begleiter war ein Mann von der Geſellſchaft Jeſu, ein verkappter Jeſuwider, nur zu plump um mit Glück aufzutreten. Er ſelbſt war ein Sodale von der kurzen Robe; man kennt das!“

„Graf Giuſeppe della Torre ging jetzt nach Deutſchland, um einem Verbrechen, das daheim an ſeinem Hauſe verübt worden, auf die Spur zu gelangen. Er kam früher hier an Euern Hof, nicht aus freiem Antrieb, auf Euere Einladung. Ihr bevorzugtet ihn, mein Vater, denn er ſchien Euch ein ungewöhnlicher Geiſt, ein Mann von Herz und Einſicht. So lebte er ſich hier bei Euch ein" —

„Um damit zu enden, meine Tochter zu gewinnen für ſich und ſeine Kirche!" ſagte der Alte mit Hohn.

„O mein Gott, mein Gott!" rief die Mutter wie in allerhöchſter Noth. „Nein, mein Vater, es war nicht ſein Wille, nicht ſein Plan. Mein Herz ſchlug ihm entgegen, mit dem Herzen des Weibes aber gewinnt der Mann auch ihre Ueberzeugungen. Giuſeppe war, wie Ihr wohl wißt, mein Lebensretter, er beſchwichtigte den böſen Dämon, der in mir waltete, war mir mit der Heilkraft ſeiner Hand ein Wohlthäter, ein neuer Lebenserwecker."

„Nun ja, er hat Euch magnetiſirt und der Magnet, meine Beſte, war das Mittel und Werkzeug eines Proſelytenmachers."

„Nimmermehr!" rief meine Mutter mit dem Aufgebot ihrer äußerſten Kraft. Sie war aufgeſtanden und ſtreckte feierlich die Hand wie zum Schwur gen Himmel. Wie ein Engel der Verklärung ſtand ſie da, wie ein abſcheidender Geiſt, der zur Sühne des Böſen ſeine letzte Miſſion auf Erden vollführt. „O mein Vater!" rief ſie ſchmerzlich, „Ihr denkt gering von dem Manne, den Euere Tochter den edelſten Menſchen unter der Sonne nennt. Jahre der Prüfung, Jahre des Weh's und Unglücks, das Ihr über uns häuftet, ſind vorübergegangen und Euer grauſamer Wahn iſt nicht gewichen, nicht gemildert! — Ich war's, die ihm folgte, ich bot ihm die Hand zum Bunde, weil ich mit allen Banden der Seele an ihn gefeſſelt war, ihm mein ganzes Daſein verpflichtet fühlte. Der Zauder, den ſeine heilkräftige Natur über mich übte, hätte Euch heilig ſein ſollen, denn ſeine Hand, ſein Herz, ſein Wille war unſträflich und rein vor Gott! Hätte ein raſcher Tod mich hingerafft, ſo wäre all' das Unglück nicht über unſer Haus gekommen. Aber ich konnte nicht ſterben ohne ihn, wie ich nur noch von den Wohlthaten ſeiner Handberührung lebte. Ihr aber ſchaltet Betrug und Zauberei, was einfach die Gewalt der Liebe, das Geheimniß der allwaltenden Natur war: Ihr fluchtet dem Bunde mit dem Lebensretter Eurer Tochter, weil er nicht wie Ihr mit denſelben Worten und Formen zum Himmel betete. Ihr entdecktet ſeine Abkunft aus dem römiſchgläubigen Süden, und deshalb, wie um eines Verbrechens willen, verſtießet Ihr ihn und die Tochter, die ihm zugehörte mit allen Fibern ihres Lebens. O mein Vater, wir flohen Euch nicht, Ihr vertriebet uns mit Gewalt und allen Schreckmitteln der Barbarei. Da erſt, in der Betäubung und Irre meines preisgegebenen Daſeins, gelobte ich mir, ganz der Welt meines Gatten anzugehören; ohne Halt und Hort, ohne Stütze und Hülfe bei Euch, that ich aus freien Stücken, ohne Ueberredungskünſte, ohne Aufforderung und Bitte den Schritt, der zum Wechſel meines Bekenntniſſes führte. Mit Euerm Fluche beladen, ward ich vor einem Altar der römiſchen Kirche Giuſeppe's Gattin mit dem freiwilligen Bekenntniß, zur römiſchen Kirche gehören zu wollen, da mich mein Haus, mein Vaterland, mein Fürſt und Vater verſtoßen. Erſt als ich den Sohn geboren, bequemtet Ihr Euch zur Anerkennung einer längſt förmlich geſchloſſenen Ehe, und die Verſpätung Eurer väterlichen Einwilligung konnte die Rechtmäßigkeit meines Bundes, meines Kindes nicht beeinträchtigen."

Mit flammendem Antlitz ſtand die Frau, die ihre und des Sohnes Ehre vertheidigte, vor einem Richter da, der ungebeugten Hauptes ſtarr und kalt vor ſich niederblickte. Die dunkele Wolke des Zornes trat auf des Reichsgrafen Stirn; ſelbſt der Anblick der Schmerzen eines gequälten Weibes ſtimmte ihn nicht milder. — „Ihr werdet am Ende noch einen Rechtsſtreit mit mir beginnen," ſagte er ruhig und feſt; „ſteht Euch frei bei Kaiſer und Reich, verſucht's! In den Annalen unſeres Hauſes aber iſt es unerhört und es hat noch keine Hohen** ohne Genehmigung des Familienoberhauptes ſich vermählen dürfen, freie Bündniſſe der Töchter des Hauſes mit abenteuernden Cavalieren kennt die Geſchichte meiner Familie nicht, eine Hohen** kann ſich gar nicht vermählen wie ſie will!"

„Sie kann es, mein Vater, wenn man ſie fortjagt von Familie und Heimath, wenn ſie ſich frei- und preisgegeben ſieht vom Oberhaupt des Hauſes. Und Ihr thatet das, mein Vater. Es ſchien Euch dann zu gereuen. Oder es gefiel Euch der ſelbſtändige Trotz der Tochter, die ſich ihr Schickſal frei und von ſelbſt geſtalten, ihren Willen durchſetzen, ihrer Liebe getreu ſein wollte. Ach! mein Herz iſt darüber gebrochen, mein Leben zerknickt. — Unſere Ehe war längſt vor Gott und Menſchen rechtskräftig geſchloſſen; Euere endliche Zuſage ſchien uns ein Schritt der Verſöhnung. Wir thaten annähernd einen Gegenſchritt, wir übergaben Euerem Hauſe und Euerem Glauben den Sohn mit Verzicht aller Rechte auf ihn in Führung, Haltung und Erziehung. Der Sohn, den ich Euch opferte, um Frieden mit Euch und den Ahnen unſeres Hauſes zu haben, ſollte ganz Euer ſein. Kann eine Mutter, kann ein Vater mehr thun? Ihr erhieltet alle Vollmacht über unſer Kind: aber Euer Argwohn war noch nicht geſättigt, Ihr ſtecktet den Sprößling unſeres rechtmäßigen Bundes wie einen Zeugen geheimer Schuld in die Einſamkeit einer Wildniß. Ihr ſuchtet ihn hermetiſch von uns abzuſchließen, Ihr nahmt das Gebot der Verbannung nicht zurück, jede Berührung des Kindes mit ſeinem Vater, ſeiner Mutter nanntet Ihr Gift für ſeine Seele. Die Mutter mußte ſich heimlich bei Nacht und Nebel in's Land ſtehlen, um den ſeit ſo langen Jahren ihr entfremdeten Sohn zu ſehen. Sein Vater" —

„Macht inzwiſchen Propaganda in der Nachbarſchaft," fiel der Reichsgraf zornig ein, „ſchweift bei den werthen katholiſchen Vettern unſeres Hauſes oder bei guten getreuen Nachbarn, dem Biſchof von Würzburg und desgleichen herum, und ſchmiedet Plane mit den Schleppen der Pfaffen, mit den Hängeſäcken der Jeſuiten, um ſeine Zeit abzupaſſen, wo er wie ſeine Vorgänger an ſeine Brüder Jeſuwider und Helfershelfer ſchreiben kann: Das Land iſt gut, das Volk iſt dumm, kommt her; Alles wird unſer ſein! Fluch den Gaunern, die ſich zwiſchen Land und Leute drängen, zwiſchen Volk und Fürſten, zwiſchen Bruder und Schweſter, Vater und Kinder, und ſelbſt den Mutterleib nicht ſchonen, um Zwietracht zu ſäen auf deutſchem Boden!"

Die ganze Gewalt eines wilden Zornes war über den

Mann gekommen. Dunkelroth wie eine Furie leuchtete der Grimm aus ſeinem Angeſicht. Er war aufgeſtanden, trat dicht vor die Mutter hin an den Tiſch und griff mit der Fauſt nach einem Gegenſtande, der an der Wand hing. „Siehſt Du, Juſtina: damit Du es fühlſt und begreifſt, könnte ich Dir bei dem dreimaleinigen Gott, an den wir beide glauben, ſchwören; aber damit Du es für noch wahrer hältſt, lege ich hier die Hand auf den Leib der Mutter Maria, zu der Du in Deiner katholiſchen Andacht aufblickſt: Eh' ſich in dies Land, das ich durch die Ahnen des Hauſes zu Erb- und Eigenthum, von Gott durch Kaiſer und Reich zu Lehen habe, eh' ſich in dies Land Pfaffen und Römlinge wieder einſchleichen, eh' will ich es mit Feuer und Schwert verwüſten und ſeine Aſche in die vier Winde ſtreuen. Baſta!“

„O, mein Gott,“ rief die Mutter händeringend, „iſt es denn ein Verbrechen, anders wie Ihr zu Gott zu beten?“

„Abgefallene, ich fluche Dir nicht, denn ich fürchte die Götter und glaube faſt an Erbſünde, wenn ich bedenke, daß Deine Mutter, eine Römiſchgläubige, meine Seele bethörte.“

„Bethörte?“ rief meine Mutter. „Iſt Euch denn Alles Bethörung, Alles was den Menſchen zum Menſchen führt, Liebe und Neigung nur Trug und Täuſchung? — O mein Vater, welch ein kalter nächtlicher Reif liegt auf Eurer Seele! Wie ſind die ehedem blühenden Saaten Eures Gemüthes zerſtört! Das iſt der Mann nicht mehr, der ſonſt ſein krankes Kind auf den Arm nahm und ihm von den Jahren ſeiner Jugend erzählte, von der Geliebten, die er im fernen Süden gefunden, von der Frau, die ſein ward, trotzdem ſie in anderer Form wie er zum Himmel betete, von der Mutter, die mich im fremden Lande gebar, und der ich mit meinem Leben den Tod gab. O mein Vater, der Zauber, der, wenn wir jung ſind, unſer Herz beſtrickt, iſt kein böſer Wahn, der Menſch iſt nur gut, wenn er liebt.“

Sie war ſacht an ihn herangetreten, hatte ihre beiden Hände auf ſeine Bruſt gelegt und blickte zu ihm auf. War es der ſchmeichleriſche Ton ihrer Worte, war es die Macht alter Erinnerungen, die Macht einer kurzen, aber heißen Jugendliebe, die, wie er ſagte, ſein Herz bethört, — ein Strom heller Thränen ſtürzte über das alte verwitterte Antlitz des geſtrengen Mannes. Der Felſen in ſeiner Bruſt war geſprengt und der plötzlich entfeſſelte Quell überfluthete ſein Herz, als wenn er ſich rächen wollte für die lange verhaltene Qual. „O mein Vater,“ ſagte ſie ſanft und doch feſt, „Ihr werdet nicht verleugnen wollen, was Ihr, als Ihr jung waret, gefühlt; Ihr werdet, was den Menſchen zum Menſchen führt, ſelbſt wenn es eine dunkle geheimnißvolle Macht iſt, nicht ſchelten und verdammen können, da Ihr ſelbſt dieſer heiligen Macht den Tribut zolltet. Bei der Liebe der Frau, die Ihr einen kurzen Lebensfrühling Euer nanntet, bei der Liebe meiner Mutter zu Euch, Ihr werdet Diejenigen, die Euch die Nächſten ſind, nicht auf immer von Euch ſtoßen.“

Er war in ſein Knie geſunken, er war nicht mehr Herr der Gefühle, die ſie wie ein guter Zauberer aus ſeiner längſtgeſchwundenen Jugend über ihn heraufbeſchwor. Sie hatte ihre

Arme um ſein Haupt gebreitet und blickte nach der Höhe; das Licht der Ampel warf den Schein der Verklärung über ihr zitterndes Antlitz. Sie ward kühner; ſie wollte den Triumph der Liebe über das Herz des Unerbittlichen benutzen. „Ja, mein Vater,“ ſagte ſie mit der ſtillen Zuverſicht eines Engels, „ich war im wälſchen Lande an dem uns Allen verſchwiegenen und verheimlichten Orte, wo Ihr glücklich waret, wo Euch ein Herz entgegenſchlug und wo Ihr alle Seligkeit des Himmels für den Beſitz der Frau, die Euch liebte, in die Waagſchale legtet. Wir fanden ſie auf, die kleine halb verſunkene, halb zertrümmerte Villa an der öſtlichen Riva von Genua's Buſen. Ach, es war keine Spur mehr da von zwei Menſchen, die unter dem Schleier des Geheimniſſes dort glücklich geweſen. Aber die Ulmen, wenn der Nachtwind rauſchte, die Lorbeerbüſche am Geſtade haben es uns verrathen und zugeplaudert, die Romanze vom deutſchen Grafen und ſeiner römiſch-gläubigen Braut. Ihr ließet Heimath und Vaterland im Stich, — nicht Euren Glauben, mein Vater, o nein; es ging die Sage davon, aber nein. Ihr konntet es nicht, nicht als Mann, nicht als Genoſſe Eurer Freunde, nicht als Fürſt Eures Landes. Aber wenn Ihr es gethan, Vater, es wäre wahrlich kein Verbrechen geweſen. Es iſt kein Vergehen wider Gott, in anderer Form als der heimiſchen Sitte zu beten, bleibt uns doch derſelbe Gott gewiß. Drei Linien unſeres Hauſes ſind römiſchen Glaubens, und wenn Ihr die Augen ſchließet, mein Vater, wer anders als die Vettern drüben wird Erbe Eures Landes, wenn Ihr Diejenigen verſtoßet, die Euch die Nächſten ſind!“

Der Reichsgraf hatte ſich aufgerichtet und ſtand in ſeiner ganzen Höhe vor ihr. Das Wort erſtarb der Redenden auf den Lippen, wie er plötzlich ſein Haupt gen Himmel ſchüttelte, ſeine beiden Hände auf ihre Schultern legte und ſie anſtarrte. „Alſo da will's hinaus?“ rief er mit der ganzen Gewalt ſeines entfeſſelten Grimms, „biſt Du lange genug im wälſchen Lande geweſen, um Dich vollzuſaugen am ſüßen ſchmeichleriſchen Gift der Schlangen? Haſt Dich in das Geheimniß meines Lebens geſchlichen, um mich zu kirren, zu ködern, wie man Gleiches mit Gleichem überliſtet? Alſo die Vettern drüben, die auf die Beute lauern, und Dein Gemahl mit ihnen im Bunde? Wenn ich meine Augen ſchließe, ſagſt Du? Alſo lauert Ihr darauf? Aber ich habe ſie noch offen, die Augen; dieſe Hände ſind noch ſtark genug, die Stricke der Hinterliſt zu zerreißen. Hier ſei's nochmals gelobt bei allen oberen und unteren Göttern, die je die Welt und die Gedanken der Menſchen regiert, bei Deinen Heiligen, zu denen Du beteſt, ſei's geſchworen —“

Er hatte die Mutter beim Arme erfaßt und ſtand wie ein Jupiter da, der mit erhobener Hand Blitze ſchleudern will. Aber der Wetterſchlag war ſchon gefallen, hatte ſchon ein unſchuldig Haupt getroffen. Mit einem Schrei des Entſetzens war meine Mutter todtenbleich rücklings zu Boden geſtürzt. Dem Alten erſtarrte die erhobene Fauſt, er ſtand wie mit leeren Händen da, er brauchte ſeine Blitze nicht zu ſchleudern, das Opfer lag ſchon vor ihm zu Füßen.

Ich war herbeigeſprungen und lag ſchluchzend neben der Theuern am Boden. Der alte Herr war beſtürzt niedergekniet und lehnte ihr Haupt in ſeinen Schooß. Er ſah mich verwirrt an, er murmelte einige Worte, die ich nicht verſtand. Ich küßte der Mutter beide Hände; ich legte ſcheu die Fingerſpitzen an ihre Wangen; Alles ſchien todt und kalt. Die Kammerfrau war ab- und zugeſprungen: draußen erſcholl jetzt ihre hülferufende Stimme den Corridor entlang. Thüren ſchlugen auf und zu, Diener eilten herbei und wieder fort.

Mühſam hatten wir den theuern Leib aufs Bett gehoben. Großvater und Enkel ſtanden hüben und drüben am Lager, maßen ſich mit Blicken und wagten es nicht, einander ins Auge zu ſehen; des Alten Beſtürzung war vielleicht noch größer wie meine Betäubung. Eine dumpfe Stille voll banger Qual verging; nur die leiſe Bewegung der geſchäftigen Zofe unterbrach die Oede im Gemach.

Der Arzt erſchien. Er fühlte die Pulſe, machte Anordnungen, brachte Eſſenzen und hieß, während wir zurücktraten, ihr die Kleider löſen. Endlich, nach einer langen Stunde der Pein, ſchlug die Theure das Auge wieder auf. Ich jubelte in kindiſcher Luſt; ich bedeckte ihre Hand mit glühenden Küſſen. Sie erkannte noch niemand; ſie ſprach von Italien, ſie rief: Giuſeppe! Ich ſah den Großvater großmächtig an, als hätt' ich ein Recht, ihn zur Verantwortung zu ziehen, daß der Gerufene nicht erſchien.

„Ihr alter Zuſtand wird wieder eintreten!" ſagte der Großvater in ſeinem jetzt wieder ganz harten, trocknen Ton.

Der Medicus ſchüttelte das Haupt und runzelte die Stirn. Wie der Reichsgraf eine Bewegung zu ihm machte, als fordere er von ihm, das Seinige zu thun, ſagte der Mann ſehr offen: „Ich habe Ew. Erlaucht im Voraus bemerkt, daß jede Gemüthsbewegung tödtlich wirken könne!“ Darauf legte der alte Herr ſeine Hände, wie er pflegte, auf den Rücken und ſchritt im Zimmer auf und ab.

„Sie neigt zum Schlummer,“ ſagte der Arzt nach einer Weile; „gönnen wir ihr dieſe Wohlthat, die einzige, die vielleicht noch helfen kann!“

„So müſſen alle Läſtigen fort von hier!“ befahl Erlaucht.

„Ich bin nicht läſtig, ich bleibe!“ ſagte ich zu der Kammerfrau laut genug.

Der alte Herr ſah mich groß an, aber ich hielt ſeinen Blick aus; ich wußte, daß ich ein Recht hatte, ihm trotzen zu können. Wie er über die Schwelle trat und ſich noch einmal nach uns umſah, verfolgte ich ihn mit Blicken, in denen er deutlich hätte leſen können: Mörder meiner Mutter!

Der Schlaf der Kranken war betäubend, nicht erquickend. Wir ſaßen die halbe Nacht, behutſam lauſchend, ängſtlich lauernd. Der Arzt verließ das Zimmer nicht, die Zofe blieb am Bette, ich war im Winkel hinter dem Vorhang hingeſunken; ein Strom unaufhaltſamer Thränen erleichterte mir die Angſt des bedrängten Herzens. Die gütige Natur hatte noch für mich dieſen Quell des Labſals, der im Alter verſiegt.

Wie ich einſchlief, fühlte ich mich von zwei Armen gehoben, getragen und fortgeführt. Meine Erſchöpfung gab mir nicht mehr die Kraft, mich zu wehren. Draußen hatte ſchon lange der Magiſter geharrt; er nahm mich in Empfang und ſo ward ich in ſein Zimmer und auf mein Bett gebracht. —

Der Morgen wollte ſchon grauen, als Klopfen und Geräuſch an der Thüre mich weckte. Der Gouverneur bat mich, aufzuſtehen; er ſelbſt warf ſich mit großer Haſt in die Kleider. Ich wagte nicht zu fragen, wohin; der Mann ſah beklommen aus, wie er mit der Kerze in der Hand neben mir hinſchritt, mich ſtillſchweigend bedeutend.

Wir gingen über den Hof, wir betraten daſſelbe Portal, das ich beim Einzug mit der Mutter beſtiegen. Die rothen Grenadiere ſtanden wie immer; der Herkules ſtreckte wieder ſeine Arme mit den Fackeln in die Luft, an den Wänden im Treppenhauſe brannten wie damals die Ampeln; die Halle machte mir wie damals den Eindruck einer Todtenkapelle.

Kaum hörbar ſtieg ich die Stufen hinan; aber meine Pulſe klopften laut und bange. Es war ſo! — Mein erſter Eindruck in der Halle war der richtige geweſen, meine Mutter war todt.

Hinter den Glaswänden war verworrene Bewegung; eine von den Kammerdamen, die ich ſchon kannte, eilte auf mich zu und drückte meine Hände in ihr feuchtes Antlitz. Meine Pulſe ſtockten, ich ſtieg athemlos von Gemach zu Gemach. Hinter dem Verhange, wo ich Zeuge des Auftritts geweſen, überlief mich noch einmal der ganze Schauer der peinlichen Unruhe und Angſt, die ich dort ausgeſtanden; wie ich die Gardine zurückſchlug, war es zu Ende mit aller Sorge und Ungewißheit; die

Ampel mit dem milchweißen Licht beſtrahlte das Angeſicht einer Vollendeten.

Ich ſtand zum erſten Male dem entſchiedenen Bild des Todes gegenüber. Die Züge der Geſtorbenen waren ſo lieblich ſchön, ſo hoffnungsvoll lächelnd, als erwarte ſie noch, was nun nicht mehr im Kreiſe des Endlichen ſeine Erledigung finden konnte. Ich begriff den plötzlichen Stillſtand des Lebens nicht; ſie hatte ja noch ſo viel zu fragen, ſo viel am verworrenen Knäuel unſerer Verhältniſſe zu entwirren, ſo viel noch zu erbitten von Gott und von der Grauſamkeit der Menſchen! Die Bitte vor dem Throne des Ewigen ſtand ihr jetzt frei; aber was Menſchen gegen Menſchen verübten, darin konnte dieſer Engel der Liebe nichts mehr löſen, helfen und behüten. — Sie hatte in den letzten Augenblicken, die ihr vergönnt, noch vieles erledigen, ſchlichten und ſühnen wollen. So ſchien es nach dem, was die Umſtehenden ſagten. Wenige Stunden nach meiner Entfernung war ſie aus dem betäubenden Schlafe zur letzten Qual bewußter Augenblicke erwacht. Einer ungeheuern Angſt, wo ſie Gott und ihre Heiligen laut um Hülfe rief, ihr noch ein längeres Leben zu gönnen, folgte eine kurze Pauſe der Erſchöpfung, dann eine Geſchäftigkeit, die noch Tauſenderlei zu wirken und anzuordnen hatte. Nicht mehr fähig, aufzuſtehen, ließ ſie ſich Schatullen, Kaſten und Schreibzeug reichen, ſaß aufrecht mit Unterſtützung der Dienerinnen und ſtellte ihren letzten Willen feſt. Sie hat mehrmals ihre Anordnungen geändert, bald den dringenden Wunſch gehabt, den alten Herrn und mich rufen zu laſſen, bald entſchieden es abgewieſen; ſie brauche Niemand mehr, um mit Gott abzuſchließen, hat ſie geſagt, und der Himmel werde ihr beiſtehen, für die verworrene Erde, für die verirrten Menſchen noch das Rechte zu treffen. Das Kreuz mit dem Erlöſer lag vor ihr auf dem Deckbett, dicht daneben das Bild meines Vaters. Wie der Entſchluß zur Aufzeichnung ihres letzten Willens in ihr feſtſtand, ſchrie ſie noch einmal ſchwer auf, küßte weinend das Porträt des Gatten, wie Abſchied nehmend und mit dem Ausruf: Lebe wohl, Geliebter, ich habe Dir genug gelebt! und ſchrieb dann nach einem harten Kampfe mit feſter Hand auf ein großes ſchwarzgerändertes Papier die folgenden Beſtimmungen:

„Allen, die an mir geſündigt haben, ſei verziehen, ſobald ſie aufhören, Denen, die ich hinterlaſſe, wehe zu thun. Ich trete vor Gott, den alliebenden Vater der Menſchen, und erflehe das von ihm."

„All mein bewegliches Gut, auch meine Kleinodien, verbleiben meiner lieben Dienerſchaft zu gleichen Theilen, der lieben Pflegerin und Freundin in meinen ſchwerſten Lebenstagen meine Baarſchaft, mein Crucifix und meine Buſennadel."

„Meinem Sohne Joſeph hinterlaſſe ich das Bild ſeines Vaters, unſeren Wappenring und meine ſämmtlichen Papiere, Tagebücher und Briefe, welche bis zu ſeiner Mündigkeit gerichtlich verſiegelt bleiben ſollen."

„Ich will weder in einer proteſtantiſchen Kirche meines Hauſes, noch in einer römiſch-katholiſchen, zu der ich übertrat, beigeſetzt ſein; ich bin des Streites beider Parteien müde und gedenke einzugehen in den Frieden Gottes, der mir über allen Streit ſicher iſt. Mein Wille iſt, die Ueberreſte meines irdiſchen Theils im Walde draußen unter freiem Himmel einzuſenken. An jener Waldesecke unfern des Jagdhauſes, wo ich ſeit ſo langen Jahren den Sohn wiederſah, dort will ich fünf Jahre lang unter friſchem Grashügel ruhen. Mein Leib braucht fünf Jahre, um vom Streit der Parteien auszuruhen: dann mag man mich beiſetzen, wo ich nach Geburt und Rang hingehöre.“

„Joſeph, mein Sohn, Kind meiner Liebe, Segen und Schmerz meines Lebens, — verlaß nicht Deinen Großvater, verlaß nicht die Kirche Deines, unſeres Hauſes!“

„Juſtine,

gefürſtete Reichsgräfin von Hohen — — -Schwarzenfels.“

Der letzte, mich betreffende Satz war in Haſt geſchrieben, als fürchte ſie, der Tod könne ſie übereilen; Namensunterſchrift mit Datum war wieder mit feſter, ſtarker Hand hingeſetzt. Das Siegel ward nachträglich vom Großvater im Beiſein und nach Verhör der Zeugen daruntergefügt. Als ſie das Document ihres letzten Willens vollendet, war ſie ſtill, und mit dem Worte: „Nun mögen ſie Alle kommen!“ in die Kiſſen zurückgeſunken, um ihr Auge nicht mehr zu erheben. Der Großvater, nach dem man ſofort geſchickt hatte, trat ein, wie ſie noch zu ſchlummern ſchien; aber es war, wie der Arzt es ſchon erkannt hatte, ein Schlummer ohne Erwachen. Sie hatte ausgelebt, ſie hatte den Kreislauf ihres ſchmerzenvollen Lebens erfüllt.

Es war mir, als ſtänden die Pulſe meines eigenen Lebens ſtill, oder als ſei, was nun kommen ſollte, dergeſtalt geordnet, daß es mir ein für allemal gleichgültig blieb. Mit der Mutter war nicht nur das Weſen, das mich geliebt, auch mein Anwalt, mein Ehrenretter, alle meine Hülfe und Fürſprache dahin. Nach dem Gebot der Mutter, das mir heilig ſein mußte, geſetzlich dem Großvater überantwortet, ſchien mir der freie Wille gebrochen. Ich durfte nicht in die weite Welt eilen, den Vater zu ſuchen, mit ihm zu leiden und zu kämpfen gegen ſeine Widerſacher; mein Lebenslauf war in einer beſtimmten Bahn auf einen Mann gewieſen, dem ſie in ihrer letzten Stunde vergeben, gegen den ich ſelbſt aber einen unauslöſchlichen Groll im Herzen trug. —

Dieſer Groll erfüllte und beſchäftigte mich die nächſten Tage über; ich gönnte dem alten Herrn den Triumph nicht, den er ſchließlich davongetragen, indem das Teſtament der Mutter mich gleichſam als Erbſtück ihm und ſeiner Kirche hinterließ. Die nächſten Vorgänge am Hofe waren leeres Ceremoniell für mich. Man ſteckte ſich in ſchwarze Roben; Alles in der Kleidung bis zur Manſchette und Buſenkrauſe verwandelte ſich in die Farbe der Trauer; die Herren trugen ſelbſt Degen mit ſchwarzen Stahlgriffen; die Klingen waren blau angelaufen. Das Begräbniß ſollte ganz ſo feierlich ſein, wie es einer geborenen Reichsgräfin, der einzigen Tochter des regierenden Landesherrn, zukam. Die Entſchlafene hatte ihr Teſtament nicht einmal als Gräfin della Torre unterzeichnet. Wäre ſie darauf beſtanden, als ſolche in der Erbkapelle des

Hauſes beigeſetzt zu werden: ich glaube, der alte Herr hätte ihr dies Recht, wenigſtens einen ſtandesmäßigen Leichenconduct, ſtreitig gemacht. So aber hatte ſie einen Ausweg gewählt, wollte zur Sühne für die ſtreitenden Parteien erſt fünf Jahre gleichſam in neutraler Erde ruhen, an jener Waldecke in der Einſamkeit zwiſchen Vogelſang und Unkengetön. Der alte Herr war, wenn es darauf ankam, ein ſo bibelfeſter Mann, daß er dem Spruche: Wer ſich erniedrigt, ſoll erhöhet werden! pünktlich nachkam.

Am dritten Tage war in der Schloßkapelle öffentliche Ausſtellung der Entſchlafenen im Paradebett. Allerlei Volk aus der Nachbarſchaft zog herbei, um Glanz und Flimmer, Sammt und Seide, die ſilbernen Kandelaber und die goldgeſtickte Grafenkrone zu bewundern. Unerkannt ging ich am Arm meines Gouverneurs zur Schau mitten unter der Menge der Gaffenden. Die Todte erſchien mir in all' der Pracht, die kein liebendes Herz aufgeſtapelt, plötzlich ſehr fremd; zitternd ward ich von meinem Begleiter fortgeführt. Er hatte auch Gefühl genug, einen Grund zu erſinnen, um mich von der Feierlichkeit der Condolenzbeſuche fernzuhalten. Betäubt und ſtarr ſah ich vom Fenſter auf die Menge herab, die ſich zur Kapelle drängte. Die Neugier trieb ſie, Wenige nur kannten die Verſtorbene, die Meiſten trugen ſich mit Fabeln und Mährchen über ihre lange Entfernung von der Heimath; über ihren plötzlichen Tod geſtalteten ſich allerlei Gerüchte im Volk, auch die Sage, ſie habe noch kurz vor ihrem letzten Augenblick den katholiſchen Glauben abgeſchworen, ſich reuig wieder zur evangeliſchen Kirche zurückgewendet. Einige Hofbeamte ſchienen dieſe Sage zu unterſtützen, vielleicht aus Liebedienerei gegen den geſtrengen Herrn, vor dem Alles zitterte. Der Reichsgraf duldete keine andere Meinung, keinen andern Glauben. Und doch war er kein Tyrann im antiken Sinn; er war nur deutſcher Hausvater im orthodoxen Styl. Daß ſein Gemüth ſich in der Jugend „verloren", wie es ſchien, dafür rächte er ſich mit unerbittlicher Strenge an ſich ſelbſt und Anderen. Eine Stunde vor der Beſtattung beſuchte er mich, da er vernommen, daß ich Krankheitshalber das Zimmer hütete. Ich warf mich, als ich ſeinen Schritt und ſeine Stimme von draußen hörte, raſch auf eine Ruhebank und drückte die Augen feſt zu. Ich wollte den Schein haben, zu ſchlafen; ich wollte den Mann nicht ſehen, der durch ſo ſchmerzlichen Wechſel der Dinge mein Herr über Leben und Tod geworden. Er erkundigte ſich angelegentlich, faſt ſorgſam und liebevoll nach meinem Befinden. Der Magiſter ſagte zu, daß ich mit ihm der Bahre folgen werde.

Das Begängniß fand Nachts ſtatt, mit Fackeln und ſchwarzgeharniſchten Reitern, wie es von Alters her Styl und Brauch im reichsgräflichen Hauſe war. Die nahe Kirche und der Schloßthurm eröffneten die Feierlichkeit mit ihrem Geläut, in welches, als der lange Zug ſich über die weite Ebene hinzog, allſeits von fern herüber die Dorfglocken einſtimmten.

Mit meinem Gouverneur ſaß ich im zweiten Wagen hinter der Bahre, fröſtelnd und dicht in einen Trauermantel gehüllt, während der gute Magiſter ſchweigend ſeinen Arm um meine

Schulter legte. Das Gepränge des Zuges ſtand mit dem Ziele des Weges, mit dem Ort der Beſtattung in ſeltſamem Gegenſatz. Dort lief der Saum des Buchenwaldes hin, dort war die Waldecke mit ihrem, zum Todtenhügel wie gemachten Vorſprunge; dicht daneben trennte nur ein ſchmahler Pfad Gebüſch und Sumpf; die Wagen hielten, der Zug ſtockte, die Theilnehmer mußten, jedes Paar mit einem Fackelträger eine gute Strecke zu Fuß zurücklegen, um in engem Cirkel die Grube einzufaſſen. Ich ſtand mitten im Gedränge; mein Begleiter machte mir Bahn, um, ehe die Schollen fielen, eine Handvoll Erde für die Mutter beiſteuern zu können.

Der Sarg mit ſeinen ſchweren Beſchlägen ſchwebte ſchon über der Oeffnung, der Hofprediger hatte bereits ſeine Trauerrede beendet, als hinten in der Reihe der Wagen eine laute ſtürmiſche Bewegung die Stille unterbrach. Ein Reiter war querfeldein mit verhängtem Zügel herangeſprengt; er durchbrach die Linie mit jähem Ungeſtüm und rief laut ſein „Halt!“ über die verſammelte Menge hin. Bei Hinrichtungen iſt es ein Bote der Gnade, der mit wehendem Tuche heranſtürmt und dicht am Rande des Todes noch Leben verkündet. Hier war's ein Leidtragender, kein Lebenverkündiger, der noch zum Zeugen ſich einſtellte.

Er war vom Pferde geſprungen und durchſtürmte den Kreis der Umſtehenden. Eine dunkle Geſtalt mit langem, ſchwarzem Mantel, ganz wie zum Leidtragen gemacht, ſprang über die aufgeworfene Erde dicht an den Sarg und rief ſein „Oeffnet!“ mit einer Stimme, vor deren gellendem Schmerzensſchrei Alles erzitterte. Der Reichsgraf, hoch aufgerichtet, an der andern Seite der Gruft, riß dem Nächſten die Fackel aus der Hand, ſtreckte ſie vor ſich hin über den Sarg und beleuchtete das Geſicht des Fremden. Es war ihm und mir kein Fremder, und er hatte an die Todte hier das erſte und nächſte Anrecht. Dieſes bleiche Antlitz mit den dunkeln Tinten, dieſe Augen voll Schmerz und Schwermuth, das lockige Haar, das verworren über die Stirne fiel: ein lauter Schrei entfuhr mir, ich erkannte nach dem Bilde das Angeſicht meines Vaters.

Er hielt beide Arme über den Sarg ausgeſtreckt, als wollt' er jede andere Hand abwehren, als wollt' er, wenn auch nur auf kurze Augenblicke, noch einmal Beſitz nehmen von dem, was ihm das Theuerſte und ſein heiliges Eigenthum. Wie hülfeflehend rang er dann zu den Umſtehenden die Hände, als fehlte es ihm an Worten und Mitteln, ſeinen Wunſch auszudrücken.

„Ihr kommt zu ſpät, Signor!“ ſagte der Reichsgraf mit ſchmerzdurchzuckter Stimme und reichte ihm über den Sarg die Hand. „Meine Boten konnten Euch nicht finden, nicht erreichen.“

„Oeffnet!“ rief mein Vater mit flehender Gebährde. Auf einen Wink des alten Herrn ward ihm raſch gewillfahrt; die Träger raſſelten an den Schrauben und Beſchlägen und hoben den Deckel des Sarges zurück. Mit Fackeln zu Häupten und zu Füßen mußte das bleiche Engelsbild noch einmal Parade ſtehen, aber diesmal vor den Augen des Geliebten, der bei ihrem Anblick zitternd ins Knie ſank. Es war eine Stille ringsum, im leiſen Lufthauche der Nacht rauſchten nur die Blätter in den Buchen. Der Großvater ſtand erſchüttert und hielt ſich beide Hände vor's Geſicht. Mein Vater raffte ſich auf, riß dem alten Herrn die Hände vom Geſicht und ſtieß, da er den Strom ſeiner Thränen ſah, einen langen gepreßten Seufzer aus, als wollt' er ſagen: Da Du weinen kannſt, biſt Du wohl unſchuldig an ihrem Tode! — Die Todte aber lächelte zu alle dem, als wollte ſie die Thoren beklagen, die ſo ſpät ſich verſtändigten, zu ſpät, nachdem ſie heimgegangen in's Bereich des Friedens, das ihr kein Sterblicher mehr ſtreitig machte. Menſchen nennen es Schickſal und Verhängniß; ſelige Geiſter haben für die Thorheit des Menſchen nur ein wehmüthiges Lächeln.

Mein Vater hatte auf die Lippen der Todten einen letzten Kuß gedrückt; dann legte er ſeine Rechte auf die Stirn der Entſchlafenen, hob drei Finger der Linken gen Himmel und ſprach ſtill für ſich ein Gebet, ein Gelübde. Der Sarg wurde geſchloſſen und eingeſenkt. Einige Handvoll Erde: dann raſſelten die Schollen hinunter; ein ſchönes Menſchenleben voller Schmerzen war beſeitigt und beigeſetzt.

„Ich habe Euch dringend zu ſprechen, Signor", ſagte mein Vater zum Reichsgrafen, als beide Männer noch vor der geſchloſſenen Gruft ſtanden, die Menge umher nur auf ein Zeichen zur Rückkehr harrte. Erlaucht machte zu meinem Vater eine Bewegung mit der Hand, daß er zu Gebot ſtehe.

„Aber noch dieſe Nacht, dieſe Stunde!" war die weitere Bitte.

„Hier unter freiem Himmel?“ fragte der Großvater.

„Iſt kein Obdach in der Nähe?“ war die Gegenfrage.

„Im Jagdhauſe hier, wenn's beliebt“, erwiederte der alte Herr, indem er den Verſammelten bedeutete, den Zug langſam zum Rückmarſche zu ordnen. „Ihr habt es ſo eilig, Signor?“ fuhr er fort, „Ihr habt noch nicht einmal den Knaben geſehen und begrüßt!“

Ich drängte mich an die Seite des Mannes, der im Schmerze um die Gattin noch keinen Gedanken, keinen Blick für den Sohn gehabt. „O mein Gott!“ ſagte der Mann und zog mich an ſein ſturmbewegtes Herz. „Giuſeppe, mein und ihr Giuſeppe!“ rief er ſchluchzend und klagend.

„Joſeph!“ unterbrach ihn der Großvater und betonte meinen deutſchen Namen, „Joſeph kennt den Weg ſehr gut zwiſchen Sumpf und Wald, Joſeph wird uns führen!“

Ich ergriff den Vater am Arme und war ſein Führer auf dem ſchmahlen Pfade; Fackeln leuchteten vorn und hinten. Er hob mich mehrmals an ſeine Bruſt, küßte meine Lippen, meine Stirn; er murmelte Worte, die ich nicht verſtand; ſein Herz war nach ſoviel Seiten hin beladen und gefoltert.

Die Pfarrersleute waren noch unter der verſammelten Menge, um dem Begräbniſſe beizuwohnen, auch Knecht und Magd. Das Thor ſtand jedoch auf, wir traten in's Gehöft; Das heiſere Gebell des Kettenhundes war die einzige Begrüßung. „Der Knabe Joſeph gehört Euch, Signor“, begann mein Vater, während wir vor der verſchloſſenen Hausthüre harrten, „ſie hat ihn Euch übergeben, ich weiß es, ich weiß es.“

„Ihr letzter Wille hat es beſtätigt, Signor“, erwiederte mein Großvater ſtreng und feſt. — Somit war ich alſo auch vom Vater an den alten Herrn, ich darf nicht ſagen verkauft und verrathen, aber doch abgetreten.

Endlich kam Jakob der Knecht, um das Haus zu öffnen. „Lichter hinauf in den Saal!“ befahl der Reichsgraf. Während er die Treppe hinaufpolterte, führte ich behutſam den Vater Stufe für Stufe, Schritt für Schritt über den Gang zur Thüre, trat aber hinter ihm mit ein, machte mir, während die Kerzen angezündet wurden, im Nebenzimmer zu thun, das an den Saal ſtieß, und ließ, als ich mich unbemerkt ſah, die Thüre halb offen. So ward ich Zeuge des Geſprächs, das noch ſchließlich über mein Schickſal verfügte.

Erlaucht lud zum Sitzen ein, als die Diener ſich entfernten; beide Männer aber blieben neben dem Tiſche aufrecht ſtehen, Auge in Auge, Jeder auf den Andern lauſchend und der Dinge harrend, die hier zur Mittheilung kommen ſollten. Sie ſuchten lange nach dem richtigen Worte und zögerten dann noch, es auszuſprechen.

„Iſt es wahr, Signor,“ begann mein Vater endlich, „iſt es wahr, daß Juſtine ſich in der letzten Stunde ihres Lebens wieder zur Kirche ihres Hauſes, ihrer Heimath bekannt hat?“

„Ich bin kein Proſelytenmacher!“ unterbrach ihn der Reichsgraf mit beſonderem Nachdruck.

Mein Vater bekämpfte ſich mühſam, aber behielt ſeine Faſſung.

„Ich habe“, fuhr der Großvater fort, „nichts dazu gethan, ſollte ſich in ihrer letzten Stunde, über die Gott allein richtet, ihrer Seele eine Reue bemächtigt haben, oder, wie Ihr ſagt, der Wunſch zur Rückkehr zu dem Glauben ihres Hauſes in ihr erwacht ſein. Ihr Teſtament, von dem Euch eine gerichtlich bewahrheitete Abſchrift zugefertigt werden ſoll, ſpricht neben Verfügungen über ihr beweglich Gut und die Stätte, wo ſie zu ruhen gewünſcht, nur die Mahnung an den Sohn aus, zu mir, das heißt alſo zur Religion meines Hauſes zu gehören. Damit iſt der alte Pact, den ich bei Uebernahme des Knaben mit Euch ſchloß, nur bekräftigt. Ueber die Gewiſſen richtet ein Anderer, über Thaten und Handlungen müſſen die Menſchen gegenſeitig ihr Recht ſich wahren. Renegatenmacherei iſt nicht mein Handwerk, Herr Graf; das überlaſſ' ich der Geſellſchaft jener Leute, mit denen Ihr Euch im Leben, wie es ſcheint, viel zu thun gemacht habt.“

Mein Vater drückte krampfhaft die Hand wider ſeine Bruſt. „Ich ſehe“, ſagte er mühſam, „daß der alte Groll und Argwohn Euch noch immer regiert. Ich frage auch nicht nach den Papieren, die ſich in der Hinterlaſſenſchaft der Geſtorbenen finden müſſen.“

„Sind gerichtlich verſiegelt“, war die Entgegnung, „und gehören, wenn er mündig iſt, dem Sohne.“

„Signor“, ſagte mein Vater, „Sie finden darunter die Geſchichte meines Lebens, die ich mit eigener Hand und mit meinem Herzblut niederſchrieb. Meine Bekenntniſſe werden mich vor Euch, vor der Welt rechtfertigen. Mir liegt für meine Perſon wenig daran. Mich bewegen die großen Fingerzeige

Gottes in den Schickſalsfügungen der Menſchen. Für jetzt nur ſo viel, wenn Ihr noch Humanität genug beſitzet, der Möglichkeit Raum zu geben, daß ich rein vor Euch daſtehen könnte. Hat ſich Juſtine in der letzten Stunde wieder zu dem erſten Glauben ihres Lebens zurückgewendet, ſo iſt das vielleicht eine neue Beſtätigung, daß der Menſch nie abfallen ſollte von dem, was ihm Jahrhunderte geheiligt haben und wozu ihm das ganze Daſein um ihn her die Bedingungen der Nothwendigkeit gegeben."

„Wirklich?" ſagte der Reichsgraf in gedehntem Tone.

„Ich war, wie Ihr wißt," fuhr mein Vater fort, „ſchon einmal vermählt. Eine Tochter aus den Bergen von Piemont, eine Waldenſerin, ein Kind aus der Hand der Natur, ein Kind aus dem Schooße der Liebe Gottes, ward mein Weib. Um meinetwillen, aus Neigung zu mir, bekannte ſie ſich zum römiſchen Glauben."

„O ich weiß, Ihr ſeid ja ein Virtuoſe darin" — ſagte der Reichsgraf mit bitterem Spott.

„Beleidigungen, Signor, die auf Unkenntniß meiner Perſon und meiner Sache beruhen, treffen mich nicht", ſagte mein Vater ruhig. „Ohne mein Zuthun war die Waldenſerin als mein Weib römiſch geworden. Die Liebe, welche die Seelen verſchmilzt und das Wunder bewirkt, daß zwei Geiſter ſich eins fühlen, überflügelt ja alle Schranken, reißt nieder, was ſich hemmend entgegenſtellt, löſ't auch die geheimſten Diſſonanzen zur feſſelloſen Harmonie. Wer nicht an die Liebe glaubt der weiß nicht, was die Seelen bindet und lenkt. Ich war unverſehens im Innern vielleicht ebenſo gut waldenſiſch geworden, wie mein Weib römiſch wurde. Wer will bei dem ſtillen Ineinanderwirken zweier Geiſter ſagen, wer von beiden den andern regiert! Mich für meinen Theil hatte ſeit der Gemeinſamkeit mit dem Weibe, das ich liebte, eine unnennbare Sehnſucht nach der kindlich reinen, einfach gottinnigen Lehre des Waldenſerthums, eine Sehnſucht erfaßt, die nie wieder in mir erloſch, und die mich ſpäter antrieb, das reformirte Chriſtenthum in der Schweiz und in deutſchen Landen kennen zu lernen. Meine Vorfahren haben Jahrhunderte hindurch die Waldenſer in unſeren Bergen grauſam und blutig verfolgt. Dennoch ſaß dies einfach ſchlichte Chriſtenthum in den Höhlen und Schluchten, in den Gemüthern ſtiller, gottbegnügter Menſchen felſenfeſt. Ich mußte eine Widerſtandskraft gläubig anerkennen, die unter allen Verfolgungen und Martern ein göttlich Zeugniß von ſich gab. Und mein Weib ward auf dem Krankenbette an dem neugewonnenen römiſchen Glauben wieder irre; ich verlor ſie früh nach der Geburt eines Knaben; ſie ſtarb mit halb unterdrückter, halb offenbarer Sehnſucht nach dem ihr urſprünglich eigenen Bekenntniß, dem Gottesdienſt ihrer Väter und ihres Volkes. So wenig windet ſich der Menſch von dem los, was ihm eigenthümlich iſt nach Geburt und Schickſalsfügung. Mein Vater ſeliger, ein orthodoxer, ja fanatiſcher Anhänger der Kirche Roms, hielt durch den heimlichen Rückfall meines Weibes vom römiſchen Glauben ſein Haus für geſchändet und entehrt. Es war nicht das erſte Mal, daß waldenſiſch Ketzerblut ſich mit dem Blute unſerer

Familie vermiſchte. Er glaubte an einen Fluch, der damit auf unſerem Stamme ruhe; er dachte auf eine entſchiedene Sühne für dieſen Makel, für dieſes Schickſal. Er widerſprach dem Gerücht von der Reue meiner Gattin auf ihrem Sterbebette und dachte zur Widerlegung deſſelben auf einen Act, der der Welt das Gegentheil beweiſen ſollte. Mein Vater ſtand mit mehreren Päpſten in vertrauten Verhältniſſen. Die Regierung des Kirchenſtaates, mit den Bourboniſchen Höfen zerfallen, vom Kaiſerhauſe verlaſſen und ohne Hülfsleiſtung, bedurfte in Fällen der Noth und Verlegenheit gar oft der Bereitwilligkeit begüterter Freunde. Mein Vater hatte zu verſchiedenen Zeiten bedeutende Summen vorgeſchoſſen. Der nachfolgende Papſt blieb, wie der vorige, ſchuldig. Mein Vater verlangte keine Zinſen, forderte kein Capital zurück; ſein religiöſer Sinn wollte ſich durch einen beſondern Gnadenact des Kirchenfürſten, durch eine vollſtändige Reinigung unſeres Hauſes vom Fluche der Gemeinſchaft mit den waldenſiſchen Ketzern bezahlt ſehen. Er verlangte die Beatification, womöglich die Kanoniſirung meines Weibes. Der römiſche Hof war dieſer Art und Weiſe zur Tilgung ſeiner weltlichen Schuld nicht abgeneigt, allein mein Vater forderte noch von mir, daß der Sohn der Frau, die heilig zu ſprechen war, der Kirche gewidmet werde. Das glich faſt einer Ungültigkeitserklärung meiner rechtmäßig eingeſegneten Ehe. Ich widerſetzte mich dem. Wenn ich ohne geſetzlich berechtigte Nachkommenſchaft ſtarb, ſo fielen meine Güter an einen Zweig unſeres Hauſes in Friaul. Dieſer war ſehr geiſtlich geſinnt und hatte ſich, wie ich ſpäter erfuhr, ſchon ganz auf eine Verzichtung des reichen Erbes an die Kirche beſtimmen laſſen. Ich eilte nach Genua; ich bedurfte eines mächtigen Anwalts. Ich fand ihn im Provinzial der Geſellſchaft Jeſu; der Orden ſtellte meinen Proteſt aus gegen den römiſchen Hof, er übernahm die Führung meines Proceſſes, erklärte meine Sache für die ſeinige. — Ihr ſeht, Signor, der Orden dieſer Väter hat für Fälle der Noth und Bedrängniß auch ſein Gutes, er iſt ein williger Advocat. — Wie ich freilich nach der Heimath zurückkehrte, war mein Proteſt unnütz geworden; der Sohn, für den ich das Recht meines Hauſes wahren wollte, war plötzlich todt.“

„Vergiftet? Was?“ unterbrach mein Großvater die Erzählung.

„Ich ließ,“ fuhr mein Vater zögernd fort, „ich ließ die nöthigen Unterſuchungen anſtellen; der Knabe, den ich in der Gruft zu la Torre ſchon beigeſetzt fand, war eines natürlichen Todes geſtorben.“

„Ohe, Signor“, ſtürmte der Reichsgraf ein, „wir leben in civiliſirten Zeiten. Auch die Giftmiſcher haben ihre Doſen cultivirt. Man hat Blumen, deren Gift heimlich das Gehirn austrocknet; man hat Handſchuhe, deren Berühren langſam fahl und hinſiechen macht. Aqua toffana mit dem Geheimniß ihrer Zubereitung iſt verloren gegangen, aber ſie haben bei Euch in Wälſchland Gifte, mein Herr, die ſehr allmählich wirken. Brucine iſt ein ſehr civiliſirtes, ſehr humanes Gift; man verdaut Jahre lang daran, verdaut ſehr gründlich und ſtirbt dann ſchließlich an — bloßer Unverdaulichkeit!“

„Vergebens alles,“ ſagte ſchmerzlich bewegt mein Vater, „das Kind, mit den entſtellten Zügen kaum kenntlich für mich, war an Krämpfen geſtorben. — Schon hatte ein römiſcher Beamter mit ſeinen Helfershelfern im Schloſſe meiner Familie ſeinen Sitz aufgeſchlagen, um das Teſtament meines Vaters, zur vollſtändigen Sühne unſeres Hauſes, zu vollziehen. Es waren Wunder geſchehen am Grabe meines Weibes, das iſt erforderlich zur Kanoniſirung; man vollzog die Heiligſprechung der „waldenſiſchen Maria“. Damit war dem Willen meines Vaters Genüge gethan, unſer Haus geſühnt. Aber die Kirche zog ihre Hand von meinem weltlichen Beſitz nicht zurück, meine Güter ſollten in geiſtlicher Obhut bleiben. Das war der Eingriff in meine perſönlichen, menſchlichen Rechte, gegen den ich Proteſt einlegte; ich konnte mich wieder vermählen, mußte das Erbe dem Hauſe erhalten. Ich bedurfte der Hülfe des Ordens, um dies zu betreiben“ —

„Ah! ich verſtehe!“ rief der alte Herr, „man wollte behülflich ſein, Euch Euer irdiſches Gut zu erhalten, unter der Bedingung, daß Ihr ein ſtiller Compagnon, ein geheimer Sodale der Geſellſchaft Jeſu würdet?“

„Ich ging die Bedingung nicht ein,“ ſagte mein Vater ruhig und feſt.

„Der Orden“, fuhr der Reichsgraf fort, „wollte Euch zu Euerem weltlichen Recht verhelfen; dafür ſolltet Ihr ihm geiſtlich Vorſchub thun? Ich begreife, ich begreife!“

„O mein Gott!“ rief mein Vater und bedeckte mit beiden Händen ſein Antlitz. Ich hörte ihn ſchluchzen, während der

Reichsgraf im Zimmer auf- und abſchritt; es war eine fürchterliche Pauſe des Schweigens. Der Reichsgraf blieb endlich mitten im Raum ſtehen. „Capisco, capisco“, wiederholte er vor ſich hinmurmelnd, „oder vielmehr: ich fange an zu begreifen“, fuhr er finſter grollend fort.

Mein Vater war in den Lehnſtuhl, der zur Seite ſtand, geſunken; er ſtützte ſeine bleiche Wange in die Hand. „Möchtet Ihr“, ſagte er weich und ſtill ergeben, „möchtet Ihr wenigſtens nur das Eine begreifen, daß ich nicht als Miſſionär einer Propaganda zu Euch kam, nicht durch Ränke und Künſte, wie Ihr aller Welt laut verkündetet, das Herz Eurer Tochter gewann, nicht das Werkzeug jeſuitiſcher Pläne bin!“

Der Reichsgraf trat dicht vor ihn hin, maß ihn mit ſeinen hochaufgewölbten Augen und ſagte nach einer Pauſe der Ueberlegung: „Wiſſentliches Werkzeug? nein, aber willenloſes — wie?“

„Noch immer Zweifel!“ rief mein Vater ſchmerzlich, „noch immer der beleidigende Argwohn, die Beſorgniß vor Verrath und Tücke! — Heimathlos im Vaterlande geworden, alles deſſen beraubt, was dem Leben Werth und Güte verleiht, es adelt und heiligt, machtet Ihr, bei dem ich Zuflucht und Hülfe gegen meine Verfolger finden ſollte, mich zum Flüchtling, ja zum Verbrecher, deſſen Signalement Ihr den Schergen Eurer Landesjuſtiz übergabt. Einem Abenteurer verweigertet Ihr Obdach, ob er gleich das edelſte Kleinod Eures Hauſes, Eure Tochter, ſein nannte!“

Der Reichsgraf ließ ſchmerzlich getroffen das Haupt auf die Bruſt fallen; mit der rechten Hand griff er, wie er auf Augenblicke zu thun pflegte, im Buſen eifrig und emſig herum, als ſuche er da nach etwas, das er wohl beſaß, das aber ſehr tief verborgen und ſchwer bei ihm aufzufinden war. Dann legte er die Hand auf meines Vaters Schulter und ſagte: „Graf della Torre, wer viel gelitten hat, wird auch die Kraft haben, viel zu vergeben. Vergeßt und verzeihet den Unbill, der Euch von mir widerfahren! Ich bedauere, wo ich ſtreng, ich bereue, wo ich hart gegen Euch geweſen. Signor, Ihr ſeid Maurer. Ich biete Euch ein Aſyl in meinem Lande, in meinem Hauſe an."

Mein Vater ſtand auf und entzog ſich der Berührung, wie der dargebotenen Hand. Der Cavalier war in ihm erwacht mit dem ganzen Stolz und Adel ſeiner Natur und ſeines Landes. Dies feingeſchnittene, nervendurchzuckte Antlitz mit ſeiner pergamentenen Farbe vermochte nicht zu erröthen; es ergilbte, ſeine Tinten wurden tiefer und dunkler, aber kein Roth trat in die blaſſen, gramgebleichten Wangen. Er hob ſein Haupt, und auf der Stirn ſaß gebieteriſch das Gefühl der einmal gebeugten und gekränkten Ehre. „Signor", ſagte er kalt und ſtolz, „ich für meinen Theil danke für die angebotene Gunſt, die Ihr, wie einen letzten Nothpfennig, mir darreichen wollt. Nachdem der Tod ſein Panier um uns geſchwungen hat, nachdem Diejenige dahin iſt, um deretwillen mir Gunſt und Milde des Geſchicks noch von Werth geweſen wäre, muß ich beſtens danken. Es iſt mir nicht gelungen, einem deutſchen Manne meine Rechtlichkeit und Ehrlichkeit zu beweiſen: was liegt mir daran, daß er mir ſeine Gnade zuwirft! Was Ihr wälſch nennt, iſt Euch ein Inbegriff aller Tücke und Ränke. Euch ſelbſt in Eurer Deutſchheit haltet Ihr für eine Summe aller Ehrlichkeit und Wahrheitstreue, und Ihr für Eure Perſon, Signor, habt doch auch eine jeſuitiſche Schule durchgemacht!“

Mein Großvater horchte hoch auf. „Was wollt Ihr damit ſagen, Graf della Torre?“ herrſchte er den Gegner an. „In welcher Schule des Jeſuitismus meint Ihr“ —

„In der Schule der Erfahrungen“, wich mein Vater aus.

„Erfahrungen gewiſſer Art“, war die Entgegnung, „macht man nur in wälſchen Landen.“

„Nun, mich dünkt, Euer Haus ſei italieniſcher Abkunft“, ſagte mein Vater ſpottend.

„Vor Jahrhunderten,“ entgegnete der Reichsgraf abwehrend, „hatte meine Familie allerdings dieſe Wiege.“

„Es wird auch ſchwerlich“, ſagte mein Vater, „des italieniſchen Himmels und Bodens bedürfen, um, wie Ihr's nennt, Jeſuit im höheren Style zu ſein. Der Jeſuitismus iſt nicht blos eine Erfindung römiſcher Prieſter, er iſt eine ſehr allgemeine Erfindung des menſchlichen Witzes; man findet ſie angebaut auf allen Triften. Daheim, in der benachbarten und befreundeten fürſtlichen Familie, die an der Riva Levante des genueſiſchen Buſens Beſitzungen hat, erfuhr ich die Geſchichte eines deutſchen Erbprinzen, der, um die katholiſche Tochter des Hauſes zur Gemahlin zu erlangen, die Möglichkeit ſeines Uebertritts zur römiſchen Kirche als Gegengabe darbrachte und dieſe Willfährigkeit documentariſch aufſetzte und überlieferte.

Er erhielt auf dieſe Bedingung hin die Hand der jungen Fürſtin; aber das Document ging verloren, mithin konnte auch Niemand auf die Erfüllung des Gelöbniſſes dringen. Zum Glück für ihn; denn die Stände ſeines proteſtantiſchen deutſchen Landes, deſſen Regierung er ungeſchmählert antrat, Stände, die auf Grund eines alten Pactes einen katholiſchen Landesherrn nicht anzuerkennen benöthigt ſind, würden ihm vielleicht die rechtmäßige Erbfolge ſtreitig gemacht haben. Dies Document ſicherte der römiſchen Kirche im deutſchen Reichsländchen nicht blos allen Vorſchub, es verhieß auch die Beſeitigung des ſtändiſchen Rechts, auf lediglich proteſtantiſche Fürſten zu beſtehen; es ließ ſogar dunkel und verſchleiert die Neigung durchblicken, den Glauben Rom's zur Herrſchaft zu bringen. Man nennt das in der Sprache der Jeſuiten eine Reservatio mentalis. Dies Document aber iſt aufgefunden, Signor, und dieſer ehemalige Erbprinz der deutſchen gefürſteten Grafſchaft ſeid Ihr!“

Der Großvater war entſetzt zurückgewichen; er ſchlug die Hände krampfhaft in einander und blickte den Redenden ſtarr an. „Menſch!“ ſtotterte er bleich, „mit welchen Zungen redeſt Du?“

„Menſch?“ wiederholte mein Vater ſchmerzlich lächelnd. „Hättet Ihr zur Zeit Eurer Verfolgungen und Beleidigungen Menſch dem Menſchen gegenüber Rede geſtanden, um meine Ehre reinzuwaſchen, ſo würdet Ihr mir mit dem Degen die Genugthuung nicht verweigert haben, wie Ihr es als Souverän beliebtet. Ich denke nicht mehr auf Sühnung meiner verletzten Ehre, noch weniger kennt meine Bruſt für erlittene Kränkungen ein Rachegefühl. Ich bin Maurer. Signor, Ihr nennt Euch einen Maurer. Der große Baumeiſter der Welten entſcheide, mit welchem Rechte! Ich aber will Euch beweiſen, wie ein Maurer handelt. Ich will Euch in den Beſitz jenes Documentes ſetzen, das Euch auch heute noch Verlegenheiten bereiten könnte. Aus Zufall, nicht in Folge jeſuitiſcher Nachſpürungen, wie Ihr vielleicht denken möget, gerieth es in meine Hände. In jener kleinen, verfallenen, maritimen Villa, die zum Beſitze der Familie Eurer Gattin gehörte, fand ſich ein Altar, ich weiß nicht welcher Göttin oder welchem Heiligen geweiht. Der innere hohle Raum deſſelben führte mich, wie ich dort meinen Aufenthalt ſuchte, in ein unteres Gewölbe, und in einer der Grotten daſelbſt fand ich unter altem Gerüll das mit kirchlichem und gerichtlichem Inſiegel verſehene Document. Ein Jeſuit, Signor, würde es zu benutzen wiſſen. Ich, mein Herr Graf, liefere es Euch aus, ohne Vorbehalt, ohne daß eine Partei davon Abſchrift genommen, ohne daß Jemand ſonſt um ſein Vorhandenſein weiß. Es exiſtirt nur einmal, Ihr könnt es vernichten.“

Nicht ohne ein gewiſſes Triumphgefühl, das verzeihlich ſchien, überreichte mein Vater ein altes, beſchädigtes, vergilbtes Papier, das der alte Herr mit einer Haſt, aber doch mit abgewendetem Geſicht ergriff. — „Mein Gott, wie ſoll ich Euch das entgelten!“ ſtammelte er ſcheu.

„Auf Lohn rechnet nicht, wer nach ſeinem Pflichtgefühl handelt!“ war die einfache Entgegnung.

„Und Juſtine wußte darum?“

„Sie wußte darum.“

„Und ſie ſprach nicht davon?“

„Vielleicht ſchwebte es ihr auf den Lippen, aber die Furcht vor Euch band ihr die Zunge.“

Der Reichsgraf ſank wie vernichtet in den Seſſel; der ſtarke Mann war ganz ſchwach und weich geworden.

Mein Vater ſchüttelte den Mantel, den er umgeworfen, um ſich zum Fortgang bereit zu machen; er hätte gewiß gern auch den Staub von ſeinen Füßen ſchütteln mögen. Er trat noch ſtill und ſanft zu dem Alten hin und ſprach: „Glaubt Ihr der Todten eine Sühne ſchuldig zu ſein, ſo thut zur Abwehr fernerer Unbill das Gelübde, fortan den Menſchen über ſeinen Glauben zu ſtellen, ihn mindeſtens nicht um ſeines angeborenen und gewohnten Bekenntniſſes willen zu knechten, zu verachten, zu verfolgen. Einen Maurer nennt Ihr Euch? Signor, Ihr ſeid mit Euerm orthodoxen, wenn auch gereinigten Chriſtenthum härter noch und unduldſamer als die alte Kirche. Ein ächter Maurer iſt ein ächter Menſch!“

Mein Vater ging. Der Reichsgraf ſtürzte ihm nach. Draußen aber war jeder weitere Austauſch unmöglich. Die Lakaien leuchteten die Treppe hinunter, die Fackelträger ſtanden bereit zum Rückmarſch. Schweigend ſchritten die beiden Männer neben einander her; ich folgte ihnen betäubt und faſt gelähmt von Schreck und Furcht.

Auf dem Brühl hatte ſich der Zug ſchon zur Rückkehr geordnet. Vater und Großvater knieten, faſt wie verabredet, eine kurze Weile gemeinſam am Hügel, wo der Engel ruhte, der ihnen nun doch kein Bote der Verkündigung, kein Bote der Verſöhnung mehr geworden war. Mein Vater drückte mich noch ſtumm und lange an ſein Herz; dann beſtieg er das Pferd, das ihm ein Diener hielt; das Anerbieten des Reichsgrafen, uns nach Belle Promeſſe zu folgen, lehnte er ſchweigend ab. Die beiden Männer reichten ſich nur noch wie verſtohlen und halb wider Willen zum Abſchied die Hände.

Wie der Wagenzug ſich in Bewegung ſetzte, begann es am Horizont bereits zu dämmern. — In mir ſelbſt aber ward es ſehr ſpät erſt Licht und Tag. Die düſtere Nachtſcene zwiſchen Vater und Großvater blieb mit ihren Schrecken lange Zeit dunkel auf der Tafel meiner Erinnerungen; was der Knabe erlebt, ward erſt dem reiferen Bewußtſein verſtändlich bei dem vollen Einblick in das Labyrinth der Geſchichte meines Hauſes.

Viertes Capitel.

Ein Klopſtockianer und ein aphroditiſcher Dichter.

Die Geſtalt meines Vaters blieb mir lange Zeit verſchwunden. Die Mutter ruhte unter dem verſchwiegenen Hügel und ich ward ganz das Geſchöpf meines Großvaters. Ich erzähle die Geſchichte meiner Erziehung am Hofe zu Belle Promeſſe.

Des Reichsgrafen Erlaucht Ländereien und Beſitzungen lagen zerſtreut in Franken und in der Pfalz, ſelbſt nach Schwaben hinein. In allen Landestheilen hörte ich noch nach Jahrzehnden das Regiment des geſtrengen Herrn als eine Muſterwirthſchaft rühmen. Einen beſſer geordneten Haushalt, hieß es, gab es nirgends im Reiche. Und Erlaucht war ein eben ſo vortrefflicher Oekonom, als in Rechtshändeln ein gewiſſenhafter, aber in ſeiner Gewiſſenhaftigkeit unerbittlicher Richter. Solche Bravheit, ſagten alte Leute, iſt in Israel noch gar nicht dageweſen! Der geſtrenge Herr hielt freilich auch genau auf Zoll, Abgaben und Gebühren; aber ſeine Straßen waren weit und breit die beſten, ſeine Polizei galt für unbeſtechlich, und während er bei einer wohlweiſen Mitte von Sparſamkeit und Luxus ſeinen Haushalt immer anſtändig, immer auf gutem Fuß erhielt, weil die Oekonomie, die er trieb, nicht kahl und nackt hervorguckte, ſo waren ſeine ſtets vollen Caſſen allezeit gern und bereitwillig geöffnet, wo es galt, augenblicklichem Elend zu ſteuern. Nur mußte ſelber brav ſein, wer von ihm nicht mißhandelt, wenigſtens mißachtet ſein wollte. So pünktlich, ſo arbeitſam thätig, von früh bis ſpät ſchaffend und wirkend, wie er ſelber, ſollte und mußte jeder ſeiner Unterthanen ſein; — „ſonſt“, pflegte er zu ſagen, „mag ihn ein Anderer holen!“ Die Leibeigenſchaft hatte er in ſeinen Landen aufgehoben, Frohndienſt und Folter abgeſchafft. Inſoweit mußte er nach ſeiner beſten Ueberzeugung der heraufſteigenden Humanitätsepoche des Jahrhunderts principiell huldigen. Nur vom Prügeln hatte er nicht laſſen können. Sein Glaubensbekenntniß über die menſchliche Creatur war eigenthümlicher Art, ſchien voller Widerſprüche. Er war freiſinnig genug, um der Meinung zu ſein, der Menſch müſſe ſich von ſelbſt zurechtfinden. Allein die Beſtie im Menſchen, pflegte er zu ſagen, wolle nicht immer, und da thäten dann dem verſtockten Subjecte einige Fuchtel ſehr gut. Ein Paar Jagdhiebe, gewiſſenhaft, zeit- und ſachgemäß applicirt, hielt er für eine wahre Erlöſung der beſſern Creatur im Menſchen, für das entſprechendſte und auch humanſte Mittel, die Seelenkräfte aus ihrem Schlummer aufzurütteln. Er gebrauchte dabei das Gleichniß vom Schlehdorn, alias Faulbaum genannt, der im Frühjahr nicht ohne Sturmwetter aufblühen kann. Bei Gebildeten ſprach er gern von einer „wohlgebürſteten“ Seele. Beim gemeinen Manne, ſagte er, läge oft fingerdick Staub auf dem innern Menſchen; mit einer gelinden Tracht Hiebe könne man ihm ſehr gut beiſpringen, dergeſtalt, daß er dann ohne viel Umwege und ſonſtig Lehrgeld zur Raiſon käme. Laſterhafte Gewohnheiten hielt er eben für Staub, der ſich abſchütteln ließe. „Nur etwas nachhelfen!“ war ſein Wort. Dabei ſchlug er freilich einmal einem trägen Knecht auf offener Straße ein Bein unter, daß derſelbe Zeit ſeines Lebens lahm ging. Trunkenbolden ließ er, bis ſie nüchtern wurden, kaltes Waſſer über den Kopf gießen. Wer in ſeinem Gebiete bettelte, bekam die Staupe und auf der Grenze einen Fußtritt mit ſatyriſchem Hinweis auf eines der benachbarten Klöſter, wo freilich faule Bäuche ſich in aller Gemächlichkeit mäſteten, Almoſerei mit Müßiggang, Gutmüthigkeit mit finſterem Aberglauben und thieriſcher Dummheit Hand in Hand ging und beides im beſten Schmutze wucherte. Die ſtrenge Sittlichkeit ſeines Wandels, die faſt halsſtarrige Redlichkeit ſeines Lebens machte uns, die wir zwiſchen biſchöflichen Ländern ſaßen, nicht ſelten zum Schrecken der Welt, mitunter auch zum Gegenſtand des Spottes. „Unſer Nachbar, der brave Tyrann!“ hatten die Biſchöfe von Würzburg und Bamberg bei einer Verſammlung der fränkiſchen Stände von ihm geſagt, ein Wort, das er den „ſaloppen Herren von der Gnade Gottes“, wie er die römiſchen Prälaten nannte, nie vergab. Rechtſchaffenheit — das muß ich ihm im Grabe nachſagen — war jeder Zug und Zoll ſeines Weſens. Aber es lag in dieſer Rechtſchaffenheit immer ein kleiner Beigeſchmack, welcher Gott und Menſchen beeinträchtigen konnte. In ſeiner Unverwüſtlichkeit hatte dieſer redliche alte Herr etwas Bedrückendes. Seine Bravheit, die allen Dingen den Stempel gleicher Art aufdrängen wollte, war mit dem im Widerſtreit, was er, bibelfeſt wie er war, die Freiheit der ächten Kinder Gottes nannte. Er konnte nach ſeiner Art zu ſein nicht umhin, bis zu einem gewiſſen Grade den freien Willen, die Selbſtbeſtimmung des Menſchen, was die Philoſophen die Spontaneität nennen, beim Einzelnen anzuerkennen. Dafür war er Proteſtant genug. Aber bei dem Widerſtreit zwiſchen dem, was er an Andern als Freiheit einräumte, und dem, was er allgemein genommen für Nothwendigkeit erachtete, mußte Wirrwarr in ſeinem Verhalten entſtehen. Juſtus Erich, der gefürſtete Reichsgraf von Hohen — — Schwarzenfels, gehörte zu den ſelbſtherriſchen Naturen, die das Beſte wollen, aber jeden Augenblick nicht übel Luſt haben, der Welt dies Beſte mit Gewalt aufzuzwingen. Was er als evangeliſcher Chriſt dem Katholicismus gegenüber empfand, dehnte er für ſich bis zur Freiheit der geſunden Vernunft aus. Allein er war Tyrann genug, dieſe Freiheit der geſunden Vernunft aller Creatur grauſam aufzunöthigen. Er gehörte zu den kleinen deutſchen Duodezſouveränen, die gern in jeden Bauerntopf ihre Naſe ſtecken, um zu wiſſen, was darin brodelt. Alles an ſeinem Hofe, in ſeinen Landen, mußte nach der Schnur gehen, die er zog, weil ſie ihm vor Gott und Vernunft die einzig richtige und geradlinige ſchien. Biegen, ja! wo nicht, brechen! Und doch konnte er — er hätte denn müſſen ein Ueberall und Nirgends ſein — nicht überall die Augen und Hände haben. Selbſt mich, auf deſſen junges Leben er doch eigentlich ganz und gar Beſchlag gelegt, konnte er nicht Tag und Nacht in der Hand behalten, um mir Erdenkloß ſeinen Athem einzuhauchen! Ein Abfall von ihm, von ſeinem Wollen und Beſtreben, — wäre zu einem ſolchen in mir das Gelüſt erwacht, — würde leicht geweſen ſein. Aber er kam mir nicht in den Sinn; ſo viel unausgeſetzte, folgerechte Willenskraft hat eine junge Seele nicht, um ſich einem ſo überwältigenden Einfluß, drängt er ſich regelrecht auf, zu entwinden. Im Gegentheil, mit den Perſonen verglichen, die direct an meiner Erziehung knechteten, flößte der Reichsgraf allein mir Reſpect ein, weil, ſelbſt wo er hart und pedantiſch war, ſein großmüthiger Sinn doch etwas Unwiderſtehliches hatte. Man konnte ihm gram ſein und durfte ihn doch nicht ſchelten. Vor dieſer Willenskraft auf rechtſchaffener Baſis mußte man ſich ſchließlich beugen. Ich verlor auch von Jahr zu Jahr mehr von dem Groll, den ich gegen den Vater meiner Mutter urſprünglich empfand. Es war etwas von militäriſchem Reſpect, den ich vor ihm hegte, aber je älter ich ward, je mehr mein Bischen Verſtand zunahm, deſto mehr ſtieg in der That meine Hochachtung vor ihm. — Schon vor meiner Zeit, wenigſtens bevor ich zur Beſinnung kam, war in des Reichsgrafen Theorien eine neue Methode, in ſeiner Lebenspraxis eine neue Maxime aufgetaucht. Es hing das mit einer leidenſchaftlichen Mode zuſammen, die über das Zeitalter kam. Großvater Erlaucht machte die Moden nicht blind mit, aber er ſtudierte ſie; er ging inſofern als er von Allem das Beſte annahm, gern mit der Zeit. Nach der Beendigung des ſiebenjährigen Krieges hatte ſich bei der Beruhigung und Einkehr in ſich ſelbſt, die über die Gemüther gekommen war, eine neue Schwärmerei der deutſchen Gemüther bemächtigt. Der Reichsgraf war freilich ein Feind aller Schwärmerei, allein es reizte ihn, die Methode in jedem Unſinn kennen zu lernen; ein Quäntchen Weisheit in einem Centner Thorheit ſchien ihm immer der Mühe werth. Die neue Schwärmerei war das Geſichterſtudieren, der Hang, den Charakter des Menſchen aus den Linien des Antlitzes zu deuten. Es hing das mit der Neigung des Jahrhunderts zuſammen, das Geheimnißvolle, das der Erſcheinungswelt Entzogene, das Ferne, Verſteckte und Jenſeitige zu ſuchen. Der Unſterblichkeitsdrang iſt meiſt ein Aberwitz, ſich das Himmelreich jenſeits des Lebens zu conſtruiren, eine Angſt, das arme, eitle, kleine Ich dereinſt trocken unterzubringen. Dieſe Sorge entſteht in Epochen, die in ihrer gegenwärtigen Erbärmlichkeit bange werden, weil ſie die Furcht befällt, mit der ganzen Summe des Erdenlebens in die Brüche zu gehen und von Gott verworfen zu werden. So wollte man auch wiſſen, ob einer in der Structur ſeiner Geſichtszüge ſchon die Garantie zu einer Ausſicht auf Unſterblichkeit trüge. Man ging auf Menſchenkenntniß und wollte hinter der Erſcheinung auf das Weſen kommen. Man wollte Jedem die Candidatur für den Himmel an der Naſe abſehen. Der Reichsgraf verwarf, was krankhaft und lächerlich daran war. Es reizte ihn aber, zu erfahren, wie weit der äußere Menſch den inneren ganz als Abgepräge zur Schau trage. Er hatte früher die Liebhaberei gehabt, ſich Narren und Wahnwitzige, verunglückte Genies und

Geiſteskranke aller Art zu halten, um an ihrer Cur und Behandlung zu erfahren, wie es eigentlich um die urſprüngliche Geſundheit des menſchlichen Geiſtes beſtellt ſei. Noch früher hatte er, wie die Rede ging, mit einem Alchymiſten den Stein der Weiſen geſucht, wenigſtens in Schmelztiegeln allerlei zuſammengekocht, um die Goldmacherei zu probiren. Von der neuen Lehre der Geſichtsſpäherei ſchien immer mehr in ihm Wurzel zu faſſen. Es ließ ſich das aus manchem in ſeinem Verhalten ſchließen. Er ward immer peinlicher in der Wahl der Diener, der Beamten, ja Aller, die mit ihm in Verkehr treten ſollten. Er ging lange um ſie herum, prüfte — nicht Nieren und Eingeweide, wie es in der Schrift bei unſerem Herrgott heißt, — wohl aber die Naſenwurzel und die geſammten Linien der Geſichter. Die hartnäckige Gründlichkeit, die ſich auch hierbei ſeiner bemächtigte, ſtieg bis zur Selbſtquälerei. „Sein Geſicht gefällt mir nicht!“ Dies Wort war ja wie ein Schreckſchuß in meine unſchuldsvolle Kindheit gefallen. Es war nicht fahrlos hingeworfen, es ſtand, das erfuhr ich bald, in einem ſyſtematiſchen Zuſammenhange. Er, der jederzeit ſo bewußt, ſeiner ſelbſt gewiß und nüchtern erſchien, ließ ſich jetzt von dem Triebe beherrſchen, an der Naſe eines Menſchen ihm das Horoſkop zu ſtellen, daß er von Anfang an zum Narren oder zum Weiſen prädeſtinirt, in alle Ewigkeit ein Engel oder Teufel ſei. In dieſer Jagd nach Menſchenkennerei nahm man die äußern Züge für die ganze und ausſchließliche Bethätigung des innern Menſchen. Das Geſicht galt nicht für das Titelblatt zum Buche, ſondern für die ganze Inhaltsanzeige. Ich zitterte vor dem Gedanken, Gegenſtand dieſer neuen Forſchung zu werden, und ward auch bald genug auf die Folterbank dieſer neuen Wiſſenſchaft geſpannt. — Nach Beendigung der Trauerfeierlichkeiten, die am Hofe zu Belle Promeſſe dem Begräbniß meiner Mutter folgten, blieb ich vor der Hand eine ganze Weile dem Großvater Erlaucht entzogen. Er unterſuchte Alles ſelbſt im Lande, hielt unabläſſig in Perſon Viſitationen und hatte ſeine Reſidenz bald hier bald dort. Seine häufigen Inſpectionsreiſen entfernten ihn oft auf längere Zeit von unſerem Wohnorte, wo er meiſt nur den Winter zubrachte. Umſomehr war ich auf die nächſte Umgebung, auf den Magiſter Gouverneur und auf Ninon, die Oberſthofmeiſterin, verwieſen. Ninon war der bloße Spottname der alten Geſellſchaftsdame, die über das weibliche Perſonal des Hofes die Oberaufſicht führte; ſie hatte keineswegs ſo viel und ſo oft wie Ninon de l'Enclos geliebt; im Gegentheil, ſie war in ihrer Jugend überſehen worden und dankte erſt in ihrem Alter dem Syſtem einer raffinirten Toilette, daß ihre mangelhafte Schönheit gedeckt und ergänzt wurde. Mehr lang als groß, mehr hager noch als ſchlank, hatte ſie von Natur das Weſen der höhern alten Jungfer, die, was Leben und Liebe verſagt haben, mit Anſtand und ſtrenger Würde als ein freiwilliges Opfer zu tragen weiß. Ninon repräſentirte zu Belle Promeſſe bei Ermangelung einer eigentlichen Dame des Hauſes, nachdem Tante Erlaucht, die ältere Schweſter des Reichsgrafen, ſich nach Schwaben in die Stille zurückgezogen. Ninon machte bei Beſuchen die Honneurs, ſie nahm am Hofe proviſoriſch und ſtellvertretend den erſten weiblichen Rang ein. Den Dienſt, ob er ſchon bei uns doch niemals „zur rechten Entfaltung und Glorie“ kam, verſah ſie mit einer Strenge, die ſie weit und breit berühmt machte. Junge Damen und Zofen konnten bei ihr in die Schule gehen, um den Hofdienſt zu lernen, und in der That, ſie liebte es, eine junge Pflanzſchule um ſich zu haben, junge Geſchöpfe, denen ſie das Syſtem des „Daſeins bei Hofe“ theoretiſch und praktiſch in Scene ſetzte. Großvater Erlaucht gab für ſich nicht viel auf Form und Ceremoniell, allein er war den Gäſten und den Rivalen in der Nachbarſchaft etwas ſchuldig, und die Nothwendigkeit einer ſtandesgemäßen Hofhaltung einmal eingeräumt, war er nicht mehr Herr der Ausdehnung des Arrangements; wie ja die Fürſten oft weit mehr in den Händen ihrer Hofleute ſind, als dieſe in den Händen jener. Der Reichsgraf, ein Mann von deutſchem Schrot und Korn, konnte franzöſiſche Etiquette wohl verſpotten, ſie aber doch nicht aus ſeiner Atmoſphäre bannen. Eine Fürſtin am Hofe hätte dieſe Gegenſätze vielleicht gemildert, aus deutſchem Inhalt und franzöſiſcher Form ein Syſtem guter Sitte geſtaltet. So aber, da unſerem Hofleben die eigentliche Seele im Walten einer deutſchen Frau fehlte, mußte der Reichsgraf zulaſſen, was er nicht ändern konnte; es wurde zur Caricatur, was eigentlich nur zur Turnübung und Schule dienen ſollte. Man ſprach allgemein vom guten Ton am Hofe zu Belle Promeſſe, und dieſen unſern Ruf ſchuldeten wir weſentlich der guten Ninon, die eine Meiſterin in der Etiquette, eine Künſtlerin im Ceremoniell war. Jeder Kenner der neueſten Mode, jeder Schätzer des feinen Styls im Erſcheinen und Auftreten mußte fühlen, daß hier, freilich ganz en miniature, ein Abbild des Verſailler Cirkels erſtrebt und erreicht wurde. Bei alle dem war Ninon ſteif deutſch, ſo franzöſiſch ſie ſcheinen wollte. Eben die gewiſſenhafte Pünktlichkeit in den kleinen „prätentiöſen Fadaiſen" bezeugte ihre Deutſchheit. Sie ahmte ſklaviſch nach, was im Uſus des franzöſiſchen Umgangs wie eine Laune des Augenblicks hervorſprang, eben ſo oft verſchwand und wechſelte und immer nur als Product des Witzes Geltung hatte. Bei Ninon blieb jede vorübergehende Nuance feſt auf dem Repertoire.

Allabends war bei Ninon Empfang zum Thee. Es war für mich und zugleich für die jungen Damen und Zofen gleichſam die Turnſtunde des höheren Anſtands. Ich wurde Anfangs nicht ſchlecht gehudelt, geneckt und aufgezogen. Bald genug aber faßte ich Fuß auf dieſem glatten Parquet; Scham und Ehrgefühl gaben mir einen Schwung, und ich leiſtete im Bereich der précieuses ridicules des feinen Umgangs in kurzer Zeit Erſtaunliches; ich gewann den Cercle bei Ninon lieb, da mir dort noch um Vieles mehr Freiheit und ſelbſtſtändige Bewegung als an der Seite meines Magiſters eingeräumt war.

Mein Gouverneur — Peterhagen war ſein Name — war ein Tübinger Magiſter, einer von den hundert ſchwäbiſchen Theologen, welche die Offenbarung Johannis commentirt haben und als den ſichtbarſten Beweis der wirklichen göttlichen Inſpiration dieſes Buches angaben, daß man Alles darin finde, was man mit aufrichtigem Herzen ſuche. Magiſter Peterhagen hatte bereits früher zwei junge proteſtantiſche Reichsgrafen in der Pfalz gebildet, war ſomit als Erzieher beglaubigt und hatte ſich, denn er war nicht mehr jung, obwohl er älter ſchien, als er war, durch den langen Verkehr in ſolchen Verhältniſſen ſehr wohl in die Gêne einer halb untergeordneten, halb höchſt wichtigen und einflußreichen Zwitterſtellung gefunden. Ohne ſeiner moraliſchen Einwirkung auf die Zöglinge und ſeiner geiſtlichen Oberhoheit Abbruch zu thun, wußte er den Widerſtreit, der in ſeiner Stellung auf einem Parquetboden bei Hofe lag, geſchickt und bequem auszugleichen. Er für ſich beobachtete höchſt pünktlich die Formen, um das Recht zu haben, innerhalb dieſer ſtreng behüteten Grenzen nach ſeiner eignen Ueberzeugung Unterricht und Erziehung zu leiten. Die Etiquette, die nach ſeiner Meinung einem zweifelsohne gräflich gebornen jungen Menſchen gegenüber angemeſſen war, befolgte er mit pedantiſcher Genauigkeit, ſchulte danach die Dienerſchaft, regelte danach das Verhalten aller Perſonen um mich her, und indem er ſo einen feſten Organismus des Anſtandes einführte und feſthielt, hatte er mich ſelber gegen Willkür und Uebermuth mit einem Gewebe von Verknüpfungen, mit einem geſchloſſenen Syſtem umgeben, das mich verfaſſungsmäßig und geſetzlich band. Nur offenbare Rohheit meinerſeits hätte die Kette der Dehors, die er wie ſchwere Guirlanden um mich zog, ſprengen können. Hiermit hatte er ſich gegen ſtandesmäßige Anſprüche, falls ſie erhoben wurden, abgefunden. Seinerſeits forderte er dann ebenſo beſtimmt und feſt, und hielt auf ſeine Forderungen mit einer Hartnäckigkeit, die nur eine ächt ſchwäbiſche ſein konnte. Im Grunde war es Styl und Sitte, mehr als zwei Hände an einer jungen Seele herumarbeiten zu laſſen. Man pflegte für den Sproß eines höheren Hauſes wenigſtens zwei Erzieher zu halten. Dem einen vertraute man die moraliſche Aufſicht über die junge Pflanze an und nahm dazu einen etwas geſetzten Pfleger. Dieſer hieß der eigentliche Hofmeiſter, der auf die ganze Perſon des Pfleglings angewieſen war. Außerdem bedurfte es noch eines Inſtructeurs, der Einem „Genie beizubringen“ beauftragt wurde, d. h. den jungen Leuten in der aisance des Ausdrucks den letzten Stempel aufzudrücken, „den Tugenden des Cavaliers“ den feinen Schliff zu geben hatte. Hierzu nahm man lebhaftere jüngere Männer von Tournure und Geſellſchaftsbildung; man holte ſie ſich aus Paris oder aus der franzöſiſchen Schweiz. Namentlich war für proteſtantiſche Häuſer Genf die Waffenkammer ſolcher Rüſtwerkzeuge zu einer ſtandesmäßigen Erziehung. Eines franzöſiſchen Bon und Beau war ich noch gewärtig. Zum franzöſiſchen Parliren hatte ich vorläufig einen Friſeur und Kammerdiener. Bei Tafel, wenn der Reichsgraf nicht zugegen war, wurde nur franzöſiſch geſprochen, und in den Aſſembléen bei Ninon, bei'm Thee an ihrem Heerde blühte das feinſte Bouquet franzöſiſcher Converſation. Der Cirkel der Oberſthofmeiſterin konnte vorläufig einen Erſatz für den noch fehlenden Beau abgeben. Deutſche Lectüre war mir unter Anleitung meines Magiſters allerdings nicht entzogen, allein derſelbe kannte und duldete nur einen einzigen deutſchen, der antiken Welt würdigen, mithin claſſiſchen Poeten. Er unterwarf, wie die Erzieher ſo häufig pflegen, meine Bedürfniſſe ſeiner Liebhaberei. Jedenfalls wäre Gellert, der liebwerthe Fabeldichter und Moraliſt, derjenige geweſen, der meiner Jugend die angemeſſenſten Gaben lieferte. Allein dem ſtolzen, hartköpfigen Schwaben galt der ſächſiſche Gellert für einen weichlichen Rühr- und Kinderpoeten, und ich ſchämte mich bald meiner Gellert'ſchen Gedichte, die ich draußen im einſamen Jagdhauſe bei der Frau Baucis gelernt. Ninon und der ganze Schwarm bei Hofe kannte und las nur franzöſiſche Autoren; den Magiſter vermißauemte, i. e. ennuyirte das franzöſiſche Weſen, er ließ neben den Griechen und Lateinern nur Klopſtock gelten; Klopſtock war ſein modernes Ideal und der Inbegriff ſeiner höchſten Empfindungen.

Mit dem Geſchmack des Großvaters Erlaucht in litteris war es etwas wild beſchaffen; doch ſteckte in ſeinem Widerwillen Raiſon. Von den Franzoſen liebte er weder Voltaire noch Rouſſeau. Jenen nannte er den boshaften Affen des preußiſchen Friedrich, des großen Königs, den er in Geſchmackſachen den Affen ſeines eigenen Affen ſchalt. In Rouſſeau haßte er den elaſtiſchen, wandelbaren Menſchen, wegen ſeines leichten Wechſels in Sachen des confeſſionellen Glaubens. Auf Klopſtock war er auch nicht gut zu ſprechen. „Der Poet kollert ja ſein Deutſch her wie ein Truthahn!“ hatte er einmal bei Tiſche geſagt, und Peterhagen hatte ſtumm und blaß den Löffel in die Suppe fallen laſſen. Sollte es einmal was Nationales ſein, ſo las der Reichsgraf ein Gedicht von Hagedorn, das die Reize des geſelligen Umgangs ſchildert, oder ein Lied von Gleim, das die Freundſchaft beſingt. Oreſt und

Pylades feiert und „grad' ſo deutſch iſt, wie man's eben ſein kann“, wenigſtens damals ſein konnte. Erſt ein Graf Stadion, der von Zeit zu Zeit bei uns einſprach, gab der Lectüre in Belle Promeſſe eine neue Richtung. Ich für meinen Theil las mit meinem Magiſter die Lateiner, die Griechen und Klopſtock, das heißt, ich lernte Dieſen, wie Jene, ſcandiren und radbrechen. Ich beſitze noch einen Band der Bremer Beiträge, in welchem die erſten Geſänge des Meſſias erſchienen waren, mit Papier durchſchoſſen und mit Annotationen zum Text, theils von der Hand des werthen Magiſters, theils von mir ſelber. Die Oden des großen ſeraphiſchen Poeten mußte ich in Aufſätzen commentiren. Für Peterhagen war es ein Hochgenuß, ſchwierige Stellen zu erläutern. Er hatte in ſeinem Weſen ſelbſt etwas vom Klopſtock'ſchen Styl, er war der beſte Scholiaſt zum Sänger der Meſſiade. Für mich war es ziemlich gleichgültig, ob ich Horaz und Virgil, oder Klopſtock behandelte; ich lernte an Dieſem ſo ungern, wie an Jenem, die antiken Maße. Höchſtens brachte ich es zum Beſitz ſtolzer Vocabeln, wenn er mir das „Zuweinen der Seraphim“, das „Umgaukeln der Engel“ definirte. Wo Klopſtock von der Sonne ſprach, da mußte ich den „Wecker mit dem röthlichen Fuße“ bewundern; wo ein Schuß fällt, da ſagt er: „Des frommen Mönchs Erfindung ſchallt“, und da gab es rechter oder linker Hand auf dem weißen Blatte eine genaue Erörterung über Berthold Schwarz und das Schießpulver, dieſe Miſchung von Salpeter, Schwefel und Kohle. Lehrreich war dies freilich, aber zum Inhalt, geſchweige zum Geiſt der Dichtung gelangte ich auf dieſe Weiſe minder. Ebenſo wird ja auch Geiſt und Gehalt der antiken Dichter durch grammatikaliſches Wortgeklaube und durch Scholiaſtenkram für die Jugend abgetödtet. Einer Partikel zu Liebe, um ihre häufige oder ſeltene Vorkommenheit beſtätigt zu finden, jagten wir ganze Geſänge des Homer athemlos durch und blieben nur an Stellen kleben, wo der Scholiaſt mit ſeinen Scrupeln den Text überwuchert. Wohl iſt Homer eine ächte Bibel für den Jüngling, wohl können die römiſchen Geſchichtſchreiber Männer erziehen, aber in der Weiſe, wie man ſie unſerer Jugend vorführt, geht uns der Segen der alten Dichtungen verloren, wird das Mark der alten Claſſiker nicht unſer eigen.

Mit weit mehr Behagen ergab ich mich techniſchen Uebungen. Ich mußte viel zeichnen, mit Feder und Tuſche beſonders, wie es damals üblich war, Architektoniſches, zumal die Geſimſe und Capitäle ſämmtlicher antiker Säulenordnungen, auch Blumengewinde und Arabeskenſchnörkel, Abbilder der Verzierungen, wie man ſie damals à la Rococo an Zimmerwänden und Decken in Stuccatur liebte. Die Säulenordnungen gab mir der Zeichnenmeiſter auf Geheiß des Magiſters, der auch über dieſe Studien die Oberaufſicht führte. An den claſſiſchen Säulen lernte ich weit klarer und eingreifender, als durch ethnographiſche Schilderungen, die Charaktere der griechiſchen und der römiſchen Volksthümlichkeit erkennen. Man führte mir die fünf Ordnungen in einer Reihenfolge auf, wie ſie ſich recht eigentlich, wenn auch nicht im geſchichtlichen, doch im äſthetiſchen Zuſammenhange begreifen laſſen. Für die noch ungeübte Fähigkeit, aus der rohen Maſſe zur Schönheit zu erwachſen, iſt die toscaniſche Säule ein getreues Bild. Sie weiſ't mit der ſimpeln Schwere ihrer Structur das etruriſche Element altitaliſcher Volksnatur in ihrer Verwandtſchaft mit dem Althelleniſchen nach. Mit einer kleinen Zuthat am Gebälk, den ſogenannten Zähnen, iſt ſie die doriſche Säule, das ſpartaniſche Element in der Griechennatur. In vollendeter Form griechiſcher Schönheit, edel und fein, ſchlank und innig, keuſch und doch in der Blüthe der entfeſſelten Lebensluſt, ſteht die joniſche Säule da. Warum ſie nicht attiſch hieß, wollte mir freilich nicht recht einleuchten; ſie erſchien mir recht eigentlich conform mit der Sophokleiſchen Tragödie, dieſer idealſten und ſchönſten, immer noch keuſchen und graziöſen Entfaltung helleniſcher Empfindungen. Für verweichlicht und überreizt kann gegen Sophokles Euripides gelten. Und wenn die korinthiſche Säule ſeiner ſchwelgeriſchen Ueppigkeit entſprechend erſcheint, ſo hat ſie doch nichts vom Krankhaften dieſes tragiſchen Poeten, der den Verfall der Kunſt eröffnete. — Nach der Ordnung, in welcher man die Säulen dem Knaben überlieferte, ſtand jedoch zwiſchen der joniſchen und korinthiſchen die römiſche, welche mit ihren großen Schnecken im Capitäl nachweiſ't, wie die welterobernden Imperatoren mit allem Pomp der Herrſcherluſt ſich des griechiſchen Kunſtlebens bemächtigten, auf den Trümmern Korinth's über alle Schönheit durch die Macht triumphirten.

An dieſen Linien übte ſich der Sinn des Knaben, die verſchiedenen Charaktere der Schönheit aufzufaſſen. Das Auge iſt das beſte Inſtrument, die Welt in ihrer Symmetrie ſich zu eigen zu machen. Hier Maß und Ziel, Mittel und Zweck in ihrem Zuſammenhange zu kennen, hilft auch in der moraliſchen Welt die Geſetze verſtehen. Und ſelbſt Diejenigen, die uns Himmel und Hölle entriegeln, die Theologen und Philoſophen, die uns die Tiefen der Dinge erſchließen, werden gut thun, mit Platon immer wieder auf den Punkt zurückzukommen, wo die Wahrheit zugleich Schönheit iſt, gut, wahr und ſchön identiſch ſind.

Dieſe meine Kunſtſtudien ſollten bald genug eine ganz andere Wendung nehmen, zu der ich als Sohn meines Zeitalters, als Kind jener Tage gedrängt wurde. Ich verfiel auf die Zeichnung von Caricaturen; — es war ein Bedürfniß in meiner damaligen Welt und Umgebung. Und in meiner Kenntnißnahme deutſcher Dichtung und Lebensweisheit ſollte ich durch das perſönliche Erſcheinen eines Mannes gefördert werden, der in den deutſchen Culturverhältniſſen von damals epochemachend war. Der ſchon genannte Graf Stadion, unſer entfernterer Nachbar auf der ſchwäbiſchen Enclave unſeres Länderbeſitzes, ein Mäcen dichteriſcher Geiſter, wie es in jener Zeit noch wenige gab, hatte ſchon öfter in Belle Promeſſe ſeinen Beſuch gemacht, ohne daß ich ſeiner anſichtig geworden. Auch war es nicht er ſelbſt, den ich als epochemachend bezeichne, ſondern ein auserleſener Gaſt, den er mitbrachte, eine „Perle" der deutſchen Menſchheit von damals. Dergleichen Perlen hatte er dem Großvater Erlaucht ſchon mehrere vorgeführt, wie denn ſein Warthauſen bei Biberach, eines ſeiner Güter, wohin er ſich nach ſeinem Austritt aus dem kurmainziſchen Dienſte zurückgezogen, in der That ein Sammelplatz franzöſiſcher und vaterländiſcher Schöngeiſter war. Herr von Laroche und ſeine Gattin Sophie, die berühmte Verfaſſerin des „Fräulein von Sternheim“, gehörten zu den Blumen, die Graf Stadion in ſeinen Lebenskranz flocht. Laroche wurde Herr Rath titulirt; er war Verwalter der geſammten Güter der Familie Stadion. Herr von Laroche mit dem Fräulein von Sternheim, wie er, die Verfaſſerin mit ihrer Heldin verwechſelnd, ſeine Gattin nannte, konnten es diesmal nicht wieder ſein, die der Graf dem Großvater Erlaucht als einen beſondern Schatz aufzuweiſen gedachte, als er von neuem zu Belle Promeſſe ſeinen Beſuch ankündigte. „In Warthauſen ſteckt ja eine ganze lebendige Menagerie merkwürdiger Genies!“ hatte der Reichsgraf geäußert. Er ſetzte dieſe Liebhaberei faſt parallel mit ſeiner eigenen früheren Marotte, aus allen Ecken und Enden geiſteskranke Subjecte zuſammenzuſchleppen und ſie in einem Narrenhauſe unterzubringen, um an Heilverſuchen aller Art die Natur des Menſchen zu ſtudieren. Deutſche Talente um ſich zu ſehen und zu beherbergen, gehörte damals noch zu den Liebhabereien eines Sonderlings. Man war in Belle Premeſſe nun begierig, zu erfahren, welche neue Rarität Graf Stadion zum Beſten geben werde.

Früh Morgens waren Equipagen vorgefahren, eine Anzahl Gäſte im Schloſſe abgeſtiegen. Wenn Fremdentafel war, fand der Magiſter für ſich und mich leicht eine paſſende Entſchuldigung für unſer Nichterſcheinen. Abends im Cirkel bei

Fräulein Rinen erlebten wir dann bei Thee und Zuckerbrot den abgedämpften Nachklang der ſolennen Feſtlichkeit. Es turbirte das weniger, wie er ſagte, ſeine Educationsmethode, zu welcher Stille und Sammlung nöthig ſei. Wenn Rinen Hutzelbrot, ein ſchwäbiſches Backwerk mit gedörrten Birnen und Feigen, als Lockmittel ankündigte, dann freilich konnte der Magiſter mit ſeinem ſchwäbiſchen Magen nicht widerſtehen.

Es war bereits gegen Mittag. Der Magiſter und ich, wir ſaßen noch im Unterrichtszimmer, er auf dem Sopha, ich auf dem rohrgeflechtenen, rücken- und armloſen Seſſel. Beide gleich abgeſpannt, er vom Dociren, ich von der Anſtrengung, den hohen, ſtolzen und ſteifen Dingen, die er vorgetragen, ein williges Ohr zu leihen. Es klopfte. Unangemeldet, aber leiſe trat auf den Zehen eine lächelnde Figur ins Zimmer. Der Fremde war ſehr modiſch gekleidet. Ein apfelgrüner Frack mit pfirſichblüthenen Beinkleidern verrieth einen feinen Beau. Er bewegte ſich freilich etwas ſteif auf ſpitzen, klappernden Abſätzen unter Schnabelſchuhen, auf denen dunkelrothe Bandſchleifen in Form von Roſen prangten. Eine reiche Allonge zierte ein rundes, behaglich ſchmunzelndes Geſicht, deſſen Stirn wie ein vorwitziger Giebel etwas keck und doch nachläſſig nach vorn hing, ſo daß der Kopf zwiſchen den Schultern ſtecken blieb; das Lächeln der Lippen, das Herumſuchen der lebhaften Augen ließ einen Schalk im Hinterhalt vermuthen. So ſteht die Erſcheinung, iſt mein Gedächtniß treu, noch vor mir, und ſo ſtand ein deutſches Genie von damals comme il faut vor uns, ein Genie, das die Großen bereits ihres Umganges gewürdigt und

Univ. Bibl. München

der niedern Sphäre ſeiner Geburt entzogen. Der kleine, glitzernde Galanteriedegen, den der Eintretende trug, hatte ſich in der Thür etwas geſperrt; der ſonſt feine Herr gab ſich etwas ungeſchickt Mühe, ihn zurechtzurücken, und ließ uns damit Zeit, ſeine Geſtalt und ſeinen Aufzug zu betrachten. Nun ſtand er fertig und ohne Einbuße an irgend einer ſeiner Herrlichkeiten, duftend und trippelnd im Zimmer.

Der Magiſter war ihm entgegengetreten; ſie ſtanden beide mit vorgeſtreckten Köpfen, forſchend, fragend, ohne zu reden, vor einander ſtill.

„Jeremias!“ ſagte endlich der Fremde, „oder ſollt' ich mich irren? N'est-ce pas que j'ai l'honnour — nein, er iſt's, der Peterhagen!“

„So iſt mein Name“, entgegnete der Magiſter, „mit wem hab' ich meinerſeits die Ehre?“

„Bis dato Kanzleidirector von Biberach“, war die Antwort, „nunmehro deſignirter Profeſſor primarius auf der Hochſchule zu Erfurt.“

„Gott's Wunder, Chriſchtoph Martin! biſcht's wirklich?“ rief der Magiſter und fing mit Eins beim Erwachen einer Jugenderinnerung zu ſchwäbeln an. Zwei alte Univerſitätsfreunde lagen einander in den Armen.

„Blitz Blueſcht!“ rief der Magiſter, „'s iſcht lang' her, daß wir im Tübinger Stift Theologica mitſammen tractiret!“

„Und beim alten Bodmer in Zürich die hohe Pſalterpoeſie geritten!“ ſetzte der Gaſt hinzu, „lang' her und hätten uns ſchier nicht wiedergekannt?“

„Und finden uns auch noch nicht wieder in einander!“ fuhr Peterhagen fort, „ei, ei, was biſcht verändert, Chriſchtoph Martin! War'ſt ein bleicher Kopfhänger, hielt'ſt Jedermänniglich für ein Kind der Verderbniß und ſchlich'ſt herum, als müßteſt aller Welt den Wurm curiren. Und nun ſo ein Zuckerklaus! und ein Beau nach der Mode à quatre épingles, ein wahrer Adonis! Gott im Himmel! ich drück' Dir die Vergetten ſchief und Du Deinerſeits erſtickſt mich mit Tauſendblumenwaſſer! — — Ei, ei“, fuhr er nach einer Weile faſt mit ſchmerzlichem Ernſt fort, „Chriſchtoph Martin, 's iſcht auch manch' arg Ding derweile vorgefallen, das Dich freilich auf den Gipfel des Parnaſſus gehoben hat. Aber, aber, Chriſchtoph Martin, was biſchte gräulich von dene alten Göttern abgefallen, haſt Leib und Seel' verthan und den heidniſchen Grazien geopfert, daß Gott erbarm!“

„Noch immer der alte Zelote!“ rief der Freund und warf ſich lachend in den Lehnſtuhl. Der Magiſter ſetzte ſich ihm gegenüber, nahm ſeine Hand ſo ſorgfältig, als wollt' er ihm als Seelenarzt nach dem Pulſe fühlen, und ſchaute ihm tiefbewegt in's Angeſicht. Ein Schalk lachte aus den Augen des fremden Mannes, ein Dämon ſpottete in den Winkeln ſeines Mundes; aber die Freundſeligkeit eines geſunden, in ſeinem Gott vergnügten Herzens begütigte für Alles, was ſich als Satyre in ihm ankündigte, als Ironie über ſeine Lippen ſpringen wollte. Er ſchien alsbald der Sieger, der den finſteren Unwillen des um einige Jahre älteren Jugendfreundes bezwang und verſcheuchte. Sie tauſchten alte Erinnerungen aus, die Unterhaltung drehte ſich um die frühere Gemeinſchaft ihrer Studien, um Genoſſen und Verwandte daheim und in der Ferne. Peterhagen aber war, wie der Schwabe ſagt, „ſchnerzig“ genug, um wieder tendenziös zu werden, von der heiteren Lebenserſcheinung abzulenken und über die perſönliche Begegnung hinweg auf Richtungen des Zeitgeiſtes zu bohren, die er Abwege ſchalt. Alsbald ſaßen ſie wieder feſt im Dorngehege des Streites, in das der unwirſche Magiſter noch Fußangeln warf.

Wir hatten allerdings den entſchiedenſten Gegenfüßler der Klopſtock'ſchen Richtung vor uns. Unſer Gaſt war Niemand anders, als der Verfaſſer des Agathon, der ſeit kurzem damals mit dieſem ſeinem Buche manche deutſchen Geſellſchaftskreiſe lebhaft in Bewegung geſetzt. Er hatte vor etwa neunzehn Jahren mit Peterhagen in Tübingen ſtudiert und ſich wie dieſer und die ganze akademiſche Jugend auf den proteſtantiſchen Schulen zu Klopſtock bekannt. In ſeinem erſten litterariſchen Erzeugniß, in den „Empfindungen eines Chriſten“, waltete derſelbe Geiſt, der die hehren Strophen des Meſſiasſängers beſeelte. Sein Entwurf zu einem Epos „Arminius“ gab den Freunden dieſer Richtung die Gewähr, an ihm einen Sodalen des hohen Stelzenganges der deutſchen Muſe zu haben. In Bodmer's Hauſe zu Zürich war Wieland ebenfalls noch ein jugendlicher Prieſter am Altare der ſeraphiſchen Dichtung. In dieſem Verkehr und im Kreiſe dieſer Sympathien trat er ſeine Hauslehrerſtelle in Bern an, bis man ihn als Kanzleidirector nach ſeiner Heimath, nach Biberach, berief. Im Verkehr mit dem Grafen Stadion eröffnete ſich hier für ihn die neue Epoche eines Lebens und ſeines Dichtens. Die Freunde, die ſich bei der Divergenz ihrer Lebenslinien ſo fern gerückt waren, ſtanden händeringend vor der Kluft, die ſie beim Wiederſehen trennte.

„Was muß Alles mit Dir vorgefallen ſein, um ſolche Verwandlung möglich zu machen!“ rief der Magiſter wehklagend.

„Ich habe“, war die beſcheidene Entgegnung des Dichters, „Welt und Menſchen erſt kennen gelernt, ſeitdem ich aus der Schulſtube der Doctrin in die Geſellſchaft getreten bin.“

„Welt und Menſchen gewonnen“, rief Peterhagen, „und dafür Gott verloren?“

„Nicht das!“ ſagte Wieland erſchrocken. „Ich habe Gott und Natur erſt begriffen, ſeitdem ich beide nicht mehr wie vom Fluch eines Dämons, der weſentlich der Böſe ſelber ſein müßte, als geſchieden erkenne, ſeitdem ich vielmehr in der Welt einen vom Schöpfer uns zum Genuß gebotenen Schauplatz ſehe, und in der Mutter Natur eine freundliche Amme der Weisheit, nicht mehr eine Milchſchweſter Abadonna's, des gefallenen Engels. Mein Sinn iſt ſeitdem friſch, mein Auge heiter, meine Geſinnung menſchenfreundlich geworden.“

„Ach ja“, ſeufzte der Magiſter, „man intendirt eine Philoſophie der Grazien, der leichtgeſchürzten Hetären!“

„Hetären und Grazien, mon ami“, ſagte Wieland beleidigt, „wird man doch nicht zuſammenwerfen wollen! Leichtgeſchürzt? Nun ja, wenn die Muſen ſich dazu verſtehen, à la bonne heure! Beſſer als ſchwer befrachtet und neben dem Frachtwagen in hölzernen Schuhen einherzutraben!“

Dieſe Anſpielung auf die Klopſtock'ſchen Maße, an die ich den Schweiß meiner Jugend ſetzen mußte, war dem Magiſter in meinem Beiſein doppelt verdrießlich. Er ſchielte zu mir herüber und konnte mich doch nicht verſchwinden machen, nicht weggehen heißen. Ich nahm ganz beiſeite Platz und blätterte mit anſcheinender Zerſtreuung in Heften, die auf dem Tiſche lagen. Der Magiſter nahm in der Verlegenheit eine Priſe und verſchnupfte die Anſpielung.

„Ja, mon ami", fuhr der heitere Dichter der deutſchen Grazien fort, „wie ich erkannt habe, daß das Leben ohne Liebe ſeinen Werth einbüßt, ſo bin ich auch der Meinung, Poeſie ſei reizlos ohne dieſen Trieb."

„Ohne Liebe?" fiel der Magiſter ein, „ohne die Liebe zu ſeinen Nebenmenſchen?"

„Nicht die allgemeine Chriſtenliebe, mein Freund," ſagte Wieland, „ich meine die Neigungen zwiſchen Mann und Weib, die Attractionen der Geſchlechter, die ſüßen Reize der Gegenſeitigkeit."

„Ah ſo, Amouren!" ſagte der Magiſter und wurde feuerroth, halb aus Zorn, halb aus Verlegenheit.

„Ja, mein Freund, wir müſſen einer Gottheit Altäre bauen, die das Leben der Deutſchen cultivirt, ihre Sinne veredelt, ihre Triebe hebt und adelt!"

„Altäre für Gott Amor?" wiederholte der Magiſter mit leiſem Entſetzen.

„Selbſt die Spiele Gott Amors", fuhr der Dichter fort, „müſſen ihre ſittliche Berechtigung erhalten, ſollen ſie nicht verderblich und verhängnißvoll für uns werden. Wir überließen den Franzoſen bisher die Cultivirung der Lebenstriebe und der Geſellſchaftsſitte. Sie gaben uns einen Firniß, und wir blieben unter dieſem Firniß brutale Wilde. Selbſt am Hofe des großen Friedrich, dieſes Frauenverächters, haben wir nichts als lackirte Barbarei. Wer das zottige Fell abthut und ſich in den Pariſer Frack ſteckt, wird um deswillen noch nicht aufhören, ein teutoniſcher Bär zu ſein und drunter ein zweites Fell zu tragen. Mit Barditen locken wir keinen Hund von dem Ofen. Mit hehren Gottgeſängen retten wir keinen teutoburger Wald aus, mit Dichtungen, die im Himmel heimiſch und auf der Erde wildfremd ſind, helfen wir dem Menſchen nicht auf. Der bloße Firniß von jenſeit des Rheins thut's auch nicht, und ſich nichts als die façon de penser et de parler aneignen, heißt nicht die ſpröde deutſche Maſſe in Bewegung ſetzen. Eingehen auf die bedürftige Welt, ihre Leidenſchaften kennen lernen, ihre Leiden und Freuden mitgenießen: das ſei der Wahlſpruch des Poeten. Um aber die Bedürfniſſe und Leidenſchaften der Menſchen kennen zu lernen, muß man ſie theilen, mein Freund. Als Bruder den Bruder erkennen, ihm helfen, nicht ihn verdammen! Das iſt mein Wahlſpruch geworden, der Wahlſpruch des ächten Menſchen, des freien Maurers."

Der Dichter ſtreckte die Hand aus und ſah fragend zum Magiſter auf. Dieſer verſtand weder Wink noch Zeichen; Peterhagen gehörte alſo nicht zum Bunde. Ich aber hörte das Wort „Maurer" zum zweiten Male in meinem Leben als ſo höchſt bedeutungsvoll!

„In meinem Agathon", fuhr Wieland fort, „habe ich zeigen wollen, wie weit es ein Sterblicher durch die Kräfte der Natur in der Weisheit und Tugend bringen könne, wie viel Antheil die Außenwelt an der Bildung unſeres Weſens habe. Wir müſſen nicht blos, mon ami, vom Himmel das Licht holen; das reine Licht blendet! Die Wärme iſt ein Erzeugniß unſeres Dunſtkreiſes, ein Erzeugniß der Reibung der Kräfte unter den Menſchen. Dieſe Reibung unter den Menſchen, mon ami, giebt den elektriſchen Funken, den man Liebe ſchilt. Ich gehe damit um, in einem größeren Gedichte, — „Pſyche“ ſoll es heißen — meine Anſichten von der Liebe darzulegen, den geiſtigen Reiz über den ſinnlichen in der Liebe ſiegen, die geiſtige Schönheit über die körperliche triumphiren zu laſſen.“

Peterhagen ſaß auf dem Kanapee, als wollt' er erſticken. Seine ſteife Bruſt hob und ſenkte ſich ſchwer, ein lang verhaltener, endlich entlaſſener Stoßſeufzer machte ſeinem gepreßten Herzen Luft. „Glorios, glorios bis zum Schwindel!“ rief er aufſpringend und mit beiden Händen nach oben greifend. „Gratulire zur Aetherſpitze des neuen Parnaſſus für Gott Amor, zu der halsbrecheriſchen Stufenleiter zum Gipfel des Ruhmes! Daß Dich der Guckuck, Chriſchtoph Martin, das geht ja wie mit Sonnenpferden in die Höhe!“

„Wird ſich halten laſſen!“ lächelte Wieland mit der unnachahmlichen, weisheitsvollen Grazie ſeines ſchmunzelnden Geſichts und drehte an ſeinen Vergetten, rückte an ſeinen Manſchetten und machte ſich zum Rückzuge fertig. „Hab' mir's ſauer genug werden laſſen“, ſagte er, „es iſt allerwegen dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen. Und gehört das auch zu meiner Philoſophie! Der Baum ſoll in der Erde wurzeln; auch ſeine Blüthen gehören der Lebensluft der Menſchen, ſeine Früchte für Küche und Keller und für die Tafel der Geſelligkeit. Trägt der Baum nicht, haut man ihn ab. Und dafür, mein Freund, wird ſchon geſorgt werden. Die Wächter Zions ſitzen mir auf dem Dache. Da iſt der Seher in Zürich, der in ſeinem Gott vergnügte Prophete; er ruft ja ſchon alle Chriſten auf's Knie, um für mich als einen gefallenen Sünder zu beten! Die Theologen in Erfurt, meine Collegen in spe, eifern von Katheder und Kanzel ſchon vor meinem Einzug gegen mich als einen Epikuräer und eitel Atheiſten. In Wien tritt ein Cenſor meinen Agathon mit Füßen, und Ihr Klopſtockianer — ich weiß es, ich weiß es, — Ihr wollt am nächſten Geburtstage Eures Meiſters meine Schriften verbrennen. Voß, der eiſenfreſſeriſche Bauer aus Holſtein, ſchleudert Epigramme wie Katapulten gegen mich, und ein Autodafé wird über mich ergehen, recht erbaulich und recht — chriſtlich!"

Ein ſchmerzliches Lächeln, eine bitterſüße Wehmuth, ein Gemiſch von überlegener Ironie und geſchmeidiger, unterwürfiger Freundſeligkeit ſtand in den Mienen des Mannes, als er mit dieſen Worten dem alten und ſo gut wie verlornen Freunde die Hand zum Abſchiede bot. Wie die dargebotene Hand ohne Einſchlag blieb, zog der Darbieter die Fauſt zuſammen, dergeſtalt, daß nur der Zeigefinger wie ein Signalement auf den Magiſter ſich ausſtreckte. Peterhagen in ſeiner großen vierſchrötigen Figur ſtand wie ein Dominicaner vor einem der Ketzerei Angeklagten; er wußte nur nicht, ſollte er ihn mit den aufgerollten Augen, mit den aufgeſpannten Nüſtern oder mit den Fangarmen greifen. Nach einem ſchweren Kampfe ſiegte denn doch die Gutmüthigkeit in ihm; er ſchloß beide Arme um den Hals des Unglücklichen, drückte ihn herzhaft an die Bruſt und ſprach: „Eile dahin, wo Dich Dein Geſtirn hinführt; Zion haſt Du verlaſſen, ſiehe zu, wie Du in Babylon fertig wirſt. Für den Kerl in Dir, Chriſtoph Martin, hab' ich Mitgefühl und Mitleidenſchaft; über den Schöngeiſt in Dir richte Gott dereinſt!“

Die Art, wie der kräftige Magiſter den von Perſon kleinen Dichter aus ſeiner Umarmung entließ, glich faſt der Bewegung, mit welcher man Jemand zur Thür hinauswirft. So raſch verſchwand der Verfaſſer des Agathon aus dem Zimmer meines Gouverneurs; es war ihm nicht einmal vergönnt, mir die Reverenz, die ich gebührend vollzog, zu erwiedern.

Dem Magiſter war die Luft im Zimmer ſchwühl geworden; er riß die Fenſterflügel auf und ging puſtend und Athem ſchöpfend quer auf und ab. Vor der Thüre blieb er mehrmals ſtehen und machte, leiſe Worte wie eine Verwünſchungsformel murmelnd, drei Kreuze in die Luft als wollte er ſagen: Der ſoll mir nicht mehr über dieſe Schwelle! Es war ihm, als habe der Gottſeibeiuns ſeine Atmoſphäre geſchwängert. Und doch war es blos ein leiſer ſüßer Duft à mille fleurs, den der liebenswürdige Genius hinter ſich zurückgelaſſen.

Die Begegnung mit einem Antipoden ſeiner Lebensanſchauung hatte meinen Magiſter ſo erſchöpft, daß er ſich für unfähig erklärte bei der Tafel zu erſcheinen. Peterhagen war ein Mann von faſt athletiſchem Körperbau, er hatte, wie der Schwabe ſagt, zwei Ochſenſtärken, und doch war er, wie es gelehrten, in ihr Syſtem verſponnenen Stubenmenſchen widerfährt, zu nervenſchwach, um im Widerſtreit mit entgegengeſetzten Naturen ſeine Haltung zu behaupten.

Erſt gegen Abend fühlte er ſich wieder ſtark genug, in der Geſellſchaft zu erſcheinen; vielleicht reizte es ihn auch, die Wirkungen zu erfahren, die ſein „von Gott abgefallener Freund“ am Hofe gemacht. So betrat ich denn, als es ſchon dämmerte, an ſeiner Seite das Empfangzimmer, wo man ſich bei Ninen zum Thee zu verſammeln pflegte.

Die Fremden waren bereits abgefahren; Graf Stadion hatte mit ſeinem ganzen Gefolge gleich nach aufgehobener Tafel Belle Promeſſe verlaſſen. Alles aber war noch voll von dem Beſuche; Wieland's Erſcheinen hatte epochemachend gewirkt. Selbſt Erlaucht war überraſcht von einem „deutſchen Menſchen“, der ein Genie ſei ohne zu den „Halbtollen“ zu zählen. Der Dichter hatte bei der Präſentation den Beſcheidenen, bei der Suppe den ſchweigſam Decenten, beim erſten Braten den gründlich Unterrichteten geſpielt. Das hatte ihm Credit gegeben, und ſo war er ſtufenweis zu Worte gekommen, um beim Deſſert, als ſchon Aller Blicke auf ihm ruhten, Aller Ohren auf ihn lauſchten, erheiternde Kleinigkeiten wie Bonbons voll witziger Einfälle zum Beſten zu geben. Nach Tiſche aber, im Pavillon zum Kaffee hatte er ſich nach aufgehobener Hofrangordnung unter die Damen gemiſcht, um durch Schelmereien deren Abgott zu werden. Ninon war zum erſten Mal in ihrem nicht unbeträchtlich langen Leben von einem Deutſchen entzückt; ſie erklärte, ſeine fines reparties machten ihn zu einem Ausbund aller Grazien, zu einem Schöngeiſt, der des goldenen Zeitalters unter einem Louis XIV. würdig ſei; ſo wenig „Tüdesques“ habe ſie an ihm gefunden.

„Nun, was das betrifft“, nahm Großvater Erlaucht dies an Andere gerichtete Wort eifrig auf, „ſo will mir der Wieland denn doch ganz und gar als ein Deutſcher, wenn auch nicht als ein Sohn Tuiscons erſcheinen!“

Mit dieſen Worten hatte Sereniſſimus auf dem großen Lehnſtuhle am Kamin Platz genommen und damit das Zeichen zum gemüthlichen Plauderſtündchen gegeben, in welchem Widerſpruch und Controverſe geſtattet waren. Die wackelköpfigen Chineſen, die auf dem Simſe ſtanden, nickten lächelnd ihren Beifall hernieder, und während die Hofgeſellſchaft ſtehend und ſitzend im Halbrund den Kreis ſchloß, machten wir Menſchen von Fleiſch und Blut die Gruppe der porzellanenen Nickköpfe vollſtändig.

„Und was ein goldenes Zeitalter betrifft“, fuhr Großvater Erlaucht fort, „ſo gehörte dazu doch vor Allem erſt ein deutſcher Auguſtus. Woher ein ſolcher kommen ſoll, nachdem der preußiſche Heros ſeine Miſſion nur halb verſtanden, iſt freilich bei ſothanem Stand der Dinge ſchwer zu ſagen. Den jammerwerthen Beſtand des römiſch-deutſchen Reichs hat er in Stücke zerſchlagen, aber zum Neubau einen Stein zu legen, fällt ihm nicht ein. Den Abgeordneten des Reichskammergerichts hat er die Treppe hinunterwerfen laſſen, aber ein neues gemeines deutſches Gericht herzuſtellen, vor welchem Fürſten und Völker Reſpect hätten, will ihm nicht zu Sinne. Die deutſchen Knochen waren ihm gut genug, ſeinen launenhaften, eigenſinnigen, dynaſtiſchen Hauskrieg gegen Kaiſer und Reich zu führen, aber die deutſchen Esprits läßt er hungern und betteln. Die Franzoſen hat er bei Roßbach zum Teufel gejagt, aber der Teufel ſelber, in Geſtalt der windmäuligen Atheiſten aus Frankreich, ſitzt bei ihm prangend am Tiſche. Gegen Finſterniß und Römlinge hat er in wälſchen Jamben declamirt, und um ſeinen Feinden einen Poſſen zu ſpielen, giebt er den Jeſuiten eine Freiſtatt in Breslau. „Gazetten ſollen nicht genirt ſein!“ decretirte er im Uebermuth ſeiner liberalen Laune, und jetzt läßt er in ſeiner Reſidenz ein Komödienſtück verbieten, das ein ſolenner Schöngeiſt mitten im ſchleſiſchen Feldlager zur Feier der preußiſchen Soldatesca geſchrieben. Wie heißt er doch, der famoſe Kopf, er war Secretär beim Tauenzien in Breslau?“

„Leſſing“, half der Magiſter ein, „Gotthold Ephraim.“

„Ich möchte den Wieland nicht an den Hof der glorreichen Majeſtät in Preußen ſchicken, er würde Hundslohn kriegen!“ Damit ſchloß der Reichsgraf ſeinen Sermon gegen den König, den die Deutſchen ſelbſt da, wo ſie Prügel von ihm bekamen, den Großen nannten. — Ueber die Quertreiberei in den Anſichten der Deutſchen von damals wird ein Sohn des heutigen Deutſchlands nicht allzuſehr Recht haben, zu ſtaunen. Sind wir doch nur um ein Geringes weiter in den Dingen deutſcher

Gemeinſamkeit. Wohl aber hat mein geneigter Leſer, dem ich dieſe Denkwürdigkeiten aus meiner Jugend übergebe, Fug und Recht zu ſtaunen, daß man ſich am Hofe eines regierenden Herrn in Süddeutſchland nur mit Mühe auf den Namen eines Mannes beſinnen konnte, an den ſich recht eigentlich und noch mehr als an Wieland der geiſtige Neubau eines deutſchen Lebens knüpft. So ſehr blieben die Wirkungen der geiſtigen Thaten damals noch innerhalb der Kreiſe befangen, von denen ſie ausgingen. Und ſo ſehr ſchien es erſt nöthig, daß jeder Gau, ja faſt jeder ſtille Winkel erſt ſein Contingent zu ſtellen hatte, bevor er ſich an einer nationalen Gemeinſamkeit betheiligt fühlte, die ſich vor der Hand blos litterariſch, gleichſam wie in geſchloſſenen Freimaurerlogen, geltend machte. Leſſings Wirkungen waren nicht viel über Niederdeutſchland hinausgegangen. Schwaben mußte erſt ſeinen Wieland liefern, um den Prozeß allgemeiner deutſcher Gährung mit durchzuleben. Daß der Reichsgraf trotz ſeinem proteſtantiſchen Fanatismus doch nicht der preußiſchen Fahne huldigen konnte, weil er, auch wo er als denkender Menſch Partei genommen, als Patriot ſich verletzt fühlen mußte, war ein beklagenswerthes deutſches Ereigniß.

Der Magiſter nahm ſich den Muth, wieder auf ſeinen „von Gott abgefallenen“ Landsmann die Rede zu bringen. „Erlaucht haben den Agathon geleſen?“ fragte er ſchüchtern einlenkend.

„Habe geblättert, habe geblättert“, war die Antwort. „Hat doch der Stadion ſo viel Lärmens gemacht, die Deutſchen hätten nun endlich Einen, der die Reize des geſelligen Lebens zu ſchildern wüßte. Soll mir ſehr lieb ſein, wenn ich nicht immer auf den Herrn von Hagedorn und ſein Hühnchen zurückgehen muß, um etwas Anmuthiges und Bequemes in deutſcher Fraumutterſprache zu leſen. Ich finde da im Agathon recht charmante Sachen, auch körnig deutſche Pasquille auf die Biberacher Schöppenſtädter hat der Wieland gemacht."

„Der Kern in ihm", ſagte Peterhagen, „iſt gut deutſch, aber er hat nach falſchen Muſtern gearbeitet; wenn er von den Grazien getragen, auf dem Gipfel des Ruhmes daſteht, wird ein deutſcher Crebillon fertig ſein."

„Nun, nun!" ſtrafte der Reichsgraf dieſe harte Beſchuldigung, „ſein gutes Herz wird ihn bewahren! Denn das hat er, und das unterſcheidet ihn, trotzdem er witzig iſt, vom hämiſchen Voltaire. Hat mir da von einem neuen Poëm, das er ſchreiben will, geſprochen, in welchem er die petrarkiſche und die aphroditiſche Liebe mitſammen kämpfen läßt. Und die geiſtige Liebe ſoll ſchließlich ſiegen."

„Glaub's dem Schalke nicht!" entgegnete der Magiſter boshaft lächelnd. „In den Buhlereien ſeiner Dichtungen werden ſchließlich immer ſeine griechiſchen Weltweiſen bezwungen, bekommen Unrecht und werden zu guter Letzt noch ausgelacht. Es iſt auch kein ächtes Griechenthum was der Wieland ſchildert. Er holt ſich das Antike über Wälſchland herüber, und in dieſem Deſtillirkolben geht das Claſſiſche zu Schanden. Es iſt franzöſirter Gräcismus, was er naſchhaften Gaumen zum Leckerbiſſen bereitet."

„Ihr ſeid doch teufelsmäßig boshaft gegen einander, Ihr gelehrten deutſchen Menſchen!" ſagte der Großvater mißbilligend. — „Hm, hm! mag ſein", fuhr er fort, „daß der Wieland etwas allzuſehr den ſüßlichen Troubadour ſpielt, um, was er ſeine Urbanität nennt, an den Mann, oder vielmehr an die Weiber zu bringen. Auf Captation des soi-disant ſchönen Geſchlechts hat er's nun einmal angelegt. Aber ich glaube, ein Poete, der die Weibſen nicht kirrt, ſchreit in den hohlen Topf."

Der Magiſter ſah zu Boden, und die Hofdamen fächerten gewaltig, ich wußte nicht ob beleidigt oder geſchmeichelt. Peterhagen gab ſeine Sache nicht auf; er wollte durchaus den Einfluß des aphroditiſchen Landsmannes untergraben. Er hatte ſich geräuspert und hob, geſchickt einlenkend, abermals an.

„Es darf nicht in Abrede geſtellt werden, daß ein Weltweiſer über Liebe bislang radotiren darf. Und wenn ein Poete, ein um ſo viel menſchlicheres, und alſo mit mehr Schwäche begabtes Weſen, einen Sehnſuchtsdrang etwelcher Art im Buſen hegt, ſo mag ſich ſolcher Sehnſuchtsdrang wohl auch ſexuell zu geſtalten Miene machen können, falls ihm nur ein höheres platoniſches Ideal vorſchwebt!"

„Platoniſche Liebe, mein Beſter, iſt Unſinn!" polterte der Reichsgraf drein. „Eunuchen und Mönche ſind ſchlechte Poeten. Der Trieb, der den Menſchen zum Menſchen führt, den ſoll mir ein Verſemacher tractiren dürfen. Das ergötzt und cultivirt. Bleibt dem Menſchen dieſer Trieb ein ſinnlich roher, oder wird er ihm ein verſteckter, ſo wird in Sachen der Cultur nichts auch nur aus dem Groben herausgearbeitet. Poeten ſollen uns nicht ſagen wie's im Himmel ausſieht, ſondern wie der Menſch zum Menſchen ſteht. Das, mein Guter, mildert die Sitten, erfriſcht das Gemüth, polirt die Geſinnung. Der ſinnliche Menſch ſoll nicht geknechtet, nicht unterdrückt, ſondern geläutert werden. Potztauſend, will denn die hohe Pſalterpoeſie nichts für das Leben der Menſchen unter einander thun? Warum, frage ich, überflügeln uns denn im feindlichen Lager die Jeſuiten? Warum gewinnen ſie die Menſchen für ſich? Weil ſie beſſer Beſcheid im Himmelreich wiſſen? Gehorſamer Diener! Weil ſie beſſer die Welt verſtehen, dem Bedürfniſſe nachkommen, das Leben kennen und auch dem ſinnlichen Menſchen ein Loch offen laſſen. Baſta! Nein! dem Wieland ſoll mir Keiner ein Haar krümmen! Wird ſeine Sache ſchon durchfechten! Die Bonzen in Erfurt lauern ihm auf! Zieht er doch als proteſtantiſcher Menſch an einen geiſtlichen Hof, daß Gott erbarm! Gehört Muth dazu für ein einzelnes Kerlchen! Sie werden ihm ſchon die Federn ausraufen. Aber ganz nackt ſoll er nicht herumlaufen; ich glaube, die kluge Frau Amalie in Weimar hat ſchon ein Auge auf ihn, für ihre beiden Prinzen. Ein Poete, der das Treiben der Welt kennt und gut illuſtrirt, iſt zum Fürſtenerzieher wie gemacht. Gehorſamer Diener!"

Mit einer Handbewegung erhielt die an den Magiſter gerichtete Epiſtel ihr Punctum. Der Kreis der Hofleute ſtob auseinander wie der geſtrenge Herr ſich aus dem Seſſel erhob, um, wie er zu thun pflegte, im Saal auf- und abzuſchreiten, während er von ſeinen Beamten und Secretären bald den Einen, bald den Andern zu ſich entbot und heranwinkte. „Apropos!“ ſagte er noch ſich umwendend zum Magiſter, „was mag denn der Lavater, der Prophete in Zürich, zum Verfaſſer des Agathon ſagen?“

„Wird wohl, halten zu Gnaden“, erwiederte Peterhagen, „nicht ſehr für ſeine Sachen eingenommen ſein, eben ſo wenig dem Poeten ein günſtig Horoſkop geſtellt haben für Weiteres.“

„So? Hat er ihm das an der Naſe abgeſehen?“ fragte der Reichsgraf. „Dann ſpukt auch ſchon wieder in dieſe Wiſſenſchaft Pfafferei hinein! Dann ſind auch hier ſchon wieder, wo man rein der Mutter Natur auf ihre Geheimniſſe kommen wollte, faule Eier in's Neſt gelegt. Dem Lavater wollen wir einmal gründlich zu Leibe! Soll uns reinen Wein einſchenken über ſeine Geſichtslinienweisheit! Sollt auch mit, Magiſter, kann auch Euch nicht ſchaden, einmal in dieſe Disciplin hineinzugucken. Und Den da — nehmen wir mit, nächſtens!“

Magiſter und ich, denn „Der da“ war kein Anderer als meine Perſon, verbeugten uns und traten in den Hintergrund.

Vom nächſten Tage an las Alles zu Belle Promeſſe den Agathon, ich ausgenommen. Früh Morgens fand ich nämlich meinen Gouverneur mit einem ſubmiſſeſten ſchriftlichen Geſuch beſchäftigt, aphroditiſche Sachen, wie die Bücher des Wieland ſeien, für jetzt noch von meinem Unterrichtskreiſe und meiner Kenntnißnahme auszuſchließen, dafern er anders die Ehre haben ſolle, ferner noch Informator des jungen Herrn zu ſein. Das Geſuch ward bewilligt. Indeſſen lag in dieſer ganzen

Controverſe doch der Beweggrund zur ſpätern Entlaſſung des Magiſters. Speciell für meine ſittliche Entwickelung war es vielleicht heilſam, daß ich von der hohen Pſalterpoeſie nicht jählings in das ſcharmuzirende Gegentheil geſchleudert wurde. Für mich ſollte es von dem hohen Pſalter zu menſchlichen Gefühlen einen andern Uebergang geben.

Fünftes Capitel.

Phyſiognomiſche und theatraliſche Studien.

Die angekündigte Reiſe führte zu einem Manne, der damals in der Schweiz, den ganzen Rhein hinunter bis in unſeren Landſtrich den Ruf eines Heiligen genoß. Das Zeitalter ſuchte nach einem unbekannten Heil, nach einem großen, dunklen Etwas. Dies war nun ſo ein „Sucher und Seher in Gott", der große Zeichendeuter und Geſichtskundige, der den Leuten nicht am Strohhalm das Daſein Gottes nachwies, aber ihnen an der Naſe das Heil ihrer Seele anſah. Lavater galt in der That für ein höheres Weſen. Ob er Todte auferweckt hat, weiß ich nicht, aber daß er durch das Auflegen der Hand Kranke geſund und Geſunde krank machte, iſt ſicher. Der Glaube thut Unglaubliches; er iſt entweder eine göttliche, oder — Gott ſei bei uns — eine geſpenſtiſche Macht. Der Religionskrieg unter den mir nächſten Mitgliedern meines Hauſes hatte mich ſchon genugſam die furchtbare Macht des Wahnes fühlen und erleben laſſen. Jetzt zitterte ich vor den Wirkungen einer Wiſſenſchaft, die einen neuen fanatiſchen Aberglauben aufbrachte.

Unſere Reiſe ſelbſt hatte nichts Bezeichnenswerthes. Wir fuhren in zwei Wagen Tag und Nacht, und waren ſchneller, als man damals gewohnt war, am großen goldgrünen Strom. Unvermuthet gerieth ich an der Seite meines Hofmeiſters in das Gewühl eines bewegten Haufens, dem man ſich nicht mehr entziehen konnte, da die Maſſen ſich uns entgegendrängten. Es war hart am Ufer, unfern eines Dorfes, deſſen Name mir entfallen. Dort ſtand der Mann im Nachen, den Rücken dem Strome, das Geſicht dem Lande zugekehrt, wo die Schaaren mit einer Art von Heißgier herumwühlten, murmelnd, ächzend, ſeufzend, Stille gebietend unter allerlei Anſtrengungen, um den Mann zu Worte kommen zu laſſen, während ſie mit ihrem Beifallgeſchrei ſeine Stimme unterdrückten. Wir waren ausgeſtiegen und hatten uns unter's Volk gemiſcht. Wie die Sonne ſchräg hinter ihm ſank, ſtand uns das Profil vom Geſicht des Predigers in ſcharfem Umriß vor Augen, ſo klar und deutlich gegen den Hintergrund abgehoben, wie er's ſelbſt in ſeiner Phyſiognomik fordern mag, um die Züge zu erkennen. Seine weit vorgeſtreckte Naſe hielt der große Geſichtsphiloſoph ſicherlich für das Werkzeug, alle Dinge im Himmel und auf Erden auszuforſchen. In den Augen des Propheten glomm ein unſtätes Brüten, vielleicht nach der Auslegung der Phyſiognomen das Wahrzeichen einer Vertraulichkeit mit dem Herrn, das Merkmal Deſſen, der alle Tage mit Gott Brüderſchaft macht. Die feinen, ſchmahlen Lippen des Mannes zitterten auf und zu, ſeine ſanfte Stimme konnte ſich nur wenig geltend machen. Von ſeiner Rede hab' ich nichts gehört, ich ſah nur die Anſtrengung, ſah nur, wie die Hände vergeblich in die Luft ſchnitten, während der kurze Fiſchernachen, in welchem er ſtand, auf und nieder wegte und die Unſicherheit der ganzen Scene vollendete.

Im nahen Gaſthof hatte Großvater Erlaucht eine ſtundenlange Unterredung mit Sanct Lavatus. Daß ſie für mich von Entſcheidung ſein ſollte, ward mir auf dem Rückwege vom Rhein klar.

In der Nacht brach der Wagen, in dem ich mit meinem Magiſter ſaß. Wir fuhren dicht hinter der Equipage des geſtrengen Herrn. Er ließ halten, es ward Hülfe aus dem nächſten Dorfe nöthig, und da ich in der elenden Schenke nicht untergebracht werden ſollte, befahl mir Großvater Erlaucht, bei ihm einzuſteigen; der Magiſter blieb bei der zerbrochenen Kutſche zurück, während wir weiter fuhren. Der alte Herr war ohne Adjutanten gereiſt; wie ich aber jetzt in die Karroſſe ſtieg und im Dunkeln neben ihm Platz nahm, merkte ich die Anweſenheit einer dritten Perſon, die uns gegenüber ſaß. Ich war mitten in eine Unterhaltung getreten, die alsbald nach der kurzen Unterbrechung eifrig fortgeſetzt wurde.

„Alſo, wie war das, Doctor Phyſicus?" nahm der Reichsgraf wieder den Faden auf. Der Fremde im Dunkeln ſagte etwas, das ich nicht verſtand. Scheu, wie ich war in der beängſtigenden Nähe des geſtrengen Herrn, drückte ich mich in die Wagenecke. Das Zittern der Scheiben, das dumpfe

Rollen der Räder, mehr noch als die Worte der Sprechenden, nahm meine Sinne gefangen, die Ermüdung beherrſchte mich endlich, und ich blieb in einem ſchwankenden Zuſtand zwiſchen Schlafen und Wachen. Die Unterhaltung erklang mir abwechſelnd wie ein fernes Geſumſe; nur dann und wann hörte ich die Stimme des Großvaters deutlich heraus. „Ich dulde nur ſtarke Raſenwurzeln um mich“, vernahm ich in ſeinem tiefen Baß, „vertraue mich nur parallel gezeichneten Geſichtern, baſta!“

Der Doctor Phyſicus — Querkow hieß er — war ein Abgeordneter Lavater's, ein Schüler jenes Apoſtels der gottſeligen und alleinſeligmachenden phyſiognomiſchen Weisheit, auch ſelbſteigen in Perſon ein Augur Gottes, der aber nicht Vogelſchau trieb, nicht in den Eingeweiden der Thiere, ſondern in den Geſichtszügen der armen Menſchenkinder die Fingerzeige des Himmels deutete. Lavater hatte dem Großvater, um den im Glauben noch nicht Geſicherten gründlich bearbeiten zu laſſen, einen ſeiner Jünger mitgegeben, einen von den Vielen, welche ſpäter die Lehre der Seherkunde weit in Deutſchland hinein verzweigten. Das Geſpräch ging mit einigen Unterbrechungen lebhaft fort; mich aber überwand der Schlaf in der Wagenecke, bis ich am frühen Morgen mit dem erſten Strahl des Lichtes mich unangenehm beim Schopf ergriffen fühlte und unter den Händen des fremden Doctors erwachte. Wie von einem jähen Schreck erfaßt, fuhr ich auf und ſtarrte in ein liſtig lächelndes Antlitz, deſſen ſtechendes Augenpaar gar ſehr mit der ſchmunzelnden Lippe harmonirte. Auch

Erlaucht hatte ſich zu mir herüber geneigt, forſchend, ſpähend und horchend. Sie hatten mich im Schlaf als lebendiges Exempel für ihre Geſichtsdoctrin genommen, meinen Kopf nach hinten und vorn gedreht, und der Herr Querkow, Querkopf hätte er heißen ſollen, hielt mich noch wie ein Buch in Händen, um ad hominem die Beweisſtelle aufzuſuchen. Furchtſam, wie ich war, rührt' ich mich nicht. Und mein Anatom bei lebendigem Leibe ſprach juſt von Furchtſamkeit; er ſagte ſie mir auf den Kopf zu.

„Kleine Naſenlöcher verrathen allezeit den Furchtſamen“, ſagte der Mann. „Ein vorſtehendes Kinn“, ſagte er, mir den Finger unter das meinige legend, „iſt meiſt ein Zeichen von Kraft; läuft es aber in ſolchen ſpitz geſchwungenen Linien, ſo iſt Liſt im Bunde.“

„Und die Augen, die Augen?“ fragte haſtig Erlaucht.

Ich hatte die Augen weit aufgeriſſen.

„Schwarz — ſchwarz, wie kohlenrabenfinſtere Nacht“, war die Antwort des Geſchwätzigen, „ſelten ohne Kraftfülle! Wenn aber das obere Lid, wie hier, den Augenſtern ſchief durchſchneidet: viel Hang zum Geheimniß, viel Verſtecktheit — halten zu Gnaden!“

„Ja, das liegt ihm im Blute!“ murmelte der Großvater finſter vor ſich hin und warf ſich unmuthig in die Lehne zurück.

„Bitte tauſendmal um Verzeihung, Monſeigneur, nur auf Befehl Sr. Erlaucht durft' ich — mußt' ich wagen“, bat der Phyſicus, ſich mit einer widerlichen Devotion vor mir verneigend, um ſein freches Betaſten meines Hauptes vor mir zu entſchuldigen. Nur die Gegenwart des geſtrengen Herrn konnte mich abhalten, ihm ins Geſicht zu ſchlagen und eine phyſiognomiſche Betaſtung meinerſeits an ſeinen Backenknochen zu verſuchen. Aber ich war vom Reſpect gefeſſelt; ich fühlte nur, wie der Zorn mein Blut gegen die Herzkammern trieb, während ich die Zähne ſtill aneinander preßte. Der Wagen ſtieß eben hart auf. Die vorgebeugte Haltung raubte dem Doctor das Gleichgewicht, er fuhr mit der Naſe an, ſchoß wie ein Pfeil zurück und die graue Beutelperrücke, die er trug, entlud eine Wolke von Staub auf den Reichsgrafen. Das gab Grund zu einem neuen „Bitte tauſendmal um Verzeihung“, und wie er ſich von der Erſchütterung erholt, ſaß ihm das Haargeflecht windſchief, der Zopf quer über'm Ohr. Ich ſtieß halb vor Zorn, halb überwältigt von dem komiſchen Anblick des ſchäbigen Geſellen, ein helles Gelächter aus. Schäbig war der rechte Ausdruck für den Menſchen durch und durch, und wenn die Phyſiognomik lehrt, rechtskräftig vom Aeußeren auf das Innere zu ſchließen, ſo hätte ich dem armen Schlucker nicht ſeine Seele judiciren mögen. Er ſah wirklich aus, wie ein debanquirter Spieler. Auch der Reichsgraf mochte ihn jetzt ſelbſt nicht ohne ein Lächeln muſtern, wie der Schelm ſeine Verlegenheit hinter einer ſteifen Devotion zu verbergen ſuchte. Er machte, wie deutſche Gelehrte ſind, wenn ſie ihr ABC hergeſagt haben, ein gepeinigtes und gelangweiltes Geſicht, als wär' er, der über den Geiſt ſeiner Nebenmenſchen commandiren wollte, nur deren Leibeigener.

Sanct Lavatus hatte uns, wie es ſchien, einen ziemlich dürren Abſenker ſeiner Weisheit abgelaſſen. Der Rock, den der Elende trug, war vielleicht ehedem pfirſichfarben geweſen, aber ſo ausgegraut, daß er mit den ſchwarzwollenen Strümpfen und der baumwollenen Perrücke recht gut bei den Herrnhutern einen Stiefelputzer ſchmücken konnte. Großvater Erlaucht war darin eigen, daß er ſelbſt von der Landſtraße das Geſindel aufleſen und an ſeine Tafel ziehen konnte, wenn ihn der Wiſſensdurſt quälte und er ſich von dem aufgegriffenen Kehricht eine Merkwürdigkeit verſprach. Der Phyſicus hätte vielleicht für ſeine frühere Sammlung von Tollhäuslern ein Exemplar abgegeben.

In meinem Unmuthe ſah ich ſtarr zum Fenſter hinaus. Die Sonne ſtand herrlich entfaltet über dem dampfenden Wald. Ein Auge Gottes, ein heiliges Angeſicht der ewigen Urkraft, ſtand ſie leuchtend über einer traumbefangenen Welt. Und die Geſchöpfe jubelten ihr entgegen und badeten ſich im Glanze ihres goldenen Antlitzes. Alles umher war Luſt und Feier, Genuß oder Andacht; ein Grübler, der ſich pedantiſch ihre einzelnen Züge und Linien deuten wollte, war nirgends im weiten Umkreis der Natur zu entdecken.

Im nächſten Orte wurde Halt gemacht, und ich hatte bei'm Frühſtück neuen Grund, den Doctor der Geſichtsſpäherei zu verachten. Das Geſpräch über ſeine Wiſſenſchaft wurde wieder aufgenommen. Der Reichsgraf ſagte: „Es gefällt mir an Euerem Meiſter nicht, daß er zugleich den Propheten, den Heiligen macht. Man ſoll Niemandem, am wenigſten dem großen Haufen, Hokuspokus vormachen!“

„Die Wege des Herrn ſind wunderbar!“ ſeufzte der Graue und fuhr gierig über den Kapaunenflügel her, den ihm der Diener vorhielt. „Es treibt ihn nun einmal der Geiſt, in die Welt zu ziehen und zu predigen. Freilich ſollte man nicht mit Gewalt heraufbeſchwören, was in eigener Entwickelung heranwachſen muß.“

„Er ſollte es an ſich kommen laſſen“, meinte der Großvater. „Man ſoll dem Volke Nichts aufnöthigen.“

„Ew. Erlaucht haben ſehr Recht“, ſagte Herr Querkow, ſich mit unterthäniger Verbeugung den Mund wiſchend. „An ſich kommen laſſen, das iſt die rechte Maxime, zumal die halbe Welt ja ohnedies ſich brieflich an ihn wendet. Er muß in Zürich für das große Frag- und Antwortſpiel, zu dem ihn die Welt zwingt, ein förmliches Bureau aufſchlagen.“

„Wer ein Sonderling iſt“, ſagte der Reichsgraf, „der ſei's für ſich daheim. Will der Sonderling Propaganda machen, ſo ſchlägt man ihm auf's Maul.“

Der Doctor verzog ſein Geſicht bitterſüß zum Lachen; er glaubte, er müſſe hier lachen und die Rede Sereniſſimi für einen witzigen Einfall nehmen. So leicht gab dieſer Jünger ſeinen Meiſter auf.

Die Epiſode mit der Fratze von Phyſiognomen war für mich mit unſerer Ankunft in Belle Promeſſe beendigt. Mit einer inneren Empörung war in mir der Gedanke aufgeſtiegen, ob dieſer Menſch mir vielleicht als ein neuer Lehrmeiſter zugeführt werden ſollte. Ich war ſtolz, ich fühlte mich verletzt. Ein mir ganz fremdes Subject hatte mich für liſtig, für verſtockt, ja für einen Furchtſamen Angeſichts der Erlaucht erklärt und über die Entdeckung ſolcher verſiden Seelenkräfte an meinem Kopfe die Hände über ſeinem eigenen Kopfe zuſammengeſchlagen. Wäre mir der Doctor Phyſicus aufgezwungen worden, ich wäre feſt entſchloſſen geweſen, ihm gegenüber juſt die umgekehrten Eigenſchaften zu entwickeln; nicht mit Liſt, mit Gewalt hätte ich mich widerſetzt. Vielleicht hatte der regierende Herr mit dem Lavaterianer, als er ihn zu ſich nahm, pädagogiſche Abſichten für mich, aber ich hatte unterwegs über den Menſchen gelacht, und wenn ich den alten Herrn recht kannte, ſo war damit die Möglichkeit eines Verhältniſſes zwiſchen Präceptor und Zögling ein für alle Mal beſeitigt. —

Von weit mehr Belang für mich war unter den Erlebniſſen auf jener Reiſe ein Theaterbeſuch in Mannheim; ich hatte bis dahin noch keine Vorſtellung gehabt, was Komödienſpiel ſei.

An Mannheim, ſpricht man vom Theater, knüpft ſich ſo viel Glanz der Erinnerung aus der erſten Wiegenzeit der deutſchen Bühnenkunſt, daß ich hier zur Vermeidung von Mißverſtändniſſen einige Bemerkungen zwiſchenfüge. Man betrat damals jene Stadt noch nicht mit dem Gefühl der Spannung, mit der Erwartung eines Entzückens, wie etwa zehn Jahre ſpäter, als Herr von Dalberg die Bühnenleitung übernahm und dort ein Athenäum deutſcher Talente um ſich verſammelte, auch jenen „hochtragiſchen Hercules", wie Vater Wieland ſpäter in Weimar unſern Schiller nannte. Dieſer Hercules in der bretternen Theaterwiege, der für 300 Gulden jährlich

Theaterdichter war, und dafür zugleich drei Stücke zu liefern hatte, ſteckte damals noch in der Zwangsjacke des Karlherzogs von Stuttgart. In Mannheim war noch nichts weiter in's Leben getreten, als die natürlichen Bretter, die die Welt bedeuten ſollten, die nackte hölzerne Armuth der erſten deutſchen Bühne. Der Kurfürſt, der kunſtliebende Karl Theodor, hatte allerdings ſeinem Schloſſe einen neuen Flügel anſetzen laſſen, um darin den Muſen und Grazien zu opfern; allein dies Gebäude war noch ausſchließlich für italieniſche Oper beſtimmt. In der Carnevalszeit, an hohen Feſttagen des kurfürſtlichen Hauſes, wurde dort höchſt brillant Oper und Ballet gemacht; der Fürſt wendete enorme Summen darauf, lud ſich Gäſte dazu aus dem halben deutſchen Süden, hielt aber ſonſt die Anſtalt ganz als Privatvergnügen ſeines Hofes und gab dem Publicum nur gegen perſönlich geſtellte Karten den Eintritt frei. Das war nichts, was auch nur wie der Anfang einer Nationalbühne ausſah, es war ein Verſailler Hofplaiſir, das nicht einmal heimiſchen Künſten zu gute kam, wie doch die verſchrieenen franzöſiſchen Könige nur an franzöſiſche Talente die Gelder des Volkes vergeudeten. Es war darin kein Anfang einer deutſchen Bühnenkunſt zu ſuchen. Solcher Anfang machte ſich vielmehr von unten auf. Auf dem Markte zu Mannheim ſtand eine große Bude; das waren, dicht neben der Schauſtellung wilder Beſtien, die Bretter, welche damals für deutſche Kunſt die Welt bedeuteten. Wenn nebenan der Löwe brüllte und zwiſchen Eiſenſtäben den gefeſſelten Tyrannen ſpielte, tobte vielleicht mit nicht minderem Geräuſch in Apollo's

Bude ein Bajazet im Käfig, oder flötete eine in Scene geſetzte engliſche Clariſſe einen windelweichen Monolog.

Ich weiß nicht, war es Marchand, der zuerſt eine deutſche Truppe nach Mannheim führte und neben der Thierbude auf dem Markte Komödie ſpielte. Später, vielleicht gegen die Mitte der ſiebziger Jahre, kam er wieder mit einer vollſtändigeren Geſellſchaft, durch deren Leiſtungen der geiſtvolle Kurfürſt hingeriſſen, den Entſchluß faßte, Mäcen deutſcher Mimen zu werden. Er ließ dann das alte Schützenhaus niederreißen und baute an deſſen Stelle ein ſteinernes Haus für deutſche Truppen, zunächſt für die Marchand'ſche, die er auf eigene Rechnung hielt. Als er gegen Ende der Siebziger Bayern erbte und ſeine Reſidenz nach München verlegte, gab er dem Reichsfreiherrn Dalberg die Vollmacht, ihm in Mannheim ein deutſches Hof- und Nationaltheater zu arrangiren. Dalberg warb die Seyler'ſche Geſellſchaft, das geſammte Gothaer Perſonal, das der Herzog von Gotha plötzlich entließ, und mit dieſem Perſonal kamen Eckhof, Iffland, Beil, Beck nach dem glücklichen Mannheim und machten — ein Schauſpiel für Götter, kann man ſagen. Zu jener Zeit, das heißt, da ich als junger Menſch nach Mannheim kam, mußten wir noch in die bretterne Bude auf dem Marktplatz dicht bei'm wilden Löwen und bei zähneblökenden Affen vorbei, um deutſche Komödie zu ſehen.

Ganz verdutzt und angewildert betrat ich den myſteriöſen Raum; mein Hofmeiſter mir zur Seite. Ihm ſeinerſeits hätte es zu viel Ueberwindung gekoſtet, aus eignem Antrieb ein

Komödienſpiel zu ſehen. Ich verdankte es einem müßigen Abend, über den ich nach des Großvaters Befehl, vielleicht zur Vergütigung für erlittene Unbill, zu meinem Plaiſir ſelbſt zu verfügen hatte. So ungebunden, wie während der drei Tage unſeres Aufenthalts dort in einem hübſchen Gaſthauſe hatte ich überhaupt noch nicht gelebt. Es war wie eine Ferienzeit von der Studien- und Hofordnung. Großvater Erlaucht war faſt immer im Schloſſe bei'm Kurfürſten; ich weiß nicht, ob er Grund hatte, mich dort zu verleugnen; vielleicht wollte er nur ohne alles Anhängſel ungeſtört mit Karl Theodor hauſen, der auch einmal gern, wenn er ſich am Glanze der Etiquette ermüdet und geſättigt hatte, ſich in Hemdsärmeln hinſetzte und eins klugſchwatzte mit einem guten Freunde. Denn das glaube man nur nicht, daß die alten Herren, weil ſie in Perrücken einhergingen, chapeau bas und in ſeidenen Strümpfen mit ſilbernen Schnallen auftraten, nicht auch ihre Stunden hatten, wo ſie ſich vollſtändig ausſpannten. Juſt die Gêne machte die Vertraulichkeit als Entſchädigung nöthig, und ich glaube, mit der allgemeinen Ungenirtheit, die ſpäter über alle Claſſen der Geſellſchaft hereinbrach, iſt auch der Gegenpol der alten Steifheit, jener heimliche Hang zur ſüßen Traulichkeit, unter den Menſchen verſchwunden.

Dieſe ſüße Ungezwungenheit der Hemdsärmelferien verhalf mir in Mannheim zur deutſchen Komödie. Ich weiß noch ſehr gut den Eindruck meines erſten Theaterabends. Wir ſaßen erſtaunlich früh auf den Plätzen; ich hatte den Magiſter himmelhoch gebeten, pünktlich zu ſein. Es war draußen noch nicht einmal dunkel; durch die Ritze der Bretterwände lugte noch der helle Tag; drinnen liefen noch die ſchmierigen Lampenputzer herum und ſchneuzten ſich und die Lichter. Es klang, wenn ſich ein Putzer ſelbſt putzte, merkwürdig hell und gellend im öden Raume. Dieſes Vorſpiel, nebſt anderer trödelhafter Zubereitung nahm ich mit in den Kauf, da, wenn einer eine Rede halten will, er ſich doch erſt räuſpern muß. Es war „Lottchen am Hofe“, was ſie ſpielten. Ein hinreißendes Stück für ein unſchuldiges, noch uneingenommenes Herz! Welche Macht in dieſem erheuchelten Leben, welcher Zauber in dieſen Geſtalten, die nur auf kurze Zeit das ſind, was ſie ſcheinen! Was ich bis jetzt für gewöhnlich im Leben um mich ſah, dieſes regelrechte Verhalten gewiſſer Perſonen zu einander, dieſe tägliche Wiederkehr eines pünktlich befolgten Zwanges, dies Syſtem von überlieferten Vorſchriften, dies Schema eines feſtgeſtellten Frag- und Antwortſpiels, wie ich's zu Hauſe am Hofe gelernt und mitgemacht — nein, nicht jenes war eigentliches Leben, — dies Scheinleben hier zwiſchen den bunten Wänden, dieſe losgelaſſene Freiheit der Gemüther, dieſer luſtige, behagliche Verkehr der erdichteten Menſchen ſchien mir ein wirkliches, ein wahres Leben. Es war unter dieſen fingirten Perſonen ein anderes Athmen, ein anderes Sichbewegen, Sichſetzen; die Leute verſtanden ſich, das Geſchiedene fand ſich, Prinz und Kammermädchen, Hofmann und Tölpel, Alles war im Schein der hellen Lichter ſich nahe gerückt, neckte ſich, haſchte ſich, trieb in Freiheit, Luſt und Laune ein ausgelaſſenes, gottvergnügtes Spiel. Der grämliche Ernſt, mit dem am Hofe meiner Heimath die Leute argwöhniſch einander umſchlichen, wie belachenswerth kam mir das in jenen Augenblicken vor! Der Spaß, der auf der Bühne die regelrechte Gêne einer ſtandesmäßigen Aufführung beſeitigte: wie erſchien er mir mit einem Male als die einzig rechtmäßige Art zu leben! So wie Prinz Aſtolph im Stücke, meinte ich, ſollte ſich jeder Prinz, jeder junge Herr benehmen; ſo gutmüthig, und doch mit beflügelten Sohlen, dem Schmetterlinge gleich, um hin und her zu ſchlüpfen, glücklich zu machen und glücklich zu ſein.

So wie Fabriz, der Hofmann, ſollten alle Hofmänner ſein. Wie er im Stücke auftrat, ſetzt er das Gefühl ſeines Werthes rein und edel voraus, geizt nicht nach Würde, verdreht nicht gleich die Augen im Kopfe, giebt man ihm weniger, als ihm zukommt. Dabei läßt er ſich herab, docirt, philoſophirt der kleinen Bäuerin etwas vor und hat des Schwatzens kein Ende; ſo lieb und menſchlich war der Hofmann Fabriz zu Lottchen. Und dies Kind der Unſchuldswelt, noch friſch vom Thau der Wieſen, noch duftend vom ſelbſtgemähten Heu, ſtracks an den Hof verſetzt und am Putztiſch ſich beäugelnd: wie reizend in dieſem Gewirr der Empfindungen! Daheim weiß ſie den Görge, der ihr gut und treu iſt; hier hat ſie die Fülle der Götter um ſich, einen ſchönen Prinzen zu ihren Füßen. Sie wankt, das holde Kind. Wir fühlen, daß ſie wanken muß, wir wanken mit ihr; aber endlich ſiegt Görge, ſie flieht, hat überwunden! Lämmer blöken wieder, und der gute Junge ſingt und bläſt. — Hier war nun doch, obſchon Wieland daran unſchuldig, etwas Aphroditiſches, nach dem mein Herz ſo ſehr verlangte. Das Stück war eine Operette, es war voll zärtlicher, tändelnder Arietten. Der Görge ſang ſo wahr und ſchlagend:

Ein Stall voll Vieh
Mit einem Rittergute
Und einem Treſſenhute
Möcht' ich nicht ohne ſie.
Ihr Kuß iſt mir
Die ſchönſte Schnabelweide;
Kein Bock hüpft ſo vor Freude
Als mir das Herz bei ihr!

Wir lachten damals nicht, wenn die Naivetät mit bloßen Füßen oder mit Randſohlen auftrat; wir hätten gerührt mitſingen mögen; dieſe blanke Einfalt erklang uns wie ein junges Evangelium aus Arkadien. Und wenn der hart gekränkte und endlich wieder begütigte Görge mit Lottchen Arm in Arm am Schluſſe ſingt:

Ein kleiner Herr bleibt allemal
Viel beſſer als ein großer Knecht,

ſo war das eine ſehr wohlberechtigte Satyre, deren zahmer Genius ein allgemeines Wohlbehagen über die Verſammlung verbreitete.

Ein gelinder Taumel befiel mich während der ganzen Vorſtellung. Die erſten Vorkehrungen, die wir mitmachten, da wir ſo früh auf dem Platze waren, hatten mich wie mit einem Ballfieber angefröſtelt; die kargen Hängeböden, die ungehobelten Bretterſitze, dies Eingequetſche in den nummerirten Plätzen, die lebendigen Schmierlappen der prometheiſchen Lichtbringer, das Herumſchnobern der Controleurs, das Alles war illuſionſtörend und ordinär genug. Sobald aber der Raum ſich füllte, ſobald Maſſe beiſammen war, ſchwoll mir das Herz. Hier mußte etwas Bedeutendes vorfallen, hier mußten Unglück, Schmerz, Hader, Neid, Miſère und alle Pein, die ſich etwa noch von draußen aufdrängt, wie mit einem Ruck von den Schultern abgeworfen ſein, alle Kräfte ſich zu einem großen Schwung der Seele zuſammennehmen, in einen Jubel ausbrechen und gleich vielen Lichtern in eine geſammte Flamme ſchlagen. Wenn ſie Alle lachten, oder ſchluchzten, durchrieſelte mich fieberhaft die Sympathie, die geheime Freude des Gefühls, einer großen Maſſe anzugehören. So ſehr iſt noch jeder neue Menſch geſtimmt, im Theater einen Tempel für nationale Feſte zu ſehen. In den Zwiſchenacten war's mein eifrig Geſchäft mir meine Compatrioten, meine Mitbrüder, den Publicus zu muſtern. In den abgepferchten Logen uns zur Seite ſaßen, freilich ſparſam geſäet, einige ehrwürdige Allongeperrücken, die wohl eine Weile an ſich halten mußten, eh' ſie ſich an die Heiterkeit hingaben; der angelernte Anſtand erregte oder gebot ihnen dieſen Kampf. Das überwunden und mitten drinnen, ſchüttelten ſie ſich vor Lachen, daß der Eine dem Andern ſeine Locken ins Geſicht ſchlug und darob eine Staubwolke aufſtieg. Es mochten die Rathsherren der löblichen Stadt Mannheim ſein, die ſo lange ehrbar thaten, bis ſie nicht mehr konnten. Unten auf dem Boden war ein gemiſchtes Gewühl von Manns- und Frauenzimmer. Gar zu gern hätt' ich mich da unten in's Gemenge verloren. Ganz oben im Paradieſe der höchſten Beluſtigung hingen Blouſen und Hemdsärmel in behaglicher Heiterkeit über die Brüſtung. Von da ſchmetterte es auch am hellſten herunter, wenn's baaren blanken Spaß ſetzte. Zur Seite links, aber ziemlich hoch, war eine größere Loge erleuchtet, aber leer. Sie war für den Kurfürſten beſtimmt und ſeinen Hof. Erſt mitten im Stück erſchienen dort einige „Hochbedienſtete", um zu inſpiciren, wie Publicus und Plebs ſich amüſirten.

„Lottchen am Hofe" war für mich ein wichtiges Ereigniß und blieb es auch zu Hauſe am wirklichen Hofe. Auf der Rückreiſe von Mannheim nahm ich mir vor, das Stück zu leſen; es war gedruckt; ich hoffte es in der Schloßbibliothek zu finden. Der Magiſter ſagte zwar, die Operette ſei ein Stückchen von dem vielen ſeichten Schofelzeug, das die Leipziger Grazien und Muſen zu Tage brächten; Weiſſe nenne ſich der Faſelant, Hiller der Muſikant, der mit Leierkaſtengedudel das Reimgeſchwätz unterſtütze. — O, o! dachte ich erzürnt, hütete mich aber, meinem Entzücken Worte zu geben und dudelte nur eine jener hübſchen Arietten vor mich hin, während der Magiſter ſich weiter ergoß. „Dieſer Herr Weiſſe," ſagte er, „hat auch eine Poſſe geſchrieben, „die Poeten" betitult, wo der Sudler es wagt, des hohen heiligen Harfenſchwungs unſeres Barden zu ſpotten!" Nun wußt' ich wieder, woran ich bei'm Magiſter war; ich ſtand wieder vor der Barrière Klopſtock, die er mir jederzeit, wollt' ich Sprünge machen, vorſchob. Indem er Alles und Jedes vom Kothurn ſeines Lieblingsſängers anſah, verdarb er ſich allmählich jeden gemüthlichen Austauſch mit mir. „Es iſcht kei' geſund deutſcher Fetze, 's iſcht kei' Geiſcht in dem Geliedle," fuhr er fort in ſeinem Schwäbiſch, in das er einzufallen pflegte, entweder wenn er gemüthlich, oder wenn er zornig wurde und ſich gehen ließ. „'s iſcht alles nach den ländervergiftenden Buhlereien der Wälſchen!"

„Lottchen am Hofe" war nach der Ninette à la cour des Herrn Favart. Der Magiſter konnte mir franzöſiſche Lectüre nicht länger verwehren, weil mein ganzer Lebenskreis auf Kenntniß franzöſiſcher Sprache und Sitte beruhte; aber ich wollte das Stück deutſch haben und nur mit Mühe und heimlich gelang es mir, den Text von Weiſſe zu erhalten. Der wackere Magiſter eiferte juſt nur gegen das Herüberſchleppen von drüben, gegen das Wiederkäuen franzöſiſcher Koſt mit deutſchen Backenknochen. An ſich hätten die Franzoſen, räumte er ein, Fug und Recht, franzöſiſch zu ſein „nach ihrer eigenen Art," aber wir Teutſche, — er ſagte nie Deutſche, — ſollten, was unſer Gaumen braucht, ſelber bereiten oder es hübſch ſein laſſen und uns abgewöhnen. Ihm war die Behandlung der Mutterſprache eine heilige Sache, er nahm ſie wie Kirchendienſt. Sonſt war's ihm ganz recht, wenn ich mit Schneider, Friſeur und Kammerdiener die kleinen Miſèren des Lebens franzöſiſch abmachte. Was mich aber am Stücke ergötzte, war der herzliche Verkehr unter deutſchen Menſchen verſchiedenen Standes. Auch die Gellert'ſchen Schäferſpiele, an denen Deutſchland ſo lange ein großes Behagen gefunden, mochten ihre Wirkungen doch nur dem Reize verdanken, den froſtigen Unterſchied der Kaſten aufzuheben. Was keinem donnernden

Ernſt gelingt, das vermag oft der neckiſche Humor, der ſich dem Bedürfniß bequemt, ſich ſacht einſchleicht, nicht durch Ueberrumpelung erobert, durch ſanfte Schmeichelei gewinnt. Mein deutſches „Lottchen am Hofe“ that Wunder an mir. Ich ſtudierte das Stück, ich lernte es auswendig, lachte und weinte vor Entzücken, wenn ich die naiven Tölpeleien jener muntern Verſe laut her declamirte, und ſpielte hinter verſchloſſenen Thüren, bald ſo, bald anders coſtumirt, unſäglich oft die Scenen durch. Bald freilich ermüdete mich das Soloſpiel, ich hätte gern ein Weſen gehabt, das die Rolle des zärtlichen Lottchens übernahm, den Prinzen und den Görge getraute ich mir ganz gut in Einer Perſon zu. Ganz umringt von alten grämlichen Geſichtern, hatte ich nie einen Geſpielen. Mich ergriff eine quälende Sehnſucht nach einem Lottchen am Hofe.

Nach der Rückkehr vom Rhein, nach der Begegnung mit dem Doctor Phyſicus, mocht' ich daheim nichts mehr zeichnen als Köpfe, Thier- und Menſchenköpfe. Weder nach gewundenen Blumenſchnörkeln, noch nach geradlinigen antiken Figuren, ſondern nach Geſichtslinien ſtand mein Sinn, nach Naſenformen, Augenkreiſen, Mundwinkeln. Der Eigenſinn des Knaben war läſtig genug. Der Zeichnenmeiſter hatte den kleinen Vorrath von Muſterblättern bald aufgebraucht; er griff nach anatomiſchen Büchern, wo jedoch die Menſchenbildung ſich von grauſamen Meſſerſchnitten ſo entwürdigt zeigte, daß ich laut ſchrie beim Anblick dieſer verwahrloſten Geſtalten. Sanct Lavatus ward der Heilige, zu dem ich meine Zuflucht nahm.

„Nun heute hat er mir endlich aus Zürich ſeine Aufſätze mit den Köpfen geſchickt!“ Dies Wort hatte Großvater Erlaucht im Geſpräch bei Tafel fallen laſſen. Der Kammerdiener wußte, wo das Heft im Arbeitszimmer des Reichsgrafen lag. Der erſte Zeitpunkt, wo Sereniſſimus wieder von Belle Promeſſe abweſend war, wurde augenblicklich benutzt; ich verſchaffte mir heimlich das Lavater'ſche Heft und ſtürzte über die Aufklärung her, die es gab. Das war's wohin es mich trieb. Mit heimlichem Feuereifer ging ich jetzt alle Möglichkeiten menſchlicher Geſichtszüge durch, zeichnete die Formationen nach und ſuchte mir die Aufklärung aus dem Texte zuſammen. Hiernach war jeder Strich von moraliſcher Bedeutung, Tugend und Laſter, die gutartige und verbrecheriſche Naſe auf's beſtimmteſte nachgewieſen, Klugheit und Dummheit von dem Verhältniß zweier Linien zu einander, ja ewige Seligkeit und ewige Verdammniß vom Stand des Kinns zur Unterlippe abhängig gemacht. Ich wußte damals noch nichts von Raffael, von dem man ſagt, er habe ein lachendes Kind durch einen einzigen Pinſelſtrich in ein weinendes verwandelt. Aber ich erfuhr zu meinem Schrecken, daß die ſchärfſten Gegenſätze im menſchlichen Antlitz nahe bei einander wohnen, daß Tiger im Hinterhalt lauern, wo man eben noch Engel ſpielen ſah. Für den Schauder, den ich im Reiſewagen empfand, als ich vom Schlaf aufgeſtört, meinen Kopf unter den Händen des Herrn Querkow fand und ſeine dreiſten Ausſprüche über meine moraliſchen Beſchaffenheiten vernahm, für dieſen Schauder über mich ſelbſt wollte ich Entſchädigung an anderen Köpfen haben, mein Müthchen an anderer Leute Naſen kühlen.

Wenn ich im Buche auf Linien und Eigenſchaften ſtieß, die den Ausſprüchen des grauen Herrn Querkopfs über mich ſelbſt nahe kamen und ſeine Ausſage beſtätigten, ſo überlief mich's heiß. „Kleine Naſenlöcher bezeichnen die furchtſame Seele!“ Wie ich in der Handſchrift des Züricher Geſichtspropheten dieſen Satz fand, ſchrie ich laut auf vor Unwillen, ſo daß mein guter Zeichnenlehrer, der mir ſo eben eine ausgezeichnet lange Naſe vormalte, erſchreckt aufſah und glaubte, ich ſei von der Tarantel geſtochen.

„Was haben Ew. jugendliche Gnaden?“ fragte er mit gewölbten Brauen.

„Kleine Naſenlöcher hab' ich!“ ſchrie ich und hielt mir die Naſe mit zwei Fingern zu.

„Um Gott! doch etwa keinen Wurm darin!“ ſagte der ängſtlich Beſorgte; „wollen ſich Ew. Gnaden nicht einmal höchſtſelbſt eigenhändig ſchneuzen?“

Ich hatte keinen andern Wurm in mir als den Aerger, mein Geſicht auf Grundſätze angewendet zu ſehen, aller Welt die Structur meiner Seele offen halten zu müſſen, ſo daß es nun kein Geheimniß mehr gab, keine Falte des Herzens tief genug war, um vor gemeinen Blicken verborgen zu bleiben. Und dieſe Verſtecktheit, die der Abgeſandte des Sanct Lavatus mir an den Augen und am Kinn abſah, wie ſchämte ich mich, daß ſie mir ein wildfremder Menſch auf den Kopf zuſagen konnte! „Wenn das obere Augenlid den Augenſtern ſchief durchſchneidet,“ ſo hatte der Menſch geſagt, und ich fand es in Lavater's Heften wörtlich wieder, „ſo iſt's ein liſtiger, verſchlagener, treuloſer Charakter.“ Freilich ſtand auch „Feinheit“ als Attribut dieſer Augenlinien angeführt. Das hätte mich ſpäter beſchwichtigen können, aber ich wußte damals nichts von Feinheit, mich ſchmerzte blos, daß ich ein verſteckter Charakter, ein unehrlicher Menſch ſein ſollte, der Liſt und Schlauheit im Hintergrunde meiner Seele hegte. Freilich hatte ich ſchon damals, was mir das Wichtigſte im Leben ſchien, mir heimlich von den Menſchen ablauſchen müſſen. Ich haßte von jetzt an dieſen trüben Hintergrund meiner Seele, und konnte ihn doch nicht bezwingen, konnte nicht aufhören, mich auf die Lauer zu legen und meine Fühlfäden auszuſtrecken; Geheimnißvolles ſteckte von Geburt an in meinem ganzen Daſein.

„Nehmen's nicht ſo ängſtlich!“ tröſtete mich der Zeichnenmeiſter, dem ich gegen die perfide Lehre von der Geſichtsſpäherei mein Herz ausſchüttete. Es ſei wohl nur zum Spaße Alles ſo genau beſchrieben, meinte der Gute. Aber es war kein Spaß, kein Spiel, es war Ernſt für mich und — was das Schlimmſte war — ich glaubte ſchon an die heilloſeſte aller Wiſſenſchaften. Es ließ mir keine Ruhe um hinter die Probleme zu kommen, die das Buch eben ſo anmaßend ſtellte als löſte. War ich allein im Zimmer, ſo verriegelte ich die Thür, ſchob einen kurzen Spiegel zurecht, ſetzte mich davor und trieb an meinem eigenen Leibe, vor meinem eigenen Bilde, Geſichterſtudien. Ohne Eitelkeit, ohne Selbſtgenügen, vielmehr mit einem Spürſinn, der an Verzweiflung grenzte, forſchte ich an meiner unglückſeligen Fratze den Verhältniſſen nach, deren phyſiſche Zufälligkeit die pſychiſchen Nothwendigkeiten aufdecken ſollte.

Mit der Stirn, weiß ich noch, blieb ich am meiſten im Zweifel ſtecken. Ich fand geſchrieben: Hohe Stirn — eigenſinniger Charakter; doch im Verein mit deutlich hervorſpringenden Augenknochen verſprach eine hohe Stirn viel Tauglichkeit für Geiſtesarbeiten. Dies war noch nicht Alles. Es war ein ſehr ſchwieriger Fall aufgeſtellt: Wenn die Stirn, im Profil genommen, von den Haaren bis an die Brauen eine vollkommen ſenkrechte Linie machte, und dieſe Senkrechte war ganz oben gewölbt, ſo verſprach ſie einen tiefſinnigen, nachdenkenden, ruhigen Geiſt; fehlte dieſe leiſe Wölbung oben, ſo zeigte ſie gänzlichen Mangel an Verſtand. Zwiſchen dieſen beiden Polen, zwiſchen Tiefſinn und gänzlicher Verſtandloſigkeit, blieb nun mein armes Ich in der Klemme. Daß Eins zum Andern führen könne, iſt mir ſehr wahrſcheinlich geworden im Laufe der Zeiten, an mir, an Andern, am ganzen Habitus der Dinge dieſer Welt.

Nachts, wenn ich von Träumen gequält plötzlich aufwachte, mir in der Stille Licht anzündete, da überfiel mich oft eine heiße Sehnſucht, in das Antlitz meines Vaters zu blicken. Ich holte mir aus dem Verſchluß ſein Bild, ſtellte es wie auf einen Altar vor mir auf, kniete nieder und ſchaute, bis ein Strom von Thränen mir die Augen überſchüttete, in ſeine edlen, ſanften, gramzerſtörten, von den Menſchen und vom Schickſal verkannten Züge. Da waren Furchen, die ihm nicht Mutter Natur gezogen; Menſchen mit ihrem Wahn hatten dieſe ehedem vielleicht blühenden Wangen gebleicht; dies lebendige Memento mori hatte ihm nicht ein gütiger Gott auf die Stirn gedrückt. — Ich war eines Nachts vom Weinen erſchöpft und vor dem Bilde knieend, eingeſchlafen; des Morgens wurde das herabgebrannte Licht am Boden gefunden. Seitdem hatte ich Scheu, meinen Bilderdienſt mit dem „katholiſchen Antlitz“ meines Vaters den Leuten zu zeigen.

Tages über ergriff mich bei meinen Geſichterſtudien nicht ſelten eine eigenthümliche Luſt, mich an meinen Mitmenſchen zu rächen für unverſchuldete Unbill. Mein Grauen verſchonte niemand. Ich ſtellte einzelne Geſichtstheile auf dem Papier willkürlich zuſammen, brachte die entgegengeſetzteſten Eigenſchaften in ein Ganzes, mich an den Contraſten von Tugenden und Laſtern, an der Verſchmelzung von Gut und Böſe weidend. Ich componirte auf dieſe Weiſe ganz neue Phyſiognomien, creirte neue Menſchen. Zu meinem Jubel wurden dieſe Compoſitionen unter meinen Händen zu getreuen und wahrhaften Abbildern vorhandener Menſchen in meiner Umgebung, unverkennbar, wenn ſie auch hie und da durch einen teufliſchen Beiſatz um einige Grade von ihrer anſtändigen Moralität herabgeſetzt wurden. Ich war dreiſt genug, unter dieſe Zeichnungen aus freier Hand friſch weg die Namen von Originalien zu ſchreiben. Dieſe Blätter ließ ich zum Fenſter hinausfliegen, wenn ein guter Wind ſie zu verſtreuen Miene machte. Ich edirte auf dieſe Weiſe meine Caricaturen, und ſie wurden ſo geſchickt und perfid verbreitet, wie niemals Paſquille durch Poſt oder geheime Boten.

Der Wind trieb dieſe Blätter nicht blos im Hofraum herum, er trug ſie auch in die offenſtehenden Fenſter der Leute.

in die Manſarden der Kammerjungfern, in die Garderobe der Damen, die auf dem linken Flügel des Schloſſes wohnten. Oft erlebt' ich Augenblicks die Wirkungen, hörte das Gelächter der Dienſtleute, wenn die Blätter dieſen oder jenen ſtolzen Cavalier ganz getreu und doch mit einem Beiſchmack von Intrigue abconterfeiten. Dieſe ſelbſt waren nicht ſelten empört, witterten Cabale und ſetzten Preiſe auf die Entdeckung des boshaften Pasquillanten.

Noch niemals war es am Hofe meines Großvaters ſo lebendig zugegangen, denn an die Muthmaßungen und Neckereien knüpften ſich hundert Geſchichten. Selbſt der regierende Herr hatte eines Morgens auf ſeinem Bureau ein Abbild ſeines erſten Geheimrathes gefunden; ein intriguanter Windſtoß hatte es durch ſeine Fenſter geführt. Ich weiß jedoch nicht, ob er jemals Nachfrage darüber gehalten. An ſein eigenes hohes Antlitz hat ſich mein Satyr nie gewagt.

Später fing ich an zu ſilhouettiren und edirte meine Werke ohne Namensnennung. Ich hatte im Schneiden bald ſo viel Glück, daß es der Unterſchrift nicht bedurfte, um die boshaft Geſchmeichelten zu erkennen. Einen eigenthümlichen Reiz fand ich darin, feiſte und ungeſchlachte Pfaffengeſichter, wie man ſie im Würzburgiſchen und Bambergiſchen herumlaufen ſah, aus der Phantaſie und der Erinnerung zu componiren. Ich gab dieſen dicken Köpfen eine kurze dreieckige Stirn, die den Mangel an Verſtand deutlich genug ausprägt, mit einer Runzel am oberen Theil, die nach Lavater dem Geſichte den Anſtrich des albernen Erſtaunens giebt. Eine weite Entfernung des Mundes von der Naſe vollendete das Bild der Dummheit. Dickfleiſchige, wulſtige Lippen, meiſt begehrlich aufgeſperrt, fügten Sinnlichkeit und Faulheit hinzu, und ein zurückgeſchobenes, gleichſam in zwei Geſchoſſe getheiltes Kinn bürgte dem Kenner menſchlicher Dinge für die Eigenſchaft genußliebender Schwelger. Oft vergeſellſchaftete ich zu ſolchen, mit Fett und Fleiſch überladenen Köpfen ganz karge, magere Frauengeſichter, wie ſie alten Jungfern, etwa einigen penſionirten Hoffräulein im linken Schloßflügel, eigen ſein mochten, die mit langen knochendürren Hälſen, als Abzeichen der Prüderie, und mit ſchmahlen zuſammengepreßten Lippen, als Attribut des Geizes, gegen die behaglichen Herren vom katholiſchen Cölibat einen ſpaßhaften Abſtich machten. Ich fügte allezeit ein Männlein und ein Weiblein zuſammen, und dieſe gewaltſamen gemiſchten Ehen wurden Veranlaſſung zu vielfachem Aergerniß. Paßten dieſe Schattenriſſe nicht ſofort auf wirkliche Perſonen, ſo gaben ſie um ſo mehr Stoff zu ſcherzhaften, empfindſamen oder auch böslichen Vermuthungen. Ich glaube, der Herr Querkow, der im Grunde an alle dem Schuld war, hätte an meinen Geſichterſchneidereien ſeine Freude gehabt. Eine Zeitlang hielt man ihn für den Autor dieſer Bilderſatyren. Doch war er bald nicht mehr in unſerer Nähe. Er hatte ſich am Hofe gut herausfüttern, anſtändig coſtümiren laſſen, und wurde dann als Bezirksarzt in einen abgelegenen Landestheil verſetzt, bis er, auf unehrlicher Verwaltung einer Caſſe ertappt, gänzlich entfernt wurde.

Zu meinen Geſichterſtudien geſellte ſich bald auch das

Studium der Toilette, und mit beiden, mit Mimik und Coſtümirung, hing meine Neigung zum Komödienſpiel zuſammen. Jemehr ich auf des Großvaters Geheiß, um in der Tournüre gefördert zu werden, mit Ninon und ihrer Umgebung in Verkehr trat, deſto mehr fand ich den Uebergang zu alle dem. Ich war bei Ninon bald täglich ſtehender Gaſt im Salon.

Schon vor dem Beginn der abendlichen Geſellſchaftsſtunden ſaß ich manche müßige Stunde, in jenes brütende Nichts verſunken, zu dem Alle, die bei Hofe antichambriren, verdammt ſind, in jenem ſchönen Corridor, der mit den anſtoßenden vertrauteren Gemächern zum Empfang der Fremden und für den ſtehenden Abendcirkel hergerichtet war. Ich hatte mir oft genug die Wände hinlänglich betrachtet, die Falten der Gardinen gezählt, die großen Blumen in den Teppichen, wo jede wie die andere war, verglichen. Hinter der Tapete, die einen Winkel des Salons abtheilte, ſtand ein Fauteuil mit ſammtnen Backenwänden. Vom Fauteuil bis zum roth damaſtenen Vis à vis mitten im Raum waren genau acht Schritte. Dort ſah man ſein eignes Bild im Spiegel, das neueſte Heft des Petit Courier des dames lag auf dem Tiſchchen, man konnte die neueſte Mode ſtudieren, ſeinen eignen Anzug im Trümeau danach muſtern. Da die Toilette damals ein Syſtem von Scharfſinnigkeiten war, gab ſie ſelbſt denkenden Köpfen Stoff. Phantaſie und Witz drehten ſich in erleſener Geſellſchaft oft nur um Bergetten und Manſchetten; man war witzig, man war ſchöpferiſch in der Toilette. Man fühlte ſich hier in Fräulein Ninon's Reich; man mußte hier, wollte man Gnade finden, ganz und gar „auf vier Nadeln gezogen" ſein. Das Raffinement der Etiquette war an einem Hofe, wo die Dame des Hauſes nicht erſchien, durchaus nicht angebracht, man trat damit nicht „in Blüthe," der Toilette fehlte die mise-en-scène; aber Fräulein Ninon war eine theoretiſche Tyrannin, ſie hielt das ganze Perſonal möglichſt in beſter Façon, in allerhöchſtem Zuſtande und jeden Augenblick bereit, um große Scene bei Hofe zu machen.

Wenn ich dort ſaß und ſann, zog ich Papier und Scheere hervor und ſchnitt Geſichter. Ich hätt' ſie vor Langerweile mit den eigenen Muskeln im Spiegel vor mir ſchneiden können, aber ich ſchnitt ſie in Papier. Während deſſen kamen Leute und gingen, man verneigte ſich und dankte; es war immer paſſagères Publicum dort. Mit einem kleinen Hohlſpiegel, den ich mit mir führte, faßte ich jede Fratze auf, die in's Zimmer trat, verfolgte ſie im concaven Spiegelbilde, bis ſie verſchwand, und ſchnitt danach die Silhouette. Ich hatte mit der Zeit wirklich die Fertigkeit erlangt, auf den erſten Blick jedem Geſicht das abzuſehen, was es vorherrſchend bezeichnete. Auf die Kammerdiener macht' ich meiſt eine Caricatur, die jeden auf das ihm entſprechende Thiergeſicht reducirte und ihn doch genau erkennen ließ. Die jungen Zofen kamen entweder als Kätzchen oder Gänschen unter meinen Händen zum Vorſchein. Dieſe Blättchen ſtreute ich dann im Saale herum. Fräulein Ninon, die mir am häufigſten unter die Scheere kam, hatt' ich niemals gewagt zu entſtellen. Sie hatte für mich wie alte Jungfern überhaupt etwas Rührendes, vielleicht juſt deshalb.

weil ſie ſo leicht die Zielſcheibe des rohen Uebermuthes werden. Dabei zweifelte ich faſt ſo wenig wie ſie ſelbſt, daß ſie in ihrer Jugend einmal hübſch geweſen; ſie trug die Ruinen einiger ehemaliger Reize noch zur Schau; einige kleine, unleugbare Entſtellungen, von den Pocken verurſacht, erhöhten jedoch nur ihr Raffinement, die Sternchen und Monde im Geſicht, wie man die ſchwarzen Schönpfläſterchen nannte, vortheilhaft anzubringen. Sie erſchien in ihrer Parüre immer wie ein vollendetes Meiſterſtück der Kunſt, jeden Tag neu, immer wie friſch herausgetreten aus dem neueſten Heft des Petit Courier. Ihr Kopfputz mit den Blumen, Federn und Vögeln war jederzeit eine Aufgabe für meine Kunſt; faſt noch mehr, ſeitdem ich die phyſiognomiſchen Studien trieb, die Art und Weiſe, wie ſie dem Charakter ihres Anzuges angemeſſen das Schönpfläſterchen trug. Dieſe Sternchen bracht' ich weiß auf's ſchwarze Papier, in welches ich die Silhouette ſchnitt, ganz leiſe, ganz hingehaucht, wie ſie's nannte. Es gehörte wirklich ein Studium dazu, um die Nüancen dieſer kleinen Dinger, die wir ehrlichen Deutſchen breitmäulig genug Pflaſter benannten, richtig zu kennen. Saß die Mouche breit auf der Stirn, ſo hieß ſie majestueuse. Der ganze Anzug war dann pomphaft, wenigſtens prachtvoll; Feierlichkeit war die Stimmung, die dazu paßte. Saß ſie im Augenwinkel, ſo erhöhte ſie das Feuer des Blickes, gab dem Auge eine durchglühte Leidenſchaft; die Mouche hieß dann passionnée. Mitten auf der Wange nannte man ſie galante. Ninon hatte ſie dort nur in den Tagen ihres Lenzes getragen, hielt auch nicht ſehr darauf, daß die jungen Hofdamen die galante Mouche auflegten. Noch weniger duldete ſie das Sternchen auf der Lippe, la coquette genannt. Aber die enjouée, in der Falte, welche der Mund beim Lachen bildet, verſchmähte ſie doch nicht, obſchon ſie nie lachte; auch nicht die baiseuse im Mundwinkel, obſchon ſie nicht küßte. Die effrontée auf der Naſe trug ſie nur, wenn ſie zornig war; am häufigſten mußte ſie ſich zur receleuse bequemen; das war der kleine, auch wohl große Vollmond, den man auf Leberflecken und Narben ſetzte. Jede Mouche gab dem Geſicht eine andere Stimmung. Es war nur ein Uebelſtand, daß die Stimmungen im Geſicht wechſelten, die einmal aufgeſetzte Mouche aber dieſelbe blieb. Stand Fräulein Ninon heiter auf und wählte die baiseuse zum Anzuge, ſo blieb dieſer ſchmunzelnde Zug um den Mund, auch wenn ſie zu Mittag mit den Wolken des Zorns auf der Stirn erſchien; dies gab dem ganzen Geſichte einen lächerlichen Widerſtreit. Die Profile nahmen ſich dann ſehr verſchieden aus; Ninon links war oft heller Sonnenſchein, Ninon rechts ein drohendes Gewitter. Wie dem auch war, meine Silhouetten von Fräulein Ninon gaben getreulich Weiß auf Schwarz die Mouchen wieder, den Kopfputz dazu mit allem Gehängſel von Netzgeweben, wie ſie's trug. Die feine ſchlanke Naſe, die ſchöngehobene Stirn, der lächelnde Anſtand der Lippe, die graziöſe Majeſtät in der Haltung des freilich etwas langen Halſes — alles das gab ich auf's gewiſſenhafteſte, und jedesmal in einer Glorie von Jugendlichkeit, wie Ninon vielleicht vor dreißig Jahren ſich ſelbſt in ihren Träumen erſchienen war. Die Gute war entzückt, wenn ihr der Kammerdiener das fertige Bild, ſauber eingewickelt, überbrachte. Monseigneur! ſagte ſie jedesmal neu überraſcht, und gab in einigen hingeflüſterten Worten ihrem geſchmeichelten Wohlgefallen Raum. Wir machten glänzende Verbeugungen vor einander, und ſie ſchwand wie ein alter Zephyr, der wohl noch fächelt, aber nicht mehr betäubt. Dieſer ziemlich ſtumme Verkehr zwiſchen uns dauerte lange genug. Sollte man es wohl glauben, wie boshaft der Leumund bei Hofe iſt? Man flüſterte ſich zu: die Alte erſchiene meinetwegen ſo oft im Corridor, machte meinetwegen dieſe täglich neu ausgeſuchte Toilette.

Spöttereien gegenüber iſt ein junger Menſch nie ſicher vor Scham und Schwäche; ich ſchämte mich plötzlich des zarten Trödels mit der Alten. Sie kam jedesmal, wenn ich ſaß; ich ſchnitt ihr Geſichter, aber nicht mehr in Papier; ſie legte Schminke, Sternchen, Monde, Sonnen, ein ganzes Firmament auf; ſie coiffirte ſich à deux miroirs, ſtaffirte ſich à quatre épingles, parfümirte ſich à mille fleurs, — vergeblich, es erfolgte keine Silhouette mehr, mein Auge blieb für ſie blind. Sie ſchien außer ſich, ſie wollte vielleicht verzweifeln, aber ſie trug ihr Unglück groß, mit Würde. Sie ließ es nicht merken, daß es ihr Verdruß machte, nicht mehr Gegenſtand meiner Studien zu ſein. Oh, Monseigneur, que Vous êtes — langweilig! war ihr höchſter Zornausbruch, wenn ich ſie nicht mehr ausſchnitt. Sie bediente ſich nur im Zorne halb und halb deutſcher Worte.

Eines Abends war ich ziemlich früh eingeladen; meine

Lection mit dem Magiſter ward unterbrochen. Ich ging im Saale auf und ab und ſetzte mich endlich, da Niemand kam, hinter der ſpaniſchen Wand auf den Seſſel. Nicht lange, ſo rauſchten ſeidene Roben durch die Thüre. Es war nicht die Alte, es waren zwei junge Frauenzimmer, die in Ninon's Schule den Dienſt lernten. Ich weiß nicht, hatte ich ſie früher als Gänſe oder als Enten ſilhouettirt. Sie nahmen Platz auf dem Vis-à-vis.

„Iſt Monſeigneur ſchon bei Sr. Erlaucht?“ fragte die Eine den Kammerdiener, der ſo eben die Kronleuchter angezündet.

„Noch nicht!“ war die Antwort. Der Diener, der mich hergeleitet, war abgelöſt, der neue hatte den Saal betreten, ohne mich zu ſehen; ich war im ſicheren Verſteck. Ich hörte franzöſiſch flüſtern. Als der Kammerdiener das Zimmer verließ, machten ſich die Damen deutſch Luft. Sie ſeufzten, ſie dehnten, ſie reckten ſich wie junge Füllen.

„Gott im Himmel!“ ſagte die Eine, „die Alte erſcheint heute in den Papageidurchwirkten! Sie will ihn durchaus erobern.“

„Sie ſollte in ihrer Robe von erſtickten Seufzern auftreten,“ ſagte die Andere, „das iſt jetzt das Neueſte aus Paris, die Garnitur von überflüſſigem Bedauern.“

„Oder ein Häubchen von ſicherer Eroberung aufſetzen, mit flatterhaften Federn und niedergeſchlagenen Augenlidern eingefaßt.“

„Nein, nein!“ war die Entgegnung der Erſten, „ſie will durchaus mit Papageien wirken, es iſt ihr Höchſtes und Letztes.

Und die Ramage auf dem Kopfe iſt pompös; ſie bildet eine Krone, unter der ſich zwei Paradiesvögel ſchnäbeln.“

„Nun, wenn das nicht zieht, ſo bekommt ſie Vapeurs!“ lachte die Zweite. „Vielleicht würde das Monſeigneur zum Erbarmen reizen.“

„Nun man hat Beiſpiele! Die wirkliche Ninon hatte noch in ihrem achtzigſten Jahre une belle aventure. Vielleicht daß Graf Joſeph ſich entſchließt“ —

Die Mädchen kicherten und ſteckten ihr Geſicht in die Kiſſen des Kanapee's; ich hörte nur leiſes Ziſcheln, dann wieder Lachen, das bei der Einen plötzlich in ein lautes Nieſen ausbrach.

„Que bien Vous fasse!“ rief ich und ſprang mit Gepolter hinter dem Schirme hervor. Wie Spreu vor dem Winde ſtoben die Erſchreckenen auseinander. Zum Glück für die tödtlich Erſchreckenen trat auch die Oberſthofmeiſterin ins Zimmer, nobel und gehalten, wie immer, und mit außerordentlichem Eifer coſtümirt. Sie ſtrahlte wirklich in den Papageidurchwirkten; zwei rothe Vögel ſchwankten über ihrem Kopfe mit den Schnäbeln zuſammen. Doch man war damals an ausgelaſſene Phantaſtik in der Toilette gewöhnt. Sie trat zagend und ungewiß zu mir heran, in ihrer Verbeugung lag nicht mehr die alte Zuverſicht. Wie ich ſie ſcharf fixirte, entdeckte ich erſt das ungewöhnliche Zugpflaſter, das ſie aufgelegt.

„Mon Dieu!“ rief ich exaltirt, „avec un assassin!“

Sie hatte ſchräg unter dem Auge eine Mouche von gigantiſcher Form. Ich weiß nicht, wie man das Ding hieß, aber ich taufte es keck und ſchlagend. „Räuber des Herzens“, declamirte ich, „wenn andere deiner unſchuldigen Brüder verwunden, du — du mordeſt!“

Ich ſank in die Kiſſen des Kanapee's, ſtürzte über Papier und Scheere her, die ich auf dem Tiſche fand, und bückte mich tief nieder, anſcheinend aus Eifer, in Wahrheit aber, um die Lippen über einander zu klemmen. Wie ich aufblinzte, ſchritt Ninon an uns vorüber. „Monseigneur, j'ai l'honneur!“ ſagte ſie mit einer Verbeugung der feinſten Grazie und rauſchte fort: das Bewußtſein ihres Triumphes lag in dem ſtolzen Blicke, der über die jungen Mädchen fortgleitete. Wie die Thüre hinter ihr ins Schloß fiel, warf ich mich rücklings über den Seſſel und brach in ein ſchallendes Gelächter aus. Ich hatte lange zurückgehalten, ich ſchüttete mich vollſtändig aus, die Augen gingen mir über. Wie ich ſie mit Gewalt aufriß, ſtand die Alte wieder mitten im Zimmer, hoch aufrecht, eine Säule voll Zorn und Wuth, die Papageien in der Ramage bebten und hackten ſich wild in die Schnäbel. Ich war beſchämt, wie ſie den Finger drohend emporhob. Sie ſah mich lange ſtrafend an: „Monseigneur,“ ſagte ſie endlich mit geringſchätzendem Hohne, „Monseigneur, fi donc!“ Dann winkte ſie der Einen der jungen Damen und verſchwand mit ihr. Die Andere blieb am Fenſter ſtehen; Ueberraſchung und Verlegenheit hatten ihre Füße gefeſſelt.

Es war ſehr ſtill im Raume. Ich ſaß im Seſſel, nahm die herabgefallene Scheere zur Hand und ſchnitt ein neues Geſicht, ein junges, blühendes, — juſt das Geſicht, das mir halb abgewendet zum Fenſter hinaus ſah und mir das niedliche Profil überließ. Es war ein hübſches Blondchen, blauäugig, ſanft gerundet, eine leicht aufgebaute und doch entſchloſſen feſte Geſtalt, wie ſie Vater Jupiter aus ſeinem Gehirn entließ und Minerva nannte. Und für die hatt' ich keinen Sinn bisher gehabt, hatte ſie wohl gar als Gänschen conterfeit!

„Sie hat's gemerkt, die Alte!“ ſagte ich zur Kleinen.

„Monſeigneur war ſehr übermüthig,“ eiferte ſie dreiſt, „wir werden das Alle lange Zeit zu büßen haben.“

„Ich will's gutzumachen ſuchen,“ ſagte ich gerührt.

„Der Spott war zu arg!“ ſchmollte ſie und ſchlug mit dem Finger auf's Fenſterbrett. „Man darf nicht unartig ſein!“

„Mademoiſelle!“ ſagte ich und ſtand auf. — Sie kühn zu ſchelten, wollte mir nicht über die Lippen. Sie redete mit mir und ich kannte ſie nicht; das war keck genug; ich hätte ſie demüthigen können. Wie ich aber in ihr Auge blickte, in dies Gemiſch von Trotz und Schelmerei, fühlt' ich mich entwaffnet, wollte näher treten, ihre Hand faſſen, ſtand und zögerte und fühlte die erſte zärtliche Empfindung meines Lebens durch meine Pulſe zittern. Wie ein Schreck überfiel mich plötzlich eine Entdeckung. Dies Geſicht hatte ich ſchon geſehen. Aber wo und wie? Hatte ſie Aehnlichkeit mit der kleinen Blondine, die in Mannheim das Lottchen am Hofe ſpielte? Oder that mir der Zufall den Gefallen und ſprang mir zu Liebe in meine Wünſche, in meine Gedanken mitten hinein? Aber nein, ich hatte ſie ſchon hier am Hofe geſehen, geſprochen — richtig! im Parke am erſten Morgen, den ich in Belle Promeſſe hungernd und dürſtend verlebt. Es war die Kleine, die mir die erſte Morgenatzung gereicht. Ich ſchwelgte plötzlich in dem Gefühle, ich ſei der Prinz Aſtolph im Stücke und die Kleine die ländliche Schöne in der Toilette der großen Welt. Aber wie kam ſie in das Hofkleid? Wie hatte die Etiquette ſie gewürdigt, hier zu erſcheinen? Sie war ja eine Förſterstochter, eine Gärtnersnichte und brachte den Arbeitern ihr Frühſtück.

Das Räthſel war bald gelöſt. Sie war es, Minchen, die Förſterstochter, die zu ihrem Ohm, dem Hofgärtner, geſchickt wurde, aber nicht um dort ihre Exiſtenz, ſondern den Aufſchluß über ihre bisher dunkle Geburt zu finden. Das Teſtament eines plötzlich in Belle Promeſſe geſtorbenen Hofcavaliers erklärte ſie für deſſen Tochter und Erbin. Die Juſtiz hatte die Rechtmäßigkeit der letztwilligen Verfügung anerkannt und Ninon ſich des Waiſenkindes erbarmt. Kurz vor meiner Reiſe nach dem Rhein war Wilhelmine in den Dienſt getreten, war alſo ſchon in meiner Nähe, in meiner Berührung geweſen, hatte aber nie ein Wort von unſerer Bekanntſchaft im Parke fallen laſſen. In der Ueberraſchung und Freude hatte ich Mühe, meine Bewegung zu verbergen. Ich war ſo verworren, daß ich die Scenen im Parke mit Scenen im Stücke auf der Mannheimer Bühne verwechſelte. Wie ich leiſe nach dem kleinen Finger ihrer Hand griff, die ſie mir ſchüchtern entzog, zitterte ich ſo heftig, als ertappte ich mich auf einem Verbrechen. Ich ward kecker, ich legte den Arm um ihre Mitte; da ſprang ſie zurück und ſah mich wild an, indem ihr ein Strom von Thränen aus den Augen ſtürzte.

„Wollen auch Sie noch zu meinen Verfolgern gehören?“ ſagte ſie ſchluchzend. „Bin ich nicht ſchon unglücklich genug? Erſt bin ich eines Förſters Kind; dann ſagen ſie mir, ich gehörte an den Hof, mein Vater ſei ein Cavalier geweſen, und ſtecken mich in die ſteifen Kleider zum Erſticken! Draußen im Walde war es ſo ſchön!“

Gott im Himmel, dacht’ ich, das iſt ja beinahe mein eigener Fall. „Lottchen!“ rief ich ſehnſuchtvoll aus. Sie lachte plötzlich laut auf und ſagte: „Monſeigneur, ich heiße Minchen!“ — So ſylphenhaft raſch wechſelte ihre Stimmung. Mit einer geſchickten Tanzbewegung entwand ſie ſich mir und huſchte mir aus den Händen zur Thür hinaus. — Ich durfte ihr nicht folgen. Ein Lakai trat mit der Meldung ein, der Thee werde heute Abend einzeln auf den Zimmern ſervirt. So ging ich betäubt zu meinem Magiſter zurück, der bei der Lampe ſaß, um in der Offenbarung Johannis noch einige Aufklärungen zu finden. Ich für meinen Theil hatte als Prinz Aſtolph mein Lottchen am Hofe gefunden.

„Wir machen noch einen kleinen Gang durch den Hain unſeres Barden!“ ſagte der Magiſter, indem er die Apokalypſe zuſchlug und nach dem Klopſtock langte, — „mir zur Erholung, Ihnen zum wohlthätigen Schwung der Lebensgeiſter, lieber Graf!“

Wir machten noch einen Stelzengang auf Klopſtock’ſchen Füßen; ich ſtolperte hin und her, ſcandirte unſinnig, war für allen Odenflug verdorben. Lottchen am Hofe war mein Gedanke, ein armes kleines Mädchenherz mein Sinnen und

Trachten. Ihrer erſten idylliſchen Welt entzogen, hier in die Schnürbruſt der Etiquette gepreßt, launiſch aus Verzweiflung, gequält und verſpottet, lachend und weinend: ſo ſtand ſie vor mir in ihrer rührenden Geſtalt. Ich hätte faſt eine Ode in Steifleinen auf ſie gemacht. Ich gehöre zu ihren Verfolgern, ſagte ſie! Hatt' ich nicht allen Grund, ſie zu verſöhnen, ihr wohlzuthun? Wie aber kann man einem Herzen anders wohlthun, als wenn man es liebt!

Wir waren uns beim Thee ſehr verquer, der Magiſter und ich. Er ſprach von den allerhöchſten Angelegenheiten des Geiſtes; ich dachte an die allerdringendſten meines Herzens. Ich ſchützte Müdigkeit vor und ging früh ſchlafen. Der Magiſter ſetzte ſich wieder zur Offenbarung Johannis, ich hörte ihn im Nebenzimmer die Blätter wenden, das Licht putzen; ich hörte ſein leiſes Räuſpern, ſeine alte Gewohnheit, wenn er auf Schwierigkeiten ſtieß. Ich drückte meine Augen heftig in die Kiſſen, ich ſchluchzte und entlud in einem Strome von Thränen mein kindiſch bewegtes Herz.

Nach einer Weile ſchlich der gute Peterhagen auf Socken durch mein Cabinet. „Schläft man noch nicht?“ fragte er ruhig. — „Lieber Herr Magiſter!“ ſagte ich, und er trat vor mein Bett. Ich brauchte einen Menſchen, einen Vertrauten, ich hatte ja Schmerz, ich fühlte zum erſten Male das Bedürfniß eines Freundes. Wie er ſo vor mir ſtand, der gute breitſchulterige Magiſter, mit dem Beruf, Laſten zu tragen, aber zugleich mit dem dürren, prüfenden Blick und der langen Examinationsnaſe: da entfiel mir wieder der Muth zur Beichte. Ein Mondſtreifen fuhr hell durch's Zimmer über den Magiſter hin bis über's Bett. Ich hatte nach ſeiner Hand faſſen wollen und griff in's blaue fahle Licht des Nachtgeſtirns.

„Lieber Magiſter," ſagte ich, „giebt es nicht Menſchen, die Nachtwandler ſind?"

„Gar kein Zweifel," ſagte er ruhig, „es giebt Menſchen, die Nachtwandler ſind."

„Muß man erſt geſtört ſein im Gehirne, wenn man nachtwandelt?" fragte ich.

„Ein abnormer Zuſtand mag damit eintreten," war die Antwort, „Verrücktheit wohl noch nicht."

„Ich danke," ſagte ich, „es tröſtet mich, ich hoffe nicht, daß ich Anlage zum Nachtwandeln habe."

„Hoffen?" corrigirte der Magiſter.

„Fürchten, will ich ſagen, denn ich fürchte es."

„Fürchten wir dieſes nicht," beruhigte mich der Gute.

„Gute Nacht, lieber Magiſter!"

„Gute Nacht, Monſeigneur Joſeph!"

Er ging. So gerührt hatten wir noch nie Converſation gemacht. Der Mondſchein aber blieb, und ich dachte: welche Nacht hat Mina-Lottchen drüben im linken Flügel? Ich ſtand auf und trat an's Fenſter. Drüben blinzelte ein kleines Licht, ein Irrlicht für ein rathloſes Herz. Wenn ich ein Mondſüchtiger wäre! dachte ich, denn ich hatte keinen Muth bei wachen Sinnen den Nachtwandler zu ſpielen. Wie hätte ich auch die ſteilen Wände hinunter und hinaufkommen können! Mondſucht und erſte Liebe ſind Spielkameraden.

Wenige Tage nach jenem Vorfalle war Ninon's Geburtstag. Ich ſchnitt, um die Gute zu verſöhnen, ihre Silhouette mit beſonders ſchmeichelhafter Sorgfalt auf grauem Silberpapier mit ſchwarzen Schattirungen, die ich mit der Feder anbrachte, die Mouchen ſilberweiß glänzend. Ich ſchrieb darunter: Ninon la seconde, und überſchickte es ihr mit Begleitung einiger franzöſiſcher Verſe. Auf flammenrothem Papier, mit goldenen Arabesken oben und unten, kam die Antwort alſobald. Sie lehnte es ab, Ninon zu heißen, auch nicht deutſche Ninon. Ihre Verſe ſchloſſen mit dem Reime:

Faible et friponne tour à tour
Ninon eut trop d'amans pour connaître l'amour!

Am nächſten Abend erſchien ſie wieder im Corridor. Wir ſaßen im Vis-à-vis, auch Minchen kam und wir machten Converſation comme il faut. Ich declamirte die obigen Verſe, die ich ſo eben in einem franzöſiſchen Claſſiker geleſen zu haben behauptete, und fragte die Oberſthofmeiſterin ſehr täppiſch, ob man wirklich nur Einmal im Leben lieben könne.

„Man ſagt, nur Einmal!“ erwiederte Ninon. „Sprechen wir aber von andern Dingen, Monſeigneur!“

Ich erzählte von meiner Rheinreiſe und lenkte bald auf die Komödie in Mannheim ein. Bei meiner Schwärmerei für das deutſche Singſpiel hatte ich ganze Scenen auswendig gelernt und ſagte ſie her. Da es der Alten nicht mißfiel, ſo war ich auf dem Punkt, auf welchen ich ſteuerte. „Wir ſollten es aufführen,“ ſagt' ich, „in Ihren Zimmern, aber deutſch, wie ich es in Mannheim geſehen!“

„Une pièce tudesque? Quelle idée!" ſagte Ninon. Aber ſie gab doch die Erlaubniß, daß Minchen und die andern Fräulein das Stück auswendig lernten. Faſt Jede war im Stande, das Lottchen zu ſpielen, Wilhelmine aber zumeiſt. Während die Alte im Fauteuil ſaß, führten wir auf friſcher That ganze Scenen vor ihr auf. Der Inhalt ſchlug eigentlich in Ninon's Geſchmack, die Examinationen zwiſchen Prinz Aſtolph und Lottchen, das Frag- und Antwortſpiel mit dem Hofmann Fabriz fand ſie ganz leidlich. Zu Görgen's Liedern rümpfte ſie jedoch die Naſe. Hier plumpte die deutſche Derbheit gräulich mitten durch. Wie ich anfing: „Den Stall voll Vieh — Möcht' ich nicht ohne ſie" — fragte ſie: „Vieh? fi donc!" und verbat ſich die „Schnabelweide" ſammt dem „Bock voll Freude". Andere Stellen paſſirten auch nicht unangefochten. Der Prinz im Stücke zählt ſeiner ländlichen Geliebten die Elemente des Hoflebens vor; er nennt ihr unter den Inſtrumenten, mit denen man bei Hofe agirt, den Putztiſch.

„Putztiſch!" wiederholte Ninon, „c'est un mot comme un éléphant!" — Wir ließen uns nicht ſtören und recitirten. Lottchen im Stücke fragt: „Der Putztiſch! was iſt das für ein Ding?" Als Prinz Aſtolph gab ich dann die witzige Erklärung: „Es iſt ein Thron, wo die Kunſt triumphirt, ein Altar, wo man den Grazien opfert."

„C'est bien charmant!" ſagte Ninon.

„Durch ihn", fuhr ich pathetiſch fort, „kehren die verfloſſenen Jahre zurück."

Ninon ſenkte den Fächer, zum Zeichen ihres Unwillens;

ſpäter ließ ſie ihn zu Boden fallen, zum Merkmal, daß etwas Unerhörtes geſchehen, das man zur Wehr des guten Anſtandes unterbrechen müſſe.

„Durch das glückliche Wunder einer Schminke deckt man“, ſagte ich ſtürmiſch, „die Furchen der Jahre zu, und durch einen angenehmen Betrug weiß der Pinſel, ein Nebenbuhler der Natur, die Blüthe eines jugendlichen Geſichts wieder hervorzubringen. Man iſt jeden Tag gleich ſchön; man belächelt ſich ſelbſt mit einer ſiegreichen Miene, die Schönheit wird ſchöner, dauerhafter, ja unſterblich.“

Mit dieſen Worten hatte ich ihren Fächer erhoben und überreichte ihn kniebeugend. Sie verbeugte ſich und ſagte: „Ah, Monſeigneur!“ Die Hoffräulein, Perſonal und Publicum in Einer Schaar, nagten an den Lippen.

Das Weſen des Fächers war im Stück nicht minder ein Moment der Philoſophie der Toilette, wie ſie der Hofmann Fabriz entwickelte. Lottchen hatte wieder auf Deutſch ihr Qu' est-ce que ça? zu fragen. Indem ich mich, einige Runzeln im Geſicht affectirend, mit pedantiſcher Wichtigkeit vor ihr brüſtete, ſagt' ich als Fabriz: „Der Fächer, mein Kind, iſt das nützlichſte Werkzeug des Wohlſtandes und des Vergnügens. Dieſes zerbrechliche Bollwerk vor den Augen öffnet der Schamhaftigkeit“ —

„Schamhaftigkeit?“ rief hier Ninon, „mot ridicule!“

„— der Schamhaftigkeit eine ſichere Freiſtatt und befriedigt zugleich die Neugier. Indem man einen Blick durch ſeine kleinen Zwiſchenräume wirſt, kann das Auge in größter Sicherheit einen Liebhaber“ —

„Liebhaber!“ ſagte Ninon, „mot dromadaire!“

„— einen Liebhaber bemerken und ſeine Nebenbuhlerinnen richten. Vermittelſt ſeiner Hülfe kann man die Schamhaftigkeit ſelbſt hintergehen“ —

„Fi donc!“ ziſchelte die Alte.

„Alles prüfen, Alles hören, über Alles lachen, ohne Nachtheil ſeiner Ehre.

Rauſchend geht er auf und zu
Wenn Verdruß und Zorn ſich regen;
Aber iſt das Herz in Ruh',
So wird er ſich ſanft bewegen,
Und in loſen kleinen Schlägen
Sagt er Schäferſtunden zu.“

„Schäferſtunden,“ rief Ninon dazwiſchen, „mot rhinocéros!“

„Witz, Talente, Geiſt, Verſtand
Weiß er künſtlich vorzulügen,
Und geführt von ſchlauer Hand,
Herz und Augen zu beſiegen;
Ja, er ſchlägt bei Liebeskriegen
Alles ohne Widerſtand.

In den Händen eines ſchönen Frauenzimmers iſt er das Scepter, womit die Eitelkeit allen Sterblichen gebeut.“

Hier bracht' ich wieder, zu Ninon gewandt, meine Huldigung dar, die ſie annahm, ohne ſich jedoch enthalten zu können, die deutſchen Ausdrücke: „ſchlau“, „Liebeskriege“, „ſchönes Frauenzimmer“, als plumpe Dummheiten zu verwerfen. Und ſie hatte Recht, die gute pedantiſche Schulmeiſterin des

Schönen und Feinen; die deutſche Sprache war im Spiel mit den Grazien damals ein rechtes Kalb.

Mit einem gewiſſen heimlichen Jubel aber trugen wir die Definition der Vapeurs vor, für welche der Deutſche noch heute keinen Ausdruck gefunden hat, weil glücklicherweiſe die Bedeutſamkeit dieſes Begriffes bald wieder aus der Welt verſchwand.

Lottchen im Stücke fragt: „Was ſind Vapeurs für Dinge?“ Und als Fabriz declamirte ich: „Die Wahrheit zu ſagen, man weiß es nicht genau. Es iſt ein Talent, eine Kunſt, deren ſich ſowohl der Haß wie die Liebe immerdar zur gelegenen Zeit zu bedienen weiß, eine gewiſſe veranſtaltete Unordnung, die ein Ungefähr zu ſein ſcheint. Aber es gehört dazu viel, ſehr viel Geſchick. Will man zum Exempel einen Liebhaber auf die Probe ſtellen, ſo iſt es die Kunſt, mit Anmuth, mit Grazie, mit Empfindung in Ohnmacht zu fallen. Eine Schöne intereſſirt allezeit in dieſem Zuſtande: da giebt es ein ſüßes Schmachten — ein rührendes Schluchzen — herzeinnehmende Seufzer — alles ſchlaue Kunſtgriffe, womit die feinſte Liſt die Begierden anfacht und doch dabei den Wohlanſtand in Sicherheit ſetzt.“

Ich hatte das mit ſehr viel Empfindung und ſo ergreifend wie möglich vorgetragen. Ninon machte ſchließlich ihr gravitätiſches Geſicht; ſie ſah dann wie eine Oberprieſterin aus, die ihrer Gottheit, dem Anſtande, einige bedeutende Opfer auf dem Altare darzubringen gedenkt. „Die deutſchen Poeten ſind noch ſehr zurück in der Cultur“, ſagte ſie franzöſiſch, „ſie rühmen ſich Genies und befleißigen ſich nicht des Talentes, gut zu ſprechen! Man kann nicht Alles ſagen, was wahr iſt; es giebt gewiſſe unſagbare Dinge, die, ausgeſprochen, unwahr werden. Die Offenbarungen dieſes deutſchen Schöngeiſtes über die wichtigſten Angelegenheiten der Bildung ſind ein Gemiſch von Sinn und Unſinn, ein Potpourri von Wahrheiten und Plattitüden. Nur der Esprit der Franzoſen findet in ſeiner Sprache die richtigen Ausdrucksweiſen dafür, er iſt wahr, weil er, nicht obſchon er graziös iſt. Wahrheit geht nie über die Grenzſcheide des Schicklichen hinaus!"

Sie erhob ſich und hieß die Damen ihr folgen. Minchen war die Letzte, die ging. Ich ſtand und ſah ihr liebevoll nach. Alles war doch nur dazu veranſtaltet, um mit ihr zu verkehren, aber ſie hatte keinen Blick für mich. Vom poetiſchen Schäferſpiel blieb nichts weiter, als ein bis zu Thränen betrübter Hans Görge übrig. Meine ſpieleriſche heimliche Empfindung für Wilhelmine wurde bald genug entdeckt; ſie ſelbſt meinem Lebenskreiſe entzogen, als ein Forſtbeamter um ihre Hand warb. —

So war das Leben von damals. Man lachte äußerlich und weinte im Stillen; man machte Komödie und verdeckte damit den Ernſt des Lebens, bis dieſer dann thatſächlich zu Tage kam. In meinem Tagebuche von damals finde ich im Jargon der Sprache von ehedem den komiſchen Ausruf verzeichnet: „Ach! ich liebe ſie ja ſo zärtlich wie nur jemals ein fidèle berger ſeine Daphne, aber zu der chose convenue unter Liebenden will's nicht unter uns kommen!" Die Ausdrucksweiſen geſtalteten ſich poſſierlich, auch wenn man es ſehr ernſt meinte;

der modiſche Dandysmus verdarb die beſten deutſchen Empfindungen. Erſt Goethe's Werther fand in ſpäterer Zeit den wahren naiven Ausdruck und den hinreißenden Schmelz für die überwallenden Gefühle ſentimentaler Seelen. Wir ſaßen damals Alle noch in den Perrücken und Reifröcken des alten ſteifen Herkommens; wir machten nur ſchüchtern in Gedanken einige leiſe Streifzüge, um die Quelle eines natürlichen und freien Lebens zu entdecken. Wir fingen damals an, über den Urſtand der Menſchheit zu brüten. Auch Klopſtock, gegen den wir uns damals auflehnten, ſang uns ja doch mitten in der bürgerlichen Knechtſchaft von der Kindſchaft der Menſchen zu Gott. Die Zeiten der Hirten und Patriarchen ſchienen wiederkehren zu wollen in Fabeln, Singſpielen und Hymnen, wir nahmen einen Anlauf zum Leben und kehrten zuvor, um erſt Kräfte dazu zu ſammeln, zum Urborn der Natur zurück. Die phyſiognomiſchen Studien aber brachten, wie ich das an mir ſelbſt in meiner Entwickelung erfuhr, einen Schwung in die Kunſt der Mimen, einen Schwung auf die Bretter, die für uns das Leben bedeuten ſollen. Der ſchwere Ernſt meines wirklichen Lebens mit ſeinem ſchickſalsvollen wahrhaftigen Inhalt trat eine Zeitlang für mich ganz und gar in den Hintergrund.

Sechstes Capitel.

Sanct Lavatus.

In dem Gefühl für Mina-Lottchen verging mir plötzlich die Luſt am Caricaturenzeichnen. Ich fing an elegiſch und ſentimental zu werden, entwarf Epiſteln im Odenſtyle, ich glaube im ſapphiſchen Maße, ließ einige durch den Friſeur, durch den Kammerdiener, an ihre Addreſſe abgehen; machte aber die ſchmerzliche Erfahrung, daß keine von allen an ihr Ziel gelangte. Jeder Bote behauptete, das ſorgſam verſiegelte Billet drüben im andern Schloßflügel an die Zofe des Fräuleins ſicher abgeliefert zu haben. Bei'm Thee aber am andern Abend wußte Minchen nichts von meinen Ergüſſen, ſpottete meiner Verſicherungen, lachte meiner Betheuerungen. Ich ſehnte mich nach einem Augenblick, ſie ungeſtört zu ſprechen, ſchlich in der Dämmerung, ſpät Abends, auf Nebengängen in die Gallerie, auf welche die Zimmer der jungen Dame ſtießen. Aber ich fühlte mich allerſeits umlauert. Immer ſchwebte, wie mein Schatten, ein grauer Wächter hinter mir her, ein Menſch, der bei Hofe mächtiger war, als er ſchien, und deſſen

Vertrauen ich mir zu ſpät gewann, da man am Hofe Nichts ohne Mittelsperſonen vermag. Auf einer Fahrt nach der Schweiz ward ich dieſem geheimen Poliziſten förmlich übergeben.

Es war tief in der Nacht, da ſchreckte mich der grelle Schein eines Lichtes von meinem Lager auf. Eine Kerze in der Hand, ſtand der Reichsgraf, Großvater Erlaucht, vor mir. Ich blickte in ſein ſtarkes, großes, vom Lichtſchein wie transparentes Geſicht. Die ſteile Adlernaſe mit den klaren, hellen, aber argwöhniſch zweifelnden Augen, welche ſchwere, buſchige Brauen beſchatteten, hing forſchend über mir. Geblendet ſchlug ich die Wimpern nieder. „Italiano!“ flüſterte der Alte kaum hörbar, „das Wälſche ſteckt einmal in ihm!“

Ich ſprang aus dem Bette, als wäre es die Folter, auf die ich geſpannt werden ſollte. Es war Niemand ſonſt im Zimmer, als der Magiſter. Im großblumigen Schlafrocke, mit verwaſchenen und verſchlafenen Augen, die Nachtmütze in der Hand, ſtand der Ehrſame wie ein devotes Fragezeichen da, während der geſtrenge Herr in vollſtändigem Anzuge, geſtiefelt und beſpornt, wie ein wildes Ausrufungszeichen in die Höhe fuhr. Er hatte das Licht auf den Tiſch geſetzt und wies mit der freien Hand, die er wie einen Commandoſtab in die Luft ſtreckte, auf mich hin, der ich das nächſte Kleid ergriff, um nicht anſtandswidrig aufzutreten. „Treibt hier doch Nichts als Allotria!“ ſchloß der Geſtrenge eine lange Rede, aus der ich nur entnahm, daß über meine Bilderſcherze und mein Komödienſpiel Klage erhoben ſein mußte. „Macht ſich luſtig über anderer Leute Fratzen und ſollte ſich um die eigene bekümmern, die ihm der phyſiognomiſche Phyſicus vielleicht gar nicht ſo falſch gedeutet hat!“

Der Magiſter, der Gute, der ſich nur mühſam die Blößen bedeckte, hatte doch edlen Muth genug, mich in etwas zu vertheidigen, dafern es ja Erlaucht ſelbſt geboten, dem jungen Menſchen den Verkehr im linken Schloßflügel zu erweitern, um, wie der Magiſter nicht ohne leiſe Bitterkeit bemerkte, zu der herben Strenge der Doctrin auch die jocoſe Kurzweil der Salonmanieren zu geſellen.

„Soll ihm auch nicht entzogen werden“, ſagte der Großvater, „ſoll aber ſeine aufgeſtelzten ſeraphiſchen Exercitien aus der Schulſtube nicht herüberſchleppen! Da liegt der Platoniſche Kram!“

Er warf ein Packet Blätter auf den Tiſch; es waren meine Oden an Mina-Lottchen; ich war entlarvt und ſtand zitternd in meiner Blöße da.

„Bin wahrlich noch zweifelhaft,“ fuhr der Geſtrenge fort, „ob ich nicht gut thäte, den jungen Burſchen unter die Preußen zu ſtecken, damit er Mores lernt! Will ihn mal auf ein Paar Tage ſelber in Zucht nehmen! Soll mit auf die Reiſe! Allons, marſchfertig gemacht, angehoſ't und eingepackt; in 'ner Viertelſtunde geht's fort!“

„Befehlen Erlaucht, daß ich ebenfalls“ — fragte der beſtürzte Magiſter.

„Nein, bitte, können ſich derweile ausruhen, und nehmen die Störung bei nachtſchlafender Zeit nicht in Ungüte! Der Sommerlotte ſoll mit, Gott befohlen!“

Der Magiſter becomplimentirte den geſtrengen Herrn zur Thür hinaus, wo beſagter Herr von Sommerlotte mit dem Reiſegeräth ſchon meiner harrte. Ein Wink, ein Blick des Reichsgrafen genügte, und mein neuer Gefährte, wie ich ſelber, wußten, in welchem Verhältniſſe wir zu einander ſtehen ſollten. Alsbald ſaß ich denn auch ſchlagpünktlich neben dieſem Factotum in der zweiten Kaleſche, während der Reichsgraf mit ſeiner Begleitung in die ſeinige ſtieg und voranfuhr. Herr von Sommerlotte war der graue Wächter, der Denunciant, der all mein Thun belauerte, mir ſeit lange wie mein Schatten am Hofe folgte. Wo ſich Sommerlottens Adel herſchrieb, war mir ſchon damals ſehr zweifelhaft; auch machte er davon nur ſehr verſchämten Gebrauch. Sommerlotte hieß bei Hofe allgemein der Geheimſecretär; nicht als ob er vorzugsweiſe Dienſte dieſer Art verrichtete, ſondern weil Alles, was ihm anvertraut wurde, wie in einem geheimen Schubkaſten, ſicher und verborgen blieb. Er war im Sommer auf den Reiſen des „Allergnädigſten“ Marſchall und Fourier, maître de la garderobe, Kammertürke, Schreiber und Tabakſtopfer, Barbier und Geſellſchafter au défaut de mieux. Die Functionen des Barbiers und des redſeligen Schwätzers, ſonſt immer ſo freundnachbarlich geſellt, lagen jedoch bei ihm gar weit auseinander; nie war ein Menſch, der den Leuten um den Bart geht, einſylbiger als Sommerlotte. In ſeiner Verſchwiegenheit, die an Blödſinn grenzte, ſteckte das Geheimniß ſeiner Exiſtenz in der

Nähe und um die Perſon des allergnädigſten Herrn, das Motiv des Vertrauens und mancher verſchwiegenen Miſſionen, deren getreue Vollziehung ihn bei Jedermann in den Verdacht des geheimen Aufpaſſers brachte. Seit länger als zwanzig Jahren wußte Sommerlotte um alle Ereigniſſe in Belle Premeſſe, war in allen Staats- und Hausaffairen Gehülfe geweſen und ſchwieg über jede wie ein Grab. Er war pfiffig genug, ſich auch bei geringfügigen Dingen den Anſchein der Geheimthuerei zu geben. Man hielt ihn für die getreue Chronik des Hauſes; und doch war er bei allen Vorkommenheiten meiſt nur gedankenloſe Maſchine geweſen. Den Winter über hatte er keinen weiteren Dienſt, als in jeder ſchlafloſen Nachtſtunde bereit zu ſein, dem Reichsgrafen die Zeit zu vertreiben. Er mußte dann Acten, Verhandlungen, Berichte über Zölle und Steuern, alles da weiter leſen, wo der Geſtrenge juſt ſtehen geblieben. Das Vielerlei dieſer Lectüre, von der er oft nichts verſtand, vollendete die zerſtreute Vielwiſſerei dieſes Menſchen. Im Winter ſchlief er den Tag über; man ſah ihn dann nur wie den Nachtwächter Schloß und Hof umſchleichen, um auf den Augenblick zu lauern, wo im Zimmer des Herrn das Licht angezündet wurde. Dies vollendete das Unheimliche in Sommerlottens Weſen. Man glaubte, er könne Geiſter ſehen. Nachdem er auf den nahen Jahrmärkten mehrere Weißkäufer mit falſchen Gulden ertappt, galt er allgemein für einen heimlichen Spion im Dienſte der Polizei. Daß er zu Allem zu gebrauchen war, machte ihn gefährlich. Von früherer Zeit wußte man, daß er im alchymiſtiſchen Thurme des alten Schloſſes dem Reichsgrafen bei'm Schmelztiegel Dienſte geleiſtet. Sommerlotte war das letzte Exemplar jener „närriſchen Kerle", von denen der Reichsgraf ſich ehedem eine Sammlung angelegt, theils um ſie zu heilen, theils um an ihnen der menſchlichen Natur auf den Grund zu kommen. Er war vor Zeiten in Bamberg Barbier geweſen; ſeine angeborne Geſchwätzigkeit und die bei Leuten ſeines Geſchäfts eben ſo häufige Einbildung, ein ſtudirter Doctor zu ſein, waren die unſchuldige Urſache geweſen, ihn auf die Liſte der Narren zu ſetzen und einzuſperren. Die Experimente, die man im Narrenthurme an ihm vollzogen, hatten ihn von ſeiner krankhaften Eloquenz ganz und gar geheilt, ihn aber zugleich alles Zuſammenhanges der Gedanken, die doch wenigſtens von heute bis morgen reichen ſollten, beraubt. Er war pünktlich und getreu, aber nur wie ein Hund, der darauf dreſſirt iſt; er war verſchwiegen aus Gedankenſchwäche; aber er wußte, daß man ihn für einflußreich hielt, und dies Bewußtſein gab ſeinem Blödſinn einen Anſtrich überlegener und verſteckter Allwiſſenheit. Sein drittes Wort war: Ich habe nie ſtudiert, und: Ich beſitze nicht die Gabe der Rede! Hiermit gab er lächelnd Jedem zu verſtehen, daß kein Grund da war, ihn für einen Candidaten des Tollhauſes zu halten. Was noch ſonſt in ihm niedergedrückt und durch Zwangsmittel ausgerottet worden war, darüber gab es nur dunkle Gerüchte. Erſt ſpäter erfuhr ich, welches Verbrechen man an ihm begangen. Katholiſchen Glaubens, aus Bamberg, wo er in biſchöflichen Dienſten geweſen, man wußte nicht weshalb entlaſſen, war er in unſerem Gebiete auf der Landſtraße bettelnd und halb irre aufgegriffen und in das Exercierhaus der geiſtig Geſtörten geſteckt; als man ihn für geheilt entließ, wußte er nicht anders, als daß er proteſtantiſcher Chriſt ſei. Der Reichsgraf hatte ſo lange an ihm curirt, bis er ihn von ſeinem katholiſchen Glauben, den er als Krankheit nahm, geheilt glaubte. Ich ſollte es ſpäter erleben, wie ſchmerzlich katholiſche Reminiscenzen wieder bei ihm zum Durchbruch kamen.

Damals war Sommerlotte in Belle Promeſſe allgemein gehaßt; ich meinestheils aber gehörte nicht zu Denen, die ſeiner ſpotteten, ob ich ſchon einmal durch eine Caricatur ihn dem Gelächter der Fräuleins am Hofe bloßgeſtellt hatte. Es ſchien hier wirklich durch übermüthige Experimente ein menſchlicher Verſtand zu Schanden curirt zu ſein, und der beſondere ſorgſame Antheil, ja das Vertrauen, das der geſtrenge Herr ihm unausgeſetzt zuwendete, entſtand vielleicht aus dem Gefühl, ihm eine Entſchädigung ſchuldig zu ſein. Da ich ihm für die Reiſe zubeordert war, ſo wußte ich genau, in welchem Verhältniß er zu mir ſtand; er ſollte mich bewachen, ohne ſich den Anſchein der beſondern Aufſicht zu geben.

Die Equipagen raſſelten durch das Schloßportal der ſchweigenden Nacht entgegen. Eben ſo verſchwiegen ſaß der geheime Sommerlotte neben mir im Wagen. Ich nahm mir vor, ſeine Zunge zu löſen.

„Wohin geht diesmal die Reiſe, lieber Herr von Sommerlotte?“ fragte ich, ſeinen Arm umfaſſend.

„Incognito, durchaus incognito!“ war die lakoniſche Antwort des verqueren Geſellen, mit der er unbeſtimmt ließ, ob blos die Form der Reiſe oder auch ihr Ziel incognito ſein ſollte. Für den Doppelſinn ſeiner Reden war er in Belle Promeſſe ſo bekannt, wie bei den Griechen das Orakel zu Delphi.

Wir bogen um den linken Schloßflügel. In den Fenſtern der Damen des Hofes war längſt Alles dunkel. Die Fahne auf dem Thurme flatterte zum Zeichen, daß der regierende Herr noch für anweſend galt. Aber die Zugbrücke, welche zu dem alten Schloßbau führte, war bereits in die Höhe gezogen, was nur bei der Entfernung Sr. Erlaucht ſtatt fand. Die runde Baſtei mit ihren Zinnen und Thürmen ragte geſpenſtiſch hinaus in den hellen Glanz der Mondnacht. Das war der Thurm, der die Geheimniſſe des Reichsgrafen von alter Zeit her verſchloß. Dort lagen die Zellen, wo er arme gemüths- und geiſteskranke Menſchen ſtudierte und curirte; in den untern Kellerräumen, ſagte man, war das chemiſche Laboratorium, wo vor Zeiten im Schmelztiegel das rothe Pulver gekocht ward. Großvater Erlaucht machte aus alle dem kein Hehl; er geſtand offen ein, daß er manche Schwärmerei der Menſchen mitgemacht, freilich nur mit wachen Sinnen, um ihren Grund oder Ungrund zu erprüfen. Es war nichts herausgekommen in beiden Fällen; was aber unverſehens und nebenher draufgegangen bei den Verſuchen: wer wollte das ermeſſen? Saß nicht ein zweideutiges Ergebniß ſolcher Studien am geſtörten Menſchengehirn dicht neben mir im Wagen, ein Weſen, bei dem es zweifelhaft blieb, ob es die Heilanſtalt halb irre bezogen oder halb irre verlaſſen? Ich ſtieß meinen Begleiter an, deutete auf das alte Gebäude und ſagte: „Narrenthurm das!“

Sommerlotte wendete bedeutſam den Kopf und entgegnete: „Hm, wie man will!“

„Auch Goldmacherthurm, wie die Leute ſagen,“ fuhr ich fort.

„Wie die Leute ſagen!“ wiederholte der Mann achſelzuckend.

„Was aber mag Wahres an der Sache ſein?“ bat ich freundlich. „Sind hier wirklich arme kranke Menſchen geheilt? Und hat ſich hier jemals Einer auf die Kunſt gelegt, Gold zu machen?“

„Gleichviel, gleichviel,“ war die Antwort.

„Wie ſo, gleichviel, lieber Sommerlotte?“

„Aus Narren — Weiſe machen, aus Eiſen — Gold: gleichviel, gleichviel!“

Das war nun wirklich gleich viel närriſch und weiſe in einem Athem. Sommerlotte wußte König Salomo's Spruch: „Alles eitel!“ ſehr mannichfach zu variiren.

Auf der Rückſeite der runden Baſtion leuchtete jetzt im Schein des Mondes das in Stein gehauene Wappen des Hauſes Hohen — — Schwarzenfels: Eine Flamme, die gen Himmel lohet (alta fiamma) und ein Anker im Hauptfelde mit drei Balken in der Quere.

„Ein ſehr zweideutiges Symbol das“, ſagte ich, „ich meine den Anker, der dreier Balken bedarf, um zu halten!“

„Bitte, bitte“, ſagte Sommerlotte, der die Ehre des Hauſes vertheidigen zu müſſen glaubte. „Hohes Geſchlecht das altes Wappen von Kaiſer und Reich!“

„Ich will die Bedeutſamkeit des Wappens nicht antaſten", ſagte ich, „aber für die Thurmbewohner ſind ſeine Zeichen trügeriſch geweſen. Hier iſt ſchwerlich je aus einem Narren ein Weiſer, noch aus ſchlechtem Metall ein edles gemacht!"

„Bitte, bitte! Geheimniß, Geheimniß!" entgegnete lächelnd der ehemalige Thurmgenoſſe.

Ich warf mich in die Wagenecke und fühlte nach dem Wappenringe, den ich als Erbtheil von meiner Mutter erhielt; ich hatte ihn für die Reiſe zu mir geſteckt. Es war das Familienwappen meines Vaters, Grafen Giuſeppe della Torre. Auf gewürfeltem Parquet ſtand auch dort ein Thurm mit Zinnen, dem Namen des Geſchlechtes entſprechend; über dem Thurme erhob ſich ein lateiniſches T, ein Kreuz mit Roſen umwunden. Mein gequälter Sinn hatte ſich ſchon oft mit der Möglichkeit einer Beziehung beider Thürme beſchäftigt, die nirgend vorhanden war. Daß das lateiniſche T zugleich das Kreuz der Roſenkreuzer war, davon hatte ich damals keine Ahnung. Unſerem Wappen fehlte zum Signum der Roſenkreuzer in der That nur noch der Pelikan, der ſeine Jungen mit dem eigenen Herzblut nährt.

Das alte Gemäuer, das jetzt hinter uns lag, bewahrte zweifelsohne im Archive die Papiere meines Vaters, welche die Geſchichte und die Geheimniſſe ſeines Lebens enthielten, Geheimniſſe, die mir bis zu meiner Mündigkeit gerichtlich und teſtamentariſch vorenthalten blieben. Bis zu meiner Mündigkeitserklärung gehörten noch mehrere Jahre. Wie oft hatte ich über den Plan nachgeſonnen, zu dem alten runden Thurm mir Eintritt und in die Papiere meines Vaters Einſicht verſchaffen zu können!

Ich verſank in die Erinnerung an ſchmerzensvolle Scenen meines jungen Lebens, Scenen, die der helle Tag wohl verſcheuchen, der lebensbedürftige Sinn der Jugend wohl zurückdrängen konnte, die aber in jeder wachen Stunde der Nacht in meiner Seele wieder lebendig wurden. Die Geſtalt des mir ſo traurig entzogenen, von mir kaum erblickten Vaters, das ſüße, ſchmerzlich liebe Bild der in Qual und Angſt geſtorbenen Mutter traten wehmüthig vor mein Auge; die Schatten der Nacht, die vorüberrauſchenden unſichern Gebilde des Weges in Strauch und Baum miſchten ſich mit den blaſſen Zügen dieſer geliebten Perſonen, und während die Mutter vor mir gen Himmel ſtieg, irrte im täuſchenden Mondlichte, wie in der Begräbnißnacht, die Geſtalt meines Vaters zu Pferde einſam und verloren vor mir hin durch Wald und Feld in die mir unbekannte Ferne.

„Sommerlotte", ſagte ich, die Hand auf die Schulter des Gefährten legend, „lieber Sommerlotte, geht die Reiſe nach Süden?"

„Mitunter!" war die Antwort.

„Ich wollte", fuhr ich fort, den heute weniger als je Einſylbigen bedrängend, „ich wollte, wir führen geradezu nach dem Süden, über die Alpen hinüber in's wälſche Land."

„Wie ſich das nun ſo am beſten wird machen laſſen!" ſagte der Unerbittliche ausweichend.

„Ich glaube nicht“, klagte ich, „daß man mich nach Italien führt, und doch ſteht alle meine Sehnſucht dahin. — Lieber Sommerlotte“, fuhr ich fort, mich traulich an ſeine Seite ſchmiegend, „Ihr ſeid alt und erfahren, ein Vertrauter des Hauſes, Ihr wißt um die Geſchichte meiner Familie, Ihr kennt meinen Vater!“

„Vater?“ wiederholte der ſonderbare Menſch und ſah mich argwöhniſch lauernd an.

„Meinen Vater, ja, den Grafen Giuſeppe della Torre; ich heiße nach ihm Joſeph, das wird Euch doch kein Räthſel ſein!“

„Incognito, durchaus incognito!“ war die kurze Antwort, die ein ablehnendes Schütteln des Kopfes begleitete. Mein Magiſter-Gouverneur war aus Grundſatz oder aus Unkenntniß gegen mich ſchweigſam über die wichtigſte Angelegenheit meines Lebens; hier ſaß ich nun an der Quelle der Mitwiſſenſchaft, die ſich jedoch entweder aus Furcht oder aus Klugheit unwiſſend ſtellte. Ich war und blieb incognito der Sohn meiner Mutter, meines Vaters, incognito und ohne Anerkennung der Enkel des Mannes, der über mein Daſein verfügte, an meinem Leben vielleicht immer noch experimentirte, mich erziehen, mich zum Menſchen machen ließ, ohne mir einen Rechtstitel zuzugeſtehen. Er konnte mir nicht an meinem Namen die Ehrlichkeit zweifelhaft machen, aber er ſchien mir den ganzen Namen, meine ganze Exiſtenz in ihrer Gültigkeit noch immer vorenthalten zu wollen. Wie oft hatte ich in ſtiller Nacht an meinen fernen Vater Briefe entworfen und geſchrieben, worin ich ihn zärtlich bat und beſchwor, zu mir zu kommen oder mich zu ſich zu berufen, mich nicht in der Hand fremder Menſchen zu laſſen. Am hellen Morgen vernichtete ich jedesmal die Spur dieſer phantaſtiſchen Irrzüge, die ohne Ziel in's Blaue gingen. Ich war durchaus von aller Hülfe abgeſchnitten, ſtatutengemäß und teſtamentariſch dem unbedingten Willen eines Mannes anheimgegeben, der im Grunde ein rechtlicher Mann, im Grunde mein rechter Großvater war und ſich doch als ſolcher an mir verleugnete. Zwiſchen ihm und mir gab es keine Spur von Zärtlichkeit, und doch ward in mir das Bedürfniß danach immer quälender.

Wir fuhren, mit den kurzen Unterbrechungen, wo wir ſpeiſten, unaufhörlich Tag und Nacht. Der Zufall fügte, daß wir juſt in den Nächten Städte berührten.

Der Weg ging durch Baiern. Auf der Pfaffenſtraße, wie der Reichsgraf ſagte, war ihm keine Eile eilig genug. Nach und nach veränderten ſich die Phyſiognomien der Gegenſtände und Menſchen. Die gräßlich entſtellten Chriſtusbilder an den Kreuzwegen verſchwanden, geſegnete Triften wechſelten mit waldbekränzten Höhen, die Schaaren von Bettlern hörten auf, wir begegneten runden, wohlgenährten Geſichtern, die zugleich ſtolz und ihrer Kraft bewußt, uns entgegenlachten, behaglich friſchen Landleuten, die dem Fleiß ihrer Hände den Segen ihres Bodens dankten; wir waren im prächtigen Schwabenlande, deſſen Wohlgefühl ſelbſt ein Herzog Karl, der Tyrann, nicht zu brechen vermochte. Bald betraten wir ſchweizeriſchen Grund, machten Halt in Schaffhauſen und ſtanden eines Abends bei Sonnenuntergang vor dem Rheinfall bei Lauffen.

Ich wußte, daß Zürich und Sanct Lavatus das Ziel unſerer Reiſe war. Sommerlotte hatte unterwegs dem Reichsgrafen ein Buch in den erſten Wagen bringen müſſen; wie er es wieder zu ſich nahm, zeigte er mir den Titel: es waren Lavater's damals ganz neu erſchienene „Ausſichten in die Ewigkeit.“ Die Phyſiognomik war für den Propheten von Zürich nur eine Brücke für das Leben im Jenſeits; er unterſuchte die Geſichter der Menſchen nur um diejenigen herauszufinden, deren Linien eine Anwartſchaft auf Unſterblichkeit und Seligkeit verriethen. Wie ſehr er Natur und Menſchenwelt auf ſeinem heimiſchen Boden beherrſchte, ſollte uns gleich der erſte Abend auf ſchweizeriſchem Grund beweiſen.

Ich war mit Sommerlotte nach Lauffen vorausgeſchickt und ſtand bewundernd im Anblick des großen Schauſpiels der Waſſerelemente. Mein Entzücken blieb heimlich, ein lauter Ausbruch hätte für verächtliche oder gar für verdächtige Schwärmerei gegolten, deren Feind die Umgebung des geſtrengen Herrn war. Es hätte mindeſtens für ein Zeichen höchſter Uncultur und gemeinſter Extraction, wie man ſich ausdrückte, gegolten, ſich in Ach und O, dieſen reinſten Naturlauten der Bewunderung, zu ergehen. Ach! und O! waren damals ſehr gemeine Redensarten, ſpäter haben freilich vornehme Touriſten, beſonders weiblichen Geſchlechts, mit bloßen Achs und Os dicke Bücher angefüllt. In meiner Jugend war die Menſchenwelt ſo ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, ſo ſehr vor ſich ſelber auf der Flucht und Hetze, daß es Niemanden beikam, ſich in Naturempfindungen zu ergehen. Das Laisser aller unſerer Gefühle, die Marmelade unſeres Herzens, begann erſt ſpäter, als die ganze deutſche Welt lyriſch wurde.

Der geſtrenge Herr hatte ſich, ebenfalls zu Fuß, auf dem Wege mit den Bauern in allerlei landwirthſchaftliche Dinge vertieft. Er kam jetzt eilig nach und ſtand gleichzeitig mit uns dicht am Ufer dem Rheinfall gegenüber vor einer Tafel ſtill, die dort neu errichtet zu ſein ſchien.

„Sommerlotte vor!" rief der Reichsgraf, während er noch im Geſpräch mit ſeinem Adjutanten begriffen war, der auf Befehl allerlei ökonomiſche Notizen, friſch von den Landleuten eingeerntet, in's Tagebuch trug. Sommerlotte, der ſich unter's Gefolge zurückgezogen, trat vor in ſeiner halb unterwürfigen, halb zutraulichen Weiſe, ſich gegen den Herrn zu benehmen.

„Leſen!" commandirte der Reichsgraf, auf die Tafel deutend. Das Factotum ſtreckte das grünlich fahle Geſicht mit den gekniffenen Augen in die Höhe und ſchien einer Brille zu bedürfen.

„Es ſind Verſe!" ſagte er verlegen.

„Was thut's", war die Antwort, „leſe Er's wie Ihm der Schnabel gewachſen iſt!"

„Halten zu Gnaden, ich ſtudierte nie," entſchuldigte ſich der Gereinigte.

„Wiſſen wir längſt, mein Beſter; von dieſer Thorheit ſind wir abgekommen! Alſo friſch geleſen!"

Sommerlotte begann, verhakte ſich aber bald.

„Er ſteckt!" ſagte Erlaucht, „doch nicht von Klopſtock?

Bei dem klopſtockt Jeder, eh' er's glatt herunterwürgt. Es ſteht ja wohl ein Name darunter!"

Sommerlotte buchſtabirte: „La, la — Vater La."

„Haha, Lavater!" rief der Reichsgraf lachend, „da ſind wir juſt vor die rechte Schmiede gekommen. Laß Er das Leſen und ſtopf' Er mir die Pfeife! — Junger Herr da, her damit und vorgeleſen! Dem Sommerlotte bricht's das Herz ab!"

Ich trat vor und las:

„Ewige Felſen! ihr ſeid ein Bild des himmliſchen Reiches,
Stets umſchwärmt vom Grimm der Verderben drohenden Sünde,
Dennoch mit immer neuer Kraft am ſcheinbaren Rande
Des verſchlingenden Abgrunds ruhig ſtehend, gegründet
Auf die ehernen Wurzeln des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe;
Und empor es das heilige Haupt trägt, glänzend umwunden
Von der in Strahlen verwandelten Dornenkrone des Heilands."

Die Sonne ſank in dem Augenblick; die Farben der Iris ſchwebten über dem Schaum der Wellen. Das war gerade der Moment, der im gläubigen Gemüth des Seelſorgers von Zürich die Stimmung hervorrufen mochte, die dieſen guten Ausſpruch in ſchlechten Verſen verewigte. Glaube, Liebe, Hoffnung leuchteten in der Luft als Farbenphänomene.

„Wenn er nur den Herrgott aus dem Spiele ließe!" knurrte der Reichsgraf dem Adjutanten zu. „Und Glaube, Liebe, Hoffnung ſucht auch kein vernünftiger Menſch in den ſieben Regenbogenfarben; eher denkt Jeder meinetwegen an ſeine ſieben Sünden. — Na es ging ſo leidlich, guter Freund, aber ein Paarmal haben wir doch geſtrauchelt, nicht?"

Ich glaubte in Sachen der Metrik mir ein Recht zum Mitſprechen nehmen zu dürfen. „Schlechte Verſe laſſen ſich auch nicht gut leſen,“ ſagte ich.

„Warum ſind ſie denn ſchlecht?“ fragte Erlaucht.

„Weil ſie keine Cäſur haben,“ ſagte ich.

„Und weil wir,“ ſetzte der Geſtrenge hinzu, „wenn wir Verſe machen wollen, uns ſelber erſt die Maße dazu ſchneiden ſollten. Die Hellenen haben ihre Hexameter nicht für unſere Sprache erdacht. Dummes Zeug! Wer ſingen will, der pfeife ſich erſt die Melodie privatim vor, ob ſeine Gedanken da hineinpaſſen. Ein Glück, daß der Wieland von der Klopſtockerei abgekommen iſt. Aber er wälſcht doch zu viel in ſeiner laxen geſchwätzigen Proſa. Wenn einmal der Rechte aufſteht, haut er alle die Gräcomanen, Gallomanen und Anglomanen in die Pfanne. — Ei, ſo hau' du und noch einer!“ fuhr er fort, auf Sommerlotte eifernd, der ſchlecht Feuer ſchlug. „Und der Rechte, — ja — nun brennt's endlich! — der Rechte, ſag' ich, wird wohl der Gotthold Ephraim, der Leſſing aus der Lauſitz ſein. Ei daß dich! Weiß Der ſeine Fraumutterſprache zu handhaben! Schreibt Euch Der ein Deutſch, Kinder! Die Funken ſtieben nur ſo herum! Ich nahm da als Gegengift gegen die Langeweile im Wagen das Soldatenſtück vor, die Minna. Eine wahre Pracht das! Köſtliche preußiſche Schnurrbärte, dieſe Kerle, und delicate ſächſiſche Grazien, dieſe Weibſen! Das Ganze ſtark und fein, brav und liſtig, in Summa ein Cabinetſtück voll Ernſt und Scherz.“

Ich nahm mir ein Herz und ſagte: „Darf ich wohl dies Soldatenſtück leſen?“

„Komödien ſoll Er nicht leſen, junger Mann," war die Antwort, „Er wird mir ſonſt noch ganz und gar zum Komödianten. Hab's wohl erfahren, was wir mit den Lottchen und Minchen am Hofe für Zeugs treiben!"

Wie er ſo ſprach, blies er mir dicke Rauchwolken in's Geſicht, daß mir die Augen übergingen. Indeß pflegte er, wenn er Tabak rauchte, gemüthlich zu werden. Ich ging ſchweigend neben ihm her; plötzlich ſtand er ſtill, ließ die geſammte Begleitung voraus und hieß mich zu ihm treten. „Wir ſind nun freilich bald kein Kind mehr!" begann er vertraulich, „wir wollen uns in Zürich einen hübſchen neuen Gouverneur ausſuchen. Unter uns geſagt, Er wird's nicht falſch nehmen: Der Magiſter — iſt ein Ehrenmann — aber wird ältlich, geht nicht mit der Zeit fort. Wir brauchen was man einen modernen Menſchen nennt, einen maître, der die Welt kennt, und für einen jungen Cavalier gewiſſermaßen Gefährte, Freund und Genoſſe ſein kann, — nicht? Was?"

Der Ton der Herablaſſung hatte bei Großvater Erlaucht in ſolchen ſeltenen Augenblicken etwas ungemein gewinnendes; ich war ergriffen, gerührt, hütete mich aber, dieſer Stimmung Worte zu geben, denn das zerſtörte ſofort jede gute Wirkung bei ihm. Seine Natur ertrug es nicht, wenn einer gefühlvoll wurde; er war dann, als fürchte er ſeine eigene Anwandlung, plötzlich lieber hart und ſchroff. Auf den gewöhnlichen Frageſchluß ſeiner Rede: „Nicht? Was?" war auch nicht viel zu geben; er war niemals einer Antwort darauf gewärtig. Ich ſagte nur kurz und gut, ich würde für ſeine Gnade in allen

Fällen dankbar ſein. Ich wußte nun den beſondern Zweck der Reiſe für mich.

Wir richteten uns im braunen Röſſel zu Zürich auf mehrere Tage ein. Großvater hatte an Vater La, wie der Prophet von Zürich jetzt unter uns hieß, geſchrieben, und dieſer hatte auf die Empfehlung einer Gräfin Branconi hin einen Mentor in Vorſchlag gebracht.

Lavater war damals Diakonus an der Waiſenhauskirche in Zürich. Seine beredte Zunge, ſeine herzgewinnende Predigt, ſeine aufopfernde Güte, ſein Wohlthun in Wort und That, hatten ihn zum Liebling der ganzen Stadt, der ganzen Gegend gemacht. Es war Samſtag, als wir in Zürich ankamen, und wir hörten ihn gleich nächſten Tags von der Kanzel reden, bevor wir noch ſein Haus betraten. Im ſanften Strom ſeiner Beredſamkeit lag zugleich viel ſchweizeriſche Treuherzigkeit. Er war ſalbungsvoll und für den gemeinen Mann doch immer verſtändlich. Bei all' der ſchwebenden und bangen Höhe, in die er ſeine Zuhörer erhob, überraſchte er zugleich durch kleine Blicke in die praktiſche Einzelheit des Lebens. Dies Gemiſch von Feierlichem und menſchlich Wahrem riß hin, dieſem Schwunge der Empfindung konnte man ſich hingeben, denn die Richtigkeit der verſtändigen Wahrnehmungen ſchien dafür zu bürgen, daß hier kein leerer Träumer nebelte. Er ſchien ein Demokrat, weil er mit ſeinen Nebenmenſchen bürgerlich fühlte, und man vertraute ihm ſelbſt da, wo er ſeine hierarchiſchen Launen etwas zu weit trieb. Er ſprach auf der Kanzel über ſein Lieblingsthema, die Ausſichten in die

Ewigkeit. Er erläuterte ſeine Muthmaßungen über das Jenſeits mit dem Tone jener Zuverſicht und Dreiſtigkeit, die am beſten eine Glaubensanſicht einbürgert und zum Allgemeingut macht.

Lavater hatte ſich die Perſon des allmächtigen Weſens, das wir Gott nennen, in ganz vertraute Nähe gerückt; er beſaß in der That die Macht, dies Gefühl ſeiner Alles durchdringenden Nähe, dieſe Gewißheit einer von Gott erfüllten Bruſt auch in Anderen zu erwecken. Wie er das Gebet Chriſti ſprach vornüber geneigt und die Hände ſich ſchüttelnd: überkam es mich wirklich, als hätt' ihm Gott in Perſon die Hand gedrückt. Lavater flüſterte mit dem Herrn Jeſus wie ein jüngerer Bruder, der ihm, dem Aelteren und Erprobten, die noch unmündigen, hülfloſen Waiſen empfiehlt. In Wahrheit, der Mann konnte, wo nicht Wunder thun, doch an Wunder glauben machen. Und das that er denn auch ziemlich baar und blank. Nach ihm gab es noch alle Tage ſinnliche Erfahrungen von der unſichtbaren Kraft Gottes. Er erzählte gleichſam Anekdoten vom heiligen Geiſt, die ganz kürzlich vorgefallen. Nach ihm konnten die Wunder alten und neuen Teſtamentes noch in jeder Stunde ſich erneuen, die Kraft der Apoſtel war für ihn noch nicht erloſchen, und was der Katholik in der Meſſe bei der Wandelung feſthält, die gegenwärtige, augenblickliche Macht des Wunders, das verlegte Lavater in den Glauben an die allzeit nahe Perſon des Heilandes, der unſichtbar und doch fühlbar, ja faſt leibhaftig im Leben umgeht, hier an dein Herz klopft, dort deine Stirn küßt, überall die Hand zum

Bunde reicht. Das Chriſtenthum war für Lavater ein lebendiges Gefühl der Nähe Gottes. Man war von dieſem myſtiſchen, geiſterhaften Gefühl Anfangs beläſtigt, bis es nach und nach in eine wohlthuende Empfindung der Vertraulichkeit mit der Perſon Jeſu überging. Ich hatte zu Hauſe ſo oft den Hofprediger über daſſelbe Thema predigen hören, und ich hatte nichts dabei empfunden. Lavater wollte den Gott nicht blos denken und fühlen, er wollte ihn auch genießen, und mich erfaßte ein banger und doch ſüßer Schauer vor dem vertrauten Fuß, auf dem er mit dem Heilande ſtand.

Großvater Erlaucht bereitete ſich diesmal zum perſönlichen Verkehr mit Lavater ordentlich vor; er ſaß den ganzen Nachmittag über dem Buche von den Ausſichten in die Ewigkeit. Er für ſeinen Theil war ein bibelfeſter Mann; aber ſein Verſtand gab ſich nirgends gefangen, auch nicht an die Ergebniſſe der Rationaliſten; er ließ allen Parteien gleichſam noch ein Loch offen und lauerte darauf, ob nicht vielleicht ſogar ein Einfältiger die Sache beſſer begriff als der gerühmte Verſtand der Verſtändigen. Wiſſensdurſt war der ſtärkſte Trieb in ihm, und ſo wollte er durchaus erfahren, wie weit es einer in ſeinen Phantaſien vom Lande Jenſeits bringen könne. — Ich ſtand derweil auf dem Altan des Hauſes, der nach dem See ging und labte Auge und Seele an den ſichtbaren Schönheiten dieſer Welt. Wie gern wär' ich auf die Berge geſtiegen, der Limmath in ihren Windungen gefolgt! Aber ſolche Wanderung ohne Zweck und Ziel war damals „gegen alle Conduite.“ — Oft hört' ich den alten Herrn im Salon das Buch zuſchlagen, im Nebenzimmer auf- und abgehen und laut ein Selbſtgeſpräch beginnen. — Dieſe Ausſichten in die Ewigkeit mochten ihm denn doch noch nicht zu Einſichten verhelfen. Erſt am dritten Tage gegen Abend ſtanden wir vor der Pfarrerwohnung am Waiſenhauſe. Eine Kuhmagd meldete den Herrn von Schwarzenfels. Da kam er uns eilig in der Hausflur entgegen, der große Seelenhirt von Zürich, mit der Sanftmuth ſeines offenen Auges, mit der Schlangenlinie ſeiner feinen Lippen, uns willkommen heißend. Er mochte damals einige Vierzig zählen. Die vorgebogene Haltung ſeines ſchlanken Körpers gab ihm etwas Schmiegſames, faſt Unterwürfiges, obwohl er als Mann, der ſeinen Werth kennt, Selbſtgefühl genug verrieth. Eine gewiſſe jungfräuliche Reinlichkeit lag in ſeinem ganzen Weſen. Die Herrſchſucht, die ſeine gekrümmt vorgeſtreckte Naſe verrieth, deutete auf einen Mann Gottes, der ſich auch gar wohl mit allen menſchlichen Dingen vertraut zu machen weiß. Er überging des Reichsgrafen Incognito, begrüßte ihn mit allen ſeinen Titeln, und trotz der wiederholten Bitten um Beſeitigung aller Förmlichkeiten, lief ihm auch ſpäter noch das reſpectvollſte Ew. Erlaucht und Reichsgräfliche Gnaden unwillkürlich in der Anrede dazwiſchen. Wir ſaßen im Stübchen, und die Herren ſprachen vom Norden Deutſchlands. Lavater war kürzlich von ſeiner großen Reiſe in's Emſer Bad zurückgekehrt, die zu ſo viel Anknüpfungen mit der vornehmen und gelehrten Welt geführt hatte. Er erhielt ſich durch einen weitverzweigten Briefverkehr mit Vorliebe in dieſem Zuſammenhange, fühlte ſich wohl im Mittelpunkt der bevorzugten

Menſchen, mit denen er verkehrte. Solcher Mittelpunkte von geiſtigen Kreiſen hab' ich ſpäter gar viele in Deutſchland kennen gelernt, Männer, die äußerſt behaglich von einer feſten Idee aus ihre Linien um ſich ziehen, um ihre Perſon herum die ganze Welt verſammelt glauben. Was draußen bleibt, außerhalb dieſer Kreislinien, hat für ſie kein Daſein weiter. Wir haben immer recht viel hübſche Perſönlichkeiten gehabt; unſere Nation ſelbſt iſt uns noch zu keiner Perſon geworden.

Wer nur eine Zeitlang recht feſt an ſich glaubt, der erweckt in der Welt auch Glauben an ſich. Und die fromme Menſchenliebe mit weiſer Salbung trieb das ziemlich weit damals. Lavater wirkte mit ſeinen phyſiognomiſchen Offenbarungen zauberhaft auf die Kreiſe ſeiner Freunde, und dieſe Kreiſe zogen ſich immer weiter. Wenn er bei ſtillem Wetter einen Stein in's Waſſer warf, ſo ſpürten gewiſſe Leute ſelbſt in den äußerſten Winkeln Deutſchlands eine leiſe Bewegung, obſchon der ganze See derſelbe blieb. Seine phyſiognomiſchen Abhandlungen erſchienen ſpäter mit Bildern von Chodowiecki im Druck; damals lieſen ſie in Abſchriften um, wie man auch die Briefe ſeiner Freunde in unzähligen Copien vertheilte. Es war eine geſchriebene Litteratur, mit welcher dieſe Freimaurerege der „in Gott Erleuchteten" innerhalb ihrer ſtillen Kreiſe wirkte.

Lavater ſammelte ſeit lange die Schattenriſſe namhafter Perſonen. Sein lauſchendes Weſen hatte ihn von früh zur Menſchenkenntniß befähigt, es führte ihn zum Studium ihrer äußeren Erſcheinung, zur Erklärung der Linien ihres Profils.

Mit ſeinem Briefwechſel zog er die ganze lebende Welt, ſo weit ſie ſich damals aus den vier Pfählen des Familienlebens herausarbeitete, in den Zauberbann ſeiner Lehre. Er deutete Jedem ſein geheimes Naturell, und indem er Allen ſchmeichelte, beherrſchte er Alle, hatte ſie mit ſeinem Commentar in der Hand. Seine fromme Beſchaulichkeit war oft auch kühn; ſie entdeckte mehr als der gewandte Blick des behutſamen Weltmannes. Er wußte Jeden, auch die miſerabelſte Creatur aus Chriſtenliebe an das Univerſum Gottes, an das große Centrum der Geiſter anzuknüpfen; ſeine Orakelſprüche über Naſenwurzel und Grübchen im Kinn hatten Wirkungen wie ſelten eine Prophetie, die uns das Schickſal der Völker verkündet. Fürſten waren entzückt, daß man ihnen endlich Mittel an die Hand gab, ihre höfiſche Umgebung kennen zu lernen; der Böſewicht mußte nun zittern, denn man entlarvte ihn; die Unſchuld vor Gericht konnte dreiſt ihr Haupt erheben. Lavater'ſche Empfehlungsbriefe mit einer Silhouette waren der beſte Geleitſchein; die Phyſiognomie ſchien der Stein der Weiſen zu ſein, den man nun doch noch aufgefunden.

Vor dem großen Menſchenkenner, der ſich einen „Seher in Gott" nannte, ſaß Großvater Erlaucht zu Anfang faſt ſchüchtern und kleinlaut da. Um ſo behaglicher war der Strom der Rede, der ſich von Sanct Lavatus' Lippen anmuthig erging. Mit der Dämmerung trat die Pfarrerin Ehrwürden mit zwei Kindern in's Zimmer, weil die Suppe wartete. Lavater ſtellte ſeine werthe Ehehälfte vor. „Wenn ich in dieſer meiner Welt das A und O bin", ſagte er, ſeine Frau bei der Hand faſſend, „ſo iſt ſie, mit Ew. Erlaucht Erlaubniß, das I im Alphabet. Und dieſe gottgefällige Kleinigkeit hier das Düpflein drauf!“ Er zog ein kurzes, rundes Mädchen, das ſich hinter den Rock der Mutter flüchtete, beim Krauskopf hervor und präſentirte das Kind recht delicat.

Der Reichsgraf ſtreichelte der Kleinen das Haar.

Ein ſchämiger Schweizerbub, der ſich an der Wand fort drückte, lachte täppiſch drein. „Gehört wohl auch dazu,“ meinte Erlaucht, „damit das Vocalregiſter voll wird? Iſt vielleicht das E im Alphabet? —“ Der Junge grinſ'te. Zwiſchen Naſe und Lippe ſaß ihm dick und leuchtend ein Unausſprechliches. Wie die Frau Pfarrerin erſchreckt mit dem Tuche darnach fuhr, riß ſich der Burſche los, und ſtürzte halb gewiſcht zur Thüre hinaus. „Eſel!“ rief ihm der ſonſt ſanfte Lavater nach. „Nun, da haben wir das richtige E in der Familie!“ lachte der Reichsgraf.

„Ja, und das U iſt noch draußen, der Uli, ein rechter Kuckuk!“ ſagte Ehrn Lavater. — Mit A, E, I, O, U empfahl er ſich ſammt und ſonders zu Gnaden. Die Frau Paſtorin entſchuldigte noch, als wir aufbrachen, die „ſchlechte Verfaſſung“, in der ſie ſich mit ihren Kleinen producirt.

„Ei, was das betrifft, liebe, werthe Frau,“ ſagte der Großvater, „wir ſind ja hier im Lande der Idylle! Und ſo ein Schmutznäschen, wie der Burſche aufzuweiſen hat, iſt mir lieber als die Idyllen Eures weiſen Salomen.“

„Unſer Geßner?“ ſagte Lavater erſchrocken, aber lächelte doch devot. Dieſer ganz zufällige Scherz auf den ſanften arkadiſchen Schäfer in Zürich war Grund genug für Lavater, uns dieſen ſeinen Freund zu verheimlichen. Er führte uns in den nächſten Tagen einige ſeiner Anbeter zu, aber den ſtillvergnügten Landſchaftsdichter Salomon Geßner brachte er nicht mit. Entweder hatte er nicht den Muth, ihn zu vertreten, oder er mochte ihn nicht preisgeben.

Am andern Morgen langte eine Deputation des hohen Rathes in dem Gaſthofe zum braunen Röſſel an, mit dem unterthänigſten Geſuch, dem regierenden Reichsgrafen Erlaucht aufwarten zu dürfen. Aber Großvater in ſeiner Incognitolaune ſchickte ſeinen Adjutanten hinunter und ließ vermelden, der Reichsgraf wäre zu Hauſe geblieben; es müßt' ein Irrthum ſein, der Herr von Schwarzenfels würde dem hohen Rathe ſelber erſt ſeinen Beſuch zu machen haben. An Lavater ſchrieb er einige Zeilen des gemüthlichen Vorwurfs, ihn verrathen zu haben. Er ſei um weit wichtigere Dinge gekommen, als ſich mit dem hohen Rath zu becomplimentiren; er bat den Herrn Diakonus auf den Abend freundſchaftlich zu ſich, er habe viel mit ihm zu verarbeiten, namentlich über Unſterblichkeit, über Tod und Teufel, gelegentlich auch über einen guten Hofmeiſter für das Leben im Dieſſeits.

Wie Sanct Lavatus in der Abendſtunde kam, hatte er es doch nicht laſſen können, einige Sorgfalt in ſeinem Erſcheinen aufzuwenden; er kam in ſchwarzſeidenen Unausſprechlichen und Strümpfen, ganz friſch toupirt, und mit Paſtoralbäffchen, die von der Bleiche ſeiner Hausfrau ein gut Zeugniß geben konnten. Er ſah in der ſaubern ſchmiegſamen Glätte ſeines Weſens wirklich ſchön aus. Die Lippen ſprachen ſo wohlgefällig und das offene Auge verkündete ſo zuverſichtlich Heil und Segen. „Mann mit dem Mondſtrahl im Geſicht!“ hat ihn einer ſeiner Anbeter von damals angeſungen.

Der Reichsgraf lenkte das Geſpräch gleich auf den Punkt, um den es ſich für mich handelte. Der junge Gelehrte, der ihm als Hofmeiſter empfohlen worden, war aus dem Savoyiſchen unfern der franzöſiſchen Grenze gebürtig, zweier Sprachen vollkommen mächtig, hatte ſich eine Zeitlang in Paris aufgehalten, war von der Freundin Lavater's, der Gräfin Branconi, deren Söhne er auf Reiſen begleitet, auf's beſte belobt und hielt ſich, wie dieſe ſelbſt, ſeit einiger Zeit in Zürich auf, um des Deutſchen ebenſo wie der beiden wälſchen Sprachen theilhaftig zu werden. „Mit der Kenntnißnahme des Deutſchen“, ſagte Lavater, „wird ihm auch die noch fehlende Vertiefung in den Geiſt Gottes werden! Er hat hier angefangen, ſich mit germaniſch chriſtlicher Wiſſenſchaft zu beſchäftigen, kennt die Phyſiognomik, iſt aber freilich noch nicht der rechte Aufhorcher und Lauſcher in Gott!“

„Nun, was Gottes Wort betrifft“, unterbrach ihn der Reichsgraf, „ſo haben wir ſchon daheim einen ganz tüchtigen Tübinger Magiſter, der hier meinem — jungen Menſchen bis zur Confirmation das nöthige Chriſtenthum beibringen wird. Dafür iſt beſtens geſorgt. Allein ich brauche daneben noch einen friſchen Mann, der, wenn die Schulſtube abgeſchloſſen iſt, einem jungen Burſchen den Kopf für die Welt etwas zurechtrückt, ihn in's Leben einführt. Nutzanwendung des

Wenigen, was Einer wiſſen muß, ſchätz' ich höher, als alle ſublime und profunde Speculation, für den jungen Adel wenigſtens, der Geiſtesgegenwart braucht, weil er perſönlich auftreten muß. Ein Cavalier, mein Beſter, ſoll nicht gelehrt, aber gewandt, in jedem Augenblick fertig ſein, um in allen Lebensſtoffen mit raſcher Umſicht eine unabhängige Poſition zu nehmen. Nur wer die Andern überſieht, beherrſcht ſie; Geiſtesgegenwart, Präſenz deſſen, was Einer hat und kann: darin beſteht das Geheimniß dieſer Kunſt, die zumal den Fürſten ſo noth thut. Schnelligkeit in der Faſſungskraft erſetzt beinahe die wirkliche Ueberlegenheit. Ich brauche einen Erzieher, der den Zögling zu den Reſultaten der Bildung durchdringen, ihn nicht in den Unterſuchungen und Studien ſtecken bleiben läßt, einen Mann der That und Bewegung, der, ſo zu ſagen, Haare auf den Zähnen hat, Alles gleich auf den Erfolg ſtellt, auf die Nagelprobe bringt, kein todtes Wiſſen duldet."

„Einen Philoſophen des praktiſchen Lebens wollen Erlaucht", ergänzte Lavater, „ganz recht, einen ſolchen können wir ſtellen, denk' ich. Er iſt ſogar mehr Weltmann, als" —

„Keinen Kopfhänger!" fiel mein Großvater ein.

„Verſtehe, verſtehe!" ſagte Lavater, „weder Schwärmer, noch Hofmann —"

„Ganz recht, die richtige Mitte davon, einen offenen, klaren Kopf, der das Herz auf der rechten Stelle hat."

„Das Herz freilich", ſagte Lavater, „ſteht nur wenn es Gott fühlt, auf der rechten Stelle."

„Ein Atheiſt darf er freilich auch nicht ſein."

„Beileibe nicht! Davor behüte uns der Heiland!“

„Und jedenfalls Proteſtant? Nicht?“

„Mehr als zuviel!“ war die Antwort.

„Wie ſo zuviel?“ fragte der Großvater betroffen.

„Er proteſtirt faſt gegen Alles.“

„Gegen Unwahrheit, Wahn und Trug kann man nicht genug proteſtiren; die Welt ſteckt zu voll davon!“

„Nun ich merke ſchon“, ſagte Lavater, ſich fein verbeugend, „Ew. Durchlaucht werden an dem jungen Stark- und Freigeiſt Ihr Wohlgefallen haben. Er iſt ein Ausbund von Talenten.“

„Aber nur kein Genie! Derweilen hat das Genie noch immer nicht ſeine Grenzſtreitigkeiten mit der Tollheit ausgeglichen!“

„Genie!“ ſagte Lavater lächelnd, „faſſen wir dies divine Wort ja nicht im gemeinen Sinne! Nein, Genie iſt er nicht, es fehlt ihm der Geniehammerſchlag auf der Stirn!“

Der Reichsgraf huſtete und nahm den Schein an, als hätt' er es nicht gehört. Man vereinigte ſich, Monſieur Xaver Dubois — dies war der Name des Vorgeſchlagenen — erſt gelegentlich und wie zufällig zu ſehen und zu ſprechen.

„Er iſt häufig in Geſellſchaft des Grafen San Germano, der hier ſeit einiger Zeit hauſt“, fuhr Lavater fort. „Dieſer Mann iſt ein Kraftgenie, ein Blitzgenie erſten Ranges. Wir werden Beide bei der Gräfin Branconi finden. An dem Sanct Germanus können Reichsfürſtliche Gnaden die merkwürdigſte Vultuoſität und Supercilioſität in Augenſchein nehmen.“

„Guter Freund“, wandte ſich Großvater an mich, „wie geben wir denn dieſe gelehrten Ausdrücke des Herrn Diakonus auf gut Deutſch?“

„Antlitzlichkeit und Augenbräulichkeit!“ ſagte ich achſelzuckend.

„Richtig!“ lachte der alte Herr, und beide Männer klagten über die unbeholfene deutſche Sprache.

Wie ſich Lavater empfehlen wollte, nahm ihn der Großvater noch traulich bei der Hand, ging mit ihm Arm in Arm im Zimmer herum und ſagte endlich ſehr warm und ernſt: „Sie Lieber, Guter, ſind ja wohl im Stande, mir die Unſterblichkeit der menſchlichen Seele, die perſönliche Fortdauer nach dem Tode ſo recht handgreiflich klar, ſo recht mit einem Schlage zu demonſtriren? Nicht?“

Lavater räuſperte ſich und rückte ſeine Bäffchen zurecht.

„Ich will keine profanen Autoritäten, nicht Plato, nicht Cicero, ich will's aus den Mitteln unſeres eigenen Lebens, ſo wie man's für's Haus braucht, nachgewieſen haben,“ ſagte der Großvater.

„Halten zu Gnaden,“ rückte Lavater mühſam heraus, „das bloße Demonſtriren thut's nicht; ſchauen muß der Menſch!“

„Mit den Augen, den leiblichen Augen?“ fragte der Reichsgraf.

„Mit dem inneren Aug'“, ſagte Lavater, und ſeine Brauen wölbten ſich wie zwei gothiſche Fenſterbogen in die Stirn hinauf. „Schauen mit dem inneren Aug'“, wiederholte er, „ein Fühler Gottes iſt ein Schauer, ein Seher!“

„Hm!“ ſagte der alte Herr und nahm den Pfarrer wieder gemüthlich unter den Arm, um ihn gleichſam herumzukriegen. So wandelten ſie ein Paarmal im Saale auf und nieder, ſtanden dann am Fenſter ſtill und ſahen ſich ſtumm mit großen Blicken an. Es war rührend, wie Beide die Scheu hatten, ſich über ſolche Materien zu ſtreiten, und ehrenwerther Weiſe doch nach einer Verſtändigung rangen. Großvater wurde beinahe feierlich, obſchon er mit Einwürfen zu lauern ſchien. Der Hüter des Chriſtenthums konnte, das fühlte er wohl, nicht gut loskommen, ohne hier, wie man zu ſagen pflegt, reinen Wein einzuſchenken.

„Man müßte ſich erſt über die Grundbegriffe vereinigen“, ſagte Lavater ausweichend. „Unſterblich, perſönlich, jenſeits — das ſind lauter vieldeutige Bezeichnungen. Iſt doch ſchon der Begriff Seele etwas Vorausgeſetztes.“

„Nach den verruchten Franzoſen iſt Seele und Geiſt weiter nichts als eine Modification der Materie!“ ſagte der Reichsgraf.

„Ja, da liegt's!“ brach Sanct Lavatus aus und ſchlug die Hände in einander. Er wurde jetzt warm. Er ſagte: „Und was will Einer, wenn er von Unſterblichkeit ſpricht? Was verlangt er für ſich? Die egoiſtiſche Fortdauer ſeiner ſelber, die Unauflöslichkeit ſeiner monadiſchen Exiſtenz zu eigenſüchtigen Zwecken, zum Zwecke des Selbſtgenuſſes? O, ein ſolcher muß erſt ſein liebes Ich abwerfen, wie ein ſchlecht Lumpenkleid, muß einen anderen Adam anziehen und mit dem Apoſtel reden können: Nun aber lebe ich nicht in mir, ſondern Chriſtus der Herr! — Fragt Einer, ob es ewige Fortdauer des Bewußtſeins mit dem Fortſchritt der Erkenntniß, mit dem Wachsthum des inneren Lebens giebt: O, dann ſteh' ich ihm wohl Rede und würde, hätt' ich alle Stimmen der Natur, alle Sprachen aller Weſen, die Zungen des Himmels und der Erden in meiner Gewalt, mit einem Alles übertönenden Ja! antworten. Für die Prüfereien des Verſtandes iſt ſelbſt das Daſein Gottes nicht ganz ſicher. Aber für das Gemüth, welches Liebe braucht, für die glaubensbedürftige Seele giebt es nicht blos jenſeits ein ewiges Leben, dieſe ſind ſchon dieſſeits ewig, ſchon hienieden in ihrem Gefühl unſterblich. Ich bin die Auferſtehung und das Leben, ſpricht der Herr. Wer an mich glaubt, ob er ſchon ſtürbe, ſo wird er doch leben und die ewige Seligkeit ernten!“

Die ſchlanke Geſtalt des Mannes hatte eine vollere Haltung angenommen, er ſchien aus ſich ſelbſt herauszuwachſen, er fühlte ſich groß, indem er das ſprach, denn er wußte, daß er jetzt auf dem Gebiete ſtand, auf dem er Herrſcher war. Er überflügelte den Verſtand und erleuchtete das Gemüth, indem er ſich dieſen bibliſchen Schwung gab.

„Iſt denn die Auferſtehung des Fleiſches und der Knochen ſo ganz ſicher anzunehmen?“ warf der Reichsgraf dazwiſchen.

„Alle wahrhaft Erleuchteten,“ entgegnete Lavater, „ſind wohl darin einig, daß die Seele nach dem Tode des Körpers einen feineren, ebenfalls individuellen Leib annehme, der ſich zu dem irdiſchen wie die Quinteſſenz zu dem Caput mortuum in der Scheidekunſt verhält.“

„Bravo!“ rief der alte Herr. „Darauf bin ich in der

Phyſik ſelbſt gekommen. Das rückt die Sache näher. Der Spiritus, die Quinteſſenz bleibt, das Phlegma fällt zurück. Es fragt ſich aber dabei, ob dieſe unſere Weſenheit als Individuum fortexiſtirt. Ihr habt da, mein ſehr werther theurer Freund, in Euern „Ausſichten in die Ewigkeit" (er ging und ſchlug eifrig die Stelle im Buche nach, das auf dem Tiſche lag), in dieſen Briefen an den Königlich Hannover'ſchen Hof- und Leibmedicus Zimmermann die Geſchichte von deſſen Frau erzählt, die ihm nach dem Tode in leibhafter Geſtalt erſchien. Und Ihr nehmt alſo eine Gemeinſchaft der Abgeſchiedenen mit den Lebendigen als möglich an?"

Lavater ſenkte vor dem forſchenden Blick, den der Großvater auf ihn richtete, Augen und Haupt zu Boden. „Es iſt nicht Alles buchſtäblich gewiß, nicht Alles dogmatiſch zu belegen," begann er ſchüchtern, und ließ erſt im Verlauf ſeine Stimme mit der ganzen Wärme ſeiner Empfindung wieder anſchwellen. „Gewiſſe Punkte ſind Herzensſachen. Moſes und Elias ſind dem Herrn als Geiſter erſchienen in einem Augenblicke, wo er ſelbſt ſich als Geiſt geläutert fühlte, bibliſch zu reden: verklärt wurde. Nicht eine einzelne Bibelſtelle, wohl aber ein Blick auf das ganze Evangelium, hochachtbar Lieber, läßt mich denken, daß die Seligen von uns wiſſen und in Verbindung mit den Engeln wohl auch auf uns wirken können. Vielleicht umgeben ſie all unſer Thun wie ein unſichtbares Dunſtgewölk, ja vielleicht ſind ſie das magnetiſche Fluidum ſelber, das in uns ſtrömt und wogt. Daß der Glaube daran in gewiſſen Augenblicken ſich im Herzen ſo ſteigern kann, als wenn ich die Nähe ſeliger Geiſter an mir ſelber fühlte, mit den leiblichen Augen ſie ſähe, mit dem noch irdiſchen Ohr ſie ſchon hörte, — wer will das leugnen, wer will das feſt behaupten? Was iſt Religion anderes als Gottesverwirklichung! Und das Gebet hat dieſe magiſche Kraft, die Geiſterwelt ſo exiſtent zu machen wie die Körperwelt. Was in keines Menſchen Herz aufgeſtiegen iſt, das hat Gott Denen, die ihn lieben, bereitet. Siehſt du nicht die Seelen der Abgeſchiedenen dich umſchweben: nun ſo glaube, ſie könnten es. Halte dich ſo, als ob eine Heerſchau ſeliger Geiſter dich in jedem Augenblicke ſieht und hört, auf allen Wegen und Stegen dich begleitet! Ich glaube an eine Gemeinſchaft der Heiligen, ich glaube an die Allgegenwart Gottes, ich glaube, daß der Herr ſelbſt noch auf Erden wandelt, daß er am Arme ſeines Lieblings Johannes die Hütten der Armen, das Lager der Leidenden beſucht. Ich glaube, daß er allezeit bei uns iſt, wo Drei in ſeinem Namen verſammelt ſind; ich glaube, daß ſein Athemzug uns auch im gegenwärtigen Augenblicke umgiebt und mir die Kraft verleiht, Euch zu ſegnen, Ihr Männer, lieben Brüder im Herrn, — und dies jugendlich Herze zumal!“

Er war bei den letzten Worten auf mich zugeſchritten, hatte die Hand auf meinen Scheitel gelegt, und wie ich aufblickte, leuchtete ſein ſchönes Auge im Verklärungsglanz. Es war eine bange Stille im Gemach, als wenn ein Engel ſeinen Fittich entfaltete; der Zweifel, der Unglaube regte ſich nicht. Sanct Lavatus ſah ruhig auf uns herab und ſein mildes Lächeln erſchien wie ein Triumph der guten Sache. Er ſegnete mich noch einmal, reichte dem Reichsgrafen, der ſtumm und ſtill ſich in den Armſtuhl niedergelaſſen hatte, die Hand, und ſchied nach kurzer Verbeugung in dieſer feierlichen Stimmung, die er heraufbeſchworen, und die er in uns zurückließ.

Nach einer Pauſe von mehreren Minuten ſagte der Großvater ſtill für ſich hin: „Sehr lieber, edler und ſanfter Mann das, ein rechter Apoſtel für das Gemüth, für die Schwachen und Hülfsbedürftigen. Aber es kann doch zur Schwärmerei und Selbſttäuſchung führen!“

Siebentes Capitel.

Sanct Germanus.

Am andern Morgen beſuchten wir in Zürich die Krankenanſtalt, die mit dem Waiſenhauſe in Verbindung ſtand, und in der Lavater ebenfalls die Seelſorge hatte. Großvater Erlaucht machte gern zum Beſten ſeiner eignen Anſtalten Studien. Er freute ſich über die ſchweizeriſche Reinlichkeit und dictirte, während wir durch die Krankenſäle wandelten, ſeinem Adjutanten allerlei Notizen in's Tagebuch. Der kleine Medicus, der uns führte, war ihm mit Eifer dazu behülflich. Wie wir in den Raum traten, wo einige geiſtig Geſtörte behandelt wurden, ſahen wir am entgegengeſetzten Fenſter eine Geſellſchaft um ein Krankenlager beſchäftigt. Die breitſchulterige Geſtalt eines Mannes, der uns den Rücken zukehrte, ſtach gegen die andern hervor. Er ſprach mit lauter Stimme, die Uebrigen hörten eifrig zu; er ſchien über das Phänomen der Krankheit zu dociren.

„Ein vornehmer Herr aus Italien“, ſagte der Arzt auf unſere Frage. „Er ſcheint ſich für die Behandlung der

Beſeſſenen zu intereſſiren; er beſucht uns häufig, ja er wird uns faſt überläſtig. Erſt neulich drang er mitten in der Nacht in's Zimmer und ſtellte bei'm Schein des Vollmondes bei einer Unglücklichen, die an Beängſtigungen des Gehirns leidet, Verſuche an, die wir Aerzte nicht gutheißen dürfen. Der Fremde erweiſ't ſich freilich ſonſt gegen die Anſtalt ſo wohlwollend und mildthätig, daß wir ſeiner Neugier und ſeiner Jagd auf Merkwürdigkeiten keine allzuengen Schranken ſtellen mögen."

„Haha, Graf San Germano!" ſagte der Großvater, denn er ſah auch Lavater unter den Verſammelten. Abſeits von ihnen ſtand eine nicht mehr junge Dame in auffallendem Reiſecoſtüm mit Straußfedern auf dem turbanartigen Hute. Der gelbe Sammet ihres Kleides wetteiferte faſt mit der Olivenfarbe ihres Antlitzes, in deſſen ſcharfgeſchnittenen Zügen ſich eine Tochter des Südens, wo nicht des Orients verrieth. Sie wurde uns ſpäter als Signora Carlotta, eine Nichte des verſtorbenen Papſtes, bekannt. Sie nahm keinen Antheil an den Beobachtungen der Geſellſchaft und war in einem lebhaften Geſpräch mit einem jüngeren Manne begriffen, deſſen ſchwarze Tracht, obſchon ſie ohne beſondere Abzeichen war, einen Geiſtlichen verrieth. Doch war ſein Haupthaar weder proteſtantiſch geſcheitelt, noch ließ es die katholiſche Tonſur erkennen. Ehrn Lavater hatte uns wahrgenommen und trat raſch aus dem Kreiſe, um uns zu begrüßen. Der Reichsgraf winkte ihn bei Seite und bat, hier keine Bewillkommnung einzuleiten.

„So werden Ew. Gnaden geruhen, heute Abend bei der Gräfin zu erſcheinen," ſagte Lavater dringend, „der Frau

Gräfin wird es eine beſondere Ehre ſein, die deutſchen Herren bei ſich zu ſehen!“ —

Die Geſellſchaft ging jetzt an uns vorüber, und Lavater erhielt, weil er nicht eher ſcheiden wollte, unſere Zuſage für den Abend. —

Gräfin Branconi war Wittwe. Sie gehörte zu den Frauen, die nach einer vertrauerten Jugend, in den Marterjahren eines verunglückten ehelichen Bundes raſch verblüht, erſt ſpät, nachdem die Welt ſich nicht mehr in friſchem Reiz für ſie ſchmückte, eine Genugthuung für Anſprüche des Herzens und Geiſtes finden. Sie war nie ſchön geweſen, ihre Züge waren eher das Gegentheil, aber der Faltenzug eines ſanften Weh's gab ihrem verwelkten Antlitz den Schmelz einer Rührung, die wohl feſſeln konnte, wenn der Sinn eines Mannes reif genug war, mehr als den bloßen Zauber vergänglicher Reize zu ſchätzen. Es ſind das jene Frauen, deren ſtille verallgemeinerte Liebe ſich wie ein heimlicher Fanatismus geſtaltet, jene Frauen, für die der Mann nur Bewunderung fühlt, während er doch Gefahr läuft, ſich vor ihnen zu verwirren und zu verlieren. Gräfin Branconi war mehrere Jahre in Paris geweſen; ihr Gemahl hatte dort in einem bunten Gewühl von Händeln und Intriguen ſein Leben eingebüßt. Dann war ſie mit ihren Kindern nach der italieniſchen Schweiz, wo ihre Güter lagen, zurückgekehrt. Seit längerer Zeit lebte ſie regelmäßig einen Theil des Jahres in Zürich, wo ſie, an der Limmath ſchön gelegen, Haus und Garten beſaß. Lavater war der Seelenarzt geworden, der dies an der Welt erkrankte Herz zu heilen wußte.

Er war der Mann, der, wenn die äußere Welt in ihrer Mißgeſtalt beleidigte, Ausſichten in die Ewigkeit eröffnete und dieſe Ewigkeit ſchon mitten in der zerbrechlichen Hülle des irdiſchen Lebens fühlbar machte. Die ſanfte Entzückung eines ſchwärmeriſchen Gottesfriedens war ſein Werk und dieſer Friede leuchtete aus den Zügen der Dame dem Beſchauer entgegen. Der Phyſiognom, der dies Antlitz nicht fertig deuten konnte, mußte den Ton ihrer leiſe bewegten, heimlich zitternden und doch in Wohllaut aufgelöſ'ten Stimme zu Hülfe nehmen. Das Geſicht ohne den Klang der Stimme giebt wohl überhaupt nicht den ganzen Menſchen; erſt das ſprechende Geſicht, dünkt mich, iſt der volle Ausdruck der Seele. Großvater Erlaucht pflegte zu ſagen: Erkenne das Thier im Angeſicht, und du haſt die Grundlage des Menſchen! Er kannte nicht das Sokratiſche: Rede, damit ich dich ſehe!

Die Gräfin empfing uns mit jener Vertraulichkeit, die zugleich mit der Beobachtung der feinen Form nur der Dame ihres Standes möglich iſt. Sie ſprach franzöſiſch, und doch lag ſehr viel Gemüth im Ausdruck ihrer Worte. Großvater ward ihr von Lavater als connaisseur bezeichnet. Er gab ihm damit ſeinen Empfehlungsbrief, als zur Loge Derer gehörig, die im Angeſicht des Menſchen die Geheimſchrift der Seele zu verſtehen glauben. Im Salon der Gräfin wurden allabends förmliche Exercitien in der Modewiſſenſchaft jener Zeit gemacht.

„Kenner?“ wiederholte der Großvater, „mehr Liebhaber, als das; und auch das nur, wenn man es nicht zu weit treibt.“

„Man muß freilich zwiſchen den Zeilen leſen können“, ſagte die Dame. „Unter einer buchſtäblichen Auslegung leiden ſelbſt die Wahrheiten der heiligen Schrift.“

„Solch' ein Buchſtabenklauber in der Geſichtskunde iſt mir ſchon vorgekommen,“ ſagte der Großvater. „Wie hieß der Querkopf, den wir am Rhein neulich aufſuchten?“ — Er ſah mich lachend an, während er das ſagte, und fuhr fort: „Der trieb's denn doch vielleicht ein Biſſel zu bunt. Der nahm die Leute friſch bei'm Kopfe und ſagte ihnen Grobheiten in's Geſicht, nicht? Auch in andern Gliedmaßen ſuchte er die Signatur des Unſichtbaren. Zuletzt meinte er, der bloße Daumen genüge, um den Verſtand des Menſchen zu taxiren. Gott's Wunder! am Ende iſt die Silhouette vom kleinen Finger, oder der Abſchnitzel vom Nagel des großen Zehen dazu hinreichend. Er nahm das, wie ich's ihm ſagte, für Ernſt und belegte es gleich mit ſeinem lateiniſchen Spruche: Ex ungue leonem! Ja, ja, die gelehrten Lateiner helfen gern allem Unſinn auf. Dabei ſprach der Narr immer von Chriſtusnaſen und Johannesbackenknochen.“

„Ein Spiel,“ nahm die Gräfin ſehr ernſt das Wort, „ein Spiel mit dem zu treiben, was unſere gläubige Erkenntniß fördern ſoll, iſt gewiß ein ſtrafwürdiger Unfug. Aber man ſoll Gott nicht blos in den Sternen ſuchen, nicht blos in den heiligen Büchern leſen; auch die Angeſichter der Menſchen ſind ſeine Schriftzüge. Nur hat bald das Laſter, bald heilloſer Unglaube ſie entſtellt, und wir finden den Herrn, wie in der ganzen Natur, ſo auch im Antlitz der Menſchen, nur mühſam heraus. Man kann das Edelſte mißbrauchen.“

„Ich halt's mit Ariſtoteles und Galen,“ ſagte der Großvater, „ich ſuche im Angeſicht das Thier im Menſchen zu erkennen.“

Die Gräfin ſchlug ablehnend die Augen nieder; dann ſagte ſie vornehm lächelnd: „Ariſtoteles und Galen haben unſicher an der Geſtalt des Menſchen herumgetappt, ſich einzelne Merkzeichen erſehen, und die unſelige Aehnlichkeit einzelner Theile des menſchlichen Körpers mit denen der Thiere reichte zur Aufſtellung ihrer Meinungen hin. Wir ſind weiter, wir ſchauen nach dem Unſterblichen im Angeſicht der Brüder. Mit einzelnen Theilen iſt es wohl wie mit einzelnen Tönen. Ein Ton für ſich iſt ein charakterloſes Etwas. Erſt im Zuſammenhange mit andern Klängen wird der Accord möglich, von dem ſich ſagen läßt, ob er Dur oder Moll iſt.“

„Ja, ja,“ ſagte der Großvater, „die Lineamente auseinanderreißen, hieße die Blume zerpflücken, um zu ſehen, was an ihr ſei. Ganz iſt der Menſch, was er iſt.“

„Sie haben, obſchon es Ihnen wohl noch am ächten Glauben fehlt, doch ein ſehr ſchönes Wort da geſprochen,“ ſagte die Gräfin, und reichte dem Reichsgrafen ihre Hand, die er, wollte er nicht unhöflich ſein, drücken mußte. Es ſtand ihm ſehr eigenthümlich, der feinen Frau dieſe vertrauliche Annäherung zu geſtatten. Großvater Erlaucht hatte überhaupt eine verſteckte Anlage zum Gefühlvollen; nur gab er ſich ſolchen Regungen nicht hin und ſpottete ſie bald wieder fort, obſchon er ſie bei Andern in Ehren ließ. Auch hatte er ſich jetzt in ſeinem Humor bald wieder zurecht gefunden.

„Frau Gräfin ſind gewiß eine recht leutſelige Pythia,“ ſagte er in ſeiner muntern Laune. „Wie judiſiciren Sie wohl Dem da ſein Geſicht? Der arme Schelm hat ſchon ehrlich herhalten müſſen!“

Er winkte mich heran und klopfte mir auf die Schulter. Es überlief mich hochroth bis über die Ohren; ich dachte an die Tortur der Inquiſition unter den Händen des ſchäbigen Querkow, ich dachte an die beleidigende Deutung meiner kleinen Naſenlöcher. Ich glaube, ich blies in dieſem Augenblicke die Naſenlöcher ſo weit auf, als möglich.

„Ein junges Geſicht, das nicht fertig iſt“, ſagte zum Glück die Gräfin, „ſoll man eigentlich nicht allzuſtreng nach den Regeln der Grammatik unſerer Wiſſenſchaft abſchätzen! — Auffallend zuſammengewachſene Brauen!“ ſagte ſie, indem ſie fortfuhr, mich zu muſtern; „ſie deuten auf Kraft, auch auf die Kraft, Geheimniſſe zu behüten.“

Alſo doch, dacht' ich ſtill bei mir, und ſah den Großvater furchtſam an, der gern auf den verſteckten Italiener in mir anſpielte.

„So deutlich ausgeſprochen hab' ich dieſen Zug“, ſetzte die Gräfin hinzu, „nur noch an unſerem Freunde Monſieur Xaver Dubois wahrgenommen.“

Sie hatte ſo laut geſprochen, daß der Genannte, als ſei er gerufen, zu uns trat. Es war der junge Geiſtliche im ſchwarzen Gewande, den wir im Krankenhauſe an der Seite der orientaliſch gekleideten Donna geſehen, der Mann, mit dem ich jetzt um der zuſammengewachſenen Brauen willen confrontirt werden ſollte. Ich blickte ſchüchtern in ſein dunkles Auge, in deſſen braune Schatten ſich grünliche Tinten miſchten, und deſſen Blick bald keck und dreiſt aus den tiefen Höhlen heraustrat, bald furchtſam unter den ſchweren Wimpern ſich barg. Das war das Lauernde auch in ſeinem Blicke oder, wie die Gräfin ſagte, die Kraft, Geheimniſſe zu behüten. Eine heiße Leidenſchaftlichkeit in ſeinen Bewegungen ſchien ſich durch die vollkommene Beherrſchung der Geſellſchaftsformen, durch die Gewandtheit des Weltmannes zu zügeln. Wie er als Monſieur Dubois präſentirt ward, offenbarte er eine ſo glückliche Miſchung von Beſcheidenheit und Selbſtgefühl, daß ſelbſt Großvater Erlaucht über ſoviel Freiheit in der Haltung bei einem Geiſtlichen zu ſtaunen ſchien. Die Unterhaltung wechſelte in allen drei Sprachen. Wenn Xaver deutſch ſprach, verrieth er eine Befangenheit, die ihm ſehr naiv ſtand. Franzöſiſch war er ganz Cavalier und Mann des Parquets. Sprach er italieniſch, ſo durchbrach ein ſonſt verhaltener Feuerſtrom ſein ganzes Weſen. Zum Glück nahm er die Aufmerkſamkeit Aller ſo ausſchließlich in Anſpruch, daß ich außer Acht kam und den ſtillen Beobachter machen konnte. Nur die Gräfin warf auf ihn und mich ihre Blicke, als hätte ſie Luſt, die Parallele zwiſchen unſern Augenbrauen von neuem zu eröffnen.

Zum Glück unterbrach ein neu Hinzutretender die wieder herandrohenden Geſichterſtudien.

„Monseigneur, j'ai l'honneur“, — erſcholl die Stimme eines Mannes, der ſich mit polterndem Geräuſch dem Reichsgrafen aufdrängte. Es war der uns als Graf San Germano

Angekündigte, der Mann mit dem „Hammerſchlag des Genies“ auf der breiten dreiſten Stirn und einem Schulterbau, der mit mehr als Selbſtgefühl den Ruhm zu tragen ſchien, den auserwählten Seelen für ein abſonderliches Werkzeug des Herrn zu gelten. Signora Carlotta, die orientaliſche Dame mit dem Turbankopfputz, war mit ihm eingetreten; ſie ſchien zu ihm zu gehören. Und ſo erblickten denn meine Augen den Wundermann, der ſchon damals an kleinen Höfen und in auserleſenen Cirkeln die Bewunderung der Welt zu werden begann, obſchon er erſt ein Jahr ſpäter in Paris ſeine große Miſſion antrat. Er galt damals für einen Vielgereiſten, der lange Zeit im Orient geweſen, die ägyptiſchen Pyramiden und Katakomben beſucht hatte. Er erzählte vertraute Einzelnheiten von der ſtillen Gemeinde des Prieſters Johannes, jenes angeblich unmittelbaren Nachkommen des Evangeliſten, mit deſſen Colonie in Nubien, mitten in der Wüſte und mitten im Sturme der Jahrhunderte, ſich ein einfach reines Chriſtenthum bis auf unſere Tage fortgepflanzt haben ſollte. Hiermit hatte er in Lavater's Kreiſen Zutritt und Spielraum gewonnen. Je weltlicher, ja derb ſinnlicher nebenbei ſein Weſen ſchien, deſto ſpannender wurde das Räthſel ſeiner Erſcheinung. Die Erzählung ſeines Aufenthaltes in Medina trug das Gepräge der genaueſten Selbſtanſchauung. Man hielt ihm Vieles zu gut, weil man ihm die Vorrechte des genialen Sonderlings einräumte; er durfte ſelbſt vor Lavater's keuſchen Ohren die Reize des mohamedaniſchen Harems ſchildern.

Ich blickte in ein rothbraunes, gewaltig vollblütiges

Geſicht, deſſen gedrungene Muskelfülle, deſſen ſtarke Brauen, wie die verſteckt glühenden Augen von der unleugbaren Kraft dieſes ſeltſamen Menſchen zeugten. Die entſchloſſene Elaſticität ſeiner Glieder entſprach ſeiner geiſtigen Gewandtheit. Seltene Kenntniſſe, reiche Erfahrungen mochten die Macht, die er übte, unterſtützen. Aber dieſe Macht lag nicht in dieſen Einzelnheiten, die vielleicht Mancher mit ihm theilte; ſie lag in der Schwärmerei ſeiner brütenden Seele, in dem Hange zum Wunderbaren, der ſein Jahrhundert beherrſchte, in der Sehnſucht der Menſchen nach dem Unſichtbaren, die ſie mitten im Ekel vor der hinfälligen Eitelkeit des Lebens erfaßte. Voll Ueberdruß an der Ausſchweifung der ſinnlichen Freuden, und doch unfähig, zur Arbeitſamkeit einer ſtrengen Lebenseinfalt zurückzukehren, wollte das ablaufende Jahrhundert durch Schwelgerei der Empfindung, durch einen Sybaritismus des Geiſtes das Gefühl der Leere und die Reue über die Nichtigkeiten der äußeren Welt verdrängen. Im Angeſicht des Mannes lag, bei aller Pfiffigkeit des verſchmitzten Schelms, der Zug des Schwärmers, der die Schwächen ſeines Zeitalters benutzt, weil er ſie kennt, ſie kennt, weil er ſie theilt.

Der Mann war an jenem Abend in der Uniform eines portugieſiſchen Officiers. Er redete uns auf eine Weiſe an, die es merklich machte, er wolle das Incognito des Reichsgrafen nicht anerkennen. Er ſagte, er werde Deutſchland, er werde unſere Gegend beſuchen. Er ſprach von ſeiner Liebe zu Deutſchland, von deutſchem Tiefſinn und Geiſt, dem es vorbehalten ſei, in einer neuen Religion die ſtreitenden Elemente der

Menſchheit zu verſöhnen. Das Zeitalter eines neuen Jeruſalems ſei nahe; Chriſtus werde nicht in Perſon wiederkommen, aber ſeine Boten ſenden.

Er war bei der Gräfin Branconi, auch an jenem Abend, der ſtehende Mittelpunkt der Verſammelten. Nur Einige hatten ſich in den Garten entfernt. Ich nahm ebenfalls die Gelegenheit wahr, das Freie zu ſuchen.

Der ſchöne Lindengang war mit farbigen Lampen erleuchtet. Er führte zu dem offenen Pavillon an der Limmath, in welchem Lavater mit der Gräfin privatim phyſiognomiſche Studien trieb, ihr vielleicht auch ſeine Ausſichten in die Ewigkeit ſpeciell eröffnete. Eine Ampel brannte in der Mitte des kleinen Salons. Ich begann dort die Silhouetten und Porträts zu durchmuſtern, die an den Wänden hingen, ich nahm den Stift und trug einige merkwürdige Linien in mein Tagebuch; aber die Beleuchtung war zu matt, ich trat in den Hintergrund und lehnte mich in die Ottomane, die in der Niſche ſtand. Meine Gedanken hafteten an dem Manne, den ich bald als zu mir gehörig begrüßen konnte.

Plötzlich ſtand er ſelbſt leibhaftig auf der Schwelle vor mir. Er blickte ſich um, und eh' ich mich aus dem Schatten erheben konnte, war ihm die orientaliſche Donna gefolgt. Ich ſaß wie gebannt, ich konnte den Ort nicht mehr verlaſſen. Sie ſtanden Beide vor mir im Schein der Ampel. Er ſah ſie erwartungsvoll an, als wollte er ſagen: Du haſt mich gerufen, hier bin ich! — „Saverio!“ ſagte ſie, ihn italieniſch mit ſeinem Vornamen anredend, „es liegt jetzt in Deiner Hand, uns zum Ziele zu verhelfen; jetzt oder nimmer gründen wir auf deutſchem Boden den Bund der Freunde des neuen Jeruſalems!“

„Und wenn ich“, erwiederte Xaver abweiſend, „was Ihr für Euer Ziel erklärt, nicht für das meinige anſehe?“

„So ſind wir uns auch darin gleich, mein Theurer“, lautete die Antwort, „zu Zielen die Hand zu bieten, die uns nur Mittel ſind für unſere höheren Zwecke.“

„Ich habe nichts mehr mit Euch gemein, weder Mittel noch Zwecke!“ ſagte Xaver mit entſchiedener Feſtigkeit.

„Du nicht mit uns, aber wir mit Dir!“ ſagte die Signora.

„Ich habe keinen Theil mehr mit einer Kirche, von der ich mich losgeſagt!“ eiferte Xaver.

„Aber die Kirche hat Theil an Dir!“ lautete die Entgegnung. „Ein guter Hirte, mein Beſter, läſſet die neunundneunzig getreuen Schafe und folget dem einzelnen, das ſich verirrte, eilt ihm nach und ſtreckt liebend ſeine Arme nach ihm aus.“

Sie hatte die Hand auf ſeine Schulter gelegt und ſah ihn traulich lächelnd an. Die Ampel warf ihr volles Licht auf beide Geſtalten. Xaver ſah blaß und verlegen aus. Der Triumph der Donna über ihr Opfer ſchien vollſtändig.

„Ich ſehe Euch, Carlotta“, begann Xaver nach einer Pauſe, „noch immer an der Seite eines Menſchen, der ein Knecht der hierarchiſchen Finſterlinge iſt, gleichviel ob er der Geſellſchaft Jeſu, der Propaganda, oder der Inquiſition dient.“

„Er hat auch ſeine eignen Zwecke“, fiel ihm die Donna in’s Wort.

„Mag ſein“, fuhr Dubois fort, „daß er, wenn er im Dienſt ſeiner Obern den ſchuldigen Tribut geleiſtet hat, auch noch für eigne Zwecke Spielraum zu haben wähnt. Aber was ſind das für Zwecke? Gewinnſüchtige, eigennützige, keine reinen. Und Ihr an ſeiner Seite, — im Bunde mit einem Gaukler!“

Carlotta war weder erſchreckt über dies Wort, noch beleidigt; ſie ſenkte ihr Haupt und ſagte faſt wehmüthig: „Beſſer an der Seite eines Solchen leben, als mit Verbrechern der hohen heiligen Kirche, wie ich in Rom, in meiner Jugend.“

„Ihr könnt nichts Gutes mit ſeiner Hülfe ſtiften, niemand retten, niemand helfen, auch mir nicht, der ich dem natürlichen Drange meines Herzens folge und Dem, der mir das Leben gab, nachforſche. Ihr wißt um meine Abkunft und habt der Kirche den Eid geleiſtet, mich im Dunkeln darüber zu laſſen!“

„Wie Euſebio“, ſagte die Donna, „Euer Freund und Lehrer! Er war doch wohl ein edler, weiſer Mann, dieſer Führer Eurer Jugend!“

Xaver ſchwieg, indem er ſchmerzlich die Lippen preßte. Carlotta fuhr ſchmeichleriſch fort: „Doch wozu der Streit zwiſchen uns? Sind wir nicht im ähnlichen Falle, als Bundesgenoſſen auf einander verwieſen? Ich habe mich innerlich losgeſagt von einer Kirche, deren Prieſter heucheln. Aber ich thue mehr als das, ich habe allem Lug und Trug der ſtolzen Herren der Chriſtenheit Haß und Verfolgung geſchworen. Die Welt will getäuſcht ſein; beherrſchen wir ſie wie ſie es wünſcht! Als ich ihr Liebe bot, hat ſie mich verachtet; als ich ihr ein offenes Herz voll Unſchuld entgegentrug, hat ſie mich verſchmäht. In Sünden und als die Nichte eines Cardinals, mitten in der Ueppigkeit der Welt erzogen, und doch einem Stamme angehörig, den die Chriſtenheit verflucht; im Glanz erzogen und gewiegt, und doch das Gefühl des Todes und der Weltverachtung im Herzen, bin ich nach und nach in der Kunſt geübt, meinen Ekel gegen die Gebrechen der Menſchen zu verheimlichen, für meinen Haß Zielpunkte zu ſuchen, die Niemand ahnet. Während ich der Welt diene, Saverio, dient ſie mir! Doch zur Sache. Das Document, das wir ſuchen, iſt in den Händen des Reichsgrafen, jenes Document, in welchem er für ſein proteſtantiſches Land der römiſchen Kirche allen Vorſchub zugeſagt. Vierzig Jahre faſt hat es im Gewölbe der Villa Speroni an der Riviera levante gemodert. Da ſtirbt der Prieſter in Genua, dem es anvertraut war; er ſtirbt und geſteht auf ſeinem Sterbebette, daß er es gar nicht nach Rom an die Congregation der Propaganda abgeliefert. Der Thor hielt es für Sünde, dies Gelübde, das ihm unter dem Siegel der Beichte gemacht war, als ein Inſtrument zur Verfolgung der Ketzer zu benutzen. Keine Kirchenſtrafe hatte vermocht, ihm das Geſtändniß zu entlocken, wo das Document geblieben. Er ſtirbt und geſteht, es ſei nicht vernichtet, aber beſeitigt und unſchädlich gemacht. Gleich am Orte, wo es vollzogen, in derſelben Stunde, wo die Trauung des Reichsgrafen mit der Herzogin geſchah, habe er es in das Gewölbe unter dem Altar der Villa verſenkt. Die Propaganda ließ ſofort Nachſuchungen anſtellen; da ergiebt ſich, daß man uns zuvorgekommen. Deutliche Spuren einer friſchen Nachgrabung führen auf die

Vermuthung, ein Commiſſär des Reichsgrafen, mit welchem der genueſiſche Prieſter vielleicht im Verkehr geblieben, habe das Document entdeckt und es in ſeine Hände geliefert. Exiſtirt es noch oder iſt es vernichtet? Darüber Kunde zu erlangen iſt unſer Geſchäft. Es zu vollziehen, wirſt Du uns hülfreich ſein, Saverio. Du wirſt uns am Hofe des Reichsgrafen die Wege erleichtern.“

Xaver ſagte lächelnd: „Signora, wir ſind noch gar nicht am Hofe des deutſchen Reichsgrafen.“

„Er hat ſo eben“, lautete die Antwort der Dame, „dem Abbate Lavater ſeinen Entſchluß ausgeſprochen, Euch nach ſeiner Heimath mitzunehmen. Die Gräfin Branconi hat ihren Segen dazu gegeben.“

„Und Ihr“, ſagte Xaver bitter, „gebt mir Euern Fluch mit auf den Weg?“

„Saverio“, entgegnete die Signora, „Ihr ſeid nicht gewohnt, klein zu denken. Die Kühnheit des Unternehmens ſchreckt Euch nicht. Ihr bietet uns die Hand dazu!“

„Und wenn ich es verweigere?“ fragte Dubois.

„Dann hat das heilige Amt noch immer eine Frage an Euch zu richten, Flüchtling aus dem Jeſuitencolleg, eine Frage, auf die Ihr nur im Gefängniß der Inquiſition Rede ſtehen könnt!“

„Ich erkenne kein römiſches Gericht über mich an“, ſagte Xaver im hellen Ausbruch ſeines Zornes, „ich bin aus der Gemeinſchaft der Kirche getreten, ich bin Proteſtant, ich bin frei von den Feſſeln, die Ihr für bindend haltet!“

„Wer nach dem Gelübde Derer, die ihn in die Welt geſetzt, der Kirche gehört: auf den wird die Kirche Roms nie aufhören ihr Anrecht geltend zu machen!“

„Doch, Signora! ſie wird es, denn ſie wird müſſen!“ ſagte Xaver. „Ich kann Denen, die mich in die Welt ſetzten, nicht das Recht zugeſtehen, über meine freie Seele das Verhängniß ewiger Kerkerſtrafe und ewiger Verbannung zu verhängen. Ich kann die Gültigkeit eines ſolchen Gelübdes nicht anerkennen, alſo auch nicht das Recht der Kirche, es an mir zu vollziehen!“

„Aber Ihr habt die Weihen erhalten!“ wiederholte die Donna. „Ihr ſeid damit ein Gezeichneter für ewig, und die römiſche Kirche erkennt Euern Austritt nicht an, Ihr ſeid und bleibt ihr Eigenthum!“

In Xaver's düſterverhängten Blicken wiegte ſich die ganze ſchickſalsvolle Laſt, die ihn drückte, ſo klar auch ſein Wort, ſo feſt ſein Wille, ſo unerſchütterlich ſein Gedanke zu ſein ſchien. Er preßte die Lippen an einander und ſah ſtarr zu Boden.

Ich drückte die Hände krampfhaft wider meine Bruſt, als müßt' ich fürchten, durch das laute Klopfen meines Herzens meine Gegenwart zu verrathen.

Die Donna bot Dubois mit der Grazie und Gewandtheit der Schlange im Paradieſe die Hand zum Bunde; ich zitterte vor der Möglichkeit, er könnte ihrer Liſt unterliegen.

„Ihr werdet nicht der Thor ſein“, ſagte ſie, „zu denken, ich ſei ein willenloſes Werkzeug der Inquiſition! Nicht einmal der Congregation des Glaubens diene ich unbedingt.

Ihr wißt, Saverio, daß uns ein höherer Gedanke treibt. Wir haben der Tyrannei des confeſſionellen Glaubens, auch wenn er uns noch bindet, den Untergang geſchworen, wir gründen einen Bund freier Menſchen, die ihre Gerechtſame als ſolche gegen einander verbriefen. Eine allgemeine Kirche, aber die einzig wahre, einzig gültige, die Kirche des freien Menſchenthums, ſoll fortan Alle verbrüdern. Dieſen Geheimbund, ſo lange er geheim ſein muß, dieſe Loge freier Maurer wollen wir ſtiften. Du biſt der Sodale dieſes Bundes, Du wirſt Dein eigenes Gelübde nicht brechen!“

Sie ſtand wie eine Königin von Saba vor ihm da, der Fanatismus ihres Weſens hatte eine gewiſſe Majeſtät. „Ich entziehe mich Euch nicht“, ſagte Xaver, „wollt Ihr mir auf die dunkeln Spuren meines Daſeins verhelfen; aber Ihr könnt nicht verlangen, daß ich, geſetzt, ich theilte den Zweck Eurer Loge, auch jedes Eurer Mittel zum Zweck für recht erkenne. Ihr habt Euch von den Jeſuiten losgeſagt und theilt doch deren Grundſätze! Und was hat die Entdeckung, was hat der Raub eines Documentes für Zuſammenhang mit der Loge zum neuen Jeruſalem?“

„Den allernächſten!“ eiferte die Donna, „es hilft einen proteſtantiſchen Tyrannen entlarven, der den katholiſchen Glauben nicht zu kränken eidlich und ſchriftlich gelobte! Die Landſtände ſeines Reiches ſind evangeliſch; ſie können auf dieſe Zuſage hin ſich von ihrem Fürſten losſagen. Die nächſten Erben des Landes ſind römiſch-gläubig; ſie ſehnen den Moment herbei, wo das Regiment des Unduldſamen aufhört.“

„Ich kann Euch nicht hindern“, ſagte Xaver, „handelt wie Ihr wollt und müßt!“ — Somit ſchloß dieſe Unterredung, deren Zeuge ich war.

Sie hatten Beide den Pavillon verlaſſen. Wie ſie neben einander herſchreitend im Laubgange des Gartens verſchwanden, ſaß ich in meinem Winkel noch immer wie gelähmt; eine Gewitterſchwüle lag in meiner Seele. Das verhängnißvolle Document, das mein Vater in jener Nacht beim Begräbniß der Mutter dem Reichsgrafen übergeben, — exiſtirte es noch? vielleicht war es von Dieſem, da es ihn bloßſtellen konnte, vernichtet! Wo nicht: ſollte ich ihn warnen, weil Gauner es zum Ziel ihrer Ränke machten? Aber auch Xaver, für den mein Herz ſchlug, hatte ein Intereſſe, es aufzufinden, und vielleicht enthüllte es noch mehr von den Geheimniſſen des Hauſes! — Ich war willenlos, war gebunden; ich mußte den Gang der Dinge walten laſſen. —

Wie ich auf vielfachen Umwegen im Park nach dem Salon zurückkehrte, ſcholl mir Muſik entgegen. Sanct Germanns ließ ſich auf der Glasharmonika hören, einem Inſtrument, das damals für eine neue Erfindung galt. Dieſer Menſch, der bald genug die ganze Welt täuſchen ſollte, war alſo für mich das Haupt einer Gaunerbande, welche ſich gegen das Wohl meines Hauſes verſchworen, — ob mit Wiſſen und Willen der Kirche, oder nur mit deren Hülfe und im eignen Intereſſe, war mir unbekannt. — Er ſtand, wie ich eintrat, ſo eben auf; mit einer Kirchenmelodie, die er geſpielt, war er der Gegenſtand der Bewunderung geworden. Alles umringte ihn, überſchüttete ihn mit Lob.

Ich ſuchte ſcheu und ſchüchtern die Nähe des Großvaters, im Fall er aufzubrechen gedachte. Er hatte ſich in eine Fenſterniſche zurückgezogen und ſtand mit untergeſchlagenen Armen und geſenktem Haupte ganz in Betrachtung verſunken. Er hatte ſolche Augenblicke, wenn ein Argwohn gegen Dinge oder Perſonen in ihm aufſtieg. Sein Auge ſchien dem Grafen zu folgen, der mit Lavater Hand in Hand im Saale auf und ab ſchritt. Sie gruppirten ſich jetzt um die Gräfin Branconi, die mit der Signora Carlotta zärtlich plauderte. Xaver mußte ſich in den Hintergrund verloren haben; meine Blicke ſuchten ihn vergeblich. „Es wird nicht Ernſt damit ſein, uns morgen ſchon zu verlaſſen!“ eiferte die Gräfin, zu den beiden Fremden geneigt. „Doch, doch!“ erwiederte Sanct Germanus mit feierlicher Salbung, „wir ſcheiden morgen. Es iſt hier unſeres Bleibens nicht. Unſere Sendung reicht weiter. Auch ſind wir nicht zu den Gläubigen, wir ſind zu den Ungläubigen geſendet. Wäre die Menſchenwelt überall ſo ſchön wie bei Euch: das neue Jeruſalem wäre ſchon auf Erden erſchienen, wir brauchten nicht unter die Heiden zu ziehen, es zu verkünden. Ja, bei Euch athmet man den Frieden Gottes! Es war für mich, außer in der Wüſte, wo ich im Gebete den Herrn erkannte, hier der einzige Ort, wo ich die Sabbathſtille ſeines Hauches ſpürte. Habt Dank, Edle! Aber mein Schickſal ruft mich ab. Ich erhielt geſtern Briefe vom Großmeiſter aus Malta, die meinen Aufbruch fordern.“

Großvater Erlaucht war bei dieſen Worten unruhig geworden. Er griff ſich in den Buſenlatz, wühlte in den

Taſchen herum, er ſchien etwas zu ſuchen, vielleicht einen Aufſchluß. Die Gräfin unterbrach die weiteren Ergießungen des ſalbungsvollen Heuchlers, indem ſie auf den Großvater zuſchritt und mit der Bitte, ſich ein ländlich ſchweizeriſches Nachtmahl gnädigſt gefallen zu laſſen, ſeinen Arm forderte. Sie winkte zugleich auch mir zu und Alles folgte dem Paare in den hintern Flügel des Hauſes, wo ſich die kleine Geſellſchaft im Speiſezimmer zum Souper wiederfand. Ich ſaß zur Rechten unſerer edlen Wirthin, uns gegenüber San Germano. Xaver hatte ſich an das äußerſte Ende der Tafel zurückgezogen, die Schlange Carlotta hatte ſich an Sanct Lavatus' Seite gedrängt, lachend, geſchwätzig, geſchäftig, als wollte ſie auch ihm einer Apfel aus dem Paradieſe reichen.

Das Mahl war nicht ſo einfach, als es die Gräfin bevorwortet. Es war recht eigentlich für Deutſche eingerichtet, und der Großvater war galant genug, um hieran das Geſpräch zu knüpfen. Aber bald genug war der Zaubermann von neuem ausſchließlich Gegenſtand des Intereſſes. Er ſprach lebhaft, aber er enthielt ſich aller Speiſe. Als ihm der Diener auf den Wink der Gräfin die Schüſſel wiederholt anbot, machte er die Mittheilung, daß er ſeit einigen Wochen faſte.

„Das Hungern bekommt Euch ſehr gut!“ ſagte der Großvater und ſah ihm ſatyriſch in das rothbraune volle Geſicht.

„Der Schwung meiner innern Stimmung erhält mich,“ ſagte Germano mit ruhiger Sicherheit. „Ich bedarf zu einem Acte, der mir bevorſteht, der ganzen Sammlung meiner Kräfte. In der Wüſte, als Anachoret, hab' ich es erfahren, wie weit der Geiſt ſich läutern kann, wenn der Leib ſich der irdiſchen Nahrung enthält. Meine Seele wurde immer reiner, lichter, freier; ich brachte es bis zur Viſion, bis zur Prophetie. Seitdem gelang es mir freilich nicht, denſelben Grad in meiner Stimmung von neuem zu erreichen.“

Großvater legte Meſſer und Gabel bei Seite und zerrte an ſeinen Vergetten. Ich kannte das als ein böſes Zeichen des anrückenden Zorns.

„Es giebt im Innern Africa's“, fuhr San Germano harmlos fort, „ein Volk, das einmal im Jahre einen Tag lang wacht und faſtet und ſich dann auf die Gräber der Vorfahren zum Schlafen niederlegt. Aus den Träumen, die in ſolcher Nacht in ihnen aufſteigen, deuten ſie ihre Zukunft, ja richten danach ihre Handlungen ſchon in der Gegenwart ein. Was die Pythia und die Sibyllen der Alten ſagten, war eben auch nur das Ergebniß eines magnetiſchen Schlafes.“

„Mich ſiebert,“ rief der Großvater, „wenn ich das Wort magnetiſch höre.“ — Mit einer ſeltſamen Haſt und wie aus Verzweiflung griff er wieder nach Meſſer und Gabel.

„Erlaucht ſind kein Freund vom Prophezeien?“ ſagte der Graf.

„Doch, doch!“ verſicherte der alte Herr; „ich prophezeie ſelber, d. h. ich ſchließe von der Urſache auf die Wirkung, vom Keim auf den Baum. Und was die Träume anbelangt, ſo kann ich ſehr gut begreifen, wie Speiſ' und Trank darauf Einfluß haben. Wenn ich auf Träume etwas gäbe, würde ich mir wie die Pythagoräer die Bohnen verbieten: ſie haben eine bekannte eigenthümliche Wirkung und machten ſchlechte Träume. Träume kommen aus dem Bauche, mein Lieber!“

Die Gräfin ſah ſehr gequält aus; Lavater hing den Kopf.

„Ich möchte das gar nicht beſtreiten,“ erhob San Germano ohne alle Verlegenheit ſeine ſchallende Stimme; „im Gegentheil noch weit mehr als dies behaupten, ich möchte ſagen: die Seele des Menſchen hat ihren Sitz im Magen.“

„Hoho!“ lachte der Alte; „ich dächte, die ſäße im Kopfe. Aber freilich, der Köpfe ſind vielerlei und es giebt auch ſehr hohle.“

„Wenn die Seele nicht im feuchten Dunſt der Gehirnhöhlen ihren Sitz hat,“ — begann Lavater einlenkend.

„Bei manchen Leuten“, unterbrach ihn der Großvater erhitzt, „ſieht es da oben nicht feucht, ſondern gar ſehr trocken aus.“

„So müſſen wir ſie zwiſchen den Augenbrauen annehmen,“ fuhr docirend Vater La fort, deſſen ſanfte Stimme wehmüthig im polternden Lärm der beiden Streiter erklang. „Am beſten würde man thun, wenn man ſie nirgends fixirte,“ fügte er zum Schlichten der Gegenſätze freundlich bittend hinzu.

„Die Seele iſt überall, wo man ſie hindrängt,“ eiferte San Germano. „Und wenn ich ſie mit der ganzen Kraft meines Willens in den Fingerſpitzen concentrire, ſo hab' ich ſie dort. Der Magnetiſeur weiß das.“

Großvater Erlaucht fuhr in die Lehne des Seſſels zurück.

„Ich bin nicht Arzt genug, um hier entſcheiden zu wollen,“ fuhr der Graf ruhig fort, „aber ich weiß ſo viel von der Medicin, um den Satz beſtätigen zu können, daß der Lebensgeiſt vorzugsweiſe in der Magengegend thätig iſt und von dort nach allen Theilen des Organismus Wärme und Bewegung ausſtrömt.“

„Meint der Herr Graf vielleicht auch, daß ſomnambule Weiber mit der Magenhöhle leſen?“ fragte der Reichsgraf mit ſichtbarem Spotte.

„Allerdings!“ ſagte Germano mit trocknem Ernſt. „Ich bin dieſer Anſicht. Ich will nicht fernliegende Beiſpiele aufzählen, nur von mir ſelbſt einen Fall vorführen. Ich habe ſchon manches Gift geprüft, um ſeine Wirkung an mir zu ermeſſen. Mit der Wurzel des ſogenannten Eiſenhütleins betünchte ich mir die Zungenſpitze ganz leiſe, vorſichtig und ohne vom giftigen Kraute etwas zu verſchlucken. Sofort fühlt' ich es wie ein Band um den Kopf; dieſer Theil war taub und todt, alles Gefühl, alle Erkenntniß ging plötzlich von dem Magenmund aus. Dort war alles geiſtige Leben in mir concentrirt, und in der Klarheit dieſer Empfindung lag für mich eine betäubende Wolluſt. Ich fühlte mit dem Magen, ich ſah, ich hörte durch ihn. Ich weiß ſeitdem, wo der Sitz der Seele iſt, wenn man ſie nicht durch die Anſtrengung des Willens nach andern Theilen verſetzt. Empfindung und Erkenntniß gehen vom Magen aus; der Kopf iſt nur die Erinnerung, das Echo davon.“

„Drum klingt's eben in manchem Kopfe ſo hohl!“ ſagte der Großvater. „Sanct Lavatus, Sie Mann Gottes, erlöſen Sie uns doch von dieſem Heidenthume! Man nennt ja wohl dieſe Umkehrung des ganzen Menſchen von oben nach unten, vom Gehirn in den Magenſchlund, ein magnetiſches Polverſetzen? Ich bin froh, meine fünf Sinne noch obenauf zu haben. Aber übel wird mir, hör' ich nur von dieſem Magenumwenden. Es iſt als wollte Einer plötzlich mit dem Steiß gen Himmel ſehen und mit dem Geſicht auf dem Boden herumrutſchen. Man will den Menſchen umkehren, d. h. verthieren, und darum nennt man's wohl den thieriſchen Magnetismus, was?"

Die Gräfin huſtete ſehr ſtark, während die Meiſten in der Geſellſchaft ſich durch Lächeln von der Verlegenheit, in die ſie der Reichsgraf geſetzt, zu befreien ſuchten. „Sehr viel Humor, ſehr tedesco!“ rief San Germano dazwiſchen, „und wahrlich auch viel Anlage zum thieriſchen Magnetismus!“ ſetzte er lachend hinzu.

„Sagen wir Lebensmagnetismus!“ begann Lavater, nachdem ein Blick der Gräfin ihn aufgefordert, das Wort zu ergreifen und dem ausgearteten Geſpräch eine beſſere Wendung zu geben. „Der Lebensmagnetismus gehört zu den geheimen Bedingungen des Daſeins und iſt ſicherlich eine von Gott geweihte Kraft der Natur. Seien wir ohne Vorurtheile! Daß du biſt und athmeſt, Creatur, wäre an ſich ein gleichgültiges Daſein; aber daß du für ein Anderes biſt, es anziehſt und von ihm angezogen wirſt, das ſtellt dich erſt in die große Kette der geiſtigen Exiſtenzen. Ja, erſt durch die Zugkraft zu Gott treten wir in das Heiligthum eines Geiſterlebens, haben am Weſen der Weſen erſt dadurch Theil. Es ſchwinde die Furcht vor dem Namen, wenn uns die Sache nicht ſchreckt; Gott ſelbſt iſt der große Urmagnet. Erſt wenn du ihn fühlſt, Seele, biſt du und trittſt in den Kreis der Ewigkeiten. Sympathie und Antipathie! Hierin athmen, ſind und leben wir, und es giebt auch einen himmliſchen, einen ſeeliſchen Magnetismus.“

„Bravo!“ rief der Großvater und zerſtörte freilich mit ſeinem Zuruf die ſalbungsvolle Weihe, in die Lavater die Geſellſchaft zu verſetzen geſucht. „Das hat er als Mann Gottes wieder gut gemacht! Er weiß doch alles unter Einen Hut zu bringen, löſt freilich die ganze Phyſik in eitel Supranaturalismus auf. — Aber lachen muß ich doch,“ fuhr er, zu ſeiner Nachbarin gewendet, fort, „wenn ich an meine Ninon, meine alte jungfräuliche Oberſthofmeiſterin daheim denke. Für Die iſt auch Alles Sympathie und Antipathie. Neulich nahm ſie gegen Vapeurs ein Vomitiv und ſagte zum Arzte, ſie habe ſich durch Antipathie geheilt.“

Ich ſteckte die Naſe in mein Weinglas, um nicht mit Lachen herauszuplatzen. Lavater zwang ſich mit geſenktem Haupte zu lächeln, aber er war doch bis in's tiefſte verletzt. Das Peinliche der Scene ſollte aber noch den Gipfel erreichen. San Germano war ganz ernſt geblieben und hatte eifrig in ſeiner Brieftaſche geſchrieben.

„Ew. Erlaucht pflegen noch immer in Belle Promeſſe Hof zu halten?“ fragte er dann raſch und faltete die Blätter zuſammen.

„Der Herr Graf macht wohl eine wiſſenſchaftliche Reiſe?“ gab der Großvater ſtatt der Antwort die Gegenfrage.

„Wiſſenſchaft!" wiederholte Germano; „ja wohl, Wiſſensdurſt treibt mich. Ich werde in Deutſchland die Bergwerke und die Tollhäuſer ſtudieren."

„Da wären Sie vor Zeiten bei mir vor die rechte Schmiede gekommen", ſagte der Großvater, „ich hielt mir früher eine Gallerie von Tollen. Jetzt langweilen mich die Anomalien. Man ſoll ſich mit dem normalen Zuſtande beſchäftigen, ſich aus Krankheitsfällen keine Regeln für's Allgemeine abſtrahiren. Nicht Diejenigen, die man einſperrt, ſind die ſchlimmſten Narren, ſondern die frei herumlaufen. Und was die Bergwerke betrifft, die Sie ſtudieren wollen: Gold mach' ich nicht mehr. Es hat mir Silber genug gekoſtet. Den Schwindel hab' ich hinter mir! Sollte das neue Jeruſalem ſich damit befaſſen wollen, ſo würde ich vorſchlagen, den Landgrafen von Heſſen-Caſſel heimzuſuchen: Der macht dermalen noch in dem Artikel!"

„Ew. Erlaucht ſcheinen ſchlechte Geſchäfte darin gemacht zu haben?" fragte der Italiener boshaft und höhniſch. Es hatte jedoch nicht die aufregende Wirkung, die vielleicht bezweckt wurde; Großvater lachte dem Manne hell in's Geſicht.

„Mit Narren", ſagte er, „kann wohl eigentlich von Geſchäftemachen keine Rede ſein! Ich habe ſonſt, mein Beſter, kein Hehl dabei: Ich ließ mir einmal einen Menſchen kommen, der mir das philoſophiſche Goldſalz von Augsburg feilbot. Es ſollte ein Univerſalmittel zur Geſundheit ſein. Meine Oberſthofmeiſterin zu Hauſe, die ſonſt nur Fichtenharz für den geſunden Athem gebraucht, hat es eine Weile probirt, aber ohne Erfolg.

Alte Weiber haben ihre Zeit hinter ſich und können nicht noch einmal wieder jung werden. In dem philoſophiſchen Goldſalz fand ich ſo wenig Philoſophie als Gold, das Wunderſalz war nichts als vitrioliſirter Weinſtein, unſchädlich, aber auch nichts nutzend. Und das rothe Pulver ließ ich mir in den Tiegel ſchütten. Wir quackſalberten manche liebe Nacht, aber es wollte nichts werden. Auf's Edelſteinſchmelzen ließ ich mich nicht ein, denn der Kerl machte lange Finger. Wie er mir bei der Fixirung des Queckſilbers die Tiegel verwechſelte, da ließ ich ihn durchprügeln und über die Grenze bringen. Voilà tout!“

„Es war zweifelsohne“, ſagte San Germano, „ein Gottesleugner; den rieche ich auf zehn Schritte!“

„Und **ich** rieche verkappte Jeſuiten auf zehn Meilen!“ rief der Reichsgraf entgegen. Die ganze Gewalt ſeines Zornes war entfeſſelt, ſprühte ihm aus den Augen, aus allen Fibern ſeines Antlitzes. Der große Gauner verſtummte; ſchien er ſich getroffen zu fühlen?

„Schade,“ begann Signora Carlotta mit neuen Hülfstruppen das Gefecht, „Schade, daß Monſeigneur jenen Menſchen nicht in Dero großen Narrenthurm einſperrten!“

„Wiſſen Sie auch davon, von meinem Narrenthurm?“ entgegnete der Großvater mit ſtrafenden Blicken. „Hätten wohl für das neue Jeruſalem gern einen alten Bekannten wiedergefunden?“

Die Geſellſchaft ſaß wie vor Schreck erſtarrt; Lavater rang die Hände unter der Serviette, die Gräfin Branconi rückte vergeblich mit dem Seſſel.

„Ew. Erlaucht führen, wie man ſagt, ein ſo geſtrenges Regiment,“ ziſchelte die Schlange Carlotta, „daß es der Narrheit gar nicht bedarf, um aus Dero Landen transportirt zu werden; man braucht blos ein guter katholiſcher Chriſt, ein römiſch-gläubiger Menſch zu ſein!“

„Ja, wenn man zugleich ein Gauner, ein Landſtreicher iſt, und unter falſchem Namen reiſt, da ſteh' ich bei mir zu Hauſe nicht dafür!“ war des Reichsgrafen Entgegnung. Damit war ſein Humor zu Ende; er ſah ſehr ernſt und ſtreng aus; das Wort fiel in Gegenden ſeines Innern, die er ungern berühren ließ. Er nahm in dem Augenblicke die Aufforderung der Gräfin Branconi an, die mit einer Verbeugung wiederholt gebeten, die Tafel aufheben zu dürfen. Gepeinigt und gequält trat die Geſellſchaft in Gruppen zuſammen, um die Differenzen des erhitzten Geſprächs nach Möglichkeit auszugleichen. „Man kann auch incognito reiſen!“ ſtrafte die Gräfin Branconi den Reichsgrafen; „man kann auch ganz regelrecht unter anderem Namen auftreten!“ ſagte ſie entſchuldigend.

„Kinder,“ flüſterte der Reichsgraf mit Eifer und Leidenſchaft, Lavater und die Gräfin bei den Händen faſſend und bei Seite ziehend, „Kinder, haltet Euer Haus rein!“

Die Gräfin ſchien von neuem Verſuche zur Verſöhnung und Annäherung machen zu wollen. „Kinder,“ wiederholte der Großvater, „ich könnte Euch Geſchichten erzählen —! Und halten's mir zu Gnaden, wenn ein alter, rauher, deutſcher Bär ungebährdig herausplatzt. Hat er doch ſo manchen Fuchs ſchon aus ſeiner Höhle geſchreckt. — Aber um den jungen Mann, der mir empfohlen iſt, bitte ich wiederholt. — Morgen zum Frühſtück, wenn es beliebt!“ richtete er ſcheidend noch die Worte an Xaver, der uns zur Seite ſtand. Der Reichsgraf empfahl ſich der beſtürzten Wirthin und dem werthen Lavater, den er, wie zur Verſöhnung, mit beiden Armen an's Herz drückte, während er der Gräſin die Hand zum Abſchied küßte.

Unſer Wagen hielt ſchon lange. Wie wir ſaßen, ſah ich unter den am Schlage Stehenden bei'm Schein des Windlichtes noch in Xaver's dunkelbraunes, leuchtendes Auge. Ich drückte mich in die Wagenecke. Aus dem Gewirr und Tumult der Geſellſchaftsſcenen blieb ſeine Geſtalt fragend, ſuchend, vom Unheil bedroht und um eine Freiſtatt bittend, vor meinem Geiſte ſtehen.

Achtes Capitel.

Examen und Beichte.

Ich ſchloß die Nacht kein Auge. Ich fühlte mich nach zwei Seiten hin als Mitwiſſer ſchuldig und zitterte vor der Entwickelung der Dinge, ſie mochte ſich wenden, wie ſie wollte. Xaver ſollte in unſer Haus treten, und er hatte den Plan, die Exiſtenz des geheimen Documentes zu ermitteln, an dem das Wohl und Weh des Familienhauptes hing. Er war, wo nicht Mitglied eines geheimen Bundes, deſſen Zwecke verrätheriſch waren, doch im Zuſammenhang mit Umtrieben, die das Intereſſe des Hauſes gefährdeten, — und er ſollte mein Lehrer werden, eine Stellung in Belle Promeſſe einnehmen, die auf Vertrauen beruhte! Ich ſchreckte vor dem Gedanken zurück: die Fäden, die ſeinen freien Willen unterbanden, könnten ihn wider ſein Wiſſen zum Werkzeug verbrecheriſcher Intriguen machen. Aber ich zitterte ſchon eben ſo ſehr vor der Möglichkeit, Xaver zu verlieren. Er gehörte, nach meinem beſten Gefühl, ſchon zu den Unſrigen, und doch konnte ein hingeworfenes Wort das Verhältniß zu uns unmöglich machen. Er war Proteſtant, er hatte ſich losgeſagt vom Schooße der römiſchen Kirche. Aber ſchon das genügte, des Großvaters Widerwillen gegen ihn feſtzuſtellen. Er konnte der evangeliſchen Lehre mit ganzer Seele zugethan ſein, und ſeine katholiſche Herkunft ſchied ihn doch für immer von uns.

Er mußte gewarnt werden. Aber von Wem? Sollte ich mich zu ihm drängen, ihm geſtehen, daß ich ſeine Unterredung mit der Signora belauſcht? Dann war alle Harmloſigkeit zwiſchen ihm und mir zerſtört; er konnte nicht mein Freund werden, denn er ſah ſich von mir durchſchaut und belauert. Dennoch that eine Warnung noth, noch vor dem nächſten Morgen, noch vor der Unterredung mit dem Reichsgrafen; Xaver mußte wiſſen, daß er an ihm den unerbittlichſten Gegner alles Katholiſchen vor ſich hatte. Die Warnung konnte nur geheim an ihn gelangen; vielleicht wirkte ſie um ſo beſſer, je mehr ſie wie eine Stimme aus dem Verborgenen, als Mahnung eines unſichtbaren Freundes ihm Aufſchluß gab. Ich war entſchloſſen, dieſer Freund im Verborgenen zu ſein. Ich ſprang vom Lager auf, lauſchte vorſichtig nach allen Seiten, ſchob die Vorhänge vom Fenſter zurück, um das volle Licht des Mondes zu benutzen, und ſchrieb mit großen, gothiſch verſchlungenen Buchſtaben Folgendes an Saverio, genannt Xaver Dubois:

„Das geſuchte Document iſt in die Hände des Reichsgrafen zurückgegeben; wahrſcheinlich aber ſchon beſeitigt und vernichtet. Vorſichtig, vorſichtig! Alles was von Rom kommt, iſt hier verhaßt, aber auch jeder Proſelyt verdächtig!

Ein Freund im Verborgenen."

Einige Schnörkel am Rande des Papiers und ein Paar willkürlich erdachte Chiffren, als Unterſchrift, ſollten den Anſtrich des Geheimnißvollen erhöhen; in Ermangelung eines andern Materials nahm ich zum Siegeln Wachs von der Kerze und drückte, halb verloren, meinen Wappenring darauf, ſo daß freilich das T noch ſichtbar blieb, jenes verhängnißvolle lateiniſche T, das dem Geſchlechte Derer Della Torre und zugleich, als Kreuz, dem Signum der Roſenkreuzer gemeinſam war. Es bedurfte nur noch des Boten, um an ſeine Adreſſe zu geben. Leiſe trat ich in das Vorgemach, wo Sommerlotte ſchlief. Dieſer, mein Wächter, lag, in der That gegen ſeine Gewohnheit, ſchnarchend da. Der ſonſt allezeit Wachſame ſchien ſich auf der Reiſe von ſeinem nächtlichen Dienſte zu erholen. So gelang es mir die Treppe hinunter, an den Zimmern des Großvaters vorbei, bis in den Hof zu ſchleichen, wo der Knecht im Stalle, bei'm Anbruch des Morgens, ſoeben ſich dehnte und reckte. Eine Kleinigkeit genügte, ihn zu gewinnen; er übernahm die Beſorgung des Briefes, deſſen Empfänger in der Pfarre des Waiſenhauſes zu erfragen war, und gelobte feierlich Verſchwiegenheit. Der Knecht kannte ohnedies vom Anſehen den italieniſchen Herrn Dubois, wie er ihn nannte. Ungeſehen gelang es mir, mein Zimmer wieder zu erreichen. Mit erleichtertem Herzen, faſt mit dem Bewußtſein einer guten That, warf ich mich auf's Lager und ſchlief bis in den hellen Tag hinein. Ein freundliches Traumbild hatte mich erquickt, als ich, freilich etwas ſpäter als commandirt war, zum Frühſtück unten bei'm Reichsgrafen erſchien. Erlaucht ſchien ziemlich gut aufgelegt, ob er mich ſchon als Langſchläfer begrüßte.

„Wir ſind wohl ſpät zur Ruhe gekommen?“ fragte er, mich gleichſam mit dieſer Frage entſchuldigend; „tief in der Nacht hörte ich über mir noch kobolzen!“

Das Blut ſtieg mir in's Geſicht; ich ſtand wie Jemand da, der das Gericht über ſich erwartet. Zum Glück verzog ſich das Gewitter, das hereinzubrechen drohte. Sommerlotte war ſchon zuvor in's Gebet genommen; er hatte betheuert, von Nichts zu wiſſen.

„Wenn er nur nicht nachtwandelt!“ ſagte der Großvater halb für ſich hin, ohne mich anzuſehen.

„Wir haben Vollmond,“ berichtete Sommerlotte.

„Es wäre ein Erbſtück,“ ſagte Erlaucht kleinlaut und traurig.

Ich wagte nicht zu fragen: Von ihm oder von ihr, von Vater oder Mutter? Auf Jenes Rechnung kam ſonſt Alles, nach der Meinung des geſtrengen Herrn, was mir Uebles von Geburt anklebte. Ich war ſchon froh, wenn ich nur nicht des Hangs zu verſteckter Hehlerei und wälſcher Verſchmitztheit bezichtigt wurde; denn diesmal hätte ich mich ſchuldig gefühlt.

„Alſo Er hat noch nichts von Mondſucht an ihm bemerkt, Sommerlotte?“ fragte der Reichsgraf weiter.

Der Gefragte verſicherte, ſtets aufgepaßt, aber nie etwas der Art an mir geſehen zu haben. Das Eine log er, denn er hatte die Nacht zuvor geſchlafen; über das Andere war ich ſelbſt noch ungewiß, wenn ich der Nacht in Belle Promeſſe gedachte, wo ich nach Mina-Lottchens Fenſter hinübergeſeufzt und gern den Nachtwandler gemacht hätte.

„Gut, gut, mir lieb,“ ſagte der Großvater, „aber hör' Er, Sommerlotte, ich glaube, Er wird nachgerade alt, ſtumpf und dumm!“

„Bitte, bitte, war nie das Gegentheil!“ betheuerte lächelnd der Zerſtreute, der zum Glück in ſelbem Augenblicke von einem Diener abgerufen wurde, aber ſofort wieder erſchien, um Monſieur Dubois zu melden.

„Ah! mir ganz recht, kann gleich hier eintreten,“ befahl der Reichsgraf. Mir ſtockte der Athem, das Herz ſchlug mir ungeſtüm. Hatte er meine Zeilen erhalten? Hatte die Warnung gefruchtet? Ich richtete voll ſcheuer Angſt meine Blicke auf den Eintretenden. Er war ruhig und gemeſſen, ganz harmlos und Herr ſeiner ſelber. Nur ſchien mir das tiefe Colorit ſeines ſüdlichen Geſichts heute dunkler wie ſonſt. Sein Auge leuchtete aus dem Schatten der Wimpern klar und feſt. „Mir lieb, daß Sie ſo früh auf den Beinen ſind!“ ſagte der Großvater, ihn willkommen heißend. Xaver bat um Entſchuldigung; es ſei nicht ſeine Abſicht geweſen ſofort um Audienz zu bitten, er habe nur melden wollen, daß er zu Befehl ſtehe. „Nehmen wir Platz,“ ſagte der Großvater, „und theilen wir die Reſte unſeres Frühſtücks. Wir pflegen auf der Reiſe ganz ungenirt zu ſein.“ Der Großvater ſprach, wo er nicht mit „Er“ tituliren wollte, gern in „Wir“, aber „verwirrte“ nicht ſelten damit ſeine Rede, indem er ungewiß ließ, ob er mit dem „Wir“ ſich ſelbſt oder den Angeredeten meinte. Einen dummen Schulmeiſter in ſeinem Lande hatte er einmal angedonnert: „Wir ſind ein Eſel!“

Xaver ſetzte ſich, dankte jedoch für Alles. Wir Andern hatten uns erhoben und zurücktreten wollen; ein Wink des Geſtrengen hieß uns jedoch bleiben und das Frühmahl einnehmen. „Sind mir von der Gräfin Branconi und Herrn Lavater ſehr wohl empfohlen,“ fuhr er zu Dubois gewendet fort, „haben ſich ſchon hübſch in der Welt umgeſehen, ſind in Paris, in Südfrankreich, längere Zeit in Genf geweſen, — auch in Rom?“

Ich horchte ängſtlich auf; in dieſer Frage konnte die erſte Fußangel liegen, in der ſich Dubois verſtrickte. Er entgegnete, außer Genua und Savoyen noch nichts weiter von Italien zu kennen. Genf gab er als den Ort an, wo er ſeine Studien gemacht, als ſeine Heimath die Grenze von Savoyen, ſich ſelbſt nannte er ein armes Stiefkind des Schickſals. Als vater- und mutterloſe Waiſe ſei er unter fremden Menſchen erwachſen und in's Genfer Seminar gebracht. In der deutſchen Schweiz hielt er ſich ſeit längerer Zeit auf, um unſerer Sprache mächtig zu werden.

Die erſte Gefahr war überſtanden, er bekannte ſich nicht als römiſchgläubig von Geburt, nicht als Zögling und Flüchtling eines Kloſters, wie ihn die Schlange Carlotta bezeichnete. Ich athmete auf; nur wußte ich freilich noch nicht, wie weit Xaver der vollen Wahrheit die Ehre gab. Aber ich ſah ihn gerettet, mir erhalten; meine Warnung ſchien gewirkt zu haben.

„Nun, und hier in Zürich haben wir fleißig die Phyſiognomik getrieben, nicht?“ fuhr der Großvater fort; „was denken wir denn von dieſer fanatiſirenden Wiſſenſchaft?“

„Ich theile nicht ihre frommen Conſequenzen,“ ſagte Dubois beſcheiden, aber feſt und beſtimmt.

„Gut das, — aber ihren Kern?“ examinirte der Geſtrenge.

„Der Lavater'ſche Stirnmeſſer und Zahlenpſychometer iſt ein pedantiſches Rechnenexempel,“ ſagte Dubois. „Im Gebilde der äußern Structur, däucht mir, ſind die Anomalien gar zu häufig, und doch ſoll im Geſicht die Signatur unſerer Zukunft zu leſen ſein!“

„Mir wird eigentlich ſchon übel, hör' ich das myſtiſche Wort Signatur!“ unterbrach ihn der Großvater. „Dieſe frommen Seelen finden in jedem Geſichtsnapf ein Fettauge, wollen jeden Bettel ſacrificiren. Hätten dieſe Leute Recht, ſo könnte man freilich jedem neugeborenen Menſchen an ſeiner Wiege gleich das jüngſte Gericht halten, müßte jedes Kind hängen, deſſen Naſenſtülpchen nicht gleich gottſelig auf die Welt kömmt!“

„Der Menſch“, ſagte Dubois, „bringt doch wohl nur Möglichkeiten mit zur Welt; was er wird, iſt ſein Werk, und was er geworden, ſein Verdienſt.“

„Sehr richtig!“ rief der Großvater und umſpannte mit ſeinen großen gothiſchen Augen immer mehr den jungen Mann; in der Aufmerkſamkeit ſeiner Blicke lag faſt ſchon Achtung. Es ging vortrefflich; ich jubelte im Stillen.

„Und dabei ſchreien dieſe Leute nach dem Genie, wie nach einem neuen Erlöſer!“ fuhr der Reichsgraf fort.

„Der Prophet von Zürich“, ſagte Dubois, „ſucht in der

That nach Johannesgeſichtern, ſeitdem ihm der Landgraf von Heſſen geſchrieben, der Apoſtel Johannes gehe noch um.“

„Daß dich!“ rief Erlaucht, „und dabei ſetzt er Einem ſo ein Genie aus der abyſſiniſchen Wüſte vor, ſo einen Freigeiſt, der das Licht aus der dicken Finſterniß der ägyptiſchen Pyramiden herholt, ſo ein Großmaul von einem Kerl, der ſich einbildet, er könnte den Großkophta ſpielen!“

„Roher Aberglaube entlarvt ſich bald,“ ſagte Dubois, „ſchwer jener ſinnreiche, gemüthvolle, der ſich mit Ausſichten in die Ewigkeit einſchmeichelt.“

„Hm! Kann ſein!“ lautete des Alten Entgegnung, „roher Aberglaube macht thieriſch, der gedüftelte macht Narren.“

„Und doch wird dieſe phyſiognomiſche Epidemie,“ warf Xaver ein, „wie jede Kriſe, auch ihr Gutes haben, dieſer phantaſtiſche Schwindel wird eine Zeitlang modiſch ſein müſſen, um die Pedanterie des alten Herkommens zu brechen.“

„So? Sie meinen?“ horchte der Reichsgraf auf.

„Wie jedes Gift,“ ergänzte Dubois, „ſein Antidotum hervorruft, ſo wird auch dieſer Aberglaube ſein Gegengift erzeugen. Der Aberglaube der Welt kann nur durch Unglauben curirt werden.“

Der Großvater räuſperte ſich. Xaver ſtand vor einer Klippe, wo er ſcheitern konnte. Der Geſtrenge war aufgeſtanden, ſtrich mit der Hand durch die Luft, was als ein Wink zum Aufheben der Frühſtückstafel angeſehen wurde, und ſchritt dann mit ſeinem großen Tempo durch’s Zimmer. Er ſchien mit dem Gaſt allein ſein zu wollen; er nahm ihn zur Seite und führte ihn in das Cabinet, wo er ihn zum Sitzen einlud, während die Flügelthüren offen blieben. Die Cavaliere verließen das Zimmer; ich rührte mich nicht, ſetzte mich gleichgültig zur Seite und nahm ein Buch zur Hand, lauſchte jedoch eifrig auf das weitere Examen, das für Dubois eigentlich jetzt erſt begann. Auch Sommerlotte blieb zugegen.

Der Geſtrenge ſaß mit untergeſchlagenen Armen im Lehnſtuhle vor dem Candidaten ſeiner Wahl. Daß Dubois ihn intereſſirte, war ſchon außer Zweifel; allein er konnte ſtraucheln im Capitel des Glaubens. Witterte der Alte einen ſogenannten Freigeiſt in ihm, ſo war der Verkehr mit ihm eben ſo gut abgeſchnitten, als wenn er ein Genie in ihm entdeckt hätte.

„Alſo ſo?“ nahm der Reichsgraf, wie er immer pflegte, wenn er beſonders diplomatiſch verſchreiten wollte, das Geſpräch von neuem auf, „die frommen Umtriebe der Phyſiognomen ſcheinen wir nicht zu theilen?“

„Man wird bald dagegen arbeiten müſſen,“ ſagte Dubois, „denn wie lange wird es dauern, ſo wird es auch Jeſuiten geben, die in der Sprache Lavater's zu reden wiſſen!“

Das war Waſſer auf des Großvaters Mühle; das änderte ſeine Poſition zu dem jungen Manne. Er ſtand auf, ſah ſich um, ſetzte ſich wieder und rief in's Zimmer herein: „Sommerlotte! Pfeife geſtopft! Feuer her! Und die Flaſche mit zwei Römern!“

Das war das entſchiedene Signal zur Gemüthlichkeit. Der Dampf des Tabaks quoll aus dem Cabinet herein, ich hörte das Klirren der Gläſer.

„Junger Mann,“ begann der Großvater von neuem, „wir ſcheinen trotz aller Jugend Erfahrungen gemacht, uns Einblicke verſchafft zu haben; es wäre mir lieb, würden wir näher mit einander bekannt. Pfarrer Lavater ſagte mir, wir wären mehr als billig Proteſtant, proteſtirten allzuſtark. Die Gräfin Branconi zählt uns, d. h. Euch, Monſieur, zu den Frei⸗ und Starkgeiſtern.“

„Esprit fort?“ wiederholte Dubois, „mon Dieu, ich bin gar nicht frei von Schwächen.“

„Sie meinte damit einen Atheiſten,“ erklärte der Reichsgraf. — „An einen Gott glauben wir doch wohl?“ fuhr er fort, als Dubois ſchwieg.

Xaver erwiderte freimüthig und offen: „Ich möchte die Gegenfrage ſtellen: Wer bildet ſich ein, an ihn nicht zu glauben? Wenn es keinen Gott gäbe, ſo würden wir gezwungen ſein, ein Weſen zu decretiren, das zum Unterſchied von allen anderen in ſich ſelbſt fußte, aus ſich entſtanden und in ſich ſelbſt beharrend. Kein Gott: — und die Welt iſt ein Nonſens; es dergeſtalt behaupten, daß es wie ein Paragraph im Katechismus zur Bedingung unſerer Seligkeit gehört, ſcheint mir entweder prahleriſch, rigoriſtiſch oder engherzig.“

„Sehr gut das!“ ſagte der Großvater mit der ihm eigenen Kopfbewegung, die da ſagen ſollte: der frißt ſich heraus, und das iſt mir lieb! — Hätte Dubois den Gottesleugner gemacht, der Reichsgraf würde ihn ſofort beim Kragen ergriffen und zum Tempel hinausgeſetzt haben. — „Ganz gut das!“ wieder⸗

holte Erlaucht, „und wie ſteht's denn da mit unſerem Glauben an Unſterblichkeit, was?“

Dubois ſchien ſattelfeſt; er ſagte: „Ich halte dafür, es abzuwarten, und ſich vor der Hand für dieſe Stufe des Daſeins zu erziehen.“

„Bravo!“ rief der Reichsgraf. „Hier auf dieſem Erdenboden ſteht der Mann und ſoll zeigen was an ihm iſt. Hic Rhodus: hic salta! Sich um das kümmern, was hinter dem Vorhange, iſt vorwitzig oder dumm. Wenn er hoch geht, wird ſich's ſchon zeigen!“

„Dieſe Unſterblichkeitsſucherei“, ſagte Dubois, „iſt überhaupt mehr Sache krankhafter Eitelkeit, ſüßlicher Schönthuerei mit dem eignen kleinen Ich, oder Sache der reichen Müſſiggänger. Ein armer Teufel iſt froh, wenn er weiß, wo hierorts ein Loch für ihn offen iſt; oft weiß er für den Augenblick nicht, wo ein und aus, le pauvre diable.“

Es lag in dieſen Worten eine gewiſſe rührende Bitterkeit.

Dies argumentum ad hominem griff dem Alten geradezu an's Herz. Er ſtreckte die Hand aus und ſagte: „Junger Mann, wir paſſen zu einander. Gehen wir zuſammen nach Belle Promeſſe, und bleiben da, ſo wie ſo, in welcher Form, wird ſich finden; abgemacht!“

Wir hatten gewonnen Spiel; Xaver war der Unſrige. Ich hörte, wie der Großvater ſich gemüthlich im Seſſel zurechtrückte, um noch eins zu klugſchwatzen. Es ging jetzt über den geſtrigen Abend und den Herrn Grafen von San Germano her.

Der Reichsgraf fragte, wie es möglich ſei, daß zwei ſo verſchiedene Naturen wie der Prophet von Zürich und der „renommiſtiſche Charlatan“ zuſammenſpannen könnten.

Xaver erklärte ſehr gut ihre ungeſuchten Berührungspunkte. „Lavater“, ſagte er, „will zum alten Glauben zurück, der Berge verſetzt. Er hofft allen Ernſtes auf ein Geſchlecht, das durch die Allmacht des Gebetes die Gabe, Wunder zu thun, wiedergewinnen werde. Für dieſe Sehnſucht nach Verjüngung des Lebens durch den Geiſt hat der Charlatan ſeinen Lebensthee, ſein Elixir. Wem der Geiſt nicht gehorſamt, der muß ſeine Zuflucht zu Geſpenſtern nehmen, den Leichnam zu verjüngen ſuchen.“

„Die Signora“, meinte der Großvater, „das werthe Morgenlandsgeſicht, ſcheint mir auch ſo ein aufgefriſchtes altes Jeruſalem zu ſein.“

Dubois ſchwieg; ſeine Zunge ſchien hier gefeſſelt zu ſein.

„Und was ſagt denn die ſonſt kluge Gräfin Branconi dazu?“ fragte der Reichsgraf.

„Für die Frommen“, erwiederte Xaver, „giebt's der Brücken genug zwiſchen Leib und Seele. Sie manipuliren mit einander, der Evangeliumbringer aus dem Morgenlande magnetiſirt ſie.“

„Da haben wir's!“ rief der Großvater, „dacht' ich's doch, ich kenne das, Gott ſei's geklagt!“

„Es giebt in der Schweiz ſchon ganze Manipulirverſammlungen“ —

„Soll mich Gott ſtrafen, da hoffe ich denn doch, daß ehrliebende Polizeien ſich dreinlegen und das nicht um ſich wuchern laſſen! Dahinter ſteckt Jeſuitismus!“

„Zweifelsohne“, ſagte Dubois, „wo nicht der Jeſuitismus des Ordens, doch der Jeſuitismus der Menſchheit.“

„Der Menſchheit?“ wiederholte der Reichsgraf. „Hat denn die ganze Menſchheit Anlage zum Loyolismus?“

„Es giebt Jeſuiten in allen Lagern,“ ſagte Dubois, „auch im evangeliſchen.“

„Mag ſein!“ gab der Großvater zu. „Aber am dickſten ſitzen ſie doch wohl in Rom, — das ganze Pfaffenneſt Ein Jeſuwider, hm? — Bin nur begierig,“ fuhr er fort, „wo dieſe Maulwürfe in Deutſchland wieder wühlen und aufwerfen werden!“

„In Nürnberg,“ war Xaver's Antwort.

„In der ehrſamen lutheriſchen freien Reichsſtadt, die weder Juden, noch reformirte Chriſten bei ſich duldet?“

„Der heilige Loyola , ſagte Dubois, „findet überall ein Loch offen. San Germano wird dort die geſammten deutſchen Logen berufen; er rühmt ſich, im Beſitze der drei höchſten ſchottiſchen Grade zu ſein; er will ſie auf Papyrusrollen in den ägyptiſchen Pyramiden gefunden haben.“

„Hm hm! ei ei!“ ſagte Erlaucht und wiegte ſinnend das Haupt. „Und wo lernten wir denn den Mann kennen?“

„In der Loge Melchiſedek,“ antwortete Xaver, „in jener freiſinnigen Loge, welche auch Juden aufnimmt, mithin das Weſen der Maurerei, dünkt mich, am richtigſten verſteht; ſie läßt nur den Menſchen gelten, nicht den Bekenner eines ausſchließlichen Glaubens.“

„Sind alſo Maçon“, ſagte der Reichsgraf, und reichte dem

Bruder mit der bekannten Feierlichkeit die Hand, welche Dubois ihm ebenfalls mit ſymboliſchem Zeichen drückte.

Ueber dieſer Mittheilung war dem alten Herrn die Pfeife ausgegangen; er rief aber nicht nach Feuer, er hatte ſich wieder geſetzt, er war ſtill und nachdenkend geworden. Nach ſeiner Gewohnheit trommelte er eine Zeitlang mit den Fingern auf dem Tiſche; dann athmete er hoch auf und ſagte: „Alſo da will's hinaus! So, ſo! Habe lange keine Loge mehr beſucht, ſeitdem allerlei Schächer ſich eindrängen; habe die ewige Speculation auf die Bruderliebe ſatt, möchte aber doch einmal wieder zwiſchenfahren, um die Wölfe im Schafspelz zu entlarven. — Ja, ja, wenn erſt die Hellſeherei hereinbricht, die Hellſeherei mit der Magengrube, dann beginnt gewiß wieder eine Epoche der dunkeln Gefühle! Und ich kenne die ſüßliche Zudringlichkeit dieſer Herren von der Geſellſchaft Jeſu! Sie ſind jetzt vielleicht ſehr tolerant geworden, haben Theil am Fortſchritt des Zeitalters, ha! kenne das. Das ſchwitzt und trieft von allgemeiner Menſchenliebe, verkündet eine Bruderliebe, die alle Religionen vereinigen möchte, und ehe man ſich's verſieht, trägt der Proſelyt ein Marienbildchen auf der nackten Bruſt, mit der Sonne darüber und mit dem Fuß auf dem Halbmond, wie es die frommen Väter auf den Säulen der unbefleckten Empfängniß in ihren Büchern haben. Ging's doch ſo dem ſeligen Diakonus von Erlangen! Er hatte von einer geheimen Geſellſchaft die ſieben Weihen einer neuen Prieſterwürde empfangen, glaubte wohl daran zu thun, wenn er ſich den Geheimniſſen Gottes näherte, ſich zum Prieſter der neuen

Allerweltsreligion ordiniren ließ. Blieb er doch ſonſt ein ganz guter Seelſorger ſeiner proteſtantiſchen Gemeinde, nur daß er mehr als früher Duldung und Eintracht predigte, auf daß Ein Hirt und Eine Heerde ſei! Als ihn plötzlich der Schlag rührt, findet der Arzt das Marienbild auf ſeiner Bruſt. Aus ſeiner Correſpondenz ergab ſich, daß er, ohne es zu wiſſen, römiſch geworden war. Man hatte ihm vorgeſpiegelt, es gebe noch von den Zeiten der Kirchenväter her eine abſolut reine Chriſtengemeinde, die alle getrennten und verlorenen Seelen wieder in ſich aufnehmen werde. Sie allein ſei im Beſitz des magiſchen Feuers, wie ſie den Ausfluß der Kraft Gottes am Pfingſttage nannten. — Ja, man kann jetzt ſehr bequem übertreten! Man erhält Diſpenſationen, die uns ganz in unſerer Welt belaſſen. Man giebt dem Opfer den Troſt der Verheimlichung, behält ſich blos vor, erſt nach ſeinem Tode mit dem Zeugniß der Rückkehr in den alten Mutterſchooß zu prunken. Vor einigen Jahren erzählte man in Breslau von einem Juden, dem man in Polen unter dem Vorwande, er ſei Jude, ein wichtiges Geſchäft verwehrte. Nach langem Wortwechſel zieht der Mann aus ſeiner Schreibtafel das Zeugniß hervor, daß er bereits vor zehn Jahren getauft ſei, aber die Diſpenſation habe, es heimlich zu halten und nach wie vor öffentlich als Jude zu leben. Wenn das mit Juden geſchieht: warum ſoll man nicht evangeliſche Chriſten diſpenſiren?"

Xaver ſaß lauſchend da; alle ſeine Fibern waren geſpannt. Als der Reichsgraf ſchwieg, ſagte er Athem ſchöpfend: „Erlaucht haben ſehr tiefe Blicke in die Umtriebe des Zeitalters gethan. Deutſchland ſcheint recht eigentlich der Schauplatz ſolcher theoſophiſchen und philanthropiſchen Selbſttäuſchungen und Intriguen zu ſein; man erzählte ſich in Frankreich von den Martiniſten, jener Secte, die dort und am Rhein in den Hauptſtädten zweier geiſtlichen Kurfürſtenthümer Propaganda machte.“

Der Großvater wiegte ſtill ſein Haupt. Dann ſagte er: „Wie ich mich in einer Epoche jugendlicher Thorheit mit alchymiſtiſchen Verſuchen abgab, da war mein kleiner Hof alsbald von Kundſchaftern der Congregation de propaganda fide umlauert. Ich empfing Noten aus der geheimen Kanzlei des weiland Monſignore Rezzonico aus Rom, die zunächſt nur an meine Studien anknüpften, allmählich aber tiefer gingen und den Mantel der Alleinſeligmachenden zum Schutz für alle Forſchung, für alle Zweifel anboten.“

„Rezzonico, der verſtorbene Papſt?“ fragte Dubois aufhorchend.

Der Reichsgraf wiederholte den Namen des Mannes, der ehedem in Rom an der Spitze der Propaganda ſtand.

„Signora Carlotta iſt eine Nichte deſſelben,“ flüſterte Xaver.

„Die wälſche Dame mit dem Turbankopfputz, das alte Jeruſalem?“ entgegnete der Großvater.

„Iſt jüdiſcher Herkunft,“ fügte Dubois hinzu.

„Vielleicht“, meinte der Reichsgraf, „iſt dieſer ſogenannte Graf auch orientaliſcher Extraction, was? Wo iſt er denn eigentlich her?“

„Er nennt ſich nach dem Dorfe Germano in Piemont,“

entgegnete Xaver. „Einige halten ihn für einen portugieſiſchen Juden, der in Rom übergetreten. Vielleicht war er Anfangs ein aufrichtiger, ehrlicher Schwärmer; ich hielt ihn dafür, als ich ihn vor Jahren kennen lernte. Er ſcheint noch immer ein Werkzeug der Propaganda zu ſein, wird aber doch wohl als Gaukler enden.“

„Die Grenzlinie zwiſchen Schwärmer und Lump iſt oft ſehr fein,“ ſagte der Großvater, „der Uebergang unmerklich. Man fängt damit an, ſich zu berauſchen; nüchtern geworden, ſchämt man ſich des Rauſches und will nun, daß auch Andere Fuſel trinken!“

„Er iſt ein Menſch“, fuhr Dubois fort, „von ungewöhnlichen Gaben, bewundernswerthen Talenten. Sein Wiſſen iſt eben ſo groß, wie ſeine Verbindungen weitgreifend. Unter Anderem verſteht er mit beiden Händen zu ſchreiben, dergeſtalt, daß er zu gleicher Zeit zwei Handſchriften liefert, die ſich zum Verwechſeln ähnlich ſehen.“

„Wetter!“ murmelte der Reichsgraf halb für ſich, „wenn ſie den Kerl benutzt hätten, meine Handſchrift nachzumachen!“

„Er ſoll“, fuhr Dubois fort, „die Kunſt verſtehen, kleine Diamanten durch anhaltende Gluth an den Rändern bis zu dem Grade zu ſchmelzen, daß ſie ſich feſt anketten. Der Preis für die künſtlich und täuſchend zuſammengeſchweißten Steine überſteigt um das Hundertfache den Geldwerth ihrer kleinen Beſtandtheile. Er rühmt ſich, im Beſitz jenes Diamanten von 6000 Karat Gewicht zu ſein, den der Kaiſer von China bei einem jener alchymiſtiſchen Fauſte des deutſchen Nordens verſetzt haben ſoll.“

„Bei dem Doctor Beireis in Helmſtädt, nicht?“ rief der Großvater. „Der Kerl hat auch Geld machen wollen, ja, ja! Na, wenn Juden, Alchymiſten und die Maurer der Propaganda ſich mitſammen d'rauf legen, da kann was zuſammengebraut werden, daß Gott erbarm'! — Und bei alle dem Gekoche und Gebraue wird einem nicht blos das Geld in der Taſche, nein, die Seele im lebendigen Leibe abgehaſpelt und umgewandelt! O, ich könnte Geſchichten erzählen, junger Mann! Ich war der Jugendfreund des vorigen Herzogs von Würtemberg-Oels. Er war als Prinz unter irgend einem unſcheinbaren Vorwand nach Wien geſandt. Ich begleitete ihn. Die eigentliche Abſicht war, den Prinzen zu verwirren, zu betäuben; dann ſeinen Glauben umzuſchmelzen. Herzog Karl Alexander von Würtemberg-Stuttgart und der Vater des Prinzen, damals ſchon todt, waren nacheinander bei ihrem Aufenthalt in Rom bereits übergetreten. Jetzt galt es, den jungen Regenten zu gewinnen. Seine Frau Mutter, Charlotte Philippine, erfuhr es zeitig genug. Sie fertigte eine Staffette mit der Botſchaft ab, ſie liege in den letzten Zügen. Wir reiſten ohne Abſchied ab von Wien, reiſten Tag und Nacht, und fanden zu Hauſe Alles wohl. — O, mein Gott, ich könnte die Geſchichte von Einem erzählen, dem es nicht Gold und Edelſteine, aber bald das Herz gekoſtet hat, daß er ſeinen Glauben und ſeine Ueberzeugung nicht umſchmelzen ließ. Ein ſanftes, edles Frauenbild hielt ihn in Wälſchland gefeſſelt. Nie hat ſich ein Herz ſüßer offenbart, liebevoller und reiner hingegeben. Sie war die einzige Tochter eines herzoglichen Hauſes. Sie war ganz ſein, aber die Verwandtſchaft verſagte die Einwilligung zum Bündniß mit einem ketzeriſchen Sohn des deutſchen Nordens. Das liebe Frauenbild ward krank; er widerſtand. Das liebe Frauenbild wollte ſterben; er kämpfte, ſchwankte und wollte doch nicht. Da erfand man ein Auskunftsmittel; man verlangte keinen perſönlichen Glaubenswechſel, aber eine Zuſage, der römiſchen Kirche allen Vorſchub, allen Zutritt, alle Berechtigung im Lande daheim zu geſtatten. Die Zuſage konnte Einer geben mit Vorbehalt ſeines landesfürſtlichen freien Willens. So war das Document ausgeſtellt; aber es wurde verfälſcht. Statt der Clauſel, die ihn frei ließ, ſetzte man die Zuſage des Uebertritts in das Schriftſtück, das er, in einer linden, lauen, wälſchen Nacht, von Liebe, Wein und was weiß ich, von einem Schlaftrunk vielleicht bethört, an Eidesſtatt unterzeichnete. Daraufhin ward er getraut mit dem lieben Frauenbilde in der kleinen maritimen Villa an der Riva levante."

O, mein Gott! dachte ich zitternd, die Villa Speroni, das Document des Großvaters, die Geſchichte ſeiner Jugendliebe! Ich erinnerte mich der Mittheilungen meines Vaters in der verhängnißvollen Waldnacht bei meiner Mutter Begräbniß.

„Dieſer Mann, den ich meine", fuhr der alte Herr fort, „hatte ſich unwiſſentlich und gegen ſeine Ueberzeugung zum Verrath verbindlich gemacht. Aber der Prieſter, der das Bündniß eingeſegnet, ein Mann der Geſellſchaft Loyola's, ſogar Provinzial ſeines Ordens in Genua, war ein Ehrenmann. Sein

Gewiſſen hielt ihn ab, der Congregation das Document zu übergeben; er hatte es beſeitigt, verſchüttet, vergraben. Es hat beinahe vierzig Jahre lang, von Menſchenhand unberührt, im Kellerſchutt der verfallenen Villa gemodert.“

Der Großvater ſchwieg; die beiden Männer ſaßen ſtill bei einander. Der Aeltere hatte gebeichtet, vielleicht ohne daß der Jüngere es als Beichte, als Geſtändniß von ſich ſelber, nahm. Dubois ſchwieg; er machte kein Gegengeſtändniß. Endlich trommelte Großvater auf der Tiſchplatte einen gelinden Marſch; er trommelte damit in Zeiten der Aufregung ſeine Gedanken nieder, und er trommelte damit, wenn ſein Gefühl ſich weich und träumeriſch verlor, ſeinen Verſtand wieder wach.

„Hm, hm! So ſo!“ ſagte er endlich lang und gedehnt, „alſo in Nürnberg wollen die Maulwürfe aufwerfen, mitten im Schooß des alten eiferſüchtig wachſamen Lutherthums! Wo man die Juden nach Fürth abſperrt, die Calviniſten zum Loche hinausweiſt, da wittert man den heiligen Loyola nicht? Ei, ei, wie fein der alte Fuchs iſt! — Hat's ihrer denn noch viele in deutſchen Landen?“ fragte er ſinnend.

„Von den 273 Miſſionshäuſern der Geſellſchaft Jeſu zählt man 160 deutſche,“ verſicherte Xaver. „Nirgends als in Deutſchland hat der Jeſuitismus ſo viel geheime Anhänger.“

„Daß Dich!“ brummte der Großvater und ſcharrte mit dem Fuße.

„Nirgend als in Deutſchland eine gleich ſichere Zukunft,“ ſagte Dubois.

„Woher weiß Er denn das?“ brach der Reichsgraf heraus und ſah erſtaunt auf.

Dubois erwiederte nicht darauf; er fuhr fort: „Es liegt in der Natur der Deutſchen, trotzdem ſie das Werk der Kirchenverbeſſerung vollzogen. Das deutſche Gemüth grübelt viel, giebt ſich aber eben ſo leicht gefangen.“

„Hm!“ ſagte der Großvater, „auf dem Nürnberger Tandelmarkt eine kleine beſcheidene Hütte aufſchlagen, ganz im Stillen, ganz gemüthlich — gar nicht übel!“

Xaver verrieth eine ſehr genaue Kunde von der Statiſtik des Ordens Jeſu. Er gab dem Reichsgrafen ein genaues Verzeichniß von der Zahl der Collegien und der Mitglieder, eine Liſte, die ich mir ſpäter verſchaffte. Von den 669 Collegien, welche die Geſellſchaft damals beſaß, kamen 207 auf das römiſche Reich deutſcher Nation, unter den 22,589 Mitgliedern des Ordens zählte man 8749 deutſche Geſellſchafter.

„Eine hübſche Cohorte!“ ſagte der Großvater, die Liſte muſternd.

„Davon ſind freilich nur die Hälfte Prieſter,“ erläuterte Dubois, „aber die ſo mitlaufen, die weltlichen Coadjutoren, die Sodalen in der kurzen Robe, ſind eben ſo geſchäftig, eben ſo wirkſam.“

„Ei, ich will's glauben, will's glauben!“ ſagte der Reichsgraf und nickte wiegend mit dem Haupte; „hätte ja ſelber beinahe im eigenen Neſte in partibus infidelium eine kleine Sippe mit Ablegern großziehen können! — Und in den deutſchen

Logen wollen ſie jetzt Minen anlegen, den Boden unterhöhlen? So, ſo!"

„Man ſollte ſie nicht aus den Augen verlieren," eiferte Xaver, „ihnen nachgraben, nachwühlen, ihre Manöver aufdecken!"

„Ja, wer Luſt und Zeit dazu hat und jung iſt!" entgegnete der Großvater. — „Thun wir's, mein Beſter, wenn wir uns tactfeſt fühlen."

„Ich will es, ich werde es!" ſagte Xaver wie zum Gelöbniß.

In dem Augenblicke trat Sommerlotte zu mir in's Zimmer. Die Herren erhoben ſich, der Großvater trat auf die Schwelle und blickte in das Cabinet, in welchem ich ſaß. „Ah, ſieh da," ſagte er; er wähnte mich mit Sommerlotte eingetreten; „ſieh da, Joſeph — mein Enkelſohn, und hier Signor Dubois, unſer junger Freund und hoffentlich bald auch der Deinige." —

Es war das erſte Mal, daß er mich dutzte, das erſte Mal, daß er mich als den Sohn ſeiner Tochter anerkannte. Damit endete die große Prüfungsſtunde.

Dubois verbeugte ſich leicht.

Ich drückte ihm die Hand; er wußte nicht, wie ſehr ich ſchon ſein Freund, ſein guter Warner im Verborgenen war.

Gustav Kühne's

Gesammelte Schriften

Neunter Band.

Die Freimaurer

2. Band

Ersten Teiles zweites Buch

— · —

Leipzig,
Ludwig Denicke.
1867.

Die Freimaurer.

Eine
Familiengeſchichte aus dem vorigen Jahrhundert
von
Guſtav Kühne.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Zweiter Band.
Ersten Theiles zweites Buch.

Leipzig
Ludwig Denicke
1867.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Inhaltsverzeichniß.

Zweites Buch.

Xaver Dubois.

Erſtes Capitel. Seite
Etiquette und Freiheit; alte und neue Zeit 275
Zweites Capitel.
Saverio, die Geſchichte ſeines Lebens, Pater Euſebio . 302
Drittes Capitel.
Der Abbé der Waldenſer 323
Viertes Capitel.
Jeſuit und Maurer 341
Fünftes Capitel.
Monſeigneur Bernis und der heilige Gral 357
Sechſtes Capitel.
Belmar und die Loge Melchiſedek 376
Siebentes Capitel.
Ein Jude vom ächten Glauben 384
Achtes Capitel.
Donna Carlotta 405
Neuntes Capitel.
Der Magier 418

Zehntes Capitel.

Seite
Die Einweihung zum Roſenkreuzer 440

Elftes Capitel.

Das Document 476

Zwölftes Capitel.

In der Jacobspfarre zu Nürnberg 486

Dreizehntes Capitel.

Der große Logentag und ſein Ende 507

Zweites Buch.

Xaver Dubois.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Erſtes Capitel.

Etiquette und Freiheit; alte und neue Zeit.

Wir waren aus der Schweiz nach Belle Promeſſe zurückgekehrt. Nach der Präſentation bei Hofe in Ninon's Cercle ſchien es nicht, als ſollte Xaver, Monſieur Dubois, wie er vorgeſtellt ward, den Magiſter Gouverneur ſofort bei mir ablöſen. Er hatte im Gegentheil, wie ich ſpäter erfuhr, dem Großvater Erlaucht ſein Bedenken und ſeine natürliche Scheu geäußert, einem jungen Manne, den er leiten ſolle, aufgedrängt und commandirt zu werden. Er wollte nicht gern ohne meine Wahl, wenigſtens nicht gern ohne meine Sympathie für ihn, mein Mentor ſein. Ich ſah ihn täglich bei Tafel, aber er richtete nie ſeine Rede an mich. Ich fuhr, ich ritt mit ihm aus, nahm Theil an den Fechtübungen, die er mit einigen Hofherren regelmäßig hielt; aber ich kam ihm damit nicht näher. Er war in allen dieſen ritterlichen Uebungen Meiſter; auch ſchien er ſich im Glanz dieſer Eigenſchaften des Cavaliers zu gefallen; es that mir faſt wehe, daß ich in alle dem ſein Herz nicht finden, den Kern ſeines eigentlichen Menſchen nicht entdecken, nicht für mich erobern konnte. Im Cirkel der Damen war er brillant und witzig, gegen den Reichsfürſten perſönlich devot, in ſeinen Aeußerungen mitunter keck und aufgeklärt, aber doch behutſam und auf der Lauer. Nur ſeine Bitterkeiten gegen Jeſuiten und Römlinge konnten Dem, der darum wußte, den früheren Zögling des Ordens verrathen. Bei'm Reichsgrafen machte er damit Glück, und er war mäßig im Genuß dieſer Triumphe. Um ſo ſicherer ſtieg er, wie Niemand jemals, in deſſen Gunſt. Dubois ward, vielleicht ohne es zu wiſſen und zu wollen, der erklärte Günſtling, die mächtigſte Perſon am Hofe zu Belle Promeſſe. Seine Vergangenheit ſchien wie ein Grab für ihn geſchloſſen; war auch ſein Plan, das Document ausfindig zu machen, aufgegeben?

Daß er ſeine Beziehung zu mir nicht direct aufnahm, lag zum Theil in dem Umſtande, daß Magiſter Peterhagen mich damals noch zur kirchlichen Einſegnung erſt vorbereitete, um mich dann dem Oberhofprediger zum „Fertigmachen im Glauben" zu überantworten. Bevor ich Menſch werden ſollte, mußte ich ein fertiger Chriſt ſein. Der Zutritt zum Salon der Oberſthofmeiſterin ward mir in jener Epoche nur ſelten, nur unter Beſchränkungen geſtattet. Die Tendenz zum Aphroditiſchen, ſagte mein Peterhagen, müßte in mir wieder abgedämpft werden! — Um dieſe Abdämpfung des Weltlichen vollſtändig zu erzielen, war Minna-Lottchen vom Hofe verſchwunden; man hatte ſie zu einer Baſe Ninon's nach Schwaben auf's Land gethan; ich ſah ſie nie wieder. Ob der kleine angeſponnene Trödel mit ihr mein Herz verderbt, ob er das Chriſtenthum in mir beeinträchtigt, ob er nicht vielmehr meine innere Herausbildung gefördert: ich will es nicht entſcheiden. Ich weiß nur, daß ein Hang zur Sentimentalität, ſeitdem ihm die Nahrung der äußeren Sinne entzogen war, ſich tiefer der feineren Nerven meines Geiſtes bemächtigte und mich Kämpfe beſtehen ließ, die ſchwieriger und drohender waren, als ein kleiner loſer Herzensſchwindel.

In meinen Studien zum Chriſtenthum fing ich ſo ziemlich da wieder an, wo ich bei'm alten Pfarrer im einſamen Jagdhauſe ſtehen geblieben. Ich war reifer geworden, hatte eine Reihe von Erfahrungen hinter mir, einige Einblicke gethan in menſchliche Dinge: aber in Bezug auf die zehn Gebote begriff ich noch immer nicht, warum ſie Moſes vom Sinai herunter holte, ſie von oben herab decretirte, ſtatt ſie den Menſchen als ihr natürliches Bedürfniß aus ihnen ſelbſt zu entwickeln. Ich wollte das Gute lieben lernen, es mir nicht mit einem Anathem von Schreckworten andonnern, unter Höllenſtrafen androhen laſſen. Auch auf Golgatha ward mir nicht auf die Dauer wohl. Ich fühlte zwar, daß dort der edelſte und reinſte der Menſchen geopfert ward, allein ich begriff darum noch nicht die Nöthigung, daß Jeder eben ſo beſtimmt und bereit ſein ſolle zu ſchmachvollem Tode. Das Leben der Menſchen ſtrafte tagtäglich dieſe Forderung Lügen. Freilich ſorgten Haß, Verfolgungsſucht und Unduldſamkeit dafür, den Verkehr der Menſchen zu einer wilden Hetzjagd zu machen. Aber Chriſtus, der milde, edle Liebling Gottes, wollte das nicht. Er wollte ſo wenig, daß wir auf ſeine Koſten und auf allzu ſichere Rechnung der

Vergebung ſündigen, als daß wir in Sack und Aſche ewig Leid tragen. Neben Sinai und Golgatha gab es noch immer einen dritten Hochpunkt für die Menſchen, an deſſen Fuß ſie ſich anſiedeln mußten. Die Eiferer nannten dieſen dritten Hochpunkt den heidniſchen Olymp. Alle Cultur der Sinne wie des Geiſtes arbeitete dem Gipfel dieſes Berges zu; das Menſchengeſchlecht fand darin eine freithätige Entwickelung ſeiner Kräfte, das Bewußtſein eines ſelbſtverdienten Lohnes. Was damals in Wiſſenſchaft und Kunſt erzielt wurde, ſtrebte dieſem Gipfel nach. Ich fühlte freilich nur dunkel den für mich ungelöſten Widerſpruch zwiſchen den Forderungen der Religion und dem Menſchenleben. Ich ließ mit mir thun, was man wollte.

Zur Feierlichkeit meiner Einſegnung traf der alte Philemon in Belle Promeſſe bei uns ein. Er hatte ſich's nicht verſagen können; er wäre, ſagte er, auch ohne alle Einladung gekommen. Mir war es ein Act beſonderer Rührung, mit meinem erſten Informator in Gottes Dingen an den Altar zu treten. Philemon war um Vieles noch älter geworden. Die gute Baucis hatte das Zeitliche geſegnet; ſeitdem war dem Pfarrer das Jagdhaus doch zu einſam geworden, auch die alte Magd hatte ihn verlaſſen und Knecht Jacob, der erſte Freund meines jungen Lebens, hatte abermals drüben beim Würzburger Biſchof in einem Kloſterhofe bei all' ſeinem proteſtantiſchen Chriſtenthum die gute katholiſche Koſt wieder vorgezogen. Der Pfarrer war dann in's nächſte Dorf gezogen, wo man ihm eine bequeme Hütte bereitete. Er nannte es jetzt ſeinen muthmaßlich letzten guten Tag, wo es ihm vergönnt ſei, mich in Perſon zum Tiſche des Herrn zu führen. Großvater Erlaucht nahm den kirchlichen Act beſonders feierlich. Er genoß mit uns das heilige Abendmahl und richtete, wie die Männer Gottes nachträglich in der Sacriſtei mir glückwünſchend die Hände drückten, noch beſondere Worte väterlicher Mahnung an mich. Ich ſei nun mit dieſer Handlung, ſo ſagte er, ein richtiger evangeliſcher Chriſt; er hoffe, ich werde als ſolcher treu und tactfeſt gegen alle Verſuchung zum Götzendienſt jedweder Art geſichert und geſtählt ſein. Darauf mußte ich ihm den Handſchlag geben. Wie er beide Hände auf meine Schulter legte, ſich zu mir bückte und ſeine Lippen auf meine Stirn drückte, rollte mir eine Thräne — mehr noch der Erſchütterung als der Rührung — über meine Wange. Ich fühlte, wie viel es dem Manne koſten mußte, ſich mit mir ſo weit einzulaſſen, um ſich ſelbſt zu überwinden. Es war der erſte — und auch der einzige Moment zärtlicher Vertraulichkeit. Dabei blieb doch in meiner Seele nach wie vor das Fragezeichen ſtehen: Hätteſt du mich nicht nach deinem Willen erziehen, mich zum evangeliſchen Chriſten ſtempeln können, auch ohne gegen Vater und Mutter ſo grauſam zu ſein? — Ich fiel um deswillen, ſpäter Herr meiner ſelbſt geworden, nicht etwa ab von der mir zugeſprochenen und anerzogenen Form des Chriſtenthums. Aber dieſe Form gewann damit begreiflicher Weiſe keinen allzu eifrigen Parteimann und Vertreter: Ich hing wirklich ſchon damals, ſchon mitten in den Vorbereitungen zu dieſem kirchlichen Act, dem Gedanken nach, ob für die Zukunft der Welt nicht eine Religion aufzuſtellen ſei, die, frei von aller Erbitterung und Feindſeligkeit, dieſe Spaltungen, falls ſie nothwendig waren, wenigſtens für nicht ſo wichtig hielte, um darüber den Zweck der Religionen, die Wohlfahrt der Menſchheit zu verlieren. Gottesdienſt ſollte nicht Menſchenopfer koſten! Ich fühlte ſchon damals klar und feſt: das von menſchlichen Leidenſchaften mißgeſtaltete Chriſtenthum ſollte zur einfachen Religion Chriſti zurückkehren. Zwiſchen der Religion Chriſti und dem Chriſtenthum, wie es die Menſchen geformt, iſt ein großer Unterſchied!

Ich ſprach in einem unbewachten Augenblick gegen Dubois meine Verwunderung aus, daß eine ſogenannte Religion der Liebe ein Fanatismus des Haſſes werden konnte. Er ſah mich groß an und ſchwieg. Ich ſprach von meinem Verlangen nach einer Gemeinſchaft von Männern, die, über den Streit der Bekenntniſſe hinweg, zu einem Bruderbund unter Menſchen ſich die Hände böten. Ich deutete auf das Concil der Freunde des neuen Jeruſalems hin, von dem ich wußte, daß es in der Reichsſtadt Nürnberg abgehalten werden ſollte. Dubois blieb auch da noch zurückhaltend und wortkarg.. Es war klar, ich mußte etwas thun, um ſein Vertrauen zu gewinnen. Er hatte zum Theil blos ablehnend eingeräumt, die Maurerei ſei allerdings ein ſolcher Bund edel und frei Denkender, die der Welt die Blume und die Frucht ächten Menſchenthums zu erhalten beſtrebt wären. Ich ließ ein Wort fallen von einer gewiſſen Loge Melchiſedek, die ja wohl auch Juden aufnähme. „Ganz dem Geiſte der Maurerei entſprechend“, ſagte Dubois lebhaft und faſt leidenſchaftlich. „Die ächte Maurerei proteſtirt gegen jede Ausſchließlichkeit; ſie iſt nur inſofern chriſtlich, als ſie in Chriſtus einen Propheten, den edelſten Menſchen ſieht, der da ſprach, in ſeines Vaters Hauſe ſeien viele Wohnungen.“

Damit ſchien ich abgefertigt. Ich fühlte mich verletzt, daß ein Mann, den ich liebte, den ich bewunderte, mich faſt gewaltſam überſehen, auf mein Bedürfniß nach Hingebung, auf meinen Drang nach Aufklärung ſo wenig achten wollte. Im Geſpräche mit Anderen war Dubois mittheilſamer; aber er gefiel ſich mitunter in paradoxen Behauptungen, zu denen die Luſt am Widerſpruch führte, und die er dann, in die Enge getrieben, mit einer gewiſſen Erbitterung glänzend vertheidigte. Er theilte nicht die Lehre der franzöſiſchen Encyclopädiſten, aber er war Herr der Dialektik, womit jene Philoſophen das Keckſte beweiſen zu können glaubten.

In einer Unterhaltung mit den Theologen am Hofe hatte Dubois die Behauptung aufgeſtellt, im Chriſtenthum ſei nichts neu. Dem Aufruhr, den dies Wort erregte, folgte die Aufforderung, ſich näher zu erklären. Von allen Seiten gedrängt, mußte ſich Dubois auf Sokrates zurückziehen, den er geradezu für einen keineswegs unebenbürtigen Vorläufer Chriſti erklärte. Sokrates, ſagte er, ſei der Erſte geweſen, der den ächten Gottesglauben und die ächte Philoſophie vom Himmel heruntergebracht, in das Leben der Menſchen, in ihre bürgerliche Ordnung eingeführt und dieſe danach einzurichten gelehrt habe. Chriſtus ſei in die Wüſte gegangen, um in ſich ſelbſt den ſtillen Punkt göttlicher Weisheit und Wahrheit zu finden. Sokrates ſei ſtundenlang mitten im Lärm des Marktes ſtillgeſtanden, ſtier vor ſich hinblickend, in ſich ſelbſt verſunken, als ſeien ihm Geiſt und Leib geſchieden. Da habe er Zwieſprache gehabt mit dem Dämon! ſagten die Alten. Dieſer Dämon war aber ein Geiſt des Guten, ein Geiſt Gottes, der Genius in ihm, der ihn abgehalten, Böſes zu thun. Xenophon und Platon, ſagte Dubois, laſſen ſchließen, dieſer Geiſt in Sokrates ſei providentieller Natur geweſen, habe ſich bis zur Gabe der Prophetie geſteigert. In ſolchen Momenten, wo ihn der Geiſt beſchlichen, habe er Entzückungen, Viſionen gehabt, die an Verklärung grenzten. Die reinſte Moral war der Inhalt, die edelſte humanſte Glückſeligkeit das Ziel ſeiner Lehre. Mitten in der verworrenen Welt, wo Neid, Haß und Tücke ſiegten, ſeines Gottes gewiß zu ſein: das ſei in Sokrates einfach, ſchöner als in der Abſtinenz des Chriſtlichen zur Erſcheinung gekommen. Im Gefühl der Gerechtigkeit den Triumph eines reinen Bewußtſeins feſtzuhalten: das ſei — wenn man wolle — ächtes Menſchenthum oder ächtes Chriſtenthum. Sokrates ehrte die alten Götter nicht mehr; er war alſo kein Heide, er hatte das tiefſte Gefühl von der Einheit eines göttlichen Weſens. Er ſetzte das Individuum der Welt gegenüber und fühlte doch eine Harmonie der Kräfte in ſich, die er die göttliche Muſik der Seele nannte. Sein ganzes Weſen, ſagte Dubois, war, wie bei Chriſtus, ein Horchen und Lauſchen auf die verborgene Gottheit, und der Unſterblichkeit ſeiner Seele gewiß, konnte er ruhig, den Giftbecher in der Hand, ſeinen Schülern die letzte geiſtige Speiſe, ſein Abendmahl reichen, wie wir es in Platon's Phädon finden. Plato läßt ihn von dem Schwane reden, der im Gefühl des nahen Todes lieblich ſinge. Dieſer dem Apollo geheiligte Vogel iſt nur ein Symbol Deſſen, den Gott einen Vorgeſchmack von der Seligkeit des ewigen Lebens ſchon hier empfinden läßt. Sokrates ſprach: Ich bin ſo ein Vogel, bin ein Prieſter des Gottes, ich bin die Wahrheit und das Leben. — Was will, was ſoll, fragte Dubois, uns Chriſtus anders ſein? — Die Theologen von Profeſſion, ſelbſt Peterhagen und der Oberhofprediger und Conſiſtorialrath, konnten mit ihrer Theorie vom Seligwerden durch den blinden Glauben ohne eigene moraliſche Thatanſtrengung gegen die Darlegungen des beredſamen Freundes nichts aufbringen, was Stich hielt, und der Reichsgraf drückte auf deſſen Bekenntniß das Punctum und das Siegel ſeiner Beſtätigung; ihm galt, wie er ſagte, ein edler und tüchtiger Menſch mehr als ein Halbgott.

Epochemachend in damaliger Zeit für mich war die Bekanntſchaft mit Rouſſeau's Heloiſe. Dubois ſelbſt gab mir das Buch, als ich nicht abließ, es von ihm zu fordern; er gab es mir unter dem Siegel der Verſchwiegenheit. Er kannte zu gut des Reichsgrafen Zorn, wenn er auf Jean Jaques' patagoniſche Wilde und auf Voltaire's ſataniſche Charlatane zu reden kam. „Wenn Rouſſeau Recht hat, dann ſind alle Menſchen Narren; wenn Voltaire Recht hat, ſind ſie Alle Schurken!“ Das war des Großvaters Wort. Er freute ſich ſogar des Voltaire'ſchen Witzes, daß man nach dem „Emile“ Luſt bekomme, auf allen Vieren zu kriechen. So ſehr war die Aufklärung damals im Handgemenge mit ſich ſelber. Freilich iſt Rouſſeau's Natur- und Muſtermenſch ein Phantaſiethier, aber wahrlich keines, das Luſt hat, Eicheln und Gras zu freſſen. Der Menſch im Naturzuſtande, l'homme abstrait, iſt eine Fiction, aber auch das Paradies, wollen wir es zurückträumen, würde uns nicht vorwärts bringen, da erſt mit dem Sündenfall die Errungenſchaften des freien Menſchen beginnen und möglich werden. Und die Sehnſucht, frei zu werden von der ſinnloſen und knechtiſchen Ueberlieferung, ſprach ſich als ein Verlangen nach dem verlornen Naturzuſtande aus. In dieſem fanatiſchen Drange, der über die Welt gekommen war, verſtanden die Edleren, die Strebenden, unter der „Natur“ das Aſyl der verfolgten Unſchuld und Liebe. Die Heloiſe war eines jener Bücher, welche die damalige Menſchheit nicht juſt reif, aber doch lüſtern machten, eine Neugeburt in allen Dingen zu erleben. Welch' eine erſchütternde Beredſamkeit in dieſen Briefen, die freilich zu allem verführen kann, heute zum Selbſtmorde aus tiefem, gerechtem Menſchenhaß, morgen zur Lebensluſt aus Tugend und heiligem Gefühl! Wie gefällt ſich ein junges Gemüth in der Rolle des Saint Preux, eines Weltweiſen, der Vernunft und Weltweisheit in den Himmel erhebt, ohne einen Funken davon ſelbſt zu haben! Und noch weit hinreißender iſt der Schmelz Juliens mit dieſer Hingebung des Geiſtes, dieſer willigen Empfangensluſt, dieſer Zärtlichkeit des Herzens, welcher Saint Preux, gleich zart und empfindſam, als einzige Rettung für ſie und ſich die Spitzfindigkeit ſeiner Sophiſtik entgegenſetzt. Julie iſt der Philoſoph im Buche; ſie iſt nicht Saint Preux's, ſie iſt Rouſſeau's Schülerin; ihr leiht er ſeine ſchönſten, hingebendſten Gedanken. Das damalige Geſchlecht lernte hier zum erſten Male, daß die Vernunft nicht blos ein kluger Pedant, ſondern auch begeiſtert, eine Schwärmerei ſein könne für die heiligſten Lebensgüter. Nicht die Beweisgründe des Buches ſcheinen mir ſein eigentlicher Inhalt zu ſein. Ich verſtand ſie nicht, ich las auch nur mit halben Sinnen, wo Rouſſeau überzeugen, mathematiſch definiren will. Die Stimmung, in die er ſein Jahrhundert verſetzte, die Empfindung, zu der er befähigte, darin war er unüberwindlich. Die Begeiſterung hat er geweckt; ſie iſt ſeitdem nicht wieder erſtorben in der Menſchheit, die Begeiſterung, Wache zu halten für die heiligſten Güter des Lebens, der ſüße Reiz leidenſchaftlicher Gefühle für die Wahrheit, jene faſt wollüſtige Empfindung, die aus Schmerz und Bewunderung zuſammengeſetzt iſt. Wolmar, der Atheiſt, ſagt: Die Natur kann nicht irren, Alles an ihr iſt gut. Saint Preux ſagt: Von Natur iſt der Menſch weder böſe noch gut, ſondern neutral. Julie ſagt mit Auguſtin's und Calvin's Prädeſtinationslehre: Gott hat Einige gut, Andere, ſehr Viele, böſe geſchaffen. Wer Julien beipflichtete, fühlte das Verlangen nach einer Gemeinſchaft der Edlen, das Bedürfniß nach einer Loge ſchöner Seelen.

Damit war ich denn abermals auf den Punkt gerathen, auf welchen das Jahrhundert hinſteuerte, auf die Sehnſucht nach einer Verbrüderung und Verſtändigung, ſoweit von dieſer bei Illuſionen und bei Schwärmerei die Rede ſein konnte. Dubois ſelbſt, ein ächter Schüler Rouſſeau's, war ein Schwärmer, aber ein Schwärmer mit erbittertem Scharfſinn. Seine

Schickſale, das Gefühl heimathloſer Verlorenheit und eine Schule voll Erfahrungen hatten ihm dieſen Beigeſchmack gegeben. Er hatte den römiſchen Glauben nicht abgeſchworen, um im proteſtantiſchen einen Ruhepunkt und einen Halt zu finden, die Schule der Jeſuiten nicht durchgemacht, um ſich einfach abſchließen, befriedigen und gefangen geben zu können. Sein ganzes Sinnen und Trachten ging dem Probleme, den Mitteln und Wegen nach, dem Menſchengeſchlechte zu einer Wiedergeburt zu verhelfen. Seine Maurerei war nicht blos ein Syſtem von edlen ſchönen Gefühlen; er wollte helfen und retten. Er war kein Maurer, der ruhig zuſieht, ſondern einer, der den Bau der Welt in die Hand nimmt. Waren die Werkzeuge, mit denen er ſich befaßte, nicht die lauterſten: ſein Sinn war edel, und ſeine Vergangenheit hatte ihm keine andere Wahl gelaſſen. Vom Jeſuitismus war in ihm wider Willen vielleicht noch ſoviel übrig geblieben, um mit Perſonen, die er ſelbſt gering achtete, die Loge zum neuen Jeruſalem zu ſtiften, das neue Heil anzubahnen.

Für ihn hatte die Geſchichte der Völker aufgehört, die Geſchichte der Menſchheit begonnen. Und ſo ſehr er ein Geſchöpf des Rouſſeau'ſchen Geiſtes war, ſo wenig ſteckte er doch mit ſeinen Gedanken im Geiſte des Franzoſenthums. Schon Rouſſeau war Weltbürger, ſo weit der Franzoſe das zu ſein vermag. Dubois war herrſchſüchtig von Natur, vielleicht ſogar intriguant, aber nur um ſeinen Ueberzeugungen Bahn zu brechen. Seine Gewandtheit, ſeine kluge Rückſicht war das Ergebniß herber Erfahrungen; bei angeborenem leidenſchaftlichem Sinne hatte er ſich eine ſeltene Selbſtbeherrſchung und Enthaltſamkeit erworben. Er ſchien kaum auf die Triumphe zu achten, die er täglich am Hofe zu Belle Promeſſe feierte; Alles richtete ſich nach ihm, der Reichsgraf gab ihm eine unbeſchränkte Vollmacht. Daß er ſich nach allen Seiten ſeine Poſition erſt ſichern wollte, bevor er ſich als Gouverneur mit mir befaßte, war offenbar. Erſt mit dem ſteigenden Gefühl der Sicherheit wuchs ſeine Luſt, ſich ganz ſo wie er war zu ergehen. Er ward gegen die Theologen am Hofe immer bitterer, gegen die Forderungen der Etiquette immer ſpottender, er ſtand bald in Oppoſition gegen die geſammte Heuchelei der Cultur, wie er ſich ausdrückte.

In Ninon's Cirkel hatte er Anfangs feſten Fuß gefaßt; er ward der Abgott dieſes Kreiſes, denn er war unerſchöpflich in Plaiſanterien, in jenen fines reparties des franzöſiſchen Witzes. Ninon betete ihn förmlich an, er war das Idol ihrer verwegenſten Wünſche geworden. Wie mußte ſie nun ſtaunen, als er nach und nach immer kecker zu Felde zog gegen die Tyrannei der Mode, gegen den Nonſens der Toilette, welche die menſchliche Geſtalt, die zum Abbild Gottes geſchaffen ſei, verbunze! Er begann damit, den Puder zu verwerfen. Ein damals modiſcher bräunlicher Puder à la maréchal machte Blondinen und Brünetten ganz gleich. Man fragte in der That damals nicht: iſt ſie blond, iſt ſie brünett? Die Individualitäten des Weibes waren aufgehoben, in das Niveau der Cultur eingegangen. Schwarzes Haar ward, weil es zu grell, gedämpft, lichtes, als zu matt, gehoben; damit rückten

Brünetten und Blonde einander näher; die Parteiung für jene und dieſe hörte auf; der braune Modepuder, auf deſſen Glanz und Wärme im Ton, wie die Frauenzimmer ſagten, alles gut ſtand, verallgemeinerte gleichſam die ſpecielle Schönheit der weiblichen Natur. Dubois fand es abſcheulich, daß Poeten bei dieſem Stand der modiſchen Cultur nicht einmal das Haar ihrer Geliebten beſingen und feiern konnten. Zu einem Niveau war aber auch durch die Schminke die ganze Geſichtsbildung gebracht, entweder gehoben oder herabgedrückt, je nachdem. Im Allgemeinen hebt Schminke. Das Augenlicht erſcheint leuchtender, blitzender, wie der Schauſpieler bei ſchärferem Licht dieſes Hülfsmittels bedarf, ſoll ſein beſtes Mienenſpiel mit ſeinen feinſten Nuancen wirken. Dubois erklärte, daß ein Jahrhundert herannahe, wo alle Schauſpielerei ſchwinden müſſe; die an aufgelegte Farben und coquettes Licht gewöhnten Geſichter würden dann vor der einfachen ungeſchminkten Wahrheit leichenblaß und fahl erſcheinen.

Ninon war außer ſich; das Jahrhundert ging aus den Fugen, ihr Syſtem drohte zu wanken. Sie ſollte jedoch bald noch mehr an ihrem Liebling verzweifeln, ihr ganzer Glaube an Frankreich und franzöſiſchen Eſprit ſollte durch Dubois erſchüttert werden. Ich erinnere mich einer Scene, die gleichſam eine Wetterſcheide machte. Heftig aufgeregt trat ſie eines Abends an Xaver's Arm in den Salon, ſchon ganz erzürnt, ja empört.

„Est-il possible!“ rief ſie, ihre Unterredung fortſetzend, während Dubois mit der ruhigen Grazie eines ſchalkhaften

Dämons ſeine Blicke über den Prachtbau ihrer Toilette gleiten ließ; — „est-il possible, Frankreich könnte ſich untreu werden? Frankreich nicht mehr die Blüthe der Cultur?!“

„Es hat ſo lange geblüht,“ ſagte Dubois, „daß man wohl endlich fragen darf, wie es mit ſeinen Früchten ſteht. Und ſiehe, ſie ſind faul, fallen ab, von Würmern zernagt!“

„Mon Dieu!“ entgegnete Ninon, „Sie wollen ſagen, von den Spatzen etwas angepickt und benaſcht, und das, mon cher, ſind die ſüßeſten Früchte — ſagt man!“

„Sagt man!“ wiederholte Dubois, — „wir ſprechen alſo vom Hörenſagen.“ — Der Satyr im Lächeln ſeiner Lippen erſchien im wunderbaren Widerſtreit mit dem faſt melancholiſchen Schimmer ſeines düſteren Auges. — „Gleichniſſe aus dem Bereiche des Scherzes und der Gourmandiſe“, fuhr er gelaſſen fort, „reichen hier nicht aus; es handelt ſich um die moraliſche Fäulniß der ganzen Civiliſation.“

„Aber Frankreich, Paris, der Heerd der Bildung!“ Ninon faltete ordentlich fromm die Hände; ſo weit ging ihr Erſtaunen.

„Frankreich“, ſagte Dubois, „wird nicht aufhören, der Heerd der Ereigniſſe zu ſein, den Völkern voranzugehen, wenigſtens damit zu experimentiren. Es macht bereits den Anfang, die Verlorenheit der alten Exiſtenz einzuſehen. Ich fand in Verſailles am Hofe den Geſchmack à la Rouſſeau in Mode, freilich vor der Hand nur als Scherz, als Epiſode, um den piquanten Reiz der Natureinfalt zu probiren. Aber es wird tiefer greifen. Was man als Spielzeug liebgewinnt, wird in anderen Händen eine Waffe ſein. Man wird in der Cultur, wie ſie iſt, den Wurmfraß der Menſchheit erkennen lernen. Iſt man erſt zu der Parallele zwiſchen dem wilden und dem civiliſirten Menſchen gekommen, ſo kann man nicht zweifelhaft bleiben, auf welcher Seite die Rettung, die Möglichkeit zu einem vernunftgemäßen Leben zu ſuchen ſei. Die Civiliſation iſt zu einem Syſtem überlieferter Thorheiten geworden, denn Wahrheiten, die ſich ausgelebt haben und noch fortexiſtiren, ſind thöricht; waffnen ſie ſich gegen die Neuerung, ſchädlich; bleiben ſie hartnäckig, Wahnſinn. Der Menſch der Zukunft wird nicht mehr die Gliederpuppe eines Mechanismus ſein wollen, deſſen Drähte nur der Stumpfſinn der Gewohnheit lenkt. Es iſt nicht mehr die Tyrannei der Mode, nicht mehr die Sklaverei der Etiquette, — man beginnt beides abzuwerfen, — es iſt der jahrtauſendalte Streit zwiſchen Mein und Dein, zwiſchen Haben und Sollen, der Fluch der Ungleichheit des Beſitzes, während der Menſch mit gleicher Berechtigung zu Allem geboren wird, was man als die Quelle des tiefen Elends einzuſehen beginnt. Es regt ſich ein Widerwille vor dem gleißneriſchen Maskenſpiel der Geſellſchaft, ein Ekel vor der übertünchten Lüge. Das Naturgefühl wird nicht länger ein Spott der Intrigue ſein; man wird ſich für dieſe beſpöttelte Natur fanatiſiren, man wird ſie zur Gottheit machen und als Märtyrer für ſie ſterben. Ja, Madame, wenn erſt Opfer fallen, dann wird der Witz aufhören und der Ernſt beginnen. Man hat endlich die Entdeckung gemacht, daß der Menſch frei geboren iſt, während Sitte und Gewohnheit ihn zum Sklaven machen. Eine Zeitlang wird man noch ſtaunen, ſich in Feſſeln zu ſehen; man wird ſich aber bald ſchämen, ſie länger zu tragen."

„Mais, mon Dieu!" rief Ninon und ſank entſetzt in ihren Fauteuil. Ihr Eſpagnölchen Malice ſaß betrübt vor ihr und wußte nicht, ob es heute Zuckerbrot bekommen würde. — „Aus welchem Urwald der Kentuckier," ſagte Ninon, „aus welcher Steppe der Hottentotten kommt uns dieſe Weisheit?" — Sie ſtarrte den Redenden an, wie Jemanden, der plötzlich ſeine Maske lüpft.

„Dieſe einfache Weisheit, Madame, kommt ebenfalls aus Frankreich," entgegnete Dubois ſehr ruhig. „Hier in Deutſchland finde ich nichts als den Abſud des ſchon antiquirten Frankreichs, der mit germaniſcher Ehrlichkeit dem Stamm des Lebens eingeimpft iſt. Oh ciel! Amme und Präceptor müſſen auch hier Vater und Mutter erſetzen. Die Frauen haben aufgehört, Mütter zu ſein. Point de mère — point d'enfant! Die Bande der Natur ſind erſchlafft, die Stimme der heiligſten Triebe erſtickt. Nichts ſeh' ich, nichts find' ich als Tyrannen und Sklaven, Tyrannen der Willkür und Sklaven des Herkommens von der Wiege an, zwiſchen Eltern und Kindern, zwiſchen Mann und Weib, zwiſchen Fürſten und Volk!"

„Oh, vous enfant gâté de la nature!" rief Ninon und fuhr, die Hände übereinander werfend, mit ihrem Stuhl einen Schritt zurück.

„Glauben Sie mir, Madame," fuhr Dubois, ſeine Stimme mäßigend, fort, „in Deutſchland ſteckt jetzt weit mehr vom alten Frankreich, als in Frankreich ſelber. Wer blos nachahmt, bleibt immer im Rückſtande. Frankreich erfindet, iſt ſchöpferiſch, hat oft ſchon abgeworfen, was ſeine Nachbarn noch vergöttern. Ja, Madame, ſo wie Sie hier ſitzen, könnten Sie einer Marquiſe de Pompadour den Rang ſtreitig machen. Träten Sie jetzt in Verſailles auf: man würde Sie als die Muſterprobe einer mumificirten und antik gewordenen Weltordnung, als ein Petrefact aus einer leider in ihrer Jugendblüthe untergegangenen Epoche bewundern. Aufrichtig! wer die Tugenden des alten guten Frankreichs en fleurs ſehen und ſtudieren will, der muß nicht nach Paris, der muß hier nach Klein-Verſailles, zu Ihnen, Madame, gehen; in Frankreich findet er die alte Zeit nicht mehr. Frankreich beginnt einen neuen Adam anzuziehen."

„L'homme naturel!" ſchrie Ninon mit komiſchem Entſetzen, „est-ce que l'on cherche? Quel miracle! Et pour former cet homme rare, qu'avons-nous à faire?"

„Beaucoup, Madame, c'est d'empêcher que rien ne soit fait."

„Ah!" hauchte Ninon erſchöpft und ließ gegen alle Anſtandsregel die Arme ſchlaff von der Lehne fallen. „Räthſelhafter Menſch das!" ſagte ſie halb für ſich, „Sie ſind entweder der Stifter einer neuen Religion oder" —

„Oder ein Narr?" ſetzte Dubois ihre Rede fort.

Ninon faßte ſich zuſammen. „Gehört es auch zum neuen Frankreich, grob zu ſein?" fuhr ſie auf.

„Gegen ſich ſelbſt, warum nicht?" lachte Dubois.

„Man kann nicht blos grob ſein gegen ſich ſelber, ſo lange man Theil der Geſellſchaft iſt,“ ſagte ſie ſtrafend, „es verletzt auch Andere. Und wenn Grobheit dazu gehört, der Welt eine andere Geſtalt zu geben, ſo müßte das neue Frankreich erſt noch eine Zeitlang bei den Deutſchen in die Schule gehen.“

„Wäre nicht ſo undenkbar,“ ſagte Dubois, der heute unbarmherzig ſchien.

„Mon Dieu, wie kommen Sie mir vor! Sie haben ſchon vollſtändig ein air allemand!“ ſagte ſie bitter und empört. — „Und in dieſem Sinne“, ziſchelte ſie leiſe, aber doch für mich, der ich hinter ihrer Lehne ſtand, vernehmlich — „in dieſem Sinne wollen Sie den Enkelſohn unſeres Fürſten erziehen?“

Sie war aufgeſtanden, ſie hatte ein letztes Wort geſprochen; ſie erwartete, er werde die Segel ſtreichen. Im Gegentheil, Dubois wich und wankte nicht.

„Schlimm genug, Madame,“ ſagte er ſehr ernſt, „daß die Aufgabe, einen Menſchen zu einem Fürſten zu erziehen, ſchon vorweg als eine feſte angenommen wird. In Aegypten ward Jeder für den Stand ſeiner Geburt erzogen. In Europa hat nur der junge Fürſt das beklagenswerthe Vorrecht, dem Kaſtengeiſte unterworfen zu ſein. Schlimm genug ſchon für einen einzelnen Stand. Es würde manchem Prinzen eine Wohlthat ſein, erſt freie Wahl zu haben für ſeinen Beruf, erſt unter die Menge herabzuſteigen und zu lernen, unter Menſchen ein freier Menſch zu ſein. Wahl und Befähigung ſollten entſcheiden. Es liegt eine beleidigende Sklaverei in dem Gedanken, einen jungen Menſchen zum Fürſten prädeſtinirt zu wiſſen. Man giebt ſich überhaupt zu viel Mühe, junge Fürſten zu erziehen. Man mache ſie zu Menſchen: das iſt Alles und das iſt das Höchſte!“

Ninon fächerte ſo ſtark als wenn ſie Vapeurs verſcheuchen wollte; die große Zornader auf ihrer Stirne war hoch angeſchwollen. Mit unterdrückter Stimm, ihrer nur halb noch mächtig, machte ſie rund um für den Cirkel die große centrale Verbeugung, das Zeichen, daß man entlaſſen ſei. Ich drängte mich zu Dubois, ich legte die Hand in die Biegung ſeines Armes, ich fühlte mich unzertrennbar an ihn gefeſſelt. Er hatte ein großes Wort geſprochen, das Wort vom freien Menſchen. Es war mir, als ſprühten noch vom Blitz dieſes Gedankens tauſend Funken aus ſeinen Augen, durch alle Adern ſeines Leibes. Ich fühlte mich elektriſch wie von einem Weſen höherer Art von ihm berührt. Wie ich zu ihm aufblickte, hing ſein dunkles Auge leuchtend über mir. Er ſah mich lange ruhig, durchdringend an, als ſuche er nach einem tiefern Verſtändniß mit mir. „Wir werden Freunde werden!“ ſagte er mit einer leiſen Feierlichkeit. — „Auf ewig!“ ſagte ich von meiner Bewegung hingeriſſen. Wie ich mein glühendes Geſicht an ſeine Schulter legte, fühlte ich den zärtlichen Druck ſeiner Hand. Es war ein Augenblick der Weihe, der durch meine Seele ging. Ich hatte einen Freund, ich hatte einen höheren Menſchen gefunden, der für mich die Freiheit als ein heiliges Anrecht forderte.

Bei dieſer Proclamation des freien Menſchen fühlte ich aber gleich im nächſten Augenblicke wie ſehr ich Sklave der Hofordnung war.

Fand das Souper bei der Oberſthofmeiſterin nicht ſtatt, ſo ſpeiſte Jeder zu Nacht auf ſeinem Zimmer. Sie hatte die Aſſemblée aufgehoben, und im Corridor nahm mein Gouverneur von mir Beſchlag, eh' ich noch Herr eines Entſchluſſes war. Erſt auf dem Wege zu unſern Gemächern kam mir der Einfall, Dubois bitten zu laſſen, mit uns zu ſpeiſen. Der Magiſter hatte nichts dagegen; er hatte nur noch Gewalt über mich, wenn er meinen Wünſchen, die ich ziemlich ſelbſtändig zu äußern anfing, willfahrte; er fühlte zu gut, wie ſehr er von ſeinem Nachfolger im Erziehungsamte bereits aus dem Sattel gehoben war.

Der Kammerdiener kehrte mit dem Beſcheide zurück, Monſieur Dubois habe kein Bedürfniß, zu Nacht zu eſſen, aber er werde ſpäter auf eine halbe Stunde kommen.

Ich wollte ihn in meinem eigenen Zimmer empfangen. Ich ſehnte mich ſeit lange nach einem Moment der Vertraulichkeit mit ihm. Mein Zimmer war ganz nach meinem Sinne hergerichtet, es war eine Stätte meiner Erinnerungen und Reliquien. Auf einem beſonderen Poſtamente ſtand das Bild meines Vaters wie auf einem Altar; es war das Heiligthum, das mir die ſterbende Mutter hinterließ. Zu beiden Seiten hatte ich Kerzen aufgeſtellt, die in dem ſonſt dunkel gelaſſenen Raume ihr Licht auf die ſchmerzlich geliebten Züge warfen. Es ſollte mir ein feſtlicher Augenblick ſein, den Freund zu empfangen und ihm das Bild meines Vaters zu zeigen.

Wie Dubois endlich im Gemache des Magiſters erſchien, ſah er verſtimmt, zerſtreut, gelangweilt aus. Er habe Briefe bekommen, ſagte er, die ihn auf unbeſtimmte Zeit abberiefen, Briefe aus ſeiner Heimath, von Freunden, die ſeiner harrten. Ich zitterte vor der Macht, die dieſe Freunde auf ihn übten; ich ſah ihn in den Händen des zweifelhaften San Germano, in den Netzen der Donna Carlotta, in einer ſträflichen Gemeinſchaft, die ihn uns zu entziehen drohte, ſeiner unwürdig war, obſchon er ſich zutraute, ſie nur zu ſeinen Zwecken zu benutzen. Es that noth, mich ihm unentbehrlich zu machen.

Peterhagen hatte die Freundlichkeit, uns alsbald uns ſelbſt zu überlaſſen. Mein Herz klopfte hörbar, wie ich den geliebten Menſchen in mein Zimmer und vor das Bild führte. Im vollen Glanz der Kerzen ſtand meines Vaters Antlitz vor uns. Dubois machte bei dieſem Anblick eine raſche Bewegung, entzog mir gewaltſam ſeine Hand, ſtreckte ſie aus und legte ſie dann ſtill über ſein Geſicht.

„Dubois, was iſt Ihnen?“ ſagte ich, ſeine Hand ergreifend.

Er ſprach, mich abwehrend, von der Blendung der Augen durch das grelle Licht. Ich löſchte zwei Kerzen und rückte die andern in mäßige Ferne. Dubois ließ ſich in den Seſſel nieder; er begann von allgemeinen, von gleichgültigen Dingen. Aber ich hielt ihn bei der Sache feſt, die mir eine heilige war, mir jetzt als die mir einzig wichtige nicht vorenthalten werden durfte. Ich erzählte ihm von meinem Vater; er mußte ſich ja als Mann aus Wälſchland für ihn intereſſiren. Ich erzählte von der Begräbnißnacht, wo ich ihn an der offenen

Gruſt meiner Mutter ein erſtes und letztes Mal geſehen, ſagte ihm, wie ich ungeſucht Zeuge des Bekenntniſſes geweſen, das mein Vater über ſich und ſein Leben abgelegt, von dem Religionskrieg meines Hauſes, der die Bande der Natur zerriſſen, die Geſetze der Liebe in Tyrannei und Willkür umgewandelt, meinen Vater zum Flüchtling gemacht, die Mutter hingeopfert. Ich ſprach das wie eine hülfeflehende Waiſe, die einen Anwalt zum Schutz ſucht.

Dubois ſaß theilnehmend, aufhorchend, aber in ſich gedrückt vor mir; er ſchien ſich noch immer nicht das Recht zuzutrauen, ſich meiner zu bemächtigen, trotzdem meine Jünglingsſeele ſo vertrauensvoll und hingebend, ſo freundſchaftsbedürftig war. Das dunkle, unglückſchwere Auge des Vaters ruhte ſuchend und verlangend auf uns. Von Zeit zu Zeit warf Xaver einen zweifelnden Seitenblick auf das Bild. Es war faſt als wenn ſich zwei gleiche Augen begegneten, beide gleich tief und verſchleiert, beide in dem bläulichen Weiß ſchwimmend, das wie Perlmutter ſchimmerte; nur leuchteten im Stern des jüngeren Mannes bräunlich grüne Streiflichter, ſein Blick hatte auf Momente die Unruhe des gehetzten Wildes. Ich mochte nicht auch noch der zuſammengewachſenen Brauen gedenken, die der Gräfin Branconi neulich aufgefallen waren. Ich verwarf ja zu ſehr die Spiegelfechtereien der phyſiognomiſchen Grübler, um mich ihnen hinzugeben. Ich hatte mich abſichtlich gegen alle Geſichterſtudien verhärtet; ich wollte nichts wahrnehmen als zwei Naturen des heißen Südens, zwei Männer vielleicht deſſelben Landſtrichs.

„Mein Gott,“ ſagte Dubois plötzlich, ganz mit dem Bilde beſchäftigt, „ſollte es mehr als eine bloße Täuſchung der Sinne ſein? Ich bin dieſem Manne ſchon begegnet, ich habe in dieſe Züge ſchon geblickt!“

„Wo?“ rief ich zitternd vor Schreck.

„In meiner Heimath,“ ſagte Dubois ganz in Erinnerungen verſunken, „in Genua, in dem alten Templerhauſe, wo ſie mich zum Roſenkreuzer einweihen wollten; nein früher ſchon, an der Riva levante, in ſtiller Nacht, unter den Genoſſen eines neuen Glaubens, unter den Freunden, die ſich insgeheim in der kleinen halbverfallenen Villa am Meeresſtrande verſammelten.“

„In der Villa Speroni?“ rief ich athemlos.

„Ja, ja, in der Villa Speroni,“ ſagte Dubois, nicht wenig beſtürzt, den Namen von meinen Lippen zu hören.

„In jener Villa,“ ſagte ich, „wo mein Vater unter dem Altar in altem Geröll tief vergraben das Document auffand.“

„Welches Document?“ rief Dubois.

„Das Document,“ fuhr ich fort, „das der Reichsgraf bei ſeiner Vermählung ausſtellte, das man verfälſchte, das ihn binden, ihn zwingen ſollte, den Römlingen freien Spielraum in ſeinen Landen zu geben, jenes Document, das die Propaganda ſucht, das mein Vater Giuſeppe in dem großen Edelmuth ſeiner Natur dem Reichsgrafen, ſeinem Feinde und Verfolger, wieder zu Händen gab!“

„Es ſoll noch exiſtiren,“ flüſterte Dubois, mich ſcheu prüfend.

„Vielleicht im Archive unſeres Hauſes, drüben im alten Thurme des Schloſſes!“ rief ich laut.

„Man ſollte es vernichten,“ fuhr Dubois fort, „es wäre beſſer, es exiſtirte nicht mehr.“

Weinend vor Freude ſtürzte ich an ſein Herz. Mit dieſen Worten hatte er ſich als Freund meines Hauſes bekannt. Er geſtand mir ſpäter, daß er die Vernichtung des Documents gewünſcht habe, um ſeinerſeits der Verſuchung, die an ihn erging, enthoben und außer Stande zu ſein, den geheimen Wünſchen der Propaganda Folge zu leiſten. Ich ſuchte ihn zu tröſten über den Verdacht der Unſicherheit des Verwahrortes. Er ſchüttelte das Haupt und entgegnete, daß vor den Sodalen eines gewiſſen Ordens kein Mund verſchwiegen, kein Siegel heilig, kein Schloß feſt genug ſei. Ich erinnerte ihn an den Prieſter von Genua, der den Trauact meines Großvaters in der Villa Speroni vollzog, das Document verfälſchen half, die Verfälſchung wenigſtens zuließ, aber das Falſum doch nicht der Propaganda auslieferte. „Er bewahrte, ſagt man, das Geheimniß ſein Lebelang; auf dem Sterbebette jedoch“ —

„Er wollte mit keiner Lüge dahingeben,“ unterbrach mich Dubois, „nahm das Sacrament und machte in ſeinem Teſtamente der Congregation in Rom das Geſtändniß. Man grub nach, aber man fand ſich ſchon zuvorgekommen.“

„So hat er meinem Vater“ — fuhr ich fort — „vielleicht noch im Sterben die Mittheilung gemacht, und ehe man ſein Teſtament eröffnen konnte, war das Document gerettet?“

„Seltſame Schlangenpfade des menſchlichen Gemüthes!“

rief Dubois, die Hände zuſammenſchlagend. „Er ſtirbt mit der Kirche verſöhnt, denn ſein Teſtament enthüllt das Geheimniß, er geſteht freiwillig, wozu ihn keine Kirchenſtrafe, keine Drohung Roms zu zwingen vermochte; aber die Entdeckung iſt entwerthet, denn er machte ſie ſchon zuvor auch Demjenigen, der den Mißbrauch des Betruges hintertrieb! So hat er ſeiner Kirche als Prieſter gedient, und doch als Menſch das Böſe, zu dem er die Hand geboten, geſühnt! Ein ſeltener Mann! Ein Intriguant ſeines Ordens und doch zugleich in ihm ſo viel mildes, verſöhnliches Menſchengefühl! Ein gewaltiger, durchdringender Verſtand und doch ſo viel Weichheit der Seele! Er hat Großes gewollt, aber er iſt an den Widerſprüchen ſeiner Aufgabe als Prieſter und Menſch geſcheitert. Ich kannte einen Solchen, er war Maurer."

„Ihr habt ihn gekannt, Xaver? Er war der Provinzial des Ordens in Genua."

„Pater Euſebio?" fragte Dubois, mich mit beiden Händen erfaſſend.

„Ich weiß ſeinen Namen nicht, mein Vater ſprach nur von einem Provinzial der Geſellſchaft Jeſu in Genua."

„Kein Zweifel, jede Provinz hat nur Einen," ſagte Dubois. „Seltſamer Zuſammenſtoß zufälliger Schickſalsfügungen! Pater Euſebio war mein Lehrer, mein Wohlthäter, bis ich ihm entfloh. Ich war — o mein Gott, wie komm' ich dazu, Dir, mein junger Freund, das zu beichten?"

Ich ſank an ſeine Bruſt, ich umarmte den Theuern mit der Heftigkeit einer ſtürmiſchen Freundesliebe.

„Sind wir unbelauſcht?“ fragte Xaver.

Ich ſtürzte an die Thüre und öffnete; alles war im Nebenzimmer ſtill, der Magiſter hatte ſich zurückgezogen, mein Diener war auf dem Corridor beſchäftigt; wir waren ſicher. Für den Nothfall ſchloß ich beide Thüren ab und eilte zu Dubois zurück.

Er lag im Lehnſtuhl und hielt beide Hände über ſein Geſicht geſchloſſen; ſo ſaß er eine ganze Weile ſtumm und verſunken in den Zauberbann ſeiner Vergangenheit. Wie er aufblickte, ſtand ich vor ihm und ſprach in Blicken zu ihm, die ihn der ganzen Zärtlichkeit meines offenen Herzens verſichern mußten. Er ſtreckte mir beide Hände entgegen. „Es ſollte hier Niemand wiſſen,“ ſagte er, „ich bin gewarnt; aber ich will mich Dir vertrauen, junger Freund.“

Ich bückte mich über ihn; er ſollte die Röthe, die meine Stirn bedeckte, den Verräther meiner Verlegenheit, nicht wahrnehmen; er ſollte nicht erfahren, daß ich ſein Warner geweſen. Unvorſichtiger Weiſe ſiegelte ich in den nächſten Tagen einige Zeilen, die ich ihm zu ſchreiben hatte, mit dem Wappenringe, den ich in Zürich, wo ich die geheime Warnung ſchrieb, mit mir geführt. Das Siegel ſchon konnte genügen, Xaver auf die Vermuthung meiner Autorſchaft zu bringen.

Zweites Capitel.

Saverio beginnt die Geſchichte ſeines Lebens. Pater Euſebio.

Ich war, begann Dubois, ein Zögling des Collegiums, welchem Euſebio als Pater Rector in Genua vorſtand. Ein Findelkind, eine elternloſe Waiſe, ſo viel ich wußte, war ich der Anſtalt als ein Vermächtniß der Meinigen an die Kirche übergeben. Die Wildheit meines Temperamentes widerſprach dem Beruf, zu dem ich durch den Wahn frommer Gemüther beſtimmt war. Nicht daß ich als Knabe im Dienſte läſſig war, mich gegen die Eintönigkeit des Uſus, die Strenge der Disciplin empörte. Ich war der eifrigſte in der Meſſe, mein Fleiß in der Schule überflügelte die Genoſſen. Aber ich hatte kein Genüge an dem Einerlei der klöſterlichen Lebensordnung. Waren die Uebungen gethan, die Leiſtungen vollzogen, ſo war noch immer ein Reſt menſchlicher Kraft, menſchlicher Begierde in mir vorhanden, der nach einem Gebrauch meiner Mittel, nach einer Befriedigung meiner Wünſche verlangte. Nur ſelten durchbrach ich aus Uebermuth den Gang der Ordnung im Kloſter, weit öfter verlangte mein Sinn ſtärkere Aufgaben, härtere Bußübungen, größere Probleme, als es der erſchlaffte oder im Formeldienſt verknöcherte Sinn unſerer Hierarchen für nöthig und für bequem hielt. Nicht an der Kühnheit der Wagniſſe, nicht an der Luſt, das Leben der Menſchen zu beherrſchen, nicht an der Größe der Aufgabe, das Fleiſch der Welt zum höheren Dienſt der Kirche zu knechten: an der Schlaffheit des Wollens, an der Unfähigkeit, große Ziele anzuſtreben, an der Armſeligkeit ſchwacher Seelen, an der Geiſtloſigkeit der Gewöhnung, iſt die Weltherrſchaft der Prieſter zu Grunde gegangen. Ich war der Eifrigſte unter allen Büßern im Kloſter, ich ſchwang auf den entblößten Nacken am unbarmherzigſten die Geißel, war der Frühſte auf zur Mette, der Letzte, der den karg zugemeſſenen Nachtſchlaf ſuchte. Aber ich war leider auch im Durſt nach Wiſſen der Unerſättlichſte. Was die Sodalen ermüdete, regte meine Begierde erſt an; was jene erſchöpfte, ſtachelte meine Kräfte erſt zu neuer Thätigkeit. Ich redete in allen Zungen, wie es die Propaganda des Glaubens für alle Völker und Zonen nur wünſchen kann, ich triumphirte in der Löſung der ſchwierigſten Probleme über alle Mitbewerber, ja als Schüler bald über alle meine Lehrer. Das machte mich ſtolz und übermüthig. Ich ſpottete über die Grenzen, die die Wohlweiſen in ihrer Armſeligkeit, die ſie Demuth nennen, ſich und mir ſteckten, ich verachtete die Weichlinge, die ſich nicht blutig geißelten, ich verhöhnte zugleich die Feigen, die vor der Verheißung der Bibel: der Geiſt erforſchet alle Dinge, ſelbſt die Tiefen der Gottheit! zurückbebten. Ich war nicht beſſer, aber ich hatte mehr Blut, ein ſtärkeres Naturell, das war alles; es ward auch die Urſache meines Zerfalles mit dem Kloſter und mit der Kirche. Anfangs der Liebling der ganzen Anſtalt, gelobt, gefeiert, geprieſen, ward ich bald Allen eine Qual, ein ewiger, wenn auch ſtummer Mahner, der ohne es zu wollen, ihre Schwächen entlarvte, ihr träges Gewiſſen aufſtörte. Ich war enthaltſam, dienſteifrig und pflichtgetreu. Aber ich war es in einem Grade, der den Läſſigen, ſelbſt den ſonſt Wohlwollenden unbequem ward. Meine Tugend erſchien Andern läſtig, meine Enthaltſamkeit, mir leicht, weil ich geſund und Herr meiner Kräfte war, galt für lächerliche Thorheit, mein Wiſſensdrang für Hochmuth, ja für ein Symptom vom Geiſt des Böſen. Das rief in meiner jungen Seele einen Stolz wach, den ich vergeblich zu brechen ſuchte, den ich endlich auch nicht brechen wollte. Mein Selbſtbewußtſein führte mich zum Abſcheu der Schwäche, die ich um mich her wahrnahm. Dieſen Haß gegen die Armſeligkeit, die nicht entſchieden ſündigen, und nicht entſchieden tugendhaft ſein kann, dieſen Haß gegen die Heuchelei, die ſich ſelbſt belügt und hinhält, trag' ich in mir und will ihn mit hinüber nehmen vor den ewigen Richter mit der Frage: Iſt die Sünde, die die Natur begeht, weil ſie offen und wahr iſt, verabſcheuungswerther als die Lüge Derer, die Gott zu dienen vorgeben und doch heimlich mit dem Teufel buhlen und ihm in ihrem Fleiſche huldigen? Ich ſah Andere leicht ſündigen, eben ſo leicht ihr Vergehen beichten und ſich Abſolution verſchaffen. Meine Seele war ſchuldlos, die Stimme der Natur und meines Gewiſſens ſagte mir, ich habe Recht, wenn ich in der Beichte nichts Böſes von mir zu bekennen wußte. Man konnte mir nichts vorwerfen, gegen die Regel des Ordens, gegen das Gebot der Satzung, gegen den Dienſt des Tages mir keinen Fehl nachweiſen; aber man nannte mein offenes Bekenntniß, nichts Böſes von mir zu wiſſen, den wahren Hochmuthsteufel. Das machte mich Anfangs ſtutzig, dann aber nach und nach für die Wahrheit reif: daß der Gott, den die Prieſter lehren, ein anderer ſein müſſe, als der Gott, der in unſerm Innern ſpricht. Chriſtus ſelbſt, den wir doch unſern Herrn und Meiſter nennen, ward deſſen inne, als er den Gott der Satzung nicht mehr für den wahren hielt, das Geſetz des alten Bundes zerbrach und in der Kindheit des Menſchen zu Gott einen neuen Bund ſtiftete. Ich war in meiner Unſchuld ſchon reif zum Ketzer, noch eh' ich wußte was Ketzerei ſei.

Pater Euſebio hatte Theil an meiner Entwickelung, ohne zu ahnen, welchem Ziele ich entgegenging. Er hatte ſich von früh an meiner bemächtigt, ohne daß ich jemals den Beweggrund ſeiner Vorliebe für mich erfuhr. Schon im Findelhauſe, wo ich unter den Händen barmherziger Schweſtern erwuchs, war er der Einzige geweſen, der nach mir gefragt, mich belobt, mich angeeifert hatte. Die Frau, die mich geboren, war todt; die Kirche, ſagte man mir von früh, werde meine Mutter ſein. Mein Vater war — wenn nicht ebenfalls geſtorben, doch verſchollen; ich war, ein Kind in Windeln, nur mit der Bezeichnung meines Taufnamens Saverio, der Anſtalt übergeben; Euſebio ſagte, er vertrete Vaterſtelle bei mir, er wolle mein zweiter, mein geiſtiger Vater ſein, da mein leiblicher für mich todt ſei.

Ein Kind der Sünde im gemeinen Sinne, ein heimlicher Nebenſchößling war ich nicht: deſſen hat mich mein Freund und Lehrer wiederholt verſichert; aber ich war wegen eines ſchweren Vergehens in meiner Familie der Kirche, dem Orden Jeſu gelobt. Nur wenn ich das Gelübde erfüllt und Prieſter der Kirche, Mitglied der Geſellſchaft Jeſu geworden, ſolle ich Aufſchluß über meine Geburt, Aufſchluß über das ſchwere Vergehen der Meinigen erhalten, das Pater Euſebio als einen Abfall von Gott bezeichnete, von dem aber zu ſprechen ihm verboten ſei, weil man es in Rom für Todſünde erklärt. Euſebio war kein Finſterling; er gehörte im Gegentheil zu den aufgeklärten Prieſtern der alten Kirche, die es wohlmeinen mit den Fortſchritten der Menſchheit, aber dieſe Fortſchritte freilich nur für ein Heil erachten, wenn die Welt dazu langſam erzogen, geiſtig dafür reif gemacht wird. Ein Genueſe von Geburt, mit dem kecken Piratenzug in den Linien des Geſichts, der den Söhnen jener Felſenſeeſtadt eigen, nährte ſein Geiſt im Zuſammenhange mit einer weitverzweigten Genoſſenſchaft edler Männer großartige Plane zu einer Reform der Kirche im Sinne des fortſchreitenden Jahrhunderts. Seine weitgreifende Weltkenntniß, die er ſich in Frankreich und auf den bedeutendſten Miſſionsplätzen ſeines Ordens verſchafft, ließ ihn offenen Blickes die Möglichkeiten einer Neugeſtalt der Kirche an Haupt und Gliedern erfaſſen. Er ging, ſo wie er die Propaganda verſtand und auffaßte, damit um, die abgefallenen Secten des Chriſtenthums wieder für die Mutterkirche zu gewinnen, aber die Mutterkirche theilnehmen zu laſſen an all dem Gewinn, den jene Secten nach ihrer Läuterung und nach der Aufhebung ihrer iſolirten Verirrungen ihr zuführen müßten. Er glaubte an eine Verbrüderung aller chriſtlichen Schulen und Kirchen, an eine Loge freier Köpfe, die der alten Kirche in und mit der Freiheit des Gedankens die Herrſchaft über die Welt in neuer Form wieder ſichern würden. Er hielt das nicht blos für möglich, ſondern für nothwendig, falls die Kirche noch ihr Vorrecht, die Menſchheit zu leiten, behaupten wolle. Er verſprach mich einzuweihen in die bisher noch geheime Genoſſenſchaft jener Edlen, die ſich in verſchiedenen Clubs, bald als Prieſter der katholiſchen Reform, bald als Sodalen der Aufklärung und als Menſchenfreunde über alle Länder der gebildeten Welt ſchon verbreitet. Er verhieß mir, mich theilnehmen zu laſſen an dieſen Planen, ſobald ich dafür reif, und nachdem ich zuvor Prieſter geworden. Ich habe den werthen Mann keiner Sophiſtik zu zeihen, wenigſtens keiner bewußten und bezweckten Fälſchung und Täuſchung über Mittel und Zwecke in ſeinen Abſichten. Auch iſt ja die katholiſche Kirche nie gewillt und geſtändig geweſen, das Heil der fortſchreitenden Menſchheit aus der Hand zu geben; es hat ihr nur an den Organen und an dem Muthe gefehlt, die Befreiung der Völker vom Joch des Aberglaubens für ihr Werk zu erklären und dies ihr Werk ſelber zu leiten! Die freie Forſchung hat die alte Kirche nie verboten, aber ſie erlaubt ſie nur dem Prieſter, ſo lange die große Menge vor den Verirrungen der zweifelnden Vernunft bewahrt bleiben muß. Nicht Alles für Alle! iſt einer von den beſſern Grundſätzen der Geſellſchaft Jeſu.

Euſebio war nicht blos freien und klugen Verſtandes, er war auch mild und gütig von Herzen. Er hatte unerbittlich feſt ein Ziel vor Augen: die Herrſchaft des Geiſtes über Sinne und Körperwelt, die Herrſchaft der Kirche über Fürſten und Völker. Aber er hatte nichts vom Dominicaner in ſich; von Torquemada, jenem Beichtvater und Henker ohne Gleichen, datirte er den Ruin der alten Kirche. In der klugen und humanen Gewinnung der Verirrten ſuchte er zugleich das verlorene Heil der allgemeinen Kirche wieder zu erobern. Er war nicht liſtig; aber er hielt die Klugheit für die höchſte Tugend im Herrſchen, jene Klugheit, die er für Eins hielt mit der Fügſamkeit des Herzens. Wäre ſeine Wahl zum General des Ordens gelungen: wir hätten zunächſt eine Reform dieſer Satelliten der Kirche erlebt.

Euſebio hielt große Stücke auf mich, er gedachte ſich in mir einen Erben ſeiner Plane zu erziehen. Ich ſollte nur erſt feſt in der Obſervanz ſein; innerhalb, nicht außerhalb der römiſchen Kirche geſtattete er die Freiheit! Aber man überliefert Niemanden ein feſtes Glaubensſyſtem. Jeder muß ſich hineinleben nach ſeiner Weiſe; die Freiheit der Kinder Gottes verträgt ſich nicht mit der Knechtſchaft der Form. Ich für meinen Theil erkannte im ſtrengen Kloſterdienſt juſt bei Vollziehung und Beobachtung aller Formen deren Unzulänglichkeit. Ich ſah Andere leicht ſündigen und eben ſo leicht durch oberflächliche Buße ihre Fehler ſühnen. Sie nannten das vor Gott wohlgefällig ſein. Ich meinerſeits vollzog gewiſſenhaft Regeln, Vorſchriften, Uebungen, Pönitenzen; das einfache, natürliche Bewußtſein meiner Pflichterfüllung machte mich ſicher, ruhig, dreiſt, und gerade das nannten ſie Hochmuth und Signum des Teufels.

Euſebio hatte Großes mit mir vor. Im Collegium, wo die Zöglinge wohnten und Unterricht genoſſen, war ich Anfangs die Bewunderung, bald aber der Neid und endlich der Abſcheu der Genoſſen. Ich erſchien Allen im Wiſſen voraus; ich gab nichts darauf, es war mir natürlich. Ich theilte keine der Verirrungen, Vergehungen und Ausſchweifungen, blos weil mein Naturell geſünder und ſtärker ſchien. Ich war eine in ſich geſchloſſene Natur, die ihre Kraft beiſammen hat. Man nannte mich, ich weiß nicht warum, Savoyard, ſchalt mich in Momenten der Aufregung Tölpel und Trotzkopf aus Savoyen. Ich bethätigte den Spottnamen nur ein einziges Mal, indem ich um einer unverdienten Schmähung willen meinen Stubengeſellen mit einem Fauſtſchlag ohnmächtig zu Boden ſtreckte. Ob ich wirklich ein Kind der Berge, erfuhr ich nicht, war mir auch gleichgültig, da die Meinigen, wie Euſebio mir ſagte, mich preisgegeben, mich gleichſam geopfert, um ſich mit der Kirche zu verſöhnen. Ob ſonſt bei meiner Uebergabe in das Findelhaus, das mit dem Collegium disciplinariſch im Zuſammenhange ſtand, ein Wahr- und Kennzeichen meiner Geburt mit überliefert und vorhanden, ſchien mir nicht glaublich. Nie gelangte eine Kunde, eine Nachfrage, ein Zeichen der Theilnahme bis zu mir in's abgepferchte Kloſterhaus. Euſebio war mir Lehrer, Pfleger, Freund, Vater, Alles. Ich mußte ihn hochhalten, verehren, bewundern, und doch konnte ich ihn nicht lieben, denn er erzog mich allzu abſichtlich für ſeine Zwecke.

Inzwiſchen wurden die Differenzen im Collegium mit meinen Genoſſen immer ſtärker. Euſebio erwarb mir den Dispens, bei ihm im Profeßhauſe zu wohnen. Es gehört zu den Ordensregeln, daß der Jeſuit, deſſen Ich eigentlich in der Geſellſchaft ſtirbt und todt iſt, nicht als Individuum, ſondern nur zu Zweien exiſtirt. Er iſt todt für Alles in der Welt lebendig nur für die Ziele, die ihm ein Oberer ſtellt. Nach einer alten Satzung heißt es: Zögling und Jünger Jeſu, du biſt Leichnam in dir ſelber, du lebſt nur in Gott, und was Gott will, ſagen dir deine Oberen! Nur zu Zweien wohnen die Schüler Loyola's und zu Zweien gehen ſie aus; jeder iſt der Spion des Anderen, lebt gleichſam nur in der Beobachtung der zweiten Perſon, ſeines alter ego. Meine Sonderlingsnatur ward jedem Mitgenoſſen unerträglich, blos weil ich allzu einfach in meinen Bedürfniſſen, allzu keuſch und ſtreng in der Pflichtvollziehung war. Es wurde mir leicht und war nicht mein Verdienſt; aber ich forderte endlich, daß ich um deswillen kein Gegenſtand des Hohnes ſei. Euſebio, damals noch Pater Rector, befreite mich von dem Zwange des Zwiegeſpanns; ich wohnte bei ihm, war ſein Sodale, brauchte nur ihn zu begleiten, erſchien wie ſein zweites verjüngtes Ich. Wie er Provinzial wurde und zu Reiſen genöthigt war, blieb ich oft mondenlang mir ſelbſt überlaſſen und konnte frei über mich ſelbſt verfügen. Nur daß ſeitdem ein Anderer insgeheim jeden meiner Schritte begleiten, mein Thun und Laſſen beobachten und über mein Verhalten mit Umgehung der Inſtanz des Rectors und Provinzials nach Rom berichten möchte. Daß

Euſebio ſelbſt, nachdem er bei der Neuwahl zum Ordensgeneral übergangen, unter höherer Controle ſtand, war eben ſo glaublich.

Er hatte mich für das Seminar in Rom, für das Collegium der Propaganda, für jene großartige Stiftung beſtimmt, die zur Aufgabe hat, allen Völkern das Heil zu verkünden, jedem in ſeiner Weiſe, ſo daß in Rom am heiligen Dreikönigsfeſte, wie einſt am Pfingſtfeſte, die Kirche noch immer in allerlei Zungen den Herrn verkündigt. Ich ſollte Miſſionär werden, ſollte Proſelyten machen, nicht mit Feuer und Schwert, nicht mit der Gewaltſamkeit der Dominicaner, auch nicht mit Hinterliſt und Ränken, ſondern mit der einzig rechtmäßigen Waffe des Geiſtes, mit Milde und jener Klugheit, die den Bedürfniſſen der Menſchen zu Hülfe kommt. Ich lernte leicht die fremden Sprachen; mit der Fertigkeit, in einer anderen Zunge zu reden, glaubte mir Euſebio das rechte Werkzeug zu geben, um ein Volk, das von Rom abgefallen, zur Gemeinſamkeit einer alle Welt wieder umfaſſenden Kirche zurückzuführen. In jeder fremden Sprache lernte ich aber zugleich mit dem fremden Volke denken und fühlen. Indem ich die Glaubenslehren der Ketzer, um ſie widerlegen zu können, ſtudierte, lebte ich mich in deren Sinnesweiſe ein. Wer ſtand meinem Lehrer, dem weiſen Manne, dafür, daß ich, ohne an's Ziel zu kommen, auf halbem Wege ſtecken blieb? Wer ſtand ihm dafür, daß ich, den er für ſein williges Inſtrument, ja geiſtig für ſein Geſchöpf hielt, mir nicht meine eigenen Ergebniſſe machte, meine eigenen Ziele ſteckte?

Pater Euſebio ſuchte meinen Ehrgeiz zu ſtacheln; er malte mir ferne Zonen, fremde Zuſtände mit goldenen Farben vor mein Auge; er ſuchte meinen Stolz zu reizen, den Sieg über abgefallene Fürſten und Völker mir als eine Genugthuung für mich ſelbſt hinzuſtellen. Ich hatte keinen andern Ehrgeiz als meine Wiſſensluſt, keinen andern Stolz als meinen Wahrheitsdrang. Um mich für Miſſionen im deutſchen Norden zu befähigen, lernte ich deutſch. Das Studium dieſer Sprache führte mich zu den Myſtikern Eurer Nation, und hier gerieth ich in meinen Ueberzeugungen an ein Ziel, das mich entweder zum Wahnſinn oder zum Selbſtmord treiben konnte. Ich ſtudierte die Verſe eines Poeten aus der Zeit des dreißigjährigen Glaubenskrieges, die tiefſinnigen Exaltationen jenes evangeliſchen Johannes Scheffler Sileſius, der aus Schmerz über die Zerrüttung, in die der wilde Krieg ſein Vaterland geſtürzt, ſein Heil in der Rückkehr zur alten Kirche ſuchte. Das Gefühl der alten Zugehörigkeit zu einem großen, einigen Ganzen gab ihm Beruhigung; aber was er aus der evangeliſchen Freiheit mitbrachte, trug noch immer genug Zündſtoff in ſich, um einen Ketzer zu machen. Was ihn in den Schooß der alten Kirche zurückführte, trieb mich in meinen Gefühlen und Gedanken aus derſelben hinaus, machte mich heimathlos in der Welt des Geiſtes, jagte mich ſteuer- und compaßlos auf das öde weite Meer der Irre.

„Iſt Chriſtus tauſendmal in Bethlehem geboren,
Und nicht in dir: ſo biſt du ewig doch verloren!“

So ſtand's in ſeinen Büchern, und dies Wort wurde in meinem Innern zu einer Flamme, die mich verzehrte. Der Gott, den wir im Heiligenſchrein anbeten, und der vor uns in der Wandelung ſein Myſterium feiert, half mir alſo nicht dazu, ein wahrer Chriſt zu ſein. In mir ſollte der Gott ſeine Stätte haben und wohnen, in mir wollte er geſpeiſ't und getränkt ſein, in mir ſelber ſollte Chriſtus geboren werden, zur Sprache kommen, ſeine Schmerzen, ſeinen Tod erleiden, aber auch in und mit mir auferſtehen. Da ſtand ich denn an einem Abgrunde, vor dem mir graute: entweder war die Satzung, die man der Welt überlieferte, oder die Stimme der Natur, die in mir laut ward, der wahre Gottesbegriff. Galt jene, die Satzung, ſo war ich, wie die Sodalen ſagten, ein Kind des Teufels. War die Stimme, die in mir rief, die rechte, Gott wohlgefällige, dann war all' das Thun, das mir geboten ward, der ganze heilige Dienſt, das ganze Prieſterweſen Lug und Irrthum.

Ich hatte noch nicht die Jahre, um die Gelübde abzulegen: aber der Dispens war aus Rom gekommen, Euſebio hatte ihn mir erwirkt, ich konnte, ich ſollte, trotz der Unreife meines Alters, Prieſter werden. Man rechnete mir die Frühreife meines Geiſtes, auch wohl den tadelloſen Wandel, meine Führung, für ein Verdienſt an, das mich ſchneller als ſonſt zu einem Werk- und Rüſtzeug in Gottes Reiche befähige. Ich war, während man mir dies Zeugniß ſtellte, nie unwürdiger, die Weihen zu empfangen. Ich hatte gründlich nach Wahrheit gerungen und war in die bodenloſe Unergründlichkeit tiefer Verzweiflung geſunken. Die Sünde meiner Scrupel konnte ich Keinem beichten, denn jeder Spruch von Außen war für den Zwieſpalt in meinem Innern Partei; ich konnte keinem Geſalbten des Herrn geſtehen, daß ich ſeine Macht, zu löſen und zu binden, für ein bloßes Mährchen hielt; ich konnte Niemand bitten, mir meine Sünde zu vergeben, indem ich ihm geſtand, daß ich ihm dieſe Fähigkeit zur Sündenvergebung abſprach. Was mich drückte, war wie eine Sünde wider den heiligen Geiſt, die Niemand vergiebt. Sprach ich mich ſelbſt davon los, ſo erkannte ich eben nur den Gott in mir ſelber an, leugnete damit die ganze Satzung, räumte das ganze Verhältniß zwiſchen Prieſter und Laien bei Seite, war ſomit Chriſt im Sinne der Ketzer.

Ich ſollte die Weihe des Prieſters empfangen und fühlte tief in mir mein ketzeriſches Laienthum. Dieſer Zwieſpalt wurde für mich toddrohend. Ich hatte das Gelübde der Keuſchheit abzulegen, und ich kämpfte mit den Aufwallungen meines Blutes einen Kampf der Verzweiflung. Der Mann darf das Weib nicht berühren! Es iſt Kleinigkeit, ein grobes Verbot zu achten; aber auch die Gedankenſünde vermeiden, auch den Willen, den Wunſch, die Ahnung, die Sehnſucht! Der Mann ſoll ganz Geiſt ſein und ſich von der Natur fernhalten, ſie verleugnen, ſie nicht kennen, ſie verdammen und in ſich tödten, keine Ahnung haben, daß Beide gemeinſam, Mann und Weib, den vollendeten Menſchen, Geiſt und Natur die von Gott gebotene und geſetzte Schöpfung ſind. Ja, Geiſt und Natur — es war und iſt durch die Jahrhunderte immerdar und überall derſelbe Streit. Wo haben wir Gott? Wo lauert unſer der Teufel? — O ſüßer Reiz der Weiblichkeit, Zauber, der du über die Welt gekommen biſt, ſie zu beſeligen! — Ich kannte dich nicht, ich wußte, ein Kloſterzögling, nicht was Liebe ſei. Aber in der Ahnung fühlte ich dich, in der einſamen Zelle empfand ich von Ferne ein Rauſchen wie von Fittigen, einen Hauch, der über die Welt kommt, will ſie des Daſeins Wonne ſchmecken und fühlen! — Wer, ſüße Allmacht, ſteht außerhalb deiner Kreiſe? Wen, und flöhe er bis an den Rand des Meeres, erreichte nicht dein Pfeil? Alle Creaturen beſeelt dein Strahl des Lebens, dem niedrigen Sklaven der Scholle, ſelbſt dem Wurme giebſt du Momente, die ihn beflügeln, und den Heiligen in der Wüſte überkommt das Gefühl der Abſtinenz wie Wolluſt. O armer Menſch, der du dich einen Geſalbten des Herrn nennſt! In der lauen Sommernacht, wo alles Leben Liebe athmet, der leiſe Wind mit deinen Locken buhlt und deine Schläfe küßt, der Vogel ſich üppig wiegt im wehenden Hauch, die ſchwirrenden Käfer, des Tages Geſchöpfe, im Glück der Liebe aufleuchten, vergehen und ſterben — all der Trieb, den du, große Allmacht, den Deinen giebſt, kann er Sünde ſein? Dann hat Gott Vater ein ſündhaft Geſetz gegeben, auf daß alle Creatur aus Nothwendigkeit und mit ſüßer Wonne dem Böſen verfallen bleibe! Und der Menſch! Iſt er darum höher, daß er irgend eine Kraft der Schöpfung in ſich tödtet? Die Natur walten laſſen, weil Er, der Vater des All's, ſie walten läßt: ſollte das nicht höher empfinden heißen?

Höher? lautete der Widerpart in mir, nein, glücklicher wohl, aber höher? Der Geiſt ſoll die Natur überwinden können; er kann es, wenn er ſtark genug iſt, es zu wollen!

Mit dieſem Entſchluß ſchrieb ich mir faſt mein Todesurtheil als Menſch. Ich wollte ſehen, wie weit in mir der Geiſt die Natur vernichten könne. Ich begann meine Pönitenzen zu verdoppeln; ich faſtete, ich kaſteiete mich in einer Weiſe, daß ich oft ohnmächtig zuſammenbrach, meine Wärter erſchrocken nach Hülfe eilten, wenn ſie das Blut über meinen Nacken herabfließen ſahen. Ich lächelte zu ihrer Angſt, ich fühlte einen Triumph in dem Gedanken, Herr der Natur in mir zu ſein. Der Leib ein Skelett: dann iſt der Geiſt Selbſtherrſcher aller Naturgewalt; was man tödtet, darauf ſetzt man den Fuß und beherrſcht es. Meine Faſtenübungen überſtiegen das Maß alles Gewöhnlichen, alles Hergebrachten und Gebotenen. Hager und dürr, ein Schatten meiner ſelbſt, der Schrecken aller Sodalen und Genoſſen, ſchlich ich mit eingefallenen Wangen, mit dem zehrenden Feuer im verſunkenen Auge, Tages und Nachts durch die Hallen des Collegiums, durch die Kreuzgänge und Capellen. Ich war's, der unerbittlich die Hora ſang, Mitternachts die Schläfer aufſtörte, die am Tage vergnüglich Verſammelten auseinanderſchreckte; ich war als Geſpenſt der Geiſt der alten Kloſterzucht, ein memento mori, ein Mahner an das jüngſte Gericht, das für den Chriſten zu jeder Stunde beginnen ſollte.

Bald freilich nahmen meine Kräfte ſo ab, daß ich die Zelle nicht mehr verlaſſen konnte, mein Lager hüten mußte. In ſolchen Tagen und Nächten, wo ich aus Schwäche faſt lethargiſch gebunden dalag, hatte ich auf Augenblicke Empfindungen, die an die viſionären Verzückungen der alten Aſceten und Anachoreten grenzten. Mein Nervenleiden überwuchs alle phyſiſche Vegetation in mir. Die mehr thieriſchen Organe begannen ihre Functionen einzuſtellen; der Geiſt wurde abſtracter, fühlte feiner, empfand ätheriſch, und in dieſem Zuſtande körperlicher Auflöſung durchrieſelte mich das Gefühl einer leiſen, nie geahnten, feinen Wolluſt. Der Geiſt triumphirte über die Natur in mir, ich fühlte mich am Rande des Unterganges, aber ich ſchmeckte lächelnd die Seligkeit einer vom Körper befreiten Fortdauer, die letzten Zuckungen des in mir erſterbenden phyſiſchen Lebens, fühlte aber auch noch mitten im Bewußtſein körperlicher Exiſtenz den Reiz eines ſinnlichen Wohlgefühls. Mitten im Gefühl des ſchwindenden Lebens war mir oft, als griffe von oben, wie aus den Wolken herab, eine ſanfte Hand über alle Glieder meines Leibes, und wie der Windhauch über die Aeolsharfe ſtreicht, ſang ich, meiner nicht mehr bewußt, leiſe verhauchend ſtille Lieder, hatte, wie ich glaubte, einen Vorgeſchmack jenſeitiger Seligkeiten, und — empfand doch nur den Reſt vom Nervengeiſt meiner Sinne.

In ſolchem Zuſtande fand mich mein Lehrer Euſebio, der nach monatelanger Abweſenheit in Rom von meinem Zuſtande Kunde erhielt und eines Tages plötzlich in meine Zelle trat. Er fand die Blüthe ſeiner Hoffnungen auf dem Siechbette! Er war außer ſich vor Zorn und Liebe. Nach den Beſorgniſſen der Aerzte lag mein Leben in den letzten Zügen, wenn es nicht gelang, mir Nahrung einzuflößen. Ich weigerte mich ſtandhaft, ſie zu nehmen, ich hatte beſchloſſen, zu ſterben, mich zu tödten, ohne die Sünde des Selbſtmordes zu begehen. Euſebio beſchwor mich; ich ſah nicht mehr, ich fühlte ihn nur noch an meinem Lager knieen, ich fühlte, wie von ferne, daß ein heißes Naß, die Thränen der Liebe, meine trocknen, tiefen Augenhöhlen netzte. Ich lag halb aufgelöſ't in die Dämmerungen einer andern, wie ich glaubte höheren Welt. Vergebens waren die Bitten und Beſchwörungen meines geiſtlichen Vaters; nach ſo langer Abſtinenz war mein Körper auch unfähig geworden, Nahrung zu ſich zu nehmen. Euſebio erfand mit den Aerzten einen Balſam, mit dem meine Glieder beſtrichen wurden, ein Oele, das mir mit Gewalt in den Schlund geflößt ward und wie nahrhaftes Feuer in meine Magenhöhle drang. Ich ward nach unſäglicher Mühe gerettet, dem Leben wider Willen zurückgegeben. Mit der ſteigenden Kraft kehrte auch der Wille zu leben in mir wieder; der krankhafte Reiz einer Abſonderung des Geiſtes vom Leibe hörte auf.

In der Geneſung geſtand ich dem Rector, daß auch noch in der Empfindung des allmählichen Sterbens eine Wolluſt liege, daß es thöricht ſei zu wähnen, der Geiſt könne ohne Natur, ohne Leib und Hülle exiſtiren, auch in ſeinem feinſten Nervenäther empfinde er noch den Reſt ſeiner ſchwindenden Sinnlichkeit. Die Natur ſei alſo nicht ſündhaft, denn auch in den Entzückungen, die dem heiligen Aſceten die ſieben Himmel vorſpiegelt, ſei noch ſinnliche Thätigkeit des Blutes im Gehirn. Es ſei alſo thöricht, den Leib zu tödten, um rein als Geiſt zu exiſtiren, es müſſe ein Mißverſtändniß des göttlichen Willens ſein, in der Natur das Böſe zu ſehen. Mit dieſer meiner Ueberzeugung erklärte ich meine Unfähigkeit, Prieſter zu werden.

Euſebio widerſprach mir nicht mehr; er war nur darauf bedacht, mich ſich und dem Gottesreiche zu erhalten. Er verwies mich auf die Reform der Kirche in allen ihren Grundſätzen, wenn ich mich unfähig erklärte, die drei Gelübde des Prieſters zu erfüllen. Ja, er verwies mich auf ein viertes, geheimes Gelübde, das ſchon jetzt unter den Denkenden die Widerſprüche der andern aufhöbe und ausgliche. Ehedem gehörte dies Gelübde vielleicht zu den Geheimniſſen der Templer; der höhere ſchottiſche Grad in den Logen, ſagte Euſebio, führe eben darauf hin.

„Gehorſam iſt das erſte Gelübde,“ ſagte ich zu Euſebio. „Du ſieheſt, mein Vater, wie ich gehorſam bin; der Verſuch, den Geboten getreu zu ſein, hat mich bis an den Rand der Auflöſung gebracht. Ich ſehe, daß Hunderte, Tauſende dies Gelübde leicht ablegen; aus dem Gehorſam der Prieſter iſt aber bloße Trägheit geworden, ſie ſind ſtumpf und taub; nur deshalb ſind die meiſten nicht ungehorſam. Dir will ich gehorſam ſein, mein Vater!“

„Und ich bleibe Dein Oberer, mein Sohn,“ ſagte Euſebio.

„Wenn Du befiehlſt, will ich gehorchen,“ verſetzte ich „und Du wirſt mir Nichts befehlen, was meine heiligſten Ueberzeugungen kränkt und beleidigt.“

Wir lagen uns in den Armen, der Bund war beſiegelt, und ich gelobte, Prieſter Gottes im Sinne eines ächten Menſchen, im Sinne eines Maurers zu ſein.

Armuth mit Demuth gepaart, das zweite Gelübde, iſt in der Hierarchie vielfach in's Gegentheil, in Ueppigkeit und Hochmuth, verkehrt. „Ich für meinen Theil,“ ſagte ich zu Euſebio, „will arm und demüthig ſein, nur laſſ' ich mir das Bewußtſein meiner Demuth nicht für den Hochmuthsteufel verſchreien. Selig ſind, die reinen Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen!“

„Amen!“ ſagte Euſebio, küßte meine Stirn und gab mir ſeinen Segen.

„Mit dem dritten Gelübde, dem Gelübde der Keuſchheit,“ ſagte ich, „wird viel geheuchelt, mein Vater. Ich habe nicht geſündigt, kann nicht leichtfertig fehlen, um dann eben ſo leichtfertig zu beichten und zu büßen. Ich nahm wirklich dies Kreuz auf mich, und Du haſt nur mit Gewalt mich vom Tode gerettet. Ich werde das Gelübde halten, aber ich kann die Natur nicht verdammen, ich kann den Geiſt nur im Glück ſeiner Vermählung mit der Natur als vollkommen erachten. Geiſt von der Natur abgelöſ't, iſt Krankheit und Verirrung.“

„Aber Natur ohne den Geiſt,“ fügte Euſebio hinzu, „eine bloße Materie, iſt ſinnloſes Daſein.“

„Nun dann“, fragte ich, „warum die Scheidung, warum das Cölibat, mein Vater?“

„Das Cölibat, mein Sohn, war und iſt nothwendig,“ entgegnete Euſebio, „weil die Kirche in den Prieſtern freier Satelliten bedarf, die nicht an die Scholle gefeſſelt, nicht von der Sorge der Weltlichkeit erfüllt ſind. Das eheliche Weib hebt des Mannes freie Selbſtherrlichkeit auf, verhindert des Mannes Entfaltung. Die Kirche machte die Eheloſigkeit der Prieſter zum Geſetze, nicht damit der Mann naturwidrig lebe, ſondern damit er frei bleibe von der Gemeinheit der weltlichen Haus- und Familienſorge. Wer die Frau nur als Sclavin, oder nur als ein Ding anſieht, kann und wird roh ſein, aber er erhält ſich dem Weibe gegenüber den unbehinderten Spielraum zur freien Größe ſeiner Entwickelung. Die freie Größe des Mannes beſteht in der Herrſchaft über die Welt. Hat die Kirche, in ihren Satzungen verroſtet, dieſe Herrſchaft verloren, ſo ſoll der Mann der Geſellſchaft Jeſu ſie ihr wiedergewinnen. Geſetze, die verfallen ſind, ſind nur noch äußerer Zwang. Der Buchſtabe tödtet, der Geiſt macht lebendig. Der Buchſtabe des Geſetzes iſt für den Sklaven, nicht für den Freien, denn dieſer handelt im Geiſte!“

Hier begann im Syſteme meines Lehrers die Sophiſtik des Jeſuiten. Sündigen und vor Gott ſtraffällig werden, ſetzt nach dieſer Caſuiſtik voraus, daß man von dem Böſen, das man thut, auch im Augenblicke des Thuns eine deutliche Erkenntniß, mindeſtens einige Zweifel oder Gewiſſensbiſſe habe. Fühlt man keine Beſorgniſſe der Art, hat man alſo in dem Augenblicke des Thuns keinen Begriff davon, daß die Handlung böſe ſei, ſo begeht man mit derſelben keine Sünde. Damit iſt alſo das Verbrechen ohne Ueberlegung, das Verbrechen, das ich ohne Scrupel und gedankenlos thue, freigegeben, es macht vor Gott nicht ſtraffällig. Das iſt die Reservatio mentalis der Männer Loyola's. So lange der gröbere Verſtand, das geſunde Gefühl der Menge dieſe Lehre nicht verſtand, mußten ſie dieſelbe geheim halten und ſich mit Dispenſationen begnügen. —

Ich legte die drei Gelübde ab und empfing die Weihen; aber es trat ſeitdem zwiſchen mir und meinem Lehrer eine Spannung ein, die mich von ihm trennte. Ich glaubte nicht mehr nöthig zu haben, aufrichtig gegen ihn zu ſein, nachdem ich ſo tiefe Einblicke gethan in die halb unbewußte Selbſttäuſchung, mit welcher der Menſchengeiſt ſich hinhält, iſt er einmal von der Bahn der Natur, die immer gut und einfach iſt, abgewichen.

Ich war römiſcher Prieſter, konnte ſegnen und fluchen, und was ich binden und löſen wollte, ſollte auch im Himmel gebunden und gelöſ't ſein. Ich habe nie davon Gebrauch gemacht, denn ich war mir ſelber nicht genug. Und ich war zu ſtolz, mir den Schein einer Macht zu geben, und zu demüthig und aufrichtig, an dieſe meine Macht zu glauben.

Drittes Capitel.

Der Abbé der Waldenſer.

Vom Schloßthurme dröhnte langſam feierlich die Mitternachtsſtunde. Dubois ſchwieg. Er ſtand auf, ſtreckte, wie zur Betheuerung, beide Arme gen Himmel, preßte die Hände gegen ſein Antlitz und lehnte ſich dann erſchöpft in den Seſſel zurück. Wie ich mich über ihn beugte und er die Hände von ſeinen Augen nahm, ſah ich, wie ſeine Seele noch damit rang, die Erſchütterung niederzukämpfen, welche mit dem Schmerz der Erinnerung in ihm nachzitterte.

„Und mein Vater?“ fragte ich ſanft, aber dringend, „wo ſahſt Du ihn im Leben?“

Wen? fragte er entgegen wie befremdet.

Ich wies auf das Bild, das vor uns ſtand.

Den Abbé der Waldenſer? ſagte er gedehnt, als machte es ihm Mühe, dieſe Geſtalt aus ſeiner Vergangenheit heraufzurufen, oder ſie mit mir, mit ſeiner und meiner Gegenwart zu verknüpfen. O mein junger Freund, ſprach er bewegt und noch erſchöpft, was tauch’ ich Deine noch wenig berührte Seele in all’ die Wirbel und Strudel, die hinter mir liegen, in all die Schlünde, aus denen ich mich emporgerungen, in all' die öden Steppen, die ich durchwanderte? Es liegt ſoviel Schatten auf dieſen Bildern meiner Vergangenheit!

Ich bat, ich beſchwor ihn; es galt ja das theuerſte Intereſſe meines Lebens.

Ich glaube dieſem Manne, deſſen Bild hier vor uns ſteht, und deſſen Sohn Du biſt, begann Dubois von neuem, dreimal in meinem Leben begegnet zu ſein, zuerſt in einer ſturmbewegten, unglückſchweren Nacht, wo ich mehr dem Tode, als dem Leben angehörte; das zweite Mal in einer Loge zu Genua unter den Myſterien der Iſis; das dritte Mal nur vorüberſchwebend, in einem Momente, wo ich über mich ſelbſt vom Pater Euſebio Aufſchluß erhalten ſollte, während Dieſen der neidiſche Tod mir entzog. Der Mann, der mir als Abbé der Waldenſer bezeichnet wurde, kennt ſeinerſeits mich ſchwerlich. Soll ich Dir aber, mein junger Freund, die dunkle Nachtſtunde, wo ich ihn zuerſt geſehen, ſchildern, ſo muß ich vor Deinem keuſchen Auge von neuem den Schleier lüpfen, der über meinem innern Menſchen voll Weh und Fehl, voll Unglück und Qual gebreitet liegt.

Ich war, wie ich Dir ſagte, Prieſter der Kirche geworden. Noch in meiner langſamen Geneſung begriffen, hatte ich mich aller Beneficien eines Kranken, aller Diſpenſe eines Nobile, der nur die kurze Robe unſeres Ordens trägt, zu erfreuen. Ich ſollte meine geſtörte Geſundheit herſtellen, damit ich, nach Euſebio's Plan, einer Miſſion der Propaganda gewachſen ſei, und alle die Hoffnungen, die er noch immer auf mich ſetzte, erfüllen könne. Alles im Collegium war jetzt mit mir ausgeſöhnt, ich galt für einen bevorzugten Ausnahmsmenſchen, man begegnete mir in jeder Weiſe mit bereitwilliger Dienſtfertigkeit. Ich fühlte das Gemiſch von Achtung, Mitleid und Scheu, das ich den Leuten einflößte. In früheren Zeiten würde ich zu einem Heiligen prädeſtinirt ſein; in einem Zeitalter der Glaubensloſigkeit, das freilich zu feig iſt, ſich ſeine Glaubensleerheit einzugeſtehen, um der Wahrheit die Ehre zu geben, — zuckte man, wenn auch mit allem Reſpect, über mich die Achſel. Ich benutzte jedoch den Vortheil, der mir daraus erwuchs. Ich konnte von jetzt an frei über meine Zeit, meine Studien und Uebungen ſchalten. Man ermunterte mich zu Ausflügen in's Land; ich hatte jederzeit den Ein- und Austritt ohne Zeugen, ohne Begleitſchaft frei. Ich fing an, das Leben der Menſchen kennen zu lernen. Ich verkehrte viel mit dem Volk der Schiffer am Strande. Lärm und Bewegung that meinen erſtorbenen Sinnen wohl, ich begann meine erſchlafften Sehnen und Muskeln wieder zu fühlen, und das Gefühl meiner wiedererwachten ſinnlichen Kraft erſchien mir wie ein neuentdecktes Glück. Geſundheit iſt Glück, und Glück iſt des Daſeins Zweck und Ziel. Ich lernte das gemeine Volk liebgewinnen, ich beneidete es um ſeine friſche Anmuth, ſelbſt um den plumpen Ausdruck ſeines Naturgefühls. Ich ward bald ein gerngeſehener Gaſt in den Schiffertabernen der Hafenſtadt; nur daß mich die Leute doch nicht für Ihresgleichen hielten, mich um meines Kleides willen nur reſpectirten. Ich fing an mein Kleid zu haſſen, denn es ſchied mich vom Schooße des

Volkes. Ich war beſchämt, wenn ſie meinen Segen verlangten, — Segen von mir, der ich nichts als Unglück und das Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit in mir trug. Ich kam mir weit unwürdiger vor, als alle jene Menſchen mit kühngeſchnittenen Piratengeſichtern, die auf dem Meere mit den Stürmen, am Lande mit des Lebens Nothdurft gekämpft, unwürdiger, als der ſchlechteſte Fachino, der mit der Laſt auf ſeinen Schultern dem Thiere gleicht, das zur Mühle geht. Sie waren religiös, dieſe Leute, das heißt, ſie glaubten an den Wolkenhimmel, den man ihnen über ihr heiter lachendes, wenn auch täglich in Mühen errungenes Leben gebreitet; ſie glaubten, daß man ſich für ein Stück Geld, für einen äußeren Werkeldienſt ein Stück ewiger Seligkeit erkaufen könne. Für ihr diesſeitiges Glück ſorgten ſie ſelbſt und genoſſen es mit geſundem Hunger, mit vollen Zügen. Ich begann ihnen das Glück der ſinnlichen Natur als etwas Gott Wohlgefälliges zu erklären; Gott, ſagte ich ihnen, ſei der Inbegriff des Guten, er könne nicht wollen, daß die Creatur unglücklich ſei, nur müſſe Jeder in dem Bewußtſein des Guten erkennen lernen, daß das Böſe allein das Unglück ſei, das Gute ſich ſelbſt belohne. Einzeln hörte mich Jeder aus dem Volke gern an; wenn ſie jedoch in Maſſe beiſammen waren, ſtieg ihnen der Widerſtreit meiner Rede mit dem, was man ihnen ſonſt geſagt, zu Kopfe. Einige Kapuziner, die in den Tabernen ab- und zuſchlichen, und die Gutmüthigkeit wie den frommen Aberglauben ausbeuteten, verdarben mir alsbald wieder meine Saat und ſäeten ihr Unkraut dazwiſchen. Es gab Hader und Zank; die Meſſer blitzten, wenn die Zungen nicht ausreichten, um das Für und Wider auszufechten. Endlich flohen ſie mich, wie einen Sonderling. Ich verzweifelte an meiner Fähigkeit, Miſſionär zu werden. Man hätte mich denn zu den Wilden über's Meer ſchicken müſſen; einem kindlichen Urvolke hätte ich wohl das Heil einer wahren Gotteslehre, das Evangelium der Natur verkündigen mögen.

Indeſſen duldeten ſie mich doch am Strande; ich hatte Keinem wehe gethan, Jeder fühlte, daß ich es nicht übel mit ihm meinte. Ich war freilich nicht mehr unbeachtet, man wußte im Collegium um meinen Verkehr mit dem Volke. Ich mußte mich darauf beſchränken, den Vortheil, den ich daraus zog, für mich ſelbſt zu genießen. Das Ruder zu ſchwingen, den Nachen zu regieren ward jetzt meine Luſt. Ganze Abende, halbe Nächte trieb ich, oft im Sturm der Wogen, aus dem Golfe weit in's Meer hinaus. Dies Element ward meine Liebſchaft. Ich badete mich in ſeinem Schaum und gedachte dabei, wie ja einſt die Göttin der Liebe, Aphrodite, als eine Geburt der menſchlichen Phantaſie, aus ihm hervorgeſtiegen. Schaum und Phantaſie, — das iſt es, was den Hellenen die Gottheiten gab, der Natur und der Materie gegenüber! — Oft freilich wandelte mich im Verkehr mit der weiten Waſſerwüſte auch das Gefühl meines Unglücks wieder an. In der Unendlichkeit empfand ich recht eigentlich mein verlorenes, mein vereinzeltes, mein gleichgültiges Daſein. Eine Laune des Zufalls, eine höher gehende Welle — und ich war nicht mehr. Das Gefühl, überflüſſig zu ſein, rief in mir den alten Gedanken wieder auf.

freiwillig zu ſterben. Und ich wollte abermals den Tod nicht ſuchen, aber mich reizte die Erwartung, mich von ihm finden zu laſſen. Von Geburt ſchon ausgeworfen aus dem Kreiſe, zu dem ich gehörte; von den Meinigen, die ich nicht kannte, gleichgültig ausgeſetzt an den Strand des Lebens; Begriffen geopfert, die ich nicht für richtig hielt; ohne meine Zuſtimmung, ohne freie Wahl und Ueberzeugung in eine Bahn gewieſen, für die mein Herz nichts empfand, mein Kopf kein Einverſtändniß gefunden; für die Plane eines Mannes erzogen, der in mir nur ein Werkzeug ſeiner Gedanken ſah; im Widerſtreit mit Gott und Natur, mit dem wenigſtens, was die Menſchen ſo nannten: was konnte ich dieſer Welt ſein, was ihr nützen, welches Ziel mir ſelber ſtecken? Ich war zwecklos und ohne Bande, mein Daſein ohne Wurzel, mein Glaube zweifelhaft, mein Leben leer und eitel; auf dem weiten Ocean, der ſich vor mir ausbreitete, in der Unendlichkeit des Elementes als Atom ſpurlos verſchwinden, däuchte mir einzig noch begehrenswerth; das wildeſte Gebrauſe der Wogen, dem ich im Nachen mich preisgab, dünkte mir die letzte willkommene Muſik im Gewirr der Welt. Ich bot mich allen Wirbeln der Strömung an, ließ mein Fahrzeug im Strudel tanzen: vergebens; keine Klippe zerſchellte es, keine Welle, und wenn ſie thurmhoch aufſchlug, wollte mich. Ich wußte ohnedies, daß ich ſchwimmen konnte, daß die Natur im letzten Augenblicke wider Willen ſich hilft und rettet.

Ich begann darauf zu ſinnen, dem Tode gewiſſer die Hand zu bieten. Eines Abends zog vom Süden ein ſchweres

Gewitter am Himmel herauf. Die Seeſchwalben ſuchten ſcheu ihre Unterkunft, die Schiffer im Hafen refften ihr Takelwerk ein, Alles flüchtete ſich, der Strand war menſchenleer. Da löſ'te ich unbemerkt meine Barke und ſtach in See. Einige Stunden von der Riva ragte ein Klippeneiland; dort belud ich mein Fahrzeug mit den ſchwerſten Felſenſtücken, die ich an Bord bringen konnte; das Boot ging ſo tief im Waſſer, daß die Wellen ſeinen Rand benetzten. So fuhr ich hinaus in's offene Meer, ziellos in der weiten Waſſerwüſte, dem herannahenden Sturme, nachdem ich das Ruder über Bord geworfen, zur Beute preisgegeben. Die heraufſteigende Fluth trieb den Nachen zurück, aber nicht dem Hafen, ſondern einer Felſenbucht zu, an deren Klippen Sturm und Wogen die Barke leicht zerſchellen konnten. Ich lag weit hingeſtreckt auf dem Rücken, mit beiden Armen das Felsſtück, mit dem ich unterſinken wollte, umſpannend, über mir den ſchwarzen Nachthimmel, auf deſſen Wetterſtrahl ich harrte, neben mir zur Seite die gepeitſchten Wogen fühlend, die ſchon über mich hinwegſtürzten. Noch ein günſtiger Windſtoß — und ich ſank hinab in die Tiefe. Ganz von Waſſer und vom niederrauſchenden Regenſtrome durchnäßt, halb nur noch meiner Sinne mächtig, durchrieſelten mich ſchon bei jedem neuen Donner die Schauer des naſſen Todes. Ich bekämpfte noch die letzte leiſe Reue, die nur ſchwach erwachte Mahnung des Gewiſſens, in ſelbſtmörderiſcher Willkür dem Walten der Natur, dem Triebe der Selbſterhaltung entgegenzuhandeln; noch einmal blickte ich auf, ich erkannte bei'm Zucken des Blitzes eine fremde Küſte.

mitten aus der Dunkelheit auf dem Felſenvorſprung ein mattes Licht. Ein neuer Donnerſchlag, als wollte das Gewölbe des Himmels berſten — und die nächſte Woge riß wild empört mich ſammt dem umſtürzenden Boote hinunter in die Tiefe. Ich klammerte mich feſt an das Felsſtück, aber es entglitt, von der Woge überſpühlt, meinen Händen; ich wollte die Kleider löſen, die mich nach oben zogen, um nie wieder Licht und Luft zu fühlen. Da griffen unter lautem Geſchrei Arme und Stangen nach meinem ſinkenden, auf und abgeſchüttelten Körper. Im letzten Moment meines Bewußtſeins dachte ich an ſtrafende Geiſter, die mich zum Richter jenſeits ſchleppen wollten; die wilde Gewalt des tobenden Sturmes, der brechende Donner und die hülferufenden Stimmen vermiſchten ſich, mir ein Vorgefühl vom ewigen Gericht zu geben. Aber ich lag alsbald am Strande. Nachzügler unter den Fiſchern hatten die freitreibende Barke unter ihre Hände bekommen und mich aufgefangen. Auf ſtämmigen Schultern ward ich eiligen Schrittes, während der Regen ſich noch über uns ergoß, die Bucht hinauf getragen, dem kleinen Lichte entgegen, das mein Auge noch im Brechen wahrgenommen. Es ging Stufen hinan, da entſanken mir vollſtändig die Sinne. Wie ich aufwachte, lag ich auf Stroh, in Gewänder gehüllt. Mit der Wärme zog wieder Leben in meine erſtarrten Glieder.

Ich erblickte in einer kleinen Tempelrotunde einen Kreis von Männern und Weibern, die ſich abwechſelnd mit mir am Boden Liegenden beſchäftigten, um dann wieder an ihr Geſchäft zu gehen. Ihr Geſchäft war ein frommer Dienſt. Sie begannen einen feierlichen Geſang, der an der Wölbung der Decke widerhallte. Dankten ſie Gott für meine Rettung? Oder für die Beute, die ſie an mir gemacht? Es waren wilde, bärtige, mit Keulen bewaffnete Männer, ich glaubte in einer Höhle von Räubern zu ſein. Ein Windlicht in der Mauerblende beleuchtete grell und unſicher die bewegte Gruppe, in die ſich auch zerlumpte Kinder und nackte Säuglinge miſchten. Eine edle hervorragende Geſtalt in ſchwarzer Kleidung, aber ohne geiſtliches Merkmal, erhob ſich am Altar, der aus einem zertrümmerten römiſchen Säulenſchaft beſtand. Der Mann hielt in einfachen Sätzen, aber bewegt und eindringlich eine Rede über die Gefahren, die der Herr den Seinigen zur Prüfung ſende. Die Frauen weinten, die Männer ſahen trotzig drein. Nachdem der Redner geendet, nahm er aus einer Kürbisſchaale ein Brot, dankete, brach es und gab ihnen Allen davon. Deſſelbigengleichen nahm er auch den Kelch, in Geſtalt einer korbumflochtenen Wanderflaſche, trank und reichte ſie herum; Laien und Prieſter tranken, da ja doch das Blut des Herrn für Alle gemeinſam vergoſſen. Ich war unter einer Secte Waldenſer, jener Hirten und Jäger aus den Bergen Piemonts, die ſich Nachts in der Einſamkeit verſammeln, um den Augen Roms und ſeiner Prieſter ihre Andacht zu verbergen. Ein feierlicher Geſang, nur mit halber Stimme geſungen, aber um ſo innerlicher und ergreifender ertönend, beendete den einfachen Gottesdienſt. Aus der offenen Thür, durch die Spalten der morſchen Wände blickten Eſel und Maulthiere herein mit Körben, in denen ſchlafende Kinder hingen. Es fehlte nur die Krippe, und der erſte Schauplatz, auf dem die Wiege des Chriſtenthums geſtanden, war fertig.

Wie man zum Aufbruch Anſtalt machte, berieth man ſich über meinen Zuſtand. Einige Weiber hatten ſich wieder über mich gemacht. Mit Leben und Wärme, die in mir zurückgekehrt, war zugleich ein neues Glaubenslicht in mir aufgegangen; ich ſtreckte verlangend nach den Hütten der Wüſte meine Hände aus. Sie nahmen es für ein Zeichen blos äußerer Bedürftigkeit. Die Decken, die man mir über den feuchten Leib geworfen, hatten mir wohlgethan; meine abgelegten Gewänder lagen noch naß im Winkel; in der Eile mir zu helfen, hatte ſie Niemand unterſucht. Jetzt ſtörte ein altes Mütterchen in ihnen herum, zerrte den ſchwarzen Rock meines Ordens auseinander und brach mit lautem Schrei zuſammen. Das Prieſterkleid von der Geſellſchaft Jeſu jagte dem ganzen Haufen Schrecken, aber auch wilde Rachgier ein. Sie hatten einen Feind ihres Glaubens, einen Verräther ihres Verſteckes vom Untergange errettet; dieſe Beute hätten ſie gern dem Tode gegönnt. Ein dunkles Gemurmel wälzte ſich von Mund zu Mund, ich ſah Meſſer im Schein der Fackeln blinken. Da trat der Redner wieder zum Altar, berief Alle noch einmal um ſich und ſprach wie ein Apoſtel, wie ein Mann des Volkes in den Worten der Schrift, vom barmherzigen Samariter. Sie krochen, wie man ſagt, zu Kreuze, obſchon kein Kreuz daſtand, vor dem ſie ſich beugen konnten; ſie gingen vielmehr nur in ſich und fanden in ihren beſſern Gefühlen die Beſtätigung deſſen, was die Schrift verkündigt. Ich war zum zweiten Mal gerettet, zum zweiten Mal von Männern, deren Irrglauben die Kirche verdammt.

Die kleine Truppe machte ſich zum Abmarſch fertig, ſowie das Gewitter ſich ausgetobt. Zwei blieben zurück und pflegten mich die Nacht über mit Speiſe, mit Trank und mit Oel, das ſie mir einrieben. Ihr Prieſter aber hatte noch, als er ſchied, ſegnend und mit liebevollem Blick die Hand auf meine Stirn gelegt. — Es war der Blick jenes Mannes, deſſen Bild hier vor uns ſteht.

„Mein Vater!“ rief ich, ſtaunend und athemlos.

In den Ruinen der Villa Speroni hatte ich die Nacht zugebracht, fuhr Dubois fort. Der Morgen lag ſchon hell leuchtend vor uns, als mich die barmherzigen Samariter verließen; ſie waren bald in den Schluchten der Felſenbucht verſchwunden. Um Mittag trat ich zu Lande den Heimweg nach Genua an; tief in der Nacht erſt erreichte ich meine Wohnung. Die Sorge um mich hatte Euſebio wach gehalten; alle Boten, die am Tage nach mir ausgeſendet worden, waren ohne eine Spur von mir zurückgekehrt. Ich erzählte dem Freunde mein Erlebniß; ich ſprach mit begeiſtertem Entzücken von dem Prieſter des einfachen Chriſtenthums.

„Der Abbé der Waldenſer!“ rief Euſebio, mich krampfhaft mit beiden Händen erfaſſend, am ganzen Körper zitternd. Er wollte ſpotten, aber die heftige Bewegung, die in ihm aufwallte, erſtickte ſeinen Hohn. — „Und er hat ſich Dir entdeckt?“ fragte er.

Er hat mich gerettet, ſagte ich, die Hand ſegnend auf meine Stirn gelegt; was ſollte er mir noch thun?“

Euſebio hieß mich ſchweigen gegen Jedermann; er wußte ohnedies, daß ich Niemanden als ihm Geſtändniſſe machte, Beichte ablegte.

„Und Ihr habt meinen Vater noch wiedergeſehen?“ fragte ich dringend.

Geſehen, aber nicht geſprochen, erwiederte Xaver. So oft ich auch die Villa Spereni von neuem, bei Tag und Nacht aufſuchte: ich fand keine Spur von der Verſammlung; die Gemeinde hatte nicht wieder gewagt, ſich dort einzuſtellen. Erſt zwei Jahre ſpäter, — ich hatte ſchon das Kloſter, meinen Stand, meine Kirche verlaſſen, ich war nach Genf entflohen, glaubte dort ganz unerkannt zu hauſen, in den Studien und Pflichtübungen meines neuen Glaubens im evangeliſchen Sinne alle meine Vergangenheit begraben zu haben; da erhielt ich durch einen geheimen Boten aus Genua einen Brief mit den wenigen Zeilen von der zitternden Hand Euſebio's: „Mein theurer Sohn in Gott, ich liege auf dem Sterbebette, auf dem Lager Deiner ehemaligen Zelle. Ich trete bald vor den ewigen Richter, ich möchte nicht vor ihm ſtehen, ohne Dir in zwei Worten ein Geheimniß Deines Lebens vertraut zu haben. Wenn das Leben zu Ende iſt, dann iſt es auch mit unſeren zerbrechlichen Planen und Hoffnungen aus: Eile zu mir, zu Deinem ſterbenden Freunde!“

Ich ſäumte keinen Augenblick, ich eilte Tag und Nacht, um Genua zu erreichen. Ich kannte Weg und Steg, um durch einen heimlichen Gang in die Gemächer des Profeßhauſes zu dringen. Wie ich die Treppe hinaufſchreite, finde ich den Corridor, an den die Zimmer des Pater Rector ſtoßen, von den Dienern des heiligen Amtes beſetzt. Niemand wird mehr zu dem Kranken gelaſſen, nur wenige Vertraute ſind um ihn, die Inquiſitionsbeamten mit dem großen Siegel des heiligen Amtes ſtehen ſchon bereit, die Papiere des Sterbenden in Empfang zu nehmen; ein Befehl von Rom bevollmächtigte das geiſtliche Gericht dazu, der Provinzial ſtirbt im Unfrieden mit dem General ſeines Ordens, eine ſchwere Unterſuchung iſt über ihn verhängt, nur die Nähe des Todes hält die Schergen zurück, Hand an ſeine Perſon zu legen. Nach langen, peinlichen Stunden des Harrens geben die Flügelthüren auf, die Aerzte treten heraus, der Provinzial iſt verſchieden. Die bewaffneten Diener der Gerechtigkeit ſperren den Weg, treiben die Anweſenden zum Hofe hinaus; — unter ihnen ſeh' ich die Geſtalt des Mannes aus der Villa Speroni über den Corridor ſchreiten, verhängten Auges, aber hoch aufgerichtet und eilenden Fußes. Wie ich mich durch das Gewühl der Treibenden zu ihm drängen will, iſt er im Bogengang zum Portal der entgegengeſetzten Seite des Gebäudes verſchwunden; es war das letzte Mal, daß ich ihn ſah. —

Dubois war aufgeſtanden und ſchritt im Zimmer geſenkten Hauptes auf und ab. Plötzlich ſtand er ſtill und horchte auf. „Es klopft,“ ſagte er, „ſchon zum wiederholten Male!“ — Ich meinerſeits hatte nichts vernommen, ging hinaus und hörte einen Diener, der im Vorſaale ſtand, nach Dubois rufen. Ein

Wagen, meldete er, halte am linken Schloßflügel, eine fremde Dame verlange Herrn Dubois zu ſprechen. Es ſei ihr nur kurze Zeit geſtattet zu verweilen, ließ ſie ſagen; zum Erkennungszeichen ſende ſie eine Schleife mit eingedruckten Zeichen und Chiffren.

Dubois griff danach und ſteckte die Bänder zu ſich, als wüßte er ſchon darum. Er reichte mir noch beide Hände, drückte mich ſtumm an ſich und ſchied mit dem Nachtgruße.

Die Kerzen waren faſt heruntergebrannt. Ich eilte an's Fenſter; die Dunkelheit hinderte, die Geſtalten im Hofe wahrzunehmen. Es duldete mich nicht im Zimmer, eine Angſt überfiel mich. Ich hatte ſchon öfter ab und zu heimliche Boten anlangen ſehen; auf ganze Tage mitunter war Dubois von Belle Promeſſe abweſend; ein ſcheues, in ſich gekehrtes Benehmen bezeichnete jedes Mal die Eindrücke, die ſein Verkehr mit Perſonen von außen hinterließ. Eine Ahnung befiel mich plötzlich; ich warf einen Mantel um die Schultern und ſchlich die Seitentreppe hinunter.

Unfern des Pavillons, dicht am Park, ſtand ein Gefährt, eine leichte Karroſſe, mit einem Plane bezogen, mit Bauernpferden drei neben einander in der Breite beſpannt. Ein Diener hing ſchlafend auf dem Bocke, der Kutſcher fütterte die Thiere, die heute noch auf dem Wege nach Nürnberg zu eine Strecke weiter ſollten. Die Herrſchaft, erfuhr ich, ſei über den Hof gegangen und werde alsbald zurückkehren. Der Fuhrmann war ein Menſch aus der Nachbarſchaft, der Wege kundig; Wagen und Geräth dagegen fremdländiſch genug. Ich eilte über den Hof. In Dubois' Fenſtern war Licht. Ich ſchlich ab und zu; endlich bewegten ſich oben Geſtalten, Thüren gingen auf und zurück. In lebhaftem Geſpräche, bald flüſternd, bald in lautem, prahleriſchem Gelärm, kamen mehrere Perſonen die Treppe herunter und traten zum Hauſe heraus. Es war Xaver mit einer Dame und einem Herrn. In der Stimme des Letzteren erkannte ich ſofort den verdächtigen Grafen Germano; die verſchleierte Dame konnte niemand anders als Donna Carlotta ſein. — Alſo doch! Dubois im Bunde mit dieſen Menſchen!

Angſt und Schreck hielten mich eine Minute lang gebannt; aber die Sorge, Unheil verhüten zu müſſen, trieb mich wieder vorwärts. Ich ſchlich ſeitwärts ihnen nach; ihr Geſpräch war nur auf Momente vernehmbar. Wie ſie am Schlage hielten und Kutſcher und Diener das Geſpann bereit machten, wiederholten ſich alle Drei, was im Zimmer ſchon feſtgeſtellt zu ſein ſchien.

„Wo wird man hauſen in Nürnberg?“ fragte Saverio in der Sprache ſeines Landes.

„Nirgends anders als bei ihm, beim Paſtor Dreikorn!“ lautete die Antwort. „Er läßt uns die Säle des alten Ordenshauſes, das zu ſeiner Pfarrei gehört, feſtlich herrichten, um die Abgeordneten würdig zu empfangen.“

„Mitten im Schooße einer lutheriſchen Pfarre?“ fragte Dubois.

„Haha!“ flüſterte der Robuſte, „wo Niemand den heiligen Loyola wittert, kann er um ſo ungeſtörter niſten. Ihr wißt ja, was Franz von Borgia, weiland General des Ordens, ſagte! Wie die Lämmer haben wir uns eingeſchlichen, wie Wölfe werden wir regieren, wie Hunde werden ſie uns vertreiben, aber wie Adler werden wir uns verjüngen und wiederkehren!“

„Vergeßt nicht, Saverio,“ ſagte die Donna, „daß Euer eigenes Schickſal Euch ruft! Die Congregation hat ein Zeugniß über Eure Herkunft und Geburt; es ſoll Euch werden, ſo wahr ich lebe! Verſäumt nicht Ort und Stunde! Auch der Abbé der Waldenſer harret unſer, er wird in Nürnberg ſein, ehe wir eintreffen.“

„Vergeßt nicht das Document aufzuſpüren!“ mahnte der Graf, während er einſtieg. „Es giebt uns hier Vorſchub, verheißt die Beſeitigung des alten Rechts, auf lediglich proteſtantiſche Fürſten zu beſtehen, verpflichtet uns die katholiſche Linie des Hauſes.“

„Ihr müßt Euch des beſagten Menſchen dazu bemächtigen!“ ſagte die Donna, „des Signor Sommolotto, oder wie er ſich nennt.“

„Sommerlotte!“ verbeſſerte Dubois.

„Ihr wißt die Geſchichte des Unglücklichen?“ ziſchelte Carlotta. „Der ehemalige Barbier des Biſchofs von Bamberg iſt wider Willen und im Schlafe, im bewußtloſen Zuſtande abtrünnig gemacht. Er litt an Geſchwätzigkeit, war aber ſonſt ganz heiler Haut. Auf der Landſtraße, wo der Reichsgraf ſeine Razzia machen ließ, gerieth er in deſſen Hände und wurde als angeblich geiſteskrank in den Narrenthurm geſperrt. Man machte ihm weiß, er ſei nie römiſch-katholiſch geweſen. Sowie er ſich zu ſeinem alten Glauben bekannte, ward er wieder in die Zwangsjacke geſteckt, bis er zugab, er ſei evangeliſch. Das heiß' ich Proſelyten machen! Daß Gott erbarm'! Der arme Menſch muß erlöſt, muß wieder rückwärts gewonnen werden; Rom verläßt die Seinigen nicht!“

„O, hier herum“, ſagte Carlotta's Begleiter ſpottend, „iſt manche gute Priſe zu haben! Freilich mit dem Schmelztiegel bei Hofe iſt's nichts mehr; aber das Regiment dieſes Nebucodonoſor muß geſtürzt werden!“

Wie der Diener eine Blendlaterne in den Wagen hineinſtreckte, leuchtete mir das rothgeſchwollene Antlitz Saint Germain's mit den flammenden, weinerhitzten Augen entgegen, — ein ſchreckhaftes Bild bei grellem Licht!

„Gehabt Euch wohl, mio caro, auf baldiges Wiederſehen!“ hört' ich noch im Dialekt des genueſiſchen Patois zum Abſchied. „Erfragt uns nur in der Pfarre des heiligen Dreikern, — ich ſage heiligen! Denn wenn einer bei lebendigem Leibe heilig geſprochen zu werden verdient, ſo iſt es dieſer Mann Gottes vom falſchen Glauben, der uns ſo liebevoll hegt und pflegt. Addio! Auf Wiederſehen bei den Freunden des neuen Jeruſalems! Wahlſpruch: Jetzt oder nimmer! Ein Bund freier Menſchen! Das heißt niemals etwas für ungut! Sela!“

„Ich werde kommen, verlaßt Euch darauf!“ murmelte Dubois, während das Fuhrwerk raſſelnd davon flog; wir ſahen es, einen Spuk der Nacht, in der Dunkelheit verſchwinden. Dann eilte Dubois in ſeine Wohnung zurück; die Thüre fiel hinter ihm in's Schloß. Vor Schreck und Angſt gebannt, war ich außer Stande ihm zu folgen.

Wie ich, um meinen Heimweg einzuſchlagen, unter das erleuchtete Portal des Schloſſes trat, ſchlüpfte eine Geſtalt, die wie mein Schatten vor dem Licht zurückfuhr, in den Säulengang hinunter. Ich glaubte ganz ſicher den Geheimſecretär Sommerlette erkannt zu haben. War er Zeuge der Scenen geweſen? Gleichviel, Signor Sommelette mußte gewonnen werden, um keinen Verrath zu ſpinnen!

Viertes Capitel.

Jeſuit und Maurer.

Die Nacht war noch lang genug, um meinen Feldzugsplan zu entwerfen. Vom Großvater Erlaucht, der diesmal längere Zeit als gewöhnlich auf den Beſitzungen in der Pfalz verweilte, lief am nächſten Morgen, für meine Intrigue recht heilſam paſſend, ein Schreiben ein. Intriguirt mußte hier werden, ſchon um Unheil zu verhüten. Das Document mußte aufgeſucht, und wenn es ſich fand, unſchädlich gemacht werden, um den Feinden unſeres Hauſes die Möglichkeit zu nehmen, Unfrieden in's Land zu ſäen. War es nicht vom Reichsgrafen vernichtet, ſo konnte es ſich nur im Archive befinden; um aber zu dieſem den Zutritt zu erlangen, bedurfte es der Hülfe Sommerlettens. Das Schreiben des Reichsgrafen bahnte mir dazu den willkommnen Weg. Außer mancherlei Depeſchen an die Beamten zu Belle Promeſſe überbrachte ein Courier an die Oberſthofmeiſterin einen Brief mit häuslichen Anordnungen für die nächſten Wochen, über die hinaus Erlaucht die Rückkehr noch verſchieben müſſe, da das Reichsarmeecorps des fränkiſchen

Kreiſes, das ein Lager bei Nürnberg beziehe, ſeine Zeit in Anſpruch nehme. Das Schreiben war wie gewöhnlich mit der Aufſchrift: „An's Geſammte“ verſehen, worunter Jeder, nach Belieben den Zuſatz ergänzend: „An's geſammte Haus“ verſtehen konnte. Mitunter hatten derartige Familienordonnanzen die Adreſſe: „An die geſammten Belle-Promeſſer;“ in einem Anfall beſonderer Laune war auch ſchon zur Pein der expedirenden Kammerherren: „An die geſammte Blaſe daheim“ die Cabinetsordre fürs Hausweſen eingelaufen. Diesmal enthielt der Brief im Kanzleiſtyl eine Nachſchrift mit folgenden, meine Perſon betreffenden Verfügungen: „Da wir zu Joſephs, unſeres Enkelſohnes, demnächſt zu feierndem Geburtstage noch nicht wieder daheim ſein werden, ſelbigen Tag alſo in Perſon mit ihm zu feiern behindert ſind, ſo hat Beſagter ſich in Gnaden etwas zu erbitten und dieſerhalb einen Wunſchzettel bei der Oberſthofmeiſterin im Einvernehmen mit Monſieur Dubois einzureichen, und darf, falls nicht widrige Zeugniſſe über ſein Wohlverhalten vorliegen, Unſerer Gewährung im Voraus gewiß ſein. Wie denn ſelbiger bei gutem, evangeliſch geſittetem Wandel und ſonſt tüchtigem Verhalten ſich Unſerer Geneigtheit für ſein weiteres Wohlergehen verſichert halten kann und Unſer Vertrauen zu gewärtigen nicht verfehlen ſoll.“

„Juſtus Erich.“

Das Wort „Vertrauen“ im Briefe, von des Großvaters hochehrbarer Hand ſelbſteigen geſchrieben, jagte mir das Blut in's Geſicht, als ich in Ninon's Beiſein das Schreiben las.

Stand ich doch juſt auf dem Punkte, das Vertrauen des Geſtrengen vielleicht auf ewig zu verſcherzen! Aber ich war hinter ſeinem Rücken ſchon zu tief in die Geheimniſſe des Hauſes eingedrungen, um noch theilnahmlos den Zufall, der uns Allen Unheil ſchaffen konnte, walten zu laſſen. Es hatte mir die Nacht keine Ruhe geſtattet; ſtundenlang war ich aufrecht im Bette geſeſſen und hatte meine Lage überdacht. War Dubois doch tiefer verſtrickt in das Getriebe jener zweifelhaften Abenteurer? — Ich entwarf einen Brief an Dubois, ich mußte ihm mein Herz ausſchütten, meine Zweifel gegen ihn äußern. Ich zitterte vor den Beweggründen, die ihn zwangen, gemeine Sache mit Menſchen zu machen, die ſeiner nicht würdig waren. Ging er zu weit mit ihnen, dann hatte Großvater Erlaucht in ſeinem unerbittlichen Argwohn doch Recht gegen die leiſe Schleicherei der Schüler Loyola's, gegen die Schlangenpfade, die Rom geht.

Mein Plan ſtand feſt: ich mußte Dubois nach Nürnberg begleiten. „Auch der Abbé der Waldenſer wird dort ſein!“ hatte ich vernommen. Den geliebten und erſehnten Vater dort wiederzufinden: welche Macht der Erde hätte mich zurückgehalten? Das Lager, welches die Truppen des fränkiſchen Kreiſes bei Nürnberg bezogen, war Anlaß genug, dieſem meinem Wunſche einen unbefangenen Beweggrund zu geben. Das Lager der Reichstruppen mit Dubois zu beſuchen, war mein erſter Geburtstagswunſch. Der zweite Punkt auf meinem Wunſchzettel, für den ich Ninon günſtig ſtimmte, ging dahin, im Archive ein für verloren gehaltenes Bildniß meiner Mutter aus ihrer Jugendzeit aufſuchen zu dürfen, von dem ich in Erfahrung gebracht, es ſei dort beſeitigt und im

Verlauf der Jahre mit anderem Zubehör aus ihrer Kindheit in Verſtoß gerathen. Dieſer Wunſch war ein natürlicher; auf meine früheren Bitten waren vergebliche, aber ſtets nur oberflächliche Nachſuchungen gehalten werden. Ich wollte freilich jetzt nach mehr als nach dieſer Reliquie, ich wollte im runden Thurme des alten Schloſſes nach dem verhängnißvollen Documente forſchen. Aber ich gedachte nur für das Wohl des Hauſes, wenn auch gegen den Willen des Großvaters zu handeln, wenn ich an Dubois' Seite und mit Sommerlotten's Hülfe den Raum zu betreten begehrte, der die heiligſten und ſchmerzlichſten Erinnerungen meiner Familie in ſich ſchloß. Zum Eintritt in die Gemächer des runden Thurmes gehörte die Bewilligung des Gouverneurs von Belle Promeſſe. Dieſer, ein ziemlich betagter, nicht allzu ſtrenger Beamter war für eine neue Unterſuchung zum bewußten Zwecke gewonnen, ſobald Sommerlotte, der eigentliche Inſpector des inneren Raumes, nicht entſchieden proteſtirte. Um Dieſen willfährig zu machen, mußten freilich die Laufgräben tiefer angelegt werden. Ich entwarf ein myſtiſches, mit allerlei hieroglyphiſchen Zeichen verſchnörkeltes Brieſchen, in der Art, wie ich es in Zürich, um Unheil zu verhüten, an Dubois als Warnungsſtimme ergehen ließ. Sommerlotte fand in ſeinem Zimmer ein bei nächtlicher Weile an ihn ſpedirtes Zettelchen folgenden Inhalts:

„Unglücklicher, aber Edler, von der Welt Mißhandelter, von uns aber nie Verkannter, obſchon wider Willen von dem ewigen Heil Deiner Seele abtrünnig Gewordener! Sei uns gegrüßt, Dulder; Dein harret die Krone, Dir winkt der Lohn!

Es umgiebt Dich der Geiſt Derer, die von Deiner Wiege an Deine Schritte leiteten, all' Deinen Wandel durchſchauten, nie den Glauben an Dein edles unverlorenes Selbſt verloren. Geheimer Märtyrer der Freiheit und Wahrheit, Du biſt geprüft und haſt Dich bewährt. Man hat Dich knechten wollen und Du haſt Dir ſtill Deine freie Ueberzeugung gerettet. Dulder, Du biſt reif zum Bunde freier Geiſter, die unter jeder Hülle den Mitfühlenden, unter jeder Form den Menſchen, unter jedem Bekenntniß und weß' Glaubens Kind er ſei, den Bruder erkennen und willkommen heißen. Auch der römiſche Chriſt ſoll reif ſein für die Loge zum neuen Jeruſalem, zur Loge Derer, die eine Verbrüderung Aller, eine Verſöhnung der Menſchheit wollen. Glückauf, Genoſſe des neuen Bundes! Die Zeit des Himmelreiches iſt nahe! Mißkenne nur nicht die Bundesfreunde, verachte nur nicht die Werkzeuge, Du, der Du ſelbſt ein auserwähltes Werkzeug höherer Plane biſt! Sei dem Jüngling Joſeph zur Hand, er iſt der Auserkornen Einer. Hilf ihm, ſteh' ihm bei, wo es des Hauſes Heil und zugleich der ewigen Seele Seligkeit gilt! Man kennt Dich, Sohn und Genoß der alten Kirche! Es lebe die Gemeinſchaft Aller, die Loge des freien Glaubens! Wahlſpruch: Jetzt oder nimmer!"

„Die Wiſſenden im Verborgenen."

An Dubois ſandte ich am nächſten Morgen folgende unverſtellte, als von mir ſelbſt ausgegangene Zeilen:

„Theuerſter, Edelſter, Freund meiner Seele! Ich ſchied geſtern von Dir, all der heiligen Empfindung voll, Vertrauter

Deines Lebens zu ſein. Es ließ mir keine Ruhe, ich ſchweifte noch unter Gottes freiem Himmel um, den Stern meines Lebens ſuchend und ihn preiſend, der Dich zu uns geführt. Ich ſtand unter Deinen Fenſtern ſtill, ich ſah Dich im Geiſte vor mir wandeln, wie die Sterne ihre Bahn, in geheimnißvoller Nacht, und doch ſicher, feſt und klar. Da ſchreckte mich plötzlich die Wirklichkeit aus allen Träumen von Erhabenheit und reiner Seelengröße: Ich ſah Dich an der Seite der Unedlen, der Charlatane! — Iſt er, iſt ſie Deiner, unſer würdig? — Xaver, Geliebter, ich bin zu tief in die Geheimniſſe Deiner Vergangenheit eingeweiht, um über dieſen Punkt im Dunkeln bleiben zu können. Ich beſchwöre Dich bei Allem was heilig iſt: Wie kannſt Du, Reiner, gemeinſame Sache machen mit jenen Unreinen, die die Schlangenpfade des Jeſuitismus wandern! Jeſus Chriſtus hat mit Zöllnern und Phariſäern zu Tiſch geſeſſen, aber nicht um ſich mit ihnen gemein zu machen. — Gieb Aufſchluß Deinem um Dein und unſer Aller Heil bangenden und ſorgenvollen"

„Joſeph."

Am Mittag erſchien Dubois nicht bei Tafel; dringende Vorbereitungen zu ſeiner Abreiſe, ließ er melden, behinderten ihn, zu erſcheinen. Ich zitterte vor dem Gedanken ſeiner Abreiſe ohne meine Begleitung, ohne Verſtändigung mit mir. Die Oberſthofmeiſterin fand nichts mehr auffallend in Dubois' Verhalten; der Geiſt des Ungewöhnlichen ſelber, der Geiſt der ſubjectiven Willkür, der Rückkehr zur Natur à la Rousseau, war nach ihrem Gefühl mit Dubois in Belle Promeſſe eingezogen, die Dehors waren beſeitigt, die mühſam aufrechterhaltenen Schranken der alten Sitte niedergerannt, und dies Unweſen eines Kobolds mußte geduldet werden, bis Erlaucht ſelbſt ein Einſehen in dieſe Auflöſung aller Bande gewonnen. Dies war Ninen's heilige Ueberzeugung, die Ueberzeugung einer devoten Dulderin. Sie that nichts ohne Befehl, auf Ordre höhererſeits konnte ſie ſelbſt reglementswidrig handeln. Ich für meinen Theil hatte mich nach Möglichkeit emancipirt. Seitdem der Magiſter als mein Führer ſo gut wie beſeitigt war, ohne daß Dubois ſein Amt als Nachfolger förmlich bei mir angetreten, ſtand ich wie auf freien Füßen, fühlte die Schwingen wie ein flügger Vogel.

Abends im Cercle bei Ninen überreichte ich meinen Wunſchzettel. Er fand Billigung; war er doch, lief keine Contreordre allerhöchſterſeits ein, ſchon zuvor genehmigt. Dubois ſelbſt erſchien aber auch hier nicht. Ich konnte den Augenblick kaum erwarten, wo ich heimlich zu ihm eilen, ihn beſtürmen konnte. Mich peinigte der Argwohn, Dubois könne, mit den Feinden des Hauſes im Bunde, ſich plötzlich gegen uns kehren.

Als es dämmerte, ſtand ich ſchon vor dem Flügel des Schloſſes, wo er wohnte. Wie ich in das Licht der Laternen trat, die ſoeben in der Säulenhalle angezündet wurden, huſchte wieder der alte Späher, der ewige Schatten, der graue Sommerlotte, an mir hin. Ich packte ihn mit feſtem Arm und hieß ihn Stand halten. „Bei ihm geweſen?“ fragte ich. — „Bei wem?“ war die Entgegnung; der Menſch zitterte an allen Gliedern.

Ich deutete auf Dubois' Wohnung.

„Pſt"! flüſterte der Spion. „Empfangt Briefe, heimliche Boten kommen und gehen — Briefe von Rom, — mit einem Cardinalsſiegel!"

„Von welchem Cardinal?" fragt' ich, „vom Führer der Propaganda in Rom?"

Der Gereinigte wußte keine Auskunft darüber; er ſah mich ſtarr an.

„Sommerlotte!" ſagt' ich zu dem Lauſchenden, „laſſen wir die Masken fallen! Das Wohl des Hauſes erfordert Wachſamkeit; ſonſt aber ſei der alte, dumpfe, thörichte Religionshaß unter uns getilgt. Es gilt, einen Bund unter freien Menſchen, unter Brüdern zu ſtiften, die ſich gegenſeitig helfen und vom Wahn erlöſen. Ruhe und Zuverſicht, Sommerlotte! Die Wiſſenden im Verborgenen ſind ſich treu!"

Sommerlotte war wie umgewandelt. In dem trockenen Lauſcher war der lang verborgene, alte Schwärmer erwacht. „Ach, ach!" rief er mit einem Blick gen Himmel, „die Zeit des Himmelreichs iſt nahe, Alle Eines Gottes Kinder!" Er drückte meine Hand an ſein Herz, bückte ſich tief, küßte mein Kleid, wußte ſich in ſeiner verworrenen Haſt keinen Rath. Ein Strom von Thränen ſtürzte aus ſeinen Augen, wie er ein: Heil meinem jungen Herrn! Alle Menſchen Brüder!" mir zuraunte und von dannen ſchnellte.

„Er iſt gewonnen!" ſagt' ich zu mir ſelbſt, „der Brief hat gewirkt." Nur wußt' ich nicht, was mehr von Einfluß dabei geweſen, der Hinblick auf ein Bündniß freier Menſchen, oder die Anerkennung ſeines angeborenen, ſo lange in ihm gewaltſam unterdrückten römiſchen Glaubens. Er fühlte ſich als heimlicher Katholik erkannt, entlarvt, aber gerechtfertigt; das hatte ihn von dem Banne befreit, in dem er geſteckt, den alten Adam in ihm wieder entfeſſelt; er war ſeitdem wie neugeboren, auch ſeine langunterdrückte Redſeligkeit kam wieder in Fluß; alle Welt ſtaunte über ſeine Verwandlung.

Vor einer Seitenpforte, die zu Dubois' Zimmern führte, hielt ein ſchweißbedecktes Pferd. Oben im Vorſaal ſtand der Reiter, ein Mann in der Bauerntracht der Gegend, aber fremdländiſch in Weſen und Sprache. In dem Augenblick, wo ich in Dubois' Gemach treten wollte, erſchien Dieſer aus einer entgegengeſetzten Thür, ein Portefeuille in der Hand, das er dem Boten einhändigte. Er empfahl ihm auf Italieniſch die größte Pünktlichkeit; „der Brief nach Rom", ſetzte er hinzu, „muß von Bamberg aus befördert werden, durch die Kanzlei Sr. Eminenz des Biſchofs."

Wie ich mit Dubois allein im Zimmer war, ergriff ich krampfhaft ſeinen Arm. „Um Gottes Willen!" ſagte ich, „ſeien wir vorſichtig! Hier in Belle Promeſſe eine Correſpondenz mit Rom!"

Dubois lächelte. „Man wird Rom nicht los," ſagte er, „und flöhe man bis an den Rand des Meeres!"

„Aber bei dem Argwohn des Reichsgrafen!" warnte ich.

„Er weiß, daß ich Gegenminen grabe," erwiederte Dubois.

„Um Gott!" rief ich, „welch' gewagtes Spiel!"

Er hatte ſich auf die Ottomane geſetzt und mich genöthigt, ebenfalls Platz zu nehmen. „Kein Spiel, mein junger Freund!“ entgegnete er ruhig und feſt, „kein Spiel, ein heiliger Ernſt! Prüfet Alles und das Beſte behaltet!“

„Aber nicht jedes Mittel heiligt den Zweck!“ ſagte ich warnend.

„Der alte Vorwurf gegen die Jeſuiten!“ ſagte er achſelzuckend. „Als ob die Menſchen andere Wege gingen! Oder als ob die Fürſten allein dazu das Recht hätten! Auch die Völker werden aufſtehen und das Recht der Creatur, ſich der Tyrannei der Satzung zu entwinden, geltend machen! Der edelſte, der reinſte Menſch, den ich kannte, mein väterlicher Lehrer Euſebio, von dem ich Euch, Signor, erzählte, war zu gleichen Theilen Mann der Kirche Roms und Freund der Freiheit des Menſchengeſchlechts. Als Jeſuit mußte er das Document mit der Fälſchung ſeinen Obern, der Propaganda, überliefern. Das duldete aber nicht der Menſch, der Maurer in ihm. Er beſeitigte, er machte unſchädlich, was er als Mann der Kirche nicht vernichten durfte, und als das heilige Officium ſein Teſtament eröffnete, hatte er durch ſein Privatgeſtändniß ſchon dafür geſorgt, daß das widerrechtlich Erworbene kein Unheil ſtiftete. Er blieb der Kirche nichts ſchuldig, kam aber zugleich der inneren Stimme nach, die als ſein Gewiſſen gegen die Röthigung ſeines Pflichtgebotes, als Anwalt des Naturgefühls gegen die Tyrannei der Satzung in ihm laut ward. Sind hier Trugſchlüſſe, ſteckt hier Selbſttäuſchung und Verwirrung der rathloſen Angſt, ſo frage ich: wer iſt frei von dieſem Erbtheil des Menſchen, wer hebt hier den erſten Stein auf? Diejenigen gewiß nicht, die den Jeſuitismus im Orden verfolgen und ihn im Rath der Fürſten dulden, dem Staate einräumen, was ſie der Kirche entziehen."

„Aber Ihr wurdet doch in Wahrheit und mit Ueberzeugung Proteſtant?" fragt' ich nach einer Weile bang und ſchüchtern.

„Kein Zweifel, daß ich's bin," ſagte Dubois, „aber doch nur, um eben zu proteſtiren, nicht um mich an eine andere Form gefangen zu geben, aus dem Proteſt wieder eine beſondere, gleich ſehr abgepferchte und verſchloſſene Kirche zu machen! Der Inhalt Eures lutheriſchen Chriſtenthums reicht höchſtens für eine Secte aus. Ich habe mich für meine Perſon losgeſagt von Rom, aber die Menſchheit braucht eine neue allgemeine, wahrhaft katholiſche Kirche, d. h. eine Gemeinſchaft der Gläubigen, ein Evangelium Gottes, das die Natur des Menſchen nicht kreuzt und geißelt. Sich von Rom losſagen, iſt ein perſönlicher Rettungsact; Rom reformiren, iſt das größere Problem, das Problem des Jahrhunderts, die Aufgabe des reifen Menſchengeiſtes!"

Ich ſenkte kleinlaut den Kopf. „Wenn der Zweck", ſagte ich, „rein iſt, können wir ihn mit unreinen Werkzeugen erreichen?"

„Was iſt rein — rein vor dem Auge Gottes, rein wie friſchgefallener Schnee? — Glaubſt Du es zu ſein, junger Freund?"

Dubois war aufgeſtanden; während er dies mit erhobener Stimme ſagte, legte er die Hand auf meine Schulter und blickte mir tief in's Antlitz. „Und Vorſicht räthſt Du mir? Müßteſt Du nicht ſelbſt erſt die Einſicht gewinnen, daß man Briefe, die man im eigenen Namen, und Briefe, die man als „Freund im Verborgenen“ ſchreibt, nicht mit demſelben Siegel ſchließen darf? Iſt San Germano ein Charlatan, ſo macht er's wenigſtens klüger!“

Das väterliche Siegel, das ich in Zürich ſowohl dem Brief in Chiffren, wie dem in meiner Schrift aufgedrückt, hatte mich verrathen. Dubois hatte in Zürich das Wappen mit dem roſenumwundenen lateiniſchen T für das Kreuz und Signum der Roſenkreuzer genommen, bis er jetzt in Belle Promeſſe meinen Brief unter demſelben Siegel erhielt und auf ſeine Nachfrage erfuhr, daß das T im Wappen des Hauſes La Torre ſeine natürliche Stelle habe.

Ich war damit entlarvt, beſchämt. Dabei hatte ich damals trotz alledem noch keine Ahnung, wie verhängnißvoll ſonſt noch das Siegel meines väterlichen Wappens mir und uns Allen geworden.

Dubois holte lachend meinen Züricher Brief und den ihm am Tage zuvor in Belle Promeſſe geſchriebenen aus einem Schubfache ſeines Tiſches und legte mir beide vor. Ich bekannte mich zu beiden, ich betheuerte, die beſte Abſicht mit meiner geheimen Warnung gehabt zu haben.

„Der beſten Abſicht war hier alſo ein nicht ganz unſträfliches Mittel gerecht geweſen!“ ſagte Dubois, indem er drohend den Finger gegen mich erhob.

„So jung, mein Freund,“ ſagte er ſanft, „und doch ſchon den Keim deſſen, was Ihr Jeſuitismus nennt, im Herzen, im Kopfe! Du beſchuldigteſt mich, Theil zu haben an Menſchen, die Du Charlatane nennſt! Ich werde mich rechtfertigen vor Dir! Ich diene Niemanden, bin zu keinem, mir fremden Plane behülflich, aber ich kann es nicht hindern, daß man mir Dienſte leiſtet. Ich täuſche Niemand, aber ich kann nicht Jeden hindern, ſich in mir zu täuſchen! Rein vor Gott bin ich nicht, der Irrthümer meines Lebens bin ich mir bewußt, ich habe manchen Kelch getrunken, ich trank ihn bis zur Hefe, im Wahn, es ſei Wahrheit, und es war oft nur Gift. Der Wahrheit ging ich nach und ſtrauchelte doch ſelbſt in jedem Augenblicke. Der Menſchheit will ich dienen und kann doch nicht umhin, auf Pfaden zu gehen, die nicht direct zum Ziele führen. Ihr aber mit Euerem gereinigten Chriſtenthum, die Ihr den Inbegriff alles Luges und Truges römiſchen Prieſterwitz und jeſuitiſche Ränkeſucht ſcheltet: ſeid Ihr denn rein, wie die Natur, rein, wie Gott Euch will? Ich verehre mit Dir den erlauchten Mann, der mit ſeinem hohen Ernſt ſich gegen die Römlinge und Finſterlinge waffnet, und doch, hat er nicht mit der Hinterliſt geheimer, wie Ihr's nennt: jeſuitiſcher Ränke, ja ſelbſt mit der Grauſamkeit eines Dominicaners gegen ſein eigen Fleiſch und Blut geſündigt? Fern ſei es von mir, Anklage gegen ihn zu erheben. Die Menſchheit ſelber, junger Menſch, iſt ein Jeſuit. Wider Willen, aber ihrer Natur gemäß, wandelt ſie Pfade, die nicht der gerade Weg zum Ziele ſind. Anders, denn auf Schlangenpfaden, geht oft ſelbſt der Geiſt der Wahrheit nicht. Der wahre Menſch iſt oft nicht allzu fern vom ächten Loyoliten. — Dieſe Erkenntniß hat mich, wo nicht demüthig, doch wenigſtens gerecht und billig gemacht. Der ächte Menſch iſt der ächte Maurer, der Maurer aber klagt nicht an; er läßt geſchehen, er hindert nicht, wie man der Menſchheit dient. Wir werden in Nürnberg das Gewebe durchſchauen, wir werden vielleicht die Böſen und die Edelſten in ihren Netzen ſich fangen ſehen. Wir werden ſtille ſein und Alle walten laſſen. Der Wahrheit bleibt doch ſchließlich der Sieg, dem großen Baumeiſter der Welt und ſeiner Sache dienen Alle. Der wahre Maurer weiß das; er weiß, daß ſelbſt die Söhne Loyola's ſein Werk nur fördern können, wenn auch wider ihren Willen."

Ich war in mich zuſammengeſunken, ich blickte ſchüchtern zu Dubois auf; das Uebergewicht ſeines Geiſtes lag drückend auf mir.

Er war im Zimmer auf und abgeſchritten. Dann ſtand er vor mir ſtill und blickte mir ehrlich und offen in's Antlitz. „Uebrigens können wir ruhig ſein, junger Freund," ſagte er mit dem Ausdruck des ſicherſten Vertrauens, „meine Verbindung mit Rom iſt unſträflich."

Aber der Brief mit dem Cardinalsſiegel! Dies ſtand als ſchwere Frage auf meiner Stirn.

„Ich habe nichts gemein mit der Propaganda des römiſchen Glaubens," fuhr Dubois fort, meiner Einrede zuvorkommend. „Ich kenne in Rom Niemand als den Meiſter vom Stuhle jener Loge, deren Mitglied ich ward, als ich noch der Gemeinſchaft der römiſchen Kirche angehörte. Cardinal Bernis iſt es, der mir ſchreibt, mir das ſteigende Zerwürfniß zwiſchen dem römiſchen Stuhle und der Geſellſchaft Jeſu meldet. Das iſt wichtig, junger Freund. Entweder iſt der Orden fähig, ſich mit der Sache der Aufklärung zu befaſſen, oder er iſt es nicht. Im erſteren Falle wird er ſcheinbar triumphiren, aber der Früchte ſeines Sieges nicht froh werden, denn die Macht der Aufklärung, einmal auf den Thron erhoben, einmal als Sache der Kirche anerkannt, wird ſeine Macht brechen. Iſt er unfähig, der Sache der Menſchheit auch nur als Mittel zum Zwecke zu dienen, ſo wird er durch die Gewalt der öffentlichen Meinung beſeitigt. Sich von der Gemeinſchaft des Ganzen trennen und für die Freiheit des Glaubens einzelne Secten ſtiften, heißt Freiheit und Menſchheit zerbröckeln. Alles *gegen* Rom, aber nichts ohne Rom! Dies, junger Freund, mein Wahlſpruch. Cardinal Bernis iſt ein Freund Rouſſeau's und zugleich ein Freund der Jeſuiten. Ein Cardinal der römiſchen Kirche und ein Anhänger des Evangeliums der Natur! Auch ein Widerſpruch, nicht? Ein Schlangenpfad, den die Creatur, den die ganze Schöpfung wandelt. Du klagſt über den Doppelſinn, über die Zweizüngigkeit dieſer reservatio mentalis! Klage lieber über die Charlatanerie des menſchlichen Geiſtes! Es dürfte ſchwer ſein, hier die Grenze zu ziehen, ſchwer, zu ſagen, wo die Selbſttäuſchung beginnt, in Dir, mein Sohn, in mir, in Jedem! Halten wir nur den Glauben feſt, daß der Menſch um ſeines Irrthums willen noch nicht aufhört, einer höheren Wahrheit, die Alle vereinigen wird, theilhaftig zu werden. Der Geiſt wird ſich Aller bemächtigen und ſie zu ſich erheben, den Schwachen eine Stütze, den Starken ein Band der Duldung und Liebe ſein. — Wird Monſignor Bernis im nächſten Conclave zum Papſte gewählt, dann beginnt für die geſammte Chriſtenheit eine neue Epoche, für Euſebio's Plan die Verwirklichung, für die römiſche Kirche eine Reform an Haupt und Gliedern, ohne daß die Gemeinſchaft der Einen großen Kirche aufhört, die Idee einer Kirche ſich von der Idee der Menſchheit ſcheidet. Iſt dies das Ziel der Geſellſchaft Jeſu, ſo darf ſich dieſes Zieles kein Maurer begeben. Der Mann der Geſellſchaft Jeſu blickt und greift weiter; er will erobern, er will herrſchen, denn er weiß daß das Menſchengeſchlecht, wie es dermalen iſt und ſein wird, der Zucht und der Leitung bedarf; er will verwirklichen, was der Maurer nur in Gedanken, nur als Geheimniß für Eingeweihte, uneigennützig, aber doch nur immer für ſich und ſchüchtern im Verborgenen auferbaut. Die Maurerei iſt edler, der Jeſuitismus aber mächtiger; jene iſt weiſer, aber dieſer iſt klüger, denn er kennt die Schwächen der Menſchen, ſchreckt aber vor ihnen nicht zurück, ſondern bemächtigt ſich ihrer und nimmt ſie für ſeine Zwecke in ſeinen Dienſt. Was in dieſen Zwecken und Zielen ſchlecht und verwerflich, wird und muß zerfallen, denn das Böſe betrügt ſich ſchließlich immer um ſein Ziel. Wenn aber ein ächter Maurer auf den Stuhl Petri gelangt, dann wird er um des Segens willen, den er verbreitet, für die Mittel und Wege entſchädigen, die er als Mann der Geſellſchaft Jeſu dazu einſchlug. Dann werden die Secten aufhören und wieder Eine allgemeine Kirche möglich werden, aus dem neuen Rom ſich für die Zukunft der Menſchheit das wahrhafte neue Jeruſalem entwickeln."

Fünftes Capitel.

Monſeigneur Bernis und der heilige Gral.

Was ich hier weiter von Saverio's Bekenntniſſen mittheile, iſt die zuſammengefaßte Summe ſeiner vielfach vereinzelten Erzählungen bei nächtlicher Weile. Sein Bekenntniß hatte mir Zielpunkte geſteckt, die ich anſtaunte; meine Beſorgniß vor Mitteln und Wegen zu dieſem Ziele verſtummte vor der Größe des Blicks, der ſich mir öffnete, ſelbſt wo ich nur ahnen, nicht begreifen konnte. Jeden Abend, oft bis tief in die Nacht, waren wir beiſammen geweſen. Xaver's Vergangenheit, der oft bittere Kelch ſeines Lebens, ward mir tropfenweis zu Theil. Er ſaß dann, in den Seſſel zurückgelehnt, wie ein Seher mit geſchloſſenen Augen da und ließ, ganz in die Vergangenheit verſenkt, die Geſtalten ſeines Lebens an ſich vorüberziehen und Rede ſtehen. Ich ſchalte dieſe Mittheilungen hier ein, bevor ich die Reihe der Ereigniſſe, die mich ſelbſt betrafen, weiter erzähle. Meine freundlichen Leſer — wenn ich welche haben ſollte — werden erfahren wollen, weshalb Dubois aufhörte, Jeſuit zu ſein und reformirter Chriſt zu werden, um dann ſchließlich der

Geſellſchaft Jeſu doch ſoviel Zugeſtändniſſe zu machen. — Ich ſchicke ſeine Bekanntſchaft mit dem Abbé Bernis, jetzigen Cardinal, voraus.

Ich lernte Abbé Bernis — erzählte Dubois in einer jener nächtlichen Stunden — am Turiner Hofe und in jenen Logen kennen, in denen ſich die aufgeklärte Geiſtlichkeit Savoyens, namentlich die Männer ſeiner Nation, Franzoſen, zu treffen pflegten. Ich habe Dir, junger Freund, die klöſterliche Epoche meines Lebens vertraut. Es wird noth thun, Dich mit meiner weitern Entwickelung bekannt zu machen. Von dem mönchiſchen Zögling des Collegiums zu Genua bis zum Bekenner der Kirche von Genf liegt für mich noch eine Welt von Erfahrungen, ein Abgrund, den ich vielleicht nicht wieder zum zweiten Male überbrücken könnte.

Mein Lehrer Euſebio ließ nicht ab, in mir ein Werkzeug ſeiner Plane zu ſehen. Aber ich mußte aufhören, Aſcet zu ſein. Die Grübelei hatte mich an den Rand des Verderbens gebracht; ich war der freiwilligen Auflöſung entzogen, ich mußte wieder leben. Ich fing an, weltlich zu werden; das war meine Rettung, die Rettung eines aufrichtigen Prieſters. Man gedachte einen geiſtreichen und eleganten Schüler Loyola's aus mir zu machen. Weil mir Sprachen geläufig waren, hoffte man, daß mein Sinn ſich auch bequemen würde, das Weſen des Weltmannes anzunehmen. Ich ſollte Miſſionär werden, nicht unter wilden Naturvölkern, ſondern an Höfen; man bezeichnete mir ſchon mehrere kleine deutſche Höfe, wo es galt, die Erben des Landes für Rom wieder zu gewinnen. Ich ging auf die

Vorbereitungen zu ſolchen Unternehmungen ein; war ich doch in mir öde und leer, ich bedurfte der Zerſtreuung, ich wollte das Leben der Menſchen, das Gewirr ihrer Leidenſchaften und Intriguen kennen lernen. Man begann, mich auf Reiſen zu ſchicken, trug mir kleine Miſſionen auf, die mich allmählich zum Diplomaten bilden ſollten. Ich war mehrere Monate lang in ſcheinbar wichtigen, aber im Grunde doch überflüſſigen Geſchäften am Hofe zu Turin, ich gewöhnte mich an den geſchäftigen Müſſiggang der excluſiven Welt. Ich trat in die Kreiſe jener Männer der Kirche, welche mit Hülfe der Aufklärung, mit Hülfe der Logen eine Reform der Kirche in ihrem Sinne bezweckten. Es waren vornehmlich franzöſiſche Geiſtliche, die dort den Ton angaben; franzöſiſcher Eſprit erfüllte die geſammte Atmoſphäre. Vor Allen war es Abbé Bernis, der dort Alles beherrſchte, ein Mann, der für den Typus unſeres Zeitalters gelten kann, das zwiſchen Rouſſeau und Voltaire hin und herſchwankt, das Naturgefühl des Einen theilen möchte und doch vom Hohn des Witzes, der den Andern beſeelt, nicht laſſen kann. Abbé Bernis hat ſich aus der Dachſtube des armen Gelehrten in Paris bis zum Purpur aufgeſchwungen; das iſt der Vorzug der Demokratie des Geiſtes in der Hierarchie Roms! Bernis iſt ein Franzoſe von beſonderem Schlage. Von altem, aber zurückgekommenem Adel, hat er nur ſeiner Perſönlichkeit, ſeinem Talent, nicht ſeiner Verwandtſchaft mit großen Häuſern ſeine Stellung zu verdanken. In der Armuth ſeiner Erſcheinung trug er, ohne damit zu prunken, Alles was er an Geiſt beſaß, zur Schau. Er verſprach vielleicht mehr, als er hält, aber Offenheit und Sanftmuth, im Verein mit einer natürlichen Grazie, die faſt an die Unſchuld des Kindes erinnert, verſöhnten immer wieder, wenn der ſtrengere Sinn ſeine geſellſchaftlichen Talente für anſtößig, eines Prieſters nicht für würdig hielt. Ein Feind aller Heuchelei, aller heimlichen Schliche; alſo kein Jeſuit in dem Sinne, wie Ihr deutſchen Lutheraner es nehmt; ein Feind alles kirchlichen Aberglaubens, aller Tyrannei der Satzung, aller Gewaltherrſchaft und Finſterniß; alſo kein Dominicaner vom alten Styl; ein Mann von ebenſo viel Feinheit des Geiſtes als Milde der Geſinnung, ein Beichtvater von liebenswürdiger Gefälligkeit, ein Abbé ohne Furcht und ohne Tadel, — ſo erſchien er mir. Seine galante Poeſie hatte ihn in Paris zum Abgott der Damen gemacht, man hatte ihn in jüngeren Jahren la bouquetière du Parnasse genannt, und er ſchien ſeinen Ruhm mit gelaſſener Beſcheidenheit, mit jenem Lächeln zu tragen, das wohl ſelbſtgefällig, aber nicht gefallſüchtig iſt. Abbé Bernis war arm geweſen, ohne geldgierig zu werden; in ſeiner Lebensluſt, aus der er kein Hehl machte, lag weder Schwelgerei noch Frivolität, ſein Epicuräismus war unſchuldiger Art, und er ſchien bei den Damen der großen Welt um ſo mehr Glück zu machen, als er ihnen nicht gefährlich war, keine Leidenſchaft kannte. Seine Religioſität beſtand blos darin, an gute Sterne zu glauben, die über uns im Leben walten. Somit war er Fataliſt; aber er hatte zugleich das amüſante Talent, den Abglanz dieſer Sterne in der Kaffeetaſſe ſeiner mächtigen Freundinnen zu deuten und zu erklären. Er war in traulichen Abendſtunden im Boudoir der Damen der geſellſchaftliche Magier, der den Leuten aus dem Kaffeeſatze das Schickſal prophezeite. Wenn er Papſt wird, dann ſitzt doch einmal wieder ein Prophet auf dem Stuhle Petri, — und mich dünkt, ein harmloſer. Er wird die Auflöſung der alten römiſchen Kirche ſacrificiren, die Kirche Chriſti wird dann aufhören, eine Anſtalt der Asceſe zu ſein. Er wird den nichtkatholiſchen Höfen freundlich entgegenkommen, eine Vereinbarung der geſammten Chriſtenheit anbahnen. Es wird nicht Alles, aber doch viel damit gewonnen ſein. Die Wahrheit tritt ſelten nackt auf, ſie liebt Verhüllungen, ſie liebt Umwege. Ich hoffe nicht das Höchſte und Letzte von Abbé Bernis, aber ich verwerfe ihn nicht; er wird der Wahrheit dienen, wenn auch nur als Lückenbüßer. Wer will den Rathſchlüſſen vorgreifen, zu welchen die ewige Vorſehung oft unzulängliche Werkzeuge erwählt? — Man hatte wiſſen wollen, Frau von Pompadour habe ihn, den Abbé Bernis, ſchon vor ihrem Verhältniß mit dem Könige gekannt. Iſt das der Fall geweſen, ſo war ſeine Beſcheidenheit doppelt zu rühmen, denn der arme Abbé hatte ſich, auch als ihm die Sonne der Gunſt öffentlich leuchtete, lange Zeit mit einem Dachſtübchen in den Tuilerien begnügt. Er durfte die große Maitreſſe von Frankreich wöchentlich einmal in einer Abendſtunde beſuchen; ſie empfing ihn mit ihrem Bon soir, cher Abbé! ſcherzte dann mit ihm über die Sterne am Himmel und über die Conjuncturen in der Kaffeetaſſe; beim Abſchied klopfte ſie ihm höchſtens mit den Fingerſpitzen die Wange. Lauſcher hatten ihre Scenen mit einander gewiſſenhaft beobachtet, und Verſailles, wo tugendhaft und langweilig identiſch war, ſchien allen Ernſtes nicht übel Luſt zu dem Glauben zu haben, man könne amüſant ſein, ohne laſterhaft zu werden. In dieſem Rufe ſtand Abbé Bernis, und ſeine Beſcheidenheit, die vielleicht nur das Ergebniß eines ruhigen Blutes war, wurde glänzend belohnt. Er wurde plötzlich zum Geſandten in Venedig ernannt. Die Miniſter ſtellten ihm jedoch, entweder als Probe für ſeinen diplomatiſchen Beruf, oder als eine hinterliſtige Falle, die Aufgabe, ſich bei ſeiner Durchreiſe in Turin die Abſchrift eines Vertrages zu verſchaffen, den Sardinien ganz geheim mit Spanien geſchloſſen habe. Abbé Bernis ging in Turin geraden Weges zum Miniſter und ſtellte ihm offen ſeine Verlegenheit dar. Dieſe Aufrichtigkeit in der Diplomatie war ſo neu, daß ſie Glück machte. Der Miniſter des Turiner Hofes gab ihm den Vertrag in Abſchrift, mit dem Bemerken, die Sache könne ohnedies nicht lange ein Geheimniß bleiben. Seitdem war der Ruf des neuen Geſandten bei der Republik Venedig geſichert, und Abbé Bernis konnte in dem cul de sac der Lagunenſtadt unter dem Scheine der Aufrichtigkeit als ächter Diplomat nach Belieben ſeine Spinnennetze weben. Er hat dort im Verkehr mit Abenteurern, Courtiſanen und Rittern der Farobank die europäiſchen Geheimniſſe ausgeforſcht und ſeinen Aufenthalt in Venedig weiſe genug benutzt, um Frankreich mit dem Hauſe Oeſtreich zu verbinden. Seine Verdienſte um die heilige Kirche ſind jetzt mit dem Cardinalshut belohnt worden. Damals war er vom franzöſiſchen Hofe zum Staatsrath ernannt und wurde zurückberufen, verweilte jedoch noch einige Zeit in Turin und in Genua, wo ich ihn wie einen harmloſen Müſſiggänger im Hauſe eines weltluſtigen Freundes kennen lernte. Niemand ahnte, daß ſeine Miſſion dahin ging, Sardinien und die Republik Genua für das europäiſche Bündniß gegen England und den verwegenen preußiſchen Friedrich, den famoſen Marquis von Brandenburg, zu gewinnen. In den Logen, wo ich mit ihm zuſammentraf, war Alles von ſeiner Anmuth entzückt. — Ich ſollte den Abbé in Genua an einem Orte wiederfinden, wo ich ihn nicht ſuchte, in der Kirche.

Es war eines Sonntags in San Lorenzo zu Genua, als der letzte Ton vom hohen Chor verhallte. Ich ſtand noch vor einem Bilde des heiligen Lazarus, der das Leichentuch und die Decke des Todes von ſich ſchüttelt, auf den Zuruf des Herrn aus dem Grabe ſteigt und mit den Lebendigen wandelt. Lazarus! dacht' ich ſtill für mich, dein Glaube hat dir geholfen. Ein neuer Glaube könnte die Menſchheit, den armen Lazarus von heute, aus den Banden der Ohnmacht und der Knechtſchaft des Todes befreien! Die Welt hat keinen Glauben mehr darum ſteht Niemand mehr auf, nimmt ſein Bett und wandelt.

Der Dom war leer. Nur an der Sacriſtei hielt noch ein Haufe Schauluſtiger. Sie ſahen nicht danach aus, als hätten ſie an der feierlichen Handlung Theil genommen; ſie waren vielleicht gekommen, die Merkwürdigkeiten der Kathedrale in Augenſchein zu nehmen, ob es ſchon nicht der Tag war, an welchem man den heiligen Gral zeigt. Einige Kirchendiener, ſelbſt einige Geiſtliche, eilten geſchäftig auf und ab, um die

Kapelle zu öffnen, in welcher die geweihte Schaale aufbewahrt wird. Wie ich näher trat, ſah ich den Abbé im Zuge einer Geſellſchaft, welche Filippo Durazzo, ein ehemaliger College von mir, zu führen ſchien. Signor Filippo war in früheren Jahren mit mir zugleich im Seminar des Ordens geweſen. Plötzlich Erbe eines großen Vermögens, hatte er den geiſtlichen Stand, zu dem er als Seitenſproß ſeiner Familie beſtimmt war, aufgegeben und in Paris ein geräuſchvolles Leben geführt. Er war ſeit kurzem zurückgekehrt, war in den Senat gewählt und hatte ſich nach dem Willen ſeines Erblaſſers mit einer älteren, reichen Dame vermählt. Er lebte ſehr ſchwelgeriſch, ſein Haus war der Schauplatz immerwährender Feſtlichkeiten. Nur ganz flüchtig hatte ich in Genua die Bekanntſchaft mit ihm erneuert, und erſt Abbé Bernis gab die Veranlaſſung, daß er in der Kirche auf mich zueilte, um mich zum Zeugen eines Streites zu machen, in welchem die Anweſenden begriffen waren.

„Es gilt eine Wette und ein kirchliches Geheimniß!“ flüſterte er mir lachend zu, nachdem ich die fremden Herren begrüßt. „Es hat Jemand, der ſich nicht nennen will, geſtern Abend an der Tafel des Dogen die frivole Vermuthung aufgeſtellt, der Smaragd, den die geſammte Chriſtenheit Jahrhunderte lang als den heiligen Gral verehrte, und den wir hier als den größten Schatz der Republik heilig halten, ſei am Ende nichts weiter, als ein gewöhnlicher Glasfluß aus den venezianiſchen Spiegelfabriken. — Dergleichen Ketzerei“, fügte er ernſt und laut hinzu, „darf man nicht auf ſich beruhen laſſen, denn die Ehre der Republik hängt daran!“

„Noch mehr die Ehre der heiligen Kirche!“ erinnerte ein Kaplan von San Lorenzo.

„Für den Aberglauben können wir jedoch nicht fechten!“ flüſterte einer von den Cavalieren.

„Alles iſt hier Partei in der Sache,“ ſagte Abbé Bernis, „wer ſoll entſcheiden? Wir ſollten einen Naturforſcher zu Rathe ziehen, einen gelehrten Mineralogen. Jedoch müßte er für den Augenblick alle chriſtlichen Vorausſetzungen aus Liebe zur Sache fahren laſſen.“

„Das würde ſchwer halten,“ entgegnete Durazzo, „denn die Lehrer unſerer Hochſchulen, auch wenn ſie blos über Steine und Pflanzen predigen, ſind auf den chriſtlichen Glauben verpflichtet. Wir Patrioten unſerer glorreichen Republik, die wir zu ſehr bei dem guten Ruf des heiligen Gral betheiligt ſind, wir haben ein Auskunftsmittel gefunden, um einen unparteiiſchen Richter zu ſtellen. Hört, meine Herren! Wir haben, kraft unſerer jungen Würde als Senator der Republik, die Judenſchaft aufgefordert, uns ihren beſten Juwelenkenner zu ſenden.“

„Es iſt einer ihrer Rabbiner,“ ſagte der Kaplan; „aber er hat früher mit Edelſteinen gehandelt. Er harrt draußen unſeres Winkes.“

„Hat man ihm auch“, flüſterte der Abbé, „einen Eid abgenommen, damit er nicht plaudere?“

Seine Frage wurde bejaht, und aus der Nebenpforte der Sacriſtei trat die kleine, gebückte Geſtalt eines greiſen Juden, von deſſen Wunderkuren man ſich in Genua damals viel erzählte.

„Sie ſchicken einen Gelehrten,“ ſagte Bernis, „alſo fürchten ſie eine Religionsfrage.“

„Es iſt derſelbe weiſe Medicus, der dem Dogen mit Sprüchen aus dem Talmud, mit Spinngeweben, mit Mondſchein und allerlei kabbaliſtiſchem Hokuspokus die welke Hand geheilt hat.“

Der kleine Rabbi ſtand jetzt vor uns, blickte ſorgſam, aber ohne Furcht im Kreiſe um und neigte ſich demüthig nach allen Seiten. Dann faßte er ſeinen Talar ſauber zuſammen und ſah ruhig drein, der Dinge gewärtig, die da kommen ſollten.

„Wißt Ihr, Jude, um was es ſich handelt?“ fragte Durazzo. „Wir haben einen Juwelenkenner verlangt.“

„Ich weiß, Eccellenza,“ erwiederte der Rabbi gutmüthig, „meine Genoſſen trauen mir die Kenntniß edler Steine zu.“

„Es iſt nur ein Scherz,“ fuhr Durazzo fort; „im Grunde wiſſen wir ſelbſt ſehr gut, was wir an dem heiligen Steine haben.“

„Eccellenza,“ ſagte der Rabbi, „der Glaube kümmert ſich auch nicht um Mineralogie!“

Dies ſchüchtern als Warnung ausgeſprochene Wort wurde überhört, während man die Kirchenthüren ſchloß, die Kapelle ſich öffnete und die Geſellſchaft ſich um die ſmaragdne Schaale drängte. Es war Niemand zugegen, der nicht an dem Geheimniß der Prüfung des Steines Theil nahm und ſich als Mitwiſſender die Verpflichtung des Schweigens nicht ſelbſt auferlegte.

„Ich kenne den Stein!“ ſagte der Rabbi, ſich jeder profanen

Berührung des Heiligthums enthaltend, während die Männer des Chriſtenthums die von den Kirchendienern herabgehobene Schaale nach allen Seiten betaſteten. Man zwang den Juden, an der ſachlichen Prüfung Theil zu nehmen. Er ſchien mehr ſeine Verſucher, als den Stein prüfen zu wollen. In den Blicken ſeines klugen, ſanften Auges ſchien ſich das Bewußtſein über die Schwierigkeit des Falles, der ihm vorlag, zu verrathen. Es war für ihn gleich ſehr von Gefahr, wenn er die Aechtheit des großen Smaragds bezweifelte, als wenn er ſie beſtätigte. Abbé Bernis zog mich bei Seite und erklärte mir den eigentlichen Stand der Sache. Der Doge habe in Zeiten der Noth für eine Anleihe von zwanzigtauſend Ducaten den Stein verpfändet. Es ſei ein Geheimniß der Republik, daß die Judenſchaft, gegen eine ſchriftliche Anweiſung, auf den heiligen Gral die Summe mehrmals gezahlt. „Vielleicht wurden“, ſetzte Bernis lächelnd hinzu, „die Hebräer nur durch die Drohungen der Inquiſition zur Zahlung vermocht, denn ich fürchte, der Stein iſt nicht die Hälfte werth. Es wäre ein unerhörter Schatz, wenn der Smaragd von Kennern als ächt befunden würde!“

„Nun, Jude, leg' den Prüfſtein daran!“ eiferte Durazzo, der mit dem Zollſteck die Wölbung der Schaale ausgemeſſen hatte.

Der Rabbi konnte ſich noch immer nicht entſchließen, die gewöhnlichen Verſuche mit Inſtrumenten anzuſtellen.

„Vierzehn Zoll hat der Smaragd im Durchmeſſer,“ ſagte Durazzo; „wollt Ihr Euer Gutachten nun abgeben, wieviel er werth iſt?“

„Signor, ich kenne den Stein!“ wiederholte der Rabbi nachdrucksvoll.

„Es iſt die Schaale, aus welcher Chriſtus der Herr das Opferlamm aß!“ ſagte einer der Geiſtlichen, um den Juden einzuſchüchtern.

„O ich weiß,“ betheuerte der Rabbi, „König Salomo erhielt ſie einſt von der Königin Saba, Joſeph von Arimathia fing darin aus der Seitenwunde des Gekreuzigten das Blut auf!“

Der kleine Hebräer muſterte zugleich mit ruhigen Blicken den Kreis der Verſammelten. Man verſicherte ihm wiederholt, daß ſeine Ausſage ein Geheimniß bleiben ſolle.

„Thut der heilige Stein kein Wunder mehr?“ fragte der Rabbi zögernd und ſcheu.

„Doch, doch!“ rief der Kaplan zürnend; — „Du biſt nicht herberufen, um über die kirchliche Bedeutung des heiligen Grals ein Urtheil zu geben!“

Abbé Pernis klopfte dem Rabbi ſanft auf die Schulter und ſagte, es handele ſich bei ſeinem ſachlichen Gutachten blos um die Materie des Steines.

Der kleine Meiſter gerieth in eine wunderbare Aufregung. Es war nicht Furcht, was ihn bewegte, es war ein ſeltſames Gemiſch von Unwillen und Schmerz, von Zorn und Wehmuth.

„Sehr edle und ſehr ehrwürdige Herren!“ begann er mit ſchwankender Stimme, „ich ſoll Rede ſtehen über den ſachlichen Werth eines heiligen Kleinods. — Ihr fühlt es nicht, wie bitter kränkend es iſt, daß der Jude nur über den Geldwerth des Steines ein Urtheil haben darf, nur ſagen ſoll, wie hoch ihn die Juweliere ſchätzen. Fühlt Ihr es nicht um Euretwillen, ſehr edle Herren, wie es mißlich iſt, daß unlautere Hände mit dem Prüfſteine am heiligen Gral herumtaſten und ſeine Koſtbarkeit wie irdiſche Waare taxiren ſollen, während das Volk doch an die unberechenbare Wunderkraft der heiligen Schaale glaubt? Wenn ich nun ſagte, — wo Gott davor ſei! — der Stein ſei nicht ächt: Ihr müßtet es doch als Geheimniß bewahren, damit das Volk nicht irre werde. Oder wolltet Ihr das Volk aufklären über Dinge, die ſchon, wenn man hört, ſie könnten geprüft, bewieſen oder widerlegt werden, ihre Wunderkraft verlören?"

„Geht Dich nichts an, Jude!" rief Durazzo mit zorniger Gebährde.

Mehrere von den Geiſtlichen waren beſchämt bei Seite getreten und verſteckten, ſo gut ſie konnten, ihre Verlegenheit. Die peinliche Stille unterbrach nur Durazzo's ſtürmiſche Haſt, die nicht abließ, ſcheltend und polternd in den Alten zu dringen. Es kam ihm vielleicht nur darauf an, ſeine Wette zu entſcheiden.

„Thue was Deines Amtes iſt!" rief er dem Rabbi zu, ihn beim Kleide zerrend, und Dieſer, hart an die Schaale gedrängt, ſah ſich genöthigt, die Prüfung zu beginnen. Er bog ſich jetzt, eine kleine Feile in der Hand, über den Stein. Es galt für den Kenner, die Schwere, das Waſſer, den Lichtſtrom des Smaragds zu unterſuchen. Aber der Rabbi gab ſich, wie es ſchien, nur den Anſtrich, als ſei er wirklich mit der Schätzung des Kleinods beſchäftigt. Er blickte dann wieder unſicher und unruhig im Kreiſe um. Durazzo gab ihm das Ehrenwort, er dürfe ungefährdet ſprechen.

„Signor!“ rief der Rabbi plötzlich, Filippo mit beiden Händen an der Schulter rüttelnd, — „Signor, glaubt Ihr an Gott?“

Beſtürzte Blicke richteten ſich auf die ſeltſame Bewegung des Juden, der mit dem ganzen Uebergewicht einer ſtillen Würde vor uns ſtand. Seine gedrückte Geſtalt hatte ſich in die Höhe gedehnt, jede Fiber ſeines Geſichts war in Spannung; in ſeinen Augen funkelten ſprühende Blitze. Der Anfangs zitternde Ton ſeiner feinen, dünnen Stimme hatte plötzlich einen ſchmetternden Klang; es war, als wenn es an den ſilbernen Becken am Altare widerhallte, da er laut und dringend rief: „Signor, glaubt Ihr an Gott?“

„Gehört das zur Sache?“ murrte Durazzo verwirrt.

„Wohl gehört es zur Sache,“ rief der kleine Rabbi halb weinerlich, halb erbittert. „Zweifelt Ihr an Gott, ſo giebt es keinen Gott, weder im Himmel, noch auf Erden. Er iſt nur, wofern man an ihn glaubt.“

Die Cavaliere ſahen ſich beſtürzt an; einige von den Prälaten blickten ſtill zu Boden, andere lächelten blöde drein. Ich hing mit Entzücken an den leuchtenden Augen des kleinen Mannes, der mit ſeinem altteſtamentlichen Eifer über die ſchlaffen Diener Chriſti triumphirte. Der Zorn eines Propheten ſtrahlte von ſeiner Stirn. Wie er das Haupt ſchüttelte, wogten die grauen, ſilberweiß untermiſchten Haare wirr durcheinander.

„Aber der Stein, der Stein!“ ſchrieen Mehrere plötzlich, um ſich aus der Verlegenheit zu helfen.

„Iſt zum Stein des Anſtoßes geworden!“ ſagte der Rabbi ernſt und doch ſanft.

Die durchdringende Sicherheit und Wärme ſeiner Stimme hielt die Frager und Verſucher von neuem zurück. Der Rabbi lächelte, wie er ſie rathlos daſtehen ſah und den eitlen Uebermuth in Schranken hielt.

„Ob das Crucifix von Holz oder von Gold iſt,“ ſagte er ruhig und mild, „das gilt doch wohl gleichviel. Der Glaube thut das Wunder, und dem Glauben genügt ein Kieſelſtein. Muß ich die Prieſter Chriſti an das Geheimniß der Wandlung mahnen? Wer darf da fragen, ob das Brot noch Brot, der Wein noch Wein? Im Reiche des Glaubens giebt es keine gemeine Wirklichkeit. Sind die heiligſten Dinge nicht eben nur das, wofür ſie unter Menſchen gelten? Mir iſt jeder Fetiſch heilig, ſobald ein Volk an ihn glaubt, aber es muß nur ehrlich und wirklich glauben!“

Er ſchwieg und eine peinliche Stille lag über der Verſammlung. Der Rabbi nahm ſein Gewand zuſammen und drückte ſich wieder ſcheu zurück. Nachdem er, wie er glaubte, ſein hinreichendes Gutachten gegeben, hätte er ſich gern verkriechen mögen.

„Aber die Aechtheit des Steines!“ fuhr Durazzo von neuem auf ihn ein. „Ihr ſolltet ſeinen Werth abſchätzen!“

„Erlaubt mir, ſehr ehrenwerther Herr,“ ſagte der Rabbi, mit ruhiger Gemeſſenheit wieder einen Schritt vortretend und ſich an Filippo wendend. „Erlaubt! Wenn Niemand zweifelt, ob die Schaale ächt iſt, ſo iſt ſie ächt. Die Judenſchaft hat ſie ſchon mehrmals für gültig angenommen. Iſt das nicht genug? Erlaubt! In ihrem Geheimniß liegt der Werth der Wahrheit und der Schaale."

Ich hatte mich dem weiſen Juden nähern, ihm die Hand drücken wollen, aber er trat bereits ſeinen Rückzug an. „Meine arme Weisheit iſt zu Ende!" ſagte er mit unterwürfiger Verbeugung. — „Man geſtatte, daß ich mich entferne!" flüſterte er dem Abbé Bernis zu, der ihm zunächſt ſtand. Bernis legte ſeine Hand wohlwollend auf die Schulter des Juden und nickte ihm zu. Er gab dann, bevor ſich die Beſtürzung und der Unwille der Andern in Worten entladen konnte, dem Kirchendiener einen Wink und der Rabbi verſchwand eilig durch die kleine Seitenthüre, die ihn zu uns geführt. Wie Signor Durazzo ſich nach ihm umſah, war er uns bereits entzogen. Die Verſammelten maßen ſich gegenſeitig mit Blicken, in denen ſich bald das Gefühl der Beleidigung, bald der Anreiz, ſich ſelbſt zu verſpotten, kundgab.

„Nun, und die Wette!" rief Bernis lächelnd, „iſt ſie entſchieden? Der Rabbi hat den Stein für heilig erklärt, iſt uns aber den Beweis ſeiner Aechtheit ſchuldig geblieben."

„Der Jude hat uns genärrt!" ſtürmte Durazzo auf, „er hat nur ſchlau ſeine Unwiſſenheit bemäntelt." — Durazzo machte eine Bewegung, als wollte er ihm nacheilen.

„Halt!" ſagte Bernis, „mich dünkt, der Jude hat ſich, indem er die Trüglichkeit der Wiſſenſchaft nicht förmlich eingeſtehen wollte, ſo gut wie möglich aus dem Spiele gezogen.“

„Er hat mehr als das gethan!“ nahm ich das Wort, „der Jude hat die Bekenner Chriſti beſchämt. Der Glaube iſt es, der Berge verſetzt, und das Wunder iſt noch alle Tage gültig, aber freilich nur für Die, deren Geiſt noch die Befähigung dazu hat. Es giebt nur einen Gott für Den, der an ihn glaubt, ſich an ſeinem Daſein ſelbſt betheiligt fühlt. Ein ungläubiger Jude hat uns Chriſten an die Macht und Geltung des Glaubens gemahnen müſſen!“

Die Heftigkeit meines Unmuthes nahm ich ſelbſt erſt an der Wirkung wahr, die dieſer plötzliche Ausbruch auf die Geſellſchaft übte; mein Wort war nur ein Echo Deſſen, was der Rabbi geſagt, aber es war die Beſtätigung eines Chriſten. Man fand jetzt nicht wieder den beliebten und gewohnten Uebergang zum Scherz. An dem Gemurmel der geiſtlichen Herren, an den ſpöttiſchen Blicken der Cavaliere konnte ich ermeſſen, daß ich ihnen verdächtig erſchien. Der Abbé nahm mich freundlich bei der Hand und ſagte mit der Miene des diplomatiſchen Weltmannes: „Vielleicht ſteht es mit gar manchen Satzungen unſerer geheiligten Religion nicht viel beſſer, als mit der Frage über die Aechtheit der Schaale; man ſoll ſie gar nicht unterſuchen wollen!“

Ich ſah ihn traurig an. „Damit ſprächet Ihr“, ſagt' ich, „Euch ſelbſt und Allen die Befähigung ab, die Grundwahrheiten des Chriſtenthums von den Satzungen der Menſchen zu ſcheiden.“

„Wer will Spreu und Weizen ſondern?“ fragte Bernis, und zog die Augenbrauen und die Schultern in die Höhe.

„Jeder,“ ſagte ich, „Jeder will und muß es. Jeder, dem es Ernſt iſt um die Wahrheit! Der Geiſt erforſchet alle Dinge, ſelbſt die Tiefen der Gottheit; nur muß der Geiſt durchdrungen ſein von der Heiligkeit dieſer Aufgabe.“

Bernis zog mich bei Seite und flüſterte mir zu: „Beſſer, der Verſtand forſcht gar nicht, denn ich fürchte, er wird kein anderes Ergebniß finden, als daß der Stein unächt iſt, auch wenn es ſich die Leute nicht eingeſtehen wollen, nicht dürfen. Man laſſe die Sache im Dunkeln! Inſofern hat der Jude Recht. Die Völker müſſen regiert werden, und dazu iſt das Chriſtenthum noch immer gut genug.“

Ich ſah ihn beſtürzt an. Mit dieſer Heuchelei auf dem freundlichen Angeſicht drückte er mir die Hand und ſchied.

Das war alſo die gerühmte Aufklärung des Jahrhunderts? So weit verſtieg ſich die Kirche, wenn ſie freimüthig Zugeſtändniſſe machte?

Filippo Durazzo war aus patriotiſchem Eifer untröſtlich, daß die Wette durch den gelehrten Juwelenkenner nicht entſchieden war. Mehrere ſeiner Gefährten lachten laut über den komiſchen Ausdruck ſeines Unmuthes. Der Kaplan von San Lorenzo maß mich mit ſtrengen Blicken. „Die ganze Sache bleibt doch unter uns!“ ſagte er mit einem Tone, der mir zu verrathen ſchien, er finde es ſtrafwürdig, daß ich in dem Ausſpruch des Juden eine Beſchämung des Chriſtenthums ſah.

Die Geſellſchaft hatte ſich aufgelöſt und die Kirche verlaſſen. Einzelne Beter knieten noch in den Seitenkapellen; es waren Bettler und Kranke, die auf Erlöſung hofften, alte Mütterchen, die längſt mit dem Leben abgeſchloſſen hatten, Kinder, die man willenlos an die äußere Uebung des Dienſtes gewöhnt. Sind das die einzigen Gläubigen noch in der Chriſtenheit? dachte ich ſtill für mich. Und die Weiſen und Mächtigen, die mit dem Heiligen ein frivoles Spiel treiben, halten das Volk, blos um es ſicher regieren zu können, im alten Glauben feſt?

Sechstes Capitel.

Belmar und die Loge Melchiſedek.

Ich war — erzählte Dubois — wieder vor das Bild des Lazarus getreten und weidete mich an der ſchönen Wahrheit des Scheines, den der Pinſel eines alten geweihten Malers auf ein Stück Leinwand faſt zur handgreiflichen Wirklichkeit zu zaubern gewußt.

Ich hatte bei der Betrachtung des Bildes einen Genoſſen, der meinen Schritten gefolgt war und ſchon längere Zeit hinter mir ſtand. „Ein ſchönes Bild!“ ſagte er, als ich den Platz verlaſſen wollte; — „von einem alten Meiſter, den ich noch nicht kannte,“ fügte er hinzu und hielt mich am Kleide feſt.

Ich gab dem Fremden den nöthigen Beſcheid. Er rühmte die Färbung, die Pinſelführung, die Anordnung der Gruppe, die Erhabenheit, in der es gedacht, die Kraft, in der es ausgeführt.

„Der Glaube hat es geſchaffen!“ ſagte ich.

„Sehr wahr!“ erwiederte der Fremde, — „und der Glaube war es auch, der den todten Lazarus auferſtehen hieß.“

„Beides iſt ſchon ſehr lange her,“ ſagte ich, „das heutige Geſchlecht hat von dieſer Wahrheit keine Ahnung mehr.“

„Ihr irrt Euch!“ rief der Mann mit aufblitzenden Augen, „Ihr irrt Euch; was Einmal wahr geweſen, iſt es auch heute noch, das Wunder wird noch täglich neu.“

„Ihr wißt,“ war meine Erwiederung, „ich kenne das Dogma von der Wandelung, deſſen buchſtäblichen Sinn ſie feſthalten, während ſie ohne alle Befähigung ſind, das Wunder innerlich an ſich ſelbſt zu erfahren.“

„Es giebt noch Gläubige!“ murmelte der Fremde. „Wenn der ächte Glaube an die Gräber tritt, ſo erweckt er auch heute noch die Todten. Er iſt nur nicht mehr innerhalb der Kirche zu ſuchen.“

Ich ſah den Sprecher verwundert an. Erſt jetzt fiel mir das Ungewöhnliche in ſeiner Geſtalt, das Seltſame in ſeiner ganzen Erſcheinung auf. Der ſtarke Knochenbau ſeiner athletiſchen Schultern trug ein Antlitz, deſſen ſtarre Härte, wenn er ſchwieg, wie aus Erz gegoſſen ſchien. Die fleiſchloſen Wangen hatten in ihrer gelblichen Farbe etwas Mumienhaftes. Von hervortretenden Backenknochen geſchützt, von Brauen überhangen, blickten aus tiefen Höhlen ſtiere Augen; ſie leuchteten nicht, aber ſie hielten mit durchbohrenden Blicken ihre Beute feſt. Die Muskeln zuckten mehr unwillkürlich, als daß ſie freiwilliges Leben verriethen. Ein Zug von Schwermuth milderte, wenn er ſprach, das Abſchreckende ſeiner ganzen Erſcheinung. Man war ungewiß, ob Leidenſchaften oder Unglück ſein Geſicht ſo tief gefurcht. Ein dunkles, talarförmiges Gewand gab ihm halb und halb einen geiſtlichen Anſtrich. Ich hatte ihn nicht ohne Theilnahme gemuſtert, wie er das Wort ſprach: der Glaube ſei nicht mehr innerhalb der Kirche zu ſuchen.

„Ihr ſeid kein römiſcher Chriſt,“ ſagte ich leiſe.

Er maß mich mit ſeinen Blicken von Kopf bis zu Füßen und flüſterte: „An Euch iſt auch nur noch das Gewand römiſch.“

„Nehmt Euch mit Euern Aeußerungen in Acht!“ bat ich ihn. „Ihr ſeid ein Proteſtant!“

„Nimmermehr!“ erwiederte er mit eiſerner Ruhe. „Der Verſtand führt nicht zum Glauben zurück. Eine Religion, die keine Geheimniſſe mehr kennt, hat aufgehört Religion zu ſein. Wenn es dem Zeitalter am Glauben fehlt, ſo müſſen wir nicht vorwärts ſchreiten auf der Bahn der klügelnden Vernunft, ſondern uns rückwärts wenden zu den Quellen des alten Lebens. Mein Glaube iſt älter, als das geſammte Chriſtenthum, er hat im Orient an der Wiege des Geſchlechts ſeinen Urſprung.“

„So ſeid Ihr Jude?“ fragte ich.

Er ſchüttelte das Haupt. „Das Judenthum hat den Muth verloren, die Welt zu erobern, und mit dem Muthe die Kraft Gottes, die Kraft, Wunder zu thun. Es geht ebenſowenig wie das Chriſtenthum auf ſeine Quellen zurück; ſonſt würde es die wahre Religion der Menſchheit finden.“

„Welche andere Quellen,“ fragte ich erſtaunt, „welche ältere Urkunden, als die Bibel, könnt Ihr gefunden haben?“

„Wenn ſie die ganze Bibel hätten,“ ſagte der Mann mit einer unerſchütterlichen Feſtigkeit, „dann würden ſich Juden und Chriſten nicht geſpalten haben, wie zwei thörichte Geſchwiſter, die ſich in das große Erbe der Menſchheit theilen wollen, ſtatt es gemeinſam zu verwalten, weil es untheilbar und unveräußerlich iſt. Die Bibel verdient hohe Achtung, ſie iſt, wie der Zendaveſt, wie die Edda, wie die Götterlehre aller Völker, ein heiliges Buch; aber wie Ihr ſie habt, iſt ſie nicht vollſtändig, ihr fehlen drei Capitel: der Anfang, der Mittelpunkt und das Ende, ihr fehlt das Geheimniß der Weltregierung.“

Ich ſah ihn groß an; die Ruhe ſeines dreiſten Ausſpruchs befremdete mich. „Mich dünkt,“ ſagte ich furchtſam, „der Welt könne geholfen werden, wenn ſie auf die reine Quelle der Bibel zurückkehrte! Welche Weisheit könnte dem Menſchengeſchlecht entzogen ſein, die ſich hierin nicht offenbarte, wenn ſie die Menſchen nur zu deuten wüßten!“

„Eben die Deutung“, ſagte er, „iſt Euch verſagt, weil Euch der Glaube an das täglich neue, täglich lebendige Wunder fehlt. Wie Tag und Nacht miteinander wechſeln, die Sonne auf- und niederſteigt, die Blume blüht und verwelkt, der Leib wächſt und ſtirbt: das Alles haltet Ihr für keine Wunder mehr, denn die Gewohnheit hat Euch ſtumpf gemacht und Ihr nehmt die Geheimniſſe des Lebens und Sterbens wie eine Alltäglichkeit, mit der ſich der Verſtand abgefunden. Daß Alles ein Wunder iſt, jeder Athemzug Eurer Seele, jede Regung Eures Leibes ſich in jedem Augenblick geheimnißvoll aus ſich ſelbſt erzeugt, das begreift Ihr nicht. Was Eure Prieſter

Wunder nennen, das ſoll eine abgemachte Vergangenheit ſein. Hat Moſes, hat Chriſtus je auf Erden gewandelt, ſo wandelt er auch noch heute und geht als Geiſt um. Was Einmal wahr geweſen, iſt es auch noch jetzt, oder es war niemals wahr!“

Eine ſeltſame Haſt war über den Mann gekommen, während er ſo ſprach. Seine Blicke liefen unheimlich am Gewölbe der Kirche auf und nieder, es loderte in ſeinem Innern ein quälendes Feuer, deſſen ſtürmiſcher Ausbruch bald ſchreckte, bald reizte.

„Und dieſen Glauben an die tägliche Erneuerung einer göttlichen Wunderkraft habt Ihr in Euch genährt?“

„Durch Einſamkeit, durch Nachtwachen, durch Weltentfremdung,“ ſagte er mit dumpfem Tone und ſah mich ruhig an. „Wer nach der verlornen Reinheit der Seele ſtrebt, gelangt auch wieder zum Beſitz des verloren gegangenen ſchöpferiſchen Wortes, deſſen Ausſpruch hinreicht, um den Stein in Brot zu verwandeln. Es iſt daſſelbe Wort, mit welchem Petrus den Uebelthäter Ananias zu Boden ſtreckte; daſſelbe Wort, das Chriſtus zu Lazarus ſprach, alſo daß dieſer aufſtand, ſein Bett nahm und wandelte.“

Ich ſah ihn zweifelnd an. „Und Ihr kennt dies Zauberwort?“

Er ſchien dieſen Ton des Zweifels zu verſtehen, nahm ſein Gewand zuſammen und ſtarrte mich wieder regungslos an. „Nicht ich,“ ſagte er mit gezwungenem, bitterem Lächeln, „ich bin nur ein Schüler in der Weisheit großer Meiſter.“

„Wen nennt Ihr Eure Meiſter?“

„Eben Die“, ſagte er mit einem Anflug von Beſcheidenheit, „eben Die, welche die Menſchen für todt halten, während es die einzig Lebendigen ſind. Nicht die Leiber ſind lebendig, ſondern die Geiſter, weil ſie am Weltall weben und wirken, und der wahre Glaube befähigt zum Umgang mit dieſen wahrhaft Lebendigen. Moſes, Elias, Chriſtus ſind drei von den großen Vorſtehern dieſes Erdballs, ſie ſind ſo lebendig wie Gott ſelbſt, ſie helfen dem großen Baumeiſter der Welt in ſeinem Wirken und Schaffen.“

„So ſeid Ihr Freimaurer,“ ſagte ich, und machte ihm das Zeichen.

„Nicht in Euerm Sinne,“ erwiederte er kalt und trocken, mich mit wegwerfendem Blick bis zur Sohle muſternd. — „Was nennt Ihr Maurer?“ fragte er nach einer Pauſe, mich von der Seite feſt in's Auge faſſend.

„Ich nenne Den ſo,“ ſagte ich, „der an dem großen Werke mitarbeitet, die Menſchen zu einer allgemeinen Verbrüderung im Geiſte heranzubilden. Was die Kirche nicht mehr vermag oder nicht mehr will, das erſtrebt die Gemeinſchaft der Edlen, die ſich zum Bau eines unſichtbaren Tempels die Hände reichen.“

Er ſchüttelte den Kopf, während er ſpöttiſch lächelte. „Ihr wollt die Menſchen verbrüdern,“ ſagte er, „den Menſchen im Menſchen heilig halten, und Ihr ſchließt die Juden aus! Mit welchem Rechte bildet Ihr Euch ein, den Tempel Salomonis aufzurichten?“

Ich ſchwieg. Ich kannte die chriſtliche Ausſchließlichkeit, obſchon ich Neuling war, bereits als einen Grundſatz der meiſten Logen. In der Miene des ſeltſamen Menſchen lag plötzlich die ganze Anmaßung eines kecken Dünkels.

„Meine Loge“, ſagte er, „reicht weiter hinaus in den Schooß der Zeiten, meine Religion iſt nicht ſo arm und karg. Ihr macht das chriſtliche Bekenntniß zu einer Bedingung und habt von dieſem Bekenntniſſe doch nur den todten Buchſtaben in Händen. Somit fehlt Euch mit der wahren Religion auch das eigentliche Weſen der ächten Maurerei, Euch fehlt der Muth des Geiſtes, der die Geheimniſſe der Natur erforſcht und die Tiefe der Gottheit durchdringt. Ihr ſchaart Euch zu freundſchaftlichen Liebesmahlen zuſammen, beſingt und feiert humane Gefühle; aber Ihr kennt den Kern des Menſchen nicht, Ihr glaubt die Welt von der Knechtſchaft zu befreien, wenn Ihr die Ketten mit Blumen umwindet. Der ächte Maurer iſt der ächte Menſch, und der ächte Menſch der wahre Sohn Gottes.“

Ich erſchrak vor dieſer Selbſtvergötterung der Creatur.

„Wie gewinnt man Zutritt zu Eurer Loge?“ fragte ich zögernd.

„Vielleicht biſt Du bald reif für unſeren Bund,“ ſagte der Mann mitleidig ſtolz, „noch biſt Du erſt ein Kind im Glauben!“

„Und wie nennt ſich Eure Loge?“

„Für Jeden anders,“ ſagte er ausweichend, „für die Juden Melchiſedek, für Andere anders, für Dich: zum heiligen Gral, denn Du biſt hier an dieſer Stelle Deſſen inne geworden, was der Menſchheit gebricht. Jeder Ort, jede Stätte iſt heilig, wo der Menſch in der Einkehr in ſich ſelbſt den großen Unbekannten ſindet, den wir Alle ſuchen. Ich für mein Theil bin Roſenkreuzer; der große Roſicrucius hat mich gewürdigt, ſein Schüler zu ſein.“

Er legte den Talar über ſeine Bruſt zuſammen, verbeugte ſich ruhig und ſchritt nach der Thür.

Wie ich ihm folgte, ragte die hohe dürre Geſtalt des Mannes noch aus dem Volkshaufen hervor, in deſſen Gewühl auf dem Platze er meinen Blicken entſchwand. —

Der Räthſelhafte nannte ſich damals Abbé Belmar. Du kennſt ihn unter anderer Geſtalt, als Grafen San Germano. In dem ſtrotzenden, vollblütig prahleriſchen Lebemann von heute würde Niemand den Abbé Belmar wiedererkennen. Er iſt ſeitdem einige Jahre lang im Orient geweſen und hat dort, wie er ſagt, das Lebenselixir, den Verjüngungstrank gefunden und eine Metamorphoſe erlebt. Ein Ascet ging er hin, und ein ſtrahlender Lebemann, ein feiſter Genußmenſch kehrte er aus den Katakomben Aegyptens wieder. —

Ich ließ mich in die Loge Melchiſedek aufnehmen, aber ich fand dort weder den heiligen Gral, noch den ächten Stein, den die Maurer zum Eckſtein ihres Gebäudes machen. Den ächten Stein, die Wunderkraft eines ächten Glaubens, fand ich bei einem Juden, bei dem kleinen Rabbi aus San Lorenzo. Ein Jude war's, der mich wieder gläubig machte.

Siebentes Capitel.

Ein Jude vom ächten Glauben.

Ich muß, mein junger Freund, begann Xaver am nächſten Abend, Dich in der alten Hafenſtadt von Genua mit dem Volk der Schiffer und Fiſcher bekannt machen, ſoll Dir deutlich werden, in welchem bewegten Moment ich Rabbi Laſſe wiederfand.

Der Herbſt brachte uns die ganze Gluth des Nachſommers. Die Felſenſtadt Genua athmet dann gegen Abend die eingeſogenen Sonnenſtrahlen wieder aus. Ich pflegte beim Anbruch der Dämmerung den Strand aufzuſuchen und wandelte gern am Bollwerk des alten Hafens, in der Nähe der Bucht am Palaſt Fiesco.

Am Strande begann ein lebendiges Treiben. — Man ſagt, Genua habe ein Meer ohne Fiſche, ein Land ohne Bäume und Männer senza fede. Der erſte Satz des alten Sprüchworts hat die Genueſer klug und erfinderiſch gemacht, um dem Elemente, auf das ſie verwieſen ſind, dennoch den ſchuldigen Tribut abzugewinnen. Genua's Felſen ſteigen jäh aus der

Tiefe auf, die Brandung geht ſelbſt bei der Ebbe hoch und ſchwer. Das mag der Grund ſein, weshalb die Fiſche ſich nicht leicht an die Oberfläche wagen. Man muß ſie erſt durch beſondere Mittel herauflocken. In der Stunde der ungewiſſen Dämmerung beſteigt man leichte Kähne. Je zu zwei ſitzen die Fiſcher in kleinen, ſchmahlen Nachen und kreuzen am Ufer hin und her. Der Vordere liegt ausgeſtreckt auf der Bruſt, mit dem Obertheil des Körpers über den Schnabel des Kahnes hinwegragend, in der Linken eine brennende Fackel, deren heller Schein die Thiere reizt, in der Rechten mit der Harpune gerüſtet, um die keckſten unter ihnen, die aus der Tiefe heraufſteigen, zu treffen. — Dicht im ſpitzen Winkel der alten Bucht vor dem Palaſt Fiesco ſucht man auch noch auf andere Art ihnen beizukommen. Das Meer ſchäumt hier zwiſchen den Klippen mit der ganzen Gewalt ſeiner entfeſſelten Wuth. Dicht hinter den tobenden Wellen bildet ſich aber eine ruhige Waſſerſtelle. Wer dort ein Netz werfen könnte, würde Petri Fiſchzug halten. Kein Nachen aber wagt ſich hier durch die Brandung, und von der offenen See aus läuft man Gefahr, an die Klippen geſchleudert zu werden, bevor ſich jene friedliche Waſſerſtelle erreichen läßt. Der Genueſe weiß jedoch ſein treuloſes Element zu überliſten. Hüben und drüben auf den vorſpringenden Felſenſpitzen ſtehen und hangen die luſtigen Burſche mit den braunen Geſichtern, die rothe Mütze auf's Ohr gedrückt, ſonſt beinahe ganz nackt, vom Schaum der Wogen beſpritzt. Paarweis halten ſie eine Leine in Händen, die im Winkel des Golfs von einem Ufer zum andern reicht; in der Mitte derſelben hängt der Angelhaken, den ſie dicht hinter der Brandung in die ruhige, flache Stelle des Waſſers ſenken. Auf dieſe Weiſe überbrücken ſie den Schlund und holen ſich ihre Beute dicht neben dem Rachen des Todes hervor. Wenn ſie die Leine in die Höhe ſchnellen und eine tüchtige Seebarbe in freier Luft am Haken zappelt, ſo iſt auch noch das Triumphgeſchrei der Zuſchauenden ihr ſicherer Lohn.

Ich ſtand und ſah dem munteren Wettkampf zu. Tiefer hin auf der Fläche des ſanft bewegten Meeres ſchoſſen die Fiſcher mit den Fackeln hin und her. Die Dämmerung wob bereits ihren Schleier um Meer und Felſen; die wilden Fiſcherbuben ſprangen noch immer wie Gemſen an den Klippen auf und ab.

Ich wandte mich links bergan in eine jener Gaſſen, die das letzte Erdbeben in Trümmer ſtürzte. Die chriſtliche Bevölkerung pflegt dem Zorne Gottes zu weichen, und eine alte Satzung der Republik beſtimmt den Schauplatz ſolcher Verwüſtung zu einem Zufluchtsort für die orientaliſchen Juden. Der Jude baut ſich auch da noch gern an, wo der Chriſt Fluch und Verwünſchung fürchtet. — Wie ich über Schutt und Geröll die todte Gaſſe hinaufſtieg, ſaßen und hingen die Menſchen des alten Teſtamentes haufenweis auf den halbzerſtörten Mauern und Dächern, einige wie friedliche Schwalben am Gebälk, andere mitten im peſtartigen Schmutz, wie Raben, die keinen Ort ſcheuen, wo Beute lockt.

Lautes Getümmel und Geſchrei, das von der Bucht herauf erſcholl, lenkte meine Schritte wieder zurück. Zwei Fiſcherknaben, die keckſten unter den Anglern, hatten beim Schwingen der Leine das Gleichgewicht verloren und waren von Klippe zu Klippe in die Bucht geſtürzt: ihr Hülferuf erſtarb im Geräuſch der Brandung. Schnell genug war das Ufer von Fackeln erhellt, aber erſt nach beträchtlicher Weile gab der Schlund ſeine Opfer wieder. Die Männer trugen die erſtarrten Körper an's Land, ſchüttelten und ſtülpten ſie kopfüber; zwei Weiber ſtürzten ſich mit dem Schrei der Verzweiflung auf die entſeelten Leiber ihrer Söhne. — „Ruft den gelehrten Juden herbei, den kleinen Rabbi!" riefen mehrere Stimmen; „dort oben hauſt er in dem alten Eulenneſt, das ſich an den Fels klammert!" — „Tragt die beiden Buben zu ihm hinauf," ſagten Andere. „Ehe der Alte herunter kömmt, iſt es zu ſpät!"

Raſch waren die Körper der beiden Knaben, man konnte ſie vielleicht ſchon Leichen nennen, auf die Schultern der Männer gehoben: der ganze Zug ſetzte ſich die Felſengaſſe hinauf in Bewegung: wie aus einem dumpfen Keſſel tönte das wilde Gewirr, das Geheul der Weiber, das Geſchrei der Kinder in der engen Schlucht. Vor einem halbzerſtörten Hauſe machte man Halt. Aus einer Mauerſpalte, die mit zerbrochenem Glas und Oelpapier verſetzt, ein Fenſter bildete, drang ein ſparſames Licht hervor. Die Bewohner der Höhle waren alſo daheim. Man hielt ſich nicht damit auf, an die verſperrte Thür zu klopfen und auf ihr Oeffnen zu warten: ohnedies genügten wenige Fauſtſchläge, die mürben Bretter, die den Eingang wehrten, zu zertrümmern.

„Her mit dem Rabbi! Heraus mit dem Juden!" ſchrie der tobende Hauſe in der Gaſſe, während ich mich mit den Trägern durch die ſchmahle Oeffnung in das Innere drängte, im halberhellten Raume mit Händen und Füßen ſuchend und tappend. Aus dem Winkel des Zimmers, eine ſpärliche Lampe in der einen Hand, den Talar mit der anderen feſt an die Bruſt gedrückt, erhob ſich die kleine, dünne, ſchwärzliche Geſtalt eines Mannes. Ein altes rußiges Weib, das neben ihm am Boden gekauert, ſuchte auf dem Heerde einen Spahn Holz zurecht, zündete ihn an und drückte den auflodernden Brand in die Mauerſpalte. Die Höhle ward hell; es war der Rabbi Laſſe, mein kleiner, ſanfter, kluger Jude von San Lorenzo, der in ihrem eigenen Tempel die profanen Chriſten beſchämte.

Das ganze Zimmer war von dem lärmenden Schwarm angefüllt, während Die, welche der Raum nicht faßte, das Dach des Hauſes zu erſteigen Miene machten, um ſich zerſtörend und verwüſtend von oben her Eingang zu verſchaffen.

„Er iſt ein Weiſer aus dem Orient!“ ſchrie die verworrene Menge. „Er verſteht die ſchwarze Kunſt! Er laſſe ſehen, ob ſeine Zaubereien gut genug ſind für Chriſtenkinder!“ — Die beiden Körper der Jünglinge hatte man ihm zu Füßen hingebreitet.

Es war nicht nöthig, dem Rabbi Muth einzuflößen, er war nicht ſcheu, nicht ängſtlich; er ſchien daran gewöhnt, daß man ihn ſo ſtürmiſch um Hülfe anging. Ein ſtummer Wink von ihm genügte, die Alte in Thätigkeit zu ſetzen, damit ſogleich das Nächſte und Nöthigſte geſchah. Die zwei entſeelten Körper lagen, in wärmende Decken gehüllt, am Boden, der Rabbi kniete hin und rieb die ſtarren Glieder, die Alte und ich waren mit wollenen Tüchern behülflich. Es war vergeblich; kein Puls wollte ſchlagen, kein Athemzug ſich regen. Auf die Stille, die während deſſen unter der lauſchenden Menge herrſchte, erfolgte von neuem ein dumpfes Gemurmel. Ich verſuchte umſonſt den Aufruhr der Gemüther zu beſchwichtigen; ſtatt der bisherigen Bitten, Erwartungen und Hoffnungen wurden drohende Stimmen laut. Der Rabbi ſaß ſtill am Boden, ſtarrte den Todten in's Geſicht, befühlte ihre Herzgrube und ſchüttelte leiſe das Haupt. Plötzlich ſprang er auf, fuhr mit ſeltſamen Gebährden im Zimmer herum und ſtreckte beide Hände gen Himmel. „Laßt mich allein mit den Jünglingen!“ ſchrie er laut; „Menſchenkunſt reicht nicht mehr aus; Gott, der alleinige Gott, muß helfen!“

Ein plötzlicher Entſchluß ſchien in ihm reif zu ſein. Er trieb den ganzen Schwarm aus dem Zimmer hinaus; Niemand wagte ſich ihm zu widerſetzen, ſo ſtürmiſch, mit lautem Geſchrei und Gezänk drang er auf Alle ein. Auch die Alte mußte weichen, und ſchon hatte er die Thür mit Brettern, mit Stuhl und Tiſch geſperrt, als er mich noch wahrnahm. Er ſchien Luſt zu haben, mich ebenfalls zu vertreiben; aber die Haſt und Angſt, die ihn befiel, geſtattete ihm keinen weiteren Verzug. Er holte allerlei Geräthſchaften herbei, warf ſich dann plötzlich wie ſinnlos nieder, drückte die Stirn wider den Boden, ſchrie und jammerte wie in letzter Todesqual; dann ſprang er zu dem Pult im Winkel, blickte in das aufgeſchlagene Buch und warf ſich von neuem ſingend und heulend über die beiden

Leichen, küßte ihre Stirn, hauchte ihre Herzgrube an und beſtrich die ſtarren Glieder mit einem feinen eiſernen Stäbchen vom Wirbel herab bis zu den Fingern und Fußſpitzen. „O mein Himmel!“ rief er Athem ſchöpfend und die hellen Tropfen auf der Stirn trocknend, „es ſind ihrer zwei, und ich bin hier allein, allein mit meinem Gott!“ Er ſtierte mich an; ich wußte nicht, ob ein Dämon ſeine Sinne verwirrte. Es war eine bange Minute des Schweigens, während draußen das Gemurmel des Volkes ſich von neuem wie eine heranwachſende Fluth erhob. „Bete mit mir!“ ſchrie der Rabbi in höchſter Angſt, „Du biſt kein Sohn Abraham's; aber ob Chriſt, ob Heide, bete zu Deinem Gott! Helfen wird freilich nur der Eine, der Wahre, der Gott meiner Väter!“

Ich blickte mich erſchrocken um, ob kein Lauſcher da ſei, kein Zeuge des heiligen Amtes, kein Bote der Inquiſition. Der Rabbi warf ſich auf den Boden und ſang wunderbare Worte mit einer Stimme, die bald wie die Klage des Gefolterten, bald wie das Wimmern eines hülfloſen Kindes klang. Dann warf er den Talar, faſt ſeine ganze Bekleidung, von ſich. Es war ein ſchrecklicher Anblick, wie der kleine, mit greiſem Haar bedeckte Körper des Mannes in die wilde Bewegung eines Raſenden gerieth. Die grauen Locken flatterten über ſeine Stirn, in ſeinem ſonſt ſo ſtillen, ruhigen Auge loderte eine verzehrende Gluth. Von neuem war er über die Jünglinge hingeſtürzt, ſtrich und rieb auf und nieder, bald ſanft, bald heftig, und fuhr mit dem eiſernen Stabe über die ſtarren Glieder hin und her.

Als er erſchöpft innehielt, — er lag mit ſeinem Körper ganz über die Knaben gebreitet, — trat ich zu ihm, berührte ihn ſanft mit der Hand und ſprach: „Seid ohne Furcht, Meiſter, ich ſchütze Euch, wenn Ihr das Unmögliche nicht leiſten könnt!“

„Hebe Dich von mir, Zweifler, willſt Du meinen Glauben ſtören? Iſt Dein Gott ſo ohnmächtig, ſo arm?“ — Er rief es mit einer Begeiſterung, die an wilden Zorn grenzte. — „Sie leben, beide Jünglinge leben! Mein Gott hat mir geholfen. Gelobt ſei der Gott Abraham's, der alleinige Gott Himmels und der Erde!“

Er hatte ſich in die Höhe geſchnellt und ſank von neuem zuſammen. Ich griff nach den Pulſen der Jünglinge; das Leben klopfte von innen leiſe an die Pforten des eiſernen Todes, Neue Wärme drang durch die Adern, die Knaben regten ſich, ſie ſchlugen die Augen auf. „Hallelujah!“ rief ich, „Meiſter. Dein Gebet iſt erhört!“

Er raffte ſich auf, warf ſich in ſeine Kleider, entfernte ſorgfältig alle Geräthe, drückte dann beide Hände gegen ſeine Bruſt und ſprach mit geſenktem Haupte ſtille, leiſe Worte des Dankes in ſich hinein. Dann öffnete er die Thür und rief mit lauter Stimme: „Herein mit Euch! Eure Jünglinge ſind lebendig!“

Tobend und jubelnd brach die Menge in's Haus, Weiber und Kinder frohlockten laut, ein ſchallendes Halloh drohte die mürben Wände der Hütte zu ſpalten. Die Geretteten erholten ſich raſch; die Männer hoben ſie auf die Schultern und trugen ſie unter lautem Triumph von dannen Neue Schaaren hatten ſich von allen Seiten her in die Berggaſſe gedrängt; man zündete Fackeln an und gab den Trägern ein glänzendes Geleit. Vom Ufer herüber tönte das wilde Geſchrei der ausgelaſſenen Freude des Volkes. Die Brandung der Wogen, denen man ihre Beute entriſſen, donnerte dumpf im Felſenkeſſel nach.

Der Lärm verklang, die Menge verlief ſich, es ſtanden nur noch Wenige umher, die Zeugen des Geſchehenen geweſen. — „An den Juden, an den Mann des Wunders denkt Niemand weiter,“ ſagte ich halblaut für mich hin.

„Wohl ihm, wenn man es ihm nicht gedenkt!“ nahm mit ſcharfer, bitterer Betonung eine Stimme neben mir das Wort auf.

Ich mußte meine Augen in die Höhe richten; auf der Baſtion des alten Hafens, dicht am Rande des Felſenabgrundes, ſtand eine tief in Gewänder gehüllte Geſtalt, einer Bildſäule gleich, auf dem kecken Poſtament ſtarr und regungslos emporragend. Ich hatte mich an die Brüſtung der Mauer gelehnt und richtete mich jetzt auf, um die Sprecherin in's Auge zu faſſen. Ein Weib war es, ſo dumpf und tief auch der Ton, der aus der Hülle der Tücher drang, die nach der Sitte des Morgenlandes ſelbſt die Lippen der Sprecherin verbarg.

„Wer ſoll es ihm gedenken, im böſen Sinne?“ fragte ich.

„Wer?“ klang es mir entgegen, „alle Welt wird es ihm nachtragen, Volk und Prieſter, Signorie und Pöbel. Das chriſtliche Volk nennt ihn einen Magier, und auf Ausübung dieſer Kunſt ſteht der Tod!“

Der Mond trat aus dem Gewölk und zeigte mir die

Geſtalt in vollem Licht. Eine jener Töchter des Orients ſtand vor mir, wie ſie Tizian in ſeinen Bildern malte, eine jener Amazonen des Morgenlandes, die bei der gewaltſam zuſammengehaltenen Kraft ihres Muskelbaues jeden Augenblick im Stande ſind, zum Schwert zu greifen, um von einem Holofernes das Haupt zu fordern. Ihr großes, junoniſch geſchwungenes Augenblickte, wie nach dem Donner ſuchend, ſtarr in den Nachthimmel obinauf, dann verachtungsvoll auf den Strand hinunter, wo ſich die lärmende Menge wie Gewürm in ihre Schlupflöcher verlief.

„Wer“, ſagte ich, „ſoll hier ſo grauſam ſein, eine alte erloſchene Satzung anzuwenden? Auf magiſche Künſte ſteht der Tod; wer aber würde hier Wohlthat mit Undank vergelten können?“

„Wer?“ entgegnete das Weib, „wer nicht? ſolltet Ihr fragen! Die Welt iſt treulos, ſie ſteinigt heute, dem ſie geſtern die wohlthuende Hand geküßt. Das Vorurtheil iſt der Gott, der Moloch, dem die Menge opfert!“

Ich war betroffen von der verwegenen Rednerin zurückgetreten, die ſo eben an der Baſtion hinunterſtieg, um hinter den Felſen einen Pfad nach der Tiefe zu ſuchen. Der Blitz ihres Auges fuhr noch leuchtend über mich hin, als ſie halb zurückgewendet zwiſchen dem Geſtein verſchwand.

Ich gedachte des Rabbi; es trieb mich zu ihm zurück. Die Sorge, es könne ihm wirklich Wohlthat mit Undank vergolten werden, war in mir aufgetaucht; ich ſtieg eilig die Trümmergaſſe von neuem hinauf zu ſeiner Wohnſtatt.

Es war ſtill geworden in der Hütte; nur die kleine Lampe mit ihrem unſicher flackernden Licht brachte eine unruhige Bewegung in das Bild. Der kleine Mann mit dem ſtarken Glauben, den Rücken dem Eingang zugewendet, ſaß erſchöpft in ſeinem Winkel. Auf der Bank neben ihm ſtand ein Krug Waſſer, eine Schaale Honig und ein Brot; wie es ſchien, ſein Nachtmahl. Er hielt das Meſſer in der Hand und ließ es ſpieleriſch zwiſchen zwei Fingern in der Schwebe auf und nieder gleiten, und während er ſinnend vor ſich hinblickte, wiegte er zufrieden und wohlgefällig, ganz mit ſich ſelbſt beſchäftigt, ſein greiſes Haupt. Er ſchien keines Dankes gewärtig zu ſein, kein anderes Lob verdienen zu wollen, als das er ſich ſelbſt im Stillen gab. Ich ſtand ſchon hinter ihm, als er meinen Eintritt bemerkte.

„Meiſter,“ ſagte ich, meine Hand leiſe auf ſeine Schulter legend, „Meiſter, Euer Glaube hat geholfen, Euer Gott iſt ein mächtiger Gott!“

Er ſtand hoch auf und ſah mich verlegen und erſchrocken an. Dann drückte ſich die feine ſpärliche Geſtalt des Alten wieder kümmerlich zuſammen; aus dem milden, ſanften Augenpaar lugte die Vorſicht wie ein furchtſamer Spion hervor.

„Ah! ſeid Ihr's, Signor?“ ſagte er, ſich meiner erinnernd. „Verzeiht,“ flüſterte er ſchüchtern, „wenn ich im Drang der Noth Worte ausſtieß, die ungehörig waren.“

„Wer den ſtärkſten Glauben hat,“ ſagte ich bewegt, „der hat den wahrſten Gott!“

Er hatte mich jetzt von neuem mit Blicken gemuſtert, die auf meinem ſchwarzen geiſtlichen Gewande haften blieben.

„Scheuet dieſe Hülle nicht!“ ſagte ich. „ſie bedeckt für diesmal ein Herz, das den Menſchen im Menſchen ſucht, ihn als Bruder begrüßen möchte. Laßt mich Eure Hand drücken, die ſelbſt an Euern Feinden Gutes thut. Iſt das chriſtlich: fürwahr, mich dünkt, ſo ſeid Ihr ein Chriſt, ein beſſerer als Viele, die: Herr, Herr! rufen. Muß ich Euch um der Stärke Eures Glaubens willen beneiden, ſo habe ich wohl Grund, ehrfurchtsvoll zu dem Gott aufzublicken, zu dem Ihr betet. Und der Gott, der hier hülfreich war, iſt ja doch auch der Vater Aller, das Urelement der Welt! Nur die blinde Verworrenheit der Menſchen, Meiſter, hat es verſchuldet, wenn ſie ſich um der verſchiedenen Aeußerung ihres Glaubens willen verfolgen. Laßt es ein gutes Zeichen ſein, daß Ihr auch in dem Gewande eines chriſtlichen Ordens einen Menſchen fandet, der ſich Euch liebevoll naht und dankt!“

Er ſah mich ruhig an, aber in ſeinem braunen Auge ſpiegelte ſich noch leiſe der Argwohn, der im Hintergrund ſeiner Seele niſtete. Ich fühlte in ſeinem ſtillen Blick den Vorwurf einer jahrtauſendlangen Schmach, die das Chriſtenthum auf ſein Volk gehäuft. Dieſer Blick ſchien ſagen zu wollen: Bin ich ein böſer Zauberer? Meine Kunſt iſt trüglich, aber Gott iſt groß! Warum kommſt Du zu mir? Vielleicht nachdem ich Euch Gutes gethan, um mir heimlich wehe zu thun? — Ich bezwang kaum die Bewegung, die ſich meiner beim Anblick der lächelnd ſtillen, ſchmerzlich bittern Leidensmiene des

Mannes bemächtigte; ich glaube, mir zitterte verſtohlen eine Thräne im Auge, wie ich meine Schuld, die Schuld der chriſtlichen Jahrhunderte, gegen den Juden fühlte.

„Meiſter“, ſagte ich, „ich habe neulich in San Lorenzo die Klugheit Eures guten Verſtandes bei ſo viel ehrlichem Eifer für die Wahrheit bewundert. Laßt mir heute das freudige Erſtaunen über die Entdeckung eines ſtarken, großen, heiligen Willens, der die Natur bezwingt, weil er mit Gott im Bunde iſt.“

Wir ſaßen unvermerkt uns gegenüber, Aug' in Auge. Er hatte mir den Platz neben ſich eingeräumt auf der ſchmahlen Bank. Die Hand, die er mir nicht reichen wollte, hatte ich von ſelbſt ergriffen, und er duldete, daß ich ſie hielt, er entzog ſie mir nicht. Auf ſeinem Antlitz wechſelten ruhige Gleichgültigkeit, ſtille Befremdung und eine Herzensgüte, die ſich nicht zutraut herauszutreten; er ſchien es nicht gewohnt, ſich liebevoll berührt zu fühlen. Die dürftige Lampe flackerte bald keck in die Höhe, bald glomm ſie ſchüchtern in ſich zuſammen. Es war ſehr ſtill um uns her.

Man findet nicht immer gleich das rechte Wort, wenn man mitten im Gewühl des verworrenen Lebens plötzlich einen ächten, reinen Menſchen entdeckt. Es war mir, als läge draußen die Welt in Trümmern, als hätten die Jahrhunderte ihre Irrthümer und Gebrechen als Schutt um die kleine Hütte aufgehäuft und drinnen ſäßen, wie in den Gräbern Pompeji's, von kaltgewordener Lava überdeckt, zwei ſtille gerettete Geſtalten.

„Meiſter,“ begann ich unſer Schweigen brechend, „die Welt iſt ſehr arm geworden an Glauben, ſehr arm und hülfsbedürftig. Sie beten in ihrer Verworrenheit zu allerlei Heiligen und finden Gott nicht mehr heraus!“

Der Rabbi ſprang von der Bank auf und ſtarrte mich an. Befiel ihn die Angſt, ich möchte in der Geſtalt des Verſuchers genaht ſein? Mit einer jähen Haſt löſte er den Gürtel ſeines Talars, ſchüttelte das Gewand ſo heftig, als wenn er es von Staub ſäubern wollte, ſah mich dann nochmals durchdringend an, ſetzte ſich aber wieder neben mich und legte langſam ſinnend ſein zerknittertes Kleid in regelrechte Falten. Er ſchien nach dem rechten Inſtrument zu ſuchen, um Aufſchluß über mich zu erhalten.

„Ich weiß nicht,“ ſagte er endlich nach langem Schweigen, ſchüchtern und ängſtlich ſeine Blicke werfend, — „ich weiß nicht wie Euer Wort zu Eurem Kleide ſtimmt.“

„Ein Kleid verhüllt den inwendigen Menſchen,“ ſagt' ich, „aber es erdrückt, es begräbt ihn nicht. Ich bin Euch anſtößig im Gewand des Collegiums, das ſich nach dem Herrn und Heiland nennt. Ich werde es bald von mir thun; denn ich bin der Schule entwachſen.“

„Und Ihr meint wirklich, die Heiligen hätten in der Chriſtenheit Gott verdrängt?“ fragte Rabbi Laſſe, mich prüfend, während der Ton ſeiner Rede wie ein heimliches Frohlocken klang. „Das ſollen ja doch Eure Heiligen nicht! Sie ſollen es nicht im Sinne Eurer Kirche, ſie ſollen Gott nicht verdrängen, ihn vielmehr mit der Creatur vermitteln, Stellvertreter ſein zwiſchen ihm und ihr! Meint Ihr nicht?“

„Eines Mittlers“, ſagte ich, „bedarf die Welt, um den

Gedanken der Kindſchaft Gottes feſtzuhalten, aber nur des Einen, der ſelber rein befunden wurde und zuerſt dieſen Gedanken in ſich entdeckte. Ich bin mit mir einig geworden, daß die römiſche Kirche ſich in dieſem Sinne verjüngen muß.“

„So ſeid Ihr reif“ — fuhr der Rabbi heraus und zögerte auszureden.

„Zum Ketzerthum!“ ergänzte ich ſeine Rede, „wenn Ihr ſo mit dieſem Namen das gereinigte Chriſtenthum bezeichnen wollt, das die Spreu vom Weizen ſondert, die Satzungen der Menſchen verwirft und am Kern der Sache Gottes feſthält! Meiſter, Ihr würdet dieſem Ketzerthume, wenn Ihr es kenntet, Gerechtigkeit widerfahren laſſen! Es giebt ein chriſtliches Ketzerthum, das einen ſo ſtarken Glauben hegt, wie er nur in den Propheten des alten Bundes ſich bekundete.“

„Man nennt es im deutſchen Norden Lutherthum,“ ſagte der Rabbi.

„Dies Lutherthum,“ fuhr ich fort, „das in der Perſon Chriſti ſeinen Mittelpunkt und ſeinen alleinigen Mittler ſucht, iſt ja auch zugleich auf den alten Bund zurückgegangen, ſieht im neuen Teſtament nur die Beſtätigung des alten, indem es mit Chriſtus die Offenbarung ſchließt. Und wenn Ihr in dieſem Mittler auch nur einen Propheten, den letzten Eures Volkes ſeht, ſo könntet Ihr Euch vielleicht zu dieſem Lutherthum bekennen und alſo Chriſt ſein?“

Die beſcheidene Freundlichkeit meiner Worte zwang ihn, allen Argwohn fahren zu laſſen; er erinnerte ſich meiner aus der Kirche und ſagte, er habe mich wohl bemerkt. Die Falte auf ſeiner Stirn war verſchwunden, ſein bisher lauernder Blick wurde ſanft und gütig; nur um ſeine feingeſchwungenen Lippen ſpielte noch ein heimliches Lächeln.

„Ihr habt damit begonnen, meinen Glauben zu preiſen,“ ſagte er, indem er drohend den Finger gegen mich erhob, „und jetzt ſtürmt Ihr ſchon auf mich ein, als müßtet Ihr mich auf den einen ſchmahlen Weg hindrängen, den Ihr, wie es ſcheint, für Euch gefunden habt. Kann es denn der Wege nicht viele geben? Sagte nicht Euer Herr und Meiſter ſelbſt, es gäbe der Wohnungen viele im Hauſe ſeines himmliſchen Vaters? Seid bei Eurem Lutherthum, wenn Ihr Euren Glauben nach dem großen ſtarken Kämpfer gegen Rom ſo nennen wollt, — ſeid doch, bitt' ich, auf Eurer Hut, daß Ihr nicht die Ausſchließlichkeit der alten Kirche in die neue mit hinübernehmt! — Das Judenthum macht keine Proſelyten!“

Das ſtrafende Lächeln ſtand jetzt auf ſeinem ganzen Antlitz, funkelte in ſeinen dunkelbraunen Augen, thronte auf der hellen reinen Stirn. Ich fühlte mich beſchämt, ob mich ſchon ſein Argwohn nicht traf. — „Nur nach Austauſch mit Euch verlangt mich, Meiſter,“ ſagt' ich „Belehrung ſuch' ich, ein Schüler bin ich, kein Sendling einer Propaganda. Selbſt zum Prieſter eracht' ich mich zu gering. Mein Herz dürſtet nach reinem Quellwaſſer, und ich finde es bei Euch, während in der verworrenen Chriſtenheit ſelbſt das Verlangen danach erſtorben iſt.“

Die kleine Geſtalt des Mannes hob ſich vor meinen Augen mächtig in die Höhe; ein wehmüthiger Ernſt lag plötzlich auf ſeinem ſtillgewordenen Antlitz. Dann überkam ihn wieder die Unruhe, die ſich in der Haſt ſeiner Bewegungen verrieth. Er war aufgeſtanden, war im kleinen Raum des Gemachs auf und ab geſchritten; jetzt ſtand er wieder vor mir und ſah mich ruhig durchdringend an.

„Ich glaube an Euren Jeſus von Nazareth, als an einen von Gott geſandten Propheten!“ ſagte er feierlich. „Aber Ihr nennt ihn Gott. Ich begreife das nur, ſofern alles Prophetenthum göttlicher Art iſt. Wer die reine Natur wieder in ſich findet, der iſt Gottes Kind. Die alten Weiſen des Morgenlandes ſind den Spuren der urſprünglichen Gottähnlichkeit des Menſchen nachgegangen. Sokrates, der Heide, hat ſie in ſich entdeckt, die Propheten in ihrer Erleuchtung ſtanden in dieſem Zuſammenhange mit dem Herrn, alſo daß ſie ſich als ſeine Söhne fühlten, und hat Jeſus am vollkommenſten die göttliche Urnatur des Menſchen wieder aufgefunden, ſo war er der reinſte Menſch, und der reine Menſch iſt göttlicher Art. Aber auch der edelſte Sohn ſollte uns nicht den Vater verdrängen wollen!“

„Meiſter,“ ſagt' ich, als er ſchwieg, — „wenn wir in Jeſus von Nazareth den Edelſten und Reinſten finden, ſo wollen wir eben nur mit ihm und an ſeiner Hand Theil haben an der Gemeinſchaft mit Gott. Der Sohn ſoll uns zum Vater führen!“

„Ihr behauptet,“ unterbrach mich der Rabbi ſehr ſtreng, „ſchon der Glaube an ihn mache ſelig. Die Römiſchen ſuchen ſich mit äußerlichen Werken von der Verdammniß loszukaufen;

das Lutherthum verwirft die Werke, will durch den Glauben allein gerechtfertigt ſein. Mich dünkt, Ihr ſeid hüben und drüben einſeitig im Irrthum befangen. Werkthätigkeit iſt ein gedankenloſes Thun geworden, und der Glaube kein thatſächliches Leben mehr. Denn was heißt Euch Glaube? Die Annahme, daß Alles richtig und abgethan iſt, die Erlöſung ſich ohne Euer Zuthun erledigt? Weſſen Glaube unter Euch iſt aber ſo in Liebe zu den Menſchen hingegeben, daß die Natur Chriſti in ſein Schaffen und Wirken überginge? Vor lauter Lärm kommt der Eine nicht zur Beſinnung im ſtillen Gebet, und dem Andern erwächſt aus dem Gebet doch immer noch kein volles, freudiges, thätig ſchaffendes Menſchenleben. Seid, bevor Ihr Chriſten ſein wollt, doch erſt Menſchen!“

Ich ſah betroffen zu Boden; ich dachte unwillkürlich wieder an den Spruch des deutſchen Angelus Sileſius:

„Iſt Chriſtus tauſendmal in Bethlehem geboren,
Und nicht in dir: ſo bleibſt du ewig doch verloren!“

Es überlief mich heiß, und ich ſchwieg.

Der Rabbi nahm mich gefangen mit ſeinem Blick, mit ſeinem Wort. — „All Euer Religionsweſen“, fuhr er fort, „erſcheint mir nur wie ein nothdürftiges Auskunftsmittel, um den Urgeiſt, deſſen Walten Ihr nicht in Euch ſelber mehr entdecken könnt, Euch nach Außen fern zu rücken, es ſei in einem Dieſſeits oder in einem Jenſeits. Auch wer Chriſtus für den Allmächtigen erklärt, der den reuigen Büßer erlöſen kann, hat damit noch nicht Theil an ſeiner Natur, denn ſein Weſen war thätige Menſchenliebe. Wer ihn Gott nennt, ſtatt aus eigenem freien Entſchluß ſelber göttlich werden zu wollen, — hat ihn damit nur von ſich gethan und beſeitigt. Ich will nicht von dem Chriſtenthum reden, das die Neger mit Hunden in die Meſſe hetzte. Ich will nur von der, wie Ihr ſagt, gereinigten Lehre ſprechen. Sie läßt Euch ſchwören, daß Ihr vom Leib des Herrn eſſet. Wer aber iſſet denn von ſeinem Geiſte? Die drei erſten Evangeliſten und die Apoſtelgeſchichte wiſſen nur vom Menſchen Jeſus, aber von einem Menſchen freilich, den Gott erfüllte. Es war eine jüdiſche Gemeinde, die ſich um ihn verſammelte, und Er war in ſeiner vom Geiſt durchleuchteten Natur ein einfach ſtiller, tiefer Menſch. Was habt Ihr für Lärm und Geſchrei von ihm gemacht! Mit Pauken und Trompeten laßt Ihr ihn gen Himmel fahren, und habt ihn von Euch vertrieben und verſchüchtert. In ſeiner zarten Scheu vor aller Wirklichkeit hat er kein irdiſches Kirchenreich ſtiften können, in ſeiner weichen, in Gott aufgelöſten Seele hat er auch kein Dogma feſtſtellen wollen, auf deſſen Buchſtaben hin man ſich Seligkeit erwerben könne; ſeine Lehre war Hingebung in Liebe an die Menſchen. Erſt die Tobſucht der Stürmer und Fanatiker rief: Verflucht iſt, wer nicht an ſein Wort glaubt, auf ſeinen Leib verpflichtet iſt, von ſeinem Blute trinkt! Und ſo hat denn die Welt, jemehr ſein liebevoller Geiſt ihr abhanden kam, ſich um ſein Wort geſtritten, und iſt die große Verwilderung und Verwüſtung da hereingebrochen, wo ſich der Geiſt der Demuth und Geduld, der Hingebung und Liebe, am friedlichſten und freudigſten bethätigen ſollte!“

Der Rabbi ſchwieg. Er ſenkte das Haupt, er drückte ſeine Stirn in beide Hände und blieb ſtumm. Ich ſaß lange und lauſchte auf ſeinen Athemzug. Ich weiß nicht, war er erſchöpft, oder hielt er eine ſtille Einkehr in ſich ſelbſt. —

Rabbi Laſſe hielt, — wenn ich zuſammenfaſſe, was er mir von Tag zu Tag mehr vertraute von ſeinem Bekenntniß, — er hielt die Lehre Chriſti nur für eine Ergänzung des Judenthums, nur für die weibliche, für die paſſive Seite der ganzen Religion. Chriſtus, meinte Rabbi Laſſe, habe nur ſelten von Moſes geſprochen, weil dieſer als ſein Gegenſtück mehr der auf Thatkraft dringende Held ſei. Er erzählte mir auch von Hillel als einem der Vorläufer Chriſti, der ſchon Demuth gelehrt und ganz eingegangen ſei in die duldende Liebe. Er ſprach von Sirach und jener Zeit der Gefangenſchaft der Juden, die ſich ſchon ganz als eine chriſtliche Epoche, als eine Epoche der Einkehr des Geiſtes in ſich ſelbſt, verkündigt habe, und ſo gebe es vielleicht im Leben aller Völker Momente, wo ſie Gott nicht blos ſuchten, ſondern auch fanden, d. h. jedes nach ſeiner Art und Weiſe zur Kindſchaft Gottes den Beruf in ſich entdeckte. Die wahre Religion der Menſchheit iſt keine abgeſchloſſene, in ſich fertige und alleinſeligmachende Kirche, zu der ſie jederzeit die Prieſter gemacht.

Unvergeßliche Stunden, die ich in der Hütte des Meiſters zubrachte! War mir's doch immer, wenn ich Nachts bei ihm ſaß, als flatterten, obwohl ſcheu und ſchüchtern, gute Geiſter um uns, als rauſchten Engel mit ihrem Flügelſchlage draußen am kleinen Gitterfenſter und als hielten ſie Wache vor der Thür, damit die Welt mit ihren Gräueln und mit ihrem Aberwiß die leiſe Stille nicht ſtörte, in der meine Seele an einem reinen Quell der Wahrheit trank.

Die Nacht, als ich das erſte Mal an ſeiner Seite ſaß, war ſchon weit heraufgezogen; ſie neigte ſchon zu Ende, als ich das Haus des Juden, der mir das Chriſtenthum deutete, verließ. Er hatte mir noch die Hand ſanft geſchüttelt, als er mit der Lampe in der Thür ſtand, mir vorſichtig den Pfad durch das Gerüll der Steine bezeichnend. Im Innerſten erſchüttert, ſchlich ich fort. Und doch war mir eine hohe Wohlthat erwieſen. Ich mußte an Nikodemus denken, der heimlich in der Nacht den Herrn beſuchte. Nur war hier der Anhänger Chriſti der Lernende, der Troſt- und Hülfebedürftige, und ein Jude der Lehrende geweſen, der Frieden, Licht und Segen ſpendete mit ſeinem Reden und Thun.

Ich wandelte noch lange am Strande auf und ab. Erſt als die Sonne über die Felſen ſtieg, ſuchte ich meinen Heimweg.

Achtes Capitel.

Donna Carlotta.

Ein neuer Glaube thut noth, und ein neuer Gott, der Wunder thut kraft dieſes Glaubens im Gebete! — Und dieſer neue Glaube, dieſer neue Gott, ſollte es der ewig alte, der Gott der Erzväter und Propheten, der Gott des alten Bundes ſein?

Das waren, erzählte Dubois, die Gedanken, die mich anderen Tages erfüllten. Dabei tauchte für mich die Frage auf, ob der Rabbi bei der Errettung der todten Knaben lediglich die Macht ſeines Gebetes habe walten und wirken laſſen. Ich hätte gern die Kraft ſeiner magnetiſchen Stäbe geprüft, über ſeine Kunſt der Todtenerweckung ein Näheres erfahren.

Abends war ich wieder im alten Hafen von Genua und ſtieg, ſobald die Dämmerung den Beſuch begünſtigte, die Judengaſſe von neuem hinauf.

Ich ſah Licht von fern im Hauſe des Rabbi. Die Thür war ohne Verſchluß. Sobald ich aber eintrat, war es finſter im Raume und Niemand regte ſich. Ich verließ die Hütte und beſuchte die benachbarten Behauſungen, um Erkundigung einzuziehen. Niemand konnte mir Auskunft geben. Der Rabbi, hieß es, ſei oft wochenlang verſchwunden, oft nur wenige Tage in der Hütte, um monatelang in der Ferne zu weilen, Niemand wiſſe wo. Betrübt ſtieg ich die Gaſſe hinunter, kehrte aber alsbald zurück. Ich hatte von neuem im Fenſter des Rabbi Licht geſehen; es konnte keine Täuſchung ſein. Und doch war der Raum, wie ich die Thüre des Gemachs öffnete, wieder dunkel. Ich rief; es erfolgte keine Antwort, aber im Hintergrunde bewegte ſich jetzt ein raſchelndes Gewand. Ich trat ein; das Geräuſch wiederholte ſich nach dem Fenſter hin.

„Meiſter," ſagte ich, „entzieht Euch mir nicht! Ich bin's, ein Freund, der Euch geſtern auf dieſer Stätte begrüßte."

Die unſichere Geſtalt, die ich noch immer für den Rabbi nahm, hob ſich vor mir bald in die Höhe, bald knüllte ſie ſich in den Mantel zuſammen. — „Elieſar!" erhob ich von neuem meine Stimme, „ich komme Euch die Hand zu bieten, ein Menſch zum Menſchen, ein Hülfeſuchender, Rathbedürftiger zum Arzt und Retter!"

„Nennt ihn nicht Arzt!" tönte eine Stimme aus dem Dunkel hervor.

Es war die Stimme des Weibes, das geſtern am Hafen mit der Majeſtät des alten Bibelthums zu mir ſprach.

„Warum ſoll der Rabbi nicht Arzt heißen?" ſagt' ich. „Iſt er doch ein Arzt an Leib und Seele!"

„Nur weil es ihm glückte, in dringender Noth einem Mächtigen dieſer Erde Hülfe zu leiſten, nur weil er dem Dogen die verdorrte Hand geheilt, duldet man ihn. Führt den Meiſter nicht in Verſuchung und in Gefahr!“ warnte die Sprecherin. „Das Volk will immer Propheten haben, aber es ſteinigt, die zu ihm geſandt ſind!“

„Mich erfüllt eine ſtarke Zuverſicht zu der Wunderkraft ſeiner Hand. Vor meinen Augen hat er geſtern durch die Macht ſeines Gebets die beiden Jünglinge zum Leben erweckt; ich glaube an Den, der mit ihm im Bunde iſt. Aber mich erfüllt zugleich der Drang, zu wiſſen, welcher Mittel im Bereich der Natur er ſich dazu bedient.“

„Elender Zweifel!“ ſagte das Weib, „ſchon das iſt Verrath am Werk der Wunderkraft. Wer fragt, der zweifelt, und wer zweifelt, iſt unfähig, das Wunder zu thun oder nur zu ſchauen. Wem's der Herr geben will, dem giebt er's im Schlaf. Ihr ſeid ſehr wißbegierig, Schüler Loyola's, aber nicht gläubig genug!“

„Hülfsbedürftig bin ich,“ war meine Entgegnung, „und voll Sehnſucht, den Greis wiederzuſehen, an deſſen Lippen ich hing, deſſen Worte Balſam ſind für ein nach Wahrheit dürſtendes Herz. Hier war es, wo ſich mir geſtern in nächtlicher Stunde die ganze Freundlichkeit ſeines Geiſtes erſchloß. Das Leben iſt wüſt und wirr, und mitten in der Wildniß einen reinen Quell, einen wahren Menſchen zu finden, heißt ſich den Glauben an Gott rechtfertigen!“

Das Weib hatte Licht angezündet in der Hütte. Es war die Judithgeſtalt des geſtrigen Abends. Das faltige Tuch war heute von ihrem Antlitz zurückgeſunken; rabenſchwarzes Haar flatterte aufgelöſt von ihrem Scheitel auf die halbnackte Bruſt; das zornige Auge loderte in dem gefurchten Angeſicht mit der ganzen Gewalt altteſtamentlicher Weibe. So ſtand ſie vor mir mit der leuchtenden Kienfackel, die ſie vom Heerd genommen, an Jahren eine Geſtalt auf der Grenze, wo das Weib Matrone wird und doch noch ſchön iſt in der ſtarken Fülle großer Formen und Züge. Sie war vor mich hingetreten und ſtreckte den Arm nach mir aus, wie betheuernd und gelobend. „Wohl giebt es noch Mächte des Geiſtes und der Natur, die Wunder wirken,“ ſagte ſie. „Aber führe uns nicht in Verſuchung, Chriſt, denn Dein Glaube iſt nicht ächt! Dem Rabbi droht Gefahr von Euch. Zu Abbé Belmar geh', willſt Du die Wunderkräfte kennen lernen, die die Natur in ihrem Schooße birgt. Er iſt Chriſt, er darf Wunder thun. Er übt ſie im Namen der alleinſeligmachenden Kirche und zum Vortheil der Propaganda Roms!“

„Ich bin nicht in deren Dienſt,“ ſagt' ich, „ich will rein an der Quelle die Wahrheit ſchöpfen.“

„Abbé Belmar“, entgegnete ſie, „iſt ein Geweihter, einer der Wenigen, die da noch im Verborgenen wiſſen, was der Geiſt über den Leib, der helle Blick über die Oede der Vergangenheit und über das Dunkel der noch ungebornen Zukunft vermag. Wenn ſeine magiſche Hand über meine Schläfe fährt, durchzuckt es mich wie mit Blitzen, durchleuchtet es meine Seele wie ferner Wetterſchein; die Flügelthüren der hinter uns liegenden Zeit, die Pforten der uns noch verhüllten Ferne vor uns rauſchen dann vor mir auf.“

Wie ſie mir die flackernde Leuchte entgegenſtreckte, fuhr ſie plötzlich mit gellem Schrei in die Höhe. „Heiland der Welt!“

rief ſie mit wilder Gebährde. „Biſt Du ein Schatten der Unterwelt? Oder ſteigſt Du, ein Gleichbild Deiner ſelber, Dein Doppelgänger, höhnend vor mir auf?“

Ich ergriff ihren Arm, wie ihrer zitternden Hand der Spahn zu entfallen drohte; die ganze Geſtalt des Weibes ſank wie gebrochen unter meinen Händen zuſammen. „Rühr' mich nicht an,“ ſchrie ſie, ſich mir entwindend, „Deine Hand gab mir ſchon einmal den Tod! Hat mir ein Spuk böſer Geiſter aus der Hölle, wo neckiſche Kobolde hauſen, Dein Bild heraufbeſchworen? Oder biſt Du's ſelbſt, der mich in Elend und Verzweiflung getrieben, als ich Dir Alles gelobt, was ein Weib beſitzt, von der Welt verſtoßen Dein Knie umklammerte und Du mit kalter Hand mich zurückſtießeſt?“

Ein Strom wilder Thränen badete ihr Antlitz, wie ich die Sinkende in meinen Armen hielt. Sie ſah mich ſtarr an, die Fackel, die ich in die Wandſpalte geklemmt, warf ihr zitterndes Licht über ſie her. Ich glaubte mit einer Wahnſinnigen zu ringen, wie ſie mich jetzt mit beiden Händen erfaßte und mich mit Augen anſtierte, in denen ein düſterer Schmerz loderte. Sie ſprach von Rom, vom Hauſe eines Cardinals, ſie nannte mir Namen, die ich nicht kannte, nie gehört. Ich ſchüttelte das Haupt, ich beſchwor ſie, ſich zu beſinnen, erzählte ihr Alles, was ich von mir ſelber wußte, wie ich im Findelhauſe ausgeſetzt, im Collegium meines Ordens von Pater Euſebio erzogen, der mich von Kindesbeinen auf behütet, mich, den Eltern-, den Heimathloſen. Sie fragte hundert Dinge, auf die ich keine Antwort wußte. Sie wollte mich vor langen Jahren geſehen und gekannt haben. Herrſchte hier eine ſeltſame Verwechſelung, oder war das einer jener Momente, von denen die Donna ſagte, es überſchatte ſie ein höherer Geiſt, er überſchatte ſie und gebe ihr doch weite, lichte Blicke in, Zeit und Ort nach, Fernes. Ich zweifelte nicht an dem Schatten, der ſich über ihre Sinne gelegt; das Licht, das ſie heimſuchen ſollte, blieb, wie es ſchien, für diesmal aus. Wie ein Blitz zuckte dann und wann ein triumphirendes Lächeln über ihr in Schmerz gebadetes Antlitz; ſie glaubte für mein losgebundenes Daſein einen Punkt der Anknüpfung gefunden zu haben; aber was hier als Licht in dieſem Dunkel dämmerte, war doch wohl nichts als ein Irrlicht, das in neue Finſterniß lockte. — Carletta iſt in Rom heimiſch, kennt manchen heimlichen Pfad, den die Propaganda wandelt, iſt aber vielleicht auch nur ein Opfer der Intrigue, wo ſie die Fäden ſelber zu leiten wähnt. Eine Jüdin — und doch im Zuſammenhang mit den Hierarchen des Chriſtenthums: welcher Widerſinn! — In Rom wird mir ein Tag anbrechen müſſen, dacht' ich, um all dies Dunkel und dies Nachtgevögel zu verſcheuchen.

Sie war endlich ruhiger geworden, ſah mir ſtill in's Geſicht, griff in meine Haare und ſtreichelte mir die Stirn; ſie war dann wieder mit ihren Gedanken ganz fern. „Was thut Ihr, was denkt Ihr?“ fragte ich, mich bei ihren Liebkoſungen leiſe ſchüttelnd.

„Verzeih!“ ſagte ſie lächelnd und erröthend, „ich habe einen Mann, einen Chriſten Deiner Art gekannt, der mich verſtieß.“

Sie weinte dann ſtill in ſich hinein, während ſie ihren Kopf beſchämt an meinen Buſen lehnte. So ſaßen wir lange Zeit; ich war unfähig, mich ihrer zu erwehren; ich glaubte ein armes, geſtörtes Gehirn nicht kränken zu dürfen.

Wie die Kienfackel erloſch, umgab uns völliges Dunkel. Da bewegte ſich hinter uns die Thür. Es war die ſchmuzige kleine jüdiſche Alte, die den Rabbi bediente. In zerlumpten Kleidern, einen Korb und eine Blendlaterne in den Händen, trat ſie ein. Wir waren vor dem grellen Schein des Lichtes erſchreckt auseinandergefahren; ich ſtand im Winkel, vom Vorſprung des Pfeilers gedeckt.

„Seid Ihr wieder da, Prinzeſſin von Saba?“ rief die Alte, Carlotta erkennend. Dieſe ſtand wie eine Bildſäule aufrecht, die Arme über die Bruſt geſchlungen, die Augen zu Boden geſchlagen. Der volle Strahl der Leuchte fiel auf ihr gelblich bleiches Angeſicht.

„Der Rabbi bleibt lange aus“, fuhr die Alte fort. „Er iſt nach der Küſte gewandert und kehrt vielleicht erſt morgen zurück. Der Gott Abraham's und Iſaak's mag wiſſen, welcher ſchnöden Chriſtenſeele er wieder zu Hülfe geeilt ſein wird! Hier ſteht Brot und Honig für ihn, wie er es liebt. Er mag ſeinen Nachtimbiß finden, ſollte er heute doch noch heimkehren.“

Sie ſetzte beides auf den Tiſch, ſchob das Geräth zurecht und machte ſich in der Hütte zu thun. „Wollt Ihr ihn hier erwarten?“ fragte ſie nach einer Weile, Carlotta von neuem beleuchtend, „das iſt recht ſchön von einer ſo ſtolzen Prinzeſſin!“

„Wann wirſt Du mit Deinem Spotte aufhören?“ ſagte

Carlotta, ſich von ihr abwendend und mit vorgeſtreckter Hand vor dem Schein der Leuchte zurücktretend. „Ich dulde Deinen Hohn ſchon länger als ich ſollte! Wenn Ihr mich von Euch weiſet, ſo macht Ihr es den Chriſten gleich, die ſich mit blutiger Grauſamkeit verfolgen, weil der Eine und der Andere in verſchiedener Weiſe ſein Gebet ſpricht.“

„Was ſchlecht an uns iſt, haben wir von den Nazarenern gelernt,“ ſchnurrte die Alte mit näſelnder Stimme vor ſich hin, während ſie im engen Raume einhertrippelte, „die Tücke der Chriſten hat uns argwöhniſch gemacht und eiferſüchtig. Es thut noth, daß wir den Samen Abrahams rein halten. Ihr ſeid ſchlecht bewandert in den Gebräuchen des geheiligten Volkes, das in der Wüſte an ſeinem Glauben irre ward, ihn aber im Feuer der chriſtlichen Verfolgungen erhärtete. Es ſchleicht ſo Mancher herbei, um dem Rabbi ſeine Weisheit abzulernen und ſie dann gegen uns zu gebrauchen. — Herr unſer Gott!“ ſchrie das Weib auf, wie der Strahl ihrer Blendleuchte auf mich fiel. „Ihr habt Geſellſchaft, Prinzeſſin!“ — Ihre grünen Augen funkelten aus dem vergilbten Angeſicht hervor, während ihre Lippen ſich zu einem boshaft grinſenden Lachen verzerrten.

„Es iſt ein Hülfsbedürftiger,“ ſagte Carlotta, „ein Freund, der den Meiſter ſchon geſtern heimgeſucht und mit ihm die Nacht über in den heiligen Büchern las.“

„Mag wohl wieder,“ murrte die Alte, „wie der große Teufelsbanner, ein frommer Abbate ſein, der dem Rabbi ſeine Geheimniſſe ſtiehlt!“

Wie ſie mir die Laterne entgegenſtreckte, kam ihr die Erinnerung an mein geſtriges Erſcheinen; ſie verbeugte ſich tief, mich erkennend. „Ein Herr von der heiligen Geſellſchaft!“ ſagte ſie nicht ohne Verlegenheit. „Nichts für ungut!“ bat ſie flehentlichſt, mein Gewand an ihre Lippen drückend.

Ich gab ihr die Verſicherung, in beſter Abſicht gekommen zu ſein, nur um den Meiſter zu begrüßen. Sie beehrte mich, als ich aufbrach, mit ihrem Geleit; ich ſchied, weil keine Ausſicht vorhanden war, den Rabbi noch in der Nacht mit Sicherheit zurückzuerwarten. Wie die Alte mit mir auf die Gaſſe hinaustrat, ſtand ich noch ſtill, um von ihr Auskunft über die Räthſelhafte zu erhalten.

„Eine Römerin, die ſich uns aufdrängt, und auch eigentlich unſeres Stammes iſt,“ ſagte das Weib, „die Leute nennen ſie die Nichte eines Cardinals, daß Gott erbarme! Sie iſt eine Unglückliche, — und hier nicht recht in Ordnung!“ ſetzte ſie leiſe hinzu, den Finger an die Stirn legend, um den geſtörten Sinn der Armen anzudeuten.

„Armſelige Lügnerin!“ ſchrie eine Stimme dicht hinter uns. Carlotta war unvermerkt uns gefolgt und hatte die Rede der Alten vernommen. Sie ergriff die Erſchrockene mit beiden Händen, entriß ihr die Leuchte und ſtreckte im Glanz des grellen Lichtes uns ihr zorniges Antlitz entgegen. „Elendes Geſchlecht!“ rief ſie, „Ihr Alle bedürft immerfort der Zeichen und Wunder, und verläſtert doch Diejenigen, die der Herr zu Euch ſendet. Wahnwitz ſcheltet Ihr es, ſpricht aus ihnen eine Stimme des Herrn. — Gehe hin, Jüngling, und laß Dich nicht irren! Ich weiß, — wo Du ſterblich biſt! Dein dunkles Schickſal wird ſich lichten, wenn die neue Sonne aufgeht und das armſelige Geſchlecht der Menſchen unter dem Symbol von der Roſe und vom Kreuz ſich im neuen Jeruſalem wiederfindet! Auch das alte Jeruſalem iſt in ſeinen Sünden ſtumpf, hohl und todt."

Mit dieſen Worten legte ſie die Hand auf meine Schulter, ſah mir gutmüthig in's Antlitz, löſchte dann die Leuchte aus und verſchwand mit der Alten in's Haus zurück. Verwirrt und geblendet ſtand ich im Dunkel und tappte die Trümmergaſſe von Stein zu Stein hinunter. — Bald genug ſollte ich die Seltſame als Prophetin wiederſehen. — —

Ich las ſeitdem in alten Schriften nach über die Geſchichte der Roſenkreuzer. Das alte Grundbuch ihrer Vereinigung: „Die chymiſche Hochzeit des Pater Chriſtian Roſenkreuz," zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts zu Straßburg von einem Mann Namens Valentin Andreä verfaßt, war damals von neuem in deutſchen Landen, zu Wien, im Druck erſchienen. Es ſchildert die Sitten des Jahrhunderts vor Luther's Geburt, die Mängel der chriſtlichen Theologie, den Mißbrauch der päpſtlichen Gewalt. Jener Mann, der ſich Roſenkreuz nannte, wollte die Alchymiſten und Aſtrologen, welche man in früheren Zeiten Mathematiker und Aſtronomen nannte, von ihren Irrthümern heilen; er bediente ſich eben deshalb ihrer Sprache und ſchrieb im Style Derer, die, wie man ſagte, den Stein der Weiſen ſuchten. Je ihrer Neun wurden zu einer chemiſchen Hochzeit, wo ſich die Metalle und Elemente vermählen ſollten, zugelaſſen. Faſten und leiblich ſich bereiten machte zu den Prüfungen geſchickt, Reinigung vom Schmuz der Sinnlichkeit war die Bedingung zur Aufnahme, deren Ceremonien an die Einweihung der alten Aegyptier zu erinnern ſchienen. Chriſtian Roſenkreuz wollte in Damaskus geweſen ſein, von chaldäiſchen Weiſen die Magie und Kabbala erlernt, im Morgenland über die wahre Natur Chriſti Aufſchluß erhalten haben. Die damalige römiſche Kirche hielt er für ein Mißverſtändniß; Jeder, ſagte er, müſſe ſich ſelbſt wieder Prieſter ſein. Wer die verborgene Natur Gottes begreifen, ſeinen geheimnißvollen Namen ausſprechen könne, der ſei im Stande, Wunder zu wirken, denn der Menſch könne ſich mit Gott und der Natur wieder in jene paradieſiſche Harmonie verſetzen, wo der reine Wille über die Elemente gebiete, der Geiſt die Körperwelt regiere. — Man hat vielfach den Argwohn gehegt, der Bund der Roſenkreuzer ſei eine Erfindung Roms geweſen, bevor noch Ignaz Loyola dem heiligen Vater eine Leibwache ſtiftete. Die ältere Geſchichte des Roſenkreuzerbundes liefert weit eher vom Gegentheile das Zeugniß. Dieſer Bund iſt ein deutſcher Gedanke. Zur Zeit des unheilvollen dreißigjährigen Glaubenskrieges machten die Roſenkreuzer die Sache der bedrückten Proteſtanten zu der ihrigen. Als auf den mildgeſinnten Kaiſer Mathias der hartherzige Ferdinand folgte, verſagten die meiſt proteſtantiſchen Stände ob der Ens die Huldigung. In der Darſtellung ſeines Lebens erzählt der Roſenkreuzer Andreä von ſeinen Reiſen nach Oeſterreich, die er auf Anſtiften des dortigen proteſtantiſchen Adels unternahm. Er geſteht ganz harmlos ein, in Linz einen geheimen Auftrag gehabt und viele, der reinen Lehre zugethanen Edelleute dort um ſich verſammelt zu haben. Das Kreuz vereinigte dieſe Braminen des Nordens, wie man ſie nannte, und die Roſe blieb ihnen als Symbol des Geheimniſſes gemeinſam. Sie hielten ſich für die ächten Maurer und ſeit der Reform der Logen in England hatten einzelne Abgeordnete ihren Ritus nach Deutſchland gebracht.

Ich mußte jetzt auskundſchaften, wie weit Abbé Belmar, an deſſen Treiben auch die römiſche Jüdin Theil zu haben ſchien, dieſer Secte angehörte. —

In jenen Tagen meiner geheimen Studien und meiner nächtlichen Beſuche beim Rabbi Laſſe war ich aus allem perſönlichen Verkehr mit Pater Euſebio getreten. Er war meiſt auf amtlichen Reiſen als Provincial der Geſellſchaft. Somit war ich als Mitglied des Ordens ſchon außer Regel und Geſetz, und obſchon ich ſein Sodale war, ganz mir ſelbſt überlaſſen. Meine nächtlichen Streifereien waren ihm gemeldet und er hatte mich wiederholt gewarnt; man gehe damit um, theilte er mir mit, mir einen neuen Sodalen ex officio zu ſtellen, falls nicht ſchon im Stillen ein ſolcher als Aufſeher und Berichterſtatter berufen und in Thätigkeit ſei. Daß mein Verkehr mit dem weiſen Juden vor Gott und Menſchen unſträflich, deſſen war ich mir wohl bewußt und hatte kaum nöthig, es dem werthen Freund und Lehrer zu meiner Rechtfertigung darzulegen. Daß man mich nicht vorforderte, Rechnung über mein Thun und Denken zu erſtatten, geſchah zweifelsohne, weil Euſebio für mich einſtand; dieſer aber war ſelbſt ſchon als keßeriſcher Umtriebe für verdächtig erkannt und wurde beaufſichtigt. Daß mir ſchon längſt ein geheimer Sodale auf Schritt und Tritt folgte, das heilige Amt der Inquiſition ihr Auge des Argwohns auf mich richtete, erfuhr ich erſt ſpäter. Euſebio ſollte ich — ein einziges und letztes Mal noch im Leben — wider Vermuthen an einem ganz fremden Orte und in einem ungeahnten Zuſammenhang wiederſehen.

Neuntes Capitel.

Der Magier.

Eines Tages — ſo erzählte Xaver im weiteren Verlauf ſeiner Mittheilungen — erhielt ich von Signor Durazzo die Aufforderung, den Abend einem Feſte in ſeinem Hauſe beizuwohnen.

Ganz Genua war voll von den Wunderkuren, die der Abbé Belmar verübte. Er hatte wiederholt Heilverſuche gemacht, die alle Welt in Staunen ſetzten. Er machte Tolle vernünftig; aber die Vernünftigen wurden darüber faſt toll. Man glaubte in ihm an große geheime Naturkräfte. Er ging freilich mit ſeinem Gebet, mit ſeinen Wunderthaten nicht wie der Rabbi in's Kämmerlein, er gab Vorſtellungen der Magie in den offenen Hallen der Großen. Seine Kunſt war zugleich unterhaltend, und Signor Durazzo lud mich zu einem ſolchen Schauſpiel ein.

Es war ein lärmendes Gewühl in den ſchönen Marmorhallen der Villa ſeines Hauſes. Die Erlaubniß, in Masken zu erſcheinen, war zum Beſten hoher Herren von der Kirche gegeben, die gern unerkannt an der Luſtbarkeit der üppigen Welt theilnahmen. Mein ſchwarzes Ordensgewand war eigentlich Maske genug für mich, aber ich hatte mich doch in einen Domino gehüllt. Wie ich im Vorzimmer an der Spiegelwand vorüberſchlich, mußte ich über die Mummerei lächeln, zu der ich mich verſtanden.

Die Räume der Villa waren auf das feſtlichſte geſchmückt; die nicht mehr junge Dame des Hauſes ſchien es ſich zur beſonderen Aufgabe gemacht zu haben, den geſunkenen Glanz der Familie ihres Gatten wieder zu heben. In den Adern der Signora war von Alters her ein Tropfen ſpaniſchen Blutes, und ſo brachte ſie in den Haushalt zugleich eine Grandezza, die der faſt franzöſiſchen Beweglichkeit des jungen Hausherrn ein Gegengewicht gab.

Vom bunten Gewühl der Menge und vom blendenden Glanz der Kerzen ermüdet, zog ich mich in die ſtilleren Nebengemächer zurück. In einer von Weinranken umſchirmten Grotte konnte ich die Geſellſchaftsluſt von fern genießen. Ein Schwarm junger Nobili nahm dicht vor mir, ohne mich zu bemerken, an dem kühlen Springbrunnen Platz, der das Moos der Grotte mit duftendem Waſſer benetzte. Sie lüpften die Masken, nahmen Gefrornes und ergingen ſich in ungehindertem Austauſch. Es waren einige franzöſiſche Cavaliere unter ihnen, die ich früher in Monſeigneur Bernis' Umgebung geſehen. Doch war die Sprache Frankreich's in Genua aller Welt geläufig; auch die Nobili der Republik brüſteten ſich mit dem Pariſer Schliff und wetteiferten im feinſten Ton der Rediſance. Die Unterhaltung geſchah boshaft genug ſogar auf Koſten der Dame des Hauſes.

„Ihr zu Gefallen," ſagte der Eine, „werden wir die ganze Nacht die Maske nicht ablegen dürfen; ſie liebt es, eine Larve über der Larve zu tragen."

„Der Zaubermann," lachte ein Anderer, „ſollte ihr ſein Elixir nicht vorenthalten! Aber vielleicht ſcheitert an ihr ſeine Kunſt, das flüchtige Alkohol der Jugend zu feſſeln."

„Sein Mittel müßte rückwärts wirken!" flüſterte ein Dritter.

„O, ſein aurum potabile, das trinkbare Gold, das er für geprägtes verabreicht, hat dieſe Kraft! Seht dort den alten Herrn, den das Zaubermittel des Abbé Belmar ſchon ganz in die Kindheit zurückverſetzt hat!"

Es war der Bruder der Signora Durazzo, ein alter Hageſtolz, der ſeine ſpaniſche Abkunft in dem feierlichen Pathos ſeiner Haltung nicht verleugnete. Er war lange Zeit am Hofe zu Madrid geweſen und als ſpaniſcher Geſandter bei der Republik beglaubigt. Er ſchritt auf den rothen Abſätzen ſeiner Schnabelſchuhe wie auf Stelzen einher; den Orden des Vließes ließ er auf der Bruſt unter ſeinem Domino hervorſchimmern; der ungewöhnlich lange, weithin geſtreckte Degen ſtörte unaufhörlich ſeine Umgebung und verwickelte ihn links und rechts in ein Gewebe von Complimenten, die er gern zu veranlaſſen ſchien, um Gelegenheit zu haben, Ceremoniell und Etiquette zu entfalten. Dem Alten folgte, wie er an uns vorüberſchritt, das unterdrückte Lachen der luſtigen Spötter.

„Den hat der Abbé ſicher!“ flüſterte der Eine, „der Alte ſchlürft Tag und Nacht vom Verjüngungstrank.“

„Ihr nennt den Zauberer Abbé?“ fragte ich, aus dem Verſteck hervortretend und mich an den letzten Sprecher wendend, dem ich in Turin begegnet war. Die Geſellſchaft brach auf; nur der Angeredete hielt Stand. „Iſt Belmar franzöſiſcher Geiſtlicher?“

„Er nennt ſich Abbé,“ war die Erwiederung.

„Und mit welchem Rechte?“ fragte ich.

„Mit dem Rechte, das Jeder beſitzt,“ war die Antwort. ‚Man hält in Geſellſchaft Jeden für das, wofür er ſich giebt. Einige halten ihn für einen portugieſiſchen Juden, der ſich taufen ließ, die Weihen empfing, dann excommunicirt wurde und nun eine neue Religion ſtiften will. Nach Andern iſt er aus Piemont gebürtig. Die Berge ſtecken ja voller Wunder und Wunderlichkeiten!“

„Ihr ſcheint Beides zuſammenzuwerfen!“ ſagte ich. — Der Angeredete brach ab und verließ mich mit einem gelangweilten Blicke; man wollte ſich unterhalten, nicht ſich unterrichten.

Nach einem Rundgange, den man Paarweiſe, die Dame des Hauſes an der Hand des Monſeigneur Bernis, durch die glänzenden Räume der weitläufigen Villa gemacht, zerſtreute ſich die Geſellſchaft von neuem nach Luſt und Gefallen. Mich verlangte danach, Bernis nach dem Abbé fragen zu können Es hielt jedoch ſchwer, ſich ihm zu nähern; alle Welt hatte ihn in ſeiner Maske erkannt und drängte ſich um ihn. Er war, wo er ſtand und ging, immerfort der Mittelpunkt neuer Kreiſe; bald ſtreute er alten Excellenzen Weihrauch und wußte ſie durch ſeine vertrauliche Beſcheidenheit zu gewinnen, bald neckte er einen Schwarm junger Flatterköpfe mit kecken Einfällen. Den Damen gegenüber war er ganz Bouquet vom Parnaß, wie Voltaire ihn nannte. Die Liebesgötter ſpielten Verſteckens hinter der Anmuth ſeines Witzes, während er doch in keinem Augenblick das Zutrauen verſcherzte, das ſeiner Würde zu Gute kam. Er ſchien hier der Einzige zu ſein, der von dem charakterloſen Wirrwar der feinen Bildung mit Bewußtſein Genuß und Vortheil zog. Bernis war in der Geſellſchaft der eigentliche Wundermann, während wir auf die Thaten des Magiers harrten. Von einem Schwarm junger Amouretten gedrängt, war Bernis auf den Balkon der Villa hinausgetreten. Man durfte hier die Maske lüpfen und die Kühle des Abends genießen. Die Terraſſe lief bis an's Geſtade hinunter; in der Ferne ſpiegelte ſich im rothen Schein des aufſteigenden Mondes das leiſe bewegte Meer. Im Orangengebüſch des Gartens, der zu unſern Füßen hinlief, brannten verſtohlen und lockend farbige Lampen.

„Denken Sie ſich“, ſagte Monſieur de Bernis zu den lauſchenden Damen, „denken Sie ſich alles Grün dieſer Gehege plötzlich in Weiß verwandelt, die Bäume gepudert, jeden Strauch friſirt á la neige, ſtatt jeder Frucht einen Zahn, faſt ſo leuchtend, wie die Perlen im ſchönen Munde! Das Licht einer blaſſen Sonne, die zu discret und zu diplomatiſch iſt, um alle ihre Strahlen zu entfalten, funkelt millionenfach in dieſen erſtarrten Tropfen, in dieſen Zacken vom ſchönſten Kryſtall. Denken Sie ſich das in der Phantaſie und Sie ſind — in Rußland.“

„Und Sie waren dort?“ tönte es aus dem Schwarm der jungen Damen.

„Erſt geſtern noch“, ſagte Bernis mit dem komiſchen Anſtrich eines hinter zweifelhaftem Ernſt verſteckten Lächelns.

Ein leiſer Schreck lag auf den ſtaunenden Geſichtern. Der geiſtliche Diplomat ſchien in der That ſich die Rolle des Magiers aneignen und deſſen Triumphe in Beſchlag nehmen zu wollen. Er weidete ſich einige Augenblicke lang an den Wirkungen ſeiner kecken Behauptung, geſtand dann aber lachend ein, daß er damit nur die Zaubereien des Abbé Belmar bevorworten wollte. „Er iſt es,“ fuhr er fort, „der uns mit einem Schlage in die erſtarrten Eisfelder des Nordpols verſetzen wird.“

„Wie? hier? noch in dieſer Stunde?“ tönte es wie aus Einem Munde.

„Es bedarf nur eines Winkes von ſo ſchönen Augen,“ ſagte Bernis, „und ich gebe das Zeichen, daß die Landſchaft, die ſich vor uns hinbreitet, plötzlich erſtarrt und ſtirbt. Wäre der Zaubermann nicht ſo ernſthafter Natur, er würde ſich den Vortheil nicht nehmen laſſen, dieſe Bitte von den Damen ſelbſt einzuholen.“

Man beſtürmte Bernis und er machte die Mittheilung daß auf die Anordnung der Wirthin des Hauſes ein beſonderes Zimmer der Villa zum Tempel der Magie hergerichtet ſei. In demſelben Augenblick ward auch ſchon das Zeichen gegeben und Alles drängte ſich nach dem hintern Raum, während Bernis der ſo eben zu uns tretenden Dame Durazzo den Arm bot, um ſie nach dem Schauplatz zu führen.

Es war eine weite, nur ſehr ſpärlich erleuchtete Rotunde, in welcher die Geſellſchaft Platz nahm. Der völlig dunkle Hintergrund war durch einen Vorhang geſchieden. Theils unter neckenden Scherzen, theils mit dem Vorgefühl eines leiſen Schauers hatte ſich die Verſammlung in der Dämmerung des Saales geordnet. Bernis fuhr auch hier fort, den galanten Cicerone zu machen. „Haben Sie keine Furcht, meine Damen!“ verſicherte er ganz ernſt, „die Eiszapfen Sibirien's bleiben uns fern, da wir im Sichern ſitzen, während die Welt vor unſern Blicken in Froſt erſtarrt.“

„Wird es nicht erlaubt ſein, nachher auch einen Blick hinter die Couliſſe zu werfen?“ fragte eine junge Herzogin, die ſich an Bernis drängte.

„Sie verrathen ſchon,“ erwiederte dieſer, „eine ſehr verhängnißvolle Wiſſensluſt! Aber die erſte Bedingung, um den Zauber nicht zu ſtören, iſt Schweigen, — in Sachen unſerer geheiligten Religion nicht minder, wie in den Scherzen Gott Amors und der Phantaſie! Eine würdige Schülerin des großen Roſicrucius, eine zukünftige Eingeweihte in die Geheimniſſe von rose et croix darf nie nach dem pourquoi du pourquoi fragen!“

So erledigt der Franzoſe allen Lebensgehalt ſcherzend und ſpielend. — Das ſchwache Dämmerlicht, das von der Kuppel aus die Rotunde erhellte, war jetzt ebenfalls erloſchen. Wir ſaßen in völliger Nacht; die allgemeine Stille erhöhte die Spannung. Nur im Hintergrunde tauchte bald wieder ein leiſes Geflüſter auf, das nicht dazu geeignet ſchien, für die Erſcheinungen der Magie vorzubereiten; die franzöſiſchen Herren erzählten den Damen der Republik eben keine Geſchichten aus dem Geiſterreich. Als der Vorhang jetzt aufrollte, blickte man durch einen leeren Raum in ein ſcharf abgerahmtes Wandbild, das uns den Hafen von Genua im Halbkreis zeigte. Es war der Blick auf die wirkliche Landſchaft, die ſich uns mit der Ausſicht auf's Meer von der Terraſſe der Villa aus darbot. Aber der Mond leuchtete ſtrahlender, das Laubwerk der Gärten ſchien üppiger, zahlloſe Lichter und Fackeln unterſtützten die Beleuchtung, und ein Kranz blühender Orangenwälder zog ſich im Hintergrunde an der Riviera hin. Durch künſtliche Zuthaten war das Phänomen glänzender gemacht. Mit einem Schlage fuhr rauſchend ein fremder Lichtſchimmer über das Bild, die Landſchaft tauchte ſich in eine ganz andere Färbung. Die Welt vor uns ſtarrte in Wintereis. Kein Gegenſtand hatte ſich verändert, nur der Wechſel der Lichtgebung und des Farbenſpiels brachte dieſe täuſchende Verwandlung hervor. Eben ſo ſchnell traf ein elektriſcher Blitz dieſe Welt des ſtarren Nordens, und der ſüdliche Sommer ſtand wieder vor uns. Das Staunen der Geſellſchaft löſte ſich in Entzückungen. Wie der Vorhang fiel und das bläuliche Milchlicht wieder durch die Kuppel herunterdämmerte, erging ſich Alles in Lobpreiſung des Zauberers, der der Geſellſchaft noch immer entzogen blieb.

„Geſtehen Sie, meine Damen,“ ſagte Bernis, „der Winter hat auch ſeine Schönheiten, wie das Alter, der Jugend gegenüber; er hat nur ſeine anderen Farben, es iſt daſſelbe Muſikſtück aus Moll in Dur übertragen. Der Zauberer ſcheint es vielleicht zu verſtehen, das Alter jung, die Jugednd aber alt zu machen, wie er uns dieſelbe Landſchaft an dem Genueſiſchen in's Moſcowitiſche überſetzt hat."

Es folgten noch einige Darſtellungen dieſer Art. Die Kunſt des Magiers ſchien ſich auf optiſche Täuſchungen zu verſtehen. Farbige Gläſer mit Hohlſpiegeln brachten dieſe artigen Scherze zum Vorſchein. Manches mochte an die magiſchen Landſchaften erinnern, in denen weiland Baptiſta Porta einem barbariſchen Jahrhundert das Reich der Seligen in Spiegelbildern zeigte. Das Paradies, an das die gebildete Welt von heute glaubt, iſt mit den Reizen Mohamed's ausgeſtattet; möglich, dacht' ich, daß der gefällige Zauberer der Geſellſchaft giebt, was ſie und wie ſie's erwartet und wünſcht; ſein tieferes Wiſſen ſpart er vielleicht auf für Wiſſensbedürftige. —

Der Tempel der Magie entließ bereits einen Theil der Geſellſchaft. Ich verließ den Schauplatz, trat auf die Terraſſe und ſtieg in den Garten hinunter. In den ſchattigen, halberleuchteten Gängen, in den duftenden Lauben fanden ſich kleine Kreiſe zuſammen, einzelne Geſtalten ſuchten und flohen ſich im Gebüſch, Geigen und Flöten tönten aus dem dämmerigen Verſteck. Im Schimmer der bunten Lampen, im Rauſch der lockenden Töne ſchwirrte Alles eben auch wie ein magiſches Traumbild vor mir auf und ab. Mohamed's Paradies ward hier in Scene geſetzt; es den Menſchen zu erſchließen, war weiter kein Zauberer nöthig.

Wie ich aus dem Gehege duftender Akazien trat, ſtand ich plötzlich ſtill. An dem Baſſin, deſſen Spiegel ein Kranz von Pechfackeln erhellte, hob ſich eine dunkle Frauengeſtalt. Sie glaubte ſich unbelauſcht; ſie hatte die Maske abgelegt, bückte ſich über die ſteinerne Brüſtung, tauchte die Hand in die kühle Fluth und benetzte ſich Stirn und Augen. Aus der Säule mitten im Waſſer ſtieg eben eine dunkelrothe Flamme, die weiße Leuchtkugeln in die Luft ſchleuderte. Ich glaubte die Geſtalt zu erkennen, wie ſie ſich jetzt umblickte, ihren Domino zuſammenraffte und nach dem Schatten des Gebüſches eilte. Es war die Königin von Saba, wie ſie in der Hütte des Rabbi von der Alten ſpottend genannt wurde; ich hatte ſie an der Majeſtät ihrer phantaſtiſchen Bewegungen erkannt. Ich eilte ſie einzuholen. Sie irrte durch mehrere Gänge hin und her; ich ſchnitt ihr den Weg ab, wie ſie ſich der Villa näherte, und ſtand im Roſenlicht einer farbigen Lampe dicht vor ihr. „O mein Gott!“ ſagte ſie erſchreckt und verhüllte ihr Geſicht.

Ich fragte, ob ſie mich nicht kennen wolle. Sie ſah mich ernſt an und legte die Hand auf meine Bruſt. „Es iſt mein Fluch,“ ſagte ſie, „die Züge Deines Antlitzes zu kennen! Ich kenne Dich länger als Du denken kannſt!“

„Ihr wißt alſo wirklich um mich, um die Meinigen, meine Heimath?“ ſagt' ich.

Sie wehrte mich ab mit der Hand und entzog ſich meiner Berührung. „Frage mich nicht! Laſſe den Schleier der

Jſſe nicht an!“ ſagte ſie und trat raſch in das dunkle Gebüſch.

Ich folgte ihr; ich wollte ſie beſchwören, mir Rede zu ſtehen. Plötzlich war ſie hinter dem Vorſprung einer Mauer verſchwunden, die zu einem Nebenflügel des Gebäudes gehörte, der nach der unbeleuchteten Seite des Gartens lief. Vergeblich taſtete ich an der Wand auf und ab, die mir die Fliehende entzogen. Es mußte das Erdgeſchoß ſein, in deſſen oberem Theile die Rotunde war. Ein bretterner Verſchlag am Ende des Gemäuers zog meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Ich drängte den Balken zurück, erweiterte die Lücke, die ſich mir bot, und ſtieg, ohne zu wiſſen was ich bezweckte, in den dunkeln Raum. Eine Stimme aus dem Innern rief „Zurück!“ Ich bat um Einlaß zum Abbé Belmar. Auf die Forderung der Parole, die ich ſchuldig blieb, erfolgte einige Zögerung; aber es erſchien Licht und ich ſtieg eine kleine Wendeltreppe hinan, die mich in den obern Raum führte. Es war ein enger, mit Glasfenſtern geſchloſſener Pavillon, in deſſen Dämmerung ich trat. Der bedeckte Gang, der daran ſtieß, führte bis zu dem großen Marmorſaal, wo ſich die Geſellſchaft jetzt wieder verſammelt hatte und den Tanz eröffnete. Ich überblickte von oben her durch ein oeil de boeuf den ganzen Raum. Die Cavaliere umflatterten den bunten Reigen der Tänzerinnen, hier und da hatten ſich die Erſchöpften um kleine Tiſche vertheilt. Ueberall war rauſchende Luſt, lachendes Behagen, ſüßes Verſinken in die Betäubung der Sinne. Fillippo Durazzo flatterte wie ein Schmetterling durch die Reihen der phantaſtiſch geſchmückten Mädchen. Die Dame des Hauſes, noch immer maskirt, ſaß in einem Schwarm franzöſiſcher Schöngeiſter und ſchien unter dem Scherz der Schmeicheleien auf Augenblicke zu vergeſſen, daß hinter der jugendlichen Maske ihr altes Herz vielleicht noch immer vergeblich nach dem Verjüngungstrank des Zauberers ſchmachtete.

Dieſer, der Mann der Wunder, ſtand plötzlich dicht neben mir, an die Brüſtung der Gallerie gelehnt. Sein Auge ſtarrte unverrückt auf den bunten Knäuel der luſtberauſchten Welt; der Widerſchein der Kerzen beleuchtete den faſt ſchreckhaften Ernſt ſeiner Mienen. Es war dieſelbe große, eckige, breitſchultrige Geſtalt mit der mumienhaften Trockenheit der ſtieren Züge, der ich in San Lorenzo begegnet war. Es war, als wenn ſeine Blicke ſich aus dem Knäuel der bunten Welt ſeine Opfer herausſuchten, und in der That nahte ſich uns bereits ein ſolches Opfer. Es gelüſtete mich mit dem Manne ein Wort zu wechſeln, aber in demſelben Augenblicke, wo ich mich ihm nähern wollte, öffnete ſich neben mir eine kleine Fallthür und mit Händen und Füßen ängſtlich taſtend, keuchend und ſtöhnend, arbeitete ſich die wunderliche Figur des ſpaniſchen Geſandten durch die Oeffnung in die Höhe. Belmar blieb in ſeiner Haltung unbeweglich, aber der Alte drang mit einer förmlichen Heißgier auf ihn ein. Er hatte Gewiſſensfragen; ſein langes ſchmales Geſicht hungerte gleichſam nach Aufſchlüſſen.

„Mann Gottes, Mann des Wunders!“ flüſterte er, „ſagt mir, muß ich denn wirklich, wie Ihr mir geſtern angedroht erſt die Kabbala ſtudieren, um meinem Ziele näher zu kommen?"

Der Zauberer blieb unbeweglich; er ſpeiſte ihn ſtatt aller Antwort mit einer allgemeinen Bemerkung ab. „Landſchaften färben", ſagte er, „iſt nur ein Spielwerk. „Wenn ſich der eisgraue Menſch verjüngen will, ſo bedarf es einer großen Arbeit. Ihr müßt wenigſtens die Anfangsgründe in der geheimen Wiſſenſchaft kennen, müßt eine Ahnung davon haben, wie man die Worte der heiligen Schrift aus ihrem Verbande löſt und die Buchſtaben verſetzt, um die neue Combination der Bibel zu finden. In unſerer Loge haben wir die materia prima wieder entdeckt. Dies iſt die Subſtanz, aus der Gott den erſten Menſchen unſterblich ſchuf. Durch die Sünde ging ſie dem Geſchlecht wieder verloren."

„Beſter!" rief der Alte, „ich will Alles thun was Ihr verlangt, wenn Ihr mir nur Hoffnung gebt zur Wiedergeburt. Ich will wie ein Karthäuſer leben, ich will täglich eine Meſſe leſen laſſen" —

„Halt! Nicht mehr, als ich Euch angebe!" unterbrach ihn der Magier. „Wenn es darauf ankommt, die Naturkräfte in Euch wieder in ein Gleichgewicht zu bringen, ſo müſſen auch Eure Geldkräfte neu organiſirt werden. Wie ich Euch ſagte: im zweiten Grade unſerer Loge kommen die Geweihten in den Beſitz des rothen Pulvers, das uns in den Stand ſetzt, jedes Metall, das wir im Schmelztiegel behandeln, zur Reife des Goldes zu bringen. Sämmtliche anderen Metalle ſind mehr oder weniger unreifes Gold."

„Ah! Habt Ihr ſchon dieſen Grad fleißig cultivirt?“ fragte der Alte haſtig.

„Ich arbeite in dieſem Zweige, bin aber noch weit von der Meiſterſchaft entfernt,“ ſagte Belmar trocken und kalt.

„Aber im erſten Grade,“ drängte ihn der Alte, „aufrichtig, wie weit ſeid Ihr für Euch ſelbſt mit dem Verjüngungsproceß? Und in welchem Grade,“ — flüſterte die Excellenz, ſcheu ſich umblickend, — „in welchem Grade des Ordens wird man wirklicher Roſenkreuzer?“

„Man ſpricht nicht gern von ſich ſelbſt,“ ſagte Belmar ausweichend, „auch iſt die Kunſt in unſerem glaubensleeren Zeitalter ſehr heruntergekommen. Graf Gualto in Venedig hat vielleicht ſchon das dritte Jahrhundert an ſeiner ewig jugendlichen Stirn vorüberziehen ſehen. Aber es ſind ihrer nur Wenige, die an's Ziel kommen.“

„Das dritte Jahrhundert? Was Ihr ſagt! Um Gotteswillen!“ rief der Alte zitternd und legte beide Hände dem Magier auf die Bruſt. In ſeinen Zügen ſpielte ein Wechſel von Grauſen und Entzücken; ihn gelüſtete nach einer kleinen Unſterblichkeit, wenigſtens nach einer vorhaltigen Reparatur ſeines erbärmlichen Leibes; aber ihm graute doch zugleich vor dem Gedanken der Ewigkeit. Er wetzte die Zunge wie ein lüſterner Feinſchmecker, während doch Furcht und Angſt in ſeinen blöden Augen ſtand.

Ich wußte noch immer nicht, ob der Abbé ein bloßes Spiel mit ihm trieb. Er behandelte die ſpaniſche Excellenz mit einer bewundernswürdigen Gleichgültigkeit. Vielleicht brachte ihm dieſer ſichere Stolz und dieſe Sprödigkeit um ſo ſicherer das Opfer in die Hände! Aber er ſah aus wie Einer, der an die Lüge, die er predigt, glaubt. Auf Belmar's Stirn lagerten ſchwere Falten, ſein Blick haftete ſich ſo feſt in den Boden als wollte er ihn klaftertief durchbohren. Das Schreckhafte ſeiner Erſcheinung verrieth den Trotz einer ungewöhnlich ſtarken Natur.

„Heruntergekommen, ſagt Ihr?“ nahm die Eccellenza das Wort des Magiers wieder auf, „heruntergekommen? iſt die Kunſt heruntergekommen?“

„Dies Zeitalter voll weltkluger Zweifler,“ ſagte Belmar, „hat nur noch Wenige aufzuweiſen, die die Prüfungen überſtanden. Fünf Sechstel der Neophyten unterliegen den Proben, büßen ihren Drang zum Geheimniß mit dem Leben; man fand ſie todt im Bette, erſtickt im Qualm der Experimente; es fehlte ihnen an Muth und an Tugend.“

„An Tugend? Gehört auch Tugend dazu?“ ſtöhnte der Diplomat. „Gehet nicht allzu hart mit mir um, Ihr fürchterlicher Cato, denn ich bin alt —“

„Und wollt wieder jung werden!“ unterbrach ihn Belmar in einem ſpottenden Tone. „Wir wollen den Verſuch mit Euch machen. Vielleicht könnt Ihr es bis zum Alter Methuſalem's bringen, wenn Ihr folgſam ſeid und Euch unbedingt meinem Willen unterwerfet. Die verſchwundene Jugend, die Grazie der erſten Anmuth werde ich Euch nicht wieder geben können, ich kann Euch höchſtens auf den status quo erhalten. Als

Diplomat werdet Ihr wiſſen, daß das in menſchlichen Dingen oft ſchon viel heiſſen will!"

Der Alte huſtete heftig und hielt ſich mit beiden Händen die keuchende Bruſt. „Wenn Ihr Euch nur überzeugen ließet, ſtrenger Mann," ſagte er mit flehender Gebährde, „daß dieſer Huſten, der mich quält, nicht ſo eigentlich zu meiner Natur gehört! Auch das Zipperlein, das mich plagt, brauchte in den Friedenstractat nicht ſo nothwendig einbedungen zu ſein. Im Uebrigen bin ich mit dem status quo meines Befindens ganz zufrieden. Der Appetit iſt, Gott ſei Dank! noch da und mein Malaga erhält mich ſo leidlich auf den Füßen."

„Alles was ſündhaft iſt, müßt Ihr abthun," ſagte der Magier mit ſtrengem Ernſt. „Wer ein Genoſſe der Geiſterwelt ſein will, muß aufhören der weltlichen Luſt zu fröhnen. Kein Neophyt darf bei der Einweihung einen Wunſch haben, der ihn an die Welt feſſelt. Er muß rein ſein von der Liebe zum Weibe, frei von Habſucht und Ehrgeiz, frei von der Hoffnung auf irdiſchen Ruhm! All' dieſe Sünde tödtet den Menſchen, während ihn Gott im Paradieſe mit einem unſterblichen Leibe ſchuf."

„Seid nur nicht ſo grauſam!" bat der alte Herr. „Und wann bekomm' ich vom Elixir die erſte Doſis?"

„Für den Unvorbereiteten", fuhr Belmar fort, „iſt das Elixir das ſchärfſte Gift. Morgen werdet Ihr den erſten Tropfen dieſes Balſams nehmen. Wenn Ihr einen leiſen Krampf verſpürt, ſo ſoll Euch das nicht bange machen: es iſt im Gegentheil das erſte gute Zeichen, daß es wirkt. Ein laues

Bad wird die Kraft des Elixirs wohlthätig vertheilen. Neun Tage darauf nehmt Ihr den zweiten Gran und Ihr werdet dann in einen tiefen Schlaf verfallen. Während dieſes Schlaſes verliert Ihr Eure Haare und Zähne."

„Werde damit nicht mehr viel verlieren können!" ſagte der Alte und ſchlug die ziemlich leeren Kinnladen klappernd an einander.

„In dieſem Schlaf", fuhr der Adept fort, „wird ſich Euer Körper mit einer neuen Haut bekleiden und der weitere Proceß Eurer Wiedergeburt beginnt."

„Und der Huſten, das Zipperlein?" fragte der Diplomat.

„Wir werden ſehen," tröſtete ihn der Abbé, „ob Mutter Natur an Euch noch mächtig ſein will. Jetzt verlaßt mich, denn Eure Schweſter, die Dame Durazzo, bedarf meiner."

„Mann Gottes!" rief der Alte, indem er den Magier mit Thränen der Freude umarmte, „die Heiligen ſind mit uns!"

„Die laſſen wir aus dem Spiele!" murmelte der Mann, der ſich Abbé nannte.

„Aber Euer Werk iſt doch nicht des Teufels?" flüſterte die Eccellenza.

„Die Natur iſt rein und gut," verſicherte Jener, „nur der Menſch in ſeinen Sünden und Gebrechen iſt von Gott abgefallen und ſieht in den Naturkräften die Elemente des Böſen."

Er hatte die Fallthüre wieder geöffnet und der Alte ſtieg mühſam in den untern Raum zurück; der ſteife Paradedegen klapperte von Stufe zu Stufe hinter ihm drein.

Wie ſich Belmar wieder allein ſah, trat er von neuem an die Brüſtung der Gallerie und ſah dem Getümmel der Tanzenden zu, von Zeit zu Zeit einige unverſtändliche Worte vor ſich hinmurmelnd. Es war für mich Zeit, aus dem Verſteck zu treten und ihn anzureden. Er ſchien ganz mit ſich ſelbſt beſchäftigt und ließ ſich nicht ſtören, als ich die kleine Thüre hinter mir in's Schloß drückte und mir damit den Anſchein gab, als träte ich jetzt erſt auf den Balkon der Gallerie. Ich ſtand ſchon eine geraume Weile dicht neben ihm, ohne daß ich ſeine Aufmerkſamkeit auf mich zog. Der Tanz war im Saale von neuem eröffnet, die Muſik tönte rauſchend zu uns herauf, die ſchwebenden Geſtalten der Tänzer wirbelten im Kreiſe zu unſeren Füßen.

„Ihr ſcheint Euch nicht in die Geſellſchaft miſchen zu wollen,“ redete ich ihn an, da er unerſchütterlich in ſeiner Stellung beharrte. „Ihr herrſcht von oben herab und leitet die Menſchen an den geheimen Fäden ihrer Schwächen und ihrer Bedürfniſſe.“

Er war weder überraſcht, mich an ſeiner Seite zu ſehen, noch von dem Tone des Spottes, der mein Wort begleitete, verletzt. „Guter Freund,“ ſagte er kalt und trocken, ohne mich eines Blickes zu würdigen, „Ihr denkt mit mir ganz gleich über die Menſchen, nur iſt Euer Gefühl zu weichherzig, um ſich ihrer zu bemächtigen.“

Sehr dreiſt, dacht' ich, von einem Gaukler, eine Sympathie mit mir zu behaupten! „Ich fürchte, Ihr irrt Euch in mir,“ war meine Entgegnung.

„Das Ennui der Vergnügungen“, murmelte Belmar vor ſich hin, „liegt wie ein Dämon auf der Bildung dieſes Jahrhunderts.“

„Das Zeitalter hat keinen Glauben mehr, ſagtet Ihr mir jüngſt in der Kirche, und deshalb nehmt Ihr hier in der Geſellſchaftswelt vielleicht Beſchlag auf ſeinen Aberglauben. Heißt das nicht die Teufel durch Belzebub, den oberſten der Teufel, austreiben?“

„Dies Geſchlecht iſt in Sünden ergraut,“ fuhr der Mann fort, „der Sumpf der Gewohnheit zieht Alle in ſeinen ſchlammigen Boden. Das iſt das tiefſte Leiden der Menſchheit, daß die Bedürfniſſe einen Jeden zum feigen Sklaven machen, während er frei geboren iſt und vom einfachen Quell der Natur trinken ſollte.“

„Ihr ſprecht, wenn mir recht iſt, einen Satz von Jean Jacques Rouſſeau nach!“ ſagte ich lächelnd.

„Ich ſah ihn in Venedig,“ fiel Belmar ein, „er vergoß Thränen beim Anblick einer Magdalena, eines verlornen ſchönen Weibes.“

„Thränen ſind freilich nicht die rechte Arznei, die man dem Menſchen bieten ſollte!“ ſagte ich ſpottend. „Wer ein Arzt ſein will, muß das Uebel mit demſelben Uebel, Gift mit Gift, heilen. Und das ſcheint auch Eure Methode zu ſein, indem Ihr der leichtſinnigen Welt mit allerlei Scherzen das Geiſterreich eröffnet. Den Dummen und Eiteln mehr bieten, hieße Perlen vor die Säue werfen, wie? Ihr ſeid ein Meiſter in optiſchen Täuſchungen. Doch ich denke, das ſind nicht die eigentlichen Geheimniſſe Eurer Loge vom heiligen Gral oder von rose et croix!“

„Die Welt will getäuſcht ſein!“ ſagte er lateiniſch, meine Frage bei Seite ſchiebend.

„Wenn Ihr Maurer ſeid,“ fuhr ich fort, „ſo nimmt es mich Wunder, daß Ihr Euch zu dieſem Geſtändniſſe bequemt. Rabbi Laſſe, wenn er Wunder thun will, geht in's Kämmerlein zum Gebet; Ihr gebt Schauſtellungen für den gebildeten Pöbel!“

Er zuckte die Schultern und lächelte mühſam: „Geſellſchaftliche Scherze dürft Ihr nicht zu ſchwer nehmen, ſie genügen der Menge. Der Denkende, dem es um die Erforſchung der Wahrheit zu thun iſt, wird wohl die Spreu vom Weizen zu ſondern wiſſen und einſehen, daß nur für ihn die tieferen Geheimniſſe unſeres Bundes ſind.“

„Alſo giebt es deren?“ fragte ich, im Stillen ſchon triumphirend. — Er ſchwieg.

„Rabbi Laſſe“ — fuhr ich fort.

„Iſt Roſenkreuzer,“ ſagte Belmar, „gehört zu uns, iſt einer der Wenigen, die Wiſſende und Könnende ſind, einer der wenigen Reinen, die gefunden haben, wo wir Andern, die wir von den Schlacken noch nicht befreit ſind, nur erſt ſuchen. Ich vor Allen trete zurück vor dieſem Gotterwählten, den die Natur bevorzugte, und der im Athem ſeines Mundes, im Schweiß ſeiner Glieder, in der Berührung ſeiner Hände magiſche Götterkraft beſitzt, um Wunder zu thun.“

„Ich wüßte gern,“ ſagt' ich, „in welchem Zuſammenhange er mit Euch ſteht, Eure Sache würde damit rein vor mir erſcheinen.“

„Es ſteht Jedem frei, uns zu prüfen!“ ſagte Belmar gewandt, liſtig und beſcheiden.

„Was gehört zu der Einweihung in Euern Bund?“

„Wachen, Faſten, Beten und gläubig ſein.“

„An Glauben, Euch gegenüber, bin ich noch arm,“ ſagte ich, „er müßte mir erſt werden!“

„So machet den Verſuch, ob der Zweifel vor der tieferen Einſicht ſchwinden wird!“

„Ich habe nichts zu verlieren,“ ſagt' ich, „ich bin bereit, Eure eigentlichen Geheimniſſe kennen zu lernen.“

„Dieſe Nacht wird Filippo Durazzo aufgenommen in den Bund. Ihr könnt Euch ihm anſchließen; aber nach den Geſetzen, die uns binden, muß Jeder einzeln die Prüfungen beſtehen.“

„Ich bin Maurer,“ entgegnete ich, „und habe das Verlangen, Roſenkreuzer zu werden.“

„In den Genoſſenſchaften der Maurer“, ſagte Belmar, „ſehen wir allerdings die erſten Vorbedingungen und Mittel zum Zweck. Die Maurerei iſt das ABC vom Buche des heiligen Roſicrucius. Zu welchem höheren Grade der Maurerei Ihr reif ſeid, wird Euer eigenes Verhalten bei der Aufnahme zeigen. Es ſteht Euch jedoch mitten in den Prüfungen frei, zurückzutreten, widerſtreiten die Formen, Grundſätze und Aufklärungen Eurer Ueberzeugung.“

„Wohlan, ſo führt mich!“ ſagte ich entſchloſſen.

„Nimm dieſe Binde um, mein Sohn, Du biſt ſchon zur Stelle; die Brüder ſind bereit, Dich zu empfangen!“

„Hier?“ fragte ich, „wo Ihr der eiteln Weltluſt fröhnt und huldigt? Ich meinte, ein Tempel ſei Euer Haus!“

„Wohl, ein Tempel des unſichtbaren Gottes, und wo Zwei in ſeinem Namen verſammelt ſind, da iſt er mitten unter ihnen!“

Er ſprach dies ſalbungsvoll und nicht ohne Weihe; es gelang ihm mich zu verwirren, mich zu betäuben.

Zehntes Capitel.

Die Einweihung zum Roſenkreuzer.

Ich knüpfte das Band um die Augen, erzählte Dubois weiter, und fühlte, daß auch noch ein dichter Schleier über meinen Kopf geworfen wurde. Eine Thür öffnete ſich, aber es ſchien nicht jene, die zur Geſellſchaft führte. An der Seite meines Führers ſchritt ich einen langen, ſchmahlen Gang hinunter. Ich weiß nicht, wechſelte Belmar mehrmals die Hand, die er mir reichte, oder ging ich an einer Reihe vieler Menſchen hin, die ſie mir wechſelweiſe drückten. Mein Einbildungskraft ward in der Dunkelheit rege, ich glaubte mich ſchon in der Mitte der verſammelten Brüder. Es war jedoch Alles ſtill und ich wußte nicht mehr, an weſſen Seite ich eine kleine Wendeltreppe hinunterſtieg. Der Weg wurde dann uneben, ich fühlte einen ſteinernen Fußboden, der Lärm der Straße kam mir näher. Ein Riegel ſchob ſich auf und hinter mir zu. Ich ward in einen Wagen gehoben, mehrere Begleiter rückten ſich neben mir zurecht und im ſcharfen Trabe ward ich fortgeführt. Ort und Raum wurden alſo doch gewechſelt, die Loge ward nicht in der Villa Durazzo's gehalten. Auf meine Frage, ob mein erſter Führer mich verlaſſen, ertönte aus fremdem Munde das Gebot, zu ſchweigen. Nach etwa fünf Minuten hielten wir und ſtiegen aus. Ich ließ mich eben ſo willig aus dem Wagen heben; ein Thorflügel, der hinter uns zufiel, ſchnitt uns von dem Geräuſch der Straße ab, tiefes Schweigen umgab mich wieder; ich war in einem ganz fernen, fremden Raum. Neue Führer, ſo ſchien es, reichten mir wieder links und rechts die Hand, ich glaubte vor einer langen Reihe von Menſchen die Muſterung zu paſſiren; es war ſchwühl im Raume, die Luft war dick, wie vom Athem vieler Menſchen. So ward ich Trepp' auf und ab durch ein Gewirr von Gängen gezogen. Als wir Halt machten, ſchwand plötzlich mit einem donnernden Getöſe der Boden unter meinen Füßen; ich ſchwebte ſchaukelnd in der Luft, bis ich rücklings in ausgeſtreckter Lage wieder feſten Halt unter mir fühlte.

Die Binde war mir von den Augen gefallen; aber ich ſtarrte nach wie vor in völlige Finſterniß. Ich tappte mit den Händen umher, ein verſchloſſener Raum hielt mich eng umfangen. Mit der Schwühle der Luft wandelte mich der Gedanke an, ich ſei lebendig eingeſargt. Wie ich ungeſtüm gegen den Deckel über mir ſtieß, fiel er zurück, und eine dämmerige Ampel beleuchtete von oben die kleine gewölbte Halle, in der ich mich befand. Das Gemach hatte ganz die Bauart einer Todtencapelle, und ich blieb nicht ohne die Aufregungen von Furcht und Widerwillen, als ich aus meinem ſchwarzen Gehäuſe ſprang, deſſen Sargdeckel ich ſchon von mir geſchüttelt.

Ueber dem Stuhle neben mir lag ein dunkles Gewand nebſt Stab und Pilgerhut. Auf dem Tiſche lag ein Todtenſchädel, aus deſſen Augenhöhlen ein bläuliches Licht funkelte. Brot und ein Krug Waſſer ſtanden bei Seite. Eine lateiniſche Bibel lag aufgeſchlagen und mein Blick fiel auf die Stelle: Die reinen Herzens ſind, werden Gott ſchauen! Das iſt freilich der Wahlſpruch, dem ich huldigen möchte; und um mich her lagen die Symbole des geheimnißvollen Brunnens, wo man Wahrheit und reines Leben ſchöpft. Es ſchien, als ſollte der Neuling, der nach Wahrheit dürſtet, ſich auf die einfachen Elemente der Welt beſinnen.

Neben dem Buch der Bücher fand ich einen Abraxas, einen jener geſchnittenen Steine aus den Cabinetten der alten ägyptiſchen Tempel, auf dem die Namen Jao, Jehovah und Sabaoth wunderbar verſchlungen ſind. Ich erinnerte mich, daß Dante, der alte geweihte Dichter meines Volkes, die Gottheit in denſelben Symbolen ſchildert. Gott Vater ſitzt auf dem Stuhle im Mittelpunkt der Welt. Chriſtus ſchwingt ein Bündel Sonnenſtrahlen um ſein Haupt. Der Hahn, das Bild des frühen Erwachens, deutet auf den anbrechenden Morgen. Chriſtus trägt auf dem Schilde vor ſeiner Bruſt das Wort „Jao" im Dreieck. Die Umſchrift des Steines, den ich vor mir hatte, lautete in Chiffern: Gieb mir Gnade und Sieg, denn ich habe dich, der du warſt, der du biſt und ſein wirſt, bei deinem verborgenen Namen gerufen!

Von dem Brot und Waſſer mochte ich nichts genießen, ich wollte die Faſten, die man mit mir bezweckte, ſtreng halten.

Darin ſeid Ihr, Pfleger der alten Mutterkirche, Meiſter und Kenner der menſchlichen Natur. Faſten und leiblich ſich bereiten thut's freilich nicht! ſprach der Reformator des Glaubens. Wohl aber thut's der Geiſt, der dabei zu ſich ſelber kommt!

Ich lehnte mich an die Wand zurück und gab meine Sinne an die Dämmerung hin, die ſich um mich breitete.

Ein Kirchenchoral drang jetzt an mein Ohr. Wir haben ihn eingeſargt, — ſo ungefähr war der Sinn des Liedes, — und mit ihm zugleich die Irrthümer des Lebens, den Aberglauben der Völker und den Wahn aller Religionen. Frei von ihnen feiere ſein Geiſt die Auferſtehung! — Der Chor ſchwieg und eine Orgel wiederholte noch die einfache Weiſe des Liedes. Wie aus einem gelinden Sprachrohr, aus weiter Ferne und doch vernehmlich, erſcholl jetzt die Stimme eines Mannes, deſſen Geſtalt mir noch unſichtbar blieb. Ich ward feierlich befragt, ob ich in die Geſellſchaft zur Verbreitung der reinen Lehre aufgenommen ſein wolle. Auf meine Bejahung ſprach der Mann aus dem Dunkeln weiter; ſeine Stimme drang bis in die Tiefen meiner Seele. „So zeige Dich ſtark,“ ſagte er, „dem hergebrachten Glauben Deiner Kirche, ſowie der Sitte und der Gewohnheit Deines Volkes zu entſagen. Du trittſt hier der Wahrheit um einen Schritt näher. Beſinne Dich und ſtehe mir Rede, wie Du den Inhalt unſerer Ueberzeugungen aufzufaſſen vermagſt. Die alten Gnoſtiker, die aus den Kabbaliſten hervorgingen, ſagten ihren Eingeweihten, daß Der, welcher den Gekreuzigten anbete, auf der unterſten Stufe der Weſenleiter ſtehe, und daß im Gegentheil Derjenige, der die

Kraft hat, einzuſehen, ein Menſch könne kein allmächtiger Gott ſein, die tiefere Weisheit inne habe. Die Kreuzfahrer brachten dieſe Lehre aus dem Oriente und die Tempelherren, die dafür bluteten, haben ſich zu ihr bekannt. Mit ihnen begann die Reform des chriſtlichen Glaubens, und dieſe Wahrheit legte den Grundſtein zum wahren Tempel Salomonis, zur unſichtbaren Kirche, an welcher die Menſchheit ſo lange im Geheimen baut, bis Aller Auge das Sonnenlicht erträgt. Es iſt leichter zu einem Chriſtus, der Gott iſt, zu beten, als in ihm die wunderbare Kraft menſchlicher Vollkommenheit zu begreifen. Den ſchönen Mythus von der unverletzten Jungfräulichkeit, die den Jeſus von Nazareth gebar, wollen wir Dir nicht rauben, er iſt älter als die chriſtliche Kirche, er gehört zu den älteſten Sagen, welche die Menſchheit von Anfang an in ihrem Schooße trug. Unter den Chineſen fühlte die Mutter des Chao-Hao bei'm Anblick eines Sternes, deſſen Licht in ihre Seele drang, lebendiges Leben unter ihrem Herzen. Bei andern kindlichen Völkern drängte ſich eine glänzende Wolke an den Buſen einer Jungfrau, und der Gott überſchattete ſie; oder ein Regenbogen, die Brücke zwiſchen Himmel und Erde, ſenkte ſich in ihr Herz, und ſie ward die Braut des Herrn. Bei den Aegyptern wiegte ſich die keuſche Iſis im Lotoskelch, dem Symbol der geheimnißvoll zeugenden Natur. Die erſten Chriſten nahmen die Roſe mit dem Dorn als Zeichen dieſes Geheimniſſes und als Roſa myſtica verehrten ſie die Jungfrau Maria. Wir wollen vom Glauben der Völker nicht den Duft verſcheuchen, noch das Farbenſpiel, das ihn umgiebt, mit roher Hand verwiſchen; aber wir, die Eingeweihten, die wir die Wiſſenden ſein wollen, müſſen Mährchen und Wahrheit unterſcheiden lernen. Nicht das Mährchen iſt die Wahrheit, wohl aber ihr Sinn. Amen! Steh' uns Rede, Neuling, bevor wir Dich zu den Geheimniſſen unſeres Tempels zulaſſen!"

Der Redner ſchwieg, und ich hätte wohl eines längeren Beſinnens bedurft, um über ſo tiefe Sachen in aller Einfalt und Klarheit mein Bewußtſein zuſammenzufaſſen. In der Rede, die ich vernommen, blieb ein Doppelſinn, ein Widerſpruch zu löſen übrig. Chriſtus ſoll nicht Gott ſein! hatte die Stimme aus dem Dunkeln geſagt. Chriſtus ein Menſch? Nun wohl! Wenn er aber ein ſo göttlich reiner Menſch war, daß kein Fehl an ihm befunden wurde, warum ſoll ich ſeine heilige Natur nicht eine göttliche nennen? Sind wir alle Kinder Gottes, warum iſt er dann nicht vorzugsweiſe der Sohn, der einzig reine, wahrhafte, und darum bis in alle Ewigkeit gültige? Warum, wenn es der Brücke zwiſchen Himmel und Erde bedarf, halt' ich nicht an dieſem Grundpfeiler der Wahrheit feſt? Ihr Männer da im Finſtern, dachte ich, deren dunkle Weisheit ich gern ganz klar faſſen möchte, Ihr habt da im Glauben der Menſchen einen Unterſchied aufgerufen, den die Welt bisher wohl noch nicht in dieſer Weiſe kannte. Ihr wollt nicht, daß ich im Heiland den Gott anbete, welcher Menſch ward; aber Ihr gebt zu, den Menſchen in ihm zu ſehen, der den Quell der Gottheit in ſich entdeckte. Die Menſchen brauchen vielleicht einen Gott in ſeiner Perſon. Was die Völker bedürfen, das glauben ſie, und was ſie glauben, iſt ihre Wahrheit. Mich freilich drängt es mehr, einen Bruder von gleicher Art und gleichem Blute in ihm zu ſehen, der mir die Möglichkeit beſtätigt, der reine Menſch könne noch allezeit das Göttliche in ſich ſelbſt finden. Er hat den Gott im Menſchen entdeckt, warum ſoll ich ihn nicht Gott nennen? Und wenn Ihr den Zwieſpalt in den Religionen tilgen wollt, nun ſo denk' ich, hierin liegt der feſte Mittelpunkt der Eintracht aller Zeiten und aller Völker! Laßt mir wenigſtens die Freiheit, über dies Geheimniß zu denken, wie ich es vermag!

Ich ſprach dieſe meine Meinung, wie ich ſie damals hegte, ziemlich feſt und ſicher aus.

Die Wand mir zur Seite öffnete ſich und in einem weiten Talar, mit den Symbolen eines Prieſters aus dem Orient, trat der Sprecher zu mir in's Gemach. — Joſeph, mein junger Freund, ich glaube, es war Dein Vater, es war der Mann, deſſen Bild hier vor uns ſteht. Er war für mich der Abbé der Waldenſer.

Er ging ſchweigend auf mich zu, legte die Arme auf meine Schultern und küßte meine Stirn. „Ich begrüße Dich hiermit", ſagte er feierlich, „als Neophyten unſeres Bundes, als Sohn der unſichtbaren Kirche, als Bruder der reinen Lehre!"

„Ich habe nichts geſagt, nichts eingeſtanden", erwiederte ich, „als einen Zweifel erhoben, ob Ihr wohl klar genug den Punkt der Eintracht für alle Menſchen gefunden."

„Nichts als einen Zweifel?" entgegnete der Abbé der Waldenſer. „O! mein Freund, der Zweifel iſt der Anfang des Wiſſens; das lehren Dir ſchon die alten griechiſchen Weiſen. Im Gefühl des Zwieſpaltes liegt die Bedingung zur Erkenntniß der Wahrheit, wenigſtens der Sehnſucht nach ihr. Das iſt ja eben das Unheil in den chriſtlichen Secten, daß ſie in der Ueberzeugung von ihrer Alleingültigkeit nicht zum Gefühl des großen Unglücks in der Spaltung kommen!“

Er wechſelte mit mir die Zeichen des Bundes, ziemlich dieſelben, wie ſie in den Logen der Maurer üblich ſind; dann ſteckte er mir einen Ring an den Finger und das Werk war gethan, ich ward bei Nacht und Nebel ein Mitglied der reinen Lehre, ein Candidat zur Roſenkreuzerei. Ich beſchloß, der Dinge, die da kommen konnten, gewärtig zu ſein, meinen Sinn aber nimmer gefangen nehmen zu laſſen.

Der Sprecher verſchwand, als ein Männerchor aus der Ferne einen Lobgeſang des Höchſten begann. Raſch wechſelte dann die Scene um mich her und es begann hinter den Wänden, über der Decke und unter dem Fußboden eine raſchelnde Bewegung, als wenn hundert geſchäftige Hände die kleine Halle zertrümmern wollten. Die Ampel erloſch und nur der Todtenkopf gab aus den Augenhöhlen ſein bläuliches Licht von ſich. Nach einer langen Stille erſcholl von oben herab eine Stimme: „Verlangſt Du, wie man uns ſagt, Eintritt in den Tempel Salomonis?“

„Zeigt mir den Tempel!“ ſprach ich, „und ich will Euch Antwort geben, ob mich nach der Einweihung in Euern geheimen Dienſt gelüſtet!“

„So thue Dein profanes Kleid ab, hülle Dich in die Pilgertracht, die vor Dir liegt, nimm den hänfenen Strick um den Leib und ſtrecke Dich abermals in die vier Bretter des engen Sarges, der den Leib des Sterblichen umfängt, bevor ſein Geiſt zur Wiedergeburt in den Tempel des Lichts tritt!“

Ich that, wie mir befohlen, und der Deckel des Sarges fiel über mir zu. Bald aber nöthigte mich die Beklemmung in dem engen Raume, die bretterne Hülle wieder von mir zu ſtoßen. Es war noch dieſelbe Halle, die mich umfing, aber Kerzen brannten rings im Gewölbe und ein Kreis ſchwarz verhüllter Geſtalten umringte mich. Der eine der Vermummten, der am Fuße des Sarges ſtand, lüftete ſeinen Mantel, und ich glaubte in bekannte Züge zu blicken, ich glaubte meinen Lehrer, den Pater Euſebio, in einer zweiten Geſtalt den Abbé Bernis zu erkennen.

„Unſer Glaube,“ ſo begann ein prieſterlicher Sprecher wieder, „unſer Glaube iſt nicht der Glaube der Welt. Wir ſuchen das Dunkel, weil das Auge der Sterblichen noch nicht das helle Licht erträgt. So gelobe, bevor Deine Prüfungen beginnen, heiliges Stillſchweigen über Ort, Zeit und Perſonen, die Dich umgeben. Unſer Bund will die Menſchheit in ihre Rechte ſetzen, aber die Menſchheit iſt es, die unſer Thun noch verkennt und verfolgt. Die Wahrheit iſt auf dem Schauplatze der Erde noch immer ein Märtyrerthum. Schwöre alſo, Zeit Deines Lebens geheim zu halten, was Du in dieſer Nacht bei Deiner Einweihung ſiehſt und hörſt!“

Die Männer entblößten ihre Degen, die Klingen blitzten im Schein der Kerzen, die zwölf Spitzen waren plötzlich auf meine Bruſt geſenkt. Ich ſprach den Eid nach der Formel des Redners, aber doch mit dem Vorbehalt meines freien

Rücktritts. Ich weiß nicht, überhörten oder mißachteten ſie meine Verwahrung; und wenn ich in dieſem Augenblicke, mit dieſer Erzählung, das Gelübde breche, ſo geſchieht es, weil meine Einweihung unterbrochen wurde, eine halbe Aufnahme in den Bund aber nicht bindet. Ich bin nicht völlig aufgenommen; ich leiſtete den Eid nur unter einer Bedingung, die nicht erfüllt wurde.

„Wo Du ihn brichſt, den Eid, ſo harret Dein der Tod!“ ertönte es aus dem Munde der Zwölf. Ein zuckender Blitz und ein rollender Donner folgte dieſen Worten.

„Genug, genug!“ rief ich. „Wozu ſucht Ihr mich zu ſchrecken? Zeigt mir die Geſtalt Eurer Wahrheit!“

Ich hatte mich raſch erhoben, um den Redner in’s Auge zu faſſen. Er trat hinter die Vermummten zurück. In meinem Rücken ertönte die Antwort: „Iſis, die heilige Mutter der Natur, zu der wir beten, verhüllt Dir ihre eigentliche Geſtalt, bis Du den ſiebenten Grad eines Roſenkreuzers erreicht haben wirſt. Lerne zuvor ihre Schleier und die Symbole unſerer Maurerei verſtehen, und antworte auf die vorgelegten Fragen, damit wir daraus erkennen, welchem Grade Du entgegenreifeſt. Wenn die erſte Hülle von der geheimnißvollen Göttin fällt, ſo wirſt Du vier Thiere erblicken, die ſie umgeben. Lerne im Löwen die Erde, im Delphin das Waſſer, im Adler die Luft, im Salamander das Feuer erkennen!“

Mit flammenden Zügen erſchien die Geſtalt der Göttin, mit den vier Elementen bildlich umgeben, an der dunkeln Wand vor mir.

„Glaubſt Du,“ fuhr der Redner fort, „daß dieſe Elemente dem Geiſte dienſtbar ſind?“

„Welchem Geiſte?“ fragte ich.

Der Srecher ſchwieg.

„Es giebt der Geiſter viele,“ fuhr ich fort. „Wenn ich meine Seele rein halte von aller Befleckung des Irdiſchen, frei von der Trübung der Begierde; wenn ich mein mißgeſtaltetes Ich und die mißgeformte Welt um mich her vergeſſe, den Urquell der Dinge wiederfinde und jenen ſtillen See betrete, auf deſſen Waſſern der Geiſt Gottes ſchwebt: habe ich dann Gewalt über die Natur, bin ich dann mächtig über die Elemente? Ich kenne einen edlen Juden, der durch die Kraft des Gebetes die Bande des Todes ſprengt. Iſt das eine Kraft des Roſenkreuzers? Ich glaube, daß der reine Geiſt das vermag, glaube, daß ſeine Kräfte ſich in geweihten Augenblicken ausdehnen über die Welt, das Auge weiter ſieht, das Ohr tiefer hineinhorcht in den Zuſammenhang der Dinge. Ich glaube, daß die Elemente dem reinen, gotterfüllten Willen dienſtbar ſind. Aber ich will von Euch die Beweiſe ſehen, ob die reinen, die wiſſenden, die mächtigen Geiſter Euch dienen. An mir iſt es, Euch zu prüfen, ſoll ich an Euch glauben.“

Es war ſehr ſtill im Raume; der Redner hatte ſein Wort verloren, ein Anderer ſchien ihn nicht ablöſen zu wollen. Hatte ſie meine dreiſte Sprache irre gemacht? — Ich fuhr fort: „Man fabelt von einer Kunſt, die Metalle aufzulöſen und neu zuſammenzuſetzen; man rühmt ſich einer Wiſſenſchaft, die Materia prima, jene Subſtanz, aus der Gott den erſten Menſchen ſchon in ſeiner Leiblichkeit unſterblich ſchuf, wieder aufgefunden zu haben. Ich höre von der Gabe, das phyſiſche Leben zu verlängern. Um hier glauben zu können, verlange ich Thaten, ſoll ich Euer Werk für mehr als bloße Täuſchung und Blendwerk halten. Ruft mir Geiſter herbei aus der Vergangenheit, aus der Zukunft, einen Geiſt, der mir Rede ſteht über mein Schickſal, Rede ſteht über einen dunklen Punkt meines Lebens!"

Unter den Männern vor mir machte ſich eine Bewegung merklich. „Zeichen und Wunder ſollen Dir in Zukunft werden!" ſprach der Redner. „Jetzt fehlen Dir noch die Sinne zur tieferen Wahrnehmung des Ueberirdiſchen! Du wirſt draußen harren müſſen, bis ein heller Wetterſchlag der Wahrheit Dir die verſchloſſene Pforte zum Tempel des Lichtes öffnet. Lerne zunächſt die Symbole unſeres Bundes kennen!"

Auf ein gegebenes Zeichen erſchien an der Wand ein großes lateiniſches T, das auch zugleich die Form des chriſtlichen Kreuzes abgeben konnte. An ſeinem Fuße kauerte der Pelikan, der ſeine Jungen mit dem eigenen Herzblute nährt. Dies ward mir als das Bild gedeutet, unter welchem die Roſenkreuzer arbeiten. Auf die Frage, ob ich die Kabbala kenne, mußt' ich mit Nein antworten und erhielt die Deutung, ſie ſei die mündliche Ueberlieferung, welche Moſes in den vierzig Tagen und Nächten auf dem Sinai von Gott empfing. Mündlich ging ſie auf Joſua, auf die ſiebenzig Aelteſten und auf die Propheten über und wurde, als die eigentliche Auslegung des Geſetzes, von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgepflanzt. Auch nachdem ſie aufgezeichnet, ward ſie nie überſetzt, damit ſie nicht in andern

Sprachen andere Deutung erhielte. „Der Tempel, in welchen Du morgen als Laie treten wirſt," ſagte der Sprecher, „iſt demjenigen ähnlich, in welchem die Freimaurer arbeiten. Als die Leviten des wahren Lichts wollen wir Dir einige Zeichen deuten, damit Du nicht ganz als Neuling unter die Brüder trittſt. Der Candelaber mit ſieben Armen und ſieben Lichtern deutet auf die ſieben Planeten und die ſieben Wiſſenſchaften. Die zwei Säulen, die Du erblicken wirſt, erinnern an die Wolke, die den Kindern Israel am Tage voranging, und an das Feuer, das ſie bei Nacht durch die Wüſte führte. Mit Granatäpfeln und Lilien ſind unſere Hallen, wie der Tempel Salomonis, geſchmückt und in der Vereinigung dieſer Symbole haſt Du Dir reine Freundſchaft und unſchuldige Geſelligkeit zu denken. Der Stern der Maurer iſt der Stern der heiligen drei Könige, die nicht weltliche Fürſten waren, ſondern Magier. Dieſer Stern leitet den ächten Maurer auf allen ſeinen Wegen. Wenn Du auch uns mit Akazienzweigen geſchmückt ſiehſt, ſo erkenne in dieſem signum salutis das Holz, aus welchem das Kreuz Chriſti gezimmert wurde. Dieſer Baum bedeutet uns eine Trauer, auf die bald Freude folgt. Die Leviten hatten den kubiſchen Stein, einen Eckpfeiler vom zerſtörten Tempel Salomo's mit geheimer Inſchrift. Auch die Maurerei hat dies Modell aller andern Steine und ſeine Inſchrift iſt für ſie nicht mehr geheim, ſie lautet: Brüderliche Liebe, Hülfe, Wahrheit! Unter Winkelmaß und Compaß verſtehen wir die Verbindung des alten Geſetzes mit dem Gebote der Menſchenliebe. Das Buch mit den ſieben Siegeln deute Dir, nach Deinem

Gefallen, entweder als die heilige Schrift mit den ſieben Wiſſenſchaften, oder mit den ſieben Sacramenten der Kirche, wenn Du römiſch biſt. Als Roſenkreuzer wird Dir ſpäter die geheime Zahl deutlicher werden. Die Leviten feierten ein Feſt, das Myſterium des verlornen Wortes, das noch heute für den Maurer Geltung hat. Wenn die Juden in der babyloniſchen Gefangenſchaft den Tod ihres göttlichen Meiſters betrauerten, ſo meinten ſie unter dieſem Hiram die Freiheit, den Glanz und die Herrſchaft ihres Volkes. Auch uns iſt Hiram ein Meiſter und Märtyrer, und ein altes Maurerſyſtem ſagt, Hiram ſei Chriſtus und ſeine drei Mörder ſeien Judas, Kaiphas und Pilatus. Wenn Du auch uns bei den Arbeiten in der einen Hand die Kelle, in der andern den Degen führen ſiehſt, wie der Maurer im Grade des ſchottiſchen Ritters erſcheint, ſo ſchlag' das Buch Nehemiä auf, und Du wirſt erfahren, daß der neue Tempelbau alſo begonnen ward, die Kelle ihn förderte, der Degen ihn gegen die Feinde ſchützte. Lerne überhaupt begreifen, daß die wahre Maurerei das Ergebniß dreier Religionen iſt; aus dem, was Aegypter, Juden und Chriſten der Welt überlieferten, erwächſt der neue Tempelbau für die Menſchheit. Und hiermit" — ſchloß der Mann ſeine Rede — „indem ich Dich als Maurer und Bruder begrüße, um Dich allmählich zum Roſenkreuzer heranreifen zu ſehen, lerne das Zeichen kennen, unter welchem Du Dich den Genoſſen kenntlich machſt."

Ich wiederholte das Zeichen im Kreiſe der Zwölf und Jeder verſchwand, nachdem ich es mit ihm gewechſelt.

Ich wußte nun wenigſtens, daß die Loge Rose et Croix noch ihr beſonderes Maurerſyſtem habe, das man erſt nach und nach, gradatim, erfuhr. Eine Zeitlang beſchäftigte mich noch der neue Zuſammenhang der Zeichen, die ich in meiner bisherigen Maurerloge anders geordnet fand. Körper und Seele waren mir endlich abgemüdet, die Nacht mußte vorüber ſein und ich ſank ermattet in einen tiefen Schlaf.

Draußen ſtand vielleicht die Sonne ſchon hoch, als ich, vom Bedürfniß nach Speiſe gequält, erwachte. Ich fand mich in derſelben Umgebung wieder. Nur ein ſilberner Pokal, der vor mir auf dem Boden ſtand, zog meine Neugier auf ſich; eine grüne, dicke Flüſſigkeit blinkte im ſchimmernden Gefäße. Ich führte ihn raſch an meine Lippen. Der betäubende Duft reizte mich, aber ein leiſer Schauer, der mich plötzlich ſchüttelte, hieß mich auf den Genuß des Trankes verzichten. Ich dachte nicht an Gift, aber ich bin doch Italiener genug, um Tränke zu kennen, die den Geiſt gefangen nehmen, indem ſie eine gewiſſe narkotiſche Begeiſterung hervorrufen. Vielleicht ſteckte in dieſem dunkelgrünen Weine die Befähigung, Geiſter zu ſehen. Ich wollte mit nüchternen Sinnen den Geheimniſſen und den Offenbarungen entgegengehen, die man mir bereitete. Um jeder Verſuchung zu entgehen, ſchüttete ich raſch den Inhalt des Gefäßes an den Boden und bedeckte die feuchte Stelle mit dem Kruge. In demſelben Augenblicke hört' ich Tritte; zwei neue Geſtalten traten ein und grüßten mich als Bruder mit dem Gruße des Bundes. Der Eine hob den Pokal in die Höhe und überreichte ihn dem Zweiten mit einem Augenwink, an dem ich wahrnahm, daß es ihnen nicht gleichgültig ſchien, ihn geleert zu ſehen. Wie ich mich bereit erklärte, ihnen zu folgen, tauchten ſie ein Stirnband in eine rothe Flüſſigkeit und knüpften es mir um den Kopf. Sie ſelbſt trugen ein gleiches; ich hatte die Vorſtellung, es ſei mit warmem Aether durchnetzt. Ich fühlte mein Blut in Wallung gerathen; vielleicht fehlte mir nur noch die Wirkung des dunkelgrünen Weines, um einen Dämon des Aufruhrs in mir zu entzünden.

„Du biſt ſchon zur Stelle,“ hieß es, als ich auf die Thür deutete. Ich blickte um mich, und in der That hatte ſich der Schauplatz um mich her verwandelt. Es war noch dieſelbe Grotte, grau und fahl, aber die Wände ſchimmerten durchſichtig und löſten ſich wie Nebel auf. Die Felder im Mauerwerk wurden lebendig, ſeltſame Thier- und Menſchengeſtalten, mich zu ſchrecken und zu locken, traten mir entgegen, und wichen zurück, wenn ich nach ihnen griff. Meine beiden Führer waren verſchwunden. Aus der Ferne ertönte eine Muſik, deren ſanfte Accorde immer mächtiger anſchwellen. Die Kerzen um mich her vereinigten ſich zu einem Strahlenkranz und aus den ungewiſſen Wolken, in die ſich die Wände des Gemachs auflöſten, hoben ſich dunkelrothe Säulen, aus deren Knäufen und Capitälen lebendige Blumen mit buntem Farbenſpiel hervorſprangen. Die kleine Todtenhalle hatte ſich nach und nach in einen ſtrahlenden Feſttempel umgeſtaltet, deſſen Kerzenſchein das Licht des Tages beſchämen konnte. Ich ſtand in einer offenen Rotunde, die den Mittelpunkt von mehreren Hallen abgab, die ſich nach den vier Himmelsgegenden öffneten. Ich ſah alle die Inſignien, die mir der Sprecher gedeutet hatte, den Stern, die Akazien, die Candelaber; nur die Lotosblume, die ſich in rieſenhafter Geſtalt mitten in der Rotunde aus dem Boden erhob, war mir noch neu. Der Stängel ragte wie ein Baum in die Kuppel hinauf. Ihre Blätter ſchloſſen ſich oben zu einem Kelch zuſammen; das Gewölbe über ihr gab den Anblick des geſtirnten Himmels. Ich war in dieſem glänzenden Gebäude mit meinem dunkeln Pilgergewand der einzige unſcheinbare Gegenſtand.

Es dauerte nicht lange, ſo füllte ſich die eine der vier Feſthallen, die an den mittleren Tempel ſtießen, mit Geſtalten in vielerlei Tracht, dunkelblau, himmelblau, blau und weiß. Einige mit rothen Mänteln, vielleicht je nach dem Grade und der Bedeutung ihrer Würde. Während eine Harmonika ihr nervendurchzitterndes, ſeelenzernagendes Spiel begann, gruppirten ſich Alle um eine hervorragende männliche Geſtalt, vor der ſie die Akazienzweige ſenkten. Wie die alten Hierophanten trug dieſer ihr Meiſter auf einem Gabelkreuz eine Platte von Metall, auf der ich die Worte las: Wahrheit, Weisheit. Alles in ſeinem Anzuge ſchien ſinnreich. Ueber dem geſtickten purpurnen Gewand trug er ein Oberkleid von der Farbe der Unſchuld. Ein Diadem, mit Edelſteinen geziert, deren Zuſammenſtellung auf die Macht Gottes deutete, zierte ſeine Stirn. Als die ſinnverwirrenden Glastöne des Inſtrumentes ſchwiegen, ertönte aus dem Kelch der Lotosblume eine ſehnſüchtig klagende Frauenſtimme: „Iſis ruft Euch Sterbliche! Wer wird den Schleier heben, der mich verhüllt! Ich ſeufze ſchon Jahrhunderte lang nach Erlöſung!“

So erſcholl es aus der ſingenden Blume, und es war mir, als regte ſich im Kelch ein ſchmerzbeklommenes Herz, als ſei jedes Blatt ein Arm, der himmelan nach Hülfe griff. Die Verſammelten waren inzwiſchen niedergekniet, nur der Großmeiſter ſtand aufrecht, den Blick auf mich gerichtet. Sein Haupt umſtrahlte mit zitternden Flammen ein dunkelrother Schein. Er trat auf mich zu und winkte mir näher. Es war mir ein ganz fremder Mann; weder Euſebio noch den Abbé der Waldenſer, weder Bernis noch Belmar ſah ich mehr unter den Verſammelten. Belmar hatte ich bei all' den Vorgängen der Einweihung nicht bemerkt; vielleicht war er der Lenker der Maſchinerien, der verborgene Deus in machina.

„Neuling," ſprach der Großmeiſter, der jetzt vor mir ſtand „die enge Zelle des Grabes hat ſich um Dich her in eine Feſthalle der Freude verwandelt. Alſo iſt der Uebergang von der Finſterniß zum Licht, vom Tode zum Leben; in dem kleinen Punkt des Erdendaſeins liegt der Ring der Ewigkeiten. Unſer Streben iſt, aus dem Gegebenen die Zukunft, aus dem Bekannten das noch Verborgene zu entwickeln. Wir heißen Dich, willſt Du an unſern Arbeiten theilnehmen, in dieſem Kreiſe willkommen und werden Dich mit den Inſignien einer untern Stufe unſeres Bundes bekleiden. An dem kleinen Ringe, den ich an Deinen Finger ſtecke, findeſt Du die vier Buchſtaben I. A. A. T. Sie bedeuten: Ignis, Aër, Aqua, Terra. Es ſtrebt der Geiſt allerdings, wie Du bereits eine Ahnung davon haben wirſt, die vier Elemente ſich dienſtbar zu machen. Biſt Du weder im Feuer, noch in der Luft, im Waſſer und in der

Erde heimiſch, ſo lerne nach und nach dieſe Gewalten kennen und in ihrer Kenntniß die Macht, ſie zu beherrſchen. Kenntniß iſt Macht. Dir ſteht jetzt eine Frage frei an die elementare Geiſterwelt, und wofern Dein Sinn rein, Dein Herz voll Zuverſicht und Vertrauen iſt auf den göttlichen Baumeiſter der Welt, wird Dich die Pythia unſeres Bundes, die in den Blättern der Lotosblume ſchläft, hoffentlich erhören. Tritt jetzt zurück in die kleine dunkle Halle zur Seite, überblicke Dein Leben und ſammle Deine Gedanken zu einem Wunſch, der Dein Schickſal berührt und Deinem Herzen der liebſte iſt. Frage nichts Eiteles, nichts Müßiges! Beſinne Dich und lege der Seherin des Bundes eine Frage vor, die aus Deinem Herzen ſtammt!"

Er ſchwieg und der Geſang begann von neuem. Während deſſen hatten mich dienende Brüder mit der Schürze bekleidet, mir Winkelmaß und Kelle in die Hände gedrückt. Als ſich neue Ankömmlinge in der noch leer gebliebenen Halle zeigten, ward ich raſch in ein kleines dunkles Seitengemach geführt, wo ich abgeſchloſſen mir ſelbſt überlaſſen blieb. Ich ſetzte mich auf den Säulenſchaft und verſank in die Erinnerungen meines Lebens, die an einem dunkeln Punkt haften blieben.

Was mir bis jetzt von dem Orden der Roſenkreuzer vorgeführt war, widerſtritt nicht meiner Ueberzeugung von der Nothwendigkeit gewiſſer Formeln eines Geheimbundes. Es war ſelbſt für mich als Maurer nicht widerſinnig. Allein in den Geheimniſſen ſteckte als Kern die Kraft des großen Roſicrucius, die Zukunft zu wiſſen und aus der Vergangenheit eines Menſchenlebens die verborgenen Stellen zu kennen. Da ſammelten ſich von neuem meine Wünſche um den einen Punkt meines Lebens, den Punkt meiner dunklen Herkunft. Ein Findelkind ward ich dem Orden der Geſellſchaft Jeſu übergeben, angeblich auf das Gelübde Derer, die mich in's Leben geſetzt. War ich eine Waiſe? War ich geraubt, eine willenloſe Beute fremder Gewalten, deren Herrſchaft über mich ich nicht anerkennen durfte? Wurde mir hierüber Aufſchluß, — das war mein Vorſatz, — ſo wollte ich den Eid noch einmal ohne Vorbehalt ſchwören, dem Bunde mit allen Kräften zugehören, mir gleichviel, ob ihm dieſe Kunde aus ſeiner weiten Verbrüderung und äußeren Macht, oder aus geheimer Offenbarung einer ihm innewohnenden, mir noch unbekannten Geiſteskraft gekommen. Ich war auf die Pythia in der Lotosblume verwieſen; wohlan, ich wollte ſie prüfen, dieſe myſtiſche Roſe entblättern.

Es mochte eine Stunde verſtrichen ſein, als der Act meiner Einweihung wieder aufgenommen wurde. Die Grotte, in der ich, meinem Nachſinnen überlaſſen, abgeſperrt war, öffnete ſich, und ich trat wieder in den Glanz der Rotunde mit der Kuppel, in deren Mitte der baumhohe Stängel der Lotosblume mit ihren Blättern wie eine Palme hinaufragte. Oben in der Krone, in den noch geſchloſſenen Blättern der weißen Rosa mystica nahm ich eine zitternde Bewegung wahr, als rege ſich dort eine liegende Geſtalt, vielleicht die Prieſterin der Iſis. Der Großmeiſter trat auf mich zu und redete mich an. Ich bejahte die Frage, ob ich in der Stille mit mir einig geworden, welche Frage ich der Pythia des Bundes vorlegen wolle.

Beſcheidenheit, Demuth und Vertrauen, ſagte der Mann, ſeien die Tugenden des würdigen Neophyten; von meiner Frage werde der Grad meiner Reiſe abhangen.

„Und von der Antwort,“ ſagte ich, „der Grad der Glaubwürdigkeit des Bundes!“

„Es gehört zu den Regeln dieſes Bundes,“ ſagte der Großmeiſter, „daß der Neuling nochmals von dieſem Kelche trinkt, bevor ihm der Kelch der heiligen Blume ſich erſchließt; man reiche ihm den Pokal!“

Der Cermonienmeiſter hielt ihn ſchon gefüllt in der Hand. So ſollte dieſer Kelch denn doch nicht von mir gehen! Es war derſelbe Becher, den ich ſchon kannte; dieſelbe grüne Flüſſigkeit blinkte mir entgegen. „Ich bedarf der Unterſtützung meiner Kräfte nicht!“ ſagte ich und nahm den Pokal zögernd.

„Die Sitte bringt es mit ſich,“ ſagte der Großmeiſter, „daß, wenn Du zweifelſt, ein Gefährte mit Dir trinkt. Wer von den ſo eben Eingeweihten trinkt dem Zweifler zu?“

Auf die Stille im Raume folgte hinter dem einen Verhang eine Bewegung. Filippo Durazzo trat hervor und ſtreckte die Hand aus. Er war in eine feuerfarbene Toga gehüllt, ein flammendes Diadem leuchtete um ſeine Schläfe, ſein Auge glühte in trunkener Entzündung. „Mir den Pokal!“ rief er laut, „ich, der letzte Eingeweihte dieſer Nacht, trinke ihm zu. Heil ihm, wenn er glaubt, Unheil, wenn er zaudert! Dem geheimnißvollen Orient gehören wir an, ich trinke ihm als Maurer eines höheren Grades zu!“

Er war auf mich zugeſtürzt, riß den Becher an ſich und trank. Ich war gezwungen, es ihm nachzuthun und leerte den noch übrigen Inhalt des Kelches. Ein Feuerſtrom durchdrang meine Adern, hob meine Empfindung wie auf Flügeln. Jetzt oder nie, rief es in mir, wirſt du Geiſter ſehen! Und dennoch gelobte ich mir, möglichſt wachſam den Geheimniſſen entgegenzutreten.

Der Großmeiſter ergriff meine Hand und legte die Binde um mein Haupt. Am Geräuſch um mich her nahm ich wahr, daß die Vorhänge der Seitenhallen nach allen vier Weltgegenden zurückrauſchten, am Gewühl der heranwogenden Menge, daß die Zeugen des Orakels bereit ſtanden, die Rotunde ſich füllte, während ein bald ſanfter und ſchmelzender, bald ſtark aufſchwellender Harmonikaton meine Sinne gefangen nahm. Ich ward dreimal im Saale herumgeführt, hörte das Raſcheln der Gewänder, fühlte die Nähe hin- und herwogender Menſchen, bis plötzlich die Muſik ſchwieg und eine Stimme von oben erſcholl: „Iſis ruft! Sie ſchläft den heiligen Schlaf, aber ſie ſpricht im Traum, die Gottheit hat ihr die ſieben Siegel vom Buche des Lebens gelöſt!"

„So ſteig' denn hinauf, Jüngling," ſagte der Großmeiſter, der mich an der Hand hielt, „und befrage Dein Schickſal!"

Er führte mich mehrere Stufen hinauf und ließ mich dann allein. Ich war dem untern Raum entrückt; an dem Schimmer, der meine Augenbinde durchdrang, fühlte ich mich dem Strahlenkranze der Kuppel nahe. „Sprich Dein Begehr," hieß es, „neige dann Dein Ohr und beuge Dich, denn Du ſtehſt vor der Lotosblume!"

Ein Rauſchen wie von Blättern, die ſich entfalteten, ſchien mir das zu beſtätigen.

„Darf ich laut und vernehmlich die Pythia befragen, oder muß ich mein Schickſal geheim vernehmen?“

„Es ſteht Dir frei!“ lautete die Erwiederung von unten her.

„Wohlan!“ ſprach ich, daß es laut im Raume ſchallte, „ſo will ich denn, wie es meiner Natur geziemt, offen und frank meine Frage ſtellen, nicht, um freventlich und tollkühn die Enthüllung von Geheimniſſen zu fordern, die der ewige Schöpfer vielleicht in ſeiner Weisheit dem ſterblichen Geiſte entzieht; auch nicht um die Geheimkunde der Brüder über die Zukunft und Unſterblichkeit auf die gewagte Probe zu ſtellen. Ich glaube an die Gemeinſchaft edler Gemüther, die ſich insgeheim verbrüdern müſſen, um dem Streben nach den Offenbarungen der Wahrheit Schutz und Schirm gegen den Fanatismus der Dummheit und des blöden Aberglaubens zu ſichern; ich glaube, daß die Menſchheit heranwächſt zur Erkenntniß des Wahren, und dieſe Wahrheit in der Verſöhnung zwiſchen Gott und Natur zu ſuchen iſt. Ich glaube an die Nothwendigkeit der Geheimhaltung gewiſſer Entdeckungen, für deren Licht das Auge der Menge noch zu blöde iſt, um nicht geblendet zu werden; ich glaube, daß das Chriſtenthum der Zukunft nicht mehr die Natur knechten, ſondern erlöſen wird vom Wahn; ich glaube an die Gemeinſchaft edler Männer, die den nachtumflorten Blick der Menſchen aufhellen und das Jahrhundert der Freiheit heraufbeſchwören werden. Ich bin weit entfernt davon, dieſes Licht und dieſe Freiheit einem unreifen Geſchlechte aufnöthigen zu wollen. Aber ich will, wo ich die Reiſe des Bewußtſeins dafür erkenne, kein Dunkel und keine Knechtſchaft dulden. Ich ſträube mich gegen Dunkel und Knechtſchaft meines eignen Lebens. Ich gehöre der Kirche an nach Gelöbniß Derer, die mich in die Welt geſetzt, nicht nach freiem Ermeſſen und eigener Wahl. Ich frage die Pythia des Bundes: Sind Diejenigen, die mich blind geopfert, und dies Opfer wie ein Schickſal über mich verhängten, dazu berufen geweſen? War ihr eigener Wille frei, als ſie mich vielleicht ſchon bei meiner Geburt in Bande ſchlugen? Darf ich ein Gelübde der Art für bindend halten? Steht es freien Männern zu, Zwang über ſich zu dulden? Und lebt noch Wer von Denen, die dieſen Zwang über mich übten? Dies vor Gott und dem Bunde der Wiſſenden meine Frage: Wer ſind meine Eltern?“

Ich ſenkte mein Haupt, neigte mein Ohr, der Antwort gewärtig. Dicht vor mir rauſchten die Blätter der Lotosblume; es war mir, als arbeitete ſich eine Geſtalt aus dem Schooß derſelben hervor, als neigte ſich ein Antlitz mit warmem Athem zu mir. Ich hörte eine flüſternde Frauenſtimme: „Unglücklicher, frage das nicht!“

Ich erſchrak; ich glaubte ſie zu kennen, dieſe Stimme; um ſo dreiſter erhob ich von neuem laut und Allen im Raum vernehmlich mein Wort: „Ich frage die Wiſſenden im Bunde, ich frage die Verſammlung freier Männer, ich frage die Pythia: Iſt Jemand am Leben, der mir Rede ſteht, weshalb und mit welchem Fug und Recht man über mich und mein Leben ſchaltete? Lebt von den Meinigen irgend Wer? Lebt mir ein Vater noch?“

„Er lebt!“ tönte halb erſtickt und nur mir vernehmlich die Stimme des Orakels. Auf die eintretende Pauſe erfolgte ein elektriſcher Schlag, der die Kerzen im Saale löſchte. Ich fühlte durch die Binde hindurch, daß die Rotunde in Nacht gehüllt war; kein Athemzug im ganzen Raume war hörbar. Ich kniete nieder und vernahm nur den Puls meines Herzens. Plötzlich ertönte eine ferne Muſik wie Aeolsklang, ſie ſchwoll an nach dem Grade des wieder herandämmernden Lichtes in der Halle. Eh' ſie allzu laut erwuchs, nahm ich all' meine Kraft zuſammen und rief ſchallend hinein in die Verſammlung:

„Wohlan denn, ſo frage ich weiter, was Vater oder Sohn verbrochen, daß man ſie trennt? Welche Macht zwiſchen ſie getreten? Warum der Sohn der Sklave eines blöden Wahres ſein und bleiben ſoll? Liegt Sünde auf meiner Geburt? Beruht das Gelübde, das mich vielleicht ſchon vor meiner Geburt der Kirche zum Dienſt geſtempelt, auf einer Miſſethat? Ich bin bereit, der Welt Laſt und Schmach zur Sühne zu tragen, aber ich will wiſſen, weshalb ich der Geopferte bin!“

Eine bange Stille herrſchte im Raume; nur im Kelch der Lotosblume wogten die Blätter in zitternder Haſt hin und wider. „Haltet ein!“ rief plötzlich unten im Saale eine durchdringende Stimme, „haltet ein, der Neophyt frevelt gegen Gott und Natur! Ich fordere ihn auf, zurückzuſtehen von ſeiner Frage; ſie darf ihm nicht hier beantwortet werden!“

Ich konnte nicht zweifeln, wer der Mann ſei, der hier zwiſchentrat; ich kannte dieſe Stimme, es war die Stimme Deſſen, den ich meinen Lehrer, den Freund meiner Jugend, meinen zweiten Vater genannt, die Stimme Deſſen, zu dem ich von Kindheit auf die einzige Beziehung der Hochachtung, wo nicht der Liebe gefühlt, der den Bann, der über mein junges Haupt verhängt war, nicht gelöſt, aber doch die Feſſeln, die mich knechteten, mit milder Hand, mit edler Geſinnung, mit dem Hinweis auf größere Lebensziele nach Möglichkeit mir erleichtert. Die Stimme Pater Euſebio's drang mir in's Herz, im Ton ſeiner Worte lag ein ſo tief ſchmerzliches Gefühl, daß mich über mein Beginnen faſt Reue anwandelte. Aber hatte mich dieſer Vormund meiner Jugend nicht ſelbſt getrieben, einer großen Gemeinſchaft edler, freier Menſchen entgegenzureiſen, in deren Kreiſe ich nun jetzt mit ihm zuſammentraf? — Es galt jetzt, wo die Frage über mein Leben und Schickſal auf dem Spiele ſtand, mich zu rechtfertigen; ich war angeklagt, ich mußte mich vertheidigen.

„Fern ſei es von mir," rief ich in die Halle hinunter, „fern, gegen Gott und Natur zu freveln. Es kann nicht gegen Gottes Gebot ſein, die Stimme der Natur in mir zu vernehmen und mein natürliches Recht zu fordern. Ich habe meine Jugend in Qual und Zweifeln, die in mir nagten, verbüßt, ich habe gerungen bis zur Todesangſt, die Stimme der Natur in mir mit den Geboten, die man mir vorſchrieb, in Einklang zu bringen. Das Leben eines Büßers, eines Anachoreten habe ich, ohne zu murren, geführt, Verzweiflung, Selbſtmord und Wahnſinn haben ſich um meine Seele geſtritten, und ich habe mich nicht gegen die Satzungen der heiligen Kirche aufgelehnt, ich habe das Kreuz, das der Herr den Seinigen auferlegt, getragen bis zu der Grenze aller Möglichkeiten, bis zu dem Augenblick, wo die gepeinigte Creatur eine Frage frei hat an die Weltordnung und ihr Schrei am Gewölbe des Himmels wiederhallt. Ich frevelte nie gegen die heilige Kirche, ich trete auch jetzt nicht als Kläger vor ſie hin; nicht ſie will ich zur Rechenſchaft ziehen, denn ſie vollführt nur, was man ihr übertragen, ſie nahm blos von der Gabe Beſitz, die man ihr bot. Ob aber der fromme Wahn Derer, die über mich verfügten, Geltung hat für mein ganzes Leben: dies frage ich hier, und frage es wiederholt, wo es gilt, in den Bund freier Männer zu treten, die Gott und Natur zugleich dienen, über Geheimkräfte gebieten und ſich die Wiſſenden, ja die Mächtigen nennen, denen die Wahrheit ſelbſt Rede ſteht. Ich frage von neuem: Bin ich mit Fug und Recht für immer der Sklave fremden Willens?“

„Und ich ſtelle hier“, rief Euſebio mit Ungeſtüm, „wiederholt die Forderung, daß der Neophyt zurückſteht von ſeiner Frage, will er nicht die heilige Kirche beleidigen; ich gelobe, ihm dereinſt unter vier Augen Rechenſchaft zu geben, ihm nach Möglichkeit, wenn die Zeit dazu gekommen ſein wird, jeden Aufſchluß zu ertheilen, der ihn zufriedenſtellt.“

„Ich verlange“, rief ich hinunter, „als Maurer mein Recht. Der Bund freier Männer, welche die Wahrheit wollen, iſt eine Lüge, wird mir nicht mein Recht! Ich rufe den Bund auf, meine Sache zu der ſeinigen zu machen. Mit ſeiner Macht und ſeinem Wiſſen ſteht es ſchlimm, weiß er keine Auskunft; mit ſeiner Wahrheitsliebe und Freiheit noch ſchlimmer, ſcheut er die Unterſuchung! Ich fordre als Maurer mein Recht, das Recht des freien Menſchen. Wenn meine Frage die heilige Kirche beleidigt, dann ſag' ich mich los von ihr!“

Ein Gemurmel lief durch die Verſammlung; in leidenſchaftlicher Aufregung hatte ich laut das Wort geſprochen, auf welches hin, wie auf einen Frevel, das heilige Amt der Inquiſition gegen mich einſchreiten konnte.

„Dann wehe Dir, Saverio!“ tönte es zu mir herauf, „dann verfällſt Du einer Macht, über die wir nicht mehr gebieten, dann bedauere ich einen Verirrten, beweine einen Geſtorbenen!“

Dies Wort der Trauer von den Lippen Euſebio's drang mir in's innerſte Herz. „Das kannſt Du ſprechen?“ rief ich, „Du, theurer Mann, Pfleger meiner Kindheit, Führer meiner Jugend, Du, Euſebio, der mir die Wege der Kirche nur lieb und werth machte, weil ſie großen freien Zwecken der Menſchheit zuführten!“

Ich riß die Binde von den Augen und blickte in das Antlitz Deſſen, der zu mir geſprochen, in das Antlitz meines Euſebio. Er ſah bleich und verſtört aus; es war der Blick eines mir Lebewohl auf immer Sagenden, den er auf mich warf, eh' er ſein Haupt verhüllte und hinter die Umſtehenden zurücktrat.

Die Bewegung unter den Verſammelten, die auf die Todtenſtille im Raume folgte, ward plötzlich ſtürmiſch. „Das gehört nicht zur Aufnahme eines Neulings!“ riefen Einige.

„Das iſt ein Streit zwiſchen Kirche und Maurerei! Das führt uns zum Verderben!“ So tönte es von anderer Seite. „Die Kirche iſt beleidigt!“ — „Der Bund will ſein freies Recht!“ D es nach zwei Seiten das Feldgeſchrei der Parteien.

Mit dem Schlage des Hammers an die metallne Schaale, die vor ihm ſtand, verſchaffte ſich endlich der Großmeiſter Gehör. „Der Neophyt“, rief er, „hat die Binde von den Augen genommen, hat die Ordnung des Ceremoniells gewaltſam durchbrochen, ſeine Aufnahme iſt unmöglich, die Sitzung aufgehoben, die Loge geſchloſſen!“

Von neuem begann der Streit der Meinungen, als plötzlich von ganz anderer Seite der Schluß der Roſenkreuzerloge erfolgen ſollte. Tobende Stimmen von außen, von Männern, die Einlaß begehrten, waren eine Zeit lang überhört, bis krachend die zerſchmetterte Thür am Haupteingange des Saales auseinander brach und eine Schaar bewaffneter Diener des Inquiſitionsgerichts in den Saal trat. Der Führer der Wache trat vor und erklärte im Namen des heiligen Amtes die Verſammlung für geſchloſſen, die Theilnehmer für Gefangene. Das war das Signal zu neuer wilder Bewegung. Das gewährte Maskenrecht war verletzt, die Würde der Geſellſchaft, die unter ſtillſchweigender ſtaatlicher und kirchlicher Genehmigung tagte, war verhöhnt. Für Einige war der Moment erſchienen, wo der Maurer, wie dereinſt beim Tempelbau Salomonis, neben der Kelle nicht blos zum Spiel die Waffen führt. Mehrere Degen blitzten; da fiel ein Schuß aus der Kuppel. Mit einem Ruck erloſchen die Kerzen im Saal, mit donnerndem

Gepraſſel ſtürzte das ganze künſtliche Bauwerk der Lotosblume zuſammen. Ein wildes Gewühl folgte dem Getöſe, die Fackeln, mit denen die Schergen des heiligen Amtes eingetreten waren, beleuchteten das Chaos der Verwirrung: Dampf und Staub wirbelte in die Höhe und unter den Trümmern wühlten ſich rufend und tobend die ſeltſam zugerichteten Geſtalten heraus. Plötzlich ſtieg zur Seite eine grelle Lohe auf; die Vorhänge der Halle hatten Feuer gefaßt, das leichte Gebäu mit der Maſchinerie der Couliſſen war entzündet; mit dem Rufe nach Hülfe drängte die wüthende Menge den Ausgängen zu.

Mit Gefahr meines Lebens, aber mit gutem Glücke hatte ich den Sprung von der Höhe des Stufengerüſtes, auf dem ich geſtanden, gewagt, ein freies Fenſter in der Niſche benutzt, um auf der entgegengeſetzten Seite des auflodernden Brandes dem Schauplatz der Verwirrung zu entkommen. Ich gerieth in dunkle Gänge; es waren die Seitenhallen des alten Templerhauſes, in deſſen Pavillon die Loge ihr Theater aufgeſchlagen. Die Räume waren mir völlig fremd; ich lief Gefahr, im dunklen Labyrinth meine halbgewonnene Rettung wieder einzubüßen. Lärm und Getöſe war ſchon weit hinter mir. Eine nahe Glocke läutete den Feuerruf; ich konnte ermeſſen, daß der entfernte Stadttheil, in welchem das Gebäude lag, zur Hülfeleiſtung in Aufruhr war. Endlich gelang es mir, einen Ausgang zu gewinnen; eine ſchrägſtehende Pfeilerwand ward mein Pfad, auf dem ich aus dem obern Stockwerk hinunterglitt.

Ich ſtand im Freien, im alten Garten der Templer. Es war dunkel, nur ein ungewiſſes Licht aus der Ferne wies mir die Richtung zu meiner weiteren Flucht. Vor dem Gitter, das den Seitenhof von der Straße ſperrte, hielt ein Tragſeſſel mit Maulthieren: Diener mit Fackeln ſtanden ihrer Herrſchaft gewärtig; dicht neben ihnen am Portal jedoch eine Wache mit Lanzenträgern. Nicht eingedenk, damit Verdacht auf mich zu ziehen, kletterte ich über das Gitterthor und ſtand außerhalb des Zwingers. Wie die Wache, deſſen anſichtig, mir Halt gebot, ſtürzte ich verzweifelt auf die Sänfte zu, in der ſo eben ein Mann in dunklem Domino Platz nahm. Ich ergriff ſein Gewand, ſeine Hülfe gegen die Häſcher anzurufen; ich machte das Zeichen, auf welches jeder Maurer im Genoſſen den Bruder erkennt und ihm hilft. Im Schein der Fackeln leuchtete mir plötzlich Monſeigneur Bernis' immer lächelndes Antlitz entgegen. Er erkannte mich, verleugnete mich nicht, gebot der Wache, ſich zu beruhigen; es ſei einer ſeiner Leute, ſeiner Gäſte, der neben ihm Platz nahm. Der graziöſe Abbé drückte mich in die Polſter des Tragſeſſels und führte ſeine Beute davon, während die Häſcher des heiligen Officiums vielleicht juſt mich zum Ziel ihrer Lauer machten.

Der Brand war nicht bedeutend; die alten Mauern des Templerhauſes leiſteten dem Feuer des Pavillons Widerſtand. Der Morgen dämmerte bereits, als die Sänfte an der Wohnung meines Retters hielt, der mir ſeine Freiſtatt nicht verſagte. „Ja,“ ſagte Bernis ſcherzend, „wenn man allzu grelle Aufklärung, allzu helles Licht fordert in Dingen der Wahrheit: dann bricht Feuer aus, und Niemand weiß, wie weit der Brand um ſich greift! Zum Glück hat die Mutterkirche, wie die alte Templerei, ſtarke Mauern, die Gegenhalt bieten!"

Ich blieb den Tag über im Verſteck bei Bernis. Abends jedoch trat der werthe Mann mit bedauerlichem Geſicht und mit der Kunde zu mir, die Sache ſei ernſter, als er gedacht. Euſebio ſei in aller Form vor das Tribunal des heiligen Amtes geladen; „er iſt", ſagte der Abbé, „zu weit gegangen in ſeiner Gemeinſchaft mit der Roſenkreuzerloge, er durfte ſeine Maske nicht abwerfen, nicht die Kirche „compromittiren", die dann von ſelbſt und auch gegen ihn einſchritt." — Auch meine Wohnung im Collegium war mit Beſchlag belegt, an den Ecken des Hauſes ſollte meine Vorladung vor das Officium angeſchlagen werden. Die Vorgänge im Templerhauſe, der Brand, das Gerücht von böſer Zauberei und Teufelsſpuk, der in den Paläſten einiger Großen zu Genua getrieben werde, hatten das Volk aufgeregt; man lagerte in hellen Haufen vor der Signorie der Republik und forderte den Magiker Belmar. Vielleicht hätte man dem Zorn des Pöbels gern ein Opfer geſpendet, allein Belmar war nirgends zu finden. Der Zuſammenhang, den des „Teufels Braut" mit der Judengaſſe hatte, leitete die aufgeregte Menge nach der Trümmerſtadt beim alten Hafen. Als des Teufels Braut ward niemand anders als die Pythia Donna Carlotta bezeichnet. Man ſtürmte des Rabbi Hütte; man zog ihn zur Rechenſchaft, denſelben Mann, der noch vor kurzem dem Volke wohlgethan, ihm zwei todte Jünglinge zum Leben wiedererweckt hatte. Man forderte die „Prinzeſſin von Saba" von ihm; man zerrte ihn aus ſeinem Verſteck, mißhandelte die alte Dienerin, rief die Schergen des heiligen Gerichts herbei, die ſich ſeiner bemächtigten. Doch überkam Viele, die ſeiner guten Heilkunſt eingedenk waren, alsbald bittere Reue; Volk ſtand gegen Volk auf, um den Häſchern das Opfer wieder zu entreißen. Ein wilder Streit wogte in der Fiſcherſtadt auf, die Meſſerklingen blitzten, Blut floß auf beiden Seiten. Als die bewaffnete Macht der Republik einſchritt, blieb auf der Wahlſtatt nichts zurück, als der Leichnam des Rabbi Laſſe, der unter den Händen des Volkes und der Schergen, unter den Händen ſeiner Befreier und ſeiner Peiniger ohnmächtig zuſammengeſunken war und ſeine liebevolle Seele unter Mißhandlungen aushauchte.

„Opfer müſſen von Zeit zu Zeit fallen!“ ſagte Bernis achſelzuckend, als ich vor Schmerz über den Tod meines edlen Rabbi aufſchrie. „Das kommt davon, lieber Freund,“ fuhr der kluge Mann fort, „wenn man das Gelüſt nach Neuerungen über den Kreis geſelliger Scherze ausdehnt! Die Forſchung über Eure Herkunft iſt nur innerhalb der Kirchengemeinſchaft erlaubt; auf Grund und Boden der Maurerloge durftet Ihr der Kirche nicht trotzen wollen. Ich fürchte, junger Mann, Ihr ſeid Urſache geworden, daß der Orden mit der Maurerei ein für alle Mal zerfällt. Damit habt Ihr Unheil geſtiftet, denn die Art, wie die Geſellſchaft Jeſu in den Verbindungen der Logen Fuß gefaßt hat, war ſtaunenswerth, bewunderungswürdig. Der Orden Jeſu hat die Miſſion, ſich der Forſchung, der Neuerung, des Zeitgeiſtes in jeder Form und Geſtalt zu bemächtigen. Theilnahme an den Bedürfniſſen der Menſchheit iſt eine Bedingung, um dieſe Bedürfniſſe zu leiten, die Menſchheit ſicher zu führen, wenngleich oft nur ſcheinbar den Zielen zu, die ſie ſich ſelber ſteckt. Ich würde ſehr bedauern, dürfte der Orden in den Logen nicht ferner ſeine Gehülfen, ſeine weltlichen Sodalen haben!“

Ich wollte dem angehenden Cardinal nicht ſagen, wie reif ich längſt war zum Abfall von der alten Mutterkirche. Ich war jedoch lange genug Mitglied der Geſellſchaft Jeſu geweſen, um die nach Umſtänden zeitweilige Richtigkeit des Satzes: Nicht Jedes für Jeden — nicht Alles für Alle! einzuſehen.

Am nächſten Tage ſtellte mir Bernis auf den Namen Xaver Dubois, Secretär der franzöſiſchen Kanzlei in Turin, einen Geleitſchein aus, mit welchem ich auf dem franzöſiſchen Poſtſchiff ſicher nach Marſeille gelangte.

Abbé Bernis war mein Retter, mein Wohlthäter; ich fühlte mich verpflichtet, offen gegen ihn zu ſein. Ohnedies ſchien mir die Zeit gekommen, wo mein förmlicher Bruch mit Rom nicht länger zu verzögern war. Ich verfaßte an Bernis ein ausführliches Bekenntniß, eine Darlegung meiner Grundſätze und meiner Entwickelung; es ſchloß mit dem Eingeſtändniß, daß ich mich ferner nicht mehr für fähig halte, der römiſchen Kirche ehrlich und treu anzugehören. Ich erhielt, als Entgegnung, ſein Bedauern, daß ich ſo kleinmüthig ſei, auf eine Kirchenreform, die uns mit den Secten verſtändigen müßte, im Ganzen und Großen zu verzichten. Niemals iſt mir von Seiten des jetzigen Cardinals eine Verfolgung geworden.

Von Euſebio hörte ich lange nichts. Das heilige Amt hatte beſchloſſen, gegen ihn einzuſchreiten, um ſeine Verbindungen mit den Logen zur Unterſuchung zu ziehen. Schmerz und Groll über den Verdacht, der ihn traf, warfen ihn aufs Krankenlager. Er hatte für unantaſtbar gegolten und mußte ſich in ſeinen freiſinnigen, aber zum Heil der Kirche gereichenden Beſtrebungen verkannt ſehen. Gegen einen Sterbenden war dann freilich nicht weiter mit Härte vorzuſchreiten. Im Gefühl der Nähe ſeines Todes hatte er noch den Wunſch, mir über mich ſelbſt ein Geſtändniß zu machen, das er der Feder nicht anvertrauen durfte. Es war, als wenn er mit einer Lüge oder der Vorenthaltung der Wahrheit nicht ſcheiden konnte. Sein Bote, der mich zu ihm berief, traf mich in Genf. Ich brach ſogleich auf, kam aber zu ſpät in Genua an; ich fand Euſebio todt, das Collegium von den Beamten des heiligen Officiums beſetzt, die ſich ſeiner Papiere bemächtigten.

In Genf bin ich zur Kirchengemeinſchaft der Reformirten übergetreten und Zögling des dortigen Seminars geworden. Mit Cardinal Bernis hab' ich ſeitdem nur noch in Sachen der Gräfin Branconi gebriefwechſelt. Dies iſt die Dame, welcher er mich empfohlen hatte. Ich ward Erzieher ihrer Söhne, ging mit dieſen nach Paris, nach der Schweiz. Dann und wann kam aus Rom von unbekannter Hand das Anerbieten zu Unterſtützungen. Ich wies ſie von mir; ich ſchrieb offen an Bernis, meine Ehre erlaube mir nicht, mir meinen Abfall von Rom noch bezahlen zu laſſen und auf meine Rückkehr zur Mutterkirche ſei keine Hoffnung. In Zürich, in Lavater's Kreiſe, traf ich mit Belmar und Carlotta von neuem zuſammen.

Belmar war einige Jahre im Orient geweſen, wollte in den Katakomben Aegyptens ſeine Wiedergeburt gefeiert haben, hatte ſein geiſtliches Gewand abgelegt und trat als Graf San Germano, als Lebemann, ſtrotzend in der Fülle phyſiſcher Ueppigkeit, auf. Carlotta war und blieb in den Logen, die er hält, die Pythia in der Lotosblume. Er magnetiſirt ſie, verſenkt ſie künſtlich in Schlaf, und ihr ſteigen dann Geſichte auf, die ſie auf die ferne Zukunft, auf die entlegenſten Räume deutet. Ihre Kenntniß meiner Vergangenheit, meiner Abkunft beruht auf mehr als Viſionen; ſie kennt meinen Vater, aber ſie hat dem heiligen Amt der Inquiſition den Eid geleiſtet, ihn mir nicht zu nennen, bis die Kirche ſelbſt es für gut findet, mir das Räthſel meines Lebens zu löſen. Jedenfalls iſt mein Vater ein Prieſter Roms. Vielleicht ſollt' ich ihn ſchonen, ihn nicht ausſpüren, ihn nicht zwingen, ſich zu mir zu bekennen; — und doch treibt mich mein Herz dazu; ich muß ihn ſuchen; mein Daſein hat ſonſt keinen Inhalt, keinen Werth. Ich muß ihn finden, und wenn es mir das Leben, ihm ſelbſt Heil und Ruhe koſtete!

Elftes Capitel.

Das Document.

Xaver hatte mit jenem Ausruf ſeine Bekenntniſſe geendet. Seine Vergangenheit lag nun offen vor mir, bis auf den dunkeln Punkt darin, der auch ihm noch verhüllt geblieben. Er ſelbſt ſtand rein und faltenlos da; er hatte nichts zurückbehalten, ich konnte bis auf den Grund ſeiner Seele blicken. War das Document vernichtet, ſo war auch jeder Anreiz, jede Lockung für ihn verſchwunden, gegen das Intereſſe meines Hauſes zu handeln. Ich beſchloß, es ohne ſein Zuthun zu beſeitigen. Dann konnte Xaver den Abgeſandten Roms ſchwören, daß es nicht mehr exiſtire, ohne daß ein Vorwurf der Mitſchuld ihn traf.

Sommerlotte hatte mir geſtanden, daß das Document in einer Schatulle, die außer dem Reichsgrafen nur er ſelbſt zu öffnen wußte, im Archiv aufbewahrt werde. Ich zitterte vor der Möglichkeit, Helfershelfer könnten über Nacht noch Mittel und Wege finden, es mit oder ohne Sommerlottens Hülfe zu entwenden. Sommerlotte begriff die Wichtigkeit des Papiers, er pochte auf die Gleichberechtigung aller Chriſtgläubigen, die es für unſere Reichserblande feſtſtellte, auf die Emancipation der Katholiken, wie man es in einer ſpäteren Zeit nennt. Seitdem er mich jedoch, den vermeintlichen Erbfolger in Hohen——-Schwarzenfelſer Landen, als Genoſſen eines großen Geheimbundes kannte, der daſſelbe bezweckte, war ich ihm mehr werth als alle Verbriefung, die der Ausſteller ohnedies für eine verfälſchte erklärte. Er hatte, ſeitdem er ſich und mich für Candidaten und angehende Mitglieder einer großen freien Logenverbrüderung hielt, ſo unbedingtes Vertrauen zu mir, daß er mir Dinge geſtand, über die ich erſtaunte. Von der katholiſchen Linie unſeres Hauſes waren ihm, um ihr Intereſſe zu fördern, Anerbietungen gemacht, denen er bisher widerſtanden, die ihm jedoch immer wieder den Anreiz gaben, von uns abzufallen. Nun er auf meine Zuſage wieder katholiſch ſein durfte und dafür nicht büßen ſollte, war er treu und wie er ſagte: „kreuzfidel.“ Ich nahm ihm einen Eid ab, nichts zu unſerem Nachtheil zu thun; er ſchwor es mir auf eine Hoſtie zu, die er ſich eilends aus dem nächſten bambergiſchen Dorfe von einem Pfarrer holte, den er zeitweiſe heimlich beſuchte.

Mein Geburtstag war da. Vom Reichsgrafen war kein Gegenbefehl eingetroffen; die Erlaubniß zum Beſuch des Archivs war vom betreffenden Kammerherrn erwirkt, und mit Xaver und Sommerlotte ſchritt ich früh Morgens über die raſſelnde Zugbrücke, die zum Schreckgeſpenſt der Landbewohner von ehedem, zum runden Thurm und den Baſtionen des alten Schloſſes zu Belle Promeſſe führte. Nur flüchtig beſichtigten wir die Burgverließe, die Gefängnißräume, in denen der Reichsgraf in früheren Zeiten an Verbrechern und Narren ſeine Experimente gemacht. Es gehörte zu den Barbareien des Mittelalters, Gemüthskranke für vom Teufel Beſeſſene zu erklären und zu verbrennen. Hier waren civiliſirte Barbareien verübt, hier war der Verſuch gemacht, das kranke Gehirn der Menſchen nach ſouveräner Willkür, car tel est notre plaisir, zu curiren. Auf den Höfen der Burg waren beſondere Ställe, wo der Reichsgraf unter verſchiedenen Thiergattungen kreuz und quer allerlei Vermählungsproceſſe verſucht hatte, um die Spielarten der Natur durch menſchlichen Witz zu raffiniren und pikante Monſtra zu erzielen, alles nur zur größern Ehre der Naturwiſſenſchaften! Sommerlette, der ehemalige Thurmbewohner, an deſſen altgläubiger Seele ſo lange „herumgedoctert“ war, bis er ſich einbildete oder gar eingeſtand, er ſei „ein aufgeklärter, ein gereinigter Chriſt“, machte nicht ohne bittere Spötteleien zu alle dem den Cicerone. Er nannte die ſcherz- und ſchreckhaften Experimente an Thieren und Menſchen den proteſtantiſchen Forſchertrieb Sr. Erlaucht des hohen Herrn.

Eine ſogenannte labyrinthiſche Treppe, wie ſie wälſche Baumeiſter erfanden, führte in den mittleren Raum des runden Thurmes. Hier war das chemiſche Laboratorium, die Küche, auf deren Heerd im Schmelztiegel ehedem das rothe Pulver gekocht wurde. Eine hohe ſchwarzrußige Eſſe wies die Spuren früherer Thätigkeit auf. Ueber dem Heerde, dicht neben dem Pentagramm ſtand ſeltſam genug das Wappen des Hauſes Hohen— —, der Thurm und die **alta flamma**, die zum Himmel lohet. Das Wappen paßte ſehr merkwürdig zu dem alchymiſtiſchen Schmelzofen, und doch ließ ſich der Großvater an dieſe italieniſche Abſtammung ſeiner Altvordern ungern erinnern. Der Zug des Hauſes ging immer wieder nach dem wälſchen Süden, er ſelbſt holte ſeine Gemahlin von dort. Statt aber mit Rom und Wälſchland Frieden zu ſchließen, ſtellte ſich damit immer nur die alte Feindſchaft von neuem feſt.

Wir machten mit bereitliegenden Hölzern, die eine raſche Gluth gaben, ein Feuer an; Sommerlotte wollte nur die alte Zugkraft des Ofens prüfen. Im Cabinet ſelbſt ſtanden bunt vermiſcht und tief beſtäubt Sphären, Weltkugeln, Planetenmeſſer, Gerippe, Todtenköpfe und anatomiſche Apparate aller Art. Das Studium an Menſchen- und Thierſchädeln ragte beim Großvater bekanntlich noch hinein bis in die neueſte Zeit. Das Thier im Menſchen intereſſirte ihn noch jederzeit: er hielt es für unüberwindlich, ſuchte noch immer die Structur der Seele lediglich im animaliſchen Menſchenſtoff, und war doch ſo fuchswild, wenn Jemand im Zuſammenhang zwiſchen Thier und Menſchen auf den animaliſchen Magnetismus ſtieß. Großvater war in allen Stoffen mit Energie bis auf ihre Grenze vorgedrungen und in ſeiner Leidenſchaftlichkeit gegen die ſcharfe Scheidewand der Dinge mit der Stirne angerannt.

In einem alten Schubfache fanden wir das Portrait meiner Mutter aus ihrer Jugendzeit, ein ätheriſch blaſſes Mädchenbild.

„Sie ſieht hier wie eine Nachtwandlerin aus!“ ſagte ich bei ſeinem Anblick.

„Sie hat auch nachtgewandelt!“ ſagte Sommerlotte, wollte aber für jetzt darüber nicht weiter Rede ſtehen.

Im Archiv, wo die Familienpapiere regiſtrirt und aufgeſtapelt lagen, zeigte uns Sommerlotte eine Kofferkiſte mit der Aufſchrift: Für Joſeph, wenn er mündig iſt.“ Es waren zweifelsohne die Tagebücher meines Vaters, die Aufſchrift war von der Hand meiner Mutter. Ich kniete nieder und küßte die Züge, küßte das theure Vermächtniß meines Lebens, das ich bald eröffnen, bald mein nennen durfte.

Dicht daneben ſtand ein myſtiſcher Schrank, ein altes, ſeltſames Möbel. Sommerlotte drückte an einer geheimen Feder und mit einer Klappe ſprang ein Schreibpult heraus, juſt bequem genug mit allem Bedarf dazu. Hier pflegte Großvater Erlaucht als Bibliothekar und Chronikant ſeiner ſelber die Liſte über den Beſitzſtand des Archivs in eigener hoher Perſon zu führen. Einzelne Noten und Randgloſſen, kurz und oft barock genug, floſſen zwiſchenein; der Katalog konnte faſt als Leitfaden zur Geſchichte ſeines Lebens dienen. Wir ſchlugen im Buche alte Jahrgänge auf. Aus der Zeit ſeiner alchymiſtiſchen Studien fand ſich manche abrupte Bemerkung, die poſſierlich klang und doch von dem Schreiber ernſt genug gemeint war. So hieß es unter Anderem unter Jahreszahl und Datum:

„Heute wieder einmal die halbe Nacht allerlei Latwerge zuſammengekocht. Augsburger Goldtinctur als elende Charlatanerie befunden. Hund von einem Eſel, der mir das hat aufgebunden!“

„Anno.... datum.... heute wieder einen Schafskopf von Alchymiſten durchgeprügelt und Treppe hinuntergeworfen. Gott ſei's geklagt, daß dieſe Viecher ſo dumm ſind, Andere noch für dümmer zu halten! Mußt' ihm aber doch, wie der Schuft lendenlahm dalag, Schmerzensgelder zahlen. Ferſengeld freilich risquirt er noch recens, eilt er nicht Sturmſchritts von dannen.“

Nicht ſelten ſtanden unter ſpeciellem Datum, mit Angabe von Ort und Stunde, allerlei ganz allgemeine Wahrheiten und Denkſätze aufnotirt. So: „Anno. .. datum.... Die Welt ſteckt voller Lumpenhunde. Aber ich will ſehen, wie man ſie ausfegt! Ich, obzwar kein Herkules, aber doch ein Stallausfeger in Sachen der Aufklärung.“

Mit tiefer Beklemmung wies uns Sommerlotte die auf ihn ſelbſt bezügliche Note aus alter Zeit: „Heute dem Biſchof von Bamberg ſeinen Barbier und Chirurgen, halb närriſchen Kerl, auf der Landſtraße abgefangen und eingeführt. Schwätzt allerlei Zeug durcheinander. Wollen aber aufräumen bei ihm. Zugleich verſuchen, wie tief katholiſches Weſen ſteckt, ob es wirklich angeboren oder blos angewöhnt iſt. Muß ausgerodet werden, ad majorem gloriam geſunder Vernunft! In öſterreichiſchen Landen gab's zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts 14 Millionen Proteſtanten, aber ſpaniſche und wälſche Jeſuiten unter den Ferdinanden haben Alles wieder „kleingekriegt“ und untergeduckt!“

„O, es giebt auch proteſtantiſche Jeſuiten, evangeliſche Dominicaner!“ ſeufzte Sommerlotte.

Im Hintergrunde des Schrankes, in einer Schatulle unter doppeltem Verſchluß, lag das Document, das Ziel unſerer Nachſuchungen. Das halb morſch gewordene, halb vergilbte Papier enthielt ganz friſche Noten von des Großvaters Hand. Die neue Ueberſchrift lautete: „Falſches, mir hundsföttiſch untergeſchobenes Document, daß ich ſoll den Römlingen in meinen Landen Vorſchub geben!“

Quer und ſchräg durch hatte er mit großen Buchſtaben geſchrieben: „Soll nicht vernichtet werden, Schandthaten müſſen, um Exempel zu ſtatuiren, aufbewahrt bleiben. Meine Note am Rande entkräftet das ganze Machwerk.“

Ich meinerſeits dachte an die Möglichkeit, des Großvaters Noten und Zeugniſſe zu tilgen und das Schriftſtück in ſeiner alten Verfaſſung ohne alle Einſprache wiederherzuſtellen. Mein Entſchluß, es zu vernichten, ſelbſt wider den Willen des Großvaters, blieb alſo feſt.

An der gehörigen Stelle ſtand am Rande: „Ausgelaſſen die Klauſel: Mit Vorbehalt ſeines (als wie meines) fürſtlichen freien Willens und der Zuſtimmung der Landſtände. — Haha, Hallunken! Wart, ich will Euch — Quos ego!“ Im Katalog rubricirt, fand ſich noch ein denkwürdiger Erguß bei Angabe des bibliothekariſchen Gewinnes. Wir laſen: — „Dieſe Kerls — alleſammt Hallunken. Allein die Ehrlichkeit Eines Gerechten macht die Schlechtigkeit von hundert Schurken unnütz. Der Pater aus Genua war ein Ehrenmann; hat's müſſen ausſtellen laſſen, nicht vernichten dürfen, aber in Verſtoß gethan. Ein Loyolit und doch ein rechtlicher Kerl! Merkwürdige

Species, rara avis, Linné kennt ſie gar nicht, ich auch bis dato nicht. Aber dem Grafen Giuſeppe della Torre, dem Manne meiner Tochter ſelig, ſoll's gedankt werden ewiglich. Hab' ich doch den Sohn Joſeph für rechtmäßig erklären laſſen von Kaiſer und Reich; ſchlägt er nicht aus der Art, ſoll er auch Reichsfürſt werden. Nur muß das Ding nicht wieder ſchief gehen, nicht aus der wälſchen Ecke blaſen! Sonſt hole Alle der* — — Deufel! ſetzte ich hinzu in der Sprechweiſe des alten Herrn, der das Wort, das er hier zu ſchreiben unterlaſſen, immer ſehr weich, gleichſam reſpectvoll auszuſprechen pflegte.

Sommerlotte äußerte, die Randbemerkung von Sr. Erlaucht eigner Hand entkräfte das Document.

Dubois ſagte, es gebe chemiſche Tinte, die allen friſchen Zuſatz verzehren, die Noten und Zeugniſſe aus ſpäterer Zeit tilgen und das Schriftſtück in ſeiner alten Abfaſſung wiederherſtellen könne.

In dem Augenblick lohte auf dem Heerde hinten die Flamme noch einmal auf, als lechzte ſie nach neuer Nahrung. Mein Entſchluß ſtand feſt; ich fürchtete nur in meinem Vorhaben behindert zu werden, ſonſt hätte ich die Genoſſen daran betheiligt. Ich glaubte im Intereſſe meines Hauſes zu handeln und wollte, nöthigenfalls auch vor dem Reichsgrafen, die Folgen allein vertreten. Ich richtete an Sommerlotte die Bitte, ein Inſtrument, das meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, von dem oberſten Geſtell herunterzuholen. Mit Hülfe der Leiter ſtieg er hinauf. Xaver war zum Fenſter bei Seite getreten und blätterte im

Kataloge. Da zog ich ungeſehen das verhängnißvolle Papier aus der Kapſel, knüllte es raſch zuſammen, ſprang zum Heerde und warf es in die Gluth, die im Nu aufſchlug und den mürben Stoff verzehrte. Wie Sommerlotte von der Leiter ſtieg und wieder an das Schrankpult trat, hielt ich ihm die leere Kapſel, die ſich ſchwer zuſammendrücken ließ, mit beiden Händen gefaßt hin, um das innere ſpröde Schloß mit ſeiner Hülſe eingreifen zu laſſen. Es gelang; der zweite Verſchluß ward eben ſo unbefangen vorgelegt, das Pult fuhr in das Fach zurück und der myſtiſche Schrank ſtand wie eine leere Formel, wie die inhaltsloſen Geheimniſſe gewiſſer Logen, vor uns.

Dubois wollte das Document noch einmal betrachten; Sommerlotte wehrte ihm in ſeiner überklugen Verſchmitztheit und ſagte: „Sapienti sat, es genügt, zu wiſſen, wo es liegt.“ Beide glaubten noch an ſeine Exiſtenz, ich hatte Beide überliſtet, aber Keiner konnte mehr in die Verſuchung kommen, es zu mißbrauchen.

Zwölftes Capitel.

In der Jakobspfarre zu Nürnberg.

Noch am ſelbigen Tage erſchien vom Paſtor Dreikorn aus Nürnberg ein expreſſer Bote, der Dubois zum Aufbruch gemahnte und ihm und ſeinen Freunden die Wohnung in der Jakobspfarre als bereit meldete. Mit dem nächſten Aufgang der Sonne ſaß ich mit Dubois und Sommerlotte in der Reiſekaleſche, die uns nach der freien Reichsſtadt entführte.

Das Wetter war wenig günſtig, auf glühende Hitze war Sturm und Regen gefolgt. Sobald wir unſer reichsgräfliches Gebiet verließen, liefen wir Gefahr, im Moraſte ſtecken zu bleiben. Selbſt Sommerlotte, der, ſeitdem er Luft bekommen, ganz und gar den altkatholiſchen Menſchen herauskehrte, mußte einräumen, wie ſauber und ordnungsgemäß es in unſern Landen, der liederlichen Wirthſchaft im Biſchöflichen gegenüber, beſchaffen ſei. Freilich blieb auf Grund und Boden des ſtreng und ausſchließlich lutheriſchen Freibürgerſtaates Nürnberg auch gar Vieles zu wünſchen übrig. Die Ordnungsliebe war hier zur Caricatur ihrer ſelber geworden, in despotiſche Bornirtheit ausgeartet. Eine bretterne Wand trennte die Nürnberger Zeitlebens von den Bamberger Dörfern, die bei ſchwerer Strafe kein freier Reichsbürger lutheriſcher Confeſſion betreten durfte.

Endlich hielten wir vor dem erſten Nürnberger Schlagbaum; ein wohlconditionirter Rathsdiener, nach den Feldern des Stadtwappens in weiß- und rothgetigerter Jacke, caſſirte das Wegegeld für Straßen, deren Untiefen wir nur mit Mühe entgangen waren.

Sommerlette begann von neuem über die proteſtantiſchen Freibürger zu ſchimpfen; die Zunge war ihm gelöſt und der redſelige Barbier, ſein alter Adam, trat wieder in Blüthe. „Hoffentlich", ſagte er, „läßt man uns durch all' die Barrièren bei lebendigem Leibe ungeſchunden bis zur Jakobspfarre vordringen. Wären wir Juden, ſo würden wir nach den Geſetzen dieſer lutheriſchen Republik in Fürth übernachten, dürften nur gegen ſchweres Thorgeld bei Tage in die Stadt hinein und müßten uns von einem alten Weibe, das darauf vereidet iſt, Straß' auf, Straß' ab hin und her geleiten laſſen. Calviniſten und reformirte Chriſten ſind hier gehalten, in der Vorſtadt zu übernachten. Daß ſich Gott erbarm' über ſolchen Freiſtaat! Neunzehn lutheriſche Patrizierfamilien tyranniſiren das ganze, große Neſt dieſer knechtiſchen freien Reichsbürger. Sollte man's denken! Dieſe neunzehn Familien laſſen ſich glänzend füttern, ſich „Ew. Gnaden" nennen und ſind nur dem Kaiſer in Perſon Rechenſchaft ſchuldig. Die Bürger dieſer Republik ſpalten ſich ſyſtematiſch gewiſſenhaft in vielerlei Claſſen und heißen entweder Ehrbare, oder auch Ehrbare und Wohlfürnehme, oder auch Ehrbare und Beſte. Und danach zahlen die guten Leute ihre Steuern. In dieſer merkwürdigen Schöppenſtadt hängt man Keinen, man hätte ihn denn!“

Herr von Sommerlotte war in Spott und guter Laune unerſchöpflich. Unter Anderm erzählte er uns auch die Entſtehung ſeines zweideutigen Adels. Als er aus dem Narrenthurm für geheilt entlaſſen, nachdem er eingeräumt und eingeſtanden, er ſei an Leib und Seele geſtört und krank geweſen, habe der Reichsgraf Erlaucht mit dem Bamberger Biſchof, trotz ewigem Zank, ewiger Fehde und Chicane, doch noch in gaſtnachbarlichem Vernehmen geſtanden. Beide hätten von Zeit zu Zeit in Schmauſereien und Feſtivitäten einander gern zuvorthun wollen. Biſchöfliche Gnaden, von Reichsgräflicher Erlaucht zu Tiſche gebeten, hätten einmal bei Annahme einer Einladung die boshafte Frage gethan, ob Se. Erlaucht als Wirth auch Junker genug habe, ſeine Tafel zu beſetzen. In der That war zu Belle Promeſſe, als noch große Feſte üblich, der Mangel an hoffähigen Cavalieren mitunter ſtark fühlbar geweſen. Raſch wurde in der Canzlei des Reichsgrafen eine Anzahl von Adelsdiplomen ausgeſtellt an Secretäre, Subalternbeamte und derlei junges Volk. Der Biſchof pflegte eine gute Menge Damen in ſeinem Gefolge mitzuführen, und dieſe halb abgeſungenen und ausgedienten italieniſchen Sängerinnen fühlten ſich diesmal von friſchen, gut herausſtaffirten Burſchen ganz artig bei Tafel und bei'm Balle flattirt und unterhalten. Hinterher, als der Biſchof dem Reichsgrafen ſein Wohlgefallen über ſothane elegante Bewirthung ausgeſprochen, konnte Dieſer freilich nicht umhin zu entgegnen, daß Junker bei ihm ſehr wohlfeil ſeien; habe er ſie nicht, ſo mache er ſie über Nacht in ſeiner Schreibſtube. Beſonders als der Biſhof erfuhr, daß ſein ehemaliger Barbier unter den adligen Cavalieren geweſen, mit denen er zu Tiſche geſeſſen, habe ſich ſelbiger in Gnaden ſehr erboſ't, ſei auch nie wieder an dem ſpöttiſch armſeligen Hofe zu Belle Promeſſe erſchienen.

Ueber Nürnberg ergoß ſich Herr von Sommerlotte in ſchalkhaften Erzählungen. Wir rühmten dieſe gute Bürgerſtadt als einen Stapelplatz des deutſchen Fleißes.

„O ja," ſagte Sommerlotte, „dieſe proteſtantiſch-lutheriſchen Düftler machen nette, kleine, hölzerne Figuren, beſonders Heiligenbilder, in großen Ladungen für Spanien. Dieſe freien Spieße liefern centnerweis Brummeiſen nach Rußland für die Völker in der Krimm. Muſelmänner röſten bekanntlich ihren Kaffee und ſtoßen ihn in Mörſern. Der Geiſt der deutſchen Freibürger iſt erfinderiſcher: die Nürnberger bearbeiten ihren Kaffee in Trommeln und Mühlen."

Wir rühmten die Nürnberger als Künſtler in allerlei Schnitzwerk.

„O ja," ſagte Sommerlotte, „ſeht nur, Signori, dort hinten ragt die Sebalduskirche hervor. Da haben ſie ihren „engliſchen Gruß", in Holz gearbeitet von Veit Stoß. Das wunderbare Kunſtwerk hängt vor dem hohen Altar von der Decke herab; aber ſie haben es in einen dicken Sack genäht, damit es kein ſcheeler Blick benagen könne!“

Der Regen goß in Strömen, als wir am letzten der vielen Schlagbäume hielten, mit denen ſich das deutſche Venedig ſorgfältig abſperrt. „Ja, hat ſich was! Deutſches Venedig!“ ſchimpfte Sommerlotte, „wenn rother Ziegelſtein gegen Marmor aus Cattaro aufkommen kann! Ein Venedig zu Lande! Wenn wir nur erſt im Trocknen wären und unter dem Deckmantel des großen Roſicrucius! Ob Der uns wohl warm hält und trocken unterbringt? Auf dieſem verzweifelten Pflaſterdamm, einem Pflaſter, das mehr Wunden reißt als heilt, bricht uns unſere Landgondel noch über dem Kopfe zuſammen!“

Die Karroſſe ſetzte ſich wieder in Bewegung; Paſtor Dreikorn hatte gut für uns geſorgt. Sobald Dubois ſeinen Namen genannt, öffneten ſich uns die ſchweren, eiſernen Riegel des großen, lutheriſchen Burgverließes, und ſo hielten wir denn ungehindert unſern Einzug in die merkwürdige Stadt, in der jedes Haus mit ſeinen eckigen Schnörkeleien an die Verſe des wunderſamen Schuſters Hans Sachs, jeder ſcharfkantig hervorſpringende Giebel und Erker an ein Bild vom Meiſter Albrecht Dürer erinnert. Alles hier iſt ſo hölzern und knöchern, wie Jener dichtete, Dieſer malte, und doch waltet in Allem die ſtille Erhabenheit einer rührenden Einfalt der Seele. So in aller Demuth ſtark, ſimpel, aber kräftig, hausbacken, aber ehrlich treu: wenn das orthodoxes Lutherthum iſt, ſo müßte mir's, dacht' ich, wohlgefallen in der guten, ehrſam befangenen

Freiſtadt Nürnberg. Sommerlotte ſchimpfte, die ganze Geſchichte hier ſei wie ein hohler Zahn!

Der Wagen hielt an der Jakobspfarre, vor der Amtswohnung des Paſtor primarius Dreikorn. Ein altes Gemäuer, den Bollwerken ähnlich, in welchen ſich weiland die deutſchen Ritter verſchanzten, nahm uns auf in ſeine weiten, wüſten Räume. Die eiſenbeſchlagene Thür fuhr raſſelnd hinter uns zu, wir ſtanden in einem gewölbten Vorſaal mit Eſtrich am wellenförmigen Boden, mit zerbröckelter Stuccatur am Sims. In den Kreuzgängen, die nach beiden Seiten hinunterliefen, hallte unſer Tritt dröhnend nach, und wenn man erſchreckt hinter ſich blickte, ſchien der Boden ſich beben, die alten ſteinernen Geſtalten aus den Niſchen treten zu wollen. In die oberen Räume führte eine kleine, ſeltſam geſchnitzte Wendeltreppe, die man wie eine Zugbrücke hinter ſich aufziehen konnte, falls etwa der Feind im untern Stockwerk Fuß gefaßt. So kriegeriſch hauſte da das lutheriſche Wort Gottes. Hielten die Geiſter der alten Ritter im Harniſch Wache über ſeine Aechtheit und Reinheit?

„Willkommen, Ihr Bundesbrüder, willkommen im Namen des großen Roſicrucius!" ertönte eine ſalbungsvolle Stimme aus dem Cabinet, das ſich vor uns öffnete. In einem weiten ſchwarzen Talar, ein ſteifes, weißes Gekröſe um Hals und Nacken, ein ſchwarzes Barett auf dem Kopfe trat uns die hohe, magere, blaſſe Geſtalt Paſtor Dreikorns entgegen. Je weicher, ſchwärmeriſch verzückter ſein Auge, das über alle Einzelheiten der Umgebung hinweg ſuchend gen Himmel blickte, deſto trockener und hölzerner war das Pathos ſeiner Bewegungen. Er drückte Jeden von uns an's Herz, er küßte mich insbeſondere auf die Stirn: „Noch ſo jung, auserwähltes Rüſtzeug des Herrn,“ ſprach er, „und ſchon ſo heilsbedürftig, um den Geheimniſſen des Bundes nahe zu treten?“

Das träumeriſche Auge des Mannes hing über mir wie eine umflorte Sonne, während er beide Hände auf meine Schultern legte.

„Se. Erlaucht der Herr Reichsgraf in Gnaden ſind noch nicht erſchienen,“ erwiederte Ehrn Dreikorn auf Dubois' Erkundigung. „Die fränkiſchen Truppen draußen im Lager harren ſeiner; auch fehlen noch die Abgeordneten der Logen, denn ohne Royal-York können wir kaum die große Verſammlung zum Ausgleich der verſchiedenen Syſteme eröffnen. Prinz Emil iſt bereits angelangt; er wird in der großen Sitzung den Hammer führen.“

Dubois ſah mich bedeutungsvoll an. Prinz Emil von Hohen — — -Tiefenthal war unter den Agnaten unſeres Hauſes, katholiſcherſeits, der deſignirte Nachfolger im Regiment unſeres Landes, falls die Linie mit ihrem mächtigen Anhange in Wien und an andern Höfen ſiegte in Geltendmachung ihrer Erbanſprüche.

Dreikorn wußte darum, und in dieſem Sinne ſagte er, zu Sommerlotte gewendet, in ſeiner überfluthenden Beredſamkeit: „Und ſo werden wir von fern und nah, Menſchen von allen Farben und Bekenntniſſen, zu dem großen Zwecke uns die Hände reichen, univerſell zu ſein im Glauben, Hoffen, Dulden, Lieben und Helfen. Einzelne Logen haben ſich uns ſchon angeſchloſſen: wie das ganze Syſtem Misraim, und erſt kürzlich in Frankfurt die Loge Melchiſedek.“

„Dieſelbe, die auch Juden aufnimmt?“ fragten Dubois und ich.

„Dieſelbe,“ ſagte Dreikorn. „Wir laſſen ſie zu, ob uns ſchon Symbole bezeichnen, die für ausſchließlich chriſtlich gelten. Das Kreuz vereinigt uns, und die Roſe iſt als Symbol des Geheimniſſes uns gemeinſam. Aber auch der Jude ſoll ſich der Wahrheit nähern dürfen, wenn der Menſch in ihm nach Wahrheit dürſtet. Bekennt er ſich nicht wie wir zu Einem Gott? Und unſere Arbeit nennen wir ja den Ausbau des Tempels Salomonis. Daß dieſer Bau ſich zu einem Himmelsdome wölbe, der alle Menſchen als Brüder umfaßt, iſt unſer großes Ziel.“

„Ihr nennt Euch Roſenkreuzer?“ fragte ich. — Dubois verſtummte.

„Der Namen,“ ſagte Dreikorn ausweichend, „der Namen ſind ſo viele, wie der Wohnungen im Reiche unſeres himmliſchen Vaters. Trägt er ſelbſt doch viele Namen, der große Unbekannte, und keiner erſchöpft ſeine ganze Natur! **Fraternitas Christi** heißt unſer Bund für Die, welche zum Gekreuzigten beten. Geſellſchaft zur Verbreitung der reinen Lehre nennen wir uns, ſofern wir nach Beſeitigung der alten Traditionen ſtreben; denn obſchon wir nicht die Bekenntniſſe der einzelnen Separatiſten und Secten annehmen und gutheißen, da wir vereinigen, nicht ſpalten wollen, ſo wird doch das patriarchaliſche Urchriſtenthum mit ſeiner apoſtoliſchen Einfalt das Feld ſein, auf dem wir die getrennte Chriſtenheit zu verſammeln trachten. Eine Loge der ſtillen Obſervanz nennen wir uns, ſo lange wir nicht offen mit unſerer Verſöhnungslehre heraustreten und den Vorurtheilen der Menſchen die Stirn bieten können. Roſenkreuzer nennen ſich vorzugsweiſe unſere Chemiker, die nach verborgenen Kräften und Quellen der Natur forſchen. Wir ſammeln, was zerſtreut iſt, reichen Jedem die Hand, der den Fluch der Vereinzelung mit Schmerzen fühlt. Wir wollen uns alle um den Brunnen verſammeln, aus dem uns der Trank unſterblichen Lebens quillt. Wir erſtreben eine heilige allgemeine Kirche und halten die wahre ecclesia sancta catholica für älter und heiliger, als das Bisthum zu Rom. Die Glückſeligkeit der verbrüderten Menſchheit iſt unſer Zweck und Ziel, und zu dieſem Zweck und Ziel —"

Iſt jedes Mittel gerecht und erlaubt? — dacht' ich, ſagt' es aber nicht. Ich witterte ganz unverhohlen den heiligen Loyola im lutheriſchen Prieſtertalar. Dreikorn ſprach immer von der wahren Katholicität, und auf meine Frage, wie weit eine ſolche mit dem Augsburgiſchen Bekenntniß zuſammenſtimme, verwies er auf Artikel 21 jener Bekenntnißacte, der in der That mit dem Gelöbniß ſchließt, „kein Dogma gegen die katholiſche Kirche, keine umformende und aufwiegleriſche Meinung zu lehren und zu billigen." Was wir die allgemeine chriſtliche Kirche nennen, gab er als katholiſche, konnte aber leicht die römiſche hinzudenken, um die ſichtbare Kirche Roms mit der unſichtbaren Chriſti zu vertauſchen.

Sommerlotte, mit ſeinem katholiſchen Bekenntniß am proteſtantiſchen Hofe des Reichsgrafen verketzert, war ganz entzückt von Dreikorn's Idee einer Univerſalkirche. Dubois blieb in ſich gekehrt und ſchweigſam. Wie wir allein waren, ſagte ich ihm, der große Logentag ſcheine wohl mehr eine Kirchenverſammlung zu werden. Was der große Roſicrucius dabei leiſten, wie er ſich offenbaren werde, war abzuwarten. „Wenn Großvater Erlaucht davon Wind bekommt,“ ſagte ich, „ſo giebt's einen Heidenlärm!“ Von meinem Vater, vom Abbé der Waldenſer, wußte hier Niemand. Von San Germano, von Donna Carlotta ſtießen wir in der Jakobspfarre auf keine Spur.

Es war ein wüſtes, hohes, bogiges Gemach, in welchem ich mit Sommerlotte Unterkunft gefunden. Dubois erhielt ſein Zimmer dicht daneben, doch ſo, daß der Zugang zu ſeiner Behauſung nicht unmittelbar mit der unſerigen zuſammenhing. Ein Ungethüm von Kamin nahm faſt den dritten Theil unſeres Zimmers in Beſchlag; allerlei Stuccatur verzierte Sims und Mantel; an jeder Ecke war ein Vorſprung mit ſchönem, altem Schnitzwerk in Holz.

Wer hier in Nürnberg altdeutſche Kunſt ſuchen wollte in Holz, Stein und Stuck, hätte mondenlang alle Hände voll zu thun; aber er müßte oft darnach graben, wie in Pompeji. Auf dieſen Schätzen des Kunſtfleißes ſitzen hier die Eigenthümer und Mäcene wie Harpagon Nachts auf ſeiner Kiſte. Aber Harpagon ſchläft, vom langen Wachen ermüdet, darüber ein, ſo daß man ihn, fürcht' ich, leicht bei Seite ſchieben und die ganze Kiſte forttragen kann — ad majorem Dei gloriam!

Den engliſchen Gruß von Veit Stoß haben ſie wirklich, wie Semmerlotte ſagte, in einen Sack genäht; man müßte ſich zum Kirchenraube entſchließen, um ſich hier die Kleinodien deutſcher Kunſt zugänglich zu machen. Wo uns aber ein Bild von Albrecht Dürer aus ſeinem Winkel entgegenblickt, da athmen wir die ächte Luft germaniſcher Kindlichkeit, die ſich im Schooße Gottes ſtark fühlt und ſicher weiß. In dieſen Bildern fährt die Mutter Gottes nicht gen Himmel; ſie ſitzt auf feſtem Poſtament mitten im Menſchenleben, ihres Dienſtes, als Magd des Herrn, gewärtig. — Paſtor Dreikorn hielt neulich in der Jakobspfarre eine Predigt über die gnadenvolle Jungfrau. Wer will den ſüßen Zauber leugnen, den Maler und Dichter des Südens in ihrer Verzückung um Maria weben! Aber iſt denn Chriſtus todt im evangeliſchen Chriſtenthume? Iſt der Geiſt aus dem deutſchen Lutherthume entflohen? Dann iſt's freilich kein Wunder, wenn der heilige Loyola kommt, vielleicht in der Geſtalt des großen Roſicrucius, und die hohl gewordene Form und Hülle mit neuem Spiritus füllt.

Zu der hausbackenen Trockenheit des verknöcherten Lebens hier gehört auch das Ceremoniell des Umgangs. Baron Pölnitz, der große Kenner dieſer Menſchlichkeiten, nannte die Nürnberger les plus terribles complimenteurs. Eines Morgens trat in ſeiner getigerten Amtstracht ein Rathsdiener zu uns in's Zimmer, um uns bei ſeinem Herrn Senator zum Abendſchmauſe zu laden. Man hat hier bei ſolcher Veranlaſſung gedruckte Verhaltungsregeln, die ein hoher Rath zu veröffentlichen pflegt, um die Sitte der Altvordern getreu und pünktlich feſtzuhalten. Wir ſchlugen, nachdem wir die Einladung ſimpel angenommen, den betreffenden Paragraphen nach und hätten, ländlich üblich, die feierliche Einladung zur Suppe erſt eben ſo feierlich ablehnen, auf die zweite dringende Aufforderung eine ungewiſſe Verſprechung, und erſt beim dritten Anlauf des Rothweißgefleckten eine förmliche Zuſage erfolgen laſſen ſollen. Ueber dieſem Parlamentiren und Diplomatiſiren wäre freilich ein halber Tag verſtrichen.

Im Hauſe des Senators, der zu den Eingeweihten des Bundes gehörte, war eine große Anzahl fremder Prälaten verſammelt. Einige in der einfachen Tracht der proteſtantiſchen Landpfarrer mit dem ſchlichten Zopf à la grenadier prussien, Andere in hoher wolkiger Perrücke mit breiten Buſenſchleifen und feinen Manſchetten, ſüß duftend, wie Clienten der Pompadour, alle Finger voller Ringe, als wären ſie jeden Augenblick in dem Falle, einer italieniſchen Bravourſängerin oder einem ſchmeichelhaften Narren für ſeinen witzigen Einfall ein Zeichen ihrer Gunſt verabfolgen zu laſſen. Es waren dies die lächelnden Inhaber der fetten Pfründen in Franken und der Pfalz. Auch an weltlichen Herren fehlte es nicht, noch an den Männern des Mars, die wohl darnach ausſahen, den kleinen Degen der Etiquette, den ſie an der Seite trugen, mit einem handfeſten Schwert vertauſchen zu können. Es waren alte Kämpen des ſiebenjährigen Krieges darunter. Ihre ſchweigende Würde ſchien zu verrathen, daß ſie hier nur auf Commando die Werkzeuge einer ihnen vielleicht unbekannten oder mißliebigen Sache abgaben. Auch an Loyoliten fehlte es nicht, hatten ſie gleich in Tracht und Haltung alle Kennzeichen abgethan. An ihrer ſchleichenden Gewandtheit, an ihrer feinen, leutſeligen Fügſamkeit, an der verſteckten Herrſchſucht, die hinter weltkluger Beſcheidenheit und Demuth lauert, ſind ſie wohl in jeder Hülle herauszufinden. Und wenn ſich das Alles verleugnen, durch die Formen allgemeiner Weltbildung mildern läßt: eine gewiſſe ſüße Zudringlichkeit bleibt immer, die den ächten Schüler Loyola's bezeichnet. Freilich giebt es auch evangeliſche Männer Gottes, die in einer wehmüthig ſalbungsvollen Grandezza ausgezeichnet ſind. Alſo hatte Xaver doch vielleicht Recht, wenn er ſagte, der Jeſuitismus ſei Eigenthum der Menſchheit, nicht blos einer beſondern Kirche.

Wie einige Karroſſen vorfuhren, kam ein reges Leben in die Geſellſchaft. Das Herz ſchlug mir in der bangen Erwartung, Großvater Erlaucht werde plötzlich mit feſtem Schritt und der Gewalt ſeines Herrſcherblicks eintreten. Die Herren machten Spalier, die Flügelthüren gingen auf; es war Prinz Emil, der mit ſeinem Gefolge erſchien. Der Prinz iſt von mäßiger Geſtalt, blond, blaß, beinahe fahl, und in ſeinem ganzen, durchaus bürgerlichen Weſen unſcheinbar, wenn man nicht in den zerſtreut umherflackernden Blicken ſeines weichen Auges den Träumer entdecken will. In ſeinem ſchlichten Gewande verrieth er neben ſeiner mit Ordensbändern reich geſchmückten Umgebung kaum etwas, das ſeine Stellung bezeichnete. Wie ich ihm zugeführt ward, in dem Incognito, das mich hier umhüllte und doch hinlänglich verrieth, als der junge Herr von Schwarzenfels, ſtieg ſeine Schüchternheit merklich; aber wir reichten uns doch die Hand, die Herzlichkeit ſeines Weſens überwand bald die verlegene Stimmung, in die wir uns Beide verſetzt fühlten. Man konnte ihm Freund ſein und auf ſein Wohlwollen bauen. Er wird nichts Energiſches thun, um der Aufklärung die Ehre zu geben; aber auch nichts Verderbliches, um ſich von wälſchen Männern leiten zu laſſen. Mit dieſem Eindruck, den er mir hinterließ, war ich ganz tröſtlich zufrieden.

Dubois war nicht zugegen; er war uns ſchon die zweite Nacht entzogen. Endlich erfuhr ich, daß er mit den Vorbereitungen zur Aufnahme als Roſenkreuzer beſchäftigt ſei und ſeine in Genua unterbrochene Einweihung hier wieder aufgenommen werden ſolle. Mir kaum glaublich!

In der alten Jakobspfarre war ein geſchäftig Treiben und Wirthſchaften. Die geräumigen Hallen der ehemaligen Comthurei der Deutſchen Ritter lagen in Höfen und Hintergebäuden, die auf der entgegengeſetzten Straße ihren Ausgang hatten. Die eigentliche Pfarre, in der wir hauſten, war jedoch nicht weniger in Unruhe und Bewegung verſetzt. Bis ſpät Nachts kamen und gingen Geſtalten in geſchäftiger Haſt; für den großen Logentag, der jetzt anbrach, waren die Zurüſtungen endlich vollendet. Der Reichsgraf, hieß es, werde Abends eintreffen und als deputirter Großmeiſter der geſammten Logen des Syſtems von Royal-York erſcheinen.

Sommerlotte, die ganze Zeit über ernſt und ſtill bewegt, konnte es nicht verſchmerzen, daß er als Laie, ich ſelbſt als Unmündiger und zur Aufnahme noch unfähig, von der Feier des großen Tages ausgeſchloſſen ſein ſollten. Er hatte in ſeinem

Spürſinn bei ſorgſamer Viſitation des alten Jakobshauſes und deſſen halb mönchiſcher, halb ritterthümlicher Baulichkeiten einen geheimen Zugang zum Saale entdeckt, wo die Logenbrüder zur Arbeit ſich verſammelten. Wie ich am verhängnißvollen Tage gegen Abend in unſer Zimmer trete, wo ich Sommerlotte zu finden gedenke und nicht antreffe, hör' ich, verwundert mich umſchauend, ein leiſes, immer lauteres Pochen an der Wand, dann meinen Namen flüſtern, der im Rauchfang des rieſenhaften Kamins ſeltſam hohl ertönte. Auf Beantwortung der Frage, ob ich es ſei, fuhr Sommerlotte mit einem kurzen Ruck den Schornſtein herunter und ſtand wie ein Geiſt, der durch die Eſſe auf- und niederſteigt, höchſt ernſthaft feierlich vor mir. Mein Lachen änderte nichts am Pathos ſeiner Stimme. „Hab's gefunden," ſagte er halb erhaben, halb verſchmitzt. „Dort oben eine eiſerne Lukenthüre in der Mauer des Kamins, — leiſe aufgedrückt, — Schloß roſtig geweſen, aber von mir reſtituirt und gar gut in Schmiere gehalten! Dann den Boden tief hinunter, links gewandt, rechte Schulter vor, Kopf geduckt, hingerutſcht, gradaus und — wir ſehen durch's Loch die ganze Proſtemahlzeit der hohen Herren von der Freimaurerei zu unſern Füßen vor uns! Vom großen Roſicrucius freilich — noch keine Spur!"

Ich fragte hin und wieder; Sommerlotte hatte den geheimen Zugang wiederholt geprüft und ſchon mehrmals die Maſchinerien und die Arbeiten zur Ausſchmückung des Saales belauſcht. Er nöthigte mich jetzt, die Stiege zu prüfen, um heute Nacht mit ihm zur Spionage bereit zu ſein. „Wir müſſen wiſſen, was da geſchmiedet wird!" ſagte er pfiffig ernſt, „es könnte uns dort an Kopf und Kragen gehen, und wir hätten nichts davon gemerkt!"

Sommerlotte war, ſeitdem es für ihn etwas zu „wittern" gab, ganz wieder der alte Maulwurf und Minirer. Er hatte mir eine Fußſtiege auf den Heerd des Kamins geſetzt; ich ſchwang mich hinauf und ſaß querbeinig in der Eſſe, mit beiden Händen bereits die eiſerne Thür erfaſſend, durch die ich den Bodengang zur Gallerie betreten ſollte.

„Horch! wer iſt das?" ſchrie Sommerlotte plötzlich, wie von der Raſerei einer Höllenangſt erfaßt.

„Was giebt's?" fragt' ich hinunter: meine Stimme tönte hohl wie aus dem Grabe.

„Jeſus Maria!" ſchrie Sommerlotte hinauf, ſchlug ſich aber raſch auf's Maul und corrigirte ſich auf gut evangeliſch: „Herr Jeſus, Herr Jeſus, Se. Erlaucht der Reichsgraf! Ich hör' ihn im Gange, es iſt ſein Tritt, ſeine Stimme, er ſtürmt herein, Gott ſei uns dreimal gnädig! — Oben geblieben, fort und hinein in die Luke!" eiferte er auf mich ein, als ich Miene machte hinunterzuſteigen. „Ruhe, Ruhe! Kalt Blut! Ich will den erſten Sturm aushalten!"

Ich hatte keine Ahnung von Sturm und Wetter, aber Sommerlotte kannte Tritt und Stimme des alten Herrn in allen ihren Nuancen zu gut, und die Anzeichen vom heraufſteigenden Gewitter trügten nicht. In ſeinen ſchwerſten Reiter- und Reiſeſtiefeln, die Sporen raſſelten und klirrten zwiſchendrein, die ganze Meute ſeiner Doggen und Packans hinter ſich, war der Reichsgraf durch die Thür hereingebrochen. Mit lautem Gepolter, die Peitſche um ſich ſchnalzend, fiel er mit dem Donner ſeiner Stimme über Sommerlotte her. „Wo iſt das Pack? Heraus mit dem Geſindel! — Ha, biſt Du da, alter Krypto-Filou? Und die Andern, der Joſeph und der ſaubere Signor **Dubois**, her mit Euch! Noch bin ich Euer Herr und Meiſter und will Gericht halten über Euch heilloſes Lumpenvolk!"

Die Doggen heulten wie zum Angriff auf Sommerlotte drein. Ein ſauſender Peitſchenhieb galt Thieren wie Menſchen; die Beſtien aber ſollten couchen, Sommerlotte Rede ſtehen über Verrätherei und Felonie, deren er beſchuldigt wurde. Fluchend und wetternd ſtürmte der alte Herr im Zimmer umher, hieb auf Tiſch und Stühle mit der ganzen Wucht ſeines ſtarken Armes, bis er erſchöpft auf einen Seſſel ſank; ich hörte es am Kniſtern des Holzes und am Stöhnen der erſchöpften Stimme, daß ein Moment der Ruhe, vielleicht auch der Beſinnung eingetreten. Ich ſtand bereits in der Luke, zog aber die Eiſenthüre nur halb an mich, jedenfalls ſprungfertig, ſobald es galt und paſſend ſchien, vor Großvater Erlaucht aufzutreten.

Das Verhör, das mit Sommerlotten begann, war ſtürmiſch genug. „Komm' ich endlich hinter Eure Flauſen!" tobte der Großvater, „kehre nach Belle Promeſſe zurück und erfahre ſchöne Dinge, ſo hinter meinem Rücken geſchehen ſind! Seid im alten Thurm geweſen!"

„Mit Ew. Erlaucht Erlaubniß, zum Geburtstage des jungen Herrn!" warf Sommerlotte dreiſt dazwiſchen.

„Hund von einem Spion und Diebe!" fuhr Großvater fort. „Menſchenthier, daß ich Dich wie eine Schlange im Buſen nährte und es erleben muß, wie Du mir heimlich eine Wunde verſetzeſt!“

„Geſtrenger Herr! Nimmermehr!“ rief Sommerlotte hoch und theuer und bekreuzte ſich unverſehens.

„Haha! erkenn' ich Dich, altes Gewürm? Wie Du Dich krümmſt!“ höhnte der Reichsgraf. „Hab' ich mich mit dem Kerl abgemüht Jahrzehnde lang, und ihn vom alten Sauerteig erlöſen, ſeine confuſe Seele curiren wollen, und mir den ſchlimmſten Feind an ihm erzogen! Hier ſoll's wohl losgehen wider mich, eine chemiſche Hochzeit der Roſenkreuzer gefeiert werden, was? Aber wart', Geſindel, ich komme Euch noch zur rechten Zeit auf die Sprünge und will Euch mit der Stallpeitſche auseinander treiben! Was wird denn hier gebraut für Unfug in der alten Jakobspfarre lutheriſchen Glaubens? Bonzen und Schleppſäcke ſcharwenzeln und ſchwänzeln aus und ein. Hollah! Ihr habt die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Ich will das Neſt ausfegen, und wenn es Staub und Stank ſetzt, daß Gott erbarm'! Noch giebt es Rad und Beil für Hallunken auf deutſchem Reichsboden, wenigſtens, Gott ſei Dank! eine ewige Unterſuchung vor dem Reichskammergericht, und das ſoll Euch in eine Höllenlangeweile verſetzen, daß Ihr nach Spieß und Ruthen, wie nach einer Kurzweil und Erlöſung jammern ſollt.“

„Was Ihr verbrochen?“ fuhr der Reichsgraf über den Armen her, der ſich hoch und theuer verſchwor, nichts wider den geſtrengen Herrn, nichts wider des Hauſes Vortheil und Ehre im Schilde zu führen. „Verrätherei, Spionage, Durchſtecherei mit wälſchen Subjecten, gemeinſame Plane mit Kutten und ſchwarzen Roben, Spitzbüberei und Diebſtahl: was? Iſt das noch nicht genug? Wart', Eins ſoll Euch ſchon hinreichend den Hals brechen. Ein Bild habt Ihr holen ſollen aus der Bibliothek im alten Thurm, und geſchnüffelt habt Ihr in allen Ecken und Löchern, ein heimlich Pult geöffnet, in meinem Tagebuch gekramt. Komm' ich da hin, ſchlage was nach: alle Blätter ſind verſchoben, ſuche weiter: das Document iſt geſtohlen, das falſche Zugeſtändniß, das ich habe machen ſollen, heimlich entwendet, den Jeſuwidern, den Gottſeibeiunshelfershelfern in die Hände geſpielt. Verkauft bin ich und verrathen, ich alter Mann, von Hallunken, denen ich Vertrauen ſchenkte, von einem Enkelſohn, den ich als ehrlich anerkennen ließ. Hol' Euch ſämmtlich der Dreideufel, dem Ihr Euch zum Complott wider mich verſchworen habt!"

Es ſchien mir jetzt Zeit, mich zu ſtellen und das Geſtändniß über die Verbrennung des Documentes abzulegen. Wie ich Anſtalt machte, mich aus der Luke in die Eſſe hinabzulaſſen, ſprang Erlaucht wüthend in die Höhe: „Was raſchelt da hinter der Wand?" rief er in ſeiner Berſerkerwuth, „auch hier Lauſcher und Spione? Was? Himmel Element! Da ſteckt was im Kamine, he? Daß Dich der Ungenannte hole!" Er zog ſein Terzerol und ſchoß hinauf in die Eſſe. Die Kugel ziſchte dicht an mir vorüber; Dampf und Qualm wirbelten und verfingen ſich im Schlot und erſtickten mir faſt den Athem im gepreßten Raum.

Wie der Schuß verhallt war, lag Sommerlotte vor dem Geſtrengen auf den Knieen und betheuerte nochmals hoch und heilig, von der Entwendung des Papiers nichts zu wiſſen, unſchuldig an Allem zu ſein, was die Entfernung deſſelben verſchuldet. Der Geſtrenge ſah ſich in den Händen eines verrätheriſchen Complotts und blieb gegen jede Einrede taub. „Eil' ich da“, fuhr er in ſeiner Anklage fort, „hinüber in Euer Zimmer, erbreche Kiſten und Kaſten, namentlich bei dem ſaubern Herrn Dubois — richtig ein verkappter Jeſuit, briefwechſelt mit Rom, wenn auch nicht juſt mit einem Cardinal, mit einem Monſignor Rezzonico, doch mit Monſignor Bernis, — gleichviel, Art läßt nicht von Art, und ein Loyolit, ſelbſt wenn ihn gelüſtet hat von der Freiheit proteſtantiſcher Chriſten zu koſten, bleibt an heimlichen Strängen gebunden, geſliſſentlich oder unwiſſentlich, gleichviel. Hat Briefe von den heimlich Verſchworenen, den Wiſſenden im Verborgenen. Auch Er, Hallunke, ſteckt alſo mit im Complott! Will Er's leugnen? Was?“

Sommerlotte ſtotterte von einem Logenbunde, der allen Chriſtgläubigen das Menſchenrecht zuerkenne, keiner armen Seele, weß Glaubens ſie ſei, die Ehre abſchneide; er trotzte auf die Gemeinſchaft edler, lieber Männer, der er angehören wolle.

„Alſo eingeſtanden! Die Logen ſollen ſich zuſammenthun und den Jeſuwidern Dienſte leiſten? Und der Jeſuwiderorden will Aufklärung haben mit Hülfe der Logen? Der Orden ſoll aufgeklärt und die Maurerei verdunkelt werden, haha? Und darum heimlich meine Bücher durchſpionirt und mein

Document geſtohlen? Schurke, Er vergißt, daß ich Sein Richter bin und Sein Henker ſein werde! Vergißt, daß ich Ihn foltern laſſen kann, bis Alles ausgepreßt iſt aus der heimtückiſch verblichenen Seele. Lumpenhund, der ich Dich großgeſäugt mit meinem beſten Vertrauen! Ich will den Büttel expreß kommen laſſen, ehe ich mich eigenhändig an Dir vergreife!"

Der Geſtrenge mußte in ſeiner Berſerkerwuth den Unglücklichen am Halſe gefaßt und geſchüttelt haben. Auf eine wilde Bewegung im Zimmer folgte ein halberſtickter Hülfeſchrei. Ein helles Lachen übertäubte den Lärm; es war Hohn und Spott aus dem Munde des alten Herrn: „Hab' ich's nicht geſagt, ein Marienkreuzchen am Halſe, o Du ſüßer Junge!" Während er Sommerlotte am Halſe gefaßt und geſchüttelt, hatte er dieſe Entdeckung gemacht, die ſeine Tobſucht von neuem zur Raſerei ſteigerte. „Ei, was warte ich denn auf Büttel, Rad, Folter und Reichskammergericht!" ſchrie er wild, „hier am Sims hänge, daß Du blau wirſt, Du Dieb und heimlicher Documentenſtehler!"

Ein Ruck am Mantel des Kamins, und es war ſtill im Zimmer. Noch einmal ein Lachen, dann ein Pfiff für die Hunde, und mit einem Peitſchenſchlag war die Scene beendet. Draußen polterte der alte Jupiter, die Meute Rüden hinter ihm drein, Gang und Treppe hinunter.

Ein Sprung hinunter und ich ſah die gräßliche Beſcheerung. Sommerlotte an der Schnur mit dem Marienbilde und an dem Tuche, das um ſeinen Hals geſchlungen war, hing an der Ecke des Simſes unter dem Schnitzwerk des Kaminrandes, noch zappelnd mit Armen und Füßen, mit den Händen vergeblich bemüht, die Schlinge, in der er ſteckte, zu löſen, mit blau angelaufenem Geſicht, mit ſtier heraustretenden Augen.

Meinem Schrei des Entſetzens folgte ohne Beſinnen ebenſo raſch die That der Hülfe. Zwei Meſſerſchnitte in Schnur und Tuch genügten und gaben den Unglücklichen frei. Halb entſeelt ſtürzte Sommerlettens Körper krachend auf den Boden. Meine Kraft hatte nicht ausgereicht, ihn zu halten, wo der Reichsgraf mit einem einzigen Griff die ganze klapperdürre Geſtalt des Mannes hinaufgehoben und wie einen abgelegten Frack an den Nagel gehängt hatte. Ich ſchrie laut auf bei dem Gedanken, nur noch die todte Hülle des armen Menſchen unter meinen Händen zu haben. Die Augen im Kopfe, die Adern am Halſe waren hoch aufgequollen, die Zunge lechzte nach Erquickung. Ich hatte nichts als friſches Waſſer, ich rief nach Hülfe zur Thür hinaus, den öden Kreuzgang hinunter. Niemand kam, der Ruf verhallte im Gewölbe, hatte wie zum Spott nur ſein eigenes Echo zum Gefolge. Ich ſtürzte wie wahnſinnig in den Corridor hinunter, hin und her. Alles war in den hinteren Hofſälen, ſei's zur Theilnahme, ſei's zur Bedienung bei der großen Logenſitzung; der ganze Theil der Jakobspfarre, in dem wir hauſten, war wie ausgeſtorben.

Dreizehntes Capitel.

Der große Logentag und ſein Ende.

Wie ich in's Zimmer zurückkehrte, ſaß Sommerlotte aufrecht am Boden, regte Hände und Füße und winkte mir zu mit dem Kopfe. Ohne mein katzenzähes Leben, pflegte Sommerlotte zu ſagen, wär' ich längſt todt, hätt' ich die Cur und Tortur im Narrenthurm nicht überſtanden! — Seine zähe Natur bewährte ſich jetzt. Daß Großvater Erlaucht in der Raſerei ſeiner Wuth wenigſtens jetzt das Leben dieſes Menſchen auf dem Gewiſſen hatte, war augenſcheinlich genug. Sommerlotte hatte ſich jedoch ſchnell ſo weit erholt, um mir durch Zeichen und Gebährden ſeinen Willen und einen Gedanken kundzuthun, der ihn peinigte, ihm auch halb gewürgt keine Ruhe ließ. Er deutete fortgeſetzt mit beiden Händen zum Kamin, zur Eſſe hinauf, gab, da ihm die Stimme verſagte, durch Zeichen zu verſtehen, ich müſſe hinauf, eilig fort, den Bodengang hinunter und hinüber in den Saal zu den bereits begonnenen Verhandlungen. „Fort! fort!“ gurgelte er endlich aus dem geſchundenen Schlund hervor, „'s giebt 'n Unglück! Erlaucht toben gegen Mann und Maus! Einmal in Wuth — Mord und Todtſchlag — kein Pardon, hu!“

Es war vergebens ihm vorzuſtellen, wie nöthig vor Allem ihm ſelber Hülfe ſei, wie ſehr er meiner bedürfe. „Erlaucht toben! 's giebt Unheil, Mord und Todtſchlag!“ war das Einzige was er noch hervorbrachte, während er mich, ſo mühſam es ihm ward, zum Kamin drängte, deſſen Schlot er mit ſo viel erfinderiſcher Sorgfalt gangbar gemacht, um in das obere Geſtock des Hauſes, über die Bodenräume hinweg zu gelangen, und durch ein Luftloch am Sims in den großen Ritterſaal der ehemaligen Deutſchen Herren zu blicken. Sommerlottens Ungeduld ward immer heftiger, beinahe krampfhaft; es blieb mir nichts übrig, als ihm zu Willen zu ſein und ſtatt ſeiner den Gang durch's Kamin zu machen, auf gut Glück, das zweifelhafte Ziel zu erreichen.

Ich ſchwang mich abermals hinauf, durch die Eiſenthür im Schlot hindurch und ſah einen langen ſchmahlen Gang vor mir, der in den bezeichneten Bodenraum führte. Eine kleine hölzerne Treppe brachte mich in ein Stockwerk, das Thurmhöhe zu haben ſchien. Ich konnte der Lockung nicht widerſtehen, zog die Schuhe ab, um Geräuſch zu vermeiden, merkte mir die Windungen, um nöthigenfalls den Rückweg wiederzufinden, und tappte im Dunkeln, in einem Gewirr von Schlupfgängen und Höhlen einem Lichtſchimmer nach, der mir aus der Ferne einen Zielpunkt gab. Ich befand mich bereits in einem ganz andern Theil des Hauſes; die Furcht, mich zu verirren, kämpfte mit dem Reiz, den Höhlenbau der Jakobspfarre und das Labyrinth ſeiner Hofgebäude kennen zu lernen.

Der Wunſch, ungeſehen und von ungeahnter Seite her der geheimnißvollen Verſammlung in die Kuliſſen blicken zu können, war ſchließlich der mächtigſte Trieb und entſcheidend für mich. Das Sparren- und Lattenwerk unter dem Dache, zwiſchen deſſen Balken ich einherſchritt, ſah faſt einem alten Theater ähnlich. Ausgebrannte Sonnen und verbrauchte Feuerräder hingen neben allerlei Trödel und Decorationen aus Pappe, bunter Leinwand und Flittergold. Plötzlich hob ſich eine Fallthür; ein Mann trat durch den Lichtſchein hindurch, ſchritt dicht an mir vorüber und verſchwand im Dunkeln. Ich glaubte die breitſchulterige Geſtalt San Germano's, dieſen Athleten der Magie, erkannt zu haben. Er war alſo doch da, der große Ueberallundnirgends, und wieder oben, wo die Götter walten, vielleicht als großer Roſicrucius, als Deus ex machina thätig! Blies er den Zauberinſtrumenten wieder ſeinen Athem ein und leitete wie in Genua die Drähte im Verborgenen?

Die Klappe, durch welche der Mann hinaufgeſtiegen, blieb offen und ein Gewühl von Stimmen drang tief aus den unteren Räumen hervor. Ich betrat durch die Fallthür die Stufen, die in eine ſchmahle Gallerie führten, ſteckte den Kopf in eine runde Oeffnung, fuhr jedoch vom Glanz der Lichter geblendet zurück. Durch ein oeil do boeuf überſah ich den weiten, prachtvoll erhellten Saal, wo man, Kopf an Kopf gedrängt, in feierlicher Spannung einem Redner lauſchte. Es war die große Feſthalle der Deutſchen Ritter von ehedem; mein „Ochſenauge“ ſteckte zwiſchen den Blättern und Schnörkeln der alten Stuccatur. Auf die Gefahr hin, ſchmählich ertappt zu werden, blieb ich an der Brüſtung hangen und war Zeuge der Verhandlungen.

Die Halle war gewölbt, die Wölbungen mit ihren Schwibbögen liefen jedoch in einem Centrum zuſammen, das offen ſtand und eine freie Verbindung mit dem oberen Stockwerk geſtattete. Ein halb transparenter Wolkenhimmel hing um den Mittelpunkt des Gewölbes; vielleicht der Sitz der Maſchiniſten, die ihre Blitze auf die Menſchheit unten ſchleudern wollten. Zu beiden Seiten des Saales liefen vom Podium in der Mitte aufſteigend bis zu den Wänden terraſſenförmig, faſt wie in altrömiſchen Circustheatern, die Reihen der Bänke hin, in Abtheilungen, die vielleicht die einzelnen Logen, ihre abgeordneten Meiſter und Vertreter ſchieden. Die Verſammelten waren in ihrer Arbeitstracht, mit Schürze, Kelle und Ordensband, den Degen zur Seite, die meiſten mit Dreieck und Winkelmaß auf der Bruſt; die Würdenträger mit beſondern Abzeichen. Dicht unter mir war der Präſidentenſitz; Prinz Emil präſidirte mit den Inſignien eines Großmeiſters ſeiner Landesloge, den Hammer in der Hand, gekreuzte Schwerter über dem Todtenſchädel vor ſich auf dem Tiſche, der ſonſt mit Schriften und Briefen bedeckt war. Secretäre und Beamte ſtanden zur Seite, traten ab und zu, ſeines Winkes gewärtig. Ihm gegenüber in der Verſammlung hatten ſich, wie es ſchien, zwei Gruppen gebildet, die, wie in Gerichtsſälen Ankläger und Angeklagte, durch Schranken von einander getrennt waren. Ein Stufengang führte von jeder Wandſeite zum Podium, das leer blieb, hinunter. Bühne und Schauplatz waren im Saale vermiſcht, das verſammelte Auditorium lieferte vor der leeren Bühne ſelbſt die Acteure. In jeder Partei hüben und drüben führten auf hervorragenden Sitzen Einzelne das Wort. Dann und wann trat ein Redner auch auf das Podium hinunter, um in Folge ſeines beſonderen Geſuches und der Genehmigung des Vorſitzenden das Wort zu nehmen.

Ich verſtändigte mich bald über das Thema, um das es ſich handelte. Die Loge, die ſich **Rose et croix** nannte, forderte Anerkennung ihres Syſtems und Aufnahme in den allgemeinen Verband der Maurerei. Ein Redner, der neben dem Meiſter dieſer neuen Loge ſeinen Sitz einnahm, hatte das in Antrag geſtellt. Gegenüber ſaßen und ſtanden die Anhänger des alten Logenſyſtems, bunt gruppirt und um ihres Meiſters Stuhl geſchaart, der noch leer ſtand. Der deputirte Meiſter ſämmtlicher Landeslogen von Royal-York ließ noch auf ſich warten, obſchon die Verhandlungen bereits eröffnet waren. Einige Sprecher unter ihnen bezogen ſich auf ſein baldiges, ſicher zugeſagtes Erſcheinen, erklärten ſich aber zuvor ſchon gegen die Aufnahme der neuen Verbrüderung, die ſich auf Roſenkreuzerei ſtütze; ſie als förmliche Maurerloge anzuerkennen, hieß es, ſtreite gegen die alte Conſtitution der ächten Maurerei, die ſich ſchon vor länger als zehn Jahren und wiederholt von allen Neuerungen losgeſagt habe, da es ihr Zweck ſei, die Geſetze und Gebräuche in alter Reinheit zu bewahren.

Der Redner von „Roſe und Kreuz“ nahm von neuem das Wort. Er ſprach nicht ohne Bewegung, faſt mit nur mühſam unterdrückter Bitterkeit. Er ſprach franzöſiſch, und zwar in einem Dialekt, an welchem man den Ruſſen errieth. Wie ich ſpäter hörte, war es ein Graf Golowkin, ein Neffe des unglücklichen Abenteurers und Günſtlings, der in Sibirien ſein Ende nahm. Dieſe Familie, urſprünglich polniſchen Geblütes, muß nun einmal, wie es ſcheint, zu jeder Intrigue in Europa ihre Deputirten ſenden. Der Proteſtantismus der tyranniſchen Hochkirche Altenglands, ſagte Graf Golowkin, habe den Verdacht gehegt, der Bund der Roſenkreuzer ſtände im Dienſte Roms. Es ſei deutſcher Männer unwürdig, hierin Englands Vorurtheilen beizupflichten. Die Geſchichte des Roſenkreuzerbundes liefere weit eher vom Gegentheil das Zeugniß. Zur Zeit des dreißigjährigen Glaubenskrieges hätten die Roſenkreuzer die Sache der bedrückten Proteſtanten zu der ihrigen gemacht, die proteſtantiſchen Stände ob der Ens, die dem hartherzigen Ferdinand die Huldigung verſagten, unterſtützt. Jener Roſenkreuzer Andreä erzählte ſeiner Zeit der Welt offen und frei von den Reiſen nach Oeſterreich, die er auf Anſtiften des evangeliſchen Adels dort unternommen. In Linz geſtand er einen geheimen Auftrag an die verſammelten, der neuen Glaubenslehre Luthers zugethanen Edelleute gehabt zu haben. Hätten die Roſenkreuzer in Deutſchland religiöſe Richtungen gehabt, ſo habe ſich ihr Bund in England, auf politiſchem Boden, politiſch geſtalten müſſen, und welcher Bund — er nähme die Maurerei nicht aus — ſei frei von dem, was ein Zeitalter bedrängt und beſchäftigt? In England war ein königliches Haupt unter dem Beile gefallen; es erfolgte jene Zeit der vandaliſchen Rohheit, die Zeit der Puritaner. Nicht weil Karl ein Römiſchgläubiger, ſondern weil ſein Haupt gefallen und ſein Haupt das Diadem geſchmückt, habe der Bund der Roſenkreuzer ſich dort für ihn erklärt. Der Sohn Stuart's war geflüchtet; aber in Schottland und Irland habe es treue Seelen gegeben, die im Stillen ihm gehuldigt. Sie verſammelten ſich im Tempel Salomo's, ſie trauerten über den erſchlagenen Hiram, ihren Herrn, ſie verwieſen auf das verlorne Wort, das da Sohn und Vernunft bedeutet. Die Wiedereinſetzung der königlichen Familie, ſagte der Redner, ſei von den britiſchen Logen längſt beſchloſſen geweſen, noch ehe General Monk mit ihnen im Bunde den geflüchteten Karl zurückgeführt. Royaliſtiſch geſinnt, wie die Maurerei, ſei auch der Bund der Roſenkreuzer. In England ſei ihre politiſche Miſſion längſt erfüllt, ihre geſellſchaftliche bleibe dort wie überall noch unerledigt. Die religiöſe Aufgabe ſei, Duldung zu befördern. Die geſellſchaftliche gehe dahin, die blutigen Wunden, welche ſich die Leidenſchaft der Menſchen geſchlagen, mit milder Hand und verſöhnlichem Sinn zu heilen. Die wiſſenſchaftliche Arbeit des neuen Bundes ſei, die Geſetze der Natur zu erforſchen, um in ihren Kräften der Menſchheit den Balſam zu entdecken, deſſen ſie bedürfe. Auf dieſem Gebiete aber — bei Allem, was dem Menſchen und Chriſten offenbar und heilig ſei! — gebe es noch Geheimniſſe.

Gleich zu Anfang dieſes Vortrags war auf der entgegengeſetzten Seite des Redners, wo die Mitglieder von Royal-York beiſammen ſaßen, eine Bewegung entſtanden. Eine hohe, Ehrfurcht gebietende Geſtalt war eingetreten, hatte, an der Thür ſtillſtehend, mit dem Blick des Herrſchers die Verſammlung überſchaut, und wie ſich Alles umher erhob und Platz machte, in Mitte der Partei auf dem leer gebliebenen erhöhten Sitz Poſition genommen. Es war Niemand anders als Großvater Erlaucht. Ein Mantel mit den Inſignien des Großmeiſters deckte ſeine Schultern. Wie er den Dreiſpitz, den er trug, abnahm, dampfte ſeine Perrücke wie Jupiters Wolkenſaum hoch auf. Sein Antlitz war blutroth, die blau aufgeſchwollene Zornader lief quer über die Stirn, ſein Auge funkelte ungewöhnlich in halb gezügelten Blitzen. Wie der Redner gegenüber jetzt ſchwieg, ergriff Niemand im Saale das Wort; vielmehr richteten ſich Aller Blicke auf den Reichsgrafen Juſtus Erich, als auf den Mann, dem jetzt das Wort ungeſucht, ungebeten zuſtehe, da ſeine Perſon, ſein impoſantes Anſehen als Menſch, ſeine machtvolle Stellung, wie nicht minder ſeine Miſſion als deputirter Meiſter eines großen, weitverzweigten orthodoxen Maurerſyſtems, dies natürlich, ja nothwendig zu machen ſchien. Er für ſeine Perſon mochte jetzt mit Unwillen fühlen, wie ſehr er Gegenſtand geſammter Aufmerkſamkeit geworden, wie ſehr eine gewiſſe Entſcheidung von ihm abhing. Er warf ſich mürriſch im Seſſel hin und her, machte verſchiedene Verſuche, ſich in die Falten ſeines Mantels zu verkriechen. Wie das nichts half, ſtand er polternd auf, warf den Seſſel zurück, ſchlug auf das Pult vor ihm und begann mit Worten, deren jedes ebenfalls wie ein Fauſtſchlag, wenn nicht wie ein Schuß aus dem Feuergewehr, dröhnte.

„Meine Herren," begann der Reichsgraf Großvater Erlaucht, „ich und die mich abgeordnet, das heißt alſo das geſammte in England, Schottland, Holland, Scandinavien und Niederdeutſchland, mithin in allen germaniſch-proteſtantiſchen Ländern weitverzweigte Syſtem Royal-York: Wir alſo, mit Verlaub, ſind einträchtiglich und entſchieden gegen Aufnahme und Anerkennung der neuen Loge, ſo ſich als Roſe und Kreuz auf Roſenkreuzerei ſtützet, ſind dagegen aus dem einfachen Grunde, weil ſothane neue Verbrüderung ſich nicht ausweiſen kann, wie weit ſie — nichts für ungut! — ihren Geheimnißkram treibt. Keineswegs, ſo lautet unſer Gutachten, werde dem einzelnen Mitgliede von Rose et croix der Eintritt in die alten Mutterlogen erſchwert, wie es denn auch billig und Uſus ſei, daß wir unſerſeits als Gaſt in jenem Verein willkommen. Allein die Chancen eines neuen Glaubensbekenntniſſes, das nur erſt im ſiebenten, noch von Niemand erreichten Grade klar werden ſoll, können wir nimmermehr auf uns nehmen. Den Johannesgrad und die ſchottiſchen höheren Maurergrade haben von uns doch Einige, und dieſe einige Wenige ermeſſen und wiſſen, wie viel oder wie wenig dahinter ſteckt. Allein vom ſiebenten Roſenkreuzergrade mit ſeiner Lebenstinctur, ſeinem aurum potabile, weiß kein Menſchenkind was Genaues, vernünftig Wahres. Daß bei gegenwärtiger Erſchlaffung des Freimaurerweſens unter verſtändigen Köpfen der Wunſch entſtand, eine thätige, nicht blos eine mitleidig paſſiv humane Loge zu ſtiften, iſt gar ſehr begreiflich. Wollt Ihr das Logenweſen umgeſtalten, ſo räumt im Ceremoniell auf.

düftelt nicht neue Myſterien, heckt nicht neue Alfanzereien aus! Das führt zu neuem Pfaffenkram! Ihr ſagt zwar, reiner Deismus bleibe bei Euch in Religionsſachen das Grundprincip. Meine Herren, entweder iſt dem ſo, und dann brauchen wir keine neue Loge: oder dem iſt nicht ſo, und dann ſteckt Falſchheit und Lüge dahinter! Man ſagt uns, die Roſenkreuzer hätten in Oeſterreich auf Seiten der Proteſtanten geſtanden, gleichwohl in England die Partei des katholiſchen Stuart genommen. Meine werthen Herren, hier iſt keine Maurerei mehr, hier ſind Katzenbuckelſchliche, und in der That, ich wittere ſchon längſt in alle dem den heiligen Jeſuwider, den alten Lügengeiſt und Ränkeſchmied. Iſt der große Roſicrucius was Anderes? Heraus mit ihm! Er trete vor, wir wollen ihn anhören, examiniren, probiren, prüfen bis auf Herz und Nieren. Iſt er mehr als ein Gaukler, Heuchler und Charlatan? Heraus mit ihm, ſag' ich! Die Maurerei laſſen wir uns nicht zum Deckmantel von allerlei Intriguen machen! Baſta! Sela!"

Auf die athemloſe Stille, mit der man dieſer Rede gefolgt war, brach jetzt ein wilder Tumult in der Verſammlung aus. „Beleidigung! Beſchimpfung!" wurde hörbar aus dem Gewühl der Bewegung. „Erlaucht iſt zu weit gegangen, Erlaucht muß Rechenſchaft ablegen!" hieß es dazwiſchen.

Dem Prinzen fehlte die Macht der Stimme wie die Gegenwart des Geiſtes, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Er läutete mit der Glocke, er ſchwang den Hammer; vergebens. Großvater Erlaucht, noch immer aufrecht an ſeinem Platze, verſchaffte ſich ſelbſt Luft und Ruhe mit dem ſchmetternden Ton ſeiner Commandoſtimme.

„Stehe daheim Jedem mit Rechenſchaft zu Dienſten!“ rief er laut und bannte mit Blick und Wort den Sturm, der über ihn heraufwogte. „Bin hier nichts denn Menſch und Maurer,“ ſagte er, „rede hier als Mann zu Männern, die ſich freie Maurer nennen, weil ſie frei ſind vom Wahn des Herkommens, vom Scharwenzel und Popanz des alten Aberglaubens, vom Phariſäismus heuchleriſcher Hierarchen. Wo nicht, ſo fordere ich doch freie Rede als Abgeſandter von Royal-York. Als ſolcher erheb' ich meine Stimme gegen die Magier und Falſchmünzer in der Maurerei. Werthe Herren und Brüder, vergeſſen wir nicht, daß die Maurerei mit dem Wirrwar der Religionsmeinungen ſo wenig wie mit der Politik der Staaten zu thun hat! Als Menſch bietet der Maurer dem Bruder die Hand. Er glaubt mit ihm an ein Menſchenthum, das auf dem Boden der Wirklichkeit noch nicht Form, aber Geſtalt gewonnen hat im Bereich des Denkens. Meſſieurs, ich bin kein Schönredner, kein Kathederheld. Wir gehen aber in die Loge, um den Diſput loszuwerden. In der Religion werden wir geboren und erzogen; gut! Die Maurerei ſetzt das Chriſtenthum voraus; gut! Oder läßt es blos zu, wie Einige ſagen; meinetwegen auch gut! Allein eine Univerſalkirche, wo auch Juden und Türken mit ihren Gelüſten Platz hätten, gäbe keinen Salomoniſchen Tempelbau mehr, gäbe einen Babyloniſchen Thurmbau, und da wird denn, iſt der große Unbekannte, der große Roſicrucius der Baumeiſter dabei, auch wohl eine Babyloniſche Sünderin nicht fehlen. Oder man müßte denn die Geheimniſſe der Tempelherren erneuern wollen. Was? Habt Ihr wirklich in dem großen Roſierucius einen neuen Götzen Baffemet-Mahomed bei der Hand? Wollt die Freimaurerei reformiren und die Maçonnerie in Mahommerie verdrehen? Wie? Hol' Euch, in des Drei Deufels Namen. — Gott ſteh' mir bei, der Gerechte! — Geheimniſſe und immer Geheimniſſe, und wo wir Aufklärung fordern: Wunder, Aberglauben, bis Alles auf die verkehrte Wirthſchaft hinausläuft, wo der Menſch, der ſonſt aufrecht gehende Menſch, auf allen Vieren kriecht und im feuchten Koth nach ſeiner verlornen Vernunft ſucht, bis ihn dann ſchließlich ein charmanter Jeſuwider tröſtet. Meine Herren, ich habe auch meinen Aberglauben, aber ich behandle ihn als Privatſache, mache kein Geſchrei daraus, nöthige ihn Niemanden auf, noch ſuche ihn einzuſchmuggeln. Wer durchaus Gold machen will, ſetze ſich, mit Verlaub, zu Hauſe ſtill in den Winkel! Wenn das aber ſo fortgeht, daß jeder quere Kopf ſeine Nothdurft zum allgemeinen Bedürfniß, ſeine Scrupel zu Scrupeln der Menſchheit erheben darf: dann wird noch jeder Barbier mit chemiſchen Verſuchen, jedes alte Weib mit Mondſchein, Nervenbeſtreichung und Hocuspocus in die Maurerei hineinpfuſchen. Jeder Apothekerjunge, der den Mörſer ſtößt, und dem das Gewürz in's Gehirn ſteigt, wird noch kommen und ſagen, er habe ein Roſenkreuzergeheimniß, deſſen der Menſch in einem höheren ſchottiſchen Johannesgrade inne werde. Hol' Euch — na! Ich habe ſchon manchen ſogenannten Wundermann die Treppe hinuntergeworfen, und bedauere, ihm nicht Rippen, Beine, ſammt Genick gebrochen zu haben. Und, meine Herren," — Großvaters Stimme ward plötzlich tief und bewegt — „o, ich habe auch Lehr- und Schmerzensgeld zahlen müſſen im Leben, Schmerzen hat mir's gekoſtet an meinem eignen und liebſten Fleiſch und Blut. Waren ſie mir doch zu Dach geſtiegen und hatten ſich bei mir bis in Herz und Nieren eingeſchmeichelt. Es hat mir mein geſammtes Familienglück gekoſtet, daß Gott erbarm', ein einzig liebes, ein blaß zartes Mädchen, nervenſchwach, traumkrank, Schlaf und Wachen verwechſelnd und in einander wirrend. Da kam ein Mann von Rom mit Mondſchein auf der Zunge, mit magnetiſchem Fluidum, wie ſie's nennen, und elektriſchen Funken in den Fingerſpitzen. Damit beſtrich er mein leidend Kind, ihren Aufruhr beſchwichtigend, ihre Nervenſtörung heilend, ihren halben Irrſinn löſend. Er hat ſie auch geheilt; ja, ja, ſie lief nicht mehr Nachts auf Dach und Firſt herum; aber ſie wandelte Nacht in anderer Weiſe, lief Tag und Nacht ihm nach, dem Wundermann, der es ihr angethan, warf ſich ihm ſinnlos an den Hals, von Zauberei bethört. Und bei Nacht und Nebel ging ſie dann auch davon und ward römiſch gläubig, Kind eines altproteſtantiſchen Hauſes, einzige Erbin einer rein evangeliſchen Reichsherrſchaft und Wirthſchaft — Oh, oh!"

Großvater ſchwieg, knickte in ſich zuſammen und ſaß wie gebrochen da auf ſeinem Seſſel.

„Das iſt zu viel, das iſt unerhört!" rief plötzlich eine Stimme aus der Roſenkreuzerloge heraus. Ich kannte dieſe ſchmerzdurchzuckte Stimme, ich kannte auch die Geſtalt, die ſich erhob, den Mantel zurückſchlug, die Hände wie betend, wie hülfeflehend gen Himmel ſtreckte. Es war mein Vater, den mein Auge erblickte.

„Haha, mein Herr Graf Giuſeppe della Torre!“ ſagte der Großvater, ſich raſch wieder ſammelnd und erhebend, „hab' ich Euch aus den Federn geklopft? Hab' Euch längſt hier vermuthet, ob ich ſchon nur unverſehens Eure Sache ſtreifte und es mir leid thut, alte Schmerzen anzurühren.“

„Habt mich hier vermuthet,“ entgegnete mein Vater, „weil Ihr von neuem Lug und Trug aus Rom und aus der Geſellſchaft der Loyoliten wittertet! Schönen Dank dafür, und meine volle Anerkennung Eurer humanen edlen Geſinnung und Erkenntlichkeit! Ich hielt unſere perſönliche Sache für ausgeglichen, nachdem das Opfer die kühle Erde deckte. Ich hielt Euch für verſöhnt, und Euer unerbittlicher, unverwüſtlicher Argwohn ſteht noch, wie eine alte Donnerwolke, über unſerm, über Euerm Hauſe, ewig im Begriff, ſich über Euch ſelbſt und Euer Haus zu entladen. Armer Mann, der Ihr an ſelbſtgeſchlagenen Wunden blutet!“

„Danke für gefälliges humanes Mitleid!“ murrte Reichsgraf Juſtus Erich.

„Ich für meinen Theil“, fuhr Vater Giuſeppe fort, „glaubte Alles gethan zu haben, was zur Sühne führen konnte, überließ Euch den Sohn, ſtellte Euch, zum Beweiſe der Verſöhnlichkeit ein Document anheim —“

„Haha, Document!“ lachte der Großvater bitter auf, „danke für geneigte Nachfrage, danke für die gefällige Großmuth, die es mir überlieferte! Solltet Ihr's, mein Herr Graf, noch nicht wiſſen: das Document, womit ſie mich zu fangen gedachten, iſt mir von Römlingen geſtohlen. Es iſt nicht wahr, daß ich mit Drangabe meines freien Herrſcherwillens den Schülern Loyola's die Thore meines Reichslandes offen zu halten gelobt, es iſt nicht wahr! Kaiſer und Reich würden mit Leichtigkeit dies verfälſchte Document verdammen; aber Kaiſer und Reich hangen auch gar oft, daß Gott erbarm! an wälſchen Fäden und an Drähten von da drüben! Weiß der Himmel, was ſie damit vorhaben! Ich glaubte das elende Stück Papier ſicher untergebracht, aber ich bin ſchon wieder in Haus und Hof von eitel Wälſchlingen umgarnt, ſtecke ſchon wieder bis über die Ohren in der Schlinge von jenſeits der Alpen. Erbrochen fand ich heimlich meinen geheimſten Schrank, durchſpionirt mein ganzes Archiv. Hinterliſtig betrogen bin ich, wo ich Treue und Glauben zu ernten gedachte; vor gewiſſen Sodalen in der kurzen Robe iſt kein Schloß feſt genug und jeder Dietrich gerecht! Feuer vom Himmel möchte man rufen, um das Gezücht zu vertilgen!"

Ich ſaß oben in meinem oeil de boeuf in der peinlichſten Angſt, preßte die Bruſt an den Fenſterrand, die Stirn wider den Pfeiler und rang ohnmächtig mit den Händen. Ich hatte es mit der Vernichtung des Papiers gutzumachen gedacht und nun dieſen Sturm heraufbeſchworen, dies Unheil angeſtiftet! Vater und Großvater ſtanden ſich wieder ſo feindſelig gegenüber, wie vor Jahren am Grabe meiner Mutter.

Ich war nicht mehr allein oben in meinem Verſtecke. Es hatte nicht lange gedauert, ſo hatte Sommerlotte, ſo gewürgt und gedroſſelt er war, ſich ſtark gemacht und unwiderſtehlich ſich getrieben gefühlt, die Reiſe durch den Kaminſchlot anzutreten. Angſt und Furcht, es könne noch Mord und Todtſchlag geben, hatten ihm keine Ruhe gegönnt, und es war ein Zug treuen Eifers, daß er, Schmerzen und Mißhandlungen nicht achtend, den mühſeligen Weg über die Bodenräume ſich durchwand und zu mir kroch. Ich flüſterte ihm zu, wie es mit dem Documente ſtand. Er fletſchte die Zähne und ſah mit den hervorgetretenen Augen unglücklich drein.

Univ. Bibl. München

Es war im Saale eine Bewegung entſtanden, die bald da, bald dorthin drängte. Wie der Großvater von Männern Rom's wiederholt im beleidigendſten Sinne geſprochen, ſtanden in der Verſammlung ganze Reihen von den Bänken auf, traten murmelnd in Gruppen zuſammen und machten dann, theils einzeln, theils in Haufen Miene, den Schauplatz des Aergerniſſes zu verlaſſen. Es mochten Herren von der hohen Kirche ſein. „Halt! meine Herrn, muß bitten!“ herrſchte ihnen, als ſie ſchon auf der Schwelle ſtanden, Großvater Erlaucht zu. „Muß bitten, den Platz nicht eher zu verlaſſen, als bis die Sache ausgefochten iſt. Auch iſt dafür, bitte! geſorgt, daß man uns bis zu Ende ſeine werthe Gegenwart ſchenkt; die Thüren ſind beſetzt.“

Ein neuer Tumult folgte der Mittheilung dieſer offenbaren Gewaltſamkeit. Der Vorſitzende, Prinz Emil, machte wiederholt ſchwache Verſuche, die Bewegung in ihr Bett zu weiſen; er beſtand endlich darauf, zu dem Thema, das einzig und lediglich hier ſtatthaft ſei, zurückzukehren, und verwies jeden abſchweifenden Redner zur Ordnung.

Der Reichsgraf bat von neuem um's Wort. Unordnung aufzudecken, ſagte er, gehöre recht eigentlich zur Ordnung; deſſentwegen ſei er, ein Ordnungsmann, kein unnützer Friedensſtörer. Intriguen, Ränke, Spitzbübereien zu entlarven, die eines Maurers unwürdig, ſei recht ſehr mit der Ordnung in einer guten Loge verträglich. Wenn Roſe und Kreuz Aufnahme und Anerkennung forderten, ſo gehöre es hierher, den großen Roſicrucius, das geheime Götzenbild dieſer Loge, an's Licht zu ziehen. „Heraus mit dem großen Ungethüm, dem Quackſalber und Charlatan!“ rief Großvater donnernd nach allen Ecken und Enden im Saal, „herunter aus dem Wolkenhimmel, Deus ex machina, Zauberer und Fälſcher, ich ſpüre Deine Künſte, auch wenn ſie nicht ſpielen. Wo ſind die Geiſter, die Du erſcheinen läſſeſt, die Donner und Blitze von Kolophonium, wo?“

Eine ſchreckhafte Wuth ſtand blutroth im Antlitz des hohen Mannes, Donner und Blitz war bei ihm, er war der leider fanatiſch gewordene Jupiter, wenigſtens ein Ajax, der hier wüthete. Mein Vater, Graf Giuſeppe, fiel ihm von neuem in's Wort. Mild und ſanft floß ihm ſeine Rede von den Lippen, Verſöhnung, Verſtändigung, Aufhellung blöden Irrthums fordernd; aber ſein Wort goß nur Oel in's Feuer. „Man kündigt uns an, daß die Thüren des Hauſes beſetzt ſind,“ ſprach er, „man erklärt uns alſo für Gefangene. Es iſt nicht ganz würdig, freie Männer, freie Maurer mit Zwang zu belegen. Aber faſſen wir *ſelbſt* den Entſchluß, nicht vor dem Ausgang der Sache, nicht vor der Abwehr der Anklage, deren Gegenſtand ich zumeiſt ſein will, den Platz zu verlaſſen. Genehmige der vorſitzende hochwürdigſte Meiſter die Anklage, als eine Sache, die hierher gehört!“

Ohne die Zuſage zur Fortſetzung der Verhandlung förmlich abzuwarten, brauſ'te der Reichsgraf ſchon wieder einher mit dem Donner ſeiner Rede, mit der Heftigkeit ſeiner Gebährden, alſo daß Staub aufwirbelte um ſein hohes, ehrenwerthes, wahnumfangenes Haupt. „*Wohl* thut Ihr, mein Herr Graf Giuſeppe della Torre,“ ſagte Erlaucht, „*wohl* thut Ihr, gleich Euch ſelbſt als Ziel meiner Angriffe, meiner Anklage hinzuſtellen. Was Eure Bonhommie und Großmuth mir eingehändigt, haben mir Römlinge heimtückiſch wieder entzogen. Dies iſt die Sache, dies das Factum. Ich hab's nicht vernichten wollen, das Document, denn Schande ſoll nicht in Vergeſſenheit gerathen, Schande ſoll documentirt, die Niedertracht verbrieft und handgreiflich bleiben für Kind und Kindeskinder, damit es alle Geſchlechter glauben, wie man in Wälſchland an deutſchen Herzen handelte! In ein Gewebe von Schlechtigkeit und Ränkegeſpinnſten bin ich mit Mann und Maus wieder hineingerathen, wieder und abermals! Find' ich da Briefe, die man aus Rom mit dem evangeliſch gewähnten Erzieher meines Enkelſohnes wechſelt, zur Herſtellung einer katholiſchen Univerſalkirche mit Hülfe der Loyoliten, Briefe, die auf die Convertiten hoher Häuſer in deutſchen Landen mit Erfolg hinweiſen, Briefe mit dem Roſenkreuzerſiegel an beſagten Pädagogen und Philanthropen, den ich in mein Haus nahm, Briefe von den Wiſſenden im Verborgenen an meinen Knecht und Secretär, den Sommerlotte, den ich, Gott ſteh' mir bei, gewürgt und gehängt, und, ſoll mich der Herr ſtrafen, vergeſſen habe wieder abzuſchneiden. Hier und da, und da und nochmals hier! Da liegt der Plunder der geheimen Felonie, die mich umgarnte und nichts zum Ziele hatte als das Document, das Document!"

Schlag auf Schlag hatte er Papiere und Briefſchaften auf das Podium geſchleudert, die Beweiſe ſeiner Anklage. Lieber Himmel! es waren die Briefe, die er in Xaver's und Sommerlotten's erbrochenem Verwahrſam aufgefunden, die mit Cardinal Bernis gewechſelten, auch die meinerſeits im beſten Sinne, wenn auch ſcherzhaft myſtificirten. Vater Giuſeppe hob die Schriften vom Boden auf. Er wußte Nichts von einem Xaver Dubois, aber er erkannte ſein Siegel, das Wappen unſeres Hauſes mit dem verhängnißvollen Verein der Roſe, die ſich mit ihren Blumen und Dornen um den Stamm des Kreuzes Chriſti ſchlingt. Er verwies den Reichsgrafen darauf. „Deſto ſchlimmer!" ſtürmte dieſer einher, „deſto ſchlimmer, wenn Euer Haus ſo eng verbunden iſt mit Magiern und Roſenkreuzern, daß Eure und deren Inſignien ſich mit Roſenſtock und Kreuzelement ſo liebevoll umarmen und umgarnen! O! daß Ihr ein geborner Roſenkreuzer ſeid: ich wußte es. Ach, mein Herr, es war ein Kreuz, das Ihr mir in mein Haus brachtet und für das Ihr mir meine Roſe nahmt!"

„Herr des Himmels!" rief mein Vater und ſtürzte auf den

Greis zu, ſeine Schultern, ſeine Bruſt mit beiden Armen umſchlingend und an ſich preſſend. „Die Dornen, Vater meiner Geliebten, die Dornen ſitzen hier ſo tief, wie dort bei Euch! Seid barmherzig, ſeid gerecht, ſeid nicht vom Wahn bethört!“

Sie ſtanden Beide vorn auf dem Boden, ſie ſchüttelten ſich Beide Thränen aus den Felſen ihrer Bruſt. Vater Giuſeppe lehnte dann weich und ſtill ſein Haupt an Großvaters Schulter. Der harte Greis aber, Feind jeder Rührung, in der er neue Ränke und wälſche Intriguen witterte, warf ſich alsbald wieder unwirſch in die Höhe. „Unſer Handel, unſer Rechtsſtreit!“ rief er, „Herr Graf! wo iſt mein Document mit dem falſchen Zeugniß?“

„Das Document, Signor?“ fragte mein Vater, „das ich Euch eigenhändig übergab?“

„Um es mir wieder heimlich zu entziehen — was? Wer hat mir's geſtohlen?“

In der Todesangſt, die ich erlitt, wußte ich mir jetzt keinen beſſern Rath, als laut auszuſchreien, was ich wußte. Sommerlotte, der neben mir über der Brüſtung hing, hatte ſchon längſt in mich hineindemonſtrirt, ohne daß ich verſtand und klar begriff, was er wollte. Jetzt ſchien mir der drängende Augenblick gekommen, um größeres Unheil zu verhüten. „Das Document iſt verbrannt!“ rief ich mit gellender Stimme, mit der ganzen Macht meiner Seele, mit der ganzen Angſt, die mich peinigte, weit hinaus und hinunter in die Verſammlung. Einen Herold dünkte ich mich, der vom ſtillen Götterſitz Frieden und Sühne verkündet, wie meine Stimme an den Mauern des Saales ſchmetternd widerklang. Scheu und halb entſeelt vor Schreck fuhr ich jedoch ſofort mit meinem Kopf zurück in's Dunkel und hinter den Pfeiler des oeil de boeuf. Nur Sommerlotte blieb, während Aller Augen ſtaunend ſich hinaufwendeten, in der Oeffnung mit ſeinem Antlitz hangen, mit dem Antlitz des halb vom qualvollen Tode Erſtandenen, mit den aus ihren Höhlen weit vorgequollenen Augen, mit dem rothgeſtriemten Halſe ohne Tuch, frei und offen in ſchreckhafter Geſtalt. Der Kronleuchter warf ſein volles Licht auf ihn, wie er jetzt im regen Antheil an den Verhandlungen weit hinaus in den Saal ſein Angeſicht ſtreckte.

„Geiſt des Erhängten, erſcheine mir nicht!“ ſchrie Großvater Erlaucht mit dumpfer, hohler Stimme. Er ſtarrte in die Höhe, wie man auf Geſpenſter, nie geglaubte und doch plötzlich erſcheinende, hinblickt. Er war an die Brüſtung der Terraſſenbänke zurückgeſunken; ſein ſchwerer Körper lag halb am Boden, während die Arme abwehrend in die Luft hinausgriffen. Er wollte ſich aufraffen, er vermochte es nicht; er wollte zum Degen greifen, die Hand verſagte ihm den Dienſt; er wollte etwas commandiren, die Stimme erſtarb, kollerte und rollte wie eine abgeſchoſſene Kugel im Sande. Die nächſte Umgebung war von den Sitzen aufgeſprungen, dem werthen alten Herrn zu Hülfe geeilt. Jedermann kannte, Jedermann ehrte ihn, verſtand man auch jetzt nicht ſeinen Aufruhr, billigte man auch nicht ſeine Leidenſchaftlichkeit, deren Quelle, wie deren Folgen Allen unbekannt geblieben. In meines Vaters Armen gelang es nicht ohne Mühe, die zuſammengebrochene, vom Schlage gelähmte athletiſche Geſtalt des Mannes wieder zurechtzurücken, auf hingebreiteten Seſſeln und Mänteln in eine angemeſſene, bequeme Lage zu bringen.

Es gab im Saale jetzt keine Sitzung, keine Verhandlung mehr. Alles war aufgebrochen, nahm regellos Theil an dem Unfall, der den Reichsgrafen betroffen, oder ſtürmte und lärmte an den Ausgängen, die von außen beſetzt und verriegelt waren und keiner Gewalt der dagegen Eifernden nachgeben zu wollen ſchienen.

Prinz Emil war in den Kreis getreten, der um Erlaucht ſich gebildet; er ſprach liebevoll ſeine Theilnahme aus, fragte, was die Schließung der Thüren bezwecke, bat, nicht ferner die Erbitterung ohne Noth und Zweck zu ſteigern.

„Ohne Noth? Ohne Zweck?“ lachte der Greis krampfhaft weinend auf, „ohne Noth, haha! und ohne Zweck? Ja, ohne ein Ziel zu erreichen! Ich Narr, der ich wähnte irgend ein Schloß, irgend ein Riegel könne feſt genug ſein vor wälſchen Schlichen und Ränken! O, o! ich alter, grauer Thor! — Doch Ihr habt Recht, mein Beſter, habt Recht, mein guter Vetter; dem Feinde ſoll man eher Brücken zur Flucht bauen, als ſie ihm abreißen. Laſſen wir ſie Alle, wie ſie da ſind, entwiſchen. Einen Mantel der chriſtlichen Liebe darüber! Nicht ſo, ſüßer Jüngling? Beſſer das, ad majorem Dei gloriam, was? Draußen ſteht auf mein Geheiß die Miliz der wohlehrbaren Stadt Nürnberg. Ohne mein Signal öffnet Niemand die geſperrten Thüren! Her damit; ich will das Commando geben!“

Er wollte mit der Rechten in die Buſentaſche greifen; der

Arm fiel gelähmt auf den Schenkel zurück. Er biß die Lippen ſchmerzhaft übereinander, im Gefühl, daß es aus ſei mit ſouveränem Willen wie aller Selbſtherrſchaft; eine bittere Zähre zitterte über des Mannes erhabenes Antlitz, wie er an Arm und Bein, an der ganzen rechten Seite ſpürte, daß ihm ſein Körper nicht mehr parirte, nicht mehr gehorſam war. Linker Hand war er ſeiner Kraft noch mächtig. er warf ſich mühſam herum, mit einem ſo ſtarken Ruck, daß die Seſſel unter ihm krachten, griff links in die Buſentaſche, holte mit der Blitzesſchnelle letzter Kraftanſtrengung ein Piſtol hervor, ſpannte im Nu und ſchoß in die Höhe.

Noch war das donnernde Echo in der Wölbung des Saales nicht verhallt, als auf dies Commandozeichen von allen Seiten die Flügelthüren aufſprangen und die rothweißgetigerte Soldatesca der freien Reichsſtadt Nürnberg mit gefälltem Bajonett und Sponton einrückte und jetzt von innen die Thüren beſetzt hielt. Der Reichsgraf erhob ſich, auf den linken Arm geſtützt, von ſeinem Lager und rief ſchallend ſein Commandowort: „Achtung! Gewehr bei Fuß. Patrouillen abmarſchirt in die Seitengänge links und rechts, hinten und vorn die Schlupfwinkel des geſammten Jakobsneſtes durchſpürt! Geſindel aufgegriffen, hergeſchleppt, die Ausgänge des Saales freigegeben, aber das Nachtgeflügel aufgeſtöbert, abgefaßt! Marſch! — Etwas wird's doch zum Fange ſetzen, denk' ich, und damit hollah, und — geh' zur Ruhe, alter Freund!“

Mit dieſen Worten, zu ſich ſelbſt geſprochen, warf er ſich wieder auf ſeine gelähmte Seite, ſtarr vor ſich murmelnd und knurrend. Die Verſammlung ſtob auseinander, der große Logentag war zu Ende, mehr geſprengt, als geſchloſſen. Als Befehlshaber der fränkiſchen Truppen im Lager vor Nürnberg hatte er das Stadtmilitär zur Beſetzung und Durchſuchung der Jakobspfarre beordert. Der Fang war unbedeutend; ich und Sommerlotte wurden von unſerm oeil de boeuf heruntergeſchleppt; aus dem obern Stock hinter Kuliſſen und allerlei Präparaten, die außer Anwendung geblieben, ward noch ein zweites Paar herbeigeführt. Der Anführer der ſtädtiſchen Soldatesca war zu Erlaucht herangetreten, weiteren Befehls gewärtig. Der Prinz bückte ſich über den alten Herrn, einige Worte flüſternd, auf die ein beifälliges Nicken und die lächelnde Bejahung erfolgte: „Um scandalum publicum zu vermeiden, macht was Ihr wollt! Mein ABC iſt zu Ende. Das Reichskammergericht ſchiebt's doch nur auf die lange Bank, und die Nürnberger — die hängen Keinen, ſie hätten ihn denn!"

„Heiland der Welt! Sommerlotte, iſt Er noch bei Leibe?" ſchrie der Reichsgraf, plötzlich des mißhandelten, halb gehängten Menſchen anſichtig werdend. „Todt? Was, Sommerlotte? Sogenannter ſeliger Geiſt? Kerl, komm' her, biſt noch lebendig? Armes Menſchenbruderherze, wer hat Dich denn abgeſchnitten? Hol' mich der — und ſtraf' mich Gott, ich hatt's ſchändlich vergeſſen. Zappeln wollt' ich Dich laſſen, aber nicht — krepiren, nein, mein Seel! Schlechtes Experiment an Dir gemacht, was? Der oben wird Dir's lohnen, jenſeits, und mich ſtrafen, Sela! Macht was Ihr wollt, meine Herren, ich ſündigte aus purer Ehrlichkeit. Wenn Gott der Herr als braver Mann an mir handelt, wird er ein Einſehen haben. Adieu! Guten Abend!“

Der Reichsgraf ſank zurück und ſchloß die Augenlider. Ich ſtürzte über ihn her, laut heulend vor Schmerz und Angſt. „Großvater!“ rief ich, als könnt' ich noch ſein ſchwindendes Leben feſſeln. „Großvater, noch einen Blick auf Deinen Enkelſohn!“

Und es gelang mir, den ſcheidenden Geiſt noch einmal zurückzurufen. „Der Tauſend, der Joſeph! biſt auch da, mein Jung?“

„Er war's, der mich abſchnitt, der junge Herr!“ rief Sommerlotte vor Wehmuth ſchluchzend und in's Knie ſinkend. „Auch hat's der junge Herr gethan, das Document verbrannt an Ort und Stelle im alten Thurm, ſo wahr ihm Gott helfen wolle!“

„Hat's verbrannt?“ ſagte der Großvater. „Ei, ſeht mir den Burſchen! Hat mit gefälſcht und intriguirt? Was, Teufelsjunge?“

Ich betheuerte hoch und feſt, ich hätte damit für unſer Haus das Beſte bezweckt und zu erreichen geſucht.

„Nun und der Dubois?“ ſagte der Großvater, „iſt wohl auch eine liebe Unſchuld, hm?“

Xaver ſtand neben uns zu Füßen des Mannes.

„Auch Roſenkreuzer?“ fuhr Erlaucht fort, „ſchöne Geſchichten das! Erzieher meines Enkelſohnes und Flüchtling aus der Jeſuitenſchule, ei, daß Dich ein Anderer! Lug und Trug ſind von daher über mich hereingebrochen von Anfang bis zu Ende. Herr des Himmels, dieſer Kelch, den Du mir gereicht, war allzu bitter, und ging nimmer von mir. Ein Fluch —“

„Ein Fluch, — wenn wir's in der Blindheit der Leidenſchaft nicht beſſer verſtehen!“ nahm Xaver das Wort. „Und eine Lüge? Nein, ich hätt' es Jedermann geſtanden, daß ich ein Zögling des Collegs geweſen, hätte man mich befragt. Nur die Furcht vor Ew. Erlaucht Aberglauben hielt mich ab, freiwillig meine Herkunft zu berichten. Ein Findling, ein Auswürfling der bürgerlichen Geſellſchaft, hab' ich freilich kein Herkommen, weiß meine Heimath nicht, kenne den Schooß nicht, der mich trug. Arm und elend, innerlich ein gelöſtes Atom, liebeleer hinausgeſtoßen, im Findelhaus untergebracht, nahm ſich ein edler Menſch, ein edler Prieſter Roms, Pater Euſebio, meiner an.“

„Da haben wir's! Spukt Der auch hier herum?“ unterbrach ihn der Reichsgraf; „aber nur weiter gebeichtet! Was war's mit dem Euſebio?“

„Er ehrte den freien Geiſt in mir,“ fuhr Dubois fort, „als hätt' er mich um meines Schickſals willen, das über mich verhängt war, ſchonen, mir zugutehalten müſſen, was an mir gefrevelt. Ich verletzte nie die Satzung der Kirche, ich widerſetzte mich nie den Geboten meines klöſterlichen Lebens; es empörte mich blos, daß ſie mir ohne mein Zuthun, ohne meine Willensmeinung, ohne die Zuſage meines eigenen Herzens aufgebürdet werden ſollten. Ich wäre freiwillig vielleicht der beſte Prieſter der Kirche geworden, allein ich war ihr im

Schuldbewußtſein Anderer gewidmet. Das trieb mich zur Widerſetzlichkeit. Mein Lehrer Euſebio wußte um mein Lebensgeheimniß und durfte es mir nicht geſtehen. An ſein Sterbebett berufen, vielleicht um ſein Geſtändniß endlich zu hören, kam ich zu ſpät. Er hatte mich in den Plan denkender Männer eingeweiht, die Aufklärung mit dem alten Glauben zu verſöhnen, mit Hülfe der Maurerlogen die Kirche zu reformiren, die Ergebniſſe der gereinigten Sectenlehren zum Gewinn des Ganzen nicht verloren zu geben und damit dem Gedanken einer Univerſalkirche der chriſtlichen Menſchheit Raum und Wirklichkeit zu verſchaffen. Euſebio ſcheiterte an ſeinem Werk, ich ſcheiterte an meiner heimathloſen Leere. Hätt' ich die Lippen meines Lehrers noch küſſen können, eh' ſein Athem ſchwand: ich hätte es vielleicht erfahren, welch' väterlicher oder mütterlicher Wille mich zum Prieſter gelobt, ich hätte gewußt, warum ich das Kreuz Chriſti auf mich nehmen ſollte. Ich warf es ab und kann doch auch im neuen Glauben, als Mitglied einer neuen Kirche, nur da wieder anfangen, wo ich als alter Chriſt aufgehört, das Werk zu fördern, das die Menſchheit am Altar Gottes und vor ſeinem Antlitz verſöhnt, brüderlich eint. Euſebio ſtarb und mit ihm mein Geheimniß. Aber ſein Erbe, ſein Verſöhnungsplan zu einer Religion für die Völker aller Zonen, dies ſein Erbe iſt mir überblieben!“

Mit zitternder Haſt hatte ſich mein Vater an den Sprecher herangedrängt. „Saverio, mein Sohn!“ rief er plötzlich, „Saverio, ſo hab' ich Dich, den von mir lange Geſuchten? Sohn meiner Mormona, die mit Fittichen der Cherubim über uns ſchwebt! Uns entzogener, mir geraubter, im Herrn und in der Sache der Menſchheit Wiedergefundener! Ich erkenne Dich an dem, wozu Euſebio Dich herangebildet. Ich erkenne Dich an den Zügen Deiner Mutter. O wenn Geiſter niederblicken, wenn es wahr iſt, daß ſie uns nicht entzogen ſind, auch nachdem ſie, wie wir ſagen, ſchlafen gingen, wenn es wahr iſt, und es iſt wahr, daß ſie unter uns umgeben, ihr gelöſtes Leben in uns weiterführen: o ſo ſieh' herab, Mormona, ſelig Kind der Berge, Roſe, die du am Kreuz verbluteteſt! Sieh' herab, verklärter Geiſt, Dein Werk iſt vollendet, ich habe den Sohn wieder, das Kind unſerer Liebe, unſerer Schmerzen und unſerer Luſt!"

Aller Augen waren auf Vater und Sohn gerichtet, die zitternd und an einander hangend, halb ungläubig ſich anblickten und dann wieder vom Rauſch ſeliger Beglaubigung erfaßt, ſich von neuem in die Arme ſanken. Xaver war mein Bruder. Welch ein Wonnegefühl der Genugthuung, welche Beſtätigung meiner inneren Stimme, meiner Neigung, die mich zu ihm gedrängt! Xaver der Sohn meines Vaters erſter Ehe, der Sohn des Grafen Giuſeppe della Torre aus Piemont, deſſelben Mannes, der in ſeiner Jugend eine Waldenſerin gefreit, die im Tode wieder abgefallen war vom römiſchen Glauben, ein Abfall, zu deſſen Sühnung die Kirche den Sohn als Opfer forderte!

Wie ich um mich blickte, ſah ich manches Auge feucht, nicht blos die Augen von Vater und Sohn. Es war eine Kirchenſtille um uns, es war ein heiliger Bibeltext hier Leben geworden, das alte Gleichniß vom verlornen und wiedergefundenen Sohn, anders ausgelegt, mit andern Umſtänden und anderer Moral; aber der Friedenshauch der Verſöhnung lang bekümmerter Gemüther war wie vom Herrn über Alle gekommen und der Sterbende, der noch Zeuge dieſes heiligen Menſchenactes war, nahm eine Tröſtung und eine Friedensbotſchaft mit hinüber in's Land ſeliger Geiſter. Ich hatte mich hinzugedrängt, ich, der zweite Sohn zum Vater, mutterlos, wie mein Bruder, vom Vater feindlich geſchieden, wie er, und nun ihm gleichfalls wiedergeſchenkt!

Großvater Erlauchts Stimme rief mich wieder zu ſich; dieſer Mann, an dem ich doch den meiſten Theil, das meiſte Anrecht hatte, wollte nicht verlaſſen ſein, nicht ſterben ohne den Handdruck der Liebe. „Joſeph,“ ſagte der Alte, „Joſeph, ſei mir nicht gram, Kind vieler Schmerzen! Hand her, ſag' ich, Junge, und nicht gemuckſt, aber auch nicht geſchluchzt! Es muß jetzt meinerſeits geſtorben werden. Wenn es ein Wiederſehen giebt, und ich ſage Dir, es giebt eins, falls es einen Gott giebt, — und es muß einen geben, weil ſonſt Alles eitel, — ſiehſt Du, und weil ein Gott, ſo auch ein Weiterleben, denn Geiſt geht nicht unter wie Fleiſch, Geiſt läßt nicht von Geiſt, hat Anwartſchaft auf ewiges Leben, und weil Gott der Geiſt, ſo muß Geiſt zum Geiſte gehen, hörſt Du, — ſag' ich, weil es alſo ein Wiederſehen drüben giebt, ſo werd' ich's der Mutter, Deiner Mutter Juſtine ſagen: ich ſei ein allzu argwöhniſcher Thor geweſen, ein Bärbeiß, aber nur aus ſchlechtem Ueberfluß an gutgemeinter Angſt und Sorge. Sagen alſo werd' ich ihr, Du ſeiſt brav und mir nicht gram. Macht's beſſer, wenn Ihr könnt; Rechtſchaffenheit kann ſich auch eine Grube graben. Und nun, Graf Giuſeppe della Torre, her zu mir, Alle her! Hand auf's Herz und die andere mir gedrückt, ſo! Verzeihung für meiner Sünden Unbill und für Hartherzigkeit der ſteifgeborenen Seele, ſo mir innewohnte! Wir wollen ſcheiden, Graf Torre, verſöhnt, nehmt dies Naß hin — verſöhnt und einig, — ich will nicht ſagen als Chriſten einig, aber als Menſchen und Maurer, als Lehrburſchen am Werke des großen Baumeiſters droben, der Jeden in ſeiner Freiheit ſich verſuchen läßt. Läßt er ihn doch auch das Lehrgeld zahlen! Es iſt kein Meiſter unter uns; wir lernen Menſch ſein, das iſt Alles. — Prinz Emil, gebt dem Joſeph als Vetter die Hand, bitte! Kaiſer und Reich werden entſcheiden, was Euch, was ihm zukommt. Schlimmſten Falles laßt bei mir Land und Leute lutheriſch ſein, laßt Jeden ſelig werden in ſeiner Weiſe. Baſta! Lebt Alle wohl, ich ſage nicht Amen, aber ich ſage Sela!"

Eine neue Nervenzuckung war über die ſchweren Glieder des Mannes, während er ſprach, gefahren. Jetzt noch einmal die erhabene Bruſt aufbäumend, das Haupt noch einmal majeſtätiſch in die Höhe ſchnellend, lachte er plötzlich hell auf, zur Seite geneigt: „Ei, ſeht mir doch das alte Jeruſalem! Mit dem magiſchen Quackſalber, Sr. Hochgeboren Herrn Grafen San Germano!"

Es war das Paar, das die Soldateſca oben von der Gallerie heruntergeholt, Beide in phantaſtiſch orientaliſchem Koſtüm, die Dii ex machina, die freilich hier, der Eine weder als Jupiter tonans, noch als Pythia in der Lotosblume die Andere, in Scene treten konnten, und jetzt bei Licht beſehen, von den rothgetigerten Schergen geführt, ziemlich nüchtern dreinſchauten. „Ei, Du großer Alfanz,“ eiferte der Reichsgraf noch einmal auf San Germano ein, „ſag' Er mir doch, mein Allerwertheſter, wer iſt denn nun eigentlich hier der große Unbekannte, der große Roſicrucius? Iſt's ein Ding, das da iſt, oder ein bloßes Phantaſieſtück, was? Denn ein Etwas muß doch hinter jedem menſchlichen Unſinn ſtecken!“

Er hatte ſich aufgerichtet und machte die commandirende Gebährde, den Inculpaten ihm näher zu bringen. „Auf profane Fragen ſteht kein Maurer Rede,“ ſagte San Germano ſtolz und beleidigt.

„J, ſeid doch ſo gut! Wir ſind ja hier unter uns!“ entgegnete der Reichsgraf, als wollte er Miene machen, allen Ernſtes zu incriminiren. „Vielleicht hat Inculpat diesmal weiter nichts als den Decorateur bei der Feſtlichkeit gemacht? Muſje Roso et croix, iſt er denn nun wirklich in Perſon der wahre Roſenkreuzer?“

„Jede Idee“, ſagte Germano ſtolz, „will in Perſon ihre Vertretung. So faſſen wir unſere höchſten Gedanken in dem perſönlichen Begriff eines vollendeten Roſenkreuzers zuſammen und nennen ihn Roſicrucius. Sowie es noch keinen wahren Roſenkreuzer giebt, ſo iſt zur Zeit noch Niemand werth, den Roſicrucius vorzuſtellen. Vor der Hand —“

„Vor der Hand ſeid Ihr gut genug dazu?“ unterbrach ihn Großvater Erlaucht, ſtieß mit dem Fuße aus, als ſucht' er ihn zu treffen, und wendete ſich knurrend abſeits. „Lumpenhund! Kann mir dreimal — gewogen bleiben! Laßt den Kerl laufen! Und die Donna auch! Haben vielleicht mitſammen eine chymiſche Hochzeit feiern wollen. Na, nichts für ungut, daß ich Euch Scheidewaſſer zwiſchengegoſſen! Allen ſoll verziehen ſein, abgemacht, ſag' ich, Sela! Hokus Pokus bei Seite! Fort mit dem Alfanz! Luft, Licht, erhabenes Weſen! Ah!“

Mit dieſem Rufe ſtarb er hin, ſeine große, ſtarke Seele verhauchend. Er, der gefehlt und geirrt, hatte noch Gericht über uns gehalten, ſeines Rechtes gewiß, auch wo er mit falſchen Mitteln Verſuche gemacht. Dies Gefühl wandelte uns Alle an; ſo gewaltig war die Macht, die ſein Geiſt geübt. Die letzte Nervenzuckung war lähmend auf die linke Seite, auf's Herz gefallen; ſein Herz ſtand ſtill, ſein Leben war beendet. Wie ein gepanzerter Rieſe ſtreckte er ſeine Glieder noch von ſich, drohend, kriegeriſch, zum Kampf bereit. Auf ſeiner Stirn blieb thronend das Bewußtſein ſtehen, immer Rechtſchaffenes, nie Kleines, immer Großes gewollt zu haben. Wie wir ihm die Augen ehrfurchtsvoll ſtill zudrückten, löſte ſich der krampfhafte Zug der Lippen und das Gepräge eines in ſeinem Rechtsgefühl Heimgegangenen lagerte ſich über den Frieden ſeines todten Antlitzes; der Anblick eines Gerechten konnte nicht erhabener ſein.

Paſtor Dreikorn in ſeinem Amtstalar — er hatte den Roſenkreuzermantel ſchnell von ſich gethan — trat zu uns, der Wirth des Hauſes, der Wirth des Feſtes, nun auch Herr des

Todtenamtes, mit dem der Logentag ſchließen ſollte. Er ſprach mit Salbung einige Worte des Friedens.

Saverio, mein Lehrer, mein Freund und nun mein Bruder, war in einer wunderbaren Stimmung; es überwältigte ihn, ſich plötzlich ſo reich zu fühlen als Sohn und Bruder. „Geliebte Söhne!“ ſprach mein Vater, uns umarmend, „ja, Ihr ſeid mein Blut, Ihr duldetet ſogar um meinetwillen, truget ſchwer an den Folgen des über mich verhängten Schickſals, wandeltet faſt dieſelben Irrwege, um aus Nacht und Dämmerung zum Licht hindurchzudringen. Ach, daß wir die Wahrheit oft erſt finden, wenn die Irrthümer, in denen wir ſie geſucht, unſere Lebenskraft verzehrten! Wir ſitzen dann auf Trümmern, wenn wir ausruhen wollen und uns ſagen müſſen: Das alſo iſt unſer Gewinn und der langen Mühe Lohn!“

Der Saal war leer. Wie wir, unſerer Empfindungen Herr geworden, den Ort verlaſſen wollten, ſtand plötzlich ein Zeuge unſerer Umarmungen uns dicht zur Seite, eine hohe, ſtolze, dunkle Frauengeſtalt, dieſelbe, die in meines Vaters wie in meines Bruders Lebensgange einem Kometen gleich herumgeirrt, der in ſeinem Laufe Bahn und Ziel verfehlte. Sie ſchritt auf den Vater zu, legte die Hand auf ſeine Schulter und ließ, als er befremdet zurücktrat, die ganze Schwere ihres Blicks auf ihm ruhen. Saverio bedeutete ihn, nannte ihm einen Namen. Mein Vater fuhr horchend auf und war im Augenblick doch nicht willig genug, dem Namen Glauben zu ſchenken. Er legte die Hand an die Stirn; er ſchien auf der Tafel der Erinnerungen die Geſtalt nur langſam wiederzuerkennen. „Carlotta! Um Gott, Ihr hier?“ rief er dann jählings erſchreckt.

„Habt Ihr endlich gefunden, Signor, was Ihr geſucht?“ ſagte die Donna ſchmerzlich bitter.

Mein Vater ſtreckte beide Arme nach ihr aus. Sie machte eine abwehrende Bewegung, ſtand aber doch ſtill und duldete ſeine Berührung. „Kennt Ihr das Weib noch wieder, Abbé der Waldenſer,“ flüſterte ſie kaum hörbar, „das Weib, das in der Angſt der Seele Euch einſt um Rettung flehte? Ihr ſtießet die Nichte eines Cardinals von Euch, Graf La Torre.“

Mit zitternder Hand drückte mein Vater die Donna an ſich; ſie war widerſtandslos, ihr Haupt ſank unwillkürlich an ſeine Schulter. „Signor Giuſeppe,“ ſagte ſie leiſe, „Ihr waret ein ſchlechter Beichtvater für ein geknicktes Frauenherz. Ein Weib flehte um Erbarmung, um Erlöſung von Unglück und Schmach, um Rettung von Irrſal und Wahnſinn. Ihr wolltet Prieſter ſein eines reineren, ächteren Chriſtenthums, und hattet kein Mitgefühl für ein gebeugtes, reuiges Herz. Konntet Ihr nicht dulden, daß ein Weib ſich zu Euch, zu Eurer Lehre bekannt, wenn es auch nicht Theil haben ſollte an Eurem Leben?“ Carlotta ſchien ihre mühſam behauptete Haltung zu verlieren, eine willenloſe Beute ihrer innern Bewegung zu werden; dann ſuchte ſie ſich plötzlich gegen das Gefühl ſchmerzlicher Auflöſung wieder zu waffnen. „Ich wußte um Eure Schickſale, Signor,“ fuhr ſie fort, ſich bekämpfend und ſammelnd, „ich wußte um Eure Lebenswege, wußte was Ihr wolltet und ſuchtet“ —

„Wußtet, daß mein Sohn noch lebt!“ rief mein Vater ſtaunend.

„Wußte,“ ſagte ſie kalt und ruhig, „daß man einen todten Knaben in der Gruft zu Santa Maria beſtattete, um den ächten Sohn des Hauſes, das Kind Mormona's, der Kirche zu weihen. Euſebio's Bekenntniß auf dem Todtenbette liegt im Archiv der Väter Jeſu.“

„Herr des Himmels!“ rief mein Vater ſchmerzlich laut, während ſie ihr letztes Wort ihm leiſe in's Ohr geflüſtert. Er ergriff von neuem ihre Hand, ſein vorwurfsvoller Blick hing an dem ihrigen. „Carlotta!“ ſagte er ſchluchzend, „Ihr wußtet, welch ein Spiel man mit mir trieb, und bliebet im Dienſt meiner Feinde, der Feinde der Wahrheit, Ihr, Carlotta! Und Ihr hattet mir angehören wollen, mir und einem ächten, reinen Chriſtenthum!“

Carlotta bedeckte ihr Angeſicht mit beiden Händen. „Einmal verſchmäht,“ ſagte ſie feſt und ruhig, „verſchmäht, wo ſie aufrichtig gefühlt, iſt ein Weib verloren.“

Sie raffte ſich zuſammen; ein ſchwer verhängter Blick ihrer unheilvoll dunkeln Augen unter dem feuchten Schleier der Wimpern war ihr letzter ſtummer Abſchied. Sie hüllte ſich raſch in ihren Mantel und wankte hinaus, wo ihrer die Wache und der Gefährte harrte, dem ſie anheimgefallen war, weil ein edlerer Lebensgenoſſe ſie von ſich wies.

Vater Giuſeppe ſtand blaß und ſtill wie ein Marmorbild, bis eine große helle Thräne über ſeine Wangen zitterte. Kaum vermochte die zuthätige Liebe zweier Söhne ihn des Glücks der Gegenwart zu verſichern und zu mahnen, daß er unter den Trümmern der Vergangenheit noch etwas Lebenswerthes ſein nennen durfte.

Wie wir zur Beſtattung des Reichsgrafen in Belle Premeſſe einzogen, nahm mein Vater ſeine Tagebücher und Papiere aus dem Archiv zurück. Er vermißte ſchmerzlich das untergegangene Document; er ſchalt meine voreilige, kindiſche That, ſchien aber in dieſem Eingriff eines gutgemeinten knabenhaften Eifers ſchließlich das Walten einer höhern Fügung zu ſehen. In einer Copie exiſtirte dies Schriftſtück nicht, es war als Unicum vernichtet.

Die ſämmtlichen Papiere des Archivs von Belle Premeſſe kamen, als ich mündig war, in meine Hand. In den Aufzeichnungen des Vaters findet ſich auch die Erzählung ſeiner Begegniſſe mit Donna Carlotta. Dies Tagebuch des Vaters will ich der Welt überliefern; es ſoll nicht wie andere Bekenntniſſe in den Katakomben römiſcher Inquiſitionsgerichte vermodern. Wieviel Klagen, Seufzer, Jammertöne mögen dort verhallt ſein! Roms Geheimniſſe werden — ad majorem Dei gloriam — wohl nur ſelten an's Licht der Sonne treten.

Gustav Kühne's

Gesammelte Schriften

Zehnter Band.

Die Freimaurer.

3. Band.
Zweiter Teil. Drittes Buch.

— . —

Leipzig
Ludwig Denicke
1867.

Die Freimaurer.

Eine
Familiengeſchichte aus dem vorigen Jahrhundert
von

Guſtav Kühne.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Dritter Band.
Zweiter Theil. Drittes Buch.

Leipzig
Ludwig Denicke
1867.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Inhaltsverzeichniß.

Drittes Buch.

Graf Giuſeppe della Torre.

Seite

Erſtes Capitel.
Mormona, die Waldenſerin 3

Zweites Capitel.
Das Chriſtenthum in den Bergen 29

Drittes Capitel.
Der Miſſionär 49

Viertes Capitel.
Der Geiſt der Berge 63

Fünftes Capitel.
Mormona-Marie 79

Sechſtes Capitel.
Selig oder nicht? 100

Siebentes Capitel.
Todtendienſt und neues Leben; Dominicaner und Jeſuit 122

Achtes Capitel.
Der Kobold 149

Neuntes Capitel.
Sancta Mormona 163

Zehntes Capitel.

Seite
Das ewige Rom und der Generalvicar der Geſellſchaft Jeſu 182

Elftes Capitel.

Das Miſerere der Chriſtenheit und der Conſultor der Inquiſition 206

Zwölftes Capitel.

Der Saal der deutſchen Proſelyten 222

Dreizehntes Capitel.

Vor dem heiligen Vater 235

Vierzehntes Capitel.

Donna Carlotta auf der Villa des Cardinals 255

Fünfzehntes Capitel.

Beatification und Flucht 278

Sechszehntes Capitel.

Traum und Liebe; Irrſinn und Schmerz 292

Siebzehntes Capitel.

Magnetiſeur und Roſenkreuzer 306

Achtzehntes Capitel.

Die Todten in Santa Maria und ihr Prophet 329

Neunzehntes Capitel.

Deutſchland und ſeine Religionskriege 351

Zwanzigſtes Capitel.

In der Schenke zu Dunkelsbühl 365

Einundzwanzigſtes Capitel.

In Belle Promeſſe 392

Zweiundzwanzigſtes Capitel.

Nachtwandel und Liebe 414

Schlußwort.

Die Söhne des Grafen de la Torre als Herausgeber dieſer Papiere 445

Drittes Buch.

Graf Giuſeppe della Torre.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Erſtes Capitel.

Mormona, die Waldenſerin.

Die finſtern Alpenthäler Piemonts ſind meine Heimath. Wohl muß ich ihn finſter nennen, den Geiſt, der dort umgebt, ſind gleich an die dunkeln Waldſchluchten, an die kargen Felſenhöhlen die ſüßen Gefühle meiner Jugend geknüpft. Es iſt ein ſeltſam geartetes Land, mein Piemont. Mitten in unfruchtbaren Gefilden ſtößt man auf kurze Strecken, wo Blüthe und Frucht ein jähes, raſches Leben treiben und mit einer Zauberpracht, wie der Kaktus, überraſchen, der für ſein ſaftiges Fleiſch, für das wunderbare Farbenſpiel ſeiner Blumen aus ſteinichtem Boden ſeine Nahrung ſaugt. So überraſchend ſind alle die Lieblichkeiten meines Landes, ganz dazu gemacht, den Wanderer zu ſchrecken, weil ſie mitten aus ödem Felsgerüll wie ein Räthſel aufſteigen. Hier und da drängt ſich ein ſchmales Thal zwiſchen ſteile Wände. Es lockt dich mit ſeinem dunklen Erlengrün immer weiter in eine geheimnißvolle Welt, wo du dem Quell des noch unberührten Lebens, dem Schacht der verſchloſſenen Tiefe dich zu nähern glaubſt, bis plötzlich ein wildes Bergwaſſer um die Felſenecke bricht, unvermuthet deinen Pfad überſchäumt und den geträumten Frieden ſtiller Verborgenheit in Nacht und Graus verſchüttet. Du mußt fliehen, ſoll dich die Wildniß nicht verſchlingen. Du fliehſt, und möchteſt doch von neuem in den Schooß jener Bergwelt zurück. So lockt und ſchreckt zu gleicher Zeit mein Piemont!

Und die Menſchen in den Thalſchluchten ſind nur deren perſönlich gewordenes Weſen, deren lebendige Seele. Sie locken und ſchrecken dich; Jeder iſt zugleich dein guter und dein böſer Geiſt. Die ſtille Einfalt ihrer Sitten ſchützen ſie mit wildem Ungeſtüm. Die ſchäumenden Waſſer und die toddrohenden Klüfte mußteſt du überwinden, wollteſt du eine kleine arme Hütte mit Wieſengrund finden. Den verwegenen Trotz der Kinder der Natur mußt du erſt zwingen, dir dienſtbar zu ſein, gehſt du darauf aus, ein unberührtes Menſchenherz zu entdecken, das in den rauhen Bergen mit ſeinem Gottesfrieden ſich angeſiedelt. Wie ihr Land, ſo ſind die Waldenſer, die ein grauſames Geſchick aus dem großen Strom der Menſchenwelt bei Seite geſchleudert. Ich weiß nicht, iſt ihr Weſen in den Bergen erſt verwildert, oder ſind ſie als fertige Sonderlinge hier eingewandert. Die Tücke der Verfolger hat ſie verſchüchtert; ihre Verſtocktheit, ihr Argwohn gegen Alles, was ſonſt noch Gottes Welt erfüllt, iſt ſo felſenfeſt wie die Berge, die ſie ſchirmen. Wohl mögen die ſtolzen Menſchen, die ſich im Beſitz einer ausſchließlichen Wahrheit dünken, bei dieſen Kindern der Natur die ſchroffe Unzugänglichkeit verſchuldet haben. Die Waldenſer waren von je voll tiefen Grolls gegen die Welt, ſie erklärten uns fortwährend den Krieg, aber ſie tödteten ihre Feinde, wie die Parther, nur immer im Fliehen. Sie ſind hinter ihren Bergen geblieben und haben ſich nach jeder blutigen Berührung mit uns römiſchen Chriſten nur immer tiefer hineingegraben in die Einöden und in die wilde Seltſamkeit des Landes. Wo du aber mitten in der verwahrloſten Ungebährdigkeit ein ſtillfreudiges Herz, hinter der rauhen, felſigen Außenwand einen Quell friſchen Lebens findeſt, da glaubſt du als Menſchenfreund einen Fingerzeig Gottes zu erkennen, da jubelſt du über den Fund, weil in der vielverworrenen Menſchenwelt der reinen Quellen ſo wenige ſind. Iſt der Geiſt der Verfolgung bei den Tyrannen erlahmt, ſo übt der Unterdrückte unmerklich eine Macht aus auf die gewaltigen Herren; der griechiſche Sklave beherrſchte zuletzt den Römer mitten in ſeiner eigenen Welt. Und ſo hab' ich's denn, der letzte La Torre, für eine Sühne des Schickſals gehalten, daß meine Mutter eine Waldenſerin war. Mein Vater war nicht der Erſte des Hauſes, deſſen Herz ein waldenſiſch Mädchen bezwang. Mit unwillkürlicher, geheimnißvoller Liebe ſollten die Nachkommen die blutige Schuld der Vorfahren ſühnen. Dieſe Rache übten die ketzeriſchen Waldenſer an uns. Giebt es eine Rache, die chriſtlicher wäre? — Aber der blinde Aberglaube, der blinde Wahn verſtand nicht immer den Wink des guten Gottes.

Santa Maria, der Stammſitz unſeres Hauſes, iſt auf dem Abhange jener Hügelreihen erbaut, die ſich vom höheren Gebirge herab gemach in die Ebene verlieren. Unſern vom Bergſchloſſe liegt das uns zugehörige, uns gleichnamige Städtchen

La Terre. Rückwärts reicht unſer Gebiet in's Ungewiſſe jener Felſenwelt hinauf, wo, wie man den Kindern ſagte, die Kobolde und die Ketzer hauſen. Beides ward dem Knaben ſchon früh als gleichbedeutend vorgeſtellt, der Pfarrer im Schloſſe und die alten Weiber im Hofe, Religionslehrer und Ammenmährchen ſchienen verbündet, meine junge Seele mit einem ſchickſalsvollen Glauben zu erfüllen, der mich ſchrecken und das Heil meines Lebens ſichern ſollte. Was aber ſchrecken ſoll, das reizt! Iſt das im menſchlichen Weſen allgemein gegründet? Oder war es nur für mein Geſchlecht eine verhängnißvolle Erbeigenthümlichkeit? — Der Hang zum Widerſpruch ſaß in mir ſo feſt wie in vielen meiner Vorväter, von deren Lebensſchickſalen ich hörte. In den Hallen eines halb verfallenen Schloßtheiles ging der Geiſt der Urmutter des Hauſes um. Sie hieß im Munde des Volkes „die alte Waldenſerin." Sie konnte, flüſterte man ſich zu, im Grabe nicht ruhen, denn ſie ſei, obſchon römiſch bekehrt, getauft und eingeſegnet, doch im Grunde des Herzens nicht ganz Chriſtin geworden, habe nicht ganz dem Ketzerthume ihrer Brüder in den Bergen entſagt. Das ſei den Waldenſern eigen, ſagten die Leute. Wo man ſie gewonnen zu haben glaubte für das Heil, das die Mutter Gottes bietet, da fügten ſie ſich nur zum Schein, gaben ſich nur in der Betäubung gefangen, wenn ſie wie gläubig niederſanken, fromme Thränen vergoſſen und nach römiſcher Art die Kügelchen am Roſenkranz drehten. Wenn ſie ſich aber aufrichteten, waren ſie plötzlich wieder die Alten, hoben den gebeugten Nacken in die Höhe und wandelten wie verſtockte

Heiden mit dem ganzen Trotz ihrer inneren Unüberwindlichkeit unter uns Schafen der alleinigen Heerde des Herrn einher. Einige liefen gleich nach der Bekehrung ſpornſtreichs in die Berge zurück; Andere entwichen nach jahrelangem Verkehr mit uns und verließen dann eben ſo plötzlich die vollen Fleiſchtöpfe in den Städten, um daheim wieder in der kargen Wildheit der Wüſte ihr Weſen zu treiben. Man wußte von bekehrten Waldenſern, die über Nacht Haus und Hof, Weib und Kind verließen, um wieder freie Söhne der Berge und ihres angeborenen Glaubens zu ſein. Die Ahnmutter meines Hauſes hatte die Ihrigen nicht wieder verlaſſen, aber ſie war, ſo hieß es, nicht vollſtändig bekehrt; im verborgenen Winkel ihrer Seele, ſagte der Caplan, ſei ein Reſt Ketzerei ſitzen geblieben. Um deswillen, ſagten die alten Weiber, müſſe ſie umgehen und könne nicht Einkehr halten in den Wohnungen des Herrn. Von ihr ſchrieb ſich auch der Fluch her, der auf unſer Haus geſchleudert war. „Der Geiſt der Berge wird über Euch kommen! Und im Aufruhr der Elemente werdet Ihr zu Grunde gehen!“ So lautete die Verwünſchung, die ſich ſeit Jahrhunderten fortgepflanzt und die uns die heilige Kirche in ihrer Weiſe zu deuten ſuchte. Weil von Alters her mütterlicher Seits ketzeriſches Blut in unſern Adern floß, ſo fehlte es bei uns nicht an geiſtlichem Zuſpruch, auch nicht an finſteren Gemüthern, die unter dem „Aufruhr der Elemente“ die wilde Berggegend und die Berührung mit den Waldenſern verſtanden. Und der Ahnherr war nicht der einzige geblieben, den es geheimnißvoll in die Berge trieb, wo ſein Herz einen Magnet gefunden. Es war im Landvolk ſprüchwörtlich, daß von Zeit zu Zeit ein Graf La Torre von einer Nymphe im Walde bethört werden müſſe. Wer von uns gewiſſen Einflüſterungen ſein Ohr lieh, der ward eifrig bemüht, ſich durch Gebete und Gelübde vor dem Reiz der Berge zu ſchützen. Mancher ſah in blutiger Verfolgung ein frommes, gottgefälliges Werk. Nicht ſelten hatte ein Graf La Torre die Waldbewohner von allem Verkehr mit dem flachen Lande abgeſchnitten, gleichſam einen gläubig-chriſtlichen Peſtcordon um die Schluchten gezogen und Demjenigen, der ihn überſchritt, mit dem Tode gedroht. Brachen dann die Bewohner der Berge hier und da hervor, ſo wurden ſie wie wilde Thiere gefangen, wie Verbrecher gerichtet. Die Behandlung der Unglücklichen wechſelte jedoch epochenweiſe. Nach ſolcher Hetzjagd überkam dann den nächſtgeborenen La Torre um ſo tiefer ein Zug der Milde, die vergüten wollte, was die finſtere Barbarei des Vorfahren in Haß verſchuldet. Und meines Vaters Herz erlag der Macht, die ein junges Kind der Berge auf ihn übte. Die Geſchichte meiner Mutter erſchien mir ſelbſt im Berichte des Caplans, meines Erziehers, wie eine Romanze auf die Liebe. Auf der Jagd hatte mein Vater ſie geſehen und der Zauberbann war raſch um ihn gezogen. Mit einem Rudel verwegener Burſche, die Wilddieberei getrieben, war ſie aus dem Verſteck aufgeſcheucht. Ihre Gefährten waren gefangen, lagen gebunden am Boden. Sie allein entſprang den Verfolgern und kletterte, eine Büchſe in der Hand, vor den Augen ihrer Feinde die Felſen hinan. Sie lud und ſchoß nicht ohne Glück auf die Vorwitzigen, die ihr nahten. Wie eine Gemſe ſtieg ſie von einer Kuppe zur anderen, der eiteln Verſuche ſpottend, ihr zu folgen. Als ihr das Pulver ausging, rollte ſie Felsſteine in die Tiefe. Die Erbitterung der Jäger ſtieg zur Wuth. Im Innern meines Vaters aber wurden andere Gefühle wach. Ihn reizte die junge verwegene Mädchenſeele. Er parlamentirte mit ihr wie mit einem ehrenwerthen Feinde, verſprach ihr die Freiheit, wenn ſie ſich ergeben wolle. Sie kam herunter und ſtreckte ihr Gewehr. Mein Vater gab dann den ganzen Haufen der Waldenſer frei. Das erſchütterte das junge Mädchenherz. Die räuberiſchen Geſellen, mit den Waffen in der Hand gefangen, des nahen Todes gewiß und nun plötzlich aller Strafe ledig, ihres Lebens wieder froh, jubelten und lärmten in ausgelaſſener Luſt. Sie aber war ſtill geworden. Sie erklärte, nicht wieder in die Berge zurückzukehren; ſie bot ſich als Geißel an, als Bürgſchaft, daß keiner von den Ihrigen je wieder Waldfrevel üben werde. Sie ſchien faſt zu ſtolz, die Freiheit der Brüder ohne Gegenbuße als Geſchenk anzunehmen. Mein Vater führte ſie mit ſich fort. Während ſie ſich zu ſeiner Gefangenen erklärte, war ſein Herz ſchon in ihren Banden; der Geiſt der Berge war über ihn gekommen. Seine Großmuth hatte ſie überraſcht und ſie liebte ihn ebenſo plötzlich mit leidenſchaftlicher Gewalt. Sie wurde römiſche Chriſtin, wurde ſeine Gattin.

Dauerte das Glück dieſes Bundes nicht länger als der erſte Rauſch der Gefühle? War für meinen Vater der Reiz mit der Beſiegung der Hinderniſſe geſchwunden? — Eine Unſchuld aus den Bergen war in die Dame ſeines Schloſſes verwandelt. Nun Alles geordnet ſchien, ſtiegen die Geiſter der Zwietracht auf. Mißverſtändniß und Reue hießen die „Elemente", in deren Aufruhr das Glück meiner Eltern zu Grunde ging. Und ſo ſchien auch der zweite Spruch der alten Waldenſerin wieder einzutreffen.

Meine Mutter ſtarb bald nach meiner Geburt. Sie lebte in der letzten Zeit wie verſtoßen in den inneren Gemächern des kleinen Schloßflügels, während mein Vater in der Welt herumſchwärmte, um gewaltſam den Frieden zu ſuchen, den ihn daheim ſein Gewiſſen nicht finden ließ. War in meiner Mutter die Waldenſerin nicht ganz getilgt? Hatte ſich in ihr jener unverwüſtliche Reſt des ſtarren Unglaubens geregt? Es war Thatſache, daß ſie in Gram und Einſamkeit ſchnell alterte, für kurze Liebesfreude einen frühen Tod erntete. Sie ſtarb ſehr plötzlich, ohne Nachtmahl, ohne Verſöhnung mit ihrem Gatten, in der Entbehrung ihres einzigen Kindes, das man ihr entzog.

Um mich vor ähnlichem Zwieſpalt und Unheil zu bewahren, ward ich ſchon früh aus dem elterlichen Schloſſe entfernt und nach Genua in das Seminar der Jeſuiten gebracht, wo ich unter Obhut unſeres ehemaligen Caplans heranwuchs, der von ſeinem Orden nach Genua zurückberufen, ſpäter Rector des Collegiums, endlich Provinzial der Geſellſchaft wurde. Ich wußte lange nicht, was ſich Verhängnißvolles im Hauſe der Meinigen geſtaltete und dort noch immerfort Himmel und Hölle in Streit erhielt. Aber der Haß gegen Ketzer, der Abſcheu gegen die verlorenen Kinder in den Bergen ſollte in mir nicht blos als Aberglaube, ſondern durch Predigt und Moralphiloſophie wiſſenſchaftlich begründet und ſo tief eingepflanzt werden, daß jede Berührung mit Ungläubigen mir wie Todſünde erſchien. So ward ich mehr prieſterlich erzogen als für die Welt und meinen Stand. Das alte Schickſal meines Hauſes ſollte mit allen weltlichen Gelüſten in mir ertödtet werden. Ich hatte vielleicht von früh an in meinem Weſen eine Scheu vor Menſchen, doch weil man angeblich aus Gottesfurcht ſo aberwitzig war, mir förmlich Menſchenhaß zu lehren, ſo ward ich ſtutzig und ein geheimer Trotz in meiner Natur entſchied ſich bald für das Gegentheil; aus dem Haß, den man ſäen gewollt, wurde Mitleid und Liebe. Dieſer Trotz, dieſer Reiz zum Widerſpruch iſt wohl das eigentlich Schickſalsvolle in der Geſchichte meines Hauſes, nicht die waldenſiſchen Mädchen im Waldesgrün! Dieſer Trotz gab uns den Hang, das Verborgene, das Namenloſe, das Unenträthſelte aufzuſuchen. Und zu dieſem Geheimnißvollen gehörten freilich die Ketzer in den Bergen, die man uns als Kobolde, als Vampyre ſchilderte.

Ich wuchs langſam auf, war zarter und ſchwacher Art. Man mußte mich ſchonen, that mir keinen Zwang an, und ſo ſtreng ſonſt die jungen Zöglinge der Jeſuitenſchule gehalten wurden, ſo mußte man doch behutſam auf meine Geſundheit achten. War ich doch der einzige Sproß der alten Familie. Ich lernte ohne Sträuben, ſchien fügſam und gutartig. Bei alledem war ich trotz der ſcheinbaren Schwächlichkeit eine zähe Natur, paſſiv dauerhaft, obwohl in dem was vor Augen lag, nicht viel leiſtend. Ich duldete ruhig meine Zucht, es fiel mir nicht ein, lieber wie ein junger Cavalier zu Pferde ſitzen zu wollen, als klöſterlich mit Büchern zu verkehren. Der weltliche Trieb war jedoch nicht in mir erſtickt. Vielmehr hatte ich ſchnell durch eine Gunſt der Schickung eine Auskunft gefunden, die mein Inſtinct ſich ſelbſt verſchaffte. Der Drang zum Geheimniß war in mir da: ich gab ihm eine ſchnelle Nahrung. Ich trieb Tages über meine Studien getreu und ehrlich, Nachts aber, wenn ich als ſchläfrig entlaſſen war, wenn die Hüter ſelbſt ſchliefen und ſicher zu ſein glaubten, ſchüttelte ich den Zwang von mir. Meine Seele athmete auf, wenn die Nacht aus dem Meere tauchte. Mich reizten die Schauer der Dunkelheit und die Gefahren auf den Wogen des unermeßlichen Elementes. Ich ſtieg aus dem Fenſter, ging an den Strand, lief an die Mole, wo die Fahrzeuge buchten, nahm ein Boot und fuhr in's Meer hinaus. Anfangs hielt ich mich in der Bucht zwiſchen den Hafendämmen. Der Fiſcher, den ich miethete, ward mein Freund, ich liebte ihn wie meinen Retter. Wenn Genua, die wunderbare Felſenſtadt, mit ihren Paläſten, Terraſſen und Thürmen im Mondſchein hinter mir aufſtieg und die kleine Barke durch die hundert Schiffe hin und her glitt, hab' ich oft meinen Fährmann umarmt vor lauter Luſt am ſchönen, geheimnißreichen Leben, das mir in der Mitte der Nacht ſeine tiefſten Schätze, ſeine verborgenen Seltſamkeiten zu verheißen ſchien. Oft fuhr ich allein; ich lernte rudern, wagte mich weit hinaus in's offene Meer; erſt mit dem dämmernden Morgen kehrte ich heim. Ob mein Lehrer darum wußte, ob er zuweilen von weitem mir folgte, erfuhr ich damals nicht. Die nächtlichen Freiſtunden waren eine ſtillſchweigende Bedingung meines ſonſt guten Verhaltens. Ich vollzog, was man mir als Pflicht auferlegte, ich war dem Geſetze gehorſam, gewöhnte mich in einen großen Zuſammenhang, der mir wie Nothwendigkeit erſchien. Aber ich verlangte innerhalb dieſer Schranken eine heimliche Freiheit, verlangte im Stillen meinen eigenen kleinen Gottesdienſt. Dieſer Hang zur Willkür trat mit dem Reiz am Geheimnißvollen in einen Bund, ſo daß ich noch jetzt kaum meinen Trotz und meinen Drang zum Unerforſchlichen zu trennen weiß. Was ich ſonſt trieb und that, blieb mir gleichgültig, hatte es nicht einen Zuſammenhang mit dieſen meinen Gelüſten. Ich lernte mechaniſch, ich that den frommen Dienſt ohne Aufregung der Seele, bis ich plötzlich begriff, es handle ſich in Religion und Wiſſenſchaft um das große Geheimniß, Gott und Natur zu finden und zu deuten. Wenn ich in den Hörſälen des Collegiums vom Tode, vom Lande Jenſeits reden hörte, ſchweiften meine kindiſchen Empfindungen lange Zeit ab auf's weite, ungewiß wogende Meer. Es war auch ſpäter derſelbe Reiz am Unerforſchlichen, am Verborgenen, der mich bei den Dogmen von den Wundern des geheiligten Lebens ergriff. Aber jenen nächtlichen Wanderungen am Ufer, meinen heimlichen Ausflügen auf's Meer hatt' ich es zu verdanken, daß ich geſund blieb an Leib und Seele; mein junger Sinn ſchaffte ſich damit eine Befriedigung, bis er ſich reif fühlte zu den großen Entdeckungsfahrten, auf denen es gilt, ſich in den Wundern der geiſtigen Welt zurechtzufinden.

das Ungeheure, das Unermeßliche für die Menſchenſeele zugänglich zu machen.

So war ich herangewachſen ohne eigentliche Beziehungen zu Menſchen, im Wechſel zwiſchen Kirchendienſt und dem geheimen Gelüſt zur Willkür, dem ich den Tribut entrichtete. — Mein Vater war von ſeinen Reiſen zurückgekehrt. Ich hatte mein ſechzehntes Jahr angetreten, als ich vor ihn beſchieden ward. Mein ruhiges, ſcheinbar ſtilles Weſen hielt er für eine gute Frucht meiner Erziehung; er meinte, es ſei nun genug geſchehen, um mich gegen die Gefahren der Ketzerei ſicher zu machen. Zum wirklichen Mönch war der letzte La Torre denn doch nicht beſtimmt. Ich blieb nun auf Santa Maria, lernte die ritterlichen Dienſte, ging mit auf die Jagd. Das Alles that ich ſo handwerksmäßig, wie ich im Collegium Latein gelernt. Degen und Büchſe konnten mir erſt Reiz gewähren, wenn ich ſie willkürlich führte, nach freiem Drang ſie benutzte. Meiner Umgebung ſchien ich ein Menſch ohne Eitelkeit, ohne Ehrgeiz, ohne Aufregung der Sinne. Man hatte das in mir niedergehalten; kein Wunder, wenn mein Gemüth verſchüchtert war und in jene träumeriſche Gleichgültigkeit verfiel, die das Gebotene mechaniſch übt, aber im Stillen auf die Stunde der Erlöſung harrt. Ich war bei alledem bald der Liebling der ganzen Dienerſchaft, weil ich eben ſo leutſelig war wie mein Vater herriſch. Sie erzählten mir von den wilden Verfolgungsſcenen im Gebirge, von der Ahnmutter und ihrem Fluch, von den Schickſalen des Hauſes. Ich erfuhr, daß nicht eigentlich das Volk, vielmehr nur ſeine Führer und Vormünder grauame Gelüſte und Aberglauben weiterſchleppen. Die Härte, die man auf Befehl meines Vaters gegen meine Mutter verübt, ſuchte man am Sohne reichlich zu vergüten. Nur die Schönheit der Mutter, ſagten die Leute, ſei das Unglück des alten Herrn geweſen. In den Weibern aus den Bergen gehe für die Grafen La Torre der Teufel umher und ſuche, wen er verſchlinge. Man ſagte mir das, weil man mich, wo nicht für einen geiſtlichen Herrn, doch für einen gelehrten und tüchtigen Chriſten hielt, und man hielt mich dafür, weil ich fromm ſchien und den äußern Kirchendienſt mit einer Pünktlichkeit übte, die den Leuten wie Eifer erſchien. Meine klöſterlichen Gewohnheiten erweckten dem Vater zuweilen ſogar Beſorgniſſe; er fing an, mich weniger ſtreng zu halten; es gab Augenblicke, wo er mich mit einer ſchwärmeriſchen Zärtlichkeit überhäufte. Vielleicht mochte ihn die Furcht überkommen, mit mir könne das Geſchlecht der La Torre erlöſchen. Hatte mich ſeine frühere Gleichgültigkeit unfähig gemacht, einem Gefühle für ihn Raum zu geben, ſo mußt' ich jetzt fürchten, ſeine plötzliche Weichheit ſei nur augenblickliche Reue, eine Laune ſo gut wie die frühere Kälte, die mich Fremdlingen und der Zucht des Kloſters überließ. Für ſeine Liebe, die ſich mir jetzt als Schwäche zeigte, hatte ich keine Entgegnung; aber ſie gab mir eine Macht über ihn, die ich benutzte. In einer Stunde ſolcher weichen Hingebung fragte ich ihn dreiſt, warum er meine Mutter wie eine Gefangene gehalten. Mit dieſem Worte ſprengte ich die Pforte, die das Unglück des alten finſtern Mannes verſchloſſen hielt. Von einem Zögling der Kirche hatte er die Frage nicht erwartet; aber ich ſtellte ſie ihm als Sohn, als Menſch. Er ſchien verwirrt und betäubt; er ſchwur, meine Mutter bis an ihr Ende geliebt zu haben, ihr treu ſein zu wollen über's Grab hinaus; die Heiligen, hoffte er, würden ſie dereinſt ihm wieder zuführen. Ich fragte, was ſie als Gattin, als Mutter verbrochen. „Sie war keine Chriſtin!“ ſagte der Alte ſcheu und ſtill.

Ich ſah ihn zornig an. Ein halbes Jahr nach meiner Geburt, in einer ſüßen Stunde der Umarmung, da hatte ſie ihm, erzählte er mir, voll Uebermuth in's Ohr geflüſtert, nur ſeinetwillen mache ſie Alles ſo mit, wie es der Pater vorgeſchrieben, den ſie im Grund ihrer Seele haſſe. Wie könne ein Mann, der nie gewußt, wie Menſchen menſchlich fühlen, ihr anbefehlen, wie ihr zu Muthe ſein ſolle! All' die Martergeſchichten ſeien ihr ein Gräuel, ſie könne mit vermoderten Gebeinen nicht ſchön thun, ja ſie ſchäme ſich der Heiligen, weil ſie zuließen, daß man ihnen ſo viel Thörichtes nachſage. „Ich ſchreckte auf aus ihren Armen,“ rief mein Vater mit Entſetzen. „Ich ſtarrte ſie an; ſie war mir unter den Händen wie verwandelt. Ein Schauder trieb mich vom Lager, es überkam mich die Erinnerung an den alten Fluch, daß der Geiſt der Waldenſerin unter uns umgehe und nicht ſterben könne!“

Er hielt den Leichtſinn einer unbewachten Heiterkeit für den Dämon des Hauſes. Er hatte ſein Weib nie wieder berührt. Er eilte nach Rom und beichtete. Die Kirche ſtellte auf ſein Verlangen ihre Abgeordneten, um den böſen Geiſt auszutreiben. Mein Vater ſchwankte, ſein beſſerer Genius erwachte noch einmal. In der Angſt um ihr Seelenheil hatte ſich nur die irregeleitete Liebe verrathen, die zu falſchen Mitteln griff. Wie man ſie förmlich als Ketzerin behandeln wollte, empörte ſich ſein Stolz und er trieb die Abgeordneten der Inquiſition mit Gewalt aus den Hallen ſeines Schloſſes. Aber er ſelbſt blieb gegen meine Mutter der ſtrafende Dominicaner, der die Verurtheilte nicht einmal mehr hörte. Sie hatte keine Gewalt mehr über ihn, er blieb taub gegen ihre Reue, ihre Thränen, ihre Verzweiflung. Daß ſie ihn ſehr heilig liebte, hat ſie ihm wohl zur Genüge bewieſen, weil ſie nicht lange ohne ſeine Huld leben konnte. Das Glück hatte ſie ſicher gemacht und das alte Ketzerthum ihres Stammes in ihr aufgerüttelt. Nachdem ſie ſeine Gunſt verſcherzt, war ſie wieder demüthig wie eine Magd, hielt ſich ſtill, faſtete und verzehrte ſich in Reue und Buße, wenn auch ohne förmliche Sühne mit der Kirche. Während er in der Welt herumirrte, auf Seezügen und Kriegsfahrten, um die Zweifel, die Unruhe und die Finſterniß ſeiner Seele zu verſcheuchen, lag ſie auf dem einſamen Todtenbette. In einem Augenblicke der Angſt verlangte ſie nach dem kirchlichen Troſt. Bevor man ihr das Mahl des Herrn reichte, ſollte ſie bekennen, daß ein böſer Geiſt in ihr wohne. Da machte ſie ſich ſtark, fand ſich mit ihrem Gott allein zurecht, wandte ſich ſtolz und zornig ab und ſtarb ſtill und entſchloſſen, ohne Klage, ohne Furcht, aber auch ohne Verlangen nach dem Benedeiten. Das war das Ende meiner Mutter, der Schluß der Romanze von der treuen Liebe.

Mein Vater hatte ſeine Erzählung beendet. Die Erinnerung hatte ihn überwältigt; matt und erſchöpft ſaß er vor mir im Seſſel. Ich ſprang auf und ſchüttelte mein Haupt. „Die Sünde, Vater, vergiebt Euch Gott nicht!“ rief ich. Ich ſtand mit glühendem Angeſicht vor dem Alten.. Mein Wort ſiel wie Feuer vom Himmel; der Schmerz machte mich mündig. Der Alte ſchreckte auf. Er erhob ſich langſam aus dem Seſſel und ſtarrte mich mit dem Blicke des unſichern Entſetzens an. Er wollte reden, aber die Lippen zitterten wortlos. Er griff mit der Hand über die Stirn; er wußte nicht, mit wem er ſprach; das war der Zögling des Kloſters nicht, der ſo redete. Der Anblick ſeiner rathloſen Unſicherheit milderte meinen Groll; zwei große ſchwere Perlen rollten über ſein Angeſicht.

„Vater,“ ſagte ich, „Ihr habt meine Mutter allzu raſch verdammt!“

„Ich habe dafür gebüßt,“ ſagte er dumpf und ſtill, „und die Kirche hat mir vergeben.“

„Die Kirche, ja, aber Gott nicht!“

„Wie?“ ſchrie er auf, „giebt es denn auch einen Gott noch außerhalb der Kirche?“

Die finſtere Gluth ſeines Zornes entlud ſich in ſeinen Blicken. Ich lernte an dieſen Blicken den Dämon kennen, der das Glück meines Hauſes unterwühlte. Aber dieſer Dämon ſchreckte mich nicht mehr. „Vater,“ ſagt' ich feſt und ſicher, „es giebt einen Gott in uns, deſſen leiſe Rede kein Spruch der Kirche, keine Fürbitte der Heiligen übertönt, eine innere Stimme, die uns gegen die Satzungen der Gewohnheit zu handeln gebietet. Meine Mutter iſt dem Herkommen des Glaubens geopfert, und ein Menſchenleben iſt doch wohl heiliger als ein Wort. Ein Menſchenleben iſt eine That Gottes!“

Der Alte ſank ſtill und ſtumm in ſich zuſammen, verhüllte ſein Haupt und brütete für ſich hin. Er ließ nach wie vor eifrig Meſſen leſen für ſein und der Geſtorbenen Heil, betete und that gute Werke, wenn es ihn wie die Unruhe eines gequälten Geiſtes überfiel. Wir berührten dieſen Punkt nie wieder; denn wir hatten uns wie wildfremde Menſchen einander gegenüber geſtellt. Er war ſeitdem bald in finſterer Starrheit gefangen, bald zerdrückt und zerfloſſen; ſeine ganze Natur war aus ihren Fugen gerückt, aber er zeigte ſich mir nie wieder in einer Stunde, wo er, wie er ſagte, ſchwach war. Seine Ueberzeugungen blieben dieſelben, oder vielmehr ſie wurden ſtrenger und härter; er glaubte, es ſei noch nicht genug geſchehen, um das Unglück des Hauſes zu ſühnen; das Unheil ſei im Wachſen, ſei erblich auf mich übergegangen.

Ich ließ von ihm ab. Auch war meine Aufregung bald geſchwunden; jener Gleichtact, zu dem ich im Kloſter erzogen war, ſtellte ſich in mir wieder her. Daß ein Mann ein Weib heilig liebte, und weil er entdeckt, ſie glaube nicht wie er an Gott, ſie verſtößt und verdammt, das hätte mich faſt für Beides, für die Liebe und für den Glauben, abtödten können. Es kümmerte mich damals noch zu wenig, wo der Wurm ſitzen möchte, der heimlich das Leben der Menſchen zernagt. Seit jener Scene fühlte ich mich ſelbſtändig, hielt ich meine Erziehung für vollendet. Dem Unwillen gegen meinen Vater gab ich nicht weiter Sprache, aber ein wehmüthiger Groll gegen menſchliche Thorheit und Grauſamkeit ſetzte ſich ſehr feſt in meiner Seele. Faſt wünſchte ich mir mein eintöniges Leben im Collegium zurück; die Thorheit im Gewande der Weisheit ſchien mir noch die erträglichſte Maske unter Menſchen. Nachts trieb es mich vom Lager fort; das alte Bedürfniß zum Wandern regte ſich wieder. Ich wurde weniger als ſonſt beobachtet und die Diener im Schloſſe waren mir ſtillſchweigend zu Willen. Ich vermißte daheim das Meer, das Bild der Unendlichkeit in der dämmernden Stille der Nacht. Ich ſchlich in den alten verlaſſenen Sälen von Santa Maria umher; ich hätte mich gern an etwas Geheimnißvolles hingegeben. Der Geiſt der Ahnfrau wollte mir nicht erſcheinen; ich hätte ſie gern gefragt, weshalb ſie noch nicht ruhen wolle und noch immer den Sinn der Nachgeborenen verwirre. Ich glaubte an keine Geiſter, darum erſchien ſie mir auch nicht.

Bald aber zog es mich in den Bergwald. Die wilden Steinklippen, die rauſchenden Gewäſſer, die dunkeln Schluchten wurden mir vertraut; mit der Büchſe über der Schulter drang ich immer tiefer in das Dickicht der verworrenen Wälder. Oft kehrt' ich erſt am frühen Morgen von der zielloſen Wanderung heim. Ich hätte ſo gern einen Kobold gefunden, mit dem ich Zwieſprache hielte, der mir Red' und Antwort ſtände, warum er das Leben der Menſchen ſo tückiſch verwirrt. Nur das aufgeſtörte Wild regte ſich in den Thälern, nur das Echo wurde zwiſchen den Felſen wach. — Dem Geiſt der Berge ſollte ich aber doch, wenn auch nicht in ſchreckhafter Geſtalt, begegnen.

Das Feſt der Schutzpatronin von Santa Maria della Torre war nahe. An dem Mauerwerk des alten Schloſſes klebte noch der heidniſche Name, der, oft vertilgt, immer wieder auftauchte. Es war Sitte, alljährlich die Ruinen zu weihen, ſie gleichſam von neuem zu taufen. Die Mutter Gottes ſelber iſt die Patronin des Ortes. Außer dem Frohnleichnamsfeſte giebt es dort keinen Tag des Jahres, den die ganze Gegend feſtlicher begeht. Je lebendiger die Sage von der alten Waldenſerin, deſto eifriger hing man an dem Brauche, die Mauern immer wieder einzuſegnen, als ob man den Geiſt der Ketzerin, die dort umging, für mächtiger hielt als das chriſtliche Weihwaſſer. Waſſer thut's freilich nicht!

Es war Markttag in La Torre; das Landvolk war in Schaaren zuſammengeſtrömt. Es gehörte zur Sitte, aus ihnen die Glückliche zu erwählen, welche die Heilige des Tages vorſtellen mußte. Der Prieſter hielt ſeinen Umzug durch das Gewühl auf dem Platze. Die Mädchen beugten ſich vor ihm, ſchamhaft erröthend im Gefühl der heimlichen Eitelkeit; Jeder ſchlug das Herz, ſich wohlbewußt, der Geiſtliche werde die Gott und Menſchen Wohlgefälligſte, die Sittſamſte und die Schönſte auserleſen. Weltliches und Himmliſches miſcht unſere Kirche nach altem Brauche; ſie behauptet damit ihre Macht über die Gemüther, indem ſie auch die Volksfeſte heiligt, die Kinderſpiele in ihren Dienſt nimmt. — Mitten im Getümmel des Marktes ſtanden die Mädchen um den Caplan in Reihe und Glied. Männer und Weiber hatten die Buden verlaſſen und waren dem Ruf des Herrn gefolgt. Das Geſchrei der

Melonenverkäufer, die unerſchöpfliche Kehlkraft der Zwiebelhändler verſtummte. Der Geiſtliche hielt jetzt Muſterung; ſein Auge ſchweifte hinauf und hinunter, und wo ſein Blick weilte, lief eine bange Bewegung durch die Reihen; jede hielt ſich für berufen und zitterte doch, die Auserwählte zu ſein. Da fiel der Blick des Prieſters auf ein junges Weſen, das theilnahmlos ſchien und ſich nicht anſchließen wollte, wo doch jede berechtigt war. Sie ſaß auf ihrem Karren, ſchnitt Melonen auf und bot, gleichgültig um die feſtliche Handlung, die ſaftigen Stücke feil. Auf den Stangen des Fuhrwerks hing Wildgeflügel paarweiſe in ſchmucker Ordnung. Das Mädchen, in der Tracht des Landvolks aus den Bergen, war unſcheinbar, arm und einfach. Ein derber Burſche mit ſtruppigem Haar und wilder Häßlichkeit machte ſich um ſie zu thun und warf dem Eſel Diſteln vor. Wie der Caplan auf das Mädchen hinwies, ward ſie ſogleich der Zielpunkt aller Blicke. Er winkte; ſie ſah ihn an und verſtand ihn nicht. Er wollte ihrer Schüchternheit zu Hülfe kommen und rief, ſie ſolle ſich anſchließen. Da ward ſie feuerroth und bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen. Wie ſie aufblickte, ſah ſie in ihrer Verworrenheit ſo lieblich aus wie am Schöpfungstage die erſte Blumenknoſpe, die ſich dem hellen Lichte öffnet und im Spiegelbache vor ſich ſelbſt erſchrickt. Das Mädchen ward vielleicht zum erſten Male ihres Daſeins inne und fühlte die Blicke, die auf ihr ruhten. Sie blickte bang umher, ſie wollte ſich ungeſehen machen und wußte ſich keinen Rath. Endlich rief ſie ſchnell dem Buben ein Wort zu. Er ſtachelte ſein Thier, daß es laut aufſchrie und doch nicht gleich anzog. Sie wollten zur Seite biegen, aber die Menge umdrängte ſchon den Wagen und riß dem Jungen den Knittel aus der Hand. Sie ſchrie laut auf, wie man die Früchte vom Karren riß und Hand an ſie legte. Je mehr der Junge tobte und mit Fäuſten auf den Eſel ſchlug, deſto mehr ward das Mädchen der Gegenſtand des Verlangens. Der Tumult wuchs, das Volk ſchien wie von einer Raſerei ergriffen, ſie zur Heiligen des Feſtes erklären zu laſſen. Wie man ihr Gewalt anthun wollte, ſprang ich hinzu, ergriff ſie am Arme und hob ſie vom Wagen. Sie zitterte heftig; doch als ſie bemerkte, daß mein Erſcheinen die feindliche Berührung verhinderte, ſah ſie mich zutraulich an und kreuzte die Arme. Sie war kein Kind mehr und ſchien doch ſo hülfsbedürftig und ſchüchtern. Ich verſtand es nicht, wie ſie ſich tief beugte, den Kopf ſchüttelte und alle Zeichen der Weigerung machte. „Mormona weiß das nicht zu machen!“ ſagte ſie mit flehender Gebährde. Man hielt das für Blödigkeit, und ich ſprach ihr Muth ein. Als der Caplan auf ſie zuſchritt, faßte ſie mich raſch am Arme und drängte haſtig zu der Mädchenſchaar. Sie war todtenbleich, wie ſie jetzt mit dem Zuge fortſchritt. Ihr Begleiter lag tobend und ſchreiend am Boden, und der Eſel am Karren, ungebährdig wie ſein Führer, war das Geſpött der Buben, während der Zug nach der Capelle aufbrach.

Mich beſchäftigte noch der Burſche. Es war ein ſtämmiger, breitſchulteriger Menſch mit dickem Kopf und ſchrägen blinzelnden Augen, an jene Cretins erinnernd, wie ſie in den Bergen nicht ſelten ſind. Er war aufgeſprungen, als ich wieder zu ihm trat, ſammelte die zerſtreuten Früchte, hing das Geflügel zurecht, ſchlug ſich vor die Stirn und ließ dann am Eſel ſeinen Zorn aus. Wie ich ihm ſein Weſen verwies, ſetzte er ſich ruhig nieder, ſtützte ſeinen Kopf in die Hände und ſah mich furchtſam von der Seite an. Auf meine Frage, wo er her ſei, beſchrieb er mir eine Gegend in den Bergen, die ich nicht kannte. — „Wer iſt Mormona?“ — „Meine Schweſter,“ ſagte er. — „Wem gehört Ihr an?“ — „Niemanden; wir müſſen daheim verhungern, wenn wir die Vögel und die Gurken nicht abſetzen.“ — Ich gab ihm Geld, das er gleichgültig nahm. — „Zieht Ihr immer hieher zu Markte?“ — „Mormona zum erſten Mal,“ ſagte er, „und gleich haben ſie ſie erwiſcht!“ — „Jede Andere“, ſagte ich, „ſchätzt ſich glücklich, wenn ſie beim Feſte mit aufzieht.“ — „Herr!“ ſagte er ebenſo gutmüthig wie liſtig, „wir ſind zu dumm dazu!“

Von der Capelle aus wälzte ſich jetzt die Menge wieder zurück. Die prieſterliche Wahl hatte der Stimmung des Volkes entſprochen, Mormona war zur Heldin des Feſtes erkoren und lauter Jubel hieß ſie jetzt willkommen, als ſie an der Hand des Caplans erſchien, um in das Kloſter der frommen Schweſtern geführt und für den nächſten Tag vorbereitet zu werden. In die Geſänge der Chorknaben miſchte ſich das Gebrüll des tollen Burſchen, der laut heulend ſich plötzlich mir zu Füßen warf und meine Kniee umklammerte. Ich griff ihm in’s Genick und ſchüttelte ihn von mir. Er ſprang wild auf und warf ſich mir entgegen. „Rettet Mormona!“ flüſterte er, „wir verſtehen nichts vom römiſchen Glauben.“ — „Ihr ſeid

Waldenſer!“ rief ich erſchreckt. — Er ſank zitternd zu Boden und kroch wimmernd unter die Kürbishaufen, die umher aufgeſchichtet lagen.

Den ganzen Tag über hatte ich weder den Pfarrer von La Torre, noch unſern Caplan ſprechen können, noch auch das Kloſter beſuchen dürfen, um über Mormona Kunde zu erhalten. Erſt am andern Morgen erhielt ich Einlaß und fragte nicht ohne Furcht, wie ſich das Kind zum heiligen Dienſt anließe. — „Sie iſt ſehr unwiſſend,“ ſagten die frommen Schweſtern. — „Wie die liebe Dorfjugend in den zerſtreuten Gemeinden!“ war meine Erwiederung. — Sie wird ſchon die Hantierung lernen, hieß es, ſich in ihre Aufgabe ſchicken, auch wenn ſie nichts davon begreift! — Ausführlicher hatte ſich die alte Priorin des Stiftes mit Mormona beſchäftigt. Kurz zuvor eh' der Zug ſich in Gang ſetzte, ſprach ich die würdige Frau. Seit geſtern hatte das Mädchen gefaſtet, die ganze Nacht über geweint, aus Angſt, der großen Aufgabe nicht zu genügen. Aber am Morgen war ein guter Geiſt über ſie gekommen, ſie hatte Alle, die ſie eingekleidet, herzlich geküßt und um Vergebung gebeten, wenn ſie es nicht recht mache. Manches habe ſie noch nicht begriffen, ſagte die Alte, aber ihre Lieblichkeit verſöhne Jedermann, ſie ſei ein gutes gottgeliebtes Kind, wenn auch wild aufgewachſen. — Das Geheimniß war alſo noch bewahrt.

Ich mochte mich nicht zu den Geiſtlichen halten, um nicht Mormona's Blicke auf mich zu ziehen, aber im bunten Gewühl der Menge ſuchte ich nur ſie, hatte nur Augen für das holde

Kind, das ſo rein und lauter ſchien, wie der Quell in den Bergen, und alſo wohl würdig war, den Menſchen ein Symbol der von Gott begnadigten Unſchuld vorzuſtellen. Auf dem hohen Tragſeſſel, in dem blauen, ſternbeſäeten Kleide, unter dem Thronhimmel, den man über ihr hielt, erſchien ſie wirklich wie ein höheres Weſen, das herniedergeſtiegen, um das Werk der Menſchen zu heiligen. Sie war ſehr blaß, ſie drohte zu verwelken, wie die Alpenroſe in den Händen der Menſchen, die ſie in's Thal herunterbrachten. In ihren Augen war das bange Geſtändniß zu leſen, man habe ſich in ihr geirrt, ihr Schmuck als Himmelskönigin ſei nur ein falſcher Schimmer. Und doch war eine Art Weihe über ſie gekommen, als ſei ihr Thun nicht mehr von dieſer Welt und ihre Lippen lächelten zu der holden Verwirrung ihrer Sinne. Die ſtille Verzückung eines Engels ſaß in ihrem leuchtenden Auge, eines Engels, der die Sprache der Sterblichen nicht verſteht, und doch mit Blick und Miene der dürftigen Creatur gern behülflich zur Seite ſteht. Sie war nicht mehr blöde, aber ſie ſchien wie abweſend von dem, was um ſie her vorging, dem eigenen Gebote folgend, das nur zufällig hier und da zu der übernommenen Rolle paßte. So ſaß ſie an geweihter Stätte und hörte die Geſänge, die ihr galten; ſo ging ſie an der Hand der beiden Prieſter durch die Hallen des Schloſſes mit gen Himmel gekehrtem Blick, als wolle ſie da oben den beſſeren Zuſammenhang der heiligen Handlung ſuchen. Mit rührender Anmuth, halb gläubig fromm, halb ungläubig lächelnd, beſprengte ſie die Schwellen des Hauſes und ſtreute Blumen unter die Menge, die ſich, berauſcht von ihrer Schönheit, um ſie drängte. Das Volk will vom Heiligen ein ſinnlich Abbild; es betet zur Mutter Maria, weil es die Wahrheit nur in der Geſtalt der Schönheit begreift. Es will und verlangt Symbole und Surrogate, und ſo bleibt der Geiſt Gottes den Völkern der große Unnahbare, an den ſich Niemand wagt; ſelbſt ſeine Geſandten und Propheten bedürfen noch menſchlicher Vertreter.

Nach dem Schluſſe der Prozeſſion ward Mormona zu den Kloſterfrauen zurückgebracht. Die Menge rauſchte auseinander und hatte bald das Kind vergeſſen. Den wilden Pirro, der ſich ihren Bruder nannte, hatte Niemand geſehen. Am andern Tage hielt ich Nachfrage bei der Pförtnerin der frommen Schweſtern. Da war große Unruhe und Aufregung. Ganz erſchöpft und nur halb ihrer mächtig war Mormona ihren Hüterinnen überliefert worden. Man hatte ihr Speiſe und Trank angeboten, Alles aber hatte ſie abgewieſen, nach Schlaf verlangt, ihre Feierkleider ſtill zuſammengelegt und Niemand weiter in in der Zelle, wo ſie ſchlummern wollte, geduldet. Früh Morgens fand man die Stätte leer; Mormona war verſchwunden. Sie mußte noch in der Nacht entwichen ſein. In der kleinen Seitenpforte fand man den Schlüſſel ſtecken: ſie mußte ihn der alten Schließerin aus dem Pulte entwendet haben. Somit ging ſie aller Belohnungen, die ſie zu gewärtigen gehabt, verluſtig. — War die Furcht vor Entdeckung ſo ſtark geweſen? Oder hatte die reine Kindernatur es nicht ertragen, die Lüge, die ſie getrieben, auch noch belohnt zu ſehen?

Der Aberglaube und die müßige Erfindung zogen aus der plötzlichen Flucht Mormona's Vermuthungen, die nur von fern die Wahrheit trafen. — Ein wildes Mädchen aus den Bergen hatte die Mutter Gottes vorgeſtellt, eine Ketzerin unſer Haus eingeſegnet! Man hätte heimlich lächeln ſollen über die ſeltſame Fügung; aber es regte ſich in mir eine Stimme, vor der aller Scherz verſtummte.

Zweites Capitel.

Das Chriſtenthum in den Bergen.

Von nun an wurden meine Wanderungen in die Berge eifriger betrieben, ſie hatten jetzt ein Ziel. Ganze Tage, halbe Nächte dauerten meine Streifereien. Ich durchſuchte die einzelnen Meiereien, die Wohnungen der Holzbauer, die Hütten der Köhler. Vergeblich; überall ſah ich an den Thüren, über den Fenſterſimſen das chriſtliche Kreuz; ich ſuchte Waldenſer, die, wie ich wußte, einen Schauder vor dem Symbol haben, vielleicht weil ſie ſo oft an's Kreuz geſchlagen wurden, an das ſie doch als Bekenner Chriſti ohnedies ſchon glauben ſollten. Die Ketzer haben keinen Mariendienſt und keine Meßopfer, ſie reden, wenn ſie beten, kein Latein, ſondern die Sprache ihres Herzens, ihre Prieſter dünken ſich keine Bevorzugte des Himmels, ſie machen keinen beſondern Stand, ſie leben als Brüder mit dem Volke, theilen den Kelch mit ihnen und freien Weiber wie Alle, weil ſie im Menſchen den Menſchen nicht tödten. Die Waldenſer ſchwören nie, lügen alſo ſeltener, und leiſten keine Eide, die der ſchwache Sterbliche nicht zu halten vermag. Sie taufen nicht gern die Kinder, viel lieber die Mündigen, die mit Bewußtſein und Ueberzeugung den heiligen Act an ſich vollziehen. Sie treiben bei den Neugeborenen nicht den Teufel aus, denn ſie halten die menſchliche Seele für urſprünglich rein und gut. Sie laſſen keine Heiligen für ſich reden, ſondern wenden ſich ſelbſt an ihren Gott, wenn es ſie drängt. Sie flehen nicht um die Hülſe der Jungfrau Maria, denn ſie halten das Weib für ſchwach. Sie beten nicht zum todten Chriſtus, ſondern zum allzeit lebendigen; nicht ſein Leiden und Sterben feiern ſie, wohl aber ſeine Geburt. Sie ſind Kinder und leben ſo hin, wie ſie aus der Hand der Natur hervorgingen, wie die Vögel nach ihrer Art ein Loblied Gottes ſingen, die Lilien ſeine Herrlichkeit preiſen nach innerem, ſchlichtem Naturgeſetz. — Ich las ſeitdem die Ketzergeſchichten und begriff, daß oft eitel harmloſe Einfalt war, was die ſtolzen Herren des römiſchen Chriſtenthums für heidniſch in ihnen hielten.

Ich war die ganze Zeit über mehr als je ſchweigſam und in mich gekehrt. Ich prüfte die Satzungen der Kirche und verfolgte ihre Entwickelung rückwärts hinauf bis zu ihrer Quelle. Ich begriff jenes apoſtoliſche Chriſtenthum, von dem die Welt nur noch wenig zu kennen ſcheint. Ich machte die Entdeckung, daß es kein Werk des Teufels ſein könne, wenn der Menſch bemüht ſei, die Wahrheit aus ſich ſelbſt zu finden. Wie jedem nach ſeiner Art zu Muthe und zu Sinne iſt, danach geſtaltet er ſich doch ungeſucht ſein Chriſtenthum; nach ſeinem Bedürfniß baut ſich unbewußt ein jeglich Volk ſeinen Glauben aus. Dieſe Entdeckung machte mich froh und heiter. Ich reinigte meinen Glauben, läuterte mein Wiſſen und wurde erſt jetzt der unverwüſtlichen Herrlichkeit des Chriſtenthums recht inne. Hätte man mich mitten in meinen Forſchungen und Zweifeln ertappt, ich wäre vielleicht als Ketzer verdammt. Aber ich wurde erſt jetzt ſtill für mich meines Gottes voll, ja, wurde von nun an erſt wahrhaft gläubig. Von der Quelle aus verfolgte ich die Strömungen der Völkergeſchichte wieder abwärts bis auf unſere Tage, und fand, daß auch das römiſche Chriſtenthum keine Erfindung der Prieſter ſei. Ich erbaute es mir neu und ſelbſtändig, indem ich mir die ganze Menſchheit zu einer einzigen großen Gemeinde geſtaltete, wo ſich der Einzelne mit und in dem Ganzen getragen fühlt, aber dieſe Nothwendigkeit ſeine Freiheit nicht erdrückt. Gewalt, Zwang, Fanatismus und jede engherzige Furcht, menſchliche Forſchung werde, ſich ſelbſt überlaſſen, die Wahrheit auf Erden zerſtören, blieben freilich von der Kirche, die ich erbaute, von dem Chriſtenthum in meiner Faſſung ausgeſchloſſen. Auch die Ketzer hatten Raum in meinem Gotteshauſe.

Um dieſe Zeit war mein Erzieher, Pater Euſebius, der Rector des Collegiums, ehemals Caplan in Santa Maria, von Genua zum Beſuch bei uns. Euſebio war ein Diener Jeſu, wie ſie alle ſein ſollten. Sehr feſt und ſicher in ſeinen Grundſätzen und doch freundlich und duldſam gegen Andersmeinende. Das Dogma ſtand für ihn felſenfeſt, aber er ließ die menſchlichen Deutungen zu, nicht aus Hang zu den Künſteleien der Sophiſtik, ſondern nach Maßgabe ſeiner ungewöhnlichen Kenntniß menſchlicher Hülfsbedürftigkeit. Ihm verdanke ich meine Fügſamkeit und meinen Glauben an die Nothwendigkeit und an die Möglichkeit einer allgemeinen Kirche bei aller Forderung der freien Selbſtändigkeit des Einzelnen. Nach Euſebio's Meinung durfte und mußte ſich die Kirche Gottes auf Erden, unbeſchadet ihres innern Gehaltes, dergeſtalt erweitern, daß alle Völker, trotz ihrem verſchiedenen Bedürfniß, Platz in ihr gewännen, der Mantel Chriſti Alle umfaſſen und am Segen theilhaftig machen konnte. Wer nicht gleich Zutritt haben konnte zum großen Schiff der Kirche, um am Hauptaltar zu beten, dem durfte, das war Euſebio's eigener Ausdruck, doch nicht die Seitencapelle oder das Bild in der Niſche verſagt und vorenthalten werden. In ſolchen Zuſammenhang brachte ſchon früh mein jugendlicher Sinn das Verhältniß zwiſchen der Menſchheit und dem Chriſtenthum. Meine Kirche, wie ich mir ſie dachte, hatte viele Seitenflügel, im Hauſe meines himmliſchen Vaters waren viele Wohnungen und in einer derſelben, einer ſtattlichen, lichten, nur vom Gewölbe des blauen Himmels überbauten Halle, brachte ich meine Waldenſer unter. Ich erzählte Pater Euſebio nichts von meiner Entdeckung des Mädchens aus den Bergen, deſſen Spur mir jetzt wieder entzogen war; aber ich ſtärkte an der milden Weisheit des Mannes meinen Entſchluß, den Kindern der Wildniß dereinſt ein freundlicher Herr zu ſein. Meines Vaters Thun und Denken ſtand damit im geraden Gegenſatz; und Euſebio's Nachfolger im Amte auf Santa Maria, Pater Uberto, ein Dominicaner, war ganz dazu gemacht, die dunkelrothe Gluth des

Haſſes gegen Alles, was Ketzer hieß, zur vollen Flamme zu ſchüren. Nach Uberto's Anſicht konnte der Mantel der Kirche nicht eng genug um die einzig rechtgläubigen Anhänger gezogen werden, und als wenn er die Grundſätze ſeines Glaubens entweder zu ſchwach oder zu gefährdet hielt, ſuchte er durch fanatiſchen Eifer zu erſetzen, was ihm an Sicherheit und Feſtigkeit abging. Mich kümmerte damals noch zu wenig der Widerſtreit beider Männer, ein Widerſtreit, der ſich bei der gegenſeitigen Eiferſucht der Geſellſchaft Jeſu und des Ordens der Dominicaner bis zur feindſeligen Gehäſſigkeit ſteigerte. Ich erinnere mich nur, daß ich beide Männer einmal in Gegenwart meines Vaters in heftigem Wortkampf über die Ausſchließlichkeit der römiſchen Kirche fand; daß ſich daran das Schickſal meines Lebens knüpfte, ahnte ich damals nicht.

Ich hielt mich jeder fremden Leitung für entwachſen, und der neue Geiſtliche blieb ohne weiteren Einfluß auf mich. Leider jedoch iſt es nicht genug, ſich vom Wahne frei zu halten. Wer ſich frei fühlt, muß fortgeſetzt gegen die Knechtſchaft kämpfen, ſonſt untergräbt man ihm doch langſam ſein Fundament. Ich ſchien damals Niemand verdächtig. War ich doch ein ſogenannter ſtrenger Chriſt, der den Ritus hielt. Daß ich im Stillen ein noch weit beſſerer Chriſt war, indem ich auch die Ketzer zur Kindſchaft Gottes berufen glaubte, darum wußte Niemand als ich ſelbſt. Meine Streifereien im Gebirge fielen nicht auf. Ein junger Jägerburſche, der mir ganz zu Willen war, begleitete mich; er war für mich mit der Büchſe thätig, wenn ich müßig umherzog oder meinen Forſchungen nachhing.

Meinem Vater konnte ich wenig ſein; er hatte eine Scheu vor mir, als ſpräche aus mir ſein unterdrücktes Gewiſſen. Pater Uberto war zu ſchroff, um ſogleich Einfluß auf ihn zu gewinnen; nach und nach jedoch brachte er ihn um ſo ſicherer unter ſeine Botmäßigkeit. Seitdem wurden die frommen Uebungen verdoppelt. Ich meinestheils gewann dadurch nur um ſo freieren Spielraum. Als Beide zum Oſterfeſt nach Rom gingen, war ich Herr meiner ganzen Zeit.

Pirro war nicht mehr nach La Torre zu Markte gekommen. Armes Volk aber muß doch irgendwo ſeine Gurken abſetzen. Darauf baute ich meinen Entdeckungsplan. Ich zog an den Markttagen von Flecken zu Flecken. Endlich, in einem meilenweit entfernten Orte hinter der Hügelreihe, mit der ſich das Land erhebt, fand ich den ſeltſamen Jungen unter einem Haufen Savoyarden wieder, die ihre Murmelthiere tanzen ließen. Ich erkannte ihn an dem ſtruppigen Haar, an den geſchlitzten, ſchielenden Augen. Er ſaß auf ſeinem Karren und ſpielte die Maultrommel. Wie ich ihn anredete, ſtellte er ſich fremd, machte ſich über ſeine Früchte her, ſchnitt ſie von einander und bot ſie mit lautem Geplärre feil. — „Willſt Du mich nicht kennen, Waldenſer?" raunte ich ihm zu. Er grinzte mich an und griff nach ſeinem Meſſer, das am Gürtel hing. — „Ich bin gut Freund mit Euch!" ſagt' ich, „gieb mir die Hand, ich ſchwöre, Dich nicht zu verrathen!"

„Wer ſchwört, fürchtet daß man ihm nicht glaubt!" murmelte er finſter vor ſich hin.

„Nun denn, wie ſoll ich Dein Vertrauen gewinnen?"

„Küſſ' die Schneide dieſes Meſſers!“ lachte er wild.

„Du haſt Dich mir damals verrathen,“ ſagte ich, „was ſoll jetzt Dein Argwohn?“

„Ich log aus Angſt!“ ſagte der Burſch.

„Wenn Ihr katholiſche Chriſten ſeid, wozu dann die Furcht? Du lügſt, wenn Du ſagſt, Du hätteſt damals gelogen!“

Er war beſchämt und ſchlug in die Hand, die ich ihm reichte. Dummheit und Pfiffigkeit waren in ſeinem Weſen ſeltſam gemiſcht. Dabei blitzte mitten aus der Gutmüthigkeit Tücke und Rachluſt hervor.

„Ich hätt' Euch mit dem Meſſer aufgeſchlitzt,“ flüſterte er faſt mit einer Art von Vertraulichkeit, „hättet Ihr Miene gemacht, Mormona bei'm heiligen Amt anzugeben!“

„Thörichter Menſch, ich war ja nirgends in Deiner Gewalt!“

„Hoho!“ lachte er, „ich war Euch überall hart auf der Ferſe, ſo lange das Feſt dauerte. Auch traf ich Euch mehrmals im Gebirge, und“ — fügte er hinzu — „ich ſchieße ziemlich gut.“

„Wo iſt Mormona?“ fragt' ich, „wie entkam ſie aus dem Kloſter der frommen Schweſtern?“

„O, es giebt auch gute Menſchen unter Euch,“ ſagte er, „getreue Helfer und Helfershelfer. Hier z. B. werden gleich zwölf Meſſer blank, wenn Ihr mir drohet. Armes Volk ſteht ſich bei, ob es zu den Heiligen betet oder zum Teufel!“

„Ich möchte wohl wiſſen,“ ſagt' ich, „wie Ihr daheim in den Bergen fertig werdet ohne alle Heiligen.“

Er kniff die Lippen zuſammen und ſchielte mich tückiſch an.

„Ehrlich!“ fuhr ich fort. „Die Leute ſagen Euch allerlei Böſes nach. Ich kann's nicht glauben, möcht' aber gern wiſſen, ob ein guter Geiſt bei Euch hauſt. Ich ziehe mit Euch. Komm, führe mich. Hier nimm meine Büchſe, meinen Fänger, ich will mich Euch wehrlos überliefern.“

Er ſah mich ungläubig an; dann nahm er die Waffen, ſpielte damit, prüfte den Hahn und lachte boshaft. Wie er jedoch ſah, daß ich auf ſeine Drohung nicht achtete, ließ er ſich bald willig finden. Wir wurden handelseinig; er ſollte ſeine Früchte losſchlagen und mich mit ſich führen. Im Jagdrock, den ich auf meinen Streifereien trug, blieb ich unerkannt. Ich vermied es, ihm ein Geſchenk in Ausſicht zu ſtellen, um ſeinen Argwohn nicht zu reizen. Ich ſagte ihm, es ſei mir auch lieb, die Stege im Gebirge durch ihn kennen zu lernen; ich hätte mich neulich verirrt und Nachts kein Obdach gefunden. Wenn ich ſeine Hütte gewußt, wär' ich bei ihm eingekehrt.

„Signor,“ ſagte er, „Ihr müßt zuvor meinen Eſel füttern. Da, macht Brüderſchaft mit ihm und gebt ihm Diſteln!“

Wie ich es geſchickt genug that, klopfte er mir gutmüthig auf die Schulter. Er gab mir dann von ſeinen Früchten und ich ſteckte den Kopf wie ein Maulthiertreiber in den rothen Saft der Kürbisſcheibe. Ich beſtand alle dieſe Proben ſehr gut; ſein Vertrauen wuchs, obſchon es noch nicht feſt genug ſchien. Er hatte mit meiner Hülfe bald aufgezäumt. Ich ſaß auf und Pirro ſchritt munter neben dem zweiräderigen Wagen her, ſeine verſteckten Augen unverwandt auf mich gerichtet.

Wenn ich ſeinen Blick traulich erwiederte, klopfte er das Thier oder meinen Schenkel und ſagte, gleichviel, wen er meinte, mit freundlichem Grinſen: „Braver Kerl!“ Ich dachte an Mormona und ſtaunte, wie die Berge ſo Verſchiedenes als Geſchwiſterpaar erzeugen können, auf Einem Stengel einen Kobold und ein Elfenkind. Als ich ihm das ſagte, lachte er über die Maßen und meinte, ich ſei doch wohl Keiner vom „heiligen Amt“, weil ich's nicht klug genug anfinge, ihn zu täuſchen. Nur begriffe er nicht, was er davon habe, mich in die Berge zu führen.

„Gefällt es mir bei Euch,“ ſagt' ich, „dann ſollſt Du mir den Gegenbeſuch machen und mit mir auf die Jagd gehen. Ich habe dort hinten mein eigenes Revier.“

„Euer eigenes Revier?“ lachte der Burſche. „Na, da iſt es leicht möglich: wir bewirthen Euch mit einem Stück Wildpret von Eurem Gehege.“

Das Chriſtenthum in der Wüſte! dacht' ich bei mir, gaſtfreie Räuber! — „Wenn ſie Dich als Wilddieb erwiſchen,“ ſagt' ich, „ſo wirſt Du gehängt, Pirro!“

„Beſſer als Wilddieb hangen, denn als Ketzer brennen!“ rief er laut, „da weiß man doch warum, und hat den Braten genoſſen!“

Er hielt in dieſem Augenblicke ſein Thier an und ſah mich ernſt und forſchend an. Ich merkte, daß für mich erſt jetzt die rechte Probe begann. Ich ſagte ihm, von Ketzergerichten mit Feuer und Schwert wiſſe er doch wohl nur durch Hörenſagen; die Zeiten der Barbarei ſeien vorüber, und in Zukunft würden die Menſchen, wenn ſie nur Alle an Gott glaubten, ſich wie Brüder die Hände reichen.

„Da drüben,“ ſagte er, nach den Thürmen von Santa Maria zeigend, „da hat Mormena die Mutter Gottes geſpielt. Die Komödie war nicht ſchlecht.“

„Die Mutter Gottes hatte ihre Luſt an dem frommen Kinde,“ ſagte ich ſehr ernſt. „Anfangs war Mormona ſchüchtern und ſträubte ſich gegen den frommen Dienſt —“

„Ja, ſie iſt zu gut für Euer Heidenthum.“

„Heidenthum?“ wiederholte ich: „wir Römiſchen halten Euch für heidniſch Volk.“

„Ja, das iſt's eben,“ fuhr er heftig auf und arbeitete mit beiden Händen auf mich ein, um ſeine Rede durch kräftige Zeichenſprache zu unterſtützen; mitunter kam ihm ein abgeriſſenes Stück Bibeltext, das er von ſeinem Prediger in der Wüſte aufgefangen, gar nicht übel zu Hülfe. „Ihr ſollt keine Götter haben neben mir! ſpricht der Herr unſer Gott! Kennt Ihr das Gebot wohl, Signor? Nun, wenn Ihr es kennt, ſo ſündigt Ihr doch alle Tage dagegen, denn Ihr betet zu zehntauſend Heiligen.“

Der kecke Burſche ſchlug mich mit ſeiner loſen Rede faſt darnieder. „Aber die Heiligen“, ſagt' ich nach einer Weile, „ſind ja keine Götter. Sie ſind Menſchen geweſen, wie die großen Propheten es waren, und wenn wir ihre Hülfe bei Gott für uns anflehen, ſo geſchieht das, weil wir zu demüthig ſind, um uns mit unſerer Sündhaftigkeit in's Allerheiligſte zu drängen.“

„Ja, Ihr wißt Euch reinzubrennen!“ eiferte der Junge. „Und früher habt Ihr auch andere Menſchenkinder reinbrennen wollen, auf dem Holzſtoße, nicht?“

„Biſt Du getauft, Pirro?“ fragt' ich in meiner Verwirrung und aus Verlegenheit. Ich fühlte, wie ſchwer es ſei, dem geſunden Mutterwitz der bloßen blanken Natürlichkeit beizukommen. Pirro war mit ſeiner Antwort ſchnell bei der Hand. Mormona habe geſagt, er ſei noch zu dumm dazu. „Aber ſie iſt klug,“ betheuerte er, „ſie iſt ſchon längſt getauft und hat auch immer ſo etwas von der Kraft Gottes an ſich gehabt. Bei Euch wär' ſie längſt verdorben, bei Euch, die Ihr Euch für ächte, reingebrannte Chriſten haltet. Das wahre Chriſtenthum, ſagt der lange Peter aus Savoyen, der Ziegenhirt oben in den Bergen, der unſer Prieſter iſt und allſonntags uns den Segen lieſt, — das Chriſtenthum der Jünger und Apoſtel, ſagt er, ſei nur bei uns und der Herr Jeſus, ſagt er, ſei auch erſt als verſtändiger erwachſener Menſch getauft.“

Die Waldenſer nehmen es mit der Kindertaufe nicht ſehr genau, aber ſie halten ſich bei alledem ebenſo ausſchließlich für ächte, unfehlbare Chriſten, als der römiſch Gläubige! In den zerriſſenen Mantel Chriſti theilt ſich alle Welt, und Jeder hält ſeinen Fetzen für den wahren Rockſchooß des Herrn!

Wir waren inzwiſchen immer weiter in die unwirthliche Gegend der kahlen Bergwelt hineingerathen. Die Wohnungen der Menſchen lagen ſchon weit hinter uns. Das Nadelholz wechſelte mit niederem Geſtrüpp, endlich hörte die Vegetation ganz auf, immer regelloſer ſpalteten ſich die Klüfte, immer verworrener ſchoben ſich die Felſen in einander. Hier konnte entweder nur das Unglück hauſen, das die Menſchen aus ihrem Schooß vertrieben, oder die Unſchuld, die bedürfnißloſe, die den Reichthum und die Fülle des Lebens nicht kennt. Die Sünde verliert hier freilich ihre Anlockungen, aber die Tugend kann hier nichts anderes ſein als ein Nothbehelf, ein eigenſinnig ſtarrer Trotz, ſo unfruchtbar wie dieſe Felſen. Dieſer Aufenthalt iſt freilich kein ſelbſtgewählter, er iſt eine Verbannung; die Thorheit der Welt, der Irrthum der Menſchen da unten hat dieſe Einöde bevölkert. Das erſte Chriſtenthum barg ſich vor dem heidniſchen Rom in Höhlen und Klüften. Die Lehre von der Einfalt des Herzens war vor dem chriſtlichen Rom nicht viel beſſer auf der Flucht. Sie thun Recht, wenn ſie ſich dieſe Einfalt nicht rauben laſſen, aber dieſe Unſchuld iſt doch wohl nur der Anfang eines menſchlichen Lebens, nur Kindheit, die, trotzig feſtgehalten, in eigenſinnige Barbarei verſinkt. — Wenn man das Wort der Verſöhnung fände? Würde ſich der vom Strom des Lebens abgetheilte Arm nicht wieder zum Ganzen finden? Und wenn nun die Mutterkirche vom alten Frevel abließe, Rache zu rufen, wo nur das Wort der Liebe gilt? Wenn ſie anfinge, wirklich jener gute Hirte zu ſein, der die Neunundneunzig läſſet und das eine Verlorene ſucht! — Und warum ſollte ich nicht der Miſſionär ſein können für meine waldenſiſchen Brüder?

Der Pfad, immer ſteinichter und enger, hatte ſich unmerklich gehoben; dann ſenkte er ſich wieder, nachdem wir die erſte Felſenſchicht hinter uns hatten; er ſtieg nun keck und ſteil dem

Kamm des Gebirges zu. Die Schlucht, die wir betraten, bohrte ſich immer tiefer, die Felſen ſchlugen faſt über unſeren Häuptern zuſammen, und die Dämmerung wurde zur Dunkelheit. Ich war abgeſeſſen und ging hinter dem rumpelnden Karren her, der bald links, bald rechts geſchleudert wurde. Der Eſel ging ſicher; Pirro ſchritt vor ihm her, war luſtig und pfiff ein Lied.

Endlich hielten wir. Eine Felswand hatte ſich dicht vor uns geſchoben. „Muth, Kamerad, wir ſind am Ziel!“ ſagte Pirro. — „Mormona!“ rief er nach der Höhe hinauf. — „Pirro!“ tönte eine helle Stimme herunter.

Sie wechſelten einige Worte im gebirgiſchen Kauderwälſch. Raſch waren dann Fuhrwerk und Thier in einer Höhle untergebracht, die zum Stalle diente. Von dort führten in den Stein gehauene Stufen aufwärts. Ich beſtieg ſie auf des Burſchen Geheiß. Wie ich oben auf der Felſenplatte anlangte, fühlte ich eine weiche, warme Hand, die im Dunkel nach mir taſtete. Als aber Pirro hinter mir auf des Mädchens Gruß antwortete, ließ ſie mich raſch los. Ich tappte nach ihr, und ſo leitete ſie mich über Stock und Stein an der Wand hin um die gefährliche Klippe. Schweigend betrat ich hinter ihr den engen Raum der Hütte. Die innere Thür ſprang auf, und wie der helle Schein des Heerdfeuers uns beleuchtete, fuhr das Mädchen mit einem lauten Schrei zurück und ſtand, mich ſprachlos anſtarrend, wie eine Bildſäule mitten im Gemach. Ich fand nicht gleich das rechte Wort des Grußes und des Wiederſehens. Sie hatte mich mit dem erſten Blick erkannt und die Scene, wo ich ſie auf dem Marktplatze zu La Torre vom

Karren gehoben und die Zitternde durch die tobende Volksmenge geführt, trat wieder lebhaft vor meine Seele. Auch in ihr mochten die Bilder des Feſtes ſich erneuern. Sie ward ſo blaß wie ſie damals war, ihr banges Auge irrte wie ſuchend umher und mit den Lippen lächelte ſie wieder wie verklärte Geiſter, die ſich menſchlichem Thun zuneigen, es ſegnen und es in ſeiner Dürftigkeit doch nicht ganz zu begreifen ſcheinen.

„Ja, ja," lachte Pirro, der hinter uns eintrat, „das iſt der Herr aus La Torre, der Dich zur Mutter Gottes machte."

Mormona trat erſchrocken zurück und flüchtete ſich in den Hintergrund der Höhle. Der rohe Burſche ſchien nur dazu da, um mir aus dem Traume zu helfen, in den mich der Anblick des Mädchens verſenkt. „Ja," fuhr er in ſeiner mürriſchen Luſtigkeit fort, „ſie haben an Heiligen die Hülle und Fülle, und ſuchen doch immer noch, wen ſie fangen können! Haben ſich diesmal durch eine Ketzerin ihr Schloß weihen laſſen. Wohl bekomm's!"

Er ſchürte das Feuer, brummte ein Köhlerlied vom Hebebaum und Schüreiſen und ging dann hinaus, für ſein Bedürfniß ſorgend.

Mormona ſtand im Dunkeln und wagte ſich nicht hervor. Ich hatte den Muth nicht, ſie anzureden. Sollt' ich gegen Pirro meinem Zorne Worte leihen? Es war ihr Bruder, vielleicht das einzige Weſen, mit dem ſie zuſammenhing. In der rußigen Hütte, in dem verworrenen Trödel von armſeligem Hausbedarf erſchien ſie mir wie ein verſchüttetes Kleinod; aber ich wußte nicht, wie weit dieſe rauhe Wirklichkeit zu ihrem Weſen gehörte. Sie ſtand mir zugewendet und regte ſich nicht, aber ich fühlte aus dem Dunkel hervor, daß ihr Blick auf mir ruhte. Die bange Stille löſte ſie endlich ſelbſt. „Seid Ihr gekommen,“ ſagte ſie plötzlich, „mich zur Rechenſchaft zu ziehen? Hab' ich Euer Feſt entheiligt?“

Sie trat zögernd hervor. Der Schein der Heerdflamme umgab ihr Haupt wie eine Glorie. Es überkam mich wie prieſterliche Weihe, nur wußt' ich nicht, ob ich Segen ſpendete oder empfing.

„Was vor Gott rein iſt,“ ſagt' ich ſchüchtern, „kann das je ein menſchlich Thun entheiligen?“

Eine helle Freude leuchtete aus ihren Augen. Sie zitterte nicht; ſie war dreiſt und ſicher, wie ſie jetzt vor mir ſtand. Eine heftige Unruhe durchbebte mich, als ſie mir beide Hände zur Verſöhnung hinhielt. In der Verwirrung, die mich überfiel, legte ich die Hand auf ihre Schläfe; eine namenloſe Bangigkeit lief durch meine Seele. Sie ſah mich an mit ihrem unbewußten Lächeln, ſie wußte nicht was in mir vorging. Wußt' ich es ſelbſt?

Pirro trat lärmend ein. Er war geſchäftig, ſich das Mahl zu bereiten, und mit ihrer Hülfe war er bald damit am Ziel. Er ſchmähte auf mich, daß ich im Winkel blieb und nicht Theil an ſeiner Herrlichkeit nahm. „Das würd' ich hier oben wohl lernen müſſen!“ ſagte er lachend. Er tafelte haſtig, wie geſunde Kerle pflegen. Es war ihm nur neu, daß die Schweſter ihn heute nicht bediente, und ſich ſtill gegen ihn verhielt. Dann ſchob er die Streu für ſich und mich zurecht und lud mich ein, als guter Kamerad wenigſtens das Lager mit ihm zu theilen. Ich bedeutete ihn, ich wolle auf dem Seſſel meine Nachtruhe halten, die Fenſterbrüſtung ſolle meine Lehne ſein. — Während dieſer lärmenden Zurüſtungen war Mormona verſchwunden; ſie hatte die Thür leiſe in's Schloß gedrückt.

Pirro lag ſtill, ich ſaß betäubt. Ueber unſeren Häuptern ſchlürften leiſe Tritte. „Wer iſt dort oben?“ fragt' ich Pirro. — „Wer ſonſt als ſie!“ ſtöhnte er ſchlaftrunken und gab im nächſten Augenblicke die tiefen Athemzüge des verſunkenen Schläfers von ſich. Auf dem Heerde erſtarb die Gluth. Ich ſaß und ſann und lauſchte. Oben ſtreifte noch der Saum eines Gewandes den Boden. Dann war Alles ſtill. Dunkel und Traum woben ihren Schleier um meine Seele, ich ſchloß die müden Augen und die Natur forderte ihr Recht.

Am andern Morgen war ich mit dem Früh'ſten wach und ſtieg, die Büchſe in der Hand, mit Pirro auf die nahen waldigen Höhen. Er ging auf Gämſen, und ich mußte bald ablaſſen, dem gewandten Bergſteiger zu folgen. Er war ein Menſch von anderen Sehnen und glich an Sicherheit und keckem Schritt dem Thiere, dem er von Felſen zu Felſen nachſetzte. Ich begnügte mich, ſeiner Spur von fern zu folgen. Es war ein Grenzgebiet, wo er als Waidmann ſein Handwerk trieb. Daß es Sonntag war, hinderte ihn nicht an der Wilddieberei. — Gab es alſo für das Chriſtenthum in der Wüſte nicht einmal einen vollſtändigen Feiertag? — Pirro war nicht glücklich geweſen und kehrte mürriſch zurück, den kargen Morgenimbiß mit mir zu theilen. Dann ſtiegen wir in die jenſeitige Niederung hinunter.

Auf einem ſchmahlen Pfade geſellten ſich Einzelne von gleichem Schlage zu uns, Buben und Weiber kamen haufenweiſe herbei. Wir hatten mit ihnen denſelben Weg, daſſelbe Ziel. Es waren Viele darunter, deren rußiges Aeußere ihr Gewerbe in der Köhlerhütte verrieth, auch loſes Geſindel, in abgetragenen Sammetjacken und ſchäbigen Filzhüten. In einer Schlucht, die abſeits in eine Höhle auslief, machten wir Halt. Der innere Raum, mit Baumſtämmen nach der offenen Seite umſchloſſen, vom überhangenden Geſtein halb gedeckt, war bald von Menſchen angefüllt, die ſich hier allſonntäglich begrüßten. Es war das Gotteshaus der Waldenſer. Während die Weiber ſchwatzten, die Buben ſich wälzten, ging unter den Männern die gemeinſchaftliche Feldflaſche herum. Es war Orangenwaſſer, mit Wein vermiſcht. Jeder that einen kräftigen Zug, um ſeine Kehle zu netzen. Dann erſcholl ein verworrener Geſang, der wie ein Fluch Verdammter tönend, am Gewölbe mit dumpfem Gebrüll nachhallte. Es war Andacht in dieſen Tönen, aber eine Andacht, die wie eine Verbrüderung zur Rache klang. Die Erſcheinung eines hohen, knochigen und bärtigen Mannes machte dem Geſang ein Ende. Es war der lange Pietro, der Ziegenhirt aus Savoyen, der das Amt eines Predigers der Gemeinde verſah. Die vier baumſtarken Männer, die ihm folgten, waren ſeine Söhne. Sie waren alle zugleich Gerber; bei der geſtrigen Wanderung hatte mir Pirro ihre Hütten am Gebirgsſtrome gezeigt, wo dieſe Apoſtelfamilie ihr Geſchäft betrieb. Von ihrer Hantierung hatte das Chriſtenthum in den Bergen viel angenommen, wie es ſchien. Der höhere Standpunkt, wo Pietro als Kanzelredner Fuß faßte, war mit ſchönen Thierhäuten ausgeſchlagen. Er ſelbſt warf ein zottiges Fell, das an der Wand hing, um ſeine Schultern und ſtand — faſt wie der Johannes der Wüſte — fertig in ſeinem Ornate. Sein hartes, dürres Antlitz ſah aus, als ſei es in Schlachten ergraut. Die Keckheit des Piraten, die aus ſeinen Augen blitzte, ward aber durch die kummervolle Miene des Alters, durch einen Zug des Leidens gedämpft. Er kam nie in die Niederungen herab, hatte ſeit Jahrzehnden nicht die Städte und Dörfer der Menſchen betreten. Schon die Heiligenbilder an den Straßen erregten ihm einen Widerwillen, den er nicht überwand. Er ſchlägt mit den Beinen ein Kreuz, hatte mir Pirro erzählt, wenn er den Heiland am Kreuze ſieht, macht Kehrum und läuft davon!

Pietro las die Epiſtel des Tages ſatzweiſe vor, ſo daß die Gemeinde insgeſammt die Worte nachſprach. Dann knüpfte der Redner in ſeiner harten, kargen, aber einfach kräftigen Weiſe ſeine Betrachtungen daran. Er ſprach von der Grauſamkeit der Welt, von den Qualen der unſchuldig Verfolgten. Es war der Trotz des ungerecht Mißhandelten, was er predigte; die Religion der Unſchuld, die dem Schaffott entfloh, gewann in ſeiner Rede ihren Ausdruck. Die Geſchichte der Waldenſer beſtätigte jedes ſeiner Worte, aber die Wahrheit ſeiner Behauptungen ſtützte ſich nur auf die Vergangenheit und ihre Sünden. Dies Chriſtenthum der Höhlen und Schluchten verliert wie das Judenthum ſeine Berechtigung, wenn die Verfolgungen aufhören. Es iſt ſo gut wie der römiſche Glaube an die Heiligen und Märtyrer, eine überlieferte, aus der Vergangenheit hergebrachte Lehre. Von eigenthümlicher Bedeutung war für mich der Schluß der Rede. „Sie feiern da unten“, ſprach Pietro, „den Tod des Herrn. Sie umhüllen ihn mit ſchwarzen Gewändern und umräuchern ſeine Leiche. Sie wiſſen nicht was ſie thun; wir aber wiſſen, daß er ihnen nicht verzeihen wird. Sie ſelber tödten den Herrn, denn ſie tödten ihn in Jedem von uns. Was ſie dem Geringſten unter uns thun, das thun ſie ihm, und ſo ſind ſie die Ungläubigen, die ihn alltäglich an's Kreuz ſchlagen, eine Schaar von Judas Iſchariots, die ihn ſtündlich verrathen und verkaufen. Herr, unſer Gott, wendeſt Du Dein Antlitz vom Schauplatz der Erde? Magſt Du die aufgeputzten Gräuel der Welt nicht ſehen? — Wende Dich zu uns, Herr, und führe uns nicht in die Verſuchung, zu glauben, Du könnteſt Dich in uns tödten laſſen, ohne wieder aufzuerſtehen! Amen!“ — Ein kurzes Gebet folgte der Rede, dann hatte der Geiſtliche ſein Amt verſehen, hing ſein Feiertagsfell wieder auf und miſchte ſich unter die Brüder, die von neuem den heulenden Geſang begannen. Eine allgemeine Umarmung vertrat die Stelle des Segens. Dann war der Gottesdienſt beendigt, die Flaſche ging nochmals herum und Jeder ſuchte ſeinen Ausgang.

Wie ich mit Pirro auf der Höhe ſtand, ſah ich die wie im Winde zuſammengewehten Menſchen nach allen Seiten über die Felſen klettern oder den Niederungen zueilen, wo ſie der Wald wieder aufnahm. Die kleine Gemeinde, wenn man dieſen Haufen Menſchen ſo nennen will, war nur ein Nebenzweig der größern waldenſiſchen Verbrüderung. — Was ächtes Chriſtenthum in ihnen iſt, muß der Welt zu Gute kommen, darf nicht im Winkel verkümmern! Das waren meine Gedanken, als ich neben meinem Gefährten die Höhle verließ.

Drittes Capitel.

Der Miſſionär.

Auf dem Rückwege wurde Pirro vertraulich; er erzählte von ſeinem früheren Leben. Die Geſchwiſter waren aus Savoyen hieher gewandert. Die Alten, Köhlersleute, hatten eine eigene Schürhütte gehabt. In den Kriegsunruhen war ihr Hab und Gut eine Beute der Verfolger geworden. Sie hatten ſich mit genauer Noth aus dem brennenden Meilergehöft gerettet und waren auf der Flucht elend umgekommen. Die beiden Kinder hatten das Wanderleben fortgeſetzt, von einem Meiler zum andern, um Unterkunft zu finden. So waren ſie heimatlos erwachſen. Der Burſch hatte keine Luſt zum Köhlergewerk; er ſchweifte Tags und Nachts in den Wäldern um; wenn die Noth drückend wurde, ging er heimlich auf Wild. In unſern Bergen hatten ſie endlich Halt gemacht und ſich die Hütte zuſammengeflickt. Pirro hielt ſich Karren und Eſel und führte den Krauthändlern am Abhange der Höhe ihre Frucht in die nächſten Ortſchaften zu Markt. Der Burſch hatte gerade ſo viel Pfiffigkeit, um ſich in der Welt durchzuhelfen, und gerade ſo viel Trotz, um es der Welt nie Dank zu wiſſen, wenn ſie ihn leben ließ. Ein Naturzuſtand der Art mag gerechtfertigt ſein. Aber etwas mehr Bedürfniſſe, leiblich wie geiſtig, etwas mehr Pflege des Gemüthes: und aus dieſem Nomaden wird von ſelbſt ein getreuer Anſiedler, der Sinn hat für Menſchenglück, Sinn für Recht und Sitte. Mitten im Zufall der Dinge dieſer Welt erkennt und fühlt er dann eine leitende Hand Gottes auch im Thun und Sein der Andern. — Ich hing meinen Miſſionsgedanken nach, während Pirro ſchwatzte.

Ein einfaches Mahl vereinigte uns mit Mormona oben auf dem Felſen in der bretternen Hütte. Sie hatte ihr beſtes Geräth aufgeputzt und ſchaltete und ſchaffte mit der ganzen Innigkeit ihres ſtillen Weſens, dem der Grundzug einer klaren, tiefen Heiterkeit eigen war. Nur die Worte fehlten zu den Blicken ihres dunkelblauen Auges, nur die hörbare Muſik zu den ſchönen Wellenlinien ihrer Bewegung, und ein fertiges Kunſtgebilde aus Gottes Hand ſtand vor mir in der Unſchuld der erſten Empfindung und mit dem Zauber jenes Lächelns, das nur verſchwiegen vom Glück des Daſeins weiß. Wie ſie mit ſchüchterner Demuth das Wenige, das ihr Vorrath bot, zu reichen und die Gabe durch die Anmuth des Gebens zu erhöhen wußte, wie ſie mit großer Entſchiedenheit dem unwirſchen Bruder zu begegnen, ihn zu beſchwichtigen und dadurch zu beherrſchen verſtand: in alle dem entwickelte ſie die ſichere Weisheit einer unbewußten Kinderſeele. Es war ſo viel Klugheit in ihrer Unſchuld, und dieſe Klugheit wußte doch nichts von ſich ſelber. In der Art, wie ſie den Bruder zu nehmen verſtand, lag eine feine, liſtige Ueberlegenheit. Sie lenkte ihn, indem ſie ihm ganz zu Willen war; ſie kam ſeinen Wünſchen, ſeinen Abſichten und Zwecken voraus, und hatte ihn unvermerkt in ihrer Hand. Es ſchien faſt, als könne ſie ihn betrügen, indem ſie ihn nur für den Augenblick befriedigte, und ſich ſo für manche Unbilden an ihm rächte. In dem langen Umgang mit Pirro hatte ſie ihm, nur um mit ihm fertig zu werden, ſeine Schwächen abgelauſcht und triumphirte über ihn wider Wiſſen und Wollen. Auf den bloßen Augenblick war Pirro's ganze Natur geſtellt. So hartnäckig ſein Trotz, ſo war er doch jedem neuen Eindruck, der ihm ſchmeichelte, unterworfen; man konnte ihn mit ſcheinbar dienlichen Mitteln von ſeinem Ziele ableiten. Mormona hatte in der Herrſchaft über den Bruder eine ſichere Meiſterſchaft erlangt. — Ich ſaß und ſann dieſem erſten Geſtalten menſchlicher Zuſtände nach. Ein Miſſionär, dacht' ich, muß klug ſein wie ſie, aber auch eben ſo einfach natürlich!

Nach der Mahlzeit lagerten wir uns auf den Decken, die Pirro auf den Boden breitete. Durch die loſen Fenſter zog ein ſcharfer Weſt; doch waren ſie hoch genug, um uns nicht, wenn wir am Boden ſaßen, dem Luftſtrom preiszugeben. Das ganze kleine Geräth der Wirthſchaft ſtand um uns; von oben lugte hier und da durch die Sparren des lockeren Gebäu's mit hellem Auge der Himmel herein. Es war, wie wir zwiſchen Melonen und Gurken, Kohlköpfen und Wurzeln Sieſta hielten, eine Idylle um uns her, wie man ſie wohl in den Bildern jenes Baſſano und anderer venezianiſcher Meiſter ſieht. An hell geſcheuerten kupfernen Keſſeln, in deren Glanz und Widerſchein man die ganze Scene noch einmal im Kleinen ſieht, fehlte es freilich, aber nicht am Duft der Gemüſe, der unſer Mahl würzte. Der Bube mit dem ſtruppigen Haar, den geſchlitzten, halb ſchielenden Augen, Befangenheit und Pfiffigkeit ſeltſam gemiſcht, gutmüthig trotz der Tücke, und bei aller Rachluſt offen und ehrlich, — der Bube machte das Bild um mich her zur Bambocciade.

„Hört 'mal, Kamerad," unterbrach Pirro die Stille, „hab' da eine Entdeckung gemacht! An Eurer Büchſe iſt ein Wappen. Ich bin kein Kenner ſolcher Dinge, aber ich ſehe, daß man Euch doch wohl zu den vornehmen Leuten zählen muß. Iſt es Euer eigenes Gewehr, oder gehört es einem Herrn, in deſſen Dienſt Ihr ſeid?"

„Es iſt mein eigen Gewehr," ſagt' ich. „Ich ſchenk' es Dir; und wenn Du einmal in Noth biſt, ſo zeig' es in Santa Maria vor und man wird das Wappen ehren."

„Sie könnten freilich denken, ich hätte die Büchſe geſtohlen!"

„So laß Dich vor mich führen und ich will Dir helfen."

„Nun, ſo ſeid Ihr ein mächtiger Herr?"

„Wenigſtens in Dienſten eines ſolchen," lenkte ich ein.

„Sei es wie es ſei," rief Pirro, „es wäre ein hübſcher Zug von Euch, wenn Ihr Euch zu uns armem Volk in den Bergen hieltet. Ihr braucht kein Waldenſer zu werden, aber wenn Ihr Geſchmack an uns findet und Ihr ein Mann ſeid, der es ehrlich mit uns meint und uns nicht belügt, ſo bleiben wir im

Nothfall von Folter und Kerker verſchont. Nicht? Ihr ſolltet öfter kommen und uns heimſuchen bei unſerem Gottesdienſt und in unſeren Hütten. Hart Brot und ein Trunk Ziegenmilch, das iſt all' Eins bei uns, und wie wir uns ſelbſt bewirthen, ſo dienen wir auch dem Herrgott, ſchlecht und recht. Ihr brauchtet ja nicht viel Weſens davon zu machen, daß Ihr ein Wohlgefallen an uns hättet! Da unten triebet Ihr als römiſcher Chriſt Eure Sache nach wie vor; nur wäret Ihr gegen uns menſchlich, ließet uns — wenn's nicht anders ſein kann — durchprügeln, wenn Ihr uns im Walde auf falſcher Fährte ertapptet, aber uns nicht Zeitlebens einſperren, weil wir zu einfältig ſind, um Euern ſtolzen Glauben zu begreifen. Wir Burſche ſtänden Euch dann alleſammt zu Gebote, wenn Ihr uns da unten das Wort reden wolltet, und ich würde Euch in Fällen der Noth einen Haufen Kerle werben, deren Freund zu ſein Euch nie gereuen ſollte. Dann und wann freilich müßtet Ihr, wie geſagt, hier oben bei uns hauſen; ſonſt glaubten wir's nicht und dächten, Ihr meintet's nicht ehrlich. Mein Seel', wenn Ihr gute Kameradſchaft mit uns hieltet, ich könnt' Euch Bruder ſchelten, ſo lieb wollt' ich Euch haben!"

„Nun Freund," ſagt' ich, „da würd' ich nur daſſelbe Vertrauen von Euch fordern. Ihr müßt mitunter bei mir hauſen, und Du ſollſt mit mir auf die Jagd gehen und aufhören auf unrechter Fährte zu treiben. Das ehrliche Waidwerk nährt bei uns ſeinen Mann, und Du ſollſt zu Pferde ſitzen, ſtatt den Eſel zu treiben."

„Ja, wenn nur Eure — Schwarzröcke nicht wären!“

„Ich ſtehe für ſie ein,“ ſagt' ich zuverſichtlich.

„Ja, wer da trauen könnte!“ lachte Pirre. „Ich hab' da unten im Kloſter ein Paar alte, gute Freunde, denen ich das beſte Geflügel bringe. Sie ſegnen mich immer; aber wenn ſie wüßten, daß die Hand eines Ketzers ſie bediente, ſie würden mir Gift ſtatt ihren Segen geben. Neulich ſtreckte mir Einer das Crucifix vor. Ich bückte mich drüber hin, ſteckte aber die Zunge heraus, ſtatt das Holz zu küſſen. Er ſah es und hieb mit dem Kreuze auf mich ein, faßte mich am Genick und rief die Kloſterknechte. Mit genauer Noth entkam ich. Daß ich ihm geſtohlenes Wild bringe, das läßt er gut ſein, obſchon er darum weiß. Sobald ich aber nicht recht nach ſeiner Art den Anſtand habe, um mit dem Herrgott ſchön zu thun, wittert er gleich den Böſen in mir.“

„Wenn ich Euern Pfarrer, den langen Pietro, verhöhnt hätte, mein Freund: Ihr hättet mich nicht lebendig von Euch gelaſſen!“

Pirro gab das weder zu, noch mocht' er's leugnen. „Ich kann mit einem todten Gott nicht ſchön thun,“ ſagte er, „ich lobe mir einen lebendigen. Wir machen mit ihm überhaupt nicht ſo viel Umſtände, nicht ſo viel Weſens, wie Ihr mit Euern vielen Höflichkeitsbezeugungen, Euerm Knieen und Knixen, Euerm Flennen und Schluchzen. In Rom, ſagt der lange Pietro, feuern ſie ſogar mit Kanonen drein, wenn ſie beten wollen. Sie meinen, der alte Herr im Himmel ſei taub geworden. Der alte Gott iſt auch nicht ſo böſ' und finſter, daß wir alle Zeit in Sack und Aſche vor ihm hinſtürzen müßten! Was ein ehrlicher Waldenſer iſt, der geht ſchlicht mit ſeinem Herrgott um, nimmt ihn ſozuſagen bei der Hand, ſchüttelt ſie ihm und ſagt: Lieber Herr, ſei gut mit uns, denn Du biſt ja doch der einzige brave Kerl im Lande!“

Mormona war vor mich hingetreten, als wollte ſie den Unwillen, der in mir aufſtieg, beſchwichtigen. Sie ſah zitternd zu mir auf und hob die Hände wie bittend in die Höhe.

„Ihr kennt den alten Gott ſehr ſchlecht, wenn Ihr ihn wie Euresgleichen behandelt!“ rief ich mit einem ſtrafenden Ernſt, der mich plötzlich gegen Pirro überkam. „Ihr wollt keine Götter haben neben ihm, aber in Eurem Uebermuthe ſeid Ihr nicht mehr fähig, die Spuren ſeines Wandels auf Erden zu ſehen. Anders als in Zeichen ſpricht er ja nicht mit uns, Ihn ſelbſt ſchauen wir nicht. Sein Athem durchdringt die Welt, aber ſein Angeſicht bleibt uns Allen verhüllt. Die ganze Natur iſt der Schauplatz ſeines Wirkens, Alles um uns her iſt eine Kunde von ihm; warum ſollen wir ihn nicht in ſeinen Zeugen und Boten begrüßen? Selbſt am kleinſten Sandkorn iſt ſeine Heiligkeit zu ahnen und wir verſtehen ihn in ſeinen Wirkungen. Du aber, der Du ihm ſelbſt nahen willſt, thue zuvor den Staub von Deinen Füßen, ziehe die Schuhe ab, denn die Stätte iſt heilig. Du würdeſt erbeben und erblaſſen, wenn ſich der Herr in ſeiner ganzen Geſtalt Dir zeigen wollte! Unſere Religion giebt uns die Bedingungen an, uns ihm allmählich zu nähern. Du freilich ſiehſt auch in der Art, wie ſich Menſchen zu einander verhalten und aus dieſem Verhalten ein

Gewebe von Recht und Sitte machten, eitel Willkür, Zufall und Hinterliſt. Du biſt ein fahrloſer, heiterer Schelm, der Böſes und Gutes noch nicht ſcheiden lernte, wahren Schmerz und wahre Freude noch nicht kennt. Wohl iſt das Leben nicht um des Todes willen da; aber eine Religion, die dem Tode und den Schmerzen nichts abzugewinnen weiß, verſteht wohl ſehr wenig vom Leben der Menſchen und ihrem dunklen Drange. Auch die Natur ſtirbt ab, hat Schmerzen und trauert. Der Orkan reißt die Hütten nieder und ein wilder Dämon läßt nicht ab und iſt immer geſchäftig, die Saat des Guten zu zerſtören. Wir müßten, wenn wir nicht um den geſtorbenen Chriſtus trauerten, der Natur ein Todtenfeſt halten, damit ſich der Menſch mit ſeinen Schmerzen ein Genüge ſchaffte."

Mormona war am Boden niedergekniet, ſie hatte ihr Geſicht in beide Hände geſenkt. Mit weit aufgeriſſenen Augen ſtarrte mich Pirro an. Dann wälzte er ſich wieder auf ſeinem Lager zurecht und murmelte vom langen Pietro, der es doch beſſer wüßte, wie es mit dem Chriſtenthum der Römer ſtände. — Was ich ihm geſagt, ging freilich über ſein nächſtes Bedürfniß hinaus, deshalb verſtand er mein Chriſtenthum nicht. Ich aber glaubte das ſeinige zu verſtehen, ohne es für das alleinige Evangelium zu halten. „Eure Religion", ſagt' ich, „iſt in ihrem Urſprunge ſo heilig, wie jede. Nur ein Erleuchteter konnte den Gedanken faſſen, den Gottesdienſt wieder bis auf ſeine erſten Bedürfniſſe zurückzuführen. Euer einfacher Glaube iſt gültig, ſo lange Ihr ſelbſt die einfachen Geſchöpfe der Wüſte bleibt; Kindern genügt ein Kinderglaube."

„Nu, nu! Wir ſind nicht ſchlechter als Ihr,“ murrte Pirro.

„Die Erwachſenen ſind nicht beſſer, aber ihr Leben iſt voller, reicher geworden, die Kräfte haben ſich erweitert. Iſt der Zwieſpalt einmal eingetreten, vom Baume der Erkenntniß die Frucht gebrochen, die Sünde als die That des freien Willens in die Welt gekommen, ſo herrſchen gute Geiſter und Dämonen in wechſelvollem Spiel. Die Menſchenwelt, mein Freund, hat ſich wie die Natur entwickelt, ſtufenweiſe. Wer will das Pflanzenleben mißachten! Es iſt ſogar lieblicher, zarter, unſchuldsvoller als die nächſte Stufe der Entfaltung: aber dieſe nächſte Stufe, das Thierreich, iſt eine Entwickelung reicherer Kräfte, ſtärkerer Gewalten. Leidenſchaften ſind in ihr wach geworden, der Selbſtwille fängt an ſich frei zu machen und zum Bewußtſein über Bös und Gut iſt ein Schritt mehr gethan. Das römiſche Chriſtenthum iſt nur die reichere Entfaltung einer Summe von Wahrheiten und Bedürfniſſen. Euer waldenſiſches Chriſtenthum iſt eine Stufe für menſchliche Kindheit, Ihr ſeid Waiſen, die ſich trotzig gegen die Welt wehren und Niemand angehören wollen. Oder Euer Glaube müßte für eine Herde von Räubern ſein, die ihre Wildheit für berechtigt halten, die Welt alles Heiligen zu entkleiden und ihr abzutrotzen, was ſie nicht freiwillig giebt!“

Pirro lag ſtill am Boden, er ſchlief entweder, oder ſtellte ſich ſchlafen. Es hatte mir wohlgethan, mein Chriſtenthum vertheidigen zu müſſen. Ich glaubte jetzt erſt recht feſt an meinen Glauben, da ich die Weltregierung Gottes damit zu rechtfertigen hatte. Zugleich fühlte ich plötzlich, was unſerm

Chriſtenthum fehlt. Unſern Prieſtern fehlt es an dem lebendigen Geiſt, der am Pfingſttag ausgegoſſen iſt. Jene Erleuchtung, die wie mit hundert Zungen redet, in die Welt zieht und alle Völker gewinnt, kommt nicht mehr über die Stellvertreter und Boten Gottes.

Wie ich ſchwieg, war Mormona aufgeſtanden. Ihre Augen leuchteten mich ungewiß an.

„Sind ſie denn Alle da unten ſo mild?“ fragte ſie mit ſcheuer, zitternder Stimme.

„Die Menſchen, Mormona, haben immer verdorben, was urſprünglich rein war vor Gott.“

„Lehren das auch Eure Prieſter?“ fragte ſie nach einer Weile von neuem.

„Ich will es Dir lehren, Mormona, ich will Dein Prieſter ſein!“

Ich reichte ihr die Hand und ſie legte zögernd ihre Linke in die meinige, während ſie ihre Rechte an ſich preßte. Ihre Augenlider ſenkten ſich; aber ſie ward nicht roth, es zog vielmehr jene leiſe Bläſſe über ihr Antlitz, wie ſie mir am Heiligenfeſte erſchienen war, ſo durchſichtig hell, wie gelöſt von allen leiblichen Banden. Wie ich ihre Hand feſthielt, zuckte ſie in in ſich zuſammen und wandte ſich ab. Pirro regte ſich am Boden und wir traten auseinander. Die Dämmerung brach herein; Mormona verließ ſchweigend das Zimmer.

Ein ſanftes Feuer durchleuchtete mein Herz. Mitten im Dunkel ſah ich helle Geſtalten, lichte Schatten auf und niederſchweben, gute Genien, freundliche Abbilder meiner Seele, denen nur noch die Sprache fehlte, um ihr Glück zu ermeſſen, noch zu ſcheu und ſchüchtern, noch zu ſehr von Furcht befangen, um ſchon den Traum in Wirklichkeit zu verwandeln. — Ich ſaß und lauſchte. Ihr leiſer Schritt ſchwebte wieder über den Balken, das Gewand rauſchte über den Boden hin. Ich zitterte heftig und doch wagte ich nicht mich zu regen. Wie gebannt ſaß ich auf der Stelle feſt und fühlte doch die Fähigkeit, meine Seele freier und ſelbſtändiger zu bewegen, von der Schwere des Körpers gelöſt und von einer wunderbaren Macht beflügelt. Ich fühlte Leib und Seele in mir getrennt und meinen Geiſt in einen lichteren Stoff gekleidet, in deſſen Hülle er ganz neu athmete. Es war mir, als ſtänd' ich oben unter dem Dach der Hütte, die ſich in einen Tempel Gottes verwandelt hatte, als kniete Mormona vor einem Altar, auf dem ſie ihr Herz darbringen wollte, und als wär' ich als Prieſter ihr links und rechts behülflich, ihr das Opfer zu erleichtern. Traum und Wirklichkeit liefen wirr durcheinander, und doch war ich mir des Wachens bewußt. Endlich ſchlief ich feſt und ſicher ein. Da war mir, als ſtieg' ich, dem kecken Gemſenjäger gleich, von Fels zu Fels. Immer reiner ward die ätheriſche Luft, immer leichter mein Schritt. Oben auf der Spitze, den Firſt der Bergwand entlang, ſchwebte eine flatternde Mädchengeſtalt. Ich jagte ihr nach, und wie ich ſie endlich am Saume ihres Gewandes erhaſchte, ſank ſie plötzlich mit lautem Schrei in meine Arme. Es war Mormona. Aber ſie ſah unendlich leidend aus, ihr helles Auge ſchien in Gram aufgelöſt. Wie ich ſie küßte, lächelte ſie ſchmerzlich und ich hätte vor geheimem

Weh vergeben mögen. Sie entwand ſich meinen Armen und ſchwebte wieder ungewiß in der Luft. Wie ſie ſinken wollte, ſchrie ich auf, denn ich war unfähig, ſie mit den Händen zu faſſen. Da rauſchte es wie mit Fittigen über ſie her, ein weiter Mantel umhüllte ſie von beiden Seiten, zwei Arme umſchloſſen rücklings ihren Leib, eine kräftige Geſtalt führte ſie auf Flügeln himmelwärts, und das dunkle Auge einer ernſten Frau blickte aus den Wolken auf mich herab. Ich weiß nicht, war es meine unglückliche Mutter oder die alte Waldenſerin, die Ahnmutter unſeres Hauſes, welche die Leidende an ihrer Hand hinauf in die Wohnungen der Seligen führte.

Mit dem heranbrechenden Morgenlicht ſchwanden die Geſtalten; aber ich wußte, daß ich wach war, als mich Pirro rief und zum Aufbruch gemahnte. Meine Miſſionsgedanken hatten ſeit jener Nacht das Ziel: Mormona um jeden Preis und gleichviel mit welchem Glauben und Bekenntniß mein zu nennen.

Pirro hatte raſch angeſchirrt und trieb mich mit geſchäftiger Eile fort. Ich wollte heim; er ging ſeinem Gewerbe nach. Der Strahl der Morgenſonne ragte noch nicht bis in die Schlucht hinab, aber umſäumte die Spitzen der Felſen und die bretterne Hütte, die wie ein Neſt zwiſchen den ſteilen Wänden hing. Mormona ſchlummerte noch; Engel Gottes breiteten die goldnen Flügel um das kleine Haus. Wir ſaßen auf, ohne ſie begrüßt zu haben.

„Alſo Ihr wollt wiederkommen?“ rief mir Pirro zu, nachdem wir eine Zeitlang ſchweigend neben dem Eſel, ich hüben, er drüben, fortgeſchritten waren.

„Unter der Bedingung, daß Du nach Santa Maria kommſt,“ ſagt' ich.

„Nach Santa Maria!“ wiederholte er. „So ſeid Ihr einer von den Leuten des alten geſtrengen Grafen, der ein waldenſiſch Mädchen zur Frau gehabt? Bei einer Jagd auf Wilddiebe hatte er ſie mit einem Rudel friſcher Burſche aufgefangen. Er gab den ganzen Haufen wieder los; dafür folgte ſie ihm wie eine getreue Magd in's Schloß. Und ſeitdem treibt kein Waldenſer mehr Dieberei im Gebiete von La Torre. Es giebt der Reviere noch ſonſt genug. Das arme waldenſiſche Kind ward aber doch wohl ein Opfer Eurer Prieſter von Gottes Gnaden. Sie ſagen, ſie ſei plötzlich geſtorben, noch vor meiner Zeit. Nun, ſie ermorden Keinen mehr in ſeiner heilen Haut; ſo grauſam iſt man nicht mehr. Aber wer weiß, ob die arme Ketzerin im alten Schloſſe drüben nicht noch im Verſteck lebt unter Martern und Foltern! Sie ſagen, es gehe im Schloſſe um. Vielleicht ſind es die ehrwürdigen Herren ſelber, die wie Vampyre umgehen und Seelen fordern!“

„Menſch, Du lügſt!“ ſchrie ich auf. „Muß denn Alles in der Welt ein Gewebe von Lug und Trug ſein!“

„Meinetwegen,“ ſagte er, „ich bin gegen Geſpenſter aller Art gewaffnet.“ — Er zog ein Stilett aus dem Gürtel und ſteckte es ruhig wieder ein. — „Man ſagt,“ fügte er hinzu, „der junge Graf ſei ein ſehr finſterer Herr. Wird wohl in den

Händen der heiligen Männer Gottes ſein. Vielleicht giebt's einmal wieder eine Waldenſerhetze!"

Ich faßte ihn hart an der Bruſt. „Menſch!" ſagt' ich, „Ihr wollt in den Bergen Euch rein halten von der Schlechtigkeit der Welt, und Euere Gedanken ſtecken voller Tücke, denn Ihr nährt Euch von der Lüge und der Argwohn hat Eure Herzen vergiftet."

„Meinetwegen!" ſagte der Junge ganz gedankenlos. — „Ich will Euch aufſuchen in Santa Maria. Es wär' recht gut, wenn wir einen Freund da hätten. Wie erfragt man Euch?"

„Zeig' Dein Gewehr vor, und man wird Dich zu mir führen."

„Ehrlich und ohne Falſch?" ſagte er, „topp!" — Ich ſchlug in ſeine Hand. — „Eure Büchſe ſoll mich führen," ſetzte er hinzu. „Ihr Lauf iſt gut und ich denke, mir entgeht nichts, wenn ich ſie regiere. Schaut einmal dort das Eulenneſt im Geklüft! Seht Ihr's?"

Ich hatte den Punkt in der Felſenſpalte mit den Augen kaum erfaßt, als der Schuß fiel, das Geflecht ſich vom Steine löſte und herabſtürzte. — „Nun wißt Ihr wenigſtens," ſagte Pirro, „daß ich nicht der Kerl bin, den Ihr leichten Kaufes haben könnt." — Lachend zog er ſeines Weges fort. Wie er um die Felſenecke ſammt Eſel und Wagen verſchwand, hörte ich ihn noch lange eine jener Weiſen ſingen, die die Savoyarden zum Tanz der Murmelthiere ſpielen. — So luſtig und ſo ſtarrköpfig, ſo zutraulich und ſo argwöhniſch ſind die Menſchen im Gebirg.

Viertes Capitel.

Der Geiſt der Berge.

Mein Ausbleiben hatte in Santa Maria doch mehr Aufſehen erregt, als ich wünſchte. Ich hatte meine Sorgloſigkeit zu bereuen. Der Jägerburſch, den ich auf dem Markte von La Torre verabſchiedet, mußte geplaudert haben. Ich war zwei Nächte fortgeblieben und hatte Sorge erregt. Im Schloßhofe hielt Giacomo, der alte Haushofmeiſter, mit den Dienern hohen Rath. Sie waren zu einem Streifzuge in die Berge gerüſtet, als ich plötzlich unter ſie trat. Die ſtaunende Freude verwandelte ſich in Scheu und Angſt, als ſie mich, obſchon mit heiler Haut, doch waffenlos vor ſich ſahen. Mein verworrener Anzug war Zeuge meines Verkehrs mit der Wildniß. Ich gebot dem Alten, die Diener zu beſchwichtigen, und legte Allen Stillſchweigen auf. Giacomo, in der Freude mich wiederzuſehen, gelobte der Mutter Gottes in der nächſten Dorfkirche ein neues Gewand ſammt Schleppe und Gürtel. Dabei lief es doch wie Furcht und Entſetzen über ſein altes, mürbes Geſicht. „Gelobt ſei Jeſus Maria!“ ſagte er, mich argwöhniſch muſternd, „glaubt' ich doch, der Geiſt der Berge müßte über uns gekommen ſein. Die alte Waldenſerin iſt auch wieder erſchienen!“

„Mir auch!“ ſagte ich, „dieſe Nacht im Traume, eben in der Hütte, wo ich gaſtlich übernachtete. Sie trat im blauen Sternenmantel, wie die Mutter Gottes, vor mich hin; ein ernſter, aber ſeliger Geiſt, der längſt im Himmel ſeinen Frieden gefunden. Und ich gelobte ihr, auch auf Erden Frieden zu ſtiften, damit das Leben der Menſchen ein Schauplatz brüderlicher Liebe werde!“

Die Diener murmelten und ſprachen von einer andern Geſtalt, die im Schloſſe erſchienen ſein ſollte. „Haſt Du ſie geſehen?“ fuhr ich auf, „oder Du? oder wer? — Wer will mit mir wachen im Schloſſe, damit der Geiſt uns Rede ſtehe?“ — Niemand regte ſich. — „So ſeid Ihr, kindiſches Volk! Zu prüfen, wie Männern ziemt, wagt Keiner, und ſo bleibt Ihr Alle, wie Weiber und Kinder, in Euerm Glauben Narren und Sklaven. Eure Feigheit trägt die Schuld, wenn Hirngeſpinnſte mit der alten Schreckensmacht uns beherrſchen. Es gilt Euch ein Kleines, ſelbſt ein Menſchenleben Euerm Wahne zu opfern. Ihr ſelbſt ſeid es, die Ihr als Geſpenſter und als Gehäuſe des Aberglaubens umgeht bei hellem Tage! Euer Wahn iſt blutgierig, Euer finſterer Glaube iſt unſelig, nicht die gequälte Seele der Ahnfrau, die von Euern Miſſethaten im Schooße Gottes ausruht. Aber es ſoll anders werden auf Santa Maria, ſo wahr ich hier einſt Herr bin! Die Freude ſoll einkehren in unſern Mauern, die Menſchenliebe ihren Sitz bei uns aufſchlagen. Das ſoll die Sühne ſein für die Frevel, die wir an den Brüdern in den Bergen verübt!“

Die Diener ſchlichen bei Seite. Giacomo bekreuzte ſich und ſah mit ſeiner weisheitsvollen Wehmuth auf mich herab. Mit dieſer frommen, gutmüthigen und weichen Seele war er doch der harte Kerkermeiſter meiner Mutter geweſen.

Es drängte mich, das Bild der Verewigten zu ſehen, das man im alten Schloßflügel in den verfehmten Zimmern vor Jedermann verbarg. Mein Vater beging das Oſterfeſt in Rom; ich hatte bis zu ſeiner Rückkehr noch einige Tage Spielraum. Ich wollte ſie benutzen. Im großen Ahnenſaale fehlte auch das Bild der alten Waldenſerin. Ich brachte den Haushofmeiſter darauf, von dem Gemälde zu ſprechen, obwohl ich längſt wußte, welche Bewandtniß es damit hatte. In den letzten Tagen ihres Lebens hatte meine Mutter es vor ihr Bett bringen laſſen. Es war der Wunſch einer Sterbenden geweſen, man hatte ihr willfahren müſſen. Seitdem war es nicht wieder in die Reihe der Familienbilder aufgenommen. Giacomo zitterte, als ich in ihn drang, mir die Schlüſſel zu geben, die zu dem verbotenen Flügel des Schloſſes führten. „Um des Herrn und Heilandes willen! Dort iſt alles Unglück des Hauſes bei Seite geräumt!“ flehte er dringend.

„Ja,“ ſagte ich, „was Ihr das Unglück des Hauſes nennt, das haltet Ihr wie einen peſtartigen Stoff fern, als läge die Anſteckung in der körperlichen Berührung! Ich ſage Dir, ſie liegt in der Luft, die Alles durchdringt, und die Niemand abſchließt.“ — Der Alte rang die Hände. — „Du machſt meinen

Argwohn rege. Oeffne! Der Sohn will die Stätte betreten, wo ſeine Mutter ein Opfer Eures Wahnes wurde. Eile, Dein zukünftiger Herr befiehlt!"

Gegen meinen Zorn, gegen die Erinnerung an die Unbill, die der Verſtorbenen widerfuhr, war der Alte nicht gewaffnet; er holte die Schlüſſel aus einem geheimen Wandſchranke im Zimmer meines Vaters. Ich entriß ſie ihm und ging. Seiner Verſchwiegenheit konnte ich ſicher ſein; ich wußte, daß er, wie ich ſelbſt, gegen das Verbot meines Vaters handelte. Ich eilte den langen Gang hinunter, der zu den verlaſſenen Zimmern führte. Es war heller Mittag, aber ich trat in einen völlig dunkeln Raum. Ich ſtieß die Läden von den Fenſtern. Der friſche Luftzug wirbelte Staub auf, die vergilbten Vorhänge zitterten, die alten Tapeten rauſchten, die dumpfe Luft und der Geruch des Moders beengten meine Bruſt. Es war ein Vorgemach, in dem ich ſtand. Ich tappte weiter und öffnete. Erſt im dritten Zimmer ſtand das Bett der Entſchlafenen mit Stuhl und Tiſch und all' der Umgebung ihrer letzten Augenblicke. Hier war ſie geſtorben; hier hatte ein freies Herz, verkannt und verſchmäht, unter dumpfen Banden ausgeathmet; eine friſche Alpenroſe war hier in der ſchwühlen Luft der Menſchenwelt ſo raſch verwelkt! Ich ſank in meine Kniee; der Schmerz überwältigte mich. Ich lag am Boden, ich weinte, aber gelobte eine Rache, über die alle ſeligen Geiſter im Himmel frohlocken ſollten. Labte ſich mein Herz doch an einem friſchen Quell der Liebe, konnte ich doch im Glück einer nahen Zukunft ſchwelgen!

In der Niſche hing das Bruſtbild der Mutter; ein lachender Mädchenkopf mit flatternden Locken, eine ſpielende Heiterkeit im dunkelblauen Auge. Sie blickte in der Friſche des erſten Frühlings, in der Luſt am ſchönen Leben, in der neckenden Freundlichkeit der erſten Jugendliebe ſo hell und keck in die weite Welt, die ſich ihr ſo bald eng und düſter verſchloß. Und hier, ſo dicht neben ihrer blühenden Geſtalt, das Bett und die traurigen Zeugen eines kummervollen Todes! Dem Bett gegenüber, den feſten Blick mir zugewendet, hing das Bild der waldenſiſchen Ahnfrau, in ganzer Geſtalt, in aufrechter Haltung, in der ſteifen, ſtolzen Tracht einer Dame des Hauſes von ehedem. Sie war es, die mir in der Nacht erſchien, als ich im Traume meine Hand nach Mormona ausſtreckte; nur war damals ihre Stirn mit einem hellen Schein umzogen, der Mantel der Königin des Himmels breitete ſich um ihre Schultern. — Was wollte mir dies dunkelblaue Auge ſagen? Blickte es ſtrafend herunter oder warnend? Dieſe Züge waren ſo lebendig, dieſe weiße Hand ſtreckte ſich ſo frei heraus, als wollte die ganze Geſtalt aus dem Rahmen ſteigen und mich erfaſſen. Plötzlich war mir's, als ließen die Züge der Ahnfrau, die Züge der Mutter, die Züge Mormona's durcheinander. Daſſelbe dunkelblaue Auge, daſſelbe lichtbraune Haar und der ſchelmiſche Zug der ſanft geſchwellten Lippen! War es immer nur, nach Zeit und Alter wechſelnd, dieſelbe Geſtalt geweſen, die den Söhnen meines Hauſes erſchienen war? Seltſames Spiel des Zufalls! — Ein wirrer Nebelſchleier zog ſich um meine Sinne, um meine Gedanken zuſammen.

Ein Geräuſch hinter mir ſchreckte mich auf. Es war Giacomo, der mir nachgeſchlichen.

„Menſchen!“ rief ich, „ſeht hier die Opfer Eures Irrthums! Ihr waret Alle Mörder aus frommem Wahn! Aber ich will den Fluch, den Ihr über Euch ſelbſt verhängt, in Segen wandeln, ich will die Schmach vom Hauſe nehmen, die Gräuel Eures Glaubens beenden. Die Liebe regiere auf Erden, der Haß ſei getilgt!“

Der Alte kniete auf der Schwelle und betete eifrig, vielleicht für mein Seelenwohl. Ich verließ mit ſtummer Scheu die Räume, in denen meine Mutter ſtarb.

„Wer war um die Sterbende?“ fragte ich Giacomo, als wir die Gemächer ſchloſſen.

„Eine Dienerin, die nicht mehr lebt,“ ſagte der Alte. „Dieſe hatte in der Angſt der Seele den Prieſter kommen laſſen; aber als er der Leidenden das Allerheiligſte reichen wollte, ward er mit Unwillen wieder abgewieſen. Die Sterbende wollte das Kreuz nicht küſſen, das er ihr hinhielt.“

„Sie trug ſchwer genug an dem Kreuze, das Ihr über ſie verhängtet!“

„Sie wollte auch zu keinem Heiligen beten! Heilige Mutter Gottes, bitt' für ſie!“

„Sie betete“, unterbrach ich ihn, „zu der Heiligen ihrer eigenen Wahl. Darum ließ ſie ſich das Bild der Ahnmutter kommen, in deren ſtarken und feſten Blicken ſie Troſt ſuchte.“

„Sie iſt ohne Segen, ohne die letzte Oelung geſtorben!“ ſagte Giacomo.

„Ohne den Leib des Herrn, ich weiß. Vielleicht bedurfte ſie ſeines Leibes weniger, weil ſein Geiſt ſie erfüllte und ihr Muth gab, der ſchnöden Welt zu trotzen. O, Ihr Verblendeten! Ihr nanntet es Verbrechen, daß ſie ſich nicht zum Gekreuzigten wandte, und Ihr wußtet nicht, wie tief und ſtill ſie ihn im Herzen trug."

„Die Heiligen wollen ihr jenſeits gnädig ſein!" flüſterte der Alte und ſah mich betäubt und verworren an. —

Um die Todten kümmerte ich mich nicht ferner: die Lebenden verlangten meine Sorge. Es trieb mich eine dunkle Regung, der Herkunft meiner Mutter nachzuforſchen. Ich wußte ſelbſt nicht warum, aber es war ja möglich, daß die Aehnlichkeit der Züge in einer nahen Blutsverwandtſchaft ihren Grund hatte. Oder war dieſe ganze Entdeckung nur ein Blendwerk meiner aufgeregten Sinne? — Ich eilte zum Kloſtermeier im nahen Walde. Er war früher um die Perſon meines Vaters geweſen, hatte ſeine Jugend mit ihm verlebt, war eingeweiht in ſeine Verhältniſſe. Soviel er wußte, hatte die Verſtorbene keinen Anhang mehr in den Bergen. Ihre drei Brüder, da ſie ſich nicht zum römiſchen Glauben bekehren wollten, waren mit einem Jahrgehalte nach Genua verwieſen, hatten aber, unter Androhung der Inquiſition, ſchwören müſſen, unſer Gebiet nicht wieder zu betreten. Die Republik brauchte Soldaten gegen das aufrühreriſche Corſica. Die drei Waldenſer nahmen Seedienſte, wurden aber von den Corſen gefangen und waren, als Genua mit franzöſiſcher Hülfe wieder Beſitz von der Inſel nahm, entweder in den blutigen Wirren umgekommen, oder mit dem abenteuernden König Theodor geflüchtet. Für den Fall, daß ſie noch lebten und ſich meldeten, lag die für ſie ausgeſetzte Summe in den Händen des Pater Rector im Collegium zu Genua bereit. Keiner von ihnen hatte in der Heimath Nachkommen gehabt.

Mein Plan ſtand feſt, um mich Mormona's zu bemächtigen. Mein Herz duldete ſie nicht länger in der Wildniß der Berge. Ich eilte von Genua, wo ich mir dieſe Kunde verſchafft hatte, zum Kloſtermeier zurück; ich that ſehr zuverſichtlich, als wär' es meinen Nachforſchungen gelungen, über die Abkunft meiner Mutter Aufſchluß zu erhalten. „Die drei Brüder", ſagte ich ihm, „waren nicht die einzigen Anverwandten." — Der Alte ſtaunte, aber ſchien gläubig, wie ich ihm von zwei weitläufig verwandten Sprößlingen aus Savoyen erzählte, die in unſern Bergen hauſten. Auf meinen Streifereien, ſagte ich ihm, hätt' ich ſie ausfindig gemacht, und gedächte ſie nicht ferner ſich ſelbſt zu überlaſſen. Der Alte wehklagte, daß das Gewebe eines ſchickſalvollen Zuſammenhanges des Hauſes mit den Ketzern dort oben unauflöslich ſei. Und wenn alle die verwaiſten Kinder in den Bergen, rief ich, zur Sippſchaft der Mutter gehörten, ſo wolle ich es unternehmen, ihnen wohlzuthun und ſie als Brüder anzuerkennen. Gott ſei ein Gott der Liebe und kein Gott des Zornes; die Heiligen würden mit mir ſein, um die verlorenen Schafe zur Heerde des Herrn zu verſammeln. — Ich wendete mich ab; mein glühendes Antlitz war der Verräther meiner Lüge. Aber die Liſt gelang; der Alte bot willig die Hand, räumte in der Meierei ein entlegenes Zimmer ein und war des Beſuches, den ich ihm zuführen wollte, gewärtig. „Ein einfach gutes Kind,“ ſagte ich ihm, „ein Mädchen, fromm und ſtill, und ein wilder Burſche, der ſich nicht einzäunen läßt und gern im freien Walde herumſchwärmt!“ Der Kloſtermeier gelobte Verſchwiegenheit, denn weder der Vater, noch die Sprößlinge ſelbſt dürften vorläufig wiſſen, in welcher Beziehung ſie zum Hauſe La Torre ſtänden.

Ich athmete frei, als ich wieder aufſaß und der alte Meier mir ſeinen Segen nachrief. „Der Geiſt des Unheils komme nicht über Euch!“ ſagte er und hob die Hand gen Himmel. Ich lachte und frohlockte im Innern meines Herzens. Wohl war der Geiſt der Berge über mich gekommen, aber dieſer Geiſt war ein Genius im Feierkleide, ein Engel, der einen neuen Frühling vom Paradieſe brachte.

In Santa Maria hört' ich, ein wilder Junge habe ſich vor kurzem gemeldet, ſich zum Stallmeiſter führen laſſen, aber dieſem geſagt, er ſuche Jemand anders. Er wußte keinen Namen anzugeben, aber zeigte eine Büchſe vor, mit dem Wappen des Hauſes. „Es war Eure Büchſe, Herr! Wir verweigerten ſie ihm, als er ſie wiederforderte. Wie er hörte, es ſei das Gewehr, das Ihr jüngſt von der Jagd nicht wieder heimgebracht, erſchrak er heftig, entriß uns die Waffe und ſprang mit der Schnelligkeit eines Raubthiers über den Graben. Die Hunde ſetzten ihm nach; wir konnten ihn nicht erreichen, ſeine Spur verlor ſich im Walde.“

„Pirro!“ rief ich. — „Kommt er wieder, ſo haltet ihn gut, er iſt mein Freund.“

„Weh! gar der Vetter?“ flüſterte mir der Kloſtermeier mit allen Zeichen des Schreckens in's Ohr.

Ich dachte dem nicht weiter nach und eilte fort. Bald ſtand ich in den Bergen und fand die Schlucht, die zur Hütte führte. Eine Geſtalt ſprang mir zur Seite aus dem Dickicht hervor; es war Pirre. Er hing drüben am Felſen, der Waldbach brauſte zwiſchen uns. „Laßt ab von dieſem Pfade!“ ſchrie er mir zu, „ein Graf La Terre wandelt hier auf falſcher Fährte!“

„Pirre,“ rief ich, „biſt Du's, Freund?“

„Freund?“ lachte er zornig und ſchlug an's Gewehr, ließ es aber raſch wieder ſinken. „Meidet die Waldenſer! Unſre Kugeln ſind ſchneller, als Eure Schloßhunde. Ich warne Euch, hier iſt Euer Gebiet zu Ende.“

„Höre mich, Pirre, es war ein Mißverſtändniß; komm mit mir zurück nach Santa Maria, ſie werden ihr Unrecht an Dir vergüten!“

„Lüge, alles Lüge, wie Ihr ſelbſt!“ ſchrie er wild. „Hütet Euch vor Eurer eignen Waffe!“

Der Gießbach ſchäumte. Pirre's Worte verrauſchten im Getoſe der Fluthen. Ich ſtreckte die Hand nach ihm aus, da er meine Stimme nicht hörte. Er hob drohend die Fauſt und verſchwand.

Ich hoffte ihn oben zu finden, ihm Alles aufklären, ihn begütigen zu können, und ſetzte meinen Weg fort. Noch eine Stunde und ich war am Ziele.

Wie ich an der Bergwand hielt, auf deren Höhe die Hütte ſtand, gab ich das mir vertraute Zeichen. Mormona erſchien auf der Platte. Ich rief ihr zu; ſie antwortete nicht; aber wie ich das Maulthier in die Grotte zog und die Stufen im Felſen hinanſtieg, öffnete ſich oben der Deckel, der den einzigen Zugang auf die Höhe möglich machte. Ich ſprang hinauf und umfaßte das Mädchen mit beiden Händen. Sie entwand ſich meinen Armen und ſah mich ungewiß an. „Pirro iſt nicht hier!“ ſagte ſie zögernd.

„Ich weiß,“ war meine Erwiederung, „ich will ihn hier erwarten. Oder bin ich Euer Gaſtfreund nicht mehr?“

Sie blickte beſchämt zu Boden und trat langſam zurück.

„Mormona,“ rief ich, „willſt Du Dich von mir wenden, weil ſich zwiſchen mich und Pirro ein Irrthum drängte? Was die Menſchen da unten zu Haß und Tücke treibt, was die Religion der Prieſter in einen düſtern Fanatismus verwandelt, regt ſich das nun auch bei Euch, unter den freien Kindern der Natur, wo der Menſch offen zum Menſchen tritt? Bin ich Dir plötzlich fremd geworden, Mormona?“

Sie fand kein Wort der Erwiederung, ſie zitterte bang in ſich zuſammen; ſie wollte fliehen und hatte mir doch den Eingang geſtattet. Sie wußte nicht, was ſie wollte, indem ſie mich den ſchmahlen Pfad an der Felſenwand hinführte und dann an der Schwelle der Hütte doch wieder ſtillſtand. Mir zur Linken lief der ſchaurige Abgrund in die Tiefe und rechts, an die ſteile Wand gelehnt, hielt mich die kleine Hand des zitternden Mädchens.

Endlich trat ſie in die Thür, und wir ſtanden an dem traulichen Heerde. „Mormona,“ ſagt' ich, „unter dieſes Dach ſollt' ich nicht mehr treten, wo ich den wichtigſten Lebenstraum geträumt, den ich zur Wirklichkeit machen will? Ich bin Einer jener La Torre, in deren Adern waldenſiſch Blut fließt. Ein alter Zauber treibt uns in die Wildniß und unſer Herz ſucht nach dem reinen Thau des Himmels aus Gottes Hand. Der alte Glaubenshaß, den die Prieſter gelehrt, will ſeine Sühne. Der Ahnherr ſündigte gegen die Ahnmutter des Hauſes und der Zwieſpalt des alten Irrwahns lief bis auf unſere Tage herab. Mein Vater hielt ſeine Gattin, die ihm aus den Bergen gefolgt, für verloren, weil ſie Gott in einer andern Weiſe angeredet. Mormona, was die Väter gefrevelt, ich bin berufen es zu ſühnen! Hier, wo Du hinknieteſt, um auf mein Wort zu lauſchen, ob ich die Grauſamkeit der Prieſter theilte, hier hab' ich im Stillen gelobt, zwiſchen Deinem und meinem Glauben einen Friedensbund zu ſtiften. Und Nachts ſtiegen gute Geiſter in meinen Traum, mein Thun zu ſegnen. Mormona, im Namen jener Waldenſerinnen meines Hauſes, Du ſollſt mir die Hand zum Bunde reichen. Laß uns treu aneinander halten, um die Welt vom Wahne zu befreien, laß uns Verſchworene ſein, die das heilige Werk vollführen, daß der Menſch nicht mehr den Menſchen um ſeines Glaubens willen verflucht! Gott verſteht jede Sprache des Herzens; er verwirft weder die lallende Zunge der kindlichen Völker, noch die zitternde Stimme eines altgewordenen Jahrhunderts. In ſeinen Geheimniſſen forſcht die Menſchheit bis in alle Ewigkeit, jedes Alter, jede Stufe des Lebens, Kind, Jüngling, Mann und Greis, jedes Volk, jedes Land, jeder Himmelsſtrich ſucht und findet ſeinen Gott; und der große Geiſt, auf den alle Abbilder der Menſchen deuten, bleibt nur ſich ſelbſt ewig derſelbe, während die Vorſtellungen, die ſich die Menſchen von ihm machen, wechſeln. Wer darf ſagen, er habe den alleinigen Gott Himmels und der Erde gefunden? Und wer es wähnt und glaubt und dem Bruder flucht, der zum ewigen Weſen in anderer Weiſe betet, dem iſt der gute Geiſt, Gott ſelbſt, der die Liebe iſt, gewiß am fernſten. Mormona, heilig biſt Du mir und unantaſtbar bleibe mir Dein Glaube! Nur Dein Herz will ich, freilich Dein Selbſt, und ohne Deinen Glauben biſt Du nicht denkbar. Aber wie dem auch ſei; ich glaube an die Macht der Liebe und will Dein Herz, Deine Hand. Ihr wollt nichts hören von Schwur und Eid, Ihr ſeid zu oft getäuſcht von den ränkevollen Menſchen; ſo gelobe ich mir ſelbſt, im Namen Gottes zum Heil der Welt, ewige Treue Dir und meinem Verſöhnungswerk."

Sie ſah zu mir auf und erhob willenlos und wie im Traum ihre Hand, als ich meine Rechte gen Himmel hielt. Dann zitterte ſie heftig, ihre ganze Geſtalt drohte zuſammenzuſinken und weinend ſtürzte ſie an meine Bruſt. Sie wollte nicht mehr frei ſein, nicht mehr unabhängig; mit dem Argwohn erſtarb in ihr auch jede Kraft des ſelbſtandigen Willens. Mir anzugehören war das einzige Gefühl, das alle Schleuſen ihres Innern durchbrach. Ihrem Volke zu leben hatte ich ihr gelobt, und dafür gewann ich ſie ſelbſt zu eigen.

Wir ſaßen ſtill beiſammen, ganz verſunken in das heilige

Glück, uns als zuſammengehörig zu fühlen. Es gab für uns keine Vergangenheit mit ihrem Fluch, keine Zukunft mit ihren Drohungen. Wie ich daran gemahnte, es ſei mein Plan, ſie bald als meinen Beſitz, als meinen Raub davonzutragen, fand ſie kein Wort der Erwiederung; ſie lächelte, als ſchwanke ihr Herz zwiſchen Glauben und Unglauben. Im Rauſch der ſtummen Seligkeit fuhren Stunden auf ihren Schwingen über uns hin.

Plötzlich ſchreckte Mormona aus meinen Armen auf. „Pirro!“ rief ſie. Ihr ſcharfes Ohr glaubte ſein Zeichen, ſeine Stimme zu vernehmen. Sie ſtürzte an's Fenſter, an die Thür, dann wieder zurück. — „Sei ruhig, Mormona,“ ſagt' ich ihr, „ich beſchwichtige ihn!“

„Er iſt wild in ſeinem Zorn,“ rief ſie, „er glaubt ſich verhöhnt, verrathen, er ſieht nur den römiſchen Chriſten in Euch, und das Blut der gemarterten Brüder ſchäumt in ihm auf, geräth ſein Haß in Gährung.“

„Er komme! Ich will ihm Rede ſtehen,“ ſagt' ich.

Sie ſtand unſchlüſſig, ob ſie ihm öffnen ſollte. Einen zweiten Einlaß gab es nicht. Wenn ſie den Querbalken, der die Fallthür an der Stiege ſperrte, nicht zurückſchob, ſo war der Zugang unmöglich. Der Fels, auf dem die Hütte ſtand, lief nach allen Seiten ſteil hinab, nicht eine Gemſe konnte ihn erklimmen.

Heftige Schläge gegen den Deckel über der Höhlung der Felſentreppe meldeten jetzt wiederholt Pirro's Begehren zum Eintritt. Das ſonſt ſo ſtarke Mädchen rang die Hände und drückte ihr Geſicht in's Tuch; aber plötzlich ſchüttelte ſie die Haarflechten von der Stirn zurück und ſchien gefaßt. Ein ſtrahlendes Feuer ſtrömte aus ihren Augen: ihre Nerven, ihre Muskeln waren geſpannt, ihre ganze Geſtalt entwickelte ſich zur Heldin. — „Er weiß, daß Du hier biſt,“ ſagte ſie, „das Maulthier in der Höhle verrieth Dich, — und ich werde Dich nicht verleugnen!“ ſetzte ſie ſtolz und entſchloſſen hinzu.

Die Beſorgniß, die ſie vor Pirre's Wuth gezeigt, war jetzt auf mich übergegangen. Da fiel draußen ein dumpfer Schuß. Mormona ſtürzte hinaus. Der Deckel der Fallthür über der Treppe war geſprengt. Mit wildem Geſchrei, von der Gewalt der Anſtrengung erhitzt, war Pirre hinaufgeſprungen, Wuth und Empörung ſchnaubend ſtand er vor uns auf der Platte und ſtreckte drohend ſeinen Arm in die Höhe. Gefahr für ſie fürchtend, war ich Mormona nachgeeilt. Sie ſchwebte auf dem ſchmahlen Rande, der an der Felſenwand und dicht am Abgrund hinlief. Es konnte kein Zweiter vorbei, wenn ſie den Pfad beſetzt hielt. So ſtand ſie zwiſchen ihm und mir, Beide mit den Händen abwehrend.

„Wo iſt der Verräther? Alles iſt Lug und Trug!“ ſchrie Pirro wie vom Wahnſinn befallen. — Wie er vordringen wollte, machte ſie Miene, ihn in die Tiefe hinabzudrücken. — „Verrätheriſcher La Torre! Denkſt Du ſtatt Gemſen waldenſiſche Mädchen zu erjagen? Soll Eurem Todtendienſt ein neues Opfer fallen? Ich habe Dir gelobt, Dich mit Deiner eigenen Waffe zu treffen. Nimm die Kugel hin als Gegengeſchenk!“

Mormona ſchrie vor Entſetzen auf, als er den Hahn ſpannte. Ihre Bewegung, um den Lauf der Büchſe in die Höhe zu ſchnellen, mißglückte, ſie glitt zu Boden, der Schuß fiel ungehindert. Ich ſah den Blitz kaum. Getroffen, erſchüttert, wankte ich einen Augenblick zurück, raffte mich wieder zuſammen und ſah, wie Mormona ſich mit wilder Gewalt auf den Bruder ſtürzte, wie ſie mit ihm in wilder Verzweiflung rang. „Mörder, Du!“ hörte ich ihre Stimme rufen.

„Hinab mit ſeinem Leib in den Schlund!“ rief Pirro, „mag er am Felſengezack hängen bleiben, für Geier ein langſamer Fraß!“

Sie griff wild in ſein Haar, hing ſich mit Löwenſtärke an ſeine ſtruppigen Mähnen und ſchleuderte ihn rückwärts nieder.

„Wie!“ ſchrie er, „Du willſt ihn ſchützen?“

„Dir fluchen will ich, Dich verderben, rührſt Du ſeinen Leib an! Ja, ich will ihn ſchützen, denn ich liebe ihn; ich werde ihn ewig ſchützen und lieben, denn ich will ſein Weib ſein!“

Sie ſtand wie ein Racheengel vor ihm, wie einer Judith glühte ihr das Geſicht, zuckten ihre Muskeln. Pirro ſtarrte ſie an. Er taumelte zurück wie ein Nachtwandler, der plötzlich an ſich ſelber irre wird. Weinend und heulend brach er zuſammen. Die Büchſe entfiel ſeiner Hand. Ich hörte ſie ſtürzen von Felſen zu Felſen bis tief unten in die Schlucht; ſie ſtürzte ſtatt meiner. Es war der letzte Laut, den ich hörte. Von alle dem ein thatenloſer Zeuge, lag ich gebrochen da. Wie ſich mir jetzt das Auge verfinſterte, ſah ich noch Mormona's Antlitz durch die Wolke ſchimmern, die meine Stirn umzog. Ich trank noch den Athem ihres Mundes, fühlte ihre brennende Lippe auf meiner Stirn; dann ſank ich zurück und Alles um mich her war ſtill.

Fünftes Capitel.

Mormona-Maria.

Wie ich aus der Betäubung erwachte, lag ich auf weiches Moos gebettet; ein Oelbaum breitete ſeinen grauen Schatten über mich her. Mormona kniete vor mir. Sie hatte ihr Tuch vom Buſen gelöſt und ſuchte meine Wunde von neuem zu verbinden. Sie bog ſich auf meine Bruſt und ſog das Blut mit ſanften Zügen in ſich. Der brennendſte Schmerz und die ſüßeſte Empfindung miſchten ſich zu einem namenloſen Entzücken, eine wunderbare Seligkeit rieſelte durch meine ſchwindenden Lebensgeiſter. Sie hatte mich, Mormona mit Pirro's Hülfe, vom Felſen heruntergeſchleppt, auf das Maulthier gehoben und ſo eine Strecke weit fortgeſchafft, um mich ärztlicher Hülfe zuzuführen. Aber die Bewegung hatte den Bluterguß erneut; in der Niederung ward Halt gemacht.

Aus Mormona's glühendem Antlitz ſprachen der Muth und die Tapferkeit der unternehmenden Liebe, aber zugleich die irre Angſt der tiefen Bekümmerniß. In dieſer Rathloſigkeit und die Gefahr der Wunde nicht erkennend, hatte ſie mich der

Ruhe in der Hütte entzogen und damit wider Willen meinen Zuſtand verſchlimmert. Der wilde Pirro kauerte bleich und entſtellt zu meinen Füßen; ſeine Wuth war in ihr Gegentheil, in Furcht und Reue, verwandelt. Wie ſie das Tuch von neuem um meine Bruſt geknüpft hatte, ſtand ſie auf und herrſchte ihm Befehle zu. Ich verſtand ihre Worte nicht, ich ſah nur ihre zürnende Bewegung, die Grazien des holden Kindes waren in Furien verwandelt, und der Unglückliche, der in Raſerei eine That verübt, die er nun ſelbſt bedauerte, lief in Angſt geſchäftig und winſelnd hin und her. Er brachte friſches Quellwaſſer herbei und Mormona benetzte damit meine Wunde, mir den brennenden Schmerz lindernd. Ich hatte nur ein ſchwaches Lächeln für die Wohlthat der geliebten Hand. So ſahen wir uns ſchweigend an, drei auf den Tod verbündete Gefährten. Pirro kniete tief in Demuth nieder, den ſcheuen Blick auf das zürnende Mädchen gerichtet. Er umfaßte meine Kniee; ſie ſtieß ihn zurück, und wie er nicht weichen wollte, ergriff ſie die Stange, die den Tragkorb des Maulthiers hielt, und ſetzte ſie ihm wie eine Keule auf die Bruſt. Es war mir, als müßte ich Gnade rufen, aber der Laut erſtarb im Gefühl des erneuten Schmerzes; und ich ſank wieder zurück in Betäubung.

Der Marſch ward dann mit Mühe fortgeſetzt. Pirro hatte Hülfe herbeigeholt, auf einer Tragbahre ward ich nach der Meierei gebracht. Sie lag näher als das Schloß, und es dunkelte bereits, als wir anlangten. In demſelben kleinen Zimmer des Wirthſchaftsgebäudes, das für Mormona's Zuflucht beſtimmt war, erwachte ich, von den beſtürzten Dienern umringt, unter den Händen des Arztes, der eben tief in der Wunde nach der Kugel fühlte. Sie war zwiſchen Schulter und Bruſt in das Fleiſch gedrungen und hatte ſich während des Marſches weiter hineingewühlt. Nur nach wiederholten Verſuchen gelang es, ſie aus der Wunde zu löſen. Mein erſter Schrei, deſſen die Lippen fähig wurden, war: „Mormona!“ Sie hatte ſich vor den Männern, die mich umringten, in den Winkel des Zimmers geflüchtet. Jetzt zertheilte ſie den Kreis der Diener und ſank weinend vor meinem Bette nieder. Wie ich die Hand auf ihr Haupt legte, verſiechte der Strom ihrer Thränen. „Meine Retterin!“ ſagte ich zum Kloſtermeier, deſſen altes, bekümmertes Antlitz ſich fragend über uns neigte. Ich blickte im Kreiſe um; Pirre war nicht unter uns. Sie mochte meinen ſuchenden Blick verſtehen, ſah mich an und ſchüttelte ihr Haupt. Pirre war, ſobald ſeine Hülfe nicht weiter nöthig ſchien, entflohen; der Schweſter Fluch hatte ihn verſcheucht. Der Aufruhr unter den Dienern, die ſich jetzt auf den Wink des Arztes mit ſcheuem Geflüſter entfernen wollten, gab mir die Nöthigung, zu reden. „Ich hatte einem Wilddiebe aufgelauert,“ ſagte ich, ſie bedeutend, „mein Schuß ſtreckte ihn in demſelben Augenblicke, wo ſeine Kugel mich traf, todt zu Boden. Sucht den Thäter nicht unter den Lebenden! Sein Leichnam liegt in der Schlucht, die der Waldſtrom überſpült!“ — Mormona's Thränen, die meine Hand benetzten, waren das Letzte, was ich fühlte. Ich ſprach wie ein Scheidender und wühlte krampfhaft mit meiner Hand in ihrem aufgelöſten Haar.

Es vergingen Tage voll dumpfer Stille. Meine Wunde brachte Todesgefahr; es waren edle Theile nahe am Herzen verletzt; der Arzt ſchien in Sorge. Ich lag in tiefem Schlaf gefangen, aber doch fühlte ich leiſe durch Alles hindurch den Hauch der geſchäftigen Liebe, die als Genius mein Lager umgab. So verlief die ſogenannte ſtille Woche. Am Oſtertage athmete ich leichter und ſaß aufgerichtet. Aber der Arzt hatte ſeine ſteigende Beſorgniß ausgeſprochen. Mormona's bleiches Antlitz verkündete mir ſeine Furcht, ob ſie gleich mit aller Kraft der Seele ſich zwang, ihren Schmerz in die Farbe der ſanften Ergebung zu kleiden. Ich glaubte mich allein mit ihr. — „Mormona,“ ſagt' ich, „wenn ich ſcheide, mußt Du zuvor die Meine ſein! Du biſt das einzige Gut, das ich mit hinüber nehme, mein einziger Gewinn, ſchwer erkauft, theuer errungen; aber ich ſterbe überreich und glücklich, wenn ich mir Deine Liebe, Deinen Beſitz durch den Tod errang!“

Sie unterdrückte ihr heftiges Zittern, ihr Buſen bezwang den Aufruhr ihrer Seele, aber die zurückgedrängten Schläge ihres Herzens waren hörbar. Sie ſah mich ſcheu an; der Kloſtermeier ſtand hinter uns. Sie bog ſich zu mir, ſie flüſterte mir ſcheue Worte in's Ohr. Ich verſtand nicht, was ſie ſprach, die Verwirrung drohte ihre Bruſt zu zerſprengen. Dunkle Gluth wechſelte auf ihren Wangen mit der Farbe der blaſſen Angſt. So im Aufruhr aller Elemente raffte ſie ſich auf und ſtürzte fort. Der alte Freund des Hauſes trat ſchüchtern aus dem Winkel hervor und ſah mich furchtſam und fragend an. „Sie iſt noch Waldenſerin!“ ſagt' ich leiſe zu ihm. Er legte erſchrocken beide Hände über das zitternde Geſicht. „Der Geiſt der Berge iſt wieder über uns gekommen!“ ſagte er mit dumpfem Schmerz.

„Sei er uns ein guter Geiſt! Er bringt Verſöhnung!“ tröſtete ich den Alten und lächelte gläubig in ſeine bekümmerte Miene.

Ein Diener rief ihn ab. Mormona blieb noch immer aus; es war faſt eine volle Stunde vergangen. Plötzlich trat ſie an der Hand eines Geiſtlichen in's Zimmer; der Kloſtermeier folgte ihnen mit gebücktem Haupt, mit gefalteten Händen. Es war der Pfarrer von La Torre, derſelbe Prieſter, der ſie zur Königin des Feſtes eingeweiht. Er verſah in des Schloßcaplans Abweſenheit auch in Santa Maria den Dienſt. Zu ihm war ſie geeilt, ihm hatte ſie ſich entdeckt, und was ſie mir heimlich nicht geſtehen wollte, verkündete ſie jetzt mit entſchloſſener Freudigkeit. Noch ſtand ſie ſchweigend vor mir, den Blick zu Boden geſenkt, als ſuche ſie ſich zu ſammeln; beide Hände drückte ſie noch einmal an ihren Buſen, als koſte es einen letzten Kampf; dann ſchüttelte ſie die wallenden Locken von der lachenden Stirn und blickte mich mit dem Glanz ihrer ſtrahlenden Heiterkeit an. Der Geiſtliche trat an mein Bett, ſuchte nach dem Wort, das er nicht gleich fand und neigte nur ſein Haupt zu mir, als wollte er ihren Entſchluß bejahen. — „Mormona,“ rief ich, „Du willſt mein Weib ſein?“

„Erſt Deinem Glauben angehören!“ ſagte ſie mit der Feſtigkeit eines Siegers, der ſich ſelbſt überwunden. Aus ihren Augen ſprach freudetrunken die Begeiſterung eines Kindes, das die ganze Bedeutung des eigenen Wortes nicht verſteht und doch voll Hingebung und Heldenmuth der Welt ſeinen Entſchluß verkündigt. Der Prieſter legte ernſt und ſanft die Hand auf ihre Schulter. Es galt, eine Irrgläubige zu gewinnen, und er war willig zur Bekehrung dieſer Seele. Er ſprach von einer langſamen Vorbereitung. „O,“ ſagte ſie freudigen Muthes, auf mich hindeutend, „ich bin ſchon gar ſehr gut römiſch geſinnt; er hat mich gewonnen, ſein Glaube ſoll der meinige ſein. Oben in der Hütte auf dem Felſen hat mir Giuſeppe Eure Religion verkündet, das Chriſtenthum einer Mutterkirche, die wie die Henne ihre Küchlein ſucht, die Lehre von der Liebe Gottes und der Liebe der Menſchen unter einander. Wie er dort oben ſo weiſe und doch ſo freundlich ſprach, da bin ich ſchon leiſe im Innern zuſammengebebt und gläubig geworden für die Wunder der Welt. Die Heiligen werden mir gnädig ſein, iſt noch Schuld und Sünde in mir!“

Sie ſprach das mit der Zuverſicht eines Engels, der ohne Reue und Buße mit ſeinem Bekenntniß ſich kindlich offen an Gottes Herz drängt. Dieſe Einfalt rührte mich zu Thränen, wie ich ſie nie ſo rein und fromm geweint; ich hätte aufjauchzen, allen guten Geiſtern ein Loblied ſingen mögen. Nur der Kloſtermeier wechſelte mit dem Pfarrer ſtille, bedenkliche Blicke. Wie Dieſer jetzt von der Nöthigung ſprach, ſie ſtufenweiſe in die Geheimniſſe unſerer Religion einzuweihen, unterbrach ſie ihn raſch und gemahnte ihn an das Feſt, wo ſie ja ſchon die Heilige vorgeſtellt und ſich ganz gut gebährdet habe. Und was ſie damals nur geſpielt, das wolle ſie jetzt werden, denn der Ernſt des Lebens habe ſie nun erfaßt, da es ſich um Tod und Leben handle.

Mein Zuſtand erinnerte allerdings daran, daß wir auf der Schwelle von beiden ſtanden. Mich verlangte nach dem Bunde mit Mormona und der Wunſch eines Sterbenden war dringend. Die halbe Nacht, den ganzen Tag über ſchloß der Pfarrer ſich mit ihr ein, ihr den Glauben unſerer Kirche und die römiſchen Gebote begreiflich zu machen. Die Liebe beflügelte ihren Willen und ſie erweckte ihm faſt die Ueberzeugung, als ſei ſie des Heils ſchon lange bedürftig geweſen. Im Schloſſe war Trauer und bange Sorge. Von den Eilboten, die nach Rom gegangen waren, lief noch immer keine Kunde ein. Pater Euſebio hätte bei der Gefahr, in der ich ſchwebte, nicht geſäumt, nach Santa Maria zu eilen, aber die Briefe erreichten ihn nicht, er war in Geſchäften ſeines Ordens über Turin nach der Schweiz gereiſt. Die Furcht vor meinem Tode beherrſchte die Gemüther um mich her; in der Capelle wurde Tag und Nacht Meſſe geleſen. Das entzündliche Fieber wiederholte ſich; die Miene des Arztes wurde bedenklicher. Der Prieſter freilich zögerte noch immer. Da lief ein Brief vom Pater Rector über Genua ein; er ſchrieb, er werde kommen, er werde eilen und am nächſten Tage bei uns ſein. Dies entſchied; der Pfarrer, ein Weltgeiſtlicher, wollte aus Eiferſucht einem Geiſtlichen von den Vätern Jeſu das Amt nicht abtreten, zu dem Eile und Noth drängte; Abends trat er, Mormona an der Hand, feierlich in's Gemach. — „Sie iſt dem Herrn übergeben!“ ſagte er, „die Heiligen wollen ihr Herz behüten!“ —

Er hatte ſie nach kurzer Einleitung getauft und eingeſegnet. Die Kunde von Euſebio's naher Ankunft hatte plötzlich meine Kräfte belebt, aber der Arzt hielt es für das letzte Aufflackern meiner Lebensgeiſter und der Prieſter fügte, bevor er mir das Abendmahl reichte, meine und Mormona's Hände in einander. Die Chorknaben ſangen draußen mit gedämpfter Stimme ein Loblied Gottes. Wie der Prieſter das Allerheiligſte vor uns erhob, ſtürzten alle Anweſenden in's Knie; ich ſank betäubt in die Kiſſen meines Lagers zurück.

So war Mormona römiſche Chriſtin und mein Weib geworden. Die Trauung am Krankenlager geſchah in Beiſein vieler Zeugen; in Gegenwart der Beamten des Schloſſes hatte der Prieſter unſere Ehe eingeſegnet. Mormona's raſche Aufnahme in den Schooß der alten Kirche war heimlich in der nahen Dorfcapelle geſchehen; an ihrer Bekehrung zu den Wahrheiten des römiſchen Glaubens wollte der Pfarrer noch fortgeſetzt im Stillen arbeiten. Vor meinem Vater durfte ſie nur, wie der Spanier ſagt, als eine „alte Chriſtin“ erſcheinen. Ihr Familienname erinnerte an ein erloſchenes Geſchlecht aus der italieniſchen Schweiz; dies genügte, ſie vor der erſten Nachforſchung ihrer Herkunft ſicher zu ſtellen. Ihr ganzes Weſen ſtand im Einklang mit ſolcher Angabe ihrer Heimath; war ſie doch wirklich aus Savoyen eingewandert; wir verſchwiegen dabei nur ihre Abkunft von Köhlern. Den Vorurtheilen meines Vaters und ſeinem Aberglauben vom Fluch des Hauſes waren wir dieſe Verheimlichung ſchuldig; war Alles in Segen verwandelt, ſo durfte man vielleicht durch offenes Geſtändniß Verzeihung erhoffen. Daß Mormona meine Lebensretterin, war Thatſache. Um das Geheimniß ihrer ſchnellen Bekehrung zur Mutterkirche wußte nur der Kloſtermeier; dieſer hatte dem Pfarrer auf's Sacrament das Gelübde des Schweigens geleiſtet. Alles Andere überließen wir der gütigen Fügung des Himmels.

Aus Genua waren Briefe angekommen, daß mein Vater, ohne von den Boten erreicht zu ſein, von Loretto nach der Küſte geeilt und in Livorno zur See gegangen war. Erſt in Genua erfuhr er die Ereigniſſe in der Heimath; der letzte Bericht, den der Arzt ihm lieferte, meldete die Nähe meines Todes. In Begleitung Euſebio's traf er plötzlich in Santa Maria ein. Er erfuhr ſchon von Dieſem die wunderbare Rettung ſeines Sohnes aus den Händen der Wildſchützen; er fand mich in der Pflege des geliebten Weſens, das, falls mein Leben noch zu erhalten war, zum zweiten Mal als meine Retterin erſcheinen mußte. Der letzte La Torre auf dem Todtenbett! Der Gedanke war genug für ihn, um Alles, was geſchehen war, gut zu heißen. War Mormona doch auch jetzt noch der Schutzgeiſt, der mein Lager umſchwebte, ſie war die Bedingung meines Lebens; der Alte konnte im Drang der erſten Sorge nicht umhin, ſie als Tochter, als das Weib des todtkranken Sohnes zu begrüßen.

Sie hieß Maria, ſeitdem ſie römiſche Chriſtin war. Mit dem alten Namen hatte ſie auch die Kleidung abgelegt, die an das Mädchen aus den Bergen erinnerte. Sie fand ſich leicht in die Rolle der Dame des Hauſes, ſie brachte über Alle einen friſch belebenden Geiſt. Der Liebreiz ihres Weſens war auch bald für den Alten ein Zauber; an ihrem Blick, an ihrem Thun und ihrer Pflege ſchien plötzlich ſein wie mein Glück zu hangen.

Die Lebensgefahr war vorüber; ich genas, wenn auch langſam. Der Arzt gab die Hoffnung einer möglichen Herſtellung; ich konnte ſchon nach Verlauf der nächſten Woche in's Schloß geſchafft werden. Noch ehe ſich äußerlich meine Heilung kundgab, hatte ich längſt das Gefühl, daß die Heiterkeit voll tiefen Glückes, die mein Herz durchleuchtete, von Innen her Geneſung bewirkte; die Wohlthaten von liebender Hand haben magiſche Kraft. In Mormona's Armen wäre mir der Tod ſüß geweſen; wie ſollte das neuerwachende Leben in ihrer Nähe, in ihrem Beſitz nicht ein Gefühl von Wonne in mir verbreiten! So ſehr iſt der Körper der Seele unterthan. Meine Geneſung war für die Aerzte ein Räthſel; nicht für mich. In kurzer Zeit konnte ich mit Mormona auf der Terraſſe des Schloſſes wandeln und den Balſam der Gewächſe einathmen. Alles erſchien mir neu, der Himmel, die Luft, der Baum, der Fels. Alles war für mich in das Licht einer Verklärung, die ganze Welt um mich her in einen ſtillen Zauber getaucht, um deſſen geheimnißvolle Löſung nur ich ſelber wußte. Aus Allem ſog ich Heilung; ein Glanz der Heiterkeit, den man wohl das tiefſte Glück einer gottgefälligen Seele nennen darf, durchleuchtete Seele und Leib in mir. Es war das Alles nur der Abglanz von Mormona's Weſen, und das Gefühl der Geneſung ſchlug in mir raſche Funken der Kraft, belebte mich, wie die erſte Schöpfung ein Frühlingstag. In Mormona's Armen war ich ein Phönix, der ſich aus der Aſche wieder erhebt.

Mormona fühlte ſich Mutter. Sie barg mir nicht ihr Glück; ſelbſt den Vater überraſchte ſie mit der freudigen Botſchaft. Es war, als hätte uns ein Taumel der Freude erfaßt; ſo ſchleunig waren wir aus Tod und Traurigkeit, aus dem Umſturz unſeres Lebens erſtanden. Wir begannen ein fröhliches, leicht bewegtes Leben. Es wurden Spazierfahrten unternommen und bald zu Reiſen ausgedehnt nach den luccheſiſchen Wäldern, nach Genua, die Riviera levante entlang, nach dem Buſen von Spezzia, Anfangs in der Sänfte und bald auf den getreuen Schultern des Maulthiers. Alles gelang; der Himmel ſtand lachend über uns, weil er in uns fröhlich leuchtete. In's Gebirge hinauf drängte es Niemand von uns. Selbſt Mormona hatte nicht den Wunſch, die wilden Steppen ihrer Vergangenheit wieder zu betreten. Sie ſchien gar keine Erinnerung an ihr früheres Leben zu haben, ſo ſehr war ſie, von der Gegenwart erfüllt, ganz die Unſerige, gehörte nur mir und meiner Welt. Daß wir vor dem Vater Geheimniſſe hatten, trübte kaum auf Augenblicke den reinen Himmel unſeres Lebens; vielleicht erhöhte es für mich nur noch den Reiz unſeres paradieſiſchen Glückes, daß die Quelle deſſelben verſchwiegen war.

Ich weiß nicht, wie lange dies harmoniſche Leben dauern konnte, hätte es ruhig in ſich ſelbſt ſeinen Verlauf gehabt. Trägt jedes Glück einen Keim des Todes in ſich? Dürfen die Ungethüme im Menſchenherzen nicht allzulange in ihren Höhlen ſchlafen? — Werden ſie wach, ſo umſchleichen ſie erſt von fern den Schauplatz, wo ſich Menſchenglück anſiedeln wollte, umkreiſen es in immer engern Linien; die Beute iſt ihr, auch wenn ſie von weitem nur lauern. Setzen ſie dir plötzlich die Tatze auf die Bruſt, dann erſparen ſie dir das bange Vorgefühl der immer wachen Sorge!

Unſer Glück machte uns übermüthig. Wir waren des Gottes in uns ſo ſicher, daß wir den Götzen, denen die Menſchen dienen, den Tribut zu geben vergaßen. Es mochte in dem Zuſtande Mormona's begründet ſein, daß ſie allerlei Launen ſeltſamer Art hatte. Sie verrieth mitunter Gelüſte, die an das freie Mädchen aus den Bergen erinnerten. Mein Vater begann mißtrauiſch zu werden. Mormona's Widerwille gegen dieſe und jene kirchliche Uebung und Sitte ſtieg; ſie war endlich nicht mehr dazu zu bringen, in unſerer Capelle die Meſſe zu hören. Sie gab vor, der Geruch des Weihrauchs errege ihr Uebelkeiten. Daß ſie die Bilder des gemarterten Gottes, den man allerorts der Welt preisgiebt, nicht ſehen mochte, ließ ſich phyſiſch erklären. Aber ſie mochte auch keinen Fixus über ihrem Bette dulden. So lange ich krank auf dem Lager war, hatte ſie das Kreuz, das ich auf der Bruſt trug, geküßt und war, das Auge auf den Gekreuzigten über mir an der Wand gerichtet, mit Inbrunſt niedergekniet. Seit der Zeit hatte ſie ſelbſt auch ein Kreuz am Halſe getragen und in jeder Weiſe die gute katholiſche Chriſtin gezeigt. Jetzt ließ ſie Alles, was an ſolchen Dienſt erinnerte, aus ihrer Nähe entfernen. Ihr Widerwille gegen Weihrauch und Heiligenbilder wurde zu einer kränklichen Apathie, die man ſchonen mußte. „Ich halte das Gefühl der Verweſung nicht aus!“ ſagte ſie mir entſchieden, als ich ihr für den ſtrenggläubigen Vater Rückſichten gebot.

Der Weltgeiſtliche, der Pfarrer von La Torre, war noch eine Zeit lang regelmäßig gekommen, um ihr, wie er ſagte, im Glauben nachzuhelfen, und ſie hatte den beſten Willen gehabt, auf ſeine gelinde, verſtändige Rede zu merken. Unſer herumſchweifendes Leben unterbrach dieſe ſtille Seelſorge des guten Mannes. Von einem unſerer Ausflüge zurückgekehrt, fanden wir jedoch einen Stellvertreter im Amte zu La Torre, einen wildfremden Menſchen, der nichts von uns wußte. Es fiel uns nicht auf, daß der Pfarrer ſo ſchnell nach einem andern Wirkungskreiſe abberufen war, allein es that uns leid, daß er ohne alle Rückſprache mit uns ſeine Stelle verlaſſen hatte. Wie ich ſpäter erfuhr, war er auf Antrag meines Vaters von ſeinem Biſchof plötzlich befördert; es hieß, er ſei auf ein fernes Dorf verwieſen. Nie hab' ich wieder von ihm gehört. Auch der Kloſtermeier wurde uns bald entzogen. Sein Geheimniß ſchien ihn zu drücken; krank und matt, ſcheu und grambeladen, ward er ſpäter das Opfer einer Bußfahrt, die er ſich auferlegte. — Es war uns keineswegs tröſtlich, die beiden Zeugen unſerer Heimlichkeiten nicht mehr um uns zu wiſſen. Gegen meinen Vater äußerte ich das Bedauern, den werthen Pfarrer einzubüßen, da ſich Mormona an ihn gewöhnt. Mein Vater ſah mich durchdringend an und ſchwieg. Dann deutete er auf den Pater Uberto, den Caplan des Schloſſes, der ſoeben in's Zimmer trat. „Dieſer“, ſagte er, „weiß um alle meine Sorgen, er ſchlichtet alle meine

Zweifel, er iſt ſtreng, aber ſein Wille und ſein Wort iſt ein Spiegel Gottes!“

Der düſtere Dominicaner ſchien mir nicht gemacht für Mormona's Seelſorge. Gleichwohl ward ich ausdrücklich auf ihn verwieſen, da er alsbald auch die Pfarre in der Stadt übernahm. Mormona ſelbſt ſchien Muth genug zu haben, dem Dominicaner zu beichten. Sie machte ihm keine Geſtändniſſe, die unſer Geheimniß verriethen; ſie brachte im Gegentheil nur leichte Scrupel vor, die er widerlegen ſollte. Sie ſei wild aufgewachſen in ihrer Heimath, ſagte ſie ihm, aber ſie habe herzliches Verlangen nach den Wahrheiten der geheiligten Religion. In ihrem ſtolzen Uebermuthe raunte ſie mir in's Ohr, ſie wolle ſehen, wer den Andern bezwingen werde und weſſen Gott der mächtigere ſei. Das ſtille, ſcheue Kind der Berge war im Glück ihres Muttergefühls ein ſtrahlendes Weib geworden, das die Welt zum Kampf herauszufordern ſchien.

Ich hatte den Pater Uberto vorbereitet und zur Rückſicht auf ihren Zuſtand geneigt gemacht, bevor ich Mormona ihm als Beichtkind zuführte. „Die Kirche iſt mild!“ ſagte der Caplan, „wer ſich ihr hingiebt, den trägt ſie auf Händen, bis ihn Engel auf ihre Fittiche nehmen. Iſt die Kirche nicht ſelbſt Mutter, eine Mutter für Alle, auch die Verlorenen?“

„Er iſt nicht ſo ſchlimm, wie er ausſieht!“ lachte mir Mormona nach ihrer erſten Begegnung mit dem Dominicaner entgegen. „Er hört mir zu und läßt mich reden!“

Ich mahnte ſie an die nöthige Zurückhaltung; ſie ihrerſeits war froher und guter Dinge, und in ihrem Uebermuthe wagte ſie ſich bald zu weit heraus. Pater Uberto blieb plötzlich aus, Mormona ließ ihn nicht mehr kommen. Ich ſtellte ſie zur Rede. Sie gab vor, ſie hätte ſich mit ihm entzweit. Sie nahm das ſo leicht; ich erinnerte ſie an den Ernſt der Sache. Sie ſeufzte tief auf, bevor ſie ihrer Klage freien Spielraum gab.

„Es thut nicht gut,“ ſagte ſie endlich, „daß der Pater behauptet, um feſt und ſicher zu werden im Glauben, müſſe man Die verabſcheuen, die ihn nicht theilten. Iſt denn der Himmel ſo eng und klein, hab' ich ihm geſagt, daß ich Andere erſt verdrängen muß, um ſelig zu werden? Ketzerthum iſt doch höchſtens nur Dummheit, und Die um das Heil nicht wiſſen, können doch unbewußt Gottes Kinder und Erben des Himmels ſein, beſſer oft als die Klugen und Geſcheidten, die ſich darüber zanken!“

Wie ich ihr Vorwürfe machte, verſiegelte ſie mir mit einem Kuß den Mund. „Giuſeppe,“ ſagte ſie ernſt und ſah mich treuherzig an, „Dir gegenüber und wie Du es meinſt, hat Alles Wahrheit und ſcheint Alles gut und glaublich, was ſie in der Kirche thun und treiben. Aber erſt der Sinn, den Du darin findeſt, macht es mir begreiflich, und wo ich noch nicht den Verſtand dafür habe, giebt mir Dein Wort doch die Ahnung deſſen, was ſich mir noch verſchließt und verhüllt. Selbſt die Thorheiten find' ich dann oft menſchlich ſchön und mich dünkt, man müſſe auch eben das Thörichte als gerechtfertigt und als erklärlich einſehen, will man die Wahrheit verſtehen. Mein Glaube, Giuſeppe, wurzelt nur in Dir; nur weil ich Dich liebe, biſt Du überzeugend für mich. Was ich von der heiligen Religion verſtehe, weiß ich ja nur von Dir. Mein römiſches Bekenntniß begann auf dem Markte von La Torre, mit dem Augenblick, wo Du mich vom Karren hobſt und das zitternde Mädchen zu dem Herrn Pfarrer führteſt, der mich in die Reihe der Gläubigen ſtellte. Früher in den Bergen hatte ich gemeint, der Menſch ſei viel zu dumm, um viel von Gott zu wiſſen, oder wenigſtens würde ich zur Weisheit noch Zeit haben, wenn ich alt und grau werde. Als ich bei jener Proceſſion in den himmelblauen, ſternbeſäeten Kleidern die fleckenloſe Jungfrau, die Königin des Himmels und der Erde, ſpielen ſollte, da überkam es mich wie ein Mährchen in Freude und Angſt. Ich freute mich, daß der Menſch auch in ſeiner Sündhaftigkeit von der Gnade erfaßt werden könnte, und ich hatte doch Furcht davor, daß dies katholiſche Mährchen Wahrheit ſein könne. Ich war beſtürzt, aber ich dachte, ein guter Geiſt würde mir ſchon eingeben, was ich thun und laſſen ſollte. So ſaß ich denn ſtill unter dem Thronhimmel, wo die heilige Taube brütet, und wartete darauf, ſie würde vielleicht den Schnabel aufſperren und für mich zeugen und einſtehen für die Wahrhaftigkeit meiner Darſtellung der Mutter Gottes. Aber die Taube ſaß oben ſo ſtill, wie ich unten mit geſpannten Augen und Ohren, und ſo ließ ich über mich ergehen, was da wollte. Und der brave Pfarrer von La Torre kam und ſagte, ich hätte mich gut gehalten. Ich hatte aber dumm und von Nichts wiſſend drein gelächelt. Ich hätte ſo heilig und überirdiſch ausgeſehen! ſagten die frommen Schweſtern im Kloſter. Nun, dann muß es wohl der heiligen Jungfrau eben ſo im Traume gekommen ſein, ſie wußte nicht wie. Und der Meinung möcht' ich beinahe ſein, daß Dummheit vor den Menſchen oft Weisheit vor Gott ſein kann. Den Kindern giebt's der Herr im Schlaf und Die, die nichts wiſſen, ſollen das Himmelreich erben. Dumm ſein und nichts vom Böſen wiſſen iſt viel beſſer, als klug ſein und ungerecht. Hab' ich doch damals beinahe ſelbſt an meine Würdigkeit als Jungfrau Maria geglaubt, trotzdem ich nicht wußte, wie mir geſchah. Nur in der Kirche, in der gepolſterten und grell ausſtaffirten Herrlichkeit, mit der man mich behing, ward ich wieder irre an meiner Rechtmäßigkeit. Wie die Orgel ſo kläglich that, die Poſaunen mich ankrächzten, die alten Nonnen die zerfetzten Fahnen über mich ſenkten und die bunten Burſchen mir den Dampf der Rauchfäſſer in's Angeſicht wirbelten, da hätt' ich, wie von Geſpenſtern erſchreckt, laut aufſchreien mögen; aber ich blieb ſtumm, von ſtarrem Entſetzen befangen, ich kämpfte gegen die Angſt, die in meinen Adern pochte. Ich hielt ſtreng an mich, und wer weiß, ob ich nicht am Ende zur Mumie eingetrocknet wäre, hätt' ich da länger ſitzen müſſen. Wie es aus war, beneideten mich die guten Kloſterfrauen: aber ich kam mir recht ſchlecht und verworfen vor, daß ich noch eine beneidenswerthe Miene annehmen konnte, nachdem ſich mein Herz mit Widerwillen erfüllt. Ich war betäubt und beklommen und athmete erſt auf, als ich Nachts den Schlüſſel ſtahl und Pirro draußen an der Mauer mit der Strickleiter ſtand. In den Bergen erſt ward ich wieder froh, daß man dort mit dem Herrgott nicht ſo viel Weſens macht, nicht ſo lärmt und tobt, um ihm wohlzugefallen."

So ſprach das ſüße Weib. Ich ſah bewegt und gerührt in ihr klares Angeſicht; mir unbewußt ſtürzte eine Thräne aus meinen Augen. Erſchrecken blickte ſie auf und ſchmiegte ſich an mich.

„Ach, verzeih' mir die einfältige Rede, Freund meines Herzens!“ fuhr ſie fort. „Ich bin wohl wieder recht ſündhaft und ſchlecht, aber ich kann jetzt erſt wieder beten, wenn ich mit meinem Herzen ganz allein bin. Lehre Du mich Dein beſſeres Chriſtenthum, und Gott wird mit mir ſein! Du hatteſt mir ja damals in der Hütte auf dem Felſen gelobt, mein Prieſter zu ſein. Warum biſt Du es nicht mehr ausſchließlich und allein, ſeitdem ich Dein Weib geworden?“

Wir ſaßen auf der Terraſſe des Hauſes, während ſie ſo ſprach. Die Sonne ſank hinter den Bergen. Ihre glühenden Strahlen umſäumten Mormona's Geſtalt, wie ſie neben mir ſaß und ihr Haupt an meine Schulter lehnte. Dann blickte ſie mich lange durchdringend an; ein plötzlicher Ernſt überſchattete ihr Geſicht. „Wenn Du nicht zu mir in die Berge gekommen wäreſt,“ ſagte ſie faſt mit klagender Stimme, „ſo wäre das Feſt in La Torre und in Santa Maria ein Traum für mich geblieben und niemals Wirklichkeit geworden. Von dem Augenblicke aber, wo Du mir wieder erſchienſt, hielt ich mich für berufen, begriff ich auch nicht wozu, glaubte mich aber befähigt zu einer höheren Welt. Du biſt meine höhere Welt und unſere Liebe iſt mein Cultus und mein Glaube. Als Du oben auf dem Felſen in unſere Hütte trateſt, da dacht' ich, daß ich wohl Maria ſein könnte, wenn Du mein Joſeph wäreſt. Und biſt Du es nicht? Bin ich nicht die Maria Deiner Liebe? Hat mich nicht der Geiſt des Herrn überſchattet, bin ich nicht benedeiet von Gott und Natur? Siehe, was die Prieſter von der unbefleckten Jungfrau Maria ſagen und lehren, das muß ich doch viel beſſer wiſſen, als ein alter, finſterer, liebeleerer Menſch! Wohl war Maria's Herz rein und unbefleckt, aber doch nicht unberührt von der Liebe zum Geliebten. Und die Berührung hat ſie ja nicht erniedrigt, vielmehr ihre ganze Seele erſt beflügelt.“ Meint Ihr, ich wüßte das nicht? Stammt mein Muttergefühl nicht auch vom Himmel? — O, glaube mir, es iſt ſehr heilig, in aller Demuth zu fühlen, daß Joſeph und Maria immer von neuem einen Bund ſchließen, wo ein junges Leben im Keime ſich regt!“

Sie war, wie ſie das ſagte, aufgeſtanden, hatte ihre Hände auf meinen Scheitel gelegt und ſah ſtill und feſt hinauf zum Himmel. Eine Weihe voll tiefer Zuverſicht lag in ihrer ruhig ſtrengen Miene. Es war die Beglaubigung von Gott, daß ein kindlich Gemüth, ſelbſt im Aberwitz ſeiner ſpieleriſchen Einfalt, niemals könne verworfen werden.

Ich ermahnte ſie, an den Tribut zu denken, den man dem Glauben und der Sitte ſeiner Mitmenſchen ſchuldig ſei. „Ich will Alles thun, wie Du willſt,“ ſagte ſie, „aber der Dominicaner darf mir nicht kommen mit ſeiner Drohung einer ewigen Verdammniß, wenn ich nicht Alle für verloren hielte, die anders dächten und glaubten. Wenn ich nicht mit denſelben Worten betete, wie er ſie mir vorgeſprochen, ſo bliebe noch immer ein Stück Heidenthum in mir ſitzen, hat er geſagt.“

„Heidenthum?“ rief ich, „ſagte er das? O mein Gott! So weiß er um unſer Geheimniß?“

„Ich ſagt' es ihm nicht,“ erwiederte Mormona, „aber er meinte, Ketzer könne man riechen auf eine halbe Meile weit. Ich will nichts davon wiſſen, und ich will nicht beſſer ſcheinen, als ich bin und ſein kann. Gott erhört mich auch in meiner Weiſe und ich denke mich mit ihm in meinem Herzen abzufinden. In den Bergen habe ich beten können, und es war Segen in meinem Gebet, auch wenn ich nicht den Fluch ausſprach über Alle, die anders beten. Der Caplan ſoll mich nicht ſchrecken und martern, es gäbe für Heiden und Ketzer kein Himmelreich. Ich will ſie nicht verdammen, ich will ihnen nicht fluchen, ich will höchſtens beten: Herr Gott, erleuchte auch ſie, wenn Du uns erleuchtet zu haben glaubſt! Auch will ich nichts mehr ſehen und hören von den Wundenmalen der geſpießten und geſchundenen Heiligen! Ich könnte Eure Bilder zerreißen und die Fetzen in die vier Winde ſtreuen! Daß der Tod etwas Heiliges iſt, das hab' ich an Deinem Lager erfahren. Damals hab' ich zu den großen Duldern und Märtyrern gebetet und habe das Kreuz geküßt, weil ich in Nöthen war, die Schwere des Kreuzes empfand und den Schwertſtreich, der durch Maria's Seele ging, fühlte. Nun aber Leben ſich in mir regt, heiliges, junges Leben unter meinem Herzen ſich kündet, will ich nichts wiſſen vom Tode und ſeinen Herolden. Leben iſt Gottes Gebot, und die Heiterkeit einer demüthigen Magd des Herrn iſt auch wohl würdig, ihn zu empfangen.“

„Amen!“ ſagte ich. „Es geſchehe uns zum Heile!“

Aber mein Gemüth fühlte ſich bedrückt, wenn ich an den finſtern Glauben dachte, der uns umgab.

Mormona beichtete nicht wieder bei'm Vater Uberto.

Sechstes Capitel.

Selig oder nicht?

Mein Vater war ſeit einiger Zeit tiefer in ſein menſchenſcheues Weſen verfallen. Er vermied, wo er konnte, die Veranlaſſung zum Beiſammenſein mit uns. — Das Geheimniß konnte nicht verrathen ſein. Der Kloſtermeier war todt; er war in der Fremde, in einer abgelegenen Hütte am Wege geſtorben; arme Leute hatten ihm die Augen zugedrückt, kein Prieſter hatte ihm das letzte Geſtändniß abgenommen. Es war alſo von dieſer Seite die Verletzung eines Beichtgeheimniſſes nicht möglich; den Pfarrer, der uns entzogen war, hatten wir nur als ehrenwerthen Mann gekannt. Aber man konnte von ſelbſt die Entdeckung gemacht haben, daß Mormona das Mädchen war, das an jenem Einweihungsfeſte die Mutter Gottes dargeſtellt. Iſt der Argwohn einmal rege, ſo wird er erfinderiſch. Was für Gedanken mit ſolcher Entdeckung im Innern finſterer Menſchen Raum gewonnen, davon hat uns Niemand Rede geſtanden; wir erfuhren es nur an den Wirkungen, ſo ſorgfältig man ſie gegen uns verheimlichte. Die Veränderung meines Vaters war ſchon lange merklich genug; wir beſaßen nicht mehr ſein Vertrauen. Seine Stirn war wieder mit Gram belaſtet, ſeine finſtere Braue hing tief und aus den Augenhöhlen blickte jenes dunkle Etwas, das ich als das eigentlich Schickſalsvolle unſeres Hauſes kannte: die blöde Furcht vor unſerem Geſchick, die ſchwühle, dumpfe Angſt vor dem, was er den alten, ungeſühnten Fluch nannte. Mein Vater verdoppelte wieder ſeine ſtrengen Bußübungen und ich zitterte vor ſeiner Entdeckung, eine Waldenſerin zu den Seinigen zählen, ſie Tochter nennen zu müſſen. Der Geiſt der Berge ſtand alſo doch mit ſeinen Schrecken über unſern Häuptern. Es vergingen Monate in verſchwiegener Angſt und Sorge.

So lange es möglich war, mit Mormona Ausflüge in die Nachbarſchaft zu machen, blieb unſer drohendes Verhalten zu einander erträglich. Ich hoffte noch immer, der Ausbruch des Wetters, das über uns hing, würde ſich bis zu der Entſcheidung hinhalten, der Mormona entgegenging. Seitdem ihr Zuſtand den Wechſel des Aufenthalts, die Entfernung von Santa Maria unmöglich machte, ward jedoch die Stimmung der Gemüther gedrückter und banger. Dieſe fortgeſetzte Sorge nagte an unſerer Ruhe, äußerte auf mich ſelbſt ihre ungünſtige Wirkung. Meine Geneſung, die man für vollendet gehalten, erwies ſich als wenig geſichert, ich machte Rückſchritte, und es gab ganze Tage, wo ich, auf mich ſelbſt verwieſen, Mormona in ihrem Verkehr mit Andern weniger behüten konnte, den Alten unbeachtet ſich ſelber überließ.

Mein Geſundheitszuſtand erregte bald ernſtliche Beſorgniſſe. Ich mußte dem Drängen des Arztes, der mir Seeluft und Bäder empfahl, von Zeit zu Zeit nachgeben. Wir beſaßen ein Landhaus an der Riviera, wo ich unter günſtigeren Bedingungen für mein inneres Wohlſein gewiß mich bald erquickt hätte. Die Villa war das Erbe eines benachbarten ausgeſtorbenen fürſtlichen Hauſes, deſſen letzter weiblicher Sproß an den proteſtantiſchen Erbprinzen einer deutſchen Grafſchaft vermählt war. Der Prinz war damit für Rom gewonnen, ſo hieß es; aber es war kein Segen in dem Gewinn, der Graf war wieder in ſeine nordiſchen Wälder gezogen, ſeine Gattin aber, das Opfer des Ränkeſpiels, erlag bei der Geburt eines Kindes; ein Denkſtein am Ufer deutete mit ſeiner Inſchrift auf das unglückliche Bündniß zwiſchen Rom und Germanien. — Die maritime Villa mit ihren zerfallenen, noch aus der Römerzeit ſtammenden Mauern ward mein Lieblingsaufenthalt, ohne daß ich ahnte, wie ſehr der geſtürzte Altar der Venus im Atrium des Hauſes auch für mich Bedeutung hatte. Dann und wann ging ich nach Genua zu Euſebio. Ihm hatte ich mich längſt vertraut. Aber es duldete mich nirgends lange, ich erlaubte mir überall nur kurze Friſt, es drängte mich dahin zurück, wo Luſt und Leid, Glück und Unglück für mich auf einer drohenden Spitze ſchwebte.

Es war in einer wolkenſchweren Julinacht, als ich von einem jener Ausflüge in der Sänfte nach Santa Maria zurückkehrte. Ich hatte den Tag über ruhen, die ſpäten Abendſtunden benutzen müſſen. Die regelmäßige Botſchaft von Mormona's Befinden hatte mich erreicht, mich beruhigt; es war nichts gemeldet, das mich aufſtören konnte; dennoch befiel es mich wie Gewitterſchwühle, als ich im Schloßhofe anlangte. Die Diener ſtanden in Haufen beiſammen und flüſterten in ſcheuer Haſt; ſie traten raſch auseinander, als ſie mich erblickten. Es wurde mir etwas verheimlicht, und ich wußte nicht, ob ich dem nachforſchen ſollte. Erſt nach langen Ausweichungen ging ein Diener mit der Sprache heraus. Er nannte es einen unbedeutenden Vorfall, der nicht neu ſei. Ein wilder, verwegener Menſch hatte ſich ſeit einiger Zeit am Gitter der Seitenpforte gezeigt; mit ſeinem verdächtigen Begehren um Einlaß mehrmals abgewieſen, hatte er ſich endlich dreiſter, mit Waffen in der Hand, den Zutritt in's Haus verſchafft. Er bettelte nicht er ſchien trotzig, wie Räuber die kleine Gabe verſchmähen, um eines großen Fanges gewiß zu ſein. Im Wortſtreit mit den Leuten ließ er unſinnige Reden fallen: er gehöre hierher, habe ein Recht, hier aufzutreten, er ſuche die junge, ſchöne Gräfin La Torre.

Pirro! ſagte ich mir im Stillen. Wir hatten ihn allzulange aus den Augen gelaſſen, nachdem meine erſten Nachforſchungen über ſeinen Aufenthalt vergeblich geweſen. „Aus dem Wortwechſel", fuhr der Haushofmeiſter fort, „wurde ein Handgemenge. Der wilde Menſch verwundete die Knechte; ſie banden ihn, bis auf ſein wiederholtes Begehren, vor den Grafen gebracht zu werden, dieſer ſelbſt auf den Altan des Hauſes trat. Er ließ den Burſchen vor ſich führen. Er war eine ganze Zeit mit ihm allein; dann öffnete er die Thür und übergab ihn gebunden, wie er geblieben war, den Wächtern. Geduldig ließ ſich der ſeltſame Menſch abführen und hinter Schloß und Riegel legen. Er weint und lacht und hat alle Gebährden eines Tollen. Der Herr Graf läßt ihn verpflegen, hält ihn aber ſtreng feſt und führt ſelbſt den Schlüſſel zu ſeinem Gemach. Einige unſerer Leute wollen ihn ſchon früher geſehen haben.“

So war es alſo am Tage! Mein längſt gefaßter Entſchluß, dem Vater zu Füßen zu fallen und Alles ehrlich zu geſtehen, was ihm vorenthalten war, kam zu ſpät. Mormona wußte nichts von dem Vorfall. Sie war heiter und ſorglos wie die ganze Zeit über, wenn ſie ſich nicht von ihrem Zuſtande beläſtigt fühlte. Eine junge Zofe, ein Mädchen aus der Meierei, an das ſie ſich gewöhnt, war ihre einzige Gefährtin. Mormona hatte kein Arg vor der Welt, ſie ſchien es nicht einmal zu ahnen, daß ſie in der gottvollen Einfalt ihres Weſens der allgemeine Gegenſtand eines düſtern Argwohnes, eines fanatiſchen Aberglaubens war. Die Diener beteten ſie faſt an, aber doch wie eine fremde Geſtalt, vor der ſie eine bange Scheu empfanden. Der Caplan gab ſeiner feindſeligen Stimmung keine Worte, aber eben weil er ſich von ihr fern hielt, ſteigerte ſich in Allen das Gefühl der peinlichen Ungewißheit, das ihre Nähe verbreitete. Der Vater behandelte ſie nach wie vor ſehr aufmerkſam, aber was früher Zärtlichkeit war, ſchien jetzt nur gewiſſenhafte Pünktlichkeit. Sie wurde auf ſeinen Befehl in allen Stücken als die Dame des Hauſes angeſehen, aber er ſelbſt hob, wo er konnte, den Verkehr mit ihr auf, und wenn er ihren Liebkoſungen ſich nicht entzog, ſo litt er ſie nur mit Ueberwindung. Es ward ihm ſchwer, den inneren Groll zu bergen;

aber ſie ſelbſt, das fühlte er, durfte nicht das Ziel ſein, gegen das ſich ſein Zorn entladen konnte. Ich war entſchloſſen geweſen, ihm Alles zu bekennen. Das Bewußtſein der geheimen Selbſtverſchuldung erſchien mir drückender als der volle, offen ausgeſprochene Haß des Alten; ich wollte geſtehen und um die ſchwerſte Buße bitten. Er ließ mich nicht zu ſich, und als ich mich zu ihm drängte, gab er mir kein Gehör; er hieß mich Mermona's Zuſtand bedenken und jede Aufregung vermeiden. Auf meine Anfrage, wen er in den hintern Zimmern gefangen halte, ließ er mir entgegnen: Einen Vagabunden aus den Bergen, vielleicht einen jener Waldenſer, für die wir Alle Buße thun müſſen! Das Blut ſchoß mir nach dem Herzen, ich hatte zur Faſſung meine ganze Kraft nöthig.

Es war die höchſte Zeit, mich ihm zu erklären; es ſollte ſchriftlich geſchehen. In welchem Zuſammenhange Pirro mit uns ſtand, konnte ihm nicht länger ein Räthſel ſein, und Niemand anders konnte der Gefangene ſein. Ich war überzeugt, mein Vater würde Mermona nicht die Aufregung entgelten laſſen, in die ihn meine Mittheilungen verſetzen mußten. Da er mich nicht reden ließ, ſo war ich außer Stande, den Eindruck meines Geſtändniſſes zu mildern; jede Zögerung aber brachte Gefahr. Ich ſelbſt litt zu ſehr unter der Laſt des verhängnißvollen Geheimniſſes; er ſeinerſeits fügte ſich vielleicht nach kurzem Sturm in die Nothwendigkeit. Auf der Villa Speroni wollt' ich ihm ſchreiben, demüthig und doch feſt und ſicher. Zugleich wollt' ich mit der ganzen Macht meiner freieren Ueberzeugungen die dumpfe Schwere ſeines finſteren Glaubens zu überwinden ſuchen; ich wollte ihm das Gewicht des ächt Menſchlichen gegen die ſtarre Form des Herkommens in die Wagſchaale legen. Mormona war römiſche Chriſtin, und Maria war mein Weib, gleichviel ob ſich in ihrer kindlichen Seele noch Spuren der waldenſiſchen Abkunft verriethen. Wer nicht hoffen konnte, daß Erinnerungen ſolcher Art ſich mit der Zeit in ihr verwiſchen würden, dem mußte doch die Thatſache des Verhältniſſes genügen. Sie trug den rechtmäßigen Sproß des Hauſes unter ihrem Herzen. Es war nichts als die dumpfe Qual unſerer Vorurtheile, die Engherzigkeit unſerer religiöſen Zweifel, was den Himmel unſeres Glückes ſtörte. Könnten die Heiligen, ſo wollt' ich ihm ſchreiben, im Schooße der Seligkeit zürnen, wenn ein kleines weibliches Herz ſich ihrem Dienſt entzöge, ihnen auf eine Zeit lang den Tribut verweigerte? Könnte der Himmel eiferſüchtig ſein auf die Einfalt einer in ſich ſelbſt beglückten, hier auf Erden ſchon mit ſich ſelbſt begnügten, aber von der Heiligkeit ihrer Pflichten erfüllten Seele? Iſt ſie nicht in ihrem ganzen Weſen die Wonne aller guten Geiſter? Verkennt ſie als liebende Tochter, als Gattin ihren Beruf? Und da ſie ſich Mutter fühlt: Iſt das Alles nicht genug, um die Gültigkeit ihres für uns ſegensvollen Lebens zu beſiegeln? Nicht genug, daß Engel des Himmels herunterſteigen und ihr die Gnade des Herrn verkünden?

So wollte ich als Sohn meine Beichte abfaſſen, für die ich nur weltliche Abſolution forderte, weil ich um deswillen mit dem Himmel ſehr gut zu ſtehen glaubte. Der Anblick des Meeres an der reizenden Riviera, der Aufenthalt in der traulichen Villa am Ufer ſollte mir für den alten Herrn, der die Tyrannei des alten Herkommens gefangen hielt, die mildeſten Worte geben. Mein Saumthier war geſattelt. Mermona war, als ich von ihr Abſchied nahm, ſo ausgelaſſen heiter als je. Sie ſchwatzte kindiſch und neckiſch, ſie hatte Uebermuth genug, um ſelbſt mit verhängnißvollen Mächten zu ſpielen weil ſie meinte, mit Scherz und Schelmerei alle finſtern Schrecken am beſten verſcheuchen zu können. Sie flüſterte mir in's Ohr, das Weſen, das ſie unter dem Herzen trüge, — ſie hoffte mit mir, es werde ein Knabe ſein — ſei gut waldenſiſch, es rege ſich wie ein Kobold aus den Bergen. Seitdem ſie ein Gefühl von ihm habe, ſei ſie auch wieder frei und luſtig, wie ein Kind ihrer Heimath. Erſt wenn ſie Mutter geworden, wolle ſie wieder gut katholiſch ſein und um des Kindes willen zu allen Heiligen beten.

Ich hatte keine Waffen gegen die loſe Sprache dieſer kecken Unſchuld. Ich empfahl ſie dem Schutz Deſſen, der da ſprach: Laſſet die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht! Und ein ander Mal: Wahrlich, ich ſage Euch, wenn Ihr nicht werdet wie dieſer eines, ſo werdet Ihr nicht das Himmelreich erben! Ich ſagte Mermona Lebewohl und zählte ihr die Tage auf, die ich von ihr getrennt ſein würde. — Es lag mir jede Ahnung fern, in welchem Aufruhr der Elemente ich ſie wiederfinden ſollte.

Es war früh am Tage, als ich ausritt. Die Landſchaft duftete ſo friſch, als ginge ſie von neuem aus der Hand des Schöpfers hervor. Der junge Morgen drängte ſich lachend dem Tage entgegen, — wie ein junges Weib der Stunde ihrer Entſcheidung, deren heiße Gluth ſie noch nicht kennt.

Wo der Weg nach dem Ufer abführt, machte ich Halt. Ich bedachte die Weite des Zieles, das Drängende meines Briefes duldete keine Verzögerung, eine geheime Stimme mahnte mich, Heil und Unheil endlich ohne Säumniß zu entſcheiden. Ich entſchloß mich, bog rechts in den Wald ein und war nach einer Stunde in der Meierei des Kloſters. Hier, wo ſchon einmal über mein Schickſal verfügt wurde, wollte ich meine Beichte aufſetzen, ſie ſofort nach dem Schloſſe ſenden und dann getroſt der Dinge harren, die ſie hervorrief, der guten Vorſehung vertrauen und meinen Weg nach der Küſte fortſetzen.

Der Brief war geſchloſſen, der Diener mit ihm abgeſendet. Ich wartete nur auf ſeine Rückkehr, um aufzubrechen. Allein er zögerte; ich harrte mehrere Stunden, ward unruhig, ritt ihm nach und gelangte ſo noch vor Abend nach Santa Maria zurück.

Welcher Maler leiht mir die Farben, um das Unglück zu ſchildern, das über uns Alle verhängt war! Wie will ich die zitternde Hand regieren, die hier den Griffel führen ſoll! — Ich will mich zwingen, deutlich zu ſein, und doch überſtürzt mich, das fühl' ich wohl, die Verworrenheit unheilvoller Fügungen.

Vorausſchicken muß ich, daß Mormona ſchon längſt und wiederholt den Wunſch geäußert, die Bilder meiner Mutter und der waldenſiſchen Ahnfrau zu ſehen. Es gehörte das zu ihren ſtillen, aber doch immerfort quälenden und nagenden

Gelüſten. Ich hatte mit Ernſt, mit Unwillen dem Begehren geſteuert, ihr mit dem Zorne des Vaters gedroht, mit aller Wärme ſie beſchworen, davon abzuſtehen, den Aberglauben, der als Geſpenſt in der Familie umging, nicht keck herauszufordern. Früher mochte ich, ſelbſt fahrläſſig genug, von meinem Beſuche in den ſtreng verwahrten Zimmern des alten Schloßflügels erzählt, ihr damit den erſten Anreiz dazu erweckt haben. Daß ſie gegen den Alten dieſen Wunſch geäußert, geſtand ſie nicht ein; aber wohl möglich, daß von verwegenen Aeußerungen ſolcher Art ſeine Verwandlung im Verhalten gegen uns ſich herſchrieb. Gegen mich hatte ſie noch in den letzten Tagen ihr Verlangen wiederholt und meiner Betheuerung, davon abzulaſſen, den halb ſcherzhaften Trotz entgegengeſetzt, ſie wolle mich doch noch überliſten; auch ſei es grauſam, ihr wie einem unmündigen Kinde dieſen Wunſch zu verweigern. Sie hatte keine Ahnung, zu welcher unſeligen Verwirrung ihr Muthwille führte.

Gleich die nächſte Stunde nach meiner Abreiſe hatte ſie benutzt, dem Haushofmeiſter mit Hülfe der Zofe heimlich die Schlüſſel zu entziehen. Daß ſie zu dieſer Liſt ihre Zuflucht nahm, bewies die Heftigkeit ihres Verlangens. Oder war es eine dunkle, unbekannte Macht, welche die Waldenſerin trieb, ſich in die Reihe ihrer Schickſalsgefährtinnen zu drängen? — So betrat denn Mermena die Gemächer, die wie alles Verbotene reizten. Es geſchah am hellen Tage. Die mit Läden geſchloſſenen, mit Gardinen verhüllten Fenſter ließen die Räume dunkel, und um Licht zu ſchaffen, riß die eilige Zofe mit mehr Ungeſtüm als nöthig die Vorhänge, die Jalouſien zurück. Ward auf dieſe Weiſe von Außen die Aufmerkſamkeit auf den vereinſamten Schloßflügel rege, oder hatte man die Schlüſſel alsbald vermißt: genug, es gab Aufſehen und Lärm. Zu meinem Vater gelangte eben ſo ſchnell die Kunde; auf dem Schloßhofe raunten ſich die Leute zu, die alte Waldenſerin ſei drüben wieder lebendig. Alles im Hauſe war bald im Aufruhr.

Mormona mochte unterdeſſen im Anblick der mütterlichen Züge ſich die Erinnerung an ihre heimathlichen Berge wach rufen. Gab das Bild doch eine Geſtalt, ſo friſch, ſo duftig wie die Blume auf den Alpenhöhen, ſo zart und keck, ſo durchleuchtet von Anmuth und freiem Stolz wie Mormona ſelber war. Und die Ahnfrau in dem ſteifen Kragen, dem ſchwarzen Gewande und dem weißen Schleier mochte voll Rührung auf Beide herabblicken; ihr kalter Blick, ihre ſtrenge Miene mochten ſich begütigen, als ſie nun auch die dritte im Bunde vor ſich ſah.

Die Luſt, auch die andern Raume zu durchſpähen, trieb Mormona weiter. Sie tappte von Zimmer zu Zimmer; in einem völlig dunklen Gemache blieb ihr Fuß feſtgewurzelt. Sie ſtand und lauſchte. Es war ihr, als vernähme ſie eine ſingende Stimme. Die Töne erſchollen bald näher, bald ferner. Sie bebte, aber der Reiz der Entdeckung überwand ihre Furcht. Sie drang vor, dem Geſange nach. Einige Stufen führten zu einem erhöhten Fortbau des Hauſes, bis eine verſchloſſene Thür ihre Schritte hemmte. Sie hörte hier vernehmlich eine männliche Stimme laut und ſchallend, ſie hörte ein Lied. — Stimme und Lied, beides kam ihr bekannt vor, wie eine waldenſiſche

Weiſe, wie ein Klang aus den Bergen. Sie pochte, ſie rüttelte an der Thür. „Wer ſingt hier? Wer iſt hier verborgen?“ rief ſie laut. Der Schlag ihres Herzens nur gab Antwort. Mit allem Aufwand ihrer Kraft ſtieß ſie von neuem gegen die Bretterwand. Ein dumpfer Schrei und die Klage eines Gefangenen ertönte näher und näher. Sie wollte zurückeilen und Hülfe rufen. Da ſtürzte die Zofe, die furchtſam zurückgeblieben war, aus den vorderen Gemächern mit der Kunde herbei, ſie ſeien entdeckt, der alte Graf dringe mit einem Troß von Dienern ein. Um ungeſtört zu bleiben, hatte die Zofe den Eingang, durch den ſie mit Mormona getreten, hinter ſich verriegelt. Das laute Rufen und Rütteln an dieſer Pforte war vergeblich geweſen. Aber jetzt ward der Lärm auf der anderen Seite des Flügels vernehmlich. Die Verfolgten lauſchten, ſie wußten nicht, wohin ſich flüchten. So ſtanden ſie erwartungsvoll im Sterbezimmer meiner Mutter. Das Geräuſch draußen verlor ſich, die Verfolger hatten ſich entfernt. Es ward ganz ruhig; Mormona ſaß mit der Zofe lauſchend im Hintergrund des Zimmers; es blieb ſtill. Aber die Stille ward plötzlich entſetzensvoll. Die alte Ahnfrau an der Wand, die hohe Geſtalt, die von der Decke bis zum Boden reichte, wurde lebendig, ſie bewegte ſich, ſie ſchien aus dem Bilde zu treten, nach Mormona die Hand auszuſtrecken: mit einem Schrei des Entſetzens ſtürzte das unglückliche Weib zu Boden. — Nicht die Ahnfrau, aber das Bild bewegte ſich, der ganze Rahmen drehte ſich in ſeinen Angeln und mit ruhigem, gemeſſenem Schritt, bleich, einem Geiſte ähnlich und doch fieberhaft zitternd, trat mein Vater durch die Wandthür, die das Bild bedeckte, in's Gemach meiner Mutter.

Er hatte den Raum nie wieder betreten, die Luft nicht athmen wollen, wo, wie er ſagte, der Geiſt des Böſen als Widerſpruch gegen die Segnungen der Kirche noch Wache hielt. Die Mutter war feierlich beſtattet worden, aber nach dem Aberglauben der Leute hauſte ihre mit der Kirche noch immer nicht ganz verſöhnte Seele auf dem Schauplatze ihrer letzten Wohnſtätte. Der Ort ſelbſt war unberührt, unentweiht geblieben. Das Bild der alten Waldenſerin ſchien recht eigentlich hierherzugehören, man brachte es nicht in den Ahnenſaal zurück. Jeder Seſſel, jedes Geräth ſtand und lag noch auf der alten Stelle, als wäre der Bann darüber geſprochen. Scheute der Alte die Anſteckung der Luft, die man hier athmete, und hielt er ſeine Rechtgläubigkeit doch nicht ganz für unantaſtbar? Oder fürchtete er den Rückfall ſeiner Jugendempfindung, das Gefühl der alten Liebe, das ihn vernichten mußte, wenn es ihn als Reue anwandelte?

Er ſtand jetzt mitten auf dem Schauplatz ſeines kurzen irdiſchen Glückes, mitten im Zimmer vor dem Bette der Entſchlafenen. Der Vorhang bebte, vom Luftzug lebendig gemacht. Der Alte vergaß, weshalb er gekommen. Mit einer wunderbaren Haſt ſtürzte er auf das Bild ſeiner Frau zu, die Erinnerung an die Macht ihrer Schönheit erſchütterte ſeine harte, feſte Natur, und wie er die Hände nach ihrem Antlitz ausſtreckte, brach ein Strom heißer Thränen über ſeine zitternde Wange. Dann beſann er ſich plötzlich, verhüllte ſein Haupt und ſtand wie eine Bildſäule von ſtarrem Schmerz in ſich ſelbſt gebannt. In dieſer Verfaſſung ſah ihn die Stätte ſeines ſchönſten Lebens wieder, von ſeinem eigenen Gefühl verrathen und verdammt.

Mormona regte ſich endlich wieder am Boden. Die Zofe hatte ſich wieder herbeigewagt und kniete zu ihr hin. Zugleich vernahm man an der Thür über der Treppe, von dem verſchloſſenen inneren Raum her, ein gewaltſames Pochen; immer lauter erklang der bald bittende, bald klagende Ruf des Gefangenen, der endlich wüthende Schläge der Fauſt mit Flüchen begleitete.

Mormona, die ſich ſo eben erholt hatte, lauſchte auf die Töne des Unglücklichen, der jetzt die Thür ſeines Kerkers zu ſprengen drohte. Sie ſprang in die Höhe, ſtürzte auf den Alten zu und umklammerte mit beiden Händen ſeinen Hals. „Mein Bruder!“ ſchrie ſie in wilder Haſt. „Du hältſt ihn gefangen, gieb ihn heraus, Kerkermeiſter! Sein Schrei klingt wie Verzweiflung, wie Wahnſinn!“

Sie ſchrie ſelbſt wie im Wahnſinn auf, als der Alte ſie von ſich ſchleuderte, das große Schlüſſelbund aus der Wandthür zog, durch den nächſten Raum eilte, die Treppe hinaufſtürmte und die Thür, die der Gefangene ſchon halb aus den Angeln hob, öffnete. Wie ein Ungethüm kollerte Pirro die dunkle Stiege hinunter, wand ſich ſchreiend am Boden, ſprang weiter vor in's Zimmer und fuhr wieder zurück, vom hellen Schein des Lichtes geblendet. Sein Haar ſträubte ſich aufrecht, ſeine ſchrägen Augen blitzten mit der Wuth des Tigers, ſeine Hände fuhren krampfhaft umher, als wär' er mit Geſpenſtern im Kampf. Mit lautem Entſetzen ſtürzte Mormona auf ihn zu und glitt, da er ſie nicht hielt, an ſeiner Geſtalt nieder.

Der Alte ſtand ruhig neben ihnen. „Da iſt Dein Bruder! Habt Euch denn, da Ihr doch zuſammen gehört!“ ſagte er mit dem finſtern Groll des Beleidigten, riß das Schlüſſelbund in die Höhe und verſchwand wie er gekommen war hinter der Tapete.

Das Bild der Ahnmutter zitterte heftig in ſeinen Angeln, die Züge der bleichen Geſtalt wogten zornig auf der Leinwand hin und her. — Die Schritte des Alten verklangen im nächſten Raum, Thür auf Thür fuhr raſſelnd hinter ihm zu. Die beiden Waldenſer waren allein, neben den alten Genoſſinnen ihres Stammes und ihres Unglücks. —

Es dunkelte faſt, als ich in den Schloßhof ritt. Die Diener umſtürmten mich; ich wußte ſchnell das ganze Ereigniß, begriff ich auch nicht gleich den Zuſammenhang. Ich eilte zu meinem Vater; mit Gewalt erbrach ich ſein Cabinet. Stumm und ſtarr ſaß er im Lehnſtuhl, in der welken Hand hing das große Schlüſſelbund. Ich führte in der Angſt eine verworrene Sprache. Er ſtand auf und wollte ſich mit ſeinem Stolze gegen mich waffnen. Das war keine Macht mehr, die Stand hielt; ich war in Raſerei, wenn ich mein Weib in dem Aufenthalt des Schreckens, in Gemeinſchaft mit Pirro dachte. Ich ſchrie dem Alten zu, ob er ruchlos vergeſſen, in welchem Zuſtande meine Gattin ſei, entriß ihm die Schlüſſel und ſtürzte fort in die unglückſeligen Gemächer.

Mormona lag auf dem Bette der Mutter, ſtill, blaß, unſäglich leidend; die Erſchütterung hätte ſie tödten können. Die Zofe weinte. Pirro wühlte am Boden umher; er ſchien nicht zu wiſſen, was um ihn her vorging. Er wurde bald entfernt. Wie ich mit Mormona allein war, machte ſie mir die Entdeckung, daß ſie glaube, ihre Stunde ſei plötzlich gekommen. Der Arzt erſchien und erklärte die Anzeichen als darauf deutend, daß wir einer ſchnellen Entſcheidung gewärtig ſein müßten.

Und ſo war es denn auch. Unter Leiden und Schmerzen, nach einer bang durchlebten Nacht, genas Mormona eines Sohnes. Was ſie mit Freuden dargebracht hätte, war der Lauf der Dinge weniger feindlich für ſie und uns Alle, das gebar ſie jetzt in Noth und Angſt. Das Leben des Kindes war geſichert, aber Mormona ſelbſt in Todesgefahr. Für Tage und Nächte, am Schmerzenslager zugebracht, hat man noch kein menſchlich Maß gefunden; unermeßlich iſt, was die Liebe in der Duldung vermag, unerhört, wie ſie auf der leiblichen Folter zu liegen für nichts achtet und über alle Mühſal triumphirend im Geiſte ganz Seligkeit iſt.

Es giebt Schmerzen, für welche die Sprache, um ſie auszudrücken, erſt bei der Muſik borgen müßte. Wollte ich unſeren Zuſtand ſchildern, ich müßte erſt Töne erfinden, ganz in den Weiſen jener alten Aeolsharfe hingehaucht, die ſich nordiſche Völker im dunkeln Nebel ihrer feindlichen Zone erdachten.

Noch vor Mormona's Tode war der Alte bei dem ungeahnten Gang der Dinge verwandelt. Es wäre jetzt an mir geweſen, die Rolle des ſtolzen Unwillens zu übernehmen, aber der Anblick des Greiſes erſchütterte mich zu tief. Seine Haltung, ſeine Faſſung war hin, er lag ſtundenlang wie vernichtet am Lager der Kranken. Wir wechſelten kein Wort, die Blicke waren verſtändlich und ſein gramgefurchtes Antlitz ſprach deutlich genug, wie zerſtört er ſich fühlte. Mermena duldete ihn gern um ſich, ſchalt ihn einen armen guten Thoren und ſtrich ihm ſanft das greiſe Haar, wenn er vor ihr kniete und ſein naſſes Auge in der Decke barg.

Pirre ward gut gehalten, aber er durfte nicht zur Schweſter; ſein geiſtiger Zuſtand ſchien der ärztlichen Pflege bedürftig. Gleich bei ſeiner Ankunft im Schloſſe hatte er Spuren von Zerrüttung gezeigt. Er mochte eine lange Zeit vorher in Qual und Selbſtanklage ein unglückliches Leben in den Bergen geführt haben. Wir hatten faſt Alle mörderiſch gegen einander gehandelt, aus Wahn oder aus Eigenſinn: was Wunder, wenn die zerſtörende Wirkung, die der Menſch gegen den Mitbruder richtet, ſich von Zeit zu Zeit gegen ihn ſelbſt wendet.

Wir ſtanden an Mermena's Sterbelager; ihre letzten Stunden waren nahe. Das ſchöne junge Leben wehrte ſich noch tapfer gegen die ernſten Anfechtungen des Todes. Ein erſter Kampf war vorüber; ſie ſchöpfte freien Athem und rief den Vater und mich zu ſich. „Ihr Männer, lieben Brüder," ſagte ſie weinend und lachend, „tragt keine Sorge um mein ewig Seelenheil; ich will als gute katholiſche Chriſtin ſterben."

Mein Vater ſtand ihr zu Füßen; er blickte ſtarr zu Boden, er hatte keinen Sinn für die ſpieleriſche Kindlichkeit ihres guten Herzens.

„Sei nicht ſo finſter, alter Mann!“ ſagte ſie zu ihm, „ich will ja gern in Euern aparten Himmel hinein und mich losſagen von meinen armen Brüdern und ihrem Ketzerthum. Ach, ihr Glaube war doch ſo friſch und fröhlich frei wie die Luft der Berge! Aber für bedrängte und beladene Menſchen iſt Euer Dienſt recht gut erfunden. Im Jammer, wo man Gott den Herrn unendlich fern glaubt, da giebt man ſchon nach, ach! da ſchwindet ſchon alle Hartnäckigkeit des freien fröhlichen Herzens! Gebt nur her, ich will dem leidenden Gott die Wundenmaale küſſen!“

Mein Vater wendete ſich ab und verhüllte ſein Haupt, aber er wagte nicht, die Feier der Todesſtunde zu ſtören.

„Wendet Euch nicht ab,“ ſagte ſie zu ihm, „von einer armen Creatur, die in ihrer Unſchuld dumm, aber nicht böſe iſt! Euch zu Liebe ſoll auch nach dem Prieſter geſchickt werden und will ich all' meine Sünde ihm überantworten. Die Leidtragenden, die Schmerzensgeſtalten, die Herolde des Todes haben ja ihr Unheimliches für mich verloren, mit Schmerzen und Leiden bin ich nun vertraut geworden. — Von einem Herzen freilich, das in Heiterkeit ſeines Gottes voll iſt, ſcheint Ihr nichts zu wiſſen!“

Sie weinte heftig, wie ſie das Wort geſagt; ſie ſchien der Aufregung zu erliegen. Mein Vater ſtand noch immer in ſich verloren und abgewendet. „Wollt Ihr der Sterbenden nicht die Hand reichen?“ ſagt' ich zu ihm.

Sie hatte ihm die ihrige vergeblich hingeſtreckt; der Alte war erſchüttert und kämpfte noch mit dem letzten Schatten ſeiner finſtern Regung.

In dem Augenblicke läutete draußen die Glocke des Miniſtranten, die das Allerheiligſte verkündete; die Thür öffnete ſich, die Chorknaben ſtanden mit Kreuz und Becken im Vorzimmer und der Caplan trat in's Gemach.

Mein Vater hatte ſich raſch zu ihm gewendet und ſank in's Knie. In der Verwirrung, in der Sorge um die hinſchwindende Seele meines Weibes mochte ich verſäumt haben, beim Erſcheinen des Sanctum mein Haupt zu neigen, bis der Prieſter uns mit lauter Stimme die Gegenwart ſeines Gottes verkündete. Mormona hatte ſich im Bette aufgerichtet und ſank jetzt in die Kiſſen zurück, als der Prieſter zu ihr trat. „Seid barmherzig mit mir, geſtrenger Mann Gottes!“ ſagte ſie mit zitternder Stimme, „ich ſtehe ja ohnedies bald vor dem Richter, der alle meine Miſſethat kennt! Ich meine, er müßte ſie mir verzeihen!“

Ich fühlte wie bitter der Wermuth war, daß ſich ein heiteres freies Herz ſeine Sünden ſelbſt vergeben wollte. Uberto ſtand wie eine ſtarre Bildſäule mitten im Zimmer, während ſeine Begleiter die Vorkehrungen zum letzten Amte trafen. Er blickte unerbittlich feſt und ſtreng auf die Sterbende. Das war die kalte ruhige Miene des Kriegers, der nur ſklaviſchen Gehorſam, kein Mitleid, kein Erbarmen kennt. Ich ſah hülfeflehend zu ihm auf. Von ihm hing es ab, ihr die Abſolution zu geben; nicht um ihretwillen, der Umſtehenden wegen wünſchte ich es. Ich ergriff des Vaters Arme, ich ſuchte ſein Auge.

„Geht nicht allzuſtreng mit ihr in's Gericht,“ flüſterte ich ihm leiſe zu. „Es waren Irrthümer in ihrem Glauben und Denken: aber ſeid milde, ihr Leben floß in Unſchuld und Liebe dahin!“

„Sie wird Gott die alleinige Ehre geben,“ ſagte der Prieſter, „und unſere heilige Kirche als den alleinigen Schooß der Seligkeit anerkennen.“

„That ſie das nicht,“ eiferte ich, „wo nicht mit Worten, ſo doch mit ihrem Leben, thatſächlich und freiwillig? Hat ſie ſich nicht zu uns bekannt, hab' ich ſie nicht gewonnen? Haltet nicht ſo ſtreng auf das Wort, martert nicht die Seele eines armen Weibes mit der Form. War doch der Inhalt ihres Lebens gut!“

Die Kranke, die die ganze Zeit über das Auge geſchloſſen gehalten, regte ſich plötzlich. Wir horchten auf. Sie hob ſich in die Höhe, rief mich leiſe bei Namen, ergriff meine beiden Hände und ſah mich groß und ernſt an. „Ich bin nicht ſchwach,“ ſagte ſie, „es giebt noch einen Gott für mich und Dich: ſei ruhig, Giuſeppe!“

Sie wandte ſich dann geſchäftig bald nach der einen, bald nach der andern Seite. „Es iſt noch viel zu thun übrig!“ ſagte ſie, „eilt! Die Zeit drängt!“

Die Dienerin mußte ihr den Knaben bringen. Das ſchlafende Kind lächelte ſtill und ſüß. Sie drückte es feierlich an's Herz, legte es dann vor ſich hin auf's Bett, breitete die Hände über ſein Antlitz und empfahl es mit leiſem Gebet dem Schutz aller guten Geiſter. — „Amen!“ ſagt' ich, wie ſie zu mir aufblickte und mir winkte. Dann wies ſie den Knaben raſch von ſich, als fürchte ſie, ihre Kraft ſei zu Ende. „Pirro?“ flüſterte ſie. Ich ſchüttelte das Haupt; er war entflohen. „Ich weiß,“ ſagte ſie, „er iſt nicht hier. — Kommt, alter Mann, Vater meines Giuſeppe!“ fuhr ſie fort, und ich zog ihn auf ihren Wink an's Lager. Er wehrte ſich nicht länger und drückte ihr die Hand. Sie nahm die ſeinige und ſchloß ſie betend zuſammen. Sie blickte in ſein Antlitz und zwang ihn, ihrem Blicke Stand zu halten. Eine ſelige Friedfertigkeit leuchtete in ihren Augen, ob ſie ſchon die Schatten der hereinbrechenden Nacht verdunkelten. „Und die Waldenſer ſind auch unſere Brüder?“ ſagte ſie laut mit fragendem Ton. — „Amen!“ rief ich und lehnte den Arm um die Schulter des Alten, der ſich über das Lager bückte. Er küßte ihr die Hand, wendete ſich zur Seite und drängte den Prieſter heran. Aber ſie wehrte ihn ab mit der Hand, ſie wollte ſich mit mir allein noch beſchäftigen. Sie ſank in ihr Lager zurück, ihre Stimme ward matter; ich kniete vor ihr nieder und ſah zu ihr auf wie zu einer Heiligen. Sie lächelte wie ein verklärter Geiſt. Mit ſchwacher Stimme, aber durchdringendem Tone dankte ſie mir für das Glück der Liebe. „Mein allzu kurzes Leben“, flüſterte ſie, „war in Luſt und Leid doch ein geſegnetes! Giuſeppe, meinſt Du nicht?“

„Und was ſagt Euer Gott dazu?“ flüſterte ich zum Prieſter.

„Unſer Gott?“ ſagte Uberto, „iſt er denn nicht der Eurige?“

Ich ſchlang den Arm um ihren Nacken, um ihre Lippen dem dargebotenen Heil des Prieſters näher zu bringen. „Geſtehet daß unſer Gott auch der Eurige!“ ſagte Uberto und wollte ihr den Leib des Herrn reichen.

„Mein Gott iſt gut!“ hauchte ſie ſtill, zuckte leiſe in ſich zuſammen und hatte vollendet; ſie ſtand vor dem Richter, der ihr und unſer Aller Gott. Der Prieſter hielt ihr noch die heilige Speiſe vor; die zuſammengepreßten Lippen weigerten ſich ſie anzunehmen. Uberto ſah finſter drein. „Unſelig hingegangen!“ ſagte er und ſah mich drohend an, wie ich mit der ganzen Bitterkeit des Schmerzes ſeinem Blick begegnete. Wie mein Vater die Hände rang, machte der Dominicaner das Zeichen des Kreuzes über ſie, ſah aber ſchweigend gen Himmel.

Siebentes Capitel.

Todtendienſt und neues Leben; Dominicaner und Jeſuit.

Univ. Bibl. München

Selig oder nicht: Gott wird es richten! — In einer kleinen Waldcapelle, von Oliven und Ulmen umſchattet, war Mormona's Hülle beigeſetzt. Der Neubau der alten Begräbnißhalle zu Santa Maria hatte die Nöthigung gegeben, ihr dieſe Ruheſtätte fern von den Angehörigen der Familie zu bereiten. Mir galt das gleich. War ſie doch ſonſt mit allen Ehren einer Gräfin des Hauſes beſtattet. Während man in der Schloßkirche Tag und Nacht das Todtenamt hielt, lag ſie im Schatten des Waldes, der Menſchenwelt und ihrem irdiſchen Lärm entzogen, in dem grünen, luftigen Tempel, wo die Vögel des Himmels ſich anbauen und ohne Brevier und Formular dem Herrn ihr Loblied ſingen. Selig oder nicht: hier galt kein Unterſchied.

Mein Vater hatte die Feierlichkeit der Beiſetzung mit einer Sorgfalt betrieben, die glauben ließ, ſein Schuldbewußtſein wolle ſich mit dieſem Liebesdienſt eine letzte Buße auferlegen. Faſt ſchien es, als ſolle ihm die todte Mormona werden, was ihm die lebendige nie ganz geweſen. Dieſe Reue verlangte geehrt zu werden. So viel Eifer um das dahingeſchwundene Leben hätte mit ihm verſöhnen können, hätte dieſe Frömmigkeit ſich nicht an den Wahn geklammert, die Todte werde jenſeits vom ewigen Richter verworfen werden. Für mich ſtand Mormona im Glorienſchein der vollen Liebe Gottes! Seit ihrem Tode hatte ich das feſte Gefühl von ihrer und meiner Rechtgläubigkeit, im Nothfall auch der Kirche gegenüber; es war als wäre Mormona's ſelbſtgewiſſe Sicherheit auf mich übergegangen.

Ich ſah und hörte wenig vom Treiben um mich her, ich theilte weder meine Andacht, noch auch die Bedürfniſſe des Tages mit der Welt, die mich umgab. Meines Vaters Andacht ließ ungewiß, ob er mehr an Mormona's Erlöſung oder an ſeinem eigenen und ſeines Hauſes Seelenheil zweifelte. Die Lebenden galten ihm wenig, auch der Sohn der Todten, der Knabe Saverio, ſo wenig als ich ſelbſt. Ihn zu ſtören in ſeinem Thun war vergeblich; die Berührung zwiſchen uns war allzu ſchmerzlich; das Unglück hatte uns vereinigt, um uns für immer zu trennen.

Von Kindheit auf hatte ich an meinem Vater keine andere Regung, keine andere Beſchäftigung als dieſe faſt mönchiſche gekannt; die Gewohnheit hatte ſeinem Thun und Treiben, ſeinem ewigen Todtendienſt mitten im lebendigen Leben, das Fremdartige genommen. Dieſe Weltentfremdung war freilich nicht von Jugend auf in ihm geweſen; ſie hatte ihre Geſchichte gehabt, ſie war das Ergebniß ſeiner Schickungen. Eng befreundet mit Victor Amadeus, jenem Herzoge von Savoyen, der den Titel eines Königs von Sardinien annahm, hatte mein Vater deſſen Unternehmungen, deſſen Feldzüge getheilt, war nicht von ſeinem Hoflager, nicht von ſeiner Seite gewichen; er war ſein Freund geweſen im ſchönſten Sinne des Wortes. Wie ein Meiſter ſeinen Schüler, ſo hatte Victor Amadeus den Grafen La Torre geliebt. Plötzlich bemächtigte ſich des Fürſten ein ränkevolles Weib. Victor Amadeus legte die Krone nieder, um in den Armen der Marcheſe von San Sebaſtiano das vermeinte Glück der Liebe ungeſtört zu genießen. Die Abdankung zu Gunſten Karl Emanuel's geſchah unter dem trotzigſten Widerſpruch meines Vaters, des treueſten Vaſallen. Er ward als Rebell in Ketten geworfen. Ein Jahr darauf bereute der alte König den unbeſonnenen Schritt; er wollte ſein Regiment wieder antreten, er forderte vom regierenden Sohne das Scepter zurück. Meines Vaters Warnung hatte alſo Gehör gefunden. Seiner Banden frei, in ſeinen Ehren wiederhergeſtellt, war Graf La Torre eifrig bemüht, die insgeheim zuſammenberufenen Barone des Reichs für den alten König zu ſtimmen. Dieſe Treue für das Alter mußte der Jugend für Verbrechen gelten. Karl Emanuel kam der Verſchwörung zuvor, Victor Amadeus wurde der Gefangene ſeines Sohnes. Mein Vater theilte freiwillig das Loos, der königliche Greis ſtarb in den Armen ſeines Freundes. Den jungen Herrſcher rührte dieſe Hingebung nicht, mein Vater ward wie ein gemeiner Miſſethäter auf die Galeere geſchickt, bis ihn die Vermittelung des römiſchen Hofes von der ehrloſen Strafe erlöſte. Krank und an der Menſchheit verzweifelnd, die ihn die beſte Tugend ſeines Herzens, die Treue, ſo tückiſch büßen ließ, lebte mein Vater längere Zeit in Rom, galt den Leuten, wie ſie ſagen, für tiefſinnig und ward ſehr fromm. Man trug ſich ſogar mit dem Gerücht, Graf La Terre ſei heimlich in einen geiſtlichen Orden getreten. Die Politik der Höfe, die Laune und die Willkür der Mächtigen, die treuloſe Ränkeſucht der Ehrgeizigen, der ganze Lauf der Dinge dieſer Welt erſchien ihm ſeitdem ein Werk des Böſen. Dem heiligen Vater verdankte er den Wiedergewinn ſeiner Rechte als Menſch, ſeiner Beſitzungen als Erbherr ſeines Hauſes; geiſtlicher Zuſpruch bewahrte ihn, daß ſein Gemüth nicht irre ward an Gott und ſeiner Weltregierung. Er ſah fortan in der Kirche den allein feſten, den allein rechtmäßigen Zuſammenhang zwiſchen Himmel und Erde. Der Staat und die Geſellſchaft der Menſchen hatte ſich ihm als ein trüglich Machwerk, die Kirche allein als eine Stiftung Gottes, als der Fels Petri erwieſen. Er kehrte von Zeit zu Zeit nach Santa Maria zurück, lebte aber auch hier ſtill, in ſich gekehrt, kirchlichen Uebungen ergeben. Seine erſte, ebenbürtige Gattin, die ihm weder Glück noch Nachkommenſchaft gegeben, war in den Armen eines Nebenbuhlers geſtorben. Plötzlich trat in ſein gramumflortes, wolkenſchweres Leben ein lichter Engel, ein Genius der Liebe und Freude, das Mädchen aus den Bergen. Dieſer Engel des Lichts ward auf Augenblicke mächtig genug, die Nacht um ſeine Stirn zu verſcheuchen, den Dämon zu bezwingen, die ſchlummernde Natur in ihm aus ihrem Grabe aufzurufen. Sie ward ſein Weib, aber er hatte nicht Kraft und Klarheit des Geiſtes genug, die Unſchuld, die ihm Gott aus dem Schooß der Natur geſpendet, heiligzuhalten, im Widerſpruch mit Finſterlingen, die das Fleiſch tödten, um dann den todten Leib zu benedeien. Eine Zeitlang ward den waldenſiſchen Brüdern in den Bergen eine Freiheit, eine Wohlthat nach der anderen zugewendet, meine Mutter regierte zu Santa Maria; dann plötzlich kehrte mein Vater zu ſeinen Bußübungen, zu dem finſteren Glauben zurück, ſein Haus ſei vom alten Fluche wieder heimgeſucht. In dieſem Wahn ließ er ſein Weib, meine Mutter, ſterben. Dieſer Wahn, der Fluch des Hauſes ſei unſühnbar, lebte jetzt von neuem in ſeinem zerſtörten Gemüth.

Für mich hatte die Welt ſeit Mormona's Tode ihre Farben verloren, mir liefen die Geſtalten des Lebens gleichgültig ineinander. Ich verließ nur ſelten die Gemächer des Schloſſes, in denen mein Weib gewaltet, gelebt und geliebt, gelitten und geendet. Ich hatte mich in dieſen Räumen feſt eingerichtet, aus dieſem Zuſammenhang mit der nächſten Vergangenheit wollte ich nicht ſcheiden. Dort wehte mir noch der Hauch ihres Mundes; in den verhüllten Zimmern, die kein ungeweihter Fuß mehr betrat, im Schatten dieſer Dämmerungen, die ich halb träumend, halb wachend an mir vorübergleiten ließ, fühlte ich noch die Geſtalt der Geliebten, ja, ich glaubte ſie im Fluge an mir hinſchweben zu ſehen, das Rauſchen ihres Gewandes, den ſüßen Klang ihrer Stimme zu hören. Das war mein Todtendienſt. Meine Andacht beſtand darin, mir Mormona's Geſtalt lebendig zu erhalten. Jedes ihrer Worte rief ich mir zurück, um aus all' den kleinen Zügen ihres kurzen Lebens mir ihr Abbild feſtzuſtellen. Ihr Leben weiterzuleben, das ſchien mir mehr werth als alle Buße. Und in der That, ich fühlte ihren Geiſt in mir wachſen und gedeihen, als wenn ihre Natur auf mich übergegangen wäre. Sie hatte ſich aus Liebe zu mir zum römiſchen Dienſt bekannt. Ich war damals faſt auf dem Punkte, aus Liebe zu ihr den Glauben der Ketzer mein zu nennen. Sie hatte nicht ausgehalten im Dienſt meiner Kirche, der freie Strahl ihrer heiteren Seele war vom Dunkel der Dämmerungen, das er nicht zu durchbrechen vermocht, wieder zurückgeſcheucht. Ich meinerſeits gedachte die nüchterne Helle des einfachen Ketzerthums der Waldenſer mit der Wärme des vollen Menſchenlebens zu beſeelen, um ſie für die Welt wieder zu gewinnen, die alte Unbill auszugleichen, den jahrhundertlangen Fluch zu ſühnen. Anders, das fühlte ich ſchon damals, kann man nicht Miſſionär ſein und Proſelyten werben, als wenn man auf die Bedürfniſſe der Verirrten liebevoll eingeht, ſie theilt und menſchlich findet. Das Alterthum der Griechen lehrte ſchön und gut ſein, und hielt Beides für daſſelbe. Das Chriſtenthum wollte mehr ſein als das, und iſt hinter dieſem Ziele zurückgeblieben. Soll die Welt die verlorne Harmonie nicht wiederfinden? Sollen wir das Leben nur immer erſt heilighalten, wenn es eingeſargt vor uns liegt? Dieſer Todtendienſt höre auf, das Leben abzutödten! —

Ich hätte ohne Zwang an die früheren Jahre meiner Jugend wieder anknüpfen können, die ich im Collegium zu Genua zugebracht. Aber ich brauchte Menſchen, die für meine Ueberzeugungen empfänglich waren, uneingenommene, friſche Menſchen, denen ich von Mormona erzählen, den Inhalt ihres Lebens und meinen Glauben deuten konnte, wie Gott in einer kindlichen Seele ſeine liebſte Offenbarung ſieht. Das Bedürfniß nach Mittheilung, nach Thätigkeit und Wirkſamkeit ſcheuchte mich endlich fort aus meiner abgegrenzten Stille. Der Knabe Saverio mit der Sorge für ſeine erſten Bedürfniſſe erfüllte zu wenig meine Zeit und Muße. Das friſch kräftige Kind war dem neuen Hausmeiſter und ſeiner Frau, die von gleichem Alter ein Kind gebar und nährte, zur Pflege übergeben; beide Knaben hatten damit als Milchbrüder dieſelbe Mutterbruſt. Dieſer Hausmeier und ſein Weib waren verſtändige Leute, ob ſie ſchon unmündig waren in Sachen des Glaubens, prieſterlichen Willen unbedingt und blind über ſich verfügen ließen. Der Knabe Saverio entwickelte ſich raſch und feurig; die fröhliche Schnellkraft ſeiner Mutter ſchien in ihm lebendig zu ſein; die Züge ſeines Geſichtes machten ihn auch äußerlich zu ihrem Ebenbilde. In mir aber lebte Mormona's Urbild weiter, ihr Geiſt durfte nicht entſchwunden ſein vom Schauplatz ihres Lebens, ihr Daſein war noch nicht abgeſchloſſen, ihre Sache, die Sache der verkannten Unſchuld, noch nicht erledigt. Wenn ich für das Recht der verketzerten Menſchheit, für das Recht der Kinder in den Bergen und ihre Anwartſchaft auf die Segnungen des Lebens als Anwalt auftrat, glaubte ich Mormona's beſte Erbſchaft anzutreten, der beſte Vollſtrecker ihres letzten Willens zu ſein.

Was mich von Zeit zu Zeit wiederholt in die Berge trieb, war die Sorge, Kunde von Pirro zu erhalten. Niemand wußte von ihm, weder auf dem Markt von La Torre, wie die aufgeſtellten Wächter mir meldeten, noch daheim in den zerſtreuten Hütten der Köhler und Murmelthierzüchter. Er war der Erſte von den Brüdern in den Bergen, denen mein Leben gehörte, wollt' ich Mormona's Leben weiterführen. Die Ungewißheit über ſein Ergehen wurde mir zur Pein. Er konnte in Noth ſein, in innerer Bedrängniß, der Verzweiflung preisgegeben! In der Hütte auf dem Felſen war keine Spur von ihm zu entdecken.

Wie ich zum erſten Mal jenen Schauplatz meiner erſten Freude wieder betrat, rieſelte ein leiſer Schauer der Andacht durch meine Seele. Hier hatte meine Alpenroſe geblüht, bevor ſie ſich den Menſchen im Thale anvertraute. Auf dieſer Schwelle war ſie vor meinem erſten Erſcheinen droben in der Hütte zuſammengeſchreckt, hier am Heerde hatte ſie meinem Worte gelauſcht, das ihr die Bruderliebe unter den Menſchen als das höhere, Gott allein wohlgefällige Chriſtenthum verkündete. Hier hatte ſie feierlich die Hand gen Himmel gehoben, als ihr ſchüchterner Blick mich gefragt, ob ich es ehrlich gemeint; dort war ſie ſtill in ſich erzittert, als meine Hand ſie berührt. Ich kniete nieder auf den Spuren ihres Wandels, ich gelobte die Stätte heiligzuhalten, ich gelobte mehr; ich gelobte ihren Brüdern in den Bergen, die die Welt verdammt, ein Verkündiger von der Liebe Gottes zu ſein. Den großen ſchweren Streit zwiſchen altem und neuem Glauben ſchwur ich unter den Menſchen ſchlichten zu helfen, und rief Mormona's Geiſt aus den Gefilden der Seligen zum guten Werk herab. Und es war mir, als wenn es wie mit Fittichen der Seraphim mich umrauſchte, ein lichter Geiſt mit hellem Klang ſein Triumphlied ſänge. — Wie ich aus der Thür wieder hinaustrat, ſtand die Sonne ſcheidend am Rand der Berge; ich fühlte ihren Glanz um mein Haupt, die Hütte um mich her ſtand in Glorie. Auf die Platte des Felſenſtiegs ſchrieb ich mit deutlichen Zügen: „Pirro, eile zu mir, Mormona's letzten Willen zu vernehmen!“

Damals ſtieg der Wunſch in mir auf, Prieſter zu werden, um auch äußerlich das Recht zu haben, den Menſchen einen Glauben zu verkündigen. Ich konnte ja dann auch meine Genoſſen für den wahren Gottesdienſt gewinnen, ich durfte vor ſie hintreten und ſagen: Ihr Thoren, die ihr Gott ſuchen wollet! Er wandelt unter euch, ein ſtiller Geiſt, und ihr erkennt ihn nicht. Ihr erwartet ihn mit Schrecken zum jüngſten Gericht, und ſiehe, er iſt alle Tage bei euch. Ihr erwartet ihn im Lande jenſeits, und martert und kränkt ihn hier ſchon im Geringſten eurer Brüder! — Die Welt iſt ſchon ſehr alt geworden, und hat die Religion Chriſti, die Religion der Bruderliebe noch immer nicht verſtanden.

Ich hatte bisher in der Geſchichte einiger ketzeriſchen Secten geforſcht. Ueberall, fand ich, hatte ein in der Stille Erleuchteter von neuem die Entdeckung gemacht, daß Gott ſich nicht im bloßen Formendienſt finden laſſe. Ueberall freilich waren die Neuerer zu weit gegangen und hatten ſich zur großen Gemeinde des Herrn nicht wieder zuſammengefunden. Ich las jetzt die Geſchichte unſerer Orden. Ich fand auch ſie ihrem Urſprunge entfremdet. Immer war es ein großer Gedankeeine tiefe Sehnſucht, was den Stifter einer neuen Gemeinſchaft aus dem Lärm der verlorenen Welt in die Wüſte oder in die Stille trieb, um ſich, wie Chriſtus in den vierzig Tagen, auf ſich ſelbſt und auf den reinen Urſprung der Menſchheit aus Gott zu beſinnen. Mit geſammelter Kraft trat er dann wieder unter die Menſchen, um den Brüdern mitzutheilen, was ihm der Geiſt vertraut. Selbſt jener Dominicus, von dem ein Syſtem furchtbarer Verfolgungen den Namen entlehnt, war ein gottgeweihter Menſch, den unſer Dante, der große Dichter, in den Himmel verſetzt, während er deſſen Schüler und Anhänger zu den Verdammten in die Hölle wirft. Ueberall ſah ich die urſprünglich reine Abſicht unter dem leidenſchaftlichen Thun der Menſchen in ihr Gegentheil verkehrt, die Gelübde der Orden in äußerlichen Formeldienſt, die Begeiſterung in eine todte Knechtſchaft des Buchſtabens ausgeartet. Der Same des Chriſtenthums war zu einem gewaltigen Baume aufgeſchoſſen, aber die Vögel des freien Himmels fanden nicht mehr Obdach unter ihm. In ſtillen Nächten überfiel mich die Angſt, ich könnte berufen ſein, den todten Chriſtus zu erwecken, und doch nicht die Kraft haben, den Menſchen das Evangelium von der lebendigen Liebe zu deuten. Wohl war der Entſchluß in mir ſtark genug, in die Einſamkeit der Wüſte zu ziehen und im Anſchauen Gottes meine Gedanken zu heiligen, aber die Furcht, in die Welt zurückgekehrt, einſam wie ein Wahnſinniger dazuſtehen, der den Steinen vergeblich predigt, lähmte meinen Entſchluß, hielt meine Lebensgeiſter gebunden. Ich fühlte zugleich, daß ich der Genoſſen bedurfte, um für die Menſchheit zu kämpfen und zu dulden. Die Kraft eines Einzelnen reicht nicht mehr hin, der Menſchheit aufzuhelfen.

Pater Euſebio in Genua war mir in dieſen Zweifeln Rath und Troſt. Er war ohnedies gewohnt, in den Ereigniſſen unſeres Hauſes mitzuleben. Alles was in mir vorging, pflegte ich ihm zutraulich zu berichten. Euſebio war von Herkunft und Nation ein Franzoſe, aus der Schweiz gebürtig. Er kannte die Menſchen, er wußte, wie man ihnen in ihrer Noth beiſpringt. An den Höfen der Fürſten, wie in der Hütte der Armuth hatte er mit weiſer Hand Segen verbreiten und auch den Verſtand der Weltklugen da leiten gelernt, wo der gute Wille und die Empfindung des Herzens nicht ausreichen. Er kannte auch die Philoſophien jener verwegenen und aberwitzigen Köpfe, die damals ſchon den geſammten Inhalt der chriſtlichen Menſchheit anzweifelten und ihn verſpotteten, weil ſie ihn nicht bewältigen und neu geſtalten konnten. Sie verwarfen das Beſtehende und waren ohnmächtig, Neues zu ſchaffen. Euſebio verwarf nichts unbedingt; er prüfte Alles, behielt das Beſte und war überzeugt, daß der guten Sache Alles zum Beſten gereiche.

„Du irrſt, mein Sohn,“ ſchrieb mir Euſebio, „wenn Du wähnſt, man müſſe eine Gemeinſchaft aufgeklärter Köpfe erſt ſtiften, die von der Knechtſchaft der Form, von der Tyrannei der Satzung frei ſei. Eine Gemeinſchaft freier Denker exiſtirt. Nicht Alles für Alle! iſt freilich ihre erſte Regel. Und man kann nur ſtufenweiſe in das Allerheiligſte der unverhüllten Wahrheit dringen. Die Wahrheit macht frei, den Einzelnen wie ganze Völker, aber nur nach dem Grade der Befähigung, der klaren Beſonnenheit und eines ruhigen Selbſtbewußtſeins. Mein Freund, es giebt eine Verbrüderung edler Menſchen, die ſich die Wahrheit und die Freiheit zum Ziel ſteckten; allein ſie müſſen ſich noch geheim halten gleich den erſten Chriſten, die zur römiſchen Zeit in Höhlen und Schluchten den ſtillen Keim ihrer Lehre pflegten. Es giebt eine Gemeinde, die ſich die Verbrüderung und Aufklärung aller Menſchen zur Aufgabe ihrer Beſtrebungen gemacht hat; aber ſie hat am hellen lichten Tage noch keine Form gewonnen, und ihr offener Kampf mit den finſtern Gewalten des Aberglaubens und der Unduldſamkeit iſt noch nicht ſtatthaft. Es wird die Zeit kommen, wo ſich alle Beſſeren zu dem großen Bunde der Menſchenliebe zuſammenfinden, und die Kirche Gottes, die Gemeinſchaft der Gläubigen wird dann wieder Raum haben für Alle, auch wenn ſie nur die Wahrheit ahnen. Dann werden die Irrthümer der Philoſophien, die Abſonderlichkeiten der Secten, die hartgeſottenen Behauptungen eigenſinniger Kathederhelden verſchwinden. Was in den Entdeckungen Einzelner wahr iſt, kann nur Geltung haben, wenn es Gemeingut der Menſchheit wird. Das haben jene Weltweiſen Frankreich's und jene Sectenſtifter der germaniſchen Nation nicht einſehen können, daß die Menge unfähig iſt, das grelle Licht der ganzen Wahrheit zu ertragen, und darum thut der Menſchheit ein Orden noth, der die Aufklärung des Verſtandes zu regeln, die neuen Entdeckungen der Vernunft zu leiten, ſie für die große Menge unſchädlich zu machen weiß. Dieſer Orden, mein Sohn, der auf das Treiben der Welt eingeht, am Thun der Menſchen theilnimmt, das Weltliche heiligt und den ſchönen Garten Gottes, dieſen von wilder Leidenſchaft und vom Fanatismus des angeblich ausſchließlichen Glaubens ſo oft verwüſteten Schauplatz der Erde wieder urbar macht und anbaut: dieſer Orden braucht nicht erſt geſtiftet zu werden, weder er ſelbſt, noch die beſondere Loge der Aufgeklärten in ihm. Dieſer Orden hält feſt an der Kirche Gottes auf Erden, aber ſeine Eſoteriker, ſeine Auserwählten, haben zugleich Theil am Fortſchritt der Menſchheit. Er kennt die Lehren der Weltweiſen, er weiß um die Bedürfniſſe der Völker, er ehrt das Streben des Einzelnen nach Freiheit; aber er behütet die heilige Flamme der reinen Wahrheit, er wacht darauf, daß die große Menge, das noch unmündige Volk vor den Irrungen der zweifelnden Vernunft bewahrt bleibe. Nicht Alles für Alle! Dies der oberſte Grundſatz dieſes Ordens, Gehorſam deshalb ſeine Baſis, Verſchwiegenheit die Bedingung, um ein Mitglied der Geſellſchaft Jeſu zu ſein."

„Mein väterlicher Freund," ſchrieb ich an Euſebio zurück, „ich ſehne mich nach einer Gemeinſchaft edler Männer, die der Ueberzeugung leben, die Kirche Gottes müſſe aufhören, eine Strafanſtalt für die Menſchen zu ſein. Ich bin überzeugt, daß das Chriſtenthum der Dominicaner nicht Eure Lehre iſt. Ich bedarf vielleicht ſogar des Schutzes gegen deren Chriſtenthum, aber ich kann — verzeihet! — nicht die eine Gefangenſchaft mit der andern vertauſchen; ich kann nicht blinden Gehorſam ſchwören, wo ich einen Bund edeldenkender, freifühlender Menſchen fordere. Blinder Gehorſam hindert die Bewegungen meines Geiſtes, hemmt meinen Wiſſenstrieb.“

Hierauf ſchrieb Euſebio zurück: „Die Freiheit der Forſchung, mein Sohn und mein Freund, wird Dir nie unterſagt bei uns. Die heilige Kirche erlaubt ſie dem Prieſter, dem Auserwählten, auch wenn er nicht die Weihen empfing. Wie ſollte die Geſellſchaft Jeſu ihren Mitgliedern das Ringen nach Wahrheit verbieten! Wir Alle ſtreben nach der Freiheit, wir wiſſen, daß nur die Wahrheit frei macht, aber wir halten uns nur ſtufenweiſe für die Freiheit befähigt. Es giebt keine Freiheit ohne Nothwendigkeiten. Steht die Weltkugel, die ſich frei bewegt, nicht insgeheim unter dem Geſetz der Schwere? Ebenſo iſt der Menſch, dieſer freie Schöpfer ſeiner Thaten, — frei, denn ſonſt hätte er keine Wahl zwiſchen Gutem und Böſem, — von Natur und Schickſal an geheimen Fäden feſtgehalten. Iſt ſein Sinn geſund, ſo giebt er ſich dieſen Naturbedingungen hin, ohne dadurch ſeine Freiheit für gefährdet zu erachten. — Mein Sohn, ich kannte von früh an Dein heimliches Gelüſt nach Freiheit, das ſich ſelbſt in den Spielen des Knaben verrieth. Ich habe Dich ſchon damals, als Du hier im Collegium mir anvertraut warſt, nach der Art und Weiſe geleitet, die Deine Natur zu verlangen ſchien. Du fügteſt Dich in die Ordnungen der Anſtalt, die jeder Tag mit ſich brachte, während Du Nachts heimlich Deine Wanderungen am Strande, Deine Fahrten im Nachen ungehindert unternehmen konnteſt. Du dünkteſt Dich frei, weil Du nicht wußteſt, daß jener Fiſcher, den Du für Dich gewannſt und beſtacheſt, ſchon vorher in meinem Solde war. So, mein Sohn, ſteht es um die Freiheit der Menſchen, und nur ſo, wenn ſie von einem Höheren überwacht iſt, bleibt ſie vor Gefahren geſichert! Begreife daran, wie die Geſellſchaft Jeſu Chriſti ihre Auserwählten zu leiten weiß. Zu den Auserwählten aber rechnete ich Dich ſchon immer, mein Freund; ich wußte, daß dieſer Hang zur Freiheit Deine Kräfte entwickeln, nicht Deinen Sinn verwildern werde. Und nun der Himmel Schmerzen ſeltener Art über Dich verhängte, fand ich meinen Glauben an Dich nur beſtätigt. Der Himmel hat Dich hart und bitter geprüft. Er nahm Dir Dein irdiſches Kleinod, um Dir einen Schatz im Himmel zu ſichern. Gieb dieſen Gewinn nicht auf, ſuche ihn ſchon auf Erden wirkſam anzulegen! Du biſt zu einem Apoſtel Gottes, zu einem Verkündiger ſeines Reiches auf Erden berufen, denn Du gehſt in Liebe auf die Irrungen der Menſchen ein, Du haſt die Gabe, Dich der Gemüther zu bemächtigen und ſie mitten im Kampfe gegen die finſtern Leidenſchaften zu Gott zurückzuführen. Das Chriſtenthum der Dominicaner fürchte nicht! Die Herrſchaft der Mönche und der Fanatiker iſt aus. In Dir aber, mein Freund, erkenne ich das außerordentliche Werkzeug eines höheren Chriſtenthums. Werde Prieſter und ziehe hinaus in die Welt, um den Menſchen zu verkünden, was ihnen noth thut! Oder tritt wenigſtens als Laie in den Verband unſeres Ordens und wirke nach dem Maß Deiner Kräfte und nach dem Maß, wie Gott Dein Herz erleuchtet! Unſer Orden iſt bildungsfähig, das unterſcheidet ihn von allen andern und deshalb wird er Schritt halten mit der Entwickelung der Jahrhunderte. Unter dem großen Stifter hatte die Geſellſchaft Jeſu die Aufgabe, in der Stille des Gemüths die Eintracht mit Gott wiederzufinden, die ſeinem Zeitalter verloren gegangen war. Loyola fand ſie im Gebet und in der Buße, und in den Entzückungen ſeiner Phantaſie wurden ihm die Wahrheiten der Religion zu Geſtalten, mit denen er leibhaft zu verkehren glaubte. In den Anſchauungen ſeines ſchwärmeriſchen Geiſtes fand er Gott wieder, den er in den Formen der Kirche ſeiner Zeit vergeblich ſuchte. Dieſe Rückkehr zum Einblick des Geiſtes in ſich ſelber hat ihn wie alle Schwärmer als groß und gottſelig hingeſtellt. Wären wir bei ſeinen Phantaſien ſtehen geblieben, ſo hätten wir in Einſiedeleien und in der Wüſte Büßer und Heilige erzogen. Aber die Welt ſoll ſich nicht ſelbſt überlaſſen ſein, der Geiſt des Chriſtenthums muß in ſie eingehen und Fleiſch werden. Man muß der Menſchheit zu Hülfe kommen, an ihrer Bedürftigkeit Theil haben, wie Chriſtus Menſch ward und die Gebrechen der Menſchlichkeit auf ſich nahm — er freilich, ohne zu ſündigen. Jakob Laynez, unſer zweiter General, gab dem Orden ſeine zweite Richtung. Er entfernte aus ihm, was von mönchiſcher Düſterheit ihm noch innewohnte; er milderte die Strenge des beſchaulichen Lebens, er ſetzte ſich zur Aufgabe, die Welt der Menſchen mit der Kirche Gottes zu vermitteln. Dies geſchieht durch Unterricht der Jugend und durch milde, aber unaufhörliche Bekämpfung des Unglaubens. Der Umgang mit Erwachſenen, Predigt und Beichtabnahme wurde nöthig, um überall die Welt auf ihrem eigenen Grund und

Boden ſicher und unvermerkt zum Heil zu führen. Es gelang nicht wieder, den Orden auf bloße Beobachtung der kanoniſchen Stunden und ausſchließlichen Mönchsdienſt zurückzuführen; mit Franz Xaver war die Miſſion unter den Heiden glorreich eröffnet und dem Orden dieſe neue Seite erwachſen, Ungläubige zu bekehren, während die Erziehung der Gläubigen innerhalb der Chriſtenheit unſere weſentliche Aufgabe blieb. So ſchreiten wir fort, mein Sohn, ſelbſt wenn die Kirche und das Regiment des Papſtes im Stillſtand verharren wollte. Wir arbeiten für die Kirche, aber wir erneuern ſie immerdar, indem wir ihr neue Grundmauern ziehen, und wenn wir auch blos den Beſtand des alten Hauſes zu ſichern ſcheinen, ſo wächſt doch langſam, aber unaufhörlich der unſichtbare Tempel fort, bis er die Größe, Weite und Herrlichkeit haben wird, in dem ſich alle Welt zuſammenfindet. Es wird nichts verloren ſein, was die Bildung der Jahrhunderte an wahrem Gewinn heraufführt, es wird ſich Alles in einer großen Gemeinſchaft zuſammenfinden. Dies, mein Sohn, iſt der Sinn des Ordens in unſerm Jahrhundert. Wir haben Großes vor, eine Reform und Neugeſtalt der Kirche, die ſich über alle Secten verbreiten, alle Völker wieder gewinnen muß, um die wahrhaft allgemeine zu ſein. Auf, auf, mein Sohn, ich wünſche, daß Du dereinſt unſere Glorie theileſt! Theile zuvor unſere Anſtrengungen, unſere Opfer, unſere Arbeiten!"

Ich hatte mit dem Briefe des werthen Mannes das Glaubensbekenntniß eines römiſchen Prieſters in der Hand, deſſen Offenheit beinahe zu der Beſorgniß führen durfte, es könne für ihn verhängnißvoll werden. Stand mein würdiger Lehrer doch ohnedies ſchon in dem Rufe einer Freiſinnigkeit, die man nur als eine Ausnahme, vielleicht nur in Anbetracht ſeiner ſonſtigen vielfachen Verdienſte gelten ließ. Seine Feinde hatten ihn ſchon mehrmals beim heiligen Amt der Inquiſition wegen ſeiner Hinneigung zu den Philoſophen Frankreichs und den deutſchen Freimaurern verdächtigt. In der That enthielt ſein Brief deutliche Spuren von ſeiner Theilnahme an der Gemeinſchaft aufgeklärter Köpfe, die damals anfingen, ſich in heimlichen Logen zu verſammeln. Ich hörte damals zum erſten Male von dem Bunde der Roſenkreuzer, der Beides in ſich vereinigen ſollte, die Ideen der Freimaurerei und das Gelübde, die Aufklärung im Dienſte Roms zu befördern.

„Es iſt eine verhängnißvolle Zeit hereingebrochen,“ ſchrieb mir Euſebio hierüber, „Licht und Finſterniß, Liebe und Haß ringen mit einander; im Schooße der Kirche ſelber, wie in der ganzen Menſchheit iſt der Zwieſpalt ausgebrochen. Es gilt jetzt mehr als je, daß die Edleren feſt zuſammenhalten und das Zeitalter vor den Verwüſtungen bewahren, die von beiden Seiten uns drohen. Gegen den Unglauben waffnet ſich der alte Aberglaube mit neuer Macht, gegen den Witz der ruchloſen Spötter treten die Geiſter des Schreckens und der Gewaltthat wieder in die Schranken, gegen einen Voltaire pflegt ein neuer Torquemada aufzuſtehen und der ächte Freund der Kirche Gottes und der Menſchheit ſteht oft allein mitten im Kampfe der Parteien. Hier gilt es dann doppelt, am Heil des Ganzen nicht irre zu werden, wenn uns einzelne Ausartungen den

Glauben an Fortſchritt und Freiheit trüben. Was Du auch von den Roſenkreuzern hörſt: kümmere Dich nicht um Namen! Wiſſe nur ſo viel, daß auch die Kräfte der Natur noch unerforſcht zu unſern Füßen liegen, die Zeit aber nicht fern iſt, wo bisher noch ungehobene Schätze dem Schooß der Erde entſteigen werden, ungemünztes Geld uns zu Dienſten ſteht. In den Naturwiſſenſchaften regt es ſich wunderbar. Du kennſt meine eigenen ſchwachen Verſuche in dieſem Gebiete. Aber ich ſage Dir, es wird aus den Naturwiſſenſchaften eine Umwälzung für die geſammte Menſchheit erwachſen. Wer hat nicht die Sucht der Alchymiſten verſpottet, künſtlich Geld zu erzeugen! Und ſiehe, unter den Verſuchen, Geld zu machen, hat man doch wenigſtens das Porzellan gefunden. Drüben jenſeits der Alpen, im kalten, deutſchen Norden, im Lande Meißen, glaub' ich, ſchaffen ſie in einer neuen Miſchung von Gypſen und Erden dieſen neuen Stoff, den ſie in China ſchon vor Jahrhunderten kannten, aber geheim hielten. Ich ſage Dir mehr! Ich nenne Dir im Lande jenſeits des Oceans, im fernen Weſten, wo Alles wie Empörung gegen die Geſetze des Menſchenlebens ſich geſtaltet, ein Zuſtand der Auflöſung, Republik genannt, ſich entwickelt, — ich nenne Dir einen ketzeriſchen Mann, Benjamin Franklin! Er hat an einem Spielzeug der Buben, an einem im Winde aufſteigenden Drachen, die Geheimniſſe der Electricität entdeckt. Dieſe Geheimkunde wird uns den Blitz lenken lehren, und der mit Frevlerhand den Königen das Scepter entwindet, er wird dem unberechenbaren Zorn des Himmels, wie wir ſagen, dem Blitz, der über uns herzuckt, ſeine Bahnen weiſen! Staunen wir und forſchen, mein Sohn! Und daß wir nur, will ſich uns der Schooß der Natur mit neuen, ungeahnten Kräften erſchließen, Alles zur wahren Ehre Gottes anwenden! Die Aufklärung geht leiſen, geheimen, aber ſicheren Schrittes durch die Menſchenwelt. Sei wachſam, mein Sohn, und im Stillen ein Genoſſe Derer, die für ſie wirken, auch wo ſie noch im Verborgenen bleiben! Ich grüße Dich als angehenden Bruder des verſchwiegenen Bundes freier Denker!“

Ich meinestheils begriff bei Allem nur nicht, weshalb ich erſt Jeſuit werden ſollte, um Freimaurer zu ſein. Aber ich verſchwieg ihm das; und ich war damit vielleicht ſchon reif zum Sodalen der Geſellſchaft, deren Grundſatz iſt: Nicht Alles für Alle!

Um dieſe Zeit trat eines Tages Pater Uberto, unſer Caplan, zu mir in mein Gemach, ungemeldet, ungerufen. Ich hatte alle Begegnung mit ihm vermieden, ich war der Sphäre des Mannes entrückt. Er ſah milder aus als gewöhnlich; mich rührte faſt die hagere Geſtalt mit den unfruchtbar düſteren Blicken des tief gehöhlten Augenpaars, das Gott nur in den Schrecken des Todes zu ſuchen ſchien. Der Ton ſeiner Stimme war unſicher und ſchüchtern. Es ſchien ein Friedensamt zu ſein, das er übernommen; und doch lauerte in ihm der Geiſt eines Torquemada, jenes Beichtigers und Ketzerrichters ſondergleichen.

„Ihr entzieht Euch den Eurigen, Signor,“ ſagte Uberto mit ſo viel Ruhe, als ihm möglich war. „Man muß Euch mit Gewalt aufſuchen, Ihr ſeid leidend!“

Ich möchte nicht ſo hülfsbedürftig erſcheinen. „Gönnt mir dieſe Einkehr, dieſe Einſamkeit,“ ſagte ich, „ich gebe damit kein Aergerniß. Ich hoffe mich in meinem Unglück zurecht zu finden; mehr vermag der Menſch nicht. Ihr ſeid ein Mönch. Wird der Laie nicht Gnade vor Euch finden, wenn er ſich von der Welt zurückzieht? Ich bin ja faſt zum Kloſterbruder reif! Ich würde in einen geiſtlichen Orden treten, wenn mein Zeitliches und das Intereſſe meiner Familie geordnet wäre, — und wenn ich unter den Orden, die ich kenne, eine Wahl zu treffen wüßte!“ ſetzte ich zögernd hinzu.

Uberto ſah mich ungewiß an. „Signor,“ ſagte er, „ich kenne nicht Eures erlauchten Vaters Anſicht über ſolchen, ihm ganz neuen Entſchluß. Ich weiß auch nicht, ob die Weltweisheit, der Ihr huldigt, Euch vor der Welt und ihren Verſuchungen ſicherſtellt. Ich beklage nur, daß Ihr Euch von unſerer Gemeinſchaft ausſchließt. Ihr entzieht Euch ſelbſt dem heiligen Dienſte, den wir der Verſtorbenen halten!“

„Mormona ſteht vor Gott,“ ſagte ich, „er wird ihr ein gnädiger Richter ſein.“

„Amen!“ ſprach der Prieſter. „Was Anderes bezweckt unſer Gebet, als die Erlöſung und Begnadigung der Todten? Wir entbehren nur Eurer Theilnahme, wenn wir für ſie beten.“

„Ich bete lieber für die Lebendigen,“ ſagte ich, „ſie bedürfen deſſen weit mehr.“

„Signor, wir beten auch für Euch und Euer Seelenwohl!“

„So thut, was Eures Amtes iſt und laßt mich meinem Gotte dienen, wie ich kann und mag.“

Ich war aufgeſtanden, um damit die Unterredung zu beenden; ich fühlte zu wohl, welche Kluft mich von dem Manne trennte.

Der Dominicaner blieb ſitzen und ſah mich ruhig an. „Euer Schmerz iſt gerecht,“ ſagte er, „ich würde ihn nicht tadeln, auch wenn er ſich ſtürmiſcher äußerte. Aber Ihr thut nicht gut, den Zwieſpalt feſtzuhalten, wo doch Alles, nachdem der Himmel entſchieden hat, ſich wieder zur Eintracht des Hauſes wenden könnte. Euer erlauchter Vater meint —“

„Sprecht in Eurem eigenen Namen, Uberto!“ ſagte ich, „mein Vater iſt nur Euer Echo.“

„Wie meint Ihr, Signor?“

„Ich meine, daß Ihr es ſeid, der das Gemüth meines Vaters gefangen hält. Ihr beherrſcht ſeinen Glauben, und Eure Vorſtellungen ſind düſter und unverſöhnlich.“

„Nicht meine Vorſtellungen, Signor, die Wahrheiten der Religion erfüllen die Gedanken Eures Vaters. Ihr haltet mich für die Urſache des Zwieſpaltes, und ich war es doch, der die im Widerwillen gegen die Segnungen der Kirche Geſtorbene nicht öffentlich ausſtieß aus der Gemeinſchaft der Seligen und Gläubigen!“

O mein Gott! dacht' ich ſtill für mich, muß ich mit dem Dominicaner über eine unbefleckte, reine Seele rechten!

„Ich war es,“ fuhr Uberto fort, „der ſie auch im Leben ſchon freiſprach, ſelbſt wenn ſich ein ſündhaftes Gelüſt in ihr

Gemüth drängte. Sie hat früher einmal, als ich ihr den Leib des Herrn reichen wollte, auch vom Kelche verlangt!“

„Ein kindiſcher Wunſch von ihr,“ ſagt' ich, „in der Zeit, wo ſie ſich Mutter fühlte, nicht ganz zurechnungsfähig war! Und ein Beichtgeheimniß, Kaplan! Wahret Eure Zunge!“

„Ich verletze es nicht,“ ſagte Uberto, „weil mich hier Niemand hört als Gott und Der, — welcher vielleicht Theil hat an dem Irrglauben der Geſtorbenen. Euer Weib ſtarb im Widerwillen gegen die Gnadenmittel der römiſchen Kirche. Es war noch ein Reſt des waldenſiſchen Ketzerthums in ihr, und Ihr, Graf Giuſeppe, ſeid mitſchuldig an dieſer Sünde. Ihr habt die Seele Eures Weibes nicht gehütet, wie Ihr ſolltet. Ihr habt Theil an dieſem Ketzerthum.“

„Ich will den Glauben der Köhler und Hirten in den Bergen nicht vertreten,“ ſagt' ich ruhig, „aber ich will nicht dulden, daß man ſie für verdammt hält, weil ihre Prieſter ihnen vom Kelche einen Tropfen bieten. Gilt Euch denn Ketzerthum und Heidenthum gleich viel? Nahm nicht Chriſtus ſelbſt den Kelch, dankte, reichte ihn den Seinigen und ſprach: Nehmt hin und trinket Alle daraus, denn dieſes iſt mein Blut! — Und wer den Leib iſſet, empfängt der nicht auch vom Blut? Wie könnt Ihr, weiſer Mann, wenn Ihr es ehrlich nehmt, Beides trennen? Wie kann es einen Leib geben ohne das Blut, das in deſſen Adern rinnt?“

„Ihr ſeid in den witzigen Philoſophien der Abgefallenen ſehr beleſen, Signor,“ ſagte der Dominicaner.

„Philoſophie!“ ſagte ich. „Ach das gilt Euch gleich mit

Ketzerthum und Heidenthum! Aber die Worte der Bibel werden die Satzungen der Menſchen übedrauern. Auch die Prieſterehe bei den Ketzern geſtattet die Bibel; Petrus war beweibt!“

Uberto war aufgeſtanden und reckte ſeine ganze dürre Geſtalt in die Höhe. Sein finſteres Auge blitzte unter den buſchigen Brauen; aber dieſem Blitze fehlte zum vollen Bannſtrahl der Donner des Worts, das ihm im Streite mit der Aufklärung des Jahrhunderts verſagt zu ſein ſchien. „Ihr entzieht Euch“, ſagte er kalt und tonlos, „wohl nur deshalb dem heiligen Dienſt, weil Ihr den Glauben der Kirche nicht mehr theilt?“

„Unſere Unterredung wird zu einem Inquiſitionsverhör! Seid Ihr ein Ketzerrichter?“ gab ich ihm als Frage zurück.

„Ihr meint, weil mein Orden das heilige Amt verwaltet! Ich ſitze nicht mit zu Gericht,“ ſagte er ruhig.

„Nun denn, ſo ſteh' ich Euch Rede, Caplan. Nehmt mein Bekenntniß als Beichte, von der Ihr nicht weiter reden dürft. Ich theile nicht den Glauben der Waldenſer, denn er ſtützt ſich auf die Bedürfniſſe von Naturkindern, hat mit ſeiner Einfalt wohl nur in den Höhlen und Schluchten Geltung, in die ſich das Unglück vor blutiger Verfolgung geflüchtet hat. Ich theile nicht ſeine Irrthümer, die er im Haß gegen die Welt trotzig feſthält, aber ich halte ihn eben ſo gut für ein Chriſtenthum, als jede andere Lehre, die ſich die ausſchließliche und alleinſeligmachende nennt. Der Waldenſer hat keinen Meßdienſt, weil er glaubt, Chriſtus habe ein für alle Mal mit ſeinem Opfer die Verſöhnung geſtiftet. Seinen Nächſten lieben, ſagt der Waldenſer mit dem Worte des Apoſtels, iſt beſſer als alles Brand- und Schlachtopfer! Die Liebe aber, die die Religion des Ketzers gebietet, machen wir ihm unmöglich, denn wir haben ihn mit Feuer und Schwert verfolgt. Unſere Grauſamkeit iſt Schuld, daß es auf Erden ſo wenig Chriſtenthum giebt.“

Uberto war bleich geworden, ſeine Lippen zitterten. „Die Waldenſer“, ſagte er mit halb erſtickter Stimme, „verſchmähen die Geheimniſſe unſerer Religion, verſchmähen die Anbetung des Kreuzes, die Anbetung der Mutter Gottes.“

„Sie vergeſſen nicht über der Mutter den Sohn, der unſer Aller Herr und Meiſter iſt! Als man zu Jeſu kam und ſprach: Rabbi, draußen ſind Deine Mutter und Deine Brüder! Da entgegnete er: Wen nennt Ihr meine Mutter und meine Brüder! Und ſiehe, er ſtreckte die Hand aus über ſeine Gemeinde und ſprach: Dies ſind meine Mutter und meine Brüder! Gehet hin und thuet desgleichen! Was Ihr dem Geringſten unter ihnen thut, das thut Ihr mir! — Wer danach lebt, Prieſter des Herrn, der dient Gott dem Herrn!“

Ich hatte im Eifer meiner Worte nicht wahrgenommen, welche Wirkungen ich in Uberto hervorrief. Er war in den Seſſel zurückgeſunken; die Geſtalt des athletiſchen Mannes lag wie ein Rohr geknickt vor mir. Fühlte er ſich von ſeiner lebenslänglich geträumten Sicherheit und Höhe ſo plötzlich herabgeſtürzt? Er ſchien keiner Bewegung, keines Wortes mehr mächtig. Wie ich ſeine Hand ergriff, zuckte er heftig zuſammen und raffte ſich auf.

„Wir haben hier ſtreitige Dogmen berührt,“ ſagte ich im

Töne der Verſöhnung und des ſchmerzlichen Mitgefühls. „Sind wir nicht einig, ſo haltet dem Laien zu gut, was nach Eurer Meinung Irrthum iſt. Es kam mir nur darauf an, Euch daran zu erinnern, daß die Waldenſer in den Bergen trotz der Verſchiedenheit ihres Glaubens doch noch immer Chriſten ſind. Ihr ſcheint ſie für Heiden zu halten.“

Uberto hatte ſich geſammelt und blickte mit düſterem Stolz auf mich herab.

„Ketzer ſind ſchlimmer als Heiden!“ rief er mit dem dumpfen, hohlen Ton ſeiner Stimme, „Ketzer niſten ſich mitten im Schooße des Chriſtenthums ein, ſie verkehren die Geheimniſſe der Religion durch die Trugſchlüſſe ihrer ſophiſtiſchen Klügelei in Wahnſinn. Darum trifft ſie weit mehr als die Heiden der Fluch, den die Nachtmahlsbulle am Grünen Donnerstag vom Vatican auf ſie ſchleudert.“

Der Dominicaner hatte ſich, wo er den Streit der Meinungen nicht ausfechten konnte, raſch auf die Schrecken ſeiner Gewaltherrſchaft beſonnen; der Trotz der alten Sicherheit ſaß wieder in ihm feſt.

„Ich weiß,“ ſagte ich, „daß man noch immer die Ketzer verflucht. Es iſt nicht die einzige Barbarei alter Jahrhunderte, die in uns ſitzen geblieben. Liebet Eure Feinde, thut wohl Denen, die Euch fluchen! Das wäre chriſtlicher, als ſolch Chriſtenthum!“

„Signor Giuſeppe,“ ſagte der Caplan mit unterdrückter Stimme, „ſoll das Eure Beichte ſein?“

„Pater Uberto,“ entgegnete ich ruhig und gelaſſen, „ich hatte Euch nicht zur Beichte gerufen.“

„Ich wüßte auch für Euch keine Sühne im Himmel und auf Erden!“ ſtöhnte er mühſam, „der Geiſt des Waldenſerthums geht in Euch um!“

„Ich danke Euch für die Offenheit,“ ſagte ich ohne Bitterkeit. „Pater Euſebio im Collegium zu Genua denkt milder; er verflucht nicht, wo er nicht widerlegen kann.“

„Die Herren von der Geſellſchaft clauſuliren ſtets ſehr fein nach der Weisheit ihrer Kathederlehre!“ ſagte Uberto mit dem ganzen Groll und Neid, den beide Orden gegen einander hegen.

Sein „Gott ſei mit Euch!“ klang wie das Gegentheil. Er wankte, ſeiner kaum mächtig, zur Thür hinaus.

Wie ich an's Fenſter trat, ſah ich ihn wie den Schatten eines Dämons nach den Zimmern meines Vaters hinüberwanken.

Es ward mir ſchwühl im Zimmer, ich eilte hinaus in die Freiheit der Berge.

Achtes Capitel.

Der Kobold.

Es war ſpät Abends, als ich von meiner Streiferei durch's Gebirge heimkehrte. Am Saume des Waldes, ſchußweit vom Hofthor des Schloſſes, ward ich plötzlich von einem Rudel wilder Burſche umringt. Mit Knütteln und Meſſern bewaffnet, ſchloſſen ſie den Kreis um mich her ſo raſch und eng, daß meine Büchſe zur Gegenwehr untauglich wurde. Ich zog den Fänger und ſtand des Angriffs gewärtig. Da ſie ſtutzten, ſtieg meine Entſchloſſenheit. „Seid Ihr Räuber," rief ich, „ſo thätet Ihr beſſer, im Gebirge Eurer Beute aufzulauern, als hier, wo auf meinen Ruf Hülfe herbeieilt. Wer ein ehrlicher Burſche iſt, ſtrecke ſeine Waffe, ſo wie ich!" Ich that, wie ich ſagte; ſie ſteckten die Meſſer zögernd ein. Mehrere traten murmelnd zuſammen. Wie ich nach ihrem Begehr fragte, riefen ſie wild durcheinander: „Gebt den Gefangenen frei!" — Ich fragte erſtaunt, wen ſie meinten. — „Den Pirro!" hieß es, „er war zur See, kam aber heim, trieb ſich um in La Torre und Santa

Maria, verſchwand aber plötzlich wieder!“ — Es war ein Leichtes, den Geſellen begreiflich zu machen, wie ich dem Bruder meines Weibes ſehnſüchtig nachgeforſcht in Berg und Wald und nirgends eine Spur von ihm gefunden. „Ich ſetze“, ſagt' ich, „einen anſehnlichen Preis für Den, der mir dazu verhilft!“

Inzwiſchen war Lärm im Hofe geworden, die Pforte knarrte in ihren Angeln, die Wächter riefen ſich an, Diener und Jäger traten zuſammen und die Rüden wurden losgelaſſen. Ein gellender Pfiff und das Rudel Burſche war im Gebüſch verſchwunden. Ich hielt die Knechte und Hunde vom Streifzuge zurück. Die Leute erzählten, wie ſchon ſeit einigen Nächten verdächtiges Geſindel aus den Bergen das Schloß umſtreift. Ich ſuchte den Eifer der Verfolgung zu beſchwichtigen, empfahl friedliche Anſprache und erklärte das Begehren der Leute. Ich hörte zu meiner Beruhigung, daß ſeit lange weder ein Wilddieb, noch ſonſt ein Umſchweifer im Schloß gefangen gehalten werde.

Der Hausmeier ſchlich mir nach auf mein Zimmer, Furcht und Beſorgniß auf dem Herzen. „Herr“, ſagte er, „es regt ſich wieder in den Bergen, und hier bei uns geht der Geiſt der alten Waldenſerin um, eine Geſtalt im grauen Mantel; man hat ſie durch den Olivenhain ſchreiten ſehen, um die Waldcapelle am Grabe der Entſchlafenen.“

„An der Gruft Mormona's, ihrer letzten Enkelin?“ fragt' ich. „Ich ſage Euch, wenn es ein Geiſt aus den Bergen iſt, ſo iſt's ein guter Geiſt!“

Der Furchtſame machte ſtill ein Kreuz und ſchlich um mich herum, als thäte ihm das mir gegenüber noth. Ich äußerte meinen Entſchluß, in der Capelle zu wachen. Er war willig, mir Geſellſchaft zu leiſten; er war Soldat geweſen. — Wie wir gegen die zwölfte Stunde aufbrachen, hatte er ſich mit Waffen verſehen und Wachen im Hinterhalt des Oelwaldes beſtellt. Auch mit Kreuz und Amulett war er wohlverwahrt gegen Anfechtungen des Böſen.

An den Wänden der kleinen Waldcapelle lief Epheu hinauf, Ulmen beſchatteten das Dach; mühſam wand ſich die Spitze des Thürmchens durch die Umarmung der Zweige. Wie wir eintraten, umfing uns die Kühle der Gruft. Fünf Stufen führten hinunter an den offenen Platz, wo der Sarg ſtand. Dort lag mein Weib, die bleiche Alpenroſe, mit Balſam benetzt, ein Bild des Schlafes, der vom Tode träumt; ſilberne Sterne und Immortellen um die Schläfe, eine Krone im Haar, blitzendes Geſchmeide über ihren Leib geſäet, auf Stirn und Lippen aber jenes ſtille Lächeln, das über allen Pomp der Erde triumphirt. Das Kreuz hing ſchwer über ihr zu Häupten, das Kreuz, an dem dieſe Roſe verblutete; das Wappen des Hauſes, Kreuz und Roſe, war der Erbfluch unſeres Schickſals. — Die kleine Ampel warf vom Gewölbe herab einen bläulichen Schimmer auf ihr Antlitz; es war ſo ſtill im Raume, als wenn die Todte auf den Ruf der Auferſtehung lauſchte. Man hatte ihr die Hände ineinander gefaltet, ſie hatte ausſehen müſſen, als hieße ſie all' das Treiben der Menſchen gut. Freilich hatten die Menſchen ſie erſt zum Schweigen gebracht. Die holde Stirn, auf der die Götter der Heiterkeit gethront, konnte nicht mehr zürnen; dieſe eingefallenen Wangen hob nicht mehr die Welle des fröhlichen Blutes, und das Lächeln der Lippe, mit dem man ſie begrub, mußte ſich auch bald genug in den tiefen Winkeln des Mundes verkriechen. Dies Auge mit all' dem Zauberglanz des Lebens, in der ſpieleriſchen Unſchuld ſüßer Harmloſigkeit, war in ſeine Höhlen geſunken. O mein Gott, warum muß das Leben erſt eingeſargt ſein, wenn es die Menſchen heilig halten ſollen? Es muß gemartert und getödtet werden, damit die Welt es in Reue und Zerknirſchung erkennt. Ach Ihr Blinden! Auch Chriſtus mußte erſt von hinnen gehen, damit Ihr ihn in ſeiner Herrlichkeit erkennen lerntet!

Das Licht der Ampel flackerte auf; im bleichen Schein, der über das Angeſicht der Todten zitterte, war es mir, als wenn die Geliebte mir aus dem fernen Jenſeits ihren Gruß, ihr Ja und Amen herüberwinkte. Der Wind ſchüttelte draußen die Oliven, an den Fenſtern der Capelle liefen flüſternde Stimmen auf und nieder, als wollte die Natur mit einſtimmen in meine Klagen über die verworrene Menſchenwelt, die ein Gott zur Freude ſchuf und die Creatur in ihrem Wahne verwüſtet.

Ich lehnte den Sargdeckel über die Schlafende wieder zurück und ſchlich bei Seite in den Schatten, wo der Hausmeier lauſchend ſtand. Er hatte die Thüre verriegelt; es waren Tritte von draußen hörbar geworden. Ein Griff verrieth jetzt den vergeblichen Verſuch zum Eintritt. Ich war der Meinung, Niemanden den Weg zu ſperren. Der Hausmeier hielt mich ab zu öffnen. „Geiſter“, ſagte er, „finden von ſelbſt die Bahn.“ — „Wohl wahr, aber nicht Menſchen!“ — In dem Augenblicke ward es am Fenſter dicht hinter dem Altar lebendig.

Eine Ulme ragte draußen hinauf; die heftig geſchüttelten Zweige verriethen, daß ſie als Mittel dienten, den Eingang auf ungewöhnlichem Wege zu erzwingen. Mit einem Sprunge ſtand im Fenſterſims eine dunkle Geſtalt, ſchob mit keckem Griff den Flügel zurück und drängte ſich durch die Oeffnung der zerſplitterten Scheiben. Der Mantel ſank von den Schultern herab, ein zweiter Sprung verhalf dem Eindringling auf die Platte des Altars; die Leuchter und Gefäße klirrten, wankten und ſtürzten lärmend zu Boden. Der böſe Geiſt der ſehr leiblichen Erſcheinung tappte an der heiligen Stätte hin und her und ſtand wohlbehalten unten. Wir lauſchten hinter dem Pfeiler gegenüber, als er in das Licht der Ampel trat. Es war Pirre. Der Bruder der Entſchlafenen war der arme Geiſt, der vielleicht ſchon mehrere Nächte umging und den Eintritt ſich endlich ertrotzte. Er blickte ſcheu und wild um ſich, rieb die Augen, die Stirn und ſchüttelte das ſtruppige Haar, als wollte er ſich auf Vergangenes und Gegenwärtiges beſinnen. Er ſah ſo ernſt und blaß aus, als wär' er hier in der Halle des Todes der rechte Gaſt. Wie er den Deckel des Sarges zurückſchlug, drang ſein lauter Schrei von der Gruft herauf gellend durch die Wölbung.

Er war in den Schmerz des Anblicks ſo verſunken, daß er nicht wahrnahm, wie ich an den Stufen ſchon hinter ihm ſtand. Zitternd, mit leiſem Fingerdruck berührte er die Hand, die Wange der Todten, als wollte er ſich überzeugen, wie feſt ſie ſchliefe. Dann zog er aus dem Buſen einen Strauß, hob ſanft das Ruhekiſſen und ſteckte die Blumen unter ihr Haupt.

Es iſt eine Sitte, ein Lieblingswunſch der Menſchen in den Bergen: ſie ruhen gern auf Moos und Alpenroſen. Kein lautes Wort, nur das Schluchzen ſeiner Stimme begleitete dieſen ſtillen Liebesdienſt. Aber immer höher ſchlug die Woge des Schmerzes in ſeiner Bruſt, immer heftiger ward die Bewegung ſeiner Arme; mit einem lauten Ausbruch ſank er plötzlich hinterrücks zu Boden.

Ich ſprang hinzu, ich richtete ſein Haupt, das ſich auf den ſteinernen Stufen zu zerſchlagen drohte, in die Höhe. Ich blickte ihm in die ſchrägen Augen, die mich verwirrt anſtarrten. Die Züge ſeines Geſichtes zuckten wild auf, ſeine Hände griffen krampfhaft an meine Bruſt; dann ſtieß er mich mit der Gewalt des wilden Thieres der Wüſte von ſich, ſprang die Stufen hinauf und ſtand oben wie zur Gegenwehr bereit.

„Pirro!“ rief ich, „erkennſt Du mich nicht?“

„Wie ſollt' ich Euch nicht kennen, Giuſeppe La Torre!“ ſchrie er laut herunter. „Erkennt man Euch doch an Euren Thaten! Da liegt das Opfer Eurer Zärtlichkeit, das Opfer Eurer liebevollen und prieſterlichen Pflege! Habt Ihr ſie nun doch endlich an's Kreuz geſchlagen, heimlich zu Tode geräuchert mit Ambra und Myrrhen?“

„Verblendeter,“ rief ich, „halt ein, welch' ein Wahnwitz hat Deine Sinne befallen!“

„Graf La Torre!“ ſchrie er, die Rechte ausſtreckend, „ich habe Euch einmal nach dem Leben getrachtet, dort in der Waldſchlucht ſchoß ich Euch zuſammen. Daß Ihr wieder aufkamt, war nicht mein Verdienſt; ich wollte Euer Mörder ſein. Jetzt habt Ihr mir vergolten. Leben für Leben, Tod für Tod! Ich denke, wir ſind quitt, und der Sohn der Berge iſt Euch Nichts mehr ſchuldig. Zahn um Zahn alſo! Meine Kugel hat wieder ein gerechtes Ziel!“

Ich war auf ihn zugeſtürzt, hielt mit beiden Armen ſeinen Leib umſchlungen und preßte mit Gewalt ſeine Bruſt an mich, trotz aller Gegenverſuche, ſich mir zu entwinden. Ich ſchrie ihm in's Ohr, welcher gottloſen Läſterung er ſich ſchuldig mache; ich rief den Geiſt der Entſchlafenen zum Zeugen auf, um ihn Lügen zu ſtrafen. Ich erzählte ihm von Mormona's Leiden und Tod, von meinem Gelübde, den Waldenſern und ihren unterdrückten Genoſſen in Nah und Fern mein Leben zu widmen. Ich beſchwor ihn, ſeine Gedanken und ſein umſchweifendes Leben zu ordnen, bei mir zu bleiben und Theil zu nehmen an dem, was ich im Sinne der Geliebten zur Aufgabe meines Lebens gemacht.

Es ſchien mir zu gelingen, ſeine Aufregung zu unterdrücken; die Macht der Wahrheit überwand den Dämon ſeines Wahnes. Er gab ſich mir hin und weinte bitterlich wie ein Kind. — Er hatte ſich in Genua umhergetrieben, ſich für den Seedienſt der Republik gegen Corſica werben laſſen. Ein Sturm warf das Schiff an die franzöſiſche Küſte; halb verhungert rettete ſich die Mannſchaft nach Marſeille und wanderte dann nach Genua zurück. Dort hörte er die Ereigniſſe auf Santa Maria. Sein Schmerz hatte ſich mit dem Argwohne vergiftet, Mormona ſei gewaltſamen Todes geſtorben.

Wir ſaßen erſchöpft und betäubt auf den Stufen der Gruft.

Ich hatte nicht bemerkt, daß mein Begleiter davon geſchlichen war. Ein Lärm vor der Thür ſcheuchte uns auf. Mehrere flüſternde Stimmen begegneten ſich; Geräuſch von Waffen klang zwiſchen durch. Die Thür öffnete ſich; eine Schaar bewaffneter Diener hielt im Halbkreis vor der Capelle. Der Hausmeier hatte, von der heftigen Begegnung mit Pirro erſchreckt, Hülfe herbeigerufen. Chorknaben mit Fackeln und Weihbecken neben dem Troß der Diener ließen darauf deuten, daß man ſich zugleich gegen einen böſen Geiſt gerüſtet. Pirro ſprang erſchreckt hinter den Pfeiler in's Dunkel. Wie ich mich anſchickte, dem Haufen entgegen zu treten und ihn anzureden, ſtand mein Vater mit dem Caplan auf der Schwelle der Thür.

„Mein Vater,“ ſagte ich, „ſeid Ihr mit Stangen und Schwertern ausgezogen, einen Geiſt zu fangen?“

„Wir wiſſen ſehr wohl,“ war die Antwort, „daß hier ein lebendes Weſen ſeinen Unfug treibt und die Ruhe der Todten mit frechem Einbruch ſtört.“

Ich ſah einem neuen Aufruhr der Leidenſchaften entgegen, als die Bewaffneten Miene machten, auf den Wink meines Vaters einzutreten.

„Haltet ein!“ rief ich, „entweihet nicht die Stätte des Friedens! Der Bruder hat am Grabe der Schweſter gekniet. Wer will ihm den Liebesdienſt wehren?“

Der Caplan war in die Gruft hinabgeſtiegen und holte unter dem Ruhekiſſen der Schlafenden die Blumen hervor, die Pirro's Hand ihr dargebracht.

„Die Hand des Ketzers hat ein chriſtliches Grab entweihet!" ſagte der Prieſter.

„Er hat dem Glauben ſeiner Väter gehuldigt," rief ich, „wie wir es gethan, als wir die Geſtorbene nach unſerem Brauche beſtatteten."

„Richter des heiligen Amtes mögen entſcheiden, ob hier gefrevelt wurde!" ſagte mein Vater mit dumpfem Ton, indem er Uberto winkte.

Ich hatte Pirro aus dem Verſteck hervorgezogen; Hand in Hand mit ihm trat ich vor und ſtreckte den Arm aus zur Abwehr. „Mein Vater," ſagte ich, „ich hafte für ihn, ich bürge für ſeine gute Abſicht, die ihn hergeführt."

„Vielleicht übernimmſt Du auch die Bürgſchaft für ſeinen Glauben?" ſagte mein Vater mit der ganzen Bitterkeit ſeines Grolls.

Vor dem Anblick des dunklen Zornes in ſeinem Antlitz hatte ſich Pirro raſch meinen Händen entwunden. Der Ausgang war beſetzt; ſo ſuchte er ihn, wo er den Eingang gefunden. Der Schwung ſeines elaſtiſchen Körpers half ihm mit einigen Sätzen zum Altar hinauf; mit der Leichtigkeit der Tigerkatze ſtand er mit einem Fuße auf dem Sims des Fenſters und hielt den Flügel mit der einen Hand umfaßt, während er die andere geballt gegen uns ausſtreckte. Dies Alles war das Ergebniß weniger Augenblicke, während die Diener ihn unbeweglich anſtarrten. Niemand wagte Hand an ihn zu legen; noch ſtand er oben auf der Brüſtung. „Fluch Allen," ſchrie er mit wildem Grimm, „die das Unglück über die Welt bringen! Fluch Eurem Todtendienſt! Fluch den Mördern Mormona's!“

Der Fixus auf dem Altar am Kreuz zitterte unter den Tritten ſeines Fußes, die Gefäße im Allerheiligſten klirrten gellend aneinander, wie er ſich jetzt hinaus ſchwang, und der Ulmenbaum, in deſſen Laubwerk er griff, ſeine Zweige gegen die Fenſter ſchleuderte. Ein lauter Schrei des Entſetzens entfuhr den Anweſenden. Der Baum neigte tief ſeine Krone und warf ſie dann rauſchend wieder in die Höhe. Wir hörten einen dumpfen Fall; Pirro's kreiſchende Stimme klang grell dazwiſchen. Er war draußen den aufgeſtellten Wächtern in die Hände gefallen.

„Gewalt gegen Gewalt!“ ſagte ich und blickte vorwurfsvoll meinen Vater an. „Wer trägt hier die erſte Schuld? Der Waldenſer kam in Frieden. Ihr behandelt ihn als Frevler und erſt Eure Grauſamkeit zwingt ihn, es zu ſein.“

„Wer mit ihm im Bunde iſt,“ ſagte mein Vater, „wahre ſeine eigene Seele!“

„Vater“, rief ich, „habt Ihr noch nicht an dieſem Opfer genug?“ — Ich hatte ihn zur Gruft gedrängt und wies auf mein ſchlummerndes Weib. Er ſchüttelte meine Hand von ſich, wie ich ihn ergriff. Er wechſelte mit dem Caplan ſchweigende Blicke; ſie ſchienen ſich zu verſtehen, wie man ſich über einen Sinnloſen verſtändigt, an den man keine Widerrede mehr verſchwendet. „Vater,“ flüſterte ich ihm zu, „Ihr werdet dieſen Prieſter nicht zu Gericht ſitzen laſſen über Mormona's Bruder!“

„Vielleicht biſt Du ſelbſt ſchon reif für den Spruch des heiligen Amtes,“ ſagte mein Vater in der ungewiſſen Haſt ſeiner zitternden Angſt. „Der Geiſt der Berge iſt über Dich gekommen!“

Er bedeckte mit beiden Händen ſein Geſicht. Der Dominicaner ſah ſtarr und finſter auf mich hin.

„Wer will mein Ankläger ſein bei'm heiligen Amte?“ fragt' ich ihn dreiſt und ſicher.

„Das heilige Officium wartet auf den Kläger nicht,“ ſagte Pater Uberto, „es handelt aus eigenem Antriebe im Namen Gottes!“

„Wann wird der Fluch meines Hauſes enden!“ rief mein Vater ſchmerzlich und wankte zur Capelle hinaus; der Prieſter und das geſammte Gefolge ſchlich hinter ihm drein.

Ich ſtand allein an der entweihten Stätte des Friedens. Der Schein der Fackeln lief draußen an den Fenſtern der Capelle hin; der Lärm der bewaffneten Diener, welche Pirro fortſchleppten, verklang in die Ferne.

„Fluch und immer nur Fluch!“ rief ich, „wann werden die Menſchen anfangen, Segen über ſich auszuſprechen?“

Die kleine Ampel zu Häupten Mormona's war erloſchen. Die Züge der Todten blickten ſehr ernſt und drohend, als das Mondlicht ſeinen blaſſen Schein durch die Fenſter in die Gruft herunter warf. —

Ich ſchrieb ſofort über dieſen Vorgang nach Genua an Euſebio. Er warnte mich, gegen den Dominicaner allzu leidenſchaftlich aufzutreten. „Noch immer“, ſchrieb er, „iſt von

Alters her das Amt der Inquiſition, das Ketzergericht, wie die Cenſur der Bücher, in den Händen dieſes Ordens. Nach altem Brauch iſt der Magiſter des heiligen Palaſtes zu Rom, der den Index der verbotenen Schriften verfertigt und die Litteratur der katholiſchen Chriſtenheit überwacht, noch immer ein Dominicaner."

Nicht durch Geſetze, nur durch die Klugheit, wo nicht durch die Humanität des Jahrhunderts, ſchrieb Euſebio, ſei die Macht dieſes Ordens gelähmt. Aber hier und da habe er noch ſeinen Sitz an kleinen Höfen, auf verwitterten Burgen und abgelegenen Stätten, während die Politik der großen Höfe, vom Licht der Aufklärung geblendet und ſchief geleitet, ſich gegen die Geſellſchaft Jeſu wende. Der milde Sinn des heiligen Vaters zu Rom, des gelehrten Benedict, bürge jedoch dafür, daß die Beichtväter „ohnegleichen" nicht mehr verderbenbringend wirkten.

Mein Entſchluß ſtand feſter als je, die Verbindung mit einem Orden nicht von der Hand zu weiſen, der die lebende Menſchheit und ihren Fortſchritt nicht gänzlich als Sache des böſen Geiſtes verwarf, wenigſtens Verſuche machte, den nach ſeiner Meinung Verirrten die Hand zu bieten, ſtatt ſie, wie die Dominicaner, zu verdammen. Faſt jeder Orden ſtand damals den Bedürfniſſen des Jahrhunderts ſchroff gegenüber; die Geſellſchaft Jeſu, die zugleich im Beſitz aller Vorrechte ſämmtlicher Prediger- und Bettelorden war, ſchien wenigſtens die Fügſamkeit zu haben, die Forderungen der nach Freiheit ringenden Creatur zu prüfen. Ein edler Mann aus ihrer

Mitte bot mir die Hand zum Bunde, während der Dominicaner mich für ſein Ketzergericht reif hielt. Ich bedurfte des Schutzes; ich ſchrieb an Euſebio von meiner Willfährigkeit, in ſeinen Orden zu treten.

„Wir haben", entgegnete er mir, „unter unſern Mitgliedern eine Claſſe weltlicher Coadjutoren. Dieſe Gehülfen, die ſich zu uns bekennen, ohne die Gelübde der Prieſter abgelegt zu haben, nennen ſich Brüder von der kurzen Robe, weil ſie das lange Gewand zu tragen nicht gehalten ſind. Eben ſo wenig ſind ſie gezwungen, in unſern Profeßhäuſern zu wohnen; ſie erfreuen ſich mannichfacher Dispenſe von den Regeln des ſtrengen Dienſtes. Wir benutzen ſie beſonders für die Miſſionen in den Hauptſtädten proteſtantiſcher Länder. Nur ein Gelübde haſt Du als ein ſolches Ordensmitglied abzulegen: das Gelübde des Gehorſams gegen Deinen Obern. Dieſer Obere, mein Sohn, will ich ſelber ſein; Deine Liebe zu mir wird es Dir leicht machen, Dich meinem Willen unterzuordnen. Kann ich Dir nicht in jedem Falle über die Gründe, die mich leiten, Rede ſtehen, ſo ſei doch gewiß, daß Dein Wohl und das Heil der nach Erlöſung ſeufzenden Menſchheit mir gleich ſehr am Herzen liegen."

Eine gleiche reservatio mentalis, einen Vorbehalt in Gedanken, glaubte ich nach dem Beiſpiele meines Lehrers mir ſelbſt einräumen zu dürfen, als ich den Entſchluß faßte, weltlicher Sodale des Ordens zu werden. Waren die Bekenntniſſe Euſebio's ſo elaſtiſcher Natur, daß ſie vielerlei Deutung zuließen, ſo konnte auch ich mir vorbehalten, gegen äußern

Zwang meine innere Freiheit zu behaupten. Mich dünkt, ich war damals im guten Sinn zum Schüler Loyola's reif. Sofort wurde mein Entſchluß an den General des Ordens berichtet und über meine Zulaſſung berathen. Vor der Hand war ich bereit, nach Rom zu gehen und das Seminar der Miſſionen, jenes Collegium der Propaganda, kennen zu lernen, das ſich die Aufgabe ſtellt, allen Völkern das Heil zu verkünden, aber jedem in ſeiner Weiſe, jedem in ſeiner Sprache, ſo daß am heiligen Dreikönigsfeſte, wie einſt am Pfingſttage, die Kirche Gottes zu Rom in vielerlei Völkerzungen den Herrn verkündigt. Ich glaubte damals in der That an die Möglichkeit, den Waldenſern den Wiedereintritt in die römiſche Kirche zu vermitteln, ihnen unter römiſchen Formen die Eigenthümlichkeit ihres Glaubens zu ſichern. Es kam Alles darauf an, wie weit die Glaubensfreiheit innerhalb der Kirche möglich wurde, ein Kreis einflußreicher Männer ſich zuſammenfand zur Reform des Chriſtenthums in dieſem Sinne.

Neuntes Capitel.

Sancta Mormona.

Pirro ward im Geſängniß mit Schonung behandelt, aber der Zutritt zu ihm blieb mir verſagt. Jeder Verſuch, meinen Vater verſöhnlicher zu ſtimmen, blieb fruchtlos. Um ſo mehr hoffte ich für uns Alle von meinem Entſchluſſe, in den Verband der Geſellſchaft Jeſu zu treten. Noch ein Opfer ſollte fallen: ich wollte dies Opfer ſein; das letzte! wie ich dachte. Ich verſprach mir, mein Vater werde darin eine Sühne finden für den geſtörten Frieden ſeines Hauſes.

Da ſtürzte eines Tages der Hausmeier zu mir. „Signor,“ rief er in zitternder Haſt, „unſer Gebet iſt erhört, der Himmel wird uns wieder gnädig ſein, am Grabe der Entſchlafenen hat ſich der Herr offenbart und ein Wunder gethan!“

Er erzählte, ein Gichtbrüchiger habe ſich elend und ſiech herbeiſchleppen laſſen, habe ſich plötzlich im Anblick der todten Mormona geſtärkt gefühlt und ſei, mit lauter Stimme Loblieder ſingend, ohne Krücken, ohne Stütze, frei und aufrecht von dannen gewandelt. Das Volk ziehe jubelnd herbei, das Wunder anzuſtaunen; der Fluch des Hauſes werde ſich nun in Segen verwandeln! Der Hausmeier weinte und lachte hell auf vor Freude. —

In der Waldcapelle ward auf Anordnung meines Vaters ſchon ſeit längerer Zeit Tag für Tag Meſſe geleſen. Es galt ja noch immer zu tilgen und zu ſühnen, was an der Verſtorbenen unſelig geblieben. Seit der Begegnung mit Pirro ward der fromme Dienſt verdoppelt, um, wie man vorgab, den durch Frevlerhand entweihten Ort zu reinigen. Zur Seelenreinigung kam noch dieſe zweite Buße. Morgens und Abends ging's geſchäftig her in dem noch vor kurzem ſo ſtillen Olivenwald. Schaaren Landvolks von fern und nah zogen herbei, um an den Andachtsübungen theilzunehmen. Es war aber nicht anders als wenn die Capelle zum Wallfahrtsort werden ſollte, zu dem ſich die Zuverſicht der Heilsbedürftigen drängte. Knüpfte der Glaube des Volkes ſchon immer an Santa Maria etwas Ungewöhnliches, ſo war es erklärlich, daß Mormona's Geſchichte von Mund zu Mund ſich immer wunderbarer geſtaltete. Man vergaß, daß ſie im Unfrieden mit der Kirche, ohne Beichte, ohne Nachtmahl geſchieden. Alt und Jung gedachte ihrer Freundlichkeit im Leben, um deretwillen die Heiligen ſelbſt, wenn ſie nicht in aller Form Rechtens geſtorben ſei, wohl ein Einſehen haben würden. Man pries ihren Liebreiz, mit dem ſie Vielen eine wohlthuende Helferin in der Noth, Allen eine Erſcheinung voll Unſchuld und Heiterkeit geweſen. Wenn das eine Ketzerin geweſen, meinten ſelbſt altgläubige Seelen, ſo müßte es Ketzer von Gottes Gnaden geben! Immer ſtärker ward die Zahl der

Pilger, der Neugierigen und der Theilnahmvollen, der Mitleidigen und Hülfsbedürftigen. Daraus erwuchs nach und nach in der Meinung des Volks ein feſter Glaube, demjenigen, was die Prieſter mit dem Todtendienſt bezweckten, ſchier entgegengeſetzt: der Glaube, hier ruhe ein armes Opfer, das die Menſchen ſich ſelbſt gebracht, eine Auserwählte, von der die Bußfertigen eine Fürbitte im Himmel erflehten. So kehrten ſich im Sinn des Volks Buße und Sühne am Grabe der waldenſiſchen Maria in ihr Gegentheil; die als unſelig Geſtorbene fing an im Gedächtniß der Leute ſegensreich zu wirken. Die Prieſter vermeinten noch immer einen ungläubigen Geiſt beſchwören zu müſſen, und das Volk ſah die Entſchlafene ſchon als lichten Engel am Throne Gottes. Und jetzt war ein Wunder geſchehen? Die Steine alſo begannen zu predigen, wo die Prieſter ſchwiegen? —

Ich eilte nach dem Olivenwald. Im grauen Schatten der Bäume flüſterte der Abendwind, das Glöckchen der Waldcapelle klang wie die Stimme des verirrten Lammes nach der Mutterheerde. In dieſen Dämmerungen konnten wohl Wunder geboren werden, Kinder der Phantaſie! Aber noch ein Ungläubiger, ſtand ich im Gewühl der Menge auf dem Platze, den die Ulmen beſchatteten. Die Capelle war erleuchtet, Kerzen brannten an den Stufen der Gruft, der Gichtbrüchige ſtand aufrecht am Altar und überreichte dem Meßner ſeine Krücken, um ſie als Weihgeſchenk und als Andenken an ſeine Heilung aufzuhängen. Jeder der Anweſenden durfte ſich von den geſund gewordenen Gliedern des Mannes überzeugen, das Holz der Krücken, deren er nicht mehr bedurfte, berühren. Zwei weißgekleidete Chorknaben mit Fackeln ſtanden neben ihm wie leuchtende Ausrufungszeichen, die gen Himmel wieſen. Im Schatten des Pfeilers nahm ich unerkannt Alles wahr. Das Auge des Alten blickte in ſtiller Rührung gen Himmel. Er war ein Hirt aus der Umgegend, ein Greis, der ſeit Jahren, von ärztlicher Hülfe aufgegeben, von einer Hütte zur andern mühſam herumkroch, oder den ſtummen Bäumen im Walde ſein Leid klagte. Die durchfurchten Züge des Alten, deſſen Geſicht das plötzliche Gefühl einer freudigen Ueberraſchung erleuchtete, ſahen nicht danach aus, als hätte die Lüge ihren Wohnſitz in ihnen aufgeſchlagen. Dies greiſe Haupt konnte ſich nicht mit einem Betruge im Herzen zur Gruft neigen.

Der Herr hat ſich am Schwachen mächtig erwieſen! tönte der Geſang des Chors, ſein Glaube hat ihm geholfen: er ſtand auf und wandelte! — Der Greis erhob ſich und trat, während das Volk eine Gaſſe vor ihm bildete, an Mormona's Gruft. Hier ſtreckte er noch einmal in ſtummem Dankgefühl ſeine Hände aus und weinte laut vor Freude. Ein Jubel rauſchte über die Verſammelten hin. Ich ſchlug an meine Bruſt und ſprach: „Herr, willſt Du Denen ein Licht anzünden, die den reinen Geiſt der Unſchuld verketzern?“

Die Orgel beſchloß mit dem Te Deum die feierliche Handlung. Die Menge fing an ſich zu verlaufen, die Capelle wurde leerer, nur hier und da knieten noch einzelne Gruppen.

Ich hatte den Hirten nicht außer Augen gelaſſen; mir war, als hätt' ich ihn früher in den Bergen geſehen. Der ganze

Bau des Mannes, die ſtarken Schultern, die breite Stirn, die ſtruppigen Augenbrauen erinnerten an die Menſchen im Gebirge. Mir fiel Pietro, der Ziegenhirt ein, der den Köhlern in der Felſenhalle das Wort Gottes gepredigt; ich rief mir die Verſammlung der Waldenſer zurück, die ich an Pirro's Seite beſuchte; ich erinnerte mich eines gichtbrüchigen Alten, der im Winkel der Grotte kauerte und ſein ſchmerzliches Geheul in den Geſang der Brüder miſchte. Bei alledem blieb ich ungewiß.

Er ſchritt jetzt nach dem Pfeiler hin, in deſſen Schatten ich lehnte. Zwei Buben boten ihm ihre Hülfe an, aber er lehnte ſie ab, er wollte nicht ſchwach erſcheinen, man ſollte nicht von ihm ſagen, daß die Kraft des Gebetes nicht ausgereicht habe, um der ganzen Gnade des Herrn theilhaftig zu werden. Draußen holte jedoch das Volk ein Maulthier herbei, das ihn tragen ſollte. Der Alte ſtand noch immer in der leergewordenen Capelle; er ſuchte noch etwas, er ſchien noch ein Verlangen zu haben. Mir dicht gegenüber ſtand der kleine Beichtſtuhl; der Alte wollte vielleicht ſein Herz noch beſonders erleichtern. Wie ich langſam aus dem Dunkel trat und neben dem Stuhl mich nach ihm umblickte, nahm er mich für einen Prieſter, der des Beichtenden gewärtig ſei. Sein blödes Auge täuſchte ihn, er tappte, noch eh' ich ihm wehren konnte, zu mir hin und ſprach: „Ehrwürdiger Herr, darf ich reden? Mich drückt eine geheime Schuld. Wird der Himmel, der ſich an dem Unwürdigen ſo gnädig erwies, mir auch die Sünde vergeben, die meine Seele noch belaſtet?“

„Du biſt ein Waldenſer!“ flüſterte ich ihm in's Ohr.

„Herr, ſo wißt Ihr Alles mit einem Male!“ ſagte der Alte und ſank zitternd in ſein Knie. „Denkt nicht ſchlecht deshalb von mir! Ein einfältig Herze findet allerwegen, auch im Gebirge, ſein Heil. Väter und Vorväter waren ihrem Glauben treu und dachten doch nicht immer von Denen übel, die ſie verfolgten und verfluchten. Ich war viel in den Thälern, übernachtete in den Hütten der Rechtgläubigen, wie Ihr Euch nennt, habe auch vom Schloſſe drüben manche Heerde gehütet und bei den Katholiſchen redlich und ehrlich gedient, ich ein Ketzer, wie Ihr ſagt. Die Nothdurft hat mich oft gezwungen, bei Euch in Dienſt zu gehen, und die Noth, lieber Herr, lehrt beten. Da hab' ich denn auch — verzeihet! — zum böſen Spiel gute Miene gemacht und bin auch in Eure Kirchen gegangen, um nicht verdächtig zu ſein; hab' auch gemeint, es thäte mir nichts, wenn ich in Eure glänzenden Tempel mich drängte, das Kreuz ſchlüge und Eure Weiſe mitmachte. Dacht' ich doch bei mir: Der alte Herrgott droben bleibt ſich überall gleich, ſchaut überall in's Herze der Menſchen, ob ſie ſchlicht die Hände falten, wie wir im Gebirge, oder niederknieen und über Stirn und Bruſt das Kreuz ſchlagen, wir Ihr. Ich hatte mir Euren Brauch in den Kirchen abgemerkt, alſo daß mich keiner als Ketzer erkannte. Dem alten Herrgott, meinte ich, könne der kleine Betrug nichts ſchaden, und wenn mich einmal — verzeiht! — das Gelüſt peinigte, auch vom Kelche zu trinken, der den Römiſchen verſagt iſt, dann ſchlich ich heimlich hinauf in die Berge und nahm beim Ziegenpietro das Abendmahl in beiderlei Geſtalt. Das that Euch nichts und mir geſchah dann auch kein Abbruch! Sie nannten mich hier unten im Thale einen braven Kerl, weil ich ihre Heerden gut hielt, und ich dachte, ich ſei um deswillen kein ſchlechter Mann, weil ich bald mit den Verdammten, bald mit den Auserwählten hantierte. So hatte ich's Jahrelang getrieben und kein Arg daran gehabt, doch nun — nichts für ungut! — als mich das Weh befiel und niederwarf, dacht' ich doch, es ſei um dieſer meiner Sünde willen. Wenn ich Nächte lang auf meinem Schmerzenslager wimmerte, meint' ich, es ſei zur Strafe für mein doppelzüngig Weſen, zur Strafe, daß ich im Grunde meines Herzens waldenſiſch geblieben und in Euren Capellen den Roſenkranz gedreht. Ich hab' mir lange Zeit mein letztes Stündlein herbeigewünſcht, wenn ich in der Angſt meiner Seele und im Jammer meines Leidens keinen Rath und Troſt mehr wußte. Da hörte ich von der waldenſiſchen Maria, die römiſch geworden und doch, wie ſie ſagten, nicht ganz tactfeſt geweſen ſei. Ich hatte ſie früher wohl im Gebirge geſehen, dort oben auf der Felſenkante und auf den Märkten im Lande umher mit ihrem Bruder. Sie waren Beide braver Leute gute Kinder, ſtark und feſt im Chriſtenthum der Berge, aus Savoyen hergewandert. Der Pirro galt freilich für einen trotzköpfigen Teufel, der Stein und Bein ſchwur, die Römiſchen ſeien voll Lug und Trug. Die Mormona dagegen nannten ſie weit und breit eine Perle unter den Steinen der Berge. Und die war nun zu den Römiſchen übergegangen, war abgefallen von dem Glauben ihrer Väter! Man hörte freilich allerlei munkeln von Ketzerei auf Santa Maria. Plötzlich hatte ſie ſich auf dem Todtenbette nach dem Waldenſerthum zurückgeſehnt, war unſelig geſtorben, wie die Römiſchen ſagten, aber doch wohl nicht verworfen vor Gott. Es zog mich mit einer geheimen Macht zur Waldcapelle, wo ſie die zweifelhafte römiſche Gräfin beigeſetzt. Ich rutſchte auf meinen wunden Beinen Tage lang Stück für Stück hierher; meine Kraft wollte brechen, meine Angſt ſtieg zur Verzweiflung, aber immer trieb es mich ſehnſüchtig hierher, an's Grab der römiſch gewordenen Waldenſerin und waldenſiſch gebliebenen Römerin. Da lag ſie, die Roſe vom Gebirge, bleich und welk, aber wie ein Engel im Paradieſe, den man nicht fragt: Biſt du gut römiſch oder gut waldenſiſch? ein Engel, dem man's anſieht, daß ein freundlich Angeſicht dem Herrn wohlgefällig iſt im Himmel und auf Erden. Das gab mir Troſt und die Zuverſicht, ich würde nicht verſtoßen werden ob meines Abfalls und Rückfalls; ich meinte nun eingehen zu können in's andere Leben ohne die Laſt ſo ſchwerer Schuld. Ich dachte ſogar, mein letztes Stündlein nahe allſogleich, ſo licht und leicht ward mir zu Muth. Und ſiehe da, der Muth, den ich mir im Anſchauen der todten Mormona geholt, gab mir mehr als ich hoffte, gab mir auch neue Kräfte, und je länger ich hier am Grabe kniete, deſto mehr fühlte ich meine alten Gebeine wieder ſtark. Wollt Ihr's glauben? Der Segen der Tröſtung drang mir durch alle Knochen, die Krücke ſank mir unter den Armen fort, und wie in jungen Tagen ſtand ich ungeknickt, ungebeugt da, eine Pinie des Waldes; mir war faſt ſchwindelig und ich rief nach Hülfe, nicht um mich halten zu laſſen, ſondern um Zeugen zu haben. Ich ſchrie vor Freuden laut auf; die Leute rotteten ſich zuſammen um mich her und riefen: „Gelobt ſei Gott in der Höhe! Die Waldenſerin hat ein Wunder gethan!“ — Seht, Herr, nun wißt Ihr meine Sünde; ich bin kein römiſcher Chriſt, ich habe mir nur den katholiſchen Segen heimlich geſtohlen. Ich habe lange gezweifelt und gebangt, ob es mir wohlgehen werde im Lande jenſeits, weil ich auf beiden Seiten, bei Römiſchen und Waldenſern geheuchelt, aber wie ich den Friedensengel hier in der Gruft ſah, da überkam es mich wie ein guter Glaube, daß es mir vor Gott nicht allzuſtreng werde angerechnet werden, wenn ich Zeit meines Lebens unter den Menſchenkindern mitgemacht habe, wie's eben ging. Straft mich, Prieſter der großen Kirche, wenn Ihr meint, daß Gott einen Unwürdigen mit ſeinem Wunder begnadigte, aber ſeid barmherzig!“

Der zitternde Alte ſah erwartend zu mir auf; in ſeinen Augen leuchtete die Zuverſicht der Gnade, es war nicht anders, als erwarte er den prieſterlichen Segen. Ich legte beide Hände auf ſein Haupt und küßte ſein langes, greiſes Haar. Die rührende Unſchuld des Alten hätte weit eher über einen Prieſter zu Gericht ſitzen, als von ihm die Sühne fordern können.

„Selig ſind, die reines Herzens nach dem Himmelreich trachten!“ flüſterte ich; „wir können Gott dienen in jeder Form, und ſie iſt nur heilig, wenn wir ihn wirklich ſuchen und vor Augen haben!“

Der Alte war niedergekniet, meinen Segen zu empfangen.

Ich legte ihm als Buße, als Bedingung der Sühne, Stillſchweigen auf, hob ihn in die Höhe, ſchloß ihn in meine Arme und trat raſch, wie ich Schritte hörte, in's Dunkel der Niſche zurück. Zwei Buben, die zu ihm zu gehören ſchienen, waren hinausgeeilt und kehrten jetzt zurück, den Alten zu geleiten. Heiter und fröhlichen Geiſtes ſchritt der alte Menſch hinaus. Bevor er die Capelle verließ, hatte er ſich noch einmal zu dem Altar gewendet, das Knie gebeugt und das Kreuz geſchlagen. Ihm waren die Zeichen der katholiſchen Anbetung lieb und werth geworden; nahm er doch nun die Zuverſicht von hinnen, Gott habe ihm den Betrug verziehen.

Draußen hoben ihn die jungen Burſche auf's Maulthier. Er breitete ſeine Hände aus und ſtimmte mit heller Kehle ein Danklied an. Das Volk fiel hundertſtimmig ein und der Zug ſetzte ſich durch den Oelwald in Bewegung.

Die Capelle war jetzt dunkel und leer; nur die ewige Lampe brannte ruhig weiter über Mormona's Haupt und warf ihr ſtilles Licht auf den heiligen Frieden der Schlummernden. „Sancta Mormona!“ rief ich und ſtreckte die Arme nach ihr aus. „Nun Du todt biſt, glauben ſie an die ſüße Gewalt Deiner freundlichen Seele! Roſe am Kreuz, mußteſt Du erſt verbluten, eh' Du ihnen heilig erſchienſt?“ —

Am andern Morgen ließ ich mich bei meinem Vater melden. Ohne dieſe Förmlichkeit — ſo fern ſtanden wir uns ſchon, — hatte ich keinen Zutritt mehr zu ihm. Er empfing mich nicht in ſeinem vertrauten Gemach; ich hatte vergeſſen ihn darum zu bitten; er ließ mich in ſein Geſellſchaftszimmer treten; Pater Uberto ſtand neben ſeinem Seſſel.

Ich ſetzte voraus, daß Beiden der Vorgang bekannt war, erzählte das Ereigniß wie es ſich zugetragen, verſchwieg nur was der Hirt mir gebeichtet und was ich ſelbſt ihm zu verheimlichen anempfohlen. Ich hoffte zu gläubigen Gemüthern geredet zu haben, die in der plötzlichen Heilung des Kranken mit freudiger Zuverſicht einen Fingerzeig des Himmels ſähen. Ich täuſchte mich; ich fand Zweifler, die in ihrem finſtern Wahn ſelbſt nicht mehr die Empfänglichkeit für eine Bethätigung Gottes unter den Menſchen beſaßen. Ich ſprach von der Heilung des Gichtbrüchigen, wie ich nicht anders konnte, als von einer unzweifelhaften Sache; ich ſprach vom Glauben des Volks, das Loblieder ſingend, der todten Mormona das Wunder zuſchrieb.

„Glaubſt Du ſelbſt an die wunderthuende Kraft der Geſtorbenen?" fragte mein Vater erwartungsvoll.

Gewiſſensfragen ſolcher Art im Beiſein des Dominicaners machten die Unterredung zum Verhör. „Warum, mein Vater," ſagt' ich, „wollt Ihr mich zu Denen zählen, die die Möglichkeit eines Wunders im Gemüth des Menſchen leugnen? Ich leugne nicht, daß ſich Gott an unſerem Herzen bethätigt, ich leugne nicht, daß der Wanderer, der als ſündiger Menſch mit dem Aufgebot ſeiner beſten Entſchließungen, als Kranker mit dem Aufwand ſeiner letzten Kräfte, einem für heilig erkannten Ziel entgegenpilgert und mit Mühe und Noth an dieſem Ziele anlangt, plötzlich einen Umſchwung in ſich empfinden kann, der ihm für ſein Gemüth wie für ſein leibliches Verhalten der Wendepunkt eines neuen Lebens wird! Nicht die heiligen Knochen am Wallfahrtsort, die man ihn berühren und küſſen läßt: die innere Entſchließung, das Aufraffen ſeiner letzten moraliſchen und phyſiſchen Kraft bringt, wie mir däucht, ein Wunder der Verwandlung in ihm hervor.“

Mein Vater wechſelte mit Uberto Blicke und ſah mich dann ſo bedauerlich an als wollte er ſagen: Lehren Dich das Deine ketzeriſchen Bücher? Iſt das der Geiſt des Waldenſerthums? Wenn Du Recht haſt, dann giebt es nirgends eine feſte Wahrheit mehr, dann iſt alles dem Belieben und der Laune der wandelbaren Menſchen anheimgeſtellt! — Und in der That, wenn das ketzeriſch iſt, daß nur der Glaube, den ich in mir erfahre, ſelig macht und Wunder thut, dann bin ich und werde ewig unter den ſogenannten Rechtgläubigen ein Ketzer ſein! — Wir ſprachen das nicht, aber es war, ſoll ich's ausſprechen, der Grund und der Quell unſeres Zwieſpalts.

„Du haſt, Sohn Giuſeppe della Torre,“ ſagte mein Vater nach langem Schweigen, „Meinungen geäußert, über die ich nicht Richter ſein kann. Nach Deiner Anſicht iſt der Fluch unſeres Hauſes auch geſühnt, ſobald wir uns nur einbilden, der Sühne gar nicht mehr zu bedürfen. Erlaube einem alten greiſen Manne ſich an Thatſachen, nicht an Meinungen zu halten. Dein Weib ſtarb im entſchiedenen Widerwillen gegen die Formen und gegen die Gnadenmittel der heiligen Kirche. Dieſe Sünde iſt die letzte Thatſache meines Hauſes. Wir ordneten Bußen dafür an auf der Stätte ihres Todes und ihres Lebens.“

„Und wo Ihr, mein Vater,“ unterbrach ich ihn, „noch immer

Buße fordert, da ſieht der Glaube des Volkes ſchon Verklärung; Euch gilt die Todte noch immer für die Sündige, das Volk betet zu einer Verklärten!"

„Sie war Sünderin und vor Gott ſtraffällig," ſagte mein Vater.

„Sündigen," unterbrach ich ihn, „und vor Gott ſtraffällig ſein, ſetzt voraus, daß man von dem Böſen, das man thut, eine Erkenntniß habe. Wo kein Zweifel im Gemüth, mein Vater, wo kein Gewiſſensbiß ſich regt: begeht man, auch wenn die Handlung nicht zuläſſig iſt, noch keine Todſünde."

„Die Sophiſtik der Schüler Loyola's hat nichts gemein mit meinem Glauben, noch mit der Lehre der Kirche!" ſagte mein Vater mit dem ganzen Groll ſeiner Unerbittlichkeit. Ich rang die Hände und ſchwieg; ich blickte ſtarr in die Kluft, die mich von ihm trennte.

„Wenn der Himmel", begann mein Vater von neuem, „die Thatſache der neuen Schuld, die auf unſerm Hauſe laſtet, hinwegnehmen will dadurch, daß er die Geſtorbene begnadet, wenn die Kirche ein Wunder, das an ihrem Grabe geſchehen ſein ſoll, als Thatſache anerkennt und feſtſtellt: wer will das freudiger begrüßen als ich, der ich bald heimgehe mit dem Bewußtſein der jetzt noch ungeſühnten Sünde! Als eine Erlöſung vom Fluch will ich's vom Himmel begrüßen, wird Mormona los und ledig geſprochen, auf daß ſie eingehen kann in die Pforten der Seligkeit."

„Mehr als das, mein Vater!" rief ich in Schmerz und Unwillen, „das Wunder iſt geſchehen; beatificirt, kanoniſirt wird ſie werden von der Kirche! Ich gehe nach Rom, ich werfe mich dem heiligen Vater zu Füßen, ich fordere die Seligſprechung der waldenſiſchen Maria!“

Mein Vater ſah mich zweifelhaft an; ich war unſicher, ob er gegen mich oder gegen die Thatſache, auf die ſich meine Verheißung ſtützte, Mißtrauen hegte. „Ich will der Propaganda des Glaubens beitreten,“ begann ich von neuem, „ich will wiſſen, was dazu gehört, um die Verirrten des Heils theilhaftig zu machen, deſſen ſie entbehren. Mir fehlt nur noch Eure Einwilligung, mein Vater. Ich gehe nach Rom“ —

„Ich weiß, als Sodale der Geſellſchaft Jeſu,“ ſagte mein Vater.

„Iſt Euſebio mir zuvorgekommen,“ fragt' ich, „Euch meinen Entſchluß kundzuthun?“

Mein Vater ſchüttelte das Haupt; er verſicherte, mit Männern der Geſellſchaft Jeſu keinen Theil zu haben. Ich ſtaunte über die Möglichkeit eines Zwiſchenträgers in meinen nur Euſebio bekanntgewordenen Entwürfen; es ward mir erſt ſpäter klar, daß meine Briefe, bevor ſie an Euſebio nach Genua gingen, geöffnet wurden.

„Ich habe keinen Theil an der Lehre der Männer Loyola's,“ ſagte mein Vater, „ich glaube nicht an einen wahrhaften Segen Deiner Verbindung mit ihnen, denn man kann nicht Gott und dem Mammon, nicht der Kirche und der Welt zugleich dienen. Aber es ſei! Ich hoffe, Du wirſt in Rom den großen feſten Zuſammenhang begreifen, der der Welt noth thut, wenn Du dort an den Vorbereitungen zur Verkündigung der Wahrheit an alle Völker theilnimmſt. In das Chaos der Welt kann nur Ein Gott Ordnung bringen, nur Eine Kirche kann die wahre, die allumfaſſende ſein."

„Ich habe daſſelbe Ziel vor Augen, mein Vater," ſagt' ich, „nur über die Mittel, zum Ziel zu gelangen, ſtehen wir uns fern."

Ich reichte ihm die Hand, die er mir nicht verweigern konnte. „Zum Beweiſe des Vertrauens," ſagt' ich, „laßt Mormona's Bruder frei; ich nehme ihn mit mir nach Rom."

Mein Vater blickte auf. „Und wenn Ihr Beide," fragte er, „Du und er, dem heiligen Amte anheimfielet?"

„Beruhigt Euch," bat ich und ſah dem Dominicaner feſt in's Auge, „ich bürge für ſein Seelenheil. Seine Ketzerei iſt kein Werk des böſen Geiſtes; ſie beſteht in der Verwilderung des Naturmenſchen. Ich werde ſeine Erziehung leiten, vielleicht — gewinne ich ihn für die Kirche!"

Pater Uberto ſah faſt lächelnd drein, als wollte er ſagen: Entweder gewinnſt Du ihn oder — er Dich für ſein Waldenſerthum!

„Es ſei," ſagte mein Vater, „der Waldenſer ſei Dein, mir bleibt das Kind Mormona's!"

„Ich laſſe in ihm mein Theuerſtes zurück!" ſagte ich ſchwankend, „Ihr werdet das Kleinod hüten, Vater!"

„Und für das Kind der Waldenſerin dem Himmel Bürgſchaft leiſten!“ entgegnete er mit feierlicher Handbewegung, „entweder Du oder der Knabe, Einer muß der Kirche gewidmet werden, damit der Fluch endet!“

Ich weiß nicht: regte ſich ein Vaterherz in ſeinem Buſen, wie er mich umfing und ſein Arm mich zum Abſchied an ſich drückte? Sein Blick war umflort, eine Thräne ſchimmerte in den gefurchten Augenhöhlen. Ich war tief bewegt, und doch überkam mich die Angſt, der Vater könne, während ich nach Rom ging und die Sühne des Hauſes betrieb, im Stillen daheim den Dominicaner beauftragen, für mein eigenes Seelenheil Meſſen zu leſen.

Pirro ſaß in ſeinem Kerker wohlbehalten. Es hatte ihm in den Zimmern, die man ihm angewieſen, an nichts gefehlt; nach ſeinen Kreuz- und Querzügen zur See und zu Lande ſchien ihm die Ruhe vielleicht eine Erquickung zu ſein. Wie er meiner anſichtig wurde, ſchien doch eine ſchmerzliche Erinnerung in ihm aufzutauchen. In der Verzweiflung über Mormena's Tod hatte er mich verkannt, in ſeinem Argwohn mir wehegethan; er geſtand mir dies von freien Stücken ein und in dieſem Gefühl der Reue konnte ich ihn leiten und beherrſchen. Er hatte ganz ſicher darauf gerechnet, daß ich ihn nicht den Händen ſeiner Feinde überließe, und ſo war er willig genug, als ich ihm zur Bedingung ſeiner Freiheit machte, mir nach Rom zu folgen. Vielleicht bezwang ihn dort der Glanz des kirchlichen Ritus, der doch noch immer auf ſinnliche Menſchen ſeine Macht geübt!

An Euſebio ſchrieb ich nur ganz kurz den Vorgang der Dinge; ich fand in Rom ſeine Briefe vor, nach denen er meinen Eintritt in's Collegium der Propaganda gemeldet und mir die Kreiſe jener Männer eröffnet, welche zur aufgeklärten Partei, zur Partei der Reformer gehörten.

Den Hirten hatte ich in Santa Maria nur noch einmal und nicht ohne Zeugen ſprechen können. Ich fand ihn im vollen Gebrauch ſeiner Glieder, aber ſeine Kräfte waren im Allgemeinen erſchöpft; die Erhebung ſeiner Geiſteskräfte, die ſeine Heilung bewirkt, war vielleicht nur ein Vorbote ſeiner baldigen Auflöſung geweſen. Er erkannte mich nicht wieder, am wenigſten Denjenigen in mir, dem er in der Capelle gebeichtet. Man hatte dem Alten in der Pfarrei des nächſten Ortes eine Behauſung verſchafft; ein Arzt war gerichtlich vernommen, um es zu beſtätigen, daß menſchliche Hülfe bei ihm nicht mehr ausgereicht habe. Man erwartete den Vicar des Biſchofs, um die Ausſagen der Zeugen von ſeiner wunderbaren Heilung mit dem kirchlichen Siegel zu belegen. Bis zur biſchöflichen Approbation waren ihm geiſtliche Wächter beigegeben, die ihn wie einen koſtbaren und doch noch zweifelhaften Schatz behüteten.

Mit Pater Uberto war mir noch vor der Abreiſe eine Zuſammenkunft geworden. Ich hatte die kurze ſchwarze Robe angelegt, die man mir von Rom aus geſendet, ſobald mein Name in die Liſte der Sodalen des Ordens Jeſu eingetragen war. I. H. S. V. ſtand auf der Medaille, die ich auf der Bruſt trug.

„In hoc signo vinces!“ ſagte Uberto und ſah ſchräg zum Himmel.

„Unter dieſem Zeichen werde ich ſiegen!“ wiederholte ich, „ſiegen wider die Feinde Gottes; es kommt darauf an, wer Gottes Feind iſt.“

„Extra ecclesiam nulla salus!“ erinnerte Uberto an den zweiten Wahlſpruch der Geſellſchaft Jeſu.

„Außerhalb der Kirche kein Heil!“ wiederholte ich, „aber es fragt ſich, wie eng oder wie weit der Begriff der wahren Kirche zu faſſen iſt, ob man eine Gemeinſchaft der Nachfolger eines Torquemada, oder eine unſichtbare Kirche Chriſti damit meint.“

„Ihr könntet mit dieſem Vorbehalt eben ſo gut in die Secte der Roſenkreuzer und der Freimaurer treten!“ ſagte der Dominicaner ſpottend.

„Mit dem Unterſchiede,“ war meine Erwiederung, „daß das Kleid dieſes Ordens mich vor Gewalt und Hinterliſt ſchützen wird. Ich bin damit keiner anderen Gerichtsbarkeit unterworfen als der des Generals der Geſellſchaft.“

„Gott ſei mit Euch!“ ſagte Uberto.

„Gott, der gute Geiſt, zu dem ich bete!“ war meine Antwort.

Vom Knaben Saverio war mir der Abſchied ſchwer geworden. Er ſchlief, wie ich ihn zum letzten Male ſah; des Hausmeiers Frau, deren beſonderer Obhut das Kind übergeben war, ſaß an ſeinem Lager; ſein Milchbruder, das Kind der

Frau, lag an ihrer Bruſt. Wie ich eintrat, machte ſie das Kreuz und neigte ſich über die Knaben, als wollte ſie beide vor mir behüten. Ein lieblich Abbild ſeiner Mutter, lächelte der Knabe Saverio im Traum. „Engel Gottes mögen ihn beſchirmen,“ ſagt' ich laut, — „und der Geiſt ſeiner Mutter!“ ſetzte ich ſtill für mich hinzu.

Zehntes Capitel.

Das ewige Rom und der Generalvicar der Geſellſchaft Jeſu.

So hält mich denn die ewige Roma mit ihren Mauern umſchloſſen und ich belauſche die Geheimniſſe des Lebens in dieſem Mittelpunkt der Welt! Das iſt die Stadt der ſieben Hügel und der ſieben Könige, dieſelbe, die das Königthum ſchuf und abſetzte. mit den Adlern der Legionen ſich den Erdkreis unterwarf, ſelbſt dann noch als die Herren dieſer Welt in Rom ſelbſt vor ihren eigenen Knechten zitterten. Was hat dies Rom für ein unſterblich Leben! Dem Adler folgte die Tiara in der Weltherrſchaft. Als das Schwert nicht mehr die Völker bezwang, erfand ſich Rom den Bannſtrahl, und die Barbaren beugten ihren Nacken von neuem. Die Könige Germaniens ſtiegen mit raſſelndem Harniſch über die Alpen, legten die wilden Städte der Lombarden in Aſche, ſtürzten Reiche und Staaten, vernichteten ganze Geſchlechter, ſchlachteten in ihrer Wuth Völker hin; und wenn die ſieggekrönten Löwen vor den Statthalter Gottes traten, warfen ſie ſich gleich Lämmern in den Staub und huldigten! Dies Rom hat ſeine geheimnißvollen Zaubergaben. Ein Phönix aus Schutt und Aſche, hat es ſelbſt ſeine Ruinen ſich zu neuen Trophäen gemacht. Jedes Jahrhundert der Menſchheit iſt hier als Mumie eingeſargt, und unter dem Glanz jeder oberen Erdſchicht fühlt man den Athemzug der unten beigeſetzten, noch immer nicht völlig todten Geiſter der Vergangenheit. Vor Staunen komm' ich noch nicht recht zur Bewunderung. Ich finde ein Geſchlecht von heute, das mit den übereinandergeſchichteten Reichthümern aller Zeitalter ſpielt. Sie fühlen es nicht, auf welchem Moder von Jahrhunderten die Früchte wachſen, an deren Pracht ihr Stolz ſich weidet!

Geſtern hielt ein Capuziner vom Berge Carmel vor meinem Fenſter eine Rede an's Volk; er beſchwor die gutmüth'ge Menge beim Blut des Erlöſers und ſammelte dann Almoſen. Betet vielleicht das chriſtliche Rom zu einer Juno Moneta wie das alte? Der Stein, der dem Prediger zur Kanzel diente, war ein Säulenſtumpf vom Tempel der Minerva. Wo Pompejus dieſer Göttin opferte, ſteht jetzt eine Madonna, zu der das Volk wallfahrtet, weil ſie Glücksgüter und Verſtand giebt. Die Menſchheit von heute hat Beides ſehr nöthig. Jener marmornen Santa Maria ſopra Minerva ſind die Füße durch vieles Küſſen ſo abgenutzt, daß man der Bildſäule neue Ueberſchuhe von Metall machen ließ. Auch der heilige Petrus von Erz mußte ſchon mehrmals vorgeſchuht werden, und man weiß, daß ſein metallenes Fußgeſtell ein heidniſches Meiſterſtück, vielleicht das Poſtament zu einem Jupiter tonans war. Die alten Götter Roms gehen hier Hand in Hand mit den chriſtlichen Heiligen.

Die drei Geſtalten in der Sacriſtei der Paulskirche waren ehedem drei antike Grazien. Aus dem Antlitz der Mutter Gottes in San Loretto, die ſo viel Wunder thut, blicken, wie die Kenner mir zuflüſtern, Züge eines Venusbildes hervor. Iſt die Religion Jeſu Chriſti hier vielleicht eine neue Fortuna publica geworden? Iſt die alte Göttin Roma, die weltbeherrſchende, noch immer die oberſte Gottheit? Herrſchſucht noch immer die vornehmſte Virtus? — Rom iſt ewig, ſo lange es weiß, wie der Menſch beherrſcht ſein will.

Das waren meine Gedanken in Rom, aber ich ſcheuchte ſie in den Winkel meiner Seele zurück. „Nicht Alles für Alle!“ iſt ja der Grundſatz meines Ordens.

Das Profeßhaus zum „Gran Geſù“, in deſſen Seitenflügel ich einzog, iſt ein Gebäude von überhäufter, geſchmackloſer Pracht. Es rührt aus dem Jahrhundert her, wo man den römiſchen, ſchon an ſich mit ſchweren Ornamenten beladenen Styl noch mit Blumen und Guirlanden überdeckte. Wie ein Zeitalter denkt, ſo bauen und bilden ſeine Künſtler. Was der Orden jetzt aufführt, verräth die geſuchte Abſicht, die finſtere Strenge des alten mönchiſchen Dienſtes hinter lockenden Prunk zu verſtecken. Da iſt keine Säule, der nicht die Aufgabe, das Gebälk zu tragen, durch zierliche Roſenketten erleichtert werden ſoll; kein Architrav, deſſen Schwere nicht durch allerlei in Stein gehauene fliegende Vogelgruppen den lächerlichen Anſchein der Leichtigkeit erhalten ſoll. Jene einfache Größe, jene offene Einfalt, die Tugenden des alten heidniſchen Roms: hat ſie das chriſtliche Rom von heute verlernt und verloren?

Im Mittelſtück des Gebäudes wohnen die Profeſſen, die Väter von vier Gelübden, die den eigentlichen Kern der Geſellſchaft bilden. Zweck und Ziel des Ordens iſt nur ihnen bewußt, und auch unter ihnen, ſagt man, iſt nur eine geringe Anzahl in die geheimen Maximen eingeweiht. Daß der Zweck die Mittel heiligt, hat wohl noch keiner von jenen Vätern eingeſtanden, welche an die unteren Brüder die Monita ſecreta erlaſſen. Im unteren Stock des Hauſes wohnen die Scholaſtici approbati, die den Unterricht ertheilen. Der lange Flügel, der den Garten durchſchneidet, enthält die Hörſäle, zu denen ich unbedingten Zutritt habe, und die Zellen der rothgekleideten Novizen. Dieſe ſtehen unter geiſtlichen Coadjutoren, welche als Prieſter die drei gewöhnlichen Gelübde: Gehorſam, Armuth, Keuſchheit abgelegt haben. Den eigentlichen Stamm der Geſellſchaft bilden, wie geſagt, nur die Väter von vier Gelübden. Ich habe noch nicht ergründen können, welches das vierte Gelübde ſei. Der Ueberlieferung nach iſt es eine unbedingte Ergebung in den Willen des heiligen Vaters. Aber nach Allem, was ich höre und mir enträthſele, kann der römiſche Hof nicht mehr auf den unbedingten Gehorſam des Ordens zählen, wenigſtens nicht Papſt Benedict XIV. Die Geſellſchaft Jeſu ſcheint aufhören zu wollen, die Soldateſca des Statthalters Chriſti zu ſein. Das vierte Gelübde ſcheint der General des Ordens nach ſeiner Einſicht umzugeſtalten. Beſteht es vielleicht für die Eingeweihten in der Erlaubniß, ſich mit der Aufklärung des Jahrhunderts zu verbrüdern? Von ſämmtlichen Orden der römiſchen Chriſtenheit fühlt eben nur die Geſellſchaft Jeſu das Bedürfniß, die fortſchreitende Bildung der Völker nicht aus der Hand zu geben, den Geiſt eines neuen Jahrhunderts nicht ſich ſelbſt zu überlaſſen. In dieſem Sinne iſt dann jedenfalls Pater Euſebio Jeſuit des vierten Gelübdes. Erhebt dies vierte Gelübde vielleicht, wie bei den Freimaurern, in den höhern, den ſchottiſchen Grad? Dann könnte der Orden auch das Siegel der Maurerei annehmen: Drei Felſen, umrauſcht von brandenden Wogen, mit der Aufſchrift: Saevis immotus in undis!

Die weltlichen Coadjutoren des Ordens, die ſämmtlich Laien ſind, theilen ſich in Adjuncte, die im Seitenflügel des Profeßhauſes wohnen, und in Affiliirte, die zerſtreut in der Welt leben, ohne daß man weiß, wie ſie zur Geſellſchaft gehören. Einige ſind wie Zugvögel, gehen ab und zu, bald in weltlicher, bald in geiſtlicher Tracht. Alle dieſe heißen Mitglieder von der kurzen Robe und haben nur nach dem Maß ihrer Verdienſte Theil an den geiſtlichen Gnaden des Ordens. Zu dieſen Gnaden gehört außer der Vergebung der Sünden und der Zuſicherung ewiger Seligkeit Unterſtützung und Beförderung weltlicher Art. Das Gelübde des Gehorſams gegen den Oberen, der ſie aufgenommen hat, müſſen auch dieſe unbekannten und unſichtbaren Hülfstruppen ablegen. Vor der Hand ſchien Pater Euſebio auch in der Ferne mein Oberer zu bleiben. Nur wurden meine Beichtberichte, meine Briefe, immer ſpärlicher; ich konnte glauben, daß ſie eröffnet wurden; ich vergrub meine Gedanken in meine Bruſt.

Mein Empfang im Profeßhauſe zum „großen Jeſus“ glich zu meiner Beſchämung einem Feſte. Man begrüßte mich als einen Sodalen, der ſeine Laufbahn „zur größern Ehre Gottes“ glorreich mit dem Gewinn einer Seele eröffnet habe. Dieſe Seele, die ich gewonnen, war Mormona, mein Weib. Das Bewußtſein dieſes zweifelhaften Gewinnes und zweifelhaften Verdienſtes drückte mich zu Boden. — Im großen Saal empfing mich der Vicar des Generals, umgeben von ſämmtlichen Profeſſen des Hauſes. Scholaren ſtanden im Hintergrunde, der Chor ſang Danklieder zur Orgel. Man pries mich öffentlich als den Bekehrer der waldenſiſchen Maria. Daß ſich das Herz meines Weibes nur aus Liebe zu mir zur alten Kirche gewendet, konnte ich Prieſtern nicht begreiflich machen. Das blaſſe Antlitz des leidenden Erlöſers ſah vom Altar wehmüthig lächelnd auf mich herab, als ſie mich umringten und einkleideten und der Chor ein Loblied der Mutter Maria, der Mutter der Liebe, ſang.

Der Flügel des Hauſes, in dem ich wohnte, heißt unter dem Volke in Rom der Palaſt der Excellenzen. Er iſt von dem eigentlichen Collegium durch hohe Mauern geſchieden. Schöne weite Hallen bieten hier allen Luxus der Weltlichkeit; die anſtoßenden Gärten, in franzöſiſchem Styl mit ſteifen Taxuswänden, haben auch ihre lauſchigen Bosketts, in deren ſchattigem Dunkel lachende Nymphen von weißem Marmor die Gedanken an das alte heidniſche Rom erwecken. Man ging ſonſt in einen Orden, um die Welt und ihre Reize von ſich abzuthun. Man geißelte ſich in härenem Gewande, betrat man die einſame Zelle, in die durch das gewölbte Bogenfenſter nur das Auge Gottes auf den Büßer herniederſah. War ein Schuldbewußtſein der Beweggrund, das Kloſter zu ſuchen, dann mochte der mit der Welt zerfallene Geiſt die geweihte Stille wie eine Wohlthat begrüßen. — Die ſtrenge Zucht ſcheint die Geſellſchaft Jeſu nur ihren eigentlichen Zöglingen vorzubehalten, in denen ſie ſich von Jugend auf willenloſe Werkzeuge heranbildet. Unter den rothgekleideten Scholaren ſah ich bleiche Geſtalten dumpf und ſtill herumwanken; ſie hatten die Welt abgeſchworen, ohne ſie zu kennen, thaten Buße ohne Reue, trugen den Stempel des Fatalismus auf ihrer Stirn. Aber die Geſellſchaft Jeſu braucht auch gewandte Weltleute, feine Cavaliere, geſchmeidige Talente, die der Welt die Herrſchaft des geiſtlichen Willens in nicht abſchreckender Geſtalt zur Erſcheinung bringen. Die Geſellſchaft hat auch die Wiſſenſchaften in ihren Dienſt genommen; die Benedictiner ſind nicht mehr die alleinigen Träger der katholiſchen Gelehrſamkeit. Die Zungen aller Völker tönen in unſeren Hörſälen, alle Nationen haben in der Anſtalt ihre Vertreter, in der Peterskirche ſtehen Beichtſtühle für alle Sprachen der Welt, und die Propaganda des Glaubens wählt aus dem Collegium ihre tauglichſten Organe.

Es überraſchte mich, daß ſelbſt mein weltlicher Titel mir in die Anſtalt folgte. Den Leuten in meiner Heimath hieß ich in meiner halb geiſtlichen Tracht: Domine. Hier war ich wieder zum Signor geworden, und die Cavaliere, die mit mir im Hauſe der Excellenzen wohnten, hatten in der That wenig Anſtrich von geiſtlichen Herren. Der neue Anbau des Hauſes hat nach einer Seitenſtraße ſeine Eingänge. Dort rollen die Equipagen bis Mitternacht auf und ab. In den Höfen tummeln geſchickte Reiter ihre Pferde, die Vorſäle wimmeln von galonnirten Dienern, auf der Terraſſe empfängt man Geſellſchaften, wo ſich auch Damen hoher Abkunft einfinden. — Man lebt dort wie in einem glänzenden Hotel, und der Name meiner Familie zieht mir Beſuche zu, die ich aus Anſtand erwiedern muß. Ich finde dort junge Cavaliere, die vielleicht ſpäter als Diplomaten in der Politik glänzen wollen, und es ſcheint mir, als ob die Collegien des Ordens die Abſicht haben, auch die alten Univerſitäten zu verdunkeln, indem ſie junge Nobili für die Welt bilden.

Ich fand unter ihnen keinen Genoſſen, der mir behagte; ich lebte mit Pirre, der als mein Gefährte ungehindert Zutritt erhielt, ſtill und eingezogen in meiner Behauſung. Weit mehr zog es mich zu den eigentlichen Scholaren der Anſtalt hin, welche drüben im Profeßhauſe in um ſo ſtrengerer Zucht für den ſchweren Dienſt heranreifen. Aus den blaſſen Geſichtern ſah ich hier und da ein dunkles, feuriges Auge aufblitzen, das ſich aber raſch wieder in ſeine Höhlen verkroch. Die Scheidewand der Stände trennt mich von ihnen, denn ich gehöre zum Hauſe der Excellenzen.

Pirre war Tags über meiſt ſich ſelbſt überlaſſen. Er brachte den größten Theil ſeiner Zeit bei den Schiffern am Tiberſtrande zu; dort fand ſeine ruderfertige Hand ihre Uebung; erſt mit der Dämmerung der Nacht kehrte er zu mir zurück. Ich gab ihn bei dieſer Lebensweiſe ſo gut wie aus der Hand;

aber ich wußte, daß der Sohn der Berge nicht anders als bei dieſem Maße zugeſtandener Freiheit mein Gefährte blieb. Die Beziehung zu Mormona war das geiſtige Band, das ihn an mich feſſelte. Jedem Verſuche, ihm durch Unterricht und geſchulte Belehrung beizukommen, ſetzte er die fertige Verſchloſſenheit ſeines angebornen Trotzes entgegen, der ſich zur Wildheit aufbäumte, wenn man ihn herausforderte. Um auf ihn einwirken zu können, mußte ich ihn eine Zeitlang noch ſich ſelbſt und der Reife der Zeit überlaſſen. —

Es mochten einige Wochen ſeit meiner Aufnahme in's Collegium verſtrichen ſein, als der Vicar des Generals mich zu ſich entbieten ließ. Er empfing mich zur Audienz in ſeinem beſondern Gemach. Der General des Ordens lag ſchon ſeit lange auf dem Siechbett; Pater Lorenzo, ſein Vicar und Stellvertreter, war bereits jahrelang die Seele des Ganzen und Regent des großen geiſtlichen Staates der Geſellſchaft. Die Aſſiſtenten für Italien, Frankreich, Deutſchland, Spanien und Portugal waren ihm zur Seite geſetzt, aber er war der Sache nach ſchon ſo gut wie unumſchränkter Monarch. Dieſe Monarchie der Jeſuiten mit ihren 22,000 Unterthanen war im Stande, ſelbſt bedeutenden Staaten mit bewaffneter Hand gegenüberzutreten. Paraguay, die ſüdamericaniſche Republik, die der Orden ganz nach ſeiner ſouveränen Willkür regierte, offenbarte damals plötzlich deſſen gefahrdrohende weltliche Macht. Spanien hatte in Folge eines Tauſchvertrages einen Strich dieſes Landes an Portugal abtreten wollen. Die Eingebornen widerſetzten ſich auf Betrieb ihrer Seelſorger und heimlichen Regenten dieſem Willen und Uebereinkommen zweier Höfe, und zum Staunen der Welt trat der Orden Jeſu plötzlich als politiſche Macht auf und überraſchte durch das Schauſpiel eines glänzend geführten Krieges. Dem Orden war ſo Vieles geglückt, daß er für ſeine Herrſchſucht kaum noch die Maske der Klugheit nöthig zu haben glaubte.

Mich dünkt, in Lorenzo Ricci's Zügen ſpiegelte ſich dieſer Verſtand, der in langgewohnter Sicherheit plötzlich die Stätigkeit ſeiner Berechnungen aufgiebt und baar und blank eine brutale Selbſtgewißheit zur Schau trägt. Dieſer Mann ſah aus, als hätte die Klugheit nicht mehr nöthig, die Begier nach Herrſchſucht und Beute zu zügeln; für ihn ſchien der Augenblick dazuſein, wo man ertrotzen wollte, was man bisher mühſam und heimlich nach tauſendfältigen Erwägungen und mit allen Kräften leiſer Verſuche errungen. Der damalige Vicar gehörte ſeiner Geburt nach zu den Menſchen aus niederer Sphäre, die mit der Kraft eines eiſernen Willens keine Anſtrengung ſcheuen, um den Gipfel der Macht zu erreichen und nach dem Augenblick dürſten, wo ſie ſicher genug ſind, um den angebornen Trotz der Anmaßung ungeſcheut zu entwickeln. Sein Antlitz war bei dem Widerſtreit von Klugheit und Gewaltſamkeit ein Bergwerk, wo geheime Geiſter in zwei entgegengeſetzten Schachten arbeiten und ſich Gegenminen graben. Die borſtige Augenbraue verrieth Kraft und Ausdauer. Sein Blick war ſcharf und kalt, durchdringend und beſonnen; er ließ auf Enthaltſamkeit und auf Beherrſchung aller eigenen Schwächen und Lieblingswünſche ſchließen. Aber die zuſammengedrückte niedere Stirn mit ihren eigenſinnigen Gedankenfalten erwies ſich nicht als ein Sitz jener höheren milden Weisheit, die zugleich frei und harmlos macht. Die aufgeworfene Unterlippe und die untern Muskeln des Geſichts ließen fürchten, er ſcheue zur Erreichung ſeiner Zwecke auch gewaltſame Mittel nicht. So ſcharf, feſt und ſicher der Blick ſeines Auges und ſeines Verſtandes ſchien, ſo beſchränkt war vielleicht der Kreis ſeiner Empfindungen, und ſo war es möglich, daß das Gefühl der Sicherheit, das auf plumpen Vorausſetzungen beruhte, ihn um die Früchte ſeiner beſten Berechnungen brachte. Die Klugheit des berechnenden Verſtandes ſollte es nie verſchmähen, auch bei der Güte des rückſichtsvollen Herzens in die Schule zu gehen, um jene Weisheit zu lernen, die auch die Forderungen des Gemüthes, wo nicht bei ſich, doch bei Anderen mit in Anſchlag bringt. Pater Lorenzo machte mir, je länger ich mit ihm verkehrte, deſto mehr den Eindruck eines Wanderers, der, an die geebnete, wenn auch ſteinichte Straße gewöhnt, plötzlich zur Abkürzung des Weges einen Waldpfad einſchlägt. Dieſer Pfad verläuft ſich immer tiefer in's Dickicht. Die Berechnung in der Wahl des Pfades war richtig, weil er das Ziel in gerader Linie trifft; aber er iſt ſeit lange nicht mehr betreten, das Geſtrüpp hat ihn überwuchert. Der Wandersmann tritt Anfangs mit ſcharfem Fuß die Hinderniſſe nieder, er ſchlägt ſich mit beiden Armen durch; aber das Dickicht wird immer verſtrickter und die Ruthen der Geſträuche zerfleiſchen ſein Geſicht. Mit der Verwundung wächſt ſein Eifer, vorzudringen, bis ihn ein ſtörriger Aſt, der ſeinen Schädel trifft, plötzlich zu Boden wirft. — In den

Zügen ſeines Angeſichts ſtand dieſe Klugheit geſchrieben, die mit ihrem ſtarken Eigenſinn ſich plötzlich in ihr Gegentheil verwandelt. Es ſchien als habe Lorenzo die Bedürfniſſe der Menſchen, auf die er rechnete, doch nicht genau genug gekannt. In ſeiner ganzen Haltung war dieſer plötzliche Wechſel erſichtlich. Wie weiland Papſt Sixtus hatte er gebückten Ganges ſein Ziel erreichen wollen; aber er hielt ſich ſchon zu früh auf dem Gipfel der Macht, er warf zu früh die Krücke von ſich, um ſeine Geſtalt frei in die Höhe zu richten; ſeine Klugheit endete in Anmaßung und Dünkel.

So ſtand er vor mir, als er halb lächelnd, halb abweiſend meine Verwunderung über gewiſſe Einrichtungen im Ordenshauſe, die ich ihm ausſprach, — er hatte gefragt, wie mir mein Aufenthalt in Rom und im Hauſe gefiele, — entgegennahm. Der Orden erkennt den Unterſchied der weltlichen Stände ſelbſt innerhalb der Mauern des Collegiums an.

„Ich habe es“, ſagte ich ihm ohne Scheu, „für einen Grundpfeiler des großen Gebäudes der Kirche gehalten, daß auf ihrem Gebiet der Sohn des Fürſten nur eben ſo ſehr wie der Sohn des Hirten ſich die Berechtigung zu einer Würde erringt, wie jener Sixtus lediglich kraft ſeines Geiſtes ſich zur höchſten Staffel hinaufarbeitete und mit der Tiara das Haupt bedeckte, das in einer Hütte das Licht der Welt erblickt hatte. Dem weltlichen Herkommen, der Rangordnung des feudalen Kaſtenweſens gegenüber eröffnete die Kirche, dünkt mich, eine Laufbahn, auf welcher nur die geiſtige Befähigung gilt. Es lag eine Demokratie in dieſer Kreuzung der weltlichen Ordnung. Erkennt der Orden dieſe Anwartſchaft Aller zu Allem nicht an? Mich dünkt, die Prieſterſchaft der heiligen Kirche mußte blühen, ſo lange ſie ſich aus dem Kern des Volkes mit allzeit friſcher Kraft ergänzte!“

Der Generalvicar ſah mich mit einem Blicke an, der mehr Unwillen, mir antworten zu müſſen, als Befremden über meine Aeußerung verrieth. Er ſchien im Augenblicke zu ſchwanken, ob es bequemer ſei, über dieſe Weisheit eines Neulings geheimnißvoll zu lächeln, oder ſie einer ernſtlichen Erwiederung zu würdigen. Sein Geſicht ſah jetzt wie ein verſiegelter Brief aus, auf dem auch noch die Aufſchrift unleſerlich iſt.

„Man bezwingt die Welt am leichteſten,“ begann Lorenzo Ricci, „indem man ihr läßt und giebt, was ſie verlangt. Legt Ihr, Signor, kein Gewicht auf den Genuß weltlicher Dinge ſo werdet Ihr um ſo ſchneller unſeren Zwecken entgegenreifen. Innerhalb unſeres Ordens herrſcht allein der Geiſt. Und brächte Jemand bei ſeinem förmlichen Eintritt in unſere Geſellſchaft die Schätze eines Kröſus zum Angebinde, er würde nicht um deshalb unter uns ſteigen! Die Perſon ſtirbt ab, ſobald Du ein wirklicher Schüler Loyola's biſt. Der Orden iſt dann Deine Seele, Deine Ehre, Dein Verdienſt und Deine Macht.“

Das war nun freilich ſchon mehr als bloße Widerlegung meiner Vorwürfe; es war ein Geſtändniß, daß der Orden die Darbietungen der Welt ſehr gern in Empfang zu nehmen pflege, aber ohne ſich dafür zu Dank verpflichtet zu fühlen.

Andere fromme Brüderſchaften, dacht' ich bei mir, ehren wenigſtens das Andenken des Wohlthäters und leſen für ſein Seelenwohl Meſſen.

„Ihr werdet", fuhr Lorenzo fort, „in unſerer Gemeinſchaft die verlangte Demokratie nicht vermiſſen, ſobald es Euch, Graf La Torre, beliebt, uns ganz anzugehören. Erſt nach mehreren Graden werdet Ihr das Syſtem unſeres Ordens kennen lernen können; nur wenn er das Alter des gekreuzigten Heilandes erreicht hat, wird der Jeſuit, wie Ihr wißt, eigentliches Mitglied der Geſellſchaft, und dann allerdings verſchwindet für ihn die Welt mit ihrer Gültigkeit. Wir erkennen ihre Berechtigung nicht an, aber wir laſſen ihr das Spiel, das ſie mit ſich ſelber treibt. Die römiſche Curie kennt Rückſichten gegen weltliche Hoheit, ſie bevorzugt den fürſtlich Geborenen und geht in ihrer Nachgiebigkeit ſo weit, ſelbſt mit widerſpenſtigen Königen und Fürſten Verträge zu ſchließen. So weit gehen wir nicht. Das hieße die Welt und ihren Beſtand nicht blos zulaſſen, ſondern auch anerkennen. Zur Herrſchaft in der Welt iſt aber nur der Geiſt berufen. Der Geiſt geht in die Welt ein, aber nicht um ſie ſich ſelbſt zu überlaſſen, ſondern um ſie ſich unterthan zu machen. Das Chriſtenthum von ehedem hatte eine Scheu vor dem Thun der Menſchen; deshalb haben ſich die Staaten eine Selbſtändigkeit von der Kirche errungen: ſelbſt die Wiſſenſchaften glauben jetzt auf eigenen Füßen zu ſtehen. Dieſe Vorurtheile haben ſich unter den Menſchen feſtgeſetzt und wir müſſen ſie ſo lange achten, bis Alles wieder in unſerem Dienſte ſteht. Wir gehen auf die Bedürfniſſe der Völker ein, ſo lange ſie dieſen Schein einer angemaßten und gefährlichen Selbſtändigkeit zur Schau tragen. Niemand erntet, bevor er geſäet. Die Welt muß erſt wieder empfänglich gemacht werden für die Herrſchaft des Geiſtes. Deshalb, Graf La Torre, ſind wir in unſerer Thätigkeit ſo vielſeitig und ſcheinbar oft ſo weltlich. Alles unter den Menſchen beruht auf Vorurtheilen, und dieſe muß man ſchonen, will man ſie überwinden. Wir haben in China am Hofe des Kaiſers unſere Mathematiker, unſere Geographen, unſere Aerzte, ſelbſt unſere Uhrmacher und Opiumdreher. Nachdem das Chriſtenthum aufgehört hat, wie eine Eule in alten Höhlen zu niſten, darf es nicht mehr ſpröde ſein, es muß eingehen in das Thun der Welt. Der Geiſt muß die Materie bearbeiten, will er ſie beherrſchen. Deshalb, mein junger Freund, ſitzen Mitglieder unſeres Ordens bald am Ruder des Staates, bald ſind Handel und Gewerbe in ihrer Hand. Wir haben in Weſtindien und Südamerica unſere mercantilen Staaten, wir haben an allen Ecken und Enden der Welt unſere Commanditen. Wir nennen ſie unſere Miſſionen, aber ſie ſind für uns, was die Colonien für das Mutterland ſind, die Quellen unſerer Macht. Zur Ehre Gottes, zur Herrſchaft des Geiſtes auf Erden wird Alles verwendet. Iſt es nicht wunderlich, daß die römiſche Curie zum Beſten der Völker und Fürſten und zum Nachtheil der Kirche Gottes unſere Thätigkeit hemmen will? Die Bulle In mensa pastorum will uns jetzt den Sklavenhandel und die Unterjochung der Wilden verbieten! Als ob ſich die Kirche für zu vornehm halten dürfte, ſich mit der Welt zu befaſſen! Wir können nur herrſchen, wenn wir den Mächtigen der Erde das Scepter aus der Hand winden, den Völkern die Quellen ihrer Wohlfahrt ſelbſt eröffnen. Der Geiſt muß aufhören, als Geſpenſt unter den Menſchen zu wandeln; das Chriſtenthum muß eingehen in das Fleiſch der Welt, um es ſich dienſtbar zu machen!“

Pater Lorenzo war aufgeſtanden und ſah mich an, als wollte er ſagen: Siehe, das iſt das große Reich unſerer Entwürfe! Es lag nichts Erhabenes im Gedanken dieſer Herrſchſucht; dieſer Traum war ſehr nüchtern und doch befiel mich die Furcht, ein Nachtwandler ſtehe vor mir und enthülle mir das Gewebe ſeiner Begierden. Das war allerdings kein Chriſtenthum mehr, das die Welt dem Gedanken, die Erde dem Himmel opfert, kein Glaube, der die Menſchen flieht, um in der Wüſte ein einſames Grab zu finden; das war mit allen ſeinen Schrecken faſt der Geiſt der Unterwelt ſelber, der in den Eingeweiden der Erde nach Gold wühlt, nicht um es zu genießen, ſondern weil er Niemanden den Genuß dieſer Schätze gönnt.

Ich fand in meiner Betäubung nicht gleich das Wort der Erwiederung, als Lorenzo auf meine eigenen Angelegenheiten überging.

„Ich habe Euch im Vertrauen zu mir entbieten laſſen, Graf La Torre,“ begann der Generalvicar von neuem. „Ihr habt eine ungewöhnliche Stellung zum Orden. Ihr dürft, ſollte eine Entſcheidung eintreten, auf unſeren beſonderen Schutz rechnen.“ Er zögerte fortzufahren und lenkte dann ein. „Pater Euſebio hat Euch ſehr warm empfohlen, Euch ſehr gut bei uns angeſchrieben. Ihr verkehrtet viel mit ihm?“

Ich erzählte, wie Euſebio früher als Caplan in Santa Maria und auch ſpäter, wo ich ihm in Genua eine Zeitlang übergeben war, mein Lehrer geweſen, bis der Einfluß des Dominicaners Uberto ihn im Vertrauen meines Vaters verdrängt; ſein Beiſpiel, ſeine Lehre und die Hoffnung auf eine Gemeinſchaft mit edlen Männern, die ſich für das Wohl der menſchlichen Geſellſchaft verbrüdert, ſeien die Beweggründe meiner Hinneigung zum Orden geweſen.

„Wer wirken will, muß Macht haben; *δός μοι ποῦ στῶ!*“ *) ſagte Lorenzo.

„Ich glaube,“ ſagte ich, „daß der Geiſt der Duldung, der Aufklärung und Menſchenliebe über die Welt kommen und ſie beherrſchen wird.“

„Duldung, Aufklärung, Fortſchritt, dieſe Heilmittel der Humanität,“ ſagte der Vicar, „weiſen wir nicht von uns.“

Alſo Mittel zum Zweck, nicht Zweck ſelber ſind ſie Euch! dacht' ich ſtill bei mir. „Euſebio“, fuhr ich fort, „ſprach mir von der Reform der Kirche, die der Orden zum Ziel habe.“

„Man muß nicht von Dingen ſprechen, die blos gethan ſein wollen!“ ſagte Lorenzo.

„Euſebio“, ſagte ich, „ſtellte mir eine Verbrüderung mit den Aufgeklärten, mit den Freimaurern in Ausſicht.“

„Euſebio geht darin zu weit,“ unterbrach mich der Generalvicar. „Wir können dem geſchworenen Prieſter nicht geſtatten, einen zweiten Eid zu leiſten, und ein Schwur wird ja vom

---

*) Gieb mir wo ich Fuß faſſe!

Maurer verlangt. — Ihr habt die Logen in Turin beſucht?“ fragte er nach einer Pauſe eifrig.

Ich mußte es verneinen, aber geſtand, daß ich das Verlangen nach einer Aufnahme in ihren Bund hätte.

„Den affiliirten Brüdern geſtatten wir gern die Theilnahme an der Maurerei,“ ſagte Lorenzo, „es iſt uns ſogar willkommen, Männer unſeres Ordens, ſobald ſie nicht geweihte Prieſter ſind, in den Logen zu haben. Es kann ſein, daß der Orden dieſer Logen benöthigt iſt, tritt uns eine große Entſcheidung näher!“

Lorenzo Ricci gehörte alſo zu den Diplomaten, die die Freiheit zulaſſen und ausnutzen, nicht ſie befördern. Der Verſtand, nicht das Herz, beſtimmt ihre Denkart und ihr Thun. Er maß mit weiten Schritten das Gemach; ich hatte mich ebenfalls erhoben, meine Audienz ſchien beendet. Da begann der Generalvicar von neuem: „Weshalb ich Euch, Graf La Torre, kommen ließ;“ — er ſetzte ſich und lud mich wieder ein, Platz zu nehmen; — „Euer Gefährte und Wohngenoſſe iſt — Waldenſer?“

Ich äußerte, wie ſeine Bekehrung mein Werk ſein ſolle, daß ich jedoch unter einem guten Bekehrer einen Erzieher verſtände, der die geſammte Exiſtenz, Charakter und Natur des Proſelyten langſam auf die Stufe der Erleuchtung, das heißt der Bildung, erheben müſſe.

„Hat durchaus keine Eile,“ ſagte der Generalvicar zu meiner Ueberraſchung. „Es liegt überhaupt wenig an dieſen

Waldenſern. Armes, dürftiges Volk, ein bettelhaftes Stück Land, — werden nach wie vor Murmelthiere abrichten und Kürbisköpfe aushöhlen — ſo wie ſo! Ihr müßt Euch, Graf Giuſeppe, höhere Ziele ſtecken. Ich empfehle Euch den deutſchen Reichen zu Miſſionen. Euer feinerer Geiſt, Eure gemüthliche Befähigung, in die Denk- und Gefühlsart anderer Menſchen, bis dato noch Ketzer genannt, einzugehen und mit ihnen zu empfinden, macht Euch zum Miſſionär an jenen Punkten, wo es für uns von Werth ſein kann, Helfershelfer zu haben. Auch ſind dort in der That die Logen ſtille, dem Lärm der Welt entzogene, aber wirkſame Schauplätze aller höheren Beſtrebungen.“

Ich erwiederte, ich ſei noch zu ſehr Laie, um mich für einen Zweig der Thätigkeit zu beſtimmen. Er empfahl mir wiederholt das Studium der nordiſchen Sprachen, Sitten und Eigenheiten; Bücher und Schriften des Collegiums und der Congregation ſtänden mir in ausgedehnteſter Weiſe zu Gebote; auch der Zutritt zur Sala intima der Propaganda ſammt ihren Regiſtern und Tagebüchern ſei mir geöffnet. „Mit dem tollen Brauſekopf von Waldenſer nehmt Euch Zeit; in ſolchen Einfältigkeitsgemüthern ſteckt der Widerſpruch oft ſehr feſt, mehr aus Naturell, als aus Sünde. — Eure Gattin, Graf La Torre, war ja wohl auch nicht ganz capitelfeſt, nicht recht römiſch geworden?“

Er ſah mich forſchend, doch ohne böſen Hinterhalt an. Ich erzählte ihm offen und ohne Scheu von Mormona's Anwandlungen, erklärte dieſe aber phyſiſch für Gelüſte in Momentenwo ein Weib, das ſich Mutter fühlt, nicht entſchieden für zurechnungsfähig gilt.

„Würde ſich auch haben ausgleichen laſſen!“ ſagte der Generalvicar mit trockenem Ernſt; „nur muß man ſich nicht Mönchen in die Hände geben, die Alles an die große Glocke ſchlagen und über kleine menſchliche Schwankungen und Irrungen gleich die Schrecken des jüngſten Gerichts bringen! Am wenigſten konnte das Bischen Ketzerthum, das in der Seele Eures Weibes ſitzen geblieben ſein mochte, ausreichenden Grund abgeben, die katholiſche Rechtmäßigkeit Eurer Ehe zu bezweifeln!“

Ich fuhr empört in die Höhe. „Wer“, fragt' ich, „hat ſich deſſen erdreiſten können?“

„Doch wohl Derſelbe,“ ſagte Pater Lorenzo, „der uns Serviſten ſchilt, weil wir auf die Natur des Menſchen Rückſicht nehmen und die feinen Vergehen nicht für gleich ſtraffällig wie die groben Verbrechen erachten. — Vielleicht auch nur ein Gewiſſensſcrupel Eures erlauchten Vaters!“ ſetzte der Vicar hinzu.

Ich ſchwieg beſtürzt. Es machte mich ſtumm vor Schreck, daß man es gewagt haben durfte, an das, was ich für das Sicherſte gehalten, an das Eigenſte, Reinſte und Heiligſte meines Lebens die Hand zu legen.

„Der Caſus würde von Belang ſein, ließe er ſich feſthalten und durchſetzen,“ fuhr Lorenzo fort, mich wenig beachtend; „wird es möglich, Eure Ehe für ungeſetzlich zu erklären, ſo gilt auch Euer Sohn für unrechtmäßig.“

„Unerhört!“ rief ich, „wie kann mein Vater ſich ſo weit verirren, das Kind, den letzten Sproß des Hauſes, in ſeiner Rechtmäßigkeit zu bezweifeln und damit den Untergang, das Ausſterben des Stammes der La Torre zu verſchulden!“

„In dem Falle,“ ſagte der Generalvicar mit der langſamen Zähigkeit ſeines Tones, „in dem Falle würde, dünkt mich, der Seitenzweig Eurer Familie in Friaul erben. Dieſer Seitenzweig Eures Hauſes iſt dem römiſchen Hofe ſehr ergeben. Die Curie würde das begünſtigen, glaub' ich. Oder Ihr würdet genöthigt, euch noch einmal und zwar ebenbürtig zu vermählen.“

Ich fühlte bei der Enthüllung dieſes Gewebes deſſen namenloſe Verſtrickung und Verkettung. — „Uebrigens“, beruhigte mich Pater Lorenzo, „übrigens iſt es ja bis jetzt bei einer bloßen Anfrage geblieben; das heilige Amt der Inquiſition hat die ihm als Gewiſſensſcrupel geſtellte Frage, ob eine ſo und ſo beſchaffene, mit einer rückfälligen Ketzerin geſchloſſene Ehe nicht für null und nichtig erklärt werden könne, noch nicht einmal eingeleitet. Und jetzt, wo ja wohl ein Wunder am Grabe der Entſchlafenen geſchehen, wo die Todte erhöht, verklärt, ſacrificirt werden ſoll, würde es ja thöricht erſcheinen, wollte man auf deren Ungläubigkeit einen Proceß gründen! Indeſſen es iſt recht gut von Euch, Graf La Torre, daß Ihr Euch beeilt, die Sache der Beatification bei der Curie zu betreiben; Ihr erledigt und beſeitigt damit jene Scrupel. Auch zweifle ich nicht an der Geneigtheit des heiligen Vaters, auf Euer Geſuch einzugehen und die waldenſiſche Maria zu beatificiren. Dinge dieſer Art gehören zu ſeinen Liebhabereien. S. Heiligkeit Papſt Benedict, der gelehrte Bologneſe, hat in ſeinen früheren Jahren, als Promotor Fidei, ſogar ein weitläufiges Werk geſchrieben über die bei Seligſprechungen üblichen Gebräuche. Von Alters her iſt die Curie noch von dem Anlehen unter dem vorigen Papſte Eurem Hauſe eine Summe Geldes ſchuldig. Das wird dann in Eins abgemacht. Wird Eure Ehe nicht weiter angezweifelt, ſo iſt Euer Sohn Saverio ebenſo zweifellos Erbe Eures Hauſes; wo nicht, ſo dürft Ihr — als Genoß unſeres Ordens — unſeres Schutzes in jedwedem Falle ſicher ſein."

Es ſchien mir paſſend, auf dieſe Verſicherungen ein Wort des Dankes zu erwiedern; dieſer Dank mochte freilich etwas unbeholfen zum Ausdruck kommen, war ich doch wie betäubt und entſetzt über die Art, ganz profan geſchäftsmäßig über die heiligſten Dinge meines Lebens zu verhandeln.

„Noch Eins, Graf Giuſeppe della Torre!" ſagte der Generalvicar, als ich ſchon im Begriff war, mich zu verabſchieden. „Es ſchwebt auch noch in andrer Weiſe ein Damoklesſchwert ob Eurem Haupte! Ueber Eure eigene Rechtgläubigkeit iſt bei'm heiligen Amt Frage erhoben und Unterſuchung verlangt. Das Tribunal wird einen Spruch thun müſſen, — wahrſcheinlich blos um ebenfalls Gewiſſensſorgen zu beſchwichtigen! Seid alſo, bitt' ich, gewärtig, vom Conſultor der Inquiſition vorgefordert zu werden, und wär's auch nur zu einem bloßen Colloquium, der Form wegen. Aber ich würde doch wünſchen und rathen, vorſichtig und beſonnen zu ſein! Man ſieht in Euch, Graf Giuſeppe, den Genoſſen unſeres Ordens, und man könnte Euch um dieſer Genoſſenſchaft willen Angeln legen wollen.“

„Ich werde der Wahrheit die Ehre geben, ohne den Orden zu beeinträchtigen,“ ſagt' ich.

„Juſt in dieſen Tagen“, fuhr Lorenzo fort, „iſt ein neuer Conſulter der Inquiſition ernannt.“

„Ein Mann der Geſellſchaft?“ fragte ich.

„O nein, im Gegentheil, ein Franciscaner,“ lautete bitter die trockene Antwort.

Ich äußerte, der Meinung geweſen zu ſein, als Sodale der Geſellſchaft keiner anderen Gerichtsbarkeit als der des Ordens unterworfen werden zu können. Der Vicar entgegnete zur Erklärung, daß dieſer Proceß gegen mich bereits anhängig gemacht ſei, bevor ich meinen Entſchluß, in den Orden zu treten, förmlich kundgethan, den Revers, den man mir geſchickt, unterzeichnet und in die Liſte der Sodalen eingetragen.

„Aber nur getroſt!“ wiederholte der Vicar, „die Geſellſchaft wird Euch ſchützen. Seid Ihr ſelbſt nur treu und auf Eurer Hut, und zögert nicht mit der Erklärung, uns ganz mit Allem, was Euer iſt, anzugehören, falls ſich Euch eine dringende Verlegenheit, eine drohende Entſcheidung naht!“

„Mit Allem, was mein?“ fragt' ich zerſtreut und verlegen, „mit Hab und Gut, mit der Grafſchaft La Torre?“

„Mit Allem, was Euer, gleichviel was es ſei!“ entgegnete Pater Lorenzo mit einem faſt wegwerfenden Stolze. „Der ächte Sohn und Schüler Jeſu nennt in der Welt nichts ſein, will er dem Herrn wirklich folgen, iſt und gilt draußen nichts, Alles nur innerhalb der Geſellſchaft. Für die Welt iſt er todt, ein Leichnam; lebendig nur für die Zwecke des Ordens, der des Sodalen Sache zur ſeinigen macht, wenn Dieſer ſich mit ſeinem Wiſſen und Haben, ſeinem Wollen und Können zum Eigenthum der Geſellſchaft erklärt."

Mit einer herablaſſenden Handbewegung ward ich entlaſſen. Ich eilte beſtürzt von dannen. — Aus den Gängen und Hallen des Collegiums wehte mir ein ſchwühler Dunſt entgegen. Männer hatte ich geſucht, die ſich und ihr Alles der Menſchheit und deren Wohlfahrt opfern, und fand Hierarchen, die umgekehrt die Menſchheit und deren Heil ihrer eigenen Selbſtſucht zum Opfer bringen! Eine Genoſſenſchaft Edler ſucht' ich und fand, daß ich in Rom vielleicht der Einzige war, der an dem Heil des Geſchlechts, an der Errettung der Welt, an dem Werk des großen Baumeiſters Hand anzulegen ſich bereit fühlte.

Elftes Capitel.

Das Miſerere der Chriſtenheit und der Conſultor der Inquiſition.

Was mich am meiſten beſtürzt machte und bedrückte, war die Spannung, in welcher die Geſellſchaft, der ich angehören ſollte, mit dem oberſten Biſchof der Chriſtenheit ſtand. Aus dem Munde des Generalvicars konnte ich entnehmen, daß der Orden beinahe des Papſtes entbehren zu wollen ſchien, um neben ihm, wo nicht gar über ihm, eine ſelbſtändige Macht zu behaupten. Die Welt bedarf klarer Köpfe, edler Gemüther, die ſich wohlwollend über die Sache der Menſchheit einigen; dieſer Zwieſpalt unter den geſetzlichen Würdenträgern der Kirche ſtimmte mich tief herab.

Dieſer ganzen Welt um mich her ſchien der Geiſt der Liebe und Eintracht abhanden gekommen zu ſein. Wo ſich Kraft und Selbſtbewußtſein zeigte, da war es die Sucht nach äußerer Macht, die entweder ganz offen eine Gewaltherrſchaft erſtrebte, oder heimlich Minen anlegte, um das Leben der Menſchen zu unterwühlen. Was ſonſt noch in die Räder dieſer Maſchine eingriff, ſchien mir Gedankenloſigkeit. —

Auf die Faſchingszeit folgte in Rom die Reihe kirchlicher Feſte. Sie erſchienen mir wie ein glänzender Rahmen, dem das Bild, der eigentliche Inhalt, verloren ging. Im Zeitalter der chriſtlichen Begeiſterung kam ein Raffael und malte ſeine göttlichen Geſtalten hinein, und die große Menge, die Gott nicht ſieht, nahm dieſe erleuchteten Werke der Kunſt für eine ſinnbildliche Erſcheinung des Allerhöchſten und Heiligen. Der Schein galt dann den Menſchen für das Weſen, aber der Schein hatte vom Weſen einen Abglanz ſeiner Herrlichkeit. Jetzt hat dieſer Schein ſeine Glorie eingebüßt, er iſt nur ein Aushülfsmittel, denn dieſes Zeitalter iſt nüchtern geworden und doch nicht einfach, ehrlich und klar. Eine geheime Angſt wandelte mich an in dieſem Mittelpunkt der Chriſtenheit. Ich hätte in den tiefſten Abgrund flüchten mögen, um die Qual dieſer Entdeckung los zu werden. Entweder war ich ein unglücklicher Träumer, oder dieſe ganze Welt um mich her ein Schattenſpiel. Die Geſtalten bewegten ſich noch wie Menſchen, aber ſie waren ſeelenloſe Maſchinen, und wenn ſie die kalten Hände nach mir ausſtreckten, fuhr ich entſetzt zurück.

Die heilige Woche war angebrochen. Alle Orden und Pilgerſchaften waren auf den Beinen und durchzogen in endloſen Proceſſionen mit dumpfem Gemurmel die Straßen der Stadt. Wo ſie vorüberkamen, ſtürzten die Leute aus den Häuſern hervor, knieten nieder, beteten raſch ihren Spruch ab und eilten zurück zu ihrem weltlichen Thun. Die Weiber und Buben folgten den Zügen; für ſie ſchien die ganze Feierlichkeit erſonnen zu ſein. Der Müßiggang iſt hier ſacrificirt, die Bettelei faſt ein religiöſes Geſchäft geworden, und nachdem die Andacht zur Werkeltagsgewohnheit geworden, ſucht man den ſchlaffen Sinn durch Prunk und Flitter anzufriſchen. Auch die Coquetterie miſcht ihr Spiel in die alten Gebräuche und treibt in heiligen Lumpen allerlei Kurzweil. Auf Eſeln ziehen ganze Haufen angeblich bußfertiger Frauen und Mädchen, von Mönchen geführt, die Via Flaminia entlang, halten dann vor der Piazza del Popolo, werfen dort Schuh' und Strümpfe ab und treten baarfuß in die Kirche. Links und rechts machen Cavaliere Spalier, und aus den Paläſten der Nepoten des verſtorbenen Papſtes ſchaut die elegante Welt, mit Operngucker bewaffnet, ſcherzend und witzelnd auf die Gruppen der bußfertigen Schönen herab. — Das alte heidniſche Rom war in ſeiner Sinnlichkeit naiv. Das chriſtliche Rom hat die natürliche Einfalt verloren, iſt aber um deswillen nicht tugendhafter geworden. Auf den antiken Architraven ſteht noch zu leſen: Senatus Populusque Romanus. Aber dies S. P. Q. R. erklärt ſich der Witz von heute ganz anders. Sancte Petre Quid Rides! ruft der freche Uebermuth des Pöbels.

Und der heilige Vater ſelbſt? — Er ſchreibt zu viel und regiert zu wenig! lautete die Klage über ihn im Volke. Papſt Benedict hat Akademien geſtiftet, ließ einen Grad des Meridians meſſen, baute die Kirche San Marcellino nach ſeinem eigenen Grundriß und veranſtaltete Ueberſetzungen der beſten franzöſiſchen und engliſchen Bücher. Er iſt ein Mann von franzöſiſcher Bildung. Er hatte ſich als Cardinal Lambertini zu Paris in den Bureaux d'Eſprit der Dame Tencin gefallen. Es hatte für die Römer eine Zeit gegeben, wo ſie ganz entzückt waren von Benedict's geiſtreichen Einfällen, die man ſich Nachmittags im Garten des Quirinals bei'm Glaſe Kaffee erzählte. Dieſe Zeiten waren längſt vorüber; die Römer nannten ihren Herrn den guten Alten, weil er fromm und einfach lebte; oder ſie ſchalten ihn, mit Bezug auf ſeine Vaterſtadt, „das gelehrte Bologna“, weil ſeine Bücher ſo corpulent waren und einen Umfang hatten, wie die dicken maſſiven Häuſer der graſſa Bologna. Papſt Benedict war aber ein Mann, der mitten in der Verlorenheit der römiſchen Welt als ein Muſter ſeltener Tugenden des Geiſtes daſtand. Er war fromm geworden, ohne deshalb aufgehört zu haben, duldſam und menſchlich zu ſein. Er ſah in den guten Sitten die beſten Wirkungen des Glaubens; ſeine Rechtſchaffenheit war verſöhnlicher und liebevoller Art. Unter ſeinem Regiment hatte das wüſte Treiben des Nepotismus aufgehört. Aber ſein Hofhalt war kärglich, und die Müßiggänger klagten über die ſchmahlen Zeiten. Er ſuchte Aufklärung zu verbreiten und das Mönchthum eiferte gegen ihn. Er war bemüht, der Verweltlichung der Kirche Schranken zu ſetzen, und der mächtige Orden der Schüler Loyola's arbeitete mit allen Kräften gegen ihn. Er gab ſtrenge Geſetze gegen den Wucher und verfeindete ſich die Reichen. Er verminderte die Zahl der Feſttage, und das Volk murrte über die Schmählerungen ſeiner heiligen Spiele. Man hatte früher in Rom bei den Pferderennen den armen Thieren brennende Lunten angehängt, um ſie wild zu machen, Juden in Säcken tanzen laſſen, um den chriſtlichen Pöbel zu amuſiren; Benedict verbot das, und nun klagten dieſe Römer über Störung der Carnevalsfreuden. Dieſem Volke thut vielleicht die ſtarke Fauſt eines Sixtus noth: die ſanfte Hand eines freundlichen, milden Greiſes, die nur Segen ſpenden will, richtet dieſe ausgeartete Welt nicht wieder in ihre natürlichen Fugen.

Am Aſchermittwoch wird in der Siſtina Allegri's Miſerere aufgeführt. Ich bereitete mich dazu vor, wie zu einem hohen Feſttage, dem man nur mit innerer Sammlung entgegengeht. Allegri's Muſik, wie man mir ſagte, gehört zu den geheimen Schätzen der Kirche; man bewahrt ſie mit einer neidiſchen Sorgfalt. Seltſame Mährchen ſind darüber in Umlauf. Es heißt, dieſe Muſik zum Miſerere ſei immer noch die alte und werde doch alljährig erneuet; immer ſei ſie für die Sänger eine neue Offenbarung und wachſe ihnen unter den Händen unerſchöpflich fort. Aechte gottgeweihte Kunſt aus alter Zeit iſt alſo, wenigſtens in der Muſik, doch wohl noch eine Brücke, auf der man über dieſes Zeitalter hinweg in ein Allerheiliges dringt? Alle Kunſt verſetzt uns auf Augenblicke in eine Vorhalle zum Himmel, aber ſie vermag nicht mehr den ganzen Menſchen zu durchdringen; ſie iſt nicht mehr mächtig genug, den ganzen Schauplatz der Welt zu erleuchten.

Ich hätte gern ungeſehen, ungeſtört Allegri's Miſerere auf mich wirken laſſen; allein der ſchmahle Raum der Siſtina geſtattet nur wenigen Auserwählten den Zutritt; deshalb entzog ich mich nicht der Einladung des Generalvicars, ſeine Loge zu beſuchen. Es war drei Uhr Nachmittags, als ich, vom Strom der Volksmenge getragen, über den Platz zum Vatican ſchritt. Vor dem Eingange ward das Gedränge ſtärker, die rieſigen Schweizer, mit Spontons bewaffnet, hatten Mühe, den Einlaß zu ordnen. Endlich ſtand ich mitten im Raume der Kapelle. Im Presbyterium, durch die marmorne Balluſtrade geſchieden, ſaßen längs der Mauer auf erhöhten Polſtern die greiſen Cardinäle. Ihr Gefolge, die Caudatarien, lauter blühende Schwarzköpfe, ein ſorgfältig gewählter Gegenſatz zu den ſilberhaarigen Vätern der Kirche, kauerte zu ihren Füßen und legte die langen Schleppen der Abiti Pavonazzi, die reichen Falten der violetten Gewänder, zurecht. Der Thron zur Rechten des Hochaltars war für das Haupt der Chriſtenheit beſtimmt; ihm gegenüber die kaſtenartige Loge der Sänger und Spieler; ein hohes Gitter trennt die Celebranten von den Bänken der Auserleſenen, die gewürdigt werden, als Gäſte der Feier beizuwohnen. Die fünfzehn Kerzen auf jedem fünfzehnarmigen Leuchter brannten ſchon auf dem Altar, als der heilige Vater durch die Hauptthür eintrat und ſich niederließ. Dieſer Glanz iſt im Stande, in eine andere Welt zu verſetzen; aber es iſt nicht die Vorhalle des Himmels, in die man ſich durch ſo viel ſtolzen Prunk entrückt fühlt. Wildfremd erſchien mir dieſe andere Welt und es dünkte mich, China habe ſein ganzes Hofceremoniell entfaltet, als die Begleiter der Prälaten, den Mandarinen gleich, mit ihren Pfauenwedeln ſich links und rechts geſchäftig machten. Michelangelo's jüngſtes Gericht, viel geſchwärzt und gedunkelt, ſieht ernſt und ſtrafend herab auf die bunte Weltlichkeit der heutigen Kirche.

Ein allgemeines Schweigen verkündete den Beginn der Feier. Pſalmen ertönten vom Chor; in jeder Pauſe murmelte der Klerus ſein Gebet; nach jedem Geſang erloſch eine der Kerzen. Mit dem Erlöſchen der letzten begann Allegri's Kyrie. Papſt und Cardinäle lagen in der Dunkelheit auf den Knieen.

Langſam, einfach, ſchwer und ernſt begann die Muſik ihre großen Tonmaſſen zu entfalten. Es war, als wenn das rauſchende Meer die Nähe des Allerhöchſten verkündete und plötzlich Gott Zebaoth ſelber aus der Tiefe ſtiege, um auf dem dunkeln Mantel ſeiner Wolken über die Welt Gericht zu halten. Mich überkam der ganze ſtrenge Ernſt des alten Teſtamentes. Hat Allegri in ſeinen Tönen über die eitle Pracht der Menſchheit eine ſchwere Anklage erheben wollen? Dann möchte die geſammte Welt nur rufen: Herr! Herr! mein Herz iſt jämmerlich vor Elend und ich liege in der Finſterniß vor Dir! — Die Wogen der Muſik wälzten ſich immer höher heran und in der bangen Schwüle fühlt' ich meine eigene Seele ächzen und zittern. Die Erde ſchien mir vernichtet vor dem Zorn des Himmels und die Töne predigten mir Salomo's Worte: Herr, Herr, Dein Grimm kommt über mich und Deine Schrecken drücken mich zu Boden. Meine Seele iſt voll Jammer und unſer Aller Leben nahe bei der Höllen. Mein Heiland, ich rufe zu Dir, willſt Du nicht die Gräber öffnen und die Todten auferwecken? Denn die Lebenden ſind voll eitlen Truges, der Tag iſt zur Lüge geworden und die Wahrheit ruht in der

Nacht des Grabes. Du ſelbſt, Herr, biſt uns geſtorben; willſt Du uns nicht wieder auferſtehen? Dein Geiſt iſt uns abhandengekommen und wir ſind Alle in der Irre. Wirſt Du nicht wieder kommen und unter uns wandeln? — Mir war als müßten alle Thränen der Menſchheit dem himmliſchen Vater dargebracht werden!

Die Töne ſprachen das nicht, die Worte der Bibel ſagen das nicht ganz ſo, wie ich es fühlte; aber es waren ſchmerzlich wahre Gedanken, die Allegri's Miſerere in mir aufrief. Wie die Muſik verſtummte, erhob ſich der Papſt mit der geſammten Kleriſei. Die Kerzen brannten wieder, die Cardinäle ſchüttelten ihre prunkenden Kleider, die Schleppenträger legten die Falten zurecht. Die auserleſenen Vertreter der Chriſtenheit erhoben wieder ſtolz ihr Haupt und ſchaarten ſich zu neuem Gepränge. Der Stellvertreter Chriſti trat ſeinen Rückzug an; die Schweizer mit den koloſſalen Flammbergen zogen vor ihm her, die ſeidenen Kämmerlinge mit den Fliegenwedeln fächelten rechts und links. Die Chriſtenheit hatte auf einen Augenblick Buße gethan und in dieſer Buße vielleicht nur neue Kraft geſchärft für eitele Weltlichkeit. Chriſtus ſcheint nur in die Welt gekommen zu ſein, um wieder zu verſchwinden. Ach, ich fürchte, er iſt uns eine bloße Erſcheinung geweſen, wenn er nicht im Thun der Menſchen fortlebt. —

Am andern Morgen machte ich dem Conſulter der Inquiſition meinen Beſuch. Ich hatte ſchriftlich bei ihm um die Erlaubniß dazu gebeten; es ſchien mir heilſam, ihm zuvorzukommen, nicht erſt die Vorladung vom heiligen Amt zu erwarten. Der Franciscaner, der ſeit kurzem dieſen wichtigen Poſten bekleidet, iſt ein bevorzugter Freund des heiligen Vaters. Papſt Benedict hatte, indem er dieſen Minoriten zum Conſultor ernannte, der Welt damit andeuten wollen, daß er weder die Härte der Dominicaner, noch die Caſuiſtik der Jeſuiten in der Kirche gelten laſſen wolle. Lorenzo Giovanantonio Ganganelli — dies der volle Familienname des Mannes, — war mir als ein ſeltener Geiſt, faſt als ein Sonderling bezeichnet. Schon mit ſeinem achtzehnten Jahre — er ſtand jetzt in der Blüthe des Mannesalters — war er in den Franciscanerorden getreten, hatte Theologie und Philoſophie mit demſelben Eifer ſtudiert, mit welchem er ſie jetzt in den Hörſälen der Propaganda lehrte. Er war eine mäßig gewachſene, feine und ſaubere Geſtalt, mit dem entſchiedenen Anſtrich des Gelehrten, jedoch ohne die unbehülfliche Pedanterie, die ſeinen Genoſſen mitunter anhaftet. Man nannte ihn in ganz Rom nur den braunen Profeſſor.

Ganganelli wohnte in einem Seitengäßchen, das mit ſeinem Gerüll alter baufälliger Häuſer an ein Nebengebäude des Vatican ſtieß. Ein Diener führte mich ſofort durch mehrere ſaubere, einfache Zimmer in den Bücherſaal. Ein kleines Cabinet daneben ſtand offen; dies war der Raum, wo der merkwürdige Mann ſeine Buchdruckerei hatte. Der braune Profeſſor liebte dieſe Kunſt; ſie füllte ſeine Nebenſtunden. Das iſt die einzig wahre „ſchwarze Kunſt“, ſoll er geſagt haben, und dieſe ſchwarze Kunſt iſt kein Werk des böſen, ſondern des guten Geiſtes!

Ganganelli ſtand in der kleinen durchſchwärzten Kammer mit abgeworfenem Oberkleide am Fenſter vor dem Setzkaſten. Ein Blatt Papier war vor ihm aufgeſteckt, auf welchem er emſig, mit dem Brillenglaſe bewaffnet, Buchſtaben für Buchſtaben mit den Augen verfolgte, während die geſchickte Hand, in dem Alphabetkaſten hin und her greifend, die nöthige Letter raſch und ſicher herausfand.

Er hatte meinen Gruß unerwiedert gelaſſen; ich blieb auf der Schwelle ſtehen. In der Mitte des Zimmers regierte ein berußter Diener den Preßbengel. Dieſen brachte jetzt der Meiſter ſelbſt in Thätigkeit, und die geſetzten, eingeſchienten und mit Schwärze beſtrichenen Lettern ſtanden alsbald fertig da auf dem Papier. Es war Deutſch, mit gothiſchen Buchſtaben gedruckt. Der Profeſſor bot mir jetzt freundlich einen guten Morgen und reichte mir, zufrieden mit ſeinem Werk, ein Blatt. Es waren zwei deutſche Verſe mit ungeſchickten, langgeſtreckten, eckigen Gliedern. Ich las die ſibylliniſchen Worte:

„Iſt Chriſtus tauſendmal in Bethlehem geboren,
„Und nicht in dir, ſo bleibſt du ewig doch verloren!"

O, mein Gott! dacht' ich, trifft uns das nicht Alle, Rom zumal? Rom läßt den Herrn geboren werden und ſterben, Niemand aber ſtirbt mit ihm, und alſo ſteht Niemand mit ihm wieder auf. Es hält Keiner mehr Einkehr in ſich ſelbſt, die innere Stimme iſt verſtummt, es iſt Alles hergebrachtes Außending geworden, und die Geheimniſſe der Religion pflanzen ſich fort wie ein altes gewohntes Mährchen, das die Amme zur Beſchwichtigung den Kindern weiter erzählt!

Der Profeſſor hatte ſeinen Anzug geordnet, während die Diener die Geräthſchaften beſeitigten. „Behaltet das Blatt!“ ſagte er, als ich noch immer mein Auge auf die zwei Zeilen heftete. „Dieſe Verſe ſind von einem deutſchen Poeten Johann Scheffler, Angelus Sileſius zubenannt, einem Manne aus eben dem Schleſien, das jetzt der Preuſſenkönig dem alten Hauſe Oeſterreich entriſſen hat. Sonſt zogen in Germanien die Völker ihres Glaubens wegen den Harniſch an; jetzt laſſen ſie ſich nur um politiſcher, ehrgeiziger Zwecke willen zur Schlachtbank führen. Ich weiß nicht, was ſchlimmer iſt. Der Poet Sileſius lebte zur Zeit des großen dreißigjährigen Glaubenskampfes; er war ein lutheriſcher Chriſt geweſen und trat zur Mutterkirche zurück.“

„Alſo kann man“, ſagte ich, „römiſch-katholiſcher Chriſt ſein und ſich zu der Wahrheit dieſer Verſe bekennen?“

Der Conſultor der Inquiſition ſah mich forſchend an. Ich weiß nicht: durchſchnitt mein Wort allzu gewaltſam den Zuſammenhang ſeiner Gedanken?

„Wir brauchen“, ſagte er, „die Richtigkeit des Sinnes, der in dieſem Verſe liegt, nicht abzuleugnen. Bei dem äußerlichen Thun der Frömmigkeit ſetzen wir ja die Erhebung des Gemüthes voraus, oder ſuchen ſie durch Symbole und äußerliche Uebung zu erwecken. Der Streitpunkt der Kirche mit dem lutheriſchen Chriſtenthum liegt nicht auf dieſem Boden, vielmehr in der Frage, wie man ſich mit Gott verſöhnen könne, ob lediglich durch den Glauben, wie weiland der Auguſtiner Bruder behauptete, oder auch durch gute Werke. Und mich dünkt, die

Billigkeit liegt auf unſerer Seite, denn auch das gute Werk, das ich in frommer Abſicht thue, muß Gott wohlgefällig ſein. Will man das Heil blos in der Feſtſtellung der Lehre ſuchen, ſo werden wir den Kathederſtreit nie los, und es iſt ſchlimm, wenn das Chriſtenthum eine bloße Beute der zänkiſchen Gelehrten wird. Den Völkern kann man Vieles einräumen, denn Vieles in der Religion iſt ja Uſus geworden, nationale Sitte und Gewohnheit."

Wir waren in den Bücherſaal getreten. Ganganelli ſuchte einen Band aus der Reihe der Folianten hervor und ſchlug ihn mir auf. „Ich wünſche," ſagte er, „Ihr läſet vom deutſchen Philoſophen Leibnitz dieſe lateiniſche Schrift, worin er, neben manchen zufälligen Irrthümern, denn doch für die Transſubſtantiation einen Beweis liefert, der — salva venia! — einer Apologie der römiſchen Lehre ſehr nahe kommt. Und dieſer deutſche Philoſoph war Proteſtant geweſen und geblieben. Zu ſeiner Zeit war die große Arbeit einer Annäherung, Verſöhnung und Ausgleichung der getrennten Gemeinden Chriſti ſehr ſchön im Gange. Es war um's Jahr 1660, als Johann Philipp von Schönborn, Kurfürſt von Mainz, unter Beiſtimmung Derer von Cöln, Trier und der Pfalz zwiſchen katholiſchen und proteſtantiſchen Deutſchen den Plan einer Vereinigung entwarf und betrieb. Man wollte dieſen katholiſchen Reformern im Norden die Meſſe in deutſcher Sprache und die Prieſterehe geſtatten."

„Arbeitet man jenſeits der Alpen uns wirklich in die Hände?" fragte ich.

„Denkende Männer aller Secten und Bekenntniſſe“, ſagte der Profeſſor, „verſammeln und vereinigen ſich dort in ſtillen Logen. Es lebt in dieſem nordiſchen Volke ein ſehr tiefer, wunderbarer Drang nach den Geheimniſſen des Lebens. Bei uns in Italien iſt die Religion häufig nur eine Sache des Nationalſtolzes. In Frankreich erliegt ſie der Eitelkeit des frechen Witzes, bei den Germanen iſt ſie noch eine Sehnſucht nach dem Ewigen. Ich habe in der Geſchichte und in den Büchern dieſer Deutſchen geforſcht, und bin erſtaunt, zu ſehen, wie allezeit eine tiefe Inbrunſt und Liebe in ihnen lebendig war, wie ſie immer einem großen Ideale nachrangen, ſelbſt auf die Gefahr hin, darüber ihr irdiſches Wohl zu verlieren. Wenn jemals der Gedanke einer allgemeinen Kirche Chriſti in der Menſchheit wieder zu verwirklichen iſt, ſo haben dieſe Söhne des Nordens den Beruf, ihn auszuführen. Freilich ſind ſie es geweſen, bei denen ſich die Begeiſterung für das Höchſte auch am ſtärkſten in ihr Gegentheil verkehrte und der Hang zur Forſchung von Grund aus die Tiefen des Lebens heillos durchwühlte. Immer aber waren ſie es, bei denen das Feuer der Religion, wo es nicht mehr als leuchtende Säule voranwandelte, doch unter der Aſche fortglühte, da der Glaube bei ihnen auf dem Roſt der Unterſuchung ſeine Probe beſteht. Und hat nicht ſelbſt jener Martin Luther, der ein Weib nahm und das Menſchliche im Menſchen heiligte, an das Wunder der Wandelung geglaubt? Sprach er nicht das Wort: dieſes iſt der Leib des Herrn! Mich dünkt, dieſe Kraft der Forſchung, die den deutſchen Denkern eigen iſt, müſſe ſich immer wieder zum Mittelpunkt der Wahrheit zurückfinden. Eine neue Kirche hat jener Luther weder ſtiften wollen noch können. Daß ſich die Anhänger der gereinigten Lehre zu einer geſchloſſenen Secte zuſammenthaten, die ohnedies wieder vielfach in ſich zerbröckelte, geſchah wohl nur aus Noth und im Drange des Augenblicks. Dieſer Auguſtiner Bruder hat zu ſeiner Zeit das dumpfe Gewölbe des alten Kirchengebäudes ſtark gelüftet. Er hat die Scheinheiligen und die Wucherer mit der Knute ſeiner Rede aus dem Tempel gegeißelt, er war der große Stallfeger Chriſti auf Erden und ſeine Herkulesarbeit muß der katholiſchen Welt noch zu Gute kommen. Wenn der erſte Nothbehelf vorüber iſt, werden wir uns mit ſeinen Anhängern verſtändigen können.“

Wir hatten uns im traulichen Studierzimmer gemächlich niedergelaſſen; ich ſaß und lauſchte auf des weiſen Mannes Rede, während ich die Blätter des Buches, das er mir gereicht, durch die Finger gleiten ließ. Er fuhr fort: „In dieſem Leibnitz, der an norddeutſchen Höfen Prinzen und Grafen, Cavalieren und Damen ſeine Weisheit lehrte: welch' ein ſchöner Drang, die zerſpaltene Welt wieder zum Bewußtſein der Eintracht zu bringen! Welch' ein Reich voll Glück in ſeinem Gottesſtaate, welch' ein ſchöner Glaube an die von Ewigkeit geſetzte Harmonie zwiſchen Gott und Natur, Seele und Leib! Hier wird nichts geknechtet, um gewaltſam den Frieden zu erzwingen. Hier hat das Spiel der natürlichen Begierden ſeine Freiheit und der Geiſt fügt und ſchmiegt ſich an ſeinen Körper, um eine beſeelte Welt hervorzurufen. Welch' ein Triumph, wenn Glaube und Vernunft ſich wieder als gleichberechtigte

Geſchwiſter kennen lernten und liebten! Ich habe ſolche Beſtrebungen deutſcher Denker immer nur mit Ehrfurcht und Rührung betrachten können. Und ein ganzes Volk in ſolcher Arbeit zu finden, welch' ein Schauſpiel, dacht' ich mir, muß das ſein! Seitdem ich das erkannt, hat mich immer eine Sehnſucht erfaßt nach dem Lande jenſeits der Alpen. Freilich kamen mir dann auch oft genug ſehr burleske Subjecte vor, wie der deutſche Bruder, den ich herbeſtellt habe, um Euch, Herr Graf, in der Gallerie der Propaganda Führer und Erklärer zu ſein. Solche Pflanzen, ſcheint es, ſind im Lande der Germanen auch national."

Bevor er dies ſagte, war ein Diener eingetreten und hatte ihm von der Ankunft des Pater Broccardo Meldung gemacht. Wie die Glocke an der Uhr des Vatican ſchlug, brach der gelehrte Mann unſer Geſpräch ab, rief den Diener zurück und ließ ſeinen Anzug ſauber ordnen. „Seine Heiligkeit erwartet mich," ſagte er, „und ich thue Euch noch heute zu wiſſen, wann Ihr Audienz haben ſollt."

Dieſer Mann mit dem vorurtheilsfreien Geiſt war zugleich ein Mann der Ordnung und Pünktlichkeit. In ſeinem Hausrath ſchien Alles ſyſtematiſch zu ſein, und ſo ſah er auch auf Form und Etiquette, als ihn die gewohnte Conferenz in den Vatican rief, ob er ſchon nicht nöthig hatte, vor dem Oberhaupt der Kirche, das ihn Freund und lieber Bruder nannte, in abſonderlichem Feierkleide zu erſcheinen. —

Später hab' ich in deutſchen Landen von dem Gerüchte gehört, nach welchem Ganganelli von deutſcher Geburt geweſen ſein ſollte. Er habe, hieß es in Deutſchland, urſprünglich Johann Gottfried Lange geheißen, ſei zu Lauban im ſchleſiſchen Lande geboren, in Breslau Buchdrucker geweſen, dann nach Italien gegangen, dort verſchollen, und mit wälſchem Namen als Profeſſor in einem Minoritenkloſter wieder aufgetreten. Ich konnte mir nach den perſönlichen Eigenſchaften des ſeltnen Mannes die Entſtehung dieſes Gerüchtes wohl erklären, aber es doch zugleich als falſch nachweiſen. Papſt Benedict's Freund war der Sohn eines Arztes Ganganelli aus der Gegend von Rimini. Lieber Sohn eines Arztes! ſoll der heilige Vater einmal zu ihm geſagt haben, ich wollte, Du wäreſt ſelber ein Medicus zur Reform der Kirche und wüßteſt gründlich die Schäden im geiſtlichen Regiment zu heilen; dann brauchten wir die Schüler Loyola's nicht! — Ein ander Mal freilich ſchalt ihn Papſt Benedict einen Quackſalber, der nur oberflächliche Schutzmittel verſchlug.

Zwölftes Capitel.

Der Saal der deutſchen Proſelyten.

Im Vorzimmer harrte meiner der bereits angekündigte Pater Broccardo, — Burkhart, wie ſein heimiſcher Name lautete. „Unſer germaniſcher Bruder, kürzlich aus Weſtindien zurückgekehrt!“ hatte der braune Profeſſor ihn mir mit einem Gemiſch von Schalkheit und Gemüthlichkeit vorgeſtellt.

Eine unterſetzte, breitſchultrige Geſtalt bot ſich in ihrer ganzen behaglichen Fülle dar. Die Beſchwerden der Reiſe, die Strapazen des Miſſionslebens ſchienen den Mann nicht angefochten zu haben. Arbeit und Seelſorge um verirrte Schafe der Heerde hatten ſein leibliches Wohl nichts weniger als beeinträchtigt. In den kleinen Augen kündigte ſich eine liſtige Verſchmitztheit an; die aufgeworfenen Lippen deuteten auf keinen Idealiſten. Bei alledem ſprach ſich in dem runden, vollwangigen Geſicht eine gutmüthige Offenheit der Seele und ſo viel Biederkeit des Herzens aus, daß man den Glauben an Arg in ihm gern fahren ließ. Er nannte mich Frater Collega und ſchüttelte mir wacker die Hand, wie ich ihm namhaft gemacht wurde. Das mangelhafte Italieniſch, das er ſprach, vertauſchte er bald mit einem ſchlechten Küchenlatein, bald mit einem fabelhaften Franzöſiſch oder mit dem Kauderwälſch nordiſcher Barbarei. Er war überall zu Hauſe geweſen, ſchien faſt von allen Zonen der Erde einen Fetzen an ſich gebracht und mit ſeiner vegetabilen Natur vereinbart zu haben. Er trug das Kleid der Geſellſchaft, der ich ſelber angehörte, machte mir jedoch weit eher den Eindruck eines jovialen Bettelmönchs. Es war der erſte deutſche Mann, der mir im Leben begegnete, und ich bekam allerdings durch ihn von den vielfach verzweigten Völkerſtämmen germaniſcher Nation nur einen ſehr einſeitigen Begriff. Pater Burkhart's engere Heimath war der Schwabenwinkel, wie man in Deutſchland den Gau bezeichnet, der geiſtig und phyſiſch ſoviel Tapferkeit und Kernkraft erzeugt. Vom braunen Profeſſor, der uns an der Thür des Hauſes verlaſſen hatte, war mir Pater Broccardo in den Annalen der Propaganda, namentlich in der Geſchichte der deutſchen Proſelyten als beſonders bewandert angekündigt. In dem Palaſt der Congregation des Glaubens war eine Gallerie von Bildniſſen der vornehmſten Männer und Frauen, welche die Kirche im Laufe der Jahrhunderte ſeit der großen Religionsſpaltung wiedergewonnen. Es iſt üblich und ſcheint auch vortheilhaft, daß in jeder Abtheilung der Gallerie ein Landsmann Führer iſt.

Wir waren im Palaſt der Propaganda angelangt und ſchritten durch die hochgewölbten Räume des Hauſes, durch weite Hallen und ſchmahle Gänge; wir ſtanden endlich vor der Sala intima, in welcher die Mutterkirche die verlorenen, aber wiedergefundenen Schafe ihrer Heerde in Bildniſſen aufbewahrt. Pater Burkhart machte unter den deutſchen Proſelyten den Cicerone. Der Foliant, den er unter dem Arme trug, enthielt Regiſter ſammt Bekehrungsgeſchichte jedes Einzelnen; in der andern Hand führte er einen römiſchen Staatskalender mit ſich. Der Cuſtode, der uns durch die Vorſäle geleitete, erſchien ſich bei der Beleſenheit und Beredſamkeit des deutſchen Bruders bald als überflüſſig und entfernte ſich.

Die Sala intima beſtand nach ihrer damaligen Einrichtung aus einer Reihenfolge von Zimmern, in denen die Bildniſſe nach der Jahresfolge geordnet waren. Im erſten Gemach, getrennt von den übrigen, als nicht ganz zugehörig zur Reihe der germaniſchen Fürſten, hing das Portrait jener ſchwediſchen Chriſtine, die freilich mit ihrem angebornen Glauben auch die ererbte Krone niederlegte und als planloſe Abenteurerin in der Welt umherſchweifte, ohne der Kirche großen Gewinn zu bringen. Wer ſich von der Religion ſeines Volkes trennt, ſagt ſich auch von deſſen Sitten und Gewohnheiten los, zieht ſich den Boden unter den Füßen fort. Mit ſeinem Volke übergehen, mit Tauſenden zuſammen einem neuen Glauben huldigen, zu dem ein Zeitalter herangereift, das dünkt mich groß und göttlich. — Aus Chriſtinens Zügen ſpricht mehr launenhafte Grille als jener Tiefſinn des Herzens, der den Glanz der Welt abthut, um in der Stille ſeinen Gott zu ſuchen.

„Seltſames Schickſal!“ ſagte Pater Burkhart, „die Tochter des großen Schneekönigs, der die deutſchen Ketzer im Kriege wider die heilige Kirche unterſtützte, mußte zu Kreuze kriechen und zur römiſchen Fahne ſchwören! Seit jenem dreißigjährigen Bruderkriege geht's in deutſchen Landen recht confuſe, ſage: confuſe her. In meinen jungen Tagen — ich war ſchon als hoffnungsvoller Jüngling nach Rom gekommen — ſollte ich auf Commando nach China gehen. Ich freute mich auf China, verſprach mir daſelbſt Wunderdinge, und wie ein Frater Collega mich verdrängte, ſtatt meiner die Fahrt nach dem Lande der leibhaften Mährchen machte, hätt' ich ſchier vor Neid berſten mögen. Ich wurde dafür nach Cöln am Rhein, nach Franken zu einem kleinen Dynaſten, der auf Belle Promeſſe reſidirt, und nach Dresden, dem deutſchen Florenz an der Elbe, beordert. Wie ich nach langen Jahren im Collegium zu Rom mit dem chineſiſchen Frater Collega wieder zuſammentraf, und wir unſere Erlebniſſe austauſchten, war ich es ſchier, der mehr Raupen im Kopfe hatte, mehr Sagen, Fabeln und Mährchen von unſern Expeditionen zu erzählen wußte. Was Der in China erfahren, war nur halb ſo ſchnurrig. Verwandtſchaftliches fand ſich freilich zwiſchen beiden Ländern. In China beten die Menſchen zum Confutſe. In Deutſchland haben ſie einen gewiſſen myſtiſchen Gott, den ſie Confuſe nennen, es geht dort, wie ich ſage, confuſe her. Bei dem jetzigen Kriege zwiſchen deutſchem Norden und Süden iſt wenig Religion im Spiele. Der König der Boruſſen — hier unſer Staatskalender nennt ihn einen Marcheſe von Brandenburg — führte zwar gegen Kaiſer und Reich einen verteufelten Krieg und iſt, ſo zu ſagen und mit Reſpect zu melden, der eingefleiſchte Teufel ſelber, aber es kam ihm blos auf ein Stück Land an, das ſie ihm denn auch ſchon in zwei Friedenstractaten zugeſprochen haben. Er traut freilich dem Frieden nicht und ſo wird denn wohl die Katzbalgerei bald wieder losgehen. Mit dieſem preußiſchen Fritzen iſt nicht gut ſpaßen. Und in den trüben, von oben naßkalten, von unten aber ſehr trockenen Ländern dieſes brandenburgiſchen Marcheſe iſt überhaupt nicht viel zu brudern. Wenn der letzte, in Gott ruhende heilige Vater ein Bisthum von Havelberg an ſeinen jüngſten Neffen vergeben hatte, ſo war das nicht ſo viel werth, als wenn ich Einem ſechs Dreier ſchenke, und zwar in einem Lande, wo der Dreier nichts gilt!"

Wir ſtanden, während der Alte ſchwätzte, in einem prachtvollen Saale, wo in ziemlich dicht gedrängten Reihen die Bildniſſe der deutſchen Convertiten des ſiebzehnten Jahrhunderts beiſammen waren. Auch ein Markgraf von Brandenburg, Chriſtian Wilhelm, aus noch älterer Zeit, fand ſich unter ihnen; dicht neben ihm Johann Friedrich, ein Herzog von Braunſchweig-Lüneburg; ein Wolfgang Wilhelm von der Pfalz aus der Linie Neuburg, ein Chriſtian Ludwig von Mecklenburg-Schwerin; einige Fürſten aus dem Hauſe Hohenlohe-Schillingsfürſt.

„Haltet einmal ſtille, werther Frater Collega!" ſagte der deutſche Bruder, auf ein goldberahmtes Bild deutend, über welchem mit einem Trauerflor ein ſchwarzes Tuch hing. „Hinter dieſem Verhang ſteckt der deutſche Reichsgraf Juſtus Erich, gefürſteter Herr zu Schwarzenfels ꝛc., auch einer von der alta fiamma, ein gewaltiger Nimrod — aber nicht vor dem Herrn! — haut und beißt um ſich, ſpeit Feuer und Flammen, wenn er was aus Rom wittert! Kann's Katholiſche ſozuſagen nicht riechen. War früher der Alchymiſtik ergeben, hatte ſeine Liebhaberei daran, das aurum potabile, das trinkbare Gold, im Schmelztiegel auszufinden. Ich ward zu ihm geſchickt und miſchte ihm zu Belle Promeſſe das Pulver. Wie ich ihm die Tiegel verwechſele und das rothe Gold von Augsburg einkoche, will mich der Geſtrenge faſt erwürgen und wirft mich, um Gnade für Recht ergehen zu laſſen, leibhaft und eigenhändig die Treppe hinunter. Ich eigenfüßig auf und davon, froh, nicht per Staupbeſen zum Ländchen hinaus gebracht zu ſein. Hatte die beſten Empfehlungsbriefe und Geleitſcheine vom Cardinal Rezzonico, dem Vorſtande der Propaganda; aber 's hilft nichts, Der duldet keine römiſche Seele in ſeinem Territorium. Glücklicher Weiſe iſt ſelbiges nicht gar groß: man iſt als gut Römiſcher alsbald über die Bamberger Grenze und hat's deſto beſſer dort bei den vollen Fleiſchtöpfen Aegyptens; denn beim Reichsgrafen geht's, obwohl mit Anſtand, ſehr pauvre her und die ſieben magern Kühe Pharaonis ſtehen in ſeinem Stall Zeitlebens auf Wartegeld!"

„Wie kommt ein proteſtantiſcher Reichsfürſt in dieſe Gallerie?" fragte ich den Redſeligen.

„Aus purem Verſehen," entgegnete Pater Broccardo; „es hat nämlich beſagte Erlaucht, Reichsgraf Juſtus Erich, als blutjunger Menſch auch ſeine romantiſche Epoche gehabt. Es waren nur kurze Silberblicke im froſtigen Leben dieſes Nebuccodonoſor, der ſein germaniſches Herz an die Tochter eines gutrömiſchen Hauſes verlor, der Propaganda ſchon ſein Bildniß ſchenken ließ, bald aber wieder nüchtern wurde."

Ich blickte, wie der Pater den Verhang zurückſchlug, in ein hohes, ehrlich feſtes Antlitz mit gothiſch gewölbten Brauen; ein gewiſſer Fanatismus der Bravheit ſprach ſich in dieſen Zügen des deutſchen Reichsgrafen aus. Wir gingen dann auf andere Proſelytenbilder über.

„Hier habt Ihr“, ſagte Burkhart, „den ſächſiſchen Friedrich Auguſt, der im öſterreichiſchen Baden übertrat. Wir ſind nicht immer ſo glücklich, einem Bekehrten auch eine Krone in Ausſicht zu ſtellen, wie Dieſem, den nach der polniſchen Krone gelüſtete. — Hier ſeht Ihr einige Königskronen und Herzogshüte in partibus infidelium.“

Alle dieſe Fürſten und Herren waren in vollem Koſtüm und mit den Inſignien aller ihrer Würden dargeſtellt. Ueber manchem hing, ich weiß nicht, ob als ſein guter Engel oder als ſein böſer Dämon, das Bild Deſſen, der die Seele des Neubekehrten zu gewinnen gewußt. Auf den Landgrafen Ernſt von Heſſen-Kaſſel ſah ſtolz und drohend der Capuziner Valerius Magnus hernieder. Ueber einem ſchwarz verhüllten Rahmen lächelte frohlockend der Jeſuit Schmelzer.

„Dieſer Schmelzer ſchmolz Euch alle Metalle in Gold um,“ ſagte Broccardo, „er machte das härteſte Eiſen weich. Bei alledem ſteht er hier über einem treuloſen Neophyten, der bald auch wieder linksum machte. Was läßt ſich da thun? Wir hängen einen Trauerflor um den zum zweiten Mal Verlorenen!“

Einen Herzog Chriſtian Ulrich von Würtemberg-Oels, der nach der Angabe des Katalogs im Jahre 1723 bei ſeinem Aufenthalte in Rom übergetreten war, führte der Cardinal von

Salerno an der Hand; ein Prinz Friedrich von der Pfalz erſchien an der Seite des Pater Seedorf. — „Iſt ganz friſch gewonnen," ſagte Burkhart vertraulich, „ſeht nur nach der Jahreszahl: 1746."

Mit Friedrich Auguſt und der Jahreszahl 1697 war die Reihe der Bekehrten des ſiebzehnten Jahrhunderts geſchloſſen und wir ſtanden ſchon unter der dritten Abtheilung, unter den Proſelyten des achtzehnten Jahrhunderts. Ein Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig eröffnete hier mit dem Jahre 1710 den Reigen. Außer dem Herzoge von Würtemberg-Oels trafen wir auch noch einen zweiten Würtemberger, Karl Alexander, der als regierender Fürſt von Würtemberg-Stuttgart im Verzeichniß ſtand; er war 1712 in Venedig als Prinz übergetreten. In ſeinem unglücklich brütenden Auge lag ein Tiefſinn, der vom verworrenen Gewühl des Lebens befangen, keinen andern Ausgang finden zu können ſchien.

„Einige von den gemüthlichen germaniſchen Fürſten", ſagte Burkhart, „treiben Muſik, Alchymie und Phantaſterei aller Art. Wer in dieſe Gebiete auch nur mit einem Fuße tritt, den haben wir ſchon ziemlich ſicher und halten ihn am Rockſchoß feſt! Die Holſteiner und die Heſſen ſuchen in der Regel nach dem Stein der Weiſen. Man muß die Leute gewähren laſſen und ihnen nachher, wenn ſie in klägliche Verwirrung gerathen, begreiflich machen, wo der ächte Stein der Weiſen zu finden iſt. Die Holſteiner ſind herrliche Kerle, ſtarke, ſteife Knochen und doch mitunter biegſame Herzen. Hier habt Ihr gleich ein Paar von dieſen wehmüthigen Barbaren aus dem hohen Norden.

Die Heſſen geben blind drein; ſie beißen ja auch die blinden Heſſen; Heſſen-Kaſſel, Heſſen-Darmſtadt, Heſſen-Rheinfels, faſt alle Heſſen ſind unſer. Kur-Pfalz iſt unſer, Kur-Sachſen iſt unſer. Alles wird unſer ſein!“

Burkhart riß Augen und Mund ſo weit auf, als wollte er die geſammten deutſchen Länder verſchlingen. — „Sachſen macht uns viel Freude, aber auch viel Sorgen!“ fuhr er fort. „Freilich iſt das Land der Heerd des großen lutheriſchen Ketzerthums: allein ich lobe mir bei alledem die Sachſen, es ſind gewandte, graziöſe, fügſame, nette Leute. Im vorigen Saale habt Ihr Chriſtian Auguſt von Sachſen-Zeitz geſehen. Er war ein nachgeborener junger Prinz aus einer Nebenlinie. Als er 1689 übertrat, verſprach er dem Papſte ganz Sachſen, ſtieg in Gnaden, ward endlich Cardinal und hatte als kaiſerlicher Commiſſär ſeinen Sitz in Regensburg. Mit Hülfe des obgedachten Pater Schmelzer ging er auch daran, ſeinen Bruder Moritz Wilhelm zu bekehren, und ſiehe, es gelang. Dieſer trat mit ſeiner Gemahlin, einer brandenburgiſchen Prinzeſſin Marie Amalie zu uns über und communicirte römiſch am Hofe ſeines Vetters zu Dresden. Es geſchah ſelbiges, wie der Katalogus vermeldet, im Jahre 1717. Allein ſchon im nächſten Jahre bekam er mit ſeiner brandenburgiſchen Frau Gewiſſensbiſſe. Sie ließen den Profeſſor Franke aus Halle kommen und dieſer neidiſche Böſewicht entzog uns das Ehepaar ſammt Kindern und Kindeskindern, nebſt Herzogshut und allem Zubehör. Darum habt Ihr den ſchwarzen Schleier über dem Bilde geſehen, das unter Pater Schmelzer hängt. Auch ein Prinz von

Holſtein-Sonderburg, Ernſt Auguſt hieß er, iſt nur drei Jahre lang unſer Freund geweſen. — Hier ſeht Ihr den zweiten ſächſiſchen König von Polen, in Sachſen hieß er Friedrich Auguſt der Zweite, in Polen Auguſt der Dritte. Er iſt hier als junger Menſch, als Kurprinz dargeſtellt; auf dem Rahmen des Bildes leſet Ihr die Jahreszahl 1712—1717. Die Bekehrung war alſo langwierig geweſen. Sein königlicher Vater war nämlich nur für ſeine Perſon übergetreten, die Damen ſeines Hauſes waren proteſtantiſch geblieben, und die königliche Mutter hütete den jungen Prinzen wie ihren Augapfel. Da mußte man denn freilich auf Umwegen zum Ziele kommen. Man mußte erſt den Hofmeiſter des Prinzen gewinnen und dem jungen hoffnungsvollen Fürſten, als er auf Reiſen ging, um die Welt zu ſehen, einen geſchickten Secretär zugeſellen. Das war glorreichen Angedenkens der Pater Kopper, der verkleidet im Gefolge des Prinzen war und ſich Weddernop nannte. Dieſer Weddernop las dem neugewonnenen Hofmeiſter ſchon immer heimlich die Meſſe. Die ſorgſame Frau Mutter des Prinzen bekam Wind davon und ſchrieb dem Sohne, er ſolle ſich vor dem verkappten Kopper, vor dem Proſelytenjäger in ſeinem Gefolge, in Acht nehmen. Aber denkt Euch, der Prinz war nicht im Stande, den heimlichen Jäger unter ſeinen Leuten zu entdecken; er hatte keine Ahnung davon, daß er an ſeiner Hand über die Alpen zog. Hier, dieſſeits der Alpen, gab es nun für ein junges friſches Gemüth tauſend ſchöne Wunder und Legenden, an denen auch ſein erlauchter Herr Vater, der ſächſiſche Hercules, in Venedig ſein Wohlgefallen gehabt. In

Bologna ward die Frucht reif. Salerno war auch behülflich und der deutſche Prinz legte in die Hände des Cardinals Caſſoni heimlich ſein Glaubensbekenntniß ab. Erſt einige Jahre ſpäter trat er in Wien öffentlich in den Schooß der Kirche über. — Sollten wir einmal mitſammen in Deutſchland ſein, Signor," ſetzte der Alte hinzu, „dann wollen wir die Hohen***'s beſuchen. Es iſt ein vielverzweigtes, blühendes Geſchlecht in Schwaben und Franken. Stammen auch eigentlich aus wälſchen Landen. Alta Fiamma haben ſie in alter Zeit geheißen und brennen faſt alle lichterloh für die heilige Kirche!"

Der deutſche Katholicismus, ſo dachte ich mir, muß ganz anderer Art ſein als der anderer Völker! Er hat nichts mit dem ſpaniſchen Fanatismus gemein, er geht Hand in Hand mit der Begeiſterung für Kunſt und Wiſſenſchaft. Das wenigſtens ſagte mir das gutmüthig ſchwärmeriſche Auge ſo manches dieſer Proſelyten im Saal. „Es ſind aber nur Einzelne, die zu uns traten," ſagte ich zu Burkhart, „die Völker ſind überhaupt wohl nicht zugleich mit ihren Fürſten gewonnen?"

„So viel an uns liegt," ſagte Burkhart ſehr ehrlich und offen, „vereiden wir die Fürſten darauf, nach und nach uns auch die Völker zuzuführen. So war zum Beiſpiel die Markgrafſchaft Baden reformirt und ſeit dem Uebertritt des Prinzen aus der Linie Baden-Baden gelang es den Bemühungen des Cardinals Caraffa, wie Dieſer in ſeiner Germania restaurata ſelbſt erzählt, einen guten Theil des badiſchen Volkes wieder römiſch zu machen. Allein, weiß der Himmel, das Zeitalter wird gar zu profan und ſchlau! Schon als die

Herren von Braunſchweig und Würtemberg, jener Ulrich und jener Karl Alexander, die wir als Prinzen gewonnen hatten, ihr Regiment antreten wollten, mußten ſie den Ständen ihres Landes die nöthigen Reſervalien ausſtellen, nach denen das ſogenannte evangeliſche Chriſtenthum unangetaſtet bliebe. Friedrich Auguſt von Sachſen gab nach dem Uebertritte ſeines Kurprinzen freiwillig ein gedrucktes Patent, daß die Lehre Luthers in ſeinen Landen nicht beeinträchtigt werden ſolle. Der Princeps barbarus teutonicus, der Treppenrunterſchmeißer Juſtus Erich zu Belle Premeſſe, Der hat Stände im Lande, die keinen katholiſchen Fürſten dulden. In Stuttgart und Kaſſel haben die bösartigen Stände ebenfalls darauf gedrungen, daß der evangeliſche Glaube eine Bedingung zur Nachfolge im Regimente ſei. Das iſt denn doch, um wenig zu ſagen, ſehr unbeſcheiden!“

„Wenn die evangeliſchen Chriſten einig ſind,“ ſagt' ich, „ſo wird Rom ihnen nicht viel anhaben können!“

„Ja, aber da hapert's eben!“ eiferte Burkhart. „Dieſe proteſtirenden Secten ſind ſich unter einander ſpinnefeind. Da liegt der Haſe im Pfeffer! Als ich in Dresden hauſte, hatten es die Reformirten in Sachſen noch nicht zu einem öffentlichen Gotteshauſe bringen können. In Leipzig, der ſchmucken Lindenſtadt, wo alle Jahre große Völkermeſſe iſt, da hatten ſie vom König Auguſt, obſchon Der katholiſch geworden war, die Erlaubniß erhalten, ſich niederzulaſſen. Eine Stube in Auerbach's Hofe, in deſſen Keller ehedem der Teufel auf dem Weinfaß zum Fenſter hinausritt, ward den Reformirten zu ihrer

Verrichtung überlaſſen. Aber die lutheriſche Geiſtlichkeit und der lutheriſche Pöbel der guten Stadt Lipsia ruhten nicht, bis ihnen dieſer Ort wieder entriſſen wurde. Ja man muß das in den lieben Deutſchländern ſelbſt erlebt und mitgemacht haben! Die Lutheraner halten die Reformirten für Ketzer; Dieſe verketzern wieder die Herrnhuter, die Herrnhuter ſchließen wieder die Andern von der ewigen Seligkeit aus, und ſo geht es bis in die aſchgraue Unendlichkeit fort. Alles liegt ſich dort in den Haaren, macht ſich Himmel und Erde ſtreitig und Jeder überliefert den Andern mit Haut und Haaren dem Gottſeibeiuns!"

„Guter Freund," ſagt' ich zum Pater, „dann haben wir wenig Grund, über unſere Stärke zu triumphiren! Nur die Schwäche des Feindes ſcheint uns einige Siege bereitet zu haben."

Dreizehntes Capitel.

Vor dem heiligen Vater.

Am nächſten Tage berief mich der Conſultor der Inquiſition zur Audienz in den Vatican. Die Audienz war zugleich ein Verhör; ich ſollte zu meiner Rechtfertigung vor den allerhöchſten Richter auf Erden treten, der an Chriſti Statt die Menſchheit zu leiten und zu behüten hat! Kaiſer und Könige zitterten ehedem vor ſeinem Machtſpruch, und er hielt noch immer den Schlüſſel zum Himmel, wenn auch nicht mehr den zur Erde in der Hand. — Nicht ohne Bangigkeit ſchritt ich an Ganganelli's Seite durch die hohen Hallen, die der Fuß der gewaltigſten Helden zaghaft betreten, durch die Prunkgemächer, in denen die Abgeſandten des fernſten Indiens auf Entſcheidung über das Seelenheil von Millionen harrten, während die Botſchafter ganz kleiner Höfe in der Nähe ſchon längſt eine dreiſtere Sprache führten und als Diplomaten mit Rom über den Bannſtrahl geſchäftlich verhandelten.

Es war „der gute Alte“, wie ihn die Römer nannten, vor deſſen Angeſicht ich treten ſollte. Er ſelbſt hatte ſich dieſen

Namen gegeben. Als die Cardinäle im letzten Conclave uneinig waren, hatte er geſagt: „Wenn Ihr einen regierenden Herrn wollt, ſo wählt Den oder Dieſen; wenn die Kirche Gottes einen Diplomaten braucht, ſo nehmt Jenen; wollt Ihr einen gutmüthigen Alten, dann wählt mich!“ Es geſchah, und der gute Alte war denn doch in ſo weit ein regierender Herr, als er ein ſtrenger und ſparſamer Verwalter der von ſeinen Vorgängern vielfach vergeudeten Kirchenſchätze wurde. Es war auch genug politiſche Einſicht in ihm, um ſich den bedrohten Zuſtand der Kirche nicht zu verheimlichen. Die Fürſten und Völker zitterten nicht mehr vor dem Bannſtrahl des Vatican; nur durch Mäßigung und Nachgiebigkeit ſchien ſich das Anſehen der geiſtlichen Macht noch zu behaupten. Oder war es mehr als Diplomatie, war es Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der chriſtlichen Liebe, der erſten Grundbedingung der Religion Jeſu, wenn Benedict ſich gegen die Andersgläubigen freundlich und duldſam erwies? Dann freilich blieb es zu bedauern, daß der Herrſcher in ihm fehlte, der die Einſicht des Gelehrten und die Ueberzeugungen des guten Herzens durch Machtgebote zu Geſetzen erheben und in der alten Kirche das Syſtem des Haſſes, das Syſtem der Ausſchließlichkeit ſtürzen mußte.

Es war ein ſtilles, beſcheidenes Gemach, in das ich mit dem braunen Profeſſor geführt wurde. Die ganze Umgebung ließ auf einfache Bedürfniſſe ſchließen. Ein Paar Kerzen, halb herabgebrannt von der vorigen Nacht, ſtanden auf dem Tiſche, grüne Gardinen verhüllten die Fenſter, ein gleicher Vorhang trennte das Zimmer von einem innern Cabinet. Wie wir eintraten, ſchlug man die Gardinen zurück; es waren ſo eben erſt Perſonen entlaſſen worden. Ein hoher, gepolſterter Räderſtuhl faßte die Geſtalt des Kirchenfürſten. Die Füße des alten Herrn waren in weiche Decken gehüllt; er ſchien von Zeit zu Zeit leidend, obwohl er nie klagte, ſeinen hohen Dienſt nur ſelten unterbrach. Man ſah es ihm nicht mehr an, daß er ehedem zu Paris in den Bureaux d'esprit geglänzt und, wie man ſich erzählte, den aufgeklärten Schöngeiſt gemacht hatte. Sein blaſſes Antlitz war tief gefurcht. Die Mundwinkel hingen ſchwer herab, als hätten die Lippen des Mannes Enttäuſchungen mancher Art gekoſtet, das Gefühl der Unzulänglichkeit des menſchlichen Witzes erprobt. Sein gutmüthiges Lächeln war nicht ohne Beigeſchmack von Bitterkeit. Es ſchien, als wäre dieſe Milde nur ein Nothbehelf. Seine Stirn war jedoch heiter und hell, und in dem freundlichen Auge leuchtete der Stern eines guten Geiſtes, dem vielleicht nur die Kraft fehlte, um in der Freiheit des Glaubens die einzige Rettung für die Kirche Chriſti zu ſehen.

Es war keine feierliche, es war eine vertrauliche Audienz, zu der ich berufen wurde. Der heilige Vater ſaß in ſeinem Hauskleide vor mir; in ſeinem Wohnzimmer wollte er über mich richten und einen Streit ſchlichten, der Denen, die ſich um mein und der Meinigen Wohl kümmerten, ſo verhängnißvoll ſchien. Mein Fürſprecher ſtand ihm zur Seite; ſie wechſelten Blicke mit einander, die gegenſeitig ein herzliches Verſtändniß verriethen. Ich war auf den Teppich getreten, beugte mein Knie und war bereit, die übliche Huldigung darzubringen. Papſt Benedict ließ es nur halb zu, indem er die Hand auf meinen Scheitel, dann auf meine Wange legte und mich bedeutete aufzuſtehen. Ruhig und erwartungsvoll ſtand ich da und blickte in das ſtillbewegte Angeſicht des hohen Greiſes.

„Du machſt uns mancherlei Sorge, Giuſeppe La Torre,“ ſagte Vater Benedict mit leiſer, tiefer Stimme. „Bald ſind es dunkle Schickſalswolken, die ſich über Deinem Haupte zuſammenziehen, bald brechen aus Deinem eigenen Herzen ſprühende Funken hervor, die wie Irrlichter vor Dir hertanzen. Du haſt über die Religion nachgedacht, mein Sohn, und da iſt es denn begreiflich, daß der Zweifel Deinen Glauben erſchütterte. Iſt doch, wie Ariſtoteles ſagt, der Zweifel der Anfang alles Philoſophirens. Das wußten die Heiden; wir aber wiſſen, daß er auch das Ende iſt, wenn man ſich nicht in den Glauben zurückflüchtet, der uns über den ewig trüglichen Kreislauf des menſchlichen Verſtandes hinweghebt!“

Ich war, als ich aufgeſtanden, einen Schritt zurückgetreten und mußte mich anſtrengen, die leiſe geſprochenen Worte des Mannes zu vernehmen. Er winkte mich jetzt näher zu ſich heran, und wie ich mich vor ihm beugte, berührte er mit der Hand nochmals meine Schulter.

„Mein Sohn,“ ſagte er mit einer gewinnenden Freundlichkeit, „Dein erlauchter Vater hat Verdienſte um mich und meine Vorgänger im Amte; Dein geſammtes Haus und ſein Schickſal liegt mir am Herzen. Wir haben die Geſchichte Deines jungen Lebens vernommen. Aus Liebe zu Dir ward ein waldenſiſches Mädchen römiſche Chriſtin. Nun gelt, aus Liebe zu ihr biſt Du wohl Deinerſeits ein wenig Waldenſiſch geworden, nicht? Das iſt wohl ſo bei dem Austauſch zweier Herzen leicht möglich, wie? — Nun, ſei nur ruhig! Der gelehrte Profeſſor der Seelenkunde hier ſoll uns den Fall näher unterſuchen und erläutern."

Unter dieſen Worten lächelte er in Ganganelli's ſtill betroffenes Angeſicht. Dann fuhr er ernſt und ruhig fort: „Am Grabe der Geſtorbenen iſt ein Wunder geſchehen. Ein Hirt, ſeit Jahren gelähmt, ſtand im Gebet plötzlich auf und wandelte. Man hat uns das in aller Form Rechtens mit prieſterlicher und ärztlicher Beglaubigung berichtet, und wir haben auf Grund deſſen beſchloſſen, die waldenſiſche Maria ſeligzuſprechen. Zur förmlichen Kanoniſation, wie Ihr das in einer meiner Schriften finden könnt, gehören mindeſtens zwei Wunder. Aber ich bin nach biſchöflicher Approbation der einen Thatſache bereit, die Geſtorbene zu beatificiren. Da ſchreibt man mir jedoch plötzlich aus Deiner Heimath, der Hirt, an welchem kraft ſeines Glaubens das Wunder der plötzlichen Heilung geſchehen, ſei gar kein katholiſcher Chriſt, ſei ein Waldenſer geweſen!"

O mein Gott, dacht' ich ſtill für mich, man hat dem Hirten ſein Geheimniß entlockt!

„Jener Hirt ſtarb vor kurzem," fuhr Benedict fort. „Als der Carlan Eures Hauſes ihm im letzten Augenblicke vom Brot des Herrn reichte, ſprach der Sterbende — von ſeinem Durſt, und verlangte auch vom Kelch! Der Carlan entſetzte ſich darob; der Hirt aber geſtand ihm, es ſei das ſeine alte

Gewohnheit im Leben geweſen; dann und wann habe er immer wieder ein Gelüſt nach dem Blute des Heilands gehabt und in den Bergen bei den Waldenſern communicirt. Ei, ei, mein beſter Giuſeppe! Wenn die waldenſiſche Maria Wunder thun will, ſo ſollte auch die Bekehrung, nicht blos die Heilung der Ketzer ihr Werk ſein. Wir ſollen Gutes thun an Jedermann, zuvörderſt aber an des Glaubens Genoſſen! — Inzwiſchen wollen wir nicht ſo ſcharfe Abrechnung halten. Die Heiligen haben einen überflüſſigen Schatz an Gnade. Hier ſteht mein gelehrter Freund, den ich zum Procurator der Maria Waldenſis ernenne. Die Feierlichkeit iſt angeſetzt, und wir wollen das Feſt in der Hoffnung begehen, das Reich Gottes werde ſich mehren und gedeihen unter Gläubigen wie Ungläubigen. Selig ſei die Todte! Du aber, mein Sohn, den die Dominicaner angeklagt haben, ein Freidenker zu ſein, zeige zum wenigſten, ob Du Philoſoph genug biſt, den Satz: Menſch erkenne Dich ſelbſt! zu begreifen. Wie ich höre, liegſt Du fleißig den Studien ob, um Dich zu einem Miſſionsamte vorzubereiten. Der tapfern Arbeiter im Weinberge des Herrn ſind uns nie genug. Den Gewinn der waldenſiſchen Mormona hat der Orden, dem Du Dich zugewendet, Dir als ein Verdienſt um's Himmelreich angerechnet, obſchon Du ſie doch wohl nicht ganz tactfeſt im römiſchen Glauben gemacht zu haben ſcheinſt. Laß hören und ſteh' Rede, wie Du für die römiſche Kirche Seelen gewinnen zu können gedenkſt, ohne ihnen das Gelüſt nach dem Kelche zu verbieten, und das Abendmahl sub utraque zu entziehen!“

Ich ſchwieg einen Augenblick, um mich zu ſammeln. Ich fühlte, bei aller Ehrfurcht und Scheu, die Nöthigung, kein Hehl aus meiner Ueberzeugung zu machen.

„Wenn Ew. Heiligkeit mir geſtatten, frei zu reden,“ ſagt' ich, „ſo muß ich bekennen, daß es mir, um Seelen für die allgemeine Kirche Gottes zu gewinnen, nicht heilſam, nicht von Vortheil dünkt, mit einer Verſagung bei ihnen zu beginnen. Haben Diejenigen, die wir Ketzer nennen, ein Gnadenmittel mehr, als die altgläubigen Chriſten Rom's, ſo dürfen wir nicht damit anfangen, ihnen dies Mehr zu entziehen. Wer das Heil verkündet, ſoll geben, nicht entziehen, ſoll bringen, nicht rauben. Wir aber, mein heiliger Vater, wir verdammen die Andersgläubigen, weil ſie das Abendmahl in beiderlei Geſtalt genießen, wie Chriſtus ſelbſt es mit den Seinen theilte. Wir verkünden noch immer am Grünen Donnerstage ihr ewiges Verderben, und ſie üben ja doch sub utraque nur aus, was viele Jahrhunderte hindurch im Schooße der Mutterkirche ſelber geheiligter Brauch war!“

Ganganelli's kluges Auge ſah mich beinahe frohlockend an, als ich ſo ſprach.*) Er wandte jedoch, als ich ihn beobachtete, raſch ſeinen Blick zur Seite, wie unwillig, nicht über mein Wort, doch über die Weiſe meines Ausſpruches, über Ort und Zeit meines Bekenntniſſes.

---

*) Ganganelli ſpäter als Clemens XIV. hob bekanntlich die Bulle: In coena Domini auf, ließ ſie wenigſtens nicht mehr verleſen.

Benedict ſah mich lächelnd und ſchweigend an. Er war wohl nicht um eine Antwort verlegen, und zu dem ſtillen Lächeln nahm er vielleicht nur aus Gewohnheit ſeine Zuflucht. Das Alter will mit dieſem Lächeln ſagen, daß es den Eifer des Gegners für jugendliche Uebereilung nimmt. „Ich weiß, was Dich ſo ſicher macht!“ ſagte der heilige Vater mit dem Kopfe nickend. „Der gelehrte Franciscaner hier hat Dir auch ſchon das Cölibat als eine bloße Sache der Disciplin eingeräumt und es aus der Reihe der Dogmen fortdisputirt. Laſſen wir das. Die Disciplin iſt ſo wichtig wie Glaubensſätze. Ein zukünftiges Concil nur kann daran ändern; bis dahin bleibt des Oberhauptes Befehl Geſetz. Oder Ihr Denker und Reformer müßtet es denn ebenfalls für keine Sünde erachten, an der Berechtigung des Biſchofs von Rom zu zweifeln, Haupt der Chriſtenheit, Statthalter Chriſti, Nachfolger Petri zu ſein! Hm? Du ſiehſt, mein Kind, wie mißlich Du meine Lage machſt; ich ſoll über Dich richten, und Du erkennſt mich vielleicht gar nicht als Richter an. Was? Man ſagt mir, Du ſeieſt bibelfeſt. Nun wohlan, zeige mir, wo die Bibel unſere Tradition, auf welche ſich Petri Nachfolge ſtützt, widerlegt!“

Der Profeſſor wollte einlenken, für mich das Wort nehmen, vielleicht in der guten Abſicht, meine Sache nicht zu verſchlimmern. Aber Benedict winkte ihm mit der Hand, mich gewähren zu laſſen.

„Ich habe in der Schrift“, ſagte ich offen und frei, „nicht finden können, daß Petrus von ſeinem Primate ſpricht.“

„Fehlt es am förmlichen Ausſpruch,“ entgegnete Benedict raſch, „ſo handelt es ſich um die Sache. Laß hören! Haſt Du in der Schrift gefunden, daß Petrus Gemeinden ſtiftete?“

„Gewiß,“ war meine Antwort, „in Jeruſalem, in Antiochien.“

„Und überließ er dieſe Gemeinden ſich ſelbſt?“

„Nicht das,“ ſagte ich, „er beſuchte ſie oft, er ſchrieb an ſie, denn er war ja ihr Lehrer; er ſchlichtete auch ihre Streitigkeiten.“

„Das heißt alſo,“ ſagte Benedict, „er war ihr Haupt, ihr Biſchof, nicht?“

Ich konnte das nicht leugnen. „Aber Petrus ſchrieb zuletzt von Babylon, nicht von Rom aus an die Gemeinden Kleinaſiens!“ warf ich ein.

„Nun,“ ſagte Benedict, „von Babylon alſo, und wenn dies Babylon, von dem aus er ſeine Heerde leitete, Rom wäre? Nennt nicht ſchon die Apokalypſe das heidniſche Rom ein zweites Babylon?“

Ich ſtand geſchlagen da; auf dieſen Handſtreich der Beweisführung war ich nicht gefaßt. Der gelehrte Benedict, ein geſchulter Diſputator, triumphirte.

„Ei, ei, mein Sohn,“ fuhr er freundlich und doch ernſt fort, „eine bloße Gegenvermuthung wirft Dich ſchon aus dem Sattel? Sieh, mein Kind, ich will Dich nicht an Chriſti Wort gemahnen, der auf Petrus hinweiſend ſprach: Auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen! Das Chriſtenthum muß nicht immer blos auf die perſönlichen Ausſprüche Chriſti zurückgeführt werden. Erſt nach Chriſti Tode fanden ſich die Forderungen und Bedürfniſſe ein, die eine Kirche nöthig machten; erſt mit den Apoſteln ſtellt ſich im Raum der Wirklichkeit das Chriſtenthum feſt. Neben dem neuen Teſtamente ſind uns auch die Apokryphen, die Traditionen, ja die Legenden heilig. Höre mich an und laß mich reden! Petrus ſtand der Gemeinde in Jeruſalem vor, ging dann nach Antiochien, wo er ſieben Jahre lang Biſchof war, kam dann nach Rom und ſtiftete hier ebenfalls Gemeinden, bis Kaiſer Claudius die Chriſten und Juden vertrieb. Dann beſuchte er wieder die Brüder in Kleinaſien, kehrte von da nach Rom zurück und machte von hier ſeine Reiſen nach Gallien, Britannien, Spanien und Africa. Ueberall ſtiftete er Gemeinden und ſie erkannten in ihm ihr Haupt. Faſſe nun de Gemeinden zuſammen, mein Sohn, und Du haſt die Kirche Wie dieſe innerlich Eins iſt in Chriſto, ſo bedarf ſie für den ſinnlichen Menſchen auch eines ſichtbaren Zuſammenhalts, und Rom iſt für ſie ein geſchichtlich gegebener, ein natürlicher Mittelpunkt. Wozu ſollten wir einen andern ſuchen, oder uns einbilden, in centrifugalen Peripherien leben zu können? Bevor Petrus mit Paulus zuſammen den Märtyrertod erlitt, ſetzte er hier in der Stadt der ſieben Hügel den Linus als Erben des Primates ein. Mit dieſer Nachfolge Petri und Statthalterſchaft Gottes erhielt die Kirche ihren Schlußſtein. Deinen Studien, mein Sohn, bleibe es überlaſſen, ob es geſchichtlich nachweisbar, daß Petrus fünfundzwanzig Jahre lang Biſchof in Rom geweſen. Es bedarf aber der Beweiſe für unſere Axiome nicht. Dies Inſtitut eines oberſten Biſchofs müßten wir erfinden, hätten wir es nicht! O, ſie werden kommen, die Skeptiker und Deiſten, und auch Chriſti geſchichtliches Daſein bezweifeln! Aber wahrlich, ich ſage Euch, wir müßten auch dieſen Chriſtus zum Heil der Menſchheit erfinden, hätten wir ihn nicht wirklich und wahrhaftig! Da wir nun aber Alles haben, weſſen wir bedürfen, Ihr Männer, lieben Brüder, ſo ſehe ich nicht ein, warum wir uns ärmer ſtellen ſollten, als wir ſind. Andern, die da verſuchten eine Kirche Chriſti zu bauen, hat entweder der Grund- oder der Eckſtein, oder die Kuppel auf dem Thurme gefehlt, oder ſie ſuchen noch immer vergeblich nach einem Schlußſtein; und dieſer Stein, nach welchem ſie vergeblich ſuchen, wird allezeit ein Stein des Anſtoßes und des Aergerniſſes ſein. Oder Du müßteſt denn, mein lieber Jüngling, noch ganz aparte nach dem Stein der Weiſen ſuchen! Wie? Giebt's auch ein Gelüſt in Deiner Seele nach der Alchymie und Goldmacherei, Freimaurerweſen und Roſenkreuzerei? — Haha! Ich merke ſchon, wo es hinauswill! Jugend will ſich austoben. Aber der Euſebio in Genua iſt doch alt genug, dächt' ich, um der Phantaſterei der jungen Welt Valet zu ſagen!"

Er griff nach ſeinem Fuße, weil ein Schmerz plötzlich den Scherz ſeiner Rede hemmte. „Bruder Franciscaner", fuhr Benedict nach einer Pauſe fort, „was meinſt denn Du von der Sache? Werden die Freimaurer jemals Geſchäfte machen zur Ehre Gottes und zum Heil der Kirche?"

Zum Heil der Menſchheit: — ja! dacht' ich bei mir. Zum Heil der Kirche? — Es kommt darauf an, wie weit wir die Mauern dieſer Kirche Gottes auf Erden ſtecken, oder ob wir die Mauern und Schranken, die den Bruder vom Bruder, den Menſchen vom Menſchen trennen, nicht alleſammt niederſtürzen!

„Im deutſchen Norden,“ ſagte Ganganelli, „thun ſtille Bündniſſe edler, denkender Männer noth; der Deutſche liebt Symbole, liebt Geheimniſſe.“

„Hat der Deutſche“, ſagte Benedict, „denn nicht genug an den geheiligten Myſterien der Religion?“

„Dem kalten, nüchternen Norden“, entgegnete Ganganelli, „fehlt die Blüthe offener, heiterer Volksſpiele. Seine Phantaſie wird deshalb kryptogam; laſſen wir ihm ſein Spiel, ergeht es ſich in edlen Formen!“

„Nun,“ ſagte Benedict heiter, „ſo wollen wir denn auch dem jungen Freunde ſein Phantaſieſpiel laſſen, ihm ſeine Scrupel nicht für Todſünde anrechnen, Alles was er bisher gedacht und gezweifelt hat, eitel für Jugendirrthümer erklären und ſein geſundes, gutes Herz verwarnen, ſich nicht vom Verſtande irren zu laſſen. Seinen Herrn Vater wollen wir über des Sohnes ewig Seelenheil beſchwichtigen.“

Ich war auf des Profeſſors Wink wieder hingekniet vor meinem Richter, um mit der Beendigung meines Verhörs den Segen ſeiner Hand in Empfang zu nehmen.

„Wir nehmen“, ſagte der gütige Mann, „ſein Schweigen für Eingeſtändniß ſeiner Sünde, nicht? Wenigſtens für den Entſchluß, in ſich zu gehen und beſſer über ſich nachzudenken.“ Er legte die Hand auf meine Stirn und ſprach das Gebet und die Fürbitte bei den Heiligen. „Damit er jedoch nicht ohne

Strafe und Buße davonkomme," fuhr der Kirchenfürſt fort, ſein Werk beſchließend, „ſo wollen wir ihm aufgeben, ſeinen waldenſiſchen Vetter, den wilden Ketzer, der bei ihm hauſ't, binnen Jahr und Tag, pünktlich auf's Datum gehalten, zum guten katholiſchen Chriſten zu machen und ihn uns als ſolchen zu ſtellen. Was? Die Friſt iſt lang genug, dünkt mich, und da Ihr, lieber Freund, Euch einmal zum Miſſionsdienſte anſchicken wollt, ſo könnt Ihr Euch an dem Nächſten, den Ihr habt, verſuchen. — Er mag," ſchloß er, ſich an Ganganelli wendend, „ſeine eigene Rechtgläubigkeit damit beweiſen. So ſei es, und der Herr mit Euch in aller ſeiner Freundlichkeit und Gnade!"

Meine Audienz war zu Ende; der ſanfte Blick des liebevollen Hohenprieſters begleitete mich noch, als ich, an der Schwelle wiederholt mein Haupt beugend, von ihm ſchied.

Im Vorzimmer zog mich der Profeſſor noch bei Seite, drückte mir die Hand und wünſchte mir mit der ſchlichten Treuherzigkeit ſeines Weſens Glück, daß Alles gut abgelaufen. Er habe, ſagte er, noch Vieles für mich auf dem Herzen, auch über den Orden, dem ich mich angeſchloſſen, freilich ganz unter uns. Er nannte die Geſellſchaft Jeſu ein Kriegsinſtitut; ein ſolches paſſe aber nicht mehr in Friedenszeiten, und Frieden müſſe die Kirche ſchließen. Man wußte, daß Ganganelli ſchon als bloßer Franciscaner gegen die Jeſuiten, ihre Herrſchſucht und ihr Miſſionsweſen eiferte. „Der Orden", ſagte er, „iſt zur Bekämpfung der Proteſtanten geſtiftet worden. Jetzt aber ſteht die Kirche mit den Proteſtanten auf leidlichem Fuße. Wir wollen ſie gewinnen, — nicht bekriegen und niederwerfen. Wir bedürfen einer ganz andern Gemeinſchaft edler und feiner Köpfe, einer Friedensgeſellſchaft, einer Congregation zur Verbreitung der Menſchenliebe, eines Ordens von Brüdern —"

„So ſeid Ihr Freimaurer!" rief ich lebhaft, ihn unterbrechend.

„O, ich bitte, ſprecht mir das Wort nicht aus!" ſagte Ganganelli. „Waghalſige Thorheiten überlaſſ' ich den Schülern Loyola's. Mögen Andere die Kaſtanien aus dem Feuer holen oder, wie ſie's nennen, den Stein der Weiſen ſuchen. Ich für mein Theil bin römiſcher Prieſter!" Er verbeugte ſich mit einer Handbewegung und ſchritt durch eine Seitenthür ſeinen Weg weiter, als ich vor den Prunkgemächern und vor dem Mann der Schweizergarde ſtand, der mir bis zur Treppe des Vatican das Geleit gab. —

In welches Gewirr der Parteiungen bin ich gerathen! Sie können ſich nicht zum Wohl des Ganzen die Hände reichen. Papſt Benedict iſt mild und freundlich, aber er belächelt weiſe jeden Verſuch zur Reform der Kirche. Ganganelli iſt aufgeklärt, aber er weiſt alle Gemeinſchaft mit dem Orden Jeſu von ſich. Und Dieſer, der ſich mit den Bedürfniſſen und dem Fortſchritt des Jahrhunderts einläßt, will die Welt doch erſt knechten und beherrſchen, um ſie dann von altem Aberglauben und Gewiſſenszwang frei zu machen! — Da wird denn wohl der Nothſchrei der Völker erſchallen müſſen und eine Gewaltthat des Umſturzes dem zukünftigen Zeitalter für die Menſchheit Bahn brechen.

Wie ich in das Profeßhaus zum „Gran Geſù" und in meine Wohnung zurückkehrte, fand ich Pirro gegen ſeine Gewohnheit ſchon anweſend. Er pflegte ſonſt, bis die Sonne ſank, am Strande zuzubringen; er ſtellte ſich dann regelmäßig, wie ich ihm dies zur Pflicht machte, bei mir ein, und wir ſaßen oft noch die halbe Nacht, er redſelig und mir ſeine Erlebniſſe des Tages erzählend, ich meinerſeits bedacht, Ordnung in ſein Denken und Fühlen zu bringen. Es war das, wie mir ſchien, die geeignetſte Art, ihn zuerſt für die Cultur der Menſchen zugänglich zu machen, um ihm dann unvermerkt und langſam die Grundwahrheiten aller Religion zu erläutern.

Er ſaß auf ſeinem Lager zurückgelehnt, ſein Geſicht in die Kiſſen gedrückt. Wie ich zu ihm trat, richtete er ſich auf, ſah mich finſter an, lachte wild auf und warf ſich wieder zurück Geronnenes Blut klebte ihm auf Stirn und Wange.

„Pirro, was iſt geſchehen?" rief ich, ihn mit beiden Händen ergreifend.

„Eine kleine Katzbalgerei, hat nichts zu ſagen!" entgegnete er mürriſch, — „oder wenn Ihr wollt, ernſt genug: ein Religionskrieg; ſie haben mich bei Angioletta angeſchwärzt und verdrängt!"

Ich wußte, daß er ein Mädchen am Strande lieb hatte, eine Fiſcherin, die an der Tiber Netze ſtrickte und feilhielt, während ihre Brüder Tages über auf den Fang gingen. Ich hatte das Mädchen geſehen, mit ihr geſprochen und ein artig ſtill in ſich vergnügtes Weſen in ihr gefunden. Von dieſer Liebesneigung, die in Pirro erwacht war, hoffte ich für ihn das Beſte, das Heilſamſte: Fügſamkeit gegen die Sitte des Volkes, gegen die herrſchenden Meinungen der Welt, denen man ſich nicht ungeſtraft entzieht. Wenn er, um ſich mit ſeiner Geliebten auf gleichen Fuß zu ſetzen, auf dieſe Weiſe und aus dieſem Beweggrunde römiſcher Chriſt wurde, ſo war der große Streit ſeines Lebens, dem er für ſich allein nicht gewachſen war, ausgeglichen, mein Miſſionswerk an ihm ohne viel Zuthun meinerſeits vollführt.

Nur mit Mühe erfuhr ich von ihm den Vorgang, der das Verhältniß geſtört. Mit großer Schlauheit hatte er ſich den religiöſen Uebungen der Fiſcher, ohne Aufſehen zu erregen, bisher zu entziehen gewußt, ſich in der Stunde, wenn das Ave Maria läutet und Jeder an ſeine Bruſt ſchlägt, unter irgend paſſendem Vorwande ferngehalten. Armes Volk iſt nicht argwöhniſch gegen einander; nur über Mein und Dein entſpinnt ſich ihr Hader. So hatte Pirro eine ganze Zeit lang ohne Anſtoß unter den Leuten am Strande verkehrt und war faſt zu den Ihrigen gerechnet. Erſt den Luchsaugen der Eiferſucht, der Eiferſucht eines Nebenbuhlers, der ſich um Angioletta's Gunſt betrogen ſah, gelang es, in Pirro verdächtige Abſonderlichkeiten zu entdecken. Man hatte ihn belauſcht, wie er ſich bei'm Herannahen eines Prieſters mit dem Allerheiligſten, das einem ſterbenden Schiffer gebracht wurde, in jäher Haſt und ungebährdig bei Seite geſchlichen; man hatte herausbekommen, daß es mit ihm nicht ganz richtig ſei. Das Mädchen, das ihn wirklich liebte, hatte ihn unter Thränen beſchworen, mit ihr zum Pater zu gehen und, falls es bei ihm haperte, in aller Eile, eh' es die Brüder entdeckten, ein ordentlicher Chriſt zu werden. Da hatte Pirro gelacht, aber nicht im böſen, ſondern im guten Sinne, fröhlichen Herzens, um das Mädchen zu tröſten, wie er meinte, und geſagt, er ſei kein Heide, und einem braven Jungen würden und könnten die Heiligen nicht gram ſein, auch wenn er ſich nicht um ſie bekümmerte. Die Sippe des Mädchens aber verſtand das übel und nahm es für Spott. In der ganzen Fiſcherſtadt wälzte ſich das Gerücht wie eine Lawine in den Bergen heran, ein waldenſiſcher Ketzer wolle Angioletta freien. Wie man ihn bei ihr fand, ihn zur Rede ſetzte, habe er, wie er erzählte, zu Anfang ganz glimpflich ſeinen Glauben vertheidigt: erſt als man ihn beſchimpft, habe er ſeinem alten Groll Luft gemacht. Als man Miene gemacht, ihn zu faſſen, ihn in's Kloſter zu den Patres zu ſchleppen, da habe er allerdings zum Meſſer gegriffen und ſich durchgeſchlagen, ein armer Sünder gegen Viele!

In den ſtillen Abendſtunden, die ich mit Pirro in meinem Zimmer verlebt, hatte ich es nicht an ernſter Zuſprache fehlen laſſen; hatte gehofft, ihn wenigſtens für die fromme Sitte des Volks, mit dem er hier lebte und leben wollte, fügſam zu machen. Der harte Trotz des unzugänglichen Gebirgsmenſchen hatte nun ſogar ſein Herzensglück verſcherzt, um auf ſeinen Sinn zu beſtehen. Weinend und lachend, die Welt und ſein Geſchick verwünſchend, nach Angioletta rufend und ſie doch wieder mit ihrem Wahn laut verſpottend, mitten unter einem Strom von Thränen ſeine poſſenhafte Wuth an ſich ſelber auslaſſend: ſo ſaß und lag er nun auf ſeinem Bett, ein armes

Opfer des Widerſtreites unüberwindlicher Mächte. Seine Wunden im Nacken und am Kopfe brachen wieder auf; ich verband ſie nach Möglichkeit; auch waren ſie ungefährlich und oberflächlich. Wie ſich die wilde Natur in ihm erſchöpft hatte, fiel er in einen tiefen Schlaf, wie es mir ſchien in den Schlaf der robuſten, unverwüſtlichen Geſundheit.

Aber dem war nicht ſo. Mitten in der Nacht, — ich war auf meinem Lager ruhig eingeſchlummert, — ward ich durch ein Geräuſch im Zimmer aufgeſchreckt. Der Mond ſchien hell durch's Fenſter; auf dem Simſe aber ſtand bei geöffnetem Flügel Pirro's Geſtalt, mit dem einen Fuße ſchon außen nach einem Haltpunkte tappend, während er, das Geſicht nach oben geſtreckt, mit beiden Händen in die hellen Streifen des bleichen Nachtgeſtirnes griff. Ich ſtürzte auf den Nachtwandler zu, ergriff ihn mit beiden Armen und zog ihn in's Zimmer zurück. Wie ich ihn laut bei ſeinem Namen rief, ſchreckte er zuſammen, fiel rückwärts zu Boden, ſtarrte mich grell an und ſchlug krampfhaft mit den Gliedern um ſich.

Der Lärm hatte meinen Diener aus dem Nebengemach herbeigerufen. Mit deſſen Hülfe brachte ich den Armen auf ſein Lager zurück, verhüllte die Fenſter und blieb bei angezündeten Kerzen wach, auch als er von neuem in Schlaf verſank.

Mochte das Mondlicht, obſchon ich es abgeſperrt hatte, doch ſeine Wirkung üben: nach einer Stunde erhob ſich der Schläfer von neuem auf ſeinem Lager kerzengerade in die Höhe, aber er ſchien ſanft und geduldig bleiben zu wollen. Wie ich ihn ſcharf in's Auge faßte, ſah auch er, von der Macht des Blickes wider Willen beherrſcht, mich unverrückt an, winkte mir zu und gab mir in Gebährden das Verlangen zu verſtehen, die Kerze näher zu haben. Wie ich ihm den Leuchter dicht vorhielt, ſtarrte er in die Flamme und nickte dann lächelnd. „Giuſeppe,“ flüſterte er, „ich will Dir auch ein Licht aufſtecken, aber ein Licht der Wahrheit! Dein Weib Mormona, das ſie jetzt in den Himmel erheben, haben ſie erſt getödtet, heimlich vergiftet, um ſie nun anbeten zu können. Pſt! Ruhig! Ich weiß es, ſie iſt mir im Traume erſchienen und hat mir's geſagt.“

„Unglücklicher! Welcher Wahn, welche Lüge!“ rief ich.

„Ich — Unglücklicher?“ ſagte der Nachtirre, „Du biſt der Beklagenswerthe! Und ſie werden Dir auch noch das Kind Mormona's, den Knaben Saverio, heimlich abthun!“

Wie ich ihn ſchüttelte, um ihn vom Geſpenſt des traumhaften Wahngebildes zu befreien, wachte er auf, faßte mit beiden Händen in mein Haar, glotzte wild drein und ſtieß ein grelles Gelächter aus, daß die Wände im Raum widerhallten. Ich glaubte nicht anders, als daß ſeine Tobſucht ein Anfall von Raſerei war. Nur mit Mühe wurde er von uns beſchwichtigt; gegen Anbruch des Morgens ſchlief er wieder feſt und geſund.

Der Diener hatte mir Stillſchweigen über die nächtliche Scene angelobt; ich machte jedoch oft genug die Erfahrung, daß der Menſch, dies Mittelding von Thier und Geiſt, in religiöſen Scrupeln kein Gelöbniß, kein Verſprechen kennt und achtet.

Pirro ſchlief bis in den vollen Tag hinein; dann ſtand er auf, aß und trank und ſchien die Vorgänge der Nacht vergeſſen zu haben. Nur Angioletta's Verluſt warf einen Schatten der Traurigkeit über ſein Weſen. Gegen mich war er lieb und gut; ſeine kindliche Natur bezwang den Kobold in ihm bei wachen Sinnen. Ich hoffte, ſein Paroxysmus würde mit dem Schleier der Nacht bedeckt bleiben.

Vierzehntes Capitel.

Donna Carlotta auf der Villa des Cardinals.

Pirro's Verhalten war von der Art, daß ich ungehindert meinen Obliegenheiten nachkommen konnte. Die Feier der Beatification war angeſetzt; Tags zuvor ſollte ich noch beſonders dem Vorſtande der Propaganda meinen Beſuch machen.

Cardinal Rezzonico war ein Freund und Gönner der Geſellſchaft Jeſu. Bei deren Zerwürfniß mit dem oberſten Haupt der Kirche, einem Zerwürfniß, das ſich bis auf die Leitung der Congregation erſtreckte, war der Cardinal der Vermittler zwiſchen der Curie und dem Orden. Nach den Statuten der Propaganda mußte der Papſt wöchentlich einer Sitzung der Congregation beiwohnen; Papſt Benedict ließ ſich durch einen Vicar, durch Cardinal Rezzonico, vertreten.

Monſignore hatte mir den Tag, aber nicht die Stunde bedeutet, wo er mich auf meiner Villa empfangen wollte. Ich kam früher dort an, als man Beſuch anzunehmen pflegte. Eminenz, hieß es, ſei noch nicht aus der Stadt zurück. Man wies mich auf den Garten an und ich wandelte durch die wunderbar wechſelnden Gehege bis zum Apennin, der dieſe reizende Schöpfung begränzt. Von einem Bachustempel auf einer mäßigen Höhe überblickte man das Panorama dieſer Zaubereien, zu denen die Reize aller Zonen ſich vereinigen mußten. Der Garten vereinigte en miniature den Charakter aller Himmelsſtriche. Aus dem grauen Schatten eines Oelwaldes tauchte eine Meierei auf mit Gebäuden nach Schweizerart. Von einer Felſenpartie blickte eine gothiſch-mauriſche Ruine herab mit halbzerſtörten künſtlichen Thürmen und Mauern. Aber auch dieſe Trümmer ſchienen wohnlich eingerichtet und belebt. Das Ufer am See drüben bot den Anblick eines neapolitaniſchen Fiſcherdorfs; Netze ſtanden ausgebreitet, einige weibliche Geſtalten in entſprechender Tracht ſchaukelten ſich in einem Boote. Aus dem Verſteck tropiſcher Gewächſe ragte mit ſeinen geſchweiften Spitzen und Glockenthürmchen ein chineſiſcher Pavillon hervor. Monſignore wollte vielleicht alle dieſe fernen Himmelsſtriche, die für den Glauben gewonnen werden ſollten, als Vorſtand der Propaganda ſich jeden Tag vergegenwärtigen; er überſah in ſeiner Villa gleichſam zum Spiel die ganze Welt in partibus fidelium et infidelium.

Als ich aus dem Schatten eines vielverſchlungenen Laubganges trat, der mit ſeinen labyrinthiſchen Pfaden irreführte, ſah ich mich plötzlich wieder an den Eingang, auf eine Terraſſe dicht an der Villa verſetzt. Ich ſtand betroffen ſtill; unter der Pergola, auf ſeidenen Polſtern, wie ein Paſcha auf ſeinem Divan, ſaß der Cardinal. Drei junge Damen, ihrer Tracht nach die Bewohnerinnen der verſchiedenen Partien und Anlagen des Gartens, umgaben ihn. So eben aus der Stadt von ſeinen Functionen zurückgekehrt, ſaß er noch halb und halb im amtlichen Koſtüm, in geſtickten Schuhen und Strümpfen. Die Eine der Damen, als Chineſin zu dem Glockenthurm gehörig, hatte ihm den Mantel abgenommen. Die Zweite, ein lächelnd friſches Kind, mit Strohhut und Bändern, das Schweizer Milchmädchen aus der Meierei, zog ihm ſcherzend und tändelnd die Ringe ab, die er über den violetten Handſchuhen trug. Die Dritte, in gothiſch ſpaniſchem Ritterkleide, ſtand abgewendet, den Kopf in die Hand geſtützt, am Geländer der Pergola; ſie ſchien an dem Geplauder der Gefährtinnen, die den alten Herrn zu erheitern trachteten, nicht Theil zu nehmen.

Die Gruppe war zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, um mich ſofort wahrzunehmen. Ich wollte eilig in's Gebüſch zurücktreten, als die kleine Schweizerin meiner anſichtig ward, aufſprang und mit beiden Händen die Zweige zurückſchlug. „Heiliger Joſeph!“ ſchrie ſie, „der Abbé der Waldenſer!“ Dann legte ſie lachend den Zeigefinger an den Mund, ſprang bei Seite in's Gebüſch und ſuchte ihr Gelächter zu erſticken.

Monſignore hatte ſich erhoben und trat mir mit dem Willkommengruß entgegen, bevor ich Worte fand, meine zudringliche Störung zu entſchuldigen. „Unſer Graf aus den Bergen von Piemont! Willkommen, Signor Giuſeppe della Torre!“ ſagte er mit der Liebenswürdigkeit des behaglichen Oberhauptes im Familienkreiſe; „ſeht, ſeht, Ihr loſen Kinder! verplaudern wir hier die Zeit, während unſere werthen Gäſte ſchon kommen!“

Ohne merkliche Spuren des vorgerückten Alters ſtand die freundlich würdevolle Geſtalt des Mannes mit jener vornehmen Haltung vor mir, der es zugleich bequem iſt, auch herablaſſend und wohlwollend zu ſein. Die Chineſin war mit dem Mantel Sr. Eminenz der Schweizerin nachgeeilt, und nur die gothiſche Dame, die Dame im altſpaniſchen Coſtüm, ſtand noch neben uns, als er mich mit den Seinigen bekannt machen wollte. „Signora Carlotta, die eine meiner Nichten!“ ſagte der Cardinal. Ich dachte Augenblicks für mich: Das Zeitalter der Nepoten hat aufgehört, aber Nichten ſcheinen noch Styl zu ſein! Es lag jedoch im Benehmen des Cardinals ſo viel offene natürliche Harmloſigkeit, ein Gemiſch von väterlicher Fürſorge und Oberhoheit, daß jeder Argwohn ſtrafwürdig ſchien.

Ich hatte Platz nehmen müſſen an der Seite des Mannes, während die Donna wieder am Geländer lehnte. Monſignor war freundlich genug, von meinen Studien, von den Zwecken zu ſprechen, die mich nach Rom geführt; er ſprach auch von den Schickſalsfügungen meines Hauſes mit theilnehmender Wärme. Es giebt freilich eine bloße Höflichkeit des Herzens, die der Diplomat und der Weltmann mit der Sicherheit ſeiner gefälligen Lebensformen zu vereinigen weiß. Ich fühlte mich verſtimmt, als der Mann von meinem Verdienſte ſprach, der Kirche Roms eine Seele zugewendet zu haben.

„Ich muß mein Verdienſt dabei bezweifeln,“ ſagt' ich, „ein

Weib, das mich liebte, hat ſich ohne mein Zuthun zu dem Glauben bekannt, dem ich angehöre.“

„Ohne Euer Zuthun, ſoweit Ihr Euch deſſen bewußt ſeid!“ fiel der Cardinal ein. „Wer will Glück und Verdienſt ſcheiden! Eine Waldenſerin, die Euer Weib war, wurde römiſch und dieſe Thatſache hat man bei Eurem Empfang im Collegium gefeiert.“

„Die Thatſache“, ſagt' ich, „iſt freilich wieder als ungewiß erſchienen, da Mormona's Beichtvater ihre Seligkeit bezweifelte.“

„Dafür wird ſie nun im Sanct Peter beatificirt!“ ſagte der Kirchenfürſt, als wenn ich der Begütigung benöthigt ſei.

„Schlimm genug, daß es deſſen bedarf!“ warf ich zwiſchen. Der Cardinal ſah mich ungewiß an. „Schlimm genug!“ wiederholte ich. „Engel Gottes behüteten meines Weibes Herz Zeit ihres Lebens, Engel Gottes, liebliche Genien der heitern Luſt am Daſein, ſpielten um ſie her, ein Cherub der Liebe und Unſchuld hielt Wache an ihrem Grabe. Wir aber, die wir ſie erſt todt vor uns ſehen mußten, um an die Heiligkeit ihres Lebens zu glauben, wir, die wir das lebendige Leben kreuzen und knechten und nur den todten Leib erhöhen und anbeten: wir ſind die von Gott und ſeinen Boten des Lichts und der Liebe Abgefallenen. Während die Fittige des Himmels um Mormona's Seele ſchweben, hat man hier den Verſuch gemacht, die Rechtmäßigkeit ihrer Ehe, die Rechtmäßigkeit ihres Kindes in Zweifel zu ziehen!“

Der Cardinal wurde unruhig; der Widerſinn, den ich ihm nahe rückte, beläſtigte ihn. „Ich dächte, der Orden hätte Euch genügend geſchützt, Graf La Torre," ſagte er nicht ohne Empfindlichkeit. „Mit der Feier des morgenden Tages wird ſchließlich das Schickſalsvolle geſühnt, das auf Eurem Hauſe nach dem Glauben Eures erlauchten Vaters laſtet. Ein gläubiges Gemüth wie das ſeinige hat das Recht, auch ſeine Scrupel gelöſt zu ſehen. Der Geiſt der Ketzerei in Eurem Hauſe wird mit der Seligſprechung der Waldenſerin geſühnt; dieſer Geiſt der Ketzerei müßte denn wider Erwarten und unverſehens weiter wuchern, wo wir es nicht hoffen und wünſchen!"

Er war mit dieſen Worten, die er nicht ohne ſchärfere Betonung ſprach, aufgeſtanden und verließ die Pergola, mit gnädiger Handbewegung mich zum weitern Verkehr der Dame Carletta überweiſend. „Eine Socia, Sodalin Eures Ordens!" flüſterte mir der Prälat lächelnd zu, als ich ihm einige Schritte zur Terraſſe das Geleit gab und mich verbeugte.

Eine Schülerin des heiligen Loyola im ſpaniſchen Ritterkleide! „Signora," ſagt' ich, „auf der Villa Sr. Eminenz ſcheint das ganze Jahr über Carneval zu ſein!"

In dem Augenblick ſprang die Donna Swizzera wieder aus dem Gebüſch unter die Pergola mit ſuchenden, fragenden Blicken, eilte jedoch, als ſie des Cardinals nicht mehr anſichtig ward, augenblicklich in's Verſteck zurück.

„Die Schweizer Donna", ſagt' ich, „hat vielleicht allerlei Mährchen von den Köhlern in den Bergen Piemonts gehört. Vielleicht ſind die Waldenſer für die Kinder in Rom eine Art

Popanz, mit dem man ſie ſchreckt? Und ein Miſſionär, ein Abbé für das arme Volk in den Höhlen und Schluchten meiner Heimath zu ſein, mag allerdings der vornehmen und hohen Welt ziemlich lächerlich erſcheinen. Der Ruß meiner Köhler daheim iſt aber ächt, gegen die Schminke, in der ſich das allerchriſtlichſte Rom gefällt. In ihren rauhen Widderfellen würden ſie falſche Kleider verſchmähen. Hier freilich auf Monſignore's Villa ſcheinen Schäferſpiele im Geſchmack von Verſailles nach der Schule der Pompadour an der Tagesordnung zu ſein!“

Die Röthe, die plötzlich auf des Mädchens Wangen ſtieg, ließ mich den Spott meiner Worte bedauern. Carlotta ſenkte ihr Haupt, als müßte ſie mir die Bewegung, die in ihr vorging, verbergen. „Es iſt ſo viel Lüge in der Welt,“ ſagte ſie mit beklommener Miene, „daß man nicht weiß, wo man anfangen ſoll zu ſtrafen, Signor, wenn bereits der loſe Uebermuth eines Kindes Euch verletzt.“

In dem dunkeln, unruhig flammenden Auge des Mädchens lag ein Schmerz, dem es Mühe zu machen ſchien ſich zu verheimlichen. Die ſcharf hervortretenden Züge ihres Antlitzes ließen auf ſchmerzlich frühe Reife mitten in der Zeit der Blüthe ſchließen. Die erſte Friſche des Mädchenalters war aus dieſem jugendlichen Antlitz gewaltſam verſcheucht. Man war ungewiß, ob man eine Tochter Roms vor ſich ſah; die tiefere Olivenfarbe der Wangen erinnerte an's Morgenland. Das goldene Diadem, das ihre Stirn umzog, gab ihr das Gepräge einer Fürſtin des Orients, die auf den Trümmern ihres Glücks ſchon in jungen Tagen ſitzt und ſtumm vor Stolz ihr Weh verheimlicht. Der goldglänzende Schimmer in ihrem dunkelbraunen Haar machte ſie zu einer Geſtalt, wie ſie Meiſter Tizian in ſeinen Bildern liebt.

„So viel Lüge in der Welt?“ wiederholte ich prüfend ihre Worte.

„Signor,“ ſagte ſie, „ich kenne die Geſchichte Eures Lebens!“ Sie war mit dieſen Worten an mich herangetreten und lehnte, ohne mich anzublicken, mit aufwärts geſchlagenem Auge, ihre Hand auf meinen Arm. „Ich kenne die Geheimniſſe Eures Schickſals“, ſagte ſie, „ich weiß, daß dieſe Welt in ihrer Eitelkeit und Sünde, in ihrem Stolz und Prunk viel zu tief verloren iſt, um ein gottgeweihtes ſtilles Leben in ſeiner Wahrheit und Reinheit zu begreifen. Dieſe gleisneriſche Lüge möchte gern Alles überdecken und ausgleichen, weil ſie zu ohnmächtig iſt, die Schmerzen der Welt auf ſich zu nehmen.“

Ich erſchrak vor dem Ausbruch ihrer Worte; ſo befremdend war mir Carlotta's ganze Erſcheinung. Wie ich ihre Hand ergriff, den Blick ihres Auges, den ſie mir entzog, ſuchte, trat der Cardinal mit ſeinen Gäſten unter die Pergola.

Es waren neben mehreren weltlichen Würdenträgern auch Geiſtliche in verſchiedener Ordenstracht, nicht blos in der Robe, die ich ſelber trug. Der jüngere Theil der Geſellſchaft wurde von den beiden Damen, der Chineſin und der Schweizerin, in Anſpruch genommen.

„Ich muß Euch“, ſagte der Cardinal, auf mich zuſchreitend, „mit einem recht munteren Arbeiter im Weinberge des Herrn bekannt machen, Graf La Torre. Er iſt keiner von den Idealiſten, kein Clauſulant in der Sophiſtik der Kathederweisheit, aber dafür auch kein Finſterling nach Art gewiſſer düſterer Mönche, die nur mit Gewaltſamkeit das Reich Gottes fördern wollen, ein Bruder, der mit einer geſund natürlichen Derbheit die ihm fehlende Feinheit der Doctrinen erſetzt, ganz kürzlich von einer Miſſion in Mexico zurückgekehrt."

Es war der mir ſchon bekannte germaniſche Bruder Broccardo, der in den Sälen der Propaganda mein Führer geweſen. Er begrüßte mich als alten Bekannten, Confrater und Socius. Wie die Dienerſchaft auf der Pergola an kleinen Tiſchen vertheilt den Abendimbiß auftrug, war der wackere Deutſche alsbald recht fleißig dabei, dem Falerner aus dem Keller des Cardinals zuzuſprechen. Der Rebenſaft entband ſeine ohnedies nicht ſtark gefeſſelte Zunge. Bei der ſteigenden Vertraulichkeit ſeiner Rede war er bald der Mittelpunkt des Kreiſes. Er erzählte von den Abenteuern ſeiner letzten Reiſe, von ſeinen „Geſchäften" in der Verbreitung des Glaubens; der Bettelmönch, der in ihm ſteckte, kam in allerlei Capucinaden zum Vorſchein.

„Ja, ja, mein beſter Confrater," ſagte Burkhart zu mir gewendet und ſein Glas ſchwenkend, „da drüben jenſeit des Oceans hat man alle Hände voll zu thun; aber es ſcheffelt auch! Man bemüht und barmt ſich da nicht ab um den Gewinn einer einzelnen armen Seele; man gewinnt ſie da heerdenweiſe."

„Ei, ei, mein guter Bruder," ſagte der Cardinal mit ſtrafendem Lächeln, „wenn Ihr heerdenweis für das Reich Gottes werbt, ſo verſetzt Ihr Euch wohl in die Zeiten des Carolus Magnus zurück, der eine eigenthümliche Manier hatte, die Heiden zu taufen!“

„Nun ja,“ ſagte der deutſche Bruder, „er trieb die Sachſen heerdenweis in die Elbe, da ging's auf Commando, und wer nicht untertauchte: Kopf ab! Man war in Sachen des Heils noch nicht ſo ſpinös und ſcrupulös wie heutzutage die tüftelnden hochgelahrten Herren als Miſſionäre. Es waren ſchöne Zeiten für die Propaganda, als man die Menſchen haufenweis, ganze Völker gleich, aufnahm in den Schooß der Kirche. Glaubt es nur, ein Schaf iſt in der Heerde beſſer zu hüten, es läuft da mit! Und im hohen eiſigen Rußland läßt ſich das Geſchäft auch noch in Reih' und Glied abmachen. Kopf hoch, Kopf nieder! wird commandirt, und dann geht's ſtrich- und colonnenweiſe, das erſte Glied wird „Peter!“ das zweite Glied „Paul!“ getauft et voilà tout.“

Wie Einzelne in der Geſellſchaft, während Andere lachten, den Scherz mißbilligten und die Stirn runzelten, fuhr Broccardo fort: „Nichts für ungut, hohe Herren! Ich will damit nicht ſagen, daß nach ſolcher Chriſtenbeſcheerung im Ganzen und Großen nicht noch hinterher Seelſorge und Unterricht nöthig und heilſam ſei! Man hilft und beſſert nach, wie man, iſt einmal der Guß des Metalls geſchehen, auch noch die Feile anlegt. Aber ich meine nur, das Chriſtenthum ſolle nicht blos Eigenthum der Erleuchteten, der Einſichtigen, vom Himmel Bevorzugten ſein; es iſt auch Sache des armen Volkes, das die ſublimeren Wahrheiten unſrer geheiligten Religion nie verſtehen wird und dennoch theilhaben ſoll und muß an der allgemeinen Gnadenſpende!“

„Sehr wahr!“ ſagte der Cardinal, froh, dem anſtößigen Bekenntniß eine gute Wendung abgewinnen zu können, „das Chriſtenthum muß den Völkern auch unverſtanden zur Sitte und Gewohnheit werden. Der Miſſionär darf nicht lediglich auf die vollendete Einſicht und volle Reife des Proſelyten warten. Auch wer blos an den äußern Formen der Kirche theilnimmt, hat ſchon Theil an deren innern Segnungen.“

„Wie wollten wir ſonſt die Kindertaufe rechtfertigen!“ rief man ihm beiſtimmend zu. „Wir nehmen den lallenden Säugling auf in die Gemeinſchaft der Gläubigen, in der Zuverſicht, das kaum erwachte Leben werde nach und nach zum Bewußtſein des chriſtlichen Inhaltes heranreifen!“

„Pater Breccardo“, ſagte Jemand im Kreiſe, „hat auf ſeiner letzten Miſſionsreiſe Abenteuer erlebt, die an's Mährchenhafte grenzen.“

„Gar nicht mährchenhaft!“ eiferte der deutſche Bruder, „ich bin gewürdigt worden, unſerer geheiligten Religion einen indiſchen Kaziken zu gewinnen, der bei den Gebeinen ſeiner Väter ſich verſchworen hatte, nie Chriſt zu werden. Unfern der mexicaniſchen Grenze liegt der Wohnſitz meines Indianerhäuptlings. Er verſpottete alle Höllenſtrafen, blieb gegen alle Verheißung paradieſiſcher Freuden widerſpänſtig. Er war ein ſo luſtiger Teufel, wie je einer in einer Rothhaut ſteckte; wie denn der Teufel, dies ſei für meine ehrenwerthen Confratres in der Miſſion bemerkt, nicht lediglich für ſchwarz zu nehmen iſt, er tritt in allerlei Farben auf und iſt für die Neger weiß zu erachten! Wie ich an das Hoflager meines Vizlipuzli kam, trat ich zunächſt als Handelsmann auf; ich brachte den Tauſchhandel in Blüthe. Die kleinen Bedürfniſſe der Cultur, wohlbemerkt, müſſen Bahn brechen zu weiteren Bedürfniſſen, und das Wahre kommt dann oft wie der Dieb in der Nacht. Die vielen Weiber des Kaziken waren wie die Raben über die kleinen Schmuckſachen her und ſaßen mir auf, Tag für Tag. Ihm ſelbſt aber war wenig anzukommen. Sonſt hat man doch ſchon manchem Indianerſtamm begreiflich machen können, daß das Chriſtenthum die indianiſchen Gottheiten nicht gradezu verwerflich findet, ihnen nur höhere Namen und beſſere Eigenſchaften beilegt. Man kann dem Sonnenanbeter ſagen, die Sonne ſei im Grunde als allbelebende Macht ein Gott Vater. Den Feueranbetern läßt ſich begreiflich machen, es gebe auch ein geheimes, unſichtbares, die Welt mit wahrem Lebenshauch erfüllendes Feuer, heiliger Geiſt genannt. Und Denen, die zum blauen Sternenhimmel beten, kann man vorſtellig machen, dieſer Himmel ſei ja eigentlich der blaue, ſilbergeſtickte Mantel der Mutter Gottes."

„Wenn dann nur nicht Alles zum Poſſenſpiel wird!" ſagte ich unwillkürlich halblaut vor mich hin. Carlotta ſtand mir gegenüber; ich fühlte den Blick ihres Auges, der mit ſeinem ſchweren Gewicht auf mir ruhte.

Die peinliche Stille, die auf mein hingeflüſtertes Wort in der Verſammlung folgte, wurde vom Cardinal unterbrochen. Auch ihn verletzte die naive Offenheit des Redenden; er mahnte ihn an den Ernſt der Sache, um wenigſtens den Anekdotenkram des Miſſionärs zu beſchränken.

„Verzeihen Eminenz, ich meine nur ſo von ungefähr,“ fuhr Broccardo fort, „man vertauſcht den Heiden die Objecte ihrer Anbetung, um ſie nach und nach an's Glaubensheil unſrer Kirche zu gewöhnen; anders kommt man ihnen nicht bei, man muß ſchmuggeln und Tauſchhandel treiben, um ihnen ihre Götzen langſam und unmerklich in Heilige zu verwandeln. Allein mein Teufelskerl von Kazike verachtete ſeine Götzen, ſagte, ſie dürften nicht muckſen, wenn er ihnen hinreichend Futter vorwerfe, ja, er prügele ſie, wenn ſie ihm nicht zu Willen wären. Was da zu machen? Er glaubte nur an böſe Mächte, an gar keine guten Götter. Na wart' nur, dacht' ich, du ſollſt ſchon dran glauben! Er ſchwur hoch und theuer, nie Chriſt zu werden. Was gilt die Wette? ſagte ich. „Eine Tonne Goldes,“ ſagte er, „die ſetz' ich ein, und du deine Naſe!“ — Topp, ſagte ich, vedremo!“

Der Cardinal war bei Seite getreten, um nicht Zeuge des Beifalls zu ſein, den der poſſenhafte Erzähler erntete. Von den ältern geiſtlichen Herren wendeten ſich einige lächelnd, andere zürnend ebenfalls ab, verließen die Pergola und folgten dem Cardinal. Um ſo mehr drängten einige jüngere Abbés, Liebhaber luſtiger und galanter Hiſtörchen, den deutſchen Bruder, mit ſeinem Spaße herauszurücken, den er ſelbſt ernſt genug zu nehmen ſchien. „Eine Tonne Goldes eingeſetzt?“ rief man lachend, „und gegen Eure Naſe? wie?“

Burkhart machte ein Geſicht, in welchem ſich pedantiſche

Ehrbarkeit und Schelmerei den Rang ſtreitig machten. Er zögerte, ſeine Erzählung von der ſeltſamen Bekehrung des Kaziken zu beenden; aber man benahm ihm die Furcht, Aergerniß damit zu erregen; war es doch nur noch ein Haufe heiterer Lebemänner, die um ihn ſtanden und lüſtern waren auf Spaß und Scherz. „Eine Tonne Goldes alſo, oder Eure Naſe?“ hieß es von neuem.

Burkhart fuhr flüſternd fort: „Wie es ſich um meine Naſe handelte, mußt' ich ſchon ein Uebriges thun. Ich nahm die Weiber vor, die der ſchönen Sächelchen wegen mir ſchon gewogen waren. Das Frauenzimmer iſt allerwegen, auch wenn es kupferroth, fuchsfarbig iſt, ein Gemüth wie Wachs; es kommt nur darauf an, wie man's knetet. Jede nahm ich beſonders in's Gebet und machte ihr ganz privatim die Offenbarung, daß das Weib dem Manne ebenbürtig, nicht ſeine Sklavin ſei; das Chriſtenthum dulde nicht die Vielweiberei! Ein Weib, dem Manne gleich und ihm zur Seite geſetzt als ſeine zweite Hälfte: das ſei bei uns Geſetz! Dies zündete; Jede dachte nun als Chriſtin die ausſchließliche Frau Kazikin zu werden; ſie ließen ſich alle einzeln, jede mit ihren Kindern taufen. Mit allen zu Hauſe trat ich dann Nachts an des Kaziken Lager und vollzog die Taufe an ihm; der Geiſt würde ſchon nachkommen, wußt' ich. Wie er aufwachte, bezeugten es Alle, er ſei über Nacht Chriſt geworden. Er lachte und meinte, er hätte nichts gemerkt. Ich ſagte ihm, da ſei er nicht der Einzige; auch den Kindern geſchäh's im Schlafe. Er ſagte, er wiſſe dann nicht, was die Kirche an ihm gewonnen. Eine Tonne Goldes, ſagt' ich, und meine Naſe! Von den Weibern macht' ich ihm den Vorſchlag, die Eine ſich an die rechte Hand, die Anderen ſich an die Linke trauen zu laſſen. Iſt auch ſchon dageweſen in der chriſtlichen Welt! Nur war die Wahl ihm ſchwer, und mitten drin mußt' ich fort über die Grenze nach Paraguay, wo es für uns böſere Händel giebt. Am Hoflager des mexicaniſchen Häuptlings habe ich wenigſtens die Bahn gebrochen, ländlich, ſittlich. Ich erlaube mir, auf das Wohl meines Kaziken und ſeinen Fortſchritt in der chriſtlichen Wahrheit mein Glas zu trinken!"

Ein ſchallendes Gelächter war der Erfolg der Capucinergeſchichte des deutſchen Bruders. Von den höheren Prälaten waren nur wenige Ohrenzeugen geweſen; andere hatten nur mit halbem Ohr hingehört, um über den luſtigen Schwank nicht richten zu müſſen. Mich aber befiel es ſchwer und heiß, wenn ich bedachte, in welchen Händen hier die Sache Gottes ſei! Wenn Chriſtus wiederkehrte, die Welt der Menſchen, den Schauplatz ſeines Wirkens von neuem beträte: wie würde er zur Geißel greifen müſſen, um die Vorhalle ſeines Tempels zu reinigen!

Die Stimmung der Geſellſchaft ward immer ausgelaſſener. „Ja, ja, mein beſter Confrater im Herrn, Graf La Torre," rief Pater Burkhart herüber, „Ihr wollt nicht mit mir anſtoßen auf meinen Kaziken, traut alſo dem Frieden nicht! Ja, kommt nur mit mir nach Deutſchland, da fehlt's nicht an Arbeit. War lange Zeit mit Pater Guarini in Dresden. Da mußte man ſchon den Schöngeiſt machen, um zu effectuiren. Anderwärts geht man mit den Spießen zu Biere."

Ich ſtand auf und ſagte mit mehr Eifer und Bitterkeit, als hier gut ſchien: „Ich beneide Euch nicht um Eure Triumphe in der Verbreitung unſerer geheiligten Religion, geize nicht nach ſo glänzenden Erfolgen.“

„Nu, nu,“ eiferte Burkhart, „ich weiß ſchon, Ihr treibt die Sache con amore und ganz im Stillen. Habt da einen närriſchen Kauz von Waldenſer bei Euch und ſcheint an der armen Seele recht gründlich zu manipuliren. Der Junge lief mir neulich in den Weg, ſchien ganz verbieſtert. In der Fiſcherſtadt erzählt man ſich allerlei ärgerliche Dinge von ihm. Wie weit ſeid Ihr denn mit dem Ketzer?“

Aller Blicke waren jetzt auf mich gerichtet, während die ältern Herren ſich wieder zu uns geſellten und auf die Pergola traten. Ich hatte die Sache zum Ernſt gewendet und trug nun ſelbſt die Schuld, Rede ſtehen zu müſſen. „Mein werther Pater,“ ſagte ich ausweichend, „wir nehmen die Sache ſo grundverſchieden, daß wir uns ſchwerlich einigen können.“

Er drängte jedoch; und da ich ſeine Art, Heiden zu bekehren, verwarf, ſollte ich ihm meine Methode lehren. Der Cardinal trat hinzu und gebot mir allen Ernſtes, über meinen waldenſiſchen Genoſſen als Seelſorger zu berichten. Ich war betroffen, aber ich ſammelte mich und gab meinen Gefühlen der Empörung vollen Ausdruck.

Ich begann: „Die Wahrheit, dünkt mich, hochwürdige Herren, die Wahrheit iſt ein Samenkorn, das oft den ganzen Winter in der Erde überdauert. Auch irrt man wohl, nimmt man die Sache bei Ketzern ſo leicht wie bei Indianern. Denen können wir die heidniſchen Religionsbegriffe in's Chriſtliche überſetzen, ihnen die Sonne, wie der heitere Pater ſagte, als Gott Vater deuten, den großen Geiſt, zu dem ſie beten, als den heiligen Geiſt der Kirche, den blauen Sternenhimmel als den Mantel der Mutter Gottes. Sagt mir aber doch, mein ehrenwerther Bruder, wie Ihr hier zu Lande einem Ketzer beikommen wollt! Ein Ketzer iſt kein Heide, iſt ſchon Chriſt, nur kein römiſcher. Er glaubt ſchon an Gott Vater, an den Sohn vielleicht mehr als wir, denn er hält ſich mit Leib und Seele an deſſen Wort und verwirft, was nicht in der Schrift ſteht. Er hält ſich für berechtigt, auch vom Kelche zu trinken, weil Chriſtus ſelbſt ihn den Seinigen gereicht, vierzehn Jahrhunderte hindurch auch der römiſche Laie vom Blut des Herrn getrunken hat, bis man ihm entzog, was Chriſtus Allen gab. Wie wollt Ihr ihn widerlegen, beruft ſich der Ketzer auf Gottes Wort? Wie dann?“

Eine tödtliche Stille lag über der Verſammlung; ich ſah blaſſe Geſichter, begegnete erſchrockenen Mienen. — „Wer ſagt das? Ihr oder der Ketzer, den Ihr bekehren wollt?“ rief eine Stimme aus dem Hintergrunde.

„Er ſagt noch mehr,“ fuhr ich fort, „der irrende Ketzer, den ich bekehren ſoll, deſſen Stimme ich hören muß, wenn ich ihn widerlegen will! Der Athem Gottes durchdringt das Weltall. Welt und Natur ſollen nicht verdammt, ſie ſollen durchdrungen und geheiligt werden vom Geiſt. Die Ehe iſt ein Sacrament; ſie heiligt die Natur im Menſchen. Warum aber iſt der

Prieſter vom Segen dieſes Sacramentes ausgeſchloſſen? Ich frage, der Ketzer fragt, er beruft ſich auf das Wort Gottes!“

Die Verſammlung war von ihren Sitzen aufgeſprungen und ſtürmte durcheinander. Einige ſtarrten mich ſprachlos an, in Anderen machte ſich der Zorn in Gebährden Luft. „Iſt das ein Mitglied der Geſellſchaft Jeſu?“ hörte ich mehrere Stimmen durcheinander. — „Um Gott, mein Sohn, Ihr rüttelt an den Grundſäulen der Kirche!“ rief der Cardinal, der zu mir getreten war und ſchmerzlich ſeine Hand auf meine Schulter legte.“

„Eminenz,“ ſagt' ich, „gern und vollſtändig ſag' ich mich von der Propaganda des Glaubens los, wird ihre Erniedrigung, wie ſie hier laut wurde, gutgeheißen. Gern und vollſtändig ſag' ich mich von einem Orden los, der in einem ſeiner Mitglieder die Profanation ſeiner Zwecke duldet!“

Ein dumpfes Gemurmel von Verwünſchungen folgte. „Er iſt reif zum Ketzer!“ hieß es laut, „er ſtößt die Dogmen der Kirche um!“ — Ich glaubte mich plötzlich unter Ketzerrichtern aus der Zeit der Dominicaner. Aber ich wollte ihnen die Spitze bieten. Warum ſollte ich hier meine Ueberzeugungen verleugnen, nachdem ich ſie am Fuß von Petri Stuhl, vor Papſt Benedict und im Beiſein Ganganelli's frei und ungeſtraft ausgeſprochen?

„Ich ſtoße kein Dogma um,“ rief ich, und bezwang damit auf Augenblicke den Tumult. „Das Tridentiner Concil, auf das wir uns immer berufen, hat die Rechte des heiligen Vaters und der Hierarchie feſtgeſtellt, aber das Dogma nicht erledigt.

Entziehung des Kelches und Prieſterehe ſind keine Dogmen, mit denen unſere Kirche ſteigt oder fällt, ſind nur Verordnungen der Disciplin, die ein früheres Jahrhundert für ſich als nöthig erachtete. Noch auf dem Tridentiner Concil trat ein geiſtlicher Mann, Auguſtin Baumgartner, Bayerns Abgeſandter, als Vertheidiger der Prieſterehe und des Abendmahls in beiderlei Geſtalt auf. Die Kirche, meine Herrn, hat ſeine Forderungen nicht bewilligt, aber ſie hat ihn nicht verdammt!“

Der kaum beſchwichtigte Sturm brach von neuem los. „Iſt das des alten La Torre Sohn, der Graf aus Piemont?“ ſchrieen Mehrere. „Ein Philoſoph iſt unter uns! Der Abbé der Waldenſer mit der Philoſophie der rußigen Köhler und Savoyarden! — Mitten im Schooße der Kirche Ketzerei!“ ſo ſcholl es von andern Seiten. Vergeblich trat der Cardinal in den Kreis der Tobenden: „Werthe Herren,“ eiferte er mit Wort und Hand, „wir halten hier kein Concil, ſind hier unter uns; ein hingeworfenes Wort ſei kein ernſter Zankapfel!“ Der Aufſtand ſchien jedoch allgemein; Viele der Anweſenden zerſtreuten ſich eilig in die Gehege des Gartens.

Mich hatte unverſehens, wie ich allein ſtand, eine weiche, glühende Hand erfaßt, die mich aus dem Tumult unter der Pergola in einen ſicheren, dem Lärm entrückten Schattengang zog. Es war Carlotta. „Wo führt Ihr mich hin, Signora?“ fragt’ ich. Sie hielt an und ſtand mir gegenüber, Aug’ in Auge, meine Hand heftig an ſich preſſend. Eine fieberhafte Bewegung hatte ſich des Mädchens bemächtigt, eine zitternde Haſt lief über ihr Antlitz, wie ſie jetzt meine Hand freigab und mich mit der Angſt eines gequälten Herzens anſah. „Giuſeppe La Torre!“ ſagte ſie, „Ihr ſeid gefährdet, Eure Freiheit, Euer Leben ſteht auf dem Spiel. Man wird Euch vor Gericht ſtellen, über jedes Eurer Worte wird die Inquiſition Rechenſchaft fordern!“

„Ich werde auch dann“, war meine Entgegnung, „offen ſein und mich zu rechtfertigen wiſſen. Ich werde ihnen, was ich für Wahrheit halte, nicht ſchuldig bleiben, und bin begierig, wie weit ihr Witz und ihre Pfiffigkeit reicht, mich zu widerlegen.“

„Man wird Euch nicht widerlegen,“ flüſterte Carlotta, „man wird Euch Gewalt anthun!“

„Ich muß auch das erwarten,“ war meine Erwiederung. „Vielleicht wenn ſie morgen das Feſt der Beatification meines Weibes feiern, ergeht über mich zugleich, der ich ſie zum rechten Glauben bekehrt haben ſoll, in den Kerkern der Inquiſition ein Ketzergericht?“

„In Euren Empfindungen, in Euren Gedanken,“ ſagte Carlotta, „feiert die unterdrückte Wahrheit, die verſtoßene Natur ihren Triumph. Ein Held werdet Ihr daſtehen.“

„Ein Märtyrer wollt Ihr ſagen, Signora? Helden der Kirche können nur Märtyrer ſein. Aber dies Geſchlecht iſt zu feige, um Märtyrer zu machen, dies Jahrhundert erträgt keine Helden, die im Feuer ihren Glauben erhärten, es ſpinnt Ränke, es kämpft und ringt nicht. Sie werden es nicht wagen, die Schrecken des alten Fanatismus aufzubieten, ſie ſind nur noch die Schatten ihrer ſelber. An Drohungen wird es nicht fehlen, wohl aber am Muth, der ſelbſt zur Grauſamkeit noch gehört. Man kann in dieſem thatenloſen Jahrhundert auch nicht mehr ſterben für eine heilige Ueberzeugung!"

„So ſoll man für ſie leben!" rief das Mädchen. „Ihr werdet als Sieger über Welt und Menſchen triumphiren, aber noch iſt die Zeit nicht gekommen!"

„Mich gelüſtet nicht nach Siegen!" ſagt' ich trüb und ſchwer, „der Preis meiner Kämpfe liegt bei den Todten. Wer will mir das Grab öffnen, mir die Geliebte wieder lebendig machen?"

„Aber die Todten ſind nicht todt für uns!" rief Carlotta. „Ihr Geiſt lebt in uns fort, der Geiſt der geſtorbenen Mormena hat noch zu fordern von Euch, hat keine Ruhe, bis ihre Sache als ein Recht der Menſchheit, als eine Forderung der Natur ſiegreich durchgedrungen ſein wird!"

„Ich will die Sache der todten Mormena führen!" ſagte ich und hob meine Hand zum Himmel. Carlotta ſtreckte, ſeltſam ergriffen, ihre Rechte ebenfalls in die Höhe, als wollte ſie den Schwur mir abnehmen, ihn mitſchwören. Sie lehnte ihr Haupt an meine Schulter, ihre ganze Geſtalt zitterte und drohte zuſammenzuſinken, ſo daß ich ſie halten und ſtützen mußte.

Erſt jetzt befiel mich der Sturm ihrer Aufregung mit der ganzen Gewalt einer dunkeln Furcht. Ich richtete ſie auf, ich ſtarrte ſie an. Ihr Auge flammte bald auf, bald fuhr ihr Blick ſcheu zu Boden. „Signora," ſagt' ich erſchrocken und befremdet, „Ihr wißt um meines Weibes Glauben? Und wollt

Mormona's Sache zu der Eurigen machen? Ihr, die Nichte eines Cardinals?“

„Ich bin es ſo wenig,“ rief das Mädchen in irrer Angſt, „ſo wenig, als ich zu dieſer Welt des Scheins und der Lüge gehöre. Ich verachte die Formen, hinter denen ſich ein falſcher Inhalt birgt. Ja, Signor, auch ein Weib kann als freies Weſen fühlen, auch eine ſchwache Frauenſeele die Bande der Gewohnheit, die Ketten der Sklaverei zerbrechen. Ich gehöre einem Volke an, das jahrhundertelange Knechtſchaft gezeichnet hat, einem Volke, in welchem ſich die vornehme Chriſtenheit in Spott und Schmach das Abbild ihrer eigenen Verlorenheit geſchaffen hat. Ich will ſie von mir ſtreifen, die falſchen Bande, die gegen Natur und Menſchheit ſind, abthun den Schimmer und den Glanz, den Hochmuth und die Lüge!“

Ich ſah ſie zögernd an, ungewiß, wie leicht ein gequältes Frauenherz die Grenze berührt, wo Schmerz Irrſinn wird. Plötzlich ſtürzte ſie, wie ich ſchwieg, mir zu Füßen und umfaßte mein Knie; ich war unfähig ihr zu wehren, ſie zu beruhigen. „Ich will Euch folgen!“ rief ſie, „Eure Sache, Eure Lehre ſoll die meinige ſein. Erbarmt Euch meiner, rettet mich vor Schmach und Sünde!“

Ein Strom von Thränen entlud ihr gequältes Herz; ſie zitterte ſo heftig, daß ich die Wankende mit beiden Händen faſſen und halten mußte. — Die Dämmerung war während deſſen eingebrochen; es war ſtill um uns, nur der Abendwind flüſterte in den Oliven. Wie Stimmen und nahende Tritte im anſtoßenden Laubgang hörbar wurden, ſchreckte ſie auf, ſah mich mit der ganzen Gluth ihrer aufgeſtörten Lebensgeiſter verworren an und ſtürzte, einem geſcheuchten Reh gleich, in das Gebüſch, das ſie meinen Blicken entzog.

Nicht ſeine Nichte? dacht' ich ſtill für mich, vielleicht Tochter? Dann alſo doch immer nur unglücklich, keine ſchuldbewußte Sünderin? — Meine Gedanken verloren ſich in die Gräuel der Vergangenheiten, wo ein Alexander, ein Cäſar Borgia den Stuhl Petri, des Stellvertreters Chriſti auf Erden, mit allen Verbrechen menſchlicher Verworfenheit befleckten. — Matt und gebrochen ſchlich ich durch die Gänge des Gartens, die mich zum Ausgang führten.

Fünfzehntes Capitel.

Beatification und Flucht.

Der Klang der Glocken weckte mich am nächſten Morgen; der Tag der Beatification Mormona's war angebrochen, gegen Mittag die Stunde der Feſtlichkeit in Sanct Peter feſtgeſetzt. — Nach Papſt Benedict's Bulle wurde dort nicht blos jede Kanoniſation, ſondern auch die einfache Seligſprechung vollzogen. Von jener iſt dieſe noch ſehr verſchieden; die Kanoniſation erſtreckt ſich auf die geſammte Kirche, die Beatification hat nur örtliche Gültigkeit; Mormona wurde damit nur die Heilige von Santa Maria und La Torre. O sancta simplicitas! Mir war ſie lebend eine Heilige geweſen! — Jeder Glockenſchlag ſummte mir wehmüthig dieſen Gedanken in meinem Herzen nach.

Im Profeßhauſe war ſchon früh geſchäftige Regung. Alles ſuchte ſein Feierkleid hervor, um dem großen Zuge ſich anzuſchließen. Ich für mein Theil hatte Dispens erhalten; man geſtattete dem Gatten der neuen Kirchenheiligen die Freiheit, ſich ſelbſt überlaſſen zu bleiben. Ungeſehen, unerkannt, unberückſichtigt, wollte ich in der Volksmenge Zeuge der feierlichen Handlung ſein. Ich hätte es nicht über mich vermocht, in dieſem Schauſpiel, und wenn es noch ſo heilig gemeint war, eine Rolle mitzuſpielen. Aber ich mußte es miterleben. Zugleich ſollte dies das Letzte ſein, was mich an Rom band. Meinem Vater hatte ich damit, wie ich hoffte, zur Sühnung des Hauſes genuggethan; ich ſelbſt konnte und wollte nicht länger der Kirche zum Opfer verfallen; die Erklärung meines Austritts aus dem Orden war bereits in den Händen des Generalvicars der Geſellſchaft.

Es war nicht möglich, Pirro zu bewegen, mich nach Sanct Peter zu begleiten. Der Verluſt Angioletta's hatte ihn ſtill und ſtumm gemacht; er hatte ſich ſogar der Speiſe enthalten und in einem Halbdämmer, der an Stumpfſinn gränzte, Tag und Nacht zugebracht. Wie ich ihm jetzt das Läuten der Glocken deutete, lachte er hell auf und drückte beide Fäuſte gegen die Stirn. „Die Todten ſpricht man ſelig,“ ſagte er, „und für die Lebenden hat man Verwünſchungen und Inquiſition, Meſſer und Gift!“

„Gift?“ wiederholte ich; Meſſer bezog ich auf die Scene am Strande, bei der er ſeine Verwundung davongetragen; „Gift, Pirro, wer hat Gift für uns? Sprich Dich aus, Dein Grimm und Groll macht Dir Hirngeſpinnſte.“

„Ach, ſie werden nicht ruhen,“ ſagte er, „bis ſie der todten Mutter auch noch den Knaben todt in die Arme legen!“

Er ſprach das ſo ruhig und tonlos hin, wie wenn einem

Nachtwandler das Traumbild, das ihn beſchlichen, im Gehirn ſitzen geblieben, ſo daß er es in den wachen Zuſtand mithinübernimmt. „Menſch!“ rief ich, ihn ſchüttelnd, „biſt Du wach oder wieder im Traum?“

Ich redete auf ihn ein, das heutige Feſt ſei von der Kirche gutgemeint; ich hatte ihm erzählt, wie liebevoll der heilige Vater von der Todten geſprochen und die Feier angeordnet, um meinem Vater ein Genüge zu thun.

„Wenn ich Eurem heiligen Vater nur einmal beichten könnte!“ fuhr Pirro auf, „ich wollt' ihm Dinge ſagen, daß ſich — Gott erbarmen ſollte! Aber Gott erbarmt ſich, ein Prieſter nicht!“

„Pirro! Was wollteſt Du ihm ſagen?“ rief ich und ergriff ihn mit beiden Händen. „Papſt Benedict iſt ein milder, freundlicher Greis, ſein weißes Haar würde Dir Ehrfurcht einflößen, auch wenn Du der Gläubige nicht biſt, um ihm die Füße zu küſſen.“

Pirro krampfte die Fäuſte zuſammen und preßte die Lippen übereinander. „Was wollteſt Du ihm beichten? Heraus mit der Sprache!“ rief ich.

Als ob er etwas Unheilvolles in ſeinem Innern ausbrütete, wich er mir aus und ſagte, ſich abwendend: „Nun ich würde ihm ſagen — frommer Vater, würd' ich ſagen, warum erſt todt und dann zu Gnaden aufgenommen? Warum ſoll man nicht bei lebendigem Leibe ſchon geduldet ſein? Angioletta denkt auch nicht beſſer!“

„Alle Welt hier fühlt gleich!“ ſagte ich, „es iſt dies das Gefühl, die Gewohnheit, die Sitte des Volkes!“

„Die Prieſter haben's dem armen Volk erſt eingeredet!“ meinte der Burſch.

„Die Prieſter ſind der Ausdruck deſſen, was das Volk vom Himmel erwartet! Du wirſt weder die Prieſter ändern, noch das Volk! Halte Dich ruhig, oder Du ſtürzeſt Dich und mich in's Verderben!“

„So wie ſo!“ murmelte Pirro, „ſie werden Dich, mich, den Knaben, uns Alle umbringen und dann unſere todten Knochen heilig ſprechen! Muß für Euch Römiſchgläubige nicht Alles erſt todt ſein, eh' Ihr es anerkennt?“

Ich ſah ihn zornig an, und doch trat mir eine Thräne in's Auge. Was der Naturburſche hier ausſprach, einfach hinwarf, war ja der tiefſte, ſchmerzlichſte Inhalt meines Lebens, die Frage: Warum, warum habt Ihr das Chriſtenthum zu einer Religion des Todes gemacht?

Ich rüttelte Pirro und bedeutete ihn, vernünftig zu ſein. „Sei nicht thöricht,“ fuhr ich ihn an, „wir ziehen heim in die Berge, wir wollen dem Knaben Saverio, dem Kinde Mormona's, leben, uns ihm widmen.“ — Es bedrückte mich, daß lange Zeit aus der Heimath jede Kunde ausgeblieben war.

„Wohin gedenkſt Du?“ fragte ich Pirro, als er ſich aufmachte, um das Zimmer zu verlaſſen.

„Jeder geht ſeinen Weg!“ brummte er vor ſich hin, „ſieh Du zu, wie ſie Dein Weib in den Himmel erheben; ich will ſehen, was Angioletta macht. Ihre Brüder ſind beim Feſte, während ſie ſelbſt vielleicht das Haus hütet. Lebe wohl. Jeder geht ſeiner Liebſten nach, — Du Deiner todten, ich meiner noch lebendigen!"

Er ſchlenderte hinaus über den Corridor, die Treppe des Hauſes hinunter und über den Platz. Wie ich ihn ſo ruhig abziehen ſah, dachte ich nicht, daß der Kobold in ihm ſo gewaltſam zum Ausbruch kommen ſollte. —

Die fromme Schauluſt des Volkes drängte in dichten Haufen zum Sanct Peter. Der Strom der Menge trieb mich mit dahin. In einem Winkel der Kirche wollte ich das große Schauſpiel aufführen ſehen, unter deſſen Pracht und Glanz ich noch einmal mein Herz und meine Wünſche für das Leben zu Grabe tragen konnte. Draußen ſtand die Sonne hoch im Scheitel; innen im weiten Raum des Doms waren die Fenſter verhüllt, das zahlloſe Heer der Kerzen mußte mit ihrem magiſchen Schein das künſtliche Dunkel verſcheuchen. Ich hatte mich am Vorſprung eines Pfeilers hingekauert; der Armleuchter erhellte den Platz um mich her, während ich ſelbſt dicht unter ihm im Schatten blieb. In den Gallerien war die ſtolze Pracht der vornehmen Welt verſammelt; unten wogte ab und zu das Volk. Ich hatte den Aufruhr meiner Seele beſchwichtigt; ich wollte das Feſt als eine letzte Buße nehmen, als eine Probe meiner Selbſtbeherrſchung. Als aber die Orgel in Begleitung ſchmetternder Poſaunen ein hohes Siegeslied begann, mußt' ich mit Gewalt beide Hände gegen mein Herz drücken; ich allein unter all' den Tauſenden war der Leidtragende und Niemand wußte, wie verlaſſen und verloren ich mich mitten im Schooß der Chriſtenheit fühlte.

Ein neues Gewühl entſtand in der Menge. Der feſtliche Zug war auf dem Platze angelangt und bewegte ſich jetzt durch das Hauptportal in's innere Schiff der Kirche. Der Säulenſchaft, an dem ich Fuß gefaßt, ließ mich die Scene überblicken. An die Nobelgarde, die in rother Gala mit Hellebarden, geflammten Schwertern und Harniſchen den Zug eröffnete, reihten ſich Abtheilungen aller Orden und Brüderſchaften. Der heilige Vater erſchien auf dem Tragſeſſel im Purpurgewand, mit dem weißen Pluviale auf der Bruſt, der goldnen Mithra auf dem Haupt. Vater Benedict ſah heiter und wohlgefällig auf die ſtürmiſche Menge, der er eine neue Heilige beſcheerte. Der gute Alte, deſſen haushälteriſche Sparſamkeit manchen Luxus der Kirche eingeſchränkt, wollte ſeinen Kindern doch einmal wieder ein Feſt geben; und ſeine Gelehrſamkeit hatte das Ceremoniel bei der Seligſprechung ſinnreich geordnet. So war denn dem Volke, das „Circenſes“ verlangt, auch wenn es „Panem“ nicht hat, ein Genüge geſchehen. Die Kämmerlinge wedelten mit den Fächern von Straußfedern, die Prälaten und Referendarien der Curie trugen die Stangen des Baldachins, die Schweizergarde ſchloß den Kreis hinter dem Tragſeſſel des Statthalters Chriſti.

Du biſt Petrus! erſcholl jetzt der Geſang vom Chor, als der Papſt am Presbyterium hielt. Das Volk, auch die Menge draußen, welche die Hallen nicht mehr faßten, ſtimmte in den Lobgeſang ein; es war jetzt, wo man ihm ein Schauſpiel gab, von der Unfehlbarkeit des guten Alten wieder ganz überzeugt. Am Altare nahm der Papſt die Mithra ab und ſprach ein Gebet; dann hob man ihn auf ſeinen Thronſeſſel. Die Cardinäle nahten zum Handkuß, die Biſchöfe und Aebte küßten ihm die Kniee, die Pönitentiarien der Baſilika den Fuß. Dann ſtimmte der heilige Vater das: Veni, creator spiritus! an. Ein Gebet: Komm zu uns, heiliger Geiſt! thut freilich der Welt tagtäglich noth. Der braune Profeſſor, Pater Giovanantonio Lorenzo Ganganelli, feierlich geſchmückt, trat jetzt als Procurator der waldenſiſchen Maria langſamen Schrittes aus dem Kreiſe der Prälaten und erzählte dem verſammelten, andächtig lauſchenden Volke das Leben der Auserwählten; er rühmte ihren Wandel hienieden, ſprach ſogar von ihrem Verdienſt um die Kirche Gottes, da ſie an einem Gichtbrüchigen Heilkraft geübt, und trug die Bitte vor, ſie ſelig zu ſprechen. Altem Brauche gemäß ließ ſich auch ein Advocatus Diaboli, wie das Volk ihn nennt, vernehmen, ein Widerſacher alles Deſſen, was heilig und gottgefällig iſt. Mormona's Widerſacher hätte ſagen können, ihre Bekehrung ſei aus Liebe zu einem irdiſchen Mann, nicht um Gottes und des Himmels willen geſchehen. Ein Dominicaner hätte ihr ketzeriſch Gelüſt nach dem Kelche des Herrn, ihren Abfall in der letzten Stunde ihres Lebens verdammt. Papſt Benedict's Mantel der chriſtlichen Liebe war menſchlich weit und liebevoll warm. Er gewährte die Bitte des Procurators der waldenſiſchen Maria, er ſprach mit feſter, lauter, freudiger Stimme die Zuverſicht aus, die Wahl der neuen Heiligen werde Gott wohlgefällig ſein.

Alles lag jetzt auf den Knieen, während der heilige Vater den Lobgeſang anſtimmte. Dann ſchmetterten die Poſaunen vom Chor, die Glocken läuteten, das Volk erhob ſich, es wußte jetzt, daß es im Himmel eine Heilige, eine Fürbitterin mehr habe.

Der Papſt war wieder auf den Tragſeſſel gehoben; er breitete, während der Zug ſich von neuem in Bewegung ſetzte, links und rechts ſeine Hände zum Segen über die Menge aus, die zu beiden Seiten, ſo weit es die Schweizer geſtatteten, zu ihm heranwogte. Plötzlich ſtockt der Zug. Dicht am Ausgange des Presbyteriums geſtaltet ſich unter Hin- und Herdrängenden ein wilder Knäuel. Eine kurze, ſtämmige Geſtalt ſpringt unter den Hellebarden hindurch in den Kreis der Wedelträger und ergreift mit kecker Hand das Gewand des heiligen Vaters. Der Tragſeſſel ſchwankt; die ſtürmiſche Haſt, mit der man dem Eindringling wehrt, verurſacht nur noch größere Verwirrung. Papſt Benedict glaubt nicht anders, als daß ein beſonders Hülfsbedürftiger ſo eifrig ſeinen Segen verlange. Er läßt halten; eine plötzliche Stille herrſcht rings im Kreiſe. Der verwegene Menſch, nicht zufrieden mit dem Segen, den der heilige Vater ihm giebt, winkt ihm zu, ihm ſein Ohr zu leihen. Der Papſt neigt ſich gnädig herab. Da raunt ihm Jener mit wilder Gebährde böhmiſche Worte zu. Der Papſt fährt zurück und winkt den Beamten. Sie ergreifen den Frechen, und wie er ſich wehrt, ſtrecken ſie ihn hinterrücks zu Boden. Der gellende Schrei, mit dem er niederſinkt, durchſchneidet wie ein lachender Spott die feierliche Stille.

Das Alles war das Werk weniger Minuten. Meine Pulſe ſtockten; der verwegene Menſch war Niemand anders als Pirro. Nur einen einzigen Blick hatte ich auf ihn werfen können; jetzt verſchlang ihn das Gewühl der Menge, die wie eine empörte Woge über ihn zuſammenſchlug. Die bewaffneten Diener ſchleppten den Frevler nach der Seitenhalle und durch eine Nebenthür hinaus, während der Zug ſich wieder geordnet hatte und ſeinen ungeſtörten Fortgang nahm. Eh' ich mich hindurcharbeitete und den Ausgang gewann, war Pirro längſt beſeitigt; ich erfuhr nichts, als daß ihn die Wache in das nächſte Kloſter abgeführt. „Der Menſch muß der Galeere entſprungen ſein!“ ſagte ein Officier der Schweizer. — „Oder dem Irrenhauſe!“ meinte ein Anderer. Die Trommeln wirbelten, die Kanonen von Sant Angelo donnerten, Erde und Himmel waren in Aufruhr. Ein einzelnes Menſchenleben ließ ſich in dem heiligen Tumult leicht unterdrücken.

Das Kloſter der Barmherzigen Brüder diente zugleich den Sbirren und Polizeiſoldaten zum Wachhauſe. Jeder Feſttag in Rom macht es nöthig, daß man die Straßen ſäubert, durch welche ein feierlicher Zug ſeinen Weg nimmt. Bettler, Kranke und müßiges Geſindel laufen ſonſt in ſolcher Menge zuſammen, daß ſie die Proceſſionen ſtören. Haufenweis bringt man ſie bei den Barmherzigen Brüdern unter und füttert ſie dort, bis der Feſttag vorüber iſt. Was Wunder! daß ſich das hungrige Volk freiwillig einſtellt, um über Nacht verpflegt zu werden.

Vor der Pforte lagerte noch ein Schwarm zerlumpten Geſindels, welches zu bedauern ſchien, daß die Wache nicht Luſt bezeigte, neue Verhaftungen zu machen. Ich klopfte wiederholt, um Einlaß zu begehren. „Ei, Signor,“ rief ein Bube aus dem Haufen, „man hat ſchon genug Spitzbuben, das Haus iſt voll!“ — „Ja,“ ſagte ein mürriſcher Graukopf, „jetzt iſt ſogar der Carneval ſehr arm an Luſtbarkeiten, es geht halt geizig her im jetzigen Regiment. Ehedem ließ man die Juden in Säcken tanzen und hing beim Pferderennen den Thieren brennende Lunten an den Schweif, um rechtgläubige Chriſten zu ergötzen. Heutzutage ſind ſelbſt die Barmherzigen Brüder ſehr ſparſam, und man muß ſchon, wie der waldenſiſche Teufel, einen abſonderlich ſchlechten Streich begehen, um eingeſteckt zu werden!“

In dem Augenblick öffnete ſich das Schubfenſter in der Pforte und das greiſe Haupt eines frommen Bruders wurde ſichtbar. „Laßt ab vom Hauſe des Herrn!“ rief er zürnend, „es wird Niemand mehr aufgenommen — die Suppe iſt alle!“

„Frommer Vater,“ flüſterte ich, „wo iſt der Unglückliche, den die Schweizer vom Sanct Peter brachten?“

Der Alte bekreuzte ſich. „Was geſchieht mit ihm?“ fragte ich. „Er wußte nicht, was er that, ſein Sinn iſt geſtört!“

„Mag wohl ſein, Signor!“ entgegnete der Barmherzige, „er hat Gott geläſtert, die Heiligen verhöhnt, den heiligen Vater beſchimpft.“

„Wahnſinn und Tollheit ſprach aus ihm!“ rief ich.

„Das heilige Amt wird den böſen Geiſt ſchon in ihm erkennen und bannen!“ hieß es, während das Fenſter ſich ſchloß.

Ich eilte nach dem Profeßhauſe, in meine Wohnung. Das

Collegium war noch wie ausgeſtorben; Niemand war vom Feſte zurück, nur die Kranken und die Wächter, die nicht theilgenommen hatten, waren zugegen. Der Pförtner ſagte, ein Bote in der Haustracht der Beamten des Cardinals Rezzonico habe wiederholt nach mir gefragt, ein Schreiben in der Hand, das er jedoch wieder mit ſich genommen. Auch mein Diener war nicht daheim.

Ohne zu wiſſen weshalb, raffte ich in meiner Wohnung Geld und Papiere, das mir Nöthigſte, zuſammen, ſteckte es zu mir und ging nach dem Palaſt des Cardinals. Die Möglichkeit, wie Pirro durch eine mächtige Fürſprache am nächſten Morgen mit dem Rudel Vagabunden heimlich entlaſſen werden könne, wollte mir nicht mehr einleuchten, nachdem man ihn erkannt, das Volk ihn als Waldenſer bezeichnet; dennoch mußte Alles verſucht werden, ihn frei zu machen.

Der Cardinal war von der Kirche gleich auf die Villa gefahren; Niemand im Palaſte wußte von einer Botſchaft an mich. Es dunkelte bereits, als ich vor dem Kloſter der Barmherzigen Brüder abermals ſtand. Der Platz war leer; eine einzelne Geſtalt ſchlich im Schatten der Häuſer auf und ab. Wie ich auf die Pforte zuſchritt, hörte ich meinen Namen flüſtern; ein Diener des Cardinals ſteckte mir haſtig ein Schreiben zu, während er in den Schatten zurücktrat. Ich hieß ihn warten und las; die kleine Lampe an der Pforte war eben hell genug, mit Mühe zu entziffern: „Ihr ſeid gefährdet, Graf Giuſeppe, das heilige Amt tritt zuſammen, um über Euch Gericht zu halten!“ Die Züge der Hand waren weibliche. Wie ich den ſcheuen Diener ſchärfer muſtere, ſeine Hand ergreife, unter der breiten Krämpe des Hutes in ſein Geſicht blicke: ſteht Carlotta vor mir. „Signora, Ihr ſelbſt?“ rief ich erſchreckt. — „Ihr liebt die Maskeraden nicht, Signor Giuſeppe!“ ſagte ſie halb ſchüchtern, halb in dem Ton des Vorwurfs. — „Um Gott, Donna, Ihr habt es gewagt!“ war der Ausdruck meiner Verlegenheit. Carlotta's Zeilen waren das Ergebniß des geſtrigen Tages und deſſen, was ſie vom Cardinal vernommen. Einem Boten hatte ſie die warnenden Zeilen nicht anvertrauen, ſie noch weniger im Collegium mir hinterlaſſen mögen, ob ſie ſchon mit dem Wappen des Cardinals geſiegelt waren. In der Livree des Hauſes war ſie meiner Spur nachgegangen, hatte ſie erreicht, als es dunkelte. Ich drückte ihre Hand an meine Bruſt; ich fühlte die erhobenen Schläge ihres Buſens. „Jetzt ſeid Ihr doppelt gefährdet,“ ſagte ſie raſch und drängend. „Man wird Pirro verhören, ihn zu Geſtändniſſen wider Euch zwingen, ſeine Sache mit der Eurigen vermiſchen. Der Orden ſchützt Euch nicht zum zweiten Male. Ihr müßt fliehen, noch heute Nacht. Eilt nach Civitavecchia, dort liegt ein Schiff nach Genua ſegelfertig!“

„Nicht ohne Pirro!“ ſagte ich feſt und ſicher.

„Es iſt Mormona's Bruder!“ flüſterte ſie, rang nach Entſchlüſſen, ſchwieg und ſann. „Ich bin bereit, laßt mich handeln!“ ſagte ſie plötzlich, wie ein Held, mit der Energie ihrer entſchloſſenen Seele; „der Ring, mit dem ich den Brief an Euch geſiegelt, muß mir Eintritt verſchaffen; Ihr ſeid verloren, wird er nicht frei!“

Sie wies mich ſtürmiſch zurück, ſchlug ungeſtüm an die Pforte und rief, als das Schubfenſter ſich öffnete:

„Im Namen Sr. Eminenz des Cardinals der Propaganda! Hier ſein Siegelring, ich habe eine Botſchaft, welche eilt!“

Der Ring blitzte im Schein der kleinen Leuchte in der Hand des Bruder Schließers; dann öffnete ſich die Pforte, Carlotta trat ein und der Riegel fuhr hinter ihr zurück. —

Es mochte faſt eine Stunde verſtrichen ſein, mir däuchte es eine halbe Nacht, als die Pforte ſich wieder aufthat und im Schein der Leuchte Carlotta in der Haustracht des Cardinals wieder herauszutreten ſchien. Ich ſtürzte herbei; aber die Geſtalt floh, ſie ſprang in weiten Sätzen, wie ein geſcheuchtes Wild vor mir her, bis ſie athemlos zuſammenſank. Ich ſchlug den Mantel, den Filzhut zurück; es war Pirro, den ich mit beiden Armen umſchloß, bis er von der jähen Haſt ſich beſann und mich erkannte. Carlotta war mit dem Wärter zu ihm in's Gemach getreten, hatte denſelben zu entfernen gewußt und die Kleider mit Pirro getauſcht. Es war leicht geweſen, ihn willig zu machen. Sie unterwies ihn, wie er ſich zu verhalten habe, ahmte, wie der Wächter eintrat, ſeine Gebährden nach und warf ſich mit Verwünſchungen auf den Boden, während Pirro in ihrer Tracht entlaſſen wurde.

„Unglücklicher! Was haſt Du in Sanct Peter gethan, verbrochen?“ beſtürmte ich Pirro.

„Verbrochen?“ wiederholte er und ſah mich trotzig an. „Ihr wißt ja, daß ich dem heiligen Vater längſt ſchon gern beichten wollte!“

„Du haſt ihn verhöhnt, beſchimpft!“ ſagte ich.

„Beſchimpft? Heißt die Wahrheit ſagen beſchimpfen?“ erwiederte Pirro ganz feſt und ſicher. „Ich hab' ihm geſagt, ich ſei Pirro, der Ketzer, und glaube Recht zu haben, wenn ich kein Römiſchgläubiger werde. Mormona, meine Schweſter, habe auch den Weihrauch nicht riechen können und all' das Gehabe mit den heiligen Knochen und all' der Verweſung. Auch ſei es nicht wahr, daß ſie römiſchgläubig geſtorben, ſie ſei als Ketzerin geſtorben, obſchon jenſeits im Schooße der Engel geborgen!“

„Mich und Dich wirſt Du in's Verderben ſtürzen!“ ſagt' ich. „Zum Strande gingſt Du; was hatteſt Du in Sanct Peter zu ſuchen?“

Er erzählte in abgebrochenen Sätzen, wie Angioletta, die er in der Fiſcherhütte traf, ihn verſchmäht und verwünſcht, trotz ſeiner Liebesſchwüre. Da mochte es ihn wie Raſerei erfaßt haben, und er war, dem Strome der Menge folgend, nach Sanct Peter gerathen. Erſt in der Halle ſelbſt ſei ihm ſein Unglück wieder zu Kopf geſtiegen, und es habe in ihm laut nach Rache geſchrieen, daß ſie eine Ketzerin ſacrificirten und er, ihr Bruder, Ketzer wie ſie, verflucht ſein ſolle. Da, wie der heilige Vater Glück und Segen ſpendend ſich zu Allen geneigt, habe er den Angriff gewagt und ihm in's Ohr geraunt, was Wahrheit ſei und was die lügneriſche Welt für Hohn genommen und Verbrechen ſchalt. —

Der nächſte Vetturin am Thor hatte uns aufgenommen und führte uns nach Civitavecchia.

Sechszehntes Capitel.

Traum und Liebe; Irrſinn und Schmerz.

Der Seeweg war nach langer Zeit wieder offen, aber der Genueſe, der uns an Bord nahm, mußte auf Depeſchen an die Republik warten, nachdem ich mit Pirro in einer beſonderen Cajüte ſicher untergebracht war. Wir lagen noch den ganzen Tag im Haſen, es dunkelte bereits und es wurde noch immer nicht gelichtet. Aber ſchon der Anblick des Meeres, das Thun und Treiben am Haſenplatz that mir wohl; ich athmete unter dem Volke geſund und frei, mir war als hätt' ich, von Rom fort, die Katakomben eines Grabgefängniſſes hinter mir.

Es mochte Mitternacht ſein, Pirro war in der Koje feſt eingeſchlafen, als ich aufs Deck ſtieg. Nach ſo langer Störung der Schifffahrt bei dem Kriege auf Corſica, war die Zahl der Paſſagiere wie die Menge der Güter gleich groß. Kaufleute vieler Nationen, Armenier, Griechen und Juden tummelten ſich zwiſchen ihren Waarenballen. Man lief vom Strande noch immer ab und zu; der neuen Ankömmlinge war noch immer kein Ende. Hier und da fanden ſich Gruppen zuſammen; der Gegenſtand des Geſprächs, wo es allgemein wurde, war Corſica. An die Ereigniſſe auf der Inſel knüpften die Händler ihre Hoffnungen. Einige von den Soldaten, die als Bedeckung den Schnellſegler begleiten ſollten, hatten früher gegen den König Theodor gefochten, jenen abenteuerlichen deutſchen Baron, der jetzt in Europa von Hof zu Hof betteln ging. Ein alter, ergrauter Kriegsmann, den ſein Stelzfuß dienſtunfähig gemacht, obſchon er noch die Uniform der Republik Genua trug, führte das große Wort vor den Jüngeren, die ſich um ihn gelagert. Er ſaß auf einem Waarenballen und blies den Rauch ſeiner Cigarre gemächlich von ſich, während er mit der Fauſt zur Bekräftigung ſeiner Worte durch die Luft hieb. Die Laterne, die über ihm am Fockmaſt hing, beleuchtete von Zeit zu Zeit ſein wetterbraunes Angeſicht. Er erzählte von Pasquale Paoli, der die Corſen wieder unter ihr altes nationales Panier zuſammengerufen. Der Alte hatte als Genueſe gegen den corſiſchen Helden gefochten und ließ ſeinem Feinde doch eine Gerechtigkeit widerfahren, welche die Kirche Gottes in ihrem Streit gegen ihre Widerſacher nicht immer offenbart. Ein blutiger Vernichtungskampf, wo Fauſt ſich gegen Fauſt waffnet, läßt die Menſchen immer noch menſchlicher ſein, als wo es gilt dem Andern das Heil der Seele, ſeinen Glauben und ſeinen Himmel im Lande Jenſeits ſtreitig zu machen.

„Franzoſen und Engländer“, ſagte der Soldat, „haben ſich ſo lange um Corſica geſtritten, daß kein Menſch mehr wußte, um was es ſich handelte. Corſica wollte ſich von der Republik frei machen: es hatte es blos mit dieſer zu thun. Da kamen die beiden großen Handelsmänner aus dem Norden und machten ein Geldgeſchäft daraus. Allerlei Gauner miſchten ſich in die Sache und der Corſe wußte nicht mehr, wem er ſein Blut verkaufte. Paoli, Sohn eines genueſiſchen Generals, aber ein Corſe von Geburt, hatte endlich den verworrenen Handel geſchlichtet. Kinder! ſagte er zu ſeinen Landsleuten, ein Volk kann nur für ſich ſelber kämpfen! Der Mohrenkopf iſt Euer Panier; unter dem müßt Ihr ſiegen oder ſterben. Franzoſen und Engländer können Euch nur verkaufen. Genua hat Euch regiert, und wenn Ihr frei ſein wollt, ſo zeigt der Welt erſt, daß Ihr der Freiheit werth ſeid! Pasquale Paoli hat Banditen in ehrliche Soldaten verwandelt. Selbſt die Blutrache ſchwören die Corſen jetzt ab und gewöhnen ſich an Zucht und Ordnung. Er hat Schulen geſtiftet und ſelbſt gelehrte Juden zu ſich berufen. Die Juden ſind erſt unter dem Fluch der Chriſtenheit ſchlecht geworden, wie Corſica unter dem Druck der genueſiſchen Knechtſchaft. Gott und alle Heiligen ſollen mich ſtrafen, wenn ich es je vergeſſe, wie der kleine Rabbi Laſſe mich gepflegt und mir Gutes gethan hat, als ich bei den Corſen in Gefangenſchaft ſchwer darniederlag. Ja, ſeht ihn Euch nur an, da ſitzt er auf dem Strohſack und lächelt und will es nicht Wort haben, daß er mich an Leib und Seele gerettet!“

Aller Augen waren auf die kleine Geſtalt eines Mannes in orientaliſchem Gewande gerichtet, der ſo eben ſeinen Platz verließ, um ſich den Lobpreiſungen des Soldaten zu entziehen.

Meine Blicke konnten ihn kaum noch erreichen, wie er ſtill und ſcheu in den unteren Raum hinabſtieg.

„Iſt er Arzt?" fragte ich den Soldaten.

„Alles iſt er, was Ihr wollt," ſagte Dieſer, „ein Mann, der Gott ehrt, die Natur kennt und die Menſchen liebt. Wenn man ihn mit unſern Heiligen in die Wagſchaale legt: er wiegt ihrer ein Dutzend auf. Hat ſeine Weisheit aus dem Orient mitgebracht, kein abendländiſcher Chriſt thut es ihm an Gelehrſamkeit gleich. Dem können ſelbſt die hohen Herren der Kirche nichts anhaben, denn er legt die Hand auf ſie und heilt ihre Gebrechen. Paoli hat ihn zum Vorſteher einer hohen Schule machen wollen, aber es duldet den Mann nirgends lange, er iſt wie ein wandernder Apoſtel. In Rom hat ihn der heilige Vater über ſein Zipperlein um Rath befragt und nach Genua hat ihn jetzt der Doge berufen. Die hohen Herren verſchreiben ihn ſich wie einen Wundermann, und er geht unter Fürſten und Biſchöfen von Hand zu Hand. Nun, ich glaub's ſchon, daß dieſer Jude Wunder thut trotz einem Heiligen. Die chriſtliche Weisheit und die chriſtliche Liebe könnten bei ihm in die Schule gehen!"

Auf der andern Seite des Schiffs zwiſchen Theertonnen und allerlei Geräth ſaß und hing eine ſtiller und ſcheuer plaudernde Gruppe. „Habt Ihr ſchon gehört," flüſterte der Eine dem Andern zu, „was im Sanct Peter zu Rom geſtern geſchehen? Bei hellem lichten Tage mitten im Feſtzuge, von Trabanten umgeben, iſt der heilige Vater meuchlings überfallen, aber — pſt! verſteht mich recht! nicht mit Stilett und

Meſſer, ſondern mit Schimpf- und Schmachworten. Es ſoll ein Teufel von Waldenſer geweſen ſein; die Barmherzigen haben ihn dem Ketzergericht überliefert."

„Nicht doch!" entgegnete ein Anderer, der es beſſer wußte, „der wilde Teufel iſt entwiſcht, oder der Waldenſer hat ſich in ein Frauenzimmer verwandelt."

„In des Teufels Großmutter vielleicht? Oder in ſonſt ein altes Mütterchen?" meinte ein Dritter, „wo er ſelbſt nicht hin will, da ſchickt er ein altes Weib!"

„In ein ganz junges Blut hat ſich der Böſe verwandelt!" eiferte ein Spottvogel, „man ſagt, es ſei eine Cardinalsnichte oder ſonſt etwas vom Palaſt Rezzonico; ſie habe mit dem armen Waldenſer eine Liebſchaft gehabt und wolle ſich nun für ihn ketzerrichtern laſſen."

„Was Liebe nicht kann!" meinte ein Alter, „Eins opfert ſich für's Andere; das heilige Amt ſollte ein Einſehen haben. Der arme Kobold aus den Bergen ſoll ohnedies toll im Kopfe ſein."

„Dann war's nicht barmherzig von den Barmherzigen, ihn der Inquiſition zu übergeben!" ſagte der alte genueſiſche Soldat, der inzwiſchen hinzugetreten war, „toll im Gehirn? Alſo krank, dann gehört er in's Lazareth, und die Barmherzigen thäten beſſer ihn zu pflegen, als ihn auf Tod und Leben zu inquiriren. Da hättet Ihr in Ajaccio ſehen ſollen, wie mein Jude die Irren curirte! Höchſt menſchlich, ohne Feuer und Zangen, rein mit Mondſchein und Handauflegen."

Ich hatte mich ſtill gehalten und dachte nur, welchen Gefahren und welchem Spott Carlotta preisgegeben ſein konnte.

Wie ich das Deck verlaſſen wollte, hatte ſich ein Knäuel Menſchen um die Treppenöffnung, die in den inneren Raum des Schiffes führte, zuſammengeſchlungen, der ſich jetzt eben ſo ſchnell entwirrte und vor einer Erſcheinung, die von unten in die Höhe ſtieg, zurückwich. Es war Pirro, traumwandelnd Vom Mondlicht gelockt, hatte er die Koje verlaſſen und ſuchte mit offenen Augen ſchlafend das Freie. Kerzengerade, ſtarr und ſteif und doch wie geflügelten Leibes, ſtand er bereits auf dem oberſten Waarenballen, winkte Allen, die ihm wehren wollten, ſchwang ſich über alle Hinderniſſe hinweg und ſtieg die Strickleiter hinan, dem Maſtkorb zu. Ich war herbeigeeilt; jeder Verſuch, ihn zu hindern, hätte Gefahr gebracht; der Matroſe, der ihm nachkletterte, konnte nichts als die Sicherheit bewundern, mit der er, das Antlitz zum Monde gerichtet, Hand und Fuß feſt und leicht bewegte. Eine lautloſe Stille lag plötzlich rings auf dem Deck. Und der Traumwandlende ſchien es zu fühlen, daß man ihn beobachtete; er ſtreckte die Hand nach uns aus und ſprach einige Worte, die jedoch vom Lärm der Brandung und dem Rufen am Strande übertönt wurden. Dann ſtieg er ebenſo behende und vorſichtig herab. Ich bedeutete die Leute, den Armen ruhig gewähren zu laſſen. Er ſtand jetzt auf dem Bugſpriet; ich war dicht unter ihn getreten, jede Bewegung, die er machte, verfolgend. „Hört, hört!“ rief er laut mit weinerlicher Stimme, „Allen ſoll vergeben werden, nur den Lügnern nicht! Selig ſollen Alle ſein, nur Die nicht, die Seelen kaufen! Ein Prediger in der Wüſte bin ich gekommen, Euch von oben die Wahrheit herunterzubelen; denn bevor die Steine predigen werden, müſſen die Dummen reden, da die Klugen dieſer Welt verſtockt ſind. Fluch Denen, die die Wahrheit nicht hören wollen! Wehe auch Dir, armer Giuſeppe, der Du die Wahrheit hörſt und ſie doch verfälſcheſt. Sie haben Dir Dein Weib geraubt und rauben Dir den Sohn. Fälſcher, Täuſcher, Lügner zur größern Ehre Gottes!"

„Hör' auf, Unglückſeliger!" rief ich überwältigt und meiner nicht mehr mächtig. Mit einem gellenden Schrei erſtarb plötzlich ſeine Stimme; die Traumkraft, die ihn gehoben, ſchien nachzulaſſen, und er glitt ſchlaff zwiſchen den Tauen herab auf's Deck. Wie ſeine Füße hart aufſtießen, wachte er vollends auf, ſtürzte zurück, raffte ſich in die Höhe, ſtarrte die Umſtehenden an und ſchrie mit dem Ausruf eines wilden Thieres: „Verrath, Verrath, die Schergen des heiligen Amtes!"

Ich hatte mich auf ihn geworfen, rief ihm ſeinen Namen jetzt in's Ohr, um ihn völlig zu wecken. Er ſchleuderte mich mit Rieſenkraft von ſich, ſtürzte jedoch ſelbſt rücklings nieder und ſchlug mit Händen und Füßen um ſich, während ſeine Augen wilde Flammen, ſeine Lippen weißen Schaum ſprühten. „Er hat das böſe Weſen!" flüſterte die Menge und ſprang auseinander, während ich mit ihm ringend am Boden lag. „Ruft den weiſen Doctor, holt den Rabbi herbei!" rief der alte Soldat. Einige herzhafte Seeleute banden dem Armen Hände und Füße, um ihn vor ſich ſelbſt zu ſchützen.

Wie ich, von der Anſtrengung erſchöpft, mich vom Boden erhob, ſtand der kleine Rabbi ſchon unter uns, kniete zu dem

Unglücklichen nieder, breitete ſeine Hände über ihn und beſtrich ihm mit einem ſtählernen Stäbchen Stirn, Bruſt und Leib.

„Ruhig, ruhig, verſtörter Geiſt!“ ſagte der Alte, legte dem vor ihm Liegenden beide Hände auf die Magenhöhle und bändigte die Tobſucht des Unglücklichen, wie man wilde Thiere zähmt, mit feſtem, ſcharf durchdringendem Blick, Aug' in Auge. Er flüſterte dann ſtill für ſich ein Gebet, warf das Obergewand ab und arbeitete mit beiden Händen ſtrichweiſe auf den Körper des Armen ein. Dieſer verſank alsbald in tiefen ruhigen Schlaf. „Nun in die Cajüte!“ ſagte der Rabbi und machte die nöthige Anordnung. Ich folgte, ihm dankbar die Hand drückend. Unten blieb er noch bei dem Schläfer, ihn emſig beobachtend, und wiederholte das Streichen mit den Händen.

„Er hat Furcht vor dem heiligen Amt!“ ſagte der Rabbi, wie er Miene machte uns zu verlaſſen. Ich ſah ihn erſchreckt an. „Nur ruhig!“ ſagte der Alte, „haltet ihn hier im untern Raum! Mit einem Tollen hat alle Welt Erbarmen, weniger mit einem Ketzer! Doch es wird nicht ſo arg ſein, denk' ich, weder mit dem Einen, noch mit dem Andern.“

„Ihr wißt —“ fragte ich erſtaunt.

„Kann's mir denken, komme von Rom!“ erwiederte Rabbi Laſſe.

„Ihr erfuhrt,“ fragt' ich wieder, „woher? von wem?“

„Bitte!“ ſagte der Rabbi ablehnend, „ein Jude darf Vieles wiſſen, nur nicht woher! Nur ruhig,“ fuhr er fort, zu Pirro geneigt, „jetzt wird er ſchlafen, bis ich ihn wecke; ich denke, ich hab' ihn ſicher in der Gewalt!“

Der Mann hatte ſo viel Geheimnißvolles, daß ich nicht wieder mit Fragen in ihn zu dringen wagte. Der Blick ſeines freundlich milden Auges leuchtete mir noch, als er die Thür der Cajüte hinter ſich zog und leiſe die Stiege betrat.

Ich ſaß und ſann nach über die ſeltſame Heilmethode des Mannes, noch mehr über ſeine Kunde von uns aus Rom.

Pirro lag ſtill und athemlos, der magnetiſche Schlaf hielt Leib und Seele gefangen. In dem Augenblick wurden die Anker gelichtet; wir ſtießen ab vom Lande; ein Halloh jubelnder Stimmen gab uns das Geleit. Kurz vor Abgang waren noch allerlei Nachzügler an Bord genommen, auf dem Decke tobte und ſchwirrte es noch durcheinander; einige Kanonenſchläge am Bord und drüben, dann das Läuten der Glocke und endlich Stille.

Die ſchaukelnde Bewegung wiegte mich langſam ein. Durch das kleine Fenſter warf die Laterne vom Deck ihren ſchwankenden Schimmer herunter; vor meinen dämmernden Blicken liefen die Geſtalten meines Lebens wirr durcheinander. Ich gedachte des Knaben Saverio. Des Hausmeiſters Nachrichten über ihn waren die beſten; der Mann hatte mir bis zur letzten Woche regelmäßig Kunde gegeben; andere als dieſe hatte ich freilich nicht; mein Vater war für mich verſtummt. Wie ich zurückſank, tauchte wie faſt immer, wenn ich den Uebergang zum Schlafe ſuche, Mormona's Geſtalt vor mir auf, diesmal thränenfeucht und vergeblich bemüht, mir freundlich zuzulächeln.

Hat es Dich aufgeſtört in Deinem himmliſchen Schlafe, armer Geiſt? dacht' ich ſtill für mich, aufgeſtört, daß man Dich ſelig geſprochen, und zürneſt Du deshalb? — Ich ſchlief endlich ein; das Auge der Geliebten leuchtete mir weiter im unſichern Lande bunter Träume. Es war mir ſogar, als dränge ſich ihre Geſtalt lebendig an meine Seite, als wehte mir vom Lande Jenſeits der Hauch ihres Mundes entgegen. Und dieſer klopfende Buſen war mehr als Traum; mit ſo heißem Athem der Lippen küſſen Geiſter nicht! „Mormona!" rief ich mit der ganzen Sehnſucht meiner Seele. Ein lauter Schrei war die Antwort auf meinen Ruf. Erſchreckt fuhr ich in die Höhe. Es war völlig Nacht um mich her; die Lampe über mir war ausgelöſcht. Nur mit Mühe beſann ich mich, wo ich war; erſt eine Wendung des Schiffes brachte mich zum völligen Bewußtſein. Auch du ein Träumer! dacht' ich. — Aber das war kein Traum, das war Wirklichkeit geweſen! Der Duft einer lebendigen Geſtalt hatte mich angeweht, mir war, als müßt' ich den Leib noch faſſen können, deſſen warmes Leben ſich aus meinen Armen wand. Ich war aufgeſprungen und taſtete in dem ungewiſſen Dunkel umher. Ich lauſchte; ich glaubte ein raſchelndes Gewand zu hören. Ich rief nach Licht, ich rief Pirro bei Namen. Der Schläfer rührte ſich nicht; aber die Thür der Cajüte war in Bewegung, der leiſe Schritt eines flüchtigen Fußes wurde auf den untern Stufen der kleinen Treppe hörbar. Wie ich darauf hinſtürze, umfaſſe ich die zitternde, ſich ſträubende Geſtalt, die mit einem unterdrückten Schrei zu Boden ſinkt und, mit beiden Armen meine Knie umſchlingend, meine weitere Bewegung hemmt. Ueber uns auf dem Deck ließen ſich die ſchweren Tritte eines Kommenden vernehmen: es war der Matroſe, der am hintern Maſt die Laterne wieder anzündete. Ein Weib, voller Angſt vor Entdeckung, kauerte zu meinen Füßen; das aufgelöſ'te ſchwarze Haar fiel über Kopf und Schultern. Es bedurfte kaum des ſchwachen Lichtſtreifens, der jetzt vom Deck herunterfiel, um Carletta zu erkennen. Der Schreck der Entdeckung bändigte die freudige Bewegung, die ich fühlen mußte, Pirro's Retterin wiederzuſehen.

„Carletta, Ihr hier?“ war mein Ausruf mehr des Staunens, als ſonſt einer Bewegung. —

Sie hatte einen Tag voll Angſt und Gefahr in Rom überſtanden. Auf die Beſchämung am nächſten Morgen, als ſie ſich den Beamten der Inquiſition, die Pirro zu holen kamen, entdecken mußte, folgten Schrecken aller Art. Man hatte es einen Teufelsſpuk genannt, ſtatt des Waldenſers die Nichte des Cardinals im Gefängniß zu finden. Mit der Scheu vor etwas Ungeheuerlichem hatte man ſie nach dem Palaſt Rezzonico geführt, ſie dort bis auf weiteren Befehl in ſtrengem Gewahrſam gehalten. Nicht die Furcht vor Strafe, die Scheu vor Spott und Hohn trieb ſie zu verzweifelten Entſchlüſſen; das Geſtändniß, den Waldenſer befreit, mit ihm die Kleider vertauſcht zu haben, bot für Spötter ſo viel Stoff, hatte ſo viel Beſchämendes, daß ihr mädchenhafter Sinn es nicht ertrug. Es gelang ihr noch vor der Ankunft des Cardinals, aus dem Gemache im Palaſte zu entkommen. Die Kenntniß der Oertlichkeit kam ihr zu ſtatten, ſie gelangte durch eine Tapetenthür, durch ein Fenſter in den Hof. Draußen auf der Gaſſe entſprang ſie den Verfolgern in den Ghetto und rettete ſich dort mit Gefahr ihres Lebens in ein Haus, bis es ihr gelang an den Strand und nach der Hafenſtadt zu kommen; ſie hatte zu den letzten Ankömmlingen gehört, welche die Barke noch kurz vor dem Ankerlichten an Bord gebracht; die Erzählungen der Leute auf dem Deck hatten ſie verſchüchtert und ſo war ſie von einem Winkel in den andern geſchlichen, bis ſie in meine Caüte ſchlüpfte, wo ſie mich ſchlafend fand.

Ein Strom heißer Thränen hieß ſie jetzt verſtummen. Was ſie nach dem Ghetto geführt, auf welchen Schutz ſie dort gerechnet, darüber ſchwieg ſie beharrlich. Auf die beſorgte Frage, welche Folgen ihre Flucht nach ſich ziehen könne, raffte ſie ſich auf, ſah mich an mit dem Schmerz eines geheimen Weh's und faßte krampfhaft mit beiden Händen meinen Arm. „Kannſt Du noch fragen, was mich zu Dir getrieben?“ rief ſie laut weinend. — „Giuſeppe, ſtoß' mich nicht von Dir!“ ſchluchzte ſie, und der ſtolze Bau ihrer Geſtalt drohte ſich aufzulöſen. „Ich habe gebrochen mit der Welt, abgeſchloſſen mit Allem, was hinter mir liegt. Giuſeppe, laß mich Dir folgen, ſei's in die grenzenloſe Weite der Welt, ſei's, daß Du in den ſtillſten Verſteck des Lebens flüchteſt. Laß mich Deine Magd ſein und Dir dienen! Laß uns in die Berge zu den Waldenſern ziehen; ich will ſie lieben, ich will ſie meine Brüder nennen, denn ich weiß, was es heißt zu einem Volke gehören, das der Fluch der Menſchen beladen, ausgeſtoßen, verhöhnt und verſpottet! Aber laß mich am großen Gott nicht verzweifeln und laß uns ſelber groß denken, Giuſeppe, in unſerem Gefühl die Erlöſung von den Schmerzen der Welt finden, aus dem Unglück eine Religion der Liebe ſtiften!“

„O mein Gott!“ rief ich und rang nach Licht und Luft in dieſem Labyrinth der Verwirrung.

„Schäme Dich meiner nicht, Giuſeppe!“ jammerte ſie laut; „daß ich Muth habe, der Welt zu trotzen, hab' ich Dir gezeigt; aber ich habe nicht den Muth, in der Beſchämung vor den Menſchen zu beſtehen. Ich kann nicht nach Rom zurück. Sei Du mein Retter, mein Erlöſer aus der Schmach! Du haſt ein Weib geliebt, das zu den Köhlern der Berge gehörte. Gedenke, daß ihr Werk noch unvollendet iſt. Ich gelobe Dir, Mormona's Sendung zu erfüllen!“

„Stören wir den Schlaf der Todten nicht!“ ſagte ich, „ihre Sache iſt rein von der Leidenſchaft der Sünde.“

Carlotta ſank mit einem leiſen Schrei plötzlich wie gebrochen in ſich zuſammen; dann erſtarb ihre Stimme; die Schläge ihres Herzens ſchienen ſtillzuſtehen. Mich befiel die Angſt, ein Herz geknickt zu haben, deſſen Aufruhr mir gegolten und für deſſen Gefühl kein Echo in mir rege ward. Das Unglück, geliebt zu werden, ohne Gegenliebe zu fühlen, zog wie ein Samum über mich her.

Es war jetzt ſo ſtill im Raume, daß man die Wogen, die an die Planken des Schiffes ſchlugen, einzeln zählen konnte. Der matte Schein der leiſe auf- und abſchwebenden Laterne über uns zitterte über Carlotta's Haar, das, aufgelöſt, ihre ganze, am Boden zuſammengekauerte Geſtalt überdeckte. Wie ich die Hand auf ihr Haupt legte, fuhr ſie zurück und zitterte fieberhaſt in ſich zuſammen. „Carlotta!“ ſagt' ich, mich zu ihr neigend, — „Carlotta! Wie iſt Euch?“ fragt' ich mit der Sanftmuth eines theilnehmenden Herzens.

Sie raffte ſich vom Boden auf, ſchüttelte das Haar von der Stirn und ſah mir, blaß wie ein Marmorbild, ſtarr und feſt in's Auge. Wie ich ſie von neuem anreden, begütigen wollte, winkte ſie mit der Hand zurück, zornig, feſt und entſchieden.

„Laß uns nicht ſo ſcheiden, Carlotta!“ rief ich, „bleib, ſtehe mir Rede, unverſtanden ſoll und kann ich die Wohlthäterin, die Retterin Pirro's, nicht von mir laſſen!“

Sie winkte noch einmal abweiſend; ich ſprach kalt von Dank, wo ſie Leidenſchaft und Liebe gefühlt! Sie ſtürzte die Treppe hinauf und warf die Thür hinter ſich in's Schloß.

In dem Augenblicke, wo ich ihr folgen wollte, regte ſich der Schläfer, der in der Hängematte bisher ruhig gelegen. Ich wagte nicht ihn zu verlaſſen; hier Traumſucht und Irrſinn, dort Schmerz und Sturm: ich ſaß zwiſchen inne. — Ich ſaß und hütete den Schläfer, bis der Tag mit ſeinem Licht heraufzog. Mit dem erſten Strahl der Sonne trat der Rabbi zu uns in's enge Gemach.

Siebzehntes Capitel.

Magnetiſeur und Roſenkreuzer.

„Habt Dank, lieber Meiſter, daß Ihr kommt!" rief ich ihm entgegen. Hinter ihm trat ein Begleiter, die hohe, dünne, knochige Geſtalt eines jungen Mannes in's Gemach, den er mir als ſeinen Gehülfen bezeichnete. „Erlaubt", ſagte der Rabbi, „daß ich ihn theilnehmen laſſe an dem, was uns hier beſchäftigt!"

„Hängt der Fall mit dem Mondlicht zuſammen?" fragt' ich, während beide Männer ſich zu dem Schlafenden wandten.

„Die Sonne beherrſcht das Herz, der Mond das Gehirn!" ſagte der Rabbi, „den Unmündigen und den Tollen giebt's der Herr im Schlaf. Kinder und Narren, wißt Ihr —"

Seine Frage, ob Pirro im Traume von neuem geſprochen, mußt' ich verneinen.

„Ich wußt' es," ſagte der Rabbi, „er iſt ganz in meine Macht gegeben, ihn bindet der Magnet mit ſeiner Kraft. Wenn ich will, kann er uns jetzt Rede ſtehen über Dinge, die ſein

Gemüth bedrücken. Der geſtörte Sinn hat oft dieſe Gabe der Fernſicht und weiß Blitze der Ahnung feſtzuhalten, auf die der ſelbſtbewußte Verſtand, auch wenn ſie ihn in unbewachten Momenten überſchleichen, nicht achten mag. Es iſt kein höherer, kein erleuchteter Zuſtand, in den ſich ein krankhaftes Gemüth verſetzt fühlt; man erwarte keine Enträthſelung der Geheimniſſe Gottes, keinen Aufſchluß über das Jenſeits der Geiſterwelt, wenn uns die Seele im magnetiſchen Schlafe Rede ſteht. Aber eine Schau in die weite Ferne, wenn auch nur dunkel und nicht frei von Täuſchungen, iſt ihr verliehen. Iſt es doch auch dem Thiere eigen, aus der Ferne zu wittern, was ſein Leben ſchmerzhaft bedroht; der Inſtinct hält es in einem tieferen Zuſammenhange mit der elementariſchen Welt. Der Sinn des Naturmenſchen und das Gemüth des Weibes hat oft ſogar ohne allen krankhaften Anreiz dieſe Gabe der Ahnung, die ſich im magnetiſchen Schlafe bis zur Fernſicht ſteigert."

„Meiſter," ſagte ich, „Ihr bedientet Euch zweier Stäbchen, um die geſtörten Lebensgeiſter des Nachtwandelnden zu beſchwichtigen und Euch dienſtbar zu machen!"

„Es bedarf deren nicht," war die Antwort, „bei einem Aderlaß hab' ich die Entdeckung gemacht, daß auch der menſchliche Körper die Kraft beſitzt, die im magnetiſchen Steine ruht. Der Ausfluß des Blutes veränderte ſich, wenn ich mich näherte oder entfernte. Auch im lebendigen Leibe ſind Pole wie im Magnet."

„Man rühmt Eurer Heilkunſt Wunder nach!" ſagte ich.

„Wunder?" wiederholte der Rabbi und ſah den Gefährten lächelnd an, „Wunder können ja doch nur chriſtliche Heilige thun!“

Der Gefährte ſchlug die Augen nieder; erſt jetzt fiel mir die klöſterlich abgezehrte Miene des Genoſſen auf, der im ſtarken Knochenbau ſeines Antlitzes doch zugleich dieſelbe Abkunft mit dem Manne des alten Bundes bekundete.

„Hexerei! wollt Ihr ſagen, Graf La Torre!“ fuhr der Rabbi fort. Mir fiel kaum noch auf, daß er meinen Namen kannte. „Ich bin zufrieden, hält man das ABC meiner Wiſſenſchaft nicht für das Werk des Böſen. Auch iſt die Kunſt ja nicht neu. Euer Paracelſus, Euer Baptiſta van Helmont kannten längſt die magnetiſche Kraft, die im Menſchen ſchlummert. Wer ſie zu wecken weiß, lockert den Verband zwiſchen Geiſt und Leib, macht die Seele vom Körper unabhängig.“

„Gehört das Gebet dazu?“ fragte ich in meiner Wißbegier; „Ihr betetet zuvor!“

„Ich bete nur, um mich zu ſammeln,“ ſagte Rabbi Laſſe. „Das Gebet macht geſchickt, um die zerſtreuten Kräfte der Seele auf Einen Punkt zu richten. Oft genügt ſchon der reine Wille, um ſich eines geſtörten Geiſtes zu bemächtigen. Eben die Kranken ſind es, in denen die Seele auf Augenblicke unabhängig vom Leibe wird, und indem ich ihnen dieſen Zwieſpalt befördere und feſthalte, gebe ich ihnen, iſt die Kriſis vorüber, um ſo ſicherer die verlorene Harmonie zwiſchen geiſtiger und leiblicher Kraft wieder zurück. Auch in dem armen Burſchen aus den Bergen wird dieſe Eintracht, die wir Geſundheit nennen, ſich wieder einſtellen, wenn ſein kranker Sinn ſich mit dieſer Abſchweifung vom verſtändigen und gewöhnlichen Bewußtſein ein Genüge gethan hat. — Ihn quält etwas daheim; nicht blos die Schergen des heiligen Amtes, die Angſt um ein bedrohtes Leben in der Heimath jagt ihm im Traum das Blut in's Gehirn. Was iſt es nur mit dem Knaben, um deſſen Leben ihm bangt?"

Ich hatte kein Hehl, dem werthen Meiſter Aufſchluß zu geben über Mormona's Knaben und Pirro's fixe Gedanken.

„Ich weiß, ich weiß," ſagte Rabbi Laſſe und verſank mit ſeinen Gedanken in den Anblick des Schläfers. Ich wollte erſtaunt fragen: „Ihr wißt?" aber ich unterdrückte die Regung, um jede Störung zu vermeiden.

„Wollt Ihr geſtatten," ſagte der weiſe Jude, „daß ich den irren Geiſt des Schläfers dorthin führe, wo ihn die Angſt der Sorge gebannt hält? Nennt es nicht Mißbrauch ſeiner Lebensgeiſter, wenn ich ihn zwinge, uns über den Schauplatz ſeiner Heimath, über die Menſchen, an die ſeine Furcht ſich klammert, Rede zu ſtehen! Die Natur iſt gütig, wenn auch nicht immer willig!"

In mir ſelbſt ſtieg die Sorge um die Meinigen daheim plötzlich zur quälenden Angſt; ich bedrängte den Alten, ſeine Kunſt ſpielen zu laſſen. Er ſtand und bohrte ſich mit dem Blick ſeiner leuchtenden Augenſterne in die jetzt geſchloſſenen Wimpern des Schlafenden.

„Liegt die Kraft," fragt' ich, „die Kraft, des Schläfers Seele zu regieren, im Auge, Meiſter?"

„Im Auge und in der Hand," ſagte der Rabbi, noch immer willig, mir Rede zu ſtehen, während ſeine Gedanken ſich mit Pirro's Zuſtand beſchäftigten. „Verſucht es nur ſelbſt, Eure Lebensgeiſter mit der ganzen Kraft Eures Willens in die Fingerſpitzen zu drängen, und Ihr fühlt alsbald in den zehn Enden Eures Körpers die ſprühenden Phosphorfunken, die auch in dem Schlummernden, wenn Ihr ſeine Nerven berührt, das verborgene Feuer der Seele entzünden.“

„Sind die Spitzen der Finger“, fragt' ich, „die Leiter der magnetiſchen Kraft?“

Der Rabbi bejahte es. „An dieſen äußerſten Enden des Leibes“, ſagte er, „bilden die Nerven wieder die Kreisform des Gehirns. Drängſt Du in die zehn Spitzen die ganze Kraft Deiner Seele, ſo wirkt die Berührung Deiner Hand magnetiſch. — Jetzt aber, erlaubt!“

Er ſtreckte beide Hände vor ſich aus, als wollte er in den großen Zuſammenhang der Natur hineingreifen. Seine Muskeln ſpannten ſich, ſeine Adern ſchwollen, in ſeinen Augen funkelte ein wunderbarer Glanz. So ſtand die an ſich kleine Geſtalt des Mannes wie aus ihren Fugen gerückt und über ihr Maß hinweg gedehnt vor uns, als er ſich anſchickte, mit der ganzen Gewalt ſeines Leibes ſich über den Schläfer zu breiten. Der Gefährte hatte inzwiſchen, dieſes Momentes gewärtig, Pirro's Kopf in die Lage nach Norden gebracht, in welcher Richtung der Schlummernde, wie die Nadel in der Bouſſole, am ſicherſten der magnetiſchen Wirkung anheimfällt. Pirro's Körper war jetzt ſchräg an die Wand gerückt, die Füße reichten bis auf den Boden hinab. Der Rabbi lehnte ſich jetzt über ihn hin, Fußſpitze gegen Fußſpitze, Knie gegen Knie; ſeine ganze Geſtalt deckte den Knaben. Jetzt ergriff er deſſen Däume, je einen mit ſeiner Hand, und hielt ihn ſo lange feſt, bis ſein Blut mit dem des Schläfers gleiche Wärme hatte. Mit der flachen Hand fuhr er dann über Pirro's Leib hin vom Kopf über die Schultern und Arme, ſetzte den Daumen ein, wo der kleine Finger in der Hand wurzelte, und fuhr immer tiefer hinunter, als wollte er den Körper ſpannenweis ausmeſſen.

Ich ſtand und ſah in ſtiller Erwartung dieſem Thun zu. Der Meiſter gerieth in immer größere Aufregung; alle ſeine Lebensgeiſter waren in ſtürmiſcher Wallung, während er mit den ausgeſtreckten Fingerſpitzen auf den Schläfer hineinarbeitete. Er blickte ihn dabei unausgeſetzt ſtarr an, Auge in Auge, als wollte er die Seele aus ihm herauslocken, ſie mit dem Feuer ſeiner Blicke entzünden. Pirro's Augenlider ſtanden jetzt weit auf, aber nur das Weiße war ſichtbar; der Stern hatte ſich tief nach oben in die Höhlung gezogen.

„Willſt Du fromm und gut ſein?" flüſterte ihm jetzt der Rabbi zu. „Wirſt Du ehrlich und getreu mir Rede ſtehen?"

Pirro öffnete die Lippen, ſeine Stimme klang fremd, von innen heraus, als bedürfe ſie nicht des gewohnten Redeorgans. Er ſperrte und ſträubte ſich eine Weile, als ſuchte er ſich der Gewalt, die über ihn erging, zu entziehen; dann hauchte er leiſe: „Alles will ich thun, Dir zu Liebe!"

„Kennſt Du mich? Was weißt Du von mir?" fragte der Meiſter.

„Ich ſehe nicht Dein Kleid, aber ich ſehe die Geſtalt Deines

Geiſtes!“ ſagte der Knabe. „Dein Herz iſt voll Liebe und Freundlichkeit. Wie ein warmes Bad iſt der Athemzug Deiner Lippen, wie gelindes Oel fließt es durch meine Adern, wenn Du ſprichſt!“

„So folge mir, wohin ich Dich führe!“ ſagte der Rabbi; „richte Deine Blicke dorthin, daheim, wo ſie ruht!“

„Ah!“ hauchte Pirro und dehnte die Bruſt wie erlöſungsbedürftig hoch auf. „Wie ein armer Vogel am Faden flatterte meine Seele hin und her und konnte nicht frei werden von den Feſſeln. Nun Du mich auf Deinen Mantel hebſt, zieht es mich durch die Lüfte hin, hin in den Oelwald, — die Ulmen rauſchen, die Oliven ſtehen trauernd ſtill. Da ſchläft ſie ruhig ſüß, Frieden im Antlitz, und Freude tönt unter den Seligen: Hoſianna in Ewigkeit!“

„Iſt ſie von ihnen vergiftet?“ fragte der Rabbi.

„Nein, nein,“ war die Antwort laut und ſicher; „ſie ſtarb einen ſanften Tod, das Maß ihrer Liebe war voll, der Becher des Lebens ſchäumte vor Freude über; darum ſtarb ſie; freilich klebte am Rande des Kelches ein Tropfen Wermuth!“

„So folge mir jetzt in eine andere Halle!“ drängte ihn der Rabbi.

„Ja, ja, wo die Angehörigen des Hauſes ruhen!“ rief Pirro.

„Alſo in der Gruft!“ fuhr der Rabbi fort. „Steh' mir Rede, was ſiehſt Du dort? — Särge?“

„In der Kirche wird ein Katafalk hergerichtet!“ hauchte

Pirro ängſtlich, „ſie wollen den alten Grafen beiſetzen, der Pendel ſeines Lebens ſtand plötzlich ſtille!"

„O mein Gott!" flüſterte ich und legte die Hand auf mein ſtürmiſch klopfendes Herz.

„Was ſiehſt Du ſonſt noch dort?" fuhr der Rabbi fort.

Pirro machte Zuckungen, als ob ihn die weitere Anſtrengung ſchmerzte. Mitten durch ſein Antlitz lief ein Ausdruck des Widerwillens, er bäumte ſich in die Höhe, ſein ganzer Körper warf ſich in heftigen Erſchütterungen hin und her. Der Rabbi arbeitete von neuem mit beiden Händen auf ihn ein, er bezwang nur mit Mühe den wilden Ungeſtüm. „Rede, gieb Antwort!" rief er, mit dem Schläfer ringend, „was ſchauſt Du noch daheim?" Pirro knirſchte mit den Zähnen und ſchwieg.

„Wo iſt Mormona's Sohn?" rief ich laut in der Angſt meiner Seele. Der Rabbi wiederholte dieſe meine Worte. Pirro ſtöhnte laut auf und machte mit beiden Händen eine Bewegung, die es ungewiß ließ, ob er die Frage von ſich abwehren oder mit dem Hinweiſen auf eine weite Ferne beantworten wollte.

„Iſt der Knabe todt?" rief ich.

Der Rabbi ſchüttelte das Haupt. „Er ſieht ihn nicht!" ſagte er zu mir gewendet.

„Verſchwunden mein Sohn Saverio?" fragte ich zitternd.

„Laſſen wir ihn für heute ruhen!" mahnte der Alte, „er iſt erſchöpft, ſeine Seele hält uns nicht mehr Stand."

Der Meiſter ließ von ihm ab; er ſtrich rückwärts mit der flachen Hand über ihn hin; es war die umgekehrte Bewegung, womit er die aufgeſtörten Lebensgeiſter des Schläfers wieder beſchwichtigte. Pirro ſchloß die Augenlider; er verfiel in einen feſten, ruhigen, von Traumbildern befreiten Schlummer. Der Rabbi war niedergekniet, nicht zum Gebet, ſondern vor Erſchöpfung; dann richtete er ſich mühſam auf, wankte zum Seſſel und lehnte ſich mit geſchloſſenen Augen zurück. Mir blieb die qualvolle Unruhe, nicht zu wiſſen, was hier Wahrheit und was Trug der Sinne, wie weit dem geſtörten Geiſt ein Blick in die ferne Heimath geſtattet war.

„Fraget das nicht!“ flüſterte, als ich dieſer Qual Worte gab, der Gefährte des Meiſters. Der hagere, mönchiſch blaſſe Aſcet ſah mich mit den hohlen, geſpenſtiſchen Augen durchdringend an und führte mich ſtill bei Seite. „Die Erſcheinungen des animaliſchen Magnetismus“, ſagte er, „bringen die ſubſtantielle Kraft und ideale Macht der Seele zum Vorſchein, bringen wenigſtens die feſten Verſtandesunterſchiede von hier und dort, hüben und drüben in Verwirrung. Aber ſicher unterſcheiden wir noch nicht Leib und Seele; auch will uns vom Lande Jenſeits noch kein Geiſt gehorchen!“

Er ſtierte vor ſich hin, als verlangte er, die verſchloſſene Tiefe ſolle ſich mit dem Mittelpunkt der Welt ihm öffnen. „Der Schläfer“, fuhr er, auf Pirro deutend, fort, „wird nun Friede haben; ſeiner kranken Traumſucht, die ihn irre in die Ferne trieb, iſt nun ein Genüge geſchehen. Wenn er erwacht, wird er geſund aufſtehen, die Krankheit von ſich ſchütteln und von ſeinen Traumbildern nichts wiſſen. Wenn Traum und

Wachen ſich ineinander wirren, ſo nennen die Menſchen das Tollheit und Wahnſinn. Der Meiſter hat ſchon manches geſtörte Gehirn geheilt, indem er die fixen Ideen organiſirte und ſie magnetiſch zwang, ſich auf das Bereich des Schlafes zu beſchränken.“

„Ihr ſeid ſchon lange des Rabbi Schüler?“ fragt' ich.

„Ein Anfänger in der Wiſſenſchaft, ohne mich deſſen rühmen zu können,“ war die Antwort. „Auch müſſen wir es geheimhalten, denn die Menſchen nennen es Magie und ſchwarze Kunſt.“

„Und doch hat auch Chriſtus durch Handauflegen geheilt!“ warf ich ihm in die Rede.

Er ſchien das Wort zu überhören. „Vor dem Sündenfalle“, ſagte er, „war im Menſchen das Ferne und das Gegenwärtige nicht geſchieden, Vergangenheit und Zukunft nicht getrennt. Seine Sinne reichten weiter, er hatte mehr Theil an den Strömungen der elementariſchen Kräfte. Die Welt der Menſchen iſt mit dem Sündenfall ein verworrenes Chaos geworden, die Sinnlichkeit, weil ſie von den einfachen Wegen der Natur abirrte, iſt ſündhaft und der Geiſt ein fernes Jenſeits geworden, in das der verirrte Menſch mit ſehnſüchtigem Auge hinblickt, ohne es zu erreichen, ohne es wieder ganz hereinziehen zu können in den Kreis des Lebens. Wir halten die Natur für verworfen und können deshalb auch Gott nicht mehr finden, es wäre denn, er beſchliche unſer Herz in geweihten Augenblicken der Verzückung, oft erſt dicht an der Pforte des Todes, wo Gott und Natur ihren Frieden ſchließen und ihr Zwieſpalt endet. Jeſus von Nazareth hat wie die alten Propheten in der urſprünglichen Reinheit der Menſchennatur das Göttliche wieder aufgefunden. In ſeiner vom Geiſt durchleuchteten Geſtalt, ſtill und ſelig, faſt weiblich hingegeben an das Walten der Natur, ein Mitglied jener Schule der Eſſäer, wandelte er unter den Menſchen lange Zeit unerkannt und unverſtanden. Ehe man an ſein Wort glaubte, glaubte man an ſeine Hand, denn ſeine Hand war wunderthätig, weil er die guten Kräfte des Lebens kannte, weil er wußte, wo der Menſch heilig und wo die Natur göttlich iſt. Seitdem die Menſchen zu ihm wie zu einem Gott beten, haben ſie ihn ſich fern gerückt. Er ſoll ſie erlöſen, damit es ihnen erlaſſen bleibe, ſelber göttlich zu werden! Wir haben das verlorene Paradies, das Er wiederfand, durch unſere Schwachheit zum zweiten Male verloren, gehen nun wieder in der Dämmerung um und tappen unſicher nach einem trügeriſchen Schein von leuchtenden Phosphordünſten, wo wir im vollen Sonnenſchein der Gnade Gottes in der Natur athmen könnten. Hier ein alter Seher, dort ein ſtiller Waldbruder oder die hinſterbende Liebe eines Weibes: das waren für die dunkle Welt Jahrhunderte lang nur noch ſchnell vorüberfahrende Blitze, und wir haben auch dieſe zu Irrlichtern werden laſſen. Die Erhebung zum Göttlichen iſt nur noch ein kurzer Moment, den die Natur unſeres Geſchlechtes nicht mehr auf lange erträgt.“

Ich erſchrak über dieſe Offenbarungen ſo heftig, daß ich mit zitternder Haſt des Redenden Hand ergriff. „Iſt das auch der Glaube Eures Meiſters?" fragt' ich, „Eures Meiſters, der ſich einen Juden nennt?"

Der Fremde ſah mich durchdringend an. „Er iſt kein Jude im gewöhnlichen Sinne des Wortes," ſagte er, „kein Jude in dem Sinne, den der Haß der Chriſten damit verbindet. Sie haben die Juden ſo lange geknechtet, bis dieſe wahrlich Knechte geworden ſind. Sie glauben an keine Propheten mehr, und ihrer bedarf doch die Welt! Die Juden glauben, man müſſe zu Jeruſalem beten. Elieſar Laſſe meint, auf jeder Stelle, wo der Menſch den Staub der Welt von ſich ſchüttelt, ſei es noch möglich, Gott zu finden. Die Juden hoffen auf einen zukünftigen Heiland. Elieſar Laſſe meint, der Geiſt, der da frei macht und erlöſt, ſei alle Zeit dageweſen und noch alle Zeit gegenwärtig; nur merken ſie ihn nicht und laſſen ihn vergeblich an die Pforte klopfen, laſſen ihn mitten im Leben, wo er doch ſo gern weilt und wo er ſeine Stätte ſucht, von Hütte zu Hütte obdachlos vorüberwandeln. Nur wo der Menſch den Menſchen findet, noch unberührt vom hinfälligen Tand der Welt, noch unverfälſcht vom Ränkeſpiel der Begierden, da wird es noch möglich ſein, daß der herumirrende Geiſt Gottes ſeine Einkehr hält und unter ihnen weilt. Rabbi Laſſe iſt ſo wenig im gemeinen Sinn ein Jude, wie ich ein Chriſt, ob mich ſchon die Taufe dazu machte, das Kleid des Ordens, das ich trage, dazu ſtempelt."

Er ſchlug ſeinen Kaftan von den Schultern zurück; die Robe der Männer von der Geſellſchaft Jeſu ward ſichtbar, auf der Bruſt die Kapſel mit dem Lamm, das die Fackel trägt, als Sinnbild, mit den Buchſtaben S. S. I. — Sodalis Societatis Jesu.

„Ihr tragt das Gewand eines Ordens,“ ſagte ich, „das ich abgelegt; ich habe keinen Theil mehr an ſeiner Genoſſenſchaft.“

Der Mann ſah mich dreiſt und ſicher an. „Warum,“ fragte er, „warum ein irdiſches Gewand, weil Staub an ihm haftet, mit einem andern vertauſchen, an dem vielleicht nicht weniger Spuren menſchlicher Unzulänglichkeit kleben? Auch ſolltet Ihr in Frage ziehen, ob der Orden, den Ihr aufgeben wollt, Euch ſeinerſeits aufgiebt! Glaubt Ihr keinen Theil an ihm zu haben, Graf Giuſeppe della Torre, ſo fragt Euch zuvor, ob der Orden nicht an Euch Theil habe und ſeinen Antheil gültig zu machen Willens ſei! Warum das Gute, das er hat, ſeine weite Verzweigung, ſeine Weltverbindung, nicht nutzen, — wenn nicht zur Ehre Gottes, ſo doch zum Heil der Welt?“

„Ihr ſcheint Euch ſehr gut mit der Geſellſchaft geſtellt zu haben, Euch innerhalb ihres Verbandes Eure Freiheit erhalten zu wollen!“ ſagte ich, den Redenden mit Blicken meſſend, die er ruhig und feſt erwiederte.

„Ein Waiſenkind jüdiſcher Eltern,“ ſagte er, als müſſe er ſich rechtfertigen, „erwachte ich zu meinem erſten Bewußtſein in einem Findelhauſe der Geſellſchaft Jeſu; ich ward ein Zögling in der Schule meiner Wohlthäter; warum mich von ihnen trennen?“

„Ich meinestheils“, ſagte ich, „fand nicht was ich im Orden geſucht. Ich ſuchte in ihm einen Bund vorurtheilsfreier Männer, die unbehindert von der Knechtſchaft des Buchſtabens den fortſchreitenden Gedanken des Jahrhunderts ſich zu eigen machen, ein Bündniß denkender Köpfe, welche über die Feſſeln der Bekenntniſſe hinaus dem Dienſt der Menſchheit ſich weihen, die Welt beherrſchen wollen, um ſie zu erlöſen, nicht um ſie eigennützig auszubeuten. Die Gemeinſchaft Edler ſuchte ich, die eine unſichtbare Kirche ſtiften wollen, an deren Altar der Menſch dem Menſchen die Hand bietet und ihn als Bruder begrüßt. Ich fand das nicht im Orden der Männer, die ſich Jeſu Schüler nennen."

Mein Gegner ſagte ruhig und trocken: „Was Ihr ſuchtet, durftet Ihr nicht in den Formen einer Geſellſchaft finden wollen, die, ſo bildſam ſie iſt, doch immer die Schöpfung eines früheren Jahrhunderts bleibt! Hat der Orden ſeine Miſſion, ein Feldlager wider den proteſtantiſchen Geiſt zu ſein, aufgegeben, ſo kann er doch nicht in den Formen und Ergebniſſen mit dieſem Proteſtantismus, ob er ſchon deſſen Vortheile in ſeinen Dienſt nehmen möchte, Hand in Hand gehen. Es iſt ſchon genug, wenn er eine Verbrüderung der Denkenden, wie Ihr ſie ſucht und wollt, nicht ſtört! Was Ihr aber ſucht, Graf La Torre, es iſt zu finden, auch innerhalb des Ordens, freilich aber dort nicht mehr und nicht weniger wie innerhalb jeder ſonſtigen Gemeinſchaft, ſie ſei ſtaatlicher oder kirchlicher, weltlicher oder geiſtlicher Art. Was Ihr ſuchet, Graf La Torre, es exiſtirt; der Bund freier Edler, die im Menſchen den Menſchen wollen, iſt vorhanden, und es bekennen ſich zu ihm Mitglieder aller Religionen und Secten, Genoſſen jedes Standes und Geſchlechts, Bewohner aller Zonen ſo weit das Rund der Erde reicht, ſo weit der Tempel der Natur ſeine Hallen öffnet, der große Baumeiſter der Welt die Elemente des Lebens kennt und prüft.“

„So ſeid Ihr Freimaurer?“ ſagt' ich.

„Ihr ſagt es, Graf La Torre,“ war die Antwort des Mannes, „Maurer von der Loge und nach dem Bekenntniß von Roſe und Kreuz.“

„Iſt, was Ihr mir als Euer Bekenntniß angabt, gemeinſames Gut Eurer Loge?“

„Wir arbeiten in dieſem Sinne,“ ſagte der Mann, „in den Logen zu Turin, in Paris und in deutſchen Landen.“

„Scheidet Ihr Euch ſtreng von den Syſtemen anderer Logen?“ fragt' ich.

„Wir unſererſeits ſind duldſam, die Intoleranz iſt auf Seiten Anderer!“

„Ich werde Euch aufſuchen,“ ſagt' ich, ihm die Hand bietend.

„In Roſe et croix findet Ihr uns allerwegen!“

Ein Tumult auf dem Deck des Schiffes ward hörbar; der Fremde — er hatte ſich mir Belmar genannt, — brach auf, faltete ſein Gewand zuſammen und ſtand noch einen Augenblick über den Rabbi geneigt, der in leiſen tiefen Zügen mit dem Lächeln des Friedens auf ſeinem Angeſicht, den Schlaf des Gerechten ſchlief. Ich ließ jedoch nicht ab von ihm.

„Darf ich wiſſen,“ fragt' ich Belmar, „was ihm und Euch ſo viel Kunde von mir und meinem Thun in Rom verſchaffte?

Ihr kanntet meinen Namen, kanntet Pirro, wußtet was mit ihm geſchehen!"

„Von wem ſonſt als von ihr konnte uns dieſe Kunde kommen!" flüſterte Belmar.

„Von ihr? Von wem?"

„Von des Rabbi Tochter, Carlotta."

„Carlotta, die Nichte des Cardinals, — Rabbi Laſſe's Tochter?"

„Hat ſie es Euch verſchwiegen," ſagte Belmar, „ſo geſchah's vielleicht in der irren Haſt ihrer geängſteten Seele. Ein Kind des Ghetto iſt nicht jederzeit einer vorurtheilsfreien Duldung gewärtig. Carlotta iſt im Kerker der Inquiſition geboren. Ihr Vater, damals Juwelier, hatte bei dem letzten Kirchenfeſte für ein Kleid der Mutter Gottes falſche Steine geliefert. So lautete die Anſchuldigung, da die Thatſache feſtſtand, der Betrug eines römiſchen Hofbeamten erſt nach Jahren entdeckt ward. Der Lieferant wurde heimlich eingeſteckt, ſammt ſeiner jungen Frau, deren Zuſtand unberückſichtigt blieb, und die ohnedies das Loos des Gatten zu theilen entſchloſſen war. Verleumdungen und heimliche Anklagen gegen die Geſinnung des Juden brachten ſeine Sache vor das heilige Amt. Man nahm die Lieferung falſcher Steine nicht blos für Betrug, ſondern auch für Verhöhnung der chriſtlichen Religion. Laſſe's Frau ſtarb im Kerker kurz nach der Geburt des Kindes. Der Vorſtand der Findelhäuſer, Cardinal Rezzonico, nahm aus beſonderer Menſchlichkeit das Kind zu ſich in's Haus; ſo ward Carlotta Chriſtin, ihren Vater aber traf das Urtheil der Verbannung auf zehn

Jahre von Rom. Er ging nach dem Orient; er ſtudierte dort an der Wiege der Menſchheit die Bücher der Vorzeit, in den Katakomben Aegyptens die Weisheit der Hieroglyphen, in den Schulen der Perſer die Geheimkräfte der Natur. Wie er nach Rom heimkehrte, war längſt ſein guter Name wieder hergeſtellt, der Betrüger im Perſonal des päpſtlichen Hofes entlarvt; die Cardinäle empfingen ihn mit offenen Armen, aber ſein Weib war todt, ſein Kind war Chriſtin. Da er den hohen Herren der Chriſtenheit mitunter das Zipperlein heilt, werden ſie wohl durch die Finger ſehen, iſt dem Vater die Tochter nachgeeilt."

„Wo iſt Carlotta?" rief ich, „laßt ſie mich ſehen, ich that ihr weh!"

„Signor", ſagte Belmar, mich bei der Hand faſſend, „entſchuldigt ein dreiſtes Wort! — Ihr habt das Weib in ihr beleidigt; ſie hat gelobt, Euch nicht wieder zu ſehen. Ihr habt ſie als Hülfsbedürftige kennen gelernt; ſie kann nicht nach Rom zurück; es fehlt ihr aber nicht an Stützen in der Welt, ſie iſt eine Affiliirte der Geſellſchaft Jeſu."

Ich ſchwieg beſtürzt; mein klopfendes Herz, die Stimme des Gewiſſens ſagte mir, ich hätte das Unglück ihrer Neigung zu mir als etwas vom Schickſal Gebotenes auf mich nehmen ſollen; ich durfte ein Weib, das ſich an mich klammerte, nicht von mir ſtoßen. Ob ihr ſcheiterndes Schiff an den Klippen zerſchellte oder auf eine Sandbank gerieth: — ich trug daran einen Theil der Schuld. —

Belmar war, nachdem ich ihm das Geleit gegeben, von meiner Seite verſchwunden; ich wagte nicht ihn nochmals aufzuſuchen. Wie ich wieder in die Cajüte hinunterſtieg, trat mir der Rabbi entgegen, Pirro an der Hand. Das freundliche Lächeln ſtand wie das Zeugniß einer guten That auf ſeinem edlen Antlitz, wie er mir den Traumwandler wohlbehalten überlieferte. „Laßt mich auch ferner, wenn Ihr es für gut erachtet, ſein Arzt ſein!“ ſagte der Mann mit der anſpruchsloſen Duldermiene, welche die gerühmte Demuth des Chriſtenthums beſchämen konnte. Ich umarmte ihn ſtill gerührt. „Wenn Ihr mein bedürfet,“ ſagte er, „Ihr wißt, Signor, wo der Jude in Genua hauſt, am alten Hafen hinter Palaſt Fiesco in der alten Trümmergaſſe. Aber auch im Collegium der Männer Jeſu denk' ich Euch zu finden; ich gehe dort aus und ein. Die hohen Herren ſind mir wohlgeneigt, ſie berufen mich oft, ſeitdem ſie wiſſen, daß ich weder mit falſchen Steinen noch mit der ſchwarzen Kunſt des Gottſeibeiuns handle.“

Wie er mich ernſt und forſchend anblickte, mußte ich denken, er habe, nur in halben Schlaf verſunken, meine Unterredung mit Belmar vernommen.

Die Felſenſtadt Genua lag vor uns, unſer Schiff warf Anker. Im Gewühl des Hafens umtobte uns das Geſchrei der geſchäftigen Menge. Für den Rabbi ſtand ein Maulthier bereit; Belmar, der Jude und Mönch, der freie Maurer und Jeſuit, gab ihnen das Geleit; eine verhüllte Frauengeſtalt ſchritt ihnen zur Seite, zweifelsohne Carlotta. — Mich nahm die Sorge um Pirro in Beſchlag. — —

Die Steine brannten heiß, als wir die Strada nuova zum Palaſt der Jeſuiten hinunterſchritten. Ich mußte Euſebio ſprechen, eh' ich Genua verließ. Pirro ſchauderte beim Anblick der ſchwarzen Mauern des Collegiums zuſammen; er ſtand ſtill und zögerte; erſt als ich ihn an die Hand nahm, hielt er Schritt und ging ſinnend neben mir her. Rechenſchaft konnte er ſich von dieſer plötzlichen Furchtanwandlung ſo wenig wie von ſeinen Nachtgeſichten geben.

Euſebio war krank, hieß mich aber in den Sprechſaal führen. „Laß uns fliehen, Giuſeppe!“ flüſterte mir Pirro zu, mich beim Eintritt in den Saal mit der Gebährde kläglicher Angſt am Kleide zerrend. Er zuckte heftig zuſammen, wie Pater Euſebio, mühſam auf einen Diener geſtützt, in den Saal trat, gebückten Hauptes, todtenblaß, die Augen in ihre Höhlen zurückgeſunken. Er ſtreckte mir zitternd ſeine Arme entgegen, und wie ich an ſeinem Herzen lag, fand ſeine Erſchütterung in einem Strom von Thränen ihren Ausdruck. „Müſſen wir uns ſo wiederſehen?“ rief er mit erſtickter Stimme.

Ich ſah erſchrocken in ſein Antlitz, das er mir halb entzog; ich fragte nach dem Grund ſeiner Aufregung.

„Nun, Du kommſt ja doch aus Santa Maria?“ fragte er entgegen.

„Von Rom komm' ich,“ war meine Rede, „nichts weiß ich von dort; was iſt geſchehen?“

„Was geſchehen?“ wiederholte er; „ſo haben Dich die Briefe nicht erreicht, die Dir den Tod des Sohnes melden?“

„Mein Sohn Saverio todt?“ rief ich bebend.

Euſebio ſenkte das Haupt und taſtete nach dem Arm des Dieners. Mit einem gellenden Schrei ſtürzte Pirro auf uns ein; eine Fiebergluth war in ſeine Wange getreten, ſeine Augen rollten, ſeine Stimme kreiſchte: „Mormona's Sohn — todt? Prieſter, Du lügſt! Der alte Graf iſt todt — ich ſah in vorletzter Nacht in der Kirche den Katafalk errichten; er ruht im Sarge, in der Schloßcapelle. Den Knaben Saverio ſah ich nicht, ich konnte ihn nicht finden, aber er iſt nicht todt, der alte Graf iſt todt!"

Euſebio wankte zurück; der Diener hatte Mühe, ihn zu halten, während ich Pirro mit beiden Händen ergriff. Mit dem Zwange, den ich ihm anthat, ſtieg nur ſein Wuthanfall; krampfhaft mit den Gliedern um ſich ſchlagend, mit glotzenden Augen, Schaum auf den Lippen, ſtürzte er unter dem Ausruf: „Alles Lug und Trug!" rücklings zu Boden. Mit Hülfe herbeieilender Diener, die ſich kaum ſeiner bemächtigen konnten, ward der Unglückliche entfernt; ich hörte noch ſeinen Wuthſchrei den langen Corridor entlang; man trug ihn in ein entferntes Gemach.

Von den hereinbrechenden Schrecken betäubt, folgte ich dem Provinzial, der ſich auf ſein Zimmer führen ließ, nachdem für Pirro einer der Aerzte des Inſtituts herbeigeholt, den Dienern aber Stillſchweigen über den Vorfall auferlegt war.

Euſebio lehnte auf ſeinem Lager und reichte mir abgewendeten Angeſichts ſeine Hand. „Das Unglück Deines Hauſes hat mich niedergeworfen," ſagte er mit matter Stimme. „Vor vier Tagen berief mich ein Eilbote nach Santa Maria. Pater Uberto ließ mir melden, der alte Graf fühle ſich ſehr ſchwach, wolle ſich mit mir, mit unſerem Orden verſöhnen, müſſe meinen

Rath hören über ſein Teſtament. Ich eilte dahin; ich fand Alles in Trauer, der Knabe — hatte nach kurzer Krankheit in Krämpfen geendet. Des Hausmeiers Frau, die getreue Pflegerin, lag danieder; ſie hatte zugleich ihr eigenes Kind, Saverio's Milchbruder, zu beweinen."

„Beide Knaben todt?" rief ich entſetzt.

„Ihr Schickſal vollzog ſich in derſelben Stunde; Saverio's Sarg ſteht in der Waldcapelle zu Füßen ſeiner Mutter."

Ich brach zuſammen; meiner Sinne nicht mächtig, ſaß ich ſtumm und ſtarr.

Als ich mich aufraffte, machte mir Euſebio noch folgende Mittheilungen. „Ich fand Deinen Vater", ſagte er, „ſehr ſchwach, aber bei vollem Bewußtſein. Die Beatification Mormona's hätte ihm genügen ſollen, ſein Haus für geſühnt zu halten. Du ſelbſt warſt vom heiligen Vater freigeſprochen, unter der Bedingung Deines weiteren Eifers für die Kirche. Trotzdem liefen von Kundſchaftern über Dich aus Rom Berichte ein, die Deines Vaters Seelenruhe ſtörten. Er iſt entſchloſſen, ſein geſammtes Hab und Gut bis auf ein Pflichttheil, das Dir zu belaſſen ſei, dem römiſchen Hofe zu vermachen und Santa Maria in ein geiſtliches Inſtitut zu verwandeln, in welchem die Propaganda des Glaubens unter Vorſitz eines Dominicaners den Schauplatz ihrer Thätigkeit eröffnen ſolle. Ich proteſtirte gegen dieſe Verfügung in Deinem Namen, mein Sohn, im Namen und Intereſſe unſerer Geſellſchaft, deren Sodale Du noch warſt. Auch auf Grund der Familienſtatuten Deines Hauſes konnte ein Bedenken erhoben, die Rechtmäßigkeit eines ſolchen Teſtaments bezweifelt werden; aber ich mußte es geſchehen laſſen, daß dieſe Verfügung des letzten Willens in Form einer Schenkungsacte abgefaßt wurde. Die Kirche ſoll auf fünfundzwanzig Jahre mit den Gütern Deines Hauſes belehnt werden; dieſe Dauer des Beneficiums wurde beſchloſſen, um in dieſer Friſt all' Dein Hab und Gut, die ganze Stätte Deiner Familie kirchlich zu benedeien und den Fluch des Hauſes zu ſühnen."

„O Wahnwitz, wann wirſt Du enden?" rief ich.

„Noch iſt die Schenkungsacte nicht unterzeichnet," ſagte Euſebio, „eile nach Santa Maria, ſtelle den letzten Willen Deines Vaters durch ein Gelübde zufrieden; noch iſt es Zeit. Du weißt, ſein Wort war: Er oder der Knabe müſſen der Kirche gewidmet werden!"

„Mein Gott!" rief ich, „iſt noch nicht genug geſchehen, um dem Fanatismus des Aberglaubens zu genügen? Sind der Opfer nicht ſchon genug?"

„Der letzte Wille eines Sterbenden hat heilige Kraft," ſagte Euſebio, „auch wenn die Form der Abfaſſung rechtlich anzutaſten wäre. Der letzte Wille Deines Vaters ſollte noch in anderer, viel härterer Form abgefaßt werden, in der Form einer Enterbung, falls Du Deine Einwilligung verweigerteſt. Ich habe dagegen proteſtirt; der Orden kann aber als Dein Anwalt nicht mehr auftreten, wenn Du aufhörſt, ſein Genoſſe zu ſein. Noch iſt es Zeit, mein Sohn: nimm die Erklärung Deines Austritts zurück und wir wollen Dich ſchützen, Dich retten!"

„Ich fühle mich auf mich ſelbſt verwieſen!" ſagt' ich, „ich will verſuchen, mein Recht ſelbſt zu wahren, mein Unglück allein zu tragen."

„O mein Sohn, dann ſeh' ich Dich Stürmen preisgegeben, die ich nicht beſchwichtigen kann." —

Mit dieſen Worten ſtreckte er mir ſeine Arme entgegen; ich aber beeilte mich, die Heimath zu erreichen.

Achtzehntes Capitel.

Die Todten in Santa Maria und ihr Prophet.

Pirro's Zuſtand war nach dem krampfhaften Anfall noch bedenklich genug; das Pferd, das mich nach der Heimath führen ſollte, ſtand geſattelt; es war keine Möglichkeit, daß mich Pirro begleiten konnte. Ich ſah ihn in der Pflege zweier Aerzte des Collegiums; ich hatte mir nur noch ausbedungen, daß dem Rabbi Laſſe Zutritt zu ihm geſtattet werde. Ein Eilbote wurde von mir beauftragt, den werthen Meiſter in der Judengaſſe aufzuſuchen und zu berufen. Der Diener, der mich begleitete, mußte auf mein Geheiß noch ein geſatteltes Maulthier zur Hand nehmen, ohne daß ich dafür die Beſtimmung ſogleich angab. In der äußerſten Vorſtadt Genua's wußte ich einen als rechtſchaffen und hülfreich bekannten Medicus, der, ohne Geiſtlicher zu ſein, weit und breit geſucht und gerühmt war. Dieſen bat ich, um eines wichtigen, von mir noch verſchwiegenen Falles wegen, mir den Tag und die Nacht zu widmen. Er ging ebenſo bereitwillig auf die Bitte ein, das Kleid ſeines Standes für diesmal mit einem bürgerlichen zu vertauſchen.

Wie die Kuppeln von Santa Maria aus der Ferne vor mir aufſtiegen, hielt ich, vom Widerſtreit meiner Gefühle überwältigt, an. Ich bedurfte der Sammlung meiner Gedanken und fand doch im Wirrwarr der mich von zwei Seiten beſtürmenden Empfindungen keinen Faden, der mich ſicher leitete. War es der Schmerz um den Verluſt des Sohnes, war es der Groll gegen den Plan, der über mich und mein Daſein tyranniſch verfügen wollte: ich weiß nicht, was mich tiefer erfaßte und durchſchüttelte.

Wie ich um den Vorſprung des Oelwaldes biege, ſeh' ich im dämmernden Schatten einen Maulthierzug halten. Zum zweiten Male wird mein Name gerufen; erſt die Begleiter machen mich aufmerkſam, als ein Mann ſich aus dem Sattel hebt und mit aufgeſchürztem Kleide hart auf uns einſchreitet. Hat er dem Pferde in den Zügel gegriffen, — genug, es bäumt ſich und ſcheut vor der Geſtalt, und ich erkenne den Caplan. „Bote des Todes!“ entfuhr mir unwillkürlich; eben ſo raſch gleit' ich aus dem Sattel, Pater Uberto ſteht vor mir.

„Ihr kommt zu ſpät, Signor!“ tönt es wie Grabeston von ſeiner Lippe.

„Ich weiß, Caplan,“ ſag' ich ihm, „Ihr habt den Sohn Mormona's ſchon beigeſetzt.“

„Zu ſpät“, fährt er fort, „um Eurem Vater die letzte Ehre zu erweiſen.“

„Dann lebt der Knabe noch, wie?“ rief ich halb ſinnlos, „dann hat der Traumwandler ſich nicht geirrt! Meinen Vater ſah er todt, den Knaben ſah er nirgends. Oder wollt Ihr mir denn Alles tödten, rauben?“

Uberto ſah mich ſtarr aus hohlen Augen an; in ſeinem Antlitz ſtand nichts, als das Gebot der Nothwendigkeit, dem Himmel die Erde, der Kirche die Welt um jeden Preis zu opfern. Aber es war dieſelbe Nacht geweſen, in welcher Pirro die Viſion gehabt: da hatte mein Vater die Augen geſchloſſen, da ward ihm in der Kirche der Katafalk errichtet, er ſelbſt in der Gruft beigeſetzt. Auf die Nachricht aus Rom, ich ſei zu Schiff nach Genua, hatte ſich der Caplan aufgemacht, mir die zweite Trauerkunde in Perſon zu bringen.

Ich lenkte vom Schloſſe ab in den Olivenwald; der Caplan ritt ſein Saumthier ſchweigend neben mir. „Des Knaben vollgültiges Leben, Pater Uberto,“ ſagt' ich ihm, „iſt von Euch in jeder Form bezweifelt worden, erſt in der Rechtmäßigkeit meiner Ehe, dann in ſeinem ganzen Daſein!“

„Den Gewiſſensfragen Eures frommen Vaters mußte Antwort werden,“ entgegnete der Prieſter; „laſſen wir die Todten ruhen und ehren die Bedingungen ihres ſeligen Scheidens!“

„Aber bringen wir nicht die Lebenden ihnen zum Opfer!“ ſagt' ich bis in meine tiefſte Seele verwundet. Er oder Du! klang mir immer noch wie das Echo meines Schickſals.

Ich hieß den Caplan ſeinen Rückweg zum Schloſſe allein fortſetzen; ich hielt mit meinem Medicus vor der Waldcapelle, wo Mormona ruhte, ihr zu Füßen der Sohn.

Der Arzt gelobte mir Schweigen; die Leiche des Kindes lag vor uns. — Das Ergebniß war ein unverfängliches; kein

Zeichen eines unnatürlichen Todes ließ ſich entdecken, das entſtellte Antlitz des kleinen Weſens, ſein ganzer Leib deutete auf nichts, als auf die Spuren des Krampfes, der ſein Leben beendet.

Den Hausmeier fand ich am Lager ſeines Weibes, Beide noch halb ſinnlos vor Schmerz über den eigenen Verluſt, betäubt von den wiederholten Schlägen, die Alle betroffen. In der Verwirrung fand ich keine Zeit, war ich ſelbſt zu unfähig, mit der Ruhe des Juriſten zur genauen Beſtätigung der Thatſachen die Zeugen zu verhören; mein Argwohn, daß hier ein unerhörter frommer Betrug mich hinterging, tauchte erſt ſpäter auf, ich nahm die Scheu der dabei Betheiligten, mir Rede zu ſtehen, für den Ausdruck des Schmerzes über ihr eigenes Unglück. Auch der Arzt unſeres Hauſes war erſchienen; die Kinder waren nach ſeinem Bericht in derſelben Nacht geſtorben. Dann betrat ich die Stätte, wo mein Vater ruhte, auch das Gemach, wo er ſtarb. Auf dem Seſſel am Pulte, auf welchem er das Teſtament, dann die Schenkungsacte aufgeſetzt, hatte ihn der Schlag getroffen. Der Arzt, ein blind ergebener Diener ſeines Herrn, gab mir Bericht über die Einzelheiten in ihrer raſchen Folge. Euſebio, von meinem Vater aus Genua herbeigerufen, hatte ihm meinen Zurücktritt aus ſeinem Orden verkündet, aber er hatte trotzdem als mein Anwalt gehandelt, die Form des Teſtamentes verworfen, ſeine Beſtimmungen und Bedingungen weſentlich geändert. Als er das Schloß verließ, lag die Schenkungsacte noch ohne Unterzeichnung auf dem Tiſche. Mein Vater hatte noch gezaudert, den letzten Federzug zu thun, da wird ihm durch Eilboten aus Rom die Kunde von dem in Sanct Peter geſchehenen Frevel Pirro's. Mein Vater war außer ſich. Die böſen Geiſter des Wahns, ſein Haus für verloren und dem ewigen Verderben preisgegeben zu ſehen, ſtürmten von neuem auf ihn ein, er unterzeichnete und in demſelben Augenblick endete ein Herzenskrampf ſein mühſelig, in Selbſtqual erſchöpftes Leben. Der Sohn Mormona's oder ich! Einer von uns ſollte der Kirche angehören! Dies hielt er für die einzige Sühne für ſich und ſein geſammtes Haus. Erſt nach fünfundzwanzig Jahren ſollte das Teſtament eröffnet werden, bis dahin die Schenkungsacte bis auf mein Pflichttheil gültig ſein, die Güter des Hauſes von der Kirche verwaltet werden. In einigen Tagen bereits erwartete man die Beamten aus Rom; Uberto war bis dahin Teſtamentsverweſer; die Eröffnung des nachträglichen Codicills ſollte im Beiſein eines Beamten vom heil'gen Amt der Inquiſition vollzogen werden.

Von weltlichen Gerichtsperſonen aus dem nächſten Orte, herzoglich ſavoyiſchen Beamten, ließ ich im Beiſein des biſchöflichen Vicars unſeres Sprengels in Form Rechtens einen Proteſt aufſetzen gegen die Beſchlagnahme meines Erbes. Ich wollte dann nach Genua zurückeilen, mit Hülfe Euſebio's die Schenkungsacte in ihrer Gültigkeit umſtoßen, in Rom alle meine Verbindungen aufbieten, um im letzten Falle das Proviſorium in der Verwaltung meines Eigenthums in meine Hände zu bringen. Sollte Santa Maria Eigenthum der Kirche werden, ſo wollte ich mein Erbe zum Aſyl eines freien Glaubens, zum Mittelpunkt einer Propaganda machen, welche die Kinder der

Berge, ſtatt ſie zu verdammen und auszuſchließen, gewinnt und aufnimmt. „Abbé der Waldenſer“ hieß ich ſpottweiſe in Rom; ich gedachte auf der Scholle meines heimiſchen Landes eine freie Kirche zu errichten, eine Gemeinde, zu deren römiſchen Formen ſich auch die Kinder der Berge bekennen durften, ohne den einfachen Gehalt ihres Bekenntniſſes als ein Werk des Böſen verdammen zu müſſen. Dann war das Gelübde des verſtorbenen Vaters, ſein letzter Wille nicht entweiht und mir ſelbſt und der Heiligkeit meiner Ueberzeugungen, meinem eigenen Gelöbniß, den Bau einer unſichtbaren Kirche Gottes in der Duldſamkeit und der Liebe der Menſchen zu beginnen, ein Genüge gethan. „Das wirſt Du gutheißen können im Lande Jenſeits!“ ſagte ich meinem Vater in ſein todtes, ſtarres, felſenfeſtes Antlitz, als ich am offenen Sarge ſtand und von ihm Abſchied nahm. „Das wirſt Du gutheißen im Lande Jenſeits, wo Du einzig und allein Glück, Seligkeit und Frieden wähnſt! Geläutert und geklärt wird vor Deinem Geiſte der Wahn ſchwinden, daß das Leben erſt eingeſargt werden müſſe, um vor Gott gerecht zu werden!“ — Das waren in Santa Maria meine letzten Gedanken.

Es ſollte jedoch anders kommen, als ich gedacht; ich ſollte der Spielball in den Händen der Eiferſucht und der Herrſchbegier zwiſchen Jeſuiten und Dominicanern bleiben! —

In einer hellen Mondnacht kehrte ich nach Genua zurück. Im Hafen war noch beſonders lebhafte Bewegung; aus Rom waren Tags über wiederholt Schiffe angekommen. Daß ſie mich betreffende Depeſchen gebracht, davon hatte ich keine

Ahnung, als ich nach den ſchwarzen, auf der einen Seite glänzend vom Nachtlicht umſäumten Mauern des Collegiums die Straße hinaufſtieg. Auf dem Platze weithin bis vor die Thüren des Gebäudes hatte ſich ein Haufe Volk zuſammengerottet. Aus der Nebengaſſe erſchell ein Geſang, den von Zeit zu Zeit der düſtere Ruf eines Hornes unterbrach. Ein Zug ſchwarzer Geſtalten bewegte ſich langſam heran.

„Die Brüder vom heiligen Amte!“ hieß es auf der Gaſſe. „Halten ihren Umzug, um Angeklagte vor Gericht zu laden! Haben lange nicht friſche Beute gehabt!“ So raunten ſich die Leute zu. „Seitdem ſie nicht mehr in die Berge ziehen und eine Razzia halten,“ meinte ein ſtämmiger Menſch vom Hafen, „gehen ſie hier herum und ſehen, wen ſie verſchlingen.“ — „Hätten viel zu thun“, ſagte ein Anderer, „wenn ſie alle Sünder einſtecken wollten!“ — „Im Gegentheil“, äußerte Jener, „wenn Alles, was Sünder heißt, vor Gericht geladen werden ſollte, da hätten ſie Nichts zu thun, denn ſie könnten doch nicht damit anfangen, ſich ſelber einzuſtecken!“ — „Schämt Euch,“ rief ein Mann von poſitiverem Glauben, „das heilige Gericht zieht nur gegen Gottesläſterer zu Felde.“ — „Na, da kommt nur fort,“ erwiederte der Matroſe, „ſie dürften ſonſt bei uns den Anfang machen für eben das, was wir hier geſagt und gehört haben. Auch wer's hört, iſt des Teufels Kamerad!“

Der Zug hatte vor den Thüren des Collegiums Halt gemacht. Einer von den Miniſtranten trug die Fahne der Inquiſition, ein Zweiter hielt in ſeinen Händen den San Benito, das ſafranfarbige Büßerhemd mit ſchwarzen Teufelsfiguren, das man dem Angeklagten vor Gericht anzieht. „Sie halten ſchon ſtill,“ flüſterten Einige im Volke, „und ſchauen müßig drein; hier giebt's Nichts zu holen!“ — „Die Väter der Geſellſchaft Jeſu“, ſagte ein Anderer, „ſtehen außerhalb ihrer Gerichtsbarkeit; wer ſich in deren Schutz begiebt, iſt feuerfeſt; es wäre ein Eingriff in die Rechte des großen Jeſus, nach dem ſich die Väter nennen!“

Inzwiſchen ſchien es doch, als ſollte wenigſtens die Auslieferung eines Sünders gefordert werden. Wie die Glocke tönte, ſtürzte alles Volk zu Boden; nur die Geiſtlichen blieben aufrecht, den Blick gen Himmel gerichtet. Das ſcheue, dumpfe Gemurmel der Menge unterbrach dann wieder die Litanei des Geſanges, der wie ein heiſeres Todtenlied klang. Den Moment der Reverenz hatte ein Mann in jüdiſchem Talar benutzt, mir einen Zettel zuzuſtecken. Wie ich damit unter das Licht der Lampe an der Pforte des Hauſes trat, las ich die Worte: „Flieh', flieh' noch dieſe Nacht! Und gedenke, der Du von Gott und Natur durch Kreuz und Roſe zum wahren Roſenkreuzer beſtimmt biſt, der Bundesbrüder in Turin! Der große Roſicrucius beruft Dich!“ — Ich glaubte wiederum Carlotta's Handſchrift zu erkennen.

Auch im Innern des Collegiums war Alles aufgeſtört. Die Scholaren ſtanden in den Gängen beiſammen. Einige beſtürmten mich mit Fragen, Andere ſchlichen ſcheu bei Seite, wie ich den Corridor hinunter nach der Wohnung des Provinzials ſchritt. Euſebio empfing mich im Saal, wohin er ſoeben ſämmtliche Profeſſen berufen wollte. „Gott ſei gelobt!

Ihr ſeid da!“ rief er mir entgegenſtürzend, „das heilige Amt fordert Euch vor, Giuſeppe La Torre, Euch wegen antikatholiſcher und unchriſtlicher Aeußerungen zu rechtfertigen.“ Er überreichte mir die ihm zur Ausführung überſandte Vorladung.

Ich fragte nach den Beweggründen der Vorladung.

„Mein Sohn“, ſagte Euſebio, „ich habe es nicht an Warnungen fehlen laſſen; die Lawine, die ſich über Deinem Haupte zuſammenballte, konnte jeder ungefähre Anlaß entladen. — Ich erhielt jeder Zeit Bericht über die Vorgänge in Rom. Deine Rechtgläubigkeit war auf die Probe geſtellt, indem man Dir den wilden Pirro zur Bekehrung anheimgab.“

Ich erinnerte daran, daß mir für das Werk, ihn zu bekehren, die Friſt eines Jahres eingeräumt war.

„Statt deſſen“, ſagte Euſebio, „wurde der heilige Vater in Sanct Peter mitten in der Feier des Feſtes von dem Deiner Obhut und geiſtigen Pflege Anempfohlenen beſchimpft!“

„Ein krankes Gehirn“, war meine Entgegnung, „iſt des Arztes bedürftig; man wird nicht mit Exorcismus und Teufelsbann gegen den Armen einſchreiten, noch weniger mich, der ich ſein Seelſorger und Miſſionär ſein ſollte, dafür zur Rechenſchaft ziehen wollen.“

„Ich habe auch Briefe vom Generalvicar meines Ordens,“ fuhr Euſebio nach einer Pauſe fort. „Pater Lorenzo ſchrieb mir vorwurfsvoll, ein Enthuſiaſt, höchſtens ein unklarer Schwärmer ſei ihm als Sodale der Geſellſchaft angekündigt und Du habeſt Dich als Widerſacher unſeres Ordens, nicht blos als

Widerſacher gegen die beſtehende Kirche gebährdet. Auf der Villa des Cardinals hat Graf Giuſeppe Latorre gegen alle Satzungen Roms Dinge geäußert" —

„Nichts", fiel ich ein, „was ich nicht als mein Bekenntniß dem heiligen Vater ſelbſt mittheilte, mein Bekenntniß über Cölibat und Abendmahl in beiderlei Geſtalt, in Gegenwart Ganganelli's, des Conſultors der Inquiſition!"

„Papſt Benedict iſt alt," ſagte Euſebio, „Herrſchaft und Regiment ruhen kaum noch in ſeiner Hand und ſeine Tage ſind gezählt. Laßt das Conclave zuſammentreten, laßt einen Mann wie den Cardinal Rezzonico gewählt werden, und unſer Orden beherrſcht die Kirche."

„Laßt", rief ich, „einen Ganganelli gewählt werden und Euer Orden ſtürzt!"

Euſebio zwang ſich zu einem weiſen Lächeln. „Der braune Profeſſor", ſagte er faſt ſpottend, „iſt vor der Hand noch nicht Biſchof, geſchweige Cardinal! — O mein Sohn, — daß unſere Sache Schwächen hat: wie ſollte das unter Menſchen anders ſein! Aber daß wir in der Herrſchaft, die wir erſtreben, das Wohl des Ganzen, das Heil der Menſchheit betreiben: daran hätteſt Du nie zweifeln ſollen. Will der römiſche Hof für jetzt noch nicht unſer Syſtem gutheißen: — ein Papſt iſt ſterblich, ein Orden nicht! Hat er Unvollkommenheiten, nun wohl; er iſt aber bildungsfähig, er geht vorwärts mit den Bedürfniſſen und mit der Aufklärung des Jahrhunderts. Man hat geſagt, wir wären nichts als die Leibwache des heiligen Vaters. Mein Sohn, wir ſind mehr; wir wachen über die geiſtigen Aufgaben und Rechte des Stuhles Petri, um die Menſchheit zu Einer Heerde wieder zu vereinigen. Um dieſes Zweckes und Zieles halber müſſen wir die Herrſchaft der Welt wieder an uns bringen.“

„Mit allen Mitteln? Um jeden Preis?“ unterbrach ich ihn im bittern Groll meiner Seele.

„O mein junger Freund!“ fuhr Euſebio fort, „einen Genoſſen meiner Pläne dacht' ich mir in Dir zu erziehen, einen Erben deſſen, was dieſe Bruſt in ſich birgt und was unter den Eingeweihten noch als Geheimniß waltet, bis die Zeit gekommen, wo die Saat reif, die Menſchheit mündig, die Wahrheit im Stande ſein wird, unverſchleiert vor das Licht der Sonne zu treten.“

Er hatte mich, als er ſo ſprach, an ſeine Bruſt gezogen und blickte mich zärtlich liebevoll an. „Einen La Torre mein zu nennen,“ ſagte er, „in ihm dem nach mir kommenden Geſchlechte einen Genoſſen zur Reform der Kirche zu geben: das war mein Lieblingsgedanke; es ſcheint, er war zu kühn. Der große Baumeiſter der Welt mag ſich andere Werkzeuge ſuchen!“

„So will ich als Maurer Hand in Hand mit Euch am Aufbau eines neuen unſichtbaren Tempels der Menſchheit arbeiten!“ Das war mein Wort, als ich Euſebio's Umarmung erwiederte und prüfend in ſein Antlitz blickte.

Er richtete ſich hoch auf und trat zurück. „Zuvor“, ſagte er, „bin ich Soldat Jeſu Chriſti, Mann meines Ordens.“ Ein ſtrenger, kalter Ernſt ſtand in ſeinem Geſicht und hatte die Weichheit ſeiner Stimmung verdrängt.

Wie von draußen das Armeſünderglöckchen und das dumpfe Horn von neuem ertönte, war ſeine Haltung wieder die des Vorgeſetzten, wo nicht des Richters. „Man ladet Dich vor, Graf Giuſeppe!“ ſagte er ſtark und drängend. „Laß uns jetzt thun, was noth iſt. Es giebt noch Ein Mittel, Dich dem Verfahren des heiligen Amts der Inquiſition zu entziehen.“

„Welches?“ fragt' ich, ohne mich ſchrecken zu laſſen.

„In der Vorladung des heiligen Amtes iſt ein Formfehler begangen,“ erwiederte Euſebio, „ein Formfehler, der uns Anlaß giebt zur Gegenbeſchwerde, Anlaß, die Vorladung als unrechtmäßig anzuzweifeln.“

Ich horchte auf. Ich las von neuem die Anklageſchrift; ſie war bis auf das Signalement meiner Perſon mit allen meinen Titeln auf's umſtändlichſte ausgefertigt; nur die Bezeichnung: S. S. I., Sodale der Societät Jeſu, fehlte, obgleich die Erklärung meines Austritts noch nicht angenommen, noch nicht bekanntgegeben war.

„Ich überreichte ſie noch nicht,“ ſagte Euſebio, zog ein Schriftſtück aus der Buſentaſche und zerriß es vor meinen Augen. „Somit, mein Sohn, bleibſt Du, was Du biſt, Sodale der Geſellſchaft Jeſu.“

„Wider meinen Willen?“ fragt' ich.

„Wider Deinen Willen und zu Deinem Heile!“ erwiederte Euſebio. „Nur ſo kann Dich der Orden ſchützen, Dein Recht vertreten. Wir werden die Vorladung des heiligen Amtes der Inquiſition zurückweiſen, Du ſtehſt nur unſerer Gerichtsbarkeit. Wir werden Santa Maria, Dein Erbe, verwalten; wir werden es im Sinne des Verſtorbenen verwalten, ohne das Teſtament anzutaſten und ohne Deine Rechte zu verkürzen."

„Wird Eure Caſuiſtik das im Stande ſein?" flüſterte ich ſtill für mich hin. Mein Widerſtand war gebrochen; aus den Händen der Dominicaner war ich in die Hände Derer überantwortet, die ſich nach dem Namen Deſſen nennen, der die Unſchuld, die Reinheit, die Liebe ſelber war.

„Als Dein Socius und Oberer", fuhr Euſebio fort, „hab' ich Dir zugleich anzukündigen, daß der Orden Dir in Geleitſchaft eines unſerer Geſchäftsträger eine Miſſion nach dem deutſchen Norden anvertraut. Alles iſt vorbedacht, der gute Bruder, der Dich begleiten wird, iſt von Rom eingetroffen und zur Reiſe bereit, Dein Miſſiv iſt ausgefertigt."

Euſebio überlieferte mir das Miſſiv, deſſen Siegel und Unterſchrift, vom Generalvicar vollzogen, mir den Schutz des Ordens ſicherte.

„Schlimmer", ſagte er, „ſteht es mit der Ladung des Waldenſers vor das heilige Amt."

„Um Gott!" rief ich, „kann Pirro nicht mein Begleiter ſein?"

„Die Anklage lautet auf öffentliche Störung des Gottesdienſtes an geweihter Stelle, Schmähung" —

„Ausbrüche der Tollheit!" unterbrach ich Euſebio. Meines Bleibens war nicht länger, unſer Abſchied war in Haſt und Eile.

Ich ſtürmte fort, den Armen zu ſehen, mit den Aerzten des Hauſes mich in Vernehmen zu ſetzen; es galt ein Verbrechen zu verhüten.

Der Medicus, ein Conventuale der Geſellſchaft, gehörte zu den Verſtändigen in ſeiner Wiſſenſchaft; er verwarf entſchieden die alte Maxime, im krankhaft geſtörten Gehirn eine Anwandlung des böſen Geiſtes zu bekämpfen. Aber der Mann ſtand doch ſo gut wie ſeine Collegen unter der Controle und unter den Einflüſſen der Diplomaten im Orden; es konnte beſten Falles in deren Intereſſe ſein, auf Wahnſinn zu curiren, um den Patienten vor dem Ketzergericht zu bewahren. Er hatte einen günſtigen Moment benutzt, um gewaltſam auszubrechen, hatte ſich zur Wehre geſetzt und ſaß in einem der Behälter des Krankenhauſes, das früher abwechſelnd Verbrechern und unheilbar Wahnſinnigen zum Aufenthalt gedient haben mochte.

Ich betrat mit Arzt und Wächter das feuchte Gewölbe, in das man ihn gebracht. Der Arme ſaß im Winkel auf dem Block, an den man ihn gebunden, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, mit ſtieren Blicken vor ſich brütend, die Hände über die Bruſt gekreuzt, die langen Aermel um ſeinen Leib geknüpft. Dicht neben ihm an den Mauern hingen Ketten und Ringe, ehedem in alter blinder Zeit die Heilmittel für Geiſt und Leib. Durch das halbvergitterte Fenſter oben in der Wand, der Thür gegenüber, blies ein ſcharfer Luftzug, der ebenſo feindlich war wie der feuchte Moder am Boden. Pirro blieb unbeweglich, wie ich zu ihm trat, ſeine Schulter erfaßte, ſeine Wange berührte. Er glotzte vor ſich hin und ſchien mich nicht kennen zu wollen; ein Strom von Thränen brachte dann endlich in ſeinen ſtumpfen Zuſtand eine heilſame Löſung.

Ich bat den Arzt, mich hier unter ſeiner Oberaufſicht ſchalten und walten zu laſſen nach meiner Ueberzeugung, da ich wiſſen müſſe, wie mein armer Freund zu behandeln ſei. Er geſtattete es mir verſuchsweiſe, fand jedoch einen Wechſel des Aufenthaltes nicht ſofort zuläſſig. Ich ließ Streu und Decken über den Boden breiten, Tiſch und Seſſel herbeiſchaffen; auch hinreichende, mäßige, den Augen wohlthuende Beleuchtung und die alte Harfe, die noch aus der Zeit meines Aufenthalts im Collegium in der Bibliothek des Hauſes aufbewahrt wurde. — In Indien giebt es unbändige Thiere, die ſich nur mit Muſik fangen und zähmen laſſen; ich wollte verſuchen, ob mein altes Inſtrument aus Piemont den Kobold der Berge nicht bezwingen ſollte.

Im Thal Luſerna und weiter hinein in den Wäldern meines Landes findet man die Harfe noch in den Hütten alter Leute, und wenn die Jugend ſie nicht mehr zu ſpielen verſteht, ſo hängt ſie doch Ehrfurcht gebietend an der Wand unter den Reliquien der Altväter. An ihre Saiten knüpfen ſich die Sagen der alten Zeit, und wenn unverſehens ein Luftzug, der durch's Gemach fährt, über ſie hinzittert, dann erklingen ſie mitunter von ſelbſt und wecken alte Mährchen auf, ſo ſchaurig ſüß wie aus der nordiſchen Sagenwelt. Das Inſtrument gehört auch dem Norden an, wo im Nebel die Geiſter erſchlagener Helden umgeben und für ungerechte Schmach und bitteres Leid ihre Sühne fordern.

„Ich will zu ihm in dieſen Tönen reden," ſagte ich zum Medicus, „wenn mein Wort nicht bis in ſein verſtecktes Gemüth dringen ſollte. Die Muſik muß, wie bei den Hellenen, zu den Heilmitteln gerechnet werden, dem geſtörten Geiſt die verlorene Harmonie wiederzugeben. Der Menſch dieſes Zeitalters weiß nicht mehr was dem Leidenden noththut, weder in der Gotteskunde, noch in der Heilwiſſenſchaft. Auf beiden Gebieten ſcheint die Kunſt, die Seele zu behandeln, verloren gegangen. Was Gifte ſind, das habt Ihr Forſcher ſehr eifrig aufgefunden im Reiche der Natur. Die Schaalen todter Schnecken, den Thran vom Wallfiſch, die bittere Galle vom todten Ochſen, die Wirkungen der kleinen ſpaniſchen Fliege: das kennt und wendet Ihr an; aber was poſitive Heilkraft iſt, was Leben giebt und Athem einflößt: die guten Geiſter und Mittel der Natur, das kennen wir wenig. Wiſſen wir doch auch in Sachen des Glaubens nicht mehr, was Kraft und Nahrung giebt, ſelig macht und verdammt!"

Der Rabbi weiß es; er ſammelt ſich im Gebet, und ſein alter Gott offenbart ihm im Nervenäther ſeiner Glieder einen wunderbaren guten Geiſt, wo wir Chriſten dem alten Wahn wieder huldigen möchten, im zerſtörten Gehirn gehe leibhaft der Böſe um.

Ich hatte Pirro ſeiner Bande befreit. „Auf meine Gefahr!" bedeutete ich Arzt und Wächter. Eines neuen Wuthanfalls gewärtig, blieb der Letztere an der Thür wie auf der Lauer ſtehen, während ich mit Pirro Arm in Arm im Raume ab und zuſchritt. Er erquickte ſich an Speiſe und Trank, nicht ohne Mühe, nicht ohne mein Zureden; erſt meine Verſicherung, ihm Bürgſchaft für die Nahrungsmittel zu leiſten, erſt nachdem ich ihm vorgekoſtet, war ſein Widerwille beſeitigt und der Natur ihr lange verſagtes Recht geworden. Mit mir allein hätte er ſich vielleicht alsbald ausgeſprochen; aber mit dem Blick des Argwohns, den er aus den ſchrägen Höhlen ſeiner Augen auf die Gegenwärtigen warf, unterbrach er jeden Beginn zur offenen Mittheilung, trotz dem Vertrauen, das er zu mir zu faſſen ſchien. Ich wiederholte ihm die Vorgänge in Santa Maria; er ſchien ſich Mühe geben zu wollen, mir Glauben zu ſchenken, aber es ward ihm ſchwer. Er zog mich bei Seite in den Winkel des Gemachs und flüſterte mir zu, geſtern Nacht ſei ihm Mermona erſchienen, mit drohendem, vorwurfsvollem Geſicht; ſie habe auf uns alle eingeſcholten, auch auf mich, weil wir ſo ſchlechte Augen hätten und den Knaben nicht fänden. „Sie ruhen nicht, bis ſie uns Alle als Leichen vor ſich ſehen; aber noch muß der Knabe lebendig ſein!“

„Saverio iſt todt!“ ſagte ich und ſah Pirro durchdringend an. Er ſchlug ein ſchmerzlich höhniſches Gelächter auf, während er meinen Arm von ſich ſchleuderte, faßte mich aber alsbald wieder unter, ſchnalzte mit den Fingern und zog mich faſt im Sturmſchritt im Raume auf und ab. Dann und wann machte er förmliche Sprünge und wiegte wie zum Anlauf Beine und Füße. Seine Augen liefen dabei kreuzweis im Gewölbe des Kellers auf und nieder. Plötzlich packte er in wilder Haſt mit beiden aufgeſtemmten Händen meine Schultern, ſchnellte ſich, mich hinter ſich ſchleudernd, mit der Schwungkraft einer wilden Katze über mich hin und hing oben am ausgebrochenen Mauerſtück am Fenſter.

Arzt und Wächter waren Augenblicks auf ihn zugeſtürzt, aber im Nu ſtand er ſo tief in der Niſche, daß er ſelbſt vom Tiſche aus nicht mehr mit unſern Händen erreichbar war. Während der Wächter Miene machte, den Stuhl auf den Tiſch zu ſtellen, um ſo ſeiner habhaft zu werden, hatte er ſchon mit der Gewalt der tollkühnen Wuth einen Eiſenſtab dergeſtalt auseinandergebogen, daß er quer von der Seite Schulter für Schulter ſeinen Leib durchzwängen konnte. Er ſtand ſchon draußen, als der Wärter laut rufend zur Thür hinausſtürzte „Lug und Trug, leb' wohl!“ ſchrie Pirro mit wildem Gelächter. „Ich gehe nach Santa Maria, Dir den Knaben zu ſuchen, blind wie Du biſt, Giuſeppe! Der Knabe muß leben; meine Augen ſahen Alles, nur ihn nicht!“ Ein Sprung, ein dumpfer Fall, ein Geraſſel wie von zerbrochenen Scherben: das folgte ſich raſcher als der Lärm der mit Stangen herbeieilenden Diener den Corridor herunterſcholl. Wie ſie den Gefangenen nicht mehr vom Kerker aus erreichen konnten, eilten ſie in den Hof hinaus, in welchen das Fenſterloch mündete.

Das Halloh in den Gängen des Hauſes, um den ausgebrochenen tollen Waldenſer zu fangen, miſchte ſich draußen mit dem Geſange der Schaaren vom heiligen Gericht, die Niemand anders als juſt den entſprungenen Ketzer forderten. Ich hätte dort, als Ziel deſſelben Begehrens, ebenſo wenig den Eifer der Verfolgung beſchwichtigen können wie im Innern des Hauſes; ich vertraute auf das gute Naturell des Menſchen aus den Bergen, auf die Pfiffigkeit des Wildes, das in Gefahren geſchult und gewitzigt iſt.

Aber das Unheil wuchs. Der Arme hatte aus dem engen Hof keinen Ausgang gefunden. Mühſam war er an einer Dachrinne hinaufgeklettert und in ein oberes Stockwerk gelangt. Allein auch dort war die Wuth der Verfolger ſchon wach; Trepp' auf und ab durch die Gänge gejagt, mußte er endlich, hart bedrängt, aus einem Fenſter hinaus zum zweiten Male einer Regenrinne ſich anvertrauen. Sie war kein ſo treuer Leiter und Helfer in der Noth wie die frühere; ſie riß unter der Gewalt des Schwunges, den er ſich gab, ſie zu erfaſſen, mit ihren Fugen und Eiſen aus der Mauer, ſtürzte mit ihm kopfüber drei Stock hoch nieder und zerſchlug mit ihm auf den Quadern der Straße.

Ich war hinausgeeilt; ich ſah den Armen vor meinen Augen zuſammenſtürzen, mit Einem Schlage zerſchmettert, eine Beute des Todes. Seine Hand war noch warm, aber das Uhrwerk des Herzens ſtand ſtill.

Ein Paar Leute vom Strande, gute Burſche ohne Furcht und Scheu, ließen ſich gewinnen, um ſich ſeiner zu bemächtigen. „Ein armer Junge aus den Bergen!“ ſagt' ich ihnen, „unſchuldig verfolgt, ein geſtörtes Gehirn, that nie jemand wehe!“ Damit beſtach ich ſie, und zwei Schultern trugen die ſchnelle Beute des Todes ſchon bei Seite, als der Strom der Menge mit den Dienern des Collegiums heranſchwoll. „Begrabt ihn ſtill!“ empfahl ich noch den Fiſchern, „ſcharrt ihn an einer Waldecke ein, oder verſenkt ihn mitten ins Meer, all' eins! Die Mutter Erde iſt überall des Herrn, wo der Menſch nicht mit der Qual ſeiner Gedanken ihren Frieden ſtört!“ — Mit des armen

Jungen Bekehrung hatte ich meine Rechtgläubigkeit, meine eigene Anwartſchaft auf den zukünftigen Himmel beweiſen ſollen, und konnte ihn nicht einmal vor Wahnſinn und Tod bewahren! Ich ſchlich in den tiefſten Schatten der Gaſſe, in den verborgenſten Winkel des Gebäudes, um mit meinem Schmerz allein zu ſein und Pirro's armer Seele in meinen Gedanken eine ſtille Meſſe zu leſen. —

Wie der Tag anbrach, ſtand mein Gefährte zur Reiſe nach dem deutſchen Norden an meiner Seite. Der Genoſſe, der mir zugeſellt war, weil nur je ihrer Zwei zu gegenſeitiger Bewachung mit Aufträgen an die zerſtreuten Miſſionshäuſer betraut werden, war Niemand anders als der germaniſche Bruder, Pater Burkhart, genannt Broccardo. „Gott zum Gruße und nichts für ungut!“ war ſein Wort, mit dem er mich bewillkommnete. Er gehörte zu Denen, die Gott auf den Lippen haben, ihn auch ſonſt von Herzen gern einen guten Mann ſein laſſen. Pater Burkhart war angewieſen, mir in jeder Weiſe möglichſt zu willfahren und freien Spielraum zu geben.

Die Sonne lugte mit blutrothem Auge über die Felſen Genua's; ſie ſpiegelte ſich im Meere, als wir die Stadt verließen. Turin und Genf in der Schweiz waren unſere nächſten Stationen. — —

* * *

Hiermit ſchließt der erſte Theil der Bekenntniſſe, die in der Handſchrift vor uns liegen. Für die nächſten Jahre fehlen alle Aufzeichnungen. Sind es Jahre geweſen, die einer Oede, einer Steppe glichen?

In Turin war Graf Giuſeppe in die Freimaurerloge Rose et Croix aufgenommen worden, in Genf hatte er viel im Seminar der Calviniſten verkehrt; er bekannte ſich ſeitdem zum Glauben der Reformirten Chriſten. Bei alle dem blieb er äußerlich in der alten Gemeinſchaft, auf die ihn das Schickſal ſeines Hauſes verwieſen hatte; der ſeltſame Gefährte ſeiner Wanderungen wich nur ſelten von ſeiner Seite. Erſt nach einer langen Pauſe beginnen die Mittheilungen ſeiner Feder von neuem; ſie führen uns auf deutſchen Boden, und die Herausgeber dieſer Denkwürdigkeiten überliefern die weiteren Erlebniſſe des Grafen della Torre wie folgt.

Neunzehntes Capitel.

Deutſchland und ſeine Religionskriege.

— — So bin ich denn nun mitten in dieſem wunderbaren Deutſchland, das mir oft genug eben ſo wunderlich erſcheint. „Hier werdet Ihr Euch wohlfühlen,“ ſagte Pater Burkhart zu mir, als wir in dem erſten deutſchen Gaſthaus unſern Einzug hielten und die erſten Laute ſeiner heimiſchen Mundart an unſer Ohr ſchlugen. „Hier werdet Ihr Euch wohlfühlen!“ ſagte er mit einem Gemiſch von Gutmüthigkeit und Spott, „hier zu Lande kann Jeder nach ſeiner Façon ſelig werden!“ — Es iſt dies einer jener Ausſprüche des Königs der Boruſſen, deſſen Witzworte in der ganzen Welt umlaufen. Dieſer Friedrich ſcheint mit Bonmots aus der Voltaire'ſchen Schule ſein Zeitalter eben ſo ſehr beherrſchen zu wollen, als er mit deutſcher Fauſt Provinzen des heiligen römiſchen Reiches anſichreißt. Man rüſtet ſich abermals gegen ihn, um ſeinen Anmaßungen zu begegnen, während man doch an allen Ecken und Enden ſeinem ſtarken Geiſte huldigt, ſeine Einfälle bewundert oder belacht. Ich erinnere mich, daß der Schrecken ſeines

Namens ſelbſt bis nach Rom drang, und der heilige Vater ſich ernſthaft bekreuzte, als Monſignore Borgia ihm bei Tiſche als Würze eines jener vielen Pfefferkörner des königlichen Witzes anbot.

Pater Burkhart's Miſſion ging zunächſt nach Dillingen, dem Sitze des Biſchofs von Augsburg. Aber wir verfehlten dort den Prinzen des ſächſiſchen Hauſes, der dies Bisthum mit dem von Trier vereinigte. Wir reiſten in Eilmärſchen durch Baiern; die kriegeriſchen Bewegungen zwangen uns, im Kloſter B. Raſt zu halten. Pater Burkhart hatte hier Freunde und verſchaffte auch mir einen Umgang, den ich mir nicht beſſer wünſchen könnte. Wäre der Glaube der alten Mutterkirche überall in Deutſchland ſo aufgeklärt, wie unter dieſen gelehrten Benedictinern, ſo bliebe nur zu hoffen, daß die proteſtantiſchen Chriſten auch ihrerſeits geneigt wären, ſich zu einer neuen Kirchengemeinſchaft mit uns zu verbrüdern. Der Prälat, Abt Valerius, ein langer hagerer Mann, hat eine gewiſſe redliche Ehrwürdigkeit, die keineswegs einem finſtern Aberglauben in die Hände arbeitet. Er zeigte uns die koſtbare Monſtranz des Kloſters. Auf der einen Seite beſteht ſie aus großen Aehren von Diamanten, die das Brot des Herrn vorſtellen; auf der andern aus Trauben von Rubinen, die auf den Wein bei'm heiligen Abendmahl deuten. Burkhart äußerte einen Zweifel über die Aechtheit der Diamanten. „Ich weiß,“ ſagte der Abt, „man trägt ſich mit dem Gerücht, einer meiner Vorgänger habe aus dem Erlös der ächten Steine den Ankauf unſerer Bibliothek beſtritten. — Es iſt genug,“ fügte er mit ſeiner ruhigen Würde hinzu, „wenn der Glaube des Volkes an die Wirkungen der Monſtranz ächt iſt! Wir, die wir die Wiſſenden ſind, ſchöpfen doch ganz wo anders Kraft und Erhebung.“ — Er wies dabei mit dem Stolz eines gelehrten Bewußtſeins auf die Räume, wo die Bücher ſtehen. Pater Placidius, der Oberbibliothekar des Kloſters, ſtand neben uns und fühlte ſich in ſeinem ganzen Werth. Auch Pater Beda, der exegetiſche Schriften verfaßt hat, auch Pater Franciscus, der aus dem Franzöſiſchen überſetzt, Alles iſt hier Schriftſteller, und ſelbſt einige Laienbrüder ſchreiben Choralbücher auf Pergament ab, mehrere von den frommen Vätern ſind äußerſt geſchickt in der Malerei der Initialen. Pater Johannes, der Mathematicus, ein kleiner, lebhafter Mann, iſt mit einem Grundriß vom Kloſtergebiet beſchäftigt, auf den er jedes Haus, jede Hütte und jedes Ställchen, genau vermeſſen, einträgt; die Einkünfte und Abgaben beſchreibt er daneben im Texte. Er wies uns auch ſeine Sammlung von Mineralien und Petrefacten, die er bei'm Vermeſſen des Landes verfaßte, und bei dieſer Veranlaſſung war es, wo dieſer kleine rührige Mann uns unter vier Augen die Zweifel gegen die Aechtheit der Steine in der Monſtranz erhärtete. „Thut nichts zur Sache!“ ſagte er mit ſeinem gutmüthig liſtigen Lächeln, „unächte Steine ſind doch immer noch mehr werth, als eine unächte Gurgel des Ritters Sanct Georg und ein falſcher Finger der heiligen Gertrud, was ſie beides da drüben im Bamberger Domſtift in natura aufweiſen wollen!“ — So offen, naiv und leutſelig ſind hier Prieſter der alten Mutterkirche! Ich glaube, ſie wären, wenn man ihre gute Einſicht walten ließe, reif zu einem guten Einverſtändniß mit den chriſtlichen Ketzern. Sie ſind aufgeklärt genug, um ihren Verkehr mit Proteſtanten in jeder Weiſe zu pflegen. Der Dienſt im Kloſter iſt gering, die Obſervanz nicht ſtreng; man kann hier ganz ſeinen Studien leben. In welchem Zuſtande dabei das Volk verbleibt, iſt freilich eine andere Frage. Ich fürchte, die Aufklärung hält ſich unter den Deutſchen in geſchloſſenen Logen feſt und erſchrickt vor ſich ſelber und dem tauſendfachen Zwieſpalt, den ſie anregt, wenn ſie ſich mit ſcheuem Tritt hinaus in die Wirklichkeit wagt.

Am fürſtlichen Hofe zu Bamberg fand ich Nichts von jener ſchlichten Erhabenheit, aber auch Nichts von jenem dunklen Tiefſinn, den ich in den rechtgläubigen Ländern des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation erwartete. Auf dem Petersberge liegt die Reſidenz des Biſchofs von Bamberg, der zugleich mit Würzburg belehnt iſt. Adam Friedrich, ein geborner Graf von Seinsheim, iſt ebenfalls ein Mann der Aufklärung, zieht ausländiſche Manufacturiſten herbei, liebt Pracht und äſthetiſches Vergnügen. Er ſpricht faſt nur franzöſiſch, und ſeine Günſtlinge ſind immer einige Pariſer Abbés, die an ſeinem Hofe à la Voltaire den Schöngeiſt machen. Seine Zeit iſt ziemlich regelmäßig auf Jagden, italieniſche Opern und franzöſiſche Komödien vertheilt. In Pemmersfelden, einem ſeiner pompöſen Luſtſchlöſſer, ſahen wir neulich ein Schäferſpiel, in dem ſich mein Landsmann, der berühmte Zachini, bewundern ließ. Auch die Frau des fürſtlichen Hofkapellmeiſters, Signora Fracaſſini, welche die beſondere Gunſt Sr. biſchöflichen Gnaden beſitzt, wird als Bravourſängerin gefeiert und von den Herren am Hofe vergöttert. Die Muſik in den Kirchen iſt hier allerorts ganz opernmäßig. Trabanten mit Stäben ſtolziren mit großem Schaugepränge in den Hallen auf und ab, während römiſche Paradeſänger ihre wollüſtigen Töne gurgeln. An die Strenge der ambroſianiſchen Kirchenregel gewöhnt, wie ſie in Mailand herrſcht, wo kein üppiger Geigenton im Tempel Gottes laut werden darf, muß mir die Weltlichkeit des deutſchen Kirchendienſtes um ſo mehr auffallen. Vergeblich hab' ich bis jetzt auf jene erhabene geiſtliche Muſik gelauſcht, an welcher Deutſchland ſo reich ſein ſoll. Wo find' ich überhaupt den Ernſt, der dieſer Nation inwohnen ſoll? In welchen Höhlen lauert er, an welchen Ketten liegt er? Verkriecht ſich dieſes Volk vor ſich ſelbſt? Hat es ſeine eigene Natur verloren? — Ich weiß freilich nicht, wie dies hundertfach zerfetzte Deutſchland dazu kommen kann, einen gemeinſamen Gedanken zu faſſen, um zu ſich ſelbſt zu kommen. Jeder Fußbreit Landes hat hier eine andere Geſtalt. Hier ſind nicht blos, wie bei uns in Italien, die Städte zu Staaten, die Provinzen zu Reichen und die Stämme zu beſonderen Völkern geworden; hier iſt faſt jedes Dorf gegen das andere verbarrikadirt, äußerlich durch Schlagbäume, Mauthen und Zollſperren, innerlich durch provinzielle Vorurtheile, die jeder kleinſte Ort mit der Halsſtarrigkeit eines Vierfüßers feſthält. Jeder iſt hier eiferſüchtig auf den Andern, will ſelbſtändig ſein auf Koſten des Andern und hält ſich gegen den Nächſten verſchanzt. Das Wort „Heimtücke" ſcheint recht eine deutſche Erfindung zu ſein. Und um ſich gegen den Nachbar draußen trotzig abzuſchließen, erträgt man zu Hauſe mitunter die ärgſte Sklaverei. Dieſe hundertfache Selbſtändigkeit der vielen einzelnen Punkte, die kein großer Gedanke mehr bindet und eint: das nennen ſie ihre Freiheiten. In einer Provinz betet man an, was in der nächſten als Teufelei verſchrieen wird. Einer und derſelben Sache baut man hier Altäre, dort Kerker, und ſo iſt dies tiefſinnige Volk, das immer das Größte erdachte und es nie feſtzuhalten, nie nach Außen hin zu geſtalten wußte, unſelig zerworfen, zerriſſen, in ſeinen Fundamenten aufgelöſt. Es iſt, als ob der Zwieſpalt wie ein Fluch auf dieſem Volke laſtete. Aeußerlich iſt der Deutſche phlegmatiſch, und innerlich verzehrt ihn ein ſeltſamer Drang nach den Geheimniſſen der Geiſterwelt. Sie bücken ſich vor der hergebrachten Tyrannei und ſtiften ganz im Stillen heimliche Vereine, wo ſie der Freiheit Altäre bauen. So ſind denn hier die Logen die eigentlichen Zufluchtſtätten der frei Denkenden und der edel Fühlenden. Aber ſie thun das Maurerthum wie Sonntagsandacht ab und werkeltagen weiter. Ich ſuche eine Loge, die ſich im Leben der Menſchen bethätigt, einen Verein der Freien und Edlen, der es ſich zur Aufgabe macht, die Menſchenwelt umzugeſtalten, die Wahrheit zur Wirklichkeit zu machen. Die Wahrheit ſoll nicht in den Schlupfwinkeln ſtillſitzen, ſie ſoll ſich der Lebensformen bemächtigen; eine Loge freier Maurer muß Macht haben, um Propaganda zu machen; eine Nation aber nicht anders als in ſich ſelbſt das Heil der Neugeſtaltung ſuchen. Die Fürſten hier ſchwelgen in fremdländiſchen Genüſſen; an den katholiſchen Höfen ſind die Italiener gleichſam Hahn im Korbe, die proteſtantiſchen Höfe ſind franzöſirt. Die Prieſter ſeufzen oder lächeln über den finſtern Glauben und laſſen doch das Volk in ſeiner dumpfen Nacht. — Und wie find' ich die Andersgläubigen? Haben ſie ſich ganz abgelöſt vom Zuſammenhang mit ihren Brüdern? Oder ſind ſie von einer Sehnſucht nach Einigung mit der alten Kirche erfüllt? Haben auch ſie vielleicht nur die Kraft zum Zwieſpalt, ohne den Punkt zu finden, wo der Chriſt dem Chriſten, der Menſch dem Menſchen die brüderliche Hand zum Bunde reicht? Sie haben den Heiligendienſt abgeſchafft und ſehen in der Perſon des Heilands den alleinigen Mittler. Aber ſie wiſſen nicht recht, was ihnen Chriſtus iſt. Die Einen beten zu ihm als zu dem Gott der Gnade, vor dem die Creatur in ihrem Nichts zuſammenſinkt. Sie ſtellen ihn ſehr hoch, aber erheben ſich nicht zu ihm. Die Andern drängen ſich keck ihm zur Seite, nennen ihn ihren weiſen Lehrer, einen aufgeklärten Menſchen, der die reinſte Moral gepredigt, aber ſich leider ſoviel Wundergeſchichten aufbürden ließ. Alſo bis zum Wunder, bis zur Anerkennung der Macht des Geiſtes über den Leib, bringen es dieſe Rationaliſten nicht? — Wer fühlt nicht, daß das Chriſtenthum reich genug iſt, um alle dieſe Secten zu umfaſſen, in denen bald das Herz, bald der Verſtand vorherrſchend Sprache gewonnen! Aber ſie haben den Mantel Chriſti in tauſend Stücke zerfetzt, und jede Partei hält den abgeriſſenen Zipfel für den ausſchließlichen Inbegriff ſeiner heiligen Erſcheinung auf Erden! In der freien Reichsſtadt Ulm, die in ihren Mauern nur lutheriſche Chriſten duldet und einem Reformirten kaum für Eine

Nacht ein Ruhelager geſtattet, las ich an den Straßenecken als Neuigkeit den Anſchlag eines Buches mit dem Titel: „Lieber türk'ſch als calvin'ſch!“ — Wie wir in Stuttgart Raſttag hielten, brachte mir der Gaſtwirth auf meine Bitte um ein gutes deutſches Buch ganz heimlich das Buch der Bücher. Aber es war in einer eigenthümlichen Abfaſſung, es war die ſogenannte Wertheim'ſche Bibel. Die alte Bilderſprache iſt hier in gewöhnliche Ausdrücke, in profane Redensarten von heute verwandelt. Dieſe gemeine Sprache läßt ſich nicht mehr mit Erfolg citiren, oder die Prophetie der Bibel verliert darin ihr Gewicht. Deshalb haben die frommen Leute in Halle die „Bosheit“ dieſes Ueberſetzers entlarvt. Es ſei, ſagen ſie, in tauſend Jahren kein ſo heilloſer Betrug geſpielt. Der Gaſtwirth zur goldenen Gans in Stuttgart ſchlug mir im „Reichspoſtreuter“ aus alten Jahrgängen die Verbote auf. Die gute Stadt Nürnberg hat das Vergehen, dieſe Bibel zu leſen, auf fünfzig Thaler gutes Courant angeſchlagen. Kurſachſen meinte, das Verbrechen ſei hundert Thaler werth; die Krone Preußen verſtieg ſich bei Confiscation der Wertheimer Bibel auf hundert Goldgulden. „Wir in Stuckert“, ſagte der gemüthliche Wirth und ſchob liſtig ſein Käppchen auf's linke Ohr, „wir in Stuckert haben nitt ſo eiteln Preis d'rauf'g'ſetzt, aber geheim halte müſſe wir's dennoch; unſer Herr Pfarrer in der Kirche hat ſiebenundzwanzig Sonntage über die Frechheiten des gottloſen Herrn Schmidt gepredigt.“ Dies iſt der Name des Ueberſetzers. Es ſind etwa fünfzehn Jahre her, da ward er in Wertheim auf die peinliche Anklage des Reichshoffiscals gefänglich eingeſteckt. Sein Proceß ſollte auf Koſten des fränkiſchen Kreiſes geführt werden; da aber der fränkiſche Kreis ſich nicht dazu verſtehen wollte, ſo zog ſich die Unterſuchung in die Länge. „Inzwiſchen“, ſagte mein guter Wirth, „hat man den Inquiſiten entwiſchen laſſen!“

Noch peinlicher aber als die Anklage des Reichshoffiscals find' ich die heimliche Auflauerei der Leute unter einander, um auszumitteln, wes Glaubens Kind man ſei. Und wehe dem, den ein beſonderes Gelüſt nach den geheimen Schätzen des Chriſtenthums bei Andersgläubigen dazu treibt, die Gränzen ſeiner ihm angebornen Kirche zu überſchreiten! Nach der Ueberzeugung der gründlichen norddeutſchen Gelehrten ſteht der Verluſt der ewigen Seligkeit darauf. Und ſo eifrig ſonſt die Herren vom Worte Gottes ſich bei Hofe um weltliche Gunſt bemühen, in dieſem Punkte hauen ſie blind drein mit der Fauſt, oder mit der Zunge, die manchem deutſchen Mann wie eine Fauſt aus dem Maule hängt. Als die andersgläubige Prinzeſſin von Wolfenbüttel an den ſpätern Kaiſer verheirathet wurde, ſchrieb der gelehrte Fabricius eigens ein Buch, um nachzuweiſen, daß den katholiſch Gläubigen dadurch nicht das ewige Heil jenſeits entzogen werde. Aber ein zelotiſcher Herr Löſcher widerſtritt dieſer, wie er ſagte, gar frechen Behauptung; der katholiſche Glaube, ſagte er in einer grauſamen Schrift, ſei ein Gräuel Gottes. Die Facultät der kleinen Hochſchule zu Helmſtädt vertheidigte ihren Fabricius, aber die Tübinger verketzerten die Helmſtädter, und die Helmſtädter verunglimpften die Wittenberger, die ihrerſeits wieder mit den

Hallenſern darüber zerfielen, und Dieſe, die Hallenſer, als die allerfrömmſten Leute, verdammten alle Welt. Die Sache ward hochverrätheriſch, denn die arme unſchuldige Seele der Prinzeſſin von Wolfenbüttel lief Gefahr, von den wüthenden deutſchen Gelehrten zerriſſen zu werden. Als der große Kanzel- und Kathederſtreit ausgetobt hatte, war Jeder ſo klug wie zuvor. Die hartköpfigen Hofprediger in Wolffenbüttel blieben der Meinung, ein Glaubenswechſel, er ſei zu Gunſten der katholiſchen oder der reformirten Kirche, ziehe den Verluſt der ewigen Seligkeit nach ſich. Als ſie dem Herzoge wegen ſeiner Zuſtimmung in die Heirath gar das Abendmahl verweigerten, machte er von ſeinem Hausrecht Gebrauch und jagte ſie zum Lande hinaus. — Das ſind ganz einfache, wahre und alltäglich ſich wiederholende deutſche Hiſtorien. — Deutſchland hat alſo auch ſeine Inquiſition, nur handhabt ſie Jeder, Lutheraner, Katholik und Calviniſt, wie er mag und kann, auf eigne Fauſt. Es kann hier alſo, wie der König der Boruſſen ſagt Jeder „nach ſeiner Façon“ ſelig, aber auch nach der Façon Deſſen, der die Oberhand hat, die Treppe hinunter und zum Hauſe hinausgeworfen werden. Bricht er dabei den Hals, ſo iſt das nur dieſelbe Façon, in der er Andern ihr leibliches und ewiges Wohl ſtreitig macht. Die tiefſinnige deutſche Freiheit, beruht ſie vielleicht auf dem alten berühmten deutſchen Fauſtrecht?

Im Schwaben- und Frankenlande war erſt ganz kürzlich der Hohenlohiſche Religions- und Familienkrieg beigelegt. Die Linien Waldenburg, Bartenſtein und Schillingsfürſt waren nach dem weſtfäliſchen Frieden zur katholiſchen Kirche zurückgetreten, und gaben fortgeſetzt, wie es heißt, den evangeliſch gebliebenen Unterthanen mehrfachen Anlaß zu Klagen über Beeinträchtigung. Nach dem Normaljahr 1642 blieb die evangeliſche Kirche die in dieſen Landen herrſchende; allein die Fürſten gaben ihrem Hofgottesdienſte, den zu halten der weſtfäliſche Friede ſie berechtigt, eine größere Oeffentlichkeit, ließen Proceſſionen durch die evangeliſchen Städte ziehen, erlaubten benachbarten Kloſtergeiſtlichen, Pfarrgeſchäfte zu üben, ſchmälerten dadurch die Einkünfte der evangeliſchen Geiſtlichkeit und erlangten in einigen lutheriſchen Kirchen die Geſtattung des katholiſchen Gottesdienſtes. Das wäre ſehr ſchön, beruhte das auf Gegenſeitigkeit; aber es geſchah aus Haß und Feindſchaft, und wer Wind ſäet, ſagt hier ein Sprichwort, wird Sturm ernten. Nun rückte vor einigen Jahren (1744) das Oſterfeſt heran, für die Katholiſchen aber um zwölf Tage früher. Die fürſtlichen Regierungen geboten allen Unterthanen eine gleichzeitige Feier nach dem verbeſſerten römiſchen Kalender, den die Evangeliſchen nicht anerkannten. Das evangeliſche Conſiſtorium zu Oehringen verſagte dieſem Gebote Gehorſam. Da wurden fünf Prediger abgeſetzt, das Conſiſtorium aufgehoben. Dawider klagten nun die evangeliſchen Linien des Hauſes Hohenlohe, die Linien Neuenſtein, Oehringen, Kirchberg und andere, wegen Verletzung der Familienverträge bei'm kaiſerlichen Reichshofrath. Sie erlangten einen für ſie günſtigen Entſcheid; die katholiſchen Linien wurden bei Androhung der Execution zur Wiederherſtellung des früheren Zuſtandes verurtheilt. Das markgräfliche Anſpach hatte die Executionstruppen zu ſtellen auch an Kurbrandenburg, Kurhannover, Kurheſſen, Sachſen-Gotha erging kaiſerlicherſeits die Aufforderung, die nöthigen Truppen in Bereitſchaft zu halten. Die Gemüther waren noch ganz erfüllt von dieſen kaum beigelegten Stürmen, ſie dampften gleichſam noch vom Eifer des Religionskrieges. Während deſſen rüſtete der Boruſſenkönig von neuem, als wollt' er dem ganzen Trödel ein Ende machen. —

Von Bamberg bis Erlangen macht man nur einen Weg von vier bis fünf Meilen, und doch fühlt man ſich plötzlich auf dieſem kleinen Raum in eine ganz andere Welt verſetzt. In Bamberg fette Triften, volle, runde Geſichter; im Wirthshauſe ſchwere Schüſſeln, daß der Tiſch kracht; unter'm Krummſtabe, ſagen die Leute, iſt gut wohnen! Im proteſtantiſchen Erlangen magerer Sandboden, aber lauter helle Geſichter, eilige Füße, nie ruhende Hände. Dort das ſatte Behagen des reichen Ackerbauers, hier die flinke Rührigkeit der Gewerbe. In Bamberg hohe Häuſer mit einer Architektur voller Pomp und Stolz, aber ſchmutzig und Nachts ohne Beleuchtung. In Erlangen niedrige, profane Häuſer, aber reinlich und Nachts mit Laternen erhellt. — Man ſpricht mir viel von einem Gegenſatze zwiſchen Ober- und Niederdeutſchland. Mir däucht, man hat dieſen Unterſchied faſt überall gleich bei der Hand; wenige Meilen genügen, ihn zur Erſcheinung zu bringen. Die ganze Natur dieſes Volkes und Landes ſcheint dieſe Mannichfaltigkeit zu bedingen. Hielte nur irgend ein mächtiger Gedanke dieſe auseinande gefallene Welt der Deutſchen zuſammen! Aber in dieſem Hange zu Gegenſätzen zerarbeiten ſich alle Kräfte, und mit ſeltener Hartnäckigkeit beſteht Jeder um ſo eifriger auf ſeiner Meinung, je dunkler der Gegenſtand ſchimmert, den er mit gläubigem Auge in hellem Lichte zu erblicken meint.

Wir ſaßen in Erlangen ganz harmlos in einer jener rauchgeſchwärzten, bierklebrigen Tavernen, in denen deutſche Studenten zechen und ſingen. Mein Socius Burkhart iſt ganz ſtolz auf ſeinen nationalen Gerſtenſaft, Cereviſia genannt, gleichbedeutend, ſagt er, mit dem Kurmi der alten Kreter. Auch die alten Aegypter, eiferte mein Sodale, brauten ſchon Gerſtenſaft; Oſiris hatte ihn erfunden. In deutſchen Landen feiern ſie den König Gambrinus als den Erfinder. Wie ich zum erſten Male den braunen Saft getrunken, war es mir wirklich, als müßten mir die Geheimniſſe der alten Aegypter zu Kopf ſteigen. In der Taverne zu Erlangen tranken und tobten deutſche Studenten. Es ſind dies gar wilde wüſte Geſellen, in zerlumpten Röcken und zerriſſenen Schuhen, in langen Bärten und mit nackter, behaarter Bruſt, den Schläger an der Seite und ſchnell fertig mit der Fauſt. Ich dachte bei'm erſten Anblick an die Lazzaroni Neapels. Wie eine Horde Räuber, die ſich um ihre Beute ſtreiten, ſaßen ſie da. Aber ſie debattirten über die allerheiligſten Dinge. Ein kecker Burſch, ein reformirter Theolog, mit einer doppelten Schmarre im Geſicht, ſtellte den Satz auf: Luther ſei in vielen Dingen gar ſehr „auf dem Holzwege“ geweſen, er habe noch an die wirkliche Verwandlung bei'm Abendmahle geglaubt. Alsbald brach eine heftige Parteiung aus, ob Brot und Wein nur bildlich als

Leib und Blut des Herrn zu nehmen ſeien. Die „lutheriſchen Dickköpfe“ ſtritten heftig dagegen, und während ſie ſo von ihren Gegnern geſcholten wurden, ſchlugen ſie auf den Tiſch, daß die Bierkrüge zitterten, und ſchwuren den „reformirten Spitzköpfen“ den leibhaften Tod. „Euer Luther“, ſchrie ein Gegner, „hatte noch den Auguſtinermönch im Leibe! Hat er nicht auch mit dem Tintenfaß nach dem Teufel geworfen?“ Dies gab das Signal, den Teufel wirklich loszulaſſen. Jeder ſah jetzt in ſeinem Gegner den böſen Dämon, und ſtatt des Tintenfaſſes dienten die Bierkrüge zu Wurfgeſchoſſen. Die Schläger waren blank, Tiſche und Stühle wurden in Batterien verwandelt und mit wildem Geheul fielen die Kämpfer über einander her. Es floß Blut in dieſem Abendmahlsſtreit und wir hatten ein wunderbar burleskes Schauſpiel von dem praktiſchen Ernſt dieſes theoretiſchen Deutſchlands. Nur Wenige ſaßen am Ende des Saales ganz unbetheiligt am Vorfall; ſie ſchlürften ruhig ihr perlendes Bier, während das Blut der Brüder floß, und blieſen gemächlich weite Dampfwolken aus ihren Nüſtern. „Wir ſind Philoſophen,“ ſagte Einer von ihnen, mit dem ſich Pater Burkhart einließ. „Wir wiſſen, daß die Wahrheit weder auf dieſer, noch auf jener Seite liegt; ſie ſteht gleich weit entfernt über beiden Parteien.“ — „Sehr wahr, gleich weit fern von beiden,“ ſagte Burkhart mit verſtecktem Lächeln und drückte einem fremden geiſtlichen Herrn die Hand, deſſen Bekanntſchaft er ſchon früher gemacht zu haben ſchien. „Laßt ſie nur kämpfen, bis ſie athemlos am Boden liegen, dann iſt auf beiden Seiten die Ernte für uns um ſo ſicherer.“

Paſtor Dreikorn, ſo nannte ſich der Fremde, ſchüttelte wehmüthig den Kopf, als wir uns vor dem Tumult auf die Gaſſe flüchteten. Er iſt evangeliſcher Prediger in der freien Reichsſtadt Nürnberg. Er rief ſein Wehe über dieſe Zerwürfniſſe des Chriſtenthums, er pries die römiſch Gläubigen glücklich, die mitten im Sturm des Lebens nie ohne Steuermann und Compaß ſeien. Als er ſchied, nahm er auch mir das Verſprechen ab, ihn in ſeiner guten freien Stadt heimzuſuchen. Da er in uns die römiſch Gläubigen erkannte, mußt' ich auf ſeine Vertraulichkeit mit Pater Burkhart ſchließen, denn wir ſind hier in ganz weltlicher Tracht und mit Päſſen hergereiſt, die uns als proteſtantiſche Chriſtenkinder bezeichnen. Sie waren franzöſiſch aus Genua, aus Gênes, ausgeſtellt, allein Burkhart hatte an dem Worte radirt und gepinſelt, ſo daß man eben ſo gut Génève, Genf, leſen konnte. Ich weiß nicht, welche Zwecke mein Begleiter noch ſonſt damit verknüpft, aber ſchon in Ulm hätten wir ja als katholiſche Chriſten kein Strohlager zur Nacht bekommen.

Die Stadt Erlangen verließen wir in einem Zuſtande, der faſt an Aufruhr gränzte. Aus dem Streit der Studenten erwuchſen Straßentumulte, an denen die Bürger Antheil nahmen. Der Markgraf, der in dieſen Landen gebietet, mußte Dragoner abſchicken, um den großen Abendmahlsſtreit der Studenten zu ſchlichten.

Zwanzigſtes Capitel.

In der Schenke zu Dunkelsbühl.

Wir mußten uns vor den preußiſchen Werbeoffizieren flüchten. In Erlangen hatten ſie unter einer Anzahl Studenten, die „scandali halber“ fortgewieſen wurden, eine zahlreiche Beute gemacht. Der Markgraf iſt der Schwager König Friedrich's, und während er als Reichsfürſt ſeine Truppen ſtellen ſoll, läßt er doch überall die dreiſten Werbungen für die preußiſchen Fahnen zu. Das Reich will dem Könige den Krieg erklären, und doch ſchweifen die blauen Huſaren mit einem Rudel junger Burſchen bis dicht an die Thore von Nürnberg. In den Schenken ſingen ſie Lieder auf ihren königlichen Helden, und die Jugend verläßt den Pflug auf dem Felde, Bücher und Schreibpult in der Schulſtube. Nicht das Handgeld, das die Huſaren bieten, der Ruhm des Königs reißt ſie fort. In Dörfern und Städten, ſelbſt in Klöſtern und am Altar der Kirchen wird geworben; der preußiſche „Antichriſt“ ſcheint wie ehedem der Hunnenkönig ein neues Jahrhundert über Deutſchland heraufzuführen. Der Kaiſer hat keine Macht, die Kirche kein Anſehen, und dieſe ganze deutſche Welt hebt ſich aus ihren Fugen.

Es iſt in dieſem Sommer des barbariſchen Nordens ſo heiß, daß das Vieh auf der Landſtraße zu verſchmachten Gefahr läuft, die Saaten ſtehen welk; die braunen Apenninen Italiens können nicht dürrer ſein. Es ſind dies die Tage der Hundswuth, wie man hier ſagt. Und die Menſchen ſcheinen dabei eben ſo leicht in Raſerei zu gerathen. Die Schwühle ward ſo drückend, daß wir ein Obdach ſuchten.

Es war in der Schenke eines katholiſchen Dorfes, das zu dem ſonſt proteſtantiſchen Gebiet eines Reichsgrafen gehört, der ſeinen Sitz in der Nähe hat. Das Gewitter, das ſchon ſeit mehreren Tagen am Himmel ſtand, drohte endlich auszubrechen. Es war Sonntags, das Dorf war menſchenleer, und ein Kind, das einzige lebende Weſen im Wirthshauſe, rieth uns in die Kirche zu gehen, wo alle Welt ſich hingeflüchtet, um durch Gebet den Zorn Gottes abzuwenden. Es war thöricht genug, daß die Menſchenmenge ſich dort zuſammendrängte, wo der Zorn des Himmels ſie am erſten erreichen konnte. Aber ländlich, ſittlich: wir gingen hin und hörten den Pfarrer reden. Er ſchilderte die allgemeine Noth im Lande als eine Strafe des Himmels um der Menſchen Sünden willen, verkündigte die Ankunft des jüngſten Tages, ſprach von den ägyptiſchen Plagen, von der Noth der Kinder Iſraels in der Wüſte und deutete mit ziemlich dürren Worten auf den neuen Nebucadnezar hin, der gegen Kirche und Reich zu Felde ziehe und mit ſeinem gottesläſterlichen Heidenthum den Zorn des Höchſten über die römiſch-deutſchen Lande bringe. Wir ſtanden in der Vorhalle unter einem Trupp von Schnurrbärten, die bei dieſen Worten eine unruhige Bewegung machten. Es waren preußiſche Werber, die in Bauerkitteln in der Umgegend ihr Gewerbe trieben. „Ein hübſcher Feldprediger für uns!“ rief ein Schnauzbart ganz laut dem andern zu. „O, ich kenne Euch wohl,“ rief der Pfarrer mit drohender Stimme herunter, „Ihr, die Ihr es wagt, Euer räuberiſches Handwerk ſelbſt hier an heiliger Stätte auszuüben. Ihr Seelenfänger, Ihr Knechte des Baals, gebt Acht: auf Euch wird ſich der gerechte Zorn Gottes wälzen!“ Mit ausgeſtrecktem Arme hing der Mann Gottes da oben im Kaſten und ſchleuderte ſeinen Kirchenbann und ſeine Blitze. Aber ſein Mund verſtummte plötzlich und es ſchien ihn ſelbſt zu überraſchen, als der Donner des Himmels, den er auf die Uebelthäter herabrief, ihm wirklich Red' und Antwort ſtand. Wie eine Lawine ſich von den Bergen löſt, ſo hatte ſich aus der Ferne ein dunkles Gemurmel immer näher herangewälzt, bis es ſich mit Sturmesgeheul in einem lauten Krachen entlud. Auf einen Augenblick ſtand die Kirche wie in Flammen; raſch folgten dann hinter einander mehrere gewaltige Schläge; Alles ſchrie laut auf in der Angſt, das Gebäude möchte berſten und in Trümmern über die ganze Gemeinde zuſammenſtürzen. Die Menge brach tumultuariſch auseinander, Jeder drängte in's Freie hinaus; man kam erſt draußen wieder zur Beſinnung. „In der Nähe hat es eingeſchlagen, krach, krach!“ ſchrieen die preußiſchen Huſaren, die den Pfarrer ſuchten. Dieſer ließ ſich aber nirgends erblicken. Wir eilten nach der nahen Anhöhe, von wo man die ganze Gegend überblicken konnte. Links und rechts, vor und hinter uns ſtiegen Flammenſäulen auf. Der Blitz hatte auf verſchiedenen Punkten in der Nachbarſchaft gezündet. Jung und Alt war jetzt bereit, dem nächſten Orte zu Hülfe zu eilen. Spritzen und Leitern wurden hervorgeſucht; der praſſelnde Regen, der ſich plötzlich in Strömen ergoß, hielt uns nicht ab, den Zug zu begleiten.

Erſt in der Nacht kehrten wir heim; das Feuer ſchien auf allen Punkten glücklich gelöſcht. Die Schenke wimmelte von Leuten, die auf die verſchiedenſte Weiſe von dem Unglück berichteten, das, ſeltſam genug! ſechs bambergiſche Dorfkirchen getroffen, während andere, meiſt proteſtantiſche Kirchthürme, die ganz dicht dazwiſchen liegen, verſchont blieben. Die preußiſchen Werber, die ſich auch hier wieder eingefunden, ſaßen am runden Tiſch mitten in der Stube, zechten und lachten über den Fluch, den der Herr Pfarrer auf ſie herabgedonnert. „Unſer Herrgott", ſchrieen ſie, die Mützen ſchwenkend, „weiß beſſer, wen er treffen ſoll!" Ein Theil der Bauern bekreuzte ſich vor ihnen, Andere beriethen ſich, um die frechen Geſellen hinauszuwerfen; aber Niemand wagte ſich an ſie. Sie hatten ohnedies beim Brande im nächſten Dorf wacker Hand angelegt und ſich das trockene Plätzchen in der Schenke gar wohl verdient. Sie ſaßen jetzt frei und frank in ihren Pelzjacken da, und die abgeworfenen naſſen Bauernkittel, die ſie ſich übergeworfen hatten und die jetzt am Ofen zum Trocknen hingen, lieferten ihnen das beſte Zeugniß. Hatten ſie gleich ein heidniſches Maul, ſo waren ſie doch beim Löſchen in ihrer Chriſtenpflicht nicht faul geweſen. Alsbald ſchoben ſie Tiſch und Bänke bei Seite, um zu einem Tänzchen Raum zu gewinnen. Die grämlichen Alten von der Dorfgemeinde ſchlichen bei Seite, aber muntere Dirnen waren bald genug bei der Hand, während die Bauerburſchen das Glück der Soldaten mit neidiſchen Augen duldeten.

Der Hufſchlag von Pferden unterbrach die Scene. Einige Männer in Jagdkleidern, ganz durchnäßt, traten mit Geräuſch in's Zimmer. Eine hohe, ſtark hervorragende Männergeſtalt, um welche ſich die Anderen drängten, ſtand mitten im Raum und ſchien nicht ohne Wohlgefallen die Haufen fröhlicher Leute zu muſtern. „Der Herr Reichsgraf!“ ſchrie der Wirth wie vor Entſetzen und ſtürzte auf die Muſikanten ein, die für die Huſaren ſo eben einen friſchen Walzer begannen. Bei der plötzlichen Stille im Saale waren Aller Augen auf den geſtrengen Herrn gerichtet, der nur ungern das luſtige Geſindel ſtörte. So gravitätiſch ehrbar die ſtruppigen Brauen über den tiefliegenden forſchenden Augen hingen, ſo gutmüthig ſchien doch der lächelnde Zug um ſeine Lippen. Auf den erſten Blick erkannte ich den Reichsgrafen Juſtus Erich, wie ich ſein Bild als vermeintlichen Proſelyten der römiſchen Kirche mit dem Trauerflor um den Rahmen in der Sala intima zu Rom im Palaſt der Propaganda geſehen. Ich ſuchte nach Pater Burkhart, mir das beſtätigen zu laſſen; aber der werthe Pater war beim Eintritt des Fürſten raſch hinter den Ofen geſchlüpft und hielt ſich mäuschenſtill in der ſogenannten Hölle zwiſchen Wand und Ofenbank. „Ich hab' es gern,“ nahm der Reichsgraf das

Wort, „wenn es nach gethaner Arbeit luſtig hergeht im Volk. Aber da Ihr mich einmal erkannt habt,“ rief er dem Wirth zu und ſchlug ihm mit der flachen Hand derb auf die Schulter, „ſo will ich Euch Allen hier eine gute Lehre geben. Ruft mir die Aelteſten von der Dorfſchaft zuſammen! — Und Ihr da Schnauzbärte Sr. Majeſtät von Preußen, ein Wort mit Euch!“

Die Soldaten hatten ſich bei der Erſcheinung des Reichsgrafen in den Hintergrund zurückgezogen und bezeigten wenig Luſt, ſeiner Anrede Gehör zu ſchenken. Einige zogen raſch die grauen Kittel über die Uniform.

„Achtung! Front gemacht!“ rief der Fürſt jetzt mit ſtarker Commandoſtimme, und die Huſaren ſtanden plötzlich wie eine Mauer vor ihm. „Meint Ihr, Kerle, hier wie die Wölfe in Schafskleidern umzuwandeln?“ herrſchte er ihnen zu, nachdem er jeden Einzelnen von Kopf zu Fuß gemuſtert. „Denkt Ihr, es ſolle hier auch ſo gelingen wie in den mecklenburgiſchen Landen, wo Euer Herr und König — allen Reſpect vor Sr. preußiſchen Majeſtät! — ungeſcheut werben läßt und die Beamten des Herzogs, die ſich widerſetzen, in's Loch ſteckt? Ihr habt drüben im Dorf löſchen helfen, dafür ſollt Ihr heute meine Gäſte ſein und die Zeche frei haben. Ich kann heut' noch auf das Wohl Eures Königs trinken; denn noch iſt er nicht nach der Form Rechtens in römiſch-deutſchen Landen zum Reichsfeinde erklärt. Morgen aber macht Euch mit dem Frühſten aus dem Staube, ſonſt ſoll das Donnerwetter meinerſeits in Euch dreinſchlagen!“

Die Aelteſten der Dorfſchaft waren inzwiſchen herangetreten und ſtanden ehrfurchtsvoll, ſeines Winkes gewärtig. „Nun, Ihr Väter der Gemeinde," redete er ſie halb ſpottend an, „der Himmel hat uns, wie Figura zeigt, mit ſeinem Zorn verſchont! Ihr meint wohl, Euer Singen und Beten hab's gethan? Ja, Proſit Mahlzeit, das eiſerne Ding mit der goldenen Spitze, das ich Euch auf den Kirchthurm ſetzen ließ, hat's gethan! Wie ich Euch die Stange einſchmieden ließ, da habt Ihr Euch zuſammengerottet und Euch gegen die ketzeriſche Neuerung verſchworen. Ihr meint, weil ich ein lutheriſcher Menſch bin, ſo hätt' ich einen aparten Herrgott und wüßte nichts vom ächten und rechten. Ich ſag' Euch, meine Thurmſpitzen reichen eben ſo weit in den Himmel hinein als die Eurigen. Daß Ihr Vierfüßer am Verſtande bleiben wollt, habt Ihr mit Euch ſelber abzumachen; aber wenn Ihr noch lange murrt und brummt, daß mein Blitzableiter ein Werk des Teufels ſei, ſo verdientet Ihr, daß ich Euch wechſelweiſe bald von römiſchen Bettelmönchen, bald von preußiſchen Werbern ſchinden und ausplündern ließe. Ich habe, Gott ſei Dank, hier nur dies eine katholiſche Dorf, aber ich ſchwör's Euch zu, ich will hier ſo gut wie in meinen andern Landen die geſunde Vernunft zu Ehren bringen. Baſta, damit Gott befohlen! — Oder habt Ihr noch was zu reden?" Die angedonnerten Väter der Gemeinde hatten nichts zu reden; ſie zogen ſich ſcheu zurück. In haſtiger Bewegung, mit den Farben des Zorns im Angeſicht, fuhr der Reichsgraf im Zimmer noch auf und ab. Die funkelnden Blicke, mit denen er die Anweſenden durchmuſterte, ſchienen noch ein anderes Opfer zu ſuchen. „Wo iſt der Pfarrer? Ich will den Pfarrer Rökens ſprechen!“ rief er ſeiner Umgebung zu. — „Ich laſſe den ehrwürdigen Herrn Pater bitten!“ ſetzte er milder hinzu, indem er ſich zu beſinnen ſchien, daß ſein barſcher Ton Anſtoß erregen mußte. — In dem Antlitz des merkwürdigen Mannes lag jenes deutſche Gemiſch von barockem Humor und einer gar gutmüthigen Ehrlichkeit des Herzens. Hinter den gewölbten Augenbrauen und auf der hohen Stirn thronte in ſtarken Zügen jene Zuverſicht des Geiſtes, die immer ſicher auf Gott zu rechnen weiß, und doch ſprach ſich in der Muskelkraft dieſes biedern Antlitzes ein gewiſſer Trotz aus, der allen Ernſtes im Stande ſchien, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden über ſeine oft wunderſame Weltregierung zur Rechenſchaft zu ziehen. Dieſer Mann iſt vielleicht der leutſeligſte Herr, wenn man ſein Gemüth zu erfaſſen verſteht; er gebährdet ſich vielleicht wie ein Recke, der mit Lindwürmern kämpft, wenn man ſeinen Vorurtheilen nicht von der Seite beizukommen weiß. Ein Mann von ſtarken mächtigen Grundſätzen, dacht’ ich, aber doch wohl noch ſtärker und mächtiger in ſeinen Vorurtheilen! — Dieſen Eindruck machte mir der Reichsgraf Juſtus Erich. Ich mußte bei ſeinem Anblick an jene alten germaniſchen Kaiſer denken, die im eiſernen Harniſch über die Alpen ſtiegen, die widerſetzlichen lombardiſchen Städte mit grauſamer Härte einäſcherten und dann in Rom doch unterduckten, als Herren der Welt doch nicht das rechte Zauberwort fanden, um die verworrene Menſchheit zu ordnen. „Dumme Jungens!“ ſtürmte er jetzt auf die Schaar junger Bauern ein, die ihn mit offnen Augen und

Mäulern anſtarrten. „Laſſen ſich von fremden Kriegsknechten die Mädels wegfiſchen! Haben doch ſelbſt Knochen im Leibe, um freche Geſellen aus dem Tempel hinauszuwerfen. Schlafmützen Ihr, das habt Ihr von Eurem Flennen und Beten!“

Alles fuhr wie Spreu vor dem Winde zurück, während er im Zimmer auf und nieder ſchnob. Polternd ſtieg er dann die Treppe hinauf, wo ſein Gefolge ihm den Tiſch bereitete. Es ſollte mir vergönnt ſein, an dieſem Mahle theilzunehmen. Einer von den Cavalieren des Fürſten kam zurück, trat auf uns zu und erkundigte ſich, wer die fremden Herren ſeien, die ihm der Wirth gemeldet. Burkhart war eben aus ſeinem Verſteck gekrochen, und in demſelben Augenblick trat Pater Rökens herein, eine kurze, breitſchulterige, wohllebige Figur, der Pfarrer des Orts, der von der Kanzel gedonnert und den der Reichsgraf citirt. „Geiſtliche Herren aus Genf!“ ſagte Pater Rökens, auf uns deutend, als der Cavalier ſeine Einladung wiederholte. Burkhart aber machte ein ſehr kläglich Geſicht, klagte über Katarrh und Rheuma von der Reiſe und erbat ſich vom Wirth eiligſt eine Schlafkammer, ſo daß ich allein als der fremde Geiſtliche daſtand, an den die Einladung erging. „Se. Erlaucht bitten“, ſagte der Kammerherr, „die Abendſuppe mit ihm einzunehmen!“ Pater Rökens zog mich bei Seite mit der flehendlichen Bitte, ihn nicht allein zu laſſen der Erlaucht gegenüber, und ſo ging ich denn gleichſam zum Succurs für ihn und nach förmlichſt eingeholter Erlaubniß, im Reiſekleide erſcheinen zu dürfen, auf die Einladung ein, zumal der Wirth erklärte, kein anderes Zimmer für mich zu haben. „Es wird hart über uns hergehen!" ſeufzte Paters Rökens, als er hinter mir her die Treppe hinaufkeuchte.

Der Reichsgraf ſaß ſchon bei der Suppe und empfing uns mit einer gravitätiſchen Schwenkung des Vorlegelöffels. Er hatte ſeine Jagdkleider mit einem alten Schafpelz vertauſcht und gewährte uns in der ſeltſamen Zipfelmütze, die er von irgend einem Bauern geborgt zu haben ſchien, den Anblick eines Häuptlings jener nordiſchen Barbaren, die wir in ein fernes Thule verſetzen. „Sehr willkommen!" ſagte er in ſeiner polternden Vertraulichkeit. „Geiſtliche Herren ſind mir immer ſehr lieb und werth. — Aus Genf? So ſo! Aus der Heimath jenes famoſen Sonderlings, Jean Jacques Rouſſeau, der ſein Religionsbekenntniß wechſelte wie man den Rock wechſelt. Den einen Rock hielt er ſich zum Spazierengehen, den andern zog er Abends an, wenn er ſchläfrig wurde. Er machte in Sachen der Religion ſo raſch, wie man die Hand umdreht, den Ueberläufer!"

Wir hatten uns kaum geſetzt, als er uns aufforderte, ihm über Rouſſeau unſere Meinung in die Suppe zu brocken.

„Monſeigneur", ſagt' ich, „halten ihn für keinen ehrlichen Menſchen?"

„Doch, doch!" rief er, „aber er iſt nur ein Genie, und von Genies halt' ich mir am liebſten, um ſie ſtudieren zu können, eine Gallerie in meinem Tollhauſe. Ehrlich? Wen der Voltaire hinterliſtig mit ſeinem Geifer beſchmutzt, der muß von Hauſe aus ehrlich ſein, und ich wünſchte nur, daß der preußiſche Friedrich, der ſich nun einmal zum Auguſtus dieſer franzöſiſchen

Schöngeiſter aufgeworfen hat, in ſeiner Wahl lieber auf den tollen Bürger von Genf geſtoßen wäre. Da wär' er doch am Ende auf Quellwaſſer ſtatt in Sümpfe gerathen. Hat Rouſſeau Recht, ſo ſind alle Menſchen Narren; hat Voltaire Recht, dann ſind ſie alle lauter Schurken. Und das iſt, ſag' ich, der Sumpf, in den man bei Dem geräth. Ja, mit den elenden, wüſten und doch immer lächelnden Spöttern des Heiligſten giebt ſich König Friedrich ab, duldet ſie in ſeiner Nähe, gefällt ſich in ihrem Umgang und läßt durch den Secretär der Berliner Akademie Lobreden auf ſie halten, die er ſelbſt verfertigt, aber die ihm ſein boshaftes Waſchweib Voltaire erſt ſäubern muß. Deutſche Schriften, die mit den Waffen der Vernunft die Wundertheorien des alten Glaubens bekämpfen, läßt er verbieten, ſchickt die Drucker nach Spandau!"

„Vielleicht", nahm ich das Wort, „will die Majeſtät von Preußen gewiſſe Aufklärungen über das Chriſtenthum nur innerhalb der Kreiſe einer gewiſſen bevorzugten Bildung zulaſſen; gewiſſe Ueberzeugungen ſind vielleicht nur für das Volk verderblich."

„Volk, Volk," rief der Fürſt, „wer will da die Grenze ziehen! Ich bin auch vom Volk und die fürſtlichen Liebhabereien von Sansſouci freſſen ſich wie ein ſchleichendes Gift bis in's Mark des Volkes. Guter Freund, was die Fürſten in Deutſchland privatim treiben, das äfft der große Haufe noch allezeit nach! Laufen ſie doch gleich hin, gaffen und ſind außer ſich, wenn ſich Einer mit 'nem Bischen Witz und Scharfſinn geltend macht! Und ſo wird immer ihr beſtes Gefühl, das Gefühl der Hingebung, zur Narrheit, und Egoiſten füttern ſich mit der Liebe des Volkes. König Friedrich iſt ein ungewöhnlicher Menſch, aber blos weil ihn die Schwäche und Erbärmlichkeit ſeiner Mitmenſchen bedeutend macht; ein Spiegel deutſcher Fürſtentugend wird nimmermehr aus ihm. Sein Handwerk iſt Rache und Großemannsſucht. Seinen Liberalismus und ſonſt noch was hat er von den Franzoſen. Ihn beſeelt der Ehrgeiz, ſich der Welt als Einen zu zeigen, der ſie mit Füßen tritt und ſelbſt die Götter verachtet. Man wird ihm wie einem Schauſpieler applaudiren müſſen, aber eine große, tiefe, deutſche Sache wird er nie leiten, nie erwärmen. Im Grunde paßt er auch zu ſeinem boshaften Pavian Voltaire. Voltaire hat alles Heilige in Fetzen geriſſen, damit er witzig ſein kann, und Friedrich ſtürzt im Intereſſe ſeiner Hausmacht das deutſche Reich über den Haufen. Beide haben die Lacher auf ihrer Seite, daß Gott erbarm!“

Er hatte während deſſen mit der Gabel einen Faſan geſpießt, hielt ihn in freier Luft vor ſich hin und ſäbelte links und rechts die Stücke herunter. „Hier ein Flügel und da eine Keule!“ ſagte er eben ſo zornig als wohlgemuth. „Schleſien iſt ein fetter Biſſen! Hol's der Kuckuk! Was bleibt am Ende vom heiligen römiſchen Reiche übrig?“

Er hatte das Gerippe des Vogels in der Hand, drehte es nach allen Seiten und warf es den Doggen zu, die im Halbkreiſe um ſeinen Stuhl lauerten und über die Beute herfielen. „Hab ich nicht Recht, mein beſter Herr Pfarrer?“ ſagte er zu Pater Nökens, „in dem einen Punkte können wir zwei Beide doch wohl einig ſein, was? — Aber freilich, Ihr eifert nicht blos gegen die preußiſchen Huſaren, Ihr zieht zu Felde gegen Blitzableiter, gegen Aufklärung und alle Naturgeſchichte! Ihr habt den Blitz auf die preußiſchen Werber herabrufen wollen, und da hat er ganz wo anders eingeſchlagen! Ihr meint, jene Kerle ſeien mit dem Teufel im Bunde!“

Der runde, feiſte Pater ſchien auf eine Debatte, wie ſie jetzt über ihn ergehen ſollte, nicht eingerichtet. Er legte ſein vollwangiges Angeſicht bald auf die eine, bald auf die andere Schulter, blickte mit ſchrägen Augen in die Welt hinein und beſaß als die beſte Waffe zur Entgegnung jenes überwache Lächeln, das ſelbſt der Weisheit einen zu hochmüthigen Anſtrich giebt. Es quälte ihn offenbar, über geiſtliche Dinge hier ganz weltlich verhandeln zu ſollen. Er drehte ſich furchtſam hin und her, als ſuchte er im Nothfalle nach dem Loche, das der Zimmermann offen zu laſſen pflegt. Vielleicht war er nur auf der Kanzel muthig, wo er von Sodom und Gomorrha ſprechen durfte.

„Lieber Herr Pfarrer,“ fuhr der Reichsgraf fort, „ich glaube, es giebt gar keinen Teufel mehr in der Welt, wohl aber allerhand Teufeleien unter den Menſchenkindern. Ihr habt mir die Aelteſten im Dorfe aufgewiegelt, daß ſie ſich zuſammenthaten und bei Eurem Biſchof gegen meinen Blitzableiter einen rechtgläubig chriſtlichen Proteſt einlegten. Hör' Er mal, Herr Pfarrer, ich bitte, wo ſitzt denn nun das wahre Chriſtenthum, das ſich bewährt? In ſechs biſchöfliche Dorfkirchen hat das Wetter eingeſchlagen, weil ſie den Blitzableiter für eine gottloſe Neuerung halten. Ich hab' meinen Kirchthürmen die gottgefällige und ſegensreiche Erfindung des großen Franklin in America aufgeſetzt, und ſiehe da, meine Kirchen ſind alle verſchont geblieben. Wo iſt nun da Gottes Hand ſichtbar, und wo liegt der Hund begraben? Wenn es noch in der Welt einen Teufel giebt, ſo ſteckt er in der Menſchen Verſchloſſenheit, Schwerköpfigkeit, Hartnäckigkeit! — Aber kommen Sie her, Herr Pfarrer, und trinken Sie, das Bier iſt gut. Ew. Ehrwürden werden es nicht verſchmähen, mit einem lutheriſchen Ketzer anzuſtoßen. Kommen Sie, Herr Pfarrer, weil wir doch allzumal Sünder ſind, und unſer Herr und Heiland ſelbſt mit den Zöllnern zu Tiſche ſaß."

Pater Rökens hatte wieder ſein geheimnißvolles Lächeln, das zwiſchen Demuth, Weisheit und Dummheit ſchwankte. „Ew. Erlaucht hätten nur", ſagte er, indem er nach dem Faſanflügel in der Schüſſel griff, „uns nicht das Glockengeläute verbieten ſollen!"

„So!" fuhr der Reichsgraf heraus. „Alſo in physicis ac naturalibus wollt Ihr keine raison annehmen! Herr Pfarrer, unſere Thürme ſind vom Wetter verſchont, weil die Glocken ſtill hingen und nicht durch die Schwingung der Luft die elektriſche Entladung an ſich zogen. Nimm doch nur ein Bischen Vernunft an, alter Knabe, und erkläre Dich nicht ſo breitſtirnig gegen alle Naturgeſchichte!"

Der Pfarrer arbeitete eifrig an ſeinem Bratenſtück und erklärte ſich nicht weiter gegen die Naturgeſchichte.

„Voyez, Monsieur: ſo geht mir's mit meinen geiſtlichen Herren!" ſagte der Reichsgraf, zu mir gewendet. „Mit meinen evangeliſchen nicht beſſer! Hab' ich mir da ganz friſch von der Mutter fort einen funkelnagelneuen Hofprediger verſchrieben. Er hat in Tübingen ſtudiert, hat die beſten Zeugniſſe, und ich zahle ihm, was nur Gottes Wort an einem kleinen Hof verlangen kann. Aber glauben Sie wohl, daß der Mann im Stande iſt, mich von der Unſterblichkeit der Seele zu überzeugen? Ich meine, ſo was man aus dem Grunde hieb- und ſtichfeſt überzeugen nennt. Wir debattiren ſtundenlang hin und her, und wenn ich alle ſeine Argumente aufgezehrt habe, kommt er immer wieder auf den verzweifelten Schlußpunkt: Wenn es keine Unſterblichkeit gäbe, — dann müßte es ja geſcheidter ſein, wir lebten wie das liebe Vieh. Und ich zweifle denn wirklich nicht, daß wir bei ſo bewandten ſchwachen Beweisgründen allerdings im Stande der Unſchuld und der Vierfüßler verbleiben."

Ich ſagte: „Monseigneur verlangt vielleicht mathematiſche Gründe?"

„Nun, einen vernünftigen, allerdings einen, der faßlich und handgreiflich iſt," entgegnete er.

„Handgreiflich?" mußt' ich wiederholen, „handgreiflich können die geheimnißvollen Wahrheiten der Religion nicht bewieſen werden!"

„Geheimnißvolle Wahrheiten!" rief der Reichsgraf, „was wahr iſt, kann und darf ſich nicht verſtecken wollen, muß ſeine Richtigkeit haben, das heißt, klar ſein. Ich will die chriſtlichen Heilswahrheiten nicht bezweifeln, noch gar beſpötteln, wie die Franzoſen und die Philoſophen in Sansſouci. Aber ich ziehe die Religion vor den Richterſtuhl der geſunden Vernunft, und ich denke, was daran richtig iſt, muß Stand halten. Bitte um Verlaub, ich bin ein Mann der Logik, und der ſelbſtbewußte, wache Menſch iſt denn doch wohl die oberſte Creatur in der Schöpfung!“

Ich ſchwieg; ich ſtand vor der Despotie des ſogenannten natürlichen Verſtandes. Ich mochte nicht ſagen, daß eine Religion, die keine Geheimniſſe mehr hat, gar keine Religion mehr iſt; aber es reizte mich, dieſe alleinſeligmachende Tyrannei der geſunden Vernunft, die alle Geheimniſſe der Gemüthswelt leugnet, zu Schanden zu machen.

Die Philoſophie geht allerdings auf die Sache; aber die Religion iſt Bedürfniß des Gemüths! dacht' ich bei mir ſelbſt.

An Pater Rökens hatte ich freilich als Mitſtreiter und Bundesgenoſſen einen kläglichen Vertreter der menſchlichen Gemüthsbedürfniſſe.

„Ja, da ſchweigen nun die gelehrten Herren von der Gottesgelahrtheit, ſtatt einen armen Laien mit ſeinem Bischen Vernunft zu informiren!“ begann nach einer Pauſe der Reichsgraf, im Gefühl eines ſichern Triumphes. „Da hab' ich hier einen meiner katholiſchen Herrn Pfarrer. Ich will ihn jetzt nicht weiter belangen, denn während er ſo eifrig die Sterblichkeit dieſes Vogels beweiſ't, möchte er ſich um die Unſterblichkeit eines ſo körperloſen Dinges, wie die Seele iſt, nicht viel bekümmern! Mit einem Prieſter von der alten Mutterkirche hätte ich ſo gern einmal allen Ernſtes einen Disput! — Was macht denn Eure alte Nonne drüben? Sie hat die

Schwindſucht und heilt durch Händeauflegen. Arzt, hilf dir ſelber! paßt auf ſie nicht; ſie bleibt krank, aber ſie macht andere Leute geſund, wie?“

„Der Schweiß ihrer Hand iſt ſegenbringend,“ ſagte der Pater, „und der Glaube thut's!“ ſagte er und ſchlug ſein Deckelglas zu.

„Da haben wir's wieder!“ fuhr der Reichsgraf auf, ſprang vom Seſſel auf und ſchlug die Hände zuſammen. „Mit Jedem laufe ich immer bis dicht an die Wand und da ſteht uns dann Beiden gleicher Weiſe der Verſtand ſtille. Wo aber der Verſtand aufhört, da fängt die Vierfüßerei an!“

„Die Vierfüßer an der Krippe hatten, mit Ew. Erlaucht gnädiger Erlaubniß, zu ihrer Zeit den ganz richtigen Glauben,“ ſagte der Pfarrer eben ſo boshaft als einfach und ſchlicht.

„Ich glaube, ſie haben ihn noch!“ rief der Reichsgraf, und entlud in Blicken und Gebährden ſeinen ganzen Zorn auf den Pfarrer. Was man furor teutonicus nennt, ward mir hier in optima forma erſichtlich.

Fürſt und Prieſter hatten ſich offenbar verbiſſen und feſtgerannt; es war zwiſchen den Streitenden eine ſehr peinliche Waffenſtille eingetreten; es ſchien mir Zeit, dazwiſchen zu treten.

„Monſeigneur,“ begann ich ſchüchtern und beſcheiden, „Monſeigneur giebt doch wohl zu wenig auf den Glauben des Menſchen, — ich meine auf ſeine feſte, heilige Zuverſicht, die im Gemüth zu einer Stärke und Macht erwachſen kann, daß ſie —“

„Berge verſetzt!“ unterbrach mich der Reichsgraf, „na, da haben wir's!“

„Laſſen wir die Sprache der Bibel und der Bilder bei Seite!“ gemahnte ich ernſt und dreiſt; „unſere Rede hier über heilige Dinge iſt ohnedies ſehr einfach und ſchlicht, wo nicht profan und nüchtern! Ich meine: der Glaube, das heißt die feſte Zuverſicht auf Etwas, das ich für wahr halte, auch wenn ich es nicht mit den leibhaften Sinnen wahrnehme, nur in der Ahnung, aber ſtark und mächtig erfaſſe, ich meine: der Glaube kann noch immer Wunder thun.“

Der Reichsgraf ſtutzte und ſah mich mit ſeinem gebieteriſchen Zorn an. Die Augenbrauen ſpannten ſich gothiſch gewölbt in die Höhe; in ſeinem erhabenen rothbraunen Geſicht ſtand das Feuerzeichen jenes Fanatismus, der ſich in deutſchen Landen zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, und ſo auch noch heute, wie es ſcheint, todtſchlagen ließ und läßt.

„Wunder“, ſagte ich, „ſind noch alle Tage möglich; aber freilich gehört die ganze entſchloſſene Willenskraft des Menſchen dazu. Wenn der Kranke, der Leidende ſich leiblich und geiſtig vorbereitet, mit ganzer Sehnſucht ſeiner Rettung nachſtrebt, alle ſeine Kräfte zuſammenfaßt, ſich endlich, wie in letzter Todesangſt, nach dem Gegenſtande des Heils hinſchleppt, ſo kann ihm dort an geweihter Stätte das Wunder der Erlöſung werden, gleichviel, ob das Symbol ſeiner Anbetung eine alte Reliquie, oder der goldpapierne Saum am Kleide der Mutter Gottes iſt. In der zuſammengenommenen Seelenkraft des Menſchen liegt, was wir Wunder nennen, ob es der Pöbel gleich, das

Aeußere mit dem Innern verwechſelnd, dem Knochen des Heiligen oder der Schleppe der Jungfrau zuſchreibt. In dem Willen, der ſich feſt auf den einen Punkt hinbannt, liegt Allmacht. Und dies, Monſeigneur, nennen wir füglich doch auch Glauben, lebendigen Glauben. Mich dünkt, hierüber könnten ſich die Philoſophen und alle chriſtlichen Secten vereinigen.“

Der Reichsgraf ſah mich ſprachlos an; er rang nach Ausdrücken.

„Und auf dieſe Weiſe,“ nahm jetzt Pater Rökens, muthiger geworden, das Wort, „auf dieſe Weiſe ſind überhaupt die Wunder der Kirche, die wir als Thatſache kennen, erklärlich. Gefährliche Kranke ſind, mit Ew. Erlaucht Erlaubniß, durch die heilige Taufe, durch die letzte Oelung plötzlich geſund geworden. Der alte Cultus mit ſeinen Beſchwörungen, ſeinen Exorcismen, ſeiner Weihung des Waſſers und Feuers, ſeinem Hauchen an die Stirn des Neophyten hat denn doch wohl in früheren Zeiten Wunder verübt, die ein profanes, nachgeborenes Geſchlecht nicht mehr kennt. Durch die Kraft des Glaubens machte Sanct Patrik in Irland die Blinden ſehend. Die alten Könige von Frankreich heilten die Kröpfe durch Handauflegen, die Grafen von Habsburg das Stammeln durch die Berührung ihrer Lippen.“

„Ach das ſind alte katholiſche Legenden!“ fuhr der Reichsgraf in die Höhe, räuſperte ſich, warf ſeinen Pelz ab, da es ihm zu ſchwühl wurde, und ſah uns bald ſtaunend, bald drohend an.

„In alten Legenden“, ſagt' ich, „ſteckt auch etwas Wahres:

die Macht des Gemüthes über die Elemente, der Sieg des Geiſtes über die Natur.“

„Aber wir,“ entgegnete der Reichsgraf ausweichend, „wir lutheriſchen Chriſtenmenſchen laſſen uns nur auf die Bibel ein, laſſen uns nur aus der Bibel demonſtriren!“

„Die Bibel?“ wiederholte ich. Der ſtarkmüthige Streiter hatte ſich damit einen Rückzug ſichern wollen, ſaß aber damit feſt und gab ſich gefangen. „Die Bibel!“ ſagt' ich. „Kamen die Blinden und Lahmen nicht zum Herrn, und half ihnen ihr Glaube nicht? Er legte die Hand auf ſie und ſie nahmen ihr Bett und wandelten. Die Kraft eines heilig reinen Willens überwindet ſelbſt die Pforten des Todes. Lazarus erſtand aus dem Grabe und der todte Jüngling der Mutter zu Naim kehrte zurück unter die Lebendigen. In der Berührung des Herrn lag der Zauber einer geheimnißvollen Kraft. Nennt Ihr dieſe Kraft eine göttliche, nun gut, aber wenn ſein Geiſt noch in ſeiner Gemeinde lebt, ſo müßten auch ſeine Wirkungen, die Wirkungen des Glaubens, die Wunder, die der Geiſt über den Leib vermag, noch möglich ſein.“

„Mann Gottes!“ rief der Fürſt, und ſetzte mir beide Hände auf die Bruſt; er fand nicht gleich das rechte Wort. „Nennt Ihr denn“, ſtotterte er keinlaut, „das Alles — Magnetiſiren?“

„Nehmt es im großen und heiligen Sinne,“ ſagt' ich, „und Ihr kommt der Wahrheit näher!“

„Und müßte noch immer möglich ſein, ſagt Ihr?“ fragte er.

„Sicherlich!“ war meine Entgegnung, „ſicherlich thäte der

Glaube heute noch ſeine Wunder, wenn die Prieſter ihres Herrn und Meiſters würdig wären!“

Er ſah mich ungläubig und zugleich wie um Schonung bittend an; über die ſtarken Muskeln ſeines Antlitzes lief ein leiſer Hauch der hülfsbedürftigen Wehmuth.

„Jeder Prieſter ſollte Arzt ſein!“ ſagt' ich in der guten Abſicht, ihn zu begütigen. „Dann würde er wiſſen, wo die Natur aufhört und der Geiſt beginnt. Pater Rökens würde auch gut thun, ſich um die Phyſik zu bekümmern, damit er den Segen der menſchlichen Erfindungen begriffe, bevor er die unmittelbare Hülfe Gottes herunterbeſchwört.“

„Gar nicht übel!“ ſagte der Reichsgraf und klopfte mir ſichtlich erfreut auf die Schulter. Er fand ſich ſchnell wieder in ſeiner guten Laune zurecht. „Wenn meine Prieſter die unſaubern Geiſter austreiben könnten, alſo daß dieſe in die Säue führen, ich wollt' ihnen alle Hände voll zu thun geben. Säue hab' ich genug im Lande.“

Er trat an's Fenſter und öffnete den Flügel. Eine warme ſchöne Mondnacht lag auf den Gefilden. „Alle meine Kirchen unverſehrt geblieben!“ ſagte der Reichsgraf wie triumphirend ſtill für ſich, „da und dort und wieder dort. Die biſchöflichen Dorfkirchen abgebrannt und mir keine einzige! Bravo Phyſicus! Vivat Franklin, großer Menſch!“

Er ſchwieg, wie er ſich umblickte und uns ſah, die wir hinter ihm ſtanden. Sein großes Auge blieb auf mir haften. „Ja, ja,“ ſagte er ſehr ernſt und ehrlich, „haben Recht, es giebt noch Wunder in physicis ac mathematicis. Gar keine Frage!

Es iſt ein hohes, tiefes, köſtliches Wunder, daß der Menſch da drüben jenſeits des Oceans, der ehemalige Buchbindergeſelle im freien Land America, die ſimple Maxime auffinden mußte, um den Blitz zu regieren. Das hätte ſich weiland Jupiter tonans wohl nicht träumen laſſen, daß man ihm in die Hände greifen könnte! Franklin iſt ein Zauberer; gar keine Frage! Wie man ein biſſiges Hündchen mit Broſamen begütigt, den Fiſch im Waſſer mit dem Angelwurm ködert: ſo lockt dieſer Wundermann mit ſeiner goldgeſpitzten Eiſenſtange mitten aus der verderbenſchwangern Wolke den Blitz herunter, wohin er will, bis auf die platte Erde, wo er ſich meinetwegen ſein kaltes Bett bohrt. Und das nennen die alten Weiber ein Werk des Teufels! J, ſo ſchlag doch der Blitz, wie er will, in die morſchen Gehirnkaſten! Vor funfzig Jahren hätten ſie den Franklin, meiner Seele! noch als männliche Hexe verbrannt!“

Pater Nökens lächelte hinüber und herüber, ſo devot auch äußerlich ſeine Haltung vor ſeinem Landesfürſten blieb. Ich glaubte zu verſtehen, was er verſchwieg, aber ich deutete es mir nach meiner Weiſe. „Wunder gegen Wunder!“ ſagt' ich offenherzig, „im Reich des Glaubens und im Reich der äußern Elemente! Warum ſoll der Geiſt nicht mehr Wunder thun, meine feſte, unerſchütterliche Willenskraft nicht auf eine ſchwache leidende Seele wirken?“

Der Reichsgraf ſah mich gebieteriſch an, und da ich ſeinem Blick eben ſo feſt begegnete, brach er raſch ab. „Bleibt mir aber nur mit der alten Nonne da drüben vom Leibe!“ ſagte er wie beleidigt und hieb mit der Hetzpeitſche unter die Köter, die unter dem Tiſche rumorten. „Aber nichts für ungut, meine Herrn!“ fuhr er fort und ſchwenkte vor uns ſeine Jagdmütze. „Für dies Mal Gott befohlen! Habe mich ſehr gefreut über werthe Bekanntſchaft und hoffe, noch weiter einmal disputiren zu können. Habe juſt Gäſte in Belle Promeſſe, werde bald den Brautvater machen. Würde mir lieb ſein, morgen und auf die nächſten Tage den werthen fremden Herrn bei mir zu ſehen. Bitte ſehr darum. Meine Gräfin Schweſter verkehrt gern mit geiſtlichen Herren und würde erfreut ſein, eine ſo gute Documentirung des Wunderglaubens zu vernehmen. Habe auch da ein Fräulein Tochter, — ſehr nervös, wie ſie ſagen, obſchon ich nicht weiß, was Nerven ſind. Hat von Kindheit auf an Phantaſien, an Gemüthsblähungen gelitten. Wird ſich ſehr freuen — und paßt derlei in ihren Kram! Und topp! Hochedelgeboren beſuchen mich einmal!“

Die Pferde hielten vor der Thür und die Cavaliere ſtanden ſeines Winkes gewärtig.

„Kann Er Gold machen?“ fragte er noch den beſtürzten Pater Nökens, der ihm das Geleit bis zur Treppe gab. Der arme Pater ſah ſo unglücklich unter ſich hin, als wollte er ſagen: nicht wohl möglich! „Na,“ ſagte der Fürſt, „dann nehm' Er's nicht übel, wenn's Andere verſuchen! Das Pulver hat Er nicht erfunden, den Blitzableiter hat Er verketzert, nun ſchrei Er nicht Zeter, wenn ich im Schmelztiegel ein Biſchen Chemie treibe. Hab' zwar die Luſt daran ſchier verloren; aber wenn's mal wieder ſein ſollte: nehm' Er's nicht für ungut und halt' Er's nicht für Teufelswerk, kann Er auch ſelber nicht Gold machen.“

Der Pater bückte ſich ſchier zu Boden, wie ein Ducatenmännchen, und wäre vielleicht für ſein Leben gern, was das Goldmachen betrifft, dem geſtrengen Herrn zu Willen geweſen.

„Es hat nicht flecken wollen im chemiſchen Schmelztiegel,“ ſagte der Fürſt, „aber während des Suchens danach hat man doch das Porzellan gefunden! Man muß auch dem Teufel ſein Spiel laſſen!“

Pater Nökens bekreuzte ſich und machte zugleich ſeine Reverenz. Lachend und ſporenklirrend ſtieg der Reichsgraf die enge Treppe hinunter; ſeine Hunde fuhren kopfüber hinter ihm drein. Der Hufſchlag der Pferde, der Klang der Hifthörner und das Gebell der Rüden ſcholl luſtig lockend durch die ſtille lauſchende Nacht.

„Schimpft wider Voltaire und die franzöſiſchen Spötter,“ eiferte der Pfarrer, „und nennt doch Alles, was Geheimniß iſt, ridicule!“

„Und hat doch, wie es ſcheint,“ ſagt' ich, „im Schmelztiegel nach dem Stein der Weiſen geſucht! Hängt alſo doch wider Willen irgendwo mit dem Reiche des Wunderbaren zuſammen!“

„Iſt er weg, der große Treppenrunterſchmeißer?“ fragte Burkhart, der ſchmunzelnd und doch noch wie bedonnert ſein breites Antlitz durch die Thürſpalte ſchob. Er erzählte, wie er früher als Bettelmönch den Alchymiſten gemacht und mit dem Augsburger Salz bei Sr. Erlaucht verunglückt ſei.

„Ein Mann von ſtarken, mächtigen Grundſätzen!“ ſagte ich in einem Anflug von Hochachtung. — „Und doch fürcht' ich,“

ſetzte ich ſtill für mich hinzu, „dieſe ſeine Grundſätze ſind nichts als Vorurtheile!“

„Ein wahrer Gedegieſel für römiſchgläubige Seelen!“ eiferte Burkhart, und Pater Rökens erzählte von der Tyrannei der geſunden Vernunft im ganzen Lande. „Iſt ſo ſehr Souverän,“ ſagte der Pfarrer, „daß er Jedem in den Topf guckt, ſich, mit Permiſſion zu ſagen, um jeden Quark bekümmert. Bringt Mann und Maus, Menſchen und Dinge mit ſeiner Aufklärung um und läßt kein Ei im Lande ungeſchoren ſich ausbrüten! Hat auch ſchon ſein Fräulein Tochter, die Gräfin Juſtine, halb zu Tode geplagt, daß ſie wie geſtört umläuft, Tags über ſtumm wie ein Fiſch, Nachts mondſüchtig und halb närriſch, daß Gott erbarm! Iſt ein feines, liebes, zartes Weſen, ganz wie Dero Mutter ſelig, die italieniſche Prinzeſſin, die eine wahre Fürſtin, von guter Familie und gutem katholiſchem Glauben war.“

Der Redſelige war noch im Erzählen, als Pater Burkhart nach einem Wagen, der ſo eben vor der Thür hielt, den Kopf zum Fenſter hinausſteckte. Eine Jagdkaleſche vom Gefolge des Reichsgrafen war zurückgekehrt. „Erlaucht müſſen etwas vergeſſen haben!“ ſagte Rökens, „der reichsgräfliche Oberhofmeiſter ſteigt aus!“ Gleich darauf trat auch ſchon der Beſagte breit und geräuſchvoll in's Zimmer. „Ich bin der Baron Hinterbein,“ ſagte der Betreßte mit gelinder Verbeugung und weit mehr Erwartung, darob begrüßt und reſpectirt zu werden. Er mochte einer von den Ceremonienkünſtlern, dem nothwendigen Uebel der Hofkreiſe, ſein. „Als Baron Hinterbein,“

7

ſagte dieſer deutſche Nobile, „bin ich von Sr. Erlaucht, unſerm Allergnädigſt regierenden Reichsgrafen, beauftragt, die Invitation an den fremden Herrn zu wiederholen und pflichtſchuldigſt zu bemerken, daß die Equipage zur Dispoſition ſteht. Wer von den Herren —“

„Monſieur Latour,“ ſagte Burkhart, mit Eifer und Befliſſenheit mich vorführend.

„Es ſind,“ fuhr der Ceremonienmeiſter fort, „auf morgen und die nächſten Tage der hohen, höheren und höchſten Gäſte ſoviel auf Belle Promeſſe, daß es billig und räthlich erſcheinen dürfte, mir Namen und Stand genau anzugeben, um danach und dem entſprechend die betreffenden Appartements im Schloſſe beſtimmen zu können. Alſo: Latour, ſchlechtweg Latour? Weiter Nichts?“

„Joſeph, wenn Sie meinen Vornamen wünſchen!“ ſagt' ich.

„Wohl aus der franzöſiſchen Schweiz?“ fragte der Examinator weiter, Brieftaſche und Stift bereithaltend, „nicht, aus der Schweiz?“

„Aus Piemont,“ war meine Entgegnung, „aber an der franzöſiſchen Grenze.“

„Sehr ſchön, aus Piemont alſo, Monſieur de la Tour, nicht? Herr von Latour, oder darf ich hoffen: Baron? Bitte, bitte!“

Der Marſchall Hinterbein ſah in dem Augenblick ſo hülfsbedürftig aus, als gehörte er zu Denen, die allerdings erſt mit dem Baron den geſellſchaftsfähigen Menſchen beginnen laſſen.

„Graf, wenn's Ihnen Vergnügen macht,“ ſagt' ich, um ſeiner Unruhe abzuhelfen.

„Ah, Monſieur le Comte,“ beeiferte ſich der Gute, „Ew. Gnaden Appartements auf Belle Promeſſe werden im rechten Schloßflügel bereit ſein, dicht an die Feſtſalons, dicht an den Tanzſaal ſtoßend. Mein Herr Graf“ —

„Bitte,“ fiel ich ihm in's Wort, „machen wir kein Aufheben davon, ich reiſe incognito, ohne Gefolge, ohne Gepäck, bin deshalb in Sachen der Toilette allerdings geniert und weiß nicht“ —

„Beſtens zu dienen, Alles ſchönſtens beſorgt, Monſeigneur dürfen kaum befehlen, Alles bereits zu Dienſten und in Ordnung!“ war die Erwiederung des hohen Bedienten.

Burkhart ſtreckte, als ich ſchied, die Arme dergeſtalt aus, als wollt' er mir ſeinen Segen auf den Weg geben. „Ich meinestheils mach' mich aus dem Staube!“ ſagte er, „gehe meine Route weiter nach Sachſenland, ſonſt werd' ich hier noch erwiſcht, Gott behüt's! Ihr wißt mein Ziel!“

Ein Tag in Belle Promeſſe, um Land und Leute kennen zu lernen, erſchien mir weit mehr von Belang als die Genoſſenſchaft des guten Burkhart; ich ſtieg in den Wagen, ohne zu ahnen, welcher Schickſalsfügung ich entgegenging.

Einundzwanzigſtes Capitel.

In Belle Promeſſe.

Es mochte tief in der Nacht geweſen ſein, als ich mit meinem Baron Hinterbein, dem nobilirten Stallmeiſter, der ehedem Vorderfuß hieß, in Belle Promeſſe anlangte und in den für mich als ſtandesmäßigen Gaſt angewieſenen Gemächern des rechten Schloßflügels meine Ruhe ſuchte. Unterwegs war der Cermonienbaron vertraulich geworden, hatte mich mit den Verhältniſſen des Hauſes, der Veranlaſſung des bevorſtehenden Feſtes bekanntgemacht. Man ging der Verlobung der Comteſſe Juſtine entgegen. Prinz Emil, ein Hohenlohe, aus einer der katholiſchen Linien dieſes weitverzweigten Stammes, wurde erwartet. Als ich meine Verwunderung bezeigte, daß juſt ein katholiſcher Bräutigam für ein ſo ſtreng proteſtantiſches Haus in Ausſicht ſtehe, war mein Geleitsmann nicht verlegen, mir das als einen beſonders kühnen und, wie es ſchien, glücklichen Schachzug des regierenden Herrn zu bezeichnen. Es ſollte dem Reichsgrafen damit gelingen, ſeinen Vettern einen Andersgläubigen abwendig zu machen. Die Stände des Landes konnten auf das alte Anrecht pochen, nur einem proteſtantiſchen Landesfürſten den Eid zu leiſten, und es war noch in diplomatiſcher Schwebe, ob Prinz Emil vor oder erſt nach ſeiner Vermählung mit der Erbin der gefürſteten Reichsgrafſchaft ſich zur „gereinigten“ Lehre bekennen werde. Der deutſche Religionskrieg dauerte alſo hier noch immer fort!

Wie ich am andern Morgen in Belle Promeſſe erwachte und an's Fenſter trat, lachte mir eines jener wild romantiſchen Thäler, an denen Deutſchland ſo reich iſt, mit ſeinem üppigen Buchengrün und dem Geſange ſeiner Vögel entgegen. Die klagende Nachtigall, die im Schatten der Nacht ihr Lied geſeufzt, löſten jetzt Chöre von Lerchen, Schaaren von fröhlichen Sängern im Haine ab. Heiter geſchwätzige Anmuth wechſelte im Thal mit verſchwiegener tiefer Stille, fruchtbeladene, blühende Gefilde mit dem hohen Ernſt ſchwarzbewaldeter Felſen, die den Blick ſteil hinabgleiten ließen in den dunkeln Schooß eines ſchilfumrankten See's. Eine Aeolsharfe von der nahen Grotte herunter rief eine Welt verſtorbener Wünſche und begrabener Erinnerungen in der Seele wach. Ein alter, runder Thurm mit Baſtionen und Zugbrücke mahnte an die Ritterzeit und ihre Kämpfe um Minne und Ehrenlohn. Drüben am Haag, welch' trauliche Plätzchen barg da der Schatten! Wie ein dunkelgrüner Mantel umzog der Wald das ganze Thal; oben über den Forſt lief der hohe Grat einer uralten Länderſcheide. In dieſem Bergkeſſel, dacht' ich mir, kochen die Herzen heimlich, aber tief und heiß.

Für mein Coſtüm war beſtens geſorgt; Morgen-, Mittags- und Abendtoilette, wie Zubehör zum Ball am nächſten Tage , war auf das ſorgfältigſte und in reicher Auswahl zu meiner Verfügung geſtellt. Als mir die Stunde bezeichnet ward, wann der regierende Herr zu empfangen geruhten, ſchritt ich die weiten, fürſtlich geſchmückten Corridore hinunter über den Schloßhof durch's Hauptportal in das Mittelgebäude.

Der Empfang beim Reichsgrafen war gemüthvoll und biderb, wie man hier zu Lande ſagt, und wie kein ander Volk dafür die entſprechenden Worte hat. Der Ehrenmann ſchien mir im Fürſten noch hervorſtechender als der deſpotiſche Dynaſt, der Biedermann überwog noch bei weitem in ihm den Logiker und Vertreter der geſunden Vernunft. So ſchien es mir damals.

„Aber lieber Graf," ſagte er mit vertraulich verlegenem Händedruck, „ich hab' Euch geſtern da im ölichten Zwielicht der Schenke bei unſerem Disput wahrlich für einen geiſtlichen Herrn gehalten. Nichts für ungut, aber bei Euch muß man auf der Hut ſein; Ihr führt Redewaffen, die man im Moment ſchlecht parirt. Ihr müßt Theologiam tractirt, Univerſitäten frequentirt haben, daß dich!"

„Die Schule der Erfahrung durchgemacht," ſagt' ich; „ein gehetztes Wild wird nicht blos ſcheu, es ſucht auch durchzubrechen, um freies Feld zu gewinnen, wo es kann."

„Muß um pardon bitten!" äußerte der Geſtrenge, „bin da geſtern etwas grob geweſen, halten zu Gnaden! Ich weiß nicht, Ihr habt ſo etwas warm Menſchliches in Eurer Art, die Sachen zu nehmen; es könnt' Einem ſchier Luſt machen, zu meinen, all' der religiöſe Widerſtreit und Hader ließe ſich noch einmal ſchlichten in der Welt."

„Gewiß," ſagt' ich, „und die deutſche Nation hat vielleicht die hohe Aufgabe über beide Confeſſionen hinaus ein freies, allgemein menſchliches Chriſtenthum zu ſtiften."

„Ja, ja, Ihr ſeid ſo was man einen Philanthropen nennt!" — Er wollte mich durchaus claſſificiren. „Wahrlich," meinte er, „Ihr ſeid ein Proteſtant, der" —

„Selbſt gegen den Proteſtantismus proteſtirt!" nahm ich ihm lächelnd die Rede ab. „Ich ſuche in allem Menſchlichen das Wahre heraus und eifere, ſoviel wie ich vermag, für einen freien Zuſtand der Geiſter."

Ich blickte in ſein ehrliches hohes Antlitz und gelobte mir, nicht ohne Noth in ihm den furor teutonicus wieder anzufachen.

Equipagen waren aufgefahren, die den Prinzen und ſein Gefolge brachten; unſer abgebrochenes Geſpräch ward im Laufe der geräuſchvollen Feſtlichkeit nicht wieder unter vier Augen aufgenommen.

In Prinz Emil lernte ich einen jener jungen, blaſſen, weichen Männer kennen, die das Beſte wollen, aber das Gute feſtzuhalten und durchzuſetzen nicht jederzeit Willenskraft beſitzen. Dem Bündniß mit der jungen Gräfin lag ſeinerſeits vielleicht ein Grad von Neigung zum Grunde; nur ſchien er außer Stande, den Wechſel des Bekenntniſſes mit Energie entweder zu wollen, oder zu verweigern; er ließ ſich von beiden Parteien dabei treiben, ſtatt ſich mit freier Kraft und ſelbſteigener Entſchließung zu entſcheiden.

Gräfin Thusnelde, Tante Erlaucht, wie ſie bei Hofe vertraulich hieß, die Schweſter des Regierenden. Dieſem in der äußern Erſcheinung ſehr ähnlich, gothiſch hochgebaut, aber hager und mit allen Attributen alter Jungfräulichkeit ausgerüſtet, war als die erſte Dame des Hofes der Mittelpunkt in geſellſchaftlicher Beziehung, ſo ſehr ſie ſich auch im Angeben des Tones von dem Willen des Souveräns gemaßregelt, bedrückt und eingezwängt ſah. Juſtus Erich war gegen ſeine um vieles ältere, ſchon hochbetagte Schweſter Erlaucht ausnahmsweiſe ſehr galant; er glaubte ihr, vielleicht für früheren Unbill, Entſchädigungen ſchuldig zu ſein; aber er hatte, auch wenn er ſie im Geſellſchaftscirkel frei ſchalten und walten ließ, doch den Ton eines ironiſchen Humors, der ſie zu verletzen ſchien, weil er mit ſeinen Anklängen an frühere Verhältniſſe wie Spott und Hohn klang. Gräfin Thusnelde hatte in jungen Jahren zu einem einfachen Edelmann, einem Herrnhuter aus der Schule Zinzendorf's, eine Neigung unter ihrem Stande gehabt. Von dieſer Neigung war ihr nichts als ſozuſagen „der Duft", der fromme Sinn des Herrnhuterthums geblieben. Gewiſſe ſüßliche Gefühlständeleien, die im Gefolge dieſer Richtung ſich einſchleichen mögen, waren dem Reichsgrafen ein Gräuel; er hielt das für eingeſchmuggelten Kryptokatholicismus, witterte darin römiſches Weſen, dem er mit dem Tode ſeiner Gemahlin Valet geſagt, ja dem er ſeit ſeiner Jugendliebe und ſeit der „Gefahr", die ihm daraus erwachſen, den Tod geſchworen. So war der freie Denker, der Mann der Aufklärung doch wieder nicht großſinnig und aufgeklärt genug, die Religion, das Bedürfniß des Gemüthes und der Eigenart des Menſchen, freizugeben! Es gab für ihn feſtgerannte Mauern, die er ſich in ſeinen Vorſtellungen aufgebaut, in der Welt ſeiner Begriffe zuſammengeballte Schreckniſſe und Geſpenſter, die er ſich ſelbſt heraufbeſchworen. Er, der Gegner Voltaire's, konnte doch kein einfach ſtilles, aſchgrau einfarbiges Herrnhuterthum dulden, ohne in Spott auszubrechen; der klare Kopf, der die Bahn des freien Forſchens Allen öffnen wollte, ließ ſich wiederholt auf engherziger Unduldſamkeit ertappen. In dem, was er Jeſuitismus nannte, witterte er die Hintergedanken der Hölle, eine Dialektik des Böſen, die nicht der Menſch aus ſich und ſeinen Verhältniſſen, ſondern der leibhafte Gottſeibeiuns aus Hekate's Bereich heraufgeſchleppt, um das Menſchengeſchlecht zu verderben.

Gräfin Thusnelde ſchien bei ſolchem Regiment in ihrem Gemüthsbedürfniß verarmt und vertrocknet, die Tochter Juſtine vielleicht ſchon in ihrem erſten mädchenhaften Keim geknickt zu ſein. Mitten in der rationellen Wirthſchaft des Reichsgrafen, mitten in dieſem Syſtem regelmäßig geſchulter Verſtandesordnung hatten beide Frauen vielleicht ihren geheimen Dienſt, einen verſchwiegenen Cultus, der dem Herzen und der Phantaſie ein verſchämtes Genüge that.

Kurz vor der Mittagstafel war Empfang und Vorſtellung bei der Gräfin Tante. Eine leicht aufgebaute Geſtalt, ſchlank und ſchwank, eine Sylphide, die ſich wie durch einen böſen Zauber in Reifrock, Puder und Toupé verloren, ſtand Juſtine vor mir. Sie erſchien mir wie ein Opfer, das einer Etiquette von Verſailles willenlos den Nacken beugt. In dem dunkelblauen

Auge verrieth ſich eine gequälte, eine erlöſungsbedürftige Seele, die in der Irre nach einem Ausgang ſucht. Ihr Antlitz hatte weniger Farbe als vielmehr nur Licht; ihre ganze zarte Geſtalt war wie durchleuchtet, wie durchſichtig, aber die blaſſe Lippe ſchien zum Schweigen verdammt, ſo willig ſich auch alle Nervenſpitzen dieſes ätheriſchen Weſens ſehnſüchtig nach außen kehrten. Das Ceremoniell der Begegnung ließ ſie kalt und todt, für die geregelte Ordnung der Etiquette war ſie ganz indolent, ein willenloſes Werkzeug, eine Maſchine, die gar kein eigenes Leben kennt. — Der Tante Gräfin war ich vom geſtrengen Herrn, der von unſerem „Disput" in der Schenke ausführlich berichtet hatte, in einer Weiſe angekündigt die ihrerſeits eine wahre Sehnſucht nach Vertraulichkeit erweckte. Ich hatte den Glauben an das Wunderbare mitten in der proſaiſchen Orthodoxie eines geſchulten und gemaßregelten Menſchenlebens vertheidigt; ein ſolches Wagniß war in dieſem Kreiſe ſeit Jahrzehnden nicht vorgekommen. Ich hatte, wie der Reichsgraf ehrlich und generös eingeſtanden, die Macht des Glaubens ſiegreich verfochten: in Belle Promeſſe ein unerhörter Fall! Dieſe Anerkennung der unberechenbaren Kräfte im Menſchengeiſt und Menſchenleben brachte die Gräfin Tante in eine Art Aufregung.

„Nicht wahr," ſagte Thusnelde Erlaucht, „der Glaube iſt mehr als eine bloße Schwäche des Gemüthes?" Ihre Stimme klang dabei wie das Schluchzen einer längſt verweinten Seele. In ihrem verblaßten blauen Auge ſchimmerte noch etwas vom Schmelz jener Jugend, die auch im altgewordenen Menſchen nie ganz erſtirbt. — Juſtine wiegte den ſchweren Fächer in der zarten Hand und blickte gleichgültig auf die ſchöngefiederten Papageien, die mit ihrem Geſchrei das Geflüſter der hin- und herſummenden Hofgeſellſchaft herausforderten und überboten.

„Der Glaube eine Schwäche?“ wiederholte ich mit ernſtem Nachdruck. „Möchte doch dies in Unglauben verzehrte, in Gleichgültigkeit erlahmte Geſchlecht von einem neuen Glauben erfaßt werden! Die abgelaufenen Endfäden aller Beſtrebungen und Richtungen würden ſich neu zuſammenfinden. Glaube iſt die höchſte Kraft und Fähigkeit, den Gipfel geiſtigen Vermögens zu erſteigen, zu dem ſich nur der ganze volle Menſch erhebt; der Glaube iſt ein Centralfeuer aller unſerer Lebensfunctionen. Und dieſe Zuverſicht, ein Genoſſe der Geiſterwelt zu ſein“ —

„Nicht wahr, wer Chriſtum glaubt und erkennt,“ unterbrach mich die alte Gräfin, „macht ſich zum Mitgenoſſen ſeiner göttlichen Natur!“

Das war alſo vielleicht der Inbegriff der Lehre, zu der ſich jene Zinzendorf'ſche Gemeinde bekennt, eine Gemeinde, deren ſtille Weltentfremdung und Einkehr die Gräfin theilte, ohne ihrer Neigung dafür Raum geben zu dürfen! Einen Zuſammenhang mit der Geiſterwelt verſtand ſie als Weib nicht anders als im Gefühl einer Hingebung an die Perſon des Mittlers und Gottesſohns, der ein für alle Mal und für alle Welt, wenn ſie an ihn glaubt, mit ſeinem Blut das Sühnopfer geleiſtet haben ſollte! Ich konnte nicht denken, daß ſie über die Natur dieſes Gottesſohnes bis zum klaren Ergebniß nachgedacht; Chriſtus lebte wohl weniger in ihrem klaren Bewußtſein, als in ihrer Phantaſie. Ein weibliches Gemüth bedarf vielleicht in jedem Fall einer Perſon, auf die es ſchwört; der Mann ſucht ſich ſelber eine Stellung an Gottes Thron, ſeine Thaten, ſeine Gedanken, ſein Wirken für die Welt ſind ſeine Rechtfertigung. Ich ſchwieg und mochte nicht weiter gegen dieſes Herrnhuterthum eifern, das dem Mann den Schauplatz der Welt entweder ganz entzieht, oder einſchränkt und verdächtigt. Es galt hier, ein in ſich bedrängtes Gemüth nicht darben, nicht verarmen zu laſſen mit ſeinem Bedürfniß, das um ſo quäleriſcher wird, verſagt man ihm die Nahrung.

„Ich kann den Glauben nicht miſſen, ſelbſt wo man ihn Aberglauben ſchilt!“ ſagte die Gräfin mit zitternder Wehmuth.

„Was iſt Aberglaube?“ nahm ich das Wort auf. „Der Glaube an einen geheimen, von uns noch unerforſchten Nexus des ſcheinbar Unzuſammenhängenden! Ich habe wie in den Mythen und Legenden, ſo im Aberglauben der Völker immer nur ein oft unbeholfenes, aber eben ſo oft ſinnreiches Surrogat für die noch verſagte Erkenntniß des Ueberſinnlichen gefunden. Der Aberglaube iſt oft eine ſymboliſche Andeutung für ſonſt noch unausſprechbare moraliſche Beziehungen. Phyſikaliſch iſt er Magnetismus, pſychologiſch Sympathie, wo nicht prophetiſche Ahnung.“

„O mein Gott!“ ſagte Gräfin Thusnelde, „wie Sie mit Eins das feſtſtellen, was uns ſo lange bedrängt! Hier iſt meine Nichte, Gräfin Juſtine; ſie hat Epochen, wo ſie um alle Krankheits- und Todesfälle in unſerer Nachbarſchaft weiß. Sie hat plötzlich Beängſtigungen, wenn ein Kind im nächſten Dorfe und oft weithin im Lande erkrankt, ſteht in der Nacht auf, weckt die

Dienerſchaft, ſchickt Boten aus. Selten weiß ſie genau das Haus anzugeben, wo Jemand plötzlich daniederliegt, aber nie geht ihr Mitgefühl ganz fehl, immer theilt ſie den Schmerz eines Leidenden; ein plötzlich hereinbrechendes Unglück hat gleichſam eine Reſonanz in ihrem Innern. Es mag das krankhaft ſein, aber es iſt doch! Nur die Furcht vor — die Furcht vor der aufgeklärten Welt, die das Alles für eitel Trug und Selbſttäuſchung hält, hindert uns, ihren Ahnungen mehr nachzugeben. Mein Bruder Erlaucht brach neulich in heftigen Zorn aus, als Juſtine in der Nacht Lärm machte, aufſtand und umging; ſie leidet auch an nachtwandleriſchen Zufällen. Ein Greis lag oben auf der Höhe im Forſthauſe im Todeskampf. Zufall! ruft dann immer die Despotie der geſunden Vernunft, die alles Gemüthsleben für krank hält. Und doch hat dieſe gerühmte geſunde Vernunft allerlei Räthſeln und Geheimniſſen im Schmelztiegel nachgeforſcht!“

Die Gräfin hatte mich in eine entlegene Niſche des Gemachs gezogen, während ſie dies ſagte; die Geſellſchaft ſtand zu fern, ihre leiſen Worte zu vernehmen.

Das alſo war das zuſammengedrängte Seelenleiden dieſer Frauen! Und dieſe Hemmung nannte man geiſtigen Störung? Beim Weibe bleibt oft Trieb der Sinne, unbewußter Inſtinct, was beim Manne Erkenntnißdrang iſt. — An der Mittagstafel erfuhr ich, welcher ärztlichen Despotie das Leben der Frauen hier am Hofe unterworfen war. Juſtinens Schlafloſigkeit hatte man in den Epochen, wo Gemüthsanwandlungen ſie befielen, durch Opium zu heilen geſucht. Ihre Aufregung mußte damit nur ſteigen; ihre Seele ſchweifte dann von einer gewaltſam unterdrückten Vorſtellung zu andern, ſie verwebte die Eindrücke der Sinnenwelt mit ihren Phantaſien, und dieſe beherrſchten ſie endlich ganz, ſie ward fieberkrank, hatte ſelbſt Anfälle von Nervenkrampf, von Viſionen.

Unter den zur Tafel Gezogenen war neben einigen hohen Beamten des kleinen Staates und Hofes auch der Leibarzt Sr. Erlaucht. Dieſer Sohn Aeſculaps gehörte zu den ſtarken Doſengebern, zu jenen Materialiſten, welche durch Aderläſſe, Brechmittel und Spritzen Alles zu erzielen glauben, und mit dieſen Apparaten, dünkt mich, eine gleich große Barbarei wie die alten Klöſter mit ihrem Exorcismus des Teufels an den Tag legen. Der Leibarzt bei Hofe war zugleich Vorſteher des Narrenſpitals im runden Thurm, das zu den Liebhabereien des geſtrengen Herrn gehörte. Er war ſich bewußt, alle Abarten des Gefühlslebens wie Würmer vertreiben zu können, gegen den Enthuſiasmus eines erhitzten Gehirns ſiegreich mit Rhabarber in's Feld zu rücken. Er hatte zu Sr. Erlaucht allerhöchſter Befriedigung im Narrenthurm allerdings ſchon manchen Schwärmer und Propheten curirt und ſtattete bei Tiſche ziemlich dreiſt und umfänglich Bericht ab über den Erfolg einiger neuen Verſuche an kranken Nerven. Dabei war es doch ſeine fixe Idee, Tollheit, die ſeinen Mitteln widerſtand, für erbliches Uebel und für unheilbar zu halten. Er erzählte vom letzten unter ſechs Brüdern eines Kaufmanns der nächſten Stadt, die ſämmtlich freiwillig endeten. Der letzte dieſer unglücklichen Abenceragen, wie er ſagte, ward eingeſperrt. Allein er fingirte geheilt zu ſein, machte als reiſender Weinhändler Geſchäfte, ſpeculirte ſtark, aber kam damit nicht an's Ziel, ſondern ſtürzte ſich, da der Wein ihn nicht ſchnell genug förderte, in's Waſſer. Gerettet, wollte er ſich verhungern. Man flößte ihm Nachts im Schlafe mit einer Röhre Nahrung ein, und ſo dauerte dieſer Proceß des Selbſtmordes und gewaltſamer Gegenmittel nun ſchon fünf Jahre.

Der Reichsgraf war bei ſittlichen Abnormitäten ebenfalls für Schreckmittel; kalte Sturzbäder hatte er gegen Trunkenbolde mit großem und dauerndem Erfolge angewendet. Kein Land in der That war von Vagabunden und Müßiggängern ſo geſäubert wie das ſeinige. „Auch gegen gewiſſe ſomnambüle Anwandlungen, dächt' ich, müßten kalte Douchen wirkſam ſein," ſagte er, obſchon etwas kleinlaut; „oder auch Piſtolenſchüſſe, die den Narren von Schlafwandler ſchrecken!" ſetzte er hinzu mit einem ſtrafenden Blicke, den er weithin über die Tafel zu ſeiner Tochter ſandte. Juſtine war kalt und blaß wie der Tod geworden.

„Monſeigneur erlauben," nahm ich das Wort, „mit gewaltſamen Mitteln kann man allerdings den Patienten von dieſem Uebel befreien — inſofern der Tod von der Krankheit heilt."

„Sie meinen?" ſagte der Reichsgraf.

„Ein Schlagfluß", entgegnete ich, „iſt dabei nicht blos möglich, ſondern wahrſcheinlich, iſt die Natur des Leidenden zart und fein." — Ich erzählte vom Recluſorio in Neapel, wo man die Geiſtgeſtörten Komödie ſpielen läßt, ihnen Rollen einſtudiert, und zwar jedem die ihm entgegengeſetzt entſprechende. Die Hochmüthigen bekommen die Rolle des verlorenen, aber reuig zurückgekehrten Sohnes oder der büßenden Magdalene. Die ſich in ihrem Wahn Kaiſer und Könige dünken, müſſen zerlumpte Bettler ſpielen, und indem ſo Jeder ſich in das ihm Entfernteſte hineinfühlt und hineinlebt, wird er der Hinfälligkeit der menſchlichen Creatur recht inne, und dies Inſichgehen hat ſchon vielfach Heilungen für immer bewirkt.

Man fand das mehr pſychologiſch intereſſant, als der Natur des menſchlichen Gemüthes und ſeiner Abirrungen entſprechend.

Abends war bei der Gräfin Thusnelde Thee. Eine beſondere, an mich ergangene Einladung, nicht zu ſpät zu erſcheinen, ward für mich Urſache, an dem Ausfluge der Männer zu Pferde nicht theilzunehmen. Es war mir ſchon, als riefe mich mein Schickſal, als winkte mir ein Genius. Hilf und rette, löſe und ſühne! rief es in mir, noch eh' ich wußte wen und was!

Ich fand die beiden Gräfinnen mit ihren Damen allein. Die ſtrenge Geſellſchaftsordnung war um Vieles gemildert und erleichtert, da der Troß der Pagen und Lakaien bei der Bedienung entfernt blieb. Die an den Salon ſtoßenden kleineren Gemächer mit lauſchigen Niſchen und gothiſchen Winkeln gaben auch die Möglichkeit, ſich aus dem geſchloſſenen, aufmerkſam behüteten Cirkel zu entfernen, falls ein Wort zu äußern war, das einer Perſon allein, nicht Allen, nicht Jedermann galt.

Die Religion, und immer wieder die Religion war in dieſem traulichen Kreiſe gar bald von neuem das Thema. Als wenn in dieſen Zauberring, der die Erde mit dem Himmel, das Geringe mit dem Höchſten, das Vergängliche mit dem Unvergänglichen verbindet, alles ſonſt dem Leben Verſagte gebannt und einbegriffen ſei! Daß ich mich einen Proteſtanten genannt, der ſelbſt gegen den Proteſtantismus proteſtire, war das Stichwort geworden, das vom Munde des Reichsgrafen wie ein Lauffeuer durch die ganze Geſellſchaft ging, und das die Aufgeklärten, obenan der Starkgeiſt Juſtus Erich ſelber, für ihre Sache, die Frauen mit ihrer unterdrückten Stimme eben ſo gut für ſich zu deuten wußten. Ich wartete nur auf den paſſenden Augenblick, wo ich mich entſchieden für das bekannte, was ich war und wofür ich daheim galt. Nur wollte ich dieſen Moment nicht herbeidrängen; war es mir doch ohnedies wichtiger, wie ich als Menſch zu Menſchen, denn als Mitglied einer kirchlichen Gemeinſchaft zu dem angeborenen heimiſchen Bekenntniß ſtand. Ich mußte vor den Damen mit dem Geſtändniß hervortreten, daß ich für die Vereinigung ſämmtlicher chriſtlichen Confeſſionen ſei, in der römiſchen Kirche nicht und keinesweges vornehmlich und ausſchließlich die Religion Chriſti ſähe, aber auch keine von den proteſtirenden Secten für berufen halte, eine wahrhafte chriſtliche Kirche zu geſtalten. Das war zu viel für Gemüther, die in der Einſeitigkeit erzogen waren, ob ſie ſchon die harten Formen dieſer engen Ausſchließlichkeit zu durchbrechen ſich ſehnten. Gräfin Thusnelde zog ſogar den Harniſch des ſtarken Lutherthums an, als wollte ſie ſich hinter des Auguſtiners feſte Burg Gottes verſchanzen. Luther's Gemeinde, ſagte ſie, habe doch wahrlich, in Noth geboren, im Kampf geprüft, ja in Feuer und Blut bewährt, alle Merkmale einer ächten Kirche Chriſti an ſich und für ſich, einer Kirche, die ihr feſter als Petri Felſen in Rom zu ſtehen ſcheine! Ich mußte ihr entgegenhalten, daß jede Abſchließung, Ausſchließung und Verwerfung, ſowie das traurige Gefolge jedes Syſtems, jede Erſtarrung der Doctrinen und Formen, der Freiheit Chriſti und der allgemeinen unſichtbaren Kirche, die er meine, widerſtreite. Einen harten Kampf hatte ich bei den Angriffen gegen den römiſchen Glauben zu beſtehen. Daß dem Laien die Bibel mit ihren Dunkelheiten verſagt ſei, kann ich nicht für unbillig halten. Daß die römiſche Kirche nicht in und mit dem Wort der Bibel ihren Abſchluß gefunden, erklärte ich damit, daß der Katholicismus ſich für eine fortgeſetzte Offenbarung halte, und die wahre Kirche, in der Chriſtus lebe, auch eine ſolche ſei und ſein müſſe. Jeder Secte beſtritt ich das Recht und die Befähigung, eine Kirche zu ſein. Auch ein abgeſchloſſenes, ausſchließliches Lutherthum muß ich verwerfen. Hat doch ſelbſt die Augsburger Confeſſion keinen andern Zweck gehabt und bekundet, als die wahre Katholicität, die wahre Rechtgläubigkeit der allgemeinen Kirche zu beweiſen, wie ſie ſich in ihrem Artikel 21 in der That verbindlich gemacht, keine Dogmen gegen die katholiſche Kirche zu lehren und zu billigen. Ich räumte der Gräfin Thusnelde ein, daß ein Chriſtenthum, in welchem Jeder, aller geiſtlichen Vormundſchaft entwachſen, ſich ſelbſt Prieſter ſei, allerdings als das eigentlich höhere und reinere angeſehen werden müſſe; nur daß man über die Wege zur Emancipation des Laien von aller Seelſorge des Prieſters noch nicht einig werden könne. Ich beargwöhnte die Sicherheit der Römiſchgläubigen, ſich vom Prieſter das Heil geben und entziehen laſſen zu können; aber ich nannte den Proteſtantismus, der den Einzelnen für ſein ewiges Seelenheil ſelbſt verantwortlich macht, wie er bis jetzt ſich geſtaltet, nur einen Verſuch in der noch immer vielfach unmündigen Menſchheit. Ich verwies auf einen Plan, eine thätig wirkende Loge zu ſtiften, die dies Ziel betreibe. Ich ſchloß mein Bekenntniß mit dem innerſten Satz meiner Ueberzeugungen, daß die Reformation erſt dann richtig gefaßt werde, wenn man ſie als Reformirung des geſammten katholiſchen Chriſtenthums verſtehe. Man müſſe, ſagte ich, durch den Proteſtantismus hindurchdringen, um wieder den ächten Katholicismus zur Erſcheinung zu bringen.

Juſtine hatte dieſen Verhandlungen, die nicht ohne Leidenſchaftlichkeit geführt wurden, faſt mit der ſtarren Ruhe eines verblichenen Geiſtes beigewohnt. Mit leuchtenden Augen, aber ſonſt bewegungslos, hatte ſie gelauſcht, ohne weitere Theilnahme zu bezeigen; es war als wenn ihre Seele von fern her erſt herbeigerufen werden müßte in den Kreis dieſer Intereſſen, die das Syſtem der Tagesordnung unterbrachen. Mitunter war's als ſchweifte ihr Geiſt weit ab von Allem, was ſie umgab und umtönte; dann wieder als wäre ſie davor erſchreckt, plötzlich ihren eigenen heimlichen Lebensquell rauſchen zu hören. In einer Pauſe war ſie raſch aufgeſtanden und an's Fenſter getreten, hatte dann den Salon eben ſo plötzlich verlaſſen und das anſtoßende Boudoir geſucht. Ihre Kammerdame war gefolgt, in der Beſorgniß, es verkünde ſich irgend einer jener Anfälle der

Abſpannung und Lethargie, denen ſie ausgeſetzt war. Juſtine hatte mit ſtummer Gebährde abweiſend gewinkt, dann aber, als wir ſchwiegen, unſer Geſpräch ſich erſchöpft hatte, hörten wir ſie den Namen des Fräuleins rufen. Dieſes trat aus dem Cabinet alsbald mit dem Auftrag zurück, mich zu ihr zu bitten. Tante Erlaucht machte die Pantomime der Gewährung und Genehmigung, und ſo ſtand ich vor der ſchweigſam Stillen, Aug' im Auge. Sie hatte den Kopf in die Hand geſtützt und ſaß, in die Ottomane gelehnt, mit fragſam verlangenden Blicken vor mir. Es war als müßte ſie ſich erſt auf die Sprache ſterblicher Menſchen beſinnen, um ihren Gedanken Ausdruck zu geben; nur das Auge ſprach in erhöhtem Glanz und Leben.

„Graf Latour," ſagte ſie ſcheu und ſtill, „iſt Wahnſinn heilbar?"

„Vollkommen!" ſagte ich erſchreckt, „freilich nicht durch Mittel der Barbarei, wohl aber durch liebevolle Pflege, durch Eingehen auf die Bedürftigkeit eines leidenden Gemüthes. Was wir geiſtige Störung nennen, iſt ja oft nur eine Laune der Natur, eine Hervorbrechen verſagter und unterdrückter Empfindungen, ein Traum, der ſich gewaltſam in den wahren Zuſtand drängt, Schlafbefangenheit und Bewußtſein durcheinanderwirrt. Der Geheilte geht oft geläuterter, geiſtig freier dem neuen Lichte ſeines wiedergewonnenen Lebens entgegen. Er ſteht dann geſicherter da, hat er nach der traumhaften Krankheit der Seele ſeinen Zuſammenhang mit Gott und der Welt von neuem begriffen!"

„O wie gut!" flüſterte die Comteſſe und entzog ihr Auge den prüfenden Blicken, mit denen ich ſie umſpannte. „Ich gelte für gefühllos,“ ſagte ſie. „Im Gegentheil. Mir fehlt es am Verſtändniß für das, was die Menſchen treibt, aber ich fühle oft ſicher genug, wenn auch unſagbar, was nicht gut darin iſt.“ — Sie ſchickte ihre forſchenden Blicke nach mir aus, wie Fühlfäden, um zu prüfen ob und wie weit mir zu trauen ſei. „Graf Latour,“ fuhr ſie dann fort, „ich leide an einem unerbittlichen Widerſpruch gegen die Dinge dieſer Welt. Aber ich fühle doch, daß ich kein Recht habe, dieſe Ordnung zu ändern. Man ſollte mich gewähren laſſen, wie ich mich in das was hier gilt, gefunden, ob mir ſchon oft genug eine Stimme im Traume ſagt, es könnte beſſer ſein. Man klagt, ich ſei kalt und todt, aber was man mir bietet um mich zu reizen, die geſchulte Regel des guten Anſtands, der bunte Lärm der Erheiterungen, das hat mich nur mehr verſcheucht. Ich verdanke der Tante Erlaucht ſehr viel; ſie ſuchte mich mit religiöſen Vorſtellungen zu erwärmen. Aber ſchon von Kindheit an, wenn ſie mir Abends Capitel aus der Bibel verleſen ließ, das Leben des Erlöſers von der Krippe der Hirten im Stall bis zum Oelberg und Golgatha vor meiner Seele auf und niederſtieg, nahm ich das Alles nur wie das Mährchen von einem göttlichen verzauberten Prinzen; ich hatte keinen Sinn, die Legende in die Sprache unſerer gemeinen Nutzanwendung zu überſetzen.“

„Sie hatten, Gräfin,“ ſagt' ich, „wohl die Schönheit des heiligen Lebens begriffen, aber nicht die Doctrinen, die ſich die Menſchen daraus feſtgeſtellt, um ſich darüber zu entzweien und zu befeinden!“

Sie ſah mich aufhorchend an; faſt wollte ein Lächeln, wie Zuſtimmung und Bejahung, über ihr Antlitz ſchweben, aber ein Hauch der Wehmuth verſcheuchte den gefälligen Reiz, der um ihren Mundwinkel ſpielte.

„Saß ich in der Kirche," fuhr ſie fort, „ſo erſchrak ich darüber, was aus der heiligen Sage für harte Wahrheiten erwachſen waren, es ſchien ſich mir in den Reden unſerer Hofprediger aller Segen, den Gott über die Welt hat ergießen wollen, in eitel Fluch und Verderben zu verwandeln. Meine Kränklichkeit mochte Schuld daran ſein, wenn ich in den Bildern am Altar den gegeißelten und den am Kreuz entſeelten Leib des Herrn nicht ertrug, ohne krampfhafte Schmerzen zu empfinden; ich meine, man ſollte den Herrn nur wie er lehrt und ſegnet, und Wunder thut mit Wort und Hand, vor Augen haben!"

„Mormona!" ſeufzte ich aus tiefer Seele; mich überwältigte das Andenken an Mormona's widerwillige Anwandlungen vor den Marterbildern aus der heiligen Geſchichte.

„Was iſt?" fuhr Juſtine auf und ſah mich fragend an. Ich entſchuldigte mich, daß die Gewalt einer alten Erinnerung in mir aufgeſtiegen. Sie fragte mich nicht danach, aber ich fühlte den leuchtenden Blick ihrer Augen, als ich die meinigen niederſchlug. Ein Weib verſteht ſehr leicht und gut, wo Jemand an eine geheiligte Grabſtelle in unſerem Innern rührt, an eine Stelle, wo wir ein geliebtes Leben beiſetzten.

„Sie waren viel in Italien, Graf Latour?" ſagte Juſtine.

„Es iſt mein Heimathland,“ entgegnete ich, „mein Name iſt La Torre.“

„Meine Sehnſucht nach dem Süden jenſeit der Alpen“, ſagte die Gräfin, „hat Vater Erlaucht mit ſeinem entſchiedenen Widerwillen gegen das Land meiner Mutter verpönt. Es bleibt ein verſagter Wunſch, den Ort ihrer Geburt, den Schauplatz ihres kurzen Jugendlebens zu betreten. In früheren guten Tagen, wenn ich als Kind krank war, am Bette, hat mir Vater Erlaucht wohl in ſchwachen Stunden, wie er's nennt, von der Mutter und vom Süden erzählt; ſpäter, als ich den Wunſch nach ihrem Jugendland feſthielt, wies er um ſo beſtimmter jede Regung zurück, die daran gemahnte. Mein Vater — “

„Ein außergewöhnlicher Mann!“ ſagte ich, wie ſie ſchwieg.

„Aber meine Mutter!“ brach Juſtine aus und eine ſchwere Thräne zitterte in ihren dunkelblauen Augen. „In einer Villa am Strande unfern der Bucht von Genua hat ſie ihre kurze Liebe geträumt, dort ward auch der Bund von Prieſterhand beſiegelt.“

„In der Villa Speroni,“ ſagt' ich.

„Sie wiſſen? Sie waren dort?“ rief ſie.

„Ich ſah früher das Bild Ihres Vaters, Gräfin,“ erzählte ich, „in Rom, im Palaſt der Propaganda des katholiſchen Glaubens, in der Sala intima zwiſchen den Bildern deutſcher Proſelyten, in Lebensgröße, aber mit einem Trauerflor bedeckt, weil man ſich thörichter Weiſe beeilt, an ſeine Vermählung eine Hoffnung, ihn zu gewinnen, zu knüpfen!“

„Im geheimen Saal der Proſelyten ſahen Sie ſein Bild, Sie, ein Proteſtant?“, flüſterte Juſtine mit der ſcheuen Haſt leidenſchaftlicher Aufregung.

„Ich bin dem Herkommen und dem Bekenntniß nach katholiſcher Chriſt!“ ſagte ich.

„O mein Gott,“ rief ſie zitternd, „laſſen Sie ihn das nicht wiſſen, Niemand hier, Niemand!“

Sie hatte mit beiden Händen meinen Arm erfaßt und drängte ſich in der Heftigkeit maßloſer Angſt an meine Seite, ich weiß nicht ob Schutz ſuchend oder in der Abſicht, mich ihres Schutzes zu verſichern.

Die Gräfin Tante hatte ſich mit ihren Damen dem Cabinet genähert; unſer Zwiegeſpräch war beendet, unterbrochen. Der Abend verlief ſonſt einfach und ſtill. Die Herren waren zu ſpät von ihrem Ausflug zurückgekommen, um noch zum Thee bei den Damen zu erſcheinen. Beim Abſchiede nahm ich noch Gelegenheit, insgeheim die Gräfin Thusnelde nach Juſtinens Nachtwandeln zu befragen. „Hat ſie Ihnen davon erzählt?“ fragte die Tante nicht ohne Aengſtlichkeit, und fuhr fort: „Anfälle der Art hat ſie ſchon von früh gehabt, aber ſie ſteigerten und fixirten ſich erſt bei einer gewiſſen Veranlaſſung. Von der verſtorbenen Mutter beſaß das Kind ein Crucifix von Ebenholz und einen Kranz mit Roſenkügelchen. Man hatte das dem Kinde zum Spielzeug gegeben, als Einziges und Letztes, was ihm von der Verewigten geblieben. Juſtine hatte damit getändelt, aber das Spiel ward verfänglich, als ſie an dem Kranze ihr Nachtgebet herzuſagen begann. Das erregte Eiferſucht, Argwohn, Zorn; mein Bruder Erlaucht entriß ihr Beides, und ſeitdem ſtand ſie oft Nachts halb wach und halb ſchlafend auf, es zu ſuchen. Auf ihre Bitten, ihr die theuren Angedenken wiederzugeben, erfolgten Zornausbrüche über Götzendienſt und Narretheien. Seitdem Crucifix und Roſenkranz drüben im Archiv beigeſteckt worden, hat die nachtwandelnde Träumerin kein anderes Ziel für ihre Sehnſucht als den alten runden Thurm. Natürlich wird Nachts jeder ihrer Fußtritte ſorgſam gehütet. Sie hat aber doch ſchon mit verſchmitzter Liſt ihre Wächter getäuſcht!“

Ich ſuchte früh mein Zimmer. Die ganze Nacht über war mir zum Sterben weh; die Diſſonanzen im Leben der Menſchen bedrückten meine Seele, ich mochte den Schlaf ſuchen oder wach bleiben. Arme, mißverſtandene, gequälte Seele, könnt' ich dich erretten und erlöſen! Das war mein Gedanke ſchlafend und wachend. Juſtine erſchien mir wie ein gefangener, im Kerker ſtumm gewordener Vogel, der ſich an den Stäben ſeines Käfigs die Flügel zerſchlägt.

Zweiundzwanzigſtes Capitel.

Nachtwandel und Liebe.

Der nächſte Tag brachte mir wenig Beziehungen zu Juſtine. Bei der Begegnung am Morgen, wie an der Mittagstafel war ſie wieder in ihre paſſive Stille, die an Starrheit grenzte, zurückgekehrt; ihr Seelenleben hatte ſich wieder hinter die Formen, die um ſie her galten, verkrochen. Nur dann und wann warf ſie fragend und ſuchend den Blick ihres wunderbaren Auges zu mir herüber. Wie ich von meiner Abreiſe ſprach, zog ſie ſich mit allen ihren Fühlfäden in ſich zurück; ich empfand die Zuckung, die über ihr Herz lief, ſympathetiſch in meiner eigenen Bruſt. Erſt die Nacht ſollte das Myſterium unſerer Liebe offenbaren.

Im feſtlich geſchmückten Ballſaal zu Belle Promeſſe war Tanz. Der Reichsgraf in Perſon eröffnete den Ball mit einer ſchon betagten, aber kräftig impoſanten Dame, einer Hohenlohe'ſchen Gräfin aus einer Seitenlinie, Kreuzdame und Vorſteherin eines proteſtantiſchen Fräuleinſtiftes. Sie war, raunte man [illegible], eine alte Neigung des geſtrengen Herrn geweſen; er hatte ſie wenigſtens gerngehabt, aber ſeine Zärtlichkeit für ſie war nun bis dahin abgedämpft, daß er jährlich einmal ihr Cavalier war und auf ihren Wunſch mit ihr tanzte. Es war ein eigenthümlich Schauſpiel, wie die zwei hohen erhabenen Geſtalten eben ſo zierlich wie ehrbar im Tanz ſich mit einander gebährdeten. Es war weniger ein Tanzen wie ein Becomplimentiren, ein Hin- und Herneigen der Geſtalten in gegenſeitiger Devotion und Gravität. Anfangs meinte man, ſie hätten den Tanz parodiren wollen, aber ſie trieben das Gliederſpiel mit ſtrenger orthodoxer Gewiſſenhaftigkeit. Dem regierenden Herrn lagen tiefe Falten auf der gewölbten Stirn, während ſein Mund ſo viel Grazie als ihm möglich war, entwickelte. Er courbettirte, wenn ich ſo ſagen darf, um ſeine Dame herum, er machte ihr die Honneurs mit der Courtoiſie eines ſpaniſchen Granden. Jetzt war er ihr voraus, als wollt' er ihr entfliehen, und jetzt erſchien er, wie ſie hinter ihm herſtolzirte, wie König David vor der Bundeslade. Es war eine Ciaconne von Sebaſtian Bach. So eigenthümlich wie der Tanz war auch die Muſik. Es war als wenn erhabener Kirchenſtyl ſich zu einem Scherzo herabgelaſſen. Ein Rieſe von Geiger gehörte dazu, ein wahrer Briareus, wenigſtens ein Spieler von verzehnfachter Kraft, um all' die Grandezza mit all' der Grazie, all' die Feierlichkeit des Reifrockſtyls mit all' den Feinheiten einer ſüßen Empfindſamkeit auf dem Inſtrumente ſolo zu verſchmelzen. Die Melodie verkriecht ſich hinter lauter Schnörkel und Fiorituren, taucht aber hier neckiſch, da mit aller Gewalt hervor, eine wahre Schlangenlinie mit Arabeskenguirlanden, wie ſie auch ſonſt das Zeitalter liebte.

Auf dieſen Ehrentanz, an welchem theilzunehmen nur das Alter berechtigt ſchien, folgten die üblichen franzöſiſchen Tänze, die mehr dazu gemacht ſind, die Grazie der Jugend zu entfalten. Prinz Emil eröffnete mit ſeiner deſignirten Braut den Reigen. Er führte ſie mit Behutſamkeit und Delicateſſe, aber unſicher, ohne Feſtigkeit und Zuverſicht. Wie ſie an mir vorüberſchritten, ſchlug Juſtine das Auge zum Himmel auf, während ihre Lippen ein Lächeln erzwingen wollten. Plötzlich am Ende des Saales bemächtigte ſich des Paares unter einem leiſen Aufſchrei ein Schwindel. Ich ſah nur wie der Prinz, weder ſeiner noch ihrer mächtig, wankte, wie eine Wetterfahne um ſie herumfuhr und auszugleiten drohte. Wie vom Blitz getroffen ſchien Juſtine das Bewußtſein und die Kraft der Fortbewegung verloren zu haben. Unbeweglich blieb ſie ſtehen, der eine Arm behielt die ausgeſtreckte Haltung, während die andere Hand in's Ungewiſſe tappte. Ich war hinzugeſprungen, und ehe noch der Prinz ſich ermannt hatte, ſeine Tänzerin von neuem zu erfaſſen, griff ſie mit der Rechten krampfhaft zu und hielt meinen zur Unterſtützung dargebotenen Arm convulſiviſch feſt. So kaum ihrer Herr, heben und trugen wir, der Prinz und ich, die theure Bürde aus dem aufgelöſten und verworrenen Knäuel der Tänzer, die ſich planlos um uns gruppirten. Eine Kammerdame öffnete die nahe Seitenthür, und während im Saal Muſik und Tanz leiſe durcheinanderſchwirrten, waren wir mit der Ohnmächtigen in das anſtoßende Gemach getreten. Wir hörten nur noch, als die Thür hinter uns zufiel, wie die Muſik plötzlich verſtummte, ein dumpfes Gewirr laut ward, bis die Commandoſtimme des Reichsgrafen: „Fortgetanzt!“ das Signal zur Herſtellung, der unterbrochenen Ordnung gab. „Schließen Sie die Thür hinter uns!“ flüſterte ich der Kammerdame zu, „die Gräfin braucht Ruhe und Erholung!“

Mit Hülfe des Prinzen hatte ich die Leidende auf das nahe Ruhebett gelehnt; ich war jedoch außer Stande, meine ſtarr von ihren Fingern umſchloſſene Hand aus der ihrigen zu ziehen. Der Prinz hatte ſeinen Arm um ihren Nacken geſchlungen, um ihr Haupt zu ſtützen, als ſich Juſtine erholte. Ein erneuerter Druck auf die Klinke der geſchloſſenen Thür ſchreckte ſie auf. „Es wird der Leibarzt ſein!“ ſagte die Kammerfrau, bereit, die Pforte wieder zu öffnen. „Haltet die Ungethüme von mir zurück!“ rief Juſtine mit flammendem Zorn, während ſie ſich mit der Springkraft einer Stahlfeder in die Höhe ſchnellte und halb aufgerichtet vor uns ſaß. Sie hatte meine Hand freigegeben, blickte uns befremdet an, fragte was geſchehen, warum der Tanz unterbrochen ſei. Wie ich mit der ganzen Gewalt der Seele in ihr Auge blickte, fuhr ſie leiſe in ſich zuſammen, als erinnerte ſie ſich der Situation. „Verzeihung, mein altes Uebel!“ ſeufzte ſie, und eine Thräne über ſich und ihren Zuſtand zitterte aus ihren Wimpern. Sie lehnte ſich wieder zurück, ſenkte und hob ihr Auge und blickte mich hülfeflehend an. Meine Fingerſpitzen zuckten, es war mir, als ſei alles Feuer meiner Seele in die Nervenenden meiner Hand gefahren. Eine unendliche Wehmuth überfiel mich; ich gedachte des Rabbi, wie er die aufgeſtörten Lebensgeiſter meines Pirro mit ſeiner Handbewegung gebändigt und gemildert. Wie ich Aug' in Auge mich über ſie beugte, hob ich unwillkürlich meine Hände wie zum Gebet, wie zur Abwehr alles Böſen über ihr Haupt, ſtrich niederwärts über Hals und Buſen und rief in heißer Angſt bebend und flüſternd nach dem guten Geiſt zur Sühnung und Beruhigung. Juſtine lag ſtill; ein Fittig des Friedens breitete ſich bei der dritten Handbewegung über ſie. Wie ihr Augenſtern ſich hob und nach oben unter die Höhlung trat, lächelte ihr Mund zum Zeugniß ihrer Beruhigung.

„Was thun Sie, Graf Latour?" fragte der Prinz ängſtlich. Ich bedeutete ihn ſtill und wies auf die Schlafende, die ihm ſelber Rede ſtehen ſollte. „Wie iſt Ihnen, Gräfin?" fragte ich leiſe in ſie hinein.

„Sanft und gut!" hauchte ſie in tiefen Zügen. „Wie auf den Flügeln des Windes hebt es mich hinauf bis in die Wipfel der Buchen und Tannen; ſie beugen und neigen ihre Häupter, ſie bedecken meine ganze Geſtalt, der Athem der Liebe Gottes greift über die Saiten meiner Seele. Jetzt, jetzt, höher hinan, ich woge und webe in Licht und Aether, Alles iſt Liebe und Milde. Ach, wer küßt meine Stirn?"

Dann ſchlief ſie feſt und tief; ich ließ von ihr ab, ich taſtete nach meinen eigenen Händen, nach meiner Stirn, die heiße Tropfen bedeckten. Von der entgegengeſetzten Thür nahten Schritte, die Damen vom Gefolge der Gräfin eilten mit Dienern herbei. Ich machte Ruhe und Schonung zur Pflicht; der Schlaf werde ſie erquicken und heilen, ſagt' ich. Ich empfahl ihr die Kleidung zu erleichtern, ſie in ihr Gemach auf ihr Bett zu tragen. Den Prinzen beſchwor ich, den ſo eben hereintretenden Arzt zu zwingen, ihr den Schlummer zu gönnen, ſie in Frieden zu laſſen. Ich zog mich dann zurück und ſuchte auf einem Umwege den Eingang zum Ballſaal.

Der Prinz, der den Transport begleitet hatte, ereilte mich auf dem Corridor, der beide Schloßflügel verband. Es war ein langer bedeckter Gang von Glaswänden und Fenſtern, die nach einem Lichthofe gingen. Dicht zur Seite lagen die von mir eingenommenen Gemächer. Drüben begann die Reihe der Zimmer des linken Flügels, den die Damen des Hofes bewohnten.

„Welch ein ſeltſamer Zuſtand!" ſagte der Prinz noch ganz außer ſich, indem er lebhaft meinen Arm erfaßte.

„Noch nicht ſo ſeltſam," war meine Entgegnung, „als die harte Barbarei der Mittel, mit denen man hier zu Lande gegen Anfälle ſolcher Art zu Felde zieht! Es iſt das erſte Geſetz für den Arzt, die Krankheit nicht zu hemmen. Auch liegt die Quelle der Geneſung nicht außerhalb der Leidenden. Gräfin Juſtine iſt von Kindheit auf falſch behandelt. Ihr Gemüthsleben iſt geſtört, weil man es unterdrückte, und die zurückgedrängte Phantaſie flüchtet ſich in den Schlaf und geſtaltet ſich die Träume bis zu leibhaften Erſcheinungen. Darum ihre fieberhaften Ahnungen, ihr Nachtwandeln. Stört man das, ſo bricht der Traum als Wahnſinn mitten in die Wirklichkeit herein!"

„Sie iſt im wachen Zuſtande ſo kalt, ſo todt!" ſagte der Prinz.

„Eben deshalb," entgegnete ich, „ſie iſt das Opfer der Despotie des nüchternen Verſtandes, der hier das Scepter ſchwingt. Man pflege ihr Gefühlsleben, man ſchrecke nicht ihre Phantaſieen zurück, dann wird ihr Geiſt ein Genüge finden mitten auf der Scholle der Wirklichkeit! Sie iſt vielleicht ein Naturell wie ihre Mutter, ein Kind des Südens, eine Pflanze, die hier die nordiſche Zugluft hindert, ſich frei zu entfalten. Weder das Klima, noch die Etiquette des Hofes, weder die kalte Herrſchaft der Vernunft, noch die hier landesüblichen religiöſen Vorſtellungen paſſen für ein ſo zart und weich organiſirtes Gemüth."

„Sie meinen, Gräfin Juſtine hätte bei dem Naturell ihrer Mutter eine Neigung" — der Prinz ſchwieg plötzlich und ſah mich argwöhniſch an.

„Jedenfalls eine Neigung zu milderen Lebensformen, als man ihr bietet," ſetzte ich hinzu. „Wenn die Aufklärung des Verſtandes ſich mit allen Schreckniſſen der Barbarei waffnet, da kann es nicht Wunder nehmen, geht darüber ein Gemüth zu Grunde."

„Und mit was für Mitteln," fragte Prinz Emil nach einer Pauſe, „haben Sie ſich der Kranken bemächtigt?"

„Mit keinen, die ein böſer Zauber bietet," ſagte ich, „mit der magnetiſchen Kraft in Blick und Hand. Wollen wir darüber ſchweigen, Prinz; profane Köpfe möchten uns verketzern!"

Ich fühlte des Prinzen ſchweren, durchdringenden Blick, den er noch auf mir haften ließ, als wir am Eingang in den Ballſaal auseinandertraten. Der Tanz war kaum unterbrochen, aber die Feſtfreude getrübt, ſo viel der Reichsgraf ſich auch Mühe gab, den ſeiner Tochter zugeſtoßenen Anfall zu ihren gewöhnlichen Anwandlungen zu rechnen. Der Leibarzt ſtattete ihm auch bald ganz beruhigenden Bericht über den feſten geſunden Schlaf der Patientin ab. „Daß mir ſo was paſſiren muß, ſo ein Nervenſpuk in meinem Hauſe!“ ſagte der Mann in ſeinem Zorn; „ich lieb' es ſchon nicht, daß Eins krank iſt; Gemüthskrankheiten ſind mir eitel Thorheit!“ — Er bedachte nicht, daß die Thorheiten auch zu den kranken Zuſtänden des tyranniſchen Verſtandes gehören. — „Hält man die fünf Sinne ſtramm,“ eiferte er, „ſo kann derlei dummes Zeug nicht vorkommen. Centralpunkt verrückt? Unſinn! Kopf oben, reines Bult, Auge klar, Magen arbeitſam: ſo kommt man ohne Anfechtung ſelbſt durch eine Welt voll Teufel! Das geſammte Frauenzimmer hat freilich ſeinen beſondern Kram mit allerlei Functionen, und dann reden ſie auch noch von Nerven! Lieber Herrgott, wenn Sehnen und Knochen friſch ſind, was wollen da die Nerven anfangen? Was heißt: Nerven? Ohren ſteif und Knochen beiſammen, ſo lange der Docht der Seele noch Oel hat: voilà tout!“

Der Prinz zog den Reichsgrafen bei Seite; ich weiß nicht ob er ihn von dem beſonderen Vorgang im Seitengemach, der nur ihm und mir bekannt war, in Kenntniß ſetzte. Vielleicht war er blos bemüht, das gewaltſame Einſchreiten des Medicus zu verhüten. Mir genügte das Bewußtſein, die Qual der aufgeſtörten Lebensgeiſter in ſanften Schlaf gelöſt zu haben. Ich glaubte zum erſten Mal an die Macht meiner Hand; aber ich verſchwieg das auch der Gräfin Tante und hoffte, Prinz Emil werde meiner Warnung eingedenk ſein.

Die Geſellſchaft trennte ſich früher, als anfänglich bezweckt ſein mochte, nachdem der Leibarzt noch einmal von Juſtinens Zuſtand die beſte Nachricht gebracht. Ich ſuchte mein Zimmer, fand aber weder Schlaf noch Frieden.

Es war eine ſchwühle deutſche Sommernacht; ein Gewitterhimmel hing ſchwer über uns. Wie ich die Fenſterflügel öffnete, kämpfte die Mondſcheibe mit den zitternden Wolken, die ein leiſer Windhauch ſpielend und neckend und doch drohend genug bewegte. Im Schloßhofe war es ſtill geworden, Wagen und Roß waren abgezogen, die gebliebenen Gäſte untergebracht; in den Fenſtern hüben und drüben irrten noch einige Lichter auf und ab und erloſchen dann allgemach.

Ich verließ mein Zimmer, um dem Luftzug ungehinderten Spielraum zu geben, ging den Corridor an den Fenſtern und Glaswänden hinunter und betrat das Gemach daneben, das an den Ballſaal ſtieß. Es war derſelbe Raum, wo Juſtine auf dem Ruhebett gelehnt. Im Hintergrunde ſtand ein Inſtrument in Form eines Spinetts mit vollſtändiger Claviatur. Wie bei der Orgel waren hinten die Züge, aber mit Glocken und Schaalen von Glas, die nach Verhältniß ihrer verſchiedenen Größe hoch und tief angebracht, eine Scala von vier Octaven bildeten. Dieſe waren ſo ineinander geſchoben, daß jede nur einen Fingerbreit hervorragte und auf einer Axe ruhte, die mit dem Fuß bewegt ward. Glocken und Hände werden angefeuchtet, jene, wenn ſie klingen ſollen, mit den benetzten

Fingern berührt; an Süße und Zartheit übertrifft der Ton des Inſtrumentes alle andern. Es war eine Glasharmonika, nach dem Blitzableiter die zweite Erfindung des großen Franklin, von der man auf Belle Promeſſe Kenntniß genommen. Seit meinem Aufenthalt im Collegium zu Genua mit dem Orgelſpiel vertraut, verſuchte ich das Inſtrument, von dem ich gehört, es habe für den Spielenden Gefahr. Ich hatte keine Ahnung, daß die Gefahr, die ich heraufbeſchwor, ſich ganz anders bekunden ſollte. Die unglaublich ſtark und anhaltend verbreiteten Schwingungen, die aus den ſanft beſtrichenen Glasſchaalen hervorzittern, bringen durch die Fingerſpitzen eine durchdringende Erſchütterung in den Nerven hervor.

Ich ſpielte ein Stabat Mater von Pergoleſe; mich hob der Geiſt wie auf Flügeln in's Reich unſichtbar überirdiſcher Mächte. Nicht ich war's, der zu ſpielen ſchien; das Inſtrument ſpielte, die Macht der Töne riß mich in ihre Wirbel. Der Raum, die Sinnenwelt verſchwanden um mich her; ich hörte kaum von fern ein leiſes Geräuſch, das ſich draußen am äußerſten Ende des langen bedeckten Ganges ankündigte. Ich begann die neue Paſſage. Ein Windzug, der durch Thür und Fenſter ſtrich, löſchte vor mir das Licht, das auf dem Pult des Inſtrumentes ſtand. Wie das Nachtgewölk am Himmel vorüberzog, goß der Mond ſein blaſſes Licht über mich herein. Ich ſpielte die dritte Strophe; da klirrte es vom Corridor her wie ein Riegel, den vielleicht der Luftzug gelöſt; es war am letzten Fenſter, das von drüben in den bedeckten Glasgang führte. Meine Hände glitten mechaniſch über die Taſten hin, während meine Augen, rückwärts gewendet, in's Dunkel und in die Tiefe des Ganges ſchweiften. Dort vom letzten Fenſter her wandelte immer näher, mit Unterbrechung und Pauſen, langſam taſtend eine Geſtalt, weißgekleidet, das Antlitz frei, die Hände erhoben. Ich ſaß regungslos da, meine Finger ließen den Ton lang verſchweben; ich ſtarrte in's Ungewiſſe nach dem Lauſcher, der jetzt zurückwich, ſowie der Ton verklang. Um mich meiner Sinne zu verſichern, drückt' ich im Zweifel über das ſeltſame Gefühl, das mich beſchlich, beide Hände von neuem in die Taſten. Die Geſtalt richtete ſich auf, als ſchöpfte ſie tief Athem, und ſetzte den Fuß vorwärts. Ich konnte bei der Dämmerung nichts erkennen, als die ungewiſſe, wellenförmig im Schleier wogende Geſtalt; ich hörte von ihrer Bewegung kaum den Saum des Gewandes, der über den Boden ſtreifte. Die Geſtalt wandelte auf mich zu; ich trat ihr entgegen; der Schreck über die Entdeckung lähmte mich faſt; ich fühlte den ſchlanken Leib eines Weibes, der ſich an mich drängte. Ich zitterte ſo heftig, daß ich zurücktrat. Sie flüſterte, was ich nicht verſtand, trat feſt auf mich zu und drückte mich wieder in den Stuhl, auf dem ich bei'm Spielen geſeſſen. Dann legte ſie beide Hände auf meine Schultern, auf meine Stirn, während ihre Augen oben nach dem Mondlicht ſuchten, das ſchen und ſchüchtern, ganz verſtohlen durch's Fenſter lugte. Wie ſich die Geſtalt über mich lehnte, aufgelöſt in meinen Armen hing, ihren warmen Pulsſchlag mein Buſen fühlte, beſann ich mich erſt von neuem, daß kein Traum mich umgab, ein lebendiges Weib ſich an mich ſchmiegte. „Schrecke nicht vor mir zurück!“ hauchte ſie wie mit Klängen der Aeolsharfe, „die gefangene Seele muß ſich in die Nacht flüchten, um von den Banden der körperlichen Menſchenwelt frei zu ſein. Verachte mich nicht, wenn ich irre rede! Haſt Du nicht ſelbſt von den Völkern des Morgenlandes erzählt, denen die geſtörte Seele heilig iſt, weil aus ihnen Gott und Natur zum Menſchen reden könnten? Sie haben mir Netze und Fallſtricke gelegt, aber ich habe ihre Liſt überliſtet und ſie zu Gefangenen im eigenen Zimmer gemacht. Die Geiſter ſind gut, wenn der körperliche Menſch ſie nicht ſtört und verwirrt. Laß Du mich frei wandeln, ich ſuche nach einem Herzen, das mit mir fühlt. Verſpotte mich nicht, Dir will ich vertrauen. Sei Du nicht grauſam, weil ich unglücklich bin. Du wirſt meine Seele retten, Dir will ich mein Geheimniß bekennen!“

„O mein Gott!“ rief ich und glaubte zu vergehen unter der ſüßen Laſt, die ſich mir ſchickſalsvoll in die Arme gab. Wie ich aufblickte, ſah ich hell und klar in Juſtinens blaß verklärtes, ätheriſch verzücktes Antlitz; der Mond ergoß ſein ganzes Licht über uns her, nicht mehr argwöhniſch, ſondern offen und voll, wie eine Segensſpende, wie einen Glorienſchein. Wie ſich ihr Gewand von der Schulter löſ'te, leuchtete mir der Glanz der Lilie entgegen. „Meiner Engel der keuſchen verſchwiegenen Nacht!“ ſagt' ich ſtill und ſcheu. Ich zitterte vor dem Gedanken, die Seele eines unberührten Weſens, das Herz eines reinen Geſchöpfes, ihren ſüßen Leib in meiner Hand zu halten. Sie ſah mich lächelnd an, als hätte ſie meine Gedanken errathen und ſprach: „O armer Thor, Du thuſt mir wohl! Ich liebe Dich, Joſeph La Torre, wie noch kein Weib geliebt. Sieh! über den Waſſern fährt ein Sturm dahin, Welle bäumt ſich gegen Welle, ſie kräuſeln wild auf, aber ſie ſchäumen rauſchend an einander und ihre weißen Spitzen küſſen ſich. So lieb' ich Dich! Und horch! Ueber das Waldesdunkel brauſ't der Nachtwind, er fährt über die Buchen dahin, als wollt' er ſie brechen, aber ſtürmt vorüber und im Nachwehen beugen und neigen die Wipfel ſich, und Blüthe tauſcht den Duft mit der Blüthe. So lieb' ich Dich. Und weil ich Dich liebe, wie nur ein Weib einen Mann geliebt, kann ich Dir's auch geſtehen, wie nie ein Weib es ſollte!"

„Ihr Engel und Cherubim des Himmels!" rief ich, vom Glück der Liebe berauſcht, „leiht mir Eure Flügel, um das Herz der Geliebten, ein Kleinod und nun mein heilig Eigenthum, zu ſchirmen!"

Ich preßte die Geliebte an mich, als könnt' ich fürchten, ſie mit dem vorüberrauſchenden Traum zu verlieren; mir bangte, ſie bei ihrem Namen wachzurufen, als könnte ſie mit wachen Sinnen ihre Liebe verleugnen.

Da nahten im Corridor eilende Schritte, nicht männlich feſte, aber nicht minder haſtige. Die Kammerfrau im Nachtgewande, eine Kerze in der Hand, lief keuchend herbei; Juſtine hatte ſie in der That überliſtet und im Vorzimmer abgeſperrt, war auf der anderen Seite ihrer Gemächer entkommen und hatte, vom Klang der Harmonikatöne gelockt, vom Mondlicht geführt, den Weg nach dem bedeckten Glasgang gefunden. Ich winkte der Kammerfrau, das Licht zu beſeitigen. Sie verſtand nicht mein Begehr. Wie der Schein der Kerze Juſtinens Auge traf, zuckte ſie zuſammen und hing wie geknickt an meinem Buſen; die Schwere, die plötzlich in ihre Glieder fuhr, machte mir erſt jetzt den Eindruck eines Körpers, den ich in meinen Armen hielt. Ein Glück, daß die Kammerfrau nicht nach Hülfe gerufen; vielleicht fürchtete ſie für ſich ſelbſt bei der Entdeckung, die Schlafende auch nur einen Augenblick allein im Zimmer gelaſſen zu haben. Ich gebot ihr Schweigen und Ruhe, und ſo tappten wir nach ausgelöſchtem Licht durch die Dämmerung den Corridor hinunter. Dort am Ende überſah ich den Sprung und Schwung, der doch immer nöthig war, um von drüben in die Gallerie zu gelangen; die Tiefe der Hofmauer war zu beträchtlich, um bei wachen Sinnen den Schritt über das Geländer und über den leeren Raum hin zu wagen. Die Kammerfrau, ſeit deren Kindheit im Dienſt bei der Gräfin, verſicherte, in ſolcher Ausdehnung noch nicht eine nächtliche Anwandlung an ihr erlebt zu haben. Wir hatten glücklich ein Seitenzimmer erreicht und die Schläferin auf das nächſte Ruhebett gelehnt, als das Geräuſch von Nahenden mich zwang, eiligſt, unbekannt und unbemerkt, wie ich dachte und hoffte, meinen Rückweg zu ſuchen. Erſchöpft ſank ich ſelbſt auf mein Lager und ſchlief betäubt bis in den tiefen Tag hinein. —

Die Sonne ſtand bereits ziemlich hoch, als ich erwachte. Das Gewitter hatte ſich entladen, ein leuchtender Sommertag lag über der Landſchaft. Im Schloßhof war es ſehr lebendig. Neue Gäſte waren angekommen, Wagen fuhren ab und zu, reitende Boten ſprengten hin und her. Der Friſeur, der vom

Perſonal der Dienerſchaft mich bediente, erzählte, für heute ſei der eigentliche Tag der Verlobung des hohen Paares anberäumt geweſen, allein Comteſſe könne das Bett, wenigſtens das Zimmer nicht verlaſſen. Angekleidet eilte ich hinüber in den Schloßflügel, wo die Gräfin wohnte. Zu nicht geringem Erſtaunen der harrenden Diener antichambrirte ich eine ganze Weile, um unter dem Vorwande, den Arzt ſprechen zu wollen, von der Kammerfrau über den Verlauf der Nacht zu hören. Ich konnte ſie nur im Fluge erhaſchen: die Gräfin habe feſt und ruhig bis an den lichten Morgen geſchlafen, ſei jetzt ſtill und duldſam, weigere ſich aber hartnäckig, an der Beſtimmung des Tages theilzunehmen; von den Vorgängen der Nacht ſchien ſie blos von ihrem Schwindel im Ballſaal und ihrem Erwachen in des Prinzen und meiner Gegenwart ein Bewußtſein zu haben. Ich zitterte vor dem Gedanken, ihr Traum werde über ihre wachen Sinne keine Macht, in der Wirklichkeit keinen Platz haben, wie ein Schattenbild der Nacht vom Tage ohnmächtig verſcheucht ſein!

Wie ich in meine Wohnung zurückkehrte, erfuhr ich, daß der Prinz wiederholt nach mir geſchickt habe. Ich eilte zu ihm, war aber froh, ihn nicht zu treffen, ihm nirgendwo zu begegnen. Gräfin Thusnelde war unpaß, für Niemand zu ſehen. Der regierende Herr war mit einer Auswahl der Geſellſchaft zu Wagen und Roß nach Schwarzenfels, der alten Stammburg des Hauſes, um dort Geſtüt und Hirſchpark zu beſuchen. Er für ſeine Perſon ſei ſogar nach Empfang einer wichtigen Depeſche tiefer in's Land hinein. Daß ich von jener Partie ausgeſchloſſen blieb, fiel mir weder auf, noch legte ich Gewicht darauf. Die Mittagstafel war nicht eben ſehr zahlreich, nur von einigen Nachzüglern und Seitenzweigen der eingeladenen Herrſchaften beſetzt. Baron Hinterbein und die zurückgebliebenen Ehrendamen machten nebſt den verſpäteten Ankömmlingen den Reſt der Geſellſchaft.

Der Abend war herangekommen; meine quäleriſche Unruhe ſtieg bis zur Angſt und Pein. Es duldete mich nicht im Zimmer; ich ſuchte das Weite, und doch trieb es mich wieder zurück. Ich fühlte klar und ſicher, daß ein zweites Weſen in meine Sphäre getreten war und wie feſtgebannt in meiner Lebensluft blieb. Ich wußte mich doppelt, ich empfand, daß eine andere Natur über mich gebot. Zugleich überkam es mich wie eine Ahnung und Mahnung, ein großes Unheil zu verhüten.

Wie der Mond am Himmel ſtand, hielt ich das quäleriſche Gefühl von heranziehenden Gewitterwolken, die meinen Lebenshimmel bedrohten, nicht länger aus; ich eilte hinüber in die Vorzimmer der Wohnung der Comteſſe. Zitternd fuhr mir die Kammerfrau entgegen, mit allen Zeichen des Schreckens mir meldend, der Reichsgraf ſei mit dem Leibarzt und noch zwei anderen Perſonen dageweſen und habe die Gräfin lang und breit ausgefragt; ſie habe nur geſagt, was Jedermann wiſſen könne. Auf der Treppe habe Se. Erlaucht von einer Gaunerei, von einem Betruge geſprochen, den er entdeckt. Im Nu war die geängſtete Duenna fort, und doch lag mir ob, ihr eine Mahnung für ihr weiteres Verhalten in der Behandlung der Schläferin zuzuraunen.

Mit Anbruch der vollen Nacht wollt' ich mein Lager ſuchen, aber es trieb mich auf, ich mußte Thür und Fenſter öffnen. Es duldete mich auch nicht im Zimmer, ich ging in das Gemach, das an den Ballſaal ſtieß, trat gedankenlos an den Harmonikaflügel, legte die Hand in die Taſten, fuhr aber plötzlich vor dem Gedanken zurück, die Schläferin herbeizulocken. In demſelben Augenblick ſchon klirrten im Corridor die Scheiben, der Fenſterflügel rauſchte auf und die weiße Geſtalt Juſtinens, wie geſtern im Nachtgewande, aber ſicherer und dreiſter, ſchritt den Gang hinunter auf mich zu. Ich war dies Mal entſchloſſen, ſie bei'm Namen zu nennen, ſie wachzurufen, um zu erfahren, was hierbei blos Traum oder Wahrheit ſei. Im Eifer, auf ſie zuzuſchreiten und mich ihrer zu bemächtigen, nahm ich kaum die Kammerfrau wahr, die hinter ihr herſchritt, noch weniger das Geräuſch, das von der entgegengeſetzten Seite laut ward. Die Zofe ſtürzte außer Athem auf mich ein, mit Gebährden der Angſt, mit Worten der Furcht, von denen ich nur halb und halb: „Belauſcht, entdeckt!“ heraushörte. Juſtine ſtand kerzengrade vor mir, betaſtete mir Stirn und Schläfe, und ſprach dann geiſterhaft daſſelbe Wort, das ſie mir geſtern geſagt: „Ich vertraue Dir, ich muß Dir insgeheim ein Geſtändniß machen!“

In demſelben Augenblick brach unter dem Gewicht, das man gegen ſie geſtemmt hatte, die kleine Tapetenthür, die vom Ballſaal in's Zimmer führte, krachend zuſammen; mit Dienern und Lichtern ſtanden der Reichsgraf, der Prinz ſammt einer Schaar von Lauſchern auf der Schwelle, der alte Herr mit flammendem Geſicht, Prinz Emil bleich und fahl, in den Mienen der Andern Schreck und Entſetzen. Vom Geräuſch und Lichtglanz erſchreckt, fuhr Juſtine zurück und barg ihr Haupt an meiner Schulter.

„Lichter fort!“ rief ich die Lauſcher bedeutend.

„Glaub's ſchon!“ murmelte der Reichsgraf im finſtern Groll; Alle aber bannte der Schreck über das Bild, das vor ihnen ſtand, während ich die Schläferin auf das Ruhebett lehnte und beide Hände über ſie breitete, um ihre Augen vor dem Kerzenlicht zu ſchirmen.

„Wird denn der Hokuspokus und Firlefanz bald enden? Die Gaunerei, der wälſche Lug und Trug!“ In dieſe Worte brach plötzlich der Reichsgraf mit ſeiner Donnerſtimme aus und fuhr wie ein angeſchoſſener Eber wüthend auf mich ein. Juſtine ſchreckte aus dem Schlaf empor, ſprang in die Höhe, rieb ſich die Augen, die Stirne, ſtarrte uns entſetzt an, griff mit beiden Händen in ihr Haar und warf ſich laut weinend in die Kiſſen des Lagers zurück.

„Spitzbüberei der Charlatanerie!“ ſchrie der Reichsgraf von neuem und erfaßte mich mit beiden Fäuſten an der Schulter. Ich ſprang zurück, griff an die Degenſeite und rief empört: „Signor, ich bin ohne Waffen, bin Euer Gaſt, bin in Eurem Hauſe — und in Gegenwart all' dieſer Zeugen?“

Er fühlte erſt an der Bitterkeit meines Tones, wie ſtark er ſich vergeſſen, ſich ſelbſt entehrt. Er ſchüttelte ſein Haupt, als bäumte er ſich gegen das Eingeſtändniß der eigenen Verſchuldung, hob dann ſeine Hand und gebot den Begleitern zurückzutreten, unter dem Bedeuten, er habe mit dem Herrn da allerdings ein Geſchäft unter vier Augen. Die Uebrigen traten hinter die Tapetenthür, deren ſchwache Seitenwand ſie von uns trennen, die Verhandlung der Oeffentlichkeit entziehen ſollte. Juſtine lag verhüllten Hauptes in den Kiſſen.

„Unglücklicher Mann!“ rief ich, „wollt Ihr nicht dies theure Leben ſchonen?“

Der Reichsgraf lachte wild auf. „Unglücklicher?“ wiederholte er, „wollt Ihr mir vielleicht dazu verhelfen, ein unglücklicher Vater, Vater einer unglücklichen Tochter zu ſein?“

„Zigner,“ ſagte ich, „ich mache Euch verantwortlich für die Folgen!“

„Mich verantwortlich?“ rief der Reichsgraf, „mich, der ich Euch zur Rechenſchaft ziehen will? Darum alſo, mein Herr Graf, ſind Wunder noch alle Tage möglich? Und das Euer Wunder: ſchlafende Mädchen bei nächtlicher Weile von ihrem Lager zu locken?“

Der Prinz war bei Seite getreten. Er verbeugte ſich und machte eine abweiſende Gebährde. „Unter ſolchen Umſtänden,“ ſagte er, — „verzeiht, Erlaucht!“ Er machte Miene, ſich zu entfernen. Ich mußte ſelbſt darum bitten, daß er blieb; er war Tages zuvor Zeuge geweſen, wie ich den Starrkrampf, der ſich Juſtinen's bemächtigte, löſte und linderte. „Ich rufe Gott zum Zeugen an,“ rief ich, „daß ich an dieſem theuren Leben keinen Raub bezweckt, keinen Frevel verübt! Daß ihre Empfindungen eine Richtung genommen, über die ſie ſelbſt nicht Herr geblieben, wer will darüber zu Gericht ſitzen? Und noch war vielleicht Alles eine bloße Irrung der Phantaſie, die ſich im Traum ein Genüge verſchaffte. Vom Schleier der verſchwiegenen Nacht würde verdeckt geblieben ſein, was eine bedrängte, irre Mädchenſeele nur dem Monde geſtanden. Ihr aber habt das keuſche Geheimniß mit roher Fauſt aufgedeckt. Seht ſelber zu, wie Ihr damit auskommt, über die ſtillen, der Nacht vertrauten Bekenntniſſe einer Mädchenſeele zu Gericht zu ſitzen! Die Beiſaſſen Eures Gerichtshofes habt Ihr ja bei der Hand, die Zeugen gleich mitgebracht, um Anklage und Urtheil öffentlich zu machen!“

„Nicht das Opfer, nicht die Verführte wird angeklagt!“ rief der Reichsgraf.

„So richtet Eure Anklage wider mich,“ ſagt' ich, „was iſt geſchehen?“

„Was geſchehen?“ wiederholte der Alte, „finde meine Tochter bei nachtſchlafender Zeit in ſeinen Armen und ſoll noch Rede ſtehen und ſagen, was geſchehen?“

„O mein Gott!“ rief ich in der Angſt meiner Seele über die Rohheit dieſer Barbarei.

„Gott Zebaoth und die Erzväter könnt Ihr anrufen!“ ſchrie der Wüthende, „und da Ihr doch einmal als ſchleichender Proſelytenmacher ſo tactfeſt in der Bibel ſeid: hat nicht ſelbſt der Legiſlator der Juden ſchon vor ſo viel tauſend Jahren ſeinem Volk das Geſetz gegeben: Es ſoll unter euch nicht gefunden werden ein Weisſager, oder ein Tagewähler, oder der auf Vogelgeſchrei achtet, oder ein Zauberer und Zeichendeuter, der die Todten und die Schlafenden befragt, denn wer ſolches thut, iſt dem Herrn ein Gräuel! Und habt Ihr, ich will von

Zaubertränken nicht reden, hier aus dem Zauberkaſten nicht Töne heraufbeſchworen, die des Mädchens Sinne gelockt und geködert?"

„Franklins Erfindung," ſagt' ich, „wie ſein Blitzableiter — Erfindungen des hölliſchen Geiſtes?"

„Ihr werdet Sophiſt genug ſein," fuhr der Reichsgraf fort, von neuem auf mich eindringend, „aus aller Verwickelung Euch ein Schlüſſelloch offen zu halten, — Ihr ſeid ein Jeſuit!"

Die ganze Maſſe ſeines Grimmes entlud ſich in dem einen Worte. Ich begegnete ſeinem Zornausbruch mit der ganzen Kälte und Ruhe, die ſich plötzlich meiner bemächtigte.

„Und wenn dem ſo wäre?" ſagt' ich.

„Blindſchleiche im Weinberge Roms!" rief der Reichsgraf mit ausgeſtrecktem Arm, während der Zorn in rother Lohe triumphirend in ſeinem Antlitz ſtand, „Euer Genoſſe und Sodale, der deutſche Bruder Burkhart, iſt auf der Bamberger Grenze ergriffen und wurde verdächtig befunden mit ſeiner Ausſage, aus dem reformirten Genf zu ſein. Sah meinen Feldjägern auch gleich nicht aus, wie Gottes Wort nach Calvin's Texte! Ich reiſte geſtern hin und hab' ihn verhört. Wen find' ich? Meinen alten Bettelmönch von ehedem, der als Chemiker im Lande herum quackſalbern ging mit dem rothen Pulver und der weiland Augsburger Goldtinctur! Iſt Vater Jeſuit geworden und hat Euch zum Miſſionsbruder, mein Herr Graf von La Torre. Eure Güter, in den Händen des heiligen Amtes, ſind den Jeſuiten verſchrieben, und Ihr, deren Werkzeug, ambuliret und vagabundiret in fremden Ländern herum, und ſeht zu, wen Ihr verſchlinget! Herr mein Gott, wenn ich bedenke, daß ich die Schlange ſelber hereinführte, um hier die Weiber zu beſchwatzen, auf Captation ſchwacher Gemüther auszugehen und bei meiner Tochter den Seelenfänger zu machen! O Du mein alter Gott im Himmel! Muß mir das paſſiren!“

Der Mann ſchlug beide Hände über ſein Antlitz und brach in einen Strom von Thränen aus. Ich hatte kaum noch Waffen gegen ihn. Das Mitgefühl mit der Erſchütterung dieſes im Wahn ſeines Argwohns blöde befangenen Mannes hielt das Gefühl der Beleidigung, das in mir aufwogte, nieder. Beſtürzt und betroffen war ein Theil der Begleiter wieder in's Gemach getreten und ſtand an den Wänden herum; Niemand wußte den Bann, der auf uns Allen lag, zu löſen. Da trat Juſtine plötzlich zwiſchen uns, mit erhobenem Haupt, frei vom Schleier, mit flatterndem Haar, die Arme aus dem weißen Gewande nach uns ſtreckend, eine Prieſterin, die hier allein das Wort fand, das der Himmel zu ſprechen hatte.

„Hört mich, Ihr Männer!“ rief ſie, „ich bin wach, ich träume nicht, ich ſchlafe nicht, ich überſehe Alles und Jedes, ich erkenne Euch bis in die geheimſten Falten Eurer Seele. Vater, laß ab von Deinem Zorn, der Himmel gebeut es. Ich gelobe mich hier, feſten, wachen Sinnes, frei und ohne Zwang, dem Manne zu eigen, der hier als Ehrenverletzer falſch angeklagt vor mir ſteht. Kein böſer Zauber hat mich verlockt, der Inſtinct der Liebe trieb meine traumwandelnde Seele zu ihm; ich erkläre ihn jetzt mit wachem Bewußtſein zu meinem Retter und Ritter. Kein böſer Dämon hat mich beſtrickt, mit dem Zauber ſeiner

Liebe und Milde hat er mich gewonnen; ich gelobe ihm hier vor Gott und Menſchen Herz und Hand!“

Sie hatte ihre Rechte auf meine Bruſt gelegt, die Linke zum Himmel erhoben. So ſtand ſie wie ein heiliger Bote mit der Verkündigung zur Löſung der Wirren unter uns.

Der Reichsgraf hatte beide Hände von ſeinem Antlitz ſinken laſſen, der Strom der Thränen war plötzlich verſiegt, er ſtarrte mit offenen Augen und Lippen die Tochter an, nicht begreifend, welch' neues Myſterium ſich hier verkündete. Der Prinz, der in den Ballſaal getreten war, erſchien noch einmal auf der Schwelle der Thür, um dann für immer zu verſchwinden.

„Iſt es möglich? Meine Tochter dieſem Manne Wälſchlands verfallen?“ rief der Reichsgraf mit erneutem Schmerzausbruch.

„Vater!“ ſagte Juſtine, ſich an ſein Herz werfend, „rufe nicht, wo die innere Stimme der Wahrheit und des heiligſten Naturgefühls geſprochen hat, den Wahn der Vorurtheile und die Meinungen der Welt herein in dieſen Streit! Meinem Retter aus den Banden unſeliger Verlorenheit, dem Lichtbringer mitten in der Nacht meines Lebens, dem Arzt meiner Seele gelob' ich mich. Laß Dich, Vater, bei der verklärten Seele der abgeſchiedenen Mutter beſchwören!“

Im Reichsgrafen hatte der Zorn in der ganzen Härte des Ausdrucks wieder Raum gewonnen. Die Erinnerung an die Verſtorbene mahnte ihn zugleich an den ganzen Streit ſeines Lebens; der Haß gegen Alles, was römiſch und wälſch, ſtand wie eine Donnerwolke auf ſeiner drohenden Stirn. Er ſchüttelte die Tochter von ſich und herrſchte mich an: „Mein Herr Graf,“ ſagte er, „Ihr werdet es begreiflich finden, wenn ich Euch, bis zum Ausgleich dieſer Sache, für meinen Gefangenen erkläre.“

„Einen Ausgleich,“ entgegnete ich, „würde ich als ehrenhaft für Euch und mich nur darin finden, wenn Ihr mir unter vier Augen Rede ſtändet, und mir diejenige Genugthuung gewährtet, die Ihr dem Cavalier nicht verſagen dürft.“

„Ich kann Euch nicht für ebenbürtig anſehen, Graf Latour,“ war die ſtolze Erwiederung. „Ihr ſeid der Gefangene meines Criminalgerichts!“

Die Begleitung um uns her war zahlreich genug, um mit Nachdruck den Häſcherdienſt zu verſehen.

Der Prinz hatte ſich uns gänzlich entzogen; er wollte hier weder Kläger noch Zeuge weiter ſein. Andern Tages in der Frühe reiſte er ab unter ſchriftlichem Abſchied und der Erklärung, bei ſo bewandten Umſtänden die Hand der Comteſſe nicht mehr erſtreben zu können. Wie ich das Zimmer, das der Schauplatz der Begebenheit geweſen, unter Begleitung des Reichsgrafen und ſeiner Cavaliere verließ, hatte ſich Juſtine mit dem ganzen Schmerz der Verzweiflung an mich geklammert; ſie war nur mit Gewalt aus meinen Armen zu reißen.

Die Haft, die ich im Laufe der nächſten Tage und Wochen zu beſtehen hatte, war um deswillen beſonders ehrenwidrig, als man das Anerbieten meines Gelöbniſſes, nicht ohne Wiſſen des Reichsgrafen den Platz zu verlaſſen, mit Härte, ja mit Hohn zurückwies. Ich ſchrieb dem Reichsgrafen wiederholt, machte ihm die bündigſten Zuſicherungen als Mann von Ehre, als Bruder und Maurer; ich ſetzte meine Rechtfertigung auf, machte ihm die offenſten Geſtändniſſe über mein Leben und Treiben. Was er aus meiner Heimath durch ſeine Spione über mich einzog, ſchien bei ſeinem Argwohn alle meine Darlegungen, Betheurungen und Schwüre zu entkräften. Ich muß es ihm zum beſondern Verbrechen machen, daß er mich weiter keines Zwiegeſpräches, keiner perſönlichen Unterredung gewürdigt.

In Juſtinens Seele war inzwiſchen eine vollſtändige Umwandlung vorgegangen. Sie hatte keine nächtlichen Anfechtungen wieder; der Nebel, der ihren Sinn umzogen, war gelichtet, der Schmerz der Ereigniſſe hatte ſie gereift, der Traum hatte ſeine Irrungen, ſeine Wolkenbilder von ihr abgeſchüttelt, ihr Geiſt war klar und ſeiner ſelbſt mächtig geworden, ſie ſchien auf dem ungewiſſen Meere ihrer krankhaften Anwandlungen feſten Anker geworfen zu haben. Es entwickelte ſich ein Heroismus in ihr, der die ſtärkſte Willenskraft daran ſetzte, mir anzugehören, mich zu ertrotzen, meine und ihre Ehre, wie ſie glaubte, zu retten. Sie machte wiederholt die verſchiedenſten Verſuche, ihren feſten Entſchluß zu documentiren. Die Tante Erlaucht ward in's Complott, wie der Reichsgraf ſagte, gezogen; Juſtinens Vorſtellungen, ihre Thränen, ihre Beſchwörungen, ihr Fußfall, ſelbſt das Gelöbniß ihrer Demuth und ihres willigen Gehorſams in allen Dingen ſonſt, blieben ungenügend, den in ſich vergrimmten Willen des Vaters zu beugen; das Schreckgeſpenſt des römiſchen Proſelytismus hielt ihn zurück, einen friedlichen Ausgang zu ſuchen, und ſo trieb die gewaltſame Entſcheidung, die er heraufbeſchwor, juſt zu dem Ziele, dem er vorzubeugen mit allen Mitteln bemüht geweſen. Sein bitterſter und empörendſter Ausfall war mit Hindeutung auf meine Vergangenheit, die er in Erfahrung gebracht, das Wort: Ich hätte mich ja ſchon einmal an einem Weibe, an einer Waldenſerin, als Seelenwerber und Proſelytenmacher bewährt! — Einer Zuſammenführung mit Pater Burkhart ward ich enthoben, der gute Bruder hatte Mittel gefunden, aus ſeiner Haft zu entkommen. Nach einer Reihe von Verhören vor den Sachwaltern der reichsgräflichen Landesjuſtiz, nach wochenlangen Verhandlungen ward mir endlich — nicht eine Ehrenerklärung und Freiſprechung, ſondern das Urtheil angekündigt: unter Bedeckung und bei Androhung neuer Haft über die Grenze geſchafft zu werden. Noch in derſelben Nacht ward ich auf dem biſchöflichen Gebiete ausgeſetzt und freigegeben. Ueber dieſe Art, einen Ehrenhandel zu ſchlichten, empört: was blieb mir übrig, als die Zuflucht bei den Feinden des Mannes zu ſuchen, den ich ſo hochgeſchätzt, und an dem ſich nur die traurige Wahrheit beſtätigte, daß auch urſprüngliche Tugenden des Geiſtes verwildern können. Die Briefe, die mir Juſtine geſchrieben, was ich ihr ſelbſt, wenn ich deſſen noch bedurfte, zu meiner Rechtfertigung ſchriftlich gemeldet, aller Verkehr zwiſchen ihr und mir war vereitelt und hintertrieben, bis ſie ſelbſt in Perſon plötzlich vor mir erſchien und ſich in meine Arme flüchtete. Nicht zwei Tage war ich im Bamberger Lande, als es ihr gelang, ſich der Beaufſichtigung, die, einer Haft gleich, ihr zu Theil geworden, mit Gewalt und Liſt zu entziehen.

Nachts bei Nebel und Unwetter, zu Fuß, ohne Schutz und Hülfe, nur in Begleitung der Kammerfrau, die ihr Loos von dem ihrer Herrin nicht mehr trennen mochte, hatte ſie auf Umwegen durch Geſtrüpp und Wald die Grenze erreicht und mich aufgefunden.

Damit war ihr und mein Schickſal entſchieden und feſtgeſtellt: ich war jetzt der erklärte Ritter und Retter Juſtinens, hatte kein anderes Gebot, als das Gefühl der Pflicht für ſie. Ich ging auch jetzt noch offen zu Werke, um ein Friedensbündniß zum Ausgleich anzubieten. Fluch und Verwünſchungen folgten, wo wir demüthig um Segen gefleht. Da gelobte ſich Juſtine vor einem Altar der alten Kirche mir zum Weibe, und der alten Kirche ſelbſt zum Mitglied; man hätte ihr das vielleicht zur Bedingung gemacht, wär' es nicht freiwillig ihre Entſchließung geweſen. Sie glaubte, daß der Geiſt ihrer dahingegangenen Mutter freudig und ſegnend auf ſie herabblicken würde, wenn ſie mir und meiner Welt, meinen Gedanken und meinen Gefühlen ganz anzugehören, jenen Schritt vollzog.

Wir gingen nach Italien, wohin mich ohnedies alsbald meine Angelegenheiten riefen. Meine Güter, Schloß und Land meiner Ahnen, waren in den Händen der römiſchen Curie. Der Orden, der mich noch immer zu ſeinen Sodalen zählte, betrieb mit allem Eifer meine Einſprache gegen die Schenkungsacte, und man ſagte, er habe noch nie in Rom einen Proceß verloren.

Die Geburt eines Sohnes gab uns neuen Anlaß, dem Reichsgrafen zur Verſöhnung die Hand zu bieten. Um den Religionskrieg zwiſchen uns zu beenden, gelobten wir den Sohn Joſeph dem alten Herrn und ſeinem Chriſtenthum, boten ihn als ein Opfer, als ein Unterpfand des Friedens an. Kann eine Mutter mehr thun, als auf ihr Kind verzichten? Der Reichsgraf ging darauf ein, aber nur zögernd, nicht ohne Argwohn, nicht ohne Beſorgniß vor Hinterliſt und Tücke. Er erklärte, unſere Ehe als rechtmäßig anerkennen zu wollen, wenn es ihm, wie er ſchrieb, gelungen, den Knaben, als zu ihm und ſeiner Welt gehörig, als „richtigen evangeliſchen Chriſtenmenſchen“ großgezogen zu haben. Wir übergaben ihm den Knaben. Er ſperrte ihn faſt hermetiſch ab, hielt von dem einſamen Jagdhauſe alle Einflüſſe von draußen fern, ſchien ihn faſt zum Sonderling machen zu wollen. Das Experiment, in dem jungen Menſchenweſen, katholiſcher Leute Kind, alle Gemüthsſchwelgerei, die dem alten Herrn verdächtig, zu unterdrücken, hätte leicht mißlingen können. Und was ſollte das Problem, ſelbſt wenn es gelang, beweiſen? Was wir ſind, wurden wir nie aus uns ſelbſt, ſondern als die Summe deſſen, was uns umgiebt. Darüber hat denn meines Weibes Herz verbluten müſſen! Anfangs, in den erſten Jahren, wußte ſie heimlich den Knaben zu ſehen, ihrer mütterlichen Sehnſucht, trotz dem Verbot, Nahrung und Genugthuung zu verſchaffen. Die geſchärften Maßregeln des Geſtrengen machten ſpäter die Beſuche ſchwierig, unmöglich; — ihr letzter, gewaltſam ertrotzter, gab ihr den Tod; ich kam nur noch zu ihrem Leichenbegängniß, als man ſie, ihrem letzten Wunſche gemäß, vorläufig fern von aller Kirche an der Waldecke in der Nähe des ſtillen Jagdhauſes bei Belle Promeſſe beſtattete.

— — —

Ich ſtand bald darauf an Euſebio's Sterbebette; faſt wär' ich auch hier zu ſpät gekommen! Ein Eilbote hatte mich zu ihm nach Genua beſchieden; ich betrat das Gemach des Sterbenden, um noch ſein letztes Geſtändniß zu vernehmen, ſeinen letzten Angſtruf: Dein Sohn Saverio lebt! Er hatte ſchon ſeine Beichte vollendet, empfing bereits die Sacramente, als ich an ſein Lager trat, mich über ihn beugte, und in jenem ſeinem letzten Seufzer ſein Vermächtniß empfing. Er hatte nicht ſterben können, nicht vor Gott treten wollen, ohne den Lug und Trug einzugeſtehen, mit deſſen Hülfe er mein Schickſal leiten und ſeinem Orden dienen, mein Haus ſühnen, meine Rechte ſichern und doch zugleich der Kirche einen Tribut zuwenden wollte. Von meinem Vater zu Rathe gezogen, hatte er den urſprünglichen Plan des Dominicaners, die Güter meines Hauſes für ewige Zeiten der Kirche zu ſchenken, nur dadurch zu meinen Gunſten zu hintertreiben und umzugeſtalten gewußt, daß er die Schenkungsacte auf fünfundzwanzig Jahre billigte und der Sohn bis dahin dem Orden Jeſu übergeben ward. Als Sodale der Geſellſchaft, als Soldat Jeſu Chriſti, hatte er nicht anders handeln zu können geglaubt, ſelbſt Täuſchung und Fälſchung zugelaſſen. Allein Euſebio war auch Menſch, er war Maurer, er hatte mich geliebt; er konnte nicht ſterben, ohne ſchließlich in dem Geſtändniß gegen mich eine Gewiſſenserleichterung zu finden. So denke ich mir, und in dieſem Gedanken will ich ihn im Lande Jenſeits ſelig glauben. Mit dem Document des Reichsgrafen in der Villa Speroni hatte es für Euſebio dieſelbe Bewandniß; er hatte es zugelaſſen, daß die bindende Clauſel eingefügt wurde, aber er hatte durch Verheimlichung des Schriftſtücks verhindert, daß es zum Nachtheil des Ausſtellers benutzt und mißbraucht werde. Daß Euſebio nicht immer in aufrichtigem Einverſtändniß mit dem General ſeines Ordens geblieben war, bewies die Bewachung ſeiner Papiere, ſobald ihn ſein Krankenlager feſſelte. Man hatte den Provinzial nicht vor Gericht ziehen wollen, denn ſeine Verdienſte waren groß, ſein Anſehen weit verbreitet; allein man lauerte nur auf ſein Hinſcheiden, um über ſeine Papiere herfallen und über des Mannes vermeintliche Reſervalien ſich Aufſchluß verſchaffen zu können. Lorenzo Ricci, ſeit längerer Zeit ſchon wirklicher General der Geſellſchaft, haßte Euſebio, weil er ihn fürchten mußte; er fürchtete ihn, weil ehren und hochachten nicht ſeine Sache war. Er hatte ſogar — eine Ausnahmsregel ſondergleichen, womit der General das Anrecht der eigenen ſouveränen Gerichtsbarkeit Lügen ſtrafte, — dem heiligen Amt der Inquiſition die Anweiſung gegeben, auf des Mannes gefahrvolle und verfängliche Papiere und Briefe, dieſe Documente ſeiner Verbindungen mit Ketzern und Freimaurern, dieſe Belege verrätheriſcher Plane zu einer Kirchenreform, Beſchlag zu legen, ſobald derſelbe ſein Auge ſchloß, da ſein Anhang im Orden zu gewaltig war, um ihn noch bei Lebzeiten vor ein Ordensgericht zu ſtellen. Wie ich aus Euſebio's Gemach trat, hingen bereits die Siegel des heiligen Amtes an den Thüren der Wohnung, die Diener der Inquiſition ſtanden lauernd, ihrer Beute gewärtig.

Ich eilte nach Santa Maria; meine Nachforſchungen ließen keinen Zweifel übrig, welche Fälſchung vorgenommen war, um Mormona's Sohn der Kirche zu erhalten. Der Hausmeier und ſeine Frau, deren todter Knabe, Saverio's Milchbruder, an ſeiner Statt in der Gruft beigeſetzt wurde, waren längſt nicht mehr unter den Lebenden, allein die Ausſagen der Leute, die deren letzte Stunden miterlebt, gaben mir die Gewißheit vom Inhalt ihrer letzten Beichte. Beide hatten das Geſtändniß gemacht, zum frommen Betruge die Hand geboten zu haben, im eben ſo frommen Glauben, dem Himmel, d. h. der Kirche damit einen Dienſt zu thun. Sie ſtarben dann ruhig, denn ein Prieſter hat die Macht, Alles zu begütigen, im Namen Gottes zu verzeihen und auf jede Unbill, an noch lebenden Menſchen verübt, das Siegel der Verſchwiegenheit zu drücken.

Saverio ſollte bis zu ſeiner Mündigkeit vom Orden Jeſu erzogen und behütet werden, dann ſein Schickſal und ſeinen freien Willen erhalten. Ob dann noch freier Wille in ihm? — Er lebt, aber wo und wie werde ich ihn finden? Ich will wandern und ihn ſuchen. — — — O arme, arme Menſchenwelt, wie verlierſt du dich, angeblich um Gott zu dienen, allerwegen in ein Gewebe von Unheil, in ein Gewirr ſelbſtgeſchaffener, mithin ſelbſtverſchuldeter Leiden!

Schlußwort.

Die Söhne des Grafen della Torre als Herausgeber dieſer Papiere.

— So weit unſeres theuren Vaters, des Grafen Giuſeppe della Torre Rechtfertigungsſchrift, Bekenntniß und Erzählung ſeiner Schickſale. Was hier daran fehlt, erlebten wir ſelbſt bereits mit ihm. In Genf, in Südfrankreich, in Paris hatte er vergeblich Saverio geſucht; in Deutſchland, in den Stürmen der Roſenkreuzerloge zu Nürnberg, fanden ſich endlich Vater und Söhne. —

Leſer dieſer Zeilen, Kind einer ſpätern Zeit, Sohn und Genoſſe eines andern Geſchlechts, — wenn Du, vielleicht nicht ohne mitbewegt zu ſein, dieſe Blätter prüfeſt, dieſe Geſtändniſſe nach dem Maße Deiner eigenen Erfahrungen und Erkenntniß abwägſt: wirf in die Schaale, die hier über Recht und Unrecht entſcheiden ſoll, keinen Stein des Grolls, findeſt Du, ſei's hüben, ſei's drüben, je nachdem Du ſelbſt in Deiner Lebensſtellung Partei nimmſt, Irrthum mitten in der Wahrheit, Wahn unter die heiligſten Ueberzeugungen gemiſcht! Was iſt Wahrheit? — An der Löſung dieſer Frage arbeiten die geſammten Jahrhunderte; jedes Geſchlecht hat ſie von neuem ſich zu ſtellen, ſie mit ſeinem eigenen Thun und Denken, oft mit ſeinem Blut und Leben zu beantworten. Vielleicht iſt, was wir Wahrheit nennen, — nichts als die ganze volle Summe aller unſerer Irrthümer. Laſſen wir uns genügen, wenn eine Menſchenſeele den Drang verräth, einzeln das Wahre vom Falſchen zu ſondern, die Erſcheinungen der Welt ihrer Entſtellungen, ihrer Selbſttäuſchungen zu entkleiden. Oft iſt die Schaale ſüß und der Kern ein herber! Anregungen aber ſind die Kämpfe des menſchlichen Geſchlechts nicht, und wenn noch Millionen Herzen darüber verbluteten! Heilig ſei uns nur und ſtehe feſt, was die Edlen, wenn ſie als Opfer ihres eigenen Strebens fallen, gewollt, erſehnt, mit dem Auge des beſten Scharfſinns in der Ferne erzielt, oder mit der Sonde aufrichtiger Prüfung ſtill im eigenen Herzen ahnungsvoll gefunden. Moſes, der das gelobte Land vom Bergesgipfel nur in der Ferne ſah, war nicht der Schlechteſten Einer! Und wer demüthig in ſich geht und an ſein Herz ſchlägt, iſt nicht der Schlimmſte.

Sohn eines ſpäteren, vielleicht glücklicheren Zeitalters, der Du, ein Erbe des alten Jahrhunderts, hoffentlich leichtern Kaufes, Wahrheit und Irrthum ſcheiden lernſt, lege dieſe Blätter, mit welchen zwei Söhne die Geſchichte ihres Vaters und ihres Hauſes veröffentlichen, unter den Acten und Documenten zur Geſchichte jener Zeit in ein beſcheidenes Fach, wo neben der Entwickelung der Völkerſchickſale auch den heimlichen

Angelegenheiten des menſchlichen Herzens, ſeinen ſtillen Freuden und ſeinen verſchwiegenen Leiden, ein Plätzchen eingeräumt wird. Dieſe Familienſchickſale laſſen Dich hinter die Kuliſſen der Weltgeſchichte von damals blicken. Sie helfen Dir im Kleinen die großen Actionen ergänzen, die Vorarbeiten begreifen, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts den geſammten Umſturz unſerer Gefühle und Meinungen, unſerer Staaten und Religionen hervorriefen. Was die Freimaurerei jener Zeit gewollt hat, iſt noch heute unverwirklicht geblieben. Was die neuen Roſenkreuzer erſtrebt, hat ſich mit jenem Saint Germain in eitel Charlatanerie verloren. Er ſelbſt verſchwand ſpurlos im Lande Holſtein, in den Schlöſſern und Laboratorien eines deutſchen Herzogs, der in ſeinem Schmelztiegel noch immer den Stein der Weiſen zu ſuchen fortfuhr, als das Zeitalter dieſen Stein der Weiſen ſchon ganz wo anders, am Heerde der Revolution zu finden glaubte.

Wir lernten in dieſen Familienpapieren jenen Räthſelhaften zuerſt, unter dem Namen eines Abbate Belmar, als ernſten Schwärmer kennen, bevor er, über ſich und ſeine religiöſen Anwandlungen nüchtern geworden, als Graf San Germano von der andauernden Begeiſterung ſeiner Anhänger für ſich Nutzen zu ziehen und Charlatan zu werden begann. Es iſt ſehr wohl glaublich, daß Einer als aufrichtiger Schwärmer beginnen kann, um als ein Gemiſch von Schelm und Narr zu enden. Saint Germain hat ſich zuerſt getäuſcht, bevor er die Welt täuſchte. Das unterſcheidet ihn von ſeinem Nachfolger Caglioſtro, jenem Joſeph Balſamo aus Palermo, der, ſchlechter

Streiche wegen aus einem Barfüßerkloſter gewieſen, als Betrüger begann, um als Verbrecher zu enden, und niemals Schwärmer war, auch nicht als er in London Maurer ward und religiöſe Sekten ſtiftete bis ihn in Mitau zuerſt die deutſche Frau Eliſa von der Recke entlarvte. Auch hat ihn nie die Hierarchie benutzt, nie eine kirchliche Körperſchaft mit ihm Zuſammenhang gepflogen. Als Großcophta hat er ſich in ägyptiſche Myſterien hüllen wollen, bis ihn die Pariſer Halsbandgeſchichte als gemeinen Dieb erwies. Bei ſeiner erſten Reiſe nach Deutſchland hat er Saint Germain in Holſtein beſucht und dieſen ſeinen Lehrer in allen Künſten, in Behandlung der Metalle und Edelſteine, in Anfertigung von Schönheitsmitteln und Lebenstincturen ausgeforſcht und ausgelernt, nur nicht in deſſen urſprünglich aufrichtigem Drang, alle Kirchen und Sekten in einem einzigen Glauben, im Glauben eines altteſtamentlichen Bibelthums, zu vereinigen. Caglioſtro endete als Verbrecher in einem römiſchen Gefängniß, Saint Germain ſtarb einen einfachen, ehrlichen Tod, verloren zwar und aufgegeben, aber doch von der Kirche wie vom weltlichen Regiment abſichtlich geſchont. Wie weit er im Dienſte und in den Händen der römiſchen Propaganda geweſen, Männer und Parteien der Kirche ihn vielleicht nur duldeten, oder ihn für ſich arbeiten ließen, iſt noch unenträthſelt geblieben und ruht als Geheimniß in den Archiven Roms. Gläubige drängten ſich längſt nicht mehr zu ihm; er hatte den Glauben an ſich ſelbſt verloren, nachdem die Welt aufgehört, ſich von ihm hinreißen und täuſchen zu laſſen. Caglioſtro war mehr Schelm als

Schwärmer, Saint Germain jedenfalls ein ehrlicherer Narr. Der Menſchenfreund und Menſchenkenner wolle Beide nicht verwechſeln! Im Landgrafen Karl von Heſſen, dem er tief verſchuldet war, hat Saint Germain bis an ſeinen Tod (1795) einen getreuen Gönner gefunden. An ſeinem Grabe ſchließlich kniete nur ein jüdiſches Weib, jene Carlotta, die ihm treu geblieben, nicht blos im Gefühl gleicher Verlaſſenheit und Verſtoßung, ſondern auch in der Sympathie gleichen Urſprungs. Sie war zum alten Glauben, zum Glauben ihrer Väter zurückgekehrt. Man wollte wiſſen, ſie ſei zu Hamburg in einem israelitiſchen Spital als pflichtgetreue Barmherzige Schweſter und Krankenpflegerin hochbetagt geſtorben.

Was der Orden, der in dieſen Denkwürdigkeiten ſo manche Geſtalt lieferte, kurz vor ſeiner Auflöſung durch Papſt Clemens Ganganelli mitten und zwiſchendurch in jenen Freimaurer- und Roſenkreuzerbeſtrebungen gewellt, iſt eben ſo ſehr geſcheitert, als die Beſtrebungen der Stifter geheimer, alle Welt umfaſſender Sekten. Auf Papſt Benedict XIV, den wir in den Bekenntniſſen des Grafen La Torre als milden guten Alten kennen gelernt, war Cardinal Rezzonico als Clemens XIII gefolgt, der dem Orden der Geſellſchaft Jeſu, wie wir's ebenfalls aus dieſen Papieren wiſſen, vielfach geneigt und zugethan war, und doch deſſen Verbannung aus Portugal, Frankreich und Spanien erleben mußte. — Der Theilnahme an des vierten Heinrich von Frankreich Ermordung hat man weder früher noch ſpäter die Väter Jeſu überweiſen können. Das Buch, worin der fanatiſche Jeſuit Mariana den Königsmord weiland vertheidigte, haben ſie ſelbſt verurtheilen helfen. Sie geriethen bei den Höfen trotzdem in Mißcredit; man verdächtigte ihre Erziehung der Jugend, aber man beneidete weit mehr noch ihre commerciellen Unternehmungen. Es war am 3. September 1759, als ſie auf Pombal's Betrieb in Portugal des Landes verwieſen wurden. Paraguay, ihr Stapelplatz jenſeit des Meeres, war eine Republik geworden, in der ſie unter nomineller Oberhoheit Spaniens thatſächlich unumſchränkt herrſchten. Ihre dortigen Waarenniederlagen und Handelscomptoire waren eine reiche Geldquelle geworden. Bei Gelegenheit eines Tauſchvergleichs, durch den Spanien ſieben Pfarrbezirke jenes Landes 1750 an Portugal abtrat, hatte ſich zuerſt die Widerſtandsfähigkeit des Ordens gegen die politiſchen Autoritäten erwieſen. Die Eingebornen leiſteten unter Anführung der Väter Jeſu Widerſtand gegen die portugieſiſchen Truppen. Die gerichtliche Unterſuchung dieſerhalb in Portugal war noch nicht beendet, als ein meuchleriſcher Anfall auf den König Joſeph, 1758, ihre Sache verſchlimmerte. Pombal ließ ihre Mitwirkung als wahrſcheinlich ſchildern, und Europa ſah unter dem Jubel der Aufgeklärten und der Spötter ganze Schiffsladungen portugieſiſcher Schüler Loyola's am Geſtade des Kirchenſtaates ausſetzen. Dieſer erſten Niederlage folgte fünf Jahre darauf die zweite, die Niederlage des Ordens in Frankreich. Daß dort neben dem Miniſter Choiſeul auch eine Pompadour gegen ſie arbeitete, kann dem Orden kaum zur Laſt fallen. Daß der Neid der Staatsweiſen, die in Handelsſachen oft von ihm ausgeſtochen wurden, am lebhafteſten gegen ihn ſchürte, vermehrt noch nicht unmittelbar die Laſt der moraliſchen Vorwürfe, die ihn treffen. Frankreichs Politiker, ſeine Sophiſten und Atheiſten wußten die Aufhebung des Ordens als einer „lediglich politiſchen Geſellſchaft“ durchzuſetzen. Spanien folgte dem „vortheilhaften“ Beiſpiele drei Jahre ſpäter. Das Papſtthum war in Gefahr, ſtand mit ſeinem Credit auf dem Spiele, wenn es der Welt kein Zugeſtändniß machte, kein Opfer fallen ließ. Die Höfe von Verſailles, Madrid und Neapel waren der römiſchen Curie abgeneigt; die Republik Venedig wollte die ſämmtlichen geiſtlichen Orden ohne Zuziehung des Papſtes reformiren. Clemens Rezzonico hatte den Stand der Dinge verſchlimmert. Als nun Clemens Ganganelli am 19. Mai 1769 nach langem Disput im Conclave erwählt ward, konnte: Ausgleich mit den Fürſten! die einzige Deviſe des Papſtthums ſein. Wie wir in den Blättern unſerer Familiengeſchichte den „braunen Profeſſor“ in Rom kennen gelernt, ſo war ihm, dünkt uns, ſchon zu jener Zeit die Aufhebung der Grünen Donnerstagsbulle: In coena Domini, welche die Ketzer verflucht, recht wohl zuzutrauen; Ganganelli hat ſie wenigſtens nicht mehr verleſen laſſen. Den Orden Jeſu aufzuheben, hat er ſich lange geweigert; er bedurfte, ſo willfährig und geneigt er auch nach ſeiner Privatmeinung dazu war, thatſächlicher Beweggründe, ſchlagender, untrüglicher Beweiſe, um als Regent „den Schritt vor Gott und Nachwelt zu rechtfertigen.“ Endlich, nach mehrjährigen Verhandlungen, erfolgte 1773 am 21. Juli die Bulle: Dominus ac redemtor noster. Damit war der Welt ein Gefallen gethan; ein Orden war alſo doch ſo gut wie ein Individuum als ſterblich erkannt. Man hatte freilich mehr erwartet, als man ſich der Archive und Caſſen der Collegien bemächtigte. Ob die bedeutendſten Geldſummen, die erſchwerendſten Actenſtücke, wie man glaubte, kurz zuvor beſeitigt wurden, wiſſen wir nicht. Wir fürchten nur Eines, wir fürchten: der Geiſt des Jeſuitismus ſei in der Menſchheit unſterblicher als der thatſächliche Beſtand der Geſellſchaft Jeſu. Geldſummen und Actenſtücke ließen ſich beſeitigen. Aber der Geiſt der Schüler Loyola's wird ſich aus den leerſtehenden Collegien und Profeßhäuſern über die Welt verbreiten und umgehen auch ohne lange und kurze Robe. Es war damit wenig geſchehen, daß man ihre Hörſäle ſchloß. Ihre Caſuiſtik hat ſich dann um ſo ausgedehnter in die Philoſophieen aller Lehrſtühle der Welt geflüchtet. Ihr Probabilismus beherrſcht die Salons der Großen mit einem Syſtem von Grundſätzen und Lebensregeln, das der menſchlichen Hinfälligkeit ſchmeichleriſch nachhilft. Ohne Reſervalien, ohne heimliche Vorbehalte wird kein Menſch mehr dem anderen trauen; dann werden die politiſchen Jeſuiten die Jeſuiten der Collegien erſetzen. Die Jeſuiten werden ſich für ihre Aufhebung gerächt haben, wenn die ganze Welt Jeſuit geworden ſein wird. — Möchte nur ihrerſeits die Maurerei ihr Syſtem der Bruderliebe, der Eintracht und Förderung alles ächten Menſchenwohls unter jeder Hülle und Bekenntnißform, zum Eigenthum der Menſchheit machen, thatſächlich und allgemein, dergeſtalt, daß es dazu eines Geheimdienſtes der Logen nicht ferner bedarf! Es winken ſich aller Orten, aller Zonen die Geiſter und reichen ſich ungeſehen, unerkannt die Hände; die Menſchheit mit ihren Zwecken und Zielen wird ſich ſelber offenbar, der Geiſt der Maurerei Allgemeingut der Menſchheit werden. — Soviel zur Steuer der Wahrheit und zur Beruhigung des Erſtaunens, ſieht man in der Geſchichte unſeres Hauſes auch edle Männer und Prieſter des Ordens Jeſu auftreten.

Die Bulle: Dominus ac redemtor noster beendete auch den Conflict in der Geſchichte des Hauſes La Torre. Mit der Aufhebung des Ordens Jeſu ward auch deſſen Proteſt gegen die Verſchreibung der Güter unſerer Familie an die Kirche erledigt. Unſer Vater Giuſeppe della Torre verlor an dem Orden den Anwalt in ſeiner Sache; er mußte ſie nun ſelber führen.

Er war lange Zeit zu dieſem Behuf in Rom. Der vierzehnte Clemens wollte ihm wohl, auch als Papſt und Regent; allein er wollte einen Orden, ob er ihn ſchon aufgehoben und unſchädlich gemacht, doch nicht bloßſtellen. Er unterſagte alſo jede Einſicht in die Acten der Archive. Um jedoch unſeren Vater zu begütigen, ſeinen weitern Nachforſchungen und Anklagen ein Ziel zu ſetzen, ließ Clemens Ganganelli kraft päpſtlicher Vollmacht das Teſtament des alten Grafen La Torre als von krankhaftem Gelüſt eingegeben anzweifeln, die Bedingungen und Clauſeln darin, wonach Einer des Hauſes, entweder der Gatte oder der Sohn Mormena's, der Kirche ſich widmen müſſe, als unzuläſſig und widerrechtlich verwerfen. Der Opfer waren ja auch ſchon genug gefallen! Die Schenkungsacte hob ſich damit von ſelber auf. Wir zogen ein in Santa Maria, Vater und Söhne, als unangefochtene Beſitzer des alten Erbes, ungeſchmählert, unbehelligt, ohne Bann und Buße, ohne weitere Kränkung und Verfolgung, — aber ach, wie arm und gebrochen, um Todte trauernd, die uns der blöde Wahn der Menſchen entriſſen!

Auf die Erbfolge in dem deutſchen Reichsland, der gefürſteten Grafſchaft Hohen——-Schwarzenfels, hat der Sohn der deutſchen Ehe des Grafen Giuſeppe La Torre als Enkel des Reichsgrafen Juſtus Erich keine Anſprüche erheben wollen. Prinz Emil, von der katholiſchen Linie, trat die Regierung über das meiſt proteſtantiſche Land an, unterſchrieb jedoch, ohne überzutreten, den Ständen als Bedingung das Gelöbniß, keinem Mitglied eines fremden Ordens auf deutſchem Boden Spielraum zu geſtatten. Volk und Land befanden ſich wohl, bis freilich der politiſche Sturm von Frankreich her Alles wieder in Frage ſtellte. Weder Oeſterreich, noch Preußen waren dieſem Sturm gewachſen und es gab längſt kein Deutſchland mehr.

Ende.

Druck der Fr. Nies'ſchen Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Novellen

von

F. G. Kühne.

Inhalt:

1) Die Geſchwiſter.
2) Die Wartburgsfeier.

Berlin.
In der Finckeſchen Buchhandlung.

1831.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Geſchwiſter.

Novelle.

1

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Eine feuchte Herbſtnacht lag auf der Dommitſcher Heide bei Torgau. Es war die Nacht, die dem dritten November folgte, als dem Tage jener Schlacht, die der große Friedrich dem Marſchall Daun lieferte. — Man mag das volle Brauſen des Gewitterſturms auf dem Meere ſchrecklich nennen; aber der Moment kurz darauf, wenn der Blitz in den letzten Zuckungen und die Wuth des Donners im letzten Grollen erſtirbt, der Moment iſt ſchrecklicher, denn er iſt öder, wüſter und giebt Raum zur Betrachtung der Zerſtörung rings umher. So auch hier, als die einbrechende Nacht dem Gewühle des blutigen Treffens ein Ende machte. Was kalte, berechnende Liſt, was raffinirter Scharfſinn, von Schnelligkeit und Keckheit unterſtützt, gegen die Uebermacht der Maſſe des Feindes zu leiſten vermochte, war geſchehen von preußiſcher Seite; die höchſte Anſtrengung geſchah von beiden Theilen im blutigen Tagewerk, dann Ermattung hier und dort; nun war's Zeit zum Schlafengehen, und viele Tauſende ruhten auch ſchon im ewigen Schlafe. Unzählige Leichen benetzten mit ihrem Blute die dürre Heide und aus den Todtenhaufen krochen die Verwundeten hervor, um das Bischen Leben noch eine Strecke weiter zu ſchleppen, oder ſaßen unbeweglich da und erwarteten mit bangem Gewimmer den Tag, der ihnen Hülfe bringen ſollte. Oeſtreicher und Preußen lagen neben einander in vertrauter Nähe, denn der Tod, der verſöhnlicher Natur iſt, beendet den Zwieſpalt des Lebens; aber auch unter den Verwundeten half einer dem andern auf, ob's Freund oder Feind war, oder wuſch ihm mit Waſſer aus der eigenen Feldflaſche die Wunde, die er ihm vielleicht ſelbſt geſchlagen hatte. Am Rande des Todes ſchien der Haß der Nationen nicht mehr zu gelten, die allgemeine

Menſchenliebe liegt ja auch in der menſchlichen Seele tiefer begründet. Niemand aber wußte, wer Sieger und Meiſter des Platzes geblieben war; erſt der nächſte Tag wies aus, daß die weichenden Oeſtreicher ſich als überwunden anſahen. Marſchall Daun war während des Treffens verwundet und hatte den Oberbefehl abgetreten, König Friedrich ſelbſt, hieß es, habe einen Streifſchuß am Arme erhalten; alles eilte jetzt, um unter ſicherem Obdach Heilung und Linderung zu ſuchen; das ganze Leichenfeld ſchien wieder lebendig zu werden, und, während die Verwundeten ſich hier und dorthin ſchleppten, ſchienen die Todten aufzuerſtehen, um die getrennten, verlornen Glieder zuſammen zu ſuchen. Es war bereits das fünfte Jahr des dritten Schleſiſchen Krieges. Preußen hatte die letzte waffenfähige Mannſchaft zur Schlachtbank geliefert; ganze Schaaren junger achtzehnjähriger Burſche aus Pommern und Brandenburg hatte man unter Friedrichs Fahnen geſehen, deren Muth und Stolz auf den Helden, der ſie führte, die fehlenden Jahre erſetzte, und die bei Torgau nun hingeſtreckt lagen oder wimmernd vor den Schmerzen der blutenden Wunden in der kalten Nacht auf der öden Heide ihr nur noch halbes Leben verwünſchten. Von den Grenadieren waren ganze Züge durch die feindlichen Kartätſchen niedergeſtreckt und lagen, noch im Tode das ſtrenge Kommando achtend, feſt in Reih und Glied neben einander. Unter ihnen war auch Sebaſtian, ein junger Pommeraner, mit dem Kopfe vorüber gebeugt, mit dem Leibe über einen feindlichen Krieger hingeſtreckt. Er ſchien nicht tödtlich getroffen, denn er war ohne blutiges Mahl. Der Tod, der in den Reihen ſeiner Kameraden blind wüthete, hatte ihn nur im Vorübergehen geſtreift; ein Kolbenſchlag gegen die Stirn hatte ihn in todtenähnliche Betäubung verſetzt, aus der er noch einmal zum Leben erwachen ſollte. Der feindliche Krieger unter ihm raffte ſich plötzlich auf, ein erwachendes Leben ſchien ſeine Muskeln zu durchzucken und er ſchleuderte den Preußen, der über ihm lag, kräftig zur Seite, um ſich Platz zu ſchaffen, fiel aber dann noch einmal wüthend über ihn her und ſchien wie ein Wahnſinniger in ſeinen Eingeweiden wühlen zu wollen. Es war nicht Mordluſt, die den Oeſtreicher trieb, es war glühender Durſt nach einer Labung, die er heulend und wehklagend in den Kleidern des Preußen zu finden hoffte. Sebaſtian erwachte aus ſeinem Todeskrampfe durch die unſanfte Berührung, er ſchlug die Augen auf. Lebſt du, Kamerad? ſchrie der Oeſtreicher und umſchlang mit beiden Armen ſeinen Leib; biſt du lebendig, Leiche? ich hätt' dich halt' noch 'mal erwürgt! Gieb mir einen Schluck Branntwein, Bruder, mich dürſtet und der Tod iſt kalt. Sebaſtian, der, aus dem Schlaf erwachend, ſich noch in dem Getümmel der Schlacht und mit den Feinden im Handgemenge glaubte, wollte nach ſeinem Gewehre greifen, aber ein Blick umher zeigte ihm nur Nacht und Leichen und ein Fieberſchauer ſchüttelte ſeine Glieder, während der ſterbende Oeſtreicher immer noch wimmerte: Kamerad, der Tod iſt kalt! Wart, Bruder, rief Sebaſtian, der ſich nun ganz wieder erholt und zurecht gefunden hatte, hier iſt ein Schluck Branntwein. Er zog die Feldflaſche hervor und reichte ſie dem Bittenden. Dieſer aber krümmte ſich ſchluchzend zum letzten Todeskrampfe und lag todt in Sebaſtians Armen, der, mit ihm am Boden liegend, ihn mitleidig eine Weile betrachtete. Die Labung kam zu ſpät beim armen Kerl, ſagte Sebaſtian darauf mit trockener Rührung, ſeine Seele hat reißaus genommen, der Succurs blieb zu lange; aber ſo ein Schluck von dieſem Nordhäuſer hätt' ihm noch für eine Weile Spiritus auf die Lebenslampe gießen müſſen. Genau genommen, fuhr er ſinnend fort, ſterben wir doch alle am Froſt; von den Füßen fängt er an und wirbelt ſich ſo herauf bis er einen in's Genick faßt; verbrennen thut keiner, denn wo viel Hitze iſt, da iſt viel Leben. Verbrennen thut keiner, wiederholte er langſam, ſchob den todten Oeſtreicher ſacht bei Seite und that einen langen kräftigen Zug aus der Flaſche. Br! es iſt kalt hier!

ſchrie der Pommer und raffte ſich vom Boden auf. Was Wunder auch! es ſteht November und erſtes Mondviertel im Kalender und man lag hier unter lauter Todten. Wunderlich! da ſteh' ich wieder auf meinen geſunden Beinen und dacht' ſchon vorhin, ich wäre todt, oder nein, dacht' nichts, denn wenn man ſo da liegt, da denkt man nichts und fühlt nichts, man iſt eben todt. Es iſt nicht die erſte blutige Prügelei, die ich unter meinem Könige mitmachte, aber unter den Leichen hab' ich noch nicht gelegen. — Ja, wie iſt mir nur? Da iſt Süptitz — da die Schanze, die wir Grenadiere nehmen ſollten; ach Kinder, da liegt ihr nun alle ſo durcheinander. Vetter Jacob, du warſt der keckſte Burſch im ganzen Dorfe und wir waren immer beiſammen; auch du, dicker Feldwebel! für Kanonenkugeln nur allzu fette Nahrung, ruh' ſanft auf deinem Bauche. Sieh, König Fritz, wir Pommern ſind hier noch verſammelt und halten Stand. Ja, wie war's doch, Leute — als unſer König ſprach: Kinder, nehmt mir die Schanze da! und dann wies er mit dem Finger und blitzte uns an mit dem großen Auge und da fuhr's uns durch die Glieder. Wir hin und hinauf, was auch die Kanonen brüllten. Ja, Fritz, wir Pommern ſtanden, als wenn wir vier Beine und vorne zwei Hörner hätten, aber die öſtreich'ſchen Weißröcke waren auch keine ſanfte Engel mit weißen Feierkleidern und ihre Kanonen ſchoſſen, als wenn unſer Herrgott drinn ſäß' und donnerte.

Allmählig war es lebhafter geworden auf dem Leichenfelde. Einzelne Flüchtlinge, die im Getümmel der Schlacht zerſtreut und verſprengt waren, kreuzten hin und her und ſuchten durch Zurufen mit den Freunden ihrer Partei ſich zuſammen zu finden. Mitunter fiel auch hier und dort noch ein Schuß, indem Oeſtreicher und Preußen den alten Haß noch im Kleinen einander entgelten ließen, oder Feiglinge, die erſt jetzt, nachdem der Donner der Schlacht ausgetobt hatte, aus ihrem Verſtecke gekrochen, einen Muth und eine Bravour zeigen wollten, mit der ſie im Trüben fiſchen konnten. Die Armen aber, die verwundet und verſtümmelt aus dem Todeskrampfe der erſten Betäubung zu einem elenden, ſchmerzlichen Daſein, vielleicht nur auf wenige Minuten, erwachten, waren zu einander gekrochen und ſaßen in Gruppen beiſammen, um in unſeeliger Gemeinſchaft mit Ihresgleichen den letzten Augenblick zu erwarten. So ſehr iſt der Menſch, ſelbſt wenn er nur ſeinem Inſtincte folgt, zur Geſelligkeit geſchaffen; Einſamkeit im Tode gilt ihm für doppelten Tod. Das Wehklagen der Verwundeten um ihn her erinnerte Sebaſtian erſt jetzt daran, an ſeinem Körper nach einer Wunde zu ſuchen, die er jedoch nirgends entdecken konnte, bis er an ſeiner Stirn eine Beule fühlte, deren Berührung ihn ſchmerzte. Schnell ward die Flaſche Nordhäuſer aus dem Torniſter hervorgeholt, denn dieſer irdiſche Nektar ſchien für den Pommer die univerſelle Leib- und Magenkur zu ſein. Er wuſch ſich die Stirn mit einigen Tropfen, goß aber zugleich, als müſſe der Schaden von innen geheilt werden, noch dreimal ſoviel durch die Kehle, ergriff ſodann als ein braver Grenadier ſein Gewehr, das er neben ſich liegen ſah, und ſuchte den Ort zu verlaſſen, wo er eine Zeitlang beſinnungslos zu den Todten gehört hatte.

Aus weiter Ferne vernahm er die preußiſche Trommel, wie eine Glocke, welche die zerſtreute Heerde zu ſich lockt; aber wie durch den nahen Wald, der, wie er wußte, von vielen Moräſten und Sümpfen darchſchnitten war, in der Dunkelheit der Nacht durchzukommen ſei, ſah er keine Möglichkeit vor ſich. Das nahe Dorf konnte von Oeſtreichern beſetzt ſein und er ſo in die Gefangenſchaft der Feinde gerathen; ſo wie er denn in der That nicht wußte, ob er zum ſiegreichen oder geſchlagenen Theile gehörte. Er ſah ſich in die Nothwendigkeit verſetzt, auf der Heide ſelbſt, in der feuchten Nachtluft und unter dem Gewinſel der Sterbenden, das gar ſchlecht ſich eignete, einen Müden in den Schlaf zu lullen, den kommenden Tag zu erwarten; jedoch zwang ihn die Kälte zu dem Entſchluſſe, ſich einem der Wachfeuer zu nähern, die man an mehreren Orten auflodern ſah, und es dem Schickſale, an das ein Pommer eben ſo gut, als jede andere ehrliche Seele glaubt, anheimzuſtellen, ob er unter Freunde oder Feinde gerathen würde. Ganz am Ende der Dommitſcher Heide, dem Gehölze nahe, deſſen ſumpfige Stellen Sebaſtian durch das Manöver der Grenadiere am vorigen Tage kennen gelernt, waren mehrere Krieger um ein ſpärliches Feuer gelagert, das ſie mit dem feuchten Laubwerk Mühe hatten von neuem anzuſchüren. Der Qualm des kniſternden Holzes, den der Wind im Kreiſe herumtrieb, verhinderte Sebaſtian, der ſich behutſam näherte, die Uniform der Krieger zu erkennen. Es waren preußiſche Soldaten, aus verſchiedenen Heeresabtheilungen zuſammengeleſen, die, von ihren Regimentern getrennt und in der Dunkelheit der Nacht verirrt, vom Zufall geführt, ſich hier zuſammengefunden hatten und dem ankommenden Unglückskameraden willig und in beſter Laune ein Plätzchen am wärmenden Feuer einräumten. In dem weiten Reviere um ſie her ſchwärmten noch immer Menſchen auf und ab und ſtörten mit Schießen, Feldgeſchrei oder ängſtlichem Rufen die öde Stille der Nacht; unſere Kameraden jedoch gewöhnten ſich allmählig daran und achteten kaum noch die Gefahr eines Ueberfalls von Seiten der Feinde. Der Nachtwind war kalt und feucht, das Feuer kaum hinlänglich, um die erſtarrten Glieder zu erwärmen, das vorgeſchobene Holz kniſterte wie unwillig und mürriſch über den Dienſt, den es leiſtete, und der Dampf fuhr abwechſelnd dem einen wie dem andern ins Geſicht; dennoch war man von der beſtmöglichſten Laune, man ſprach von den Heldenthaten, wie von den Gefahren des verwichenen Tages, freute ſich, ſie mitgemacht zu haben oder ihnen entgangen zu ſein; jedermann rühmte die Bravour ſeines Anführers, um in dem Lobe deſſelben ſich mitzubegreifen und wer eine Pfeiſe bei ſich führte, ſtopfte und qualmte rüſtig mit. Vor allen ſtrich ein alter Wachmeiſter vom Ziethenſchen Corps das Verdienſt ſeines Generals heraus, deſſen Blitzesſchnelle es gelungen war, die öſtreichiſchen Verſchanzungen durch den erwähnten Wald zu umgehen und den Feind von der entgegengeſetzten Seite anzugreifen.

Wie dem auch ſei, erwiederte unwillig ein Artillerieoffizier, der ſeinen Arm von einem anweſenden Chirurgus nothdürftig verbinden ließ; Ziethen hat zu ſchnell angegriffen, bevor noch der König ſeine ganze Artillerie und Infanterie bei ſich hatte. Der Angriff mußte von beiden Seiten zu gleicher Zeit und mit gleicher Stärke begonnen werden; ſo aber hat Friedrich ſeine beſten Grenadiere geopfert, deren vereinzelter Angriff auf die feindlichen Batterien bei Süptitz nicht hinlänglich unterſtützt wurde, weil die Mehrzahl noch im Anmarſch war. Ihr hättet warten müſſen, bis Artillerie genug da war. Was ſoll ein flüchtiger Anfall leichter Kavallerie, wenn das Geſchütz fehlt, die Hauptſache, die denn doch im Grunde eine Schlacht entſcheidet!

Spaß bei Seite und Reſpect aparte, Herr Lieutenant, ſchrie der alte Huſar, aber was Ihr da ſagt vom Ziethen, das iſt falſch, und was Ihr da ſprecht von Euren Bomben und Granaten, das iſt ein übel Ding. Ihr Herren Artilleriſten drängt euch immer vor in euren Reden und bleibt doch hinten ſtill ſitzen bei eurer Pulverkarre. Aber was den wahren Soldaten erſt ausmacht, das iſt friſch drauf zu und, den Säbel in der Fauſt, eingehauen und durchbrochen und niedergetreten, als käm' ein Hagelſchlag in die volle Saat. Schlimm genug, daß eure Kugeln eine ſo mörderiſche Wirkung thun, aber ihr ſeid hinterliſtig und führt nicht offen Krieg, wenn ihr ſo aus der Ferne eure Schlangen abbrennt und ziſchen und ſprühen laßt. Ich, mein Seel! wollt', es gäbe nicht dieſe Teufelserfindung eurer Kanonen. Hier mit der Fauſt und dem Bratſpieß drauf zu, da käm's erſt recht an, wer den mehrſten Speck gegeſſen hat. Und nun der alte Ziethen — hurra wie der Blitz! aus dem Buſch und drüber her über die drei-

mal

mal ſtärkere Bande, die ſich nicht träumen ließ, daß der Feind, der vor ihnen ſtand, auch neben und hinter ihnen ſein könnte. Mein Lebtag' vergeſſ' ich's nicht, und wenn was unſterblich ſein kann, ſo ſollen Kindeskinder noch daran gedenken und ſagen: hurra, wie der alte Ziethen aus dem Buſch!

Nun, Ihr ſeid ein braver Huſar, Kamerad, ſagte der Offizier, der lächelnd die Worte des Wachmeiſters angehört hatte, und eben weil Ihr ganz und nur Huſar ſeid, könnt Ihr nicht beurtheilen, was in Euer Weſen nicht paßt. Ihr ſeid ungerecht, verſteht nichts von der Kriegskunſt, die Euch nur ſo recht ein Kriegshandwerk iſt, aber Ihr ſeid dennoch ein wackerer Kerl und wollte Gott! jeder wäre ſo ganz der, der er ſein ſoll, an ſeinem Platze, wie Ihr auf dem Eurigen. Was jedoch meine vorige Rede betrifft, ſo bleibt's einmal dabei, daß Euer vorſchneller Angriff den Plan der Schlacht geſtört hat.

Ich habe das ſelbſt aus dem Munde unſeres Königs gehört, ſetzte der Chirurgus hinzu, als ich durch ein Ungefähr das Glück hatte, in ſeine Nähe zu kommen. Es war kurz vor dem Anbruche der Schlacht, als er auf einer Anhöhe ſtand und mit dem Fernrohre in die Verſchanzungen der Feinde blickte, während aus der Ferne hinter dem Walde einige Schüſſe fielen. Er wurde unruhig, ſah ſeine Begleiter der Reihe nach an, als wollt' er ſie ſchweigend fragen, ob er richtig gehört, ſetzte ſich dann, ſtand auf, ging hin und her, und als das Feuer lebhafter wurde, rief er ängſtlich aus: Gott im Himmel, der Ziethen greift ſchon an und ich habe noch nicht meine Garde herüber!

Ach! ſprach ſeufzend ein junger Fähnrich, der erſt vor kurzem aus der Militairſchule im Lager angelangt ſein mochte und bis jetzt ohne Theilnahme an der Unterhaltung, ſeinen Kopf auf die Hand geſtützt, in die verglimmenden Kohlen geſtarrt hatte. Glücklicher, habt Ihr das aus ſeinem Munde ſelbſt gehört? —

Da muß es ihm nah' ans Herz gegangen

ſein, wenn er deutſch geredet hat, unterbrach ihn der Artillerielieutenant, das kommt nicht alle Tage.

Gleich viel, in welcher Sprache er redet! brach der Junker aus; wer nur ewig in ſeiner Nähe ſein könnte, um ſeinem Worte den geheimnißvollen Zauber, von dem er beſeelt iſt, abzulauſchen und aus dem Flammenblick ſeines Auges ſich unſterbliche Begeiſterung zu trinken!

Als ihm der Tod des Obersten Anhalt gemeldet ward, den er immer ſehr liebte, fing der Lieutenant wieder an, ſprach er: Tout va mal aujourd'hui, mes amis me quittent! und eine Thräne ſchimmerte in ſeinem Auge. Das kommt ebenfalls nicht alle Tage. Er griff auch gleich in die Weſtentaſche und ſchob eine Handvoll Taback in die Naſe, um die Rührung nicht aufkommen zu laſſen.

Glückſeeliger Anhalt! fiel der Junker ein, der du deinen Tod nicht zu theuer erkaufteſt, weil Er dir eine Thräne weihte. Was ſind tauſend Tode, wenn Friedrich weint! O mein

Gott, was bin ich, was kann ich ſein! Ich habe den großen König kaum geſehn, ach! und ich ſtehe nicht einmal bei der Garde.

Der Lieutenant lächelte. — Soll's denn bloß die Garde machen? Da müßte nicht Ziethen auch ſein, ſagte der Wachmeiſter und drückte murrend die Aſche im Pfeifenkopf nieder.

O Ihr da, fuhr der Junker fort, ſich zu Sebaſtian wendend, Ihr ſeid von den Grenadieren, Ihr habt unter ſeiner Anführung die Schanze bei Süptitz erſtürmt: o ſagt, hat Euch ſeine Rede nicht zur Rieſenbegeiſterung entflammt, preiſt Ihr Euch nicht ſelig, daß aus hundert Wunden das Blut für Friedrich ſtrömt?

Mit Erlaubniß, Herr Junker, erwiderte Sebaſtian, für dießmal war's nur eine blaue Beule; kann ein andermal mit mehr dienen. Und was den König betrifft, ſo ſprach er: Vorwärts, nehmt mir die Schanze da! und dann blickt' er uns ſcharf an und da gingen wir keck drauf zu, und wer Ehre im Leibe hatte, hielt Stand bis er umfiel. Eine Rede hat er weiter nicht gehalten.

Die Nachtluft war ſchärfer geworden; der Wind jagte am Himmel die dunkeln Wolken und der Mond, der nach dem Kalender ſcheinen ſollte, ließ ſich nirgend wahrnehmen. Ein jeder hüllte ſich enger in ſeinen Mantel und rückte dem Feuer näher, das wenig Schutz gegen Wind und Wetter leiſtete. Man war einſylbig und verſtimmt, wie es in jeder Geſellſchaft hergeht, wenn alle ſich einzeln ausgeſprochen haben und es ringsum fühlbar wird, daß keiner mit dem andern harmonirt. Endlich holte Sebaſtian ſein Noth- und Hülfsbüchlein hervor, den ſteten Begleiter, der bei ihm in allen Lagen des Troſtes nie ermangelte; er zog die Flaſche mit dem Nordhäuſer aus dem Torniſter und ließ ſie im Kreiſe der Kameraden herumgehen. Alle lobten und erquickten ſich und ſelbſt der keuſche Junker wurde zu einem tüchtigen Schluck genöthigt, nachdem er es lange verächtlich zurückgewieſen hatte, bis der Wachmeiſter über unmännliches Weſen murrte und brummte. Dieß gab eine Weile Stoff zur Unterhaltung; allmählich aber begannen die Köpfe der Kameraden, von der Kraft des Branntweins überliſtet, zu nicken und zu wanken; nur der alte Huſar, der Sebaſtian theils aus Vertraulichkeit, theils aus Neigung zur Flaſche näher rückte, hielt ſich ſowie dieſer noch munter. Seid Ihr aus dem Lande, Kamerad, wo dieſe Milch und dieſer Honig innen fließt? fragte der Wachmeiſter theilnehmend, um wieder auf die Flaſche zu kommen. Nein, war Sebaſtians Antwort, ich bin aus Pommern gebürtig, aber dieſen Nordhäuſer trinke ich ſchon ſeit meiner Jugend — ſeit meiner Jugend, ſetzte er wie nachſinnend langſam hinzu. Es iſt, wie man zu ſagen pflegt, ein wahrer Nektar, fuhr der Huſar fort, recht um es einem blau vor den Augen zu machen. Unſere Kameraden ſchnarchen — ho! ſeht einmal unſer Feuerchen, brennt's nicht blau, oder grün, oder wie Ihr wollt?

Sebaſtian ſchürte den ausglimmenden Brand wieder an, und legte neues Reis darauf; dann fing er nach einer Pauſe ſehr ernſthaft, ja wehmüthig, an: Wachmeiſter, habt Ihr nie gehört, daß einer ſich um den Verſtand trinken kann, ſo daß er von böſen Geiſtern verfolgt zu werden ſich einbildet, die an ſeiner Seele reißen und zerren, um ſie dem Teufel — Gott ſei uns gnädig! hinzugeben? So einer läuft Nachts und Tags umher, was er ſpricht iſt verrückt, was er thut nicht minder und, ob's Folge oder Quelle ſeines Wahnſinns iſt, er trinkt und trinkt und geht in den Schneckenkreis der Verirrung immer enger und tiefer. Habt Ihr nie von einem ſolchen gehört? Sebaſtian griff den Alten beim Arm und ſah ihn ſtarr mit ſeinen großen blauen Augen an. — Gott im Himmel! rief der Wachmeiſter, beinah erſchreckt, Ihr werdet doch nicht —?

Ich? ſagte Sebaſtian, Gott mag mich behüten, ich nicht; aber es giebt ihrer und ich könnte Euch von einem eine Geſchichte erzählen, die nicht poſſierlich und gleichwohl ſehr wahr iſt.

Erzählt, erzählt! ſagte der Wachmeiſter und that einen kräftigen Zug aus der Flaſche, um die es ihm mehr als um die Geſchichte zu thun ſchien.

In der Nähe des Dorfes, wo ich geboren bin, tief verſteckt in der Einſamkeit des Waldes, liegt oder lag das Haus des Gaſtwirths. Es war die Schenke des Dorfes, wo die Bauern in guten Zeiten jeden Abend ſich zu verſammeln pflegten, um in Fröhlichkeit die Mühen des Tagewerkes zu vergeſſen. Das Haus glich einem luſtigen Bienenkorbe; auch von Reiſenden ward es häufig beſucht und für dieſe waren die obern Zimmer eingerichtet, während in den untern die Bauern ſich bei Bier und Branntwein, bei Tanz und Kartenſpiel ergötzten. Der Wirth machte ſeine guten Geſchäfte; man fing an, ihn für einen reichen Mann zu halten, aber man irrte, denn außerdem daß er, was die Verwaltung ſeines eignen Hausweſens betraf, ein ſchlechter Wirth war, der das Seine eben nicht zu Rathe hielt, ſo hatte er auch noch andere geheime Ausgaben, von denen niemand wußte. Man kannte überhaupt wenig ſeine Herkunft. Er war als Fremder eingewandert, und hatte das Haus erſt ſelbſt erbaut und eingerichtet. Von einer Ehefrau wußte man nicht, obwohl er einen Sohn von ſiebenzehn Jahren hatte; in dem nahen Städtchen, hieß es, ließ er ſeine funfzehnjährige Tochter bei einer Muhme erziehen. Wie es aber auch mit ſeinen Vermögensumſtänden gehen mochte, ſie waren immer glücklich zu nennen, bis ihn die Noth der Kriegszeiten, ſo wie jedermann, aber ihn am härteſten traf. Die Felder lagen ſeit dem Einfall der Feinde verwüſtet, das war für die Bauern hart; aber auch die Schenke, das Haus der Freude und des Wohllebens, ſtand leer und verlaſſen, denn niemanden fiel es mehr ein, ſich einen frohen Abend zu machen. Die Vorräthe im Keller des Wirthes blieben unberührt und verdarben; wo ſonſt alltäglich gejauchzt und gejubelt wurde, war es nun ſtill und öde, und wo in den Winterabenden die feiſten Burſchen und muntern Dirnen des

Dorſes herumgeſprungen waren, dehnte ſich der Hauskater langweilig hinter dem Ofen oder ſchlich die alte Magd langſam einher. Der Gaſtwirth zum grünen Eſel, denn ſo hieß er in der Gegend, war verarmt, und er, der an Wohlleben gewöhnt, an dem Zechen und Schwelgen, an dem Jubel und Lärm, der ſonſt in ſeinem Hauſe herrſchte, immerfort Theil genommen hatte, ertrug nur unter den bitterſten Verwünſchungen ſeines Lebens dieſen plötzlichen Wechſel des Glückes. In die Stadt ging er ſelten mehr, vielleicht weil er ſich ſchämte, dort als ein armer Wicht zu erſcheinen, wo er ſonſt als ein reicher Mann aufgetreten war. Deſto häufiger beſuchte ihn die Muhme, die ihn, ſo ſchien es, mit Vorwürfen quälte, welche ſeine bedrängte Lage ihm noch fühlbarer machten. Dieſe Muhme war keineswegs alt, wie Muhmen zu ſein pflegen; ſie war ein Frauenzimmer in den Jahren, wo man das Weib noch hübſch nennt, dabei trug ſie ſich ſehr gut, ja ſogar vornehm; ob ſie verheirathet war oder nicht, wuſste niemand im

Hauſe, ſelbſt der Sohn nicht, weil der Vater, verſchloſſen und kalt, wie über Dinge der Art Rede ſtand, noch gefragt ſein wollte. In einem lärmenden Auftritt zwiſchen ihr und dem Alten, den der Sohn belauſchte, kam es zu harten Schmähreden. Von Geld, dieſem bittern Zankapfel war vielfach die Rede und das war ein ſchmerzlicher Punkt für den Gaſtwirth, deſſen hoffnungsfarbiger Eſel auf dem Schilde vom Schmutze und Staube grau zu werden anfing. Der heftige Wortwechſel endete damit, daß die Muhme wüthend fortlief, am andern Tage die Tochter dem Alten überſchickte und ſich ſeitdem nicht wieder ſehen ließ.

Gegen Mittag am andern Tage ſtand der junge Anton, der Sohn, in der Küche und ſchürte das Feuer an, über welchem er zum ſpärlichen Mahle einen Topf mit Erbſen kochen ließ; denn ſo ſchlecht waren die Umſtände des Schenkwirths bereits, daß er die Knechte, die er ſonſt hielt, und ſelbſt die alte Magd des Dienſtes entlaſſen hatte und die ganze Beſorgung zum Bedarf des ärmlichen Unterhaltes dem Sohne nunmehr oblag, der ſich willig in alles fügte. So eben hatte er die Funken auf dem Heerde mit ſeinen rothen Backen zur hellen Flamme angeblaſen und begann ein Lieblingsliedchen mit freundlicher Gebehrde vor ſich hin zu ſummen, wie er denn überhaupt aufgeräumt von Natur und immer gern guter Dinge war, ſo weit es die mürriſche Laune des Alten, die ihm oft entgolten wurde, zuließ, als Liſette, ſeine Schweſter, aus der Stadt ankam, da ſie niemand im Flur bemerkte, zu ihm in die Küche trat und ihn fragte, ob er vielleicht Antons Knecht ſei. Der junge Anton hatte ſeine Schweſter noch nicht geſehen, denn der Alte erlaubte ihm nie, auf ſeinem Wege nach der Stadt ihn zu begleiten und eben ſo wenig war Liſette in das Haus des Vaters jemals gekommen. Ich bin Anton, der Sohn des Alten, ſagte der junge Menſch, ſichtbar verlegen über den unerwarteten Beſuch einer hübſchen Stadtjungfer. Als dieſe aber auf ihn zuſprang, ihn umarmte und einen herzhaften Kuß auf ſeine Lippen drückte, wußte der arme Junge gar nicht, wie ihm geſchah; er ward über und über ſcharlachroth und konnte ſich von ſeinem Schrecken doch nicht erholen, als ihm Liſette einmal nach dem andern zurief: Ich bin Liſette, deine Schweſter, und alſo biſt du ja doch mein Bruder! Wie dem verſchämten Bräutigam eine zärtliche, liebeſüchtige Braut, ſo war ſie ihm entgegen gekommen und er ſchien ſich auch bald in ſein Glück zu finden. Man ſcherzte, lachte und küßte ſich mitunter vor Freude und erzählte ſich in einer Minute tauſend neue Dinge, während der ſchräg geſtellte Topf am Feuer überkochte, bis er plötzlich umſtürzte und beide ſich gemeinſam beeiferten, die verunglückten Erbſen zu retten.

Unterdeſſen war der Alte nach der Wohnung zurückgekehrt. Die Ankunft der Tochter überraſchte ihn nicht, aber ſie ſchien ihn mehr unruhig als freudig aufzuregen, obſchon er ihren zärtlichen Liebkoſungen nicht unwillig begegnen konnte. Liſette ſtand in den Jahren, wo die Jungfrau zum Bewußtſein gelangt über des Weibes Beſtimmung, alles rings um ſich her zu beglücken, was in den Kreis ihres Daſeins gehört; aber noch nicht die zarte Unbefangenheit des Kindes abgeſtreift hat und ſo durch kindliche Scherze, durch eine ewig ungetrübte Heiterkeit leichter und wie im Spiel erringt, was die völlig erwachſene, ſittſame Jungfrau, die in den Ernſt, den des Weibes Leben und Beſtimmung auch mit ſich führt, tiefer hineinblickt, oft ſchwerer und langſamer erreicht. In der Stadt groß geworden und die Vortheile einer ſtädtiſchen Erziehung genießend, hatte ihr lebhafter, empfänglicher Sinn ſich alles angeeignet, was ihre Sitten zart, ihr Benehmen lieblich machte; zugleich lag in ihrem Weſen ein Zug von Gutmüthigkeit, der oft in völlige Nachgiebigkeit gegen andere überging und der ſie faſt zu zwingen ſchien, jedermanns Wünſchen zu willfahren, um nur zu erfreuen und zu beglücken. Auf den jungen Anton hatte die Schweſter den größten Einfluß. Sie beſorgten gemeinſchaftlich von nun an die kleine Wirthſchaft; den groben Dienſt verrichtete Anton und ſeiner Arbeit gab Liſette den Anſtrich der zierlichen Sitte. Sein treuherziges, ſtilles Weſen, das der Stadtkultur ermangelte, war fortwährend der Gegenſtand ihres fröhlichen Scherzes und Spottes; er lernte begierig von ihr in allen Stücken und mehr in kurzer Friſt als von einem Schulmeiſter in langer Zeit; dafür war er dienſtfertig, ja unterthänig gegen ſie wie ein getreuer Knecht und räumte ihr alle Gewalt ein über ſein ganzes Herz. So lebten ſie abgeſchieden von der Welt in dem einſamen Waldhauſe, das niemand mehr heimſuchte, oft ärmlich und kärglich, aber in Freude und Luſt, die nur getrübt wurde von der mürriſchen Laune des Vaters, die immer mehr zunahm, je mehr er, an träges Wohlleben und Schwelgerei gewöhnt, einer völligen Noth, ja dem Hunger mit den Seinen entgegen ſah. Seine Vorräthe an Lebensmitteln, welche er in den Zeiten, wo er auf reichen Abſatz noch rechnen durfte, angekauft hatte, waren faſt gänzlich verzehrt; durch die häufige Einquartirung feindlicher ſchwediſcher Soldaten, die bis nach dem Schloſſe des Edelmanns, das am Ende des Dorfes lag, einrückten, war der Keller des Gaſtwirths bedeutend ausgeleert. Liſette hatte verſucht, durch weibliche Handarbeiten, die man in der Stadt verkaufen wollte, einen kleinen Zuſchuß zu gewinnen; Anton bot ſie auf dem Markte aus, allein niemand war zum Kaufe geneigt, denn jedermann hielt das Seine zur nothdürftigen Anſchaffung von Lebensmitteln zu Rathe. Im Gemüthe des Alten reifte indeß ein anderer Plan, ſich und die Seinen von der drückenden Noth zu befreien. Man hatte ihn ſchon lange im Walde des Edelmanns, deſſen Jagdrevier ſich einige Meilen weit erſtreckte, ſpät am Abend, ſelbſt in der Nacht umherſpähen geſehen, mit dem letzten, zuſammengerafften Gelde hatte er eine Büchſe angeſchafft; endlich war es klar, er hatte beſchloſſen, Wild zu ſchießen und durch den Verkauf des geſtohlnen Gutes, der leicht auf der Mecklenburgiſchen Grenze geſchehen konnte, ſich vor dem Hungertode zu retten. Der Erfolg des Unternehmens war glücklich und verſprach einen eben ſo glücklichen Fortgang. Der Alte zog den Sohn in ſein Geheimniß, mit dem ſtrengſten Verbote, Liſetten etwas davon zu verrathen; er ſelbſt hatte eine unüberwindliche Scheu davor, es ſeiner Tochter zu entdecken, die ihn ſo zärtlich liebte, daß er ſie eben ſo wieder lieben mußte und ihren Schmeicheleien zu großen Einfluß auf ſich ſelbſt zutraute. Dem Widerſpruche des Sohnes, der ſein Unternehmen als unredlich ſchalt, begegnete er mit großem Zorne; er hatte den Plan dazu ſchon zu lange mit ſich herumgetragen, hatte ſich zu oft damit gequält, um Zweifel und Vorwürfe noch einmal zu erwägen. Auch entdeckte er ſich erſt dann ſeinem Sohne, als der Anfang der Wilddieberei ſchon glücklich gemacht war und das erhandelte Geld dem drückendſten Bedürfniſſe abgeholfen hatte. Zudem machte er bemerklich, daß die Noth es erheiſche; ja die allgemeine Unruhe, die Kriegszeiten mit ſich führten, ſetzte er hinzu, mache es verzeihlich und könne es rechtfertigen, dem Nächſten etwas zu entwenden, deſſen Verluſt ihm nicht fühlbar ſei. So zog denn der Alte, wenn die Hauskaſſe leer war, in der Herbſtnacht hinaus in den Forſt; das Glück war ihm jeder Zeit günſtig, ſowohl im Erlegen eines guten Stück Rothwilds, als auch im ſchnellen Abſatz deſſelben auf der nahen Grenze. Der Sohn hatte ſich nicht entſchließen können, ihn zu begleiten, auch drang der Alte nicht weiter in ihn; ſeinem Vorſchlage aber, zur Anſchaffung des Geldes zunächſt den Vorrath an Branntwein und feinen Liqueuren, der im Keller ſich noch befand, zu verkaufen, begegnete er mit den bitterſten Vorwürfen. Er ſchalt ihn einen Liebloſen, einen Undankbaren, einen Verräther, der ſeinen alten Vater auch um das letzte bringen wollte, was ſeine Freude wäre und um deſſentwillen er dieß armſeelige Leben fortſchleppe. — Der junge Anton wußte nur zu gut, daß bei dem Alten, ſeitdem er auf unrechten Wegen wandelte, die Sucht zum Branntwein, die ſchon immer bei ihm herrſchend geweſen war, bedeutend zugenommen; er erfuhr es jedoch erſt jetzt, wie ſehr dieſe Leidenſchaft bei ihm Wurzel gefaßt hatte. Du rümpfeſt auch hierüber die Naſe, rief ihm der Alte mit Hohn zu. Du ſitzeſt ſtill auf der Ofenbank; aber komm hinaus in die Nacht des Waldes, wenn der Mond ſo froſtig ſcheint, und ſieh zu, wenn du den Hahn ſpannſt und auf der Lauer ſtehſt, ob dir, ſei's nur aus Kälte oder — zugegeben — aus Furcht ertappt zu werden, das Blut nicht erſtarrt und dein Herz in kaltes Zittern jagt! Ich muß mich warm trinken, wenn die Kugel treffen ſoll, ich muß trinken, wenn ich nach Hauſe komme und die Groſchen zähle, die euch und mir das elende Leben friſten ſollen. Sag' mir, Junge, für wen bin ich Wilddieb? für Liſette und dich, für euch, weil ich kein ſchlechter Vater bin, der die Seinen in Hunger und Noth verläßt. — Der Alte ſchwieg. — Anton ſtand zerknirſcht und roth vor Scham und Wehmuth. Die hellen Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen, er fiel dem Vater um den

Hals und weinte und ſchluchzte. Dem Alten lief auch eine Thräne über das Geſicht und nachdem ſie ſich eine Weile in ſeltſamer, ſtummer Rührung umarmt hatten, zog er ſeine Flaſche Liqueur hervor, die er ſeit einiger Zeit immer bei ſich führte, und that, um ſich zu ſammeln, einen kräftigen Zug. Der junge Anton entriß ſie ihm und trank dem Alten zu; es war das Erſtemal, daß er einen Schluck Branntwein koſtete. Nun ward nicht weiter vom Verkauf des Faſſes geſprochen, das vom alten Vorrathe noch im Keller lag; Vater und Sohn ſaßen des Abends beim matten Schein der Lampe am Kamin und tranken, wenn Liſette ſchlafen gegangen war, einer wie der andere, jeder nach Maaß ſeiner Kräfte, der Sohn erſt bloß, um dem Vater zu gefallen, den betrübt zu haben, ihn in tiefſter Seele ſchmerzte, nach und nach aber aus eigner Neigung und mit eignem Wohlgefallen.

So weit erzählte Sebaſtian die Geſchichte des jungen Mannes. Es war die Geſchichte ſeines eignen Lebens, der junge Anton war er ſelbſt, der Sohn des Gaſtwirths, Sebaſtian Anton war ſein voller Name. Seine Stimme war ſchwach geworden, denn er ſchien ſichtbar beklommen und murmelte die letzten Worte mehr vor ſich hin als er ſie ſprach, während der alte Wachmeiſter, der ſich anfangs, die Flaſche in der Hand, bemüht hatte, der Erzählung ſeine Aufmerkſamkeit zu ſchenken, in tiefem Schlafe vertraulich mit dem Kopfe auf ſeine Schulter geſunken war und alles um ihn her ſchlief und ſchnarchte. Sebaſtian lehnte ſeinen ungetreuen Zuhörer, deſſen Zutraulichkeit ihm läſtig wurde, auf ſeinen Torniſter, ſchürte das Feuer, das zu erlöſchen drohte, zuſammen, ſetzte ſich wieder ſtill hin und begann den fernern Begebniſſen ſeines Lebens nachzuſinnen, die wir dem Leſer weiter mittheilen.

Die gute Liſette wunderte ſich anfangs laut über die plötzliche und wiederholte Füllung der Hauskaſſe und als man ihren freundlichen Fragen auswich oder ſie nur halb mit unbeſtimmten Verſicherungen beantwortete, ahnete ſie im Stillen, was man ihr verſchwieg, denn ſie war ein Weib, und wer weiß nicht, daß die Seele des Weibes oft ſo richtig ein ahnender Geiſt bewegt. Aber ſie verſchloß ihr bekümmertes Herz ſelbſt vor dem Bruder; ſie wagte keine Frage mehr, als ſie ſah, wie ſchwer es dem armen Jungen ward, ihr das unheilvolle Geheimniß des Vaters zu verſchweigen. Sonſt hatten die Geſchwiſter ſtundenlang neben einander geſeſſen und durch ſcherzreiches Hin- und Widerreden ſich die Zeit verkürzt, Liſette vergaß dann die Einförmigkeit ihres jetzigen Lebens, das gegen das frühere in der Stadt unter ihren Geſpielinnen ſo wenig Erſatz bot; ſeit lange aber ſaßen die Geſchwiſter ſtumm und wortkarg neben einander, weil ſie doch einmal ihrer Lage nach zuſammen gehörten, oder ſie wechſelten doch nicht mehr wie ſonſt die vertraulichen Worte in Freundſchaft und Liebe. Wenn ihre Blicke ſich begegneten und fragend auf einander ruhten und Sebaſtian in dem blauen Auge der Schweſter ihre ganze reine Seele ſich öffnen ſah, da war es ihnen wohl, als dürfte der Zwang gebrochen werden, als müßten die verſchloſſenen Herzen ſich löſen. Gar oft ſchwebte das Geſtändniß auf Sebaſtians Lippen, aber er durfte, er konnte nicht reden, er mußte des guten Mägdleins ſchonen, damit ſie nicht ihn und den Vater verabſcheuen lernte, und er verſchloß ſich wieder und wollte das Geheimniß allein tragen, das ſie nur zu deutlich in der Thräne las, die aus ſeinen geſenkten Augen unter der Wimper ſich oftmals ſtill hervordrängte. Die Zurüſtungen zur nächtlichen Jagd, die Liſetten nicht immer verborgen bleiben konnten, hatten es ihr ſchon verrathen, daß der Vater im Forſte des Edelmanns Wilddieberei trieb; Sebaſtian ſelbſt fürchtete, daß ſie es errathen müßte: aber dennoch hegten ſie gegen einander die Scheu, laut davon zu reden und nur durch leiſe Zeichen, durch andeutende Worte, theilten ſie ihren Schmerz und ihre bange Furcht einander mit. Wenn Sebaſtian, ſpäter als Liſette, des Nachts ſein Lager ſuchte, ſchlich er noch manchmal an ihrer Kammerthür vorbei, um auf den Zug ihres Athems zu lauſchen; aber ſie lag ſeit lange noch immer wach im Bette, wenn der Bruder an ihrer Thür ſacht vorüberſchritt, und ſo hörte er eines Abends, wie ſie laut in ihrem Nachtgebete ſprach: Lieber Herr Gott, führ' uns nicht in Verſuchung! — und haſt du uns doch hineingeführt, ſo erhalt' uns gut, den Sebaſtian und mich. — Ein Geräuſch, das Sebaſtian erregen mochte, ſtörte ſie. Biſt du's Sebaſtian? fragte ſie mit leiſer Stimme. — Ich bin's, Liſette, war die Antwort. — Schläft der Vater ſchon? fragte ſie flüſternd. — Ach nein! ſeufzte Sebaſtian — er wird ſein Bett ſchon finden, ſetzte er zögernd hinzu. Schlaf wohl, Liſette. — Gute Nacht, lieber Baſtian, rief ſie ihm nach mit zitternder, beklommener Stimme.

Es war an einem ſtürmiſchen Herbſttage. Die fallenden Schneeflocken verfinſterten den Horizont und machten aus Nachmittag eine frühe Abenddämmerung, während der Wind in den dürren Aeſten der Bäume knarrend ſauſte. Sebaſtian war unter dem Vorwande, einige Bedürfniſſe für die Wirthſchaft zu erkaufen, in der That aber um dem Vater Pulver und Blei zu verſchaffen, in die Stadt gegangen; denn ob er ſchon nicht Theil nahm an den nächtlichen Diebereien des Alten, ſo war er ihm doch in Allem behülflich, was die Vorbereitung zur verbotenen Jagd erforderlich machte. Anton, der alte, war ebenfalls ausgegangen und Liſette ſaß in dem einſamen Waldhauſe allein in der untern Stube, die ſonſt von frohen Gäſten täglich wimmelte. Wie manche ihres Geſchlechtes wäre in dieſer Einöde, bei dem Heulen des Sturmes, der durch die Fenſter des Hauſes fuhr, von banger Furcht erfüllt geweſen! Liſette hatte nicht Zeit, ſolche Erzeugniſſe eines müßigen Gehirnes in ſich aufkommen zu laſſen; das gute Kind war auch nicht feig von Natur, ſondern im Gegentheil zu entſchloſſenem Muthe geneigt, wo es gegolten hätte. Sie ſaß am Fenſter und blickte hinaus, wie der Wirbelwind die Flocken kräuſelte, während dieß mäßige Schauen ihr Zeit ließ, das Mißgeſchick ihres Lebens zu überdenken, mit banger Furcht um den Vater, ſowie mit Betrübniß über den guten Baſtian. Da klopfte es an der Hausthür, und Liſette, in der Meinung, es ſei der zurückgekehrte Bruder, trat hinaus um zu öffnen. Sie ſchob den Riegel auf und ging dem Eintretenden voran durch den dunklen Hausflur in das Zimmer zurück. Es war nicht Sebaſtian, der eingetreten war und Liſette bemerkte erſt ihren Irrthum, als ein fremder junger Mann, mit einem grünen Rocke bekleidet und in Begleitung eines Jagdhundes, auf der Schwelle der Stubenthür ſtand und ihr einen guten Abend bot. Sie faßte ſich ſogleich und erwiderte nach Gebrauch den Gruß. — Das üble Wetter treibt mich in euer Haus, Jungfer, ſagte der Fremde, indem er Büchſe und Taſche ablegte. Zwar kann ich von unſerm Schloſſe drüben nicht weit mehr entfernt ſein, denn wenn mir recht iſt, bin ich hier in der Schenke zum grünen Eſel, wie die Bauern ſagen — oder hattet ihr keine

Gaſtwirthſchaft mehr, denn das Schild mit dem Eſel glaubt' ich beim Eintritt zu vermiſſen? — Der Sturm hat es nur zerbrochen und herabgeſchleudert, ſagte Liſette zitternd und eilte, als der Fremde ſchwieg, hinaus, mit dem Bemerken, Licht zu holen, denn es war dunkel im Zimmer und der Furchtſame will es gern hell um ſich haben, damit er die Bangigkeit verſcheuche. Es war aber nicht die Furcht vor dem Alleinſein mit einem fremden Manne; eine größere Angſt hatte Liſetten plötzlich befallen bei den Worten des Gaſtes. Heil'ger Gott, flüſterte ſie draußen mit bebender Stimme, es iſt der Sohn des Edelmanns. Wenn er wüßte, daß der Vater ſeine Hirſche ſchießt oder wenn er gar kömmt, um Kundſchaft zu ziehen! Noch immer zitternd betrat Liſette das Zimmer wieder und ſetzte die angezündete Lampe vor dem Junker auf den Tiſch, mit der leiſen Frage, ob er ſonſt noch etwas wünſche. Eine Taſſe Warmbier, war die Antwort, in Ermangelung von etwas Beſſerem. Wenn ich's auch nicht trinke, es iſt.

um euch eine Zeche zu bezahlen. — Liſette zündete Feuer im Kamin an, während ſie ſich anſchickte, das Getränk zu bereiten. Der Edelmann ging, bald ſingend, bald ſeinem Hunde freundlich zuruſend, im Zimmer auf und ab und rieb ſich die Hände. Wir bekommen einen harten Winter, unterbrach er endlich das Schweigen, um ſich die Langweile zu vertreiben; das iſt übel für das arme Volk und wir machen eine ſchlechte Jagd oder haben nicht Luſt in Wind und Wetter herumzulauſen, denn die Jagd an ſich ſoll gut ſein in dieſem Jahre. So mancher, wie ich höre, ſchießt einen Tag um den andern ſeinen Bock, dem man's nicht zutraute. — Erinnert ihr euch ſchon jemals einen ſo frühen Winter erlebt zu haben? fuhr er fort, zu Liſetten gewandt. Aber das arme Kind ſtand bleich und bebend am Feuer. Die abſichtlos hingeworfenen Worte des Junkers machten ihr Herzblut ſtocken; ſie dachte mit allen Schrecken des Todes an die Jagd des Vaters, es ſchwindelte ihr vor den Augen und der gefüllte Topf, den ſie eben an's Feuer rückte, ſtürzte ziſchend und ſprudelnd in die Gluth. Um Gott, was iſt ihr, Jungfer? fragte der Edelmann, denn ſchon ſah er ſie taumeln und den Kopf gegen die Wand neigen. Er ſprang ihr zu Hülfe, fing die Fallende mit ſeinen Armen auf und führte oder trug ſie auf den nahen Stuhl. Liſette war ihrer Sinne beraubt, ihre Augen ruhten, ſo ſehr hatte der Schreck ſie ergriffen; der Junker hielt den einen Arm um ihren Nacken, mit der andern Hand ſchob er den Schirm der Lampe in die Höhe und betrachtete voll Mitleid, voll Mitgefühl, voll zarter Neigung, die bleichen Züge des ſchönen Mädchens. Endlich ſchlug ſie die Augen auf. Ihr erſter Blick begegnete dem ſeinen; ſie ſenkte ihn zu Boden und eine Purpurröthe verjagte die Bläſſe auf ihren Wangen, aber als läge in dem Feuer ſeines Auges eine Kraft der Anziehung und ein geheimer Magnet der Seele: ſie blickte noch einmal zu ihm auf, hüllte ihr Geſicht dann aber in die Schürze und verbarg die Thränen, die der plötzliche Wechſel ihrer Gemüthsſtimmung erzeugen mochte. Noch immer ſtand Eduard über ſie gebeugt und Liſette wagte nicht ſich zu regen, aus Furcht, ſeinen Augen wieder zu begegnen. Wie iſt Ihnen? fragte der junge Mann endlich mit weicher Stimme. — Sie ſprachen von der Jagd, ſchluchzte das arme Kind. Gott im Himmel, verſchonen Sie uns oder den alten Vater. — Was iſt Ihnen? rief Eduard und der volle Ausdruck der Liebe, die ihn überraſchte, lag in ſeinen Blicken und Worten. Erholen Sie ſich völlig; ich ſprach nichts, was Sie erſchrecken konnte, laden Sie nicht den Schmerz auf meine Seele, von dem Unfall, der Sie traf, die Urſach geweſen zu ſein. Beſinnen Sie ſich, hier ſtanden Sie am Kamine. Mein Gott! ich ſprach vom gleichgültigſten Dinge auf der Welt, vom Wetter! Freilich mochte das Wetter oder der Wechſel von der Kälte draußen und der Hitze am Feuer Schuld an der plötzlichen Ohnmacht ſein, aber nicht meine Worte. — Liſette war aufgeſtanden. Sie hatte ſich unter Eduards freundlichem Zuſpruche ganz erholt; ſie wollte ihren Dank ihm ausdrücken und um Verzeihung bitten, aber ſie war verlegen, beſchämt, verworren und wußte nicht, was ſie that, als ſie ſchweigend ihre Hand in die dargebotene Rechte Eduards legte. — Da klopfte es abermals an der Hausthür. Das iſt der Bruder Sebaſtian, ſagte Liſette, die nicht wenig erſchrak. Sie eilte fort, um zu öffnen, und benachrichtigte den eintretenden Bruder ſchon in dem Hausflur von der Gegenwart des Junkers. Befremdet trat Sebaſtian in's Zimmer. — Was koſtet meine Zeche? fragte Eduard, indem er Flinte und Mütze ergriff, und als Liſette lachend die Gegenfrage that, was er genoſſen? legte er einen Kronenthaler auf den Tiſch, grüßte freundlich, obſchon nicht ohne Verwirrung, und verließ das Zimmer. So bleib' ich das Warmbier Ihnen ſchuldig, gnädiger Herr, ſagte Liſette, indem ſie ihm laut lachend, mit der Lampe in der Hand und in Sebaſtians Begleitung, das Geleit gab durch den dunklen Flur des Hauſes.

Sebaſtian legte die in der Stadt gekauften Sachen ſtumm und verdrießlich in eine Ecke, als ſich beide wieder im Zimmer befanden; Liſette ſetzte ſich zu ihrer Arbeit am Kamine nieder. Ich habe dir eine Buſenſchleife mitgebracht, ſagte Sebaſtian, indem er zur Schweſter hintrat und ein rothſeidnes Bändchen aus einem Packete hervorzog. Habe Dank, lieber guter Sebaſtian, ſagte Liſette, indem ſie aufſtand und ſeine Hand ergriff, während ſie ihn wie fragend oder zögernd anblickte. Sie war ſonſt bei ſolcher Gelegenheit dem Bruder freudig um den Hals gefallen und hatte ihm den kleinſten Dienſt mit tauſend ſüßen Küſſen vergolten; aber ſie wagte es ſeit lange nicht mehr, ſeitdem Sebaſtian ſich wie verwandelt hatte und die alte Liebe und das alte Zutraun zu einander getrübt war. Außerdem ſchien der Bruder heute verſtimmter als ſonſt, deshalb blickte ſie ihn ſchmerzlich an, denn ein Geber und Wohlthäter, der nicht freudig ſpendet, iſt widerlicher als jeder, der uns darben läßt. — Es iſt ein unſcheinbares

Bänd-

Bändchen, ſagte Sebaſtian, indem er es ihr vorhielt, und neben ſolchen Geſchenken, ſetzte er mit bitterem Lächeln und einem ſcharfen Blick auf den Kronenthaler hinzu, neben ſolchen Geſchenken verſchwindet es ganz. Das hätte für die gute Liſette eine kränkende Beleidigung ſein können, aber in ihrem leichten Sinn, in ihrem freundlichen Weſen nahm ſie nie eine Beleidigung ſo tief zu Herzen als ſie gemeint war. Sie richtete ihre ganze Aufmerkſamkeit auf die Buſenſchleife, mit der ſie ſich ſchmückte, und erſchöpfte ſich in ihrem Danke gegen Sebaſtian. Sie nöthigte ihn dann, ſich neben ſie hinzuſetzen und erzählte ihm erſt nach einer geraumen Weile, wie ſie zur Geſellſchaft des Junkers gekommen ſei. Welche Angſt habe ich ausgeſtanden, fuhr ſie fort, und wie hoffte ich von Augenblick zu Augenblick auf deine Ankunft, lieber Baſtian. Was will der Edelmann in unſerm Hauſe? hat der Zufall oder das böſe Wetter ihn zu uns geführt? oder will er Kundſchaft ziehen und das Haus durchſuchen nach einem von den Hirſchen, die der Vater — ach, mein Himmel! — in ſeinem Walde ſchießt? — Liſette ſchwieg eine Weile, denn ſie bemerkte, daß Sebaſtian ſie erſchreckt anſah, weil ſie ausſprach, was er verheimlicht wiſſen wollte. — Alle dieſe Fragen beängſteten meine Seele, fuhr ſie nach einer Pauſe fort, und als er von der Jagd ſprach, die manchem beſſer, wie er hörte, gelänge als ihm und ſeinen Jägern, da überfiel mich eine unſägliche Bangigkeit; meine Sinne wurden betäubt, mir ſchwand es vor den Augen, ich ſank gegen die Wand und der Junker hielt mich, als ich erwachte. Seine Worte waren abſichtslos; aber hier im Zimmer war der, welcher uns zu Gericht ziehen konnte, hier vor mir ſtand er, der uns in den Schuldthurm werfen und uns ewiger Schmach überliefern konnte: der Gedanke trieb meine Angſt zur Ohnmacht. Ach, Sebaſtian! ſag', was haben wir zu erwarten, wenn der Vater als Wildſchütz ertappt wird, welche Strafe werden wir dulden? — Liebſter, du ſprichſt nicht, du haſt es allein bei dir behalten und mir nichts davon vertraut! Soll ich denn unwiſſend und unvorbereitet dem Elende entgegengehen? — O, o! ſchrie Sebaſtian, von dem Schmerz ſeiner Seele überwältigt, indem er aufſprang und, mit der Hand ſein Geſicht bedeckend, im Zimmer auf und ab lief. Heiliger Gott! was iſt dir? rief Liſette, wo iſt der Vater? was habt ihr vor? Und du biſt ſo grauſam, mir das alles zu verhehlen! Sebaſtian, wo iſt der Vater? — Sie war aufgeſtanden und hing weinend an ſeinem Halſe. Beruhige dich, Schweſter, ſagte Sebaſtian, es war albern von mir, dich ohne Noth in Angſt zu ſetzen. Mit dem Vater ſteht es wie zuvor; es iſt nichts geſchehn und der Himmel wird das Aergſte verhüten. Nur las ich in der Stadt ein geſchärftes Edikt gegen Wilddiebe, das mir das Unheil, welches uns treffen könnte, lebhaft vormahlte. — Haſt du wohl gehört, fragte Liſette mit klopfendem Herzen, wie in alten Zeiten der Wilddieb auf einen lebendigen Hirſch geſchmiedet und ſo, der Willkür des freigelaſſenen Thieres preisgegeben, ein Raub des unſäglichſten Todes wurde? — Beruhige dich, tröſtete Sebaſtian, noch iſt uns der Vater erhalten, er muß gleich hier ſein. — Wenn meine bange Ahndung trügen wollte! ſeufzte Liſette, während ſie nach dem Stuhl am Kamine ſchlich, Sebaſtian in der andern Ecke des Zimmers ſich niederließ und jeder in der Stille ſeinen ſchmerzlichen Gedanken nachhing. Die Lampe brannte kärglich und warf einen blaſſen Schein in das Zimmer, wo es nun ſtill geworden war; der alte Kater kroch aus ſeinem Winkel hervor, ſich langſam dehnend und die Füße reckend, und der Schlag der Wanduhr, heiſer wie das Zirpen der Grille, maß den Takt der langweiligen Zeit. Liſette ſchlummerte; die erlebte Angſt und Noth des Tages wirkten auf ihre Sinne und der Schlaf überraſchte ſie, während Sebaſtian ſich wach erhielt, um die Ankunft des Vaters zu erwarten.

Es mochte nah' an Mitternacht ſein, als der Alte ſich an der Pforte meldete. Zitternd, wie es ſchien vor Froſt, bot er Sebaſtian, der ihm die Hausthür öffnete, einen guten Abend und reichte ihm in ſeltſamer Haſt die Rechte, was er ſonſt nicht an der Gewohnheit hatte. Du biſt ganz erſtarrt von der Kälte, Vater, ſagte der Sohn, als ſie ins Zimmer getreten waren und er dem Alten behülflich war, Kleider und Jagdtaſche abzulegen, ohne daß es ihm auffiel, daß derſelbe die Büchſe, welche er mitgenommen, nicht zurückgebracht hatte. Hol' mir ein Glas Nordhäuſer, mein Sohn, mich friert, ſtöhnte fröſtelnd der Alte. Haſt du eine gute Jagd gehabt? fragte Sebaſtian leiſe; aber jener ſchien nicht geſprächig zu ſein, er winkte abwehrend mit der Hand auf die Frage des Sohnes und ſchlich, in den Schlafrock ſich einwickelnd, zum Platz am Kamine, den er gewohnt war einzunehmen. Er blieb erſchrocken ſtehn, als er Liſetten dort ſchlafend fand und ſah fragend den Sohn an. Sie weiß alles, flüſterte ihm dieſer in's Ohr. Alles? wiederholte der Alte bebend. Sie hat es ſelbſt errathen, entgegnete Sebaſtian. Der Alte ſtand mit gefalteten Händen vor Liſetten und betrachtete ſie mit frommer Rührung, während jener hinausging, um den verlangten Labetrank zu holen. Herr Gott im Himmel! ſeufzte der alte Mann, verwirf mich nicht um dieſer einen Gerechten willen. Und wäre in Sodom nur ein Einziger rein erfunden, du hätteſt deinen Feuerzorn nicht über ſie ergoſſen. — Wenn ſie alles wüßte, das gute, liebe Kind? fuhr er nach einer Pauſe fort — alles? wie wäre das möglich! Daß ich ein Dieb bin und Räubereien treibe — Kleinigkeit, Kleinigkeit! — aber daß ich ein Mörder — ha! was war das? wer ſagt, wer weiß das? Niemand, im Himmel und auf Erden Niemand, ich ſelbſt nicht.

Sebaſtian trat ein mit Flaſche und Glas. Mit wem ſpracht ihr, Vater? ſagte er furchtſam, denn er hatte ihn von außen reden gehört. Liſette liegt noch im tiefen Schlafe; habt ihr mit euch ſelbſt geſprochen? — Es war nichts, mein Sohn, ſagte der Alte froſtig, nicht des Wiederholens werth; als Junge lernt' ich deklamiren, das fiel mir eben bei. —

Er nahm Sebaſtian, der ihn mit großen Augen anſah, das Glas aus der Hand, ſchenkte ein und trank den Liqueur haſtig hinunter. Was giebt es Neues in der Stadt? fragte er dann und nöthigte Sebaſtian neben ihm zu ſitzen und zu trinken. Dieſer erzählte von dem geſchärften Edikte gegen Wilddiebe. Das alte Kapitel! ſagte der Vater, kommen wir nie mehr davon los? — Aber ſag' mir, Junge, fuhr er fort, ihn vertraulich mit der Hand auf die Schulter faſſend, wenn ich ertappt würde, um der Schmach, der Schande, dem Elende überliefert zu werden: ſag' mir, was thäteſt du, Sebaſtian, die Entdeckung zu unterdrücken? Wie wär's, wenn man mich in den Kerker ſchleppte? — Denkt nicht daran, erwiderte Sebaſtian, oder glaubt wenigſtens, daß ich jede Strafe mit euch theilte. — Aber hier, Liſette? O, o! rief der Alte und warf einen ſchmerzlichen Blick auf die Tochter, die noch immer im ſüßen, unbewußten Schlummer dalag. Er ſprang auf und lief mit großen Schritten im Zimmer hin und her;

endlich ſtand er am Fenſter ſtill und ſtierte hinaus in die mondbeleuchtete Winternacht. Eine weiße Schneedecke lag, wie ein Leichentuch, über den Boden gebreitet und die dürren, morſchen Bäume ſtanden da mit ihren knotigen Aeſten wie verſteinerte Menſchen, die einander drohen. Heiland der Welt! ſchrie der Alte plötzlich, von dem Anblick getäuſcht, das iſt der Jäger des Edelmanns! Wie? hat die Kugel nicht getroffen, oder haſt du dich wieder aufgerappelt und ſtreckſt mir noch einmal die dürre Fauſt und dein Mordgewehr entgegen? — Er zielt, er zielt! ha! gebt mir die Büchſe, ich oder er; gleichviel, wer Mörder, wenn der Mord nothwendig iſt. Er taumelte mit dieſen irren Worten, wie ein Wahnſinniger, im Zimmer umher, nach der Wand tappend, wo das Gewehr zu hängen pflegte; er wankte, ſchien zu ſtürzen und mit dem Hülferuf der Verzweiflung hielt Sebaſtian den ſinkenden in ſeinen Armen.

Liſette erwachte aus ihrem feſten Schlafe. Wer rief hier im Zimmer? fragte ſie, ſich die

Augen reibend; ſie ſah den Vater bleich und todtenähnlich in Sebaſtians Armen liegen und händeringend ſtürzte ſie mit dem Geſchrei des Entſetzens auf ihn zu. Was iſt dir, mein Vater? rief ſie jammernd und ſeine kalte Stirn an ihre glühende Wange drückend; mir träumte, du hätteſt einen Menſchen erſchoſſen, den du für einen Hirſch im Walde anſahſt bei der täuſchenden Dämmerung des Mondes! — Nein, nein, ſagte der Alte, ſich langſam erholend, nicht für ein Thier des Waldes hielt ich den Menſchen; ich erſchoß ihn, weil er mir auflauerte. Ob es meine Abſicht war, einen Mord zu verüben, ob Zufall die Kugel ihm durch den Kopf jagte, weil er, während ich auf den Hirſch anlegte, vor das Rohr der Büchſe ſich ſtellte — gleichviel: ich war der Thäter, bin der Mörder.

Liſette taumelte zurück und ſank leiſe wimmernd zu Boden. Der Alte hatte ſich aufgerichtet, er drückte mit beiden Händen gegen ſeine Stirn, als wollte er das Bewußtſein über die verübte That herauspreſſen. Sebaſtian wollte der Schweſter zu Hülfe eilen, er wollte den Vater beſchwören, ſich über das Geſchehene deutlich zu erklären; er wußte nicht, was er thun ſollte, und rang nur laut weinend die Hände. Hör' mich an, Sebaſtian, ſagte der Alte nach einer Pauſe mit einiger Faſſung. Ich ging heut' ſchon am Tage, wie du wiſſen mußt, von hier fort, mit der Flinte unter dem Mantel. — Mit der Flinte, Vater? unterbrach ihn Sebaſtian; ihr ſeid ohn' euer Gewehr zurückgekehrt: beſinnt euch, Vater, um Gottes Willen, gingt ihr mit der Flinte von hier fort? — Verwirr' mich nicht ganz und gar, rief der Alte unwillig, ſei ruhig und folge dem Gange der Gedanken, die ich nur mühſam aus der Vergangenheit herauswinde. Das Große, das Bedeutende bleibt haften, und das Gewöhnliche, Alltägliche verwiſcht ſich auf der Tafel der Erinnerung; aber jedes große Ereigniß pflegt die Folge von Kleinigkeiten zu ſein und hier, o mein Gott! verwirrt ſich Zufall und Abſicht, Spielerei, Blendwerk der Sinne und grauſer Mord in einander. Ich ſage dir, ich ging mit der Büchſe aus, nicht jedoch um Wild zu ſchießen, denn dazu iſt die Nachtzeit tauglich, ſondern um auf der Grenze das Gewehr für ein anderes einzutauſchen, das ich dort angekauft habe. Ich ging längs dem Ufer des langen Teiches drüben und erfreute mich am Anblick zweier jungen Rehe, die auf dem jenſeitigen Ufer in muthwilligen Sprüngen ihres kurzen freien Lebens ſich ergötzten. Als ich ſonſt durch den Wald ſtrich, ſo empörte ſich mein Herz inwendig, wenn ich die Büchſe auf ein ſo junges Thierchen anlegen wollte: ein alter Schütz hat eine kalte, unbarmherzige Seele; ich lud mein Rohr und zielte. Es war ſchon Dämmerung rings um mich her, der Himmel war trübe mit Wolken bedeckt und kaum hatte es aufgehört zu ſchneien. Dennoch faßte ich mein Ziel ſicher auf's Korn, der Hahn war geſpannt; da rauſchte aus dem Schilfe eine graue Geſtalt hervor, gerade in meiner Schußlinie. Es war ein Spion, der mich belauſchte, ein Förſter des Edelmanns, der mich ertappte: alle

Todesfurcht, die den Sünder auf verbotenem Wege anwandelt, alle Schrecken der Entdekkung überfielen mich; meine Sinne verwirrten ſich, ich drückte zitternd los und mit einem gellenden Schrei ſank die graue Geſtalt zuſammen. Die Höllengeiſter der Reue umſtrickten alsbald meine Seele, eine eiſige Hand fuhr ſchaudernd über meinen Nacken und das Geſchrei des von mir Gemordeten ertönte in wiederholten Schwingungen, gleich dem Hohnlachen des böſen Geiſtes, in meinen Ohren wieder. Eine Zeit lang war ich ſtarr vor Entſetzen; ich begriff die That nicht, die ich verübt hatte; alsdann ergriff mich eine quälende Unruhe. Die Büchſe war meiner Hand entfallen oder ich hatte ſie voll Abſcheu fortgeworfen, als ein Inſtrument, mit dem der Teufel ſein Spiel getrieben; ich lief Thal ein, Thal aus, während über mir die Wipfel der Bäume rauſchten, die mir, gleich dem erſten Mörder, die mahnenden Worte zuzurufen ſchienen: Kain, wo iſt dein Bruder?

Alle Qualen des peinigenden Gewiſſens

waren wieder über den Alten gekommen, aber ſein Schmerz, den er erſt ſeinen Kindern zu verhehlen entſchloſſen geweſen, hatte ſich ausgeſprochen und er fühlte eine Linderung in den Thränen der Reue, die ſeinen Augen entſtrömten. Er hatte die Tochter in ſeinen Schooß genommen und ſaß ſtill und ohne Regung über ſie gebeugt, während ſeine Thränen ſich mit den ihrigen vereinigten. Sebaſtian ſtand mit gefalteten Händen vor ihnen, das Auge ſtarr auf den Boden geheftet. Endlich, nach einer langen Pauſe, wo nur Seufzer und Schluchzen laut geworden, ſuchte die unglückliche Familie ihr Ruhelager, während es draußen ſchon graute und der Morgen zu dämmern begann.

Ohne Schlummer oder Ruhe auf ſeinem Lager gefunden zu haben, ſchlich Sebaſtian nach einigen Stunden aus dem Hauſe und eilte nach dem Platze am Teiche, wo nach der Beſchreibung des Vaters die unſägliche That geſchehen war. Er fand nicht, wie er gehofft, die Büchſe, welche der Alte, nachdem ſie den tückiſchen Dienſt treulich geleiſtet, von ſich geſchleudert hatte; aber nach langem Suchen entdeckte er die Stelle, wo der Getroffene gefallen war. Geronnenes Blut am Boden zeigte ſie ihm. Alle Schrecken erneuerten ſich in Sebaſtians Seele, als er auf ſeiner Heimkehr den Gedanken erwog, ob der Erſchoſſene wirklich ein Jäger des Edelmanns geweſen ſei, der dem Alten aufgelauert, und ob die Kugel, die ihn getroffen, auf der Stelle ihn getödtet oder nur verwundet habe, und er im letztern Falle fähig ſei, über den Thäter Bericht zu erſtatten. Seine Furcht dieſerhalb war jedoch unbegründet. Die Räubereien im Walde waren ſchon ſeit einiger Zeit ruchbar geworden: da ſie aber von verſchiedenen Seiten und mehreren Perſonen geſchahen, ſo fiel der Verdacht wegen der Ermordung des Unterförſters, der allerdings mit der Abſicht herumgeſchlichen war, um einen der Wilddiebe einzufangen, am wenigſten auf den Schenkwirth des Dorfes. Man hatte die Leiche noch an demſelben Abend gefunden: die Kugel war ihm ſicher durch den Kopf gefahren. Bei der Durchſuchung des Gebüſches fand man zu gleicher Zeit das corpus delicti, die Büchſe, welche der Mörder ſonderbarer Weiſe an Ort und Stelle gelaſſen. Es wurden übrigens alle Gebäude, die einzeln im Forſte ſtanden, mithin auch die Schenke durchſpürt; da die Bewohner derſelben jedoch klüglich alles, was verdächtig ſcheinen konnte, bei Seite geſchafft hatten, ſo war die Nachſuchung ohne Nutzen.

Das Innere des Hauſes glich mehr einer Todtengruft, als einem Wohnorte lebendiger Weſen. Die drei Menſchen ſchlichen an einander vorbei wie Schatten, ſcheu und verſchloſſen; Niemand wagte zu dem andern zu reden, keiner ſuchte des andern Geſellſchaft, jeder brütete ſtill für ſich. Der Alte betäubte ſich im Genuſſe des Branntweins, oder er ſaß mit gefalteten Händen ſtundenlang für ſich, ohne Regung, ohne Troſt, vernichtet und zerſtört. Am tiefſten jedoch litt die arme Liſette. Des Weibes empfindſame Seele erliegt am leichteſten, wie dem Taumel der Freude, ſo dem Drucke des Schmerzes. Der Mann iſt härter, kälter, ordinärer, proſaiſcher; das Weib aber, in dem lebendigeren Wechſel von Luſt und Leid, höher jauchzend und tiefer weinend, trägt die Fülle der Poeſie in ihrer Seele.

Es ſollte jedoch von einer andern Seite neues Unheil auf die Familie Anton einſtürmen; Sebaſtian, die heranwachſende Stütze derſelben, ſollte aus ihrer Mitte plötzlich geriſſen werden. Der arme Junge war ſeit langer Zeit wie verändert, ſein friedfertiges, treuherziges Weſen war verſchwunden oder hatte ſich zurückgewendet in ſich ſelber und trat nicht mehr wie ſonſt hervor in ſeinen Worten und Handlungen. Dazu verſchaffte ihm der Genuß des Branntweins, an den er ſich nach und nach gewöhnt, manche böſe Stunde, wo ſeine aufgeregte Heftigkeit faſt keine Grenzen kannte. Am auffallendſten war die Veränderung ſeines Benehmens gegen die Schweſter. Von je hatte er ſie brüderlich geliebt, ſeit ihrem Eintritt in die Küche, wo er ſie zum Erſtenmale erblickt und wo ſie den verſchämſchämten überraſchten Jüngling mit dem freundlichſten Liebesgruß begrüßt hatte. Nicht nur wie einer Schweſter, ſondern wie einer gebietenden Geliebten war Sebaſtian ihr zugethan geweſen; ſeit einiger Zeit aber war es, als beherrſche ein Argwohn gegen Liſetten ſein Gemüth, ja ſeine Neigung zu derſelben ſchien ſich in Eiferſucht zu verkehren, als der junge Edelmann den Beſuch in der Schenke wiederholte, und Sebaſtians Umgang ſuchte, offenbar nur, um ſeiner Schweſter näher zu kommen. Liſette vermied, dem Junker zu begegnen, weil es ſie in ihrer betrübten Stimmung zu ſchwer ankam, heiter und fröhlich zu erſcheinen; aber je mehr ſie ſich zurückzog, deſto heftiger wurde Eduards Neigung, die ſeit dem erſten Zuſammentreffen mit ihr in ſeinem Herzen aufgekeimt war, zur Leidenſchaft entflammt. Die erſte Liebe, ſagt man, iſt ſchüchtern; allein ſie iſt auch ſchlau und verwegen bei veränderten Verhältniſſen. So hier die Neigung Eduards. Es war ſeine erſte, es war eine reine, wahre Liebe, denn ſein Herz war gut, ſein Gemüth unverdorben, nur daß der reiche Junker, in Glanz und vornehmer Bequemlichkeit erzogen, die Tugend der Entſagung nicht kannte. Sein Sinn war nicht auf Gemeines gerichtet; die gewöhnlichen Zerſtreuungen genügten ihm nicht, die Lectionen des Hofmeiſters wurden langweilig, denn er hatte die Weisheit des Lehrers ausgelernt; er ſah ſich unbeſchäfftigt und fühlte in der Liebe zu Liſetten Anſtrengung und Zerſtreuung, Freiheit und Gebundenheit, Schmerz und Luſt. Da er bemerkte, daß Liſette ihn abſichtlich vermied, und ſein Klopfen an der Thür unberückſichtigt blieb, ſo lauſchte er dem Alten die Zeichen ab, durch welche derſelbe ſich ſeiner Tochter zu erkennen gab, um den Eintritt zu erhalten, aber er trat, was Sebaſtian zu thun pflegte, an das Fenſter und klopfte wie ein vertrauter Bekannter an die Scheibe.

So erliſtete er ſich eines Abends den Eingang, als Liſette allein im Zimmer ſaß und trüben Gedanken nachhing, während Vater und Bruder nach der Stadt gegangen waren.

Eine plötzliche Verlegenheit bemeiſterte ſich des armen Mädchens, als der Junker in das Haus trat, das Gelingen ſeiner Liſt belachte und ſcherzend und ſchmähend über Liſettens Grauſamkeit ihre Hand mit Küſſen bedeckte. Hartherzige! rief er, als ſie ſich im Zimmer befanden, jedem Bauer öffnen Sie die Thür, keinem Bettler verſagen ſie den Eintritt, der ein Glas Bier zu trinken kömmt; und mir, der kömmt — nun — ja, weßwegen komm' ich, was will ich? — Eduard ergoß ſein ganzes Herz in Vorwürfen: Liſette fühlte ſich ſeltſam bewegt und gerührt, ja es ſchien ihr nicht unangenehm, daß ſie aus ihrer öden Einſamkeit geriſſen wurde, wo ſie den drückendſten Vorſtellungen preisgegeben war. Dennoch wich ihre trübe Stimmung nicht; ſie antwortete verlegen und ausweichend. Ich will Licht anzünden, ſagte ſie endlich, als auch Eduard über ihre Verſtimmung unwillig und betrübt ſchwieg und beide im Finſtern ſtumm neben einander ſaßen. Wollen Sie mir eine Taſſe Warmbier bereiten? ſagte Eduard, — wie damals als ich zuerſt Ihr Haus betrat. Liſette bejahte, indem ſie ſchweigend mit dem Kopfe nickte und das verglimmende Feuer im Kamine anzufachen begann. Lieber Himmel! fing der Junker an, Sie müſſen hier an die Einſamkeit Ihres Waldhauſes ſo gewöhnt ſein, daß Sie ſtatt Worte ſich einer Zeichenſprache bedienen. Sie ſind zuviel allein; Liſette, es fehlt Ihnen an Geſellſchaft, an Zerſtreuung. — Es fehlt mir an allem, ſagte das gute Mädchen traurig, an Freude, an Zufriedenheit, an Geſellſchaft wohl am meiſten. — Und weiſen den ab, entgegnete Eduard, der, nicht, Sie zu betrüben, Sie zu erheitern kömmt? Laſſen ihn ſtehn und draußen klopfen in der Kälte! Liſette, was drückt Ihr Herz? — oder darf ich Ihren Kummer nicht wiſſen, denn ich dränge mich nicht in ein Geheimniß, ſo ſtoßen Sie mich nicht von ſich, der nie die Abſicht hatte, Ihnen weh' zu thun. Geſtern Abend ſchlich ich um dieſelbe Stunde der Dämmerung vor dem Fenſter hier vorbei; ich mochte nicht an die Pforte klopfen, denn es wäre doch vergeblich geweſen, aber ich ſah Sie am Fenſter ſtehen. Wie in einen ſchmerzlichen Traum verloren, ſtarrten Sie vor ſich nieder und bedeckten dann plötzlich, als überraſchte Sie ein unſeeliger Gedanke, mit beiden Händen Ihre Augen. Liſette, was trübt die ſtille Heiterkeit Ihres ſchuldloſen, reinen Gemüthes?

Er fragte mit Gefühl und Innigkeit, indem er näher trat und ſein Blick an ihrem Auge haften blieb, das helle Thränen befeuchteten. Aber Liſette kehrte ihr Geſicht fort und hielt das Tuch vor die Stirn, um die Thränen, die Verrätherinnen ihres Kummers, zu verheimlichen. Mein Himmel! wie wird Ihnen? rief Eduard beſorgt, wandelt Sie die Ohnmacht wieder an, wie an jenem Abend? Liſette! hier ſtandſt du, Geliebte, an dieſem Orte und kochteſt mir, wie heut', eine Taſſe Warmbier; aber der Topf fiel um und das Getränk rann ziſchend in's Feuer. — Er hielt, wie an jenem Abend, ſeinen Arm um ſie geſchlungen, denn es ſchien ihm, als bedürfe ſie wie damals der Unterſtützung; er drückte ſie an ſein klopfendes Herz und lehnte die brennende Wange an ihren Buſen. Liſette ſträubte ſich nicht, aber ſie weinte laut und ſchmerzlich; ſie war ja ſo elend, ſo kummerbeladen, ſie bedurfte des Troſtes und überließ ſich ganz ſeiner Umarmung. Du weinſt, Liſette? fragte Eduard. Kein Wort der Liebe aus deinem Munde und ich vergehe vor Wonne, an deinem Herzen zu liegen? O hätt' ich's träumen können! aber ſieh, als ich zuerſt in dein Haus trat, — nenn' es nicht Zufall, nenn' es Schickung des Himmels! — als du in Ohnmacht lagſt und meine Arme dich hielten, da liebt' ich dich ganz und innig. Ein Wort der Gegenliebe und der Schmerz der Seele löſt ſich in ewiges Entzücken. — Sie ſprach das Wort der Gegenliebe nicht, aber ſie hing an ſeinen Lippen und heiße Küſſe beſiegelten ſtumm den Schwur der Liebe.

Da traten zwei dunkle Geſtalten von außerhalb vor das Fenſter. Sie blickten ſtarr in's Zimmer auf die Liebenden, die ſich, in die Wonne des Gefühls verloren, feſt umarmt hielten. Der Alte murmelte unvernehmliche Worte, der Jüngere klopfte gegen das Fenſterkreuz, daß die Scheiben klirrten. Da fuhren die Liebenden aus einander; Eduard ſprang beherzt nach dem Fenſter, Liſette wankte im Zimmer umher. Das iſt Sebaſtian und der Vater! flüſterte ſie, nahm ein Licht und eilte zitternd hinaus, um die Pforte zu öffnen. Es waren der Alte und der Sohn, die aus der Stadt zurückkehrten; ſie hatten die Liebesſcene wahrgenommen: ſtumm traten ſie in's Zimmer, wie zürnende Geiſter. Erſchrokken eilte Eduard dem Vater entgegen. Sie wiſſen alles, oder ſie ahnen es, ſprach er mit einiger Verwirrung, jedoch mit edlem Anſtande. Schelten Sie, ſtrafen Sie die Verwegenheit deſſen, der zu ihrem Heerde ſich drängt und Ihr Heiligſtes antaſtet; aber ſeien Sie nicht unverſöhnlich. Ja, ich liebe Ihre Tochter, ich wagte es, ihr Gegenliebe abzuzwingen, aber meine Liebe iſt rein, meine Abſicht unſträflich. Rechnen Sie mich nicht zu den Verworfenen, welche die heilige Unſchuld eines Mädchenherzens für ein Spiel ihrer Laune halten. Morgen, alter Mann, ein weiteres. Wenn meine Bitte, wenn mein Flehn etwas vermag, ſo treffe kein Vorwurf Ihre Tochter; laden Sie alles auf mich. — Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer und eilte dem Schloſſe ſeines Vaters zu. — Denkſt du eines Edelmanns Weib zu werden? ſagte der Alte ſpottend zu Liſetten, die verlegen da ſtand. Nun, fuhr er mit Heftigkeit fort, nun? — und ſeine Dirne? Laut ſchreiend fiel ihm Liſette um den Hals und weinte bitterlich und beichtete alles dem zürnenden Vater. Sebaſtian aber ſtand unbeweglich neben ihnen, ſein Geſicht glühte, ſein Auge blickte ſtarr und finſter auf die arme Schweſter. Dann ſchritt er, als dieſe zu erzählen begann, haſtig im Zimmer auf und ab, als wäre hier ein Entſchluß zu faſſen: plötzlich ſtürzte er hinaus, ſein Plan war gereift, er eilte dem Junker nach.

Eduard kehrte ſinnend nach ſeinem Wohnorte zurück; er ſchien in Gedanken lebhaft beſchäftigt, ſtand oft ſtill und ſchaute betrübt in den Mond, der ſein volles Licht auf ihn niederſtrömte. Er kam von dem Wohnſitz ſeiner Liebe, ſeiner Seligkeit und kehrte nach einem Orte zurück, wo für ihn die Freude eben nicht gedeihen wollte; deßhalb ging er langſam und zögerte im Weiterſchreiten. Er trat jedoch eben in den vordern Theil des Schloßhofes, als er ſich von der Seite am Arme ergriffen fühlte. Sebaſtian! rief er faſt erſchrocken, als er ſich umwandte und Liſettens Bruder erblickte. Sag' wie ſteht es zu Hauſe, was macht Liſette, was denkt der Vater von mir, was du, Sebaſtian? — Ich denke nichts von euch, Herr Junker, ſagte Sebaſtian mit verhaltenem Zorne, als daß ihr meiner Schweſter entſagen müſſet und fortan nie mehr einen Schritt über unſere Schwelle ſetzet. Wir ſind armſelig und elend genug, aber von allen Seiten ſoll nicht Verwirrung und Verirrung über uns einbrechen. Haltet das Reine und Unbefleckte heilig und bringet ihr nicht noch Verderben in unſer Haus, in dem der Fluch der Sünde herrſcht. Darum laßt ab von meiner Schweſter. Ihr habt ihr Liebe aufgedrungen und abgenöthigt, es war kein freies Geſtändniß, das ſie that; vermeidet unſer Haus und den Funken der Neigung, den ihr anzündetet in ihrem Herzen, muß die Vergeſſenheit erlöſchen. Entſcheidet euch hier an Ort und Stelle, entſagt meiner Schweſter. — Bei dieſen Worten Sebaſtians erwachte in Eduard der Stolz des Edelmannes; er unterdrückte jedoch die plötzliche Aufwallung, er redete ihm freundlich zu, nichts Arges von ihm zu denken, und ſuchte ihn zu überzeugen von der Unſträflichkeit ſeiner Neigung. Vergeblich verſchwendete er ſeine Beredſamkeit. Entſcheidet euch, wiederholte Sebaſtian mit trotziger Stimme, laßt ab von Liſetten! Er ergriff des Junkers Rechte; ſein Auge ſchwamm in dunkler Gluth und ſprach mehr als die verſchloſſene Lippe von der Leidenſchaftlichkeit ſeiner innern Aufregung. Warte bis morgen, dann komm wieder und hole dir meine Entſcheidung, entgegnete ihm Eduard, den Sebaſtians Trotz endlich zum Zorn reizte. Er entriß ſich mit einem verächtlichen Blicke ſeinen zudringlichen Händen und wandte ſich, um ſeinen Weg fortzuſetzen. Aber den unglücklichen Sebaſtian übermannte die Leidenſchaft; ſeine Wangen brannten, ſeine Hände zitterten vor Wuth. Das war nicht bloß gekränktes Ehrgefühl, nicht erbitterte Leidenſchaft, das waren die Spuren der unſeligen Trunkſucht, der ſich der Arme ergeben. Kurz zuvor, eh' Vater und Sohn die Stadt verließen, hatten ſie ſich am Genuſſe berauſchender Getränke erlabt, um Vergeſſenheit zu ſuchen für Kummer und Noth und für den drückenden Schmerz, der ihr Gewiſſen belaſtete. — Mit wilder Haſt ſtürzte Sebaſtian auf den Junker. Wagſt du's, Bauer! rief Eduard, über die Verwegenheit empört, zog den Hirſchfänger, den er zur Seite führte und hielt die ſcharfe Klinge vor. Doch Sebaſtian ergriff ſeinen Arm, entwand ihm den Degen und ſchwang ihn über dem Junker ſelbſt, der beim Ringen zu Boden ſtürzte. Der laute Wortwechſel hatte einige Diener aus dem Schloſſe herbeigerufen. Sie ſahen im Schein des Mondlichts die Klinge blitzen und als der Junker niederfiel, waren ſie eilig herbeigekommen, entriſſen dem tollkühnen Sebaſtian den Fänger und warfen ihn zur Erde. Er ward gebunden und auf Eduards Befehl in ein enges Gemach geführt, dem die vergitterten Fenſter und die Lage in einem untern Erdgeſchoß nicht viel mehr als das Anſehn eines Gefängniſſes gaben. Eduard verlangte jedoch von den Dienern das tiefſte Stillſchweigen über den Vorfall, der allen räthſelhaft ſein mußte, beſorgte ſelbſt die Verſchließung des finſtern Gemachs, das der Mond nur ſpärlich erhellte und überließ den unglücklichen Gefangenen auf einem Strohlager ſeinen Gedanken und Betrachtungen, die er voller Reue über ſeine Verwegenheit anſtellen mochte.

Sebaſtian hatte vollkommen Zeit, über ſeine Lage mit kalter Ueberlegung nachzudenken, denn eine lange, ſchlafloſe Nacht ſtand ihm bevor und kaum war ſie angebrochen. Er konnte ſein Benehmen gegen den Junker nicht anders als übereilt ſchelten und ſolche Heftigkeit ſich vorwerfen; dachte er jedoch an Eduards Liebe zu Liſetten, ſo begann ſein Blut in den Adern wiederum zu toben. Es war nicht brüderliche Sorge um die Schweſter, es war die volle Leidenſchaft zu einer Geliebten, die ihn bewegte, und die Flamme der Eiferſucht loderte in ſeinem Herzen. Die Nacht war vergangen in unſäglicher Qual. Der Morgen brach an; man brachte ihm Frühſtück. Der Morgen verging und der Wärter kam und brachte ihm zum Mittag Eſſen. Man ſpeiſte ihn ab wie einen Verbrecher, man behandelte ihn wie einen Verurtheilten und der Thürſchließer, ein ihm ſonſt bekannter Menſch, betrachtete ihn mit verächtlichen Seitenblicken. Da ſtieg in ihm der Gedanke auf, die Mordthat des Vaters könne entdeckt und bekannt ſein und man wolle am Sohn zuerſt die Strafe vollziehen. Eine Angſt und Furchtſamkeit für ſich und das Schickſal der Seinen beſchlich ihn und in dieſer Stimmung traf ihn Eduard, der gegen Abend das Gefängniß beſuchte.

Sebaſtian blieb ſchlaff auf ſeinem Strohbündel ſitzen und wagte kaum, den furchtſamen Blick zum Junker zu erheben, der ſchon eine Zeit lang vor ihm ſtand und ihn ſchweigend betrachtete. Ihr ſeid ſtrafwürdig, Sebaſtian, begann Eduard endlich mit gemäßigter, ſanfter Stimme, denn ihr habt mich ungeſtüm beleidigt. Doch was mich betrifft, ſo kann und will ich euch verzeihen und möchte euch die Freiheit ſchenken; aber ihr ſeid ſtrafwürdiger in den Augen der Welt, denn ihr habt euch, ſo erzählt man ſich, an der Perſon eines Edelmanns vergriffen, ihr habt ihn auf ſeinem eignen Grund und Boden gemißhandelt oder doch die Abſicht gehegt. Mein Vater, den ein böſes Ungefähr an das Fenſter ſeines Zimmers führte, hat unſern Auftritt im Schloßhofe wahrgenommen; er hat die Bedienten gezwungen, ihm Rede zu ſtehen und ich ſelbſt habe ihm nichts verſchweigen dürfen. Er würde hart gegen euch verfahren: deßhalb will ich euch zur Flucht behülflich ſein, wenn ihr Verſchwiegenheit geloben wollt. Zwei Tage mögt ihr noch hier im Gefängniſſe verweilen; in der dritten Nacht, bis dahin habt ihr nichts zu fürchten, geb' ich euch Gelegenheit zu entweichen, verſehe euch mit Geld und laſſ' euch geheim über die Grenze unſers Bodens bringen, den ihr für's erſte nicht wieder betreten dürfet.

Sebaſtian war von ſeinem Sitze aufgeſtanden, in etwas erleichtert, denn es war ja nicht die Rede vom Verbrechen des Vaters. Was macht Liſette? fragte er innerlich bewegt und betrachtete den Junker mit einem zweideutigen Blicke. Ihr iſt wohl, gab Eduard zur Antwort; ein tiefer Seufzer beengte ſeine Bruſt und er bedeckte ſeine Augen mit beiden Händen, in ſchmerzliche Erinnerung verſunken. — Sein Vater hatte auch von des Sohnes häufigen Beſuchen in der Waldſchenke Kenntniß genommen und den Vorfall im Schloßhofe damit in Verbindung geſetzt. Der alte Baron litt am Podagra und hatte, wie es die Eigenthümlichkeit dieſer Krankheit mit ſich bringt, ſeine heftigen, jähzornigen

Stunden, in deren einer er ſeinem Sohne die nur allzu richtigen Vermuthungen darüber mitgetheilt hatte, die er mit dem ganzen Ausbruch ſeines Zornes und den bitterſten Verwünſchungen begleitete. Du ſollſt dich vermählen, hatte der Alte ſeine barſche Rede geſchloſſen, die Gräfin Aurelie iſt dir beſtimmt, damit des Oheims Erbſchaft dir zufällt und da mag dir, denn die Gräfin iſt älter als du, ein junges Weib nebenbei genügen; aber wie kann ein Edelmann einer gemeinen Creatur nachlaufen und ſie lieben! — Eduard war kein gemeiner Menſch. In wiſſentſchaftlichen Beſchäftigungen, denen er ſich mit Neigung ergab, erwachſen, war ihm der Sinn für das Edle und Schöne zur andern Natur geworden und die Verletzung ſeines Zartgefühls wollte er durch die Beharrlichkeit ſeines Willens gegen den Vater rächen; es reifte in ihm der Plan, den ſchon das empörte Ehrgefühl ihm einflößte, die Liebe zu Liſetten nicht aufzugeben und die Disharmonie ihrer niedern Abkunft [illegible] mit

mit der ſeinigen, ſo gut es ſich thun ließ, in Einklang zu ſetzen.

Die Erinnerung an das Verhältniß zu ſeinem Vater und zugleich der volle Schmerz der Liebe überfiel den armen Eduard, als Sebaſtian nach ſeiner Schweſter fragte, und er ſtand lange da, verſunken in das Gefühl ſeines Unglücks, während Sebaſtian ihn ungewiß anblickte, dem ſein Benehmen räthſelhaft erſcheinen mußte. Endlich raffte er ſich zuſammen, empfahl ſeinem Gefangenen noch einmal Stillſchweigen, mit der wiederholten Verheißung auf Freiheit, und verließ das Gemach.

Der Abend war heraufgezogen und ſchon brach die Nacht herein; der Mond warf ſein volles Licht auf Sebaſtians Lager durch ein kleines Fenſter, das oben in der Mauer nach dem Schloßhofe führte. Sebaſtian ſaß auf ſeinem Bündel; er ſchien auch dieſe Nacht dem Schlafe ſein Recht nicht einräumen zu wollen: die Begebenheiten ſeines Lebens hatten ſich in kurzem ſo gedrängt, daß ſeine Ge danken Stoff genug hatten, hin und her zu kreuzen. Endlich aber begannen ſeine Augenlieder matt zu ſinken, er ſtreckte ſich bequemer auf die ſchlechte Ruheſtätte: da bewegte ſich eine Geſtalt an dem Fenſter und rauſchte mit dem Kleide gegen das Eiſengitter, bückte ſich, erhob ſich wieder und klopfte dann leiſe mit dem Finger an die Scheibe. Sebaſtian, biſt du's? erklang eine liſpelnde, fragende Stimme: Himmel! das iſt Liſette! ſchrie Sebaſtian, freudig erſchreckt ſprang vom Lager auf und ſtrebte nach dem Fenſter, welches jedoch ſo hoch war, daß es von ſeinen Händen kaum erreicht werden konnte. Aber der Drang, ſeine Schweſter zu ſehen, war zu ſtark; er grub mit den Nägeln haſtig eine Spalte in die Mauer, ſtieg hinein mit dem Fuße und ſchwang ſich in die Höhe, den Fenſterflügel erfaſſend, den er mit vieler Mühe eröffnete. Du biſt's! riefen Bruder und Schweſter mit einem Tone, jeder fragte und antwortete fragend dem andern. Liſette ſtreckte ihre Hände verlangend durch's Gitter und Sebaſtian küßte ihren warmen, weichen Arm mit dem ſeeligſten Entzücken, wie ein Verdammter, der an der Pforte der Hölle ſtehend, einen Blick in das Himmelreich thut und eines Engels Hand ergreift, dem er nicht weiter nahen darf und kann. Eine Pauſe der freüdigſten und doch ſchmerzlichſten Gemüthsbewegung erfolgte. — Du böſer, böſer Menſch, begann Liſette endlich, wie ſind wir deinetwegen ſo in Angſt geweſen! Kein Schlaf kam in unſre Augen die ganze Nacht, bis am Morgen Eduard — der Junker, wollt' ich ſagen, kam und uns Nachricht gab von deinem Aufenthalte. — Ach dieſer Eduard, dieſer Junker! ſeufzte Sebaſtian aus tiefſter Seele. Um aller Heiligen willen, Liſette, laß ab von ihm, denn er kann dich zwar in Wohlleben und Ueppigkeit führen, aber doch in Schmach und Schande vor Gott und allen guten Menſchen. O mein Jeſus! wie ſind wir denn dazu gekommen! Der Vater ein Räuber und Mörder; der Sohn ein Wüthender, der ſich in der Trunkenheit an einem Edelmann vergriff und im

Kerker ſeine Strafe büßt; und die Tochter eines Edelmanns Liebchen und Kebsweib! — Pfui, pfui! rief Liſette in der ganzen Empörung ihrer ſittlichen Unſchuld, während ſie die dunkle Röthe ihrer Wangen nicht verbergen konnte. Eduard iſt ein edler Menſch, er kann mich nicht in das tiefſte Elend ſtürzen. Warum ſollte er mich denn lieben, wenn er mich unglücklich machen wollte; er liebt mich ja und ich liebe ihn wieder. — Und darum treffe mich das Strafgericht des Himmels, ſchrie Sebaſtian, weil ich dir auch gut bin und dich auch liebe? — Aber du biſt ja doch mein Bruder, flüſterte die erſchrockene Liſette. — Und Er, rief Sebaſtian, Er iſt ein Edelmann!

Ein Geräuſch, wie von Kommenden, trennte die Geſchwiſter; Liſette ſchlüpfte vom Fenſter fort und ſchlich der Mauer entlang zum Schloßthor hinaus. Ohne Verſöhnung, ohne Troſt ſchieden ſie von einander und Sebaſtian drückte das Fenſter zu, glitt die Wand hinab und warf ſich, an ſeinem Schickſal verzweifelnd, auf das harte Lager. Kein Schlummer verdrängte das dumpfe Brüten ſeiner Seele und ſo war er noch vollkommen wach, als, nicht lange nach Mitternacht, die Thür ſeines Gefängniſſes ſich öffnete und der Junker, eine Lampe in der Hand, eintrat, von einem Diener begleitet, der verſchiedene Geräthſchaften unter einem Tuche verborgen trug. Ihr ſollt ſchon heut' in Freiheit geſetzt werden, ſagte Eduard, nachdem er Sebaſtian gegrüßt. Ihr habt das theils Liſettens Bitten, theils meiner Beſorgniß zu danken, daß euch ſchon morgen etwas Unangenehmes von Seiten meines Vaters zugefügt werden möchte. Er wandte ſich dann ſchweigend an den vertrauten Diener, der unter dem Mitgebrachten ein Beil hervornahm und die Thür des Gemachs, mit ſo wenig Geräuſch es ſich thun ließ, von einander zu ſpalten begann, damit die Flucht des Gefangenen nicht im Einverſtändniß mit dem Wächter, ſondern eigenwillig erſchiene. Nachdem das Werk vollzogen war, ſo daß die aus einander gebrochene Thür völlig das Anſehn hatte, als ſei ſie von innen heraus zerſprengt, ward Sebaſtian, der von Eduard ſehr reichlich mit Geld und einem Mantel gegen die Nachtkälte verſehen war, hinausgeführt und im nahen Walde, der an den linken Flügel des Schloſſes ſtieß, auf einen Wagen geſetzt, der ihn ſicher eine Strecke fortbringen ſollte. Eduard empfahl ihm noch einmal, ſich für's erſte nicht in der Nähe ſehen zu laſſen, wünſchte ihm Glück zur Reiſe und der Wagen rollte ſchnell davon, der ihm noch vor Anbruch des Tages vier Meilen weit vom Schloſſe brachte.

Sebaſtians Entſchluß, was zu thun ſei, war bald gefaßt. Er hatte Geld, womit er ſich lange Zeit erhalten konnte, aber er wollte Beſchäftigung und Zerſtreuung. Das dritte Jahr des dritten ſchleſiſchen Krieges brach an. Auf allen Wegen und aus allen Winkeln ſeines Reiches ließ der König junge Mannſchaft werben; Sebaſtian meldete ſich zum Kriegsdienſt. Seine hohe, ſchlanke Geſtalt brachte ihn zur königlichen Garde, ſein entſchloſſener Muth, ſeine würdige Haltung verſchafften ihm bald die Gunſt ſeiner Obern und ſo fanden wir ihn denn in der Nacht, die dem Treffen bei Torgau folgte, auf der Dommitſcher Heide und ſuchen ihn dort wieder auf im Kreiſe der ſchlafenden Kameraden, die in wunderlichen Gruppen um das verglimmende Wachfeuer lagen, ermüdet vom ſchweren Dienſt des Tages.

Auch auf Sebaſtians Lebensgeiſter, die bis jetzt unermüdlich thätig geweſen, alle ſchmerzlichen Erinnerungen der Vergangenheit in ſich zu erneuern, ſchien der Schlaf allmählig ſein Anrecht geltend zu machen; ſeine Augenlieder ſanken gemach, endlich ruhten ſie geſchloſſen und er ſchlief feſt. So ſehr ihn auch die militäriſche Beſchäftigung in fortdauernd angeſtrengter Thätigkeit und in ſteter Betäubung erhielt; die Erinnerungen der Vergangenheit blieben friſch und lebendig, die ängſtliche Sorge um das Schickſal des Vaters, die Liebe zur Schweſter, der eiferſüchtige Haß gegen Eduard, der, aus Furcht zurückgedrängt, jetzt wieder in voller Kraft erwachte, alle Gefühle, die ſein Jugendleben durchzogen und ſo ſeltſam verwirrten, wollten durch die Macht der Zeit in ſeiner Seele nicht veraltern und häufig ſtand er nordwärts, nach der Gegend ſeiner Heimath blickend, aus der ihm nie eine Kunde erſchollen war, ſeine Augen verfinſterten ſich, ſeine Seele war betrübt bis in den Tod. Wie ein verworrener Knäul lag das vergangene Leben hinter ihm und für die Fäden, die er abgeriſſen noch in Händen hielt, wußte er kein Mittel der Verbindung, Löſung und Entwirrung. Er konnte nichts Beſſeres thun, als ſchlafen, um ſein Gemüth in Vergeſſenheit zu tauchen und abzuwarten, was ein weiteres Geſchick verfügen würde. So überkömmt am Ende der Tage den armen, gequälten und umhergetriebenen Menſchen ein glückſeeliger Todesſchlaf, und ein gütiges Geſchick vergönnt ihm dann, die Löſung und Verſöhnung zu finden für ſein wunderſam verſtricktes Menſchenleben, deſſen Verwirrung hienieden ihm unlösbar ſchien.

Ein Büchſenſchuß ganz in der Nähe ſchreckte plötzlich die Schläfer auf; ein zweiter fiel und eine Kugel fuhr ziſchend durch den Kreis der preußiſchen Krieger. Dieſe, aus dem friedlichen Schlummer mitten in die Angſt des Lebens verſetzt, waren aufgeſprungen und fuhren bunt und lärmend durch einander, indem jeder nach ſeinen Waffen ſuchte. Rings um ſie her war noch die Dunkelheit der Nacht verbreitet, alle ſtanden betäubt und wußten nicht, wohin ſie das Auge in der Finſterniß wenden ſollten. Wir ſind von Feinden umgeben, flüſterte der Artillerielieutenant, der ſpähend umhergeblickt und das Ohr nach der Seite, von wo die Schüſſe kamen, aufmerkſam hingeſtreckt hatte. Ladet die Gewehre, aber verhaltet euch ſtill! ſetzte er hinzu, indem er mit beiden Füßen ſich bemühte, die noch glimmenden Kohlen auszuſtampfen, damit ihr Schein ſie nicht verriethe. Aber ſchon waren ſie eben durch das Feuer den Feinden verrathen. Zwei öſtreichiſche Reiter ſprengten auf ſie zu und riefen ihnen mit der Frage: Wer da? das Feldgeſchrei der Feinde entgegen. Da keine Antwort erfolgte und die Preußen im Schweigen verharrten, ſpannte der eine von den Reitern den Hahn ſeines Karabiners, ein Blitz erhellte beim Abdrücken die Gegend und die Kugel ſchlug pfeifend neben den Kriegern nieder. Sebaſtian und zwei andere Grenadiere, die ſich in dem Haufen befanden, feuerten jetzt ebenfalls, der Oeſtreicher ſtürzte nebſt dem Pferde zu Boden; ſein Begleiter ſprengte mit verhängtem Zügel davon. Schon glaubten die preußiſchen Krieger der Gefahr entgangen zu ſein, als eine ſolche in wahrer Geſtalt erſt ihnen entgegentrat. Nach der Entfernung des Oeſtreichers hörte man es von der Seite her, wohin er zurückgeeilt war, lebendig werden; eine volle Schaar feindlicher Reiter rückte in geſchloſſenen Gliedern heran; man ſah es weniger, als man aus der raſſelnden Bewegung es hörte. Wir müſſen uns links hinter die Sümpfe des Waldes ziehen, ſagte der Artillerieoffizier, der ohne weiteres das Kommando übernommen hatte. Es kann nicht lange währen, ſo bricht die Dämmerung des

Morgens an und wir, geſtern Sieger des Tages, kommen heut' in ſchmachvolle Gefangenſchaft. Das Rathſamſte iſt, wir ſuchen ganz ſtill den Feinden aus dem Wege zu gehen; wenn etwas, ſo deckt uns am ſicherſten der Wald, wo wir freilich auch Gefahr laufen, in den Sümpfen ſtecken zu bleiben. Mittlerweile rückten die feindlichen Reiter näher auf den bisherigen Standort der Preußen, den das unvorſichtige, unzeitige Feuern der Grenadiere verrathen hatte. Man hielt ihre unbedeutende Anzahl entweder für größer, oder wurde durch die Hoffnung gelockt, einen vornehmen Gefangenen zu machen. Jeden Falls war es wunderlich, daß man auf eine Handvoll Preußen noch eine blutige Jagd anſtellen wollte, nachdem die Wuth des Kampfes ſchon längſt ausgetobt war. Es hatte ſich bei den Oeſtreichern das Gerücht verbreitet, daß König Friedrich verirrt im Walde umherſtreife; er war allerdings am Abend nach der Schlacht unter geringer Bedeckung einem Haufen feindlicher Truppen kaum entgangen. Vielleicht war dieß

Gerücht der Grund, daß die Reiter noch in dunkler Nacht einen Streifzug hielten, in der Ausſicht, den König zu fangen. Unſern preußiſchen Kriegern war es gelungen, die nahe Waldgegend zu erreichen, während die getäuſchten Oeſtreicher noch auf der Heide ihnen zu begegnen dachten. Allmählich begann jedoch der Tag zu grauen; man erblickte die weichenden Feinde zwiſchen den Bäumen und ſobald ſich Preußen und Oeſtreicher anſichtig wurden, ward der alte Haß gegen einander lebendig. Von beiden Seiten begann ein heftiges Feuern, das jedoch ohne großes Blutvergießen ausfiel, bis den Preußen Pulver und Blei ausging und ſie ſich eiligſt auf die Flucht begaben, da ſie den feindlichen Schüſſen gänzlich bloßgeſtellt waren, ohne erwidern zu können. Man ſuchte die Tiefe des Waldes zu erreichen, das Vorwärtsſchreiten ging aber nur langſam von Statten wegen der unſichern Beſchaffenheit des moraſtigen Bodens und der ungewiſſen Dämmerung, welche das Morgenlicht verbreitete. Die feindlichen

Reiter waren abgeſeſſen und drangen, die Karabiner in Händen, eilig vorwärts. Plötzlich aber ſahen die Preußen ſich auf allen Seiten von einem tiefen Sumpfe umgeben, rückwärts ausgenommen, wo ſie die Feinde bedrängten. Es war keine Möglichkeit, den Sumpf zu durchwaten, jeder, der es verſuchte, verſank oder lief Gefahr, ſtecken zu bleiben. So, im Rücken den Kugeln der Oeſtreicher ausgeſetzt und zu beiden Seiten und vorn eingeengt, ſahen ſie dem ſichern Tode entgegen, und es blieb ihnen nichts übrig als der rühmliche Entſchluß, in der Hoffnung ſich durchzuſchlagen, den Feinden entgegen zu gehen und, da die Gewehre nicht mehr ihren Dienſt thun konnten, mit dem Bajonett oder dem Degen in der Hand ſich einen Weg zu bahnen. Alle machten ſich bereit, um einen wüthenden Angriff auf die Uebermacht der Feinde zu wagen, die in kurzer Entfernung von ihnen Halt gemacht hatten. Die Klugheit erfordert beinah, ſagte der Artilleriſt, daß wir uns gefangen geben. — Da erſcholl von der Seite her ein Geraſſel wie von anrückenden Reitern, die das Schießen im Walde anlocken mochte. Das ſind Preußen! rief der Ziethenſche Huſar mit lauter Stimme. Nichts da vom Ergeben, Herr Lieutenant, fuhr er in kräftiger Begeiſterung fort, wir ſchlagen uns durch. — Nun denn, ſo mag eure Fauſt walten und das ihrige thun, verſetzte der Offizier mit einem zornigen Seitenblick auf den Huſar, der den Säbel hoch ſchwingend, mit tollkühnem Muthe alle um ſich verſammelte und an der Spitze des ganzen Haufens den Feinden entgegenſtürzte. Mit lautem Hurrahrufen und in bacchantiſcher Wuth ſtürmte er voran; alle drängten ſich an ihn, um wie ein Keil die Reihe der Feinde zu durchbrechen. Dieſe aber ſtanden gefaßt und erwarteten nur die Annäherung der Preußen, um das Feuer ihrer Karabiner wirkſam zu machen. Die erſte Kugel traf den kühnen Anführer. Noch ſchwang der alte Huſar, alle durch Größe des Körpers überragend, den Säbel hoch über ſeinen Kopf, da ſank er, in der Bruſt getroffen, lautlos nieder. Nicht minder tödtlich waren die übrigen Kugeln der Oeſtreicher. Der ganze Haufe der preußiſchen Krieger ward zuſammengeſchoſſen; der Artillerieoffizier, der ſo richtig die übereilte Verwegenheit des ungünſtigen Angriffs getadelt, lag blutend am Boden; auch Sebaſtian fuhr eine Kugel in den linken Arm, der Schmerz durchzuckte krampfartig ſeinen ganzen Körper, betäubt ſtürzte er nieder und mit dem letzten brechenden Blicke ſah er den ſentimalen Junker, der ſich immer hinter ihn gedrängt hatte, winſelnd über ſich zuſammenſinken. —

Es konnten nicht viel Minuten verſtrichen ſein, als ſich Sebaſtian von einer ſanften Berührung erweckt und ſeine Stirn mit erfriſchendem Waſſer benetzt fühlte. Er ſchlug die Augen auf und ſah ſich in den Armen eines Chirurgus, der ihn in's Leben zurückgerufen hatte und ſeine Wunde an der Schulter unterſuchte. Vor ihm ſtand ein Offizier in unanſehnlicher Kleidung und von eben ſo wenig einnehmender Geſichts- und Körperbildung.

Mit ſeiner hervorragenden, ſteilgeraden Naſe bog er ſich über den Verwundeten, der ſcharfe, leuchtende Blick ſeines Auges ſchien weniger mitleidige Theilnahme, als ſtrenge Wißbegierde zu verrathen, ſeine Rechte ruhte auf dem gekrümmten Griffe eines Stockes, die andere in der Weſtentaſche, auf der erhabenen, gedankenreichen Stirn ſaß ein kleiner, abgenutzter Hut. Für dieſen kann ich eher haften, Ew. Majeſtät, ſagte der Wundarzt, auf Sebaſtian deutend, die Andern geb' ich ſämmtlich auf. — Es war König Friedrich ſelbſt, der vom Pferde geſtiegen war, um die ſeltſame Todesgruppe der über einander gefallenen Krieger näher in Augenſchein zu nehmen. Ganz früh, noch eh' der Morgen graute, war er von ſeinem Nachtlager, in der Kirche eines nahen Dorfes, wo er ſich kaum einige Stunden Schlaf gegönnt, aufgebrochen und eilte mit einer Schwadron leichter Reiterei nach der Dommitſcher Heide, um das Schlachtfeld und den Stand der Feinde zu beſichtigen. Das Schießen im Walde zog ſeine Aufmerk-

ſam-

ſamkeit an, er näherte ſich: die letzten der kleinen Heldenſchaar ſanken eben getroffen nieder und die Oeſtreicher hatten kaum Zeit, beim Heranſprengen der preußiſchen Reiter davon zu eilen. Sie ſind den Heldentod geſtorben, aber doch miſerabel umgekommen, ſagte der König vor ſich hin, indem er das Terrain betrachtete, das die gefallenen Krieger gezwungen hatte, der Ueberzahl der Feinde die Stirn zu bieten. Seh' er 'mal, fuhr er zum Adjutanten gewendet fort, hier Sumpf und Moor, zu beiden Seiten nicht minder, und im Rücken Feinde. Iſt das nicht en miniature ein prägnantes Bild meiner Lage in dieſem vermaledeiten, mauſſaden Kriege? Standen wir nicht ſchon oft ſo, im Rücken und zur Seite eingeengt und mußten vorn drauf losſchlagen, ein Mann gegen drei! Freilich ſchlugen wir uns durch und haben die Affaire meiſt brillanter gemacht.

Da raffte Sebaſtian bei dieſen Worten des Königs all' ſeine Kräfte zuſammen; es galt, ſeine und ſeiner Kameraden Ehre zu retten. Majeſtät! ſprach er, mit einiger Mühe ſich emporrichtend, wir hatten kein Pulver und kein Blei; alles verſchoſſen, nichts in der Fauſt als das Bajonett und den Säbel. — Was iſt er für ein Landsmann, Grenadier? fragte der König, indem er ſich wieder zu Sebaſtian wandte. — Ich bin aus Pommern, Majeſtät, war die Antwort. — Nun, ſo laß er ſich heilen, malader Kamerad und geh' er nach ſeiner Heimath, und iſt der Krieg zu Ende, dann meld' er ſich in Sansſouci, er ſoll Feldwebel ſein und ſeine Penſion ziehen. — Nach dieſen Worten grüßte der König, mit dem Kopfe nickend, beſtieg ſein Pferd und eilte an der Spitze der Reiter davon, während Sebaſtian, vom Wundarzte, der ſo eben die Kugel aus der Wunde nahm, am Arme unſanft berührt und vom Schmerze überwältigt, von neuem in Betäubung fiel.

Die öſtreichiſche Armee hatte den Kampfplatz um Torgau verlaſſen, den Preußen das Feld geräumt und dieſe ſomit als Sieger des verwichenen Tages anerkannt. In wenigen

Stunden war das preußiſche Heer geſammelt und rückte mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen in Torgau ein, wo der König ſein Hauptquartier aufſchlug. Die Todten wurden auf dem Felde beerdigt, für die Verwundeten aber Hoſpitäler in der Stadt errichtet und zu den Kranken, die hier verpflegt wurden, gehörte auch Sebaſtian. Seine Wunde ward für gefährlich angeſehen; ein hitziges Wundfieber hielt ihn lange auf dem Krankenlager und der ganze Winter verging, ehe man gegründete Hoffnung zu ſeiner Beſſerung ſchöpfen konnte. Der Andrang der Verwundeten ward jedoch in den Hoſpitälern ſo drückend, daß eine ſchleunige Heilung der alten Kranken wünſchenswerth, ja nothwendig erſchien, und ſo ſehen wir denn Sebaſtian ſchon mit dem Beginn des Frühlings in der Uniform eines preußiſchen Feldwebels, aber den linken Arm noch in der Binde und mit bleichen, ababgehärmten Wangen, nach ſeiner Heimath wandern.

Sebaſtians Kräfte waren noch ſichtlich erſchöpft; der Marſch ward ihm beſchwerlich und er benutzte begierig eine Gelegenheit, die ſich ihm darbot, die größere Strecke des Weges auf einem Wagen zurückzulegen. Er hätte, um ſich gänzlich zu erholen, noch längere Zeit im Lazareth verweilen ſollen; aber theils nöthigte ihn die Ueberfüllung der Krankenhäuſer, ſeinen Aufenthalt daſelbſt zu verkürzen, theils und noch mehr war es ein innerer Drang, den Vater und die Schweſter wieder aufzuſuchen, der ihn von hinnen trieb; es war eine geheime, mahnende Stimme, die ihn nach der Heimath zurückrief. Scheu und Scham, Furcht und zärtliche Bangigkeit um das Schickſal der Seinigen, alle dieſe Gefühle, in voller Stärke erwacht, waren auf ſeinem Krankenlager nicht von ihm gewichen, hatten fortwährend ſeine Seele wachend beſchäfftigt und auch im Schlummer ſeinen Träumen die verworrenen Verhältniſſe ſeines Lebens in neuen ſchreckenden Bildern vorgeführt. Wie mochte es dem Vater ergehen? — war ſein Verbrechen entdeckt und er der Strafe und allem Elende preisgegeben? — hier reihten ſich Vorſtellungen in der traurigſten Ahndung an einander. Wie konnte das Verhältniß zwiſchen Liſetten und Eduard ſich geſtaltet haben! Wenn die Thaten des Alten, ſeine Wilddiebereien und der Mord, enthüllt: hatte ſich dann der Edelmann losgeſagt oder den Vater begnadigt, aus Liebe zur Tochter? War Liſette deßhalb dem barmherzigen Richter durch Dankbarkeit verbunden und ihm mit treuer Liebe zugethan? Hier verwirrten ſich all' ſeine Gedanken, eine unſägliche Angſt trieb ihn vom Lager, er lief wimmernd umher und hatte keine Ruhe, bis er ſich vom Schickſal der Seinigen überzeugen und die ſchwankende Unſicherheit ſeiner Vorſtellungen mit der Wirklichkeit und wäre ſie auch die härteſte, die bitterſte, vertauſchen konnte. Bei ſolcher Gemüthsſtimmung hatte dem Kranken die Sorge um ſein eignes Wohl und die ſo nöthige, ruhige Behaglichkeit fehlen müſſen. Die Kugel, die ihn getroffen, hatte eine Sehne geſprengt und den Knochen, wenn auch nicht bedeutend verletzt, doch geſtreift; Ruhe des innern und äußern Menſchen hätte die Heilung gefördert, aber dieß fehlte unſerem Sebaſtian gänzlich: die Wunde war nur oberflächlich geheilt. Der neue Wundarzt, der kurz vor ſeinem Aufbruch im Hoſpital angelangt war, hatte bei einer ſorgfältigen Beſichtigung des Armes ſeine Bedenklichkeit über die Abreiſe des Patienten eindringlich geäußert; aber den alten, von dem er vorher behandelt war, hatte Sebaſtian durch Verſicherungen ſeines Wohlbefindens, von dem er ſich ſelbſt überredete, getäuſcht und ſo ward denn die Kur für beendigt angeſehen. Die Wunde war geſchloſſen und gefüllt und bei anhaltender Schonung wäre der Verwundete vielleicht zum völligen Gebrauche ſeines Armes wieder gelangt; aber ſchon auf dem zweiten Tagemarſche waren Sebaſtians Kräfte erſchöpft und er fühlte Anfangs leiſe, dann immer heftigere Zuckungen im kranken Arme.

Endlich ſehen wir ihn an demſelben Platze anlangen, wo er aus dem Wagen abgeſtiegen, der ihn vor mehr als zwei vollen Jahren, nach ſeiner Entlaſſung aus der Haft, von dem Schloſſe des Edelmanns und ſeiner Heimath entführt hatte. An dem Orte, wo ſich die Wege kreuzten, ſtand ein Wirthshaus. Auf einem Kreuzwege pflegt der Wandrer ſtill zu halten und über ſich und die Welt Betrachtungen anzuſtellen; um wie viel mehr nicht in einem Wirthshauſe! Sebaſtian fühlte ſich von der Bewegung des Fahrens ermattet, wie langſam auch der Frachtwagen, der ihn bis hieher geführt hatte, von den trägen Roſſen fortgezogen ſein mochte. Still und in ſich gekehrt und mit einer gewiſſen Gleichgültigkeit, mit der man Wirthshäuſer beſucht, wo man der langen Weile zu entfliehen meint und oft noch eine längere Langweile findet, betrat er das Zimmer der Schenke, wo er mehrere Gäſte verſammelt antraf, welche ſich über die politiſchen Ereigniſſe der Welt unterhielten. Er glaubte einige der anweſenden Perſonen wiederzukennen, weil ſie ja früher zu ſeiner

Nachbarſchaft gehört hatten; aber ſeine Stimmung erlaubte ihm nicht, ſich unter ſie zu miſchen, um über das Schickſal des Vaters und der Schweſter Erkundigungen einzuziehen, wovon ihn theils vorſichtige Klugheit abhielt, theils die Gleichgültigkeit, die in ſeinem Innern Platz genommen hatte. Der Pelz, den er über der Uniform zum Schutz gegen die ſchneidende Frühlingsluft trug, verhinderte, daß man ihn für einen Krieger vom Schlachtfelde hielt, niemand von den Anweſenden beachtete ihn und er ſaß eben ſo um die ganze Welt unbekümmert, ſtill und ſtumm, in der Ecke vor dem Tiſche, auf welchem ein Glas vom alten Liqueur ſtand, der für ihn ebenfalls den Reiz verloren zu haben ſchien. Wie ſtürmiſch hatte er ſich nach den Seinen zurückgeſehnt, wie eifrig hatte er ſeine Reiſe begonnen: und nun ſaß er matt und kalt da und fürchtete mehr ſie zu beenden, als er es wünſchte. Es drängte ſich ſogar der Entſchluß ihm auf, ſeinen Weg zurückzunehmen, die Heimath nie wieder zu betreten und das Schickſal der Seinen nicht kennen zu lernen. Was konnte er thun, ihnen zu helfen und zu nützen? Waren ſie bedrängt und elend, er mußte ihr Unglück nur vergrößern; lebten ſie glücklich, ſo konnte ſein Erſcheinen nur ſtörend auf ihr Glück einwirken. Das waren die trüben Gedanken, die Sebaſtian beſchäfftigten, bis ſeine Lebensgeiſter, von der ungewohnten Wirkung des Branntweins, den er ſich während des Winters hatte verſagen müſſen, allmählig ermüdeten und er ſanft einſchlief.

Seltſame Geſtalten bewegten ſich auf den Wogen des Traumes ſchwankend vor ſeiner Seele, wunderſame Miſchungen düſter drohender Schatten und lieblich lockender Gebilde hielten ſeinen Geiſt in Spannung. Es war ihm, als ſäß' er, ein Knabe, am Ufer des Meeres. Aus den brauſenden Wellen erhob ſich ein freundliches Mädchenbild, das ihn zu ſich winkte und, als er zögerte, das wilde Meer zu betreten, an's Ufer ſprang und ſeine blendend weißen Arme nach ihm ausſtreckte. Er wollte ihr nahen, aber ſchwarze Schatten fuhren zwiſchen ſie und das ſtürmiſche Meer ergoß ſeine dunklen Wellen über ſie. Dennoch drängte er ſich zu ihr; doch als er ſie mit Rieſenkraft an ſeinen Buſen zog, erkannte er ſeine Schweſter Liſette in den Zügen der Geliebten und mit einem Schrei des Jammers, den Sebaſtian von ſich ſtieß, weil ihm plötzlich der Frevel der ſinnlichen Neigung zur Schweſter deutlich wurde, ſank das ganze Traumbild zuſammen, er ſelbſt ſtürzte hinten über und ſah ſich erwachend neben dem umgefallenen Seſſel am Boden.

Alle anweſenden Gäſte waren, durch den Tumult erſchreckt, von ihren Sitzen aufgeſprungen und eilten neugierig zu Sebaſtian, der ſich mit ihrer Hülfe vom Boden erhob und, die Augen reibend, verwirrt da ſtand, als ränge er noch mit den Geburten ſeines Traumes. Der Pelzrock, den er über ſeinem Unterkleide trug, war bei dieſer Gelegenheit zurückgeſchoben und man erkannte die Uniform des preußiſchen Soldaten. Die gewohnte Neugierde zog die Leute zu ihm; ein älterer Mann blickte ſchärfer in ſein Geſicht, ſtrich ihm das Haar von der Stirn und rief, ihn plötzlich erkennend, erſtaunt aus: Mein Gott! Sebaſtian — Sebaſtian Anton, ſeid ihr's? Kehrt ihr aus dem Kriege zurück; man hat ſich viel von euch erzählt. Und ihr ſeid hier und nicht drüben auf dem Schloſſe bei dem gnädigen Herrn Baron und Fräulein Liſette, eurer Schweſter! — Laßt mich von hinnen, rief Sebaſtian, die Umſtehenden von ſich abwehrend, was hab' ich mit dem Baron zu thun — und was wißt ihr, ob ich je mit ihm zu thun gehabt! — Seine ſtürmiſche, unfreundliche Aeußerung ſcheuchte die theilnehmenden Gäſte und auch den Alten von ihm, der aus der früheren Bekanntſchaft mit dem alten Anton ihn ſo gut wiedererkannt hatte. Die übrigen gingen zurück auf ihre Plätze und ſteckten murmelnd die Köpfe zuſammen; die Namen Sebaſtians, ſeiner Schweſter und Eduards gingen flüſternd von Mund zu Mund. Sebaſtian aber, der ſich in dieſer Umgebung verwirrt und beſchämt fühlte, hüllte ſich unwillig in ſeinen Pelzrock, bezahlte dem Wirthe den Liqueur, deſſen Genuß eine ſo üble Wirkung bei ihm verurſacht hatte, und ging langſam fort nach der Gegend des Schloſſes und ſeines früheren Aufenthaltsortes, wo er die Seinen zu finden gedachte.

Nach einem mühſamen Marſche und noch immer in aufgeregter Stimmung, langte er endlich in dem heimathlichen Walde an, der das einſame Haus ſeines Vaters umgab, während er mit den heftigen Schmerzen kämpfte, die der Fall vom Stuhle im Wirthshauſe ſeinem kranken Arm verurſacht hatte. Es war ein ſchöner Frühlingsmittag. Die Luft war noch kühl und friſch, jedoch überall waren die Spuren ſchon ſichtbar, wo die ſchaffende Kraft der ſich verjüngenden Natur in Wald und Feld hervorbrach. Bäume und Sträucher begannen zu treiben und zu knospen, die muntern Waldvögel flatterten ſingend in den Zweigen umher, vor Sebaſtians Füßen breitete ſich ein leuchtender grüner Teppich; aber in ſein Herz wollte die Freude nicht einkehren, in ihm wollte die Bruſt zu einem neuen Leben ſich nicht verjüngen. Er kannte die alten Stege und Wege wieder, alles war noch wie ſonſt, auch die alte Waldſchenke ſtand noch wie vormals da; aber die Thür war verſchloſſen, vor alle Fenſter waren die Läden gehangen und das ganze Gebäude hatte nicht mehr das Anſehn eines bewohnten Aufenthaltsortes.

Sinnend ſtand er vor der bekannten Pforte, deſſen Klinke er mehrmals hin und her gerüttelt hatte. Nach und nach waren ihm erſt auf dem Wege die Worte des alten Mannes in dem Wirthshauſe, die er wie klangloſe Laute in ſeinem Gedächtniſſe behalten, aufgefallen. „Ihr ſeid hier und nicht drüben im Schloſſe?“ hatte ihn der Alte gefragt: die ſeltſamſten Vorſtellungen kreuzten ſich in ſeiner Seele. Wohnt der Vater im Schloſſe, dachte er grübelnd, o Gott! ſo lebt er wohl an demſelben Orte, aus dem ich durch die drückende Großmuth meines Feindes entlaſſen wurde? Oder wohnt Liſette drüben im Schloſſe beim Junker in Frieden und Freuden! — Der

Gedanke war ihm noch trauriger und berührte noch ſchmerzlicher ſein Gemüth. In der Unruhe, die ihn überfiel, rannte er mehrmals um das Haus; nirgends war eine Spur anzutreffen, die den Aufenthalt eines lebenden Weſens darin verrieth, aber in dem kleinen Garten dicht hinter demſelben, den Sebaſtian und Liſette in den guten Tagen ihres Lebens in fröhlicher Gemeinſchaft angelegt und beſorgt hatten, waren Veränderungen vorgefallen. Der Platz ſelbſt, wo ſonſt Blumen und Küchengewächſe durch einander gepflanzt und gezogen waren, lag wüſt; am Ende deſſelben war eine Erderhöhung, mit grünen Raſen bedeckt und von einer Trauerweide überſchattet. Sebaſtian eilte mit klopfendem Herz dorthin. Es war ein Grabhügel, der Raſen ſchien noch friſch, doch konnte er neu gelegt ſein, und die Weide, die wehmüthig ihre Zweige, wie das aufgelöſte Haar eines weinenden Mägdleins, über ihn beugten, ſchien auf längere Zeit der Pflanzung zu deuten. Vater, mein unglücklicher Vater, du biſt's, der hier im

Grabe ſchlummert! rief Sebaſtian, von tiefer Ahnung ergriffen, und warf ſich laut ſchluchzend auf den feuchten Hügel, der von ſeinen Thränen noch feuchter ward. Du haſt Ruhe gefunden, fuhr er nach einer Pauſe ſtiller fort, gut, ich will es loben; es iſt auch nur zu loben, daß deine arme, von der kahlſten Dürftigkeit des Lebens geängſtete Seele ihren Frieden gefunden hat. Ich will gläubig ſein und an der verſöhnenden Macht des Todes keinen Zweifel hegen, ich will glauben und mich überreden; aber Niemand anders kann hier ruhen, als du, mein Vater.

Noch einige Augenblicke lag Sebaſtian über des Vaters Grabe in dumpfem Schmerze: jetzt nach dem Schloſſe drüben! flüſterte er mit bebender Stimme und erhob ſich aus ſeiner knieenden Stellung. Wohl dem, der hier in Frieden ſchläft, verſöhnt mit der Welt, mit ſich und dem gütigen Richter im Himmel! Und wenn's auch nicht wäre, wenn auch ſeiner im Lande jenſeits ein ſtrenges Gericht wartete, beſſer, vom Schauplatz der Sünde fort, als hier leben in Pomp und Herrlichkeit, die die Seele betäubt gegen den lauten Ruf des Gewiſſens. — Noch einmal ſtreifte ſein Auge über den Hügel und über die Trauerweide, die ſanft vom Winde bewegt und mit den Blättern leiſe rauſchend, über den Raſen ſich bückte; dann ſchied er — es kam ihm vor, auf ewig, und eilte mit haſtigen Schritten nach dem Schloſſe des Edelmanns.

Angelangt auf dem Edelhofe, ſchritt er langſam an den Gebäuden auf und nieder, wie Jemand, der ein beſtimmtes Geſchäft und eine Beſtellung erwartet. Das ganze Schloß hatte ſich in dem Zeitraume ſeiner Abweſenheit bedeutend verändert; es war noch das alte, aber eine geſchmackvolle Bekleidung des Aeußern gab ihm das Anſehn eines neuen Prachtgebäudes, auf eine gleich vortheilhafte Verwandlung des Innern ließ die verſchönerte Außenſeite ſchließen und das Ganze ſtand neu und herrlich da, ein Aufenthalt der Freude und des Wohllebens. Eine bequeme und elegante Auffuhrt erſtreckte ſich vom Hauptportal zu beiden Seiten, durch deſſen Glasthüren man den prachtvollen Flur des Hauſes erblickte. Auch in dem Hofraum und deſſen Umgebungen waren mancherlei Veränderungen ſichtbar, aber vor Sebaſtians Augen ging alles unbemerkt vorüber oder er achtete deß alles nicht, denn ſeine Blicke ſchweiften raſtlos an der Reihe der Fenſter auf und nieder, ohne einen Gegenſtand zu finden, an dem ſie hafteten. Die Mütze tief in's Geſicht gedrückt und in den grauen Pelzrock eingehüllt, ging er noch immer hin nnd her, bald langſam ſinnend, bald mit haſtigen Schritten, in leidenſchaftlicher Aufregung. Die Diener des Schloſſes, die auf dem Hofe beſchäftigt waren, ſahen ihn ſtaunend und argwöhniſch an, denn für den ruhigen Betrachter hatte ſeine ganze Haltung, noch mehr aber ſeine Bewegung etwas Seltſames. Den wärmenden Pelz doppelt um den kranken Arm geſchlungen und mit der Rechten ihn an ſich preſſend, ſtand er ſtill und ruhig, denn der Schmerz in der Wunde hemmte ſeine ungeſtümen Bewegungen. Dennoch ſchien er wenig darauf zu achten, ſondern in Gedanken zu einem Plane vertieft; es waren die Worte des Alten in der Schenke, die ihm ſo eben in den Ohren wiederklangen, als derſelbe ihn mit Erſtaunen fragte: Und ihr ſeid hier und nicht drüben bei dem jungen Baron und Fräulein Liſette! — Da rollte eine Equipage in den Schloßhof und das Geräuſch zog ſeine Blicke dorthin. Ein leichter Jagdwagen, von zwei Rappen gezogen, flog an ihm vorüber; ein junger Mann in einem grünen Kleide ſaß drinnen, der die Roſſe ſelbſt lenkte, eine Dame ihm zur Seite, in einen ſchönen Pelz gehüllt; der weiße Schleier ihres Hutes flatterte rückwärts im Spiel des Windes. Heiland der Welt! ſtammelte Sebaſtian bleich und zitternd, das iſt Eduard und Liſette! Wie ein Raſender ſtürzte er dem Wagen nach, der ſchon auf der Erhöhung zur Auffahrt vor der Flügelthür hielt. Die ſchnaubenden Roſſe ſtanden, die Dame ſtieg herab, während ihr Begleiter ſchon unten ſich befand, mit der Linken den Zügel hielt und ſeine Rechte der Dame zur Unterſtützung bot. Sebaſtian drängte ſich dicht an die Thür: er konnte ſich täuſchen — nein, es waren ihre braunen Locken, es war ihr blaues Auge. Liſette! rief der Unglückliche und ſank, im Uebermaaß der Angſt ſeiner Seele, zitternd vor ihren Füßen zuſammen; Liſette! rief er, zu ihr emporſchauend, die faſt mit Entſetzen unbeweglich ihm entgegenſtarrte; Liſette! ſchrie er laut weinend und ſchlang ſeinen Arm um ihren Leib. — Ha, iſt es Sebaſtian, Ihr Bruder? rief Eduard zornig. Mein Bruder, flüſterte Liſette, o Gott, der Unſeelige! Thränen erſtickten ihre Stimme; ſie verbarg ihr Antlitz, ſie riß ſich los und eilte in den Vorſaal des Hauſes. Sebaſtian raffte ſich zuſammen, er wollte ihr nach; aber Eduard ergriff den Ungeſtümen mit kräftiger Hand. Er widerſetzte ſich und ſuchte loszukommen; es mißlang, aber die Pferde, deren Zügel nur ſchlaff in des Lenkers Hand ruhten, benutzten dieſen Augenblick zur zügelloſen Freiheit. Wild riſſen ſie ſich fort und ſtürzten mit dem leichten

Wagen in jäher Haſt die Erhöhung hinunter. Eduard wurde mitgezogen, Sebaſtians Kleidung von den Rädern erfaßt und beide rings um den Hof geſchleift, den die unbändigen Thiere umkreiſ'ten, eh' die herbei eilende Dienerſchaft ſie aufzuhalten im Stande war.

Die tobenden Roſſe ſtanden unwillig, während die Diener ſie feſt am Zügel hielten; das leichte Räderwerk des Wagens lag zerſchmettert am Boden und unter den Trümmern holte man den Edelmann und Sebaſtian hervor. Sie konnten indeß nicht ſchwer beſchädigt ſein; die Räder, die ſie ergriffen und mit ſich gezogen, waren über ſie fortgegangen, aber der leichte Wagen, der Laſt entledigt, konnte nicht gefährlich verletzen. Der Baron ſtand ſchon wieder aufrecht und wies die Unterſtützung, die man ihm anbot, von ſich; es war nur der Schreck und die Betäubung, wovon er ſich erholen mußte. Sebaſtian jedoch lag matt am Boden, unfähig ſich zu erheben, und richtete ſich nur mit Hülfe der Bedienten auf. Mein kranker Arm rief der

Unglückliche leiſe wimmernd und ſank bei der Berührung der alten Wunde bleich und todtenähnlich unter den Händen der Diener zuſammen. Schon vor dieſem Unfall hatte der Schmerz im Arme ſeine Glieder durchzuckt, eine Folge ſeiner heftigen Bewegung des Aeußern und Innern. Die Aufregung, in der ſein Gemüth ſich befunden, war Urſach geweſen, daß er ſo wenig Rückſicht auf den verletzten Arm nahm, und die Unruhe im Innern hatte ſeinem Körper die äußere Ruhe, die ihm nach der Anſtrengung der Reiſe ſo nöthig war, nicht gegönnt. Jetzt aber, obſchon nur leicht durch den Sturz verletzt, ward er von den heftigen Schmerzen übermannt und er lag in den Armen der Diener, ohne ein Zeichen des Lebens von ſich zu geben. Durch ſeinen Schmerzensruf aufmerkſam gemacht, berührte und unterſuchte man den linken Arm vorſichtig und ſorgfältig. Auf einen Wink des Barons, der theilnehmend zu ihm getreten war und ſeinen hülfloſen Zuſtand erblickte, ward der Ohnmächtige in ein Zimmer getragen, wo er auf dem weichen Bett, nach Entledigung der beſchwerlichen Kleidung, langſam das Bewußtſein wiedererhielt.

Liſette blieb unterdeſſen von dem ganzen Vorfall im Schloßhofe ununterrichtet; ſie war auf ihr Zimmer geeilt, deſſen Fenſter nach der entgegengeſetzten Seite des Gebäudes hinausgingen und verſchloß die Thür hinter ſich, denn ſie wünſchte allein zu ſein, um ſich von der Furcht und Angſt zu erholen, in welche ſie Sebaſtians plötzliches Erſcheinen verſetzt hatte. Sie ließ ſich ſchweigend auf das Ruhebett nieder und begann den wunderſamen Schickſalen ihres Lebens nachzuſinnen, die immerfort der Gegenſtand ihres ſtillen Denkens waren, wenn ſie ſich einſam befand. Das Zimmer, in dem wir ſie nach den veränderten Verhältniſſen ihres ganzen Lebens betrachten wollen, war durch Pracht und Reichthum weit von jenem unterſchieden, das ſie in dem ärmlichen Waldhauſe des Vaters bewohnte. Dort, in dem engen Dachſtübchen, war es der Geiſt der Ordnung, welcher mitten aus der Dürftigkeit der Umgebung dem Auge des Beſchauers anmuthig entgegentrat, ſowie die rührende Einfalt und die zarte Sitte, welche ihrem ganzen Weſen, bei aller Freimüthigkeit des Herzens, eigen war und ihrem Aufenthaltsorte ſich eben ſo einprägte. Hier in Eduards Hauſe, in welchem ſie ſeit dem Tode ihres Vaters wohnte, umgab ſie Pracht und Glanz. Der ſeidne Vorhang an den Fenſtern, die geſchmackvollen Geräthe, der offene, mit Noten bedeckte Flügel, die Gemählde an den Wänden, das Ruhebett, auf dem ſie, den Kopf in die Hand geſtützt, eben ſinnend lag; alles zeigte von dem völligen Gegentheil, in das ſich die Verhältniſſe ihres Lebens umgewandelt hatten. Sie ſelbſt hatte ſich in den Jahren, wo uns die Kunde von ihr fehlte, bedeutend verändert. Ihre Geſtalt war voller und blühender geworden; die offene Freundlichkeit, die rückſichtsloſe Heiterkeit, mit der ſie der ganzen Welt entgegenlachte, ſprach nicht mehr ſo unverholen aus den Zügen ihres Angeſichtes; ihr helles blaues Auge ſchien dunkler und die

Freiheit ihres Blickes mit einer ſcheuen Bangigkeit vermiſcht; eine ſanftere Röthe als ſonſt ſchimmerte auf ihren Wangen und ein Zug von ſtiller Wehmuth ſchwebte um ihre Lippen. Die Eigenheit in der Wahl ihrer Kleidung und die verſchwiegene Eitelkeit, die, ſo lange ſie verſchwiegen bleibt, dem Weibe ſo wohl ſteht, ſchien Liſette verloren zu haben und aus dem Reichthume, mit welchem der junge Baron ſie beſchenkte, wählte ſie mit Gleichgültigkeit. Sie hielt es für niedrig, ſich mit Eduards Ketten und Ringen zu brüſten, ja es ſchmerzte ſie tief, wenn ſie ſich damit ſchmücken mußte ,und ſie hatte ihn oftmals mit Thränen in den Augen gebeten, den allzukoſtbaren Geſchenken Einhalt zu thun, mit denen er ſeine unerſchöpfliche Liebe zu Liſetten zu bethätigen meinte. Nach der Entfernung Sebaſtians hatte ihr Verhältniß zu Eduard an Innigkeit und Wärme zugenommen, ſeitdem der Vater in ſeiner hülfsbedürftigen Lage ſich genöthigt ſah, die Unterſtützung des Edelmanns anzunehmen; nach dem Abſterben des alten Anton jedoch und dem kurz darauf erfolgten Todesfall des Barons, ganz und gar der Hülfe Eduards preisgegeben, willigte ſie endlich in ſein dringendes Flehen, die für ſie bereiteten Zimmer im Schloſſe zu bewohnen. In der troſtloſen Bekümmerniß ihrer damaligen Lage und in Angſt und Furcht gejagt durch den plötzlichen Tod ihres Vaters, der in unſäglicher Qual die letzten Tage ſeines Lebens hingeſchleppt hatte, war ſie faſt außer Stande geweſen, über den gewagten Schritt, den ſie that, mit kalter Beſonnenheit nachzudenken. Das Teſtament des Alten deckte ihre völlige Armuth auf, über Sebaſtians und ihr eignes Verhältniß zum Geſtorbenen gab es den traurigſten Aufſchluß, und bekümmert und bedrängt, warf ſie ſich dem Manne in die Arme, der ihr mit voller Liebe entgegen kam und deſſen grenzenloſer Güte ſie auch noch nicht zu entgehen wußte, weil ſie ja mit ganzer, inniger Seele an ihm hing und unter allen Menſchen ſonſt einſam und verloren daſtand. Eduards Neigung war ſeitdem nicht vermindert; ſie hatte ſich in dem täglichen Umgang geſteigert, als die Geliebte, nunmehr in ſeiner Nähe, die ihn unendlich beglückte, Tugenden und Talente des Herzens und Gemüthes entwickelte, die er nirgends in der ganzen weiten Welt in ſo reiner Würde wiederzufinden wähnte. Er ſchien ganz ſeelig in ſeiner Liebe, ganz erfüllt von ſeinem Glücke und in der Nähe der Geliebten keinen Mangel zu fühlen. Dennoch konnte es nicht fehlen, daß ein weiteres Bedürfniß ſeines Herzens und die Sehnſucht nach dem vollen Beſitz der Gattin in ihm rege wurde. Auch in den reinſten Herzen, die an einander ſchlagen, wird die Sehnſucht zum Genuß und zum Augenblicke der innigſten Vermählung, bald leiſe lockend, bald ſtürmiſch dringend, lebendig werden, denn in dieſem Drange liegt das tiefe Geheimniß der Liebe ſtill und ſcheu verborgen. Auch Liſettens Seele mochten neue Wünſche wie leiſe Mahnungen an ein noch ungeträumtes Glück vorſchweben und das war es, was die Freude ihres Lebens und die Wonne ihrer

Liebe ſtörte. Sie gab ſich ſeiner Zärtlichkeit nicht mehr mit unverholner Neigung hin, eine bange Scheu ergriff ihre Seele, wenn er ihre Lippen küßte, ſie war ſelbſt befangen, wenn er ihre Hand ergriff, und ihr Auge ſchwamm in dunkler Gluth, wenn das ſeinige auf ihr haftete.

Um das Maaß der Schwermuth in Liſettens Gemüthe voll zu machen, drängte ſich ihr der Gedanke noch auf, mit dem ſie in den Stunden der Einſamkeit ſich peinigte: was die Welt, was die Menſchen von ihr und ihrem Verhältniß zum Baron denken mochten! Bei ihrem äußeren Erſcheinen genoß ſie alle Rechte und Auszeichnungen, die nur Eduards Gattin zukamen; die Diener des Schloſſes warteten ihr auf, wie ſie nur die gnädige Frau des Hauſes bedienen konnten; an der Mittagstafel erſchien ſie an der Seite des Barons, der untröſtlich war, wenn ſie bisweilen die Laune, allein zu ſpeiſen, durchſetzte; und des Abends war es Eduards höchſter Genuß, wenn ſie beiſammen auf ihrem Zimmer muſikaliſchen Beſchäftigungen die Zeit widmeten. Eduard ſpielte die Flöte, er liebte Muſik leidenſchaftlich, ohne jedoch ſelbſt auf ſeinem Inſtrumente bedeutendes zu leiſten. Liſette hatte in kurzer Zeit das Fortepiano erlernt, ſie übte eine gleiche Meiſterſchaft über ihre klangreiche, innige Stimme, wie über ihr Inſtrument, und Eduard lauſchte wie ein verzückter Geiſt, wenn ſie ſeine Lieblingsarien ſang und auf dem Flügel begleitete. — Es konnte nicht fehlen, daß jedem Fremden, der das Verhältniß zwiſchen Liſetten und dem Baron nur in der Gegenwart betrachtete, beide als ehelich Verlobte erſchienen; wer aber näher darum wußte, daß ſie die Tochter des weiland armſeeligen Gaſtwirths zum grünen Eſel war, und wer zugleich die Macht und Stärke einer tugendhaften Frauenſeele nicht kannte, dem mußte Liſette in einem ſchlimmern Lichte erſcheinen. Was half es ihr, daß ſie mit der Reinheit ihrer und Eduards Neigung die Vorwürfe eines allzu ängſtlichen Gewiſſens niederſchlug; vor den Menſchen blieb dieß verborgen und die arge Welt beurtheilt gar gern zu leichtfertig und böſe alles das, was die zarteſten Intereſſen des Gemüthes berührt. Was half es ihr, daß in guten Stunden die leichte, frohſinnige Seite ihres Weſens lebendig und ſiegreich hervortrat und ſie in reiner Liebe ihres Glücks und ihres ſchönen Daſeins ſich erfreuen ließ; die Stunden der Bangigkeit und Sorge kehrten immer wieder und endlich ward es ihr klar und deutlich, ihr Verhältniß zu Eduard ermangele, zur Vollendung und ſichern Beruhigung, der Rechtmäßigkeit, die nur eine eheliche Verbindung zu geben vermochte. Die Ueberzeugung von dieſem Gedanken, der doch, ſo ſchien es ihr, die Unmöglichkeit ſeiner Verwirklichung mit ſich führte, trug ſie ſchon lange mit heimlichem Kummer in ihrem Innern und er überwältigte ſie auch jetzt wieder, als ſie ſinnend über ſich und ihr Schickſal auf dem Ruhebette lag. „Eduard — rief ſie ſchmerzlich aus — iſt ein edler, ein herrlicher Menſch, oder nein, ich finde keinen Ausdruck, der ſeinen ganzen Werth bezeichnen könnte;

aber er iſt vornehm, er iſt Baron und ich die Tochter des Wirths aus der Schenke zum grünen Eſel. Ein widriges Schickſal hat uns zuſammengeführt, aber das Band, das uns ſcheinbar feſſelt, muß gelöſt werden und ein allmächtiger Gott gebe mir Muth und Stärke, es ſelbſt zu zerreißen! Eduard hat die Welt wenig geſehn. Er muß fort unter Menſchen ſeines Standes, er wird finden und glücklicher wählen unter den Damen ſeiner Geburt; er wird finden und glücklich ſein und über mich walte dann ein gnädiges, barmherziges Geſchick!“

Heiſſe Thränen entſtrömten ihren Augen, ihr Geſicht glühte; ſie fühlte ihr Unglück, ſie fühlte die ganze Unendlichkeit ihres Schmerzes. Da klopfte es zum wiederholten Male an der Thür. Liſette ſtand auf und öffnete: es war Eduard. Er hatte ſich umkleiden laſſen und eilte zu ihr, um ſie über den Unfall, der ihn und den Bruder getroffen, vorzubereiten, oder ſie zu beruhigen, wenn ſie ſchon davon in Kenntniß geſetzt wäre. Ich ſehe Thränen in Ihren Augen, Liſette? fragte Eduard, indem er ſie theilnehmend anblickte. Alſo wiſſen ſie ſchon von dem Vorfall; aber ſeien Sie unbeſorgt, auch Ihr Bruder konnte nur leicht von den Rädern verletzt ſein und die alte Kriegswunde am Arme ſoll, hoff' ich, hier beſſer geheilt werden. — Ich weiß von nichts, rief die erſchrockene Liſette, um Gott! was iſt geſchehen? wo iſt Sebaſtian? — In dem untern Zimmer jenes Flügels im Schloſſe, war die Antwort. Man ſetzte ſich nieder und der Baron erzählte den Vorfall und zwar in ſo ſchonenden Worten, welche die Schuld des ſtürmiſchen Sebaſtian nur leiſe berührten, daß Liſette ſich alsbald beruhigen mußte.

Alſo war nicht dieß die Urſach Ihrer Thränen? begann Eduard nach einer Pauſe. Liſette, werd' ich nie dieſen Kummer kennen dürfen? werden Sie meinen Bitten hartnäckig verſchloſſen bleiben und mir alles anvertrauen, nur die Urſach ihres geheimen Schmerzes nicht, da ich ihn doch theilen und mittragen könnte? Du biſt nicht ſo glücklich, als ich es bin, Liſette. Ich kann mir denken, daß Dein Gemüth nicht ganz befriedigt iſt, daß ich Deine reiche Seele nicht ganz zu erfüllen und zu beſchäftigen im Stande bin; aber ſollte nicht der Anblick eines Menſchen Dich mit zur Heiterkeit ſtimmen, der ganz glücklich iſt in ſeiner Liebe zu Dir, ganz erfüllt von Deinem Werthe, ganz ſeelig in Deinem Beſitze! — Sein gutes, ſeelenvolles Auge hing an dem ihrigen, er ſchlang ſeinen Arm um ihren Nacken und drückte ſie ſanft an ſich, um ihre Wange zu küſſen; da ergriff ſie wieder die Unruhe und die Angſt, die ſie bei ſeiner Berührung fühlte, das Blut wallte tobend in ihren Adern und eine dunkle Röthe ergoß ſich über ihr Antlitz. Sie riß ſich haſtig los aus ſeinen Armen und eilte von ihm; als Eduard aber betrübt und ſchweigend ſitzend blieb, kehrte ſie ſchnell ſich wieder zu ihm, umſchlang ſeinen Hals und drückte einen brennenden Kuß auf ſeine Lippen, um den Guten zu verſöhnen und ihn zu entſchädigen für die allzu hartnäckige Verſchwiegenheit. Dann ſprang ſie, um ihn völlig zu begütigen, zum Flügel, griff in die Taſten und

und ſang eines jener ſchmelzenden Lieder, die Eduard ſo gern hörte, der in ſtummem Entzücken und mit gefalteten Händen daſaß und in ſtiller Andacht auf die Töne lauſchte, die ſie innig und leidenſchaftlich bewegt vortrug.

Es mochte ſpät am Abend ſein und die Dämmerung war hereingebrochen, als Eduard, durch ein Geſchäft abgerufen, das Zimmer verließ. Liſetten überſchlich die Sorge um den kranken Bruder; ſie warf den Mantel über und machte ſich auf den Weg, um Sebaſtian zu beſuchen. Der Baron hatte ihr alles mitgetheilt, was er über den Zuſtand des Kranken in Erfahrung gezogen, ſie hatte das Anerbieten, in ſeiner Geſellſchaft den Bruder zu beſuchen, abgewieſen, ſie wollte ihn allein, ohne Zeugen ſprechen, denn es drängte ſie zu einer Mittheilung mit dem Unglücklichen, von dem ſie in ſeiner Abweſenheit nur das ſchwankende Gerücht vernommen hatte, daß er im Dienſt des Königs ſtände. Es war ſeit der Entfernung Sebaſtians ſo manches vorgefallen, was ihm zu eröffnen nöthig ſchien; zögernd ſtand ſie noch eine Weile, um ſich zu ſammeln und zu dem ſchmerzlichen Wiederſehn ſich vorzubereiten, dann ging ſie über den Schloßhof zum andern Flügel des Gebäudes, mit dem feſten Entſchluß, dem Armen Troſt einzuſprechen und ſelbſt ſeinen Vorwürfen, auf die ſie gefaßt war, mit Geduld und mit Sanftmuth zu begegnen.

Sebaſtians Zuſtand war traurig und troſtlos genug. Der kranke Arm war von einem Arzte neu verbunden, aber der Schmerz der alten, friſch aufgebrochenen Wunde zuckte durch alle Glieder und er ſaß, im Bette halb aufgerichtet, bleich und elend da, als Liſette langſam eintrat und dem Wärter, der bei dem Kranken wachen ſollte, befahl, das Zimmer zu verlaſſen. Biſt du's wirklich? fragte Sebaſtian, als er die Schweſter beim matten Schein der Lampe mit Müh' erkannte. Fräulein Liſette läßt lange warten und ſchmachten, ſetzte er hinzu und ein bitteres Lächeln verzog ſeine Lippe. Liſette begann bei ſeinen Worten zu zittern, als er mit lauterer Stimme fortfuhr: O warum mußt' ich erſt hierher kommen, um hier zu ſterben! Warum durft' ich nicht, von der feindlichen Kugel getroffen, auf der Dommitſcher Heide ruhig einſchlafen! Ach Liſette, Liſette, müſſen wir ſo uns wiederſehen? — Er hatte ſich mit Anſtrengung ganz emporgerichtet und ſank jetzt entkräftet auf ſein Lager zurück. Liſette kniete mitleidig vor ihm; ſie faltete, über ihn gebeugt, ihre Hände um die ſeinigen zuſammen und lehnte ihre Wange an die kalte Stirn des armen Sebaſtian. Nicht dieſe wilde Haſt, mein Bruder, ſagte ſie mit leiſer aber feſter Stimme. Sei geduldig und gönne dir Ruhe. Schone deiner und meiner, wir ſind ja unglücklich genug, und klage nicht mich an, ſondern das Schickſal, das uns ungünſtig war ſeit der unſeeligen Stunde unſrer Geburt. — Es war ihr nicht völlig Ernſt mit dieſen Worten der Myſtik; ſie trug ja, um alles Schickſal zu beſchwören, den ſicherſten Talisman in ihrem Herzen, die ſtille Zuverſicht und die feſte Treue, mit der ſie am Guten hing und an ihrer eignen reinen, unbefleckten Seele. In den Stunden der Trübſal und Angſt hatte ſie jeden Vorwurf überwunden und in ſich aufgelöſt, und ihre Beruhigung ward ſtärker und gediegener beim Anblick des Bruders, der körperlich und geiſtig leidend, an allem zu verzagen ſchien, was befriedigen darf und ſoll. — Wo iſt unſer Vater? begann Sebaſtian. — Er iſt nicht mehr, er lebt nicht mehr unter uns, war die Antwort. — O ich weiß, rief Sebaſtian, hinter dem Hauſe unter dem grünen Hügel, da haſt du ihn beſtattet und das iſt gut von dir. Ob er ruhen wird in Frieden; ob ihm wohl ſein mag im Tode! Doch laß uns nicht von ihm reden, ſprich du von dir, ob du noch die alte treue Liſette biſt. — Warum nicht von ihm reden, mein Bruder! unterbrach ihn Liſette. An des Vaters Todtenbette hab' ich gelernt, wie man nicht ſterben muß und wie ich nicht einzuſchlafen gedenke. Sind doch unſere Sünden ſchon hienieden ziemlich abgethan und das Maaß der Strafe voll, und für das Unverſchuldete giebt es einen ewigen Erlöſer, der unverſchuldet den Reſt der Sünde für uns trug. Sei nur unſer Leben kein Wirrwar, in dem wir eigenſinnig umhertappen, und ſuchen wir nur nach dem Lichte, das in uns dämmert und wenn es erloſchen, wieder angefacht wird durch die himmliſche Gnade. Des Vaters Leben aber war ein Wirrwar und er glich in den letzten Tagen einem unſeel'gen Geiſte, der nach der Verſöhnung mit dem Himmel ringend, ſie nicht findet, weil er ſie Zeit ſeines Lebens nicht in und mit ſich ſelber ſuchte. Wir lebten ganz von der Gnade Eduards und wir brauchten nicht die Entdekkung und Beſtrafung jener unſeel'gen That im Forſte des Barons zu fürchten: ich hatte ſie ihm ſelbſt bekannt und den Thäter entdeckt, mit allen Umſtänden und Veranlaſſungen und mit der vollen Schilderung deſſen, dem das Bewußtſein des Böſen bald darauf den Tod ſo ſchwer machte. Ich traute Eduard und täuſchte mich nicht in ihm; er ſah ein, daß menſchliche Strafe hier verſchwinden müſſe, wo die Stimme des Gewiſſens der härteſte Richter war. Die quälende Unruhe ſeines Innern warf unſern Vater auf das Krankenlager, ſeine Natur erholte ſich zweimal und erſt das dritte Mal erſchöpfte ſeine Kräfte ein abzehrendes Fieber. Er fühlte ſchon lange vorher ſeinen Tod nahen, die peinigende Angſt, in der ſeine Seele ſchwebte, nahm zu, man ahndete und fühlte, daß er vieles auf dem Herzen hatte, aber ſeine Verſchloſſenheit zu verbannen war meinen Bitten und meinen Thränen unmöglich. Auf ſein Teſtament verwies er, das er mit Andeutungen über die Verhältniſſe ſeines Lebens begleitet hat. Er hatte mich eines Abends von ſeinem Lager fortgewieſen und als ich dennoch zu ihm zurückkehrte, fand ich ihn eingeſchlafen. Der ganze Vorrath der Gebet- und Andachtsbücher, die er eifrig zu leſen pflegte, lag auf ſeinem Bette aufgeſchlagen oder unter ſeinem Kopfkiſſen angehäuft. Er ſchien nicht ruhig geſtorben zu ſein. Seine Lippen waren krampfhaft zuſammengepreßt, ſein Kopf vornüber auf die Bücher geneigt, ſeine Hände eng gefaltet: im Leſen und Beten ſchien ihn der

Tod dennoch bitter überraſcht zu haben. — Sein Leben war voll Sünde! — weh' mir, daß das Wort über meine Lippen mußte, weh' dem Kinde, das von den Verirrungen ſeines Vaters ſpricht! — Das Teſtament iſt eröffnet. — Sebaſtian, kannteſt du je deine Mutter? Nein, auch ich die meinige nicht; wir wähnten ſie früh verſtorben. Erinnerſt du dich, daß den Vater eine Unruhe anwandelte, wenn wir nach der ſeeligen Mutter fragten? Ach, Sebaſtian, unſere Geburt iſt ſündenvoll, wir ſind nicht im Sakrament der heiligen Ehe geboren, unſer Vater war niemals ehelich verbunden. O laß mich ſchweigen, Bruder, wenn du mein Bruder biſt. Im Teſtamente ſteht alles geſchrieben, nur eins will ich berichten. „Ich hatte, ſo lautet das Bekenntniß des Vaters, das er wenige Wochen vor ſeinem Tode zur ſpäteren Eröffnung in ſeinem Teſtamente ablegte, ich hatte vertrauten Umgang mit einer Frau, die, ohne daß ich's wußte, von ihrem Manne getrennt lebte und die ich zu ehelichen gedachte, eh' ich erfuhr, daß ſie Anderen nicht minder als mir ihre Gunſt ſchenkte. Ich trennte mich alsbald von ihr, aber ſie ſchob mir das Kind unter, das ſie gebar und bekannte mich als Vater deſſelben. Es war ein gutes, liebes Mädchen, ob ſie aber meine Tochter, ob Liſette mein Kind iſt, mag ich im Geſtändniß meiner Sünden vor Gott nicht bezeugen.“ Ach, Sebaſtian, die Muhme in der Stadt iſt meine Mutter. Wo ſie jetzt leben mag, iſt mir unbekannt, denn ſie hat ihren ſonſtigen Wohnort verlaſſen; ihre Spur hab' ich nicht entdecken können. O, mein Bruder, ſei ruhig, ich bitte dich bei dem Allmächtigen, der uns gnädig ſein möge. Beruhige dich, Sebaſtian, wie ich es that. In der Art unſerer Geburt waltet mehr ein Zufall, als darin, wie wir ſterben und übergehn zu einem andern Leben. Die Sünde, die mich in die Welt einführte, weiſ' ich von mir, denn ſie gehört mir nicht und ich bin ſtill und ruhig in treuer Demuth.

So biſt du alſo nicht meine Schweſter, Liſette? ſagte Sebaſtian mit einem tiefen Seufzer, indem er ſie innig an ſich drückte.

Nein, nein, der alte Anton war nicht dein Vater, der meinige war er, denn ich bin von ſeiner Art, aber nicht du, meine ſanfte, ſüße Taube. Darum konnte, darum durfſt' ich dich auch lieben mit mehr als brüderlicher Neigung, darum konnt' ich dir auch zugethan ſein in heißer Liebe, wie ein Bräutigam ſeiner Braut. — Muß es ſich alſo löſen? Gelobt ſei Gott im Himmel! — Sieh, wie iſt mir nun ſo wohl und leicht um's Herz, da ich weiß, daß du nicht meine Schweſter, daß du die Geliebte meiner Seele warſt und ſein durfteſt. Lebe wohl, Liſette, die ich ſo innig liebte in den Tagen meines Lebens und meiner Stärke; lebe wohl, meine Kraft iſt hin, aber ich ſterbe ruhig, in der Hoffnung meiner Seeligkeit. — Weinend hielt Liſette den treuen Geliebten umſchlungen; ihre Thränen floſſen in milder Wehmuth über ihre Wangen und Sebaſtian verhauchte an ihren Lippen ſeine Seele. Sie hielt ihn noch umfangen, aber ſie fühlte ſeine Wangen kalt, ſeine Arme ſteif und ohne Leben; Sebaſtian lag todt an ihrem Buſen. Der Wundarzt trat ein; er gedachte den Kranken zu beſuchen und fand ſtaunend einen Todten. Liſette verließ das Zimmer und der Arzt übernahm die weitere Sorge für den Entſeelten. Sie eilte zu Eduard, ſie ergoß vor ihm ihre ganze Seele und fühlte Troſt und Beruhigung an ſeinem mitfühlenden Herzen. Am andern Tage ward Sebaſtian im Garten hinter dem Waldhauſe ſtill begraben; neben dem Grabhügel des Vaters ward ein zweiter bepflanzt und eine zweite Trauerweide bog ihre Zweige über den friſchen Raſen.

Liſette aber gehörte ganz und völlig dem Leben an. Nach wenigen Monaten reichte ſie ihre Hand zur ehelichen Verbindung dem Baron, der groß genug dachte, über Vorurtheile ſich hinwegzuſetzen, die der Zufall beſtimmte und die fortgeräumt ſind durch den Einklang der Gemüther. Liſette ward ſein treues Weib und im vollen Beſitze des Mannes, der ihr auf Erden alles war, genoß ſie des Glückes, das ihrem Herzen gebührte und das der volle Erſatz war für die Leiden, welche die Tage ihrer Jugend trübten.

Die Wartburgsfeier.

Novelle.

Es gab vor etwa dreizehn Jahren eine Zeit, wo in Deutſchland nur vaterländiſche und politiſche Intereſſe die Köpfe und die Herzen Aller bewegten. Der Deutſche ſchien anfangen zu wollen, ſeine alte Natur zu verläugnen, die ihn von je auf ein inneres Leben wies, ohne ſeinen Sinn vorzugsweiſe auf die äußeren Bedingungen ſeines Daſeins, auf die Formen ſeines Staates, zu richten. Weil jedoch das Innere nicht lebendig gedeihen kann, ohne ſein Aeußeres mitfortzubilden, ſo verſank das deutſche Leben, da es aus ſeiner Innerlichkeit nicht eigenmächtig heraustreten wollte, oftmals in träge Dumpfheit. Jene Zeit aber, von der wir wiſſen, daß ſtaatiſche Ideen die Köpfe allgemein beſchäftigten, folgte unmittelbar den großen Freiheitskämpfen. Die deutſchen Gauen waren frei, die fremde Zwingherrſchaft beendet, der Tyrann Europa's vernichtet. Deutſchland war von außen geſichert; nun wandten ſich Aller Blicke auf die innern Verhältniſſe des Staates. Die Regenten hatten zeitgemäße Verfaſſungen verſprochen; Schwierigkeiten hemmten die Ausführung; man verkannte den guten Willen edler Fürſten und erhitzte Köpfe rotteten ſich zuſammen, um die vaterländiſchen Gefühle und die, im großen Freiheitskampfe erweckten, Ideen unter ſich wach zu erhalten.

Es war mitten im October des ſiebzehnten Jahres unſers laufenden Säculums, wo, wir Jena's akademiſche Bürger an dem gewöhnlichen Vereinigungsorte vor der Stadt, dem Turnplatze, wiederum verſammelt finden. Der Abend neigte ſich bereits und der kurze, aber ſchöne Herbſttag war zu Ende. Die Sonne beſtrahlte nur noch matt die höchſten Gipfel der kahlen und nakten Felſen, welche das romantiſche Thal, in welchem Jena liegt, wie in einem Keſſel umſchließen; die Stadt lag ſchon verhüllt in Abenddunkel und Herbſtnebel und die Saale rauſchte ſtill und gemächlich ihres Weges fort. In einer Thalſchlucht zwiſchen zweien jener, die Stadt umſchließenden Felsſpitzen lag der Turnplatz, wo die ſogenannte Burſchenſchaft durch Ringen, Kämpfen, Prügeln und dergleichen rühmliche Leibesbewegungen die, in Friedenszeiten und im Dienſte der Wiſſenſchaft erſchlaffenden, Glieder ſtärkte und übte. Aber die Holzböcke ſtanden heute gegen Abend ſchon leer, kein Athlet und Stangenreiter ließ ſich blicken und niemand taumelte die hölzernen Pferde, oder ſich auf ihnen, die öde und verlaſſen, nur in hölzerner Geſellſchaft mit ihres Gleichen, wie Geiſter daſtanden und geſpenſterhaft ihre Viere von ſich ſtreckten. Vielmehr waren Alle, welche ſonſt dieſen Platz zu bevölkern pflegten, auf der mäßigen Anhöhe des nahen Berges verſammelt, wo zu gleicher Zeit ein Wirthshaus ſtand, das den Turnern bei plötzlich einbrechendem, ſchlechtem Wetter zum Zufluchtsort diente; denn ſo ſehr ſie auch allem Ungemach zu trotzen ſich den Anſchein geben wollten, ſo waren doch viele unter ihnen, die vor Wind und Regen gern unterduckten, ſchon aus Eitelkeit, um das ſchwarze, mit Mancheſter beſetzte Wams nicht zu verderben. Die junge Brut der Schulknaben war heut nicht gegenwärtig und es ſchien ſich ein engerer Verein junger Männer und mannbarer Jünglinge in der Verſammlung der Turner gebildet zu haben. Trotz der Uebereinſtimmung im Alter und in der Kleidung, denn jeder trug weite leinene Pludderhoſen, einen bis zum Knie reichenden, einfachen ſchwarzen Rock mit niedrigem Kragen, der die deutſche Bruſt offen zeigte, und in Form eines Baretts eine faltenreiche ſchwarze Sammtmütze; trotz dieſer Gleichheit der äußern Erſcheinung, gewahrte man unter den Verſammelten die größte Verſchiedenheit, ſowohl ihrem Anſtande, ihrer Haltung, als der Stimmung der Gemüther nach. Mehreren von ihnen, vielleicht der Mehrzahl, ſah man es an den ungeſtümen Mienen und bäuriſchen Bewegungen deutlich an, daß ſie wüſte Rohheit für biedere Kraft, Zügelloſigkeit für Frei-

Freiheit und banauſiſche Frechheit in ihren Aeußerungen für ächte Deutſchheit hielten. Wie Buben aus der Ferne oder hinter dem Rücken ſchimpfen, ſo predigten ſie Franzoſenhaß; kam die Rede von Napoleon, ſo überließ man ſich einer bachantiſchen Wuth, ohne zu erwägen, daß jener Mann, nach einem Leben voller Thaten und Uebermuth zu jener ohnmächtigen Einſamkeit verdammt, wo ihn entweder Wahnſinn vernichten, oder — noch elender! — die grauenvolle Langweile langſam aufzehren mußte, nur ein Gegenſtand des Mitleids noch ſein konnte; über Fürſten, Staaten und Volksthum faſelte jeder ſeine, mit dumpfer und ſtumpfer Exaltation aufgegriffenen Phraſen über Freiheit, die der blöde Haufe ſich nicht die Mühe nahm zu verſtehen und die, obgleich zu kraftlos um jacobiniſch zu ſein, doch frech genug, barbariſch und unmoraliſch waren. Dieß, in Verbindung mit oft wiederholten Verſicherungen deutſcher Treue und Bruderliebe, waren ungefähr die Gemeinplätze jener Deutſchthümler, die ſich unter ihren Genoſſen für die deutſcheſten Deutſchen hielten; es waren die eigentlichen Ridikülen der ſogenannten Burſchenſchaft. An den Uebrigen, der Minderzahl, war es leicht erſichtlich, daß ſie am wüſten Lärmen jener nur in ſo weit Antheil nahmen, um vor ihrem Rigorismus nicht lächerlich zu erſcheinen. Es waren dieß meiſt Söhne aus reicheren, vornehmeren Familien, von weniger ſtarkem, zu den Kampfſpielen des Turnplatzes geeignetem Körperbau und in gleichem Maaße von ſanfterer, ſtillerer Gemüthsart, wenngleich auch im Allgemeinen ergriffen von den Freiheitsideen, welche der große Kampf gegen die fremde Zwingherrſchaft erzeugt hatte. Theils war es dieß, theils aber auch die Eitelkeit, welche dieſe Jünglinge an die Turnerei feſſelte. Das Anſehn vor den Leuten und die geſonderte Tracht, in deren Einfachheit ſie Zierlichkeit zu legen wußten, mit dem eng und faltenlos ſich anſchließenden Röckchen und dem, entweder in langen Locken oder, was noch für deutſcher galt, ſchlicht und glatt bis auf die Schultern herabhangenden Haupthaar; das war für Viele das eigentlich Anziehende. Obſchon nun aber der Haufe, der ſich zu dieſer oder jener Partei ſchlug, hier wie immer, unfähig war, rein und ſicher eine Idee um ihrer ſelbſt willen und ohne ſich von Nebendingen feſſeln zu laſſen, in ſich lebendig zu erhalten; ſo mußte es doch eben eine bedeutungsvolle, von der Zeit ſelbſt herbeigeführte Idee ſein, welche die geſammte deutſche Jugend ergriff und den Drang bei dieſer erklärlich macht, ſich an einander unter den Formen deutſcher Eigenthümlichkeiten anzuſchließen, um über den Stand der Dinge in Staat, Kirche oder den geſellſchaftlichen Verhältniſſen des Lebens mit Begeiſterung zu reden und abzuſprechen. Selbſt wenn nicht bloß die, Maaß und Sitte überſchreitenden, Extreme, ſondern der innere Kern der damaligen Stimmung der Gemüther verkehrt und tadelhaft geweſen wäre, ſo müßte es ſchon um deßwillen als ein nicht unwichtiges Phänomen in der Geſchichte des deutſchen Lebens zu betrachten ſein, daß in jener Zeit eine Volksſtimmung in Deutſchland ſich überhaupt politiſch äußerte. Und ſo waren es denn in der That einige jener großen Ideen, die ſeit der Revolution das zum Bewußtſein erwachende Volk lebhaft ergriffen und beſchäftigten, welche auch die Köpfe der deutſchen Jugend durchzuckten, wohl hier und dort in kümmerlicher Erſcheinung mißgeſtaltet und verzerrt hervortraten, aber ihrem innern Kerne nach in dem fortſchreitenden Gange der Geſchichte des Menſchengeſchlechtes tief begründet lagen.

Auf dem Platze vor dem Wirthshauſe ſtanden oder ſaßen die deutſchen Jünglinge zu einzelnen Gruppen vereinigt, je nachdem ſie die Neigung zu einander hinzog oder Abneigung von einander entfernte. Man ſchien den heutigen Abend ernſtlicheren Berathungen und Mittheilungen zu widmen; deßhalb war unten der Platz, wo die Leibesübungen ſonſt ſtattfanden, heute leer. Hier ſtand ein Paar treuer Freunde, welche, Arm um Arm geſchlungen, ſchweigend in die Ferne ſchauten, oder in das tiefe Thal hernieder, das die Saale plätſchernd durchrauſchte; denn es giebt eine Freundſchaft unter den Jünglingen, der es genügt, in gedankenloſer, aber dennoch gefühlvoller Gemeinſchaft, ſtumm ihr Glück zu genießen. Dort drängte ſich ein hörluſtiger Haufe um einen eifrigen Redner, welcher an die Thaten im Befreiungskriege mit Begeiſterung erinnerte, wozu das Ordensband im Knopfloch oder gar die Wunde am eignen Körper ihn vorzugsweiſe zu berechtigen ſchien. Denn es waren manche unter ihnen, welche, vom Jubel des Freiheitsgefühles ergriffen, im Jahre funfzehn unter den Reihen der deutſchen Krieger freiwillig mitgekämpft und nach ihrer Rückkehr wieder angefangen hatten, den Wiſſenſchaften obzuliegen. Jetzt nahte wiederum der achtzehnte October, als der große Tag, an welchem der Grundſtein zur Befreiung Deutſchlands gelegt worden war, und die Freiheitskämpfer waren beſonders geſchäfftig, für die kurz verlebten Heldenthaten von neuem die Genoſſen zu entflammen und auf jenen Tag hinzudeuten, weil es an ihm hiſtoriſch und offenkundig erwieſen werden müſſe, daß die Deutſchen nicht getrennte und geſonderte Völker, ſondern Eine Nation ſeien, deren Einheit zu erhalten jeder Vaterlandsfreund willig und freudig ſein Leben opfern müſſe. Neben ihnen waren außerdem noch konventikelſüchtige Frömmler eifrigſt bemüht, die Gemüther für ihren Zweck zu ſtimmen. Die Feier der Leipziger Völkerſchlacht ſollte dießmal noch eine höhere Weihe dadurch erhalten, daß man die Jahrhundertfeier des Beginns der Reformation damit in Verbindung ſetzte. Man mag die kränkliche Prüderie der Frömmelei für eine traurige Verirrung einer urſprünglich tugendhaften Geſinnung halten; darin fehlten die Jünglinge nicht, daß ſie es für deutſch hielten, religiös zu ſein. Auch ſetzte man damals die beiden Feſte in die engſte Gemeinſchaft. Vor vier Jahren ward die Herrſchaft des Tyrannen Europa's erſchüttert und die politiſche Freiheit Deutſchlands begründet, ſowie Luther vor dreihundert Jahren an dem Gebäude der Hierarchie zu rütteln begann und auf ihren Trümmern den Grundſtein legte zur kirchlichen Freiheit der Welt. Um dieſe Doppelfeier auf die würdigſte Weiſe an jenem Orte zu begehen, wo Luthers Wirken ſo bedeutungsvoll geweſen war, hatte man die Wartburg dazu auserſehen und man erfreute ſich einer günſtigen Gewährung der Bitte, welche dieſerhalb an den edlen Großherzog von Weimar ergangen war.

Dieſe Angelegenheit war der Gegenſtand der heutigen Berathung. Die kirchlichen und die Freiheitslieder, welche an jenem Tage geſungen werden ſollten, waren ausgewählt, die Folge, die in den Feierlichkeiten ſtattfinden ſollte, beſtimmt und von vielen Hochſchulen Theilnehmer dazu eingeladen. Es war heut' das letzte Mal, daß man ſich in Jena verſammelte; am nächſten Tage wollte man nach der Wartburg aufbrechen. Die Geſchäffte zur Vorbereitung waren beendigt; aber alle ſtanden noch zu einem Haufen im Kreiſe herum verſammelt, in deſſen Mitte einer von ihnen ſich befand, um welchen man den nächſten Platz, mit einer Art Ehrerbietung, zum freien Spielraum offen ließ. Ein tiefes Schweigen herrſchte in dem dichtgedrängten Schwarm; Aller Blicke waren auf den Einen gerichtet, an dem ſie mit Liebe zu hangen ſchienen und aus deſſen Munde ſie nach gewohnter Weiſe auch heute kräftige, ermunternde Worte zu vernehmen hofften. Dieſer Auserwählte, dem die übrigen, trotz dem, daß Freiheit und Gleichheit unter ihnen herrſchen ſollte, den gebührenden Vorrang freiwillig einzuräumen ſich gedrungen fühlten, und der als der eigentliche Mittelpunkt des Vereines zu Jena galt, weil in ihm die Flamme deutſcher Begeiſterung am reinſten glühte, — war Otto, ein Graf Walter von Hayna, aus Rheinheſſen gebürtig, wo der Sitz ſeines Vaters und die anſehnlichen Güter ſeiner Familie lagen. Die beträchtlichen Einkünfte, die er aus dem väterlichen Hauſe zog, verwendete er, nach Befriedigung der eignen ſpärlichen Bedürfniſſe, ſämmtlich zur freigebigſten Unterſtützung der armen Brüder und Genoſſen, welche immer eine zahlreiche Klaſſe auf Univerſitäten bilden. Waren ihm dieſe, ſchon aus Dankbarkeit, unbedingt ergeben, ſo ehrten ihn die übrigen, welche nicht in ſo enger Berührung mit ihm ſtanden, wegen des tiefen Ernſtes, womit er der deutſchen Sache ergeben war, wegen der Einſicht, die ihm zu Gebote ſtand, und wegen der Kraft und Anmuth ſeiner Reden, mit denen er ihre Feſte verſchönte, ihren Sinn ermuthigte und die wahre Bedeutung ihres Vereines ihnen vor Augen führte. In ſeinem Aeußeren hatte er nichts, was den reichen Grafen ankündigte; im Gegentheil, der ſchwarze Kittel, den er trug, war ſo ſchlecht und abgenutzt, wie nur einer, nur das preußiſche eiſerne Kreuz auf ſeiner Bruſt war eine Auszeichnung, die ihm aufgedrungen war. Sein ſtarkes Haupthaar fiel nachläßig auf die Schultern herab; Wange, Kinn und Oberlippe waren von braunen Locken dicht beſchattet und aus dieſem wilden Haarwuchs blickten die feinen, ſanften Züge ſeines blaſſen Angeſichts kaum erkennbar hervor. In ſeinem Aeußern ſchien er, obwohl er nicht von auffallend großer Geſtalt war, eine gewiſſe heroiſche Haltung ſich aufzuzwingen, in ſeinem Gange lag ſtolze Sicherheit, die freie, nackte Bruſt trug er gehoben, ſowie die glatt geſcheitelte Stirn, und nur in den Blicken ſeines braunen, ſchönen Auges lag eine unſichere, ſcheue Verlegenheit, die er ſonſt aus ſeinem Weſen, in ſeinem äußern Erſcheinen wenigſtens, verbannt hatte. Im Strahl des Blickes läßt ſich die innere Stimmung nicht verbergen, das Auge wird zum wahrhaften Verräther der Seele, ſelbſt wenn alle unſere Züge lügen, und ſo ſtand denn bei Otto der ſanfte, warme Blick ſeines ſeelenvollen Auges mit dem ſcheinbar Rohen ſeines äußern Weſens in räthſelhaftem Kontraſte und brachte eine ſeltſame Verwirrung in ſeine ganze Natur. Daß er übrigens perſönlichen kriegeriſchen Muthes fähig war, bewies das Ordenskreuz auf ſeiner Bruſt. Er hatte im zweiten Befreiungskriege mit den Söhnen der Muſen die Hochſchule verlaſſen, um ſich einem Freicorps anzuſchließen, das ihn zu ihrem Führer und Offizier ernannte. Nach einigen unbedeutenden Gefechten, durch die er ſich und ſeine Schaar zum Kriegsdienſt einweihte, faßte er, obwohl nebſt der Mehrzahl ſeines Haufens ein Süddeutſcher, den Entſchluß, den preußiſchen Fahnen ſich anzureihen, um unter Preußen zu kämpfen, die nach den größten Aufopferungen vorzüglich berufen ſchienen, die tiefe Schmach, in der Deutſchland und vornämlich ſie geſeufzt, zu rächen. Erſt einem Landwehr-, dann einem Linienregimente mit den Seinen einverleibt, hatte Otto das Glück, unter Bülow die Schlacht bei la Belle Alliance mit entſcheiden zu helfen und den Einzug der ſieggekrönten Befreier Europa's, in Paris mitzufeiern.

Gedankenvoll, wie in einen Traum verloren, ſtand der Graf Walter von Hayna im Kreiſe der Brüder, den Kopf in die Hand und den Arm auf den niedern Aſt des neben ihm befindlichen Baumes geſtützt. Was haftet ſein Blick am Boden, während die Genoſſen ihn ſchweigend umringen? Denkt er einer fernen Geliebten, oder des ſchönen Rheinthales, wo ſeine Heimath iſt, die er ſo lange nicht wiederſah?

Ihr, meine deutſchen Brüder, begann Otto, ſich plötzlich aus ſeiner nachläßigen Stellung kräftig aufrichtend, wer unter uns einer Sünde gegen die Kirche, gegen die Tugend, gegen die Menſchheit, gegen Recht und Billigkeit ſich bewußt iſt; er trete vor und laſſe ſich richten nach dem ſtrengſten Gerichte, er laſſe ſich meſſen mit dem ſchärfſten Maaße, mit dem gemeſſen werden kann. Sind wir anarchiſche Sektirer, ſind wir Empörer gegen Staat und Kirche, daß man uns verketzern darf? Predigen wir Geſetzloſigkeit? Sind wir Volksaufwiegler und Fürſtenhaſſer? — Die Freiheit wollen wir, nicht aber die Willkür. Die Freiheit ſuchen wir und das Geſetz wollen wir, denn das Geſetz iſt die in feſten Formen geſicherte Freiheit. — Man will uns bei den Fürſten anſchwärzen; leſ't die Schriften jenes Profeſſors gegen den Tugendbund, des Verräthers Kotzebue, dem die Zertrümmerung der

Glasſcheiben ſeines Hauſes in Weimar noch nicht genügte, und hier den Bericht des Herrn von Stourdza über Deutſchlands Hochſchulen, der zum Glück ein Ausländer iſt und demnach ohne deutſchen Sinn über deutſches Weſen ſprechen darf. Was hat man von uns zu fürchten, wenn wir die Fürſten — nicht haſſen, weil ſie Fürſten ſind, ſondern nur wenn ſie eigenſüchtig das Wohl des Volkes nicht im Herzen tragen, oder wenn ſie argwöhniſch und kurzſichtig ſind, es nicht zu befördern. Daß wir die Fürſten lieben, deren Wille mit dem Willen des Volks ein und derſelbe war, das haben wir bewieſen, indem wir für ihre Sache kämpften, als wir für uns und unſere Freiheit dem Tode die Stirn boten. Denket nicht, ihr Engherzigen, daß wir die Fahne des Aufruhrs aufzupflanzen geſonnen ſind. Selbſt aber auch in der Empörung würde der Deutſche mäßig und vernünftig ſein; vor den blutigen Gräueln der Revolution bewahrt die deutſche Tugend und die deutſche Liebe. Was habt ihr zu fürchten, Kleinmüthige, wenn wir deutſchen Sinn in deutſcher Bruſt zu erhalten uns bemühen, denn Tugend, Vaterlands- und Feiheitsliebe blühen aus der Fülle des deutſchen Herzens. Was habt ihr, Kleingläubige, zu fürchten, wenn wir in der Entzückung vaterländiſcher Begeiſterung laut jubeln, daß Deutſchland Ein Land und das deutſche Volk Ein Volk ſei, und wenn wir uns ſträuben, den deutſchen Nationalſinn wieder verkehren und verkrüppeln zu laſſen in kleinlichen, eiferſüchtelnden, zwieträchtigen Provinzialſinn? Iſt es denn ein Hirngeſpinnſt, wenn wir ſagen, die Deutſchen ſeien Eine Nation und müſſen es bleiben? Iſt nicht der ganze Freiheitskampf und zuerſt die Leipziger Schlacht, wo die getrennten Schafe ſich zur Heerde wiederfanden, iſt ſie nicht der Grundſtein zum Tempel der Freiheit wie der Einheit Deutſchlands? Nicht aus dem Gehirn eines einſamen Grüblers, nein! hiſtoriſch, ſelbſt ſich erzeugend iſt die Idee der deutſchen Einheit in die Wirklichkeit getreten. Wir ſind Ein Volk: das fühlten wir damals kräftig und innig, als es wie

Geiſterruf in den innerſten Tiefen unſeres Gemüthes ertönte: Auf, ſammelt euch zur großen Gemeinſchaft! Darum traten wir hin und ſchlugen den Tyrannen von den deutſchen Gauen, nicht eher, als bis wir dieß lebendig fühlten, und die innere Einheit, die Alle beſeelte, wurde kühn zu Tage gefördert. Statt Provinzialſinn und philiſterhaften Eigenſinn, deutſche Eintracht in der Bruſt, ſtatt aller Zerſtückelung und Kritelei des beſeeligenden Glaubens, religiöſe Inbrunſt im Buſen — ſo zogen wir den Schaaren Galliens entgegen und blieben Sieger. Lorbeerbekränzt kehrten wir zurück, Hand in Hand, die mit einander gefochten, Herz am Herzen, noch trunken von der Wonne des Sieges — und wir ſollten willig zurück in die Schranken des Krähwinkeldaſeins, das man wieder aufzubauen anfing? Der Oeſtreicher, der Preuße, der Baier, der Würtemberger, alle haben ſich im heiligen Kampfe als Ein Volk begriffen und erkannt, und die Zeit des Heils ſollte äußerlich nicht erſcheinen, da es der Wunſch und die Sehnſucht der Welt hervorrufen will? — Baiern und Würtemberg, wollt ihr ſagen, folgten gleich Anfangs den Fahnen Napoleons, Oeſtreich hatte allein und einzeln ſeine Kraft erſchöpft, Preußen ſchwankte lange mit verſteckter Klugheit, bis es eben ſo wie jenes, allein kämpfte und unterlag! Wo war da der Einklang Deutſchlands, wo und wann tritt er freiwillig und ganz hervor? — Das haben, ſage ich, die Fürſten gethan mit ihrer Politik. Das Volk, das deutſche Volk hätte nicht alſo gehandelt; denn alsbald ward ſeine Stimme laut und ließ ſich nicht mehr dämpfen, da brach der Trug und die allgemeine Loſung war: Deutſchland! Freiheit! Unter dem Drucke fremder Kriegsgewalt, während der Verblendung der heimiſchen Fürſten lernte das Volk ſeine Einheit kennen; in den Zeiten der tiefſten Demüthigung fingen wir an, unſere Größe zu begreifen. Daß Deutſchland frei wurde, war des Volks eigne That, nicht die Fürſten, nicht der Adel, nicht die ſtehenden Heere vermochten es; ſie hatten das ihrige bereits gethan;

than; ſie waren unterlegen oder hatten ſich nur ſcheinbar freiwillig vor des Tyrannen Siegeswagen geſpannt. In der Maſſe des Volkes ſchlummerte noch die alte Kraft und der ſchlummernde Löwe erhob ſich plötzlich aus ſeiner trägen Ruhe. Was trieb aber damals den Mann aus den Armen des Weibes, was den Jüngling vom Buſen der Jungfrau und der weinenden Aeltern? Warum ſtieß der Bürger das Höchſte, das er kennt, das ſtille Glück der Häuslichkeit, von ſich, was zog ihn nach dem Donner der Feldſchlacht mit heiliger Allgewalt? — Es war das allgemeine Gefühl, daß die Zeit gekommen war, wo ein jeder durch die eigene Thatkraft den zertrümmerten Staat neu errichten müßte, der nun ſeine That wurde. Deßhalb gebührt dem Volke eine neue, zeitgemäße Verfaſſung und die Fürſten haben das erkannt und in der trunkenen Freude über die Siege ihrer Völker ihnen verhießen. Seit der franzöſiſchen Revolution begannen die Nationen mündig zu werden. Bewahre uns ein gütiges Geſchick, daß die Revolution die Reiſe um die Welt macht, wohl aber bedarf die Menſchheit, ihr ſtaatiſcher und geſellſchaftlicher Zuſtand, einer Reformation; denn das Volk verlangt. ſeine Stimme geſetzlich laut werden zu laſſen, ſeitdem es aufgerufen wurde, ſich ſelbſt zu vertheidigen, und der Staat ſich nicht ſelber zu retten vermochte. Als der edle Friedrich Wilhelm das Volk zu ſeinen Fahnen rief, that er freiwillig und freiſinnig das Geſtändniß, daß nicht der Staat das Volk, ſondern das Volk den Staat retten müſſe. In Frankreich ſahen wir Ludwig den Sechzehnten die Notabeln des Reiches zuſammenberufen, um der allgemeinen Noth zu ſteuern. Es war daſſelbe Geſtändniß der eignen Unfähigkeit der Regierung, in der beſtehenden Form ſich zu retten, in beiden Staaten, dort im Gedränge des überhäuften Schuldenweſens, hier, in Preußen, im Andrange der fremden Kriegsgewalt und Despotie.

Ihr, meine deutſchen Brüder, wir predigen neben unſerer Freiheit nicht allgemeine

Gleichheit; neben unſern Menſchenrechten nicht das Regiment des Pöbels. Sind ſolche Phraſen in unſerem Munde, laßt ſie uns abthun, um Gott! meine deutſchen Brüder, laßt uns nicht jacobiniſch ſein. Das aber iſt hervorgegangen aus Frankreichs wüſter Umwälzung, daß der ſogenannte dritte Stand der erſte, ja der einzige iſt in vernunftgemäßen Staaten, daß Geiſtlichkeit und Adelſtand beſchränkt werden müſſen, bis ſie ſich ganz in Bürgerthum verwandelt haben, damit nur Fürſt und Volk daſei und keine anmaßliche Zwiſchenklaſſe, deren Vorrechte der Barbarei früherer Geſchlechter angehören. Was wollt ihr Einen freier ſein, damit die Andern mehr Knechte wären? Als noch eine hohe Stutzperücke in majeſtätiſchem Anſehn ſtand und unter den glatten Köpfen ehrfurchtgebietend einherwandelte, da galten eure Privilegien, auch wenn ihr derſelben nicht würdig waret; aber ſintemal wir alle frei ſind und die Knechtſchaft nicht mehr gilt und die Stutzperücke lächerlich erſcheint, dieweil wir alle glatte Köpfe tragen: nun denn, herab mit dem ganzen altmodiſch betroddelten Plunder! Gebt mir mein gräflich Wappen her; ich will es zerbrechen. Gebt mir meinen Adelsbrief; ich will ihn verbrennen und ſeine Aſche in die vier Winde zerſtreuen. Nennt ihr adelig ſein, auf der Bärenhaut liegen, derweil eure Vorfahren groß und herrlich glänzten? Fort mit ſolchem niederen Adel und es gelte ein höherer! Wollt ihr adlig ſein, ſeid treu, ſeid bieder und edel, ſeid deutſch, ſo ſeid ihr adlig, denn ihr tragt den Adel eures Volkes in euch. Wohlan denn! es gelte kein Adel außer dem Adel der Geſinnung, dem Adel des Gemüthes!

Ein rauſchender Beifall ertönte jetzt aus dem Kreiſe der deutſchen Jünglinge und unterbrach eine gute Weile Otto's Rede. Man jubelte laut, man warf die Mützen in die Höhe, man umarmte ſich jauchzend. Ein Lebehoch der Freiheit und des deutſchen Volkes ward von mehreren Seiten angeſtimmt; es lebe Otto Walter! riefen endlich alle einmüthig und die Nahſtehenden ergriffen ihn am Arm und drückten ſeine Hand an ihre Bruſt.

Ihr meine deutſchen Brüder! begann Otto wiederum nach einer Pauſe des Nachſinnens. Sein Auge blickte kühn und ſtolz in dem Kreiſe der Seinen umher, von ſeinen Wangen ſtrahlte eine dunkle Gluth und ſeine Hände bewegten ſich zur Begleitung ſeiner Worte in ſeltſamer Haſt. — Wem ich zuviel geſagt zu haben ſcheine, wem meine Worte zu hart dünchten, der betrachte die Entwickelung des deutſchen Geiſtes! Erſt ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts iſt die deutſche Nation ſich ihrer ſelbſt bewußt geworden. Jahrhunderte lang hatte Deutſchland eine Rolle geſpielt, um erſt da die Blüthe ſeines Geiſtes zu genießen. Die Geiſtlichkeit ermangelte eines allgemeinen Karakters, weil die Deutſchen in religiöſer Hinſicht geſpalten waren. Der Adel war entweder als Landadel verbauert, oder als Hofadel franzöſirt. Als ſolcher opferte er, wie die Fürſten, fremden Götzen, er war nicht deutſch in Deutſchland und tanzte, nach dem

Abfall vom eigenthümlichen Gott, um das goldne Kalb der Gallomanie. Das Bürgerthum war als Spießbürgerei verachtet und zurückgedrängt in ein ärmliches Krähwinkeldaſein. Aber dennoch erhob ſich, trotz der verkehrten Erniedrigung, aus der Hefe des Volkes, wie der Adel die Mehrzahl nannte, aus dem Schooße der Nation, dem Bürgerthum, das Licht des deutſchen Genius, und von ihm aus durchdrang die eigne Lebenswärme die andern Klaſſen der Nation. Betrachtet die Dichter Deutſchlands, die am meiſten deutſch waren, am wenigſten fremden Formen nachrangen! Leſſing wirkte ſo unendlich auf die Bildung des Geſchmackes, er wälzte den unflätigen Schmutz von der reinen Büſte der Göttin fort; aber noch fehlte der entzündende Funke, der die Gemüther in Flammen der Begeiſterung für ſich ſelbſt und den eignen Genius der Nation anfachte. Ein Lied von Bürger, Schiller — wirkte aus der Tiefe der verſchloſſenen Bruſt. Sie rüttelten durch ihre Lyrik die rohe deutſche Seele aus dem ſtarren Schlummer, Anfangs ſelbſt mit rohen und rauhen Tönen, Bürger, ohne ſelbſt aus jener Sphäre ſo genannter plebejer Volksdichtung heraustreten zu können, Schiller, nur anfangend in dieſer Weiſe und ſich ſelbſt herausarbeitend aus ſchwäbiſchem Sinn und Dialekt zu idealerem Aufſchwung des Geiſtes. — Bei andern Nationen hat ſich die Bildung langſam zur Höhe, die ſie erreichen konnte, hinaufgeſchleppt; was bei ihnen die Frucht von Jahrhunderten geweſen, vollendete ſich in Deutſchland binnen Jahrzehenden. Urplötzlich ſprudelte die heilige Quelle der Poeſie und brauſte mächtig von hinnen, alle Dämme durchbrechend, ſo vornehme Philiſterei und abgeſchmacktes Franzoſenthum ihr entgegenſetzten. Das ſcholaſtiſche Wörtergerippe früherer altbackener philoſophiſcher Syſteme ſtand bald öde und verlaſſen; der iſolirte Verſtand hatte ſich erſchöpft und ſeine eigne Grube ſich gegraben. Die Philoſophie begann ſich auszuſöhnen mit der Welt, mit der Wirklichkeit und mit der Poeſie. Die Naturphiloſophie durchdrang die Tiefen des Weltalls mit heißem Durſte nach Wahrheit; ihre Ahndungen flogen wie göttliche Pfeile durch den Nebel religiöſer Meinungen und ketteten die Erde mit dem Himmel, den Menſchen mit der Gottheit wieder neu an einander. Das Feld der Wiſſenſchaften glich nunmehr einem blühenden Garten und es fehlte nicht der vereinende Mittelpunkt, zu dem alle Nebengänge führten; im Schooße der Religion liegt alles geborgen. Der Deutſche war nie ſo deutſch geweſen, als er es wurde ſeit dieſer Zeit. Und man drang auf das Weſen der Deutſchheit mit heiligem Ungeſtüm. Man haßte mit gerechtem Eifer alles, was uns vom fremden Affendienſt anklebte; das Mittelalter ſtrahlte wieder neu und herrlich in unſere Zeit herein, weil wir anfingen, wieder deutſch zu werden. Und wo bei dieſer naturphiloſophiſchen Richtung, bei dieſer Hinneigung zum Mittelalter, noch vieles lückenhaft und ungenügend ſchien, die Poeſie wußte alles zu verſöhnen und die Lücke auszufüllen. Man nannte ſie romantiſche Poeſie, weil ein neuer Name für nie Dageweſenes entſtehen mußte. Denn ſie lockt aus der Tiefe der Seele nie geahndete Töne; der Abgrund des Geiſtes liegt ſchaurig und wild vor uns aufgedeckt; die Liebe und die Sehnſucht durchziehen zitternd die deutſche Bruſt in unendlicher Seeligkeit. Die Sprache der Dichter wird geheimnißvoll, unverſtanden von verknöcherten Herzen und verkrüppelten Köpfen; ſie iſt ahndungsreich, andeutungsvoll, eine Stimme des Heiligſten, ein Klang des Unendlichen. Mit dem Denken der Weiſen ausgeſöhnt, mit der Religion verſchwiſtert, grub ſich die Poeſie tief in den Schacht aller deutſchen Gemüther und war ein geheimes Band der Geiſter, ein unverwüſtlicher, ewig geſchloſſener Bund aller deutſchen Brüder. Sie konnte nur innerlich Anfangs wirken; deſpotiſch lag das eiſerne Scepter Napoleon's auf den deutſchen Gauen; ſie konnte nur empören und das geheime Bündniß der Gemüther ſtiften, die jetzt noch troſtlos und trauervoll von der Wirklichkeit ſich abwendeten, im Schooße der Wiſſenſchaft und Kunſt Ruhe und Befriedigung zu finden. Aber der Friede wohnt nicht ſo ſtill und ſcheu in der Bruſt verborgen. Kann er nicht heraustreten aus der Nacht des verſchloſſenen Buſens und dem offnen Tage frei und frank verkünden: ſieh, ich bin da, die Welt zu entzücken! — ſo iſt er kein Friede, keine Ausgleichung des Innern und Aeußern, keine Verſchmelzung des göttlichen Geiſtes im Menſchen mit ſeinem irdiſchen Körper; er iſt keine Verſöhnung der Idee mit der Wirklichkeit, er iſt nur ein geheimes, inneres Kochen der bedrängten Lebensgeiſter, die ſich Luft verſchaffen müſſen, ſei's heut' oder morgen!

Otto hatte geendet. Seine Bruſt wogte noch auf und nieder von der Anſtrengung des Redens; er ſetzte ſich erſchöpft auf die Bank, welche die Freunde ihm unterſchoben, und ſenkte ſtill und ruhig den Blick zur Erde. Die zweite Abtheilung ſeiner Rede hatte ſehr verſchieden auf die Verſammlung gewirkt. Während die Gemüthlichen, die Gemäßigten unter den Jünglingen, ihr ebenfalls Beifall ſchenkten, unterlag ſie mehrfachem Tadel von Seiten der Strengen, der Rigoriſten, welche wir oben als die Mehrzahl bezeichneten. Nach ihrer Anſicht hatten die letzten Worte des Redners eine Weichlichkeit der Geſinnung verrathen, die das gerade Gegentheil von dem Geiſte ſei, der ſie Alle beſeelen müßte, und ſtatt die Kraft, mit der Otto begonnen, durchzuführen oder vielmehr noch zu ſteigern, hätte er ſich in unbeſtimmte Gefühlsmeinungen verloren, die ihrem Syſteme nicht fremd, aber, zu weit ausgedehnt und mit Ergießungen eines weichen Herzens übergoſſen, der Würde des deutſchen Sinnes unangemeſſen ſeien. Otto's Anſichten ermangelten überhaupt aller Beſtimmtheit; auf der Wartburg dürfe man ſich nicht mit Auseinanderſetzung der Einheit des deutſchen Volkes begnügen, dieſe ſei die angenommene Baſis, auf der man nicht ſtehn bleiben dürfe; man müſſe vielmehr den Zweck des Vereines klarer und ſicherer in's Auge faſſen und der Welt deutlicher zu erkennen geben, was ſie ins Werk zu ſetzen entſchloſſen ſeien. Die ganze poetiſch exaltirte Rede Otto's, äußerten Einige, ſei ſehr wohl fähig, Laien für ihren Verein zu gewinnen, allein vor Eingeweihten in ſo unbeſtimmten Allgemeinheiten zu reden, ſei mindeſtens überflüſſig. Man war in den Urtheilen hier eben ſo undankbar, wie bei der Betrachtung eines Kunſtwerks gewiſſe Kritiker. Dazu kam, daß jene Scharfzüngler, die ſich den Anſchein gaben, als wollten ſie den ganzen politiſchen Zuſtand Deutſchlands über den Haufen werfen, nichts weniger als beſtimmte Maaßregeln anzugeben wußten und ſich ebenfalls einer Allgemeinheit in ihren Meinungen und Grundſätzen überließen, die ihre eigne Ohnmacht an der Stirne trugen. Ja, der Erfolg hat erwieſen, daß dieſe Starkgeſinnten, die ihre Freiheitsideen prahleriſch zur Schau trugen, am leichteſten zu mildern Geſinnungen herabzuſtimmen waren, als die deutſchen Regierungen durch einzelne Verhaftungen oder dergleichen lindernde Mittel verſuchten, die weitgehenden

Träume der Jünglinge in eine enge Wirklichkeit zu preſſen. Tiefer, inniger und alſo mächtiger war die Geſinnung der Gemäßigten; für ſie iſt die Einheit Deutſchlands nicht untergegangen, weil ſie dieſe nicht in äußern Formen ſuchen, ſondern auf ideale Weiſe in deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft.

Otto hatte ſich ſtillſchweigend entfernt, während jene Urtheile über ihn laut wurden. Er fühlte ſelbſt an ſich den Mangel an dauernder Kraft, den die Brüder an ihm rügten, und er wußte nur allzu gut, daß die ſtrenge Härte und die kalte Beſonnenheit eines eifernden Politikers, die er im Anfange ſeiner Reden zu behaupten ſich bemühte, am Ende derſelben von einem wärmern, weicheren Gefühl immer verdrängt und überſchüttet wurde. Hatte er in dem Ausſpruch ſolcher Gemüthsbewegungen dem gefühlvollen Naturell ſeines Herzens ein Genüge gethan, dann pflegte er, um ſich zu ſammeln, die Einſamkeit zu ſuchen, und es gelang ihm dann auch mitunter, nach harten, innern Kämpfen, die kalte, beſonnene

Haltung wiederzugewinnen, die nach ſeiner Meinung durchaus unerläßlich war, um ein politiſcher Reformator Deutſchlands und ein Mitglied jenes Vereines genannt zu werden, dem er ſich in dieſer Hinſicht angeſchloſſen hatte. Seinen Adel aufzugeben, galt ihm nur ein leichtes Opfer für ſeine patriotiſchen Ideen, weil mit ſeiner gräflichen Abkunft keinesweges eine tugendhafte, unſträfliche Geburt verknüpft war. Otto war das Kind einer ſchwachen Stunde ſeines Vaters, zu der ihn die Liebe zu der reizenden Tochter eines Kuchenbäckers in Mainz vermochte. Minchen feſſelte den reichen Grafen Walter von Hayna, der, in den drückenden Banden einer conventionellen Heirath, das Bedürfniß zu wahrer Liebe in ſich fühlte und in der Hinneigung zu der kindlich liebevollen Bürgertochter vollauf befriedigt fand. Der arme, aber ehrſame Kuchenbäcker gab nur mit Unwillen den Umgang ſeines Kindes mit dem Grafen zu, deſſen Beſuche jedoch immer mit bedeutenden, ihres Zweckes nicht ganz verfehlenden Geſchenken begleitet waren; als jener Minchens Schwäche benutzt und überliſtet hatte und der Alte Großvater eines unehlichen Enkels zu werden fürchtete, ward er ſchwieriger und den Beſtechungen unzugänglicher, und als er endlich in Kenntniß zog, daß der Graf Walter v. Hayna, der ſeine Verhältniſſe ſtets in ein gewiſſes Dunkel zu hüllen gewußt hatte, bereits vermählt ſei, daß alſo ſeine Tochter mit ihm in Ehebruch lebte, da erwachte ſeine, von den harten Thalerſchichten nicht ganz unterdrückte, tugendhafte Geſinnung in voller Stärke. Er brach förmlich mit dem Grafen, er drohte, ihn der öffentlichen Schmach preiszugeben, Falls er wieder ſein Haus beträte, und Hayna, um die Ehre ſeines Namens zu retten, ſah ſich genöthigt, zurückzutreten, that aber im Stillen alles Mögliche, um Minchens Lage, die bemitleidenswerth genug war, zu verbeſſern und ihren Kummer zu verſüßen. Das arme Mädchen ward jedoch bald ein Opfer ihrer troſtloſen Liebe und einer ſchweren Niederkunft mit einem Knaben. Dem Grafen gelang es, nach manchen vergeblichen Verſuchen, dem unglückliichen Kuchenbäcker ein Jahrgehalt aufzudringen; der junge Otto, nach ſeines Vaters Taufnamen benannt, wurde in der Stille erzogen, einem Gymnaſium zu Mainz ſodann zur Bildung übergeben, bald jedoch, nach dem Tode der Gemahlinn des Grafen, die ihm ebenfalls einen Sohn geſchenkt hatte, ſeinem bürgerlichen Daſein entzogen und in die legitimen Rechte eines Grafen Walter von Hayna eingeſetzt. Von Natur ein ſtiller, weicher Knabe, ergriff ihn die Eröffnung ſeiner Abkunft und des wahren Verhältniſſes zum Grafen ſehr ſchmerzlich, welcher ihn, wie er vorgab, als ſein Oheim, der Vaterſtelle an ihm vertrete, ſehr häufig in Mainz beſucht hatte und der ihn mit ſchmerzlich ſüßer Empfindung liebte, weil er in ihm die Züge ſeiner unglücklichen Mutter getreulich wiederfand. Es war der gutmüthige Zug um Minchens Lippen, der ihre allzu leichte Hingebung verrieth, es war ihr braues, unglückverkündendes Auge; die ganze Geſtalt Otto's erinnerte an das ſeelige Minchen. Sie ſchied von dieſer Welt, ſagte einſt der Graf, nachdem er lange Zeit wehmüthig den Sohn angeblickt hatte, und hinterließ mir das treueſte Abbild ihres Weſens. O daß ich ihr die Liebe nicht lohnen konnte! Warum lebt ſie nicht noch unter uns, damit ich ſie beglücken kann! — Mein Vater, erwiderte Otto ſchüchtern, würden Sie meine Mutter jetzt für Ihre rechtmäßige Gemahlin anerkennen? — Meine Verhältniſſe verböten mir dieß auch jetzt noch, war die Antwort des Grafen. Obſchon ich deine Mutter inniger und wahrer liebte, als meine ebenbürtige Gattin, an welche meine Verbindungen am Hofe mich feſſelten; obſchon ich den Drang im Innern, den uns die Natur gebietet, für heilig halte, ſo bin ich doch meinem Stande Pflichten ſchuldig, die ich für eben ſo heilig zu ſchätzen gezwungen bin, weil ſie mir ebenfalls von Natur, durch die Geburt auferlegt ſind. Es giebt zwiefache Intereſſen, die unſer Daſein geſtalten, ſolche, die unſer inneres Leben bedingen und denen wir ewig nachringen möchten, weil ſie uns beſeeligen, weil ſie, wie uns dünkt, unſer Erdendaſein in ein himmliſches verklären müßten; es giebt aber auch ſolche Naturbedingungen, welche unſere äußere Exiſtenz wie mit ehernen Mauern umſchließen und, damit es ſich nicht in ein geſtaltloſes Unendliches verflüchtige, wahrhaft beſchränken müſſen. Daß dieſe beiden, von Natur geſtellten Mächte ſich befeinden, iſt der Kampf des Menſchen hienieden; daß die innern Intereſſen des Gemüthes von den harten Banden unſers Außenlebens oft getrübt, verkümmert und gebrochen werden, iſt der Fluch, der auf dem Irdiſchen laſtet.

Es war ſeit dem funfzehnten Jahre ſeines Lebens, wo Otto von Zeit zu Zeit das Schloß und die Güter ſeines Vaters beſuchte, während er auf der Schule zu Mainz ſein Studium fortſetzte und ſodann zur Univerſität Jena abging. Nur flüchtig hatte er ſeinen um einige Jahre älteren Bruder Cäſar kennen gelernt, den während der Zeit ſeines Beſuches theils ſeine diplomatiſchen Geſchäfte in der Reſidenz, denen er ſich gewidmet, theils eine Reiſe nach Neapel, auf welcher er den großherzoglichen Geſandten begleitete, von der Heimath entfernt hielten. Dagegen machte er im väterlichen Hauſe die Bekanntſchaft einer jungen Dame, Emilie de S. Beaumont, der Tochter eines franzöſiſchen Emigranten, mit welchem der alte Graf mehrere Jahre zu Paris in der vertrauteſten Freundſchaft gelebt hatte und welchen er ſo viel Verbindlichkeiten ſchuldig zu ſein ſchien, daß er ſeiner Tochter die ehrenvollſte Freiſtätte auf ſeinem Schloſſe gewährte. Sie wurde allgemein wie eine Tochter des Hauſes geehrt und geſchätzt; ihre Kränklichkeit jedoch, und noch mehr vielleicht ihr eigenthümlicher Gemüthszuſtand, dem jene oft als Vorwand diente, vermochte ſie zu der Zurückgezogenheit, in der ſie gegen den Willen des Grafen lebte. Emilie mied die Geſellſchaft und liebte Einſamkeit; nicht jedoch, weil ſie ſich in ihrer Umgebung unheimiſch fühlte: ſie war vielmehr eine Deutſche von Geburt, denn ihr Vater hatte ſich nach ſeiner Flucht aus

Paris in Deutſchland vermählt, und ſie ſelbſt war in dem Haynaiſchen Schloſſe, das ſie noch jetzt bewohnte, geboren und erzogen. Otto lernte ſie bei ſeinem Beſuche zu einer Zeit kennen, wo das arme Mädchen noch an den Folgen einer ſchmerzlichen, geiſtzerrüttenden Krankheit litt, in welche ſie der plötzliche Tod ihres Vaters, den er ſich durch ein Duell zugezogen, verſetzt hatte. Zu ihren Füßen ſah ſie den blutenden Vater ſterben und Emilie, halb noch Kind und in der Entwickelungsperiode zur Jungfrau begriffen, wurde durch ein heftiges Nervenfieber erſchüttert, deſſen wüthenden Anfällen ihr zarter Körper faſt unterlag, während ihr Verſtand, der größten Verworrenheit preisgegeben, mit dem ſchmerzlichſten Wahnſinn zu kämpfen hatte. Nur langſam erholten ſich Körper und Geiſt, beide hatten mit dem Tode gerungen. Blieb der Körper geſchwächt und immerfort in reizbarem Zuſtande; ſo ſchien ihr Geiſt um ſo ſtärker geworden zu ſein und ein auffallendes Uebergewicht zu behaupten. Ihr Verſtand und beſonders ihr Gefühl, in dem eine tiefe Schwermuth haften blieb, war überreizt und ſie war immer-noch krank zu nennen, ſo lange ſie mit Vorliebe an jenen Zuſtand zurückdachte, wo ſie, im bewußtloſen Zuſtande, ihres Schmerzes über den Verluſt des Vaters enthoben, im Wahnſinn einen Frieden und eine Verſöhnung fand, die Niemand ahndete. Was Otto von Emilien gehört, konnte ihn nicht gleichgültig laſſen; er hatte ſie jedoch nur zweimal geſehn, in der Dämmerung eines milden Sommerabends, wo ſie, an des Grafen oder an Cäſars Arm ſich hängend, den Schloßgarten gern zu beſuchen pflegte. In nähere Berührung war Otto nie mit Emilien de Saint Beaumont gekommen; er kannte ſie alſo eigentlich nicht und glaubte auch nicht, von ihr, außer dem Namen nach, gekannt zu ſein, worin er ſich freilich irrte. Denn obſchon Emilien die äußere Welt gleichgültig zu ſein ſchien, ſo war ihr lebhafter Geiſt doch ſtets geſchäfftig, an Familienverhältniſſen aller Art den größten Antheil zu nehmen. Nicht bloß die Verhältniſſe im gräflichen Hauſe lagen ihr ſehr am Herzen, ſondern es gewährte ihr ſogar Unterhaltung und Vergnügen, wenn ſie über die verwandſchaftlichen Verzweigungen aller dienenden Leute im Schloſſe in Kenntniß geſetzt wurde, und ſie hatte das treueſte Gedächtniß auch für die kleinſte Veränderung, die in dieſer Hinſicht unter jenen Menſchen ſich ereignete. Ja, ſie miſchte ſich gern in die häuslichen Angelegenheiten der Bauern im Dorfe des Grafen, indem ſie dort über fragliche Gegenſtände ihr vernünftiges Gutachten gab, hier mit Strenge die Uebertretung der verwandſchaftlichen Pflichten rügte, oder dort die ſtreitenden Parteien durch Worte der Milde und Güte zur Verſöhnung bewog, und Allen als ein rathender, helfender, friedeſtiftender Schutzengel erſchien. Ihr Blick überſah ihre ganze Umgebung und es war ihr die ſchönſte, beglückendſte Beſchäftigung, auf die mannigfachen Verwickelungen der Menſchen unter einander in Haß und Liebe, ein wachſames Auge zu haben. So waren Emilien auch Otto's Verhältniſſe und Lebensumſtände nicht fremd, ſeitdem der Graf ihn aus ſeiner Dunkelheit gezogen und für ſeinen Sohn erklärt hatte; um wie viel mehr mußte ſie nicht Antheil an ihm nehmen, da er ja doch nicht ganz glücklich ſein konnte, wenn er an den Tod ſeiner armen Mutter dachte, die ein Opfer ihrer kummervollen Liebe war.

Otto hatte jedoch ſeit mehreren Jahren das väterliche Haus nicht beſucht; mancherlei Veranlaſſungen brachten zwiſchen Vater und Sohn eine Spannung hervor und der letztere ſuchte gefliſſentlich gegen dieß verwandſchaftliche Verhältniß eine Gleichgültigkeit ſich aufzuzwingen, welche theils bei der Erinnerung an ſeine unehrliche Geburt aus einer Art Erbitterung, theils aus einem gewiſſen Bürgerſtolz hervorging, zu dem die neu eingeſogenen Begriffe von bürgerlicher Freiheit und Gleichheit führten. Schon die Wahl ſeines Studiums auf der Hochſchule zu Jena erzeugte des Grafen Unwillen. Dieſer glaubte ſein Gewiſſen und die Manen der verſtorbenen

Mutter hinlänglich beſchwichtigt und beſänftigt zu haben, wenn er den hinterlaſſenen Sohn als rechtmäßiges, erbfähiges Mitglied anerkannt hätte, und da es ihm beſonders durch die Gunſt, in der er am Hofe ſtand, gelungen war, ſeinem unehelichen Sohne alle Rechte eines ebenbürtigen Grafen Walter von Hayna zu verſchaffen, ſo wünſchte er auch demſelben eine Laufbahn zu eröffnen, welche ſowohl den Erwartungen entſpräche, die er von ſeinen Talenten hegte, als auch der Würde ſeines Hauſes angemeſſen wäre. Er drang deßhalb auf das Studium der Jurisprudenz und nur Otto's entſchiedene Abneigung gegen dieſe Wiſſenſchaft vermochte den Vater, bei ſeiner Liebe zu ihm, die oft in ſchwache Nachgiebigkeit überging, dieſen ſeinen Lieblingswunſch aufzugeben. Otto zog Anfangs eine kindliche Neigung zum Studium der Phyſik und zu empiriſcher Naturbetrachtung; bald jedoch, von den Ideen der Naturphiloſophie ergriffen und fortgeführt, ward er der einfachen, fleißigen Empirie entriſſen und nun war es kein einzelner Gegenſtand mehr, der ihn feſſelte; ſeine ganze wiſſenſchaftliche Thätigkeit war vielmehr ein unruhiges, unſtetes Umſichgreifen in faſt allen Gebieten der Kunſt und Wiſſenſchaft. Geſchichte, Philoſophie, Poeſie, Religion waren die Reviere, in denen ſein leicht beweglicher Geiſt raſtlos umherſchweifte, hier Blumendüfte in ſich ſchlürfend, dort Früchte genießend, aber ſchwankend und ohne einen Ruhepunkt zu finden, von wo aus ſeine innere Richtung ſich eigenthümlich und energiſch geſtalten konnte. Theils war es dieß, theils die Aeußerung freiſinniger Grundſätze über Kirche und Staat, welches den Unwillen des alten Grafen erregte, der ſeiner Geſinnung nach ſowohl Anhänger der katholiſchen Kirche, als auch Feind aller Staatsunruhen war, weil ihm aus ſeinem Jugendleben noch das Bild der franzöſiſchen Revolution, von deren Ausbruch er in Verſailles und Paris Augenzeuge geweſen, mit allen Schaudern der Erinnerung vorſchwebte. Konnte er auch die freudige Bewegung nicht verläugnen, die er in ſeinem

Innern fühlte, wenn er von dem Ruhme Otto's und der Freiſchaar, die ſeinen Namen führte, in öffentlichen Anzeigen las, ſo wurde dieſe Freude doch ſehr durch den Eigenſinn gemildert, womit jener darauf beharrt hatte, nicht unter Oeſtreichs, ſondern unter Preußens Fahnen die Freiheitsſchlachten mitzukämpfen. Der Alte war mit der Zeit nicht fortgeſchritten. In Oeſtreichs ſteifer Ruhe und Beharrung bei den althergebrachten Formen ſah er das Bild eines wahrhaft geſicherten Staates; die beweglichen Prinzipien der preußiſchen Regierung, welche damals in jenen unglücklichen Zeiten zu Extremen ihre Zuflucht ſuchte, ſchienen ihm verwerflich und die gänzliche Vernichtung der Vorrechte des Adels, wodurch Hardenberg, und das preußiſche Kabinet überhaupt bekundeten, wie richtig ſie den Geiſt der neuen Zeit verſtanden und geſetzmäßig von oben herab zu geſtalten bemüht waren, hatte den vollen Haß des alten Grafen von Hayna. — Otto war ganz offen in ſeinen Aeußerungen; ja er ſprach vielleicht mit zu wenig Schonung in den Briefen an den Vater. ſeine Anſichten aus, welche mit den Vorurtheilen oder auch würdigen Grundſätzen deſſelben in zu ſcharfem Widerſpruche ſtanden. Es erfolgten von Seiten des Alten bald Drohungen, bald liebevolle Ermahnungen, an den Umtrieben der akademiſchen Jugend nicht Theil zu nehmen, und dieſe letzteren ſchienen über Otto mehr zu vermögen als jene, denn, war man ſtreng, ſo unterdrückte auch er gewaltſam alle angeborne Weichheit ſeines Weſens, war man liebreich gegen ihn, ſo war viel über die Güte ſeines Herzens zu gewinnen und nur der Wechſel zwiſchen beiden Maßregeln ließ die Sache beim Alten bewenden. Endlich erhielt er jedoch, erſt vor einigen Tagen, die dringendſte Einladung, nach der Heimath zu kommen; mit zitternder Hand ſchrieb der alte Graf ſelbſt, daß er krank ſei und ihn vor ſeinem Tode noch einmal zu ſprechen wünſche. Otto würde nicht gezögert haben, allein die Feier des Achtzehnten auf der Wartburg zu verſäumen, wäre ein Verrath an den theuerſten

Wünſchen ſeines Herzens geweſen; er war jedoch entſchloſſen, nach vollzogenen Feierlichkeiten ſo ſchleunig wie möglich ſeine Reiſe anzutreten.

Dieſen Entſchluß, beim Angedenken an ſeinen kranken Vater, in ſich erneuernd, wandelte Otto gedankenvoll dem Ufer der Saale entlang, ohne ſich ſtören zu laſſen von der hereinbrechenden Dunkelheit des kühlen Herbſtabends. Er ſuchte noch ſeinen Lieblingsplatz zu erreichen, welcher, auf dem Vorſprunge eines ſteil emporragenden Felſens, einen weiten Blick in das flache Land, über Wieſen, Wälder und die dazwiſchen ſich krümmende Saale, gewährte. An dieſer einſamen Stätte, fern vom Geräuſche der Welt, hatte er ſchon oft, wenn Zweifel und Unmuth ihn beengten, freien Athem und friſchen Muth geſchöpft, und den wankenden Eifer für vaterländiſches Intereſſe neu in ſich geſtärkt. Sei nur dreuſt und kühn, wie dieſer Felſen, dann erreichſt du eine Höhe, welche dir einen freien Blick über Welt und Menſchen erlaubt, wie ſie hier über

Wald und Thal dir vorliegt. Mit dieſen Worten erklomm er die ſteile Felswand; während er jedoch den Fuß auf die Platte ſetzte, hörte er ſeinen Namen laut gerufen und ein Geräuſch ließ vermuthen, daß Jemand auf der entgegengeſetzten Seite ebenfalls nach demſelben Ziele ſtrebe. Otto, biſt du's, kann ich dich endlich finden? rief eine, obwohl männliche, doch zarte Stimme und Otto erkannte in dem Heraufklimmenden einen ſeiner Freunde, der ihm jedoch freilich ſeine Freundſchaft mehr aufdrang, als er ſie ſuchte. Da die Kleidung der deutſchen Brüder, einfach und frei, ſo wenig Abſonderlichkeiten aufzeigte, daß auch nicht ein merkwürdiger Rockzipfel, auch nicht eine geheime, romantiſche Falte ſich darbot, an denen ein engliſcher oder deutſcher Sir Walter Scott ellenlange Quäſtionen anzuſtellen fähig wäre; ſo wiſſen wir in dieſer Hinſicht nichts von dem jungen Ankömmling zu ſagen, als daß ſein Rock ſo knapp wie füglich und die Beinkleider ſo weit und bauſchig wie möglich, ſaßen. In der Haltung ſeines Körpers ſowohl, als in dem Ton ſeiner Stimme verrieth ſich etwas Schwächliches; daß er den Feldzug im Jahre funfzehn mitgemacht, bewies das Band, das er im Knopfloch trug. Wir wollen den Jüngling bei ſeinem Taufnamen, Ludwig, nennen; ſein voller Name wird dem Leſer künftig bekannt werden. Ludwig war aus Wunſiedel im Bayreuthiſchen gebürtig und hatte in Erlangen und Jena das Studium der Theologie begonnen, als die allgemeine Begeiſterung, für Deutſchlands Freiheit zu kämpfen, auch ihn ergriff und er auf einige Zeit den Lehrſtand mit dem Wehrſtande vertauſchte. Nach der Schlacht bei Schönbundingen kehrte er in den Schooß des Friedens und der Wiſſenſchaften zurück und fuhr fort, ein fleißiger Arbeiter im Weinberge des Herrn zu ſein, wie er denn als ein ſtiller, beſcheidner und frommer Jüngling allgemein von guten Menſchen geachtet wurde. Von je faſt leidenſchaftlich Otto ergeben, war er auch heute von ſeiner Rede entzückt, und als er die tadelſüchtigen Urtheile der rohen Geſellen über jenen vernahm, eilte er fort, um den begeiſterten Redner, deſſen Aufenthalt an dem wohlbekannten, einſamen Lieblingsplatze er glücklich ahndete, aufzuſuchen und ihm durch Worte der Liebe und Freundſchaft ſeinen Beifall auszudrücken. Ludwig war ein guter Menſch: das ſprach aus allen ſeinen Zügen und ſeinen Worten; aber warum verfolgte er nicht die Kreiſe eines beglückenden bürgerlichen Daſeins, zu welchem bei mittelmäßigen Anlagen ſein Fleiß und die Güte ſeines Herzens ihn befähigten; warum verließ er die ihm von Natur angewieſene, beſchränkte Laufbahn und wagte ſich auf ein Feld, wo kein Glück für ihn gedeihen konnte und wo er in ein Labyrinth politiſcher Träume gerieth, deren Opfer er ward! — Geliebter Freund, begann Ludwig, als ſich beide Jünglinge auf den Felsſtein niederließen und Otto, mit der Störung ſeiner einſamen Stunde unzufrieden, ein kaltes Schweigen beobachtete, — geliebter Freund, oder großer bewundernswürdiger Menſch ſollt' ich ſagen, wie haſt du doch in deinen Worten heut' den deutſchen Sinn ſo herrlich wieder offenbart und mich mit dem Bunde deutſchgeſinnter Brüder wiederum verſöhnt, von dem ich mich losſagen würde, wenn du den rechten Sinn nicht aufrecht hielteſt, weil es rohe Seelen unter ihnen giebt, welche den Adel deines Gemüthes und die tiefſinnige Gemüthlichkeit verkennen, die dem Deutſchen ziemt. Und doch biſt du's, der die Bewunderung Aller an ſich feſſeln ſollte; denn wer iſt unter jenen, welcher ein, von den Menſchen ſo hochgeſchätztes Gut der Idee der freien Gleichheit zum Opfer zu bringen geneigt ſein möchte! Den Adel deines Geſchlechts, die Vorzüge einer vornehmen Geburt, wirfſt du von dir, um nur nach dem Werthe deines großen Herzens geſchätzt zu werden — o! und ich ahn' es! — in der ſtillen Kammer deiner Seele hegteſt du vielleicht noch ſüßere Wünſche, eine tiefere Sehnſucht, die du, ohne damit vor den Leuten zu prangen, auf dem reinen, heiligen Altare deiner Vaterlandsliebe gern und willig opferteſt! — Otto, haſt du nie geliebt? — Geliebt? — Ja, mein Vaterland, erwiderte Otto ſtark und kräftig. In deiner Antwort liegt der Tadel meiner Frage, verſetzte Ludwig und verſank in eine troſtloſe Wehmuth. — Ich hatte in Wunſiedel eine Geliebte, ein ſtilles, gutes Mädchen und wir liebten uns wie Kinder. Doch als ich für mein Vaterland zu fühlen begann, als es wie ein plötzlich aufgeregtes, wildbewegtes Meer im Herzen tobte und ein innerer Sturmdrang mich aus den Armen meines Mädchens hin zu den Kriegsfahnen trieb, da ward mir's klar in meiner Seele, ich müſſe dieſe Bande, die mich an ein beſchränktes Daſein feſſelten, zerreißen, ich müſſe dieſe Liebe von mir ſtoßen, um mich der höheren Begeiſterung ganz zu weihen. Aus den Armen der weinenden Luiſe riß ich mich damals kalt und thränenlos, denn ich traute mir die Kraft, zu entſagen, für die Ewigkeit zu. Mit den überzeugendſten Gründen that ich ihr kund, daß ich nicht mehr ihr angehören könne; ich beſchwor ſie, mich zu vergeſſen, als einen, den der Donner der Schlacht tödten würde, oder der doch niemals in den ärmlichen Kreis ihres engen Daſeins zurückkehren dürfe. Grauſam gegen ſie, war ich grauſamer gegen mich ſelbſt; denn das vernünftige Mädchen hat mich vergeſſen und dem Amtmannsſohn im Dorfe ihre, von ihm längſt erſehnte, Hand gereicht; mich aber haben die Kugeln des Feindes nicht zerſchmettert, ich lebe, und die gebrochene, wieder erwachte, verkümmerte Sehnſucht zu Luiſen lebt in mir. — Ermanne dich, ſagte Otto nach einer Pauſe, um den Freund zu tröſten, laß das Vergangne hinter dir und blicke muthig in die Zukunft. Die Liebe zum Weibe, indem ſie den Mann zum Weibe neigt, macht weichlich und weibiſch. Die Liebe unter Männern erhält ſich allein in ſtarker, reiner Kraft und ſchwingt ſich wie mit Geiſterflügeln aufwärts, wenn ſich ihre Flamme auf dem Heerde des Vaterlandes entzündete, während die Liebe zum Weibe ängſtlich niederwärts ſtrebt, um den Schutzwinkel zu finden, wo ſie ihr kümmerliches Neſt bereitet. — Die Flamme der Vaterlandsliebe, fuhr Ludwig fort, iſt rein und keuſch, wie das Feuer der Veſta, aber kalt und nur die Liebe zum Menſchen eine nicht bloß lodernde, ſondern wärmende Gluth. Das Vaterland iſt weit und groß, ein Begriff, der uns in eine kalte Unendlichkeit ſtößt; hier am Menſchen haben wir volle Gegenwart, wir fühlen ganz den Beſitz, es iſt etwas Endliches, Irdiſches, das wir faſſen und umfaſſen können, und doch eine Seele bekennen, deren leiſeſte Regung am gleichgeſtimmten Ton des eignen Herzens tief zu fühlen, die ganze Unendlichkeit einer großen, reinen, idealen Liebe iſt. Als die Grauſamkeit, mit der ich Luiſen von mir geſtoßen, ſich an mir ſelber rächte, als ich das quälende Bedürfniß fühlte, einen Menſchen zu lieben, da gewährte mir ein gnädiges Geſchick einen Freund. Wir waren zuſammen in's Feld gezogen, hatten die Hitze des Tages, die Kälte der Nacht und die Langeweile des Marſches mit einander getragen, und bei dem Mangel an Gelegenheit, für das große Ganze des deutſchen Vaterlandes Bedeutendes, unſerer Begeiſterung Entſprechendes zu leiſten, ſtumpfte ſich in uns beiden der kriegeriſche Eifer ab, der uns Anfangs beſeelte. Wir kehrten zurück nach Jena und aus der Gleichgültigkeit unſeres Umgangs hatte ſich Gewohnheit, endlich die wärmſte, innigſte Freundſchaft erzeugt. Unſere Seelen waren eins geworden, wir hatten nur eine Begierde und denſelben Wunſch; nichts konnte uns trennen, als der, welcher alles trennt, was noch ſo eng verbunden ſcheint. Siehſt du den Strudel dort im Laufe der Saale; das Mondlicht beſtrahlt ihn eben, drüben an dem Vorſprung des Landes; dort wurde mir der Freund entriſſen, ein Raub der Wellen, die ihn trügeriſch zu jenem Schlunde lockten. Wir wandelten an einem Sommerabend traulich am Geſtade des Fluſſes. Die Luft war lau und mild; meinen Heinrich reizte die kühle Fluth und während ich am Ufer ſaß, ſchwamm er rüſtig zum jenſeitigen Ufer hinüber und zurück. Zur Begleitung der Guitarre ſang ich des Freundes Lieblingslied und wenn der

Schlußvers kam, dann ſtimmte er mit ein und jubelnd wiederholten wir den Refrain. Es war eins jener deutſchen Bundeslieder, welche die Seele zu den Gefahren des Kampfes, ja, zum Schlachtentod ermuthigen; es war meines Freundes Schwanenlied. Wenn ich den Schlußvers begann, war er bald näher, bald entfernter von mir und dann vernahm ich ſeinen Geſang nur ſchwach durch das Rauſchen der Wogen hindurch. Auf einmal jedoch war's, als hört' ich ſeine Stimme nicht mehr und auch das Plätſchern, womit er den Tact begleitete, war verſtummt. Ich ſang noch einen Vers: die Wellen ſprudelten, aber Niemand fiel zum Geſange ein. Ich ſprang auf, eine Angſt überfiel mich; ſehen konnt' ich nichts mehr bei der nächtlichen, ſternloſen Dämmerung, ich rief, erſt ängſtlich leiſe, dann laut und immer lauter in der Verzweiflung meines Herzens. Stumm und lautlos blieb es ringsum und die dunkle Fluth ſtierte mich an wie ein weites, gleichgültig verſchlingendes Grab. Es war ſo; am andern Morgen fand man die Leiche meines Freundes am Ufer, ein Krampf mochte ihn erfaßt, und ſtumm und ſpurlos in das feuchte Grab verſenkt haben.

Edler Menſch, ſagte Otto bewegt, das Schickſal hat mit dir geſpielt, indem es die Gegenſtände deiner Liebe dir grauſam entzog. Aber welches Geſchick kann uns das Vaterland und mit ihm die Vaterlandsliebe rauben? Unverwüſtlich im Sturme der Weltgeſchichte ſteht es da, erſt neu und herrlich wieder auferbaut, ein Tempel der Freiheit, und daß noch nicht alles am Baue vollendet iſt, was die begeiſterte Liebe hofft, daß es noch zu ſtreben und, wenn es gilt, zu kämpfen, giebt; das eben iſt der Reiz, der die Begeiſterung in Spannung hält.

Das Gefühl für das deutſche Weſen, ſprach Ludwig, iſt auch nicht erſtorben in meinem Herzen; gebt mir Gelegenheit, die Liebe durch eine That zu zeigen, und ich will vorangehn mit Kühnheit, daß ihr Andern folgen könnt.

Die kühle Herbſtnacht begann empfindlich zu werden. Die Freunde hatten ihren Platz verlaſſen und wanderten, Arm in Arm, dem Thore der Stadt zu.

Die vaterländiſche Doppelfeier auf der Wartburg am achtzehnten October, im lauteſten Jubel verzückter Schwärmer begangen, machte die Regierungen aufmerkſam auf das Unweſen der akademiſchen Jugend, welche, hier ſogar von einigen ihrer freiheitbegeiſterten Lehrer unterſtützt und angefeuert, dem ausgelaſſenſten Taumel ihrer politiſchen Träumereien ſich hingaben. In größeren Kreiſen traten kühne Redner auf und ſprachen, nachdem die Bedeutung des religiöſen und politiſchen Feſtes aus einander geſetzt war, im Allgemeinen die Wünſche für eine Umwandlung der Staatsformen in Deutſchland aus; in engeren Vereinen der geweihten und erprobten Brüder ging man weiter in frevelhaftem Uebermuthe und die Ultra's drangen mit ſtürmiſchem Eifer auf den Umſturz ſammtlicher provinzieller Kleinſtaaten und die Organiſirung eines allgemein deutſchen Kaiſerthums. Wie einſt in Wittenberg des Pabſtes Bannbulle dem ewigen Feuer übergeben wurde, weil ſie den Geſalbten des Herrn beleidigt; ſo ward hier von den ſchwärmenden Jünglingen ein Scheiterhauſen errichtet und die Schriften der Herrn von Stourdza und Kotzebue, welche das deutſche Volk bei den Fürſten verläumdeten, ſo wie die Schrift des Berliner Profeſſors gegen den Tugendbund, der verzehrenden Flamme preisgegeben. Ganz Deutſchland ſtaunte. Die hundertfingrigen, allzeit fertigen Zeitungſchreiber hatten nicht ermangelt, mit ihren Uebertreibungen die unerhörten Thaten auf der Wartburg auszuſchmücken und unter den Haupttheilnehmern, deren Namen verbreitet wurden, ward auch ein Graf Walter von Hayna genannt, der jedoch weniger ſeiner eifrigen Theilnahme, als ſeines impoſanten Grafentitels wegen, mit auf der Liſte ſtehen mochte.

Matt und bleich beſtrahlte die Herbſtſonne das Schloß des alten Grafen von Hayna, das auf einer mäßigen Anhöhe am Ufer des Rheines lag. Ein kalter Wind fuhr über die nüchternen Stoppelfelder, welche ſich weit in das flache Land erſtreckten, und ſchüttelte das welke Laub von den Bäumen der Terraſſen, welche von der Höhe des Schloſſes zu dem niedern Geſtade des rauſchenden Stromes hinabführten. — Die Blumen, dieſe Kinder der Freude, haben ihre Kraft ſchon längſt verduftet und in das All der Luft ihre Seele ausgeſtrömt; die Sänger des Hains, in deren jauchzenden Tönen, mitten unter der ſtrotzenden, aber ſtummen Pracht der Gewächſe, die Freude der Kreatur und ihre kindliche Luſt am eignen ſchönen Daſein laut wird und zur Sprache kömmt, — dieſe Glücklichen haben ſich einen andern Frühling anderwärts geſucht; was um uns bleibt, gemahnt an die welke Krankheit, die den ſchönen Leib verzehrt, und das hoffnungsvolle Grün der früheren Zeit hat ſich in mattes Grau und in die Farbe des Todes verwandelt. — Dieſe Gedanken beſchäftigten den alten Grafen, der, durch den Schein der Herbſtſonne angelockt, ſein Krankenbett zu verlaſſen, auf dem Räderſtuhle, womit er nur allein noch ſich fortbewegen konnte, an dem Fenſter ſaß und auf die Zerſtörung hinabſah, welche der plötzlich eingetretene Nachtfroſt unter den Gewächſen auf ſeinen Terraſſen angerichtet hatte. An dem andern Fenſter des Krankenzimmers ſtand Cäſar, der, ein Zeitungsblatt in der Hand, ſchweigend und ſcheinbar mit großer Betrübniß den Bericht über die Wartburgsfeier zum wiederholten Male las. Daß Cäſar wenig brüderliche Liebe für Otto hegte, lag in der verſchiedenen Geburt und in der von einander abgeſonderten Erziehung der beiden Brüder. Waren ſie ſich von je durchaus fremd geblieben, ſo erregte Otto's Theilnahme an dem Unweſen der Turnerei ſeit lange Cäſar's Mißbilligung, ja dieſe ſtieg faſt zu Haß und Erbitterung gegen jenen, wenn es ihm nicht unbemerkt blieb, daß der Bruder, trotz dem Unfug und Widerſpruch, den er gegen den Willen des

Vaters übte, dennoch deſſen Liebling war, an dem er eben ſo mit ſchmerzlicher Neigung hing, als an der verſtorbenen Mutter, dem guten Minchen. Der alte Graf liebte aber ſeine Söhne nur nach dem Maaße der Liebe, welche er für die Mütter derſelben, deren treue Abbilder ſie waren, gehegt hatte, und an Cäſar mißfiel ihm derſelbe ſteife, bloß in Förmlichkeiten, weniger im Adel der Geſinnung, hervortretende Stolz, der ihn von ſeiner rechtmäßigen Gemahlin entfernt hatte. Das Jahr jedoch, das Cäſar auf Reiſen verwandt hatte, und vornämlich der Aufenthalt in Italien ſchien auf ſeine äußere und innere Bildung von Einfluß geweſen zu ſein. Er war erſt ſeit einigen Monaten in das väterliche Haus zurückgekehrt und ſein ganzes Weſen ſchien in jeder Hinſicht gewonnen zu haben. Seine hohe Geſtalt hatte die alte ſteife Grandezza verloren und an Fülle der Form und Lebendigkeit der Bewegung zugenommen; er war offener und geſchmeidiger im Umgang mit Andern, und die Prophezeiung des Vaters, daß, wie er ſich ausdrückte, die polizeimäßige Prüderie und kalte Unzugänglichkeit ſeines Weſens, dem eigentlich Mangel an Gefühl zum Grunde lag, nicht eher in gefälligere Formen übergehen würde, als bis irgend ein zartes weibliches Weſen ſeine Neigung gewonnen hätte, ſchien vor der Zeit in Erfüllung gegangen zu ſein, wenn man dem Argwohn des Alten nicht Raum geben wollte, daß ein Liebesabentheuer in Italien ihn ſchon gefeſſelt habe. Cäſar beſaß bei all dem eine herrſchſüchtige Eitelkeit, die, wenn er ſie bei einem unbefangenen weiblichen Gemüthe geltend machte, gefährlich und verwerflich werden konnte, weil er Kälte der Seele genug in ſich trug, um ein angeſponnenes Verhältniß plötzlich abzubrechen und zu zerreißen, wenn ſeine Eitelkeit den Sieg errungen und der Beſitz des eroberten Herzens ihm zu Intriguen und verſchmitzten Plänen keine Veranlaſſung weiter darbot. So war er bei ſeinem Hange zu gefallen und ſeinen einnehmenden geſelligen Talenten, die er bei Spiel und Luſtbarkeiten mit

Witz und Laune zur Schau trug, einem unbeſchützten Frauengemüthe gegenüber allerdings gefährlich, weil er nicht treu und aus Fülle des Gefühles lieben konnte, ſondern nur um ſeiner Eitelkeit zu fröhnen, und der alte Graf ſchloß beinahe mit Sicherheit, daß ſich Cäſar in Neapel in irgend ein Verhältniß dieſer Art eingelaſſen habe, weil er bei der Erzählung ſeiner italieniſchen Reiſe faſt mit ſichtbarer und ängſtlicher Flüchtigkeit ſeines Aufenthaltes in Neapel erwähnte. Um ſo erfreulicher war es dem Alten, da er zu bemerken glaubte, daß Cäſar Emilien eine beſondere Aufmerkſamkeit ſchenkte, und es war ſein lebendigſter Wunſch, daß für ſie in der Seele deſſelben eine wahrhafte Neigung Wurzel faſſen möchte. Jede Liebe zu einem Weibe, dieß war ſeine Anſicht, verändert von Grund aus den Charakter des Mannes auf eine wunderſame Weiſe und nur erſt, wann er den Gegenſtand wahrhafter Neigung gefunden, beginnt der Mann ſein volles, von der Vereinzelung erlöſtes Daſein; er iſt ein irrender Fremdling in der

Wüſte, der ſich ſelbſt nicht kennt, bis er ſein anderes Ich, die Ergänzung ſeines eignen, nur halben Weſens findet und gewinnt. Als ich Kathinka liebte, oder beſſer, als ich mich, ohne zu wiſſen, was Liebe ſei, mit ihr vermählte, blieb ich der kalte, thätige, umſichtige Geſchäftsmann, in der Reſidenz ein ſtrenger Diplomat, auf meinen Gütern ein verſtändiger Verwalter meines Vermögens, aber die andere Hälfte, die gemüthliche Herzensſeite meiner Seele lag verborgen und zurückgedrängt und brach nur in *einzelnen Stunden* ahndungsweiſe durch die Schranken meines verſtändig und conventionell beengten Lebens. Die Liebe zu Minchen war ungeſetzlich, ſträflich, verwerflich; aber weil ſie aus dem plötzlichen Hervorbrechen lang unterdrückter, und doch vom heiligen Geſetz der Natur beſtimmter, Herzensregung ſich erzeugte, verdanke ich ihr den Beginn eines neuen Daſeins, in welchem Gott, Welt und Menſchheit herrlicher vor meinen Blicken ſich entfalteten und ich überall eine Fülle der Liebe fand, wo ich ſonſt nur kalte Gleichgültigkeit, zerſtreute Vereinzelung, zu entdecken wähnte. Die Liebe iſt in der ganzen Schöpfung das Bedürfniß der Kreatur, die Einſeitigkeit des eigenen Weſens zu ergänzen, ſie iſt die Sehnſucht, die Leere der vereinzelten Perſönlichkeit zu füllen, und möchten da nicht jene Thiere beneidenswerth erſcheinen, denen der Augenblick innigſter Vermählung der letzte iſt, und die, des wieder eintretenden Dualismus entledigt, in's Reich der Allheit durch den Tod zerfließen! Je *geiſtiger ſich aber im vernunftbegabten Men*ſchen die Liebe geſtaltet, je mehr ſie nicht bloß durch den Reiz der äußeren Schönheit, ſondern durch den Einklang der Gemüther ſich erzeugt, deſto höherer Art iſt ſie und deſto einflußreicher auf die Bildung des inwendigen Menſchen, obwohl bei den Frauen mehr als bei uns die äußere Geſtalt eine unmittelbare, wahrhaftige Verkörperung der Seele iſt. Wenn Cäſar alſo fähig iſt, die kränkelnde, empfindſame, tief fühlende Emilie zu lieben, ſo muß ſein ganzes Weſen, und wäre ſein Gemüth noch roher von Natur, zu vollendeter Harmonie ſich erheben, denn hier iſt es nicht eine blühende, brennende Schönheit, die ſinnlich feſſelt, ſondern der Adel einer zarten Seele, der ſich in einem eben ſo zarten Körper ausgeprägt hat. Außerdem war es von je der liebſte Wunſch meines Herzens, wenn ich den Verpflichtungen, die ich Emiliens Vater, meinem ſeeligen Freunde, ſchuldig bin, dadurch genügen könnte, daß einer von meinen Söhnen Emiliens Gatte würde. Ich hatte meinen Otto dafür beſtimmt, aber der wilde Menſch drängt ſich mit Gewalt aus unſerem Kreiſe und verunehrt den Namen meiner Familie in der Gemeinſchaft dieſer rohen, verkehrten Geſellen, zu denen ſeine frühere Gemüthlichkeit ſich auf unbegreifliche Weiſe verirrt hat. Er übte freilich immer gegen mich einen ſtillen Trotz, in welchem vielleicht eine geheime Rache für die Unehrlichkeit ſeiner Geburt lag. Muß der Fehltritt, den ich that, ſich da rächen, wo ich es am wenigſten ahndete?

Der alte Graf wurde von dieſen Gedanken,

ken, die ihn beſtürmten, ſchmerzlich erſchüttert, er konnte die Thränen, die aus ſeinen Augen ſtürzten, nicht verbergen und bedeckte nur ſein Geſicht mit den zitternden Händen. Cäſar ſtand gerührt vor ihm; er kannte den Schmerz des Vaters, er wußte, daß Otto die Urſach war. O warum mußte es mir nicht gelingen, ſagte er bewegt, dieſes unheilvolle Zeitungsblatt Ihnen zu verheimlichen; warum mußte der übel angewandte Eifer des Kammerdieners Ihnen, ohne mein Wiſſen, ein neues Exemplar verſchaffen, nachdem ich das erſte vernichtet hatte! — Es iſt mir lieb, verſetzte der Graf, daß ich die Nachricht ſelber las. Unheilvolles Deutſchland, ſoll auch bei dir, kaum von außen beruhigt, der wahnſinnige Hang, die beſtehende Ordnung der Dinge zu ſtürzen, um ſich greifen? Ich war Augenzeuge vom Anfange der franzöſiſchen Revolution; ich weiß, daß Revolutionen nur zerſtören, nicht neu geſtalten und die Menſchheit nicht fördern. Die Schranken des ſittlichen Lebens werden zerbrochen und die wilde Leidenſchaft ſtürzt von Verbrechen zu Verbrechen. Und mein Sohn, der gute Otto, hingeriſſen in den Strudel der Verwirrung — o! ich fühl's, meine Kraft iſt hin, mein Haupt ſenkt ſich zur Grube, ich bin beſtraft für die Verirrungen meiner Jugend, ich habe ausgelitten, Ruhe — Ruhe! — Eine plötzliche Zuckung durchfuhr den Grafen, das Zittern nahm an allen Theilen des Körpers zu und das tägliche Abendfieber überfiel ihn früher als ſonſt. Cäſar zog die Klingel und mit Hülfe des eintretenden Dieners brachte er den Alten in das wärmende Federbett. Der Arzt wurde herbeigerufen und als ein wohlthätiger Schlummer das Auge des Kranken ſchloß, überließ ihn Cäſar der wachſamen Sorge dieſes verſtändigen Mannes, der lange Zeit ſchon als Freund des Hauſes, im Schloſſe des Grafen wohnte.

Auf dem anderen Flügel des Gebäudes waren die Zimmer Emilien's de St. Beaumont befindlich, nach denen ſich Cäſars Schritte richteten. Ohne den Arzt weiter zu befragen, hielt er den Zuſtand des kranken Vaters für den gewöhnlichen Fieberanfall, der ſich ſeit Wochen ſchon gegen Abend einzuſtellen pflegte, und ſo glaubte er ſich auch heute die gewöhnliche Erholung in der Nähe Emilien's erlauben zu dürfen. Da ihm ohne weitere Anmeldung, wenigſtens in den Abendſtunden, der Zutritt verſtattet war, ſo öffnete er raſch das erſte Zimmer, in welches man aus dem Antichambre gelangte. Es war ein reich verzierter, mit Gemählden geſchmückter Saal, das Viſitenzimmer, oder, wie es Emilie zu nennen beliebte, das Affenzimmer, vielleicht weil ein kleiner Nachtigallaffe in einem bronzenen Käfich auf dem Fenſterbrett ſtand, vielleicht aber auch doppelſinnig mit einer andern Deutung. Cäſar trat einen Augenblick vor den Trümeau, um ſeinen Anzug zu muſtern und die derangirte Halsbinde in Ordnung zu bringen, während der Affe, am lang entbehrten Anblick eines Menſchen ſich ergötzend, ihm die Pfote freundlich durch das Gitter entgegenſtreckte. Behutſamer als die erſte Thür, und mit vorangegangenem Klopfen, das jedoch unbeantwortet blieb, öffnete Cäſar die zweite, welche in ein grünes, mehr gemächlich als koſtbar dekorirtes Gemach führte, das von der Bewohnerin ſcherzweiſe zu ihrem Familienzimmer beſtimmt war, im Fall ſie ſich einſt vermählen würde. Sie pflegte, wenn ſie hier verweilte, weiblichen Arbeiten ihre Zeit zu widmen und eine angefangene Stickerei lag, wahrſcheinlich aber mehr zur Schau, über den Nähtiſch gebreitet. Das leiſe Klopfen an die dritte Thür blieb ebenfalls ohne erwidernden Zuruf und Cäſar trat, auf den Zehen ſchleichend, in das muſikaliſche Zimmer Emiliens. Der Flügel ſtand geöffnet, die Harfe an das Ruhebett gelehnt, Notenblätter lagen zerſtreut auf dem Tiſche und den Stühlen umher. Erſtaunt, ja faſt verſtimmt, Emilien auch hier nicht zu finden, ſtand Cäſar an der mit einem ſeidnen Vorhange bedeckten Glasthür, welche, wie ſich Emilie auszudrücken pflegte, in ihre gelehrte Rumpelkammer führte. Dieß war ein enges Gemach, in welchem außer Sopha und Stühlen nur ein, mit Büchern unordentlich überſchütteter Tiſch ſeinen Platz fand und welches Cäſar ſtets mit einem ängſtlichen Gefühl betreten hatte, theils weil ihn der Raum beengte, theils weil ihn der Gedanke unbehaglich drückte, daß ein weibliches Gemüth ſich in gelehrte Intereſſen vertiefte. Schon befand er ſich dicht vor der Thür: zögernd, ob er das Allerheiligſte betreten ſollte, ſchob er leiſe die Gardine zurück, und warf einen lauſchenden Blick in das Zimmer. Emilie ſaß, mit dem Rücken ihm zugewandt, in liegender Haltung auf dem Ruhebett, ein Buch hielt ſie vor ſich aufgeſchlagen auf ihrem Schooße: ſie ſchien ſich vom Leſen zu erholen und einen Ruhepunkt in der Lektüre gefunden zu haben; ihr Auge haftete an der gegenüber ſtehenden Wand auf einem Gemählde: es war das Portrait ihres ſeeligen Vaters, unter welchem ein anderes hing, das mit einem grünen Vorhang ſorgfältig verhüllt war. Eben ſo nachläßig, als ihre Stellung und die ganze Anordnung im Zimmer, war das faltige, bequeme, aſchgraue Gewand, das den feinen, ſchwächlichen Körper umſchloß; ihr dunkelbraunes Haar, das ſich nur mit Anſtrengung in eine glatte Tonſur zwingen ließ, war theils in künſtlichen, mehr noch in natürlichen Locken auf die Schultern herabgerollt; ein ſchräger Scheitel über der Stirn vollendete die regelloſe Romantik ihrer ganzen Erſcheinung. Cäſar ſchob ſacht den Zipfel der Gardine wieder zurück, er glaubte, ſich ungeſehen entfernen zu können, aber Emilie hatte ihn ſchon bemerkt: Cäſar? rief ſie ihm fragend entgegen, ohne jedoch weder Kopf noch Stellung zu bewegen, während ſie das Buch unter die Kiſſen des Sopha's verbarg. Bon soir, ma chère cendrille, bon soir, Cendrillon! rief Cäſar ſcherzend, indem er eintrat. Et vous, Monsieur, entgegnete Emilie, indem ſie ſich Zwang anthat, ſeinen Scherz zu erwidern, venez-vous me faire monter au trône, mon prince? ce seroit joli. Sie tadeln wieder meinen Anzug, fuhr ſie fort, während Cäſar ſich zu ihrer Seite niederließ; Sie mögen Recht haben, aber wenn Sie kühn genug ſind, das innerſte Aſyl einer Dame aufzuſuchen, dann, Graf Cäſar, hüten Sie ſich wohl, Bemerkungen über ihre Toilette fallen zu laſſen. In Ihren Aſſembleen wird meine Garderobe nicht Ihrem Tadel unterliegen, hier bitt' ich um Nachſicht, ja ich verlange ſie. Oder gehn wir lieber ins Affenzimmer, ich will mich in ein Staatskleid werfen, und wir wollen uns ſchnüren laſſen, daß wir uns nicht ſetzen können, ſondern in ſtehender, ſchaukelnder Bewegung vor uns ſelbſt Grimaſſen ſchneiden. — Die Bitterkeit ihrer Worte begleitete der ſcharfe Blick ihres ſchwarzen Auges, und Cäſar, der, erſchrocken, ſie in ſo ungünſtiger Stimmung zu finden, ſich ſelber unangenehm berührt fühlte, ſtand auf und brachte Entſchuldigungen wegen ſeines überraſchenden Beſuches vor, während eine leiſe Röthe des Unwillens über ſeine Wangen flog. Ich glaubte, ſagte er, indem er die Uhr aus der Taſche zog und ſie Emilien vorhielt, heut' eben die rechte Stunde getroffen zu haben, wo Sie freie Beſuche, nach

Ihrer eignen Aeußerung, gern anzunehmen pflegen. Sie werden mir jedoch erwidern, daß Sie weder, als Dame, eine richtig geſtellte Uhr bei ſich führen, noch auch überhaupt um die pedantiſche Ordnung und Eintheilung der Zeit ſich kümmern, und da ich die Sympathie der Gefühle, wann die rechte Zeit zu etwas ſei, nicht ſo allgemein geltend und in ſo hohem Grade anerkennen darf, ſo muß ich, mein Fräulein, um Verzeihung flehen, wenn ich vielleicht — Er griff nach dem Hute und machte die Bewegung, als wollt' er ſich beſcheiden entfernen; als Emilie, die es ſchmerzlich bereute, durch einen ſo harten Empfang und eine verkehrte Erwiderung ſeines Scherzes ihn beleidigt zu haben, von ihrem Sitze ſich raſch zu ihm wandte und mit einem ſanfteren Blick ihres dunklen Auges die Hand zur Verſöhnung reichte. Nicht alſo! ſagte ſie ſchmeichelnd; verzeihen ſie meiner üblen Stimmung, die ſo ſchlecht zu Ihrem heitern Humor paßt, um den ich Sie immer beneidete. Seien Sie nicht böſe: ach ja! man vergreift ſich bisweilen in den Tönen der Sprache und was Scherz ſein ſoll, wird verwerflicher Hohn, und was Gemüthlichkeit — Wehmuth! — O ich Glücklicher! rief Cäſar, wenn Sie bitten, Emilie, wer könnte widerſtehen? Er bückte ſich tief und drückte ihre kleine Hand an ſeine Lippen. Er that es nicht aus Galanterie: es wollte ihm überhaupt nie gelingen, vor Emilien den liſtigen Schmeichler zu ſpielen; ſeine Künſte, die ihn ſonſt zum Siege führten, verließen ihn hier, wo er ſich vielmehr ſelbſt beſiegt fühlte, indem ſie ihn bald von ſich ſtieß, und bald darauf ihm doppelt ihre Gunſt zu ſchenken den Anſchein hatte, bloß aus drückender Reue, ihn beleidigt zu haben. Er blickte in ihr tiefes Auge, er glaubte in der ſanften Schwermuth ihres jetzigen Blickes, und in dem ſeeligen Lächeln, das um ihre zarten, keuſchen, unberührten Lippen ſpielte, das Geheimniß einer ſüßen Neigung zu ihm zu erkennen; ſein Knie beugte ſich wider ſeinen Willen zur Erde: Emilie, ſprach er mit all dem Gefühl, das ihm zu Gebote ſtand, wenn ich mein ganzes Herz, meine volle Leidenſchaft vor Ihnen ausſchütten dürfte? — Laſſen Sie uns vernünftig ſein! ſagte Emilie plötzlich ernſt und den ſentimalen Ton der Unterhaltung abbrechend, indem ſie ihre Hand aus der ſeinigen zog und durch dieſe Bewegung ihn zwang, aus ſeiner knieenden Stellung ſich aufzurichten. Dieſer Aufruf zum Vernünftigſein verſetzte Cäſar in eine ſeltſame Verwirrung: er, der ſonſt nur für einen kalten Verſtandesmenſchen gegolten, der ſich oft, um Emilien zu gefallen, gefühlvoll zu erſcheinen gezwungen hatte, ward zum Erſtenmal in ſeinem Leben ermahnt, verſtändig zu ſein. Er trat an's Fenſter, um ſich zu ſammeln, während Emiliens Blicke ihm folgten und ihn ernſt beobachteten. Laſſen Sie uns muſiziren, unterbrach ſie endlich die peinliche Stille. Ich habe heut' noch keinen Ton angeſtimmt. Wenn mir nicht ganz wohl zu Muthe iſt, wenn ich nicht ruhig, klar und heiter in meiner Seele bin, dann flieh' ich die Macht der Muſik, weil ſie mich in einen Taumel der Verwirrung ſtürzt, den ich, wie Sie wiſſen werden, vermeiden muß. Nur der ſtarke, freudig beſonnene Menſch darf ſich auf das wogende Meer der Töne wagen und in den Strudel der Harmonie ſeine Seele tauchen, denn er trägt in ſich die feſte Beſinnung. Wer ſchwach und krank und verwarren im Innern iſt, der fliehe den lockenden Sirenenton, der ihn abwärts ruft aus aller feſt begründeten Gegenwart und der ihn hinaustreibt in die Unendlichkeit des allweiten Ozeans, wo er im Sturm der Elemente nirgends eine ſichere Stätte findet. Kommen Sie, Cäſar, in Geſellſchaft muſizirt es ſich traulicher und gemüthlicher. — Sie hing ſich an ſeinen Arm und nöthigte ihn, ſie in das anſtoßende Zimmer zu führen, in welchem nur muſikaliſche Unterhaltungen laut wurden. — Laſſen Sie uns einen Walzer ſpielen, ſagte Cäſar ſcherzend, ohne den Spott, zu dem er ſich aufgelegt fühlte, ganz unterdrücken zu können. Ein Walzer führt uns nicht fort in das unendliche Reich phantaſtiſcher Träume, im Gegentheil er feſſelt uns, wie alle heitere Muſik, an die Gegenwart, ja er führt uns ſogar in die irdiſchen Beine; wir müſſen ſie werfen und ſchwingen, wir mögen wollen oder nicht. — Bravo! ſagte Emilie lachend, ein Einfall, Ihrer würdig. Spielen Sie einen Walzer und ich will mich in der Langmuth üben, oder ich will einen ſolchen im edlen Dreitakt vortragen, während Sie hier solo tanzen nach Belieben. Hier dieſe Symphonie von Beethoven würde mir heut' ſchädlich ſein, zu dieſen Arien Mozarts und Gluck's bin ich nicht bei Stimme genug, und Roſſini's ſchnörk'liche Rouladen und Scherzaden, die, wie Sie immer ſagen, heitere, friſche Sinnenluſt erwecken, zermartern mir Kehle und Seele. — Sie werden jedoch nach Tanzmuſik hier vergebens ſuchen: ſchicken Sie nach Ihrem Zimmer, Graf Cäſar, und laſſen Sie Ihre Guitarre mitbringen, damit ich zugleich Ihre Kunſt bewundre, wie Sie dieſem Ihrem Lieblingsinſtrumente einen Walzer abquälen. — Grauſame, rief Cäſar entrüſtet, wollen Sie denn heute alle Differenzen hervorſuchen, die nur irgend zwiſchen uns herrſchen können? Sie verlangen, daß ich vor Ihnen die Guitarre ſpiele? Wie! Haben Sie mir nicht ſchon oftmals geäußert, wie lächerlich Ihnen die Einſeitigkeit dieſes Inſtruments erſchiene, wie abgeſchmackt die Affektation, in die der Spielende dabei verfiele, und wie Sie immer, wenn es ein Mann im Arme hielte, an den Eſel mit der Laute denken müßten? Ja, ich wiederhole es, daß mir die Guitarre nicht ſo ganz verächtlich gilt, im Gegentheil beſonders ſchätzbar bei leichten Liedern und gefälligen Tändeleien ſpielender Gefühle, deren Compoſitionen einer volleren Inſtrumentirung nicht bedürfen, wie ich denn überhaupt den wüſten Rauſch grenzenloſer Phantaſtereien, in den uns gewiſſe Compoſitionen verſetzen, für ungenießbar und unerquicklich halte. Das hab' ich Ihnen freilich eingeräumt, daß zu den Accorden der Guitarre ein ſüdlicher Himmel, wo möglich eine laue Sommernacht, die üppige Fülle duftender Blüthen um uns her, und zu der Behandlung des Inſtrumentes eine Grazie gehört, die mich in Italien an Männern und Frauen entzückte, und die uns Deutſchen fremdartig bleibt. Deßhalb iſt allen zu verzeihen, die, ohne Italien beſucht zu haben, über die Begleitung der Guitarre eine verkehrte Meinung äußern. — Emilie hatte eifrig die Muſikblätter hin und her geworfen; endlich fand ſie, was ſie ſuchte. Ihr Roſſini! wollen wir nicht ſingen? ſagte ſie traulich, indem ſie ihn an der Hand zum Flügel führte, und der gutmüthige Ton ihrer Stimme überwältigte Cäſars wieder erregten Unmuth. Ich bin Ihr Gefangener, machen Sie mit mir, was Sie wollen! ſagte er faſt ſchwermüthig und wagte nicht, dem ſanften Blick, den ſie auf ihn richtete, zu begegnen. „Was aus dem Herzen quillt, was uns die Seele füllt“ — präludirte Emilie und beide ſetzten ſich und ſangen in Begleitung des Flügels das Duett aus dem Finale der Italienerin in Algier. So wußte ſie ihn zu feſſeln und ihre Launen geltend zu machen.

Sie hatten geendigt. Ich darf Sie nicht

loben, ſagte Cäſar, noch entzückt von der Innigkeit ihres Geſanges, Sie hielten es für Schmeichelei; aber hat das Duett wirklich Ihre Kehle und Ihre Seele zermartert, wie Sie ſagten? Roſſini's Töne tragen uns nicht in die Höhe, noch reißen ſie uns mit ſich in eine Tiefe, in einen Abgrund der Gefühle, vor dem uns ſchwindeln ſollte; aber fühlten Sie nie bei dieſer ſpielenden Oberfläche, auf der uns die Töne erhalten, ein eignes irdiſches Behagen, das uns an die bunte, mannichfach bewegte Erde feſſelt, ſo daß wir mit Fauſt rufen möchten: ich fühle Muth, mich in die Welt zu wagen — ? — Ach, Verzeihung, ſagte Emilie, wie von einem bangen Gefühl ergriffen, es wäre alles gut, wenn ich nur nicht meine Träume hätte! — Iſt Ihr Vater heut' kränker als ſonſt? Ach, Sie können mir den Traum der geſtrigen Nacht doch nicht deuten! — Immer noch die alten Träume? ſagte Cäſar und blickte ſie mitleidig an. — Ja, Cäſar, erwiderte ſie mit wehmüthigem Lächeln, immer noch Aſchgrau, wie Sie ſehen, und immer noch die alten ſchwarzumflorten Träume, wie Sie hören, die aus der grauen Dämmrung der Abendſchatten in die dunkle Nacht des Todes führen.

Sie war von ihrem Sitze aufgeſtanden und zum Sopha getreten; matt lehnte ſie ſich in die Kiſſen und bedeckte mit der Hand die geſchloſſenen Augen, als wollte ſie ſich in das Reich der Träume verſenken und vor ihr inneres Auge noch einmal den Schatten zurückrufen, der ſie unlängſt im Schlummer beängſtigte. Cäſar ſtand vor ihr und betrachtete ſchweigend das ſchöne, blaſſe, allzu zarte Mädchen voll innern Mitgefühles, denn er kannte ihr Leiden, er wußte, daß dieſe Träume der überreizten Empfindungskraft ein Nachklang jenes unſeeligen, bewußtloſen Zuſtandes waren, in den ſie der Tod ihres Vaters verſetzte. — Sei'n Sie mittheilend, Emilie, begann er endlich; reden Sie ſich aus, vielleicht finden Sie in dem Ausſprechen ihrer Ahndungen eine Linderung, eine auflöſende Beruhigung. — Zogen Grabesgeſtalten, Boten des

Todes, an Ihrer träumenden Seele vorüber? — O nein, war Emilien's Antwort, dergleichen hätte eine fröhliche, eine gute Bedeutung; der Tod im Traume deutet auf Leben in der Wirklichkeit und nur wenn gaukelnde Bilder in Spiel und Tanz und ſcheinbar freundlicher Luſt der träumenden Seele erſcheinen, ſollen wir an die Schrecken des Todes uns erinnern, mit denen wir in der Gegenwart und in der wirklichen Welt bedroht ſind. — Theure Emilie, fuhr Cäſar fort, ſehen Sie denn nicht in der willkürlichen Deutung, die wir uns ſelbſt erlauben, die Nichtigkeit und die Bedeutungsloſigkeit der Träume ſelber? Lachen, Tanz und Spiel ſoll Betrübniß, allerlei Poſſen, Spielkarten und luſtige Geigentöne ſollen Zank und Streit und ein Leichenbegängniß eine Hochzeit verkündigen! Iſt das nicht der ſchnödeſte Widerſpruch und die zweideutigſte Willkür? — Wer kann den Widerſpruch in unſerm ganzen Daſein läugnen! begann Emilie, indem ſie aus ihrer nachläßigen Stellung ſich erhob und mit dem tiefſten Ernſte Cäſar anblickte. Die ganze Region unſerer

Gefühle iſt von entgegengeſetzter, ſich widerſprechender Natur, wenn uns mitten im Taumel der Freude, mitten im Tanzſaale irdiſcher Luſt, ein geheimes Grauen und eine bebende Angſt überſchleicht, und wenn im Gegentheil, in der tiefſten Trübſal, der unſer Daſein unterliegen möchte, mit Einemmale wie aus einem ſtillen, noch unerkannten Winkel der Seele eine leiſe Stimme des Troſtes ſich verlauten läßt, die uns lächelnd zuruft: Freue dich, daß du weinen kannſt, denn in der Trauer und im Schmerze fühlſt du die ganze Unendlichkeit deines unſterblichen, nach der Freude des Himmels ringenden, aber noch im irdiſchen Körper befangenen Geiſtes. Und wenn ihr den lauteſten Jubel der irdiſchen Freuden um euch bannet, ihr könnt dem rächenden Dämon nicht entfliehen, der die Luſt in Trauer wandelt, und wenn ihr dem Schmerz der Seele zu erliegen meinet, der Troſt der Liebe wird euch überraſchen und eure Trübſal in ſtille Freudigkeit verkehren. Als ich an der blutigen Leiche meines Vaters ſtand, und mein unſägliches Jammergeſchrei plötzlich verſtummte, da zog in mein Herz eine ſtille Zuverſicht und eine ſüße, lächelnde Freudigkeit; mein Geiſt war dem Seeligen in jenes Land gefolgt, wo er die Freuden des Himmels genießt. Darum mochte ein Lächeln um meine Lippen ſchweben, und weil die Leute nicht wüßten, wie mir war, ſo hielten ſie es für Wahnſinn, daß meine Thränen plötzlich verſiegten und mein Schreien verklungen war. Sollen wir denn ewig um Geſtorbene trauern und jammern? Wußten nicht ſchon die Alten ſich das Bild des Todes anmuthig zu geſtalten, indem ſie einen blühenden Jüngling dachten, der die Fakkel des Lebens umkehrt? Und ſollen wir, die wir Chriſto angehören, nicht mit freudiger Sehnſucht an das Ende der irdiſchen Tage denken? Knüpft ſich für uns nicht an das dunkle Grab die Verheißung eines neuen, körperloſen, unbegrenzten Daſeins, wo wir die Fülle des Himmels genießen werden in unendlicher Seeligkeit? Seht da den Widerſpruch zwiſchen Tod und Leben, zwiſchen Schmerz und Freude, wie ſie ſich umarmen in ewiger Gemeinſchaft, ſo lange die Schöpfung ſteht. — Der Traum aber, Graf Cäſar, iſt das Gegenſtück zur Wirklichkeit, der Widerſpruch und die Kehrſeite des wachen Zuſtandes; darum ſind friedliche Gemüther oft im Traume ſtreitluſtig und voll Zorn, feigherzige Menſchen träumen gern von kühnen Heldenthaten, weil ſie im wirklichen Leben am weiteſten davon entfernt ſind. Von allen Menſchen gelangt vielleicht nicht Einer zu einem vollen, ganz ausgeprägten Daſein. Irgend einer einſeitigen Richtung ſeines Weſens in der Wirklichkeit hingegeben, bleibt eine andere Kraft ſeines Geiſtes ſchlummernd in ihm verborgen, ohne in die Erſcheinung hinaus zu treten: der Traum nun hebt dieſe unterdrückte, verſtoßene Seite des innern Menſchen lebendig hervor, er zwingt zur Sprache und zur freien Geſtaltung, was in der Gegenwart des erſcheinenden Lebens verkümmert blieb, und was der Tag nicht brachte, bringt der Traum: die Ergänzung des vollen Menſchen, indem er der trauernden Seele freundlich holde Bilder vorſpielt, und den, der einem zerſtreuenden Freudentaumel der Sinne ſich preisgiebt, in Schreckgeſtalten an den Ernſt gemahnt, den das Leben mit ſich führt und der dem Menſchengeiſt inwohnen ſoll. Freilich iſt ein großer Theil unſerer Träume ein inhaltsloſes Gewäſch der ſchlaffen, müßigen und der Erhebung ermangelnden Phantaſie, aber doch nicht in größerem Maße, als das fade, alberne Geſchwätz, das wir in Aſſembleen bei wachem Zuſtande, wie wir meinen, führen. Und denken wir uns einen hochbegabten Menſchen, einen Dichter, in der wirklichen Welt beengt von armſeligen Verhältniſſen und belaſtet mit niedrigen, nur das Daſein friſtenden Geſchäften, die der ſchaffenden Kraft ſeines Geiſtes keinen Raum geſtatten: — wie wird ihm der Traum, als die Ergänzung ſeines vollen Weſens, ſo bedeutungsreich, indem er in der Tiefe ſeines Buſens den verkümmerten, kaum noch glimmenden Funken ſeiner Dichterkraft zur lichteſten Flamme entzündet und die Welt des

Traumes ihn entſchädigt für die Welt der drückenden Wirklichkeit! — Nun giebt es aber noch eine andere Art des Traumes, in den die Seele ſich tiefer zu verſenken, ja zu verlieren ſcheint, und der vom wachen Zuſtande durch eine ſolche Kluft getrennt iſt, daß alle ſeine Erſcheinungen und Gebilde beim Erwachen verſchwunden ſind und nur eine bange Furcht, eine lähmende Schwermuth in unſerem Geiſte zurückbleibt. Dieſe Art des Traumes ruft nicht die verblichenen Bilder des vergangenen Lebens in uns zurück, ſondern verweiſt ein zagendes Gemüth auf die nahe Zukunft und iſt prophetiſcher Natur. Solcher Art waren die Träume, die mich in jenen Nächten ängſtigten, welche dem Todestage meines Vaters vorhergingen. Beim Ausbruch der franzöſiſchen Revolution war mein Vater, wie Sie wiſſen, in der Begleitung des Ihrigen, deſſen Bekanntſchaft er in Verſailles gemacht hatte, der Guillotine und dem Mordverſuche zweier Jacobiner entflohen, die ihn, obwohl er ihren Clubb beſuchte, als Edelmann haßten und denen ſeine Hinneigung zur gemäßigten Partei verdächtig erſchien. Er hatte ſich und Ihren Vater, wie dieſer uns erzählt, gerettet und war dem Duell entgangen, zu dem die beiden Arnot ihn verpflichtet. Hier im fremden Lande, wo er ſeine zweite Heimath und meine Mutter fand, hielt er ſich für ſicher und geborgen, und Ihr Vater gewährte ihm und uns alles, was zu ſeinem Schutze nöthig ſchien. Er begann hier ein völlig neues Leben und hatte das vergangene der Vergeſſenheit preisgegeben; er glaubte ſich nur zu ſicher. Franzöſiſche Truppen zogen über den Rhein und lagerten in unſrer Gegend, um den großen Zug nach Rußland anzutreten; unter ihnen befand ſich Oberſt Arnot, einer jener Brüder, welche nach dem Blute meines Vaters gelechzt. Er hatte die Jacobinerkappe, wie ſo viele ſeiner Geſellen, mit der Bärmütze der kaiſerlichen Garden vertauſcht; aus dem fanatiſchen Revolutionär war ein eben ſo fanatiſcher kriegeriſcher Napoleoniſt geworden; aber der alte Haß ſeiner Jugend ſollte hier wieder erwachen zu grauſamer, blutiger Unthat. — Ich war damals jung, noch Kind, und hing mit alleiniger Liebe an meinem Vater, denn meine Mutter hab' ich nie gekannt, mein Leben in der Geburt mußte ihr Tod ſein. Von allen den Verhältniſſen wußte ich damals nichts, aber eine tödtliche Angſt folterte in ſchreckbaren Träumen meine Seele. Mitten in der Nacht fuhr ich zum Wachſein auf; bewußtlos lagen die Schreckgeſtalten des Traumes hinter mir, in Vergeſſenheit verſunken, aber eine ſcheue Bangigkeit, die tiefſte Trauer um ein verwelkendes Leben blieb haften in meinem Innern. Niemanden durft' ich es mittheilen, von Niemand Troſt erwarten, und mein Vater war gewohnt, meine kindiſchen Grillen zu verlachen. Dennoch faßt' ich mir ein Herz, als die ängſtlichen Träume ſich ſteigerten; ich entdeckte ihm meine Todesfurcht, ich bat ihn mit den ſüßeſten Worten, mir meine Bangigkeit zu deuten und zu beſchwichtigen, ich flehte ihn mit heißen Thränen, einen Ort zu verlaſſen, wo ein dunkles Ungewitter ſich über unſeren Häuptern zuſammenzöge. Es war der Abend vor ſeinem Tode, der letzte, den er ſchauen ſollte. Er war mit Arnot zuſammengekommen, ſie hatten ſich erkannt; in der Freimüthigkeit ſeines Herzens hatte ſich mein Vater zu erkennen gegeben, weil er den alten Haß erloſchen glaubte, ja er hatte politiſche Meinungen mit jenem ausgetauſcht und war ſo unvorſichtig geweſen, mit der Aeußerung hervorzutreten, daß die Hoffnung der Jacobiner von der Dauer einer Republik in ihre Nichtigkeit geſtürzt ſei, und daß des ſanften Ludwig Ruthenſtreiche nicht ſo geſchmerzt hätten, als nunmehr Napoleons Scorpionenſtiche. Jetzt erſt erwachte Arnots Haß gegen meinen Vater zu furchtbarer Wuth; er nannte ihn einen Verräther, den Mörder ſeines Bruders, einen Feigen, der dem Ehrenkampf entſprungen ſei, und der Unglückſeelige hatte ſchon die wiederholte Herausforderung des Unmenſchen angenommen, als ich ihm meine ahnenden Träume von einem drohenden Unheil vertraute. Er war im Innerſten ergriffen, er war erſchüttert, als ich, ſeine Knie umfaſſend, zu ſeinen Füßen lag, und, theilte ſich die Ahnung meiner Seele ihm mit, oder war es nur aus Rührung über meine kindliche Liebe, Thränen ſtrömten aus den Augen des Mannes, den ich nie hatte weinen geſehen. Das machte mich ganz troſtlos, und als er mich endlich, da ich nicht von ihm laſſen wollte, mit Gewalt von ſich abwies, lief ich, unſeelige Kaſſandra, weinend durch die öden Gänge des Parkes und ergoß in der nächtlichen Einſamkeit mein trauervolles Herz. Spät ſucht' ich mein Lager, noch ſpäter fand ich daſelbſt einen unruhigen, krampfhaften Schlummer. Dieſelben Schreckgeſtalten, noch mehr in drohender Nähe, mußten im Traume meine Seele geängſtigt haben, denn ich fuhr plötzlich mit einem lauten Jammerruf vom Schlafe auf, meine ungewiſſe Bangigkeit war drückender als je, meine Angſt ſtieg zur Verzweiflung. Ich eilte in's Freie, um dem Schlummer zu entfliehen, ich hätte dem Tode freiwillig in die Arme ſtürzen mögen, um in ſeinem Schooße die Erlöſung meiner brennenden Herzenspein zu finden. Es war noch ſehr früh am Morgen: die Sonne erhob ſich kaum aus ihrem nächtlichen Schlaf. Wie ein gejagtes Reh lief ich in das Dickicht des Waldes tiefer hinein: plötzlich hör' ich einen Schuß in unbedeutender Entfernung fallen, ein zweiter erfolgt: ich eile dem Schalle nach: dort drüben am mooſigen Ufer des Rheines, wo die alte Weide ſteht, da liegt mein Vater, in ſeinem Blute ſchwimmend und der Mörder ſteht vor ihm. Starr und entſeelt verharrt' ich eine Weile, ohne mich zu rühren, ich verſtand die Wirklichkeit noch nicht, ich wähnte, der Traum eröffne mir eine Scene aus dem nächtlichen Reich der Hölle; als ich jedoch an der Leiche des Geliebten ſaß und das quellende Blut aus der Wunde des warmen Herzens befühlte, das immer kälter, immer kälter ward, als der letzte matte Blick ſeines Auges auf mich fiel, da war die That nicht mehr zu läugnen, und ich ſagte zu euch, die ihr mich umringtet, mit lächelndem, weisheitsvollem

Aberwitz: Ja, ja, ich wußt' es wohl. Troja mußte ſtürzen, denn Kaſſandra hatte ja geträumt. Ihr mochtet es für Wahnſinn halten: — gut! aber ich ſchwör' euch zu, mir war damals wohl in meinem Innern, ich war befriedigt und beruhigt, ich konnte, ich durfte, ja ich mußte zu eurer Trauer freundlich lächeln, denn ich hatte ja das Maß der Verzweiflung ſchon vorher längſt erſchöpft in meiner Seele. Ich hatte nie mehr Bewußtſein, ich war nie mehr Philoſoph, als damals, wo ihr meinen Zuſtand für bewußtlos hieltet; ich ſah die Nothwendigkeit der irdiſchen Leiden und des körperlichen Todes ein, und weil ich die Nothwendigkeit erkannte, war ich über kleinlichem Mitleid ganz erhaben. Lächeln hätt' ich nicht ſollen zu eurem Schmerze, das war vorſchneller Aberwitz; aber wenn das ſchmerzhafte Nervenfieber, das mich von Stund' an ergriff, meinen Körper nicht ſo zerrüttet hätte, ſo würde ich euch damals getröſtet haben, trotz dem kälteſten Philoſophen. — Die böſe Krankheit aber hat meinen Körper ſehr zerſtört, nicht wahr, Graf Cäſar? Wo iſt die friſche Luſt der Jugend, die an irgend einer einzelnen Erſcheinung des irdiſchen Daſeins mit treuer, dauernder Liebe haftet? Könnt' ich nur dieſe Unruhe aus meiner Seele bannen, die mich raſtlos von einem zum andern treibt und mich nirgends verweilen läßt, weil von allem, wo ich Vergänglichkeit ſpüre, der Geruch der Verweſung mir entgegenſtrömt und weil ich an der Blume, an der Blüthe ſchon, den Keim des Todes erſpähe, der doch ſo ſtill noch im Innern verborgen ruht.

Cäſar ſaß in dumpfe Trauer verſenkt, die ihn oftmals anwandelte, wenn er längere Zeit in Emiliens Nähe war und auf ihre Worte, ob ſie gleich in ſeltſamem Widerſpruche mit ſeinen Empfindungen ſtanden, aufmerkſam lauſchen mußte. Er hatte, nach gewohnter Flatterhaftigkeit, das weibliche Geſchlecht für eine leichte Beute der Eitelkeit gehalten und fühlte ſich wunderbar überraſcht, eine ſolche Tiefe und Feſtigkeit eines Frauengemüthes zu finden. Er hatte wohl Manche kennen gelernt, welche in ſentimaler Empfindelei zu Emiliens Gefühlsmeinungen ſich gern bekennen mochte, aber hier ergriff ihn die Kraft einer freien Aeußerung in ſeltſamer Rührung, und dieß um ſo mehr, weil er ſich überzeugen mußte, daß Emiliens Empfindungen und Gedanken nicht in den Treibhäuſern moderner Kultur künſtlich gezogene Gewächſe ſeien, ſondern daß ſie aus dem vollen Boden ihrer eignen Natur entſproſſen und gleichſam aus der Geſchichte ihres Lebens erzeugt waren. Er ſah in ſolchen Stunden des Umgangs mit ihr ſein eignes Selbſt in ein leeres Nichts zerflattern und ob er gleich im Grunde ſich dabei unglücklich fühlen mußte, ſo hätte er doch um keinen Preis irgend einem Andern den Platz neben ihr abtreten mögen, denn er fand ſich ſelbſt beneidenswerth und einen Stolz darin, daß er es war, vor dem ſie alſo ihr ganzes Innere erſchöpfte.

Emilie ſchwieg und beide ſaßen ſtumm neben einander, als ſich ein leiſes Klopfen zum wiederholten Male hören ließ. Die Thür ward geöffnet und der Kammerdiener des alten Grafen, der Cäſar, ohne das Zimmer betreten zu wollen, zu ſprechen hatte, blickte durch die Oeffnung herein: ein leiſer Wink, der jedoch die ängliche Haſt des alten Dieners verrieth, galt Cäſar allein. Was macht der Graf? rief Emilie; mein Vater? fragte Cäſar, und beide ſtanden erſchreckt von ihrem Sitze auf. Der Alte ſchüttelte, als wollte er ſie durch eine Täuſchung beruhigen, den Kopf und winkte Cäſar noch einmal, ihm zu folgen. Herr des Himmels! er iſt todt, er ſtirbt! ſchrie Emilie plötzlich, wie vom prophetiſchen Gefühl überwältigt, und ſtürzte ohnmächtig zu Boden, während jene beiden ihr Zimmer verlaſſen hatten, und nach dem Krankenbette des Grafen eilten.

Ein Krampf in der Bruſt, ſagte der Diener, hat den Patienten aus dem wohlthätigen Schlafe gerüttelt, der zwar ſchnell vorüberging, aber er fühlt ſich höchſt matt und erſchöpft; der Arzt iſt bald unruhig, bald ſtill und bedenklich; er will ſich nicht äußern, aber ich fürchte, er iſt vom nahen Tode überzeugt. — Cäſar fand den Vater in einem hoffnungsloſeren Zuſtande, als er gewähnt hatte und nach dem ruhigen Schlummer, in dem er ihn verlaſſen, ſchließen konnte. Der Krampf hatte ſich ganz geſtillt, aber die Geſichtszüge waren in etwas entſtellt und eine zitternde Bewegung in allen Gliedern zurückgeblieben. Der Arzt ſtand am Fußende des Bettes und ſah dem Kranken forſchend in's Auge, der, aufrecht ſitzend, ſich eifrig mit Ordnung und Faltung einiger Papiere beſchäftigte, welche vor ihm auf der Decke zerſtreut lagen. Er ſchien ſelbſt die Nähe ſeines Todes zu empfinden und wollte das Letzte noch ordnen und zuſammenfügen, an dem er mit Liebe hing: es war das Teſtament, das er vor einigen Tagen niedergelegt hatte, und ſeine Familien-Memoiren, welche ſeinen Söhnen eine kurze Ueberſicht ſeines Aufenthaltes in Frankreich gewähren ſollten. Cäſar war unbemerkt eingetreten und blieb im Hintergrunde des Zimmers, um den Vater nicht zu ſtören. Die Papiere

piere waren jetzt geſondert und geſammelt: es iſt gut ſo, ſprach der alte Graf und faltete die Hände vor der Bruſt zuſammen. Er wollte die Hefte noch verſiegeln; man brachte ihm das Nöthige, aber die zitternde Hand verſagte ihren Dienſt und Cäſar trat herbei und übernahm das Geſchäft. Biſt du's, mein Sohn? ſagte der Alte und drückte freundlich ſeinen Arm mit beiden Händen, die Cäſar wehmüthig küßte. Biſt du der einzige von den Meinigen, der mich will ſterben ſehen? fuhr der Kranke fort. Du, dem ich am wenigſten lebendige Regung eines gefühlvollen Herzens zutraute, verzeih' mir, du biſt doch wohl der treueſte; weil du nicht fortgeriſſen wirſt von Gefühlen, erhältſt du ſie dir am beſtändigſten. Behaupte du den Adel meines Hauſes durch die äußere Würde eines gewichtvollen Standes und mehr noch durch den innern Adel deiner Geſinnung. — Cäſar kniete am Bette nieder und benetzte mit heißen Thränen die kalte Hand des Vaters. — Otto kömmt nicht an mein Sterbelager, fuhr dieſer mit Mühe fort; mag ihm der Himmel verzeihen, wie ich es thue. Iſt die Sünde, ihn unehelich in die Welt geſetzt zu haben, oder dieſe größer, auf den Ruf des ſterbenden Vaters nicht zu erſcheinen und verderblichen, phantaſtiſchen Grillen nachzulaufen —? Der Himmel mag mir verzeihen und ihm gnädig ſein! — Aber wo bleibt Emilie? gehört ſie nicht in dieſen Kreis? iſt ſie nicht mein gutes, liebes, ſanftes Kind? —

Der Kammerdiener machte Miene, ſich zu entfernen, um das Fräulein zu holen; als die Thür ſich öffnete und Emilie ſelbſt eintrat. Sie hatte ſich aus ihrer Ohnmacht, bei der niemand ihr zu Hülfe kommen konnte, ſchnell aufgerafft und eilte, die Erfüllung ihrer Träume und die Wahrheit ihrer ahnenden Seele beſtätigt zu finden. Einen Mantel um die Schultern, das Haupt in einen dunklen Schleier gehüllt, trat ſie langſam ein, in feſter, feierlicher Haltung, eine Prieſterin des Morpheus. Aber ſo ſehr ſie auch das kalte, verſtändige Bewußtſein von der Nothwendigkeit des Todes, ſowie der Vergänglichkeit alles Irdiſchen, mit ſich brachte: der Anblick des ſterbenden Greiſes ließ ſie die feſte Haltung, die ſie zu behaupten ſich zwang, vergeſſen und verlieren. Der zärtliche Eifer, mit welchem der alte Graf von je für die Bedürfniſſe und Wünſche ihres äußeren, wie ihres innern Lebens geſorgt, und den ſie nur mit Dankbarkeit und Verehrung vergelten konnte, ging in die innigſte rührendſte Liebe über, als er mit den ſchwachen Händen ihr Haupt umfaßte und zu wiederholten Malen ihre Stirn küßte, während ſie vor ihm kniete und ſchweigend ihre Thränen rinnen ließ. Weine nicht, meine Tochter, ſprach der Alte mit leiſer, verhallender Stimme. Du ſüße Blume, möchte der Sturmwind ferne bleiben, der deine duftenden Blüthen und die zarten Staubfäden deines Kelches zerreißt und vernichtet! O ich hoffte, du würdeſt die Gattin meines Otto werden; aber der rohe Nomade ſchweift umher in der Wüſte und kennt die Oaſe nicht, wo er Manna findet und kühlendes Waſſer für den brennenden Durſt. — Cäſar, verlaß Emilien nicht, ſei ihr irdiſcher Beſchützer, wie ſie dein geiſtiger. Mein Sohn, dir ſchwebt ein Geſtändniß auf den Lippen; haſt du ein Geheimniß auf deinem Herzen, vertrau' Emilien. Haſt du den ſtillen Frieden einer Seele getrübt, ſuche ſie zu tröſten, Emilie wird entſcheiden. Haltet beiſammen und trennt euch nicht, ſei es als Bruder und Schweſter, oder in engerer Gemeinſchaft; aber prüfet euch zuvor, meine Kinder. Eine Ehe ohne Liebe iſt ein Verbrechen gegen Gott, der die Liebe ſelber iſt, und eine Verſündigung gegen die Natur, die in Liebe geboren iſt. Eine Ehe in Liebe und treuer Gemeinſchaft der Gemüther iſt die Vollendung des irdiſchen Daſeins, für den innern wie für den äußern Menſchen. Prüfet euch, meine Kinder und ſeid verſtändig. Aber verſtoßet meinen Otto nicht. Er wird hieher kommen, wann ich todt bin, er wird mich ſuchen, wann ich nicht mehr zu finden bin. Wann er aber zu euch kommt, haltet ihn, feſſelt ihn an euch; er iſt noch zurückzuführen aus dem Irrwahn der Verblendung. Der Grund ſeines Weſens iſt gut, und wie ſollte er ſich nicht verwirren können, da ſeine Geburt außer der Ordnung war! Wann ihr beiſammen ſeid, eröffnet mein Teſtament und mein Tagebuch. Beherzigt meine Verfügungen, meine Abſicht iſt redlich; Emilie entſcheidet über meine Söhne. —

Langſam war der alte Graf in die Kiſſen zurückgeſunken; ſeine Lippen bewegten ſich noch, aber der Ton der Stimme war ſchon erſtorben; ſeine Seele war entflohen und er ſchlummerte ruhig und ſtill.

Aus den
Memoiren des Grafen von Hayna.

Sein Aufenthalt in Frankreich in den Jahren der erſten Nationalverſammlung.

Was in Vergangenheit hinter uns liegt, ſind wir im Stande klar in ſeinem Zuſammenhange aufzufaſſen. Wir forſchen ſeiner Quelle nach und ſind parteilos, ehe wir ſelbſtthätig forſchten und ſelbſteigen uns überzeugten; wir verfolgen von Stufe zu Stufe die Ereigniſſe und ſetzen ihren innern Zweck mit ihrem äußern Erſcheinen in Vergleich; wir erkennen den Ausgang, auf den alles losſteuerte; wir faſſen die volle Idee der ganzen Thatſache, ohne uns in einen Seitengang zu verirren, der uns abführte von dem Mittelpunkt des Geſchehenen. Für die Begebniſſe unſerer Gegenwart aber entgeht uns der Sinn einer ſtrengen, klaren Auffaſſung; wir ſind nicht mehr parteilos, ehe wir forſchten; wir ſind einer einzelnen Richtung preisgegeben und ſtoßen eine andere mit Vorurtheil von uns; ja wir ſind ſchon in irgend einer Partei geboren und in dem Gewirre der Erſcheinungen unſerer eignen Zeit entbehren wir der leuchtenden Feuerſäule, die uns, wie das Volk Jehovah's, durch die Wüſte des Lebens leitet. So geſchieht es, daß der ſtrengſte Philoſoph die Idee der Wirklichkeit, die ihn umgiebt, nicht mehr zu faſſen vermag, während das Geheimniß der Vergangenheit, die ganze

Weltgeſchichte, dem Auge ſeines Geiſtes unverhüllt vorliegt. — Die Geſchichte der franzöſiſchen Umwälzung hat kein Zeitgenoſſe verſtanden; ſie wird erſt deutlich werden, wenn die Leidenſchaften ſchweigen.

Paris und Verſailles galten am Ende des vorigen Jahrhunderts dem jungen Adel Deutſchlands für die einzige Schule der feinen Bildung. Jugend und Reichthum, und bei dem frühen Tode meines Vaters, gänzliche Unabhängigkeit beſtimmten mich, ſie dort aufzuſuchen. Charakterlos, wie ich war, feſſelten mich die Reize einer raffinirten Geſelligkeit; der Luxus des verſchwenderiſchen Hofes blendete mich, daß ich dort alles für ſicher begründet, für ein ewig dauerndes Daſein hielt, ohne zu ahnen, daß der Boden, auf dem ich wandelte, vulkaniſcher Natur war. Ich ſtürzte mich in einen Taumel ſinnlicher Lüſte, ich war vergnügungsſüchtig bis zur Ausſchweifung, ich war ausſchweifend bis zur Sittenloſigkeit und verlor den ſittlichen Halt für ein feſtes, wandelloſes Lebensglück. Die Verſammlung der

Stände in Verſailles hielt ich Anfangs für einen bloßen Comité, welcher zuſammenberufen war, um den financiellen Zuſtand des Staates zu verbeſſern und man ſah noch keine Gefahr darin, neben den politiſchen Unruhen ſeinem Vergnügen nachzugehen, wozu der junge laſterhafte Adel ſich damals für berufen hielt. Jene Clubs, welche daneben und eigentlich ungeſetzlich exiſtirten, galten mir für nichts als eine Zuſammenrottung Mißvergnügter, denen der Zuſtand der Dinge überhaupt nicht gefiel und an die ich mich anzuſchließen bald geneigt fand, theils um die Langweile zu füllen, welche die rauſchenden Vergnügungen, in denen ich lebte, noch übrig ließen, theils aus Freundſchaft zu St. Beaumont. Auch erhielten die Clubs erſt ſpäter in Paris unter dem Namen der Jakobiner jene furchtbare Bedeutung, als man die Zuſammenkünfte in die Kirche eines aufgehobenen Jakobinerkloſters in St. Honoré verlegte, als Orleaniſten Zutritt erhielten und die Rigoriſten, unter dem Namen der Cordeliers, ſich trennten, an deren

Spitze jene Danton, Marat ſtanden, die, vom ſchrecklichſten Fanatismus geleitet, durch Verbrechen ihr Vaterland zu beglücken, durch Dolch und Gift Gerechtigkeit in die Welt einzuführen und durch die furchtbarſte Anarchie Ordnung wiederherzuſtellen wähnten. In den Geſellſchaften, die ich von Anfang an des Abends beſuchte und in denen ſich viele von der Armee und junge Edelleute überhaupt zu verſammeln pflegten, um neue Genüſſe für die Nacht oder den nächſten Tag zu verabreden, machte ich nämlich die Bekanntſchaft des Herrn de St. Beaumont, welcher die Clubs, wie ich heimlich erfuhr, ſchon damals beſuchte. Er hatte ſein mäßiges Vermögen verſchwendet, wozu er allerdings in dem Umgange, den er mit den Reichſten und Vornehmſten unterhielt, genöthigt war. Ein Cavalier, der ſein Geld durchgebracht hatte, war nach den damaligen Grundſätzen in meinen Augen mindeſtens ein anziehender Gegenſtand der Achtung und Bewunderung. Er hatte das Seinige gethan, die Welt vollauf zu genießen, zu den eiligſten

Schwingungen hatte er den trägen Gang der Zeit beflügelt, ein reiches Leben lag hinter ihm, das er in den mannichfaltigſten Verhältniſſen kennen gelernt; und nun ſtand er fertig da in ſeiner vollendeten Perſönlichkeit, auf der höchſten Stufe der geſelligen Kultur. Ich fühlte eine wahre Hinneigung zu Beaumont; der edle Anſtand, die feine Grazie ſeines Weſens, die freiſinnige Weiſe ſeiner Aeußerungen, ſeine ganze Perſönlichkeit galt mir beneidenswerth und ich hatte das Glück, ſeine Freundſchaft zu gewinnen. Seitdem die Quellen, aus denen Vergnügungen nnd Luſtbarkeiten gefloſſen, ihm verſiegten, verlor er auch den Sinn dafür und ſein Geiſt, der nach Beſchäftigung und neuer Thätigkeit ſtrebte, fand in den politiſchen Unruhen einen neuen Reiz. Ja er wurde Anfangs ſogar von dem Wahne geleitet, ſein Intereſſe mit der Umwälzung der Formen des Staates in Verbindung zu ſetzen und es ward ihm nicht ſchwer, in den Jacobinerklubs ſeinen Adel abzulegen und ſeiner Geſinnung nach ganz Bürger zu ſein, während ſeine Familienverhältniſſe ihn immer noch an die Hofpartei feſſelten, woraus er allein im Stande war ſeine ſchwankende Exiſtenz zu ſichern. Beaumont huldigte auf die feine Weiſe, die ihm zu Gebote ſtand, meiner Eitelkeit und er beſaß dafür mein unbegränztes Vertrauen. Durch ſeine Vermittlung ward mir unter verändertem bürgerlichen Namen der Zutritt zu einem der Clubs eröffnet, den ich nun eben ſo eifrig, als die Verſammlung der Stände, beſuchte. Dieſe Verſammlung des dritten Standes zu Verſailles, die ſich jetzt, theilweis mit Widerſtreben des Adels und der Geiſtlichkeit, endlich aber nach ſcheinbarer Vereinigung aller drei Stände, als Nationalverſammlung conſtituirte und permanirte, gewährte damals das großartige Schauſpiel öffentlicher, freimüthiger Berathungen, welche begeiſterte, aber klare Köpfe über das Wohl der Menſchheit und die Erneuerung veralteter Staatsformen anſtellten. Mirabeau, der kühne Denker, der ſtürmiſche Redner, den der Adel aus ſeiner Mitte geſtoßen, La Fayette, der edle, ſtarke Mann, Bailly, der milde, gemäßigte Vermittler, nebſt Sieyes, deſſen philoſophiſch ſpeculativer Geiſt auf Allgültigkeit ſeiner gewagten Theorien drang, dieſe waren damals die Seele der Verſammlung. Frei von Verblendung und einſeitiger Begeiſterung, welche ſpäter als Fanatismus zum Werkzeuge der Hölle wurde, wollten dieſe Männer das Wohl der Monarchie und bezweckten ein conſtitutionelles Königthum, wo Fürſt und Volk, gegenſeitig geſichert, zur Beglückung der Menſchheit die Hand ſich reichten. Der neuerwachte Zeitgeiſt verlangte Abſchaffung der Lehnsverfaſſung, das aufdämmernde Bewußtſein der Nation machte Neuerungen erforderlich, die der volkliebende Ludwig ſelbſt wünſchte und bewilligte, dagegen die Pedanterei des Hofes und der Adel nebſt der Geiſtlichkeit, im verjährten Beſitze der Vorrechte, zu hemmen ſuchten. Ludwig war der beſte, aber zugleich der ſchwächſte der Könige. Theils geleitet von der natürlichen Güte ſeines Willens, theils Werkzeug der tyranniſchen Hofpartei, ward er ein Opfer der Leidenſchaften ſeiner Zeit. Dieſe antirevolutionäre Sekte, an deren Spitze die Königin und die Prinzen des Hauſes ſtanden, handelte unſinnig, unverſtändig und ſtörte das großartige Walten einer freiſinnigen, aber nichts weniger als willkürlichen, ſondern in jenen erſten Zeiten des Maßes ſich bewußten Verſammlung der Volksvertreter. Man zog Truppen nach Verſailles, man bewirthete die Officiere und ſuchte ſich ihrer Ergebenheit gewiß zu machen. Es war am erſten October des zweiten Jahres der Nationalverſammlung, wo der Hof dieß allgemeine Aergerniß gab. Zum Platze des Gaſtmahls ward der große Schauſpielſaal gewählt, ſonſt nur ein Ort, wo die Feier einer königlichen Vermählung ſtattzufinden pflegte. Die Kapelle des Königs bekam Befehl zu ſpielen. Man brachte, berauſcht von royaliſtiſchen Gefühlen, die Geſundheit der Königsfamilie ſtürmiſch aus und verachtete es, auf das Wohl der Nation die Becher zu leeren, während die Garden als Zuſchauer im Hintergrunde ſtanden. Auf Einmal erſchien der König ſelbſt in ſeiner einfachen Würde, im beſcheidenen Jagdgewande, die Königin mit ihm, den Dauphin auf dem Arme. Ein allgemeines Zujauchzen begleitete den Eintritt; mit jedem Augenblicke ſtieg der Enthuſiasmus für dieſen König; der Champagner floß in Strömen, die Sinne taumelten und ſelbſt die, welche den Tag vorher noch jacobiniſch geweſen, wurden fortgeriſſen vom allgemeinen Jubeltakt und vergaßen den alten Tick, daß ein freier Bürger in beſchränkter Monarchie mehr ſein könne, als in unumſchränkter ein Fürſtenknecht. Mit gezücktem Schwerte in der Hand trank man das Wohl der Majeſtät: es war ein Schwur, der alle band, Leben und Heil für die Perſon des Monarchen zu opfern, und als der ſanfte Ludwig ſich entfernte, entzückte die Gemüther jene Arie in ſüßer Melodie: „O Richard, o mein König, von aller Welt verlaſſen!“

Dieſes Gaſtmahl, das ſich für die verſchiedenen Heeresabtheilungen wiederholte, mußte die Spannung der Gemüther vergrößern und das Volk in Paris, wo zu gleicher Zeit eine Hungersnoth ausbrach, auf das Höchſte erbittern. Der allgemeine Unwille gegen den Hof ſtieg zur Wuth und der Mangel an Brot war die Loſung zum Ausbruch. Schrecklich, wenn der Mann die beſtimmte Sphäre eines verſtändigen Wirkens verläßt und eine Schwärmerei des überwiegenden Gefühls ihn fortreißt: ſchrecklicher noch, wenn das Gemüth des Weibes eine ſolche Verirrung ergreift. Eine Leidenſchaft, die das Weib aus den Grenzen eines gemüthlichen, häuslichen Wirkungskreiſes hinauszutreiben vermag, die deſſen angeborne Schüchternheit, ihre inſtinctartige Treue am Althergebrachten, überwindet, iſt von der ſchrecklichſten Geſtalt; die Feſſeln des Verſtandes, die das gefühlvolle Geſchlecht ſchon im Allgemeinen weniger binden, werden gänzlich abgeſtreift und das Weib, ſonſt die Krone der Schöpfung, die der Herr als ſein Liebſtes bis zuletzt ſich aufſparte, dem Naturtriebe preisgegeben, wird zur Furie, gleich dem wilden

Thier der Wüſte. Ein zartes Mägdlein in Paris, vom Fanatismus getrieben und vom Hunger gepeinigt, ſtürzte in ein Wachhaus, ergriff eine Trommel und lief ſie wirbelnd durch die Gaſſen der Stadt mit dem Ausruf: Brot! Freiheit! Ein Haufe Weiber, längſt ſchon harrend auf ein Signal, rottet ſich zuſammen. Sie ſtürmen in das Stadthaus und fordern Brot und Waffen; die Vorrathshäuſer werden erbrochen, die Sturmglocke ruft alle zu Hülfe, ganz Paris iſt im Aufruhr und die wüthenden Weiber machen ſich unter Anführung eines der ſieben Gefangenen, die aus der Baſtille ein Jahr vorher befreit waren, eilends auf den Weg nach Verſailles. Die Nationalgarde will folgen; ihr Befehlshaber, La Fayette, widerſetzt ſich: umſonſt, er ſelbſt muß ſie führen. — Der Hof erbebte bei der Ankunft des rebelliſchen Haufens die Grenadiere greifen zu den Waffen und umringen das Schloß; das Getümmel nimmt zu, Blut fließt auf beiden Seiten, bis La Fayette's Annäherung den Tumult beendigt.

digte. Er führte die Königin an das Fenſter, er, damals noch der Mann des Volkes, küßte ehrerbietig ihre Hand, der König erſchien mit der dreifarbigen Kokarde: man rief ihm ein Lebehoch, die Leidenſchaften waren für dießmal befriedigt und geſtillt.

Seit dieſer Zeit dachte die königliche Familie auf Flucht. Obwohl der König jetzt noch die Volksgunſt wiedererlangte, ſo wurde man doch immer argwöhniſcher gegen ihn, je ſchwankender ſein Benehmen ward. Obſchon er die neue Ordnung der Dinge beſtätigt, und mitten in der Nationalverſammlung erſchienen war, ſo traute man doch ſelbſt ſeiner eigenhändigen Erklärung nicht, ſeitdem die Hofpartei unter den Grafen von Artois und der Provence, den königlichen Brüdern, ausgewandert war. Wollte er die Revolution unterdrücken: wie günſtig wäre eine Flucht und eine Rückkehr an der Spitze der öſtreichiſchen und preußiſchen Heere dazu geweſen; blieb er in Frankreich, ſo gereichte die geringſte Zögerung bei der Annahme der neuen Geſetze ſchon zum ſtärkſten Verdachte. Er hatte von den Zudringlichkeiten der Plebejer viel zu leiden, dennoch mußte er ihnen in immer geſteigertem Maße huldigen, da er einmal angefangen, auf die Gunſt des Hauſens zu bauen, wenn er nicht ſinken wollte; Jacobiner auf der einen Seite und die ariſtokratiſche Hofpartei auf der andern, ſtörten fortwährend das gute Vernehmen zwiſchen Volk und König; in der zweiten Nationalverſammlung wurden die Demagogen immer kühner, weil die Ariſtokraten ihnen mehr in den Weg legten und ihr Einverſtändniß mit den Feinden des Landes drohender ward.

Die Entweichung des Königs, das fühlten wir damals ſchon, mußte die Scheidewand zwiſchen ihm und der Nation unüberſteiglich machen; das galt für Verrath an der Sache des Vaterlandes; auf einen ſolchen Schritt hatten die Jacobiner gewartet, um die Unverletzbarkeit der Majeſtät, die Mirabeau's Scharfſinn aufrecht gehalten, in Zweifel zu ziehen. In Varennes ward Ludwig verhaftet; die königliche Familie nach der Hauptſtadt transportirt. Wir trieben uns ſchon lange in Paris herum und waren nun Zeugen vom Einzug des Königs. Unermeßlich war die Menge, die in den Straßen auf und nieder wogte; Schritt für Schritt bewegte ſich der Zug im Gedränge vorwärts. Es war das Erſtemal, daß Ludwig öffentlich erſchien ohne den Jubelruf des Volkes zu vernehmen. Noch wagte der Unwille nicht, ſich laut zu äußern; ein banges, dumpfes Schweigen herrſchte unter all den Tauſenden, man hörte nur das Wogen der Menge, hier und dort ein leiſes Gemurmel, ſonſt aber ſchwebte eine ängſtliche Todesſtille über ganz Paris; mich überkam die Ahnung von Ludwigs bald erfolgtem Tode. — Wild war der Sturm, der in der Verſammlung des Volkes tobte; republikaniſche Ideen wurden allgemein, die Nationalverſammlung hielt ſich jetzt für ſouverän. Vom Altare des Vaterlandes auf dem Märzfelde redeten Danton und Camille Desmoulins die ſchwärmeriſche Menge an; ſie laſen eine an ſie gerichtete Bittſchrift vor, welche auf die Abſetzung des Königs drang, weil ſeine Entweichung eine Abdankung von ſeiner Seite geweſen ſei. Der Gemeinderath war im Hauſe der Invaliden verſammelt. Die Menge ſtrömte dorthin, um die Schrift zu überreichen; man ſtürmte das Haus, mehrere Invaliden wurden getödtet. La Fayette nahte an der Spitze der Nationalgarde, Bailly, der Maire von Paris, begleitete ihn. Nieder mit der rothen Fahne! ſchrie der wilde Haufe und empfing die Garde mit Steinwürfen. La Fayette ließ blind in die Luft feuern; vergebens, die Menge antwortete mit Hohn, bis eine zweite ſcharfe Ladung Hunderte zu Boden ſtreckte, da zerſtieb der Haufe. — Dieß war ein Vorſpiel zu den blutigen Ereigniſſen des zehnten Auguſts. Zwar hatte die bewußte, verſtändige Partei der mäßiggeſinnten Vaterlandsfreunde noch geſiegt, aber zum Letztenmal; ſie bluteten bald oder verloren Macht und Einfluß, und die wilden, bacchantiſchen

Schwärmer aus der Hefe des Volkes triumphirten.

Das Blut des Königs ſah ich nicht mehr fließen; ein günſtiges Geſchick ließ uns das Land des Schreckens fliehen. Aber alles geſchieht in Revolutionen ſtufenweiſe und in ſtrengſter Conſequenz. Die Umwälzung begann mit einer Reformation, einer geſetzmäßigen Umwandlung der Staatsformen, die der König ſelbſt bezweckte und begünſtigte. Wird erſt die Majeſtät des Monarchen angetaſtet, der über allem Urtheil der Zeitgenoſſen erhaben und unverletzbar daſtehen muß, wenn er Herrſcher bleiben ſoll, wagt es das Volk erſt, von Fanatikern irrgeleitet, ſeine Unfehlbarkeit und Heiligkeit in Zweifel zu ziehen, ſo ſucht man anfangs als Tyrannei, die keinem Sterblichen zukomme, dieſe Allmacht des Herrſchers zu beſchränken; aus einem unumſchränkten König wird ein conſtitutioneller. Das war das Werk der erſten Nationalverſammlung. Aber der Pöbel hatte ſchon zu ſehr ſeine Bedeutung kennen gelernt, weil die

Reformation des Staates nicht von der Regierung lediglich ausgegangen war. Die Vernunft des rohen, natürlichen Menſchen, wenn ſie noch Vernunft genannt werden kann — einmal erwacht zu willkürlicher Thätigkeit, entblößt ſich nach und nach aller Feſſeln, welche Kultur und Religion ihr auferlegten, das Werk von Jahrhunderten der Menſchengeſchichte wird zertrümmert und der Menſch, in ſeine Natürlichkeit zurückverſetzt, ſtürzt ſich in Zügelloſigkeit, die er Freiheit nennt. Die droits de l'homme ſind dann nicht mehr bildende und bindende Geſetze der Moral, Religion und der Kultur eines weit vorgeſchrittenen Säculums; ſie ſind die Rechte des freien Nomaden, dem nur ſein Bedürfniß Vorſchriften giebt, ſie ſind die frevelhafte Willkür des Thieres der Wüſte, deſſen Seele ein böſer Geiſt entzündet und zum Spiel ſeiner tückiſchen Lüſte macht. Anfangs war die Loſung: Befreiung des niederen Volks von den drückenden Laſten, Freiheit, Conſtitution; bald aber ſchrie der Pöbel: Gleichheit Aller im Innern und Aeußern; Brüderſchaft unter Allen und gemeinſames Gut; fort mit den Bildungsanſtalten, keiner ſoll durch Gaben des Geiſtes mehr als der andere gelten; fort mit Kirche, Altar und Bibel, keiner ſoll durch Frömmigkeit, durch ſtille Tugenden des Gemüthes vor dem andern einen Vorzug behaupten. —

Tiefer konnte die Menſchheit nicht ſinken und die Zeit des Terrorismus, wo der Pöbel als Souverän galt und die Tyrannei einzelner Ungeheuer, die nur ſcheinbar im Dienſte deſſelben ſtanden und ihm huldigten, alles lenkte, war der Gipfel der Revolution. Der neunte Thermidor des Jahres 94 endigte die Herrſchaft der Menge und der wahnſinnigen Schwärmer, die ihre Organe waren; von nun an kehrte man allmählig dahin zurück, von wo man ausgegangen war. Die Parteien, lange aus einander gehalten durch Mißverſtändniſſe der blutigſten Art, näherten ſich langſam, ſelbſt die verſtockten Royaliſten traten wieder an das Tageslicht. Die Achtserklärung gegen Adel und Geiſtlichkeit war ſchon aufgehoben und tüchtige Männer traten an das Ruder des Staates, während nicht mehr der Pöbel, ſondern eine Auswahl verſtändiger Bürger ſich berieth und Stimme gab. Die Stände begannen ſich wieder, wie es in der Natur der menſchlichen Geſellſchaft liegt, zu ſondern und zu gliedern; es fehlte nur noch die Einheit, die alles dauernd zuſammenhielt; man fühlte das Bedürfniß nach einer Concentration des Ganzen und dieſe trat in Napoleon hervor, dem, bei allem Tadel, der ſeine Perſönlichkeit trifft, für Frankreich das Verdienſt zufällt, die noch revolutionären Stoffe und die gährenden Gemüther, freilich durch einen neuen Taumel militäriſcher Begeiſterung, gebändigt und den noch glimmenden Funken der Revolution in der Aſche erſtickt zu haben. Jedoch ſchon unter dem Directorium waren die Gemüther des Staatslebens müde. Man warf ſich plötzlich in ein ſchwelgeriſches Privatleben; man ſchien alle Ideen, denen man im bacchantiſchen Taumel gehuldigt, die man mit Feuer und Schwert durchgeſetzt hatte, vergeſſen zu haben und ſuchte ſich in Luſtbarkeiten der höchſten Potenz zu erholen. Die Herrſchaft der Sanscülotte war vorüber in der Maſſe des Volkes, die Reichen zogen durch ihre Feſtlichkeiten die Aufmerkſamkeit wieder auf ſich; dem Cynismus der Freibürger folgte der Sybaritismus der frühern Zeit, und Napoleon, Kaiſer geworden, fühlte alle Bedürfniſſe eines Monarchen und einer Monarchie; ſelbſt mit einem Erbadel umgab er wieder den Glanz des Thrones.

Es war nur wenige Wochen nach der Gefangennahme des Königs, als Beaumont und ich nur durch die ſchleunigſte Flucht dem Tode entflohen, der freilich mehr aus Privathändeln für uns hervorgehen konnte. Seitdem Mirabeau geſtorben war, Bailly Amt und Anſehen verloren und La Fayette, um nicht ein Werkzeug der Terroriſten zu werden, ſeine Würde niedergelegt hatte, war die mäßige Partei ihrer Stützen beraubt, und die

Auswanderungen wurden zahlreicher. Je mehr der Jacobinerklub ſeinen urſprünglich philoſophiſchen Karakter verlor, deſto mehr trennten ſich die Gutgeſinnten von ihm und wir ſchloſſen uns an ſie und ſtifteten einen neuen Verein, der unter dem Namen des Clubs vom Jahre 89 die conſtitutionelle Monarchie aufrecht zu halten bezweckte. Dieß mußte für Beaumont um ſo nachtheiliger werden, weil Alle, die zum Adel gehörten, ſie mochten deſſen Rechte vertreten oder befeinden, im gefährlichſten Verdachte ſtanden und weil man ausfindig machte, daß er ſogar in Verbindungen mit der Partei des Hofes ſeine Exiſtenz zu ſichern fortführe. Beaumont war redlich; und dieſe Tugend, verbunden mit jener Freiſinnigkeit, die mir an ihm ſo wohl gefiel, war in den damaligen Zeiten ſchon gefahrbringend genug. Unvorſichtigkeit jedoch von ſeiner Seite war es, daß er jene Gebrüder Arnot in einer Abendgeſellſchaft auf das Heftigſte erbitterte. Sie hatten ausgewittert, daß ich unter fremdem Namen in die

Geſellſchaft aufgenommen war, und ſie brachten in Vorſchlag, uns beide aufzufordern, der ganzen Verſammlung Rechenſchaft davon abzulegen. Vor unſerm Erſcheinen ſtimmte man ſchon über unſere Schuld und Nichtſchuld. Beaumont fand Vertheidiger, denen ſein Benehmen nicht zweideutig erſchienen war; gegen den deutſchen Grafen, deſſen Namen man ermittelt, ſtimmte alles zur verdienten Todesſtrafe. Da die beiden Arnot die Verſammlung zu keiner beſtimmten Entſcheidung über Beaumont vermögen konnten, ſo ſuchten ſie die Privathändel, die er mit ihnen gehabt, wieder hervor und forderten blutige Genugthuung, theils für den Schimpf, der ihnen in öffentlicher Geſellſchaft angethan, theils damit er ſich von dem Verdachte, mit der Königspartei im Einverſtändniß zu ſein, reinigen könnte; den deutſchen Verräther beſchloſſen ſie am Abend vorher beim Eintritt in den Klub zu erſtechen. Beaumont überſah das Unheil, das ihm und dem Freunde drohte; er war entſchloſſen, dem Doppelduell zu entfliehen und mich zu retten. Er eilte nach meiner Wohnung, während der Abend ſchon hereinbrach, an welchem mein Tod beſchloſſen war; er fand mich nicht. Er durchſpähte alle Oerter, die ich zu beſuchen pflegte, nirgends war mein Aufenthalt zu entdecken. Mit einem Stockdegen bewaffnet, eilte er endlich, in der fürchterlichen Ahnung von des Freundes ſchon vollzogener Ermordung, nach der Straße in St. Honoré, um mich am Eingange des Kloſters zu erwarten. In einen Winkel gedrückt, von wo aus die Straße überſehen werden konnte, gewahrte er zwei Männer, in Mäntel gehüllt, Niemand anders als die beiden Arnot, welche in eine Seitenniſche traten, als vom Ende der Gaſſe ein Wagen herbeirollte. Es war der gewöhnliche Abend, wo ich in der Woche einmal den Klub noch zu beſuchen pflegte, damit mein plötzliches Zurücktreten nicht allzuſehr auffiele. Mein Wagen hielt, ich ſtieg aus und befahl dem Kutſcher, den Rückweg anzutreten. Da ſprangen die beiden Arnot auf mich zu, die ich in der

Dunkelheit nicht erkannte; ich fühlte mich hinten und zur Seite ergriffen und taumelte vor Schreck, des Anfalls nicht gewärtig, zu Boden. In demſelben Augenblick ſtürzt Beaumont mit gezücktem Degen auf die Mörder, ſtößt den einen über den Haufen, den andern, der den Dolch auf meine Bruſt ſetzt, trifft ſeine Klinge. Ich hatte mich aufgerafft und ſchleuderte den zweiten Arnot von mir. Er ſtürzte in den Kanal und ſein wildes Geſchrei war uns weiter nicht hinderlich, es mahnte uns nur zur ſchleunigſten Flucht. Wir konnten uns nicht nach dem Unglücklichen umſehn, den Beaumonts Degenſtoß wahrſcheinlich ganz zur Ruhe gebracht hatte, es war ſelbſt keine Zeit vorhanden, meinen Retter zu umarmen; wir eilten im ſchnellſten Laufe nach meiner Wohnung, um noch in derſelben Nacht Paris zu verlaſſen. Das Glück war uns günſtig und wir erreichten ungefährdet die Grenze. Beaumont hegte noch die Hoffnung, in ſein Vaterland zurückzukehren; deßhalb ſchloß er ſich an die Emigrirten, welche von den öſtrei chiſchen und preußiſchen Kabineten begünſtigt, Mainz zu dem Mittelpunkt ihrer Unternehmungen machten. Des Umherſchweifens müde, war ich froh, dem heimiſchen Boden wieder anzugehören und warf mich mit Eifer in eine practiſche Thätigkeit, wozu die Verhältniſſe meiner Familie zum Hofe mir eine würdige Laufbahn eröffnen mußten, während Beaumont der Feldzug in der Champagne beſchäftigte. Troſtlos über das Schickſal ſeines Vaterlandes, kehrte er nach dem Frieden zurück und gab meinem Wunſche Gehör, auf meinen Gütern den Zufluchtsort zu finden, der ihm nirgends offen ſtand. Um in treuer Gemeinſchaft die Drangſale der politiſchen Welt zu vergeſſen, wollten wir im Familienleben die Entſchädigung ſuchen. Wir vermählten uns an demſelben Tage, Beaumont mit der Tochter eines öſtreichiſchen Oberſten, der ihn lieb gewonnen hatte, mich beſchränkten die Verbindungen, die ich in Darmſtadt angeknüpft, in der Wahl, die in möglichſter Freiheit einem Jeden geſtattet ſein ſollte. Unſere

Ehen waren unglücklich, Beaumonts, weil ſie der Tod im nächſten Jahre trennte, die meinige, weil ſie ohne Vereinigung der Gemüther nur ein äußeres drückendes Band war. So wurden wir denn enger auf unſere Freundſchaft zurückverwieſen und ſie blieb uns der ſchönſte Erſatz während der Unglückszeit der deutſchen Nation, bis der Tod von der Hand jenes Arnot, dem Beaumont entflohen war, ihn dennoch erreichte. — Sollen wir die Schickſale des Menſchen für vorherbeſtimmte, unentfliehbare Naturnothwendigkeit halten, und, des freudigen Muthes zu ſelbſteigener Thätigkeit beraubt, einem dumpfen Glauben an die Ohnmacht des menſchlichen Willens huldigen? Oder ſollen wir die ſeltſam verworrenen Wege des Geſchickes für Zufall anſehen? Dann bedürften wir eines Leichtſinns, der uns auf den Wogen des Lebens immer mit dem freudigſten Uebermuthe beſeelte, der uns aber im Drange der Gefahr treulos verläßt. Am beſten, wir hoffen mit treuer Demuth und verharren in ſtiller Zuverſicht, wenn wir, von irgend einem Ungefähr bedroht und unterdrückt, nicht mehr Meiſter unſerer Thaten und unſerer Schickſale bleiben können. Nur zertrümmert nicht die Naturbedingungen, denen euer Leben, oft durch Geburt und angeborne Verhältniſſe ſchon, anheimgefallen iſt. Es iſt gleich unheilvoll, Revolutionär zu ſein im Staate und der geſchichtlichen Entwickelung eigenſinnig vorzugreifen, als die Familienverhältniſſe willkürlich zu revolutioniren, indem uns irgend eine Leidenſchaft, die uns Anfangs zu beglücken ſcheint, aus dem angewieſenen Kreiſe hinaustreibt und uns irgendwo ein neues, ungeſetzliches Verhältniß eröffnet. Füget euch der Naturnothwendigkeit mit ſtiller Ergebung und mit thätiger Liebe und ihr findet Freiheit des Willens genug in jedem Wirkungskreiſe. — Für euch, meine Söhne ſchrieb ich dieſe Worte. Sie ſind das Reſultat meines Lebens, das von Verirrungen nicht frei blieb, deſſen Erfahrungen mir aber eben deßhalb die Pflicht zu reden und zu warnen, auferlegten. Du, mein Sohn Cäſar, der einen geſicherten Wirkungskreis im Staatsleben gefunden, ſei eifrigſt bemüht, dir ein feſtes häusliches Verhältniß zu gründen; werde der Gatte eines edlen, tugendhaften Weibes, das du dauerhaft lieben oder, was hinreichend iſt zum Glück der Ehe, wahrhaft achten kannſt, und haſt du irgendwie mit eigenſinniger Laune eine Verbindung angeknüpft, die nicht für die Dauer eines Menſchenlebens berechnet iſt, ſei verſtändig, zerſtöre nicht dein Lebensglück; aber wenn ein Herz darüber brechen ſollte, ſuche das Mißverhältniß in ein richtiges Gleis zu bringen. — An dich, mein Sohn Otto, ergeht die ſtrenge Mahnung, zur Pflicht des Bürgers zurückzukehren und den aberwitzigen Grillen, den Zuſtand der deutſchen Staaten zu reformiren, nicht weiter nachzulaufen, denn ſie führen nur zum Verderben. Die Verbrüderung der akademiſchen Jugend, jetzt noch frech und ungeſtüm in Worten, wird in Unthaten ſich äußern und mit Verbrechen enden. Schon ſeh' ich's im ahndenden Geiſte vorher, wie ein Verruchter den Dolch erheben wird zur ſchwarzen Höllenthat! Wirſt du einſt mit Verbrechern in Verbindung erfunden, Otto, dann will ich im Grabe mich umkehren und will dir als Geiſt mein drohendes, zorniges Antlitz zeigen, um dich an mein Wort zu mahnen. Und wer ſind denn dieſe deutſchen Revolutionäre? Die Ariſtokraten ſind ja mäßig und laſſen ab von der Anmaßung der früheren Zeiten; das Volk iſt ruhig und freut ſich des Friedens: nur einige ſchwärmende Jugendköpfe ſchreien nach Freiheit und Brüderſchaft, ohne daß die Nation ein Bedürfniß fühlt nach ſolchen weitläufigen, zweideutigen Begriffen, die ſich elaſtiſch drücken und dehnen laſſen. — Mein Sohn, ich war immer nachſichtig gegen deine Schwächen, da du mir die Unehrlichkeit deiner Geburt zum Vorwurf machen durfteſt; ich beſchwöre dich noch einmal am Ende meines Lebens, kehre zurück und ſuche dir ein ſtilles, geſichertes Glück im Kreiſe des Familienlebens. Dir galten die letzten Thränen, die ich weinte; ſtöre nicht den Schlummer deines Vaters im Grabe. —

Der Abend, an welchem das Leichenbegängniß ſtattfinden ſollte, war herangenaht und zu allem waren Vorkehrungen getroffen, was man zur würdigen Feier dieſer Stunde für nöthig hielt und wie es der Wunſch des Entſchlafenen zur Vorſchrift machte. Das Gewölbe, in welchem die Grafen von Hayna beigeſetzt wurden, war zwei Stunden vom Schloſſe entfernt, in der Kapelle Friedheim. In einem freundlichen Thale zwiſchen ſanft ſich erhebenden Bergen und dem Ufer des Rheines lag das alterthümliche Gebäude, die Friedensſtätte, wo die Ahnen des gräflichen Hauſes ſchlummerten, und wo auch Beaumont ruhte, an deſſen Seite der alte Graf ſich ſelbſt die Stätte bereitet und angeordnet hatte. Der ſchwarzumflorte Todtenwagen umfaßte ſchon das reich verbrämte Sarg, eine Menge Equipagen füllten ſich mit den Edelleuten der Umgegend, die dem würdigen Nachbar die letzte Ehre erweiſen wollten, und an den Zug ſchloß ſich ein dichtgedrängter Haufe Fußgänger, theils die Diener des Grafen, in tiefſter Wehmuth über den Tod des geliebten und geehrten Herrn, theils die Bauern des Dorfes, Greiſe mit weißem Haupthaar, ſelbſt reif zur Grube, aber auch Mädchen und Knaben in feierlichem Anzuge, mit ängſtlichem Schweigen und in ſtilles Schauen verſunken. Vor der Treppe des Schloſſes hielt noch der herrſchaftliche Wagen; der Schlag war geöffnet, Diener ſtanden auf beiden Seiten bereit. Cäſar führte Emilien am Arme langſam die Stufen hinunter, hob ſie in den Wagen und ließ ſich ſelbſt an ihrer Seite nieder. Cäſar fürchtete für Emilien, da er ihre Reizbarkeit kannte, er hatte ſie gebeten, dem Leichenbegängniß ihre Gegenwart zu entziehen und die Gruft des Vaters in Friedheim nicht zu beſuchen; allein ſie gab ſeinem Wunſche kein Gehör. Auch ſchien ſie, die Bläſſe ihrer Wangen abgerechnet, die heut' bei dem Schwarz des Trauerkleides auffallender war, ziemlich wohl auf zu ſein; ſie war freundlich und liebreich, ſie entbehrte nicht des heitern Troſtes und Cäſar war beruhigt über das ſtille Sinnen, in welches ſie mitunter auf längere Zeit verfiel. Ihre Gedanken waren nicht mit dem Verſtorbenen beſchäftigt, den ſie ja für glücklicher hielt als irgend ein Menſch zu ſein vermag; auf die Lebenden, die der Tod des Grafen in Trauer verſetzt, war ihr Sinn gerichtet, und wunderbarer Weiſe war Otto ſchon den ganzen Tag über der Punkt, an dem ſie haften blieb, wenn ſie in ihr ſtilles Gedankenſpiel verſank. Sie äußerte ihre Beſorgniß um Otto's Schickſal ihrem Begleiter, der aber wenig geneigt ſchien, in die Theilnahme, die ſie dem Unwürdigen ſchenkte, miteinzuſtimmen. — Der ganze Leichenzug bewegte ſich jetzt langſam vorwärts, während der gräfliche Wagen etwas ſchneller voranfuhr, weil Emilie den Wunſch hegte, vor der Beſtattung die Gruft ihres Vaters allein zu beſuchen. An Cäſars Arm betrat ſie den Garten in Friedheim. Das welkende Laub der Lindenbäume, welche die Gräber umſchatteten, in denen die Diener der gräflichen Familie ihre Ruheſtätte fanden, gemahnte an die Beſtimmung des Ortes in wenig freudiger Erhebung des Gemüthes; die Kapelle war geöffnet, Chorknaben im weißen Feierkleide umſtanden das leere Gewölbe, in welchem der Entſchlafene beigeſetzt werden ſollte; Fackeln leuchteten aus der Dunkelheit des Todtenhauſes und in dumpfen Tönen, die ſich an den Mauern der Halle brachen, erſcholl der Trauergeſang, den die Knaben begannen. Emilie fühlte ein ängſtliches Beben im Innern: ich will mich vorbereiten, ſagte ſie zu Cäſar, indem ſie ihren Arm dem ſeinigen entzog und durch eine Seitenallee nach dem Ende des Gartens ſich wandte, wo der Grabhügel ihrer treuen Amme und Pflegerin befindlich war. Sie hing einen Immortellenkranz, den ſie mitgenommen, um die Urne, betrachtete mit zufriedenem Lächeln die herbſtlichen Aſtern, die man ringsum gepflanzt, und eilte dann nach der Kapelle, an deren Eingang ſie Cäſar erwartete. Er legte ihr den Mantel, den er aus Fürſorge mit ſich genommen, um die Schulter, damit die feuchte Luft des Gewölbes ihr nicht empfindlich ſeyn möchte, und geleitete ſie in die Halle des Todes. Sie winkte mit der Hand den Knaben zu; der Geſang verſtummte, nur die Orgeltöne wogten noch in gedämpften Accorden hin und her, und Emilie kniete vor der Gruft des Vaters, in ſtilles Gebet verſunken, indem der Leichenzug aus der Ferne langſam näher wallte.

Während der Feier der Beſtattung ſah man von der entgegengeſetzten Seite einen einzelnen Reiter dem Schloſſe zueilen. Das ſchweißbeträufte Roß ſtolperte im matten Trabe vorwärts, es ſchien ſeine Kraft ſchon bei der Anſtrengung des Tages erſchöpft zu haben und Thier und Reiter ſenkten müde den Kopf zur Erde. Das Dorf war erreicht. Noch war es heller Tag, aber eine todte Stille lag rings in der ganzen Gegend; die freundlichen Bauerhütten ſtanden leer und verlaſſen, das ſonſt ſo belebte Dorf ſchien ausgeſtorben, kein Laut wurde ringsum vernommen. Da begann die Glocke vom Kirchthurm zu tönen; der Reiter hielt, ein banges Gefühl ergriff ſeine Seele, er ſpähte nach allen Richtungen hin, nirgends ließ ſich ein Menſch erblicken, und der Thürmer, der die Sterbeglocke zog, ſchien das einzige lebende Weſen. Was iſt das? flüſterte Otto, denn niemand anders war der Reiter, und drückte den Sporn dem ermüdeten Gaul haſtig in die Seiten. Der Gedanke an den kranken Vater hatte ihn auf der Reiſe fortwährend beſchäftigt, ja mit Vorwürfen ſeine Seele überhäuft: bei'm heiſeren Ton der Glocke überwältigte ihn eine quälende Angſt. Er hatte das Schloß erreicht; das Thor war geſchloſſen. Vergebens war ſein Rufen; Niemand von den Dienern war zurückgeblieben, ein jeder wohnte dem Leichenbegängniß bei und nur der Hofhund antwortete gellend auf Otto's Zuruf. Er ſprang vom Pferde, deſſen Zügel er an der Mauer befeſtigte, und eilte nach der kleinen Pforte, die zur Wohnung des Gärtners führte. Auch dieſe hemmte ſeinen Tritt und nun überſtieg er den Gartenzaun, kletterte durch ein Fenſter in die Wohnung des Jägers, welche in einem Seitenflügel des Gebäudes lag, und gelangte ſo in den innern Raum des Schloßhofes. Haſtig ſtieg er die Stufen im Hauptgebäude hinan, er eilte durch den Corridor, der zu den Zimmern ſeines Vaters führte, alle Thüren ſtanden geöffnet, alle Gemächer menſchenleer. Die Angſt, die ihn vorwärts getrieben, verdrängte jetzt die lähmende Ueberzeugung vom Tode des Vaters, ſein Schritt ward immer langſamer und gedehnter, ein Schwindel jagte ſeine Sinne wie ein Wirbelwind im Kreiſe umher und er mußte ſich auf den Boden niederſetzen, um dem Taumel nicht zu unterliegen. Matt und ſchlaff erhob er ſich wieder, er öffnete die Thür, die zum Schlafzimmer des Grafen führte; die Fenſter waren offen, die Betten des Krankenlagers auf den Fußboden hingebreitet: er iſt todt, todt! flüſterte Otto, ohne die Worte, die ſeinen Lippen entflohen, unterdrücken zu können, und verließ eilig die Wohnung ſeines Vaters. Er durchwanderte das ganze Schloß, er wollte einen Menſchen finden, den er fragen, mit dem er reden könnte; nirgends zeigte ſich Jemand und er wankte von Gemach zu Gemach, bis die Reihe derſelben ſich mit Emilien's Leſezimmer endigte. Sein Weiterſchreiten war gehemmt, er hätte umkehren müſſen, aber er fühlte ſich hier wie von geheimer Macht gefeſſelt. Ein weiblicher Anzug, der auf dem Ruhebett lag, verrieth ihm, daß er ſich im Zimmer einer Dame befand; die regelloſe Mannigfaltigkeit im engen Raume zerſtreute ihn und zog ihn doch wunderbar an. Er betrachtete die Bücher auf dem Tiſche, die Gemälde an der Wand und ſchob den grünen Vorhang, der über dem unteren hing, zurück. Es war das Bild des gekreuzigten Heilandes, das Emilien's zarter Sinn, als zu heilig und zu keuſch für die Alltäglichkeit des gewöhnlichen Lebens, zu verhüllen pflegte. Otto's Aufmerkſamkeit wurde wieder auf den mit Büchern bepackten Tiſch gelenkt; auf einem Blatt, das Emilie erſt heut' beſchrieben hatte, blieben ſeine Blicke haften. Es war ein Beitrag zu ihrem kleinen Tagebuche; das Datum des Tages ſtand oben an mit der Ueberſchrift:

„Am andern Morgen nach dem Sterbetage des alten Grafen.“ Otto trat mit dem Blatt an's Fenſter und las folgendes: „Wenn wir ſehen, das die Natur abſterben muß, daß die Winde des Herbſtes und der Winterſturm den ſchönen Leib der Mutter Erde wie ein verzehrendes Fieber befallen, ſo könnten wir uns tröſten laſſen, daß auch wir der allgemeinen Nothwendigkeit unterliegen; aber das ermüdende Einerlei der Natur iſt kein Bild und kein Troſt für den Menſchengeiſt, deſſen Leben ein ewiges Werden, ein ewiges Ringen nach der Höhe des Höchſten iſt. Wenn wir nicht den menſchgewordenen Sohn Gottes hätten, ſo ermangelten wir des Troſtes zur Verſöhnung und der freudigen Zuverſicht, daß die Pforten des Todes für uns überwunden ſind, weil *er* uns hinüberführt. — Welches iſt aber die Urſünde, die uns ſo elend machte, daß wir ohne den Vermittler, ohne den Sohn, nicht mehr zum Vater gelangen können? Als ich noch Kind war, betete ich zu Gott, dem lieben Allvater, mit der treuſten Hingebung;

ich kannte den Heiland nicht, ich hatte keinen Selbſtwillen, ich fühlte nur reine, keuſche Hinneigung zum himmliſchen Vater, meine Seele glich der ungetrübten Spiegelfläche eines Baches, der willenlos des Himmels Bläue aufnimmt. Ich erwuchs zur Jungfrau. Mannigfaltig nahm das Leben mich in Anſpruch, Haß und Liebe zog mich hier und dorthin, irdiſcher Wünſche und Begierden war die Seele voll, ich verlor des Kindes treue, unvermittelte Hingebung zum Vater, und als die Angſt des Lebens mich wieder zum Bewußtſein brachte: warum ſucht' ich nun den Troſt des Sohnes, warum trieb es mich zu ihm, als wär' ich des Stellvertreters, des vermittelnden Organs bei dem Vater nun bedürftig? — Ungehorſam nennt die Schrift die Sünde, welche die erſte war und die letzte bleiben wird; der Abfall der Kreatur vom Schöpfer alſo, dieſer Akt des Hochmuthes, ſich unabhängig in ſeinem Erdendaſein zu fühlen, dieß iſt die Urſünde des Geſchlechtes, welche das unmittelbare Verhältniß zwiſchen

Gott und Menſchen aufhob. Blieben wir alle wie die Kinder, ſo bedürfte es des Heilandes nicht, ſo wie der Sohn bei dem Vater geblieben und der Vater hätte den Sohn nicht geſandt, damit er, als das Gegenbild der ſelbſtſüchtigen Menſchenſeele, den Akt der Selbſtverläugnung, der Selbſtaufopferung hienieden vollzöge. So aber werden wir alle abtrünnig und ſuchen uns, einer einzelnen Richtung im Menſchenleben preisgegeben, irgendwo einen Götzen, dem wir huldigen. Wir ſind werkthätig und brüſten uns mit den irdiſchen Thaten, wir haben Unglückliche gerettet und ſind uns im ſtolzen Bewußtſein des Verdienſtes ſelbſtgenügend, wir geben uns der Freundſchaft und der Liebe hin und laſſen beide in ihrer gemeinen Natürlichkeit, oder es rotten ſich Schwärmer zuſammen und tanzen um den Altar des Vaterlandes, meinend, dieſer Götze ſei der höchſte, und ſiehe! ſie opfern dem Baal und verachten es, dem ſterbenden Vater die Hand zur Verſöhnung zu reichen; ſie träumen Wunder wie! erhaben ihre Seele ſei und vergeſſen die Pflichten der Liebe. Was ſind die Tugenden des Menſchen doch ſo nichtig, was iſt die irdiſche Hütte doch ſo zerbrechlich! Es giebt aber eine Hütte, deren Pfeiler ewig dauern, und dieweil wir gefangen ſind mitten unter den Trümmern der irdiſchen, endlichen Behauſung, ſo ſehnen wir uns, daß der Körper verweſe, damit der Geiſt gedeihe und das Sterbliche verſchlungen werde von dem ewig Lebendigen."

Wie ein Strafgericht des Himmels ergingen dieſe Worte über Otto. Starr die Blicke darauf gerichtet, leuchtete ihm Emiliens Schrift wie mit Flammenzügen entgegen, eine Decke, däuchte ihm, fiel vor ſeinen Augen nieder und er überſah den ganzen Abgrund, welchem ſeine bisherige Blindheit ihn entgegen geführt hatte. Ja, ja! der Menſch, dieſes endliche Weſen, ſuche nur ſeine Exiſtenz zu ſichern und ſeine nächſte Umgebung, die Menſchen, denen er angehört, zu befriedigen: wagt er ſich in ein weiteres Gebiet mit ſeinen Wünſchen, ſeiner Liebe, ſeiner Sehnſucht, er verliert ſich als ein Fremdling in der Einöde, es wird immer einſamer um ihn her, weil er die Hand derer von ſich ſtieß, die ihn liebten, die allein ihm geneigt ſeyn konnten. Er hoffte, Großes zu verrichten; darum verließ er das Kleine, das Beſchränkte, aber die Stimme ſeines Eifers iſt wie der jämmerliche Laut des hirtenloſen Schafes in der Wüſte, er wird ein wahnſinniger Narr, weil er ſich dünkte, getreu im Großen zu ſeyn, ohne im Kleinen treu und redlich zu bleiben. O ich Elender, den Ruf des ſterbenden Vaters zu überhören und zu verachten!

Mit dieſen Worten, die er verzweifelnd ausſtieß, ſtürzte er aus dem Zimmer. Im Schloßhofe war es lebendig geworden. Das Thor ward geöffnet, die Wagen kehrten zurück und hielten vor den Stufen zum Hauptportal, während Fußgänger ſie umringten und die hohen Herrſchaften in Augenſchein nahmen. Ein Blick durch das Fenſter hatte Otto die Rückkehr des Trauerzuges gezeigt und er eilte fort, entſchloſſen jene Menſchen zu fliehen, denen er entweder ein Gegenſtand der Verachtung oder des Spottes zu ſeyn glaubte. Ein beſtimmter Plan war in ihm noch nicht zur Reiſe gediehen, aber er wollte fort, zu Pferde, um den Ort, wo er als ein Nichtswürdiger erſcheinen mußte, auf immer zu vermeiden. Wie ein Wüthender, die Hände vor der Stirn gefaltet, ſtürmte er durch die Schaar der Diener, welche ihm entgegen kamen, die Treppe hinunter, während Emilie und Cäſar, in Begleitung der Fremden aus der Nachbarſchaft, die Stufen hinaufſtiegen. Staunend ſahen die Diener dem wilden Stürmer nach, indem ſie nicht begriffen, wie Jemand aus dem Hauſe, das ſie leer und verſchloſſen wußten, ihnen entgegenkommen könnte: Otto, Otto! riefen Cäſar und Emilie, die ihn am ſchwarzen Rock erkennen mochten. Er blickte auf; eine düſtre Verzweiflung lag in ſeinen Zügen: Fort, fort! rief er und ſtürzte die Stufen eiliger hinunter, ſank aber ohnmächtig und krampfhaft auf der letzten zu Boden. Cäſar vertraute einem ſeiner Begleiter

Emiliens Arm und bat die Geſellſchaft, ſich nicht ſtören zu laſſen und ihren Weg fortzuſetzen, während er ſelbſt ſich zu Otto wandte, dem einige Diener zu Hülfe eilten. Er hieß den Ohnmächtigen in das nächſte Zimmer tragen; man entkleidete ihn, brachte ihn eiligſt in das wärmende Bett und als der herbeigerufene Arzt erſchien, überließ Cäſar dieſem das Weitere und eilte in den Geſellſchaftsſaal, um die Pflichten des Wirthes nicht länger zu verſäumen.

Emilie hatte die Geſellſchaft ſogleich verlaſſen und, eine Unpäßlichkeit vorſchützend, ſich in ihre Zimmer zurückgezogen. Eine vielfach zerdehnte und zerſpaltene Unterhaltung, wie ſie unter vielen verſchiedenartigen Perſonen nur ſtattfinden kann, galt ihr heute um ſo zweckwidriger zum Beſchluß des feierlichen Tages, da ſie ſonſt ſchon in ſolcher geſelligen Gemeinſchaft mehr Anſtrengung als Zerſtreuung fand. Hatte das Leichenbegängniß ihr Gemüth in Anſpruch genommen, ſo verſetzte ſie Otto's Erſcheinen in eine ängſtliche Unruhe und ſie fühlte dringend das Bedürfniß, allein zu ſein, um ſich zur Beruhigung zu bringen. Der erſte Blick in ihre Zimmer hatte ihr verrathen daß Jemand in ihrer Abweſenheit daſelbſt geweſen war; ſie fand die Thür, welche aus dem Muſikzimmer in das kleine Gemach führte, geöffnet, die ſeidne Gardine über dem Chriſtusbilde war verſchoben und die ſchönen Falten derſelben verrückt. Emilie rief das Kammermädchen, das ſie eben abgefertigt hatte, zurück und fragte, wer bei ihrer Abweſenheit das Zimmer beſucht und ſich erdreiſtet hätte, das Gemählde zu enthüllen. Das Mädchen wußte keine Auskunft zu geben; die übrige Dienerſchaft ward herbeigerufen: jeder betheuerte, nichts davon zu wiſſen, da ſie alle dem Leichenzuge gefolgt wären und Niemand im Schloſſe zurückgeblieben ſei. Waren meine Zimmer verſchloſſen? fragte Emilie. Das nicht, war die Antwort, wohl aber der Corridor unten und die Pforte. — Sie winkte mit der Hand, die Diener entfernten ſich: eine Ahndung war plötzlich in

Emiliens Seele aufgeſtiegen. Sie eilte zum Schreibtiſch, auf dem die Bücher und Hefte lagen. Es war alles in Ordnung; aber das Blatt zu ihrem Tagebuche fehlte. Sie ſchob alles aus einander, ſie wußte, es müſſe auf dem Tiſche liegen, vergebens; ſie fand es auf dem Fenſterbrette. Zitternd nahm ſie es in die Hand und las, was ſie am Morgen, als der Gedanke an Otto ſie beſchäftigte, niedergeſchrieben: — „oder es rotten ſich Schwärmer zuſammen und tanzen um den Altar des Vaterlandes, meinend, dieſer Götze ſei der höchſte, und ſiehe! ſie opfern dem Baal und verachten es, dem ſterbenden Vater die Hand zur Verſöhnung zu reichen; ſie träumen Wunder wie! erhaben ihre Seele ſei und vergeſſen die Pflichten der Liebe. Was ſind die Tugenden des Menſchen doch ſo nichtig, was iſt die irdiſche Hütte doch ſo zerbrechlich!“ — War es ein Gefühl der Scham oder der Angſt: eine dunkle Röthe übergoß Emiliens Wangen, als ſie die Möglichkeit überdachte, Otto ſei im Zimmer geweſen und habe dieſe Zeilen geleſen.

Steht nicht unten ein Pferd am Schloßthor? Otto kömmt, den Vater zu beſuchen, der Vater wird begraben; er hört den Ton der Sterbeglocke, findet alles leer, überſteigt die Mauer, eilt durch die öden Säle, von Gemach zu Gemach, einen Menſchen zu ſuchen, der ihm Rede ſtände, und findet hier in meinem Zimmer, in dieſen Zeilen den Aufſchluß über alles und zugleich ein Strafgericht, ſo ſtreng, ſo bitter, wie kein Richter urtheilt. Stürzte er nicht bleich die Treppe herunter? Er ſah uns in der Farbe des Todes vom Grabe des Vaters zurückkehren; ſein Blick voll Verzweiflung zeigte den ganzen Jammer ſeiner Seele. Fort, fort! ruft er, hier bin ich ein Verbannter, ein Verſtoßener, hier richtet man mit den Furien der Hölle. Er ſtürzt von hinnen, er will fliehen und muß doch bleiben, denn die Natur überwältigt ihn und er ſinkt ohnmächtig nieder.

Emilie überſah den ganzen Zuſammenhang, ſie erkannte das ganze Unheil, das ſie unwiſſender Weiſe angerichtet hatte, und verwarf die Strenge ihres Urtheils, wie ſie überhaupt ihre Meinungen und Anſichten, im Allgemeinen zwar ſcharf und durchdringend, gern zur Milde herabſtimmte, wenn ſie den Einzelnen betrafen, weil bei jedem Einzelnen die Bedingungen ſeines Werdens ſo verſchiedenartig ſich geſtalten können. Die ängſtliche Unruhe ſtieg zur quälenden Pein in Emiliens Innern; ſie warf den Mantel um die Schulter und eilte fort: ſie mußte wiſſen, ob Otto's Zuſtand gefährlich ſei. Die Gänge im Schloſſe waren ſchon erleuchtet, haſtig eilte ſie, um von Niemand bemerkt zu werden, die Treppe hinunter. Zitternd betrat ſie das Krankenzimmer, das eine Lampe nur düſter erleuchtete. Der Arzt ſtand über das Bett des Kranken geneigt, der jetzt zu ſchlummern den Anſchein hatte, aber zwei Diener ſtanden zu jeder Seite bereit, um den Fieberkranken bei den Ausbrüchen der erhitzten Einbildungkraft, in denen er vom Lager aufſpringen wollte, mit Gewalt feſtzuhalten. Unbemerkt ſchlich Emilie näher und zupfte den Arzt mit der leiſen

Frage: Wie ſteht's? am Kleide. Noch ſchlecht, mein Fräulein, gab er zur Antwort, indem er ſie dem Fenſter näher führte, um den Schlummernden nicht zu ſtören. Ich erwarte noch eine zweite Erſchütterung und Ergießung der fieberhaft entzündeten Phantaſie, um die Symptome noch einmal zu beobachten. Er ſprach in dem Paroxiſmus viel von dem Höllenfeuer, das ihn verzehren müßte, und ein ſolches brennt in der That in ſeinen Adern; aber er nannte ſich einen Verſtoßnen, einen Verdammten, den das Urtheil des Engels Gabriel in die heiße, finſtere Hölle geſtürzt. Dann ſtrebte er mit der größten Anſtrengung vom Bette auf und ſchrie, er wolle noch zur rechten Zeit beim Leichenbegängniß zugegen ſein. Noch nie hört' ich einen exaltirten Fieberkranken in ſolchem Zuſammenhange reden und bei ein' und derſelben fixen Idee verweilen; auf den Engel Gabriel kam er immer wieder zurück. Der für ihn unerwartete Tod des Vaters kann nicht die alleinige Urſach zu dieſer krankhaften Zerrüttung der Einbildungskraft ſein, von der beinah zu fürchten ſteht, daß ſie in den wachen, ruhigen Zuſtand des Patienten mit hinübergeht. Vielleicht können Sie mir, wenn ich auf Vertrauen Anſpruch machen darf, über ſein Verhältniß zum Vater Näheres mittheilen, um daraus ſicherer auf ſeinen Gemüthszuſtand vorher zu ſchließen? — Emilie kämpfte vergebens, dem Arzte ihre Verwirrung zu verbergen. Zum Glücke bewegte ſich der Kranke und der Doktor trat dem Bette näher. Morgen erfahren Sie alles! flüſterte ihm Emilie zu und ſchlüpfte ſacht durch die Thür hinaus. Die Fremden, denen Cäſar das Geleit gab, ließen ſich oben auf der Treppe vernehmen, die herrſchaftlichen Wagen fuhren vor; Emilie eilte durch den Schloßhof zum linken Flügel des Gebäudes und gelangte unbemerkt nach ihrem Zimmer.

Die Edelleute aus der Nachbarſchaft waren eingeſtiegen, die Wagen rollten zum Schloßthor hinaus. Cäſar wollte ſich nach dem Befinden des Bruders erkundigen, zuvor jedoch

Emilien beſuchen, als ein Poſthorn ſchmetternd erſcholl und ein Kourier in den Hofraum ſprengte. Er kam aus der Reſidenz und verlangte ſogleich, dem Grafen einen Brief überreichen zu dürfen. Cäſar öffnete das fürſtliche Siegel: es war ein eigenhändiges Schreiben vom Großherzog, das des Grafen Ernennung zum Rath enthielt, zugleich jedoch auch den ſchmeichelhaften Wunſch, ſo ſchnell als möglich an den Hof zu kommen, um ſein Gutachten über eine dringende Angelegenheit entſcheiden zu laſſen.

Cäſar eilte ſofort zu Emilien. Ich komme, ſagte er, halb vor Freude über die Gunſt meines Fürſten, halb aber voll Trauer, daß ich Sie morgen ſchon verlaſſen muß. — Wie? Sie verlaſſen uns? fragte Emilie haſtig. Cäſar ſetzte ihr die Gründe auseinander, indem er das Schreiben vorlas. Merkwürdig, ſehr merkwürdig! ſagte Emilie in gedehntem Tone und wie in tiefes Nachſinnen verſunken. Was iſt Ihnen, theure Emilie? fragte Cäſar beſorgt; fühlen Sie ſich unwohl und vom heutigen Tage angegriffen? Hätten Sie doch meinem Wunſche nachgegeben und Ihre Gegenwart der Beſtattung entzogen. — Mir iſt ſehr wohl, war Emiliens Antwort, aber Sie ſehen, ich bin beſtürzt, daß Sie uns verlaſſen, mitten in der Kriſis uns verlaſſen wollen, da die Gemüther geſpannt, gereizt und in Verwirrung ſind, und da wir der Nähe eines feſten, ſtarken Geiſtes, wie Sie, bedürfen. Wir ſind nicht ſo ſtandhaft, als wir uns dünken, ehe der Sturm ſich naht; deßhalb wären Sie uns ſehr nöthig, Graf Cäſar. Schrecken und Trauer ſtürmten auf uns ein und der ſchrecklichſte der Schrecken hat Ihren Bruder ergriffen: er iſt wahnſinnig. Sein ſie ruhig, Cäſar, um Gott keinen Laut! Ich weiß davon zu reden, aber ich will nichts geſagt haben. Ich will ſtille ſein, aber der Arzt wittert auch ſo etwas und er iſt doch ein verſtändiger Mann. — O der Unglückliche! rief Cäſar ſchmerzlich aus, Schwärmerei, ſo mußt du enden? zu ſolchem Abgrunde führſt du? — O pfui! ſagte Emilie, wie beleidigt, iſt denn Wahnſinn ein Laſter? Er iſt ja krank, der Arme; haben Sie doch Mitleiden, es iſt ja ein Krankheitszuſtand. — Bei dieſen Ausſichten, erwiderte Cäſar, werden wir das Teſtament noch nicht eröffnen dürfen. Es wird auch Ihr Wunſch ſein, theure Emilie, ſobald als möglich den letzten Willen des Seeligen zu erfahren, damit wir ganz im Klaren darüber ſind und uns über die Vollziehung deſſelben verſtändigen. Wir können das Siegel nur gemeinſchaftlich löſen. — Die Zeit wird ſich finden laſſen, ſagte Emilie gleichgültig. Sie freilich, als Erſtgeborner haben darüber zu verfügen; die Rolle, die ich dabei zu ſpielen habe, iſt unbedeutend genug; ich werde nur ſchweigend die übergroße Liebe nnd Güte des Entſchlafenen zu bewundern haben. — O nicht doch, entgegnete Cäſar, erinnern Sie ſich der Worte meines Vaters: Emilie wird über meine Söhne entſcheiden. Nicht über unſern äußern Vortheil, über unſer Seelenglück haben Sie zu beſtimmen. — Laſſen wir das bei Seite, Graf Cäſar, unterbrach ihn Emilie, reiſen Sie nur glücklich und kehren Sie bald, recht bald zurück. Es ahndet mir, daß wir Ihrer recht ſehr bedürfen. — Cäſar drückte einen heißen Kuß auf Ihre Hand und verließ ſie, in dem beglückenden Gedanken, daß er in dem Gegendrucke die ſichere Gewährung ſeines liebſten Wunſches gefühlt hätte.

Es war noch früh am Morgen des andern Tages, als Cäſar in den Reiſewagen ſtieg und noch einmal aus dem Schlage ſich zurücklehnend, Emilien, die am Fenſter ſtand, ſeinen Gruß zuwinkte. Kaum hatte der Wagen den Schloßhof verlaſſen, als Emilie ſich in Bereitſchaft ſetzte, um den Arzt zu ſuchen. Sie wollte eben aus ihrem Zimmer treten, als dieſer ſelbſt ſich melden ließ. Sie haben den freieſten Zutritt, lieber Doktor, ſagte Emilie, den Eintretenden begrüßend. Ihnen ſteht die größte Gewalt über uns zu, alſo bedienen Sie ſich aller Mittel, um den Schlüſſel zu uns und unſerer Seele, die ſich oft verſtecken und verſchließen möchte, zu finden.

Mit dem jungen Grafen ſteht es übel, antwortete der Arzt auf Emiliens Frage. Er hat die unruhigſte Nacht gehabt. Den erſchöpften Körper verlangte nach der Ruhe des Schlafes, aber die quälenden Vorſtellungen der ſchwärmenden Phantaſie geſtatteten ihm nicht dieſe Wohlthat. Schreckbare Träume ſchüttelten fieberhaft ſeinen Geiſt, er fuhr oftmals mit einem Angſtgeſchrei auf, wenn zu einem leiſen Schlummer ſeine Augenlieder ſich ſchloſſen und fand bei ſeiner Erſchöpfung doch eben ſo wenig im Wachſein Beruhigung. Erſt gegen Morgen ſchlief er ſanft ein. Möchte er im Schlafe völlige Vergeſſenheit ſeiner verworrenen Vorſtellungen finden. — Emilie ſetzte ihm Otto's ganzes Verhältniß zur Familie, das dem Arzte nur halb bekannt war, auseinander; ſie deutete auf den Zwieſpalt zwiſchen Vater und Sohn, auf deſſen Theilnahme an der Wartburgsfeier und den revolutionären Umtrieben der akademiſchen Jugend; ſie verſchwieg ihm endlich nichts und gab als Vermuthung an, was ihr längſt zur ſicherſten

Wahrheit geworden war, daß er in ihrem Tagebuche ſich das verdammende Urtheil geleſen, das, wie er ſagte, ihn in die Nacht der ewig Verworfenen geſtürzt habe. Der Arzt bat dringend, das Blatt aus dem Tagebuche ihm zu erlauben; erröthend überreichte es Emilie. — Nun ſo iſt es klar, ſagte der Doktor, nachdem er es mit prüfendem Blick geleſen, hier waltet ein großer Wahnſinn; keine Tiefen ſind gefährlicher, als die Verirrungen religiöſer Gefühle. Aus ſeinem Dichten und Trachten nach politiſcher Wichtigkeit, um ein Reformator unſeres Zeitalters zu werden, ergiebt ſich der Hochmuth ſeiner Seele. Dieſen hat Ihr Urtheil plötzlich in ſein Gegentheil, in eine ausſchweifende Zerknirſchung, in ein unmäßiges Bewußtſein des eignen Verderbens, verwandelt. Das iſt die Art des religiöſen Wahnwitzes, von der ſchwindelnden Höhe der Selbſtverherrlichung in die eben ſo falſche Tiefe der Selbſtverdammung hinabzuſtürzen; auf Uebermuth folgt Verzweiflung. — Er kennt Sie doch? fragte der Arzt nach einem Augenblicke des Nachſinnens. Er weiß doch, daß von Ihnen das Urtheil ausging? — Emilie hatte mit zitternder Seele den Worten des verſtändigen Mannes zugehört, ſie wußte in der That nicht, ob ſie jetzt ſeine Frage bejahen oder verneinen ſollte, ſie nickte nur zweideutig mit dem Kopfe. — Daß nur dieſer erſte Ausbruch nicht unbenutzt von unſerer Seite vorübergeht! fuhr der Doktor fort, ohne Emiliens Antwort abzuwarten. Nur dieſe Kriſis benutzt, ehe der Zuſtand des Kranken in eine feſte, bleibende Melancholie übergeht; in der Kriſis liegt noch die Möglichkeit zur Rückkehr.

Mit dieſen Worten ergriff er Emiliens Hand, ſie mit ſich führend, und ſie folgte ihm, ſtill in ſeinen Willen ergeben und ohne ſeine Abſicht zu errathen. Schweigend gingen ſie durch den Corridor, die Treppe hinunter nach dem Zimmer des Kranken. Das Gemach war dämmernd erleuchtet, das Tageslicht ſchimmerte getrübt durch die Vorhänge der Fenſter; Otto ſchlummerte noch. Was ſoll ich hier? fragte Emilie mit ängſtlichem Zittern. Sie ſind Gabriel, ſagte der Arzt mit ernſtem, bedeutungsvollem Ausdruck, indem er ihr dem Bette gegenüber ihre Stellung anwies, ſo daß der erſte Blick des Erwachenden ſie erreichen mußte. Sie ſind der Engel Gabriel, und wenn der Kranke die Augen aufſchlägt, ſo reden Sie zu ihm mit den Worten der Gnade und nehmen das ſcharfe Urtheil der Verdammung zurück. — Emilie faltete ihre Hände vor dem klopfenden Buſen; ſie betrachtete den Schlummernden mit unverwandtem Blick, während einige Augenblicke hindurch eine tiefe Stille im Zimmer herrſchte. Da regte ſich Otto. Ein tiefer Seufzer ging ſeinem Erwachen voran. O ich Elender, murmelte er unverſtändlich, während er die Augen mit den Händen rieb, ich Verſtoß'ner, Verworfner, — o! und die Hölle währt ewig? Er blickte auf, er ſah Emilien, die bleich, einer Leiche oder einem verklärten Geiſte ähnlich, ihn anſtarrte. Ha! wer biſt du? rief er ſtaunend; kömmſt du, den himmliſchen Gefilden entronnen, um mich zu retten aus der Nacht des Todes? wer biſt du, ſeeliger Geiſt? — Ich bin Gabriel, ſagte Emilie bebend. — Gabriel biſt du? rief Otto, ach wehe! Gabriel, du haſt mich verdammt und in die Qualen der Hölle geſtürzt. Siehe! dein Gewand iſt weiß, auf deinem Antlitz wohnt Milde, Liebe und Frieden, und doch haſt du mich verſtoßen? O wie elend und verloren muß meine Seele ſein, da du, ein Engel des Friedens, der den Zorn bis jetzt nicht kannte, mich in den Abgrund der Hölle, zu den ewig Vernichteten ſtoßen mußteſt! Ja, ja, ich fiel ab vom Jehovah und baute mir ein goldnes Kalb und tanzte herum wie um einen Götzen. Ach wehe! ich opferte dem Baal und vergaß, dem ſterbenden Vater die Hand zu reichen. O Gabriel, Gabriel, kannſt du nichts für mich thun? — Ruhig, du armer Sterblicher, ſagte Emilie, deine Sünden ſollen dir vergeben ſein, ſind wir doch allzumal Sünder und ermangeln des Ruhmes, den wir vor Gott haben ſollen. Die Zahl unſerer Sünden iſt

größer

größer als der Sand am Meere, aber die Gnade des Vaters verſammelt doch die Seinen um ſich, ſie iſt größer als die Erde, als das Meer, ſie iſt weiter als die Unendlichkeit der Welt. — Wär' es möglich, rief Otto entzückt, während ein Thränenſtrom ſeinen Augen entfloß, du hätteſt mir die Gnade ausgewirkt? O ſieh! ich will auch fromm und gut ſein, ich will ſtill und ruhig leben, nicht nach großen Dingen trachten, will die Aſche meines Vaters täglich küſſen, will an ſeinem Grabe knien, bis er mir vergeben wird, wie du mir vergiebſt. O du ſeeliger Luftgeiſt, rief er endlich, indem er die Arme ausſtreckte, könnt' ich dich umarmen; komm zu mir, gieb die volle Gewährung deiner Verſöhnung. — Emilie ſtürzte weinend an ſeinen Buſen; ſie hielten ſich umſchlungen in unendlicher Seeligkeit und Otto vergaß in der Entzückung, daß er einen Geiſt zu umarmen gewähnt und doch ein lebendiges Weſen an ſeiner Bruſt fühlte. Was iſt das? rief er nach der erſten Betäubung, du athmeſt wie ich, du weinſt, wie ich, und warmes Blut klopft in deinen Adern, wie in den meinigen! — Ja, ſagte Emilie, ich lebe, wie du, ich hatte einen Vater, wie du; er ſtarb und ich war ſo elend, wie du, und ich ſehnte mich längſt nach einem Herzen, das wie das deinige fühlt! — Sie umarmten ſich von neuem; ihre Seelen hatten ſich gefunden, ihre Pulſe klopften in vereinten Schlägen; es war ein Bund, geſchloſſen für die Ewigkeit.

Der Arzt war unruhig geworden, er befand ſich in der ängſtlichſten Verlegenheit. Der Wahnſinn hat ſich in Liebe aufgelöſt, aber es iſt noch Raſerei darin, ſagte der verſtändige Mann; er fürchtete für Emilien eben ſo ſehr, als für Otto. Er näherte ſich zu wiederholten Malen den Liebenden, er ſuchte ſie zu trennen; vergeblich, ſie hielten ſich feſt umſchlungen, verſunken in den Traum der Liebe, bis er Emilien bei ihrem Namen rief. Wie der Nachtwandler, wenn er ſeinen Namen vernimmt, plötzlich aus dem Labyrinth ſeiner Träume aufſchreckt, ſo entriß ſich Emilie

Otto's Armen, ſie erhob ſich langſam und ſah den Arzt mit einem fragenden Blick durchdringend an. Vergeſſen wir nicht, daß er noch krank iſt! erinnerte der bedächtige Mann. Iſt er etwa noch nicht geſund? fragte Emilie; wir haben ihn ja geheilt, alſo müſſen wir auch vergeſſen, daß er krank war. — Wahnſinn iſt oft witzig, dachte der Arzt für ſich. Sie hat ihn davon geheilt, aber entweder einen Theil ihm abgenommen oder der Reſt ihres alten eignen Unweſens iſt wieder lebendig geworden. Der gute Mann hatte vielleicht zu wenig in Ueberlegung gezogen, daß beim Anblick eines fremden Wahnſinns ein alter, längſt geheilter, aus den Wellen der Vergeſſenheit wieder herauftaucht, wie eine unberührte Saite plötzlich zu tönen beginnt, wenn ein äußerer, verwandter Laut in demſelben Raume erklingt. — Er bedarf der Ruhe, der Erholung, erinnerte der Doktor ernſtlich und zog Emilien von ſeinem Lager fort. Sie folgte ihm, ohne zu widerſtreben und, während er Otto dem Wärter anbefahl, führte er

Emilien nach ihrem Zimmer zurück, mit dem Bedeuten, daß ſie den Kranken in den erſten Tagen nicht beſuchen dürfe.

Otto's Geiſteskrankheit war für geheilt anzuſehen; ſeine ſchwärmende, phantaſtiſch überreizte Seele war aus dem Gebiete verworrener Träume in die ſchönſte Wirklichkeit hinübergezogen; die Liebe zu Emilien war die ſanfte, aber magnetiſch bindende Kette, welche ihn an das Leben und die geſunde, natürliche Wirklichkeit wieder feſſelte. Den Tod des Vaters, ſein eignes Vergehen, alles brachte er mit den Zufälligkeiten, die ſich bei ſeiner Ankunft im Schloſſe ereigneten, in den beſten, naturgemäßeſten Zuſammenhang. Ueber die Vergangenheit, über ſein bisheriges Thun und Treiben, hatte er das verſtändigſte Bewußtſein und wenn er an die Zukunft dachte: welche heitere, beſeligende Ausſicht eröffnete ſich ihm dann, im Gefühl ſeiner innigen Neigung zu Emilien! Mit dem wiederhergeſtellten

Gleichgewicht ſeiner Geiſteskräfte fühlte er ſich zugleich im völligen Beſitz ſeiner körperlichen Geſundheit und nur die ängſtliche Sorgfalt des Arztes war Urſach, daß er in den erſten Tagen das Zimmer noch hüten mußte. Die Entſagung, zu welcher er ſich genöthigt ſah, indem der Arzt unter keiner Bedingung ſchon jetzt eine Zuſammenkunft mit der Geliebten ihm erlaubte, verwandelte ſeine brennende Neigung zu Emilien in eine milde Sehnſucht, welche wohlthätig auf den Geneſenen wirkte. Er beſchäftigte ſich mit den Memoiren ſeines Vaters, und auch dieſe Lektüre mußte dazu beitragen, ihn zu einer verſtändigen und gleichwohl gemüthvollen Anſicht des Lebens zurückzubringen.

Emilie war, als der Arzt ſie in ihrem Zimmer verſchloſſen hatte, aus ihrer Betäubung erwacht. Otto's Paroxismus hatte in ihr eine ähnliche Exaltation erregt, die aber, als ſie an ſeinem Herzen in ſeeliger, befriedigter Gemeinſchaft lag, in eine Leidenſchaft der Liebe ausſtrömte. Mit der Entfernung von dem Geliebten war ihr das Bewußtſein zurückgekehrt und das Geſchehene, welches doch lediglich ihre That geweſen, erſchien ihr wie ein ſchöner Traum, aus welchem nur die ſegensvolle Geneſung Otto's als Wirklichkeit und Wahrheit übrig blieb. Der verſtändige Mann that wohl, uns zu trennen, ſagte Emilie zu ſich ſelbſt in der vollſten Ueberzeugung; denn zu welchem Ziele ſollte das Weitere noch führen? — Die mädchenhafte Scheu geſellte ſich zu dieſen Betrachtungen und ſie überließ ſich einem ruhigen, ſanften Schlummer, um das Andenken an das Ereigniß in die Wellen der Vergeſſenheit zu tauchen.

Ganz früh am andern Morgen beſuchte ſie der Arzt. Emilie war ſchon munter; ſie ſaß in ihrem grünen Zimmer mit einer weiblichen Arbeit beſchäftigt. Eine brennende Röthe überflog ihre Wangen, als er in's Zimmer trat und ſein forſchender Blick auf ihr eine gute Weile haften blieb. Er war hoch erfreut, die vermeintliche Patientin ſo friſch und munter und in vortrefflichſtem Wohlſein zu finden. Sie erzählte von ihrem ſüßen, erquickenden Schlafe und er dagegen von Otto's vollkommenem Geſundheitszuſtande, dem ebenfalls die freundlichſten Bilder des Traumes, als Vorboten einer fröhlichen Zukunft, den Schlummer verſüßt hätten. Nur dürfen ſich die Liebenden in den erſten Tagen noch nicht ſehen und ſprechen! ſetzte er lächelnd hinzu. Die Liebenden? wiederholte Emilie und ſchlug, von neuem erröthend, ihr Auge zu Boden. Ich bitte Sie, Herr Doktor, nehmen Sie doch nur die Wiedergeneſung des Kranken als die wirkliche, bedeutungsvolle Thatſache von dem Geſchehenen an; das Uebrige laſſen wir auf ſich beruhen, weil es zur Sache gar nicht gehört. Hab' ich denn geſtern mehr geſagt und gethan, als für die Rolle paßte, die Sie mir ſelbſt zu ſpielen geboten? Und ſind ſie denn gegen mich ſo undankbar, daß ich Ihnen den weſentlichen Dienſt geleiſtet, da ich doch, als Engel Gabriel, und nicht Sie mit Ihrer Kunſt, den Kranken geheilt und gerettet habe! — Wenn ich nun aber entgegnen müßte, verſetzte der Arzt mit freundlichem Ernſte, daß es mit dem erſten Moment der Wiederherſtellung des krankhaft zerrütteten Gemüthes nicht ſein Bewenden haben könnte, ſondern daß ein dauerndes Band nöthig wäre, um das Gleichgewicht der früher verworrenen Geiſteskräfte des Patienten für immer zu befeſtigen, und daß Sie ihn von der Qual des Wahnſinns für ewig erretten und befreien würden, wenn Sie ihn mit Ihrer Liebe beglückten? Was ſagen Sie dann, Emilie, wenn ich Ihnen die Verſicherung gebe, daß der junge Graf ein glücklicher Menſch werden könnte, wenn Sie ihn liebten? — Ja, wenn Sie meinen — ſagte Emilie und blickte mit vertrauender Gutmüthigkeit dem Doktor in ſein ehrliches Geſicht. Der gute Mann konnte ſich nicht enthalten, bei ihren Worten in ein herzliches, freudetrunkenes Lachen auszubrechen. Er küßte Emilien die Hand und rief ihr ein jauchzendes Bravo nach dem andern zu, während ſie den väterlichen Freund ſtürmiſch umarmte und an ſeinem Buſen Thränen der Freude und des Schmerzes weinte. — Nur ruhig, nur mäßig, mein theures Fräulein, erinnerte endlich der Arzt, indem er ihr die Wangen klopfte. Es wird ſich alles gut machen. Heut' noch ſchreib' ich nach der Reſidenz und melde dem Grafen Cäſar die Geneſung des Bruders und — Und nichts weiter! unterbrach ihn Emilie. Erwähnen Sie bloß, wie ich bei der Heilung thätig war und wie ich noch ferner alles zu leiſten entſchloſſen bin, um den Geſundheitszuſtand des Geneſenen zu befeſtigen. Aber was Sie Liebe zu Otto nennen, das iſt doch nur die Theilnahme an dem Nebenmenſchen, und die wir dem Unglücklichen am meiſten bethätigen ſollen. Wie ich Otto liebe, wenn ſie einmal ſo wollen, werther Mann, ſo lieb' ich Sie auch und jeden guten Menſchen. Weil er unglücklich war, mußt' ich ihm Mitleid, Mitgefühl und Liebe im hohen Grade ſchenken; iſt er glücklich, ſo hab' ich keinen Theil mehr an ihm. — Gutes, liebes, inniges Weſen! ſagte der gerührte Mann, während ſich eine Thräne unter ſeinen Wimpern hervordrängte. Er küßte Emilien noch einmal zärtlich die Hand und verließ das Zimmer.

Bei ſolchem Zuſtande der Gemüther konnte es der Arzt nicht mehr für gefährlich erachten, Otto's Sehnſucht nach einer Zuſammenkunft mit der Geliebten zu erfüllen. Sie hatte den Wunſch geäußert, nur im Beiſein des Doktors ſeinen Beſuch anzunehmen; als jener jedoch die Liebenden im verſtändigſten Geſpräch begriffen ſah, indem Emilie von der Krankheit und dem Tode des Vaters erzählte, ſo entzog er ihnen ſeine Gegenwart, die er für läſtig und unnöthig hielt. Emilie ſuchte einen gemeſſenen Ton in dem Geſpräche zu erhalten, während Otto ganz Liebe, ganz Ergebung war. Er ſagte alles, was an ſeiner Stelle jedes liebende Herz zu reden vermochte, er nannte Emilien ſeinen Schutzengel, die Retterin ſeines geiſtigen Lebens. Er war beſcheiden in dem Ausbruche ſeiner leidenſchaftlichen Liebe, ſowie in den Anſprüchen, die er machte, und gewann Emiliens volle Gewogenheit; nur wenn ſie näher auf ſein vormaliges Thun und Treiben, auf ſeinen Antheil an der Wartburgsfeier, dringen wollte, um hierüber im Klaren zu ſein und ihn ſelber frei ſprechen zu können, ſo ſuchte er auszuweichen und das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand hinzulenken.

Inzwiſchen hatte der Arzt den Grafen Cäſar von den Ereigniſſen im Schloſſe vollkommen in Kenntniß geſetzt und ihm ſchuldiger Maßen ebenfalls nicht verſchwiegen, wie ſich ein wärmeres Verhältniß zwiſchen dem Fräulein und dem wiederhergeſtellten Kranken angeſponnen habe. Cäſar hatte eine außerordentliche Geſandſchaft an den Wiener Hof übernommen; er mußte ſofort ſeine Reiſe antreten und kaum blieben ihm wenige Tage verſtattet, das väterliche Schloß zur Eröffnung des Teſtamentes vorher zu beſuchen. Emilie empfing ihn mit der gewohnten, zärtlichen Freundlichkeit; nach ihrem Sinne war nichts Störendes zwiſchen ihnen vorgefallen und

Cäſars Beſorgniß, daß ſein Verhältniß zu ihr durch Otto verrückt wäre, verſchwand faſt gänzlich. Zwiſchen den Brüdern herrſchte freilich eine Spannug, die Emilie, nach deren Beſitz beide ſtrebten, vergeblich zu heben ſich bemühte. Es war dem Grafen Cäſar nur kurze Zeit vergönnt, in der Heimath zu verweilen; deßhalb ſchritt man noch an demſelben Abend zur gemeinſchaftlichen Mittheilung des Teſtamentes, bei deſſen Eröffnung der Arzt, als der Freund des Hauſes, zugegen war. Der Kronleuchter brannte in Emiliens Geſellſchaftszimmer; in feierlicher Stille ſaßen alle erwartungsvoll beiſammen und Cäſar, als der Vorſitzer, erbrach das Siegel und theilte den letzten Willen des Vaters mit, der, nach Uebergehung der Nebenbeſtimmungen, folgende Punkte feſtſtellte: „Ich ſehe Emilien de St. Beaumont, hieß es nach den Worten des Schreibenden ſelbſt, vollkommen als meine Tochter und Miterbin meines Vermögens an, um mich einiger Maßen der Verpflichtungen zu entledigen, die ich ihrem verſtorbenen

Vater, dem Freunde meines Lebens, ſchuldig war. In gleicher Weiſe iſt Otto vollſtändiger Theilnehmer an der Erbſchaft; ich hoffe ſomit die Schmach ſeiner Geburt vollkommen zu decken und die etwanigen Vorwürfe, die mich noch jenſeits des Grabes verfolgen könnten, zum Schweigen zu bringen. Dieß geſchieht jedoch unwiderruflich nur unter der Bedingung, daß Otto den bürgerlichen Trotz, der ihn von mir trennte, unterdrückt, den politiſchen Schwärmereien, welche die Ehre meines Hauſes verunglimpfen, entſagt und ſich nicht länger weigert, ein Glied und ein Stammhalter meiner gräflichen Familie zu ſein und zu heißen. Beharrt er auf ſeinen revolutionären Plänen und nimmt er Theil an irgend einem Verbrechen, das als eine Folge jener ſtaatsumwälzeriſchen Geſinnungen verübt wird; ſo iſt er enterbt und, als meinem Hauſe nicht angehörig, verſtoßen. Emilie und Cäſar, der rechtmäßige Graf Walter von Hayna, entſcheiden darüber und ſind Erben ſeines Antheils. — Daß Emilie einen meiner Söhne mit ihrer Liebe, mit ihrer Hand beglücken möchte, war der ſehnlichſte, der innigſte Wunſch meiner Seele, deſſen Verwirklichung ich nicht erleben ſollte. Möchte ſie ſich bewegen laſſen, zwiſchen beiden zu entſcheiden, ſei es, daß ihr ſanftes, keuſches, reines Herz in Liebe ſich einen erwählt, oder daß ihr feiner Verſtand den Würdigeren zu ihrem Gatten beſtimmt. In dieſem Sinne theil' ich die Summa meines Vermögens in ſieben gleiche Theile. Fünf dieſer Theile erhält derjenige, welcher Emiliens Gemahl wird, die zwei übrigen Siebentel verbleiben dem andern. Erklärt ſie beide ihrer Hand und ihrer Liebe für unwerth, ſo beläuft ſich ihr alleiniger Antheil auf drei jener Siebentheile; in die übrigen vier theilen ſich, unter der oben für Otto aufgeſtellten Bedingung, meine Söhne gleichmäßig.“

Cäſar hielt ein. Tiefe Stille herrſchte in der Verſammlung. Emilie hatte während des Leſens ſcharf ihr Auge auf Otto gerichtet, der mit geſenktem Kopfe vor ſich nieder blickte.

Der Arzt betrachtete beide ernſt und ruhig. Cäſar ſandte einen ſehnſüchtigen, aber ſchwankenden Blick zu Emilien hinüber, die jetzt ſinnend die Hand an ihre Stirn drückte. Nach dieſer Pauſe, wo nur Blicke von den innern Bewegungen ſprachen, begann er, die weiteren Verfügungen im Teſtamente mitzutheilen, zunächſt die Berechnung des Vermögens, deſſen Summa ſich auf eine halbe Million belief, und ſodann die Vertheilung kleiner Portionen unter die Diener des Hauſes.

Nach beendigter Vorleſung nahm der Doktor ſogleich das Wort, indem er bemerklich machte, daß in der Willensäußerung des Entſchlafenen durchaus kein Zeitraum beſtimmt ſei, innerhalb deſſen Fräulein Emilie, deren Entſcheidung den verſchlungnen Knoten entwirren ſollte, ſich in ihrer Wahl beſtimmen müſſe. Da nun eine ſolche Entſcheidung über Leben und Glück nicht das Ergebniß augenblicklicher Gefühle, ſondern einer anhaltenden Prüfung ſein könne, ſo käme eine Reiſe des Grafen Cäſar ſehr erwünſcht, wenn derſelbe den Grafen Otto daran Theil nehmen ließe, auf deſſen Geſundheits- wie Gemüthszuſtand eine Zerſtreuung dieſer Art den heilſamſten Einfluß haben müßte. — Emilie bezeigte dem Arzte durch einen freundſchaftlichen Händedruck ihre Beiſtimmung zu dieſem Vorſchlage; Cäſar konnte ſeine Einwilligung nicht verſagen und Otto fügte ſich ſtillſchweigend, aber mit trauernder Seele.

Der Doktor gab Cäſar durch einen Wink zu verſtehen, daß er ihn allein zu ſprechen wünſche; beide traten in eine Fenſterniſche und ſchienen bald, hinter der Gardine halb verborgen, in ein wichtiges Geſpräch vertieft. Graf Otto, flüſterte Emilie mit zagender Stimme, warum verſinken Sie in dieſes Schweigen? Haben Sie nichts zu ſagen über die Verfügungen im Teſtamente, und vornämlich über die Bedingungen, unter welchen Sie Miterbe ſein dürfen? Warum reden Sie nicht? Wollen Sie ſich nicht vor Ihrem Bruder von dem Verdachte reinigen, an den revolutionären Umtrieben der deutſchen Jugend

Theil

Theil genommen zu haben? — Wie kann man ſich reinigen von einer reinen Sache? entgegnete Otto? Ja, ich bin ein Glied jenes Bundes, welcher deutſchen Sinn und deutſche Jugend feſtzuhalten und mit dem Blute zu beſiegeln, entſchloſſen iſt. Der Geiſt der Zeit iſt fortgeſchritten und für Deutſchland kann es nur ein Fortſchritt ſein, zu den Formen und den Tugenden früherer glücklicherer Jahrhunderte zurückzukehren. — Otto, ſagte Emilie, und ergriff ſchmeichelnd ſeine Hand. Täuſchet ihr euch auch nicht, ihr Deutſchgeſinnten? Iſt es jetzt an der Zeit, Märtyrer der Tugend zu werden? Erſcheint alles, was ihr nach eueren Grundſätzen Tugend nennet, als ein ſolches vor dem Richterſtuhle Gottes und aller edlen Menſchen? Lagen in jenen Zeiten der franzöſiſchen Revolution hinter dieſem Namen nicht ſo viele frevelvolle Leidenſchaften verſteckt, die unter dem Deckmantel dieſer Bürgertugend in das Leben traten und die Welt verwüſteten! Ach, Otto, wenn Sie meinen Abſcheu gegen blutige Thaten wüßten!

In meiner Kindheit war ich einer alten franzöſiſchen Wärterin anvertraut, welche die Schreckensſcenen in Paris ſelbſt erlebt hatte. Statt Ammenmährchen von verzauberten Prinzen und Damen, hörte ich die Alte täglich mit ihrer krächzenden Rabenſtimme von der Erſtürmung der Baſtille, von der Ermordung des ſanften Ludwig erzählen und die blutigen Gräuel ſtehen wie ewige Gemälde vor meiner Seele, weil ſie der Phantaſie des Kindes zur Nahrung nnd Beſchäftigung übergeben wurden. Mein allzuempfängliches Gemüth war tief ergriffen von den Unthaten jener Menſchen, die aus Verbrechen Tugend machten, und meine Träume mahlten mir das Elend der vergangenen Zeiten noch wilder und blutiger aus, weil ſie es mir und meinem Vater näher rückten, der den Verfolgungen der Jacobiner in Paris kaum entgangen war. Für mich waren jene Schreckenszeiten nicht zu Ende, ſie wurden mir zur Gegenwart in meinen Träumen, ich kämpfte allnächtlich mit den Höllengeiſtern des Danton, Marat, Robeſpierre, denn es ſchien mir immer, als lebten ſie noch, als verfolgten ſie meinen Vater und ach! wie ſchrecklich mußten meine bangen Fieberträume für uns in Erfüllung gehen! — Otto, wenn es möglich wäre, daß ſolche Zeiten wiederkehrten, wenn es wahr ſein würde, daß du an einem blutigen Vergehen Theil nähmeſt, welches aus der Mitte jenes Bundes, dem du angehören willſt, hervorginge: — kennſt du den Fluch des Vaters wohl, der über dich alsdann ergehen wird; weißt du wohl, daß du die Ruhe ſeines Schlummers im Grabe ſtören wirſt, und daß ich und wir alle dich deinem Elende überlaſſen müſſen, in welches du dich eigenwillig ſtürzeſt?

Ihre Stimme war laut und kräftig geworden; der Arzt und Cäſar ſtanden im Hintergrunde und betrachteten bewundernd den edlen Eifer der Rednerin, deren Antlitz eine dunkle Röthe überſtrahlte. Otto ſtand, wie ein Büßender, vor ihr, vernichtet und beſchämt. Ich bin mir keiner frevelhaften Willkür bewußt, ſtammelte er, die je zu einer blutigen Unthat ſchreiten würde, ja, ich wüßte nicht, welches Verbrechen von einem meiner Brüder verübt werden könnte. — Ihr wollt den politiſchen Zuſtand der deutſchen Staaten umſtürzen, nahm Cäſar das Wort, indem er näher trat, ihr träumt von einem deutſchen Geſammtreiche, nach der Vernichtung der kleinen! Ich halte dieſes Streben, dieſen Wunſch für zu ohnmächtig, um die Frevel zu zählen, die aus ihm hervorgehen müßten, ſollte er verwirklicht werden, aber als Wunſch als Gedanke iſt es ſchon ein Frevel. Außerdem daß niemand, ohne Verbrecher zu ſein, die hiſtoriſche Entwickelung der deutſchen Kleinſtaaten antaſten und vernichten kann, ſo iſt dieſe politiſche Verfaſſung Deutſchlands nur heilſam zur innern Geſtaltung und Bildung des deutſchen Geiſtes geweſen. Einer Republik gleicht der Zuſtand der deutſchen Wiſſenſchaft und Kunſt, der ſich mannigfaltiger bei uns erzeugen konnte, als in einem Geſammtreiche möglich wäre. Und die vollendete, abgeſchloſſene Höhe der deutſchen Kultur ſehen wir am Ende des vorigen Jahrhunderts durch eine Reihe Männer hervorgerufen, die unbekümmert um den politiſchen Stand der Dinge, ganz dem ideellen Reiche angehörten. Unſer Jahrhundert iſt arm gegen jene Zeit und das Drängen nach außen, was rege wird, zeigt die innere Ohnmacht, die in äußern Formen gewinnen will, was ihr an Gehalt abgeht. — Wer will die beſcheidne Sehnſucht richten, wenn ſie nicht zur That ſchreitet! erwiderte Otto. Daß der Wunſch nach Geſammtheit und Vereinigung des vielfach zerſplitterten Vaterlandes Tauſende bewegt, ich will es nicht läugnen; denn aus dem Gefühl der Einheit des deutſchen Volkes ging ſeine Befreiung von den Feſſeln des Tyrannen hervor, mit dieſem Gefühl erwachte das Bewußtſein der Nation, in ihm liegt der tiefe Keim zu einer neu ſich geſtaltenden Welt in Kunſt und Wiſſenſchaft. Iſt der Wunſch für politiſche Verwirklichung — nur ein Traum und ein nichtiges Geſpinnſt, ſo hat er dennoch ſeine volle Wahrheit in ſich; denn aus dem Bewußtſein, daß wir Ein Volk ſein müßten, erwuchs die Kraft, die Freiheit zu erkämpfen, und mit dieſer Großthat muß ein neues Leben im geſammten Volke erwacht ſein; es mag ſich nun auf die äußeren Formen und Bedingungen des Daſeins wenden, oder, von der poliſchen Außenwelt zurückgedrängt, in das innere Heiligthum der Gefühle und Gedanken, in Kunſt und Wiſſenſchaft, ſich flüchten. Könnte eine Zeit erſcheinen, wo beide Richtungen kräftig ins Leben träten, dann feierte die deutſche Nation ihren vollen Triumph, wie in jenem goldnen Säculum, wo das Kaiſerthum auf deutſchem Boden ſtrahlte und der Imperator, den ehrwürdigen Glanz der verſunkenen römiſchen Welt mit der kraftvollen und doch tief gemüthlichen Lebensfülle des deutſchen Genius in ſich vereinigend, als Schutzvogt der heiligen Kirche, der Welt gebietend, daſtand in vollendeter Herrlichkeit. Da war man thätig im Aeußern, wie im Innern, alles ſtrebte ſich zu entfalten und eigenthümlich hervorzuwachſen aus der ſelbſteigenen Urkraft des deutſchen Volkes; da war man ruhmvoll in den Waffenthaten, da ward der Straßburger Münſter erbaut und das Nibelungenlied gedichtet. Nach dem Sturze der Hohenſtaufen verwelkt auch die Blüthe des deutſchen Genius; aus den Baumeiſtern wurden Maurer, aus den Minneſängern elende Versdrechsler, welche ſich mit Recht Meiſter und Meiſterſänger nannten, weil ſie die Dichtkunſt zum Handwerk erniedrigten. Das ganze deutſche Leben verſank in ein ſteifes, ſich einzeln abſchließendes Philiſterthum, das, unſäglich zerſtückelt, das Streben nach der Einheit verlor. Den romantiſchen Adel, aus welchem die Dichter hervorgegangen, verdrängte die Spießbürgerei eines dritten Standes, der, als der Schooß des Volkes, erſt ſeit dem vorigen Jahrhundert ſeine Bedeutung gewann. Vor und während der Reformation regte ſich der Geiſt der Poeſie; aber ſeinen Fittich drückte bald der permanente Zwieſpalt der Gemüther darnieder und er lag gebunden unter den Feſſeln religiöſer Parteiſucht, in ſpätern Zeiten unter dem Drucke des franzöſiſchen Geſchmakkes, der den Kern-des deutſchen Weſens vergiftete. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts hat ſich endlich der deutſche Genius Bahn gebrochen, ohne zu erwarten, ob das Heil von außen erſt erſcheinen würde; der innere, productive Drang war zu groß und zu lange bereits aufgehalten, um ſich noch hemmen zu laſſen, und wir ſehen eine Literatur, mit Staunen und Bewunderung, bei deren oberflächlicher Betrachtung man zu denken geneigt ſein könnte, es ſei in ihr die ſchaffende Kraft deutſcher Poeſie erſchöpft. Die Gedanken ſeiner Dichter bilden den Deutſchen, die Tiefe ihrer Gefühle reißt uns mit ſich, die hohe Schönheit und die liebliche Grazie ihrer Sprache hat einen neuen, gebildeten Styl in allen Formen des äußern Lebens hervorgerufen; aber ſollen uns die unglücklich in Nebel verdämmernden Geſtalten bei dem Einen, die rieſenmäßige und doch ſich ſelbſt vernichtende Anſtrengung in dem Suchen nach einer frei ſich ſelbſt erzeugenden Plaſtik bei dem Andern, und das maaßloſe Herumtappen nach allen Arten und Manieren ausländiſcher Kunſtformen bei dem Dritten, ſoll uns das alles nicht zu der Ueberzeugung führen, daß der Zuſtand des Jahrhunderts, die ganze Konſtellation ungünſtig war, als der ſchaffende Dichtergeiſt in Deutſchland ſich ein freies Feld gewann? Zwar iſt nicht zu läugnen, bei der vielgeſtaltigen Productivität Göthe's vergeſſen wir über ſeinen großen Urwerken einen Clavigo, einen Cophta, eine Stella; ja wir ſtaunen mit Bewunderung, daß ſein kräftiger Geiſt an all' den Klippen, die ihm der zerſpaltene, verworrene Geſchmack ſeiner Zeit entgegenſetzte, nicht für immer ſcheiterte, ſondern herrlich, nach eigner Luſt und Laune, ſich durchbildete: aber dennoch bleibt der Wirrwar in ſeinen Richtungen befremdend, es bleibt der Mangel an eigenthümlichen, ächt deutſchen Kunſtformen fühlbar und iſt nur dadurch erklärlich, daß dem Hervorbrechen der deutſchen Innerlichkeit nicht im Aeußern eine feſte naturgemäße Geſtaltung der deutſchen Nationalität im Glanz der Waffenthaten vorangegangen war. Bei den Griechen begann die Tragödie erſt, nachdem das Volk in der Außenwelt das Hochgefühl ſeiner Eigenthümlichkeit ſich erkämpft und errungen hatte. In Spanien, in Frankreich, überall ſehen wir zur Geburt einer volksthümlichen Literatur, dieſelbe Naturbedingung, daß das Volk, um zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt zu kommen, ſich einen feſten Platz in der äußern Welt der Erſcheinungen erringt, bevor es ſich mit Schöpferkraft in die Tiefe des Gefühls und des Gedankens zurückverſenkt. Selbſt die Erſcheinung jenes Shakſpeare unterliegt dieſer Bedingung, denn unter Eliſabeths Regierung lebte die engliſche Nation bereits im vollen Selbſtgefühl ihrer Eigenthümlichkeit. Das Wunder ſeiner Größe wird einigermaßen dadurch erklärlich, daß er jener Zeit angehört, welche die Gräuel und Grauen des Mittelalters überwunden hatte und nun vorwärts ſchaute in die neue, geordnete Welt der bewußten Freiheit, die der Proteſtantismus mit ſich führte. — Mit den Befreiungskämpfen beginnt für Deutſchland eine neue Zeit, und das ganze geiſtige Leben der Deutſchen, ſelbſt wenn nicht ſo glänzende Talente wie vormals thätig werden, ſelbſt wenn die Zeit der Heroen vorüber wäre, muß dennoch einen durchaus höheren Grund und Boden gewinnen. Und wie können wir nur an den Talenten zweifeln! Hat ein allgemeiner Geiſt die Zeit durchdrungen, ſo wird es nicht an Werkzeugen fehlen, die ihn aus dem Schacht ihres Buſens zu Tage fördern, und haben wir nicht in Ludwig Tieck einen Dichter, der ſchon in früherer Zeit ſeine ächt deutſche Natur ſtreng bewahrte, der fremde, nicht volksthümliche Formen nur ſpielend und ſcherzweiſe gebrauchte, und der, wenn ſeine bloß muſikaliſche Lyrik ſich erſchöpft hat und die myſtiſche Inbrunſt ſeiner religiöſen Stimmung nicht mehr zerſtörend auf ſeine Geſtaltungen einwirkt, neue Welten im Reich der Poeſie hervorzaubern wird, in welchen die Urkraft des deutſchen Genius, in der freieſten und doch ſeinem Volksleben eigenthümlichſten

Entwickelung, ſeine eigne, früher verlorne oder mit fremdem Beigeſchmack entartete Formen wiedergewinnt.

Die Unterhaltung, die ganz literariſch geworden war, zog ſich noch eine Weile hin, indem Cäſar's Aeußerungen, die den hier aufgeſtellten widerſprachen, Stoff dazu gaben. Der Arzt war mit der Wendung des Geſprächs zufrieden: wenn alle Deutſchthümler, ſagte er leiſe zu Emilien, bloß im Reiche der Gedanken revolutionirten, ſo hätte die Polizei wenigſtens nichts dabei zu ſchaffen; aber ich fürchte, Otto verſchweigt uns die geheimen Pläne, die auf der Wartburg geſchmiedet ſind; oder, ſo Gott will! hat er nicht Theil daran, deßhalb quäle man ihn nicht weiter zu einem Geſtändniß.

Emilie, ſagte Otto nach einer Pauſe mit dem tiefſten Gefühl ſeiner Seele, muß ſich auch in Ihrem reinen Gemüthe ein Argwohn gegen mich erheben, der ſich nur auf Gerüchte ſtützt? Ich gehörte einem Bunde an, deſſen Zweck iſt, deutſche Tugend in unſerem Volke lebendig zu erhalten, und ſeit wann wäre die deutſche Nation zu den Freveln einer Revolution geneigt geweſen! Wenn in unſerer Mitte ein Verrath gegen die Geſetze der Moral geſponnen wird, wenn ich mit Verbrechern in Gemeinſchaft erfunden werde, ſo ſag' ich mich los von Allem, was mir theuer iſt, ſo treffe mich Ihre ganze Verachtung, ſo ergehe über mich der Fluch meines Vaters.

Wir thaten Ihnen zuviel, entgegnete Emilie, Sie mögen verzeihen. Sie reichte ihm zur Verſöhnung die Hand; alle ſchienen für den Augenblick beruhigt, man ſetzte ſich fröhlich zu Tiſch und ſprach ſelbſt mit Heiterkeit und troſtreicher Zuverſicht von der nahen Trennung.

Am zweiten Tage darauf ſah man die Gebrüder reiſefertig. Der Wagen hielt; unter den verſchiedenartigſten Gefühlen nahm man von Emilien Abſchied; Otto mit ſtiller Hoffnung auf die Zukunft, Cäſar, nicht mehr, wie früher, in ſo ſicherm Bewußtſein und ſo feſter Ueberzeugung ſeines überwiegenden Werthes. Emilie gab keinem einen Vorzug; ſie gewährte beiden mit gleich ſchweſterlicher Liebe den Kuß zum Abſchied. Der Arzt, der nunmehr als alleiniger Beſchützer Emiliens zurückblieb, gab ihnen das Geleit nach dem Wagen, beide umarmten den redlichen Freund noch einmal; das Poſthorn erſchallte und die Grafen Hayna fuhren von dannen.

Der Winter verging für Emilien äußerlich ruhig und ohne bedeutende Störung; im Innern ihrer Seele war ſie deſto mehr mit ihrer Lage und ihrem Verhältniß zu Otto und Cäſar beſchäftigt. Die ſeltſame Beſtimmung im Teſtamente, nach der ſie über das Wohl und Glück der eigentlichen Haupterben entſcheiden ſollte, war eine drückende Laſt auf ihrem Herzen und die verſchiedenartigſten Pläne, den Knoten zu Aller Befriedigung zu entwirren, wurden im Stillen entworfen und wiederum als ungenügend verworfen. Wären die Bedingungen bei ihrem gänzlichen Zurücktreten nicht ſo vortheilhaft für ſie geweſen, ſie würde ſogleich dieſen Ausweg eingeſchlagen haben; ſo aber litt es ihr Ehrgeiz und ihr Zartgefühl nicht, daß die Haupterben, die Grafen von Hayna ſelbſt, im Antheile am Vermögen ihr nachſtehen ſollten. Deßhalb unterwarf ſie ſich wieder von neuem der Qual, bei dem Wählen zwiſchen beiden ein feſtes Reſultat zu finden. Warum geb' ich nicht, fragte ſie ſich oftmals, Cäſar meine Hand, nach welcher er lange ſtrebte? Iſt es nicht wünſchenswerth, an der Seite eines verſtändigen, klaren, ſicheren Mannes zu leben? Er hat ſich einen bedeutenden Wirkungskreis eröffnet, er iſt umſichtig, klug, gewandt im äußern Daſein, und für das Familienleben die Gemüthlichkeit bei ihm in Thätigkeit zu erhalten, wäre die Aufgabe ſeines Weibes. Cäſar verdient mehr meine Liebe; aber wird Liebe denn verdient! Iſt ſie nicht vielmehr der Einklang zweier gleichgeſtimmten Seelen! Und worin ſteht Otto ſeinem Bruder nach?

Zeugten ſeine Reden und Gedanken nicht von Beſonnenheit genug, obwohl ſie aus der Fülle eines tiefen Gefühles hervorgingen? Kann Cäſar ſo innig lieben, wie Otto; iſt jenem die Liebe zu mir ein ſolches Bedürfniß, wie ihm, den ſie aus den Feſſeln des Wahnſinns erlöſte? Wird er nicht unſäglich elend ſein, wenn ich ihn verſtoße; ja kann er nicht zurückverſinken in das verworrene Reich verrückter Träume? — Das war der Punkt, wo Emilien die klare Beſonnenheit des Urtheiles entſchwand; das war ein Saitenklang, der in ihrem Innern magnetiſch wiedertönte.

Gab ſie ſich aber dieſer Ueberzeugung mit voller Seele hin, daß Otto ſie wahrhaft liebe und ſie ihn lieben müſſe, ſo überfiel ſie doch zu gleicher Zeit der quälende Zweifel über Otto's politiſche Schwärmerei. War er ſtets ſo bewußt und beſonnen geweſen, wie er ſich ihr gezeigt hatte, ſo konnte er nie etwas mit Menſchen gemein haben, die in tollem Uebermuthe die Heiligkeit der Geſetze mit der Veränderung der Staatsformen verletzen wollten, und von denen das Gerücht ging, als ſei von ihnen das Leben einzelner Fürſten und Staatsmänner bedroht. Wenn auf ſeine Theilnahme an der Wartburgsfeier die Rede kam, ſagte Emilie zu ſich ſelbſt, ſo wich er immer aus. Es war mir oft ängſtlich in ſeiner Nähe und es ſchien mir, als läge noch in ſeinem Gemüthe ein düſterer Hintergrund, als hielte ihn eine geheime Macht noch in jenem Bunde gefangen, von dem ihn ſeine beſſere Natur entfernen muß.

Eine Gewißheit hierüber konnte Emiliens Urtheil beſtimmen; deßhalb mußte ſie ſich dieſelbe verſchaffen. Otto's Bücher und ſonſtiges bewegliches Eigenthum waren aus Jena ihm nachgeſandt; ſie ſtanden in den Zimmern, die er in der letzten Zeit bewohnt hatte, unter Verſchluß. Mit dem Beiſtande des Doktors, der Emilien's Plan billigte, wurden Schränke und Pulte eröffnet und beſonders ſuchte man unter ſeinen Papieren und Briefen nach einem Dokumente, das ihren Argwohn beſtätigen konnte, aber vergebens. Ganz verſteckt, im Winkel eines Kaſtens, fand ſich ein Heft, das die Ueberſchrift „mein Tagebuch" führte. Begierig nahm es der Arzt zur Hand; es zerfiel in drei Abtheilungen, von denen die erſte „meine Jugend, im Kampfe widerſtrebender Gefühle," die zweite „mein Patriotismus" und die dritte „meine Liebe zu Emilien" betitelt war. Das ſind die Perioden ſeines Lebens, ſagte der Doktor, während Emiliens Herz faſt in hörbaren Schlägen klopfte. Der zweite Abſchnitt ward ſogleich geprüft: es waren Reden an die deutſchen Brüder, abgeriſſene Gedankenſtriche; Spuren von einer Verſchwörung wurden nicht entdeckt. Von der dritten Abtheilung ſah man bloß die Ueberſchrift. Mit der Liebe zu Emilien begann für Otto ein neues Daſein, und die letzten Ereigniſſe füllten vielleicht noch zu ſehr ſeine volle Gegenwart, um ſie mit klarem Bewußtſein als Vergangenheit aufſtellen zu können. In dem erſten Abſchnitte befanden ſich poetiſche Verſuche in lyriſcher Form, auch in Proſa ſkizzirte Lebensbilder, ſämmtlich Ergießungen ſchwermüthiger, beklommner und mit der Welt zerſpaltener Gefühle, wie ſie in der Entwickelungsperiode bei begabten Jünglingen nicht ſelten ſind, bevor ſie eine einzelne Richtung öffentlicher Thätigkeit in Anſpruch nimmt und durch dieſe regelmäßige Verpflichtung ihres äußern Lebens auch ihr Inneres feſte Formen gewinnt.

Der Arzt ließ ſich an Emiliens Seite nieder und las ihr die ganze Sammlung vor. Es waren meiſt Produkte, die der Oeffentlichkeit nicht angehören; nur eines theilen wir mit, in welchem ſich das Streben offenbarte, aus der tiefſten Innerlichkeit der ſchmerzbeklommenen Seele wirkliche, lebendige Geſtalten auftauchen zu laſſen, ohne doch etwas anderes als ein ſchwankendes, nebelvolles Abbild der eigenen unglücklichen Stimmung zu gewinnen. Das Gedicht begann mit einem Geſpräch zweier Liebenden, als deren Namen Fanny und Otto ſelbſt angegeben waren: eine Ueberſchrift fand ſich weiter nicht, als „Ballade,“ womit ſeine Gattung beſtimmt war.

Fanny.

„Schau'ſt du wieder nach der Ferne?
Wonach ſuch'ſt du immerfort?
Dient mein Auge nicht zum Sterne,
Nicht mein Buſen dir zum Port?

„Otto! ach, du ſchütteſt Wermuth
In den ſüßen Liebestrank;
Voller Gift iſt deine Schwermuth,
Macht auch mich ſo trüb' und bang.

„Sehnſt du dich nach heißrer Liebe?
Lieb' ich denn nicht glühend warm?
Deine nimmerſatten Triebe,
Füllt ſie nicht mein Liebesarm?

„Süß wird Liebesluſt genennet,
Heitre, ſtille Seelenruh:
Doch das Feu'r, das in dir brennet,
Schließt mir herb die Lippen zu.

„Bitterſüß ſind deine Küſſe,
Bitter! — und doch ſüß genug;

Bitterſüß ſind deine Küſſe,
Und das iſt der Liebe Fluch.

„Otto, Otto! dieſe Thränen
Deuten einen bald'gen Tod;
All dein ungeſtümes Sehnen
Bleichet ſelbſt der Roſe Roth.“

Otto.

„„Lägſt du todt in meinen Armen,
Wie ein friſch zerknicktes Rohr,
Das beim Sturmwind, ohn' Erbarmen
Fortgeſchleudert, ſich verlor:

„„Ja, dann hätt' ich Grund für Thränen,
Hätte Grund für meinen Schmerz;
Aber grundlos iſt dieß Sehnen,
Grundlos tief mein traurig Herz.

„„Süß ſind deine rothen Lippen,
Deines Auges Himmelblau;
Süß iſt's, von der Roſe nippen
Ihren erſten Morgenthau;

„„Aber deinen Blüthengarten
Ueberſchwemmt mein finſt'rer Gram,
Deine Blumen geh' zu warten,
Mich laß ziehn, woher ich kam.

„„Spielzeug wird zum Dolch in Händen,
Die zu ſpielen nicht verſtehn;
Laß mich, laß allein mich enden,
Lebe wohl und laß mich gehn.““

„Nimmer, nimmer ſollſt du weichen,
Nimmer dir ein Lebewohl:
Gott! was wird dann Tröſtung reichen,
Wenn die Liebe trennen ſoll!“

Stumm, bewußtlos ſinkt ſie nieder;
Otto drückt ſie an ſein Herz,
Küßt ſie noch und nochmals wieder;
Sprachlos macht auch ihn der Schmerz.

Und er wendet ſich zum Strande
Und beſteigt den engen Kahn —
Ach! nun ſtößt er ſchon vom Lande;
Unumwendbar iſt ſein Wahn.

Da belebt der Schmerz ſie wieder
Und ſie irrt am Strand' umher:

„Otto, Otto, kehre wieder!“ —
  Otto kehret nimmermehr.

„„Lebe wohl, du traute Liebe,
  Mich vergiß, der undankbar
Nie vergalt ſo ſüße Triebe,
  Nur dein Friedensſtörer war.““

„Otto, mit dem engen Nachen
  Wagſt du dich in's wilde Meer?
Weh! die Todesgötter wachen
  Und die Nacht ſinkt ringsumher!“

„„Lebe wohl! Auf Frühlingsauen
  Schmücke dich mit Blumenpracht,
Wenn ich kämpfe mit den Grauen
  Einer wilden Sturmesnacht.““

„Otto! ſchau den Strudel dorten!
  Otto, wo die Klippen ſtehn,
Dort, das ſind die Todespforten —
  Weh! es iſt, es iſt geſchehn!“

Und den Kahn mit Blitzesſchnelle
  Zog der Strudel tief hinab,
Und dem Fährmann beut die Welle
  Nun ein kühles, ſich'res Grab.

Armes Mädchen, du wirſt weinen!
Ruhig! nein, ſie weint nicht mehr:
Beide wird die Fluth vereinen!
Denn auch ſie ſank tief in's Meer.

Emilie blieb mit den beiden Grafen fortwährend in lebhaftem Briefwechſel. Cäſars Schreiben gab ſtets den vollen Beweis, wie ſehr ſeine ganze Natur, ſeitdem er Emilien kennen gelernt hatte, einen tieferen Schwung genommen, und wie ſehr er bemüht war, ihrer würdig zu ſein, da ſeine Seele von ihrem Werthe durchdrungen war. „Ich bin ein anderer Menſch geworden, ſeitdem ich Sie in der Welt weiß, ſchrieb er in einem ſeiner Briefe. Bei meinem Bruder haben Sie wie durch einen Zauberſchlag ſeine innere und äußere Krankheit gebannt; aber an mir haben Sie nicht weniger Wunder bewirkt. Otto's Naturell iſt an ſich gefühlvoller Art und das machte ihn trotz ſeiner Schwärmereien und ſeiner launenhaften Willkür zum Liebling meines ſeeligen Vaters; meinem inneren Weſen war es nöthig, Sie erſt als den Gegenſtand der Sehnſucht, Sie, theuere Emilie, als das Ziel des Strebens zu finden, um aus der angebornen kalten Nüchternheit, die ich ſonſt für Klarheit hielt, die Ahndung eines tiefern Bewußtſeins hervortauchen zu laſſen. Der gefühlvolle Menſch kann ſich verwirren und einem Abgrunde entgegenwandeln, aber der nüchterne Verſtand an ſich, ohne Unterſtützung gemüthlicher Regung, kann nicht minder freveln. Ein Beiſpiel aus meinem frühern Leben könnte dieß beſtätigen, wenn es noch Noth thäte, Sie zu überzeugen, daß ich ein Anderer bin, ſeitdem ich Sie mir zum Preiſe meines Daſeins aufſtellte. Mechaniſch bewegt ſich hier das äußere Leben mit ſeinem Tumulte um mich herum und in dieſem Mechanismus erhält mich allein die Liebe zu Ihnen wach und lebendig. O wäre die Zukunft erſt zur Gegenwart, wo ich an Ihrer Seite ſitzen und auf Ihre Reden lauſchen darf, wenn Sie von Ihren Träumen erzählen, die ich früher nur bewundert, an die ich aber bald zu glauben anfangen werde. Geben Sie mich jetzt nicht auf, theuere Emilie, wenn Sie mich früher nicht für verloren hielten; vielleicht werd' ich noch ganz Ihrer würdig.“ —

Otto ſprach in ſeinen Briefen weniger von ſeinem Verhältniß zu Emilien; dieß war ja die einzige Grundbedingung ſeines Daſeins. Mehr ſchien es ihm darum zu thun, die Geliebte zu überzeugen, daß ſein früheres Streben mit ſeinem jetzigen innern Zuſtande nicht im Widerſpruch geſtanden hätte. Emilie vermied ihrer Seits alle beſtimmten Erörterungen, ſie war wohlwollend gegen beide, und richtete nie an einen Einzelnen ihre Briefe, die jedesmal beiden galten. In dieſer Ungewißheit verging den Brüdern der Winter und der Frühling; plötzlich aber änderte Emilie ihre Maßregel. Ein kurzer Brief in abgeriſſenen Sätzen, an Cäſar allein gerichtet, unterſagte dieſem jeden Verkehr mit ihr; ſie brach das ganze Verhältniß zu ihm, ſprach von der Nothwendigkeit ihrer Wahl und verhieß dem Grafen Otto ihre Hand und ihr Herz.

An dieſen erging ein längeres Schreiben, in welchem die volle Leidenſchaft ihrer Liebe zu ihm ſich ausſprach. Ein plötzliches Ereigniß, eine neue Entdeckung, mußte ihre Entſcheidung beſchleunigt haben.

Während der Abweſenheit des Grafen Cäſar waren Briefe aus Neapel, an ihn gerichtet, angekommen. Die beiden erſten folgten in kurzer Zeit ſchnell auf einander und der Doktor, der dringende Angelegenheiten darin vermuthete, ſandte ſie ſogleich mit der nächſten Poſt nach Wien an den Grafen, der jedoch bald darauf bemerklich machte, daß es nicht nöthig ſei, dieſelben ihm ferner nachzuſchicken, im Fall noch mehrere aus Neapel mit derſelben Handſchrift in franzöſiſcher Sprache an ihn gelangen ſollten. Seine Vermuthung traf ein; es erfolgte im Frühjahr ein dritter Brief und bald darauf ein vierter, wovon der Arzt bloß den Bericht nach Wien erſtattete, ohne die Briefe ſelbſt abzuſenden. Emilien hatte dieß immer ſchon im Stillen beſchäftigt, allein ihre unruhige

Wißbegierde ſtieg zur ängſtlichen Pein, als im Sommer ein Fremder unter dem Namen eines Marcheſe d'Amalfi aus Neapel ſich melden ließ und den Grafen Cäſar zu ſprechen wünſchte, ſich jedoch ſchweigend entfernte, da er vernahm, daß derſelbe erſt nach einigen Wochen von ſeiner Reiſe zurück erwartet würde. Emilie erfuhr durch ihre Kundſchafter, daß der Fremde mit einer jungen Dame ſich einige Meilen vom Schloſſe in einem Dorfe noch aufhielt; ſie gedachte an die Worte des ſterbenden Grafen, die er an Cäſar richtete: Mein Sohn, dir ſchwebt ein Geheimniß auf den Lippen; haſt du den ſtillen Frieden einer Seele getrübt, ſuche ſie zu tröſten. In ihrem ahnenden Gemüthe drängten ſich quälende Vorſtellungen ſinnverwirrend durch einander, der Schlummer floh von ihrem Lager und ſie litt ſchmerzlich bei der Ungewißheit über dieß Geheimniß, dem ſie durchaus auf die Spur kommen mußte. Der Arzt durfte dießmal nicht Vertrauter ſein: in ſeiner Abweſenheit wußte ſie ſich die Schlüſſel zu Cäſars Zimmern zu erliſten und ſomit einen jener zurückgelegten Briefe ſich zu verſchaffen, der über Cäſars Verhältniß zum Marcheſe und ſeiner Tochter vollen Aufſchluß gab. „Dieß iſt der vierte Brief, den ich mit zagender Hand an Sie richte, ſchrieb Amalfi, und weder Ihre gehoffte Rückkehr nach Neapel, noch eine Antwort iſt erfolgt, um uns von der peinlichen Ungewißheit, in der wir ſchweben, zu befreien. Sind Sie nicht mehr unter den Lebenden, dann wehe meiner unglückſeligen Tochter; wollen Sie uns vergeſſen und iſt alles Mitleid, das Sie für die Arme fühlten, alle Liebe, die Sie für ſie empfanden, in Ihrem Herzen erloſchen: dann dreimal wehe meinem ſchmerzlich geliebten Kinde! Sie wiſſen, Graf, was Sie Bianca waren; wie der Schwindſüchtige in der Nähe der lebensfriſchen Geſundheit zu einem neuen Daſein ſich erkräftigt, ſo ſind Sie der Erhalter ihres Lebens geweſen; in Ihrer wohlthuenden Gegenwart begann die kranke Blume neue Blüthen zu treiben, Sie ſind verſchwunden, die Blüthe verwelkt, die Blume ſtirbt. Soll ich Ihnen die Geſchichte von Bianca's Leben und Liebe wiederum und wiederum erzählen, um Ihr Herz zu rühren und ein Mitgefühl in Ihnen zu erwecken, das die Stimme der Menſchlichkeit von ſelbſt hervorrufen müßte! Bianca's Liebe zu Ihnen iſt freilich ein Irrthum, denn ſie liebt in Ihnen nicht Sie, ſondern ihren alten, verunglückten Geliebten, jenen Griechen Alleſſandro Benari, deſſen Familie ſich von Milet vor den Verfolgungen der Türken hieher geflüchtet. Bianca hatte in einem kurzen Zeitraum Mutter, Schweſter und Freundin verloren, meine häufigen Reiſen ließen ſie ganz einſam, und in dieſer Einſamkeit ward ihr Bedürfniß nach einem mitfühlenden, liebenden Herzen laut in ihrer weichen Seele. Benari liebte ſie. Er nahte ſich ihr ſchüchtern und von fern; um ſo ſtärker zog ſie ihn an ſich, denn des Mannes Beſcheidenheit beſiegt am ſchnellſten ein weibliches Gemüth. Sie liebten ſich kindlich und zärtlich; ihre Liebe glich nur einer innigen

Freundſchaft; der leidenſchaftlichen Aeußerung ermangelnd, weil ſie keine Störung und Hemmung erfuhr, war ſie dennoch tief gewurzelt. Kein Menſch war ſo hart, das ſchöne Bündniß zu trennen, wohl aber das Schickſal. Benari ward im Sturm des Meeres ein Raub der Wellen. Bianca ſtand am Ufer. Mit dem Steigen und Sinken des Nachens ſchwankten Hoffnung und Furcht in ihrem Innern: das Schiff ſtürzte jählings in die Tiefe, und Verzweiflung endete den Kampf in Bianca's Seele. Starr und entſeelt blickte ſie hinaus in den Wirrwar der Elemente, wie eine Säule von Marmor ſtand ſie dort am Ufer, die Hände nach der Ferne hingeſtreckt, wo mit dem Schiff ihr Daſein zertrümmerte. Ein Sprung in's Meer war genügend, um dort unten in der Tiefe das Verlorne wiederzufinden; ſie wagt ihn, ſie ſtürzt ſich vorwärts mit einem Schrei des Entſetzens und liegt ohnmächtig in meinen Armen, die ich vor ihr ausgebreitet. Tief und anhaltend war ihr Todesſchlaf. Endlich erwachte ſie

ſie ſchlug die Augen auf zum neuen Daſein, ſie blickte ſich verwundert um, fragte weinend nach Benari und ſchalt auf ihn, daß er von der weiten Reiſe noch nicht zurückgekehrt ſei. O Herr und Heiland! ſie war zum Leben wieder erwacht, aber ihr Verſtand ſchien aus den Banden der Ohnmacht nicht mit erlöſt und zum neuen Daſein mit übergegangen zu ſein. Das Gedächtniß und Bewußtſein des Geſchehenen war ihr entrückt und Niemand hatte den Muth, ihr die Wahrheit zu enthüllen. So lebte ſie fort im ſtillen Wahnſinn, einzig mit dem Gedanken beſchäftigt, Aleſſandro ſei in die Heimath gereiſt, er ſei ihr untreu geworden, er wolle nicht zu ihr zurückkehren; ihre Seele zerrann in Zähren der Wehmuth, die Quelle ihrer blühenden Schönheit verſiegte. Wie oft drängte es mich, wenn ſie trauernd an meiner Seite ſaß, ihr den Irrthum, in dem ſie ſchwebte, aufzuklären; das Bewußtſein der Wahrheit hätte ſie entweder für das wirkliche, vernünftige Daſein wiedergewonnen, oder ſie unwiderruflich den

Armen

Armen des Todes überliefert. Ich that ihr das Geſtändniß nicht, ich wagte nicht, Leben und Tod ſo auf die Spitze zu ſtellen, und ließ ſie in ihrer Wehmuth langſam ſich ſelbſt verzehren. So vergingen Jahre, während die Hoffnung, den Geliebten wiederzuſehen, die einzige Nahrung, womit ich ihre kranke Seele noch lebendig erhielt, immer ſchwächer wurde und mit ihrem Leben zu erlöſchen drohte. Ich machte am Hofe zu Neapel Ihre Bekanntſchaft, Herr Graf; die Geſchäfte führten uns zuſammen, ein günſtiges Geſchick waltete über dem Zufall. Ich nahm mir die Ehre, Sie auf meine Villa zu führen, Ihnen die Pracht meiner Zimmer, meiner blühenden Gärten zu zeigen und daneben mein verwelkendes Mädchen. Wir betraten den Olivengang neben der Terraſſe; in der Weinlaube oben auf der Höhe ſaß Bianca, um das Meer zu überſchauen, denn von dorther mußte Benari zurückkehren; ſie ſpielte die Laute; mit Sirenengeſang glaubte ſie den Fernen zurückzurufen. Von der innigen Wehmuth ihrer klagenden Töne gerührt, ſtanden Sie ſtille. Ich weiß noch Ihre Worte, Graf: Welche Schmerzen! ſprachen Sie, hier mitten in der üppigen Freude der blühenden Natur dieſe Melancholie? Ich drückte ſchweigend Ihre Hand und führte Sie die Terraſſe hinauf. Benari, Benari! ſchrie Bianca plötzlich mit gellender Stimme; ſie warf die Laute von ſich, ſie flog die Stufen herunter und hing weinend in jauchzender Luſt an Ihrem Halſe, bis der Schreck der Freude in eine ſüße Ohnmacht überging. Staunend hielten Sie Bianca in Ihren Armen feſt. Ich muſterte Ihre Züge, es war Benari's blaues Auge, ſein blondes Lockenhaar, ſeine große Geſtalt; die Macht der Zeit hatte in Bianca's Gedächtniß die Züge des Geliebten geſchwächt, die kenntlichſten Merkmale fand ſie in Ihnen wieder: Sie galten ihr für den geliebten, wiedergefundenen Aleſſandro. Sie trugen mein krankes Mädchen in die Laube, Sie ſtießen ihre Arme, die Ihren Nacken krampfhaft umſchlangen, nicht von ſich, Sie betrachteten das bleiche Kind mit der vollen Rührung eines innigen Gefühles, als ich Ihnen kurz die Geſchichte ihres Lebens und ihrer Liebe erzählte. O möchte dieſe Täuſchung beim Erwachen dauernd ſein; der Irrthum gilt ſo oft im Menſchenleben für volle Wahrheit: warum nicht hier, wo höchſte Seeligkeit und tiefſtes Elend ſich auf den einen Punkt zuſammendrängt! Das war damals mein Gedanke und Sie ſchienen ihn zu theilen; aus dem Mitleid erwuchs in Ihrem Gemüthe eine Liebe zu Bianca. Sie erwachte in Ihren Armen und Sie konnten das freudetrunkene Mädchen, das wirklich ihren Irrthum aus der Ohnmacht in den wachen Zuſtand mit hinüber genommen, nicht von ſich ſtoßen; ja Sie gaben ſich ihren Küſſen mit der Leidenſchaft der Liebe hin und entzündeten die friſcheſte Lebenskraft in Bianca's Seele, auf deren Wangen ein leiſes, hoffnungsvolles Roth den Anbruch eines neuen Lebensmorgens verkündete. Ich ließ euch allein in der duftenden Laube, ich wollte euch die Thränen der Freude nicht zeigen, euch nicht hören laſſen das brünſtige Dankgebet, das ich meinem Schöpfer brachte. Sie fuhren fort, Herr Graf, mein Haus täglich zu beſuchen, das angeknüpfte Verhältniß zu Bianca ſpann ſich weiter. Sie pielten Ihre Rolle als Benari Anfangs mit bewundernswürdiger Klugheit und Vorſicht, Sie erzählten von Deutſchland und das liebende Mädchen glaubte Ihnen alles für Griechenland; die übernommene Rolle ward Ihnen zur Natur, Sie führten ſie mit der Wahrheit eines liebenden, gefühlvollen Herzens durch. Ich wußte, daß Ihre Geſchäfte als Geſandter beendet waren; ich fürchtete die Nachricht von Ihrer Abreiſe aus Ihrem Munde zu vernehmen: Sie ſchwiegen, aber Sie waren plötzlich aus Neapel verſchwunden, ohne einen Wink über die Veränderung Ihrer Geſinnung, ohne einen Troſt uns zu hinterlaſſen. In welchen Zuſtand meine Tochter verfiel: — laſſen Sie mich einen Schleier darüber decken. Benari iſt wiederum fort, ohne Abſchied! ſo rief ſie in dem Jammer der Verzweiflung Tag und Nacht, bis ihr Schmerz endlich in die alte, ſtill verzehrende Melancholie überging, in welcher ſie noch verharrt. Sie laſſen meine Briefe unbeantwortet, Graf Hayna: im Namen des dreieinigen Gottes! ſtehen Sie mir Rede und reißen Sie mich, den Vater, wenigſtens aus der Pein der Ungewißheit. Wären Sie arm, ich wollte Sie mit Schätzen überhäufen; ſo aber kann ich Ihnen nichts weiter bieten als die Liebe meines dahinwelkenden Mädchens. O ich fühl' es ſchmerzlich, daß Sie in Bianca's Armen nicht glücklich bleiben konnten, daß die Täuſchung, die Sie unterhielten, Ihnen eine drückende Laſt ſein mußte; aber Ihre Liebe iſt in dieſem Falle, was ſie ſo ſelten iſt, eine Tugend, die reinſte, heiligſte Tugend, die Sie ausüben könnten, denn es gilt, ein ſchwankendes Leben vom Untergang zu retten. Sie wollen ſich nicht ſchriftlich entſcheiden, nun ſo ſtehen Sie mir mündlich Rede, ich führe meine Tochter zu Ihnen nach dem Rhein. Deutſchland ihr als Griechenland unterzuſchieben, wäre zu gewagt; der alte Benari, der Vater des geſtorbenen, hat ihr verſichert, Aleſſandro halte ſich am Rhein auf; wir reiſen dieſen Strom hinunter und ſuchen Ihre Heimath auf, Graf Hayna. Verbergen Sie ſich uns nicht, bei allem, was heilig iſt, und feſſelt Sie vielleicht ein andres Band, ſo gewähren Sie meiner Tochter nur Ihre Nähe, ſchenken Sie Bianca nur Ihre brüderliche Neigung; zur Leidenſchaft der Liebe iſt die Seele des armen Kindes ohnedieß zu matt und entkräftet. In Hoffnung Sie zu finden, Sie zu ſehen

Ihr

Amalfi.“

Im Schloſſe zu Hayna erwartete man die Ankunft der beiden Grafen. Cäſars Geſchäfte am Hofe zu Darmſtadt verzögerten ſie noch um einige Tage und da die Brüder bei ihrer Abreiſe das Gelübde gethan hatten, zu gleicher Zeit und nur in Gemeinſchaft die Heimath wieder zu betreten, ſo mußte auch Otto die ſtürmiſche Entzückung ſeines Herzens, die ihn bei dem Gedanken, Emilien als die Seinige zu umarmen, überfiel, noch auf einige Zeit zu mäßigen und zu unterdrücken ſuchen, um das geſpannte Verhältniß zwiſchen ihm und dem verſchmähten Bruder nicht in vollen Haß und offene Feindſeeligkeiten aus brechen zu laſſen. Der Arzt war den Grafen nach der Reſidenz entgegengereiſt, was beſonders auf Emiliens Veranlaſſung geſchehen war, die theils dabei die Abſicht hegte, daß der gute Doktor den Vermittler zwiſchen den Brüdern ſpielen ſollte, theils aber auch während ſeiner Abweſenheit im Geheimen einen Plan auszuführen gedachte, bei welchem ſeine Gegenwart im Schloſſe ſtörend gewirkt hätte. Sie überliſtete ihn von neuem, da die verwegene Eröffnung des Briefes aus Neapel ihm ebenfalls ein Geheimniß geblieben war; auch ihre zunehmende Kränklichkeit und oftmals ohnmächtige Erſchöpfung, bei dem gänzlichen Mangel an Schlaf, den die Unruhe ihres vielfach bekümmerten Gemüthes verſcheuchte, hatte ſie ihm ſorgfältig zu verhehlen geſucht.

Der Tag der Ankunft war erſchienen; gegen Abend fuhren die Reiſewagen vor. Graf Cäſar kam in der Geſellſchaft eines Freundes aus der Reſidenz, der ſich bei ſeiner Durchreiſe bereden ließ, einige Tage bei ihm zuzubringen. Er wollte ihn ſogleich in die Fremdenzimmer führen; allein der Kammerdiener trat ihm mit der Bemerkung entgegen, daß dieſelben ſeit einigen Stunden von zwei Fremden eingenommen wären, deren unverhoffter Beſuch Fräulein Emilien zu gelten ſchien. Den Namen der Fremden wußte der Diener nicht anzugeben und Cäſar ſah ſich ohnedieß genöthigt, dem Gaſt ſein eignes Zimmer vorläufig anzuweiſen, wo er ihn der Ruhe überließ. Er ſelbſt warf ſich in eine andere Kleidung und eilte in Otto's und des Doktors Geſellſchaft nach dem Verſammlungsſaale, wohin ſie Emilie gemeinſchaftlich beſchieden.

Hatte bei Cäſar das Gefühl ſeiner verſchmähten Würde ſchon während der Reiſe eine üble Stimmung erzeugt, ſo war auch bei den übrigen die Spannung der Gemüther ängſtlich genug, und Emilie konnte in der ſteifen, förmlichen Bewillkommnung, mit der ſie die Ankommenden abſichtlich empfing, die peinliche Unruhe ihres Innern, die ſich ſogar in ihren äußeren Bewegungen verrieth, nicht im geringſten verbergen. Cäſar war der einzige, welcher ſich in der kalten, trockenen Unterhaltung, die ſich nach den erſten Begrüßungen entſpann, mit Gewandtheit und ohne ſichtliche Verlegenheit zu benehmen wußte; Emilien aber drängte es, den Plan, zu dem alle Vorkehrungen getroffen waren, in Ausführung zu bringen. Graf Cäſar, begann Emilie und ſchien, indem ſie ſeine Hand ergriff, den Ton der Unterhaltung gemüthlicher ſtimmen zu wollen; ich muß um Verzeihung eines Vergehens nachſuchen, das ich gegen Sie verſchuldet, zu welchem mich jedoch die verworrene Lage, in der wir alle uns befanden, lediglich vermochte. Auf meine ſchwachen Schultern war die Laſt gewälzt, den verſchlungenen Knoten unſerer gegenſeitigen Verhältniſſe zu entwirren: und wenn Alexander den Knäul, den er nicht zu löſen wußte, mit dem Schwerte durchhieb, ſo muß ich mich auf ihn berufen, wenn ſie mich verdammen ſollten, daß ich zu einem Verrathe gegen Sie meine Zuflucht nahm. — Wär' es möglich, fiel Cäſar ein, von der Wendung überraſcht, Sie hätten Ihr Urtheil noch nicht abgeſchloſſen; Ihre Entſcheidung ſtünde noch nicht feſt? — O wohl, wohl! erwiderte Emilie, die Hinterliſt, die ich übte, führte mich zur feſten Wahl, aber ich bin Verrätherin an Ihnen geworden. Ich habe Ihr Geheimniß enthüllt, begann ſie nach einer Pauſe, während ſie den geöffneten Brief aus ihrem Buſentuch hervorzog und dem Grafen überreichte. Sind Sie zu lieben fähig, Graf Cäſar, ſo verdient Bianca Ihre Liebe. — Eine Todesbläſſe überzog des Grafen Antlitz, als er den Brief durchflog. Er wechſelte die Farbe, eine zornige Röthe überraſchte ihn, er wollte aufbrauſen; aber Emilie hielt ſeine Hand gefangen, ihr ſcharfer, durchdringender Blick, den ſie auf ihm ruhen ließ, vernichtete die Ueberlegenheit, die Cäſar als Beleidigter in ſich fühlte: er ſtand ohnmächtig, verworren und vernichtet vor ihr und verbarg in ſchmerzlicher Beſchämung mit beiden Händen ſein Antlitz.

Staunend wechſelten Otto und der Arzt ihre Blicke. Emilie trat zur Seite und öffnete leiſe die Thür, die aus dem Saal in das Fremdenzimmer führte. Da drang eine ſeltſame Muſik aus der Oeffnung. Ein Präludium auf der Guitarre ward hörbar, bald in weichen, ſchmelzenden Accorden, bald ungeſtüm und wild, als ſollten die Saiten unter der Gewalt der Leidenſchaft erliegen und zerſpringen. Endlich milderte ſich der Sturm; eine Frauenſtimme fiel ein, leiſe wimmernd, faſt in Seufzern verhallend, und Bianca ſang in ihrer Mutterſprache folgendes Lied:

Die Welt iſt weit; doch Liebe ſchmilzt zuſammen,
  Was Himmel, Meer und Erde trennt.
Nein, es erlöſchen nicht der Kerze Flammen,
  Die ewig zehrt, doch ewig brennt.

Und kann ihr Strahl nicht mehr der Sonne gleichen:
  Er wärmt doch noch die matte Bruſt;
Schau' an den Mond, den ſtillen, ſehnſuchtsbleichen,
  Das Bild erloſchner Liebesluſt.

Er hatte einſt der Sonne Gluthenſtrahlen
  O ſchaut ſein weinend Angeſicht;
Ja, er verzehrt ſich ſtill in Liebesqualen:
  Doch ſterben — ſterben kann er nicht.

Dir folg' ich; werd' ich endlich dich erreichen?
  Dich ſuch' ich, biſt du noch ſo fern.
Und find' ich dich, dann möcht' ich ſtill erbleichen,
  In deinen Armen ſtürb' ich gern.

An deinem Aug' will ich mein Aug' entzünden:
  So zehrt der Mond am Sonnenlicht;
Ach daß nur — ſoll ich ewig dann erblinden, —
  In deinem Aug' mein Auge bricht.

Der Geſang war zu Ende und die Melodie hallte noch in leiſen Accorden nach, wie der Athemzug der hinüber in's Reich des Todes verſchwimmenden Seele, bis plötzlich die alte Disharmonie im härteſten Staccato wieder begann und dann das wilde Toben der krampfhaften Mißtöne den ſanften Eindruck des Geſanges verſcheuchte. Halt ein, halt ein! rief Otto im Uebermaaß ſeiner Gefühle, komm hervor, du Unglückſeelige, und zeige dich uns. Laßt mich von hinnen, es iſt Bianca! ſchrie Cäſar, vom Schmerz überwältigt, und taumelte im Saale umher, ohne die Thür, die er zur Flucht zu ſuchen ſchien, in der Betäubung ſeiner Sinne zu finden. Bianca ſtürzte aus dem Zimmer hervor; Amalfi folgte ihr, die Hände vor der Bruſt gefaltet. Starr blieb ſie auf der Schwelle ſtehen, ihr Haar fiel aufgelöſt auf die Schulter, ihr dunkles, erloſchnes Auge blitzte auf, ſie rieb mit den Fingern die Stirn, als wollte ſie das ſchlummernde Gedächtniß wecken. Wer rief, wer kennt mich hier? ſagte ſie flüſternd, indem ſie von dem einen zu dem andern ſchwankte. Du nicht, du nicht! fuhr ſie fort, zu Otto und dem Arzt gewendet: Cäſar ſtand abſeits mit verhülltem Angeſicht. Wer iſt die Bildſäule, der ſteinerne Mann dort? — Dein Benari, dein Aleſſandro! riefen Emilie und

Amalfi einſtimmig: mit einem Schrei des Entzückens ſtürzte Bianca auf Cäſar und hing zitternd an ihm, die Arme um ſeinen Hals geſchlungen. O weh, Benari iſt eine Säule von Stein, er rührt ſich nicht! Haltet mich, ich ſinke. — Cäſar hielt ſie mit ſeinen Armen aufrecht. Er trug ſie auf das Ruhebett und lehnte ſie ſanft gegen die Kiſſen; aber ein plötzliches Leben durchzuckte ihre Glieder: Ich halte dich feſt, mein Geliebter, du fliehſt nicht wieder! ſagte ſie ſanft und ſchmeichelnd, indem ſie ihn nöthigte neben ihr zu ſitzen, und ihr Haupt an ſeinen Buſen ſchmiegte. — O Wahnſinn, laß ab, du vernichteſt uns alle! ſchrie Cäſar, tief erſchüttert, indem er ſich vergebens aus ihren Armen loszureißen bemühte; was klammert ſich das Todte noch am Lebendigen feſt? Sondert euch, Tod und Leben, und haltet nicht dieſe wahnſinnige Gemeinſchaft. Laß ab von dieſem Irrwahn, armes Mädchen, ich verfluche dieſe Täuſchung, die ich unterhielt: ich bin nicht Benari, bin es nie geweſen, Benari iſt todt, ſchon lange ein Raub der Wellen, in denen er unterging. — Mein Vater, rief Bianca weinend, hörteſt Du wohl? Benari ſagt, er wäre todt. Nun ich weiß, daß er todt iſt, kann ich auch weinen. Benari ſtarb in den Fluthen des Meeres? nun ſo komm, du Thränenſtrom, und ertränke meine Seele. Zieh' mich hinunter, Benari, in Dein kühles Todtenbett, umarme mich, Benari, küſſe mich, Du Trauter. — Ich bin nicht Benari, Benari iſt todt, rief Cäſar, von Todesangſt gefoltert; ſtirb oder lebe, Bianca, aber vermiſche nicht Tod und Leben ſo ſchaudervoll, damit die Verweſung nicht auch den Lebenden ergreift und vergiftet. Ich bin nicht Benari, Dein Geliebter iſt todt. — Nun wohl, ſagte Bianca mit ächzender Stimme, Du biſt nicht mehr Benari, aber Du warſt Benari und Benari iſt nun todt. Noch einmal denn, umarme mich; ſo ſtirbt es ſich ſüß. — So ſtirb denn mit dieſem Kuſſe, ſagte Cäſar weinend und Bianca verhauchte an ſeinen Lippen ihre Seele.

Sie iſt nicht mehr, ſprach Cäſar, die dumpfe Stille unterbrechend. Reicht mir Eure Hand, Marcheſe, und nehmt Euer todtes Mädchen hin. Beſſer todt, als Tod und Leben ſo vermiſcht in elendem Wahnſinn. Einmal mußte dieſe Täuſchung tödtlich enden, und da Ihr ſelber zu mir kamt, ſo habt Ihr es beſchleunigt. Es ergehe über mich das ſtrengſte Gericht; aber ich konnte ihr verwelkendes Leben nicht mehr an mein geſundes Daſein feſſeln.

Amalfi's Schmerz gewann jetzt Sprache; aber dennoch hatte er nicht den Muth, den Grafen mit Vorwürfen zu beläſtigen. Emilie verbarg ihr weinendes Antlitz an Otto's Bruſt, der ſie ſchweigend umarmt hielt. Cäſar betrachtete beide eine Zeit lang mit bitterem Ernſte; ein tiefer Seufzer ſtahl ſich aus ſeinem Buſen, mit dem er die Liebe zu Emilien von ſich ſtieß. Sie blickte ihn an, ſie wollte ihm die Hand zur Verſöhnung reichen; aber er hatte ſich ſchon fortgewandt und verließ ſchweigend das Zimmer.

Cäſars Neigung, die Heimath ſo ſchnell als möglich und auf längere Zeit zu verlaſſen, ſtand einigermaßen mit dem Beſuche des Freundes im Widerſpruch. Er mußte ſich deßhalb bekämpfen, noch einige Tage zu verweilen, um gegen dieſen die Pflichten des freundſchaftlichen Wirthes zu erfüllen, vermied es aber ſtets, in den Stunden, wo ſich die Glieder der Familie, ſei es zur Tafel oder zu geſelligen Unterhaltungen, zu verſammeln pflegten, im Schloſſe gegenwärtig zu ſein, indem er jedesmal einen Vorwand zu finden wußte, um den Freund die Merkwürdigkeiten der Umgegend in Augenſchein nehmen zu laſſen. Vergeblich war des guten Doktors Bemühen, ein beſſeres Verhältniß zwiſchen ihm und Emilien wieder hervorzurufen: Cäſar verließ Hayna ohne Abſchied zu nehmen und mit dem Vorſatze, die Reſidenz und ſeinen Geſchäftskreis für die nunmehrige Heimath anzuſehen; Beleidigung konnte er verſchmerzen, aber er fühlte ſich verſtoßen, und Zurückſetzung ertrug gar ſchwer ſeine ſtolze, ſich ſelbſt genügende Eitelkeit.

Somit war der unglückliche Amalfi Otto's und Emiliens troſtreicher Gemeinſchaft allein überlaſſen. Die Begräbnißfeier war vollzogen; Bianca ruhte zu Friedheim an einem ſtillen Kirchhofsplätzchen, das eine Wehmuthskieſer beſchattete. Nach einigen Tagen verließ der Marcheſe die Gegend, herzlich dankend für die innige Theilnahme, die man ſeinem Schickſale erwieſen, und kehrte nach Italien zurück. Sein Brief aus Neapel, worin er dem Grafen Otto ſeine glückliche Ankunft meldete, traf weder dieſen noch Emilien unter den Lebenden mehr an, an deren Liebeshimmel ſich ein düſteres Gewölk zuſammenzog.

Emiliens Kränklichkeit begann immer bedenklicher zu werden. Ein unruhiger Nachtſchlaf verſagte ihrem Körper die wohlthuende Erquickung, ängſtliche Träume verwandelten ihren Schlummer in eine krampfhafte Lähmung und während ſie am Tage ſich geiſtig und körperlich ermattet fühlte, ließ ihr ſtets bekümmertes Gemüth auch im Wachſein nicht ab, ſich mit quälenden Vorſtellungen zu martern. Wär' es ihr vergönnt geweſen, die Familienverhältniſſe, ohne gegen des alten Grafen Teſtament zu verſtoßen, in beſſere Harmonie zu bringen, ſie hätte ein neues hoffnungsreiches Daſein begonnen; ſo aber ſchien ihre Lebenskraft mit dem Plane gebrochen und geſcheitert zu ſein, auf den die ganze Spannung ihres Geiſtes gerichtet war. Das Teſtament hatte mit der Entſcheidung eine zu gefährliche Rolle ihr auferlegt, und nach der nunmehr abgeſchloſſenen Beſtimmung war der ältere, rechtmäßigere Stamm und Haupterbe der Familie Hayna, der in ſeinem Lebenskreiſe, in ſeiner Stellung am Hofe, des größten Antheils am Vermögen bedurfte, verſtoßen und zurückgeſetzt. Im drückenden Gefühl der ungenügenden Löſung der Aufgabe, die ihr geſtellt war, ſchrieb ſie einen ſchmerzlichen Brief an Cäſar. Sie bat ihn dringend um Verzeihung ihres Vergehens und wollte ihn mit der Hoffnung tröſten, daß ja nach ihrem Tode, der bald erfolgen müßte, ein größeres Erbtheil ihm zufallen würde. So war denn dieß ihr neuer Plan, der ſie Tag und Nacht beſchäftigte: durch ihren Tod hoffte ſie eine beſſere Ordnung der Dinge in der Hayna'ſchen Familie und eine Harmonie zwiſchen den Brüdern zu ſtiften. Cäſars Antwort war kurz und kalt. Er ſei äußerlich, hieß es, befriedigt, innerlich deſto tiefer verwundet; dennoch wolle er ſeinen Schmerz bekämpfen und unterdrücken, wenn Emilie in Otto's Armen ſich glücklich fühle.

Otto's Liebe ging, bei Emiliens zunehmender Kränklichkeit, in die zärtlichſte Sorgfalt über. Er lebte ganz ihren Wünſchen, er ging und kam, wie es die kränkliche Laune der Geliebten erheiſchte, er ſuchte ſie zu erheitern, er las ihr vor, er ſang und ſpielte den Flügel, ganz wie es die Stimmung ihres Gemüthes zuließ, und Emilie fühlte nach und nach in ſeiner treuen Liebe, in ſeiner geduldigen Sorgſamkeit, ein ſtilles, freundliches Behagen und es gab glückliche Augenblicke genug, wo ſie in ſeiner Gegenwart von einer zukünftigen häuslichen Seeligkeit träumte, die ſie an Otto's Seite, als ſeine Gattin genießen würde.

Es war an einem ſchönen Herbſttage, als ſie, an Otto's Arm ſich ſchmiegend, mit ihm die Gänge des Parkes durchwandelte; ſie fühlte ſich heut' ſtärker als ſonſt, deßhalb hatte ſie ſeinem Wunſche zu einem Spatziergange nachgegeben. In ihrer glücklichen Stimmung ſtörte ſie nicht das welkende Laub, das unter ihren Füßen rauſchte, ſie ließen ſich nicht an den tödtlichen Winter gemahnen, der den Schmuck der blühenden Natur zu verzehren begann. Man verließ den Garten und beſuchte die Gaſſen des freundlichen Dorfes. Mein künftiges Leben ſoll nicht thatenlos verſtreichen, ſagte Otto, in deiner Gemeinſchaft, Emilie, will ich dieſe Menſchen hier beglücken, ihre Laſten erleichtern und ihrem ganzen Daſein nach und nach einen edlern Gehalt, eine gefälligere Form geben. In jenen armſeligen Hütten dort hinter dem

Berge leben noch einige, welche den Grafen von Hayna Frohndienſte leiſten: wir heben ihre Leibeigenſchaft auf und wollen uns an dem Genuſſe ergötzen, aus innerlich und äußerlich beſchränkten Knechten in kurzer Zeit ſelbſtthätige, zufriedene und des Zweckes ihres Daſeins ſich bewußte, freie Menſchen werden zu ſehen. Wir unterſtützen die Betriebſamkeit, wir legen Schulen an und befördern die Tugenden des deutſchen Bauers, ſeine Arbeitſamkeit, ſeine treue Biederkeit, ſeine ſtarkmüthige Frömmigkeit.

Die Bäuerinnen traten in die Hausthüren und freuten ſich, ehrerbietig grüßend, des lang entbehrten Anblicks der theueren Herrin. Emilie dankte freundlich und rief aus dem Haufen der Kinder ihre zahlreichen Pathen heraus, unter die ſie Geſchenke vertheilte. Während ſie mit den Kleinen beſchäftigt war, näherte ſich dem Grafen ein Fremder, der, ſich bald zurückziehend, bald dreuſter hervortretend, ungewiß ſchien, ob er ihn anreden ſolle. Endlich ſtand er dicht hinter ihm und ergriff vertraulich ſeinen Arm. Otto wandte ſich um: Ludwig, du biſt's? ſagte er verwundert, und erkannte in dem Fremden im altdeutſchen Gewande den jenaiſchen Bundesbruder, mit dem er zwar nie in engerer Freundſchaft geſtanden, der aber die ſeinige ſtets eifrig geſucht und ihm an jenem Abend die Geſchichte ſeines Lebens vertraut hatte. Es koſtete Zeit, Walter, eh' ich dich wiedererkannte, ſagte Ludwig, Otto's Geſtalt und Kleidung muſternd, an welcher er den ſchwarzen Rock, den jener längſt abgelegt, vermißte. Du biſt Herr und König hier in deinem Gebiete, die Züge deines Geſichtes ſind nicht mehr dieſelben, deine Kleidung hat ſich verändert, ich ſuchte noch das alte Wams. — Suche lieber die alte Geſinnung und du wirſt ſie finden, ſagte Otto mit nachdrücklicher Kürze. — Auch die Jungfrau an deiner Seite führte mich irre, begann Ludwig wieder. — Dieſe Dame iſt meine Braut, erwiderte der Graf lächelnd und turbirte mit dieſem Fremdworte den Deutſchthümler nicht wenig. — Walter, Walter!

ſagte Ludwig mit bitterem Nachdruck, erinnerſt du dich nicht mehr jenes Abends auf der Felſenbank am Ufer der Saale, wo ich dir die Geſchichte meiner Liebe erzählte, die ich von mir ſtieß, um dem Vaterlande allein meine Thatkraft zu weihen? „Die Liebe zum Weibe macht weichlich und weibiſch, die Liebe unter Männern iſt allein die ſtarke, leuchtende Flamme, die, am Heerde des Vaterlandes entzündet, nie ſchwächer wird und nie erliſcht.“ Wer ſprach damals dieſe Worte und wer tröſtete mich damals in meiner ſchwankenden Geſinnung? Haben ſich die Verhältniſſe ſo verändert, haben wir die Rollen ſo vertauſcht? — Das war der hohle Stoicismus unſerer damaligen Stimmung, ſagte Otto, aus Unmuth über Ludwigs Zudringlichkeit erröthend; ich verwerfe dieſen Rigorismus, zu dem kein wahrhaft deurſches Gemüth ſich zu bekennen vermag, es ſei denn in der hohlen Innerlichkeit der erſten Jugendbegeiſterung, bis ſie ſich füllt mit irgend einem Lebensſtoffe, welcher der Wirklichkeit angehört. Ich erachte für die höchſte, für die glücklichſte Beſtimmung des Menſchen, in dem Kreiſe der Familie ſein Daſein zu begränzen, wo es der Träume nicht bedarf, um wahrhaft im Kleinen zu wirken und durchzuführen, was uns im großen Allgemeinen verſagt iſt. — Und was wird aus dem deutſchen Geſammtweſen, rief Ludwig erzürnt, wenn wir dieſen letzten Schlupfwinkel aufſuchen? — Alles, mein Freund, was aus ihm werden kann. Jeder im Kleinen wahrhaft deutſch, das große Ganze geſtaltet ſich dann von ſelber. — Walter! ſagte Ludwig, ſo ſchwächlich, ſo kleinmüthig in der großen Zeit, in der du lebſt, bei der bedeutungsvollen Kriſis, in welcher die Welt ſchwebt? Betrachte Europa's Zuſtand und du wirſt erkennen, wie alles, aufgeregt und in bewegter Spannung, nur des Augenblickes harrt, wo ein einziger Stoß, wie ein Blitz, die gährende Maſſe entzündet. Blicke nach Frankreich! die Bourbonen haben durch den Umſturz der Welt, den Buonaparte freventlich zu ſeinem Nutzen verkehrte, nichts Neues gelernt und vom Alten nichts vergeſſen. In Spanien Mißmuth, Aufruhr und Verſchwörung. In England ſtürmiſche Bewegung im Volke, um zeitgemäße Fortbildung der Staatsformen hervorzurufen. In Italien geheimes Treiben der Carbonari, um die tief gefühlte Sehnſucht nach Einheit des zerſplitterten Vaterlandes zur wirklichen Erſcheinung zu bringen; In Deutſchland — Nun, in Deutſchland, unterbrach ihn Otto ſtürmiſch, in Deutſchland ruhige, geſchichtliche Entwickelung einer beſſern Zeit, in der Wiſſenſchaft, in der Familie, im ganzen geſelligen Leben und nicht minder in den Formen des Staates. Haben nicht Baiern, Würtemberg, Baden, Naſſau und Weimar, an der Spitze der Sachſen und unter allen zuerſt, den Anfang gemacht, dem Volke eine Verfaſſung zu geben, wie ſie die Starkmüthigen hofften und die Schwächeren nicht einmal träumten? — So fängt man euch! ſagte Ludwig ſchmerzlich; das Kleine giebt man euch preis, um das Große für ſich zu behalten. Schwarz, ſchwarz iſt der Abgrund, der ſich unter unſeren Füßen öffnet und wir merken den Sturz nicht, weil wir allmählig ſinken. O Walter! muß ichs auch an dir erfahren, daß die edelſte, die heiligſte Begeiſterung ſich ſchwächen und erlöſchen kann, weil ſie nur wortreich iſt und thatenarm bleibt? Wohlan denn, wiederum Beweis genug, daß es einer That bedürfe, die euch, Schwankende, ermuntere und vereinige. Sei die That auch klein, groß und bedeutend iſt ſie, weil ſie der Anfang größerer Thaten ſein wird. Staunen werdet ihr, aber es verbleibe nicht beim Staunen; ſammelt euch und erwachet aus dem trägen Schlummer. Lebe wohl, mein Bruder, und gedenke meiner. Die Freiheit will es! Freiheit iſt der Athem Gottes in der Welt, alſo will es Gott! — Was haſt du vor, was beginnſt du? rief Otto dem Scheidenden nach und hielt ihn am Arme. — Nichts, ſagte Ludwig, ſich beſinnend, nichts was unſere Sache verunziert. — Nun wohl, rief Otto, Tugend iſt unſere Zierde, was gegen die Grundſätze derſelben ſtreitet, ſei verflucht. — Ludwig kehrte ſich langſam um: Willſt du auch die Thaten Alexanders, Cäſar's, Friedrichs, nach der Schneiderelle der Moral meſſen? Das Kleine unterliegt dem Maße, das Große, das Weltgeſchichtliche, einem höheren Richterſpruche. — Unſeeliger, ſagte Otto, dein Blut iſt erhitzt, dein Auge ſtarrt: wo eilſt du hin? — Nach Mannheim, antwortete Ludwig und wies gleichgültig nach Süden. — Willſt du nicht bei mir bleiben? harre noch einige Tage. — Die Zeit drängt! ſprach jener und wandelte langſam weiter.

Emilie hatte in kleiner Entfernung das Geſpräch der Freunde theilweis vernommen. Scheu und verlegen nahte ſich Otto und bot ihr den Arm, um nach dem Schloſſe zurückzukehren. Wer war der Fremde? fragte ſie mit zagender Stimme. Ein unbedeutender Menſch, ſagte Otto, Ludwig Sand. — Emilie wagte nicht, weiter zu forſchen; ſie warf nur von Zeit zu Zeit einen unſicheren Blick auf den Grafen, der ſtill und verſchloſſen die Augen zu Boden ſchlug. Schweigend langten ſie im Schloſſe an; jeder ſuchte ſein Zimmer und die Einſamkeit. Emilie fühlte ſich unwohl, ſie war in der That krank und konnte am andern Morgen, außer dem Arzte, Niemand vor ſich laſſen.

Einige Tage darauf war die verbrecheriſche That geſchehen: Kotzebue war von Sand in Mannheim ermordet. Unter der Maske eines Landsmannes hatte er ſich den Zutritt verſchafft, ihm einen Brief aus der Heimath überreicht und während des Leſens ihm den tödtlichen Dolchſtich verſetzt. Auf der Straße wieder angelangt, fiel der Mörder auf ſeine Knie, pries in verrückter Schwärmerei mit lautem Dankgebete Gottes Wunderkraft und ſtieß ſich ſelber, obwohl mit ſchwankender Hand, das blutige Meſſer in die Bruſt. Er lag im Gefängniß an ſeinen Wunden ſchwer darnieder. Wie der Blitz die Lüfte, ſo durchlief die Nachricht von dem tragiſchen Ende jenes untragiſchen Dichters und ſchlechten Politikers Deutſchland von Ort zu Ort. Der Bürger erbebte, daß mitten im Schooße des Friedens

Blut zu fließen begann, die Staatsmänner zitterten, die Herrſcher fürchteten die geſammte deutſche Jugend unter den Waffen und im erſten Schrecken war der Argwohn verzeihlich, dieſe Mordthat als das Reſultat reiflich erwogener Pläne einer, ganz Deuſchland umſchlingenden Verſchwörung zu betrachten.

Otto hatte zu Emilien wieder Zutritt erhalten. Dem Arzte, der die Urſachen ihrer Gemüthsunruhe nicht kannte, blieb ihre Krankheit ein Räthſel. Einige Tage waren verfloſſen, während welcher ſie in größter Erſchöpfung das Bett hüten mußte; jetzt war ſie im Stande, in ihrem Zimmer auf und ab zu gehen. Ueber die Begebenheit im Dorfe ſchwieg ſie durchaus gegen Otto, ſie zwang ſich, ihre ſchmerzlichen Ahndungen, die den eigentlichen Grund zu ihrer Kränklichkeit gaben, zu unterdrücken und ſuchte jenen in dem Glauben zu erhalten, als hätte ſie von ſeiner Unterredung mit dem Freunde nichts vernommen. Ihre Ermattung äußerte ſich am Tage in einem leiſen Schlummer, der ſie mitunter ſogar in Otto's Gegenwart überfiel.

Es war an einem trüben Nachmittage; der bedeckte Himmel verbreitete eine frühe Dämmerung. Emilie ſaß in dem einen Winkel des Ruhebettes und ſchien halb zu ſchlummern, halb zu träumen; es war der Zuſtand ihrer erſchöpften Kraft. Otto ſtand am Fenſter und vertiefte ſich in das Spiel ſeiner Gedanken, die ihn ſeit Ludwigs Erſcheinen ſeltſam beängſtigten. Die Thür öffnete ſich und der Doktor trat mit dem leiſen Schritte in's Zimmer, den Jedermann ſich angewöhnt hatte, wenn er zu Emilien ging, weil es immer zu fürchten ſtand, man ſtöre ſie in dem wohlthätigen Schlafe, der ihr Nachts verſagt blieb. Otto ſchlich dem Doktor entgegen: Sie ſchläft, ſagte er, und beide betrachteten aus der Ferne mit bekümmertem Herzen die Schlummernde. — Hörten Sie ſchon von der Ermordung des Herrn von Kotzebue? flüſterte der Arzt nach einer Pauſe dem Grafen in's Ohr. — Kotzebue's? war die Gegenfrage, wo? — In Mannheim, war die Antwort, ein Mitglied des deutſchen Tugendbundes in Jena hat die That verübt. Ludwig Sand iſt der Name des Mörders. — Halten Sie ein, tödten Sie Emilien nicht! ſtammelte Otto und eine Leichenbläſſe überzog ſein Antlitz. Woher die Nachricht, wo iſt die Zeitung? vermochte er noch zu lallen. Unten im Zimmer des Bedienten, erwiderte der Arzt, und Otto wankte kraftlos zur Thür hinaus.

Der Doktor blieb bei Emilien zurück. Sie lag noch in derſelben Stellung, in die Kiſſen zurückgelehnt; ihr Auge war geöffnet und doch ſchien ſie zu ſchlummern. So iſt es dennoch möglich, Ludwig, du haſt die blutige That verübt? ſagte ſie plötzlich wie im Traum, mit eintöniger Stimme und ohne ſich zu regen; haſt du mich ſo täuſchen können, o Verräther? nie hätt' ich dich umarmen ſollen! — Um Gottes willen! rief der Arzt, ihren Arm ergreifend, kennen Sie dieſen Ludwig Sand? was haben Sie mit dieſem Menſchen gemein? — Emilie erwachte aus ihrem dämmernden Schlummer; ſie hatte wirklich geſchlafen und geträumt, aber dennoch die Unterredung Otto's mit dem Doktor vernommen und ſie befand ſich in einem ſeltſamen Wirrwar zwiſchen Traum und Wirklichkeit. Sie war von ihrem Sitze aufgeſprungen: Wer ſprach hier? rief ſie und ſtarrte den Doktor an. Was reden Sie von Ludwig Sand? Ob ich ihn kenne! Wohl! vor einigen Tagen war er hier; er iſt Otto's Freund und Vertrauter. Der ſchwärzeſte Verrath iſt entdeckt. Otto, Otto! im Einverſtändniß mit Mördern! Wo iſt er? Doktor, gehen Sie, holen Sie den Grafen, ich will ihn fragen, ich will ihn martern und an ſeiner Seele reißen, bis er das Geſtändniß von ſich giebt. O blutige Unthat, Otto und Ludwig! —

Sie tobte im Zimmer umher, rang die Hände in ſchmerzlicher Verzweiflung und weinte laut, bis ſie dem Arzte matt und ohnmächtig in die Arme fiel. Der erſchrockene Mann trug ſie auf das Sopha, rief die weibliche Dienerſchaft herbei und entfernte ſich eiligſt, um den

Grafen aufzuſuchen, der ihm das Räthſel der Begebenheit löſen ſollte. Im Bedientenzimmer war Niemand, aber das Zeitungsblatt fehlte; alſo war Otto hier geweſen. Nirgends war er jedoch zu erblicken. Endlich fand ihn der Doktor, nach vielem vergeblichen Suchen und Rufen, in einer Seitenallee des Gartens; gegen einen Baum gelehnt, ſtarrte er unbeweglich vor ſich hin, das unheilvolle Blatt mit den Händen zerdrückend. Um aller Heiligen willen! rief der Arzt ihm entgegen, ſo iſt es denn wahr — Daß die That verübt iſt, unterbrach ihn Otto, wird wohl keine Lüge ſein. — Daß Sie ihn kennen, den Thäter? fuhr jener fort. — Ich werde nicht der Einzige ſein, der ihn kannte, eh' er ein Mörder war, antwortete der Graf mit kalter Gleichgültigkeit. — Daß er hier war, bei Ihnen? fragte jener weiter mit ſteigender Angſt. — Auch das iſt wahr, aber wenn Sie auf Weiteres daraus ſchließen wollen, ſo wird das falſch ſein, guter Freund. Woher wiſſen Sie das ſo plötzlich? — O Himmel! ſagte der

Doktor, Fräulein Emilie, die wir ſchlafend glaubten, hat alles aus unſerm Munde vernommen, ſie hat es mir vertraut. Eilen Sie zu ihr, Graf, Emilie erwartet Sie ſchmerzlich.

Die beiden Männer kehrten nach dem Zimmer zurück. Emilie befand ſich in dem Zuſtande der tiefſten Verzweiflung. Der Gedanke, Otto habe an dem verbrecheriſchen Plane Sand's im Geheimen Theil genommen, hatte ihr Bewußtſein zerrüttet; ja in dem traurigen Irrwahn hielt ſie Ludwig und Otto für ein' und dieſelbe Perſon. Wirklichkeit und Traum, Wahrheit und Wahnſinn lagen in ihrem Geiſte regellos durch einander. Die Dienerinnen ſtanden vor dem Ruhebett an ihrer Seite, ſtets bereit, ſie feſt zu halten, wenn ſie ihren Sitz verlaſſen wollte. Vom Aufſpringen abgehalten, ſtieß ſie, beim Eintritt des Grafen, einen lauten Schrei aus und taumelte kraftlos zurück. Ludwig, ſagte ſie nach einer Pauſe, kannſt Du noch frei in mein Auge ſchauen, Verräther? Klebt nicht Blut an Deinen Händen? Kannſt Du das rothe Mahl von Deiner Stirne wiſchen? Weh, Ludwig, der Fluch des Vaters wird Dir folgen ſein Geiſt Dir zürnend erſcheinen, weil Du ſeinen Schlummer ſtörteſt. — Heiland der Welt! rief Otto, ich bin nicht Ludwig, ich bin ja Otto, Dein treuer Geliebter. — Sollt' ich Dich nicht kennen? ſagte Emilie lächelnd, Ludwig Otto, der Du mir einſt ſo theuer warſt! — Der Graf wandte ſich ſeitwärts, er verhüllte ſein Antlitz und ſchlug verzweifelnd Stirn und Bruſt. Sein zweiter Taufname war Ludwig: das mußte für die wahnſinnige Verwechslung eine ſcheinbare Beſtätigung ſein. — Komm zu mir, mein Geliebter, laß mich in Frieden von hinnen, begann Emilie und ſtreckte nach ihm die Arme aus. Otto folgte willenlos; er kniete vor ihr nieder, er verbarg ſein Haupt in ihrem Schooß und weinte. Sie wollte ihn umarmen, ihn noch einmal an ihren Buſen drücken: eine plötzliche Erſtarrung hemmte ihre Bewegung, ihr Auge war erloſchen, ihre Seele nicht mehr in der körperlichen Hülle gefangen.

Eine Todtenſtille herrſchte im Zimmer; auch die Lebenden ſtanden unbeweglich, wie ſtarre Bilder, über die Verwegenheit des Todes ſtaunend, der ihnen das Theuerſte, ohne daß ſie es zu halten vermochten, aus den Händen entriß. Schlummre ruhig, ſeeliger Geiſt, ſagte der Doktor mit unterdrücktem Schmerze, Du haſt die Friedensſtätte gefunden, die Du hier vergeblich ſuchteſt. Er umarmte den Grafen, er fragte nach ſeinem Befinden, er ermahnte ihn, den Schmerz männlich zu tragen. Otto erwiderte weder die Umarmung, noch auf die gut gemeinte Rede; ſeine Thränen, ſeine Worte, ſein Gefühl, alles ſchien in ihm erſtorben zu ſein. Man brachte Licht. Er verließ den Ort des Todes, er konnte den Anblick Emiliens nicht ertragen und begab ſich ſchweigend, mit langſamem Tritte auf ſein Zimmer. Hier ſaß er ſtill im Dunkeln, nichts fühlend, als das tödtende Bewußtſein des zerfallenen, verödeten Daſeins, zu dem er nun verdammet war.

Der Doktor gab noch die nöthigen Verordnungen, er ſchickte die wehklagenden Dienerinnen fort und ließ ein altes Mütterchen als Wache bei der Verſtorbenen zurück. Gegen Mitternacht ſchlich er nach Otto's Wohnung; er horchte an der Thür, er rief dem Grafen zu: ſein Ruf blieb ohne Erwiderung; er hoffte, Otto ſei endlich ſchlafen gegangen und that desgleichen.

Noch eh' der Morgen graute, erhob ſich Otto aus ſeiner Ruhe, in die er verſunken war. Er weckte den Reitknecht und hieß ihn, ſein Pferd ſatteln, ſteckte einige Papiere zu ſich und beſtieg daſſelbe Roß, das ihn nach der Heimath getragen hatte. Der Diener wollte folgen, der Graf winkte unwillig zurück und ritt einſam durch das Dorf der Landſtraße zu.

Gegen Morgen eilte der Arzt nach Otto's Zimmer; es ſtand offen, das Bett unberührt. Der Reitknecht endlich gab Auskunft. Man warf ſich zu Pferde, man eilte der Richtung nach, die jener bezeichnete; da brachten die Bauern auf einer Bahre Otto's Leiche.

Er hatte in der Dunkelheit der Nacht den Weg verfehlt, war vielfach umhergeirrt und endlich in den tiefen Sumpf gerathen, der ſich zwiſchen dem Dorfe und der Landſtraße hinzog. Das Pferd ſank, der Reiter nach; er ſpornte es immer tiefer in den Moorgrund, der ſie umſchlang, und Roß und Reiter fand man am Morgen zwiſchen Schilf und Waſſer, kalt und erſtarrt. In den Kleidern des Grafen fand man einen Wechſel auf tauſend Thaler, der ſeinen Entſchluß zu einer Reiſe verrieth.

Im Schloſſe lief alles ſtürmiſch durcheinander; nur der mäßige Doktor behauptete die nöthige Ordnung. Am Abend deſſelben Tages fuhr ein Wagen vor; Graf Cäſar ſtieg aus. Mit bekümmertem Herzen empfing ihn der Arzt; er führte ihn ſchweigend in den Saal, wo die Todten, mit Blumen geſchmückt, in den reich verzierten Särgen nebeneinander ſchlummerten.

In Darmſtadt war die Nachricht von Kotzebue's Ermordung um einen Tag früher eingetroffen. Unter den Oertern, die Sand auf ſeiner Reiſe von Jena nach Mannheim berührt haben ſollte, ſtand in den Zeitungen auch Schloß Hayna bezeichnet und Cäſar eilte, in dem drängenden Argwohn von Otto's geheimer Theilnahme an der geſchehenen Unthat, ſofort nach der Heimath. Er fand den Bruder todt neben Emiliens Leiche; aber den Entſchlafenen traf keine Schuld, der Argwohn gegen ihn blieb unbegründet, das in Mannheim vollzogene Verbrechen war die vereinzelte, von Niemand unterſtützte That eines verrückten Schwärmers und die Bundesbehörde, welche die Fürſten zu Mainz beriefen, vermochte aus ihren Nachforſchungen kein anderes Reſultat zu gewinnen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Berlin, gedruckt bei A. Petſch.

Kloſternovellen.

Von

F. Guſtav Kühne.

Erſter Band.

Leipzig,
Verlag von Wilh. Engelmann.
1838.

Raoul.

In zwei Bänden.

Von

F. Guſtav Kühne.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Wilh. Engelmann.
1838.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

I.

Die
Kinder aus der Provence.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Im Sankt Peter zu Genf war das Hochamt beendigt. Die Monſtranz mit dem Prieſter und den dienenden Knaben war verſchwunden, der letzte Orgelton flog wie der betende Seufzer eines Abſchiednehmenden durch die Halle, und über der Dämmerung ſchwebte plötzlich jene bebende Stille, die überzeugender iſt als jeder Laut der Zunge, hier ſei der Gott erſchienen vor ſeiner Welt, der Himmel habe herabgeblickt aus Wolken und ſei zufrieden mit ſeiner Erde, denn die Erde lag weinend oder zitternd in ſcheuer Angſt auf ihren Knieen im Staube. Die Seele richtet ſich auf, noch betäubt von den ſchallenden Hallelujaſtimmen und dem ſüßen Rauſch der Geigentöne. Auf Wolken gewiegt und auf den Wogen der Muſik geſchaukelt, erſchien das Heilige, und was irdiſch hieß, entſchwand im Gewühl der laut entfeſſelten Andacht. Nun iſt alles fort, der Gott wieder verhüllt, die Zungen der Engel gebunden, ihr Fittig rauſcht nicht mehr, die Erde hat ſich wieder. Dieſe katholiſche Stille iſt nicht todt, nicht drückend, ſie iſt die Ruhe der geſättigten Seele, die ihres Herrn gewiß iſt. Dies Bewußtſein, die Erde ſei gebenedeit, ſchwimmt im katholiſchen Auge, wenn es von ſeiner Andacht aufblickt und ſich auf ſeine Welt wieder beſinnt.

Es waren heut' viel Thränen gefloſſen, manches zitternde Herz hatte gebangt um ſein Heil, und doch den Frieden im Schooß der Kirche gefunden. Eine ungewöhnliche Andacht war über die Menge gekommen, der Biſchof hatte ſelbſt das Hochamt gehalten und vor der Meſſe mehr als hundert Calviniſten eingeſegnet, die ſich als verirrte Schäflein wieder eingefunden, um, wie ſie meinten in der Angſt der verzagten Seele, der Gnade des Himmels nicht verluſtig zu bleiben.

Die Zeit, wo in Genf der Calvinismus ausſchließlich geherrſcht hatte, war vorüber und man ſah die ſechzig Jahre, wo nur Calvins Lehre in der Stadt und Umgegend gehört wurde, für ein Interregnum an. Es hatte ſich ergeben, daß im menſchlichen Gemüth dunkle Mächte verborgen liegen, die die Spürkraft des hellen Verſtandes weder mit der Deutlichkeit ſeiner Definitionen, noch mit der Spottluſt ſeiner Polemik zu bewältigen vermag, und jener Urgrund der menſchlichen Seele, der die Schauer vor der eignen Unergründlichkeit nur überwinden kann, wenn er ſich ſicher weiß im Schooße der ewigen Geheimniſſe ſelber, war nach kurzem Verlauf verſtändiger Debatten wieder mächtig geworden und viele tauſend Abgefallene hatten ſich mit doppeltem Vertrauen der allgemeinen Kirche wieder in die Arme geworfen, die mit der Macht der Beſchwichtigung eine wunderbare Gewalt übt. Das war allerdings mit das Werk des würdigen Biſchofs, Franz von Sales, der den kecken Erörterungen des reformatoriſchen Verſtandes die Inbrunſt eines tiefen Gefühls und ein Leben voll Heiligkeit entgegenzuſetzen hatte. Die Stadt Genf war Mittelpunkt des Calvinismus geweſen, und hatte ſich des Herzogthums Chablais und der umliegenden Landvogteien bemächtigt, während die proteſtantiſchen Schweizer des Cantons Bern das Waadtland an ſich riſſen. Die Klöſter löſ'ten ſich auf, Mönche und Nonnen traten weltlich ins Leben, in allen Landen umher ſaß das neue Chriſtenthum auf dem Stuhl der weltlichen Gewalt, während die Theologen an den Dogmen nagten und die Kirche Chriſti, ihres blühenden Fleiſches entkleidet, in ein Skelett verwandelten. Da war Franz von Sales, ein einzelner Prieſter, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf gezogen und hatte mit Gefahr ſeines Lebens die Segnungen des alten Heils wieder verkündigt. Der glühende Eifer ſeiner Rede war eben ſo groß wie die tiefe Milde ſeiner Geſinnung. Er war ein ächter Prieſter ſeiner Kirche. Wie ein Ruf der alten Mutter, die weinend nach ihrem verirrten Kinde ſucht, und mit ausgebreiteten Armen ihm nachläuft durch die weite Wüſte des Lebens, ſo war ſeine Stimme erſchollen, und die Milde hatte geſiegt, wo die Härte der Gegenhärte unterlegen wäre. Während der Peſtzeit war er, wie von Fittigen der Engel umſchirmt, an dem Bette der Kranken erſchienen, er hatte Wunder gewirkt und die Armen waren ſchaarenweis zu ihm geſtrömt, denn wo er auftrat, blühte das verwelkende Leben mit neuer Gewalt, und die Tröſtungen ſeines geiſtlichen Heils blieben nicht ohne die wirkſamen Thaten, die die Hand verübt. Franz von Sales, aus einer reichen adligen Familie in Savoyen, ſpendete den Armen ſein Hab und Gut. So hatte hier das Herz geſiegt und die kurze Herrſchaft des calviniſtiſchen Verſtandes verdrängt. Der neue Zeitgeiſt war bald verdrängt, denn der Baum des alten Lebens trieb neue Blüthen, und was ſich in Genf und in der Umgegend wie eine kleine abgelegene Idylle geſtaltete, war nicht ohne Anklang in den dramatiſchen Begebenheiten auf dem Schauplatz der großen Welt geblieben. Es war damals die Zeit geweſen, wo der vierte Heinrich von Frankreich ſeine Religion änderte und ſpäter Ludwig XIII. in

Avignon den Triumph über die Beſiegung der Hugenotten zu feiern hatte.

Vor den Kirchthüren des St. Peter zu Genf ſtand die harrende Menge. Der Tempel hatte die Anzahl der Drängenden nicht faſſen können, ſelbſt die Vorhallen waren gefüllt und manches ſehnſüchtige Auge ſpähte von außen hinein in das dämmernde Heiligthum, manches Knie beugte ſich auf der Schwelle des Hauſes, wenn der Klang der lockenden Schelle bis zu den offenen Flügelthüren drang. Jetzt war der innere Raum der Kirche leer und ſtumm, den bleichen Glanz der langſam erlöſchenden Kerzen tödtete das rothe Sonnenlicht, das durch die bemalten Scheiben brach, hier und da zitterte noch eine Weihrauchwolke ſtill aus einander. Der Hauſe Menſchen wollte auch jetzt nicht in die Halle treten; es waren Calviniſten, die an der Pforte ſtanden. Sie hielten ſich für ungeweiht, ſie wagten nicht die Schwelle zu übertreten. Aber den Biſchof wollten ſie ſehen, den heiligen Mann, von dem die Rede ging, die Berührung ſeines Gewandes mache fromm und gut; er ſollte erſt für ſie beten, ehe ſie wieder in die Halle ihres Gottes zögen, Mütter hatten ihre kranken Kinder in Tücher gewickelt mitgebracht. Greiſe ſtanden auf den Stab gebückt, ſie mochten nicht ohne den Stab, den die Kirche reicht, zu Grabe wandern. Auch die wilde Jugend ſchaarte ſich um die Alten, Bettelbuben und zerlumpte Dirnen, mehr von Noth und Elend als von Frömmigkeit gequält, Bilder des Jammers mit hohlen Wangen und Thränen im Auge, die der nagende Hunger auspreßte. Wußte doch der Mann, den man einen Heiligen nannte, für alles Rath, er ſättigte Seel' und Leib. Der Hunger ſchien kräftiger noch als die Frömmigkeit, denn als der Kirchendiener den einen Thorflügel ſchloß, drängten die Buben die Alten zurück, um der Schwelle zunächſt zu ſein. Die Greiſe ſchalten, die Weiber ſchrieen um ihre kranken Säuglinge; das Gewühl des bunten Haufens ſchien ſich in eitel weltlichen Zank zu verwandeln: da ging die Flügelthür weit auf und der Biſchof trat heraus.

Eine hohe Geſtalt, aber voll weicher Formen, ohne die Hagerkeit, in welcher der finſtere Ernſt erſcheint, doch auch ohne die fleiſchige Fülle, in der die bequeme Gemüthlichkeit der Pfaffen nicht ſelten einherwandelt. Auf der breiten Stirn lag der Adel ſeines Geiſtes, das greiſe Haar drängte ſich lockig um Haupt und Kinn, das dunkle tiefe Auge war ruhig warm, — eine Quelle des Wohlthuns, ein Bronnen für menſchliche Trübſal. In ſeiner ganzen Erſcheinung ſprach ſich jene Milde aus, die ſich hinter einer unerſchütterlichen Feſtigkeit der Geſinnung ſicher weiß. Man ſah ſonſt nicht leicht auf einem italieniſchen Geſicht ſo viel Ruhe einer leidenſchaftloſen Seele, und der Feuereifer eines Predigers der katholiſchen Kirche war ſelten ſo leutſelig und ohne Fanatismus. Franz von Sales verdammte niemals, er hielt die Begründung der Mutterkirche für zu ſicher, als daß ſie der Bannflüche bedürfe, nur den weiten Arm der Gnade habe ſie nöthig, um alle Welt in ihren Schooß zu ziehen. Und in dieſem Sinne hatte er denn auch die berühmte mehrfach wiederholte Unterredung mit dem calviniſtiſchen Irrlehrer Theodor Beza gehalten, von dem man ſagte, er würde ſich bekehrt haben, wenn er nicht bald nach der letzten Begegnung mit Franciſcus Saleſius geſtorben wäre. So aber hieß es, der Ketzer ſei an den überzeugenden Gründen des frommen Redners ſtill und plötzlich verſtorben, und die Sage von den Wunderthaten des Biſchofs von Genf ging durch alle Welt, und wo er hintrat, floh oder verzehrte ſich der Irrthum. Der Mann, der jetzt aus der Kirchthür trat, ging ſehr einfach gekleidet, er verſchmähte möglichſt allen Pomp des Ceremoniels; das ſchlichte Gewand verrieth kaum den Biſchof und Hirten einer Heerde Chriſti. Unter dem Biſchofsrock trug er, wie man ſich ins Ohr raunte, ein härenes Gewand, obwohl einige Gewährsmänner und Kenner der menſchlichen Dinge in ihren Schriften über den heiligen Franz behaupteten, Geißel und Härenhemd habe man um das Jahr 1600 in der katholiſchen Welt nicht mehr geliebt, und Franz von Sales ſei als ein Mann von hochadliger Abkunft für derlei grobe Marter doch von zu weichlichem Körper geweſen. Wie dem auch ſein mochte, die gläubige Menge hielt ihn für einen Ausbund aller Gottſeligkeiten. Mit ſeinem Erſcheinen war der Tumult des drängenden Menſchenhaufens, der ſeiner harrte, beſchwichtigt, die Buben ſtürzten ihm zu Füßen, um ſeine Schuhe zu küſſen, die Greiſe krümmten ſich noch tiefer an ihren wankenden Stäben, die Weiber hielten die eingewindelten Kinder über die Knieenden mit ſtummem Flehen ihm entgegen.

„Warum ſeid Ihr nicht vor dem Herrn in der Kirche erſchienen?“ fragte der Biſchof und überblickte die Menge, die ſich von fernher noch hinzudrängte. Ein derber Landmann faßte ſich ein Herz, ſchlug an ſeine Bruſt und ſprach: „Wir ſind noch eitel Calviniſten, Herr, wir wollten nicht vor den Altar treten, ehe Eure Hand uns eingeſegnet.“

„Ich ſegne Euch, wenn Ihr glaubet, und ich ſegne Euch, auch wenn Ihr nicht glaubet, auf daß Ihr dereinſt glaubet und der Gnade nicht entbehret!“ ſagte der Biſchof und breitete ſeine Hände nach allen Seiten über die Hülfsbedürftigen. Sie krochen hinter ihm her und wichen vor ihm aus, ſo daß er mühſam weiter ſchritt. Da tummelten ſich zwei Geſtalten mitten im ſtillen Gewühl. Ein finſtrer zorniger Mann mit buſchigen Brauen und zottigem Barte rang mit einem Knaben, der ſich vorzudrängen bemüht war. Er ſuchte den Kleinen zurückzuhalten und griff nach ſeinem Arme, den derſelbe jetzt lautrufend emporſtreckte; in den zitternden Fingern hielt er ein weißes Blatt Papier, das eine Bittſchrift ſein mochte. „Laß mich, Jacotot, die ſterbende Mutter will es!“ ſchrie der Knabe heftig, und entwand ſich den Armen des breitſchultrigen großen Mannes, der ihm das Blatt zu entreißen geſtrebt, und ſich unwillig murrend den Blicken der um ihn Stehenden entzog. Mit einigen raſchen Handbewegungen drängte ſich der Kleine durch den Haufen und ſtand jetzt vor dem Biſchof. Er lüftete etwas nachläſſig, aber doch mit Ehrerbietung die ſchwarzſammtne Mütze, ſchüttelte die braunen Ringellocken zurück und blickte mit einer Art kecker Zuverſicht zu dem Prälaten auf. „Mutter Giovanna ſchickt mich zu Euch, hoher Herr,“ ſagte er mit heller Stimme; „ſie meinte, ſie könne nicht ſterben, wenn Ihr das nicht leſ't. Ach, es hat recht Eile, lieber Herr, denn die arme Mutter iſt wirklich todtkrank.“

Hiermit überreichte er die Schrift, und ſah ſich im Kreiſe um, als fürchte er, ſein Widerſacher könne auch jetzt noch die Ausführung ſeines Entſchluſſes hindern; jener finſtere Mann aber war verſchwunden.

Der Biſchof hatte das Papier entfaltet; es war der Hülferuf einer Sterbenden, die nach den Segnungen der Kirche verlangte, ein langes Bekenntniß von Reue und Buße, mehrere Seiten eng geſchrieben mit zitternder Hand. Es ließ ſich an Ort und Stelle nur ſo viel abnehmen, daß hier ſchneller Beiſtand einer um ihr Seelenheil Verzagten nöthig ſchien.

„Wo iſt Euer Haus, mein Sohn? ich will Dir folgen," ſagte der Biſchof. — „Ach das hab' ich mir gleich gedacht!" frohlockte der Knabe und küßte dem Prälaten die Hand, „das hab' ich mir gleich gedacht, daß ein frommer Mann auch ein menſchlicher Mann iſt, ſo ſehr auch der Jacotot widerſprach, und mich abhalten wollte, den Befehl der guten Mutter zu vollziehen."

„Wer iſt Jacotot?" fragte der Biſchof, indem er dem Kleinen die Hand auf die Schulter legte. Sie ſchritten beide durch die Gaſſe, die der Menſchenhaufe vor ihnen bahnte; hinter und vor ihnen ſchloß ſich die Lücke und der Schwarm der Bettler folgte zu beiden Seiten.

„Jacotot iſt ein alter Diener meines Vaters,“ ſagte der Knabe, „ach der Vater iſt weit fort, niemand weiß wohin, und Jacotot brachte mich als ganz kleines Kind zur Mutter Giovanna hieher ſchon vor langer Zeit. Aber die gute Mutter wollte von Jacotot gar nichts halten, obwohl ſie viel mit einander verkehrten; ſie ſagte, er ſei ein wahrer Heide oder ein Ketzer, wie ſie es nannte. Ich weiß nicht, was Heide oder Ketzer ſein mag, aber das denke ich, daß der Jacotot doch im Grunde ein guter Kerl iſt, der es ſehr brav mit uns meint, ſo ſonderbar er auch thut und wunderliche Reden führt, die die Mutter für ſündhaft hält. Ach, wenn nur Mutter Giovanna noch recht lange leben bliebe und nicht ſoviel weinte über ſich und uns. Schweſter Antoinette und ich, was haben wir nicht ſchon ſo oft gebetet, recht wacker und offenherzig, aber die Mutter ſagte, wir beteten nicht auf die rechte

Weiſe, wir verſtänden es nicht, und es ſei hohe Zeit, daß uns ein werther Herr Prieſter ſelbſt erſt ins Gebet nähme. Ach, wenn ich nur wüßte, was man ſo recht beten nennt, ich wollt' es noch weit kräftiger thun als bisher, denn alle unſere Bitten zum lieben Herrgott ſind auch wirklich umſonſt geblieben. Auch haben wir Kinder es nur ſo für uns getrieben zu Hauſe und ſind nie in der Kirche geweſen. Nur ein einziges Mal war ich für mein Theil im St. Peter. Die Angſt um das Leiden der Mutter, die immer die Hände rang, trieb mich fort, ich wollts einmal dort verſuchen. Aber ich muß ſagen, lieber Herr Biſchof, es hat mir da gar nicht gefallen. Die heilige Muſik mag recht ſchön ſein, obwohl mirs doch viel zu laut vorkam, ſo daß ich ganz vergaß, was ich eigentlich beten wollte. Und dann macht Ihr den Leuten doch gar zu viel Dampf dort vor, ich meine aus den Rauchfäſſern, die die kleinen Knaben mit den rothweißen Röcken immer ſchwingen. Seitdem bin ich nicht wieder in der Kirche geweſen, und Jacotot ſagte auch, das ſei gar nicht die rechte Art, ſeinem Herrgott zu dienen. Die Mutter aber, als ich ihr meine Noth geklagt über den heiligen Lärm im St. Peter, ſchalt mich tüchtig aus und verbot mir davon zu reden, ich ſei ein unwiſſender Burſch. Und ſo bliebs denn dabei, daß wir Kinder nicht wußten, wie wir beten ſollten, und Mutter Giovanna blieb krank, und wenn ich auf meinem Bette des Nachts ſaß, und ſtill für mich ſprach: lieber Gott im Himmel, der Du alles kannſt, mach' uns die Mutter geſund! ſo wollte das niemals helfen."

Der Biſchof hatte den Knaben ernſt bei der Hand genommen. Er wandte ſich jetzt zu der nachfolgenden Menge, ſtreckte noch einmal ſegnend ſeine Hände aus und wehrte die fernere Geleitſchaft ab. Dann betrachtete er den feinen Burſchen, der ſich an ihn ſchmiegte, nicht ohne Antheil und faſt mit leiſer Rührung. Der Kleine war in Sammt und Seide gekleidet, nicht eben neu und reich, aber doch ſauber und modiſch wie Kinder adliger Häuſer damals gingen. Aus dem ſchwarzen Wamms und unter der gleichfarbigen Mütze blickte ein feingeſchnittnes blaſſes Geſicht hervor; die Anmuth der kleinen harmlos geſchwätzigen Lippe und die ſanfte

Wölbung der Stirn contraſtirte mit der aufblitzenden Keckheit des dunkelbraunen Auges, die zerknüllte Halskrauſe und der üppige Haarwuchs brachten einige Verwilderung in die ſonſtige Sauberkeit des kleinen Mannes.

„Wie heißt Du, mein Sohn?“ fragte der Prälat wohlwollend.

„Raoul iſt mein Name,“ war die Antwort, „und die Schweſter heißt Antoinette. Mutter Giovanna iſt aus Savoyen gebürtig, ſie hat mir immer viel von dem ſchönen Italien erzählt, aber ich und der ferne Vater, von dem ich nur weiß, daß er mich auf den Arm nahm und küßte, als er von uns ging, wir ſind Franzoſen, wie Jacotot ſagt, dort aus dem herrlichen Nachbarland, das man die Provence nennt. Da lebten wir auch ſeit Menſchengedenken, das heißt ſo lange ich denken kann, die Mutter und wir zwei Kinder und der treue Jacotot, ganz verſteckt in den Bergen, wo uns niemand ſah als der ſchöne blaue Himmel und uns niemand hörte, als wenn wir in den Wald hineinſchrien und das Echo wiedertönte. Von dort ſind wir auch erſt vor Kurzem hergekommen, weil es die Mutter ſo wollte, und wohnen da unten in der Vorſtadt ganz mäuschenſtill, weil die Mutter Giovanna ſo krank iſt.“

Der Biſchof fühlte nach dem Papier, das er zu ſich geſteckt hatte. Es war nicht thunlich das lange Schreiben noch einmal zu entfalten; ſomit folgte er dem Knaben, der ihn über die Brücke nach der Vorſtadt St. Gervais führte. Vor einem abgelegenen, mit Gebüſch umzogenen Hauſe hielt er ſtill und ſprang über die Hecke, um die Gartenpforte von innen zu entriegeln. Er wollte den Hofhund, der ſonſt fremde Erſcheinungen übel zu begrüßen pflegte, in die Kette werfen, aber das unbändige Thier lag winſelnd und wehklagend vor der Schwelle der Hausthür und kroch mit allen Geberden der Trauer zu dem Knaben, der jetzt zum Biſchof zurückeilte, um ihn hereinzunöthigen. „Mir iſt ſehr bang zu Muth;“ flüſterte Raoul, „der Hund iſt ſonſt nie ſo demüthig.“ An der Hand des Kleinen trat der Biſchof in das niedrige einſtöckige Haus, während der Hund einen langen Klagelaut von ſich ſtieß. Aus der innern Thüre des Gemachs blickte Jacotot, jener Mann mit den finſtern Augenbrauen, der vor der Kirche bereits erſchienen war. In ſeiner kalten bleichen Miene lag die Gewißheit einer traurigen Botſchaft. In dem Blick, den er auf den Biſchof warf, war ein Gemiſch von Spott und Gleichgültigkeit, den Knaben faßte er ſanft beim Kopf und bedeutete ihn ſtill zu ſein. Aber das Wehklagen einer ſchluchzenden Mädchenſtimme, das aus dem Zimmer drang, war ein lautes Zeugniß von dem, was ſich ereignet. Die kleine Antoinette ſtürzte weinend vor und Raoul fing die Zitternde mit ſeinen Armen auf. „Sie iſt todt, iſt todt!" ſchluchzte das Kind an des Bruders Halſe und der Strom von Thränen, der aus Raouls Augen brach, miſchte ſich mit den ihrigen. So hingen und ſchwankten die Kinder an einander, bis auch dem Knaben die Kraft verſagte, das kleine Mädchen zu halten, und beide mit umſchlungenen Armen auf den Boden glitten. Dem Prälaten, der hier zu ſpät gekommen, um einer Sterbenden die Segnungen ſeiner Kirche zu bringen, verweigerte der düſtere ſchweigſame Jacotot nicht weiter den Eintritt. Im Hintergrunde des Zimmers ſtand das Bett, auf dem die todte Giovanna lag. Die Lebensröthe, die der ſchnelle Kampf des Sterbens ihr in die Wangen getrieben, war in ihren Zügen noch ſichtbar, das Auge, das in den letzten Momenten noch den Himmel geſucht, war ſtarr geblieben in dem Aufblick nach der Höhe, die gefalteten Hände hielten ein Crucifix an den Buſen gepreßt, die Lippe ſtand geöffnet in der Qual des letzten betenden Seufzers.

Der Biſchof ſtand am Lager der Todten in ſtummer Trauer. Es war eine lange Stille im Zimmer, nur die Kinder, die am Boden ſaßen, ſchluchzten vernehmlich, Jacotot war herbeigekommen, und legte die Hand auf die feuchte Stirn der Schlafenden. „Sie iſt als Calviniſtin geſtorben," ſagte er dem Prälaten mit einer Art trotziger Feſtigkeit ins Angeſicht. „Sie iſt als Chriſtin geſtorben," ſprach der Biſchof und richtete ſein mildes Auge mit der ganzen Feſtigkeit einer ſanftmüthigen Seele auf den Diener. „Biſt Du Calviniſt, ſo wünſche ich, Du mögeſt dereinſt ſo fromm und chriſtlich ſcheiden als dieſe Todte. Sie hat das Kreuz in den Händen, ihren Gott im Herzen, in dieſem Auge, das gen Himmel gerichtet brach, liegt die Sehnſucht einer müden irdiſchen Seele, die nach der Gnade des Herrn Verlangen trägt. Zudem hat ſie zu mir, einem Diener der Mutterkirche Gottes, geſandt in ihrer Todesſtunde; es geſchieht im Sinne der Verſtorbenen, wenn ich ihr ein katholiſch Begräbniß gewähre. Kraft meines heiligen Amtes ſpreche ich dieſe Todte ſelig, und bete für ſie, was auch ihr Glaube im Leben geweſen ſein mag; die letzte Stunde, der letzte Gedanke tilgt auch ein Leben voll Sünde und Irrthum."

Jacotot hatte ſich gebückt fortgeſchlichen; er kam jetzt wieder mit dem Wundarzt, den er herbeigerufen. Das Blut ſprang unter der Lanzette, aber das Leben wollte nicht zurückkehren, ein ſchneller Krampf hatte ſich des Herzens bemächtigt. Als die Kinder das Blut ſahen, rafften ſie ſich vom Boden auf, weinten lauter und warfen ſich zu beiden Seiten über das Lager der todten Mutter und blickten ſich von hüben und drüben ſchmerzlich in die thränenvollen Augen. Die kleine Antoinette war ganz matt und aufgelöſt, und der lebhaftere Raoul erſchöpfte ſich bei allem Schmerz der eignen Seele an Liebkoſungen für die Schweſter und küßte ihr die Thränen aus den Augen, die ſich immer wieder füllten. Das zarte Mädchen hatte die Todesſtunde bei der Mutter allein überdauert. Raoul war mit dem Brief an den Biſchof fortgeeilt und war vom Hauſe des Prälaten nach der Kirche gelaufen, wo er das Ende des Gottesdienſtes abwarten mußte. Jacotot, den Tod der Frau nicht für ſo nahe erachtend, war ihm gefolgt, er ſchien Gründe zu haben, um den Knaben von der Ueberbringung des Schreibens abzuhalten. Die alte Magd war beim Herannahen der Todesangſt zum Wundarzt geeilt, und ſo war Antoinette ganz allein geblieben um die ſterbende Mutter. Es that jetzt Noth, für das ſchwache Kind Sorge zu tragen, und Raoul machte ihr im Winkel des Zimmers eine Lagerſtätte zurecht, lehnte ſie ſanft auf die Kiſſen, und ſaß vor dem hingeſunkenen Mädchen, ſeinen eignen Thränenſtrom beſchwichtigend. Während deſſen war der Geiſtliche ans Fenſter getreten und entfaltete nachdenklich den Brief, der ihm Aufſchluß geben ſollte über die

Verſtorbene, die ihm der eilfertige Engel des Todes faſt widerrechtlich entzogen.

Das Schreiben war in verſchiedener Stimmung zu verſchiedenen Zeiten, aber doch, wie es ſchien, in ihren letzten Lebenstagen von der Geſtorbenen verfaßt, bald mit der ruhigen Klarheit eines mit der Welt und dem Leben fertigen Gemüthes, bald in der Angſt des drängenden Todes. Der Biſchof las eifrig und anhaltend. Die Kinder ſaßen im Winkel gekauert, Jacotot, der finſtere Diener, ging ab und zu, bald mit dieſen, bald um die Todte beſchäftigt; der Trotz, den er dem Prieſter geboten, war einer Scheu gewichen, die er nicht zu bewältigen wußte.

Eine ſchwere Gedankenwolke lag auf der Stirn des Prälaten, als er den Brief, das Vermächtniß der todten Giovanna, wieder ſchloß und an das Lager trat. Die Züge der Frau waren verändert, zum Theil entſtellt durch den Kampf der ſo plötzlich hereingebrochenen letzten Stunde. Der Biſchof ſtand lange über ſie gebeugt, und dachte entſchwundenen Zeiten nach, in die ihn Giovannens Bekenntniß geführt. Sie hatte noch mehr vertrauen, ihm mündlich beichten wollen, die Schrift hatte nur die Vorläuferin ihrer Bekenntniſſe ſein ſollen: nun ſtand ihre Seele ſchon vor Gott und der Prieſter fand nur ſchwache Spuren in ſeinem Gedächtniß, um die zerſtückten Worte der Sterbenden mit ihrem Leben zuſammen zu ſchließen. Franciscus mußte der Zeit gedenken, wo der Calvinismus zu Genf in Blüthe ſtand. Ganze Kloſtergemeinſchaften löſten ſich damals auf, der Rath und die Stadt Genf ſchwuren förmlich die alte Lehre ab, Mönche und Nonnen flohen nach Savoyen, Italien oder in die katholiſch gebliebenen Cantone. Aber nicht überall trennte ſich das alte vom neuen Leben auf ſo entſchiedene Weiſe. In manchen Klöſtern hatte ſich eine Hinneigung zum Calvinismus erzeugt, der mit Forträumung der veralteten Kirchenformen auch den Menſchen zum Menſchen wieder naturgemäß führte. Die Natur ſtand damals auf wider den Geiſt, und ſchüttelte den alten Terrorismus ſeiner angemaßten Herrſchaft von ſich. Es war nicht blos die Schlange, die da wieder ſprach: naſche doch vom Baum der Erkenntniß! nicht blos der Kitzel der

Sinne war es, der ſich regte, denn dieſem wurde in den Klöſtern ſelbſt zur Genüge gefröhnt: wie eine leuchtende Morgenröthe zog der Gedanke durch manches bisher ſtill behütete Herz, der Menſch könne fromm ſein und doch in aller Weltlichkeit den Forderungen der Natur gehorchen. Wie eine zuckende Freude ſtieg in dem Gemüth manches Beters und mancher Beterin der Entſchluß auf, der Welt und dem Leben anzugehören, und unter Menſchen ein Menſch zu ſein. Da ward die ſtille Zelle zur Marterkammer, die eingeſperrten Gedanken liefen an den engen Wänden auf und ab, und ſtürzten ſich endlich kopfüber zum Fenſter hinaus in die buntbewegte Welt, ſelbſt das Gebet wollte nicht mehr einſam ſein, es mochte nicht mehr ungetrübt und ſtill wie die Rauchſäule Abels zum Himmel ſteigen, es wollte mitten im Leben auf einem Heerde ſich entzünden, und nicht die Sprache der Schlange blos, das alte Wort des alten Gottes: es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei! tönte und hallte wieder in manchem bisher ruhig in den Satzungen des hergebrachten Dienſtes befangenen Gemüth. Mönche und Nonnen ſtiegen aus den Grabgewölben, wo ſich der Menſch mit allen ſeinen Wünſchen eingeſargt, und es waren nicht die Schlimmſten, nicht die in geheimen Sünden Befriedigten, in denen die Stimme der Natur am lauteſten ſprach und nach der Stunde der Erlöſung aufſchrie. Geiſtliche Brüder und Schweſtern ſah man halb weltlich gekleidet ſich in Genf die Hände reichen zum ehelichen Gelöbniß, denn ſeltſam genug trugen die Töchter der weltlichen Stände, auch wenn ſie rein calviniſtiſch wurden und zum neuen Glauben ſchwuren, doch immer eine Art Scheu vor ehemals geſcheitelten und geſchornen Köpfen, und ſo fand denn das Beiſpiel, das der norddeutſche Reformator, der würdige Dr. Martin Luther, ehemals Auguſtinermönch, durch ſeine Heirath mit der frommen Nonne Katharina gegeben, eine ſehr wohlbegründete Nacheiferung.

Die Nonnen von der Heimſuchung Mariä und die Barfüßermönche in Genf ſchienen ganz vorzüglich in Sympathieen getreten zu ſein. Auch trug die nahe Lage beider Klöſter nicht wenig dazu bei, daß unter den ehemaligen Mitgliedern derſelben eheliche Verbindungen geſchloſſen wurden. Zwiſchen den beiden Ordensgebäuden der Mönche und Nonnen lief nur eine einzige große Mauer, zum Theil ſtand freilich das Haus des Biſchofs mitten inne, das jedoch bei dem Regimente eines milden Oberhirten auch nicht gerade neutraliſirenden Einfluß übte. Genug, die Aebtiſſin der Nonnen von der Heimſuchung war mit dem Prior der Barfüßer handgemein geworden, d. h. ſie hatten ſich auf gut calviniſtiſch vor dem Altare die Hand gereicht, und inſofern auch die Calviniſten von einem heiligen Stand der Ehe ſprachen, waren ſie doch nicht ganz aus Gottes Händen gefallen, obſchon ſie auf den Ruf von Heiligen, auf den ſie bereits ſtarke Anwartſchaft gehabt, nunmehr verzichten mußten. Dieſe Aebtiſſin war niemand anders als die todte Giovanna. Sie war aus Savoyen gebürtig, der Barfüßerprior aus der Provence. Er gehörte einer altfranzöſiſchen Familie an, die in ihrer Heimath Güter beſaß. Dorthin hatten ſich beide als ehelich Verbundene zurückgezogen, und lebten eine Zeitlang im Schooß der Natur ein Leben voll Freude und Behagen. Eine weitläufige Verwandte Giovannens mit ihrem Freund aus dem Kloſter, einige andere gleichgeſinnte Brüder und Schweſtern, die ebenfalls weltlich geworden, hatten ſich an ſie geſchloſſen und man erzählte ſich in Genf damals mancherlei von der kleinen Mönchs- und Nonnencolonie in den Alpen der Provence.

Lange ſollte jedoch das idylliſche Glück einer ſüßen Natürlichkeit nicht dauern. Die Götter des alten Lebens, deren Altäre man verlaſſen, waren noch mächtig in der Rache und ließen ſich nicht ohne Opfer abfinden. Es entſtand Hader und Zwiſt in der Colonie. Einmal gelöſt von dem Verbande des alten heiligen Aberglaubens, konnte man nicht leicht als Erſatz etwas finden, das die losgebundenen Gemüther zuſammenhielt. Den Schmerz hatte man abgeſchworen, der Freude die Hand geboten, aber die Freude ward nun ſelbſt zur Pein. Einige frivole Geſellen, die mit und ohne Kutte ihrem Hange zu einem ſchwelgeriſchen Leben fröhnten, ſtörten den Frieden der harmloſen Eintracht. Das alte Geſetz galt nicht mehr, den Geboten der neuen Lehre fehlte die Ehrfurcht gebietende Macht des gewohnten Herkommens, und ſo war der Genuß des Augenblicks und die Willkür der Begierde das Einzige, dem man huldigte. Ein exaltirter Freigeiſt, früher im Kloſter der ärgſte Flagellant und Büßer, jetzt aber nach dem Umſchwung ſeiner Geſinnung ein fanatiſcher Neuerer, entwarf den Plan zur Stiftung einer Loge, unter deren Statuten die Aufhebung der Ehe und die Gemeinſchaft der Weiber das oberſte Geſetz war. Da erbebten die vom alten Glauben abgefallnen Gemüther, ſie ſahen ſich an den Rand eines ſchwindelnden Abgrundes gedrängt. Der Verführer hatte eine glatte Zunge, er war ein denkender Kopf. Aber das alte Gewiſſen regte ſich plötzlich laut. Die Nonnen ſchrieen um den verlornen Himmel, die Männer ſahen ſich des Kleinods beraubt, um deswillen ſie alles verlaſſen und aufs Spiel geſetzt. Die Zeiten wurden auch von außen her ſchwer, die Hugenotten in Frankreich wurden hart bedrängt, die Colonie floh tiefer in die Berge; endlich zerſtreuten ſich die Mitglieder in alle Welt und ſuchten im Getümmel des Kriegslebens oder im Schooß der alten Kirche ihr Heil.

Giovanna war am längſten in den Alpen der Provence geblieben, aber ihr Gatte verließ ſie und ſo kam ſie mit zwei Kindern und in Begleitung Jacotots nach Genf zurück, um an dem Orte ihres ehemaligen Wandels die Verirrungen ihres Lebens abzubüßen. Ihre junge Verwandte, hieß es, habe ſich in ein franzöſiſches Kloſter geflüchtet; Giovanna aber wollte die beiden Kinder einem würdigen Prieſter der Kirche anvertrauen, damit dem Herrn wieder überantwortet werde, was ihm entzogen war. Jacotot, der um die Schickſale ihres Lebens wußte, verließ ſie nicht, obwohl ſein Sinn, der calviniſtiſchen Lehre ein für allemal ſtreng zugethan, mit der ſchließlichen Bekehrung Giovannens in Widerſpruch ſtand. Er war vergeblich in ſie gedrungen, die Kinder ſeiner Leitung anzuvertrauen, er wolle ſie zu einem tugendhaften weltlichen Leben erziehen. Das Gemüth der kranken Frau war gebeugt, alles hatte ſie verlaſſen, ſie wollte abſchließen mit dem Himmel und glaubte durch die Ueberlieferung der Kinder in die Hände eines milden Dieners der Mutterkirche das Heil ihrer Seele wiederzugewinnen. Dem würdigen Wiſchof zu beichten und durch den Genuß ſeines ſegensreichen Zuſpruchs ſich auf den Tod vorzubereiten, lag eben ſo in dem feſten Willen ihres Entſchluſſes. So ſchrieb ſie ihm nach langem Zögern die Bekenntniſſe und übermachte ihm die Kinder. Jacotot hatte es nicht hintertreiben können, das ſchriftliche Vermächtniß war in den Händen des Biſchofs. „Ich habe die Kinder," hieß es in Giovannens Confeſſion, „wie die meinigen erzogen, obwohl nur Raoul der Sprößling meiner Ehe iſt. Antoinette iſt das Kind jener armen Verwandten, die mit mir das Kloſter verließ. Beide ſind in der Unſchuld des jungen Lebens, in dem harmloſen Nichtwiſſen von den Sünden der Welt, in den Bergen der Provence erwachſen, ſie lieben ſich wie Geſchwiſter und ich habe die Eintracht ihrer kindlichen Gefühle nicht ſtören mögen. Antoinette weiß nicht anders, als daß ſie Raouls Schweſter iſt; mag es ihr denn ein Geheimniß bleiben, daß ihre Mutter wieder den Schleier nahm und als eine Jungfrau des Himmels keinen Theil hat an dem Geſchick ihres irdiſchen Kindes. Die Liebe der beiden Pfleglinge meiner Sorge mag in der Liebe zu ihrem Gott erlöſchen, ich übergebe ſie dem, vor deſſen Richterſtuhl ich trete; es giebt kein anderes Heil hienieden als im Dienſt des Herrn. — Ich komme nicht mit leeren Händen, wenn ich der Kirche dieſe Kinder darbringe. Die Summe, die mein Gatte mir hinterließ, als er von mir ſchied, iſt bedeutend genug, um die Erziehung der Kinder zu lohnen. Ich übergebe alles dem würdigen Prieſter zur Verfügung, der ſich der beiden elternloſen Waiſen annimmt und ſie vor den Augen Gottes leitet. Jacotots treue Dienſte belohne ich mit dem, was ich für ihn jährlich ausgeſetzt. Ich ſterbe wie man ſterben kann, wenn man ſich mit dem Leben kärglich abgefunden, in der Hoffnung auf die Gnade des Himmels. Ich habe geirrt, daß ich meiner ſchwachen menſchlichen Seele die Feſtigkeit zugetraut, um den Bruch mit den Geſetzen des alten Glaubens zu ertragen; mein Geiſt ſehnt ſich in aller Zerknirſchung nach der Ruhe des Todes. Ich war ſündhaft wie jeder Sterbliche, aber ich war in der Weltlichkeit nicht ſträflicher, als im heiligen Nonnenſtande, ich lebte an der Seite des Mannes, der mich liebte, tugendſam als ſein treues Weib, ich war, ſo mir der Heiland helfen mag, nie ganz aus den Händen meines Gottes gefallen, auch da nicht, als ich den Schleier abthat, um die Gattin eines Mannes zu werden. Dennoch bangt meiner Seele, ob der würdige Biſchof meinen Leib in geweihter Erde wird ruhen laſſen. Mit meinem Gott bin ich faſt verſöhnter, als mit den Menſchen. Könnt ihr es über euch vermögen, Sterbliche, die ihr auch nur Staub ſeid, und der Gnade und der Reinheit der Seele ermangelt, ſo laßt mich im Kloſtergarten unter der Linde ruhen, die ich als Aebtiſſin pflanzte. Iſt es zu ſehr gegen den Brauch des Herkommens, findet ihr es empörend, daß ein Weib, das die Zelle verließ und weltlich wurde, innerhalb der heiligen Mauern eine Ruheſtatt finde, ſo begrabt mich, wo ihr wollt. Aber vergeßt das Kreuz nicht auf meinem Hügel, denn ſo wahr Gott lebt! ich bin nie vom Kreuze abgefallen, meinen Chriſt und Erlöſer habe ich nie verleugnet, auch da nicht, als ihr mich eine Ketzerin ſchaltet. So meines Gottes gewiß, thut mit meinen Gebeinen nach eurem Wohlgefallen.

Ich bin mit der Welt fertig, die Qual meines Gewiſſens iſt mir im Gebet hinweggenommen, der Herr iſt ewig milde!"

Das dunkle Auge des Biſchofs ſtand mit ſanften Flammen über dem Antlitz der todten Giovanna. „Geh' ein in den Frieden, den Dir Gott gewährt. Wie können, wo Er entſchied, Menſchen richten! Ich beſiegle meine Worte mit dem Kuß der chriſtlichen Liebe." Er drückte ſeine Lippen auf Giovannens kalte Stirn, zog mit leiſer Hand die Augenlider über den ſtarren gebrochnen Blick der Todten und ſprach über das ſchlafende Angeſicht den Segen ſeiner Kirche.

Jacotet ſtand in dumpfer Beſchämung an die Wand gelehnt, die ruhige Würde eines Prieſters der ihm verhaßten katholiſchen Kirche hatte ihn vernichtet, wenigſtens entwaffnet. Der Prälat wandte ſich zu den Kindern. Antoinette lag ſtill zuſammengekauert und ſchlief; die Lebensgeiſter des zarten Mädchens waren erſchöpft. Raoul kniete neben ihr mit gefalteten Händen wie ein Wächter an der Pforte ihres Schlummers. „Nun haben wir Kinder auch keine Mutter mehr!“ ſagte er mit leiſer Stimme, als der Biſchof die Hand auf ſein lockiges Haar legte. „Ich will Euer Vater ſein!“ ſprach der Prieſter mit freundlichem Tone. Der Knabe blickte wie ungläubig und zweifelnd in das Antlitz des frommen Mannes, Jacotot erhob ſein argwöhniſches Auge und maß den Diener der Kirche mit langen Blicken, und während ſich alles ſtill betrachtete, um ſein Verhältniß zu einander zu erwägen, erſcholl von außen der gedämpfte Klagelaut des getreuen Hundes aus der Provence.

Ueber dem Kloſtergarten lagen die Schatten des Abends. Am Himmel leuchtete der Stern der Liebe, aber niemand blickte zu ihm auf. Auch ſtand der Mond, der keuſche Wächter, ihm gegenüber, den Venusſtern mit hellem Auge behütend. In den Wipfeln der Lindenbäume flüſterten leiſe Winde und unten in den Laubgängen wandelte eine Schaar dunkler Geſtalten. Es waren die Nonnen von der Heimſuchung

Mariä. Die Abendmette war vorüber, mit der Gewiſſensprüfung, die auf die Mette zu folgen pflegte, waren die frommen Schweſtern bald fertig geworden und ſo blieb vor der erſten Nachtglocke noch ein Stündchen, um ſich im Schatten des Abends von der eintönigen Arbeit der täglichen Bußen zu erholen. Einige von den frommen Jungfrauen ſuchten das Dikkicht des Parkes, um mit ihrem Gott ganz allein zu ſein, andere wandelten Arm in Arm unter den Lindenbäumen und labten ſich am Duft der Blüthen. Um das große Baſſin in der Mitte des Gartens, wo der Springquell plätſcherte, hatte ſich eine Gruppe geſchaart, um den Spielen eines fröhlichen Mädchens zuzuſchauen. Es war Antoinette, das Kind aus der Provence, wie man ſie zu nennen pflegte. Der Biſchof hatte die Kleine, die eine Zeitlang mit Raoul zuſammen in ſeinem Hauſe geblieben, dem Kloſter übergeben und der frommen und gelehrten Schweſter Clementine ihre Erziehung anvertraut. Das war die würdige Kloſterfrau im dunkeln Habit, die auf dem Rande des Baſſins ſaß, den kleinen Pflegling behütend, der ſich nach dem Waſſer hinüberbeg, um das tanzende Mondbild zu betrachten.

„O je, wie es hüpft und ſpringt,“ ſagte das Kind, „ſieh nur Tante Clementine, es blinkt mit den Augen und zieht die Lippen hin und her, als wollte es reden, und es kann doch nicht!“

„Das täuſcht ſo, weil der Waſſerſpiegel in Bewegung iſt,“ lehrte die würdige Frau.

„Immer unruhig iſt es,“ ſchwatzte die Kleine, „immer hin und her bewegt, und es iſt doch ganz daſſelbe runde Mondgeſicht, das dort oben am Himmel ſo ſtill hält.“

„Es iſt eben ſo mit unſerem Herzen!“ ſeufzte die fromme Schweſter für ſich hin, „ſelbſt wenn die Bilder des Himmels und aller Heiligen in ihm ſind, ſo ſchwankt es doch her und hin, ſo lange es auf der Welle des Lebens ſchwebt.“

„O ſieh,“ rief Antoinette, „jetzt ſteht es mäuschenſtill, und rührt ſich nicht mehr.“

Der Waſſerſtrahl hatte aufgehört zu ſpringen, ſeine

Triebkraft war erſchöpft, und die Oberfläche lag glatt vor Augen.

„Wenn der Tod kommt, ſteht das Herz ſtille,“ ſagte Clementine leiſe und ſtreichelte dem Kinde das braune Lockenhaar.

„Ach Tante, wie trübſelig ſieht jetzt das Mondbild hier unten aus,“ klagte das Kind, „ſo bleiche Wangen hat es, und als wollten ihm die Augen übergehen. Es ſieht ſo leidend aus wie Mutter Maria, die ſchöne Himmelskönigin, wenn ſie den kleinen Sohn im Arme hält, oder wie meine gute Mutter Giovanna. Ach, liebe Tante, es iſt wohl ſchön, daß Du mir erlaubt haſt, immer an Mutter Giovanna zu denken, wenn Du mich die heiligen Verſe lehrſt, die eigentlich die Mutter Maria meinen. Ich kann es mir nicht vorſtellen, daß irgend wer ſo viel ausgeſtanden und geweint hat wie Mutter Giovanna, die wir voriges Jahr begruben. Nicht wahr, ich brauche nur an Mutter Giovanna zu denken, wenn ich den Roſenkranz bete, die ſteht mir doch näher, die habe ich doch gekannt, und ſie hat mir viel Gutes gethan! Von der

Mutter Maria weiß ich nur, daß ſie Königin des Himmels iſt, und über die Heerſchaaren der Engel gebietet und den Heiland gebar, den die böſen Menſchen gekreuzigt. Ach, vor dem todten Heiland in der Kapelle hab' ich eine recht große Angſt."

„Die Kleine ſpricht ſehr viel arges und ketzeriſches Zeug zuſammen," ſagte eine der umſtehenden Kloſterfrauen, eine lange dürre Geſtalt mit knochigem Geſicht und tiefliegenden hohlen Augen, „man ſollte ſie kürzer zur Wahrheit nöthigen, und ihr ſtrengen Gehorſam auferlegen, damit die Sprache der eitlen Weltlichkeit in ihr erſtirbt."

„Es iſt die Sprache kindlicher Unwiſſenheit," erwiederte Clementine beſchönigend, „ich mag die Sprache der Natur im Kinde nicht unterdrücken, ſondern reinigen und langſam zu dem Gehalt des tiefern Lebens hinführen. Das wolle Gott nicht, fromme Mutter, daß Ihr Unlauterkeit in den Reden eines unſchuldigen Kindes fändet, das bei den Kügelchen des Roſenkranzes an die geſtorbene Mutter denkt, weil es die geheimnißvollen Schmerzen unſerer heiligen Jungfrau und die Myſterien ihrer Leiden und ihrer Liebe noch nicht begreift. Antoinette iſt gut und brav, und ich werde ſie ſchon die Liebe zu ihrer irdiſchen Mutter mit der Liebe zur himmliſchen allmälig vertauſchen lehren.“

„Man muß die Reizungen des Herzens frühzeitig erſticken, ſonſt wachſen aus der anfangs unſchuldigen Saat allerlei Wünſche herauf, die der Welt angehören. Man jätet das Unkraut, ſo wie es keimt, und läßt es nicht erſt aufſchießen. Vor der Liebe zu Gott und den Heiligen iſt aber alle andere Liebe Unkraut.“

Es war die Priorin, die ſo ſprach, die große hagere Geſtalt voll finſtrer Gottesfurcht. Sie ſtreckte die dürre Knochenhand aus dem ſchwarzen Mantel, der ihr vom Kopf herabhing, und machte über dem Kinde das Zeichen des Kreuzes, als wolle ſie dem Böſen in ihm wehren. Das Kind fuhr erſchrocken zurück und barg den Kopf in den Schooß ſeiner Lehrerin. „Iſt wieder Sünde an mir?“ flüſterte Antoinette mit ſcheuer Angſt. Clementine ſtand auf und ſagte: „ich werde dies mir anvertraute Kind leiten, wie ich es vor Gott und meinem Gewiſſen verantworten kann.“ Sie machte vor der geſtrengen Oberin eine Verbeugung, nahm das Kind, das ſich an ſie ſchmiegte, bei der Hand, und ging die dunkle Lindenallee hinunter.

„Sie hat auch einmal Weltluſt im Herzen gehabt,“ ſagte die Priorin, ihr nachblickend, „darum kämpft und ringt ſie nun, ſeufzt und kann ſich mit den Schickungen des Himmels nie ganz verſöhnen.“

„Aber ſie wandelt unſträflich, ihr Herz iſt rein und frommer Gedanken voll,“ ſagte eine der Kloſterjungfrauen, die das Wort der übrigen zu nehmen ſchien. Die Priorin ſchwieg verdroſſen und die frommen Schweſtern zerſtreuten ſich in die Gänge, ſie hatten das Kind zu lieb, keine mochte in die Strenge der allzuharten Anklägerin einſtimmen, viele mochten die Priorin im Stillen haſſen. Clementine aber ſtand ihrer leutſeligen Milde wegen in allgemeinſter Achtung, der Biſchof ehrte ſie vor Allen, und die jüngeren Schweſtern und Novizen, deren Lehrmeiſterin ſie war, ſchloſſen ſich ihr mit all' der Liebe an, deren ein Herz bedarf, auch wenn es im Kloſter ſeinem Gott allein nur dient. Clementine war eine Frau in den Dreißigen, ſie war von gräflicher Abkunft und hatte mehrere Jahre in einer Ehe gelebt, zu der ſie der Wille ihrer Familie gezwungen. Nach dem Tode ihres ältlichen Gatten nahm ſie den Schleier, um das Bild einer jugendlichen Neigung, das aus ihrem Herzen nicht weichen wollte, vor aller Welt zu verhüllen.

„Vor der geſtrengen Frau Priorin habe ich faſt noch mehr Furcht, als vor dem Bilde des todten Heilandes in der Kapelle,“ ſagte Antoinette, als ſie an der Hand ihrer Freundin durch den Laubgang tändelte. „Geſtern Nacht kam die alte heftige Frau mit den hohlen Augen mir im Traume vor. Mir träumte gerade vom Bruder Raoul, der uns nun ſchon drei Tage nicht beſucht hat. Wir waren auf einem grünen Raſenplatz und pflückten Moosroſen. Ich war recht glücklich und fand die beſten. Raoul aber ſtahl mir immer die ſchönſten fort, und damit noch nicht zufrieden, nahm er mich, wenn ich böſe that, beim Kopf, und küßte mich auf die Augen und ſagte, er thäte es blos, weil er mich lieb habe. Da freute ich mich über den guten

Raoul und lachte laut. Aber die ſchwarze Priorin trat plötzlich vor uns, drohte und ſprach: o ihr gottloſen Kinder! Die arme Frau muß wohl recht krank und leidend ſein, daß ſie alles für ſo gottlos hält? Ein andermal erſchien ſie mir auch im Traume und ſchlug mit dem Gebetbuch nach mir, daß ich laut aufſchrie, denn wie ſie das ſchwarze Buch mit dem ſchönen Goldſchnitt in die Höhe hob, ſah es aus wie eine Ofengabel und der Goldſchnitt verwandelte ſich in zwei rothglühende Spitzen."

„Du gutes Kind," ſagte Clementine ſinnend, „wo willſt Du hier im Kloſter hin mit der Phantaſie Deiner kleinen unſchuldigen Seele! Die Blüthen Deines friſchen Lebens müſſen erſt irgend wie von einer Seite her verwelken, Du mußt erſt recht lebendig einen Schmerz erfahren, ehe Du mit Deinem Denken und Sinnen Dich in Kloſtergedanken und in die Andacht der betenden Seele einſpinnſt."

„Ach, ſei Du nur nicht auch böſe, liebe Tante," bat das Kind, — „und ich darf Dich doch ſo nennen, Du fromme ehrwürdige Frau? Ich habe ja ſonſt Niemand auf der Welt, und auch der Raoul kommt nicht mehr, um mit mir zu plaudern. Ich will ja alles thun, um auch eine Heilige zu werden und ſo ſanft und fromm wie Du."

Clementine bückte ſich gerührt zu dem Liebling ihrer Pflege nieder, ſie preßte einen Kuß auf die kleine geſchwätzige Lippe des Kindes, und drückte ſeinen Kopf mit einem langen Athemzug der Liebe an ihren Buſen.

Sie ſtand mit Antoinetten vor der buſchigen Laube, wo ſie mit dem Zögling ſchon ſo oft ſtundenlang geſeſſen, auch ſein Geplauder gehört, und ſich unter ſeinen Liebkoſungen in das für ſie verlorne Glück eines gemüthlichen Familienlebens gern hineingeträumt. Wie ſie ſo ſtand und das Kind umſchlungen hielt, ließ ſich dicht hinter ihnen an der Mauer, die den Garten von dem Gehöft der biſchöflichen Wohnung trennte, das Geräuſch wie von einer Schaufel oder einem Brecheiſen vernehmen. Es raſchelte etwas an der Mauer herab, das ſich an den Zweigen des nahen Baumes hielt, und ſo eine Zeitlang ſchwebte. „Seid Ihr es, fromme Kloſterfrau?" flüſterte eine bekannte Stimme.

„Bruder Raoul!“ ſchrie Antoinette vor Freude auf und ſprang dem Verwegenen entgegen, der oben an den Zweigen, die faſt bis zur Erde reichten, hinabglitt. Sie erfaßte den Knaben an der Schulter, und zog ihn aus dem Gebüſch zu Clementinen hin. „Ich fürchte, Du biſt ſehr ungehorſam, und man wird Dich die Luſt zum Klettern ſchwer büßen laſſen!“ ſagte die Kloſterfrau mit ſtrafendem Ernſt. Der Knabe verbeugte ſich ehrerbietig und küßte den Saum ihres dunklen Schleiers. „Der gewohnte Eingang iſt mir verboten,“ ſagte Raoul, „mein Pater Lehrmeiſter hat mir Arreſt gegeben, aber mit dem Fenſter iſt mir doch ein Loch offen gelaſſen, und in dem alten Mauerwerk habe ich mir einige Stiegen ausgehauen.“ Der Knabe ſprach das mit einer Art trotziger Gutmüthigkeit. „Du biſt doch ein verwegner Burſch,“ ſchalt die Nonne, „die Strafe wird Dir auf dem Fuße folgen, und ich werde darauf antragen, daß man ſie ſchärft.“

„Er hat gewiß ſeine lateiniſchen Pſalmen wieder nicht gelernt,“ zankte Antoinette, „und ich lerne die ſchönen heiligen Sachen doch ſo gern.“

„Ich werde es dem Biſchof ſchon ſelber ſagen, warum mich der Pater Lehrmeiſter eingeſperrt,“ murrte Raoul. „Ich fürchte die Strafen nicht, und wäre auch nicht zum Fenſter hinaus auf die Gartenmauer geſtiegen, aber heute, heut’ iſt Mutter Giovannens Todestag.“

„Heute?“ ſagte Antoinette, „ach ich dachte nicht daran.“

„Heut’ vor einem Jahre,“ verſicherte Raoul, „ſtarb die Mutter und der Biſchof nahm uns damals zu ſich in ſein Haus. Wenn ich denn hier einmal ſoviel beten ſoll, mehr als ich kann und mag, ſo will ich wenigſtens auch auf meine Art beten. Die todte Mutter liegt mir mehr am Herzen, als alle die heiligen Patres St. Baldrian, Hieronymus und Auguſtin, auf die ſie ſoviel geben. Wenn ſie nicht die heilige Muſik machten, es wäre nicht auszuhalten im Dienſt. Aber wenn die Orgel brauſt, wenn die Flöten und Geigen tönen, da wird’s einem heilig zu Muth, und man macht dann das andere ſo mit.“

Antoinette hielt den Knaben an der Hand, und lehnte ihren Kopf an ſeine Bruſt, Raoul drückte ſeine heiße Wange auf ihren Scheitel. So ſtanden ſie eine Weile, und als der Mond aus der verhüllenden Wolke trat, glänzte das ſchöne bleiche Geſicht der Nonne über den Kindern.

„Nun kommt, ehrwürdige Frau," ſagte Raoul, „und begleitet uns bis zum Grabhügel der Mutter. Ich will nur ein kleines Paternoſter beten, wenns nicht mehr iſt, dann geh' ich wieder nach Hauſe; morgen will ich dem Herrn Biſchof alles geſtehen; er mag mich ſtrafen, aber ich weiß es, böſe iſt er mir doch nicht."

Clementine folgte den Kindern durch den dunklen Laubgang hinunter. Am Ende deſſelben in einem Winkelplatz des Gartens war der Hügel, wo Giovanna, die ehemalige Aebtiſſin der Nonnen von der Heimſuchung, ruhte. Der Biſchof hatte unter dem Vorwande, eine Verwandte von ihm aus Savoyen wünſche dort ihre Stätte zu finden, dem Kloſter den Platz abgekauft, und ſo hatte niemand Einſpruch gethan, niemand wußte darum, daß hier die Gebeine einer abtrünnigen Nonne ruhten. Clementine kniete zwiſchen den Kindern auf dem Raſen hin, und betete laut, Raoul und Antoinette ſprachen die Worte nach.

„Nun iſt's gut," ſagte Raoul, „nun laß ich wieder alles über mich ergehen, man ſoll mir nur nicht wehren, wenn ich Gutes im Sinne habe."

„Wenn Du nur hübſch fromm ſein und die lateiniſchen Geſänge lernen wollteſt!" ſprach Antoinette, als ſie den Hügel verließen.

„Ach, es iſt nicht darum," erwiederte der Knabe." Mein Pater Lehrmeiſter iſt ein recht ehrwürdiger hochgelahrter Mann, und ich laſſe mir die vielen Heiligenſagen und Legenden gern gefallen, manche ſind auch recht ſchön, aber mit dem heiligen Aloyſius ſoll er mir nicht wiederkommen, ſonſt ſchlag' ich ihn wieder ins Geſicht."

„Wie?" rief Antoinette, und die Kloſterfrau ſuchte nach Worten.

„Denkt nur, ehrwürdige fromme Nonne!" ſagte der Knabe und eine zornige Röthe ſtieg in ſeine Wangen," der Pater Schulmeiſter behauptet, man müſſe, wenn man vor Gott unſträflich ſein wolle, alle Welder von Grund aus haſſen, denn ſie hätten ſeit Anfang der Welt immer mit der Schlange des Böſen im Einverſtändniß gehandelt, und die Männer zur Sünde gereizt. Nun gut, der Mann hat ſeine heiligen Gründe, und wenn ich die Eva im Paradieſe bedenke, ſo hat er ſogar recht. Aber da erzählt er mir vom Sanct Aloyſius, und rühmt an ihm, er habe es in ſeinem Abſcheu gegen das Geſchlecht der Weiber ſo weit gebracht, daß er als junger Menſch nicht einmal ſeine Mutter je angeſehen."

„Die fromme Einfalt des Heiligen ging wirklich ſo weit," ſagte die Nonne.

„Pfui Ew. Ehrwürden, ſagte ich zum Pater," fuhr Raoul in ſeinem Eifer fort, „das thut kein rechtſchaffenes Kind, ein ehrlicher Junge hat ſeine Mutter lieb, und läßt ſich darauf todt ſchlagen. Und wie ich ſo mit der Hand aushole, um ihm das kräftig zu ſagen, — mein Pater und ich, wir ſitzen uns an dem ſchmalen Tiſchchen dicht gegenüber — fahre ich mit der Fingerſpitze an ſeine Stirn, denn er hat eine ſehr dicke breite Stirn, in der er alle die heiligen Legenden und Wundergeſchichten herum trägt. Da ſtand der große Pater auf, und eine dunkle Röthe lief ihm wie eine Brühe über das corpulente Geſicht. Mi fili, ſagte er — denn man muß wiſſen, daß wir Latein reden — mi fili, me tetigisti, das heißt denn zugleich, Du haſt mich berührt, und haſt mich geſchlagen. Geſchlagen hab' ich nicht, ſagte ich, aber wenn mir einer meine Mutter abdisputirt, ſo könnte ich ſchlagen. Satis est! ſagte der Pater und gab mir drei Tage Zellenzwang. Ach, liebe fromme ehrwürdige Frau! Zellenzwang iſt ſo gut wie Höllenzwang. Aber ich hätt' es abgeſeſſen, ſtill und ruhig, that mir doch ſogar der Pater Lehrmeiſter leid. Nun aber iſt heute Mutter Giovannens Todestag. Da litt es mich denn nicht in meiner Kammer. Ich hatte mir ſchon geſtern, als ich ſo im Fenſter lag, und das Veni sancto spiritus zum nächſten Kirchfeſt auswendig lernte, mit meinen Augen daß Maaß genommen von meinem Fenſterbret bis zur Mauer. Die alte Mauer hat ſo einen Vorſprung, wo die Schwalben niſten. Wenn ich doch eine Schwalbe wäre! dachte ich heut' Abend und ſetzte den Fuß auf den Vorſprung nur zum Spaß, und ſo bin ich denn in den Biſchofshof und von dort hier über die Mauer gekommen, nur zum Spaß, — oder nein, doch zum Ernſt, denn ich wollte den Grabhügel meiner Mutter küſſen."

Die ſanfte Kloſterfrau fand nicht die rechten Worte, um dem ungehorſamen Waghals mit ſtrafender Rede zu begegnen. Raoul war nicht mehr Kind genug, um ſeine dreiſten Harmloſigkeiten leicht anzuſehen; es hatte ſich in dem frühreifen Sinne des Knabenjünglings ſchon viel Widerſpruch feſtgeſetzt.

Nun, ich ſehe wohl," ſagte Raoul, „daß Ihr mir auch nicht mehr gram ſeid, und ſo will ich nur zum Biſchof gehen und mich angeben. Seht einmal, ich bin jetzt ganz frei und ich brauchte in meine Zelle und in all' den lateiniſch frommen Plunder gar nicht wieder hineinzuſteigen; drüben hinter der Gartenmauer ſteht mein Hund, der treue Cato, der kennt den Weg, ich könnte mit ihm in die Berge der Provence wandern, dort fände ich gewiß den Jgrotot oder ſonſt einen Redlichen, der ſich meiner annimmt. Jch könnte in die weite Welt laufen; iſt doch auch mein Vater fortgegangen in alle Welt, Niemand weiß wohin: aber ich will nicht, ich will wieder in meinen Käfig kriechen, und ſehen, wie ich mit meinem Pater fertig werde. Gute Nacht, Antoinette, ich will fromm und ordentlich ſein. Sei nur ruhig, Schweſter, ich will ja recht gern Latein lernen und ein Mönch werden, denn Du — Du wirſt doch nun einmal eine Nonne!"

Das Mädchen lag an ſeinem Halſe. „Sei nur gut Raoul," ſagte ſie endlich, „ſonſt bin ich allezeit betrübt." Er drückte ihr die Hand, küßte der Kloſterfrau den Saum des Schleiers und ging. Er hatte in die Mauer eine Stiege gehauen, und faßte leicht darin Fuß, indem er ſich an den Zweigen des Baumes wieder hinauf ſchwang. Clementine hatte im Augenblicke kein beſtimmtes Bewußtſein über ihre Gefühle; ſie nahm Antoinetten bei der Hand und machte ſich auf den Weg nach dem Hauſe. Das Kloſterglöckchen, das die Nacht einläutete, erſcholl durch den Garten wie die heiſere Stimme eines müden Lammes. Sie gingen dem Tone nach. Mitten in der Allee wandten ſie ſich noch einmal um: da ſtand Raoul oben auf der Mauer, der Mond beleuchtete ihn, ſeine ganze Geſtalt ſchwebte wie in einem Meere von Licht und Silberglanz.

Als Raoul auf der andern Seite der Mauer die Sproſſen der Leiter hinunterſtieg, zeigte der Hund, der Wache hielt, eine widergewöhnliche Unruhe; er lief ſchnaubend bis zur Ecke, und kam mit Geberden der Beſorgniß zurück. Raoul achtete nicht ſonderlich darauf. Er ſchob die Leiter auf den Boden, hüllte ſich in den Chormantel, den er abgeworfen, um nicht beim Steigen behindert zu ſein, und machte ſich auf den Rückweg. Es war Niemand auf dem Hofe zu erblicken, in dem Schatten an den Gebäuden entlang konnte er unerkannt fortſchleichen. Als er um die Ecke bog, drängte ſich plötzlich ein Fremder an ihn. Der Hund fuhr in die Höhe und in die Kleider des Mannes; nur mit Mühe konnte Raoul ihn beſchwichtigen. „Um Gott! was habt Ihr für eine ſchlimme Beſtie zum Begleiter und Helfershelfer bei Euren Aventuren!" ſagte der Erſchrockne. Es war eine lange hohe Geſtalt in brauner Mönchskutte, der Kopffang fiel zurück, als er vor dem Angriffe des Hundes zur Seite ſprang, und entblößte das geſchorne Haupt, das nur ein ſchmaler Kranz von dünnen grauen Haaren umgab. Raoul nahm ſich feſt in ſeinen Mantel und ſchwieg. „Haltet nur Euren Packan," ſagte der Unbekannte, „ich habe ja nichts wider Euch und Eure Mondſcheinwanderung im Sinne, lieber junger Novizenbruder."

„Ihr haltet mich für einen Novizen der Barfüßer?" brummte Raoul; der zottige Cato ließ ſich ſtill bedeuten.

„Ich müßte ja den Chermantel nicht kennen," ſagte der Mönch mit zudringlicher Freundlichkeit. „Ich bin hier herum bekannt genug und auf die Hoſtie wollt' ich ſchwören, Ihr ſeid einer von den friſchen Neulingen im Barfüßerkloſter, deren heißes Jugendblut noch aus der Kutte herausſpringt, und bei Nachtzeit, wenn der Mond ſo lockend wie ein Mädchengeſicht in die

Zelle guckt, ſich nicht bändigen läßt in den engen vier Mauern. Ja, ja! das iſt nun ſo der Lauf der Welt, oder vielmehr der Lauf des Blutes! Ihr habt doch wohl von dem alten Bettelmönch aus Schwaben gehört? Sie haben mich hier wieder ausgeſtoßen und mir Nachtquartier verweigert. Da ſchleich' ich denn ſo den Hof entlang und ſehe die Leiter und den Hund als Wache davor.“

„Haha! denke ich, auch ein frommer Zeiſig, der den Tag über Betens genug gehabt, und nun ſeinem Plaiſir nachläuft, denn der Menſch, ſo Gott weiß, iſt nicht aus eitel Beten gemacht, er iſt Seel' und Leib mit ſammen, und wo das Reis jung iſt, ſpringt Saft hervor, und treibt ſeine Augen. Das iſt der Lauf der Welt, oder vielmehr der Lauf der friſchen Jugend! Na, Gott beſſer's! Aber er beſſert es nicht, und hat den Leib uns mit auf den Erdenweg gegeben. Die Seele ſitzt mitten inne, weiß der Himmel wo, ſie ſitzt und ſummt ihr frommes Lied und träumt ſich in den Schooß der lieben Engelein hinein, aber der Körper, der Körper will auch ſein Recht, er hat ſeine Gliedmaßen, die regen ſich nach allen Seiten, und wer ihnen ihr Recht ſtreitig macht, dem ſpielen ſie den ärgſten Poſſen. Glaubt mirs, junger angehender Bruder im Herrn, die da ſo ſcheinheilig thun, als wären ſie eitel Geiſtigkeit und pure Seele, das ſind die ſchlimmſten. Ich hab's erlebt, ich bin alt, und war jung, ſchrecklich jung! Ich hab' mich caſteit bis aufs Blut, ich ſchwang die Geißel Nachts und Tages, ich flagellirte mir den Nacken, wie nur einer, wenn der Teufel ſich in mir regte, aber er läßt ſich mit Geißelhieben und Knutenſtreichen nicht austreiben. Glaube mir, guter Novizenjüngling, die ſich am ſtärkſten caſteien und mit Cilicien und Härengewand ſich den Leib blutig jucken, die haben an dem Teufel ihr liebſtes Plaiſir; in dieſen wunden Schauern der Frömmigkeit regt ſich zugleich ein ganz bedeutender Kitzel der ſinnlichen Luſt, und während ſie den Böſen in ſich todt ſchlagen wollen, treiben ſie ihn mit Peitſchenhieben erſt recht zum Vorſchein. Geht, geht, junges Blut, und denkt an mich, wenn Ihr Euch geißelt und wunder wie fromm dünkt! Sie nennen mich den tollen Kilian Maurus. Lieber

Gott, ich bin ein armer Bettelmönch und gehe auch mit meinem Verſtande betteln, wohl wahr! aber das ſag' ich Euch, Ihr ſeid nicht heiliger und ſündenfreier, wenn Ihr in der Zelle auf den Knieen liegt, als wenn Ihr über die Mauer in den Garten ſteigt und mit einem hübſchen Nönnlein ſcharmuzieret. Es ſteigen Euch an einſamer Stätte nicht weniger ſchwüle Gedanken zu Kopfe, deren man nicht Herr wird, als wenn Ihr einem gottvergnügten Weiblein in die Wangen kneipt, und gar artig ſchmunzelt: ei, ei, wie fein, mein Schätzelein! Das iſt ſo der Lauf der Welt, der Natur wollt' ich ſagen. Habt doch auch wohl von der Ketzerei des Calvinismus und des Lutherthums gehört. Es mögen tolle Chriſten ſein, meinethalben, ich weiß es nicht, aber der Auguſtiner Martin Luther, der den Zeter angeſtiftet, muß ein braver Kerl geweſen ſein, der ſich auf den Lauf der Natur verſtand. Gott's Wunder! daß er den ganzen Plunder wie kalt Eiſen zuſammen hieb, das war nicht gut, das war nicht fein, aber daß er ein Weiblein nehmen und freien that, daran that er ganz recht; ich ſage, es iſt der Lauf der Natur. Ich für mein Theil wär' nicht toll geworden, hätt' ich von früh auf ein Weib gehabt, geherzt und geküßt und mich nicht mit dem Teufel in mir herumgezankt auf allerlei Manier. Ich ſage Dir, junger Menſch, es iſt ſchade, daß der Martin Luther ſonſt ein Ketzer war, denn was den Punkt betrifft, daß er Hochzeit machte, dafür ſegne ihn Gott, und alle Heiligen ſeien dort oben im Fegfeuer ihm gnädig! Und nun geh' zu Bett, guter angehender Kloſterbruder, und vergiß, was ich ſagte, ich bin ja nur der tolle Kilian Maurus, weiter nichts. — Wenn es aber noch Zeit iſt, wenn Du Dich noch retten kannſt, ſo fliehe, flieh' aus dem Kloſter, nimm die Beine in die Hand, mein Sohn, und reiß' aus, als wenn Du dem Teufel entliefeſt. Lauf, wohin Du willſt, werde, was Du willſt, ein Tagelöhner, ein Ackersmann, der im Schweiße ſeines Angeſichtes ſein Brot iſſet. Das iſt die rechte Demuth, die wahre Geißelung, das ächte Kreuzaufſichnehmen. Ueber Eure Bußübungen im Kloſter lacht der Teufel, denn er hat ſeine Freude daran und ſteckt mit Eurer Frömmigkeit unter Einer Decke. Geh' weg, guter Jüngling, ich kenne den Lauf der Welt und des Fleiſches!"

Raoul ſah den Redenden nicht ohne Verwunderung an. In den großen ungeſchlachten Geſichtszügen des deutſchen Mönches lag jene bornirte Gutmüthigkeit, die einen faſt rührenden Eindruck macht. Der Mann mit der breiten Stirn, dem hängenden Unterkinn und der ſchweren Lippe ſah aus wie einer, der für die Dummheit zu büßen hatte, ſei's nun für die eigne oder für die Dummheit der Welt. Die Dummheit iſt häufig nur eine unterdrückte Klugheit, eine Klugheit, die der Witz der Menſchen oder die Gewalt des Herkommens in ihr Gegentheil verkehrte. „Ach Gott!" ſagte Raoul, den das gutmüthige Auge des deutſchen Kloſterbruders rührte, „ſo ſeid Ihr wohl der arme Mönch aus Schwaben, den die Barfüßer den Teufelsſpuker nennen?" Er hatte von einem ſolchen ſelbſt im Hauſe des Biſchofs gehört, und die Scherze, die man auf deſſen Koſten machte, waren ihm nicht unbekannt. Die verwitterte Geſtalt des greiſen Mannes wanderte von Dorf zu Dorf, bei mitleidigen Landleuten ſchien er allein noch eine Aufnahme zu finden, in den Klöſtern nur da, wo man ihn zur Zielſcheibe des Spottes nahm; in Diöceſen, wo ſtrenge Disciplin herrſchte, wie im Sprengel des Biſchofs von Genf, gab man ihm ein Almoſen und ließ ihn weiterziehen.

„Teufelsſpuker!“, ſagte der Mönch und ſein lang herabhängendes Geſicht zog ſich lachend in die Breite. „Haha! Teufelsſpuker! weißt Du auch davon, junges Bürſchel? Ja wohl hab' ich den Teufel in mir eine Zeitlang mit Spuken und Zähneknirſchen verfolgt gehabt. Es ging, ſo lange es ging, ich kenne den Lauf der Natur! Es hat jeder den Teufel in ſich, jeder, ſage ich, jeder, es kommt nur darauf an, wie einer ihn austreibt; denn obſchon ein Religiöſer die Welt verlaſſen hat, iſt er doch um deswillen nicht weniger den Anfechtungen ausgeſetzt, als wenn er mitten in der Welt ſein Weſen treibt. Intra et extra muros peccatur! ſagt irgend ein ſchnöder Heide. Ich ſage, das iſt ſo der Lauf der Natur. — O daß ich ein Mönch werden mußte, verflucht! O daß ich ein Schwabe bin und etwas ſpät klug wurde! — Mit Flagelliren, das ſah ich nun wohl ſchon als Noviz bald ein, iſt dem Teufel nur erſt recht gedient, denn wenn ich mich bis aufs Blut geißelte, ſaß mir der Böſe erſt recht im Fleiſch und ſprang mir aus der Haut hervor wie ein Auerhahn mit rothglühenden Augen; Grauſamkeit und Wolluſt ſind Geſchwiſterkind. In den Legenden der Heiligen hatt' ich geleſen, daß Sanct Bernardin ſich mit einem Federmeſſer den Namen des Herrn Jeſu auf die Bruſt geſchnitten, und ſo vor aller Verſuchung ſicher blieb. Geſagt, gethan, ich ſchnitt mir ſogar mit einem coloſſalen Brotmeſſer den Namen des Herrn breit auf die Bruſt; allein der Teufel regte ſich in andern Gliedmaßen. Ich hätte mir alle Glieder in tauſend Granatbischen zerſchneiden müſſen, hätt' ich den Teufel allerwegen aus meinem Leibe austreiben wollen. Oft hatte ich ſelbſt am Altare mit dem Dämon zu kämpfen, denn er ſtand auf in mir und empörte ſich. Lieber Bruder Maurus! ſagte ich zu mir ſelbſt, Kilian Maurus, ich bitte Dich, ſei klug und tritt den Teufel in Dir mit Füßen. Ich trat mit den Füßen hart auf, ich ballte meine Fäuſte, ich ſchnitt Geſichter, nein! der Teufel ſtand auf und lachte niederträchtig, alle Beſchwörungsformeln blieben unnütz. So 'ging es mir und ſo geht es Allen. Allen armen Mönchlein lauert der Böſe auf, um ſie zu verſchlingen, ſelbſt an regulirten Orten. Er geht mit ihnen zur Betſtunde, und kann er da nichts weiter thun, ſo ſchläfert er ſie ein oder macht ihnen Langeweile. Er geht mit ihnen zur Recreation in die Spielſtunde und macht ihnen tauſend Faxen vor, damit ſie an der Sinnlichkeit ein Wohlgefallen haben; er geht mit ihnen ins Refectorium auf daß ſie mit fleiſchlicher Luſt eſſen und trinken und dem Leibe dienen. Selbſt ins Bußcapitel, wo er ſonſt zu weichen pflegt, weil hier das Fegefeuer iſt, in dem der Religiöſe ſeine Sünden beichtet und büßt, ſelbſt dahin begleitete er mich und lähmte meine Zunge alſo, daß ich verſtockt blieb und nichts zu beichten wußte, obſchon ich voller Sündenſchuld war. Am allermeiſten hat ein armer Mönch, der doch auch ein Menſchlein iſt, an den heiligen Feſttagen unſrer allerglückſeligſten Jungfrau Maria auszuſtehen. Das Brevier iſt an ſolchen Tagen voll ſüßer lockender Stellen aus dem hohen Liede

Salomonis, die Hymnen ſind luxuriös und machen Deine Phantaſie warm auf Koſten Deines verſtändigen Menſchen. Ich weiß nicht, was Du als Barfüßer-Noviz zu beten haſt in Deinem Kloſter; ich aber mußte alſo beten zur heiligen Jungfrau: Wie ſchön biſt Du, meine Geliebte! Deine Augen ſind wie die Augen der Tauben zwiſchen Deinen Haarlocken, Dein Haupthaar iſt wie eine Heerde Geißen, welche von Gilead glänzet! Deine Zähne ſind wie eine Heerde Schafe, die aus der Schwemme ſteigen! Deine Lippen ſind wie eine Schnur von Scharlach, Deine Wangen zwo Granatäpflein, Dein Hals iſt wie der elfenbeinerne Thurm Davids, Dein Buſen gleicht zween Rehböcklein, die auf Lilien hüpfen und weiden. O wie ſchön iſt Dein Wandel, Du güldne Sonnenuhr Gottes! Wie ſchön ſind die Gelenke Deiner Hüften, wie biſt Du ſo ſchlank, Du Königin des Roſenkranzes, wie duftet Dein Haar, wie blüht Deine Lippe, wie biſt Du allerwegen ſo koſtbar und perlenrein, Du Krone aller Jungfrauſchaften! — — Das iſt alles ſehr ſchön und koſtbarlich, mein Sohn, und wenn Du recht fromm und gottrein biſt, wirſt Du den geiſtigen Sinn dieſer myſtiſchen Geheimniſſe der Mutter Gottes fein richtig zu faſſen wiſſen, ſo wie ja auch das als ein tiefes Myſterium warm und heilig gehalten werden muß, wenn ſich Chriſtus den Bräutigam und die Kirche ſeine Braut nennt. Du kannſt Dich ſelbſt einen Bräutigam des Himmels dünken und wirſt dann die Gebete im Brevier nicht falſch deuten, aber, aber, ich kenne den Lauf der Natur, die Gefahren der Engelei ſind auch gar groß und ſchlimm, ich kenne die Menſchen, ich kenne den Teufel und ſeine Großmutter! Der Teufel verfolgte mich, ſelbſt wenn ich meine Gedanken bis in den dritten Himmel erhob, und rein verrückt, will ſagen, fortgerückt war aus aller Weltlichkeit. Jede Hora ſchließt mit einem Gebet, mit welchem alle während derſelben begangenen Gedankenſünden wieder weggebetet werden können; dieſe heiligende Kraft hat das Gebet durch einen päpſtlichen Ablaß erhalten. Ach, was hatte ich nicht wegzubeten am Schluß jeder Hora! Und wir Novizen und angehenden Kloſterbrüder, wir alle, wie wir da waren, junge Füllen und kräftige Burſche, wir hatten alle mit den Anfechtungen des Teufels zu kämpfen. Es war damals in Schwaben ein alter Pater im Kloſter, ein ſtockfrommer Kerl, der aber auch bei jenen Gebeten allemal den Böſen verſpürte und ſeine nichtsnutzige Gewalt. Dieſer pflegte durch Ausſpucken den Teufel zu vertreiben. Schon bei Annäherung des Geſanges zu jenem luxuriöſen Hymnus verzog ſich das Geſicht des Paters zu fürchterlichen Gewitterwolken, die ſich dann, ſobald die Eingeweide der Mutter Gottes im Gebet paradirten, blitzſchnell entluden in ein tobendes Keuchen und Spucken. Andere ſchwitzten fürchterlich und überwanden ſo in der Angſt der Seele die Anwandlung. Pater Hemmerling empfahl das Spucken. Haſt Du's verſucht, frommer Bruder, fragte er mich einſt nach überſtandener Hora. Nein, lieber Bruder, ſagte ich, ich ſpucke nicht, ich knirſche mit den Zähnen. Das hatte ſich mir bewährt, ich knirſchte mit den Zähnen und zermalmte ſo den Teufel. Pater Hemmerling blieb beim Spucken und ich nahm auch dazu meine Zuflucht, ſobald ich merkte, das Zähneknirſchen helfe nicht mehr allezeit. Das Spucken half wieder nur eine Weile, — ich kenne den Lauf der Natur! Als aber Pater Hemmerling an der Lungenſucht verſtarb, da ließ ich auch dieſe Manier, den Teufel zu vertreiben und von dato an ſpuckte ich nicht mehr, obſchon ſie mich noch lange den Teufelsſpucker nannten. Ich armer Kilian Maurus, ich wußte nun gar nicht mehr, womit ich den böſen Geiſt in mir bannen ſollte. Ich knirſchte nicht mehr, ich ſpuckte nicht mehr, viel weniger nahm ich meine Zuflucht zu Faſten, Geißelhieben, Cilicien und derlei Uebungen, die die Verſuchung nur vermehren. Ich war nicht mehr der Thor, zu glauben, ſo tödte man das Fleiſch. Seit Jahren hab' ich nun in Erfahrung gebracht, daß man auf andere Weiſe den Teufel los wird. Ich will Dir's im Geheimen vertrauen, junger Barfüßer, aber Du darfſt es nicht weiter ſagen. Auch wird das Weiterſagen überflüſſig ſein, denn — die Andern wiſſens lange ſchon. Wenn mich der Teufel zu etwas reizt, ſo thue ich alsbald, was ihm beliebt. Und wenn er mich reizte, hier die Mauer in die Höhe zu laufen, hihi! ſo thu' ich's, ich verſuch's, und wenn ich auch mit der Stirn nicht weiter käme, als bis an die Wand, ſo thu' ich dem Teufel doch ſeinen Gefallen und er läßt mich dann los. Der Teufel des Fleiſches iſt nicht anders zu bändigen, er will ſeinen Tribut, verſagt man ihm den kleinen, ſo nimmt er einen großen. Man muß ihn ſtellenweiſe gewähren laſſen, dann wird der Kampf alsbald unterdrückt. Ich ſchwitze nicht mehr, ich ſpucke nicht, ich knirſche nicht, ich keuche nicht in Gedanken voller Hölle auf und ab — ich folge dem Teufel gleich eine kleine Weile. Abſolution giebt's ja doch! Fiducit!"

Der alte Mönch lachte hell auf; durch ſeine ſchlaffen Züge fuhr die Tollheit wie ein unſichrer Blitz und zuckte über die ſchwere ſtumpfe Lippe und aus den herabhängenden Brauen hervor. Er ſprach ein abſcheuliches Franzöſiſch, das die Verworrenheit ſeiner Rede noch vermehrte. Raoul war erſchrocken zurückgetreten und ſtarrte ihm mit halboffnem Munde nach, als er jetzt ſeinen Stab in die Höhe ſchwang, ſeine Kapuzze über den Scheitel warf und lachend und höhnend mit einem alten deutſchen Volksliede, das er laut anſtimmte, davon zog.

Die heiſere Baßſtimme des Alten aus Schwaben verklang in der Ferne. „Armer wahnwitziger Greis!“ ſagte Raoul mitleidig und ging ſeines Weges. Das deutſche Lied, das Kilian Maurus nach einer corrumpirten Kirchenmelodie geſungen, ſchwirrte ihm wie ein unverſtandenes barbariſches Mährchen vor den Ohren; von dem, was der Alte geſprochen, blieb ihm nur das trübe Chaos verworrener Eindrücke übrig.

Cato hatte fromm zugehört und ließ ſich unter Liebkoſungen an die Kette legen. Einige Diener des Biſchofs gingen über den Hof, die den Knaben kannten und ihn gewähren ließen. Dann trat er ins Haus, die Treppe hinan; es war unmöglich, auf demſelben Wege die Mauer hinauf durchs Fenſter in die Zelle zurückzukehren. Auch ſchien er es nicht darauf anzulegen, ſich unbemerkt wieder einzuſtellen; er fürchtete weder die Begegnung des Pater Lehrmeiſters, noch des Biſchofs.

Die Zimmer des Prälaten ſtießen dicht an das ſeinige, das er noch verſchloſſen fand und in das er nicht füglich gelangen konnte, ohne jene zu berühren. Auf dem Corridor war Niemand; die wenige Bedienung, die der Biſchof für ſeine Perſon in Anſpruch nahm, war ſchon entlaſſen; der gelehrte Mann ſchien unter ſeinen Büchern allein, wie er die abendlichen Mußeſtunden zuzubringen pflegte. Raoul ſtand horchend an der Thür, durch deren Spalte das Licht glitzerte. Es regte ſich nichts und er öffnete leiſe.

In ſeinem Lehnſtuhl hinter dem Schreibtiſch ſaß die würdige Geſtalt des Greiſes ſtill zurückgelehnt. Der Schirm der Lampe, die vor ihm ſtand, legte ſeine Stirn in Schatten, die Hände lagen gefaltet über der Bruſt, auf welche ſich das ſchlafende Antlitz neigte. Vor ihm in der Mitte des Tiſches ſtand ein kleiner Heiligenſchrein, zierlich aus Holz geſchnitten, mit dem elfenbeinernen Bildniß der Jungfrau Maria. Aus der Oeffnung oben ſtieg der Dampf einer innerhalb der Kapſel brennenden Kerze von Myrrhen, die das Zimmer mit ſüßem Duft erfüllte. Um ihn her lagen ſchwere Quartanten aufgeſchlagen. Die Feder war ſeiner Hand entfallen, mitten im Schreiben hatte der Schlaf die müden Sinne bewältigt. So ſaß er da in der Fülle ſeiner Heiligkeit, bequem gebettet im Schooße des Friedens, und alle

Grazien der Unſchuld ſchwebten wie kindliche Geiſter um das freundliche Haupt des liebevollen Prieſters, der in Gedanken über das Heil der Kirche Gottes auf Erden entſchlummert war.

Franz von Sales ſchrieb an einem ſeiner vielgeleſenen Werke, welche der Intelligenz der damaligen katholiſchen Welt ſo großen Vorſchub gaben, Bücher, die bald in alle Sprachen übergingen, und die ſelbſt die Feinde der Mutterkirche, wie König Jacob der Erſte von England, bewunderten. Die Theilnahme, welche dieſer Fürſt den Schriften des Biſchofs von Genf ſchenkte, erregte bei ihm ſogar den Wunſch, den Autor kennen zu lernen, und Franz von Sales ſchien entſchloſſen zu ſein, als Miſſionär in England aufzutreten und den noch glimmenden Funken der katholiſchen Lehre dort wieder anzufachen. „O wer gibt mir Taubenflügel,“ rief er, „um mich nach jener Inſel hinüberzuſchwingen, die ehevor ſo fruchtbar an Heiligen war, und jetzt ſo tief in die Finſterniß des Irrthums verſenkt iſt!“ Nur der entſchiedene Gegenwille ſeines Landesfürſten, des Herzogs von Savoyen, konnte ihn abhalten, am

Hofe Jacobs zu erſcheinen. Mit Taubenflügeln glaubte er aber alle Finſterniſſe der geiſtigen Welt lichten zu können, und der Geiſt der Milde und Sanftmuth, der in ſeinen Schriften wie in ſeinen Worten und Werken herrſchte, war in der That geeignet, die ſchwankenden oder ſchon abgefallnen Gemüther für den Schooß ſeiner Kirche wieder zu gewinnen. Es war ſeine Philothea oder Anleitung zum andächtigen Leben, an welcher er arbeitete. In privater Veranlaſſung hatte er an eine weltliche Matrone Briefe geſchrieben, um ihr die Bahn eines gottgefälligen Lebens zu bezeichnen. Auf den Wunſch der Freunde ſtellte er nun dieſe zu einem Ganzen zuſammen, um mehr als dies eine Gemüth der Segnungen ſeiner milden Weisheit theilhaftig zu machen.

Er ſchrieb eben an dem Capitel von der Liebe. Der Athem des Schläfers ging tief und leiſe. Raoul ſtand neben ihm und betrachtete mit frommen Schauer die Züge des Greiſes. Dann bog er ſich vor ihm über den Tiſch und las die Sentenzen über die Liebe. Er hatte von ſeiner italieniſchen Mutter genug gelernt, um die Sprache, in welcher der Biſchof ſeine Bücher ſchrieb, zu verſtehen.

„Die Liebe iſt eine Obrigkeit, die ohne viel Geräuſch, ohne Häſcher und Diener, blos mittelſt eines gegenſeitigen Wohlgefallens ihre Kraft ausübt. Ein Leben ohne Liebe iſt ſchlimmer, als der Tod. Die Liebe iſt das erſte, ja ſogar der Urſprung aller Affecte, und dies deswegen, weil ſie zuerſt in das Herz und in den Mittelpunkt des Willens eindringt, wo ſie ihren Sitz hat. Ein von Natur weiches und ſanftes Herz wird um ſo leichter, ſüßer und gefälliger lieben, aber darum noch nicht dauerhafter und vollkommner. Im Gegentheil wird die Liebe, die unter den Dornen einer rauhen Gemüthsart aufkeimt, um ſo herzlicher und feuriger ſein.“

„Alles, was wir aus Liebe thun, iſt Liebe, ja ſelbſt der Tod iſt nichts als eine Liebe, die ſich hingibt. So von der Liebe Gottes erzeugt, weil er uns frei aus ſich entläßt und in die Welt hingibt, und wiederum einkehrend in die Heimath, nach der uns oft mitten im Geräuſch der Welt ein ſtilles geheimes Weh befällt, kommen wir gar nicht ab von der Liebe Gottes, die alles trägt und hält. Wer ſo die Liebe erkennt als den Athem, in dem die Welt bebt und ſchwankt, der ſucht ſie eifrig, und wer ſie eifrig ſucht, der findet ſie leicht, und wer ſie findet, der trinkt von der Quelle des ewigen Lebens.“

„Wir haben eine große Armuth an Liebe, und doch gehen wir ſo verſchwenderiſch mit ihr um, daß wir ſie auf eitle und vergängliche Dinge richten, gleich als ob wir einen Ueberfluß an Liebe hätten. Gott allein iſt das Weſen, das wir am höchſten lieben müſſen. Mag das Schiff was immer für eine Richtung nehmen oder von was immer für Winden getrieben werden, ſo iſt doch die Nadel im Compaß allezeit nach ihrem Pole gewendet. Auf ſelbe Weiſe, mag auch alles ſich um uns wirren und ſchwanken, ſoll die Spitze unſeres Herzens, unſer Geiſt, unſer höheres Begehrungsvermögen, welches unſer Compaß iſt, unaufhörlich nach der Liebe Gottes trachten. Ach, die Zunge des Herzens zittert und irrt, denn das Schiffchen des Lebens ſteht nie ſtille, aber die innere Sehnſucht nach dem Pole vermag ſie doch trotz aller Bebungen zu lenken.“

„Es iſt nicht ſträflich, eine Perſon, die uns gefällt, in Gott zu lieben, wenn wir ſie mehr wegen Gott, als weil ſie uns wohlgefällt, lieben. Aber ſie ſo zu lieben, iſt gar ſchwer, gleichwie es ſchwer iſt, ſich vor einen Spiegel zu ſtellen, ohne ſich ſelbſt darin zu ſehen, ſich zu ſehen, ohne ſich zu betrachten, ſich zu betrachten, ohne ein Wohlgefallen an ſich ſelber zu haben, welches macht, daß man des Spiegels vergißt, und nur auf ſich und ſein eigen Bild achtet.“

„Man muß ſehr auf ſeiner Hut ſein, um bei dieſen Freundſchaften und Gefühlen der Liebe nicht getäuſcht zu werden, um ſo viel mehr, wenn ſie unter was immer für Vorwänden zwiſchen Perſonen verſchiedenen Geſchlechtes gepflogen werden, weil hier der böſe Geiſt ſehr oft die Liebe verwechſelt. Wenn eine Biene ein Kind ſticht, ſo magſt Du immerhin zu ihm ſagen: Mein gutes Kind, die Biene, ſo Dich geſtochen, iſt eben jenes Thierchen, welches den Honig macht, der Dir ſo gut ſchmeckt. Das Kind wird erwiedern: Wohl wahr! ihr Honig ſchmeckt ſüß, aber ihr Stich verurſacht mir einen großen Schmerz, und ſo lange ihr Stachel in meiner Lippe haftet, hab' ich keine Ruhe. Gerade ſo iſt die Liebe, zwar eine Luſt und gar ſehr angenehm; ſo wie ſie aber den Stachel der Begier in unſerm Herzen zurück läßt, bleibt auch ein großer Schmerz zurück."

„Man ſieht ſelten ein Feuer ohne Rauch; nur das Feuer einer heiligen Liebe iſt rein. Sobald ſie ſich aber vermiſcht, wird ihre Flamme mit Rauch verſetzt, ſie brennt unruhig wie eine Seele voll Angſt und knechtiſcher Furcht, die alle Freiheit aufhebt. Der Edelſtein, die Smaragdmutter genannt, verliert allen Glanz, wenn ein Gift in der Nähe iſt."

„Das hat nun ein geiſtliches Leben vor dem weltlichen voraus, daß die ihm Geweihten ihre Liebe zu einer leiblichen Perſon leicht umſetzen in die Liebe zu einer heiligen, zu der wir beten können im Geiſt. Es iſt eine große Glückſeligkeit, dem Dienſte der Kirche anzugehören, einem Dinſte, der die menſchliche Natur in eine engelreine zu verwandeln wohl im Stande iſt. Denn ob uns ſchon die Welt anſicht, uns Prieſter, Mönche und Nonnen, ſo wiſſen wir doch alle unſere leiblich — weltlichen Neigungen in ihr geiſtiges Gegenſtück zu verklären, gleichwie ſich das Brot in den Leib, der Wein in das Blut des Herrn verwandelt.“

„Indem ich dies ſchreibe, zittert mir leiſe die Hand wie unwillig, dieſen Dienſt zu üben. Auch durch das Herz zieht es mir wie ein ſtill bebender Seufzerhauch. Ach! Hand und Herz ſind nicht ſo ſicher, als ſie der Geiſt wohl haben möchte. Wir ſind nicht ſo ſelig — ruhig, weil wir nicht ſo rein als wir ſollten und möchten. Wenn ich mein Leben überſchaue, ſo muß ich wohl der Güte Gottes gedenken, die mich geleitet hat ſo förderſam zum ewigen Heile. Aber ich war nicht, der ich bin, und ich bin nicht, der ich ſein ſollte. Die Schlakken der ſinnlichen Natur fallen nicht ſo leicht von uns.“ — —

Dieſer letzte Satz war mit zitterndem Federzug geſchrieben und wieder durchſtrichen, als tauge es nicht, der mißverſtehenden Welt dies Geheimniß einer vor ſich ſelbſt offenen Seele anzuvertrauen. Bis zu dieſem

Selbſtbekenntniß, das der Mittheilung wieder entzogen werden ſollte, war Franz von Sales in ſeiner Anleitung zum andächtigen Leben gekommen, dann war die Feder ſeiner Hand entfallen und ein ſanfter Schlaf bewältigte die müden Sinne.

Raoul hatte ſo angeſtrengt aufmerkſam geleſen, als ſei jedes Wort des Biſchofs auf ihn ſelbſt bezüglich. Er dachte, während er las, an die todte Mutter, und ſeine Liebe zu ihr erſchien ihm jetzt wie ein heiliges Gefühl. Antoinette, das liebe Mädchen, trat in Gedanken vor ihn, wie ſie den Kopf an ſeine Bruſt gelehnt, ihn bat, er ſolle nur gut und fromm ſein; ſo wolle ſie ihn lieben mit einer heiligen Liebe. Wie eine ungewiſſe aber mächtige Ahnung zog der Gedanke durch ſeine Seele, er könne Prieſter werden und Gott dienen, ohne dem drängenden Gefühle, das den Menſchen zum Menſchen führt, Sillſtand zu gebieten.

Wie er ſich aufrichtete, brannte in ſeinem dunkelbraunen Auge der dämmernde Strahl einer unbeſtimmten Freude; es war, als wäre der Knabe in ihm plötzlich zum Jüngling geworden, als wiſſe er jetzt zum erſten Mal um ſeine Gefühle, obſchon ſie noch dunkel in ihm wogten. In der ruhigen Miene des Biſchofs ſtand ein gütiges Lächeln, eine weisheitsvolle Milde, die der Stimmung Raouls ſehr wohlthat. Uebte dieſer Mann doch überall durch die ſanfte Würde ſeines Weſens eine ſtille, unbeſiegliche Gewalt. Wie Raouls Blicke auf ſeiner Miene hafteten, bewegten ſich die Züge des Schlafenden. Er ſchlug die Augen auf, er glaubte ſich allein. Von ihm ungeſehen kniete Raoul neben ihm, auf dem alten Quartanten, der am Boden lag, geſtützt, den Kopf an den Arm des Ruheſeſſels gelehnt. „War es mir doch," ſagte der Biſchof ſtill für ſich, „als wenn Jemand um mich wäre, als blickte ich aus dem Schlummer heraus durch die geſchloſſenen Wimpern in das Angeſicht meines Raoul. — Du lieber Zögling meiner Sorge! von einer Sterbenden als Verſöhnungspfand mit der Kirche Gottes mir anvertraut! Werden die raſchen Geiſter Deiner Jugend ſich auch wohl leicht und ohne trübſelige Verirrung zurecht finden in den Heiligungen, welche die Religion bietet? Wird die geſchäftige Regſamkeit Deines Blutes, wird der Muth und die Luſt des Lebens Dich nicht abführen von dem Ziel, auf das ich Dich ohne Umweg hinzuleiten wünſchte? Es iſt nicht leicht, dem innern Prozeſſe ſinnlicher Begier, den der Drang der Jugend in uns anhebt, ganz zu entgehen, nicht leicht zu ſiegen ohne Niederlagen erlebt zu haben, in denen man lernte, wie mächtig der Widerſacher iſt. Was hab' ich alles erſt niedergekämpft, eh' ſich der dunkle Drang der Natur, der mich in Liebe dahinriß zu einem Weſen gleicher Art, zu einer lichten Glorie verklärte, die mit allen ihren Flammen nur gen Himmel leuchtet! — Ruhe dem irdiſchen Menſchen in mir! Er iſt ſtill beigeſetzt wie auf einem Friedhof des Herrn. — Und Du, Du ſchönes treuloſes Weib meiner irdiſchen Jugend, wo magſt Du weilen und wo wandelt Dein Fuß? Wenn Du jetzt vor mich träteſt in der erſten Geſtalt Deines jugendlichen Weſens, ich würde Dich nicht mehr kennen in der Hülle Deines ſchönen Körpers, ich würde blind ſein für den Glanz Deines Auges, hätte keinen Sinn mehr für den Zauber, der mich damals umfing, als der Hauch Deines Mundes mich ſeltſam durchſchauerte und die Liebe, wie ein ſüßer Strom, durch mein Blut wogte. Ich würde lächeln, wenn Du jetzt zu mir kämeſt und mir geſtändeſt, es ſie der ſchwerſte Deiner Irrthümer geweſen, daß Du mich, der Dich liebte, verließeſt an der Hand des Leichtſinns. Ich würde mein greiſes Haar ſchütteln und mich lange beſinnen müſſen auf die Geſtalt Deiner Jugend. Siehe, ich bin alt geworden ohne Dich, Eugenie. Wer hätte das gedacht, als wir jung waren und uns liebten. Wer hätte das gedacht, als ich im Schmerz um Deine Treuloſigkeit mich in die Einſamkeit flüchtete und ſtill und ungeſehen, wie ein Grashalm im verborgnen Walde, hinſterben wollte, weil ich ohne Dich noch dazuſein für einen Tod, und den Tod, ſelbſt den freiwilligen, für den Anfang eines neuen heiligen Lebens hielt. Floh ich doch zu Gott, wenn ich ſeiner Welt, wo ich ſeine Spuren nicht mehr fand, eigenmächtig entſagte! So waren damals meine Gedanken in dunkler Stunde, als ich in den Bergwäldern Savoyens mit irrem Auge nach dem verborgenſten Abgrund ſuchte, wo mein Leben geheim verbluten ſollte. Tage lang war ich in der Wüſte umhergeirrt, und lag nun ſchmachtend am Abhang des Felſens, ungewiß, ob der Hunger oder der Sturz hinunter mich verzehren ſollten. Thau des Himmels, Roſe im Dornenkranz, Perle im Diadem der Gnade, heilige Mutter Gottes, da erſchienſt Du mir und ich ſah Deine leuchtende Geſtalt mitten in der Waldnacht meiner Seele. Ich ſah Dein blutendes Herz, das der Schmerz um die Sünden der Welt wie ein Schwert durchdrang. Ich ſah das rothe Herz im Roſenlicht verklärter Heiligkeit und die Blume von Nazareth ſchüttelte ihren Kelch, und ein Tropfen der Gnade fiel auf meine brennende Stirn. Mein ſchmachtendes Auge wandelte ſich in ein luſtberauſchtes, das eine ſüße Verzückung ergreift, und die Gnade durchrieſelte mich mit allen Schauern der entfeſſelten Liebe. Wie ein gemarterter Prometheus hatte ich am Felſen gehangen, und meine Kreatur ſah hinunter in den Schlund wie auf den dunklen Geier des Todes, aber der Geier des Todes, der nach meinem Herzen ſpähte, wandelte ſich in eine leichte Friedenstaube. Es war mir, als wären alle meine

Nervenfaſern über die Welt hingedehnt, als wäre die ganze Natur die Folter, auf der ich lag, als ſpannten ſich meine Sehnen immer weiter und weiter, das Herz ſollte zerſpringen: da ſchwebte eine zarte Hand aus den Wolken herunter und griff über die Faſern meines Leibes, und die weit ausgeſpannten Nerven bebten wie die Saiten eines Inſtrumentes, und mein ganzes Weſen tönte. Die Liebe Gottes war wie ein Rauſch der Sinne, über mich gekommen, leiſe, ſtill, geheim, ein ſüßes Rieſeln, eine heilige Wonne, und die Hand aus den Wolken war die Hand der gnadenreichen Mutter, ſie hatte ſich meiner erbarmt, und bereitete mir die Stunde der Verzückung für ein heiliges Leben. Was ein irdiſches Weib an mir verbrochen, ſühnte das Weib der himmliſchen Herrlichkeit, denn ihr Athem tilgte in heiliger Befriedigung mit einem Male alle irdiſche Begier, und ich war wie ein Bräutigam der benedeiten Jungfrau. So war ich dicht am Abgrund des Verderbens ein Verlobter des Himmels geworden und blieb von da an ſtill, ruhig, für ewig geſättigt in der Tiefe meiner Seele. Ich ſtand auf und verließ die Berge der Wildniß, zog in die Städte der Menſchen und predigte vom Heil der Gnade, das ich mir aus der Qual der irren Wünſche gewonnen hatte. Mein Wirken blieb nicht ohne Segen, ich predigte den Geiſt, der über mich gekommen war. Aber jene Stunde der Entzückung kam nicht wieder, ich war für immer auf das lange Leben hin geſättigt, die leiblichen und geiſtigen Pulſe wollten nie wieder den Einklang finden, jene waren todt und dieſe ſchlugen ruhig wie ein Uhrwerk, das, ein für allemal aufgezogen, keinen Willen mehr kennt. Nun bin ich alt geworden, bald ſteht der Pendel meines Lebens ſtille. — Und Du, Eugenie? Siehe, kann ich doch Deinen weltlichen Namen jetzt ausſprechen, ohne daß er meine Gedanken kreuzt. Ich ſage, ich kenne Dich nicht mehr, Weib meiner irdiſchen Liebe, die Zeit hat ſich mit ihrem Gewicht zwiſchen meine Jugend und mein Alter gedrängt; ſobald die Heiligung mich ergriffen, war das Andenken an Dich ausgelöſcht. Was willſt Du jetzt Dich in meine Träume drängen und die Geſtalt Deines Blüthenlebens dem unbewachten Geiſt vorſpiegeln! Oder biſt Du nun vollendet, biſt Du todt und blickſt aus den Gefilden der Seligkeit herein in mein bald gelöſtes Leben? Biſt Du geſühnt und geläutert? Denn Du erſcheinſt mir nicht ſo wie Du warſt! Dein Auge leuchtet mild und in der Zeit unſrer irdiſchen Liebe brannten Deine Blicke in dunkler Gluth. Ach, Du biſt wohl todt? Denn wie könnteſt Du mir lebend erſcheinen wollen! Wie ſchön, wie weit und groß iſt dein himmelblaues Gewand! Willſt Du mich einhüllen in den luftigen Mantel? Oh, oh! laß mich allein mit meinem Gott!“ —

Er ſchlief wieder feſt. Ein Traumbild ſchwebte vor ſeiner Seele, er hatte ſchon die letzten Worte im Schlummer geſprochen.

Raoul athmete auf. Mit geſchloſſenen Augen, den Kopf an die Lehne des Seſſels gepreßt, hatte er die Worte des Greiſes vernommen, der ſich die Märchenwelt ſeines innern Lebens aus der verſchloſſenen Bruſt hervorgerufen. Eine Märchenwelt birgt jeder im Schooße ſeiner Seele. In ihr liegt Deine ganze Wirklichkeit bedingt. Und wenn ſie der helle Tag verdrängte, ſo tritt ſie als Abendſchein noch einmal auf

Deine Wangen und knüpft das Ende Deines Lebens mit dem Anfang wunderbar zuſammen. Darum iſt es auch ſchön, Greis zu ſein, und den Reſt im Becher des Lebens auszuſchlürfen, um den Jugendtrank der erſten Gefühle noch einmal zu ſchmecken.

Raoul hätte ſich ſtill fortſchleichen können, aber er ſaß zu den Füßen des Greiſes wie gebannt, es war ihm, als ſei er durch ſeine Worte in die Myſterien des Lebens eingeweiht. Er hatte wenig Glauben gehabt für die Heiligengeſchichten, die ihm der Pater Lehrmeiſter erzählte, hier aber war er überzeugt, die heilige Jungfrau ſei dem Biſchof in der Waldnacht erſchienen. Das Bekenntniß einer ehemaligen weltlichen Liebe, das der unbewachten Lippe des Mannes entfloh, erſchien ihm kaum als auffällig, eher milderte es die Scheu, die der Knabe vor dem Prälaten bisher gefühlt. Endlich ſtand er auf, um ſich zu entfernen. Aber er mußte dem Greiſe die Hand küſſen, eh' er ſchied, es trieb ihn dazu eine ſtille Luſt der Dankbarkeit. Wie er ſich über ihn neigte, wachte der Schlafende auf. „Du hier?“ ſprach der Prälat nicht ohne

Befremden, obwohl er an die Nähe des Jünglings gewöhnt war. Raoul erröthete und küßte ſchweigend die Hand des Mannes. „Mich dünkt, Pater Anſelm habe Dir als Strafe auferlegt, das Zimmer zu hüten!“

„Weil er meine Liebe zur todten Mutter Giovanna tadelte, hab' ich ihm widerſprechen müſſen,“ ſagte Raoul verlegen. „Und als er mir docirte, die Natur des Weibes ſei die Schlange des Paradieſes, deren Athem man fliehen ſolle wie Peſthauch und Verderben fürchterlicher Art, hab' ich ſtreiten müſſen, und dem Pater ins Angeſicht geſagt, ich könne nicht an ſeine Lehre glauben. Den heiligen Aloyſius kann ich nicht preiſen, daß er das Gelübde that ſeine Mutter zu verachten. Meine Liebe zu Mutter und Schweſter will ich heilig halten mein Lebelang, — und weil heut' der Todestag der Mutter Giovanna war, ſtieg ich aus der Zelle hinunter und habe am Grabhügel im Kloſtergarten der Nonnen gebetet. Meine Mutter iſt doch immer meine Mutter, und Schweſter Antoinette iſt ein frommes Kind, frommer als viele ehrwürdige Väter und Brüder: warum ſollte ich ſie nicht lieben?“

Der Biſchof war aufgeſtanden, und ging mit weiten bedächtigen Schritten durch das Gemach. Raoul blickte ſtill zu Boden, die Farbe ſeiner Wangen wechſelte, je länger der Prälat in ſeinem Schweigen verharrte. Endlich trat er vor den kühnen Sprecher und ergriff ihn ſanft bei der Hand. „Du biſt nicht mehr jung genug, um fahrlos in Deinen kindlichen Gefühlen hinzuleben,“ nahm Franz von Sales das Wort; „Dein Sinn iſt ſchnellkräftig, mein Sohn, Dein Geiſt möchte, ſo ſcheint es, einer frühen Reiſe entgegeneilen. Bisher biſt Du in dem kleinen Dienſt der Kirche und in den Vorbereitungen zum geiſtlichen Leben geübt; es wird Zeit ſein, Dich allmälig weiter einzuführen in den Inhalt der Religion, deren dienſtliche Formen Du zum Theil kennen lernteſt; es wird nicht allzulange dauern und Du trittſt in den Stand, dem Du Dich widmeſt. Du willſt Geiſtlicher werden, ob Weltprieſter, oder Kloſtergenoſſe, das bleibe Deiner weiteren Entwicklung und Neigung vorbehalten, aber das geiſtliche Leben iſt Dein Beruf, dem Du nachzutrachten haſt, falls Du Deine Mutter liebſt und ihren Willen ehrſt. Sie hat Dich der Kirche Gottes gelebt und ihrem Schooße Dich anheim geſtellt; dieſer Wunſch der Sterbenden, der ihr den Tod erleichterte und ihren Hinübergang beſeligte, wirſt Du erfüllen als Sohn, als Menſch, als katholiſcher Chriſt. Wohl Dir, wenn Du Dich früh ſchon ohne Zweifel und Störniß weltlicher Art hingiebſt an die Heiligungen, welche die Kirche bietet, in jeder ihrer Satzungen liegt eine beſeligende Kraft des ewig geheimnißvollen Gottes, der ſich in Symbolen der ahnenden Welt verräth, offenbart und doch auch in ihnen ſich wieder verſchließt. Es genügt nicht, blos äußerlich Prieſter zu ſein, um die Geheimniſſe Gottes zu erfahren, ſondern wo die tiefſte Liebe, da iſt das tiefſte Verſtändniß. Wo Du forſcheſt mit prüfender Kraft des Geiſtes, da erforſcheſt Du nur Dich ſelbſt und den Umfang Deines eignen Weſens; nur wenn Du liebſt, breitet ſich der Schooß der Wahrheit allwärts um Dich auf, Du verſinkſt in ihr, und in dieſen Dämmerungen eines erſt jenſeits völlig erſchloſſenen Sonnenlebens werden Dir die Räthſel des Daſeins, die Hieroglyphen der Religion in eine trauliche Nähe rücken, Du wirſt Dich in ihnen ſicher wiſſen, ſelbſt wo Du ſie nicht ergründeſt und erſchöpfſt. Der Prieſter aber hat keine Liebe auf Erden, und wo ihn ſeine Neigung hinführt, da muß ſie ſich ihm verklären in ein geiſtiges Weſen. Das Weib aber in ſeiner Weltlichkeit nimmt Deine Sinne gefangen, und baut ſich ein Neſt für die Erdenwelt, macht Dich heimiſch auf der Scholle des Daſeins, und heißt Dich den Frieden erdwärts ſuchen, der für den denkenden Geiſt nur im Gedanken Gottes ruht. Das Weib haftet zumeiſt am Fleiſch; entſtand es doch ſecundär aus der Seite des Mannes. Darum der Fluch, der auf dem Weibe ruht von Eva an, der Fluch, der als Verführung und eitle Sinnenluſt durch alle Welt hin wirkt. Den erſten Sündenfall hat das Weib verſchuldet, darum wurde das Weib Jahrhunderte lang Sklavin des Mannes. In den orientaliſchen Sitten liegt es beſiegelt, daß das Weib in der Familie und allen Zuſtänden des Lebens eine leibliche Magd iſt, die zu nichts als zur Fortpflanzung des Geſchlechtes taugt. Aber dieſen Grundſtein des orientaliſchen Lebens hat das Chriſtenthum zerſtört, wir haben das Dogma von der göttlichen Mutterſchaft Mariens; in dieſem Geheimniß der Gnade iſt das Weib in ſeiner Anwartſchaft zur göttlichen Freiheit anerkannt und die Mutter der verlornen Kinder der Erdenwelt erſcheint als Königin der Engel. Die Urſünde war der Stolz und der Uebermuth der Kreatur. „Warum gab euch Gott dieſes Verbot? Wenn ihr von dieſer Frucht genießet, ſo werdet ihr wie Gott ſein und das Gute und Böſe erkennen!“ Hierin lag die Verkündigung der Myſterien des Todes, die der trügeriſche Engel der Finſterniß über das Geſchlecht verhängte. Und was Maria ſagte, als der Engel des Lichtes ihr die Botſchaft brachte, iſt die Verkündigung der Myſterien des Lebens. Auf den Abfall, zu dem der Stolz verführte, folgte der Act der Demuth: „Ich bin eine Magd des Herrn, mir geſchehe nach ſeinem Worte!“ So wurde, was von der irdiſchen Eva verbrochen war, durch die himmliſche Eva geſühnt. — Die Urſünde war auch die Luſt des Genießens. „Das Weib ſah, daß der Baum Früchte trug zum Genuſſe, ſchön für das Auge und ergötzlich zu ſehen, und es nahm von ſeiner Frucht!“ Das iſt der Reiz der Sinne, die Luſt des Leibes, den Geiſt ſich willig und unterthan zu machen. Und was die Luſt am Genuſſe verſchuldet, muß die Luſt am Leiden ſühnen; Maria, die leidende Liebe, ſühnt die üppige Luſt der Liebe in der lüſternen Eva. Das ſind die beiden großen Feſte unſerer Kirche, das Feſt Mariä-Verkündigung und das Feſt der ſchmerzhaften Jungfrau. O Calvin, nüchterner Prophet, wie konnteſt Du Dir das Chriſtenthum denken ohne Marien-Kultus!"

„Aber das Chriſtenthnm iſt damit noch nicht geſchloſſen, es iſt nicht blos eine Religion des Todes und der hingeſunkenen Schmerzen; es iſt auch eine Religion der Freude."

„Was iſt Religion überhaupt, mein Sohn? — Einigung des Menſchen mit Gott. Hat ſich der Geiſt Gottes der Kreatur erbarmt, und iſt herabgeſtiegen ins Fleiſch der Welt, um Fleiſch zu werden, ſo nennen wir dies die Sendung des Sohnes, die Incarnation Gottes. Iſt nun das geſchehen, ſiehe ſo hat ſich das nicht ohne Weihe, nicht ohne heiligende Wirkung auf das Fleiſch erwieſen, das Irdiſche hob ſich auf gen Himmel und erlebte ſeine Apotheoſe. Und dieſe Apotheoſe, dieſe Benedeiung, dieſe Aufrichtung der Erde zum Geiſt und ſeiner Seligkeit, feiern wir in der heiligen, reinen, unberührten Jungfrau und den Heiligen Allen, die der Welt entſagt, um in der Einkehr in ſich die Gemeinſchaft mit Gott zu finden. Das iſt die zweite Seite der Religion, ja aller Religionen, und dieſe zweite Seite, mein Sohn, iſt weſentlich der Sinn der katholiſchen Lehre. Daß blos der Gott vom Himmel gekommen, wäre unnütz, wenn der Erde verſagt geblieben, gen Himmel zu ſteigen. Der Sohn iſt der ins Fleiſch geſenkte Gott, Maria das gen Himmel geſtiegene Fleiſch der Welt, alle heiligen Männer und Jungfrauen ſind ihr Nachgefolge. War nun durch die neue geiſtige Eva, indem ſie das Schwert der Schmerzen in der blutenden Bruſt gefühlt, die alte leibliche Eva geſühnt, ſo folgte ja Verherrlichung auf all' die lange Schmach und wir feiern das Feſt Mariä-Himmelfahrt. Und jeder feiert es mit für ſich, in ſich, und wo die tiefſte Hingebung, da erfolgt die reinſte Himmelfahrt ſchon hienieden in der Tiefe des Gemüths.

Das Weib aber hat die größte Befähigung, die Schmerzen der Welt in ſich aufzunehmen und unter dem Herzen zu tragen. Der Mann ſoll die Wahrheit verſtehen und predigen, er ſoll ſie in Wort und That verkünden, die Frauen aber wirken in Liebe, Demuth und Geduld; darum hat Maria auch nicht das Wort des Herrn geoffenbart, ſondern unter dem Herzen getragen und geboren. Das iſt das Myſterium der heilig reinen Jungfrau, das iſt die keuſche Magie in unſerem Mariendienſt. Redet mir nicht vom Zauber des Kreuzes allein! Wenn ihr nicht das Weib bedenket, das ſich knieend an den Stamm ſchmiegte, ſo ſteht das Kreuz Chriſti öde und verlaſſen, ein verdorrendes Holz. Wenn aber Maria und die heiligen Weiber kommen und am Fuße knieen und ihre Thränen das Erdreich feuchten, dann wächſt und grünt das Kreuz wie ein Baum des Lebens, dann ſchlagen Knospen [illegible] den dürren Armen des Holzes, dann blüht und glänzt und duftet das Symbol des Chriſtenthums, und ſo vom köſtlichen Naß der thränenvollen Liebe befeuchtet, ſteht es da, eine Blume, die aus irdiſchem Boden hineinwächſt in die Ewigkeit. Als der Herr am Kreuze hing, war von den Männern Johannes allein da, er hatte am meiſten von der weiblichen Liebe und Hingebung im Herzen; alle ſeine Gefährten hatten ihn verlaſſen. Aber Maria war da mit der Schaar ihrer Lieben, um den letzten Seufzerhauch des Erlöſers aufzufangen. Das war der erſte Frauenverein, die erſte Kloſtergemeinſchaft der Weiber. Und Tauſende nach ihnen blieben unberührte Jungfrauen und thaten das Gelübde. Jene unzähligen Vereine von Frauen, die ſich der Linderung des menſchlichen Leidens widmen, jene vielen Geſellſchaften zur Aufopferung aller eignen Freuden und Süßigkeiten des irdiſchen Lebens, alle dieſe ſind Maria's geiſtliche Nachkommenſchaft. Wenn im Charfreitagshymus die Kirche am Grabe Jeſu ſpricht: O allerglorreichſte Jungfrau, ſei mir gnädig! — ſo iſt die größte Gnade, die wir erflehen: Laß mich mit Dir weinen! Das iſt der Wahlſpruch der Heldinnen des Chriſtenthums. Sie beraubten ſich alles irdiſchen Troſtes, um den an Troſt Armen mit göttlicher Liebe beizuſtehen, für die Unglücklichen zu beten, mit allen Leidenden mitzuleiden. Und wie Maria gen Himmel fuhr, ſo wird die betende Seele des Weibes im Momente der Erhörung ſchon hienieden verklärt, ein Glanz von Heiligkeit umſchwebt ihr Angeſicht, eine geiſtige Herrlichkeit bricht durch die Formen der leiblichen Geſtalt, das Myſterium der Apotheoſe beginnt für die Frauen ſchon hienieden. Und ſo hat auch die Poeſie der chriſtlichen Welt allezeit das Weib gefeiert und die Frauennatur hochgeprieſen, entweder in der Unſchuld ihres harmloſen Friedens, der uns wie ein Göttliches überſchleicht, oder in der Heiligkeit der Selbſtopferung, die am Weibe auch nichts anderes iſt, als natürlicher Drang des unbewußten Gefühls und gebundene Unſchuld der Seele. Man hat eine Geſchichte der katholiſchen Dogmen geſchrieben, man hätte lieber eine Geſchichte der katholiſchen Liebe, d. h. eine Geſchichte des Weibes ſchreiben ſollen. Ueberall ſchwebt eine geheimnißvolle Frauengeſtalt vor jeder neuen Epoche des Chriſtenthums, die Sehnſucht weckend, die Begierden verklärend, die Gemüther begeiſtigend. Als das Chriſtenthum aus den Katakomben aufſtieg, da reichte die Mutter Konſtantins Helena, der alten römiſchen Welt das wiedergefundene Kreuz, wie es ſpäter Klotilde auf die Wiege Frankreichs pflanzte. Die Kirche verdankt die ſchönſten Werke des heiligen Hieronymus der Gaſtfreiheit, die ihm die heilige Paula in ihrer ſtillen Einſiedlung gewährte, wo ſie eine chriſtliche Akademie von römiſchen Frauen errichtete. Der wahre Auguſtin wurde von Monika durch ihr Gebet geboren. Die heil. Hildegarde, die heil. Katharina von Siena, die heil. Thereſia bewahrten beſſer, als die meiſten Theologen ihrer Zeit, die Wahrheiten der geheimnißvollen Liebe, und was die Gemüther der Frauen in Schmerz und Luſt gefühlt und fühlen werden, iſt eine Fortſetzung der alten und ewig neuen Myſterien des tiefſten Lebens. Ewig gequält, ſelbſt im Rauſch der Hingebung verwundet, und doch ewig benedeit, ewig behaftet mit dem Fluch des Fleiſches, und doch ewig durch eine allmächtige Liebe geſühnt und die irdiſche Eva immerdar durch die himmliſche verklärend, das iſt das Loos der weiblichen Natur von nun an bis in alle Zeiten.“

Der Prälat ſchwieg. Eine heilige Wärme durch-

Bayeriſche Staatsbibliothek München

zitterte ſein ganzes Weſen und brach wie ein belebender Strom aus der ſanften Schwermuth ſeines dunklen Auges. „So und nicht anders,“ ſagte er ſchließlich, „haben wir vom Weibe zu denken. Willſt Du der Materie des Lebens, dem nutzloſen Wandel der Dinge dieſer Welt Dich anheimgeben, mein Sohn, wohl! ſo zieh’ hinaus, nimm ein Weib, ſei werkelthätig brav; aus der Hand des Herrn fällt niemand. Willſt Du aber das Leben im Ganzen und Großen auffaſſen, willſt Du die wunderbaren Wege Gottes im Geiſte wandeln, im Geiſt alles das genießen, was die Welt im Fleiſche und vereinzelt und dem Zufall preisgegeben findet, ſo ſtelle Dich auf eine heilige Warte und ſchau dem großen Daſein allwärts zu. Und dieſe heilige Warte iſt das Kloſter oder das Amt des Prieſters. Wenn es den Menſchen geboten iſt, ihr Leben zu leben, ſo iſt es dem Prieſter vergönnt, dem Leben zuzuſchauen, und aus allen wunderbaren Verſchlingungen und Seltſamkeiten des irdiſchen Wandels den Herrn herauszuerkennen, der ſich oft verkriecht und verheimlicht, und doch überall als das Unverwüſtliche aus allem Untergang ſich von neuem zur Erſcheinung bringt.“

Raoul war in ſtilles Sinnen aufgelöſt; wie eine Weihrauchwolke zog die Rede des Prieſters vor ſeiner Stirn vorüber, ihn einhüllend und bewältigend. So war er in den Seſſel zurückgelehnt und brütete vor ſich hin. Wie der Biſchof jetzt die Hand auf ſeinen Scheitel legte, blickte er wie aus Träumen auf. „Du biſt ſtill geworden, mein Sohn,“ ſagte der Biſchof mit milder Würde und fing die Blicke des Jünglings mit den ſeinigen auf. „Du biſt frei in Deinen Entſchlüſſen, ungebunden in Deinem Wollen und Wünſchen.“

„Wohl bin ich nicht mehr frei in meinem Willen,“ ſagte Raoul, „ſondern gar ſehr gebunden, gebunden in Liebe zu Euch, denn Ihr habt eine ſeltſame Gewalt über die Gemüther. Auch will ich mir das alles wohlweislich zu Herzen nehmen, was Ihr mir ſagtet, und Gott im Namen meiner Mutter bitten, daß er mich nach und nach ganz und gar theilhaftig mache aller jener wunderbaren Dinge ſeiner geheimnißvollen Religion. Zu meiner Mutter werde ich ja immer hinblikkert können, denn ſie iſt ein ſeliger Geiſt und die Liebe zu meiner Schweſter will ich trachten in ein ganz heiliges Gefühl umzuwandeln, das mit ihr ſelber gar nichts zu thun hat, ich will an mir arbeiten, daß ſich alle meine Gedanken an ſie umgeſtalten und ausſehen wie Gebete, an irgend eine Heilige, gleichviel welche, gerichtet. Iſt doch Antoinette meine Schweſter, und ſo wird doch meine Liebe zu ihr meiner Frömmigkeit nicht ſchaden.“

Der Prälat zog plötzlich ſeine Hand von ihm zurück, auf ſeine Stirn trat ein ungewöhnlicher Ernſt, für den die Lippen das Wort nicht zu finden ſchienen. Er trat an den Schrank, der im Winkel des Zimmers ſtand, und ſuchte unter Papieren und Briefen ein Blatt hervor. Er hatte es gefunden und ging wieder unſchlüſſig einige Male auf und ab. Dann blieb er vor Raoul ſtehen, der noch immer im Lehnſtuhl ſaß. „Du biſt im Irrthum mein Sohn,“ ſagte er nicht ohne Bewegung, „wenn Du wähnſt, daß ein ſo nahes Band des Blutes Dich an jenes Mädchen knüpfe; Antoinette iſt nicht Deine Schweſter.“

Raoul fuhr auf: „Nicht meine Schweſter?"

„Kennſt Du die Züge dieſer Hand, mein Sohn?"

„Meiner Mutter Handſchrift," ſagte Raoul, „der Brief, den ſie an Euch gerichtet, den ich Euch überbrachte!"

Der Biſchof entfaltete das Schreiben und hieß ihn leſen. Dieſer Tag ſollte nun einmal für Raoul von Bedeutung ſein und den Wandel ſeines Innern beſtimmen. Mit zitternder Haſt las er die Bekenntniſſe ſeiner Mutter, und ſo mußte er auch jene Worte finden, die auf ihn und Antoinetten bezüglich waren. „Ich habe die Kinder," hieß es in Giovannens Confeſſion, „wie die meinigen erzogen, obwohl nur Raoul der Sprößling meiner Ehe iſt. Antoinette iſt das Kind jener armen Verwandten, die mit mir das Kloſter verließ. Beide ſind in der Unſchuld des jungen Lebens, in dem harmloſen Nichtwiſſen von den Sünden der Welt, in den Bergen der Provence erwachſen, ſie lieben ſich wie Geſchwiſter, und ich habe die Eintracht ihrer kindlichen Gefühle nicht ſtören mögen. Antoinette weiß nichts anderes, als daß ſie Raouls Schweſter iſt; mag es ihr denn ein Geheimniß bleiben, daß ihre Mutter wieder den Schleier nahm und als eine Jungfrau des Himmels keinen Theil hat an dem Geſchick ihres irdiſchen Kindes. Die Liebe der beiden Pfleglinge meiner Sorge mag in der Liebe zu ihrem Gott erlöſchen, ich übergebe ſie dem, vor deſſen Richterſtuhl ich trete; es giebt kein anderes Heil hienieden als im Dienſt des Herrn."

Schweigend faltete Raoul den Brief der Mutter und gab ihn zurück. Die zitternde Haſt hatte einer ruhigen Kälte bei ihm Platz gemacht, ſeine Wange war ſehr bleich, als der Prälat ihn umarmte und einen Kuß auf ſeine Stirn drückte. „Die Wege des Herrn ſind wunderbar!" ſagte der Biſchof. Raoul blickte ihm ungläubig und doch gottergeben ins Auge. „So abgeſchnitten von allen Bezügen zur Welt," fuhr der Prieſter fort, „mußt Du nun erſt rechten Muth zum Leben faſſen, dann wird ſich alles in Dir lichten und geſtalten zum Heil Deiner Seele und der Kirche Gottes auf Erden. — Werde ich der Freund aller Deiner Gedanken bleiben?" ſetzte er mild hinzu. Aus

Raouls Auge ſtahl ſich eine Thräne, die er aber ſchnell bekämpfte. Er blieb ergeben und ſtill, der Schmerz lag hinter ſeiner blaſſen Wange gebannt. Er drückte dem väterlichen Freunde die Hand, küßte ſie, und wünſchte ihm eine gute Nacht, indem er ſich verbeugte und ging. Mit den Blicken der wärmſten Liebe gab ihm der Biſchof das Geleit bis zur Thür.

Als Raoul in ſein Zimmer trat, beleuchtete der Strahl des Mondes den kleinen engen Raum. Sein Schreibtiſch und die Wand voll Bücher ſtanden im lichten Glanz. Er ſetzte ſich ſtill hin und blieb eine Weile betäubt und ſtumm. Dann entlud ſich ſeine ganze Seele in einem heißen Thränenſtrom, deſſen fluthende Bewegung ihn wohlthätig durchſchüttelte. Sein Unglück hatte ihn überraſcht und faſt erſtarrt, und nun dauerte es lange, ehe ſich die ganze Gewalt ſeines Gefühls vom Herzen löſte. Als er beruhigt ſchien, kleidete er ſich aus und warf ſich auf ſein Lager. Ueber ſeinem Bette hing das hölzerne Bild der ſchmerzenreichen Jungfrau; der Mond warf ſein Licht auf die blaſſen Züge der Mutter Gottes. Raoul wollte zur

Heiligen beten, aber er fand keine Worte. Er ſchloß die Augen vor dem lichten Schein, und nun trat das Bild der Benedeiten erſt recht hell vor das Auge ſeines Geiſtes. Nun fand er Worte, die für ihn und ſeinen Zuſtand paßten und er bat mit flehender Stimme um Troſt. Aber je mehr er das Bild im Geiſte anſchaute, deſto mehr verwandelten ſich die Züge deſſelben, und Antoinettens Angeſicht blickte ihm hell, leidend, aber traut entgegen. Da hörte er auf zu beten, er wandte ſich um auf ſeinem Lager, und ein heißer Thränenſtrom brach ſich von neuem Bahn.

Seit einiger Zeit, ſo raunte man ſich in die Ohren, ging im Kloſtergarten der Nonnen allnächtlich ein Geiſt um. Man wollte ihn an verſchiedenen Orten geſehen haben, meiſtens jedoch in den abgelegenen Theilen des Parkes zwiſchen den hohen düſtern Ulmen und die Lindenallee hinauf; einige wollten ihn in näherer Verbindung mit den Zellen der Kloſterfrauen wiſſen, und ihn beobachtet haben, wie er an den Fenſtern vorüber und auf den Zinnen der Gebäude fortſchwebte. Es war in der Regel zwiſchen Mitternacht und der Frühmette, wo ſich die ſchwarzverhüllte Geſtalt zu zeigen pflegte. Aber die Glöcknerin behauptete, der Erſcheinung ſchon beim Beginn der Nacht begegnet zu ſein. Als ſie auf den kleinen Thurm geſtiegen, um die Glocke zu ziehen, ſei ſie vom Schreck gelähmt, denn ein furchtbares Antlitz blickte durch das runde Fenſter, wehrte ihr den Strang zu ziehen und fuhr mit einem Seufzerhauch von hinnen; ſo habe ſie die Nacht einzuläuten verſäumt, und auf den Stufen der Treppe eine Stunde lang wie gebannt gelegen. Die alte Pförtnerin, eine um ihre ſtrengbewachte tugendſame Reinheit ängſtlich beſorgte Jungfrau, ſchwur hoch und theuer, ihr werde der geſpenſtiſche Kobold nie zu nahe kommen; ſie verſtopfe ihr Schlüſſelloch allabends mit heiligem Werg, drei Kreuze, täglich friſch mit bloßen Füßen in den Sand geſcharrt, ſeien das beſte Mittel, um dem Böſen den Zugang zu vertreten. Der Gärtner allein leugnete etwas geſehen zu haben. Die Priorin hatte ihm befohlen, des Nachts mit dem Kloſterknecht im Park zu wachen, da aber beide die Furcht im Bette feſſelte, ſo durften ſie des Morgens dreiſt behaupten, ſie hätten nichts geſehen. Als man aber die Blumen auf dem Grabhügel der fremden Frau, die der Biſchof beerdigen ließ, allmorgens befeuchtet und gepflegt fand, konnte ſelbſt der Gärtner nicht mehr den Geiſt ableugnen. Auch wollte man jedesmal hinter dem Grabe die dunkle Geſtalt aus dem Erdreich aufſteigen ſehen, und der Glaube fand Nahrung, es ſei die Seele der Unbekannten, die in der Angſt der Sündenſchuld keine Ruhe habe. Dazu kam das Gerücht, es ſei eine Ketzerin, die dort ſchlummere, und man war allgemein überzeugt, es ſei der gequälte Geiſt der Unglücklichen, der ſeinen Umgang hielt. Eine Zeitlang hatte der Argwohn der ſtrengen Priorin die fromme Schweſter Clementine mit der Erſcheinung als einer durchaus leiblichen und weltlichen in Zuſammenhang bringen wollen, wußte man doch, daß Clementine weltliche Schmerzen im Innern trug, und früher an dem Hügel der Unbekannten oft verweilte. Aber der Priorin ſelbſt erſchien der Geiſt in einer Nacht, als der Mond in ihr Zimmer blickte. Eine ſchwarze rieſige Geſtalt mit dunkelrothen Augen fuhr an den klirrenden Scheiben ihres Fenſters auf, und als die Dienerinnen auf das Geſchrei herbei eilten, fanden ſie die geſtrenge Herrin winſelnd und halbtodt unter dem Betttuch. Von nun an zitterte alles vor der Erſcheinung der ſchwarzen Unbekannten, und man war überzeugt, die Geſtorbene, deren Kind im Kloſter erzogen wurde, ſei der böſe Geiſt der Ketzerin, der ſein Eigenthum vom Kloſter zurückfordere. Somit erklärte ſich denn auch das naive Heidenthum in dem Kloſterzögling, und Antoinette wurde ſeitdem der Gegenſtand einer ganz beſondern frommen Obhut. Die Priorin nahm die Gelegenheit wahr, der ihr verhaßten Clementine den Wirkungskreis, den dieſe als Lehrerin der Novizen hatte, zu ſchmälern; Antoinette ward anderer Leitung übergeben, und eine alte Laienſchweſter aus Genua, eine erzfromme Seele, die ſeit Kurzem erſt im Kloſter der Heimſuchung wohnte, erhielt die ſpecielle Aufſicht über das junge Mädchen, das nun bald das Noviziat antreten ſollte.

Es war ſpät Abends, als Antoinette in Geſellſchaft ihrer Aufſeherin, der alten Urſula, in ihrer Zelle ſaß. Seit jenem Abend, wo Raoul ſo unberufen im Kloſtergarten erſchien, war eine geraume Zeit verſtrichen, man hatte ihr ſeitdem übel und hart begegnet, mit der ſanften Clementine, die ſie ihre Tante genannt, war ihr aller freundliche Zuſpruch, aller Troſt, alle Liebe genommen; an die geſchwätzige Urſula war ſie Tag und Nacht gebannt, und obwohl es die Alte ſehr gut mit ihr meinte, hing Antoinette doch mit trauernder Seele an der milden liebreichen Lehrerin, die ſie überall ſchmerzlich vermißte, die ihr Mutter und Alles geweſen war, die ſie wie eine Heilige verehrte und jetzt nur ſchweigend in der Vesper und bei Tiſch im Refectorium begrüßen durfte. Sie ſaß und nähte mit der Alten an einem Purificatorium, wie man das heilige Wiſchtuch nannte, womit der Prieſter den Kelch am Altar ſäubert. Die Schweſtern der Heimſuchung arbeiteten dergleichen für arme Dorfkirchen in der Umgegend, und Antoinette ward früh angehalten zu allen Dienſten ſo frommer Art. Ihre halb geiſtliche Kleidung verrieth auch ſchon den nahen Eintritt in das Naviziat. Sie trug ein Habit von Serge, noch ohne die langen Aermel der ordinirten Bräute des Himmels, aber doch von demſelben Stoffe; der Wimpel, das weiße leinene Vortuch, bedeckte Bruſt und Schultern, auch die Binde, welche die jugendliche Stirn und das braune Haar, dieſe Locken von weltlicher Schönheit, verhüllte, mußte ſie ſchon von Zeit zu Zeit anlegen, um ſich in allem an klöſterliche Zucht zu gewöhnen. Die alte Urſula war vom Orden der genueſiſchen Annonciaden, das verſchoſſene blaue Unterkleid mit dem weißen Weihel darüber, war der Ueberreſt ihrer ehemaligen Ordenstracht, die ſie mit den Kleidern der Nonnen von der Heimſuchung noch nicht vertauſcht hatte. In dem engen Zimmer ſah es dürftig genug aus. Außer den beiden Stühlen, dem kleinen Tiſche mit der Lampe, vor der ſie ſaßen, dem Bett im Winkel und dem Betſtuhl an der Wand mit dem Krucifix und zwei papiernen Heiligenbildern, ſuchte das Auge vergebens nach einem Gegenſtande. Die grauen Mauern waren eintönig fahl, wie die ganze Lebensordnung der geiſtlichen Frauen. Antoinette arbeitete fleißig, den Kopf über das Nähzeug gebückt, ihre Wange war blaß, ihr Auge matt und verſchüchtert.

„Sie ſagen, es ſei der Geiſt Deiner Mutter, mein Kind, der im Kloſter umgeht," ſprach die Alte, „ſie hat irgend noch was zu büßen auf der Erde, darum iſt ihr die Ruhe im Grabe verſagt. Ach, Du mußt ſehr fromm und heilig werden, Antoinette, ſchon um der todten Mutter willen, denn die ſchwarze Unbekannte kann niemand anders ſein als Deine Mutter, die wohl nicht im vollen Frieden entſchlafen iſt. Aber je mehr Du beteſt und reines Herzens biſt, je mehr wird der irre Geiſt beſchwichtigt und erlöſt."

„Ich bete wie ich kann, und bin mir keiner Schuld bewußt," ſagte Antoinette. In dem Blick, den ſie auf die Alte richtete, lag bei aller Demuth eine entſchloſſene Feſtigkeit der Seele. „Wenn es meine Mutter iſt, die in ihrem Grabe nicht ſchlummern kann, ſo wird ſie mir wohl auch erſcheinen, und mich thun heißen, was zu ihrem Frieden dienlich." Sie ließ das Nähzeug fallen und blickte ſtarr zu Boden. „Ob ich die Priorin bitte, mich die Nacht im Kloſtergarten wachen zu laſſen? Ich könnte auf dem Grabe knieen und beten, das würde den Geiſt, wenn er ein guter iſt, zu mir locken, und wenn er ein böſer iſt, ihn bannen.“

„Frevle nicht, Kind!“ ſagte Urſula, und ſah ihr furchtſam drohend ins Auge. Es war Antoinetten auch nicht völlig Ernſt mit ihrem Entſchluß, ihr Gemüth war nicht unberührt geblieben von der Geiſterſcheu, die das ganze Kloſter jetzt erfüllte.

„Laß uns von heiligen Dingen ſprechen,“ ſagte die Alte, „das hält den Böſen von uns ab. Die Pförtnerin erzählte heut, die ſchwarze Geſtalt habe letzte Nacht mit Gewalt durch ihr Schlüſſelloch gewollt, das heilige Jungfernwachs, das ſie vorgeklebt, ſei von dem heißen Gifthauch des böſen Geiſtes geſchmolzen, aber ſie hätte zum Glück noch Zeit genug gehabt, den untern Stiel ihres Krucifixes in das Schlüſſelloch zu ſtecken; ſo habe ſie den böſen Geiſt von ihrem Leibe noch für diesmal wieder abgewehrt.“

„Wenn doch der Geiſt mir erſchiene!“ rief Antoinette mit flammendem Auge und ſtand haſtig auf. Aber die Röthe ihrer Wangen nahm gleich wieder die

Farbe des linnenen Wimpels an, der ihren Buſen umſchloß, ſie ſank wieder in den Stuhl zurück, ihr Muth reichte nicht für lange aus.

„O Herz Jeſu! was ficht Dich an!“ ſchrie die Alte bebend und ergriff ſie mit beiden Armen. „Kind, ich bedeute Dich im Namen der allermitleidigſten Jungfrau, ſei ruhig und thu' ſtill Dein Werk.“ Sie blickte ſich ſcheu nach beiden Seiten um vom Fenſter nach der Thür, als wolle ſie den Raum des Zimmers meſſen. In der That war die Zelle faſt zu klein, um neben den beiden Perſonen noch einen Geiſt aufzunehmen, zumal wenn es ein Geiſt wäre, der den ſchlechten Einfall hätte, ſeinen Körper mitzubringen.

Die Alte rückte ſich mit dem Stuhl dichter an den Tiſch, ſie ließ den Docht heller aus der Lampe flackern, gebot der Gefährtin fleißig zu ſein, und machte ſich ſelbſt eben ſo eifrig an die Näherei. „Es wird uns doch bei ſo heiliger Arbeit nichts anfechten!“ ſagte ſie wohlgemuth, „und zur Noth ſtimmen wir ein frommes Lied an, wir paſſen allezeit auf den Dienſt des

Herrn. Komm, laß uns das Lied vom Chriſtkindlein in der Krippe ſingen.

Kindlein, ſüß wie Moſt der Reben,
Süß wie honiglicher Seim,
Schlafe, meines Lebens Leben,
Schlafe, keuſchen Leibes Keim!
Tauſend lobende Lieder ſingen wir
Tauſend=, tauſendfache Dir!

Schlaf' im Bettlein, das ich ſtreue,
Schlafe, ſchönes Kindlein Du,
Schlafe ſüß im linden Heue,
Seelchen, thu' die Augen zu.
Tauſend lobende Lieder —

Aber Du ſingſt ja nicht mit, Antoinette! Es iſt eines jener ſchönen Lieder, die der Herr Biſchof Hochwürden in dem neuen Gebetbuch der chriſtlichen Welt übergeben hat. Es ſingt ſich ſo ſchön, dies heilige Eiapopeia!"

„Ach das Lied," ſagte Antoinette, „iſt recht ſchön, aber Kopf und Herz ſind mir ſo ſchwer. Fühle meine Stirn, gute Urſula, wie ſie brennt."

„Ei Kind, durch Singen wird Herz und Kopf leicht und frei. Nun ſo laß nur das Nähen und ſitze ſtill. Wenn Du nur erſt eingekleidet ſein wirſt, dann heben ſich alle leibliche Uebelkeiten, ſo ein heilig Ordenshabit iſt wie ſtich- und kugelfeſt gegen allerlei Anfechtungen des Leibes und der Seele. Ach, was hat nicht alles meine gottſelige Herrin, Maria Victoria Fornari, auszuſtehen gehabt, bis ſie geiſtlich wurde und in Genua den Orden der himmliſchen Annonciaden ſtiftete, von dem ich noch das Habit hier trage. Ich wurde ihre Magd und Dienerin, noch als ſie weltlich war. Ihr Mann, ein edler Genueſer verſtarb plötzlich und hinterließ ſie als junge Wittwe mit vielen Kindern. Es muß ſchon ganz eigen ſtimmen, wenn Gott ſo plötzlich den Genoſſen der weltlichen Liebe dahin nimmt. Sie hatten ein gar ſchwelgeriſches Leben geführt, aber nun trat mit einem Male Windſtille ein in der weltlichen Luſt. Die ſchöne Fornari, das Bild der Bewunderung von ganz Genua, nach der aller Männer Augen ſich lüſtern hinwandten, verſchloß ſich vor aller Welt und ergab ſich einer ſtillen Beſchaulichkeit. Das große prachtvolle Haus, wo ſonſt der Adel Genuas ſchwelgte, wo ſonſt der heidniſche Gott Amor in allen Niſchen ſtand und im geheimen ſeine Pfeile abdrückte, das ward nun wie eine Betkapelle mäuschenſtill; für all den heidniſchen Lärm der Flöten und Schalmeien hörte man nur von Zeit zu Zeit die Töne der Orgel, die in der Hauskapelle ſtand. Die Kinder und wir vom Geſinde mußten täglich den Roſenkranz und das Amt der heiligen Jungfrau herſagen, dann wurde das Leben der Heiligen an jedem Tage verleſen, und auf das ſtille Gebet folgte dann die Salutation oder Anbetung der zehn Blutvergießungen Chriſti mit zehn Paternoſter und Avemarias. Spät Abends wurde noch eine Anbetung mit ſieben Vaterunſern und eben ſo viel himmliſchen Grüßen für die ſieben Hauptwunden Chriſti gehalten, und alle Sonnabende ſagte die ganze Familie gemeinſchaftlich den Roſenkranz her. Allein das war unſerm Herrgott noch gar nicht genug; ein frommer Bruder ſagte mir einmal: Gott iſt habgierig nach frommen Seelen, wer ihm einmal den Finger reicht, dem greift er nach der ganzen Hand. Kurz und gut, die ſchöne Fornari war noch nicht fromm genug, und Gott ſchickte den Teufel ab, um ſie in allerlei Anfechtungen zu prüfen. Nun hatte ſie vom böſen Feinde viel zu leiden. Er erſchien ihr bald als ein junger heirathsluſtiger genueſiſcher Edelmann, ſpät Abends guckte er durch's Fenſter und winkte ihr gar anmuthig. Bald trat er des Nachts vor ſie hin in der Geſtalt ihres verſtorbenen Gemahls. Als ſolcher war er ganz beſonders dreiſt, und griff ſie an aufs empfindlichſte. Er fiel ihr wie eine zentnerſchwere Laſt auf die Beine, wenn ſie beten wollte, oder warf ſich des Nachts über ſie her aufs Lager wie ein Alp. Ach, das Alpdrücken iſt im Stande der Weltlichkeit ein ſchrecklich Ding. Weil ich die Süßigkeiten der geiſtlichen Careſſirung noch nicht ganz und gar zu ſchmecken im Stande war, ſo hatte ich damals noch meinen weltlichen Flatteur, es war ein wackerer bärtiger Kriegsmann, der Jahre lang auf der Flotte gedient. Alle Abend kam er zu mir, und wenn ich ihm von dem Alp erzählte, der meine Herrin bei Nachtzeit drückte, ſo lachte er laut, umarmte mich wie ein Bär und ſagte er wolle mein Alp ſein, und dafür ſorgen, daß die Dienerin in der Frömmigkeit nicht hinter ihrer Herrin zurückbleibe. Die ſchöne Fornari aber wußte ihrem Alp zu widerſtehen und wurde immer mehr ein Ausbund aller Gottſeligkeit. Mit den gewöhnlichen Schutzwehren gegen die Anläufe des böſen Feindes, mit Gebet und Faſten geſchah ihr nicht genug. Es kam auch noch dazu die heilige Uebung der Mortification. Sie that ein Härenhemd an, das vom Halſe bis zu den Füßen ging, ihre gewöhnlichen Hemden waren blos von Wolle, aber von der gröbſten. Dazu trug ſie einen Gürtel von Eiſen und Meſſingdraht voll ſcharfer Sternchen und Spitzen. Grauſam war ſie bis aufs Blut in ihren Geißelungen gegen ihren Leib. Sie bediente ſich dabei einer Geißel von zweimal ſieben Eiſendrähten und handhabte ſie dergeſtalt und mit ſolcher Wuth, daß wir ſie manchmal ohnmächtig hingeſunken fanden. Auch that ſie alles, um vor der Welt häßlich zu erſcheinen, ja wohl gar verächtlich. Sie war, obwohl ſchön, bildſchön, doch nicht groß von Geſtalt, und im Zuſtande ihrer weltlichen Geſinnung hatte ſie hohe Abſätze getragen, um ihre Taille zu heben. Nun legte ſie die Abſätze von ſich, und erniedrigte ſich um volle drei Finger breit. Sie verſchmähte die langen Röcke und ſtattlichen Roben mit den ellenlangen Schleppen, die hinter einem ſchönen Körper einherſchwänzeln wie ein Schweif des Gottſeibeiuns. Den fliegenden Schleier, der das Antlitz verhüllt, nur um zu reizen, that ſie ab. Vor allen Stutzern Genua's, die noch immer ein Auge auf ſie hatten, erſchien ſie alsbald ganz lächerlich, denn ſie nahm ſich zum Cavaliere servente einen armen Bettler und Gauner, einen häßlichen übelgeſtalteten Kerl, den man in ganz Genua nur das lumpichte Bernhardchen nannte. Traf ſie dieſen auf der Straße, bot ſie ihm den Arm, um ſie zu führen; ſo ſehr demüthiglich wollte ſie wandeln! Oft ſetzte ſie ſich in Bettlerkleidern an die Kirchthüren mitten in den Haufen des ſchmuzigen Geſindels, und bat um Almoſen für die Armen. Lieber Gott! ſie trieb die Heiligkeit ſo weit, daß man glaubte, ſie wäre verrückt. Es war auch wirklich ein Skandal, wenn ſie mit dem lumpichten Bernhardchen einhertrodbelte über die ſchönen Straßen Genua's, aller Weltlichkeit Hohn bietend; aber die Engel und alle Heiligen im Himmel ſtießen gewiß vor Freude über eine ſolche Devote in die Poſaunen und lachten herzinniglich laut vor Luſt über ſo viel Demuth einer ehedem höchſt weltlichen Seele. Und bis zu dieſem Grade einer wahrhaft ausbündigen Frömmigkeit hatte ſie ihr Beichtvater geführt. Der Pater Zeno, ein kluger Jeſuit war es, der ſie ſo heruntergebracht hatte, daß kaum noch ein Hund ein Stück Brot von ihr nahm. Denn wenn ſie mit zerriſſenem Rocke und mit dem lumpichten Bernhardchen Arm in Arm über die Gaſſe lief, oder an den Kirchthüren betteln ſaß, ſo war das alles als Buße geſchehen, die ihr der Pater Zeno auferlegt. Der mochte nach ſeiner großen Einſicht gar wohl erkannt haben, daß dieſe Devote auf nicht gemeinem Wege zum Heil geführt werden müſſe. Und was der Pater bezweckte, ſiehe, das traf ein, das Alpdrücken blieb aus. Vermuthlich hatte der Alp, der doch auch ein Mann iſt, vor ſo viel Frömmigkeit einen Ekel bekommen. Ich bracht' es nicht ſo weit. Mein weltlicher Liebhaber von damals kam eine ganze Zeitlang zu mir, ſchloß mich in ſeine Arme und ſagte, er müſſe den Alp vorſtellen. Es war nur gut, daß er bald aus Genua fort mußte und zur See ging, ich weiß ſonſt nicht, wie ich vor all ſeinem Alpdrücken mich hätte bewahren ſollen. Kurz und gut, meine Herrin und ich, wir waren das Alpdrücken los, und konnten nun einen ganz und gar heiligen Wandel anfangen. Pater Zeno war ſchon lange Zeit mit dem Gedanken umgegangen, Vater einer geiſtlichen Nachkommenſchaft zu werden. Wie der Beichtvater, ſo das Beichtkind; es war eine himmliſche Harmonie in ihren Gemüthern. So faßte ſie den Plan, einen Nonnenorden zu ſtiften von ganz ausbündiger Strenge in allen Regeln and Obſervanzen. Ach, Kind, Antoinette, was für ein Orden! Koſtbar, heilig, auswärts und nach innen zu! unten blau und oben weiß, himmliſch mit Unſchuld darüber! Ja, ſieh her, hier ſind die Rudera meines Habits!“

Die fromme Urſula ſtand auf und breitete vor Antoinetten ihre Kleider auseinander, um an ihnen die Gottſeligkeit ihres Ordens darzuthun. Dann ſchlug ſie in die Händt, ſetzte ſich wieder und erzählte weiter: „Und alle die frommen Statuten hat meine Herrin, die ſchöne Fornari, mit dem Herrn Beichtvater ſtipulirt. Denn ſelten iſt wohl, wenn man die heilige

Thereſia und etwelche andere Heldinnen der Frömmigkeit ausnimmt, ein Orden ohne männliche Beihülfe geſtiftet; das Weib iſt ſchwach, auch wenn es fromm, ein Mann aber iſt ſtark, auch wenn er ein Heide iſt. Durch Pater Zeno's Fürſorge und Thätigkeit gelang es bald, eine ſehr vornehme genueſiſche Familie, die Lomelli, für den Orden zu gewinnen, und ſo ward denn auf dem Berge vor der Stadt das erſte Kloſter vom Orden der himmelblauen Annonciaden erbaut. Ja, Annonciaden heißen wir, oder Nonnen von Mariä Verkündigung, und himmelblau ſind wir von oben bis unten, und ich ward die erſte Laienſchweſter vom Orden der Himmelblauen oder Himmliſchen, wie wir auch genannt werden."

„Das iſt doch wohl alles ſehr weltlich, fromme Urſula!" ſagte Antoinette mit einem tiefen Seufzer; ſie hatte nur halb auf das Geſchwätz der Alten gehört. „So viel auf die Kleidung halten, wenn man Gott dienen will, iſt doch wohl ſehr eitel und zeigt von Weltluſt."

„Ei behüte, Kind, behüte!" eiferte die Alte, „in der Kleidung iſt alles erbaulich, erwecklich und von geheimnißvoller Bedeutung: Unſer Leibrock und Wimpel iſt ſchneeweiß, der Gürtel aber und das Scapulier und wenn die Nonnen im Chore ſind, auch der Mantel und ſogar die Pantoffeln, alles das iſt von himmelblauer Farbe. Die Annonciaden ſollen nämlich ein Bild der Mutter Gottes ſein, rein und heilig wie die Farbe der Unſchuld, himmliſch in Gedanken und in ihrer ganzen Geſinnung. Das iſt die Meinung dieſes Habits, das iſt ausdrücklich die Abſicht der Regel. Die Kleidung, heißt es wörtlich, iſt dieſelbe, die die heilige Jungfrau Maria trug, unten weiß und darüber himmelblau, damit ein ſolches Habit ein beſtändig Gedächtniß derſelben ſei. Auch müſſen die Pantoffeln dieſer Nonnen von himmelblauem Leder ſein, auf daß ſie deſſen ſein eingedenk bleiben, wie ſehr der Erde entzogen und himmliſch ihr Wandel ſein ſolle. Welch ein Glück für eine Religioſe, mein Kind, ſo bekleidet zu ſein von Kopf zu Fuß wie die Königin des Himmels! Was iſt Gold und Purpur der Kaiſer und Könige gegen ſolch ein glorreiches Kleid, in welchem wir gleichſam im Voraus ſchon wie die Bürgerinnen des himmliſchen Jeruſalems einhergehen! Uebrigens ſoll im ganzen Anzuge alles arm und ſchlicht ſein, aller weltliche Putz, alle irdiſche Eitelkeit bleibe entfernt. Die weiße Honeſtine, ſo nennen wir Annonciaden, was bei euch andern der Wimpel heißt, iſt zwar ſehr gefältelt, doch müſſen dieſe Falten ganz im heiligen Geſchmacke ſein. So hat es die Stifterin, die gottſelige Maria Victoria Fornari jederzeit gehalten, und wenn ihre Kloſtertöchter in dieſem Stück des Anzugs Putznärrinnen werden wollten, wie denn allzukünſtliche Falten wohl gar die Augen der Männer auf ſich ziehen könnten, ſo hatte ſie eine meiſterhafte Methode der Zucht."

Antoinette ſaß mit untergeſchlagenen Armen, den Kopf auf die Bruſt geſenkt. Von Zeit zu Zeit ſah ſie auf, ihr Auge voll Sehnſucht blickte wie ſuchend um ſich. Dann begann ſie Wimpel und Binde abzulegen, und rollte ihr braunes Haar auseinander. Es war ſchon ſpät und die Schlafenszeit nahe.

„Eines Tages," fuhr Urſula fort," kam eine Profeſſin zum Chor mit einer Honeſtine, die mit mehr als gewöhnlicher Kunſt und Feinheit gefältelt war. Es war ein zimperliches eitles Jüngferchen, das gern an die Welt dachte. So wie Mutter Maria Victoria Fornari dieſe üppige Fältelei hier vorne unter dem Halſe wahrnahm, rief ſie das eitle Püppchen zu ſich, riß ihr die Honeſtine herunter, und trat mit dem Fuße darauf. Das alles vor den Augen der ganzen Kommunität. Welch ein Schimpf für eine Nonne, die nur halbweg Ehrgeiz hatte! Denn wo ſich Eitelkeit in der Tracht verräth, vorzüglich wenn ſie ſich in Falten legt, da iſt offenbar Weltluſt, und wo ſich Weltluſt zeigt, da ſteckt der Gottſeibeiuns dahinter. Wir andern Annonciaden aber, wir gaben nichts auf Putz und hielten blos auf Sauberkeit in der Kleidung. Deshalb hatten wir auch nie vom Böſen eine Anfechtung, uns iſt im Kloſter niemals etwas aufgeſtoßen, der böſe Geiſt hatte immer eine Art Reſpect" — — —

„Jeſus Maria!" ſchrie Urſula plötzlich und ſtierte mit weit aufgeriſſenen Augen nach dem Fenſter. Da ſtand eine ſchwarze Geſtalt und ſchüttelte die fürchterlichen Locken. Urſula ſank halbtodt in den Stuhl zurück, ſchlug die Hände über ihr Antlitz und ſtotterte ein Paternoſter. Aber die keuchende Bruſt verſagte den Athem, auf den bebenden Lippen erſtarb der Laut. Dann blickte ſie wieder hin: ihr leichenblaſſes Geſicht begegnete noch derſelben Erſcheinung. Sie ſtürzte in die Knie und ſchlug in der Haſt der zitternden Hand über Bruſt und Stirn die Zeichen des Heils. Aber die Geſtalt wollte nicht weichen, ſie ſchien mächtiger, als das Gebet; ſie ſtreckte die ſchwarz verhüllte Hand ins Zimmer, und wie ſie den Schleier vom Antlitz ſchlug, glänzten im Mondlicht zwei rollende Augen. Der dunkle Schatten kam näher, ein Arm ſchlang ſich um das Fenſterkreuz: da raffte Urſula ihre Kräfte zuſammen. „All' ihr Heiligen, die ſchwarze Ketzerin!" ſchrie ſie laut auf und ſtürzte mit weiten Sprüngen zur Thür hinaus, die gellend hinter ihr zuſchlug. Stumm und kaum ihrer Sinne mächtig ſaß Antoinette im Seſſel. Der Tiſch lag am Boden, die Lampe war erloſchen und das Mondlicht zeigte die unheimliche Geſtalt in furchtbarer Gewißheit. Die ſchwarze Hülle ſank herab, und ein ſtarres bleiches Antlitz wurde ſichtbar. „O all' ihr guten Geiſter!" ſeufzte Antoinette und bedeckte ihre Augen. Wie ſie wieder aufblickte, ſtand die ſchwarze Figur im Zimmer. „Heiland der Welt!“ ſchrie ntoinette und ſchritt zögernd der Erſcheinung entgegen. Sie ſah ihr forſchend in das kalte todte Angeſicht. „Raoul, Raoul!“ rief ſie laut und die Geſtalt zuckte mit einem tiefen Seufzer wie ein Erwachender zuſammen. Antoinette ſank auf ihn zu an den Boden, ſie befühlte ſeine Hand, ſeine Stirn, es war Raoul, der nachtwandelnde Raoul, den der helle Mondſchein aus ſeiner Zelle gelockt, um über Dächer und Mauern hinüber den Weg zu dem Ziele ſeiner Sehnſucht zu finden. Die lange Entbehrung, das Unglück der Vereinſamung ſeines Herzens, der Schmerz, ſich von allen, die er geliebt, abgeſchieden zu ſehen, hatte ſeinen innern Menſchen krankhaft ergriffen, die Enthaltung alles Verkehrs mit den Perſonen ſeiner Liebe hatte alle Kräfte und Wünſche ſeines Geiſtes in den Schlaf zurückgedrängt, und den Körper genöthigt, ſeiner träumenden Seele willenlos zu folgen. Jemehr er ſeine Gefühle den langen Tag über bekämpfte, je ſtiller er ſeinem Dienſte nachging, und die Stimme des Herzens in ſich begrub, deſto lebendiger ward in der ſchlafenden Seele Sehnſucht, Wunſch, Neigung und Begier, und ſo ſtieg er allnächtlich, wenn der helle Mond ihn lockte, aus ſeiner Zelle, wandelte die Mauer entlang, ſtieg auf den bekannten Spuren in den Kloſtergarten der Nonnen, pflegte die Blumen auf dem Grabhügel der Mutter, und irrte an den Gebäuden und Fenſtern der Kloſterfrauen umher, bis er heut' das Ziel ſeiner Liebe erreichte, und in Antoinettens Zelle gerieth. Seitdem er wußte, Antoinette ſei ſeine Schweſter nicht, hatte er wohl eifrig daran gearbeitet, dieſe Neigung zu ihr zu begraben, aber er begrub ſie als eine lebendige, und ſo ſtieg ſie über Nacht wieder auf, und lenkte den im Schlaf unbehüteten Geiſt wider Willen. Wie ihn Antoinette beim Namen rief, erwachte er plötzlich und ſtürzte betäubt zu Boden.

„Biſt Du's wirklich, Raoul, Raoul? und lebend?“ rief ſie mit zärtlicher Angſt, wie ſie über ihm knieete und ſeinen Kopf mit beiden Händen erfaßte. Raoul blickte zaghaft um ſich, der Mond beleuchtete ſein Angeſicht. „Gott im Himmel,“ ſagte er, „bin ich im

Schlaf aus der Zelle gewandert? und bin hier und Du hier, Antoinette?"

„Ich bin's, Bruder," rief ſie mit zitternder Freude, „beſinne Dich, kennſt Du mich nicht mehr?"

„Mein Geiſt iſt krank und matt," ſagte er und raffte ſich langſam auf. „Ich bin ein Nachtwandler und komme als Halbtodter zu Dir. O Du, liebe, liebe Schweſter! — Schweſter?" wiederholte er und ſeine Stimme zitterte, ſeine Bruſt hob und ſenkte ſich bebend.

„Wie iſt Dir, Bruder? biſt Du noch nicht wach?" ſagte Antoinette, und küßte ihm ſanft die Stirn.

„Bruder? Bruder?" ſtöhnte Raoul, „ach, ich bin nicht Dein Bruder, Du nicht meine Schweſter, das ſei Gott geklagt! — Aber deshalb will ich Dich doch lieben, ja erſt recht meine ganze Seele mit der Deinigen in Eintracht halten. Tag und Nacht muß ich Deiner denken, ſüßes liebes Herz, bei der Mette früh und ſpät, in allen Uebungen der frommen Gedanken, in allen Gefühlen für Gott und die Heiligen, in allem betet, denkt und fühlt, lebt und webt meine ganze Seele nur in Dir, Antoinette, o Du, Du!"

„Um Gott!" klagte das Mädchen, „wie iſt Dir, Raoul? Deine Lippe brennt fieberhaft. Wie kannſt Du mich ſo küſſen! bin ich doch eine Nonne, oder werde bald eine, bin dem Himmel gelobt und nehme den Schleier."

Sie erröthete ſtill, wie ſeine glühenden Lippen ihren Mund verſchloſſen. Die heiße Wallung ſeines Blutes ſtrömte leiſe in ihre Adern über und ſie wehrte ihm kaum, als er ſie mit beiden Armen umſchlang und an ſein Herz drückte.

Von ferne vernahm man Geräuſch im Hauſe. „Heilige Mutter Gottes, wenn ſie Dich finden!" ſtöhnte Antoinette und Raoul fuhr erſchrocken auf. „Die Verwirrung iſt groß," ſeufzte er, „alle meine Sinne laufen irre durch einander. — Halt!" rief er und ein Entſchluß ſtieg in ihm auf, und ermuthigte ſeine Lebensgeiſter.

„Du alſo die Erſcheinung im Kloſtergarten, die ſie für den Geiſt unſerer Mutter halten!" ſagte Antoinette.

„Ich bin der Geiſt meiner Mutter!" ſprach Raoul," ſie ſollen es glauben, daß ich der Geiſt bin!" Er raffte ſeinen ſchwarzen Chormantel vom Boden auf. Man horchte; es war wieder ſtill geworden auf dem Corridor, aber die Nachtglocke fing an zu läuten, wahrſcheinlich um alles zum Gebet zu verſammeln. „Lebe wohl!" ſagte Raoul, „o Du, die ich erſt als meine Schweſter lieben lernte, und nun heißer, inniger liebe. Gute Nacht, mein Herz, alle guten Geiſter der Liebe mögen Dich behüten!" Er küßte ſie ſanft auf die Augen, dann ſprang er lauſchend an die Thür, man hörte nur von ferne Geräuſch. „Ich muß eilen!" rief er, und trat zum Fenſter.

Es war tief hinab bis zur hervortretenden Ringmauer; mit wachen Sinnen konnte er unmöglich ſo zurück wie er gekommen war. Er ſchlang haſtig den Zipfel ſeines Mantels um das Fenſterkreuz, ſtieg hinüber und glitt an dem langen Tuch hinunter, ein glücklicher Sprung — und er ſtand auf der Mauer. Antoinette knüpfte zitternd den Mantel los und warf ihn ihm zu. Er ſtreckte noch einmal ſeinen Arm zum Abſchied hinauf, und hüllte ſich in den weiten Talar. Der Mond beleuchtete ſeinen Pfad und er ſchritt langſam die breite Mauer entlang. Antoinette ſah ihm nach mit klopfender Bruſt. Als er verſchwunden war, ſchloß ſie das Fenſter, trat zurück und ſank erſchöpft in den Seſſel. Die Pulſe wollten ſtille ſtehen, ſo lag ſie halb entſeelt, — die Stimmen der Betglocken ſchwirrten vor ihren Ohren wie ferne wimmernde Seufzer. —

Dieſer Zuſtand, wo alles um ſie her in ferne Dämmerung zerrann, mochte eine Weile gedauert haben. Die Betglocken waren verſtummt, und der Nachtgeſang der Nonnen erſcholl immer lauter und näher. Mochte man nun der Ausſage Urſulas, die ſchwarze Unbekannte ſei ihr erſchienen, Glauben ſchenken oder nicht, ſo hatte ſich doch alles zum Gebet verſammelt, und das Krucifix mit den Chorknaben voran, zogen die Nonnen in langer Schaar aus der Kapelle den Korridor hinauf nach Antoinettens Zelle.

Das arme Mädchen lag noch matt in ihrem Seſſel, als die Thür aufſprang und der Geſang der Nonnen, die draußen harrten, vernehmlich wurde.

„Blick' vom Himmelsthron, dem reinen,
O Maria, nur einmal,
Süße Mutter, auf die Deinen
Nur ein einzig, einzig Mal!

Breite, ſüße Mutter, deinen
Mantel aus; uns zu umfahn,
Laß' uns furchtlos dort uns einen,
Sieh uns Kinder liebreich an.

Theure, ſüße Mutter, höre!
Ruft zu Dir die Andacht laut;
Rette, wer Dich liebt, erhöre,
Wer ſich kindlich Dir vertraut."

Der Dampf der Weihrauchfäſſer drang durch die offne Thür, aber die frommen Kloſterfrauen wagten noch immer nicht den Ort zu betreten, wo vielleicht noch der Böſe hauſte; ſie waren wie gute Scharfſchützen, die den Feind lieber von ferne belangen und nicht gern mit ihm handgemein werden.

Antoinette war niedergekniet, ſie barg ihr ſcheues Geſicht im Seſſel. Hatte ſie doch, wenn ein Verhör mit ihr ſtattfinden mußte, vor der Lüge wie vor dem Geſtändniß der Wahrheit gleiche Furcht. Eine weiche

Hand legte ſich jetzt auf ihr lockiges Haar, ſie ſah auf, und Clementinens Antlitz blickte ihr ſtillbewegt entgegen. Da ſtand ſie auf und ſank der theuren Freundin, die ſie ſo lange entbehrt, in die Arme. Clementine hatte den Muth, die Zelle zu betreten; nun die Schwelle überſchritten war, kamen auch die andern frommen Schweſtern, und muſterten mit Blicken voll Furcht und Neugier den kleinen Raum. Antoinette flüſterte der Freundin eine Bitte ins Ohr, ſie ſolle bei ihr bleiben die Nacht, ſie habe ihr viel zu vertrauen, und Clementine beredete die Schweſtern, ſie mit der Armen allein zu laſſen und ruhig ihre Schlafgemächer zu ſuchen.

Als beide ſich allein ſahen, öffnete das gequälte Mädchen den verſchloſſenen Buſen, beichtete alles und fand Troſt und Zuſpruch bei der mütterlichen Freundin.

Mit dem nächſten Tage wurde Clementine ihrer jugendlichen Freundin wieder entzogen, und Antoinette war nun mehr als je auf ſich ſelbſt verwieſen. Zugleich ward auf Verordnung der Priorin, die ſtreng auf die Kloſterſatzungen hielt, ein förmliches Verhör veranſtaltet. Eine auserleſene Anzahl ſtrenggläubiger Schweſtern ſaß über Antoinetten zu Gericht, um die Art und Weiſe der Erſcheinung des böſen Dämons zu erforſchen; Aberglaube, Geiſterfurcht und Argwohn hatten ſich verſchworen, um die Arme zu quälen. Es kam darauf an, die Lüge mit aller Unſchuld der Seele zu waffnen, und Antoinette ſchien dazu entſchloſſen genug. Ein Geſtändniß über den Beſuch des nachtwandelnden Raoul hätte die vermeintliche Erſcheinung des umgehenden Geiſtes wohl gleich erklärt, allein das Ereigniß wäre ganz anders gedeutet und für Antoinetten wie für Raoul wäre die Schmach bei ſolcher Mißdeutung gleich groß geweſen. Das fromme Concil, das über Antoinetten zu Gericht ſaß, hatte auch keine Ahnung von natürlicher Erklärung des unheimlichen Dämons, mancher von der Schweſterſchaft war er ſelbſt erſchienen, und jede hätte es fürwahr übel aufgenommen, wäre ihr frommer Geſpenſterglaube ſo einfach aufgelöſt. Auf Clementinens heimlichen Rath beharrte Antoinette bei der Ausſage, ſie habe mit Urſula die ſchwarze Geſtalt am Fenſter erblickt, der Schreck aber habe ſie gelähmt und verhindert mit der Gefährtin zu fliehen; als ſie von ihrer Betäubung und Ohnmacht erwacht ſei, hätte ſie nichts mehr geſehen. Hätte das gute Kind es über ſich gewinnen können, von dem dämoniſchen Weſen der ſchwarzen Ketzerin noch einige Details hinzuzufügen, ſo würde das peinliche Verhör ſchneller beendet ſein, ſo aber glaubte man durch die Erneuerung deſſelben noch mehr zu erfahren, worin ſich die frommen Schweſtern nun freilich täuſchten.

Bei alle dem wurde Antoinette ſtreng bewacht, und einige der entſchloſſenſten Kloſterfrauen blieben mit allen Apparaten für eine vielleicht nöthige Beſchwörung des Böſen Tag und Nacht in ihrer Nähe. Es ergab ſich aber, daß der Geiſt mehrere Nächte hinter einander auch im Kloſtergarten nicht wieder erſchien, und ſo wurde denn die bange Sorge der wachhabenden Nonnen allmälig wieder eingeſchläfert, und man begnügte ſich endlich damit, Antoinetten allerlei ſtrenge Pönitenzen aufzuerlegen, und ihre Einweihung zum Noviziat zu beſchleunigen. Die alte Urſula konnte nicht leicht bewogen werden, in der Zelle, wo ſie ſo Furchtbares erlebte, lange Zeit zu verweilen, und ſo ſah ſich Antoinette bald wieder auf ihrem nächtlichen Lager allein. Sie war nicht ohne allen Verkehr mit Raoul geblieben, er hatte ihr auf eine ſeltſame Weiſe die Betheuerung ſeiner Liebe wiederholt. Mehrere Tage nach dem Beſuche Raouls hatte ſie, wenn ſie am Fenſter ihrer Zelle ſtand, und ihre Blicke in die Landſchaft ſandte, die ſich vor ihr breitete, jenſeits der nahen Ringmauer des Kloſters einen wunderlichen alten Mann in der Kleidung eines wandernden Bettelmönchs wahrgenommen, der ſich verſchiedentlich bemühte, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Der Alte war in einer braunen Kutte, eine große breitſchultrige Geſtalt, ſeine ganze Erſcheinung ſprach von Kraft und Unternehmungsluſt aller Art. Das fleiſchige, ſtark gezeichnete Geſicht zu freundlichen Grüßen auseinander ziehend, war er behutſam um ſich blickend, mehrmals über die Wieſe bis zur Mauer geſchritten und winkte ihr lächelnd zu, indem er in die Buſentaſche griff. Er nahm einen Stein vom Boden auf, feſtete ein Papier daran, und machte dann ein Zeichen, als ſolle ſie zurücktreten vom Fenſter. Endlich willfahrte ſie dem Alten und trat zur Seite. Da flog der Stein mit einem Briefe Raouls in das Zimmer. Zitternd hatte Antoinette den Zettel entfaltet; er enthielt nur wenige Zeilen, aber dieſe waren für ſie von genugſam ſchwerem Gewicht. „Ich wache jetzt die Nächte hindurch,“ — ſchrieb Raoul — „um Herr meiner ſelbſt zu bleiben. Nur am Tage ſchlafe ich ein wenig. Aber wachend und ſchlafend bin ich Dein, Du mein, mein für ewig, nicht meine Schweſter mehr, meine Seele, mein Leben, Ziel meines Daſeins wachend und träumend!“ — Der alte Bettelmönch war ſeitdem nicht wieder erſchienen. —

Es war nicht mehr weit von Mitternacht. Am Himmel ſtand ein ſchweres Gewitter. In Antoinettens Zelle brannte noch die kleine Nachtlampe, nur halb entkleidet lag ſie ruhelos auf dem Bett. Der Schlaf wollte nicht kommen, die Luft war ſchwül und drückend; eben ſo wolkenſchwer war Antoinettens Gemüth.

„Hat Dich die Lüge nicht ſchon losgebunden von der Heiligkeit eines unbefleckten reinen Lebens?“ Das war die Frage, die auf ihrer kindlichen Seele laſtete. Clementinens frommer Zuſpruch fehlte, um es ihr klug zu deuten, daß eine Lüge vor Menſchen noch nicht jeder Zeit eine Lüge vor Gott ſei.

Da hörte ſie Lärm von ferne. Thüren flogen auf und zu, mehrere Stimmen tönten dazwiſchen. Dann war es wieder ſtill; es mußte im untern Stock des Gebäudes geweſen ſein. Plötzlich erneuerte ſich das Geräuſch, ganz in der Nähe, flüchtige Schritte hallten den Corridor entlang, der auf ihr Zimmer ſtieß. Die Thür ſprang auf, mit flammenden Augen, mit fliegendem Haare, das Gewand halb aufgeriſſen, ſtürzte Raoul herein. „Antoinette! wo biſt Du?“ rief er keuchend, „ſie verfolgen mich, wie ſoll ich mich retten?“

Sie war aufgeſprungen und ſtarrte ihm entgegen: „Raoul! Raoul! biſt Du wachend oder wandelſt Du im Traum?“ —

„Himmel! ich bin wach, ſehr wach,“ ſtöhnte er und umfaßte ſie krampfhaft, „man eilte mir nach, meine Spur iſt entdeckt. Die Verfolger ſind ſchon auf der Treppe. Warum mußt' ich hieher, zu Dir!' Ich ſtürze mich zum Fenſter hinunter, ſo biſt Du wenigſtens ſicher."

Sie ergriff ihn ſchreiend am Haar: „Biſt Du bei Sinnen, Raoul? Gott ſei uns gnädig! Ich ſtürze mit Dir hinunter!"

„Halt!" rief er beſonnen, „noch giebt es ein Mittel. Wir verrammeln die Thür. Aber Schlöſſer giebt es nicht in dieſen frommen Kerkern!" Freilich war kein Riegel vor der Zellenthür, und doch wollte er ſie ſperren, um Vorſprung zu gewinnen. Er hatte die Geſpenſterfurcht benutzen und diesmal wachend in der ſchwarzen Vermummung das Nonnenkloſter beſuchen wollen. Im Garten traten zwei entſchloſſene männliche Geſtalten auf ihn zu, die dem vermeintlichen Geiſt auflauerten. Er fühlte ſich ergriffen und zu Boden geſchlagen, aber raffte ſich auf, und entwand ſich den Widerſachern, ſeine Gewandtheit war ſeine Retterin. Er ſtürzte in das Gebäude, Trepp auf und ab, ſeine Verfolger laut rufend hinter ihm, plötzlich täuſchte er ſie durch einen gewagten Entſchluß, er lief den Corridor hinauf, aber ſchon tobten die Entſetzlichen, die an keinen Geiſt länger glauben wollten, ihm nach, es blieb ihm kein anderer Ausweg, als Antoinettens Zelle zu gewinnen. Schon hörte man die Tritte der Nachſetzenden im dunklen Gange.

Die Thür war befeſtigt, mit ſeinem Halstuch hatte Raoul den Drücker mit der Pfoſte verknüpft. Die Angſt lieh ihm Kraft. Er rückte Antoinettens Bettſtuhl vor den Eingang, um den Weg zu ſperren, falls die Thür erbrochen würde. Dann riß er das Betttuch vom Lager, ſchnitt es in zwei Hälften, und ſchlang die Enden um das Fenſterkreuz. „Du mußt mir folgen, Antoinette, oder Du biſt verloren!“ ſchrie er mit dem Tone des Befehlens und drängte ſie von ſich, da ſie ihn halten wollte. Mit raſchem Sprung ſaß er auf dem Fenſterbrett, und glitt an der Wand bis auf die vorſtehende Mauer hinab. Die Verfolger beſtürmten die Thür, die nicht lange widerſtehen konnte. Antoinette rang zitternd die Hände, ſie war entſchloſſen zu bleiben. „Heilige Jungfrau!“ ſchrie ſie plötzlich, wie ſie zurück in die Zelle blickte und das Bett in Flammen ſah. Man hatte im Tumult die Lampe nicht beachtet, ſie war vom Tiſch auf das Bett geſtürzt, der brennende Docht hatte das Stroh erfaßt. Die Flamme griff um ſich, Raoul ſah von unten her das Fenſter der Zelle jach erleuchtet. Der Dampf fuhr aus der Oeffnung, Antoinette ſchwang ſich hinüber und glitt mit einem gellenden Schrei an der Wand herunter in Raouls bebende Arme. Nun ſtanden ſie auf der Mauer. Die Nacht war dunkel, aber Raoul kannte den Weg. Antoinette klammerte ſich an den verwegenen Gefährten; ſo ſchritten ſie langſam vorwärts; ein Fehltritt konnte ſie beide zerſchmettern. „Wenn nur die Leiter nicht fortgerückt iſt!“ flüſterte Raoul, „ich zittre für Dich, Geliebte!“

„Ich gebe mich gefangen, mögen ſie mich finden, wenn Du nur entkommſt!“ ſagte Antoinette, und doch ſchmiegte ſie ſich feſter an ihn, als ſie die Mauer, die den Kloſtergarten vom biſchöflichen Hof trennte, erreichten und von jener Seite her der Lärm rufender Stimmen und der Schein der Fackeln ſie von neuem zur Eile trieb. Die Leiter ſtand noch und Raoul frohlockte. Er umfaßte Antoinetten mit der Linken, während ſie beide Arme um ſeinen Nacken ſchlang; ſo ſtieg er langſam die Sproſſen der Leiter rückwärts hinunter. — Wie ſie nochmals über die Mauer nach dem Kloſter blickten, ſchoß die helle Flamme aus der Zelle hervor und leckte an der Wand hinauf, von der ſie nur vor wenig Minuten hinabgeglitten waren. Raouls Lippen entfuhr ein Laut des Schreckens, der doch auch wie ein Jubel klang; Antoinette barg ihr zitterndes Geſicht an ſeinem Halſe. Da entlud ſich die ſchwere Gewitterwolke, die drohend am Himmel gehangen mit gewaltigen Schlägen. Wie ein lange verhaltener Zorn brach ſich der Donner Bahn und fuhr mit zuckenden Blitzen durch die dumpfe Nacht. Das ganze Firmament war ein einziges glühendes Auge, das von Zeit zu Zeit ſeine Wimpern aufſchlug und die ſchwarzen Kloſterthürme mit dem ganzen Labyrinth von Mauern, Gängen und Gebäuden beleuchtete. Die düſtern Thürme ragten wie emporgeſtreckte Arme in den Himmel auf, wenn die Blitze in ein Feuermeer zuſammenliefen. Die

Flamme, die aus Antoinettens Zelle ſchlug, verlor wie ein dürftiges Irrlicht allen Schein und alle Farbe vor der rothen Gluth des Firmamentes.

Unten an der Leiter harrte Caro, der treue Hund aus der Provence. Sein ſtilles Winſeln war halb Angſt, halb Freude, als er den Herrn witterte. Antoinette war matt und erſchöpft, aber an Verzug war nicht zu denken. Sie hing ſich an Raouls Arm und ſagte, ſie habe Muth, ihm weiter zu folgen, wohin er wolle. Sein Entſchluß war feſt, er wußte Ziel und Weg. Aber nur mit Vorſicht ließ ſich aus dem Hofe der biſchöflichen Wohnung, in dem ſie ſich jetzt befanden, der Ausgang gewinnen. Auch hier war alles in Aufruhr, das Gewitter und der Brand im benachbarten Nonnengebäude hatte alles erweckt, man rief und lief durcheinander. Die Flüchtlinge ſchlichen langſam an der Seitenwand fort, der Hund ihnen treulich zur Seite. Das Thor wurde geöffnet, die Leute des Biſchofs eilten dem Kloſter zu Hülfe. So kamen ſie ungefährdet hindurch und gewannen das Freie. Durch den nahen Baumgang erreichten ſie kaum noch den

Wald, als der Regen in vollen Strömen herabſtürzte. Ein breiter Lindenbaum mit ſeinem dichten Laubwerk bot ihnen Schutz gegen das Unwetter. Dort ſaßen ſie zuſammengekauert, Raoul auf den Wurzeln des Baumes, Antoinette ſchweigend auf ſeinem Schooße. Er preßte ſie an ſich nnd ſuchte die troſtloſe Stille, in die ſie verſank, zu brechen. Sie ließ alles mit ſich geſchehen, ſie duldete ſelbſt ſeinen Kuß, aber ſie erwiederte ihn nicht, ſie blieb ſtumm auf alle ſeine Fragen. Er erzählte ihr von dem nahen Dorfe, wo ein Freund wohne, der ſie aufnehmen würde. Hatte der Regen nachgelaſſen, ſo gedachte er in einer Viertelſtunde den Zufluchtsort zu erreichen. Antoinette blieb ſtill und Raoul fühlte nur, indem er ihren Kopf an ſeine Wange lehnte, daß von Zeit zu Zeit eine Thräne über ihr Antlitz rann. So brachten ſie noch eine Weile zu, der Regen rauſchte in dem dürren Laub, und von fernher tönten die Kloſterglocken wie der flehende Angſtruf einer Mutter, die nach ihren Kindern ſucht.

Der Himmel ſchwieg; das Gewitter hatte mit jenen kurzen heftigen Schlägen ſeine ganze Gewalt erſchöpft. Der Regen hörte auf, und die Wandrer machten ſich auf den Weg. Die ſchweren Wolken hatten ſich raſch gelichtet, der Mond blickte durch die fliehenden Nebel hindurch. Raoul hatte bald den Waldpfad gefunden, der zu dem Dorfe führte, das in der letzten Zeit das tägliche Ziel ſeiner Wanderung geweſen war. Dort wohnte der alte Bettelmönch aus Schwaben, der jeden Sommer die Gegend durchſtrich. Raoul hatte die Bekanntſchaft mit dem wunderlichen Alten, der ihm einſt in ſeiner burlesken Weiſe die Gefahren des Kloſterlebens ausgemalt, wieder angeknüpft und gegen ihn von ſeiner Neigung zu Antoinetten einige Worte fallen laſſen. Kilian Maurus nahm dieſe in ſeiner tollen Laune willig auf, er war es auch geweſen, der Antoinetten den Brief durch das Fenſter zugeworfen. Das ſeltſame Gerede des Alten aus Schwaben beſtärkte nicht weiter Raouls Entſchluß, das Kloſter zu verlaſſen, aber ſein Wille ſtand feſt, Antoinetten ſein zu nennen, ſeine drängende Liebe ſchien unüberwindlich und eine rückſichtsloſe gebietende Macht. Der Bettelmönch ſchürte das Feuer, aber ein Plan war nicht entworfen, Mittel und Werkzeuge waren nicht erprobt, und ſo reifte nur der Zufall den halben Entſchluß, Antoinetten zu befreien; die Macht des Augenblicks war allgewaltig, ein Rückſchritt war kaum denkbar.

Das Morgenlicht wollte noch nicht heraufbrechen, da ſtand das flüchtige Paar vor einer ärmlichen Bauerhütte am Ende des Dorfes. Raoul klopfte an das Fenſter, Antoinette blickte hochroth zu Boden. Es war hohe Zeit unter Dach und Fach zu kommen, um die Blicke der bald Erwachenden nicht auf ſich zu ziehen, denn die Kleidung der beiden Gefährten war nicht von der Art, um ſie für ferne Wanderer auszugeben. Das breite fleiſchige Geſicht des alten Mönchs guckte aus dem Fenſterloche und zog ſich halb ſtaunend, halb lächelnd in Falten, als er Raoul wahrnahm. Bald war die Pforte geöffnet und die Flüchtlinge krochen in den engen Raum, wo Kilian Maurus ſein Nachtlager aufgeſchlagen. Er ſchien mit dem Beſitzer des Hauſes befreundet, denn er wohnte hier ſchon den Sommer hindurch. Raoul hatte ihm mit wenig Worten den Stand der Sache angedeutet, und bat um ſeinen Schutz, um ſeine Verſchwiegenheit.

Der Alte zeigte ſich in jeder Art dienſtfertig, ja liebenswürdig in ſeiner Weiſe. „Es ſieht hier ſchlecht und armſelig aus,“ ſagte er gutmüthig, „und Ihr ſeid feine Leutchen, aber ſeid nur ruhig, Kinder, morgen helfe ich beſſer durch. Ich habe meine Mittel, lauter Almoſengaben, ich bin nicht ſo toll, als die Menſchen glauben, nicht ſo böſe, um nicht Gutes zu thun nach meiner Art. Ich ſtatte Euch aus zur Flucht, nur ruhig, Kinder!“ Er war dann geſchäftig einen Vorrath von Kleidern hervorzuziehen, um in beiden Winkeln des Zimmers nach Möglichkeit bequeme Ruheſtätten aufzuſchlagen. Antoinetten hatte er vorläufig einen weiten warmen Mantel umgehüllt, der ihr wohl that. Von Zeit zu Zeit blickte er ſie mit ſeinen Augen blinzelnd an und ſagte zu Raoul: „Ich kenne den Lauf der Natur, ich kenne die Menſchen!“

Für jeden war bald ein Lager bereitet, und der Alte ſaß wieder in ſeinem Seſſel, auf dem er die Nächte zuzubringen pflegte; ſeine Athemzüge verriethen, daß er bereits eingeſchlafen war. Es war ganz dunkel im Zimmer, vor der Thür hielt Caro Wache. Antoinette ſaß auf ihrem Lager und beharrte in ihrem Schweigen. Raoul breitete den Mantel über ſie hin, er glaubte, ſie ſchliefe, aber ſie hatte ihr Angeſicht verhüllt, und weinte ſtill, ſie vermochte das Schluchzen ihrer Stimme vor dem lauſchenden Raoul nicht zu bergen. „Um Gott," ſagte er betrübt, „warum Dein Schweigen, Deine Thränen? Sei muthig und blicke einer heitren Zukunft entgegen. Wir fliehen nach der Provence, dort iſt Jacotot, der treue Diener, in meinem väterlichen Erbtheil. Wo wir als Kinder glücklich waren, da beginnt unſer neues Leben. Hältſt Du mich für nicht ſtark genug, Dein Schützer, Dein Held zu ſein? Das Kloſter mit ſeinen Schmerzen liegt hinter uns, die weite Welt iſt unſer, und ein Leben voll Freude und reiner Wonne ſteht uns bevor. Preiſe Dich glücklich, den Banden des Trübſinns, der Sclaverei des troſtloſen Beterlebens entkommen zu ſein; mit uns iſt Gott, der unſere Flucht geleitet! Der Himmel hat uns der Welt zurückgegeben, Du wirſt mein, kein Kloſtergelübde hält uns gebunden, wir ſind frei, nur der Bund unſerer Herzen iſt ein ewiger! Ich bin über den Zweifel hinweggehoben, der mich mit dem Gedanken befällt, den Wunſch der ſterbenden Mutter, die mich dem geiſtlichen Leben widmete, nicht zu erfüllen. Und über Dich, die Du nicht ihre Tochter biſt, hat ihr Wort um ſo weniger Macht, Du biſt nicht ihr Kind, ſie durfte nicht über Dein Leben verfügen.“

Er beugte ſich über ſie hin, aber ſie wies ihn von ſich. „Hätte ich bedacht,“ ſagte ſie, „daß Du nicht mein Bruder biſt, ich wäre Dir nicht aus dem Kloſter gefolgt, niemals, niemals!“ Sie hüllte ſich in die Kleider und weinte fort. „Und was giebt mir die Gewährniß, daß Giovanna nicht meine Mutter iſt?“ fragte ſie plötzlich mit erhobner Stimme. „Biſt Du nicht von Nachtwandelei ergriffen, und darf ich auf alle Deine Worte bauen? Wer ſteht mir dafür, ob es nicht ein Traum war, der Dir vorgeſpiegelt, Du ſeiſt nicht mein Bruder?“

„So wahr die heilige Mutter Gottes mir helfe!“ betheuerte Raoul, ich habe den Brief aus des Biſchofs

Hand erhalten, wo Giovanna das Geſtändniß ablegt, ich ſei ihr Sohn, Du nicht ihre Tochter. Deine Mutter hat den Schleier genommen, ſie hat die Welt verlaſſen und lebt verborgen in einem fernen Kloſter. Aber das bindet Dich nicht an die Wirren des Wahns, Du biſt frei. Eine Anmaßung verkehrter Frömmigkeit war es, die uns ins Kloſter brachte, ſie hat keine Gewalt über Deinen und meinen Willen. Ich kehre nie wieder zurück in die Kerkermauern, wo meine Gefühle ſterben oder irre laufen, wenn der Schlaf meine Sinne befällt. Mich reizt die Welt, die Heimath lockt mich, dorthin zieh' ich, ſelbſt wenn Du mich verläſſeſt!"

Er ſtand auf und ließ ſie allein, da ſie ſich nicht zu ihm wandte. Er ſank auf ſein Lager und brütete ſtill. Ein Geräuſch wie von Ankommenden unterbrach die lange Stille. Caro ſchlug an, war aber bald beſchwichtigt, als wäre es der Zuſpruch einer bekannten Stimme, die ihn zur Ruhe verwies. Kilian Maurus wachte auf vom Geräuſch. „Kommt der arme Wandersmann noch ſo ſpät!" murmelte er für ſich hin.

Bald aber hörte man wieder die Athemzüge des Schläfers, es war wieder ſtill, und man konnte glauben, die ermüdeten Flüchtlinge hätte ebenfalls der Schlummer überwältigt. Aber Raouls Gedanken ſchwebten in die Ferne, das Heimathland lag vor ihm, der Wunſch, von ſeinem Vater Kunde zu erhalten, ward nicht weniger lebendig in ſeiner Seele, die ins Leben hinausſtrebte, das er jetzt plötzlich entfeſſelt vor ſich ſah. Das alles wob ſich träumeriſch vor den Augen ſeines Geiſtes zuſammen, und ſeine wachen Kräfte erlagen dieſen Ausſichten der Zukunft. Da legte ſich eine ſanfte Hand an ſeine Wange, eine heiße Lippe athmete an der ſeinigen. Antoinette war's, die ſein Lager ſuchte. Sie hatte ſich ſatt geweint, ihren Kummer von ſich geſtrömt, ihr Schmerz und die mädchenhafte Scheu, ſich von den Geboten ihres bisherigen Daſeins abgewendet zu haben, war der Freude über ihre Rettung aus den Banden des Kloſters gewichen. So mußte ſie mit ihrem Befreier ſich ausſöhnen, war er doch nun ihr einziges Heil. „Ich will Dir Abbitte thun, mein Raoul, mein Held!" flüſterte ſie und ſchmiegte ſich an ihn. Die dunkle

Nacht ſah nicht ihr Erröthen, und ſo durfte ſie ihn küſſen mit der ganzen Gewalt der dankbar hingegebenen Liebe. Er ſchlang ſeine Arme um den zarten Leib, ihr liebliches Angeſicht glänzte ihm vor den Augen ſeines Geiſtes, und trat leuchtend wie ein Bild der Gottheit in die Träume der Zukunft, die eben um ſeine Seele ſchwebten. „Und Du liebſt mich? und ich darf Dich lieben?“ ſeufzte Antoinette; in ihren Küſſen erſtarb der ſcheue Laut des ſtillen Entzückens. „Statt des Gelübdes im Kloſter,“ ſagte Raoul, „iſt dies nun mein Gelöbniß, Dich zu lieben mit einer ewigen Liebe, Du meine Braut, meine weltliche, aber doch heilige Braut!“ Seine Lippen zuckten mit den ihrigen zuſammen, wie ſich Blitze faſſen und zünden. Für die Gewalt der entfeſſelten Liebe giebt es keinen Stillſtand, wie das ſchäumende Meer keine Ruhe kennt, bis es die Ufer mit ſeinem Wogenſchlag überragt, es will ſeine Beute.

Als die Morgenſonne durchs Fenſter lugte, ſtand Raoul mit dem Bettelmönch eifrig flüſternd im Geſprach. Antoinette lag noch auf ihrer Ruheſtatt in die Decken gehüllt, entweder ſchlief ſie noch oder ſcheute ſich vor dem hellen Licht des Tages. „Ihr ſeid nicht das erſte Paar, das ich traue und ehelich einſegne!“ ſagte der Mönch und wies auf ſeinen glatten Scheitel, „bin ordinirt, bin qualificirt, weiß Beſcheid mit allen ſieben Sachen, bin altkatholiſcher Prieſter.“

„So nimmſt Du unſer Gelöbniß an,“ ſagte Raoul „und giebſt uns den Segen als ehelich Verlobten?“

„Laßt mich nur machen!“ beruhigte der Alte und ging ins Nebengemach, allerlei Geräthſchaften zuſammenſuchend. „Ich wußte das, ich kenne den Lauf der Natur!“ murmelte er von Zeit zu Zeit vor ſich hin.

Raoul war zu Antoinettens Lager getreten. Ihr ſchlafendes Antlitz lag zu ihm gekehrt, und wie er ſich über ſie bückte, um ſie mit dem Kuß der Liebe zu wecken, blickte ſie auf, denn ſie ſchlief nicht mehr und lachte ihm mit der ganzen Luſt ſehnſüchtiger Wünſche ſtill entgegen. Ihre Stirn und Wange war ſehr blaß, aber die Lippe war voller aufgeblüht über Nacht, und in ihren Augen brannte noch ein funkelndes Licht, wie jener wunderbare Stein, der ſich von den Strahlen der Sonne durchleuchten ließ, auch nachher im Dunkel den eingeſogenen Glanz noch von ſich ſtrahlt. Raoul ſtand im Abglanz ſeiner eignen Liebe, wie ihn Antoinettens Augen überſtrahlten. Sie ſtreckte die verlangenden Arme zu ihm hin, er kniete nieder, und unter ſeinen Küſſen flammten auch ihre Wangen wieder auf.

Die Stimme des Bettelmönchs ertönte aus dem Seitencabinett. Er hatte der offnen Thür gegenüber einen alten Betſtuhl nebſt Pult mit dem Crucifix zurechtgerückt und zwei Kerzen angezündet. Antoinette war aufgeſtanden und ſchmiegte ſich an Raouls Arm, der ſie dem Geſalbten des Herrn zuführete. „Ihr ſeid nicht bräutlich angethan, Kinder, aber es thut nichts!“ ſagte der Alte, „ich bin Euer Prieſter und Gott iſt allerwegen, wo ſich treue Herzen finden. Tretet vor mich hin, daß ich Euch den Segen gebe, der Euch bindet von nun an bis in alle Ewigkeit. Auch ohne Zeugen ſollt Ihr hier rechtskräftig zuſammengethan werden, ſeid Ihr doch durch kein Gelübde im Kloſter gebunden.“

Das junge Paar ſtand vor ihm auf der Schwelle und der Mönch begann ſeine Sprüche. Da öffnete ſich vom Flur her die Thür und ein langes ſchwarzbraunes Geſicht blickte durch die Spalte. Entweder hatte Caro ſchlecht Wache gehalten, oder es war eine befreundete Erſcheinung, der er den Eintritt nicht wehren mochte. Ein Staunen, das ſich des Eintretenden bemächtigte, bannte faſt ſeinen Fuß, als er ihn ins Zimmer ſetzte. „Nur ſachte näher, Gevatter,“ rief ihm Bruder Kilian zu, „wir können hier einen Zeugen brauchen, und wenn Ihr auch ein ſchlechter Chriſt ſeid, ſo ſeid Ihr doch ein guter Menſch. — Aber beim heiligen Patrik! Ihr kennt Euch ja alleſammt“ —

Raoul war dem Fremden entgegengeſtürzt, „Jacotot!“ rief er laut, „Jacotot!“ und auch Antoinette begrüßte den alten Bekannten. Es war wirklich der treue Diener aus der Provence. „Kinder!“ rief er, und ſuchte vergeblich nach Worten. Jahre waren verſtrichen, ſeitdem man ſich nicht geſehen, ſtatt der Kinder umarmte ihn ein Jüngling, drückte ihm eine Jungfrau die Hand. „Seit drei Tagen bin ich hier in der Gegend,“ ſagte er endlich, „der fromme Bruder hier nahm mich auf und gab mir Obdach. Es ließ mich nicht länger ruhig in der Provence, ich mußte Euch ſehen, hören wie es Euch geht im Kloſter. Geſtern Abend ſchlich ich in den Hof des Biſchofs, da hört' ich die wunderlichſten Dinge, das Gewitter brach los, das Nonnenkloſter ſtand in Brand, der Tumult der Leute zog mich mit fort. Die junge Novize, Antoinette, ſei in ihrer Zelle verbrannt, hieß es, Andere ſchrieen, ſie ſei entflohen. Der eine Flügel des Gebäudes ſtand in Flammen, ich legte Hand mit an und war der erſte oben auf der Leiter, nachdem der Regen das Feuer gelöſcht. Mehrere Zellen waren heruntergebrannt, Antoinette war nirgends zu finden. Nun glaubte ich faſt an Flucht, aber dumpf und ungewiß kam ich hieher zurück, und ſuchte mein Lager hinten unter dem Dache. Erſt heut' früh erkannte ich Caro, der vor der Thür lag. Sagt, wie hat ſich das alles begeben? Ich bin ſtumm und ſtaune!"

„Bote aus der Heimath!" rief Raoul, „Bote des Himmels ſollten wir Dich nennen, lieber, getreuer Freund. Du ſollſt uns leiten, wir wandern mit Dir.

Schreckliche Dinge haben ſich ereignet, die unſer ganzes Daſein umgeſtalten. Wiſſe nur ſo viel, Antoinette iſt nicht meine Schweſter, wie ich, wie Du, wie wir Alle geglaubt, ſie iſt meine Braut, hier Bruder Kilian ſegnet den Bund unſerer Herzen. Ja ſtaune nur, Jacotot, es hat ſich alles wahrhaftiglich ereignet. Dem Kloſter ſind wir entflohen, wir beginnen ein neues weltliches Daſein, von den Menſchen vielleicht verfolgt, aber von Gott beſchützt.“

„Du nicht Antoinettens Bruder!“ ſtarrte ihm Jacotot entgegen, — „Antoinette Deine Braut!“

„Ja doch,“ ſagte Raoul, „wer will darüber gebieten, wer anders als die Stimme unſerer Herzen! Wohl weiß ich, daß wir als Geſchwiſter aufwuchſen, hat uns Mutter Giovanna doch immer als ihre Kinder gehalten, aber ſie ſelbſt geſtand es dem Biſchof in dem Briefe, daß ſie uns getäuſcht. Ich las den Brief, ich las ihn, ſie hat es beſchworen, daß Antoinette nicht ihr Kind iſt. Was willſt Du Jacotot? Was ſoll Dein ſtarrer Blick?“

Jacotot war leichenblaß, die buſchigen Brauen zogen ſich düſter über ſeine Augen zuſammen. So ſtand er mit geſenktem Haupte, als wenn ein Geheimniß ihn niederdrückte. Raoul ergriff ihn an der Bruſt, als wollte er das Gefäß ſchütteln, bis ſein Inhalt überſchäumte. „So muß ich denn den Zufall, der mich hergeſandt, um Euer Bündniß zu ſtören, für eine heilige Fügung halten!“ ſagte Jacotot. „Wenn Giovanna geſtand, daß ſie nicht Antoinettens Mutter war, ſo hat ſie geſagt, was wahr iſt, aber nur, was ſie wußte. Laß Deine Hand von mir, Raoul, was willſt Du gegen mich wüthen! Kennſt Du mich nicht als den treubewährten Freund Eures Hauſes? Als der Retter Deines ewigen Seelenheils bin ich hier erſchienen, denn noch iſt ja das Schreckliche nicht geſchehen, noch ſteht der Prieſter da, noch ſeid Ihr nicht verbunden. Giovanna war nicht Antoinettens Mutter, aber Ihr ſeid dennoch Geſchwiſter, Ihr habt einen gemeinſchaftlichen Vater. Er lebt, er war in der Heimath jetzt wieder, ich ſollte Euch ſeinen Gruß im Geheimen bringen. Was iſt Euch, iſt die Kunde nicht fröhlich, bin ich nicht zeitig genug erſchienen, — Heiland der Welt!“

Antoinette war laut ſchreiend zu Boden geſunken, Raoul ſchlug die Hände vor ſein Geſicht, und kniete in ſchrecklicher Bewegung nieder. Die Stille, die eintrat, war qualvoll. Jacotot ſtarrte vor ſich hin, der Gedanke, die Botſchaft ſei zu ſpät gekommen, fuhr wie ein Blitz durch ſein Gehirn. „Sei uns die geſammte Schaar der Heiligen gnädig!“ ſagte Kilian Maurus erſchüttert, und wandte ſich zu Antoinetten, die leblos am Boden lag. „Laßt mich allein mit dem Mägdlein, ich will ſie ins Leben rufen. Ihr aber flieht, flieht ſoweit Ihr könnt!“ Jacotot bemächtigte ſich Raouls, er umfaßte ihn mit ſeinen ſtarken Armen, um ihn fortzuſchaffen. Raoul hatte keinen Willen, keine Kraft mehr. Der gellende Schrei: „meine Schweſter?“ entfuhr noch ſeiner zitternden Lippe, als er mit Jacotot durch die Thür verſchwand.

Ein kleines Zimmer im Hintergebäude barg die beiden Menſchen und verſchloß ihre Worte, ihre Verzweiflung vor aller Welt. Den ganzen Tag ſaß Jacotot bei dem Unglücklichen, er wich nicht von ihm. Gegen Abend kam der Bettelmönch geſchlichen und erzählte, Antoinette habe ſich ausgeweint, ſie ſei matt und ſchwach, aber ſie verlange lebhaft ins Kloſter zurück, ſie wolle zur frommen Schweſter Clementine. „Ich weiß auch ſonſt nichts mit ihr anzufangen,“ ſagte Kilian Maurus, „ich will ſie morgen in aller Frühe zurückgeleiten. Ihr aber müßt fort von hier, weit fort, am beſten in Eure Berge. Ich kenne Euch nicht, geſtehe nichts, auch Antoinette nichts, ſie iſt ein ſtarkes entſchloßnes Mädchen!“

Raoul verlangte nicht, ſie noch einmal zu ſehen, die Unglückliche, die ihm der Hohn des Geſchickes gegönnt, um ſie ihm wieder zu entziehen, die er ſich erobert, weil ſie ihm, wie er wähnte, nicht angehörte, und die er wieder verloren, weil ſie ſchon ſein war durch die Bande des Blutes. „Ich bin nun auch zum Mönch verflucht!“ ſagte er mit ſtiller Ergebung, und der Entſchluß, ein fernes Kloſter zu ſuchen, ſtand in den verſtörten Zügen ſeines Antlitzes mit eiſerner Feſtigkeit. „Es iſt ein Wahn, ſich vom Wahne losgebunden zu glauben. Das Geſchlecht ſoll in Ketten wandeln, ſo ſcheint es, wehe dem, der ſich ihnen entwindet. Mit den Banden, die Du zerriſſen vor Dir ſiehſt, wird Dir eine Schlinge gewunden, der Du doch anheimfällſt. Haſt Du Deinen Arm befreit, ſo bleibt Dein Fuß gefeſſelt, und Du ſtürzeſt um ſo tiefer. So war die Geſchichte Deines Lebens, mein Vater! Du warſt Mönch. Da fiel es wie ein lichter Funken in Deine Seele, man könne Gott dienen, ohne dem Drange der Natur zu widerſtehen, der den Menſchen zum Menſchen führt. Du flohſt mit einer Nonne, ſie ward meine Mutter. Nun ſchienſt Du frei von den Banden des dumpfen Aberglaubens. Aber wer hieß Dich *alle* Bande abwerfen und auch die Pflicht der ehelichen Treue für einen Wahn halten? Da liegts. Irgend wie mußt Du gebunden ſein, Menſchengeiſt, ſonſt flattern Deine Sinne wie Raubvögel durch die Welt in unerſättlicher Begier. Du brauchſt nicht Mönch zu ſein, nein! Du brauchſt Dich nicht einzuſargen als lebendig Todter; aber ſoll Dich auch die Liebe zu einem Weibe, das ſich Dir anheimgab, nicht binden? O dann fahret nur durch einander ihr Sterne, Sonnen, Monde! wenn auch die Liebe nicht bindet, dann brecht nur zuſammen, Welten! und Chaos, Du geſetzloſes Ungeheuer, verſchlinge nur alles in ſchrankenloſer Wirre, denn wenn der Liebe die Treue fehlt, ſo hat das Univerſum kein Geſetz mehr! — Eine luſtige Geſchichte, die Geſchichte jener Mönchs- und Nonnencolonie in den Bergen der Provence! Ha, Jacotot, erzähl mir noch einmal, wie mein Vater weltlich wurde, ein Weib nahm, meine Mutter liebte, und ihr doch treulos wurde. Die Satzungen des Kloſters hatten ſie abgeworfen, die Grüfte des Aberglaubens waren zerſprengt, der Menſch fand den Menſchen, ein Herz das andere, Mönch und Nonne wurden, wie es Gott im Paradieſe geboten, Mann und Weib. Aber ſie konnten für ein neues Leben kein neues Geſetz finden, das an die Stelle der abgeworfenen Feſſeln der alten Satzung trat. So griffen die Wünſche, die Begierden maßlos um ſich. Wer ſich nicht mehr an Altar und Kloſter gebunden fühlte, wie ſollte ſich der an ein Weib gebunden fühlen! So überraſchte die Gemüther mitten in der Freiheit eines lichten Morgenrothes die Nacht der Verwirrung und ſo hatten zwei Kinder Einen Vater und doch nicht Eine Mutter.

Und der Fluch der irren Wünſche ereilte auch uns; ich küßte meine Schweſter, als könnte ſie mein Weib ſein!"

„Ruhig, ruhig!" bat Jacotot mit leiſer Stimme. Der finſtere harte Menſch war vor dem Unglück, das auf Raouls zerſtörten Mienen zu leſen ſtand, ganz weich und ſanft geworden.

„Ich will meinen Vater finden," ſagte Raoul, „ich will ihn ſehen, ihm ſagen, daß eine Schmach auf mir ruht, die ſich mit allen Thränen, die Himmel und Erde zuſammenweinen, nicht wieder tilgen läßt. Das ſei noch mein weltliches Geſchäft; dann, mein Herz, nimm alle Deine Wünſche, Deine lichten und Deine dunkeln Gefühle, Deinen Haß und Deine Liebe, und laß' Dich einſargen in eine ferne Kloſtergruft." —

Am frühen Morgen des andern Tages ſtand Kilian Maurus an dem Thor des Nonnenkloſters und übergab der Pförtnerin das verirrte Mädchen, wie er ſagte, das ſich aus dem Brande gerettet, und das er halbtodt im Walde gefunden. „Um Jeſu willen!" ſchrie die Pförtnerin, „ſeid Ihr's wirklich, Antoinette? Ach Kind, Kind, was iſt alles um Euretwegen hier geſchehen!"

„Legt ein gut Wort ein bei der geſtrengen Frau Priorin!“ bat der Alte. Antoinette blickte zitternd im Kloſterhof umher und zu den ſchwarzen ausgebrannten Mauern hinauf, die ihre Zelle umſchloſſen hatten. Der ganze Flügel des Gebäudes war zerſtört, nur die Pfeiler ſtanden noch; im Hofe war man mit Forträumung des Schuttes beſchäftigt.

„Legt ein gut Wort ein,“ — bat der Mönch.

„So wißt Ihr's nicht?“ ſagte die Pförtnerin, „die Frau Priorin iſt in der furchtbaren Nacht, die der Geiſt des Böſen über uns verhängte, vor Schreck geſtorben. Ich werde die fromme Schweſter Clementine rufen, die jetzt das Amt und die Aufſicht führt.“

Antoinetten zuckte das Herz in ſtiller Freude, ſie kniete vor dem ſteinernen Bilde der Gnadenmutter nieder und ſprach ihr Gebet. Kilian Maurus ſchied mit frommen Wünſchen.

Raoul und Jacotot hatten unterdeſſen den Stab ergriffen, ſie wanderten nach der Provence.

II.

Die

Urſulinerin.

Dicht vor den Mauern der kleinen Stadt Montelimart in der Provence lag die Kapelle der Urſulinerinnen. Zu beiden Seiten ſtanden die Wohngebäude der frommen Schweſtern, deren Anzahl jetzt nur gering zu ſein ſchien. Ein doppelter Kranz von Oelbäumen umſchloß das Gehöft, im Vorgrund rauſchte die breite, inſelreiche Rhone, hinten ragten, wie zu Schirm und Schutz, hohe gewaltige Mauern, deren weite Flügel, ehemals der geheime Schauplatz des regſten Lebens, jetzt den Anblick verödeter Trümmer boten. Dies ſchwarze Geſtein mit den viereckten Thürmen und Zinnen, die auf alten römiſchen Ruinen ſtanden, war ein Collegium der Geſellſchaft Jeſu geweſen. Seit neun

Jahren ſtand es unbewohnt, denn ſo lange dauerte bereits die Verbannung der Jeſuiten. Von den Parlamenten war ihre Lehre verdammt, Süllys's, des Huguenotten, Machtgebot hatte ſie aus Frankreich vertrieben. Ob der Dolch jenes Chaſtel, der König Heinrichs Leben bedroht, in den Schulen der Jeſuiten geſchliffen, das ſtand als eine furchtbare Frage da, auf die ſich jede Partei ihre Antwort ſuchte. Aber der aufgeregte Sinn des Volkes, das ſeinen geliebten König in Gefahr geſehen, wollte Rache und Beſchwichtigung, Chaſtel galt für einen Zögling der Jeſuiten, eine Schandſäule deckte ſeine Gebeine in Paris, und ſein Beichtvater, der Jeſuit Guignard, war neben ihm hingerichtet. Die katholiſche Ligue war aufgelöſt; die Geſellſchaft Jeſu hüllte ſich ſchweigend in den Mantel des Geheimniſſes, wie ein Mann, der zu ſtolz iſt, um ſich gegen die Schmähungen des Pöbels zu vertheidigen, und ließ die Gewalt des weltlichen Regiments über ſich ergehen, wohl wiſſend, daß die Macht der Welt doch nicht von ewiger Dauer iſt und der Geiſt ſeine Herrſchaft, und wär' es auch auf ihren Trümmern, wiedergewinnt. Selbſt in der päpſtlichen Delegation, zu Avignon, hielt ſich der Orden nicht für ſicher genug. Von der Hand räuberiſcher Huguenotten, die ſich für Diener Sully's ausgaben, waren die Lehrkanzeln des Collegiums zerſchlagen, die Hörſäle verwüſtet. Durch die zertrümmerten Fenſter ſchnob der Wind und und haſchte in den Schlupfwinkeln der Kreuzgewölbe nach ſeinem Wiederhall, aber wie der ſchweigende Zorn, der ſeine Bruſt verſchließt, ſtanden die Mauern mit ihrer breiten Stirn da, und von den ſchwarzen gen Himmel ragenden Thürmen krächzten die alten Wetterfahnen als ſuchten ſie nach einer verlornen Melodie.

Dicht am Fuße des Berges, mit welchem der Pallaſt der Jeſuiten in die Höhe ſtieg, lag die kleine Kapelle der Urſulinerinnen ſammt den Gebäuden der Schweſterſchaft. Vom rauhen Oſtwind, der die Provence durchſchnaubt, blieb dies ſtille Plätzchen unberührt und von der Bergwand hinunter blühte der Oelbaum bis an die Ufer der Rhone. Hier blühte auch die katholiſche Frömmigkeit ruhig fort; von den hohen Sitzen einer ſtolzen Herrſchaft vertrieben, hier blieb ſie ungefährdet in idylliſcher Friedensluſt, um die Reichthümer der Welt, und die Gipfelpunkte des äußeren Lebens unbekümmert. Die frommen Schweſtern gehörten zu einer Congregation, welche Anna von Xaintenge nach dem Muſter der Geſellſchaft Jeſu geſtiftet hatte. Ihre Regeln waren den Statuten des heiligen Ignatius entnommen, deſſen geiſtliche Uebungen ſie jährlich acht Tage verrichteten. Deshalb eben ſtanden ſie im Verbande mit jenem mächtigen Orden und in deſſen Schirm und Schutz. Der Verfolgungseifer des weltlichen Arms hatte ſich nicht bis auf die Schweſterſchaft der Urſulinerinnen erſtreckt, man ließ die Frauen ruhig beten; wollte man doch nicht die Frömmigkeit, ſondern nur die Anmaßung derſelben, ihre Herrſchluſt, vertilgen. Die Gemeinſchaft der Urſulinerinnen mit jenem Orden knüpfte ſich beſonders an das Gebot, nur bei den Jeſuiten zu beichten. Dieſer Pflichterfüllung, aus welcher alle ihre Vergünſtigungen erwuchſen, waren die frommen Schweſtern ſeit der Verfolgung jenes Ordens nun ſchon lange enthoben, doch hatte der heilige Stuhl, der beim franzöſiſchen Hofe die Zurückberufung der Jeſuiten jetzt lebhafter als je betrieb, von Zeit zu Zeit einen Beichtvater heimlich geſendet, und die Schweſterſchaft war nicht für immer der Tröſtungen untheilhaftig geblieben, zu welchen ihr Gelübde ſie anhielt. Aus ihrem Anſchluß an die Statuten der Geſellſchaft erwuchs ihnen auch die Pflicht, ſich mit dem Unterrichte der Jugend zu beſchäftigen. Mehrere Stunden des Morgens ſah man die jungen Mädchen der nahen Stadt in dem Lehrſaale um die fromme Cöleſtine verſammelt, wie die jetzige Superiorin des Stiftes hieß. Dies brachte die Schweſtern der heiligen Urſula in eine Art Gemeinſchaft mit der Welt, ſie pflegten das geiſtige Wachsthum junger weiblicher Gemüther, lehrten allerlei nützliche Tugenden und gewannen ſich die Liebe und Hochachtung der Familien. Im Uebrigen war ihre Lebensordnung einfach klöſterlich und ohne beſondere Abweichung vom regulirten Stande gottſeliger Frauen. Um vier Uhr Morgens ſtanden ſie auf und beteten in ihren Kammern eine Stunde lang, verſammelten ſich in der Hauscapelle, um gemeinſchaftlich das Amt der heiligen Jungfrau zu ſingen und wanderten dann in die Stadt, um die Meſſe zu hören. Von ihren Zöglingen umringt, die ſich dort um ſie verſammelten, kehrten ſie nach den traulichen Schatten ihrer Oelbäume zurück, und der Unterricht begann. Kurz vor dem Mittagsmahl hielten ſie noch Gewiſſensprüfung, nach dem Eſſen ſangen ſie gemeinſchaftlich in der Hauskapelle die Litanei der Mutter Gottes. Dann begann das große Stillſchweigen, dem ſich jede nach Belieben überließ, bis die Glocke wieder in den Lehrſaal rief. Waren die Zöglinge in geiſtlicher Uebung geſättigt, ſo betete jede der frommen Schweſtern für ſich den Roſenkranz oder überließ ſich ihren einſamen Gedanken.- Vesper und Complet wurden gemeinſchaftlich gehalten und auf den Nachtimbiß, den die Litanei aller Heiligen beſchloß, prüfte eine jede noch einmal ſtill für ſich ihr Gewiſſen oder die Superiorin verwaltete für alle zuſammen das Amt der Gewiſſensprüfung. So hatte eine jede genug Anregung zur Heiligung der Seele, genug Veranlaſſung zum thätigen Wirken, und auch Freiheit genug und einſame Muße, um ein verlornes Leben zu beweinen, um für blutende Herzenswunden, die die Welt oder die eigene Leidenſchaft ſchlug, heilende Kräuter zu ſammeln, und in der Stille der Seele den Nachklang früherer Lebensſtürme zu beſchwichtigen. Es gab und giebt im Menſchenleben allezeit zuviel geheimes Unglück, die Welt der bürgerlichen Geſellſchaft iſt immer zu mißgeſtaltet, die Roſen der Liebe bieten immerdar zuviel verſteckte Dornen, als daß die Menſchheit ſolcher Stätten ruhiger Vereinſamung ganz entbehren könnte. Die gequälte Seele wirft ſich mit ihrem Schmerz auf die geordneten Lebenszuſtände, und bringt ihre Unruhe und ihren Unfrieden in die feſte Gliederung der Geſellſchaft; kann ſie aber heraustreten aus dem Verbande, der ſie zermartete, wird es ihr möglich, ohne Opfertod ſich den verſchlingenden Verhältniſſen einer verworrenen Welt zu entziehen, ſo ſtrömt ihr Unheil abſeits, ihr Schmerz verrinnt in der Stille des Gedankens. Geheimes Unglück, das die Welt nicht mag, obwohl es eben die Welt und ihr Geſetz verſchuldete, will immer eine einſame Stätte, einen Friedhof, auf dem es ſich ſelbſt begräbt. So lange der Schooß der Geſellſchaft in der Tyrannei des Herkommens gebunden liegt, ſo lange die Könige und Völker ſich nicht das unbeſchränkte Glück des Daſeins zur alleinigen Aufgabe ſtellen, ſo lange müßt ihr Einſiedeleien geſtatten, wo der Muth, der ſich an den Formen der Welt zerſchlug, die Hoffnung, die dem blauen Himmel mit Thränen entgegenlachte, und die Liebe, die ſich an den Dornen des Lebens verwundete, ihre ſtille Zuflucht finden. Sobald es ein Wahn des Herkommens wird, euch einzuſargen, bevor euch das Leben tödtete, dann iſt es eine Verläſterung der Stimme der Natur, ein Vergehen gegen die weisheitsvolle Ordnung des Schöpfers. So lange die Liebe athmet, die Hoffnung ſich in Wünſchen ſpiegelt und der Quell des Lebens noch rauſcht und hüpft, ſo lange ſollt ihr den Strom der Welt mit euren Armen theilen; nur wenn ihr wirklich todt, ſolltet ihr euch begraben, und wenn ihr die Pulſe wieder ſchlagen hört, dann ſolltet ihr auch wieder auferſtehen und in die Welt zurücktreten dürfen. Das war der Fluch der Klöſter, daß es für niemand eine Rückkehr gab, ſobald ſich einmal die Pforten hinter ihm geſchloſſen und die wiedererwachenden Lebensgedanken ſich hinter eiſernen Riegeln gefangen fühlten. Da lebten ſelbſt todte Herzen in der Empörung gegen die Feſſeln wieder auf, und gegen die kalten Wände des Zwanges ſtieß die Verzweiflung ihre heiße Stirn. Die gefeſſelten Hände zerfleiſchten ſich, wenn der Drang des Lebens wieder durch die Adern zog, und die durch Satzung und äußeres Gebot niedergehaltene Seele nahm ihre Zuflucht zu allerlei Aberwitz, Seltſamkeit und ſündhafter Entſchädigung. So werden durch Herkommen und geſchloſſene Satzung alle Inſtitute zu Kerkern für den Menſchengeiſt, ſo wird jede freie Wohlthat durch das feſte, unbezwingliche Gebot zu einem Fluch. Die Klöſter waren eine freie Erfindung gebeugter Seelen, um der Welt ihren Spielraum zu laſſen und ſich abzuſchließen vor allen Irren und Wandelungen des Geſchicks. Nach den wilden Gewaltthaten des Geſchlechts, nach den rauhen und blutigen Zerſtörungen des Völkerlebens entſtand dieſer Drang nach Einſamkeit, der ſich ganzer Jahrhunderte bemächtigte. Nun aber war es zum Geſetz, zur Gewohnheit geworden, und was Anfangs eine Wohlthat war, verwandelte ſich in eine Verwüſtung aller Lebenskeime, bis in jenen Jeſuiten der große Gedanke zu einer Reform des klöſterlichen Lebens entſtand, welche eine ganz neue Ausgleichung jener ewig ſtreitenden Mächte, Welt und Geiſt, bezweckte. Der Geiſt ſollte nicht mehr von der Welt abgeſchloſſen ſich einniſten in einſame Verſumpfung, er ſollte hinaus ins Leben, die Welt geſtalten, zügeln und beherrſchen helfen. Nicht monarchiſch wie in der päpſtlichen Hierarchie, nicht behaftet mit den zufälligen Trübungen der Perſönlichkeit, ſondern wie eine rings verbreitete Gewalt der Demokratie ſollte der Geiſt über die Welt gebieten, in ſie eingehen als Blut ins Fleiſch, und den Körper beſeelen, ſo daß das Gebäude des Lebens wieder durchadert würde von einem und demſelben Gedanken. Das Fleiſch ſollte nicht getödtet werden, wie in den alten Klöſtern, es ſollte, ſo war die Lehre der Jeſuiten, beſeelt werden vom Geiſte, damit ſich die Chriſtenheit nicht mehr in dem Zwieſpalt von Kirche und Staat, ſondern als einheitliche Perſon erfaßte. —

Den Himmel umdunkelten graue Wolken, die Sonne war ſchon unter, die Nachtlichter wollten noch nicht hervor aus dem feuchten Schooße, in den ſich der Abend hüllte. Die Rhone war der graue Wiederſpiegel des Himmels, ſie rauſchte kaum, ſie ſchlich wie ein Büßender mit verhaltenen Athemzügen an den grünen Ufern hin; nur dann und wann kräuſelte ein Stoß des rauhen Oſtwindes die eintönige Fläche ihres Stromes. Da hielt ein Nachen vor den Oelbäumen, die den Garten der Kloſterfrauen begrenzten. Er war von der Stadt her am ſchilfbedeckten Ufer entlang gefahren, jetzt hielt er an einer buſchigen Stelle und eine hohe Männergeſtalt im ſchwarzen Talar ſtieg ans Land; der Fährmann, das Tau in der Hand, ſprang ihm nach. „Willſt Du mich nachher in die Berge führen,“ ſagte der Fremde, „ſo zieh den Nachen herauf und harre auf meine Wiederkehr.“ Das Gebieteriſche, das im Ton ſeiner Stimme lag, raubte dem Schiffer faſt den Muth; ſchüchtern war ſeine Entgegnung: „Wir Waſſerleute ſind wenig vertraut mit Weg und Steg in den Bergen, aber wenn Ihr wollt, frommer Vater“ —

„Die Pfade dort oben kenne ich ſelbſt,“ unterbrach ihn der Geiſtliche, „ich will nur Deine Begleitung, die Nacht wird rauh, die Straße einſam.“

Der Fährmann beugte ſich tief und küßte das ſchwarze, mit koſtbaren Steinen beſetzte Kreuz, das ihm der Geſalbte des Herrn darreichte. Es hing an der Gürtelſchnur, die ſein Habit zuſammenhielt; auch die Schnur war ſchwarz, ſo wie alles in der Bekleidung des Mannes, auch die eckige Mütze, deren Falten über die Stirn fielen.

Der Kuß auf das Kreuz war für das fromme Schaf der Heerde ein Gelöbniß. „In einer Stunde bin ich wieder hier,“ ſagte der geiſtliche Herr und ſchritt durch das Rohrgeflecht und die kniſternden Binſen das Ufer hinauf. Unter den Oelbäumen ſtand er ſtill, ſein Blick ruhte auf den düſtern Mauern des Jeſuitercollegiums, das über den friedlichen Kloſtergärten hinweg in den grauen Himmel ragte. Welche Gedanken die Seele des Mannes jetzt bewegten, als er den Kopf ſinnend hob und ſenkte, das blieb verborgen, der dunkelnde Abend ließ auf ſeiner Stirne nicht leſen. Er mochte ſeinen Jahren nach ein Vierziger ſein, in ſeinem Gange lag die entſchloſſene Feſtigkeit des reifen Mannes, in ſeiner Haltung verrieth ſich die Ueberlegenheit ſeines Prieſterſtandes. Er zog jetzt den Mantel über den Nacken und ſchritt raſch auf die kleine Gartenpforte zu. Dieſen Eingang ſchien er zu kennen, obſchon es für Fremdlinge nicht der gewöhnliche war. Auf langes Pochen öffnete die Pförtnerin und wechſelte mit ihm den üblichen Gruß. „Die heilige Jungfrau ſei mit Dir,“ ſagte der Geiſtliche, „die Geſellſchaft Jeſu ſei Dein Schutz und Schirm!“ Da neigte ſich die Laienſchweſter noch tiefer und küßte den Saum ſeines Kleides. Die fromme Cöleſtine hatte den Gefährtinnen ſchon vor einigen Tagen die Ankunft eines vom heiligen Vater geſendeten Beichtigers verkündet und die devote Pförtnerin begrüßte mit aller Ehrfurcht den hohen Gaſt. Sie wollte der Superiorin Meldung machen, aber er verbot es und wandelte langſam durch den Garten und über den Hofraum. In dem Wohngebäude war es dunkel, die Kapelle war erleuchtet; es war der letzte Dienſt des Tages, der die Urſulinerinnen an heiliger Stätte verſammelte.

Der Prieſter betrat die Kapelle. Die Ampeln hingen ſehr hoch und warfen an den grauen Pilaſtern nur einen falben Schein hernieder. Hier und da glänzte helles Metall, auf dem Altar ſtanden die Leuchter und der ſilberne Heiland in flammendem Wiederſchein, ſonſt war alles in Dämmerung aufgelöſt; der betende Menſchengeiſt, lag in den Schleier der Andacht gehüllt, der Erleuchtung durch die göttliche Liebe in der Nacht des gebundenen Wahns gewärtig. Einige von den Schweſtern knieten in den Betſeſſeln, andere ſtanden in den Beichtſtühlen, denn die Superiorin pflegte den Jüngern die Gewiſſensprüfung zu erleichtern, indem ſie mit Worten der mütterlichen Liebe zur Buße ermahnte, und die Bekenntniſſe der kleinen Sünden entgegennahm. Dann und wann rauſchte das ſarſchene Gewand einer Kloſterfrau, ſonſt war alles leblos ſtill. Nur wer hinter den Schleier blickte, an das ſchwarze Buſentuch ſein Ohr legte, der mochte das geheime, noch nicht ganz erſtorbene Leben fühlen. Hinter den Wimpern der frommen Schweſtern ſaß vielleicht noch manche, nicht ganz ausgeweinte Weltfreude; in dem ſtillſten Winkel des

Herzens flüſterte vielleicht noch mancher Wunſch nach einem Tröpfchen vom Waſſer des Lebens, oder zitterte noch der ſehnſüchtige Gram um verlornes Erdenglück. Es giebt ja für menſchliche Herzen keinen ewigen Frieden, und flöhet ihr bis an den Rand des Meeres, bis in die Einſamkeit der Wüſte!

Durch die Seitenthür trat eine würdige Geſtalt von hohem Wuchs und ſtillem, gemeſſenem Weſen. Es war die Oberin, die fromme Cöleſtine, deren ſegensreiches Wirken die ganze Gegend pries. Sie war die Retterin der Armen, die ſie wie eine Heilige ehrten, der Troſt der Gebeugten, die Pflegerin der Kranken, und wenn ſie in der Stadt erſchien, huldigten ihr auch die vornehmen Familien, deren junge Sprößlinge ihrer Leitung anvertraut waren. Vor einer Reihe von Jahren war ſie in härenem Gewand, eine Büßerin des einſamen Bergwaldes, in Montelimart erſchienen; man kannte nicht ihre Abkunft, nicht ihr früheres Leben. Ein Hirtenbrief des heiligen Vaters hatte ſie an die Stelle der verſtorbenen Kloſterherrin berufen, ein Leben voll Gottſeligkeit hatte die hohe Gunſt, die ihr wiederfuhr, gerechtfertigt. In der Berührung ihrer weißen Hand, ſagten die Leute, lag eine Beſchwichtigung für alle Wunden; wo ſie hintrat waltete Ruhe und Zuverſicht auf ein geheimnißvolles Heil; ſie hätte dem Meere in ſeinem Aufruhr gebieten können, ſagte die Welt, ſolch ein Oel der Milde ſtrömte von ihren Lippen. Es war ein ausgeklungener Schmerz der eigenen Seele, der in ihren Troſtesworten bebte; in ihrem Rath und in ihrer Mahnung ſprach das Mitgefühl und das geheime Verſtändniß aller Leiden. In dem hohen ſtillen Ernſt ihrer Züge, in der ſanften Bewegung ihrer Geſtalt lag eine Beruhigung, die auf beſtürmte Gemüther überſtrömte. Nur der Blick ihres dunkeln Auges ließ ſich ſelten finden, ſeinen Glanz hielt ſie gern verſteckt und die Wimpern geſenkt, wie einen Flor der Demuth. In ihren ſtillen Bußeſtunden hatte ſie niemand belauſcht, vor einem menſchlichen Angeſichte war auf dieſe marmorbleiche Wange ſeit Jahren keine zuckende Röthe geſtiegen. Wohl hing das ſchöne, leiſe vorwärts geneigte Haupt wie in der Wiege eines großen Schmerzes, aber es war, als hätte ein Kuß der

Tröſtung alle ſeine zitternde Bewegung ſtill zurückgebannt; im eintönigen Pflanzenleben der klöſterlichen Sitte ſchien dies Herz ſeine Sühne gefunden zu haben. So lag ſie jetzt vor dem Altar mit der ruhigen Betermiene, um den Tag mit ſeinem regelmäßigen Dienſte zu beenden. War dies die Stätte, wo Gott lebendig wurde, ſo konnte man wohl ſagen, daß ſelbſt vor Gott dieſe ſchönen bleichen Züge nicht mehr errötheten, aber in ſchlafloſer Mitternacht, vor ſich ſelber, färbte ſich dieſes Antlitz; in der Einſamkeit der Zelle ſtiegen Wünſche in dieſem Herzen auf, die erſt der fromme Dienſt des Tages wieder begrub. So war ſie vor den Menſchen ſehr heilig, vor Gott vielleicht wohlgefällig, vor ſich ſelbſt ſchien ſie am ſchwerſten Gnade zu finden.

Wie ſie ſich aufrichtete, traten zwei von den jungen Novizen, die nur das ſchwarze Kleid ohne den Wimpel trugen, ihr entgegen, um ſie zum Beichtſtuhl zu führen. Die jüngſten unter den devoten Schweſtern waren immer [illegible] geſchwätzigſten im Bekenntnißablegen und hatten ihre Luſt daran, der geliebten Frau alle die kleinen Sündhaftigkeiten, die mitunter der lange

Tag brachte, noch vor Schlafengehen zu beichten. Es war ſeit längerer Zeit nicht geſchehen, Cöleſtine vertröſtete auf die Generalbeichte, die ein Abgeſandter der Kirche entgegennahm. „Nur der Prieſter, der vom Blute des Herrn trinkt, kann völlig freiſprechen und löſen,“ hatte ſie oft geſagt, aber die Jugend ließ nicht nach, in ſie zu dringen, und ſo gab ſie dann und wann Gehör und legte den Leichtgeſtändigen allerlei kleine Bußen auf. „Es beichtet ſich ſo gut bei Euch, ehrwürdige Frau,“ ſagte mitunter die kleine ſchwarzköpfige Agnes in der Erholungsſtunde, und hatte ſich auf den Abend ſtark anzuklagen, daß ſie ihre Blumenzucht, ihre Vögel zu ſehr liebte, oder neulich bei dem Ave Maria faſt vor Freude gelacht habe, als ihre beiden Lieblingstauben gegen das Fenſter flatterten und ſich mit den Schnäbeln liebkoſeten. Darauf hätte ein grämlicher Prieſter allerdings in Sack und Aſche büßen laſſen; Cöleſtinen fiel es nicht ein, durch die Schwere der Strafe die harmloſe Sünde bedeutſam zu machen.

In den jungen kloſterfräulichen Seelen hatte ſich allerlei ſündhafte Kurzweil angeſammelt, Cöleſtine ſaß im Beichtſtuhl, nahm einer jeden, die einzeln neben ihr kniete, das Geſtändniß ab und ſprach allen ſtreng, aber mild, ins Gewiſſen. Die ältern Kloſterfrauen knieten hinter ihren Gittern und flüſterten ihr letztes Paternoſter, da tönte die Nachtglocke hell und lockend, und hieß das Tagewerk beſchließen. Jung und Alt, wandelten die ſchwarzen Geſtalten zur Thür, beugten ſich noch einmal und verſchwanden einzeln. Nur Cöleſtine war ſitzen geblieben, das Auge an den Boden geheftet, die Hand an den Buſen gepreßt. „Während ich von Andern die Sünden fortnehme,“ flüſterte ſie ſtill für ſich, „will der eigene ſündhafte Gedanke ſich nicht aus dieſem Herzen bannen laſſen, er kehrt immer wieder in neuer einſchmeichelnder Geſtalt und mit frommer Miene. Die Sehnſucht nach meinem Kinde iſt ſtärker als alles heilige Gefühl. Ich richte ſoviel junge Seelen zu, daß ſie unſträflich vor Gott wandeln, warum ſoll ich an meiner Tochter nicht daſſelbe thun? Warum ſollte ſie nicht auch mein geiſtliches Kind ſein dürfen, weil ſie mein leibliches iſt? Ich würde mir es zur Buße auferlegen, daß ſie nie wiſſen ſollte, welcher Arm ſie umſchließt. Sie ſollte glauben, ich ſei ihre liebende Seelſorgerin, nie dürfte ſie erfahren, warum mein Auge an dem ihrigen hinge mit mehr als blos frommer Luſt. — O du mein Gott, was iſt Dein Wille? Iſt dieſer Gedanke ſündhaft vor Dir, oder darf ich ihn hegen?" Sie griff unwillkürlich zur Geißel, die an dem ledernen Gürtel ihres Kleides hing, dann zitterte ſie leiſe und bedeckte mit beiden Händen ihr Geſicht.

Da trat der fremde Prieſter hinter der Säule hervor, wo er ungeſehen Zeuge ihrer lebhaften Bewegungen war. Sie ſtand auf und ſah ihm ungewiß entgegen. Der ſchwarze Mantel ſchlug in weiten Falten um ſeine Geſtalt, ſein Gang war gemeſſen und feierlich. „Ad majorem Dei gloriam!" ſagte er und ſtreckte die Hände gen Himmel. „Mit Wiſſen und Willen [illegible] heiligen Stuhls ſendet mich der General meines Ordens, um Euch zu binden und zu löſen. Unſer Fußtritt iſt noch flüchtig in dieſem Lande voll eitler Weltlichkeit, aber man wird uns bald wieder an allen heiligen Stätten ſehen zur größern Ehre Gottes!"

Cöleſtine beugte ſich vor ihm. Als er die Hände über ſie breiten wollte, bannte eine unwillkürliche Zuckung ſeinen Arm. Er kehrte ſich ab, und wie der Strahl der Ampel in ſein Antlitz fiel, da ſah man dieſe winterlich ſtarren Züge des Mannes von einem heißen Gedanken überwältigt, der auf der Stirn wie eine zornige Wolke ſtehen blieb. Er gewann aber ſchnell ſeine Haltung wieder als ihn Cöleſtine anredete:

„Nicht ſo ſpät noch am Abend hätte ich Euch erwartet, ehrwürdiger Vater!“ ſagte ſie.

„Wohl thäten uns Allen,“ erwiederte der Prieſter, „Vigilien und lange Nachgebete Noth, bis der Orden der heiligen Jungfrau wieder frei eingehen darf in dies Königreich des vierten Heinrich von Navarra, aber es bedarf deſſen kaum noch, Gott iſt mächtig! — Morgen früh werde mein Amt vollzogen, damit die Summe deſſen, was Ihr zu beichten habt, ſich nicht allzu ſehr anſammele in Euren Herzen und ſie erdrücke. Zu Euch aber, fromme Schweſter, komme ich vornämlich, denn iſt auch die Welt um Euch her voll von den Wirkungen Eures ſegensreichen Wandels, ſo meinte doch die heilige Kirche, Ihr dürftet ganz beſonders nach der väterlichen Seelſorge Verlangen tragen.“

Cöleſtine verneigte ſich tief. „Wohl bringt der Tag,“ ſagte ſie feſt und ruhig, „ſeine ſündhaften Anreizungen auch im frommen ſtillbehüteten Leben; ſelbſt in der Beſchäftigung mit jungen Gemüthern hat man ſein eigenes immerdar zu erziehen, aber was die leichte Welle oben aufkräuſelt, das bewegt noch nicht den Bach in ſeinem Bette. Wir ſind ungefährdet im Schooße Gottes, frommer Vater.“

Das Auge des Jeſuiten blitzte auf. „Ihr werdet mir beichten!“ ſagte er mit gewichtigem Tone. —

„Ich werde die Nacht hindurch mein Herz beſchicken,“ erwiederte Cöleſtine, „damit es Euch morgen offen vorliegt. Weiß ich doch zuverſichtlich, daß die Liebe Gottes größer iſt als alle Miſſethaten der Menſchenwelt!“

Sie ſtand mit ſo viel Würde vor ihrem Beichtiger, daß er ſchwieg. Der Kirchner löſchte die Kerzen in der Kapelle; ſie ſchritten der Thür langſam entgegen. Plötzlich ſtand der Prieſter ſtill und erfaßte ihre

Hand. „Ich komme von Genf," ſagte er, „aus dem Kloſter der frommen Schweſtern von der Heimſuchung Mariä, — von Deiner Tochter, Cöleſtine!" —

„Heiliger Gott!" ſtammelte das Weib mit erſtickter Seele. Sie zitterte ſo heftig, daß ſie an den nahen Betſtuhl ſank.

„Ruhig, Schweſter," ſagte der Prieſter. Seine Stimme war plötzlich weich geworden, ſein Arm hielt die Sinkende feſt.

„Großer Gott, Ihr wißt?" ſeufzte Cöleſtine, die ſich zu ſammeln bemüht war.

„Die Geſellſchaft Jeſu," ſagte er, „ſollte alles wiſſen. Wo es nicht iſt, ſind die Werkzeuge ſchlecht, der Wille war immer lebendig." —

„Warum mußt Du mich ſo ſtrafen, Mutter Gottes?" flüſterte die Kloſterfrau und hüllte ſich tiefer in ihren Schleier. Nicht die Sünderin, das Weib in ihr war verletzt durch dieſe Mitwiſſenſchaft eines Rohen, eines Kaltherzigen, der den ſußen Drang der Natur vielleicht nie gefuhlt. Da ſie ſich von ihm abwandte, ſchlug der Ton ſeiner Stimme wieder um, aber er wurde nicht blos kalt und ſtreng, er wurde befehlend. „Folget mir auf Eure Zelle, Schweſter!“ ſagte er, „ich habe Euch mehr zu melden.“

Eben verlöſchte in der Kapelle die letzte Kerze, nur der alte Schließer hielt noch ſein Licht in Händen und ſtand mit dem Schlüſſel an der Thür. Sie ſchritten hinaus und gingen ſchweigend die Baumallee hinunter. Das Mondlicht ſtand wie das Lächeln der ewig milden Liebe am dunklen Saum der Wolken, im lauen Nachtwinde ſäuſelten die Blätter wie von Traumgedanken gewiegt, die Oliven dufteten wie Mädchenlocken, hinten im ſchwarzen Walde flötete die ſcheue Sängerin der Nacht; nur der Menſch ging mit Martern und Qual durch all dies liebeſelige Gefühl der verſöhnlichen Natur.

Cöleſtine beachtete es nicht, daß Pater Ignaz, ſo hieß der Abgeſandte von der Geſellſchaft Jeſu, an Ort und Stelle ſehr bekannt ſchien, daß ſie ihm mehr folgte als ihn leitete, als ſie in das Wohngebäude der Kloſterfrauen traten. Erſt als die Schwelle ihres eigenen Gemachs überſchritten war, konnte ſie ſich ſammeln.

Der Prieſter war ans Fenſter getreten, er ſtand in Gedanken vertieft. Sie griff nach der Kerze und beleuchtete die fremde lange Geſtalt. Wie er ſich zu ihr kehrte, war der ſtechende Glanz ſeines Auges erloſchen, er blickte ſanft und ſeine Lippen lächelten wie Wehmuth. Es war eins jener Geſichter, deren Linien ſo ſchnell wechſeln, daß ein Maler die Urzüge kaum aufzufinden weiß. Nur der Stolz auf der hohen Stirn und die eingefallenen Wangen, die der Gram oder gedankenſchwere Nachtwachen gefurcht zu haben ſchienen, waren für den Ausdruck ſeiner Miene bleibend. In den raſchen haſtigen Augen war ein immerwährendes Wechſelſpiel, die Lippen hingen bald tödtlich kalt, bald vom Hohn geſchweift, und in ihren Wellenlinien ſaß die furchtbare Sicherheit, womit ſie jeder Regung eines menſchlichen Herzens zu begegnen wußten. Wie er aber jetzt Cöleſtinens Hand ergriff, da flog ein guter Genius über dies Antlitz und ſaß wie ein holder Gaſt in ſeinen zweifelvollen Zügen. „Willſt Du mir nicht von Deiner Tochter ſprechen?“ ſagte er ſchüchtern, „haſt Du keinen Wunſch für ſie oder für Dich ſelbſt?“

„Sie blickte ihn ungewiß an, als er ſeine beiden Hände um die ihrigen preßte und ſich vor ihr beugte. — „Wer hat Euch mein Geheimniß anvertraut?“ flüſterte ſie leiſe. —

„Der Orden, dem ich diene,“ ſagte Ignaz mit ruhiger Würde; „wie ſollen wir binden und löſen, wenn wir nicht Herz und Nieren geprüft? Haſt Du Dich uns doch ſelbſt anvertraut, als Du in den Bergen der Provence Dein ſtilles Büßerleben führteſt und in den Schooß des Kloſters zurücktrateſt, dem eine Verirrung der Jugendluſt Dich entzogen! Wer ſich in den Schutz der Geſellſchaft Jeſu begiebt, wird geſühnt von aller Schuld. Du thateſt wohl daran, uns Dein Bekenntniß zu machen, denn wir ſind ſchweigſam wie der Tod, und verſöhnlich wie die unſterbliche Liebe. Unſer Herz iſt weit, unſere Arme reichen allerwegen hin. Heil Dir, frommes getreues Gemüth! In der Blüthe Deiner Jahre haſt Du die Freuden der Welt verlaſſen und in den Oeden der Einſamkeit freiwillig gebüßt. Siehe, Dir iſt keine Buße mehr zuzumeſſen, auf ſo viel frommen Wandel darf eher Erholung folgen und Befriedigung leiſer Wünſche, und Stillung mancher ſchüchternen Sehnſucht. Als Du uns Dein Bekenntniß ſchriebſt, — Du nannteſt keinen Namen, verſchwiegſt Ort und Raum — da haben wir auf Dich gemerkt und die Erleuchtung Deiner Seele geprüft. Die Beichtiger, die der Orden zu Dir ſandte, haben Dich gelöſt für immerdar, ſie wußten um Deine Schuld, ohne ſie Dir ins Gedächtniß zurückzurufen. Mir aber ſei dies vergönnt, denn ich komme von Genf, ich ſah Dein vor Gott heranblühendes Mädchen und berichtete nach Rom, daß man Dir willfährig ſei, wenn Du die Tochter vielleicht unter Deinen eigenen Schutz nehmen und ſelbſt heranführen wollteſt zu einem heiligen Leben.“

In Cöleſtinens Seele zitterte die Luſt der Mutterliebe.

„Wohl weiß ich,“ ſagte Ignaz mit dumpfer Stimme, „daß Dein Kind in frevelhafter Sünde erzeugt iſt, — aber Du haſt es Gott dargebracht, und ſo wird alles, auch das verlorenſte Leben, gebenedeiet zur größern Ehre Gottes!“

Er ſtand mit verſchlungenen Armen und ſtarrte vor ſich hin.

Cöleſtine hielt die gefalteten Hände an die Stirn gepreßt und ſeufzte auf in raſchen Zügen. „Iſt es denn möglich, rief ſie laut, „daß die Gunſt der heiligen Kirche gleich groß iſt wie die Gnade Gottes? Soll ich das Kind, — das nicht mehr mir gehört, nein, nein! an dem nur die Sündenſchuld mein iſt — ſoll ich das Kind meiner in Schmerzen untergegangenen Mutterliebe mit dieſen Armen umſchließen dürfen? Nicht mit den Armen weltlicher Luſt, o nein, frommer Vater, nicht mit dem Jauchzen der Kreatur, nicht mit dem Jubel der Dankbarkeit gegen Gott, der gedeihen ließ, was in meinem Schooße geboren, nein, nein! mit ſtiller Demuth, mit Angſt um das eigene Heil, aber doch mit allen ſüßen Schauern der unergründlich tiefen Mutterliebe, deren geheime Gewalt, deren Luſt in Schmerzen und deren Schmerzen in Luſt doch kein Gebet hinwegſcheucht, kein Geißelhieb tödtet! Ich will das Kind auf meinen Armen Gott zuführen, es ſoll nicht mir angehören, ich will es nicht anders berühren, als ich ein Eigenthum des Herrn antaſte, nicht küſſen mit den Lippen der Mutter, nicht lieben mit der Liebe des Weibes, o nein! nur es ſehen, nur im Athem ſeiner Nähe ſein, mit ihm beten und ſingen. Nie komme über dieſen Mund das Geſtändniß, daß ich Die bin, die es gebar. Das gelobe ich Dir, frommer Mann! Habe Dank für ſoviel Huld, ſoviel Gnade, die weiter reicht, als der geheimſte Wunſch meiner Seele, den ich wohl, ach! für ſündhaft hielt, dem ich aber doch nicht gebieten konnte, denn er kam immer wieder Tag und Nacht!“

Sie war ihm zu Füßen gefallen, ihr ganzes Herz löſte ſich in einen Strom von Thränen.

Der Prieſter war erſchüttert; ſoviel Stärke der natürlichen Gefühle in der Seele einer gottwürdigen, weltentfremdeten Frau raubte ihm das Uebergewicht ſeiner ruhigen Stimmung. Er ſuchte vergebens nach Worten der Buße und Ermahnung. „So ſei es, Cöleſtine!“ ſagte er bewegt und hob ſie vom Boden auf. Sie trat vor das Krucifix, das an der Wand hing, und ſprach ein lautes Dankgebet. Seine Augen folgten ihr und ſchwelgten in den Formen ihrer ſchlanken Geſtalt, die in der gebeugten und devoten Stellung durch das ſchwarze Gewand hervorquell. „Amen!“ ſagte er, und die Gewalt eines großen Gefühls bebte in ſeinen Mienen. Er erſchrak vor ſich ſelbſt, ſein Auge ſchloß ſich, ſeine Hände ſanken gefaltet zuſammen, über ſein Geſicht rann plötzlich wieder die bleiweiße Farbe der eintönigen Ruhe, zu welcher der Prieſter verdammt iſt. In Céleſtinens Antlitz brannte aber die Freude der reinſten Andacht, ihr ſchönes Auge ſah mit heller Gottſeligkeit auf den Geſandten der Kirche, der in ſich zuſammengeſunken daſtand. „Ich kann noch nicht ſcheiden,“ ſagte er finſter und kalt, „Ihr müßt noch ein Geſtändniß thun!“

Sie trat zu ihm hin, ſie wollte kein Hehl mehr vor ihm haben.

„Wer iſt Antoinettens Vater?“ fragte er zögernd. Der Athem ſtockte ihm, er mußte ſich ſetzen, um ſeine Bewegung zu verbergen. Sie ließ ſich neben ihm nieder und ſeufzte tief: „O heilige Jungfrau, ſo muß denn alles aufgewühlet ſein aus dem verſponnenen Gewebe meiner ſündhaften Vergangenheit?“

„Es iſt wichtig,“ ſagte Ignaz, „hochwichtig, daß Du es ſagſt, es handelt ſich hier um eine ſeltſame Verſtrickung des Geſchicks. Der Fluch der Verwirrung, der ſich der Sinne der Eltern bemächtigt, will ſich auch um die Kinder ſchlingen, als hätte ein Dämon der Rache ſein Spiel darin. Ich fand Deine Tochter in der Obhut einer frommen Kloſterfrau. Aber wenige Tage zuvor hatte ſich ein frevelhaftes Ereigniß im Kloſter zugetragen. Von einem jungen Novizen der Barfüßer war Antoinette in der Nacht entführt. Um die Flucht zu ſichern, hatten ſie die Zelle in Brand geſteckt und waren im Walde herumgeirrt. Am andern Morgen brachte man das zitternde Mädchen zurück. Sie iſt ein liebes ſanftes Kind, aber jener wildgeartete Knabe — doch wozu von ihm! Sage mir nur das Eine, nur das Eine: Wer iſt Antoinettens Vater? Bei Gott, wenn Du, die Mutter, es nicht weißt, ſo wußte ſelbſt die heilige Jungfrau nicht — — — Es ſind bereits ſiebenzehn Jahre, Schweſter Coleſtine, als ſich der Kloſtergeiſtlichen in Genf jene calviniſtiſche Verwilderung der Sinne bemächtigte, nach deren Satzung der Prieſter des Herrn Theil haben darf an der Natur des Weibes. In den Annalen der Geſchichte wird dies als ein Aufſtand des Fleiſches gegen den heiligen Geiſt bezeichnet werden. Es war wie ein Wirbelwind, der die Gemüther erfaßte, um langentzogene ſüße Gaben der Kreatur zu genießen, die Wunder nie empfundener Begier zu fühlen, den blaſſen Traum des geiſtlichen Lebens in eine heiße Wirklichkeit von Fleiſch und Blut zu verwandeln. O es war eine furchtbare Zeit! Mönche und Nonnen ſteckten ihre Zellen in Brand, flohen in die Welt, zerriſſen ihre Gewande, flochten Blumen der wilden Luſt in ihr Haar und opferten dem Heidenthum, das man im Schooß der chriſtlichen Welt begraben wähnte, das aber neu erwuchs zu dem alten Baume der Verſuchung, an welchem Eva ſtand und den Apfel pflücken hieß."

„Eure Worte ſind wie Dolche, frommer Vater!" flüſterte Cöleſtine und verhüllte ihre brennenden Wangen.

„Ihr hattet Theil an der Verwirrung, die in Genf ihr Haupt erhob,“ ſagte Ignaz mit finſterm Groll. „Jener Armand und jene Giovanna, habt Ihr ſie nicht gekannt? Sie verließen zuerſt ihre Klöſter und zerriſſen den Bund mit dem alten Gott. Viele von Euch folgten und huldigten der Luſt eines weltlichen Lebens. Dort in den Bergen der Provence — ha! ſeht nur, dort ſtehen die alten ſchwarzen Gipfel, der geiſterblaſſe Mond gießt ſein verführeriſches Licht über den finſtern, tagſcheuen Berg, deſſen dämoniſche Schatten damals die Schmach eines verworrenen Lebens verhüllten!“

Ignaz war ans Fenſter geſtürzt, er riß den Flügel auf und ſtierte hinaus in die Nacht. Die Rhone glänzte im Silberlicht des Mondes, hinten am Saum der Gegend lag der Ventour und eine Kette von Bergen, wie ſchweigende Rieſen, wie ewig feſte Zeugen menſchlicher Wandelbarkeit. Der Prieſter ſtarrte weit hinaus, ſein Geſicht glühte, ſeine Blicke ſprangen wie entfeſſelte Tiger auf und ab an dem fernen dunkeln Gebirg; der laue Nachtwind legte ſich vergebens an ſeine heiße Stirn.

Als er zurücktrat ins Zimmer, lag Céleſtine knieend am Boden und verſteckte ihr Antlitz in den Polſtern des Stuhls. „Iſt jener Armand Antoinettens Vater?“ flüſterte er ihr ins Ohr. „Sprich, Weib, ſprich, es hängt daran die Löſung einer großen Irrſal. Der Barfüßernoviz, der das Mädchen entführte, iſt Armands Sohn. Iſt auch Antoinette Armands Kind, ſo hat ſich hier die Natur wieder ſchrecklich verirrt und ich fluche ihren Verlockungen.“

„Schweigt, um Gott!“ rief Cöleſtine, „und hört mein ganzes Geſtändniß. Wie Ihr ſagtet, hatten Armand und Giovanna das Kloſter verlaſſen. Giovanna, meine Muhme, war mir im heiligen Leben Vorbild geweſen, ſie wurde es auch in der Sünde; wenn es denn einmal Sünde war, wie wir glauben. Hilarius war mein Geleiter. Er war aus demſelben Kloſter, in welchem Armand Prior geweſen, ein ſanfter ſtiller Mönch, dem ſich mein ganzes Herz zuwandte. Wir ſchloſſen uns den Neuerern an, die in Genf Gelübde und Kloſterſatzung zurückließen und in den Bergen ein weltlich Leben begannen. Armand wußte hier für alles Rath, er war der Führer und Ordner der ganzen Geſellſchaft.

Wir lebten da eine ganze Zeit, am Tage gingen die Männer auf die Jagd, ſtatt des Krucifixes führten ſie das Schwert und die Büchſe. Ich liebte Hilarius von ganzer Seele. Wir waren calviniſtiſch eingeſegnet, aber unſer Bund ſollte nicht von Dauer ſein. Hilarius wandte ſich von mir; ob ſein Herz andere Gefühle kennen lernte, ich weiß es nicht; ich ſah ihn oft Tage lang, Wochen lang nicht mehr. Er ſchweifte in den nahen Städten umher, ein unruhiger Dämon trieb ihn von Ort zu Ort. Und ein unſeliger Geiſt kam über uns alle. In jenem furchtbaren Armand, dem wir alle gefolgt, erwachte eine Neigung zu mir. Schon um ſeines Weibes willen, die ich liebte und ehrte, hätte ich keinen Theil haben mögen an dem Irrthum ſeiner Hinneigung zu mir. Ich floh ſeinen Anblick, aber ich litt unſägliches. Eines Abends finde ich in meinem Zimmer einen Brief von Hilarius, er verhieß ſeine Rückkehr, ich ſolle in derſelben Nacht auf ihn harren, ſein Herz hätte ſich mir wieder zugewandt. Ich ſaß auf meinem Lager, die Stunden kamen und gingen, Hilarius erſchien nicht. Schon war die Lampe verloſchen, die müden Augen ſchwammen in Schlaf, da trat er zu mir ans Lager und küßte mich. Als der Morgen graute, entwand er ſich meinen Armen. — Heiliger Gott! das war nicht Hilarius, der davonſchlich, das war Armand, der Entſetzliche. Fluch auf ſein Haupt, Fluch der ganzen Verwirrung der ſündhaften Welt! An dieſem ſeinen Verbrechen hatte ich keinen Theil, Hilarius lebte in meiner Seele, ſtand vor dem Auge meines Geiſtes, ihm hatte ich angehört, und trug ſchon die Spuren ſeiner Liebe unter meinem Herzen. Aber er hatte mich verlaſſen, ich ſah Hilarius nie wieder. Ich bin ihm treu geweſen, ſolange mein Herz der Welt zugewandt blieb, ſolange das Kind ſeiner Liebe mein war. Mit Antoinettens Geburt that ich alle meine weltlichen Gefühle von mir, der liebevollen Giovanna, der ich die Schuld ihres Gatten verſchwieg, übergab ich mein Kind, hüllte mich in ein hären Gewand und verbarg mich in die Stille des Waldes. Dort habe ich gebüßt, bis ich fühlte, daß ſich Gott mir wieder zuwandte. Dann übergab ich mein Geſtändniß der heiligen Kirche und dem Orden des heiligen

Ignatius. Man führte mich zu den Urſulinerinnen hierher, ich lebte ſtill, wirkſam, und wenn auch ohne Heil für meine eigene Seele, ſo doch zum Nutzen Anderer. Ach, man iſt nicht glücklich, wenn man nur um das Glück Anderer geſchäftig iſt. Die Liebe zur Welt, den Glauben der Neuerer, die Hinneigung zu dem Manne meiner Jugend, alles habe ich in mir begraben, aber unter den Todten, die ich ſtill beigeſetzt nach vielen Kämpfen, regt ſich die Mutterliebe doch immer wieder und will auferſtehen ſelbſt mitten unter den frommſten und gottſeligſten Gedanken."

Die Nonne ſchwieg, ſie ſtand mit ruhiger Würde dem Beichtiger gegenüber. Die Stille im Zimmer unterbrach nur der Nachtwind, der draußen in den Blättern der Bäume ſpielte.

„Ich bin fertig mit meinem Bekenntniße," ſagte Cöleſtine. „Du kennſt nun mein ganzes Selbſt, Prieſter des Herrn. Du aber, wer biſt Du, daß Du mir alles entriſſen haſt, was feſtgeklammert ſaß in meiner Seele, nur vor Gott offenbar, nur ihm erklärlich?

Gab Dir die Kirche das Recht mich ſo zu foltern, bis ich ganz entlarvt daſtehe, ein Spiel der Laune Deines Willens? Nimmt die Kirche mit Martern die Beichte ab? Oder war es ein feindſeliger Plan, von Dir ſelbſt entworfen, weshalb Du Dich in die Geheimniſſe eines unglücklichen Weibes ſchlicheſt?"

Ignaz wehrte ſie von ſich ab, als ſie ſein Gewand ergriff. „Ich bin nur ein ſchwaches Weib," ſagte ſie, „aber ich könnte Dich doch bitten, mir zu beichten, denn gegen ein Unglück tauſcht ſich nur ein gleich großes ein. Du trägſt die Spuren davon in Deiner kummerbleichen Miene, ſage mir, warum erſchüttert Dich die Geſchichte meines Lebens?"

Ignaz wandte ſich von ihr und zog den Mantel um ſeinen Nacken. „Frage nicht!" ſagte er mit dunkler, zitternder Stimme, „was ich zu enthüllen hätte, erträgſt Du nicht. Mir konnteſt Du alles beichten, denn ich kam zu Dir mit der Macht, Deine Seele zu löſen. Du aber hätteſt für mich nur Abſcheu und Fluch! Der Segen Gottes, den Dir die Kirche und die Geſchellſchaft Jeſu verkündet, ſei mit Dir, fromme Schweſter, Deine Seele weide ſich in Zukunft an dem Gedeihen Deines Kindes, das Du dem Himmel dargebracht. Dein liebſter Herzenswunſch ſei Dir gewährt, Du ſiehſt die Tochter wieder und nimmſt ſie in Deine Obhut. — Lebe wohl, fromme Cöleſtine. Ich will hier keine Beichte mehr hören, gieb den Kloſterfrauen der heiligen Urſula ſelbſt den Segen, den die Kirche auf Dich häuft. Lebe wohl, die Ehre Gottes ſei unſer Aller Ziel!“

„Jeſus Maria!“ ſchrie Cöleſtine; eine dunkle ſchwebende Ahnung riß ſich endlich aus ihrer beſtürmten Seele faſt bis zur Gewißheit empor. Sie hatte den wechſelvollen Ton ſeiner Stimme ſchon früher im Leben gehört, obſchon er jetzt verſtellt und gebrochen, abſichtlich fremd und kalt ihr Ohr berührte. Wie ſie ihm jetzt entgegenſtarrte, flammten ſeine Augen zornig auf. Sie wollte ihm folgen, aber er winkte mit beiden Händen zurück, ſchlug das Zeichen des Kreuzes und war raſch durch die Thür verſchwunden.

Sie ſtand wie gebannt, eine qualvolle Erinnerung bemächtigte ſich mit lähmender Macht ihrer Seele. „Großer Gott, das war Armand!“ flüſterte ſie in ſcheuer Angſt und von Furcht gepeinigt. — Es war wirklich Armand geweſen, der ehemalige Prior der Barfüßer zu Genf. Bei ſeinem Eintritte in den Verein der Geſellſchaft Jeſu hatte er den Namen ſeines neuen Schutzpatrons, des heiligen Ignatius, angenommen.

Die Schritte des Scheidenden hallten durch den Corridor. Als Cöleſtine ans Fenſter eilte, wandelte die dunkle Geſtalt des Prieſters unter den Oelbäumen hin.

[illegible].

Die

Calvinisten von Vauclüse.

Die beiden Wanderer ſtanden ſo eben auf dem Gipfel eines Berges und blickten hinüber in das mondbeglänzte Land der ſchönen Meluſine.“ Vor ihnen ſchoben ſich die grauen Berge der Provence über einander, rechts hinter ihnen oberhalb der breiten Rhone lag Avignon, die alte tönende Stadt, wie ſie noch damals hieß wegen ihres hundertfachen Glockengeläutes, jener vormalige Sitz der geflüchteten Päpſte mit den viereckigen Mauern und Thurmdächern. Dicht vor ihnen am Fuße des Berges, auf dem ſie von der Wanderſchaft ausruhten, lagen die durcheinandergeſtürzten Trümmer eines alten römiſchen Theaters. Die Römer liebten es, die Freuden ihrer Hauptſtadt in den Provinzen wiederzufinden; Amphitheater, Bäder und Waſſerleitungen wurden überall die unverwüſtlichen Denkmäler des altrömiſchen Luxus. Auch ein dreithoriger Triumphbogen erhob ſich zur Seite und trotzte der Macht der Zeit und der Zerſtörungswuth der Nachkommen. Von den ſchönen korinthiſchen Säulen lag manche in Trümmern, manche ſtand noch und hielt, ein ſchlanker griechiſcher Arm, die hohen Giebel des römiſchen Siegerſtolzes aufrecht. Allerlei nautiſche Werkzeuge, Dreizacke, Anker, Schiffsſchnäbel, allerlei Pfeile, Schilde und Streitärte hingen zu beiden Seiten, und im Mittelfelde der Attike, die ſich über dem ganzen Gebäude erhob, ſah man in Relief das Gefecht der Römer mit den Cimbern und Teutonen. Es war ein Triumphbogen des Marius und Catulus, auf den Schädeln vieler tauſend Barbaren errichtet. Die ganze Gegend wimmelte von altrömiſchen Bauwerken. Es war eigentlich griechiſche Kunſt, die hier die Sclavin der Römer wurde und deren Siege über die Barbaren verewigte. Hier und da ſah man auch ein gothiſches Mauerwerk, eine chriſtliche Betkapelle, die ſich an die halbverſunkenen Säulen der heidniſchen Vorwelt lehnte; das verödete Collegium der Jeſuiten bei Montelimart hatte römiſche Mauern zum Fundament. Auch die hierarchiſche Pracht des neuen Roms lag ſchon zum Theil in Ruinen, in dem Calvinismus hatte ſich ein Zeitgeiſt angekündigt, der auch die Denkmale der katholiſchen Weltherrſchaft zerſtörte. — Auf dem Schauplatz der Erde lagern ſich Trümmer über Trümmer, auf der Schädelſtätte des alten Geſchlechts baut ſich das neue Zeitalter ſeine Hütten und Palläſte, und ein nachkommendes Jahrhundert findet dann ſtaunend das große Gewirr einer ruinenvollen Welt.

Die beiden Wanderer ſtanden, ſobald ſie den Gipfel des Berges erſtiegen, auf päpſtlichem Gebiet; was vor ihnen und zur Seite lag, gehörte zur Delegation von Avignon. Pater Ignaz bedurfte auf ſeiner weitern Wallfahrt nicht länger der Geleitſchaft des Schiffers; er reichte ihm ein Goldſtück und hieß ihn den Rückzug nehmen. „Frommer Vater,“ ſagte der dankbare Menſch, „es wäre möglich, daß Ihr nun recht eigentlich erſt meiner Begleitung bedürftet. Die Hütten im Gebirge, wo Ihr übernachten könntet, ſind noch ſehr fern, und dort unten in den Ruinen dürft Ihr nicht weilen, wollt Ihr nicht in die Hände der calviniſtiſchen Ketzer fallen, die dort im alten heidniſchen Gemäuer allnachts ihr frevelhaftes Weſen treiben.“

„Den Geſalbten des Herrn wird nichts anfechten, ihn leitet der Strahl Gottes auf allen Wegen,“ erwiederte Ignaz und entließ den Begleiter, der das Kreuz an ſeinem Gürtelbande küßte und mit dem Zeichen des Heils von ihm ſchied. Ignaz ſtieg den Berg langſam hinunter und bahnte ſich über altes Steingerölle den Pfad zu dem innern Raum der Mauer, die das ehemalige Theater umſchloß. Jetzt ſtand er an der innern Reihe der Kragſteine, von denen die obern, lothrecht durchbrochen, zur Aufnahme der Maſten dienten, an welchen man ehedem das Tuch befeſtigte, das die Zuſchauer vor Regen und Sonne ſchützte. Es waren koloſſale Quadern, ohne allen Mörtel verbunden, Mauerwerke, die der Ewigkeit zu trotzen ſchienen. Unten im Labyrinth der Trümmer lag tiefe Nacht; nur die zerbröckelten Schwibbögen erreichte der Strahl des Mondes, und die alten Pfeiler erſchienen wie ſitzende, ausruhende

Greiſe mit hohen weißbeglänzten und von der Laſt der Jahre vorwärts gebeugten Häuptern. Bis an den Fuß des Gemäuers wagte ſich der Mond nicht hinab mit ſeiner Leuchte, die hohen Wände hielten den untern Raum in heidniſcher Dunkelheit. Ignaz tappte langſam umher, endlich ſah er durch die Spalte zweier Quadern ein Licht blitzen. Schnell verſchwand es aber, ſobald er näher kam, und er ſuchte vergeblich nach der Stelle, wo der Schimmer ſein Auge getroffen. An die Südſeite der Mauer lehnte ſich ein noch ziemlich feſt und vollſtändig gebliebenes Gebäude, ein langer niederer Saal, ehemals die Wohnung der Theaterdiener. Vor dieſem ſtand Ignaz, hier mußte der Schlupfwinkel für die calviniſtiſche Andacht ſein. Der Saal war ohne Fenſter, an die Thür wagte ſich der Prieſter nicht, er ſuchte nach einem Vorſprung, der ihm auf das platte Dach helfen konnte. Endlich fand er eine geſtürzte Säule, deren Schuttwerk faſt die Höhe der Wand erreichte, und er ſchwang ſich hinauf. Eine weite Oeffnung in der Decke zeigte ihm den innern Raum des Saales, die ſchmuckloſe Kirche der ſtillen Secte, welche ſich hier auf päpſtlichem Grund und Boden mit ihrer Andacht in den Schooß des weltlichen Heidenthums flüchtete. Es waren meiſt Hirten und Jagdleute, die ihre heimiſchen Berge nicht verlaſſen mochten, um unter Sülly's Regiment eine freie Ausübung ihres Glaubens zu finden. Auch ſchieden ſie ſich in manchen Punkten von der Lehre der genfer und der in Frankreich verbreiteten Reformirten, obſchon man ſie die Calviniſten von Vauclüſe nannte. In dieſem Thale ſtanden einige ihrer Wohnungen, die meiſten aber lebten zerſtreut in den Bergen.

Der Saal war von einer einzigen kleinen Laterne erleuchtet, die von der Mitte der Decke herabhing. Unter ihr ſtand der Redner, der Prieſter der Gemeinde, um ihn herum, ebenfalls ſtehend, ein Kreis von etwa dreißig Männern, einfache, dürftige Geſtalten, ſimple Naturen der rauhen Bergluft, welche die myſtiſchen Süßigkeiten des katholiſchen Meßdienſtes verſchmähten und ſich hier an einigen kernhaften Bibelſprüchen, die der Prediger deutete, erquickten und ſtark machten gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens, gegen die Gefahren des leiblichen Todes. Das einzige Myſterium, an das ſie glaubten, war das mit Menſchenzungen offenbarte Wort Gottes. In dem Geſandten, der es gebracht, ſahen ſie den reinen Urmenſchen, der in der ſchlichten Einfalt des kindlich gebliebenen Geiſtes das Göttliche fand. Laſſet die Kindlein zu mir kommen, denn ihnen iſt das Himmelreich — das war nach ihrem Glauben der Kernpunkt des Chriſtenthums, alles andere hatte nur Geltung, wiefern es die Lehre von der göttlichen Kindſchaft näher deutete. Ihr Leben und Treiben in Berg und Wald ſtimmte als weltliches Handwerk ſehr wohl zu dem keuſchen Sonntagsglauben ihres Chriſtenthums, deſſen ſimple Würde an die Reinheit der erſten chriſtlichen Gemeinden erinnerte. Das Kind in der Krippe war ihnen der in irdiſcher Geſtalt erſchienene Gott, Jeſus war Menſch, allerdings der edelſte, reinſte, heiligſte, aber was er Göttliches ſprach und that, war nur ein Abglanz der urſprünglichen Wunderkraft, die in ſeiner göttlichen Kindheit erſchien. In jedem Kinde erſcheint immerdar von neuem die Heiligkeit der Natur, die ſich als

Gott ſelbſt zum Ausſpruch bringt, ſo lange ſie im ungetrübten Beſitze der geheimen Wunderkräfte des Lebens bleibt. Im Kinde iſt Natur und Geiſt einträchtig, das Kind iſt die Natur als Gott. Iſt nun gleich in dieſes Paradies des urſprünglichen Lebens der Zwieſpalt getreten, hat ſich Geiſt und Natur wie Schuld und Unſchuld getrennt, und iſt das Leben und die ganze Menſchengeſchichte eine langgedehnte Kette von Widerſprüchen und Kämpfen beider Elemente, ſo wird doch in jeder Geburt wieder die Möglichkeit und Ahnung dieſer Eintracht des geſpaltenen Daſeins gegeben, eine Möglichkeit, die im Chriſtuskinde zur vollendeten Wirklichkeit geworden. Dies war das Chriſtenthum der Secte von Vauclüſe. Sie glaubten an Gott und an das Kind; ihre Anweiſung zum andächtigen Leben ging darauf hin, das Kind wieder in ſich zu finden und feſtzuhalten. Es war natürlich, daß ihr Ritus der allereinfachſte von der Welt war.

Der Prieſter der Gemeinde war jener Jacotot, dem wir ſchon früher in Genf begegneten. Er hatte damals, als der Sinn der weltlichen Reformirung die

Kloſter geiſtlichen in der Schweiz ergriff, als Laienbruder den Schooß der Kirche verlaſſen, aber nicht, um wie Armand, ſein früherer Herr und Meiſter, wieder zurückzutreten. Unter den Hirten und Jägern der Provence war ſein Glaube gediehen; er hatte nicht die große Verſchuldung der Gemüther getheilt, ſomit hatte ihn auch nicht die Macht der Reue zurückgetrieben in den Schutz der alten Kirche. Das Gefühl der Dienertreue hatte ihn immer noch an dem Geſchicke Armand's und Giovanna's Theil nehmen laſſen, aber ſein Sinn blieb reformirt, ſein Glaube war erſtarkt in der Stille des Naturlebens. Schlicht und ſchmucklos, ohne Bevorrechtigung vor den Brüdern und ohne den angemaßten Anſpruch auf höhere Weisheit, ſtand er in der Gemeinde und ſprach vom Worte Gottes, dem ſtillen Senfkorn der Erde. Die Lehre, der die Gemeine huldigte, war nicht ſein Werk, nicht das Ergebniß ſeiner Klügelei, der einfache Glaube, der ſich hier geſtaltete, war über Alle, die daran Theil hatten, wie über Nacht gekommen, dieſer Kultus und dies Bekenntniß war der ungeſchminkte Ausdruck ihres ganzen Daſeins.

Jacotot war nichts als der Sprecher unter den Brüdern; von geiſtlicher Oberhoheit, von abgegrenztem Unterſchied zwiſchen Laien und Eingeweihten, war hier keine Spur, vielmehr ſtand der Prieſter vor greiſen Häuptern, vor denen er ſich ſelbſt beugte. Wer das Chriſtenthum übt, hieß es hier, kann nicht niedriger ſtehen, als wer es lehrt.

Der ſchlichte Gottesdienſt war zu Ende. Jacotot, der Prieſter, maßte ſich nicht an, den Segen ertheilen zu können, er war nicht einmal ausnahmsweiſe der Redner dieſer Gemeinde, jeder in der Verſammlung ſprach laut ein Gebet, ſobald er ſich dazu getrieben fühlte. Statt des prieſterlichen Segens, drückten ſich alle die Hände, küßten ſich auf die Stirn und waren ſo als Brüder der Liebe ihres Gottes gewiß. Daß ein Prieſter der alten Kirche ihre Andacht belauſcht hatte, fiel ihnen eben ſo wenig ein, als ſie ſich überhaupt von dem Regiment der katholiſchen Chriſtenheit in ihrem harmloſen Leben ſonderlich beobachtet glaubten. Aber das Auge der Geſellſchaft Jeſu war überall, und hier war es ohnedies noch der Vater, der den Sohn ſuchte und beobachtete. Raoul, der mit Jacotot in die Berge gewandert war, beſuchte regelmäßig die Verſammlungen der Gemeinde. Sein innerer Menſch war ein geknicktes Rohr, für jede Luftbewegung ein Spiel. Jede andere Hand hätte ihn eben ſo fügſam und leitſam gefunden; der Vernichtung ſeiner Lebenswünſche ſchien eine Zerſtörung ſeiner geiſtigen Kräfte gefolgt zu ſein; er hatte keine Fähigkeit zum Wollen mehr, nachdem ſein Wille und ſein Streben in der Geſtalt des Verbrechens vor ihn getreten war.

Die verſammelten Männer waren zum Aufbruch fertig, jeder warf den kurzen wollenen Mantel um, drückte den Hut in die Stirn und griff zum Wanderſtab; einige führten Blendlaternen. Die Lampe, die an der Decke des Saales hing, hatte Jacotot gelöſcht.

Ignaz ſtieg vom Dache hinunter und ſchlich die Wand entlang zur Thür. Hinter dem Schaft einer Säule war er geborgen. Langſam und ſchweigend zogen die Männer an ihm vorbei, ſein Auge hing an jeder Geſtalt, endlich war er ſeines Zieles gewiß, Raoul, ſein Sohn, war unter ihnen. Jacotot war der letzte des ganzen Zuges, aber Ignaz wagte es nicht, ihn zurückzuhalten, er folgte den Männern langſam durch die Ruinen nach. Am Abhange des Berges ſtanden ein Paar Maulthiere für die Aelteſten der Geſellſchaft. Man theilte ſich in Gruppen, die Einen führte der Weg nach dem Rhonethal, die Andern ins Gebirg an dem Ufer der Sorgues hinauf. Ignaz ließ die beiden Haufen weit voraus, dann folgte er von fern dem letzten Zuge in die Höhen, er kannte den Pfad zu Jacotots Hütte im vauclüſer Thal.

Das rothe Auge der Sonne blickte zögernd über den Rand der Berge, als er die Thalſchlucht betrat. Die Gegend war immer wilder und rauher geworden, noch dicht vor dem Eingang in den Bergkeſſel ſchoben ſich die grauen Felſen vor einander, als wären ſie neidiſch auf den innern Raum, der ehedem das Aſyl einer großen treuen Liebe geweſen war. — Wenn dereinſt der Engel Gottes vom Himmel herunter ſteigt, um die Erde, dieſen Schauplatz wüſter Vergehen, mit dem flammenden Schwert der Rache zu zerſtören, dann werden einige Stätten geſchirmt bleiben vor dem Untergange. Engel der Gnade werden kommen und mit roſenfarbnen Händen diamantne Ketten um dieſe Plätze ziehen, um ſie an die Ewigkeit und die Freuden des unſterblichen Lebens zu feſſeln. Dieſer Stätten werden nur wenige ſein auf dem weiten Erdenrund, ſtille Inſeln auf dem großen Ocean, einige Oelberge, wo ein großer Prophet ſtarb, einige verſteckte Einöden, wo eine große treue Liebe blutete.

Das Thal von Vaucluſe hat nur die Liebe verſchönt. Graue Felſen thürmen ſich zu einem engen Keſſel, ſchwarzes Steingerölle liegt wüſt durcheinander geſchichtet, Lavendel, Euphorbien und Flechten, die bald ins Grünbraune, bald ins Gelbröthliche ſchillern, geben dem Geſtein einen Wechſel von lauter todten Farben. Nur das helle, meergrüne Bergwaſſer, das aus dem Felſen ſtürzt, bringt Leben in dieſe Gruft, — wie die Liebe in die ſonſt öde graue Welt. Die Sorgues ſpringt und rauſcht, und wo ihre Tropfen ſprudeln, ſcheint ſelbſt der todte Stein lebendig zu werden, ſeine Farben werden hellroth und lichtbraun, und wenn der Strahl der Sonne von ſeinem höchſten Stand ins

Thal fällt; dann leuchtet der Fels und erſcheint wie eine Welt voll glühender Bilder. So wird das Menſchenleben nur durch die Liebe lebendig. — Hoch oben auf dem Felſengipfel ſteht eine Schloßruine, unten im Grunde elende Hütten von Holz und Baumgeflecht oder dürftigem Mauerwerk; die eine ruht auf den Trümmern der Wohnung Petrarca's. Karg und öde, hart und kahl iſt die ganze Stätte, in welche die Liebe ihr Paradies hineinträumte. In dieſer Einſamkeit — gefiel ſich der Dichter, hier ſtörte ihn nichts in dem einen und alleinigen Gedanken an Laura.

Zwiſchen zwei Felſenwänden ſaß eine Hütte von Lehm und Stein; es war Jacotots Häuslichkeit. Die Thalbewohner ſchienen ſich der Morgenruhe übergeben zu haben, um nachzuholen, was ſie in der Nacht verſäumt. Selbſt die Hunde ſchlugen nicht an, als Ignaz die Schlucht betrat. Er ging auf jene Hütte zu, die Behauſung ſeines ehemaligen Dieners und Laienbruders. Das eine Fenſter war niedrig genug, um hineinzublicken, und Ignaz ſah plötzlich, als er den Kopf hineinbog, in das ſchlafende Antlitz ſeines Sohnes. Von der Nachtwanderung ermüdet, lag Raoul am Boden in dem kleinen Gemach, dem das Fenſter angehörte.— Es war eine Reihe von Jahren verſtrichen, ſeit Ignaz Armand den Sohn nicht geſehen. Der muntere, blühende Knabe war ein bleicher Jüngling geworden, der eine Laſt von Gedanken auf ſeiner Stirn trug. Waren ihm doch im Kloſterdienſt alle Tugenden ſeines Herzens, ſein Jugendmuth, ſeine Luſt, das Leben zu erobern, ſein Drang nach Liebe, zu Verbrechen geworden. Ein trübes Chaos widerſtreitender Gefühle lag in des Jünglings Zügen, ſelbſt der Schlaf, der ſonſt wie ein Hauch ewigen Friedens über das von Leidenſchaft zernagte Angeſicht ſchleicht, ſchien hier keine Macht der Begütigung zu üben.

Ignaz lehnte ſeine Wange an die Mauer, das Geſchick ſeines Sohnes bewältigte ihn, das Gefühl des Vaters überflügelte faſt die Entſchlüſſe des Prieſters. „Das Bewußtſein einer Blutſchuld zerdrückt ſeine junge Seele!“ ſagte er gerührt, „in meiner Macht ſteht es, ihm dieſe Laſt zu nehmen.“ —

Da öffnete ſich die Thür, die zum Gemach führte, Jacotot ſtand auf der Schwelle und beide Männer ſtarrten ſich entgegen. Ignaz winkte und jener trat zurück. Vorn am Eingang des Hauſes trafen ſie auf einander und wechſelten nicht ohne Zagen und Zurückhaltung die Begrüßungsworte.

„Ich war ſelbſt in Genf, ich weiß alles, was den Unglücklichen getroffen!“ ſagte Armand, als Jacotot die Ereigniſſe im Kloſter zu Genf berührte.

„Alles?“ fragte jener, „auch daß Bruder und Schweſter vor dem Altar ſtanden,“ —

„Gelobt ſei Gott! dem iſt nicht ſo. Dank, fromme Cöleſtine, für Dein Geſtändniß!“ flüſterte Ignaz.

Jacotot wagte nicht um Aufſchluß zu bitten, Armands Worte waren ihm dunkel.

„Du haſt meinen Sohn hier in Deine Kirche gezogen,“ ſagte der Prieſter Jeſu mit gebietender Miene, „ich rathe Dir nun, von ihm abzulaſſen. Die alte Mutterkirche vermag die Schuld zu tilgen, die auf ſeiner Seele ruht. Er gehört mir an und meinem Daſein iſt er verfallen. Ich weiß, daß Ihr ihn in die Verſammlungen Eurer ketzeriſchen Sippſchaft führtet.“

„Verzeiht,“ ſagte Jacotot mit ruhiger Würde, „der Glaube, dem ich huldige, kennt keinen Zwang, Raoul's Gemüth iſt frei. Ich habe ihn der Verfolgung des Kloſtergeiſtlichen entzogen, ihn in die Berge geführt, aber nicht ſeine Entſchlüſſe gelenkt. Es bleibt ihm überlaſſen, wie er ſich mit dem Himmel ſühnen will.“

„Calviniſt!“ ſprach der Jeſuit, „Ihr habt keine Gnadenmittel, Ihr könnt die Gemüther nicht bannen, wenn ſie ein Dämon verwirrte. Ich ſage Dir, Abtrünniger, laß Deine Hand von Raoul! Haſt Du den Schooß der Kirche für immer verlaſſen, ſo ſuche dereinſt für Dich um Erbarmen, aber ziehe niemand nach!“

„Abtrünniger?“ ſagte Jacotot, — „ich verließ mit Euch das Kloſter und die alte Satzung.“

Ignaz ſchwieg, der Zorn lief brennend über ſeine Züge. „Ich warne Dich,“ rief er gefaßter, „gieb den Jüngling frei! Der Vater bittet Dich, der Jeſuit befiehlt Dir. Die Geſellſchaft Jeſu kennt Eure Schlupfwinkel, fürchte meine Rache!“

„Mein Glaube weiß von keiner Rache, von keinem Zwang!" ſagte Jacotot, „Dein Sohn iſt frei, mag ihn der Himmel behüten."

Armand drückte ihm die Hand und blickte zu Boden. Dann zog er ſeine Schreibtafel aus dem Buſen, ſetzte ſich und ſchrieb eifrig. Jacotot bat ihn, unter ſeinem Dach vorlieb zu nehmen. Armand ſchüttelte, ohne zu reden, den Kopf und ſchrieb weiter.

Als er geendigt, war er allein im Zimmer, jener hatte es verlaſſen. Er trat lauſchend an die Thür, die zu dem kleinen Gemach führte. Er öffnete leiſe, da lag der Jüngling in tiefem Schlaf auf dem Lager. Armand ſchlich näher, er beugte ſich über ihn und trank den Athem ſeines Mundes. Dann ſchob er ihm ſanft das beſchriebene Papier in die Hand und verließ das Gemach. Jacotot ſchien draußen beſchäftigt, und der Prieſter trat ungeſehen aus der Hütte. Er war ſchon am Ausgang der Schlucht, da blickte er ſich noch einmal um. Der alte Diener ſtand in der Thür des Hauſes. Sie winkten ſich einen ſtillen Abſchied zu und Armand verſchwand hinter den Felſen.

Als Raoul nach einigen Stunden erwachte, fand er das Blatt in ſeiner Hand. Er las das Schreiben des Vaters:

„Nur die alte Kirche erlöſt Dich vom Fluch der Sünde. Und hätteſt Du Blutſchuld auf Dich geladen, die heilige Mutter Gottes wird Dich ſühnen. Der Orden der Geſellſchaft Jeſu erwartet Dich. Folge Deinem Vater nach Paris, dort wird er Dich ſehen und begrüßen. Rette Dich vor der Gemeinſchaft mit Ketzern; wo könnte ſich Deine Seele hinflüchten wollen als in den Schooß des alten Glaubens! Komm und folge mir. Ich habe an Deinem Lager gekniet und bete um Dein Heil.“

„Dein Vater.“

„Mein Vater hier? ſagte Raoul und rieb ſich die Stirn, — „und warum weckte er mich nicht? warum ſollte ich ihn nicht ſehen? Aber ich muß ihm folgen!“

* * *

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Kloſternovellen.

Von

F. Guſtav Kühne.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Wilh. Engelmann.
1838.

Raoul.

In zwei Bänden.

Von

F. Guſtav Kühne.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Wilh. Engelmann.
1838.

IV.

Die

Jesuiten in Paris.

Mitten in der Seine, dicht vor dem alten königlichen Louvre ſah man ein kleines Inſelland, das ſich jetzt in Paris nicht mehr findet. Das Gebäude, das darauf ſtand, iſt längſt verfallen, und die ſpäteren Uferbauten vernichteten die ganze Inſel, um den Strom ſeinem ungehemmten Zuge zu überlaſſen. Das kleine Eiland war auch damals nur künſtlich vor dem Andrange der Wellen geſchützt. Eine Pfahlwand ſtellte ſich der Fluth entgegen; vor der erſten heftigen Gewalt blieb das ſchmale Erdſtück geſchirmt und um den Fuß der Mauern, die ſich kaum über den Waſſerſpiegel erhoben, plätſcherten die Wogen nur wie zum Spiel. Es war ein Luſtſchloß, halb im modernen, halb noch im gothiſchen Style, denn auch in ihren Luſtbarkeiten waren die alten Jahrhunderte gothiſch. Das Gebäude ſtand auf Mauern, die vielleicht früher einem befeſtigten Thurme, zum Louvre gehörig, als Unterbau dienten. Denn auch der Louvre hatte in ſeiner erſten Geſtalt, die Franz I. ihm gegeben, durchaus das Anſehen von feſten Thürmen und Staatsgefängniſſen; erſt die prachtvolle Gallerie Heinrichs IV., die den Louvre mit den Tuilerien in Verbindung brachte, erſchien wie eine fürſtliche Reſidenz. Mit dem nördlichen Seineufer, wo der Louvre befindlich, ſtand das ſchmale Inſelland durch eine Zugbrücke in Verbindung, deren Fallgitter nicht mehr brauchbar ſchien zur Sperrung des Eingangs. Hatte man dieſen gewonnen, ſo führten ſteinerne Stiegen, nicht allzu bequem, mitten durch das innere Gemäuer zur Plattform, auf der ſich erſt das moderne Schloß, das Wohngebäude der Marquiſe von Verneuil, erhob. Die Beſitzerin nannte das Gebäude ihr Obſervatorium, und in der That hatte es Zeiten gegeben, wo ſie bei Tag und Nacht die wichtigſten Sterne des Lebens in ihrem Laufe nicht nur zu beobachten, ſondern auch zu lenken ſchien. Sie war ſo wichtig geweſen als ein Weib in Frankreich damals ſein konnte. Die Miniſter der Krone, die Großen des Reiches, ſelbſt die Prinzen von Geblüt, hatten ſich um ihren Toilettentiſch gedrängt. Das waren die Sterne, an denen ſie ihre Lenkerkunſt oft mit Geſchick gezeigt, und wem das Glück zu Theil geworden, als Planet um ſie zu kreiſen, der hatte ſie Frankreichs Sonne genannt. Und das alles war die Macht ihrer Schönheit geweſen. Sie war noch ſchön, die Marquiſe von Verneuil, von der Mittagshöhe ihres Lebens war ſie noch nicht tief hinunter geſtiegen, ſie war noch das fühlende Weib, das nur wo es liebt, zu dienen, nur wo es geliebt wird, zu herrſchen weiß. Aber wenn man ſie ſchmeichleriſch eine Sonne genannt, ſo hatte ſie es deutlich genug erfahren, daß das Geſtirn ihres Lebens nur der Schimmer eines Mondes geweſen war, ein Abglanz der königlichen Huld, die ihr jetzt nicht mehr leuchtete. Heinrich der Vierte liebte ſie nicht mehr. Sein immerdar neuer Liebe bedürftiges Herz hatte ſich lange vergeblich bemüht, ſich den Feſſeln der Marquiſe zu entwinden, ihre Neigung zu ihm ſchien ein Zauberbann, dem er nur auf kurze Zeit entging; mehrmals hatte ihn ein anderes Frauenauge gelockt, aber nicht auf lange, immer war er wiedergekehrt, um ihr von neuem zu huldigen, denn der Reiz ihrer Schönheit war unerſchöpflich, ihre Liebe zu ihm überdauerte allen Wandel ſeiner Wünſche. So war ihr Verhältniß eine fortgeſetzte Reihe immer wiederholter Eroberungen, immer hatte ſie das königliche Herz von neuem mit Sturm gewonnen und einen Zeitraum von vielen Jahren hindurch den ritterlichen Herrn von Frankreich, den ſein Volk den guten König nannte, zu ihren Füßen geſehen, ſein reiches Herz geſättigt, den ganzen Umfang ſeiner Sehnſucht erfüllt. Ein blutjunges armes Fräulein, ſollte ſie einem reichen Wüſtling zur Beute anheim fallen; da hatte ſie der König geſehen, ſein wirklich gutes Herz hatte das Mädchen von der Sclaverei, die ihr drohte, befreit. So war er ihr Ritter geweſen und an dem Helden ihres Lebens hing ihre begeiſterte Seele mit aller Schwärmerei der vergötternden Liebe. Raſch und üppig war ſie in ſeinen Armen aufgeblüht, aus dem Bedürfniß dankbarer Hingebung war die Leidenſchaft der Begierde erwachſen, als wenn ſich eine weiße Roſe plötzlich in eine dunkelrothe verwandelt. Ueber ihr enges und befangenes Leben war mit raſcher Gewalt ein ganzer Himmel voll Sternenglück hereingebrochen, dieſer Wandel des Geſchicks hatte ſie wie ein Traumbild betäubt, aber es war zum Traum voll jahrelanger Wirklichkeit geworden und Heinrichs Herz ſchien mit diamantenen Ketten an dieſe Seele, die ganz ſein eigen war, gefeſſelt. Er hatte die Hand ſeiner Königin gewechſelt, auf Margarethe von Valois war Maria die Medicäerin gefolgt, aber wo die königliche Rechte gebunden war, blieb das königliche Herz noch frei und die Geliebte, die er zu ſich heraufgezogen, die das Geſchöpf ſeines Willens war, blieb auf lange die Gebieterin ſeiner Gefühle. Sie war nicht ſeine erſte Liebe, in dem Buch ſeiner Erinnerungen ſtand ſchon manches Frauenbild, obenan Gabriele, das Wunder der Schönheit, wie die damalige Welt ſie nannte. Die Marquiſe von Verneuil konnte das Wunder der Liebe heißen, denn nach königlichem Maßſtab war der Zeitraum, wo ſie Heinrichs Neigung beſaß, ein unerhört langer. Sie war an ihm, an ſeinen ritterlichen Tugenden, erwachſen; das hatte ihn immer mit ſo viel Rührung erfüllt. Ein zarter nach Lebensluft begieriger Pflegling, hatte ſich die junge Mädchenſeele aus dem Mißwachs der Verhältniſſe zu ihm aufgerankt, an ſeinem Buſen war ſie zum Leben, zum Genuß der Liebe erwärmt, in ſeinem Umgange waren die Knospen ihres lebendigen Geiſtes zu einem Blüthenfrühling aufgeduftet. So lange er den Beſitz dieſes Herzens wie ein verſchwiegenes Glück vor dem Lärm der Welt verborgen hielt, ſo lange blieb der Zauberring, der es gebannt hielt, geſchloſſen. Allein ſie ſelbſt ſehnte ſich hinaus in den Glanz des Lebens. Zwar däuchte ihr das kleine Haus mit dem ſtillen Garten, wo Heinrich ſie allabends beſuchte, nicht zu eng und ſchmal, um den vollen Himmel ihres Glücks zu faſſen, aber ſie wollte den Mann, den die Menſchen einen Helden nannten und der doch ſo träumeriſch wie ein Kind mit ihren Locken ſpielte, auch im Kerzenſchimmer ſeiner großen Welt erblicken; geſättigt an den Schätzen ſeines reichen Gemüthes, wollte ſie auch von der Herrlichkeit ſeines königlichen Weſens Zeuge ſein, um ihn in ſeiner ganzen Allmacht zu begreifen, und ſo geſchah es nur aus Uebermaß der Liebe, wenn ſie den verſchwiegenen Ring der ſtillen Neigung ſo weit dehnte bis er zerſprang. Und Heinrich ließ ſich von den Wünſchen des Mädchens bethören, er führte ſie an den Hof, erhob ſie zu Rang und Ehren, damit ſie ebenbürtig auftrat, und erbaute ihr das Schloß auf der Seineinſel im Angeſicht ſeines Louvre. Sie war von gräflicher Abkunft geweſen, aber die Familie war in den bürgerlichen Kriegen ihres Ranges verluſtig geworden. Heinrich ließ es nicht an Schätzen und Ehrenſtellen fehlen, die verarmten Entragues erſchienen wieder als Kavaliere bei Hofe. Nun ſchien Katharinens Leben erfüllt, das Ziel ihrer Wünſche erreicht. Sie machte ihrem königlichen Freunde Ehre, die Welt mußte ſo vielen Reizen huldigen, allein für Heinrich war mit dem Duft der verſteckten Waldblume der Zauber des heimlichen Glücks verſchwunden. Jener war ihm neu, weil er außerhalb ſeiner Sphäre lag; an die Farbenpracht der Schönheit vor dem Auge der Welt war er längſt gewöhnt. Nur die Furcht, ihre Neigung zu verlieren, hielt ſeine eigene zu ihr noch in Spannung. Er durfte keine Beſorgniß hegen, daß dies Weib ärmer werden könnte an Liebe für ihn, aber ſie war nun einmal dem gewohnten Laufe ſeines hergebrachten Lebens anheimgefallen, und ſo hatte ſie wie er ſelbſt den Wandel ſeiner Wünſche zu beſtehen. Von der eigenen Wandelbarkeit ſchloß er auf die gleiche Eigenſchaft bei einem weiblichen Herzen, alles was in den Bereich des Hoflebens trat, galt nun einmal für ausgeſchloſſen von den ſtillen, ewig treuen Tugenden des Gemüthes, und Heinrich glaubte ein Kenner der Menſchen zu ſein. Ihr heißer lebensbegieriger Geiſt badete ſich mit einem lachenden Behagen im Strome des neuen Lebens, und als erklärte königliche Freundin mußte ſie die Gewinnluſt und die Ehrbegierde auffordern, ſich im Schimmer ihrer hohen Gunſt zu weiden. Anfangs reizte es den König, das Herz Katharinens aus all den glänzenden Verpuppungen ihrer Launen herauszufinden und es an ſich zu feſſeln; bald aber ermüdete ihn dies Spiel, denn das Leden ſelbſt bot ihm Spiel genug; in der Liebe, wenn ſie für ihn von Dauer ſein ſollte, ſuchte er das Gegenſtück, eine Entſchädigung für ſein mühſam erkämpftes, noch immerfort gefährdetes Leben. Heinrich hatte als Fürſt das Gute, daß von ſeinen zärtlichen Bedürfniſſen niemals die kluge Kraft ſeines hellen Kopfes beeinträchtigt war, keine ſeiner liebenswürdigen Gebieterinnen konnte von ſeinem Leben mehr als ſeine Nebenſtunden erobern, keinem weiblichen Zeigefinger war es gelungen, in die Zügel ſeiner Regierung zu greifen. Und wenn König Heinrich ſchwach war, blieb ſein Grandmaître Sülly unerſchütterlich feſt. Allein der Monarch von Frankreich war galant genug, um die Ordnung ſeines Hofes, die Regeln ſeines geſelligen Lebens nach den Wünſchen einer Freundin einzurichten, hier gab er gern ſeinen Willen gefangen und war bemüht, aller Willkür der bunten Launen im Champagnerrauſch der Gefühle zu huldigen. Iſt die Liebe der Heiterkeit der Erſcheinungswelt verfallen, ſo wird Wechſel nöthig, um die Eintönigkeit des immerdar freudenvollen Lebens durch neuen Wogenſchlag zu täuſchen. Heinrich war nicht leichtſinnig in der Liebe, aber er war mit ſeinen Gefühlen auch nicht der irre Ritter, der noch zu einer Gottheit nach Jeruſalem wallfahrtet, wenn dieſe ſelbſt ihren ruhigen Sitz verlaſſen hat. So lange Katharine wie ein verborgener Schatz den Augen der Menge entrückt blieb, war faſt Religion in ſeiner Liebe, in dieſer Stille der Hingebung lag ein geheimnißvoller Magnet. Nun aber war ſie in die Reihe der vielen Welterſcheinungen getreten; ſie hatte das Aſyl der Treue verlaſſen. Anfangs ſtaunte er, mit welcher Schnellkraft der biegſamen Seele Katharine auf dem neuen Lebensboden Fuß faßte, mit welcher Virtuoſität ſie alles zwang, ihr zu huldigen; ſeine Liebe zu dem Mädchen, das zum herrſchenden Weibe erwuchs, war eine helle Freude, ein Jubel, zu dem die bisher ſtille Luſt in ſeiner Seele aufrauſchte. Dann beſchäftigte ihn die Herrſchbegier, die ſich in ihr entwickelte und die ſich auf Tauſende geltend machte, auf die Jugend des Adels, auf die bärtigen Krieger ſeines Heeres. Ein leiſer Grund der Eiferſucht, hätte ſie dazu Veranlaſſung geboten, würde dann noch auf lange hin ſein Gemüth in Spannung erhalten haben. Er erwartete nichts anderes, denn ſie war ein blühendes Weib, und ihm küßte die Jugendluſt nur noch wie zum Abſchied die Stirn. So lange er fürchtete, ſie ſei wandelbar, ſo lange tauchte kein anderes Bild in ſeinem Herzen auf. Dieſe Beſorgniß hielt ſie noch für Liebe zu ihr, und ſchwelgte noch Jahre lang in dieſem einzigen Glück des weiblichen Lebens; er blieb ihr Held, ihr Herr, der Inbegriff ihrer Wünſche, ſie beherrſchte ihn nur, um ſich lieben zu laſſen, ſie liebte ihn nur, um beherrſcht zu ſein. Aber dieſe unerſchöpfliche Fülle von Liebe ermüdete ihn endlich, vor dem langen Athemzuge dieſer Treue fühlte er ſeine Lebenspulſe in lethargiſche Eintönigkeit verſinken. Er begann die Marquiſe mit mehr Aufmerkſamkeit, mit mehr Achtung, aber mit zuviel Abſicht zu behandeln. Er ſuchte nach neuem Liebesglanz, nach friſchduftenden Waldblumen für ſeine müde Herrſcherſtirn. Wer ſuchet, der findet, zumal wenn er zufällig ein König iſt. Es geſchah raſch und haſtig, der gute Heinrich fühlte ſich plötzlich von neuem Lebensreize erfüllt. Katharine war in heißer Gluth entzündet, ſobald das Herz ihres Helden kälter an dem ihrigen zu ſchlagen begann. Der Qual ihrer Mühen, ihn wieder zu gewinnen, dem Einfluß ihrer Thränen entzog er ſich dann gewaltſam, die Marquiſe von Verneuil erſchien nicht mehr bei Hofe, Fräulein von Montmorency galt ausſchließlich für das neue Geſtirn des königlichen Lebens. Katharine ſaß auf ihrem Obſervatorium und hatte Muße genug, in den langen Nächten, wo Heinrich nicht mehr erſchien, das zitternde Herz feſtzuhalten, über die Plattform ihrer Dächer zu wandeln und mit verweintem Auge nach einem Sterne zu ſuchen, da ihr die Sonne nicht mehr leuchtete. —

Die helle Frühlingsſonne ſtand lachend am Himmel, im Spiegel des Stroms wiegte ſich ihr hüpfendes Bild, wie frohlockend über das junge grüne Leben, das aus Wald und Berg hervorquell, und auch zwiſchen den Häuſerreihen der großen Stadt, an den Ufern, die noch nicht von ſteinernen Quadern geſchirmt waren, ſich herausdrängte. Der Rand des kleinen Inſellandes färbte ſich neu und um den untern Theil des alten Gemäuers rankte friſches Grün. Oben im Gebäude waren die Fenſter noch verhüllt, obwohl der Morgen ſchon dem Mittage die Hand bot. Die Fenſterreihe, die nach dem Louvre zuging, ſchien für immer verhängt zu ſein, aber auch auf der andern Seite, nach der Seine hin, ſchien ſich der Tag noch nicht zu regen; ſchwerſtoffene Vorhänge hielten das Licht von der Schlummerſtätte zurück. Was die Nacht verſagte, die Ruhe der ermüdeten Sinne, das ſuchte die Marquiſe den Morgenſtunden abzugewinnen. In dem großen Schlafgemach war eine dämmernde Stille, die rauſchende Welle klang von unten matt herauf wie ein leiſes Wiegenlied. Auf den purpurrothen Kiſſen lag das ſchöne blaſſe Haupt mit geſchloſſenen Wimpern wie todt und ſtarr, ein ſtilles Opfer auf ſcharlachnem Königsmantel gebettet. Die weiße Decke, die den ſchlanken Leib verhüllte, beneidete die kleine lilienfarbene Hand, die ſie feſthielt. Das braune Haar fiel aufgelöſt über den Buſen, deſſen Wogendrang der Schlaf mit ſeinen Wünſchen hob und ſenkte; die leiſen Falten der Stirn zitterten wie die Stufen der Jacobsleiter, auf denen der Traum einen Himmel erſteigt. Das war die Stirn, die nur unter den Küſſen einer königlichen Lippe erröthet war, an dieſem Buſen hatte Heinrich ſein ſchönſtes Erdenglück verſchwelgt. Ueber die blaſſen Wangen zuckte jetzt ein leiſes Roth, das ſchnell wieder verhauchte; um die ſchönen Lippen ſchwebte es halb wie Spott, halb wie ein demüthiges Bewußtſein der längſt verlorenen Liebesfreuden. Sie fuhr mit der Hand nach der Stirn als wollte ſie die Sproſſen der Traumgedanken prüfen. Dann wandte ſie ruhig das Haupt, laut ſeufzend wie aus gepreßter Seele, und lag nun wieder ſtill und lächelte wie im Maienglanz der erſten Gefühle. Sie öffnete die Lippe: „Was macht Ihr aus mir, mein königlicher Herr?“ ſagte ſie ſchlafend. „Wollt Ihr mich begraben laſſen, eh' Ihr mich getödtet? — Ach! wie Ihr ſo zornig blicken könnt! — Gelt, ich halte Dich feſt, ſchüttele nur die Locken! — Und die hohe Stirn — voll Runzeln? Wartet, ich will ſie Euch glätten. — Gott im Himmel! ſie ſind wie Felſen geballt. Heinrich, Du haſt ein mörderiſches Auge, und Deine Locken ſind wie Löwenmähnen. — Heinrich, o Fluch! Du liebſt mich nicht mehr. Gieb mir mein

Herz wieder, königliches Raubthier! Ich halte Dich umklammert, ſiehſt Du! — ſoll ich Dich erwürgen? Gieb Deine Beute heraus! — Ha!"

Sie hatte ſich halb aufgerichtet, ihre Arme griffen in die Luft hinaus, mit dieſer Bewegung fuhr ſie vom Schlummer auf. „Wieder geträumt?" ſagte ſie mit hellem Spott, und der Klang ihrer Stimme bebte in ihrer Seele zitternd zurück. Ihr dunkles Auge blickte wie der Zorn nach Beute begierig, in ihren Wangen war eine Fiebergluth aufgeſtiegen, aber ihre Arme ſanken matt auf die Lagerdecke. „Ich will nicht mehr träumen," ſchrie ſie laut, „ich will Herr meiner fünf Sinne bleiben, auch ſchlafen will ich nicht mehr, man betrügt mich im Schlaf. Wachen will ich, ewig wach ſein, bis ich vor Uebermüdung todt bin, — wie Leute, denen man die Augenlieder abſchnitt, vor Schlafloſigkeit ſterben mußten." — Sie hüllte ſich ins Nachtgewand und preßte die Hände an das bebende Herz, um ihre Lippen zuckte noch der Schmerz der Täuſchung. So ſaß ſie mit gebücktem Haupt eine ganze Weile ſtill auf dem Lager, ihre Seufzer waren bald leiſe, bald ſtürmiſch laut, dann ſank ſie langſam in die Kiſſen zurück, drückte die Augen tief in den ſchwellenden Flaum, als könnte ſie in ihm den Thränenſtrom erſticken, der plötzlich ſein Ufer durchbrach. Sie hatte ſeit einem Jahre nicht mehr geweint, dieſer Quell der Linderung ſchien verſiegt in ihren dunklen tiefen Augen, aber er hatte ſich nur geſammelt und vernichtete jetzt ſeine Bande.

Nach einer Weile öffnete ſich die Thür und Louiſon, die junge Zofe, trat ins Zimmer. Sie ſchlich leiſe heran, ſie wollte ſich überzeugen, ob die Herrin noch immer ſchliefe.

„Ich bin längſt wach," ſagte die Marquiſe, und ſtreckte ihr die Hand entgegen. „Fühle, wie heiß meine Pulſe klopfen! Ich wollte, mein Herz ſtände ſtill."

„Ihr habt nicht gut geſchlafen, meine edle Frau?" fragte Louiſon beſorgt.

„Ach, mein liebes Kind," war die Antwort, „böſe Träume, böſe Träume! Oder zu gute, will ich ſagen, die der wache Tag Lügen ſtraft. Gott behüte Dein junges Herz!"

Da Louiſon ihr in die verweinten Augen ſah, lächelte ſie wehmüthig und zog ihre Hand zurück, die das junge Mädchen küßte. „Du ſollſt mich nicht küſſen,“ ſagte Katharine, „ich thue Dir oft genug übel, bin launiſch, zänkiſch und quäle Dich für Deine Liebe. Auch lieben ſollſt du mich nicht. Man ſoll nur lieben, wo man auch hochachtet, und man ſoll ſich nur lieben laſſen, wo kein Mitleid mit im Spiele iſt. Mich aber kann man nur aus Mitleid lieben.“

Die Dienerin ſah traurig drein, legte den Morgenanzug für die Marquiſe zurecht und ſchlug die Vorhänge hinter den Arm der Gardine. „So hell ſchon?“ ſagte Katharine, „es muß ſpät ſein, und du warſt ſchon in der Meſſe?“

„Bei den Karmelitern,“ ſagte Louiſon.

„Da haſt Du wieder für mein Seelenheil gebetet,“ fuhr die Marquiſe in einem gleichgültigen Tone fort, der das fromme Kind erſchreckte. „Du meinſt, ich ſei nicht fromm genug, um ſelbſt für mich beten zu können; aber ich ſage Dir, ich könnte Thaten der Frömmigkeit thun, vor denen die arge Welt erſtaunte. Komm her, Louiſon, laß Dir ins Auge ſehen. Hätteſt Du wohl Luſt, mit mir ins Kloſter zu gehen, und der Welt und ihren eitlen Freuden Valet zu ſagen?"

Die junge Zofe war ans Bett getreten und blickte die Herrin zweifelnd an.

„Das ſchöne Haar," ſagte Katharine, „würde dann abgeſchnitten und auf dem heiligen Altar dem Herrn dargebracht. Ach, Kind, wir würden dann in Sack und Aſche einhergehen, lange Gebete herſagen und viele Worte machen mit wenig Sinn. Aber die Heiligen würden ſich unſerer ſtürmiſchen Herzen erbarmen und uns ſtill machen und voll gottfreudiger Ruhe. Ebbe und Fluth würden dann aufhören, ihr wechſelndes Spiel mit uns zu treiben, wir würden nicht glücklich ſein, weil uns kein Unglück mehr erreichte, aber wir würden auch nicht unglücklich ſein, weil wir vom Glück dann nichts mehr wiſſen. Und Einſamkeit hätten wir in Hülle und Fülle, wenn uns dicke Mauern vor dem Geſchrei der Welt verſteckten, wenn wir nichts als das heiſere Glöckchen hörten, das uns zur Meſſe ruft, und vor der Litanei unſerer Geſänge, vor dem Schrei unſerer Seelen aller Lärm des Lebens um uns her verſtummte. „Ich ſage Dir, wir würden nicht gerade glücklich ſein, aber vor Unglück, mein Kind, wären wir ſicher.“

„Gibt es denn noch etwas drittes? kann man noch etwas anderes ſein als entweder glücklich oder unglücklich?“ fragte Louiſon.

„Wohl, wohl! wenn wir ſtumpf ſind gegen beides,“ ſagte die Marquiſe und ließ die Arme, die ſie um Louiſons Nacken hielt, langſam herabgleiten.“ Doch wozu rede ich Dir von Dingen, die Du nicht verſtehſt. Wozu ſoll ich Dir das Leben und ſein buntes Maskenſpiel verkümmern; nur wer hinter die gemalten Wände blickte, der weiß was ich meine, der weiß, daß es einen Stillſtand der Gefühle giebt, der ſchlimmer iſt, als das herbſte Unglück. Doch genug davon, was ſoll das Dir und Deiner erſten Jugend! Du fängſt erſt an zu leben — und zu lieben? Nicht wahr, Louiſon, Du liebſt — und glücklich!“

Die junge Zofe ſenkte das Auge; die leiſe Röthe ihrer Wangen war Antwort genug.

„Liebſt — und kannſt doch noch bei den Karmelitern beten!" fuhr Katharine fort. „Gutes Geſchöpf! Als ich liebte, wußte ich nichts vom Gebete, wußte nichts von Gott, Himmel und Erde, oder vielmehr Gott, Himmel und Erde, alles war aufgezehrt von der Empfindung meiner Liebe, von dem Gefühle meines Doppellebens. Nun habe ich gut reden, gut reden! Aber es iſt brav, Louiſon, daß Dein Herz bei der Liebe noch Raum hat für Gott und irgend einen Heiligen. Ach, wir bedürfen in der Liebe ſehr wohl des Gebetes, der Fürſprache bei dem Allmächtigen, daß er uns nicht zu Schanden werden läßt."

Louiſon war vor der Herrin niedergekniet. Katharine ſtreichelte der Kleinen das lockige Haupt. „Sei ruhig, Kind," ſagte ſie, „ich will Dich nicht ängſtigen. Dein Liebſter iſt ein braver Junge, ein tüchtiger Jägersmann, ich werde Euch ausſtatten, es ſoll Euch nicht fehlen. Und geh' nur hübſch zu den Karmelitern und bitte die Mutter Gottes, ſie möge Euch das Glück gönnen. — Nun komm und kleide mich an. — Haſt Du auf die Predigt gehört? Wovon ſprach der fromme Mann?"

„Ich habe wieder den Pater Florentin gehört, ſagte

Louiſen, den frommen Prediger aus dem Jeſuitencollegium, bei dem jetzt alle Welt beichtet. Er ſprach wieder von den böſen Regungen der menſchlichen Seele und von der Trüglichkeit der irdiſchen Wünſche."

„Pater Florentin," wiederholte die Marquiſe, „der junge Jeſuit; hört man doch faſt täglich von ſeinen erbaulichen Reden. Ich glaubte er predigte nur bei den Urſulinerinnen."

„Auch bei den Karmelitern, edle Frau," ſagte das gute Kind. „Jung mag er wohl ſein, aber ſehr heilig und gelehrt, dabei ſpricht er ſo wunderbar, daß man nicht ohne Rührung bleibt. Ganz Paris beichtet bei ihm, auch die Vornehmſten bei Hofe."

„Da hat er viel zu thun!" ſagte die Marquiſe mit jenem kalten Tone, vor dem Louiſen immer verſtummte.

Sie war jetzt fertig angekleidet, und wie die Zofe von dem letzten, noch verhangenen Fenſter die Gardinen zurückſchob, fiel das Licht der hellen Frühlingsſonne über die ſchöne majeſtätiſche Geſtalt Katharinens, die vor dem Spiegel ſtand, um aus Angewöhnung, nicht aus Eitelkeit, ihren Anzug zu muſtern. Sie trug ſich ſelten regelrecht nach der Ordnung des Tages. Früher, in den Zeiten ihres Glanzes bei Hofe, hielt man ſie für erfinderiſch in Abweichungen, die dann für die bewundernde Welt bald zu Regeln der Mode wurden. Seit Jahren erfand die Marquiſe von Verneuil nichts mehr, ihr ganzes Leben war nur Angewöhnung geworden, es hatte ſeinen Inhalt verloren. Sie war ſehr blaß, nach dem fieberhaften Morgenſchlafe erſchien ihr Antlitz noch marmorbleicher als ſonſt. Ein violettes, turbanartig verſchlungenes Kopftuch legte ſich mit ſeinem Sammet um die weiße Stirn, ein ſchwarzes Gewand umſchloß vom Halſe herab ihre ganze Geſtalt, aus dem offenen weiten Oberärmel ragte der ſchöne Arm hervor, deſſen unteren Theil nur der Handſchuh mit den breiten Spitzen nach damaliger Tracht verdeckte. Auf ihrem Buſen leuchtete ein großer königlicher Diamant. Er war das einzige Glänzende in ihrer Erſcheinung. Sonſt war ſie farblos, ein Schatten ihrer ehemaligen Herrlichkeit, eine geſtürzte Fürſtin, die den hellen Schmuck des Tages vermeidet. Nur hinter den braunen Wimpern, aus den tiefen, dunklen Augen leuchtete noch vorübergehend und wechſelnd ein raſcher Glanz voll lebendiger Gefühle und voll weiblicher Siegesluſt.

Die alte Gervaiſe, die Haushofmeiſterin der Marquiſe, trat ein, um ihr den gewohnten Morgenbeſuch zu machen. Katharina ſaß am Fenſter im Fauteuil, das Haupt in den Arm des Seſſels zurückgelehnt, und ſah ſtill hinunter in die Seine. So verbrachte ſie regelmäßig mehre Stunden des Tages, ohne Schmerz, ohne Gefühl, denn wenn ſie in das Bild der Flüchtigkeit des Lebens, in den Strom mit ſeinen trügeriſchen Wellen, blickte, dachte ſie nicht mehr an Vergangenheit und entſchwundenes Glück, ſie hatte aufgehört zu denken, alles war für ſie ſchon zurückgeſunken in eine farbloſe gedankenleere Ferne. Nur die Nacht, der Traum, brachte ihr die verklungenen Lebensmelodien aus ihrer Vergangenheit neu zurück; dann ſpannten ſich die zerriſſenen Seiten ihres Herzens wieder auf und von Muſik und Liebe bebte ihre Seele, bis ein gellender Schrei voll Haß und Verachtung das trügeriſche Spiel beendete. Matt und müde, wie ſie ihr Lager geſucht, verließ ſie es dann wieder, die Leidenſchaft des Traumes riß alle Lebenskraft des Tages an ſich.

Mit der alten Gervaiſe, die jetzt in Gala vor ihr ſtand, pflegte ſie die gewöhnlichen Unterhaltungsreden zu wechſeln. Die Alte führte ihren Haushalt und brachte Neuigkeiten aus der Welt, der Katharine freilich keinen Antheil mehr ſchenkte. Heute aber erſchien Frau Gervaiſe, um mit ganz beſonderem Gewicht einen Beſuch zu melden. „Père Cotton wünſcht ſeine Aufwartung zu machen,“ ſagte die Alte. Die gute Gervaiſe lebte gleichſam nur noch von den Aufmerkſamkeiten, die man ihrer Herrin ſchenkte, und an denen es der königliche Hof noch immer nicht fehlen ließ, obſchon Katharinens beſtimmter Wille es faſt unmöglich machte. Daß aber der königliche Beichtvater ihr einen Beſuch zugedachte, ſchien das gewöhnliche Ceremoniel zu überſchreiten.

„Der Beichtvater des Königs?“ ſagte Katharine nachdenkend. Sie war aufgeſtanden und ſchritt im Zimmer auf und ab. Dann lehnte ſie ſich wieder gleichgültig in den Armſtuhl und Gervaiſe ſtand noch immer erwartungsvoll ohne Antwort vor ihr. „Man weiß, daß ich krank bin und Niemand zu ſprechen liebe," ſagte die Marquiſe, „will Hochwürden entſchuldigen, wenn ich ihn im Schlafzimmer empfange, ſo —"

Gervaiſe eilte hinaus und im nächſten Augenblicke trat der Geiſtliche ins Gemach.

„Ich ſollte mich beglückwünſchen, hochwürdiger Vater, Euch zu ſehen" — ſagte Katharine, indem ſie ſich mit nachläſſigem Stolze erhob.

„Man ſollte nie ſollen, nur wollen!" erwiederte Cotton mit der Freundlichkeit des Hofmannes.

Der Prieſter war ein Mann in der Blüthe ſeines Alters. Sein glattes, feingeſchnittenes Geſicht verrieth nicht die geringſte Spur einer mönchiſchen Geſinnung. Er hatte in dem Lächeln ſeiner Lippe etwas Weiches, Wohlwollendes, aus dem kleinen leuchtenden Auge ſprach Klugheit, die ſich nicht wohl verbergen ließ, aber weder hierarchiſche Anmaßung, noch devote Geiſtigkeit. Den ſchwarzen Jeſuitertalar trug er mit der Würde eines Edelmanns, in ſeiner ganzen Haltung, auch in ſeinem leiſen Auftreten zeigte ſich mehr der weltgewandte

Diplomat, als der Abgeſandte der Kirche. Die Marquiſe hatte ihn immer gehaßt, denn ſie hielt ihn für einen Höfling, den ſtets bereiten Diener der königlichen Launen, der den Wechſel in den Wünſchen ſeines Herrn ſanctionirte, auf ſein Gewiſſen nicht den mindeſten Einfluß übte.

„Ihr kommt im Auftrage des Königs?" fragte Katharine.

„Im Auftrage des Königs," wiederholte Cotton. „Der König hat eine Bitte an Euch, Frau Marquiſe. Ihr wißt, daß er ſich meiner nur nothgedrungen als eines Werkzeugs der Vermittelung bedient, da er Euch nicht ſchreiben darf. Ihr befahlt ihm, wie er mir ſagte, Euch nicht zu ſchreiben."

„Ich bat darum," ſagte Katharine, „ich bat es als eine Gnade; einem Könige befiehlt man nicht, wie Ihr ſelbſt wohl wißt, Pater Cotton."

Der Jeſuit verſteckte ſein Auge, aber er lächelte nach wie vor. „Wenn der König ein Cavalier iſt, eine Zierde der Ritterſchaft," ſagte er freundlich, „ſo befiehlt ihm eine Dame. Doch wie Ihr wollt, der König ſendet mich, um Euch zu bitten. Die Marquiſe von Verneuil, ſagte der König, hatte früher einmal den Wunſch gehegt, eines meiner Schlöſſer in Bearn zu bewohnen. An dieſen Wunſch erinnert Euch der König; er wünſcht, daß Ihr es noch wünſchen möchtet; er bietet Euch nach freier Wahl das ſchönſte ſeiner Güter im wälderreichen Bearn, und bittet nur um Rückgabe der kleinen Louvreinſel.“

„Man kann mich von meinem Sitze auf der Inſel vertreiben,“ ſagte Katharina, „man kann mich aus dem Lande jagen, man kann mich betteln laſſen vor den Thüren der Armen, man kann mich hinter Thor und Riegel ſperren, aber man kann mir nicht befehlen, daß ich wünſchen ſoll, was man ſelber wünſcht. Ich will nichts von Bearn wiſſen, ſagt das der Majeſtät von Frankreich.“

Sie war aufgeſtanden, und ihr ſtolzer Blick maß die Geſtalt des Prieſters von Kopf zu Fuß. Sie trat ans Fenſter und ſah hinunter in den Waſſerſpiegel. Plötzlich wandten ſich ihre Blicke nach rechts hinüber. Sie riß den Flügel auf und lehnte ſich hinaus. Rechts am

Ufer ſtand der Louvre. Aus dem großen Portale der neuen Gallerie ſprengte die königliche Equipage; die vier glänzenden Schimmel mit den Reiherbüſchen auf dem Kopfe bäumten ſich im Galopp, der König ſaß in der Karoſſe, links neben ihm eine Dame mit wehenden Federn, einem dunkelrothen Mantel um die Schultern — es war das Fräulein von Montmorency.

Katharine fuhr zurück. Eine Todeskälte rieſelte durch ihre Adern, ſie zitterte, ihre ganze Geſtalt hätte zuſammenbrechen mögen, aber ſie hielt ſich krampfhaft an dem Flügel, ſie bezwang ſich gewaltſam, und Cotton ahnte kaum, was in ihr vorging. Erſt wie ſie ſich zu ihm wandte, erſchrak er über die Verwandlung ihrer Züge. Sie wankte und ihr zitternder Arm überließ ſich ſeiner Stütze. „Ich bin krank, ſehr krank," ſagte ſie mit aufgelöſter Stimme. Sie wies nach dem Ruhebette und der Prieſter führte ſie ans Lager. Er wollte ihre Dienerſchaft rufen, ſie verbot es und er blieb verlegen vor ihr. „Was habt Ihr mir noch vom Könige zu ſagen?" fragte ſie weich wie ein winſelndes Kind.

„Nichts, als daß ſeine Freundſchaft, ſeine Hochachtung Euch bleibt, daß er Euch ehrt, hoch ehrt!" ſagte Cotton.

„Prieſter des Herrn!" ſchluchzte Katharina, „heißt mich das Schaffot beſteigen, laßt mich geißeln, weil ich weiß, Ihr haltet mich für eine ſchlecht katholiſche Chriſtin, laßt mich ſterben in Qual und Buße, — aber ſpottet meiner nicht! Verhöhnt nicht eine arme Kreatur, blickt ihr nicht ſo liſtig ins Geſicht, indem Ihr von der Freundſchaft eines Königs ſprecht, da Ihr wißt, ſie hatte einſt ſeine Liebe. Was ſoll ein Weib mit Achtung, wo es Liebe will, wo es in Liebe ſchwelgte! Ihr ſeid Prieſter. Gott im Himmel! Habt Ihr nur einen Augenblick in Eurem Leben Zeit, Menſch zu ſein, ſo laßt Euch von der kalten Hölle erſchrecken, die in dem Vorſatz liegt, einem Weibe für ſeine Liebe Achtung zu bieten. O, o! zerreißen kann man wohl ein armes Herz, aber das zerriſſene verhöhnen ſoll man nicht. Ich will nichts von dem bettelhaften Almoſen einer königlichen Freundſchaft wiſſen. Ich, eine verlorene, zerknickte Kreatur, verachte König Heinrichs Freundſchaft, denn ich bin ein Weib, das liebte und geliebt wurde.

Ein Weib kennt nur Liebe oder Haß, es gibt für ein Weib kein Drittes."

Sie hatte ſich vom Lager aufgerichtet und ſank erſchöpft zurück. Der Prieſter beugte ſich faſt gerührt über ſie hin, ſein kluges Auge ſah wehmüthig auf die ſchöne gebeugte Geſtalt.

Ein Kammerdiener trat ein und meldete den Oberſten der königlichen Leibwache, den Ritter von Baſſompierre.

„Ha!" ſagte die Marquiſe und raffte ſich ſchnell auf. „Er ſoll mir willkommen ſein." Wie ſie aufſprang, löſte ſich der violette Turban von ihren Schläfen, ſie riß ihn ganz herab und die dunkelbraunen Locken rollten über ihre Stirn. Pater Cotton blickte ſie verwundert an; ein triumphirender Spott durchleuchtete ihr blaſſes Geſicht. „Oberſt Baſſompierre," ſagte ſie lächelnd, „auch ein Held, ein Ritter für mein Geſchlecht, eine Zierde, eine Blüthe der Chevalerie, und doch hat er ſeine Braut — verkauft!"

Der Kommandeur der königlichen Schweizergarde war der Inbegriff aller Eigenſchaften eines Cavaliers nach damaligem Zeitgeſchmacke. Für die zufällige Dame ſeines Herzens hätte er ſich jede Stunde geopfert, aber er war auch eben ſo ſchnell geneigt, den Gegenſtand ſeiner Liebe zu wechſeln. Seine Neigung war immer dieſelbe, immer treu, aber nur dem Geſchlechte der Frauen, nicht einer einzelnen. Er glaubte ſich am Geſchlechte zu verſündigen, wenn er ſein Herz ungetheilt ließe; ſo naiv war ſein Flatterſinn. Auch als Soldat war er nur Abenteurer. Auf dem Zuge gegen den Herzog von Savoyen hatte er glänzende Proben ſeiner Bravour abgelegt; als die franzöſiſchen Waffen ruhten, nahm er Dienſte in der kaiſerlichen Armee und focht gegen die Türken, erſt als die Cleviſchen Erbſchaftangelegenheiten in Deutſchland die Ausſicht boten, daß Frankreich das Schwert ergreifen würde, kehrte er nach der Heimath zurück. In König Heinrich ſah er das Muſter eines ritterlichen Monarchen, ſeine Hinneigung zu ihm war nicht Unterthänigkeit, ſie war Schwärmerei, ſowie es überhaupt Heinrichs Geſchick war, ſchwärmeriſch geliebt zu werden. Baſſompierre war jeden Augenblick bereit, für den Herrn, der ſeine weltliche

Gottheit war, ſein Leben zu opfern, wie ſollte er ihm nicht auch den Inbegriff ſeiner Wünſche, ſeine Verlobte, zum Opfer bringen; das Fräulein von Montmorency war noch vor wenigen Tagen mit Baſſompierre verlobt geweſen, obſchon man längſt wußte, daß ſie die Freundin des Königs war.

Der Oberſt trat ein in der ſchwarzgrünen Tracht der Schweizergarde, die rothe Feder neigte ſich an dem breitgekrempten Hute, den er vor der Marquiſe ſchwenkte. Das goldene Bandalier zierte ſeine kriegeriſche Bruſt, das Haupthaar, auch den Bart am Kinne, trug er wie ſein König. König Heinrich war bis auf die Farbe der Handſchuhe herab das Muſterbild ſeiner Freunde.

„Was rittet Ihr neulich für ein ſchönes Pferd?" ſagte Katharine, „ich meine den Rappen."

„Aus dem Marſtall des Großveziers, edle Frau," war die Antwort. Der Oberſt begann den glorreichen Moment zu ſchildern, wo er das türkiſche Lager erbeutete.

„Wollt Ihr mir es vielleicht abtreten?" fragte die Marquiſe.

„Verzeiht, Frau von Verneuil," —

„Iſt es um keinen Preis käuflich?“

„Ich würde es nur verſchenken können, und Ihr würdet das nicht annehmen. Das Pferd iſt der einzige Triumph meiner Waffen!“

„Und wenn ich Euer König wäre?“ ſagte die Marquiſe, „würdet Ihr es mir verweigern?“

„Ich würde ſagen, auf dieſem Roſſe, Sire, will ich in die Schlacht ziehen, um für Euer Leben, Euren Ruhm zu kämpfen.“

Aber wenn der König nicht Euer Pferd, wenn er Eure Geliebte forderte, würdet Ihr ſie ihm geben, Oberſt Baſſompierre?“

Er war aufgeſprungen und blickte verwirrt zu Boden. „Ich war gekommen, Frau Marquiſe von Verneuil, ſagte er, Euch anzuzeigen, daß Fräulein von Montmorency nicht mehr meine Verlobte iſt, ſie wird den Prinzen Condé heirathen. Höhere Rückſichten beſtimmten mich“ —

„O ſeid nicht ungehalten auf ein armes, ſchwaches Weib, das ein Staatsgeheimniß Eurer Seele ausplaudert! Ein Weib kann Euch nicht beleidigen, Ritter!“

Der täuſchende Ton ihrer Schmeichelrede beſtrickte ſeinen Unwillen, der Zorn des Beleidigten lag ohnmächtig in ihren Händen. Sie ergriff ſeinen Arm und nöthigte ihn, ſeinen Platz zu nehmen. Sie ſtand vor ihm und lehnte den ſchönen Arm auf ſeine Schulter. Dann ſtreichelte ſie ihm die jugendliche Stirn, neſtelte ihm die goldne Ringkette, die an ſeinem Halſe hing, zurecht, und der Oberſt ſaß wie gebannt unter ihren Schmeicheleien, obwohl ihm dünkte, als wenn eine der Eumeniden ihm den Scheitel ſtrich. Der königliche Beichtvater ſtand am Fenſter und blickte hinaus in die Frühlingsſonne; entweder wiegten ſich Gedanken von geheimſter Art in ſeiner Seele, oder er mochte die Beichte nicht ſtören, die Baſſompierre beginnen ſollte.

„Habt Ihr die Montmorency nie geliebt?" fragte Katharina mit flüſternder Stimme.

„Frau Marquiſe," ſagte der Oberſt, „Ihr wollt mit meinem Herzen ſpielen!"

„O mein Gott!" ſeufzte Katharine. Ihre Stimme zitterte, aber die ganze Gewalt ihrer leidenden Seele drängte ſich in den Ton ihrer Worte. „Bei allen Heiligen, ich ſpiele nicht mit Herzen, mit fremden nicht, nur das eigene habe ich grenzenlos verſpielt, ganz eingeſetzt zu dem großen Gewinn — und verloren, rettungslos verloren. Mein Herz war all' mein Hab und Gut. Ich ſchiffte mich ein auf das hohe Meer des Lebens. Ein leichter Muth war mein luſtiger Wimpel, aber die Liebe ſollte ankern, tief, tief — ach bodenlos tief, ich konnte den Abgrund nicht ermeſſen. O, ich bin zu Grunde gerichtet, Baſſompierre, meine heilige Liebe könnte betteln gehen und fände kein Obdach mehr, mein Stolz, meine Ehre liegen unter dem Fußtritt eines mächtigen Räubers. — Sei ruhig! ich will keine Anklage erheben, ich will den Mächtigen, den Du liebſt, den Du anbeteſt, nicht Verräther ſchelten, ich weiß, daß der Fußtritt eines Gottes anders durch die Welt hinſchreitet, daß er den Wurm, der ſich an ſeine Sohle klammert, fortſchleudern darf. O mein Gott, Baſſompierre, aber ich bin doch ein Weib, Ihr habt ja Sinn für Frauenwürde. Wenn Euch je etwas heilig war im Leben, rächet meine gemarterte Ehre!"

Baſſompierre ſtand auf und blickte ihr fragend ins Auge, aber er hielt den leuchtenden Blick nicht aus, mit dem ſie ſeine Willenskraft umſpannte. Ein verlornes Lächeln ſchwebte um ihre zuckende Lippe, während ſie ſich an ihn ſchmiegte, und ihren Arm von neuem auf ſeine Schulter legte. „Ich will keine blutige Rache, Baſſompierre,“ ſagte ſie, wie in irres Träumen verloren, „Ihr ſollt mich rächen, — indem Ihr die Montmorency fortliebt. Ihr liebtet ſie ja, und wenn ich fordere, Ihr ſolltet ſie noch lieben, ſo bin ich nur Euer Gewiſſen, Euer guter Genius, der hier drei Leben retten möchte, das ihre, das meinige, und Euer eigenes Seelenwohl. Ach, um der Schmerzen der ewigen Liebe willen, ſeid treu, und ſagt Eurem Herrn, es gebe etwas Höheres in der Welt, als ein königlicher Wille. O laßt Euch doch nicht das Kleinod Eures Lebens rauben, ſeid kein Verbrecher an der Liebe, an Gott, der die Liebe ſelber iſt, und werdet um eines weltlichen Königs willen kein Schurke an dem Heiligthum des Lebens!“

Mit den letzten Worten, bei denen der Zorn über ihre Wangen flammte, ſtieß ſie ihn von ſich; ſeine eherne Bruſt war unerſchüttert geblieben, ſie hatte ſeinen Willen nicht gebeugt. „Ich habe die Montmorency nie geliebt,“ ſagte er, „nicht ſo, wie Ihr es nehmt in überſchwenglicher Art. Höhere Rückſichten machen ſich geltend und der Neffe des Königs, der Prinz Condé, wird ihr Gemahl.“

„O ſo hört Ihr mich, Prieſter des Herrn! fuhr die Marquiſe fort. „Steht nicht ſo theilnahmlos zur Seite, wenn die Menſchen wieder mit einem Herzen Handel treiben. Giebt es denn nichts Heiliges mehr auf Erden? nur Weltlichkeit in der Welt? O hört doch, wie dieſer Knecht der weltlichen Macht über ein Kleinod des Himmels ſchaltet. Höhere Rückſichten — ſagt er — gebieten. Prieſter des Herrn! wo iſt Dein Gott, der hier richtet, wenn die Menſchen ihr Heiligſtes verwüſten? Hat Deine Kirche keinen Spruch, Dein Himmel keinen Blitzſtrahl, ſo geh' und ſage Deinem Gotte, er ſei ein ohnmächtiger Mann, wenn er ſeine Welt, die er nicht mehr beherrſchen kann, nicht wenigſtens zertrümmert. Sieh, Prieſter, ich, ein armes, elendes Weib, ſage dieſem Ritter hier, dieſer Zierde des Männergeſchlechts, meine Verachtung in ſein glattes Angeſicht. Er hat die Montmorency geliebt, ihr Liebe geſtanden; ein König ſagt ihm: laß ſie mir Freund, und der Freund des Königs huldigt ſeinem Willen. O ein guter König! Ich, ich kenne ſein Herz, ich liebte dieſen König, ich weiß, wie ſanft, wie edel, wie großmüthig ſein inneres Selbſt iſt. Aber was ihn umgiebt, iſt ſchwarz wie die Hölle, und ſein großes, gutes königliches Ich geht unter, weil man ihm knechtiſch dient. — O mein Gott, ich bin vernichtet! Hier ein weltlicher, da ein geiſtlicher Freund des Königs, die Ritterſchaft und die Kirche beugen ihr Knie vor dem Mächtigen, und der gute König iſt doch nur ein armer Menſch. — Doch was jammere ich um das neue Opfer, das fallen ſoll! Hab ich doch für mich keine Gedanken mehr, ich bin ein längſt verhöhntes Weib und es gab keinen Ritter, der meine Farbe nahm, keine Kirche, keinen Gott, mein gekränktes Leben zu rächen."

Pater Cotton blickte ſtarr auf Katharinen, vor ſeinem forſchenden Blick war das Lächeln auf ſeiner Lippe verſchwunden. Baſſompierre ſah verwirrt und fragend nach ihm hin, als erwarte er ſeine Rede. Dann ſagte er ſelbſt: „Ihr vergeßt Frau Marquiſe, daß Ihr von der heiligen Kirche nichts zu gewärtigen hattet, da ſie um Euer Freundſchaftsbündniß mit unſerm königlichen Herrn nicht wußte.“

„Muß ich das von Dir hören, Knecht der Welt!“ rief Katharine mit dem ganzen Stolze ihrer Würde. „Vor Dir mich rechtfertigen hieße mich erniedrigen. Wohl wußte ich nichts von den Formen der Kirche, was kümmert ſich ein Weib, wenn es liebt, um die Satzung? Auf den königlichen Lippen ſchwebte mein Leben und mein Glück, ſein Wort war mein Gebot, ſein Wille mein Geſetz, nicht weil er ein Mächtiger war, ſondern weil ich ihn liebte. Ihr könnt nicht ſagen, daß ich ein ränkevolles Weib geweſen, nicht durch Liſt und Ueberredung — aus freiem Antrieb, weil ſein Herz gut war, erhielt ich das ſchriftliche Ehegelöbniß. Herzog Sülly zerriß es vor meinen Augen. O ich weiß wohl, daß die hohe Staatskunſt einem beleidigten Weibe nicht zu Hülfe kommt! Herzog Sülly iſt ein kluger Rechenmeiſter, das Leben als Exempel verſteht er trefflich, zu addiren und zu ſubtrahiren weiß er herrlich, um einen Factor iſt er nie verlegen. Höhere Rückſichten! ſagt Ihr. O auch Herzog Sülly hat höhere Rückſichten, und auch er iſt ein guter Mann. O Gott, daß ich an der Güte der Menſchen zu Schande wurde! Und Eure höhern Rückſichten, Herr Ritter, ich will ſie Euch entlarven. Der König liebt die Montmorency, und Ihr wart der armen Dame Verlobter. Baſſompierre, ſagte der König, ich will als Freund mit Euch ſprechen. Ich liebe Eure Braut, ich bete ſie an. Wenn Du ſie heiratheſt, ſagte der gute König, und ſie liebt Dich, ſo muß ich Dich haſſen. Wenn ſie mich liebt, obſchon ſie Dein Weib iſt, ſo mußt Du mich haſſen. Wozu wollen wir, ſagte Heinrich, unſer gutes Verhalten zu einander ſtören, ich liebe Dich Baſſompierre. Ich bin entſchloſſen, ſie an meinen Neffen, den Prinzen Condé zu verheirathen. So gehört ſie zu meiner Familie und ich habe ein Recht ſie zu lieben. Mein Neffe liebt mehr die Jagd als die Weiber, ich gebe ihm hunderttauſend Livres jährlich, und die Montmorency wird mir ein Troſt und Spielzeug ſein für meine einſamen Stunden, denn bei Gott! — ſagte der König — ich bin, trotzdem alle Welt mir Freund iſt, ſehr einſam, ſehr einſam in meinem Louvre! Geht, Herr Ritter, und ſagt dem Herzog von Sülly, er würde ſich doch noch dereinſt verrechnen, der kluge, negative Mann! Geht und ſagt dem Könige, — nichts ſagt ihm, denn da ich ihn liebte, weiß er auch, daß ich ſein Herz, ſein edles Herz kenne. Ihr aber, Herr Ritter, wenn Ihr Eure Memoiren ſchreibt, wie man ſagt, Eure Abenteuer und Herrlichkeiten ſchildert, zeichnet doch ins Buch Eurer Geſchichte, wie ſehr Euch ein Weib, ein armes gebeugtes Weib verachtet!"

„Um Eurer Verworrenheit willen, Frau Marquiſe verzeihe ich Euch," ſagte Baſſompierre mit mühſamer Würde. „Ihr ſeid krank und leidend, was kann ich Euch zürnen! Nur das ſollt Ihr wiſſen, daß ich meinen König bis zur Sünde lieben könnte, obſchon es nicht ſo iſt, wie Ihr denkt. König Heinrich liebt die Montmorency wie eine Tochter, und als ſeines Neffen

Gattin wird ſie zur königlichen Familie gehören, der Held Frankreichs wird alt, ſein Leben bedarf der Pflege von liebender Hand. Die Montmorency wird ihn wie einen Vater lieben, ſie wird die Falten des Grams von ſeiner Stirn ſcheuchen, ſie wird ſein großes Herz vor Trübſinn bewahren, ſie wird es ihm verſüßen, daß er Frankreichs größter Mann iſt. Denn das vergeben ihm ſeine Feinde nicht, ſeine Schwächen verzeiht ihm die Kirche, aber ſeine Größe nie. Weil er ſeinem Vaterlande den Frieden gab, bereitet man ihm Krieg. Aber ſeine Freunde ſtehen feſt, an ihrer Treue verhallt Euer Ruf ohnmächtig. Vor den Feinden Heinrichs, Frau Marquiſe, erhebet Eure verworrenen Klaggeſänge, nicht vor ſeinen Feunden!“

Mit flüchtiger Verbeugung und einem ſcharfen Seitenblick auf Cotton, verließ er raſch das Gemach. Der Blitz, den das Auge des Prieſters auf ihn richtete, erreichte ihn nicht mehr.

Katharine war zu ihrem Lager geſchlichen, ſie lehnte ſich matt und müde in die Kiſſen, ihre gefalteten Hände bedeckten die fieberhaft heiße Stirn.

Cotton ſtand vor ihr. „Armes Weib!“ ſagte er ſtill, in ihren Anblick verloren. Wie er ſich über ſie beugte, ſchlug ſie das Auge auf. „Man hat recht, mich verworren zu ſchelten,“ ſeufzte ſie, „wenn ich blos elend wäre, das trüge ſich leichter. Aber ich bin irre geworden an allem, was die Welt zuſammenhält, ich weiß nichts mehr zu faſſen, das Heilige nicht mehr zu ſondern vom Verruchten. Ich bin am Leben geſtorben, wozu ſoll ich noch an meinem Tode leben und zehren! Habt Ihr kein ſchnelles Gift für mich, ſo geht und ſchaut nicht ſo grauſam zu, wie ich mein Leben und meinen Tod überleben muß. Geht, ehrwürdiger Vater, Euere Kirche iſt für mich arm an Troſt. Geht, und ſagt dem Könige, daß ich demüthig bin wie ein Kind, nicht aus Tugend, ſondern aus Schwäche, ich bin matt und müde. Sagt ihm, ich wolle die Louvreinſel verlaſſen, gleich, wann er wolle. Aber nach Bearn ſoll er mich nicht ſchicken, nicht auf ſeine Schlöſſer, ins Kloſter will ich. Geht, bittet ihn, ich will ein Kloſter bauen, wo man Meſſe lieſt für eine ſchon bei Lebzeiten geſtorbene Seele.“

„Edles Weib," ſagte der Prieſter und legte ſeine Hand auf ihre Stirn; „ſeid gewiß, die Kirche hat nicht blos Troſt, ſie hat auch Rache, ihr ewiger Geiſt ruht niemals, oft wacht er im Stillen und tritt dann ungeahnt hervor. Für Frevelthaten liegt Troſt in der Rache!"

„Was ſagt Ihr?" flüſterte Katharine, und blinzelte matt durch die halbgeſchloſſenen Augenlieder.

„Die Kirche ſieht im Stillen alle Verbrechen der Welt, und wenn die Zeit reif iſt, tritt ſie hervor und hält Gericht! Ad majorem Dei gloriam!"

Aber Katharine hörte nicht mehr ſeine Worte, ſie war eingeſchlummert. Er ſtand noch eine Weile vor ihr, in tiefes Sinnen verloren und über ihr ſchlafendes Antlitz gebeugt. Mit dem warmen Athem ihrer bebenden Lippe flog ein Seufzer an ſein prieſterliches Ohr. Auch vor Gott hat ein gekränktes Weib dereinſt keine andere Beichte als ſolchen Athemzug der zitternden Seele. Mit dieſer Beichte verließ der Prieſter das Gemach.

Dicht hinter dem königlichen Arſenale, in welchem Herzog Sülly wohnte, lag eine enge vielgekrümmte Gaſſe. Hinten verlief ſie ſich mit ihren Schlangenbiegungen weit ins Stadtviertel hinein, vorn ſtieß ſie auf den Boulevard Bourbon, der ſchon damals ein Sammelplatz der Müßigen war, obſchon er noch das Anſehen eines Feſtungswalles hatte. Das ſchöne Baſſin vor dem Zeughauſe war noch ein ſumpfiger Graben. Jene finſtere Straße hat jetzt, wenn nicht ihren Schmuz, doch wohl ihre Krümmungen und ihren Namen verloren. Man nannte ſie die Allerheiligengaſſe. Sie war das Aſyl armer Tagelöhner, die hier für weniges ein nächtlich Obdach fanden. Mit dem Hahnenrufe zogen ſie aus und ſchweiften heimathlos bis zu den entlegenſten Theilen der großen Lutetia — Paris. Erſt die Dämmerung verſammelte die Zerſtreuten wieder und die tagesüber menſchenleere Straße wimmelte dann von Geſtalten der ſeltſamſten Art. Die ärmlichen Spelunken waren dann erleuchtet, aus den Feuereſſen ſtieg der Dampf der ſchwelgeriſchen Tafelfreuden, die für ein Paar Sous käuflich waren. Hier und da

Transparents mit Inſchriften, die offen oder geheimnißvoll allerlei Luſtbarkeit verhießen. Hier lockte die helle Pickelpfeife, dort grollte der ſchwermuthsvolle Dudelſack oder raſſelte mit Paukenſchlag das Tamburin und ſchüttelte mit wildem Taumel die Angſt des armen kargen Lebens auf Minuten aus dem irren Gehirn. In andern Höhlen, wo ſich die Miſère über ihren Zuſtand täuſchte, ging es ſtiller zu. Haufen von Männern und Weibern lagen am Boden oder ſaßen zuſammengedrängt, achtſam lauſchend, um den runden Tiſch; Würfel klapperten, rothe Kupfermünzen ſtanden auf dem Spiele und die leidenſchaftliche Stille mit dem eintönigen Geräuſch unterbrach nur der Jubel eines glücklichen Gewinners, welchen die Fauſt des Verzweifelnden, der auf die bretterne Tafel ſchlug, bald verſtummen hieß. Alle Götter des Lebens guckten aus den Spelunken heraus, auch Bacchus, der Nimmerſatt, mit Becherſchall und Hochgeſängen. Und wie ſollteſt Du fehlen, Göttin der Liebe, Du Ueberall, Du Nichtsverſchmäherin, die Du den armen Menſchen nirgends, und eher noch im Pallaſte als in Lumpen, aufgiebſt! Und zündeſt Du nicht auch da ſchon Deine Fackel an, wo ſich der Tagelöhnerjunge den ſchmuzigen Mund wiſcht oder nach dem letzten Heller ſucht, weil er nicht berechnet, wie viel werth ſeine Liebe iſt? — Und all dies arme Menſchengewürm mit ſeinen heidniſchen Lebens- und Liebesgöttern ſtand im chriſtlichen Schutze Aller Heiligen. —

Es dunkelte bereits. Vor dem Arſenale waren ſchon die beiden Pechpfannen angezündet, welche die ganze Nacht hindurch brannten, als rothe Feuerzeichen, daß der Wächter des Staats, der Grandmaitre Sully, der über die Finanzen des Königreichs und über die Feſtungen commandirte, nie ſchlief. Am Tage durchprüfte ſein kluges Auge alle Bahnen, alle Mittel und Zwecke des Lebens, und Nachts, wenn er ſchlief, blieb doch ſeine Sorge wach und brütete in ängſtlichen Träumen über das Wohl und die Sicherheit Frankreichs. Der blutrothe Schein der Pechfackeln reichte über den Boulevard faſt bis zum Baſſin der Baſtille, vor deren Rande hochgeſchichtet die Kanonenkugeln lagen. Auch dieſe gelten für Wahrzeichen, daß bei den Hohen die väterliche Sorge für das Wohl des Volkes wacht, und eine

Liebe, die ſehr feurig küßt und eiſerne Umarmungen bietet. Wenn man die Kanonenkugeln, die Baſtille und das ruhig feſte Antlitz des klugen Sülly nebeneinander ſah, dann hätte man an ein ewiges Glück für Frankreich glauben mögen. Die großen Bürgerkriege waren vergeſſen, der Religionshaß ſchien erlahmt und auf dieſen Zuſtand der Ermüdung hatte Sülly ſein Friedenswerk erbaut. Deshalb war ſein Augenmerk auf die Gleichſtellung der beiden Parteien, der Katholiken und Hugenotten, gerichtet geweſen. Auf dieſer Balance ſchwebte ſein ganzes Syſtem, ein Syſtem, das Heinrichs guter Wille über ganz Europa ausdehnen zu wollen Muth genug hatte. Er war als König von Frankreich in den Schooß der katholiſchen Kirche getreten, Sülly aber blieb Hugenott und das Edict von Nantes ſicherte die bürgerlichen Rechte der proteſtantiſch Gläubigen. „Sire," hatte Sülly zu ihm geſagt, „Ihr ſtellt den Staat als Perſon vor, deshalb iſt es ſehr nothwendig, daß Ihr Papiſt zu ſein ſcheint, während ich, der ich den Staat verwalte, und ſeine Umſchwungsräder im Gange erhalte, Proteſtant bleibe, um an keinerlei Illuſionen Theil zu haben.“ Sülly war nicht blos Heinrichs rechte Hand, er war Frankreichs Verſtand, der perſonificirte Calcul, der das Facit des Lebens möglichſt gut herauszubringen ſucht. Er war der Mann des offenbaren Fortſchrittes in damaliger Zeit, der den Staat und ſein Volk aus dem Glauben des Mittelalters herausarbeitete, denn das war der Hauptſatz ſeiner Weisheit, daß jeder glauben dürfe, was er wolle, ſobald er nur thue, was er ſolle. Es war ein großer Gedanke des neuen Zeitgeiſtes, daß der Staat ohne Kirche, ohne vorherrſchende geiſtliche Gewiſſensherrſchaft beſtehen, und nur ſo beſtehen könne. Perſönlich gründete ſich dieſer Satz bei Sülly auf religiöſe Indifferenz, in der Geſchichte aber ſtellte ſich ſpäter dies Glaubensbekenntniß als eine Thatſache des allgemeinen Bewußtſeins hin. Sülly’s Verwaltung war eine ökonomiſche Muſterwirthſchaft. Aber er rechnete nur mit Zahlen, — mit Kanonenkugeln ſelten, weil er von der Gewiſſenhaftigkeit ſeines Calculs überzeugt war; Kanonenkugeln, ſagte er, ſind blos im Nothfalle ein fauler Rechenknecht, wenn der Diplomatie das Exempel fehl ſchlägt. Er hatte als Soldat die Bürgerkriege erlebt, die Ligue war vernichtet, Heinrich, der Inbegriff ſeiner Glaubensſätze, hatte geſiegt: und doch war er zu dieſem Reſultate gekommen, die ſchwankenden Kriegswürfel lieber drohend in der Hand zu halten als ſie auf den Erdboden fallen zu laſſen. Dann nämlich hörte die Berechnung auf und die Obacht auf bürgerliche Wohlfahrt, dann wachte die Furie, die er für immer beſchworen zu haben glaubte, die Religion, wieder auf, denn Religion nannte man die Wuth des entzündeten Parteiglaubens, den Fanatismus, den die Prieſter mit den Lockungen des Himmels und mit den Schrecken der Hölle gepredigt. Er glaubte an ein rein menſchliches Königthum, das über alle Religionen ſtände. Das war der Fortſchritt von damals. Die Religionsſtürme hatten ſich ausgetobt, das materielle Wohl gedieh im ſchönen Frankreich, und wer die Finanzen und die Feſtungen des Landes in ſeinen Händen hatte, konnte ſich wohl leicht einen Herrſcher dünken. Sülly hatte jedoch als Diplomat einen großen Fehler; er war zu nervenſtark. Ihm fehlte die Gabe des Laubfroſches, der bald den Kopf, bald reſpective das Gegenſtück in die Höhe ſtreckt, jenachdem er Sonnenſchein oder Trübung ſpürt. Sülly hatte jeder Zeit den Kopf obenaus, er kannte nur Sonnenſchein, er hatte nicht das Talent, um in der Atmoſphäre ſeiner Zeit die herannahende Schwüle zu wittern. Sein Königthum war blos materialiſtiſch, nur um die Lebensſtoffe, nicht um die Lebensluft, war ſein Geiſt bekümmert und der allezeit Kluge hatte ſich von den nach Frankreich zurückberufenen Jeſuiten die Erziehung der Jugend aus den Händen winden zu laſſen.

Alle dieſe Betrachtungen hätte jeder altkluge Sohn eines ſpätern Jahrhunderts machen können, wenn er, plötzlich in jene Zeit verſetzt, auf dem Boulevard Bourbon vor dem Arſenale des weiſen Süllý wandelnd, bald die hellen Pechpfannen, bald die Kanonenkugeln am Baſſin der Baſtille betrachtet hätte. —

Da erſcholl ein lautes Hallorufen aus der engen Allerheiligengaſſe. „Holt ihn heraus! — Nieder mit ihm! —“ ſchrieen helle Stimmen, die dann ein dumpfes, hohles Gemurmel verſchlang. Die Straße hatte linker Hand einen Einbug, ſo daß ſie auf dieſer Stelle einen Platz bildete, wo Schubkarren, Wagen und allerlei Geräth, das die ſchmale Häuslichkeit der Wohnungen nicht faßte, aufgethürmt lagen. Hier tobte ein Gewühl von Menſchen durch einander. Die kleine hölzerne Bude, die der arme Thomaſſin bewohnte, war die Zielſcheibe der Volkswuth. Thomaſſin war eines jener ſeltſamen Weſen, die der Wahn der Leute mit dem Böſen im Bunde hielt. Er wohnte dort ſchon ſeit einiger Zeit, verkaufte Ignazpulver und Ignazwaſſer für allerlei Wunden des Leibes und der Seele, war Hundedoctor, beſprach das Vieh in der Seuche, wußte Gift zu miſchen und Gegengifte, und hatte von Zeit zu Zeit die Gabe, aus den Linien der Hand die Zukunft zu deuten. Er that ſehr karg mit dieſer Weisheit, eine Zeit lang war ſeine prophetiſche Zunge ganz gelähmt geweſen; erſt vor kurzem war ihm, wie er ſagte, der Geiſt wiedergekommen und er wiſſe nun Dinge die kein Menſch wiſſen ſolle, geſchweige die Heiligen, deren Ohnmacht ſonſt an den Tag käme, wenn ſie das Verhängniß nicht abzuwenden vermöchten. Den Tag zuvor waren junge Burſche geworben für das Truppencorps, das in Deutſchland einrücken ſollte. Ein friſcher Junge aus der Allerheiligengaſſe hatte die Muskete genommen und zur Fahne geſchworen. Weil er aber ſein Mädchen lieb hatte, wollte er ſeine Zukunft wiſſen, denn das Kind weinte und ſprach, er werde nicht wiederkommen aus dem kalten Lande voller Bären und Wölfe. Da lief der Burſch in ſeiner Angſt zum weiſſen Hundedoctor und ließ ſich für ſein Handgeld die Linien beſehen. Thomaſſin tröſtete ihn und ſagte, er werde gar nicht marſchieren; ſobald die Königin gekrönt ſei und noch bevor die Truppen aufgebrochen, ſei König Heinrich todt, und Maria von Medicis, aus erzkatholiſchem Blut und altchriſtlicher Abkunft, werde den deutſchen Ketzerfürſten nie zu Hülfe ziehen. Das hatte der alte Mann mit der langſamen Eintönigkeit ſeiner Stimme ſo hingeſprochen, wie eine entſetzenvolle Gewißheit. Dem jungen Kriegsmann aber rieſelte der Schreck durch die Glieder, dann ſtieg ihm der Zorn ins Geſicht, mit beiden Händen fuhr er dem Alten in den grauen Bart, und ſtürzte über die Töpfe und Tiegel her, die der böſe Zauberer in ſeinem Kabinete zu allerlei Säften brauchte. Der Greis ſchien an Mißhandlungen gewöhnt, er erhob keine Hand zur Gegenwehr; nur als der Uebermuth ihm eine Phiole, ein koſtbares Gefäß, vom Schranke riß, um auch an ihr ſeinen Zorn auszulaſſen, da ſchleuderte ihn Thomaſſin zu Boden, entriß ihm die Muskete und trieb ihn zur Thür hinaus. Mit ſtürmiſcher Haſt ſchob der Alte, der ſeine Kräfte wie neu belebt fühlte, den Riegel vor und hielt ſich für geborgen. Aber die Buben der Allerheiligengaſſe waren ſchon vor der Hütte verſammelt, der junge Kriegsmann ſchrie nach Rache, und wie das Gerücht, der Alte habe den Tod des Königs prophezeit, durch die Kabachen des Pöbels lief, wälzte ſich bald eine tobende Menge zuſammen, die den alten Propheten ſchon längſt zur Rechenſchaft zu ziehen gedacht, um ſich für ſchlechte oder falſche Weiſſagungen an ihm zu rächen. Dieſem hatte er eine ſegensvolle Ehe verkündet und ſein Weib war ein keifendes Weſen, dafür mußte der Prophet einmal büßen; jenem hatte er eine troſtloſe Wahrheit vorausgeſagt, und weil ſie ſo richtig eintraf, wollte ſich der Unwille darüber längſt ſchon Luft machen; genug, die Gemüther der Allerheiligengäßler waren Zunder für den Feuerlärm des ſchreienden Musketiers, die Buben warfen dem Propheten Steine aufs Dach, ſtarke Fäuſte rüttelten an der niedrigen Thür, die ſchmahle Hütte konnte der Gewalt ſo vieler Hände nicht lange widerſtehen. Die Weiber waren auf die Karren geſtiegen und bildeten eine Wagenburg voll Zorn und Haß, die Kinder kreiſchten mit heller Stimme dazwiſchen, alles zuſammen gab in der Dunkelheit ein wüſtes Gewirr. „Er iſt kein Franzoſe!“ ſchrieen Einige, „er iſt ein Italiener, darum prophezeit er ſo läſterliche Dinge!“ — „Holt ihn heraus, wir wollen ihn fragen, ob er ein Franzoſe iſt, dann wollen wir ihn in die Seine werfen; wo nicht, ſo zünden wir ihm den langen Bart an und leuchten ihm ſo über die Grenze!“ —

Mitten durch den Lärm der Verwilderung erſcholl vom Boulevard her der Hufſchlag einiger Reiter. Auf weißem Roß eine hohe kriegeriſche Geſtalt, zwei Knappen voran mit Fackeln, ein Troß von Kavalieren zu beiden Seiten. Der Tumult hatte ſie herbeigelockt.

Sie ſprengten am Arſenale vorbei bis zum Eingange der Gaſſe. Niemand von den Umſtehenden wußte Auskunft zu geben, und ehe noch der Befehl an einen der Junker erging, in die Straße zu lenken, hatte der König ſelbſt ſchon ſeinem Pferde dieſe Richtung gegeben. König Heinrich war der Reiter auf dem ſchnaubenden Weißen, der ſo eben einen der Begleiter nach dem Namen der engen Gaſſe fragte. „Hier feiert der Pöbel ſeine Orgien, Sire,“ ſagte der Herzog von Epernon auf dem dunkeln Andaluſier, „es iſt die Allerheiligengaſſe; nicht räthlich, Sire, in der Engſchlucht mit Schmuz und Pöbel zu kämpfen.“

Der König lachte und ſpornte das unluſtige Pferd, das mit dem Herzoge gegen den Pöbel ſympathiſirte. „Eher fürchte ich bei Nacht und Nebel die Allerheiligen, als mein pariſer Volk!“ ſagte Heinrich, immer guter Dinge voll und zu Humor aufgelegt, um das Leben an ſeinen Endſpitzen und in ſeinen Gegenſätzen zu erfaſſen.

„Eher einer Batterie entgegen, als dem Pöbel in den Rachen!“ murrte der Duc, aber Heinrich ritt ſchon hinter den Fackelträgern dem Schauplatze der Begebenheit entgegen. „Ein König ſoll auch die Höhle des Jammers kennen;“ ſagte Heinrich mit ungewöhnlichem Ernſte, um dem Begleiter Stillſchweigen aufzuerlegen. Die Paſſage wurde enger, die Pferde drängten ſich an und hinter einander, nur der Schimmel des Königs leuchtete im Fackelſchein hell heraus. Auch auf die hohe Geſtalt des ritterlichen Helden fiel der Schimmer und machte ſie den Umſtehenden erkenntlich. „Der König, der König!“ ſcholl es von Munde zu Munde immer lauter bis zu der verſammelten Menge, die das Haus des Todespropheten ſtürmte. Die Thür war erbrochen, und zwei derbe Allerheiligengäßler ſchleppten den ſchreienden Thomaſſin aus der Hütte hervor. Da übertönte der helle Freudenruf, „Es lebe der König!“ das Geſchrei des Haſſes. Alles ſtürzte dem Reiterzuge entgegen, der eben auf dem Platze hielt. „Wollen wir den Propheten unter die Pferde werfen?“ — ſchrieen Einige. „In den Sack mit dem Zauberer und in die Seine mit dem Sacke!“ riefen die erbitterten Weiber von den Karren herunter. Die Buben jauchzten ihr Vive

Henri le Grand! und raſſelten mit den Pflaſterſteinen, der allezeit bereiten Waffe des großen Haufens; Freude und Wuth liefen im bunten Gemiſche wirr durch einander und der Ausdruck des Jubels nahm faſt die Miene des Zornes an. Vier Grobſchmiedsfäuſte hielten den Uebelthater hoch über die Menge und brachten ihn unter den Schein der Fackeln. Da hing der Prophet ſchwebend und zitternd dicht vor dem Auge des Königs, der von dem Vorgange der Sache bereits in Kenntniß war. „Halt:“ rief Heinrich mit ſeiner hellen Kommandoſtimme, vor welcher der Athemzug ganzer Regimenter ſtockte. Er fragte nach dem Namen des Elenden. „Thomaſſin, der Hundedoctor!“ rief die Menge. Wie der König die Hand erhob, war alles wieder plötzlich ſtill. „Es iſt ein ungläubiger Thomas!“ ſagte er lächelnd; „ich bitte Euch, Freunde, verſchont ihn um der Hunde willen!“ Ein donnerndes Lebehoch erſcholl. Die Roſſe bäumten ſich, der König winkte, und die Fackeln voran, der Schwarm der Kavaliere hinter ihm, ritt er langſam nach dem Boulevard zurück. Wie eine ſchwarze Wolke drängte der Haufe nach. Die vorderſten Reiter ſprengten ſchon raſch über den breiten Wall, ſobald ſie den Ausgang gewonnen, da erhoben ſich ein Paar Stimmen an der Ecke der Gaſſe: „Es lebe Heinrich von Navarra!“ Der Ruf, ſeit lange nicht mehr das Feldgeſchrei einer einzelnen Partei, war auffallend, und ein Junker zu Pferde, der zu den Letzten im Zuge gehörte, mochte eine Beeinträchtigung der Würde des Monarchen von Frankreich darin ſehen. „Heinrich von Frankreich, Heinrich der Große lebe!“ ſchrie er den Rufern zu und hieb den Einen mit der Gerte über den Kopf. Allein zwölf kräftige Arme lehrten ihn bald eines Beſſern. Im Nu war der exaltirte Edelknabe, der vor Schreck die Sprache verlor, vom Pferde geriſſen und den Händen der Menge bloßgeſtellt. „Keine Gewaltthat!“ riefen Einige aus dem Gewühl. „Gebt ihm Pardon, heute muß jeder Lump leben bleiben! Wir ſind Franzoſen, es lebe unſer König!“ Dies fand Anklang, man war generös und ſetzte den Junker wohlbehalten wieder aufs Roß, gab ihm und dem Thiere einen Fauſtſchlag auf den Rücken, und der Gerettete ſprengte eilends dem

Zuge nach, der ſchon weit voraus war. Das allgemeine Lebehoch verſchlang dies kleine Ereigniß, und der Junker wird reinen Mund halten, falls ſeine Kleidung nicht einige Spuren der Volksgunſt an ſich trägt.

Hinten in der Allerheiligengaſſe war der Lärm noch nicht geſtillt. Thomaſſin hatte die Gelegenheit wahrgenommen, ſich den Händen ſeiner Würger zu entwinden und war in ſeine Hütte zurückgeſchlüpft. Aber ihr Eingang blieb von dem Volkshaufen beſetzt, man geſtattete ihm nicht, die Thür zu ſchließen und ſo kroch er in ſein Laboratorium zurück und ſaß ſtill im Dunkeln unter ſeinen zerbrochenen Flaſchen und Tiegeln. „Soll der ränkevolle Italiener ganz frei ausgehen?“ fragte ein erhitztes Weib, der Thomaſſin durch ſeine Prophezeiung den Galan abſpenſtig gemacht. „Seid ruhig,“ tönte die Stimme eines begüterten Bürgers, „der König ſelbſt hat ihn begnadigt.“

„Ei was!“ ſchrie ein Schuſterjunge, „ein König hat gut begnadigen, ein König darf ſich mit einem Lump nicht abgeben, aber wir, die wir ſelbſt Lumpe ſind, können keinen Pardon geben!“

„Nieder mit dem Ausländer, der uns verhöhnt, weil die Königin auch eine Wälſche iſt!“ So ſchrieen friſche Stimmen, als der Schwarm, der dem Könige bis zum Boulevard das Geleit gegeben, zurückkehrte.

„Halt!“ rief ein Gemäßigter mit entſchloſſener Würde, „laßt mich hinein zu dem falſchen Propheten, und Ihr Zwei kommt mit mir. Laßt uns doch hören, wo er ſeine Weisheit her hat. Und dann wollen wir ihm ſagen, daß wir, die wir Franzoſen ſind, keine italieniſchen Intriguen dulden. Verhaltet Euch ruhig, wir bringen Euch Kunde.“

Der Vorſchlag fand Gehör und drei bis vier Männer drangen in das Haus; der Haufe hielt die Thür beſetzt. Die Buben ſtimmten allerlei Lieder an, bis endlich alles in das damals gebräuchliche, etwas verworrene Volkslied einſtimmte:

Laßt uns nur die Hände reichen
So zum Leben wie zum Tod.
Fangt nur an bei Euresgleichen,
Denn die Hohen ſtehn zu hoch!

Da machten ſich in dem bunten Gedränge mehrere ſchwarz gekleidete Geſtalten bemerklich, vor denen das

Volk zurückwich, ſo daß ihnen Raum blieb, bis zur Thür des Hauſes vorzuſchreiten. „Im Namen Gottes! was iſt Euer Beginnen?“ ſagte einer der Geiſtlichen und ſtreckte die Hand gen Himmel. — Der Lärm verſtummte um ſie her. „Es ſind Väter von der heiligen Geſellſchaft!“ flüſterte es durch die Menge und die ſturmbewegte Volksmaſſe ſtand wie ſteile Waſſerwand im Nil, durch welche Moſes ſein Volk führte. „Wir wiſſen nicht, was der Mann zu Euch ſprach, noch weshalb Ihr ihn verfolget!“ ſprach der Geiſtliche mit kräftiger Stimme. „Aber wehe Euch, wenn Ihr den Geringſten unter Euch antaſtet. Wißt Ihr nicht, daß ſich die Weisheit des Herrn oft der Unwürdigen bedient und durch die Zunge der Einfältigen redet! Wer will es ſagen, ob nicht ein Geiſt über ihn gekommen iſt, vor dem wir uns beugen müſſen? Ihr Leichtbethörten! Von wem ſoll die Prophezeiung kommen? Von den Hohen, die im eitlen Glanz der Welt vor Euch wandeln? Von den Großen, die dem Baal opfern? Oder von den Stillen, die der Herr in ihrer Einſamkeit heimſucht? Gehet fort in Eure Wohnungen, gehet und betet für den König, der ſo gut wie Ihr unter der Hand Gottes ſteht, die ſich unſer Aller erbarmen mag.“

Der Mohngeiſt der prieſterlichen Betäubung wirkte auf die Menge, und wie ſich die geiſtlichen Brüder umwandten, den Weg fortzuſetzen, wich alles zurück und bildete vor und hinter ihnen eine Gaſſe. Da ſtürzte Thomaſſin mit zerriſſenem Gewande aus dem Hauſe. Er hatte ſich verſteckt gehalten und die vier Abgeſandten des Volks ſuchten ihn vergeblich in der dunkeln Behauſung. Als der Lärm draußen jetzt ſchwieg, ſtürzte er hervor und ſteckte ſeine gebückte Geſtalt unter die ſchwarzen Gewänder der Jeſuiten. „Nehmt mich in Schutz!“ flüſterte er zitternd. „Geht von hinnen!“ ziſchte der Redner ihm ins Ohr, „wer hieß Euch den Auflauf erregen, flieht, flieht!“ — Zurück in das Haus konnte der Gehetzte nicht, ſo flog er durch die Oeffnung, welche die Menge den ehrwürdigen Vätern bahnte und war wie ein Pfeil mitten unter dem Haufen. Sein weiteres Drängen, um den freien Ausgang zu gewinnen, machte ihn aber auffällig... „Haltet ihn!“ ſchrieen einige

Verwegene, „er ſteckt noch unter den frommen Kutten!“ — „Er läuft nach dem Boulevard, ſetzt ihm nach!“ riefen Andere am Ausgang der Gaſſe, den Thomaſſin ſchon erreicht hatte. Um die Geiſtlichen blieb eine devote Menge, ſie ſtill geleitend; die übrigen drängten vorwärts. Man ſah den Flüchtling dem Baſſin zueilen, der Schein der Pechpfannen vor dem Arſenale zeigte ſeine Geſtalt, dann war ſie plötzlich verſchwunden und die Verfolger eilten vergeblich nach allen Seiten den Boulevard entlang.

Wenn man die breiten ſteinernen Stufen im Arſenale hinaufſtieg, an den ſchweren, mit Rüſtungen aus alter Zeit geſchmückten Pilaſtern vorbei, ſo betrat man den großen Waffenſaal, der die Zimmer des Herzogs von Sülly von denen ſeiner Familie trennte. Die Reihe der Gemächer lief nach beiden Seiten hin um den großen Hofraum und ganz hinten, der Welt entzogen, faſt klöſterlich verſteckt, lag das Arbeitszimmer des Principalminiſters, ein ſchmales einfenſtriges Kabinet mit der Ausſicht nach einer kahlen Wand und drüber der Himmel. Ein Paar karge Armſeſſel, eine lange Tafel mit Schriften und Briefen, in der Ecke aus dem Mauerwerk heraus ein eiſerner Arm, der den Helm und den Federbuſch, ſammt Bruſtharniſch und Beinſchienen, und das ſchwarze Sonntagswamms des kriegeriſchen Staatsmannes trug: das waren die Geräthſchaften in dem kleinen Gemache; der Diplomat von damals ſaß unter ſeinen Acten und Papieren wie im Feldlager. Statt des Spiegels hing eine Charte von Frankreich an der Fenſterwand, ihr gegenüber das Bild des Königs mit dem ſchönen großen Bourbonenauge, das auf Frankreich ruhte. Ueber der Thür hingen Sporen, Piſtolen und ein altes Reiterkoller, das der Herzog, damals noch Oberſt Rosny, bei Marmande trug, wo ihn ſein ritterlicher Herr mit eigener Hand aus dem Gemetzel der feindlichen Haufen heraushieb. Dieſe eine That wäre genügend geweſen, Sülly zum lebenslänglich dankbaren Freund und Diener des Königs zu machen; aber das innige Verhältniß beider ſtützte ſich ſchon auf eine Gemeinſamkeit von Jugend auf. Elf Jahr alt wurde Maximilian von Bethune, der Sohn des Baron von Rosny, den Eltern Heinrichs zugeführt, und empfing mit dem jungen Prinzen dieſelbe geiſtige wie leibliche Nahrung. Der blutdürſtigen Wuth der Bartholomäusnacht war Maximilian durch Zufall und wie ſein fürſtlicher Freund durch die Vorſorge eines Dieners entgangen. Bald ſah man ſie in dem Bürgerkriege dem Fanatismus der Ligue die dreiſte Stirn bieten. Bei der Belagerung von Marmande befehligte Rosny ein Korps Arkebuſiere; hier war es, wo ihn Heinrich aus den Händen der Feinde rettete. Die Schlacht bei Coutras entſchied er durch ſeine klug benutzte Artillerie, und bei Ivry, wo er wundenbedeckt dreimal die Pferde wechſelte, die ihm unter dem Leibe fortgeſchoſſen wurden, umarmte ihn der königliche Sieger auf offenem Schlachtfelde Angeſichts der jubelnden Soldaten. Heinrich war erſt jetzt wirklich König und Herr des Reiches, und Sülly hatte alles mit erobern helfen, das Reich für Heinrich und Heinrich für Frankreich. Als der König in Paris einzog, konnte er mit Recht und Fug ſagen: Nun wollen wir den Frieden,

den wir erobert haben, den Franzoſen zu Nutze machen. Wohl möglich, daß Süllÿ, blos weil es der Drang der Zeit erheiſchte, Kriegsmann geweſen war; mit dem Frieden erſt entfaltete ſich ſein eigenſtes perſönliches Naturell. Er vereinigte das kalte Blut des Philoſophen mit der Thätigkeit des Mannes, mit der Erfindſamkeit des practiſchen Genies. Er ging als Geſchäftsträger nach Italien und brachte Heinrichs Vermählung mit der Medicäerin zu Stande. Durch den Uebertritt des Königs zur katholiſchen Kirche und durch dieſen Bund mit einem italieniſchen Hauſe ſollte der katholiſch-ſpaniſchen Ligue ein Genüge geſchehen, um ein neues Regiment in Frankreich zu ſichern, das ſich nur mit dem Glücke des Landes befaßte. Daß aber mit blos formeller Abfindung eine Genugthuung für lange Zeit möglich ſei, war der Irrthum, in den die damalige Diplomatie gerieth. Und Heinrichs Pläne liefen einer ſolchen Eintracht ziemlich baar entgegen; er wollte dem Hauſe Spanien und der Hierarchie ein europäiſches Gegengewicht entwickeln. Frankreich und die deutſchen Proteſtanten ſollten ſich näher treten und als Süllÿ nach England ging, gewann er an Eliſabeths Zuſage die thätigſte Unterſtützung des großen Bundes, der damals alle die Ideen des Fortſchrittes bezweckte, die man in ſpätern Jahrhunderten Emancipation der Weltlichkeit von der Satzung und vom Wahn des Herkommens nennen konnte. In Deutſchland begann erſt mit dem Proteſtantismus ein modernes Staatenleben, wo der Staat ſich ſelbſt Zweck iſt und nichts will als das materielle Wohl des Volks. In Frankreich war es Sülly, der den Machinationen einer im Finſtern brütenden Geiſtesherrſchaft gegenüber den großen Plan faßte, der Staat ſei dazu da, um unter ſeinen Flügeln glücklich und fröhlich zu ſein. Daß dies Streben nach dem weltlichen Völkerglücke für Heidenthum galt, darüber konnte ſich der Großmeiſter Sülly tröſten, dem Millionen beglückter Menſchen ins Angeſicht blickten, der die Schlüſſel zu den Schätzen des Königreichs Nachts unter ſeinem Kopfkiſſen hielt und auf deſſen Wink die Baſtille und die ganze Reihe der Hafenfeſtungen am Strande Feuer ſpie. Das waren Rückhalte für Sülly's Regierungskunſt; das Glück der Lebendigen war lediglich

Ziel ſeines warmen Eifers und es kam bei der Staatskunſt von damals wirklich darauf an, mit beglückten Völkern die Obmacht der Kirche zu bekämpfen, ſo daß es möglich wurde, die lockenden Verheißungen des Himmels durch die Gewährung eines reellen Erdenglücks außer Kraft zu ſetzen. Es galt dies auch damals ſchon für heidniſch in der Entwicklung der Menſchheit, aber Sülly war der Mann darnach, daß er ſagen konnte: Nur der glückliche Menſch iſt ein tugendhafter.

Es war nicht der geringſte Triumph für ihn, als Königin Eliſabeth die Hand auf ſeine Schulter legte und zu ihm ſagte: Ihr ſeid bei Gott! ein ſehr kluger Mann, Herr Marſchall von Frankreich. — Nicht auch ein guter? fragte er die Majeſtät von England. — Klugheit iſt die höchſte Güte, ſagte Eliſabeth damals, und mit dieſer königlichen Definition ging Sülly nach Frankreich zurück, und die Briefe, die er mitbrachte, ſicherten Englands ganzen Beiſtand zur Demüthigung des ſpaniſch-öſterreichiſchen Hauſes in Europa. Der König hatte während dieſer letzten Abweſenheit das Landgut ſeines Freundes und Dieners, das ſchöngelegene Sully an der Loire, zum Herzogthume erhoben, und ſeitdem war der Großmeiſter nach dem König der höchſte Mann in Frankreich; der wichtigſte war er ſchon lange.

Der Miniſter von Frankreich ſaß in dem kleinen Arbeitszimmer. Das Licht der Lampe, die von der Decke hing, fiel auf ſeinen kahlen weißen Scheitel. Auf dem harten, hölzernen Seſſel, im altmodiſchen abgetragenen Wamms, das Haupt über den Tiſch gebückt, der von Briefen und Papieren überdeckt lag: ſo brachte der Mann, auf deſſen Wink Millionen gehorchten, den Haupttheil ſeines kargen eintönigen Lebens hin. Wir bemitleiden den Mönch, der, um die Gewißheit eines Himmels zu haben, in knieender Stellung ſeine Tage verbrütet, der ſich gegen alle Wonnen der Erdenwelt, gegen allen Rauſch der entzückten Leidenſchaft der Seele verſchließt, um einem einzigen ſtillen, farbloſen, wie er meint, gottgefälligen Gedanken nachzuhängen. Hier aber iſt ein Weltlicher, der ſich nie um den Himmel der frommen Demuth kümmert, ein Staatsmann, der die Allianceu der Fürſten, der Krieg und Frieden ſchließt, der nur für das leibliche Wohl, die irdiſche Glückſeligkeit eines Volkes ſorgt, — nicht minder in der Geſtalt eines wirklichen Büßers. Die Herrlichkeiten der Erſcheinungswelt erfreuen ihn nicht, der Glanz des Lebens gilt ihm nur für die Maskerade, die etwas anderes bedeutet als ſie iſt, die Farben ſind für ihn erblichen, das nackte Weſen der Zuſtände beſchäftigt ihn, und auf der Tafel ſeiner Seele iſt alles ausgelöſcht, was die Menſchen als harmloſer Genuß der Annehmlichkeiten des ſchönen flüchtigen Daſeins lockt und täuſcht und beſeligt. Mich dünkt, es gibt auch mitten im Geräuſche des Lebens einſame Stätten; Herzog Sülly war bei der lebendigſten, weltlichen Geſchäftigkeit nicht weniger als der Aſcet in der Wüſte ein Einſiedler. Seine Lebensweiſe war ein ſchlichtes Einerlei. Um vier Uhr des Morgens ſtand er auf und arbeitete bis Neun. Dann ging er in das Conſeil zum Könige, ſpeiſte dann ziemlich einfach, gab nach Tiſche allen Parteien, Geiſtlichen und Weltlichen, Bürgern und Bauern Gehör, arbeitete wieder bis Abend und ſchloß dann die Thür des Arſenals, um mit den nächſten Geſchäftsfreunden über das Wohl Frankreichs in etwas mehr traulicher Weiſe nachzuſinnen.

Man hielt ihn für hart, zäh, unduldſam, widerſpruchsluſtig. Die Franzoſen nannten ihn einen Römer, bei Hofe ſpottete man über die Frugalität des Principalminiſters und ſchmückte ſich mit dem Witzworte der Marquiſe von Verneuil, die ihn den allezeit Negativen nannte, der nie in dem Leben Ja geſagt. In der Sorge um Frankreich waren auch alle ſeine Gefühle aufgezehrt, und ſelbſt ſeinen König und Freund ſchien er nur um des Vaterlandes willen zu lieben. Es war hier ein ganzer Menſch ſeinem Dienſte als Opfer verfallen, und was als Entſchädigung dafür gilt, Familienglück, war ihm nur karg zugemeſſen. Es iſt merkwürdig, daß die Söhne eines ſo ſtreng proteſtantiſchen Vaters ſich zum Katholicismus neigten, daß alle ſeine Kinder, mit Ausnahme der Herzogin von Rohan, ſpäter in den Schooß der Mutterkirche zurückkehrten. Auch Sülly's Gattin, die kurz vor der Hochzeit zum Proteſtantismus übergegangen war, neigte ſich bald wieder im Stillen der alten Lehre zu. Das fühlte Sülly, obſchon er ſich kein Geſtändniß darüber einräumte, und ſo war ihm denn ſelbſt in ſeiner nächſten Umgebung die Atmoſphäre der Zeitſtimmung entgegen. Gefährdet aber hielt er um deswillen noch nicht die Richtigkeit ſeines großen ökonomiſchen Exempels, in deſſen Facit er alle Nummern des Lebens aufgegangen ſah; nur an perſönlicher Genugthuung ſchien er ſich arm zu fühlen, was ſein ſtarker Wille gelaſſen ertrug. In ſeinen Denkwürdigkeiten klagt er, daß er nur von Kreaturen umgeben, daß niemand da geweſen, der auf ſeine und König Heinrichs Pläne einging. Zu dieſen ſeinen Memoiren, die er ſpäter ſchrieb oder vielmehr ſchreiben ließ, ſammelte er ſchon damals in Nebenſtunden die einzelnen Züge. Es war ſeine einzige Erholung, der einzige Liebesdienſt, den er ſich that.

Süllp forſchte in einem Briefe, den er zu wiederholten Malen las. Wie er ſich jetzt in den Armſeſſel zurücklehnte, fiel das volle Licht der Lampe auf den obern Theil ſeiner Geſtalt. Man hätte dies Antlitz mit dem kahlen Scheitel wirklich für ein mönchiſches halten können. Dieſe Tonſur hatte ihm keine Ordensregel, die Sorge für das Wohl des Staates hatte ſie ihm aufgezwungen. Der Staat war ſein Gott und im Dienſte dieſes Gottes war ſein Haupthaar ſpurlos verſchwunden. Nur um die Schläfe ringelte ſich ein dünnes graues Gelock, während um ſein Kinn die Zierde der männlichen Kraft noch in Blüthe ſtand und ein reiches volles Barthaar ohne Spuren des verſilbernden Alters auf die Bruſt herabhing. Sein ſchwarzes Kleid war alt und fahl; um die ſteife Halskrauſe lief eine ſchwere, goldene Kette, an der ein großes Medaillon mit einer Kapſel hing, die das Bild des königlichen Freundes barg. Dies war im langen Laufe ſeiner Jahre ſein einziger Schmuck, ſein König die einzige Freude ſeines Lebens. In den Zügen des Mannes lag nichts Scharfes, nur etwas Feſtes und Stilles. Sein Auge war nicht durchdringend, nicht beherrſchend, nur klug und ſicher, aber dieſe Sicherheit ging jetzt eben in einige Unruhe, in eine Aufmerkſamkeit über, die man ungewiſſen, geheimen Dingen ſchenkt, ſelbſt wenn man ſie nicht für allzu wichtig hält. Der Brief, deſſen Inhalt den Miniſter beſchäftigte, war gar nicht an ihn, er war an den Provincial der Geſellſchaft Jeſu in Moulins gerichtet, es war eine jener Conduitenliſten, welche das Clermontſche Collegium zu Paris, wie jedes andere in allen Ländern der Chriſtenheit, von Zeit zu Zeit an den General des Ordens nach Rom zu ſenden hatte, eine Aufzählung der einzelnen Mitglieder, eine Abſchätzung ihres Werthes für das Heil und den Nutzen der Geſellſchaft. Unter vielen Begünſtigungen, die man den Jeſuiten in Frankreich eingeräumt, gehörte auch die Beförderung ihrer Briefe durch königliche Poſten. Hierdurch glaubte Sülly's Politik einen nicht geringen Triumph im Stillen erlangt zu haben, indem es nun ſeiner Wachſamkeit nicht unmöglich blieb, eine Einſicht in den Verkehr der Geſellſchaft zu gewinnen. Um der Wohlfahrt Frankreichs willen hielt er dies widerrechtliche Mittel der Verletzung brieflicher Geheimniſſe für erlaubt, ja geboten. War doch alles, was König Heinrich den Jeſuiten in ſeinen Staaten eingeräumt hatte, nur aus Politik geſchehen, um die mächtige Geſellſchaft, die an allen katholiſchen Höfen Fuß gefaßt hatte, zu beſchwichtigen und gleichſam zu ſättigen, damit ſie nicht, der Spürkraft des weltlichen Auges entzogen, wie ein hungriger Wolf im Dunkel gelagert, im Geheimen deſto tiefer ſich einniſtete. Die frühere Unthat eines entarteten Mitglieds derſelben war theils vergeſſen, theils deren Zuſammenhang mit den Zwecken der Geſellſchaft ganz widerlegt. Trotz der damals erfolgten Verbannung aus Frankreich waren ſie in dem päpſtlichen Avignon, in Bordeaux, in Cahors, in mehrern Theilen des Reiches unangefochten, ja von der Bevölkerung des orthodoxen Südens geſchirmt geblieben. Bei der Eheſcheidung des Königs war Sülly's Politik auf die Bedingung des Papſtes, die Jeſuiten zurückzuberufen, eingegangen, und trotz dem Widerſpruche der Sorbonne und der Univerſitäten hatte die Geſellſchaft in Paris ihr Clermontſches Collegium, und im ganzen Lande ihre Profeßhäuſer und Schulen wieder eröffnet. König Heinrich wähnte, ſie durch Wohlthaten mehr beſiegen zu können als durch Verfolgung, Sülly glaubte ſie innerhalb Frankreichs beſſer zu überſehen, ihre etwa gefährlichen Verſuche leichter unſchädlich zu machen, als wenn ſie ihre ganze ungetheilte Kraft darauf verwendeten, die feindliche Ligue der Häuſer Habsburg und Spanien noch drohender zu machen. In Spanien, wo der dritte Philipp die Moriſkoes vertrieb, herrſchte religiöſer Fanatismus, der Kaiſer in Deutſchland wurde von Spaniern und Jeſuiten geleitet, und die katholiſche Ligue unter Max von Baiern trat dem Bündniſſe der Proteſtanten unter Friedrich von der Pfalz immer offener entgegen, in England hatte man aus Furcht vor geheimen katholiſchen Pulververſchwörungen Frieden mit Spanien geſchloſſen und das Haus Stuart war nicht, wie früher Eliſabeth, geneigt, ſich mit Frankreich zur Sicherung des Völkerwohls zu verbünden. Genug, es ſchien klüger, die heilige Geſellſchaft zu dulden und zu begütigen als ſie offen zu befehden, zumal da man nicht immer dieſelben geheimen Waffen gegen ſie führen konnte. Eben ſo nothwendig ſchien es aber, ſie zu beobachten, und wenn die Politik auf dem Wege der Intrigue ſich in den Briefwechſel der Geſellſchaft Einblicke verſchaffte, ſo hatte ſie von dieſer nur erſt die Anfangsgründe in der Lehre gelernt, nach welcher ein Zweck das Mittel heiligt. Der Miniſter von Frankreich hielt es nicht für entwürdigend, wenn er die Briefſiegel der Jeſuiten mit einer kleinen Feile löſte und unſichtlich wieder zuſammenfügte.

War der Staat ſein Gott, ſo konnte er ſo gut wie jene ſagen, es geſchehe ad majorem Dei gloriam. Zur größern Ehre Gottes geſchieht ja alles Menſchliche, was aus der Ueberzeugung fließt. Es kommt nur darauf an, wie man den Gott erklärt, wo man ihn ſucht und findet!

Seit einiger Zeit war Sülly noch ſorgſamer geworden im Aufſpüren der brieflichen Mittheilungen zwiſchen dem Collegium in Paris und dem Provincial der Geſellſchaft in Moulins, durch welche die Berichte nach Rom befördert wurden. Man traf bei Hofe die Vorkehrung zu den Krönungsfeierlichkeiten der Königin, die noch immer verſchoben waren und nun im Monat Mai, noch vor der Abreiſe des Königs nach Deutſchland, in Verſailles vollzogen werden ſollten. Es ging das Gerücht, die Väter Jeſu würden dieſe Feierlichkeiten benutzen, um ſich der Königin auf verbindliche Art zu nähern. Nebenbei ſchien es, als ſuchte die heilige Geſellſchaft das Ausrücken der Truppen zu hintertreiben und dem Volke den Zug nach dem Rheine zu verdächtigen; die Anſpielungen der Kanzelredner erſchwerten offenbar das Anwerben zum Feldzuge, der allerdings zum Beſten der proteſtantiſchen Partei in Deutſchland geſchah. Der Brief, den Süllh in ſeinem Geheimkabinet eröffnet hatte, enthielt nichts von Belang, was über derartiges Aufſchluß gab. Er war von dem Ausſchuſſe der Profeſſen des Collegiums unterzeichnet und ſtattete Bericht ab über die Wirkſamkeit der Anſtalt und über die Zweige des Unterrichts, den der junge Adel von Paris in den Hörſälen der Jeſuiten erhielt. Zu den Profeſſen gehörte auch Pater Cotton, der in der formellen Function eines königlichen Beichtvaters bei Hofe reſidirte, und Süllh glaubte in der Abfaſſung des Berichtes die Hand dieſes Prieſters herauszufühlen. Man machte in der Geſellſchaft zwiſchen Profeſſen und Scholaſtikern einen weſentlichen Unterſchied. Dieſe legten nur die drei gewöhnlichen Gelübde ab, des Gehorſams, der Armuth, der Keuſchheit; jene thaten noch um eines vierten Punktes willen Profeß in die Hände des Generals, wornach ſie ſich zu fortwährenden Reiſen im Dienſte des Papſtes verpflichteten. Dieſe Profeſſen bildeten die Eingeweihten, das allezeit fertige Heer des Statthalters Chriſti, das an allen Orten der Chriſtenheit Wache hielt und ſeine Poſten oft wechſelte; ſie waren die fliegende Brücke, welche die Kirche an allen Höfen raſch aufſchlug und eben ſo ſchnell wieder abriß. Mit den Scholaſtikern beſetzte man in der Regel die Lehrkanzeln, mit Ausnahme der Stelle des Caſuiſten. Dies war am Collegium der Logiker, der Vertreter der freien Forſchung, der die Scrupel dialectiſch löſte. Von dieſem hatte man gern, wenn er durch das vierte Gelübde ebenfalls zur unbedingten Verfügung ſtand, um hier einem Fürſten im Geheimkabinet ſeine Zweifel zu löſen, dort einem klugen Irrlehrer offen die Spitze zu bieten. Der Brief an den Provinzial der Geſellſchaft in Moulins, den Herzog Sülly in Händen hielt, ſprach von dem Falle, daß man ſich im Collegium Clermont genöthigt geſehen, einen Scholaſtiker zum Caſuiſten zu erwählen, da ſich derſelbe geweigert, das vierte Gelübde abzulegen. „Dieſer fromme Bruder Florentin," hieß es in der Conduitenliſte, „dieſe Zierde unſerer Kanzeln, dieſes lebendige Wort unſerer Weisheit, hatte ſelbſt die drei gewöhnlichen Gelübde nur mit Widerſtreben abgelegt, als er vor einigen Jahren ſeine Studien vollendet. Uns will bedünken, dieſer Bevorzugte ſei ausnahmsweiſe recht eigentlich zum Caſuiſten des Collegiums berufen, da ihm auch die kleinſte Form unſerer Statuten zu einem Gegenſtande der Unterſuchung wird, bevor er ſie anerkennt, da er, nichts bewundernd, alles prüft, und ein Geiſt immerwährender Forſchung dieſen jugendlichen Kopf erleuchtet. Der junge Adel von Paris, der an ſeinen Lippen hängt, nennt ihn ſcherzweiſe das lebendige Fragezeichen, aber er bezwingt die Gemüther und erfüllt ſie mit einer heiligen Wiſſensluſt, welche die Stimmen der Weltlichkeit ertödtet und frei macht von der Knechtſchaft des Baals. Die Jugend iſt begeiſtert für ihn und die Frauen aller Stände eilen ſchaarenweis zu ſeiner Predigt, um den Zauber ſeiner Beredſamkeit zu empfinden. So wirkt dieſer Seltene für das Reich des Geiſtes. Was aber in ſeinem Kämmerlein ihn beſchäftigt, ſind die Qualen der forſchenden Vernunft. Sein ſtilles bleiches Geſicht mit dem tiefen und doch unbekümmerten Auge iſt nur das Bild der Ruhe nach ausgetobten Stürmen, das Bild eines Friedhofs, wo tauſend Gedanken ſchlummern, die ſich nur mit Mühe beſchwichtigen und beſtatten ließen. Sein Wandel iſt ſehr fleckenlos, obſchon er manche Anklage gegen ſich ſelbſt erhebt. Aus ſeiner Generalbeichte, wie Ihr wißt, ging hervor, daß er das Ketzerthum in der Schweiz lernte. Doch Ihr wißt von ſeinem Leben mehr als das Collegium, da Ihr es waret, der ihn der Geſellſchaft zuführte. Freilich will die Geſellſchaft immerdar den ganzen Menſchen in Beſchlag nehmen, und dieſer Benedeite behält ſeine Gewiſſenszweifel oft als Geheimniſſe für ſich. Gegenwärtig wiſſen wir ihn in der Stille ſeines beſchaulichen Lebens mit den Regeln der Alumbrados, der ſpaniſchen Illuminaten, beſchäftigt."

Die Berichte über andere Mitglieder des Collegiums Clermont erſchienen dem Miniſter von wenig Gewicht für ihn, auch auf die, über den Pater Florentin, den beliebten Redner der Hauptſtadt, gewonnenen Mittheilungen legte er nur geringen Werth; ſo lange innere Scrupel und doctrinäre Fragen im Schooße der Geſellſchaft auftauchen und die Gemüther beſchäftigt halten, —

das war Sülly's Anſicht, — ſo lange wird ihr Wirkungskreis nicht ungebührlich über die Grenzen der geiſtlichen Dinge hinausgreifen. Nur zu Ende des Berichtes ſtieß ſein Auge auf Chiffern, die ihm räthſelhaft blieben, eine kurze Nachſchrift war in Zeichen abgefaßt, die einer in Europa ſeltnen Sprache anzugehören ſchienen. Sollte er es für orientaliſch halten oder für eine Geheimſchrift der Mitglieder des Ordens? Jedenfalls blieb es dem Auge des Laien hieroglyphiſch.

Während er die ſeltſamen Buchſtabenſymbole noch betrachtete, wiederholte ſich das Geräuſch in den anſtoßenden Gemächern, das ſich ſchon vor kurzem vernehmlich gemacht. Ein Diener trat raſch ein; es habe ſich ein zerlumpter Bettler, meldete er, eingedrängt, der dem Herzoge eine wichtige Botſchaft bringen wolle, die Wache unten habe ihn feſt genommen, denn ſein Aeußeres ſei eben ſo verdächtig als die Art ſeiner Zudringlichkeit. „Er iſt ein alter italieniſcher Quackſalber und Wunderdoctor aus der Allerheiligengaſſe,“ berichtete ein zweiter herbeieilender Diener, „ein Haufe Volks tobt auf dem Boulevard herum und ſucht ihn auf. Er hat läſterliche Dinge, unter andern den Tod des Königs verkündigt und ſich nur mit Noth aus den Händen der Menge gerettet.“ Eine Ordonnanz von der Wache im Vorhofe des Arſenals berichtete umſtändlicher über den Vorfall und Sülly winkte, den Gefangenen vorführen zu laſſen. Es war Thomaſſin, der am Arme zweier Diener hereintrat. Er hatte ſich ins Arſenal gerettet und war ſo den Verfolgern entſchlüpft, die nicht ahnten, daß er zu den Füßen des Herzogs ein Aſyl geſucht. Er hing zitternd in den Händen der Führer, das lange greiſe Haar überſchattete ſein gebeugtes Antlitz, den ſchwarzen zerriſſenen Talar hielt die ſchwache Hand vorn zuſammen, um die Blöße zu bedecken. So wie er vor dem Herzoge ſtand, richtete ſich die gedrückte Geſtalt in die Höhe, die Stirn ſchüttelte das wirre Haar zurück und das hinter buſchigen Brauen verſteckte Auge leuchtete keck auf. „Mein Geheimniß, meine Kunde taugt nur für die Ohren des weiſen Sülly!“ ſagte er eben ſo anmaßend als ſtolz. Sülly maß die ſeltſame Erſcheinung mit langſamen Blicken. „Was führt Dich her?“ fragte er kurz.

„Mein Geheimniß!“

„Und wer biſt Du?“ fragte Sülly wieder.

„Von der Geſellſchaft Jeſu.“

Die Diener, die ihn noch immer wie einen Verbrecher feſtgehalten, ließen die Hände von ihm. Sülly gab einen Wink und ſie traten in das nahe Gemach zurück. Sowie Thomaſſin ſich mit dem Herzog allein ſah, verließ ihn die mühſam erzwungene Haltung, und erſchöpft wie ein gejagtes Wild kauerte er ſich dicht vor Sülly's Füßen zuſammen. „Gnade!“ zitterte ſeine Stimme, „verleiht mir Obdach nur auf einige Tage, damit ich vor dem Pöbel und vor der Rache der Jeſuiten mein altes ſchneeweißes Leben friſte.“

Sülly ſtaunte. „Nun, Du ſeltſames Gemiſch von diebiſchem Betruge, hündiſcher Demuth und prieſterlicher Anmaßung!“ ſagte er unwillig, „was iſt Dein Begehr und Dein Beginnen? Biſt Du ein Mitglied jener geiſtlichen Geſellſchaft, wie biſt Du denn ein Verfolgter?“

„Kirche und Welt verfolgten und kreuzigten mich von Kindesbeinen an,“ ſagte Thomaſſin. „Von der heiligen Geſellſchaft ausgeſtoßen und doch in ihrem Dienſte, der Menſchheit angehörig und doch ſeit meiner

Geburt von ihr ausgeſpieen, kein Thier und doch von denen, die ſich Menſchen nennen, weit mehr mit Füßen getreten als ein Hund, der auf der Schwelle winſelt. Nicht böſe von Natur, aber immer zu Schandthaten gedrängt, die man als Preis für mein Leben verlangte, immer in der Schwebe zwiſchen Scheiterhaufen und Verbrechen, immer durch Tod und Sünde mein Leben erkaufend und für nichts verfolgt als für mein harmloſes Daſein, nicht ſterben könnend und keine Zuflucht findend, um das arme Haupt zu lagern, — ſo wand'le ich durch die Welt — wie der ewige" —

„Der ewige Jude!" — ſagte Süllÿ und trat einen Schritt zurück.

„Um Gott!" ſchrie der Alte, „ſchaudert nicht, ich kann Euch dienen, Herzog, Euch von Nutzen ſein, weiſer Süllÿ. Ja ich bin ſo ein Stück vom ewigen Juden, mein ganzes auserwähltes Volk, der heilige Saame Abrahams ſtellt den ewig Unglücklichen vor, der nicht Raum zum Sterben, nicht Raum zum Leben hat, aber wie man Stiere zum Schaugefecht auffüttert, ſo friſtet man ihn hin, damit ſich die Luſt der Grauſamkeit an ihm kühlt. Ich bin in Spanien unter Moriskoes aufgewachſen, aber meine Familie war jüdiſch, mein Vater war Rabbi wie alle meine Vorfahren und ich lernte von ihm die heiligen Sprachen meines Volks. Als die große Menſchenhetze begann, wo tauſend und abermals tauſend Moriskoes hingeſchlachtet wurden, da blutete auch mein Volk. Eine große Geldſumme ſchützte meinen Vater, wir durften in Sevilla bleiben und erhielten das königliche Privilegium, daß niemand, ſelbſt die Inquiſition nicht, nach unſerem Taufſcheine fragen ſollte. So lebten wir ſtill hin, aber wir waren arm geworden, blutarm. Ich lernte ein Handwerk, wurde Bäcker und wir handelten mit Hoſtien. Es glückte uns und wir erhielten das Patent als Hoſtienbäcker für mehrere Klöſter und für das Collegium der Jeſuiten in Sevilla. Es war eine Schmach für Abrahams Saamen, aber indem wir ſo im Dienſte des Chriſtenthums ſtanden, blieben wir eine Weile vor Anfechtungen ſicher; es war die erſte Lüge, der erſte Betrug, zu dem uns das Volk der Chriſten nöthigte. Allein plötzlich nach dem Genuſſe des Abendmahls ſtarben zwei hohe Staatsdiener faſt unter den Händen der Prieſter. Wahrſcheinlich hatten die heiligen Väter von der Geſellſchaft Jeſu triftige Gründe, den beiden weltlichen hohen Sündern das Liebesmahl zu geſegnen, aber ſie waren zu grob damit umgegangen, die Hoſtien waren zu ſtark vergiftet. Die Wuth des Pöbels wurde auf uns gelenkt, irgend ein Opfer mußte fallen. Das königliche Handſchreiben ſchützte uns nicht mehr; Nachts wurden wir vom Lager geriſſen und beim Anblicke der glühenden Pechpfannen, deren Flamme ſchon am Holzſtoße leckte, unter den Martern der hölliſchen Tortur, brach mein Vater Rabbi in Verwünſchungen gegen den Gott der Chriſten aus. Ich ſtürzte den Henkern, die Gottes Richter vorſtellten, zu Füßen, ich ſchwor bei allen Heiligen, mein Vater ſei toll, aber kein Jude. Ich ſchwor es auf das neue Teſtament und verſchlang das Brot des Abendmahls, das man mir zur Beſtätigung reichte. So war ich Chriſt geworden. Aber mein Vater verfluchte mich und ſich, und da er als Chriſt nicht leben wollte, ſo mußte er als Chriſt ſterben; er umarmte die heilige Jungfrau. Das iſt die Marterfigur in den Inquiſitionskerkern, die große Maſchine mit den eiſernen Armen, womit ſie dich an ihr Herz preßt, aber aus dem Herzen ſchießen ſieben Dolche in dein Eingeweide und du verbluteſt an der Liebe der ſtählernen Jungfrau. O Gott meiner Väter! war ich toll geworden oder eine Zeit lang todt — ich fand mich auf der hohen Schule zu Alcala wieder, lernte chriſtliche Mythologie und lehrte dafür die heiligen Sprachen des Morgenlandes. Auch Chemie trieb ich und fand nun die Kunſt, langſam und ſchnell, nach allen möglichen Zeiträumen; allen Nuancen des Geſchmacks und der Mode zu vergiften. Ich arbeitete im Laboratorium der Jeſuiten und verſorgte ihre Apotheke mit hundert Giften, die nach der Zeit ihrer Wirkungen von einem bis zu zwanzig Jahren wie nach der Scala aufgeſchichtet ſind. Ob dieſe Doſen für Freund oder Feind verwendet wurden, wußte ich nicht, ich war vor Racheluſt ſo wahnwitzig, daß ich an einem allgemeinen Vergiftungsproceß der ganzen Welt mitgeholfen hätte, blos weil mein unſchuldiger Vater zum Chriſten gemartert war. Ach Du ſtilles frommes Judenthum meiner Kindheit! Du harmloſe Satzung meiner Väter voll ſanfter Hingebung an Druck und Tyrannei! Du warſt eine Religion der Demuth und Duldung. Die Religion des Zornes, die Wolluſt der Verfolgung, den heißen Kitzel des blutgierigen Haſſes lernte ich erſt von Chriſtenleuten im Collegium der Geſellſchaft Jeſu kennen. Lange war meines Bleibens an keinem Ort. Ich machte nirgends den Gottesdienſt mit, denn ich hatte eine geheime Scheu, zu dem Gott zu beten, bei deſſen Prieſtern ich Apotheker war. Dann und wann erwachte mein Gewiſſen, aber nur vorübergehend, und hatte ich nur erſt ein ſtilles Plätzchen, irgend einen Schlupfwinkel der Erde gefunden, wo ich wieder Jude ſein durfte, ſo wähnte ich den Gott meiner Väter wieder verſöhnen zu können durch den Beginn eines neuen demüthigen Lebens. Ach, ich habe das Aſyl einer Buße nicht finden können! Ich war nun einmal der Wildniß des Lebens verfallen und mußte mit Raubthier ſein; wo ich mich weigerte, hielt man mir den Juden mit der Brandfackel vor, und obſchon ich ſo viel tödtliche Gifte bereitet, habe ich mich doch nie an den Tod gewöhnen können. Ich war nicht ſchlimmer als die, denen ich diente, und dieſe nannten ſich heilige Väter. Sie hielten ſich für die großen Medici der Welt, von einer geheimen Bewegung der Gnade Gottes getrieben, wie ſie ſagten, und ich ſprang ihnen in ihrem heiligen Begehren nur hülfreich bei, wie mir ein alter Pater ſagte. Lieber Himmel, mitten in der Chriſtenheit Spaniens konnte ich kein reuig Leben beginnen! Die Jeſuiten in Granada führten eine Bildſäule des Ignatius mit ſich, der Heilige hatte die Erdkugel in der Hand und blies Flammen aus dem Munde, mit den Worten: Ich bin kommen, Feuer auf den Erdboden zu werfen. Der Wahnſinn iſt groß, daß ſich die Geſchlechter der Menſchen vom Anbeginne vernichten, und dieſes Wahnſinns bedient ſich vielleicht auch nur der Allgerechte, um die ſündige Welt zu geißeln, und wenn es gerechte Strafe war, daß ſich das Rauchfaß der Prieſter in eine verzehrende Fackel verwandelte, ſo ſchob ich blos die Kohlen dazu ins Feuer und war froh, wenn ich mir nicht die Finger verbrannte. Was kann ein einzelner Menſch mehr thun, was kann er thun mitten in der Welt der Barbarei, wo ihm ſein Glaube an einen reinen Gott unterging?“

Thomaſſin ſchwieg, kauerte ſich am Boden ſtill hin und verhüllte ſein Angeſicht mit den Lumpen des zerriſſenen Talars. Süllÿ ſchritt langſam im Zimmer auf und ab, Widerwille und Theilnahme kämpften in ſeiner ruhigen Seele, beides aber überwand die Nöthigung, die Beichte des Unſeligen zu Ende zu hören. „Ich weiß,“ ſagte er beſchwichtigend, „wieviel die Religionen auf Erden verſchuldet haben, das heißt wieviel Verbrechen man unter ihrem Mantel verhüllte. Beruhige Dich, ich kenne die Bartholomäusnacht! Frankreich hat das überwunden, wir haben das hinter uns.“

„O weiſer Süllÿ!“ rief Thomaſſin, indem er den Arm des Herzogs mit beiden Händen umſpannte, „weiſer, hochweiſer Mann, verzeih einem armen Verbrecher, daß er Dich warnt. Es ſchleicht auf ſammetnen Pfoten ein Vampyr durch die Welt, er wandelt ſehr geheim, er ſaugt nur bei Nacht“ —

„Laß Deine verruchte Bilderſprache, Jude!“ ſagte Süllÿ, und indem er ſich von ſeiner Berührung losmachte, lief der Widerwille in dunkeln Falten über die ſonſt ſo lichte Stirn des Mannes.

Thomaſſin ließ die Arme ſinken und ſah betrübt zu Boden. Der Herzog bekämpfte ſich ſchnell. „Dein Herz iſt mit ſpaniſcher Milch geſäugt,“ fuhr er fort, „Frankreich bedarf Deiner Gifte und Gegengifte nicht. Aber ſag, was führte Dich nach Paris? wer hieß Dich Dinge prophezeien, wofür Dich das Volk ſteinigt?“

Thomaſſin erhob ſeine dürre Geſtalt vom Boden wie ein Verurtheilter, der ſich zum letzten Mal aufrichtet. „Ich will vollenden, weil ich begann,“ ſagte er mit kalter Ergebung. „Aber ich rede nicht mehr zum Menſchen, ich ſtehe vor dem Herzog.“

„Sei offen,“ mahnte Süllv, „Du kannſt mir Dienſte leiſten; ſei meiner Dankbarkeit verſichert.“ Er entfaltete den Brief des Collegiums vor ihm und wies auf die räthſelhaften Zeichen der Nachſchrift.

„An den Provincial der Geſellſchaft?“ — Thomaſſin blinzelte zweifelnd durch die buſchigen Brauen. „Ich habe in Frankreich noch kein Verbrechen begangen,“ ſagte er mit einer faſt rührenden Ehrlichkeit.

„Ihr könnt mich als ein gerechter Richter nicht ſtrafen, aber Ihr könnt mich hinausſtoßen vor die Thür in den Rachen des vielköpfigen Ungeheuers. — Wollt Ihr verſprechen, mich nicht auszuliefern an den Pöbel?"

Sülly ſchlug in die Hand, die ihm der Jude darreichte. „Es iſt kein Morgenländiſch," ſagte Thomaſſin, „es iſt die Geheimſchrift der Geſellſchaft; das Collegium warnt vor freien Mittheilungen; der Herzog, heißt es hier, öffnet alle unſere Briefe."

„Man weiß darum?" murmelte Sülly, „ich bin von Spionen umgeben; — ja, wer ſteht mir für Deinen Verrath?"

„Beim heiligen Gott Israels!" betheuerte Thomaſſin, „ſo wahr ich als Jude rein und fleckenlos lebte!"

Sülly ſetzte ſich in den Lehnſtuhl und legte die Stirn in die Hand.

„Ihr wollt nicht gewarnt ſein, Herr Herzog," ſagte Thomaſſin faſt mitleidig, „Ihr baut auf die Kanonen Eurer Baſtille. Ihr ſeid ein mächtiger Herr und könnt einen armen Juden hängen laſſen wegen böslicher

Prophezeiungen. Ihr könnt mich an die Geſellſchaft Jeſu als deren Verleumder ausliefern, und für dieſe Großmuth die Erkenntlichkeit der hohen Herren von der Liebe Gottes Euch gewinnen. Ach, lieber Herzog, das iſt alles nur Komödie, und hinter den Couliſſen, wo man die Masken abwirft, ſpielt man Euch ein ganz anderes Stück. Ich bin nicht der Einzige, der der Welt verkündigt, der König werde plötzlich ſterben, bevor er den Ketzern in Deutſchland zu Hülfe zieht. In Belgien, in Köln, im katholiſchen Deutſchland, in der Schweiz, Italien, im Süden Eures Reiches, überall ſtehen Propheten auf, die mit der Miene gottſeliger Erbarmung, mit dem Kummerblick einſiedleriſcher Erleuchtung, den ſchnellen Tod des vierten Heinrich kundthun. Und ſeit wann waren die heiligen Väter falſche Propheten? Haben ſie die Wunder, die ſie verkündeten, nicht immer redlich ſelbſt erfüllt? Wohl möglich, daß man ſich nicht mehr mit Dolch und Gift waffnet; das Volk würde aufſtehen und ſeinen Heinrich rächen. Man wird immer weiſer, immer milder, man wickelt die Klaue, die nach dem Herzen der Menſchheit greift, in

Sammet und Seide, man durchduftet ſie mit dem Weihrauch frommer Specereien. Aller Orten wandeln Wölfe in der ſüßen Tracht der Unſchuld, ſie ſeufzen über ein drohendes Verhängniß, ſie weinen, daß Gott den Völkern zürnt um großer Miſſethaten willen. Dann betet man ängſtlich für das Wohl des königlichen Herrn, empfiehlt ſeine Seele dem Himmel, und indem man ſo die Welt mit der Angſt vor einem ſchnellen Gottesgericht erfüllt, wird die Frucht langſam reif, bis ſie wie von ungefähr fällt, — und ein König, Herr Herzog, iſt doch auch nur ein Menſch."

„Und die Zunge erlahmt Dir nicht, Jude? — fuhr Sülly auf.

„Nennt mich Hund und ich will ſagen, Ihr ehret mich" — wehklagte Thomaſſin mit ſcheuer Geberde. „So wie Ihr Jude ſagt, hör' ich den Holzſtoß lodern, in dem Worte liegt ewige Marter, langſame Todespein, Peſt, Hölle; ſo wie Ihr es ſprecht, tretet Ihr mein heilig Volk mit Füßen, und mordet den Menſchen in der armen Kreatur. Nennt mich Verbrecher, ſo kann ich um Gnade flehen; wenn Ihr mich Jude nennt, kann ich nur in ſchweigendem Ingrimm mit den Ketten raſſeln. In bloßen Worten, die der Wahn geſtempelt, liegt mehr Gift, als ich jemals einrieb. Ich kenne mein Spanien, das Land der frommen Blutluſt, ich kenne Italien, das Land der Weiber und Gifte, ich kenne Deutſchland, das Land der Worte und gelehrten Reden, und ich müßte von den Gräueln der immerdar durch ſich ſelbſt gekreuzigten Menſchheit nichts wiſſen, wenn ich ſagte, die Deutſchen mordeten und vergifteten ſich mit Worten weniger als Spanier und Italiener mit Inquiſition und Gift. Als die Apotheken der Jeſuiten in Spanien verſorgt waren, führte man mich nach Rom. Ich galt für ſehr gelehrt und man gebrauchte mich bei allerlei Miſſionen. So kam ich nach Deutſchland. Hier arbeitete ich in den Laboratorien der Wiſſenſchaften, in den Bibliotheken, und ſog aus allerlei Folianten die ſpeculativen Medicamente, womit man die Andersgläubigen vergiftet. Ich wurde Famulus des frommen Bruders Becanus, der in Würzburg philoſophirte. Er bewies die Nichtigkeit des Schwurs, Luthers Lehre anzugehören, und ſchrieb eine gelehrte Abhandlung, ob es erlaubt ſei zu lügen, ob es chriſtlich ſei, Ketzern Wort zu halten. Und wahrlich, ich verbrecheriſcher Knecht des Chriſtenthums, ich ſtaunte über das zweiſchneidige Schwert der Rede, das man Dialektik nennt, ich zitterte vor der Weisheit des Mannes, die ſich den offnen Herzen der Jugend wie Gift einträufelt, um ganze Generationen zu verwüſten, ein Gift, das nur langſam den Sinn für Wahrheit und Recht, nur langſam die Bande des Lebens durchnagt, und erſt unter Kind und Kindeskindern ausſchlagen wird zu ungeheueren Gräueln der Zwietracht im Mutterleibe des eigenen Vaterlandes. O Gott Israels! der Du den blutrothen Mantel Deines Zornes über die weite Erde breiteſt, damit ſich die Kinder der Finſterniß allerlei bunte Gewänder herausſchneiden für Thron und Altar, Gott des Zornes, wo willſt Du Deine fromme ſcheue Heerde, die Du in alle Winde der Welt zerſtreuteſt, dereinſt wiederfinden und unter dem Fittich der Liebe verſammeln? — Als die Väter Jeſu nach Frankreich zurückgerufen waren, wurde ich mit hierhergeſchleppt, denn ich war nun einmal ein transportables Eigenthum der heiligen Geſellſchaft. Ich lebte lange Zeit im Collegium Clermont und ſchrieb alte Bücher ab. Dann entließ man mich und ſagte, ich ſei frei, obſchon ich wußte, wie ſehr ich bewacht blieb. Ich zog in die Allerheiligengaſſe. Alt war ich geworden im Dienſte des Chriſtenthums und wollte ſtill warten auf meine Abberufung vom Schauplatze der Erde, um jenſeits bei den Vätern mein verlornes Leben von neuem zu beginnen. Hienieden war kein Raum, wo ich rein werden konnte, ich war nun einmal zum Unglück verdammt und die Verworfenheit iſt blos des Unglücks Kind. Ich konnte nur noch wenig Gutes thun. Da ich mich nicht um Menſchen bekümmern durfte, ſo erbarmte ich mich der Thiere; ich beſprach die Seuche und heilte Hunde und Pferde. Die Leute nahmen das für Wunderdinge und ich mußte ihnen ihr Schickſal deuten. Manchem ſagte ich Unglück dreiſt in ſein ehrlich Geſicht, weil er gar zu unſchuldig ins Leben glotzte; darüber härmte er ſich ab und fiel dem Mißgeſchick anheim, denn nur der Heiterkeit glückt es, glücklich zu ſein. Manchem wilden frohen Burſchen verkündete ich hohes Glück; darauf verließ er ſich und ſtürmte hin und das Unglück überholte ihn, aber es machte ihn demüthig und zahm, und das war das hohe Glück, das ich ihm geweiſſagt. Auch geheime Verbrecher ſchlichen des Nachts in meine Klauſe. Von innerer Qual gemartert, wollten ſie ihr Schickſal wiſſen. Ich ſagte ihnen, Verbrechen ſei blos Unglück, Tugend blos Glück aus Zufall; ſo tröſtete ich und ſtürzte das Glück und ſprang dem Unglücke bei. Nicht ſelten aber in den Stunden der eigenen Zerknirſchung, wenn der Jammer des Menſchenlebens mein wurmſtichiges Gehirn zernagte, überkam mich wirklich eine wunderſame Durchleuchtung des Geiſtes. Das Bewußtſein, Verbrechen ſei blos Unglück, das Gott in ſeinem Zorne verhängt, das rief mir wiederholt ein Bild vor Augen, von dem ſich meine Seele vergeblich fortwendet. Ich ſehe auf hohem goldenem Sarkophage eine ſtolze königliche Leiche. Ein weiter Purpurmantel hüllt alles ein in Majeſtät, aber wie ich die Decke hebe, ſehe ich ein ſeltſam Inſtrument in der tiefen Herzenswunde. Es iſt eine Art Dolch, aber Klinge und Griff ſind von ſchwarzem Ebenholz und wo ſich beide berühren, ſtrecken ſich zwei Arme hin und ein bleicher ſilberner Leib iſt darüber geſpannt und der Dolch iſt kein Dolch mehr, er iſt das Crucifix, zu welchem die Chriſtenheit betet; der Schaft des Kreuzes ſteckt tief in dem todten Herzen des Königs. Ach, ach! die ſtählerne Jungfrau, die mein Vater umarmte, hatte auch ein Herz voll heiliger Meſſerſpitzen, kein Herz voll Liebe!"

Sülly ſprang auf, und bei der raſchen Bewegung, die er machte, flog das Medaillon, das er am Halſe trug, dem Alten an die Stirn. „Dein Wahnſinn bringt Dich noch um!" rief Sülly, indem er ihn an der Schulter ſchüttelte.

„Das ſagten die heiligen Väter im Collegium nicht," verſetzte Thomaſſin ruhig, „und Ew. Hoheit werden nicht grauſamer ſein als heilige Väter. Als ich im Collegium meine Viſion erzählte und meine Furcht ausſprach, das Crucifix werde zum vierſchneidigen Dolche werden an dem Herzen des Königs, da machten ſie ſehr fromme Mienen und ſagten: Alles ſteht in Gottes Hand! Und wie ich mich demüthig vor den Herren von der Chriſtenheit bückte und mich einen unwürdigen, verworfenen Knecht ſchalt, der nicht wagen ſolle, den ſchwarzen Eingebungen des Böſen Worte zu leihen, da ſagten ſie: Der Wind bläſet, wo er will, Du hörſt ſein Sauſen wohl, aber Du weißt nicht, von wannen er kommt, noch wohin er fährt. Alſo ſtehts mit dem Geiſte Gottes, der oft durch die Seele der Unwürdigen weht und Großes im Kleinen verkündet! — So ſagten die heiligen Väter. Doch mein Gehirn iſt vielleicht nur aus Schwäche erhitzt, mein alter Kopf iſt vor Trübſinn mürriſch geworden, und dünſtet nun ſo üble Vorgedanken aus. Oder es iſt das Product meiner letzten Beſchäftigung im Collegium Clermont. Ich half das Buch des ſpaniſchen Jeſuiten Johann Mariana überſetzen. Es iſt ein ſchlechtes Buch, Herr Herzog, die Männer Jeſu predigen darin, der Königsmord ſei erlaubt, wenn er um Gottes willen geſchehe. Um Gottes willen! Wie ſie denn nun den Gott ſich denken, was für ein Gott das ſein mag! Der Gott Israels iſt es nicht, obſchon ſie den einen Gott des Zornes nennen. Es wird wohl nur ein Götze ſein, den die heiligen Väter meinen, und dem ich nur nothgedrungen diente, weil ſein befehlendes Scepter zugleich die Brandfackel für mich armen Juden war. Es iſt ein ſchlechtes Buch, Herr Herzog. Man verbreitet es häufig in zwei verſchiedenen Auflagen unter das Volk. Aber was iſt ein Buch? Worte, Worte! Und Ihr, Herr Herzog, habt Kanonen, womit Ihr redet."

„Du ſollſt mir dienen, und ich will Dich ſchützen!" ſagte Sülly.

„So laßt mich," fiel Thomaſſin ein, „in Eurer Behauſung einige Tage verſteckt bleiben, bis ſich die Wuth des Pöbels ſtillt. Dann will ich in meine Hütte in der Allerheiligengaſſe zurückkriechen. Um Euch dienen zu können, darf ich mit der heiligen Geſellſchaft nicht brechen. Und ich will ihre Pläne auswittern, den Vertrieb ſchlechter Bücher verhüten, ich will Euch dienlich ſein in vielen guten Dingen. Vielleicht erwerbe ich mir damit eine Freiſtatt, um mein altes mürbes Haupt dereinſt ruhig abſterben zu laſſen, und einzugehen zur Wohnung meiner Väter."

„So ſei es!" betheuerte Sülly und reichte ihm die Hand, die der Alte küßte. Er rief ſeine Dienerſchaft, gab die nöthigen Befehle zur Verpflegung ſeines Hausgenoſſen und legte ihnen Stillſchweigen über das ganze Ereigniß auf.

Wie der Herzog in ſeinem Kabinete wieder allein war, konnte er die Ruhe, die ſonſt in ſeinem Innern herrſchte, nicht wiederfinden. Gegen Unglück, gegen Verbrechen, das im Geheimen ſchleicht, war ſein ehrlicher Sinn muthlos und arm an Waffen. Er nahm den Brief des Collegiums wiederum zur Hand. Er glaubte geheim zu handeln, die Geſellſchaft zu belauſchen, und nun war er es, der belauſcht wurde. Man wußte darum, daß er die Briefe öffnete, ohne Zweifel hatte man alſo unbekannte Wege gefunden für eigentliche Geheimniſſe. Daß die verbrecheriſche Schrift des Jeſuiten Mariana, die unter dem Schutze und unter der Cenſur des königlichen Hofes zu Madrid erſchienen war, eine Schrift, die das pariſer Parlament öffentlich verbrennen ließ, wieder verbreitet wurde, das war ihm nicht unbekannt geblieben, aber daß ſie dicht vor ſeinen Augen aus der Werkſtatt der Jeſuiten in Paris in neuer Geſtalt hervorging, das erfüllte ihn mit einem Zorne, der vergeblich nach Entſchlüſſen rang. Alſo war auch die ſonſt ſo wachſame Sorbonne, die Aufmerkſamkeit der akademiſchen Theologen, getäuſcht, und die Doctrin von der möglichen Heilſamkeit des Königsmordes war noch nicht zu Grabe getragen. „Sie werden keinen Arm in Europa mehr finden!" hatte ſich Sülly oft geſagt, allein das caſuiſtiſche Spielwerk mit frevelhaften Gedanken war doch unermüdlich, um den gläubigen Wahn mit Gaukeleien zu verblenden. „Die Phantaſie des Juden iſt krankhaft erhitzt!" tröſtete ſich Sülly endlich, allein ſeine Gedanken wollten ſich nicht beruhigen.

Die Thurmuhr im Arſenale ſchlug Neun. Das Gefühl der Einſamkeit wurde ihm läſtig. „Der König kommt heut nicht mehr," ſagte er und ſchritt zögernd im Gemache umher. Seit einigen Tagen pflegte Heinrich bei ihm zu ſpeiſen. Den Tag über war er auf dem Luſtſchloſſe Fontainebleau, um vom Frühlinge die erſten noch kargen Gunſtbezeigungen zu empfangen. Abends kam er in die Stadt, ſaß mit dem Grandmaitre ein Stündchen im engen kleinen Arbeitszimmer und wechſelte mit ihm den nöthigen Verkehr. Sülly's Hausfrau bewirthete dann den königlichen Herrn, der ſich beim frugalen

Mahle an der Seite ſeines Freundes der beſten Stunden rühmte. Sie ſprachen von alter Freundſchaft oder von neuer Liebe und täuſchten die neuen Sorgen mit der Erinnerung an die alten fort. Mit Runzeln auf der Stirn, mit Geheimniſſen auf dem Herzen zog König Heinrich niemals von ſeinem Sülly in den Louvre zurück. Der niedrige Seſſel in dem engen Kabinete des Herzogs war ſein Sorgenſtuhl, wo er den Unmuth los ward und ſein offenes Herz ſich aller ſeiner Gefühle entledigte. Sülly war in der That ſein Gewiſſensrath, ſein Beichtiger, und dies alles nur, um Frankreichs beſter Miniſter zu ſein.

Statt des Königs kam ſo eben ein Brief von ſeiner Hand. Ein Diener überbrachte ihn, und Sülly öffnete das Siegel. „Ich habe mich heute verſpätet, lieber Grandmaitre,“ ſchrieb der König in Eile. „Schon auf dem Wege zu Euch, da zieht mich ein kleiner Aufſtand in die Allerheiligengaſſe. Man wollte einem alten Manne zu Leibe gehen, der ſich die Mühe gab, zu behaupten, ich ſei ſterblich. Bedarf es eines Propheten, um dies zu wiſſen? Ich habe Befehl gegeben, daß man den

Alten ungekränkt läßt. Lumpe, mein Freund, müſſen auch leben. Und es ſoll niemand deshalb ſterben, weil er ſagt, der Menſch ſei ſterblich. Auf dem Wege zurück fiel mir ein, daß ich heute den Pater Florentin in ſeiner Abendpredigt hören wollte. Man ſagt Wunders von ihm, mein ganzer Hof iſt wie vernarrt, und mich dünkt, ich könnte ruhig anhören, was der Mann vom Himmel ſagt, da es mir auf Erden keineswegs ſchlecht gefällt. Denkt nur, die Verneuil will Betſchweſter werden und in's Kloſter gehn. Die Arme! Ich habe ſie, bei Gott! geliebt und würde ſie noch ehren, wenn ſie nicht ſo grillenhaft wäre. Wenn die Liebe nicht beglückt, ſo taugt die Liebe nichts. Nun will ſie beten. Will denn alles um uns her Geſichter ſchneiden, und ſollen wir allein die Vernünftigen, das heißt die Glücklichen bleiben? — Apropos! die Montmorency iſt ſehr lieb und gut. Ihr Hochzeitkleid koſtet zweitauſend Thaler. Gleich nach der Krönung der Königin ſoll ſie mein Neffe heirathen. Ich fürchte nur, er wird ſie ſchlecht behandeln, denn er liebt mehr die Hirſche, als die Weiber. Dann muß ich um ſo mehr darauf bedacht ſein, ſie zu ehren, ſie zu lieben. Wie ein Vater. Lacht nicht, Meiſter! ich brauche viel Liebe, erſtaunlich viel Liebe. — Und was ich eigentlich ſagen wollte: die Steine für die Montmorency koſten achtzehntauſend Livres, Madame d'Angoulême war ſo gütig, ſie zu kaufen. Sendet doch die Summe gleich hin; Meſſier, der gute Goldſchmied, wohnt auf dem Pont-au-change. Seid nicht karg, mein Freund, wo ich fröhlich bin.

Euer Heinrich."

Zu jeder andern Zeit hätte Sülly mit dem Goldſchmiede noch gehandelt, bevor er die Summe gezahlt; heute fiel es ihm nicht ein. „Wohl Euch, mein König," ſagte er, „daß Ihr Euch friſchen Muth und Fröhlichkeit erkaufen könnt; man darf das nicht hoch genug bezahlen!"

Sülly hatte Recht. Und deshalb ſind im Leben die kleinen Freuden ſo wichtig, ſo lange ſie eben noch im Stande ſind, das Gemüth zu erfüllen. Und daß man auf dem Lebensmeere ſicherer ſchifft, wenn man ſich friſch hinausdrängt mit luſtigem Wimpel in den hellen Wegenſchlag, als wenn man an den Uferklippen argwöhniſch beklommen herumſchleicht voll Angſt nach einem nahen Halt — wer wüßte das nicht!

Sülly trat mit heiterer Miene in das Familienzimmer, wo die Seinen auf ihn harrten. Seine Gattin empfing ihn mit dem feierlichen Ernſte, der ihr eigen war. Er bat um ihren Schutz für den neuen Hausgenoſſen, den er aus den Händen des Volkes gerettet. Dem Sohne machte er Hoffnung in's Feld zu rücken und mit den Töchtern unterhielt er ſich von Gottes wunderbarer Hand, die ihn vor Zeiten, mitten im Pulverdampfe und mitten in den Schrecken der Bartholomäusnacht, ſo ſichtbar geleitet.

Die Kirche der Jeſuiten war erleuchtet, die Abendpredigt dauerte länger als ſonſt. Vor den Thüren, viele Straßen entlang und über den Platz hin, ſtrömten die Karoſſen des Hofes und der Vornehmen in dichtgedrängten Reihen. Die Kutſcher ſchliefen oder gähnten, die Roſſe ſtampften das Erdreich und ſchüttelten die Köpfe mit den hohen Reiherbüſcheln. Dicht vor dem Hauptportal und an den Seitenpforten ſtanden die Schaaren der Läufer mit den goldenen Achſelbändern, in ſeidenen Strümpfen und rothen fliegenden Beinkleidern. Ein Läufer gab in der vornehmen Welt von damals den ſpaniſchen Figaro ab, er war das lebendige Oeil-de-boeuf der Budoirs, nur war ſein Mund weniger verſchwiegen als die Lippen des Barbiers von Sevilla. Wie ſie jetzt in Gruppen vor der Kirchthür ſtanden und die mattgewordenen Fackeln an das Mauerwerk ſchlugen, da fiel manches herrſchaftliche Geheimniß auf den Boden und brannte mit dem Pech der Fackeln nieder. Dieſe Läufer hatten in den Herzkammern der Zofen freien Eintritt. An die Herzenskammer der Zofe ſtößt ſehr häufig der Schlafſalon der Dame, und ein Läufer hatte überall ſeine harzige Fackel bei ſich. So wußte man denn auch, warum dieſe und jene Herrſchaft gerade jetzt ſo bußfertig war und bei den Jeſuiten die Predigt nie verſäumte. Die Kirche hat das Gute, ſagten manche gemüthlichen Leute, daß man ſich wieder mit ſeinem Gewiſſen abfinden kann.

Während die Lakaien flüſterten und laut lachten, drängten ſich zwei Träger mit verhülltem Tragſeſſel durch den Haufen und hielten dicht am Eingange. „Wer ſo ſpät kommt, muß ein ſehr vornehmer Sünder ſein!“ raunten ſich einige Burſche in's Ohr, als eine Maske mit dunklem Mantel und breitgekrämptem Filzhute aus der Chaiſe ſprang, und in die Kirche trat. In der Haltung der ſchönen hohen Geſtalt lag allerdings eine ritterliche Vornehmigkeit; die Maske war der König, der bis jetzt von Geſchäften im Louvre zurückgehalten war und unerkannt das Ende der Predigt anhören wollte.

Wie er mit geſenktem Hute in das Schiff der Kirche trat, nahm er ſich feſter in den Mantel und drückte die ſchwarze Larve in die Augen, aber über ſie hinweg leuchtete im hellen Glanze die erhaben königliche Stirn des Helden. Inzwiſchen nahm ihn das ſtille Gewühl der Menge in ſichern Gewahr.

Auf tauſend bunte Schärpen, auf tauſend leiſe wehende Federn warfen die Kirchenlichter ihre matten, wehmüthigen Augen, als ſeien ſie in der kühlen, hochdämmerigen Halle zu ſchüchtern, um vor dem Glanz der Weltlichkeit zu beſtehen, die ſich hier zuſammengeſchaart, oder als ſeien ſie das Gewiſſen, das unter Hermelin, unter Sammet und Seide nicht recht aufſchlagen könne. Es war die Sitte des Tages, die Sache der Mode geworden, den Pater Florentin zu hören und ſo ſtürzte alles mitten aus dem Gewirr der Lebensfreuden zur Abendmette, die wimmernde Glocke der Jeſuiten klang wie die Stimme des Mutterſchafes, die plötzlich laut wird im dunkeln Walde, wenn der Bergſtrom mit ſeiner Leidenſchaft auf einen Augenblick ermüdet.

Links auf den Chören zwiſchen den grauen Pilaſtern ſaß in dichten Reihen der junge Adel von Paris, der in der Schule der Jeſuiten ſeine Bildung genoß. Rechts oben wimmelten allerlei Kutten und Ordenshabite, ſchwarz, weiß, braun, in vielfachem Schnitt; der große Stuhl der Urſulinerinnen, die bei den Jeſuiten vorzüglich beten und beichten, war dicht neben der Kanzel; unten die weite Halle entlang ſaß und kniete der weltliche Luxus der Hauptſtadt, Kinder und Greiſe, Jungfrauen und Matronen, die Unſchuld und die Sünde, die Lebensluſt und die Müdigkeit an Leib und Seele. Aus der weißen alabaſternen Kanzel ragte die ſchwarze Geſtalt des noch jugendlichen Prieſters hervor und aus dem ſchwarzen Habite ſein ſchönes bleiches Geſicht, das dem Friedhofe ſeine Ruhe, der Mondnacht den ſtillen Glanz abgeborgt zu haben ſchien. Seine Bewegungen waren ſehr mäßig, als wäre ſchon die Weisheit des Greiſes über die Unſchuld eines knabenhaften Jünglings gekommen und hätte alles ausgetilgt, was männlicher Aufruhr ſchien. Nur dann und wann bog er ſich über den Rand der Kanzel und griff mit der Hand hinunter, als wolle er jedem an's Herz faſſen und es ihm leiſe, aber mächtig ſchütteln. Dann wurde in dem Friedensklange ſeiner Stimme, die wie eine ſilberne Glocke im ausgeſtorbenen Trauerhauſe tönte, eine zitternde Schwingung laut, in ſeiner Bruſt ſchien eine verſteckte Wunde aufzubrechen, für deren heiße Qual Himmel und Erde keinen Balſam wußten, und ein gellender Schrei lief durch die bebende Halle, ſchlug händeringend an die Wölbung, ſuchte verzweifelnd nach Freiheit und nach dem Lichte des Ausganges, und fiel gebrochen in den hohlen Winkeln nieder. Dieſer ſchmetternde Ton brach mitten aus dem Frieden ſeiner Bruſt heraus, und wenn er plötzlich ſchwieg, ſo war es als flüſterten die Becken am Hochaltar ein leiſe weinendes Echo. „Himmel und Erde werden vergehen,“ ſprach Florentin, „weil alles in Sünde war, nur der Herr wird beſtehen mit ſeinem Zorne und mit ſeiner Liebe. Der Zorn iſt ſeiner Wahrhaftigkeit eigen, aber die Liebe iſt ſeinem Herzen eigen, denn auch Er hat ein Herz und die Liebe wird ſeinen Zorn überflügeln. Himmel und Erde werden vor ihm im Staube knieen, ſie werden in Angſt und Qual ſich winden und nicht wiſſen, ob der Herr mehr zornig, oder mehr Liebe ſein kann. Glaubt nicht, mit kleiner Buße die kleine Schuld zu tilgen, in die Euch der Reiz der Luſt führte; die große Schuld, die ungeheuere Schuld des Daſeins könnt Ihr nicht aus Eurer Seele wiſchen mit all Euren Thränen, all Eurem Herzklopfen und Händeringen nach Erlöſung. Ihr wißt nicht einmal, wie tief Ihr in Sünde verſtrickt ſeid. Die Geiſter der Unſchuld wandeln ſich unvermuthet in Dämonen und Ihr ſeid ein Spiel der böſen Gewalten.

Eure Seufzer, Eure frommen Gedanken, alles iſt angehaucht von dem Gifte der Eitelkeit, die ganze Welt trägt die Schuld ihres Daſeins. Wenn der Herr auferſteht, ſo wird er die Welten alle zuſammenrufen, und alle Kreatur wird vor ihm liegen und nicht wiſſen wie ihr geſchieht. Dann wird ſich entſcheiden was Zufall und was Sünde war in Euch, was unbewußte Schuld und was verſchuldete Sünde. O es iſt Niemand gerecht, ſo lange ſein Herz ſchlägt; die am wenigſten, die hienieden im Glanze einherſchreiten und das Schwert der Macht führen. Der Purpur und die Seide, das Geld und das Koſtbare der Welt, alles iſt nur erborgter Schein, alles nur dem Herrn entwendete Herrlichkeit. O gehe in Sack und Aſche, Du Großer und Gewaltiger! Der Zufall hat Dich ſo geſtellt, und auch die Schuld des Zufalls wird der Herr an Dir rächen, wenn Du nicht Einſehen haſt in Deiner Gebrechlichkeit! — Ihr liebt die Eitelkeit der Welt, Ihr liebt die irdiſche Liebe. Ihr verwechſelt das Ziel mit dem Mittel, es zu erreichen. Ihr wähnt, das ſei ſchon Unendliches, wenn Ihr das Endliche maßlos liebt. Und deshalb eben verfallet Ihr an den Schein und ſeine täuſchende Lüge. — Ihr wähnt mich jung, Ihr meint, ich hätte die Sprache der Leidenſchaft nicht gekannt, nicht verſtanden. Ihr irrt. Ehe ich Prieſter ward, war ich Menſch und der Jammer des Irrwahns fiel auf mein unbewachtes Herz, das am Endlichen und am Eiteln hing. Ich bin der Schiffbrüchige, den das ſchirmende Ufer aufnahm und der mit Wehmuth ſeine Brüder dahinſtürzen ſieht, ein Spiel des Zufalls, der trügeriſchen Lebenswellen. Jede Neigung Eures Herzens kann Euch vernichten. Selbſt aus dem Lilienkelche der keuſcheſten Liebe ſteigt plötzlich ein Dämon auf in dunkelrother Flamme!"

Der Prieſter ſchwieg. Dann ſprach er das Gebet, gab den Segen und die Menge wogte durch einander. Jeder ſuchte ſein Weltliches wieder zuſammen und zog damit in's Leben zurück; der Eine ging ſeinem Haſſe, der Andere ſeiner irdiſchen Liebe wieder nach, die heilige Rede war wie ein Windſtoß, der über das Geſtrüpp der Haide fährt. Hier und da lag noch ein frommes Gemüth im Betſtuhl und dachte an Schuld und Mißgeſchick; aber der Einzige, in deſſen Seele der Himmel mit ſeiner Erleuchtung haften blieb, war vielleicht nur der junge Prieſter mit der Kummermiene, der jetzt von der Kanzel entſchwand.

König Heinrich, um den die Menge nach dem Altare und nach dem Ausgange der Kirche drängte, war nicht der Mann, dem hier das Gewiſſen am heftigſten ſchlug. Er hatte den Gott, deſſen Zorn und Gnade hier verkündet war, ſchon anders reden hören; im Donner der Schlachten, wo Leben und Tod und das Schickſal von Millionen auf der Wagſchaale bebten, da hatte er die Stimme Gottes vernommen und an ſeine Bruſt geſchlagen: „Herr, gehe nicht mit mir in's Gericht, laß mich ſiegen, damit ich Gutes vollbringe und die Welt mit Glück erfülle!“

„Er ſpricht ſehr redneriſch, der beliebte Prieſter, aber ſeine weichliche Predigt ermattet die Seele und nimmt ihr den Athem der Lebenskraft, den Muth zum Gutesthun!“ Das dachte der König, während die Flötentöne der Orgel das ſtille Nachtgebet beendeten. „Die ſüßen Schauer der Frömmigkeit mögen ihr Gutes haben,“ ſchloß er ſeine Gedanken, „aber der Menſch muß auch friſch handeln können.“

Der Strom der Menge führte ihn mit fort zur Seitencapelle, wo Pater Florentin geweihte Kerzen austheilte. Heinrich lehnte an den Pfeiler, der die kleine Halle von der größeren ſchied, und ſah dem frommen Eifer ruhig zu. Eine hohe weibliche Geſtalt fiel ihm auf, die eben vor dem Prieſter ſtand und, ohne hinzuknieen, das Auge feſt auf den Geſalbten des Herrn gerichtet, die Himmelsgabe aus ſeiner Hand nahm. Ein ſtolzer majeſtätiſcher Wuchs, mit weitem violetnem Gewande; ein dichter Schleier von ſchwarzem Krepp deckte Kopf und Nacken. Sie blieb lange in dem Anblicke des Geiſtlichen verſunken, dann verbeugte ſie ſich leicht und trat zurück. Wie ſie ſich an der Geſtalt des Königs vorbeidrängte, ſchob ſich die ſchwarze Hülle zurück. Er fuhr ſtill in ſich zuſammen, die Hand, die ſeine Maske hielt, ſank wie gelähmt nieder. Sie ſchlug das Auge zu ihm auf, der bebende Schreck erſtarb ihr auf der Lippe, die keinen Laut für das Gefühl der Ueberraſchung fand. Eine dunkele Röthe, ob Zorn, ob Haß, oder das Gegentheil, fiel eben ſo plötzlich über das ſchöne Antlitz als der Schleier, in den ſie ſich ſchnell verhüllte. Es war nur ein Blick, ein Blitz der Augen geweſen, womit ſie ſich Beide erfaßten; der Strom der Drängenden riß ſie eben ſo haſtig von einander. Der König blieb an die Säule gelehnt und blickte ihr nach wie der Gerettete, der das Aufgegebene in den Wogen dahin ſchwimmen ſieht. Unter der großen Leuchte, mitten in der Kirche, wandte ſie ſich noch einmal zu ihm, ohne Hülle, ohne Röthe, aber wunderbar wie von einem magiſchen Scheine durchleuchtet.

„Heiliger Gott! Sie liebt mich noch immer!“ ſagte Heinrich und griff unwillkürlich an ſein Herz. „Du haſt nicht gut an ihr gehandelt!“ flüſterte eine geheime Mahnung in ſeiner Seele. Der alte Himmel des Glückes, der ihm ſonſt aus dieſen Augen geleuchtet, konnte nicht mehr in ihm aufblauen zum neuen, jugendlichen Morgen, aber das Andenken an jene Zeit, wo er in Katharinens Armen alle ſiebenundſiebenzig Stufen auf der Leiter zur innern Seligkeit erſtiegen, die Erinnerung daran hielt ihn gebannt, wie man ja auch Geſtorbene mit Theilnahme vor ſeinen Geiſt heraufbeſchwört; ſeine Gedanken ſaßen und ſpielten auf den Trümmern vergangener Herrlichkeit.

Die Volksmenge hatte ſich verloren. Wie er aufblickte, ſah er ſich allein. Die Pforten ſchlugen dumpf zuſammen und der Schall jagte ſich mit ſeinem Echo in dem weiten leeren Raume.

Der König von Frankreich war der Letzte in der Kirche der Jeſuiten. Er hüllte ſich in ſeinen Mantel und ging. Der Kirchner raſſelte mit den Schlüſſeln hinter ihm her.

Pater Florentin wandelte in dem breiten Kreuzgange, deſſen einer Flügel von der Kirche zu den Hörſälen des Collegiums führte. Die hohen offnen Schwibbögen gingen nach dem Garten zu, deſſen Raum der Gang umſchloß; nach den äußeren Seiten liefen die Zimmer der Väter hin. Florentin pflegte Abends allein in ſeinem Gemache zu ſpeiſen; die Predigt erſchöpfte ihn, und der angeſtrengte Dienſt des Tages, — er docirte in den Hörſälen — war auch ſtets von der Art, daß man ihm die ſtille abendliche Einkehr in ſich ſelbſt gern gönnte. Die geſchäftigen Diener, die eilig durch den Kreuzgang liefen, grüßten ihn wie ein höheres Weſen, denn bei ſo viel Heiligkeit der Geſinnung, ſo viel erklärter Ruhe ehrten ſie ſeine Leutſeligkeit gegen Ihresgleichen. Auch einzelne Väter, die aus der Kirche nach ihrer Wohnung gingen, ſelbſt die älteſten Collegen, drückten ihm mit Liebe und Achtung die Hand, denn ſein hoher Rednergeiſt hatte manchen unter ihnen erwärmt und erleuchtet, während er Allen bei jeder Begegnung das Wort des liebevollen Friedens bot. Nur Wenige hielten ſeine Schweigſamkeit in perſönlicher Berührung für Stolz. War es Stolz, ſo ging dieſe Eigenheit doch nur aus dem Schmerze hervor, von aller Selbſtgenügſamkeit und Befriedigung, von allen menſchlichen Triebfedern, die auch eine geiſtliche Brüderſchaft thätig und ſtrebſam erhalten, ſich losgebunden zu fühlen. Ein inneres Unglück hatte ihn vereinſamt, und keine Genugthuung, weder ſelbſtgeſchaffene, noch dargebotene, ſchien im Stande zu ſein, den dunkeln, geheimen Schatten in ſeiner Seele zu verſcheuchen. Er war weder Frömmler noch Formdiener, ſein Geiſt rang nach den Lichtpunkten, nicht nach den Zwielichtsdämmerungen der Religion, aber bei aller Forſchung ſeines unermüdeten Eifers, aus der Ueberlieferung des Glaubens die einfachen Wahrheiten klar herauszufühlen, blieb ſein Gemüth doch immer an geheime Fäden gebunden, die ein Dämon tückiſch verſchlungen hielt. Sein Gefühl war nicht weich genug, um in den ſüßen Schauern der Frömmigkeit zu ſchwelgen und doch ſchien ſeine Denkkraft nicht überwiegend genug, um ihm Erſatz zu bieten. So war er bei aller Erleuchtung, die Andere ihm verdankten, bei allem Segen, den ſeine Rede ſpendete, für ſich ſelbſt ſehr hülfsbedürftig, wie alle Kreatur, die nach Erlöſung ſchmachtet.

Nach jeder Predigt fühlte er ſich in der Regel mehr als ſonſt aufgeregt. Er hatte weichlicher geſprochen, als es ihm ſelbſt heilſam däuchte, und die Dämmerungen des frommen Gefühles, die ſeine Reden zu verbreiten pflegten und welche die hörende Welt ſo liebte, genügten ſeinem forſchenden Verſtande nie.

Wie er in der Kreuzhalle um die Ecke bog, um nach ſeinem Zimmer zu gelangen, trat ihm eine große breite Geſtalt in den Weg. Die Lampe, die am Pfeiler über dem ſteinernen Bilde der Mutter Gottes hing, warf ihr volles Licht auf den Fremden. Es war eine ſeltſame Figur, ſehr feſt und anmaßlich keck mit dem ſtarken Schulterbaue, der breiten Stirn und den hervorgeſtreckten Backenknochen. Das ſchwarze Haupthaar fiel ſtruppig herunter und ein rother Bart wucherte um ein verworfenes Antlitz. In den tiefgehöhlten Augen, in den weitathmenden Naſenflügeln, wie in den dürren Händen, die ſeine halb geiſtliche, braune Kutte mit dem Stricke umſchloſſen, lag eine gierige Habſucht, die gleich viel ob Leben oder Tod umarmen wollte.

„Ich bitte um Eure Erleuchtung, frommer Bruder!" ſagte der Fremde. „Vielleicht kennt Ihr mich auch noch, Ihr habt mich ſchon einmal erlöſt und geſühnt."

Die bußfertige Stimme verſöhnte in etwas mit der verwilderten Erſcheinung des Mannes, der Ton ſeiner

Rede konnte rühren, er ſprach von Bedürftigkeit der Seele.

„Ich bin der Schulmeiſter von Angoulême, wenn Ihr Euch noch erinnert, ich bat um Euren geiſtlichen Beiſtand!“

„Magiſter François!“ ſagte Florentin, obſchon ſein Gedächtniß von zu viel Rathbedürftigen erfüllt war, um ſich dieſes Beichtkindes noch hell zu erinnern.

Man wußte nicht, war François von der Natur ſo verwahrloſt, oder hatte ihn ein verworrenes Leben ſo geſtaltet, daß er mehr ein Knecht Ruprecht als ein Lehrer der Jugend ſchien. Er war ſchon viel in der Welt herumgetrieben, ob er gleich erſt einige Dreißig zählen mochte. Anfänglich hatte er ſich mit der gerichtlichen Praxis beſchäftigt, und der forſchende Zug einiger Geſichtslinien ſprach in der That von Advocatenpfiffigkeit. Allein Herrſchſucht ſchien das vorwaltende Element in ſeinem Weſen und ein pietiſtiſcher Hang verfeſtete dieſe Stimmung in ſeinem Innern; eine Zeitlang hatte er Magie getrieben. Bald aber ging er nach ſeiner Geburtsſtadt, nach Angoulême zurück; dort lebte noch ſeine Mutter, für die er zu ſorgen hatte. François wollte die Jugend erziehen und lehrte die Kinder ihre Gebete nach dem katholiſchen Ritus verrichten. Es war in der Vaterſtadt ein Ketzergeiſt erwacht, die Propaganda der Hugenotten ſchien immer weiter zu greifen. François hielt ſich berufen, den Samen des Böſen unter der Jugend im Keime zu erſticken. Zugleich dünkte es ihm nicht wenig, eine Anzahl von funfzig angehender Menſchen um ſich verſammelt zu haben, aus denen er gute Chriſten machen wollte. Er war nicht ohne Kenntniſſe, allein der religiöſe Fanatismus verwirrte ſeine Kräfte, und im Kampfe mit dem lächelnden Teufel, mit dem Frühlinge des böſen Geiſtes — ſo nannte er die Unſchuld der Kinder — ſteigerte ſich ſein Glaube, ein auserwähltes Rüſtzeug der Kirche Gottes zu ſein. Er hatte Zeit ſeines Lebens mit der drückendſten Armuth gerungen, jetzt ſah er ſich und ſeine Mutter außer Sorgen. Die Schulbuben zahlten ihm den Unterricht in Fleiſch, Brot, Speck und Wein und er nahm dies wie einen ſchuldigen Tribut, den die Weltlichkeit dem geiſtlichen Regimente darbringt. Für das gelöſete Geld war er im Stande, von Zeit zu Zeit nach Paris zu gehen und ſich die Freuden der ſchwelgeriſchen Reſidenz zu erkaufen. Nach und nach genügte ihm ſein dürftiger Spielraum nicht, er fühlte ſich berufen nicht blos in der Schulſtube Herr und Despot zu ſein, er wollte in höhern Dingen den Bakel führen. Er warf ſich auf philoſophiſche Fragen und fing an den Herrgott über ſeine Weltordnung zu ſchulmeiſtern, denn weil er fromm war und viel betete, glaubte er ein Recht zu haben, den Schöpfer zu examiniren. Bald aber ſtand ſein Verſtand an der Grenze der Möglichkeit, er hörte auf zu forſchen und warf ſich in die Uebungen der blind glaubenden Demuth. Er ließ ſich in ein Barfüßerkloſter aufnehmen, war aber nur ſechs Wochen geduldet wegen gewiſſer Viſionen und Träumereien, die ihn zum Gegenſtande ganz beſonderer Seelſorge machten und ſeine Ausſtoßung aus der Congregation herbeiführten. Es waren ihm unter andern beim Scheine des Heerdfeuers auf beiden Seiten des Geſichtes Hoſtien erſchienen. Nun hatte er ſich für inſpirirt, für von Gott berufen gehalten zu großen Dingen. Das ganze Kloſter war in Aufruhr, denn es ſchien bei den Barfüßern in Paris nicht mehr Mode, inſpirirt zu ſein. François aber war anmaßend genug, die Vorgeſetzten für Verworfene zu erklären, weil ſie mild waren und friedfertig, und Gott und die Welt gleich wenig incommodirten. Der Bruder Dúbois hatte dann endlich den Hader ausgeglichen. Er war der Stubengenoſſe des Schwärmers und ſagte aus, wie er Nachts beim Scheine eines falben Lichtes ihn beobachtet. Der ſeltſame Bruder habe den Teufel leibhaftig heraufbeſchworen, und dieſer ſei in Geſtalt eines großen, ſchwarzen Hundes in deſſen Bett geſprungen. Nun war der Heiligenſchein der leuchtenden Hoſtien zerſtört, man ſtritt ſich nicht mehr, ob Gott, ob Teufel hier im Spiele, man ſtieß den Erleuchteten aus der Congregation der Barfüßer. Damals war er in ſeiner Angſt zum Pater Florentin gelaufen, der ſein wildes Gemüth beſchwichtigte, und ihn ermahnte, wieder in die Stille ſeines alten Lebenskreiſes zurückzukehren und Gott walten zu laſſen in Demuth und Frieden. Eine Zeit lang hatte er dann wieder den Bakel geführt und die Schulbuben in Angoulème dafür büßen laſſen, daß die Welt ſeine hohe Viſion nicht begriffen. Aber plötzlich war er von neuem in Paris, beſuchte eifrig die Schule der Jeſuiten und kam nun zum gelehrten Florentin und bat mit verworrenem Drange um ſeine Weisheit.

„Tretet ein!“ ſagte Florentin mit der gewohnten Sanftmuth, indem er ſein Zimmer öffnete. Die lange Geſtalt des Schulmeiſters ſtolperte über die Schwelle. Er trug große ſchwere Fiſcherſtiefeln wie die Krebſer in der Seine, und der ſcharfe Ledergeruch vollendete das Unſaubere in der ganzen Atmosphäre des Mannes.

Der Diener hatte im Gemache ſchon die Kerzen angezündet und ſtand mit dem Nachteſſen bereit. Florentin entfernte ihn und war mit ſeinem ſchauerlichen Beichtkinde allein. Er öffnete die Fenſterflügel und ließ die laue Mailuft einſtrömen. Unter ihm lag der Park. In der großen Lindenallee brannten die Lampen, und die Zöglinge, die im Collegium wohnten, auch einige Väter, wandelten auf und nieder, jene um die jugendheiße Stirn zu kühlen, dieſe um die kalte Bruſt und die alten Schläfe zu wärmen.

Wie Florentin vom Fenſter zurücktrat, ſtand François mit gefalteten Händen vor dem Heiligenbilde. Seine Lippe murmelte, ſein dürres Auge ſuchte bittend nach dem Quell der Erleuchtung.

„Es wird mir wohl in Eurer Nähe, hochwürdiger Pater,“ ſagte François, als er ſein Gebet geendet, „es ſtrömt ein beſeligender Friede durch die Lebensluft, die Ihr athmet. Ach! und Eure Rede, Glorreicher! Sie legt ſich wie ein Teppich von Sammet um die Bruſt, die vor herbem Erdenſchmerze friert.“

Florentin ſetzte ſich ſchweigend zu ihm. Die Wimper fiel raſch über das dunkle, unglückliche Auge, eine Röthe kannten ſeine Wangen ſo wenig, als ſeine Lippen ein Lächeln.

„Meine Viſionen beginnen wieder!“ ſagte François. „Ach in mir giebt es in raſchem Wechſel nur Kälte und Hitze, die in mir aufflammt, alle meine Adern wie gieriges Feuer durchlodert und hinausſchlagen möchte in die ſündenſchwere Welt. Ich muß etwas thun, um dieſer dürren Flamme, die mich verzehrt, Nahrung zu geben und Sättigung, ich muß Einklang finden mit dem, was ich ſoll und kann."

„Und die Studien dämpfen Eure ſtürmenden Lebensgeiſter nicht ab?" fragte der junge Geiſtliche.

„Ich bin Euer eifrigſter Scholar," ſagte François mit Enthuſiasmus, „ich bin der eifrigſte Menſch in der Chriſtenheit, ich könnte die Erde mit Gebeten erſticken und die Verdammten in der Hölle flagelliren, bis ſie ſich für überwunden bekennen und dem Herrn Loblieder ſingen."

„Und zu Eurem thätigen Berufe mögt Ihr nicht wieder zurück?" unterbrach ihn Florentin. — „Freilich, Ihr taugt zum Unterricht der Jugend nicht, da Ihr mit dem eigenen Heile ſo ſehr beſchäftigt ſeid. Aber ein thätiges Leben dürft Ihr nicht ganz aufgeben. Ihr taugt vielleicht zum Heidenbekehrer, um die wilde Natur der Lehre des Herrn zu unterwerfen; nur müßt Ihr ſelbſt die eigene Wildheit Eures Eifers dämpfen."

„Ich kann die Schulbuben nicht mehr erziehen," rief der Schulmeiſter; „die lächelnde Unſchuld der Burſchen höhnt mich; auch iſt mir dies Handwerk zu gering, mein Geiſt dürſtet nach Großem. Die geſammte lächelnde Unſchuld der Welt möcht' ich ausrotten, denn in ihr brütet der Böſe. Gebt mir Berge abzutragen, um dem Herrn die Wege zu ebnen! Laßt mich Rieſenbäume fällen und einen Wald von Stämmen zu einem Scheiterhaufen für die Ketzer zuſammentragen! Oder ſoll ich nach Paläſtina auf den Knieen wallfahrten? Seen könnte ich ausſchlürfen, um etwas zu thun, um eine That hinter mir zu haben, auf die ich bauen könnte zum Heile meiner Seele."

„Euer guter Wille iſt groß," entgegnete Florentin, „nur muß Euer Eifer ſich vorſehen, daß er der Kirche zum Heile ſei. Eines phyſiſchen Hercules bedarf die Kirche nicht, ihr Pfeiler, ihr Held und Schirm iſt von geiſtiger Art. Derlei äußerer Werkeldienſt fruchtet auch nicht einmal Eurer eigenen Seele. Da Ihr im Kloſter waret und bei den Barfüßern das hinſchmachtende Einerlei des Formelweſens kennen lerntet, ſo wißt Ihr ſelbſt, François, wie wenig förderlich Euch das geweſen. Das thatloſe Büßerleben iſt nur für abgethane, ausgelebte Gemüther; für die Kreatur, die noch im Glauben ringt, noch Verſuche wagt, ſich auf dem Schauplatze des allezeit hülfsbedürftigen Weltlebens zu entwickeln, für ſtürmende Geiſter iſt der Kloſterdienſt wenig tauglich. Auch für den, der ſich wirklich in ſeinem Innern abſchließen will, um nur mit Gott und ſeinem Gewiſſen Abrechnung zu halten, bietet das bunte Menſchenleben weit eher ein Plätzchen ſtiller, begrenzter Einkehr, wo er, dem Aeußern den Tribut zollend, einen Kreis voll behäbiger Wohlfahrt um ſich zieht. Und für diejenigen, die nach dem Quell unverfälſchter Wahrheit dürſten, gibt die Kloſterſatzung einen Wuſt von Skrupeln, über deren Beſeitigung das Leben ſchon hinſiecht, ehe man vor lauter Ablöſung der Schaalen zum Kern gelangt. Schon die drei Gelübde, mein Freund! Erfüllſt Du ſie, iſt Deine Seele matt und lahm genug, ohne Widerſtand zu unterliegen, ſo iſt es doch eine Eitelkeit, den Himmel damit für abgefunden zu wähnen. Greift Dein Geiſt weiter hinein in die verſchloſſenen Tiefen des Allerheiligſten, — nun ja, Armuth, Keuſchheit — Leib und Seele können ſich einfriedigen und ſtill ſein; aber der erwachte Geiſt kennt keinen Gehorſam mehr, den doch die Satzung fordert. Siehe, das iſt die Qual des forſchenden Menſchen, wenn ihn der Kloſterkäfig gefangen hält. Während deſſen kannſt Du handelnd und ſchaffend in der Welt Dein Pfund wuchern laſſen, kannſt im Schweiße Deines Angeſichts, wenn der Schlummer auf Deine Glieder ſinkt, auf Erleuchtungen, auf Wohlthaten der Seele hoffen, welche die ewig matte, aber nie kräftig abgemüdete Seele des Mönchs nicht kennt.“

„Ich kann auch nicht vom Handeln laſſen!“ ſagte François, „ich fühle, daß ich dazu berufen bin. Ich möchte zu den Affiliirten der Geſellſchaft Jeſu gehören, zu jenen Weltlichen, die, jeden Augenblick des Winkes gewärtig, eine Art unſichtbarer Heerſchaar bilden und in allen Landen der Chriſtenheit die allezeit fertige Wache des Papſtes abgeben.“

„Auch hierzu bedarf es einer innern Befähigung, mein Freund,“ ſagte Florentin. „Die blos äußerliche Angehörigkeit thut es nicht, ſo wie es heißt: Waſſer thut's freilich nicht, ſondern der Geiſt. Auch bietet Dir unſere Geſellſchaft weniger Aeußerlichkeiten, als jeder andere Orden, um in der Form ſchon ein Genüge zu finden. Im Gegentheil, wir ſind von den Weltprieſtern in nichts verſchieden. Schon die Theatiner hatten mehre Verpflichtungen fallen laſſen, die ſonſt den Stand der Religioſen bezeichnen; wir von der Geſellſchaft Jeſu gingen darin noch weiter. Wir haben die klöſterliche Tracht vermieden, bedürfen nicht der gemeinſchaftlichen Andachtsübungen, welche in den Klöſtern den größern Theil der Zeit füllen; von der Obliegenheit, im Chor zu ſingen, von Faſten und andern Obſervanzen der Kloſterzucht ſind wir frei, genug, alles Beiwerk laſſen wir fallen, um uns dem Weſen zu nähern. Unſere Privilegien haben die Beſchränktheit des alten Büßerlebens hinweggeräumt. Wir überlaſſen nicht mehr die Welt ſich ſelbſt, um uns ſelbſt vor ihr zu flüchten in eitel Einſamkeit, vielmehr ſuchen wir das Menſchenleben mitten in ſeinem Schooße zu erfaſſen, um die Zeitlichkeit zu läutern, das Weltliche zu benedeien. Das iſt der Sinn unſeres Ordens. Was in unſeres Stifters Lehre noch phantaſtiſche Aſcetik war, das wandelt der Geiſt der Zeit allmählig in weltkluge

Zweckmäßigkeiten, denn wir wollen wirklich nützen, dem Leben aufhelfen, die Welt befreien. Und unſere Conſtitution iſt fortſchreitender Natur, ſie bildet ſich nach Zeit und Sinn der Jahrhunderte weiter aus. Ja, es wird in Zukunft möglich werden, daß der Geiſt der Herrſchaft, der uns innewohnt als unverbrüchliches Eigenthum der Geſellſchaft, ſich aller Abirrungen der calviniſtiſchen Forſchung bemächtigt, alle Vereinzelung des prüfenden Verſtandes kräftig erfaßt, in ſich aufnimmt, überwindet und begräbt. Denn mit äußerlichen Mitteln glaube man nicht über die Geiſter herrſchen zu können, durch Bann und Fluch wird das Böſe nur mächtiger, abfälliger, denn nur ſein Abfall, ſeine Ablöſung vom Allgemeinen iſt ſein Irrthum. Wir aber werden ſein geſammtes Reich wie mit Millionen Armen ergreifen, unſere Forſchung wird ſich aller Forſchungen bemeiſtern und eine Einheit der Kirche, eine geiſtige Geſellſchaft des Herrn wieder erzielen und verwirklichen."

„Wenn nur meine Viſionen nicht wären!" ſeufzte der Schulmeiſter von Angoulême, und der wimmernde

Ton ſeiner Stimme hatte etwas Mitleiderregendes. „Ihr ſeid ein Heiliger, vor mir aber dehnt ſich eine Kluft, Heiligkeit und Verworfenheit hüben und drüben, nur ein Sprung, ein gewaltiger Aufſchwung meiner Kräfte hilft mir hinüber. Ich ſtehe entweder vor Gott ſehr tief, oder bin ihm näher, als ich weiß, und ein erwähltes Werkzeug ſeiner geheimeren Pläne."

„Du wirſt etwas thun, was Gott wohlgefällig iſt!" ſagte Florentin, „die Welt iſt aller Orten der Sünde voll und die Gelegenheit erſieht ſich das gläubige Gemüth, wenn es klug iſt. Deine Viſionen ſind Geburten Deiner phyſiſchen Beklommenheit. Dein Gehirn ſaugt bei der Unthätigkeit des Leibes ſchadhafte Stoffe in ſich und überſchüttet ſich mit Dünſten, die der ſchlaffen Ruhe entſteigen. Haltet Euch brav und tüchtig, Ihr müßt in die Wildniß ferner Länder und Heiden bekehren."

„Die alte Viſion vom Mohrenkopfe, der die Chriſtenheit vergiftet, will gar nicht weichen," ſagte François. „In der Kirche von Vivonne ſtieg zuerſt die Erſcheinung vor mir auf. Während ich betete, blickte aus den Heiligenbildern der ſchwarze Kopf hervor, ſo ſchwarz, ſo ſchwarz, alle Gewäſſer des Oceans hätten ihn nicht weiß gewaſchen. Ich wohne hier in Paris mit einem Maler zuſammen. Geſtern, — Ich will ihm begreiflich machen, was ich geſehn. Er reicht mir ein Stück Papier mit Feder und Stift; es war gerade ein dreieckiges Blatt, — ſeltſam, auch das Bild des Mohren in der Kirche zu Vivonne lief zu einem Dreieck in einander. Wie ich die Geſtalt aufzeichne, blick' ich in die Höhe: da tritt derſelbe Kopf aus der Wand. Ein Bildniß hing dort, ha! — und wie ich näher hinſtarre, da iſt es das Bild" — —

Die Thür öffnete ſich in dieſem Augenblicke. Der Rector des Collegiums trat ein und unterbrach die Erzählung des Schulmeiſters. Es war ein Briefpaquet an den Pater Florentin angekommen. Das Capitel der Profeſſen war befugt, die Briefe aller Mitglieder des Collegiums zu erbrechen, allein Florentin war ausnahmsfähig. Der Provincial ſelbſt hatte ihm die Bevorzugung angedeihen laſſen und man glaubte dem frommen Bruder ganz beſonders ſeine Hochachtung an den Tag zu legen, indem man ſeine Briefe uneröffnet ließ. Er empfing dankend und mit jener milden Gleichgültigkeit, die ſein ganzes Weſen bezeichnete, die verſiegelte Botſchaft.

„Wollt Ihr mich nicht morgen wieder heimſuchen, Magiſter François?“ ſagte Florentin, „mein Kopf iſt heute arm an Gedanken und gutem Rath. Laßt nicht die Viſionen Euern Verſtand überwuchern. Es wird ſich zeigen, ob Ihr der Kirche Gottes dienen werdet; nur dem Blendwerke der Sinne traut nicht, es ſind Wallungen des Blutes, die wie Blaſen im Teiche aufſteigen, mehr nicht.“

„Ich will nichts auf Viſionen bauen,“ verſicherte der Schulmeiſter, „das Bedürfniß der Welt, das Geheiß des heiligen Vaters in Rom, der Ruf der Mutterkirche ſollen mich beſtimmen, wo der Mohrenkopf, der die Chriſtenheit vergiftet, zu finden iſt. Ich habe wenig Geſchick, ein heiliger Philoſoph, wie Ihr, zu werden, aber zum Märtyrer, frommer Bruder, zum Märtyrer für die Lehre Gottes habe ich Beruf!“

„Als ob es noch des Märtyrerthums bedürfte!“

ſagte Florentin leiſe für ſich hin, während der ſeltſame Menſch ihm die Hand zum Abſchiede reichte. „Verlaſſet Euch darauf, ich verſchaffe der Kirche Luft!“ ſagte der Schulmeiſter mit täppiſcher Traulichkeit und blickte wunderlich wild mit den ſpitzen Augen aus dem rothen Barte heraus. Er verſchwand durch die Thür und der ſchwere Tritt ſeiner Füße hallte den Corridor entlang.

Florentin war allein. Er öffnete das Packet. Ein Brief aus Genf von fremder Hand. Wie Florentin las, griff er plötzlich über ſeine Augen, ein Schmerz durchzuckte ihn, ſeine Züge verwandelten ſich. „O iſt er todt? der Lehrer, der Freund meiner Jugend, der Wohlthäter meiner Kindheit!“ Er meinte Franz von Sales, den Biſchof von Genf; dem Wunſche des Sterbenden gemäß, gab ihm der Diacon des Sprengels die Kunde vom Ableben des ehrwürdigen Greiſes. Pater Florentin war ja niemand anders als Raoul, der ehemalige Zögling des Biſchofs, der Knabe aus der Provence. Seit einer langen Reihe von Jahren war er ganz außer Verbindung mit dem alten Lehrer gekommen, kaum glaubte er noch, daß der Biſchof um ſein Daſein, um ſeinen Aufenthalt wüßte. Auf dem Sterbebette hatte der Greis noch alle Geſtalten ſeines Lebens um ſich verſammelt, ſchloß mit allen ab, ertheilte noch Rath und Segen an jeden einzelnen und entſchlief ſelig im Schooße des Herrn, deſſen Reich er in den Kreiſen ſeines Wirkens mit aller Milde einer durchleuchteten Seele gefördert.

„Ach, er war der einzige Wohlthäter meines Lebens!“ ſagte Raoul, „der einzige. Es hat ſonſt Niemand an mir gut gethan, nicht mein Vater, der Unbekannte, Räthſelhafte, den ich ſuchte, der ſich mir entzog, und den ich nun nicht mehr finden möchte, denn ich hätte nur Vorwürfe für ihn. Auch meine Mutter nicht, nein, auch ſie hatte nicht gut an mir gethan, denn ſie ſtarb ſo früh und gab mich unwiſſend hin an den Irrthum des Lebens. — Mein alter hoher Herr, Du flößteſt mir das erſte Gefühl für die Heiligkeit des Geiſtes, für Gott und Natur ein. Ich hatte Dir nichts ſein können, durfte Dich nicht wiederſehen; ein Wahn, der mich furchtbar umſtrickt hielt, jagte mich von Deinem Angeſichte fort. — O du dunkler Schatten meiner erſten Jugend, wie griffſt du mit ſo kalter Hand in die Blüthen des kaum erbrochenen Lebens! — — Und meine Schweſter? meine arme Schweſter! wo mag ſie weilen, wohin wankte damals ihr zitternder Fuß?“

Der Sturm des alten Unglücks ſchüttelte ſein Herz und ein Strom von Thränen badete ſein Antlitz. Als er Athem ſchöpfte, raffte er ſich auf und wankte zur Thür. Er wollte nicht überraſcht ſein, für dieſe Thränen hatte die Welt kein Auge. Er verſchloß ſein Zimmer, dann ſtürzte er wieder über den Brief, aber zu leſen vermochte er nicht, er ſank mit dem Kopfe auf den Seſſel und lag weinend am Boden.

Die Nachtglocke brachte ihn zur Beſinnung. Wie er an’s Fenſter trat, wurden die letzten Lampen in der Lindenallee gelöſcht, Alles hatte ſchon die Schlummerſtätte gefunden.

Er ging wieder über ſeine Papiere, er war erſt jetzt fähig, den übrigen Inhalt zu prüfen. Er fand ſein Taufzeugniß, die Briefe ſeiner Mutter an den Biſchof und ein Schreiben von der Hand des Entſchlaſenen: „An den Pater Florentin, meinen geliebten Raoul.“ Er zitterte, als er die mühſame Handſchrift des Greiſes erblickte. Das Siegel löſte ſich, er entfaltete und las. Zwei Tage vor ſeinem Ende ſchrieb Franz von Sales: „Der Herr läßt nun ſeinen Diener in Frieden fahren. Ich habe mit dem Himmel abgeſchloſſen, aber auf Erden nicht mit meinem Raoul. Meine Gedanken waren ſtets um Dich, Liebling meiner Pflege, ich wußte um all' Dein Thun und Laſſen, wußte, wohin Du geflohen, wußte um Deine Vergehen, und — dem Himmel Dank! weiß nun auch, daß kein unnatürlich Verbrechen auf Dir laſtet. Es wäre eine Verirrung der dämoniſchen Natur geweſen, an welcher Dein Geiſt ewig gelitten hätte. Dein Vater, der Provincial Deiner Congregation, hat mir gebeichtet, ebenſo die Urſulinerin Cöleſtine, Antoinettens Mutter. Das Weſen, zu dem Dich der Drang der Jugend in Liebe dahinriß, Antoinette, iſt nicht Deine Schweſter. Es ſei der Himmel gelobt, deſſen Leuchte über alle Nacht der Hölle triumphirt! Die irre Angſt der Seele, es laſte ein unſühnbar Vergehen auf Deinem ſo jungen Haupt, ſei ganz hinweggenommen. Dein Geiſt werde licht, denn der Herr nimmt die Trübſal von Dir. Ich gehe ein in ſeinen ewigen Frieden, nun zwiefach herzensleicht. Du, mein Sohn, gehe ein in den Frieden des Lebens, wirke, ſchaffe, predige, erleuchte! Die heilige Dreieinigkeit ſei mit Dir! Amen.“

Raoul ſank ſtill zuſammen. Die Schickſalslaſt war von ihm genommen, die finſtere Decke der Trübſal zerriß vor ſeinem Antlitz.

Auf die überraſchten Lebensgeiſter wirft es ſich aber wie eine plötzliche Ermüdung, und ſie finden ſich nur langſam zurecht in dem Glücke eines unverlornen und erlöſten Daſeins.

So lag er eine ganze Weile ſtill hingekauert. Wie er ſich aufraffte, waren die Kerzen heruntergebrannt, alles war in Dämmerung gehüllt, die Botſchaft, die ihm geworden, dünkte ihm wie ein Traum, der ſein Glück wieder mit ſich nimmt und verſchließt. Er fühlte nach den Papieren, er trug ſie an's Fenſter. Draußen lächelte der ſilberne Mond und alle Sterne leuchteten wie eine ewige Wahrheit, die nicht ſpricht, nicht tönt, aber millionenfach da iſt im weiten All der Welt. Da frohlockte er ſtill, weinte leiſe wie ein Kind und betete heimlich, ohne Worte, ohne Gedanken, aber mit der ganzen Seele in die weite duftende Nacht hinaus.

In dem kleinen Arbeitscabinet des Herzogs von Sülly ſaßen zwei Männer in abendlicher Traulichkeit. Der Eine in dem hölzernen Lehnſtuhle mit dem blendend weißen Scheitel, mit dem ſtarken, tief herabhängenden Barte und dem ſchweren Bruſtbilde des Königs an der goldnen Kette — der Grandmaître Frankreichs. Der Andere auf dem ganz niedrigen, mit himmelblauem Damaſt beſchlagenen Seſſel, die vorgeſtreckten Füße nachläſſig hingedehnt und mit ſichtlichem Wohlgefallen die Arme über die Bruſt gelegt — der König ſelbſt. Die Adlernaſe, die hohe Stirn und die hochroth blühende Lippe verriethen ihn nicht weniger, als ſeine herriſche Behaglichkeit. Er war einige Tage in Montbaçon geweſen, hatte ſeine Jagdhunde geübt, ſeine Karpfenteiche mit junger Brut gefüllt, und ſich mit der Büchſe, ob es ſchon keine Wildzeit war, in Wald und Feld herumgetrieben. Heinrich hatte ſo ſeine Anwandlungen, wo ihn nach Einſamkeit verlangte. In St. Denis betrieb man die Feierlichkeiten zur nahen Krönung; der funfzehnte Mai war als Hauptfeſttag angeſetzt, mit dem ſiebzehnten, wo die Königin feierlich in Paris einzog, ſollte die Reihe der Feſtivitäten geſchloſſen werden. Gleich darauf wollte der König nach Deutſchland abreiſen; das Truppencorps, das ihm bei der Schlichtung der Cleve'ſchen Erbſchaftsangelegenheit zur Seiten ſtehen ſollte, war bereits zum Uebergange über den Rhein ſeiner Ankunft gewärtig. Es war ein Lieblingswunſch des Königs, ſich die Fürſten des proteſtantiſchen Deutſchlands zu verpflichten, um mit ihnen dem Hauſe Habsburg-Spanien eine weltliche Föderation entgegenzuſtellen. Dies ſollte der Anfang ſein zur Gründung eines europäiſchen Gleichgewichts; Europa ſollte eine Republik freier Monarchien werden, ein jeder Fürſt ſeine Stimme mit abgeben über gleichmäßige Beförderung des Völkerwohles. Seit Eliſabeth todt war, hatte Heinrich nur im proteſtantiſchen Deutſchlande nach Verbündeten ſuchen können, aber hier war wenig Halt und Zuſammenhang, das Bündniß, das unter Friedrich von der Pfalz im Jahre 1608 zu Stande gekommen, hatte ein engbrüſtiges Daſein; es bedurfte eines Mannes mit weiten Blicken und ſchaffender Geiſteskraft, ſollte das Leben der europäiſchen Weltlichkeit für Fürſten und Völker nicht von neuem geknechtet werden von dem römiſchen Prieſterthume. Man muß ſagen, daß Europa ſchneller ſeine ſpätere weltliche Geſtalt bekommen hätte, wären Heinrichs Gedanken verwirklicht worden. Er für ſeinen Theil glaubte ſicher an das Gelingen ſeiner Pläne und wiegte ſich in dieſem Glauben ſehr zuverſichtlich.

„Nun, Grandmaître, was ſagt die Welt zu unſern Sachen? Etwas Neues von Seiten der hochwürdigen Kirche?“ fragte der König mit dem guten Humor, der ihn beglückte. Er fühlte ſich ſtets im Stübchen des Freundes ſo ganz à son aise, daß er ſchwor, er wolle im Himmel den Heiligen die ſeligen Polſter und Ottomanen gern überlaſſen, wenn er in Sülly's Kammer bleiben dürfe.

„Ein Schreiben, von Sr. Heiligkeit eigenhändig unterzeichnet;“ ſagte Sülly mit Gewicht, „an meine Perſon gerichtet, ſehr verbindlich, höchſt ſchmeichelhaft. Der Papſt ladet mich ein, mich zum wahren Glauben zu bekennen.“

„Charmant!“ ſagte Heinrich wohlgemuth, „da müßt Ihr ihm danken für die Sorge um Eure Seele und ihn verſichern, auch Ihr würdet nicht ablaſſen, für Sr. Heiligkeit Seelenwohl zu beten.“

„Sehr richtig, Sire, bei Gott! ſo ungefähr denk' ich zu antworten, nur mit mehr Gutmüthigkeit.“

„Hört, Freund,“ ſagte der König, „es hat wieder Zank gegeben mit der Königin, meiner Frau. Sie möchte gern dem Dauphin ein ſpaniſch Mädchen beilegen, aber da müßten ich und der Grandmaitre nicht ſein, wenn dies geſchähe. Mein Dauphin ſoll die Erbin von Lothringen heirathen, damit dies Land endlich einmal an Frankreich fallen kann und man ſich der deutſchen Fürſten, dieſes ewigen Hadervolks, verſichert.

Mein zweiter Sohn mag die Marie von Bourbon, die Tochter des Montpenſier freien, und mein Dritter die Princeſſin von Mantua, die Enkelin Savoyens, damit wir einmal einen Vorwand haben, unſern Fuß auf italieniſchen Boden zu ſetzen, wenn es noth thut. Frankreich — darin ſind wir einig, Sülly, — Frankreich bedarf der Grenzerweiterungen nicht, aber es kommt darauf an, die ſpaniſche Cabale zu vernichten. Frankreich iſt ſich ſelbſt genug, um glücklich zu ſein. Ein Klima, eine Sitte, eine Sprache, bei Gott! es wäre das glücklichſte Land, wenn nur die Religionen nicht wären, die Religionen mit ihren Büßern und Kopfhängern, mit ihrem Fanatismus von Heiligkeit. Und beim Ewigen! dies Zeitalter heuchelt und flennt ſich am Ende noch in den leibhaften Himmel hinein! Die Leute werden ſtockfromm, mein ganzer Hof geht beten. Ich wollte, ich hörte den Donner der Geſchütze, ſäh' tauſend Lanzenſpitzen auf meine Bruſt gerichtet, es würde mich nicht zittern machen; aber dies leiſe Geſumme der Betenden, die ſchleichenden Schürzen und

Hängeſäcke, das ganze Gewürm der heimtückiſchen Demuth, alles das, mein Freund, widert mich an.“

Der König war aufgeſtanden und klirrte, wie er im Unwillen zu thun pflegte, mit den Sporen an einander. Er ſchüttelte das Lockenhaupt und ſtrich mit der Hand über die Falten der Stirn. Dann ſtrahlte ſein Antlitz wieder im alten Glanze und er lachte laut, als er Sülly's ernſte Miene ſah, der für einen gewichtigen Gedanken das rechte Wort zu ſuchen ſchien.

„Ihr wißt doch ſchon, daß ich bei der Krönung der Medicäerin ſterben ſoll!“ ſagte er zu Sülly und klopfte ihm die Schulter.

„Sir, Ihr werdet nicht verabſäumen unter dem Rocke den Harniſch anzulegen!“

„Ihr denkt an Chaſtel?“ verſetzte Heinrich. „Ich ſage Euch, ſolche Lumpe ſind Schurken von Soldaten, ſie treffen ſchlecht!“

„Freilich,“ fuhr er fort, indem er ſich auf den Seſſel warf, „es iſt einer meiner zehn Lieblingswünſche, bis zum Tode den Gebrauch meiner fünf Sinne und aller meiner Gliedmaßen zu beſitzen. Und wenn mir nun ein frommer Teufel eins verſetzte — ich möchte nicht das geringſte meiner Glieder einbüßen. Ach, Grandmaître! meine zehn Lieblingswünſche! Hört einmal, Ihr Mann mit der Feder, vergeßt nur nicht in Euern Memoiren aufzuzeichnen, daß ein Zweikampf mit dem Könige von Spanien und mit dem Herrn Sultan zu meinen Favoritſtückchen gehört. Jenen möcht' ich fordern, weil er an den Moriskoes wie ein Bluthund gehandelt, und den Sultan, — vielleicht, weil ich ihn ſeiner vielen Weiber wegen beneide? Ach ja, alle Zeit ein Weib nach meinem Goût, das mir ſchöne Kinder gibt, Kinder, die ich ſelber erziehen kann: das gehörte immer zu den liebſten Wünſchen meiner Seele. Und dann — Ausrottung aller Religionen, bis von ihnen nichts weiter übrig bleibt, als edle, feſte, kraftvolle Menſchenliebe. Das war ſtets mein Hauptwunſch, dieſer Stoßſeufzer datirt ſich von der pariſer Blutnacht!"

Er war wieder aufgeſtanden; ſein Auge ſchweifte ernſt an den Wänden umher. Es blieb an ſeinem Bilde haften, das über der Thür hing. „Er war kein böſer Menſch!" ſagte er ganz in ſtilles Sinnen verloren.

Dann kehrte er ſich plötzlich zu Sülly, der ihn mit großen Blicken maß, reichte ihm gutmüthig die Hand und ſetzte lächelnd hinzu: „aber eitel! Nicht wahr, Freund? Schreibt das nur auch für die Nachwelt auf. Aber vergeßt in Euern Memoiren meine Haupttugend nicht: Er haßte die Pfaffen. In dieſer einen, blos negativen Tugend liegt ſchon ein guter Ruf für alle Zukunft geſichert. — Adieu, Freund! Ihr ſeid heute gar zu wortkarg, Ihr wißt, daß ich es liebe zu reden, Schweigſamkeit erdroſſelt mich. — Ich wollte, die Krönung wäre vorüber! Dann kann ich fröhlich ſein und hinaus in die Weite, dann will ich Gott einen guten Mann ſein laſſen und als guter Menſch mit den Ketzern in Deutſchland ein vernünftig gottgefällig Wort reden. Adieu, mein wortarmer Freund!"

Der Herzog ſah ihn bittend an.

„Aber reich an Liebe!" ſetzte Heinrich hinzu und drückte einen heißen Kuß auf Sülly's Scheitel.

„Sire, es iſt noch früh," mahnte der Grandmaître, „Eure Dienerſchaft iſt noch nicht zurück."

„Es bedarf deren nicht, ich gehe zu Fuß über den

Boulevard," erwiederte der König, warf ſeinen Mantel über das Jagdkleid, ſtülpte den breiten Hut auf und ſchied. Er hinderte den Herzog, ihm das Geleit zu geben, und als dieſer nicht gehorchen mochte, drängte er haſtig die Thür ins Schloß und wandte den Schlüſſel. Schon war er ins nächſte Zimmer getreten, da fiel ihm ein, es ſei unpaſſend, den großen Sülly, den Principalminiſter des Königreichs, in ſeiner eignen Behauſung zum Gefangenen gemacht zu haben. Er kehrte um, öffnete und rief lachend ins Kabinet hinein: „Ich bin doch ein Despot!" Dann eilte er gutes Muths durch den Waffenſaal die breite Stiege hinab. Die Wache ſalutirte, denn man kannte den König in dieſer Tracht; er verbot es und ſchritt, in den Mantel gehüllt, mit vorgeſteckter Maske auf den Boulevard hinaus.

Unter den Bäumen, wo ihn der Schatten aufnahm, wandte er ſeine Schritte zurück. Er ging bedächtig, langſam ſinnend, dann lenkte er raſch in die Gaſſe zu den Allerheiligen.

Er ſtand vor dem Hauſe des Propheten und gab ſich noch einmal Bedenkzeit. „Es iſt nur zum Scherz!"

ſagte er mürriſch zu ſich ſelbſt und kroch in die enge Hütte. Der König hielt ſich für frei von Aberglauben, aber er fühlte doch die Nöthigung, ihm zu huldigen, freilich nur ſcherzweiſe, wie er ſagte, wie er ſich glauben machte.

Thomaſſin lebte ſchon ſeit zwei Tagen wieder in ſeiner Klauſe. Es ſchien nicht mehr nöthig, ihn im Arſenal verſteckt zu halten, die Erbitterung des Volkes war vorübergehend und im Nothfalle ſchützte ihn jetzt ein Mandat mit dem Regierungsſiegel, das er bei ſich führte.

Der Alte ſaß am Kamin und kochte Latwerge, als Heinrich maskirt eintrat. Er kauerte, über den Tiegel gebückt, und die lodernde Flamme malte einen roſenrothen Schimmer auf den ſilberweißen Bart. Er blickte auf und wehrte mit der Hand, denn der Zugwind trieb ihm den Rauch ins Geſicht, der Qualm wirbelte auf, das ganze Gemach ſtand in Wolken. „Gott zum Gruß!“ ſagte der König und trat in den Schein der Heerdflamme; das Zimmer war ſonſt dunkel. „Ihr ſeid ein weiſer Mann, Ihr verſteht die

Zukunft, ſagen die Leute. Hier meine Hand! Worauf deuten dieſe Linien?“

Der Alte kramte noch immer mit den Töpfen im Kamine, obſchon ihn der mehr befehlende als bittende Ton des Fremden aufſcheuchen konnte. „Nur Geduld, nur Geduld!“ murrte er und warf einige Seitenblicke auf den Beſucher. Dann ſchob er ihm den Seſſel hin, und kroch um ihn herum, er wollte ihn beäugeln, ohne daß der Fremde ſelbſt es wahrnahm. Man machte ſonſt Umſchweife, hatte man ein Anliegen dieſer Art, ſprach erſt von ſeinen Wünſchen und Zwecken im Allgemeinen, gab erſt Raum zum Bedenken; hier aber war das Verlangen nach der zweifelvollen Zukunft eben ſo gleichgültig barſch wie dringend. Es muß etwas Vornehmes, etwas Hohes ſein, witterte der Alte. Er ſchlich noch ein Paarmal im Zimmer um, wie aus Verlegenheit nach etwas ſuchend, dann trat er zu dem ungeduldigen Gaſte, hieß ihn ſetzen, nahm ſeine flache Hand und hielt ſie vor die Famme.

„Eine feine Hand, hat viel mit Weibern ſchön gethan!“ murmelte Thomaſſin.

„Narr!“ fuhr Heinrich auf, „ſie hat auch den Degen geführt, dieſe Fauſt!“

„Eine feine, ſchöne, ſeidne Fauſt!“ ſchmunzelte der Alte, „aber Ihr ſeid gar zu barſcher Gemüthsart, ich ſage Euch nichts über die Zukunft, Ihr mißhandelt mich, wenn es Euch nicht gefällt.“

„Auf Ehre, nein, Alter, mach' fort!“

„Ein reizender, leichtgeſchürzter Genius tändelt vor Euch her,“ ſprach der Alte, „es iſt Euer eignes Selbſt, die Welle Eures Blutes, die ſo fröhlich tanzt. Aber plötzlich verläßt Euch der Genius in der Noth, Ihr ſeid ſehr verwöhnt, Ihr müßt noch Unglück haben, großes Unglück.“

„Wann?“ drängte der König.

„Bald, ſehr bald!“

„Noch dieſen Monat?“

„Noch ehe die Scheibe des Mondes abnimmt.“

„Von welcher Art könnte das Unglück ſein, das mir droht?“ Der Rauch, der ihm durch die Maske ins Geſicht fuhr, erſtickte faſt ſeine Stimme.

„Ha, wie Eure Adern ſchwellen!“ rief Thomaſſin erſchreckt, „ſeht Ihr wohl, Eure Ungeduld erträgt es nicht, nein, Ihr habt keine Schultern für Unglück, Ihr geht an ihm zu Grunde.“

„Noch dieſen Monat, ſagſt Du?“

„Wenn der Mond wechſelt, am funfzehnten, hütet Euch vor dem funfzehnten!“

„Ha ha ha!“ lachte der König auf, „Du irrſt Dich, alter Knecht. Vor den Iden des März, nicht vor den Iden des Mai hat ſich der Cäſar zu fürchten. Willſt Du mich äffen? — Kann in Frankreich ein Brutus aufſtehen? Thor, ich bin ſelbſt die Freiheit. Wenn ich untergehe, ſo geh' ich als Brutus unter, nicht als Cäſar, denn Cäſar tödtete die Freiheit, ich aber pflanzte ſie auf in meinen Reichen!“

„Gott meiner Väter, es iſt der König ſelbſt!“ ſtöhnte Thomaſſin und ſank ihm zu Füßen, den Saum ſeines Mantels küſſend.

Mit den letzten Worten, die Heinrich ſprach, war ein tiefer Ernſt mit dem ganzen Gewicht ſeiner Weihe über ihn gekommen. Er riß die Maske herab, nahm den breiten Hut vom Haupte und blickte mit verhaltenem Zorne gen Himmel. Es war ſtill im Gemache, nur die Flamme kniſterte luſtig und ſchlug plötzlich wie mit kicherndem Lachen hell auf, als ſie den ſchwarzen Taffet der Maske ergriff, die auf den Heerd fiel.

„Gnade!“ winſelte, Thomaſſin.

„Sei ruhig,“ ſagte der König, „Gott und mein Volk würden Dich ſtrafen, nicht ich, ich könnte Dich blos Lügen ſtrafen.“ Er drückte den Hut tief ins Geſicht, ſchlug den Mantel über die Schulter und verließ die Hütte.

Draußen jodelten die Buben, das Tamburin und die Pickelpfeife tönte und die Dirnen tanzten mit fliegendem Haar um den Laternenpfahl. Die hellen Stimmen, die geſunde Luſt und der harmloſe Jubel ſtimmten den König heiter und er warf die ſchadhaften Stoffe ſeiner freien Seele, die Berechnungen der Melancholie, die doch meiſt fehlgehen, ſchnell von ſich. „Mein Volk iſt gut! Der frohe Menſch iſt gut!“ ſagte er zuverſichtlich, drängte ſich durch den luſtigen Schwarm und ging durch einige Quergaſſen nach dem Louvre zurück.

Es war ſechs Uhr Morgens; der Tag hatte kaum das Zwielicht verdrängt, da läuteten die Urſulinerinnen mit allen Glocken. In der Straße Sainte Avoye, in welcher das neue Kloſter der frommen Schweſtern lag, drängte ſich ein Gewühl von Tauſenden, Jung und Alt, Bettler und Reiche, tobend und lachend, als ging' es zu den Freuden des Schauſpiels, zu einer Luſtbarkeit ſeltner Art. Das leichtgeſchürzte Volk der Gaſſen, ewig müßig und aus Müßiggang frohen Muthes, und aus frohem Muthe zu allen Dingen, auch zu dem Ernſt befähigt, der luſtige Pöbel und die hungernde Armuth bildete den Vortrab und ſtand an den Mauern des Kloſters entlang und vor dem Hauptportal der Kirche zu einem dichten Knäul gedrängt. Eine glänzende Reihe von Equipagen mit der Auswahl der Hauptſtadt wogte langſam nach und ſuchte vergebens nach einer Bahn durch das Gewirr der Fußgänger. Die Kutſcher riefen die Querlaufenden an, die Lakeien ſprangen auf und ab und über dem tauſendfach zertheilten Lärm wie über einem Tumult der Unterwelt bebten die Kirchenglocken durch die helle Morgenluft.

Endlich öffneten ſich die Flügelthüren und die Menge ſtrömte hinein.

Das ganze Schiff der Kirche war mit reichen Teppichen und mit rothem Damaſt behangen. Binſenmatten bedeckten den Marmor des Fußbodens, kein Tritt eines ſterblichen Fußes ſollte hörbar ſein. Schwarze Immortellen, die Blumen des Grabes, und weiße Roſen, die Blumen der Vermählung, waren zu Kränzen gewunden und zierten einträchtig die Gefäße auf dem Altare. Ein Begräbniß und eine Hochzeit ſollte zu gleicher Zeit gefeiert werden, die Einkleidung einer Nonne, ihr Abſterben von den Freuden der Welt und ihre Vermählung mit dem Himmel.

Das Chor der Nonnen über dem Portal, dem Hochaltare gegenüber, war noch verhüllt. Die Novizen erſchienen und öffneten die Läden und Fenſter, und zogen die Vorhänge hinter den Gittern zurück, während die Logen der Vornehmen ſich füllten und das Volk in gedrängten Schaaren den weiten Raum unten beſetzte und in den Seitenhallen hinwogte. Plötzlich ſchwiegen die Glocken und man hörte nur das Gewirr der allgeſchäftigen Menge. Die Aebtiſſin trat ein, in dem ganzen Schmucke ihrer Würde, in dem grauen Unterkleide, dem ſchwarzen Rocke mit dem ledernen Gürtel und eiſerner Schnalle, den ſchwarzen Kirchenmantel ohne Aermel übergeworfen, mit dem Vortuche und der Kopfbinde, die alles Haar verdeckte, und dem ſchwarzen mit weißer Seide gefütterten Weihel. Der düſtere Schleier der bräutlichen Witwen des Herrn lag über ihr Haupt gebreitet, um die Stirn wand ſich das Sternendiadem, an ihrem Halſe hing das Medaillon, die heilige Jungfrau mit dem Sohne im Arme.

Nahe am Gitter ließ ſich die Aebtiſſin nieder und rief die Nonnen ihrer Gemeinde jede einzeln beim Namen auf. Alle erſchienen nach einander, in Zwiſchenräumen, denn eine jede ſchleppte den Mantel weit nach, als hätte das ſchwarze Gewebe viel Irdiſches zu verhüllen. Der Anzug der Nonnen war dem der Aebtiſſin gleich, nur waren die Novizen weiß verſchleiert.

Ganz zuletzt erſchien eine hohe, wo nicht ſtolze Geſtalt an der Thür des Chors, in der Tracht der Urſulinerinnen, um das Haupt noch den weißen Schleier den ſie jetzt, als des Himmels Braut und Witwe zu gleicher Zeit, mit der Farbe des Todes vertauſchen ſollte. Der Beichtvater des Königs, Pater Cotton, führte ſie. Er hatte dem Volke dies Schauſpiel bereiten wollen, eine vornehme Weltdame dem Schooße des klöſterlichen Stilllebens zu überliefern. Es ſchien nicht, als ſolle ſie förmlich in den Orden treten und ſich den Obſervanzen der Kloſterzucht unterwerfen, ſie wollte nur die Weihe einer Urſulinerin empfangen und zu der Zahl der weitverbreiteten Religioſinnen gehören, die außerhalb der geheiligten Mauern lebten und mitten in der Welt den Einfluß der kirchlichen Macht bis in Kreiſe ausdehnten, in welche der geiſtliche Arm bisher nicht reichte. Man zählte ſchon damals in Paris einige tauſend Urſulinerinnen, die weder die Behauſung noch das Habit, am wenigſten die Gelübde der congregirten Kloſterfrauen theilten, vielmehr dem Familienleben und menſchlicher Gemeinſchaft angehörig, nur im Stillen die Welt dem Geiſte unterordneten. Die Geſellſchaft Jeſu bedurfte ſolcher ſtillen Mitglieder, um, wie ſie ſagten, die Weltlichkeit in ihr ſelbſt zu reformiren; es waren die geheimen Arme, womit die Jeſuiten alle Sphären des menſchlichen Lebens umſpannen wollten. Oft geſchah die Einweihung einer ſolchen Religioſin ganz verſchwiegen, nicht ſelten aber mit Schaugepränge, und hinter der glatten, frommſeligen Miene des königlichen Beichtigers lag der Triumph des heutigen Tages nur mühſam verſteckt.

Sowie die Dame an ſeiner Hand erſchien, begann ein neues Wogen in der dichtgedrängten Menge. Man wollte die fromme Schönheit ſehen, die ſich der Kirche verlobte. Man wußte noch ſehr gut, wie ſie mit allem Schimmer der lachenden Herrlichkeit in glänzender Caroſſe durch die Straßen von Paris fuhr, wie die Cavaliere an öffentlichen Feſten ihr gehuldigt, man erinnerte ſich der Zeit, wo ſie die gefeierte Schönheit des Hofes war. Viele tauſend Federn und Hüte bogen ſich jetzt über den Rand der Bogen hinaus, als die neue Braut des Himmels vor der Aebtiſſin ſtand und auf das ſeidene Kiſſen hinkniete, um die Formen ihres Ehegelöbniſſes zu vollziehen. Der gebräuchliche Frag- und Antwortwechſel begann. Die Kloſtermutter ſprach von der göttlichen Wohlthat, dem Leben und ſeinen Eitelkeiten abzuſterben, und auf ihre Anrede erfolgte ſtets das leiſe Ja der Befragten. Endlich erhob ſich die Superiorin. Die fromme Katharine — ſo war die Neugewonnene angeredet — beugte das Antlitz bis auf den Teppich und hüllte ſich in den weiten ſchwarzen Mantel, den die Aebtiſſin über ſie breitete. „Nun biſt Du geſtorben, meine Tochter, nun biſt Du todt!" ſagte dieſe nicht ohne Rührung. Zugleich wurden die Läden der Fenſter geſchloſſen und das ganze Chor der Nonnen war in dichte Finſterniß gehüllt und Alles bis an die Schranken, wo das Volk ſtand, verſank in Grabesnacht. Nun begann die Orgel mit ihrer Wehklage. Ein Prälat mit den Diaconen ſtand am Altare und ſtimmte das De profundis an. Das Leichenbegängniß war vollendet, man betete für die Geſtorbene.

Als man die Augen wieder zum Chor wandte, trat die Aebtiſſin mit der Schweſter Katharine hervor, jede eine brennende Kerze in der Hand. Sie ſanken dicht am Gitter hin in traulicher Gemeinſchaft, ihre bleichen

Angeſichter leuchteten wunderbar im Heiligenſcheine der weißen Flammen.

Die Meſſe hatte begonnen und ging dem Brauche nach bis zum Evangelium. Dann ſetzten ſich die Prieſter rechts an den Altar, ein Mitglied der Geſellſchaft Jeſu betrat die Kanzel und hielt die bezügliche Predigt vom Abſterben aus eitel Welt und Sündlichkeit.

So wie die Meſſe nach der Predigt ſchloß, verließen die Kloſterfrauen das Chor; die Prieſter traten an das Comulgatorium und das Gewühl der frommen Schauluſt wogte nach dieſem Theile der Kirche. Das Comulgatorium, in der Größe einer Tabernakelthür, iſt eine kleine Oeffnung in der Mauer, welche von der Kirche zum Kloſter führt. Sie iſt nur zugänglich, wenn die frommen Schweſtern die Hoſtie empfangen oder eine neue Devote eingeſegnet wird. Sowie jetzt der Flügel aufſprang, ſah man in die kleine Kapelle, wo die Vermählung der weltlich Begrabnen mit dem himmliſchen Bräutigam begann. Rings herum in dem kleinen Raume die geſammte Gemeinde der Nonnen, in dem Mittelpunkte des Kreiſes kniet Katharine mit gebeugtem Haupte vor dem Sakriſtan, der vom Altare das Jeſuskind nimmt, den ſilbergeſtickten Bräutigam, den er in die Arme der Verlobten legen ſoll. An ihrer Rechten kniet die Superiorin, die den ſchwarzen Schleier hält, der mit dem weißen vertauſcht wird, und den Ring des himmliſchen Ehebundes und das Brautdiadem mit den tauſendfarbigen Blumen und den Lilienkronen, in deren Höhlung kleine Engel mit ſilbernen Fähnchen niſten. Der Prälat ſpricht das Gebet zur Einweihung der göttlichen Verbindung, dann richtet er noch einmal an die Knieende die Frage: „Und Du biſt Dir bewußt, Katharine, daß in Deinem Herzen keine weltliche Liebe mehr wohnt?“ —

Draußen, dicht vor dem Fenſter, das auf die Straße ging, war ſcharfes Pferdegeſtampfe laut geworden. In der Kapelle führte oben eine Galerie an den bemalten Scheiben vorbei, die zwiſchen den Säulen ihren Eingang hatte. Ein ſelten betretener Gang leitete hinauf; man überblickte von dort die ganze kleine Halle. Auch durch dieſe Oeffnung konnte das Geräuſch ſo vernehmbar von außen durchgedrungen ſein. Vor der Thür auf der Straße hielt ein Reitertrupp. König Heinrich war mit Gefolge die rue Sainte Avoye hinaufgeritten und hielt am Portale. Er hatte die Nacht wieder außerhalb Paris zugebracht; mit dem frühen Morgen wollte er im Louvre ſein. Der Weg führt ihn bei den Urſulinerinnen vorbei, das ganze Stadtviertel ſcheint ihm wie ausgeſtorben, kein Kopf läßt ſich blicken, niemand tritt ans Fenſter, wie ſonſt, wenn er dieſes Weges kam. Auf ſeine Frage, woher die Stille, ward ihm ſchnell Antwort. Eine dunkle Wolke des Trübſinns zog über ſeine helle Stirn, als er vor dem Kloſter wie gebannt hielt. „Saint-Michel, laßt uns hineinſchauen!“ ſagte er zum Adjutanten, ſeinem treuen Begleiter, indem er ſich aus dem Sattel ſchwang; das übrige Gefolge hielt. Im Hauptportale war der Knäul der ſchauluſtigen Menge ſo feſt, daß es unmöglich ſchien durchzudringen. So gingen ſie durch die Nebenpforte, die zur Seitenkapelle führte. Niemand kannte den König in dem ſchlichten Reiterkleide. Der Pförtner winkte Behutſamkeit, aber ein Wort des Adjutanten genügte, den Alten willig zu machen. Die untern

Gänge waren auch hier dicht beſetzt, und der Kirchendiener öffnete die geheime Treppe, die auf die Gallerie der kleinen Kapelle führte. Saint-Michel, der um das Geheimniß wußte, das den König hinzog, blieb hinter der Säule ſtehen, als Heinrich mit leiſem Schritte bis an die Brüſtung trat und auf die verſammelte Schaar der Nonnen herabblickte, um noch dem letzten Acte der heiligen Ceremonie beizuwohnen.

Die Braut des Himmels lag knieend in der Mitte, das Haupt tief gebückt, die Aebtiſſin ſtand neben ihr, den Ring, den ſchwarzen Schleier und das Diadem in Händen. Noch einmal that der Sacriſtan die übliche Frage: „Und Du biſt Dir bewußt, Katharine, daß in Deinem Herzen keine weltliche Liebe mehr wohnt?“ Sie erhob ihr Angeſicht, ein Blick gen Himmel ſollte ihr die Antwort ſuchen: da blieb ihr Auge ſtarr gefeſſelt, ſie ſtand auf, auch die Arme hoben ſich wie magnetiſch ergriffen, während eine dunkle Gluth die ganze Faſſung ihrer bleichen Züge vernichtete. Als ſich mehrere Blicke nach der Gallerie wandten, war der König raſch zurückgetreten, und mit ſeinem Verſchwinden endete auch für

Katharine der Moment der plötzlichen Entzückung; mit einem lauten Schmerzensruf ſank ſie ohnmächtig zuſammen. Die Aebtiſſin bemächtigte ſich der Armen, die Nonnen erhoben wehklagend die Hände, den Novizen klopfte vor ſympathetiſcher Bangigkeit das Herz; über der Volksmenge, die ſtaunend auf die Scene blickte, lag eine Todtenſtille.

Ganz betäubt ſtieg der König an Saint=Michels Seite die Treppe hinunter. Auf der letzten Stufe, unten in der Vorhalle, trat ein wilder Menſch mit ſchwarzem ſtruppigen Haar und rothem Bart, die Hände in den Mantel gewickelt, dicht auf ihn ein; der Adjutant drängte ihn zur Seite und der König gewann den Ausgang. Bewußtlos, oder wie in Träume verſenkt, ſtieg er in den Bügel, das müde Roß ſchritt mit gebeugtem Kopfe und er ließ die Zügel hängen. Am Ende der Gaſſe wandte er noch einmal den Blick; Kirche und Kloſter und die ganze Häuſerreihe, alles ſtand noch immer wie in heiliges Schweigen gebannt. Dann ſpornte er das Pferd und flog im Galopp die Straßen hinunter; das Gefolge keuchte hinter ihm her.

Im Louvre fand der König eine Menge Depeſchen vor, die ſeine ganze Willenskraft in Spannung ſetzten, auch einen Brief von Sülly, den eine Unpäßlichkeit zwang, das Zimmer zu hüten. Der Miniſter klagte über eine leichte Halsentzündung; er mußte des Morgens lauwarme Bäder nehmen. „So werde ich ihn heute Abend beſuchen," ſagte Heinrich, „wir haben noch manches Nöthige zu beſprechen, bevor ich Paris verlaſſe." Des Königs Abreiſe war auf den nächſten Montag angeſetzt. Er ſandte einen Boten an Sülly mit dem ſcherzhaften Befehl, der Herzog ſolle ihn in der Nachtmütze und im Schlafrock empfangen; man würde ſich betrüben, ihn anders coſtümirt zu finden.

Mittags ſpeiſte der König mit dem Duc d'Epernon und mehreren Officieren ſeiner nächſten Umgebung; der nahe Aufbruch nach dem Rheine gab dringende Wichtigkeit zu lebhafter Unterhaltung. Nach dem Diner warf ſich Heinrich auf's Bett, um zu ſchlummern; er hat eine unruhige Nacht gehabt und war früh aufgebrochen um bei Zeiten in Paris zu ſein. Allein er fand keinen Schlaf, ſtand auf und ging im Zimmer unruhig um.

Wie er am Fenſter ſtehen blieb, haftete ſein Blick an einer ſeltſamen Geſtalt, die unten vor dem Schloſſe ihr Weſen trieb. Er konnte das Auge nicht abwenden und verfolgte die Figur wie innerlich mit ihr beſchäftigt, während in ſolchen Momenten ganz müßiger Zerſtreutheit der Gedanke gar nirgends Fuß faßt, am wenigſten da, wo das Auge gebannt iſt. Und doch war es ihm, als hätte er dies eingemantelte Weſen bereits geſehen. Der Mann mit den ſchweren Stiefeln und dem tölpiſchen Gange ſchlenderte müßig auf dem Trottoir hin und wieder, bald ſtand er an dem Pfeiler und las den Anſchlag der Gerichtshöfe, bald ſaß er auf den Steinen, wo die Dienerſchaft auf ihre Herren zu warten pflegt; er ſchien ſehr gleichgültig und doch wie jemand, der ſeines Geſchäftes ganz ſicher iſt. Als die breite, große Geſtalt des Fremden um die Ecke ſchwand, trat der König in den Hintergrund des Zimmers zurück; ſeine Gedanken waren in keiner Weiſe auf den Mann gerichtet, der ſchon ſeit lange nichts anderes dachte, fühlte, wollte, als den König. Er rief nach der Wache im Nebenzimmer und fragte, welche Zeit es ſei. „Vier Uhr, Sire," ſagte Saint-Michel, der auf des Königs Ruf erſchien. „Ew. Majeſtät ſehen blaß, ſcheinen angegriffen — ſollte nicht eine Promenade in friſcher Luft —"

„Gut erinnert!" fiel Heinrich ein, „ich bedarf der freien Bewegung, ich fühle mich beengt, laßt meinen Wagen vorfahren. Auch muß ich in's Arſenal zum Grandmaître, er iſt krank, muß Bäder nehmen. — Und was die Scene von heut früh betrifft, Saint-Michel, — habt Ihr Euch nach der Marquiſe erkundigen laſſen?"

„Die Marquiſe von Verneuil befindet ſich leidlich, doch war die feierliche Handlung in der Kirche unbeendet geblieben."

„Schwärmerin, Schwärmerin!" ſagte der König ſtill für ſich. Wie er ſchwieg, entfernte ſich der Officier.

Heinrich ſtand in Gedanken. „Ich that ihr Unrecht! Aber einem Weibe, das man nicht mehr liebt, iſt nicht zu helfen. Es hilft ihr nichts, wenn man ihr ſchwört, man achte ſie; ſie nimmt alles für Hohn. Sie wollte Treuloſigkeit mit Treuloſigkeit ſtrafen und ſich mit dem Himmel verloben — guter Gott! —

Sülly leidet gewiß wieder an den alten Wunden, ſie ſind ihm wieder aufgebrochen bei der Frühlingsluft. Wunden, die er für mich erhielt. Auch ihm wehe gethan! Warum muß man gerade denen, die man liebt, am meiſten wehe thun? — Dieſer Rosny-Sülly und ſeine unergründlich dauerhafte Treue! Wie oft nannte ich ihn zäh, geizig, rechthaberiſch — weil er gegen meine kleinen Lebensfreuden eine runzelvolle Stirn zeigte. Nun, da ich alt bin, ſehe ich nur, wie ſeine felſenhafte Stetigkeit die Welle meiner Launen glücklich überdauert. Er war mein Verſtand, mein kluger Anwalt. Die Liebe zog mich hin und her; was hat ſie mir geboten gegen die treue Ruhe ſeiner Freundſchaft? Hinweggetäuſcht habe ich die Minuten mit der Liebe, und dann die Freundſchaft, die hinderliche, geſchmäht, wenn ſie mich warnte, daß der Menſch in mir den König überbot und überragte. Einen kargen Seckelmeiſter, einen zähen Gewiſſensrath ſchalt ich ihn, und nun, ein ausgebrannter Vulcan meiner Wünſche, matt, hinfällig, dem Zufall preisgegeben, weil mich kein fertiger Wunſch mehr ins Leben treibt, — nun könnte ich dieſen Rosny, den ich zum Herzog, zum Herrn meiner Feſtungen, zum Gebieter über meine Schätze machte, grenzenlos beneiden. Er wird mich überdauern, ſein Ruhm wird den meinen überwachſen und in Schatten werfen. Ich that viel für mich, Er nichts für ſich, alles für Frankreich. Bei Gott, er hat auch mich nur um Frankreichs willen geliebt. Und das war es eigentlich, warum ich ihm immer nicht ganz traute, das heißt, warum in mein volles Vertrauen immer eine leiſe Ader des Bedenkens zwiſchenlief. Ja, ja, ſein Herz war nicht kalt, nein, zu groß, um nur einen Menſchen, und wär's ein König, zu lieben; er liebte Größeres, er liebte Frankreich. Er wird noch nach mir in Glorie daſtehen. Er wird Frankreich halten und durch Frankreich Europa. — Oder wird es nicht ſo ſein? Werden die Feinde des Lichtes, wird die Kirche und die ſpaniſche Kabale über meine dereinſtige Leiche triumphirend dahinſchreiten?"

Der Adjutant erſchien und meldete, der Wagen ſtehe bereit. „Wollt Ihr mit, Saint-Michel?" fragte Heinrich mit ungewohnter Weichheit. „Ew. Majeſtät zu Befehl!" ſagte der Officier unterthänig.

Könige haben nie Freunde, nie rückſichtsloſe. Gerade in den Momenten der harmloſen Hingebung des Monarchen fallen ſie in die Bedientenrolle; oder ſie bemächtigen ſich des Fürſten nur als eines Mittels zu großen Zwecken; für ſeine Perſon findet der Monarch nie einen Freund. Dies dachte Heinrich, als Saint-Michel auf ſeine Frage mit „zu Befehl" antwortete. „Bittet auch den Herzog von Epernon mit mir zu fahren," ſagte er und der Officier eilte.

Heinrich hatte den Mantel umgeworfen und drückte den Federhut in die Stirn. So ſtand er vor dem Spiegel und blickte noch einmal, wie ſuchend oder wie Abſchied nehmend, im Zimmer umher. „Nur die Weiber ſind zur Freundſchaft, zur Liebe befähigt," ſagte er ganz zerſtreut, „und nur weil wir es nicht ganz würdigen, hält die Beſeligung nicht aus für das ganze Leben. — Großer Gott! wie bleich ſah Katharine aus!"

Er trat an den Wandſchrank und ſchob verſchiedene Fächer auf. Endlich fand er, was er ſuchte, ein altes Medaillon mit ihrem Bildniſſe aus der Blüthe des ſchönſten Lebens. Er blickte lange hin, in ſeinem Auge ſchwamm eine alte Seligkeit. Hier lag noch ſo manches beiſammen, was einſt ſeinen ganzen Menſchen gebändigt, beherrſcht, erfüllt und durchleuchtet, — eine verblaßte Schleife, dürre Blumen, die er einſt als blühende von Katharinens Buſen pflückte. Seine Gedanken verloren ſich unter dieſe Träumereien verſchwundener Liebesfreuden. — Es iſt die Aſche, aus der ſich die Seele Phönix immerdar wieder erhebt! So dachte, ſo wollte er. Und doch war es ſeltſam, daß in dieſen Augenblicken und ſchon mehrere Tage hindurch kein einziger ſeiner Gedanken der Montmorency galt, die er die letzte Dame ſeines Herzens nannte. Hatte ſie nicht die Macht, ältere Bilder zu verdrängen, die aus dem Grunde der Seele immer wieder aufſteigen wollten? Oder war die Kraft ſeiner Gefühle nicht mehr ſo gewaltig? Oder trat ſie ſeit der Verlobung mit dem Prinzen Condé, wodurch ſie der königlichen Familie angehörig wurde, in die Reihe der gebotenen und aufgedrungenen Erſcheinungen, die für Heinrichs Gemüth keinen dauernden Reiz, keine Gültigkeit hatten? Wer kennt die geheimnißvolle Willkühr der menſchlichen Seele! Soviel ſchien gewiß, daß jetzt, wo die Marquiſe aus den Schleiern der Vergangenheit wieder aufſtand, kein andres Antlitz in ſein Inneres blickte. Dieſe Momente waren ſeine letzten glücklichen.

Die Officiere traten ein und Heinrich, der ſeine Schubfächer mit den Reliquien zuſammenwarf, war ganz der heitere König, der der Welt die Kraft des immerbar ſiegreichen Willens zeigte.

Zwiſchen den beiden Thoren des Louvre ſtand die Equipage. Als man im lebhaften Geſpräche die Treppe hinunterſtieg, ſchlüpfte eine dunkle Geſtalt im Mantel, den Hut tief eingedrückt, an den Säulen vorüber und hinter den Wagen zurück. Der König hatte etwas geſagt, ein Bonmot, einen Scherz, und man war ganz Ohr, ganz Auge für ihn. Die Lakaien hielten den Schlag. Mit einem Fuß ſchon im Wagentritt, bog ſich Heinrich noch einmal zurück. „Schreiben wir nicht heute den Funfzehnten, die Iden des Mai?“ fragte er den Herzog von Epernon mit einer Art Fröhlichkeit, die gern triumphiren wollte.

„Den Vierzehnten, Sire,“ erwiederte dieſer.

Ein langgedehntes „So?“ war die Entgegnung des Königs. Man ſchrieb in der That Freitag den vierzehnten Mai; am Montag, als am ſiebenzehnten, gedachte der König Paris zu verlaſſen. Auf die Frage: wohin? rief Heinrich: „Nur fort! Meinetwegen nach dem Kirchhofe des heiligen Innocenz, dann in's Arſenal.“

Der König ſaß auf ſeinem Platze, neben ihm Epernon, gegenüber der Ordonanzofficier Saint-Michel. Den Wagen hatte man zurückgeſchlagen, es war ſchön Wetter. Einige Cavaliere und Diener folgten zu Pferde.

Auf der Straße St. Honoré bog der Kutſcher in die enge Eiſengewölbgaſſe, die allerdings an dem Gottesacker des heiligen Innocenz vorbeiführte. An die Mauern des Friedhofs lehnten einige Buden und erſchwerten die Paſſage, und als ein heubeladener Wagen langſam durch die Querſtraße fuhr, mußte die Carroſſe des Königs halten. Die Diener, die gefolgt waren, eilten voraus, um die Fahrt zu beſchleunigen. Nur ein Einziger blieb zurück, der die Gelegenheit wahrnahm, am Sattelgurt die Schnalle zu befeſtigen. Da drängte ſich die Geſtalt im weiten Mantel, die ſchon viele Tage hindurch, in der Kirche, vor dem Louvre, den König wie ſein Geier umflattert, zwiſchen den Buden heran, trat mit dem einen Fuße in die Speichen des Wagenrades und ſchlug den Mantel über den linken Arm zurück. Eben flüſterte der Monarch dem Herzog etwas ins Ohr, nach der Seite ihm zugeneigt, da traf ihn das zweiſchneidige Meſſer Ravaillacs tief zwiſchen den Rippen, wo das Herz ſitzt. Die Begleiter blickten vorwärts nach der Paſſage, als der König ſich aufbäumte und mit dem Schrei: „ich bin verwundet!“ zurückſank. Im Nu traf ihn der zweite Stoß, noch ſchneller, ſicherer, mitten in's ſchöne, lebendige Herz. Den dritten Stoß fing der Herzog mit ſeinem Mantel auf: Mit dem tiefen Seufzer: „Es iſt nichts!“ fuhr Heinrich noch einmal auf und ſank ſtill zurück. Hätte Ravaillac fliehen wollen und das Meſſer im Wagen zurückgelaſſen, die Buden und die Winkel der Gaſſe hätten ihn ſchnell verſteckt, man wäre des Entwichenen nicht einmal anſichtig geworden, hätte nicht gewußt, wo die Hand des Mörders, ob nicht gar dicht neben dem Könige, zu ſuchen geweſen.

Aber der Verbrecher blieb ſtehen, das blutige Meſſer in der Hand; die funkelnden Augen und die wilde Schwärmerei der thieriſchen Geberden frohlockten wie im Triumphe und forderten frech den Glorienſchein des Märtyrerthums.

Die Begleiter waren aus dem Wagen geſprungen, als gälte es ihr eignes Leben; der König blieb ruhig in der Ecke ſitzen, die Hände mit dem Mantel über das Herz gepreßt, das nicht mehr ſchlug, nur noch blutete. „Es iſt nichts!“ hatte er geſagt und regte ſich nicht. „Sire!“ rief Epernon. „Heiliger Gott, er iſt todt!“ ſchrie Saint-Michel. Ein Haufen Menſchen ſtürzte aus den Häuſern, an die Fenſter. Der Kutſcher bebte zurück, die Zügel entfielen ſeiner Hand, die Pferde bäumten ſich wild auf und drängten den Wagen an die Buden. Die dunkle Gewitterwolke des Schreckens entlud ſich plötzlich in helle Jammertöne, eine kreiſchende Angſt zitterte aus hundert Kehlen durch die Luft: „Dort, dort!“ ſchrie Einer vom Gefolge und wies auf Ravaillac. Die ſcheußliche Geſtalt des Menſchen mit dem rothen Bart und dem ſtruppigen Haar lehnte in furchtbarer Ruhe an der nahen Bretterwand. Der Mantel war von ſeinen Schultern geſunken, das Meſſer, das die Hölle gewetzt, ſteckte in der rieſigen Fauſt. Ein Schauder erſtarrte die Gaffenden, dann ſtürzten zwanzig Hände über ihn her, entriſſen ihm den Dolch, griffen nach ſeiner Kehle und knebelten ihn an allen Gliedern. Er lag am Boden unter den Fußtritten des Volkes.

Von dieſer Nebenſcene wandte ſich das Auge bald wieder auf den Mittelpunkt der Schauderthat. Man hatte die Pferde gebändigt, den Wagen zurückgeſchlagen, den Leichnam der gemordeten Majeſtät den Blicken der Menge entzogen, die in immer größern Maſſen heranwogte und von der Leidenſchaft ergriffen war, den Herrſcher, den Vater Frankreichs zu ſehen, ſei's lebendig oder todt. Der Herzog von Epernon ſprang auf das Wagenrad und herrſchte dem Volke zu: „Der König iſt nur verwundet, eine Ohnmacht hat ihn ergriffen!“ Dann gab er dem Kutſcher Befehl zum Aufbruch. Es ging nur langſam, denn Schritt für Schritt, vor den Hufen der Pferde, neben, faſt unter den Rädern der Carroſſe und hinten im dichten Gewühl drängte ſich die Schaar der Ungläubigen, der Beſtürzten, der Verwirrten, und bald laut mit gellendem Aufſchrei, bald dumpf im Gemurmel der ungewiſſen Wuth, wälzte ſich die Volksmenge wie eine Lawine, die ſich um den Wagen des Königs zuſammenballte, die Gaſſe hinunter, um den nächſten Boulevard zu gewinnen. Bei jeder Querſtraße drang ein neuer Menſchenſtrom vor und hemmte den Zug; oft wurden die Pferde wieder ſcheu und bogen zurück, dann griffen hundert Arme in die Zügel, in die Wagenſpeichen, in dieſelben, die ein verruchter Fuß noch kurz zuver beſtiegen. Endlich ſpannte man die unbändigen Thiere aus, tauſend Nacken boten ſich für das Zugſeil dar, weinend umarmte man ſich und im Zorn der Liebe drängte Einer den Andern fort, um den geheiligten Leib des königlichen Herrn zu geleiten. Viele krochen unter die Axen des Wagens und ſchoben ihn auf ihren Schultern fort; über manchen ging das Rad und er achtete der Wunden nicht, er pries ſich glücklich und ſtieß nur Verwünſchungen aus gegen den Räuber der Ehre Frankreichs. So hob, ſo trug man die Carroſſe langſam fort unter dunklem Geheul und tauſendſtimmiger Klage, die aus allen Häuſern, von allen Dächern herab, herniederſcholl, und von dem Gewühl in der Straße wieder aufſtieg zum heitern, ſonnenhellen Himmel, der um die Gräuel der Menſchenthat nicht zu wiſſen ſchien, weil er lächelte und immer lächelte.

So langte man um fünf Uhr Abends im Louvre an. Die Königin ſtürzte mit ihrem Gefolge der Leiche entgegen, die königlichen Kinder waren eingeſchloſſen; die Flügelthore des Schloſſes fuhren knarrend zu und trennten den Herrſcher von ſeinem Volke.

Im Louvre konnte es vor niemand mehr ein Geheimniß ſein, daß der König todt war; unter der Bevölkerung aber das Gerücht bloßer Verwundung feſtzuhalten, ſchien heilſam und vielleicht noch möglich. Der Herzog von Guiſe und der Herzog Epernon warfen ſich zu Pferde und ſprengten durch die Haupttheile der Stadt, um den Willen des verwundeten Königs, ſich ruhig zu verhalten, mit lauter Stimme kundzuthun.

Ganz Paris war in Aufſtand. Die Qual der Ungewißheit wiegelte noch mehr auf, aber der Volkswuth war das beſtimmte Ziel zu augenblicklicher Aeußerung genommen. Vielleicht hätte man den Louvre geſtürmt, die Köpfe der Jeſuiten gefordert, in dunklem Rachetriebe die nächſten Klöſter in Brand geſteckt, um der Leiche des geliebten Königs eine furchtbare Fackel anzuzünden; vielleicht hätte die Königin und die ganze Partei des Klerus und der Italiener flüchten müſſen. Dies alles unterblieb; in dem Wahne, der verwundete, der ſterbende König herrſche noch, fühlte ſich die Furie in ihren erſten, ſchrecklichſten Athemzügen gehemmt. Während deſſen geſchah alles, um das Unglück zu organiſiren, und das Volk daran zu gewöhnen, der Tod eines Königs ſei geringer zu achten, als der Umſturz aller Ordnung, die Auflöſung aller Bande. Die Thore der Stadt waren geſchloſſen. Die Regimenter traten in's Gewehr, die Garden in den Faubourgs erhielten Befehl, ſich auf dem Pont-neuf, in der Straße Dauphine und in der Umgebung der Auguſtiner zu verſammeln. Gleich in den nächſten Tagen ſollten die Parlamente zuſammentreten und erſucht oder gezwungen werden, die Regentſchaft der Königin zu proclamiren. Die Herzöge von Guiſe und Epernon hatten hier überall die Vorhand im Spiele; alles aber geſchah von Behörden, die unter Sülly ſtanden; ohne Anordnung, ohne Befehl des Miniſters, von dem man wußte, er ſei nach dem Könige der erſte Mann des Volks. War man doch ſchneller zu Verhaltungsmaßregeln befähigt, raſcher gefaßt als Sülly, ja faſt ſchien man vorbereitet auf ein Unglück ſolcher Art, wie es jählings den Staat und den Thron getroffen. Die Hand des Verruchten war vielleicht nicht gedungen, ſie war die That des iſolirten frechen Wahnſinns, aber ließen die vielen Prophezeiungen, die im Lande umliefen und von denen man jetzt erſt in Paris allgemein hörte, ließen die botſchaftlichen Anfragen von Flandern, von Italien, von Madrid her, ob der König noch lebe, ließ das alles mit dem tagſcheuen Eulengekrächze der betluſtigen, unheildrohenden und vom Himmel Rache fordernden Prieſter nicht darauf deuten, man ſei vorbereitet auf die gewaltſame That irgend eines bis zur Verworfenheit frommen Schwärmers? —

Sülly hatte ſich den Tag über ganz unwohl gefühlt. Vom Bade ermattet, ſaß er in ſeinem Lehnſtuhle, den Hals in Tücher gehüllt; die alten Wunden ſchmerzten, ſobald der Frühling mit ſeinen warmen Schauern herannahte. Er entließ den Schreiber, dem er einige Gedanken in ſein Memoirenheft dictirte. Die Uhr im Arſenal ſchlug Fünf; der König wollte ſchon bei ihm ſein. Da hörte er unten in der Vorhalle, wo die Wache ſtand, ſchallenden Lärm, der ſich alsbald näherte. Die Diener liefen durch einander; Zwei von ihnen traten mit verhaltenem Athem ein und meldeten den Straßentumult, der König ſei verwundet. Sülly wird bleich. Unangekleidet eilt er hinaus in den Saal, da ſtürzt Saint-Michel, der Ordonnanzofficier, faſt ſinnlos die Stufen hinauf, ohne Hut, ohne Schärpe, das blutige Meſſer mit dem Hirſchhorngriff in der Hand. „Ich muß es dem Herzog bringen, er glaubt es ſonſt nicht, daß man den König ermordet hat!“ Athemlos ſinkt er in ſein Knie und hält den Dolch zitternd in die Höhe. Sülly ſteht wie gerichtet. „Heiliger Gott!“ ſtöhnt er, „ſo iſt Frankreich verloren, wir Alle gehen zu Grunde. Halte

Deinen Zorn zurück, Herr des Himmels, nur Gerechtigkeit fordere ich, nicht Gnade!“

Saint=Michel berichtete in keuchender Haſt den Vorfall am Kirchhofe des heiligen Innocenz, ſoweit er ſelbſt davon Zeugniß zu geben vermochte, denn alles war im Nu geſchehen, von dem Fluge weniger Minuten ereilt und hinweggeriſſen.

Der Herzog ließ Pferde ſatteln und warf ſich in die Kleider. Seine Gattin kam weinend und bat ihn um Schonung ſeiner ſelber. Er wies ſie hart zurück und eilte die Treppe hinunter. Vor dem Arſenal fand er einen Trupp Reiter, der ſich zu ſeiner Dienerſchaft geſellte, und während der Zug den Boulevard hinunterflog, ſchaarten ſich rechts und links neue Haufen an und Sülly ritt mit einem Gefolge von hundert Grafen und Herren dem Louvre zu. An der nächſten Brücke machte er Halt. Durch das Gewühl der Fußwanderer, die zu beiden Seiten neben dem Zuge der Reiter hinwogten, drängte ſich ein eilfertiger Bote. „Dem Herzog Sülly!“ ſchrie er mit gellender Stimme und fiel den Pferden in den Zügel. Er überreichte dem Miniſter ein verſiegeltes Schreiben. Süllh erbrach es und las von unbekannter Hand: „Rettet, erhaltet Euch! Man mordet alle Freunde des Königs!“ Der Bote war raſch im Haufen verſchwunden. Süllh ſchüttelte den Kopf und gab dem Pferde die Sporen. Aber er war nicht viel weiter, ſo erneuerte ſich die Scene. Eine abermalige ſchriftliche Warnung: „Geht nicht in den Louvre!“ hieß den Herzog mit ſeinen Begleitern Rath pflegen. „Nachdem man den Vater des Königreichs ermordet hat,“ ſagte er mit der ſtillen Kälte, die ihm ſelbſt im Pulverdampf der Schlachten nie verlaſſen hatte, „dürfte es eine Kleinigkeit ſein, auch mich zu beſeitigen. Da Heinrich todt iſt, muß ich für Frankreichs Wohl mich erhalten.“

Während er noch in der Straße St. Antoine hielt, rückten die Garden aus der nächſten Kaſerne hervor, um nach dem Louvre zu marſchieren. „Ohne meinen Befehl?“ ſagte Süllh und war zur Rückkehr entſchloſſen. Er fertigte einen Officier mit dem Geheiß ab, der Königin ſeinen Reſpect zu melden, und ſie um ihre Befehle zu bitten. Kaum wandte ſich der Zug, um nach dem Arſenal zurückzukehren, als ein Bote von der Königin heranſprengte. Die Königin laſſe den Herzog erſuchen, ſchnell im Louvre zu erſcheinen, ohne viele Begleiter, ſie habe ihm Sachen von der größten Wichtigkeit mitzutheilen. Dies beſtimmte ihn noch mehr, den erregten Bedenklichkeiten Gehör zu geben; er ſandte den Edelmann mit der Erwiederung zurück, daß er im Arſenal und in der Baſtille die weitern Befehle der Majeſtät erwarte.

Als er die Stufen ſeiner Behauſung erreichte, brach ſeine mühſam behauptete Kraft zuſammen, er glitt wie betäubt vom Pferde herab und ſchleppte ſich mit dem Aufwande der letzten Beſinnung in ſein Gemach. Dort ſank er den Dienern ohnmächtig in die Arme. Man brachte ihn zu Bette, aber es war ihm nur kurze Zeit Raſt geſtattet. Es erſchienen Boten über Boten vom Louvre, um ſein Kommen zu beſchleunigen; er hörte jeden an, und ſandte ihn mit der wiederholten Verſicherung zurück, das Arſenal und die Baſtille ſeien in den treueſten Händen. Als ſeine Gattin vor ihm ſtand, entfernte er alle andere Umgebung und hieß ſie das Zimmer verſchließen, und endlich, da er ſich unbelauſcht fühlte von den Augen der Welt, ſtürzte der verhaltene

Strom von bitteren Thränen über das zuckende Antlitz des feſten Mannes.

Am andern Morgen erſchienen der Connetable und der Herzog von Epernon im Arſenal, ihm ihre Dienſte anzubieten und ihn im Namen der Königin zu bitten, ſeinen Beſuch im Louvre zu beeilen. Er glaubte nicht länger zögern zu dürfen und huldigte perſönlich, ſobald ſein Zuſtand es ihm erlaubte. Aber man hatte die Hauptſachen ſchon ohne ſeinen Rath angeordnet. Das Parlament war im Saale der Auguſtiner zuſammengetreten, der Herzog von Guiſe und der Pater Cotton waren zugegen, und die Königin wurde proclamirt.

Es war noch am Sonnabend, am funfzehnten Mai, am Tage nach der Ermordung, als man den Körper des Königs ſecirte. Die ſchöne Geſtalt, das herrliche Leben des Helden hätte nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur noch eine Reihe von dreißig Jahren beſtehen können. Die Eingeweide des königlichen Leichnams wurden ohne Ceremonie nach Saint-Denis gebracht. Eine Deputation der Geſellſchaft Jeſu erſchien vor der Regentin und bat ſich das Herz des Entſeelten aus, um es in ihrer Kirche zu la Flèche, die der König ihnen bauen ließ, beizuſetzen. Der einbalſamirte Körper lag im Louvre auf goldgewirktem Teppich. Zwei Altäre ſtanden zu beiden Seiten, Schaaren von Prieſtern hielten Wache und laſen achtzehn Tage lang Meſſe für die Seele des Ermordeten, die nun ſchon vor Gott ſtand und der armſeligen Sorge der Sterblichen nicht mehr anheim fiel.

Vor den Thüren der Conciergerie, Kopf an Kopf dicht gedrängt, ſtand die harrende Volksmenge. Hier ſaß Ravaillac, im Thurme Mont-Gommery. Schon acht Tage lang, ſeitdem ihn das Parlament unter ſeine Jurisdiction genommen, hatten die Verhöre gewährt; endlich ſollte im Saal der Auguſtiner das Urtheil geſprochen werden.

Die Volkswuth hatte kein anderes Ziel mehr als den verruchten Leib des Verbrechers. Der Aufruhr, der in den Gliedern des Pöbels tobte, der Schmerz der Liebe, der zu den Waffen der Rache griff, war jetzt in das eine ſchmale Bett gedrängt, in den Wunſch, den Miſſethäter an allen Martern, welche je die erfinderiſche Menſchheit aufzubringen wußte, verbluten zu ſehen. Es hätte nicht viel gefehlt, und der Strom des Zorns wäre aus ſeinen Ufern getreten und hätte die Klöſter, die Kirchen, die Wohnungen der Italiener und Höflinge, ja den Hof ſelbſt und die Stufen des Thrones überſchwemmt. In den erſten Tagen nach dem vierzehnten Mai zitterte ganz Paris vor ſich ſelber und man wußte nicht, welches Ziel ſich die Raſerei der Menge ſetzen würde. Auf allen Plätzen waren Tauſende gelagert bei Tag und bei Nacht, ſie kannten keinen Hunger, keinen Schlaf, nur die Gier nach Rache ſchrie aus tauſend Kehlen, und vive Henri le Grand! tönte bald murmelnd wie ein Gebet, bald wie gellendes Kriegsgeſchrei. Die Kirchen waren Tage lang geſchloſſen, aller Verkehr ſtockte, man hatte kein anderes Gebet als Rache, kein anderes Geſchäft, als das rechte Opfer zu finden. Der Adel wagte ſich kaum in ſeinen Carroſſen über die Straßen, die Geiſtlichen blieben ſtill hinter ihren Mauern und hielten Gott und alle Heiligen für nicht mächtig genug, um ſie vor der Wuth des Volks zu ſchirmen. Nieder mit der Ligue! nieder mit den Jeſuiten! Tod der Partei der Medicäerin! Das war das Schlummerlied vor den Thoren der Klöſter, der Morgengeſang vor den Fenſtern der Reichen. Die Schweizergarde genügte, den Louvre und die Tuilerien zu decken; die Garden aber ſchienen nur auf den Wink eines Führers zu harren, um in der ſchmerzlichen Luſt, den König zu rächen, mit den unteren Klaſſen gleichzufühlen. Dieſer Wink eines Führers blieb aus, Herzog Sülly lag von neuem krank im Arſenal und begnügte ſich mit dem Kommando über die Baſtille. So lief der Schmerz des Volkes nur in Zuckungen über das Angeſicht der Welt und erfüllte die Luft mit ohnmächtigem Schreie; die Hand des Pöbels tappte rathlos herum und erlahmte im irren Bemühen, die ſchuldigſten Schlachtopfer zu finden. Hier und da in den engen Gaſſen bei abendlicher Dämmerung ward ein Mönch erdroſſelt, weil er Ruhe gepredigt; eine offene That vor dem Licht des Tages wurde nicht gewagt. Zwei Tage nach Ermordung Heinrichs hatte eine wuthentbrannte Schaar das Kloſter der Barfüßer erſtürmt. Die Pforten lagen zertrümmert, die Geräthe in den Vorhallen zerſchlagen und die Menge ſtürzte ſchreiend in die Kapelle, wo die zitternden Brüder um die kleine ewige Lampe knieten. Da trat der Prior den Stürmenden entgegen und erzählte, wie er es geweſen, der den verruchten Ravaillac verdammt und aus der Gemeinſchaft der Barfüßer geſtoßen. „Sein Gehirn war von Viſionen des Teufels verpeſtet! Auf ihn, meine Kinder, falle die Rache des Gerechten, die Mutter Maria weint über den Tod Eures Königs!“ So ſprach der ſalbungsvolle Mann, und das Volk kniete hin, ließ ſich ſegnen, und zog ſchweigend von dannen. Solche Scenen hatten ſich einzeln wiederholt, die Rache ſchlich gebückt weiter und hinterließ nur hier und da kleine Aſchenhaufen, aus denen ein ſpärliches Opfer dampfte. Auch in der Allerheiligengaſſe ſah man eine ſolche Trophäe des gutmüthig entflammten, aber irregeführten Rachedurſtes. Es war Thomaſſin's Bretterhäuschen mit all den Latwergen und Säften, Tiegeln und Phiolen, die ſeine Apotheke bildeten. Die Trümmer rauchten noch und aus dem Schutthaufen ragte ein weißer Schädel und ein ſchwarzes, mit Aſche bedecktes Gewand hervor, das die Glieder des erſchlagenen Propheten nur kaum verhüllte.

Seit einigen Tagen hatte alle Sehnſucht nach Rache ſich auf den ehemaligen Schulmeiſter von Angoulême gewandt. Das Herz des Pariſer Volkes zitterte vor Verlangen nach dem Schauſpiele all der langſam erwogenen, gewiſſenhaft erklügelten Marterqualen, unter denen der Auserkorene der Hölle in ſeine Heimath fahren ſollte. Heute war offene Sitzung vor den Ständen des Königreichs, und man harrte auf den Uebelthäter, um ihn aus dem Gefängniſſe hinüber nach dem Saale der Auguſtiner zu geleiten. Die Menge geißelte ſich faſt vor Luſt, den Verruchten zu begrüßen. Die ſchwarzen Mauern der Conciergerie und der Thurm Mont-Gommery warfen die tauſend Flüche, die gegen ihre alte Stirn erdröhnten, mit vielfachem Echo über den Platz hinüber und ſchienen trotz ihrem düſtern Phlegma vor der Gewalt der laut entfeſſelten Wuth zu zittern. Nur dann und wann erſtarb der ſchallende Lärm zu dumpfem Gemurmel. Dieſer und jener hatte eine Mähr zu verkünden, eine Geſchichte vom Schulmeiſter von Angoulême zu melden, eine alte Ahnung vom Tode des Königs zu deuten. Bei jedem Ereigniſſe ſeltener Art ſoll die ganze Atmoſphäre immer ſchwanger ſein von geheimen Fingerzeigen und wunderbarer Vorverkündigung. Man ſucht ſie in der ganzen Kette menſchlichen Zuſammenhanges auf, will ſie am Himmel und ſeinen Naturbedingungen, wie in dem kleinen Allerlei der zufälligſten Geſtaltung im Thun und Laſſen finden. Was der Tag vorher unſcheinbar brachte, verſagte, wird nun plötzlich geheimnißſchwer; die Neugier und die ſcheue Angſt, die rathlos iſt und ohne Zuſammenhang bleibt über die ſchickſalsvollen Thaten des Menſchenlebens, füttern ſich mit den Broſamen, welche die Willkür des Zufalls der düſtern Nothwendigkeit abnöthigte. Alles, was um den König herum geſchah ſeit Monden, erſchien nun als hindeutungsfähig auf ſeinen Sturz. Hier hatte er ein Wort fallen laſſen, das ſonſt der Augenblick verſchlungen, wie er es gebracht, jetzt aber die Wagſchaale des Aberglaubens niederdrückte. Beſonders boten die Vorkehrungen zur Krönung der Königin tauſendfachen

Stoff für einen Wahn, der ſeine Richtigkeit ganz wo anders hat, als in den Kleinigkeiten des menſchlichen Verkehrs. Unter andern hatte der Maler das Wappen der Königin, ſtatt es, wie im Hauſe der Medicis üblich, mit Silber zu emailliren, unwiſſender Weiſe mit Kaſtanienbraun gefärbt, was die Farbe der Wittwen war, und ſtatt es mit Palmzweigen, wie er geſollt, zu gürten, malte er rings herum verſchlungene Seile, ebenfalls Symbole der Wittwenſchaft. Das war dem Könige ſelbſt erzählt worden und er hatte gelacht, obſchon ihm die ganze Atmoſphäre, unter welcher die Zubereitungen zur Krönung geſchahen, drückend erſchienen war. Tiefer jedoch und faſt hiſtoriſch vollwichtig waren andere Vorereigniſſe. Es gilt für erwieſen, daß zu Madrid und zu Mailand das Gerücht van Heinrichs ſchnellem Tode vor der Thaterfüllung verbreitet war. Acht Tage vor ſeiner Ermordung ging durch Lüttich ein Kourier, der es unachtſam verrieth, er bringe den deutſchen Fürſten die Kunde von Heinrichs Ableben. Zu Montargis fand man auf dem Altare einen Zettel, des Inhalts, daß dem Leben des Königs durch eines Tollkühnen Arm alsbald ein Ziel geſteckt werde. Zu Brüſſel, Mecheln, Antwerpen ſprach man ebenfalls von ſeinem Tode, ehe er erfolgte. Der Prevot der Kaufleute von Pluviers ſollte in eben der Stunde, wo Heinrich unter dem Meſſer des Verruchten fiel, von einer tödtlichen Verwundung des Königs geſprochen haben, womit er die ganze Geſellſchaft, die um ihn her verſammelt war, erſchreckte. Dieſer Mann, deſſen zwei Söhne im Jeſuitencollegium ſtudirten, ward gefänglich eingezogen, allein man fand ihn am andern Morgen, vor dem Verhöre, in ſeinem Kerker erhängt. Aber der Geiſt des Argwohns und die geſchäftige Vermuthung, des Königs Leben ſei längſt den Netzen ſeiner allernächſten Umgebung verfallen geweſen, ließ nicht ab, in den Hofkreiſen ſelbſt die Mitwiſſenſchaft des Verbrechens zu ſuchen. Was die Königin umgab, erſchien dem Volke als verdächtig. Ihr Kammerdiener, hieß es, habe zwei Tage vor dem verhängnißvollen Vierzehnten einen Brief aus Italien mit der Anfrage erhalten, ob Heinrich von Frankreich noch lebe. Auch den Herzog von Epernon verflocht man in Ravaillac's Plan, der kaum ein Plan zu ſein ſchien.

Und Katharine von Verneuil, bei ihrer Hinneigung zum Büßerleben, bei ihrer anſcheinbaren Vertrautheit mit dem königlichen Beichtvater, blieb nicht ungeſchont vom irren Vorwurfe. Gleich nach der Ermordung des Königs, noch an demſelben Abend, war ſie von der Louvreinſel verſchwunden. Krank und leidend wie ſie war ſeit der Begegnung mit dem Könige in der Kirche der Urſulinerinnen, hatte ſie das Lager nicht verlaſſen. Plötzlich aber war ſie fort, niemand von ihrer Umgebung wußte um ihren Entſchluß. Dies Verſchwinden war nicht wenig geeignet, das Auge der Juſtiz auf ſie zu richten. Endlich fand man ſie im Kloſter jener frommen Schweſtern, in der Zelle der Novizenmutter, die ſie heimlich aufgenommen. Ganz ſtill und ſtarr wie ein Marmorbild hatte ſie einige Tage dort zugebracht, ohne Speiſe, ohne Regung, auch die Sprache ſchien ihr verſagt. Sie hatte das Kreuz in Händen ſammt Roſenkranz und anderem Zubehör der frommen Uebung, aber ihr Geiſt war nicht bei dieſen Dingen ihr Auge war mit ſeinem Lebensſterne weit ab von der Welt um ſie her. So fand man ſie, als die weltliche Gerichtsbarkeit bei der Aebtiſſin Nachfrage hielt. Sie lächelte, als man ihr ſagte, ihr Verſchwinden habe ſie verdächtigt. „Ich will alles geſtehen,“ ſagte ſie weich wie ein krankes, willfähriges Kind, „führt mich vor Gericht, ich bin ſchuldig, ſehr ſchuldig, ich habe den König meinen Herrn in mancher Stunde meines Lebens gehaßt!“ Ein plötzlicher Strom von Thränen ſchüttelte die ſtarre Beklommenheit aus ihrem Gehirn. Die alte Zellenſchweſter hatte ſie immer ſchon mit großer Sorge gehütet, ihre Seele ängſtlich in's Gebet geſchloſſen, ihre trockenen Lippen und die heiße Stirn auf ihre Bitte faſt ſtündlich mit Weihwaſſer benetzt. Jetzt fuhr ein neues Leben in ihre Adern. „Ich will in's Gericht!“ ſagte ſie und nahm mit verklärtem Lächeln von den Schweſtern Abſchied. Sie war ſehr ſchwach, und man mußte ſie in die Sänfte heben, die bereit ſtand. Unterwegs aber hielten die Träger plötzlich inne. Eine ungewöhnliche Bewegung erſchütterte den Seſſel, die Scheiben brachen klirrend zuſammen und die Thür ſprang auf. Da ſaß Katharine mit geſenktem Haupte, die Hände zuſammengepreßt, ein Krampf hatte ihr Leben beendet. Dieſe bleiche Lippe konnte nun kein Gott mehr lebendig küſſen, dieſe ſchöne Stirn konnte nicht mehr vor Gericht erröthen, dies Herz, das nun ſtill ſtand, konnte ſich nicht mehr anklagen, denn Gott war ſein Richter, und dieſer Richter wies die Klage zurück. Die erſchrockenen Träger eilten mit ihrer Bürde zurück ins Kloſter. — Am andern Morgen wurde Katharine auf dem Friedhofe der Urſulinerinnen ſtill beigeſetzt.

Das war nach dem Tode des Königs das letzte Ereigniß geweſen, das die Pariſer in Spannung hielt. Es war das Thema, an welchem die verſammelte Menge vor der Conciergerie neuen Stoff für den Glauben fand, die Frevelthat ſei Aeußerung einer geheimen Verſchwörung, die dicht vor den Augen des Königs ihre Fäden anknüpfte. Als man die Marquiſe ins Kloſter zurückgebracht, entdeckte man Blutſpuren auf der ſchönen bleichen Stirn, und in den Augenhöhlen, die ſo arm an Thränen geworden, ſaßen zwei rothe Tropfen. Dies gab zu dem Gerücht Veranlaſſung, ſie habe ſich an den Scheiben der Chaiſe die Stirn zerſchmettert. Daran aber ſchien niemand zu zweifeln, daß ſie in der Angſt einer ſchuldbewußten Seele geſtorben war, wenn auch ihr Tod kein freiwilliger geweſen. Das alles ſtachelte nur noch mehr das Verlangen des Volkes, die geheimen Mitwiſſer des Verbrechens auszufinden, damit ſich der Arm der Rache immer weiter ausdehnte; er hätte jedoch das ganze Jahrhundert erfaſſen und erdrücken müſſen, um die große Schuld zu ſühnen.

Da ſprangen die Thüren im Gefängniſſe auf; die Menge, hier und da in Gruppen zertheilt, die auf die Redner lauſchten, fuhr convulſiviſch zuſammen, und ein verworrenes Gemurmel war der Vorbote des Sturmes, zu dem das Volk beim Anblicke des Mörders aufſchrie. Zuvor trat die Schweizergarde heraus, um mit den Hellebarden Raum zu ſchaffen, die buntgeputzten Schergen mit den goldenen Treſſen, bärtige, ernſte Harlekine zu dem großen Triumphzuge einer blutigen Faſtnacht. Hinter ihnen der Geiſtliche im ſchwarzen Talar. Er wollte die Hand und das Krucifix erheben, um die Menge zu ſegnen, aber man hatte für ihn weder Ohr noch Auge, denn hinter ihm auf der Schwelle ſtand Ravaillac und die Wuth des Volkes war plötzlich in ein ſtarres Grauen gebannt. Die lange breite Geſtalt überragte faſt die Federhüte der Schweizer. Die Hände auf den Rücken gebunden, um die Schulter ein ſchweres Eiſen, von dem die Kette nach den Fußſchellen herabhing, die Bruſt entblößt mit dem eingebrannten Namen des Herrn, den ſich die Frömmigkeit ins Fleiſch grub: ſo ſtand er vor der Menge. Das wilde Geſicht war blaß und ruhig, die Folterqualen hatten den Trotz gebrochen und eine Leidensmiene zurückgelaſſen, als habe ſich die Hölle an ihm einen Märtyrer erkoren. Der rothe Bart wucherte um's Kinn in dichtem Geſtrüpp, das Haupthaar fiel ſtruppig über die Stirn. Eine minutenlange Stille empfing ihn, man hörte nur das Klirren der Schienen und das Rollen der eiſernen Kugel, die bei jedem Schritt um die beengten Füße ſchwankte. Er blickte auf die Menge mit einer Art grinſender Wehmuth, und als von fern her ein Strom von tauſendfachen Flüchen ſich bis zu ihm heranwälzte, nickte er mit dem Kopfe, als erwiedere er mit hoher Würde den vermeintlichen Gruß des Volkes. Als die verhaltene Wuth ſich jetzt von allen Seiten entfeſſelte und die

Lawine der Volksmaſſe ſich über den Kreis der Hellebardenträger warf, rückten die Dragoner aus der nahen Gaſſe vor, der Hufſchlag der Pferde machte Raum und der hölzerne Armeſünderkarren rumpelte über das Pflaſter. Ravaillac ward hinaufgeworfen, er richtete ſich aber auf, um das Volk zu überſehen. In demſelben Augenblicke riſſen die Pferde den Karren fort und er ſtürzte mit dem Geſichte nach vorn auf das Stroh. Die Reiter drängten die Maſſe zur Seite und unter wilden Verwünſchungen, unter ewigem Kampf, um den gehemmten Weg zu bahnen, wälzte ſich der Zug nach dem Orte der Beſtimmung.

Im Saale der Auguſtiner waren die Richter und ihr Publicum bereits verſammelt. Es war das letzte, das öffentliche Verhör, und in dem weiten Raume mit der hohen Wölbung und den ſchwarz ausgeſchlagenen Wänden pochte manches Gewiſſen, als werde hier ſein Geheimniß offenbar. An der langen Fenſterreihe ſaßen Herren vom Hofe, der Adel des Reichs, die weltliche Vornehmheit der Hauptſtadt. Ihnen gegenüber, auf gleich ausgedehntem Flügel, wimmelten camäleontiſch die frommen Kutten der Chriſtenheit, rothe Hüte, violette Mäntel, grau, weiß, braun und ſchwarz die Ordensgewänder der geiſtlichen Heerſchaaren. Dicht neben den Biſchöfen und oberſten Hütern der Heerde Chriſti hatten ihren Platz die Väter von der Geſellſchaft Jeſu mit den eckigen Hüten und dem ſimpeln ſchmuckloſen Habite der ſtillen Todesbetrachtung. Welt und Geiſt ſaßen Aug' in Aug' ſich gegenüber, und hüben und drüben rollte manche Braue finſter auf oder zuckten verſchwiegene Blicke, um zu tödtlicher Anklage ein ſicheres Opfer und für die Schuld des Verbrechers die richtigen Schultern zu finden. Der Raum in der Mitte war frei. Der Platz der beiden Präſidenten nebſt den Parlamentsräthen war auf erhöhten Seſſeln, hinter ihnen und um ſie her im Halbkreiſe ſchaarten ſich die Abgeordneten der königlichen Gerichtshöfe und ſämmtliche Mitglieder der Sorbonne. Ihnen gegenüber hinter und über den Schranken drängte ſich lauſchendes Publikum, doch faßte die ſchmale Galerie nur wenige, ſo daß die ſcheinbar öffentliche Sitzung doch nicht in gleich ausgedehnter Weiſe war, was ſie ſein ſollte.

Was die Gedanken der hier Verſammelten erfüllte, war auch gar ſehr von dem verſchieden, was draußen das Herz des Volkes durchſtürmte. Hier galt die Intrigue, ein Kampf der Parteien, bei welchem die Sache nur den Vorwand gab. Dieſe Sache war nichts geringeres, als der unerhörte Mord eines Königs, den ſein Volk angebetet, aber dieſe Sache war ſchon in den Hintergrund der Intereſſen getreten. Es handelte ſich bei dem Proceſſe um den Nachweis eines ganz beſtimmten Zuſammenhanges, in welchem der Mörder mit den Lehren der Jeſuiten und mit Perſonen vom Collegium Clermont geſtanden. War es der weltlichen Gerichtsbarkeit gelungen, Ravaillac als Schüler, als Beichtkind, oder als Freund irgend eines Mitglieds der Geſellſchaft Jeſu darzuſtellen, ſo hatte ſie den allgemeinen Glauben für ſich, die That ſei auch innerlich ein Ergebniß jener trügeriſchen Doctrin, welche die Herrſchaft der Päpſte förderte, um die weltliche Macht zu ſtürzen, und die ſich der Fürſten bemächtigte, um die geiſtliche Monarchie des römiſchen Biſchofs zu untergraben. Gelang dieſer Nachweis, ſo war der Sieg der Feinde des

Jeſuitismus entſchieden und die Präſidenten des Gerichtshofes, Harlay und Potier, konnten dann mit Fug und Recht aus König Heinrichs Regierungsjahren den Fall heranziehen, wo ein mißlungener Mordverſuch an der Perſon der weltlichen Majeſtät die Verbannung der geſammten Geſellſchaft aus den Bezirken des Landes zur Folge gehabt. Heinrich der Dritte war unter mönchiſcher Hand gefallen, das ganze Mönchsthum konnte nicht die Schuld der That büßen; allein jener Chaſtel, der dem vierten Heinrich den Stich verſetzte, war eingeſtandenermaßen ein Jeſuitenzögling. Bei ſeinem Beichtvater, dem Pater Guignard, fand man eine Schrift zur Beſchönigung des Königmordes, die geradezu bewies, die Ermordung des dritten Heinrich ſei eine vor Gott wohlgefällige That. Jener Chaſtel wurde geviertheilt, ſein Pater gehängt, die ganze Genoſſenſchaft Jeſu ward aus dem Königreiche verbannt, eine Schandſäule deckte die Gebeine der beiden Verruchten, die wie Kopf und Hand, Wille und That, als einträchtige Glieder deſſelben Leibes verurtheilt wurden. Sechzehn Jahre waren ſeitdem verfloſſen, allein noch waren nicht acht vollendet geweſen, als es den diplomatiſchen Unterhandlungen des römiſchen Stuhles gelang, bei Gelegenheit der königlichen Eheſcheidung und der Einſegnung eines neuen Bundes die Zurückberufung der Geſellſchaft zu bedingen. Heinrich glaubte ſie durch Wohlthaten zu bezwingen, Sülly traute ſich zu, ſie unter ſeinen Augen zu behüten; jener hielt ſeine Blicke auf die Organiſirung der europäiſchen Staatenverhältniſſe; dieſer legte das friedliche Gedeihen des materiellen Wohls in die Wagſchale des Geſchicks, und ſo waren die Klugen doch wieder nicht klug genug, um Andere für klüger zu halten. Das Parlament, die Stimme der Nation, das immerdar gültige Naturgefühl des Volkes, ward nicht befragt, ein königliches Machtgebot rief die Jeſuiten zurück. Auch ſah man mit Staunen, wie ſie überall nur aus dem Verſteck heraustraten, um ihren Staat im Staate neu zu gliedern und das alte Unheil geiſtlicher Geheimmacht auf neue Weiſe zur Erſcheinung zu bringen. Ganz Frankreich wimmelte plötzlich wieder von Jeſuiten. Sie waren nur bedingungsweiſe zugelaſſen, nur langſam und mit der Miene beſcheidener Demuth faßten ſie Fuß, aber mit bewunderungswürdiger Dienſtfertigkeit räumte man ihnen Collegien und Profeßhäuſer ein. In Paris fehlte noch ein Hauptſitz. Hier wurde der Adel gewonnen, der ſeine Ausſchweifungen unter dem Mantel der Geſellſchaft ſanctionirt ſah. In der Ariſtokratie von Paris gewann ſie ihre wirkſamſten Creaturen. Ein Beichtvater bei Hofe ſollte Gewährſchaft leiſten für alle Glieder der Gemeinſchaft; aber er leiſtete mehr, er beherrſchte die Salons mit Witz und Geiſt. Endlich erhielten ſie das Patent, kraft deſſen es ihnen erlaubt war, ihr Collegium Clermont wieder zu beziehen, jedoch mit dem Vorbehalt, daß es ihnen zu keiner Zeit geſtattet ſei, öffentlichen Lehrunterricht zu ertheilen und überhaupt Schulen zu eröffnen. Mit unverwüſtlicher Geſchmeidigkeit wußten ſie ſich in alles zu fügen, die Beſchränkungen zu umgehen, ohne ſie zu überſchreiten. Sie legten in ihrem pariſer Collegium eine Penſion für junge Leute vom Adel an. Eine Anſtalt ſolcher Art war ein dringendes Bedürfniß der hohen Geſellſchaft damaliger Zeit. In den gewöhnlichen Klöſtern waren alle Formen veraltet, alle Lebensadern verſtockt, vor allen Dingen war aber die Erziehung der Jugend durchaus zeitwidrig. Man gab nur Kinder armer Leute hin, die dann auch zumeiſt der geiſtlichen Genoſſenſchaft als Recruten für das welterſtorbene Büßerhandwerk verblieben. In dem Clermont'ſchen Collegium erzog man die Jünglinge für die Feinheiten geiſtiger Genüſſe, für die Raffinerien der großen Welt. Dabei ward die Reihe der Bedingungen, die das königliche Patent ſtellte, ſorgſam erfüllt. Man zog fremde Pädagogen in die Anſtalt, die ſich mit dem wiſſenſchaftlichen Unterrichte der Zöglinge befaßten. Selbſt die ökonomiſche Verwaltung ward anfangs einem Fremden überwieſen und der Schein uneigennützigen Wirkens eifrigſt gepflegt. Nur allmählig übernahm man den religiöſen Unterricht und die ſittliche Leitung, und die Pädagogen traten als untergeordnete Maſchinen zurück, welche die Knaben in grammatikaliſchen Elementen und in den ritterlichen Dienſten übten. Der Gunſt hoher Häuſer war die Geſellſchaft nun ſchon gewiß, und man ſprach bei Hofe immer lauter und unverholener von dem Werthe des

Inſtitutes. Ehe Heinrich und Sülly es ſich verſahen, waren ſie von den wärmſten Vertheidigern der Sodalität umringt, und in Kraft königlicher Patente wurden die Vorleſungen über die geſammten theologiſchen Disciplinen geſtattet. Den einzigen Widerſtand bildete die Sorbonne, die, auf jeden Schritt der Jeſuiten eiferſüchtig, gegen dieſe Beeinträchtigung der eigenen Wirkſamkeit proteſtirte. Die geſammten Facultäten der Hochſchulen des Landes erhoben ſich, um ihre Gerechtſame zu ſchirmen, und der damalige Syndicus der Theologen, der berühmte Richer, ſchilderte in abſchreckenden Farben alle die Drangſale, die daraus erwachſen würden, wenn die Jeſuiten ſämmtliche Univerſitäten an ſich gebracht und ihr Ziel erreichten, die einzigen Lehrer der Welt zu ſein. Darauf erfolgte ein abermaliger Machtſpruch aus dem Cabinete, und der abſolute Königswille grub ſich, wie immer, ſelbſt ſein Grab.

Nun aber war es Sache des Parlaments, einen Zuſammenhang zwiſchen der Frevelthat und dem Jeſuitismus aufzufinden. Ravaillac's Leben zeigte ein Gemiſch von allgemein menſchlicher Verworfenheit und religiöſer Schwärmerei. Er ſagte vor Gericht aus, er habe die That um Gottes und der Heiligen willen verübt. Man konnte Gott und den Heiligen nichts anhaben, weil ſich ein Verruchter auf ſie berief, eben ſo wenig der Mutterkirche und dem Papſte, weil Ravaillac ſagte, beide hätten den Mord ſtillſchweigend geboten, denn der Mord ſei nur eine Vertheidigung beider, da ihr Daſein und Heil durch den König und ſein Bündniß mit den deutſchen Ketzerfürſten gefährdet ſei. Das alles behauptete der Schulmeiſter mit frecher Conſequenz und man fand ihn mit allen ſpitzfindigen Waffen der Rede ausgerüſtet. Im Läugnen eines Mitwiſſers blieb er ſtandhaft, ſelbſt die Folterqual nöthigte ihm kein weiteres Geſtändniß ab, er berief ſich auf die Stimme Gottes in ſeiner Bruſt und auf die Viſionen ſeines innern Auges. Nur dann und wann ließ er die frechen Worte fallen, er bereue nicht, alſo brauche er auch nicht zu geſtehen, König Heinrich habe auch ſonſt ein verwerfliches Leben geführt und das Sacrament der Ehe verletzt; wer dem verführeriſchen Leichtſinne der Mächtigen Schranken ſetze, dem werde dereinſt die Palme des Ruhms winken. Als man ſich ſeiner Perſon bemächtigt, fand man Dinge bei ihm, die ſeine religiöſen Uebungen bezeugten, einen Roſenkranz, ein Papier, auf welchem das franzöſiſche Wappen und daneben zwei Löwen gemalt waren, der eine mit einem Schlüſſel, der andere mit einem Degen in der Tatze, und darunter der Wahlſpruch: Dulde nicht, daß man Gott beleidigt! Auch ein Stück Baumwolle in Form eines Herzens fand man, das ihm ein Canonicus aus Angoulême geſchenkt, und in welchem ſeine Frömmigkeit einen Splitter vom wahren Kreuz eingeſchloſſen glaubte, nach dem man aber vergebens ſuchte. Daß ihn die Lectüre pietiſtiſcher Schriften zur That getrieben, geſtand er frei ein; wie aber ließ ſich die Brücke entdecken, die von ſeinem religiöſen Wahnſinne auf die Satzung irgend einer geiſtlichen Geſellſchaft führte? Daß die wieder vor kurzem in Paris verbreitete Schrift des ſpaniſchen Jeſuiten Mariana, die den Königsmord in gewiſſen Fällen für Gott wohlgefällig erklärte, aus der Officin des Clermontſchen Collegiums hervorgegangen ſei, davon war man allgemein überzeugt; allein der moraliſchen Ueberzeugung fehlte jeder Anknüpfungspunkt zu gerichtlichem Erweiſe. Der Zuſammenhang des Verbrechens blieb um ſo fraglicher, als es ſich ergab, Ravaillac habe gerade dieſe Schrift nicht geleſen. Da verhieß er ſelbſt Aufſchluß zu geben, er wolle vor dem Parlamente ſeinen Beichtvater und ſeine Lehrer nennen.

Man hatte ihm die Ketten abgenommen und um ſeine Blöße ein wollenes Mäntelchen gehüllt. Vielleicht wollten die Richter auch die Wundenmale der Foltern bedecken, womit ſie ihrer ſchwachen Unterſuchungskunſt zu Hülfe gekommen. Er ließ es geſchehen und wickelte die zerſchlagenen Fäuſte in das Mäntelchen, das kaum bis über die Bruſt herabging. So ſtand er vor den Schranken ſeiner Feinde, wie er ſagte, mit ſtämmigem Trotze, die Arme in einander gelegt; der wilde Blick lief beutegierig über die Verſammlung hin, deren tauſend Augen in Angſt und Sorge, oder in triumphirendem Verlangen auf ihm hafteten. Seit den letzten Verhören zeigte ſich unverkennbar eine Veränderung in ſeinem ganzen Weſen. Nicht Kerker und Folterqual, getäuſchte Erwartung hatte einen Wandel ſeiner Stimmung hervorgerufen. Er fühlte, ſein Wahnſinn habe ſich verrechnet. Dem Volke hatte er die Feſſeln der Knechtſchaft zerſprengen wollen, und das Volk verfluchte ihn mit Millionen Stimmen. Der Kirche Gottes wollte er ein Märtyrer ſein, und die Kirche ſprach: Hebe Dich von uns, Verruchter! Gott, hatte er gewähnt, müſſe ſelbſt in Steinen ſich verkündigen, wenn die Menſchen vor ſeiner That erbebten; ſtatt deſſen predigte nur das Volk mit Steinen, die es gegen ihn erhob. Anfangs war der Prozeß ſehr nachläſſig geführt, man ließ Perſonen allerlei Standes zu ihm, man ſah viele ſchwarze Gewänder mit ihm verkehren; ſelbſt Pater Cotton, ging das Gerücht, habe ihn im Kloſter beſucht und ihm das ewige Heil der Seele verſprochen, wenn er niemand in ſein Verderben ziehe, am wenigſten gute katholiſche Chriſten. Sobald ihn das Parlament unter ſeine Jurisdiction genommen, war er von allem Zuſammenhange abgeſchnitten. Man ſchickte Geiſtliche zu ihm, die ihm die ganze Verworfenheit ſeiner thieriſchen Natur vorhielten, und er war entſchloſſen, nicht ohne

Rache von hinnen zu gehen. Allerdings hatte er auf die Jeſuiten gerechnet; hatte er doch bei ihnen gebeichtet, ihre Hörſäle fleißig beſucht. Er beſaß nicht genug von der Kunſt der Trugſchlüſſe, um an einem ihrer Lehrſätze nachzuweiſen, daß wenn der Geiſt das Recht habe, das Fleiſch zu verdammen, die Kirche auch befugt ſei, die Welt zu unterjochen; geſchah dies nun durch ein Verbrechen, ſo habe die weltliche Macht die Gewalt, das Verbrechen zu ſtrafen, aber der Geiſt behalte ſich ſich ſeine Segnungen vor für das auserkorne Werkzeug ſeiner Pläne. So viel Logik hatte Ravaillac von den Jeſuiten nicht gelernt, aber er fühlte, man habe ihn dem weltlichen Arme preisgegeben; für dieſe Treuloſigkeit müſſe er ſich rächen.

Der Präſident des Gerichtshofes, der gewiegte Harley, legte der verſammelten Menge den Stand der Sache dar. Es dauerte lange; die Juſtiz war eben ſo gründlich wie umſtändlich. Der Inculpat wechſelte mehrmals ſeine Stellung, die Wunden an ſeinen Händen brannten, endlich lehnte er ſich mit der Schulter an die Barrière, den Rücken ſeinem Richter zugekehrt; es ſchien, als wären die Flammen der Hölle in ſeinem bleichen Geſicht erloſchen. Als der Präſident ihn anredend daran gemahnte, daß er noch ein Geſtändniß über Mitſchuldige oder Mitwiſſer verſprochen habe, blickte er, ohne ſeine Stellung zu verlaſſen, von der Seite auf und ſagte in gedehntem Ton: „Ich habe meine Mitwiſſer unter der Geſellſchaft Jeſu, im Collegium Clermont habe ich meine Schule gemacht, dort ſind meine Entſchlüſſe gereift.“

Auf den Bänken der Geiſtlichkeit entſtand eine laute Bewegung. Der Provincial der Jeſuiten, der nach Paris geeilt war, als triebe ihn die Beſorgniß, die Stellung der Sodalität ſei gefährdet, wollte ſich als befugter Anwalt und oberſte Behörde ſeines Ordens erheben. Der Präſident fuhr aber mit ruhiger Stimme fort, zum Verbrecher gewendet: „Hiermit haſt Du in keiner Weiſe jemand angeklagt, weder eine Perſon, noch eine Corporation. Die Schule der Jeſuiten iſt für alle Welt geöffnet, das Laſter wie die Tugend hat Zutritt zu den Hörſälen des Collegiums. Haſt Du niemand ſonſt als mitwiſſend um Dein Vorhaben zu nennen, ſo ſchweig!“

Ravaillac's Auge blitzte Verderben ſprühend aus den vertieften Höhlungen. Er lauſchte, als erwarte er, daß ſich jemand erhöbe; aber eine bebende Stille lag um ihn. Dann warf er den Kopf zurück, nahm ſeine Haltung zuſammen und trat mit raſchem Schritte zu den Bänken der Geiſtlichkeit. Seine wilden Blicke flogen die Reihen auf und ab, als hielte er Muſterung. „Pater d'Aubigny, mein Beichtvater!" ſchrie er laut mit gellender Stimme. „Ihm habe ich mein Vorhaben in der Beichte vertraut!" Er warf den Zipfel des Mantels zurück und die mit Tüchern verbundene Fauſt des Mörders wies auf den Prieſter im ſchwarzen Talar, der mitten unter ſeinen Ordensbrüdern ſaß.

Ein Tumult flog durch die Verſammlung. Mehrere Prälaten waren aufgeſprungen, ganze Reihen geiſtlicher Heerſchaaren erhoben ſich; Aller Augen waren auf d'Aubigny gerichtet, der einer Pauſe bedurfte, um ſich zu ſammeln.

Jetzt war vielleicht der Anknüpfungspunkt gefunden, um den Jeſuitismus im Zuſammenhange mit der blutigen That zu erblicken. Läugnete der Prieſter Ravaillac's Beichte, ſo ſetzte er durch dies Bekenntniß der Feigheit das mächtige Anſehen des Ordens in den Augen der Welt herab, denn daß der Verbrecher mit ihm und mit anderen Genoſſen der Geſellſchaft viel verkehrt, war allgemein bekannt. Stützte ſich der Prieſter auf die Pflicht, Beichtgeheimniſſe unverbrüchlich zu verſchweigen, ſo war doch die Gefährlichkeit dieſer geiſtlichen Machtvollkommenheit in Sachen der öffentlichen Wohlfahrt eingeſtanden.

Ganz gegen Erwarten löſte jedoch d'Aubigny dieſe Schlinge, die ſich über ſein Haupt legte. Wie er ſich von ſeinem Sitze erhob, ſtockte der Athem der Verſammlung. Das große Auge des Jeſuiten, in welchem die ganze Herrſchluſt ſeines Ordens brannte, blickte rings um, als fordere er die Welt zum Zeugen ſeiner Worte heraus. Dann maßen ſeine Blicke mit dem vollen Gewichte ſtrafender Ueberlegenheit den Verworfenen, der hier als Kläger wider Gott und ſeinen Geſalbten aufſtand. „Wohl möglich," ſagte der Prieſter, „daß dieſer Verbrecher mir eingeſtanden, ſein Sinn dürſte nach einer That, die der weltliche Arm zu ſtrafen befugt iſt. Wohl möglich, daß er zu den Hunderten gehört, deren Ohrenbeichte ich Kraft göttlicher Willensmeinung in Empfang nahm und mit Buße belegte. Wohl möglich; — obſchon ich mich dieſes Menſchen nicht erinnere noch ſeines Anliegens. Gott hat Einige mit der Gabe der Sprache belehnt, Andere mit der Gabe der Prophezeiung und Offenbarung, mir aber hat er die Gabe verliehen, Beichtgeſtändniſſe gleich im Moment der Empfängniß, gleich nach Auferlegung der Buße zu vergeſſen. Außerdem bin ich Ordensgeiſtlicher und habe nichts zu thun mit der Welt und ihren Geſchäften."

Die Verſammlung athmete wieder auf. Die Weltlichkeit und die Freunde des freien Königthums blickten verdroſſen zu Boden; die Geiſtlichkeit triumphirte ſtill. Ravaillac ſtand vernichtet, mit geſenktem Kopfe, den Rücken wieder an die Barre gelehnt; um ſeine bleichen Lippen zuckte die ſtumme Wuth. Die Richter flüſterten unter einander, und der Präſident erhob ſeine Stimme, zu Ravaillac gewendet: „Haſt Du noch ſonſt etwas vorzubringen? Kannſt Du noch irgend wen namhaft machen, der um Deine That gewußt, der auf Deine Entſchlüſſe Einfluß geübt?“

Da preßte Ravaillac unter dem Mantel ſeine wunden Arme ſo heftig an einander, daß er vor Schmerz die Lippen zuſammenſchlug. Er richtete ſich auf, warf den Kopf in die Höhe und ſtierte auf ein neues Opfer ſeiner Rache. Sein Auge hatte es erſpäht; dann wandte er ſich zu den Richtern und rief: „Die Geſellſchaft Jeſu ſcheint nicht Luſt zu haben, den Antheil, den ſie an mir genommen, einzugeſtehen. Und doch verdank' ich ihr all mein geiſtiges Hab und Gut, mein Wiſſen und mein Denken. Ich will denjenigen nennen, an den ſich alle meine Gefühle knüpfen; aus ſeiner Weisheit ſog ich meine Entſchlüſſe, aus ſeiner Doctrin entnahm ich mir die Kraft, die weltliche Anmaßung zu ſtürzen, ihm erzählte ich meine Viſionen in der Kirche zu Vivonne, ihm ſagt' ich, wer der Mohrenkopf ſei, der die Chriſtenheit verpeſtete, der Mohrenkopf mit dem Diadem der weltlichen Hoheit; Pater Florentin iſt der Lehrer meines innern Menſchen.“

Unter den ſchwarzen Roben der Jeſuiten ſaß der junge Geiſtliche, der Caſuiſt des Collegiums, der beliebte Kanzelredner der feinen Welt. Er fuhr wie aus einem Traume auf, als er ſeinen Namen hörte, eine flammende Röthe ſtieg über ſein Geſicht, als er fühlte, daß die tauſend Blicke der Verſammlung auf ihm hafteten. Er erhob ſich raſch, noch ehe der Präſident das Wort nahm; das Gemurre des Unwillens, das durch die Menge lief, verſtummte. „Ich will nicht läugnen,“ ſagte Florentin mit lauter feſter Stimme, „daß ich den Unglücklichen kannte, deſſen verruchte That über Frankreich den Trauermantel breitet. Ob meine öffentlichen Reden es verſchuldet, die Verworfenheit in ihren ſchamloſen Entſchlüſſen beſtärkt zu haben, darüber urtheile die Welt, die mich hörte! Aber ich verkehrte auch heimlich mit dem Schulmeiſter von Angoulême. Hierüber bin ich Rechenſchaft ſchuldig. Ich gab ihm zweimal in meinem Zimmer Gehör und ich weiß, er enthüllte mir die ganze Verworrenheit ſeines fanatiſchen Eifers, der Kirche Gottes zu dienen. Er erzählte mir ſeine Viſionen und ich erklärte ſie ihm für ſchwüle Ausgeburten ſeines kranken Blutes. Er ſprach von den Qualen ſeiner

Sehnſucht, etwas Ungeheueres zu thun, das den Sieg des Herrn auf Erden ſichere, etwas Unerhörtes, das ſein eigenes Seelenheil begründe, und ich ſagte ihm, die Kirche Gottes bedürfe nicht mehr der Wunder, der Märtyrer, am wenigſten herkuliſcher Thaten aus frommer Eitelkeit; die Religion ſei nicht dazu da, die Welt zu verwüſten, ſondern zu beglücken und zu beſeelen. Ich rieth ihm ab, in bloß äußerlichem Formdienſt Beſchwichtigung zu ſuchen, ich warnte ihn ſogar vor Kloſterbuße und all der ſinnlichen Erfüllung von Gelübden, womit ſich ein verworrenes Gemüth abzufinden gedenkt und wodurch ſich der Fanatismus der Geſinnung zu einem verbrecheriſchen Dünkel ſteigert, der Wunder! glaubt, wie heilig er ſei, und der doch weder der Menſchenwelt noch der Kirche Gottes frommt —“

„Das überſchreitet ſchon die bloße Rechtfertigung Deiner Perſon und unſerer heiligen Geſellſchaft!“ unterbrach ihn, von den Bänken der Geiſtlichkeit ſelbſt, eine ſchallende Stimme. Eine hohe Geſtalt im ſchwarzen Jeſuitentalar, die unter den Biſchöfen und oberſten Prälaten ſaß, hatte ſich raſch erhoben, und vor dem mächtigen Klange der tiefen Worte, die dem jungen Pater ein Veto zuzurufen ſchienen, verſtummte der Redner. Ein ſtrafender Ernſt lag in den Blicken des älteren Prieſters und Florentin zitterte vor der Gewalt dieſes ſtarren Auges, das auf ihn gerichtet blieb, als habe der Mann ein Recht dazu, ſeine Selbſtſtändigkeit zu vernichten. So ſtanden ſich beide eine Zeit lang ſchweigend gegenüber; was in ihrem Innern vorging, ſchien vor der verſammelten Menge, vor den Ohren der Welt und der Ordensbrüder keine Sprache gewinnen zu dürfen. Es war Ignaz Armand, der Provincial der Geſellſchaft, der ſich erhoben, um den jugendlichen Redner in ſeiner Mittheilungsluſt zu hemmen; daß es Florentin's Vater war, der ſich hier gegen den Sohn den ſtrafenden Ernſt erlaubte, wußte außer ihnen beiden niemand.

Der Provincial hatte wieder ſeinen Platz genommen und ſprach eifrig mit den Biſchöfen zur Rechten und Linken; eine flüſternde Bewegung lief durch die Reihen der Geiſtlichen; die Weltlichkeit verſtand das Intermezzo nicht, aber ihr war die Kühnheit des jungen Jeſuiten, womit er ſich gegen den bloßen Formdienſt des Kloſterlebens, gegen die Anmaßung des frommen Fanatismus erklärt hatte, eben ſo willkommen als auffällig.

Florentin ſtand noch immer. „Man hat meine Rechtfertigung unterbrochen,“ ſagte er mit lauter Stimme, und die Farbe des flammenden Stolzes leuchtete aus ſeinem Antlitze. „Ich bin der Verſammlung mein ganzes Glaubensbekenntniß ſchuldig, denn der Fall, über den Frankreich trauert, iſt unerhört. Es ſoll nicht heißen, daß die Geiſtlichkeit der weltlichen Macht das Verbrechen nur überläßt und preisgibt, nicht eben ſo ſehr wie dieſe es verdammt und verwirft. Es ſoll nicht heißen, daß ſich in das Daſein der menſchlichen Geſellſchaft ein Zwieſpalt wirft, als wollten ſich Leib und Seele trennen, und von einander gelöſt beide ein ſelbſtſtändiges Leben friſten. Das brächte nur Verwüſtung über das Geſchlecht. Ich habe geſagt, daß ich mich rein fühle von der Befleckung mit dem Miſſethäter, daß ich keinen Einfluß hatte auf ſeine wilden Gelüſte, um ſein verbrecheriſches Vorhaben nicht wußte. Aber ich will mehr geſtehen. Hätte er mir ſeinen Entſchluß gebeichtet: ſo wahr Gott mir helfe! ich hätte das

Gelübde der Geheimhaltung der Beichte gebrochen, ich hätte dies kleinere Vergehen verübt, um die Welt vor einem größeren, um Frankreich vor dem Fluche einer Frevelthat zu ſchirmen!"

Die Gewalt menſchlicher Ueberzeugung brannte noch in ſeinen Blicken, als er jetzt ſeinen Platz wieder nahm und ſtill und ruhig die Wirkung ſeiner Worte wie ein Verhängniß über ſich ergehen ließ. Er hatte einen Sturm erregt, der hier nicht völlig zum Ausbruche kam, aber ſein drohendes Vorſpiel begann. Es war unerhört, daß ein Prieſter des Herrn eingeſtand, er ſei fähig, um weltlicher Zwecke willen ein Beichtgeheimniß zu verrathen. Die braunen, grauen, ſchwarzen und weißen Kutten ſteckten die Köpfe zuſammen, mehrere Biſchöfe auf der erſten Bank ſtanden auf, und wandten die greiſen Häupter auf den ſtillen Jüngling mit dem brennenden Auge und der verwegenen Zunge. Der Provincial der Jeſuiten erhob ſich zu wiederholten Malen, aber die vor Zorn bebende Lippe ſchien das Wort nicht zu finden, das hier in Gegenwart der weltlichen Richter die Keckheit des jugendlichen Aberwitzes ſtrafen konnte.

Der Präſident des Gerichtshofes unterbrach den Tumult, welcher Fragen aufregte, die außerhalb der hier gezogenen Kreiſe lagen. Er redete Ravaillac an, der erſchöpft an der Barre lehnte. Die Anfrage, ob er noch Mittheilungen zu machen habe, da die bisherigen entſchieden beſeitigt ſeien, beantwortete er ſchweigend. Sodann zog der Richter die Summa der Verhandlungen nach üblichem Brauche; der Stab wurde gebrochen; der Königsmörder war verurtheilt. Ravaillac zuckte leiſe zuſammen, als er die Art der Todesſtrafe vernahm; ſonſt war er in ſtumpfe Regungsloſigkeit verſunken. Daß die Kirche ihn aufgab, ſie, die nach ſeinem Wahne ihm die Märtyrerkrone reichen ſollte, das war der Tod, der ihn am tiefſten vernichtete und von dem Gipfel ſeines Wahnſinns ſtürzte.

Früh am andern Morgen erfuhr Florentin die erſte Wirkung ſeiner freimüthigen, vom Gefühle menſchlicher Empörung eingegebenen Worte. Den übrigen Theil des geſtrigen verhängnißvollen Tages hatte er ſtill in ſeinem Zimmer verlebt. Ein feſter, ruhiger Schlaf hatte ihn die Nacht erquickt; er hatte kaum noch an die Möglichkeit deſſen gedacht, was im Collegium über ihn berathſchlagt und beſchloſſen war.

Die Morgenſonne fiel ſchräg in ſein Fenſter. Er begrüßte mit heiterm Sinne den lachenden Tag, und war mit dem Glockenſchlage bereit, in den Hörſaal, wohin ſein Amt ihn rief, hinabzuſteigen. In den gewölbten Gängen wandelten die Schüler auf und ab. Man grüßte ihn ſchüchtern, eilte ſcheu an ihm vorüber. Sein Hörſaal war leer, die Flügelthüren ſtanden weit offen; ein Anſchlag mit dem Siegel des Provincials fiel ihm ins Auge. Das Rectorat des Collegiums erklärte die Vorleſungen des Pater Florentin vorläufig für aufgehoben. Da bedachte er erſt, daß ſeine Aeußerungen vor den weltlichen Richtern zwiſchen ihm und ſeiner geiſtlichen Corporation einen Bruch herbeiführen mußten, der nicht ſo leicht wieder auszugleichen war. Er hatte öffentlich und mit einer Begeiſterung, die faſt von weltlichen Gefühlen ihre Flamme zu entnehmen ſchien, das Beichtgeheimniß, dies prieſterliche Vorrecht, das ſo viel

Gewalt in ſich ſchließt, für verletzbar, für nicht bindend erklärt, wenn das Regiment der weltlichen Macht durch die Verſchwiegenheit des Prieſters gefährdet werde. Gab man dieſer Anſicht Raum, ſo war die Selbſtſtändigkeit der Hierarchie, die oberhoheitliche Unabhängigkeit des geiſtlichen Staates im weltlichen, aufgehoben, dann war die Kirche nur um des Staates, Gott nur um der Welt, der Geiſt nur um des Leibes willen da, und die mit herrſchſüchtiger Sorgſamkeit errungene Macht der geiſtlichen Corporationen war vernichtet. Nicht blos im Allgemeinen die Herrſchaft über die Gemüther, auch ganz beſonders die Wirkſamkeit und Bedeutung der Geſellſchaft Jeſu war damit aufgegeben.

Florentin durchdachte dies, als er durch Seitengänge nach ſeinem Zimmer zurückkehrte.

Er fand ſeine Thür, die er verſchloſſen hatte, geöffnet. Sich wundernd, trat er ein. Sein Vater, der Provincial, ſtand vor ihm. „Ich wollte Dir den Collegialbeſchluß ankündigen," ſagte Ignaz Armand, „nun wirſt Du mir zuvorgekommen ſein, ihn bereits wiſſen."

„Du haſt viel verſchuldet," fuhr er fort, als Florentin ſchwieg. „Alle Gemüther haſt Du empört, alle Stimmen ſind wider Dich. Wer die Verletzlichkeit des Beichtgeheimniſſes ſo förmlich einräumt, der Weltlichkeit ein ſolches Schauſpiel innerer Zwietracht unter den Gliedern des geiſtlichen Lebens gibt, ſollte ſofort von der Corporation ausgeſchloſſen ſein für alle Zeiten. Dennoch kannſt Du durch öffentliche Zurücknahme Deiner gutgemeinten, aber leidenſchaftlichen Herzensthorheit vieles wieder gut machen."

„Ich habe nichts gut zu machen, was böſe wäre," ſagte Florentin, „will nichts widerrufen. Mein Herz iſt kein flatternd Segel, das mit dem Hauche des Windes aufſchwillt, mein Herz iſt der Anker meines innern Lebens."

„Das Collegium unſerer Geſellſchaft weiß Deine Verdienſte, Deinen Eifer, Deine Kanzelberedtſamkeit zu ſchätzen, mein Sohn. Um deswillen iſt man der Anſicht, Du möchteſt durch einen Widerruf in öffentlicher Sitzung die jugendliche Leichtfertigkeit bereuen!"

„Ich war nicht leichtfertig," entgegnete Florentin,

„auch die Vernunft ſagt mir, ich that wohl daran, der Sprache des Herzens Raum zu geben."

„Die Vernunft ſagt, Dein Herz ſei thöricht geweſen aus Leidenſchaft, die der Moment und das Mitleid mit der Verwirrung der weltlichen Dinge eingegeben."

„Nur vor der Satzung kann ich ſträflich erſcheinen," ſagte der Jüngling, „nicht vor meinem Gewiſſen, nicht vor Gott. Habe ich gegen die Satzung gefehlt, ſo will ich dafür büßen. Man ſtrafe mich, ſchließe mich aus von der Geſellſchaft, aber im Stillen, ohne Lärm; ich will Paris verlaſſen, in einen anderen Orden treten."

„Ohne Widerruf Deiner Grundſätze," ſagte Ignaz Armand, „wird im Schooße der Chriſtenheit nirgendwo Deines Bleibens ſein. Nirgends kannſt Du Prieſter ſein und den Leib des Herrn zur Vergebung der eingeſtandenen Sünden reichen, wenn die anvertraute Beichte Dir nicht heilig iſt vor Gott und aller Macht der Welt gegenüber. Mit ſolcher Geſinnung, die der Verruchtheit weltlicher Anmaßung in geiſtlichen Dingen Vorſchub leiſtet, wirſt Du überall ein Ausgeſchloſſener ſein."

„Der Verruchtheit Vorſchub leiſtet?“ wiederholte Florentin mit flammendem Ernſt. „Wenn ich Frankreich, wenn ich das Jahrhundert bewahrt hätte vor einer Frevelthat, die gen Himmel ſchreit?“

Der Provincial ſchwieg. Der Zorn röthete ſein bleiches Geſicht, die dunklen Brauen verſchatteten ſeine Blicke.

Er war im Zimmer auf und abgeſchritten. Jetzt ſtand er vor dem Jünglinge ſtill und verſuchte noch einmal die Macht der Ueberlegenheit. „Es wird nicht fehlen,“ ſagte er, „daß man Dich vorladet, um Deine Rechtfertigung zu vernehmen. Es wird nicht fehlen, daß man Dich in öffentlicher Sitzung ausſchließt, wenn Du nicht widerrufſt und bereuſt.“

„Ich werde mein Bekenntniß wiederholen!“ betheuerte Florentin. „Und will man mich öffentlich richten, ſo ſeid gegen Euch ſelbſt ſo nachſichtig, und miſcht Euch nicht unter meine Richter, denn ich möchte mich vor Gericht vergeſſen und in Euch meinen Vater anreden.“

Armand ergriff krampfhaft des Sohnes Hand und ſchleuderte ſie ſchnell wieder von ſich; in ſeiner Miene lag die Kälte des von allen Banden der Natur losgebundenen Prieſters.

„So wäre auch hier wieder die Stimme des Herzens vom Uebel!“ ſagte Florentin mit ſtiller Wehmuth. — „Ich werde das Geheimniß, das uns an einander kettet, mit ewigem Schleier decken!“ fuhr er fort, indem er nach der Hand griff, die ſich ihm entzog.

„Es wäre auch vergebliche Mühe, man würde Dir nicht glauben —!“ entgegnete Ignaz Armand mit eiſerner Ruhe.

Florentin fuhr zurück und ſank zitternd auf den Seſſel zur Seite.

„Wir verhandeln nur kirchliche Dinge mit einander!“ ſagte der Provincial mit finſterer Strenge. „Was die Welt uns aufgebürdet, was Natur und des Blutes Wallung an uns verſchuldet, das alles verſchließt das Siegel des Grabes. Willſt Du mit freventlichem Leichtſinne es brechen, ſo wird mein Fluch Dich ereilen, ich aber wandle im Schirme Gottes. Der Erde Luſt und Weh iſt von mir abgeſtreift, der Kirche des Herrn und ihrem Siege gehört all mein Denken, Sinnen und Fühlen. Bedenke, was Du zu thun haſt, wenn Dich das Collegium der heiligen Geſellſchaft vorfordert!“

Er war durch die Thür verſchwunden, die ſich knarrend ins Schloß warf.

Florentin war allein. Er verbrachte troſtloſe Stunden im Schwanken zwiſchen widerſtreitenden Gefühlen. Dann warf er ſich in die Welt ſeiner Bücher; hinter die Quartanten verſchanzt, wollte er den aufgeregten Sinn beſchwichtigen. Aber er ſtieß auch hier nur auf Zwieſpalt, auf den Widerſpruch der gebotenen Satzung mit der Stimme der Natur, mit der Verwegenheit des forſchenden Geiſtes. Jetzt, nachdem ein Bruch am Tage lag, ſchien er überall nur Spaltungen und ein Leben voll unüberwindlicher Gegenſätze zu erblicken. „Mein Vater hat Recht,“ rief er, „es muß entweder Alles, was Natur in uns heißt, vor der ſpartaniſchen Hoheit der geiſtlichen Herrſchaft untergehen, oder man muß die Zwietracht nie heraufbeſchwören und ganz der Natur und dem weltlichen Leben angehören. Auch meine Gefühle ſteigen aus der Natur hervor, die der

Geiſt der Kirche zu unterdrücken befiehlt. Mein Denken und mein Fühlen iſt zwieſpältig: wo treibt mich die Angſt der irren Schwankungen noch hin? Will ich denkend die Geheimniſſe Gottes erforſchen, ſo überraſchen mich die Entzückungen meines Gefühls und es ergreift mich eine magiſche Gewalt, die, wenn ſie feſſellos gebietet, alles verwirft, was mit der Miene der Vernunft in mir aufſteigt. Iſt dies nun Werk des böſen oder des guten Geiſtes? Iſt dies unbewußte Gefühl vom Uebel, ſo iſt mein Denken gut und mein Streben gerecht, um die Wahrheit hüllelos, das Geheimniß der Religion hell, feſt, ohne die Fabeln der heiligen Mythen, zu erſchauen. Iſt mein Gefühl, das ſich aller Forſchung des Verſtandes entwindet, Eingebung des guten Geiſtes, ſo iſt mein Denken böſe, ja der Böſe ſelbſt, der mich aus den Phantaſieen religiöſer Anſchauung hinauswirft, die nackte Wahrheit iſt dann Sache des Teufels.“ —

Florentin verließ ſein Zimmer nicht. Die wenige Bedienung, deren er bedurfte, ward ihm zu Theil; ſonſt ließ man ihn einſam.

Als die Dämmerung hereinbrach, ſank das müde Haupt des Jünglings über den Büchern voll quälender Weisheit ſtill in tiefen Schlaf. Wie er aufwachte, brach der Mond in die Dunkelheit ſeines Zimmers. Florentin lehnte ſich in's Fenſter und weidete ſich am milden Scheine der lauen Mainacht. Unten in den Gängen brannten die Lampen, wandelten die Brüder in traulicher Gemeinſchaft. Es war doch ein wohlthuendes Gefühl geweſen, ihnen angehörig, von ihnen geehrt und geliebt zu ſein. Jetzt, wo Florentin's Zuſammenhang mit ihnen geſtört oder getrübt ſchien, fühlte er den Werth der Angehörigkeit. Es war der erſte Tag, den : im Collegium ſeit der Reihe von Jahren ſo einſam eſondert zugebracht hatte. Ueber die Disharmonieen, uf die der forſchende Geiſt geſtoßen, war er doch leich-er hinweggehoben, ſo lange er ſich von dieſer Gemeinſamkeit getragen fühlte. Jetzt laſtete das alles ſchwerer auf ſeiner Seele.

Hinten am Horizont blickte der Mond wie Abſchied nehmend. Es war, als nähme er alle ſeine letzten Freuden und den Schatten von Glück und Zufriedenheit mit hinüber in die Ferne, in deren blauen Duft ſein bleiches Antlitz ſchlafen ging. Seine Blicke folgten ihm und verſanken mit nach Süden hin. „Wenn Du wieder hinwandelteſt, wo Du hergekommen!“ ſagte ſein Genius zu ihm, „nach der Provence, Deiner Kindesheimath!“ Er hing dieſem Gedanken nach. „Ach, was man Glück nennt,“ ſagte er, „das iſt wohl nicht mehr zu finden für Dich auf dem weiten Raum der Erde, ſelbſt nicht, wenn Du Dich einbetten wollteſt in die erſte ahnungsvolle Stille der kindlichen Seele. Du findeſt ſie nicht wieder. Auch iſt alles verwandelt, wenn Du zurückkehrſt, Du bringſt den Frieden nicht mit Dir —: wo willſt Du ihn alſo ſuchen. In Genf klopfſt Du vergebens an die Pforte des würdigen Biſchofs, er öffnet Dir nicht, Du müßteſt denn der Engel der Auferſtehung ſein. Die fromme Clementine findeſt Du wohl noch, aber ſie nimmt Dich nicht mehr in die mütterliche Obhut, ſie hat nicht mehr das Herz der Milde, die ſanften Worte der ſtrafenden Liebe wie für den Knaben Raoul! Und — Antoinette? Der Bannfluch des Gewiſſens liegt nicht mehr auf uns. O mein

Himmel! wie ſoll ich ſie ſehen und nicht wieder zu ihr ſagen: Komm und flieh! Und ſtürzt nicht dann derſelbe Gewitterhimmel von neuem über uns, wie damals, als ich ſie auf meinen Armen aus dem brennenden Kloſter trug? — Ach, das Büßerleben hat unſere Seelen langſam abgemüdet, wir ſind nicht wir mehr, wir wagen es nicht mehr, den Gott der freundlichen Natur, der uns damals durchleuchtete, anzuerkennen. Gefahr iſt nicht mehr für uns da, wenn wir uns wiederſehen; kaum mag ſich vielleicht noch die im Dienſte des frommen Lebens abgebleichte Wange röthen. — Aber ſehen kann ich ſie doch wohl! Unerkannt; ſie ſoll mich nicht mehr in der Welt wiſſen. Den Frieden ihrer Seele will ich nicht ſtören!"

Er ging zur Ruhe. Am andern Morgen ſtand der Entſchluß bei ihm feſt, aus der Geſellſchaft der Jeſuiten zu treten und Paris zu verlaſſen. Er ſuchte nach ſeinen Papieren, nach dem Briefe des Biſchofs von Genf; er fand ſie nicht. Ignaz Armand hatte ſich ihrer bemächtigt, als er im Zimmer des Sohnes allein war. „So hat er doch gefürchtet, ich könnte das Geſtändniß des

Biſchofs benutzen?“ rief Florentin. „Wie ſicher glaubt ein Prieſter der Kirche gehen zu müſſen! Und wie verwahrloſt hält er die Regungen der Natur, wie unlauter das Gefühl eines Sohnes zum Vater!“

Er machte ſich an das Geſchäft, dem Provincial und dem Concil der Profeſſen des Collegiums ohne Bitterkeit, aber feſt und unwiderruflich, ſeinen Entſchluß ſchriftlich kundzuthun. Hiermit käme er nur einer förmlichen Ausſchließung zuvor, da er nicht widerrufen könne. Er fühle zu lebhaft, der Geſellſchaft nicht mehr angehören zu können; er wolle ſein Ordensgewand mit einem andern vertauſchen und werde in Südfrankreich irgend eine ſtille Karthauſe finden, um ſein Leben ungekannt zu friſten.

Der Orden der Karthäuſer war der einzige, in den ein Jeſuit, der die Geſellſchaft verließ, treten durfte. Das gehörte mit zu Loyola's Statuten, die durch ein päpſtliches Breve ſanctionirt waren. Der Grund hierzu lag vielleicht in der Beſorgniß, ehemalige Jeſuiten möchten andern Sodalitäten vertraute Mittheilungen zu machen haben, eine Beſorgniß, die bei den

Karthäuſern ſchwand; dieſe Brüder lebten ſo abgeſchieden vom menſchlichen Verkehre, daß ein Geheimniß, ihnen anvertraut, die ſtillen Gräber ihrer Klauſen ſchwerlich verließ.

Nach wenigen Tagen erhielt Florentin eine eigenhändige Antwort von Ignaz Armand. Nicht der Vater, nur der Provincial ſchrieb ihm, ſeine Entfernung von Paris werde für gut geheißen, ſein freiwilliges Austreten aus der Geſellſchaft genehmigt; doch ſolle er ſo lange noch im bisherigen Verbande mit der Sodalität und mit den Pflichten, Geheimniſſe zu bewahren, behaftet bleiben, bis er förmlich Mitglied einer Karthauſe ſei. Man geſtatte ihm, das Collegium ohne Geräuſch zu verlaſſen.

Später erfuhr Florentin, daß unter den Mitgliedern der Geſellſchaft das Gerücht verbreitet ſei, der Provincial habe ihn mit einer Miſſion nach Südfrankreich beauftragt.

Es war noch ſehr früh am Tage, die Sonne küßte nur erſt die Spitzen der Thürme von Paris, als Raoul ſein Lager im Collegium zum letzten Male verließ und von den Mauern der engen Klauſe, die ſo lange Zeuge ſeiner Studien geweſen, auf immer Abſchied nahm. Er ſchlich durch die finſtern Gänge an den Thüren der frommen Väter und Brüder vorbei, von niemand wollte er einen Gruß, nur an einer Stelle ſtand er ſtill. Es war das Zimmer ſeines Vaters. Wie er lauſchte, ſprang die Thür auf und der Provincial ſtand vor ihm. Das war gegen Erwarten. Aber er trat nun doch ein und ſchloß die Thür hinter ſich. Ignaz Armand blieb kalt und abweiſend vor ihm ſtehen. „Ich wandere nach Genf," ſagte Raoul, „ich beſuche das Grab meiner Mutter im Kloſter der Heimſuchung. Wie kann ich ſcheiden im Bewußtſein, daß Ihr, der Ihr vor Gott mein Vater ſeid, wenn ich auch vor den Menſchen von Euch verläugnet bleibe, mich im Zorn entließet. Habt Ihr kein mildes Wort des Abſchieds?"

Armand kämpfte mit aufſteigenden Gefühlen, die Strenge ſeiner kalten Züge zerſchmolz vor dem Andrange des Herzens. Wie der verläugnete Sohn ſo vor ihm ſtand, demüthig und der Milde bedürftig, legte er die Hand auf ſeine Schulter und blickte ihm ſtill in's Auge. „Um der entſchlafenen Mutter willen ziehe hin in Frieden!“ ſagte er leiſe und ſeine Lippen ſtreiften Florentin's Stirn. „Und wenn Du Dich ſtark fühlſt und beſonnen, ſo kehre hieher zurück und wirke wieder im Sinne der allmächtigen Kirche für die Herrſchaft des Geiſtes!“

Dann trat er raſch von ihm zurück und entzog ihm ſein Antlitz. Roaul dürſtete noch nach einem Blicke des Abſchiedes, er blieb ihm verſagt, und ſo verließ der Jüngling den Mann, der ſeiner Kirche Alles opferte, ſelbſt die heiligſten Vorrechte der Natur.

Draußen auf den Gaſſen war tobende Bewegung. Ganz Paris war auf den Füßen. Die Dächer und die Souterrains, Böden und Keller, hatten ihre Menſchenkinder auf das Pflaſter hinausgeworfen, die leeren Häuſer gaben nur das Echo von dem Tumulte zurück, der auf und nieder ſtürmte. Nicht erſt der Hahnenruf hatte ſie geweckt, ſchon die Stunde der Mitternacht hatte ſie vom Schlummer geſcheucht, wie Geiſter, Rachegeiſter, die durch die dunklen Gaſſen der Hauptſtadt mit wüſtem Lärm in Schaaren zogen und gegen die Conciergerie die ganze Gewalt ihrer Verwünſchungen ausſtießen. Schon am Abend, mit Anbruch der Nacht, hatten ſich hier Gruppen gelagert und vor den Thüren des Thurmes Mont-Gomery, wie Geier, die auf Beute lauern, Fuß gefaßt. Als der Mond unterging, zündete man Windlichter an und der Schein der zitternden Flammen beleuchtete die tauſend bleichen Geſichter, die der Zorn und die übernächtige Wachſamkeit geſpenſtiſch gefärbt. Es war das pariſer Volk, das die Liebe zu ſeinem „beſten Könige" in Rachegeiſter verwandelt; in dieſem Zorne gab es die unvollkommene Sprache ſeiner Liebe, in dieſen bleichen Zügen die Farbe ſeiner Trauer, und die Verwünſchungen, die an dem Thurme Mont-Gomery wiederhallten, waren das Grabgeläute für den Helden Frankreichs. So lange er lebte, täglich ſein helles, leuchtendes Angeſicht der Menge zeigte, hatten ſie das alles nicht ſo heiß gefühlt; nun er todt war, fühlten ſie den ungeheuern Werth ſeines Lebens: die rüſtige Herrſcherkraft, der Glanz der Heiterkeit auf der hohen Stirn, die ſiegende Milde ſeiner ſchönen Lippen, der ritterliche Schwung ſeines Heldenarmes, die freie Lebenskraft in Arbeit und Genuß, das war nun alles dahin, der ſchöne volle Inbegriff franzöſiſcher Art und Weiſe im Thun und Reden, er war zerſtört und die armſelige Perſon eines verruchten Mörders war zu gering, zu winzig, um an ihm die ganze Luſt der Rache zu büßen. Einen andern Ausweg, ein anderes Ziel aber fand man nicht auf; nicht einmal Helfershelfer hatte der ſchurkiſche Dieb, der ein edles königliches Leben ſtahl, oder man hätte die Hölle bombardiren müſſen mit all den Flüchen von hunderttauſend Kehlen. Nicht einmal ein Paar Klöſter gab's zu zerſtören, die Italiener hielten ſich klug verſteckt, keinem Pfaffen durfte ein Haar gekrümmt werden, denn alles ging den Weg Rechtens, und den Pfaffen zumal ſchien das neue Regiment der Medicäerin ſehr hold. So fand die rächeriſche Liebe in ihrer rathloſen Empörung kein Opfer und lief lärmend mit zerlumptem Gewande durch die Gaſſen und tobte vom Abend, die Nacht hindurch, bis zum Morgen der Hinrichtung des Verbrechers, an den Mauern der Conciergerie. Und als der erſehnte Tag herangraute, fand er überwachte Menſchen; aber ihre Rachluſt, obſchon ſie nicht ſchlafen gegangen war, blieb unermüdet und wollte nun ihre endliche Sättigung.

Raoul fühlte ſich mit ergriffen vom Strome der Menge, der ſich jetzt in zwei Hauptarme theilte. Nach zwei Zielpunkten ſtrebte alles in tobender Geſchäftigkeit, nach Notre-Dame und nach dem Grèveplatze. Die vor der Conciergerie Verſammelten waren getäuſcht, man hatte den Delinquenten durch eine Hinterpforte geführt, ihre ganze Nachtwache war vergeblich geweſen und nun ſtrömte die Mehrzahl nach der Kirche Notre-Dame, in deren Angeſicht der Verbrecher Abbitte thun mußte. Andere Haufen eilten nach dem Grèveplatze. Hier ſtand das Schaffot mit dem Heerde, wo die verruchte Rechte in Schwefelflammen brennen ſollte. Dort ſah man die Zangen, die ſein Fleiſch zerreißen, die ſiedenden Flüſſigkeiten, die man in ſeine Wunden tröpfeln wollte. Die ſchwarz gebräunten Männer des Vulkan, die mit aufgeſtreiften Aermeln zu ihrem Werke ſich anſchickten, lieſen oben auf dem bretternen Gerüſt herum, der ſcharlachne Henker lehnte an dem hohen Pfahle mit untergeſchlagenen Armen und blickte in ſtiller Rachbegier über die Menge nach der Gegend hin, wo der Miſſethäter kommen mußte. Unten an den Stufen des Schaffots ſtanden die vier Pferde, die ſeinen Leib zerreißen ſollten, wilde, wuthſchnaubende Thiere, die der Lärm aufſchreckte und die nicht ſo ruhig wie Menſchenhände zum Werke des fürchterlichen Todes ſich bereit fühlten. Drüben, dem Schaffot gegenüber, in den Fenſtern des Hôtel de ville wimmelten und wehten die ſchwarzen Federn der Grafen und Herren; alle Beamte des Staatsrathes, der hohe Adel, der ganze Hof, wohnten dem Schauſpiel bei. An den andern Gebäuden ringsherum hingen die Geſtalten aus den Fenſtern heraus und klammerten ſich an den Simſen feſt mit Gefahr des Lebens. Dächer waren abgedeckt, um die ſchaugierige Menge zu faſſen, und unten auf dem Platze ſelbſt wühlten Tauſende von kämpfenden Geſtalten in dichtem Gemiſche. Jetzt übertäubte der Lärm von fern den Tumult in der Nähe. Von Notre-Dame wälzte ſich der Zug heran; die Lawine des Volks zu beiden Seiten, Reiter und Hellebardenträger voran, mit der Menge in hartem Streite, um Raum zu gewinnen, links und rechts die ſtiere, ſchweigende Wuth der Gaffenden, hinterher der Rache wildes Heer und das Geſchrei der losgelaſſenen Hölle. Da ſaß er auf einem hölzernen Rumpelkarren, im weißen Hemde, mit der offenen Bruſt, nach der das Volk lechzte, mit dem rothen Barte, mit dem ſchwarzen ſtruppigen Haare, der verruchte Schulmeiſter von Angoulême, das ſchwankende Haupt gebückt, das rollende Auge verwirrt. „Das iſt der Mörder Frankreichs!" ſchrie Alt und Jung, „das iſt die Hyäne, die das königliche Herz erwürgte, das iſt der Wolf, der in unſere Hürden brach und ein an Herrlichkeiten reiches Leben raubte!" Die Wuth erſtickte die fluchenden Kehlen, aber tauſend andere ſchöpften Athem aus friſcher Bruſt, bis ein Strom von heißen Thränen mit den Worten der Liebe: O mein König, o mein Held von Frankreich! von neuem die Stimmen begrub. Oben an den Fenſtern des Hôtel de ville ſah man ſchlotternde Mienen, bleiche Geſichter, die vor der Gewalt dieſer feſſelloſen Schmerzen, vor der Majeſtät des leidtragenden Volkes erbebten. — Ach!

ein Volk iſt immer nur wie ein wehklagender Greis oder wie ein lärmendes Kind. Wenn es einmal ſein Bewußtſein als Mann erprobt, dann ſteht es anders um dieſe Welt.

Sowie der Zug in die Maſſe, die auf dem Platze hielt, eindrang, — die Hellebardenträger mußten förmlich eine Gaſſe hauen, um das Schaffot zu erreichen, — entſtand in dem dichten Menſchengewühl eine neue Strömung nach verſchiedenen Seiten. Dieſe Bewegung riß Florentin mit fort, er ſah ſich plötzlich an die Schranken gedrängt, welche die Schweizergarde mit ihren Spießen ſchirmte, er befand ſich mitten unter braunen Kutten, die neben dem Schaffot ſtanden. Es waren die Kapuziner, die das laute Gebet zu ſprechen hatten für die Seele des Miſſethäters. Die Schweizer drängten jetzt das Volk zurück und nahmen die Geiſtlichen in den Kreis auf, Florentin ſtand ganz nahe an dem Schauplatze der Schrecken. Aber er ſah nicht auf, wie das fürchterliche Werk jetzt begann. Er hörte nur, wie die Henker mit ſchweren Stiefeln auf den Brettern herumſchritten. Die Menge um ihn her war in lauſchende Andacht verſunken, da flackerte der gelbe Schein der Schwefelflamme auf, ein zitternder Schrei durchſchnitt die Luft, ein tauſendfacher Jubel erſcholl als höhnendes Echo. Dann war es wieder ſtill, und als Florentin aufblickte, ſah er in das todtenblaſſe Antlitz Ravaillac's, deſſen brechendes Auge auf ihm ruhte.

Einer von den Geiſtlichen im braunen Gewande war jetzt oben und trat zu dem Verbrecher hin, um ſeine letzte Beichte zu empfangen. „Pater Florentin!“ ſchrie Ravaillac plötzlich mit dem Tone der winſelnden Verzweiflung. Er ſtieß den Kapuziner zurück, riß ſich aus den Armen des ſcharlachnen Henkers wild auf und ſtreckte beide Arme dem jungen Jeſuiten entgegen. Florentin zitterte leiſe, als tauſend Augen ſich gegen ihn richteten. „Pater Florentin!“ tönte von neuem der heiſere Ruf des leidenden Miſſethäters. Die Kapuziner traten zurück und Florentin ſtieg mit zagendem Fuße das Gerüſt hinauf. Mit Schauder trat er über die blutigen Werkzeuge, die ſeinen Weg hemmten; ſeine Pulſe flogen. Der Verbrecher lag wieder am Boden, der Mann mit dem rothen Mantel kniete hinter ihm und hob ſeinen Kopf in die Höhe. Florentin faltete die Hände und ſah auf gen Himmel; dann trat er zu ihm hin und neigte ſein Ohr. „Heiliger Mann, heiliger Mann!“ ſtöhnte Ravaillac, „gib mir Abſolution, daß ich verrucht genug war, Dich anzuklagen!“

„Sie ſei Dir gewährt!“ ſagte Florentin, „dieſe Schuld nehme ich von Dir!“

Der Verbrecher ſah auf und ſuchte nach einem Blicke voll Dankbarkeit, den die brennenden Schmerzen nicht geſtatteten.

„Haſt Du noch ein Geſtändniß zu machen?“ fragte der Jüngling, „einen Mitverſchworenen, einen Mitwiſſer zu nennen?“

„Niemand, niemand als den Teufel ſelbſt!“ ſchrie Ravaillac. „Sieh, Prieſter, der Jubel des Volkes über meine Leiden vernichtet mich; ich hatte ihm eine Wohlthat erzeigen, ihm Freiheit bringen wollen —“

„Unſeliger!“ ſagte Florentin, „Du tödteteſt ſeine Freiheit!“

„O meine verruchte That!“ flüſterte der Leidende.

„Und kein Mitſchuldiger?“ fragte Florentin von Neuem.

„Niemand als der Böſe ſelbſt und mein Wahnwitz!“

„So mag der Allerbarmer, wenn Du jetzt ohne Lüge von hinnen fährſt, Deine Seele von dem ewigen Flammentode erlöſen!“ ſchloß Florentin und ſenkte ſeine Hände auf die Stirn des Elenden, der ohnmächtig in den Mantel des Henkers zurückſank.

Ohne aufzublicken, ſcheu und zitternd, ſtieg Florentin vom Schaffot herab. Die Kapuziner ſtimmten jetzt den Geſang an, der die Seele des Gerichteten auf ſeine Flügel nehmen und hinüberführen ſollte. Da erhob ſich aber von neuem das Wuthgeſchrei der Menge; das Volk wollte nicht beten laſſen für den Verworfenen. Die Stimmen der Mönche erſtarben im tobenden Schrei der Rache, die Pferde fuhren wild zuſammen, die Knechte eilten, die Glieder des Verbrechers in die Seile zu knüpfen.

Florentin verſteckte ſein Angeſicht hinter die braunen Kapuzen, unter die er ſich wieder miſchte. Er hörte nur das dumpfe Gemurmel, die Stimme des commandirenden Henkers und den Hufſchlag der Pferde, die jetzt nach den vier Weltgegenden hin den Leib des Miſſethäters zerſpalteten. Ein gellender Schrei — Todtenſtille — dann wieder der raſſelnde Schlag der Hufe, Peitſchenknall und der Ruf der Treiber — endlich ſtürzte alles zu einem wilden Hallo zuſammen. Das Gerüſt brach unter der Gewalt der Anſtürmenden, die über die Trümmer des Schauſpiels herfielen und ſich im letzten Ausbruche der Wuth um die Kleider des Verbrechers ſtritten. Die bewaffnete Macht konnte dem Andrange nicht mehr widerſtehen, der Kreis der Hellebardiſten war durchbrochen, wie ein Strom ergoß ſich das Volk in ungehemmten Zügen auf die Reliquien des Königsmörders. Ein wüſtes Chaos ſchlug mit ſeinem Gewirr über die ganze Scene zuſammen.

Florentin war mit der Schaar der Kapuziner in eine Seitengaſſe gedrängt. Mit genauer Noth erreichte das Häuflein ein geiſtlich Obdach, das ſie ſchirmte. Die guten Brüder bewirtheten den jungen Jeſuiten mit aller Sorgfalt und Liebe. Am andern Morgen früh mit dem Hahnenrufe verließ Florentin Paris.

V.

Die Heimath.

Am Sprachgitter im Kloſter der Nonnen von der Heimſuchung zu Genf lehnte die Geſtalt eines jugendlichen Mannes im ſchwarzen Talar. Er drückte die heiße Stirn an die eiſernen Stäbe, als ſollten ſie ihm Kühlung ſchaffen; ſein umflorter Blick hing ſchwer und tief.

„Er war ein ſehr heiliger Mann!“ ſagte die verſchleierte Kloſterfrau, die ihm gegenüber ſtand und an der Trauer des Fremden ihr geiſtliches Wohlgefallen bezeigte.

Die immerwährende Betrachtung des hinwelkenden Lebens, an die jeder Tag im Kloſter gemahnt, iſt wohl fähig, die Gemüther gegen alle Regung abzuſtumpfen, und wer das Blut der Welt niemals in ſeinen Adern fühlte, der gewöhnt ſich leicht, an Grab und Wiege gleichgültig vorbeizuſchreiten. Die Gewöhnung iſt immer tödtend, das Gebet der Seele wird plärrender Lippendienſt, die Buße des Geiſtes ein bloßer Lärm der Sinne, die ganze Welt der Gefühle, die ganze Muſik der Empfindungen eine tönende Schelle. Darum wurde das Kloſter für die Meiſten nur ein Grab für den leiblichen Menſchen, nicht die Wohnung des lebendig auferſtandenen Geiſtes. Wem aber das Leben in ſeinem Herzen Gräber ſchlug, über die ſich keine Geisblattlaube und kein Roſenhag der Liebe wölbte, dem blieb im Kloſter die Welt ſeiner Schmerzen lebendig, aber ſie verklärte ſich ihm, ſeine herbe Wirklichkeit ward ihm zum Traume, das Leben zur Mythe; was in den Adern der Welt pulſirt, das fühlt er dann alles noch mit, aber leiſer, ſanfter, jede Trauerklage wird ihm ſüß, für jeden neuen Schmerz hat er das Lächeln der alles überwindenden Liebe.

Dies weiſe Lächeln voll Seligkeit umſchwebte die Lippen der Kloſterfrau, als ſie den fremden Prieſter, der nach Genf gewallfahrtet war, vom Tode des frommen Biſchofs Franciscus erzählte, von ſeinem ſanften Abſchied aus dieſer Welt, von ſeinem Hinüberſchlummern in ein neues Leben, wo man nicht wie hienieden jede Freude erſt mit tauſend Schmerzen erkauft. „Wo die Freude ſchon hienieden,“ ſagte die fromme Schweſter, „hereinbricht in die noch ſterbliche Seele, da hat ſie ſich doch immer, wenn ſie ächt iſt und ein ganzes Herz durchleuchtet, herausgewunden aus dem Mutterſchooße der Qual und Trübſal. Drüben iſt eine ewig ſtille, ſchmerzenloſe Luſt, die Seele athmet frei und hat weltweite Flügel. Darum bin ich nie bekümmert, wenn Einer dahingeht in den ewigen Frieden. Und iſt ſein Ende ſo voll Bewußtſein und voll Allmacht des ſich ſelbſt genießenden Geiſtes, ſo erfüllt mich das mit dem Athemzuge einer Freude, deren Ernſt unerſchöpflich iſt und dauernder als jede Wehklage, als jedes trauernde Gefühl. Ich hatte für den Tod des Biſchofs keine Thräne; ſo ſicher iſt mir ſein Daſein als Geiſt.“

„Und er ſtand Euch im Leben nah?“ fragte der Geiſtliche.

„Er führte mich in's Kloſter und befreite mich aus angſtvollen weltlichen Verhältniſſen, die meine Seele niederdrückten. Er übergab mir die Zöglinge des Kloſters zum Unterrichte und auf ſeinen Betrieb wählte man mich zur Priorin. Aber er war gegen alle Welt liebevoll und gütig. Er war ein Muſterbild katholiſcher Frömmigkeit.“

„Er war ein Spiegelbild menſchlicher Würde!“ ſagte Raoul.

„Und Ihr kanntet den Biſchof?“ fragte die Priorin.

„Ich kannte ihn und er liebte mich, obſchon ich ſeiner unwürdig war.“

Wie ſie den Schleier leiſe zurückſchob, blickte er in Clementinens ſanfte Züge. Sie war unveränderlich dieſelbe geblieben; ganz ſo voll duldender Zärtlichkeit hatte dies ſtille Auge, in deſſen Thränen einſt die Fackel des Herzens erloſchen war, auf den Knaben Raoul geblickt. Sie war dieſelbe geblieben; war doch der ruhige Wogenſchlag des Lebens um ſie her nicht mehr zu ſtören, und der eintönige Wechſel des Tages konnte dieſe Wangen weder röthen, noch bleicher färben.

„Darf ich den Garten betreten?“ fragte Raoul.

„Ich werde Euch geleiten,“ ſagte Clementine und trat durch die Gitterthür ihm entgegen. Der Schleier deckte wieder ihr volles Antlitz, aber ſie las in den Zügen des jungen Jeſuiten mit prüfendem Blicke. Sie fragte nach den blutigen Ereigniſſen in der großen Welt Paris, aber Raoul wurde einſylbig, als ſie durch den langen Corridor gingen, wo manche Erinnerung durch ſein Herz zuckte.

Sie ſtanden im Garten, in dem hohen Lindengange, der zum Baſſin führte. Der kleine Springquell plätſcherte noch, in den alten Schatten der Bäume rauſchte noch wie ſonſt die friedliche Eintracht; aber drüben das Gebäude war mannigfach verändert, der niedergebrannte Flügel war neu aufgeführt. Links lief noch die hohe Mauer, die den Garten von dem Hofe des Biſchofs trennte, auch rechts führte der alte Pfad nach ihr hin. Raoul eilte der Kloſterfrau voraus; das Gebüſch verſchlang ihn. Dort im ſtillen Winkel, rings umſchirmt von Ulmen und Weiden, war der Hügel ſeiner Mutter Giovanna. Er fand ihn ſo friſch grünend und mit Blumen geziert, daß er faſt freudig niederkniete, und erſt als ſeine Stirn die heilige Erde berührte, überſchattete ihn das Gefühl der Trauer um die Hingeſchiedene.

Er betete noch, da rauſchte das Gewand der Kloſterfrau an ſeiner Schulter. Wie er aufblickte, ſah er in Clementinens unverſchleiertes Antlitz. Sie hatte ihn erkannt, obſchon ſie es nicht verrieth. Sie legte die ſchöne Hand auf ſein Haupt und ihr ſanftes Auge leuchtete auf ſeine ſtillen Gedanken wie ein milder Segen hernieder.

So iſt auch im Kloſter das Göttliche nur immer da, wo der Menſch den Menſchen findet.

Im Garten der Urſulinerinnen zu Montelimart wandelten die Schweſtern traulich Arm in Arm durch die duftigen Gehege. Hinter den Bergen war die Sonne ſchon ſchlafen gegangen, ein müdes Kind mit trunkenem Auge, und der Abend warf ſeinen Mantel über die lebensmüde Welt. Nur der Menſch war noch wach und fühlte den Nachhall vom Geräuſch des Tages und ſuchte den Uebergang von der Wirklichkeit zum Traum.

Darum ergingen ſich die Kloſterfrauen noch in abendlicher Stille oder ſaßen in den Lauben und tranken den berauſchenden Duft der Oliven und Nachtviolen. Einzelne trennten ſich ſchon und ſuchten die Zelle. Es waren die leichtgemutheten unter den Schweſtern. Die ſchwerer bedrückten fanden nicht ſo ſchnell die Brücke, die den wachen Geiſt vom feſten Lande hinüberleitet zu der Inſel der Glückſeligen, zum Schlaf und ſeinem ringsumſpülten Frieden.

Raoul fühlte ſich innerhalb der Mauern, die Antoinettens Leben begränzten. Er war ſchnell von Genf aufgebrochen, ſobald er erfuhr, Antoinette ſei ſchon ſeit Jahren hier im Kloſter der Urſulinerinnen als ordinirte Schweſter. Die Superiorin, die fromme Cöleſtine, erfreute ſich der hohen Gunſt, zu ihren Untergebenen auch die leibliche Tochter zu zählen. Dem Talar der Geſellſchaft Jeſu ſtand der Eintritt zu allen Klöſtern dieſer Congregation frei, deshalb hatte die Pförtnerin, als Raoul den Einlaß begehrte, ihn ſofort in's Gaſtzimmer geführt, wo man die Fremden zu empfangen gewohnt war. Auf ſein Geheiß unterließ ſie aber die Meldung ſeiner Ankunft; er wollte ſelbſt ſich bei der Superiorin einſtellen. Die Schatten des Gartens und das dichte Gehege nahmen ihn auf, und er ließ im ſichern Verſteck die Geſtalten der frommen Schweſtern in den Baumgängen an ſich vorüberwandeln. Sein Herz pochte wie im Taumel bei dieſer Muſterung, die er hielt. Rauſchten doch ſeine Gefühle wie mit hundertarmigen Flammen wieder zu einer Glorie auf, wie ſie einſt die Bruſt des Knaben erleuchtet; in der Luft der Heimath, die ihn umfing, wurden die Todten wieder lebendig und die begrabene, nun wieder wach gewordene Neigung regte ſich als lebensbegieriger Geiſt in ſeiner Seele. Er wollte ſie ſehen, unerkannt von ihr, er wollte wiſſen, ob ſie glücklich ſei, und fand er ſie eingefriedigt und ſich begnügend an ihrem klöſterlichen Daſein, dann wollte er dieſen ihren Frieden nicht ſtören, er wollte ſtill fortſchleichen. Das hatte er ſich vorgeſetzt, als er nach Genf und von Genf hieher wanderte; jetzt aber hätte er ſie gewaltſam rauben und wie damals aus den Trümmern des brennenden Kloſters tragen mögen; die ganze Gewalt der Leidenſchaft durchkreuzte ſeine Entſchlüſſe.

Jetzt kamen wieder zwei Geſtalten durch den Baumgang. Sie ſchienen im Geſpräch mit einander: er bückte ſich in den Hollunderbuſch nieder und lauſchte zitternd auf den Ton der Stimmen. Aber ſie wandelten ſchweigend vorüber, kaum hörte er das Rauſchen der Gewänder, — alles war ſtill, nur von fern plätſcherten die Wellen der Rhone ihr ſchläfrig Abendlied. Die Frauen ſchwanden in die Gebäude, aber jetzt erſchienen noch zwei, die letzten, die im Garten weilten. Sie ſchritten Arm in Arm nach dem Baſſin, wo der Springquell, wie ein ſterbendes Mädchen, ſeinen letzten Seufzer ausathmete. Sie gingen dicht am Hollunderbuſch vorbei. Es war, nach Gang und Geſtalt zu ſchließen, eine Matrone mit einem jüngern Weſen. Sein durſtiges Ohr trank den Hauch ihrer Worte.

„Und dies Geheimniß, das für uns keins mehr iſt,“ ſagte die Aeltere, „es ſchließt all unſer Glück in ſich. Und ich glaube, ſo ſteht es immer mit dem, was man Glück nennt; es iſt nur ſo lange da, als es ſtill behütet bleibt. Hinausgegeben in den Lärm der mißverſtehenden, ſchadenfrohen Welt, iſt es nicht mehr, was es iſt.

Glück, das aufhörte Geheimniß zu ſein, iſt eine Blume, die ihren Duft verlor; ſie wächſt und blüht und lacht noch in Farbenpracht vor Aller Augen, aber die unſichtbare Beſeligung ihres Daſeins fehlt. Und ſo iſt es mit dem ſüßen Gefühl, das Dich Tochter nennt, es iſt mein geheimnißvolles Glück. Nur Gott weiß darum, und mit meinem Gotte bin ich um dies Erdenglück verſöhnt. Menſchen könnten es mir nicht gönnen!"

Sie ſtanden ſtill und blickten ſich verklärt in's Auge. Die jüngere Nonne küßte der ältern die Hand, dieſe aber drückte ſie an ihr Herz und ihre Lippe hing an der ſchönen jugendlichen Stirn der Tochter. So hielten ſie ſich lange Zeit umſchlungen. In den Oliven zitterte ein leiſer Wind und im tieferen Dickicht erklang das heimliche Lied der Sängerin der Nacht. Auch in ihren Tönen iſt Luſt und Leid in wunderſeligem Gemiſch — wie in den innigſten Regungen der Menſchenſeele.

Die beiden Frauen trennten ſich; Raoul ſtand dicht hinter ihnen im Schatten der Bäume. Ihre Zellen lagen nach verſchiedenen Seiten. Die Aeltere ging, die

Jüngere eilte ihr nach und küßte ihr noch einmal die Hand. Dann trat ſie an das Baſſin, ſetzte ſich auf den Rand und blickte ſtill in den Waſſerſpiegel, in deſſen leiſen Wallungen ſich das Abbild des Mondes ſchaukelte.

Da ſchmiegte ſich vor ihren Augen ein zweiter Schatten an den ihrigen. Sie ſah auf; Raoul ſtand hinter ihr und lehnte ſich herüber, um ihr Auge zu finden. Sie erſchrak heftig über die Erſcheinung eines Mannes, ſprang auf und wollte fliehen. Da erhaſchte ſein Blick den ihrigen. Er ſprach nicht, er hielt ſie nicht, aber wie das Auge der Schlange den Vogel in ſeinem Fluge bannt und ihn herabnöthigt mit magiſcher Gewalt, ſo blieb ihr Fuß, ihre Lippe gefeſſelt. Es war keine tödtende Macht in ſeinem Blick, aber doch die ganze Gluth der Leidenſchaft. Und wie ſie Muth genug hatte, ihr zürnendes Auge auf ihn zu richten, war er der Beſiegte, nicht der Siegende. Es zog ihn nieder, er kniete in den Staub, er hätte ſich vernichten mögen, damit ſie nur nicht mehr zürnte. Sein Blick irrte an ihrer Geſtalt auf und nieder, er ſah wie fragend aus, ob er dieſen Fuß küſſen, den Saum ihres Kleides berühren dürfe. Er fand keine Worte, und wie Sterne bleich und ſtumm einander gegenüber hangen, ſich winken und dann weiterziehen auf immerdar getrennten Bahnen, ſo hätten ſie ſich beide hier finden und wieder fliehen können auf ewig.

Endlich bebten ſeine Lippen. „Antoinette — ich bin Raoul!“ ſagte er demüthig wie ein Kind, das nicht weiß, ob es Strafe, ob es Lohn zu gewärtigen hat. Da zuckte ihre Geſtalt zuſammen, ſie zitterte, wankte. „Heiliger Gott!“ ſagte Raoul und ſchlang ſeinen Arm um ihren Leib, da ſie zu ſinken drohte. Sie bedeckte mit beiden Händen ihr Angeſicht und athmete raſch und tief. Er hielt ſie feſt, aber die Schläge ſeines Herzens ſtanden ſtill, wie der Lauf der Sonnen und Monde plötzlich ſtocken müßte, wenn der Gott in leibhafter Geſtalt in ihren Kreis träte und über ſein Erſcheinen ein freudiger Schreck durch das Weltall lieſe.

Sie wollte reden, ihre Lippen bewegten ſich, Raoul lauſchte wie der Hirt auf den Gruß des Engels. „Warum drängſt Du Dich wieder in mein Leben!“

flüſterte Antoinette, „ich kenne Dich nicht mehr, nicht Dein Auge, nicht Deine Geſtalt, nicht Deinen Namen.“ Sie raffte ſich zuſammen und richtete ſich auf; Raouls Arme ſanken ſchnell von ihrem Leib zurück. Wie er in ihr Antlitz blickte, da lief es doch noch wie ein leiſer Strahl der Hoffnung durch ſeine Seele, dieſe Züge und ihr ſanfter Glanz, dieſe Milde der verklärten Heiligkeit könnten ihm noch leuchten in ſein losgebundenes, ſchattenvolles Leben. „Und Du kennſt mich nicht mehr?“ fragte er mit zitternder Stimme, „weil Du nicht darfſt? oder weil ich völlig für Dich verſchwunden bin?“

Sie blickte ſehr ernſt auf ihn herab, aber ſie reichte ihm ſchweigend die mit dem Schleier dicht umhüllte Hand.

„Und Du liebſt mich nicht mehr?“ ſagte er mit der Ruhe des Vernichteten.

„Wie einen Todten, für mich Begrabenen!“ hauchte ſie leiſe, aber feſt und ſicher.

Sie ließ das dunkle Schleiertuch über ihr Antlitz fallen; ihr letzter Blick, der ſein Auge traf, war ein milder Glanz voll ewigem Frieden, ein Schimmer der unſterblichen Liebe.

Sie ging und ſah nicht wieder zurück. Er blickte ihr nach und wie ſie in das Gebäude verſchwand, kniete er nieder, küßte den Boden, den ihr Fuß berührt, und begrub mit dieſem Kuſſe alle ſeine irdiſchen Wünſche.

Die Pförtnerin war auf ihrem Seſſel eingeſchlafen, als Raoul zu ihr trat. „Soll ich Euch noch melden?" fragte ſie und rieb die müde Stirn. „Nicht doch!" ſagte er und wies nach dem Ausgange der Pforte. „Es iſt doch im Fremdenzimmer alles bereit für Eure Ruhe und Bequemlichkeit, ehrwürdiger Herr!" ſchwatzte die Alte. Raoul winkte, ſie öffnete und er trat hinaus. Wie ſich die Gitterthür hinter ihm ſchloß, fühlte er ſich ausgeſchieden — nicht von dem Kloſter, ſondern von der Welt. Denn hinter dieſen Kloſtermauern athmete das einzige Herz, das für ihn noch einen Lebensfrühling hervorzaubern konnte. Die Satzungen der Welt hatten ihn ausgeſtoßen, der Formen wegen ſah er ſich um allen Inhalt gebracht, denn in dieſen Satzungen und Formen hielten die Menſchen mit all ihren

Schmerzen und Freuden ihr Daſein ängſtlich gefangen. So jung noch, und ſchon mit dem Leben fertig! Gott ſprach zu ihm: lebe! und die Menſchen ſagten: ſtirb! Die Menſchen begruben ihn. Glaube, Liebe, Hoffnung, über alles mauern ſie ihren Kerker des Herkommens feſt zuſammen und über die dumpfen Wände reicht niemand dem Andern die Hand hinüber!

Die Nacht war hell und warm. Wie er um die Kloſtergebäude ſchritt, wandte er ſich noch einmal um. In den kleinen Zellenfenſtern hinter den Bäumen glitzerten noch einige Nachtlichter. Er ſtand und ſah hinauf. Eine Leuchte nach der andern erloſch, endlich war alles zur Ruhe gegangen. „Nun ſo gehabt Euch wohl in Eurem Frieden!“ ſagte er ſtill für ſich, „ſeid glücklich im Unglück Eures Wahnes! Ich will unglücklich im Glück meiner Einſicht bleiben!“

Aus einem der nächſten Fenſter ertönte eine Stimme, ſie ſang mit klagendem Schmelz ein Schlummerlied. „Arme gefangene Nachtigall!“ ſagte Roul, „die Menſchen haben Dich erſt mit Blindheit geſchlagen, Dich

Deines Augenlichtes beraubt, ſonſt würdeſt Du nicht im Käfig ſingen.“

Die Melodie war lieblich wie die laue Sommernacht, aber er wanderte raſch in die Berge hinein.

Er war eine Stunde lang auf und ab gewandert, endlich ward der Pfad immer ſteiler und erreichte den Hügel, an deſſen Fuß die altrömiſchen Ruinen, das zuſammengeſtürzte Theater, lagen. Nun fand er ſich leicht zurecht. Noch ein viertelſtündiger Weg zwiſchen den Felſen hindurch, dann mußte er am Ufer der ſchäumenden Sorgues ſtehen und er ging ſtroman nach dem Thal von Vaucluſe. Er wollte Jacotot aufſuchen, den alten Diener, mit dem er einſt in die Berge der Heimath gewandert. In der ganzen weiten Welt war Jacotot nur noch ſein einziger Freund. Er glaubte es; das Gegentheil zu fürchten, lag außerhalb der Kreiſe ſeiner Denkkraft; er war überzeugt, Jacotot, der Prieſter der Calviniſten, werde ſich ſeiner annehmen.

Sowie er um die Felſenecke bog — links ging der Weg zu den Ruinen hinab, er wandte ſich rechts, um die Höhe zu erreichen, — machte ſich das Schnauben eines Maulthiers vernehmlich und ein Hund fuhr ihm mit lautem Gebell entgegen. Er ſtand ſtill und das Thier kam ſchnaufend näher zu ihm. Wie das Gebell wieder anhob, rief er den Hund wie verſuchsweiſe beim Namen Caro. Alsbald lag der Getreue vor Freude winſelnd zu ſeinen Füßen; es war wirklich der alte Gefährte ſeiner Kindheit, der Landsmann Caro. Das Thier war alt geworden, ſeine Stimme hohl, aber ſeine Liebe hatte immer noch den alten Ungeſtüm. Raoul klopfte das langzottige Fell und hieß den alten Freund ſich auf den Weg machen. Da tanzte Caro wild auf vor Freude und war ganz der Alte wie ſonſt. Aber ſeine Bewegungen nöthigten Raoul, in die Niederung hinabzuſteigen, und ſchon das Maulthier in der Felsſchlucht hätte ihm verrathen können, daß die Calviniſten unten im Gemäuer zur nächtlichen Andacht beiſammen ſeien. Der Hund leitete ihn ſicher durch die Windungen des verſchlungenen Pfades. Da ſtand der Triumphbogen des Marius und Catulus, dann ging's an der Reihe geſtürzter Säulen vorüber, endlich ragten die Kragſteine des alten Theaters zu beiden Seiten, und mitten in der Welt des zerſtörten Heidenthumes ſah ſich der Wanderer plötzlich vor dem Aſyl der calviniſtiſchen Andacht, vor dem kleinen fenſterloſen Garderobeſaal. Der Hund lief bis zur Thür, und wieder zurück; er machte ihn zutraulich und Raoul trat leiſe durch die offene Thür in den engen Raum, wo die Lampe oben vom Gebälke herab die ſtille Gemeinde ſchwach umdämmerte.

Es waren etwa zwanzig bis dreißig männliche Geſtalten, die im Kreiſe ſtanden; ihre Stäbe, Büchſen und Jagdtaſchen ruhten an der Wand; mitten unter ihnen auf einer Tragbahre ſaß ein Kranker, wie es ſchien. Mit gedämpften Accorden ſangen die Männer einen einfachen Choral, es lag in dieſer verhaltenen Kraft ihrer Töne ein ſtilles, feſtes Gottvertrauen, eine Demuth, die ſich nicht weichlich hingibt an die Regungen der ſchwelgeriſchen Phantaſie, eine ſtarke Friedfertigkeit der Geſinnung, die um die Gefahren des Lebens weiß, Kampf und Tod nicht ſcheut.

Raoul war bis dicht an den Kreis herangetreten, der Raum hinter den Männern war ganz dunkel, die kleine Leuchte von oben her reichte kaum auf die nächſten bärtigen Geſichter, die um den Mann auf der Bahre ſtanden. Dieſer erhob ſich jetzt, als der Geſang verſtummte. Es war Jacotot, gealtert, bleich und hager geworden, der Anſtrengung zum Reden faſt unterliegend. „Ich habe noch einmal Eure Verſammlung beſuchen wollen, meine Brüder!“ ſagte Jacotot mit ſchwacher Stimme. „Was ich zum Inhalt unſerer letzten gemeinſchaftlichen Betrachtung machen wollte, iſt der Spruch des Herrn: Wo zwei von Euch in meinem Namen verſammelt ſind, da bin ich mitten unter Euch! — das ſchließe ich nun ein in unſer ſtilles Gebet, denn die Kraft meiner Seele iſt hin, mein müdes Haupt neigt ſich zur Grube. Immer hatte ich gedacht, daß der Herr mich nicht abrufen würde, bis ich mein Redeamt auf einen Nachfolger übergehen ſah. Wer von Euch wird nun ſtatt meiner reden? Er trete vor, damit ich ſeine Hand drücken, ſeine Stirn küſſen kann.“

„Denkt noch nicht daran!“ ſagte Einer von den Männern, „wir verſammeln uns künftig bei Euch in Eurer Hütte, wir beten zuſammen, leſen die heilige

Hiſtorie und dieſe gemeinſchaftliche Erbauung mit Euch wird uns genügen.“

Da drängte ſich Raoul durch die Schaar der Männer, die erſtaunt zurückwich, ſtürzte vor dem Lager nieder und drückte Jacotots Hände in ſein Angeſicht. Dann ſah er auf und rief: „Jacotot, mein alter Freund, Wohlthäter meiner Kindheit!“

Die aufrühreriſche Bewegung, die durch die Menge lief, ſtillte plötzlich Jacotots Wort. „Raoul!“ rief er in freudigem Entzücken, „biſt Du's wirklich? ſieht Dich die Heimath und mein altes Auge wieder?“

„Ja,“ rief Raoul, „und es ſoll nicht brechen, Dein liebetreues Auge, als in dem meinigen und mit mir zugleich. Leben ſollſt Du, ich bin Dein Pfleger, auf meinen Händen trag' ich Dich, auf denſelben, die vom Himmel Geneſung flehen werden. Ja, die Heimath hat mich wieder, dieſe treuen Berge der Provence nehmen den ungetreuen Sohn wieder an ihr Herz, das doch noch wärmer ſchlägt als das Herz der großen Welt. Alles liegt hinter mir abgeſchnitten, nur dieſen Talar werf' ich noch von mir und Alles iſt von mir geſtreift;

ich bin der Eure. Die Wiege meines Lebens iſt mein einziges Aſyl geworden."

Raoul und Jacotot umarmten ſich freudig. „Ihr Männer, meine Freunde," ſagte jener, „ſeht nicht ſo fremd auf mich herab. Ich trage nur noch das Kleid deſſen, was ich war, ich laſſe der Welt ihren bunten Götzendienſt, ihren Weihrauch und ihre Myrrhen, ihr Geigengeſeufz und ihr ſtolzes Poſaunengebet; nehmt mich auf in Eure Lehre, ſie iſt rein und fromm, heilig und keuſch wie die wehende Morgenluft, die unſre Berge küßt."

Er kniete vor der Tragbahre nieder und Jacotot legte ſegnend die Hand auf das Haupt des Jünglings. „Sei mein Nachfolger," ſagte er, „rede von der einfachen Liebe Gottes, von den ſchlichten Wundern ſeines Geiſtes, wenn ich nicht mehr bin."

Die kleine Lampe flammte hell auf mit dem letzten Oel, eine feierliche Stille lag über der Verſammlung.

Dann brachen ſie auf, Jacotot ſaß auf der Bahre von Baumzweigen, Raoul nahm die Laterne vom

Sims; die Verſammlung ging auseinander. Einige führten das Maulthier vor und hoben den Kranken in den Korb des Thieres, Raoul ergriff den Zügel, der Hund tanzte vor ihnen her mit freudiger Geberde. Die Mehrzahl der Gemeinde wohnte in Vaucluſe, nur einige Jäger trennten ſich vom Zuge, die meiſten hatten denſelben Weg, und langten vor dem Felſenkeſſel in ihren Hütten an, als der junge Morgen der alten Nacht in's Angeſicht blickte und über die Höhen aufſtieg.

Raoul blieb in Vaucluſe. Er trieb Jagd, er pflegte den Alten, er predigte Nachts vor den verſammelten Freunden, er war bald dem ganzen Kreiſe unentbehrlich. Viele Wochen und Monde waren vergangen, da ſchrieb er an ſeinen Vater. Er kündigte ihm an, daß er jetzt ſeine Welt gefunden habe, in welcher ihm wohl ſei, wo ſein Denken und Fühlen ohne Diſſonanzen zwiſchen Gebet und Neigung frei athmen dürfe. Er habe eine ſtille Karthauſe geſucht, denn ausgetreten aus dem

Verbande der Geſellſchaft Jeſu ſei ihm nur verſtattet, Karthäuſer zu werden. Das Thal von Vaucluſe ſei die Karthauſe, die er gefunden; die Schaar gleichgeſinnter Brüder um ihn her nenne man die Calviniſten von Vaucluſe, einfache friedliche Menſchen, die den glänzenden Dienſt der Heiligen nicht begriffen, aber zu Gott und dem heiligen Weihnachtskinde beteten. „Das Geheimniß, daß Ihr mein Vater ſeid,“ ſchloß er den Brief, „liegt in meiner Bruſt begraben, ſo lange man keinen Verſuch macht, mein Aſyl zu ſtören, meinen und den Glauben meiner Brüder zu kreuzigen. Mag die große Welt uns armſelig ſchelten, uns einfache Kindermenſchen in den Bergen der Provence; mag die Frömmigkeit der Welt mit glänzendem Geräuſch ihren Heiligen dienen, wir ſind die wahren Kloſterbrüder, die wahren Einſiedler des Chriſtenthums und das Chriſtenthum bleibt keuſch und rein in unſern Herzen. Es wird die Zeit kommen, wo man uns verfolgt, dann werden wir zu ſterben wiſſen; aber es wird auch die Zeit kommen, wo der Glanz Eures Kirchendienſtes erbleicht, die Illuſionen Eures Glaubens verſchwinden. Dann wird der Geiſt unſeres ſtillen Chriſtenthums aus den Bergen hervortreten, um die ermüdete, in Formen abgetödtete Welt für ein heilig reines Leben zu erwecken."

Raoul erreichte, was er mit dieſem Briefe bezweckte. Man ſtörte ſeine Gemeinde nicht.

Jacotot lebte noch lange unter der Hand der liebenden Pflege; ſein innerer Menſch hatte ſich wie durch einen neuen Athemzug erfriſcht und gekräftigt. Raoul's Wirkſamkeit als Prediger ſtieg von Jahr zu Jahr; die Gemeinde wuchs unter dem Eifer ſeiner Beredtſamkeit, ſie verzweigte ſich bald durch die ganze Provence und trat mit andern reformirten Secten in Verband. Raoul führte eine Art Wanderleben, er zog von Berg zu Berg und predigte von der göttlichen Einfalt des Urchriſtenthums.

Blieb er längere Zeit in Vaucluſe, dann ſah man ihn wohl in ſtillen Nächten nach der Niederung der Rhone wandern. Dort ſaß er oft am Ufer und ſein Ohr lauſchte auf den Klang der Nachtigall im Olivengarten der Urſulinerinnen. Nicht ſelten erſcholl auch von dem einen Zellenfenſter ein Schlummerlied, das ihn ſtill beſeligte und ſein altgewordenes Herz wieder einwiegte in den Traum ſeiner Jugendliebe.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Weibliche und männliche

Charaktere.

Weibliche und männliche

Charaktere.

Von

F. Guſtav Kühne.

Erster Theil.

Leipzig,
Verlag von Wilh. Engelmann.
1838.

HECA
A
NSIS.

Inhalt.

I. Die bleiche Nonne zu Sant' Antonia. 1
II. Die kleine weiße Dame auf Newſtead-Abtei. 29
III. Die arme Maria. 41
IV. Bettina. 53
V. Rahel. 75
VI. Charlotte Stieglitz. 115
VII. Briefe an Dina. Geiſtlich und weltlich. 155

I.

Die bleiche Nonne

zu

Sant' Antonia *).

---

*) Dem berühmten Bernhardiner-Nonnenkloſter in Alcobaça (in der portugieſiſchen Landſchaft Eſtremadura).

Ueber den Kloſtergarten breiteten ſich ſchon die Abendſchatten mit ihrem ſtillen Frieden, während die Sonne noch den Saum der hohen Ringmauern beglänzte und die Firnen der Berge in rothem Golde ſtrahlten. Draußen auf den Straßen und Plätzen wogte das Leben mit ſeinem bunten Gewühl und die Leidenſchaft der Menſchen, welche die Gluth des Tages in die Stille zurückgedrängt, richtete ſich auf wie eine Blume, die nach erfriſchendem Abendthau dürſtet. Lieder erklangen in allen Gaſſen, die klagende Sehnſucht und die heitere Luſt wurden laut, und zwiſchen den Olivenbäumen des nahen Waldes jagten ſich muntere Burſchen und lachende Mädchen, oder wandelte die träumeriſche Liebe Arm in Arm.

Nur innerhalb der Kloſtermauern ſchienen die Herzen ſtill zu ſtehen und der lebendige Menſch ſich eine Ruheſtatt gebaut zu haben. Aber es war doch nur ein erheuchelter Friede, der über dem Kloſtergarten lag.

Schweigſam traten die Nonnen aus ihren Zellen in die dunkeln Laubſchatten. Einige wandelten mit einander in ſtummer Eintracht. Andere ſetzten ſich auf den Marmorrand des Baſſins, wo der Springquell ſeine Kühlung bot, und betrachteten mit lauſchender Eitelkeit ihr Spiegelbild auf der Waſſerfläche. Noch Andere eilten nach den Blumenbeeten und pflegten ihre Lieblinge. Ließ ſich doch auch hier, hinter den Kerkermauern einer verdumpfenden Frömmigkeit, nicht ganz die ſpieleriſche Freude der ſinnlichen Menſchennatur verſcheuchen! Nur eine Einzige ging ſinnend in das tiefere Gebüſch, um die Einſamkeit des Kloſterlebens ſich noch einſamer zu machen und mit ihrem Grame ganz allein zu ſein. Man nannte ſie die bleiche Agnes, oder die todtenſtille Schweſter. Alle Andern hatten noch Wünſche von Tag zu Tag, ſei's für eine Blume, die ſie pflegten, oder für den Vogel, den ſie fütterten.

Unzugänglich für den großen Strom der Freuden dieſer Welt, ſuchte ſich doch Jede noch im Stillen ihr kleines Gelüſt und war hinter den Kloſtermauern nicht ganz allein mit ihrem Gott. Selbſt die arme Franciska, die man aus den Armen ihres Geliebten geriſſen, und die nun fieberkrank auf ihrer Zelle lag, hatte noch ihre ſchmerzlich ſüßen Träume vom verlorenen Glück der Liebe. Nur Agnes hatte nichts zu beweinen, ſich über nichts zu freuen; ſie allein ſchien mit dem Leben fertig. Keine der frommen Schweſtern war ſo pünktlich im Kloſterdienſte als Agnes, und doch geſchah keiner ſo wenig Genüge damit als ihr. In ihrer unausgeſetzten Pflichtvollziehung lag zugleich eine Gleichgültigkeit der Seele. Sie betete und faſtete, that Buße und kaſteiete ſich; aber die bleiche Ruhe ihres Angeſichts wich auch unter der Geißel nicht, die ſie über ſich ſchwang. Ihr Herz ſchien wie ein Grabgewölbe, und die bleichen Wangen waren weiße Roſen über einer tiefen Gruft. Dabei war ſie mild zu Jedermann, gefällig und dienſtfertig ſondergleichen. Man hatte die ſtille Schweſter lieb, obwohl Niemand dem ſtrengen Blick ihres Auges auf lange begegnen mochte. Von Zeit zu Zeit regte ſich unter den Schweſtern wohl der Argwohn, das Gemüth der ſtillen Agnes belaſte ein geheimes Verbrechen, das unſühnbar ſei und deshalb von ihr verſchwiegen bliebe. Der fromme Beichtvater betheuerte, es ſei kein Fehl mehr an ihr, ſie habe die Vergangenheit gebeichtet und geſühnt. Nur die Aebtiſſin wollte ihrem Spürblicke ein Ziel ſetzen, das zu erreichen ſich ihre Klugheit getraute. Aber noch war Agnes aus allen Prüfungen makellos an Worten und Thaten hervorgegangen, und die Abadeſſa hatte ſie nach wie vor wieder liebgewinnen und ehren, wenn auch beargwöhnen müſſen.

Agnes wandelte den Bach entlang, der unter der Kloſtermauer ſich in den innern Raum drängte und den Garten durchzog. Die Mauer war mit einem Kreuzgewölbe darüber hingebaut, und ſo konnte der kleine Strom ſich ungehemmt ergießen. „Der Bach iſt wie das Leben,“ ſagte die bleiche Nonne und blickte ſinnend in den flüchtigen Wellentanz. „Auch von den ſchwarzen ſteilen Kloſtermauern läßt ſich das Leben nicht zurückhalten, es zieht mit uns auch in die düſtre Klauſe des einſamen Gebetes. Alle meine Schweſtern hangen noch irgend wie durch einen Wunſch mit dem Daſein zuſammen; es läßt ſich das Leben doch nicht ganz abtödten. Das Leben ſtiehlt ſich wie der Bach in unſere Seele, wenn wir gegen ſeinen offnen Andrang eine Scheidewand ziehen. Nur wer aus dem Leben das Kloſter ſchon mitbringt, wie ich, der findet hier das Kloſter. Ich hatte, ſchon eh' ich den Schleier nahm, kein Leid und keine Luſt, ich wußte kaum um mein Daſein, als ich es aufgab. Von der Welt ſchied ich, weil ſie mir nichts bot, aber auch das fromme Hinſterben in Sack und Aſche hat für mich keinen Reiz."

Agnes glaubte ſich allein; der Arm, der ſich jetzt um ihren Nacken legte, überzeugte ſie eines Andern. Die Aebtiſſin war ihr gefolgt, und als ſich Agnes zu ihr wandte, küßte ſie ihr die ſchöne weiße Stirn. „Mögen Dich die Heiligen erquicken und Dir den Trübſinn aus dem Herzen ſcheuchen!" ſagte die gute Mutter und legte die Hand auf ihr Haupt. „Ich wollte Du hätteſt ſtatt der ſtillen Trauer, die keinen Grund kennt und eben deshalb grundlos tief iſt, irgend eine Sünde auf Deinem Herzen, die Du bereuen und ſühnen könnteſt. Es würde Dir beſſer ſein, als die verzehrende Traurigkeit, die doch nicht die wahre Ruhe iſt.“

„Wer kann ruhiger ſein, als ich und mein Herz?“ ſagte Agnes ſtill vor ſich hin.

„Die wahre Ruhe,“ ſagte die Abadeſſa, „iſt nicht dies ſtille Hinſiechen, die wahre Ruhe beſeligt, denn ſie iſt der Friede des Herrn, ſie iſt der Lohn für die getreue Pflichterfüllung.“

„Pflichterfüllung?“ wiederholte Agnes, „ich habe keine Pflichten.“

„Wie?“ lautete der Vorwurf. „So gering achteſt Du den Altardienſt? Und die Buße der Faſtenzeit, die Kaſteiung in der Zelle, die Stickerei an der Altardecke, die Weberei für die Kapelle der heiligen Antonia, die Fußwaſchung der Armen — das Alles hältſt Du für keine gottgefällige Pflichten? Iſt das der Grund, daß die Heiligen Dich nicht ſegnen, trotz aller Buße, die Du übſt? Iſt dieſe Mißachtung der Gelübde die Sünde, die Dich belaſtet? Der Dienſt des Herrn iſt Dir keine Pflicht?"

„Geſchieht der heiligen Antonia ein Gefallen damit, daß wir ihr die Decke weben," ſagte Agnes ruhig, „ſo mag es für eine ſchöne Pflicht gelten. Aber die Heilige lächelt wohl zu dieſem Dienſte, denn wir dienen nur uns ſelbſt damit. Eine Pflicht nenne ich nur einen Dienſt zum Nutzen eines Andern. Die Heiligen mögen ſich freuen über uns, aber wir nützen ihnen nicht. Ach! ich hatte einſt große Pflichten, als ich in der Welt war. Aber da ich ſie nicht erfüllen konnte, verließ ich die Welt und ſuchte die Stille des Kloſters."

„Und ſo haſt Du doch wohl noch Deine Wünſche draußen in der ſündhaften Welt, und Dein Herz iſt nicht ganz gewaffnet gegen die Kunde, die ich Dir bringe?"

„Ich habe abgeſchloſſen mit Allem, redet, gute Mutter."

„Marquis Agoſtinho iſt geſtorben."

„Die Heiligen wollen ihm gnädig ſein," ſagte Agnes ruhig. „Man hatte ihn mir zum Gatten gegeben.

Liebe brachte er mir nicht, ſomit konnte er auch keine fordern; ich bin mir keiner Schuld gegen ihn bewußt, meine Rechnung mit ihm war längſt fertig."

„Der Gram um ſeine Söhne hat ihn ins Grab gebracht. Den einen von Beiden ſoll eine geheime Liebe verzehrt, den Andern eine Leidenſchaft zu demſelben weiblichen Weſen wahnſinnig gemacht haben. Das hat an dem Leben des Alten genagt, und ſo ſtarb er langſam hin."

Die Aebtiſſin ſprach die Worte mit lauſchenden Blicken; es galt, die Kloſterſchweſter zu prüfen.

Sie hatten den dunkeln Laubgang verlaſſen und ſtanden am kühlen Marmorrande des Baſſins. Agnes ſtarrte in die ſilberne Fluth, in deren Spiegel der Mond ſein Angeſicht wiegte. „Und das Alles mußte ich verurſachen und bin doch ohne Schuld!" flüſterte ſie ſtill vor ſich hin und der Hauch ihrer Lippen zitterte im leiſen Abendwinde.

„Ohne Schuld?" fragte die Aebtiſſin ungläubig.

„Ja, gute Mutter, ich trieb ſie alle in den Tod, und bin doch ſchuldlos an ihrer Vernichtung. Wollt

Ihr die Geſchichte meines Lebens hören? — es iſt die Geſchichte der menſchlichen Ohnmacht. Ich war noch nicht funfzehn Jahr alt, als mich ein Jüngling liebte. Ich wußte nicht, was Gegenliebe ſei, aber ich gefiel mir in ſeiner wohlthuenden Nähe, ich duldete ſeine Schwüre und ſeine Zärtlichkeiten, denn er war ſanft und gut, wie das Lamm der Mutter Gottes. Daß er auch ein Held ſein könne, den ſeine treue Liebe in den Tod gejagt, erfuhr ich ſpäter erſt. Ich war das willenloſe Werkzeug für die Pläne meiner Familie. Wir waren verarmt und hatten von unſern Vorfahren nur den Stolz geerbt. Der Marquis Agoſtinho bot meiner Familie für meine Hand den Genuß ſeiner Schätze. Ich ward an ihn verkauft und fügte mich, denn ich hatte keine Ahnung von den Rechten eines eigenen Willens. Luzio beſtürmte mich mit Thränen und Bitten, ihm treu zu ſein. Aber Luzio war ein armer Jüngling. Er verließ die Vaterſtadt, er nahm Dienſte in der ſpaniſchen Armee, ſein Tod war die erſte Nachricht vom Feldzuge gegen die Barbaresken. Dies folgte ſich ſo ſchnell, daß ich erbebte. Ich hatte nicht gewußt, was Liebe war: jetzt erfuhr ichs, der brennende Schmerz der Seele, die verzehrende reuige Sehnſucht, das war meine Liebe. Und Luzio war todt, erſt ſterben hatte er müſſen, eh' ich ihn liebte, nun gehörte einem Todten meine Liebe und mein Leben. Agoſtinho war ein Funfziger, er forderte nicht, was ich ihm verſagt hätte, er wollte nur meinen Umgang, Stützen ſeines Hauſes waren ſchon da in den beiden Söhnen erſter Ehe. Beide waren abweſend, ich kannte ſie nicht. Luis ſtudirte zu Coimbra, Gonzaga war in einer entfernten Provinz bei der Armee. Jener, der Jüngere, machte uns bald ſeinen Beſuch. Dom Luis war ein ſtiller, menſchenſcheuer Jüngling. Sein Sinn war ganz auf die Wiſſenſchaften gerichtet, ſein Gemüth rein und unbefleckt. Wir laſen zuſammen die Dichter unſers Volkes, und in dieſem Verkehr ward uns Beiden recht wohl; ich ſollte ſeine Mutter ſein, und lernte ihn lieben wie einen Bruder. Er war ſo ſanft und hold, und in ſeiner Nähe vergaß ich den Schmerz der verlornen Liebe. Aber in ihm erwachte bald eine Neigung anderer Art, die ſich anfangs in einem Haſſe gegen ſeinen Vater verrieth. Auch gegen ſeine Umgebung machte er Launen geltend, die ihm ſonſt fremd geweſen. Er wurde jähzornig, wenn man ihm widerſprach, grauſam gegen ſeine Diener, undankbar gegen ſeinen Vater, treulos gegen ſeine Freunde. So kündigte ſich eine glühende Leidenſchaft in Luis an, deren Gegenſtand ich ſelber, ich, ſeine Mutter, war. Es war eine ſchwere Stunde, als er weinend zu meinen Füßen lag, und der ganze Schmerz ſeines Unglücks ſich wie ein Feuerſtrom über ſeine zitternde Lippe ergoß. Es war ein ſchwüler Gewitterabend meines Lebens. Ich ſtrafte ihn mit Worten des Ernſtes, und mein Herz war doch von milder Liebe bewegt, die Pfeile der Vorwürfe, die ich ihm machte, ſtumpfte mein Mitleid ab. Konnte ich doch ahnen, was es zu ſagen habe, zu lieben, wo man nicht lieben ſollte, oder nicht mehr zu lieben vermag! Wir ſaßen Beide in Thränen aufgelöſt, und wußten nicht mehr, was Schmerz war in unſern Gefühlen, und was Freude. Aber wir ſprachen ſeitdem kein Wort mehr mit einander. War doch das Geheimſte, Unſagbarſte laut geworden: was ſollten wir uns noch ſagen? Hatte die Menſchenwelt doch keinen Raum für unſere Gefühlswelt. An dieſem Fluche zerbrechen die edelſten Herzen oder verbluten ſich langſam, und tragen mitten im lebendigen Leben ihren Tod mit ſich umher. — Dom Luis war ein edler Menſch, obwol er ſeine Mutter ſträflich liebte. Was mich zu ſeiner Mutter gemacht hatte, war die Thorheit der Welt; aber er wagte es nicht, die Scheu vor einer geheiligten Thorheit abzuwerfen. Er verhielt ſich ſtill und trug ſeinen Gram allein. Und doch mußte ich einen neuen Ausbruch ſeiner Leidenſchaft fürchten, ich mußte auf ſeine Entfernung ſinnen, ohne daß ich den Haß ſeines Vaters gegen ihn reizte. Wir lebten ziemlich getrennt, wir ſahen uns ſelten. Luis vertiefte ſich in ſeine Studien, Kränklichkeit und Abneigung hielten ihn von jeder Zerſtreuung zurück. Ich ſaß für mich und vollendete ein Familienbild, das ich begonnen. Der Marquis hatte den Wunſch, ſich im Bilde an meiner Seite zu ſehen. Jetzt malte ich den Sohn dazu, ganz wie er war, mit der ſanften blaſſen Miene des Kummers, aber nicht auf mich den Blick gerichtet, ſondern auf das Crucifix, das ich in Händen hielt und ihm reichte. Um ſeine Geſtalt hüllte ich das Kleid eines Carmelitermönchs. So wollte ich ſeine Leidenſchaft, ſeine Liebe und ſeinen Schmerz verklären. Es iſt ein hergebrachter Glaube, daß wir in frommer Bußübung den Frieden finden, den uns die Welt nicht gibt; es iſt eine gutgemeinte Vorſtellung, wir haben ſie geerbt von unſern Vorfahren; darum malte ich Dom Luis in dieſer Kloſtertracht. Eines Morgens wurde ich bei meiner Arbeit überraſcht. Ich höre eilige Tritte und ſpringe hinter die Gardine. Dom Luis tritt ein; ich hatte ihn ſeit einigen Tagen nicht geſehen. Eine ſichtliche Aufregung lag in ſeinen Mienen, eine verzweifelte Haſt in ſeinen Geberden. Er blickte wild im Zimmer umher, er ſchien mich zu ſuchen, eine Entſchloſſenheit — vielleicht unheilbringender Art — malte ſich in ſeinen Blicken; ſein Auge war verworren wie ſein Gemüth. Da blieb ſein Auge auf dem Bilde haften. Hier ſtand ſein Gericht geſchrieben, und es überkam ihn wie eine Mahnung des Himmels. Sein Blick wurzelte in ſeiner Geſtalt auf der Leinwand. Er war zum Beten verdammt, von der, die er liebte, dazu verdammt. Das lähmte ſeinen Muth, ſeine wilde Aufgeregtheit wandelte ſich in eine verzagte Angſt, und ein Thränenſtrom überfluthete ſein zitterndes Angeſicht. Er warf ſich vor dem Bilde nieder, er wollte ſich zum Gebete zwingen, aber die Hände mochten ſich nicht halten, ſie verſagten ihren Dienſt, wie die Stirn, gegen die er ſie ſchlug, wie das Herz, an das er krampfhaft griff. Dann lehnte er matt den Kopf an meinen Seſſel, ich hörte das Schluchzen ſeiner Thränen verſtummen. Jetzt wollte ich hervortreten, ich wollte, ich mußte ein Wort des Troſtes, der Beruhigung ſagen, war mir gleich die Seele ſchwer umdunkelt. Da raffte er ſich auf; ein neues Leben war in ihn zurückgekehrt. Er blickte raſch im Zimmer umher. Hier lag ein Tuch, eine Schleife, ein Halsgeſchmeide von mir, — er ſteckte es raſch zu ſich in den Buſen. Dann ſtand er wieder vor dem Bilde und hob die Hand auf wie zum Schwure. Rückwärts bewegte er ſich dann zur Thür, das Auge wurde matt, es ſtarb im Anblicke des Bildes, ich ſah es erlöſchen mit ſeinem ſchimmernden Glanze. Ich trat vor und ſtreckte meine

Hand nach ihm aus. „Dom Luis, ſei mein Freund!“ wollte ich ſagen und ihn rufen, aber das Wort blieb todt auf meiner Lippe. Er ſah mich auf ihn zugehen, aber er kam nicht zurück, und bewegte ſich langſam und rückwärts gewandt der Thür zu. Sein Angeſicht, mit dem er ſchied, war todtenblaß. Er ſteht noch vor mir, ſo bleich und ſo glanzlos, wie das Mondbild hier vor uns in der zitternden Fluth. — Dom Luis verließ plötzlich das väterliche Haus; er wurde Carmeliter. Man hörte bald von ſeiner Frömmigkeit, von ſeinen ſtrengen Bußen und Faſten; bald hörte man von ſeinem Tode. Die Leute ſagten, er ſei wie ein Heiliger geſtorben, ſeine Seufzer hätten dem Himmel gegolten, — ich wußte das beſſer, ich, ſeine Mutter, die ihm den Tod gegeben. Er war nicht der Erſte, den ich in den Tod getrieben, als Lohn für ſeine Liebe zu mir.“

Agnes ſchwieg und blickte ſtarr, wie ein ſchönes Marmorbild, in die kühle Welle, die vor ihr hüpfte. Dann flog eine zitternde Haſt durch ihre Adern, ſie bog ſich matt auf den Rand des Baſſins und lehnte ihre bleiche Stirn an den kalten Stein.

„Das blutende Herz der Mutter Gottes iſt allerbarmend!" ſagte die Aebtiſſin und legte ſegnend die Hand auf das Haupt der Dulderin. „Die Heiligen werden Dich tröſten, armes Kind, denn es iſt keine Schuld an Dir."

Agnes erhob ſich und blickte der Aebtiſſin feſt ins Angeſicht. „Das iſt eben der Fluch," ſagte ſie mit feierlichem Ernſte, „der bitterſte Fluch meines Lebens, daß ich nichts zu büßen, nichts abzuwaſchen habe aus meinem Herzen! Glücklicher ſind die Sünder dieſer Welt, die Reue iſt ſüß, und der Gott nie unverſöhnlich. Was aber hätte ich zu bereuen? Welche Schuld liegt auf meinem Gewiſſen? Iſt denn nicht alles in Ordnung zugegangen, was ſo die Welt Ordnung nennt? Dieſe Ordnung iſt ein Moloch, dem wir unſere ſüßeſten Wünſche, die heiligſten Regungen der Natur opfern. Vielleicht richtet der Gott jenſeits anders, vielleicht ſagt er: O, du Thörin, du blödes Weib, warum haſt du den Satzungen der Welt ſo koſtbare Opfer gebracht! — Menſchen können mich nicht richten; iſt doch dieſe Ordnung ihr Machwerk, ihr Götze."

„Du ſprichſt irre, gutes Kind," ſagte die Abadeſſa und ſchüttelte das greiſe Haupt. Agnes hüllte ſich in den Schleier, beugte das Haupt und ging.

Die Aebtiſſin folgte ihr und ſie wandelten langſam durch die dunkeln Orangen dem Kloſter zu.

„Die Geſchichte Deines Lebens," hob die fromme Mutter an, iſt noch nicht zu Ende. Marquis Agoſtinho hatte einen zweiten Sohn. Schütte Deinen Gram in mein theilnehmendes Herz und es wird Dir wohl thun. Ich bin verſchwiegen, gutes Kind, ſprich Dich ganz aus. Nur die heilige Antonia hört außer mir Deine Worte."

„Ich brauche nicht geheim zu thun mit meinem Schickſale," ſagte Agnes mit lauter Stimme. „Vielmehr möchte ich's in die weite Welt ausſchreien, daß die Felſen erbebten und die blöde Hirnſchale des Menſchen erzitterte. Hört es, Kinder dieſer Welt, fühlt es, ihr todten Steine! ich that alles, alles, was, wie die Menſchen ſagen, Gott gebeut, ich habe den Geſetzen des Lebens gehuldigt wie Niemand, und bin doch die elendeſte Creatur unter der Sonne. Ich that Alles, was Gott befahl, denn Gott, ſagen ſie, verkündet ſich in dem Willen der Eltern, und das Kind gehorcht. Gott, ſagen ſie, gebietet, dem Gatten zu dienen, und ich diente ihm. Gott, ſagen ſie, befiehlt zu beten, Nachts und Tages, den Leib zu kaſteien und die Seele zu martern mit allerlei Angſt und Hirngeſpinnſt. Gott, ſagen ſie, heißt Dich in Sack und Aſche einhergehen und die Füße wund knien — und ich ging ins Kloſter. Ich that alles, alles, was, wie ſie meinen, der Gott uns anempfiehlt — ach! und ich bin doch ein elendes Weib, gegen das die Thränen und das Blut Derer, die ſie geliebt, predigen werden, wenn der jenſeitige Gott dereinſt anders richtet, als der Gott, den wir hienieden anbeten."

Sie ſank zuſammen, ihre Kniee brachen. Die Aebtiſſin hob ſie auf die nahe Bank und hielt ſie umfaßt. „Mich dünkt, es ſei Läſterung in Deinen Worten," ſagte die alte Frau, „Kind, Kind, Deine Rede iſt nicht fromm und gut, oder ich verſtehe ſie nicht."

„Mir iſt nicht krank," ſagte Agnes mit matter Stimme, „nicht kränker, als zuvor. Darum hört mich, gute Mutter zu Ende, dann will ich ſtill ſein für immer, wieder beten gehen, und niemals läſtern. — Ich muß Euch noch die Geſchichte Gonzaga's erzählen, — es iſt nicht meine Geſchichte, was ich Euch berichte, — ich habe keine Geſchichte, ich habe nichts gethan im ganzen Laufe des Lebens, Niemand genützt, gefördert, gerettet, keinem Herzen den Gram abgenommen, keinem Auge die Thränen geſtillt, kein zerknicktes Gemüth aufgerichtet, — das ſind auch wohl Gebote eines Gottes; aber ſie ſagen, das ſei nicht unſer Gott, der das gebietet, unſer Gott heiße die Herzen ſich verbluten laſſen und ruhig dazu die Hände falten und beten. Ich ſage nicht Amen, denn ich weiß nicht, welches der rechte Gott iſt, der Gott des Herzens — oder der Gott des Geſetzes. Schlichte das, wer kann! Ich will von Gonzaga reden. Er iſt der ältere Sohn des Marquis Agoſtinho, deſſen Weib ich war, weil es der Gott des Geſetzes ſo wollte. Er diente in der Armee des Königs. Bald nachdem uns Dom Luis heimlich verlaſſen, ſprach er zum Beſuche bei uns ein. Er wollte ſeinen Vater begrüßen, ſeine neue Mutter kennen lernen.

Er war älter als Luis, ein ſtattlicher Sohn des Lagers, der Krieg hatte ſeine Geſtalt gekräftigt, ſeine Wange gebräunt. Wir wußten damals noch nicht, wohin ſich Luis gewendet haben mochte. Ich hatte meinem Gatten alles entdeckt, und der Marquis ließ nichts unverſucht, den Aufenthaltsort des Unglücklichen zu entdecken. Ich zog Gonzaga ins Geheimniß; ich deutete ihm an, was ſeinen Bruder dazu vermacht haben könne, uns oder mich zu fliehen; meine Thränen waren mehr als meine Worte die Verrätherinnen meiner bangen Sorge. Gonzaga war ein guter Menſch, darum verſtand er unſer Verhältniß. Ach! er verſtand es nur zu gut und zu tief, was es ſagen wolle, in ſeiner Mutter mehr als die Mutter zu lieben, er verſtand es mit ſo innigem Gefühl, daß er ſich ſelbſt in dies Unglück mit verlor. Er liebte ſeinen Bruder — und weil Dom Luis mich geliebt, erwachte auch zu mir eine Leidenſchaft in ſeinem Innern, die ſich bald genug verrieth. Gonzaga war heftigen Temperamentes. Er vermochte nicht, ſeine Gefühle wie Luis ſtill beizuſetzen in die Gruft ſeines Herzens. Er beſtürmte mich mit der Gewalt ſeiner Leidenſchaft — ich erbebte vor dieſer Wendung der Dinge; einen Freund, einen Helfer hatte ich für Luis und mich in ihm erhofft, und nun die wilde Verirrung, der zerreißende Schmerz — unſer Unglück war groß! Ich mußte ihn fliehen und Schutz ſuchen vor dem Sohne bei dem Gatten. Aber Gonzaga kannte kein Hinderniß, keine Gefahr. Er lag zu meinen Füßen, er wagte ſeine Hand um mich zu ſchlingen: als der Marquis ins Zimmer ſtürmte und den Degen zückte in aufgeregter Stimmung. Gonzaga zog das Schwert, um ſich zu ſchützen, ein Dämon der Hölle lag in ſeinen flammenden Blicken. Da warf ich mich dem Sohne um den Hals, ich bat, ich flehte, ich zerweinte mit dem Strome der bitterſten Thränen ſeinen Haß und ſeine Leidenſchaft. Er war zerknickt, vernichtet. Er legte das Schwert zu den Füßen ſeines Vaters, er kniete vor uns hin, er gelobte, mich nie wieder zu ſehen, er wolle gehen, ſeinen Bruder ſuchen, und mit ihm weinen oder ſterben. Er ging und fand Dom Luis im Kloſter der Carmeliter. Bald hieß es, der König habe ihn auf ſein Geſuch des Dienſtes entlaſſen; auch Gonzaga wurde Mönch. So fromm endet die Geſchichte, gute Mutter, nicht wahr, recht demüthig und gottſelig? Hab' ich nicht gut katholiſch gehandelt? Wer will über uns richten? — Gonzaga war Carmeliter wie ſein Bruder. Er wollte gehen, um mit ihm zu weinen oder zu ſterben. Aber zum Weinen hatte er keine Thränen, ſein ſtolzes Herz war felſenhart. Zum Sterben hatte er nun keinen Muth mehr, ſonſt wäre er wohl in die Schlacht gezogen und hätte den Ehrentod geſucht. Er ſaß bei dem kranken Bruder und pflegte ihn, denn Dom Luis ſtarb langſam hin. Er ſehnte ſich nach dem Himmel, ſagten die Leute: wer will uns alſo richten? Will der Gott uns verdammen, deſſen Geſetze wir nicht überſchritten? Nein, der Gott nicht; aber es gibt, ach! es gibt noch einen andern Gott, der jenſeits lachen wird über die Thorheit der Menſchen, und ſagen: O, ihr Kinder des Wahns, wie habt ihr Eurem Moloch Alles opfern können! Sei ruhig, gute Mutter, ich läſtere nicht, ich ſage nur: wer will uns richten? Wir haben gelebt und ſterben in dem Gotte, den man uns predigt. Ich ſage Amen über Luis' arme Seele. Er ſtarb und Gonzaga ſchlug verzweifelnd die Hände über dem Todten zuſammen. Er war nun ſo allein, er konnte mit Niemand mehr von ſeiner Liebe reden. Aber die Mutter Gottes war ihm doch gnädig; ſie ſtrich ihm mit ſanfter Hand über die Stirn und löſchte auf der Tafel ſeines Gedächtniſſes alle ſcharfen Wundenſtriche fort; Gonzaga iſt ein ſtiller, guter Menſch geworden, ſie ſagen, er ſei irre geworden, und ſo trägt er denn ſein Leid. Die Heiligen mögen es ſo mit ihm am Beſten gemacht haben, und die Heiligen ſind ihm das ſchuldig, denn er hat alles aus Frömmigkeit gelitten. Daß er ſeine Mutter — ſeine junge Mutter liebte, das gab ihm ein böſes Schickſal ein, das wir nicht kennen, das aber allgewaltig iſt, und das wir wohl eine Gottheit nennen könnten, die wir fürchten und verſöhnen ſollten. Aber er hat ſeiner Liebe entſagt, ſeinen Vater nicht beleidigt, nicht verletzt, er hat alles gethan, was das Geſetz verlangt. Wer will über ihn richten? — Habt Ihr mir noch etwas zu ſagen, fromme Mutter, wollt Ihr mir eine Buße auferlegen? — Daß ich Agoſtinho's Weib nicht länger ſein mochte, war wohl mehr ſeine, als meine Schuld. Er wurde düſter gegen mich und ſich, er ließ mich allein und wir lebten getrennt. Da ging ich und nahm den Schleier. Sie nennen mich die bleiche Agnes, ſie ſollten mich die Mutter des Todes nennen; ich habe überall das Leben um mich getödtet, aber nicht ich — ſondern das Geſetz der Welt. Meine Geſchichte iſt aus, fromme Mutter."

Agnes ſtand auf und trat aus der Schattenlaube. Das Mondlicht küßte ihre weiße Stirn, der Nachtwind ſpielte mit ihrem wehenden Schleier. So ſtand ſie da wie eine körperloſe leuchtende Geſtalt.

„Möchten die Heiligen Dir gnädig ſein und Dich vor Gonzaga's Loos bewahren!" ſagte die fromme Dummheit der Abadeſſa, die wieder zu ihr trat und ihre Hand ergriff.

Ein Lächeln flog, wie ein Spott aus jener andern Welt, über die bleichen Lippen der Nonne, in ihrem Auge brannte ein tiefer, aber ruhiger Todesſchmerz.

Die Abadeſſa ging mit ihr die Allee hinunter. Die Nachtglocke läutete mit ihrem eintönigen Rufe. Die frommen Schweſtern waren ſchon in der Capelle zum

Nachtgebete verſammelt. Dann ging man ſchlafen, um früh wieder aufzuſtehen im alten Wahne, dem Gott einen Gefallen zu thun mit Beten und Singen, während man ſich ſelbſt ſicher glaubte vor den Freuden und den Thorheiten, den Schmerzen und den Pflichten des Lebens.

Nach einigen Tagen trug man eine Schweſter zur Gruft; es war die bleiche Agnes.

II.

Die kleine weiſse Dame

auf

Newſtead-Abtei.

Washington Irving erzählt in den Miscellaneous ſeine Beſuche auf Abbotsford und Newſtead-Abtei, den Beſitzungen der beiden ſchottiſchen Romantiker Englands, Walter Scott's und Lord Byron's. Beide Wohnörter tragen ein Gepräge von der Geiſtesſtimmung ihrer Beſitzer, oder — ſoll man ſagen — manche Tonweiſen in deren Gedichten klingen wie ein Lufthauch, wie ein Echo in dem alten Gemäuer jener Burgen. So iſt der Menſch auch mit dem Beſten, was er gibt, Product der Scholle, die ihn trägt. Wenn ich vom Dichter den Ort kenne, wo er ſaß und träumte, den Freund, an deſſen Zuſpruch er ſich geweidet, die Geliebte, über die er gejubelt und geweint, — ſo kenne ich ſein Tiefſtes, es ſteckt nichts Geheimes weiter in ihm. Der Dichter iſt nichts als ein Menſch, nur wachsartig oder auch elaſtiſch weicher als die Andern. —

Newſtead-Abtei iſt eins der ſchönſten Muſter jener ſeltſamen und romantiſchen, halb burg-, halb kloſterartigen Gebäude, welche als Denkmäler des Alterthums in England noch übrig geblieben ſind. Dazu liegt ſie mitten in einer ſegenreichen Gegend, dem Mittelpunkte des ſheerwooder Waldes und von den Schlupfwinkeln Robin Hoods und ſeiner geächteten Schaar umgeben, deren Ruhm in alten Balladen und Kindermährchen lebt. Der Wald exiſtirt freilich faſt nur noch dem Namen nach, und der Strich, über welchen er ſich einſt dunkel und einſam erſtreckte, iſt jetzt eine offene, freundliche, durch Landſitze, Meiereien und Dörfer belebte Gegend. Die Abtei, welche vermuthlich einſt die geiſtliche Herrſchaft über jene Gegend übte und das Seelenheil der wilden Waldbewohner in Obacht nahm, war urſprünglich ein Mönchskloſter und wurde in der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts von Heinrich II. zu der Zeit gegründet, als er durch die Erbauung von Gotteshäuſern und durch andere Beweiſe werkmäßiger Frömmigkeit die Ermordung Thomas Becket's abzubüßen ſuchte. Sie wurde Gott und der Jungfrau geweiht und mit Mönchen des Auguſtiner-Ordens bevölkert. Zur Zeit der Aufhebung der Klöſter, unter der Regierung Heinrich's VIII., erfuhr auch Newſtead einen plötzlichen Glückswechſel, indem es nebſt einer benachbarten Herrſchaft an Sir John Byron, den Steward von Mancheſter und Oberaufſeher des ſheerwooder Waldes, geſchenkt wurde. Dieſer Ahnherr ſpielt in den Traditionen der Abtei und in den vielen Geiſtergeſchichten, welchen ſie das Daſein gegeben hat, unter dem Namen: „Sir John Byron der Kleine mit dem großen Bart," eine bedeutende Rolle. Die Familie Byron wurde in der Folge in den Freiherrnſtand erhoben und lebte auf Newſtead in ſtolzer Pracht. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war der Großonkel des Dichters der Erbherr, ein Mann von leidenſchaftlicher, rachſüchtig düſterer Gemüthsart, den die geſchwätzige Chronik der Abtei mit dem Namen des „böſen Lord's" bezeichnet.

Hier war es, wo Byron das Gefühl der Vereinſamung wie ein Gift in ſeine Seele zog; es war der einzige Ort auf der Welt, wo er ſich heimiſch wußte, weil die Umgebung mit ſeiner Stimmung harmonirte. Von der Zinne des Thurms konnte er hinüberſchauen nach Annesley-Hall, wo die ihn nicht liebende Geliebte, Miß Mary Chaworth, wohnte; in dem ſchaurigen Walddunkel ſtanden die ſeltſamen Steinfiguren, deren Errichtung dem Lord unter den Landleuten den Ruf der Tollheit zuzog. An den Wänden der Abtei hingen manche Denkmale der Barbarei der Vorzeit, an den Dielen klebten die Blutmahle der launiſchen Tollwuth der Ahnherrn, und manches Herz hatte ſich über den Kloſterwahn des Jahrhunderts in den einſamen Zellen hier zu Tode geweint. Und der Fluch, der an der Schwelle haftete, war noch immer mächtig. Der Dichter, der unter dieſen Denkmalen ſaß, litt eben ſo ſehr vom Wahne und von der Barbarei ſeiner Zeit. War er doch von der Geſellſchaft ausgeſtoßen, hatten ihn die Vorurtheile ſeines Standes doch hundertfach ans Kreuz geſchlagen.

Und mit Lord Byron's Tode war das Irrſal, das ſich über die Menſchen auf Newſtead-Abtei häufte, nicht zu Ende. — Noch bei Lebzeiten des Dichters war die Beſitzung käuflich in die Hände des Oberſten Wildman gekommen. Dieſer Mann war dem Sänger des „Childe Harold“ in der Jugend nahe geweſen, er ehrte Byron's Liebhabereien und wollte ſie als Alterthümlichkeiten in Newſtead-Abtei aufbewahren. Ein abendlicher Spaziergang durch den Mönchsgarten ließ ihn ein Abenteuer erleben. Eine weiße kleine Frauengeſtalt ſtieg zwiſchen Ruinen und dunkelem Buſchwerk vor ihm auf und verſchwebte, eine Undine, leicht und ſylphenhaft in der dämmernden Ferne. Es war „die kleine weiße Dame,“ wie man das Mädchen in der Gegend nannte. Sie bewohnte das Eckſtübchen einer verſteckten Meierei. Menſchenſcheu und ſchweigſam, wie ſie war, kam ſie nur mit den Schatten der Nacht aus ihrer Zelle und hielt wie ein irrer Geiſt ihren Umzug durch die Pfade, die von Byron's Andenken angefüllt waren. Sie ſprach mit Niemand, duldete Niemand um ſich, nur „Boatswain,“ Byron's großer neufoundländiſcher Hund, der auf der Abtei zurückgeblieben, war ihr Begleiter, ihr einziger lebendiger Freund. Sonſt lagen ihre Liebe, ihr Sinnen und

Trachten im Grabe. Stundenlang ſaß ſie oft unter dem Baume, in deſſen Rinde der Dichter ſeinen Namen eingegraben, oder kniete weinend am Fuße des Denkmals, das er zwiſchen den Ruinen der Capelle hatte errichten laſſen. Dieſer Denkſtein ſchien ihr Altar zu ſein. Bald las, bald ſchrieb ſie mit einem Stifte auf einer kleinen Tafel, die ſie bei ſich trug, im Scheine des Mondlichts, meiſtens aber ſaß ſie in ſtilles Brüten zuſammengeſunken. Ihr Anzug war ſtets der nämliche; ein weißes Kleid mit einem ſchwarzen Spenzer und ein weißer Hut mit einem kurzen Schleier, welcher den obern Theil ihres Geſichts verbarg. Es war eine kleine, nervenleiſe, zerbrechliche Geſtalt, ſchon über die Blüthe des Lebens hinaus. Die Leute auf der Abtei gewöhnten ſich allmählig an ihr Weſen und ließen ſie ſtill gewähren. Die Scheu vor ihr verſchwand, als man erfuhr, ſie ſei taubſtumm. Manche aber ſagten, ihr Verſtand ſei zerrüttet.

Und ſo ſchien es faſt. Eine verzehrende Leidenſchaft zu Byron, nicht zu ihm, dem Lord, dem Manne, der lebendigen Perſon, eine Leidenſchaft zu ihm als Dichter hatte dieſe weltvergeſſende Einſamkeitsluſt in dem Mädchen erzeugt. Dieſe romantiſche Bethörung war durchaus geiſtiger und idealer Art, denn die Schwärmerin hatte, wie ſie in einer ihrer Rhapſodien ſelbſt verſichert, den Lord niemals geſehen: er war für ſie nur eine aus Schaume der poetiſchen Entzückung aufgeſtiegene Geſtalt ihres Sinnens und Denkens. Dazu war ſie aber bei der äußerſten Reizbarkeit des Gemüthes in körperlicher Hinſicht höchſt beklagenswerth. Sie war nicht taubſtumm geboren, aber hatte in einer Krankheit das Gehör und auch die Fähigkeit deutlicher Artikulation eingebüßt. Sie war wie ein aus der Geſellſchaft ausgeſtoßenes Weſen. Ihr Name war Sophie Hyatt. Als Tochter eines Buchhändlers in einer Landſtadt geboren, hatte ſie vor Jahren ſchon ihre Eltern verloren. Ihr Bruder wurde ihre einzige Stütze, ein kleines Jahrgehalt blieb ihr von dieſem eine Zeit lang ausgeſetzt. Bald aber ſiedelte ſich derſelbe mit ſeiner Familie nach America über und ließ ſie allein unter den Felſenherzen Altenglands. Mit dem Tode des Bruders hörte die Auszahlung des Jahrgeldes auf, ein weitläufiger Verwandter, der noch einzige Angehörige ihrer Familie, ließ ihr endlich aus einem Gefühle des Stolzes, ſie nicht unter die Zahl der Kirchſpielsarmen aufnehmen zu laſſen, eine kärgliche Unterſtützung zukommen. So von den Bedingungen eines Daſeins beinahe gelöſt, mit krankem, hinfälligem Körper, leiblich unfähig, in der Geſellſchaft eine Stelle geltend zu machen, und bei alle dem die verzehrende Melancholie, womit ſie Byron's dämoniſche Dichtungen liebte, wie eine tödtliche Krankheit im Herzen, mochte ſie die Symptome einer Gehirnverwirrung deutlich genug verrathen und im Gefühle einer herrannahenden Umdunkelung der Seele doch nicht loslaſſen von der verliebten Schwärmerei ihrer Phantaſie, die mit Byron's Verzweiflungsluſt liebäugelte.

Das iſt „die kleine weiße Dame" im Mönchsgarten auf Newſtead-Abtei, von der Waſhington Irving mit der ihm eigenen Harmloſigkeit und materiellen Treue alle Einzelnheiten ihres Mißgeſchicks gutmüthig einfach erzählt. Oberſt Wildman hielt es für eine heilige Sache der Pietät gegen den verſtorbenen Dichter, ſich des an ſeinen Gedanken und Gefühlen verunglückten Mädchens anzunehmen. Auch Miſtreß Wildman zog ſie möglichſt in ihre Nähe. An dieſe Wohlthäter ſchrieb ſie Briefe voll der rührendſten Ergebung. Sie ſpricht auch oft darin mit banger Furcht von dem Herannahen einer Geiſtesirre, die ſie Monomanie nannte. Es gibt eine Art Wahnſinn aus Einſamkeitsluſt. — Das Geſchick der kleinen Sophie endete ein plötzlicher Tod. Verhältniſſe machten ihre Entfernung nach London nöthig, ſie hoffte dort das Teſtament ihres Bruders eröffnen zu können, und verließ Newſtead-Abtei, wo ſie viele Jahre einſam verbrütet hatte. In Begleitung einer Pächtersfrau kam ſie bis Nottingham. Schon im Begriffe, ſich nach dem Poſtgebäude zu begeben, gerath ſie unter die Deichſel eines Wagens, die Pferde treten ſie zu Boden. Der Zuruf des Kutſchers war vergeblich geweſen; die kleine Sophie war ja taub. Sie ſtarb ohne Seufzer. Ihre Gedichte, von denen Waſhington Irving einige in ſeine Erzählung einſtreut, athmen ganz in Byron's Todesſchmerzen.

III.

Die arme Maria.

In den Papieren, die zu den Documenten von Jean Pauls Leben gehören, finden ſich einige recht thränenfeuchte Blätter. Ich meine die Briefe jener Maria *), deren Liebe zu Jean Paul ſich bis in den Tod aus freier Wahl verirrte, deren glühendes Schmerzgefühl für den Dichter ſich nur in den Wellen zu kühlen wußte. Und dieſe Selbſtvernichtung aus überſchwänglicher Neigung mußte ſich gerade in die Lebenskreiſe des tugendhafteſten aller Dichter drängen, gerade der reinſte, ſinnlichkeitsloſeſte aller Poeten mußte eine begehrliche Liebesflamme erwecken, die eine harmloſe Mädchenſeele zum Eigenmord trieb. Maria hatte den Schöpfer ihrer

---

*) Der Vermuthung nach war Maria eine Tochter oder Enkelin jenes Forſter, der in Paris unter der Guillotine ſtarb.

Träume, das Ziel ihrer weiblichen Wünſche, den Gott ihres innern Lebens nie geſehen. In ſeinen Werken betete ſie ihn an und ſog aus den ſüßen Schwelgereien mit ſeinen Gedanken, aus der keuſcheſten Entzückung über ſeinen Genius, die leibliche Begier, ſein eigen zu ſein, um als ſinnlich begabtes Weib zu ergänzen, was der körperloſen Pſyche der Jeanpaulſchen Muſe fehlt. Maria war ein echt menſchliches, echt weibliches Weſen, kein Oſſian'ſches Nebelgeſpinnſt, wie Jean Paul's Liane, ſie war nicht blos der Duft der Blume, auch nicht blos ihr äußerlich prangendes, eitles Farbenſpiel, ſie fühlte ſich auch als den Kelch der Blume, aus deſſen Schooße ſich doch alles erzeugt. Eine Liebe, die blos Geiſt ſein will, wäre eine Blume, die bloß Duft ſein möchte. Ihr verſchließen ſich bald die Poren der erzeugenden Kraft, ihr verwelken bald die friſchgrünen Zweige der heitern Sinnenwelt, und der ſonſt milde Gott, der Leib und Seele zu ſüßer Eintracht ſchuf, blickt mit zürnender Miene auf dieſen eigenſinnigen Zwieſpalt der Creatur, die ihren von Natur geſetzten Frieden aufhebt. Die Natur iſt nicht das vom perlichen Hülle ſo ungeſtraft, wie es Jean Paul's mondſcheinduftige Poeſie gebietet, entwinden zu können wähnt. Aber allmählig laufen irre Funken der Begier durch dies Zwielicht voll betäubender Aethereſſenzen. Kleine mädchenhafte Wünſche, harmlos wie Genien flatternd, weiß in Unſchuld gekleidet, ſind die ſtillen Vorboten einer aufglühenden Leidenſchaft, wie oftmals fliegende Wölkchen vor dem Gewitterſturme hertanzen. Sie warf ſich Anfangs an ſein weiches Dichterherz, er erſchien ihr als Lehrer, als Vater. Aber in der ſteigenden Trunkenheit, die der trauliche Verkehr mit Jean Paul's Phantaſiegebilden erzeugt, verräth ſich leicht ein leiſer Nervenkitzel. Nun will ſie, da ſie einmal Kind zu ihm ſein darf, ein ſichtbares Zeichen als Gewährniß ſeines wirklichen Daſeins, ſie bittet um ein Band, einen Knopf — endlich um eine Locke ſeines Haares. Maria war Jean Paul's Bettina. Nur daß ſie nicht eitel genug war, ſich in ihrem Weſen, wie jene, zu gefallen; ſonſt wäre ſie Kind geblieben, hätte mit der Kindlichkeit noch ſchön gethan, wie jene, ſelbſt wenn die Kindheitslaune längſt verbraucht und abgenutzt, und der

Gegenſtand ihrer Anbetung ſein Antlitz von ihr gewendet. Maria war das zur Jungfrau plötzlich erwachende Kind Jean Pauls. Sie zerbricht die kleine Ruthe, die er mit ſchonender Milde ihr zu winden Miene macht, ſie zerreißt das Nebelgeſpinnſt prüder Empfindſamkeit, das ſich mit Jean Paul's Dichtungen in ihr Herz geniſtet, ſie will nicht mehr ſchwelgen in ſeinen Gedanken, ſich nicht mehr wiegen in ſeinen Gefühlen, ſie hat ihn ausgeleſen, zu Ende ſtudirt, und ſeine Phantaſien erſcheinen ihr jetzt nur wie eine Vorſchule zur Liebe. Sie will ihn ſehen von Angeſicht zu Angeſicht, ſie entſchließt ſich zu einer Reiſe nach Baireuth, ſie will ihn ſehen und haben, ihn, den ganzen Menſchen, den Mann, der mit ſeinen ſüßen Worten ihr wider Willen das Herz geraubt, ſie will ihm ins Auge ſagen, wie grauſam die Liebe ſei, die er entzündet, weil er die Liebe ohne Leiblichkeit geſchildert, ſie will an ſeinem Buſen ſich ausweinen, an ſeinen Lippen, in ſeinen Armen finden, was ſeine Poeſie nicht giebt und nicht zu geben vermag. Sie will kommen, um ihm zu dienen, kommen und ihm die Füße waſchen, ſeine Stube fegen, ſeine Magd ſein, — um nur Theil zu haben an der Leiblichkeit des Geliebten. Der keuſche Vater Richter erſchrickt vor dem ſinnlichen Dämon, der aus der Seele des Mädchens redet. Er beginnt zu vermahnen, ſie auf ihre eigenen Kreiſe der Häuslichkeit zu verweiſen, um ſich dort ein Genüge zu ſchaffen. Maria hat Mutter und Schweſter um ſich; ſonſt ſteht ſie abgeſchnitten vom Leben. Ihre Welt iſt zu eng für ihre weitgedehnte Seele, ihr Gemüth hat ſich ſchon zu tief eingetaucht in die Sehnſuchtswogen, auf denen die Muſe ihres Dichters ſie ſchaukelt, ſie bedarf eines männlichen Herzens, an das ſie ſich werfen, einer Geſtalt, an die ſie ſich ſchmiegen kann. O, ihr Dichter, malt doch die Liebe nicht ohne Leiblichkeit! Zeichnet Menſchenbilder in begrenzter, wirklich vorhandener Form! Der Körper giebt dem Geiſt ſein Maaß und zugleich ſeine Befriedigung. Wie thöricht iſt die tugendhaft ſein wollende Welt, die da wähnt, der prüde Jean Paul habe nie damit Unheil angerichtet, daß er in ſeinen Poeſien den Leib wegwirft und den abgelöſten Geiſt auf den Wellen der Gefühle einherſchwimmen läßt!

Jean Paul erſchrak vor den Gelüſten einer aufſteigenden Sinnlichkeit in Mariens Gemüth. Er ſchildert ſich ihr jetzt als einen betagten Mann mit altersgrauem Haar, an deſſen Locke ſie keinen Gefallen haben könne, er ſpricht in ſeinen Gegenbriefen abſichtlich viel von ſeiner Frau, von ſeinen Kindern. Maria erbebt nun ſelbſt vor der unverhohlenen Sprache ihres verrätheriſch offenen Herzens. Die glühende Scham wandelt ſich plötzlich in einen tödtlichen Haß gegen ſich ſelbſt, und ſie beſchließt, freiwillig zu enden. Jean Paul fordert ſie jetzt auf, zu ihm zu kommen, was er früher abgelehnt; er wünſcht, ſie möge ihn ſehen in ſeiner Häuslichkeit, wie er ein ganz gewöhnlicher deutſcher Mann ſei, der früh Morgens ſeinen Schlafrock anhabe und mit der Nachtmütze auf dem Haupte ein ganz bürgerlich ſolides Weſen ſei, das bei der Caffeetaſſe auch von Gevattergeſchichten zu ſchwatzen wiſſe. Maria kann nicht zum Humor über ſich ſelbſt und ihr verliebtes Herz kommen; dazu fehlt ihr jeder Ton in der Stimmung der Seele. So kommt ſie mit ihrem ſehnſüchtigen Weſen nicht über ſich ſelbſt hinaus, ſie kann ſich nur der Welt entziehen, der ſie es nicht glaublich zu machen weiß, daß ihre ſinnliche Regung ſo rein geweſen, wie der Schnee des Gebirges. Der überſchwenglich geiſtige Nervenreiz der Jeanpaul'ſchen Sentimentalität hatte das zurückgedrängte Element der Leiblichkeit urplötzlich aufwogen laſſen, und nun ſtand ſie gezeichnet da, wie ſie meinte, vor aller Welt, ein Standbild des Spottes. Ihr Dichter hatte für ſich Humor genug, um ein Leben voll ärmlicher Wirklichkeit mit der verſchwimmenden Sphärenmuſik ſeines verzückten Dichtergefühls im Gleichgewicht zu halten. Ein weibliches ſchwärmendes Herz vermag das nicht, es zerbricht lieber. Ein weibliches Herz iſt ein zärtliches und ein zaghaftes Ding. Maria hielt ſich für verrathen und verloren. Sie mußte ihr ſchamglühendes Antlitz vor dem Lichte des Tages verhüllen, und ſie nahm dazu ein Todtenkleid; ſie wollte die Flamme der Leidenſchaft aus ihrem Buſen waſchen und ſie ſtürzte ſich in die Fluth. Lange hatte ſie den Entſchluß noch zurückgehalten; ihrer Schweſter, die ihren Plan entdeckte, hatte ſie gelobt, die kranke Mutter durch ihren Tod nicht zu tödten. Die Mutter ſtirbt, und nun hält Maria ſich aller Pflicht auf dieſer Welt für entbunden, ſie wirft ſich von der ſteilen Brücke hinab, die Mühlräder erfaſſen bald den zarten Leib und ſchleudern ihn in den kreiſenden Strudel. Halb entſeelt holt man ſie heraus und verſucht die Rettungsmittel; aber ſie lehnt mit weiſem Lächeln die Hülfe ab, ſie drückt das verſchluckte Waſſer gewaltſam zurück und endet mit einer ſpartaniſchen Kraft der Seele. Das Weib iſt in ſeiner Schwäche oft rieſenſtark. Das iſt eine bitterböſe Wahrheit und eine ſchrecklich wahre Geſchichte von der armen Maria.

IV.

Bettina.

In Bettinens Briefen und Tagebuchblättern hat ein ſeltſames Mädchenherz der Welt ſein ſüßeſtes Geheimniß offenbart. Wofür der keuſche Mond nicht keuſch genug ſchien, das bleiche Sternenlicht nicht jungfräulich rein und die Stille der Nacht nicht veſtaliſch verſchwiegen genug, das wird hier der Welt verrathen und zur Schau geſtellt. Mögt ihr die Schuhe abziehen, Kinder der Gewohnheit, wenn ihr hier wandeln wollt. Wo eine ſinnige Jungfrau ihre tiefſte Liebe geliebt, wo das Käthchen unſers Jahrhunderts, um die Formen des Lebens unbekümmert, ihrem hohen Herrn ihr ganzes Selbſt gewidmet, wo in aller Keuſchheit der reinſten Entzückung die Thränen der Wolluſt ſtrömten und der Puls der Sinnlichkeit die Schwingungen der Begeiſterung für das Tiefſte und das Göttliche ſelbſt in ſich erfuhr: da kann und darf es nicht anders ſein, als daß eine Art Andacht unſer Gemüth ergreift, um uns zum Verſtändniß deſſen zu befähigen, was hier erlebt, geweint und gejubelt wurde. Ohne dieſe Andachtsregung, die freilich immer unerläßliche Bedingung iſt, wo ein Geheimniß der innern Welt ſich uns erſchließen ſoll, wolle doch Niemand dieſe Briefe zur Hand nehmen, ſie möchten ihm unenträthſelt bleiben, und der Spötter halte ſich fern, er verſuche es nicht, dieſen Entzückungen der Seele, ſelbſt wo deren Illuſionen an das Reich der Lüge oder der Selbſttäuſchung grenzen, die baare, blanke Wirklichkeit allzu nahe zu rücken. Was die berauſchte Seele ſpricht, kann die wach gewordene weder beſtätigen, noch wiederlegen wollen, und nur ſeltſam dünkt es uns, daß in Bettinens Stimmung auf den Frühling der Gefühle kein Herbſt voll Befruchtung und Bewußtſein folgte, daß der Rauſch anhielt und endlich ſeine Monotonie den Gegenſtand ihrer Neigung ermüdete. Wir ſehen hier ein Mädchenherz für einen Dichter ſchwärmen, dem die Locke ſchon ſilbern glänzt. Wie

Maria für Jean Paul, ſo war Bettinens Herz für Göthe's Perſon entzündet, noch ehe ſie ihn geſehen; ſein geiſtiges Ich ſtand lebendig leuchtend vor ihr. Ganz geiſtig liebt hier ein durchaus ſinnliches Kind. Denn an Gewährung der Gegenſeitigkeit war dieſe Liebe ſchon arm. Göthe war Greis, — freilich ein Greis, der als Dichter des weſtöſtlichen Divan noch die Zauber der Jugendliebe in ſich heraufbeſchwor, und der wohl eine Zeit lang dem gährenden Moſt der Bettina'ſchen Gefühle zuſchauen mochte. Wie weit aber ein Hinneigen zu dem Kinde, ein Belauſchen ihrer lärmenden Herzensſchläge, zu einer Gegenliebe wurde, läßt ſich ſchwerlich verfolgen und nachweiſen. Wie Bettina plaudert, hatte Göthe ſie einſt in der Roſenlaube ſeines Gartens unter ſeinem Mantel an ſich gepreßt und geſagt: So gehörſt Du mit zu meiner Geſtalt! Ein ander Mal wob er ein Spinngewebe um ihre Stirn mit den Worten: So möge Dein ganzes Selbſt der Welt verſchleiert bleiben! Ob er aus der feſſelloſen Sprache ihrer brieflichen Ergießungen manches für ſeinen Divan in Verſe überſetzte, bleibt wohl ſehr ungewiß, wie dringend es auch Bettina behauptet. Mignon und Philine waren in ihr vereint, wie eine muſikaliſche Braut der Sphärenwelt und eine trügeriſche Nixe voller Liſt und Pantoffelränke.

Bettina v. Arnim, Clemens Brentano's Schweſter und Enkelin der Sophie Laroche, ſieht in ihrer Kindheit, in ihrer Erziehung und in ihrem ganzen erſten Geſchick nur eine Vorbereitung zu dem Verhältniß, in das ſie zum Dichter trat. Früh eine elternloſe Waiſe, lebte ſie als kleine Tempeldienerin bis zu ihrem dreizehnten Jahre in einem Kloſter in Frankfurt a. M. Sie läutete Abends das Angelus ein, ſpielte den Engel des himmliſchen Friedens bei feierlichen Handlungen und mußte, als erwählter Liebling der frommen Schweſtern, für die Reinigung des Kelches und der Kelchtücher Sorge tragen. Heiter und unbefangen, wie ſie war, that ſie den Tempeldienſt in geſchäftiger Anmuth, aber es ſtand ſchon früh ein ganz andrer Himmel in der jungen Mädchenſeele, als er aus den abgehärmten Zügen der Kloſterjungfrauen und ihren erloſchenen Augen herausblickte. In dieſen angewöhnten Formen der chriſtlichen Buße bewegte ſich Bettina nur ſo lange harmlos und frei mit ihrem kleinen, unſchuldig lachenden Heidenthum, bis ſich die Jungfrau in ihr regte, und ihr friſch bewegter Sinn, immer rein und ſtill, aber immer nach dem lebendigen Gott in lebendiger Welt ſehnſüchtig, an dem hölzernen Kreuze nicht mehr innig genug zu beten wußte. Sie hatte ſich ſchon längſt, ohne es zu wiſſen und zu wollen, dem Gott in der blühenden Natur im Geheimen zur Prieſterin geweiht. Nachts, wenn Alles im Kloſter ſchlief, ſtieg ſie keck hinaus in die ſtille Nacht, lief von Thal zu Hügel, ſprach mit der plätſchernden Welle, mit dem ſäuſelnden Wind, mit der weinenden Nachtigall und ſchuf ſich in dieſem Verkehr mit den Geiſtern der Natur für den unverſtandenen Dienſt der Kirche einen heimlichen Erſatz. So ſuchte das aberwitzige Kind, das den todten Chriſtus floh und von ſeinem Leben im Geiſte nichts erfuhr, ſich auf eigne Weiſe einen lebendigen Gott in dieſem ſtillen Naturdienſt. Hier glaubte ſie den Geiſt der Geiſter ſich weit näher, hier ward ſie heimiſcher, hier fand ſie in jeder Form den tiefen Sinn, und ſelbſt während der Schauer einer Gewitternacht, als man im Kloſter ſingend und betend und in ſcheuer Haſt durcheinanderlief, hielt ſich das ſeltſame Kind im tobenden Sturm für unendlich ſicherer und heiliger von der Nähe des Gotts heimgeſucht, als vor dem Altare des Herrn. Dieſe nächtlichen Wanderungen, die ſie mit Fiſchern und Hirten der Gegend in vielfachen Verkehr brachten, erhielten dem Kinde den naturfriſchen Zauber der Geſtalt, den die Nonnen an ihr liebten, wie etwas ihnen unerreichbar Fernes. Dieſe Geheimthuerei mit dem kindiſchen Prieſterthum in freier Natur, das ſich ganz ungeſucht in ihrem ſonſt offenen Weſen erzeugte, mochte dem Blicke ihres braunen Auges jenen magiſchen Schimmer verleihen, der ſelbſt auf Goethe's altverſtändige Mutter ſo wunderſam wirkte, daß ſie ihn nicht anders als mit dem Ton des Violoncello's vergleichbar fand. Ohne alle Befähigung zum Verſtändniß der Formen der Kirche, ja der Formen des Lebens überhaupt, wußte Bettina nur von ſich und der kindlichen Laune ihres lebendigen Herzens, die ſich in der ungebundenen Willensfreiheit ſpäter zu einem feſſelloſen Dämon ſteigern ſollte. Nie hat ſie eine Thräne im Kloſter geweint, als wenn ſie das blonde Haar einer ſchönen Novizin abſchneiden und ein volles blühendes Jugendleben dem langſamen Tode eines dunkeln Opferwahnes ſich hingeben ſah. Ihre ſpieleriſche Kinderſeele war nicht auf den eiteln Tand der äußern Welt gerichtet, vielmehr ſuchte ſie, einer geheimen Ahnungsſtimme folgend, hinter der erſcheinenden Geſtalt des Lebens ein geiſtiges Verſtändniß, ohne das ſie nicht zu leben vermochte, allein ſie wollte auch mit den Mächten des Geiſtes nur ſpielend verkehren, auch ihre innigſten Gebete an den Gott der Natur verriethen den Grundzug ihres Weſens, auch im Heiligſten, das ſie mit allen Schauern der Andacht erſchütterte, eine harmloſe religiöſe Tändelei zu erblicken.

So konnte es nicht fehlen, daß ihr ſcheinbar nur zur Freude eines ewigen Blüthenlebens berufenes Gemüth jenen Mächten, mit denen ſie geſpielt, ſelbſt als Spielzeug zu verfallen drohte. Auf den Fluren einer indiſchen Paradieſeswelt wäre ſie eine Heilige geworden, die man anbeten durfte, in der Welt des Chriſtenthums mußte ſie einen Theil Schmerzen tragen, die zu unſerem geiſtigen Leben zu gehören ſcheinen. Nicht ungeſtraft hat Bettina ſich in der Natur ihren Gött geſucht und ihm Tempel erbaut. Die Stimmen, denen ſie auf den Fluren nachgegangen, um mit ihnen zu koſen und zu ſcherzen, erwuchſen nach und nach in ihrem eignen Buſen zu Göttern, deren flammende Begier das Mädchenherz zu verzehren drohte, und ſo war es ihr vorbehalten, in der ſüßen Luſt, der ſie nachgejagt, alle die Schmerzen, denen ſie zu entfliehen gedacht, mit zu zu erleben und in einer glühenden Leidenſchaft zu dem Dichter alle Früchte ihrer kindlich harmloſen Laune, die Blüthen ihres ſinnigen Witzes, und die Blumen der keuſcheſten Treue verloren oder verachtet und langſam in ſich verwelken zu ſehen.

In Bettinens Hang zu einem ſelbſtgeſchaffenen Naturdienſt ſprach ſich das Bedürfniß ihres Kindergemüthes aus, das Leibliche wie alle Materie der endlichen Welt nicht als das Abgefallene, ſondern als die benedeite Form für den Inhalt des Ewigen ſelber anzubeten. Darum entlief ſie der Kloſterzelle, weil ſie das Leben des Endlichen nicht geopfert wiſſen wollte, um ſich das Heilige zugänglich zu machen. Darum entſchlug ſie ſich der Trauer um einen gekreuzigten Erlöſer. Ihr Gott war ein lachender Götterknabe voll friſcher Lebensluſt, voll überſchwenglicher Begier, ſich in die Welt zu ſtürzen, um aus den Flammen der Leidenſchaft als Phönix verklärt wieder aufzuſteigen, ihren Gott wußte ſie viel zu tief im Einverſtändniß mit der erſcheinenden Welt, er blühte, ſtarb und lebte wieder auf mit ihr, er ſchwelgte und tanzte, er brach alle Knospen, ſog alle Düfte, genoß alle Früchte des glühendſten Lebens, ihr Gott, den ſie anbetete von früh an, war ſie ſelber, ihr eigner Genius, ihr geiſtiges Ich, als göttliches, ewiges Ideal verklärt. Nie iſt die Sinnlichkeit herrlicher vergeiſtigt, nie die Seele als die Seligkeit des Leiblichen, der Geiſt als der Aether der Materie reiner und ſchöner erklärt und gedeutet, als in der Religion Bettinens. So mußte es nun aber auch ganz natürlich erſcheinen, daß ihr ſchwärmendes, tobendes, trotz aller Tändelei gefährlich pochendes Herz in dem Verkehr mit der Natur, der ihre Nerven nur aufregen, nicht beſchwichtigen konnte, nirgend Ruhe und Raſt zu finden vermochte, als bis ſie an Goethe's Buſen lag und die Lippen desjenigen Dichters küßte, in deſſen Dichten und Denken die Verklärung der Sinnlichkeit zur Schönheit nicht bloß Grundthema, ſondern der eigentliche Nerv und die heimliche Religion war.

So weit mußte das unbändige Kind es nun bringen, daß ſie den Gott, den ſie in dem Leichnam des Gekreuzigten nicht erkannt, dem ſie in Wald und Flur nachgerannt, in der Perſon des Dichters zur Offenbarung gebracht wähnte. Sie glaubte an einen Genius im Menſchen, den ſie noch für etwas anders hielt, als deſſen Geiſt; ſie nannte die ewige Perſönlichkeit des Individuums den göttlichen Genius deſſelben, der in die Hülle herabſtiege, ohne von jedem Auge erblickt zu werden. Dieſen Genius in Goethe betete ſie an, ihm machte ſie ihr Herz zum reinen Altar, ihm gehörte all ihr Denken, Sinnen und Träumen. Im Schlummer ſchmiegt ſich ihre Seele erſt recht innig an ihn, da zerfließt ſie ganz in ſeine Geſtalt. Ihre Natur zerlöſt ſich in der Perſon Goethe's, Gott und Natur haben ſich für ſie am innigſten in ihm vermählt, und wenn die ganze Schöpfung nur eine Brautnacht iſt zwiſchen Geiſt und Materie, ſo hat Bettina hier alle ihre leiſeſten Gebete zu ſprechen, ihre Opfer zu bringen, ihre Gelübde abzulegen, voll ſüßer Einfalt, voll harmloſer Keuſchheit der entzückten Seele. Aber es bleibt nicht bei dem kindlichen Geplauder, das ihre Zunge erhebt, um ſich und ihn, den ſie ihren Herrn und Meiſter nennt, ſelig zu preiſen. Ihr Gemüth iſt oft wie mit Sturmesfittich getrieben, maßlos das Leben hinzuſchlendern, um zu den Füßen des geweihten Mannes die Seele zu verhauchen. Fern aber von ihm, von rauher, kalter Welt feindlich berührt, ſteigert ſich ihr Verlangen nach der trauten Nähe ſeiner ſinnlichen Erſcheinung zu einer dunkeln, ſtürmiſchen Sehnſucht, die ſich rückſichtslos ergießt, und ſo rächt ſich denn der Verkehr mit den Mächten der Natur, den ſie ſo ſtill gepflegt, jetzt auf eine unbezwingliche Weiſe. Goethe ſelbſt erſchrickt vor dem dämoniſchen Geiſt, der Bettinens Leidenſchaft ſtachelt, das tändelnde Kind kann toben wie ein Bergkobold, und er hat Noth, ſie mit jener kühlen Haltungskraft, die ſeiner Natur eignet, zu beſchwichtigen. Dann iſt ſie oft wieder ſo ſchmeichelnd ſüß, ſo ſanft betäubend wie Blumenduft, ſie ſchleicht ſich in die Bruſt des Greiſes wie der ſilberne Mondenſtreif durch Schloßruinen liſtig lugt, und ſo gleicht ſie wohl am meiſten einer jungfräulichen Nixe des Rheins, die bald plätſchernd das Ufer küßt, bald zu ſchwarzem Strudel aufrauſcht. Eine feenhafte Undine in ihrem ganzen Weſen, hat ſie durchaus das launenhaft Wechſelnde des Waſſerelements. Spielend verräth ſie unbewußt das Tiefſte und Zarteſte, und ſelbſt im Wirbelwind ihrer glühendſten Herzensexploſionen iſt ſie noch lieblich, anſpruchslos und muthwillig wie ein Kind. Manchmal regt ſich in ihr der Trieb, ſich von der ſinnlichen Erſcheinung des Dichters abzuwenden und nur das Geiſtige in ihm zu feiern. Sie appellirt dann an ihren eignen Genius, aber er verläßt ſie in der Gefahr, ſie iſt zu wenig denkende, reflectirende Natur, um Geiſt und Leib zu ſondern, ſie kann Form und Gehalt nicht ſcheiden, iſt ihr doch das Sinnliche nicht als Sinnliches ſchön, ſondern wiefern es ein Geiſtiges manifeſtirt, es iſt ihr ſogar an und für ſich dunkel, ſie verſteht es nicht anders, als es durch das Ideelle, dem es dient, zu faſſen. So bleibt denn alles, was ſündhaft heißen kann, aus der reinen Kinderſeele Bettinens fern, es ſcheinen nur ſeltene Stimmungen in ihr aufgeſtiegen zu ſein, die einen Novemberſchauer in den blühenden Maitag ihrer Liebe brachten.

Und dieſe kurzen Novemberſchauer hat Goethe's ruhige Sonne ſtill verſcheucht. Wie leicht wäre Bettinens Feuergluth in dunkle Nacht zu verkehren geweſen, wie nahe lag die Gefahr, in dieſem Sturme die ſchwankende Mädchenſeele zu verlieren! Von einer gleichen Hingebung war hier eben ſo viel zu fürchten, als von kalter Verſchloſſenheit oder einem Verſuche, das entzündete Mädchenherz, in dem die glühendſten Naturmächte laut geworden, durch verkehrte Enthaltſamkeit zur Beſinnung zu bringen. Es war ein Dämon in ihr, der ſeine Befriedigung wollte, oder er zerbrach die Hülle, in der er tobte. So nahm ſie der Greis ſtill in ſeine Arme, und küßte Stirn und Lippen, wenn das ſturmbewegte Herz nicht anders zu beſchwichtigen war, und die Kobolde des Rheingau's ihr toſendes Spiel in Bettinens Bruſt begannen. Vor ſeinem Blicke, wenn er ihn lange in dem ihrigen verſchwimmen ließ, zerfloſſen dann alle Schauer einer gefahrdrohenden Ueberſchwenglichkeit, und wie wohlthuend ſeine Berührung auf ſie wirkte, erweiſt ſich recht in der Begrüßung, die ſie ſich, Auge in Auge, machten. Sie ſank, als er ſie an ſein Herz ſchloß, wie von einem magnetiſchen Zauber getroffen, in ſtillen Schlaf. Vor einer förmlichen Seelenkrankheit bewahrte ſie wieder ihre friſchduftende, lebenſpendende Natürlichkeit. Bei aller phantaſtiſchen Transſcendenz ihrer Natur hatte ſie den tiefſten Beruf zum Leben und Weben in allen Stoffen der Endlichkeit.

So hatte ſich der alte Goethe durch ſeine wohlerprobte Weisheit dies Kind gerettet und erhalten. Dafür erwuchs ihm aus Bettinens Gemüth ein großer Gewinn, und er genoß in dieſem Verhältniß zu ihr einer erfriſchten Jugend des Geiſtes, wie er ſie bedurfte, um das Buch Suleika zu dichten. Ihre Naturevangelien, die ſie ihm vorpredigt in ihren Briefen, rufen ihm die Zeit wieder auf, wo er „eben ſo närriſch" war wie ſie, und weit „glücklicher und beſſer", als in der Spätzeit ſeines Lebens. Ihre ganze vollblühende Leidenſchaft zu ihm nimmt er in ſein weites, großes Herz, und die überfließenden Faſeleien kindiſcher Exaltation ſteckt er bequem daneben hinter den Miniſterrock, wo ſchon ſo Manches ſaß, und wenn ſie zu dringend wird und zu läſtig, dictirt er dem Secretär eine abkühlende Antwort in die Feder. Iſt ſie bei ihm, ſo lacht er ſie oft aus wegen ihrer tollen Phantaſtik, nimmt ſie aber gleich darauf wieder in ſeinen Mantel und trägt ſie streckenweit durch Gärten und Fluren. So kann er ſie nicht entbehren, ſie iſt ein Theil von ihm, ſie holt mit ihrem Leben manches nach, was er in ſeinem eignen ſchon verwunden. So genießt er die Schmerzen und Freuden ſeiner jugendlichen Jahre in ihrer Geſtalt noch einmal mit, und indem ſie ſo ganz nur ein Gebilde Goethiſcher Muſe ſcheint, bringt ſie ihm doch viel Neues, was er erſt durch ſie verſtehen lernt. Sie deutet ihm die Religion in ſeinen eignen Dichtungen, zeigt ihm den Gott auf in ſeiner Natur, ſchlägt mit ſtrafenden Worten an das kalte Ariſtokratenherz, das die Wahlverwandſchaften ſchuf, verwirft die weiblichen Geſtalten im Meiſter, und wirft ihm mit inſtinctartiger Divination einen Schluß des Romans nach, wie er niemals in Goethe's Ahnung gelegen, und ruft wie eine tobende, von Völkerfreiheitsluſt begeiſterte Mänade den Dichter auf, ſeinen Wilhelm Meiſter hinauszuſchicken in die tyroler Berge, wo die Helden der Unſchuld ihre Stutzen losbrennen, wo das Blut für Freiheit fließt und das Leben eine Weihe erhält, die die Goethiſche Dichtung nicht kennt.

Das Jahr 1809, wo der tyroler Aufſtand Bettinens raſtlos beſtürmtes Herz wachend und träumend beſchäftigt, verlebte ſie in München. Täglich lief ſie auf die Spitze des Schneckenberges und lauſchte auch Nachts hinüber nach den Firnen, wo die Feuer der Freiheit loderten. Nie war eine zärtlichere Liebe ſo rein gefühlt für Völkerglück. Ihre Briefe werden zu Dithyramben; die kleine Mädchenſeele wird ein Schauplatz der heiligſten Thaten des menſchlichen Bewußtſeins, während Goethe, um dieſen „verſchlingenden" Ereigniſſen der ſtürmiſchen Zeit zu entfliehen, ſich abſichtlich in jenen

Roman einſpinnt, deſſen ganze Tendenz Bettinens Seele wie ein kaltblütiger tückiſcher Tiger anſtiert.

Dieſe Epoche macht überhaupt einen Abſchnitt in dem Verhältniſſe Bettinens zu Goethe, obwohl daſſelbe einer geſchichtlichen Entwickelung eigentlich ermangelt; es trug ſchon im Keime alles in ſich, was es überhaupt werden konnte. Bettine fühlt ſich ſeit den Kriegsbewegungen in Tyrol zu andern Geſtalten mehr als ſonſt hingezogen, und ſo enthalten denn ihre Briefe einige treffende Skizzen fremder Eigenthümlichkeiten, und Laune, Witz, Phantaſtik und Kindlichkeit vereinigen ſich hier, den damaligen Kronprinzen von Baiern, Jacobi, Tieck, die tyroler Heldengeſtalten, und ſpäter Beethoven in Bildern hinzuſtellen. Goethe empfängt dankend, was ſie gibt, er weiß ihre Gaben unendlich zu ſchätzen, und ſie unterläßt es nicht, ihm das Weſen der Muſik, wie ſie es ſo zart und innig erfaßte, mit aller Begeiſterung zu deuten, ohne zu wiſſen, daß ſie hier eine Ueberlegenheit gegen den Dichter offenbart, die in ihrer Natur bei aller Anſchmiegung einen hohen Werth der Selbſtſtändigkeit anſtrebte. Es kommt ihr nun auch gut zu ſtatten, daß ſie durch die katholiſche Kirchenmuſik ſchon früh eine Befähigung für dieſe Offenbarung erhielt. Eigentlich liebt ſie in Allem, auch in Goethe, nur das Muſikaliſche, jede andere Kunſt iſt ihr nur ein Leib für dieſe Seele, und ſo hat ſich denn dieſe Eigenheit ihres ätheriſch-flüſſigen Weſens, wie ſie ſich von Anfang an verrieth, nicht ohne Hülfe der Eindrücke aus ihrem Kloſterleben in erſter Jugend wieder mächtig gemacht, ja der Reichthum ihres unbewußten Denkens aus muſikaliſchem Inſtinct hat ſich dem Leſer ſo vollauf erſchloſſen, daß auch die Seiten, wo ſie mit ihrer kindlichen Harmloſigkeit den Umfang Goethiſchen Denkens und Dichtens überflügelt, von großem Gewicht ſind. Aber maßlos, wie ſie war, überſchwenglich, wie ſie ſich über die Herzen, die ſie liebte, herſtürzte, blieb ſchließlich doch der alte Goethe, auch in ſeiner abſtracten, miniſteriellen Herrlichkeit, ihr jugendlicher Gott.

Achim von Arnim, ihr Gatte, gehörte gar nicht zum Roman ihres Herzens. In einem beſtimmt geordneten Verhältniß einen harmoniſchen Abſchluß ihres

Weſens zu finden, war ihr verſagt, und ſo bleibt ſie der ewig bange, nur flatternde, ſchöne Wundervogel, der am Kelch des Lebens den Rand umſchwirrt und von deinen Lippen naſcht, ſo lange ſie Nektar ſchlürfen.

V.

Rahel.

Mit dem Erſcheinen von Bettinens Selbſtbekenntniſſen und Briefen an Goethe ſchien Rahel für einige unſerer deutſchen Frauen auf eine Zeit lang in den Hintergrund getreten zu ſein, während ihre ſtillere, geräuſchloſere Geſtalt in treuen Gemüthern ſeitdem nur um ſo tiefer und feſter heimiſch wurde. Eine Parteiung war eingetreten, man erklärte ſich für Rahel oder für Bettinen, es kam in den Cirkeln deutſcher Geſelligkeit zu ganz beſtimmten Controverſen und es gab Kreiſe, die der einen oder der andern Erſcheinung entſchieden und ausſchließlich huldigten. Bettinens Champagnerrauſch der Leidenſchaft hat manches Herz über ſich ſelbſt hinausgeriſſen, und wenn dies Sichſelbſtvergeſſen in entzückter Laune, dieſer momentane Jubel einer übernommenen Stimmung zu den beglückenden Tropfen geiſtiger Lebenseſſenz gezählt werden darf, ſo hat Bettina viel Glückliche gemacht, die der Qual mühſamer Selbſtprüfung überhoben, nur wenn ſie außer ſich ſind, nur im Furor der Leidenſchaft, dem Leben die beſſern Schätze abzugewinnen vermögen. Es gibt in der That Gemüther, bei denen ſich Naturanlage, Lebensverhältniſſe und die beſtimmten Kreiſe einer mehr hemmenden, als fördernden Thätigkeit vereinigen, um die Nöthigung hervorzurufen, daß erſt gewiſſe Schranken fallen müſſen, bevor ein tieferer Connex mit der geiſtigen Welt möglich wird. Rauſch muß bei ihnen ſein, was bei Andern eine dauernde Erhebung und eine durchdringende Verklärung des ganzen Lebens ſcheint. Sie müſſen die Form zerbrechen, um den Gehalt zu ſchöpfen, und nur mit der Ablöſung von beſchränkender Leiblichkeit wird ihre Seele die freie Pſyche, die ſich feſſellos im Raume der Willkür bewegt, von Genuß zu Genuß fliegt und im gepeitſchten Wellenſchlage aufgeregter Empfindung ſich ſelbſt betäubt. Solche Gemüther machen ein Phantom zu ihrer Gottheit, eine Lüge wird ihnen zur Poeſie, nur in einer Leidenſchaft entfaltet ſich rückſichtslos ihr ganzer tieferer Menſch, und eine Illuſion mit Farbenſpiel und Blumenduft iſt nöthig, um die Kraft ihres Geiſtes zu einer einzigen Flamme zuſammenſchlagen zu laſſen. Dieſe Gemüther, die, um ſich ſelbſt zu erfaſſen, gewiſſermaßen erſt ſich über ſich ſelbſt hinwegſchwingen müſſen, finden in Bettinens Bekenntniſſen ein Evangelium ihrer eignen Zuſtände. Sie ſind die Glücklichern, wenn zum Glück eben eine gewiſſe Täuſchung gehört; ſie erfaſſen das Tiefſte, wenn ſich die Tiefe nicht anders, als einem trunknen Auge mit der ganzen Hingebung kindlicher Empfänglichkeit erſchließt; ſie erreichen das Höchſte, wenn die höchſte Höhe menſchlicher Freude darin beſteht, die Bedingungen des beſtimmten Daſeins, ſtatt ſie zu beleben und zu beſeelen, zu zertrümmern, um maßlos ſich in Sphären zu ſtürzen, die man für die Heimath halten dürfte, wenn ſie nicht der Tummelplatz gewaltſamer Willkür wären.

In dieſer Lebensluft athmet Bettina. Ihre Freiheitsluſt, die ſie die Grenzen gegebener Verhältniſſe überfliegen läßt, iſt ein bacchantiſcher Rauſch, der geflügelte Liebesgott, der ihr Herz anhauchte, erwächſt aus ſeiner kindlich ſpielenden Geſtalt zu einem Dämon, der ſchamanenhaft ſeine Locken ſchüttelt, als wolle ſich die ſchwärmende Liebe in verzehrenden Haß umwandeln. Es iſt viel fliegende Hitze in der dunkeln Glutwange ihrer Entzückung, und ihre überreizte Geſundheit muß oft nicht weniger für einen krankhaften Zuſtand gelten als Rahel's, an tauſend geheimen Qualen erlahmtes, an allen ſeinen Faſern und Nervenſpitzchen zerrüttetes troſtloſes Herz. Jener maßloſe Jubel einer ſich hingebenden Liebe erſcheint uns oft wie der zitternde Flügelſchlag eines Vogels, der ſich innerlich verwundet fühlt, und mit einer Lebensluſt, die ſich faſt in jähe Angſt verwandelt, durch die Lüfte ſteigt, um die Atzung zu rauben, die man ihm nicht bringt und ihm zu verſagen Miene macht. Rahel fühlt ſich nicht blos gelähmt, ſie will auch ſo erſcheinen, vor ſich ſelbſt und vor der Welt. Jene fliegt und wirft ſich an ein fremdes Herz, um in dieſem doch nur ſich ſelbſt zu finden; ſcheinbar freier, iſt ſie weit mehr die Unfreie, eine Sklavin, die ſelbſtgeſchmiedete Ketten trägt. Daß es duftende Roſenketten der blühendſten Gefühle ſind, lindert nicht die blutenden Dornenwunden. Rahel ſtürzte ſich nicht wie Bettina aus drängendem Bedürfniß an ein erſehntes Herz, ſie vergrub ſich vielmehr ſtill in ſich ſelbſt. Eine unaufhörliche Reihe körperlicher Leiden verwies ſie auf ihr eignes Ich, ſie verſank zum Theil auch mit ihrer Seelenſtimmung in die Zerrüttung leiblicher Zuſtände, und wurde ſo in dieſer Beſchäftigung mit ihrer körperlichen und geiſtigen Perſönlichkeit für ſich ſelbſt der quäleriſche weibliche Hamlet, der wohl die Welt aus ihren Fugen ſieht, aber ſie im Ganzen und Großen durch einen umfaſſenden Gedankenplan wieder einzurichten ſich nicht befähigt fühlt. Eine glühende Leidenſchaft hatte ihre frühe Jugendblüthe geſchwellt und aufgezehrt, das Gefühl ihrer abſonderlichen Geburt nagte mehr als billig an ihrem durchfurchten Herzen, über alle Geſtalten erſter Umgebung ragte ſie mit der durchdringenden Schärfe ihres leuchtenden Auges wie durch das Bewußtſein der abgelöſten Ueberlegenheit des Geiſtes weit hinweg; ſie ſah, ſie wußte ſich einſam von

[illegible]

früh auf, bis auch in ſpätern Tagen eines bequemern Geiſtesverkehrs dieſes Gefühl der Vereinzelung ihr lieb und werth geworden. Bei ungewöhnlicher Nervenzartheit allen Gewittern des Lebens blosgeſtellt, mußte ſie allen Aufſchwung der Seele an die zerbrechliche Hülle der Leiblichkeit gefeſſelt fühlen und war gebunden, gehalten, niedergedrückt, auf die Hinfälligkeit des Daſeins verwieſen, wie ſelten ein menſchliches Weſen, das in den angebornen Anſprüchen zu Lebensgenuß eine mehr als leichte Mahnung findet.

Faſſen wir dieſe Zuſtände, in denen Rahel's geiſtige Kraft gebunden lag, ſo daß ihr kühnſter Aufflug doch nur eine Oppoſition, ein Feldzug gegen Widerwärtigkeiten des Daſeins blieb, ſo kann ſie im Gegenſatz zu Bettinen faſt nicht anders, als ein Kind des Unglücks erſcheinen. Verſagt blieb ihr aber auch nicht, was das Unglück Großes in ſich faßt. Es vereinſamt den Menſchen; das iſt der Fluch des Unglücks, es hebt uns aus der Menge der Welt heraus, wir ſind gezeichnet. Das iſt das tiefſte Weh der Menſchenbruſt, und Rahel hat dieſen Brunnen des Todes, der ihr wie eine ewige

Quelle des Lebens Nahrung bot, vollauf erſchöpft. Aber das Unglück verinnigt uns auch feſt in uns ſelber. Das Glück läßt uns ſchwärmen und zerfliegen, es zerflattert mit uns in die Weite; im Unglück iſt der Menſch am meiſten er ſelbſt. Nicht von äußern Mißfällen kann hier bloß die Rede ſein; für den Geiſt ſind äußere Bedingungen nur Anläſſe zu Stimmungen, welche den Grundtypus der Gemüthsanlage wohl verwandeln, aber nicht verdrängen. In Bettinen iſt ein inneres trunkenes Glück, in Rahel ein tiefes nagendes Leid der Grundzug ihres Weſens. Beide ſtreifen auch in ihr Gegentheil hinüber, Bettina wird phantaſtiſch, wenn ſie ernſt wird, auch reflectirend will ſie nichts als Genuß. Und die Heiterkeit des Unglücklichen wird Witz und Ironie, in deren Becher immer ein Tropfen Wermuth träufelt, eine koſtbare Perle, die ſich nur mit ſchmerzlichem Widerſtand auflöſt. Trifft dies nun beide Frauen, ſo gelten hier recht eigentlich Schleiermacher's Worte, die er zu ganz verſchiedenen Zeiten über dieſelben geäußert und die wir aus ſicherm Munde entnahmen. „Rahel,“ ſagt er, „gibt das ſeltene Phänomen eines menſchlichen Weſens, das immer concentrirt iſt, immer ſich ſelbſt ganz hat." „Bettina," war ſpäter ſein Ausſpruch, „iſt bei allem Geiſt völlig Sinnlichkeit, ſie hat ſich nie ſelbſt, kann niemals concentrirt ſein." Beide Frauen ſtanden mit Schleiermacher in engem Verkehr, ſie hatten von ihm ihre Religion. Seine Lehre, die das Abſolute nur im Momente erfaſſen hieß, wurde für beide Frauen der rothe Faden eines ſonſt ſo vielfach geſonderten Glaubensbekenntniſſes. Nur daß ſich bei der Einen ihrer Natur gemäß zur lärmenden geiſtigen Genußſucht entfaltete, was bei der Andern, die das Unglück gezeichnet, ſich zum ſcharfen Bewußtſein geſtaltete.

Dieſe Schärfe des Bewußtſeins iſt es nun aber was Rahel's ganzem Weſen den Charakter der Männlichkeit zu geben ſcheint. Iſt das Weib eine relative Kraft im Leben, iſt es weſentlich, ihrer uranfänglichen Beſtimmung zufolge, die ſich anſchmiegende Hälfte des geſchaffenen Menſchen, ſo hat die Weiblichkeit in Bettinen einen Triumph gefeiert; ihr Bedürftigſein, ihre Furcht, ohne Liebe einer Leerheit preisgegeben zu werben, die ihr ganzes Geiſtesleben aufheben könnte, iſt ein echt weiblicher Zug. Ich rede hier nicht von ihrer perſönlichen Erſcheinung, in der ſich männlich Kühnes genug offenbart, ſelbſt ihre Stimme, ihr Geſang hat etwas Geſchlechtloſes, und in den Räumen ihrer Häuslichkeit läßt ſich das Weibliche vermiſſen, während ſich im Gegentheil auch das geübteſte Auge von der Anmuth, die in Rahel's häuslichen Räumen zu herrſchen pflegte, überraſcht fand. Nur Kränklichkeit trug die Schuld, wenn auf Rahel's eigne Geſtalt nicht immer derſelbe ſorgſame Fleiß zierlicher Feinheit verwandt war, der in ihrer Umgebung ſich mit ſo deutlichen Spuren ausprägte. Das ſind nicht die Widerſprüche, ſondern die Ergänzungen, die der menſchliche Geiſt auf der einen Seite nachholt, während irgendwie etwas auf der andern verſagt blieb. Nicht aber von der perſönlichen Erſcheinung beider Frauen will ich hier ſprechen; ich will den Nerv ihrer geiſtigen Entfaltung, das Ideelle ihres innern Menſchen erfaſſen, der ſich oft in äußerer Form von ſich ſelbſt ſein Gegenſtück ſchafft, um auch dem Reiche der flüchtigen Tageswelt den ſchuldigen Tribut zu zollen. So erſcheint die endliche Perſönlichkeit des Menſchen oft eine ganz andere, als ſeine geiſtige Perſon. Beide hängen jedoch an geheimen Fäden eng an einander, bedingen ſich gegenſeitig, aber nicht ſelten in einer Contraſtirung, in welcher das volle ganze Ich in leiblicher und geiſtiger Entfaltung oft ein ironiſches Spiel mit ſich ſelber treibt. Bettina möchte gern ein geſchlechtsloſes Kind ſein. In ihren artiſtiſchen Beſtrebungen, wenn ſie ſingt, ſpielt, zeichnet, modellirt, in der Umgangswelt und im Geſprächston hat ſie die freie Kraft, faſt die ungenirte Handfeſtigkeit des Mannes, und nun ſie ihre tiefſte Seele in jenen ewig denkwürdigen Ergüſſen voll fluthender Sehnſucht und ſüßem Schmelz an das Licht der Welt herausgekehrt hat, ſind wir von dem blos Weiblichen überraſcht, das wohl, wenn die Entzückung der Liebe eine fieberhafte Entzündung wird, alle Feſſeln weiblicher Zaghaftigkeit von ſich ſtreift, aber auch in den tobendſten Wellenſchaum der aufgeregten Lebensgeiſter nie männlich hart, nie geſchlechtslos frei werden kann, noch ſeiner weiblichen Function überhoben. Gerade im Wirbel der entfeſſelten Leidenſchaft, ſelbſt im Schamanenhaften ihrer Tobſucht iſt dies Weib ein echtes Weib, mit der Schwäche der Frauennatur behaftet, die nur im Anſchmiegen der ſchlanken, wellenhaften Geſtalt ihre unbeſiegliche Kraft findet und weiß. Alles, was Kind und Mann an ihr ſcheint und iſt, hilft ihr blos die gewöhnlichen Schranken ſtillerer Weiblichkeit vernichten, um Das maßlos zu ſein, was ſonſt nur in der Hülle beſchränkter und verzagter Hingebung und Demuth möglich iſt. In Bettinen haben wir das fühlende Weib, das ſich emancipirt.

In Rahel hat das denkende Weib ſeine Emancipation erlebt. Was ihr eben den hervorſtechenden Charakter eines ſinnenden, grübelnden, brütenden Weſens gibt und was das Product einſamer Geſondertheit und überlegener Geiſteskraft iſt, hat allerdings den Anſchein eines männlichen Zuges. Ich erinnere mich noch ſehr wohl des Augenblicks, wo ich Rahel — ein erſtes und letztes Mal — geſehen. Es war in den letzten Jahren ihrer körperlichen Hinfälligkeit; aber es mochte ein guter Moment ſein, als ſie vor mir ſtand mit dem blaſſen Geſicht, dem dunkeltiefen Auge, dem ſchwarzen Gewande und der nachläſſigen Haltung ihrer nach vorn zuſammengeſchlagenen kleinen ſchneeweißen Hände. Sie war ins Zimmer wie ein ſchwebender Geiſt gefahren, ſie ſtand ſo plötzlich vor mir, daß ich erſchrak. Lautlos pflegte ſie eine neue Erſcheinung mit prüfendem Blicke zu muſtern, und wie man ein Buch in die Hand nimmt, den Titel betrachtet und nach kurzem Hin- und Herblättern es wieder fortlegt, wenn zu näherer Bekanntſchaft die Zeit ungünſtig iſt, ganz ſo war die kurze Muſterung, die ich erlebte. Schweigend verließ ſie das Zimmer, ſchleichend geſchwind, wie ſie gekommen. Ein Krampf über dem Auge, der ſie plötzlich befiel, hieß ſie flüchten. Erſt ſpäter hörte ich, daß ſie ein Buch von mir geleſen, einige Stellen deſſelben, wie ſie pflegte, ſich angeſtrichen und den Wunſch geäußert, mich ſelbſt gleichſam mit den dortigen Ausſprüchen zu confrontiren. So kam, ſah und verſchwand ſie wieder. Der mannlich-kühne Lichtblick ihres Auges, das ſtreng Prüfende ihrer Miene iſt mir aber nie verſchwunden, dieſer Eindruck blieb mir lange Zeit, bis mir ſpäter aus ihren Briefen an Alexander von der Marwitz, Gentz und

Varnhagen auch die milde Lieblichkeit ihrer geheimern Weiblichkeit klar wurde. Aber es lag eine auflöſende Kraft in der Beharrlichkeit ihres ſinnenden Auges. Es ſpricht aus ihren Bekenntniſſen auch von früherer Zeit her eine geiſtige Schlafloſigkeit, ſie ſcheint oft übermüdet, überwacht, als wäre ein ſchweres Unglück mit ſchonungsloſer Hand über ihre Stirn gefahren und hätte ſie ſtarr in ſich ſelbſt gebannt und ihr doch die Beſeligung einer ſtill verſinkenden Ruhe verſagt. Gebunden, gelähmt, fühlt ſie die tauſend großen Fähigkeiten eines ewig lebendigen regen Geiſtes, der nichts als Leben erzielt; aber was erſt dies Alles in einander greifen läßt, damit Das, was Maſchine ſcheint, ein organiſches glückliches Ganzes werde, der Muth war ihr verſagt, Muth zum Leben, Muth zur geiſtigen Schaffensluſt. Ein Erſatz dafür iſt der ſpielende, hüpfende Muthwille, der Witz. Bettina iſt nie witzig. Sie hat zu viel unmittelbare Schaffensluſt, ſie hat zum Leben und Lieben, zum Kunſtgenuß und zum Dilettiren in allen artiſtiſchen Fächern einen Muth, der bis zum Uebermuth ſteigt. Einem Weibe, das witzig iſt, muß der Stachel des

Schmerzes das tiefe Herz verwundet, ſie muß bitter verzichtet haben, im Innerſten verletzt geweſen ſein und nach tauſend heißen Thränen ſich mit Gewalt beſchwichtigt haben, denn ſo lange ſie weinen kann und darf, iſt das Weib nicht witzig. Rahel's Herzen ſind die tiefſten Wunden geſchlagen, tiefere als die Briefe ſagen; der eigentliche Roman ihres Lebens durfte nicht an den Tag geſtellt werden, er blieb als ein Vermächtniß für ſpätere Zeiten zurückgelegt. Das Verhältniß zu einem Grafen Finkenſtein, der ihr in früheſter Jugend Herz und Hand geboten, läßt ſich nicht wieder den geſchloſſenen Händen der Vergangenheit entwinden. Durch den Liebreiz ihres erſten Blütenlebens angezogen, wurde er bald von Familienrückſichten vermocht, auf ihren Beſitz zu verzichten; Rahel's eigene Verwandte hatten Schwierigkeiten erhoben, die ſich ebenſo unbeſieglich zeigten. Noch weniger kann Rahels ſtürmiſche Liebe zu einem jungen Spanier ein Gegenſtand der Darſtellung werden; mit dem Verluſte einer großen Menge Briefe, die einen langen Zeitraum ihrer völlig aufgeblüthen Jugend umſpannen, iſt die Hoffnung verloren, auch nur in ſchwachem Abglanz jene Glut einer erwiederten Gegenſeitigkeit und einer innigſten Hingebung zu malen. Aus der Leidenſchaft der Liebe wurde im Herzen des jugendlichen Spaniers eine Furie der Eiferſucht, und aus dem tiefſten Glück der höchſten Wonne durch dieſen Wandel der Gefühle für Rahel ſelbſt das bitterſte Unglück und das ſchmerzlichſte Weh. So hörte das Verhältniß zu dem glühenden Mann des Südens auf, nicht aber ihre Liebe zu ihm. Auch das treueſte Glück eines ſpätern, ebenſo freundlichen als geiſtig befriedigenden Bandes ließ die Narbe an ihrem geheimſten Herzen nicht verharſchen.

Nach jener erſten Periode ſüßeſter Liebe und völlig erſchöpften Lebensglückes traten viele Geſtalten in Rahel's Kreiſe, gedrängt und bunt wurden die Cirkel um das wunderſame Mädchen, Fürſten und Grafen, Künſtler und Dichter umflatterten ihr gebrochenes Herz, das wohl noch der Neigung edler Gemüther bedurfte, aber nach jenem großen Verluſte erſter jugendlich-friſcher Liebesgaben nicht mehr ganz zu erfüllen war. Sie ſaß nun ſchon in ihrer „Herzens-morgue“ da, ſie lebte ihr

Leben nicht mehr, ſie ſah ihrem Leben nur zu. Unerhörte Schläge hatten ihre Geſundheit erſchüttert, und es war nur die Zähigkeit eines Lebensfadens zu bewundern, der unter dem überhäuften Maß von Leiden noch undurchſchnitten blieb. Dieſe kleine zarte, nervenleiſe Geſtalt, die bei ihrem Eintritte aus dem mütterlichen Schooße in die Welt in eine Schachtel, mit Baumwolle gefüttert, gelegt werden mußte, entwickelte in der Paſſivität und in der Defenſive gegen eine unabreißliche Kette von Fatiguen und Krankheitsſtürmen aller Art eine ſtaunenswerthe Kraft und Feſtigkeit. Ihr äußeres Daſein war nicht mehr einſam, oft ſogar geräuſchvoll und glänzend. Aber phyſiſches Leiden und geiſtiger Schmerz hatten ſich nun ſchon vereint, um ſie in ſich zurückzutreiben, und mannigfach durchſchüttelt und gequält, glaubte ſie ſich einſam, fühlte ſich in der Gebundenheit an die Hinfälligkeit des Leibes arm, verſtoßen, verlaſſen. So ſieht ſie bei der Schärfe ihres leuchtenden Verſtandes ſich oft mitten im Geräuſch der Geſelligkeit von Allem losgelöſt und abgeſchieden; „eine Iphigenie unter Barbaren" fand ſie der Mann, dem es bei einem beglückten Naturell ſeltener Gaben ſpäter beſchieden war, dieſem hinfälligen koſtbaren Leben eine ebenſo milde als kräftige Stütze zu bieten. Nach jenem erſten Sturm und Aufruhr, der an der Wurzel der Seele gerüttelt, ſchien eine Stille bei ihr eingekehrt, die den ängſtlichen Flügelſchlag eines irren Vogels hörbar machte. Deshalb die Stimmungen von Furcht und Angſt, die ſo häufig wiederkehrten. Aber es gehörte zu ihren metaphyſiſchen Gelüſten, dieſer Stille in ihr zuzuhören, denn dieſe Stille ward für ſie vernehmlich, ſie redete laut zu ihr und hatte nicht ſelten einen ſchreienden, gellenden Ton. Oft erſchien ſie dann eben wie abgelöſt von Zeit und Raum, und was ſie nach dieſen Momenten eines faſt magnetiſchen Verſinkens in ſich ſelber ſprach, waren Worte einer Kaſſandra. Man weiß viele Einzelnheiten, wo man ſich genöthigt geſehen, ihrem prophetiſchen Sinne, gegen den man Zweifel gehegt, unbedingt und mit Beſchämung über ſich ſelbſt zu huldigen. Rahel hatte etwas Providentielles in ihrer Natur. Ob ihre Ausſprüche den Untergang eines Kindes, einen Unfall geringerer Art betrafen, während jene unſelige Troerin auf den Sturz des ganzen Vaterlandes hinwies, nimmt ihrem innern Vermögen nicht die Kraft, in ihren nervöſen Zuſtänden für allgemeinere Schickſale den Prototyp zu finden. Auch gehen manche ihrer Vorgefühle auf eine Zukunft, die noch ungewiß über dem fernen Horizonte unſers Lebens ſteht; eine Reformation geſelliger Zuſtände, eine geiſtig-freiere Elaſticität der ehelichen Bande lag als nothwendige Bedingung ihres eignen Lebens wie eine zuverſichtliche Ahnung in ihrer Seele. Was ſie in ihren Kreiſen durchlebt, mochte ſie, von dem Schooße einfacher Familienverhältniſſe auf Allgemeineres ſchließend, als Maßſtab für kommende Zeiten halten. Dies ſchöpfte ſie Alles in jenen Momenten einer ſtillen Einkehr in ſich ſelber. Hierin lag, wie es Adam Müller in einem ſeiner Briefe an ſie bezeichnete, das „Sibilliniſche" ihres ſenſitiven Weſens. In dieſer geiſtigen Bevorzugung lag das tiefe Unglück ihres innern Menſchen. Durch kränkliche Anläſſe auf einzelne Punkte lichter Geſundheit verwieſen, nagte ſie ängſtlich und ſchwer am Augenblick. Der Moment galt ihr Alles, und keuchend lag ſie an den Brüſten eines glücklichen Zeitpunkts, aus dem ſie Erſatz, Kraft und Troſt für bange Stunden voll verzehrender Mühſal ſog. Das Vergehende, Hinſiechende und Todte im Leben hat Niemand ſo ſchmerzlich aus dem Strome des Daſeins herausgefühlt, als Rahel. Das machte ſie zu dem „brunetten Hamlet,“ wie ſie ſich ſelbſt genannt, der den todten Schädel fortſchleudert und „pah!“ ausruft, „der große Alexander, Staub und Lehm geworden!“

Sind ihr nun in dieſer Stimmung Blicke in die Verworrenheit mancher Zuſtände gegenwärtiger Geſittung vergönnt, die ſonſt der Natur des Weibes verſagt ſcheinen, ſo liegt hierin etwas Geſchlechtsloſes, noch nichts Unweibliches, es müßte denn ſein, daß wir einer Kaſſandra, die vor Schmerz und geheimem Weh witzig und ſarkaſtiſch wird, die Weiblichkeit abſprechen dürften. Das ſcharfe Schwert ihres Urtheils und die nicht ſelten Shakſpeare’ſche Kühnheit ihres Ausdrucks waren nur männliche Waffen, um die Anſprüche zu verfechten, die ſie, trotzdem ſie als Weib geboren war, für ſich als Menſch zu machen ſich befugt hielt. Hören wir jedoch, ehe ich noch die geheimere Faſer ihrer echt weiblichen Natur berühre, ſie ſelbſt über ſich ſprechen. Wie ſie über die gewöhnlichen Functionen weiblichen Berufes ſich ſchon von früh hinwegzuſetzen, Luſt und Neigung genug fühlte und ihre beſondere Stellung zum Leben als Menſch behauptete, deutet folgende Briefſtelle an, die der Feder des zweiundzwanzigjährigen Mädchens angehört. Im J. 1793 ſchreibt ſie an David Veit, dem erſten ihrer Genoſſen, die ſie in die Kreiſe ihres Gedankenlebens einführte:

Was kann ein Frauenzimmer dafür, wenn es auch Menſch iſt? Wenn meine Mutter gutmüthig oder hart genug geweſen wäre, und ſie hätte nur ahnen können, wie ich werden würde, ſo hätte ſie mich bei meinem erſten Schrei in hieſigem Staub erſticken ſollen. Ein ohnmächtiges Weſen, dem es für nichts gerechnet wird, nun ſo zu Hauſe zu ſitzen, und das Himmel und Erde, Menſchen und Vieh wider ſich hätte, wenn es weg wollte (und das Gedanken hat wie ein anderer Menſch) und richtig zu Hauſe bleiben muß, das, wenns mouvemens macht, die merklich ſind, Vorwürfe aller

Art verſchlucken muß, die man ihm mit raison macht; weil es wirklich nicht raison iſt, zu ſchütteln; denn, fallen die Gläſer, die Spinnrocken, die Flore, die Nähzeuge weg, ſo haut Alles ein.

In einem Briefe an Fouqué aus dem J. 1809 ergibt ſich das ganze Bewußtſein Rahel's über ein inneres Unglück, dem es nicht an beſtimmten Anläſſen fehlte, um mehr zu ſein als Product hypochondriſcher Kränk-lichkeit. In der ſchrecklich gewiſſenhaften Mühe, die ſie ſich giebt, um ihre eignen Zuſtände im eigentlichſten Sinne des Worts zu durchwühlen, liegt der eigentliche Nerv ihrer verzehrenden Reflexion.

In welchem Zuſtand — ſchreibt ſie — traf mich Ihr Schreiben! Ich, die das zäheſte Leben in ſich trägt, war bis zum Ennuyiren vernichtet — alle andern Seelenzuſtände war ich durchgegangen. Aus dieſem Opiumszuſtand bin ich nun freilich ſcheinbar, wenn auch in der Wirklichkeit nicht, durch tauſend andere Hetzen gekommen: durch den Frühling (der mir immer ſo weh thut) und durch die bittere Ueberzeugung in der

Verzweiflung ſelbſt. Was mir iſt? Daß ich noch nie gefehlt habe; noch nie leichtſinnig oder eigennützig handelte und mich doch aus dem immer ſich fort und neu entwickelnden Unglück meiner falſchen Geburt nicht hervorzuwälzen vermag. Dies ſind wenige, leicht und bald auszuſprechende Worte; aber es ſind die Bogen, worauf mein ganzes Leben hindurch die ſchmerzlichſten, giftigſten Pfeile abgedrückt ſind. Feſt ſtehen ſie, die Bogen, aus ihrer Richtung führt mich keine Kunſt, — keine Ueberlegung, keine Anſtrengung, kein Fleiß, keine Unterwerfung. Das Glück, das große, wendet mir ganz den Rücken. In dieſer Attitude findet mich ein Jeder: und nie war Einer überedel genug, um mich wie eine Glückliche zu behandeln, die fordern darf und der man leiſtet. Jedes menſchliche Verhältniß iſt mir misglückt. Meine Einſicht über mich ganz geſchärft: aber meine Herzensfaſern zu ſchwach. Ich folge ihr nicht, der Einſicht. Menſchen locken, rühren und reizen mich. Niemand, kein Dichter, kein Philoſoph ſeiner Zeit ſieht ſie mehr durch, als ich: und nun mit ihnen wirklich, in der That umzugehen, muß man ſich doch immer einſetzen: ſonſt trat man ihnen ja in der Wirklichkeit nicht nah; vertrauen muß man ſich doch, ſonſt handelt man, aber lebt nicht. Auch bin ich kein alberner Miſanthrop! Ich traue und liebe, und bedarf nach rechts und links; aber das Glück, das Schickſal, Gott, die Götter, wie es einer nennen will: ich nenne es jetzt immer die événements: die empören mich ganz! Warum nicht eins zu meiner Gunſt, warum in dem großen, unermeßlichen Tollhausgewühl nicht Einer toll zu meinem Vortheil? Auf allen Seiten, auf allen Punkten ſehe ich ja das für Andere, für einen Jeden, für eine Jede erfüllt. Ein ſolches Glück, das mich perſönlich erheben ſollte, kann in meinem Lebenskreiſe ſich nicht mehr intenſiv als große Chance, noch extenſiv für meine noch zu lebende Zeit ereignen. Ich ſehe alſo der Welt zu. Das Leben, die Natur iſt für mich da. Berechnen Sie alſo die lutte in meinem Leben, die großen und die kleinen bittern Momente. Mit dem ſchärfſten Bewußtſein über mich ſelbſt, mit der Meinung, daß ich eine Königin (keine regierende) oder eine Mutter ſein müßte, erlebe ich, daß ich grade nichts bin.

Keine Tochter, keine Schweſter, keine Geliebte, keine Frau, keine Bürgerin einmal.

In demſelben Jahre (Monat Februar) ſchreibt ſie an Varnhagen von Enſe nach Tübingen:

O! lieber theurer Freund, dies war ein zu gräßlicher Winter und Herbſt. Ein Leben voll Glück ſollt damit nicht errungen werden müſſen. Wie betrübt, geängſtigt, gedrückt, verzweifelt war ich noch vor zehn Minuten! wie ennuyirt! Noch ſoll ich mich, nach Allem, was ich wahrſcheinlich ſchon erlebt habe, in ſolcher kleinen, niedern, ungewiſſen, nun gar einſamen, von Menſchen und Künſten und Natur geſchiedenen Lage, herumbalgen. Und all mein Muth, meine Klarheit, meine Gaben ſollen mir zu nichts dienen können, als daß ich wie eine Verzweifelte — Verlaſſene — davon gehen kann. Dies iſt die trockene Geographie meines Zuſtandes. So war es doch dieſen ganzen Winter — geſpickt mit tauſend Kränkungen, Neckereien, Beleidigungen und Unſinnen, ohne Labe für Herz, Geiſt, Phantaſie. Die Reihe der Gedanken, die bei mir in der Zeit aufgeregt wurden, der Aerger, der Verdruß, das Unbehagliche, das in jedem Augenblick meiner Lage mich anpickende, anpackende, immer wiederkehrende, ſich aus jedem Neuen neu erzeugende Ungemach, auf Menſchen-Seichtigkeit, Schlechtheit und Dummheit zu meinem Wahnſinn gegründet; dies getrübte, gekränkte, empörte und geſunde, nie ermüdete Herz! Dieſe Stützenloſigkeit nach jeder Seite! Auch Du, Varnhagen, misdeuteſt meine Kraft. Ein ſiebzigfaches Leid, eine Aeußerung davon iſt ſie! Dieſe Woche habe ich gefunden, was ein Paradox iſt. Eine Wahrheit, die noch keinen Raum finden kann, ſich darzuſtellen; die gewaltſam in die Welt drängt und mit einer Verrenkung hervorbricht. So bin ich leider! — hierin liegt mein Tod. Nie kann mein Gemüth in ſchönen Schwingungen ſanft einherfließen, wozu dies Schöne in der Tiefe meines geiſtigen Seins wie in den tiefen Eingeweiden der Erde verzaubert liegt. —

Ein weibliches Gemüth, das die Schranken der Gewöhnlichkeit durchbricht, gilt ſchon deshalb in der Regel für unweiblich, als wenn Beſchränkung und gedrückte Dienerei die Bedingung echter Weiblichkeit wäre. Freilich iſt es der ſchönſte Zug der Frauenklugheit, ſcheinbar dieneriſch ſich anſchmiegend ihre Herrſchaft zu üben, die man ihr nicht einräumt, wenn ihre Hand offen und dreiſt nach dem Scepter greift. Nur wenn ſie nicht herrſchen will und nicht zu herrſchen ſcheint, herrſcht die Frau wirklich. Und deshalb mußte eben die herrſchſüchtige Bettina ihr Regiment über die Gemüther verlieren, während Rahel's beſcheidene Klugheit und kluge Beſcheidenheit bis ans Ende der Tage Königin des Kreiſes war, in den ſie trat. So wird die tulpenhafte Prahlerei von der veilchenſtillen Demuth dauernd beſiegt. Bettinen mußte man fliehen, um ſich der Ketten, die ſie um den Hals ihres Opfers warf, zu entwinden; zu Rahel kam man, um Hand und Herz zu bieten. Bettina plünderte in dem Sturm eroberungsluſtiger Liebe die Herzen und die Geiſter Derer, für die ſie glühte. Arm ging man von ihr, man hatte in ihrer Huld Alles verſchwelgt. Von Rahel konnte man nur mit vollen Händen, mit gefülltem, dichtgedrängtem Herzen zurückkommen. Nur die mühſam beladenen Herzen, die zu ihr gewallfahrtet, zogen leichter und freier von dannen, denn es gehörte zu ihrer Religion, die Bürde des Lebens mit dem Unglücklichen zu theilen. Bettina war eine Herzensquälerin, im Jubel ihrer tobenden Luſt war ſie wie ein edles Araberroß, das ſich vor ſchäumendem Lebenskitzel die Adern zerbeißt und aus Liebe ſeinen Pfleger und Herrn verwundet. Rahel war eine Herzenströſterin. Und hier iſt nun in der That die geheimere Seite ihres oft räthſelhaften Weſens. Es war ihre Leidenſchaft, Menſchenloos zu lindern; ſie konnte nicht leben, ohne Unglückliche zu tröſten. So unterwirft ſich Alles, was der Menſch im vielverſchlungenen Lebensſtrome thut und übt, einzig und allein dem einfachen Geſetz ſeiner eignen Lebensbedingung. Weil Rahel ſelbſt eine Unglückliche war, weil ſie wußte, was dazu gehöre, mitten im fieberhaften Kampfe mit tiefſten Leiden den Glauben an das Leben nicht zu verlieren, durchfühlte ſie auch alle Schmerzenswehen der Welt, als durchzuckten ſie ihre eignen Adern. Vom Glück der Liebe hat ſie weniger gewußt als jenes wunderbare Kind, das ohne allen tiefern Sinn für Unglück und Schmerz, vom Glücke der Neigung noch zehren zu können ſich einbildete, als dies Glück und dieſe Neigung ſchon nichts mehr war als ein Phantom, ein Trugbild verwöhnter Phantaſie. Wie klar aber Rahel Alles, was wir von ihr ſagen können, ſelbſt wußte und über ſich ſelbſt ausſprach, leuchtet wohl aus folgendem Bekenntniſſe an Frau von F. (aus dem J. 1810) am deutlichſten hervor.

Ich habe — ſchreibt ſie — den vorzüglichen Geiſt nicht, den man mir ſo verſchwenderiſch zugeſteht, oder vielmehr tauſend und tauſend Menſchen haben ihn auch. Verſtand haben gar die meiſten Leute und hundert Bekannte mehr als ich. Kenntniſſe und Talente habe ich gar nicht. Und doch eine ſichere Meinung, ein treffendes und eigenthümliches Urtheil auch über dieſe Dinge. Durch Kraft der Ehrlichkeit, durch den großen durchgehenden Zuſammenhang aller meiner Fähigkeiten, durch ewig unzerſtörbaren Zuſammenhang und das unauflösliche Zuſammenwirken meines Gemüthes und meines Geiſtes, durch die ewig redliche Wachſamkeit darauf, durch die unerſchrockene Kühnheit gegen arge Reſultate meines Urtheils und meines Betragens, ſobald ich beide für richtig erkenne. Dies iſt meine ganze Grazie, nur die ſchafft Liebe. Wer mich um etwas Anderes liebt, der betrügt mich, oder ſich, der lügt, oder iſt albern. Darum freut mich nicht allein ſo ſelten Aeußerung von Liebe, ſondern empört ſie mich ſogar. Aber wie verloren rinnt mein ganzes Herz in ein anderes über, wenn ich dieſes wirklich durch das meine gerührt, berührt glauben kann. —

Will man nun dieſen wunderbaren Geiſt, der ſich ſelbſt ſo klar durchſchaute, daß er ſich faſt alle heitere Freude unbewußter Friedfertigkeit mit ſich und der Welt zu trüben drohte, in ſeinem tiefſten und eigenſten Lebensnerv erfaſſen, will man dies wundgeſtochene Herz hell leuchten ſehen in einer einzigen Flamme, zu der alle ſeine Faſern ſich entzünden, ſo ſuche man ſich unter den Perſonen, an welche ſie ſchreibt, die dunkeln Schmerzensmenſchen auf, welche der Freundin ihr Leid klagen, und welche zu tröſten die herrliche Frau alle Schleuſen ihrer ſtrömenden Beredtſamkeit eröffnet. Man leſe unter andern die Briefe an Alexander v. d. Marwitz, um Rahel's Größe zu bewundern. Marwitz war einer jener ariſtokratiſch launenhaften, aber edeln Gemüthsmenſchen, die mitten im Reichthum eines äußerlich behäbigen Daſeins ein hinſiechendes Leben führen. Die Fülle der Umgebung, bei der nichts zu wünſchen, nichts zu erſtreben bleibt, macht den ſtärkſten Contraſt gegen Unbehagen innerer Misſtimmung, mitten unter blühenden Lebensbäumen vegetirt in ihnen ein verwelkendes Herz. Ein frühes phyſiſches Leiden, die Folge eines unharmoniſchen Lebensgenuſſes, braucht nicht einmal dazu zu kommen, um den Widerſtreit innerer Bedürfniſſe und äußerer Gewährniſſe zu vollenden. Der Aufenthalt auf dem Lande (Marwitz lebte in jener Zeit auf ſeinem Gute Friedersdorf) macht die Seelenſtimmung um ſo abgelöſter vom lebendigen Verkehr mit der ſtrebenden Welt; Plan und Ziel iſt genommen, Mühe und Arbeit fehlen, um dem Leben einen vollen Inhalt zu ſchaffen. Die allgemeinen Zuſtände Deutſchlands ſind niederdrückend, die beſten Geiſter ſind in jener Zeit, als Heinrich von Kleiſt freiwillig endete, die gelähmteſten, ſie fühlen am tiefſten das Weh des Allgemeinen in ihrer eignen Bruſt. Aufſtände regen ſich, einzelne Fürſten Deutſchlands wollen losbrechen, aber es fehlt an Muth, und weil an Muth, auch an Klugheit. Marwitz, der ſpäter Theil nahm am Feldzuge und bei Montmirail ein Opfer ſeines Eifers wurde, wußte damals bei den ſchwankenden Zuſtänden keinen Rath für ſich und für die Sache des Vaterlandes. So ſiechte er hin; der Gedanke, freiwillig zu enden, war das Einzige, was ihm die erſtorbenen Lebensgeiſter zuſammenrief und lebendig anfachte. Dies Gemüth war nun für Rahel's ſorgſame Pflege wie geſchaffen. Hier wird ſie leidenſchaftlich, hier liebt ſie innig, denn hier iſt Gefahr, hier droht Verderben. Und hier feiert die Weiblichkeit ihre höchſten, ſeltenſten Triumphe; denn was dem Manne verſagt iſt, wird hier der weiblichen Macht möglich, ein Leben zu retten, das in ſich ſelbſt rettungslos zu verbluten ſchien.

Mehr und Beſſeres kann Ihnen mein beunruhigtes, zerrüttetes Gemüth nicht geben — ſchreibt Rahel, des Freundes Worte wiederholend, im Mai 1811. — Dieſen Schreck muß ich von Marwitz haben, das von meinem geliebteſten Freunde erleben! Wie oft könnte ein in Wunden zerriſſenes Herz heilen, geneſen; zum Leben berührt werden, in ſeiner Noth; von einem einzigen Blicke, von einem Worte, von einer Bewegung, einer Inflexion der Stimme des geliebten Menſchen, auf den der Ringende harrt, nicht aus Schwäche, aus Menſchenelend harrt und harren muß. Vergebens! Nicht Blick, nicht Wort, nicht Ton kommt zu uns; wir verſchmachten, vergehen, leben nicht; und Welt, und wir ſelbſt manchmal, wähnen uns getröſtet. „Die Menſchen verſtehen einander nicht,“ ſagt Werther. Sogar die Jammertöne werden nicht erkannt, die aus eines Jeden Bruſt geſchlagen werden; von Andern nicht! dies iſt wahr und ſchrecklich! Das andere Schreckniß beſteht darin, daß wir auch nicht heilen, nicht helfen können, wenn der von uns Geliebte leidet! Wir verſtehen ihn ganz, ſein Leid reißt in unſerer Bruſt; und einſam iſt er, einſam ſind wir. Dieſe Klauſe, worin jede Menſchenſeele haftet, und wo Liebe dann und wann Leben und Leben vermählt, ein Licht, vom Himmel geſchenkt, hinüberträgt, — dies iſt der Graul, wovor der Menſch erſtarrt (des Denkers Geſchäft in Gebet übergehen muß), und ich verzweifle. Mit mir iſt es aus. Sie erſcheinen mir, den ich lieben kann. Jung und gut dotirt, wie ich es nur wünſchen mag, ſtehen Sie vor mir; ich lerne Sie auch genau kennen: Sie erkennen mich, ich bin Ihre Freundin; das Meiſte und Beſte der Welt, des Lebens, ſehen wir mit gleichen Augen, mit gleichem Geiſte an; fühlen, ſind überzeugt, Jeder vom Andern, daß er ein lebendiges, unſchadhaftes Herz im Buſen trägt, beſitzen und lieben unſere fünf Sinne. Kurz, ich kenne, durchſchaue und empfinde Sie ſo, daß mein Glück und Ihr Glück einen Strom geht! Sie wiſſen, ich halte nur auf Beieinanderleben; aber Sie ſind der Erſte, den ich nie wieder ſehen, nie wieder hören will, wenn es Ihnen nur gut geht, wenn Ihre Natur mit Ihren Bedürfniſſen ſich nur deployiren darf; Eins wiſſen Sie nicht, Marwitz, wie über alles zu faſſende Maß dies bei mir viel iſt. Wiſſen Sie dabei, daß Ihre Gegenwart mir wie das Auge der Welt geworden iſt, ich ſehe Sie auch, wenn Sie nicht da ſind; aber in die Augen ſehe ich ihr nicht; ich weiß auch nicht, ob ſie mich ſieht. Ich habe viel geliebt, aber nie einen Menſchen wie Sie. Und mußte auch mein wahnſinniges Herz mich bis zu den Grenzen meines eignen Seins reißen, ſo war mein Geiſt nie irre: und einem wirklichen Gegenſtande war es aufbewahrt, mich zu lehren, daß das Maß nicht in mir, ſondern in ihm abgeſteckt iſt. (So habe ich Goethe geliebt in ſeinen Werken.). Von dieſem Freund, deſſen Wohlſein ein neues, anderes Lebensziel für mich werden mußte, höre ich nun auch die trüben zerſtockenden Klagetöne, mit denen ich die Atmoſphäre durchdringen mußte, und kann ihm gar nicht helfen. Fühlen Sie das? begreifen Sie's? das wollt ich Ihnen ſagen, und ſo viel mußte vorhergehen. Einſam ſteht Jeder; auch liebt Jeder allein; und helfen kann Niemand dem Andern.

Indem ſie aber ſo dem vereinſamten Freunde die Schrecken der Einſamkeit als das Loos der Menſchenbruſt malt, nimmt ſie ihnen die tödtende Macht, und indem ſie ſich ſelbſt als herzenseinſam hinſtellt, iſt er es nicht mehr allein, ſie mit ihm, und alſo keiner von Beiden mehr verödet und verlaſſen. Das iſt die kluge und zarte Kriegstaktik dieſer Herzenströſterin Rahel, eine Taktik, die nicht darauf geſtellt iſt, Herzen zu erobern, wie Bettinens Schlingnetze, ſondern Herzen zu retten und zu ſichern. Wenn aber etwas weiblich genannt werden darf, ſo iſt es dieſe bei aller Leidenſchaft zarte und innige Luſt, dem Umdüſterten mit leiſer Hand über die gefurchte Stirn zu greifen und ſein verhängtes Auge zu lichten. In dieſer Luſt, Unglückliche mit ſich und ihrem Geſchick zu verſöhnen, liegt Rahel's Größe, und dieſes Talent ihres Herzens, das alle Gaben ihres Witzes und Scharfſinnes überbietet, ſichert ihr den Werth echter Weiblichkeit. Auch Gentz, der eigenthümliche Mann, deſſen Gemüthsſtimmungen ebenſo merkwürdig waren, als ſeine Laufbahn, hatte in der Geſchichte ſeines innern Menſchen Erlebniſſe, die eine troſtloſe Zerfallenheit mit ſich und der Welt verſchuldeten. Rahel's Briefe an ihn, aus dem J. 1831, ſind Muſterſtücke weiblicher Regierungskunſt. Und wie verſchieden weiß ſie hier zu helfen, zu rathen, zu retten und mit dem Leben zu verſöhnen! Jeden in ſeiner eigenſten Weiſe zu faſſen und mitten in ſeiner Wüſte, in der er ſich verloren gibt, ihm die eigne Oaſe aufzudecken, das iſt unter den Künſten der Beredtſamkeit die ſchwerſte, aber auch die eigentliche. Rahel kannte die Herzen, die ſie liebte, in ihren kleinſten Faſern, wie ein Anatom. Oft liebte ſie aus Erkenntniß und weil ſie durchſchaute; oft hat ſie geliebt trotz der Klarheit ihres durchdringenden Blickes. In dieſer letzten Beziehung ſteht Rahel jetzt nicht mehr allein da, indem ſich ihr die dritte jener Frauen, die dem Leben in der norddeutſchen Reſidenz angehören, an die Seite ſtellt, und ſie durch die ſtille Treue gegen ein einziges, unbezwingliches Gemüth überflügelt. Auch Charlotte hat geliebt trotz der durchdringenden Kraft eines leuchtenden Scharfblicks, und zwar ein einziges Herz, und dies Eine heiß, innig, bis zur Verwirrung treu. Dieſe Liebestreue, die beiſpiellos iſt, war ihr Vergehen, denn ſie hat ſich ſelbſt daran verloren, ein Höchſtes daran geſetzt, um ein Geringeres zu retten. Unter veränderten Verhältniſſen hätte dies köſtliche Gemüth, dem ſich der Gott der Liebe in einen Dämon des Todes verwandelte, bis auf ein weit hinausgerücktes Ende ihrer Lebenstage in kleinern, nicht ſo glänzenden, aber nicht unwichtigern Kreiſen auf das ſegenvollſte zu wirken vermocht. Wer die geiſtige Bedeutſamkeit der deutſchen Frauen verſteht, wer ſie als das Bindemittel und als das anregende Princip der Geiſter kennt, fühlt einen Nerv ſeines eigenſten Weſens durchſchnitten, wenn ein Weſen ſolcher Art früher, als es geſollt, endet. Man muß, um dies zu fühlen, den geheimen Quellen nachgegangen ſein, aus denen deutſche Männer ſchöpften, um den Ertrag hinauszuführen an den lauten Tag der Literatur.

Rahel, die ſonſt als die Unglückliche daſteht, war doch vom Glücke reich bekränzt zu nennen, wenn wir bedenken, daß es ihr vergönnt geweſen, die Gemüther, die ſie geliebt, zu retten und zu beglücken. Und die Saat ihrer Liebe wie ihrer Klugheit reifen zu ſehen, war der Triumph ihres Lebens. Daher die lichte Freudigkeit in manchem Momente, und die helle Lebensluſt dicht neben der Qual der irren Schmerzen. Ihre treue Pflege, ihre ſüße Hingebung, ihre milde Weisheit im Verhältniß zu Menſchen war unverwüſtlich. — Gegen Menſchen war ſie gerechter, als gegen Bücher. Und neben der Liebenswürdigkeit verrieth ſie hierin auch die Schwäche der weiblichen Natur, ihr Urtheil von perſönlichen Eindrücken beſtimmen zu laſſen. Sie war vielleicht niemals gegen einen Menſchen dauernd ungerecht, während die Kritik ihrer Lecture faſt immer von dem Geſundheitszuſtande des Augenblicks bedingt erſcheint. Sie iſt unter Anderm im Stande, ein Werk, wie Tieck's „Dichterleben", als eine krankhafte Ausgeburt von ſich zu weiſen und in derſelben Stimmung ein Uebungsſtück des Dilettantismus als etwas Ungewöhnliches zu begrüßen. Hier muß jedoch füglich mein Bericht aufhören, weil er ſich auf Unweſentliches beziehen möchte, das nicht der Literatur anzugehören ſcheint, obwohl auch in dieſer Hinſicht die Mittheilung von Rahel's Bekenntniſſen höchſt dankenswerth zu nennen iſt, damit unſer Blick den vollen Umfang ihres Denkens und Fühlens ermißt.

VI.

Charlotte Stieglitz.

Sie war eine ſanfte ſtille Frau — und hat doch eine ſo furchtbare That gethan! Sie war kein irrer Dämon, der ſich gewaltſam dem Schooße ſeiner Geburt entwindet, wild und grell ins Leben blickt und eben ſo krampfhaft ſich von ihm losreißt. Es gibt ſolche unter Denen, die freiwillig endeten. Charlotte war ein liebliches, freudebringendes, friedenſpendendes Bild der Wirklichkeit. Engel der Milde flüſterten im ſcheuen, leiſen Hauche ihrer ſeelentiefen Stimme, wenn ſie ſprach; die Genien der Freundlichkeit machten ſich ein Geſchäft aus allem, was ſie that; ſtill waltend in ihrem Kreiſe war ſie behutſam klug, beſonnen klar; wie ſie das Nächſte und Kleinſte faßte, ruhig und mit der kindlichen Inbrunſt einer reinen keuſchen Seele, ſo faßte ſie auch das

Größte und Heiligſte, Gott, Welt und Menſchheit, und was ſich noch wider ihr Wiſſen und Wollen als geheime Angſt eines verſchwiegenen Weh's in ihrem Buſen barg, das verklärte ſich in den Tönen ihres Geſanges zu einer Feier ihres ganzen ſchönen Daſeins. Sie war eine wohlthuende, eine beglückende Erſcheinung, aber ſie ſchien auch zum eigenen Glücke des Lebens, zum tiefſten reinſten Seelenglück berufen, — — warum hat ſie ſich ſo blutig vom Angeſicht der Erde weggewandt? — Das drängt ſich ſo gewaltſam nah an einander, daß ſchon die Zunge, die ſo zu fragen wagt, erlahmen möchte, — um wie viel mehr nicht, wenn ſie antworten ſoll.

Es war am erſten Januar des Jahres 1835, als man dieſe Blume der Frauenſchöne, dieſe dunkelfarbene Roſe der Weiblichkeit, die ſich an ihrem eigenen Dorn verwundet, zu Grabe trug. Es war für Viele ein Neujahrsantritt ſeltener Art; er gehört mit zur Geſchichte des berliner Geſellſchaftslebens. Es war da eine Schaar Menſchen beiſammen, wie ſie ſich ſonſt nie wieder zu einander geſellten. Männer vom verſchiedenſten Denken und Glauben drückten ſich an dem Orte, wo Charlotte freiwillig geendet hatte, mit verhängten Blicken ſtumm die Hände, die ſich nachher nur feindſelig im Leben begegneten. Es war eine Mahnung über die Verſammelten gekommen, die ſich Niemand deuten konnte, der am wenigſten, an den ſie vorzüglich ergangen war. Ein Geiſt der Betäubung lag über der Verſammlung, und nur ein Einziger fand aus den unbeſtimmten Gefühlen, die die Bruſt Aller durchwogten, ein Wort heraus, das ſich wie Klarheit ausnahm. Und dieſer Einzige war der Mann im ſchwarzen Talar, ein guter wackerer Mann, allgemein geachtet und geehrt, eine fromme Andacht auf der Amtsmiene. Man ſagte, dieſer würdige Geiſtliche ſei ein Schüler Schleiermachers; aber man irrt ſich wohl: Schleiermacher und ein echter Schüler von ihm hätten wohl nicht wie jener geredet. Und die Klarheit des Mannes lief darauf hinaus, daß er ſagte, es ſei ihm unklar, ob dieſe Todte, die ſich mit eigener Hand die Freuden ihres Blüthenlebens vernichtet, dermaleinſt zu Gnaden werde angenommen werden. Es hatte mich immer bedünken wollen, daß einer die ganze Stufenleiter der Qual ſchon hinter ſich haben müſſe, ehe er die Hand ſelbſtmörderiſch gegen ſich waffnet, es däuchte mir immer, daß der Eigenmord, dies unſelige Befreiungsmittel von den weitern Schmerzen des Erdenlebens, an ſich ſelbſt die bitterſte Qual, die ſchärfſte Strafe ſei, auf welche, weil das Maß erſchöpft iſt, keine andere, die noch bitterer wäre, folgen könne; ich lebte des Glaubens, daß ſolche Schreckensthat, wie Alles, ſich ſchon auf Erden rächt, auch an ſich ſelbſt ſchon durch die Einbuße des unwiderbringlich verlorenen Lebens. Aber es gehört vielleicht mit zur chriſtlichen Weisheit, daß man nicht weiß, was Gott denkt, und ſo that denn der fromme Geiſtliche, was ſeines Amtes war — und er that es mit Milde und Demuth. Und wir ſchlichen Alle gebückt, wie demüthig fromme Fragezeichen, auf die das Schickſal ſelbſt die Antwort ſchuldig geblieben, in gedrängter Schaar durch die langen, noch finſtern Straßen Berlins hinter der Bahre her nach dem Friedhofe des Herrn. Und die vielen Fragezeichen, die doch wie lebendige, ſich ſelbſt Rede ſtehende Menſchen ausſahen, ſtanden ruhig um die Gruft herum, und keines von den Vielen hatte den Muth, ſich aufzurichten, daß es zum Ausrufungszeichen würde mit langem, gewaltigem Strich bis in den dunkeln ſchweigenden Himmel. Ich aber machte auf dem Hinzuge, als ich neben meinem armen tief verwundeten Freunde in der Wagenecke ſaß, meine ſtillen tröſtlichen Betrachtungen. Ich ſprach von dem Lieblingscapitel meiner thörichten Weisheit, ich ſagte, wie doch bei allem, wo man nichts Rechtes zu ſagen wiſſe, das Stilleſein das Beſte ſei, und nannte dies dunkle Verhüllen der Wahrheit die Poeſie des Schweigens. Und wie der Freund nichts davon hören wollte, bedachte ich im Stillen weiter bei mir ſelbſt, wie wir doch in Deutſchland ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts um ſo gar viel fortgeſchritten ſeien in der Cultur und Aufklärung unſeres lieben Geiſtes. Als der junge Jeruſalem aus Unmaß einer verworrenen Herzensqual ſein Leben endete, da dichtete Goethe ſeinen Werther darauf. Nachdem er den Piſtolenſchuß beſchrieben, wollte er auch vom Leichenbegängniß des jungen Werther erzählen, und da mußte er mit den Worten endigen: „Kein Geiſtlicher hat ihn begleitet.“ — Und ſiehe, zu unſerer Verrichtung, die wir damals den erſten Januar 1835 datirten, war doch ein Prieſter der Kirche gekommen, und als wir mit dem bangen Schmerze der zerriſſenen Seele um die aufgeworfene Erde ſtanden, da trat der Prediger auf den Hügel und empfahl, laut betend, noch einmal ſeinem himmliſchen Vater die heimgegangene Seele, damit ſie nicht verloren werde.

Und doch war's bei all' dieſer Leuchte der vorgeſchrittenen chriſtlichen Milde eine ſehr finſtere Winternacht, als wir die Todte begruben. Sie war ein edles, frommes, keuſches Weib geweſen, das konnte alle Welt nicht anders ſagen, aber ſie war immer eine Selbſtmörderin. Und ſo durfte der helle Tag ihr Leichenbegängniß nicht ſchauen, wir mußten ſie bei Nacht und Nebel einſcharren. Aber es war nur Schade, daß der Zug Derer, die da folgten, — angeſehene, hochbegabte Männer aus den verſchiedenſten Kreiſen der Reſidenz, — ſich ſehr weit hindehnte, und ehe Alle um die Gruft verſammelt waren, die Nacht mit ihrem Dunkel ſchon wich. Und als wir noch gebückt in die Tiefe ſtarrten, die die reinſte Hülle der edelſten Seele verſchlang, da brach ein purpurfarbenes Morgenroth über die verſammelte Menge herein. Selbſt die Rede des Prieſters war ſchon im Zwielicht gehalten, und das Zwielicht guckte ſich die in aller Dunkelheit vereinten Männer mit immer hellern Augen an, und die Wangen des Himmels malten ſich immer röther über dem ſtummen ſchwarzen Menſchenknäuel. — So wie es keinen Zufall gibt, in dem ſich nicht das Verhängniß oder die Gottesfügung verriethe, ſo gibt es auch keine Natur, in der ſich nicht der Geiſt verkündete. Auch durch die Augen, aus denen die Natur ſieht, blickt uns der Geiſt entgegen. Ueber die verſammelte Menge aber kam es mit der Morgenröthe wie ein guter lichter Geiſt. Es waren gar zu viele bei einander, daß ſie, hätten ſich im Leben des Tages und der Wiſſenſchaft ihre Stimmen auf einmal erhoben, wohl leicht einen gelehrten Babylonsthurm aufführen konnten. Aber ein Geiſt der Verſöhnung durchzog die Gemüther. Und der Profeſſor Henrich Steffens, der auch am Grabe ſtand, ging hin und umarmte den Dr. Theodor Mundt und küßte ihm die Lippen mit dem Kuſſe des Friedens. Und Theodor Mundt ließ ſich küſſen und ging ſtill fort und hatte ſpäter Zeit und Gelegenheit genug, über die Dauer und die Wirkung eines zerweinten Friedenskuſſes ernſthafte Betrachtungen anzuſtellen.

In dem „Denkmale", das von Charlottens Leben ein ſo tief und einfach ſchönes Seelengemälde gibt, iſt über dieſe Leichenfeier zu berichten vergeſſen, und mich dünkt, zu einer vollſtändigen Biographie gehöre auch die Darſtellung der letzten Ehrenbezeigung. Gehört doch die Art und Weiſe, wie man einen Todten beſtattet, mit zur Geſchichte der menſchlichen Geſellſchaft. Das „Denkmal" gibt uns ſtatt der Beerdigungsſcene zum Schluſſe einige zerſtückelte Worte des tiefſten Schmerzes, und dieſe ſind freilich auch mehr werth, als aller zuſammenhängender Geſchichtsbericht. Ich habe dieſen Beitrag zu Charlottens Geſchichte sine ira et studio geben wollen, weil ich nichts Beſſeres zu geben vermag, und kehre nun zu der Frage zurück, die ich hier zu Anfang ſtellte, und die ſich aus dem Denkmale nur für den erörtert, der zwiſchen den Zeilen zu leſen verſteht. Zwiſchen den Zeilen lieſt nun freilich Jeder nach Gutdünken, wie er mag und kann, und es hat ſeit dem Erſcheinen des Buches Mancher laut und im Stillen, im guten und im böſen Sinne ſich auf die Frage ſeine Antwort geſucht.

Charlotte verrieth ſchon als Kind ein eigenthümlich ſinnendes und ſuchendes Gemüth. Ein beſonderer Hang, etwas außer ſich und über ſich zu wiſſen, dem ſie die liebſten Blüthen ihres Lebens und die ganze Fülle ihrer tiefſten Liebe zu eigen geben könne, machte ſich ſchon in ihren früheſten Tagen, in der erſten Entwickelungsepoche ihres Geiſtes geltend. Es gibt eine Gottesliebe, in der die menſchliche Seele ſich und die Welt vergißt, um über die Schöpfung hinaus nach dem Schöpfer die verlangenden Arme auszuſtrecken. Wir nennen dieſen Gemüthsdrang Pietismus. Edel in ſeinem Keime, iſt nur ſeine Ausartung ein finſterer Wahn. Als Anregung von außen kam in Charlottens früher Jugend der Religionsunterricht eines dieſer Richtung ergebenen Mannes dazu, um ihr Gemüth zu dieſer Lebensentſagung zu befähigen. Ihr Geiſt war viel zu reich und lebensfriſch, um hier länger eine dauernde Befriedigung zu finden, aber es war doch ſchon mitten unter den Blüthenträumen des jugendlichen Sinnes der namenloſe Reiz empfunden, ſich und das Leben hinzugeben, um ein der Ahnung nach Tieferes zu erfaſſen. Die Gefahr, ſich in myſtiſcher Schwärmerei wohlzugefallen und die Aufgaben des Lebens ungelöſt zu laſſen, konnte nur eine vorübergehende ſein; die Knospen ihrer reichen Geiſteskraft ſtrebten einer heitern Wirklichkeit entgegen; ſie war zum ſchönſten Daſein berufen. Nur wer die Kraft hat, das Leben zu mißachten, faßt auch deſſen tiefere Bedeutnng, ſo wie der Krieger, der dem Tod ins Angeſicht blickte, auch mit dem kleinſten Tropfen vom Schaum der Freude geizt.

Das Mädchen erwuchs zur Jungfrau. Eine geiſtige Welt voller Wünſche und Genüſſe eröffnete ſich ihr, Muſik und Poeſie füllten ihr ewig ſinnendes und ſuchendes Gemüth, dem nur noch der beſtimmte Gegenſtand für ein überſchwengliches Gefühl der Hinneigung fehlte, bis Alles, was ſie geahnt, geträumt, gedacht und gewünſcht, ſich in der Liebe zu einem Poeten mit aller Macht der innerſten Aufregung zuſammendrängte. Die Zeit, wo ſie ſich als Dichterbraut fühlte, war die goldene ihres Lebens. Ein lachender blauer Himmel, wölbte ſich die Zukunft über ihre mannichfach bedrückte Gegenwart, alle ihre Pulſe ſchlugen dem großen Augenblicke, wo ſie Frau eines Dichters werden ſollte, mit Jubelkraft entgegen. Ein Dichter erſchien ihrer mädchenhaft berauſchten Phantaſie wie ein benedeites Weſen, ſein Weib zu ſein galt ihr für den höchſten Triumph. Da war ſie nicht blos an die Alltäglichkeit des weiblichen Berufs gewieſen; da konnte ſie Theil haben am Tiefſten und Schönſten, ſie durfte das Große, das eine Göttin dem Manne beſcheert, ihr halbes Eigenthum nennen, ſie konnte die Blumen ſeines Geiſtes warten und pflegen. Daß ſie auch Unkraut zu jähten habe, machte ihr dieſe poetiſche Ehepflicht nur noch wichtiger; daß ein giftiges Schlingkraut im Muſengarten eines deutſchen Poeten alle die gehofften goldenen Früchte überwuchern, alle die geträumten Freuden erſticken könne, dachte ſie damals noch nicht. Auch die Mühſal einer deutſchen Dichterehe erſchien ihr im Lichte eines verklärten Märtyrerthums. Sie hatte ſich mit ihrem Wollen und Wünſchen in Jean Paul eingelebt; ein Beſuch in Baireuth, den ſie als Mädchen gemacht, hatte ſie nur noch mehr darin verfeſtigt, all' ihr Sinnen und Denken in die geiſtige Ueberſchwenglichkeit eines geheiligten Dichterlebens einzutauchen. Ihrem Heinrich eine Jean-Paul'ſche Lene zu ſein, mochte ihrem fröhlichen Mädchenſinne wie ein glänzendes Ziel vorſchweben; — und doch ſollte ſie mehr als Lenchen werden, ihre geiſtige Gewalt drängte ſie maßlos weiter, ſie wollte ihrem Dichter, den eine geiſtige Nacht verhüllte, auch ein helfender Engel ſein, der die lange genug geſchwungene Friedenspalme aus der Hand legte und zum flammenden Schwerte griff, um zu löſen und zu retten, — nur daß ſie, um den Dämon des Wahnſinns zu bezwingen, das flammende Schwert gegen den eignen ſchuldloſen Buſen kehrte! Das ſollte das Verhängniß Charlottens werden, daß ſie, um die Verworrenheit des Geiſtes zu löſen und zu ſühnen, ihr ſelbſt den Tribut zollte. Schon damals zog in ihre heißeſten Morgenträume vom erſehnten Glück des dichteriſchen Ehelebens wie ein leiſer dunkler Nachtgedanke der Entſchluß, ſich zum Heil des Geliebten zu opfern, damit er, um nicht ihretwillen an die Scholle der Nothdurft gebunden zu ſein, frei bleibe mit ſeinem Dichten und Fühlen. Heinrich war ein deutſcher Dichter; um ſich einen Heerd zu bauen, wurde er auch ein deutſcher Schullehrer. Das ſchien dem verzückten Mädchen ſchon ein harter Eingriff in die Rechte der freien Kunſt; ein Dichter, der geweihte Liebling der Muſen, ſollte nur mit Göttern und Genien verkehren, er ſollte mit ſeiner unſterblichen Seele nicht der Werkelthätigkeit des bürgerlich-gelehrten Berufs verfallen, und um dieſe Nothwendigkeit des alltäglichen Menſchenlooſes aufzuheben, reifte in ihrem jungfräulichen Heldenmuthe der Plan, ihren Dichter von ſich zu befreien, und ihm ein eheliches Band, das jetzt wie eine Hemmung für die tiefere, rein poetiſche Entwickelung erſchien, unmöglich zu machen. Sie wollte ſich aus Liebe zu ihm zu Tode faſten, ſie wollte, wenn nur er und in ihm die Dichtkunſt weiter blühten, gern der feuchte Thränenthau ſein, der eine dürre Erdſtelle um ſeinen Lebensbaum tränkte. Das iſt, wie unſer „Denkmal" ſagt, die frühe dunkle Stelle ihres Lebens, von der ſie ſpäter, als ſie dem Lichte einer verſöhnlichen Zukunft entgegenlachte, nicht gern mehr ſprach. Es war auch nur ein unbewußter Morgentraum, ein zerflatternder Wolkenſtreif an ihrem jugendlichen Himmel; — nur daß ein Morgentraum oft genug dem noch ſchlafumhüllten Geiſte eine ungerufene Mahnung an die Zukunft und ein widerwilliger Prophet wird! Iſt doch auch der Morgentraum mein eigen, wie meine ganze Wirklichkeit. In deinem erſten Jugendrauſche, im Wahne deiner Kindheit liegt dein ganzer Menſch mit ſeinem ganzen Schickſale verhüllt. Was der jugendlichen Seele wie ein kindiſches Gelüſt entſteigt, darnach greift der ſpätere Menſch doch immer wieder mit der Kraft des Bewußtſeins. Es klang wie kindiſch, daß ſich das Mädchen Charlotte ſo ſchnell vom Daſein löſen wolle, und ihr ſpäteres Leben bot der ſchönſten Freuden ſo manche; aber in ihren lichten Memnonsklängen war doch einmal jener dunkle Ton mit angetönt, obwohl ihn damals noch die friſche Morgenluft verſchlang.

Charlottens Entſchluß war verflogen wie ein Nachtgeſicht; die ſo leicht lösbare Pſyche ſollte erſt des Lebens Wirklichkeit durchſchmecken, um es ganz zu fühlen, was es ſagen will, ſich vom Schooße der Mutter Erde und allen ihren Hoffnungen gewaltſam loszureißen; ſie ſollte erſt verzweifeln lernen, ehe ſie in den Tod ging. —

Es hatte ſich mit Heinrich Alles ganz leidlich geſtaltet; auch war er kein Mann darnach, dem äußeres Ungemach zu tragen beſchieden; ſein Leiden konnte nur ſein ringender Geiſt ſich ſchaffen. Der Bräutigam erſchien zum Hochzeitstage. Charlottens Poet war ein gequälter Bibliothekar und ein gepeinigter Gymnaſiallehrer geworden, und obwohl er glühend heiß dichtete, und in die Flamme des Orients alle ſeine Liebe und ſein eigenes Feuer hinübertrug, ſo ſah er doch darnach aus, daß man ſagen konnte: ſiehe, ein deutſcher Dichter ſoll nicht blos Dichter, er ſoll auch Schullehrer ſein und Büchertitel revidiren. Was noch ſonſt von ſeinem Herzen übrig blieb, ſchwärmte nomadenhaft im weiten Oriente, und ſo ſaß er mit der abgeſtandenen Geſchäftsmiene neben der glühenden Dichterbraut und blickte drein wie ein vom Werkeltag des Lebens Ermüdeter. Und ſo ſaßen ſie einander ſtumm und kalt im Wagen gegenüber, der ſie am andern Morgen in die Ferne trug.

Das war Charlottens erſte Herzenserſtarrung vor der Wirklichkeit; das waren die Flitterwochen ihrer Ehe, aus der ein ſogenannter geiſtreicher Umgang wurde. Charlottens Liebe, aller Ergänzung in engſter Nähe beraubt, ſollte eine hohe, geiſtig verzehrende, ſentimentale bleiben.

Charlotte mußte bald erbangen, daß ſie einem Poeten zu eigen geworden; daß ſie Frau geworden, daran dachte ſie nicht mehr, oder hat es nie erfahren. Der blühende Kranz der mädchenhaften Hoffnungen war plötzlich gewelkt, die Wünſche der Braut band ſie wie verbleichende Gedächtnißblumen ſtill zuſammen und vergrub das Bündel in ihre tiefſte Herzenskammer. Das war ſchon ein furchtbares Opfer, eine gefahrdrohende Reſignation. Aber ihre liebliche Demuth nahm das Kreuz auf ſich und trug alle ihre eigenen Freuden zu Grabe. Das ſchien ihr recht und gehörig, that und litt ſie doch alles gern zum Heil deſſen, den ſie liebte, zum Heil der Poeſie in ihrem Dichter, der, gegen ſich ſelbſt grauſam, ſich das Gehirn mit weltweiten Schöpfungsplänen zerdehnte. Freilich mußte es ihrem zarten Sinne bald ſeltſam däuchten, daß ihr Dichter im fernen Orient mit Bülbül koſte und die nahe Liebe, die ſich wie tauſendhändig um ihn geſchäftig zeigte, kaum blühen ſah, daß ſeine Gedanken den Baſchkiren durch die Wüſte nachliefen, daß er den Polen und Griechen ihre Freiheit, den Ruſſen ihre Natureinfalt, den alten Parſen ihre Religion, den Schamanen ihren Wahnwitz, den Tſchutſchken ihre Grillen ablauſchte, daß er das Alles zu Gedichten verwob, und doch für das unendlich tiefere Herz, das ſich mit aller ſeiner Religion, Freiheit, Liebe, und mit der ſüßeſten Sehnſucht an ſeinen Buſen ſchmiegte, nicht die rechte Sprache fand, die dieſen Reichthum einer ſeltnen Seele ermaß und erſchöpfte.

In dem „Denkmal“ hat ein feinfühlender, aber ſchmerzlich behutſamer Sinn auch die ſtillglücklichen Momente dieſer Frau, ihre ſpielende Scherzhaftigkeit und ihre vergnügliche Luſt am Leben belauſcht. Das iſt das Erſchütternde an der ganzen Erſcheinung, daß dies

Gemüth zum ſchönſten reinſten Glück befähigt ſchien, und ſich doch ſo blutig und unheilvoll vom heiligen Angeſicht der Erde abwenden mußte. Hätte ſich ihr ganzes Selbſt nicht ſo völlig aufgelöſt in hingebender Liebe, — ein Stückchen Egoismus in dieſen reinen Lebensſtrom: — und ſie hätte ſich der Welt erhalten.

Das echte Weib kennt das nicht, was man Egoismus nennt. Das Weſen der Weiblichkeit liegt eben darin, nicht ſich ſelbſt zu wollen, ſondern ein Anderes, das ſie höher als ſich erachten muß, von dem ſie ſich geiſtig tragen läßt, und dem ſie dafür die ganze Fülle ihrer tiefſten Seele rückſichtslos hingibt. Das weibliche Gemüth verlangt immer einen Hintergrund, vor dem es ſich auf das Proſcenium der Lebensbühne hinauswagt; die weibliche Seele muß glauben, ſie muß wiſſen, daß ein ſchützender Mantel ſich um ihr Daſein breitet. So hatte ſich auch Rahel dies Bild von der Liebe Gottes gemacht, die ſie ſich wie einen himmelweiten Mantel um ihr Leben dachte, während ſie auf der Saumecke ſtill hingekauert lag, ein demüthig hoffend, ein fromm vergnügtes Kind. Rahel war weniger zu Menſchen, weit mehr im Verhältniſſe zu Gott eine echt weibliche Natur. In der gläubigen Zuverſicht, in der unbegrenzten Hingebung lag ihre religiöſe Weiblichkeit. Der Mann iſt auch in der Religioſität ein Weſen anderer Art. Er hat mehr eine Frage frei an das Schickſal, an Gott, Himmel und Hölle; der Dämon forſchender Begier iſt ſein Lebensſinn. Und für dieſe Verwegenheit, für dieſe titaniſche Sünde ſtraft ihn ſelten das Geſchick. In der Bruſt wühlen ihm die Gedanken des böſen Princips, und ſie wird ihm nicht zertrümmert; ſein Verſtand wird durch Zweifel gottesläugneriſch, und erhält ſich doch lebendig und thätig für Zeit und Gegenwart; ſeine Stirn, die er keck erhebt, zerſchmettert kein Blitzſtrahl des gerechten Himmels. Der Mann, das lehrt der Tag, kann leben ohne Liebe, ohne Heiligkeit, ohne Gottesbewußtſein; er kann in der Härte ſeines Naturells alles fortſpotten, was das Daſein geiſtig bindet, und doch in ſeinem werkelthätigen Beruf ein brauchbares Glied der Geſellſchaft ſein. Wo das Weib längſt allen Werth verloren, kann der Mann noch Geltung haben; das bringt der Zuſtand des ſocialen

Lebens, der Zuſchnitt unſerer Praxis, die Natur beider Geſchlechter mit ſich. Das Weib iſt ohne Liebe, ohne Gottesbewußtſein, ohne ſtille Sättigung der liebſten Herzenswünſche — ein Nichts. Nimm der weiblichen Seele ihren Glauben und du tödteſt ſie, entreiß ihr die geiſtigen Stützen in der Liebe zum Gatten, zum Kinde — du haſt ein ſchwankendes, zerbrechliches Rohr, das ein zufälliger Windhauch vernichtet. Nur der Mann geht aus Selbſtverſchuldung unter. Er, mit dem erfinderiſchen Verſtande, weiß Mittel, ſich eine zweite Welt zu bauen, wenn ihm die erſte in Trümmern ſank, er hat, im Nothfall, Unredlichkeit genug, ſich mit einer ſchlechtern zu begnügen. Der Mann weiß viel Auskunftsmittel, er findet bald Entſchädigung von irgend welcher Art. Das Herz des Mannes verblutet ſelten an einer Wunde, ein weibliches ſelten nicht. Nur ein Weib kann ſich zu Tode lieben.

Das iſt die ſchöne, aber auch gefährliche Unſelbſtſtändigkeit der weiblichen Natur, daß ſie ohne Zuverſicht zu einem geliebten Weſen nicht ſein und leben kann. Man ſage nicht, daß das Streben des Weibes vorzugsweiſe dahin gehe, geliebt zu werden. Das coquette Weib iſt nur eine Abart ihres Geſchlechtes. Im Naturell des Mannes vielmehr liegt es und mag es begreiflich gefunden werden, daß er liebt, um geliebt zu werden, während das echte Weib nur um deswillen geliebt ſein will, um zu wiſſen, wen es liebt, um es zu fühlen, wohin der ſonſt zielles herumzitternde Herzensdrang führt.

Charlotte war eine ſo reich begabte Natur, daß ſie faſt mit männlicher Geiſteskraft die Poeſie zum Gegenſtande aller ihrer Wünſche, Liebe und Achtung hätte machen können. Und doch war das Weib in ihr vorherrſchend; ihr allezeit reger, forſchender Geiſt war doch nur eine anempfindende, hingegebene Liebe. Sie bedurfte der Perſon, um die Sache zu erfaſſen. Ihre Theilnahme an dem, was ſich im Völkerleben bewegte, war nur um deswillen geſpannt, weil ſie Perſonen ihrer Liebe in dieſen fluthenden Gedankenwogen der Zeit ſich auf- und abbewegen ſah. Ihr Verkehr mit der Poeſie war ihr zur Lebenstemperatur geworden, weil ſie den Mann, der ein ungeheures Streben in ſeiner

Bruſt trug, in der Werkſtätte ſeines Dichtens belauſchen konnte. Da war ſie denn ſcheinbar dieneriſch und doch unglaublich kräftigend und leitend, um bald die auflodernden Flammen, die ſich in jäher Haſt zerſchlugen, ſanft und ſtill zu behüten, bald die erlöſchenden Funken in der Aſche troſtloſer Ermattung wieder anzublaſen mit dem Hauche der ſüßeſten Freundlichkeit. Immer ſorgſam klug, immer behäbig wohlthuend, immer leiſe und doch mächtig anſpornend, war ſie als helfender Genius die eigentliche Schöpferin mancher Lieder, die Heinrich Stieglitz ſchrieb. Kleiner Gedichte, wie des unſäglich zarten: „Stumme Liebe", nicht zu gedenken, war ſchon im erſten Bande der „Bilder des Orients" eine Partie von ihrer Hand („Maiſuna" S. 143 — 145.), und in der Tragödie: „Selim III." hat ſie die zweite Scene des dritten zwiſchen dem Arzte und der Walide Sultana gedichtet.

Charlotte war Heinrichs guter Genius. — Und der gute Genius konnte ihn verlaſſen, um ihn von ſeinem Dämon zu befreien? — Ehe ſie in irrer Verzweiflung über ſich und ihn das Letzte wagte, hat ſie ſich bis zur Todesqual abgemüht, um den Dichter zu retten und ſeine geiſtige Wiedergeburt zu vermitteln.

Heinrich erkrankte innerlich und äußerlich. Sein Weſen ſchien in einem Zwieſpalt zwiſchen Geiſt und Körper, zwiſchen Wollen und Können, Imaginiren und Verwirklichen rettungslos gefangen zu liegen. Auf die himmelſtürmenden Anläufe, die ſeine Muſe nahm, wollte kein gleich großes Dichterwerk folgen. Auf die Ungeheuerlichkeit der Entwürfe ſtellte ſich eine Abſpannung der ſchaffenden Kraft, eine hypochondriſche Zerknirſchung und ein Verzagen bis zur Geiſtesdumpfheit ein. Innerlich wund, körperlich gehemmt bis zur Erlahmung der ganzen Phyſis, hielt er ſeine dichteriſchen Organe in fortwährender Spannung. Oft hatten die ermüdenden Geſchäfte ſeines äußern Berufes ſeine Kräfte völlig verzehrt, und wenn trotzdem ſeine Phantaſie unausgeſetzt zu ſchaffen fortfuhr, war von ſeinen geiſtigen Functionen nur noch das Temperament übrig; manche ſeiner Dichtungen hat weder ſein Geiſt, noch ſein Verſtand, noch ſein Herz, nur die gährende Woge ſeines ſtürmiſchen Blutes gedichtet. In dieſem Bezuge ſagte

Charlotte zu ihm mit der Klugheit ihres milden Weſens: „Das Temperament darf nicht den Menſchen ſpielen; ſonſt, mag die Perſpective noch ſo tief ſein, kannſt Du nicht klar herausſchauen, und die Welt ſpiegelt ſich nicht klar in Dir.“ Anfangs, als der Dichter innerlich erkrankte, mochte ſie glauben, in dieſen Wehen gebäre ſich eine neue Richtung ſeiner Poeſie, und ohne Tribut an die untern Götter könne es nicht abgehen, es müſſe gelitten und geduldet ſein, um des neuen Götterkindes willen, mit dem das Gehirn dieſes armen tiefkranken Poeten ſchwanger ging. Und ſo glaubte ſie's denn mittragen zu müſſen und litt alle Unbill mit, — eine echte Dichterfrau, wie ſie die Sonne der Welt nie ſah in gleicher Geſtalt. Nach und nach drohte Heinrich's Krankheit immer mehr in beſtimmten Wahnſinn auszubrechen; in Allem verriethen ſich die ſicherſten Symptome dazu. Die weibliche Natur hat vor Wahnſinnigen überhaupt eine große Scheu, und wenn er zu greller Wildheit die Züge des Geliebten verzerrte, war die Wirkung auf Frauen nicht ſelten eine lebensgefährliche. Bei dem allen war noch immer Charlottens kluge Sorge wach, ihre Liebe ſchien an Mitteln der Beſchwichtigung unerſchöpflich. Ein weniger geiſtesſtarkes Weſen wäre bei der raſtloſen Pflege des wahnſinnig werdenden Gatten mit irre geworden, wie derſelbe Ort, der zum Schauplatze des entſetzlichen Ereigniſſes wurde, auch ein Beiſpiel dieſer Art in einer Dichterehe aufzeigt, das der Stille der Verſchwiegenheit anheimgegeben bleibe. Es lebte dort noch kürzlich ein in ganz verſchiedener Weiſe geiſtig wie phyſiſch verzärtelter Dichter, der eine empfindſame Kränklichkeit für den ſüßeſten Reiz poetiſcher Naturen hielt. In der bangen Sorge um ſein hinſiechendes und im Hinſiechen ſich doch wohlgefallendes Leben ward ſein pflegeluſtiges Weib langſam irre, bis eine phyſiſche Kriſis in ihrer eigenen Natur den Zwieſpalt ihrer Seele löſte, und ſie wieder geſunden ließ.

Charlotte war von zu kräftiger Geiſtesart, um eine unſichere Löſung des verworrenen Knotens über ſich hereinbrechen zu laſſen; ſie wollte — und das war das Verwegene dieſer Frau — ihr und des Gatten Schickſal ſelber lenken. Der Plan ward dazu entworfen in der Verzweiflung der Seelenangſt, er ward bei Seite geſetzt, ſobald ſich wieder ein Lichtblick der Rettung durch das Dunkel ſchlich, er ward endlich ausgeführt mit der Ruhe einer römiſchen Seelengröße. Warum hat kein Dichter bis jetzt den Fauſt durch Selbſtmord enden laſſen! Goethe führt in der Oſtermorgenſtunde dieſen Nachtgedanken nur leiſe vorüber, ein einziger Klang aus ſeiner Jugendwelt rettet ſeinen Helden. Fauſt ſcheint nicht den Muth zu haben, mit einem kecken Griffe gegen ſich ſelbſt den Vorhang plötzlich zu zerreißen, hinter dem ſich ihm das erſehnte ewige Jenſeits birgt, wo ſich alle Wirren des Erdendaſeins löſen. Hier hat ein zartes ſchwaches Weib dieſen Eingriff in Gottes Schöpfung, in die blühende Schöpfung ihres eigenen ſchönen Lebens, gethan. Und alles das geſchah aus Liebe zum Gatten. Die Liebe hatte ſich ausgebeutet, ſie war arm geworden an Mitteln und Verſuchen, darum gab ſie ſich ſelbſt hin durch den Tod.

Es liegt in der Liebe eine namenlos zitternde Angſt, die ſich nur in der Befriedigung ſtillt, nur in der Gegenliebe ihr Gleichgewicht behauptet. Verrücke der

Magnetnadel den Pol, und du ſiehſt ſie irre und ziellos auf der gefährlichen Spitze ſchweben, nimmer ruhend, nimmer ſtill, ſie müßte denn an ihrer eigenen Axe zerbrechen. Heinrich's unſägliches Dichterweh, ſein rieſenhaftes, ihm ſelbſt grotesk erſcheinendes Ergreifen der höchſten Aufgaben der Kunſt und ſein zeitweiſe immer wiederkehrendes Erlahmen, dieſe Qual in der Schwebe zwiſchen himmelhohem Poetenflug und ohnmächtiger, durch phyſiſche Hinfälligkeit bedingter Verzagtheit, dieſe Verworrenheit einer dichteriſch ringenden Pſyche, dieſer deutſche Poetenjammer hat das Weib getödtet. Es trägt hier Niemand die Schuld; der Wurf des Geſchicks hat hier verſchuldet, worüber kein menſchliches Gericht ſtattfindet. Es war für den Dichter ein Ereigniß, nur für ſein Weib eine That.

Und doch pflegt ſich in Thatentſchlüſſe dieſer Art ein dunkles Etwas zu miſchen, das wie eine unbewußte Nöthigung ſich geltend gemacht. Auch die heldiſche Unternehmung des Kriegers, auch die Entzückung, in der das dichteriſche Talent ſeine großen Entwürfe macht, unterliegt den Einflüſſen einer geheimen, unbeſieglichen

Gewalt, welche die ſcheinbar freieſten Regungen der ſinnenden und klügelnden Vernunft unerklärlich leitet. In ſolchen Momenten höchſter Erregung, wo ſich der Geiſt in ſeiner Schöpfermacht erweiſt, hat auch die Phyſis des Menſchen eine lautere Sprache als ſonſt, und drängt ſich als mitſchaffende Macht in die Werkſtatt der denkenden Vernunft, ſo daß das freieſte Product des Bewußtſeins oft am ſicherſten die Spuren der momentanen Körperaffection und Nervenſtimmung an ſich trägt. Das geheime Gelüſt, in den Tod zu gehen, noch ehe das Geſchick den Stillſtand der Pulſe gebietet, iſt auch körperlich bedingt; die Auflöſungsluſt, die der Geiſt verſpürt, hat auch ihren Grund in dem Proceß des leiblichen Organismus. Kennt man doch den Selbſtmord auch als Familiendämon. Nimm dir die Sternenklarheit vom heiligen Himmel, bette dich auf ewige Frühlingsblumen, waffne dich mit allen Gründen der Vernunft, kniee deine Füße wund im Gebete Tag und Nacht: auch in deine lichteſten Stunden, in deine cultivirteſte Heiterkeit, auch in deine Gebete ſtiehlt ſich die fordernde und mahnende Stimme deines Blutes und deines angebornen Naturells, das du unbewußt wie ein ſtilles Verhängniß mit dir herumträgſt, bis ſich irgendwie der Knoten deines Menſchenlebens auf ungeahnte Weiſe löſt.

In welchem Grade bei Charlotten der leibliche Organismus zu ihrem Entſchluſſe, freiwillig zu enden, ſich geſtimmt zeigte, inwieweit zu der geiſtigen Sehnſucht, ſich in die Allgemeinheit Gottes aufzulöſen, eine phyſiſche Nöthigung ſich unbewußt geſellte, läßt ſich, wie bei allen Fällen, auch hier nicht ſo leicht ermitteln; daß die letztere aber vorhanden war, leidet keinen Zweifel. Charlotte war körperlich tief erkrankt. Ihre leiblichen Organe waren von der gereizten Spannung der geiſtigen, die allein nur ihre Befriedigung ſuchten und erſtrebten, langſam, aber ſicher ergriffen; ihr Leib war mit ihrer Seele, die ſich in den Verſuchen, den Gatten zu retten, erſchöpft hatte, ſichtbar hinfällig geworden. Wo war der Hauch der Liebe, der dies hinzitternde Leben neu beſeelte? Wo die ſorgſame Hand, die dieſe zerknickte Blume an eine geſunde Stütze feſtete? Heinrich wußte kaum, daß noch Jemand außer ihm leiden könne, ſo ſehr war er mit den Augen des Geiſtes in ſich ſelbſt verſenkt. Nur bei der drohenden Auflöſung ihres leiblichen Naturells konnte in der Seele dieſer Frau das alte Gelüſt, das ſie früher leiſe beſchlichen, unabweislich mächtig werden. War ſie doch nun nicht mehr das friſch-blühende Mädchen, deren leichtgeflügelte Pſyche den dunkeln Todesgedanken, der ſie früher nur wie ein gelinder Nachtthau befiel, eben ſo ſchnell von ihren Schwingen abſchüttelte. Sie hatte keine irdiſche Zukunft mehr, an Lebensausſicht bot ſich nur ein klägliches Hinſiechen neben einem Gatten, zu dem ihre Liebe Anfangs eine namenlos zitternde Angſt, nach und nach eine lähmende Qual geworden war.

Bei alle dem blieb ihr heller Verſtand unbeſtechlich wach; ſie wollte nicht überraſcht, nicht getäuſcht ſein, eher ſich ſelbſt und die Andern täuſchen. Wunderbar genug, daß die Liebe, wenn ſie ſich an Gefühlen ausgebeutet hat, noch erfinderiſch iſt im Denken, Grübeln und Erliſten. Sie wollte nun einmal den Mann retten, dem ſie vor Gott und Welt für alle Ewigkeit zu eigen gegeben war; alle Umſtände ſollten ſich, ſo ſchien es, vereinigen, um der ehelichen Pflicht einmal durch Blut und Todesqual einen ſeltenen Triumph zu gönnen. Die Bande der Ehe waren in keiner Zeit in Deutſchland ſo auflösbar wie in der jetzigen. Dies drängt ſich, wie mich dünkt, als ein Factum des Tages auf. Nimmt man dazu die Idee von der freien Selbſtſtändigkeit des Weibes, die in der germaniſchen Welt mit Rahel aufkam, in Frankreich ſyſtematiſch in eine weltliche Religion ſich ausbildete, ſo ſtellt es ſich als ein faſt märchenhaft erſcheinendes Ereigniß hin, daß in unſerer Zeit ein Weib den Opfertod für den Gatten erwählt, nachdem ihre Liebe zu ihm ſich an Rettungsmitteln verarmt fühlte. Was will das Geſchwätz der Menſchen bedeuten: die Geſinnung dieſer Frau habe unter den Einflüſſen einer gewiſſen Schule der Zeit geſtanden! Man könnte weit eher ſagen, in ihrer That habe ſich die eheliche Treue bis zum Aeußerſten verirrt. Für eine große Idee will ich mich opfern, für den Geiſt meiner Zeit zum Märtyrer werden, für mein Vaterland willig in den Tod gehen: — für einen Menſchen nicht, denn ich achte mich ſo hoch als ihn. Seele für Seele, Leben für Leben, iſt ein Einſatz, den nur das Weib zu thun vermag, nur eine Mutter, die dem Kinde die giftgeſchwollene Schlangenwunde ausſaugt, um ſich zu tödten, damit das Geliebte gerettet ſei. Charlottens Liebe grenzt an die Treue der indiſchen Frauen, die ruhig in die Flammen ſteigen, ſobald ſie den Gatten todt wiſſen.

Ich ſagte, die weibliche Liebe, die an Gefühlen ſich ausgebeutet hat, bleibt noch erfinderiſch im klügelnden Verſtande. Es liegt eine ſeltſame Sophiſtik in der Gedankenverbindung, aus der Charlottens Entſchluß, zu ſterben, hervorging. Man weiß, daß Halbwahnſinnige durch einen Schreck, der plötzlich ihre Nerven durchſchüttelt, wie ein Nachtwandler, den man beim Namen anruft, zur Beſinnung kommen. Charlottens Klugheit war für das Leben erſchöpft: ſie wagte dieſen letzten Rettungsverſuch durch den Tod. Hätte ſich die Erde unter ihren Füßen ſtill geöffnet, um ſie ſpurlos zu verſchlingen, ſo hätte ſie erreicht, was ſie wollte. Heinrich ſollte erbeben, wenn er ſich plötzlich allein ſah in der Welt, der ungeheure Verluſt ſollte ihm die Augen öffnen über das, was er beſeſſen, die Verworrenheit ſeines Gemüthes über ein nur halb wahres Unglück ſeiner eigenen Natur ſollte der Schmerz über eine furchtbare Wirklichkeit verdrängen. So nur glaubte ſie das Mittel gefunden zu haben, ſeinen Dämon zu bändigen und ſein herumirrendes Gemüth in ſich ſelbſt zu ſammeln. Mit zartem Finger hatte ſie bisher an das Grab ſeiner Bruſt geklopft, ſie hatte ihn gerufen mit der flüſternden Stimme der ſcheuen Liebe: und es war kein lebendiger lichter Geiſt aus der Gruft geſtiegen, ſeine Gedanken wühlten ſich immer tiefer in den feuchten Moder. Nun ſollte die Fauſt des Schickſals anpochen und die lähmenden Bande der Verdumpfung löſen.

Dazu kam dann Heinrich's Traum, den er zehn Tage vor ihrem Tode gehabt. Ihm träumte, ſie wäre vor ſeinen Füßen in den Strom geſtürzt und er habe die rettende Hand nicht nach ihr auszuſtrecken vermocht; der Schmerz, ſie verloren zu haben, ſei aber ſchnell von dem Gefühle, nun frei zu ſein in aller Welt, verſchlungen, und das Bewußtſein der Freiheit habe ihn wie ein neuer Morgenglanz durchleuchtet. Dieſen Traum erzählte er ihr wie Alles und Jedes, ſeine Harmloſigkeit hatte kein Hehl vor ihr, und in die Traumgeſpinnſte ſeines verworrenen Blutumlaufes verwob ſich nun ihr klarer Sinn. Von nun an reifte ihr Plan unauflöslich feſt. Andere Anläſſe kommen als Nebenbezüge kaum in Betracht.

Ein ewiges Planmachen für die Zukunft, ein angſtbeklommenes Hinübergreifen aus dem Nahen und Gegenwärtigen nach weit Entlegenem, war wohl überhaupt für Beide ein troſtloſer Nothbehelf für ihr geiſtig immerfort bedrohtes Zuſammenleben. Bald will man ſich mit Aufgeben der Stellung in der Reſidenz in ein enges Bergſtädtchen flüchten, man will auf den Umgang der vertrauteſten Freunde verzichten, um ſich mit einer Hamletsſchwermuth, die von einer Nußſchale ſich umſchloſſen wünſcht, in alle Stille zu verkriechen. Bald will man Deutſchland preisgeben und ſich in Rußland niederlaſſen, um aus der Sehnſucht nach der Heimath deutſche Gedichte zu weben. So griff Heinrich mit lärmendem Gedankenſpiel immer excentriſch in die Weite hinaus und wußte die eigentliche Stille für die Werkſtatt des Geiſtes nicht zu finden. Aber das Unglück lag für ihn weder an Berlin, noch an Deutſchland und den Zerwürfniſſen der Zeitſtimmung. Dieſem Stoffe blieb Heinrichs Muſe ſo ziemlich fern; ſein Unglück lag iſolirt in ihm ſelbſt. Ihm hätte ein feſſelloſer Ausſpruch ſeiner innern Nachtgefühle Noth gethan; aber um, wie Byron, dem Dämon in Sang und Klang einmal vollauf Genüge zu thun, um der Mänade ſeiner verhüllten Dunkelheit in einem gewaltſamen Dichterergüſſe den Zügel ſchießen zu laſſen, davon hielt ihn wieder eine befangene, ethiſch prüde Grundſtimmung ſeines Weſens ab. Nur dann und wann brach ſich eine Gewaltpoeſie und der Todeskrampf ſeiner Verworrenheit in einzelnen Tönen Bahn, aber er konnte kein ganzes, großes Werk voll dämoniſcher Finſterniß ſchaffen, er kam nicht darauf, mit einer Dichtung einmal ſeinen ganzen innern Menſchen von ſich zu ſchleudern. Er fürchtete, in einem ſolchen Rettungswerke unſchön zu werden, und ſo behielt er ſein Weh in Summa zurück, und das ganze, unorganiſch in ihm gährende Elend ſeines Naturells warf ſich auf ſein menſchliches Verhältniß, auf ſein verhülltes Gemüth, auf ſein Stubenleben, — auf ſein Weib.

Mit den zarteſten Fittichen der Liebe kam ſie nun an und wollte ihm das Nachtgeflügel des irren Unglücks von den Schläfen ſcheuchen; gerungen hat ſie ſich die Hände wund, um Heinrichs Dämon, den er in ſeinen Gedichten nicht los werden konnte, zu bezähmen, gebetet hat ſie lange Nächte, gedacht, geklügelt, gebangt die längſten Tage hindurch, wenn Heinrich wie ein Verfehmter, mit Fluch Beladener herumſchlich, bis alles Lieben, Beten, Denken und Bangen, bis alle Qual der bangen Jahre ſich in den Entſchluß zuſammendrängte, ſie müſſe den an Liebe Verwöhnten hinaus ins Leben treiben, durch eine ungeheure That die verſchlungenen Bande für ſich und ihn löſen, ihn preisgeben an die Wogen des Schickſals, denn das Unglück, dachte ſie, wird ihn auf ſich ſelbſt beſinnen machen, nachdem ſich die Liebe lebensſatt und todtmüde abgerungen hat in Verſuchen aller Art.

Das war der Ausgang ihres Lebens, ihres Denkens und ihrer Verzweiflung. Und die Liebe that endlich ihr ſternenlichtes Kleid von ſich und hüllte ſich in ein nachtdunkles Gewand. Sie ſtählte ihre ſchwachen, zarten Glieder, in ihrem Auge erloſch das milde Licht vor der Wetterwolke des Grames, und in ihrer Hand die ſcharfe Waffe, ſah die Liebe nicht mehr aus wie ſüße Liebe, ſondern wie bitterer Groll. Als wir um die Hülle der Entſeelten ſtanden, ſahen wir wohl den ſeltſamen Zug um die ſchöne bleiche Lippe. Das war nicht Liebe mehr, oder es war die Liebe, die ſich vom Leben abwendet, nachdem ſie ans Leben alle ihre Schätze vergeblich verſchwendete.

Hier brechen meine Gedanken ab, weil ſie ſonſt gegen ſich ſelbſt gekehrt ſein müßten, wie dort die Liebe abbrach, als ſie die gewaffnete Hand gegen ſich ſelbſt wandte. Für den Dichter aber, der das Ereigniß überlebte, hat wohl kein Sterblicher auf ſeiner Zunge das geeignete Wort. Hat ihm doch Charlotte in dem, was ſie ihm ſchriftlich hinterließ, das Beſte ſelbſt geſagt:

„Unglücklicher konnteſt Du nicht werden, Vielgeliebter! Wohl aber glücklicher im wahrhaften Unglück! In dem Unglücklichſein liegt oft ein wunderbarer Segen er wird ſicher über Dich kommen. Wir litten Beide Ein Leiden; Du weißt es, wie ich in mir ſelber litt. Nie komme ein Vorwurf über Dich; Du haſt mich viel geliebt. Es wird beſſer mit Dir werden, viel beſſer jetzt. Warum? Ich fühle es, ohne Worte dafür zu haben. Wir werden uns einſt wieder begegnen, freier, gelöſter! Du aber wirſt noch hier Dich herausleben, und mußt Dich noch tüchtig in der Welt herumtummeln.“

Und auf dieſe letzten Worte waren ihre Thränen am heißeſten gefallen.

VII.

Briefe an Dina.

Geiſtlich und weltlich.

1.

Heiligenſtadt an der Leine, den 12. Mai 1836.

— Heiligenſtadt, meine Freundin, iſt eine Stadt, in der viele Heilige ſtehen, aber wenige leben. Ich will damit nichts gegen den Ruf dieſer ehrenwerthen Stadt geſagt haben, bei Leibe nicht! Auch iſt dieſe ehrenwerthe Stadt viel zu unbedeutend, um überhaupt einen Ruf zu haben. Wenn der abgeſchmackte Satz richtig wäre, daß die beſte Hausfrau die ſei, von der am wenigſten geredet werde, ſo könnte man auch diejenige Stadt, von der man wenig oder nichts zu melden hat, für die beſte, denjenigen Fürſten, von dem man nichts ſagen darf, und überhaupt denjenigen Menſchen, dem man, wollte man von ihm reden, etwas andichten müßte, für den beſten ſeiner Art, ſeiner Zeit und ſeines Geſchlechts erklären. Ach, liebes Deutſchland! wie wimmelſt du von beſten Hausfrauen, beſten Städten, beſten Menſchen! Dann wäre auch das kleine ***thum ** der beſte conſtitutionelle Staat von der Welt, weil ſeine Kammerſitzungen geheim ſind, alſo daß man nichts von ihnen zu ſagen weiß. Ich verſtehe nichts von öffentlichem Leben, ich bin ein deutſcher dummer Teufel; aber ſchon um dem Stadtklatſch dort eine beſſere Richtung und einen beſſern Gehalt zu geben, wünſchte ich die Ständeverhandlungen des Ländchens öffentlich. Ich rede blos aus humanem Intereſſe, ein politiſches hab' ich nicht, ein gutmüthiger deutſcher Menſch, nothgedrungen auch ein gutmüthiger Schriftſteller.

Heiligenſtadt, meine Freundin, iſt eine Stadt, in der ſich viel Heilige finden. Nur ſchade, daß ſie alle von Stein ſind. Ein Stein hat gut heilig ſein, einen armen Menſchen von Fleiſch und Blut kommt das ſchwerer an. Es iſt zwiſchen kaltem Stein und warmem Blut ein ſchlechter Verkehr. Ja, wenn ſie reden könnten, die Steine, wie Mozart's ſteinernes Bild, damit den Leporello's der Schopf, den Don Juan's das Lockenhaar ſich gen Himmel ſtreckte! Aber die Steine predigen und reden nicht, und der redende Menſch ſollte ihrer nicht ſpotten, denn was er kann, darf er nicht. Ein Ding, das nicht reden kann, iſt faſt eben ſo verächtlich, als ein Ding, von dem man nichts reden darf. Sie ſollen mich für keinen Ketzer halten, Leopoldine, es ſieht in meinem Innern faſt eben ſo oft fromm und gottſelig aus, wie in Ihrem ſchmerzdurchzogenen katholiſchen Auge. Ich müßte nicht in dies Auge geblickt haben, müßte nicht in ſeinem milden Glanz für die Wärme des heiligen Menſchenlebens erleuchtet ſein, wollte ich rückwärts aus einem Paulus zu einem Saulus der Gegenwart werden. Aber wenn ich meinen ganzen Haß gegen die kalten Bilder von Stein verdeutlichen ſollte, ſo müßte ich hingehen und alle die fratzenhaften Heiligenſtatuen zertrümmern, die wie Spottbilder die chriſtliche Leidensgeſchichte an den Pranger ſtellen. Arme Mutter Maria, ſo ſtehſt du hier auf allen Wegen und Stegen. An deinen ſteinernen Gliedern hat der Zahn der Zeit genagt; biſt du von Holz, ſo hat Wind und Wetter dich noch ſchneller verunſtaltet; ein neuer Firniß iſt über deine Wangen geſchmiert, wie ſich eine Köchin mit Bolus zum Carneval ſchminkt; das bretterne Schutzdach hat dein Haupt nicht behütet, ein Platzregen hat dir das Jeſuskind aus den Armen geriſſen, und ein Schuft von modernem Tiſchlermeiſter mußte dir ein neues machen. Wo hatte der Schurke die Frechheit her, daß ihm die Hand nicht erſtarrte, als er die Bretter zuſammenleimte? Nur in der Entzückung begeiſterter Empfängniß laſſen ſich Götterbilder machen, wie Raphael ſeine Madonna ſchuf. Dann ſteigen ſie hernieder, die göttlichen Geſtalten, und wir hinauf, im Rauſche der Liebe beflügelt. Die Leiter iſt da, die wie ein Regenbogen Erde und Himmel verbindet, die Religion ſteht im ſiebenfachen Roſenlichte der Kunſt.

Ich war heute in der Meſſe und machte Betrachtungen dieſer Art, meine ketzeriſche Kritik der Heiligenbilder ließ mich keine Andacht finden. „Ein gottvolles Gemüth ſoll überall ſeinen Gott fühlen und haben!" Das hör' ich Sie ſagen, wenn Sie dies leſen, Dina, und Ihr Blick verdunkelt ſich. Damit wäre aber auch der Fetiſchdienſt gerechtfertigt. Wenn ich ſtumpf genug bin, den Stein aufzuheben vom Boden und zu ſagen: „Stein, ſei mir eine gnädige Gottheit!“ — dann wäre ich auch religiös. Und ich bin es dann in der That, aber doch auf eine Art, daß Mephiſtopheles über den Wurm, der ſich Menſch nennt, ein Gelächter aufſchlägt. Ich will Alles thun, Alles denken, aber mich nicht vom Teufel auslachen laſſen. Alles in der Welt! nur nicht die Schadenfreude des Böſen! Ich habe eine eigene Averſion dagegen; es iſt eine Schwäche, die man ſchonen muß.

Blicken Sie nicht ſo ſcheu in mein armes Angeſicht, Leopoldine! Ich bin nicht, was Sie böſe nennen, Sie werden noch einen recht ſtillen Menſchen an mir finden. Damit Sie das gleich merken, hören Sie mich weiter. Ich ſtand heut' in der Kirche und betrachtete mir die hölzernen Bilder, die einer betenden Menge genügten. Ich konnte nicht beten; ich kann nur zur Schönheit beten, auch für den Gott verlange ich ein Symbol in ſchöner Form. Nehmt dem Katholicismus ſeine ſchönen Hallen, ſeine Altardecken, ſein Harfengelispel, ſeine Geigentöne und die Stimme der Chöre: nehmt ihm, was ſchön iſt, ſo nehmt ihr ihm auch ſeine Wahrheit, denn ihr nehmt ihm was Irdiſches und Göttliches vermittelt. Das Schöne iſt die Brücke, die hinüberführt zur Wahrheit.

Bei alle dem wäre es ein Frevel geweſen, die Andacht derer, die neben mir knieten, in Zweifel zu ziehen. Ich ſtand und fühlte das ſo durch. Ein Schnauben und Pruſten hinter mir ſtört mich. Ich ſah mich um und blickte in das lachende Angeſicht eines feiſten Gentleman, der mit mir im Gaſthauſe abgeſtiegen und ebenfalls die Kirche beſuchte. Mit geſpreizten Füßen ſtand er wie ein ſteriler Koloß zu Rhodus und guckte auf ein Marienbild, deſſen Wunderthaten ihm der Lohnbediente, der ihn führte, zu erklären bemüht war. „Whim-wham, whim-wham-story!“ ſagte der lange Menſch ganz laut und lachte dem erſchrockenen Cicerone ins Angeſicht, daß die Umſtehenden ſich ſcheu abwandten. Er verließ den Ort; die Blicke der geſtörten Beter verfolgten die lange ſchwankende Geſtalt des Mannes bis zur Thür.

Mir fällt die Geſchichte des kleinen Nagelſchmieds zu Huſſinecz ein, die ich in Böhmen hörte. Die Geſchichte iſt Ihnen unbekannt, und ſo mögen Sie meine Erzählung als ein Zeugniß hinnehmen, daß ich ein ſolider Anhänger des Chriſtenthums bin, nicht geradezu des katholiſchen, nicht geradezu des proteſtantiſchen, ſondern desjenigen Chriſtenthums, dem dieſe Spaltung des religiöſen Lebens für die Vergangenheit als nothwendig, für unſere Gegenwart als eine hergebrachte Täuſchung, für die Zukunft als eine Unwahrheit und ein Nichts erſcheinen möchte.

Ich war — es ſind faſt zwei Jahre her — auf meinem Querzuge durch Böhmen in dem kleinen Neſte, wo Johann Huß geboren wurde, ſpät Abends angekommen. Es gab in dem Dorfflecken keine Merkwürdigkeit zu betrachten, alles Raiſonnement über Böhmens Vergangenheit und Gegenwart ſtrich ich mir, wie mein eigener Cenſor, aus der Seele: alſo ließ ich mir von alten Weibern frommgläubige Curioſa erzählen. Hören Sie die eine, an die mich der lange Ketzer aus Alt-

England erinnerte. Sie iſt ein Beitrag zur Geſchichte der Reſtauration alter Bilder.

Der Nagelſchmied der Mutter Gottes.

Am Abend vor dem Feſttage von Mariä Reinigung platzte das hölzerne Muttergottesbild in der Kirche zu Huſſinecz. Vom Wirbel des Hauptes bis über Hals und Bruſt hinunter klaffte das Antlitz der göttlichen Jungfrau zu zwei Hälften aus einander. Beide Stücke hingen rechts und links mit ſtarren Splittern, die Entſtellung des heiligen Angeſichts war ſchrecklich anzuſchauen. Der Sacriſtan ſchlug an ſeine Bruſt und lief zum Prieſter. Der Prieſter beſah ſich den Schaden bei Licht und ſchlug an ſeinen Kopf. Inzwiſchen war es noch Zeit zum Reſtauriren, die ganze Nacht lag noch bis zum feſtlichen Morgen vor. Allein vor wenigen Tagen erſt hatte der Caplan die Hülle des einzigen Mannes zur Erde beſtattet, welcher Tiſchler und Zimmermann des Dorfes zugleich geweſen, und deſſen Hand für den kleinen Bedarf der Kirche genügte. Es gab an Ort und Stelle weiter kein großes Marienbild, die nahen Ortſchaften brauchten zum Feſte die ihrigen, man konnte ſich keine Muttergottes in der Schnelligkeit borgen; es mußte zur Reſtauration des zertrümmerten Werkes geſchritten werden. Aber mit kleinen Mitteln war hier nicht zu helfen; die Spalte, die durch das zähe Holzwerk lief, war zu groß, Stirn und Wangen, Kinn, Hals und Bruſt der Figur waren weit auseinandergeklafft, nur eine geübte Hand konnte das zerſplitterte Antlitz wieder zuſammenfügen.

Der Nagelſchmied im Orte war der einzige Handwerkskundige, der dazu tauglich ſchien. Czeckow war war ein kleiner, verwachſener, boshaft witziger und verſtockter Ketzer. Man bezüchtigte ihn des Abfalls vom Schooße der Mutterkirche. Er hatte ſich lange Zeit in einem proteſtantiſchen Auslande herumgetrieben, und war, um alle Heiligung unbekümmert, blos ſeinem Handwerke nachgezogen. Heimgekehrt, um ſein Erbe zu genießen, verſchmähte er alle Gemeinſchaft mit Andern, nur in der Schenke erſchien er allabends und ſtreute beim Glaſe Czernoſecker ſeine ausländiſche Weisheit unter die Leute, ſprach luſtig und höhniſch von dem ſchlechten Lebenswandel der Nonnen und Mönche, und brockte den Bauern ſeine Erklärung der Heiligengeſchichten ein, die „ſtark nach Huſſitenwein ſchmeckte", wie mein ſtockböhmiſches, altes Weib ſich vernehmen ließ. Sonſt lebte er ſtill für ſich und krümmte Niemand ein Haar. Hatten ihn die Bauern auf den Rath des Prieſters mit Gewalt in die Kirche geſchleppt, ſo kauerte er ſich wie ein kleiner Teufel auf den Stufen am Altar zuſammen und lächelte halb dumm, halb witzig dem Prieſter ins Angeſicht. Er machte nie Miene, ſich vor dem Sanctus zu beugen, bis der Fauſtdruck des Nachbars ihn zwang, der Gewalt zu gehorchen, und dann lag er länger als nöthig mit dem Kopfe am Boden und blickte nur von Zeit zu Zeit verſtohlen auf. Man wollte wiſſen, er ſei der heimliche Sohn eines Prieſters. Stieß man ihn in den Beichtſtuhl, ſo flüſterte er dem Beichtiger lächelnd ins Ohr, wie ſehr er glaube, ſein Vater habe Recht daran gethan, ihn zu zeugen, und wie ſehr ihn das ſündhafte Gelüſt quäle, wie ein Ketzer vom Kelche des Abendmahls zu trinken. Die Kirchenſtrafen fruchteten nicht, er that Alles mit ſterilem

Gleichmuth; man hätte ihn gern für blödſinnig gehalten, wäre ſeine Hand nicht ſo kunſtgeübt, ſeine Zunge nicht ſo ſcharfſchneidig geweſen. Er war ſonſt ein friedlich ſtiller Bürger, ließ Gott ein guten Mann, den Kaiſer einen guten Kaiſer ſein, war thätig in ſeinem Gewerk, lebte allen Mitmenſchen zu weltlichem Nutz und Frommen; nur auf die Heiligengeſchichten hatte er eine ſpecielle Malice. Als öffentlicher Verſpötter des Schutzpatrons der Kirche hatte man ihn eine Zeit lang eingeſperrt, bis er höherer Seits für aberwitzig, aber für unſchädlich erklärt wurde. Als man ihn aus der Haft entließ, ging er wieder in die Schenke und ſagte zu den Gevattern mit einem Zorne, der ſonſt an ihm nicht bemerkt war: „Ihr ſollt es bereuen, einen ſtillen Menſchen hart behandelt zu haben; ich wollte, alle Eure hölzernen Heiligenpuppen zerplatzten, und Ihr müßtet mich fußfällig bitten, ſie Euch zuſammenzunageln; ich wollte ſie in Ketten ſchmieden, daß Ihr an den Nagelſchmied denken ſolltet!"

Der kleine Huſſitenketzer blieb excommunicirt, aber der prophetiſche Fluch ſollte halb in Erfüllung gehen.

Man mußte den von der Kirchengnade Ausgeſchloſſenen bitten, das heilige Marienbild in aller Eile zu reſtauriren. Er ſaß eben an ſeiner Nadelbank und ſtrickte ein Netz von Draht — denn er wußte nicht nur den Hammer zu ſchwingen, er war auch in allerlei künſtlichen Arbeiten feinerer Art geübt, — als der Sacriſtan zu ihm in die Werkſtatt trat und ihm die Verzeihung ſeiner Sünden verhieß, wenn er ſchnell zu Dienſten wäre. Ein paar Kirchendiener ſtanden in der Thür, um das Geſuch mit Kraft zu unterſtützen, falls er ſich nicht willig zeigte. Man wußte ſchon, daß der kleine Böſewicht nur mit Gewalt ſich zum Kirchgange bewegen ließ.

Sich der Gewalt zu beugen, ſchien der lächelnde Mann gewohnt, nahm Hammer, Nägel, allerlei Werkzeug, und folgte geduldig; ein großes Halseiſen, wie für Verbrecher geſchmiedet, ſtak in dem Sack, den er über die Schulter hing. An der Kirche bekreuzigte ihn der Prieſter, um den Fluch der Kirche ſchnell von ihm zu thun; der Kleine ging und lächelte ſtill. Als er aber beim Scheine der Nachtlaterne das zerſpaltene

Muttergottesbild ſah, konnte er ſeiner Zunge nicht mehr Gewalt anthun, und obwohl er die Knechte, die ihn geleitet, zu fürchten alle Urſach hatte, ſagte er: „Eure Götter, Herr Pater, ſind gar gebrechlich, gar hülfsbedürftig. Warum führt Ihr Hirten der Kirche, wenn Ihr beten wollt, Eure Heerde nicht hinaus ins Feld und ſchaut hinauf in den blauen Himmel? Der zerbricht Euch nicht, und Ihr könntet unter ihm weit eher denken, Ihr gucktet dem Herrgott ins große blaue Auge, als wenn Ihr die hölzernen und ſteinernen Puppen anſtiert, die von Menſchenhänden gemacht ſind.“

So ungefähr ſprach der Nagelſchmied. Die Kirchendiener murmelten mit dumpfer Stimme ein Paternoſter, der Sacriſtan ſchlug an ſeine Bruſt, der Prieſter ſprach: „O, Du arger Menſch, Naturdienſt iſt Heidendienſt! Weil Gott iſt Menſch geworden, ſtellen wir ihn ſammt allen Heiligen hin in menſchlicher Geſtalt. Für Deine Seele will ich beten; möge Dich dereinſt das ewige Feuer reinigen! Hier aber thue Dein weltliches Werk. Die Mutter Gottes mag uns und ihren Getreuen nicht zürnen, daß wir ihr Bild von Deinen verfluchten Händen berühren laſſen!“

So ſprach der Prieſter ſalbungsvoll und ging; der Sacriſtan und die Diener leuchteten ihm voran durch die weite Halle der dunkeln Kirche.

Der Nagelſchmied ſah ihm trotzig nach, aber er lächelte nicht mehr; er ſtierte auf die Nachtleuchte hin, bis ſie vor ſeinen Augen verſchwand; es hatte ihn etwas angewandelt, das ſeine Zunge lähmte, ſeine Gedanken überſchattete. War es der Ort, der auf ihn wirkte mit der ungewohnten Stille der dunkeln Nacht? Hatte ihn das Gefühl wie ein Schauer beſchlichen, die Nacht des Lebens berge hier Geheimniſſe der Wahrheit, die der helle Tag der Menſchenwelt nicht kennt? und wie die Nacht, ſo das Gemüth, das weiter greift mit ſeiner dunkeln Ahnung, als der lichte tageshelle Verſtand! Ja, wenn der Tag nur wäre mit ſeiner werkelluſtigen Rührigkeit, mit ſeinen klaren Augen, mit ſeiner Vergnüglichkeit am handgreiflichen Leben! Aber ſiehe, da kommt die Nacht und überſchattet dich und alle deine Pläne, Werke, Thaten. Was ſo beſonnen zurechtgeſetzt, ſo klug entworfen und vollendet ſchien, das wird verſchlungen in Ein großes Dunkel, als löſte ſich alles in Schein und Trug; was dich ſo ſicher und fertig gedünkt, zerſchmilzt in Nichts, und dir erbleichen die rothfriſchen Farben der Wange, weil dich die Furcht befällt, all dein beſtimmtes Thun am Tageslicht des irdiſchen Lebens ſei eitel Hauch, der über die Welle fliegt, ſie kräuſelt, aber den Grund der Tiefe nicht heraufwühlt an die ewige Sonne. So überwältigt das Gemüth den Verſtand, wie die Nacht den Tag, und was uns irdiſche Nacht ſchien, wird erſt dereinſt ein Tag werden und zu Tage kommen. Und wie das Leben, ſo hat auch die Religion — jede Religion — hinter ihrem hellen Tage ihre dunkle Nacht. An den Thautropfen und den Violendüften dieſer Nacht hat das Gemüth ſeine liebſte Speiſe. Kläre der Verſtand ſo viel er will am Tage und für den Tag des Erdendaſeins auf; das Gemüth ſchleicht der verſchwiegenen Nacht in die Arme und ſucht ſich ſtiller, dunkler und tiefer zu betten im Schooße des geheimnißvoll verſchloſſenen Lebens. Ein Menſch, der keine Nacht in ſich erlebt hat, der nie den duftigen Mantel eines großen Räthſels um ſeine Seele trug, der nie erzitterte, nie aufbebte vor etwas Unbegriffenem, das wie eine unſichtbare Hand über die Saiten ſeines Innern fuhr: der hat ſich viel verſcherzt von dem, was uns jenſeits wie ein ewig heller Tag, eine ewig helle Freude begrüßen wird. Jede Religion hat ihren lichten Tag und ihre dunkle Sommernacht. Ergib Dich jenem, aber entziehe Dich dieſer nicht, ſonſt wirſt Du ſie fürchten müſſen. Es iſt noch niemand gelungen, die Wirkungen der geheimnißvollen Nacht, in die uns das katholiſche Chriſtenthum einweiht, fortzuläugnen. Und der Proteſtantismus, der mit der hellen Tagesſeite der Religion ſo klug, ſo ſicher und dreiſt zu verkehren glaubte, ſcheint im Pietismus der Jetztwelt das Verſäumte nachzuholen und ſich den nächtlichen Schauern der Gemüthswelt bis zur Schwelgerei hingeben zu wollen. Aber er hat gegen den Katholicismus den Nachtheil, daß er, einmal losgeriſſen vom eigentlichen Schooße einer mit allen ſeinen Sternenwund'ern feſt beharrlichen Nachtwelt, und der Willkür der Deutelei, der Verirrung ſelbſteigenen Gelüſtes preisgegeben, in Caricatur und fanatiſche Verzerrung ausartet. Der Proteſtantismus hat in ſeiner Abirrung einen Fanatismus beſchränkter Geſinnung, (Hengſtenberg's evangeliſche Kirchenzeitung) und eine Entartung ſinnlicher Begierde (die Mucker in Königsberg) hervorgerufen, wie ſie in den frühern Schwärmereien der katholiſchen Welt kaum in gleicher Raffinerie erlebt wurden. So ſehr rächt ſich die zurückgedrängte Nachtſeite der Religion, deren ahnungsvolle Dämmerung der verſtandeshelle Proteſtantismus entbehren zu können vermeinte!

Und mein kleiner ſkeptiſcher Nagelſchmied in Huſſinecz?

Der kleine böhmiſche Voltaire ſtand wie ein gekrümmter dürrer Zweig, der ſich in der Frühlingsnacht vergebens bemüht, noch einmal friſche Reiſer zu treiben. Czeckow kannte keine Geſpenſterfurcht, aber er ſtand und ſann, den Kopf zwiſchen den Schultern, den Rücken zum Genick hinaufgedrängt; die Figur des kleinen Nagelſchmieds verkroch ſich noch mehr in ihr krummes Gehäuſe. Er fühlte ſich in der nächtlichen Halle verlaſſen. Die kühlen Gewölbe hatten ihre Schauer, die verhallenden Tritte klangen dumpf wie ein Stöhnen aus Gräbern, unter ihm die ſchlafenden Gebeine ſeliger Menſchen, die der Wahn von Jahrhunderten geheiligt: — ein kleiner frommer Schauer wäre hier ſehr unſchuldig, ſchon phyſiſch erklärbar geweſen; der Nagelſchmied ſtand unbeweglich ſtill. Ein dürrer Lichtſtreif des Mondes fuhr langſam durch das grün- und rothbemalte Fenſter und fiel zitternd wie ein matter Blitz vom Kreuzgewölbe des hohen Chors herunter und über den Altar fort auf das entſtellte, zerſplitterte Angeſicht der Mutter Gottes. Da ſaß das Mondlicht ſtill und beleuchtete mit zerweintem, thränenfeuchtem Auge das zertrümmerte Heiligenbild. „Nun ja, ich will dich zuſammenflicken, alte Mutter Gottes" — ſagte halb ſchüchtern der kleine Mann und raſſelte mit dem Sack, der Nägel und Werkzeug barg. Aber erſchrocken, als hätte er noch zu laut gefrevelt, drehte er ſich rücklings, denn wie mit Geiſterſtimmen tönten ſeine Worte im weiten Schiff der Kirche wieder. „Das nichtsnutzige Echo in dem morſchen Leichenhauſe!" murrte der Nagelſchmied und warf Hammer und Zange zu Boden, daß ein klirrender Ton durch die lange Kirche lief, als wenn die Altarleuchter und die zinnernen Schilder der Gräber bebten. Der krumme Mann ſchüttelte ſich, daß er wie ein Knäuel zuſammenfuhr. „Verdammt kalt in dem Steingewölbe!“ ſagte Czeckow, „und der modrige Trödel thut auch, als müßt' er noch mitreden wie ein Lebendiger!“ — Der Mond verkroch ſich ſtill mit ſeinem Scheine. — „Gebt mir doch Licht her, Licht!“ ſchrie er laut, „was ſoll ich hier im Finſtern zuſammennageln?“

Der Sacriſtan kam mit der Laterne noch immer nicht zurück. Des Schreiens müde, ſetzte ſich Czeckow auf ſeinen Sack und verſank in Todtenſtille.

Den Sacriſtan hatte wider Willen ein Geſchäft irdiſcher Nothwendigkeit gefeſſelt; Angſt und Schreck über das zertrümmerte Bild und über den Ketzer von Reſtaurator waren in ſein altes Blut gefahren. Endlich kam er mit der Laterne und den beiden Dienern, die Leitern und allerlei Holzwerk trugen, um für den kleinen Schmied ein Gerüſt zu fertigen, das ihn hinaufhob bis zum Angeſicht der hohen Figur.

Czeckow ſaß auf ſeinem Sack und ſchlief. Mitten in den Schauern einer romantiſch-katholiſchen Kirchennacht ſchien den kleinen böhmiſchen Voltaire die Langeweile mit magiſcher Gewalt ergriffen zu haben. Der Sacriſtan beleuchtete ſein ſteifes Angeſicht. Er ſah blaß und verwandelt aus; die ſchmale Naſe hing, wie von Wachs gedreht, über der ſpöttiſch verzogenen Lippe, die kecke Stirn und die ſpitzen Backenknochen warfen ihre Schatten auf die hohlen Wangen des verſtockten Schläfers. „Mögen ihm die Heiligen im Traume erſcheinen und ſein heidniſches Herz umwandeln!“ ſagte der fromme Sacriſtan und ſchlug über das Haupt des Ketzers ein dreifaches Kreuz. Die Kirchendiener rüttelten den Mann an der Schulter, damit er ſich ans Werk begebe. Czeckow fuhr auf aus dem betäubenden Schlafe. „Habt Ihr endlich Licht gebracht?“ fragte er, „Ihr ließet mich ja in einer narkotiſchen Finſterniß. Pfui über Euer Grabeshaus, es riecht nach Moder und eklem Räucherdunſt. Hätt’ ich den Ausgang gefunden, ich wäre längſt davon gelaufen. Dann mochtet ihr Euch Euer Bild ſelbſt zuſammenpferchen, daß morgen am Reinigungsfeſte die Bauern ſich entſetzen vor dem Anblicke der zerſchlagenen und geflickten Majeſtät. Aber ich ſage Euch, was ich Euch zuſammennagele, wird Euch auch nicht gefallen, Ihr Narren!“

Die Diener drohten und ergriffen ihn am Nacken. Czeckow lächelte mit ſeinem ſtieren Auge, wie er immer that, wenn er der Gewalt ſich beugte, und ließ ſich willig vor die Bildſäule führen. Der Sacriſtan zündete die Kerzen des nächſten Kronleuchters an, während der Nagelſchmied mit Hülfe der beiden Andern das Gerüſt erſtieg, um ſein Reſtaurationswerk zu beginnen. Er ſägte die beiden Oberhälften der Figur mit geſchickter Hand ab, um ſie von neuem in einander zu fügen. Das zerſpaltene Haupt rückte er wieder zuſammen und legte um die Krone einen feinen Drahtring, der den Scheitel zuſammenhielt. Durch den hölzernen Buſen bohrte er rechts und links ſeine Nägel behutſam und fein, damit das alte zähe Holz nicht von neuem zerſprang. Die Fetzen des alten Prachtgewandes, das bei der Spaltung des Leibes mit zerriſſen war, ſtreifte er von den Gliedern ab und bekleidete ſie mit dem neuen, das zum Schmucke des Feſtes verfertigt war. Während er dies alles ausführte, ſang er mit ſeiner heiſer ſchnurrenden Stimme ein Lied, das wie ein heidniſches Spottlied klang. Der Sacriſtan rief laut ſein Paternoſter dazwiſchen und die Diener nahmen dann und wann in zorniger Frömmigkeit eine Stange zur Hand und ſchlugen damit auf den krummen Rücken des argen Ketzers. „Steigt nicht zu mir herauf, ihr Wetterkerle, ſonſt ſtoß' ich Euch den Hammer vors Gehirn!" ſagte Czeckow, vor Schmerz aufſchreiend, „ſeid ruhig, ich bin mit Eurer Heiligen gleich fertig."

Dann arbeitete er wieder fleißig fort, ſein hämiſches Lachen, das er von Zeit zu Zeit hervorſtieß, hörte ſich an wie das Gewinſel eines verworrenen Wahnſinns.

„Jetzt bin ich zu Ende!" ſagte er, „ſeht her! iſt das Werk gelungen?" Er nahm die Kerze, die im Gefüge der Mauer ſaß, und beleuchtete Geſicht und Oberleib der hölzernen Figur. Die zertrümmerten Stücke waren in der That ſehr geſchickt wieder an einander gereiht, die Ritzen des Antlitzes mit einem feinen weißen Kitt überkleidet, über der Bruſt ſaß das neue Gewand, den Hals bedeckte eine neue ſaubere Spitzenkrauſe.

„Gelobt ſei Gott!“ ſagte der Sacriſtan, „das Marienbild iſt für die morgende Feier würdig zubereitet. Die Heiligen haben wider Deinen Willen Deine Hand geſegnet, Czeckow.“

„So laßt uns ſchlafen gehen, es iſt Alles in Ordnung,“ ſprach Czeckow und verzerrte krampfhaft ſeine Lippen, um den Reiz, den er zu tückiſchem Spott und Hohn empfand, zu unterdrücken. „Brecht das Gerüſt ab und laßt die Mutter Gottes bis morgen früh in Ruh'!“

Er war im Begriffe, die hohe Leiter hinabzuſteigen, doch hielt er auf der dritten Sproſſe inne. „Noch ein paar Hammerſchläge dort unten am Arm! Wartet! damit uns die Figur für alle Zeit zuſammenhält!“ So ſagte er flüchtig hingeworfen und ſtieg nochmals hinauf. Er raſchelte in ſeinem Eiſenſacke; — ein paar gellende Hammerſchläge, die er zum Halt der Bildſäule, wie es ſchien am Halſe derſelben, für nöthig hielt: — und dann war ſein Werk geſchehen. Die Kerze, die das Antlitz der Figur beleuchtete, hatte er ſchon vorher gelöſcht. Dieſe nachträgliche Bemühung des Nagelſchmieds war den Andern nicht aufgefallen.

„Ich bin fertig, leuchtet mir nach Hauſe!" ſagte Czeckow, als er unten ſtand und den Sack über die Schulter warf.

„Mögen die Heiligen um dieſes Werks willen Deiner Seele gnädig ſein!" ſprach der fromme Sacriſtan. Czeckow ſchlug ein Gelächter auf, daß die weite Halle zu beben ſchien. Da tönte die zwölfte Stunde der Nacht, und vor den dumpfen Glockenſchlägen, die durch die Kirche ſchwirrten, verſtummte plötzlich der freche Geſell. „Iſt das mein Echo?" ſagte er zitternd, „müſſen Glockenſchläge der Wiederhall ſein, wenn man an heiliger Stätte lacht, an den Heiligen frevelt?"

Czeckow ſank zu Boden, die kleine Figur des Mannes lag in ſich ſelbſt zuſammengekrümmt.

Dem Sacriſtan lief ein Grauſen durch Mark und Bein. „Will der Herr mit ihm ins Gericht gehen?"

ſprach er leiſe und ſtand eine Weile vom Schreck gebannt. Er rüttelte den Nagelſchmied, die Diener hoben ihn auf. Ein Lichtſtrahl der Nachtlaterne fiel in ſein Angeſicht: das alte Lächeln ſtand wie ein ſtierer Wahnſinn auf ſeinen verwachſenen Zügen. „Ich bin recht müde,“ ſagte er, „führt mich nach Hauſe, ich nagle Euch nie wieder ein Heiligenbild zuſammen.“

Ganz im Dunkel darüber, was mit dem Manne vorgegangen, geleiteten die erſchrockenen Männer den Nagelſchmied in ſeine Wohnung. Er ſchien noch der Alte, denn es war keine Weihe über ſein ſündhaftes Herz gekommen; und doch ſchien er ſchrecklich verwandelt.

„Holt mich morgen ab,“ ſagte er faſt ſinn- und bewußtlos, „ich muß doch mein reſtaurirtes Bildwerk ſehen. Holt mich morgen früh zur Kirche, hört Ihr wohl? Ihr thut vielleicht ein gutes Werk an mir.“

Er hatte ſich erholt, und man verließ ihn an der Schwelle ſeines Hauſes. Der Sacriſtan und die Seinigen gingen. „Wir führen ihn morgen in die Kirche,“ ſagte der fromme Mann, „die Mutter Gottes, ſcheint es, will ihn wider ſeinen Willen erleuchten, denn eine andere Sprache, als ſeine eigene tönte ſo eben aus ſeinem Munde.“

Am andern Morgen ganz in der Frühe ſtand der Mann vor des Nagelſchmieds Wohnung und klopfte ſtark ans Fenſterkreuz. Der Kleine erſchien, gebückt und gekrümmt, mit erloſchenen Augen, matt und bleich wie der Tod.

„Die heilige Jungfrau ruft! Wir feiern Mariä Reinigung!“

Czeckow zitterte und ſprach: „Ich habe die ganze Nacht gebetet und gerungen, aber mein Herz iſt unfruchtbar an guten Gedanken, mein Auge trocken und leer geblieben an frommen Thränen; wie darf ich Unreiner vor die Reine hintreten!“

„Du biſt nicht ganz mehr ſo gottlos wie ſonſt,“ ſagte der Sacriſtan, „ſchon daß Du mich nicht verhöhnſt, da ich Dich rufe zur Kirche, iſt ein Zeichen zur halben Umkehr. Auf, auf! wer weiß, was Dir beſchieden iſt, wenn Du an heiliger Stätte inbrünſtig beteſt. Auf! die Mutter Gottes ruft!“

Czeckow folgte gebückt, wie ein winſelnd Hündchen, das halb aus Furcht, halb willenlos gehorcht. Der Sacriſtan, in der Würde des Bewußtſeins, die Kirche triumphire wie immer ſo auch hier über alles ſündhafte Menſchenleben, ſchritt ihm feierlich voran. Als ſie an der Kirchthür anlangten, ſchob er den kleinen Nagelſchmied raſch hinein in das Gewühl der Menge, die ſich nach dem Allerheiligſten drängte. Dicht neben dem Altar ſtand in der Niſche das große hölzerne Muttergottesbild, vor dem ein Jeder ſein Knie und ſein Herz zu beugen ſich gedrungen fühlte.

Czeckow führte der Strom der Menge vor ſein reſtaurirtes Bild. Alles um ihn her lag knieend im Gebete; er ſtand und ſtierte vor ſich hin, als beſänn' er ſich auf geſchehene Dinge. Die Gruppen wechſelten neben ihm; er ſtand und ſann. Die Blicke der betenden Schaar, die ſich in frommer Demuth nur bis zu den Füßen der heiligen Mutter zu erheben wagten, mußten gleichwohl auf Czeckow fallen. „Ich habe den Leuten ihre Himmelskönigin ausgebeſſert, und doch iſt mir, als hätt' ich ein Verbrechen begangen!" ſagte Czeckow laut und vernehmlich. Alles fuhr von ihm zurück. „Der Ketzer, der Nagelſchmied!“ flüſterte es in der Menge. „Heiliger Gott! ich habe ſie in Eiſen geſchmiedet. Seht, ſeht, das eiſerne Halsband, das die Mutter Gottes trägt!“

Er wies mit beiden Händen nach dem Antlitz. Die Morgenſonne warf ihren erſten Strahl durchs bunte Fenſter auf das Haupt der Benedeiten. Noch hatte Dämmerung die Halle bedeckt, jetzt leuchtete es rings in hellem Glanze. Die betende Menge ſtarrte hinauf. Ein fürchterlicher Schmuck hing am Halſe der Figur, ein Werkzeug für Verworfene, das nur teufliſcher Hohn hier angebracht haben konnte. Ein Wehe! lief durch die Kirche, ein hundertſtimmiges Gemurre folgte der lähmenden Stille, in welcher der Athem ſtockte.

„Ach! ach! wie ſie zornig blickt!“ ſchrie Czeckow entſetzt. „Ihr Auge rollt, das hölzerne Bild wird lebendig, — auch Bilder können leben — und tödten! auch in Bildern lebt ein Gott!“

Er ſtürzte todt zu Boden. Die fromme Menge wogte beſtürzt durch einander, bis ſich Alles im Gebete, in der Furcht und in der gläubigen Zuverſicht zu einer allwaltenden, allgegenwärtigen Gottheit wiederfand.

2.

Heiligenſtadt, den 14. Mai.

Sie müſſen mich einen Thoren ſchelten, Leopoldine, daß ich Ihnen von Thüringen aus eine böhmiſche Geſchichte erzählte. Säß' ich in Böhmen, ſchrieb ich Ihnen vielleicht eine thüringiſche Sage auf. Es geht Manchem ſo, meine Freundin. Ich kenne einen, der ſich bei der Nachtlampe ſeines norddeutſchen Studirzimmers immerfort nach Italien ſehnte, und im Duftgebüſche der ſüdlichen Orangen das ſtille Plätzchen ſeiner traulichen Winterabende aus voller Seele zurückwünſchte. Einen Anderen kenne ich, der im wunderbaren Doppelſchimmer Ihrer Augen vom Glück der ſüßeſten Gegenwart überwältigt, ſich aus der Nähe Ihres Daſeins gern fortraiſonnirt in die weite Welt, und wenn ein Länderſtreif mit Bergen und Wäldern ſich zwiſchen ihm und Ihnen dehnt, den ſtillen Glanz Ihrer Stirn, den milden Hauch Ihrer Lippen bis tief in ſein Herz in engſter, traulichſter Gegenwart empfindet. Es gibt ſomnambüle Menſchen; man ſoll ſie nicht wecken. Es gibt auch ſomnambüle Länder; es iſt dafür geſorgt, daß ſie nicht aufgeſchrieen werden. Ein großes Einlullungsſyſtem verzweigt ſich durch die Welt; wir haben noch unſere kleinen lichten Momente, da lachen wir einmal auf, wenn wir unſern Zuſtand nicht mehr beweinen mögen; dann ſinken uns wieder die Augenlieder zu, und der Weltgeiſt ſtreut ſeinen Mohn über unſer ſchwerbeladenes Haupt. Wenn ich aufblinzle: ſeh' ich die franzöſiſchen Prinzen an den Höfen von Berlin und Wien herumvoltigiren. Das iſt auch eine Art Nachtwandelei; kein Menſch ruft den andern beim Namen, und der Friedenscalculator Louis Philipp weiß Tag und Nacht ſeine Mohnbüchſe zu ſchütteln. Es thut weiter nichts; wir wiſſen doch hinlänglich, daß einzelne Menſchen keine Weltgeſchichte mehr machen, ſondern Völker. — Aber wiſſen Sie, was meine wichtigſte Entdeckung bis jetzt auf der ganzen Reiſe war?

Das Umſichgreifen des Biertrinkens nach altbaierſcher Art. — —

Bisher hatte nur Baiern die Eigenſchaft des Biertrinkens; aber prädisponirte Biermenſchen gab es vom Anbeginn der Schöpfung. Prometheus hatte ſchon viele Menſchen geſchaffen vermittelſt Lehm und Phosphorflammen vom heiligen lichten Himmel; jede Figur, die er gemacht, war nach Verhältniß der Zuthat und Miſchung Prototyp eines Völkerſtammes. Schon ging er an den letzten Erdenkloß, um auch deſſen ſchwere Maſſe mit Aether zu beleben: da ſah es unſer Herr im Himmel. Er ſchlug den Menſchenbildner auf die Finger und der Erſchrockene ließ die Phosphorflamme fallen. Der letzte Erdenkloß hatte zu wenig vom belebenden Feuer bekommen; dieſer letzte Erdenkloß mußte ein Biertrinker werden. Die andern hüpften und tanzten fort, ſie hatten Aether genug im Leibe; ſchwerwandelnd aber ging der letzte Menſch einher, trübſelig, vierſchrötig, finſter, geiſtesgrob, lebensfaul. Die Aethereſſenz hatte bei ihm nur ſo eben hingereicht, ſeine Lehmmaſſe in Fleiſch umzuſetzen. Der Schöpfer aber blickte auf ſein Werk und ſahe, daß es gut war. Es iſt gut, ſagte der Schöpfer, daß nicht alle hüpfen und tanzen, es iſt gut, daß einer ſolide iſt und an ſeiner Schwere den Andern ein Exempel abgibt. Er wird mir dereinſt in böſen Zeiten, wo das Geſchlecht mit Fittichen der Freiheit aufrauſcht, mein lieber Sohn ſein, der an der Scholle des Herkommens haftet. Er wird das Stillſitzen lieben, wenn alle Andern ſich die Füße verſpringen. Er wird an der Materie kleben, wenn Alles ſich lächerlich in die Luft verſteigt. Er wird ſich in Zeiten der Aufklärung eher dem Mönchthume, als liberalen Schwindeleien ergeben, und wenn die ganze Welt dem Fata-morgana-Traum einer trügeriſchen Freiheitsgöttin nachläuft, wenn alles die rothe Mütze ſchwingt, wie vom Weingeiſt aufgeregt, wird mein lieber Sohn ruhig ſein und Bier trinken. Nicht die Bockſprünge ſeiner Zeit wird er lieben, nur ſeinen Bock; die Ideen von Freiheit und Gleichheit werden ihm nichts ſein, es wird ihm alles gleich ſein, iſt nur ſein Bock gut. —

So ſprach der Schöpfer und ſo ward der letzte Menſch, und der letzte Menſch war der erſte Bierbaier.

Man kannte den Namen noch nicht, aber der Sache nach war dieſes Menſchenelement ſchon am Schöpfungstage vorhanden; die Mythe perſonificirt, was der Wahrheit nach nur als Element ſich findet.

Den Urſprung des Menſchengeſchlechts ſuchen wir in Aſien. Wollt ihr der Geſchichte des erſten Biermenſchen und den Schickſalen ſeiner erſten Kinder und Kindeskinder in Aſien nachforſchen, ſo nehmt die chineſiſchen Geſchichtsbücher zur Hand und betrachtet die in ſich verſteifte und verdumpfte Pagode. In dieſer maſſenhaft in ſich gedrückten, ſelig verfleiſchten Pagodenfigur ſeht ihr einen aſiatiſchen Biertrinker; ihm fehlt nur der Bock. Und die würdigen Spätnachkommen jenes letztgebornen Prometheusmenſchen findet ihr in münchner Bockkellern. Steigt hinunter, ich bitt' euch: ſeht dort jene Bierpagoden hinter den Deckelgläſern verſchanzt, jene ſtill gewölbten, furchtbar ruhigen Menſchen mit kirſchbraunen Wangen und halbverwachſenen Augen. Das ſind die jüngſten Kinder des prometheiſchen Fehltritts. Es ſind die berühmten „Protzen" von München, oder auch, nach Maßgabe ihres innern Gehaltes, Zehn=, Zwölf=, Fünfundzwanzig=Mäßer genannt, wie man im Artilleriewesen von Zehn=, Zwölf= und Fünfundzwanzig=Pfündern zu ſprechen pflegt. Ich mag die Genealogie durch die Reihe der Jahrhunderte nicht durchführen aber ich ſage euch, es läuft durch die Weltgeſchichte ein bierdicker Faden, der nie abriß. Zu allen Zeiten hat es bierbaierſche Elemente gegeben mit und ohne Bock, es ſind die bleiernen Elemente jeder Zeit. Und wenn die europäiſchen Generationen, ſchnellkräftig, raſch= und lebensbeweglich, bisher der Geſchichte Flügel gaben: ſiehe! es iſt die Zeit gekommen, wo alles wird Bier trinken nach altbaierſcher Art. Der Weltgeiſt iſt matt geworden an Thatkraft, erlahmt in ſeiner Productionsluſt, der Zeitgeiſt geht zu Biere. Da ſitzt er ſich feſt und ſteif und verwächſt mit allen ſeinen Ideen zu einer ruhig dämmernden Maſſe. Kein junger Moſelwein jagt ihm ſein friſches Leben in die Adern, kein Champagner ſchäumt durch ſein Herz mit ſüßen Träumen, kein Rheinwein läßt ihn glühen für einen großen ſtarken Gedanken. Und der Biergeiſt hat auch ſeine Reize. Ein Bier, das di

Zwanzig-Mäßer „ſöffig“ nennen, iſt lieblich, einſchmeichelnd weich, es glänzt wie dunkles Gold, es perlt mit hundert Augen, es fließt leicht und mild. Der tiefe Keller duftet mit ſeinem kühlen Athem dir aus dem Tranke entgegen, die Kellnerin eilt geſchäftig, Krug für Krug, immer einzeln, Stiege ab und auf; wie ein Blumentopf ſteht das Glas im blechernen Unterſatz vor dir, die zinnernen Deckel klappern, ein Bienengeſumme ſchwirrt durch Kopf und Herz, und du verſinkſt in ſchwülen Traum. Der Wein jagt dich über dich ſelbſt hinweg, er beflügelt deine Gedanken mit Centrifugalkraft. Das Bier regt deine Lebensgeiſter nur inſoweit auf, um ſich ihrer deſto ſicherer zu bemächtigen, es drückt dich mit allen deinen Hoffnungen und Planen dumpf zuſammen, die centripedale Gewalt der Schwere herrſcht im Geiſt des Bieres.

Ach, ach! daß ich das weiß und doch hier ſitze und mit dem Deckel klappere. Der Kellner kommt; das Seidel ſchäumt. Gute Nacht, Leopoldine! Gute Nacht, kecke Verwegenheit, das Leben zu erobern, das Glück zu gewinnen, ich laſſe alles über mich geſchehen, ich trinke bairiſch Bier.

Aber ich ſchwärme und faſele nicht, ich ſehe klar und beſtimmt. Es mußte ſo erfüllt werden im Laufe der Zeiten. Nur ein Zeitalter, das Bier trinkt, verſumpft in trägem Frieden. Mit Bierhefen füttern die Deutſchen Geiſt und Herz. Ich habe faſt überall bairiſch Bier gefunden. Aus Leipzig allein geht jährlich die Summe von mindeſtens 100,000 Thalern für Bier nach Baireuth und Nürnberg. Am Rhein, denken Sie! auch am Rhein, in Ihrer Heimath, Leopoldine, fängt man an, Bier zu trinken. Jemand, der ſo eben von Paris kommt, verſichert mir, es würde dort eine Brauerei nach der andern errichtet, denn das Gelüſt zum baierſchen Nationaltrank greife zum Erſtaunen jedes Fremden in reißender Steigerung um ſich. Louis Philipp thut wohl, dieſe Richtung des Geſchmacks zu begünſtigen. Ein Volk, das ſich plötzlich dem Biertrinken ergiebt, muß erlahmen an aller Schnellkraft des Witzes, an aller Fähigkeit, in drei Tagen aufzuerſtehen von der Gruft des Todes. Und was ſoll aus der heitern Luſt der Rheinländer werden? Was aus der graziöſen Geſchmeidigkeit des ſächſiſchen Volkscharakters? Und gar die Franzoſen — Bier! Wenn Alles zu Biere geht, wenn uns alle derſelbe einſchläfernde Mohngeiſt bewältigt, dann gute Nacht, Licht, Sonne, Sternenwelt! „Euch klag' ich nicht an, ihr himmliſchen Elemente, euch nicht: ihr habt ja keine Kinder!" Der Menſchengeiſt aber iſt anklagenswerth, denn er ſoll Kinder gebären; die Zukunft iſt das Kind der Gegenwart. Ich bin kein Materialiſt, aber ich halte es für höchſt wichtig, mit welchem Stoffe ſich eure Seele vermählt, wenn ihr geiſtig zeugen wollt. Zu Rieſen werden deine Gedanken, wenn du Burgunder trinkſt, zu Fröſchen und Kröten, wenn du vom Grüneberger nippſt. Einen Atlas zeugſt du mit Ungarwein; einen Simſon, der blind aber muſkelſtark die Säulen umklammert, wenn der Tokayer wie heißes Oel durch deine Adern ſtrömt. Wenn du Sicilianer ſchlürfſt, läuft ein tobender Schmerz wie eine Beethoven'ſche Fuge oder ein Byronſcher Gedanke durch deine Seele und ſchießt mit Raquetengewalt ſeine Feuergarben gen Himmel. Trinkſt du jungen Moſelwein, ſo ſpringen hundert Knaben, Genien der Heiterkeit, aus deinem Gehirn; ſtürze Champagner, und ein ſchäumender Regenbogen ſteigt aus deiner Seele himmelan, und tauſend Mädchenköpfe lachen dir aus den Wolken entgegen. Aber ach, ach! von Bierſtoffen bewältigt, wird dein Geiſt nichts als dumme Bauerjungen von Gedanken erzeugen.

Baiern, Baiern, du wirſt welthiſtoriſch. Nicht durch deine Tempel und Säulenhallen, nicht durch deine königlichen Inſchriften, nicht durch die Organiſation Griechenlands — das iſt alles ſehr leicht, ſehr heiter — nein, durch dein Bier, dein Bier iſt ſchwerer Ernſt. Gute Nacht, Welt, arge Welt! der Knabe Baier fängt an mir fürchterlich zu werden.

3.

Heiligenſtadt, den 14. Mai Abends.

Ueber Heiligenſtadt, meine Freundin, habe ich Ihnen nun genug geſagt. Eigentlich habe ich Ihnen nichts geſagt von Heiligenſtadt, aber nichts iſt hier gerade genug. Ich promenirte heut an den Ufern der Geislede. Die Geislede iſt ein Flüßchen, das in die Leine fällt und einen Katarakt bildet, der hier herum für einen Katarakt gilt. Ich ging und wollte an den Waſſern der Geislede ſitzen und zurückdenken an die Zeiten und Stellen, wo ſich der kleine Strom meines Lebens zwiſchen Felſen brach und doch nicht gehemmt wurde, nur ſchäumte. Ich ſage, ich ging und wollte meinen Gedanken nachhängen; man wiegt ſie ſo gern im Blättergeräuſch, im Mühlengeſurre. Allein im ſeichten Geziſche der kleinen geſchwätzigen Geislede vernahm ich nur den Schnack der Gevattern, die ſich über ein armes Menſchenleben luſtig machen; ich floh den Waſſerfall, den man die Scheuche nennt. Die Leute haben Recht, daß ſie nichts Anziehendes in ihrem Katarakt finden, die Benennung Scheuche läßt auf Beſcheidenheit ſchließen. Man iſt nicht überall ſo beſcheiden auf der Welt. Am allerwenigſten in dem erfinderiſchen Berlin. Dort hört man von Bergen, von Schöneberg; allein man muß dort die Schönheit und den Berg wie Stecknadeln ſuchen. Auch in Leipzig führt ein forcirter Lohnbediente die Fremden an eine Stelle auf der Promenade, wo zwiſchen ſechs Steinen ſich ein wäſſeriges Etwas geltend macht. „Hier iſt der Waſſerfall!“ ſagt der Gute; aber er irrt ſich, es iſt nur eine Parodie davon. So ſpricht man in beiden Städten auch von Gegenden, allein man irrt ſich in der Benennung, man ſollte blos die weiten Plätze zeigen, wo Gegenden ſein könnten; ein Wald, ein Buſch macht noch keine Gegend. Aber der Waſſerfall der Geislede bei Heiligenſtadt iſt wirklich ein Waſſerfall; nur daß er Scheuche heißen muß, iſt ſchmerzlich. Sie denken, ich faſele, Leopoldine. Ach Gott, mein Fräulein, ich bin ein Deutſcher, der in Deutſchland auf Reiſen geht, und da er über die großen Scheuchen nicht reden kann, an dieſer und jener kleinen Scheuche ſein Müthchen kühlt. Sein Sie milde, ſtrenges Herz!

Im Grunde ſitz' ich hier nur um deswillen ſo lange, um auf den bisher zurückgelegten Weg zurückzublicken und an Sie zu ſchreiben. Ich bin durch Thüringen gezogen, jetzt nun zum fünften Male in meinem Leben. Um Ihnen Thüringen gut zu ſchildern, müßte ich noch ſein, was ich war, als ich es zum erſten Male betrat, ein Kind. Thüringen iſt eine träumeriſche Idylle. Es iſt ein Land, das kein Staat geworden iſt, ſondern viele kleine Staaten bildet. Ein Land, das kein Staat iſt, hat keine moderne Wirklichkeit, weil es kein ganzer Staat iſt. Preußen, Sachſen, Baiern, dieſe Länder haben individuelle ſtaatiſche Phyſiognomien, Deutſchland nicht, der Bund hat nicht die Functionen, die früher der Kaiſer übte, und welche auch ihm ſchon aus der Hand gefallen waren. Es kommt darauf an, wer das auf den Boden Gefallene von einer andern Seite und mit einer zeitgemäßen Handbewegung wieder aufnimmt, es kommt darauf an, ob Preußen Deutſchland langſam zu einem Staate macht, wozu, meines harmloſen Dafürhaltens, mit dem Zollverbande ein Anfang geſchehen iſt. Thüringen, ein Complex kleiner gemüthlicher Staaten, war einmal vor vielen hundert Jahren ein Staat, ein großes Königreich, es reichte bis an Böhmen und Sachſen, beinahe bis an die Donau und den Rhein. Das ſteht wie eine längſtverklungene Sage in aſchgrauen Büchern der Vorzeit. Seitdem brachte es Thüringen nicht wieder zu einer Geſtalt, zu einer Perſon. Der Haus- und Gartenſcholle des romantiſch behäbigen Familienlebens hingegeben, entſtanden in ihm in aller Gemüthlichkeit die vielen kleinen Fürſtenſitze des ältern erlauchten Sachſenſtammes, während der jüngere Herrſcherzweig Theil nahm an geſchichtlicher Bewegung und ſo den erſtgeborenen Bruder überflügelte. Die Hinneigung zu idylliſchem Familienglück hat Thüringen zu dem gemacht, was es iſt. Man treibt Ackerbau und Viehzucht, jagt in den romantiſchen Wäldern, heirathet und läßt ſich heirathen, erzieht die Kinder zum Hausbedarf, hat einige ſchlechte Chauſſeen, aber viele gute Bürgerſchulen, Blindenanſtalten und ſogar eine Univerſität, wo Fichte einmal *nicht* leſen durfte, Schelling und Hegel aber ihre Privatdocentſchaft überſtanden, jenen Muſenſitz, an welchem ſich Schiller ein deutſches Nationalpublicum erziehen wollte, in welchem gegenwärtig aber mehr Bier als Philoſophie genoſſen wird. Als ich durch die Philoſophenhalle ging, roch es ſehr ſtark nach

Bier; ich weiß nicht, ich ſuchte Herrn Bachmann, traf ihn aber nicht, er hatte die Stea ſo eben verlaſſen.

Ein Land, das kein großer Staat iſt, kann es auch nicht zu einer Stadt bringen; Thüringen hat keine einzige Stadt, wohl aber eine Menge freundlicher Städtchen, wo man des Lebens modernſten Unverſtand mit gemüthlicher Ruhe vergißt, nichts von Bewegungen der großen Welt weiß, ſich nicht um Eiſenbahnen und Dampfideen bekümmert. Thüringen iſt ein Land, wo auch die gewöhnlichen Zeitungen nur von ungewöhnlichen Menſchen geleſen werden. Nur in wirklichen Städten, in denen ſich centrale Puncte für Verkehr und Geſelligkeit geſtalten, findet man einen Zuſammenhang mit den großen Richtungen der Induſtrie dieſer Zeit. Nur durch Anſchmiegen und Unterordnen unter größere Zwecke können kleine Staaten ſich getragen fühlen und mit dem Sinne des Jahrhunderts in Connex bleiben; die eigenen Bedürfniſſe Thüringens reichen nicht ſehr weit. Und da die Politik des Friedens nichts anders zu werden Miene macht, als Protectrice der induſtriellen Zeitbeſtrebungen zu ſein, ſo iſt eine einzige Stadt, wie

Frankfurt, Leipzig, um nicht Hamburg zu nennen, auch politiſch für wichtiger zu erachten, als eine ganze Reihe kleiner Staaten mit vielen Fürſtenſitzen und ihrer ganzen gemüthlich ſchönen Behäbigkeit in Haus und Hof. So im Frieden. Und was kriegeriſche Conſtellationen betrifft, ſo gewährt Thüringen auf der Landcharte ein eigenthümliches Bild, wenn man ſieht, wie in dieſe romantiſche Landſchaft ſtiller Befriedigung eine lange preußiſche Erdzunge mit Erfurts Baſtionen tief hereinragt. An der Stirn der alten Cyriacsburg ſteht als Loſungswort die Inſchrift: Laßt Euch ſchützen! Mit dem Petersberge hat Preußen mindeſtens einen eben ſo guten Petrusſchlüſſel zu Thüringen, als der Papſt einen hat zum Himmel. Weiter oben im Gebirge liegen noch zwei preußiſche Länderſtückchen; in dem einen hat Preußen eine Gewehrfabrik. Die erfurter, mit Kanonen geſpickte Erdzunge hängt ins thüringer Land herein, wie ein Arm mit gekrümmtem Ellnbogen; Suhl mit der Gewehrfabrik liegt da wie ein hingeworfener eiſerner Handſchuh. So ernſt iſt's aber gar nicht gemeint, der kriegeriſche preußiſche Arm iſt nur ein ſcherzhaftes Manöver, wenn man den ſoliden Ernſt der durch den Zollverband realiſirten geiſtigen Umarmung bedenkt.

Alles andere an Thüringen iſt eine ländliche Idylle. Um die Glückſeligkeit dieſes kleinſtädtiſchen Eldorado noch zu feiern, müßt' ich ein Kind ſein wie Bechſtein, der noch denkt, die Leute folgen ihm, wenn er einer wilden Biene in die Berge nachläuft, um aus ihrem Geſumme eine alte thüringiſche Volksſage herauszuhören. Autoren dieſer Art ſind recht dazu gemacht, das erwachende Bewußtſein einer Zeit wieder einzuſchläfern. So wie die Moden der Hauptſtadt in den Provinzen nur ſpät und langſam Eingang finden, ſo geht es auch mit den Ideen, die ſich an den Centralpuncten des geiſtigen Lebens erzeugen. Den Vendeern ſtieß die Revolution noch nach Jahrzehenden auf, nachdem die Welt ſie ſchon längſt verdaut und überwunden hatte. Die Welt fährt auf Eiſenbahnen und Bechſtein erzählt eine armſelige Feengeſchichte vom Hautſee. Er reiſt den Rhein hinunter, er reiſt nach Paris, und wird ſeine provinciellen Fadaiſen nicht los.

Jetzt will ich meinen Reiſeweg in Gedanken wiederholen. Ich kam von Leipzig nach Weißenfels. Die edle Fanny Tarnow, die von den Stürmen eines vielbewegten Lebens hier in tiefer Stille ausruht, hatte den Ort vor kurzem auf wenige Tage verlaſſen; es ſollte mir nicht gegönnt ſein, ſie zu finden. Andere Zwecke für längern Aufenthalt ließen ſich hier nicht auftreiben. Den Schützenplatz, wo Müllner Schach ſpielte und hölzerne Vögel ſchoß, oder gar das Haus betreten, wo der leucopetraiſche Apollo allnächtlich bis in den ſtillen Morgen hinein ſeine Hunderte von Recenſionen über ſich ſelber für alle deutſchen Blätter ſchrieb, lag meinem Reiſeplan fern, der auf nichts anderes ging, als Deutſchlands Miſeren zu vergeſſen und die Oaſen in der Welt meines Vaterlandes aufzuſuchen. Bei alle dem blieb mir noch eine Stunde Zeit für Weißenfels. Ich ging ins Rathshaus; an der Wand dort, ſagte man mir, klebt Guſtav Adolph's Blut. Der Leichnam des großen Königs wurde hier nach der lützener Schlacht ſecirt. Ein hölzerner Schieber bedeckt die Tropfen des theuern Blutes, das hier noch einmal floß. Darüber hängt ſein Bildniß und eine Denkſchrift unter Glas. Es iſt immer ein bewegender Moment, wenn unſer Fuß die Spuren berührt, wo das Schickſal einem ſeiner erklärten Günſtlinge Stillſtand gebot. Mit ſeinen Lieblingen treibt das Geſchick am liebſten ſein Spiel. Ein großer welthiſtoriſcher Gedanke fällt wie ein Stern vom Himmel in ihre tiefſte Seele, aber der große Gedanke wird in der Illuſion der entzückten Sinne zu einem Phantom, das Unerhörtes, Unfaßbares in ſich ſchließt. So liegt in jedem Helden der Geſchichte der Keim des Todes; ſchon ſein Blüthenleben birgt den Wurm, der es früh benagt. Guſtav Adolph's Gedanken gingen, bewußt oder unbewußt, auf ein proteſtantiſches deutſches Kaiſerthum. Dieſen in ihm dämmernden Gedanken zum lichten Tage zu verwandeln, war noch kein Zeitalter groß genug; das zu Große wird immer zum Phantom.

„Hier wurde dem ſogenannten Schneekönig noch einmal zur Ader gelaſſen,“ ſagte der weißenfelſer Amtsknecht, der mich zur Stätte führte. „Der große Mann hat viel aushalten müſſen; ſein Leichnam hatte acht

Wunden, fünf Schuß-, zwei Hieb- und eine Stichwunde. Dazu kam noch das Seciren, genug, der Mann hat gehörig herhalten müſſen. Seine Eingeweide liegen in der Kloſterkirche begraben, ſein Herz legte man unter die Kanzel. Später brachte man es nach Schweden. Unſer Herr Superintendent ſagt, es habe ein Pfund zwanzig Loth gewogen."

„Eure Superintendenten müſſen ſehr herzlich geſprochen haben, ſo lange ſie auf dem todten Schwedenherzen ſtanden."

„Das thun ſie noch," meinte der Mann, „ſie faſſen ſich nun ſelbſt ein Herz."

Der Amtsknecht beſchämte mich; ich drückte ihm die Hand und ging. Ich laſſe mich gern beſchämen von biedern Leuten aus der Volksklaſſe. Der Witz der höhern Stände iſt weit weniger brauchbar, weil ihm der Halt der Geſinnung fehlt. Ein Amtsknecht, der auf ſeinen Superintendenten große Stücke hält, iſt mir liebet als ein Hofrath, der ſeinen König lobt.

Ein Pfund und zwanzig Loth wog das ſchwediſche Heldenherz. Es giebt freilich Herzen, Leopoldine, die noch weit ſchwerer ſind, weil das Unglück einer geiſtgelähmten Zeit ſie drückt. Aber nach der Schwere des Herzens wägt man noch nicht deſſen Größe. Ein großes Herz iſt aller Orten leicht, eher leichtſinnig, wenn es ſein muß, als zu Boden gedrückt; ein großes Herz greift ſich aus den Stoffen eines halbzerſtörten Lebens noch immer die nutzbaren Stücke heraus. Auch ein gutes Herz iſt leicht. O, laß mich recht oft in Dein helles Auge blicken, recht tief, als wollte ſich meine Seele kühlen im blauen Wellenbad; — mein Herz wird leichter, wenn auch nicht ruhiger werden.

Von Naumburg habe ich Ihnen nichts zu erzählen, meine Freundin. Seitdem Göſchel in Berlin iſt und die naumburger Meſſe ſchlafen ging, läßt ſich von dieſer Stadt nichts weiter ſagen, als daß es dort ſehr viel junge Referendare und ſehr viel naumburger Wein gibt. Grund genug, um den Ort nur flüchtig zu berühren. Das Saalthal müſſen Sie ſelbſt beſuchen, wenn Sie ſich daran weiden wollen, wie hübſch der

Herr ſeine Sonne aufgehen läßt über Gerechte und Ungerechte. Ueber Eckartsberge hinaus kommt man an die preußiſch-weimariſche Grenze. Dann beginnen die ſchlechten Chauſſeen und die theuren Poſten. An der Grenzſcheide ſteht der weimariſche Löwe, der mit offenen Augen und die Zunge hervorgeſtreckt auf das Nachbarland ſchaut. Ich kannte dieſen ſteinernen Löwen ſchon, aber das war mir neu an ihm, daß er jetzt eine rothe Zunge zeigt und in den Wangenhöhlen ihm zwei dicke rothe Thränen ſitzen. Was will der gute Löwe damit ſagen? Und zu was für tiefen und quäleriſchen Grübeleien gibt der Löwe ſpätern gelehrten Antiquaren Veranlaſſung! Tieck's Magiſter Ubique könnte dieſe blutigen Thränen mit den Thränen der Pelopiden verwandtſchaftlich finden. Schon um der ſchwärmeriſchen Gründlichkeit der deutſchen Gelehrten einen Stoff zu entziehen, muß ich öffentlich zur Steuer des Unfugs auffordern, den wahrſcheinlich einige übermüthige Muſenjünger mit rother Bolusfarbe angeſtiftet haben. Es gereicht mir zu einer Art Genugthuung, hiermit zu annonciren, daß der Löwe auf der Grenze blutige Thränen weint.

In Jena kommt man von dem Gedanken an die großen unſterblichen Todten nicht recht zu den Lebenden. Auch wurde ich hier an einen Todten erinnert, deſſen Andenken der ſchnelle Strom der Zeit ſchon fortgeſpült hat. Ich beſuchte am Ufer der Saale die Stelle, wo Ludwig Sand — tiefſinnig wurde, wie die Leute ſagen, und in eine Stimmung verfiel, aus der das ganze Unheil ſeiner verworrenen Seele hervorging. Ludwig Sand verlor ſeinen Freund durch den Wellentod in der Saale. Es war der einzige Menſch geweſen, an dem ſein Denken und Sinnen hing; der Schmerz über den plötzlichen Verluſt des Einzigen, den er gefunden, erdrückte ſein Gemüth und warf ihn einer brütenden Melancholie in die Arme. Wir wiſſen von Luther, daß ihm der Blitz den Freund an ſeiner Seite erſchlug. Ein ſolcher Schlag ſchien erſt nöthig, um den gutmüthigen Mönch ſich in ſich ſelbſt und in der Welt der Verwirrung beſinnen zu laſſen. Es iſt ſeltſam, wie das Schickſal den Menſchen, mit dem es etwas will und erzielt, immer an der ſchwachen Seite erſt zu erfaſſen und zu erſchüttern liebt. Die ſogenannten menſchlichen Momente im Leben ſind — nicht die bedeutſamſten, doch die, in welchen ſich das Bedeutſame bedingt. Sand war nichts weniger als ein großer Menſch, nicht einmal ein großer Schwärmer, aber auf unſere Theilnahme macht er immer Anſpruch, wenn wir auf die Nüancen und den Wandel des menſchlichen Gemüthes merken. Sie wiſſen, daß Sand eine Jugendgeliebte verließ und ſich förmlich von ihr losſagte, nicht aus treuloſer Geſinnung, denn er war ein weicher, ſanfter Menſch, ſondern weil er mit ganzer, ſtarker Seele dem Vaterlande angehören wollte, und ein Opfer dieſer Art für wichtig, für nöthig hielt. Er machte den Feldzug gegen Frankreich mit. Bald aber erfaßte ihn, gleichſam als Rache für die weinende Geliebte, das quälende Bedürfniß, einen Menſchen zu lieben. Das Geſchick gewährte ihm einen Freund. Sie waren zuſammen unter den Waffen geweſen, hatten die Hitze des Tages, die Kälte der Nacht, die Langeweile eines thatenloſen Marſches mit einander getragen, und bei dem Mangel an Gelegenheit, für das große Ganze des deutſchen Vaterlandes Bedeutendes, ihrer Begeiſterung Entſprechendes zu leiſten, ſtumpfte ſich in beiden der kriegeriſche Eifer ab, der ſie anfangs beſeelte. Was den Befreiungskriegen in Deutſchland folgte, war nicht dazu gemacht, begeiſterten Gemüthern Idee und Wirklichkeit in Eintracht erblicken zu laſſen. So griffen ſie fehl und brachten Dinge ans Licht der Welt, vor denen ſich die keuſche Sonne des deutſchen Lebens verhüllte. Die beiden Freunde hatten ſich gefunden zu gegenſeitigem Halt, ihr Doppelleben war Erſatz, Befriedigung, Bedürfniß. Ich ſchreibe Ihnen aus meiner „Wartburgsfeier“ die Stelle ab, wo Ludwig Sand den Tod ſeines Freundes erzählt.

„Unſere Seelen waren eins geworden, wir hatten nur eine Begierde und denſelben Wunſch; nichts konnte uns trennen als der, welcher Alles trennt, was noch ſo eng verbunden ſcheint. Siehſt du den Strudel dort im Laufe der Saale; das Mondlicht beſtrahlt ihn eben, drüben an dem Vorſprunge des Landes; dort wurde mir der Freund entriſſen, ein Raub der Wellen, die ihn trügeriſch zu jenem Schlunde lockten. Wir wandelten an einem Sommerabend am Geſtade des Fluſſes.

Die Luft war lau und mild. Meinen Heinrich reizte die kühle Fluth, und während ich am Ufer ſaß, ſchwamm er rüſtig zum jenſeitigen Ufer hinüber und zurück. — Zur Begleitung der Guitarre ſang ich des Freundes Lieblingslied; wenn der Schlußchor kam, dann ſtimmte er mit ein und jubelnd wiederholten wir den Refrain. Es war eines jener deutſchen Bundeslieder, welche die Seele zu den Gefahren des Kampfes, ja zum Schlachtentod ermuthigen; es war meines Freundes Schwanenlied. Wenn ich den Schlußvers begann, war er bald näher, bald entfernter von mir, und dann vernahm ich ſeinen Geſang nur ſchwach durch das Rauſchen der Wellen hindurch. Auf einmal jedoch war's, als hört' ich ſeine Stimme nicht mehr, und auch das Plätſchern, womit er den Takt begleitete, war verſtummt. Ich ſang noch einen Vers: die Wellen ſprudelten, aber Niemand fiel zum Geſange ein. Ich ſprang auf, eine Angſt befiel mich. Sehen konnt' ich nichts mehr bei der nächtlichen, ſternloſen Dämmerung, ich rief, erſt ängſtlich leiſe, dann laut und immer lauter in der Verzweiflung meines Herzens. Stumm und lautlos blieb es ringsum, und die dunkle Fluth ſtierte mich an, wie ein weites, gleichgültig verſchlingendes Grab. Es war ſo. Am andern Morgen fand man die Leiche meines Freundes am Ufer; ein Krampf mochte ihn erfaßt und ſtumm und ſpurlos in das feuchte Grab verſenkt haben.“

Es iſt ſeltſam Dina, daß meine Reiſe durch Thüringen, wie ein Wandel von einem Todtenhügel, einem Denkſteine zum andern war. Thüringen iſt bedeutſam durch ſeine großen Todten. Hundert Schritte von dem ſchönen Obelisk auf dem Schlachtfelde von Groß-Görſchen ſteht die junge Eiche, unter welcher der Prinz von Heſſen-Homburg verſchied. Bei Wölsdorf, auf dem Wege von Saalfeld nach Rudolſtadt, iſt die Stätte, wo der Prinz Louis von Preußen fiel. Von dem eiſernen Monumente, das den Ort bezeichnet, will ich nicht reden; Varnhagen von Enſe hat ihm ein geiſtiges Denkmal geſetzt, das alles Metall überdauert. Von Altenburg aus beſuchte ich den alten lieben Thümmel auf ſeinem Landſitze. Man findet ihn unter ſeiner Lieblingseiche ſitzend, aber leider nicht mehr auf der Raſenbank, ſondern tief unter ihr. Da hat er ſich ſitzend begraben laſſen, als achtzigjähriger Greis, der treffliche Mann, dem ich den einen Fehler, den er beging, nicht verzeihe. Es war ein Hauptfehler, daß er ſtarb. Männer von ſo erfreulichem Muthwillen des Geiſtes ſollten nie ſterben; ſie ſind rar im deutſchen Leben. — Dieſer liebenswürdige, bequemlichkeitsluſtige Epikuräer, er wollte es ſich bei der dereinſtigen Auferſtehung ſeiner Gebeine bequem machen, darum ſitzt er begraben und liegt nicht. — Es iſt immer hübſch, wenn man bedenkt, wie ſich die Menſchen beerdigen laſſen; gehört doch das Sterben und Todtſein auch zu unſerm Leben.

Einen andern, romantiſch ſchönen Gedanken hatte Herzog Ernſt der Zweite von Gotha in Bezug auf die Beſtattung ſeiner Hülle. Ich wäre vielleicht, als ich in Gotha war, nicht darauf gefallen, das Grab-Eiland, wo die fürſtlichen Monumente ſind, zu beſuchen; aber es trieb mich damals auf eigene Weiſe zu den Todten.

In dem Gaſthauſe, das außerhalb der Stadt liegt, gab man mir einen Erbacher zu trinken, der mir die Luſt einflößte, unter Gräbern zu wandeln. Es war ein Erbacher von ſeltner Qualität. (Als ich am Rhein war und die Abtei Erbach ſah, begriff ich erſt, daß der gothaiſche Erbacher ein wirklicher Erbacher war. Ich beſuchte das dortige Zucht- und Irrenhaus, denn in ein ſolches iſt die ehemalige Abtei Erbach verwandelt. Der gothaiſche Erbacher war ein den Züchtlingen und Irren ausgepreßter Thränenſtoff; ſo ein wirklicher Erbacher mochte das Wermuthsgetränk in Gotha ſein.) Ich witterte Todesgedanken, mehr in meinem Leibe als in meiner Seele, aber weil Leib und Seele ſo eng zuſammenhängen und der Wein ſie verſchmilzt zu einem Stoffe, ſo ſtrebte auch meine Seele nach Grabesruh, der Erbacher hatte mich um alle Lebensluſt gebracht. Demnach ging ich auf das Grab-Eiland, vergaß, was mich hingetrieben und ſöhnte mich durch das Andenken an den edlen Ernſt II. mit dem Leben aus. Dieſer als Menſch und Fürſt Unvergeßliche hatte den Lieblingsgedanken, ſich ohne Sarg in den friſchen Schooß der Erde betten zu laſſen. Es iſt ein ſchöner Gedanke, ſich und ſein Irdiſches mit der mütterlichen Erde zu vermählen, ohne daß erſt die Scheidewand eines eklen Sarges vermodern muß. Da ich nicht tief in einem

Flußbette, wie König Alarich, meine Ruheſtatt finden kann, ſo möchte ich wenigſtens ohne die jämmerlichen ſechs Breter unter friſchkühlem Hügel ſchlummern. So im Tode todt zu ſein, iſt faſt ſo wünſchenswerth, als im Leben zu leben ohne Scheidewand conventioneller Vorurtheile. Dieſe will ich einreißen, ſo viel ich kann und mag; packt man mich dereinſt gegen meinen Willen zwiſchen Sargwände ein, ſo befehle ich meinen Würmern, das Ihrige zu thun. Und da ich nichts hinterlaſſe, wenn ich ſterbe, ſo ſollten meine Erben auch die Paar Dreier für einen ſchwarzen Holzkaſten ſparen. — Ohne Sarg wollte Herzog Ernſt ſeinen Leib der heiligen Mutter Erde anvertrauen, und ſo ruht er auch unter dem ſchönen Akazienbaume auf dem Grab-Eilande. Die Akazie iſt für das Grab eines edlen Fürſten, der Kunſt und Wiſſenſchaft gepflegt, ein ſehr paſſender Baum; er iſt auch für jeden Deutſchen, der in ſeinen Gefühlen und Gedanken ein Deutſcher war, ein treffliches Symbol nacheifernden Strebens. Die Akazie iſt ein Baum von nur mittlerem Wuchſe; zu hoch darf ſie nicht ſchießen, ſonſt ſchneidet man ihr die Krone ab. Sie hat ſtachelige Aeſte, die Stacheln ſind gute Waffen. Ihre hängenden Trauben mit den weißen Blumen würzen um ſie her die Luft, und wenn du unter ihren Zweigen ſchläfſt, ſo ſchüttelt ſie aus den ſchwarzbraunen Hülſen Körner auf dein ſtilles Grab, zum Zeichen deſſen, daß dein Leben doch nicht ganz ohne Samen für die Zukunft blieb, ſelbſt wenn du nie eine volle Frucht treiben durfteſt. — Kommt mir nicht mit der Eiche, als angeblichem Symbol deutſchen Wuchſes. Die Deutſchen dulden keine Eichen mehr. Auch iſt die Eiche, ihrer Trebern wegen, nicht geradezu ein poetiſcher Baum. Und angenommen, ſie gebühre dem Helden für ſein Grab: ich möchte ſie nicht für jeden Helden paßlich finden. Blüchern kommt ein Eichbaum neben ſeinem Hügel zu; dieſer Mann hatte als greiſer Krieger etwas von der Eiche an ſich und ihm fehlten auch nicht die Trebern. Aber einem Helden, der mehr als ein großer Corporal, der auch als Menſch die andere Seite ſeines Lebens zur ſchönen Entfaltung brachte, dem pflanze man, hoch oben auf einem Hügel, eine Akazie mit langen Zweigen und einer duftenden Blüthenkrone auf ſein Grab.

Auch ein ſchöner Gedanke, ſich auf der Spitze eines Berges ſein Grab zu bauen, wie die Herzogin von Curland in der Nähe ihrer Villa bei Altenburg. Sie iſt bei der Auferſtehung dem Himmel näher als wir in der Tiefe. Aber ruhte ſie auch unter der Wölbung eiſerner Pforten im Abgrunde eines Verließes: der Segen der Tauſenden, denen ſie wohlgethan, höbe ſie doch ſchnell wie auf Flügeln gen Himmel!

In Weimar verkehrt man mit den Todten, ſelbſt wenn man die Lebendigen aufſucht. An ſeinen großen Todten hat Weimar ſeine geiſtige Gegenwart. Nicht als ob man die ſelbſtſtändige Bedeutung einzelner Perſönlichkeiten im jetzigen Weimar läugnen könnte. Der geiſtvolle Froriep bewegt ſich in einer Welt des Wiſſens mit all' der geiſtigen Grazie, die an deutſchen Gelehrten ſo ſelten wahrnehmbar iſt; der Kanzler v. Müller, der Biograph Karl Auguſts und der Großherzogin Louiſe, correſpondirt noch immer mit dem Univerſum; der Conſiſtorialpräſident Peucer hält ſein wachſames Auge auf deutſche und franzöſiſche Jugend gerichtet; Stephan Schütze, der Mann von „Liebe und Freundſchaft", der mit ſeiner Theorie des Komiſchen unter den Erſcheinungen der großen goldenen Vergangenheit Weimars wie ſeine Romanfigur, der unſichtbare Prinz, zwiſchendurchlebte, auch dieſer hat ſeine Geltung von eigenthümlicher Art, er lieſt bei Hofe vor oder läßt vorleſen und tractirt ſeine theoretiſchen Gedanken mit Anmuth und Würde; der Freiherr Auguſt v. Sternberg, der feine Salonnovelliſt, ein geborner Liefländer, macht ſeine Winterſaiſon in Weimar; der Freiherr von Biedenfeld hat unausgeſetzt ſeine Wohnung dort; Schorn, der Nachfolger des alten Kunſt-Meyer, ſchreibt in Weimar ſein Kunſtblatt; von Jena, der geiſtigen Vorſtadt und Werkſtätte, treffen bedeutſame Gelehrte noch immer hier vereinzelt ein, und zahlreiche Fremde wandeln noch immer Jahr aus Jahr ein mit Andacht und Erhebung auf den geweihten Spuren einer großen, faſt wunderbaren Vergangenheit. Allein, nicht die vereinzelten Kräfte machen und füllen eine geiſtige Gegenwart; ſonſt ſtände Berlin mit dem abgeſperrten Einzelleben höchſt bedeutſamer Perſönlichkeiten ganz einzig und vergleichlos da in den deutſchen Zuſtänden. Erſt das Ineinandergreifen der Kräfte führt zu einem vollen lebendigen Daſein, wie dies in der Concentration von Paris der Fall iſt. In Berlin ſchwimmt man von einer großen Inſel zur andern, es gibt dort keine Brücken in der troſtloſen Getrenntheit, es fehlt die befruchtende Gemeinſchaft, die Nöthigung zur Gegenſeitigkeit, woraus ſich erſt ein voller, ganzer Lebensprozeß entwickelt. Dies war in Weimar zu Zeiten geweſen, ein in Deutſchland ſonſt nirgend vorhandenes Schauſpiel. Fürſten und Gelehrte, Dichter und Staatsmänner lebten hier ein zuſammengehöriges Daſein. In Paris ſchließt der Salon, für den man ſein Beſtes und Eigenſtes darbringt, eine große Gemeinſamkeit des geſammten Lebens in ſich; in dem deutſchen Athen an der Ilm reichte die gegenſeitige Lebensbefruchtung noch weit tiefer bis in das Studirzimmer, wo der Dichter ſaß und über ſeine Werke ſann, bis in das Boudoir, wo das weibliche Herz an den geheimen Pulsſchlägen den Gewinn des Lebens zählte. Weimar glich einer einzigen geiſtigen

Familie, es erſchien wie Gemeingut, was hier ein Fürſt wollte, ein Dichter erſann; daher auch noch jetzt in Weimar die Achtung vor productiven Köpfen jedweder Art, die zu dieſem Reichthum beiſteuerten, und der Stolz auf den Beſitz eines ſolchen Familienſchatzes. Schon mit Wieland und Herder begann dieſer Zuſtand. Es war äußerlich nur en miniature ein Mittelpunkt des deutſchen Geiſteslebens, aber ſo klein die äußere Scholle, ſo ausgedehnt waren die innern Linien dieſer Concentration, es waren lauter Menſchen erſten Ranges, die den Staatshaushalt dieſer Geſellſchaft verwalteten, Goethe und ſein großer Fürſt hielten ein Univerſum des Wiſſens um ſich verſammelt, ſo in ſachlichen Schätzen wie in Perſönlichkeiten, die aus aller Welt, um hier zu huldigen, ab- und zuſtrömten, und der Gedanke einer Weltliteratur war in dem Kopfe des größten Mannes von Weimar ein ganz natürlicher, durch die Gunſt der Zuſtände ſich wie von ſelbſt ergebender. Iſt nun gegenwärtig der Kreis der Männer nicht mehr derſelbe, ſo ergeht es Weimar, wie es Sparta erging. Sparta's Weiber bewahrten noch lange Zeit den alten

Geiſt, der in dem neuen Geſchlecht der Männer verloren ging. Dies treue Bewahren bezeichnet auch das Herz des deutſchen Weibes. Es gibt in Weimar eine ziemlich bedeutende Reihe von Frauen, die in den Ideenſtoffen, an dem Ringen und Streben der Männerwelt von alter Zeit erwuchſen und die im Athemzuge jener mächtigen Naturen leben und weben als erfüllten dieſe Geiſter noch immer mit den friſcheſten Kräften eine lebensvolle Gegenwart. Daß bei dem relativen Verhalten, das auch in geiſtiger Sphäre den Frauen eigen iſt, die Geſtalten der Männerwelt wechſeln, hebt die Regſamkeit der weiblichen Seele noch nicht auf. In dieſen weimariſchen Frauen wolle man nicht ſogenannte geiſtreiche, buchgelehrte Weiber ſich vorſtellen, ſolche möchten weit mehr in dem abſtracten Berlin zu finden ſein; die Frauen in Weimar ſind Gelehrſamkeiten, die aus den wechſelvollen Wundern der Gefühlswelt ihre Weisheit ſchöpften. Dieſe Weisheit, dem Leben damals entnommen und für Lebendige gültig, kam theilweiſe in einem „Chaos" zum Ausſpruch, einem Journal, das anonym in allen Sprachen geſchrieben wurde. Weimar war für Franzoſen, für Schweizer, Ruſſen und Engländer eine hohe Schule menſchlicher Herzens- und Geiſteskunde geworden und nachdem Goethe mit Byron und den zahlreichen Fauſtüberſetzern in den lebhafteſten perſönlichen wie brieflichen Verkehr getreten war, galt dieſer germaniſche Muſenſitz ganz beſonders den Söhnen der drei Inſelkönigreiche für eine wahrhaftige Academie, wo die Tiefe des deutſchen Geiſtes, die Wärme des deutſchen Gemüthes zu ſtudiren war. So pflegen hier noch deutſche Frauen die Univerſalſchätze des vaterländiſchen Lebens, und inſofern dies wie eine Fortſetzung deſſen erſcheint, was die Heroen der alten Zeit anregten, hat die geiſtige Gegenwart Weimars, wie ich ſagte, ihren Anhalt an der Vergangenheit.

Natürlich iſt Goethe der Angelpunkt aller Rückerinnerung, und wenn dieſer Mann, nachdem er durch die Schöpferkraft activen Geſtaltens nach den verſchiedenſten Seiten hin ſeine Nation bewegt, nachträglich durch die Ausſtrömungen ſeines ſpätern ruhig behäbigen Sinnens und Denkens noch immer eine Welt beſchäftigt, ſo erſcheint es begreiflich, daß die Goethiſchen Lebenskreiſe in der Geſellſchaft wie bei Hofe noch immer die eigentlichen Linien der geiſtigen Bewegung ſind. Ganz harmlos und in die Größe ſeines Gegenſtandes tief verſenkt, überlieferte erſt neulich ein getreuer Eckart ſein Abgehorchtes der in Haß und Bewunderung zwieſpältigen Welt. Er hat, ein lernbegieriger Knabe, dem greiſen Patriarchen von Weimar zu Füßen geſeſſen, die Schreibtafel in der Hand, eine willenloſe Hingebung in der Seele, eine unbedingte ſtille Anbetung im Auge. Ueber dieſe getreue Eckartsnatur in Weimar würde ich weniger ſtaunen, wenn es ein Weib wäre, das hier für die Goetheſchen Gedanken aus letzter Hand ein ſo duldſames Gefäß abgibt. In der aufgelöſten Willensluſt einer ſchrankenloſe Liebe, in dem Selbſtopfer der eigenen Gedanken liegt nicht ſelten eine tiefe Bedeutſamkeit des weiblichen Gemüthes. Und dieſen Eckart hat eigentlich auch ſchon ein Weib überflügelt, und in der maßloſen Hingebung eines ganzen, vollen Herzens übertroffen, ich meine Bettina, das ſchwärmeriſche Mädchenweib, das mit aller Gluth einer heißen Entzückung den Dichter liebte, ſich an ſeine Bruſt ſchmiegte und von der Glätte der kühlen Wölbung herabgleitend, ihm zu Füßen kauerte, auch noch in Thränen geſchwätzig wie der Bach, der ſich unter dem Felſen fortwindet. Goethe war zum Glück dieſer hohe Fels voll männlicher Größe des Geiſtes, an dem die Ueberſchwänglichkeit einer rathloſen, wenn nicht irren Begeiſterung ſich unſchädlich abmühte. So viel Fanatismus der Liebe mußte noch verlautbaren, als Goethe ſchon todt war; mit ſo viel Sammlerfleiß mußte Herr Eckermann noch jetzt der Welt einen ſo großen Dienſt leiſten, da wir ſchon glaubten, dieſer Brunnen ſei ausgeſchöpft genug. Und hat ſich die phantaſtiſch verzückte Liebe, und die lernbegierige Knappentreue nun genug gethan, um dieſen Heros zu feiern und als den einzigen Centralpunkt deutſchen Lebens hinzuſtellen? Es ſteht die Frage. Selbſt Heine'n, dieſem anfänglichen Champion einer neuen, über Goethe hinweggeſchrittenen Zeit, iſt die Lampe des Witzes völlig ausgegangen, wenn er von dem Heros in Weimar ſpricht. Wahrlich! es muß eine urgroße Natur geweſen ſein, weil auch ſeine Nachzeit noch nicht über ihn hinwegkonnte, obwohl ſie es möchte und es will, weil ſie muß.

In Goethe's Hauſe, als ich es betrat, ſah es leer und unwohnlich aus; die Penaten ſchienen noch zu trauern. Es war kein Palaſt, dies Geſchenk des verſtorbenen Großherzogs, aber ein Aſyl comfortabler Säuberlichkeit. Die große, ſteinerne Treppe im ſchönen Atrium hatte ſich der Dichter ſelbſt ausbauen laſſen, um ſeinem Hange zum plaſtiſchen Alterthum zu genügen; ſie war das claſſiſche Proſcenium zu den Empfangzimmern und den wohnlich bequemen Gemächern. Ein breites, kräftig geformtes „Salve" begrüßt dich, wenn du die Schwelle betrittſt, die zu ihnen führt; über der Thür aber ſiehſt du einen leeren Jupiterſeſſel, auf dem die Geſtalt des Gottes fehlt. Ganz oben in den Manſarden wohnte in den letzten funfzehn Jahren ſeines Lebens die Schwiegertochter Ottilie, von der die Leute fälſchlich ſagen, ſie habe Zuſammenhang mit der Ottilie in den Wahlverwandtſchaften. Dieſes Buch ſchrieb der Dichter im Jahre 1809 und die wirkliche Ottilie war vielleicht als Kind damals oft in ſeiner Nähe. Aber in dem Dachſtübchen oben ſaß ſpäter die romantiſche Schwiegertochter des claſſiſchen Dichters und redigirte das anonyme „Chaos", das dem alten Herrn ſo viel Vergnügen machte; dort oben edirte ſie vielleicht die engliſche Ueberſetzung des Taſſo. Die Beſuchzimmer in der erſten Etage waren groß und miniſterlich eingerichtet; dort empfing der Dichterfürſt die Huldigungen aus allen Zonen der Welt, und ging, im langen Oberrock, die Hände auf dem Rücken, ſinnend auf und ab. Das kleine niedrige Arbeitszimmer mit den derben, ſchlichten Möbeln bezeichnete den frankfurter Bürgersſohn, der in Goethe's Natur nie ganz verloren ging. Die harmloſe, faſt karge Einfalt in dieſem Gemach hat etwas Rührendes. Ich dachte unwillkürlich an Luther's kleine Wartburgszelle, an die dürftige Kammer, wo der Reformator des mittelalterlichen Glaubens die deutſche Bibel ſchrieb. Und aus dem Goetheſchen Kämmerlein traten die größten deutſchen Dichtungen hinaus in die weite Welt, die ſich Jahrhunderte lang mit ihnen beſchäftigt. Dort hatte ſich Goethe den hohen Schädel des geliebten Schiller aufgeſtellt, ein Heiligthum, das er viele Tage lang mit religiöſer Pietät betrachtete. Und in dieſem Zimmer, im ſchlichten Lehnſeſſel ſtarb er auch, den Kopf auf das Kiſſen gebettet, das die Schwiegertochter Ottilie hielt. Eigentlich ſtarb Goethe nicht, auch leiblich nicht, er lebte blos aus, verhauchte ruhig. Nicht die erſchütterndſten Krankheiten, nicht der Blutſturz wenige Jahre vorher, hatten ſein Leben brechen können; wie von ſelbſt ſtanden ſeine Pulſe ſtill, ohne Sträuben, und ohne die Harmonie ſeines Daſeins zu ſtören. Schön und plaſtiſch, wie ſein Leben, war ſein Tod.

In Schillers Hauſe ſah es ſehr wohnlich aus. Schon ſein Aeußeres macht einen bedeutungsvollen Eindruck. Nicht ſo frei mit der breiten Bruſt herausgekehrt, wie das Goethiſche Gebäude, ſteht es beſcheiden da, etwas verſteckt im Erdreich mit ſeinem Fuße, mit dem verhältnißmäßig ſchweren Obertheil und dem Dache herüberhängend, wie ſich Schillers hohe, gedankenſchwere Stirn auf ſeine Bruſt zu neigen gewohnt war. Die grünen Jalouſien geben dem Blicke ein ahnendes Verlangen, in das Innere dieſer großen Arbeitsſtätte zu bringen. Eine hölzerne Treppe, nichts weniger als elegant, führt in den erſten Stock, wo Schiller's Familie bequem und nobel wohnte; noch einige Treppenabſätze höher und man betritt des Dichters eigene Zimmer. Der jetzige Beſitzer des Hauſes, ein freundlicher lieber Alter mit runder Stirn und vollem Geſicht, geleitete uns ſelbſt hinauf, mit geſchäftiger Zunge und mit bewegtem Herzen die Einzelnheiten der frühern Einrichtung erläuternd. Ich hätte ihn küſſen mögen für die Pietät, die aus ſeinen Augen ſtrahlte, wenn er von Schiller ſprach, dieſem betenden Prieſter der Kamönen, der mit Händeringen ſeinem heiligen Geſchäft oblag. In der ſchmalen Kammer ſtand noch die Bettſtelle, auf welcher der Dichter ruhte. „Nur hatte ſie keine Füße", ſagte der gute Herr, „ſie lag platt mit dem Rumpfe am Boden." — Schiller liebte es nicht, ins Bett zu ſteigen, er ſtreckte ſich nur ſo hin, wohl wiſſend, daß ſeines Bleibens auch in der Nacht nicht immer lange war. Im Traume, oder wenn er wachend ruhte, fiel ihm oft ein Gedanke von Bedeutung ein, den er noch mit der Wirkſamkeit der friſchen Empfängniß zu Papier bringen mußte. Jede ſtarke Körperbewegung verſcheuchte ihm aber den Gedanken, den ihm die Muſe wie einen leiſen Nachtkuß auf die Stirn gehaucht. Er ſchob ſich vom niedrigen Lager ſanft in die Höhe; Licht und Material waren nahe bei der Hand, und wenn das Geheimniß dem Griffel anvertraut war, bog er ſich wieder ſtill zurück auf ſein Ruhebett. Am Morgen ſtand es dann da wie ein rieſenhafter Traumgedanke aus einer dem Leben entzogenen Welt des Ideals, und er machte ſich an das mühſame Geſchäft, gleich in die nächſte Arbeit, welche ihm vorlag, die der Nacht abgelauſchte Offenbarung irgendwo und wie einzupaſſen. Daher in ſeinen Dramen die mancherlei metaphyſiſchen Einſchiebſel einer überwachen Geiſtesregung. Und das ungeahnet, wie eine Gabe der Götter Empfangene mußte auch gleich zur Erſcheinung gebracht werden. Rang er nun am hellen lichten Tage damit, den überſchwänglichen Gedanken einem menſchlichen Verhältniß einzuverleiben, ſo entſtand dadurch jener Zwieſpalt zwiſchen Form und Gehalt, den die pomphaſt verbrämende Diction nicht immer glücklich verdeckte.

Schiller mußte alles erringen und erzwingen. Es waren nur ſeltene Momente, wo ihn beim Dichten der idylliſche Friede eines ruhigen Ergießens überſchlich. Und was, wie der Toggenburg, der Wilhelm Tell, in klarſter Einfachheit empfangen und hingeſtellt zu ſein ſcheint, unterlag oft am meiſten ſchmerzvollen Umarbeitungen. Er hat immer mit Qualen geboren wie ein Weib, und doch ſonſt nichts von der Natur des Weibes verſtanden. Nie hat er eine Geburt ſtill in ſich walten laſſen, wie eine Mutter ihr Liebſtes unter dem Herzen trägt. Mit den Stoffen, auf die er ſtieß, ſchlug er ſich mächtig herum, er mußte alles erſt erobern. Aus dieſem Ringen erklären ſich die göttlichen Tugenden und die dichteriſchen Schwächen ſeiner Werke; dieſen Kämpfen unterlag ſo früh ſein hoher Geiſt.

„An dieſe Bettſtelle des großen Dichters,“ ſagte der freundliche Herr, „habe ich mir nun Füße anſchrauben laſſen. Uns kleinen Sterblichen thun vier Füße zum Halt oft recht Noth.“

„Ja wohl, ja wohl,“ ſagte ich etwas confus, „uns kleinen Sterblichen thut ein Standpunct auf allen Vieren oft recht Noth, ſonſt halten wir es nicht lange aus in dieſer ſchlechten Welt.“

Der Mann glaubte, ich hätte einen Scherz gemacht, und äußerte lächelnd, es wäre ihm lieb, einen heitern Menſchen in mir kennen gelernt zu haben, der doch zugleich ſo viel Pietät habe für den edelſten aller Dichter. Andere kämen und begafften das Ding und gingen ſtumm ab oder ſagten: es iſt doch ſchade um den großen Schiller! — Man ſpielt vor den Reliquien großer Männer, ſagte ich, immer eine ſchlechte Rolle, man mag ſich ſtellen, wie man will.

Der gefällige Weimaraner erzählte uns ſein erſtes perſönliches Zuſammentreffen mit Schiller. Es war in einem ländlichen Wirthshauſe nahe bei Dresden. Schiller, damals Profeſſor in Jena, hatte dem längſt gehegten Wunſche Raum gegeben, einige Tage der Ferienzeit in Dresden zuzubringen. — In einem Winkel des Gaſtzimmers ſaß eine hohe magere Geſtalt, das bleiche Geſicht mit der königlich leuchtenden Stirn der Umgebung abgewendet, das große ſtillbrennende Auge dem Fenſter zugekehrt. Der Fremde ſchien, indem er da war, nicht gegenwärtig zu ſein nach Zeit und Ort. Niemand kannte ihn, er ſaß ruhig und mochte auf Erfriſchungen warten, obwohl er nichts beſtellt hatte. Hohe Reitſtiefeln und Sporen, die er trug, ließen vermuthen, der Fremde ſei zu Pferde gekommen, obwohl die Knechte im Hauſe von einem Pferde nichts wußten. Das Geſpräch drehte ſich um die Erzählung eines Hinzugekommenen, der ſo eben auf der Landſtraße ein herrenloſes Reitpferd aufgefangen hatte. Der Hinzugekommene war eben der freundliche Mann aus Weimar. Man erſchöpfte ſich in Vermuthungen über den verunglückten Reiter des flüchtigen Gauls. „Es wird das meinige ſein,“ ſagte der Fremde, und ſein blaſſes Geſicht überflog eine leiſe Röthe, mehr aus unfreiwilliger Anſtrengung, am Geſpräche Theil zu nehmen, als aus Scham, ſeine beklagenswerthe Ritterlichkeit einzugeſtehen. Schiller hatte ſein ungezogenes Roß nicht bändigen können; ich weiß nicht, war er abgeworfen oder abgeſtiegen und hatte das widerſpänſtige Thier laufen laſſen, um mit der Reitgerte in der Hand den nahen Gaſthof zu erreichen. „Es lachte Niemand!“ betheuerte der Erzähler mit erhobenem Pathos, „die ſtille aber mächtige Gewalt, welche der Anblick dieſes höhern Menſchen einflößte, bannte zu ſehr die Gemüther!“ —

Das große Zimmer, in welchem Schiller zu arbeiten pflegte, — ein Eckzimmer, nach beiden Seiten mit Fenſtern, — iſt nach dem Bedürfniſſe des jetzigen Gebrauchs ſehr verändert. Der Beſitzer des Hauſes beſtimmte es für zufällige und unvorhergeſehene Beſuche. Dies war gerade der Fall, als wir es betraten. Weiblicher Putz von dürftiger Art lag hier und da zerſtreut, ein Reiſebündel war aufgeſchnürt. Vom Sopha erhob ſich eine nicht mehr ganz junge Frauensperſon von betrübtem Ausſehen und bekümmerter Miene. Es war eine weitläufige Verwandte des Hausherrn, eine Schauſpielerin, die einer kleinen Erbſchaft wegen nach Weimar gekommen war, vielleicht auch ein Engagement dort ſuchte. Lieber Himmel! an dem Orte, wo Schiller's Genius die Grundpfeiler einer deutſchen Nationalbühne ſchuf, — eine arme Komödiantin!

In der ſchönen großherzoglichen Gruft ruhen Schiller's und Goethe's Gebeine. Man ſteigt, iſt man die

Treppe hinab, die zum untern Gewölbe führt, eine kleine Leiter hinan und guckt durch ein Gitterfenſter der verſchloſſenen Thür in den dunkeln Todtenraum, wo die Särge ſtehen. Der Führer, ein Wächter, der vorn am Eingange des Gartens wohnt, iſt als einſylbiger Cicerone wider Willen ein getreues Organ der Volksſtimmung. „Hier vorn,“ ſagte der gute Mann, „das iſt der große Schriftſteller Schiller, dort neben ihm ruhen der berühmte Herr Geheimbderath von Goethe.“ Wie man dort zu Lande den Namen Schiller ausſpricht (es klingt gedehnt wie Schihler) ſo liegt darin das ganze Gewicht einer rührende Liebe; Goethe'n aber gibt man ſeinen „Herrn Geheimbderath“ reſpectvoll mit auf den Weg.

Wieland's Grab in Osmannſtädt habe ich nicht beſucht, wohl aber fiel mir Herder's Denkſtein in der Hauptkirche zu Weimar ſchwer aufs Herz. Der glückliche Wieland! Er hat des lachenden Glücks genug gehabt im Leben und nun liegt er auch noch im Tode unter blühendem Buſchwerk, wo Vögel locken und lieben. Ich will nicht ſagen, daß Wieland's Leben ohne

Mühſal und Arbeit war, von der Sorge literariſchen Erwerbes ſprechen ſeine Briefe an Merck genugſam; aber die Arbeit trieb er wie eine vergnügliche Luſt, er ſchäkerte es ſich zuſammen. Glücklich iſt, wer ſich und ſeinem Naturell Genüge thut, ſei's im ernſten Schaffen oder im Genießen. Herder's Weſen aber war nicht nach allen Seiten hin erſchöpft. Er fühlte das Beklemmende ſeines Prieſterrockes, den er über ſeinen freien Menſchen geſtülpt hatte. Er trug die faltigen Gewänder mit Anſtand, mit hoher Würde, aber nicht zum eigenen Behagen. Ein buntbewegtes, farbenreiches Blüthenleben erſchloß für viele andere jüngere Geiſter um ihn her auch die freie Sinnlichkeit zu menſchlichem Genuß, Fürſten und Dichter ſchwelgten in aller Fülle, die der Kuß des Augenblicks gewährte, und Herder, ein voller Dichter, ein ganzer Menſch, zog die ſchwarze Hülle immer enger um ſeine Glieder; ein Hoheprieſter, mußte er kalt thun, wo warmes Leben wegte, ſich abſchließen und langſam verhärten. Der geniale Wolfgang trieb ſein Weſen, daß ſelbſt Wieland, der lächelnde Myrtill, ſich kopfſchüttelnd verkroch. Herder blickte, wie eine gothiſche Warte, einſam und verlaſſen auf den üppigen Wuchs des jugendlichen Lebens. Das Bewußtſein eines nur halb erfüllten Daſeins verließ ihn ſelbſt in der Todesſtunde nicht; er ſtarb an ſich irre, während es andern, weniger Edlen, geſtattet war, ruhig zu entſchlafen. Seines Hoheprieſteramtes eingedenk, hat man ihm in der Kirche den Denkſtein geſetzt, aber ſeinem Wahlſpruche zufolge, der auf der metallenen Platte ſteht, hätte man ihn unter blühenden Myrthen und Roſen beerdigen müſſen, damit ſein großes Herz, das auch den weltlichen Offenbarungen des Geiſtes entgegenſchlug, noch im Tode ein ſtilles Genüge fände. Sein Wahlſpruch war: Leben, Liebe, Licht!

Auf dem alten Kirchhofe in Weimar liegt Muſäus. Auch ein Theolog, mit deſſen Amt der Wahlſpruch: Leben, Liebe, Licht! nicht gut paſſen wollte. Aber beides löſte ſich in ihm früh auseinander, und aus einem verdorbenen Manne Gottes wurde ein witziger Schriftſteller. In Jena war er geboren, in Eiſenach wurde er Candidat. Aber Pfarrer konnte er nirgend werden; die Bauern widerſetzten ſich ſeiner Wahl, denn ſie hatten ihn tanzen ſehen. Dieſe banauſiſche Empfindſamkeit der deutſchen Bauern und bäuriſchen Deutſchen, wie liebe ich ſie! Wir verdanken ihr einen ſatyriſchen Menſchen mehr, denn dem gutmüthigen Candidaten blieb nun nichts weiter übrig, als ein ſatyriſcher Menſch zu ſein. Es war keine Bosheit in dem guten Muſäus, alles blieb pure Einfalt und Menſchenliebe, aber er hatte doch nun etwas zu belächeln, und da man ihm kein Brot gab, wovon er leben konnte, ſo lebte er nun von ſeinem Lächeln. Er lächelte in ſeinem „Grandiſon dem Zweiten," und geißelte in den „phyſiognomiſchen Reiſen" die Verkehrtheiten der deutſchen Speculation auf dem Felde der Lavater'ſchen Forſchungen. Dabei blieb er ſeinem Volke treu, dachte und ſchrieb für ſein Volk. Seine Mährchen machten ihn zu einem der liebenswürdigſten Volksſchriftſteller. Später wurde er in Weimar Pagenhofmeiſter und Gymnaſialprofeſſor, aber ſobald er ein gemachter Mann war, ging ſein Witz zu Ende; ein gemachter Mann muß eine faltige Stirn haben und darf nicht allezeit lächeln. Es iſt ſehr gut ein gemachter Mann zu ſein, allein es iſt doch noch weit beſſer, keiner zu ſein und immerfort lächeln zu dürfen bis an ſein ſeliges Ende. Es kann einer lächeln und immer lächeln und doch ein ſehr ernſter Mann ſein, und es kann einer eine allezeit ernſte Miene machen und doch ein Narr bleiben ſein Lebelang.

Nicht weit von Muſäus liegt Lucas Müller, nach ſeinem Geburtsorte bei Hildburghauſen Cranach genannt. Ganz Thüringen iſt voll von Werken dieſes Malers, auch in Eisleben, Nordhauſen, bis nach Sachſen tief hinein, in Naumburg und Wittenberg, findet man Altarblätter von Cranach. Man zählt 400 Gemälde, 300 Holzſchnitte von ſeiner Hand, von Luther exiſtirten allein 45 Bildniſſe, die Lucas Cranach malte. Ich weiß nicht, iſt es Zufall oder Abſicht, daß die Inſchrift auf ſeinem Grabe ihn den ſchnellſten, nicht den berühmteſten Maler nennt, aber es ſteht in der That pictor celerrimus ſtatt celeberrimus dort zu leſen. Man hat an ſeinen Gemälden Anatomie und Perſpective vermißt. Beides liegt ſehr im Argen bei ihm, wie bei allen deutſchen Malern ſeiner Zeit, während in Italien ſchon durch Leonardo da Vinci's und Michelangelo's anatomiſche Studien die Geſetze der Rundung und Verſchiebung wiſſenſchaftlich begründet waren. Aber nach Italien ging Cranach nicht, er war Lutheraner, er mochte und konnte nicht ſchwärmen. Nur nach den Niederlanden ging er, und vollendete dort die hausbackene Spießbürgerlichkeit ſeiner Manier. Der dauernde Glanz ſeines Colorits kann ihm nicht zu hoch angerechnet werden; dies war Gemeingut ſeiner Zeit. *) Die Portraits, die er malte, ſind in ihrer handfeſten Treue höchſt merkwürdig und vortrefflich; ruhige Geſichtszüge malte er beinahe ſchön, aber alle Leidenſchaft wurde unter ſeinem Pinſel widrige Verzerrung, nicht aus Uebermaß, ſondern aus Mangel an Phantaſie. Wie ſoll nun aber eine Maria, ein Gottmenſch, aufgefaßt werden ohne Leidenſchaft der entzückten Phantaſie? Cranach war der Maler des Lutherthums, des-

---

*) Den jetzigen Malern iſt die Erhaltung der Oelfarben wieder ein Geheimniß geworden. In Cöln ſah ich Bendemann's „weinende Juden vor Babylon" wieder. Die Farben der Gewänder ſind in einem Zeitraume von zwei bis drei Jahren bereits gebleicht.

halb iſt er poeſielos, ohne dunkle Gluth der Seele, ohne myſtiſche Weihe religiöſer Empfängniß. Alles freilich iſt ſehr gut gemeint bei ihm, aber hartköpfig erfunden, ehrlich, aber ohne Begeiſterung ausgeführt. Was kann der Nüchternheit ſeiner Intention auf dem Altarblatte in Weimar gleichkommen! Ein Strom von Blut ergießt ſich in rothen, dicken Streifen aus dem Herzen des Heilandes auf die Stirn des Malers, der im Vordergrunde ſteht. Noah ſah einen Regenbogen und der Regenbogen galt ihm für ein Symbol, daß Himmel und Erde ſich küſſen, wo ein frommes Auge ſeinen Schöpfer grüßt. Das iſt ein poetiſcher Gedanke aus der Religion des alten Teſtamentes. Aber der blutige Regenbogen auf Cranach's Bilde ſieht aus wie die zerſchnittene Aderlaßbinde eines miſerablen Feldſcheers, der dem Herrn die Wunde nicht heilen kann. Daß doch die proſaiſche Nüchternheit läſtern muß, ſie weiß nicht wie! Der Maler des Lutherthums konnte von der Myſtik nicht laſſen, aber ſie ward ihm unter den Händen zur Trivialität. Und Luther ſelbſt, dieſer Mann, der den Aberglauben ſeines Jahrhunderts zerſtörte, dieſer Mann mit dem klugen Blicke, mit der welterobernden Kraft ſeines Wortes, — ſah den Teufel an der Wand ſpioniren und warf ihm das Tintenfaß an den Kopf. Gehet nur hin und ſehet den ſchwarzen Guß an der Wand; man muß das ſehen, um es zu glauben, und wenn man es ſieht, glaubt man es doch noch nicht. Dies aber mag feſtſtehen, daß das Lutherthum die Myſtik aus der menſchlichen Seele nicht ausgerottet, ſondern ihre Poeſie nur proſaificirt hat. Die Künſte konnten den Tendenzen Luther's nicht nachkommen, obſchon die lutheriſchen Fürſten damaliger Zeit ſich etwas zu Gute darauf thaten, an ihren Höfen an Cranach auch einen großen Maler zu haben. Die Bedeutſamkeit des Lutherthums lag nur in der Gewalt des klugen Gedankens, der ſich hinter der friſchen Freudigkeit eines ſtarkmüthigen Gottvertrauens verſchanzt hielt. In der Polemik wurde Luther genial, in der Oppoſition gegen eine Welt voll Liſt, Trug. Aberwitz und Finſterniß ſchärfte ſich die Waffe ſeiner Rede, die wie Simſons Kinnbacken niederſchmetterte. Ein Mönch gegen eine Welt! Bedenkt man dies, ſo fühlt man dies, ſo fühlt man die welthiſtoriſche Größe des Mannes. Betreten wir die dürftige Klauſe auf der Wartburg: — in dieſem Aufenthalte möglichſter Armſeligkeit, auf kaltem Eſtrich, zwiſchen eklen Mauern, beſchränkt und niedergedrückt, — hier überſetzte er die Bibel, oder ſchuf ſie neu und gab ſie der ſtaunenden Menſchheit: dann überwältigt uns eine tiefe Rührung, eine innige Ehrfurcht. Aber wenn wir erwägen, daß die Künſte, die Muſen und Grazien, ihm auf die Dachſtube folgen wollten, um ſich zu ſeinen Füßen auf den elenden Mammuthsknochen, der in dem Winkel liegt, niederzulaſſen, ſo müſſen wir die Thörinnen belächeln, die vor lauter Gutmüthigkeit ſo abmagerten und ſo hölzern wurden, wie die Beingerippe des guten Lucas Cranach. — Als Menſch gereichte es dieſem Maler des Lutherthums zur Ehre, daß er blieb, was er ſeiner Geſinnung nach war. Karl der Fünfte lud ihn mehrmals zu ſich an ſeinen Hof, allein er blieb Bürgermeiſter von Wittenberg und ging ſpäter nach Weimar, wo er auch ſtarb.

Adieu, Dina! ich kann wohl ſagen gute Nacht, denn nicht anders, weiß ich, als kurz vor Schlafengehn leſen Sie meine Zeilen. Ich bin mit dem Proteſtantismus und dem Katholicismus fertig, ich ſehe die Endfäden beider Confeſſionen völlig abgewickelt vor mir liegen; man knüpfe ſie zuſammen, ſo hat die Religion der Liebe ein neues Band.

Mein Brief iſt ellenlang geworden. Er hat mir nichts genutzt und Ihnen nichts. Man ſagt, die Religion ſei Liebe, und doch hat ſich die Religioſität der Menſchen nur immer im Haß und Gegenſatz zu einander entwickelt. Und von der Liebe ſagt man, ſie vereinige die Menſchen. Warum ſind Sie mir, Dina, denn ſo weltweit entrückt, ſeitdem ich Sie liebe? Kann mein proteſtantiſcher Kopf ſich Ihr katholiſches Herz nie ganz zu eigen machen? O, ſo komm denn nur, wenn ich lebensſatt und ermüdet mein Haupt zurücklehnen möchte in ewigen Todesſchatten, komm, wie Du mir verheißen haſt, und neige wie ein Hollunderbaum mit Deinen blonden Locken Dich über meine Schläfe. Ich bin ſehr einſam am Tage mitten unter den zerriſſenen Lebensfäden, einſam, weil meine Morgenſterne mich belogen. Ach, lüg' Du mir nicht, ſanfter Stern meiner Abendgedanken! Ich möchte nicht gern allein ſein, wenn es Abend wird.

4.

Caſſel, den 16. Mai.

— — Die Heſſen ſind ein wackeres, tüchtiges Volk. Ihr Land iſt arm, meiſtens ein rauhes Plateau; der Sinn der Bewohner etwas zäh, aber biderb und rüſtig. Was jetzige Händel daran verderben, iſt nicht abzuſehen, aber den Kern des Volkes darf man nicht verkennen. Die Heſſen waren mit ihren frühern Landgrafen eine der erſten und kräftigſten Stützen des Proteſtantismus; die Luſt zum Proteſtiren hat nicht aufgehört, ſelbſt wenn Ziel, Richtung und Augenmerk ſich geändert haben. Sie gingen für ihre Fürſten blind ins Feuer; deshalb nannte man ſie „die blinden Heſſen", es war ein Ehrenname, kein Spott. Seitdem ſie aber in America fechten mußten, hat dieſe Blindheit aufgehört, ſie können ſehen, und daß ſie trotz ihrer Rauheit auch gefühlvoll ſind, beweiſt unter andern die an Liebe grenzende Hochachtung, die man allgemein der Kurfürſtin, einer Schweſter des Königs von Preußen, ſchenkt. Der Kurfürſt königl. Hoheit lebt abwechſelnd in Hanau, Wiesbaden und Frankfurt am Main. Der Kurprinz-Regent hat in dieſen Tagen nebſt ſeiner Gemahlin die Wilhelmshöhe bezogen. Als Thronerben bezeichnet man bekanntlich einen der beiden Söhne des Landgrafen Friedrich, welche in öſterreichiſchen und däniſchen Dienſten ſtehen.

Caſſel hat das Eigenthümliche, die glänzende Hauptſtadt eines armen Landes zu ſein. Man findet hier in faſt allen Verhältniſſen ein kleines Abbild von der militairiſchen Eleganz der preußiſchen Reſidenz, ohne daß man ſagen kann, der Reichthum der Einwohner oder das Bedürfniß des Staates erheiſche eine Nacheiferung dieſer Art. Die Königsſtraße, die obere Neuſtadt, erinnern in gleichem Grade an Berlin, wie die Uniformen der kurfürſtlichen Garde. Die hieſigen Officiere laſſen ſogar bei berliner Schneidern arbeiten. Ich würde von dieſer Coquetterie nicht reden, wenn ſie nicht die Beſchäftigung und den Unterhaltungsſtoff der Geſellſchaft ausmachte. Als Kind interreſſirten mich hier die Zöpfe und Bärmützen der frühern kurfürſtlichen Grenadiere; jetzt ſehe ich die ſilbernen Litzen und die knappen Schöße der nach dem Muſter des potsdamer Garderegiments zugeſchnittenen Uniformen. Im Augarten, auf den Straßen, in den Gaſthäuſern, in den geſelligen Cirkeln — überall militairiſche Etiquette, glänzender Firniß, ſtumme, kalte Pracht, vor der ſich das Bürgerthum, der Kern des Nationallebens, verkriecht. Man ſpricht ſo viel von den Gefahren eines demoraliſirenden Lebensgenuſſes, in deſſen potenzirten Raffinerien große Fabrik- oder Handelsſtädte ihre Erholung ſuchen. Allein über das Unglück ſolcher Städte, die an und für ſich nur den Fond einer mäßigen Mittelſtadt haben und gleichwohl den Anſtrich einer glänzenden Reſidenz erhielten, ließe ſich auch ein Capitel machen. Hier iſt Verflachung aller Gemüthsrichtung, der Anblick eines verbrämten Elends, Verflüchtigung aller Intereſſen in blendenden Schein. Wenn in großen Handelsſtädten der Uebermuth ſich von den drückenden Laſten des Tages ſtürmiſch und keck in ſchwelgeriſche Freuden ſtürzt, wenn die vom Dienſt der Arbeit erlahmten Glieder ſich plötzlich feſſellos zeigen, um die Luſt zu erhaſchen, wenn das ſchnell erworbene Lebensglück am grünen Tiſche eben ſo ſchnell in Verzweiflung endet: ſo erweckt das alles noch kein beklemmendes Gefühl, ich ſehe die tauſend Strömungen eines immer bewegten, nie verſiegenden Lebens, mein Blick ſtößt bei ſo viel Quellendrang von allen Seiten auf keine leere, öde Stelle. Was dann an ſolchen Orten großartiger Handelsthätigkeit, bei der furchtbaren Schnelle im Wandel der Dinge, die Miene phyſiſcher und moraliſcher Verzweiflung und Verzerrung annimmt, wird raſch verſchlungen von der Woge eines unaufhörlich bewegten Lebens, dem neue Wege zu eröffnen der Witz der Erfindung und der Verſtand der Speculation nicht müde wird. Der Blick reicht weit hinaus in die Welt, die Kleinigkeiten des nächſten Verkehrs werden nicht wichtig, Millionen ſtrömen aus und ein, und wenn auch hier und dort ein Arm zerbricht, hundert neue greifen ein, hundert neue

Lebensſchiffe ſegeln aus mit friſchen Hoffnungswimpeln, wenn auch hier und dort ein einzelnes ſcheitert oder entmaſtet und halb zertrümmert in den Hafen zurückläuft. Nicht das Unglück des Lebens iſt widerwärtig, ſondern das gemachte Glück, und eine Stadt, die nur zur Function einer ſoliden Mittelſtadt voll bloßer Handwerksthätigkeit berufen, den Glanz eines großen Reſidenzlebens um ſich breitet, verfällt in hohle Nüchternheit und gibt das Bild eines erheuchelten Scheinglücks.

Mehrere jener Bauwerke, welche die romantiſche Neigung früherer Landgrafen und Kurfürſten unternahm, und deren Ausführung zwiſchen Land und Stadt einen faſt ſchneidenden Gegenſatz an den Tag ſtellte, ſieht man jetzt verödet und bei Seite geſchoben. Das große Octogon mit dem Herkules und einer der Waſſerfälle auf Wilhelmshöhe ſind verfallen; die eines Beherrſchers aller Reußen nicht unwerthe, in den prachtvollſten und koloſſalſten Verhältniſſen entworfene Kattenburg, deren Grundbau eine Million koſtete, ſteht mit ihren Untermauern verödet da, zum Zeichen deſſen, daß der Sinn der Fürſten nicht über die Nation hinaus kann. Unter der jetzigen Regierung ſind die Augen auf weſentlichere Dinge gerichtet, die mehr Noth thun und Ausgleichung der innern Verhältniſſe des Landes erzielen. Im September wird die Kammer eröffnet. Es wird ſich um die rothenburgiſche Erbſchaft handeln, und in Frage geſtellt werden, ob dieſelbe dem Fürſten oder dem Lande zukommt. In Preußen würde dergleichen gar nicht zur Frage kommen. Man würde ſagen: es gehört dem Fürſten, aber der Fürſt würde ſagen: ich ſchlage es zu der Staatskaſſe, aus der wir unſere Schulen und Inſtitute verſorgen. In England gäbe dieſe Frage über Mein und Dein ein impoſantes Schauſpiel. Sie würde vor dem Parlamente vom Anwalte der Krone und den Rednern des Volkes verhandelt und nach Statuten entſchieden werden, auf denen die Zuverſicht der Nation beruht. In Preußen würde die Majeſtät des Fürſten die Sache lichten, in England bliebe die Perſon des Königs ganz außer dem Spiele: in einem kleinen conſtitionellen Staate wird es leicht zum Gegenſtande kleinlicher Hitze zwiſchen Miniſtern und Repräſentanten. So was man „abäſchern“ nennt, kommt hier leicht vor.

Man ſpricht hier ſeit enigen Tagen viel von Herrn v. Lepel, der jetzt wieder ins Miniſterium tritt, nachdem er mehrere Jahre in Frankfurt a. M. privatiſirte. Man wollte wiſſen, er ſei der Mann dazu, das Dilemma zwiſchen Regierung und Land in Betreff der rothenburgiſchen Sache mit Geſchick zu löſen. Ein zweiter Gegenſtand hieſiger Converſation iſt die Frage, ob Profeſſor Jordan in Marburg wieder zum Volksvertreter gewählt und, wenn gewählt, von der Regierung beſtätigt wird. Die Heſſen ſind nicht mehr blind. Herr Jordan iſt eines ihrer Augen. Ob es aber wohlgethan und zum Heil der Lebensintereſſen zweckdienlich ſei, wenn der Mund ſo viel ſpricht, als das Auge ſieht, iſt eine Frage aller Zeiten, aller Jahrhunderte, eine Frage der Menſchheit, die mit dem beſtimmteſten Nein zu beantworten iſt. Man ſoll das Werden der Dinge nicht durch das vorſchnelle Wort ſtören. Der Blick des Auges iſt fein, geſchmeidig, ſelbſt wenn er den Grund ermißt und ins Innere bringt, aber das Wort, das ihm nachkommen will, wird eckig, ſcharfkantig, verletzend. — Wenn ich Ihnen ins Herz ſehe, Dina, werd' ich mich wohl hüten, Alles zu ſagen, was drinnen zu leſen ſteht. Ich erblicke weit mehr, als das befangene Leben als fertigen Ausſpruch duldet. Wann der Pfinſttag kommen wird, der die Zungen löſt, — weiß ich nicht; aber ob er kommen wird — Dina?

5.

Arnsberg, den 19. Mai.

Es will hier in Weſtphalen noch gar nicht Frühling werden, meine Freundin. Rauhe Bergluft, ſparſame Blüthen und Wälder, die nur erſt anfangen, ihr braunes Winterkleid mit jungem Grün zu vertauſchen. Beſonders nach der Nordſeite der Bergabhänge hin ſteht alles mehr herbſtlich als frühlingsfriſch, und die Landſchaft macht ein grämliches Geſicht. Das kommt von der Höhe des Terrains. Die höhern Regionen, Dina, leiden an Kälte, das arme Herz kann nicht herausſchlagen, einer lachenden Welt entgegen; auf den höchſten Punkten im Leben iſt ſogar Zugwind unvermeidlich. — Um aber von Weſtphalen zu reden, ſo muß ich bemerken, daß die Waſſerfläche der Ruhr bei Arnsberg 2000 Fuß über der Meeresfläche liegt; von den Bergen will ich gar nicht reden.

Weſtphalen macht keinen vortheilhaften Eindruck. Das Sintfeld, die marburger und ſoeſter Börde ſind fruchtbare Ebenen, allein der Spätfroſt hält auch hier Alles zurück. Im Norden und Nordweſten ſind lange Heideſtrecken, und in den beſſern Theilen gibt es oft nur 40 pCt. Ackerland. Die Waldungen bieten auch nicht viel Ertrag, man läßt das Wild nicht allzuſehr gedeihen, um die Jagd-Entſchädigungsgelder zu ſparen. Der Fleiß der Bewohner iſt beiſpiellos, allein Bauern und Edelleute mühen ſich vergeblich ab, um ſich die erſten Bedingungen eines Wohlſtandes zu ſichern. Ein weſtphäliſcher Graf, der neben mir im Wagen ſaß, gab mir die Belege für dies Reſumé; er hatte Geiſt genug, um in ſeinen Anſichten über allen Localpatriotismus hinweg zu ſein. Er war noch in den Dreißigen, unverheirathet, aber ſolid und von geregelter Geſinnung. Er hatte in Göttingen ſtudirt und verwaltete nun ſeine etwas kärglichen Güter. Das Leben in größern Städten kannte er wenig, um ſo ungeſchminkter war die Würde und Ruhe, mit der er das Mißgeſchick, ein Graf zu ſein, ohne gräflich zu leben, zu tragen wußte. Schon der Umſtand, daß er mit der Poſt fuhr und neben mir ſaß, ließ auf keineswegs glänzende Verhältniſſe ſchließen. Er hatte in Arnsberg und Elberfeld Geſchäfte, in Düſſeldorf wollte er das muſikaliſche Pfingſtfeſt erleben; alſo war unſer Weg derſelbe. Es war etwas bürgerlich Edles, Reinmenſchliches in ſeinem Weſen, von blaſirter Vornehmheit keine Spur. Bei aller Klugheit und Geiſtesbildung war doch die weſtphäliſche Naivetät das vorherrſchende Element ſeines Naturells. Mir war dieſe Erſcheinung um ſo auffallender, weil ſie durchaus nichts Auffallendes bot. Auf arme Edelleute ſtößt man in den Provinzen des preußiſchen Staates überall, allein ſelten auf ſolche, welche die geſpreizte Anmaßung einer Scheinhöhe verſchmähen. Nichts iſt verdrießlicher, als ein pauvrer Ariſtokrat, der den Leuten die Illuſion erwecken möchte, er gelte mehr als ſein Beutel beſagt, und dem die Bildung abgeht, um als Menſch Gültigkeit zu finden.

Einem heruntergekommenen Edelmann bleibt nichts anders übrig, als ein verſtändiger Menſch zu ſein, und das iſt mehr, als ein heruntergekommener Edelmann in der Regel erſchwingen kann. Iſt er jung, ſo kann er freilich, um ſich den Nimbus einer bevorzugten Menſchenclaſſe und den Schimmer eines glänzenden Scheinlebens zu erhalten, Militair werden, allein ein verſtändiger Menſch wird er dadurch noch nicht. Ein Handwerk zu treiben, iſt er zu abergläubiſch; er fürchtet, die Ahnen erſcheinen ihm des Nachts und machen ihm lange Geſichter; es kann auch nichts tragiſcher ſein, als ein adeliger Schneider, nichts melancholiſcher als ein Baron, der einen Barbier abgibt. Und iſt der Edelmann zum Handwerk zu abergläubiſch, ſo iſt er zum Kaufmann zu aufgeklärt, denn viel Aufklärung gehört nicht dazu, um einzuſehen, daß er mit ſeinen Ahnen keinen erklecklichen Handel treiben könnte, und reichten ſie bis auf Noah hinauf, den erſten Sterblichen, der ſich im Weinrauſche ſeine Geſinnung parfümirte. — Wirft ſich ein armer Edelmann auf Landökonomie, ſo muß er ſeinen Acker ſelbſt beſtellen und hat nicht Bildung genug, um mehr als Bauer zu ſein. Es hält, bei Gott! ſchwer, daß ein armer Edelmann ein Menſch wird. Einem reichen ſteht mehr als Fürſten und Prinzen die Welt zum bedeutſamſten Lebensgenuß offen; er iſt der anerkannte Bürger zweier Welten, er genießt die Vorrechte einer alten und einer neuen Zeit, er iſt ein Janus mit zwei Köpfen, rückwärts das Diplom auf der Stirn, vorwärts eine Million auf der Lippe, rückwärts romantiſch, vorwärts claſſiſch, und der claſſiſche Vorderkopf kann den romantiſchen Hinterkopf tüchtig auslachen, ohne daß er's ſieht. Unſere Zeit hängt in der Schwebe zwiſchen alten Grillen und neuen Gedanken. Ein Edelmann, der Geld hat, iſt in beiden Fällen ein kleiner Erdengott. Aber an ſich iſt der Adel der Geburt eher ein Fluch, mindeſtens eine Laſt. Seien Sie froh, Leopoldine, daß Sie einen Adel der Seele beſitzen, der auch für zwei Welten, ohne alle

Zuthat, für dieſſeits und jenſeits, vor Gott und Menſchen, gültig iſt.

Arnsberg hat als Sitz einer Regierung viel abſtractes Preußenthum. Militair iſt nicht viel ſichtbar, aber deſto mehr Beamtenſtand, nicht glänzende Coquetterie, aber ängſtliche Pünctlichkeit erſcheint als vorherrſchend. Man ſieht nur Leute mit Acten unterm Arm über die Straßen eilen. Es fehlt an Beſitzſtand, ſelbſt im Winter kommt der Landadel nicht in die Stadt, um einigermaßen Saiſon zu machen. Der Beamtengeiſt läßt den Ton des Umganges nie geſellig werden. Der Katholicismus prädominirt nicht wie in Münſter und andern Städten des Landes; die hieſige evangeliſche Gemeinde hat unter den Höhergeſtellten ihre Mitglieder. Das Kloſter iſt ein Gymnaſium geworden, die Ruinen des alten Schloſſes, das im ſiebenjährigen Kriege niedergebrannt wurde, ſind von ſchlechtem Geſtrüpp überwuchert. Preußen macht aller baufälligen Romantik ein Ende. Kloſter Bredla iſt eine Eiſenfabrik, Kloſter Rumbeck ein weltliches Gut geworden. (In Bonn hat man ein Franciskanerkloſter ſogar in eine Branntweinbrennerei verwandelt.) Als wir durch Rumbeck fuhren, guckte ein altes bleiches Nonnengeſicht mit den erloſchenen Augen, das Haupt aſchgrau verhangen, durch eine Kloſterluke. Es war die letzte der Schweſtern von Rumbeck, die ihre Zeit überlebte. Ich weiß nicht, ob der Ton des Poſthorns ſie herbeigelockt, aber ſie ſtand und lugte hinaus in die Welt. „Guten Morgen, heilige Schweſter!“ rief ich ihr freundlich zu, aber die alte Ruine fuhr erſchrocken zurück, der Gruß war wohlgemeint, aber zu weltlich. Die Weſtphalen capiren ſchwer, ſie wiſſen die preußiſche Weltlichkeit noch gar nicht recht zu nehmen. Auch mag es nicht leicht ſein, dem Lande eine moderne Phyſiognomie zu geben. Am Katholicismus hatten die Weſtphalen einen Troſt für ihre weltliche Armuth. Nun verwandelte der Staat die Klöſter in Schulen und Fabriken. Um jedoch Intelligenz und Werkelthätigkeit in Flor zu bringen, reichen die eigenen Quellen Weſtphalens nicht aus; ſo geht die Erziehung des Volkes für neue Lebensintereſſen nur langſam, wenngleich ſicher. Ein Glück iſt es immer, daß Weſtphalen in den Händen eines modernen

Staates iſt; ſich ſelbſt überlaſſen, wäre es noch ein altes Neſt voll ſalopper und armſeliger Romantik. Wenn ein König romantiſch ſein will, ſo kann er ſeine Grillen glänzend ausführen, aber wenn die Pfaffen für die Romantik der Bauern ſorgen, ſo wird nichts aus dem Schmuz herausgearbeitet. Der Katholicismus, der ſich nicht mit allem ſchmücken kann, was die Welt der Kunſt erfüllt, hat eine verkümmerte Miene. Die Religion des Katholicismus will eben ſich alles Reichthums im weltlichen und geiſtigen Leben bemächtigen, um die geſammten Schätze der Erde vor dem Unſterblichen hinzubreiten, ſo daß Alles als eingeweiht erſcheint in den Nimbus eines einzigen großen heiligen Zuſammenhanges. Durch Marmor und im Glanze der Farben müſſen die gotttrunkenen Künſtler reden, Poſaunen und Flöten den trägen Menſchen erſchüttern und erweichen, damit er inmitten ſeiner ſinnlichen Hülle ſich vom Athem des Allmächtigen getragen fühle, der nicht die Erdenwelt ſchuf, um Leib und Seele zu trennen, heute zu werkeln, morgen zu beten, ſondern der den Reichthum des Menſchenlebens hervorrief, um Alles als Einen

Ausfluß ſeines tiefſten Weſens mit geweihter Seele hinzunehmen. So iſt der Sinn des Katholicismus; er ſoll zeigen, wie der Geiſt die Welt bezwingt, nicht ſie vernichtet, ſondern verklärt. Nehmt ihm ſeine glänzenden Formen, ſo nehmt ihr ihm auch ſein Weſen, denn er will ſich aller Fülle der Sinnenwelt bemächtigen, um von außenher die Seele zu erfaſſen. Einen Bauer könnt ihr nun leicht ebloviren, allein ein leidlich aufgeklärtes Bürgerkind läßt ſich nicht ſchnell fangen; da müßt ihr ſchon mehr Mächte heraufbeſchwören. — Ich habe in dem armſeligen Weſtphalen keine Kirche beſuchen können.

Um die Armſeligkeit des guten Weſtphalens recht klar mit allen fünf Sinnen aufzufangen, muß man eine Bauernhütte beſuchen. Es war ein Rauchneſt der nobelſten Art, in das ich trat. Hof, Flur, Stube, Küche, Kammer — alles Ein Raum. Hinten lag eine Wöchnerin im Qualm der Finſterniß; das war nur zufällig. Aber ein Gewürm von Kindern kroch am Boden, der wie die Wände mit ſchwarzem Staube überzogen war. Hinter einer Planke gähnte Ochs und

Schaf herüber in dies Menſchenleben, das nur durch zwei lockere Breter vom Thierreiche geſchieden war. Geräthſchaften für Haus und Feld, die am Boden zerſtreut lagen, machten den Wandel in der dunklen Höhle lebensgefährlich. Ich ſtand und horchte, ſehen ließ ſich wenig, Eine Gräue begrub Alles, Vieh und Menſchen. Die Kinder würgten ſteifen Brei, die Vierfüßer röchelten, der Wöchnerin war ſchlecht zu Muthe, mir noch mehr. Eine Zugluft hielt die Atmoſphäre der Dampfhütte in Bewegung, ſonſt wäre Erſtickung eine Kleinigkeit geweſen. Nicht vom Schornſteine kam der Luftſtoß, denn Feuereſſen hat man hier nicht, aus Induſtrie, man geht mit dem Rauche ſehr ſpeculativ um. Der obere Flügel der großen Thür ſtand auf, dort drängte ſich der Strom des Rauches hinaus und war froh über ſeine Befreiung. Ueber der Thür oben, wo ſich der Qualm am meiſten ſammelt, hing es wie Kopf an Kopf geſpenſtiſch, düſter, grauenhaft, aber dickſchwartig und inhaltsſchwer. Es waren die Schinken, die berühmten weſtphäliſchen Schinken, die einzigen Weſen, die ſich hier wohl befanden. So viel mußte zuvor geſchehen, ehe es erfüllt wird, was geſagt wird von den Schinken: ſie haben ihres Gleichen nicht! So viel Schranken zwiſchen Menſch und Thier müſſen erſt beſeitigt werden, um die Schinken gedeihen zu laſſen. So viel Thränen mußten erſt fließen, denn der Rauch hatte meine Augen ſchier zerfreſſen. Ach ja, der Menſch verliert, was hier der Schinken gewinnt! — ſagt ähnlich ein Dichter. Ich verſtand ihn jetzt und ging. Mein letzter naſſer Blick war auf die Schinken gerichtet. Ich habe allen Reſpect vor der weſtphäliſchen Romantik.

Es ſieht nicht überall ſo kümmerlich aus in der weſtphäliſchen Bauernwelt. Es gibt Landleute, die bis in ihr ſechzigſtes Jahr mit den Schinken ſich eingeräuchert und ein hübſches Geld verdient haben. Sie ſind dauerhaft geworden vem Rauch und ſetzen ſich in ein bequemes Gebäude, wo ſie noch ein zehn Jahre lang Lebensluft ſchöpfen. Die Weſtphalen ſind ein derbes Fleiſch, das auch ungeräuchert lange aushält. Ich bin begierig, wie Grabbe in ſeiner Herrmannsſchlacht die Thusnelda geſchildert hat, gewiß als ein handderbes weſtphäliſches Bauernweib. Armer Grabbe! ich wollte, Du hätteſt Deinen Körper eingeräuchert, ſtatt daß Du ihn mit Weineſſenzen zu Tode balſamirteſt.

Noch einen Zug weſtphäliſcher Romantik geben die Bettler in manchen Gegenden des Landes ab. Man glaubt, es ſei ein mit Sepia gemaltes Bild, wenn ſo eine Gruppe um einen Heiligenſtein gekauert liegt: ſo ein Braun von Schmuz iſt über die Geſtalten gegoſſen. Dabei ſind ſie ehrwürdig, ergraute Einſiedlergeſtalten, wie Johannes der Täufer gekleidet, man wagt es nicht, ſie zu berühren. Ich wünſche mir ihre entferntere Bekanntſchaft, wie Falſtaff ſagt. — Auffallend iſt der Unterſchied zwiſchen den Bettlern eines katholiſchen und eines proteſtantiſchen Landes. Der katholiſche Bettler trotzt auf die Romantik ſeiner Erſcheinung, er nimmt die Miene des Elends nur an, weil er ſie von Heiligenbildern gelernt hat. Sein Anblick iſt unwiderſtehlich; man gibt, um ihn ſchnell los zu werden. In proteſtantiſchen Ländern ſind die Bettler mehr ſpeculativ witzig, ſchon weil die Polizei ihnen mehr auflauert. Der katholiſche Bettler fordert um eines Heiligen, um der Mutter Maria willen; man fühlt ſich ſelbſt verletzt, wenn man ihn abweiſt. In proteſtantiſchen Ländern ſind es meiſt Jungen, die den Reiſewagen attaquiren. „Ach, meine Mutter iſt ſo krank!" ſchreien ſie; eine Lüge iſt der andern werth, man ſagt, man habe kein kleines Geld. Nun aber etablirt der Burſch ſeine Talente. Er ſchlägt ein Rad, überwirft ſich, macht Männchen, alles im Gleichtritt mit dem rollenden Wagen. Du lachſt und gibſt dem Hallunken nach Verhältniß.

6.

Elberfeld, den 21. Mai.

— Schon eine Strecke vor dem hübſchen Iſerlohn hört Weſtphalens Katholicismus und Armuth auf; es beginnt eine weniger kräftigrauhe, eine weichere, gefälligere Landſchaft, und das bürgerliche Comfort einer fabrikthätigen, in die Werkelluſt der Gegenwart ganz aufgegangenen Menſchenmenge erſtreckt ſich durch das ganze Wupperthal. Die Schinken mit den Rauchhütten, der Pumpernickel und die ganze malpropre Romantik Weſtphalens machen einem modernen Proteſtantismus Platz, der auch ſeine Fäuſte hat, aber ſie ſpeculativ zu gebrauchen weiß. Der Adel und der Bauernſtand hören auf und ein rühriges Bürgerthum macht ſich meilenweit Raum. Saubere Wohnungen, glatte Fenſter mit vorſorglichen Jalouſieen, emſig gepflegte Gärten, geleckte Landhäuſer, wohlgenährte Backen, lackirte Geſichter, überall Fleiß und Wohlſtand, aber eine gewiſſe, nur halbaufathmende Heiterkeit, bei der man — wie beim Hunde den Knüppel — die Grobſchmiedsfauſt, die ſie bändigt, nie vergißt.

Ganz Iſerlohn riecht nach Eiſen, alles ſieht eiſenhaltig aus, ſelbſt die iſerlohner Schönen, die beim Schmettern des Poſthorns an Thür und Fenſter eilten, zeigten uns Geſichter voller Eiſenflecke. Flinke Mädel, nette Augen, weiße Haut, faſt ſo weiß wie meiner Großmutter ihre bielefelder Leinwand, aber auch wie dieſe, voller Eiſenflecke. Dieſe Eiſenflecke im Angeſicht nennt man anderwärts Sommerſproſſen, allein ich glaube, dieſe kleinen fuchsgelben und hellbraunen Tüpfchen auf zartem Teint ſind eine Erfindung der Jungfrauen von Iſerlohn, ein kleines überflüſſiges Nebenreſultat der iſerlohner Eiſendrahtſtrickereien. Sommerſproſſen ſind ſehr häufig eine überflüſſige Zugabe zu weißer Haut, die man mit in den Kauf nimmt; es läßt ſich nicht ändern. Als Junge liebte ich einmal ein hübſches blondes Mädchen, das meine Großmutter nicht ausſtehen mochte. Sie hielt das gute Kind für dumm, aber das liebe Kind war ſehr klug, obſchon wortkarg, befangen, — „ruhig engelmild.“ — „Sieh doch nur hin,“ ſagte die Großmutter, „was hat die Lina für Eiſenflecke im Geſicht!“ — „Ach, liebe Großmutter,“ ſagte ich, „ſieh doch nur Dein bielefelder Tiſchzeug an! Das Ungeſchick der Mägde hat Dir einige Eiſenflecke hineingebracht, die gar nicht wieder herausgehen. Aber ſchneeweißer Damaſt, Großmutter, bleibt doch ſchneeweißer Damaſt, und die Muſter darin! die Blumen und Vögel, Großmutter!“ — Die blonde Lina war doch das hübſcheſte Muſter von der Welt, ein Amalgama von Blume und Vogel.

Man glaubt ſich hier in einer merkantilen Republik, nirgends Beamte, kein Militair. Welche Wohlthat! Preußens königlicher Aar ſchwebt ſchirmend über dem Wupperthale, aber man ſieht ihn nicht, man hört ihn nicht, man fühlt nur leiſe ſeine weiten Schwingen, die bis nach Frankreich, bis nach Rußland reichen, und für das kleine Fabrikvölkchen den Weſten und Oſten feſthalten. Das ganze Wupperthal iſt ein Ameiſenhaufen voll Betriebſamkeit. Mehrere Meilen weit eine lange Kette von Fabrikgehöften, Dörfern und Städten, Barmen, Wupperfeld, Gemark, Wichlinghauſen, Rittershauſen, Elberfeld — alles ein ſtill thätiges Gewühl, eine tauſendfach gegliederte Maſchine. In dieſem Thalgrunde lebten vor hundert Jahren vielleicht ein paar Tauſend Menſchen, auf Ackerbau und Feldarbeit gewieſen; jetzt zählt man 60,000, von denen die eine Hälfte auf Elberfeld, die andere auf das Thal Barmen kommt. Elberfeld iſt der Hauptſitz der bergiſchen Fabriken und führt in ſeinen 200 Comptoiren, wie eine vorſorgliche Haushälterin, das Buch für die Grafſchaft Mark und das bergiſche Land. Ich kann nicht läugnen, daß der

Habitus dieſer Stadt mir etwas düſter vorkommen will. Trotz ihrer emſig gepflegten Reinlichkeit und allen hundertfachen Zeichen kaufmänniſcher Opulenz haben die Gebäude mit den ſchwarzgebrannten Ziegeln und den zum Theil mit Schiefer bekleideten Wänden etwas Beengendes, Gedrücktes. Dazu kommen die ſchmalen, vielverſchlungenen Gaſſen und das Gewürm blaſſer, hagerer Fabrikmenſchen, die ſich der Stickluft der Maſchinenſäle nur zu gewiſſen Stunden entwinden, und die grünen Jalouſien auf den ſchwarzen Seitenwänden der Häuſer ſehen auch nur aus wie eine Sperre für Kopf und Herz. Ich zweifle nicht an der Intelligenz der reichen Kaufmannsfamilien, aber ich fürchte, ich fürchte für die untern Claſſen und deren Zeitvertreib.

Den 22. Mai.

— Fabriken, Maſchinenſtuben, Plätze, Wirthshäuſer habe ich beſucht; überall hört man von den pietiſtiſchen Flugſchriften, die ſich um eine Predigerwahl drehen, und ich kenne jetzt den Zeitvertreib der hieſigen

Volksklaſſen. Es iſt ſehr wichtig, die Art und Weiſe der Erluſtigungen unter den niedern Ständen zu kennen. In Wien vergißt der Pöbel über ſeinem Zeitvertreib ſehr viel. Brot und circenſiſche Spiele! ſchrieen die Römer und vergaßen noch mehr. Hier zu Lande ſucht man in Beten und Conventikel-Frömmigkeit Erholung für die Laſt des Werkeltages. Das Beten mag in der Abenddämmerungsſtunde unter guten Brüdern und Schweſtern ein ganz angenehmes Plaiſir ſein, allein da ſtehen die Tempel des Herrn! Die offene Stirn dem hellen Tage geboten, du frommes lichtſcheues Gewürm! In ***, einer ſehr verſtändig aufgeklärten Stadt, wo aber auch die frommen Mucken wuchern, gab es vor kurzem noch ein von der Regierung verpöntes Bethaus, wo ſich die frommen Leute in Abenddämmerungsſchein verſammelten, um in traulicher Gemeinſchaft allerlei Andachtsübungen obzuliegen. Eine von den Andachtsübungen nannten ſie „Engelchengreiſen“. Sie ſaßen in bunter Reihe, immer ein Männlein und ein Weiblein, um einen runden Tiſch und blieſen die Lichter aus. Nun ging's ans „Engelchengreifen," immer mit den Händen nach oben durch die Luft, kreuz und quer, Manchem ſtand der Schweiß auf der Stirn. Aber ich war nicht dabei, Leopoldine, ich bin unſchuldig.

Ich ſitze hier im zweibrücker Hof, meine Freundin, ein Haufen religiöſer Streitſchriften, wohl zehn bis zwölf an der Zahl, liegt vor mir auf dem Tiſche. Man betreibt in Elberfeld alles fabrikmäßig, auch die Frömmigkeit. Die Streitſchriften ſind ganz neu erſchienen, ihre Reihe iſt noch nicht geſchloſſen, es hängt ſich hier Gewicht noch an Gewicht, und will hinab mich ziehen in die Tiefe, wie Max Piccolomini ſagt, der gute Menſch. Aber ich kenne nun dieſe Pappenheimer!

„Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben!" Das ſei mein Motto für dieſe Geſchichte, das die Arbeiter am elberfelder Weinberge Gottes, die Herren von Barmen, Unter-Barmen, Ober-Barmen und Gott-Erbarmen ganz vergeſſen haben. Es iſt der alte Streit zwiſchen Rationalismus und Supernaturalismus, den man hier verführt. Der nüchterne Verſtand will ſich der Religion bemächtigen, ſchneidet bedenkliche Geſichter und nennt dies Kopfſchütteln und Geſichterſchneiden die einzig mögliche Miene der Aufklärung des Jahrhunderts. Ihm gegenüber waffnet ſich das ſtill ſeinem Glauben hingegebene Gemüth, ſtachelt ſich zum Kampfe auf, und ſiehe! was Liebe ſchien, wird eine Furie des Haſſes und bringt alle Schreckniſſe eines Fanatismus, der freilich dem Pöbel leicht imponirt. Der Verſtand kann ebenſo ſündigen, wie das Gemüth, beiden kann die Vernunft abgehen. In dem elberfelder Fabrikleben haben Verſtand und Gemüth ſich die Stirn geboten, wie wenn in einer Maſchine das Triebrad mit dem Hemmrade hadert; die Fabrik ſteht ſtill. Was die proteſtantiſche Theologie im Ganzen und Großen zeigt, ſehen wir hier zu Lande practiſch en miniature. Die Sache hängt örtlich ſittlich zuſammen.

Herr Eduard Hülsmann, Paſtor in Dahl, ein Mann von der lauterſten Geſinnung und anerkannter Rechtſchaffenheit in ſeinem Wollen und Wirken, ſchrieb eine Predigerbibel, ein Handbuch für angehende Lehrer der Gemeinde. Es gibt einen Rationalismus, der ſich in allen menſchlichen Verhältniſſen des Lebens als eine durchaus tüchtige Kraft des Geiſtes bewährt, aber unfähig iſt, die höchſten Probleme menſchlicher Forſchung bis zum Siege der Verklärung zu löſen. Dieſer Rationalismus ſteckt in dem Buche des Herrn Hülsmann. Man ließ die Sache Anfangs gut ſein; die große Menge der Frommgläubigen hatte in andern Vertretern des göttlichen Wortes ihre Redner. Herr Hülsmann wurde jedoch von der Gemeinde zu Schwelm zum Pfarrer ernannt, und nun trat Magiſter und Prediger Sander auf, der ſich „Diener am göttlichen Worte in Wichlingshauſen" nennt, und ſuchte die Anſichten, aber auch die Geſinnung des Herrn Hülsmann als ein Heidenthum der ſchnödeſten Art allen Gläubigen darzuſtellen.

Der Pietismus iſt ein ſehr erklärliches Product des hieſigen Lebens. Der Handel mit ſeinen freien, kecken Blicken in die weite Welt macht den Sinn aufgelegt, die heitere Seite des Lebens aufzufaſſen und in bequemer Gefälligkeit für die aufgebürdete Laſt eintöniger Berechnung Erſatz zu ſuchen. Die Fabrikthätigkeit verdumpft den Sinn zu Melancholie, und eine Arbeiterſchaar, welche die ölige Schwüle der Maſchinenſtälle verläßt, ſucht ihre Erholung in dem Kitzel frommer Wehmuth. Ich habe dieſe Haufen geſehen, mit den fahlen Geſichtern, den erloſchenen oder verkohlten Augen. Dieſen Menſchen kann mit einer leichten Ergötzlichkeit heiterer Genüſſe nicht mehr gedient ſein, ſie müſſen ſich berauſchen, leiblich oder geiſtig, um die erſchlafften Nerven zu beleben. Und ein Gemüth, das ſich in der Zerknirſchung der verhüllten Seele bis zur Luſt wohlgefällt, ſucht ſich auf Augenblicke ebenſo von der lichten Gotteswelt abzukehren, als es der Verzweiflung durch ſinnbetäubende Reizmittel möglich wird. Einer ſolchen Stimmung in der Menge Nahrung zu verſchaffen, ſtärkende, aber nicht betäubende Nahrung, das iſt die Aufgabe der geiſtlichen Seelſorger. Die Offenbarungen der Religion ſind hier das einzige Labſal für die bedrückte Angſt des Lebens. Aber die Offenbarungen der Religion ſind licht, nicht dumpf, ſie zünden Leuchten an, welche hell machen und wärmen, ſie ſchüren nicht glühende Kohlenfeuer, die unter der Aſche des ſchwülen Wahnes fortzehren und mit eklem Dunſt das Gehirn völlig verdörren. Die Wunder des heiligen Lebens, von denen die Bibel erzählt, treten in die gedrückten Gemüther mit ihrer tiefen Wirkung, und ein Volk, das der Glaube beſeligt und über die Trübſal des Lebens forthebt, iſt eine echt menſchliche Erſcheinung. Licht und klar macht das Wunder, denn es ſetzt dich ungeahnet in den Zuſammenhang mit Gott und Welt. Könnt ihr die Wunder der Geburt, die Wunder des tagtäglichen Daſeins nicht forträumen, wie wollt ihr ſie aus der Entzückung der gotttrunkenen Propheten und Apoſtel verbannen? Mit der Beſeitigung dieſes und jenes Wunders im Leben Chriſti habt ihr noch nicht die Nothwendigkeit des Wunderglaubens beſeitigt. Rühret dem Menſchen nicht an ſeine heilige Nacht, ſonſt wird ſie Feuer ſpeien und Dunſt brüten, ſtatt daß ſie die ſtill verſchwiegene Mutter des Lebens iſt. Dunſt und Qualm aber hat ſich der Gemüther hier bemächtigt, durch falſche Leitung, emphatiſche Hitze und den Widerſpruch des nüchternen Verſtandes, der überall Tag machen möchte und die Nacht ſtört, weil ihm die Weihe der Empfängniß fehlt für ihre keuſchen, tiefen Schätze.

Hr. Eduard Hülsmann hat ſich in ſeiner Prediger-Bibel zum Geſchäft gemacht, angehende Kanzelredner über die Wunder in den heiligen Büchern aufzuklären. Es iſt ſchon eine ganz falſche Vorausſetzung, ein Buch für den Geiſtlichen ſei heut zu Tage nicht auch ein Buch für die Menge. Wenn inmitten der wiſſenſchaftlichen Forſchung, wie in der Schrift des tübinger Strauß, der ſpeculative Verſtand das Dilemma zwiſchen Wiſſen und Glauben abermals aufnimmt, ſo wird die ſpeculative Vernunft die Einigung ſchon wieder zu finden wiſſen. Denn das Genie ſtürzt und zertrümmert gar viel, aber es gibt dem Geſchlechte eine ganz neue, volle Weltanſchauung, und es kommt dann nur darauf an, wie ſchwer oder wie leicht das Zeitalter auf ſie eingeht, um in ihr ein neues Daſein zu beginnen, das ganze Syſtem des Lebens auf neuen Fuß zu ſtellen. Ein ſolcher, nicht blos negirender, ſondern ſchöpferiſcher Genius iſt in Strauß lebendig geworden, und das Genie iſt immer das ſiegende Element. Wenn aber der praktiſche Theolog angehenden Amtsbrüdern die Möglichkeit verdächtigt, von einzelnen Wunderthaten, deren Wahrheit in ihrer geiſtigen Bedeutſamkeit liegt, vor der Gemeinde mit der Kraft poetiſcher Empfänglichkeit zu reden, ſo heißt das nicht mehr der Forſchung neue Wege bahnen, ſondern die Zuſtände im Kleinen turbiren, da man ſie im Ganzen und Großen weiterzufördern nicht die Kraft hat. Was Hr. Hülsmann ſagt, iſt ſchon längſt geſagt. Seine hingeworfenen Verſchläge zur Auf- und Abklärung der Wunder, deren poetiſcher Duft und Zauber ſchon Millionen Gemüther feſſelte, ſind ein neuer Beweis, wie unfruchtbar der Verſtand iſt, wenn er wähnt, Religion ſei blos ſein Werk, nicht auch Sache der Phantaſie, Sache des vollen ganzen Menſchen. Die Mythe iſt nicht Hiſtorie, die Mythe iſt weit mehr, gibt weit tiefer, weil eben dunkler, den Zuſammenhang von Gott und Welt, ihr heiliger Sinn iſt ihre Wahrheit. Tiefere Wahrheiten gibt es nicht, als die Mythe ſie birgt, denn die Mythe ſteht als der Engel an der Wiege des Lebens, und drückt den geheimnißvollen, deutungsreichen Weihekuß auf die Stirn des Schläfers. Wenn er erwacht, iſt noch ſein Auge trunken vom Morgenhauch der Liebe Gottes, und was die Wirklichkeit dann bringt als Erfüllung deſſen, was die Mythe verhieß, erſchöpft erſt am Ende der Tage den vollen Gehalt ihrer prophetiſch dunkeln Heiligkeit. Erſt am Ende der Tage, wenn die Hiſtorie fertig iſt mit ihren factiſchen Geburten, kann man ſagen, die Wirklichkeit ſei größer und höher als die Mythe, denn was dieſe der ahnenden Seele nur leiſe zugelispelt, hat jene dann völlig ausgeſprochen mit dem ſchallenden Worte, das alle Welt erfüllt.

So ſteht die Mythe vielverkündend in der Dämmerungsſtunde an der Wiege jedes Lebens, jedes Volkes. So ſind die Mythen des Chriſtenthums, weil die Apoſtel ſie in tiefſter Entzückung verkündeten, reicher und voller als alle Wirklichkeit, bis dieſe wird vollendet ſein. Wer das Lächeln des träumenden Kindes aus einer Säure im Magen erklärt, iſt eben ſo unfähig, dem Leben die ſtillen Geheimniſſe abzulauſchen, als wer die Erſcheinung der Taube des heiligen Geiſtes bei Chriſti Taufe ſich achſelzuckend mit der Aeußerung ernüchtert:

„Vielleicht flog gerade ein Taube zufällig vorüber, die man als Sinnbild der Unſchuld deuten kann.“ Dies iſt wörtlich Herrn Hülsmann's banquerotte Verſtandesaufklärung. So wird das Wunder des Pfingſtfeſtes geläugnet, denn der kluge Mann ſagt, der heilige Geiſt ſei ja ſchon vorher in den Apoſteln geweſen. Der kluge Verſtand weiß nicht, daß eine Wahrheit des äußern leiblichen Momentes bedarf, damit eben der Geiſt zur Erſcheinung komme. So war die Verwandtſchaft der göttlichen und menſchlichen Natur auch ſchon vom Anbeginn der Welt eine ſichere, wenngleich geheimnißvoll verſchwiegene Wahrheit, die ſich in der Sehnſucht prophetiſcher Gemüther verrieth; aber ſie bedurfte der Erſcheinung in leiblicher Geſtalt, damit, was Mythe war und Urgrund des dunkeln Verlangens, zur lichten Beſtimmtheit perſönlicher Vollendung werde. Darum hat Chriſtus als Gott, und alles, was die Erleuchtung der Apoſtel an ihm ſah, tiefere Wahrheit und Wirklichkeit, als was ich hier mit der Hand faſſe, mit dem Auge ſehe, mit den Zähnen zerbeiße. Nehmet der Religion die Poeſie, ſo ſtreift ihr dem Schmetterlinge die Flügel von den lichten Schwingen, und die Schwingen ſind Staub und der Schmetterling iſt keine Pſyche des unſterblichen Lebens mehr.

Hülsmann's Vorſchläge zum Verſtändniß der Wunder ſind ein gar zu ſchlimmer Alltagsklatſch. An der Verklärung und der Himmelfahrt Chriſti zerarbeiteten ſich die Fäuſte der rationaliſtiſchen Erklärer am meiſten matt und müde. Und doch liegt ſchon im Gedanken der Verklärung und der Himmelfahrt die begreifliche Nothwendigkeit beider Ereigniſſe. Wie kann der Gott, der Menſch geworden, damit eben das bis zur Angſt geſteigerte, namenlos dunkle Gefühl von der Gottverwandtſchaft der menſchlichen Seele zur lichten Erſcheinung wurde, — wie kann der Gott, der in die Aermlichkeit des Lebens herunterſtieg, ihr anders enthoben werden, als durch Verklärung und Himmelfahrt? Hr. Hülsmann aber proponirt zum Verſtändniß jener Folgendes: „Denjenigen, die ſich zum Glauben an eine Verklärung im Sinne der Evangeliſten nicht verſtehen können, lege ich folgenden Verſuch vor, der ſich, wie mich dünkt, durch Einfachheit und Natürlichkeit zu empfehlen ſcheint. Jeſus begab ſich einſt auf einen hohen Berg mit ſeinen drei vertrauteſten Jüngern. (Dieſer Paſſus iſt in einem Style wie: Es war einmal ein Mann —). Angelangt auf demſelben, entfernt er ſich eine Strecke weit von dieſen, um allein zu beten, und um mit unbekannten Männern, vielleicht Joſeph, Nikodemus, Gamaliel, welche noch unbekannt zu bleiben wünſchten, ſich über den nun immer wahrſcheinlicher werdenden Ausgang ſeines Lebens zu berathen. Petrus, Johannes und Jakobus wurden unterdeſſen vom Schlafe überwältigt, und als ſie — vielleicht durch ein Gewitter (ſehr pfiffig!) — aufgeweckt wurden, erblickten ſie den Herrn auf einem Gipfel des Berges mit zwei andern unbekannten Männern, beſtrahlt von der aufgehenden Sonne in einem magiſchen Lichte. Petrus, der raſche, von augenblicklichen Eindrücken abhängige Petrus, kommt auf den Gedanken, der Herr unterrede ſich mit Moſes und Elias. (Wie pfiffig nun auch der Petrus ſein ſoll!) Am wenigſten dürfte uns die Stimme vom Himmel in Verlegenheit ſetzen (bitte recht ſehr, bei Leibe nicht!), denn bekanntlich ſchon die Juden den

Donner für eine Stimme der Gottheit an, welche ſie denn nach den Umſtänden ſich ſelber deuten.“ Allerdings alles nach Umſtänden! Ich wünſchte nur, Herr Hülsmann käme mit ſeinem unfruchtbaren Verſtande, wie man zu ſagen pflegt, in andere Umſtände.

Es iſt keineswegs Herrn Hülsmann's Verſtand, es iſt der menſchliche Verſtand überhaupt, der mit Unfruchtbarkeit geſchlagen iſt, wenn es auf die Löſung der tieferen Räthſel des Lebens ankommt. Der Verſtand iſt ein ſehr guter Burſche, für alle endlichen Dinge ſehr brauchbar; er iſt der beſte Lohnlaquai, der dir die Merkwürdigkeiten dieſer Welt zeigt und deutet, er iſt der beſte Stiefelputzer, der dir die Kleider ſäubert, er iſt Romeo's treuer Knappe, der ihm die Fackel trägt bis ans Grabgewölbe, wo Julia begraben liegt und mit ihr alle Heiligthümer des Lebens. Da wird der gute Burſch verabſchiedet, die Leuchte wird ſelbſt zur Hand genommen. Ein Grabgewölbe, das Schätze birgt, ſteht um einen Jeden herum mitten im Blüthenwalde der Erde. Eine Pforte hat Jeder zu entriegeln, ſei's, um im Kuß zu ſterben, ſei's, um todte Lippen wach zu küſſen. Der Verſtand iſt ein guter Junge, aber von ſo etwas verſteht er nichts. Es wird ihm unheimlich, er wird dumm, und wenn er die Wache holt, kommt er doch zu ſpät und bleibt ein Narr. Der Verſtand iſt ein Calculant, der mehr als ſchlau ſein möchte; wenn's hoch mit ihm kommt, wenn er recht ſicher gehen will, holt er die Polizei, wie Romeo's Diener, denn die Polizei iſt ein ſehr verſtändiges Ding. Der Verſtand iſt ein Menſch nach der Uhr, und wenn er doch zu ſpät kommt, ſo liegt es daran, daß die Sonne noch weit richtiger geht, als ſeine Taſchenuhr. Ich habe allen Reſpect vor dem Verſtande, dieſem ehrlichen Philiſter, der mir ſeine Rechnungen ſehr pünktlich bringt; ich mag ihm nichts ſchuldig bleiben, ſonſt holt er die Wache. Der Verſtand iſt ein Ding, das der Schöpfer halb im Zorne, halb in ſatyriſcher Anwandlung geſchaffen hat. Der Verſtand iſt eine furchtbare Geißel für den Menſchengeiſt; er iſt der ewige Rechner und Zähler im Leben. Nachts iſt er Nachtwandler, zählt die Stunden, arretirt die ſchwärmenden Gemüther. Den Tag über iſt er Buchhalter, ſitzt und rechnet, und wenn das Facit nicht ſtimmt, wirft er dir das Buch an den Kopf, den leeren Beutel um die Ohren. Das iſt die furchtbare Proſa dieſes Mannes, der immer mit zugeknöpftem Rocke durchs Leben geht. Er trägt waſſerdichte Stiefeln, ſein Filzhut iſt unverwüſtlich. Einen Zopf kannſt du ihm nicht drehen, denn er hat ſchon einen, einen langen, dürren, ſo lang, daß man ſich an ihm erhängen könnte. Es iſt gut, daß einer da iſt, der den Proceß ſpielt und die Mahnbriefe herumträgt, es iſt gut, daß einer dir vorrechnet, wie viel Sohlen du auf Erden abläufſt, und dich erinnert, wie viel Leder zu deinem irdiſchen Wandel gehört, wie viel Nähte deinen Lebensrock zuſammenhalten. Was aber Himmel und Erde zuſammenhält, davon weiß der Verſtand blutwenig, oder er müßte denn alle Morgen an ſeine Bruſt ſchlagen und zu ſeinem Schöpfer beten: Gieb mir eine Unze Phantaſie, guter Apotheker, um mein verdörrtes Gehirn zu feuchten! — Wenn ich auf dem Sterbebette liege, mit dem Uebergange in jene Welt beſchäftigt, und dieſer Lederne erſcheint mir auch dann noch, um mir die

Schuſterrechnungen für abgeriſſene Sohlen zu überreichen, — ſo wende ich mich — —.

Der Verſtand in der Prediger-Bibel iſt ſo ein Mann, der noch quittiren will, wo ſeine Rechnungen nicht mehr gelten. Es wird hier der ganze dürftige Calcül des Rationalismus wieder aufgewärmt, obwohl er kalt läßt und Niemand mehr wärmt. Chriſti Tod, ſagt die Prediger-Bibel, könne nur ein Scheintod geweſen ſein; wären dem Heiland die Füße wirklich durchbohrt worden, ſo hätte er ja nachher nicht ohne Krücken herumgehen können. Der arme Verſtand wird faſt witzig wenn er banquerott iſt. Sein Banquerott aber liegt ſchon in dem Gedanken, daß Gott Menſch geworden iſt. Wenn Gott nicht Menſch geworden wäre, Gott und Menſch ſich nie und nirgend geküßt hätten bis in ihre tiefſte Seele hinein, führwahr! die Erde wäre ein jämmerlicher Ameiſenhügel, das Leben ſo wurmſtichig wie eine hohle Nuß. Es hilft nichts, daß Hr. Hülsmann ſagt, Chriſtus ſei ein „eminent Begabter," ein „Einzigartiger" geweſen. „Einzig artig" iſt ein ſehr artiger Ausdruck, ſoll heißen „einziggeartet."

Und von Chriſti Erziehung macht Hr. Hülsmann viel Aufhebens. Ach, lieber Mann! ich habe auch eine ſehr gute Erziehung genoſſen, auch war ich ſehr artig, wenn auch nicht einzig artig, allein ich habe mir oder der Welt und dieſer ſchlechten Zeit noch keinen von den vielen Teufeln austreiben können, den armen Teufel am wenigſten. Und den Glauben an die Wunder des Lebens ſollte der Verſtand, ſelbſt wenn er es könnte, nicht eher forträumen wollen, bis alles Ungemach getilgt iſt, das Unglück aufhört, kein Herz mehr weint, kein Gehirn mehr irre wird an unſäglicher Qual. Wenn die liebe Menſchenwelt erſt ſo regelrecht geht, wie eine elberfelder Spinnmaſchine, dann hört aller Schmerz, alles Irreſein, alles Verzweifeln über den Gang der Dinge auf, dann brauchen wir keinen Glauben an Wunder mehr und keine Zuverſicht auf plötzliches Einwirken vom heiligen Himmel. Aber das Schönſte, das Bedeutendſte in Schmerz und Luſt, tritt oft ſehr confus ins Leben. Du gewinnſt heute, was du morgen verlierſt, biſt arm und leer eine lange Zeit, und dann fällt einmal wieder ein Stern vom Himmel in deine Seele, ein Herz zittert an dem deinen, unverdient, unverhofft — und vom Zufall an allen deinen Nervenſpitzen durchſchüttelt, glaubſt du an Wunder. Und das Wunder macht dich licht und hell in deinem Gemüthe, und macht dich ſtarkherzig und freudigklar, denn du fühlſt dich wieder im Zuſammenhange mit der Geiſterwelt. Hier herrſcht auch ein beſtimmtes Geſetz des Umſchwunges und der Haltkraft, aber wir kennen es nicht. Wir fühlen die Gewalten der Attraction und Repulſion, aber wir kennen nicht ihre Urſache. Wir ſchweben als Geiſter, nicht nach Willkür, nicht nach Nothwendigkeit, wir ſchweben frei und doch gebunden um eine große Geiſterſonne, die Gott iſt. Wir ſuchen uns, wir fliehen und wir halten uns feſt; es iſt im Wandel der, ach! ſo wandelbaren Seele doch eine bindende Macht, aber ſie iſt geheim, verborgen wie Gottes Schooß. Du kannſt das Maß des Geiſtes nicht ausmeſſen, denn du biſt ſelber maßlos, Menſchengeiſt. Darum ſei nicht blöde, nicht eng wie ein Alraun, im Baumaſt eingeklemmt, ſei himmelweit und ahne, wo du nicht faſſen und begreifen kannſt. Und wenn du vor den Pforten des Gewölbes ſtehſt, wo die Schätze des tiefſten Lebens ruhen, ſo thue die beſtäubten Schuhe deines ledernen Verſtandes von dir, denn die Stätte iſt heilig.

Ja, wenn das Menſchenleben eine elberfelder Spinnmaſchine wäre! — Aber dann gäb' es auch öligen Qualm. So ein ſtockiger Oelgeruch weht mich aus der Broſchüre Sr. Ehrwürden des Herrn Magiſter Sander an, deſſen qualmiger Glaubenseifer nicht blos die Lehrſätze, ſondern auch den perſönlichen Werth des Herrn Hülsmann verdammen möchte. Die Schrift nennt ſich ein „theologiſches Gutachten über die Prediger-Bibel," ihr Verfaſſer einen „Diener am göttlichen Worte in Wichlingshauſen." Sie iſt das Erzeugniß einer ſchwülen Verdumpfung. Ein Herr v. Hammer hat zwei Sendſchreiben an den Verfaſſer der Prediger-Bibel geſchrieben; er nennt den ſtürmiſchen Magiſter einen Zettelträger des Evangeliums, der die Stichwörter des Chriſtenthums wie ein Marktſchreier gebrauche, um das Publicum zu gewinnen. Ein Hr. Snethlage, Paſtor in Unterbarmen, hat zur Begütigung der erhitzten Gemüther mit gelindem Oele eine Broſchüre geſchrieben. Herr Hülsmann hat ſich vertheidigt. Seine zwei Brüder beleuchten in beſondern Schriften die Streitfrage, der eine, ein Prediger in Elberfeld, als Lehrer der Gemeinde, der andere, Gerichtsdirector in Iſerlohn, als Menſch und Juriſt. Als Juriſt hat der Letztgenannte den großen Vortheil, dem pietiſtiſchen Zionscerberus Verſtöße gegen die Geſetze des Staates nachzuweiſen, als Menſch gebührt ihm das Verdienſt, den dumpfen Aufſatz in der berliner evangeliſchen Kirchenzeitung aufgeklärt zu haben. Dieſe Hengſtenbergſche Zeitung nannte Magiſter Sander's leidenſchaftlich einſeitige Schrift ein gründliches, wahrhaft theologiſches Gutachten. So ſteht es um die verwüſtete Kirche Chriſti! Sehr ſchwächlich tönen dazwiſchen Herrn Spitzbarth's dünne „Worte des Friedens." Die Gemeide des Herrn Hülsmann hat in einer eigenen Broſchüre ein Zeugniß ausgeſtellt, um den perſönlichen Werth ihres Predigers und ſeine anerkannt moraliſche Würde gegen Sander's ſcheelſüchtige Seitenblicke zu ſchern. Ein Herr Immanuel Verus, — der — ſeinen Namen — mißbraucht, — hat auch — —

„Verzeihen Sie, meine Freundin, ich war eingeſchlafen. Selbſt der Gedanke, Ihnen zu ſchreiben, hat mich nicht wach erhalten können. Die Broſchüren-Fabrik im Wupperthale hat einen ſo einſchläfernden ſurrenden Ton wie eine ferne Waſſermühle.

Der Graf aus Weſtphalen trat ins Zimmer; er hielt ein zerfetztes Blatt Papier triumphirend in die Höhe. „Quälen Sie ſich nicht mehr mit der Sichtung dieſer chriſtlichen Wirren im Wupperthale," ſagte er lachend, „die Juſtiz hat entſchieden, was bei der Verhetzung der Gemüther kaum noch zu ſchlichten möglich ſchien. Magiſter Sander war in ſeinem Eifer ſo weit gegangen, die Rechtmäßigkeit der Predigerwahl ſeines Gegners in Zweifel zu ziehen und die Vorſteher der ſchwelmer Gemeinde in ihrer Function als Wähler zu kränken. Daraus entſtand ein Proceß. Hier iſt der Entſcheid. Der ſtürmiſche Zelote iſt in die Koſten verurtheilt, muß 50 Thlr. Geldbuße und den beleidigten Vorſtehern 100 Thaler als Entſchädignng und

Schmerzensgeld zahlen. Sehen Sie, hier ſteht's Schwarz auf Weiß, obſchon kaum noch leſerlich. Ich habe das Blatt den Händen der wüthenden Streiter unten im Saale entwunden. Alles iſt hier in unglaublicher Erhitzung, entweder für oder gegen die Sache."

Ich muß noch einen Punct erwähnen, der einen Blick in die Zuſtände deutſcher Gemüther eröffnet. Herr Hülsmann, überall beipflichtenswerth, wo es die Praktik des menſchlichen Lebens betrifft, ſpricht in ſeiner Prediger=Bibel ſehr vernünftig über die Ehe und deren Auflösbarkeit. Ich bin Proteſtant und kann als ſolcher die Ehe nicht für ein Sacrament in dem Sinne anſehen, wie es die Taufe iſt, bei der das Symbol das Göttliche ein für alle Mal vertritt. „Unwiderſtehliche Abneigung," ſagt Herr Hülsmann, „gänzlicher Mangel an aller ſogenannten Wahlverwandtſchaft iſt Grund zur Eheſcheidung." Ich kann das nur ſehr natürlich finden, denn wo die Liebe fehlt, fehlt dem Bunde alle Weihe. Nun kommen die Orthodoxen und ſagen: Ihr ſeid vor Gott verbunden, ihr müßt euch ertragen; auch wo ihr euch haſſet, müßt ihr die Gemeinſchaft als

Strafe dulden! — das heißt die Ehe zu einer Strafanſtalt machen. — „Getrennt darf die Ehe werden,“ ſagt Hülsmann, ſobald die Endzwecke dieſer Verbindung, gegenſeitige Veredlung und Beglückung, Fortpflanzung des Geſchlechts, nicht mehr erreicht werden können, oder wenn die Fortſetzung derſelben nur zum Unheil und Verderben beider Theile ausſchlägt.“ Ich finde das ſehr bündig und naturgerecht. Das heißt noch nicht, die Ehe zu einem blos civilen Vertrage, wie nach dem Code Napoleon, herabſetzen, es heißt blos darauf halten, daß die Ehe eine geiſtige ſei, denn nur wo das Band auch ein geiſtiges iſt, erſcheint die Gemeinſchaft in ihrer Heiligkeit. Furchtbar aber ſind die Ausbrüche des blinden, ſtumpfen Eifers, der im Magiſter Sander ſeinen Vertreter gefunden. „Iſt das nicht verfluchtes Heidenthum!“ ſchreit er in ſeiner bigotten Schrift. „Sind das nicht Grundſätze, wie ſie die verruchten Rehabilitatoren des Fleiſches, wie ſie die Herren vom jungen Deutſchland predigen?“

Hier muß ich erröthen, ich weiß nicht, ob mehr aus Scham oder aus Zorn. Erröthen Sie mit mir, Leopoldine, damit noch Jemand da iſt, der ſich entfärbt über die ſchamloſe Sprache, die der dumpfe Wahn dieſer Zeit führt. O, ich fluche dieſer Reiſe durch Deutſchland, denn aus jedem Winkel, den mein Fuß betritt, tönt mir die Schande meiner Nation entgegen, und ich weiß nicht, wo ich mein Haupt verbergen ſoll vor den geheimen Gräueln eines ſtill brütenden Haſſes, der in jedem deutſchen Neſte ſeine verſteckte Klaue wetzt. Magiſter Sander bedient ſich zweier literariſchen Namen nur um ſein Publicum zu fanatiſiren, er gebraucht einen Complex junger Schriftſteller, wie ein anerkanntes Schreckmittel, um den chriſtlichen Gemüthern Aufruhr zu predigen. Und dieſer Magiſter nennt ſich einen Diener am Worte Gottes, einen Verkünder der Religion der Liebe! Iſt denn das Leben eines Menſchen, — denn die Ehre iſt ſein geiſtiges Leben, — allen Verketzerungen ſchnöder Willkür ſo ganz ſchutzlos preisgegeben? Und ein deutſcher Literat, Leopoldine, iſt doch wohl auch ein Menſch? Ich frage ſchüchtern, meine Freundin. Lachen Sie nicht! Was ich ausſchreien möchte in die Welt, legt ſich wie ein demüthig gebücktes Fragezeichen an Ihr menſchliches Herz. — Se. Ehrwürden der Magiſter und Prediger Sander hat ſich literariſcher Namen bedient, um ſein Publicum zu fanatiſiren. Er hat die perſönliche Würde der hier in der Streitſache Betheiligten verletzt; dafür muß er 50 Thlr. Buße und 100 Thlr. Schmerzensgelder zahlen. Aber die beiden Auflagen ſeiner neueſten Schrift ſind in mehr als tauſend Exemplaren unter das ganze Volk des Wupperthales verbreitet. Zahlt er nichts dafür, daß er auf zwei literariſche Perſonen ſo gut als von der Kanzel herab wie auf vor Gott und Menſchen gebrandmarkte Verbrecher hinweiſt? Der Magiſter Sander kennt den Namen des Einen nur nach Menzel's coloſſalen Wuthausbrüchen, die Schriften des Andern nur nach der geiſtverdumpften Hengſtenberg'ſchen Kirchenzeitung, deren religiöſer Jacobinismus jetzt ſo weit geht, daß auch der ehrwürdige Neander, in Folge ſeines Gutachtens über das Werk des genialen Strauß, nicht unangetaſtet bleibt. Ich habe eine hohe Achtung vor Karl Gutzkow, zu Theodor Mundt eine Liebe, die — „auf die tiefſte Wiſſenſchaft ſich baut.“ Sind Ihre Augen ſchon trübe vom Leſen, Leopoldine, zünden Sie noch eine Nachtkerze an, reiben Sie ſich den Schlaf aus den ſchönen Wimpern, ich weiß, es iſt ſchon tief in der Nacht, aber Sie dürfen noch nicht ſchlafen gehen, ich habe Ihnen noch ein Geheimniß ins Ohr zu flüſtern: — recht ſcheu und ſchüchtern: — dieſer Mundt iſt ein wahrer eingefleiſchter Chriſt! Wir deutſchen Seelen, die wir noch ein bischen Edelmuth im Leibe haben, müſſen uns gewiſſe Dinge ſo ganz verſchwiegen in aller Nacht zuflüſtern. Fühlen Sie den Athemzug meines Mundes, Dina? Schreien darf ich nicht. Aber ich will es Ihnen deutlich machen.

Ich habe vier brennende Kerzen auf meinen Tiſch geſtellt; der weſtphäliſche Graf hat mir die ſeinigen herübergeholt; man muß ſich mit ſeinen Lichtern zuſammenthun, die Nacht iſt gar zu dunkel. Ich habe zum guten Glücke eine von Mundt's Schriften im Reiſekoffer. Der gute Graf blättert darin und dictirt mir eine Stelle daraus in die Feder. Hören Sie, Dina, wie Theodor Mundt ein chriſtlicher Menſch iſt.

„In der ganzen Welt lag vom Uranfange her eine unendliche Zerriſſenheit ausgeſäet. Gott wohnte im Himmel, und die Menſchen auf der Erde, und das war die urſprüngliche Weltanſchauung, es gab eine andere nicht. Durch dieſe Weltanſchauung blitzte jedoch immer die ſeltſame Ahnung einer längſtvergangenen Einheit des Menſchengeſchlechtes mit Dem, nach deſſen Ebenbilde es erſchaffen worden, hindurch. Daher in den Urgeſchichten aller Völker der wunderſame Frühſonnentraum des Paradieſes. Und durch jede Bruſt ging nun das ewige Ziehen und Bewegen nach der Einheit, ſie war der Univerſalſchmerz des geſammten Geſchlechts. Der Schmerz iſt der Vater aller Bewegung, und der Schmerz trieb die Menſchen, in allen Zuſtänden ſich herumzuwerfen, es war der Schmerz um die wiedergeſuchte Einheit. Der Schmerz um die Einheit machte die Geſchichte. Aber es war ein ſeltſames Schickſal, wie wenig Einheit gewinnen konnte der Menſch. In ſeinem Herzen walteten nichts als feindlich getrennte Mächte, und ſein Haupt umſchwärmten wie unglückbedeutende Vögel ſeine zwieträchtigen Wünſche. Was er heute geliebt, mußte er morgen haſſen, und der eine

Theil ſeines Daſeins wußte von dem andern Theile nichts, oder ſtand kriegführend gegen ihn auf. Es lagen zwei Welten in ihm auseinander in ſchreiender Spaltung, von denen die eine Abſcheu trug vor der andern, und Gott und Welt, Himmel und Erde, Geiſt und Fleiſch, blickten ſich aus unabſehbarer Ferne, ohne Liebe und ohne Verſöhnung an. Wer der Freiheit nachſtrebte, fiel der Knechtſchaft des Fleiſches in die Arme, und wer in der Knechtſchaft ſchmachtete, weinte laute Thränen um Freiheit des Geiſtes. Ein ohnmächtiger Groll ſeufzte durch die ganze Exiſtenz, und die düſtere Melancholie des im Fleiſch verſunkenen Aegyptens, und die in Verzweiflung endigende Heiterkeit des an der Kunſtverſchönung des Fleiſches bildenden Griechenlands miſchten als die beiden Hauptelemente die Weltgeſchichte. Und es war, als hätte Gott im Himmel nicht länger Ruhe, ſo ſehr erbarmte ihn die Welt, die aus eigener Vernunft ihn nicht finden konnte. Er kam in die Welt, und die Welt hat ihn nicht begriffen. Er trat in das Fleiſch und mußte ſterben. Er wurde Menſch und ward mit Ruthen gegeißelt bis aufs Blut.

Mit einem Todeskuſſe hatten Gott und Welt ſich umſchlungen, und die Erde dröhnte und zitterte, und es war ihr, als müßte ſie vergehen in die Ewigkeit hinein an dieſer Umarmung. Aber ſie verging nicht, und in dem Weſen durchdrang ſie der Geiſt der Liebe, und ſie ſog den neuen Lebenskeim begierig und tief ein in ihren Schooß.“ —

Der treffliche Graf aus Weſtphalen iſt unermüdlich. Ich drückte ihm die Hand, er blättert und findet eine zweite Stelle. Ich blicke durchs Fenſter in die Dunkelheit hinaus und denke an Dich, Dina. Der lichte Stern Deines Auges leuchtet mir aus aller Nacht hindurch und ſänftigt mein wildes Gemüth. Der gute Graf lieſt und ich ſchreibe:

„Verdammungswürdig ſind der St. Simoniſten religiöſe Meinungen, weil durch ihre Lehre von der Materie, die Alles iſt und auch Gott, nur ein heidniſcher Pantheismus herauskommt, und ſelbſt die Religion zur Induſtrie wird, weil die Welt zu einem Verarbeitungsartikel der Technik wird. Falſche Propheten ſeid ihr geweſen, ihr St. Simoniſten! ſage ich.

Denn wenn ihr predigt, Gott ſei Geiſt und Fleiſch, ſo betet den Menſch gewordenen Gott in Chriſtus an! Eure mit unreinen Schlacken gemiſchte Lehre iſt im Chriſtenthume längſt und urſprünglich als etwas Reines und in eine große Zukunft Hineindeutendes enthalten. Das Chriſtenthum bedarf keiner künſtlichen Umgeſtaltung, keiner ſyſtematiſchen Revolutionen, aber es iſt fähig einer Entwickelung bis in alle Ewigkeit der Zeiten hinein. Aus den Kirchen, aus den Klöſtern, aus dem Kämmerlein der Betenden hat ſich das Chriſtenthum in die Geſchichte hinein entwickelt, und ſteht nicht mehr wie eine abgelegene Zelle der Andacht, in die man ſich vor dem Geräuſch der Welt flüchten könne, da. Das Chriſtenthum iſt Geſchichte geworden, es iſt nicht mehr blos ein Aſyl der Armen und Kranken, ſondern es hat ſich zu einem Welttempel der Völker ausgebaut. So erfüllt es die Bedeutung, daß Gott in die Welt gekommen iſt, immer mehr und mehr. So kann und wird das Chriſtenthum, gleich wie es früher die Religion der Disharmonie war und eine Spaltung der Lebenszuſtände begünſtigte, nun auch eine harmoniſche

Bildungsepoche der Völker, die ſich von allen Seiten mächtig vorbereitet, nähren und tragen, ja erzeugen. Und das Geſchlecht faßt ſich recht menſchlich zuſammen in der geſunden Einheit ſeiner göttlichen und weltlichen Beſtimmung, und vollbringt mit Freude und Ruhe die Thaten des Lebens.“

Und nun gehen Sie ſchlafen, Dina, mit Freude und Ruhe. Ich löſche herzlich gern dieſe Kerze aus, die ich hier in Elberfeld anzündete. Der Graf iſt ſchon zur Ruhe; morgen in aller Frühe fahren wir nach Düſſeldorf. In den Wogen der Muſik wollen wir untertauchen und vergeſſen, was Deuſchland Schnödes und Herbes erzeugt. Iſt doch Muſik auch eine Gabe meines Volkes. Sie ward ihm gegeben, ſich zu berauſchen und im ſüßen Rauſche ſeine ſterilen Narrheiten zu vergeſſen. Und nun gute Nacht, Dina, gute Nacht! Ich ſtehe am Fenſter, ein wolkenvoller Himmel über mir, aber über Dunkelheit und Wolken hinaus reicht meine Seele bis zu dem fernen Stern der Liebe, der mir — nie untergeht? Gute Nacht! Engel brauchen Dich nicht zu behüten, Du aber behüte mich, mein ſanfter Stern.

7.

Düſſeldorf, am erſten Pfingſttage.

Ein großartiges Tonwerk iſt mit der ganzen Gewalt der erſten Eindrücke über mich gekommen; ich bin erquickt und geſtärkt und feiere ſo meine Pfingſten. Es iſt Mendelsſohn's Paulus, vielleicht an Erfindung groß, jedenfalls aber größer durch gedankenvolle Ausführung. Schon wenige Stunden nach der Ausführung, die heute Abend erfolgte, bin ich Herr — nicht des Kunſtwerkes, aber meiner Totalempfindung, und ſetze meinen innern Menſchen mit dem Genius, der die Geburt hervorrief, in Einklang. Das iſt nicht Kritik, nur Nachempfindung, nicht die Kraft des Verſtändniſſes, ſondern weibliches Anſchmiegen des Geiſtes, kindliche Empfängnißluſt und ein Durſt der Seele, Schätze zu erobern in aller Welt. Das Tonwerk hat das Gehäuſe meines innern Menſchen durchtönt, meine Seele ausgedehnt zu einer weiten Halle, und das Stück ſpielte in mir ſelber. Das waren nicht mehr jene fünfhundert Sänger und Inſtrumentaliſten, die terraſſenförmig hinter und über einander ſaßen in gedrängten Reihen; es war meine Seele, in deren Räumen das alles ertönte, die wilde Wuth der Verfolgungsluſt, die zerknirſchte Demuth, zu der der Herr aus den Wolken ſpricht und der ganze Jubel des aufgerichteten, gottdurchglühten Paulus. So läßt ſich ein echtes Tonwerk an der Reſonanz der eigenen Seele belauſchen. Nicht die Noten brauchſt du zu zählen, die Fermaten zu meſſen, auf die Intervalle zu merken, aber dein innerer Menſch muß zur Reſonanz gebildet und gewöhnt ſein. Was du dann nachher in der Partitur auffpürſt, dient zum Verſtändniß des Einzelnen, und gibt dir Blicke in die verſchiedentlich bedingte Nothwendigkeit des Satzes, aber zur Totalempfindung muß es beiſteuern, wenn du es als organiſches Ganzes, nicht als Mixtum von vielen Einzelnheiten, hinzunehmen im Stande biſt. Mich dünkt, hierin liegt der Grund, warum Muſiker von Beruf über ein Tonwerk als Ganzes und als Offenbarung des Geiſtes für den Geiſt, ſo ſelten Rede und Antwort ſtehen. Sie ſind über das Detail der techniſchen Durchführung ſo ſpinnenfein klug, daß ſie bei all' den Finten und Praktiken die Fähigkeit verlieren, ein Werk als eine verſchiedentlich gegliederte Einheit auf ſich wirken zu laſſen oder ein bewußtes Zeugniß abzulegen von einem Totaleindruck. Ueber der Betrachtung des Versbaues vergißt man den Sinn des Gedichts, über der Phyſiognomie eines Inſtrumentalabſatzes den Hauch der inwohnenden, obwohl im Körper offenbar gewordenen Seele, über der *Technik* der Muſik ihre *Poeſie*. Dazu kommt die ſtumpfſinnige Abpferchung in Schulen, ſo daß jede die Schwächen, aber nicht die poſitiven Eigenthümlichkeiten der andern begreift. Es geht nichts über den grillenhaften Eigenſinn fungirender Muſiker, nichts über die ſterile Anmaßung, es ſei falſch, ein Werk der Kunſt ſich als ein Werk für den Menſchengeiſt zu deuten. Wer in Mozart's individualiſirendem Charakterſtyl in der Oper erwachſen iſt, glaubt das Recht zu haben, Spontini's Völkermuſik zu verwerfen, die eben nicht die Poeſie des Individuums, ſondern die Poeſie der Nationen im Auf- und Untergang der Welt austönt, und allerdings mit ihren himmelweiten Schwingen den Schmerz und die Luſt der vereinzelten Seele überflügelt und begräbt. Es gibt zwar überall Liebhabereien auch für Literatur und Lectüre, aber ſie werden nicht mit der grillenhaften Arroganz, wie in Bezug auf Muſik, nicht von denen getrieben, die das Wort führen. Wer Pope lieſt und Laurence Sterne verdammt, als den Gegenſatz des Humors zum ſteifen Ernſt, wer Klopſtock anſtiert und Jean Paul verwirft, den nennt man ehrlicher Weiſe einen ſterilen Pedanten, wer aber auf den Ernſt der deutſchen Muſik pocht, dünkt ſich einen Eingeweihten, wenn er für Roſſini's Humor ſtumpf iſt. In muſikaliſcher Beziehung iſt das Philiſterthum und die Bornirtheit noch gar nicht oft genug mit ihrem eigentlichen Namen genannt. Denn Bornirtheit iſt es doch wohl, den Humor denſelben Geſetzen zu unterwerfen, die ſich der Ernſt zu ſtellen hat. Aber hier meint jeder ein Recht zu haben, ſeine Unfähigkeit für Einſicht zu halten. Wer die dramatiſche Entfaltung der deutſchen Opernmuſik liebt, nennt die lyriſchen Sonett- und Canzonen-Ergüſſe der italieniſchen Oper charakterlos, obſchon dieſe gar keine dramatiſche Geſtaltung nach deutſcher Art anſtrebt, und nur die lyriſchen Gewalten der Muſik feſthält, wie Calderon ſeinen Helden, ſtatt Shakſpeariſch-dramatiſcher Monologe, lyriſche Blumengewinde mit allem Zauber der ſüdlichen Rede in den Mund legt, und aus der Tiefe der aufgelöſten Seele auch bei dieſem ſüdlichen Dichter nur muſikaliſch-lyriſcher Blumenduft aufſteigt. Man hütet ſich, die Arabeskenformation der Calderon'ſchen Poeſie zu verwerfen, aber man will nichts davon wiſſen, daß die italieniſche Oper noch weit mehr als ein ſüdliches Drama die Berechtigung hat, ein lyriſches Oratorium zu ſein. Wer Gluck's und Mozart's feſtgeformte, in ſich fertige Geſänge preiſt, verſchmäht die italieniſche Arie, die der Stimme die Function zugeſteht, auch ihrerſeits als productive Künſtlerin zu erſcheinen und mehr zu ſein, als nur Inſtrument. Wer Paläſtrina's Motette und Marcello's Pſalmen ſchätzt, hält allen Fortſchritt im Kirchenſtyl für eitle Ausartung, und verwirft die ſpätern Meſſen, welche ſich alles Aufſchwunges weltlicher Muſik und aller Fülle der dramatiſchen Inſtrumentation bemächtigten.

Mendelsſohn-Bartholdy erſcheint mir in ſeinem „Paulus" ſo recht als der glückliche und ſeiner Aufgabe bewußte Erbe der großen Schätze unſerer muſikaliſchen Vergangenheit. Das Werk athmet in den Geſangspartien die grandioſe Einfachheit des frühern deutſchen Kirchenſtyls, ſeine Inſtrumentation hat Beſitz genommen von dem ganzen Reichthum der freieſten Entfaltung, die ſich von Beethoven datirt. So verſteht das echte Talent immer die Forderungen ſeiner Zeit, und fühlt ſich, ohne einſeitige Abſperrung, im großen Zuſammenhange der Geiſter, mag ſie es ſeine Väter oder ſeine Brüder nennen. Mendelsſohn's „Paulus" iſt ein tiefgedachtes, feinſinnig durchgeführtes Kunſtwerk. Ich ſuche mir jetzt den Totaleindruck nach den geiſtigen Subſtanzen, welche der Ton zur Sprache bringt, zu zergliedern.

Die Ouvertüre gibt eine Variation über den Choral: „Wachet auf, ruft uns die Stimme." Das iſt das Präludium zum „Paulus", denn das ganze Tonwerk hat dies „Wache auf!" zum Thema. Chöre und Recitative geben dann in lyriſcher Exclamation und epiſcher Schilderung ein muſikaliſches Bild vom Zuſtande der Dinge nach Chriſti Tode. Die Apoſtel predigen von der Auferſtehung des Herrn, Stephanus thut Wunder, die Schriftgelehrten werfen falſche Zeugen gegen ihn auf, und das aufgeregte Volk ruft: Steiniget! Stephanus ſinkt ſterbend nieder — ſein Auge ſieht den Himmel offen und des Menſchen Sohn zur Rechten Gottes. Ein ſehr weiſe benutzter Luther'ſcher Choral ſpricht in der körnigen Diction des ältern Kirchenſtyls von der Kraft des gottergebenen Glaubens, ein Chor beſingt mit Flötenſtimmen die Wonne des im Herrn Entſchlafenen, eine wunderſchön geſetzte Sopranarie *)

---

*) Jeruſalem, Jeruſalem! die du tödteſt die Propheten und ſteinigeſt, die zu dir geſandt ſind!" u. ſ. w., von Mad. Fiſcher-Achten ſehr gewandt und correct geſungen, obwohl die ſpitze Dünnigkeit ihrer hohen Töne dem klagenden Charakter der Arie einigen Abbruch that. Den Paulus ſang Herr Fiſcher oft ergreifend ſchön, ſobald er nicht fehlte, was freilich nicht ganz ſelten geſchah.

ruft ein Wehe über Jeruſalem. Mit dieſem Weherufe, mit welchem der Geiſt des Judenthums ſich ſelbſt ein tragiſches Lebewohl ſagt, und mit jenem Chor **), der die Süßigkeiten des unſterblichen Lebens und ſomit den Sieg des Chriſtenthums beſingt, iſt die Geſchichte des Stephanus, das Vorſpiel des ganzen Werkes, beſchloſſen. Zugleich liegen die großen Gegenſätze, die ſich im weitern Verlaufe muſikaliſch herausſtellen, hier ſchon angedeutet.

Wir ſtehen nun im Atrium der Halle, die der Künſtler uns erſchließt. In ſchärfern Athemzügen dringt nun die Wildheit des Lebens auf die Religion des Friedens ein. Saulus ruft zum Herrn Zebaoth und fleht um ſeinen Zorn. Mit dieſer Arie beginnt der eigentliche muſikaliſche Stoff des Werkes. Was Saulus lyriſch ſelber ſpricht, malen Recitative mit Chören epiſch weiter aus. Racheſchnaubend zieht der Heros des Judenthums, das Schwert in der Hand (den dunkeln ſcharfen Baß in der Bruſt), von Ort zu Ort, um die Chriſten zu vertilgen! Aber ſiehe! als er auf dem Wege war und nahe zu Damaskus kam, umleuchtete ihn plötzlich ein Licht vom Himmel und er fiel auf die Erde und hörte eine Stimme, die ſprach zu ihm: „Saul, Saul! was verfolgſt Du mich?“ Er aber ſprach: „Herr, wer biſt Du?“ Der Herr ſprach zu ihm: „Ich bin Jeſus von Nazareth, den Du verfolgſt!“ Und er ſprach mit Zittern und Zagen: „Herr, was willſt Du, daß ich thun ſoll?“ Da tönt der Chor aus den Wolken: „Mache Dich auf, werde Licht! denn Dein Licht kommt und die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über Dir. Denn ſiehe, Finſterniß bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker! Aber über Dir gehet auf der Herr, und ſeine Herrlichkeit erſcheint über Dir.“ Ein Choral, der nun folgt, verklärt dieſe an Saul gerichtete Mahnung zu einer Gültigkeit für alle Welt.

---

*) „Siehe, wir preiſen ſelig, die erduldet haben! Denn ob der Leib gleich ſtirbt, doch wird die Seele leben." Die Chöre, 106 Soprane, 60 Alt, 90 Tenore, 108 Bäſſe, waren mit einer meiſterhaften Sicherheit eingeübt. In den Ernſt des Studiums miſchte ſich die friſcheſte Lebendigkeit und die heiterſte Liebe zum Kunſtgenuſſe, wie ſie vielleicht nur unter den Rheinländern in ſolchem Maße zu finden iſt. Die vielen mühſamen Proben waren ein Feſtgenuß für den Dirigenten, denn der Eifer der begeiſterten Dilettanten überſtieg alles gewöhnliche Maß.

„Wachet auf! ruft uns die Stimme der Wächter, ſehr hoch auf der Zinne. Wach' auf, Jeruſalem, der Bräutigam kommt, ſtehet auf, die Lampen nehmt, — Halleluja! — macht Euch bereit zur Ewigkeit, Ihr müſſet ihm entgegengehn!"

Hier iſt die Inſtrumentation auf dem Höhepunct künſtleriſcher Vollendung. Und der muſikaliſche Genius, der ſich dieſer Mittel zum Ausdruck der Situation bedient, iſt hier ganz im Vollgefühl einer trunkenen Verklärung, wie ſie die Religion der prophetiſchen Liebe, die da ruft: „werde Licht!" wie ſie die Religion des freien Chriſtenthums einflößt. Dieſe Stelle im Chore: „werde Licht!" iſt in blos inſtrumentaler Beziehung nicht ſo bedeutſam wie Haydn's „und es ward Licht!" in der Schöpfung, wo das dunkle Gewühl der wogenden Inſtrumentalmächte plötzlich auseinanderbricht und in einer langgezogenen, breiten Helligkeit das Phänomen der aufſteigenden Sonne bezeichnet. Es war dort mehr Spielraum für Naturmalerei. Aber in muſikaliſcher Hinſicht, inſofern Muſik mehr iſt als Inſtrumentalwirkung, iſt die Paſſage in Mendelsſohn's Chor bedeutender, weil ſie das Aufſteigen einer geiſtigen Sonne bezeichnet, und inniger, wärmer und zarter die Metamorphoſe der Welt des Gemüthes und die Tagwerdung des geiſtigen Lebens zum Ausſpruch bringt. Man kann recht eigentlich ſagen, daß Mendelsſohn-Bartholdy mächtig iſt im Zarten, kräftig in der Milde. In ſeinen Mährchen-Ouvertüren entfaltet eine kindlich träumeriſche Pſyche zu wunderbarem Flügelſchlage ihre leiſen Schwingen. Und hier in der angeregten Stelle des Oratoriums fliegt das Wunder der Lichtwerdung des Geiſtes wie eine Botſchaft der Liebe durch die weite Welt.

Ein Recitativ ſchildert die Metamorphoſe des Saulus zum Paulus. Die darauf folgende Arie des in einen Diener Jeſu Umgewandelten iſt mit ihren drei Sätzen pſychologiſch wie muſikaliſch ein Meiſterſtück. Der erſte Theil: „Gott ſei mir gnädig nach Deiner Güte und tilge meine Sünden nach Deiner großen Barmherzigkeit. Verwirf mich nicht von Deinem Angeſicht und nimm Deinen heiligen Geiſt nicht von mir. Ein geängſtetes und zerſchlagenes Herz wirſt Du, Gott, nicht verachten," — gibt die Demuth des im Staube knieenden Beters. Der zweite Theil: „Denn ich will die Uebertreter Deine Wege lehren, daß ſich die Sünder zu Dir bekehren! Herr! Thue meine Lippen auf, daß mein Mund Deinen Ruhm verkündige," — läßt die Seele des Paulus auftauchen und malt muſikaliſch den Stolz des benedeieten Geiſtes, der ſich darauf etwas zu Gute thut, dem Herrn auf Erden Triumphe zu bereiten. Der dritte Satz: „Und tilge meine Sünden nach Deiner großen Barmherzigkeit! Herr! verwirf mich nicht!" — verläuft ſich wieder in die Stimmung des erſten; aller Stolz der Begeiſterung ergibt ſich wieder in die zagende Demuth. Die Tapferkeit ſeines Gemüthes ſpricht Paulus in der folgenden Arie aus, die den Dank enthält für die Erlöſung ſeiner zornentflammten, verhüllten Seele. Ein Chor verheißt mit milden Tönen vom Angeſicht der Welt alle Thränen fortzuwiſchen, und ſo fällt es denn wie Schuppen von Paulus Augen, er wird ſehend, er läßt ſich taufen, er geht in alle Welt, um die Wunder des Lebens zu predigen. Der Schluß-Chor des erſten Theils, welcher die unerforſchlichen Wege Gottes preiſt, iſt an Neuheit der Erfindung, Kraft und Weihe der tiefſten Empfängniß ein Glanzpunkt der ganzen Compoſition.

Nicht minder Chor und Fuge, womit der zweite Theil beginnt. Hier iſt eine Kühnheit des Aufſchwunges, die an Keckheit erfinderiſcher Wagniſſe grenzt. Sonſt iſt der zweite Theil an Wechſel und Fülle des erregten Lebens nicht ſo reich als der erſte; ob man die Anforderung einer Steigerung an ein Oratorium zu machen habe, bleibe hier außer dem Bereiche der Betrachtung. Die Martergeſchichte des Stephanus und die Bekehrung des ſchwertluſtigen Juden, den die Stimme des Herrn aus den Wolken ruft, das waren im erſten Theil an Stoff nud Idee außerordentlich reiche muſikaliſche Momente, die in ihren Wirkungen an dramatiſche Effecte ſtreifen, ohne ſie zu erzielen und die Bedingniſſe eines lyriſchen Oratoriums aufzuheben. Der zweite Theil hat ſchon ſeinem Stoffe nach weniger erregende Hauptpunkte. Dafür gibt er eine muſikaliſche Ausmalerei mehr epiſch gehaltener Situationen. Er malt die Ausſendung der Boten des Friedens über den Erdkreis, die Ausgießung des Geiſtes über die dunkle Welt. Was dem Stoffe hier an factiſchen Momenten abgeht, wird durch künſtleriſche Hervorhebung von muſikaliſchen ideellen Contraſten erſetzt, ſo daß erſt hier die gedankenvoll conſtruirte Dialektik des Tonwerks recht zur Erſcheinung kommt. Von wunderbarem Eindrucke iſt die ſimple Kraft der beiden Choräle, in welchen Pauli Gemeinde des Herrn Beiſtand erfleht, es iſt die Luther'ſche Zuverſicht des Chriſtenthums, die ſich wie eine feſte Burg mitten in das Gewirr des zwieſpältigen Lebens hinſtellt. Paulus und Barnabas wenden ſich ab von den ſtarrköpfigen Juden und wandern zu den Heiden. Hier findet der Saamen empfänglichen Boden, die Apoſtel thun Wunder, die Heiden jubeln über den Tag der Erlöſung. Aber ihr Jubel iſt ſinnlich und eitler Art. Sie nennen Barnabas ihren Jupiter, Paulus ihren Mercur, ſie treiben Rinder zu den Altären und flechten Kränze für das Haupt ihrer dem Himmel entſtiegenen Götter. Hier ertönt der Chor: „Seid uns gnädig, ſeht herab auf unſere Opfer!“

Wie im erſten Theile das Judenthum ſeine Charakteriſtik findet, ſeine Feier erlebt und in tiefer Wehklage über ſich ſelbſt (in der Arie: „Jeruſalem, Jeruſalem") ſeine Auflöſung ahnet, ſo kommt nun im zweiten Theile, als zweiter Gegenſatz zur Religion der Verklärung, das Heidenthum zur Erſcheinung. Jener Chor der Heiden ſchwimmt im Strome ſinnlichen Behagens, ihr Opfergebet iſt ein Rauſch der erregten Nerven, die Töne ſind wie mit Weihrauch und Myrrhen ſüß durchduftet. Wir fühlen in dieſem Meiſterſtücke charakteriſtiſcher Tonſetzung den Rhythmus der helleniſchen Orcheſtik, wir ſehen auf den Wogen dieſer Melodien den Reigentanz der Hetären und Grazien, das ganze Gebet athmet ſinnlichen Duft. Paulus kräftige Zornesſtimme macht dieſem Gottesdienſte ein Ende; ſein Gott wohnt nicht in Tempeln, ſein Gott iſt Geiſt. Da fahren die Heiden wild durch einander und im Bunde mit den Juden wird der gottgewähnte Paulus das Ziel ihrer Verfolgung. Mitten in dem Aufruhr der Gemüther tönt die ſchöne Tenor-Cavatine, wie eine Stimme aus Aetherhöhe: „Sei getreu bis in den Tod, ſo will ich Dir die Krone des Lebens geben.“ Ein Choral der Gemeinde umſchirmt den Apoſtel wieder wie Luther's feſte Burg. Paulus ſcheidet; ſein Geſchick ruft ihn nach Rom. In dieſer Zwieſprache zwiſchen Chor und Baß-Recitativ liegt eine Wehmuth, die vor Gottesfurcht und Zuverſicht des Glaubens nicht zur Weichheit kommt. Paulus ſchifft von hinnen; der Schluß-Chor gibt ein an Neuheit der Erfindung und Größe der Auffaſſung ausgezeichnetes: „Lobe den Herrn, meine Seele!“

Dies ſind die Farben des großen Tongemäldes. Die zornige Baßtiefe des Paulus, bevor ihn die Sopranſtimme aus den Wolken verklärt, und die Chöre der Juden ſammt dem verworrenen Geſchrei der Heiden, bilden die Schattentöne. Der heidniſche Opferchor gibt helle Streiflichter der üppigen Sinnlichkeit. Alles aber wird von der verklärten Kraft des Paulus, von der unerſchütterlichen Einfachheit der Choräle ſeiner Gemeinde und von den Stimmen aus der Höhe, die den Sieg der Lichtwerdung verkünden, zu einem in ſich fertigen, organiſch gegliederten Ganzen zuſammengehalten. Ein ſo klar durchdachtes, in allen ſeinen Gegenſätzen zu ſolcher Abrundung hindurchgeführtes Tonwerk ein wahrhaft echtes und großes zu nennen, bedarf es kaum eines Nachweiſes einzelner Schönheiten. Ich glaube darauf hingewieſen zu haben, was mir nach einmaligem Anhören von ganz beſonderer Neuheit der Erfindung ſchien. An Klarheit der Entfaltung, Beherrſchung der darin contraſtirten ideellen Mächte, ſucht dies Werk ſeinesgleichen.

8.

Pfingſtmontag.

Düſſeldorf hat ganz den Habitus einer preußiſchen Reſidenz en miniature, es iſt ein klein Berlin. Zu dieſer Phyſiognomie liefern der Hofſtaat des hier reſidirenden königlichen Prinzen und die militairiſche Eleganz die hauptſächlichſten Züge. In den Feſttagen ſtellt ſich dies zu ganz beſonderem Glanze heraus, und die Menge der aus allen Rheinlanden zuſammengeſtrömten Fremden füllt, im bunten Gemiſche mit den Uniformen des kriegeriſchen Preußenthums, die ſonſt etwas eintönige, in ihrer glatt modernen Bauart wortkarge Stadt. Es fehlen die Elemente bürgerlicher Thätigkeit, die ein bewegtes volles Leben machen. Was aber ein Hofleben bedingt, vorzugsweiſe ein preußiſches, ſtellt ſich hier zu einem vortrefflichen Bilde zuſammen. Hierzu gehört die Protectorſchaft von Kunſt und Intelligenz. Zwar ſind die alten, der kurfürſtlichen Zeit angehörigen Kunſtſchätze gegen alles bisherige Proteſtiren im Beſitze Baierns geblieben, und es iſt kaum wahrſcheinlich, dieſelben hier wieder verſammelt zu ſehen; aber Schadow's Akademie iſt unermüdlich, um mit neuen Schätzen Düſſeldorf's Gegenwart bedeutſam zu machen. Dazu kam Immermann's Leitung des Theaters, die dem hieſigen Leben auch einen Farbenton verlieh, wie er nur zum Gemälde einer Hof- und Reſidenzſtadt paßt. Gegenwärtig hat Immermann jedoch ſeine ausſchließliche Beſchäftigung mit dem Theaterweſen aufgegeben, und nachdem es ſeinem allerdings bedeutſamen Talente im Ganzen und Großen unvergönnt geblieben, der deutſchen dramatiſchen Literatur eine neue, auf Geſchichte baſirte Nationalrichtung zu eröffnen, mochte ſein Eifer auch auf dem beſonderen Boden an dem Verſuche erlahmen, eine deutſche Schauſpielkunſt poetiſchen Zwecken gemäß zu geſtalten. Bei alledem mag ſeine Bemühung die Möglichkeit nahe genug gebracht haben, mit Beſchränkung der um ſich greifenden Operngenüſſe und mit gänzlichem Verwerfen der wiener Poſſe und des pariſer Vaudevilles eine claſſiſche Bühne zu organiſiren. Hält man den Zuſtand der jetzigen Bühnen in ſehr volkreichen Handelsſtädten, wo man ſich nur verſammelt, um eine eilig zuſammengeraffte neue Oper zu hören, ein wiener Spectakelſtück zu ſehen, oder ſich an der glänzend hervorſtechenden Perſönlichkeit eines gaſtirenden Kunſttalents zu weiden, mit der Stufe der hier gepflegten Schauſpielkunſt zuſammen, ſo tritt Immermann's Beſtreben allerdings in ein bedeutendes Licht, das nur, um allgemeiner wirkſam und ein Prototyp für andere Bühnen zu werden, eines andern Grund und Bodens, eines Centralpunctes deutſcher Nationalität bedurfte, der unſerm Leben nun einmal fehlt. In den beiden Centralſtädten einer auseinandergeriſſenen, weltweit geſchiedenen Deutſchheit flickt man ſich das Schauſpiel nur zuſammen, wie es eben geht ohne friſch belebtes Nationalintereſſe. In Berlin ſpielt Jeder auf ſeine Hand, und Alle nur ſo gut, als Raupach ſchreibt, und das will nicht viel ſagen. Und auf dem Burgtheater iſt die kanoniſch gebildete Schauſpielkunſt ziemlich nahe daran, ſtereotype Manier zu werden, da es ihr zu fortgeſetztem lebendigen Impulſe an einer Literatur fehlt, die ihrer würdig wäre. So lange Devrient und Wolff in Berlin wirkten, ſtand dort Alles wie von Einem Künſtlerhauche beſeelt; dieſe beiden Männer waren in der That, als Repräſentanten zweier großen poetiſchen Tendenzen — des genial Romantiſchen und des kunſtfertig Claſſiſchen — die belebenden Brennpuncte, um die ſich das dortige Schauſpiel ekliptiſch bewegte. Seit Raupach dort vorherrſcht, iſt man in der Schauſpielkunſt auf ein mittleres Niveau zurückgeſunken, Raupach hat die Zuſtände der deutſchen Bühne verſchlammt. Von dem großen Stürmer in München konnte man wohl am wenigſten hoffen, daß ſich eine artiſtiſche Schule um ihn bildete, zumal Hr. v. Schenk nur weinerlich höfiſche Gelegenheitsſtücke dazu ſchrieb und Michael Beer keine neue Richtung einſchlug. Ein eben ſo vereinzeltes Phänomen iſt Seidelmann in Stuttgart. Seine Spielmethode iſt als eine großartige Technik glänzend und neu; aber wollte man ſich dieſelbe als Eigenthum einer Schule denken, ſo würde ſie nichts weiter ſein, als ein ſtereotypes Maskenſpiel. Die beiden herumvoltigirenden Bühnencavaliere, Jerrmann und Kunſt, ſind eher als ſtörende Elemente zu bezeichnen, um ein organiſches Ganzes, wie doch ein dramatiſches Werk ſein ſoll, völlig aus dem Zuſammenhange zu heben. Einzelne ſehr intereſſante weibliche Perſönlichkeiten, wie Mad. Haizinger-Neumann in Karlsruhe und Frln. v. Hagn, können um ſo weniger die Elemente um ſich her zu einem Ganzen vereinigen, als ſie ſelbſt mehr oder minder ſich auf einzelne effectuirende Liebhabereien beſchränken. Dresden und Düſſeldorf ſind meines Bedünkens die einzigen Puncte, wo ſich in Tieck's und Immermann's Bemühen der Plan verrieth, ein künſtleriſches Enſemble zu geſtalten, das befähigt ſei, nach poetiſchem Verſtändniß zu ſpielen und ein claſſiſches Drama in ſeiner Geſammtwirkung erſcheinen zu laſſen, was auf dem wiener Burgtheater doch nur auf ſehr beſchnittenem literariſchen Terrain der Fall ſein kann. Immermann hat jedoch, wie geſagt, ſeinen Eifer gekühlt. Er fungirt jetzt wieder als activer Landgerichtsrath, obwohl ſein Einfluß auf die Leitung des Schauſpiels noch ſeine fortgeſetzte Wirkſamkeit äußert. Wie es heißt, geht er jetzt damit um, Grabbe's „hundert Tage" in Scene zu ſetzen. Daß ein ſo großes dramatiſches Talent, wie Grabbe, für die Bühne faſt als verloren zu erachten iſt, gehört zu den beklagenswerthen Belegen, womit das Dilemma zwiſchen Theater und dramatiſcher Literatur in Deutſchland zu documentiren iſt.

Wie vortheilhaft übrigens, bei allem überwiegenden Hervortreten einer militairiſchen Eleganz, der Einfluß eines preußiſchen Hofes auf den Gang weſentlicher Intereſſen iſt, hat man hier recht eigentlich in dieſen Tagen anzuerkennen. Die ungeſtörte Feier dieſes achtzehnten niederrheiniſchen Muſikfeſtes hat man der Huld des Prinzen Friedrich in Düſſeldorf zu verdanken. Es hatten ſich in den Rheinlanden Stimmen erhoben, die es zu hintertreiben ſuchten, das Muſikfeſt in den Pfingſttagen zu feiern. Man nannte es eine Störung der kirchlichen Bedeutung des Pfingſtfeſtes, die ölige Spinnſtubengeſinnung der elberfelder Pietiſten verſchrie es als antichriſtlich, gottlos, heidniſch. Wäre es dieſen ſchwühlen Chriſtenſeelen gelungen, ihr Vorhaben durchzuſetzen, ſo hätte ſich der heitere Sinn der Rheinländer ſein Muſikfeſt zwar noch nicht nehmen laſſen, aber der Glanz der Feier wäre in vieler Hinſicht getrübt, denn nur während der Pfingſttage war es möglich, daß ſo viel Tauſende von hüben und drüben, rheinauf- und abwärts zuſammenſtrömten, deren freudig bewegte Menge dem Ganzen den Anſtrich einer Nationalſache gab. Dem eifrigen Verwenden des Prinzen Friedrich hat man, wie geſagt, die ungeſtörte Feier des Feſtes zu verdanken. Nur inſoweit reuſſirte die ſchwühle Frömmigkeit mit ihrer Verketzerung, daß es verſagt blieb, den Paulus, dies Werk voll religiöſer Begeiſterung und chriſtlicher Lichtwerdung des Geiſtes, in einem Kirchenraume zur

Aufführung zu bringen. Man ſah ſich auf einen Saal im Becker'ſchen Gartenlocale außerhalb der Stadt beſchränkt. Ein großer Theil der Zuhörer war in dieſem Raume ſchlecht bedacht; auch möchte ich nicht zugeben, daß die Tongeſtaltung in jeder Hinſicht ungehindert und vortheilhaft war. Sänger und Sängerinnen ſaßen neben und dicht hinter dem Dirigenten in mäßiger Erhöhung; die 133 Saiteninſtrumente füllten die nächſt anſteigenden Reihen, beide waren unbeſchränkt in der Entfaltung ihrer Kräfte, aber Hörner und Poſaunen waren bei der teraſſenförmigen Gruppirung des Orcheſters, der Decke zu nahe, der Pauke fehlte die Reſonanz, ihr Ton klang ſtumpf und taub. Dazu kam die gepreßte Luft im gefüllten Raum, in welchem ſelbſt einer bewährten Sängerin am heutigen Abende der Ton in der Kehle erſtickte — genug, die Pietiſten hatten es uns doch ſchwühl gemacht und ich benutzte als rechtſchaffener Chriſt jede Pauſe, um meine zornige Gewitterſtimmung auf einen werthen Nachbar zu entladen, deſſen ſtilles weiſes Lächeln ganz dazu geeignet ſchien, mir zum Blitzableiter zu dienen. Seine Kleidung bezeichnete ihn, er war katholiſcher Prieſter. Wir gingen im Garten mehrmals auf und ab und verſäumten ſogar die eine Pièce, einen Pſalm von Händel. Ich ſchüttete meinen ganzen Groll dem Manne in ſein blaſſes Geſicht. Er war anfangs beſtürzt über ſein proteſtantiſches Beichtkind, das weniger von eignen Sünden als von den Sünden ſeiner Glaubensgenoſſen und dem himmelſchreienden Zeter des proteſtantiſchen Sectengeiſtes zu berichten wußte. Es freute mich, das lebensblaſſe, etwas klöſterlich verſteifte Antlitz des Mannes, der kaum ein Fünfziger zu ſein ſchien, ſich immer freudiger röthen zu ſehen, je mehr ich meinem Herzen über das verwahrloſete Chriſtenthum Luft machte. Chriſt iſt Chriſt, dachte ich, und man muß ſich als Menſch verſtändigen, wenn ein dumpfer Wahn, der im Lebensgarten alle Blüthen und Blumen verwüſtet, ſich für echt chriſtlich ausgiebt. Ich erzählte ihm von dem Hader der proteſtantiſchen Parteien. „Ich habe gehört,“ ſagte er, „ich habe gehört.“ Sonſt war er ſtill und maß mich mit weiten Blicken; ein ruhiges weiſes Lächeln ſtand wie ein Triumph, den ſeine Kirche feierte, auf ſeinen Lippen. Der Katholicismus hat oft ſchon dieſen Triumph erlebt, daß ein gequältes Proteſtantenkind Ruhe ſucht in ſeinem ungeſtörten Schooß, der das Leben mit allen ſeinen Leidenſchaften duldet, den Künſten die ſchwellende Blüthe geſtattet, aber Alles in ſeiner ruhigen unerſchütterlichen Tiefe bezwingt und verklärt. Gegen das freche Wort der Spürkraft des nüchternen Verſtandes hat ſich der Katholicismus allezeit mit allen ſeinen Schreckniſſen gewaffnet, der Freiheit der Forſchung hat er Stillſtand geboten, ſobald ſie der Menge das ſtille Traumleben der Gemüthswelt zu ſtören drohte, aber was das Leben zum Leben macht, die freie Entfaltung ſeiner Kräfte zu einer ſchönen Welt, hat der Sinn des Katholicismus noch immer befördert und beſchirmt; er hat immer den Einen großen Gedanken feſtgehalten, daß der volle Reichthum des ganzen Menſchenlebens wie ein Teppich hingebreitet werde vor dem gewölbten Himmel der Kirche. Die Sterne blicken auch gern auf irdiſches Roſenbeet und der keuſche Mond weidet ſich am liebetrunkenen Menſchenauge, deſſen Schönheitsflamme ein Kuß in ſtiller Nacht entzündet. Die katholiſche Religion iſt ihrer Heiligkeit ſo gewiß, daß ſie dem Menſchen ſein Spielzeug nie zerbrach. Hat ſie doch ſo und nicht anders zu den Künſten den Impuls gegeben; Malerei und Muſik fanden in der Welt des Katholicismus ihre tiefſten Wurzeln. Vor der aſchfarbnen Gräue, mit welcher der proteſtantiſche Pietismus den heitern Sternenhimmel des Chriſtenthums überzieht, erbleichen alle Farben des Lebens, und wer nicht hienieden in aller Unſchuld der begabten Sinne ſeinen Gott ſucht und findet, mich dünkt, dem wird ſein Angeſicht auch jenſeits abgekehrt bleiben. Gott iſt kein Gott des Todes. Daß man aber fromm ſein könne, auch wenn man ſich in Muſik berauſcht, — habe ich Ihnen das geſtern nicht ſchriftlich bewieſen, Leopoldine?

Dem katholiſchen Manne Gottes hatte ich meinen Glauben gebeichtet. Wir ſtanden auf dem kleinen Raſenplatze am Ende des Gartens, als er ſeine Hand auf meine Schulter legte und mich mit ſeinen großen dunkelſchwarzen Augen umſpannte, als wollte er Beſitz nehmen von meiner Seele. Sein weiſes Lächeln hatte einem ſalbungsreichen Ernſte Platz gemacht, ſein Scheitel glänzte, ſeine Haltung wurde pathetiſcher und die Reihe, zu lächeln, war nun füglich an mir. „So ſind Sie denn,“ ſagte er feierlich, „ſchon kraft Ihres eignen Denkens beinahe befähigt, um einer der Unſrigen“ —

„— um ein Chriſt zu werden,“ unterbrach ich ihn. „Ja, bei Gott! es wird einem ſchwer genug gemacht im Leben. Es gehört viel eignes Denken dazu, um das Kleinod des echten Chriſtenthums herauszufinden aus der zwieſpältigen Welt, viel eignes Denken und viel Unſchuld der Seele. Laſſen Sie uns Mozart’s Cantate hören, wir verſäumen das Wichtigſte. Wir brauchen Muſik, um über die Form hinweg zum Inhalt zu kommen.“

Der Mann war verſtummt. Ich hatte an den Menſchen in ihm appellirt, aber ich war doch im Grunde auf eine habgierige Prieſterſeele geſtoßen. Bei alledem habe ich ihn ſpäter doch wieder aufgeſucht und meine Gedanken mit ihm ausgetauſcht. Wir kehrten in den Saal zurück. Mozart’s Davide penitente begann ſoeben, die 73 Violinen und 48 Violen und Violoncelle ſetzten ſich in Bewegung. — Zu dem, was ſonſt noch der Abend geboten, gehörte Beethoven's Sinfonie mit Chören über Schiller's Hymnus an die Freude.

Sind Sie mir heute böſe, Dina? unzufrieden mit meinem Tagewerk? — Der Schlaf legt ſich, ein Genius der Unſchuld, über meine Augen und hüllt alle meine Gedanken in ſüßes Vergeſſen. So wird uns der Tod einſt dem zwieſpältigen Leben entrücken, wir werden glücklich ſein, — wenn unſere Gedanken ſchwinden.

9.

Düſſeldorf, den 25. Mai.

Geſtern und heute früh ſaß ich noch zu wiederholten Malen an der Stelle, wo **Chriſtoph Grabbe** am hellen lichten Tage ſtundenlang zu ſchlafen pflegte. Im Drachenfels, einem Weinhauſe in der Rheinſtraße. Ueber dem Platze, wo er ſaß, hängt ſein Bild, ein groteskes Geſicht mit eingefallenen Wangen, verbiſſenen Lippen, zerſtörten Zügen, über denen eine ſtolze, faſt majeſtätiſch hohe Stirn wie mit dem Zorn des Donnerers thront. Das Haar hängt verworren herab, das Auge hat nur noch Kraft zu momentanem Aufblitzen. Früh morgens, wenn er erwacht, bedarf er eines fürchterlichen Stärkungsmittels; was eine andere Natur umwirft, belebt erſt ſeine phyſiſchen Kräfte. Um neun Uhr ſaß er am Schreibtiſche und ſchleuderte da jene koloſſalen Geburten von ſich, die in ihrer rieſigen Geſtalt ihresgleichen ſuchen. Um ein Uhr war er mit dem Tage fertig. Zu eſſen pflegte er nicht, oder nur wenig. Er ließ ſich ankleiden und in den Drachenfels führen; eine Wunde am Fuße aus der Burſchenzeit ſeiner Studentenjahre hinderte ihn am freien Gange. Und dann ſaß er in dem ſechseckigen Zimmer, im Winkel oder am Fenſter, halb grübelnd, halb im Schlafe, ein Bild der verzerrten Phyſis, an der die Pſyche nur noch herumleckt in ſeltnen Momenten. Eine Flaſche leichten Weines ſtand vor ihm, er nippte nur noch wenig; ein Becher mit Fidibus durfte, ſelbſt wenn er ſchlief, nicht fehlen auf dem Tiſche. Dann und wann blitzte ihm ein Gedanke durch den Kopf; dann faltete er eines der zuſammengedrehten Papiere auseinander und ſchrieb mit

Röthel auf den ſchmalen Streifen das Ergebniß des Momentes. Seine Taſchen ſtaken voll von ſolchen beſchriebenen Schnitzeln, aus denen er ſeine Tragödien zuſammenſetzte. So lebte er tagtäglich, für die ſonſtige Menſchenwelt verloren, Alles, was der Tag ſonſt brachte, mit Verachtung, mit Hohn, von ſich weiſend. Ein dämoniſcher Stolz ließ ihn die erbärmliche Hülle ſeines Körpers ertragen, er war Cyniker aus Leidenſchaft, aus Grundſatz, aus fürchterlichem Eigenſinn, der ihn für alle Intereſſen des für ihn verwüſteten Lebens unfähig machte. Immermann hatte ihn aus Frankfurt hierhergezogen, um ihn für die Theatergeſchäfte zu gewinnen. Grabbe iſt durch und durch gutmüthig, wer ſein Vertrauen hat, lenkt ihn wie ein Kind, findet ihn aber für alle Praxis eben ſo unfähig wie ein Kind. Grabbe ſchrieb Rollen ab und erhielt von Immermann dafür nach Gebrauch die Gebühren. Wenige Tage vor Pfingſten hatte er Düſſeldorf verlaſſen, um wieder in ſeiner Heimath, Detmold, zu vegetiren. Seine hieſigen Verhältniſſe waren abgebraucht; der detmolder Hof, wo er früher die Stelle eines Auditeurs bekleidete, machte ihm wieder ein Anerbieten; ſeine Frau iſt in Detmold eine der angeſehenſten Damen. Die Contraſte ſeines Lebens und ſeines Naturells laſſen ſich nur andeuten, ſie auszumalen fehlt aller Muth. Man muß den Drachenfels beſuchen und den eben ſo geiſtreichen als liebenswürdigen Weinwirth erzählen hören. Mit leichtem Moſelwein läßt ſich dieſe ſchwere Geſchichte eines deutſchen Dichters hinunterſpülen.

Eine Zeit lang ſaß Grabbe nicht ſo ganz einſam hinter ſeinem Fidibusbecher im Drachenfels. So lange Norbert Burgmüller lebte, hatte er einen treuen Geſpons. Ein Muſiker, ein Schüler Spohr's, ſieben Jahre jünger als Grabbe *), eben ſo abgemüdet von allem, was Leben heißt, ſaß Norbert täglich neben ihm in dem Winkelzimmer. Sie ſchlürften mit einander aus Einem Glaſe, ſchliefen zuſammen, über den Tiſch gelehnt, und haſchten von einander die wortkargen Gedanken, die über Gott, Menſchheit und Welt im Gehirne des Einen und des Andern wie ein Fluch des

---

*) Grabbe iſt im Februar 1801 geboren.

Geiſtes über die Natur auftauchten. Es waren die Einfälle verzweifelter Einſiedler. Wenn Hoffmann und Devrient in Berlin bei Lutter und Wegener nächtlich ſaßen und die Funken des Witzes dämoniſch aus ihrer weinglühenden Stirn ſprühten, ſo war eine Schaar von Nachtgeſellen um ſie verſammelt, die von den Brocken ihres geiſtigen Reichthums zehrten. Und dieſe beiden Männer hatten den vollen Tag hinter ſich, der Kammergerichtsrath hatte am grünen Seſſionstiſche ſein Urthel geſprochen, der große Mime hatte am hellen Mittage, in der letzten Zeit freilich auch mitten im Sommer bei geheiztem Ofen, eine Rolle einſtudirt; Abends ließen ſich den Dämonen einige infernaliſche Gunſtbezeigungen mit Recht und Fug abgewinnen. Hier aber ſaßen zwei Jünglinge ſchon am Tage fertig mit dem Tage und ſeinen Anſprüchen, von dem fröhlichen Leben, das an den Ufern des goldgrünen Rheins ſich der Sonne freute, geſchieden wie durch eine lähmende dunkle Macht. So lange Norbert Burgmüller lebte, ſaß Grabbe nicht einſam im Drachenfels. Aber er reiſte im Anfange dieſes Monats nach Aachen und ſtarb am 7. Mai ganz plötzlich im Bade. Grabbe erließ im düſſeldorfer Fremden-Anzeiger eine Notiz, die wie ein Steckbrief abgefaßt war: „Norbert, Du wollteſt wiederkommen, Du haſt Dein Wort nicht gehalten! Du biſt weiter gereiſt, als Du ſollteſt und wollteſt. Norbert, kommſt Du nie wieder?“ Und der hartgefügte, ſtarkgepanzerte Grabbe ſaß von da an nur in Thränen aufgelöſt in der drachenfelſer Weinſtube, ſchrieb nichts mehr auf den Fidibus und konnte ſeine „Hermannsſchlacht,“ mit der er beſchäftigt war, nicht vollenden. Dieſer Norbert war für ihn nicht blos der einzige Freund, auch der einzige Menſch geweſen in aller Welt; in jedes andere Geſicht ſpie er ſeine Menſchenverachtung. Und er nahm die Gelegenheit wahr, Düſſeldorf zu verlaſſen. *)

Norbert Burgmüller iſt als Muſiker wenig bekannt

---

*) Grabbe ſtarb in Detmold am 12. September 1836, noch nicht fünfunddreißig Jahr alt. Merkwürdig war aus der letzten Zeit in Düſſeldorf ein Zettel an Immermann: „Die Hermannsſchlacht, welche Sie erwähnen, iſt gegen Hannibal ein Koloß. Sie iſt fertig. Ich feile nur noch, ſinke auch wohl an ihr nieder, wenn ſie vollendet iſt — auf ewig.“

geworden. Seine Sachen ſind im Beethoven'ſchen Styl geſchrieben. Wie ich höre, führt Mendelsſohn-Bartholdy noch in dieſen Tagen zur Todtenfeier des Geſtorbenen eine von deſſen Sinfonien auf.

Ich ſtürzte geſtern halbtoll aus dem Drachenfels hinaus, die Rheinſtraße entlang nach dem Hafen. Ich wollte ſehen, ob denn dieſe Welt ſo abſcheuwerth iſt, um ſich ſchon bei lebendigem Leibe mit Haut und Haaren dem Teufel der Einſamkeit zu verſchreiben; — denn nur die Einſamkeit, zumal die ſelbſtverſchuldete, macht dich irre an Gott und allen guten Geiſtern. Laßt mir den Leichtſinn, ihr Götter, und die bewegliche Welle des Blutes, die viel überſpült und in Vergeſſenheit taucht!

Am Hafen war reges Leben. Die Gondeln ſchwebten hin und her, die Wimpeln flatterten, die Matroſen jodelten, aus der Ferne zog ein Dampfſchiff heran und der Wind kräuſelte die Wolken der Rauchſäule auf und nieder. Ich ſetzte mich ans Ufer und der Lärm des geſchäftigen Tages verſcheuchte meine drachenfelſer Nachtgedanken. Und dann ſtieg auch, wie ein ſtiller

Hüter meiner Seele, Ihr Bild, Dina, wieder vor mir auf, und wiegte ſich im goldgrünen Spiegel des Rheines zu mir herüber und wieder zurück in das täuſchende Wellenſpiel.

Ich war nun gerüſtet, um Muſik zu hören, und durfte das Morgenconcert, womit die Reihe der muſikaliſchen Feſtivitäten geſchloſſen wurde, nicht verſäumen.

Madame Fiſcher-Achten war unpäßlich geworden; das Morgenconcert mußte zum großen Theil improviſirt werden. Herr Schmezer ſang die Bildnißarie des Tamino aus der Zauberflöte, Fräulein Grabau Arie und Recitativ der Vitellia aus dem Titus, Herr David, Concertmeiſter in Leipzig, ſpielte mit der anerkannten Feinheit ſeines Geigenſtrichs die ſchwere Sonate von Beethoven *), mit Mendelsſohn's Begleitung auf dem Flügel. Aber von der erſten Ouvertüre zu Beethoven's Leonore muß ich Ihnen noch beſonders erzählen. Dieſe erſte, bis jetzt nur ſehr Wenigen bekannte, Ouvertüre

---

*) Die dem pariſer Kreutzer gewidmete.

zur Leonore (Opus 138.) war bereits im Jahre 1805 componirt. Eine zweite, unter demſelben Titel erſchienene, ſchrieb der Meiſter erſt ſpäter, und die dritte, zum Fidelio componirte, gehört ihrer Entſtehung nach dem Jahre 1814 an. Beethoven's Oper hatte in Wien Anfangs gar nicht gefallen, deshalb die häufigen Umgeſtaltungen. Außer dieſen drei Ouvertüren exiſtirt eine vierte, welche bis jetzt nur vierhändig für das Clavier erſchienen iſt. Alle vier ſind ſehr verſchiedene Geburten einer und derſelben Geiſtesſtimmung; nur in den allgemeinen Motiven haben ſie etwas Gemeinſchaftliches. Es iſt z. B. eine ſehr intereſſante Erſcheinung, welche zu beſonderer Betrachtung veranlaßt, daß derſelbe Accord, dieſelbe Fermate, die in der Ouvertüre Nr. 2. den Uebergang bilden, zur Andeutung des Triumphes der Liebe über die dunkeln Gewalten der Tücke, in der Ouvertüre Nr. 1. in ähnlicher Weiſe, aber in ganz entgegengeſetztem Sinne, die Einleitung zur Darſtellung des tragiſchen Looſes Floreſtan's abgeben, indem die Anklänge aus ſeiner Arie hier ganz beſonders hervorgehoben werden. Will man die erſte Ouvertüre mit der zum Fidelio in Vergleich bringen, ſo verhalten ſie ſich zu einander, wie ein elegiſcher Seufzerhauch zu dem völligen Schrei des lauteſten Schmerzes, der den gewölbten Bau der Bruſt zu zerſchmettern droht.

Die erſte Ouvertüre zur Leonore war bisher als Manuſcript Eigenthum Haßlinger's in Wien und Schindler's in Aachen. Der Letztere, ein Feind aller Muſikfeſte, verweigerte auf mehrfache Bitten ihre Mittheilung. Dem Beſtehen der Muſikfeſte, die faſt die Bedeutſamkeit einer Nationalſache in Anſpruch nehmen könnten, wird durch die Grille dieſes und jenes Muſikers ſchwerlich ein Abbruch geſchehen. Das nächſtjährige niederrheiniſche Feſt wird in Aachen gefeiert werden. Heute Mittag war eine Anzahl theilnehmender Freunde und Freundinnen zum Abſchiedsſchmauſe beiſammen. Die Tribune war mit Mendelsſohn-Bartholdy's Bild geziert; die Kränze, die ihm die begeiſterten Rheinländerinnen auf die noch ſo jugendlichen Schläfe gedrückt, hingen zu Guirlanden gewunden zu beiden Seiten. Auf der blaſſen Wange des Meiſters ſchwebte eine leiſe Röthe; ſein kluges Auge ſah keck aus, wie zu neuen Entwürfen gerüſtet. Der würdige Schadow brachte den Toaſt aus für das Fortbeſtehen der rheiniſchen Feſte.

Von meiner Wanderung durch die Ateliers der Maler gebe ich in aller Eile nur kurzen Bericht. Schadow arbeitete an einem Altarblatte für die Kirche in Dülmen; zwei Engel ſtehen an der Leiche Chriſti. Bendemann iſt vom alten Teſtamente ins neue übergegangen; er malt einen gegeißelten Chriſtus. Von ſeinem Jeremias ſieht man hier noch die kleine Farbenſkizze. Von Hübner ſah ich eine Gruppe Schnitter und einen großen Carton zum Tobias.

Und nun, adieu, Dina, auf lange Zeit. Ich bin recht müde vom Sehen, Hören und Schreiben. Wenn ich an Sie ſchreibe, ſo iſt's immer wie ein Ruf aus tiefſter Seele herauf. Nun ſollen Sie lange nichts von mir hören, nun will ich ſchweigend den Rhein ſtroman, ſeine Burgen beſteigen, ſeine Weine proben. Wenn ich an ſeine Strudel komme, will ich denken:

wie leicht ſeid ihr zu beſchiffen gegen die Strudel der Gemüthswelt! Wenn ich in ſeine glänzende Tiefe blicke, will ich bedenken, wie weit lieber ich in Dina's glänzende Augentiefe blickte. Aber ſie ſoll es nun nicht mehr wiſſen. Hab' ich ſie gequält mit meinen Worten, ſo will ich ſie nun mit meinem Schweigen belohnen. Was ſollt' ich Ihnen auch vom Vater Rhein erzählen, das nicht ſchon Jedermann wüßte. Du hörſt von mir keine Sylbe, bis ich vor Dir ſtehe; dann magſt Du mir das Siegel von den Lippen löſen.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Weibliche und männliche

Charaktere.

Weibliche und männliche
Charaktere.

Von

F. Guſtav Kühne.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Verlag von Wilh. Engelmann.
1838.

Inhalt.

VIII. Shakſpeare als Menſch und Lyriker 1

IX. Shelley 81

X. Leopold und Otto. Ueber den Anfang im Philoſophiren und über Sophiſtik im Denken und Sein. Ein Dialog 119

XI. Deutſche Lyriker 161

XII. Charaktere aus Rahel's Umgang 217

XIII. Charaktere nach Handſchriften 239

XIV. Der Zeitgeiſt auf Reiſen 263

XV. Der Zeitgeiſt in Bildern 347

XVI. Chriſten und Juden 367

VIII.

Shakspeare

als

Menſch und Lyriker.

„Sind denn nun aber der Genius, ſein Urſpung und ſein Walten erkannt, wenn ſie mit den Erſcheinungen geſchichtlichen Herganges in Reih und Glied geſtellt werden? Das Tiefſte und Größte des Menſchengeiſtes hebt ſich aus dem Schooße des Geheimniſſes, wie ſein phyſiſches Daſein: und es iſt und bleibt ſtets merkwürdig, daß, trotz der wißbegierigſten und liebevollſten Forſchungen, im äußern Leben wahrhaft großer, Göttliches offenbarender Geiſter ſo viele Lücken bleiben; als ſollte nur des Geiſtes Walten und Sein zur Sprache kommen, und der Weltgeiſt ſpottete des Buchſtabirens der Menſchen, denen er lieber das Wort gönnen ſollte.“

Allerdings, wir buchſtabiren nur an der Größe des Briten. Und ſo lange ſich dem Schooße des Geheimniſſes, in welchem ſeine Perſönlichkeit verſteckt liegt, nur fragmentariſche Winke abgewinnen laſſen, bleibt mancher Zug ſeines Geiſtes, manche Stimmung des Menſchen in ihm, ein Räthſel. Man hatte ſich, ſobald die Bekanntſchaft mit Shakſpeare in Deutſchland begann, gar bald daran gewöhnt, bei dem Anſtaunen ſeiner dramatiſchen Werke auf die Kenntnißnahme der Perſönlichkeit ihres Schöpfers zu verzichten. Und in der That ſtiegen auch dieſe Werke einer wunderbaren Zeugungskraft wie ſtahlummauerte Rieſenſchlöſſer vor uns auf, bei denen die gewiſſeſte Zuverſicht ihres thatſächlichen Daſeins doch nichts an dem Glauben ihrer feenhaften Geburt ſchmälert. So in ſich feſtgefugt erſcheinen dieſe Gebilde, nicht blos Spiegel einer Welt, ſondern objective Welten ſelber, die ſich um eigene Axen drehen, während der Geiſt, der ſie ſchuf, in ſeiner Verklärung ſich ſelbſt vergeſſend, nur um ſeiner Geburten willen verbanden, auf das buntbewegte Leben ſeiner Geſtaltungen ſtill ſelig herabſchaut. Es war unerhört, Dichterwerke zu ſehen, die ſo viel ſelbſtſtändige Schwerkraft verriethen, in ſich ſelbſt ſo viel eigene Um=

ſchwungsgeſetze hatten, und ſo abgelöſt daſtanden von der Perſon des Schöpfers. Außer den homeriſchen Geſängen und dem Nibelungenliede kannte man in der Literatur aller Völker kein bezügliches Beiſpiel dieſer Art, und von dieſen Geſängen weiß man, daß ſie, einer Kindheitsepoche menſchlicher Entwickelung angehörig, mehr dem Geiſte der Nation als der Dichtungsweiſe eines Einzelnen zuzurechnen ſind. Sonſt hatte man keine Dichtung vergleichsweiſe zu nennen, bei der man ſo ſehr über dem Werke deſſen Schöpfer vergeſſen durfte. Ueberall ſonſt in poetiſchen Spiegelbildern objectiver Weltzuſtände war die Perſon des Dichters mit ſeinen Geburten zu confrontiren, und in der Geſchichte ſeines Lebens dies und jenes Motiv ſeines Dichtens zu finden; in der Kenntnißnahme ſeiner eigenſten Zuſtände und Situationen als Menſch lag oft der Anreiz, der beſtimmende Beweggrund und die geheime oder offenkundige Quelle ſeines Schaffens. Dieſe Shakſpeare'ſchen Dramen erſcheinen aber in der That wie ein Univerſum, hinter deſſen ſelbſtkräftigem Leben ein Gott ſeine Perſönlichkeit verläugnet.

Seit Schlegel's Verdeutſchung laſen wir dieſe Dichtungen wie Werke unſerer eigenen Literatur. Unſere zwei größten productiven Köpfe, die ſich's beikommen ließen, eine deutſche Nationalbühne zu geſtalten, traten verſuchsweiſe in die Fußtapfen des Briten und ließen es bei den Experimenten jugendlicher Nacheiferung bewenden, ohne dieſe anfänglich eingeſchlagene Bahn weiter zu verfolgen. Epiſche Behäbigkeit, lyriſche Genußliebe und metaphyſiſche Gelüſte, in denen der Nationalſinn der Deutſchen ſeine angemeſſenſte Befriedigung fand, hielten Goethe und Schiller ab, der deutſchen Poeſie einen echt dramatiſchen Styl zu ſichern, wie er ſich in der engliſchen Literatur wirklich geſtaltet hatte, ſo daß Shakſpeare ihn bereits vorfand, nicht ſein erſter Schöpfer, ſondern ſein Vollender war. Eine deutſche Schauſpielkunſt bildete ſich an der britiſchen Muſe zu einer großartigen Bedeutſamkeit, die nur nach dem Maße, als Shakſpeare auf der Bühne eine ſeltene Erſcheinung wurde, wieder verſchwinden konnte; aber unſere ſteigende Bekanntſchaft mit Shakſpeare's Geiſt und Körper half unſerer dramatiſchen Production nicht auf, und Tieck, vor dem Publicum als der genaueſte Kenner und Freund des Briten längſt anerkannt, hatte eine ganze Reihe dramatiſcher Gedichte geſchrieben, die eher das Gegentheil von dem zur Erſcheinung gebracht, was er ſpäter theoretiſch an dem Meiſter bewundert. In der That blieb denn auch für die liebe Deutſchheit nur das theoretiſche Erkennen, nicht das productive Heraufbilden, nur der Genuß übrig, der ſich freilich bald auch nur auf die ſtille Lectüre beſchränkt ſieht, wenn das deutſche Theater ſeiner gänzlichen Verwahrloſung weiter entgegengeht. In letzter Zeit ſchienen Immermann, und in gleicher Wahlverwandtſchaft des Geiſtes Grabbe einen neuen vollkräftigen Anlauf zu nehmen, um der deutſchen dramatiſchen Literatur nach Maßnahme der britiſchen die längſt erſehnte und oft, aber immer vergeblich, angeſtrebte Richtung und eine hiſtoriſche Baſis zu geben, auf welcher das Nationalbewußtſein einer Spätzeit ſich an der gediegenen Kraftfülle großer Vergangenheiten ſtählt und ergötzt. Immermann's und Grabbe's Producte gaben nur das Abc der Shakſpeareſchen Weisheit, die, genau genommen, gar keine ſpeculativ gepflegte und gehegte Weisheit iſt, vielmehr ganz lebensgetreu und naturwüchſig als das ungenirte Ausgepräge eines in ſeiner ganzen Fülle und Größe ſich erfaſſenden Nationalgeiſtes ſich hingibt. In dieſem einfachen Umſtande liegt die ganze complicirt erſcheinende Tiefe und Größe dieſes Shakſpeare; er war nicht blos ein großer Einzelmenſch, wie man in Deutſchland große Einzelmenſchen findet, er war auch der Sohn einer großen Nation, der unbewußte Erbe ihrer geiſtigen Thatkraft, das getreue Organ einer in nationeller Geſammtentwickelung begriffenen Zeit, die wie mit einem Januskopfe begabt, rückwärts auf die hinter ihr liegende naturmächtige Fülle des Mittelalters gewandt erſchien und vorwärts in die eroberte Klarheit des proteſtantiſchen Bewußtſeins blickte.

An dieſer Schwelle einer Pforte von alter zu neuer Zeit ſteht Shakſpeare's Muſe; eine Zionswächterin, ſtellt ſie einem neuen Jahrhunderte die Schätze der verſchwundenen zu Genuß. An proteſtantiſcher Klarheit fehlte es den Deutſchen wohl nicht, wenigſtens nicht am Ende des vorigen Jahrhunderts, das die Wiege ihrer Literatur war; auch Mittelalter hatten wir hinter uns und neben uns genug; man konnte auf ſeine kläglich verſpäteten Ruinen ſogar mit Fingern weiſen, aber unſere Klarheit hatte ſich von unſerer Fülle gleichgültig geſchieden, Proteſtantismus und Katholicismus hatten ſich wie Licht und Materie getrennt, jenes fror, wie die Sonne friert, dieſe blieb warm, aber dunkel in dicker Erdatmoſphäre. Ein dreißigjähriger Krieg, der viel länger dauerte, als ſeine Zahl beſagt, hatte die Deutſchen um das Bewußtſein ihrer Einheit gebracht; nicht blos ein Norden und Süden, ein Oſten und Weſten, hundert miſerable Weltgegenden etablirten ſich im deutſchen Leben, das bald wie eine magnetloſe Windroſe, bald wie eine buntgeflickte Narrenjacke ausſah, der die Nähte ſchmachvoll auseinandergingen. Wenn der Geiſt nicht mächtig genug bleibt, ſich ſeinen Körper und ſein Gewand zuſammenzuhalten, wie konnte es einzelnen Schneidermeiſtern gelingen, das unrettbar Loſe zu einen! Es hat an dieſer auseinandergelaufenen Nationalität Mancher herumgeſchneidert, und ſich dabei blos in die Finger geſtochen. Es war der Nation im Ganzen und

Großen die Befähigung ausgegangen, das Bewußtſein ihrer einheitlichen Perſon feſtzuhalten und ſie als Geſammtgeſtalt weiter zu gliedern, wie es der Geiſt moderner Jahrhunderte erheiſchte. War der Baum ſchon im Stamme zerſpalten, wie ſollte ſich da die Blüthe, als Inbegriff des Süßeſten, entwickeln, und ſeine Säfte erzeugen! Shakſpeare aber war nichts als der Kern deſſen, was ſeine Nation geweſen, ihr Tiefſtes und Höchſtes, ihr Geheimſtes und Offenbarſtes genießt ſich in ihm, ſein Genius entſtieg ſeiner Volksentwickelung ganz naturgültig, wie der Schmetterling der Puppe. Eine Literatur kann nur in gleichem Maße mit dem volksthümlichen Leben vielſpältig, zerriſſen und in ihrem vollwüchſigen Gedeihen als Abdruck innerer Zuſtände behindert ſein. Es gibt in aller Zeit und Räumlichkeit keine Literaturentwickelung, die, wie die deutſche, gleich ſehr zerſpalten und verſchleppt wäre. Was wir unſere literariſchen Koryphäen nennen, iſt ein buntſcheckiger Complex der verſchiedenſten Geiſtesrichtungen, der abnormſten Studien, der entlegenſten Speculationen, der haltungsloſeſten, in ſich verarmten Ichheit des Subjects. Jener machte franzöſiſche Toilette, dieſer tauchte Herz und Hand in ſpaniſchen Blumenſchmelz, ein Dritter glaubte ſich als Verskünſtler italieniſcher Maaße einen nationalen Dichter, oder vergaß im Anſchauen der griechiſchen Götterbilder das heimiſche Intereſſe, wenn er nicht gar mit Herz und Sinn im Oriente ſchwelgte und mit Bülbül koſ'te. Große Köpfe, große Fähigkeiten, große centrifugale Richtungen, aber alle ohne die pedale Nationalkraft, in deren Schooße Shakſpeare ſaß und brütete. Schiller und Jean Paul, die deutſcheſten der Deutſchen, waren weit größere Menſchen als glückliche Dichter und Bildner deſſen, was in der Tiefe ſchlummert, aber herausgeſtaltet ſein will zu einer klaren ſichern Welt voll Wirklichkeit. Wer ſonſt von den deutſchen Heroen, wie Goethe theilweiſe und ohne Stetigkeit der Richtung, deutſch aus deutſchem Holze ſchnitt, gab nichts weiter, als das entfaltete Schauſpiel einer großen Perſönlichkeit, die ſich nicht ungerächt aus dem Verbande volksthümliches Geſammtbildung löſt. So ſteht Shakſpeare in der That einzig da; in ſeiner charaktervollen Einfachheit, in der Conſequenz ſeiner feſten Phyſiognomie liegt das Wunder dieſer Erſcheinung für uns vielfach zerriſſene und zerſtückelte Deutſche. Seine dramatiſchen Geburten ſind Geburten ſeines Nationalgeiſtes, er hat nie etwas anders geſchaffen, erſtrebt und geſagt, was nicht der Genius Englands, wäre er noch einmal in anderer Geſtalt als in Shakſpeare perſönlich geworden, ebenfalls geſchaffen und zum Ausſpruche ſeines tiefſten Weſens entfaltet hätte. Hierin liegt das Räthſel ſeiner naturgemäßen Größe, die eine Eintrachtsgeburt ſeiner ſelbſt und ſeines Nationalgeiſtes war, ſo daß wir „Narren der Natur" dieſe Geiſtererſcheinung ſehen und die Hamletsſchwäche, ihm nicht gehorchen zu können, in uns fühlen. Shakſpeare's Werke ſtellen ſich hin wie Triumphe des Nationalgeiſtes in damaliger Zeitentwickelung. Nicht daß in dem Damals nur Großes erſchienen wäre und die Fülle des Lebens ſich bereitwillig und wohlfeil in allen Ecken und Winkeln erzeugt hätte, aber was an Größe, Tiefe und Herrlichkeit, was an ſeltſam Eigenthümlichem im Schooße Englands ſich ſchon erſchloſſen oder noch erſchließbar regte, ſtrömte in dieſem Dichtergeiſte zuſammen, der in ſeinem eigenen Blüthengarten nur das Blüthenfeſt ſeines Volkes feierte. Er durfte ſich nicht erſt, wie faſt jeder deutſche Autor von Gehalt, ein Publicum bilden, das Publicum war da, von der Königin herab bis auf die letzte Bürgerſeele, faſt gleichmäßig ohne Scheidewand der Bildungsſtufen befähigt, ſchau- und hörluſtig, und was er üppig und in vollen Schalen bot, wurde eben ſo hungrig und mit einer Art Nationalbehagen hingenommen. Er brauchte ſich nicht erſt den Styl und die Formen für ſeine Poeſie zu ſuchen und zu geſtalten, Styl, Form und Richtung waren vor ihm ſchon da in der engliſchen Bühnenliteratur, nur zu ſteigern, zu vergeiſtigen hatte er, was volksthümlich zu Tage lag, und ſo ſchlug denn Alles zuſammen, um ſeine Dichtung wie eine Feier deſſen erſcheinen zu laſſen, was der Geiſt der Nation in ſeinen glücklichſten Stunden ſelbſtthätig zu erſchaffen vermochte.

Und hierin liegt auch der Grund, warum ſeine Perſon hinter ſeinen Werken ſo ſtill verſteckt blieb. Für deutſche Dichter ergab ſich das Verhältniß als ein ganz umgekehrtes. Der Mangel an großen Intereſſen, in denen ſich das Bewußtſein eines Volkes centraliſirt, lag am Tage. Das begabte Individuum nahm ſein eigenes Leid und ſeine eigene Freude wie eine Geldkatze um den Leib und wanderte damit getroſt der Spitze des deutſchen Parnaß entgegen. So wurde denn in der That manche eigene Haut zu Markte gebracht; die deutſche Nationalliteratur erſcheint zu einer Literatur von Einzelweſen aufgelöſt. Form, Geſtalt, Richtung, alles mußte jeder ſich erſt ſchaffen, erobern. Aus ſich ſelbſt ſog er Stoff und Begeiſterung, und ſo blieb er ſelbſt und der Kreis ſeiner Ideen Ziel und Heimath ſeiner Productionen. Es gibt Intereſſen des Einzelnen, in denen ſich die Probleme des geſammten Geſchlechts erledigen. Dies unbezweifelt zugeſtanden, ſo hat ſich die Literatur der Deutſchen die weitgreifendſten Ideenkreiſe eröffnet. Unſere Dichter überſpringen die Nation, ihre Herzensfaſern reichen über ſie hinweg und knüpfen ſich an das große allgemeine Sonnenherz der ganzen Menſchheit. Shakſpeare beruft ſich nur auf ſein Volk, England iſt ſeine Liebe und ſein Stolz, ſeine Nation iſt ſein Forum. Schiller appellirt an die Menſchheit.

Das Univerſum iſt dem deutſchen Individuum näher gerückt, einer Nation kann der deutſche Dichter nicht ins Antlitz blicken, das Univerſum hat er in ſeinen großen Stunden vor Augen, und was anderswo als Nationalliteratur erſcheint, nimmt bei uns die Phyſiognomie einer Weltliteratur an. Hier liegt die formloſe Größe unſeres Denkens und Dichtens, die weltweite Peripherie unſerer Gefühle, die irre Heimathloſigkeit unſerer Gedanken. Die keckſten Aufgaben hat ſich der deutſche Geiſt geſtellt, ſeine philoſophiſchen und dichteriſchen Speculationen reichen in den weiten Himmel wie Fragezeichen hinein, auf die als Antwort nur ein Ausrufungszeichen erfolgt. Alles Grübeln der tiefſten Seele, alles Schwelgen im ſüßeſten Gefühl ſoll uns über das, was fehlt, hinwegtäuſchen, es fehlt für den deutſchen Sinn zwiſchen Individuum und Univerſum das bindende Mittelglied, Nation. Das gilt für das Frühere wie für das Jetzt. Uhland, der patriotiſche Sänger, iſt mehr provinziell als allgemein deutſch; was allgemein deutſch iſt, reicht nach irgend einer Seite ins Weltweite hin; Friedrich Rückert iſt in ſeinen Liedern voll indiſchem Duft deutſcher, als in ſeinen patriotiſchen Kampfliedern, welche die Begeiſterung für eine unerfüllt gebliebene Sache einhauchte. Und weſſen Denken und Fühlen mit ſeinen Herzensſchlägen nicht hinausſtrömt ins Univerſum, der verſinkt mit ſeinen Intereſſen in das Gehäuſe ſeiner Perſönlichkeit. Hier iſt denn auch Großes offenbart; es läßt ſich in der deutſchen Literatur eine Anatomie des innern Menſchen aufzeigen. Ein weicheres, ſchöneres Herz als das deutſche kennt man nicht. Wir haben große Menſchen gehabt, Hohepriеſter der Seele, Vogelſchauer aller Zuckungen des Menſchengeiſtes. Wir haben aber auch, weil jeder in ſich ſelbſt die Motive ſeines Dichtens ſuchte, entſetzlich viele kleine Menſchen, unerklärbar winzige Subjecte, himmelſchreiend dürftige Seelen zu Dichtern gehabt. Gewürm iſt faſt unſterblicher im deutſchen Leben als große Gedanken; keine Literatur hat ſo viel Sand an ihrem Meeresufer, ſo viel leere Schalen ohne Auſtern, — und es iſt nichts perfider als eine auſterloſe Schale, ſie macht an Gottes Weisheit zweifeln! Es pfiff eben jeder auf ſeiner eigenen

Fauſt, ſog alles aus eigenen Fingerſpitzen, wie dieſe denn waren, roſenfarbig oder blauangelaufen. Man ſammle die Obſcuritäten aller andern Literaturen, ſie verſchwinden vor dem Wuſte unſerer eigenen. Jede nackte Seele ſang bei uns ihr nacktes Leid, miraculös iſt die Summe von Miſèren, welche deutſche Dichter feierten. So was man ſpecielles Pech nennt, nimmt jeder auf ſeinen Leiſten; jede winzige Seele beſingt ihren noch ſo winzigen Schmerz. Das ſind die Millionen fingerlanger Lieder, engbrüſtig, kurzathmig, wie der Hauch eines ſchwindſüchtigen Mädchens. Was Einem paſſirt in Deutſchland, er bringt's in Verſe. Es reißt ihm eine Naht und er beſingt ſeine Blöße, es heirathet Einer und er wird ſofort ein andrer Kerl, ein Windſtoß bläſt ihm ſeine Lampe aus und er ſchreit über univerſelle Finſterniß, es ſtirbt Einem ein Hausknecht und er macht ſein Leben lang Elegieen, er ſchneidet ſich in den Finger und er ſchreibt — nur um deswillen — blutig. Wer von einer Herzenswunde ſingt und ſie mit Verſen wie mit Spinngeweben überzieht, hat dazu das tiefſte Recht, denn ſeine Wunde ſchreit auf zum Himmel.

Und es iſt auch als machte in Deutſchland der Herrgott die meiſten nur in ſeinem Zorn zu Poeten. Und ernſt genommen, liegt wirklich in der deutſchen Literaturwelt ein Märtyrerthum. Es iſt in der lieben Deutſchheit ſelten Jemand ungeſtraft der öffentliche Vertreter einer allgemeinen Stimmung.

Auf Shakſpeare wiederholt zurückzukommen, iſt Gewiſſenspflicht aller Zeiten, ſelbſt wenn die in ihnen herrſchende Literatur die abſoluteſte Gegenrichtung einſchlüge, zu der die Stimmung der Zeitgenoſſen, der unfreie Zuſtand der Geiſter, die Unklarheit argwöhniſch erhitzter Befangenheit und die ganze Organiſation bedrückter Literaturperioden die nothgedrungenen Motive bieten. Eine emſige Betrachtung jener freien, geiſteshellen und naturüppigen Lineamente, die das Antlitz der Shakſpeare'ſchen Muſe bezeichnen, hilft dann wenigſtens der Reflexion zu dem Bewußtſein deſſen, was urgeſunde Poeſie iſt. Iſt uns denn bei der Zerriſſenheit unſerer Nationalintereſſen, in dem unreellen Scheinen einer deutſchen Geſammtheit, bei der lähmenden Schwüle dumpfer Zeitſtimmungen, bei der alle wirkliche Welt überfliegeden Speculation, iſt es uns nach der ganzen Beſchaffenheit unſers Naturells fortdauernd verſagt geblieben, dem Lebenskörper unſerer Literatur Shakſpeare'ſchen Geiſt, d. h. den Geiſt freier Entfaltung der Naturfülle des Daſeins, einzuflößen, ſo bleibt allerdings der lieben Deutſchheit wenigſtens das Verdienſt, jene Größe zu würdigen, die ſo weit ergreifend unſere poetiſche Praxis überragt. Und hier iſt Deutſchland in der That einzig in ſeiner Art; keine andere Nation hat ſich in gleichem Maße dieſes Shakſpeare bemächtigt, ihn freilich aber nur ihren Gedanken, nicht ihrer Productionskraft angeeignet.

Zwiſchen Gedanken und That liegt die Kluft, über die der Deutſche ſich immer nur ſchwache Brücken baute. Iſt der Nation im Ganzen und Großen längſt die Thatkraft ausgegangen, ſich als eine vollwichtige, wirkliche Perſon in die Reihe der Völker zu drängen, wie ſollte unter uns eine dramatiſche Literatur eine volle, andauernde Blüthe erlangt haben, eine Literatur, die nichts anders iſt als das Abgepräge menſchlicher Thatkraft, und die die Welt als eine handelnde zur geiſtigen

Erſcheinung bringt. Wir ſind lyriſch in all unſerm Wollen, Thun und Treiben. Denn auch die Reflexion iſt lyriſche Genußliebe, ſie ſtrecke ihre Hand nach dem Himmel oder nach der Erde aus. Der Jugend einer deutſchen Zukunft bleibt es vorbehalten, die ablaufenden Endfäden einer hinfälligen Literaturepoche von einer ganz andern Seite her aufzunehmen, wenn die Organiſation der Weltzuſtände einen neuen Frühlingsanbruch geſtattet. In den Erſcheinungen der hinter uns liegenden, wie unſerer derzeitigen Literatur ſtellt ſich das Dilemma zwiſchen unſerm Wollen und Vermögen, unſerm Denken und Thun klar genug an den Tag; es tritt faſt in eine ironiſche Beleuchtung, wenn man Shakſpeare und die Deutſchen recht nahe an einander rückt und uns dabei die Wahrnehmung überraſcht, daß gerade die krankhafteſte aller großartig begabten Dichternaturen, und außer ihm gleichzeitig eine der ſüßlich, und gemüthſelig ſchwächlichſten, an dieſem Inbegriffe aller Urgeſundheit des freieſten Geiſtes ihr tiefſtes Behagen fanden. Es ſtimmt wehmüthig, wenn man erwägt, daß Ludwig Tieck gerade in dem langen Laufe von Jahren, wo er am meiſten mit dem Briten beſchäftigt war, ihn meiſterhaft überſetzte, tiefſinnig erläuterte, die krampfhaften Gliederzuckungen einer kränklich verzerrten Phantaſie in einer beträchtlichen Reihe ſeiner kleinern Novellen entfaltete. Wer wollte die Größe und den Reichthum dieſes dichteriſchen Genius bezweifeln, aber ſeine romantiſchen Dramen, ſeine naturbrütende Lyrik, und die meiſten ſeiner phantaſtiſch zuſammengeſtachelten Novellen gewähren neben der vollſaftigen Geſundheit, neben der Urfriſche des naturvollen Lebens, die wir in Shakſpeare feiern, den Anblick einer nur pathologiſchen Entwickelung menſchlicher Leidenſchaft und Seltſamkeit. Während deſſen tranchirte Franz Horn die Glieder des Rieſen und machte ſie für Theezirkel mundrecht.

Wir haben, ſobald von Shakſpeare die Rede iſt, jeder Zeit der großartigen Bedeutſamkeit der Tiek'ſchen Erläuterungen Erwähnung zu thun, die für den britiſchen Dichter daſſelbe glänzende Verdienſt in Anſpruch nehmen, das ſich Schleiermacher in Bezug auf Plato um Nachweis des Zuſammenhanges der einzelnen Dialoge erwarb. Ich meine beſonders jene Noten im Anhange zu der von Tieck vervollſtändigten Schlegel'ſchen Ueberſetzung; ſelbſt bei ihrer hingeworfenen Kürze geben ſie der Combination die einſchlagendſten Winke zur Orientirung in der vielgliedrigen Welt dieſer Dichtungen. Um der Perſönlichkeit Shakſpeare's und ſeinem Habitus als Menſch näher zu kommen, iſt die Kenntnißnahme ſeiner lyriſchen Ergüſſe unumgänglich. Allein ein fortgeſetzter Hinblick auf ſeine dramatiſchen Werke bleibt hier eben ſo unerläßlich. In dieſen liegt ſeine Perſönlichkeit, wie ich ſagte, verſteckt, aber ſie liegt doch in ihnen. Aus jedem derſelben tönt, wie aus dem Verborgenen, in welchem ſich der Dichter als Subject ſtill verhielt, eine beſondere Stimmung hervor, aus jedem eine andere, und mich dünkt, wenn man die einzelnen Stimmungen und Tonweiſen ſämmtlich kennt, dürften wir uns im Beſitz des ganzen Inſtruments glauben. Die unſcheinbare Hülle ſeiner bürgerlich engen Exiſtenz barg ein leidenſchaftlich bewegtes, vieldurchſtürmtes Gemüth. Shakſpeare war nicht ſo durchweg die timide Schreiberſeele, wie ihn Tieck in ſeinem „Dichterleben" mit einer Art Verliebtheit hinſtellt, um für die dämoniſche Verwilderung der Dichternaturen, die er in Green und Marlow meiſterlich ſchildert, den poſitiven Gegenſatz auszubilden. Was die maßloſe Verflüchtigung ſinnlicher Genußſucht in Green bezeichnet und was in dem düſtern Marlow zu einer Coquetterie mit dem Dämon verworrener Leidenſchaft wurde, fand ſich nicht minder in Shakſpeare's Innerem, aber abgelagert, wie hingeſchobenes Felsgerölle, über deſſen labyrinthiſche Formationen ſich friſches Erdreich ſchmiegt mit blühender Vegetation und einem Frühlinge der mildeſten Sonnenwärme. Ueberwunden, aber durchgefühlt, waren Tod, Verzweiflung, Wahnſinn, und alle die Fäden, die über das Haupt dichteriſcher Naturen verhängt zu werden pflegen, waren von ihm den Schickſalsgöttinnen aus der Hand gerungen, ſo daß er Herr alles deſſen war, was die dunkle Begier an ſchrecklicher Verwüſtung bietet und in den ſtill blühenden Garten des Menſchenlebens als Samen der Todesqual hinſtreut. Die wunderbare Werkſtätte der Leidenſchaften, die ſich in ſeinen dramatiſchen Bildern eröffnet, hatte ihren Grund in ihm ſelbſt; nicht nur die milde Lieblichkeit, der ſüße Friede und der üppige Scherz, der ſich an ſeiner eigenen Form ſpiegelt, auch die Schauer der Nachtſeite des Lebens, die ſeine Gemälde durchtoben, waren von ihm durchlebt als ſein Eigenſtes. Selbſt Byron hat der Gorgo nicht tiefer ins Antlitz geblickt; und daß ihre Züge ſich Niemand erlauſcht, der ihr Weſen nicht in der eigenen Seele wittert, darf wohl als feſt hingeſtellt werden, weil der Dichter auch in dem objectivſten Bilde, das er entwirft, nicht tiefer und höher in die Welt der Wirklichkeit hineinreicht als wieweit der eigene Seherblick und ein inneres Erlebniß ihn leitet. Nur daß er, iſt er ein glücklicher Seelenmaler, nicht von dem Grauen der Verwirrung umnachtet, von der Qual ſeiner ſebſt noch befangen, ſondern nach der Stunde, wo er am Oelberge lag und blutige Tropfen weinte, das Bild entwirft. Und das geſchieht mit jener Stille im Gemüth, die ſich das Lächeln der Ueberwindung erlaubt, wie das Morgenlicht auch auf eine nächtlich verwüſtete Welt immer wieder hineinleuchtet mit dem Gruße einer ewigen Liebe.

Und was dieſer Dichter Qualvolles in ſich bewältigt, trat nicht lärmend hinaus mit ſeiner Perſönlichkeit, wie ſich dies in Byron's Gedichten verkündet; er bezwang das alles in großen Maſſen und blieb äußerlich der ſtille Menſch des bürgerlichen Herkommens. Die durchwachten Nächte, die um die Wiege ſeiner Gedanken tobten, ſah ihm Niemand an, und das Grauſen, mit dem die Furie des Menſchengeſchicks ſein Gehirn erfüllt, die wunderbare Kraft des Geiſtes, die ſich im Kampfe mit Titanen geſtählt, der Triumph des Siegerſtolzes und die üppige Luſt her Seele, mit der die Liebesgötter ihn als den ſeltenſten Liebling überſchüttet, alle dieſe Schätze mochte Niemand ahnen hinter der ſtillen Geſtalt dieſes harmloſen William, der ſein äußres Leben ſo fahrlos gemächlich nahm, wie die Kinder der Gewöhnlichkeit und die Erben des Herkommens. Es iſt nicht zufällig, daß gerade aus der Zeit ſeiner Blüthe, aus ſeinem Mannesalter, die Angaben über ſein äußeres Leben fehlen; er war wirklich der unſcheinbare Genoſſe der Komödienſpieler, der in fahriger Jugend, einiger ſchlechten Streiche wegen, aus Stratford entlaufen war, ſich in London unter der Schauſpielerbande lange Zeit kläglich herumtrieb und in dem Gewühle der Hauptſtadt, wo ſich das Größte an das Niedrigſte drängte, immerfort der ruhig ſinnende Zuſchauer blieb. Da war kein Lebensplan entworfen, kein eitles Ziel für Wünſche geſteckt, keine Mühſal um glänzende Laufbahn, die den freien Wuchs geſunder Geiſtesentfaltung hemmt, überwunden. Ein junger unerfahrener Menſch, halb Knabe ſeiner Geſinnung nach, hatte er ſich mit einem Gewaltſtreiche der lähmenden Bedrückung in der eingepferchten kleinſtädtiſchen Heimath entwunden, und wuchs nun auf mitten im Herzpunkte ſeines Volkes, wo alle Adern des ganzen Lebens zuſammendrängten. So getragen im Strome der lebendig bewegten Gegenwart, ſtieg ihm ſeine Weisheit zu Kopfe wie über Nacht, und er wurde, blos weil er der offenſte Geiſt und das naturfriſcheſte Herz unter der Sonne war, der weiſeſte Mann ſeines Volkes, obwohl ihn Ben Jonſon mitten im Glanze ſeines Ruhmes als einen höchſt Ungelahrten von offener Bühne herab verſpotten durfte. Gegen Anfechtung ſolcher Art hielt er ſich ganz ſtill; hatte ſich der gute Leichtſinn ſeines Genius doch ſchon über die drückendſte Noth und die kärglichſte Lebensenge hinweggeholfen; und ſammelte ſich im Mittelpunkte ſeines Gemüthes immer tiefer, und war ruhig vergnügt über die Geiſterſchau, die ſeine Seele im Geheimen hielt. Die beſten Schätze hielt er verſchloſſen hinter anſpruchsloſer beſcheidener Miene, wie Einer, der im Stillen tief genießt. Der Geiſt ſchoß in ihm auf in tauſend Blüthen, und er blieb äußerlich ganz der harmloſe Menſch in begrenzter Ruhe, der ſeine Größe nicht ſich zuſchrieb, ſondern ſie in die Welt hineinträgt, aus der er Alles nahm und der ſein Alles angehört. Ueber der bürgerlich kargen, nur in ſich ſelber feſtgefugten Geſtalt dieſes William liegt ein rührender Zauber. — Einen ſo blühenden Redner, wie ihn Tieck mit der Fülle eigener Eloquenz ausſtattet, hätte man aus der Dunkelheit ſeiner perſönlichen Verhältniſſe hervorgezogen, an den Hof gebracht, ihm eine Laufbahn eröffnet.

Und in dieſer ſeiner ſtarkſinnigen Gemüthsverfaſſung, die ſich hinter die Thatſache der Erſcheinungswelt zurückzieht, und ſie für ſich ſelbſt ſprechen läßt, liegt die Größe ſeiner plaſtiſch dramatiſchen Bildnerkraft. Der leidenſchaftliche Byron hat nicht mehr Nacht geſehen als Shakſpeare, aber wir fühlen bei jenem, wie die Schauer der dunkeln Seelenſtunden ſeine Adern durchrieſeln, und ſo, in heißer Empfängniß, malt er die Leidenſchaft, die ihn ſchüttelt, und ſtrömt ſie lyriſch von ſich und malt nur Nacht, weil er die Nacht nicht vom Morgen überdauern läßt. Shakſpeare aber erſcheint wie erlöſt von dem, was er ſchildert, ſelbſt wo ſein eigenes Gemüth ſich in der Ausmalerei der verworrenſten Leidenſchaft zu verlieren droht. Und wo in ſeinen Gedichten ein allzu nachtſchweres Ungemach auch die kleinen Sterne eines lichten Friedens (wie Cordelia) in dem wüſten Umſturze mitverſchlingt, da beruhigt das volle Austoben des Sturmes und die Endſchaft, zu der alles finſtere Geſchick in ſeinen Lebensbildern gelangt, indem es an ſich ſelbſt ermattet und ſo den Frieden findet und gibt. In Byron iſt die Hölle ohne Beſchwichtigung geſchäftig, der Dämon bleibt ungeſättigt und wach bis zu Ende, während in Shakſpeare ſich alles nach ausgerungenem Kampf abſchließt, ſelbſt wo den Gräbern, die ſich die Leidenſchaft grub, die ſtillen Blumen fehlen. Das iſt der Unterſchied zwiſchen den Gemälden einer großen lyriſchen und einer großen dramatiſchen Dichternatur. Daß wir Deutſchen in unſerer vorherrſchend gemüthlichen Friedensluſt auf manchen Grabhügeln der Shakſpeare'ſchen Tragödien die Paſſionsblumen oder das Immergrün des getreuen Epheus vermiſſen, haben wir nicht nöthig uns zu verhehlen. Oft iſt nur die urgeſunde Kraft des maßlos entfeſſelten Unglücks der lediglich Grund, wenn wir an den Dunkelheiten des tragiſchen Geſchicks, das der Dichter rückſichtslos ſtürmen läßt, nicht erlahmen und irre werden. Denn ſo maßlos wie ſeine Muße in trunkener Luſt ſich Kränze windet und ſich mit kecker Hand vom Freudenhimmel Sterne wie Blumen bricht, um ſie in ihr Haar zu ſtreuen, ſo maßlos düſter ſind ihre Melpomene-Züge, wenn das Schickſal ſie furcht und ein Schmerz ihre Nerven ſchüttelt.

Es iſt nicht zu läugnen, daß in einer großen Reihe Shakſpeare'ſcher Dramen eine brütende Melancholie der Seele als waltender Zug vorherrſchend erſcheint.

Wir haben dieſe Spuren ſorgſam aufzuſuchen, wenn es um das Aufdecken der Stimmungen des Dichters zu thun iſt. Dieſe Werke eines zehrenden Tiefſinns, der die Erſcheinungswelt bis zum Skelett enthüllt, gehören ſämmtlich einer beſtimmten Periode ſeines Lebens an, wo dem Dichter mit dem Herrannahen der Vierziger ſeiner Jahre der volle Umfang ſeiner Kräfte ſchon lange zu Gebote ſtand. Wunderſam genug war es die letzte Periode ſeines Dichtens; nicht die Epoche jugendlicher Träumerei, ſondern die Zeit der Mannesblüthe, in geradem Gegenſatze zu der Entwickelungsgeſchichte deutſcher Talente. Dieſer Grundtypus einer überwiegenden Verdüſterung der Erſcheinungswelt liegt in allen Dramen, deren Entſtehung der Zwiſchenzeit vom Jahre 1603, wo Shakſpeare den Hamlet umſchuf und von neuem ſchrieb, bis zum Schlußjahre ſeines dichteriſchen Schaffens 1614 oder 1615 angehört. Als dieſem Jahre zugehörig, mithin als die wahrſcheinlich letzte Arbeit des Dichters, ergibt ſich Cymbeline, das wunderbare Stück, das mit ſeinem buntſcheckigen Gemiſch von Geſchichte und Mährchen, Luſtſpiel und Tragödie, wie ein ſchließlicher Complex aller ſeiner Richtungen, und wie ein teſtamentariſches Vermächtniß an die Zeitgenoſſen daſteht.

In dieſe Periode, die eine ganz eigenthümliche Gemüthsverfaſſung des Dichters bekundet, gehören auch einige ſeiner Sonette *). Sie ergänzen, was in Bezug auf Shakſpeare's Stimmung in ſeinen objectiv aus ſich herausgeſtellten Dramen nicht zur Genüge erkennbar bleibt. Es ſind Gedichte an den engbefreundeten Grafen Southampton; ſie ſprechen vom Gefühle des herannahenden Alters, vom Bewußtſein eines nunmehr erfüllten, mithin der friſchen Anreizung des jugendlichen Strebens ermangelnden Daſeins, von der eintönigen verlaſſenen Stille ſeines Lebens; ſie verrathen nicht mehr den Leichtſinn der kecken Phantaſie, die den Duft

---

*) Drake ſetzt die Entſtehung der Sonette zwiſchen 1592 und 1609, Shakſpeare's 28ſtes und 45ſtes Jahr. Es kann hier unmöglich ein Feſthalten der Zahlen gelten. Es genügt, wenn Sinn, Stimmung und Inhalt manche Sonette als derjenigen Zeit angehörig beſtimmen, in welcher er den Hamlet ſchrieb. Die größere Menge der Sonette fällt in ſeine frühere Dichterperiode, von der ich ſpäter rede.

für den Gehalt der Blume nimmt, vielmehr eine grübelnde Schwerkraft der Skepſis, die den ſpecifiſchen Werth ergründet *). Was aber im lyriſchen Erguſſe

---

*) S. Sonett 29, 37, 62, 63. Wir geben einige in Regis' vortrefflicher Ueberſetzung. Sie ſind hinter einander gedichtet.

Daß du geſchmäht wirſt, nicht verübl' ich's dir;
 Denn ſtets war Anmuth der Verläumbung Ziel.
 Verdacht und Argwohn ſind des Schönen Zier,
 Im Himmelblau ein ſchwarzes Krähenſpiel.
 Wenn gut du biſt, bewährt Verläumbung deine Güte
 Nur deſto reiner, weil dich Welt umkos't:
 Denn Laſters Wurm liebt ſich die ſchönſte Blüthe,
 Und dein Herz zeigt ſich rein und fleckenlos.
 Durch Jugendhinterhalte biſt du dicht,
 Bal unberührt, bald ſiegreich durchgedrungen;
 Und dennoch feſſelt dieſer Ruhm dir nicht
 Die ewig losgelaſſ'nen böſen Zungen.
 Du Einer müßteſt, ohne ſchlimmen Schein,
 Von Herzenskönigreichen Meiſter ſein.

* * *

Wenn ich geſtorben, traure länger nicht,
 Als dumpfer Grabesglocken Trauerton
 Der Welt von meinem Scheiden gibt Bericht,
 Und daß zu armen Würmern ich entflieh'n.
 Ja, lieſeſt du dies Wort, vergiß die Hand,

ſchon durch die Mittheilung an ein befreundetes Herz als gemildert und geſühnt erſcheint, laſtet mit rieſigem Gewichte in der ganzen Weltanſchauung, die ſich in

---

Die's niederſchrieb; denn ſo ſehr lieb' ich dich,
Daß ich mich gern aus deinem Sinn verbannt',
Empfändeſt du im Denken Leid um mich.
O, kommt dir, ruf' ich, dieſer Vers ins Haus,
Lange vielleicht nach meines Leib's Vermodern,
Sprich meinen armen Namen ſelbſt nicht aus,
Laß mit dem Leben Liebe gleich verlodern:
Sonſt prüft die kluge Welt der Thränen Sinn,
Und höhnt dich um mich, wenn ich nicht mehr bin.

* * *

O, daß die Welt dir nicht mit Fragen droht,
Welch ein Verdienſt du in mir lieben können,
Vergiß mich, Lieber, ganz nach meinem Tod;
Denn nichts Vollkommnes kannſt du an mir nennen:
Es wäre denn, daß fromme Lügen du
Erfändeſt, mehr als mein Verdienſt ertrüge;
Mit Kränzen ſchmückteſt meine Todtentruh,
Die karge Wahrheit gern herunterſchlüge.
O, daß nicht falſch dein wahres Lieben nun,
Wenn du nur Liebe lögeſt, wird erfunden,
Laß bei dem Leibe meinen Namen ruhn!
Und beiden zum Gewinn ſei er verſchwunden.

den Dramen dieſer Spätperiode zum Ausſpruch bringt. Hier imponirt uns in den dunkeln Bildern, die uns den Lauf der Welt vorführen, eine gewaltſame Größe des Geiſtes, eine conſequent eroberte Stärke des Gemüthes, die auch das Ungeheuerſte als ein Naturgemäßes geſchehen läßt, und mitten im Umſturze aller Weltzu-

---

Denn meine Früchte, ſie beſchämen mich;
Und ſo wär' Tand zu lieben, Schmach für dich.

* * *

Die Zeit der Jahre kannſt du an mir ſeh'n,
Wenn, kaum mit wenig gelbem Laub behangen,
Die Zweige zittern in der Fröſte Weh'n,
Verfallnen Chören gleich, wo einſt die Vögel ſangen.
Ein ſolches Dämmerlicht ſtell' ich dir vor,
Wie wenn die Sonne ſank, im Weſten bleichet;
Allmälig hüllt's die Nacht in trüben Flor,
In Todes Schein, der alles Leben ſcheuchet.
Du ſiehſt in mir des Feuers Ueberdruß,
Das auf der Aſche ſeiner Jugend liegt,
Wie auf dem Todbett, wo es ſterben muß,
Und an dem Stoff, der es ernährt, verſiecht.
Du ſiehſt es ein, und deine Lieb' umfaßt
Noch feuriger, was du nicht lang' mehr haſt.

ſtände um ſich her nur an der eigenen hartgefügten Römerkraft der Seele die Gewährniß eines nicht zu erſchütternden Daſeins findet. Weit über die letzte Bearbeitung des Hamlet hinaus reicht nur ſelten eins ſeiner lyriſchen Gedichte, die kleine Sonettenform iſt ein zu beengtes Gefäß für die Speculation ſeines Tiefſinns, und, allezeit darin bewandert, ſein ſubjectives Selbſt in fremder Geſtalt zur Sprache zu bringen, übergibt er mehr als ſonſt den großen Hauptfiguren ſeiner Tragödien, was ſeine eigene Perſon in ihren Tiefen erſchüttert und beſchäftigt. In Hamlet, Lear, König Johann, Timon, werden die ſchwerſten Fragen laut, auf die der Ernſt die Antwort ſchuldig bleibt und ſein Amt der Ironie übergibt. Im Hamlet verſtrömte der Dichter am meiſten von eigenem Herzensblute, es iſt ſeine ſubjectivſte Figur. Aber er erledigt ſich ihrer, obwohl mit einem langathmigen Schmerze, dem der Abſchied von der lieben trauten Geſtalt ſchwer wird *). Was

---

*) Hamlet in erſter Form gehört einer frühern Periode an; in der zweiten Umbildung, in der Hamlet's Reflexion ſich in vollem Maße Bahn bricht, erſchien das Drama um die Hälfte länger.

hier die ſubtilſte Metaphyſik iſt, die ſich um alles Daſein in Zeit und Raum, um alle Lebensfähigkeit bringt und ſich bis an die Grenzen des Wahnſinns grübelt, tritt im Lear (der Zeit nach gleich hinter Hamlet gehörig) als das Unglück confuſer Fahrläſſigkeit auf. Der irre, mißgreifende Geiſt der Weltgeſchichte iſt in Lear perſonificirt, und gegen ſeine geſtürzte Majeſtät nimmt der Dichter auf Seiten des Narren Partei. Hinter den einfachen Mutterwitz des armen Burſchen verkriecht ſich der Dichter mit ſeiner Perſon und bricht aus dem engen Gehäuſe bedrückter Dürftigkeit bald mit troſtreichem Zuſpruche, bald mit dem Wetterleuchten erſchütternder Gedanken hervor. Die drei Römertragödien (gleich hinter einander geſchrieben) geben ihrem ideellen Inhalte nach ein Geſammtbild. Sie erſcheinen weniger in heißes Blut getaucht, der Dichter hat ſich hier ganz und gar in eine fernſtehende, fremde Welt entäußert, und ſchon die kühlere Temperatur der antiken Zuſtände verbot auch der leidenſchaftlich durchſtürmteſten Seele den Durchbruch. Aber wir erkennen auch aus der entlegenen Zurückgezogenheit den Dichter und ſeine Meinung heraus. Im Julius Cäſar wird ein großer Menſch, den alle Grazie der Hoheit kleidet, das Opfer einer jüngern Zeit, aber auch der Vertreter dieſer Bewegung hat das Geſchick nicht, die aus den Fugen geriſſene Welt wieder einzurichten, und geht in dieſer Ohnmacht, die ſich im Kleinen und Beſondern ſogar als blöde erweiſt, zu Grunde. Das iſt eine faſt lähmende Ironie der Dichtung wie der Weltgeſchichte, daß Brutus, der edelſte Menſch, der die Ordnung des alten Lebens ſtürzt, an der Geſtaltung einer neuen kraftlos zuſammenſinkt. Aber der Dichter führt uns noch weiter. In Antonius und Cleopatra tummelt ſich ein leichter Erbe in der ihm zugefallenen Welt, und wo der Edelmuth eines Brutus nichts vermochte, kann die üppige Lebensluſt nur um ſo weniger das Weltgebäude organiſiren. Im Coriolan erliegt ein als kriegeriſcher Egoismus ſich hinſtellender Eroberungsmenſch, der die vorhandenen Zuſtände nach ſeinem Gutdünken zu geſtalten unternimmt, an der eigenen Gemüthsſchwäche, dem liebenswürdigen Erbtheile menſchlicher Natur, das ihr verbietet, ganz groß, ganz Schöpfer und Geſtalter einer Welt zu ſein. In dieſen drei Römertragödien liegt nicht weniger Schwermuth als im Hamlet, aber ſie geſtaltet ſich hier im Geiſte des Dichters als unüberwindliche Characterſtärke, der es gegönnt iſt, in einer faſt Kälte ſcheinenden Ruhe die Weltproceſſe vor ſich ablaufen zu ſehen, und ſie zu geſtalten, wie es die Nothwendigkeit, nicht die gemüthliche Liebe, die immer ſtill tröſten und verſöhnen möchte, gebietet. Man kennt ſonſt nur an großen Welteroberern, wie an Napoleon, die Unerſchütterlichkeit des Geiſtes, wie ſie ſich hier in einer Dichternatur, der größten aller Zeiten, bekundet. Während der Entſtehungszeit dieſer Dichtungen (1607 bis 1610) kam kein lyriſcher Seufzerhauch über ſeine Lippen, der Schmerz um das Loos der Menſchennatur erſchien in dieſen Gemälden kryſtalliſirt. Im König Johann gewann er Sprache, als bitterer Sarkasmus. Der Baſtard Faulcombridge iſt der Sprecher aus der Perſon des Dichters heraus. Wir ſehen in dieſem Trauerſpiele ein Gewebe falſcher, gleißneriſcher Staatskunſt, hohle Herzen ſpielen Schach mit dem Inhalte des Lebens, wie mit den heiligen Anrechten der Menſchenbruſt, und ihnen allein gegenüber, ganz außer dem Bereiche berechtigter Anſprüche, ſteht der Baſtardſohn eines Helden, mit nichts gewaffnet als mit der Naturkraft einer geſunden Seele. In ſo vielen Verpuppungen liegt die Subjectivität des Dichters abgedrückt. Im Timon droht ſie aber wieder, wie im Hamlet, die nicht ſo fremdartige Verhüllung zu durchbrechen. Eine tiefſinnige Hypochondrie gewinnt hier wuchernd Raum, und wirft auch über die heiteren Elemente des Lebens, die der Dichter in ſeiner frühern Zeit mit aller Grazie des freieſten Behagens ausſtattete (Alcibiades und ſeine Hetären), die vernichtenden Schlagſchatten einer maßlos brütenden Melancholie. Hier iſt auch kein Verſuch zu einem Sonnenfluge in heiterer Luft, unter dieſen Flügelſchlägen des Tiefſinns erlahmt das ganze volle Leben und der Vogel Tiefſinn ſelbſt mit ihm. Dies qualvolle Schauſpiel einer in ſich und in ſeiner Welt verödenden Menſchenſeele iſt ein völliges Nachtſtück; nur daß es fertig in ſich abläuft und erliſcht, macht es auch in ſeiner ganzen Form zu einem Kunſtwerke. Es erſcheint wie herausgerückt aus der Bruſt des Dichters, bei allem Sturme des eigenen Erguſſes völlig gelöſt und in ſich ſelbſtſtändig. So ſteht es mit ſeinen furchtbaren Elementen in ſich abgeſchloſſen, und der Dichter ſteht frei neben ihm, aber von einem beſchaulichen Standpunkte über dieſer Nacht, von einer Vogelperſpective des dichteriſchen Auges, das auch die Oaſen des Lebens erſpäht mitten in der Wildniß der Wüſte, iſt kein Zug zu entdecken. Die Hypochondrie ſubjectiver Erkrankung des Geiſtes erhebt ſich im Ausſpruche ihres Weſens zu einer tragiſchen Höhe, aber der Dichter hat ſich ſchon damit begnügt, daß das ungeheuere Leid ſo fertig abgewälzt daſteht. Dies Stück mißfiel den Zeitgenoſſen Shakſpeare's, obſchon ihr Sinn an die keckſte Entfaltung menſchlicher Verwilderung gewöhnt war. Dieſer Timon erſchien wie Lear mit allem Fluche des Undanks belaſtet, aber aus der mythiſchen Romantik ganz in die bürgerliche Geſellſchaftswelt nahe liegender Situationen gerückt, als wolle der Dichter dem Zuſchauer an die Hand geben, Athen ſei eigentlich London, was er meine. Es kann hier Niemandem einfallen, kleine Bezüge aus Shakſpeare's Erlebniſſen als Motive ſeiner innern Stimmung beizubringen. Sein Geiſt maß ſich auch ohne Anreiz ſpecieller Art ſeine weitern Bahnen, aber England, das er im Jubel ſeiner Begeiſterung, im Anſtaunen ſeiner großen Vergangenheit, gefeiert hatte, konnte ſeinem Späherblick auch nach ſeiner Kehrſeite hin nicht entgehen. Hatte er in ſeiner erſten Dichterepoche die Heldenkämpfe der weißen und rothen Roſe (Heinrich VI.) in epiſch an einander gereihten dramatiſchen Bildern dem nationalſtolzen Publicum auf der Schaubühne vorgeführt, in der zweiten Epoche ſeiner Thätigkeit, in den beiden Richarden mit elegiſchen (Richard II.) und mit grotesken Effecten (Richard III.) dem Patriotismus zu ſelbſteigenem Behagen genügt und in den beiden Heinrichen zur Feier des Vaterlandes ein hiſtoriſches Nationalluſtſpiel gegründet, ſo mag man nun wohl begreiflich finden, wie nach dieſer Seite hin ſeine Geiſtesrichtung erledigt und ſein Gemüth geſättigt war.

Mit dem achten Heinrich gab Shakſpeare der Nation und dem Hofe der Eliſabeth den letzten Schmaus des Patriotiſmus; in dieſer Verherrlichungskunſt ſtehen zu bleiben, vermochte er nicht, ſein Geiſt reichte von nun an, nachdem er die Thaten der Vorzeit bis in ſeine nächſte Gegenwart hineingezogen, über ſeine Nation hinweg, eben weil ſein dichteriſches Gemüth ſie von allen Seiten umſpannte. So wiederholten ſich denn in den Stücken ſeiner dritten Periode, die ich mit dem Hamlet als beginnend annahm, ſatyriſche Streifzüge gegen die engliſche Nationalität. Der Witz des Todtengräbers über den Grund der Sendung Hamlet's nach England traf als bitterer Stachel; im Lear wird durch den Sieg der franzöſiſchen Truppen auf Englands Boden die Nationaleitelkeit verletzt, der dann Cordelia wieder zum Opfer fällt; in Macbeth *) wird der neue Herrſcher, Jakob I., mit der Hochſtellung der Nachkommen Banquo's mehr abgefertigt als gefeiert; in König Johann ſind Bezüge ſolcher Art, wie im Lear,

---

*) Macbeth war ein Feſtſtück zur Krönungsfeierlichkeit des ſchottiſchen Jakob. Auch in perſönlicher Beziehung geſchah damit dem Könige in ſeiner Liebhaberei an Hexen- und Zauberſpuk ein Genüge.

genug zu finden. Inwieweit Shakſpeare, unter Eliſabeth der Lieblingsdichter, unter dem neuen Regimente und bei dem allmählig mit puritaniſchen Elementen verſetzten Zeitgeiſte noch in gleichem Maße die ihm gebührenden Triumphe erlebte, iſt nicht genau zu ermitteln, obſchon ſich manche Bezüge auffinden laſſen, die auf eine Verdüſterung der Conſtellationen, eine Verengerung des Geſichtskreiſes und eine Verketzerung der freien Lebensregung hindeuten *). An ſpecielle Miß-

---

*) Wir müſſen hier der trefflichen Bemühungen des Grafen **Baudiſſin** gedenken, von dem die Ueberſetzung der ſprachlich ſchwierigſten Stücke Shakſpeare's in der Tieck'ſchen Ergänzung der Schlegel'ſchen herrührt. Zu dieſen Stücken gehören unter andern Othello, Lear, Maß für Maß, Viel Lärm um nichts. Schlegel ſchien an den unſäglichen Schwierigkeiten, welche dieſe bieten, geſcheitert zu ſein oder den friſchen Eifer verloren zu haben. Vor kurzem erſchien (Leipzig, Brockhaus): **Ben Jonſon und ſeine Schule**, dargeſtellt in einer Auswahl von Luſtſpielen und Tragödien, überſetzt und erläutert durch **Wolf Grafen von Baudiſſin**, in 2 Bdn., nächſt der Tieck'ſchen Vorſchule der wichtigſte Beitrag zur Kenntniß der engliſchen Bühne. Der erſte Band des trefflichen Werkes iſt mit zwei Kupfertafeln bereichert, die innere Anſicht einer altengliſchen geſchloſſenen Bühne und ein Londoner Sommertheater, die Fortuna, darſtellend. (In der chronologiſchen Ueberſicht der engliſchen Bühne vermiſſen wir die Zeitbeſtimmung für Othello und

verhältniſſe in der äußern Situation iſt bei Shakſpeare nicht zu denken; er konnte in Bezug auf die Früchte ſeiner literariſchen Thätigkeit eher für einen wohlhabenden Mann gelten, dem es ſchließlich vergönnt war, ſich vom Schauplatze des bewegten Lebens ſorglos in die Stille ſeines Stratford zurückzuziehen *). König Ja-

---

Timon.) Von Ben Jonſon, dem raffinirten Verſtandesdichter, erhalten wir hier den Alchimiſten und den dummen Teufel; von John Fletcher den ſpaniſchen Pfarrer und den ältern Bruder, zwei Luſtſpiele voll frecher Situationen, aber von der feinſten Eleganz der Diction; von dem rhetoriſchen Philipp Maſſinger, den der Herausgeber mit Schiller verwandtſchaftlich findet, ein Trauerſpiel: Der Herzog von Mailand, und zwei Luſtſpiele: Die Bürgerfrau als Dame, und: Eine neue Weiſe alte Schulden zu bezahlen. Endlich noch: Die unſelige Mitgift, ein Trauerſpiel von Maſſinger und Nathanael Field. Sowie die einfache Grazie und hohe Schönheit des Sophocles neben den Erzeugniſſen ſeines outrirten Nachfolgers, Euripides, in doppeltem Glanze erſcheint, ſo gewinnt Shakſpeare, an dieſe ſeine Nachfolger gehalten, eine ganz neue Beleuchtung. Es wäre zu wünſchen, Graf Baudiſſin überſetzte auch Ben Jonſon's Every man out of his houmour und den Poetaſter. Mit dieſen beiden Stücken wurde auf der engliſchen Bühne die große Polemik gegen Shakſpeare eröffnet, die nur mit deſſen Tode endigte. Von dieſen Stücken datirt ſich, wie Graf Baudiſſin bemerkt, die veränderte Tendenz des engliſchen Drama's.

*) S. die chronologiſche Ueberſicht der Geſchichte der engli-

kob liebte die Schauſpielkunſt ſchon aus Eitelkeit, aber er liebte ſie, wie er Herenproceſſe liebte und wie er ein Gelüſt an Magie hatte, über die er bekanntlich ſelbſt ein Buch ſchrieb. Die wiederholten Verſuche des Lord-Mayor und der Aldermänner, das Wintertheater zu Blackfriars einzuziehen, wurde durch den ſpeciellen Willen des Königs vereitelt, allein die Schauluſt nahm, wie die Anzahl der Bühnen, ſeit Eliſabeth's Tode ab, mit dem ſteigenden Luxus auf dem Theater war das einfache Behagen an der Poeſie ſelbſt verkümmert, franzöſiſche Schauſpielerinnen hoben die Harmloſigkeit der frühern Darſtellungen auf, und während gegen dieſe

---

ſchen Bühne im erſten Bande des genannten Werkes vom Grafen Baudiſſin. „Die Einnahme von Blackfriars-Theater — heißt es dort in Bezug auf das J. 1612 — zerfiel in 20 Shares, welche 33 Pf., alſo zuſammen 660 Pf. abwarfen. Davon beſaßen in dem genannten Jahre Burbage (der größte Schauſpieler von damals) vier, Fletcher drei, Shakſpeare vier, Hemmings zwei, Condell zwei, Taylor und Lowin (die beiden berühmten Hamletſpieler) zuſammen drei, und vier andere zwei. Rechnet man nun die Einnahme vom Globus eben ſo hoch und fügt die Zahlung für zwei bis drei neue Stücke hinzu (zwiſchen 10 und 25 Pf.) ſo hätte ſich Shakſpeare's jährliches Einkommen auf 300 Pf. belaufen, was nach gegenwärtigen Verhältniſſen einer Rente von 1500 L. gleichkommen würde."

Auswüchſe des Geſchmacks der Eifer der anglicaniſchen Geiſtlichkeit bis zum Fanatismus ſteigen mußte, fand der um ſich greifende Sinn eines craſſen Puritanismus Grund und Spielraum genug, die naturfreie Blüthe des engliſchen allmählig zu zerſtören *). Allerdings erlebte Shakſpeare, der dieſe Blüthe gepflegt, nicht den völligen Verfall dieſer ſeiner großartig geſtalteten Welt,

---

*) **1606** kam die geſchärfte Verordnung, ſich des Namens Gottes, Chriſti und des heiligen Geiſtes auf der Bühne zu enthalten. Auch der franzöſiſche Geſandte Beaumont findet ſich veranlaßt, gegen einige Schauſpieler zu klagen, welche die Geſchichte des Herzogs von Byron auf die Bühne gebracht. War doch um dieſelbe Zeit ſelbſt König Jakob auf die anſtößigſte Weiſe von den Komödianten vorgeſtellt, wie er über einen geſtohlenen Falken flucht und einen Edelmann ſchlägt, weil er die Hunde von der Fährte abgerufen.

1617 widerſetzten ſich der Lord-Mayor und die Aldermänner der Entrepriſe eines zweiten Theaters im Präcinct von Blackfriars. Die Handwerksburſche von London verſuchten am Faſtendienſtage den Phönix zu zerſtören. Wie es ſcheint, hatten ſie ein Privilegium, an dieſem Tage verdächtige Häuſer niederzureißen, und mögen in ihrer Zerſtörungsluſt die Grenze weiter gezogen haben als billig.

1619. Abermaliger Verſuch des Lord-Mayor und der Aldermänner, das Theater zu Blackfriars einzuziehen u. ſ. w. S. die chronologiſche Ueberſicht des Grafen Baudiſſin. Erſt **1642** erfolgte die Parlamentsacte wegen Aufhebung aller öffentlichen dramatiſchen Vorſtellungen.

allein noch inmitten ſeines Wirkens ſah ſich der unbedingt freie Geiſt ſchon gehemmt in mancher Weiſe, und wenn auf alle jene Angaben, die dies beſtätigen, nicht ganz gültiges Gewicht zu legen wäre, ſo müßte die merkwürdige Inſchrift, die er ſich ſelbſt für ſein Grab ſetzte, es belegen, mit welch' düſteren Blicken dieſer ſtarkmüthigſte aller Propheten einer herandrohenden Zukunft entgegenſah. Wenn der Reiſende Stratford beſucht, ſo führt ihn der Küſter eine grün überwölbte Lindenallee hinauf. Links murmelt wie im Gebet der ſilberne Avon; um den Hügel, auf welchem die Kirche ſteht, zittert eine heilige Stille. Man fühlt den Frieden, in dem das bewegteſte Herz des größten Dichters gebettet liegt, man wandelt durch die Kirche bis zum Altare: da ruhen ſeine Gebeine und du lieſeſt mit Staunen die Inſchrift: „Guter Freund, um Jeſu willen, grabe dieſen Staub nicht aus, der hier verſchloſſen ruht. Geſegnet ſei, wer dieſes Steines ſchont, verflucht ſei, wer meine Gebeine beunruhigt!" — Man weiß, daß die Puritaner, die ſonſt alle Denkmäler der Cultur und alle Spuren, wo ſich Romantik wittern ließ, mit roher

Fauſt zerſtörten, vor dieſem Fluche zurückgebebt ſind. Aber eines Fluches bedurfte es doch erſt, und der große Dichter fürchtete, als er ſchlafen ging, ſeine Gebeine nicht geſichert vor dem Andrange der frommen Barbarei.

Dieſe Periode des Dichters, in der ihm Melpomene im Leben wie im Dichten ihr unverſchleiertes Antlitz zeigte, hervorzuſtellen, ſchien mir als ganz beſonders nothwendig, um alles zu entfernen, was die deutſche Sentimentalität, um ſich die Größe dieſes Geiſtes näher zu rücken, als dem gewöhnlichen Fühlen und Denken anheimgefallen, an ihm darthun möchte. Wir möchten gern alles, unſerer gemüthſeligen Neigung nach, in eine bequeme und oberflächliche Befriedigungsluſt hineinziehen, und doch erſcheint es naturgemäßer, daß ein größerer Menſchengeiſt auch ein ungeſättigter iſt, der ſich nicht ſo leicht einer weit näher liegenden Beſchwichtigung hingibt, vielmehr die Diſſonanzen des weiten großen Lebens in ſich aufnimmt und in ſich walten läßt. Die verhätſchelnde Friedensliebe, die ſich in der Gemüthsart der Deutſchen, in ihrem Dichten und Trachten kund gibt, iſt nach britiſchem Maßſtabe der baare Gegenſatz zu aller Größe des Geiſtes. Der nie ruhende Geiſt iſt der bei weitem tiefere, wer die Disharmonien des Daſeins fühlt, ſelbſt wenn er ſich in Nacht hüllt, der bei weitem geſegnetere, als wer die Dunkelheiten mit feiger Hand und mit ſeichtem Behagen überdeckt. Zu den Gedichten dieſer dritten Periode Shakſpeare's gehören auch Macbeth und Othello, dieſe düſtern Gemälde einer ſich ſelbſt verſtrickenden Leidenſchaft. Im Macbeth verwildert ein großes Herz durch den Anreiz dämoniſcher Mächte, die ihm nur um deshalb äußerlich erſcheinen, weil in der Tiefe ſeiner eigenen Natur ihre Wiege iſt. Im Othello verwüſtet ſich ein gutes und an Herrlichkeiten reiches Gemüth durch ein ränkevolles Spiel, in deſſen Lenker das Schickſal des Menſchen mit allem, was wir Tändelei des Zufalls oder Tücke einer unerforſchlichen Abſicht nennen, zur Perſon wurde. Es heißt vielleicht, über einer düſtern Dichtung ſelbſt düſter werden, wenn ich den Gedanken ausſpreche, im Jago habe Shakſpeare das, was wir ſonſt mit etwas Gleichgültigkeit Schickſal oder mit etwas Frömmigkeit göttliche Fügung nennen, ſataniſicirt. Aber es gibt vor der Größe der Shakſpeare'ſchen Gedanken keine Flucht, wir erliegen ihr. Erliegen wir doch auch vor den ſchweren Tragödien der Weltgeſchichte! Für den Gedanken, daß Napoleon fiel, und wie er fiel, gibt es keine Verſöhnung, wir müßten denn den nachfolgenden Lauf der Dinge für eine ironiſche Beſchwichtigung hinnehmen. Dem Othello fehlt freilich jede Beruhigung, faſt jede Erholung, und der dürftig eingeſtreute Humor iſt von ſehr nüchterner Art, während er ſich in frühern Stücken neben dem großen Auflöſungsproceſſe furchtbarer Gewalten ein ſelbſtſtändiges Daſein erringt, das die Welt begütigt und ihre heißen Wunden kühlt. Hier thut nun wirklich eine umfaſſende Betrachtung der Dichterwerke Shakſpeare's Noth, um in der geiſtigen Perſon des Dichters die Ergänzung zu finden, welche dem einzelnen Drama an ſich abgeht. Gleich nach dem Othello ſchrieb Shakſpeare das Wintermährchen. Die Eiferſucht iſt wieder als das Thema aufgenommen, aber es brütet kein Dämon hier in der Leidenſchaft. Die Eintracht der vorhandenen Zuſtände wird zerſtört, und Hermione muß, als Strafe für die unbehütete Fahrläſſigkeit ihres lieblichen Weſens, aus dem Leben der Menſchen abſterben. Aber ſie wird ihnen nur auf eine Zeit entzogen und tritt dann wieder, wie eine verſöhnte und verſöhnende Desdemona, in die treuevolle Welt zurück, um das Zerfallene wieder einzufügen. So ſühnt das Mährchen hier, was die Hiſtorie verſchuldete; aber es iſt nicht die helle Luſt der Komödie, wie ſie Shakſpeare im Jubel früherer Stimmungen von ſich ſtrömte; über die nur mährchenhaft verſöhnte Welt breitet ſich eine elegiſche Wehmuth, welche den beiden letzten Acten dieſes Schauſpiels ihre Färbung gibt.

Es iſt überhaupt bezeichnenswerth, daß Shakſpeare in dieſer dritten Periode kein einziges Luſtſpiel aus freiem Drange ſelbſteigenen Behagens ſchrieb. Die luſtigen Weiber ſind vor 1603 entſtanden, obſchon ſie Malone in dieſes Jahr ſetzt, und Tieck die Umgeſtaltung des Stücks für noch ſpäter hält; es iſt hier das Factum feſtzuhalten, daß es in ſeiner erſten Geſtalt ſchon 1599 oder 1600 aufgeführt wurde. Taming of the shrew iſt in ſeinem leichten, faſt oberflächlichen Tone, wenn Tieck's Vermuthung, es ſei 1606 oder 1607 geſchrieben, richtig iſt, eher für ein nicht-Shakſpeareſches Stück anzuſehen, wofür ſo Manches ſpricht. Troilus und Creſſida iſt nach Tieck's geiſtvoller Hypotheſe als ein gelegenheitliches Privatſtück für König Jakob oder einen Großen des Reiches zu nehmen. Mit den Stoffen des antiken Lebens beſchäftigt (1607 bis 1609), mochte der Dichter der Aufforderung leicht nachgeben, das Heldenthum der alten Welt, das er in tragiſchem Untergange geſchildert, auch als Parodie zu geſtalten. Das Stück iſt mit der materiellen Carikirung [des Therſites ein wahres Freſſen für Käſte Beefſteaksnaturen Altenglands; es fehlt ihm mit der Grazie der frühern Komödien auch die freie, ſich ſelbſt genügende Luſt des Humors. Der Sturm iſt ebenfalls ein Gelegenheitsgedicht, das kurz nach der Verheirathung von Jakob's Tochter an den Kurfürſten Friedrich von der Pfalz zur Aufführung kam und voller Anſpielungen darauf iſt. Die idylliſchen Züge dieſer wunderbaren Dichtung hauchen eine ſüße Empfindſamkeit, der die Wehmuth nicht ganz fern ſteht, während Caliban, wie Therſites, als eine bloße Zufriedenſtellung des rohen Geſchmacks der

Zeitgenoſſen erſcheint, die vielleicht an der gemüthlicheren Witzhaftigkeit ſeiner frühern clowns kein ſo volles Genüge zu finden wußten. Maß für Maß mit ſeinem herben Style und der tiefſinnigen Schwere, die in der Diction wie im Stoffe liegt, tritt faſt ganz aus der Sphäre des Luſtſpiels.

Ueberhaupt bezeichnet nichts die Stimmung des Dichters ſo ſehr als ſein Styl. Nachdem Shakſpeare den Hamlet geſchrieben und eine unergründbar tiefere Gedankenwelt ſich ihm eröffnet, hatte er kein ausſchließliches Behagen mehr an dem glatten Versbau, der den Styl ſeiner frühern Dramen bezeichnet. Der heitere Scharfſinn, die üppige Luſtbarkeit und der Uebermuth des Humors bieten in der Diction der frühern Komödien auch ihre Schwierigkeiten, allein dieſe gleichen den Stäubchen, mit denen der Strahl der Sonne ſpielt, ſie wiegen leicht gegen den grübelnden Eigenſinn der Sprache in ſeiner Spätperiode. Hier ſchwelgt die Diction in geſuchten Dunkelheiten, in ſeltſamer Willkür, in genialen Wagniſſen der keckſten Art; der Tiefſinn erliegt faſt unter ſeiner eignen Schwere. Pauſen und Härten zerſtören den Fluß des Verſes, der Gedanke hebt die Melodie des Gefühls auf und das Widerſtrebendſte und Widerſprechendſte muß ſich fügen unter den Trotz einer majeſtätiſchen Hoheit. So im Macbeth, Othello, Timon u. a. In Cymbeline, dem ſchließlichen Ausdruck ſeines vollen Weſens nach allen Richtungen, iſt der Complex aller ſeiner Stylarten erſichtlich, die flötende Milde und die ſüße Innigkeit, wie ſie in Romeo und Julie, dem Kaufmanne und dem Sommernachtstraume ſich verlautete, der trunkene Uebermuth, der in What you will und As you like it üppig tändelt, und das grandioſe Pathos ſeiner Hochtragödie. So brachte ſich ſein Weſen zum vollendeten Abſchluſſe; der Dichter in ihm verklärte, was der Menſch in ihm der Dunkelheit ſeines Trübſinns nicht zu entwinden vermochte. Denn bei alledem darf nicht vergeſſen werden, daß der Humor, der ſich an ſich ſelbſt befriedigt, nur Eigenthum ſeiner frühern Periode iſt; alle Oppoſition gegen die tragiſche Verzweiflung im Hamlet, Lear, König Johann, iſt Ironie und eine ſcharfzüngige Satyre, die ſich ſchon um ihrer heißen Stachelluſt willen ihres eigenen Friedens beraubt. Was ſich noch außerdem in der letzten Periode des Dichters als humoriſtiſch hinſtellt, iſt, wie im Therſites und Caliban, in ſeiner burlesken Ausſchweifung nur ein Abfinden mit der Geſchmacksanforderung der Zeitgenoſſen.

Es war hier fortwährend von einer dritten Dichterperiode Shakſpeare's die Rede. Ich will jetzt von ſeiner erſten und zweiten ſprechen und aus ſeinen lyriſchen Gedichten das heranziehen, was die Kenntnißnahme ſeiner perſönlichen Stimmungen ergänzt. Denken wir uns den zwanzigjährigen Jüngling, wie er London betritt. Wir müſſen uns ſeine Gemüthsverfaſſung combiniren, denn mit ihr ſind die Motive ſeiner Dichtungen gegeben. Auf ſeiner Jugendzeit in Stratford liegt manches Dunkel, das uns jedoch nicht behindert, uns den gewaltſamen Durchbruch ſeines Genius zu deuten. Dem bürgerlichen Metier ſeiner heruntergekommenen Familie ergeben, vegetirte ſein geiſtiger Menſch eine Zeit lang ohne angemeſſene Nahrungsſtoffe. Eine leicht erregbare Sinnlichkeit hatte einen Fehltritt zur Folge, und dieſer eine übereilte Heirath mit Anna Hathaway, einer um acht Jahre ältern Perſon. So was man ehelichen Segen nennt, das blieb nicht aus, in zwei Jahren waren drei Kinder da. Aber das eheliche Verhältniß war ohne allen Segen des Herzens, ohne alle geiſtige Befruchtung. William hatte weder zum bürgerlichen Betriebe, noch zum hausbackenen Ehemanne Talent, und um Erſatz für dieſe zwiefache Unbilde zu ſuchen, gerieth er in die Geſellſchaft müßiger und lärmender Tagediebe. Wie er ſpäter ſeinen Liebling, den Prinzen Heinz, in der Umgebung eines abenteuerlichen Geſindels, jenes Fallſtaff, Poins, Bardolph und Conſorten mit überſchwenglichem Ergötzen ſchilderte, ſo mochte er damals ſelbſt erſcheinen unter der verwahrloſeſten Luſtigkeit einer ſaubern Bande, die ſich aus dem nahegelegenen Parke des ſehr ehrenwerthen Sir Thomas Lucy dann und wann einen Wildbraten ſchoß. Sir Toms, zugleich Schöffe des Obergerichts der Grafſchaft, auch Parlamentsmitglied, war kein Mann, der ſich ungeſtraft necken ließ. Der junge William, im eigentlichen Sinne des Worts ein Wildfang, wurde bei dem Spaße ertappt und gerichtlich belangt. Da war's zum erſten Male, daß ihm die Muſen lächelten; er gab in einer Ballade den ehrenwerthen Herrn als einen ſchädigen langöhrigen Eſel dem allgemeinen Gelächter Preis. *) Was aber nun erſt Spaß geworden, wandelte ſich in bittern Ernſt. Thomas Lucy ließ die ganze Schärfe des Geſetzes walten, und William, längſt der Qual ſeines eingepferchten Philiſterlooſes überdrüſſig, vielleicht auch von Schulden, ganz gewiß aber von einer keifenden Ehehälfte bis zum Ueberdruß gepeinigt, verſchwand plötzlich aus dieſer Welt voll umſtrickender Miſeren. So ſchüttelte er die Hefe ſeines Daſeins mit einem Genieſtreiche ab und lief davon. Sein Genius, der als Inſtinct in ihm waltete, führte ihn nach London. Nicht wüſt, aber leer an geiſtigen Intereſſen, ohne Kenntniſſe, aber auch ohne deren lähmende Feſſel, ohne den Schnürleibszwang ſchulgerechter Bildung und nur mit der Spürkraft des Geiſtes ausgerüſtet, in die Verworrenheit menſchlicher Leidenſchaften, die ihm als Möglichkeit nahe gerückt war, einen kecken Blick zu

---

*) Steevens hat die erſte Stanze dieſes Spottgedichts aufbewahrt.

werfen: ſo betrat er den Schauplatz, auf dem ſich die großen Kräfte des Menſchenlebens entfalteten. Er ſah mit Staunen, daß die Welt in ganz andern Angeln hing, es war ihm neu, daß das Leben von wahrhaft großen Ideen getragen werde. Eine kriegeriſche Rüſtung, die dem mächtigſten Fürſten der Erde, dem Herrn beider Indien, galt, eine Königin mit eherner Stirn auf dem errungenen, kraftvoll geſicherten Throne, Männer, die als Fürſten ſich neben ſie ſtellten, der Stolz der Nation in großen Charakteren, glänzende Luſtbarkeiten als Abglanz heroiſcher Thaten, eine ſtürmiſch bewegte Menge, die ewig geſchäftig ſich um den weſentlichen Inhalt des Lebens drängt, das Alles ergriff ihn mit wunderbarer Gewalt, und was er als elfjähriger Knabe auf dem Feſte zu Kenilworth träumeriſch geſchaut, was ihm dort und in den Geſchichten ſeiner erſten ungetrübten Jugend als mährchenhaft erſchienen und erklungen war, das trat nun alles mit mächtigen Zügen als eine wirkliche Welt vor ihn hin, als eine Welt ſeines Volkes, der auch er mit ſeinem beſten Sinnen und Denken angehörte. Das war der Moment einer neuen Geburt in ihm, die ihn zum begeiſterten Nationaldichter machte. An dieſer Welt entzündete ſich der Funke ſeines Geiſtes, und alle Flammen ſeines Herzens ſchlugen getreulich wieder zuſammen in dem Schooße ſeines Volkes. Er brauchte nur das Vorhandene zu fühlen, denn alles war da, ein Vaterland, mit den Anſprüchen, das Bedrängte zu ſchützen, ein Thron in der Kraft eines lichten Glaubens, große Kräfte, rieſenhafte Anſtrengungen, die bis in ferne Welten reichten, und das alles nicht einzeln und geſondert, vielmehr mit allen ſeinen Maſſen auf das gewaltigſte zu demſelben Ziele vereinigt.

Und der begeiſterte Sinn des lauſchenden Jünglings wollte das alles wie einen Abglanz des großen Nationallebens in Bildern wiederſpiegeln. Es ſollte ſo getreu ſein, wie ſein Volk es erlebt. Deshalb ſchrieb er keine Elegien, er hatte nichts zu erſehnen, keine Lieder, keine Mährchen, denn er hatte nicht Geheimes, keine halbverſchwiegene Freuden und halbzerdrückte Schmerzen zu beſingen, alles war vollauf offenbart, der Geiſt ſeiner Nation mit freiem Walten in Fleiſch und Blut erſchienen. Als Shakſpeare nach London kam (1586, wenn nicht früher), war das engliſche Theater in beſtem Gedeihen. Durch Decrete der Königin waren Geſellſchaften patentirt, vierzehn Lords hatten ihre eigenen Truppen, die Klagen der Frommen über die ſtets wachſende Zahl und das Heidenthum der Schauſpieler blieben vergeblich, die hiſtoriſchen Stücke und Komödien hatten die philiſtröſen Moralitäten von der Bühne verdrängt. George Peele war Stadtpoet, und ſchrieb bald darauf ſein: David und Bathſeba, Lyly blühte, Robert Green ſchrieb ſeinen Bacon, Marlow ſeine Massacre at Paris, bald nachher ſeinen Juden von Malta und ſeine Dido; das Theater von Blackfriars ſpielte bereits ſeinen Tamerlan. — Auf der Roſe in Southwark und dem Theater zu Newington, zwei auf Actien erbauten Theatern, kamen Shakſpeare's erſte Stücke zur Aufführung, der alte König Johann, die drei Theile von Heinrich VI., der alte Hamlet, Titus Andronicus, Richard III. und König Lear in ſeiner erſten roheren Geſtalt. Der Dichter fängt an berühmt zu werden (1592). Man begrüßt ihn als ein neues Phänomen, und während Spenſer in ſeinen „Thränen der Muſe" ſeine Ungelehrſamkeit beſpöttelt, Robert Green ihn „eine übermüthige Krähe“ ſchilt, „welche ſich ein abſolutes Factotum und only Shake-scene in a country zu ſein dünke,“ ſieht ſich der Patriotismus, der über den Fall der Maria Stuart und den Untergang der Armada triumphirt, gleichzeitig von ſeinem Heldendichter gefeiert. In ſeiner Perſönlichkeit war er bisher unbeachtet geblieben. Er war Anfangs callboy, Rufer, geweſen, der die auftretenden Schauſpieler citirte, dann hatte er ſelbſt mehreres geſpielt, jetzt wurde er bei der Geſellſchaft des Lord Chamberlain, der er ſich angeſchloſſen, Mitactionair.

Mit dieſen Dramen waren die breiten Fundamente ſeiner Nationalpoeſie gegeben; ſein Talent erſchien hier als der Träger der großen Intereſſen ſeines Volkes, die Alles überſchatteten, was von ſubjectivem Gelüſte ſich in ihm regte; es iſt erklärlich, daß dieſer ſeiner erſten Dichterperiode die Lyrik ganz fehlte, die in perſönlichem Erlebniß ihren Anreiz findet. Auf jener geſicherten Grundlage baute ſich von nun an ſein Genius in ſich ſelber aus. Sein inneres Werden war kein Erzeugniß ſeiner Speculation, vielmehr der naturgemäße Wuchs eines freien Geiſtes. Und wie ein beſonnener Mann, erſt wenn die Pfeiler des Gebäudes auf geſichertem Boden ruhen, an die innere Schmückung und an die Bedürfniſſe eines behäbigen Familienlebens denkt, ſo begannen für Shakſpeare erſt jetzt die Wunder der Phantaſie ihr Spiel. An die feſte Schärfe der hiſtoriſchen Charakteriſtik ſchmiegte ſich jetzt die ewig träumeriſche Liebe, und was das Mährchen ahnungsvoll nur lispelt, was Muſik verſchwiegen ſagt, und was in allem Wandel der Wirklichkeit, in allem Wechſel der Zeitcoſtüme ſich als ewiges Geheimniß ſtill erſchließt und wieder verſchleiert, das bebt und fluthet nun, bald mit leiſem Geflüſter, bald im Strome der entfeſſelten Leidenſchaft, durch alle Geſtaltungen des Dichters, und macht ſo ſeine Poeſie, dieſes Abgepräge einer thatſächlich vorhandenen Erdenwelt, zum Inbegriffe alles deſſen, was das Menſchenleben in ſeinem Himmel birgt. Mit Romeo und Julia (1592) bricht ſich eine eigene Gemüthswelt Bahn, und raſch hinter einander in dichter Reihe folgen ſich bis zum Ablaufe des Jahrzehends die romantiſchen Komödien und die hiſtoriſchen Luſtſpiele. Hier iſt die Muſe des Dichters in der Periode ihres Glücks. Die Phantaſie pflückt ſich die keckſten Blüthen, der Humor ſchwelgt im Schooße ſeiner eigenen Glückſeligkeit. Mit dem, was ſich hier als groß und erhaben hinſtellt, kämpfen die Grazien und die Genien der üppigen Luſt einen heißen Wettſtreit, die Größe des Gedankens wird von dem Reichthume der Gefühle überwältigt, der Seher und Prophet im Dichter läßt ſich die Stirn mit Weinlaub umziehen und träumt, vom Dufte der Liebe betäubt, ſeinen großen Traum. Hier laſſen ſich keine einzelnen Figuren angeben, in denen das ſubjective Verhalten des Dichters anklingt, hier ſtellt ſich ſeine Perſon nicht auf dieſen oder jenen Platz, um einer verworrenen Welt gegenüber der Oppoſition den Rücken zu ſichern, der Humor iſt hier nicht die wetterleuchtende Ironie, er ſchwebt und ſchwelgt über ganzen Welten, und ein allverbreitetes Behagen zeigt das Gemüth des Dichters als ganz in ſeiner Dichtung aufgelöſt. In ſolchem Strome der Luſt erzeugt ſind der Sommernachtstraum, Was ihr wollt, Wie es euch gefällt. Was hier mit ernſtem Geſichte auftauchen möchte, wie der melancholiſche Jacques, wird ſogleich überſpühlt von der allgemeinen Welle einer ſchäumenden Freude, und ſelbſt eine tragiſche Figur wie Shylock, der in der Spätperiode des Dichters in den Vordergrund einer Tragödie geſtellt worden wäre, hebt jetzt die Komödie nicht auf aus ihrem Verbande, der Jubel überwältigt ihn und die Wonne des Behagens iſt zu geſchäftig, um ſich aus Traum und Leben ihr Liebesſpiel zu geſtalten.

In dieſer Periode feierte auch Shakſpeare's Perſönlichkeit ihre beſcheidenen Triumphe. Es kann dies Wohlleben ſeiner Phantaſie nicht ohne ſüße Befriedigung ſeines ganzen Menſchen gedacht werden. Wir wiſſen bei ihm nichts von einer begünſtigten Neigung zu einem weiblichen Weſen, in der ſich ſonſt der Inbegriff alles perſönlichen Glücks zu erſchließen pflegt. Die leibliche Hälfte ſeiner mißgeſchaffenen Ehe lag gewiſſermaßen als abgelagerter Flötz, oder wie ein abgetakeltes Wrack bei Seite gerückt. Wir wiſſen nicht, ob Anna Hathaway ſpäter ihren Gatten jemals in London ſah. Gleichviel, ob oder nicht. Die Federkraft ſeines Geiſtes hatte ſich einmal mit jener kühnen Flucht aller nieverdrückenden Beklemmung entwunden, er war ein für alle Mal frei, den Aufſchwung hielt kein lähmender Arm, und ſo hätte er es denn dulden mögen, wenn ſich an ſeine Ferſe das Loos eines Weſens hing, dem mit den Ueberbleiſeln vom Tiſche ſeines Glücks, der in ganz anderer Sphäre ſtand, ein Genüge geſchehen wäre. Aus dem Verhältniſſe ſeiner mißgeſtalteten Ehe mag Manches erklärbar ſein, was wie eine Barbarei und ein Ausfall gegen die Gunſt eines ehelichen Lebens in ſeinen Werken erſcheint. Eine Feier ehelichen Segens liegt ohnedies nicht gerade innerhalb des Bereichs der Poeſie, die die Wunder der blühenden, nicht die Reſultate der fruchtenden Liebe beſingt, und ſo war, was ihm an dauerndem Glücke als Menſch verſagt blieb in dieſer Beziehung, keine unbedingte Beeinträchtigung für ihn als Dichter. Es ſcheint ausgemacht, daß die Gattin ihm auch ſpäter nicht nach London folgte, und als er ſich wenige Jahre vor ſeinem Tode nach Stratford zurückzog, lebte er dort in der Umgebung ſeines Lieblings, ſeiner älteren Tochter Suſanne, die mit einem angeſehenen Arzte verheirathet war. Es liegt eine bittere

Satyre darin, daß er in ſeinem Teſtamente, bei ſehr reichlichem Bedenken der Töchter, ſeiner Frau nicht als das alte Hochzeitbett vermachte; ſo viel und nicht mehr kam ihr zu, in dieſer kargen Billigkeit und billigen Kargheit liegt eben ſo viel von Anna Hathaway verſchuldete Härte als witzige Gemüthlichkeit von Seiten Shakſpeare's. Auch läßt ſich die als teſtamentariſch angegebene Beſtimmung, ſie ſolle dereinſt im Tode neben ihm ruhen, mehr als eine ironiſche Genugthuung gegen das über ihn verhängte und gleichwohl ſelbſt verſchuldete Schickſal anſehen. Mußte er den Todtenwurm, wie ſollte er nicht ſeine leibliche Ehehälfte zu ſeiner Seite dulden! Sein Geiſt, ſein Selbſt, war ja wie im Leben ſo im Tode anderswo.

Sein Geiſt war allezeit anderswo, und hatte in der Blüthe ſeiner Jahre, als ſeine Muſe ſich mit Jubel in des Lebens Luſt und Leid vergnügte, auch in perſönlicher Beziehung ſein eigenthümliches Genüge. Der Gegenſtand ſeiner Neigung, die mehr als Freundſchaft, die eine innige Liebe zu nennen iſt, war Graf Heinrich Southampton. Blieb ihm ein weibliches Weſen verſagt, in deſſen Blüthenleben ſeine Seele ihren eigenen Frühling feierte, ſo hatte das Geſchick ihn doch karg bedacht, wenn es ihm in dieſem Lieblinge der Grazien das Spiegelbild aller ſeiner liebſten Wünſche zeigte, und ihn ſo, was die Freundſchaft erſt zur eigentlichen Liebe macht, ein Doppelleben führen ließ. Und wenn in dieſem Ineinandergreifen zweier Lebensſtoffe, in dieſem Wechſeltauſche zweier Seelen, deren jede allein ſich für ſtill verloren hält, der eigentliche Reiz einer Liebe beruht, ſo hat Shakſpeare dieſen Southampton geliebt und eine Neigung für ihn gefühlt, wie ſie ſonſt nur der Zauber der Geſchlechtsverſchiedenheit bedingt. Als äußerer Anknüpfungspunkt der Bekanntſchaft bietet ſich, wie Drake in ſeinem Leben Shakſpeare's erzählt, der Umſtand, daß des Grafen Stiefvater das Amt eines Schatzmeiſters bekleidete, das ihn mit Schauſpielern und Bühnendichtern vielfach in Berührung brachte.

Shakſpeare war damals der obſcure ſtille Menſch, der vor Beſcheidenheit ſeine Stücke anonym ſchrieb, als Schauſpieler höchſtens ſeinen Platz ausfüllte, und ſicherlich keine glänzende Erſcheinung bot, und ſonſt in ſeinen perſönlichen Zuſtänden eher Urſache hatte, ſich und die Geſchichte ſeiner Vergangenheit im Dunkel zu belaſſen. An der Begeiſterung des um neun Jahr jüngern Grafen für die Nationalpoeſie, an ſeinem Enthuſiasmus für Romantik und Größe aller Art, erwachte nun des Dichters Neigung zu ihm, die bald ein Verhältniß der innigſten Gegenſeitigkeit wurde, und ſich mit der geiſtigen Entwickelung des ſchönen Jünglings nur ſteigern konnte. Southampton wurde ein Muſterbild aller Ritterlichkeit, ein Held im Kampf und in der Liebe, beglückt und beglückend, ein Liebling der abenteuernden Fortuna, voll männlichen Stolzes und voll hingebender Frauenſanftmuth. Er war der Inbegriff alles deſſen, was in Shakſpeare's Naturell gegeben lag, ſich aber bei bedrückter Enge eines blos bürgerlichen Vegetirens aus ſeiner Perſönlichkeit hervor nicht Bahn brach, vielmehr nur in den Anſchauungen ſeines ſchaffenden Geiſtes wie ein Feuerſtrahl aufſtieg und den Kern ſeines innern Menſchen beleuchtete. So war Southampton das in glänzender Erſcheinung ausgeprägte Bild und Weſen des Dichters ſelber, und wenn es wahr iſt, daß wir in der Liebe nur immer die Idee und Verklärung unſerer eigenen Natur empfinden, ſo feierte hier der Dichter unwiſſentlich ſich ſelbſt in einem Abglanze, der mit allen Reizen einer blühenden, aber leichtzerflüchtigen Erſcheinungswelt ausgeſtattet war. Darum konnte er in hundert Sonetten dieſe Frühlingsblume ſeines Geiſtes verherrlichen, weil ſie alles der Außenwelt aufzeigte, was ſich nur von Schönheit und Fülle ſeinem innern Genius erſchloß; darum konnte er um den flüchtigen Schmelz dieſer Blüthe ſo elegiſch trauern, ſo weich verzagen, und ſich den Troſt wohl zehnfach wiederholen, ſein Vers müſſe die Schmiede ſein für die Unſterblichkeit dieſes Adonis-Southampton.

Mit „Venus und Adonis,“ einem epiſch-lyriſchen Gedichte, brachte der anfangs ſchüchterne Shakſpeare dem Freunde die erſte offene Liebesgabe; in der Widmung ſeiner „Lucretia“ herrſcht ſchon mehr ein vertraulicher Ton *). In jenen beiden mythologiſchen Figuren ſtellen ſich unwillkürlich zwei Portraits in moder-

---

*) Gottlieb Regis theilt ſie S. 252 in ſeinem Shakſpeare-Almanache (Berlin bei Veit) mit.

nem Coſtüme vor Augen. Shakſpeare's Venus iſt eine fleiſchige verführeriſche Dame von damals, und der Gedanke, der Dichter habe in dem widerſtrebenden Adonis ſeinem Freunde, den ein Verhältniß ähnlicher Art gefangen gehalten, ein Bild der Nacheiferung zeichnen wollen, läßt ſich nicht leicht abweiſen. Dieſer Situation entwunden, wurde Southampton ein Weiberhaſſer, und die ſiebzehn erſten Sonette des Dichters haben den Zweck, dem ſchönen Freunde die Vereinſamung eines liebeleeren Daſeins zu verleiden. Ton und Sprache dieſer Gedichte harmoniren mit Venus und Adonis, und der ſüße Schmeichellaut der Rede, den Romeo und Julia austauſchen, ergibt ſich als verwandtſchaftlich mit der Diction dieſer Sonette. Nun war das Verhältniß zwiſchen Beiden von der traulichſten Art, und der Dichter, allezeit den Liebling anſpornend und behütend, erlebte die Wechſellaunen ſeines Geſchicks in ſich mit, als träfen ſie ihn ſelber. Southampton entbrannte bald darauf in einer dauernden Neigung zu Eliſabeth Varnon, einer Couſine des Grafen Eſſex, und ſo mußte er den Wandel von Gunſt und Mißgunſt, den Eſſex von Seiten der Königin erfuhr, mit dieſem theilen. Als Freiwilliger und Befehlshaber eines Schiffes folgte er dem General nach den Azoren. Der Eifer der Kampfluſt verführte ihn zu einem ungeheißenen Angriffe; er bohrte eine ſpaniſche Fregatte in den Grund, und Eſſex ſchlug ihn zum Ritter, konnte aber die Ungunſt der Königin von des Heldenjünglings Haupt nicht abwenden; Händel, Zweikämpfe und Abenteuer, die Southampton am Hofe hatte, verſchlimmerten das Mißvergnügen. Man ſah ihn im Parlament als Redner und Vertreter der Volksintereſſen, während er mit Freunden ſchwelgte, Künſtler und Dichter um ſich verſammelte, und dem Willen der Königin, die einer Verbindung mit Miſtreß Varnon abhold war, durch ein heimliches Ehebündniß trotzte. Mit dem Staatsſecretair Cecil war er eine Zeit lang in Paris geweſen; bald darauf folgte er dem Grafen Eſſex, der ihn eigenmächtig zum General der Reiterei ernannte, nach Irland. Ein Decret nahm ihm das Commando über die Reiterei, und nun ſchwärmte er wieder in London umher, ein Alcibiades, der mit glänzendem Müßiggange, mit

Kunſtgenüſſen und Aventüren ſeine Zeit verbrachte, bis er mit dem Grafen Eſſex als Theilnehmer an deſſen Inſurrectionsplänen, des Hochverraths angeſchuldigt, vor Gericht ſtand. Eſſex wurde bekanntlich enthauptet, Southampton in den Tower gebracht. Die Fürſprache Cecil's und der Peers hatte ihn von dem gleichen Schickſale befreit. Erſt der Tod der Königin befreite ihn aus dem Kerker.

Es iſt unerklärlich, warum Shakſpeare's Gedichte an den Freund bei Lebzeiten der Eliſabeth nicht im Drucke erſchienen, ſondern nur zerſtreut in den Zirkeln der haute-volée umliefen, und theilweiſe gewiß verloren gingen. Ihre jetzige Anzahl iſt, außer den ſchon gedachten 17 erſten von ganz beſtimmtem Zweck und Anlaß, 109. Sie haben in dem Geſchicke Southampton's ihre Motive. Die Stimme des Dichters ertönt warnend, tröſtend, ermuthigend und rathend, und alles, auch die Worte des Tadels, durchweht der Hauch der zarteſten Liebe. An den Schmerz des Freundes drängt ſich dann auch der eigene Kummer, und die Mißſtimmung, wie ſie ſich in den kleinen Stunden großer Geiſter bedeutſam regt, tönt mit ein in die Elegie der Freundesliebe. An dieſen Southampton fühlt ſich der Dichter gebannt, und immer droht die ſchlanke Geſtalt ſich im Gedränge des Lebens ſeinen Armen zu entwinden, die ſich ſonſt vergeblich öffnen und ſchließen. So zagt er bald um ſeinen Beſitz, bald hüllt er ſich in Schweigen. Dann drängt ſich Southampton ſelbſt wieder an ihn, und ſein Vorwurf, der Dichter liebe ihn nicht mehr, facht die Liebe zu doppelten Flammen an. So entfaltet ſich hier die ganze ſüße Qual einer unüberwindlichen Neigung, und was in Romeo und Julia Zartes und Inniges ſich ausſpricht, was die Komödien an epigrammatiſcher Feinheit der Ironie, an Bilderfülle der keckſten Art, an Rieſengedanken in Form kindlicher Spielerei enthalten, findet ſich in dieſen Sonetten zu buntem Gemiſch; auch die Scharmützelgefechte des Witzes, wie ſie Benedict und Beatrice in „Viel Lärmen um nichts“ vorführen, die coquette Dreiſtigkeit der Sylbenſtecher, die verſchlagene Liſt der Narren, der ganze verwegene Uebermuth der Shakſpeare'ſchen Diction, iſt hier mitten in der elegiſchen Lyrik wieder anzutreffen.

An ein Myſterium gerathen wir bei der Betrachtung der an ein weibliches Weſen gerichteten Sonette Shakſpeare's, 28 an der Zahl. Bei manchem dieſer Gedichte möchte man der Vermuthung einiger engliſchen Kritiker Raum geben, Shakſpeare habe hier im Namen eines Andern Verſe gemacht, wie unter andern das 130ſte mit ſeiner gezwungenen Haltung recht gut für einen Zweiten zur Ueberreichung an eine Geliebte gedichtet ſein könnte. Aber in der Mehrzahl wogt ſo viel eigener Strom der bewegteſten Gefühle, daß ſie der Dichter nur im Namen ſeiner ſelber ſchreiben konnte. Wer die Geliebte geweſen, macht das Intereſſe der Unterſuchung nicht aus, zumal da die Liebe des Dichters hier nicht als geiſtige Flamme erſcheint, und der Gegenſtand ſeiner Hinneigung als nach mehrern Seiten hin zugänglich und willfährig ſich zeigt. Die Sonette ſprechen nur von phyſiſchem Behagen und Unbehagen, von der Qual eines Verlangens und ſeiner Sättigung, vom Unglücke einer dringlichen Begier, und vom Verrathe und gänzlichen Unwerthe derjenigen, die ſie eingeflößt. Daß ſolche Neigung und ihr Ausſpruch eines großen

Dichters unwürdig, bleibe der ſchwächlichen Prüderie an der freien Natürlichkeit Shakſpeare's nachzuweiſen und zu bejammern übrig; aber Alles zu Allem genommen, möchte hier allerdings eine ſinnliche Verirrung des Dichters ſich an den Tag ſtellen. Im erſten dieſer Sonette (127) beſingt er (wie ſein Biron in Love's labours lost) das gefährliche ſchwarze Auge und todbringende Rabenhaar ſeines Mädchens; das zweite athmet noch in aller Schönheit den Drang eines zärtlichen Gefühls, gleich darauf aber miſcht ſich die Qual des blos ſinnlichen Genuſſes in die Stimmung des Dichters. Wahrſcheinlich war es eine junge verführeriſche Witwe, die ihn lockte, und es iſt nur merkwürdig, daß William Zeit ſeines Lebens mit Witwen zu thun hatte. Das 133ſte Sonett läßt ahnen, ſein Freund Southampton ſchmachte in denſelben Banden, das 173ſte zeigt die Geliebte als eine offenbar verdächtige Schöne, mit dem 141ſten iſt einem ſchon nicht mehr recht geheuer zu Muthe, und mit dem Aufruhre dämoniſcher Mächte, der ſich von nun an ausſpricht, überfliegt uns eine Art ſchauerlicher Angſt, die der empfindlich gereizte

Witz des Dichters nur noch mehr ſtachelt. Die dazwiſchen tönende Beſchwichtigung: „Lieb' iſt zu jung, ſie weiß nichts von Gewiſſen" — verhilft uns nicht wieder zu harmloſer Natürlichkeit; die Gefühle winden ſich fort und fort in einem flammigen Stoffe herum, in welchem mehr wollüſtiger Haß als Liebe lodert. Daß ſich das Bewußtſein der Seele frei durchdringt, mögen zwei unten ſtehende erweiſen *), ſonſt aber liegt ſchon in der zerriſſenen Halbheit des Ausſpruchs, der ſich in den

---

*) Wie plagſt du Amor, thöricht blinder Wicht
Die Augen! daß ſie ſehn, und was ſie ſehn, nicht ſchätzen.
Sie kennen Schönheit ſehn, wo Schönheit liegt,
Und wagen, Beſtes Schlecht'ſtem gleichzuſetzen.
Wenn ſich das Aug', entweiht von falſchen Blicken,
Zu jener Bucht, wo Alle ankern, drängt;
Was machſt du Hamen aus des Auges Tücken,
Daran das Urtheil meines Herzens hängt?
Wie hält das Herz für ein umzäuntes Gut,
Woran es weiß, es iſt der Welt gemein?
Färbt Wahrheitfarben ein ſo falſches Blut,
Und widerſetzt ſich offnem Augenſchein?
Hat Aug' und Herz das lauterſte verkannt,
Und nun ſo ekler Peſt ſich zugewandt?

* * *

meiſten offenbart, das Kennzeichen einer trüben Verworrenheit der Sinne. Es war ein Verhältniß ohne Klarheit des Verlangens, ohne Ruhe im Genuß, mithin ohne Harmonie der leiblichen und geiſtigen Wünſche. Daß Shakſpeare die Gefährlichkeiten gleißneriſcher Reize kennen gelernt, ſollte nicht ſchwer werden an manchen ſeiner piquirten Humoriſten nachzuweiſen, die, an der Weiblichkeit gewöhnlichen Schlages überſatt, die Forderungen der Natur, in denen ihre Vernunft ſich als

---

Wenn Liebchen ſpricht, daß nie ihr Herz erkalte,
So glaub' ich ihr, wenn ſie es ſchon erfand;
Damit ſie mich für einen Neuling halte,
Mit Lüſten dieſer Welt noch unbekannt.
So, irrig wähnend, daß ſie jung mich wähne,
Wiewohl ſie weiß, mein Frühling iſt dahin,
Läugn' ich's ihr nicht in ihre falſchen Zähne,
Und beiderſeits verbirgt ſich wahrer Sinn.
Doch warum ſagt ſie nicht, daß ſie nicht treu?
Warum nicht ich, daß einſt ich jung geweſen?
O, Amor's Lieblingsluſt iſt Heuchelei,
Und Lieb' in Jahren mag nicht Jahreszahlen leſen.
Darum belüg' ich ſie, belügt ſie mich,
Und unſre Lügenſünden ſchmeicheln ſich.

ſchlechte Philoſophie erwies, witzig beſpötteln, wie luſtige Kriegsleute, die aus ſchlechten Händeln mit heiler Haut davongekommen. So können manche dieſer Sonette als ſubjective Präludien für Stimmungen angeſehen werden, die Shakſpeare nachher in dramatiſche Geſtalten umſetzte und ſo das an ſich ſelbſt Unerquickliche los wurde. Eine unvollkommene Sammlung von ſeinen kleinern lyriſchen Gedichten finden wir unter dem Titel: „Der verliebte Pilger,“ unter dem ſie auch mit des Dichters Namen im Druck erſchienen. Auch dies ſind Präludien namentlich für Venus und Adonis, kleine Anklänge für einzelne ſangluſtige Figuren in den Luſtſpielen, wie ſich denn die lyriſche Stimmung bei Shakſpeare leicht einem fremden, außer ihm liegenden Charakter anſchmiegte und ſomit objectiv wurde. Um aber ſchließlich keine Diſſonanz in dem Gemüthe des größten aller Dichter übrig zu laſſen, und die Mißſtimmung, die in den Sonetten an eine verfängliche Geliebte laut wird, aufzulöſen, ſtehe zu guter Letzt hier das Gedicht, in welchem er ſelbſt dieſe ſeine Lyrik durch ein anmuthig epigrammatiſches Bild zum Abſchluſſe bringt:

Einſt ſchlief der kleine Liebesgott; zur Seiten
Lag neben ihm ſein Herzensfeuerbrand,
Und manche Nymphen, die ſich keuſchem Leben weihten,
Umhüpften ihn. Mit ihrer Mädchenhand
Ergreift die ſchönſte Büßerin das Feuer,
Darin viel tauſend Herzen ſich verzehrt:
So ward von Jungfrauhänden der Verleiher
Heißathmender Begier im Schlaf entwehrt.
Sie löſcht den Brand in einem tiefen Bronnen,
Den Liebesgluth mit ew'ger Hitze traf:
Er ward zum Bad, wo Kranke Heil gewonnen,
Geneſung trinkend. — Doch ich, Liebchens Sklav,
Trink' ihn umſonſt; die Welle rauſcht und ſpricht:
Wenn Liebe Waſſer wärmt, kühlt Waſſer Liebe nicht.

IX.

Shelley.

„Hätte er länger gelebt," — ſchrieb Thomas Moore, — „ſo würde die Welt am Ende gelernt haben, ſeinem Genie die höchſte Huldigung darzubringen!"

Ja, da liegt es eben. Das Genie hat nicht immer Luſt, auf die Anerkennung der Welt zu warten, es hat nicht immer das Talent, die Langeweile zu überdauern, läßt es bei dem erſten Verſuche bewenden, die Schläfer um ſich her aus dem ſtarren Banne des Herkommens zu ſchütteln, ſiecht krankhaft hin, oder nimmt ſich das Unglück des Widerſtandes noch tiefer zu Herzen und ſtirbt, eine vorzeitige, vom verſpäteten Winterſchnee raſch begrabne Maiblume.

A phantom among men, companionless
As the last cloud of an expiring storm —
A love in desolation masked —

wie Shelley ſelbſt in ſeiner Adonais ſagt. Iſt dann die vereinſamte Blume ſchnell hingewelkt, ſo kommen die denkenden Menſchen herbei, und ſuchen ſich aus der Aſche die Bedeutſamkeit des blühenden Lebens zu denten. Wenn ſie ihm einen grünen Hügel aufſchichten, dann nennt man ſie ſchon dankbar; oft aber laſſen ſie die Gebeine des Verſchmähten in der Winternacht der Gleichgültigkeit vermodern.

„Da iſt wieder ein Mann geſtorben," — ſchrieb Lord Byron, als er mit Trelawney vom Scheiterhaufen kam, der Shelley's Ueberreſte verzehrte — „wieder ein Mann, den die Welt ſchmählich und boshaft verkannt hat. Shelley war der beſte und am wenigſten ſelbſtſüchtige von allen Menſchen, die ich je kennen lernte, ein Mann, der all ſein Glück und Vermögen für Andre geopfert hat."

Armer Shelley! — Alt-England hatte ihn ein für allemal von ſich geſtoßen, ein für allemal nach den Geſetzen der Kirche als Atheiſten gebrandmarkt. Und doch, wer den Verfluchten an ſein Herz nahm, der fand in ihm einen unerſchöpflichen Quell der reinſten Menſchenliebe. Und wer die Menſchheit liebt, wie kann der ernſtlich Gott verläugnen, da Gott die Liebe ſelber iſt! Mary Shelley, ſeine Gattin, mußte ihn kennen. „Die Einſamkeit, in welcher Shelley lebte,“ — ſchrieb ſie, — „war die Veranlaſſung, daß ihm nur Wenige näher traten, und ſein furchtloſer Enthuſiasmus für die Sache, welche er für die heiligſte auf Erden hielt, die Verbeſſerung des moraliſchen und phyſiſchen Zuſtandes der Menſchheit, war der hauptſächliche Grund, weshalb er, gleich andern Reformatoren, von Haß und Verläumdung verfolgt wurde. Kein Menſch war jemals mehr als er bemüht, alles um ihn her zu beglücken. Die undankbare Welt fühlte ſeinen Verluſt nicht, und die Lücke, die er machte, ſchien ſich ſo ſchnell über ſeinem Andenken zu ſchließen, wie die mörderiſche See über ſeiner lebenden Geſtalt. In Zukunft wird man ſich beklagen, daß ſeine transcendenten Geiſteskräfte untergingen, bevor ſie der Welt ihre erwählteſten Schätze überlieferten. Seinen Freunden iſt ſein Verluſt unerſetzlich; der Weiſe, der Edle, der Brave iſt für immer dahin. Er iſt ihnen wie eine helle Viſion, deren ſtrahlende Spur, in der Erinnerung zurückgelaſſen, alle Wirklichkeiten des Lebens aufwiegt. Seine bloße Gegenwart, wie Ithuriels Speer, war genügend, um die Falſchheit der Angaben zu enthüllen, welche ſeine Feinde der getäuſchten Welt in's Ohr flüſterten."

Er war neunundzwanzig Jahre als er im Buſen von Spezia ein Raub der Wellen wurde. Mißt man aber das Leben nach Ereigniſſen, nach Empfindungen, ſo war er ſehr alt geworden. Schon in der Natur iſt die Zeitlänge nicht der gültige Maßſtab; die kleine Ephemere, die lebensgierig, in vergnüglicher Haſt, dahinſchwärmt, lebt mehr als die Schildkröte unter der gepanzerten Schaale.

Das ſtürmiſche Meer, das ſeinen Nachen verſchlang, kam vielleicht nur um wenig dem natürlichen Ablaufe ſeines Lebensproceſſes zuvor; ſein äußerer Menſch war faſt allzu zart gefügt, ſeinen innern hatten die Zeitgenoſſen ſchon früh bis auf den Tod verwundet. Er war ſchlank und dünn von Figur. Man nannte ihn ſehr ſchön, aber es war eine mädchenhafte Schönheit. Dieſe großen Augen waren lebensprühend, das braune Haar ringelte ſich in üppiger Fülle um ſein Haupt; allein dieſe glänzend rothen Wangen auf milchweißer Haut waren nur eine täuſchende Roſenpracht, die ſich in der Farbe irrte; weiße Roſen hätten ihm mehr geziemt. Seine Nerven waren von früh auf ſo reizbar geweſen, daß er lähmender Mittel bedurfte, um ſie zu ſänftigen. Der Genuß des Opiums zerrüttete ſein ganzes Syſtem und er litt an Zufällen, die ſein Haupt tagtäglich unter das Schwert des Damocles rückten. Seine Phantaſie war ſo geſchäftig, daß ſie ihn im Schlafe immer mit tauſend angſtvollen Bildern umgaukelte; ſein Gehirn war reich genug, ihm immerfort neue Traumgeſtalten zu ſchaffen, aber nicht kräftig genug, die heraufbeſchworenen Geiſter zu bannen und zu beherrſchen. Nicht ſelten wurden ſeine Träume zu Viſionen und ſein ſomnambuler Geiſt hätte Herrn Juſtinus Kerner beſſere Geſchichten liefern können, als dieſer je im Gehirne alter Weiber zuſammenſuchte. Eine jener krankhaften Ausartungen ſeiner immerfort gegeißelten Einbildungskraft erzählt Lord Byron mit der ihm eignen geſpenſterluſtigen Sympathie. Es war in der letzten Periode ſeines Lebens; Shelley hatte ſich für den Sommer 1822 die Villa Magni, dicht am Meere, an dem reizenden Buſen von Spezia, gemiethet. Dort lebte er zwei Monate in gänzlicher Abgeſchiedenheit, nur in Geſellſchaft ſeiner Frau und ſeines Kindes. Hier, wo er ſeine letzten Gedichte ſchrieb, die luftig hingehauchte „Zauberin des Atlas" und den fragmentariſch gebliebenen „Triumph des Lebens", ereignete ſich der Vorfall, den Byron berichtet. Um Mitternacht, ſtürzten die Bewohner der Villa plötzlich auf; ein durchdringender Schrei jagte ſie vom Schlummer wach. Miſtreß Shelley ſank auf der Schwelle des Saales ohnmächtig nieder. Dort ſtand der Dichter, mit weit aufgeriſſenen Augen ins Leere ſtarrend, mit den zitternden Händen wie nach Geſtalten greifend. Als man ihn zur Beſinnung gebracht hatte, erzählte er ſeine Viſion. In einen Mantel gehüllt, ſei ein Mann an ſein Lager getreten und habe ihm gewinkt. Im Saale warf das Phantom den Mantel zurück, gab ſich ihm als ſeinen Doppelgänger zu erkennen und verſchwand mit den Worten: siete satisfatto? — Am Abend vorher hatte Shelley jenes Calderon'ſche Trauerſpiel geleſen, in welchem Cyprian, eine Art Fauſt, ſich durch einen maskirten Fremden in allen ſeinen Plänen gehemmt ſieht. Der mächtige Unbekannte hat überall die Hand im Spiele, verfolgt ihn auf allen Bahnen, vereitelt ſeine Hoffnungen und entzweit ihn mit ſeiner Geliebten. Der Held fordert ihn und der Unbekannte erſcheint zum Zweikampfe. Aber als das Gefecht beginnt, demaskirt er ſich, und vor dem Helden ſteht ſein eigen Bild, ſein Doppelgänger. Mit den Worten: „Biſt du zufrieden?“ verſchwindet er; jener ſtirbt vor Grauſen. — Dieſe Situation wiederholte ſich Shelley's Fieberphantantaſie und rief die an Wahnſinn gränzende Erhitzung hervor.

Ein früherer Vorfall, der ſich ihm in Wales ereignete, hängt in der Schwebe von Traum und Wirklichkeit. Es war in einem Wirthshauſe in Carnarvonſhire. Shelley ſitzt um Mitternacht an ſeinem Studiertiſche, als ein plötzliches Geräuſch vor dem Fenſter ihn aufmerken heißt. Der Laden ſchiebt ſich langſam zurück, und ein ſtarker Arm, ein Piſtol zwiſchen den Fingern, die Mündung auf ihn gerichtet, ragt herein. Er ſieht noch, wie der Hahn geſpannt wird, aber der Schuß fährt neben ihm in die Wand. Sein perſönlicher Muth beflügelt ihn, er ſtürzt hinaus, um den Mörder zu faſſen. Am Ende eines langen Ganges, der aus dem Garten führt, ſtößt er auf den Feind, der noch einmal das Piſtol auf ihn abdrückt. Es verſagt, und Shelley ſtürmt auf ihn ein, der zarte, ſchlanke Dichter ringt mit Löwenkraft, bis der Fremdling ſich plötzlich durch eine geſchickte Bewegung ſeinen Händen entwindet. — Alle Bemühungen, dem Unbekannten auf die Spur zu kommen, das Ereigniß zu ergründen, blieben vergeblich.

Ein anderes Ereigniß belegt die ſtarre, bis an Verworfenheit grenzende Unduldſamkeit Alt-Englands. Es war im Herbſt 1820. Shelley war in Piſa. Wie er in das Poſthaus tritt, um Briefe in Empfang zu nehmen, und ſeinen Namen angibt, ſtürzt ein Fremder mit dem Ausruf: „Was! ſind Sie der Atheiſt Shelley?“

auf ihn ein und verſetzt ihm einen Schlag auf den Kopf, daß der ſchwer Getroffene beſinnungslos zu Boden ſinkt. Als Shelley wieder zu ſich kommt, iſt der Unbekannte verſchwunden. Der empörte Dichter verſäumt nichts, um ihn ausfindig zu machen, er erfährt, daß es ein engliſcher Officier geweſen, der früher in portugieſiſchen Dienſten ſtand. In Begleitung eines Freundes reiſt er dem Flüchtling nach, der ſchnell nach Genua aufgebrochen war; dort verlor man die Spur des Elenden.

Dies kann für einen Ausbruch der allgemeinen, oder vielmehr der gemeinen Meinung gegen ihn gelten. In dem gemüthlichen Deutſchland, wo man ſich in religiöſen Dingen für geiſtig feiner hält, hat es in neueſter Zeit nicht ganz an ähnlichen Zügen gefehlt. In England ſchürten hartköpfige Tories und bornirte Pfaffen das Feuer des Haſſes gegen den edlen Shelley. Die feile Literatur des Quarterly-Review war anhaltend der Schauplatz kritiſcher Barbareien geweſen. Dort ſattelte fortwährend die Canaillerie der orthodoxen Frömmigkeit ihre blöden Roſſe; man fand oft die empörendſten Ausartungen einer grauſamen Unduldſamkeit. Unter andern weiß man folgenden Zug. Auf dem Mont Anvert hatte Shelley, wie es bei Reiſenden üblich, in das dortige Fremdenbuch ſeinen Namen eingetragen. Eine ſchnöde Beefſteaksnatur von Alt-England ſchrieb in frommem Eifer das Wort des Fluches: „Atheiſt“ unter den Namen des Dichters. Einige Zeit nachher beſuchte Southey, der Hofpoet, den Berg, notirte ſich dieſe Curioſität und ſtellte ſpäter im Quarterly dieſen Zuſatz der unmenſchlichen Dummheit als ein Selbſtgeſtändniß Shelley's dar, woraus er die Unmoralität des Dichters nachwies, der ſich nicht ſcheue, frech vor aller Welt mit ſeiner Ungläubigkeit zu prunken. — Bei Galignani erſchien ein Bericht über eine Reiſe Lord Byrons nach Sardinien und Corſica, der mehrere Auflagen erlebte und von dem großen Sturme viel Weſens machte, den die Reiſegeſellſchaft ausgeſtanden. Shelley, hieß es, ſei vor Angſt unterwegs zum Katholicismus übergetreten. Daß die erfinderiſche Bosheit mit ſolchen Zügen Glück machte, iſt erklärlich. Die ganze Reiſe war Erfindung, weder Byron noch Shelley waren je in Sardinien oder Corſica geweſen.

An Gehäſſigkeiten ſolcher Art gegen Byron fehlte es dem Journalismus der Tories nie, und es iſt nicht zu berechnen, wieviel dadurch im Gemüthe des Verfolgten verwüſtet wurde. Wenn ſich die Satzung, das Herkommen, der für heilig erklärte Aberglaube der Welt, mit ſolchem Fanatismus waffnet, ſo fühlt ſich das freiheitsluſtige Herz von einer Hölle umzingelt, und wirft ſich in alle Schreckniſſe der rathloſen und ſeines freudigen Gottes beraubten Irrſal. Für Shelley erwuchs alles Ungemach aus dem feſtgehaltenen Richterſpruche, er ſei ein Menſch, der Gottes Daſein läugne. Dieſen Spruch fällte man in Oxford über den ſechzehnjährigen Jüngling, und hätte er eine Ewigkeit gelebt, um die Menſchheit durch die Gaben ſeines Geiſtes zu beglücken, die Armuth zu retten, dem Reichthum Humanität zu predigen: Englands Geiſtlichkeit hätte den Spruch nicht zurückgenommen, der ihn aus der Reihe der moraliſch berechtigten Weſen ſchied, und den eine vorüberfliegende Abirrung ſeines jugendlichen Denkens hervorrief.

Seine Entwickelung nahm ungefähr dieſen Verlauf.

Zu Fieldplace in Suſſexſhire (am 4. Auguſt 1792) geboren, verlebte Percy Byſſhe Shelley auf dem einſamen Landſitze ſeines Vaters, des Baronets von Caſtle Gowing, die erſte Jugend. Seine Schweſtern waren dort ſein einziger Umgang. Acht Jahre alt, kam er auf die Schule von Sion-Houſe in Breetford. Hier ward ſeine ſtille Mädchenhaftigkeit ein Gegenſtand des Spottes; der Knabe ward ſcheuer, zurückhaltender, er begann die Einſamkeit zu lieben und ſtreifte ganze Tage lang in den Wäldern um. Auf der Schule zu Eton vollendete ſich die Melancholie ſeines Weſens; der Hang zur Poeſie bildete ſich raſch aus. Er las alte Balladen und ſchrieb ein langes Epos in ſechs Geſängen: „der wandernde Jude“, das Medwin, ſein Jugendfreund, eine wilde, chaotiſche Geburt, wüſt, titanenhaft, nannte. Bevor er ſein ſechzehntes Jahr vollendet, erſchienen zwei Romane von ihm: „Zaſtrozzi“ und „die Roſenkreuzer.“ So ſchnellwüchſig entfaltete ſich ſeine Natur und ſchüttelte haſtig die eigne Unreife in die Welt hinaus. Die Schwärmerei von raſcher Weltverbeſſerung wucherte ſchon früh in ſeinem Gehirn; der Gedanke, in Politik und Religion ein Reformator zu werden, quälte ihn Tag und Nacht. Unter andern veranlaßte er auf der Schule zu Eton eine Verſchwörung gegen die Lehrer, um die Schultyrannen zur Abſchaffung der körperlichen Züchtigungen zu nöthigen, und ſchrieb in dieſem Sinne anonyme Briefe an die Geiſtlichen der Nachbarſchaft. Mit dem ſechzehnten Jahre bezog er die Univerſität zu Oxford. Hier machte er ein Heft Gedichte bekannt: „Nachgelaſſene Papiere meiner Tante Margarethe Nicholſon,“ eine Reihe von Verſen, welche in die Ausgabe ſeiner Werke nicht aufgenommen ſind; auch der Panegyricus auf Charlotte Corday, dazu gehörig, ging verloren. Das poetiſche Gefühl für das Unglück, das ſich in den Geſtaltungen des Menſchenlebens vergeblich ſein Grab baut, trieb ihn auch zu philoſophiſchen Fragen; er ſtudirte Spinoza und ſeine Geiſteskräfte verfielen dem Skepticismus in die Hände. Hume ward ſein Evangelium, und er ſchrieb noch vor Ablauf ſeines zweiten Studienjahres ein Heft über „die Nothwendigkeit des Atheismus.“ Sein übereilter Jugendſinn wollte den Menſchen ihren ſchlaffen Glauben an den alten Gott im Himmel, der oben glücklich ſei und unten auf Erden alle Gräuel der Zerſtörung zuließe, mit Einem Streiche vernichten; wo Gott nicht auf Erden ſei und in Liebe unter den Menſchen walte, da ſei auch keiner im Himmel! Dies ſeltſame Product verbreitete er ſelbſt mit geſchäftiger Eile, er ſandte es an die gelehrten Perrücken, er ließ es auf der Bank der Biſchöfe umlaufen. Alsbald ſtand er vor den Häuptern des Kollegiums, der Knabe mit der Unſchuld ſeiner Prüfungsluſt vor den grauen Inhabern der ein für allemal wie ein verfallener Burgflecken in Beſchlag genommenen, hohen Kirchenweisheit. Statt zu widerrufen, unternahm er es vielmehr, ſich mit den Ariſtokraten der Gelehrſamkeit in Beweisgründe einzulaſſen, gegen die Satzung mit Dialectik zu Felde zu ziehen, der Vernunft ihr freies Recht der Prüfung zu erkämpfen. Das nun freilich war faſt mehr als Gottesläugnung, und der Knabe Shelley ward als Atheiſt proclamirt und vor der Hand aus der Gemeinſchaft der Univerſität ausgeſchieden.

Dies nahm er für einen Beleg, daß ſeine Meinungen zu gewichtig ſeien, um ſie widerlegen zu können; nen; der Trotz verfeſtete ſeine Geſinnung, er erſchien ſich als ein Märtyrer der jungen Weisheit ſeines Jahrhunderts. Allein ſeine Verhältniſſe als Mitglied eines Staates, als Mitglied einer Familie, ſeine Anrechte als Menſch wurden durch die Verdammung des Collegiums einer troſtloſen Verwirrung preisgegeben. Das älterliche Haus weigerte ſich, ihn aufzunehmen, und als der Vater ihn endlich verließ, war die tiefſte Verachtung das Erbtheil des Sohnes, und er floh ſeine Familie für immer. Noch tiefer erſchütterte ihn der Verluſt der Geliebten. Miß Harriet G. war das Mädchen, das er angebetet, und die Gluth der Liebe hatte jenen Roman „Zaſtrozzi" hervorgerufen, an welchem die junge Freundin ſelbſt einige Kapitel ſchrieb. Es ſchienen zwei Weſen von wunderbarer Aehnlichkeit der Geiſter, die ſich hier gefunden hatten. Aber wer Gott nicht kannte, der konnte auch die Liebe nicht kennen, und die Geliebte floh den Furchtbaren, den die Menſchheit von ſich ſtieß. Shelley ſah ſie bald in den Armen eines Anderen.

So ſtand er ziemlich losgebunden von allem Lebensgehalte, und er hätte jetzt erſt die Frage aufwerfen ſollen, ob der Gott, den er nicht im entlegenen Himmel, ſondern unter der Menſchenwelt lebendig wiſſen wollte, hier wirklich ein Daſein habe. Shelley war ſelbſt bis auf die drückendſten Aeußerlichkeiten von dem Verkehre mit Menſchen abgeſchnitten. Seine Familie war reich, ſein Großvater hinterließ ein Vermögen von 20,000 Pfund Sterling jährlicher Einkünfte und 300,000 Pfund liegender Gründe. Der Enkel, der Atheiſt, kämpfte jetzt um die Nothdurft des Lebens; ſeine Freigebigkeit, ſein Eifer, das Elend um ihn her zu tilgen, hatte jetzt ihn ſelbſt zum Ziele der nächſten Mildthätigkeit.

Einmal verfallen in die Schlingnetze des Zweifels, mußte er ſich nun ganz heimiſch machen in der Metaphyſik, um Gott zu ſuchen, den er in den Zuſtänden der Menſchheit nicht fand. Baco, Prieſtley, Price, Smith, wurden ſeine Studien. Der Glaube an die unbegrenzte, aber künftig ſchon auf Erden erreichbare Vervollkommnung des Geſchlechts, wurde ſeine Religion. Seine Phantaſie ſchwelgte in dieſen Gebieten einer goldnen Zukunft, wo das Verbrechen auf Erden verſchwinden und der Menſch befreit ſein werde von den Gebrechen der bürgerlichen Verhältniſſe, von den Feſſeln der religiöſen Tyrannei. Er kam auf die Entdeckung: das Böſe ſei kein urſprünglicher Theil der Menſchenſeele, nur durch die Abweichung von den Bahnen der Natur ſei das Geſchlecht in das Elend ſeiner Zuſtände gerathen, aber der Geiſt werde Kraft gewinnen, die zertrümmerte Natur, das Kind des Schöpfers, wieder in ſich aufzubauen. Dann werde Gott wieder da ſein unter den Menſchen, und ſein Geiſt auf Erden wandeln. — Daß es kein göttliches Weſen gebe, hatte Shelley nicht behauptet, darauf ſtößt auch nur der Wahnſinn, der keine Beachtung finden darf; aber hier und da im Menſchenleben, wo man auf den vermeintlichen Gott mit Fingern wies, läugnete er allerdings ſein Daſein.

Shelley war ſiebzehn Jahr alt und er ſchrieb ſeine „Königin Mab," Byrons Lieblingsbuch, das dieſer bewunderte, und deſſen Gehalt auf ſeinen „Cain" viel Einwirkung übte. Aus einer Note zu den „beiden Foscari" ergibt ſich, wie der Lord jenes Gedicht hochſtellte: Capitain Medwin nennt den zweiten Act des Kain als beſonders unter den Einflüſſen der Shelley'ſchen Muſe hervorgerufen. Dieſe „Königin Mab“ wurde anfänglich nur als Manuſcript für Freunde gedruckt, aber ſpäter von einem betrügeriſchen Buchhändler, wider des Dichters Willen, ins Publicum gebracht, nachdem Shelley in ſeinen Gedankenbahnen bereits neue Wendungen erlebt hatte. Er nahm einige Ausſprüche als rohe Jugendideen zurück, weil er der Meinung war, Schroffheit und Paradoxie ſeien eher Hinderniſſe als Beförderungsmittel für die Fortbildung der leidenden Menſchheit. Das Verbot, das dem Buche widerfuhr, mochte ihn nicht beſtimmt haben. In dieſem Gedichte liegt aber Shelley's ganzes Bekenntniß, es iſt das poetiſche Erzeugniß ſeiner philoſophiſchen Muſe. Janthe, die Heldin der Dichtung, hatte für ſich die Ketten des Erdenlebens durchbrochen, und der Wagen der Feenkönigin führt ſie durch die Reiche der Welt, um Gottes Geheimniſſe zu ſchauen. Hienieden iſt ſie irre geworden an der Regierung eines allweiſen Schöpfers, nun ſoll ſie den Zuſammenhang des großen Lebens im All der Welt erblicken. Sie fährt durch die weiten Räume des Himmels und ruft nach Gott. Die Feenkönigin enthüllt ihr die Vergangenheit, und ſie erſchrickt, — die Gegenwart, und ſie erbebt vor all' den Schrecken einer ſich ſelbſt immerdar verwüſtenden Welt. Unter der Gewalt dieſer troſtloſen Bilder, die an Gottes Macht zweifeln laſſen, droht Janthe's Seele zu erliegen, da zerreißt der Schleier auf den Wink der Fee und die Zukunft ſchimmert durch den Riß mit allem Glanze eines heiligen goldnen Friedens. Da wandelt der Menſch ſchon auf Erden wie ein lichter, reiner Geiſt, die Elemente ſind ſeine Sclaven, das Lamm liegt neben dem Tiger, alles iſt eine große Liebe, Religionen und Staaten verſchwimmen in dem Lichtmeere wie „Trümmer eines ſchwühlen Traums." — Mich dünkt, dieſe ſchwimmenden Illuſionen von dem goldnen Zeitalter einer großen Menſchenliebe ſeien mindeſtens unſträflich.

Dieſer Hang nach Liebe, die den Haß der Menſchen ſühnt und ſeine Unbill wieder ausgleicht, ergriff auch perſönlich den Dichter. Er entführte Miß Weſtbrook aus der Penſion und floh zum Schmied nach Gretna-Green. Aber Gewaltſamkeiten gründen kein Menſchenglück; das lehrte er als Poet, und mußte es auch als Menſch von neuem empfinden. Er zerfiel abermals mit ſeiner Familie, und ſeine Gattin war nicht das Weſen, das ſein arm gewordnes Leben erfüllte. Er hatte mit ihr gewiſſermaßen nur die Gelegenheit vom Zaune gebrochen, um einen Gegenſtand der Liebe zu haben. „Was iſt Liebe?“ fragt er in ſeinem Tagebuche. „Der Lebende, weiß er, was Leben iſt? Der Gott Anbetende, kennt er Gott? Ich liebe — weil ich lieben muß — bis mich der Fehlgriff in der Wahl zurückſchreckt. Ich nehme den Schein für das Abbild des Weſens, ſtürze meine ganze Seele hin, und man ſchleudert mich zurück. Meine Sprache wird mißverſtanden, als lebt’ ich in einem fremden, wilden Lande. Mit einem Geiſte, der wenig geeignet iſt, ſolche Prüfungen zu ertragen, hab’ ich überall geſucht, und nur Zurückſtoßung und Enttäuſchung gefunden. Du fragſt, was Liebe iſt? Wenn wir unſere Gedanken ausſprechen, ſo möchten wir verſtanden werden, wenn wir träumen, ſo möchten wir, daß die luftigen Kinder unſers Gehirns neu in der Geliebten geboren würden, wenn wir fühlen, ſo möchten wir, daß die Nerven der Geliebten mit den unſern ſympathetiſch zitterten, die Strahlen ihrer Augen aufflammten und ſich in die unſrigen tauchten, möchten, daß Lippen von regungsloſem Eis zerſchmelzen, weil wir von Auflöſungsluſt ergriffen ſind. Wir werden als Einzelweſen geboren, ſind losgeriſſen vom Schooße des Allgemeinen. Wir ſind unglücklich, weil wir da ſind, der Vereinzelung verfallen. Nun regt ſich der Drang, das Gleiche zu ſuchen, und die Ahnung, in Liebe von der Verdammung erlöſt zu werden, durchzittert unſer Herz. Wir lieben, d. h. wir fühlen uns im Zuſammenhange der Geiſter, wie der Ton den verwandten ſucht. In der Einſamkeit, oder in jenem verlaſſenen Zuſtande, wenn wir von Menſchen umgeben ſind, die nicht mit uns gleichfühlen, lieben wir die treuloſen Blumen, das hinfällige Gras des Feldes, das flüchtige Waſſer, den ewig wandelbaren Himmel. Selbſt in der Regung der Frühlingsblätter, im Wehen der blauen Luft fühlen wir eine geheime Sympathie mit unſerem liebeſüchtigen Herzen, welche die Seele zu einem Tanze athemloſen Entzückens weckt, und Thränen geheimnißvoller Zärtlichkeit ins Auge drängt, gleich der Begeiſterung patriotiſchen Erfolges, gleich der Stimme der Geliebten, deren Geſang für uns allein ertönt. Sterne ſagt, in einer Wüſte müßte er eine Cypreſſe lieben. — Iſt nun dies Bedürfniß, dieſe Kraft der Seele, dieſe Tugend des Geiſtes, zu lieben, in uns todt, ſo wird der Menſch ſein eignes Grabgewölbe, die Ruine ſeiner ſelber.“

Guter Schwärmer! Für ſolche Liebe, die ſich als die erſte Nothwendigkeit zum Leben fühlt, hatten die Menſchen viel zu viel Haß.

Shelley ging nach London zurück. Er war wieder allein, das ſchnell geſchlungene Band war nach drei Jahren wieder gelöſt. Miß Weſtbrook trat von ihm zurück und Shelley ſchüttete in ſeine Dichtung ſeinen Schmerz. Seine nächſte Poeſie war „Alaſtor, oder der Geiſt der Einſamkeit.“ Ein glühender Zauber der Phantaſie malt die Welt voll Herrlichkeiten, aber durch die prangende Natur wandert Alaſtor ruhelos, um ein

Weſen zu ſuchen, das er lieben könnte, und das er nicht findet.

Seine Geſundheit war erſchöpft, und er machte jetzt (1814) ſeine erſte Reiſe nach dem Continent, den Rhein hinauf nach der Schweiz; am Vierwaldſtätter See weilte er längere Zeit. Die nächſten Jahre verlebte er wieder in London; er ſtudirte Medicin. Seine Familie ließ ihn faſt verhungern, bis ſeine Mündigkeit ihn zu einem Lehnseigenthume berechtigte. Er verkaufte daſſelbe an ſeinen Vater für ein Jahrgehalt von 1000 Pfund. Die Verfolgungen, die er auch von Seiten der Regierung erlitt, dauerten fort. Sein früherer Aufenthalt in Irland hatte ihn auch politiſch verdächtigt. Er hatte ein Pamphlet geſchrieben, das dort viel Aufſehen erregte, obſchon es dem Volke darlegte, daß offene Rebellion zum Unheil führe, und nur gemäßigte Feſtigkeit eine Ausgleichung der Menſchenrechte mit der Satzung des Herkommens möglich mache. Man wollte wiſſen, daß Shelley in einer Volksverſammlung zu viel Beredſamkeit entwickelt habe, als daß man ihn nicht für gefährlich halten müßte. Vielleicht hatte der Angriff auf ſeine Perſon im Wirthshauſe zu Carnarvonſhire ſeinen Zuſammenhang mit übertriebener Dienſtfertigkeit eines Anhängers der Torypartei.

Shelley war müde geworden und der Geiſt jener Reſignation, die ſtill, wenn auch nicht ganz glücklich macht, war über ihn gekommen, als er endlich ein Verhältniß voll Duldung fand. Er lernte im Jahre 1816 die Tochter William Godwins kennen. Was Mary war, liegt der Welt in den Romanen zur Schau, die ſie ſpäter ſchrieb: Frankenſtein, Valperga, der letzte Menſch, Lodore; ihm ſelbſt, dem Freunde und Gatten, war ſie unſtreitig mehr; indem ſie ihn liebte, gab ſie ihm den Glauben an Gott und Menſchheit wieder. Noch im Mai deſſelben Jahres verließen die Gatten das felſenharte Inſelland der Satzungen, ſie durchflogen Frankreich, und verlebten den Sommer an den Ufern des genfer Sees, wo Shelley ein kleines Landhaus auf der Montblancſeite, nahe der Villa Diodati, welche Byron bewohnte, bezog. Im Hôtel de Sécheron auf dem Wege nach Coppet, hatten ſich die Dichter gefunden; auf den nächtlichen Seefahrten erſchloſſen ſich ihre

Seelen zu einem Austauſche für die Ewigkeit. Shelley war weit mehr Denker; der lärmende Byron, der ſich mit den Titanen der Gefühlswelt herumſchlug, wurde im Umgange mit dem Freunde ſtiller, tiefer, gefaßter. Man will den höhern Schwung und die Einkehr der Gedanken in ſich ſelbſt, welche Manfred und der dritte Geſang des Childe Harold verrathen, auf den Einfluß beziehen, den Shelley übte. Sie waren beide Ariſtokraten der Gewohnheit, obſchon das Herkommen und die Satzung des Lebens ſie geächtet hatte. Sie waren beide Ariſtokraten der Gefühlswelt, obſchon beide Freiheit und Gleichheit verkündeten, Byron mit ſtolzem Gepränge, mit Hohn gegen die Starrheit der Menſchen, Shelley mit ſanfter Schwärmerei, und doch hartnäckiger mit der Kraft des langſam ſpürenden Gedankens. Jener predigte von der Liebe mit dem Haſſe, den er tödten wollte, er liebäugelte mit den Dämonen des Menſchenlebens, die er verfolgen wollte, er gefiel ſich in den Schauern der Gemüthswelt, während Shelley ſie überwand, indem er ſie in den Aether ſeiner Glaubenslehre von einer goldnen Menſchenzukunft auflöſte.

Aus dieſem Aetheriſiren entſtand der Pantheismus der Liebe, den er predigte, auf Inſeln der Glückſeligkeit beſchrieb, und im Gemüthe der Menſchen nachwies. Seine Poeſie iſt oft wie eine Transfiguration des Lebens. Sein wunderbar ſchönes Gedicht an eine Freundin im Kloſter, unter dem Titel „Epipſychidion“ in mancher Sammlung ſeiner Werke, obſchon nicht in allen, vorhanden, bezeichnet am beſtimmteſten den Character ſeiner Muſe, wenngleich dieſelben Stimmungen überall in ſeinen Verſen wiederkehren.

Jenes Gedicht zu übertragen, erfordert eine geduldige Kraftanſtrengung ſeltner Art, und eine Muße, die ſich nicht leicht erzwingen läßt. In Ermangelung deſſen gebe ich ein Paar kleinere Gedichte, die freilich Shelley's Weſen nicht ſo völlig zur Erſcheinung bringen. Bei folgendem Liede, das ich aus dem Anhang zu Medwin's Shelley-Papers hervorhebe, ſchien mir ſtrenge Beibehaltung des Maßes eine Pflicht.

An L., als ſie zur Guitarre ſang.

Den bleichen Sternenhimmel
Beſeelt des Mondlichts magiſcher Schein

Im Schlummer der Nacht.
Dem Saitentongewimmel
Hauchſt Deine eigne Seele Du ein
Mit Zaubermacht.

* * *

Die Sterne möchten aufrauſchen;
Doch hält ſie der Herrſcher, der Mond, gebannt
Im ſtarren Traum.
So ſtill verzaubert lauſchen
Dem Sange die Blumen am Bachesrand,
Und flüſtern kaum.

* * *

Mein Herz will überfluthen!
Ach, ſing' aus ſel'gen Regionen
Einen Ton geſchwind,
Wo ewig in Eintrachtsgluthen
Gefühl, Muſik und Mondlicht wohnen,
Und Eins nur ſind.

Von überreizter Hypochondrie iſt folgendes Gedicht, deſſen ſcharfe Töne ſich nur annäherungsweiſe wiedergeben laſſen.

An England unter Caſtlereagh's Leitung.

Stumm und kalt wie ſchlummernde Gebeine,
Todt und kalt wie Felsgeſteine,

Ein unſelig kreiſend Weib —
Starrt mich England an mit ſeinem bleichen Strand,
Einſt das freie, jetzt das Sklavenland!

* * *

Deine Söhne ſind wie Felſenmaſſen,
Schmerz im Angeſicht, dem blaſſen,
Duldend des Tyrannen Fuß,
Freiheit! ob zum Lieblingskind erhofft, erkoren:
Hat dich England dennoch todt geboren.

* * *

Wagt kein Brutus ſeinen Dolch zu führen,
Magſt Du jubelnd triumphiren,
Unterdrücker, Herr und Herrſcher Du!
Leichenhügel, Trümmerhaufen ſacht hinab
Bauen Dir den Weg zum ſichern Grab.

* * *

Hörſt Du wohl die wilden Feſtgeſänge?
Mord! ſchreit alles im Gedränge —
Tod, Verwüſtung, Sünde blüht!
's ein Bachanal zu Deinem Leichenſchmauſe,
Grabgeſang für Deine Todtenklauſe.

* * *

Furcht und Mißgunſt, Zwietracht, Jammer
Schmücken bräutlich Deine Kammer:
Die Verwüſtung iſt Dein Weib.
Darf ein guter Geiſt das Brautbett Euch bereiten,
Und zu Hymens Altar Euch geleiten?

Endlich noch ein drittes, ebenfalls mit Beibehaltung der nicht zufälligen Reimfolge.

Anruf an das Unglück.

Ja, wir lernten beid' uns kennen,
Schweſter uns und Bruder nennen,
Und in Einſamkeit beiſammen
Nährten wir die ſtillen Flammen,
Die der Haufe mag verdammen!

* * *

Schreckenvolles Loos! — und doch
Preiſen wir uns liebend noch.
Scheint doch ſelbſt das Burgverließ
Liebenden gar traut und ſüß,
Inn're Höll' — ein Paradies!

* * *

Komm, ſei luſtig! ſtreck die Glieder
Auf den Raſen zu mir nieder!
Hörſt Du nicht die Mücken ſummen?
Selbſt der Wurm will nicht verſtummen,
Luſtig ſeinen Schmerz verbrummen.

* * *

Nimm mich drum in Deinen Arm —
Einſam kalt — beiſammen warm!
Wenn der Freude Klangſchalmein
Uns kein Schlummerlied verleihn:
Lullt uns doch der Schmerz wohl ein.

So vertraut war Shelley mit dem Dämon des Unglücks, daß er ihn wie eine Geliebte hegte, in ſeine Arme nahm und ihm liebkoſete.

Ueber ſein äußeres Verhalten iſt nur noch wenig zu ſagen, ſobald ſeine innere Stellung zur Welt mit dem Obigen angedeutet, wo nicht erklärt iſt. Mit ſeiner Gattin, die er ſo ſchön beſang, und mit Byron, kam er zu dem Genuſſe der geiſtigen Schätze eines reichen Lebens. Noch in demſelben Jahre beſuchte er Chamouny, den Mont Anvert, und ſchrieb am Fuße des Montblanc jene Ode, welche die Wunder der Natur feiert. Oft verkehrte er auch in Coppet, wo damals Frau von Staël und Auguſt Wilhelm Schlegel glänzten; noch öfter in Byrons Villa, wo er ſeine Ueberſetzungen des Aeſchyleiſchen Prometheus und des Goetheſchen Fauſt vorlas. Von der letztern wurde der Prolog im Himmel und die Walpurgisnacht ſpäter veröffentlicht. Man rühmt ihre poetiſche Kraft, andern Ueberſetzungsverſuchen von Lord Egerton, Talbot, Syme, Anſter u. A. gegenüber. In jenen Umgebungen und unter jenen Eindrücken, ſchrieb ſeine damals achtzehnjährige Gattin Mary ihren Roman „Frankenſtein oder der moderne Prometheus.“ Den Frühling und Sommer 1817 brachte Shelley zum Theil am comer See zu. Seine Ekloge „Roſalinde und Helene“ war das Erzeugniß der dortigen Eingebungen; Shelley's Muſe ſuchte immer mehr das Eldorado des Glücks in den Zaubern der äußern Natur, für die Menſchenwelt lag es nach ſeinem Gefühle im Schooße der Zukunft.

Seiner Rückkehr nach England folgten ſchmerzhafte Ereigniſſe, die ſein ſtill und leiſe eingelulltes Herz von neuem aufſchüttelten. Er war im November 1817 in Bath, als ſeine erſte Frau, die geborne Weſtbrook, in einem Anfalle von Wahnſinn endete. Sie war, ſeitdem ſie ſich von Shelley getrennt, zu ihren Eltern zurückgekehrt, mit dem Wohle ihrer Kinder beſchäftigt. Zu ihrem krankhaften Zuſtande wiſſen wir kein Motiv; man zog ſie eines Morgens todt aus dem Brunnen, in deſſen Tiefe ſie ſich geſtürzt. Der erſchütterte Dichter hatte jetzt nur den einen Wunſch, ſeine Kinder aus dieſer erſten Ehe an ſich zu ziehen; allein auf Betrieb des Lordkanzlers Eldon ward er gerichtlich für moraliſch unfähig erklärt, Vaterſtelle zu vertreten. Er hatte ja nicht den Glauben an Gott, wie ihn ein Parlamentsact forderte, die Satzungen der Kirche ſchienen ihm gleichgültig, und vor Gericht ſchlug man von ſeiner „Königin Mab“, wie ſie in erſter Geſtalt wider ſein Wiſſen und Wollen dem Publicum überliefert war, einige Stellen auf, die er zurücknehmen ſolle. Er widerrief nicht, und die Juſtiz entzog ihm ſeine Kinder, deren Erziehung man nicht einem Gottesläugner überlaſſen dürfe.

Dies war der letzte Schlag, der ihn traf; er ſchloß nun mit der Menſchheit ab, oder vielmehr er ſuchte und fand ſie nur im nächſten Kreiſe. Mit ſeiner treuen Mary zog er ſich in die Einſamkeit zurück und lebte längere Zeit in Great-Marlow in Buckinghamſhire ein Einſiedlerleben. Den Einwohnern des Städtchens galt er für ein höheres Weſen; die Armen, die Kranken, beteten zu ihm. Dort ſchrieb er ein Paar Pamphlete; das eine, unter dem Titel: „der Eremit von Marlow“, bei Gelegenheit des Todes der Prinzeſſin Charlotte, die er als eine Göttin der Freiheit beſang. Auch ſeine

„Empörung des Islam", eine Apotheoſe der Freiheit, eine Viſion des neunzehnten Jahrhunderts, ſchrieb er in Marlow.

Im Frühlinge 1818 entzog er ſich mit Mary von neuem der Heimath, um ſie nicht wiederzuſehen. Er ging durch Frankreich, Savoyen, über den Mont Cenis, nach Venedig, wo Byron lebte. Er bedurfte der ſüdlichen Luft, um die Auflöſung ſeiner Kräfte mild zu geſtalten. Dort ſchuf er ein reizendes Bild vom venetianiſchen Leben und ſchilderte ſich und Byron als „Julian und Maddalo." Alle ſeine lyriſchen Dichtungen wurden immer mehr eine Verduftung der Materie; Medwin vergleicht ſie mit den idealen, himmelstrunkenen Geſtalten Raphaels, während er Byron's Schöpfungen Titianiſche Liebesgöttinnen nennt.

Shelley war abwechſelnd in Neapel, in Rom, wo er das Trauerſpiel „die Cenci" *) ſchrieb. In Piſa verkehrte er viel mit Fürſt Alexander Maurekordato,

---

*) Von Felix Adolphi (Stuttgart, Verlag der Claſſiker) überſetzt. Aus der vorgeſtellten Lebensſkizze wurden hier mehrere Angaben entnommen.

dem vormaligen Secretär der auswärtigen Angelegenheiten beim Hospodaren der Wallachei. Aus den Eindrücken dieſes Umgangs erwuchs das Gedicht voll glühender Freiheitsliebe: „Hellas oder der Triumph Griechenlands.“ In den Bädern von St. Julian bei Piſa ſchrieb er jene Elegie voll ätheriſcher Lichtgedanken, die unter dem Titel: „Epipſychidion“ bekannt wurde, jene Liebesklage über Emiliens Gefängniß im Kloſter. Auch einige Satyren entſtrömten ſeiner Feder, ſobald er an England zurückdachte; dann aber verhauchten ſeine Lebensſchmerzen bald wieder in Elegie, Traum und Verklärung der Seele. Alle ſeine tiefſten Empfindungen ſtrömten noch in einem lyriſchen Drama zuſammen, das er unter den Ruinen der Bäder des Caracalla ſchrieb. Dies iſt ſein „erlöſter Prometheus.“ Hier hat er den Sieg des Geiſtes über die Natur, die Weltbefreiung durch die treu ausdauernde Menſchenliebe gefeiert. Während deſſen erlag jedoch ſchon langſam ſein nachtwandelnder Geiſt und die Entzückungen der Ewigkeit brachen in ſein ſterbliches Leben, den Leib zerſtörend. Er ſchrieb noch an dem Fragment gebliedenen „Triumph des Lebens,“ als der Zufall, in Geſtalt der ſtürmiſchen Wellen im Buſen von Spezia, der Nothwendigkeit ſeiner Auflöſung vorgriff und ihn in die Nacht der Tiefe ſtürzte, aus der ein ewiges Auferſteigen zu lichten Herrlichkeiten erfolgt.

X.

Leopold und Otto.

Ueber
den Anfang im Philoſophiren und über Sophiſtik
im Denken und Sein.

Ein Dialog.

Die Lampe brannte ſchon im kleinen Zimmer, das die Freunde an jedem Winterabend vereinigt ſah. Der Raum umher war ſchwach erhellt; der dämpfende Schirm gab nur dem Tiſche und den aufgeſchlagenen Schriften die volle Beleuchtung, und erlaubte ſonſt in der Dämmerung nur einen ungewiſſen Blick auf die beiden Jünglinge, die eine Zeit lang ſchweigend nebeneinander ſaßen. In dem Einen, — wir wollen ihn Leopold nennen, — verrieth die bequemere Hauskleidung den Beſitzer der Wohnung; auch mochte ihn Kränklichkeit ans Zimmer feſſeln. Es war ein blaſſer, ſinnender Jüngling, ſeine feingeſchnitzten Geſichtszüge waren der Abdruck einer ſicher berechnenden, ſtilllauſchenden und zartbewegten Seele. Sein Auge ruhte ſoeben geſchloſſen, und mit der Hand fuhr er langſam über die Stirn, als wäre er bemüht, hier einige Falten zu glätten. Der Andere — ſein Name war Otto — ſchien offenbar der Beſuchende. In ſeinem raſchbeweglichen Auge wie in der ganzen kleinern, vollern Geſtalt ſprach ſich ein gedrängtes Lebenselement aus, deſſen blitzende Flamme einer augenblicklichen Nahrung bedurfte und ein naheliegendes Ziel erſtrebte. Was dieſe verſchiedenartig begabten Naturen Jahre lang im Dienſte der Muſen verbrüdert, war eben ihre Verſchiedenheit, ſodaß Jeder, ſich an den Andern lehnend, zu ſeiner eignen Ergänzung deſſelben benöthigt ſchien. Wenigſtens hatte der lange gepflogene Umgang ſie dies glauben gemacht, und bei aller Zerſpaltung ihrer eigenthümlichen Intereſſen, bei allen Widerſprüchen ihrer Gefühle und geiſtigen Bedürfniſſe, kehrten ſie doch immer, wie zu einem magiſchen Kreiſe gezwungen, deſſen verborgenes Centrum gegenſeitig eine tiefe ſtille Achtung ſein mochte, zu einander zurück, für den Augenblick verſöhnt, um das wunderbare Dilemma ihres Doppellebens von Neuem zu ſchlichten. Bei dieſer Gegenſeitigkeit, die ewig, obſchon ſcheinbar vergeblich, eine Verſchmelzung anſtrebte, konnte es an lebendiger Aufregung nicht fehlen, und wie ſie alle Schätze der Wiſſenſchaft und Kunſt, die der Tag brachte, ſich anzueignen bemüht waren, um in ihren Urtheilen darüber Stoff zu neuen Diſſonanzen zu finden, ſo ſaßen ſie auch heute beiſammen, und machten die neueſte Kritik der Hegel'ſchen Philoſophie zum Gegenſtand ihrer Unterhaltung.

„Und müſſen wir es nicht für einen glücklichen Wendepunkt erachten", nahm Otto das eine Zeit lang ſtockende Geſpräch wieder auf, „wenn ein begabter und gewandter Kopf, wie Immanuel Hermann Fichte, uns den Weg zum Ziele der Wahrheit, zur abſoluten Idee, in der, wie im Gedanken Gottes, Sein und Denken von Ewigkeit her identiſch iſt, bequemer zu bahnen unternimmt, indem er alle abſtruſe, halsbrechende Terminologie bei Seite räumt, in welcher ein tiefſinniger Geiſt ſich wunderbar, aber ſeltſam herumbewegte? Dürfen wir nicht dieſe Erſcheinung begrüßen, da, wenn je überhaupt, jetzt die Zeit gekommen zu ſein ſcheint, wo ſich Schule und Leben verſöhnen und wir allſeitig unſere geiſtige Revolution feiern müſſen, wie die Franzoſen ihre große politiſche in der bedeutſamen Kataſtrophe, als unter ihnen ebenfalls die Theorie in die Praxis, der Gedanke ins Leben trat, und er es lediglich war, der die Welt umſchuf? Und von aller ſonſtigen Fernſicht, die ſich uns eröffnet, abgeſehen, ſo iſt das Streben des jüngern Fichte an ſich achtbar, uns die großen Reſultate der ſpeculativen Philoſophie auf populäre Weiſe nahe zu rücken, ohne uns aus uns ſelbſt herauszuführen. Mit dem Bewußtſein in ſeiner unmittelbaren Gegebenheit, in der Naturbeſtimmtheit des Ichs, beginnt ſeine Lehre und ſteigt, ohne das Gebiet des Ichs zu verlaſſen, durch alle Stufen der innern Entwickelung zum abſoluten Erkennen auf. Anſchauung, apoſterioriſches Denken und Erfahrung, Reflexion, Kriticismus und Skepſis, Idealismus und ſpeculatives Denken als Theoſophie, die den Schlußſtein ſeiner Selbſterkennenslehre ausmacht, alle dieſe Stadien durchläuft das ſich denkend bewegende Ich in der Geſchichte des Bewußtſeins und hat in den erſten Stufen ſchon, was die höhern ſchauen laſſen, nur unmittelbar und verhüllt. In Hegel's Logik wird allerdings die untere Stufe ebenfalls in die nachfolgende aufgehoben und dies Aufheben ein Aufbewahren genannt; allein wenn ſie in die höhere Form gefaßt iſt, ſo wirft ſie der Denkende doch hinter ſich verächtlich fort, und ſchmäht auf ſie wie auf Glauben und Gefühl, nicht daran gemahnend, daß der Glaube des Wiſſens Vater und der Gedanke das Kind des Gefühles iſt und bleibt. Keine Erkenntnißſtufe geht nach Fichte verloren; alle verſöhnen ſich harmoniſch im ſpeculativ anſchauenden Erkennen, und die Selbſtoffenbarung Gottes im Bewußtſein iſt höchſter wie letzter, mithin einziger, Inhalt unſers Philoſophirens."

Ohne aus ſeiner bequemen Haltung ſich aufzurichten, ſagte Leopold, als ſich Otto auf dieſe Weiſe Luft verſchafft hatte: „Welch ein leichtes Spiel nach Hegel es ſei, in der angeführten Weiſe eine Geſchichte des Bewußtſeins zu conſtruiren, leuchtet Jedem ein, der dieſen kennt und an Fichte's hingeworfener Weitſchweiſigkeit wenigſtens kein Wohlgefallen zu finden vermag.

Hegel's Polemik gegen Fühlen und Glauben darf nicht als feſte, bleibende Norm, ſie muß als hiſtoriſches Begebniß und als aus ſeiner Stellung zur Zeit hervorgegangen, betrachtet werden. Den Gefühlsphiloſophen, wie den Glaubenstheologen und Pietiſten gegenüber, mußte er das in ſich verwachſene Herz, dieſen dunkeln Bythos der Gnoſtiker, aufreißen und lüften, um dem lichten Reiche des Gedankens zu vindiciren, was nur in ihm erledigt wird, und im Wiſſen alles das zum beruhigenden Abſchluſſe zu bringen, was der Glaube ſo unſäglich und untröſtlich ſchwankend läßt. Und wie haſt Du Dich, mein Freund, in dieſe Darſtellung Fichte's nur ſo hineinverleſen können! Nur um dies Eine zu berühren: haben wir denn den ganzen Umfang der Philoſophie angegeben, wenn wir ſagen, ſie ſei die Geſchichte der Offenbarung Gottes im Bewußtſein? Hat denn der Urgeiſt blos im Spiegel des endlichen Geiſtes ſeinen Reflex? Enthält die Natur keine Offenbarung Gottes, und müſſen wir dieſe ſo eng der Entwickelung des Ichs anſchließen?"

Otto. Nur den erſten Theil von Fichte's Syſtem ſehen wir in vorliegendem Bande niedergelegt. Ihm folgt der zweite, der die Ontologie enthält.

Leopold. Dieſe Entwickelungsgeſchichte des Bewußtſeins zum und im Denken ſoll mithin nichts anderes ſein, als eine Abhandlung der möglichen Verhältniſſe deſſelben zur Wahrheit. Soll nun die Ontologie dieſe möglichen Verhältniſſe in wirkliche verwandeln, ſo müſſen wir dies vor der Hand erwarten. Daß aus der pſychologiſchen Herausbildung der logiſchen Beſtimmungen, wie ſie hier vorliegen, alle ontologiſchen Unterſuchungen ausgeſchloſſen ſind, darauf legt J. H. Fichte großes Gewicht und wiederholt ungewöhnlich oft, daß hierin ſeine Methode von der Hegel'ſchen weſentlich verſchieden ſei. Wenn er in der Vorrede ſagt, alle Anfänge und Erregungen des Denkens wären Religion geweſen, dahin müſſe die Philoſophie wieder zurück: ſo hab' ich darauf nur zu entgegnen, daß dieſelbe noch gar nicht aus der Religion heraus war, noch es iſt für unſere Gegenwart. Mag dieſe Aeußerung zu den nicht allzu ſeltenen in J. H. Fichte's Schriften gehören, deren hingeſtreute Leichtigkeit das Terrain, auf dem er ſtehen will, unſicher macht, und die im Widerſpruch mit andern Stellen bei langſamerer Durchbildung ſeines Gedankenganges weggefallen wären. Aber um auf die Hauptſache einzugehen, haben wir denn am Bewußtſein des Ichs nun in der That den ſichern Anfang zum Syſtem, und iſt daſſelbe wirklich das Primäre? Dieſen Punkt müſſen wir unterſuchen und uns über ihn zu verſtändigen trachten, denn unſer Autor gibt auch hierauf als ſein Eigenſtes viel.“

„Und das mit Recht,“ ſagte Otto mit Eifer, „das Erwachen des Ichs zum Selbſtbewußtſein iſt das nächſte Intereſſe des Individuums; im Bewußtſein muß ſich alle Gegenſtändlichkeit des Denkens abſpiegeln, denn darüber hinaus gelangt keiner, es iſt ſein Nächſtes, Erſtes, es iſt ſein Höhepunkt und ſein Letztes, und um mit Rahel zu reden, ſo iſt es eben des Schöpfers höchſte Wohlthat, daß er der Creatur, die ihm die liebſte iſt, Perſon zu werden geſtattete und ſomit die Menſchwerdung Gottes, vereinzelt, zerfallen und getrübt allerdings, ſich im bewußten Individuum allezeit wieder vollzieht. Im Selbſtbewußtſein begreift das Ich die

Welt, ſich und Gott, ſeine Seele iſt die magiſche Tafel, auf der ſich ihm Alles reflectirt. Selbſterkennenslehre iſt Anfang, Mitte und Ziel der Philoſophie.“

Leopold ſchwieg einige Augenblicke, um Otto's Feuer, in das derſelbe gerathen, durch ſein Schweigen eben ſich abkühlen zu laſſen. Dann wandte er ſich fragend und mit ſanfter Stimme zum Freunde: „Ein Blick auf die Geſchichte zeigt uns ganze Geſchlechter und Völkerindividualitäten, über deren erloſchener Lichtſtätte ein großer, ſchöner Gedanke ſchwebt, ohne daß er ihnen wie ihr ganzes Weſen ſelber, in der Form des Denkens gegenwärtig geweſen wäre. Ihre Welt war ihnen der kleine vergnügliche Raum ihres Lebens, ihre Götter waren ſchöne Bilder, die ſie ihrer Schönheit wegen liebten, ihre Tugend war nichts als Sitte und Angewöhnung, ſie haben über nichts gedacht, der Begriff ihres Daſeins lag in ihrer Erſcheinung unbewußt verhüllt, aber ſie waren gleichwohl was ſie ſein ſollten, und lebten und blühten im ſchönſten Glanze der irdiſchen Herrlichkeit. Und nun in der chriſtlichen Welt, die die Welt der Offenbarung des abſoluten Geiſtes iſt! Betrachte die Millionen, mein Geliebter, die im Schooße Gottes ſich ſelig, ſicher und geborgen fühlen und im Reiche der Wahrheit leben und ſchweben, ohne daß dieſe ein Product ihres Denkens und Philoſophirens wäre. Der ſtille, tiefe Glaube an das Myſterium der göttlichen Liebe führt ſie in alle Wahrheit, denn er ſelber iſt die Wahrheit, ſo lange noch dies Sicheinsfühlen mit der Quelle des Lebens ungeſtört und ungetrübt geblieben. Selbſt die Sünde vernichtet den Begriff der Kindſchaft Gottes, der im Gefühle des Chriſten unverwüſtlich lebt, nicht für immer; die Thränen der Reue waſchen Alles wieder fort aus ſeiner Seele, was ihn der Materie des Daſeins augenblicklich verfallen ließ, und durch die Segnungen, die die Kirche bietet, glaubt er ſich von Neuem gebenedeiet, denn das Geheimniß der gnadenvollen Liebe iſt ſelbſt lieblicher und geiſtig ſchöner als zuvor in ſeine Seele wieder eingezogen. Das iſt der einfache Proceß, wie ſich der Menſch als Chriſt zurechtfindet, und wie er ſich aus dem Heiligthume des Lebens nie ganz verliert. Die Wahrheit webt und waltet in Allem und iſt vorhanden mit ihrem durchdringenden Athem, ehe die Seele als eine iſolirte hervortaucht und den ſpringenden Quell des Selbſtbewußtſeins in ſich findet. Vor allem Denken der Wahrheit war das Sein der Wahrheit da, allmächtig in ſeiner Kraft und Wirkung, der Individuen nie bedürftig, die ſie in ſich nicht erzeugen, ſondern ſie dem Sein nachdenken. Die großen Gedanken des Lebens nachdenken: das heißt denken und philoſophiren. Können wir alſo nun noch ſagen, das Denken des Subjects ſei etwas Primäres? Müſſen wir alſo nicht, wenn wir anfangen wollen zu philoſophiren, das Sein anerkennen, weil ſich die Geſchichte der Völker ſo erweiſt und die Geſchichte des allgemeinen Gedankens ſelber? Iſt der Gedanke Gottes nicht längſt offenbart und vorhanden im Sein, eh' er in's bewußte Denken des Individuums tritt? Wirſt Du mir alſo nicht zugeben, daß das Sein die erſte Kategorie iſt, mit der die Wiſſenſchaft der Logik beginnen müſſe?"

Otto ſchwieg einen Augenblick betroffen. „Mir ſcheint der letzte Schluß viel zu ſchnell," ſagte er dann kleinmüthig und fuhr muthiger fort: „auch begreif' ich nicht, warum Du die Sache auf ein fremdes Gebiet hinüberſpielſt; ſtatt auf die Geſchichte der Völker und des ganzen Geſchlechts zu blicken, ſollte man auf das Daſein und die Entwickelung des Individuums eingehen, um die Frage zu entſcheiden. Ueberhaupt dünkt mich, es handele ſich hier um den Anfang einer Wiſſenſchaft, nicht um den Anfang der Dinge an ſich.“

„Das iſt eben ein Grundirrthum des Philoſophirens,“ ſagte Leopold, „daß man wähnt, man könne in ſeinem Denken anders anfangen, als ſich die Natur der Sache ſelbſt vom Anfang an ergiebt, und daß der Philoſoph ſich Alles zurecht conſtruiren dürfe, wie er wolle, ſtatt mit der Spürkraft ſeines geweihten Auges die vorhandene Erſcheinung zu durchdringen, um das Weſen des Dinges zu finden, wie es iſt. Will er jedoch aus der Willkür zu einer Nothwendigkeit ſeines Thuns überſchreiten, ſo darf er ſich nicht ein kritiſirender Weltverbeſſerer dünken, er ſoll die Wahrheit finden, ſie aber nicht zurechtzimmern. Betrachten wir jedoch, weil Du darauf hinführteſt, die Entwickelungsgeſchichte des Individuums, ob ſich das Bewußtſein als das ſchlechthin Erſte erweiſt. Das Erwachen des paſſiven νοῦς zum Ich, zum Selbſtbewußtſein, erzeugt ſich in jedem Einzelnen ganz anders und immer wie ein geheimes Wunder, weil die äußern wie innern Anläſſe, Bedingniſſe und Hemmungen bei einem Jeden ſo verſchiedenartig und räthſelhaft wirken, daß eine allgemeine Norm, wie ſich dieſer Uebergang aus dem Reiche der Natürlichkeit zum bewußten Leben vorbereite und erzeuge, gar nicht aufgeſtellt werden kann. Mit dieſem innern Wunder, das ſich in der Seele des Subjects erſchließt, die Wiſſenſchaft anfangen, heißt in der That wunderbar, wenn nicht wunderlich anfangen.“

„Es iſt unſerm Fichte auch gar nicht eingefallen,“ entgegnete Otto, „mit dem Selbſtbewußtſein ſeine Lehre zu beginnen, vielmehr knüpft er den Anfang, ſtatt wie Hegel an das abſtracte Sein, an das „Bewußtſein in der Unmittelbarkeit ſeiner Gegebenheit.“

Leopold. Iſt denn aber wohl, ich bitte Dich, dieſe Unmittelbarkeit des Bewußtſeins etwas Anderes als Nichtbewußtſein? Der Zuſtand der Seele des Kindes in der bloßen Receptivität iſt eben der unbewußte, ſchlaf=

umhüllte, aus dem ſich der traumbefangene entwickelt, wie erſt ſtufenweiſe dann im Gefühle der Doppelnatur im Leiblichen und Geiſtigen die Seele zu ſich ſelber kommt.“

„Wenn Du mir aber einräumſt,“ unterbrach Otto, „daß das Bewußtſein nicht von außen in das Innere kommt, ſo muß daſſelbe ſchon in der blos creatürlichen Seele vorhanden ſein.“

„Doch nicht mehr und nicht anders,“ ſagte Leopold, „wie Blüthe, Frucht, ja der ganze Baum im Kerne iſt, nämlich potentialiter, keineswegs realiter. Ein Bewußtſein, das während des ſchlichten Daſeins der Seele ſchläft, iſt eben noch nicht Bewußtſein; nur der Möglichkeit nach liegt es im creatürlichen Sein, und die ſterbende Seele des neugeborenen Kindes, die an der Offenbarung der Geiſterwelt hienieden keinen Antheil hatte, kehrt bewußtlos, wie ſie kam und wie ſie blieb, zu den Elementen zurück.“

„Ein harter — wenn nicht ſchrecklicher Gedanke!“ ſagte Otto, ſich abwendend.

„Warum hart, warum ſchrecklich?“ rief Leopold bewegt. „Die Elemente ſind nicht unſelig zu nennen, ſie ſind, was ſie ſind und ſein ſollen in der Ruhe ihrer gebundenen Maſſen; nur der Menſch, der zum Bewußtſein des Lebens und ſeiner ſelbſt erwachende, kämpft und ringt ſich durch alle unſelige Welten hindurch und hat den Sieg und den Frieden des Bewußtſeins theuer genug zu erkaufen."

„Ehe wir alſo," fuhr Leopold nach einer Pauſe fort, „zum Bewußtſein gelangten, hatten wir in dem Zuſtande unſerer ſchlafbefangenen Seele ein Sein, das ſich gegen jenes als das Primäre ergibt. Uns trug der Gedanke Gottes, aber wir ſelber dachten noch nicht. Vor dem Erwachen der ſchlummernden Seele war ſchon die Welt in eine zwiefache, eine äußere und eine innere, Natur und Geiſt, zerfallen; ehe wir dachten, war ſchon Alles da, das Sein wie der Gedanke. Im Sein ſelbſt iſt auch ſchon Alles, nur verhüllt, vorhanden, was, zum Bewußtſein erwacht, im Begriffe ſich herausſtellt und in der Idee ſich als die Einheit des Seins und Denkens erweiſt. Die Idee iſt der Gedanke Gottes; wie Gott die Welt gedacht, ſo iſt ſie. Deshalb liegen das Sein und das Denken, als allgemeine Potenzen, in der Idee von Ewigkeit her vereinigt und verſöhnt. Ihm aber, dem Gedanken Gottes, nachdenken, heißt, wie ich ſchon ſagte, allein nur: philoſophiren."

„Ich gebe mich gern in ſoweit gefangen," ſagte Otto, „daß ich den Gedanken eine objective Exiſtenz zugeſtehe und an ihr Vorhandenſein glaube, ehe der Menſch in's Leben oder in's Bewußtſein des Lebens tritt. Iſt denn aber nicht des Menſchen ſchönſte Function und ſein höchſter Beruf gerade darin zu ſuchen, der rohen Materie ſein Denken, den Adel ſeines Weſens, aufzudrücken? Er bändigt die wilden dämoniſchen Gewalten der Natur; wo er hintritt, ſproßt ein freudiges, fröhliches Daſein auf, Wüſten wandelt er um in Paradieſe, ſelbſt die ungeſtümſten Elemente, das Meer mit ſeiner Wuth, den Blitz mit ſeinen Flammen, zwingt er zum Gehorſam, dem rohen Steine prägt er Seele und Leben ein und entlockt dem Metalle und der Darmſaite Töne voll gottbeſeligter Kraft. So herrſcht er im weiten All der Welt und die Natur ſchmiegt ſich unter ſeinen Händen zu einem ſchönen harmoniſchen Spiele ſeines Denkens. Es ſcheint mir weit heimiſcher und menſchlicher, wenn wir ſo den Menſchen und die Natur in dieſem Verhältniſſe zu einander denken: die Materie als wüſte Maſſe gegeben, und das Ebenbild des Schöpfers ihr gegenüber, mit dem ewigen Streben, ſich und die Spuren ſeiner Abkunft zur Ehre Gottes ſelber der Natur aufzudrücken. Faſſen wir ſo den Zweck des Menſchendaſeins auf, vom Bewußtſein des Individuums ausgehend und auf daſſelbe zurückkehrend, ohne uns deſſelben zu überheben, ſo dünkt mich, müßte ſich auch das Leben der Wiſſenſchaft freundlicher und genießlicher geſtalten, und der titaniſche Drang, der die philoſophiſchen Geiſter unſeres metaphyſiſchen Vaterlandes oft ſo unſäglich in die Irre und Wirre trieb, würde ſein Ziel ſich nicht ferner ſo übermenſchlich ſtecken und an ſeinem Streben ſelbſt ermatten."

„Du ſprichſt," entgegnete Leopold, „den Bedürfniſſen Deines künſtleriſchen Eifers gemäß, und möchteſt dem Denker ſeinen Grund und Boden verdächtigen. Ihr Kunſtbegeiſterten habt es nun einmal ſo in Eurer Weiſe, zu glauben, wenn Ihr in Eurer Thätigkeit das

Gute, das Schöne und das Edle darſtellt und perſonificirt und ein bewegtes Bild vom Leben ſelber dem Menſchen vorhaltet, die Bedürfniſſe der Menſchheit ſeien durch Eure Werke geſtillt und erledigt. Und doch werdet Ihr den Fauſtiſchen Drang, der der deutſchen Geiſteswelt innewohnt, um alle Räthſel des Daſeins und alle Tiefen der Gottheit zu ermeſſen und zu begreifen, nicht vertilgen, Eure Bilder und Gedichte mögen noch ſo liebliche Verſöhnung verſpiegeln und uns die Erſcheinungswelt ſo licht und lieb wie die volle und fertige Offenbarung des guten Geiſtes vorzaubern. Auch iſt es ja nicht dem Philoſophen verſtattet, die Erſcheinung als das Nichtige zu haſſen und zu verachten, da ſie ja ein Moment des Weſens ſelber iſt, das alſo ihrer bedarf. Weil aber die Erſcheinung keimt, blüht und vergeht, und aus dem Vergangenen ſich immer wieder Neues zu demſelben Vergänglichkeitsproceſſe entwickelt, ſo muß hinter dieſer erſcheinenden Welt doch eine Welt der Weſen, ein Reich ewiger Potenzen vorhanden ſein, dem nachzuſpüren weder übermenſchlich, noch unmenſchlich genannt werden darf. Dieſe Weſenheiten, dieſe ewigen Potenzen in der Welt der Natur und des Geiſtes, dieſe lehrt die Logik, die Wiſſenſchaft des reinen Gedankens, wie er von Ewigkeit her war, ſchon ehe die erſcheinende Welt aus dem Chaos ſtieg, nun aber in Allem webt und waltet. Hier gilt es nicht blos, was Euch Künſtlern ſchwer wird, von der eignen Perſönlichkeit, ſondern von aller concreten Wirklichkeit zu abſtrahiren."

„Das iſt eben das Nicht-menſchliche, das Geſpenſtiſche der abſoluten Philoſophie," ſagte Otto erhitzt, „dieſen Schattengewalten nachzugehen."

„Geſpenſtiſch?" lächelte Leopold. „Biſt Du ein Kind, daß Du an Geſpenſter glaubſt und ihnen nicht feſt in's Auge ſchauen magſt, um zu prüfen, was an ihnen ſei?"

„Wenn dieſe Averſion vor der abſtracten, verſchöpferiſchen Gedankenwelt kindiſch iſt," erwiederte Otto, ſich ſelbſt tröſtend, ſo trifft auch den gelehrten Bachmann dieſer Vorwurf, der über das Schemenhafte der Hegel'ſchen Logik ſich derb und warm ausſprach."

„Und nicht-menſchlich?" fuhr Leopold in ſeiner Widerlegung fort. „Wenn Du das Myſterium der Religion lebhaft in Deiner Seele ſich regen fühlſt, wenn Du die Wundenmaale des Gekreuzigten küſſeſt und, von ſeiner Liebe und Demuth überwältigt, ganz aufgelöſt an ſeinem Herzen liegſt und die Seligkeit einer heiligen Verſöhnung Deine Bruſt durchzittert, wenn Du in Liebe und Hingebung ganz eins wirſt mit ihm: überhebſt Du Dich nicht in dieſem Momente als Creatur Deiner Creatürlichkeit? Hat die Religion ihre ſüßen Schauer, ſo hat die Philoſophie ihre großen Schauer, und es gehört eben ſo gut die Andacht einer geweihten Seele dazu, die abſolute Idee zu begreifen, als von der Liebe des Sohnes einen Wiederklang in ſich zu ſpüren. Nicht blos der Künſtler, auch der Philoſoph bedarf der Begeiſterung und der Andacht. Ohne ſie läßt ſich in der kreiſenden Bewegung der innern und äußern Kräfte und Subſtanzen, in dieſem Wirrwar der Welt, der ſich doch ewig harmoniſch hält und trägt, in dieſem Suchen, Finden und Sichfliehen der Elemente, dieſem Hervortauchen und Zurückgehen in die allgemeine Subſtanz, das Weſen der Dinge, das ſich ſeine Erſcheinung ſelbſt gibt und zurücknimmt, nimmer erſchauen. Der Blick des Philoſophen auf die ewige Löſung ewiger Diſſonanzen, auf dieſen für immer ſich überwindenden und doch in der Ueberwindung beharrenden Gegenſatz, auf dieſe Liebe, die ſich hingibt und doch ſie ſelber bleibt, auf dieſen abſoluten Proceß des Daſeins, der in ſeinem Negativitätsverlaufe ſich abſolut poſitiv erweiſt — der Blick auf ihn muß ein Blick der Verklärung und voller Andacht ſein, will er ſeines Gegenſtandes Meiſter werden und die Gliederung der Welt der Gedanken und der Welt der Wirklichkeit richtig erfaſſen und begreifen. Einer Erhebung über die endliche Materie wird aber Jeder theilhaftig, der das Schöne, das Erhabene und Gute, oder das Wahre erſchaut, er mag Künſtler, Religiöſer oder Denker ſein wollen, und ſelbſt der reine Menſch als ſolcher unter Menſchen erhebt ſich in der Liebe zu einer Region, die ihn den Aether, der über der Subſtanz ſchwebt und fliegt, genießen läßt, wofern ſeine Liebe nämlich eine edle iſt, die ſich dem Gebiete der Körperhaftigkeit entwindet. Dieſen Aether der Subſtanz, der ohne dieſe nichts iſt, weil er, ihr ewig ent=

ſteigend, doch in ihr ſein Alles hat, dieſen herauszufühlen, iſt der wahre, der einzige Transſcendentismus inmitten der Wirklichkeit ſelber. Was iſt alſo einfach natürlicher als die Function des Philoſophirenden? Was iſt menſchlich wahrer, als ſich im Begriffe das Verſtändniß der Dinge zu ſuchen? Und im Begriffe, über den man ſo viel noch immer fabelt, erſtrebe ich eben nichts als die Seele des Dinges, nicht blos ſeine Kraft und Energie, wenn es ſich thätig und bewegt erweiſt, noch auch die ſchlummernde Subſtanz, die noch ihre nebenbezüglichen Anhängſel hätte, noch auch die bloße Verduftung, die aus einzelnen Poren dringt, ſondern das Ding ſelbſt als ein Vielfaches und doch als Eins gefaßt."

„Nach Deiner Anſicht," ſagte Otto, „wäre demnach des jüngern Fichte und Bachmann's Bemühen, den Begriff wieder zu degradiren, ein vergebliches. Fichte beginnt ſeine Lehre mit dem concreten Ich, weil das abſtracte Sein, womit Hegel's Logik beginnt, ſchon ein gänzliches Entſchlagen alles Inhalts und aller Wirklichkeit erfordert. Das Ich tritt in die volle Welt, hört, ſieht, fühlt, macht ſich daraus Vorſtellungen, und vom Einzelnen zum Allgemeinen aufſteigend, formt es ſich Begriffe, und gelangt ſo ſtufenweiſe bis zum Urbegriffe, dem völlig Abſtracten, ganz Allgemeinen, das keinem Beſondern mehr entſpricht.“

„Dieſer Fortgang vom Concreten zum Abſtracten,“ fügte Leopold hinzu, „iſt um ſo verfehlter, weil man, nun erſt beim leeren, abſtracten Sein angelangt, doch wieder zum Concreten kommen muß, um die von ihrer Wirklichkeit erfüllte Idee zu erfaſſen. Was Fichte von der Idee und vom ſpeculativen Erkennen ſagt, beweiſt einmal wieder recht, daß es ihm keineswegs an einer tiefern philoſophiſchen Stimmung, eher an der philoſophiſchen Verſtändnißkraft fehle. Bachmann geſteht ſogar in ſeiner Schrift über Hegel's Syſtem, im Ganzen ſtimme er Hegel in Anſehung der Hoheit und ſchöpferiſchen Kraft der logiſchen Idee bei; auch er hält ſie weder für überweltlich, noch für eine blos ſubjective Form, noch für ein Jenſeits der Erſcheinungswelt; „in der ganzen Natur, wie im Geiſte,“ ſagt er, „erblicke ich ihre Abbilder.“ Nur das Verhältniß zwiſchen der Idee und der Erſcheinung nach der Angabe Hegel's ſcheint ihm nicht entſprechend. Was ich darüber zu ſagen weiß, habe ich Dir bereits mitgetheilt. Wie man aber der Lehre von der Idee beipflichten und dem Begriffe wieder blos eine formelle Function vindiciren könne, iſt mir nicht gleich verſtändlich."

„Wie Du es mir zur Anſchauung bringſt," ſagte Otto, liegt mir die Ueberzeugung nicht zu fern, daß auch der Begriff eine objectiv vorhandene Potenz ſei, weil jedes Ding unbewußt einen Gedanken vorſtellt, mit dem es ganz identiſch iſt. Und ſo wird mir's am Ende auch begreiflich ſein, daß die Logik eine objective Wiſſenſchaft ſein kann, indem ſie in ſeiner eignen Gliederung das Syſtem der von Ewigkeit her vorhandenen Gedankenmächte hinſtellt, die nicht, wie die Platoniſchen vorweltlichen Ideen und Urtypen, den Dingen zeitlich und räumlich vorſchweben, ſondern in ihnen die immanente Seele und geiſtig genommen ſie ſelber ſind."

„Und was nun das Geſpenſtiſche betrifft," fuhr Leopold eifrig fort, „das uns bei der ſpeculativen Logik anwandeln müſſe, wenn man ſtatt des Seienden z. B.

das Sein ſelber, ſtatt der werdenden Dinge das Werden ſelbſt und all dieſe ewigen Urpotenzen betrachte; ſo kann ich nur ſagen, für mich ſind ſie in ihrer kühlen Ruhe die traulichen Schattenweſen der ſtillen Nacht, welche die noch ſchlummernde Welt umarmt und in ſich birgt. Auch die Nacht kann Furchtſamen düſter und ſchreckhaft ſein; mir und Vielen iſt ſie als die dunkelbraune Amme des Daſeins erſchienen."

„Auch der Tod," fügte Otto bewegt hinzu, „gilt uns in ſchwachen Stunden für eine ſchwarze Nacht des Grauens. Ich mag aber keine leere Nacht eines überſinnlichen Jenſeits anerkennen; Alles iſt Tag des Geiſtes, und nach unſerm Tode beginnt erſt die volle Sonnenwende für die unſterbliche Seele, indem unſer Ich, das hier in der Zeitlichkeit des irdiſchen Körperlebens ſeine ewige Subſtanz ſich oft zu verkümmern und zu trüben drohte, ſein reines Sein im Schooße Gottes wiederfindet, und, in ihn zerfließend, ſein wahres Selbſt in alle Ewigkeit genießt."

„Wir ſind alſo darüber einverſtanden, geliebter Freund," begann Leopold nach einer Pauſe wieder, „daß der Begriff im philoſophiſchen Verſtändniß nichts abſtract Allgemeines, dem die concrete Einzelheit nicht entſpräche, ſein könne, noch auch etwas Subjectivformelles. Es kann lange dauern, ehe ich, als dieſe einzelne Perſon, den Begriff einer Sache erfaſſe, er kann mir für immer verhüllt bleiben; allein gleichwohl iſt er an ſich vorhanden, als das Ding ſelbſt in ſeiner Weſenheit. Nennen wir nun, wenn es Dir recht iſt, die ganze Welt der Gegenſtändlichkeiten das erfüllte Sein, ſo wirſt Du mir vielleicht auch einräumen, daß der Begriff dieſes Seins demſelben nicht ſchlechthin feindlich gegenüberſtehe, da er ja das Sein in ſeiner Weſenhaftigkeit erfaßt und die Seele des Seins ſelber iſt?“

Otto mußte allerdings beipflichten.

„Das Sein aber als einen Moment des Begriffs,“ fuhr Leopold fort, „und den Uebergang des logiſchen Gedankens von jenem zu dieſem aufgezeigt zu haben: das iſt Hegel’s glänzendes Verdienſt. Und hieran knüpft ſich noch unendlich viel. Denn ohne dieſe Stufenfolge und die Darſtellung, wie der Begriff aus dem Sein hervortaucht, iſt auch in der Idee an keine Identität des Sub- und Objects zu glauben. Auch der Zuſammenhang zwiſchen Nothwendigkeit und Freiheit ſchließt ſich eng daran. Dem Sein entſpricht die gebundene Nothwendigkeit, dem Begriffe die lichte Freiheit. Das Bewußtſein der Nothwendigkeit iſt die Befreiung von ihr, ſie beherrſchend und doch ſie zum Urgrund behaltend. Die Freiheit iſt die Flamme gleichſam, die Nothwendigkeit der Stoff, aus dem ſie ſich nährt. So iſt dieſe Befreiung von der Materie das Bewußtſein des Ichs in der Einzelcreatur; ſie iſt der Geiſt überhaupt und allgemein gefaßt, und der Geiſt in Betreff des Gefühls iſt Liebe, in Betreff des Genuſſes Seligkeit. Iſt nun aber das Sein ein Vormoment des Begriffs, und haben wir uns in der Logik alles concreten und beſondern Lebens in der vorhandnen Wirklichkeit zu entſchlagen, um aus dem Sein zuvörderſt den Begriff hervortreten zu ſehen, ſo können wir hier in der Welt der Abſtraction mit nichts weiter beginnen als der ſchlicht einfachſten Potenz, dem reinen abſtracten Sein, das eben in dieſer Entleerung alles Inhalts mit dem Nichts identiſch erſcheint.“

„Könnten wir denn nun wohl aus unſerer Unterhaltung,“ ſagte Otto nach einer Pauſe, „eine Kritik über Fichte und Bachmann zuſammenſtellen?“

„Wohl ſchwerlich!“ meinte Leopold bedachtſam; „nicht einmal die logiſchen Theile möchten erledigt ſein, und den gelehrten Bachmann, deſſen Blick auf den Gang der deutſchen Philoſophie bis auf Hegel den echt ſpeculativen Standpunkt verräth, auf dem Felde der Naturphiloſophie und der Philoſophie des Geiſtes ſofort entgegenzutreten, möchte ich mir ſo Muth wie Kraft abſprechen. Wir haben hier nur einige, freilich Haupt- und Wendepunkte der Lehre herausgehoben, die wir überſehen zu können glauben.“

„Auch in Betreff der Logik,“ fügte Otto hinzu, „ergibt ſich noch mancher ſpecielle Einwurf Bachmann's, der der Widerlegung bedarf. Er führt tadelnd an, daß Hegel trotz der Tendenz ſeiner Logik, die ewigen Momente des objectiven Gedankens gegliedert darzuſtellen, auch ganz endliche Kategorien, z. B. Maß, Mechanismus „hineinſchmuggele.“

„Wir müſſen uns vorläufig dieſer Specialitäten überheben,“ erwiederte Leopold; „nur ſteht die Sache zweifelsohne anders, als man denkt. Auch der Mechanismus iſt eine weſentliche Stufe, zu welcher der Begriff in ſeiner Metempſychoſe durch die Welt herabſinkt. Dies ewige Geſetz, in welches die Himmelskörper bei ihrem Umſchwung gebannt ſind, iſt eben der Begriff als mechaniſche Gedankenmacht.“

„Hier haben wir die Schrift eines jungen berliner Theologen,“ unterbrach ihn Otto, auf ein Heft von Karl Johann Hoffmann: „Hegel in ſeiner Wahrheit“ deutend, „der vor Kurzem in einem belletriſtiſchen Blatte ſo hartnäckig um ſeine Unſterblichkeit gekämpft hat. Er macht der Hegel'ſchen Lehre in ſeinem Büchlein den Vorwurf, es ſtehe in ihr geſchrieben, Gott bedürfe der Welt, und doch ſei nirgend bewieſen, warum Gott, der Allmächtige, Allgenugſame, nicht für ſich, mithin ohne die Welt ſein könne.“

„So müſſen wir denn,“ entgegnete Leopold lächelnd,

„dem chriſtlichen Gottesgelehrten die Mittheilung machen, daß Gott die abſolute Liebe iſt, daß er nur um ſeiner unergründlichen Liebe willen nicht Er ſein und bleiben konnte, ſondern die Welt aus ſich entlaſſen mußte, um ſich im Andern, und wär's ſein eignes Product, zu finden und zu haben. Iſt die Schöpfung der Welt ein Act der abſoluten Freiheit Gottes, ſo iſt ſie doch zugleich eine nothwendige Urqualität ſeines Weſens. Und ſehen wir denn nicht eben in der Liebe dieſe beiden Mächte vereinigt? Iſt es denn nicht freiwilliger Entſchluß, wenn ich aus mir ſelber trete, um zu lieben? Und gleichwohl liegt auch die Gewalt der Nothwendigkeit in der Liebe, denn ich kann doch nicht umhin, mein ganzes Selbſt zum Opfer zu bringen."

„Man muß," fügte Otto hinzu, „dieſem chriſtlichen Theologen die Worte des Heiden zurufen:

Ich kann die Räthſel alle dir der Schöpfung ſagen:
Denn aller Räthſel Löſung iſt die Liebe!"

Gott ohne Welt wäre ja ein Gott ohne Liebe."

„Gott iſt dem Verfaſſer jener angeblich ſtreng unbefangenen Schrift," ſagte Leopold, „der alte Unbekannte und Unerklärbare; ſomit ſteht es mit ihm ſo ſchlimm, wie mit den Heiden in Athen, die dem unbekannten Gotte einen Altar bauten.“

„Kann man denn,“ ergänzte Otto, „ſtreng unbefangen ſein, wenn man von ſeiner Unwiſſenheit ſo befangen iſt? Und dieſer theologiſche Denker, der von Gott nicht die Macht und die Nothwendigkeit ſeiner Liebe kennt, will doch ſtatt mit dem abſtract leeren Sein mit dem Begriffe Gott, der tiefſten aller Tiefen, die Logik angefangen wiſſen!“

„Das Gerede über den Anfang des Philoſophirens,“ fügte Leopold unwillig hinzu, „wird heutiges Tages faſt zum Skandal der Wiſſenſchaft. Jeder Anfänger wähnt das Bedürfniß, wie er ſich, um zum Anfang zu kommen, zur Philoſophie zu ſtellen habe, der Wiſſenſchaft ſelbſt unterſchieben zu dürfen. Niemals hat man ſich in irgend einer andern Disciplin ſo weit erdreiſtet, ſeinem bedürftigen Ich zu Gefallen die Methode ſammt dem Object zu conſtruiren.“

„Und was ſollen wir nun zu Hrn. Fortlage und ſeiner Darſtellung der „Lücken im Hegel'ſchen Syſteme“

ſagen!" fuhr Otto nach einer Weile fort. „Kann dies Buch nicht in unſerer ſtockenden Unterhaltung ein Lückenbüßer für die Langeweile ſein? Dieſer ſpaßhafte Heidelberger meint, Hegel's Lehre ſei „eine künſtlich contrapunctirte Fuge auf das Thema des tranſcendentalen Idealismus: daß alles Irdiſche Traum und Täuſchung, Schall und Rauch, Schatten und Dunſt ſei."

„Vorwort und Einleitung," ſagte Leopold, „ähneln in dieſem Buche den Annoncen des berliner Intelligenzblattes, nach denen verheißen wird, ſchadhafte und lückenhafte ſeidne Herrenhüte ganz friſch und nach der neueſten Façon wiederhergeſtellt zu erhalten. So verſpricht der Verfaſſer tüchtige Vorſchläge zur Verbeſſerung „der ſchadhaften und lückenhaften Stellen im Hegel'ſchen Syſtem" zu machen."

„Nach ſeiner Meinung," fuhr Otto fort, „hat dieſe Lehre auf der einen Seite vielen Nutzen geſtiftet, auf der andern trage ſie einen „gefährlichen Giftbecher" in ſich, der eine auszehrende und vertrocknende Wirkung ausübe. Es würden hier nämlich lauter Hypotheſen auf Hypotheſen gebaut, und um dabei doch etwas Solides zu haben, ſo braue man eine Art Scheidewaſſer zuſammen, wodurch ſich alle Dinge am Ende in den Aether der reinen Idee auflöſen müßten. Dies ſei die famoſe immanente Dialectik mit ihrem „Ring- und Carouſſelſpiel.“ Uebrigens ſei nebenbei Alles ein Gewirr von Widerſprüchen. Schon der Anfang der Logik ſei ein capitaler Unſinn. Man ſolle hier zum Begriff des reinen und leeren Seins kommen, indem man von allem Inhalt der Dinge, ihrer Geſtalt, Quantität, Qualität u. ſ. w. abſtrahire. Thun wir das, ſo ſtoßen wir auf das Nichts, und es bleibt kein Merkmal, wodurch Sein und Nichts unterſchieden wären. Der geſunde Menſchenverſtand ſage aber, beide ſeien ſchlechtweg Contraſte, und daß ſich beide im Begriffe des Werdens harmoniſch ſetzten, ſei eben ſo ſehr eine fabelhafte Dichtung; wo Sein ſei, könne kein Nichts ſein. Und dieſer feſtverrammelte Kantianer macht nun folgende Vorſchläge zur Ausfüllung der Lücken: Erſtlich könne dem Mangel, daß im Syſtem kein jenſeitiges Erkennen poſtulirt würde, dadurch abgeholfen werden, daß man, nach Baco, Wahrheiten ex analogia hominis und andere ex analogia universi annähme, wie ja auch die alte Dogmatik ſo beſcheiden war, eine göttliche, eine engliſche und eine menſchliche Gottesgelahrtheit anzuerkennen. Zweitens möchte er aus dem Syſtem „einiges wilde Fleiſch“ ausſchneiden; z. B. fehle es uns (ihm ganz beſonders!) viel zu ſehr an Licht, um über die Lehre vom Lichte alle die Beſtimmungen feſtzuſtellen. Drittens ermangele die Hegel'ſche Lehre der Anwendbarkeit höherer Vernunftbegriffe in niedrigen Gebieten und niedrigerer Begriffe in höhern Gebieten. Nach den Grundſätzen der Kant'ſchen Philoſophie laſſe ſich übrigens mit der ganzen Lehre „eine zweckmäßige Umänderung vornehmen, wobei ein großer Theil des Inhalts doch ungeſchmälert bleiben könnte.“ Das hieße allerdings dem neuen Hute mit einer alten Krempe eine moderne Façon geben. Dies iſt der wahre Theriak widerſinnigſter Zuſammenſetzung.“

„Als in Rom auf dem Forum eine Lücke und eine Erdſpalte entſtand,“ ſagte Leopold, „da brachte Rom ſein Liebſtes, Roß und Waffen ſammt Reiter zum Opfer dar. Dieſer Mann hier ſieht auch Lücken und Fugen und bringt ſeinen Schutt an, um ſie zu füllen.“

Die Freunde ſchienen ſich in ihren kritiſchen Ergüſſen vorläufig erſchöpft zu haben; ſie rückten zu traulicher Nähe ſchweigend an einander. Gleichwohl deutete die lebendige Unruhe in Otto's Blicken auf den noch nicht ausgeglichenen Zwieſpalt in ſeinem Innern. Sowie er in der Bekämpfung und Verfolgung des Gegners ſich als der ſtreitluſtigſte und heftigſte erwies, ſo fand doch das Entgegengeſetzte in ihm einen leichtempfänglichen Zündſtoff. Seine Natur gehörte nicht zu denen, die zur Ausſchlichtung der großen Wirren des Gedankenlebens berufen ſcheinen; mitten in den Contraſten befangen und zwiſchen ihnen ſchwankend, ſuchte und fand ſein leichtbeſchwingter Dichtergeiſt in productiven Geſtalten dann die einzige und volle Genugthuung und eine Befriedigung, die ihm ſonſt verſagt blieb. So den Extremen im Leben und in der Wiſſenſchaft immerfort preisgegeben, und bei dieſer raſtloſen Beweglichkeit nur darin mit ſich ſelber conſequent, daß er Alles, was er äußerlich und innerlich erlebt, zum

Gedichte zuſammenſtellte, wo ſich ihm unbewußt, wie eine Geburt geheimer Mächte, die Verſöhnung einſchlich, konnten ſeine Maximen an ſich nicht als bewährte gelten. Obſchon er ſich in dem Wortgefecht gegen die beiden letztgenannten Autoren und Gegner einer tiefen Weisheit, als der exaltirteſte gezeigt hatte, nagte ihm doch ein Scrupel an der Seele, der ihn eigentlich mit ſeinen hart beſtrittenen Widerſachern mehr, als es ſchien, vergeſellſchaftete. Leopold's ſtilles Auge folgte den unruhigen Blicken des Freundes, der endlich das Schweigen brach.

„Ganz abſtrahirt von den beiden Schriften," ſagte Otto drängend, „über deren Werth oder Unwerth wir uns zuletzt vereinigt haben: antworte mir nach Gewiſſenskraft auf dieſe meine Frage, die ich längſt aufwerfen wollte: Iſt Hegel's Logik in der Stufenfolge des Aufhebens und Weiterführens der niedern zu den höhern Kategorien nicht aber wirklich der künſtliche Höhlenbau einer raffinirten Sophiſtik? Schlägt ſeine Dialectik, wie ſich ein Geiſtvoller ausdrückte, nicht immerfort die Volte, wenn ſie überall, auch im Feſteſten, Widerſprüche aufzudecken ſtrebt und alles Poſitive nur für eine aufgehobene Negation gelten läßt?"

„O Lieber!" entgegnete Leopold, ihn ernſt bedeutend, „daß wir doch nur erſt zuſchauten, was Sophiſtik iſt, ob ſie eine abſichtliche Täuſchung mit Worten und Schlüſſen, oder ob ſie nicht vielmehr in den Dingen ſelber vorhanden iſt! Blick' in die Welt hinein und ſag' mir: iſt es nicht die Sophiſtik des Endlichen ſelbſt, vor mich in die Erſcheinung hinzutreten, zu ſein, und doch nur ein Scheinleben zu heucheln, indem es mir unter der Hand wieder verſchwindet? Ach, wer den Wandel des Endlichen nicht in einem bittern Verluſte an ſeinem tiefſten Herzen erfuhr, der kann nichts wiſſen von der treuloſen Sophiſtik der Dinge der Welt. Wenn ich aber ſage, im Werden ſeien Sein und Nichts identificirt, iſt es denn Täuſchung meiner Rede? Haſt Du denn nicht im werdenden Dinge ein Sein, das ſich ſtets in das Nichts verwandelt, das Beharren dieſes Proceſſes aus dem Sein in Nichts und aus dem Nichts in ein Seiendes, das Umſchlagen dieſer Begriffe — iſt es denn nicht wirklich da? Wollteſt Du aber die Dia=

lectik, die der Herr der Schöpfung in's Daſein rief, Sophiſtik nennen? Dieſe Widerſprüche kannſt Du im ganzen All verfolgen. Was wir Seele nennen, ſo darfſt Du doch nicht ſagen, ſie ſäße ſtill zurückgedrängt in irgend einem verſchüchterten Winkel des Leibes, da wir ſie vielmehr als das Fluidum, die allgegenwärtige Kraft erkennen, die überall iſt, ohne daß Du ſie an der einzelnen Stelle feſthielteſt, eben weil ſie der immanente Aether des Ganzen iſt. So iſt auch der Begriff nicht im ſtillen Lauerwinkel und blos im Innern des Dinges. Iſt er die Seele des Dinges, ſo iſt er das Ding ſelbſt als Ganzes, überall alllebendig und doch Eins, das All des Dinges als Eins gefaßt. Ueber ſeine Intenſität, die doch zugleich bis in die äußerſten Poren hinausreicht, denk' ich ebenſo wie über die Seele, wie über Gott und ſeine Allgegenwart. Er iſt allgegenwärtig, heißt es; und darfſt Du nun folgern, er ſei hier und dort, wie Tieck in ſeinem Fritzwilhelm einen ſolchen materiellen Pantheiſten dargeſtellt hat? Gott iſt überall, und doch nicht hier und dort; iſt das nicht abermals ein Widerſpruch, der in den Dingen ſelber liegt? Willſt

Du's Sophiſtik nennen, ſo nenn' es eine heilige, göttliche Sophiſtik, ohne welche die Welt nicht beſtehen mag. So iſt aber Alles im Fluſſe, in ewig zitternder Bewegung, ſelbſt das Grab ſcheint und heuchelt nur eine Ruhe; und auch im Reiche der Gedanken und Gefühle, was wir Schönes, Gutes und Böſes, Tugend und Laſter nennen, Alles ſchwankt in ſeinen Beſtimmungen und hat nicht einmal für ein Menſchenalter ſtereotype Geltung. Von Gott ſagen wir auch noch, er ſei der Allgenugſame, in ſich Selige; und doch hat er ſich eine Welt geſchaffen: ein Widerſpruch, den Dir die Liebe Gottes löſt. Und auch die Liebe in menſchlicher Beziehung, die ſich hingibt, um im Andern ſich ſelbſt zu genießen, iſt ſie denn nicht ſelbſt die lieblichſte Sophiſtin des ganzen Lebens? Dieſem wunderbar ernſten, geheimnißvoll heiligen Spiele aber, welches das Daſein und alles Vorhandene mit ſich ſelber treibt, dieſem großen Spiele mit Andacht zuzuſchauen und ihm ſeine Maximen wie ſeine Triebfedern abzulauſchen, das heißt philoſophiren."

Otto ſchwieg nun für immer über dieſen Punkt und ſchien Leopold's Worte in ſich verarbeiten zu müſſen. Es war aber ſpät geworden; die Freunde küßten ſich und ſchieden für heute von einander.

XI.

Deutſche Lyriker.

An ſeinen Liedern ſollt ihr ein Volk erkennen von ſeinem Aufgange bis zu ſeinem Niedergange. Die Lyrik iſt nicht blos die Sprache der Kindheit einer Nation. Wohl ſteht ſie an der Wiege derſelben mit lachender Freude und mit allen Schauern der Angſt, die das noch ungewiſſe Leben des Neugebornen umſchwebt; in den Volksliedern, die nicht der Einzelne macht, die unbewußt in der Maſſe entſtehen, ſpricht ſich in Luſt und Leid von alle dem die Ahnung aus, was ein Volk ſpäter in der Blüthe ſeines Daſeins zur lichten Erſcheinung bringt. Aber die Lyrik begleitet auch die andern Stufen ſeines Lebens, ſie feiert ſeine Knabenſpiele, ſeine Jünglingsſehnſucht, ſeine Mannesthaten. Sie ſpielt die Flöte in ſeinem Liebesharm, die Schalmei in ſeinen idylliſchen Freuden, ſie iſt das Waldhorn ſeiner Schwermuth und die Pickelpfeife ſeiner Sinnlichkeit. Die Lyrik geht überall mit, zum Schmauſe und in die Schlacht, ſie macht mit den Völkern Hochzeit, jubelt mit allen ihren Freuden und ſteht, ein getreuer Eckart, trauernd um ihre Gruft. Nicht blos ihre Kinderträume, auch ihre greiſe Weisheit wird in der Lyrik der Völker lebendig, und wenn ſie ſterben, fehlt es nie an Todesſängern; wenn ſie auferſtehen, iſt die Lyrik wie der frühe Hahn; mitten im Todeskrampfe röchelt ſie noch ihr letztes Lied, und ihr letzter Blick, der gen Himmel ſchwindet, fährt wie ein Pfeil an die Pforte der Ewigkeit und öffnet deren Flügel, um das verlorene Erdenleben im Glanze der Unſterblichkeit zu ſpiegeln. In der Romanpoeſie habt ihr die Nation in ihren geſelligen Zuſtänden, in der dramatiſchen Literatur zeigt es ſich, wie weit ein Volk als Perſon hinausgetreten iſt in die Weltgeſchichte, wie weit ſeine Thatkraft reicht, um ſeine innere Eigenthümlichkeit im Zuſammenhange mit der großen Welt des Völkerlebens zu entfalten. In der Lyrik kommt aber auch das Unentſchiedene zur Sprache, die geheime Luſt und Hoffnung und der verſchloſſene

Schmerz, die ſtille Liebe, die nichts von der Welt will, und der Tumult der Leidenſchaft, die ſich ihre Welt zertrümmert. Die kleinen Freuden werden in der Lyrik laut, und auch das Dunkle, das Ahnungsvolle, das in jedem Daſein webt und immer noch auf andere Geburten deutet, als die ſchon fertige Welt aufzeigt. Das hat die lyriſche Poeſie mit der Muſik gemein und mit der Religion; die Lyrik iſt die zur Sprache gebrachte Muſik und zugleich die Religion eines Volkes, weil ſie auch das zum Bewußtſein ruft, wofür der Romanpoet noch kein Terrain findet, dem dramatiſchen Dichter noch die fertigen Geburten fehlen. Wie ſich das Chriſtenthum lange Zeit in Höhlen barg, weil der Irrthum noch mit ſtolzer Pfauenpracht durch die Welt zog, ſo niſten auch die Hoffnungen, der verſteckte Glaube und die verheimlichte Liebe in der lyriſchen Poeſie einer Zeit. Und wie ſie die Vergangenheit eines Volkes feiert und im Schooße ſeiner Gegenwart ſich gemächlich weidet, ſo reicht ſie auch mit ihren Flügeln in die Zukunft hinein und bereitet uns die Entzückungen der Zuverſicht.

Hieraus ergibt ſich eine doppelte Richtung der deutſchen Lyrik. Uhland's Muſe ſchüttelt dem deutſchen Volke die Hand, ſie weiſt auf die Vergangenheit und hält die Gegenwart daran feſt; die deutſche Biederkeit und die deutſche Liebe nach Art unſerer Väter bleibt friſch und blühend in ihm, wir halten uns für unendlich gut und brav, wir glauben an den Kern des deutſchen Weſens, wenn Uhland in die Saiten greift. Er hat ſich mit der Goethe'ſchen Form die Cultur der Zeit gewonnen, und das treue Schwabenherz ſchlägt für ganz Deutſchland, obſchon ſich eine Schule um ihn geſtaltete, welche den Kreis der Intereſſen in abgegränzter Enge feſthält. Unberufene Schwätzer haben es ſo weit gebracht, daß wir bei Patriotismus immer gleich gleich an Bornirtheit denken, weil jene unklaren Köpfe den Geiſt der Zeit, der ſich jeder Schranke überheben will, an die Scholle des gegebenen Daſeins feſſeln möchten, und den Drang der Völker, ſich zur Menſchheit heranzubilden, verkümmern. Freilich liegt alles Wachsthum des Geiſtes im Vaterlandsgefühle gebunden, aber wenn die Blüthe ſich in der Freiheit der Sonne erſchließt, ſo will ſie ihre Wurzel auch nicht verläugnen, und die Wurzel macht noch nicht den ganzen Baum. Vaterlandsgefühl iſt die Wurzel, aus ihm zehrt der Geiſt, aber er entfaltet ſeine Blüthen an der Sonne, die aller Welt leuchtet. In Deutſchland würde der Patriotismus, wenn er ſich abſchließen wollte, gar leicht ein Provinzialgefühl, das ſich in die vier Pfähle eingepfercht. Schwaben hat ſo viel Recht zum Selbſtgefühl, daß es ſeine eigene Literatur haben darf; aber die Bedeutſamkeit derſelben ſteigt nicht in dem Maße, als ſie ſich abgränzt. — Ganz frei von der Möglichkeit, ſich provinziell zu beſchränken, iſt ein anderer Sänger des deutſchen Selbſtgefühls:

Julius Moſen.

Friſch, fröhlich und frei, eine ſtich- und ſchlagfeſte Naivetät, im Feuer der Begeiſterung für Deutſchland geſtählt, ſo iſt die Muſe dieſes Dichters. Seine Lieder ſpringen ſo gewappnet hervor, wie Minerva aus Jupiters Haupte. In ſeinen Balladen und Vaterlandsgeſängen iſt eine epigrammatiſche Schärfe und eine

Wehmuth, die nicht weint, aber die Hand gewaltſam gegen das pochende Herz drückt. Das, dünkt mich, bezeichnet Moſen's Poeſie. Seine Liebe zu Deutſchland iſt kein blinder Amor, ſie hat Argusaugen. Ich nenne nur ſeine beiden Lieder auf die Völkerſchlacht bei Leipzig, ſein bitter elegiſches Epigramm: Gott und Vaterland, ſeine unſterbliche Vaterlandsballade: Andreas Hofer. Seine Muſe iſt der „eiſerne Heinrich,“ den ſie beſingt; er trägt drei eiſerne Ringe um's Herz, damit es ihm nicht in Stücke zerbricht; ſo wandert er durch die Welt und ſucht ſein Vaterland, das er nicht findet. Das iſt die tragiſche Liebe für Deutſchland, die ſich in dem „Trompeter an der Katzbach“ ganz modern geſtaltet. Der Trompeter iſt auf den Tod verwundet, aber er kann nicht ſterben: da hört er Siegesgeſchrei, er rafft ſich auf und ſitzt zu Pferd und bläſ't Victoria, bis ihn das Herz zerſpringt. Das iſt echte Poeſie, die den Völkerſchmerz verſteht, und die auch für Polen glüht. (In den Liedern: Polonia, die letzten Zehn vom vierten Regiment u. a.) Auch eigenes Weh beſingt Moſen ſehr rührend, ohne Weichlichkeit, mit männlicher Kraft und einer liebenswürdigen Kindlichkeit. Man leſe das Gedicht: „Der Mond und Sie,“ wie zart und doch gedrungen und kraftvoll! In einigen ſeiner lyriſchen Gedichte nimmt er einen Anlauf zum Liederſpiel. Wäre das deutſche Theater nicht von Pfuſchern, Hofintriguanten und Lohnüberſetzern coteriemäßig beherrſcht, ſo würde Moſen einer unſerer beſten dramatiſchen Dichter geworden ſein. In ſeinem „Heinrich der Finkler“ ſieht man den großen Anlauf dazu.

Anaſtaſius Grün.

Eine ganz andere Richtung der deutſchen Lyrik bezeichnet dieſer Name. Uhland und Moſen ſind ſtark durch den Glauben an das Vaterland. Anaſtaſius Grün iſt ſtark und groß in dem Glauben an die Menſchheit. Oeſterreich, dem dieſer Dichter angehört, hat gleich ſehr wie Schwaben die Berechtigung zu einer eigenthümlichen Lyrik; Frankl iſt der öſterreichiſche Uhland; allein wenn der ſchwäbiſche Patriotismus noch immer ein deutſcher ſein darf, ſo iſt es der öſterreichiſche kaum noch. Was von Oeſterreich in Bezug auf deutſche

Sache provinziell iſt, hat ſich zu einer eigenen feſt umſchloſſenen Heimath ausgedehnt, von den öſterreichiſchen Sängern haben nur die Ungarn den Drang, das kaiſerliche Erzherzogthum zu überſpringen und ſich in deutſchen Intereſſen ihre Nahrung zu ſuchen, wie Lenau, der tieffühlende Naturſchwärmer, der nach Schwaben wanderte und ſeine Sehnſucht nach der Freiheit des Geiſtes in der Freiheit der Natur ſucht. Darum die Melancholie ſeiner Muſe, deren Tiefſinn ſich in der Mythe vom Fauſt zurecht zu finden meinte. Im Savonarola betritt ſeine Muſe zu ſehr das Gebiet der Dialektik und kirchlichen Doctrin, um gleich glücklich zu ſein. Alle die vielen öſterreichiſchen Sänger aber flattern wie luſtiges Geflügel um das Kaiſerhaus und um die kleinen erlaubten Freuden des Genuſſes, die der Augenblick und die Welt der abgeſchloſſenen Heimath bieten. Es iſt ein Gewirr von Liederdichtern in Wien. Aber aus dieſem Gewirr luſtiger Sänger ragt Einer heraus mit einem mächtigen Ernſte, mit einem Prophetenzorne, mit einer Miene, in deren Bitterkeit der ganze Fauſt des modernen Jahrhunderts ſich andeutet.

In dem Meere der öſterreichiſchen Freudenwelt ſteht Anaſtaſius Grün wie eine einſame Felſeninſel. Wie Adler, die ganz oben horſten, ſitzen die Gedanken der Freiheit um ſeine Stirn, wie eine Möwe hängt die Schwermuth an ſeinem Geſtein und umdüſtert ſeine Abendſtunden, des Nachts hält er mit den Wolken, die auf der Geſchichte der Menſchheit laſten, ſein Zwiegeſpräch, und nur wenn die Morgenſonne keuſch und rein über die Erde ſteigt, blickt er mit der heiligen Freude eines Propheten der Zukunft der kommenden Geſchlechter ins glühende Angeſicht. So ſchrieb er in ſeinem „Schutt" die Liebe des gefangenen Dichters, den die Menſchheit in Ketten warf; ſo blickt er durch die „Fenſterſcheibe", ein kleines Luftloch, das der Wahn der Menſchen ſo eng einrahmte, in die Welt hinaus und in den heiligen Himmel; ſo fliegt ſeine Phantaſie, ein Vogel, der ſich über das eingebannte Vaterland hinwegſchwingt, im „Cincinatus" über das Meer zur Freiheit America's; ſo malt er die „fünf Oſtertage" der Weltgeſchichte und rückt den letzten Tag weit hinaus in die Zukunft, wo die allgemeine Menſchenliebe thront, der Aberglaube mit ſeiner Kette zerbricht, und ein ewiger Friede ſich auf Roſen bettet. Das iſt Anaſtaſius Grün's Poeſie, ſie überſpringt das Vaterland und fliegt der Menſchheit in die Arme, ſie läßt jenes fallen, um dieſe zu halten. Es liegt in allem, was dieſer Dichter ſchreibt, die Weihe der tiefſten Einſamkeit. Sein Styl iſt gewaltſam kühn und doch oft gepreßt und verdroſſen, weil er die Klarheit ſcheut. Seine Diction iſt mächtig, aber ſchwer, ſeine brütenden Gedanken haben ſelten eine leichte Geburt.

In Julius Moſen und Anaſtaſius Grün liegen zwei entgegengeſetzte Richtungen der deutſchen Lyrik zu Tage. In beiden iſt gleich viel Epigrammatiſches, aber Moſen feiert, obwohl mit Schmerzen, das deutſche Vaterland, Grün überſpringt es und rettet ſich vor ihm an das Sonnenherz der Menſchheit, an die ferne Zukunft, an die Ewigkeit der Weltgeſchichte. Ich nenne jetzt einen andern Namen, an den ſich eine Zeit lang ebenfalls eine patriotiſche Richtung knüpfte. Als die Muſe dieſes Dichters ſich 1813 und 1815 mitten in den Kampf des bewegten Lebens ſtellte, da ſang er geharniſchte Lieder, aber er nahm dazu die weibliche Form der Sonette und gefiel ſich in dieſem Widerſtreite des Inhalts mit der Form. Ich meine

Friedrich Rückert.

Auch patriotiſche Spottlieder machte er gegen den damaligen Feind des Vaterlandes, und hatte Recht, ſich Freimund zu nennen, aber ſein Zorn war der Scherz des kindlichen Uebermuthes; man könnte ſeine kriegeriſchen Spottlieder wirklich von einer Schaar Kinder bei Volksfeſten abſingen laſſen, wenn der Umlauf der Zeiten noch ein Siegesfeſt der Deutſchen über Napoleon's Herrſchaft zuließe. Rückert theilte den damaligen Patriotismus, denn der Dichter ſoll ja mit einſtimmen in das bewegte Gefühl ſeines Volkes, aber ſein Feindeshaß iſt nur die Schilfbinſe, die ein kindlicher Genius ſeinem Geſpielen auf die Bruſt ſetzt. Auch lärmt der ächte Patriotismus nicht gegen die Feinde, wie eine abgeſchmackte Doctrin es will. Die Griechen jubelten über den Sieg bei Marathon, aber ein nachgekommenes Geſchlecht ging mit Alexander hinüber, helleniſirte die

Perſerwelt und vermählte beide Völkereigenthümlichkeiten. Rückert hatte mehr zu thun, als ſich vom Haß zu nähren, vielmehr legte er ſeinen erborgten Namen erſt ab, als er tiefere Schätze für ſeine Muſe fand und ſich am Urquell der Menſchheit berauſchte. Der Haß iſt ſchön, wenn er um der Liebe willen da iſt, ſei es, daß er, wie in Moſen und Anaſtaſius Grün, ſich verſchwiegen äußert, oder, wie in Börne, helle Funken ſprüht. Aber die Liebe iſt doch mächtiger, die Milde bleibt die kräftigſte Gewalt, weil ihr Athemzug am längſten aushält. Und es war immer die Eigenheit der Liebe, für das Getrennte eine Sympathie zu ſuchen, und das als Einzelnheit Verlorene tiefer anzuknüpfen an einen großen Verſöhnungspunkt. Rückert's Herz wanderte aus und fand ſeine Deutſchheit erſt wieder im Orient, wie ein Greis, der ſich vom Lärme der mißtönenden Welt zurückzieht, und erſt an der Wiege eines Kindes ſich auf die Reinheit und Heiligkeit des Lebens wiederbeſinnt. Darum ſo viel Ueberlegenheit des Alters und ſo viel Erſtlingsfriſche der Jugend in Rückert's Poeſieen. Denn es iſt nie dageweſen, daß ſo viel Blüthenfrühling der Liebe, ſo viel Kindheit der Gefühle, ſo viel Unſchuld des Geiſtes mitten in der Weisheit eines altgewordenen Jahrhunderts aufwuchs. Hier ſind Morgen- und Abendſtern derſelbe leuchtende Glanz, der Menſchengeiſt wiegt ſich hier im Kelche der Lotusblüthen und ſchaukelt ſich auf den Waſſern der Liebe Gottes, und träumt noch einmal ſeinen Frühtraum des Lebens. Man gebe zu, daß dies deutſch iſt, keine andere Muſe als die deutſche hat das ſingen können. Rückert's Liebeslieder, die wie der Ganges fluthen, ſind ſo deutſch wie nur irgend ein Lied von Uhland, das einen Schwabenhelden feiert. — Als der Gegenpol von Rückert iſt jedoch eigentlich nur **Heine** zu nennen. Auch ein Dichter der Liebe in ſeinen glänzenden Tagen, aber eine Liebe, die aus Unmuth witzig wurde, bis ſie in ſchlechten Stunden auf launiſche Unarten verfiel, und neben dem Perlenſchaum der modernen Cultur auch deren Hefenſatz in die Höhe trieb. Als Heine unter den Schmerzen eines verlornen Jahrhunderts die göttliche Zartheit ſeiner Poeſie nicht mehr aushalten konnte, ſtürzte ſich ſeine Muſe, wie Fauſt, in das Gewühl des

Blocksbergs, und walzte mit Geſtalten von verdächtiger Miene. So ſank dieſer Stern der Lyrik am deutſchen Himmel, oder vielmehr, er ſiel und ſchneuzte ſich, wie man zu ſagen pflegt. In Rückert blieb das Buch der Liebe mit den ſieben Siegeln allezeit aufgeſchlagen, und das ſiebente, das geheimſte Siegel ließ er ungelöſt. Darum flattert ſeine Muſe, eine Pſyche mit ungeſtreiften Schwingen, immerfort vom Morgenſtrahle zum Abendſchein, und wird nicht müde in ihrem weiten Fluge. Heine löſte das ſiebente Siegel, er entriegelte den Schooß des letzten Geheimniſſes und brachte ſich um die Unſchuld des Geiſtes. Rückert hat das Unſagbare der ſüßen Brautnachtvermählung nicht entweiht, darum iſt der Zauber ſeiner Liebeslieder ſo unverwüſtlich, die Poeſie hat mit ihm wieder eine Keuſchheit gewonnen, die das Jahrhundert nicht mehr mochte, die aber mit Rückert wieder als Aurora über den Horizont des deutſchen Poetenhimmels aufſtieg. Es iſt in Rückert keine Prüderie, wie in Jean Paul, er wagt zu ſcherzen, aber wie ein muthwillig Kind, das in Roſenduft erröthet und um ſeine Scham die Blätter der

Liebe ſchlingt. So ſind ſein unverwelklicher „Liebesfrühling," ſeine Lieder in „Edelſtein und Perle" gedichtet. In den Octaven, Ritornellen, Sicilianen und Gaſelen tändelt das Kind der Liebe, das die Weisheit der Jahrhunderte überkam, mit den Spielen fremder Zonen, und zeigt, wie Mignon, welche zwiſchen Eiern tanzt, ein ſtaunenswürdiges Talent in der Bewegung der freien ſchlanken Glieder. In ſolchen Rückert'ſchen Reimſpielen iſt allerdings ſehr häufig der Gedanke blos um der Sprache willen geſchäftig, wie in dem famoſen Weihegedicht des muſikaliſchen Albums eine grenzenloſe Leiſtung gegeben iſt, der Inhalt löſt ſich ganz auf in Gewandung; aber in ähnlicher Weiſe war eine ſolche Sprachvirtuoſität noch in keiner modernen Literatur denkbar. Rückert's geſammelte Gedichte werden bald vollſtändig dem Publikum vorliegen, während ſeine Production in der Aneignung des Orientaliſchen lehrend und ſingend unerſchöpflich bleibt. Im erſten Bande der Gedichtſammlung beſingt der Dichter vorzugsweiſe die Liebe, die ihm treu blieb und ihm das Glück der häuslichen Idylle gründete; im zweiten iſt er geſprächig, die leichteren Netze früherer Neigungen zu feiern. Ueberall bleibt das Elegiſche bei ihm überwiegend, er mag Liebe ſingen oder Weisheit lehren. — Möchte Rückert wie ein guter Genius noch lange am Horizonte des deutſchen Himmels weilen!

Adalbert von Chamiſſo.

Wenn man von Rückert zu Chamiſſo geht, fühlt man den Unterſchied ihrer Poeſieen ſehr beſtimmt. In Rückert iſt alles elegiſch, in Chamiſſo's Lyrik ſtellt ſich alles auf dramatiſchen Effekt. Sein Ernſt iſt gewappnet, Rückert's Ernſt iſt mild und weich. Chamiſſo's Komik beruhet nicht, wie bei Heine, im Gedanken, ſondern in der Situation, deshalb iſt ſie bei ihm mehr burlesk als humoriſtiſch; Ernſt und Scherz, beide ſuchen in Chamiſſo's Lyrik nach Situationen, nach objectivem Gehalte. Seine ſubjectiven Klänge gehören dem anfänglichen Dilettantismus an, oder ſtehen nicht auf gleicher Stufe mit der Poeſie ſeiner äußerlich und draſtiſch hingeſtellten Bilder. Deshalb liebt er auch das Arrangement künſtlicher Maße, aber nicht wie Rückert, um in die Form den flüſſigen Gehalt auszuſtrömen, ſondern aus Luſt, die fremde Form zu überwinden. Seine Terzinen haben eine Meiſterſchaft, die ihres Gleichen ſucht, aber viele ſind der Sprache wie abgetrotzt. Wenn Chamiſſo tragiſch wird, ſo wird er oft grauſam, ſein Scherz, ſelbſt in dem herrlichen Trinklied von der Mäßigkeit, klingt immer nur wie ein Triumph über die Gemeinheit der Welt. — Um ſeine Muſe näher zu charakteriſiren, müſſen wir die Perſon des Dichters verſtehen. Chamiſſo hat alles der Welt abgerungen, ſich alles mühſam erobert, ſelbſt das Vaterland. 1781 in der Champagne geboren, wanderte er als neunjähriger Knabe mit ſeiner Familie aus. In Noth und Drangſal herumgetrieben durch Holland und Deutſchland, fand er in Berlin eine Stätte. Er ward Page am Hofe, dann Soldat, blieb aber ohne Halt und Lebensausſicht. Man berief ihn zu einer Profeſſur nach Frankreich; er ging, fand aber nicht das Gebotene. Er begleitete Frau von Staël nach Genf und Coppet, kehrte aber bald nach Berlin zurück, um ſich dem Studium der Naturwiſſenſchaften zu widmen. Arm, hülflos, als Dichter damals nur Dilettant, der ſich die fremde Sprache erſt aneignet und für die Formen der neuen romantiſchen Schule nach Inhalt ſucht, ſo ſtand er im Leben da. Verzweifelnd an dem Heile ſeines Daſeins, verwünſchte er ſich an den Nordpol, dem Otto von Kotzebue damals entgegenſegelte. Der Zufall wollte, daß des Dichters Wunſch von Freundes Hand mit Glück betrieben wurde, und Chamiſſo ging als Naturforſcher an Bord des Rurik, um an der Romanzoff'ſchen Expedition Theil zu nehmen. Eine Reihe von Mühſalen begann jetzt erſt im verſtärkten Maße für ihn; zu dem Drange der Elemente und der Entbehrung aller geiſtigen und körperlichen Labſale kam die ſchlechte Behandlung, die dem Privatgelehrten von der ruſſiſchen Mannſchaft widerfuhr. So machte er die Reiſe um die Welt, in der Schwebe zwiſchen Luft und Waſſer, zwiſchen Widerwärtigkeiten der Natur und der ihn umgebenden Menſchen. Otto Aſtawitſch von Kotzebue war nur Seemann; Land und Bewohner intereſſirten ihn wenig, und die Reiſen in das Innere der Inſeln und Halbinſeln waren als Unterbrechung nur kurze botaniſche

Spaziergänge für den Naturforſcher. Ueberall aber, wo ſich Menſchliches oder Lebendiges überhaupt zeigte, ſtürzte Chamiſſo mit dem Heißhunger der Wiſſensluſt hin, um die Welt wenigſtens bruchſtückweiſe aufzufaſſen. Der Naturzuſtand der Wilden entzückte ihn, ihn, den die Cultur Europa's ſo lange heimathlos gelaſſen und an die Irrfahrt preisgegeben. Die farbigen Naturkinder wurden ſeine Brüder, ein Eingeborner der Inſel Radack, jener braune Kadu, den der zweite Band ſeiner geſammelten Werke auf dem Titelblatte darſtellt, gewann ſeine ganze volle Liebe, So kam es, daß Chamiſſo mit den Radacken, den Aleuten, den Eskimos, den Einwohnern von Owaihi ſich vertraut machte, und ſein Dichterherz für die Zuſtände und Gefühle der wilden Naturkinder entflammte. Die Urſprünglichkeit der Geſinnung in Haß und Liebe, in Rache und hingegebener Treuherzigkeit, das iſt der Nerv ſeiner Poeſie, die dieſe heißen Ströme der Menſchenbruſt mit aller Gewaltſamkeit der Naturſprache entladet. Es iſt überflüſſig, auf Einzelnes noch hinzudeuten, ich erinnere nur an die brennenden Farben, mit welchen er auch die Eigenheiten europäiſcher Naturvölker, wie die wilde Corſennatur, malt. Für jede wilde Nation ward ſeine Phantaſie empfänglich, und nach Deutſchland zurückgekehrt, fand er leicht die Stoffe, die er nur in Terzinen und künſtliche Rhythmen brachte, um ſie und ſich ſelbſt zu bändigen. Das iſt der Reiz an ſeinen Verſen, dieſe ſtrömende Leidenſchaft, welche ſich ſelbſt den Zügel hält. Seine geſammelten Schriften machen vier Bände aus, die beiden erſten geben ſeine Reiſe um die Welt, die beiden andern ſeine Gedichte nebſt dem Peter Schlemihl, dem Volksbuche voll ſimpler Phantaſtik.

Rheiniſche, berliner, wiener und ſchleſiſche Dichter.

Chamiſſo's Poeſie iſt ein Anwalt für die entfeſſelte Freiheit der wilden Naturkinder, wie ein Tribun, der die Rechte des armen Volkes vertritt. Dies führt uns auf Freiligrath. Seine Muſe floh den Schooß der europäiſchen Cultur, ſie wandelte träumeriſch entzückt unter den Wundern der atlantiſchen Welt und feiert die Einfalt und die Kraft der farbigen Männer, deren Götter ſich immer tiefer in die Urwälder des neuen Erdtheils flüchten. Die echte Poeſie findet immer das Unglück auf und hält die ſchirmenden Flügel darüber. Dieſer echte Zug iſt in Freiligraths Dichtungen, die wir bisher nur zerſtreut kennen lernten. Sein „Löwenritt", „der Reiter" und „der ausgewanderte Dichter" bezeichnen am beſten ſeine Richtung. Ueberdruß an Europa's coquetter Civiliſation, Schwärmerei für die glühende Naturwelt der Tropenländer und für die unbewußten Tugenden der Wilden, das ſind die Farben ſeiner lyriſchen Gemälde, unter die ſich nur dann und wann etwas Affection des Ausdrucks miſcht.

Man kann in deutſcher Literatur ſehr wohl ein rheiniſches Element erkennen, ſo gut wenigſtens als man von einer ſchwäbiſchen Schule und andern ſpricht. Allerdings reicht ſolche Abſcheidung nicht aus, denn die Geiſter greifen in ihren Strömungen verſchiedentlich in einander. Will man aber einen rheiniſchen Zug erkennen, ſo möchte er ſich als ein Drang, die Natur zu verklären, bezeichnen laſſen. Das war Grundzug in Goethe's Poeſie; er läßt ſich auch in Heine's erſter Lyrik herausfühlen, bevor ſein Witz die pointirte Proſa in den Rhythmus brachte. Freiligrath hat in ſeinem Weſen ebenfalls jenes rheiniſche Element. Nicht minder **Ludwig Wihl**, deſſen Gedichte bereits geſammelt erſchienen. Das Sagen- und Geiſterhafte an den Ufern des Vaters Rhein, ſeine Naturbilder, die er gern ſymboliſirt, haben rheiniſchen Zug des Geiſtes. Dazu kommt Wihl's Auffaſſung des Völkerlebens und ſeine trauernden Rabbilieder, die ganz getränkt ſind vom Schmerze des Judenthums. Weniger glückt es ihm, wenn er nach Heine witzig ſein will; einige Lieder mit Selbſtperſiflage ſind widerlich.

In **Bettinens** Briefen iſt viel lyriſche Poeſie in ungebundenſter Form. Zugleich iſt ihr Gefühl ganz und gar in den Illuſionen der Naturverklärung aufgelöſt und bezeichnet ihren Rheinlandscharakter. Wenn Goethe, nach Bettinens Behauptung, aus ihren Entzückungen einige Rhythmen entlehnte und den feſſelloſen Strom ihrer Ergüſſe in einige Verſe brachte, um, was ihm ungereimt erſchien, zu reimen: ſo konnte es kaum fehlen, daß einige ihrer Bewunderer den Dilettantenverſuch machten, den Bettine'ſchen Ueberſchwang der Gefühle ähnlich zu benutzen. In dieſem Sinne erſchien das Buch „Semiramis", angeblich von einer Frau von Plönies, und „Lieder der Liebe", von dem Verfaſſer der Gedichte eines Materialiſten. Es ſind aber nur ärmliche Abzugscanäle, in die man hier den Ueberſchaum eines Meeres einſtrömen ließ. Wie ſchlotternd und ſalopp die „Lieder der Liebe" gehalten ſind, höre man aus folgenden:

„Ich lieb' und lieb' und liebe
Und denk' und liebe nur Dich;
Alle Sinne werden mir trübe,
Und dumm davon ſicherlich.
Drum biſt Du mir gut vor Allen,
Wie Du mir geſchworen haſt —?
Kind, thu' mir's zu Gefallen
Und mach' Dich mir verhaßt."

Wahrſcheinlich ſoll das Heine'ſche Manier ſein. In den Liedern des Materialiſten war noch dann und wann ein derber Volkston erfreulich; hier aber iſt Blocksbergsalbernheit ohne Witz.

Hier bin ich nun unverſehens auf die Heinomanie gekommen, über die ich gern einige Grobheiten ausſtoßen möchte, wenn ich nicht fühlte, daß ſich wirklich gute Kräfte in dieſe Mode des Heiniſirens hineinverloren haben. Ferrand und Hagendorf haben in dieſer Richtung ſo gute Gedichte gemacht, daß man faſt vergeſſen könnte, dieſe Manier ſei blos Manier. Alle dieſe Dichter der berliner Schule, die der norddeutſche Frühlingsalmanach vorführte, würden in der That nur gute Gedichte machen, wenn ihr Formtalent ſich auf ein beſſeres Terrain verpflanzen ließe. Es iſt kein öffentliches Leben, kein Volksintereſſe da, um Halt und Stoff zu geben. Der niederdeutſche Dichter hat ſich, wie Chamiſſo, alles erſt zu erobern, ſich ſelbſt den Inhalt erſt zu ſchaffen, ſeine hungrige Form zu füllen. In dem Vereine der jüngern berliner Dichter ſind beſonders noch die Gebrüder Marggraff und Schweitzer hervorzuheben. Jene beiden lieferten gemeinſam einen Band Gedichte; unter ihren Beiträgen zum Almanach zeichnen ſich mehrere Balladen aus, ſchön in Form und Gehalt, in Gedanken und Styl; beſonders nenne ich den „tollen Tambour“ von Hermann Marggraff. Minding ſchrieb auch ein ſchönes didaktiſches Gedicht: „Das Leben der Pflanze“, voll zarter Naturliebe. Dieſe Genannten haben ein reicheres Gedankenleben, als ſich in der Heine'ſchen Liedermanier erledigen läßt. Ein ganz neuer Name iſt Adalbert Friedner, der ein Liederheftchen brachte, um den Leuten zu zeigen, wie gewandt er in Heine'ſchen Weiſen ſein Mädchen anſingt. In dem Widmungsſonett erwacht dem Leſer die Hoffnung, hier ſtelle ſich ein Talent auf eigenthümliche Art zur Zeit, und wolle ſich, ſei's im Einklang oder im Widerſpruche mit ihr entwickeln. Der Dichter ſingt von ſeiner Liebe:

„Was ſonſt könnt' unſerm Sange Fülle leihen?
Wir haben weder Knechtſchaft zu verdammen,
Noch Freiheit, uns zum Liede zu entflammen,
Wir Zwittervolk von Sklaven und von Freien.
Uns bleiben nur des eignen Herzens Tiefen
Als unſ'res Liedes geheimnißvolle Quelle“ u. ſ. w.

Allein die dichteriſche Herzenstiefe reicht hier nicht weiter als bis zu dem Heine'ſchen Schmerzensliede: Es iſt eine alte Geſchichte, doch bleibt ſie ewig neu!

Dies variirt Friedner in gewandter zierlicher Form. Von ſeinen Liedern an Molly ſind das 10te und 13te ſogar ſchön zu nennen. Wenn man aber bedenkt, wie reich der Inhalt unſerer Zeit, und wie eng die Intereſſen dieſes jugendlichen Dichters, dann wird man wieder irre an ſeinem Berufe.

Sonſt ſagte man: ſo zahlreich wie der Sand am Meere; jetzt kann man ſagen: ſo zahlreich wie die Poeten in der Mark. Zu jenem Vereine jüngerer berliner Dichter gehört jedoch nicht alles, was dort herumvegetirt mit Reim und Vers. Da iſt unter andern ein Karl Jacht, von dem in Berlin ein Band Gedichte erſchien. Dieſer Sänger gehört nicht zu jener Poetengeſellſchaft, er beſingt nur hohe Perſonen und Hofſchauſpieler, aber ſehr ſchlecht, macht auch Räthſel und Charaden, und überſchreitet nie die Linie der Mittelmäßigkeit. Es läßt ſich nichts weiter von ihm ſagen, auch iſt ihm nicht weiter beizukommen, denn er hat ſich hinter die Kanonen zurückgezogen und hält eine Liſte von Subſcribenten, meiſt berliner Hofräthe, Wagenlackirer und andere Subalternen, wie ein langes Magenpflaſter vor ſeine Gedichte hin. Auch einige hohe Perſonen ſubſcribirten aus Wehmuth. — Ein andrer Dichter, hierher gehörig, iſt Friedrich Niemann, der in Commiſſion Gedichte herausgab. Dieſen Poeten kann man als den „ſeligen Jüngling“ bezeichnen. Es handelt ſich bei ihm faſt nie um geringeres als um Seliges. In alcäiſchen Strophen ſingt er ſeine erſte Liebe an:

„O ſelig, dreimal ſelig, o Jüngling Du,
Dem in Erfüllung ging, was ſein ſeligſter —“

Auch ein Gedicht an Waiblinger fängt mit: „Seliger Jüngling!“ an. Die heutigen Poeten en masse verderben einem noch alles in der Welt, die Liebe, die Andacht, den Wein, die Seligkeit und — Hölty, den keuſchen Prieſter der deutſchen innigen Seligkeit. Ich bitte Dich, Friedrich Niemann, ſtöre den edlen Hölty nicht auf und trübe ihm nicht den ſanften Wellenſtrom ſeiner alcäiſchen Strophen. Ein anderes Lied beginnt Niemann: „In der Erde tiefen Gründen.“ -- Pardon! das muß heißen: In des Waldes tiefen Gründen — das alte Rinaldolied vom alten Vulpius war ſeiner Zeit ſehr gut. Aber dieſer Sänger Niemann kann auch neu ſein, z. B. in Worten; in dem Gedichte „Liebestrauer“ ſingt er:

„Er ſtarret, trüber, ſinnend,
Und todesliederlich:
Du armer, kranker Jüngling,
Was heilt, was tröſtet Dich!“

Man iſt in Berlin, wenn man von der Liedertafel kommt, ſo witzig, zu ſagen: heute waren wir liederlich, d. h. wir liedertafelten. Niemann iſt weit kühner, er ſagt todesliederlich, und glaubt keck wie Heine zu ſein. Schlotterichte Königin iſt gut, ſagt Polonius; todesliederlich dünkt mich noch weit ſchlotterichter. Niemann iſt ſchrecklich, wenn er dichtet. Ein Lied beginnt: „Ich bin im Begriff, mich zu verlieben“ — ganz analog der ſeltnen Wendung: „ich bin im Begriff eine Reiſe zu machen.“ Ein anderes Lied ſingt: „Mein Mädchen iſt ein wahrer Engel.“ O pfui, deutſche Poeſie vom Jahre 1837! Um aber die deutſchen Lyriker nicht zu decimiren, und bei Niemann ſtehen zu bleiben: da läuft mir auch ein anderer Poet unter die Beine: Hiazinth von Schulheim; auch der ſingt:

„Ich liebte, ja, ich liebte einen Engel!“ —

Warum ſoll Clauren unſterblich ſein, ihr meine deutſchen Lyriker von heute? Und auf Engel, welchen Reim macht Schulheim? — Zum Glück iſt das Lied ungereimt. Aber matt, ſchrecklich matt iſt die Schwinge dieſes Hiazinth, wie er ſich ſchreibt. In dem allerdings blutleeren Gedichte: „Der blaſſe Junge,“ hat ſich ſeine Muſe ſelbſt gezeichnet, ohne zu merken, wie ſie ſich blamirte. Fahre hin, blaſſer Junge; ich komme auf Chriſtian Wurm, deſſen Gedichte in Nürnberg erſchienen, und deſſen Muſe etwas Bairiſches verräth. Dieſer Wurm beſingt Freiheit und Gleichheit:

„Nicht männiglich iſt hoch und reich,
Wie's jeden mag gelüſten,
Doch machtet ihr den Boden gleich,
Ihr würdet ihn verwüſten.
Und denke nur, Du lieber Chriſt,
An Fritz und Alexandern,
Auch Du biſt Alles, was Du biſt
Auf Koſten eines Andern.“

Es iſt immer merkwürdig, wie einen jeden ſein Schickſal überkommt, ohne daß er deſſen Hohn merkt. Gerade ſo ging es den Alten mit ihren Orakelſprüchen, die ihre eigne Ironie in ſich hatten. Aber Wurm iſt auch fromm, er genießt ſein Stück Brot Poeſie nicht ohne Dank gegen Gott.

> „Wir danken Gott für ſeine Gaben,
> Die wir von ihm empfangen haben;
> Das iſt's, was jeder pfeift und ſingt,
> Darum's ſo ſchön und luſtig klingt.“

Man kann das von Wurm's Poeſie nicht allezeit ſagen. Aber wenn er ſeinen Stoff hat, bringt er ihn nicht ſchlecht in Reime; einige Sagen und Legenden ſind gut erzählt. Ich komme dabei auf meinen alten Satz, daß dieſe deutſchen Poeten en masse nur um deswillen ſo ſchlecht ſind, weil es ihnen an Nationalſtoffen fehlt, oder weil ihnen dieſe nicht ſo leicht, wie dem franzöſiſchen Dichter, entgegenſpringen; der Deutſche muß ſein Vaterland und deſſen Intereſſen immer erſt ſuchen. Warum ſieht ſich Wurm nicht mehr in Altnürnberg um? Es ſteht da an alten Kirchen- und Giebelfenſtern, ſelbſt am kleinen Gänſemännchen auf dem Marktplatz mehr geſchrieben als in ſeiner Bruſt.

Da ſtößt mir auch noch ein Karl Uſchner auf. Er ſingt vom frühen Tode:

„Wenn vom heißen Genuß lachender Jugend mich
Weg der Engel des Todes ruſt,
Schwingt entfeſſelt mein Geiſt ſich durch das Schattenthal
Zu den Wonnen Elyſiums!“

Guter, edler Hölty! Ruhe Deinem müden Gebein! Höre ſie nicht, wenn ſie Dich äffen und die zarte Heiligkeit Deines Geiſtes nachlallen! Uſchner beſingt auch ſeine erſte Liebe:

„Wo weilſt Du, deren lächelndes Zauberbild,
Den ſüßen Schauer mir durch die Seele geußt?
Entſchlürſt vielleicht ein edler Jüngling
Seligkeit jetzo den Roſenlippen?“

Entſchlürfen — geußen — jetzo; das ſind lauter altmodiſche Sächelchen. Ich bitte Dich, Uſchner, ſtöre nicht die Schlummernden!

Ein gutes, preußiſch rechtſchaffenes Gemüth begegnet uns in dem Dichter Wilhelm Schnitter, ſehr wohl zur Beamtentreue befähigt. Er hat auch nur in Krankheitsſtunden ſich von Berufspflichten abgewendet und der Poeſie obgelegen. Es iſt derſelbe Dichter, der den Ring des Polykrates einmal dramatiſirte. Ein kindliches Gemüth! Jetzt gibt er ſeine diverſen Lieder;

aber er bittet in der Vorrede um Entſchuldigung und ſagt: nicht wieder thun! Hr. Schnitter war im Herbſte 1834 von einer verunglückten Brunnencur aus Karlsbad in die Heimath zurückgekehrt. Noch zu matt, um an die Acten zu gehen, nahm er Uhland zur Hand und meinte, auch derlei machen zu können. „Schnell wurden nun,“ ſagt der Sänger, „im Herbſt und Winter 400 Stoffe zu Balladen und lyriſchen Gedichten erfunden und ausgeführt.“ Weshalb erzählt uns das alles der gemüthliche Poet? Wir ſehen es den Gedichten ohnedies an, daß ein gebildeter Dilettantismus ſie hervorrief, daß aber ein gebildeter Mann ſelbſt in der Zeit einer gebildeten Sprachentwickelung noch kein Dichter iſt. Warum ſich auf den Literaturmarkt drängen und die Unzahl der charakterloſen Schemen noch vermehren!

Unhemmbar iſt immerfort der Drang der deutſchen Jugend zur lyriſchen Poeſie, um in dieſe Form der Unmittelbarkeit den erſten Strom des aufgeregten Geiſtes zu ergießen. Jugend des Geiſtes iſt allerdings die erſte Bedingung zur Poeſie. Nur muß die Jugend ſich prophetiſch regen, einen Blick in die Zukunft und die Ahnung eines neuen Frühlings gewähren; eine fahrläſſige Wanderſchaft auf ausgetretenen Bahnen, eine leichte bequeme Nutznießung der durch Erbſchaft überkommenen Güter, das widerſtreitet der echten Jugend. Von der berliner Jugend, die ſchon anfängt alte Häupter zu zählen, habe ich ſchon geſprochen, man kann ſie erſt näher charakteriſiren, wenn ſich die Einzelnen beſtimmter herausſtellen. Auf die wiener Jugend iſt nicht viel Hoffnung zu ſetzen, die bequeme Vergnüglichkeit des Lebens, „die ſchöne Gewohnheit des Daſeins" umſtrickt ſchon im Keime ihre Regſamkeit des Geiſtes. Darum ſteht eben Anaſtaſius Grün wie ein Fels mit zürnendem Antlitz unter ihnen, ein hohes Eiland im plätſchernden Waſſer der eitlen Sinnenluſt. Braun von Braunthal iſt unter der Kritik. In Rudolph Hirſch begegnet uns ein neuer Name aus jener Welt der lyriſchen Behaglichkeit; er gab ein Frühlingsalbum. Wenn die Wiener ſich ernſt ſtimmen, ſo werden ſie nicht ſelten ſüßlich; auch Rudolph Hirſch athmet zu viel weichliche Melancholie, die in Thränen lächelt und über ihr Lächeln weint. Dazu kommt bei ihm die behutſame Furcht vor einer Stimmung, die ſo frei iſt, frei zu ſein. Er ſingt:

„Die lang entbehrte Freiheit wird Dich tödten,
Wenn Du zu ſchnell ſie wollteſt in Dich ſaugen:
Drum öffneſt, wie ein Blinder, den ſie heilen,
Nur langſam, Frühling, du die Blüthenaugen.“

Aus ſolcher Stimmung läßt ſich wohl eine mattherzige politiſche Doctrin, aber keine Poeſie gewinnen. Die Poeſie kann nur weiſe ſein wollen, wenn ſie alt iſt und wenn die heiße Luſt des Lebens verraucht. Und die zahme Geſinnung politiſcher Anbequemung auch der Natur unterzuſchieben, iſt eben kein glücklicher Einfall. Wie anders nimmt Lenau die Lieblingskinder ſeiner Gefühle in den Arm, ſchlingt den Mantel der Wehmuth um ihre Glieder und trägt ſie hinaus in die Natur, um in ihr ſich ſelbſt und die Freuden ſeines Geiſtes wiederzufinden! Lenau freilich iſt ein heißblutiger Ungar. — Ein ſchon bewährter Name unter dem wiener Lebenshimmel iſt Johann N. Vogl. Er brachte zuletzt „lyriſche Blätter.“ Es ſind diesmal meiſtens ſubjective Anregungen ſeiner Muſe; mich dünkt, ſeine Balladenpoeſie iſt bedeutſamer. Frankl, Seidl und Vogl ſind treffliche Poeten, aber ſie müſſen in die Vorzeiten zurückſteigen, um intereſſante Stoffe zu haben; Vogl iſt in der Balladenpoeſie ſogar erfinderiſch. Oeſterreich duldet keine moderne Subjectivitäten, mithin iſt die ſubjective Lyrik der öſterreichiſchen Dichter nicht ſelten flach. Dieſen Herren, die ſo gute Balladen dichten, paſſirt es leicht, daß ſie trivial werden, wenn ſie von ihren eignen Gefühlen reden. Dann ſind ihre Gedanken wie flatternde Maikäfer, die irgend was am Faden feſthält.

Im ſchönen waldigen Thüringen gab es früher mehr lyriſche Singvögel als jetzt. Ludwig Bechſtein renommirt und raiſonnirt zu viel, um ein guter Singvogel zu ſein, die thüringiſchen Sagenſtoffe zerſchwatzt er zu breit in matter Proſa, die Verſe, die er ſchreibt, z. B. in ſeinem „Luther", ſind mitunter aufgeſteifte Phraſen, theatraliſche Popanze.

Böhmen hat viel dichteriſche Menſchen, aber ſie treiben lieber Muſik, weil in der Muſik auch verſchwiegen die Klage laut wird.

Das grüne Schleſien mit den ſaftigen Wieſen und der langen Kette von Berg und Wald, hatte immer ſeine vielen Sänger. Hier müſſen wir wohl **Kahlert** nennen, wenn auch ſeine Muſe nicht allzu reich iſt und ſeit einiger Zeit ganz verſtummte. Von **Hoffmann aus Fallersleben** macht man viel Leben; ich habe ſeinen Gedichten noch nicht den Charakter einer beſtimmten dichteriſchen Perſönlichkeit abgewinnen können, obwohl mir das Streben nach der biedern Einfachheit des alten Liederſtyls bedeutſam erſchien. In **Heinrich Wenzel** regt ſich eine Dichtereigenthümlichkeit, iſt ſie gleich noch nicht fertig und zum Bewußtſein ihrer ſelbſt herausgetreten. Sein Drama „König Wilhelm" verräth die glücklichſte dramatiſche Schule von der Welt, die Schule Shakſpeare's. Auch ſeine Sonette haben epigrammatiſche Schlagkraft und jene Gedrängtheit des Gedankens, die in den Southampton-Sonetten die Shakſpeare'ſche Lyrik bezeichnet. In Wenzel's Gedichten iſt auch eine ſchöne Reihe von Liebesliedern und Reiſeliedern, voll Zartheit und Fülle des Gefühls, wenn auch nur als Zurüſtung zu größerem Anlauſe gültig, wenn ſich in dieſem Dichter eine glückliche Erſcheinung geſtalten ſollte. Wenzel's Balladen ſind oft flach angelegt. In H. Kletke iſt viel glückliche, bereits fertige Geſtaltung. Seine Balladen und Romanzen haben, zum Unterſchied gegen Wenzel's Gedichte dieſer Art, viel Erfindung, innerliche Production, und feſte Eigenthümlichkeit in der Form. Auch das Subjectiv-lyriſche athmet Kraft und Würde bei aller Lieblichkeit des Ausſpruchs. Wie ſchön beſingt Kletke ſeine erſte Liebe in jenem Monolog:

„O fürchte nicht, daß ich Dich je vergeſſe,
In eines wildbewegten Lebens Rauſch!“ —

Die Schmetterlinge ſeiner kleinen Liebeslieder theilt er nach dem Grundtone ihres Farbenſpiels in Tagfalter und Nachtfalter. —

Noch ein Schleſier mit dem friſchen Wieſenwuchs kräftiger Heiterkeit: Auguſt Kopiſch, ein lang bewährter Freund bei Becherluſt und Jubel, der Sänger des Hohenliedes: „Als Noah aus dem Kaſten war, da trat zu ihm der Herre dar!“ Kopiſch war Jahre lang in Italien, er hat ein großes Talent, dem Volksleben nachzuſpüren, ſein Bemühen um Sammlung und Uebertragung der italieniſchen Volkslieder iſt ſehr ſchätzbar. Von dieſen Studien gingen auch einige Bearbeitungen italieniſcher Sagenſtoffe in die Sammlung ſeiner Gedichte über. Nicht weniger Neigung aber verräth Kopiſch zu den Volksſagen der Slawen und Nordländer; ſeine Gedichtſammlung iſt reich an Schätzen ſolcher Art. Der Verkehr mit dem Nerv der Volkscharaktere giebt dieſem Dichter jene kräftige Heiterkeit, die friſch erhält. Für die komiſchen Naturgeiſter, jene neckiſchen Kobolde der ſchleſiſchen Gebirgswelt, hat ſeine Muſe viel Sinn und Gefühl, und es dürfte nicht leicht ein Dichter nachzuweiſen ſein, der glücklicher in der komiſchen Ballade wäre.

Um die Reihe der vortrefflichen ſchleſiſchen Dichter noch recht glänzend zu ſchließen, nennen wir Joſeph von Eichendorff, den „liebenswürdigen Frühlingsvagabund,“ wie ihn eine Dame ſehr treffend und mit glücklicher Vorliebe nannte. Mich wundert, daß die Frauen dieſem Dichter nicht mehr Kränze weihten. Seine Naturromantik iſt nicht ſo ſchwelgeriſch träumend wie Lenau's Stimmung, er iſt ſo fromm heiter wie Paul Flemming, die Schlichtheit ſeiner Sprache erinnert an die handfeſte Treue der alten Geſangbuchslieder, Frühling und Liebe blicken aus ihnen hervor, wie mit kindlichen Engelsköpfen, die nach alter Weiſe Goldſchaum ums Haupt tragen. Sein Ernſt iſt nie melancholiſch, ſein Scherz nie ironiſch, nur ſchalkhaft, das Auge ſeiner Muſe hat eine treuherzige Brautwerbermiene: mich dünkt, das alles müßte ihn zum Liebling der Frauen machen. Man hat Eichendorff einen Nachklang der romantiſchen Schule genannt. Mit Unrecht. Seine Naturſchwärmerei iſt nicht krankhaft überreizt, ſeine Liebeslieder nicht ſo üppig, ſeine Phantaſie nicht ſo ſüßlich verſchwimmend, wie wir es an den Tönen der muſikaliſchen Lyrik Tieck's und der beiden Schlegel und Novalis gewohnt ſind. Eichendorff verſenkte ſich nicht in die katholiſche Welt zurück, er ging aus ihr hervor, ſeine geiſtlichen Lieder ringen nach der kernhaften Feſtigkeit Luther's, er hat mehr Kindheit und mehr Mannheit als jene überſchwenglichen Jünglingsſchwärmer. Deshalb auch die körnig deutſchen Kriegslieder von den Jahren 1810, 1813 und 1815.

Tyrol haben Bettina, Moſen und Eichendorff gefeiert. Und hätten ſie weiter nichts geſchrieben, Bettina die jubelnden Freiheitsbriefe aus München im Jahre 1809, Moſen ſeine Ballade Andreas Hofer, und Eichendorff ſeine „tyroler Nachtwache,“ ſo würde man ſie in allen Zeiten nennen als die Sänger der modernen Thermopylen. Eichendorffs Wanderlieder ſind mir das Bedeutendſte, was er ſang, der Drang über Berg und Thal iſt ſein eigentliches Element, das grüne Schleſien gab ihm Geſundheit des Geiſtes, der katholiſche Glaube Inbrunſt, ſein Herz gab ihm die Einfalt, die in ſeiner kräftigen Naturſchwärmerei erklingt. Die Welt der Civiliſation macht in ſeinen Gedichten nur ein poſſenhaftes Intermezzo, aber ſein Humor, der aus dem Unwillen gegen die ſogenannte Cultur entſpringt, iſt immer gemüthlich und zahm.

Es bleibt noch ein Wort zu ſagen über die Gräfin Ida Hahn-Hahn. Ein Frauenherz iſt nie ohne Idealismus, hier aber iſt er mit einer ſeltenen Kraft gepaart, die ſich in rhetoriſcher Fülle gefällt. Die erſte Sammlung ihrer Gedichte gab uns die lebendigen Gefühle, den Drang nach Leben; eine verſagte Neigung flüchtete ſich in die Begeiſterung für die Kunſt und ging in Sympathieen für das Unglück der Welt über. Die klagenden Liebestöne und ein Paar ſchöne Polenlieder ſichern den Werth ihrer Lyrik. Die neue Sammlung und die erzählenden Gedichte zeigen uns die Beſchäftigungen dieſes Frauengemüthes, das ſich Stoffe für die Phantaſie ſucht, um in ihnen ſich ſelbſt zu fliehen und doch im Grunde beruhigter wiederzufinden. Das iſt ſo in der Regel die Geſchichte einer Leidenſchaft, die ihres Zieles verluſtig ging. Den zweiten Band eröffnen Reiſelieder. Man läuft in die Welt mit ſeinem Schmerz, und hört ihn als Echo in Wald und Berg. Der Weg führt durch Salzburg, Tyrol, die Schweiz. Da tönen alte Sagen aus Buſch und Felſen, das eigene Leid tritt hinein in das Leben der Natur, in die Kreiſe der Vorwelt — und wird ſelbſt zu einer alten Sage, die nun tröſtlicher klingt. Beſonders ſchön iſt das Lied „Auf dem Königsſee“ und das Mährchen von der „Roſane,“ jenem Bergſtrom zwiſchen Landeck und Flirſch in Tyrol, der ſich wie aus Verzweiflung in's wilde Thal hinabſtürzt. Es iſt die Braut des treuloſen Berggeiſtes, der ſich andern Schönen der Waldeinſamkeit zuneigte. Da reißt ſie ſich von ihm los und ſtürzt ſich in die Tiefe.

Außer den Reiſeſkizzen bietet der zweite Band einen reichen Liederkranz: „Der Kampf auf der Wartburg,“ eine Reproduction jenes poetiſchen Wettſtreites vom Jahr 1207, und eine Charakteriſtik ſämmtlicher Minneſänger, die ihn führten. In dieſen Gedichten iſt mehr poetiſche Arbeit als wirkliche Poeſie; aber die heiße Gewaltſamkeit der Sprache kühlt ſich an der Geſtaltung und Nachbildung fremder Stoffe. Die venetianiſchen Nächte bringen die Geſchichte Marino Falieri's und zwei andere aus den romantiſchen Intriguen der Lagunenſtadt, in welcher ſich freilich Byron mit mehr Eigenthümlichkeit wohlgefiel. Wie die Phantaſie einer Frau nicht leicht ohne Anſchmiegen an männliche Ideale ihre Schwingen entfaltet, ſo möchten ſich auch für die Sprache der dichteriſchen Gräfin Prototypen finden, Schiller und Byron.

Die Maſſe der nach Provinzen abgetheilten deutſchen Sänger führt uns in ein Gewirr von Beſtrebungen, die zum Theil noch auf ausgetretenen Bahnen ſich abmühen. Die kritiſche Charakteriſirung wird hier ſchwer, weil ihre Objecte leicht, federleicht werden. Ein Paar glückliche Lieder machen noch keinen Dichter; den Dichter macht das Erkenntniß der drängenden Bedürfniſſe der Zeit, die Eintracht mit dem Sinne des Jahrhunderts, deren Aufgabe die echte Muſe löſt.

Wir faſſen dieſe noch ſchließlich zuſammen unter zwei Namen, die neben einander feſtzuhalten ſind, und bezeichnen noch einmal den Werth der deutſchen Lyrik für die Entwickelung des deutſchen Gedankenlebens.

Anaſtaſius Grün — Karl Beck.

Aus dem deutſchen Norden bringen uns die heimiſchen Dichter die künſtleriſch geſtaltete Novelle mit der Dialektik im Stoff und im Gedankengehalt, und mit ihr die feingeſchliffene Proſa und die kecke Entſcheidung kritiſcher Weltanſchauung. Die Poeſie des deutſchen Nordens iſt in dieſer Beziehung ein Atticismus.

Im Süden des geliebten Vaterlandes wogt und bebt, wie um Joniens Küſtenſtrand, die rhythmiſche Fluth der Gefühlswelt. Der deutſche Süden iſt vorherrſchend lyriſch. Und in den Wellenſchlag der ſüddeutſchen Naturfülle taucht das gedankenſchwere Vaterland ſo gern die müde Bruſt und ſteigt aus dem erquicklichen Bade neu gekräftigt und geſühnt wieder auf; in ſeinem Lächeln auf der Stirn ſpiegelt ſich die Gewißheit von dem unverſiegbaren Quell der deutſchen Dichterkraft.

„Und ſingend einſt und jubelnd
Durch's alte Erdenhaus,
Zieht als der letzte Dichter
Der letzte Menſch hinaus.“

So ſang Anaſtaſius Grün ſchon frühzeitig mitten unter dem kritiſchen Händeringen einer denkenden Verzweiflung. Er hatte nur eben ſo ſehr Recht wie dieſe. Iſt doch das deutſche Geiſtesleben — dieſes ewige Herzklopfen Europa's — groß und weit genug, um das Widerſtrebendſte mitzufühlen, die Pfeilſchnelle des Gedankens im Gehirne mitzuempfinden und über die Lähmung der gehemmten Füße mitzutrauern! Und wo eine junge Zeit, wie Jupiter's Geliebte, auf ihren eignen Wunſch den Gott in ſeiner nackten Wahrheit erſchaute, da ſtirbt ſie doch nicht wie jene vor dem jähen Anblicke, ſie hüllt ſich nur tiefer in ihre Gewande und klagt wie vom Grame der Weisheit getroffen, und ſelbſt unter Schleiern wird ihre Klage zum Gedicht, das heißt zu einem Abbilde der Wahrheiten unſers Jahrhunderts. So ſtirbt ſie nicht und lebt fort in vielfachen Geſtaltungen und erfüllt die Welt mit dem Athemzuge des jugendlichen Geiſtes.

Ich geſelle hier zu Anaſtaſius Grün einen Dichter, der in den Weiſen ſeines Geſanges nichts Verwandtes mit ihm hat, ſich aber in derſelben Atmoſphäre der Zeitideen getragen fühlt, ein geniales Kind aus dem Lande der Magyaren, Karl Beck. (Auf ſeine „Nächte“ wird nächſtens in Leipzig bei Engelmann ein neuer Cyclus von Gedichten folgen. In Bezug auf Anaſtaſius Grün ſpreche ich hier von ſeinem Bande „Gedichte,“ wo Altes und Neues zuſammengefaßt iſt.) Dem partiellen Vaterlande jener wie dieſer entfrembet, tragen beide ihr ganzes Deutſchland im Herzen und hangen mit Bienenlippen an dem Geiſte des Jahrhunderts, der die Völker zur Menſchheit heranbildet. In deutſchen Eichen klingt ihr Lied, eine Philomele, die um verlorne Lebensgüter klagt, durch Schattengänge wandelt ihre Sehnſucht, es ſind Deutſchlands Schattengänge, aber das Herzklopfen ihrer Wünſche gilt der ganzen Menſchenwelt. Sie ſingen nicht viel von eignem Leid und Luſt, die Menſchheit iſt ihre Perſon. Das iſt das Kennzeichen bedeutungsvoller Dichter in jetziger Zeit. Wohl macht ſich die Liebe geſchäftig um ſie, wohl hat der Gram um verſagtes Glück ihre Stirn gefurcht, aber wenn die Muſe ſie in ſchönſter Stunde küßt, dann gilt ihr Lachen und ihr Weinen dem Jahrhundert, in deſſen Gedankenfülle ſie verſunken ſind mit all ihrem Lieben und Haſſen, Glauben und Verzweifeln. Denn zu dieſer Religion hat ſich nun der Tiefſinn des Jahrhunderts herangebildet, daß wir den duldenden Chriſtus, den wir Gott nennen, in der duldenden Menſchheit ſehen, die immerdar an's Kreuz geſchlagen, ewig wieder auferſteht und den Wandel neu beginnt. Auf dieſem Höhepunkte erblicken wir jene beiden Sänger, und ſie ſind der Erleuchtung voll, trotz dem ihre liebſten Wünſche im Schooße der

Schmerzen brüten. Wenn ſie jubeln, ſo gilt ihr Entzücken der erlöſenden Liebe, die die Welt von dem befreit, was wir Tyrann, Aberglauben, Satzung nennen; wenn ſie wehklagen, ſo ſtrecken ſie ihre Arme wie die Trauerweide über den dunkeln See, in welchem das helle Bild der Völkerfreiheit wieder verſank. Die Sonne leuchtet ihnen dann wohl noch, der Mond wandelt ſeine Bahn, das Leben lockt in Buſch und Hain mit tauſend Vogelſtimmen, allein was kümmert ſie die weite Welt, wenn die Geliebte ſtill verſenkt iſt in den feuchten Schooß!

Gemeinſchaftlich haben beide Dichter, daß ſie die Weisheit und die Lehren ihrer Zeit in Bilder hüllen. So ſprechen ſie häufig in Parabeln, die zu deuten geben, und ſind, während ſonſt die Einbildungskraft den Gedanken erleuchtet, oft von Phantaſien verdunkelt. Dies trifft Anaſtaſius Grün, doch noch mehr den Bilderſchwärmer Karl Beck. In jenem wird ein Sarkasmus laut, der die Lippen zuſammendrückt, um mit ſeiner beißenden Schärfe nicht offen zu verwunden. In Beck verſpinnt ſich alles, auch der keckſte Gedanke, den ihm der Geiſt des Jahrhunderts giebt, in träumeriſche Muſik. Deshalb erleben die Ideen der Zeit in ſeinen „Nächten“ ein wunderbares Mährchendaſein, ſie ſprechen mit einander wie halbſchlafende Kinder, um deren Stirn weisheitsvolle Engel ihren Fittich ſchwingen. Ein Naturkind aus dem Ungarnlande, mit der heißen Luſt, des Lebens beſte Schätze zu erobern, ſo kam er nach Deutſchland und lehnte ſein horchendes Ohr an das große Weltherz der Börne'ſchen Gedanken. Und was er hier erlauſchte, verwebt er in ſeinen Nächten, wo die Geiſter umgehen, zu einer Welt voll morgenländiſcher Träume. Der Mann, deſſen Tod er ſo ſchön beſang, wird ſein Held, der dem Schöpfer in die Lenkerhand greift, eine neue Weltordnung für die Geſchlechter der Menſchen erſinnt und eine neue Bibel ſchreibt. Ein Chaos iſt noch immer auf Erden, auf eine Schöpfung wartet die Schöpfung, ſo lange ſie nicht fertig iſt, immer noch, Paradies und Sündfluth haben im Schooße des Erdenlebens noch immer ihren Segen und ihren Fluch. Am Thurme zu Babel arbeiten die Geſchlechter nach wie vor, die zehn Gebote ſind noch immer zu deuten, nach einem Simſon, der die Philiſter des Herkommens erſchlägt, nach einem feinen David, der mit gewandter Hand den Rieſen der Tyrannei erlegt, ſchreien noch immer die Jahrhunderte. So lange noch in Trümmer ſinkt, was die Menſchen als ihr Liebſtes auferbauen, ſo lange wird ein Jeremias ſeine Stimme erheben, und was das neue Teſtament von den ſieben Bitten, vom Himmelsſchlüſſel und den Wundern der erlöſenden Liebe verkündet, das ſteht noch Alles wie ein Räthſel da, an dem die Jahrhunderte, jedes nach ſeiner Art, zu deuten haben. So hat ſich Karl Beck eine neue Bibel, die er Börne ſchreiben läßt, zuſammengeträumt, und durch die morgenländiſchen Wolken ſeines Traumes blitzen die Wahrheiten des wachen Bewußtſeins, wie es ſich inmitten des deutſchen Lebens geſtaltet hat. Das iſt der Zuſammenhang des zweiten und dritten Mährchens in ſeinen Nächten; von den ſieben Bitten ſind aber noch drei verſchwiegen; Börne's Tod tritt wie ein weltgeſchichtlicher Cenſurſtrich mitten in die Offenbarungen der träumeriſchen Prophetie. Die andern Mährchen nehmen ihre Motive aus weltlichen Zuſtänden und umſpinnen Ereigniſſe der jetzigen Wirklichkeit mit Traum und Klang. Das gebeugte Judenthum, das vernichtete Polen ſind vorherrſchende Trümmerhaufen, auf denen des Sängers Stimme ertönt. Sollen wir einzelne Gedichte hervorheben, ſo müſſen wir in dem „Abenteuer eines Leipziger Studenten“ beſonders zwei als beſondere Kleinode nennen: „Schiller's Haus in Gohlis“ und „die verwaiſte Burſchenkneipe.“ Als abgeſchloſſene und vorzüglich vollendete Einzelnheiten in der neuen Bibel ließen ſich „das Chaos,“ „das Paradies,“ „55ſte Nacht“ und manche andere herausſtellen, obwohl die ganze Reihe von nächtlichen Entzückungen der dunkel ſchwärmenden Phantaſie als eine einzige Elegie erſcheint, die nur ein Athemzug und derſelbe Strom des Gefühls erzeugte.

Anaſtaſius Grün's Gedichtſammlung beſteht aus Erzeugniſſen verſchiedenartigen Gehaltes; es iſt hier zuſammengefaßt, was der Jüngling und der Mann in einer Reihe von Jahren gedacht und gefühlt. Auch hier iſt die freiheitsdürſtende Muſe träumeriſch, aber dieſen gramſchweren, wortharten Sänger befängt der Traum nicht ſelten mit Schreckbildern. Beck's Phantaſie verſpinnt ſich oft wider Willen in eine allzu üppige Bilderwelt; Anaſtaſius Grün hüllt ſich abſichtlich in Parabelſchmuck, weil er, der Mann, der die Welt erprüfte, wohl weiß, wie ſchwer, wie blutig das Schwert der nackten Rede trifft. Der Spartanismus ſeiner Gefühle liegt am deutlichſten in ſeiner Sprache ausgeprägt, die oft rauh, eckig und widerhaarig verſchlungen iſt. Er iſt der Sohn einer Gebirgswelt, wo die Freiheit von den Adlern die Sprache lernt, oder vom Sturzbache, der in die Tiefe herunterfährt. So ſteigt er von ſeinem Hart herab in's Thal und redet die Sprache der ungezähmten Geiſter ſeiner Bergnatur. Seine Winterlieder ſind ſchöner und faſt zarter als ſeine Frühlingsklänge; ſelbſt unter Italiens Himmel verſchmäht er das weiche Gekoſe und die täuſchende Luſt des behäbigen Augenblicks, er läßt ſich gefangen nehmen von der ſchmeichleriſchen Luft des Süden, er ſieht nur das Elend des Geſchlechtes und die wirre Knechtſchaft der Menge. Selten ſang ein Dichter ſo gedankenſchwere Liebeslieder, wie Anaſtaſius Grün in ſeinen „Mannesthränen," „Beſtimmung,"

„die Brücke;“ die Schwere des Gedankens verdrängt beinahe die Wärme ſeines Gefühls. Wenn er den Rhein beſingt, ſo hört er das Klirren der Ketten, in welchen deutſche Jugend kurzen Wahn mit langer Qual abbüßt. Am bitterſten iſt er, wenn er den Alpenbewohner ſeiner Heimath, wo ſich die Freiheit und die Unſchuld ſtill verſchüchtern, als das Lamm in den Fängen des Raubthiers ſchildert. Er hat das Recht dazu, denn der keuſche Stolz ſeiner Gewiſſenhaftigkeit in dem Gedichte: „Die Muſe vor Gericht,“ hat den Stempel der echten Freiheit des Geiſtes. Am ſchönſten malt er das Meer und den Schlachtenlärm (in dem Gedichte „Hellas“). Es iſt die Poeſie des Zornes, die in ſeinen Geſängen ertönt, und wenn er die untergegangene Größe Venedigs ſchildert, ſo durchzittert ſeine Seele der großartige Schmerz um die verlorene Freiheit und um die Hinfälligkeit der heiligſten Lebensgüter. In ſeinen „Erinnerungen an Adria“ find' ich ſeine ſchönſten Gedichte; vor allen: „die Sünderin.“ Die Venetianer-Trias iſt wunderbar ſchön, voll bitterer Luſtigkeit. Seine Fröhlichkeit hat immer etwas Melancholiſches, wie in dem Gedichte: „der treue Gefährte,“ in welchem er Herrn Hypochonder ſchildert, oder ſie hat eine ſarkaſtiſche Färbung, die tragiſch wirkt. Selbſt ſein mildeſtes Lied, ſein „Archipelagus der Liebe,“ erhebt ſich zu einer weltweiten Größe, die den ganzen Schmerz des Lebens in ſich ſchließt. Und dieſe Poeſie des Zornes iſt thränenlos, was ſelten iſt in deutſcher Lyrik. Es iſt eben hier der Mann, der weinen müßte; der Mann aber, wenn er ſtatt des Schwertes nur die Thräne hat, verhüllt ſein Angeſicht oder zerdrückt das weiche Naß unter den Runzeln der Stirn. Hinter den Runzeln der Stirn aber brüten die Gedanken, und für die Gedanken iſt das Wort und die Sprache an Schwertern reich genug. Es liegt ein großer, ein verhängnißvoller Fortſchritt darin, daß die deutſche Lyrik gedankenreicher und thränenarmer geworden iſt. Selbſt Karl Beck, dies elegiſche Kind einer ſchwelgenden Natur, weint wenig, und dem Dichter des Hartgebirges wird die Thräne ſchnell zum Bergkryſtall. Jener nennt ſeine Gedichte gepanzerte Lieder, obſchon er ſein feſtes Herz auf den weichſten Sammet der Sprache bettet. Anaſtaſius Grün hat in der Form weit mehr Härte, in Karl Beck iſt ſo viel Hang zur Weichheit, daß der weibliche Reim bei ihm vorherrſchend iſt. So iſt die Geſangesweiſe Beider wie Berg und Thal verſchieden. In Anaſtaſius Grün iſt mehr Bewußtſein, er weiß mehr um die zweiſchneidige Schärfe ſeiner Weltanſchauung, deshalb iſt er achtſamer auf den Gehalt ſeiner Poeſie, denn Behutſamkeit iſt nun einmal ein trauriger Zögling der Erfahrung; auf die Form aber iſt er weit weniger achtſam. In Karl Beck bäumen ſich die Gedanken wie Wellen auf, die die Welt bedrohen, aber das Gefühl zieht ſie wieder in ihr weiches Bett, und die ſtrenge Kraft verhaucht und verduftet in Bild und Muſik. Aus den aufgeregten Wogen blickt es dann hervor wie reinſter Perlenſchaum, und ſein ſinnendes Auge ſieht ſo fahrlos drein, als wenn es von der gewitterſchweren Weisheit des Lebens nur träumte.

So denkt und träumt und dichtet Euch nur die Lebensnächte hindurch einem neuen Lebensmorgen entgegen!

XII.

Charaktere aus Rahel's Umgang.

Ueber ein Buch zu ſprechen, das bereits in den Cirkeln der leſenden Welt in Lob und Tadel ſeine vielzüngige Beurtheilung erlebte, könnte ein doppeltes Intereſſe vorausſetzen, indem nicht nur der Inhalt deſſelben und ſein Werth, ſondern auch ſeine Geſchichte im Publicum, Gegenſtand der Beachtung wird. Die „Galerie von Bildniſſen aus Rahel's Umgang und Briefwechſel" hat wirklich ihre Geſchichte gehabt. Hätte man die Geſpräche, die durch Rahel's und ihrer Freunde und Freundinnen Briefe durch ganz Deutſchland hin, beſonders aber in den wiener und berliner Salons veranlaßt wurden, aus einem Oeil-de-boeuf auffangen können, man hätte ein Ragout von Anſichten, ein Zungengericht, keineswegs ſo fein als die Paſtete von Nachtigallenzungen, die ſich ein weltberühmter römiſcher

Schlemmer bereiten ließ, aber doch piquant und merkwürdig genug, um darin den geiſtigen Zuſtand des gegenwärtigen Deutſchlands herauszuſchmecken. Es treten uns unter Rahel's Freunden manche Geſtalten aus veralteten Lebensſphären entgegen, deren Geſinnung und Denkungsweiſe ſo wenig mit der jüngern Welt der Gegenwart zuſammenklingt, daß ein eigentlicher Unwille, zu dem die Beſorgniß vor Gefahr nöthigte, in den höhern Cirkeln der Geſellſchaft ſich gar nicht erzeugen konnte. An dem genialen Heldenſohne eines Königshauſes die leiſen, menſchlich ſchönen Herzensfalten aufgelegt zu ſehen, kann ſo wenig gefahrbringend ſcheinen, als die Beleuchtung eines **Gentz**, der mitten in ſtürmiſcher Hinneigung zu den Revolutionsideen ſeiner Zeit ſich plötzlich beſinnt, an Burke ſich orientirt und fortan den ſolideſten Zuſtänden europäiſcher Staatenbildung ſeine ganzen Geiſteskräfte leiht. Nur in leiſen, kleinen Regungen zuckte die alte Jugendneigung noch bis in die Spättage ſeines Lebens in ihm nach, und wie ſich dies mit ſeiner diplomatiſchen, dem öſterreichiſchen Cabinette gewidmeten Thätigkeit zuſammenreimte, kann nur von pſychologiſchem Intereſſe ſein, um in dieſen Widerſprüchen den vollen Umfang ſeiner merkwürdigen Perſönlichkeit zu faſſen. Weiter hinausgreifende, gegen den Beſtand der Dinge gekehrte Betrachtungen laſſen ſich bei Gentz ſo wenig wie bei irgend einer in der Galerie portraitirten Figur anknüpfen. Es ſind hier doch in der That nur obſolete Menſchenbilder, die ein altes, uns nicht mehr zugehöriges Leben in ſeinen Freuden und Leiden abſchildern; was ſo in ſich fertig abgelaufen erſcheint, (der Franzoſe würde rococo ſagen), ſollte füglich noch weit vollſtändiger, als es geſchehen, zur Mittheilung gebracht werden dürfen. So wie jene ariſtokratiſchen oder blos ariſtokratiſirten Herren und Damen fühlten, dachten und lebten, lebt heut zu Tage doch keiner mehr; jene reizenden Widerſprüche demokratiſcher Geiſtesoffenheit bei aller Hingebung an die Gemächlichkeiten bevorzugter und abgegränzter Geſellſchaftskreiſe erzeugen ſich doch nicht wieder; die Welt nach ihnen hat andere Leiden und Freuden, an jenen mehr, an dieſen weniger, mehr Verzweiflung und weniger Talent, ſich in Entſchädigungen genugzuthun.

Auch entſtand der Unwille, der ſich gegen Varnhagen's Bildniſſe verlautete, keineswegs aus Beſorgniß um etwas Zuſtändliches und um vorhandene Verhältniſſe, das Mißfallen wurde nur durch private Furcht erzeugt, es möchte das Gewebe von Widerſprüchen, das ſich bei Friedrich Schlegel, Adam Müller, Oelsner und Gentz an den Tag geſtellt, auch an lebenden Köpfen aufgedeckt, und die Heuchelei noch weiter, bis in die Kreiſe der nächſten Gegenwart hinein entlarvt werden. Es läuft durch die Entwickelungsgeſchichte einer großen Reihe deutſcher Charaktere ein unverkennbarer Zug der Lüge, ſei ſie nun ſelbſtverſchuldet oder Reſultat der bedrängten Verhältniſſe oder Ergebniß der rathloſen Reflexion. Die zartſinnige Discretion des Herausgebers ließ aber nur Geſtorbene in die Reihe ſeiner Bildniſſe treten, und übte auch an dieſen eine beſorgnißvolle Rückſicht, die es z. B. verbot, an Adam Müller das ganze Unglück eines perfiden Renegatenthums in ein anſchauliches Licht zu ſtellen. In Oelsner waren Weltmann und Weltweiſer, Ariſtokrat und Demokrat, in bei weitem geſünderer Miſchung, ſeine Ariſtokratie war durch Talent und Freiheit der Stellung errungen; aber zu einer völlig klaren Geſtalt verhilft uns das über ihn Mitgetheilte nicht. Eine völlig ausgeprägte Darſtellung jener ſchwankenden Charaktere würde den wunderlich verworrenen, halb vorwärts gekehrten, halb wieder zurückgelenkten Geſchichtsverlauf der deutſchen Zuſtände auf überraſchende Weiſe aufhellen. Ueber Adam Müller hat Varnhagen ſelbſt noch Aufklärungen für ſpätere Zeit verſprochen; ohne dieſe Verheißung würden wir nicht die Miene annehmen, hier, wo ſchon ſo vieles Dankenswerthe gegeben wurde, noch mehr zu verlangen oder zu erhoffen. Wahrſcheinlich bleiben den eigenen Denkwürdigkeiten des Mannes, der zur Memoirenliteratur bereits ſo Weſentliches geliefert und ſie in Deutſchland erſt recht eigentlich begründet, Ergänzungen ſolcher Art vorbehalten. Auch Wieſel, der ſeltſame, tiefſinnige Radicale, das ſansculotte Anhängſel des abſolutiſtiſchen Adam Müller, gehört in die Reihe jener ſchwankenden Charaktere, bei denen zu erörtern bleibt, wie weit das Lügneriſche und zweideutig Spielende ihres Weſens ihnen von außen aufgenöthigt, oder als individuelle Wahrheit erſchien*). Das vollendetſte Bild confuſer Willkür bietet vielleicht Friedrich Schlegel, und was Varnhagen über dieſen gährenden Kopf bemerkt, iſt eben ſo beachtenswerth, als die mitgetheilten Briefe an Rahel, in denen ſich die widerſprechendſten Richtungen auf das ſchroffeſte zum Ausſpruch bringen. In der innerſten Lebensgeſchichte Fr. Schlegel's ergibt ſich kein dialektiſcher Prozeß, wie etwa ſich in Goethe's Leben eine freie Stufenfolge von Nothwendigkeiten und nach einander abgelaufenen Stimmungen erweiſt; in Schlegel blieb alles, was er gedacht und gefühlt, neben einander beſtehen, die Sympathie mit der Revolution und die Hinneigung zum feſten Beſtande, die fromme Andacht und die craſſeſte Sinnlichkeit, die peinigende Luſt zum Forſchen und die lahme Müdigkeit, ſich in dem Schooße der Sicherheit zu wiegen. In Gentz gilt der ſtarke Wille für Gediegenheit und Geſundheit; die feſte Zuverſicht, proteſtantiſch ſein und bleiben zu können, und doch dem öſterreichiſchen Cabinet Hand und Kopf zu leihen, imponirt; wir nehmen dieſe Beharrlichkeit gern und gläubig für eine großartige Durchführung ſeltſamer Lebensverſchlingungen, und ſind faſt wohlthätig überraſcht von den Contraſten in den Zuſtänden des Mannes, der vielleicht in den Frühſtunden in claſſiſcher Proſa ein Manifeſt gegen die Bewegungsideen der Julirevolution anfertigte und ſich Nachmittags zum ſpeciellen Genügen kleiner Herzenslaunen an Heine's Liedern ergötzte. Wir blicken gern in ſolche Zuſtände, denn ſie prägen im Bildniſſe einer einzelnen Perſönlichkeit die deutſche Geſammtheit ab. Es gibt in Deutſchland wenig vollkommen klar entfaltete Charaktere, weniger Einſeitigkeit als in andern Nationen, aber weit mehr Doppelgänger und ſolche Naturen, denen die Zweideutigkeit ihr eigenſtes, für ſie ſelbſt durchaus nothwendiges Weſen iſt. In Gentz war dieſe Doppelattraction wahrhaft vorhanden, und man kann nicht ſagen, daß er es nach irgend einer Seite mit ſich oder den Ideen der Zeit falſch gemeint habe. Der Mangel an Klarheit im großen Ganzen ſpiegelt ſich in dem geiſtigen Verhalten Einzelner wieder ab, und in ſolchen Wirren einen durchaus ſcharfſinnigen Geiſt ſich herumſchlagen zu ſehen, iſt außerordentlich lehrreicher Genuß, ein um ſo größerer, als das über ſeine Lebensſphäre Beigebrachte und die Briefe von ihm ſelbſt, reichhaltig und vollſtändig genug ſind, um ſich in die Zuſtände dieſer merkwürdigen Perſönlichkeit heimiſch hineinzuleben. Welch eine ſeltene Miſchung von tumultuariſcher Geiſteskraft und kindiſcher Furcht in dieſem üppigen Lebensgenießer, welche Eroberungsluſt und verzagende Scheu in dieſem in Sinnlichkeit und Geiſt ſchwimmenden Gentz, der ſich alle Reize des Lebens erobert, in ihren Strudel untertaucht, und das ganze Daſein nur wie ein Wellenbad unaufhörlicher Genüſſe auffaßt! Für ſolche Naturen war der Glaube an ewig dauernde Säulen des hergebrachten politiſchen Lebens eine nothwendige Bedingung; nur ſpartaniſche Naturen ertragen den Zwieſpalt, der ſich erzeugt, wenn der Glaube an jenen für ewig gehaltenen Hintergrund des geſammten Daſeins wankend wird. Daher denn auch zeitweiſe das Gefühl der Verweſung, das dieſen üppigen Lebenskörper beſchleicht. Die politiſchen Kataſtrophen vom Jahr 1830 übermannen ihn, und er findet nur im Umgange mit einer reizenden Tänzerin in Wien Erſatz für die plötzlich entzogene Nahrung ſeines Geiſtes. Was hier über die liebenswürdige Fanny Elsler brieflich ausgetauſcht wird, iſt überaus ſchön, und vervollſtändigt nicht blos das Lebensbild, das ſich von Gentz aus ſeinen eigenen Briefen herausſtellt, es gibt auch erneute Blicke in das Weſen jener in der That wunderbaren Frau, die als Herzenskündigerin die Befähigung hatte, die Bekenntniſſe der verſchiedenſten, der verſchloſſenſten und geheimſten Naturen in die große Weisheit ihres Herzens aufzunehmen, und auch die fremdeſten Schmerzen und Freuden wie eigene Wiegenkinder an ihrem Buſen zu beſchwichtigen. Es iſt ein ſeltenes Schauſpiel, die hundert Fühlhörner ihres Geiſtes nach ſo vielen Seiten und überall bis in die verborgenſten Seelenwinkel hinabreichen zu ſehen, um zu ſchlichten oder zu fördern, zu erheben oder zu beruhigen, und Alles, was ſich ihr und Andern als Lebensereigniß ergab, unter den Geſichtspunkt ihrer religiöſen Weltklugheit zu ſtellen. Das war das Geheimniß, das ihr die gewaltige Macht über die Gemüther verlieh. In Allen, die ſich ihr geiſtig genähert, mitlebend, einem Jeden ganz gewidmet, um ihm ſein eigenſtes Weſen zu deuten, ragte ihr Naturell über alle jene Salonmenſchen, Dichter und Künſtler doch weithin fort, ſo daß ſie jedem, ſo lebendig er auch ihr Wirken verſpürte, ein ungelöſtes Räthſel blieb voll geheimer Wunderkraft. In ihrer Religioſität lag die Majeſtät dieſer Rahel. Eine moderne Pythia, ſtieg ihr die Weisheit zu Kopfe wie aus verborgenen Tiefen der Natur, wo wir den Sitz der Gottheit wähnen. Solche Momente tiefſter Entzückung erſchienen allerdings bei ihr niemals frei von den Trübungen mißgeſtalteter Verhältniſſe und krankhafter Eindrücke, die zum Theil in körperlichen Leiden bedingt waren, allein die Wirkung ſolcher Momente brach ſich Bahn, und alle die Weisheit der Welt, die ſich um ſie ſchaarte, fühlte ſich gedrungen, hier mit gebeugtem Haupte zu huldigen. Das war die bibliſche Magie, die Rahel ausübte; nicht abgeſchloſſen altbibliſch und jüdiſch, nicht im buchſtäblichen Sinne neuteſtamentlich war ihr Weſen, aber urreligiös und ganz dem großen Gotte hingegeben, der ſich vielfach über die Welt verzweigt und die Spuren ſeines Weſens allem Daſein einprägt. Ueberall ſchmerzlich ergriffen vom Anblicke der mißgeſtalteten Welt der Erſcheinungen, aber nie irre an dem verborgenen Gott, der ſich in der Tiefe der ſtillen Andacht erſchließt, war es ihr eigentliches Bemühen, in Jedem, der aus den Wogen des eitlen Weltlebens zu ihr auftauchte, den eigentlichen Kernpunkt wieder aufzufinden. Sie nannte das, wenn mir recht iſt, „im Menſchen das Kind entdecken;“ wenigſtens wäre es die eigenſte Bezeichnung für die Art und Weiſe, wie ſie in Jedem den getrübten Kernpunkt ſeines urſprünglich guten Weſens lichtete und von unreinen Stoffen löſte. **Prinz Louis** nannte ſie ſeine moraliſche Hebamme; noch bezeichnender dürfte man ſie die Veſtalin aller jener Lebenselemente nennen, die ſich um ihren Altar drängten. Man leſe, wie ſie in Marwitz's Gemüthsſtimmungen mit rettender Hand eingreift, und als Gegenſtücke die dankbaren Ergüſſe deſſelben an Rahel. Man leſe die ſchwärmeriſchen Huldigungen jenes tumultuariſchen Gentz, und man begreift den Zauber dieſer veſtaliſchen Weiblichkeit. Die Briefe beider Männer ſind ohnedies von dem vorzüglichſten Gehalte in der ganzen Sammlung; in Bezug auf den Prinzen Louis von Preußen und andere Schreibende ſind Varnhagen's Lebensſkizzen gegen die Briefe ſelbſt an Werth das Ueberwiegende.

---

*) Ueber Wieſel ſ. Zeitung für die elegante Welt, Jahrgang 1836, Nr. 11—14.

Man kann dieſe Galerie von Perſonen nicht füglich betrachten, ohne auf den Mittelpunkt dieſer Kreiſe, auf Rahel ſelbſt und ihr eigenſtes Weſen wieder zurückzugehen. Ich glaube nicht, daß man fehlgreift, wenn man ihre tiefſinnige Religioſität als den Brennpunkt ihres Naturells bezeichnet. Was ſich als Liebreiz des Geiſtes, als Stärke menſchlicher Empfindung, als Größe der Seele, in ihr offenbarte, mochte als das zunächſt und augenſcheinlich Wirkende gelten, hatte aber ſeine Stütze in jenem Boden, den ſie inmitten einer vielfach durch Leidenſchaft und Coquetterie zerriſſenen Salonwelt feſthielt. Sie war eine Art Prophetin, die auf die geheime Urſprache der Seele, auf die göttliche

Kindſchaft im Menſchen zu lauſchen verſtand; das unterſchied ſie von Allen, die ſie umgaben, das machte ihr alle jene an ſich reichbegabten Weltgeiſter dienſtpflichtig. Daß ſie Jüdin geweſen, war für ſie keine hemmende Schranke, um das Tiefſte der Intelligenz zu erfaſſen; vielmehr trieb ſie das recht eigentlich zurück zu dem der Welt verborgenen Gott, und was Anderen als Angelerntes und Ueberkommenes zu Theil wird, das Chriſtliche, dies eroberte ſie ſich ſelbſt erſt mit allen Mühen und trotz allem Widerſpruche der vorurtheilsvollen, in Satzungen verknöcherten Menſchenwelt. In dieſem Betracht glich ſie faſt jenem Juden Abraham in Boccaccio's Decameron, der nach Rom geht, die Ausſchweifungen der Geiſtlichen ſieht und — Chriſt wird, indem er meint, daß eine Religion göttlich ſein müſſe, die trotz der Verirrungen ihrer Bekenner, auf Erden Stand hält. Rahel war eine tiefe Religioſe; deshalb waren ihr Alle tributär. Im Mittelalter hätte ſie für eine Heilige gegolten, hätte Wunder gethan. Die Galerie giebt eine Reihe ſolcher tributpflichtigen Naturen, deren Gefühle der Hingebung ſich entweder im Kleide inniger

Liebe, tiefer Hochachtung oder ſchwärmeriſcher Huldigung zum Ausſpruch brachten. Worin der große Werth dieſer Zuſammenſtellungen ganz eigenthümlich beruht, läßt ſich nach mehreren Seiten hin bezeichnen. Die dumme Scheu vor Oeffentlichkeit aller Verhandlungen des Lebens wird dadurch gebrochen. Der ängſtlich beklommene Deutſche, der immer mit geſenkten Augenwimpern und beide Hände in den Rocktaſchen durch die Welt läuft, kann immer noch nicht die Geſundheit jener Griechen begreifen, bei denen ſich alles Innerſte frei herausgeſtaltete ins offene Leben, ſo daß der Beſitz der Auserleſenen nicht wie ein Diebſtahl aus dem Geiſterreiche verborgen blieb. So lange mit den Gedanken Verſteckens geſpielt wird, ſo lange wird es nicht heil in der immerfort wunden Welt. — Ein anderes Intereſſe ſolcher brieflichen Mittheilungen erwächſt daraus, daß uns dieſelben die Reize der unter den Deutſchen immer nur dürftig verbliebenen Geſelligkeit gewähren, wenigſtens annäherungsweiſe die eigenthümlichen Vorzüge des perſönlichen Umganges erſetzen. Endlich iſt es auch von beſonderer Bedeutſamkeit, hier Geſtalten redend oder ſchreibend vorgeführt zu ſehen, die mit den liebenswürdigen Eigenheiten der alten Chevalerie geſchmückt, eine nach uns kommende Zeit ſchwerlich wieder erzeugen wird. Hat doch ſchon gegenwärtig die gemüthlich chevalereske Sitte, lange herzergießende Briefe zu ſchreiben, aufgehört. Dafür, ſollte man meinen, wird auch mehr gleich in die Welt hinausgeſprochen, — ſoweit dies eben die arge Welt ſelbſt zuläßt. Allein es wird heut zu Tage wirklich mehr verſchwiegen, auch in Briefen, trotz des verbeſſerten Poſtenlaufs. Viele Gedanken bleiben dem Schreibenden gleich im Tintenfaſſe ſtecken; blieben ſie nicht ſtecken, ſo brächten ſie ihn ſelbſt in die Tinte. Gut für ihn, wenn ſie ſtecken bleiben, aber ſchlecht für die Gedanken, die im Geheimen giftig verſumpfen, ſobald ſie der Luftzug der Mittheilung nicht frei entläßt und zertheilt. Die Charaktere der heutigen Welt ſind weniger monologiſch; ſelbſt ein Tagebuch zu führen iſt ſchon ſehr altmodiſch. Aber auch die Bonhommie der alten Grazie früherer Zuſtände verſchwindet gemach unter den Lebenden, ebenſo wie unter den Franzoſen der Geiſt der altfranzöſiſchen Courtoiſie langſam abſtirbt. So eine Figur, wie ſie Varnhagen in dem Fürſten von Ligne vorführt, kann nicht wieder geboren werden. Das Talent, das Leben wie eine graziöſe Spielerei zu faſſen und im Gefühle der ernſten Annäherung des Todes zu ſagen: „Das geht mir doch über den Scherz!“ dieſe Gabe des ewigen Lächelns mit Geiſt und Anmuth kann ſich unter dem harten Ernſt der kommenden Zeiten nicht mehr erzeugen.

Von einer noch andern Seite erſcheint uns das Intereſſe an den brieflichen Mittheilungen der Galerie, wenn wir in ihr auch manche jener ſtillen Naturen hervortreten ſehen, die in Bezug auf Literatur und geiſtiges Hervorbringen nur Leſer und Beſchauer ſind. Eine ſolche Figur haben wir in Wilhelm von Burgsdorf. Ein märkiſcher Edelmann, weiter nichts. Aber die redliche Bemühung, jene Geiſter, denen Offenbarungen des Lebens geworden, zu verſtehen, iſt eine ſehr ſeltene und zugleich für die hervorbringenden Naturen höchſt wichtige. Schon der eine Ausſpruch, den Wilhelm von Burgsdorf in Bezug auf eine Aeußerung Rahel's that: „Vor dieſen Worten ſteht meine ganze

Seele ſtill" — bezeichnet dieſe lauſchenden, verſtehenden Menſchen, deren Empfängnißluſt mehr werth iſt, als aller Lärm der Tagesliteratur. Eine liebenswürdige Figur ſolcher Art iſt auch David Veit, ein Arzt, der von Jena aus in den Neunzigern des vorigen Jahrhunderts mit Rahel correſpondirte, und ihr viel über Goethe mitzutheilen hatte. Rahel war damals noch das friſchbewegte Mädchen, und der Briefwechſel zwiſchen beiden gibt das Gemälde zweier jungen Perſonen, deren Zuneigung in der Befangenheit des gemeinſamen geiſtigen Strebens beruht. In den Briefen des in der Naturwiſſenſchaft bekannten Engländers Thomas Young macht ſich eine derbe Dreiſtigkeit geltend, mit der er redend und ſchreibend der Rahel Levin nahe rückt. Ein Anflug von Pedanterie überkommt ihn, wenn er zu ihr ſagt: Zwiſchen uns exiſtirt ſoviel von der Liebe, als ohne Sinnlichkeit exiſtiren kann. Ihm gegenüber kann man ſich Rahel ſehr wohl denken mit den Worten: Quälen Sie mich nicht! Bei Peter von Gualtieri, der als Geſandter in Madrid ſtarb, überwiegt Varnhagen's Skizze den Werth der beiden Briefe, die nur durch die Bemühung des Schreibenden, Rahel zu ſchildern, von Intereſſe ſind. In Hans Genelli's Briefen ſucht man vergebens den Eulenbök zu entdecken, als welchen ihn Tieck in ſeiner Novelle geſchildert haben ſoll. Man ſieht dieſe Figur zu Rahel's Ueberlegenheit in einem nur tributären Verhältniſſe. Graf Tilly wurde von Rahel ſelbſt zu den vier eitelſten Menſchen gezählt, die ſie je kennen gelernt, was unter den vielen Salonmenſchen ähnlichen Gepräges gewiß viel ſagen will. „Er war — ſagte ſie — ein Exempel ehemaliger verkehrter Franzoſenwelt und Erziehung; er genoß alle ihre Vorzüge und erlag ihren tiefen Fehlern.“ Der tragiſche Ausgang ſeiner Donjuanerie macht ihn merkwürdig. Der freiwillige Tod einer Frau, die ihn geliebt und die er verlaſſen, warf ſein Gemüth plötzlich in die Schlingen der Schwermuth, aus denen ihn endlich nur Selbſtmord erlöſte.

Auch einige Frauenbilder bringt die Galerie. Henriette Mendelsſohn, die jüngſte Tochter des berliner Philoſophen, erſcheint nur in ſehr flüchtigen Umriſſen. Auch was von Karoline von Humboldt, der geiſtvollen Frau des Miniſters, geboten wird, genügt nicht zur Portraitirung; der Strom eines echt weiblichen Herzens, der in den wenigen Briefen dieſer Frau durchbricht, bedurfte eines weiteren Spielraums, um in ihm alle Bedürfniſſe einer reichen und geſunden Weiblichkeit abgeſpiegelt zu finden. In der Gräfin Pachta lernen wir ein reines, natürliches böhmiſches Gemüth kennen; der Schmerz, leben zu müſſen, wie ſie nicht will und möchte, beſtimmt ihr Bedürfniß zu geiſtigem Erſatz. Wahrſcheinlich für Rahel eine Bekanntſchaft aus dem Bade; ſpäter kam die Gräfin Pachta auch nach Berlin, machte ſich in Rahel's Kreiſen heimiſch, und war vielleicht, wie es ſcheint, die Vertraute in einem Verhältniſſe, das damals Rahel's Leben aus der Stille ihres einſamen Verkehrs zu reißen drohte. In der Gräfin Karoline von Schlaberndorf, einer Nichte des pariſer „Einſiedlers," erſcheint uns eine große Seele voll Selbſtprüfung, voll Raiſonnement über ſich ſelbſt, und voll trotzigem Uebermuthe, das Leben nur als Gewinn für Lieblingsgrillen werth zu achten. Obſchon Weib, iſt ſie doch eine jener Fichte'ſchen Naturen damaliger

Zeit, die die Welt an ihr Ich wie an einen Haken hängen und ſich mit Keckheit das Leben gewaltſam erobern und zurechtſtutzen. Zur Entfaltung dieſer merkwürdigen Perſönlichkeit gehörte ebenfalls ein größerer Umfang der Mittheilungen, weniger Scheu vor Veröffentlichung einer ungenirten Naturſprache. Hier mochte freilich wieder vieles durch die Rückſicht auf Lebende geboten und verſagt ſein.

Ich ſchließe mit der Wiederholung, daß es faſt thöricht erſcheint, hier, wo ſo vieles aus den Schätzen des geheimeren Menſchenlebens als dankenswerthe Gabe dargereicht wurde, die Miene eines weiteren Verlangens zu zeigen. Neugier und Erkenntnißluſt haben aber das Gemeinſame, daß ſie nach der Hand greifen, ſobald man ihnen den Finger bietet.

XIII.

Charaktere nach Handſchriften.

Autographen zu ſammeln war unter den emſigen Deutſchen ſchon längſt Liebhaberei Einzelner; ſeit Hofrath Dorow in Berlin aus ſeinen reichhaltigen Sammlungen eine Reihe von Heften lithographirter Handſchriften herausgiebt, iſt das Wohlgefallen an den Schriftzügen bedeutender Perſönlichkeiten ein allverbreitetes geworden. Man glaubt den Geiſt eines großen Mannes leibhaft einzufangen, wenn man ſich einer Zeile von ſeiner Hand bemächtigt, und macht ſich ein intereſſantes Geſchäft daraus, aus den Federzügen die Eigenſchaften ſeines geiſtigen Weſens herauszudeuten oder dieſe in jenen beſtätigt zu finden; was man Schwarz auf Weiß hat, gilt immer für etwas Untrügliches. Der Herausgeber der lithographirten Handſchriften erinnert im erſten Hefte an Lavaters Aeußerung über die Gewichtigkeit des Studiums, eine Perſönlichkeit nach ihren Geſichtszügen zu charakteriſiren. Man hat allerdings aufgehört, den Zuſammenhang körperlicher und geiſtiger Functionen an der menſchlichen Perſönlichkeit zu läugnen, allein Lavater nahm die leibliche Figuration nicht für eine bloße Beſtätigung und nachträgliche, dem Spiele des phyſiſchen Zufalls nicht ganz entzogene Verwirklichung des Geiſtes, er ſuchte von außen nach innen, vom Spiele der Natur auf den Ernſt des Geiſtes, vom Zufall der Formation auf die Nothwendigkeit des Gehaltes zu ſchließen. Hierin liegt das Gebrechliche ſeiner Lehre, die oft genug zu abſtruſen Lächerlichkeiten führte. Es kann blos Sache des Humoriſten ſein, aus dem Baue der Naſe die Spürkraft der geiſtigen Functionen wittern zu wollen. Eben ſo weiß man, wie Gall's Schädellehre am Schädel des Meiſters ſelbſt zu Schanden wurde. Sobald Gall todt war, mußte es für ſeine Schüler das wichtigſte Geſchäft ſein, die Hirnſchale deſſelben zum Gegenſtande gründlichſter Forſchung zu machen. Man that es in feierlicher Sitzung, man nahm die Linien, Wölbungen und Winkelzüge des Schädels zu Protokoll, und ganz conſequent nach den Lehrſätzen des Meiſters gefolgert, ergab ſich, daß Gall ein ſehr dummer Menſch geweſen ſein müſſe. Wer das nicht glauben konnte, durfte nicht mehr auf die Lehre ſchwören; wer an der Lehre feſthielt, war zu jener beleidigenden Schlußfolge genöthigt; genug, die Weisheit der Schädellehre zerplatzte an des Meiſters eigenem Schädel. Und es hängt dieſes tiefer zuſammen mit einer Art mephiſtopheliſcher Willkür, die ſich in der Formgeſtalt der Aeußerlichkeit bekundet, mit einer ironiſchen Einflüſterung, die ſich im ganzen Weltall bei der Geburt der Einzelheit in der Erſcheinung geltend macht. — Man ſagt, unter der Hirnſchale geſtalten ſich und wachſen die Gedanken. Iſt nun der Kinderkopf anfänglich weich wie Wachs, ſo formt er ſich allmählig und nimmt nach Maßgabe der Gehirnausdehnung, wo ſich die geiſtigen Kräfte regen, die beſtimmbare Bildung an. Das mag gut und richtig ſein. Aber geſetzt, das Kind wächſt unter der Hand eines Grobſchmieds auf. Dann ſteht der Kopf des Kindes unter dem Drucke der Grobſchmiedshand, und die Schädelwölbung geſtaltet ſich weit weniger nach Maßgabe der Gehirnausdehnung, weit mehr nach Maßgabe der Handbewegung vom Vater Grobſchmied. Wirft nun das Geſchick den Knaben gegen Erziehung und erſte Naturbedingung dennoch in geiſtige Regionen, wo der junge Sinn zur Freiheit der Intelligenz erwacht, ſo hat die Schildkrötenſchale ſeiner Gedanken doch einmal die Spuren des Drucks von väterlicher Seite mitgebracht, und was der Vater Grobſchmied an der Schädelbildung verſchuldet, fällt nicht der nachgebornen Intelligenz und Freiheit des geiſtigen Willens zur Laſt. Etwas vom Grobſchmied haftet dem Jungen Zeitlebens an, das iſt gewiß, aber dergleichen ſchlottert ihm nur als ironiſches Beiwerk um die bei alledem frei gewordene Geſtalt ſeiner innern ſchöngewachſenen geiſtigen Natur. Wie Einer ſpäter in äſthetiſchen Cirkeln die Theetaſſe faßt, den Zuckerzwieback zermalmt, oder verſchmäht und lieber nach dem Römer greift, das erinnert an den Vater Grobſchmied oder reſpective Leinweber, Schneider, Dütchendreher, oder an das Wort

Gottes vom Lande, das ihm ſein Daſein gab. Allein nach ſolchem, bei Butterſchnitten und laulichem Theewaſſer ausgeſtellten Paßſignalement läßt ſich nicht der Bahn nachgehen, die der innerlich erwachte, in großen Sphären eingewohnte Geiſt beſchreibt. Beides ſteht vielmehr in einer ironiſchen Controverſe.

Und ſo iſt es auch mit der Handſchrift eines großartigen Erdenbürgers. Gleich die erſte im zweiten der Facſimile-Hefte, die Hofrath Dorow herausgab, bekräftigt mir die Richtigkeit meines Einſpruchs, bei dem ich gar nicht die mögliche Harmonie zwiſchen dem Zuge der Schrift und dem Zuge des Geiſtes in Abrede ſtellen, wohl aber auf die Berückſichtigung der Nebenumſtände, die jene geſtalteten, Gewicht legen will. Es iſt Klopſtock's Handſchrift, ein Brief an Gleim, aus dem ſechsundzwanzigſten Jahre ſeines Lebens. Dieſer Geiſt, Klopſtock, war in Schulpforte gewickelt, einer damals ausnehmend pedantiſchen Dreſſuranſtalt. Er lief einmal als Junge fort, kam aber wieder und hielt die Strafanſtalt der Schulbildung aus. Fortlaufen iſt ſchön; es iſt ein Durchbruch des Genius. Wär' er nicht wieder untergekrochen und hätte ſich als vacirendes Genie durchgebracht, ſo wäre er zu einer Handſchrift gekommen, die mehr der ſchwunghaften Kraft ſeines Geiſtes entſpräche. So aber duckte er unter und hielt aus, und ſeine Schriftzüge haben nun jenen pedantiſch gedrückten und gequetſchten Charakter der eingepferchten todten Weisheit. Es iſt eine abgearbeitete und verdroſſene Handſchrift, wie man gelehrte Hefte in Hörſälen geſchrieben findet, wo die Hand trotz der ſtumpfen Müdigkeit nicht müde werden will, den Geiſt des Lehrers Schwarz auf Weiß aufzufangen. So ſchrieb ein in gelehrten Exercitien wie in einen Baumaſt eingeklemmter und ennüyirter Alraun, nicht das Genie der Sprache, das ſeiner Zeit den ganzen Bau der deutſchen Diction revolutionirte. Es ſteckte zwar in Klopſtock viel Pedanterie, die ſich in abgelebten Tagen in ſeiner Gelehrtenrepublik und in den grammatiſchen Geſprächen Raum brach; aber wenn die Schriftzüge den eigentlichen Zug des Geiſtes abzeichnen ſollen, ſo müßten ſie ein Abgepräge ſein von dem Blüthenfrühlinge des innern Menſchen, und in vorliegendem Falle den

Odenſchwung des Sängers aus jener Zeit wiederſpiegeln, als er den Genius ſeiner Nation und ſeine Meta beſang und im trunkenen Pathos mit langgeſtrecktem Versfinger auf die Revolution des franzöſiſchen Volkes hinwies!

Es iſt ſehr intereſſant, daß Herr Dorow mit der Reihenfolge, in welcher er die Handſchriften vorführt, mitunter etwas bezweckt. Gleich auf Klopſtocks Brief folgen die Schriftzüge Kaiſer Alexanders, auf die gedrückte deutſche Stubenpflanze eine prächtige Palme mit weitgezogenen Blättern. So ſchreibt allerdings ein Selbſtherrſcher aller Reußen, aber allenfalls auch ein Autokrat en miniature, der ſich wenigſtens in der Briefführung mit Seinesgleichen nichts vergeben will, während ihm ſein kleines ausgeſogenes Ländchen eine gleichſehr weitgreifende Scepterführung verbietet. Ich ſah einmal einen eigenhändigen Brief des letzten verſtorbenen Fürſten von — —. Der Mann commandirte über einige Quadratmeilen Landes, auch über ein paar Tauſend beengte Seelen; aber er hatte eine majeſtätiſche Federführung, es war eine gewiſſe ſelbſtherrſcheriſche Wegwerfung in ſeinen Zügen, ſo daß ich erſt damals begriff, wie großartig der Herrſcher einer miſerablen Scholle Landes erſcheinen kann, bloß aus Mißverſtändniß ſeiner Lage. Es war ein ſehr intereſſanter Brief. Der Herrſcher empfahl dem Ober-Hof-, Kammer- und Jagdjunker, als er ins Bad reiſte, ſeine funfzig Jagdhunde und ſeinen Staarmatz. Sein Staarmatz war die einzige Creatur, die in ſeinem Lande frei reden durfte, und den empfahl er ſeinem Ober-Hof-, Kammer- und Jagdjunker; es war in dieſen ſelbſteigenen Schriftzügen des Herrſchers eine erſtaunliche Liberalität und ein glänzender Aufſchwung landesherrlicher Oberhoheit unverkennbar. Die Majeſtät ſeiner Handſchrift zeichnete aber nicht ſeine Perſönlichkeit, nur ſeinen Stand ab. Auch in Kaiſer Alexanders Schriftzügen finde ich nur das Standesmäßige, das autokratiſche Herkommen; ſo kann jeder Herrſcher aller Reußen, däucht mir, ſchreiben. Aber als Schrift eines ruſſiſchen Kaiſers iſt die Schriftart höchſt merkwürdig, jeder Strich, beſonders die Querſtriche durch das t, ein kaiſerlicher Scepterſchwung.

Sehr merkwürdig ſind Hamann's Züge. Dieſer Magus des Nordens, wie man den ſpeculativen Myſtiker nannte, hat nur um ſeiner ſelbſt willen und aus ſich herausgeſchrieben, darum ſieht ſeine Handſchrift wie ſein Denken und Fühlen aus, in ſich verwachſen, tiefſinnig ineinandergebückt, eine compreſſe Geheimſchrift der in frommen Phantaſien ſchwelgenden Seele. Doch ſcheint mir auch etwas Kritzelei vom mißvergnügten Packhofsaufſeher mit durchzulaufen.

Halb mit deutſchen, halb mit lateiniſchen Lettern abgefaßt, grobkantig, ſchwerfällig und doch ſalopp, gehörig beſchmutzt und bekleckſt, ſo was man eine gelehrte Klaue nennt, ſtellt ſich Peſtalozzi's Handſchrift dar. Ich erinnere mich, daß Zſchokke einmal von dieſem würdigen Pädagogen ſagte, er habe ihn nie anders als mit Schmuz an den Fingern und Federn im Haar geſehen, Peſtalozzi habe nie Zeit gehabt, langſam und deutlich zu reden, er habe faſt immer geſtottert oder die Worte gekullert. So iſt es auch mit des ehrenwerthen Mannes Handſchrift. Um das Wohl der Jugenderziehung beſorgt, hatte er keine Zeit, ſeine Handſchrift zu erziehen.

Dazu kommt, daß die beiden lithographirten Schreiben auch noch Spuren des müden Alters an ſich tragen; das erſte iſt aus Peſtalozzi's einundſiebzigſtem Lebensjahre.

Auf dieſe unwillige, mühſam abgezwungene Handſchrift folgen Wilhelm v. Humboldt's Züge, eine zum Gegenſatz von jener völlig ausgeſchriebene Hand, wie ſie nur Jemand eigen iſt, der gern und mit Liebhaberei die Feder führt. Der Geiſt der Schönheit, der Alles beſeelte, was Humboldt gedacht und gefühlt, der in ſeinem Style wie in ſeinem Ideengange waltete, liegt nicht geradezu in ſeinen Handzügen ausgeprägt, äſthetiſch ſchön ſind nur die Anfänge der Wörter, zumal die großen Anfangsbuchſtaben, hinten ſchweifen die Wörter in jene Eiligkeit aus, zu welcher die Geſchäftsführung nöthigt. Ueberhaupt iſt auf die pflichtgemäße Amtsthätigkeit bei Betrachtung einer Handſchrift ſehr zu merken. Alle Wortenden in Humboldt's Zügen tragen das Gepräge einer im Dienſt der Gewohnheit abgenutzten Juriſten- und Actenſchrift. Auch Alexander v. Humboldt's Federzüge werden uns vorgeführt. Es ſind exotiſche Schlingkrautpflänzchen, transatlantiſche Moosarten mit kleinen ineinandergewachſenen Fäden. So konnte der große Naturforſcher nur ſchreiben, nachdem ſein mit Lupen und Ferngläſern vertrautes Auge ſich aller Schriftzeichnung entwöhnt hatte. Es kann nichts Widerſprechenderes geben, als Alexander v. Humboldt's freier, durchdringender Blick in die Naturreiche — und dieſe moosartig gewachſenen Züge ſeiner Hand. Wir ſind dem Herausgeber Dank ſchuldig für die gedruckte Mittheilung dieſes Briefes, deſſen ſchöner Gehalt uns ſonſt entgangen wäre. Die Art und Weiſe der Schrift kommt alſo hier auf Rechnung der anderweitig im Dienſt der Wiſſenſchaft verbrauchten Augenkraft. So verräth die Handſchrift des Miniſters v. Stein den Dienſt der praktiſchen Juſtiz, obwohl die kräftige Derbheit des Charakters nicht dabei verloren ging, während in Wilhelm von Humboldt's Geſchäftszügen eine milde Weichheit erkennbar blieb.

Die Pflichtgeſinnung und die Würde des preußiſchen Staatsbeamten, die in Stein's Zügen hervorleuchtet, finden wir auch in der Schrift des verſtorbenen Miniſters Grafen v. Dohna-Schlobitten, nur mit dem

Unterſchiede, daß ſich in den ſteilen Buchſtaben dieſes Mannes ein noch ſtrengeres Preußenthum offenbart. Johannes Voigt hat ſein Leben beſchrieben und ihn als den Stifter der preußiſchen Landwehr hingeſtellt, was man jetzt bezweifelt. Graf Dohna's Familie und eigene Perſönlichkeit iſt durch und durch altpreußiſch, ſeine Schriftzüge ſehen aus, als wären ſie im Anſchauen der gothiſchen Kirchenfenſter von Marienburg gezogen. Der Brief iſt aus dem Jahre 1820, und gibt von dem ſchon damals beginnenden Treiben der königsberger Mucker Bericht. Wir theilen ihn ſeiner merkwürdigen Ahnungen wegen, die er enthält, unſern Leſern mit. Mit dem Buchſtaben J. iſt das Haupt der Secte, eine dortige Gräfin, bezeichnet, in deren Hand die Prediger Ebel und Dieſtel nur Werkzeuge waren. „Das Vertrauen edler, frommer, theurer Menſchen iſt etwas ſo ſehr Beruhigendes und Erhebendes. Es gibt göttliche unerforſchliche Geheimniſſe auch im äußern Leben eines jeden Menſchen, welche wir nichts deſto weniger glaubend, liebend, hoffend aufnehmen müſſen. Es gibt der Dämpfer ſo gar mancherlei für die freieſte, ſchönſte Bewegung und Ausbildung des innern Lebens, ach! und oft legen ſich Menſchen, deren äußere Lage ſonſt wohl erträglicher wäre, durch eigene Verſchuldung ſolche Dämpfer an!! — Sie haben gewiß ſehr recht, wenn Sie der Meinung ſind, daß es die chriſtliche Liebe erfordert, daß wir anerkennen das viele wahrhaft Fromme und Vortreffliche, welches den Verirrungen unſerer Freunde zum Grunde liegt, dagegen aber bin ich nicht Ihrer Meinung, wenn Sie dafürhalten, daß der Verſtand jener guten Menſchen wüchſe, und daß ſie Gründe für Alles hätten — mir ſcheint es, als ob inſonderheit in dem Treiben von J. aller und jeder wahre Verſtand fehlt, daß die Behauptungen von J. durchaus jeder Tiefe und Gediegenheit ermangelten, und nur auf hohlen, ſpitzen, ſcharfen, gleißenden Sophismen und auf Klopffechterſtückchen, und auf den allerwillkürlichſten und craſſeſten Vorausſetzungen beruhen. Allerdings aber beſitzt J. viel Sectengeiſt und polemiſche Gewandtheit. Auch den Götterfunken Phantaſie mache ich J. ganz ſtreitig, dagegen beſitzt dieſelbe jene durch Eitelkeit und bittere ſcharfe Heftigkeit entſetzlich angeſchürte kalte

Gluth, womit ſie mit dämoniſcher Wuth, aber ohne Phantaſie und Begeiſterung, ihr entſetzliches Weſen gewaltſam treibt. Natürlich arbeitet ſie ſich immer tiefer hinein, und eben deshalb muß die Sache ſich in furchtbarer Progreſſion ſteigern, und Gott weiß, wie dieſelbe enden wird! Doch oft läßt die Vorſehung auch unbegreiflicher Weiſe den Menſchen und den Begebenheiten eine höchſt unerwartete Inconſequenz angedeihen, wodurch Alles einen mildern Ausgang gewinnt. — Von der wahren Natur des Menſchen und von der Buße ſcheinen unſere Freunde ſehr mangelhafte und verkehrte Vorſtellungen zu haben. Die Grenzen, innerhalb welcher wir armen Menſchen nur etwas wiſſen können, und wie wir wiſſen können, wann und wo wir wiſſen können, wann und wo wir demuthsvoll glauben und anbeten müſſen göttliche Geheimniſſe, zu welchen nie ein Sterblicher Zugang haben wird, — dieſe ewigen Grenzen verkennen ſie ſehr; überdies hat auch wohl nicht Einer in dem ganzen Kreiſe irgend eine Wiſſenſchaft als Meiſter gefaßt, und doch wollen ſie alle Wiſſenſchaften beugen zur Unterſtützung ihrer Phantasmen und hohlen Spitzfindigkeiten ꝛc." — Dieſer Brief des Grafen Dohna iſt an einen ungenannten Freund in Königsberg gerichtet.

Wir ſind hier unverſehens von den Zeichen einer Schrift auf deren Inhalt gekommen, und wir geſtehen daß in den Federzügen merkwürdiger Menſchen deren Gedankenzüge uns doch als das allein Wichtige erſcheinen. Hat man den Ernſt des Lebens feſt und ſicher, ſo läßt man freilich gern dem Spiele ſein Recht. Somit wollen wir auch noch einen andern Brief mittheilen, deſſen Inhalt eben ſo intereſſant iſt, als die elegante Sauberkeit, welche der Perlſchrift des Verfaſſers eigen iſt. Ein Brief von Varnhagen v. Enſe, vom 1. Januar 1835. Ich bevorworte, daß Varnhagen damals die Charakterſkizze von Juſtus Erich Bollmann ſchrieb, die mit Briefen des Mannes im Mundt'ſchen Zodiacus erſchien. Hierauf bezüglich iſt das, wahrſcheinlich an Th. Mundt gerichtete Schreiben. Das Publicum verdankt dieſem feinſinnigen Manne bereits ſo manche Beiträge zur deutſchen Memoirenliteratur, ſo daß es erwünſcht iſt, zu erfahren, nach welchen Principien er jene brieflichen Mittheilungen aus dem Geheimſchatz menſchlicher Gedanken und Gefühle zur Oeffentlichkeit brachte.

„Die Briefe Bollmann's in engern Raum zuſammenzuziehen, wäre allerdings äußerlich bald vollbracht; aber die innere Beſchaffenheit, von der allein wir eine Wirkung erwarten dürfen, litte dabei zuverläſſig Schaden. Solche Mittheilungen müſſen in ihrer Fülle und Urſprünglichkeit geſchehen, oder ganz unterbleiben. Ich rede natürlich hier nicht von den zufälligen Einzelnheiten, die ſelber nur Aeußeres und Vorübergehendes betreffen; nutzloſe Umſtände, trockene Namen, überflüſſige Bemerkungen u. ſ. w., dergleichen opfere ich leicht, und habe vieles dergleichen geſtrichen. Ganz anders aber iſt es mit allen den beſondern und noch ſo kleinen Zügen, durch welche das Lebendige bezeichnet wird, das Weſen der Perſon, ihrer Lage, die Eigenheit der Tagesſtimmung, der Zuſtände überhaupt; da wird oft das Unbedeutendſte zum Wichtigſten, und wo eine ſolche Möglichkeit mir einleuchtet, da kann und darf ich nichts weglaſſen. — In dieſem Sinne habe ich auch bei Rahels Briefen gethan, was mir das Richtige gedünkt, nach einer eignen, langen Erfahrung. Seit dreißig Jahren leſe ich Sammlungen von Briefen, Denkſchriften jeder Art. Und ich erinnere mich ſehr gut, welcherlei Züge mich am meiſten erfreut, unterrichtet, belebt haben, welcherlei Einzelnheiten ich am wenigſten hätte miſſen mögen. Ich weiß wohl, es wird immer Leſer geben, welche vornehm abſprechen und ſolche Mittheilungen verwerfen; ich habe aber auch darin Erfahrung genug, und weiß, daß meiſt nur Unkunde oder Heuchelei hinter ſolcher Vornehmthuerei ſteckt. Wer z. B. die wiederholten Angaben von Krankheitsleiden in Rahel's Briefen überflüſſig oder auch nur langweilig findet, mit deſſen Einſicht ſteht es nur ſehr ſchwach; er ahnt nicht, wie ſehr ſein Verſtändniß ſich anſtrengen müßte, um ohne dieſe erklärenden Angaben den Gegenſatz zu finden, welchen ein ſo feingebildetes Nervenſyſtem, ein ſo empfindlicher und leidender Körper nothwendig zu dem mächtigen Geiſte und reichen Herzen geben muß. Und ſo ſehr vieles Andere noch, die Schilderungen des Wetters z. B., die Nennung von Beſuchen; was alles in jedem beſtimmten Falle ſich als unentbehrliche, oder mindeſtens aushelfende Färbung und Schattirung vollkommen rechtfertigen ließe. Genug, ich bin auch ein Leſer, und darf mir denken, daß unter den Tauſenden auch Viele ſind, die mir beiſtimmen, gleichen Sinn, Geſchmack und Anſpruch haben wie ich. Dieſe haben doch auch ein Recht, daß man ſie berückſichtige; ſie ſind gewiß nicht ſchlechter als die übrigen, für welche man ausſchließlich ſorgen will, indem man nur das gemeine Wichtige, das gemeine Unterhaltende gelten läßt. Ich bin weder anmaßend noch übermüthig, aber ich bekenne, daß mir Einer von meinen Gleichgeſinnten Hundert der Andern werth zu ſein dünkt.“ —

Wir überlaſſen zur weitern Betrachtung der Handſchriften den Leſer ſeiner eigenen Leitung, uns mit wenigen Fingerzeigen begnügend. Wir finden unter andern die Federzüge des Grafen Roſtopſchin, jenes Ruſſen, der ſeinen Antheil am Brande von Moskau in Abrede ſtellte, Handſchriften vom Miniſter Guizot, von Canning, Herzog Beresford, Daniel O'Connel. Dieſer große Inſtigator Altenglands, der durch die Macht ſeiner Beredtſamkeit drei Königreiche in Schach erhält, und daneben von ſeinem Volke eine freiwillige Rente von 10,000 Pfund genießt, ſchreibt ſo rückſichtslos keck, aber zugleich weit ſchöner als ich dachte und er ſpricht. Cannings Federzüge ſind fein, klug und von Geſchäftseile beflügelt. Guizot ſchreibt, wie faſt alle Franzoſen von Bildung, graziös ohne geſuchte Zierlichkeit. In den meiſten Handſchriften der Franzoſen iſt wenig perſönlicher Charakter, ſchon die Einfachheit der lateiniſchen Lettern führt die Hand leichter zu dem Niveau geſellſchaftlicher Bildung. Auch die drei engliſchen Hände haben mehr Verwandtſchaft, als es unter deutſchen bei der Schwierigkeit der gothiſchen Buchſtaben vorkömmlich iſt. In England und Frankreich ſcheint es auch nicht Styl zu ſein, daß ein Miniſter ſich eine Klaue erlaubt, die ſeine Namensunterſchrift zu einer coquetten Hieroglyphe macht. In Deutſchland iſt dieſe Sitte unter hochgeſtellten Geſchäftsmännern durchaus faſhionable, ſelbſt der äſthetiſche Wilhelm v. Humboldt huldigte bei Zeichnung ſeines

Namens dieſer Geſchäftsſitte. In England ſoll es nur unter den Altadeligen und Stockariſtokraten Mode ſein, die Namensunterſchrift zu einem lächerlichen Myſterium abgeſchmackter Querzüge zu verſchnörkeln.

Sehr intereſſant iſt die feine ſatyriſche Federführung Leſſings in einem Briefe aus ſeinem neunundzwanzigſten Lebensjahre. Caſanova ſchreibt wie ein genialer Bonvivant, Frau v. Krüdener wie jede alte Betſchweſter. Graf Guſtav Schlaberndorf, der pariſer Einſiedler, ſchrieb unſauber, willkürlich, aber gewichtig, weil er ſelten die Feder zur Hand nahm. Spontini's Buchſtaben ſehen wie Noten aus, die man mit ſtumpfer Feder langſam zeichnet; zugleich liegt in ſeiner Federführung dieſelbe reflectirende Mühſamkeit, mit der er ſeine Compoſitionen aufſetzen ſoll. Der Inhalt des Briefes macht in Deutſchland Aufſehen. Spontini legt hier ſein Glaubensbekenntniß ab über den gegenwärtigen Zuſtand der Muſik. Er ſchmäht, ohne ſeine eigenen Tonmaſſen zu bedenken, auf die force brutale des effets du vacarme épouvantable et déchirant des innombrables instrumens de cuivre, de gros et petits tambours, de grandes caisses, de timbales, cimbales, triangles, des beffrois, tamtam et des cloches. Der abſolute Muſikus ſetzt das alles mit revolutionairen Umtrieben und Volksaufläufen in Einklang. — Vom Fürſten Pückler erhalten wir eine lithographirte Dedication, worin er ſich als Verfaſſer der Briefe eines Verſtorbenen bekennt; von Fouqué einen Brief aus ſeinem hohen Alter. Es wäre wichtiger, Fouqué's Handſchrift aus jener Zeit zu haben, wo er die Undine ſchrieb und ſich in der Blüthe ſeines dichteriſchen Lebens fühlte; dieſen Brief aus dem Jahre 1831 ſchrieb nicht der Verfaſſer der Undine, ſondern ein männliches altes Weib. Fouqué bittet hier eine Dame, ihm zu geſtatten, daß er ſie holdſelige Schweſter nenne: „Ach, es bekommt mir Armen ſo erquicklich wohl!" Es iſt immer widerwärtig, bei Perſönlichkeiten, deren gute Stunden und glückliche Gedanken längſt verſchäumt ſind, auf die Bierhefe ihrer Trivialitäten zu ſtoßen.

Hegel's Handſchrift vom Jahre 1822, neun Jahre vor ſeinem Tode. Obwohl ich ſie nicht gern betrachte, ſo wandelt mich doch vor ihr ein erſtaunlicher Reſpect an. Es liegt in dieſen Federzügen die ganze Grundehrlichkeit ſeiner kraftvollen Schwabennatur, eine göttliche Grobheit und eine rückſichtsloſe Unerſchütterlichkeit des Geiſtes. Von Goethe's Handſchrift erhalten wir Proben aus verſchiedenen Zeitläuften ſeines Lebens, von 1774 bis 1810. Die Züge in der erſten, aus dem Jahre, wo er den Werther ſchrieb, wollen mich faſt wie Satyre bedünken, aber zugleich auch voll kräftiger Bonhommie, mit Sicherheit und Innigkeit ſchön gepaart. Die Handſchrift von 1810 hat einen ſcheinbar freiern Schwung, iſt aber miniſteriell aufgebläht. — Eine glänzende Größe der hochfliegenden Seele iſt in Schiller's Handſchrift aus dem J. 1795; jeder Zug iſt genial und rückſichtslos erhaben. Es iſt eine ſeltene Erſcheinung, daß ſich der innere Geiſt ſo getreu äußerlich hinſtellt.

XIV.

Der Zeitgeist auf Reisen.

Der „Omnibus," ein Tageblatt in Neapel, kündigte vor kurzem an, daß der Calabreſe Lorenzo Giordano ein Mittel erfunden habe, ſechs Stunden lang auf dem Grunde des Meeres ohne Beſchwerde zu verweilen und daſelbſt eine mindeſtens 1000 Schritt weite Fußpromenade zu machen. Vielleicht daß der Zeitgeiſt auf dieſes Factum fußt und darauf weiter baut. Es wäre für die Speculation des reiſeluſtigen Zeitgeiſtes eine ganz neue Richtung, eine neue Welt damit eröffnet. Mit den Luftfahrten, ehrlich zu reden, will es doch vor der Hand noch nicht recht vorwärts, obſchon Fürſt Pückler, das Reiſegenie, der Hoffnung lebt, man werde in kurzem den Ballon, wie eine Art Luftroß, regieren lernen und nach Belieben ſpornen und zügeln. Fürſt Pückler weiß freilich Beſcheid, denn er ſtieg ſehr oft mit Luſt in die Höhe; in Frankfurt war ſogar Madame Reichhardt, oder wie ſie hieß, mit ihm niedergekommen, d. h. im Luftballon. Julius von Voß, ein Mann, den man ein génie-de-misère, oder ein miſerables Genie, aber immer ein Genie nennen kann, ſchrieb einmal einen äußerſt ſpeculativen Roman, eine Fiction aus der Zukunft der kommenden Geſchlechter. Dort machen die Perſonen höchſt amüſante Luftfahrten und man kennt keine andere Schnellpoſt mehr als den Ballon. Die Gebrüder Schlegel hatten damals den Prophetenblick, der jedem Dichtergenie eigen ſein müſſe, ins Gerede gebracht, und darauf hin nahm ſich das Genie des berliner Voigtlandes zuſammen und ſchrieb den in der That eben ſo witzigen als prophetiſchen Luftſchifffahrtsroman. Vor Eiſenbahnfahrtsromanen braucht das deutſche Publicum, däucht mir, nicht bange zu ſein. Die Eiſenbahnfahrten werden ſogar alle Romantik des Reiſelebens aufheben. Man wird sans gêne mit aller Bequemlichkeit, aber ohne alles Abenteuer von einem Civiliſationspuncte zum andern hinrutſchen. Eine preußiſche Schnellpoſt, oder gar ein öſterreichiſcher soldisant Eilwagen fährt noch langſam genug, um deiner Nachbarin ſchlafendes Köpfchen auf deiner Schulter zu fühlen, oder dem ſchönen vis-à-vis, das der Gott des Zufalls dir in die Wagenecke gegenüber placirte, tiefer ins Auge zu blicken, und der anmuthigen Paſſagierin converſatoriſch und dialektiſch auf den Zahn zu fühlen.

Ein gut Stück Romantik war freilich dem Reiſeleben auch ſchon durch die Schnellpoſten genommen. Mit den weiland Hauderern nahm man alle acht Meilen Nachtquartier. In jedem Neſte mußte man auf Naturwunder ſinnen; die Langeweile machte erfinderiſch. Gingſt du gar zu Fuße durch lachendes Wieſengrün, durch Wald und Schluchten, ſiehe! dann war jeder Fußtritt romantiſch. Hier ſaß ein wunderbarer Bettler, und du hörteſt für zwei Dreier die ganze Geſchichte ſeiner Lumpen. Dort ſtand ein Denkmal, und du notirteſt die Inſchrift; dort winkte ein Kreuz, eine Ruine der Vorzeit, und du klommſt die Höhe hinan oder ſuchteſt eine Blume im Thale und hingſt mit Luſt an jedem Augenblicke der Gegenwart. Auch Räuberbanden konnteſt du dir im dunkeln Forſte einbilden, und die einſame Schäferin im ſtillen Haine beſchützen vor roher Gewalt und vor dir ſelber, bis der Großknecht kam und dich prügelte. Es gab Romantik an allen Ecken und Enden. Mit deinem ganzen Geiſte, o Menſch, gingſt du in die Natur auf, oder nein, du brauchteſt keinen Geiſt, du warſt ganz Natur oder nannteſt ſie deine Mutter, ſangſt ihr das ſchöne Lied: „O, leite mich an deiner Hand, wie ein Kind am Gängelband" — und warſt und fühlteſt ganz ſo unſchuldig, ganz ſo dumm wie die lieben Vierfüßer des Waldes. Du hörteſt den Kuckuk ſchreien und ſagteſt: o, wär' ich ein Vöglein! Der Hirſch ſtreckte dir aus dem Gebüſche ſein Geweih entgegen, und du ſagteſt: o, hätt' ich ſeine Freiheit und ſein Geweih! — Guter Schwärmer! deine Zeit iſt um. Der Kuckuk iſt nun ganz wo anders los und der Hirſche ſind nicht weniger geworden, allein ſie tragen ihr Geweih zwiſchen ihren vier Pfählen.

Mit einem Worte, die idylliſche Narrheit hat aufgehört, die Naturromantik der Fußreiſen hat ſo an Credit verloren, daß bald kein Handwerksburſche mehr über Thal und Berg wandert, ſobald nur erſt die Eiſenbahnen im Gange ſind. Es iſt eine wahrhaft demokratiſche Macht in dieſen Eiſenbahnen; jeder Menſch von Reputation muß die Naſe rümpfen, jeder vornehme Reiſende ſieht ſich um ſein Privilegium, ſchnell reiſen zu können, betrogen. Hängt ſich da jeder Schneidergeſell für ein Paar Batzen hinten auf! Wagen ketten ſich an Wagen, Schleifen an Schleifen, und ein Hokuspokus von erbärmlichem Geſindel fährt mit Dampf dahin und mit Blitzesſchnelle. Ein ariſtokratiſch geborenes oder gewordenes Geblüt hat das Vorrecht verloren, ſich der Hitze des Tages und dem Staube der Chauſſeen mit Schnelligkeit zu entwinden. Jeder iſt nun bald gut genug, mit der Windesſchnelle Gott Mercur's durch die Welt zu eilen.

Dieſe Windesſchnelle zu ebener Erde und auf blanken Eiſenſchienen wird bald für höchſt plebejiſch gelten. Will eine hochwohlgeborene Ariſtokratie etwas Apartes für ſich behalten, ſo wird ſie wohl thun, die Luftſchifffahrt zu cultiviren; auf baarer ſolider Erde iſt ihr prärogatives Heil nicht mehr zu ſuchen. Auch Julius von Voß, der einen Luftſchifffahrtsroman ſchrieb, warf ſich auf dieſe Region, weil er von Geburt ein Ariſtokrat war. Er hatte Zeit ſeines Lebens nichts Vornehmes gethan, behüte Gott! — er war das Genie des berliner Voigtlandes und ſchrieb Romane, zwei Thaler für den Bogen. Er lag auf Stroh, wenn er welches hatte, er ſchmückte ſich mit Beinkleidern, wenn ſie zufällig noch nicht verſetzt waren, er trank reinen Branntwein, wenn man ihm welchen borgte. So lebte, dichtete, ſtarb der Mann. Gott hat ihn ſelig! Und ſeine Seligkeit, ſo weit ſich Gottes Rathſchluß ergründen läßt, wird darin beſtehen, daß er jenſeits keine Romane zu ſchreiben braucht. Allein daß in dieſem heruntergekommenen Ariſtokraten der Ariſtokrat nicht ganz erſtickt war, entnehme ich aus dem Umſtande, daß er einen Luftſchifffahrtsroman ſchrieb, in welchem er, wie ich ſtark glauben möchte, dem Adel ſeiner Zeit eine Perſpective eröffnete, die damals ein Phantom, in der ſpeculativen Gegenwart ein Problem, in der Zukunft eine Wirklichkeit ſein wird. Es geht mit vielen Dingen in der Welt ſo; z. B. mit allen großen Erfindungen, Entdeckungen, auch mit der franzöſiſchen Charte. Anfangs ein Phantom, dann ein Problem, in der Zukunft eine Wirklichkeit. Man kann ſich irren, allein man kann den Irrthum auch begreiflich finden. Dampf und Eiſenbahnen ſind nun einmal demokratiſche Mächte des Lebens; das läßt ſich nicht ändern. Will ein hoher Adel ſich nicht in die Luft verſteigen und gleichwohl eine präſumirte Bevorrechtigung in irgend einer Art und in irgend einem Lebenselemente ausfindig machen, ſo muß er zum Waſſer ſeine Zuflucht nehmen. Die Erde, die platte, gemeine Erde, gehört der demokratiſchen Induſtrie, der Werkelthätigkeit des Bürgers, die Luft gehört noch unbekannten Göttern des Lebens; ein hoher Adel muß ins Waſſer gehen. Nicht aufs Waſſer, nicht aufs Meer, oder gar hinüber nach einer neuen Welt. Mit nichten; dort drüben iſt erſt recht, ſo zu ſagen, der bürgerliche Teufel los, und die dortigen Menſchen haben gar keinen Sinn für hohe Geburt; daſelbſt gilt der Menſch nur ſo weit er, Gott ſei's geklagt! ein ordinäres Herz im Leibe hat, und ſeine Hand, wenn ſie in den Geldſack fährt, keine romantiſche Wüſte findet. Aber auch bei uns braucht der Menſch Geld, ſelbſt wenn er vom Adel oder vom Gelehrtenſtande iſt. Und wer Geld hat, muß ſpeculiren, ſonſt geht der Zeitgeiſt an ihm vorüber und ſein Capital wird roſtig. Alſo muß jeder ſein Geld dem Zeitgeiſte mit auf Reiſen geben, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß der Zeitgeiſt mit ſeinem Gelde durchgeht; Alles muß ſpeculiren. Die Leute von der gelehrten Kaſte, ſagt man, machen ſpeculative Pfennig=Encyklopädien; allein es ſind gerade die Ungelehrten unter den Gelehrten, die ſich dazu hergeben. Und im Grunde ſind Entrepriſen dieſer Art doch nur Sache der papiernen Prieſter Gott Mercur's; der Literat dient dem ſpeculativen Buchhändler nur als Lohnmarqueur. Ein echter deutſcher Gelehrter iſt aber eine Art Ariſtokrat, inſofern er ſich über bloße Betriebsthätigkeit erhaben denkt und dünkt. Am Denken und Dünken, ich will nicht ſagen am Dünkel, liegt nun einmal das Kennzeichen alles Ariſtokratiſchen. Darum ſo kommt denn alle, ihr, die ihr euch mehr dünkt als auf dem Niveau der Werkelthätigkeit des proſaiſch=plebejen Lebens zu erreichen frei ſteht, und die ihr doch einmal dem Zeitalter der induſtriellen Speculation angehört, kommt und legt euch aufs Waſſer. Die Luft iſt euch noch benommen, bis auf Luftſchlöſſer. Erde, Eiſen, Dampf, Papier mit der ekelhaften Druckerſchwärze ſind oder werden gemein, trivial; es bleibt für den Hochmuth, der Ungewöhnliches will, nur das Waſſer.

Entweder, ihr Privilegiumsſüchtigen, nehmt ihr die Sache ad libitum ſpaßhaft und ſtürzt euch aus Verzweiflung hinein, oder ihr ſeid ernſthaft und hört mich aus! **Hic haeret aqua.** Ich habe ſchon geſagt, daß der „Omnibus", ein Tagesblatt in Neapel vor kurzem ankündigte, wie der Calabreſe Lorenzo Giordano ein Mittel erfunden habe, ſechs Stunden lang auf dem Grunde des Meeres ohne Beſchwerde zu verweilen und ganz bequem eine Promenade von 1000 Schritt Weite zu machen. „Nach Tiſche ſtehen oder 1000 Schritt gehen!" iſt ein alter Spruch. Der unterſeeiſche Spaziergang würde ſich alſo vorläufig zur Verdauungspromenade eignen. Geſetzt es böten ſich für den Wandel dort unten Hinderniſſe irgend welcher Art, ſo läßt ſich doch, gut gerechnet, annehmen, daß man nicht mehr als eine Stunde zu dieſer Promenade an Zeit nöthig habe. Somit blieben von den ſechs Stunden noch fünf, die man im Schooße des Meeres bereits zubringen kann. Was läßt ſich nicht in fünf Stunden dort unten ſehen, hören, fühlen, kurz, erleben! Denn daß einem Hören und Sehen vergeht, iſt nicht anzunehmen, da der genannte Calabreſe eben im Beſitze eines geheimen Mittels iſt, um „ohne Beſchwerde“ auf dem Meeresgrunde zu verweilen. Mit der Conſervation des Gehörs hat es vielleicht ſeine Schwierigkeit; es fragt ſich, ob die Kapſel, die das Ohr gegen das Eindringen des Waſſers ſchützt, von der Art iſt, daß ſie doch zugleich die Fähigkeit dieſes Sinnes in Thätigkeit läßt. Für das Auge iſt weit leichter eine Art feſtverſchloſſener Brille, die zugleich zum Schutze dient, erdenklich. Und geſetzt auch, die Function dieſes Organs ſei auf den unterſeeiſchen Promenaden geſtört: was könnte ein Blinder dort unten nicht alles ertappen! Hat doch der blinde Lieutenant Helman die Welt durchwandert und ein umfangreiches Werk über alles das geſchrieben, was er nicht ſah. Sein Buch iſt voll der klarſten Anſchauungen, die er ſich mit allen zehn Fingern verſchafft hat. Der blinde Lieutenant Holman würde ſich zu einer unterſeeiſchen Entdeckungsreiſe ganz beſonders qualificiren. Und wenn der menſchliche Verſtand für aëroſtatiſche Reiſeexpeditionen noch zu plump iſt, und erſt der Zukunft kommender Geſchlechter vorbehalten bleibt, durch die Luft hinauszuſegeln in die himmelweite Sternenwelt, ſo ſteht doch nach dieſem nicht ganz unbedeutenden Anfange in der Vervollkommnung der Taucherglocke zu hoffen, daß die Menſchheit auf ſubmaritime Reiſen nicht allzu lange mehr zu warten hat.

Es wird eine Waſſerreiſeliteratur entſtehen. Ich glaube nicht, daß ſie wäſſriger ausfallen kann als die telluriſche. Und was das Nichtſehen und Nichthören der zukünftigen unterſeeiſchen Reiſenden anbetrifft, ſo iſt auf ſolider Erde gar mancher trocknen Fußes durch die Welt gelaufen, hatte Sehen und Hören verloren und doch hinterher und heimtückiſch ſeine Reiſe beſchrieben. Das iſt die wahre Heimtücke, wenn einer in der Heimath wieder ankommt, und nun ſeine Tücke gegen die Fremde mit ſchwarzer Tinte flüſſig macht.

Viele gute Menſchen ſehnen ſich auf Reiſen oft ganz plötzlich zurück nach den heimiſchen vier Pfählen. Sie zogen, als ſie ſich auf den Weg machten, über den alten Pfahlbürger ihres eigentlichen Naturells ein leichtes fliegendes Reiſegewand, allein das alte philiſtröſe Unterfutter kam doch bald wieder zum Vorſchein, und ſo entſtand die Sehnſucht nach der Ofenbank, nach Haus und Heerd und der traulichen Enge des eingepferchten Philiſterlebens. Kommen ſie dann nach Hauſe, ſo ſuchen ſie ſich zu rächen, oder entſchädigen ſich wenigſtens für das empfundene Heimweh durch die Heimtücke. Franzoſen ſind mitunter aus Eitelkeit und Unwiſſenheit, Engländer nicht ſelten aus Hochmuth und Unwiſſenheit, Deutſche aus Philiſterhaftigkeit heimtückiſch. Zum Reiſen gehören nicht blos Kenntniſſe; ſonſt wären die Deutſchen die beſten Reiſenden. Zum Reiſen gehört auch Talent, und das Talent ſitzt nicht im Auge blos und im Ohre, ſondern im Herzen, im Gemüth. Wie ich in den Wald ſchreie, ſo ſchreit's heraus; wie ich fühle, ſo ſchau', ſo hör' ich. Deshalb ſieht die Welt immer aus wie ich ſelbſt. Dem Heitern lacht überall die Sonne, dem Verdroſſenen ſchlägt überall Novemberregen in's Angeſicht, der Liebebeglückte wandelt überall auf Roſenbeeten, der unglücklich Liebende ſieht überall, und flöhe er bis in den Schooß des Paradieſes, ein feuchtes Grab.

Das macht eben den Reiz aus, den wir an Reiſeſchilderungen empfinden, daß die Welt nur immer ſo in ihnen zu finden iſt, wie ſie ſich in dieſem oder jenem Auge ſpiegelt. Der Verſtand, der auf Reiſen geht, findet überall die Dinge auf, die das Leben halten und ſchirmen. So in den Berichten Friedrich v. Raumer's, mit dem das verſtändige Juſtemilieu auf Reiſen geht. Er iſt vorzugsweiſe der brauchbare Reiſende, der ſich die Zuſtände des Menſchenlebens wie ein Rechenexempel arrangirt und klar weiß, was nach Addiren und Subtrahiren übrig bleibt. Das Gemüth, das auf Reiſen geht, kümmert ſich wenig um das Facit der geſellſchaftlichen Verhältniſſe. Es bleibt gleich irgendwo hangen, und wär's an einem Grashalme der Wieſe, oder an einem Menſchenherzen. Da ſaugt es ſich feſt und läßt den Thoren ihre Weisheit, den Weiſen ihre Thorheit, den Sternen und der ganzen Welt ihren Lauf, und glaubt an dem Stückchen Daſein, das es erfaßt, das ganze All zu haben. Darum kommt auch das Gemüth nicht weit in der Welt, es kommt nur tief in die Welt. Darum konnte Jean Paul auch nie auf Reiſen gehen, er war dazu unfähig, er blieb gleich kleben, wie man zu ſagen pflegt, und neſtelte ſeinen ganzen Himmel an den Zwirnfaden feſt, den er auf der Landſtraße fand. Zwar hatte Lorenz Sterne Frankreich und Italien durchwandert. Aber nur ſein Leib hatte die Reiſe gemacht, und als ſein Geiſt den Spuren nachging, da kam er von der Wagenremiſe in Calais über Paris hinaus, wo er ein Paar Menſchenherzen vom Puder der Mode ſäubert, nicht weiter als bis Moulines zur kleinen verrückten Maria und vergaß Verſailles über dem armen Kinde und wußte von der fille-de-chambre und ihrem case of delicacy ſoviel zu ſagen, daß er eher ſein Leben gelaſſen, als dies Kapitel beendet hätte. Und er ſtarb auch wirklich darüber hin, um das Bruchſtück ſeiner Erdenreiſe im Lande Jenſeits — — fortzuſetzen? zu verbeſſern? zu belächeln? — wer kann das wiſſen! Hier auf Erden hat er weder ſein Leben, noch ſeine Reiſe vollendet; er hinterließ nichts als das Fragment ſeines Tagebuchs und ein Paar eben ſo fragmentariſche Sammetbeinkleider. Das Herz kommt nicht weit in dieſer Welt, das Herz bleibt nackt und bringt es höchſtens zu einer fraglichen Blößenbedeckung!

Ich ſage nur ſoviel, daß jeder ſeine Welt mitnimmt, wenn er aus der Welt geht oder in die Welt auf Reiſen. Wer ſchon zu Hauſe in Bezug auf Bücher, Philoſopheme, Weltgeſchichte und heimiſche Verhältniſſe an den Calcül des Juſtemilieu, an dies Auskunftsmittel der Rathloſigkeit, gewöhnt war, der würde, auch wenn er zu den Hottentotten und Irokeſen käme, ſagen: ihr guten Leute und närriſchen Kerle, ihr habt zwar nicht ganz unrecht, daß ihr närriſch ſeid in euren Gebräuchen und Sitten, denn die Natur und euer Klima verlangt das ſo und nicht anders. Indeſſen wäre es doch ungemein praktiſch und zweckdienlich, wenn ihr etwas Vernunft annähmet, einigermaßen klug würdet, halb närriſch könntet ihr immer bleiben; es iſt weit beſſer, halb klug und halb närriſch zu ſein als ganz klug: die Wahrheit liegt immer in der Mitte.

So ſagt das Juſtemilieu zu allen Dingen unterweges und ſo geht jeder mit ſich auf die Reiſe und kann keinen neuen Adam anthun, ſein eigner Stern zieht vor ihm leuchtend her, ſein eigner Schatten wandelt getreulich mit. Mit dem Fürſten Pückler hält der Witz des Salonmannes ſeinen Weltgang; das Ennui des vornehmen Müßiggangs ſchlottert hinter ihm drein, und beide halten gute Cameradſchaft mit dem Verſtorbenen. Herr von Raumer und der Fürſt Pückler haben über England geſchrieben; in ihnen hat ſich der Zeitgeiſt auf Reiſen nach zwei gerade entgegengeſetzten Seiten hin extremirt. Auch in dem, worin ſie ſich ähnlich ſcheinen, ſind ſie Contraſte. Sie haben beide Witz. Herr von Raumer macht ſeinen baaren blanken Spaß; auch wenn er auf dem Katheder Weltgeſchichte lieſt, iſt ihm ein derber Scherz die liebſte Speiſe, vor lauter Hiſtörchen kommt er dann nicht zur Hiſtorie, oder er giebt der Weltgeſchichte einen treuherzigen Schlag auf die Hüften, als hätte ſie bockleberne Beinkleider an und ſähe müſſig zum Fenſter hinaus. Sein Witz geht in Holzpantoffeln und hat die Biederkeit eines Hausknechts, der mit der Fauſt anpocht, um die Leute zu wecken und nüchtern zu machen. Der Fürſt Pückler greift mit Glaceehandſchuhen zum Nachtlicht, ſchleicht auf ſeidenen Strümpfen an die Thür und guckt den Leuten durch's Schlüſſelloch ihre Geheimniſſe ab. Beide amüſiren ſich gern mit der Griſette im Vorzimmer oder im Wirthshauſe; aber der eine lacht ihr in's Angeſicht, der andere lächelt ihr mit Kennermiene in's Auge und kneift ihr das Grübchen im Kinn. Beiden geht oft der Witz aus, und das iſt menſchlich. Aber der Verſtorbene trinkt dann Champagner und treibt ſeltſames Zeug, drückt ſich in den Salons umher und curirt ſein Ennui homöopathiſch. Der berliner Profeſſor trinkt ein Glas Rum, läuft in's Reichsarchiv, confrontirt Handſchriften und ſtudirt, daß ihm der Kopf brennt und die Füße vor Kälte erſtarren. Beide raiſonniren unſäglich gern über die verderbten Zuſtände der Gegenwart. Der vornehme Weltgänger aber thut indifferent, als ſei das alles im Laufe der

Dinge natürlich, er ſtellt ſich unwiſſend, läßt aber dann in ſeiner ſchläfrigen Stimmung einen beiläufigen Gedanken fallen, der die Luſt verräth, ein Agitateur der Welt zu ſein, wenn er nur kein Fürſt wäre. Der Profeſſor aber iſt der emſigſte Mann, wenn es auf guten Rath ankommt, und er hat in der That ein großes Talent, im Kleinen der Weltverbeſſerer zu ſein. Er weiß Alles beſſer, er entwirft ökonomiſch-politiſche Tabellen, claſſificirt Wohl und Weh, ſchematiſirt Heil und Unheil, er wird nie banquerott an gutem Muth, an Vorſchlägen zur Abhilfe dieſer und jener Gebrechen. Wenn man nur, ſagt er, von den Extremen abließe! Das iſt ſeine einzige Noth. Dem Semilaſſo iſt die Langeweile der Welt nächſt ſeiner eigenen die größte Noth, während Herr von Raumer überall forſcht, prüft und horcht und ſich ſelbſt niemals langweilt, höchſtens dann und wann ſeine Leſer. Aber ſeine Langeweile iſt eine höchſt inſtruktive Langeweile, der Mann iſt nicht blos gelehrt, ſondern auch lehrreich und mittheilungsluſtig bis zur Weitſchweifigkeit, aber viel bewandert, ein Ueberall-und-Nirgends, ein perpetuum mobile des

Wiſſens — während die Langeweile des Verſtorbenen ein gotteslängneriſches Ennui iſt, das ſich wie ein langes Gähnen über das Angeſicht der ganzen Welt hinzieht.

Von übermenſchlichen Dingen wiſſen Beide gleich viel oder gleich wenig. Der Verſtorbene ſpielt auch hierbei mehr, als er es iſt, den Ungläubigen, der Profeſſor der Weltgeſchichte läßt Gott einen guten Mann ſein: wenn nur — ſagt er — der gute Mann ihm das Arrangement im Kleinen ließe! Denn das hat der liebe Gott nie recht einſehen mögen, daß die Wahrheit in der Mitte liegt, da er Nacht und Tag, Winter und Sommer, Sturm und Sonnenſchein, Haß und Liebe, Krieg und Frieden, Abſolutismus und Republik hinter und neben einander zuließ und die ganze Weltgeſchichte eigentlich niemals die rechte Mitte zur Erſcheinung gebracht hat. Alles, was im Leben lebendig iſt, hat, ſo lange es lebendig iſt, ſeine Berechtigung. Nicht im Rectificiren zweier Extreme, nicht in dem klüglich abgewogenen Mittelmaße zweier Gegenſätze, ſondern im Kampfe beider Elemente liegt die Wahrheit. Der Entwickelungsproceß der Weltgeſchichte iſt weit mehr eine Leidenſchaft als ein verſtändiger Calcül. Darum hat Fr. v. Raumer in ſeiner Geſchichte der Hohenſtaufen und ihrer Zeit wohl die beiden Parteien auf rechtskräftige Weiſe gelobt und getadelt, mit der Gewiſſenhaftigkeit eines ehrlichen Advocaten ihre Sache ausgeglichen und beide mit der Miene eines guten Rathgebers eines Beſſern zu belehren geſucht; allein keineswegs mit dem tieferen weltgeſchichtlichen Blicke eines Tacitus in der Oppoſition der weltlichen Kräfte gegen die Uebermacht der Hierarchie eine innere Nöthigung, und in dieſer geiſtigen Nothwendigkeit des Kampfes ſeine Wahrheit erſchaut und zur Darſtellung gebracht.

Nun wird zwar Herr Häring in Berlin wieder ankommen und über die Ruchloſigkeit ſchreien, womit man ein Werk von jahrelanger Mühe, von ſo genauem Quellenſtudium, von ſo gewiſſenhafter Rechtlichkeit, das Tieck für ein klaſſiſches erklärt hat, anzugreifen wage. Allein dieſe drei Eigenſchaften können dem Werke nebſt noch vielen andern, die Herr Häring und ich gar nicht zu beurtheilen im Stande ſind, unbenommen bleiben, und Fr. v. Raumer's hiſtoriſche Darſtellungen können bei alle dem doch nur ein Mittelgut von Fleiß und guter Abſicht ſein, weil ſie weder die Kunſt des pſychologiſchen Portraitirens, die zu Ranke's glänzenden Eigenthümlichkeiten gehört, noch den höhern Standpunkt verrathen, den der Geiſt des Jahrhunderts in der Beurtheilung menſchlicher Dinge ſich errungen hat. Herr Häring iſt gerade ein ſo guter Poet von der beliebten Mittelmäßigkeit. Und die Raupach'ſchen Hohenſtaufentragödien, die durch Raumers hiſtoriſches Sieb hervorſickerten, ſind eben auch Werke eines urſprünglich guten Talents, das ſich durch den Drang der Zeitumſtände und die Verhältniſſe der Bühne auf das Mittelmaß reducirte. Das iſt das Leiden der Zeit, daß das Mittelmäßige herumwuchert in allen Gebieten und ſich den Anſtrich giebt, als ſei nirgend etwas Höheres im Menſchenleben möglich und als habe in aller Vergangenheit wie für alle Zukunft hin, der göttlich tiefe Born des Menſchengeiſtes ſich ſpröde und kalt verſchloſſen. Und wenn Tieck Raumer's Hohenſtaufen ein claſſiſches Werk nennt, ſo beweiſt das abermals ſeinen Mangel an weltgeſchichtlichem Blicke und ſoll ohnedies wohl nur auf äußere Abfaſſung des Werkes und Eleganz des Styls bezüglich ſein, womit der Verfaſſer die Oppoſitionsmänner des Mittelalters auf belletriſtiſche Stutzer reducirte. Wäre der pſychologiſchen Tiefe Ludwig Tieck's die weltgeſchichtliche Weite und Größe nicht verſagt geweſen, ſo hätte er wohl ſeine projectirten Kaiſertragödien geſchrieben, von denen er in den Briefen an Solger ſo voll iſt, weil er damals die kräftig geſunde Anwandlung in ſich verſpürte, ein gewiſſes Shakſpear'ſches Element in deutſcher Literatur zu vertreten und nationell zu geſtalten. Seine Phantaſie wäre dann nicht in Laune und Willkür ausgeartet, ſein großer Genius hätte dann nicht an krankhaften Geiſtesgelüſten ſein Wohlgefallen geſucht, er wäre an ſeinen Stoffen geſund geworden. Denn daß in Tieck's pſychologiſcher Tiefe, bei all ſeiner Liebe zu Shakſpeare's rieſenhafter Geiſtesunſchuld, viel krankhaftes Schlingkraut wuchert, daß eine große Reihe ſeiner Novellen weſentliche Beiträge zur großen Lazarethgeſchichte der deutſchen Literatur liefern, möchte ich nun ſchon mit Herrn Häring's Erlaubniß behaupten.

Ich wollte, Häring=Alexis ginge einmal wieder auf Reiſen. Sein Genius nimmt ſich im Reiſecoſtüm ſehr gut aus. Es giebt einen gewiſſen Humor, der ſo lange nüchtern iſt, bis er etwas zu ſich nimmt. Von der Art iſt Häring's Humor. Mit ihm geht die berliner Moquerie auf Reiſen, die ſich zu Hauſe etwas genirt fühlt. Die Moquerie iſt ein Stück Humor, der Humor ein Stück vom Zeitgeiſte, alſo iſt auch Herr Häring zum Zeitgeiſte gehörig, und wer ihn zum Zeitgeiſte rechnet, vindicirt ihm auch Geiſt, vorausgeſetzt, daß der Zeitgeiſt doch auch eine Art Geiſt iſt.

Am ſchlimmſten iſt es, wenn der hypochondriſche Beamtengeiſt auf Reiſen geht und eine knapp zugemeſſene Friſt benutzt, um den Actenſtaub abzuſchütteln und ſich die Grillen zu vertreiben. Denn er wird beides nur auf Koſten der fremden Gegenſtände los, bei denen er es abſetzt, oder er wird überhaupt weder Staub noch Grillen los, wenn ſein Herz zu Hauſe blieb am Actentiſche. Er ſieht überall Chicane, jeder Gaſtwirth iſt ein Betrüger, jeder Poſtillon ein Schurke, jeder Bettler hat zwiſchen den Lumpen ein Stilet für ihn bereit. Der Mode wegen geht er nach Italien. Aber liefe er auch in's Paradies der Welt, ihm grünte kein Halm, ihm lachte kein Himmel, ihm ſagte kein Auge, daß die Schönheit der Welt nur eben im Auge liegt oder nirgendwo. Die Sehnerven laufen von der Gehörkammer aus, die Gehörwerkzeuge reichen bis in's Herz hinein und eine Brille mit ihrem Focus hilft nichts, wenn die Seele keinen Focus hat. Ein hypochondriſcher Beamtengeiſt läuft durch halb Italien und ſieht keine Orangen, keine Citronen, er ſieht und fühlt nichts als Flöhe, ja er hört ſie ſogar traben. Die Pinien nennt er jämmerliche Kiefern, den Wein einen Krätzer, die Ruinen des Coloſſeums ein Fabrikat des Betrugs. Ich reiſte einmal als kleiner Junge mit einem Frauenzimmer, das zum erſten Male die Mark verließ, von Berlin bis Halle. Das berliner Frauenzimmer war eine kluge Matrone. Ich war an ſie attachirt und mußte ſie nach Giebichenſtein begleiten. Dort ſah ſie zum erſten Mal in ihrem Leben einen Felsblock. Sie kam, ſah und ſtaunte. Mit behutſamer Zweifelſucht trat ſie näher, klopfte mit leiſe gekrümmtem Zeigefinger an den Block und ſagte ahnungsvoll: „Ob det nu wol Kunſt is?“ — Die Berliner ſind ein kluges Völkchen, ihre Zweifelſucht erhebt ſie zu freien Dialektikern, auf Reiſen machen ſie überall Fragezeichen; ſelbſt ihre Interjectionen hören ſich an wie Zweifelfragen. Die berliner Matrone ſagte immer im thüringer Walde: „I man nich!“

Wir wiſſen nun, wie wir Reiſeberichte zu verſtehen und den Zeitgeiſt auf Reiſen zu faſſen haben. Ein Jeder ſieht auf ſeine Weiſe, das Geſicht iſt ſein, die Art zu ſehen iſt ſein, und das Erſchaute iſt nicht weniger ſein Eigenthum: Wer viel hat, dem wird viel gegeben, wer wenig hat, dem wird auch noch das Wenige, das er hat, genommen. Das weiß Herr Nicolai am beſten, denn die wenige Freude, die er in Italien gehabt hat, ward ihm auch noch durch die böſen Kritiker genommen. Er hat die Welt aufklären wollen; Undank iſt der Welt Lohn. Und doch hat er recht; er hat ſchlechten Wein getrunken, viel Geld bezahlt, iſt von Camerieren und Poſtillonen betrogen, überhaupt gemartert bis zum Verzweifeln, wie er ſagt. Die Trachten, die Weiber, die

Männer, Alles hat ihn geärgert, gelangweilt, die Mandelblüthen hat er nicht gerochen, die ſüße Orange nicht geſchmeckt, den Duft der italieniſchen Landſchaft hat er nicht geſehen: wer will es ihm ſtreiten? Wenn einer die Fata Morgana ſieht, ſo ſieht er ſie; wenn einer ſie nicht ſieht, ſo ſieht er ſie nicht. Wer viel mitbringt, dem wird viel vorgeſetzt. So hatte Thümmel Südfrankreich weit reizender geſehen, als es iſt, weit mehr ſchöne Lippen dort gefunden als ſelbſt der Weltgänger, dem doch das Talent nicht abzuſprechen iſt, die ſüdfranzöſiſchen Brünetten in Tarbes mit dem leiſen Anfluge von Schnurrbart auf der Oberlippe ſehr liebenswürdig zu finden. So hat Fr. von Raumer viel in England gefunden, weil er die Reſultate eines fünfundzwanzigjährigen Studiums mitbrachte. Man kann auf Reiſen keinen neuen Adam anziehen, es wird Niemand ſeinen inneren Menſchen los und liefe er über den Ocean oder ſtiege in's Waſſer mit der Taucherglocke, um der heimiſchen Luft zu entgehen. Der Luft entgeht er, aber den eigenen Athem nimmt er mit ſich.

Wir müſſen es erwarten, was die zukünftigen unterſeeiſchen Reiſenden werden zu melden haben, die dereinſt von der Erfindung des Calabreſen Lorenzo Giordano Gebrauch machen. Vor der Hand iſt es Sache auserwählter Menſchen. Der Erfinder hat, wie der „Omnibus“ meldet, bei der neapolitaniſchen Regierung um ein Privilegium auf ein Jahr angehalten. Innerhalb dieſer Zeit wird er die Erfindung vervollſtändigen und über lang oder kurz werden wir ſo viel Tage als jetzt Stunden auf dem Grunde des Meeres verweilen können. Es ſteht zu erwarten, daß reiche Lords ſich der Cultivirung dieſer ſubmaritimen Promenaden annehmen werden. Schade, daß der Verſtorbene nicht darauf reflectirt, da er ſonſt auf Curioſa der Art ſein Augenmerk richtet, wie er ja auch ſchon früher mit Madame Reichhardt die Luftfahrt machte und noch immer dem Glauben huldigt, man werde bald das Mittel erfinden, den Balon zu regieren. Er ſollte lieber in's Waſſer, als in die Luft ſpeculiren. Zu ſeinen Luftſpeculationen gehört auch der Vorſchlag, eine neue zeitgemäße Ariſtokratie zu gründen, nämlich eine phyſiſche Vollblutrace.

Herr Giordano aus Calabrien hat mit ſeinem Geſuche um ein Privilegium die Bitte verbunden, den dritten Theil deſſen, was er auf dem Grunde des Meeres finden würde, als ſein Eigenthum anſehen zu dürfen. Was kann der Mann da unten in der Tiefe nicht alles finden! Nicht blos Perlen, Steine und Muſcheln, auch die verſunkenen Schätze des Alterthums, Diademe und Königskronen. Den Alterthumsforſchern wird zweifelsohne ein Preis geſtellt werden für den beſten und genaueſten Nachweis, auf welcher Stelle jenes Vandalenſchiff unterging, das die koſtbaren Schätze Roms nach Afrika entführen ſollte. Jedenfalls würde es vortheilhaft auf die Alterthumswiſſenſchaften wirken, wenn trockene Gelehrte auf dieſe Weiſe ihre Forſchungen mit etwas Seewaſſer anfeuchteten. Wären dieſe ehrenwerthen Männer nicht ſo vollkommen zeitloſe Gewächſe und Treibhauspflanzen, ſo würden ſie ſich dieſer Zeitſpeculation auf das Waſſer bemächtigen und eine Deputation nach Neapel ſchicken, um an Herrn Giordano's unterſeeiſchen Promenaden Theil zu nehmen. Denn, wie ich ſagte, der induſtrielle Bürgerſinn iſt jetzt zu ſehr mit Eiſenbahnen und Dampfſchifffahrt beſchäftigt;

in's Waſſer und nach Belieben in die Luft zu ſpeculiren, bleibe Privilegium der Ariſtokraten, Gelehrten, Dichter, Phantaſten, kurz Aller, die ſich für was Auserleſenes halten.

Was kann der Mann da unten in der Tiefe nicht alles finden! Wenn er nur Augen im Kopfe hat oder ſie gebrauchen kann! Aber auch fühlen, betaſten, empfinden, was läßt ſich da unten nicht alles empfinden und alſo geiſtig finden. Wie manches Luftſchloß der hoffenden Menſchenbruſt, das hoch in den Wolken flatterte, fiel plötzlich hinunter in's Meer, als die Spannkraft der Seele nachließ, es feſtzuhalten in der ſchwebenden, trügeriſchen Höhe! Und nun liegt es begraben unter dem Wellenſchlage des Meeres. Ach, es ſind oft die ſchönſten Hoffnungen und Wünſche, die ſich in die Luft hinbauen und wie eine täuſchende Fata Morgana am Saume des Horizontes zerflattern oder zu Waſſer werden. Was wird nicht alles zu Waſſer in der Welt! Und man hat noch von Glück zu ſagen, wenn der tiefſte Schmerz der zerriſſenen Seele nicht feſtgewurzelt bleibt im Herzen, ſondern ſich gelinde löſt und ſtill zu Waſſer wird. Man nennt dies Waſſer Thränen. Könnten die Thränen, die je in der Welt geweint wurden, zuſammenfließen, wir hätten einen grenzenloſen Ocean. Und auf ſeinem Grunde ſäßen alle Hoffnungen, Träume und Wünſche der Menſchheit zu Felſen verſteinert. Wenn einmal alle Thränen der Menſchheit zuſammenfließen, ſo geht die Welt unter; eine zweite Sündfluth bricht herein, eine Fluth, welche die Sünden des Lebens tilgt. Es iſt die größte Sünde der Erdenwelt, daß ſie die reinſten Hoffnungen zu Waſſer werden läßt; an dieſer Sünde geht einmal die Menſchheit unter. Wie ſollte nicht auch die Welt an dem untergehen, woran jeder Einzelne ſtirbt? Jeder ſtirbt aber nur, weil er daran verzagt, das vollauf im Leben zu ſein, wozu ihn die innere Natur ſeines Weſens zu berufen ſchien. Und darum iſt eben der Menſch unſterblich, weil, wenn ſein Leben vollendet, doch ſein Weſen noch nicht vollendet und vollkommen erſchöpft iſt. Weil die Erde nicht Raum hat für all ſein Hoffen, Zweifeln und Lieben; darum giebt es ein Jenſeits. Ich weiß keinen andern

Grund, — und auch dieſer Grund iſt grundlos, unergründlich mindeſtens.

Ein Wandel auf dem Boden des Meeres kommt mir vor wie ein Wandel im Lande jenſeits. Iſt doch das ewige Leben der Schooß des Erdendaſeins, das große, unerforſchlich tiefe Baſſin, in dem ſich die Woge der Zeitlichkeit auf der Oberfläche bewegt und an deſſen feſten Wänden ſie zerbricht; — ſie ſchäumt auf und ſinkt nieder: — „den Jüngling aber ſieht Niemand wieder.“ Wo ſeid ihr, Geſtalten, die vor mir der Tod verſchlang? — Die Woge bringt euch nicht wieder! Dort unten ſeid ihr alle verſammelt im kryſtallenen Schooße des ewigen Lebens.

Ein Wandel dort unten iſt wie ein Wandel jenſeits. Da ſeht ihr ſie alle kryſtalliſirt, die Blüthen der Erde, die unzeitig abfielen, weil ein feuchter Windſtoß über ihre zarten Lippen ſtrich. Alles, was ein Volk gehofft und gewünſcht, der ganze Völkerfrühling des Lebens, er blüht in Smaragden und im Glanze der Muſcheln dort unten in der feſten Tiefe. Alle Gedanken und Gefühle, die wie ein Morgentraum im

Antlitze der Menſchheit aufſtiegen, alle Hoffnungen, die an das feſte Gehäuſe der trägen Erde anprallten und, zerſchmettert und zuſammengeſunken, von dem felſigen Eilande der Erdenwelt hinabglitten in's Meer, die ſind dort unten verſammelt, kalt, todt, zu Stein geworden, aber auch noch im Tode ſchön. Guter Gierdano, biſt du ein echter Italiener, ſo ſteig' hinab in's Meer und ſuche dir die Träume deines Volkes, die in's Waſſer ſanken, dort unten auf, du wirſt ſie gewiß finden, wenn du zu ſuchen verſtehſt.

Und wenn du dicht unten an der Küſte, zwiſchen Klippen und hartem Granit, helle Perlen findeſt: ich ſage dir, das ſind Thränen der verlaſſenen Liebe, die am Ufer ſaß und weinte. Es ſoll Allen Alles vergolten ſein; jede Thräne, die das Unglück auf Erden weinte, wird eine Perle ſein im Diademe des ewigen Lebens.

Wenn aber Herr Nicolai mit der Taucherglocke in's Mittelmeer ſteigt: ja, dann wird ſich freilich wohl lauter Sand dort finden.

Das fleißige Juſtemilieu auf Reiſen.

Mit Friedrich von Raumer geht das praktiſch comfortable Juſtemilieu auf Reiſen. Ich wollte, er hielte, ſtatt des Verſtorbenen, ſeinen Umzug durch die ganze Welt; lehrreicher, nutzbarer, verſtändiger kann kein Reiſegenie ſein, als Herr v. Raumer. Mit ſeinen Briefen, obſchon ſie nur als Vorläufer alles deſſen, was aus ſeinen Studien in und über England reſultirte, anzuſehen ſind, haben wir das beſte Notizenbuch über Altenglands geſammte Zuſtände. Nur über die Literatur der Gegenwart ſind des Verfaſſers Berichte dürftig. Ein fünfundzwanzigjähriges Vorſtudium, — ſchon 1810 ſchrieb er über das britiſche Beſteuerungsſyſtem, — hat ihn in den Stand geſetzt, England binnen wenigen Monaten in ökonomiſch-politiſcher Hinſicht ſo lohnend und dankenswerth auszubeuten. Der profitable Grundſatz, die Wahrheit laſſe ſich mit der Elle abmeſſen, führt zu gewiſſenhaftem Studium des Details, die verſtändige Beſonnenheit ſeines Blickes läßt ihn das Geſunde vom Kranken leicht unterſcheiden, die treuherzige Biederkeit ſeiner Geſinnung knüpft ihn feſt an die preußiſche Heimath, und läßt nicht los von der Zuverſicht, daß die Hoffnung der Welt, die Bürgſchaft der Zukunft und das Rettungsmittel gegen einbrechende Barbarei lediglich in dem uralten, feſten Stamme germaniſcher Entwickelung, und ſeinen beiden Hauptzweigen, Deutſchland und England, begründet liegen. „Wenn dieſe beiden Völker," heißt es zum Schluſſe des Werkes, „ihre große Aufgabe recht erkennen und alle Kräfte zu ihrer Löſung einſetzen, ſo werden auch die erkrankten Theile Europa's ihre Geſundheit wiederfinden, die Harmonie des mannichfachſten Lebens nochmals ertönen, und der kleinſte Welttheil, nach wie vor, trotz aller Flecken in welthiſtoriſcher Entwickelung, voranleuchten."

Am 22. März 1835 war Fr. v. Raumer in London angekommen, reiſte am 30. Julius nach Schottland ab, ging am 14. Auguſt von Glasgow nach Belfaſt, Dublin, Cork, Limmerik, und von Dublin aus über Liverpool, Mancheſter, Birmingham und Oxford in flüchtigeren Streifzügen nach London zurück, wo er am Ende deſſelben Monats wieder eintraf. Mitte Septembers verließ er England. Er mußte ſich in den engliſchen Zuſtänden ſchon um deswillen heimiſcher fühlen, als in den franzöſiſchen, weil ſich in jenen zwei ſcharf ausgeprägte und ſich hart confrontirende Elemente, Whigs und Tories, finden, deren Extreme er eben, ſeiner Liebhaberei gemäß, auf die rechte Mitte reducirt, während wir, ihm entgegen, der Anſicht ſein möchten, daß ſich nur aus der zerſtörenden Reibung beider Elemente und dem zeitweiſen Ueberſchlagen der einen oder andern Seite für die ſtarre Geſchichte Englands ein Fortſchritt entwickeln kann. Zu ſeinem ſpeciellen Glaubensbekenntniß gehört es, daß er ſich eben nicht für die Reform des Oberhauſes erklärt. Erfreulicher geſtaltet ſich ſein hiſtoriſcher Liberalismus, wenn er O'Connel, dem genial burlesken Manne, der drei Königreiche in Schach erhält, nach ſeiner Weiſe Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Ueberhaupt erkennt er den Kern des Volks als gut und tüchtig, obwohl er die Ariſtokratie nicht erſchüttert, nur gemildert wiſſen will. Das Vorhandenſein einer ſolchen iſt ihm ein wohlthuender Anblick, während der Mangel derſelben ihn auf Frankreich eben mit Mißbehagen blicken ließ. Dabei iſt er keinesweges blind in ſeiner Conſervationsluſt; den faulen Fleck der dortigen Staatswirthſchaft, wo die Sterilität der Männer Altenglands auf himmelſchreiende Weiſe zu Tage liegt, das verworrene und gemarterte Irland, berührt er mit kräftiger Hand. Obwohl England ohne gänzliche Reform des Oberhauſes keine Perſpective für die Zukunft bietet, glaubt Raumer doch ſteif und feſt an die Löſung aller Wirren, die er durch verſtändigen Calcül, durch Addiren und Subtrahiren der Kräfte, für möglich erachtet, während die Tories doch nur zu multipliciren ſcheinen, und der Agitator O'Connel durch Dividiren einen Quotienten ſucht. Herr v. Raumer verzweifelt nicht an ſeinem Calcül. Wer von Banquerott ſpricht, dem präſentirt er genau berechnet den Stand der Dinge auf dem Teller, und zeigt, daß ſich die Nationalſchuld ſeit 1816 um mindeſtens 88 Mill. Pfund (nämlich bis auf 772,186,550 Pf. St.) und die jährlichen Zinſen ſich um 7 Mill. (bis auf 24,433,941 Pf.) verringert haben. Ein viel ſichreres Zeichen für die Höhe des Staatscredits möchte jedoch ſein, daß die Regierung zur Entſchädigung der oſtindiſchen Sklaveneigenthümer ohne die mindeſte Schwierigkeit und ohne den Preis irgend eines Stocks zu afficiren, 20 Millionen aufnahm.

In London ſieht Raumer die reale Hauptſtadt der Welt, nicht in Paris mit den Prätenſionen ſeiner Journaliſten und Coterien. „Paris," ſagt er, iſt vorzugsweiſe die Stadt, Deutſchland das Land; erſt hier in London darf man von der Welt ſprechen." Die Benutzung der gebotenen Zeit iſt bewundernswürdig. Die Wagſchale in der Hand ſehen wir den doctrinairen Friedensrichter wie ein perpetuum mobile an allen Ecken und Enden. Am meiſten zu Hauſe iſt er als deutſcher Manuſcripteneſſer (bibliophage nannte ihn Abel Remuſat ſchon in Paris) auf dem londoner Muſeum und state-paper-office (Reichsarchiv). „Funfzehn Folianten Geſandtſchaftsberichte," ſchreibt er einmal, „ſind mir geſtern durch die Hände gegangen; ein anderes Mal ſitz' ich einen ganzen Tag an einem Bande." Er ſtudirt, daß ihm, „trotz der wollenen Strümpfe, die

Füße eiskalt ſind;“ die Hände muß er von Zeit zu Zeit vor Kälte in die Taſche ſtecken. Dieſe harmloſe Rüſtigkeit iſt einer der liebenswürdigſten Züge des ehrenwerthen Mannes, wie denn auch ſeine biderbe Offenheit und die ſtricte Derbheit ſeines ungenirten Weſens jedenfalls erfreulich ſein müſſen. Er war auch hinlänglich ausgerüſtet, den Zutritt zu hohen und höchſten Perſonen offen zu finden. Nach London allein hatte er 112 Empfehlungsbriefe. In den engliſchen routs, wo er kaum einen Platz zum Stehen bekommt, hatte er eine rechtſchaffene Langeweile; mit Spring Rice, dem Kanzler der Schatzkammer, hat er mehrſtündige Geſpräche; von den Herzögen von S. (Suſſex) und von D. (Devonſhire zweifelsohne) wird er ſehr freundlich aufgenommen, nicht minder von Seiten der Königin zu Windſor. Die Art und Weiſe, wie der Verſtorbene den londoner Boudoirs die Familiengeheimniſſe ablauſcht und fortträgt, iſt Herrn von Raumer’s ehrenwerther Geſinnung zuwider. Dabei geht ihm aber auch die Kunſt des pſychologiſchen Portraitirens ab, wie ſie etwa eine Reiſeſkizze von Eduard Gans bietet. Auch von

Robert Peel und O'Connell erhalten wir nur ſchwache Umriſſe.

Das Buch iſt zu reich an Einzelheiten, um ſeinen ſtofflichen Fond dem Leſer noch weiter andeuten zu können. Von Schottland wird bei der Kürze der Zeit nur wenig berichtet, über Irland erhalten wir ökonomiſch-politiſche Betrachtungen von gediegener Art. Die Romantik des irländiſchen Volkscharakters, die den Hiſtoriker beſonders anziehen ſollte, iſt dem Verf. weniger Gegenſtand der Aufmerkſamkeit. Schweine und Schmutz werden geſchildert; der iriſche Menſch mit ſeiner Seltſamkeit bleibt Nebenſache.

In Rückſicht der mannichfach eingeſtreuten Notizen über Kunſt und Literatur, erlauben wir uns nur folgende unmaßgebliche Bemerkungen. Herr v. Raumer wiederholt zu häufig ſeine Anſichten über italieniſche Muſik; das Publikum weiß ſchon, daß er ſie nicht goûtirt. Die Schwächen derſelben liegen auch zu offen, um aus der Hinſtellung derſelben ſchon auf Befähigung zu Urtheilen über Muſik zu ſchließen. Ueber Byron wird auch ein wohlgemeintes Gutachten gegeben, das weder warm noch kalt macht. Byron iſt ein Geiſtesproduct der engliſchen Geſellſchaftszuſtände, ein Product, von dem man auf die Factoren eben ſo gut als bei Shelley rückſchließen kann. Der Nerv der Nationalität bleibt unbegriffen, wenn man die nationalen Dichter, die nothwendigen Geburten günſtiger oder ungünſtiger Zeitconflicte, mißverſteht. Der Verf. läugnet an Byron alle Individualität, er ſei keineswegs ein großer Dichter, ſondern blos eine große poetiſch-dämoniſche Kraft. Dergleichen Zwielichtsmitte in den Anſichten führt zu nichts. Noch mehr verdenken wir es einem *Hiſtoriker*, wenn er über Victor Hugo mit dem oberflächlichen Raiſonnement eines äſthetiſchen Gourmants aburtheilt. Wer ſieht nicht, daß in der franzöſiſchen Romantik kraſſe Aftergeburten zu finden ſind! Eine Nation, die Ungeheures erlebte, muß auch Unheures in ihrer Literatur erzeugen! Ein Hiſtoriker ſollte die Literatur als den Wiederſpiegel der erlebten oder noch zu erlebenden Wirklichkeit aufzufaſſen wiſſen. Mit dem ſeichten Gutdünken: „Das gefällt mir und das nicht!“ iſt es nicht abgethan. Herr v. Raumer goutirt lieber die rechte Mitte, d. i. in literariſchen Dingen die Mittelmäßigkeit, als etwa Raupach's Trauerſpiele.

Die Briefe werden von der, um Verbreitung deutſcher Literatur unter ihren Landsleuten vielverdienten Mrs. Sarah Auſtin ins Engliſche überſetzt. Das Werk wird in England mehr noch als in Deutſchland eine hochwichtige Erſcheinung, und daſelbſt zur Forträumung irrthümlicher Anſichten über deutſche Zuſtände von weſentlichem Nutzen ſein. Einen unter uns anerkannten, im Auslande jedoch noch zu wenig begriffenen glänzenden Triumph feiert Preußen in der Parallele, die Fr. v. Raumer zwiſchen engliſcher und deutſcher Schulbildung und Volkserziehung aufſtellt. Welche Anſichten in England in Bezug auf das deutſche Erziehungsweſen bisher herrſchten, geht unter andern daraus, daß Lord Brougham in einer ſeiner Schriften äußerte, auf deutſchen Schulen werde keine Geſchichte gelehrt, und in Preußen übergebe man das Lehramt am liebſten ausgedienten Unterofficieren. (Auch Raumers Briefe über

Frankreich werden jetzt ins Engliſche übertragen. Man nennt Lord Egerton als Ueberſetzer.)

Die praktiſche Proſa auf Reiſen.

Der anonyme Verfaſſer des Buchs: „Rom im Jahr 1833“ ſtellte auch ſeine Anſchauungen von Paris und den Pariſern zuſammen. Friedrich Kölle gehört zu den Reiſenden, welche die Fremde nicht durchfliegen, ſondern ſich in ihr anſäſſig machen, zu den Berichterſtattern, welche ſchwer, wenigſtens langſam, aber dann ungemein ſicher und mit ſeltner, man könnte ſagen unerbittlicher Schärfe des Verſtandes auffaſſen. Seine illuſionsloſen Wahrnehmungen verrathen eine unerſchütterliche Charakterfeſtigkeit kerndeutſcher Geſinnung. An eine ſtatiſtiſche Beamtentreue des Referirens gewöhnt, läßt dieſer Autor die Summe ſeines Wiſſens und ſeiner Meinungen mit einer taciteiſchen Wortkürze ins Leben treten. Mit den politiſch-ökonomiſchen Bedürfniſſen im heimiſchen Staatshaushalte durch jahrelange Thätigkeit vertraut, in dem Calcül deutſchverſtändiger Beamtengeſchäfte bewandert, früher auch als Staatsmann mit einer Miſſion beauftragt, und mit dem feſten Glauben ausgerüſtet, in ruhiger Erörterung der materiellen Volksfragen das Heil der Geſellſchaft zu ſehen, giebt der Autor ein Bild von der franzöſiſchen Weltſtadt und den Zuſtänden des dortigen bürgerlichen Lebens. Die Salons, dieſe eigentlichen Reverbèren der franzöſiſchen Conflicte, ſtanden ihm offen; allein hier war nicht lange ſeines Bleibens, oder er fand darin kein Genüge, auch fehlt ihm die Kunſt, an den pariſer Perſönlichkeiten, als den Machinatoren des Geſchichtslaufes, den Zuſtand der Dinge abzumeſſen. Deſto gründlicher orientirt ſich Herr Kölle in dem Verkehre der franzöſiſchen Bourgeoiſie, in ihren Mitteln und Zwecken, ihren Erwartungen, ihren Erlebniſſen und in dem ganzen Zuſtande der gewerblichen Mittelklaſſen. Wir vermiſſen bei ihm die Empfänglichkeit für die Reize weltmänniſcher Geſelligkeit; ein würtembergiſcher Spartaner, erſcheint er unter den Sybariten und hat einzig darauf Bedacht, was eigentlich hinter dem Schimmer des Schmetterlingsſtaubes Solides zum Grunde liege. Auch an der Phyſiognomie der Literaturwelt mag er ſich nicht die Geſichtslinien des ganzen Lebens abnehmen, er hält ſich an den Beſtand der induſtriellen Thaten, der gewerblichen Erſcheinungen und des bürgerlichen Bedarfs für den Tag. Selbſt wo wir von dieſem Wahrnehmer glauben möchten, ſeine nüchterne Verſtandesſchärfe täuſche ſich, nicht über das Einzelne, wohl aber über das ſummariſche Ganze, da müſſen wir doch vor ſoviel ehrenfeſter Gründlichkeit die Segel ſtreichen. Unſer Autor hat Paris zu wiederholten Malen geſehen, er hat ſich neuerdings erſt wieder dort eingelebt, bevor er es ſchildert. Für Reiſende iſt ſein Buch der trefflichſte Leitfaden, für uns, die wir von der Ferne aus in dem Gewühl der franzöſiſchen Hauptſtadt uns zurechtfinden wollen, mögen hier die allgemeinen Ergebniſſe ſeiner Anſchauungen kurz zuſammengefaßt werden. Durch alle Abſchnitte des Buches läuft die vielfach im Einzelnen beſtätigte Wahrnehmung, daß die Franzoſen ein ganz anderes Volk zu werden beginnen. Die altfranzöſiſche Luſtigkeit wird durch Ernſt und Gründlichkeit langſam aber ſicher verdrängt, unſer Autor findet jetzt weniger Witz in Paris, aber mehr Wiſſen, weniger geſellige Liebenswürdigkeit, aber mehr politiſche Erziehung und Selbſtgefühl. „Die Bewegung des Bürgerſtandes,“ ſagt er eigenwörtlich, „geht gleichförmig in Europa ſeinem Ziele zu, er hat viel errungen, hat aber noch mehr zu erringen, was Wunder daher, wenn er ernſt, ja trocken und hart geworden iſt.“ Man hört in Paris der Witzworte und Calembourgs weit weniger als ſonſt; wo Gelegenheit ſich bietet, dem Volkswitze Luft zu machen, horcht man vergebens nach den ſchnellen Antworten, den beißenden, ja ſchneidenden Anmerkungen und jener graciös-leichtfertigen Drolligkeit, welche die ernſteſten Falten in Lachen auflöſt, wie man ſie bei den ſüdlichen romaniſchen Völkern täglich finden kann. Wenn ja ein Menſch noch als Witzwortmacher genannt wird, ſo iſt es ein Greis, ein verdienſtvoller Künſtler, welcher aber ein halbblütiger Italiener. Gewiß haben die Begebenheiten unſerer Zeit kein Volk ſo verändert als das pariſer. Sogar die Engländer und die Deutſchen, deren Umwandlung doch dem ungeübteſten Auge auffallen muß, ſind ihren Vätern nicht unähnlicher als die Pariſer den ihrigen. Der letzte Vertreter jener alten lebensluſtigen Leichtigkeit, welche den Franzoſen auszeichnete, mochte Beranger mit ſeinen Chanſons ſein, bei welchem der ernſte Stoff, verbunden mit der lachenden Behandlung, den Uebergang zur Rauhheit recht eigentlich bezeichnet. Er und der Verfaſſer der physiologie du goût, Brillant Savarin, ſind, wie Kölle irgendwo bemerkt, die Caryatiden, vor ein nun verſchloſſenes Thor hingeſtellt. Den tanzmeiſteriſchen Gang der alten Franzoſen, jene hagern, an Don Quixote mahnenden Geſtalten der alten Militärs, die Geckenhaftigkeit der Incroyables, alles dies erblickt man nicht mehr. Der Adel der alten Zeit ſtirbt mit ſeinen wenigen Nachzüglern aus; der Adel der Kaiſerzeit, ſchon ſeiner Entſtehung nach mehr ein Adel des Talents, iſt keine Kaſte mehr und hat nur Geltung durch ſeinen Anſchluß an die Bedürfniſſe der Jetztwelt, deren Sinn auf die Praxis der nächſten Vortheile geſtellt zu ſein ſcheint. „Nach den Stürmen der Revolution," ſagt unſer Autor, „konnte eine Pairskammer nur ein Flötzgebirge, nie aber ein

Urgebirge bilden. Auch ſie hat durch ihre Zögerung vor, durch ihre Nachgebung nach den Juliustagen ihre Entlaſſung gegeben und beherrſcht die öffentliche Meinung keineswegs mehr, und dies muß eine Adelskammer vermögen, wenn ſie ihrem Zwecke entſprechen ſoll. An der Spitze der öffentlichen Meinung vermag ſie alles, gegen dieſe nichts. Sie muß alle Notabilitäten in ſich aufnehmen können, ohne ſich etwas zu vergeben. Nun haben ſich alle Kräfte des Volks außerhalb der privilegirten Stände entwickelt, daher wir nicht zu viel zu ſagen glauben, wenn wir behaupten, daß Paris nie wieder die Hauptſtadt des europäiſchen Adels im alten Sinne werden könne.“ Alles läuft, nach des Verfaſſers Darſtellung, auf jenes Niveau hin, zu welchem die gewerbthätigen Kräfte des Lebens von ſelbſt führen, auch ohne alle Idealiſtik demokratiſcher Richtungen. Somit erſcheint ihm die proſaiſche Werkelthätigkeit der petite bourgeoisie, die ſich aus den untern Klaſſen ergänzt, und durch das Syſtem der Sparkaſſen eine anwachſende Unabhängigkeit gewinnt, als das hervorſtechendſte Element der heutigen Geſellſchaft. Alles

Ausſchließliche hört auf oder wird ohnmächtig, die Heranbildung der Maſſen, anfänglich auf den Grund und Boden induſtrieller Strebſamkeit, ſtellt ſich als eine Perſpective der Zukunft hin. Dieſer franzöſiſche Mittelſtand erſcheint, nach des Verfaſſers Berichten, noch ganz und gar erfüllt von Haß gegen die Prieſter und alle Formen der Kirche, ſo daß an die Rückkehr des alten, auf katholiſche Orthodoxie geſtützten Königthums nicht zu denken iſt. Hieran ſchließt ſich die Anſicht des Autors über die religiöſen Zuſtände überhaupt. Er hält die revolutionairen Erſcheinungen für endemiſche Krankheitsſyſteme *katholiſcher* Länder, indem dieſe durch eine gewaltſame Kraftanſtrengung verſuchen müßten, ſich dem langſamen, aber organiſchen Fortſchritte proteſtantiſcher Länder gleichzuſetzen. Hieraus würden ſich jedoch Conſequenzen ergeben, die der Verfaſſer ſchwerlich wagen würde weiter durchzuführen. Es würde ſich einerſeits daraus ergeben, daß proteſtantiſche Länder niemals der großen franzöſiſchen Revolution bedurft hätten, andererſeits, daß ſich z. B. Oeſterreich demgemäß revolutioniren müſſe, weil ihm als katholiſchem Staat eine

Entwickelung auf dem Wege der Reform nicht zuſtände. Wir ertappen hier den Verfaſſer auf einem abſolut proteſtantiſchen Glaubensbekenntniß, deſſen Verſtandesſchärfe doch mit einer Beengtheit des Geſichtspunktes zuſammenfällt. Ein ſolcher optimiſtiſcher Proteſtantismus hat ſich vor dem Glauben an ſeine Unfehlbarkeit zu hüten, einem Glauben, den er am Papismus rügte, und der ihm nun ſelbſt überkommen zu ſein ſcheint. Es muß mindeſtens für unzulänglich angeſehen werden, den Völkern den Proteſtantismus als die erſte wie letzte Bedingung einer organiſchen Fortentwickelung perſpectiviſch hinzuſtellen. Nur ſoviel kann Herrn Kölle zugegeben werden, daß die moraliſche Entwürdigung, die ſich der franzöſiſchen Geſellſchaftsklaſſe am Ende des vorigen Jahrhunderts bemächtigte, Folge der jeſuitiſchen Herrſchaft war, hinter welche ſich der Abſolutismus der Könige flüchtete, und daß, wie alles Heil, ſo auch das Wiedererwachen eines religiöſen Gefühls nur aus der Heranbildung eines freien Bürgerthums zu erwarten ſtehe, eines freien Bürgerthums, das ſich vor der Hand allerdings nur gewerblich bethätigt, um auf der Scholle der Wirklichkeit feſten Fuß zu faſſen. Von dieſem Gedanken, um welchen ſich die Angel der Zeit dreht, iſt das Bourbonenthum und der Napoleonismus überholt, und der auf das Praktiſche geſtellte Sinn der jetzigen Pariſer ſcheint in der That eine Bürgſchaft abzugeben, daß die Elemente des alten Franzoſenthums verbraucht ſind. Ob ſich nun zu dieſem Bürgerthum, als dem alleinigen Elemente des modernen Staatenlebens der Proteſtantismus geſellen müſſe, ob ſich neben jenem ein papſtloſer Katholicismus nicht geſtalten könne, um dem proſaiſicirten Menſchenleben eine ideale Seite zu erhalten, das ſind zwei Fragen, die ſchon über den Stand der Gegenwart, über die Fähigkeit der jetzigen Geſchlechter hinwegführen, Fragen, welche die Zukunft vielleicht nicht mehr nöthig hat ſich aufzuſtellen. Aber die Nothwendigkeit des Proteſtantismus anzunehmen, hieße jenem allzu doctrinären Apoſtel nacheifern, der für die Heiden den Durchgang durch das Judenthum für nöthig hielt, bevor ſie der Taufe würdig ſeien.

Die Proſaiſicirung des ganzen Völkerlebens iſt Hrn. Kölle's lebigliches Augenmerk. Er nennt in Bezug auf die Seineſtadt dies Aufgeben des altfranzöſiſchen Romanticismus und dieſe Hingebung an die induſtrielle Betriebſamkeit des bürgerlichen Verkehrs — die Verlondonung der Pariſer. Und allerdings mag das mit einer auf mehreren Seiten wahrnehmbaren Annäherung an den Formſchnitt und Inhalt des engliſchen Lebens zuſammenhangen. Wie Paris ſonſt Rom vor Augen hatte, ſo iſt jetzt London der Zielpunkt einer geſuchten und ungeſuchten Hinneigung. Dies verräth ſich in der Phyſiognomie der neuen Bauten, in der Anpflanzung engliſcher Induſtriezweige, in der Veränderung, die mit der franzöſiſchen Kirche vorgegangen, in der Annahme engliſcher Wörter, in dem Wohlgefallen an Pferderennen und steeple chases, in der Einrichtung des Haus- und Hofbedarfs, in der Mode der männlichen Kleidung und Lebensart, in der beginnenden Sonderung der Geſchlechter, in der Errichtung von Männerklubbs, — kurz, die Annäherung reicht bis in alle Grundlagen des Lebens hinein, ſo daß die zufälligen Erſcheinungen im Einzelnen nur die allgemeine Wahrnehmung beſtätigen. Daß der Herzog von Orleans dem engliſchen Weſen in vieler Art zugethan iſt, darf nicht vergeſſen werden, eben ſo wenig, daß die engliſche Jugend der franzöſiſchen auch ihrerſeits auf halbem Wege entgegenkommt. Wird London mit Dover, Paris mit Calais oder Boulogne durch Eiſenbahnen verbunden ſein, ſo wird die Wechſelwirkung beider Nationalitäten auf einander noch lebendiger und ſchwunghafter werden. Nur ſcheint dabei als ausgemacht, daß Paris, die minder bevölkerte Stadt, welcher bei dem früher überwiegenden Einfluſſe des alten Hofes die bürgerliche Entwicklung verſagt blieb, gegen die größere und reichere Weltſtadt Englands mehr im Verhältniß des Empfangens als des Gebens ſtehen werde. Das engliſche Volksleben hat um ſo mehr Fonds in ſich, als es ſich ſchon Jahrhunderte lang früher zu entwickeln begann, während das franzöſiſche ſich erſt mit der Revolution Luft machte; jenes iſt ſchon längſt in organiſcher Entfaltung ſeiner großen Kräfte begriffen, während die plötzlich hervorgebrochene franzöſiſche Nationalkraft in der Kaiſerzeit ſchnell bis zur Ermüdung überboten wurde, und jetzt in bürgerlicher Thätigkeit ſeinen Boden ſich erſt gründen muß. „Es ſcheint,“

ſagt unſer Reiſende, „daß, wenn man die höchſt bedeutende Richtung der Franzoſen aus höherem Standpunkte betrachten will, man in derſelben eine Reconſtruction des im franzöſiſchen Adel untergegangenen germaniſchen Princips finden könne, wie das normänniſche in England dem ſächſiſchen ſichtlich weicht. Beide Völker nähern ſich in vielfacher Beziehung in entgegengeſetzter Richtung."

Dies Bild einer allmäligen Umgeſtaltung der franzöſiſchen Lebenszuſtände wird durch das vollendet, was der Verfaſſer von der Errichtung von Schulen, von der Ausdehnung der franzöſiſchen Sprachformen und von dem Einfluſſe der Nationalgarden ſagt. Dies letzte Inſtitut iſt von ganz vorzüglicher Wichtigkeit. Die Entwickelung einer großen, allſeitigen, vertheidigenden Kraft führt zu dem Gefühle der Sicherheit und Unangreifbarkeit, wie es in der engliſchen Nation an und für ſich ſchon liegt, und wie es die Franzoſen zur Zeit der blos angreifenden Heermaſſen der Kaiſerzeit keineswegs kannten. Außerdem iſt die Nationalgarde die Schule der Gleichheit und erleichtert alſo auch von ihrer Seite den Sieg der Induſtriellen über die rein Verzehrenden, den Sieg der Perſönlichkeit über hiſtoriſche Anſprüche.

Von ſpecieller Wichtigkeit ſind die Localſchilderungen unſeres Reiſenden, die Abſchnitte über Leſecabinette, Kaffeehäuſer, Klubbs, Geiſtlichkeit, Bettler, Polizei. Die beſte Polizei iſt bekanntlich diejenige, die ſich am meiſten entbehrlich zu machen weiß. Die pariſer herrſcht durch die Entfernung alles deſſen, was ſich fühlbar macht, wie die wiener durch den ſtillen Glauben an die Allgegenwart — nicht ihres Geiſtes, ſondern ihrer Naſen. In Bezug auf den Bau der Eiſenbahn von Paris nach St. Germain werden einige Zweifel erhoben. „Man hat zwar,“ ſagt der Reiſende, „zu Verfertigung der Schienen, Waggons u. ſ. w., zu dem ganzen Dienſte Engländer beinahe ausſchließlich angeworben, aber es wird unmöglich ſein, die Geſammtheit der Unternehmung dem Mangel an Aufſicht in jedem Augenblick, an gleichförmiger, maſchinenähnlicher Thätigkeit zu entziehen, welcher nun einmal in allen romaniſchen Nationen bemerkt wird. Ich halte deshalb Eiſenbahnen in Deutſchland für viel ausführbarer und haltbarer in die Länge als in Frankreich. Jedoch lebe ich der Hoffnung, daß eine neue verbeſſerte Vereinfachung oder Ausdehnung der Viabilität werde bekannt werden, ehe dieſe Bahn befahren wird, denn wenn der menſchliche Geiſt einmal etwas recht ernſtlich will, wie es jetzt der Fall mit der fortſchaffenden Mechanik iſt, ſo erreicht er das Erreichbare ſehr bald. Deshalb hege ich noch die vollſte Ueberzeugung, daß unſere Enkel mit einer Schnelligkeit reiſen, mit Genüſſen fremder Länder um den möglichſt wohlfeilen Preis ſich laben, und die ganze Geſtalt ihres Lebens auf eine Weiſe ändern werden, welche wir nur dunkel ahnen, aber nicht bemeſſen können. Das Herrſchen, ſchon jetzt nicht mehr die angenehme Beſchäftigung der Vorzeit, wird unglaublich ſchwer, aber Kriege werden beinahe unmöglich werden."

Dies iſt eine Anſicht, die in den Glauben der Zeit vielfach einſchlägt. Daß das jetzige Geſchlecht auf dem Grund und Boden induſtrieller Thätigkeit ſich langſam eine ganz neue Baſis des Daſeins ſucht, iſt augenſcheinlich genug; der Weltgeſchichte bleibt dabei immer anheimgeſtellt, ob ſie dies fördern oder hemmen werde, denn der Geiſt der Weltgeſchichte hat auch ſeine Launen und ſeine Willkür, die ſich dem verſtändigen Calcül entziehen.

Der ſpeculative Kopf auf Reiſen.

In den drei Gemälden, in denen **Eduard Gans** die pariſer Zuſtände von 1825, 1830 und 1835 entwirft, erſcheint uns eine deutſche Perſönlichkeit in ſo vertraulichem Rapport mit ſeinem Stoffe, daß alles auf ſie ſelbſt Bezügliche für den Gehalt und das Weſen der Sache von größtem Gewichte iſt. Wir haben hier wirklich eine Perſon **in** der Sache; die philoſophiſche Speculation geht auf Reiſen, um zuzuſehen, wie ſich die Weltgeſchichte in ſich ſelbſt geſtaltet. Zu einer unmittelbaren Abſpiegelung der Weltzuſtände in ſich ſelbſt bringt es entweder nur die ganz harmloſe, offen ſich hingebende und aufnehmende Naivetät, oder die höchſte Stufe ſpeculativer Auffaſſung, und mich dünkt, in dieſer

Perſon, Eduard Gans genannt, ſei trotz ihrer bürgerlichen Stellung, eben ſo viel offenkundige Naivetät als ſpeculativer Witz, eben ſo viel ungetrübte Auffaſſungsgabe der Einzelheit als ſcharfe Luſt, die Gegenwart nach Vergangenheit und Zukunft hin vor dem Bewußtſein des Jahrhunderts zu beleuchten.

Wir haben hier, um es ganz äußerlich zu nehmen, die Erzählung dreier Beſuche, die ein deutſcher Gelehrter den Pariſern abſtattet, um ſie in den verſchiedenen Stadien ihrer Entwickelung zu belauſchen. Dieſer deutſche Gelehrte iſt zum Glück ein deutſcher Philoſoph, und dieſer deutſche Philoſoph zum Glück nicht der Laſtträger einer ſyſtematiſchen Branche, ſondern der Träger einer lebendigen Idee, die in der Entfaltung der Wirklichkeit ihre dialectiſche Laufbahn macht. Herr Gans iſt ein berühmter Juriſt, er hat den Gajus edirt und ein großes Werk über das Erbrecht geſchrieben. Gegen wiſſenſchaftliche Berühmtheiten haben wir nur in ſo weit Reſpect, als ſie im Stande ſind, ſich um ihrer ſelbſt willen für nichts zu achten; Gelehrſamkeit iſt nur in ſo weit etwas nütze, als ſie die Zeitſtimmung klarmachen und unterſtützen hilft. Man hat Herrn Gans in Folge ſeiner Oppoſition gegen Savigny für einen Opponenten der Geſchichte gehalten; falſch genug, denn im offenbaren Bekämpfen ihrer Abgelebtheiten, im Zuſammenwerfen ihrer Rumpelkammer und im polemiſchen Streite gegen den wiſſenſchaftlichen Abſolutismus des hiſtoriſchen Herkommens, iſt er der klügſte und gewandteſte Vertreter ihres lebendigen Geiſtes. Geſchichte als Körper iſt Leichnam, Geſchichte als Geiſt iſt die Dialectik der Philoſophie. Was Einer denkt, kann gut, kann ſchlecht ſein, jedenfalls aber iſt es unwichtig. Nur was einer im Objecte ſelbſt für Gedanken findet, iſt das Wichtige. Auf dieſem Gebiete berühren ſich Poeſie und Philoſophie; was der Poet erfindet, muß er auch gefunden haben, was der Denker denkt, muß auch ein Erlebniß ſein, und ſo ſehen wir denn hier dieſe Perſon, Eduard Gans genannt, allerdings auch mit den beiläufigen Qualitäten eines berliner Ichs und eines deutſchen Profeſſors behaftet, durch die pariſer Salons von 1825, 1830 und 1835, wie einen dialectiſchen Gedanken ſich durchſchlängeln, der alle Extreme der

Geſinnung und Abnormitäten der pariſer Einfälle durchlebt, um in der eigenen Bewegung die Bewegung der Weltzuſtände zu beleuchten. Daß dieſe dialectiſche Wanderung durch die pariſer Salons mit zugeknöpftem Rock geſchieht, daß die Idee, die hinter den Abirrungen einzelner Richtungen als Wahrheit ſtehen bleibt, nicht baar und blank ausgeſprochen wird, kann nur der unbehülflichen Trägheit unſerer Zuſtände zur Laſt fallen, aus der das freie Behagen der Perſönlichkeit und die Freiheit des Gedankens nur durchſchimmert, ſtatt ſich ungenirt zu enthüllen. Was wir in dieſer Beziehung verlieren, gewinnen wir auf der andern Seite wieder, denn wenn ſich das Bewußtſein der Zeit in ſeiner freien Entwickelung genirt fühlt, wird es genöthigt, in einem Tableau ſich zu entäußern, und wir erhalten ſtatt Prophetie und Doctrin ein in ſich abgeſchloſſenes, umrahmtes Bild, das ſein Verſtändniß in ſich ſelbſt hat. So ſehen wir hier in dieſen pariſer Portraits nicht den berliner Docenten, der auf dem Katheder ſeine dictatoriſche Liebenswürdigkeit entfaltet, nicht den philoſophiſchen Politiker, ſondern den Künſtler, der Lebensgemälde hinſtellt, und dabei den ſeltenen pſychologiſchen Takt verräth, den Leuten, mit denen er in Berührung kommt, die Weltgeſchichte, die ſie machten oder machen werden, aus ihrer innerſten Natur und der Werkſtatt ihrer Gedanken heraus abzulauſchen. So nimmt es kaum Wunder, wenn Gans in dieſem innigen Zuſammenhange mit dem Lebensproceſſe der franzöſiſchen Zuſtände manches erräth, manches vorandeutet, was der Lauf der Jahre bald nachher erfüllte, während es ihm freilich an Luſt und mit der freien Luſt auch an Muth gebricht, heimiſchen Zuſtänden eine gleiche Liebe zuzuwenden. Nach langem Mühſal und abſtracter Verirrung hat die deutſche Speculation den Standpunkt nun wohl endlich erreicht, wo ſie Wiſſenſchaft und Leben in lebendigen Connex zu ſetzen beginnen könnte; aber ſie wandert mit ihren liebſten Wünſchen aus, und wir ſehen eine Fülle von Kraft, Geiſt und Witz mit Hinwegläugnung der eigenen heimiſchen Zuſtände dorthin verſchwendet, wo der raſche Umſatz von Wollen und Können, Denken und Leben ein ſo großartiges Schauſpiel bietet. Als wir gemüthliche Deutſche die flüchtigen Polen bei uns zu Gaſte hatten, da brachten wir ihnen einen Toaſt aus, wir wünſchten ihnen ein Vaterland. Wir gutmüthigen Menſchen! wir vergaßen darüber, unſern eigenen Gedanken eine Heimath zu wünſchen. Denn ſo lange ſich unſer beſtes Wiſſen an das Ausland verſchwendet, haben wir keine wirkliche Heimath. So lange unſere Wiſſenſchaft in Theorien, unſere Poeſie in Träumen herumwirthſchaftete, fühlten wir das weniger; nun aber beide mit verlangendem Arm in's Leben greifen wollen, merken wir erſt, was verſagt iſt.

Wenn der Glaube, in Paris den Focus weltgeſchichtlicher Bewegung zu ſuchen, dereinſt ein veralteter ſein wird, ſo wird noch immer als Thatſache feſtſtehen, daß es das Centrum des europäiſchen Geſellſchaftslebens iſt. Nur dort giebt es ſociale Zuſtände, in denen alles Innere der Menſchennatur unmittelbar nach außen umgeſetzt und zur Wirklichkeit gebracht erſcheint, nur dort giebt es Menſchen, die kein beſonderes abgeſtumpftes Privatleben führen, deren Lebenslauf vielmehr ein Mikrokosmus der Weltzuſtände iſt. Das iſt und bleibt noch immer für Paris der unvergleichliche Gewinn der großen franzöſiſchen Revolution, von der die europäiſche Menſchheit mehr oder weniger zu einem modernen Staaten- und Völkerleben den reflectirenden Abglanz entlehnte. In Paris giebt es öffentliche Charaktere; in Deutſchland nur verſteckte.

Paris im Jahre 1825 gewährt das Bild eines ſich beſinnenden, ſich aufraffenden Volkes. Das Villèle'ſche Miniſterium hat ſeinen Gipfelpunkt erreicht, es ſucht auf legalem Wege den Abſolutismus zurückzuführen, die Verfaſſung durch die Verfaſſung zu untergraben. — Ein harmloſer Forſcher der Weltgeſchichte, betritt Gans den durchhöhlten Boden. Er muß ſich ſelbſt erſt orientiren, durch literariſche Perſonnagen den Eingang in das Gewebe der eigentlichen Zuſtände, aus denen alle anderen dort hervorwachſen, ſich verſchaffen. Couſin, der mißgerathene Schößling deutſcher Philoſophie, iſt gut genug zum Portier. Die Salons eröffnen ſich und mit ihnen eine Welt von Charakteren, die ſich in den Vorzimmern der Geſchichte drängen. Eine Reihe von Portraits läuft vor uns ab. Abel Rémuſat brütet über dem Confutſe, Cüvier tritt vor uns mit der tief ausgeprägten, faſt deutſchmäßigen Eigenthümlichkeit in ſeinem Weſen, dem ungeheuern umfaſſenden Wiſſen, dem großen Scharfſinn und der feinen Beobachtungsgabe, der aber die Plötzlichkeit des zuſammenziehenden franzöſiſchen Geiſtes abgeht, und deſſen politiſche Charakterloſigkeit uns Deutſchen einen guten Anhaltpunkt giebt, um uns in Paris nicht ganz als entlegene Sonderlinge erſcheinen zu laſſen. Der Baron von Eckſtein, ein katholiſch gewordener Deutſcher, deſſen royaliſtiſcher Abſolutismus nicht auf Leidenſchaften, vielmehr auf theoretiſcher Ueberzeugung beruht, war damals Secretair beim Miniſterium des Auswärtigen. Von dieſen Geſtalten aus gehen wir weiter und laſſen dieſe Uebergänge hinter uns. Benjamin Conſtant iſt mit den Vorarbeiten zur nächſten Seſſion beſchäftigt. Oelsner tritt vor uns, der Mann, der die Schreckenszeiten der Revolution durchlebte und aus ihnen ſich die Feſtigkeit eines echt conſtitutionnellen Sinnes erobert hat. Royer Collard erſcheint, ein wortkarger, gediegener Charakter, der mit ſeinem Gemüth und ſeiner Liebe zu den alten

Zuſtänden von 1789, zu dem Widerſtande der Parlamente bei aller Ehrfurcht vor dem königlichen Princip ſich hinneigte, jener Mann der völligen, aber anarchielosen Freiheit, auf den Friedrich Heinrich Jacobi mit Enthuſiasmus hinwies. Endlich iſt ein Tag voll großartigen öffentlichen Lebens da. Dupin vertheidigt im Gerichtshofe den Conſtitutionnel; der deutſche Profeſſor ſitzt in der robe d'avocat vor dem Barreau. Es war eine Nationalſache, es galt ein Kleinod des Lebens, die Freiheit der Preſſe. Die Schilderung dieſer Sitzung iſt glänzend. An die Freiſprechung der angeklagten Journale reiht ſich die Leichenfeier des Generals Foy, die als Zeichen der Vereinigung der verſchiedenen Oppoſitionen gilt. Nichts gleicht der Belebtheit der franzöſiſchen Salons, während die Feuerköpfe der Jugend ſich um den Globe ſammeln und mit der Stiftung einer romantiſchen Schule ein Band der Eintracht documentiren. Die ganze Erziehungsart iſt der Abdruck eines bewegten Nationallebens, das bei den verſchiedenſten Richtungen doch ein Ziel kennt und um ſeine Sache weiß. Der ſpeculative deutſche Gelehrte geht mit der

Prophezeiung aus Paris, die Nation ſei ſtärker als die Regierung, der Herzog von Orleans werde für die Franzoſen ein König ſein.

Im Jahre 1830 betrat Gans Paris nach dem Umſchwunge der Dinge. Ein ganz anderes Schauſpiel bietet ſich dar. Das junge Königthum iſt noch in den erſten Stadien ſeines Werdens: der Boden unter ihm hat ſeine vulcaniſche Natur noch nicht verloren. Der Hof des Palais-Royal muß alle frühern Traditionen vergeſſen, das junge Königthum muß Handwerker zu Tiſche laden und ſich mit Händedrücken durch die Menge winden, der es ſein Daſein verdankt. Die Pairskammer war decimirt, ihre Reihen waren von den Deputirten gelichtet. Eine ganz andere Reihe von Portraits tritt vor uns. Lafayette iſt ein Mann des Tages geworden, Talleyrand kommt und ſucht ihn in den Salons auf, Börne ſitzt mit ſeinem ſchweigſamen Ernſt da und lauſcht, wie das ablaufen werde. In Europa hört man den Nachhall der Juliustage, man weiß nicht, ob ſie ein Welterreigniß geworden ſind. Die Saintſimoniſten breiten ihre Lehre aus und ſinnen auf eine radicale

Reform der menſchlichen Zuſtände. Profeſſor Gans giebt eine ſchlagende Kritik dieſer ganzen Erſcheinung. Mit den Verhandlungen über den Prozeß der Miniſter tritt auch eine andere geſellſchaftliche Lebensfrage vor ſein Auge. Das Volk verlangt den Tod der Diener des Jeſuitismus als eine Sühne für die gefallenen Juliushelden; Gans giebt über die Art der Beibehaltung und Abſchaffung der Todesſtrafe ſeine Anſicht. Der Herzog von Dalberg entwickelt dem deutſchen Gelehrten ſein Syſtem der Vereinfachung der Staaten und eine zweckmäßigere Eintheilung der europäiſchen Ländermaſſen. Couſin, der Eklektiker, der wie Young Osrick mit der halben Eierſchale auf dem Kopfe aus der deutſchen Philoſophie gelaufen kam, iſt Candidat der Pairie und bekleidet ſich mit der kalten Amtsmiene des Emporkömmlings. Guizot, damals Miniſter des Innern, mit ſeinen gemeſſenen Formen, ſeiner ſtrengen Disciplin und der Ungelenkigkeit ſeiner Anſichten über Freiheit, ſteht damals noch ziemlich iſolirt, aber doch ſchon als brauchbar da. Während deſſen treten auch milde Geſtalten als Gegenſätze zu den ſtürmenden oder ſtarren, in das bewegte Gemälde, der Herzog von Broglie mit ſeiner Hinneigung zum engliſchen Verfaſſungsleben, der Graf St. Aulaire und ſeine geiſtvolle religiöſe Gattin, in deren Cirkel ſich der Lärm der Tagesmeinungen ſanfter auszugleichen anläßt. Der deutſche Profeſſor verläßt Paris mit der Vorahnung einer Einſchläferungsepoche, die er fünf Jahr darauf ſyſtematiſch in's Leben treten ſieht.

Im Jahre 1835 erſchien Paris und Europa ſehr verwandelt und hinter den Erwartungen früherer Jahre zurückgeblieben. Der große Ruf von der hehren Tugend der Juliushelden war durch mannichfachen Straßentumult zu Schanden geworden; die Hoffnungen der Juliustage waren ſelbſt für Frankreich zu Seifenblaſen zerronnen. In Paris war man ſchon ſo weit gekommen, die Aſſocationen zu zerſtören, das öffentliche Ausrufen und Herumtragen der Volksblätter zu verbieten, die republikaniſche Jugend durch Proceſſe zu vernichten. „Die Schweiz war aus ihrer Revolutionsphiliſterei zu andern Philiſtereien übergegangen. Polen ſang an fremder Stätte ſeine Nationallieder und nährte ſeine

Unruhe mit Erinnerungen. Nur in Belgien waren einige Früchte der Losreißung ſichtbar geblieben; England kämpfte innerhalb ſeines induſtriellen Mittelalters mit den hundertköpfigen Einwurzelungen deſſelben; Spanien ſtand an dem Scheidewege zwiſchen ſeinen Klöſtern und ſeiner jungen Monarchie, und die auf vulkaniſchem Boden herrſchende Königin von Portugal ſehnte ſich nach dem Tode ihres erſten Gatten, einen andern zu beſitzen. Wenn man im Auguſt 1835 das Inventarium des europäiſchen Haushaltes aufnehmen wollte, ſo ließ ſich nicht läugnen: es falle im Ganzen, gegen das von 1830 gehalten, mehr im Sinne langſamer und vielleicht auch dauernder Fortſchritte aus; aber die Begebenheiten hatten nicht mehr die lebhafte Farbe früherer Tage; der feſt beibehaltene status quo, der vielleicht in künftigen Zeiten als ein großes Mittel allſeitiger Verbeſſerungen wird genannt werden, hatte doch für die Gegenwart einen geringen poetiſchen Inhalt, und der Troſt, daß die Ernte gut ſtehe für die Enkel, war ein ſehr dünner Freudentrank, den die Heutigkeit ſich gefallen ließ."

So das Vielleicht und die Perſpective des Verfaſſers. In Paris aber ſieht es aſchfarben aus. Es iſt das Paris der Fieschi'ſchen Höllenmaſchine mitten in der Indifferenz der Zuſtände und der Apathie der Gemüther, die ſich die gelegentlichen Intimidationsgeſetze gefallen laſſen, weil die Miniſter mit einem Verbrechen aufwarten können. „Von unruhiger Bewegung, von Spannung und Gegenſatz, von Aſſociationen und Parteiungen war auf der Oberfläche keine Spur mehr zu finden. Alles ging ſeinen Privatgeſchäften nach; das Spiel der Börſe, die Induſtrie in allen ihren Verzweigungen, das Theater und die übrigen Freuden erfüllten alle Herzen und Gemüther. Die Politik war keine Hauptſache und keine Leidenſchaft mehr, ſie ging nebenbei, um bisweilen zu reizen, ungefähr wie eine Priſe Tabak angewandt, die Lebensgeiſter zu erfriſchen. Wenn ein Fremder von der Juliusrevolution ſprach, ſo lächelten die Franzoſen, machten einige piquante Späße über die Raſerei dieſer ihnen ſchon ogygiſchen Zeit, und handelten davon, wie von dem alten Titanenkriege. Wollte der Fremde trotz dem an einen ſo ſchnellen Umſchwung der Dinge nicht glauben, ſo fragten ſie, ob man Robert Macaire oder Bouffé in pauvre Jacques geſehen habe; man möchte doch aber ja nicht die neuen Bilder im Diorama und den Wechſel der dort ſtattfindenden Beleuchtung verſäumen! Daß die Gelegenheit die Subſtanz der hiſtoriſchen Dinge ſei, konnte man nicht beſſer erfahren als hier; aber das Verſchwinden der Blitze und des Donners war ſicherlich keine Gewähr, daß ſie nicht wieder erſcheinen könnten."

Hiermit die Betrachtung abbrechen, heißt freilich eher anfangen als ſchließen. Wir ſchließen aber den Bericht über Gans mit kurzem Hinweis auf einige in dem obgedachten Buche noch außerdem enthaltene Artikel, die ſich an die drei Bilder von Paris unmittelbar anfügen. Es iſt: „der Salon der Madame Recamier," „ein Abend zwiſchen Sieyes und Merlin," „die Schweiz am Ende des Jahres 1832," „die Deutſchheit des Elſaſſes," und „Brüſſel am 26. Auguſt 1830," eine vortreffliche Schilderung der belgiſchen fausse-couche-Revolution. Von ſeinem Aufenthalte in England theilt Profeſſor Gans ſeinen Beſuch bei Jeremias Bentham und eine Schilderung der Seſſion des Oberhauſes vom 7. und 8. October mit, in welcher die Lords die Reformbill verwarfen. Gegen ſolche Berichte über großartige Ereigniſſe des Auslandes nimmt ſich dann der Artikel: „Goethe an ſeinem Geburtstage," wie die Erzählung aus einem literariſchen Schlaraffenlande aus. Man ſetzt ſich in Weimar zum Diner, hört Herrn Riemer und Herrn Eckermann Gedichte vorleſen, radotirt über die Bedeutſamkeit und Nichtbedeutſamkeit des baierſchen Ordens, und hört Goethe'n ſein Urtheil abgeben über Recenſionen und Kritiken. Darf man über Deutſchland viel mehr berichten? Iſt es der Speculation erlaubt, ihren Scharfſinn den heimiſchen Zuſtänden zu ſchenken? — Nicht einmal derjenigen Speculation, die den Satz aufſtellt, alle Wahrheit ſei mit der Wirklichkeit identiſch!

Der Humor auf Reiſen.

Es war ungefähr zur Zeit, wo die Schwalben und die Singvögel wiederkehren, als Theodor Mundt im Jahr 1837 die deutſche Heimath verließ. Viele ſeiner Freunde hielten es für eine Auswanderung, und wer ſein Volk geiſtig aufgiebt, ſoll ihm auch äußerlich nicht mehr angehören wollen. Es ſchien faſt, als hätte Mundt in Deutſchland für Deutſchland nichts mehr zu thun. In Deutſchland auf Glück zu warten, auf perſönliches und weltgeſchichtliches, dazu gehört entweder viel Geduld oder viel Unmoralität, und wenn nun das Unglück müde geworden an dem unermüdeten Gehirn: nun dann ſucht man eben das Weite und läuft, wie der Ritter in dem Mährchen, dem unſichtbaren Silberglöckchen, dem geheimnißvollen Rufe der verhüllten Zukunft nach, um zu finden, was die Heimath nicht mehr bietet, neues Glück und neues Unglück. Das iſt der Zauber, der im Poſthorn tönt, wenn du alles hinter dich wirfſt oder vielmehr alles von ſelbſt ſchon von deinen gleichgültigen Schultern herabſank. Kaum wendeſt du dich noch rückwärts zum Abſchied, denn deine ganze Seele bebt dem Ungewiſſen entgegen. Schon im Knabengemüth regt ſich oft der dunkle Drang, die Enge der gebundenen Gewohnheit plötzlich zu durchbrechen.

Und was den Knaben in der dumpfigen Schulſtube, auf dem kargen Spielplatz hinter der Kirche, als Engigkeit drückt, das erwächſt dem männlichen Geiſte mit Bewußtſein als Ueberdruß. Man kann mit Ueberzeugung Deutſchlands müde werden, und mich dünkt, ſo ſtand es mit Mundt, als er einen großen Spaziergang antrat; ſein Spaziergang machte die Miene einer Auswanderung. Nur wenige ſeiner Freunde wußten, daß dieſe deutſche Seele doch bald wieder nach der Heimath verlangen würde. Und ſchon in Brüſſel ſuchte Mundt ſich vorzugsweiſe die Deutſchen heraus; es war ſchon eine Anwandlung von Heimweh. Dann aber nahm ihn die große Lutetia-Paris in ihre weltweiten Arme. Der Strom mit ſeinen Strudeln hielt ihn Monate lang gefangen, man hörte wenig von ihm, der Deutſche ſchien alle Hände voll zu thun zu haben, um ſein Deutſch zu vergeſſen. Plötzlich ſaß er in London und phantaſirte über die Sympathien des engliſchen Lebens mit dem heimiſchen. Dieſe Entdeckung hatte den Quell ſeiner Rede wieder ſpringen laſſen, und er ſchrieb jene neun trefflichen Briefe über London, die ſo viel Innigkeit im Verſtändniß des Fremden enthalten. Bald darauf ſuchte er ſich in Hamburg taugliche Lebenselemente und gab im „Delphin" jene „Vertrauten Briefe," die an Zartheit und witziger Gemüthlichkeit in der Literatur des Humors ihresgleichen ſuchen; ſeine pariſer Weltfahrten und Anſchauungen behielt er aber bei ſich, wie ſeinen beſten Biſſen.

Der erſte Band der „Spaziergänge und Weltfahrten" brachte die Briefe aus London in zuſammenhängender Reihe und das Tagebuch aus Paris. Da dies uns längere Zeit vorenthalten blieb, ſo glaubten wir, Mundt's Anſchauungen vom Leben der franzöſiſchen Geſellſchaft würden ſich langſam zu Novellenbildern geſtalten, allein die beſchreibende Natur dieſes Autors iſt auch in dieſen Stoffen noch mächtiger geblieben als ſeine geſtaltende. Wie aber Mundt beſchreibt und ſchildert, ſo liegt ſeine ganze Perſönlichkeit im Stofflichen, das ſein Gegenſtand wird, entfaltet, und ſein ganzer nervenzarter Menſch mit aller Schwelgerei ſeines Herzens, mit allem Uebermuthe ſeines feſſelloſen Geiſtes iſt wie hingebreitet über das Object, das ihm zu ſeinen Lebensphantaſieen Veranlaſſung bietet. Wir haben von deutſchen Naturen in letzter Zeit viel Werthvolles über Paris erhalten. F. Kölle gab ein wiſſenſchaftlich getreues, gewiſſenhaft ſtrenges Bild von der Weltſtadt, die man noch immer gewohnt iſt für den Heerd der europäiſchen Revolutionen zu halten. Profeſſor Gans beleuchtete die pariſer Salonfiguren in den Zeiträumen 1825, 1830 und 1835, um aus ihnen den Stand der geſchichtlichen Ideen der modernen Menſchheit zu erlauſchen. Beurmann ſtellte in ſeinem „Paris und Brüſſel" die franzöſiſchen Perſönlichkeiten und Zuſtände unter die Lupe ſeines feinen, klugen Verſtandes. In Mundt wird das deutſche Gemüth über Paris laut. Ihn kümmern weniger die ſtaatlichen Fragen, die geſchichtlichen Gedanken des Jahrhunderts, er weiß darum, und aus dieſem Boden erwachſen ſeine Betrachtungen, aber ihn kümmert weit mehr die lebendige Menſchheit ſelbſt, mit ihrem täglichen Bedürfniß nach Liebe, mit dem täglichen Zerſcheitern ihrer liebſten Hoffnungen. Wie jene Autoren über Frankreich berichten, ſo könnte auch der Eſprit anderer Nationen ſich verlautbaren, wie Mundt ſchildert, kann nur ein Deutſcher ſchildern. Das deutſche Gemüth, das in Mundt ſeine neueſte Sprache gewinnt, iſt freilich ein ganz pointirtes; es iſt das deutſche Gemüth in der Periode nach Börne. Es niſtet ſich nicht mehr ein in die kleine Scholle der Bequemlichkeit, vergräbt ſich nicht im Verſteck der Herzenseinſamkeit, ſchwelgt nicht im iſolirten, weltentfremdeten Unglück; es hat ſich der Welt hingegeben, durchadert das Bergwerk des ganzen Erdenlebens, ſtürzt ſich in den Ocean der menſchlichen Freuden und Leiden, aber ringt doch immer, ſelbſt unter dem Wogenſchlag der Elemente, wo es ſich ſtark und groß macht, nach einer Inſel ſtiller Glückſeligkeit, wo das Herz mit ſeinem Schickſale abſchließen könnte. Mich dünkt, dies bezeichnet dieſes Autors Mittheilungen aus der Fremde; ſelbſt in dem Haſſe gegen manchen dumpfen Eigenſinn der Deutſchen klingt deutſches Heimweh liebevoll durch. Es iſt das Gemüth der neuen Zeit, das ſich in dieſer Perſönlichkeit ausgebildet hat, und weil es ganz in den Geiſt unſers Jahrhunderts aufgegangen, ſo hat es auch nicht die Schwächen, die ſich ſonſt an das Gemüth anſchmiegen, es iſt nie weichlich, nur in frühern Schriften Mundt's mag ſich dergleichen mit etwas redneriſchem Eigenſinn geltend machen; es hat alle Tugenden, und mit dem Scharfſinn, dem Witz und dem überſichtlichen Weltblick alle Waffen unſers Jahrhunderts in Händen. Dies Gemüth der Neuzeit iſt nicht etwa zahm, ſchüchtern, ſich ſelbſt genugſam, dies Gemüth iſt vielmehr die furchtbarſte Macht, ſo ſehr es auch mit lächelnder Grazie in die Welt tritt. Es iſt ein allbewegliches, allbezwingendes Element des modernen Geiſtes, es läuft überall umher, ſaugt ſich an allem feſt und beſiegt es durch die raſtloſe Liebe, womit es verwundend oder beſeligend ſeine Umarmungen austheilt. Weil es ſo echt menſchlich, ſo unerſchütterlich human iſt, läuft die Welt Gefahr, von ihm ganz und gar verzehrt zu werden, denn es zieht das widerrechtlich Erniedrigte aus der Enge hervor, und quält das anmaßlich Erhabene, bis es halb ohnmächtig vom Poſtamente herabſtürzt. An den gefeierten Potenzen deckt es uns unbarmherzig, wenn auch mit Wehmuth, die menſchlichen Schwächen auf, und in dem Mißachteten zeigt es uns oft die Tugenden des menſchlich Schönen. So ſchildert Mundt die pariſer Griſetten mit einer Rührung, die zum Glück auch ſehr witzig iſt, ſonſt würden wir es vor Wehmuth nicht aushalten, und zergliedert uns hochgewürdigte Geſtalten, wie Talleyrand, Chateaubriand, Lamennais, Victor Hugo, mit einer üppigen Ironie, daß man meint, mit ſolcher Kritik ließen ſich die Pole der Erdachſe wie ein Taſchenmeſſer bequem zuſammenklappen und in die Taſche ſtecken. Wir ſtaunen über dieſe Höhe des Standpunktes, welche hier der deutſche Humor erringt, indem er über die gefeierten Herrlichkeiten Frankreichs mit eben ſo viel zweiſchneidiger Ironie als harmloſer Gemüthlichkeit triumphirt. Wir gönnen ihm dieſe Triumphe, denn es iſt der liebenswürdigſte Humor, der hier mit dem Tiefſinn und der Innigkeit des deutſchen Gemüthes Arm in Arm durch die Straßen wandelt, das Pflaſter und das arme Volk beobachtet, ſich mit den Reichen zu Tiſche ſetzt, in das Boudoir der Damen lugt, ſich über das Menagemachen erbaulich ergießt, die pariſer Griſetten mit der pariſer Tugend in Vergleich bringt, bei den Großen mit liſtiger Beſcheidenheit anklopft, ihre Größe mit deutſchem Stolze beſeitigt, am Foyer der Oper über die ephemeren Notabilitäten, wie Scribe und Jules Janin, ſich mit Würde luſtig macht, die Franzöſinnen bei der Toilette und beim Tanze lorgnettirt, kurz, das ganze glänzende Elend der pariſer Welt in ſeinem reizenden Zauber durchlebt hat. Es iſt in Mundt ein tiefſinniger Ernſt, der nur die Fahne der Luſtigkeit aufpflanzt, weil er ſich in eine Geſchichtsepoche verſetzt ſieht, welche alle Tragödie in Burleske wandelt. Er iſt in Paris und er ſtudiert dies Maskenſpiel der Talente, die ſich um ihren Inhalt brachten. Der Ernſt hilft ihm erſt, ſeinen Humor moraliſch zu rechtfertigen. Er ſchildert im zweiten Bande ſeiner „Spaziergänge“ Louis Philipps Namenstag und ſpricht von der populären Wichtigkeit des ſchönen Wetters, in welchem die Feier erſcheint; er entwickelt die Farce der Königsmörder in der Epoche der Julireigierung und beſucht den theoſophiſch-katholiſchen Ballanche, der ganz im Verſteck nach dem Weſen der Dinge forſcht und mit ſeiner Diogeneslampe ſich nicht hinauswagt in den Lärm der poſſenhaften Welt. Er portraitirt den Baron von

Eckſtein und entfaltet das Gewebe des jeſuitiſchen Indifferentismus, zu dem eine Richtung der zeitgemäßen Intelligenz gekommen. Er ſpricht von dem religiöſen Bedürfniß der jetzigen Franzoſen und geſteht mit lächelnder Wehmuth die Möglichkeit ein, die jetzige Zeit könne die katholiſche Frömmigkeit noch einmal wieder — in Mode bringen. Er ſtellt die Demokratie als ein heiliges Räthſel der ahnungsvollen Zukunft hin, und zuckt die Achſel über die abgelebte Dialectik der jetzigen Parteien, er weiſt nach, wie Frankreich nichts anders ſein könnte als politiſch, und ſchildert Thiers, den verunglückten Schüler ſeines Meiſters Talleyrand, er ſatyriſirt Louis Philipp als den Mann der Gegenwart, der mit den Parteien und Ideen der Zeit eine glückliche Taſchenſpielerei getrieben; er ſchildert im Jardin des Plantes mit verliebter Thorheit die Giraffe und ſtellt ſie mit bitterm Witz als den Repräſentanten des modernen Zeitalters hin. Der Geiſt der Zeit iſt kein Lear, ſonſt würde Mundt ſein guter Junge mit der Schellenkappe ſein, der den blinden Mann durchs Land führte. ihn ſehen ließ und die Groſchen für ihn ſammelte. Die

Ausplaudereien ſeiner gefälligen Zunge würden uns das große Unglück des geſtürzten Herrſchers, der die Weltgeſchichte ſpielen wollte, ſanft und friedlich ausgleichen. Denn ſoviel Gutmüthigkeit liegt in Mundt's Humor bei aller Satyre ſeiner Weltverſpottung. Und weil die Zeit kein echter Lear iſt, ſo iſt der Humor auch nicht der Narr, der an dem Unglücke ſeines Herrn ſtirbt, vielmehr bleibt er, weil die Tragödie der Menſchengeſchichte zur Poſſe wurde, mit ſeinem guten Herzen übrig, alle Zeit befähigt, auf ein neues Weltreich zu warten.

XV.

Der Zeitgeiſt in Bildern.

Die große Reihe düſſeldorfer Bilder auf der leipziger Ausſtellung (1837) könnte wiederholt zu der Betrachtung verlocken, wie weit dieſe Schule mit ihren Kräften reicht und wiefern ihre Richtung bereits der Monotonie anheimfällt. In Aeußerungen der Kunſt prägt ſich der Sinn der Zeit aus; worin jene bedeutend iſt, kann für eine Tugend des Jahrzehnts oder Jahrhunderts gelten; was jener fehlt, iſt vielleicht eine bedeutende Zahnlücke in der ganzen Geſichtsbildung der dermaligen Epoche. Deshalb muß die Betrachtung einer Schule, die ſo conſequent in ihren Leiſtungen iſt, zur Auffaſſung unſerer Gegenwart von Nutzen ſein. So ſei denn die Behauptung angedeutet, daß dieſe Schule wohl die Romantik des Mittelalters, aber nicht die religiöſe Stimmung deſſelben in ihrer Gewalt hat. Die vielen betenden Figuren und Gruppen, Becker's betende Bauernfamilie, Claſen's Kirchgängerin, W. Heine's Verbrecher in der Kirche, können uns ebenſo wenig dieſen Glauben ſtreitig machen als die geſammte händefaltende Wehmuth, die ſich durch die ganze Schule zieht. Es iſt dies nicht die Kraft der Religioſität, weder die Begeiſterung katholiſcher Inbrunſt, noch der Luther'ſche Starkmuth, es iſt weiche Elegie, hinfälliges Brüten, das mitunter ſchon die Grenze kopfhängeriſcher Muckerei anſtreift. Leſſing's trauerndes Königspaar und Bendemann's elegiſch zuſammengeſunkene Juden vor Babylon ſind nun ſchon in nachfolgenden Bildern der ganzen Schule zu mannichfachen Nüancen wiederholt. Bendemann kommt am wenigſten aus der Monotonie dieſer Richtung heraus, Leſſing fühlt dieſe Einſeitigkeit, die menſchliche Größe nicht anders als in elegiſcher Ohnmacht zu zeigen. Ich ſage, er fühlt dieſe Einſeitigkeit der Lebensauffaſſung, denn er iſt der bedeutendſte unter den Düſſeldorfern, und der bedeutendſte Anhänger einer Schule, gleichviel ob philoſophiſchen oder künſtleriſchen, iſt nicht der, welcher ihr am treuſten anhängt, ſondern derjenige, der zum Bewußtſein über ſie kommt und über ſie hinwegſchreitet. Leſſing wagt es, Situationen zu erfinden, wo die menſchliche Größe nicht in der Paſſivität des lyriſchen Schmerzes, ſondern in der Entwickelung activer Leidenſchaft erſcheint; er wagt es, aber er erreicht es nicht. Man ſehe ſeinen Friedrich Barbaroſſa in der Schlacht bei Iconium. Es iſt zu bedauern, daß aus dieſem ſchon ältern Carton kein Oelbild werden will. Welcher Reichthum in der Gruppirung, welche Phantaſie im Entwurf! Gewaltige Glieder, großartiges Ineinander der Erfindung und doch voll Einheit, und durch die Hauptgeſtalt zuſammengehalten. Nur das Pferd der Hauptgeſtalt, die Friedrich Barbaroſſa abgiebt, iſt verfehlt, es liegt mehr, oder ſchwimmt auf dem Bauche durch das Gewühl, ſtatt wirklich zu ſpringen, — als wär' es ebenfalls von dem Geiſte der elegiſchen Hinfälligkeit inficirt. Aber in den Menſchengeſtalten iſt hier ein großer, wirklich hiſtoriſcher Sinn vorwaltend. Weiß man jedoch, wie Rubens Männer der Schlacht malte, ſo wird man fühlen, wie dieſe deutſchen Krieger, Barbaroſſa und ſeine Begleiter, von einer Ruhe, faſt von ſtiller Behaglichkeit angehaucht ſind. So leidenſchaftlos, ſo paſſiv malte Rubens die Geſichter nicht, die um ſich her den Tod verbreiten. Dieſer Hang zum gemächlichen Behagen macht die düſſeldorfer Schule unfähig, hiſtoriſche Größe zu malen. Die treffliche Huſſitenpredigt hätte ein wahrhaft hiſtoriſches Bild werden können, wenn es der Maler gefühlt hätte, ſein fanatiſcher Redner müſſe zur Thatkraft entflammen, nicht, wie es im Bilde geſchieht, ſeine Gemeinde zum ſtillen Nachſinnen einladen. Dieſer ſchwärmende Huſſit, mit dem Kelch in der Hand, iſt fähig, ein Volk zur Revolution aufzuwiegeln, das in gedrängtern Gruppen ſich um ihn ſchmiegen, in großen Schaaren von einem Berge etwa herabſtrömen konnte. Statt deſſen liegt betende Andacht, in ſich verſenkte Beſchaulichkeit zu ſeinen Füßen. Ein Greis iſt der Einzige, der die Hände zu dem Prieſter des neuen Glaubens aufſtreckt. Selbſt der Fleiſcher, der links liegt, das Beil in der Hand, reflectirt erſt über ſein Gefühl; eine andere eben ſo echt huſſitenböhmiſch gemalte Figur rechter Hand, den Morgenſtern über die Schulter geworfen, hält die Leidenſchaft zurückgebannt. In der ganzen Gruppe iſt nur ſtilles Bedenken, Elegie der Empfindung, Reflexion über die Thatkraft, nicht dieſe ſelbſt. Man ſuche dieſe Stimmung in den Geſichtern der Rubensſchen Schlachtbilder; man wird ſie nicht finden, bei ihnen iſt wie bei Shakſpeareſchen Geſtalten alles That, alles raſch in Fleiſch und Blut und zugleich in das handelnde Leben tretender Gedanke. Wer wollte die Trefflichkeit des Leſſing'ſchen Bildes, die Eigenthümlichkeit der ganzen düſſeldorfer Schule verkennen! Aber dieſe Eigenthümlichkeit, ſage ich nur, hält ſie ab von der Hiſtorienmalerei, wie ſie die alten Maler früherer Zeiten übten.

Eine zweite Seite der düſſeldorfer Schule läßt ſich ebenfalls noch an der Huſſitenpredigt andeuten. Der Aufruhr der Huſſiten war eine religiöſe Revolution, ſie war Sache des Volkes. Aber ſtatt des Volkes malt der düſſeldorfer Künſtler einzelne Vertreter und Häuptlinge, er vermeidet es, die Maſſe und ihr Gewühl zu malen, wie es von ferne herandrängt, er malt blos eine Anzahl Auserwählter, zu denen der Fanatiker ſpricht; er verſchmäht es, die Lumpen der Nation, die Plebejer zu zeigen, er zeigt ſehr fein geglättete, mit möglichſter Toilette ausgeſtattete Vornehme, die bei dem ſaubern, bis in alle Einzelnheit auf das ſorgfältigſte gezierten Theatercoſtüm keineswegs ausſehen, als kämen ſie ſtracks aus dem Gewühl des in Brand geſteckten Kloſters.

Bei einem ſo geiſtvollen Künſtler, wie Leſſing, überwiegt der innere Sinn ſeiner Erfindung die Manier ſeiner Schule. Allein bei andern Anhängern derſelben iſt dieſer Hang zum coquetten Theaterſchmuck, dieſe Vorliebe zur ſäuberlichen Toilette für die Kraft der Erfindung hinderlich, oder vielmehr jene Hinneigung zur geleckten Anſtändigkeit vollendet die Weichlichkeit der elegiſchen Empfindung, die, wie mich dünkt, den Charakter der Schule ausmacht. Daß die Zeitgenoſſen dieſe Schule ſo feiern, ganz in Wohlgefallen darin verſchwimmen, verhilft mir noch nicht zu dem Glauben, hier ſei die höchſte Staffel der Kunſt erſtiegen, und meine Bewunderung für die Kraft und Größe der alten Maler längſt verſchwundener Zeiten will ſich nicht von dem gemüthlichen Vergnügen, das mir allerdings die düſſeldorfer Bilder erregen, verdrängen laſſen. Alle dieſe leidtragenden Figuren, welche die Schule in Maſſe producirt, gewähren mir nicht den Eindruck der Tragödie, ich bin nicht erſchüttert, vielmehr wohl und ruhig angeregt, daß hier der Schmerz ſo anſtändig getragen wird, daß Niemand vor ungeheurem Unglück zerbricht. Und das Alles paſſirt den Leuten im ſchönſten, geglätteſten Sammet und Seidenzeug, als wenn die Shakſpeare'ſche Tragödie ſich mit allem Pomp und aller Augenweide der coquetten Oper ſchmückte. Eine wehmüthige Nonne, die ſehr ſchöne Toilette macht, ſtimmt mich nicht unglücklich, denn ich weiß ſie zu tröſten!

Wenn ſich jener Hang zur Eleganz der Toilette und jene Hinneigung zu elegiſcher Ruhe weder in die kirchliche, noch in die hiſtoriſche Malerei verirrt, ſondern zu Geſtalten des rührenden Schauſpiels, das auf den Bretern dargeſtellt wird, ſo entſtehen daraus ganz anmuthige Bilder, wie Kretſchmar's zarte, hübſche Aſchenbrödel und Louis Blanc's ſtilles, ſanftes Goldſchmiedskind, zwei Muſterſtücke in dieſer Art, die in den Mignons und Leonoren der düſſeldorfer Schule ſchon verwandte, wenn gleich ernſtere Vorgängerinnen hatten. E. v. Hagen's Goldſchmieds Töchterlein iſt ein ſchwächeres Stück, das in dieſe Gattung ſchlägt, aber Fürſtenberg's junge Zigeunerin mit dem Krieger, dem ſie weiſſagt, Fielgraf's Ritterfrauen, Steinbrück's Elfen, Richter's Herrmann und Dorothea, Bilder von Grashoff und Grothaus gehören mit vielem Glück in dieſe Sphäre eleganter, poetiſch gemüthlicher, aber theatraliſch coſtümirter Romantik. Nur wenn, wie im Bilde von Mengelberg: der Tod Moſis, ein Sterbender ſich ſo wie ein Theaterheld gruppirt, fühlen wir die Endſchaft dieſer Kunſt.

Anerkannt eigenthümlich iſt die düſſeldorfer Schule in der Kunſt, die landſchaftliche Natur in ihren ſchläfrig melancholiſchen Stimmungen aufzufaſſen und wiederzugeben. Was ſie in der Menſchenwelt liebt, ſucht ſie ſich auch in der Natur auf, Elegie, dämmernde Schwermuth, gedrückte Stimmungen. Hier hat nun Leſſing in ſeiner Eifellandſchaft das Aeußerſte erreicht. Dieſer See in Abendſchattenruhe mit den Kranichen am Ufer, mit dem Colorit der weichen Schläfrigkeit, in die ſich alle Tinten verlieren, iſt zugleich ein Meiſterſtück der Enthaltſamkeit in der Erfindung, was man von ſeiner allzu gedrängten Winterlandſchaft mit dem herrlich leuchtenden Schnee, mit dem Capuziner am offenen Grabe und dem lockenden Licht in der Capelle, nicht ſagen kann. Hier iſt nun ein überaus fruchtbares Feld für die düſſeldorfer Empfindungen, die als echt deutſch ſo vielen Anklang finden, obſchon ſie in der Literatur, wo ſich das Bewußtſein der Nation ſchärfer und raſcher auslebt, hinter uns liegen. Eine große Menge von Jüngern aus jener Schule haben ſich hier verſucht und bewährt, Böcking, Breslau, Dahl, Döring, Häcke, Happel, Hengsbach, Lange, Heunert, John, Koch, Kraft, Jacobi, Normann, Scheins, Schulten, Scheuren, Schirmer, Winkelirer und noch Mehrere nehmen hier Theil an der großen Gemeinſchaft der düſſeldorfer Ideen. Und was an Matthiſſon'ſcher Elegie in den Ruinen eines Bergſchloſſes, mit Abendwehmuth und muſikaliſcher Weichheit aufzubringen iſt, hat Hurol in einem größern Bilde: des Sängers Abendlied, zugleich mit aller Eleganz theatraliſcher Coſtümirung vereinigt dargeſtellt. Was hier in techniſcher Beziehung noch beſonders werthvoll iſt, der goldene Schein der untergehenden Sonne, und Anderes, mögen eben Techniker feiern; uns genügt es, wenn wir uns äſthetiſch in den Kunſtleiſtungen unſerer Zeit zurechtfinden. Auch Schrödter hat zwei Landſchaften geliefert. Schrödter begann ſeine Thätigkeit mit dem Verſuch, die monotone Melancholie der düſſeldorfer Freunde zu parodiren. Seine betrübten Lohgerber waren gewiſſermaßen ein humoriſtiſches Seitenſtück zu dem trauernden Königspaar. Jetzt ſehen wir auch ſeinen trefflichen Don Quixote noch einmal hier wieder. In letzter Zeit ſcheint er in den allgemein vorherrſchenden Ton ſeiner Schule zurückgegangen zu ſein; wir erhielten zur Ausſtellung von ihm zwei Landſchaften, die, wenn mir recht iſt, dies glauben laſſen*).

Ueberhaupt liegt es wohl in der Richtung der düſſeldorfer Schule bedingt, daß ihr der Humor verſagt iſt. Daß Einzelne hier und da auf eine komiſche Situation ſtoßen, wie Haſenclever mit vielem Glück in ſeinen frierenden Kindern und in ſeinen Politikern, hebt jene Behauptung noch nicht auf, und gerade das letztgenannte Bild erinnert daran, um wie viel mehr derbe Geſundheit, körnige Kraft in der Auffaſſung des Volkslebens und Witz der Erfindung, im Humor der niederländiſchen Maler zu finden iſt.

---

*) Das Bild, woran er jetzt arbeiten ſoll, iſt wieder humoriſtiſch: Falſtaff mit ſeiner Bande beim Friedensrichter.

Es mag in dieſer ſcheinbaren Beſchränkung des düſſeldorfer Ruhmes nichts anderes geſucht werden als der gute Wille, den Sinn des Publikums auch für Kunſtrichtungen wach zu erhalten, in dem wir andern Elementen begegnen und einen kräftigern Flügelſchlag des Geiſtes hindurchfühlen. Dies iſt meines Bedünkens in der franzöſiſchen Schule merklich. Ich nenne nur Biard. Wir erhielten zwei Bilder von ihm. Die herumziehende Springerbande, die im ſeltſam theatraliſchen Coſtüm auf Zuſchauer wartet. Links ſteht der Director mit untergeſchlagenen Händen; er hat den Vorhang zurückgeſchoben und blickt mit zürnendem Pathos gen Himmel, denn es regnet und das Publikum erſcheint nicht. In der Mitte das durch Intriguen ruinirte Geſicht der Matrone. Pagliazzo, eine höchſt witzige Figur, guckt neugierig in den offenen leeren Geldkaſten, den die Alte ihm mit einer Miene zeigt, in der ſich Weltverachtung, Spott und ein weisheitsvoller Leichtſinn begegnen. Ein zartes Mädchen, aber pfiffig und coquett, eine Brünette in Chamois, ſitzt mit untergeſchlagenen Füßen am Boden und blickt nach dem leeren Kaſten, während ſie die Violine ſtreicht. Man will trotz dem Wetter das Publikum locken. Hinten ſchlägt einer die große Trommel, ein anderer Burſche hält den Janitſcharenhalbmond, aber gähnt bei dieſer Langenweile. Der Lampenputzer iſt im Hintergrund bei den Wachsfiguren beſchäftigt. Ueberall Spannung, alles iſt lebhaft angeregt, denn es handelt ſich um Sein und Nichtſein bei dieſen Leuten. Darin ſind eben die franzöſiſchen Maler den deutſchen überlegen: ſie erfaſſen mit erfinderiſcher Kraft den wichtigſten Moment, der die dabei betheiligten Perſonen einer Entſcheidung nahe bringt. Dies fehlt den Düſſeldorfern, ſie malen epiſche Gruppen, die Franzoſen dramatiſche. In jenen iſt elegiſche Hingebung an eine langanhaltende Situation, in den Gruppen der franzöſiſchen Bilder iſt alles auf einen ſchlagenden Moment piquirt, daher das ſprudelnde Leben, die pulſirende Flüſſigkeit, das dramatiſche Intereſſe. Hierzu gehört Keckheit des Geiſtes, nicht blos Empfindſamkeit der Seele, wie ſie ſich in den düſſeldorfer Bildern ausſpricht. Ich ſpreche der lyriſchen Elegie gar nicht den Werth ab, ich finde dieſe ſanften Mädchengeſichter der düſſeldorfer Schule, dieſe zahmen Wehmuthslinien voll ſüßer Anmuth, dieſe zarten Aſchenbrödel und idylliſchen Goldſchmiedstöchter, ich finde ſie ſchön, aber eine phlegmatiſche Anmuth wird mich nicht überführen, ſie ſei im Gebiete der Kunſt mehr werth als die frappante Grazie der lebenskecken Brünette, die Biard in ſeinem Bilde malt. Und in ſeinem Sklavenmarkt an der Goldküſte Afrika's finde ich mehr Genialität der Erfindung und Ausführung als in den ſämmtlichen düſſeldorfer Bildern. Dieſes große Meiſterwerk zeigt einen bedeutſamen Act in der Culturgeſchichte der Menſchheit. Wir ſehen hier den weißen Europäer auf dem Gipfelpunkt ſeiner civiliſirten Verworfenheit. Schaaren von ſchwarzen Brüdern werden gekoppelt herbeigeſchleppt, man tarirt ſie nach ihrem Fleiſch, verhandelt ſie nach ihren Gliedern, einer liegt am Boden, man prüft die Geſundheit ſeiner Zähne. Ein anderer weißer Henker drückt einem ſchwarzen Weibe das Brandmal des Eigenthumsrechts auf den nackten Rücken. Er raucht mit der ſchönen weißen Ruhe ſeines cultivirten Geſichts eine Cigarre, das ſchwarze Weib krümmt ſich vor ihm und ſchlägt den ſtummen Blick voll unſagbarem Schmerz gen Himmel. Aber dies ſchöne Auge findet keinen Rächer; der Himmel kleidet ſich in ſtilles Abendroth und ſchweigt, er läßt den Menſchen ihr Verbrechen und der Unſchuld den Schrei der Verzweiflung. Allerlei ſchreckliche Gruppen zeigen auf das mannichfachſte dieſes Schauſpiel, das ſich die Menſchheit liefert, indem der Menſch ſeinen Mitbruder verhandelt und ſich noch weit mehr entadelt als die Opfer ſeiner Bosheit und Gewinnſucht. Am ſchrecklichſten ſind die drei Geſtalten der ſchwarzen Verkäufer. Der eine befühlt das Gold, das man ihm zahlt für ſeinen Bruder, die gierige Dummheit ſeiner Geſichtszüge fragt, ob das genug ſei für geſundes Menſchenleben; ein Zweiter ſtreckt zum Zeichen ſeiner Forderung drei Finger in die Höhe; der

Dritte grinſet wie ein Mephiſtopheles in ſchwarzer Haut. Unten ſitzt ein reichgezierter Negerhäuptling auf buntem Teppich, er ſieht dem Handel ruhig zu, die Stupidität der ſchwarzen Majeſtät raucht eine Pfeife Knaſter bei dieſem Anblick der Scheußlichkeit. Auch eine kleine ſchwarze Unſchuld, ein Negerkind, ſitzt unten am Boden, und ſieht ſtill zu, wie man dem Vater die Zähne befühlte, um zu wiſſen, wie viel er wohl werth ſei. In all dieſem hat der Maler die Verworfenheit der dummen Natur dargeſtellt. Aber die bewußte Verworfenheit des europäiſchen Geiſtes, der hier ſeine perfide Ueberlegenheit entwickelt, dieſe liegt in der Miene des weißen Sklavenhändlers, der, rechts hingelehnt, den ganzen Handel zu Buche bringt und ſeinen Vortheil überſchlägt.

Man muß ſagen, daß Biard ein Kunſtwerk ohne alle Verſöhnung lieferte. Es fehlt dem Bilde eben ſo ſehr die Verſöhnung, als ſie der Sache ſelbſt fehlt. Für dieſe Grauſamkeit der Weißen hat die Weltgeſchichte noch keine Rache erfunden, erſt ſpätere Jahrhunderte werden dieſe Gräuel zu rächen wiſſen, die wilden Kinder der dunkeln Haut werden dereinſt zu furchtbarer Wiedervergeltung aufſtehen, in der Revolution der Unterdrückten gegen die Ariſtokratie der Weißfarbigen wird die Weltgeſchichte eine Verſöhnung zu finden wiſſen. Biard konnte keine Verſöhnung andeuten, er giebt den Act, wie er ihn aus dem Leben greift.

Man macht erſtaunlich viel Gerede davon, daß die Phantaſie des franzöſiſchen Malers dreiſt genug iſt, dieſe Scene zur Beleidigung der Menſchheit in allen Gräueln der Barbarei zu enthüllen. Die deutſche Gemüthlichkeit empört ſich gegen die Frivolität, in der ſich hier das Genie des Künſtlers aller Milde entledigt. Aber ich gebe zu bedenken, daß es ſelbſt den zahmen, gemüthſeligen Düſſeldorfern widerfährt, Scenen zu entwerfen, vor denen die Menſchheit erröthen ſollte. Ich weiſe auf W. Heine's Verbrecher in der Kirche. Man bewundert das charakteriſtiſche Mienenſpiel der Unglücklichen, und mit Recht; in der Mannichfaltigkeit dieſer lebendigen Geſichter hat der Maler ein großes Talent offenbart, Aber ich bitte auf die vier Schergen der ſtupiden Gerechtigkeit zu blicken. Vier Musketiere haben dieſe Verbrechergeſellſchaft in die Kirche eſcortirt. Während in den Geſichtern jener Unglücklichen Andacht und Sünde mit einander ringen, um in der Seele den Punkt zu finden, wo der Irrthum des Erdenlebens vor einem Gedanken an den Himmel erliſcht, ſtehen die Schergen der militäriſchen Polizei in aller Arroganz des Herkommens neben ihnen und blicken mit empörender Tyrannei auf dieſe mit den Gefühlen der Verſöhnung kämpfenden Geſichter. Die Frömmigkeit moraliſch Verunglückter auf dieſe Weiſe bewachen und commandiren zu laſſen, dies iſt deutſche Frivolität. Dieſen Zug knechtiſcher Bevormundung des Gewiſſens hätte ſich kein Franzoſe erlaubt; ich finde ihn empörender als die grauſame Ruhe, womit Biard die ſchwarzen Menſchenkinder geißeln läßt. Wenn der Sklavenhändler dem ſchreienden Negerweib einen glühenden Stempel in den Nacken drückt, ſo iſt das phyſiſche Barbarei. Aber wenn die bewaffnete Macht mit Säbel und Bajonett neben dem moraliſchen Unglück mit kalter Stirn daſteht und ihm befiehlt, fromm zu ſein, ſo iſt das eine Verwahrloſung in knechtiſcher Empfindung, die ich nur begreiſe, wenn man mir ſagt, dies habe ein Deutſcher aus dem Leben ſeines Volkes aufgegriſſen. Ich will hierüber Niemand mein Gefühl aufbürden, ich behaupte nur, der Deutſche iſt in Kunſt und Poeſie nicht minder frivol als der Franzoſe, nur jeder in ſeiner Weiſe.

XVI.

Chriſten und Juden.

Es iſt eine moderngeſchichtliche Thatſache, daß der Rothſchild vielen chriſtlichen Potentaten die Gelder vorſchießt, womit ſie ihren chriſtlich-romantiſchen Staatshaushalt beſtreiten. Selbſt der Himmelsſchlüſſel klopft bei des Juden goldenen Schlöſſern an, und bohrt und verſucht, ob er wohl paſſen möchte. Und ſiehe! er paßt. Ich ſage nichts, als was factiſch iſt, will nichts hören, nichts ſehen und wiederſagen, als was ſich wirklich begiebt. Man hat als geſchichtlich und nach dem Buche richtig herausgebracht, daß die Juden in Verhältniß zu ihrer Anzahl ſechsmal mehr Geld haben als die Chriſten. Wir Chriſten brauchen die Juden nicht, Gott behüte! das wäre unchriſtlich; wir brauchen nur ihr Geld. Aber da in dieſer ſchlechten Zeitlichkeit das Geld doch eine gute Sache iſt, ſo brauchen wir die Perſon um der

Sache willen. Wir drücken chriſtlich ein Auge zu über das böſe Judenthum und borgen von ihm die gute Sache. An ſich iſt das Geld eigentlich ein Ding vom Uebel. Aber es geht uns mit dieſem Dinge wie dem Gretchen mit dem Fauſt. Als ſie etwas Unheimliches an ihm wittert, das ihren Glauben kreuzt, greift ſie ihm doch mit Blicken der Liebe in ſein dunkles, chaotiſches Haar und ſagt zu ihm: Du lieber böſer Mann! So geht es uns Chriſtenleuten mit dem Gelde der Juden; wir ſagen: Du liebes böſes Ding! Ach, und wenn es darauf ankäme, wir würden, wie Gretchen, gern unſere Seele, unſere chriſtliche Unſchuld und unſern Frieden hingeben für das liebe böſe Ding. Aber Rothſchild und ſeine Leute verlangen dafür keine Unſchuld, nur unſere Schuld, keine Seele, nur ihre Zinſen; ſie ſind keine Ehrabſchneider, ſie ſchneiden nur Coupons. Es giebt unter den Juden keinen Shylok mehr, der die Gelegenheit wahrnähme, ſeinen Haß zu lüften, und wenn man 3000 Dukaten von ihm verlangte, höhniſch ſpräche: Geſtern ſchaltet ihr mich einen Hund und ſpiet auf meinen jüdiſchen Rokkor; wie ſollt' ich nicht ſagen nun: Hat ein Hund Geld zu verleihen, kann ein Spitz aufwarten mit 3000 Dukaten? Es giebt keinen Shylok mehr, der ein Pfund Fleiſch verlangte, wenn ihm der Schuldner verfällt. Es iſt recht chriſtlich vom Juden Rothſchild, daß er nichts weiter verlangt als ſeine Zinſen. Aber während Rothſchild ſo chriſtlich an uns handelt, daß er uns ſogar auf lange Zeit hin ſtundet, rotten ſich in der Reſidenz die chriſtlichen Schuſter und Schneider zuſammen, ſtecken die Köpfe an einander und ſagen: Der Staat iſt in Gefahr, wenn die Juden auch Handwerk treiben; das Chriſtenthum muß gerettet werden, denn zu ſchuſtern und zu ſchneidern iſt ein Privilegium des Chriſtenthums! Und ſie ſetzen ſich hin und ſchreiben mit Pfriem und Nadel eine Petition, und beweiſen es aus der Bibel, daß die Juden nur zum Schacher taugten, und reichen die Bittſchrift bei der Ständeverſammlung ein. Es iſt recht jüdiſch von den chriſtlichen Schuſtern und Schneidern, daß ſie den Juden aus purem Brotneide das Handwerk legen wollen. Man kann hier nicht ſagen: Schuſter, bleib bei deinem Leiſten. Denn ein Schuſter iſt auch ein Chriſt und ein Staatsbürger; darum kann er ſchreien und Zeter rufen, wenn die Gefahr droht, daß ſein Leiſten unter die Juden komme, denn ein Jude ſei zu ſchlecht für einen Schuſterleiſten. — O, ihr Kinder Israels! bleibt bei eurem Stolze! Beſudelt euch nicht mit Pech, ihr ſeid zu gut für einen Schuſterleiſten.

Jede menſchliche Dummheit hat ihren Gegenpol. Denn die Axe, dieſe Linie von Gebrechen und Thorheiten, um welche ſich die Kugel der lieben Menſchenerde dreht, will nun einmal ihre zwei Endpunkte haben wo der Umſchwung ſtill ſteht und das menſchliche Gehirn erfriert. — Die chriſtlichen Schuſter, Schneider und reſpective Keſſelflicker wollten die Juden von den Handwerken zurückhalten. Da kommt ein chriſtlicher Schulmeiſter, der ſich Georg Stückrad nennt, weil er ſich ſchämt, ſeinen eigenen Namen dazu herzugeben, und ſchreibt Stimmen der Minorität. Nein, ſchreit er, vom Handel müſſen die Juden zurückgehalten werden, denn auf Wucher ging allezeit ihr Dichten und Trachten, die Geldgier war ihr Princip, der Schacher ihr Gewerbe, aus dem alle ihre Seelengebrechen erwuchſen. Man ſollte, ſagt der Mann der Minorität, die ſchärfſte Grenze ziehen zwiſchen Judenthum und Handelsjudenthum. Wer den Acker baut, wer ein ehrliches Handwerk treibt, der ſei emancipirt, der ſei kein verdächtiger Zeuge mehr, der zahle kein Schutzgeld, der ſei wählbar zu den Gemeindeämtern. Wer ſich verpflichtet, den rabbiniſchen Zuſätzen zu dem moſaiſchen Geſetze zu entſagen, wer die Sabbathsruhe nicht als Dispenſation von menſchlichen Pflichten benutzt, wer die Gemeinſchaft mit einem Chriſten nicht als eine Verunreinigung anſieht, den emancipire man, dem geſtatte man den Zutritt zu den Staatsämtern, der könne ſelbſt durch das innigſte aller Bande, durch die Ehe, ſich den Chriſten anſchließen. Die Handelsjuden aber emancipire man nicht, ſelbſt wenn ſie noch ſoviel Politur affectiren, nicht. — O pfui, chriſtliche Schulweisheit, wie viel Unklugheit affectirſt du, wie viel Albernheit dichteſt du den Juden an! Verzeiht mir, ihr Schuſter und Schneider aus der Reſidenz, daß ich euch ſchmähte. Ihr wollt die Juden blos von den Handwerken zurückhalten, weil ihr klug genug ſeid, zu wiſſen, daß die Juden klüger ſind als ihr, weil ihr wähnt, ſie möchten euch überflügeln, wenn ſie mit euch concurriren. Aber eines Schulmeiſters Weisheit wird ganz närriſch, wenn ſie meint, die Juden ſollten vom Handel laſſen. Ihr Kinder Korah, laßt euch nicht närren, für den Preis tauſchet nichts ein. Laßt euch nur drücken, der Druck ſchnellt elaſtiſch in die Höhe, wie jede gebückte Seele, wie jedes unter der Zuchtruthe gekrümmte Volk. Vor kurzem wolltet ihr in Schaaren nach Sibirien aufbrechen, um der ſtarren Wüſte ein Menſchendaſein abzugewinnen, das Eis des Nordens in ein Saatgefilde zu verwandeln, die harten Felſen mit den Schweißtropfen eurer Stirn zu erweichen. Ein Machtgebot hat es gehindert, ihr ſollt kein Terrain gewinnen, ihr ſollt blos Handel treiben. Aber ſeid nur getroſt, der Handel bezwingt die Welt und eure Goldadern laufen ſchon durch das wurmſtichige Gebäu voll armſeliger Herrlichkeit. Es gab einen alten griechiſchen Weiſen, der lehrte, in den Poren der Welt ſäßen die Götter. Nicht alſo, in den Poren der europäiſchen Erde ſitzt das Gold der Juden, das die böſen Lücken füllt.

Ihr ſchmäht, daß wir den Blick zum Mammon wenden;
Wie wir ihn ſuchen, ſuchet ihn auch ihr!
Nur tappt ihr plump nach ihm mit ſchweren Händen,
Mit leichter Wünſchelruthe winken wir!

Verachtet mich, doch will Triumph ich ſtimmen!
Zertritt mich, Chriſt, wie einen Wurm der Flur!
Muß ich mich unter deinen Sohlen krümmen,
Iſt's doch vor Schmerz nicht, nein, vor Wolluſt nur!

Voll Luſt ja denk' ich's unter deinen Füßen,
Wie deines Prieſters halb du biſt, halb mein;
Wie wir uns Beid' in dich zu theilen wiſſen:
Sein ſoll das Jenſeits, mein das Diesſeits ſein!

Ich denk's, daß meines Volks ein Mann darf winken,
Und Demant und Juwel, entfärbend ſich,
Aus deines Königs ſtolzer Krone ſinken,
Der dich auch treten kann, ſo wie du mich!

Brauſ't hoch zu Roß dahin, im Goldesſchimmer,
In Purpur wallend, ſchwingend das Panier!
Ich lieg' im Koth, und weiß, ihr ſeid nicht immer
So ſtolz, und bückt euch noch herab zu mir!

Entfalt', o Chriſtenſtaat, dein Prunkgefieder,
Und ſchlag' dein ſchimmernd Farbenrad als Pfau!
Des Regenbogens Leuchten ſpiegle wieder,
Des Sternenhimmels Funkeln gieb zur Schau!

Gern mag der Pfau im Sonnenglanz ſich blähen,
Doch ſchämt er ſeines eklen Fußes ſich!
Ich bin der Fuß, magſt ihn mit Scham beſehen,
Doch trägt nur er dein Prunkgebäud' und dich! —

So läßt Anaſtaſius Grün ſeinen Juden reden, jener Fauſt Oeſterreichs, der tiefſinnende, edle Sänger, der in ſeinen fünf Oſtern den Wandel der Chriſtenwelt ſchildert, und die fünfte Oſternacht als einen Tummelplatz der allgemeinen Menſchenliebe, als ein Paradies der Glückſeligkeit in die Zukunft der kommenden Geſchlechter hineinverlegt. Schon um dieſer ſchönen Schwärmerei willen iſt die Liebenswürdigkeit dieſes Dichters für Zeit und Nachwelt geſichert. Alle Zwiſchenlagen der Geſchichtsentwicklung, alle Flötzgebirge der Gegenwart und die Steinſchichten, die ſich noch vor eine ſolche goldne Zukunft drängen, überſpringt der beflügelte Sinn des Dichters, er lehnt ſich weit über die Zeiten hinaus und badet ſein Herz im goldnen Saum der Wünſche, die den Horizont der Weltgeſchichte umſchweben.

Dieſer chriſtliche Dichter träumt eine Zukunft, wo ſich alle Religionsbekenner zu einer großen Verbrüderung der Menſchheit umarmen. Bevor aber die chriſtliche Liebe nicht das Lied anſtimmt: „Seid umſchlungen, Millionen, dieſen Kuß der ganzen Welt!“ — mögen die Juden nur immer auf ihre Weiſe zwiſchen ihren Geldſäcken heimlich ſummen: „Seid umſchlungen, ihr Millionen, denn euch gilt der Kuß der ganzen chriſtlichen und unchriſtlichen Welt.“ So lange die Chriſten jüdiſche Verfolgung üben, als ſei ihr Gott der Gott des Zornes, ſo lange werden ſchwerlich die Juden chriſtlich werden. Und doch regt ſich im Judenthume ſchon jetzt mehr Chriſtliches, als man denken ſollte. Mit dem Fortſchreiten der geſellſchaftlichen Bildung trat der Jude als Perſon hervor, er ergab ſich der Kunſt und Wiſſenſchaft und trat in den Ideenkreis der modernen Welt. Er blieb nicht ſtehen bei der ſentimentalen Philanthropie jenes Schewa, er ging über die allgemeine Menſchenliebe jenes milden, weiſen Nathan, wie ihn Leſſing ſchilderte, hinaus, verließ ſeine Sphäre und griff ſelbſtthätig und mit glücklichem Talent in die Gebiete des geiſtigen Lebens der Chriſten ein. Freilich ſtehen Börne und Heine wie Gottesgeißeln an der

Schwelle dieſer jungen Zeit. Ein witziger Engel der Rache Gottes ſtand Börne ſeinem Jahrhundert gegenüber und hielt ihm mit felſenfeſter Hand, mit der unerſchütterlichen Treue ſeiner reinen tiefen Seele die Flammenſchrift ganz einfacher Menſchenrechte vors Auge. Unerbittlich war das Schwert ſeiner Rede, er kannte keine Rückſicht auf die Bedürfniſſe der Schwachen; unbekümmert, wie dem leidenden Jahrhundert beizuſpringen, ſchrie er nur immer lauter und lauter über die offenen Wunden der Menſchheit; ſeine Rede klang zuletzt wie die Stimme des Predigers in der Wüſte. Eben deshalb, ſagte man, habe ſich Börne eigentlich doch verrechnet; allein um dies zu ſagen, müßte man erſt die Zeit beſtimmen, mit welcher in ſeiner Rechnung der Abſchluß zu machen ſei. — In andern Gebieten regten ſich andere Talente des Judenthums, um in die chriſtliche Kultur einzugreifen; die Chriſten hatten vergeſſen, dem Juden die Welt der Kunſt zu verſchließen. Das Judenthum fing an zu muſiciren. Meyerbeer bringt Katholicismus und Proteſtantismus auf die Bühne und zerreibt die Gegenſätze mit Pauken und Trompeten an einander; nicht der Wille, ſondern ſein Inſtinct und ſein raffinirendes Talent nöthigen ihn dazu, die religiöſen Elemente zu muſikaliſchen Zwecken abzunutzen. Mehr einſeitig jüdiſche Oppoſition wird in Halevy's Oper laut; in der kreiſchenden Leidenſchaftlichkeit ſeiner Muſik wird das Judenthum fanatiſch, weil er Franzoſen als Publikum vor Augen hat. Aber von früh auf ganz im Schooße germaniſcher Zuſtände erwuchs ein anderes muſikaliſches Talent. In der Zelter'ſchen Schule mit den Melodien des chriſtlichen Kirchenthums genährt, ſchuf Mendelsſohn-Bartholdy, von Indifferentismus und Erbitterung gleich fern, jenes Oratorium Paulus, in welchem die Bezwingung der Leidenſchaften der Welt durch die Religion der Liebe und deren milde Verklärung das muſikaliſche Thema abgab.

So wurden zu einer großen allgemeinen Verbrüderung der Menſchen auf vielfachen Wegen Zwiſchenſtufen der Annäherung herbeigeführt; was Kunſt und Wiſſenſchaft hierzu beitragen können, geſchah und geſchieht auf vielfache Art; die Menſchheit ruht nicht, ihren Zielen entgegenzugehen, und wo ſie nicht gehen darf, da ſchleicht ſie. Aber in der Geſellſchaft der Juden ſelbſt ergiebt ſich hier und da ein kriechendes Anſchmiegen an chriſtliche Formen, ein oberflächliches Ignoriren der immer doch geſonderten Exiſtenz, als wären die Gemüther durch die fortgeſetzte Reihe der Demüthigungen, deren Ende noch nicht abzuſehen, langſam mürbe geworden, als ſeien ſie eben ſo unluſtig, kraft der natürlichen, heiligen Menſchenrechte zu opponiren, als unfähig, die tiefere Einigung des Gemüthes zu ſuchen. Wo aus dem Judenthume eine Perſönlichkeit offen heraustritt, ſich in chriſtliche Kunſt oder Wiſſenſchaft vertieft und ſo in dem Anſchmiegen an die Culturintereſſen des Jahrhunderts Genugthuung findet: da darf man ſicher ein ſolches Ereigniß als ein glückverheißendes begrüßen. Aber in der großen Menge beginnt ein blos äußerliches Huldigen des chriſtlichen Herkommens, ein ſeichtes Wohlgefallen an den Gebräuchen der chriſtlichen Satzung, und wo bisher den Juden am meiſten die Anerkennung perſönlicher Würde eingeräumt war, in Preußen, iſt dieſer ſchlaffe Indifferentismus am meiſten erſichtlich. Ein gebildeter jüdiſcher Berliner iſt ein ganz ſeltſames Ding. In einer kryſtalliſirten Kruſte von Politur ſteckt ſein eigentliches Weſen wie begraben. Entweder hat er Hegel ſtudirt und glaubt damit den Leuten genug gethan zu haben, um ſie zu zwingen, ſein Judenthum zu vergeſſen. Oder er äſthetiſirt, und macht mit Mondſcheinliedern den Leuten weis, er ſei ganz aufgelöſt in chriſtliche Denkungsart. Ein gebildeter Banquier geht gar nicht mehr ins Theater, wenn Leſſing's Nathan auf den Bretern erſcheint und die tiefe Milde der Humanität predigt; er will gar nichts mehr von Emancipation hören, und freut ſich nur ganz im Stillen, daß Börne der Schrecken der Welt, Heine ihr Abgott war und Meyerbeer viel Glück macht.

Die jüdiſchen Elegants umflattern wie aufgelöſt die blonden Hofrathstöchter oder machen mit witzigen Flatterien den Damen von der Garde die Cour und reiben ſich nachträglich mit Triumph die Hände, wenn es ihnen gelingt, für ebenbürtige Cavaliere zu gelten. Niemand freute ſich mehr über den Tod des famoſen berliner Bleiſtiftjuden als die jüdiſchen Elegants, und dem kleinen Rabbi mit dem breiten Krempenhute und dem weißen Kinnbarte, der vor Jahren durch die Straßen trödelte, wichen ſie beſchämt aus. Sie wollen es gar nicht gehabt haben, daß ſie Juden ſind, und wenden ſich erröthend ab, wenn ein blonder Chriſt die morgenländiſche Schönheit einer Tochter Zions preiſt, und in Schwärmerei geräth über das dunkle Incarnat und die Jeanpaul'ſche Gluth eines jüdiſchen Auges.

Hieraus ergiebt ſich denn manche Verwirrung, viel Unglück und viel Lächerliches. Ein echter Jude läßt nicht ab von ſeinem Glauben an die Menſchheit, er ſtrebt dem Bewußtſein der kommenden Jahrhunderte zu, ohne ſein Erbtheil zu verläugnen; ſo wie ein echter Chriſt ſeinen Glauben an das Chriſtenthum feſthält, das die Spaltungen der Parteien überdauert. Aber jene Verwirrung auf der Oberfläche der Geſellſchaft greift freilich mitunter auch tiefer ein und ſtört das Verhalten des Einzelnen, des Begabten, der nach dem Bewußtſein der Zeit ringt. Jacoby hat in ſeinen *Klagen eines Juden* den alten Graus der jüdiſchen Empfindſamkeit wieder aufgewühlt; es iſt ein Zeter voll ſtörriſcher Sentimentalität, von dem ſich jeder edle, klargewordene Jude abwendet. Wenn Jacoby das Unglück des Judenthums wirklich ſo tief fühlt, und für die Aufgabe der Menſchheit, dies Weh langſam zu ſühnen, ganz verſchloſſen iſt, ſo erſcheint er mir ſehr bedauernswerth, und ich mahne ihn an den Geſang jenes chriſtlichen Dichters, der inmitten einer gegenwärtigen Verworrenheit das Gefühl für die Zukunft hegt und pflegt. Ich habe mich nicht weiden können an dem Talent, womit hier im Rhythmus der bibliſchen Prophetie ein Wehe ausgerufen wird über die ganze moderne Welt. Aus der reichen und oft mächtig brauſenden Diction dieſer Pſalmodie blickt ein ziemlich dürres und durchlöchertes Glaubensbekenntniß hervor. In dieſer quäleriſchen Emphaſe, die der Pſalterpoeſie des alten Teſtaments abgenöthigt iſt, liegt eben ſo viel Verrath am Judenthume, wie an dem Heil der Völkerentwickelung. Wer den Geiſt des alten Judenthums heraufbeſchwört, hat die Berechtigung, dem Zorne Sprache zu leihen, und ich halte es an dem liebenswürdigen Bendemann für eine zaghafte Schwäche, daß er in ſeinem Jeremias nicht die Größe des Prophetenzornes, ſondern die Hinfälligkeit der elegiſchen Wehmuth malte. In den Juden vor Babylon war dieſe Seite des Judenthums ſchon zum Ausſpruche gebracht; warum iſt die Hand des Malers zu furchtſam, um der Welt den zürnenden Propheten vorzuhalten? Der Künſtler hatte dieſe Berechtigung, ja ſogar die Aufgabe, ſobald er einmal den Schmerz ſeines Volkes zum Thema wählte. Herr Jacoby übernimmt nun die Rolle des zornigen Juden. Aber der Maler ruft eine beſtimmte Geſtalt im Sinne der Vergangenheit herauf, und der gewandte Redner, wie der Dichter, ſpricht im Geiſte ſeiner Gegenwart und ſieht einer Zukunft in's Angeſicht. Wenn er ſich nun dennoch vom Sinne ſeiner Zeit trennt, vor der beginnenden Verſöhnungsluſt ſeines und des kommenden Jahrhunderts ſich verſchließt, und gewaltſam die Stimmen der ſchlafengegangenen Väter für ſeine Mitwelt erweckt, ſo wird ſein ganzes Klaggeſchrei eine Caricatur. Es iſt in dieſen Klagen viel Gewimmer einer ſklaviſch gefeſſelten Seele, aber der zurückgehaltene Stolz der gebeugten

Creatur ſchnellt ſich auf Augenblicke in die Höhe, und während Jacoby den Schmerz der Juden für einen ewigen, unſühnbaren ausſchreit, verkündet er zugleich der germaniſchen Welt den Untergang. Dies iſt der Verrath an der germaniſchen Natur. Wir theilen ihn nicht, wir haben keinen Sinn für dieſen Aufſchwung des Zornes, und ſtellen bei den gegenwärtigen Zuſtänden die Lauterkeit dieſes Schmerzes in Zweifel. Hr. Jacoby iſt ein falſcher Prophet, und ein eben ſo falſcher Dichter, als Anaſtaſius Grün ein echter iſt. Wie ſich Hr. Jacoby mit ſeiner Gegenwart abfindet, iſt mir gleichgültig, aber was er als ſeine Zukunft giebt, iſt jedenfalls erlogen. Den Glauben an die Gegenwart kann er uns verkümmern, aber die Zukunft laſſen wir uns nicht verfälſchen. Wir glauben an eine allgemeine germaniſche Völkerentwickelung, wir glauben an eine Sühne für den Völkerſchmerz. Die Menſchheit hat an den Juden ein jahrtauſendlanges Unrecht wieder gut zu machen; ſie wird die Schuld abtragen, denn die Weltgeſchichte blieb nie etwas ſchuldig.

THECA
IA.
ENSIS.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

D.o.germ. 785 ca

Die Rebellen von Irland.

Erſter Band.

Die

Rebellen von Irland.

Novelle

von

F. Gustav Kühne.

In drei Bänden.

Erſter Band.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1840.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

1.

Auch Dublin hat ſein Newgate. Das Gebäude ähnelt ſehr dem gleichnamigen londoner Gefängniß. Hat ſich doch die Hauptſtadt Irlands auch in ihrer Bauart ſklaviſch nach London richten müſſen. Die ſchmutzigen Hütten der Armuth wurden allmälig niedergeriſſen, ſchnurgerade Straßen dehnen ſich hin wie geſchloſſene Regimenter, des Commandowinks gewärtig. Aus den Zehnten der katholiſchen Paria's hat ſich die herrſchende Kirche Altenglands die prunkenden Säulenreihen und die ſtolzen Kuppeln erbaut; dort wird nicht den Armen das Evangelium gepredigt, nicht das Elend findet dort ſeinen Gott und Heiland, dort betet nur der Reichthum und der vornehme Glanz der Welt. In den prachtvollen Palläſten Dublins ſchwelgt die Beamtenkaſte, vor den Thüren im Schmutz kniet das zerlumpte Volk und weidet ſich am Duft der Küche, der aus den Kellerlöchern ſteigt. Zu

Newgate aber hat das Volk offenen Zutritt. Dort findet es leicht eine Herberge, eine freie Nachtzeche, bis ein ſehr gnädiger Richter es noch höher befördert.

Die Armuth mag doch wohl das ſchwerſte Verbrechen oder das ſchwerſte Unglück ſein, denn ſchon Hiob betete: Gott, mein Herr, mach' mich nicht arm, damit ich nicht ſchlecht werde! Ihr alten Mauern von Newgate, ihr ſeid ſo hart, ſo hart faſt wie Menſchenherzen, und wie das Geſetz, das dieſe ſich machen und das dir Steine bietet, wenn du die Hand nach Brot ausſtreckſt. Dies ſind die harten Steine, die das Geſetz von Altengland dir bietet, dieſe Mauern von Newgate mit den runden Thürmen, mit den ſchweren Pfeilern und den gewölbten Gängen, die ſo verſchlungen und ſo ägyptiſch dunkel ſind, wie die Labyrinthe der menſchlichen Seele. Wohl ſteht der Himmel über ihnen mit all dem Glanz ſeiner hoffnungsreichen Sternenaugen, aber du mußt dich gewöhnen, durch eiſerne Gitter ihm in ſein heilig Angeſicht zu blicken, und zu haſtig ſtrecke nicht dein Haupt hinaus in die Freiheit der Lebensluft, dein Schädel iſt nie ſo feſt wie die Mauern, die das Geſetz dir zieht; und wenn du dir die Schläfe verwundeſt, ſo hörſt Du außer deinem Schmerzenslaut nur den kreiſchenden Wetterhahn, der wie zum Hohn von den alten bleiernen Zinnen herunterkräht.

Es war ſchon weit über Mitternacht hinaus. Von der Eſſerbrücke erſcholl noch der Lärm der großen Welt, die taumelnd erſt gegen Morgen dem Schlaf in die Arme ſinkt. Dort loderten die Pechflammen in den eiſernen Becken, deren Schein die breite Cabelſtraße hinunterlief. Links von dieſer biegt man in ein engeres Gäßchen, das nach Newgate führt, und hier in dieſem Stadttheil brennt kein Straßenlicht; hier hört die Hoffnung auf, hier beginnt das Elend und das Reich des Todes. Hin und wieder hat ein armſeliger Hinterhäusler, der in der ſchmutzigen Nähe des alten Gefängniſſes, im unmaßgeblichen Vorgefühl liebevoller Hinneigung, eine Dachſtube bezog, hinter vergilbtem Oelpapier ein Arbeitslämpchen brennen, aber es leuchtet nicht bis hinunter auf den pflaſterloſen Damm, und der Wächter von Newgate, der jetzt die Runde macht, und mit ſchläfriger Hand an den eiſernen Pforten des alten Gemäuers rüttelt, hat zu ſeiner Wallfahrt eine Fackel angezündet. Die Schlöſſer ſind alle feſt, und wie er das letzte Thor gleich gut verwahrt findet, ſagt er Amen und ſingt ſein heiſeres Lied. Er ſchleicht zurück. Hinten an der niedrigen Vormauer, die einen äußern Platz umſchirmt, bleibt er ſtehen, alter Gewohnheit nach. Dieſe kleinere Ringmauer gab die Einfaſſung ab für ein wahres Kleinod, für ein Juwel, das, wo nicht mit ſeinem Glanz, doch mit ſeinen Schrecken weit ins Land hinausreichte, ein Telegraph, der mit ſeinem hölzernen Arm aller Welt den geringen Werth des Menſchenlebens ohne ſymboliſche Zeichenſprache, wenn auch mitunter in effigie, deutlich macht. Es war ein glatter, ſchlanker Baum, mit einem einzigen Zweige, der ſehr oft eine Frucht trug, wenn auch niemals Blätter und Blüten, ein untrüglicher Wegweiſer, der mit dürrem Arm den Wanderer ins ewige Leben deutet. Hier blieb der alte Wächter regelmäßig bei ſeiner Runde ſtehen, ſtreckte ſein Ohr in die Höhe, und wenn er dort im Spiel der lauen Nachtluft etwas klappern hörte, dann ſprach er für die arme Seele zwei Paternoſter. Blieb es ſtill und blies der Wind ungehindert an dem dürren Baume der menſchlichen Erkenntniß vorüber, dann ſchlug der Alte nur einmal an ſeine Bruſt und ſagte: Sankt Patrik ſei mir ſelber gnädig!

Seit funfzig Jahren lebte der Alte nur des Nachts, ſchlief am Tage und wußte alſo wenig von dem, was vorging unter den Menſchen. Er hielt ſeine Wache, führte gegen etwaiges Geſindel ſeinen Spieß mit ſich, kümmerte ſich nicht um den Lauf der Welt, wußte nur, daß dort oben ein ſehr gnädiger Richter ſei, wenn St. Patrik und die heilige Jungfrau für ihn beteten, und daß hienieden die Menſchen einander würgten, weil es einmal ſo hergebracht und weil Gott ein ſehr großer Herr ſei, der ſich nicht um

Kleinigkeiten kümmere. Heute raſchelte nichts an der verruchten Säule menſchlicher Ehre, deshalb empfahl er heute nur ſich ſelbſt ſeinem Heiligen und ſchlug an Bruſt und Stirn als Präſervativ gegen alle ſolche Telegraphendepeſchen ins ewige Leben, gegen alle ſolche hölzerne Erfindung menſchlicher Weisheit.

„Hab' lange nichts dort oben klappern hören," ſagte er, „iſt lange Zeit ſtill geweſen, eine ſchwühle Luft, wie vor'm Gewitterſturm. Wenn's nur nicht auf unſer einen losbricht! Eh' einer nicht todt iſt, iſt er nicht ſicher vor dem Tode. Aber St. Patrik hilft für alles. Ora pro nobis!" Dabei zog er den langen Windbeutel, wie er ſeine Flaſche nannte, aus der Aermeltaſche und labte ſein irländiſch Herz an dieſem Sorgenbrecher. Windbeutel ſchalt er die Flaſche, weil ſie ewig treulos war wie das Faß der Danaiden. Seine Lippen brummten ein luſtig Lied, als er an das Geſtein des großen runden Thurmes, wo die ſchwerſten Verbrecher ſaßen, die Fackel ſtampfte. Die harzige Maſſe kniſterte hell auf und vier Schritt um ihn her war der feuchte Moorboden beleuchtet. „Auch du wieder da, Kamerad Nachtwächter?" ſagte der Alte und trat zu dem großen Neufundländer, der am Boden lag und beim Schein der Flamme ſeine müden Glieder aufrichtete. Wie der Alte vor ihm ſtand, reckte das Thier den ſchönen braunen

Kopf nach den Zinnen des Thurmes in die Höhe, dehnte ſich ſchmerzlich gen Himmel und heulte langathmend wie ein ſeufzender Rieſe, deſſen Geberden doppelt kläglich ſind, weil ihn das Geſchlecht der Pygmäen nicht verſteht. Der Alte hatte ſeine Fackel in den Boden gepflanzt, ſtützte ſich auf den Spieß und blickte dem Hunde in ſein ehrlich Angeſicht. Noch einmal ſchrie das Thier winſelnd auf, ſtreckte den Kopf dann nieder und ſank mit ſeiner ganzen Laſt wie gebrochen zuſammen. „Armer Freund," ſagte der Wächter, „arme Seele aus Neufundland, haben ſie dir deine Liebſchaft da ins Loch geſteckt und gibt's keinen Labetrunk des Troſtes, keinen Bergthau für dein kummervolles Herz?"

Der Hund ſtöhnte in kurzen Athemzügen, als wollt' er dem Alten ſein Leid erzählen. Da ertönte ganz oben aus dem höchſten Gitterfenſter ein ſchwacher Ruf, es war ein Geſang, der dumpf hinter den Mauern verklang. Dem Hunde war die Stimme ſehr wohl vernehmlich. Eine Federkraft belebte ſeine hingeſunkenen Glieder, er ſprang mit bacchantiſcher Freude im Kreiſe um. Wie ihm der Alte in die zottigen Ohren griff, glänzten die Augen des Thieres wie dunkle Diamanten.

Dieſe Scene hatte ſich bereits ſeit einiger Zeit allnächtlich wiederholt. Sowie die Dämmerung anbrach, erſchien der Hund auf derſelben Stelle und begann ſein Wehklagen vor dem Kerker, bis die leiſe Antwort von oben erklang, die ihn begütigte. Dann lag er ſtill, bis der Lärm des Morgens ihn verſcheuchte; man wußte nicht, ob er den Tag über in dem engen Seitengäßchen ſich barg, oder eine entferntere Wohnung ſuchte. Der Wächter war nach und nach in den traulichen Verkehr mit ihm getreten, aber wie dieſer für ſich ſelbſt unabſichtlich einem Fatalismus huldigte, ſo war ihm auch des Hundes augenſcheinlicher Zuſammenhang mit einem der Gefangenen im runden Thurm kein Gegenſtand des Forſchens weiter. Der Alte war durch und durch Irländer und ließ den guten Gott walten mitten unter allen Ränken der Menſchenwelt. Wie der Hund jetzt ſtill und befriedigt niederkauerte, hätte Sims, wie der Alte hieß, gern das Zeichen des Kreuzes über ihm gemacht ihn dem Schutze ſeines Heiligen empfohlen; aber er bedachte noch zur rechten Zeit, daß die Segnungen der Kirche ſich wohl nicht bis auf die Welt der Vierfüßer erſtrecken dürften. Ganz klar hierüber war er ſo wenig, wie jene Kirchenverſammlung über die kleine Maus, die von der Hoſtie gefreſſen, und über deren Heiligkeit man in Zweifel war. Nach dem Sinne des Alten war alle Kreatur, ſie mochte zweifüßig oder zehnfüßig ſein, gleich ſehr verwerflich von Beruf, ſündhaft aus Schickſal, verbrecheriſch aus Verſehen, und eben deshalb beklagenswerth und der Liebe bedürftig von ganzer Seele. Was ſich Böſes in der Menſchenwelt erzeugte, das nahm er für Mißwachs, den der arge Feind über Nacht verſchuldet; für das gute Herz des alten Sims war die Grenze zwiſchen bewußter und unbewußter Welt nicht ſo ſtreng gezogen.

Wie er aufblickte, trat der Mond aus dem Gewölk hervor. Der Alte gähnte ihm ins leuchtende Angeſicht und ſagte ſchläfrig: Arme Kreatur da oben! — Er meinte wirklich das bleiche Nachtgeſtirn, das die feuchten regenſchweren Aprilwolken bisher verhüllt gehalten. Auch ein leidendes Geſchöpf, ein abgehärmter, grämlicher Geſell, vor Liebe Zeit ſeines Lebens fahl und ſchmächtig, denn die Liebe iſt auch ein prädeſtinirtes Unglück, ein Verbrechen aus Verſehen, eine Sündhaftigkeit aus Schickſal, Stärke aus Schwachheit! So mochte er fühlen, obwohl ſein Denken nicht ſo weit reichte, aber es lag dies alles in ſeinen mitleidig blinzelnden Augen, als er ſchläfrig ſeufzte und gähnte: Arme Kreatur da oben! Dann ſtampfte er ſeine Fackel aus, da der Herrgott die ſeinige angezündet, ſchrie die Stunde ab und ſchnurrte wieder ein luſtiges Lied. Der alte Menſch war bei allem Mitleid, das er für die ganze Welt fühlte, durch und durch eine heitere Kreatur. Die Nachbarsleute daheim nannten ihn nur das fröhliche Herz von Newgate, und wer in ſeinem Glaubensartikel von der nothwendigen

Armſeligkeit alles Daſeins ſo feſt und einfach iſt, der hat füglich das meiſte Anrecht zum Luſtigſein. Nur wer ſich die Herrlichkeiten der Welt anmaßt, wer ein Gott ſein will für ſein eignes Daſein, dem wird von Zeit zu Zeit bange in ſeiner gebrechlichen Hülle.

Der Alte ſaß in ſeinem ſteinernen Schilderhäuschen an der breiten Treppe, die zu dem Hauptportale des Gefängniſſes führte; das Lied ſchnurrte immer leiſer von ſeinen Lippen, bis ſein brummendes Röcheln ſich plötzlich in ein lautes Schnarchen verwandelte. Er mochte kaum einige Minuten geſchlummert haben, als ihn ein mehrſtimmiger Geſang erweckte, der durch das Dunkel von der Seite zu ihm drang und deſſen Schall das Echo auf dem Platze an die Quergebäude hinübertrieb. Es waren jugendlich männliche Stimmen, deren Töne ſich bald in einer ſchüchternen Innigkeit hielten, bald in einen lauten Jubel ausbrachen „Sind wieder die armen Chorſchüler vom Trinity-College," ſagte Sims und richtete ſich an ſeinem Spieß in die Höhe. Der Geſang erſcholl jetzt vernehmlicher vom Fuße des runden Thurmes her, und man hörte deutlich die Worte, die ein anmuthiger Tenor langathmend feſthielt:

Bald muß die Freiheitsſtunde ſchlagen,
Und Erin's grüne Fahne wehn,
Im Oſten wird es blutroth tagen,
Will Irland aus ſich ſelbſt erſtehn!

Blutroth wird unſer Feuerzeichen,
Und grün iſt unſer heilig Land,
Und will ein Gott die Hand uns reichen,
Schlingt er der Unſchuld weißes Band.

Man konnte noch immer nicht die Geſtalten unterſcheiden, die am Thurme ſtanden. Plötzlich ſchoß die Flamme eines Windlichts auf und man überſah den ganzen Kreis ſchwarzgekleideter junger Männer, die, wie es ſchien, einem Gefangenen ihren nächtlichen Ehrengruß brachten. Es war eine Anzahl von einigen Zwanzigen, ſämmtlich in den üblichen Mantel der Mitglieder des Collegiums gehüllt, mit der weißen Krauſe um den Nacken und dem ſchwarzen Sammtbarett auf den jungen blaſſen, gelehrten Geſichtern. Die ſchlanke Figur des Einen, der das Windlicht hielt, ſtach beſonders ab. Der lange Haarbüſchel, der vorn unter der Mütze hervorquell, die ſchöne weiße Stirn, die gewölbten Augenbrauen und das römiſche Profil des Kopfes leuchteten beim Schein des flackernden Lichtes geiſterhaft aus dem Kreiſe hervor, den der dunkele Haufe bildete. Vielleicht war er der Tenor, der den Geſang ſo bündig gehalten; jedenfalls war er der Führer der nächtlichen Schaar, denn wie er jetzt das Auge nach der Höhe des Thurmes erhob und auf das Windlicht ſchalt, deſſen bleiche Radien an dem alten Mauerwerk kaum bis zu dem unterſten Gitterloch reichten, traten die Andern ſchweigend im Halbkreis zurück.

„Vielleicht wacht er und hört uns!" ſagte Robert Emmet, — ſo nennen wir den jungen Mann und ſo nennt ihn auch die Geſchichte. „Wie er uns Allen ein Muſter war in jenem Muth, der alle Lebensgüter in die Schanze ſchlägt, ſo bleibe ſein Bild und ſein Geiſt unter uns lebendig, als ſtände er noch an der Spitze eines großen Bundes, der Irland erlöſen wird aus den Banden der Knechtſchaft. Wir wollen hier allnächtlich ſein Andenken feiern, bis die große Stunde ſchlägt, wo die Gräber ſich öffnen, die Kerker ſpringen und der Geiſt des jugendlichen Jahrhunderts auf die Trümmer des alten Lebens ſeine Fahne pflanzt. Amerika iſt frei, Frankreich iſt frei und ſeine Kriegsposaunen rufen die ſchlafenden Nationen des alten Europa wach; Irland und Polen treten in den Reigen der Freiheitstänze. Wir werden ſiegen, denn wir werden zu ſterben wiſſen. Wir werden ſterben; aber die Wahrheit, für die wir geſtritten, wird über unſern Gräbern leben und triumphiren. Drei Tage und drei Nächte brauchte der Herr, um aufzuerſtehen; eine Nation braucht, wenn ſie will, nur eine einzige Nacht, um die Feſſeln der Knechtſchaft und die Bande des Todes von ſich zu ſchütteln!"

Robert Emmet's ſchönes Auge rollte wie ſuchend an den Mauern des Thurmes bis in den ſchwarzverhängten Nachthimmel hinauf; im falben Schein des flackernden

Windlichts ſchien ſein Haupt zu zittern. Da ſtieß die Dogge hinter ihnen, die unbeachtet im Dunkel gelegen, ihre langen Klagetöne aus und oben erklang abermals der ſchwache Gegenruf, der hinter den dicken Pfeilern verſcholl.

Während deſſen war der alte Sims herbeigeſchlichen. „Grüß' Euch Gott, meine Herren Studenten,“ ſagte er mit ſeinem gutmüthigen Lachen, „wieder ein Nachtexercitium gemacht? Soll mir die heilige Bathſeba, wenn es ſo eine gibt im Schooße Gottes, den ewigen Durſt in ihrer Badewanne löſchen, wenn ich nicht glaube, es müßten halt närriſche Zeiten heranrücken. Die Jugend Nachts aus den Federn, mir nichts dir nichts! Ja wenn's noch auf die Liebeslauer ginge, aber hier am Schilderhauſe der armen Seelen! Große Brigitte, ſoll mich dein ſeligmachend Feuer rein brennen! war auch Scholar, zog auch ſingend herum in meinen jungen Tagen, aber nur Tages, mit der Kurrende, die Büchſe in der Hand, um arme Seelen aus dem Fegefeuer zu beten.“

„Hier nimm, Alter;“ hieß es. „Denk', Du ſeiſt noch Kurrendeſchüler, nimm und trink und löſch Dir die Flammen des Fegefeuers, wie Du Dein Sodbrennen ſchiltſt.“

Man ſchob dem Alten einen großen grünen Windbeutel voll Bergthau unter den Arm, und wie Sims für Thier' und Menſchen ſeine humane Religion hatte, ſo war auch ſeine Logik nicht ſteril; beſtechen ließ er ſich nicht, durch Geld nicht, aber für Naturallieferungen hatte er ein weites Gewiſſen, und es wäre unrecht geweſen, ihm Engherzigkeit vorzuwerfen.

Die Schwarzmäntel hatten ſich mit dem Hunde beſchäftigt, der wieder ſtill am Boden kauerte. „Haſt Du ihn ſchon gefüttert?“ hieß es zum Alten; dieſer bejahte und ſo machte man ſich zum Aufbruche fertig. Der Wächter gab ihnen auf eine Strecke das Geleit und wie ſie mit dem Licht um die nächſte Ecke nach der Cabelſtraße verſchwanden, tönten ihre hellen Kehlen über die Wände herüber. Die Schüler aus dem Trinity-College ſangen das Lied vielleicht mehr inſtinktmäßig als mit vollem Bewußtſein, wie denn in Zeiten aufgeregter Stimmung die ganze Lebensluft ſich mit einem und demſelben Stoffe ſättigt.

„Bald wird die Freiheitsſtunde ſchlagen,
Und Erin's grüne Fahne wehn,
Im Oſten muß es blutroth tagen,
Will Irland aus ſich ſelbſt erſtehn!“

Die Töne verklangen nach der Eſſerbrücke zu, denn auf der andern Seite des Liffey lag und liegt das Collegium der Scholaren. Vor dem Inſtitut angelangt, ſchlichen ſie leiſe auf Strickleitern über die Mauer, um die verlaſſene Lagerſtätte zu ſuchen. Sie hatten ſeit mehreren Tagen dieſe nächtlichen Ausflüge mit Glück durchgeführt. In nächſter Nacht blieben ſie aus und der alte Sims büßte ſeitdem ſeinen „Tropfen" ein. Es hieß, die Anführer der Schaar, unter ihnen der junge Emmet, ſäßen im Mooſe, wie die Studenten des Collegs ihr Carcer zu nennen pflegten, ein feuchtes Kellerloch, wo ein Liebhaber der Botanik allerdings viel Moosarten fand. Es war nicht ſo ungewöhnlich, daß die Scholaren des Inſtituts politiſche Sympathien laut und begeiſtert zum Ausſpruch brachten, indem ſie dieſem oder jenem Manne des Tages, den ein parlamentariſcher Sieg zum Gott des Augenblicks machte, mit Triumphzügen und Feſtreden huldigten. Hier aber ſchien es eine verſteckte Huldigung, die der verſchwiegenen Nacht anvertraut wurde; ſie galt einem Manne, deſſen Leben den Katakomben des buchſtäblichen Geſetzes oder der Zuchtruthe tyranniſcher Willkür verfallen war. Wo die Jugend entflammt iſt, tritt das Alter kopfſchüttelnd zurück, ein Heldenmuth, der nicht triumphirt, gilt entweder für Leichtſinn oder für Verbrechen; die Wahrheit muß ſiegen, will ſie Wahrheit ſein. Die Moral in einer Zeit iſt nichts weniger als untrüglich, ſie iſt der hinkende Bote, der der Politik des Jahrhunderts nachſchleicht. Werdet frei, aber ſeid glücklich in dem Verſuch, Euch frei zu machen, — und man erklärt die Freiheit für den höchſten Inbegriff aller Güter, aller Tugenden, aller Kräfte des Geiſtes. Mißglückt der Verſuch, ſo weiſt die Moral der Menſchen Euch in der Knechtſchaft eine Fülle von Demuth, Liebe und chriſtliche Dulderkraft nach. So ſehr gehn die Meinungen der Geſchlechter nach dem Erfolg, der Erfolg iſt König, er iſt Gott, in ihm wird die Wahrheit wirklich. Selbſt das Chriſtenthum hängt von dem Sinn des Jahrhunderts ab, Heldenthum und Knechtsdemuth finden in ihm ſein Sanctum.

2.

Wir ſteigen die enge Wendeltreppe im Thurm von Newgate hinan, hinter deſſen Gitterfenſtern der Held des Tages haftet. Er hatte noch Licht; eine kleine Nachtlampe glomm wie ein Glühwurm in dem ſchrägen Gemach, wo kaum für Bett und Tiſch ein friedliches Nebeneinander möglich. Schwache Eiſenhaken, die aus der Wand hervorſtierten, verengten nicht weniger den Raum als die ſchweren Balken, die vom Geſims herabhingen, die Lebensluft bedrückten. Es iſt das Eigne ſolcher politiſchen Nußſchaalen, daß ſie ſehr niedrig ſind, moraliſch und phyſiſch. Nehmt eine Lerche und ſetzt ſie in das Bauer: ſie ſteigt und ſteigt und ſtößt ſich die Hirnſchaale durch. Nun gibt es auch dann und wann eine Menſchenſeele, die etwas Lerchenhaftes hat, und eine ſolche wird unter enger Balkendecke ihres vergeblichen Thuns recht inne; ſie ſteigt und ſteigt und zerbricht ſich die

Gedanken. Seitdem hat man die Redensart von kopfzerbrechender Arbeit. Und dies geſchieht nicht allezeit buchſtäblich, es iſt auch figürlich ein böſes Ding. Man lähmt dir deinen Gedankenflug, man macht deine freiheitsluſtige Seele müde und mürbe, man zerbricht dir ſymboliſch die Gehirnſchaale deines Denkens. Auf das Gehirn aber influirt die Saatsweisheit wie der perfide Mond, der dich in der Nacht beſchleicht. In den Bleikammern von Venedig, da hat die Staatsweisheit ſogar die heilige Gottesſonne benutzt, um auf das Gehirn der lerchenhaften Menſchen zu wirken. Aus einem fröhlichen Gemüth, das dem Schöpfer lobſingt und gen Himmel ſteigt in aller Herrlichkeit der freien Liebe, wurde dann oft ſchon ein ſtiller Wurm, der am Boden kriecht und betet.

Nach Gebet ſah es noch nicht aus in der kleinen hermetiſch verſchloſſenen Phiole auf dem runden Thurm von Newgate, wohl aber nach Faſten und Kaſteien; — die ſchmale Pforte — breit iſt das Leben und eng die Pforte zu dieſem Himmelreich — die grauen gepreßten Mauern — Grabeswände — und die kleine ſtille Nachtlampe — ſie ſchien das Bewußtſein eines lebendig Verſcharrten. Vor dem dürftigen Licht auf dem Feldtiſch, der kreuzweis wie ein frommer Muſelmann ſeine Arme übereinander preßte, lag ein Blättchen Papier, ein angefangener Brief, wie es ſchien; der

Schreibende ſelbſt war, vom Schlaf überwältigt, noch angekleidet auf das Bett zurückgeſunken. Es war ein Herkules von Geſtalt. Die coloſſalen Glieder mit den ſchweren zurückgekrempten Reiterſtiefeln reichten weit hinweg über die trümmerhafte Lagerſtätte, die unter ſeinem Gewicht bei jeder Bewegung knarrend zuſammen zu brechen drohete. Die kraftvollen Arme über die Bruſt verſchlungen, die Stirn ſeitwärts an die Wand gelehnt, ſo lag er halb ſitzend, dem widerlichen Geſchäft des Schreibens den Rücken zugewendet. Dieſe nervigen Fäuſte waren nicht für die Federführung, nicht für dieſe Thätigkeit ſchwachgemutheter Jahrzehnde. Dieſer Brutuskopf mit den pechſchwarzen Locken, die ſich über die breite olivenfarbige Stirn bis in den braunen Nacken wild hinabſtürzten, war nicht befähigt, hinter Glasſcheiben, geſchweige hinter Gittern und eiſenbeſchlagenen Pforten, dem Leben zuzuſehen und mit ſtillem Denken ihm ſeine Geheimniſſe abzulauſchen. Dieſer Körper gehörte aufs Pferd, in den Lärm der Jagd, in das Getümmel des Kampfes, und der Geiſt, der ſich ſtets ſeinen Körper baut, hätte nach freier Wahl keinen andern Spielraum erzielen können. Mit verſagter Freiheit, abgeſchnitten von dem Zuſammenhange des Lebens, ſaß hier ein Simſon, dem die Hinterliſt das Haar geraubt. Der allmächtige Pitt und der Lord Statthalter von Irland hatten vielleicht nur wenig von der

Kunſt Delila's, aber Archibald Hamilton Rowan, — ſo war der Name des Mannes im Kerker von Newgate, — glich gar wohl dem gezähmten, mähnelosen Löwen von Israel. Wenn er den Blick aufſchlug und mit den flammenden Blitzen des ſüdlich dunklen Auges in den vier Winkeln der engen Nußſchaale ſeines Gemaches herumfuhr, ſo verſtand man die Ohnmacht der gezähmten Wildheit, die ſich von den Ränken der kleinen Fabelmaus im Netz gefangen ſieht. Der moderne Gott, der die Klugheit zur Königin der Welt machte, hat zugleich alle Löwen in Feſſeln geworfen, wenn ſie nicht willig ſich an die Deichſel ihres Triumphwagens fügten. Dieſer ſtolze Nacken des Mannes ſollte nun durch die langſame Gewalt des Kerkers biegſam, dieſe Arme durch Unthätigkeit ſchlaff, dieſe Commandoſtimme zwiſchen engen Wänden matt und hohl werden. Der Zorn hierüber lag wie eine drohende Gewitterwolke auf dem Angeſicht des Schläfers, dieſe Muskeln ruhten nur widerwillig, nur wie zum Trotz hatten ſich die ſchwarzbuſchigen Brauen, des langen Wachens überdrüſſig, geſenkt, die Lippen hingen ſchwer über einander und gewaltſam zuſammengepreßt wie die verſchlungenen Arme. Von der Stirn wand ſich ſchräg ein ſchmalgelegtes grünſeidnes Band, das eine Verletzung am Kopfe ſchirmen mochte. Anf dem ärmlichen Tiſche neben dem offnen Briefe lag eine ſchwere goldne Halskette, ein großer altmodiſcher Wappenring und eine Buſennadel, deren Demant im Schein des Nachtlichts die Farben des Regenbogens ſtrahlte.

Wie der Ruhende jetzt ſeine Stellung wechſelt und auf die andere Seite ſich wendet, ſcheint ihn das Bedürfniß der Natur zu überwältigen; der Athem ſeiner Lippen verräth es. Die kleine Nachtflamme kniſtert auf wie Abſchied nehmend und wir blicken haſtig in die Zeilen, welche die unſichere Hand des Gefangenen etwas wild hinwarf.

„Meine theure Schweſter,“

„Endlich hat man mir Dinte und Feder bewilligt und ich kann Dich und die Deinen grüßen. Mein Gruß klingt zwiſchen den Wänden hier wie ein dumpfes Lebewohl. Ich habe kein Mädchen, das mich liebt, keine Freunde, die mich retten, obſchon ſie mich lieben, habe kein Vaterland, das frei iſt, weiß nicht, ob Gott mich hört, habe Niemand als nur Dich, Schweſterherz meiner Seele, und ſo höre denn meinen Schrei! Ich bin unſchuldig gefangen, habe keinen Theil an dem Hochverrath, den man erdichtet, erkläre die Jury, die mich verdammte, für feil und von unſern Tyrannen beſtochen. Von jenem Prieſter Jackſon, der ſich an mich drängte, weiß ich nicht genau, ſoll ich ihn für den Betrognen oder für den Betrüger halten. Vielleicht iſt er beides, vielleicht hat ihn dies Gemiſch von Abſicht und Fahrloſigkeit ſo verwirrt, daß er gegen mich auftrat. Mir iſt der Menſch ein Räthſel, und nicht blos der Menſch, nein, die ganze Kreatur, die ſich Menſch nennt, dies zweizinkige Gabelthier, das ſich an die Tafel des Lebens ſetzt und ißt und trinkt und lacht und gutes Muthes iſt, während es im Verborgnen doch allerlei ſchnöde Ränke ſpinnt. Lieber Himmel! ich rede ſelbſt verworren, weil mich die Leute in ihren Strudel hineinziehen. Du weißt, Du mein Juwel von Schweſterliebe, — als Bube konnt' ich nie verſitzten Zwirn entknöten, ich zerriß das gordiſche Ding, obſchon ich kein Alexander war. So geht es mir wieder, mein Liebling. Das Gewebe liegt vor mir, ich weiß nur nicht, wo anfaſſen, um es mit einem raſchen Griff zu trennen. Höre mich an, mein Kleinod, und habe Geduld mit mir. Du weißt, daß die Geſellſchaft der „Vereinigten Irländer" mich zu ihrem Secretär ernannte. Nicht weil ich mit der Feder umzugehen wußte, Gott ſei's geklagt, ſondern weil einer daſein mußte in Dublin, der den böſen Leumund, wenn er gegen unſere Zwecke ſein Haupt erhob, mit derber Fauſt Lügen ſtrafte. Ich ſchrieb Zeit meines Lebens nur mit Reitpeitſche und Degen, wo ich etwas erkräftigen ſollte. Mitglied der Geſellſchaft war ich über Jahr und Tag. Sie hat ihre Arme über die ganze Inſel, ja in England und Schottland zählen wir Schaaren von Brüdern, die in Liebe und Eintracht daſſelbe wollen. Was wir wollen, iſt vor Gott und Menſchen unſträflich. Wir wollen einen freien Handel für unſer Land, wir wollen, daß der katholiſche Bruder nicht ferner Sclav ſei, wir wollen eine Reform unſers Parlaments, das meiſt aus Kreaturen der Krone von Altengland beſteht. Ich erlaube mir, es dem großen Sir William Pitt mit der Degenſpitze an die Stirn zu ſchreiben, daß wir gute Zwecke haben, erlaube mir, ihm in ſein weiſes Angeſicht zu huſten, wenn er meint, unſere Zuſammenkünfte ſeien ungeſetzlich. Wo iſt die vielgerühmte Freiheit Altenglands, wenn ſeine Bürger nicht zuſamentreten können zu ungebundenen Vereinen, um ſich über das Wohl und Wehe des Landes zu berathen? Und was die Colonien von Oſtindien dürfen, ſollte unſer grünes Eiland, das doch der Mutter näher am Herzen liegen müßte, nicht thun? Auch wähnt man nicht, man könne uns die Ungeſetzlichkeit unſeres Thuns nachrechnen, man geht damit um, uns geheimere Zwecke unterzuſchieben, eine Verbindung mit der Republik Frankreich, eine Luſt, frei zu ſein wie Armerika und das Land, wo der rothe Hahn der Freiheit aus dem Dache der alten Bourbonen herausſchlug, daß Gott erbarm! Ihr Herren von der hohen Staatsweisheit! man wolle uns nicht zum Aeußerſten treiben! Noch wußten wir nichts von ſolchem Hochverrath, wir dachten nur an die Ausbeſſerung unſerer einzelnen Schäden, ſuchten das alte Kleid zu flicken nach Möglichkeit und beſtem Wunſch. Aber der Wunſch der Machthaber war, wir möchten ſtraucheln und verbrecheriſch befunden werden. Es ward ihnen nicht ſchwer. Es gab in unſerer Geſellſchaft einige Enthuſiaſten für weiland Robespierre, es gab Einige, welche den jetzigen Zuſtand der Republik Frankreich unter dem Directorium für die herrlichſte Form des modernen Staatslebens halten, wie denn jetzt Tauſende in allen Ländern der Welt ſolcher Anſicht ſind, wie denn der große Fox in London, das Wunder und der Glanz des Vaterlandes, vor dem ich mein Haupt beuge von nun an bis in alle Ewigkeit, ebenfalls den Sturz der Bourbonen für den Beginn einer neuen Ordnung der Dinge in der großen Geſchichte der Menſchheit hält. Ich weiß nicht, was daran gut und heilſam und für alle Welt gültig iſt, ich weiß nur, daß man der leidenden Menſchheit in unſerm eignen Volke aufhelfen muß, und wär's mit Hand und Hebebaum, falls Wort und ſchnörkelnde Redekunſt nicht ausreicht. Es gab einige übertriebene Kerle unter uns, und die Radicalen in Belfaſt feierten den Jahrestag der Zerſtörung der Baſtille, ſteckten die Fahnen von Amerika, Frankreich und Polen auf und zogen triumphirend wie zur Proceſſion für die Göttin der Freiheit durch die Straßen der Stadt. Dann waren einige Unordnungen zu ſtrafen, aber die Geſellſchaft der Vereinigten Irländer hatte keinen geſammten Theil daran, wir zumal in Dublin hielten uns ſtill. Da ſchleicht ein engliſcher Prieſterrock heran, jener Jackſon, der aus Paris kömmt und ſich zu unſerm Vereine drängt. Er lungert im Lande herum wie ein langſames Unglück und rückt endlich bei unſerm Comité mit Briefen vom franzöſiſchen Directorium heraus, das uns hülfreiche Hand bietet, falls wir uns für ein unabhängig Volk erklärten. Ich hatte des kein Hehl und ſchrieb als Secretär der Vereinigten Irländer, wir müßten uns ſelbſt zu helfen ſuchen, ein fremdes Volk wiſſe nicht, wo uns der Schuh drücke; wir dankten vorläufig für ſoviel Antheil. Da faßt man den Menſchen ab und ſtellt ihn vor Gericht. Um ſich zu retten, weil er auf den Beiſtand unſres Bundes hofft, gibt er ſich die Miene eines geheim Beauftragten, man ſteckt mich ein und eine falſche Jury erklärt mich für ſchuldig an ſeinem Verrath. Nun ſitz' ich hier, Du mein liebes Schweſterherz, und ſoll zwei Jahre hier ſitzen, ſchier zum Sterben. Gott's Wunder! mir iſt's, als hätt' ich eine brennende Kartoffel im Gehirn, wenn ich bedenke, daß ich hier ſitze, und hier ſitze, um dies zu bedenken. Gebt mir einen Wald auszuroden und ich will ihn lichten, daß man einen Zwirnsfaden durchſchimmern ſieht; ſetzt mich auf den Rieſendamm an unſrer Küſte, oder aufs Cap Clear mit Stiefeln und Sporen, und ſagt, ich ſolle den wilden Felſen zahm reiten, oder ſo lange auf ihm ſitzen und brüten, bis Moos unter mir wächſt: aber hier, in dieſem Naſenquetſcher von Sarg, kann ich nur Gott bitten, meinen Schädel nicht ſo hart und feſt ſein zu laſſen als die Querbalken hier oder als die ſteile blaſſe Stirn jenes Caſtlereagh, der mich und Irland ins Verderben zieht.“

„Sie haben mich jetzt zwei Stock höher in den runden Thurm geführt, ſeither ſaß ich in dem Flügel über dem Hauptportal, hatte dort zwei Zimmer, wie ein Cavalier ſie juſt braucht und tafelte nicht ſchlecht auf Staatskoſten. Aber ich prügelte die Gefangenwärter, zwei bleiche Schufte aus England mit langen ſteifen Geſichtern und animaliſcher Kinnladenform. Ich ſchlug ſie in ihr ſchlechtes Geſicht, weil ſie meinen Hund unmenſchlich behandelten. Nun haben ſie mir auch dieſe Kreatur genommen und mich höher befördert. Ich wohne dem Himmel näher und der Hoffnung ferner. Adieu, Schweſterherz, Du meiner Seele Karneol, Petſchaft und Liebesſiegel, ſchlaf wohl und kümmere Dich nicht. Dein grünes Tuch, das Du mir um den Nacken geſchlungen, deckt jetzt meine Schläfe. Als ich nach dem Schurken von Hallunken ſchlug, ſtieß ich mir ſelbſt die Wunde. Hier oben iſt's eng und ſchmal, ich könnte kaum ausholen, nähm' ich auch den alten Feldtiſch als einen guten Schilleleh, als einen guten Prügel, zur Hand und ſchlüge damit nach dem

Thron des Hauſes Hannover. — Lieber Gott! da heult die Dogge wieder, und die Studenten vom Trinity-College ſtehen unten am Thurm und ſingen mir ein Liebeslied. Ruhig, Neufundland! Geduldet Euch, Kinder der Weisheit, geht ins Federbett, Irland ſchläft — und das alte Einhorn im Wappen von England ſtößt ihm heimtückiſch das ſchlafende Auge aus. Aber wenn —"

Die Flamme des Nachtlichts flackerte noch einmal hell auf und erloſch dann ziſchend. Es war ſtill in der Klauſe des gezwungenen Eremiten, man hörte nur den Athemzug des Schläfers. Von Zeit zu Zeit erſcholl der Ruf des Wächters von unten auf oder der Schritt des Dragoners, der im Gange Wache hielt.

Durch die runden bleibelegten Scheiben des Gitterfenſters brach allmälig der Vorbote des jungen Morgenlichtes und wie ſein erſter Strahl über Archibald Rowan's Antlitz zitterte, ſchien ein lichtes Traumbild ſeine Sinne zu beſchäftigen; ein verſtecktes Lächeln ſpielte um ſeine gepreßten Lippen.

3.

Um wenige Stunden ſpäter, die Sonne ſtand noch nicht allzu hoch, drängte ſich ein buntes Menſchengewirr nach dem Hauptportal des Gefängniſſes. An den Pfeilern des Eingangs ſtanden die beiden Conſtables mit den dünnen weißen Stäben und mit den ſchweren Allongeperücken, die ſo breit aufgekräuſelt waren, daß jeder Einpaſſirende ſie ſtreifte und eine Wolke von Staub nach ſich zog. In dem innern Gange ſtand Bürgermiliz, vorn auf jedem Vorſprunge der Treppe ſchulterte ein engliſcher Rothrock das Gewehr, auf dem Platze ſelbſt hielten Dragoner zu Pferde. Zwiſchen Allen aber hindurch wogte unaufhaltſam das Gewühl der Menge, das ſchmutzige Gewürm der unterſten Erdgeſchoſſe, der allezeit feiernde Müſſiggang der Gaſſen, die luſtige, halbtrunkne Verzweiflung der Armuth, nackte Jugend und zerlumptes Alter. Von der Eſſexbrücke her zogen noch immer neue Schaaren die Cabelſtraße hinunter und doch war die enge Gaſſe, die von dort nach Newgate führte, dicht verſtopft, der Platz faßte Niemand mehr und die einzelnen Wagen und Reiter fanden nur mühſam bis zum Gebäude Schritt für Schritt den ohne Abſicht ſtreitig gemachten Zugang. Hier ſchaffte ſich eine Equipage mit dem Regierungswappen und der Livrée des Vicekönigs Bahn, vor und hinter ihr ſchlug aber ſchnell die Woge des lärmenden Haufens wieder zuſammen und verſchüttete den kaum gebahnten Pfad. Dort verließ ein Mann mit ehrwürdiger Wolkenperücke und in der Robe des königlichen Gerichtshofes ſeinen unbrauchbaren Staatswagen und ſuchte im Vertrauen auf ſein Koſtüm perſönlich die Menge zu durchbrechen. Manchem gelang es, wenn der Mann darnach war, ſeinen Zuruf durch kräftige Armbewegung zu unterſtützen; ſelten aber kam Jemand ungefährdet und in ungeſtörtem Koſtüm ans Ziel, bis zur Treppe, wo der Conſtable mit dem weißen Stabe ihm mit mehr Glück Raum verſchaffte. So wenig der Pöbel von Dublin boshaft iſt, ſo zutraulich iſt er doch, erkennt alle Welt für Seinesgleichen und drückt Jedem, dem er wohlwill, gutmüthig lachend die Hand, unbekümmert um die Verwüſtung, die ſeine fünf Finger auf dem weißen Glacéhandſchuh angerichtet. Der Zorn aber, der unter einer verſchobenen Allongeperücke hervorbricht, iſt ihm nie furchtbar, ſondern ſtimmt ihn luſtig, und dem Dragoner, der das blanke

Schwert nicht unnütz in der Luft halten wollte, würde er raſch in die Zügel greifen und ihn lachend bedeuten, er ſtehe hier im Namen des Königs, aber der König habe ein Scepter und keinen Schilleleh, keinen Prügel, geſchweige einen blanken Säbel in der Hand. Auch machten die militäriſchen Machthaber, die nur wie Inſeln mit Kaskett und Bärmütze aus dem Strudel des Volks hervorragten, wenig Miene, mit der lärmenden Menge in unfreundlichen Verkehr zu treten, ſei's, daß ſie richtig calculirten, gegen hundert eiſenbeſchlagene Prügel ſei ein einzelner Degen ein gar zerbrechlich Waffending, ſei's, daß ſie ſich hier ganz gemüthlich unter Brüdern fühlten und unter dem rothen Rocke des Königs von England ein eben ſo irländiſch Herz ſchlug, als unter den Lumpen, die vor Gott und Menſchen kaum die Blöße deckten.

Es war heute keine bevorzugte Veranlaſſung, ſo tumultuariſch auf den Beinen zu ſein; bei jedem Leichenzuge, der einem bekannten Manne gilt, bei jeder Wahl eines Parlamentsmitgliedes, bei jeder Proceſſion irgend eines Heiligen tummelt ſich derſelbe Bienenſchwarm durch die Straßen Dublins, lacht daſſelbe Volk mit luſtigen Augen, wenn auch mit hungrigen Backen, dem Himmel ins Angeſicht und tobt und lärmt, aber läßt Gott einen guten Mann ſein, falls er ihm nur ein Paar Tropfen „Bergthau“ und naſſen „Seelentroſt“ ſpendet.

Heute war die Jury in Newgate verſammelt, um über jenen Jackſon, der verrätheriſcher Verbindungen mit dem Feinde des Vaterlandes angeklagt war, ihr Votum abzugeben. Die ganze Angelegenheit war zu ſehr Kabinetsſache, als daß die untern Klaſſen des irländiſchen Volkes ihr viel Antheil geſchenkt hätten. Die Regierung verhandelte ſie öffentlich, weil einmal die Formen und der Gang der Gerichtsbarkeit den offenen Augen des Tages in allen Dingen vorliegen mußten; ſonſt aber ſchienen die Intereſſen und Intriguen hier ſo verſteckt, daß ein Gutachten des Volkes nicht füglich bis auf den Grund hinunterreichte. Die Verzögerung im Abſchluß der Unterſuchungen war erklärlich. Jackſon's Zuſammenhang mit feindlichen Beſtrebungen des Auslandes blieb erwieſen; man hatte Briefe vom franzöſiſchen Directorium an die Geſellſchaft der Vereinigten Irländer unter ſeinen Papieren gefunden, und Frankreich bot offenbar dem Vereine die Hand zur Hülfe. Es ſchien nur unglaublich, daß ein engliſcher Unterthan, zumal ein Prieſter der herrſchenden Landeskirche, ohne alle diesſeitige Aufforderung ſich der fremden Regierung als geheimer Botſchafter angeboten; zugleich war dem juriſtiſchen Verſtande hier eine Fundgrube des Calculs eröffnet, um auszumitteln, wie weit vielleicht in der Geſellſchaft der Vereinigten Irländer ſelbſt der Plan gereift war, ſich dem revolutionären Frankreich in die Arme zu werfen. Daß es Wunſch Vieler war, ſchien glaublich; lief doch die Freiheitsluſt wie ein magnetiſcher Funke durch die ganze, ſympathetiſch erfaßte Kette der europäiſchen Völker und durchzuckte die fernſten Endſpitzen des ablaufenden Jahrhunderts. Es fragte ſich nur, wie weit Jackſon benutzt werden konnte, um jenen Volksverein nach dem Buchſtaben des Geſetzes als ſtaatsgefährlich zu bezeichnen. Jackſon hatte ſich mehrmals in ſeinen Ausſagen widerſprochen. Anfangs hielt er es für erſprießlich, ſich auf den Bund zu ſtützen und den Anſchein zu erwecken, von der Geſellſchaft insgeheim an Frankreich beordert zu ſein, während aus ſeinen Briefſchaften nur umgekehrt ſeine Sendung von jenſeits klar wurde. Er hielt ohne Zweifel den Bund für ſo mächtig, um mit Zuverſicht auf ſeinen Schutz bauen zu können. Seitdem aber der Secretär des Vereins, der eingeſtändig geweſen, mit Jackſon vor deſſen Abreiſe nach Paris eine zufällige und gleichgültige Unterredung gehabt zu haben, auf Grund dieſes Verdachtes von der Jury für ſchuldig befunden war, nahm der Enttäuſchte ſeine Ausſage zurück und ſollte in letzter öffentlicher Sitzung noch einmal Rede ſtehen über ſeine frühern und ſpätern Mittheilungen. Dies war der Stand der Sache. Er für ſeinen Theil war unrettbar verfallen; es kam nur noch darauf an, wie weit die Geſellſchaft der Vereinigten Irländer eines

Antheils an hochverrätheriſchen Plänen bezüchtigt werden konnte.

Die Conſtables an der Pforte von Newgate wieſen jetzt beſtimmter jeden neuen Eindringling zurück, der innere Saal, wo ſich die Richter verſammeln ſollten, ſchien gefüllt; nur dieſe ſelbſt fehlten noch. Endlich arbeitete ſich die inhaltsſchwere Staatscaroſſe mit der großen königlichen Krone auf dem Deckel von der Cabelſtraße langſam durch die Menge, die nur Schritt für Schritt Raum gab. Die großen Glasſcheiben mit der goldnen Blätterverzierung vergönnten den Einblick ins Innere, wo die ſchwarzen Roben mit den weißen Häuptern gedrängt ſaßen.

Während noch die Dragoner den nächſten Platz vor der Treppe frei machten, ſprang eine Geſtalt behende aus einem Tragſeſſel, der ſo eben Gefahr lief, aufs Neue von dem Strudel der Menge erfaßt zu werden. Der Mann ſtieg eilig die Stufen hinan. Oben blieb er ſtehen, ein Diener nahm ihm den Mantel ab und reichte ihm den Hut. Er war in Civiltracht, fein gepudert, geſchmackvoll koſtümirt, in ſeidenen Strümpfen mit Schnallenſchuhen; ein Galanteriedegen, deſſen Eleganz auf wenig Brauchbarkeit ſchließen ließ, vollendete das Standesmäßige des Anzugs. Er ſchien die Richter zu erwarten, deren Caroſſe jetzt über den Platz herüberwankte. Der helle Blick ſeines ſcharfen Auges flog über das lärmende Volk, das ſich mit ſeltſamen Geberden um den Wagen ſchaarte. Es war das feinſte, zugleich auch das edelſte Advocatengeſicht, das Irland damals aufzuweiſen hatte. Dieſe römiſch gebogene und gleichwohl ſpitz zulaufende Naſe, dies ebenfalls wie ein Inſtrument des Forſchens vorgeſtreckte Kinn waren dem Kundigen genügend, um die Functionen des Mannes und ſeine Stellung zur Welt zu errathen. Merkwürdig in dieſem berühmten Antlitz waren die ſcharfen Linien, die an den Mundwinkeln herunterliefen; es waren die Falten, die der Sarkasmus und die Erbitterung ſchlägt. In leidenſchaftlichen Momenten zogen ſich die dünnen, aber ſchön geſchnittenen Lippen faſt hinter dieſe Falten zurück, und die Gewalt der Aufregung verwandelt das ſonſt ruhig lauſchende Angeſicht in ein ſchreckenvolles zermalmendes Feuerwerk, aus dem der Zorn ſeine tödtlichen Raketen wirft. Nach alle dem konnte man die Phyſiognomie des Mannes, zumal wenn man die ſtark hervortretenden Untertheile beachtete, noch eine engliſche nennen, wenn nicht über den hell leuchtenden Augen eine eigenthümliche Schwere, die in den ſtarken Lidern und den buſchigen Brauen lag, den Irländer verrieth, der den verhaltenen Schmerz über eine ſchnöde Zurückſetzung ſeiner Ehre vergeblich in geſchmeidige Worte des Witzes und Spottes zu kleiden ſucht. Dieſer ſchmerzliche Zug, der wie eine Wolke des

Trübſinns über den Augen hing, ſtand in offenbarem Widerſpruche mit dem ſonſtigen Mienenſpiele des Mannes, in welchem ſich außerdem nur Scharfſinn, kluge Berechnung und eine unerſchöpfliche Keckheit des erfinderiſchen Verſtandes ausſprach.

Es währte nicht lange, ſo zog der Mann die Blicke der Menge auf ſich. „Straf mich Gott, das iſt Henry Grattan!“ flüſterte ganz ſcheu ein Nebenſtehender und zog mit ehrerbietigem Kopfnicken den Hut. „Henry Grattan, die Blume der Beredſamkeit, die Zunge von Irland!“

„Soll mich der lebendige Tod gleich dreimal holen, es iſt Curran!“ ſchrie laut ein Anderer und ſtreckte die Hände nach den Stufen hin, wo der Mann ſtand.

„Grattan hoch! — Curran hoch!“ ſcholl es von zwei entgegengeſetzten Seiten aus dem Knäuel der Volksmenge hervor; ein neues Gewühl griff hundertarmig unter dem Haufen um ſich, man drängte nach den Stufen der Treppe zu, während ein anderer Strom ſich von neuem nach dem Wagen der Juſtiz wälzte. Dieſer hielt endlich vor dem Portal; die königlichen Richter ſtiegen aus und ſchleiften ihre Talare die Stiegen hinan. Man ließ ſie ſtill paſſiren. Wie aber eine kleine ſeltſame Geſtalt noch wie eine Nachgeburt ſich aus dem weiten Kutſchenkaſten hervorſchob, erwachte von neuem ein freudiges Getümmel.

„Das iſt Curran, John Philpot Curran!“ ſchrien die Nächſten, die vor dem Wagentritt Spalier machten. „Curran lebe hoch, der Mann des Volks, das getreue Auge von Irland!“ So erſcholl der bald helle, bald dumpfe Zuruf, der hundertſtimmig auf allen Seiten des Platzes herüber und hinüber wogte. Der Kleine mit dem gnomenhaften Geſicht war wirklich der berühmte Curran. Seinen Händen wurde ſpäter das Archiv des Landes anvertraut; ſomit gehörte er damals noch nicht zur königlichen Beamtenſchaft, er erſchien nur als Zuſchauer, um der Sitzung der Jury beizuwohnen. Der ſeltſame Mann hatte Beruf zum Archivar von Irland, er war ſelbſt in ſeiner ganzen Perſönlichkeit ein Archiv von nationaler Häßlichkeit. In den Falten und Poren dieſes negerartig gepreßten Kopfes waren faſt alle Fatalitäten und Mißgeſchicke Irlands wie Documente niedergelegt. Seine faſt affenartige Entſtellung war polizeiwidrig zu nennen, wenn er nicht durch die unverſiegbare Quelle von Humor und Laune ſogar ein Liebling der Frauen geweſen wäre. Dieſen breiten ſchrägen Spalt in ſeinem Geſicht, den man Mund zu nennen genöthigt war, hatte der Witz geformt, in dieſen ſpitz geſchwungenen Augenbrauen, in dem zottigen Haar, das wie vom Wirbelwind getrieben in die Höhe ſtarrte, ſaßen die Kobolde der Schadenfreude, die er ſo oft gegen die Feinde des Volkes ſchüttelte, auf dem Pergament dieſer verzehrten und vergilbten Wangen ſtand leibhaftig das Unglück Irlands in lesbarer Schrift, mit dieſen breitgezogenen Ohren, die wie Rauchfänge am Dache ſeines Kopfes ſtarrten, fing er allen brennenden Schimpf, alle kniſternden Schmerzen und die Schmach ſeines Landes auf, und glich ſein ganzes Antlitz einem Bergwerk des Zorns, ſo verſöhnte doch wieder das gutmüthig ſtille Auge, das ſo kindlich ſanft mitten in dieſer Wüſte hing, als wär' es dazu da in der Welt, um Himmel und Erde zu bitten, mit einander gut Freund zu ſein. Darum ſah auch das Volk über alles Andere an ihm hinweg und nannte den ganzen Mann nur das getreue Auge von Irland. Er hatte erſt neulich, wenn gleich vergeblich, für Archibald Hamilton Rowan und zu Gunſten der Vereinigten Irländer geſprochen; heute war er nicht ferner befugt, ſeine Stimme zu erheben, und er war bei all ſeinem warmblütigen Eifer doch immer ein Mann des Geſetzes, ein Vogt der Ordnung.

Wie der kleine Curran jetzt freundlich lächelnd und den Zuruf der Menge mit einem Glückwunſch erwiedernd, die Stufen hinanſtieg, trat ihm jener Feingepuderte, Hut und Degen unterm Arm, vertraulich entgegen. Beide Männer ſchüttelten ſich die Hand mit der Herzlichkeit, die lang gedienten Waffenbrüdern eigen iſt.

„So Gott will, es iſt Henry Grattan!“ rief der devote

Alte wieder, der am Pfeiler ſtand, und beugte ſein ſchneeweißes Haupt vor dem großen Redner. „Grattan und Curran hoch!“ murmelte es in den nächſten Reihen, bis der Ruf lawinenhaft anſchwoll und ſich über die ganze tauſendköpfige Menge auf dem Platze fortwälzte. Beide Männer ſtanden Arm in Arm dem Volke zugekehrt und ſchwenkten zum Gegengruß die Hand.

„Grattan ſoll reden!“ ſchrien ein Paar kecke Burſche. „Curran auch!“ donnerte es von der andern Seite. „Seſſel her, rückt die Wagen an einander und hebt ſie Beide hinauf, die Perlen von Irland!“ So war ſchnell der allgemeine Wunſch, der ſich laut machte. Eine Schaar derber Geſellen, mit rothen Fäuſten und lachenden Geſichtern voll Heiterkeit und Kraft, hatte ſich durch das Gewühl Bahn gebrochen und ſtreckte bereits die Arme aus nach den beiden Kleinodien des Vaterlandes. „Hebt ſie auf Eure Schultern!“ herrſchte die Menge ihnen zu und Beide ſahen ſich Augenblicks den Liebkoſungen der öffentlichen Meinung preisgegeben, ſaßen im Nu auf einem Paar breiten Schultern und ritten, ohne bildliche Bezeichnung, auf dem Nacken des Volks. Der Wagen der Juſtiz, der ſich der königlichen Richter entledigt, hielt noch auf dem Platze und unter lautem Jubel ſaß Curran plötzlich oben auf dem Kutſchenkaſten, den man ihm als Tribüne anwies. Grattan war mit dem Strome eines andern Haufens, der ſich ſeiner Perſon bemächtigt, zur Seite gedrängt. Es war auf dem Deckel der Equipage nur für Einen Raum und man ſuchte nach einem zweiten, eben ſo erhabenen Gegenſtande, um den Schmuck des Vaterlandes, die Blüte des ſmaragdgrünen Eilandes, darauf zu poſtiren. Nicht weit von der Treppe ſtand eine abgebrochene Säule dicht an der Wand. „Hierher, hierher!“ ſchrien die Buben, und Henry Grattan mit dem eleganten Koſtüm ward mühſam hinaufgequetſcht. Seine Poſition war bedenklich, auch in moraliſcher Hinſicht. Wie er ſich von dem betäubenden Rauſch der Volksliebe erholte und in die Höhe zurückblickte, um die Mauer zu betaſten, an die er ſich lehnen mußte, fühlte er ſich an einen Ort des Schreckens verſetzt. Dicht über ſeinem feingepuderten Kopfe ſaß das Halseiſen für Verbrecher in der Wand; bis an den Pranger alſo hatte ihn die Liebe des Volks ohne Wiſſen und Willen erhoben. Sein Unwille entlud ſich aber plötzlich in einem ſchallenden Gelächter, als er ſeinen Freund in einer eben ſo peinlichen Stellung ſich gegenüber erblickte. Der nachmalige Archivar des Königreichs erhielt ſich nur mit genauer Noth auf ſeinem hohen Poſten, auf dem Sims der Kutſche. Die Roſſe wurden unruhig, und zogen hin und zurück; Curran mußte ſich an die goldne Krone klammern, die oben als Verzierung des Wagens prangte. Doch auch die Krone bot wenig Garantie, die Pferde bäumten ſich und nach einem derben Ruck brach der goldne Reif unter Curran's Händen.

Endlich waren die Thiere beruhigt und Grattan's hell tönende Stimme durchbrach den tobenden Lärm. „Meine Bruderliebe kann Euch, ſehr ehrenwerther Mann, nicht zu Hülfe kommen,“ ſagte er mit lautem Lachen, „ſeht her, an welchem Platz ich bin, ſeht her, wie mich die Liebe des Volkes von Dublin erhöhte!“ Er wies mit der Miene des Schauders auf das Halseiſen, das über ſeinem Nacken hing. Eine peinliche Stille befiel die Verſammlung, man ſchämte ſich über den Verſtoß, der unwiſſend verſchuldet war.

„Ich grüße Euch recht ſchön, Herr Bruder,“ rief Curran lachend hinüber, und ſalutirte mit dem goldnen Arm der zerbrochenen Krone, den er in der Hand hielt, „ich wünſche nur, daß das gute Zutrauen, das die Bürger uns ſchenken, nicht allzu weit gehe, daß die Liebe, die das Volk von Dublin uns widmet, nicht allzu lebensgefährlich werde.“

„Wenn ſie uns nöthigt, Kronen zu zerbrechen, wie Figura zeigt, ſo ſteht's glänzend mit der Liebe unſres Volkes!“ ſchrie Grattan und rieb ſpottend die Hände in einander. Aus ſeinen Augen blitzte der verſteckte Dämon, der es nur ſelten wagte, ganz und voll mit ungeſchminkter Miene hervorzutreten, ein Dämon, der ſich meiſtens mit ſeinem Puder die Stirn beſtäubte, um die Schrift, die dort ſtand, weniger lesbar zu machen, ein Dämon, der immer Glacéhandſchuhe trug, um die Declamation zu glätten und die Hand zu verhindern, ſich zur Fauſt zuſammenzuballen. Grattan ſah in dem Augenblicke aus wie einer, in dem ſich der Mephiſtopheles nur mühſam bändigt, während dieſer ſogenannte Böſe doch ſchon mit allen ſeinen rothen Flammen ſichtlich zum Dach hinausſchlägt.

Curran blickte wahrhaft gutmüthig drein und ſteckte den abgebrochnen Arm der hölzernen Königskrone aus Verlegenheit in die Taſche — er war der Mann, der aus Menſchenliebe gern leimte; vielleicht ging er mit dem ſtillen Plane um, den goldnen Reif der Majeſtät einem geſchickten Tiſchler zu überbringen.

„Freunde!“ rief Grattan, „Ihr ſeht, welchen Unfug Ihr anſtiftet, mäßigt Euern Eifer und ſpart ihn auf bis zur nächſten Parlamentswahl!“

Ein donnernder Beifall dröhnte aus tauſend Kehlen und die alten Mauern von Newgate warfen den Wiederhall weit hinüber bis in die fernſten Schlupfwinkel. Inzwiſchen wurden die beiden Patrioten aus ihrer verfänglichen Lage befreit; man hob ſie herunter und trug ſie unter ſchallendem Jubelruf die Treppe hinauf bis in den Eingang zur Pforte, wo die Conſtables dem weitern Andrang ſteuerten und das Volk von den Rednern trennten. Beide traten Arm in Arm in den innern Raum; die Pforte ſchloß ſich und die ſich ſelbſt überlaſſene Menge wogte murmelnd durcheinander.

4.

Das Traumbild, das um Archibald's Lager ſchwebte, war eine helle Mädchengeſtalt, halb Kind noch, mit dem ganzen Saum der Morgenröthe um das gläubige Antlitz, eine Pſyche, die noch zagend den leiſen Fuß in die Wirklichkeit ſetzt, aber doch lauſchend und voll Erwartung ſchon nach einer nahen, goldnen Zukunft ſpäht. Um ihre Lippen ſpielten neckiſche Elfen, in ihren blauen Augen dämmerte die erſte Frühlingsluſt der Liebe. In den weißen Händen hielt ſie einen Roſenkranz, aber ihr frommes Thun war ſegensvoll; aus den alten ſchwarzen Kügelchen ſproßten unter ihren Fingern blaue Glockenblumen und kleine weiße Veilchen. Um ihren Nacken war ein grünes Tuch geknüpft, um ihre Stirn leuchtete, als Widerſchein ihrer hellen Locken, ein goldner Glorienſchein. Wie ſie ſchwebend auf und niederſtieg, und die ganze fliegende Nymphengeſtalt im Spiel des Windes bebte, flatterten plötzlich dunkelrothe Schmetterlinge aus dem wallenden Ringelhaar.

Es war Archibalds Geliebte, die im Schlaf ſein Herz beſchlich. Ihr Name war Irland; nicht das vergangene, noch das gegenwärtige, nicht das leidende, grambedrückte, das zukünftige Irland, wie es ſich als Phönix am ſchönen Maientag allmächtiger Liebe von der nächtlichen Winterlaſt des alten Jahrhunderts befreit. Die Traumgeſtalt mochte vielleicht von ſeiner Schweſter, an die ſein Brief gerichtet war, Züge entlehnt haben; eine andere Frauengeſtalt hatte ſich ihm nicht eingeprägt, er war Zeit ſeines Lebens zu ſehr Nimrod geweſen, um ein Weib zu lieben, er war zu ſehr Patriot, um in ſeinem Herzen für ein Frauenbild Raum zu haben.

Der Jubelruf ſchallender Stimmen, der von außen an den Mauern bis zu ſeinem Gitterloch in die Höhe drang, weckte den Schläfer. Wie er ſein Auge aufſchlug, gähnte ihm die enge Höhle, in die er gebannt war, widerlich entgegen. Er ſprang auf und mit dem Schütteln der ſchwarzen Locken warf er die Heiterkeit von ſich, die ihm der Traum beſchieden; der alte Zorn, mit dem er ſchlafen gegangen, lag wieder auf ſeinem dunklen wilden Angeſicht. Er ſtreckte, ſich dehnend, die Arme aus und ſeine nervigen Fäuſte ſpannten ſich um den Balken, der von der Decke herabhing. „Hätt' ich alle Philiſter Altenglands hier über meinem Haupte," ſagte er mit funkelndem Auge, „ich rüttelte an dem Holz, bis das Dach mit mir zuſammenbräche und wir uns alle mit einander begrüben!“

Der Balken ſpottete ſeiner Ohnmacht; er ließ ihn fahren, ergriff Stuhl und Tiſch und warf beides zornig zur Seite. „Ich brauche Morgenpromenade!“ ſchrie er, ſchlug die Hände über die Bruſt und ſtürmte mit Rieſenſchritten vor, als wollt' er mit der Stirn die Mauer durchbrechen. Der Raum ſtand in ſchnödem Widerſpruch mit ſeiner Bewegungsluſt und Archibalds Fuß ſtampfte dröhnend gegen die Wand. Er drehte ſich um und maß mit ſpöttiſchem Lachen den Kreis der Rennbahn, der ihm hier gezogen war. „Mit drei Schritten meſſ' ich dein Grab, o du, der du ehe ſo groß warſt!“ rief er ſich mit dem Oſſianiſchen Wehelaut lachend zu und hieb mit dem Arme durch die Luft.

Im Schloß drehte ſich der Schlüſſel; die Angel knarrte und Archibalds Wächter trat ein, um nach den Morgenbedürfniſſen des Gefangenen zu fragen. Es war ein Rieſe von Figur, der Seinesgleichen in allen drei Schweſterkönigreichen ſuchte. Einen ſolchen dem Gefangenen beizugeſellen, ſchien der hohen Staatsweisheit von beſonderem Gewicht, nachdem ſie die traurige Erfahrung gemacht, daß Sir Archibald Rowan zwei minder kräftige Schergen bereits in kurzer Zeit aus dem Sattel gehoben, dienſtunfähig gemacht und aufgebraucht hatte. Der gefangene Löwe mit ſeinen herkuliſchen Gliedern conſumirte viel und machte das Wartegeld ſehr theuer.

Wie der Wächter in der Thür ſtand — es war ein breitſchultriger, rothköpfiger Irländer, mit Fäuſten, denen der Calcul der Diplomaten ſich entſchieden anvertraute — fuhr Archibald noch einmal mit dem Arm durch die Luft, als wenn er mit Geiſtern kämpfte. „Och, och!“ ſagte der dickköpfige Menſch, „Ihr ſeid ein Boxer, daß Gott der Herr ſein' Freud' an Euch hätt'!“ Sein breites Geſicht zog ſich ſchmunzelnd aus einander und das Herz lachte ihm ſichtbar im Leibe über den ritterlichen Sir Archibald.

„Willſt Du's mit mir verſuchen, alter Narr?“ ſagte dieſer halb zornig, halb im Scherz.

„Och, och, beim lebendigen Tod!“ erwiederte der Rothe mit eben ſo viel Stolz als Lüſternheit zum Handgemenge, „ſeid mit mir ſtill, ich möcht' Euch höchſt anſtändig die Kinnlade ſpalten, daß es 'ne Luſt wär'. Fangt mit mir nicht an, oder ich ſchlag' Euch zwölf Klafter tief zur Dachluke 'naus.“

„Wir müſſen uns an einander verſuchen, alter Schelm!“ lachte Rowan gemüthlich, „damit Du nicht als Prahler vor mir erſcheinſt; ein Feigling wirſt Du doch nicht ſein?“

„Beim Chriſtkind auf dem ewigen Himmelsthron!“ verſicherte der große Menſch, „wenn's einmal blauer Montag iſt im großen Styl, ſo woll'n wir's, bei Gott's Herrlichkeit! verſuchen und woll'n zuſehn, wer mehr Haare läßt."

„Komm her!" ſchrie Archibald, „ſteh' feſt, fang' auf!"

Er knäulte die Hände um einander und legte aus. „O nei', nei'!" rief der Rothe, „hab' heute Dienſt, muß alle Kurzweil verbitten, hab' Beſuch zu melden, Sir Robert Stewart, der ſeine Aufwartung zu machen hat und wohl in Königs Namen kommt."

„Mir gleich, laß ihn vor," ſagte Archibald, „aber wenn Du kein Lump biſt, ſo ſteh' nächſtens feſt, und preiſe Deinen Schöpfer, wenn ein Edelmann Dir die Ehre anthun will, Dir die Fauſt ins Geſicht zu ſetzen."

Wie der rieſige Trabant von Newgate murrend und glotzend ſich durch die Thür zurückzog, ordnete Rowan ſeinen Anzug, ſteckte die Buſennadel, den Siegelring an, und knüpfte die ſchwere Kette, die auf dem Tiſch lag, um den Hals.

Der Angemeldete ſtand auf der Schwelle. Man begrüßte ſich kurz und vornehm, wie Cavaliere, die nicht den Menſchen; nur den Stand oder die Familie gegenſeitig achten, zu thun gewohnt ſind. Der Eingetretene war Henry Robert Stewart, der älteſte Sohn des irländiſchen Grafen von Londonderry. Die Welt kennt ihn mehr als Lord Caſtlereagh, und unter dieſem Namen ließ auch

Rowan in ſeinem Briefe, der noch unbeendigt vor ihm lag, ein Wort über ihn fallen. Caſtlereagh war ſeinen Jahren nach damals noch nicht aus dem Zeitraum der erſten Blüte. Er ging von fern den Dreißigen entgegen, galt in den Salons von Dublin für den ſchönſten Mann ſeines Jahrhunderts, für eine Zierde ſeines Geſchlechts, für den auserwählten Liebling der Damen und trug dies Bewußtſein ſeiner Siege ruhig und ſicher auf der ſchönen weißen Stirn, deren ſich Apollo nicht zu ſchämen hätte, wenn ſich der Gott in carariſchem Marmor gefiele. Vor der marmorblaſſen Schönheit dieſes Antlitzes hatte ſchon manches Frauenherz gezittert und der Blick dieſes kalten Anatomen hatte an den Zuckungen der weiblichen Nerven lehrreiche Beobachtungen gemacht, um zu wiſſen, wie weit das Maß menſchlicher Leidenſchaft reicht. Die Völker haben ſpäter ſein Andenken verflucht und ihm den großen Schlächter geſcholten, der endlich eigenhändig ſich ſelbſt getroffen; in der Geſellſchaftswelt von damals, vor ſeiner glänzenden öffentlichen Laufbahn, nannte man ihn nur den Narciß von Dublin. Nur war Dublin und ganz Irland, obwohl es ihm das Daſein gab, an ſeiner inneren Beſchaffenheit unſchuldig. Auch äußerlich war kein Zoll an ihm irländiſch. Die weiße alabaſterne Glätte, die kein Lächeln und keine Liebeshuld, kein Gebet und keine Seelenangſt, kein Engel und kein Gott aus ihrem ruhigen Ebenmaß rückte, dieſe ſchöngeſchnittenen Lippen, die alle Waffen des Spottes in ſich bargen, ſie aber nur ſelten benutzten, dieſes große forſchende Auge, in welchem der Trübſinn nur aus dem Verborgenen lugte, weil der Glanz ewig friſcher Siege ihn in ſeiner Höhle gebannt hielt, Alles in der Bewegung, in der Haltung und im Muskelſpiel dieſes ſchönen Henkers, in deſſen Dienſt die Grazien ſtanden, konnte weit eher für engliſch als für irländiſch gelten, und wie die beiden Cavaliere ſich die übliche Begrüßung gegenſeitig zukommen ließen, hätte man nicht leicht zwei verſchiedene Naturen und Geſtalten in ſo engen Raum ſich nahe bringen können.

„Ich bin erſtaunt, Sir, Sie in ſolcher Behauſung zu finden,“ ſagte Caſtlereagh mit ſichtlicher, obwohl auch zugleich abſichtlicher Verlegenheit; denn wo Caſtlereagh ſtaunte, war er nur auf den Eindruck und die Wirkung ſeines Staunens bedacht, und im Gegentheil, wo er ſich überraſcht fühlte, da behauptete er am ſicherſten das Ebenmaß jener Gleichgültigkeit, die um Alles weiß, aber ſich für nichts entſcheidet.

„In der That, es thut mir leid, Euch nicht beſſer aufnehmen zu können,“ ſagte Archibald mit einem bittern Seitenblick, den jedoch die luſtige Gutmüthigkeit ſeiner ſchmetternden Stimme augenblicklich wieder vergütete. „Nehmt mich für einen Banquerotteur, der durch Wind und Wetter, nach der Laune des Schickſals, ſeine Galeonen verlor. Trägt er ſein Unglück ohne Verſchulden und ohne Ehrenkränkung, nun ſo bleibt er ebenbürtig, hat Credit und läßt bei nächſtem Sonnenſchein wieder in See laufen."

„Ich glaubte Euch unten zu finden," ſagte Caſtlereagh, „in dem Flügel rechts, wo man Männer unſeres Standes —"

„Ihr ſcheint bekannt mit der Localität?"

„Zufällig nicht aus eigner Erfahrung."

Sie nahmen Beide Platz, da ſich in der Ecke für den Beſuch noch ein ärmlicher Seſſel fand.

„Zufällig!" nahm Rowan das Wort auf, „nun ſeht, Mylord, vielleicht iſt Alles nur Spiel des Zufalls in der Welt, wie es ein ironiſches Geſchick ſeltſam nach Luſt und Laune zuſammenwürfelt. Es iſt zufällig, daß ich der Gefangene bin in Newgate, nicht Ihr, zufällig, daß ich nicht Euch, daß Ihr mich beehrt, zufällig ſeid Ihr nicht der Verräther am Vaterlande, zufällig hat die Jury mich für ſchuldig erklärt —"

„Euer Humor erſchöpft ſich, die Welt in Zufälligkeiten aufzulöſen," unterbrach ihn Caſtlereagh mit anſcheinendem Lächeln, doch mit verhaltenem Groll. „Die Thatſache, die vorliegt, iſt, daß die Jury ſich auf den Verdacht hin ausſprach, der Euch mit jenem Jackſon in Verbindung brachte.

Nun wollt Ihr ſagen, daß eine Jury auch mitunter nach dem Schein urtheilt, wenn der Schein drückend iſt."

„Niemals, wenn die Jury das Gewiſſen der Nation iſt!" ſagte Archibald mit Wärme, „aber man hat Fälle, wo ſie von Kreaturen zuſammengeſetzt wird, die nach dem Scheine ſprechen, nach dem Scheine des Geldes, nach dem Scheine einer Sonne, die nur ein Transparent iſt, den Pitt's geſchäftige Diener illuminiren."

„Die Zumuthung iſt etwas ſtark," ſagte Caſtlereagh.

„Brechen wir davon ab, wenn ſie Euch etwa zu ſtark beläſtigt."

„Mich beläſtigt? Ich könnte faſt glauben, Sir, Ihr wolltet beleidigen."

„Wollen?" ſagte Rowan, „es lag außer meinem Wollen; war es dennoch eine Beleidigung, ſo lag ſie in der Sache."

„Ich habe Grund, Rückſicht zu nehmen," erwiederte Caſtlereagh und erhob ſich kalt und mit einer Geringſchätzung, die einem Gefangenen gegenüber nicht edel ſchien.

Archibald ſprang auf. „Rückſicht auf meine Lage?" rief er. „Ich entbinde Euch jeder Rückſicht für mich, Mylord, mein erſter Gang, wenn ich dieſen Ort verlaſſe, iſt ein Gang mit Euch. Oder Ihr müßtet denn eine Rückſicht kennen, die mehr Euch ſelbſt als mir gilt?"

„Mir iſt jede Waffe recht,“ ſagte Caſtlereagh, „ich werde Euch zu treffen wiſſen.“ Der ruhige, aber düſtre Schimmer, der jetzt aus ſeinem Auge brach, ſchien ſich an der Flamme anzufachen, die Rowans Züge faſt mehr mit Freude als mit Zorn durchzuckte. Schweigend maßen ſich die Gegner Aug' in Auge, jeder Blick war Schwertſtreich genug, um den Andern zu durchbohren.

„Wir wiſſen jetzt, wie wir mit einander ſtehen,“ unterbrach Caſtlereagh die ſchwüle Stille, „ſprechen wir von Staatsgeſchäften, wie Hamlet ſagt.“ Es war ihm nur um eine ſcherzhafte Wendung, um einen geſchickten Abſchluß für die mißgeleitete perſönliche Berührung zu thun.

„Ganz recht, von Staatsgeſchäften!“ brach Archibald hervor, und warf ſich wohlgemuth in den Seſſel, deſſen mürbe Lehne faſt unter ſeinem Rücken zuſammenbrach. „Von Staatsgeſchäften! Weiß ich doch nicht, als was ich Euch hier zu begrüßen hatte, ob nicht als Beamten der Krone? Ich bin erſt ſeit kurzem hier Einſiedler und doch weiß ich nichts mehr vom Lauf der Welt, weiß nur um den Lauf meines Blutes, meſſe alles nach dem Inſtinct meines Naturells.“

Es war allerdings das Gerücht verbreitet, Robert Stewart ſei zum Staatsſecretär von Irland ernannt.

„Auf eine Frage, die keine Berechtigung in ſich ſelbſt hat,“ ſagte Caſtlereagh mit dem ganzen Gewichte ſeiner gehaltenen Grandezza, „finde ich auch keine Nöthigung zur Antwort. Ich bin in dieſem Augenblick ſo wenig im Dienſte des Staates, als ich in anderem Auftrag denn in eignem vor Euch erſcheinen wollte. Für den perſönlichen Antheil, den ich Euch zu ſchenken mir die Ehre nahm, hab’ ich nicht nöthig Entſchuldigung einzulegen, da er dem Cavalier, dem Mann von Stande, in Euch galt. Mein Zutritt zum Lord Statthalter war bisher ebenfalls nur ein perſönliches, kein amtliches Verhalten und könnte beiläufig nur ſo weit reichen, um dem Gouvernement augenſcheinlich zu machen, daß hier in Newgate ein Cavalier nicht auf angemeſſenem Fuße lebt.“

Archibald ſtand auf. „Möchtet Ihr doch, Mylord,“ ſagte er ehrlich und warm bewegt, „den Antheil einem Würdigeren ſchenken. Und der Würdigere iſt immer das Vaterland. Warum habt Ihr früher Irland geliebt? Was hat unſer Land verbrochen, daß Ihr ſeinen Intereſſen Euer Wort entzogt? Es iſt noch nicht gar lange her, als im Parlament die Frage ſtand, ob Irland frei nach Oſtindien ſeine Producte ausführen dürfe, oder ob es immerfort als Stiefkind Englands nur unter deſſen ſcheelſüchtiger Vormundſchaft leben und athmen ſolle. Damals ſpracht Ihr für des Volke Sache. Was iſt ſeitdem geſchehen, daß Ihr ſie aufgebt?“

In Caſtlereaghs Mienen lauſchte ein Triumph, de deutlich zu ſagen ſchien: So wollte ich Dich, warm und bewegt, damit Du die ganze Schärfe meiner Kälte fühlſt. „Es war nur zum Scherz, Sir Archibald Rowan," war ſeine lächelnde Entgegnung, „nur zum Scherz, daß ich Hamlets Spruch hier einfädelte. Wir haben nichts weiter mit einander zu verhandeln, wir ſind mit einander fertig bis auf den Punkt, wo wir uns treffen werden. Bis dahin iſt mein Rath, wollen wir uns wie zwei kaiſerliche Gladiatoren des alten Roms zu ſchonen wiſſen, damit wir einander ehrenhaft Stand leiſten, — ein guter Rath, der Euch vornämlich gilt, denn es ſcheint, daß Ihr mitunter, vielleicht aus Zerſtreuung nur, Euch Gegner wählt, die nicht ebenbürtig, die zu gering ſind für einen ritterlichen Arm!"

Das grüne Tuch war von Archibalds Stirn geſunken und die blutige Narbe leuchtete aus dem dunkeln Geſicht des Mileſiers wie ein rother Mond.

„Ich kann nur bitten, ſpart Euch für mich auf!" wiederholte Caſtlereagh, und ſeine lächelnde Lippe zuckte wie ein kalter Blitzſtrahl des Hohns. Er nahm mit kurzer Verbeugung ſeinen Rückzug und Archibalds wilde Blicke folgten ihm ſprachlos, bis er aus dem Gemach verſchwand. Die Wunde an der Stirn hatte er ſich im aufbrauſenden Eifer ſelbſt geſchlagen. Man hatte ihm in ſeinem frühern Gefängnißzimmer zwei Diener als Wache beigeſellt, zwei bleiche engliſche Geſichter, blaſſe Schufte aus England, wie er ſagte, die ſeinen Unwillen, ſeinen Jähzorn durch ihr bloßes Daſein weckten; er hatte ſie mißhandelt, und da ſie ſich wehrten, den Einen mit ſeiner ſtarken Fauſt zu Boden geſtreckt. Seitdem bewohnte er das enge Gemach im Thurm, ein Dragoner ſtand auf dem Gange, der zu ſeiner Thür führte, und der breitköpfige Goliath, ein Irländer, Mac Dowdell, der eben eintrat, war ausſchließlich für ſeinen Dienſt geſtellt.

Rowan hatte ſich im Zorn über die erlittene Verachtung auf ſein Lager geworfen, ſeine Hände zerrten an der Schleiſe des grünen Tuchs, das ihm von der Stirn geſunken war. Der Kerkermeiſter ſtand mit einem trotzigen Lachen vor ihm. „So'n ſchöner Herr, ſo ſchöne lebendige Gliedmaßen!" ſchmunzelte Mac Dowdell, „wär' für 'nen Todtborer ein geſunden Freſſen."

„Laß mich in Ruh'!" herrſchte ihm Rowan entgegen.

Mac Dowdell ſchritt im Zimmer umher, ſchnalzte mit der Zunge und wirbete die Fäuſte wie zum Angriff, um einander. Von Zeit zu Zeit ſtieß er einen wiehernden Laut von ſich und ſchoß mit dem rechten Arm durch die Luft; in ſeinen Geberden drückte ſich eine faſt wollüſtige Kampfluſt aus. Archibald mußte laut lachen, wie die fabelhafte Geſtalt des alten Athleten ſo luſtig im engen Zimmer manövrirte.

Mac Dowdell war in ſeinen jüngern Tagen, in den Zeiten ſeiner Blüte, wie er zu ſagen pflegte, Boxer von Profeſſion geweſen; die ganze Grafſchaft hatte Niemand aufzuweiſen, der ihm gewachſen. „Ich hatte den größten Schlagetodt in Irland, den als Todtboxer und Feuerfreſſer berühmten Mac Collum niedergeſchmettert,“ erzählte er oft genug, „zog von einem Jahrmarkt zum andern und hatte mein gutes Auskommen. War noch ein blutjunger Burſch, als ich den Mac Collum ſchlug, war lang wie der lebendige Tod, aber auch hager wie der Knochenmann, war vor Liebe ſchmächtig und abgezehrt, weil mich Kathleen nicht mochte. Mit 'nem Heldenſtück muß ich ihre Liebe gewinnen, ſo dacht' ich. Aber wie in aller Welt bei der ausdörrenden Schwermuth meiner Seele eines ſo grauſam Gewaltigen Herr werden! Tag und Nacht lag ich auf den Knieen vor der heiligen Jungfrau, ſie möchte meiner, vor lauter ſchmachtender Liebespein matt gewordenen Seele die Kraft verleihen, den großen Schlächter zu werfen. Und ſiehe, einſtmals im Traum gibt mir die Mutter Gottes einen Stoß mit der Hand. Ich meint', es ſei ein Backenſtreich, eitel um meiner Sünden willen, dieweil ich vom Verderben meiner Liebe ganz beſtrickt und an Kathleen ganz verloren war; aber alle Nacht kam die Mutter Maria wieder und führte durch die Luſt denſelben Hieb mit der ſchönen weißen heilig lieben Hand.

Gott ſteh' mir bei, es war kein Backenſtreich, es war keine Prim, keine Quart; eine Fechterfinte war's, ein Seitenhieb voll Liſt und Täuſchung, denn wie ſie mir nach dem Kinnbacken zielte, wendete ſie das Handgelenk und der Stoß ſaß mir im Genick. Soll mir gleich das ewige Fegefeuer wie ein großer Feuerlärm in allen meinen Gedärmen toben, wenn's mir nicht geoffenbart war von der Mutter Gottes, wie ich den Mac Cellum niederſchlug. Ich that's, und geſchah's unterm Applaus aller guten Herzen von Kilkenny; denn dort war der Jahrmarkt, und da wohnte Kathleen, mein einzig Juwel. Nun war ich geachtet im Lande, und Kathleen fing an mich zu ſchätzen. Aber, bei den Thränen des Jeſukindes! zur Liebe bracht's Kathleen doch nicht. Es iſt mit der Liebe ein eigen Ding, ſie will nicht errungen ſein, nicht erbort und nicht erworben, ſie kommt flatterig und duſelig, ganz willenlos wie ein Täublein zirp zirp! herab aus blauer Luft, Du weißt nicht wie Dir geſchieht, ſuchſt nach Verdienſt in Deinem Wandel und findeſt nichts; die Liebe iſt eine Gnade Gottes, die Dich überkömmt, ein himmliſcher Bote im Säuſeln der Luft am heiligen Pfingſtfeſt. Kathleen ging hin und hat mich nie geliebt. Mein Weib wurde ſie, weil ſie mich achtete und ehrte; aber ſie erkrankte bald, ging hin und ſtarb, ohne mich zu lieben, noch in der Maienzeit ihres jungen Lebens. Du mein Gott dort oben und Du mein Sodem hienieden! Seitdem Kathleen nicht mehr auf Erden, ſondern dort oben unter den lichten Sternen wandelt und nur ganz von fern herabſchaut auf mein ſtaubig Herz, konnt' ich lange Zeit nicht boxen, es fehlt' mir aller Muth, alles Handgelenk. Ich legt' mich auf Jahrmärkten und bei Wettrennen aufs Geſichterſchneiden. Auch war mir's allezeit grauſam weh ums Herz, ſo was man windeweh nennt, und ich ſchnitt Mimik, wie's der Profeſſor ſagt, wo nicht aus Herzensluſt, doch aus Herzensgram und eitel Weh. Später kam ich nach Dublin und klappere nun ſeit lange mit dem großen Schlüſſel in Newgate. Aber wenn Ew. Gnaden boxen wollen, ſo bin ich noch der alte Stehauf und die Jahre meiner Blüte ſchlagen mir wieder durchs Leben. Wo nicht, ſo ſchneide ich Euch Geſichter, weil Ihr ſelbſt ein Aufſchneider ſeid."

Der Alte wirbelte wieder die Fäuſte um einander, und Rowan hatte Noth, den Fanatiker von ſich abzuwehren. Er löſte das grüne Halstuch auf, drehte die Spitze ſteif und feſt und ſchweppte nach dem Alten, um ihn fern zu halten. Es war nicht ſo bös gemeint, aber nach mehreren vergeblich geſchwungenen Streichen fuhr ihm der Zipfel des Tuchs mit der ganzen ſtechenden Kraft, die einer Schweppe eigen, wenn ſie ihr Ziel ſicher faßt, ſo heftig ins Angeſicht, daß Mac Dowdell vor Schmerz aufſchrie und beide Hände ans

Auge drückte. „Mörder meines Augenlichts!“ ſchrie der alte Menſch mit dem Zorn eines Goliath, „nun ſchlag' ich Euch die braune Leber ins Angeſicht, geb' Euch einen Stoß von unten auf, daß Euch die Seele ſtracks zum Schornſtein 'nausfährt!“

Mit wilder Wuth drang er auf Archibald ein, der mit Blitzesſchnelle vom Lager ſprang, um den Angriff des Raſenden zu pariren. Er bewies, daß er Boxer aus Liebhaberei war und trotz einem Boxer von Profeſſion das Handwerk ſehr gut verſtand. Mac Dowdell's Zorn kannte keine Grenzen, er ſtieg mit dem Widerſtande, den er fand, und Rowan mußte jetzt alle Gewandheit ſeiner Kunſt zu Hülfe nehmen, um den gewaltigen Fauſtſchlägen des Kerkermeiſters auszuweichen. In der ſteigenden Heftigkeit ging die Vertheidigung auch ſeinerſeits in Angriff über und mit einem gewaltigen Streich ſchleuderte er den Alten zu Boden. Wie Archibald aufathmete, war es in dem Zimmer, das von dem Lärm erdröhnte, plötzlich ſtill wie im Grabe. Dowdell lag betäubt und rührte ſich nicht, ein ſtarker Schlag auf die Schläfe hatte ihn hingeſtreckt, — vielleicht gar tödtlich, denn eine Leichenbläſſe lag auf dem breiten Geſicht des Alten. Unwillig mit dem Fuße ſtampfend, die Arme in einander geſchlungen, ſtand Rowan vor ihm. „Scherz zu Ende!“ rief er, „Menſch, ſteh auf!“ Aber Dowdell rührte ſich nicht;

die gewaltigen Glieder lagen vierſchrötig nach allen vier Himmelsgegenden ausgeſpannt, als wollt' er mit Hand und Fuß das enge Gemach umſpannen und meſſen. „Mac Dowdell, Mac Dowdell!“ ſchrie Archibald zornig. Seine Stimme hallte nach im öden Raume, aber Mac Dowdell hörte ihn nicht und blieb ſtill am Boden. Archibald kniete zu ihm nieder, er liebkoſte ihm mit Hand und Mund; die Lippen des Alten waren kalt, ſein Ohr taub. „Lieber Gott! Hab' ich ihn erſchlagen?“ flüſterte Rowan weich wie ein Kind. In ſcheuer Haſt ſtürzte er gegen die Thür, um nach Hülfe zu rufen. Sie war verſchloſſen, aber der große Schlüſſel mit dem ſchweren Ring lag neben dem Kerkermeiſter am Boden. Da blitzte ein Gedanke zur Selbſthülfe, zur Selbſtbefreiung in Archibald auf. Die Wolluſt, ſich frei zu machen, durchrieſelte ihn plötzlich mit einem Schauer der Wonne. Er lauſchte am Schloß. Die Wache ſchritt eben an der Thür vorüber, dann hallten ihre Tritte ſchwächer, weil der nächſte Pfeiler den Schall brach. Raſch drehte er den Schlüſſel um, die Pforte ſprang auf, er warf ſie hinter ſich ins Schloß und ehe der Dragoner ſich wandte, um den langen Gang zurückzumeſſen, ſtürzte Archibald die kleine Wendeltreppe hinunter und war im zweiten Stock. Die Sinne ſchwirrten ihm, er wußte nicht was er wollte, ob nach Hülfe rufen für Mac Dowdell, ob nur auf ſich und ſeine Flucht bedacht ſein, und als er wußte was er wollte, trat das ſchüchterne Bedenken ein, ob er auch könne, was er möchte, und ob ihm Glück und Zufall weiter günſtig. Er war im Hauskleid, ohne Kopfbedeckung, die goldne Kette und das grüne Tuch hingen loſe um den Nacken. Er war leicht zu erkennen, man konnte ihn ſchnell in ſeine Klauſe zurückführen; aber er war jetzt entſchloſſen, mit Gefahr ſeines Lebens den Wink des Schickſals zu benutzen, und als Waffe ſchwang er triumphirend den ungeheuren Schlüſſel mit dem ſchweren eiſernen Ring. Er ſtieg noch eine Treppe tiefer und bog dann in den ſchmalen, finſtern Gang, der an einer Reihe vieler Gefängniſſe vorbeiführte. Sein Tritt war ſo keck und ſicher, ſein Auge blickte ſo frei und dreiſt; die Wache, die in der Ecke lehnte, hatte kein Arg, den Mann im Hauskleide, mit dem Schlüſſel in der Hand, der hier ſo feſt einherſchritt, als hätt' er ein Recht dazu, ungehindert paſſiren zu laſſen.

Bei alledem war noch kein Ausgang gewonnen; den geraden Weg einzuſchlagen, ſchien thöricht.

Es war auffallend leer in den Gängen des Gebäudes. Die Kerkerthüren waren geſchloſſen, hier und da an der Ecke ſtand ein Rothrock mit der Muskete, Alles aber von der Dienerſchaft, Beamte und Kerkermeiſter waren im Gerichtsſaal, wo noch die Jury ſaß, um über Jackſon zu ſprechen.

Die Verhandlungen reizten ſo ſehr die Schauluſt, daß Alles in Newgate, was nur müßig oder überflüſſig im Augenblick ſchien, ſich dorthin gedrängt hatte, wo der Angeklagte zugleich den Todesſpruch aus dem Munde des königlichen Richters erwartete. Wenn es dem Flüchtling gelang, unangehalten bis zum Gerichtsſaal vorzudringen, ſo war er geborgen; dort nahm ihn die Menge in ihren Gewahrſam, dort deckte ihn die auf den öffentlichen Act gerichtete Spannung der Verſammelten, und mit der Maſſe zugleich, welche die Tribünen und den Platz hinter den Schranken füllte, gewann er auch leicht den Ausgang, ſobald die Sitzung geſchloſſen und die Flügelthüren geöffnet wurden, die vom Saal nach dem freien Platze führten.

Der Saal lag auf der entgegengeſetzten Seite des innern Hofraumes, welchen eine offene Galerie einfaßte. Von dieſer führte eine Seitenthür in das Innere des Tempels, wo die Göttin mit der Augenbinde ſaß. Wie Archibald aus dem dunklen Gange in die offene Halle hinaustrat, wankte ſein Tritt, die freie Luft, die ihn anwehte, das Gefühl, wie durch einen Blitzſtrahl des Glücks ſeinem Kerker plötzlich enthoben zu ſein, betäubte ihn und drängte ſein Blut mit ängſtlichem Frohlocken nach den Herzenskammern. Er mußte nach dem Rande der Galerie greifen, um ſich zu halten, lehnte hinüber und trank mit gierigen Zügen die windbewegte Luft, die durch den weiten Hofraum ſtrich. Dicht hinter ſich vernahm er den Tritt eines Musketiers mit klirrendem Gewehr; er blieb in ſeiner Stellung, den Kopf zwiſchen die Arme geklemmt, und blickte vor ſich hin, als habe er hier ein gewohntes müßiges Geſchäft. Wie die Wache um den Pfeiler trat, raffte er ſich auf und ſchritt raſch, aber ruhig, die Galerie hinunter. Die Seitenpforte war angelehnt, die Conſtables und Gerichtsdiener, die auch hier hielten, waren in den innern Raum getreten; ganz mit dem Vorgang in der Sitzung erfüllt, hielten ſie Ohr und Auge geſpannt, und Rowan ſtand bereits einige Minuten hinter ihnen, als ein Wachhabender ſich gleichgültig nach ihm wandte, ohne ſeinen Eintritt, der bereits geſchehen war, nachträglich zu hindern. Ohne Störung zu verurſachen war auch keine Weiſung mehr möglich, und ſo nahm Archibald den nächſten glücklichen Moment wahr, neben den Conſtables hinweg ſich der kleinen hölzernen Treppe zu nähern, welche zu der obern Tribüne des Publicums führte. Alles lauſchte mit verhaltenem Athem auf die Rede des Kronanwalts, der ſehr leiſe ſprach; der Flüchtling ſtieg behutſam hinauf und fühlte ſich oben unter dem Schutz des Volkes. Seine Geſtalt ragte ziemlich weit über ſeine Umgebung vor; es war gefahrvoll, den Blicken ſo Vieler, die ihn kannten, obſchon ſie ihn hier nicht vermutheten, auf längere Zeit ausgeſetzt zu ſein. Inzwiſchen blieb nichts weiter übrig, als ruhig das Ende des ganzen Actes abzuwarten, um dann mit dem ſichern Strom der Menge zu entkommen.

Der Gang der Verhandlungen führte ihm peinlich genug ſein eignes perſönliches Erlebniß vor Augen. Der königliche Anwalt ſetzte das Verbrechen aus einander, mit dem Gegner des Vaterlandes, mit Frankreich, dieſem Feinde aller Religionen, aller Volksverträge, aller Sitten und Geſetze, in Unterhandlungen getreten zu ſein, und auf Grund dieſer Anklage hatte Rowan vor nicht langer Zeit ebenfalls vor den Schranken geſtanden. Bei Jackſon blieb die Strafwürdigkeit außer allem Zweifel, man zeigte die Briefe des franzöſiſchen Directoriums auf, die er an die Geſellſchaft der Vereinigten Irländer zu überbringen gehabt. Ob dieſer Verein gleicher Anklage theilhaftig ſei, dieſen Punkt ſchien der Redner heut außer Acht zu laſſen, da der Angeklagte ſeine Ausſage hierüber zurückgenommen. Der Anwalt war mit Darlegung des Sachſtandes zu Ende; die Geſchwornen entfernten ſich, um im Nebenzimmer ihr Votum einſtimmig zu machen. Es dauerte kaum einige Minuten, ſo ſaßen ſie wieder auf ihrem Platz; Beweis genug, wie leicht es war, Jackſon einſtimmig für ſchuldig zu wiſſen. Auf dieſen ſelbſt und auf die Mittheilungen, die er angekündigt, war man jetzt geſpannt. Bevor der Richter das Straferkenntniß abgab, mußte man den Angeklagten noch ſchließlich vernehmen.

So eben erſchien Jackſon in ſeinem ſchlichten Hausgewand, nicht in der prieſterlichen Amtstracht, vom Sheriff und einem Diener mühſam geführt. Ein ſichtlicher Schreck bemächtigte ſich der Verſammlung bei ſeinem Anblick. Man war gewohnt, Perſonen des Unglücks ſolcher Art ſchwach, hinfällig, aller Haltung baar, dem Todesurtheil entgegenwanken zu ſehen; an Jackſon aber war eine gränzenloſe Zerrüttung auffällig. Kaum vermochten die Begleiter die Schritte des Mannes zu regieren, die Geſtalt des Unglücklichen brach faſt unter ihren Händen zuſammen, das zerſtörte, todtenbleiche Geſicht ſenkte ſich zu Boden, und doch ſuchten die rollenden Augen in der Verſammlung mühſam nach einem Gegenſtande, den ſie nicht zu finden ſchienen. So ward er auf ſeinen Platz mehr geſchleppt als geführt. Er umfaßte mit den krampfhaften Händen die Barre und reckte den gelähmten Kopf mit der Anſtrengung eines Sterbenden in die Höhe. Seine Lippen bebten und der Athem der Verſammlung ſtockte. Endlich gewann er wie in letzter Todesangſt die Kraft zum Reden. „Nicht die Furcht vor dem Tode," begann er ſtockend, „verſetzt mich in dieſen Zuſtand, nicht das Bewußtſein der Schuld, über die man hier zu Gericht ſitzt, — geheime Gewiſſensbiſſe, unter deren Qual ich erliege, die Angſt, Schuldloſe als Theilnehmer meines Vergehens genannt zu haben, — ich bin allein ſchuldig, — Niemand ſonſt.“

Mit dieſen mühſam ausgeſtoßenen Worten, nur den Nächſtſtehenden vernehmlich, ſank er zuſammen und blieb todt liegen. Man glaubte, eine Ohnmacht habe ſich ſeiner Sinne bemächtigt. Ein Wundarzt ſprang aus der Reihe der Zuſchauer über die Barrière und machte ſich geſchäftig. Die Gerichtsdiener trugen ihn ins Nebenzimmer; kopfſchüttelnd folgte der Chirurg. Eine lähmende Stille lag über der Verſammlung. Die Beamten gingen ab und zu; der königliche Richter, dem das Todesurtheil auf den Lippen ſchwebte, ſaß wie beſchämt im Kreiſe der gepuderten Brüder; man flüſterte links und rechts, und ſchien ungehalten, daß vielleicht der Tod ſelbſt, der eigenſinnige Mann, dem man doch willfährig ein Opfer zuwenden wollte, aus eignem Antrieb Einſpruch that und menſchlichen Händen das große Amt entriß.

Endlich öffnete ſich die Thür des Seitengemaches; der Arzt trat ein, er ſprach mit den Richtern, mit den Geſchwornen: Jackſon war todt und die menſchliche Weisheit, die ſich anmaßt, das Leben abſprechen zu können, erklärte ſich für ohnmächtig, zum Leben zu befördern. Erſt ſpäter ward der Zuſammenhang deutlich. Jackſon hatte eine Stunde vor der Sitzung eine ſtarke Doſis Gift unter den Thee gemiſcht, den ihm der Gefängnißwärter reichte. War es die Furcht, durch die Trüglichkeit ſeiner Ausſagen ein neues Gewebe über ſich zuſammenzuziehen, waren es Gewiſſensbiſſe, die ihn peinigten und zu der That vermochten, oder der geheime Schauder vor der Barbarei des Verbrechertodes, dem er ſich durch den Entſchluß, freiwillig zu ſterben, entzog; — darüber walteten auch ſpäter noch Zweifel ob, nur weiß man, daß ihm die letzte Abſicht gelang. Der Richter hatte ſein Urtheil noch nicht gefällt und am nächſten Morgen erhielt Jackſon als Prieſter ein ſeinem Stande gebührendes Begräbniß.

Dies beſchäftigte die Hauptſtadt in den nächſten Tagen. In jenen Augenblicken aber, als der Wundarzt mit ſtillen Geberden aus dem Nebenzimmer trat und zu den Beamten flüſterte, als die Kunde, der Gefangene habe ſelbſtmörderiſch geendet, durch die Reihen der Zuſchauer lief, malte ſich auf tauſend Geſichtern das geheime Entſetzen vor der alle Zeit nahen, unentfliehbaren Macht des Todes. An die Schauderthaten, die der Buchſtabe des Geſetzes verhängt, hat ſich die Menge gewöhnt, ja der Pöbel ſieht in jedem öffentlichen Act mörderiſcher Vergeltung, den die Juſtiz ausübt, mit einer Art Wolluſt den Triumph einer Nemeſis, den die leichtgläubigen Menſchen für eine göttliche Rache nehmen; hier aber war durch eine Schauderthat der Gang Rechtens geſtört, der Ort beſudelt, das Geſetz verhöhnt, weil ihm ſein Opfer eigenmächtig entriſſen wurde. Eine dumpfe Wuth, die aber ohnmächtig war, weil ſie unklar blieb und ohne Ziel und Richtung, bewältigte die verſammelte Menge. So eben wollte man in die Bahn Rechtens wieder einlenken, durch Protocollnahme des Ereigniſſes den Act der Oeffentlichkeit ſchließen und der Anwalt der Krone die Geſchwornen anreden, als das zuſchauende Volk, wie von einem Dämon getrieben, mit lautem Gemurr die Verhandlungen unterbrach. Der Lärm auf den Tribunen wuchs, auf den Verſuch zur Beſchwichtigung erfolgte ein lauterer Sturm, endlich brach ſich die ſchwüle Menge gewaltſam Bahn, ſtürzte wie eine Wolke, die ſich entladen muß, die Stiegen hinunter, riß die Schranken nieder, welche die Behörden umſchirmten, und ſchaffte ſich mitten durch den Saal freien Weg, um den Ausgang zu gewinnen. Der Widerſtand, den die Wachhabenden leiſteten, war mit Leichtigkeit beſeitigt, und das Publikum floh in dichten Schaaren den Tempel der Gerechtigkeit, wo die blinde Göttin nicht mehr im Stande ſchien, die Wagſchaale feſt in der Hand zu halten.

Archibald war von dem Strom erfaßt und wurde willenlos mit fortgezogen. Draußen in dem gewölbten Gange, der ins Freie nach dem Platze führte, gab es Aufenthalt. Aus dem Innern des Gebäudes erſcholl ein neuer Tumult. Die Kerkermeiſter liefen zuſammen, Thüren flogen auf und zu: „Wachen herbei! Beſetzt die Ausgänge!“ hieß es, „ein Gefangener iſt entflohen!“ Die Menge hatte für ein neues Ereigniß weder Augen noch Ohren, ſie trieb unaufhaltſam vorwärts. Da drängte ſich eine Schaar Bewaffneter aus dem Seitengange quer durch den Haufen und ſetzte den Weiterſtrömenden mit Bajonetten ein Ziel. Archibald ſah ſich abgeſchnitten von dem Rettungspfad, von Sonne, Licht und Freiheit; ein Spalier von Rothröcken ſtreckte ihm die Gewehre entgegen. Seine Geſtalt ragte weit über den Haufen fort, in welchem er ſtand. „Dort, dort! dort iſt er! Haltet ihn feſt!“ ſchrien mehrere Stimmen aus dem Seitengang. Der Haufe wich nicht zurück von ihm, ſchien aber nicht im Stande, ihn dauernd zu ſchirmen. „Wer ſteht mir bei? Vereinigte Irländer, hoch!“ rief ſeine donnernde Stimme. Es war nur wenige Schritte vom Ausgange; der Ruf ſcholl weit über den Platz hinweg, wo gedrängte Schaaren Schauluſtiger ſtanden. *Da ſtürmte eine Anzahl ſchwarzgekleideter* junger Männer die Stiegen hinan. An den Sammtbaretten, an den weißen Halskrauſen erkannte man die Scholaren vom Trinity-College. Die Soldaten, dem Haufen, der aus dem Innern drängte, zugekehrt, waren auf einen Angriff im Rücken nicht gefaßt. Hinterwärts von den raſchen Händen der Jugend erfaßt, ſtürzten mehrere unter dem Gewicht ihrer eignen Waffen zu Boden, Rowan's kräftige Fauſt ſchlug ſich Augenblicks Raum, mit zwei Sprüngen war er frei, die Treppe hinunter, die Sonne lachte ihm und das Gewühl des lärmenden Volkes erſcholl ihm wie ein Siegesjubel von tauſend ſchmetternden Lerchenſtimmen.

Die Gefahr war noch nicht vorüber. Seine Befreier — er hielt ſie für dieſelben, die Nachts vor ſeinem Thurm geſungen, — waren hinter ihm zurückgeblieben, das Handgemenge mit den Soldaten feſſelte ſie noch. Vorn auf dem Platze zogen die Dragoner eine neue Sperre, und hielten die Menge vom Eingang zurück, aber Rowan war ſchon ſeitwärts der Schlinge entſchlüpft, drängte ſich eilends an der Mauer hin, dicht unter dem Thurme fort, der ihn noch vor kurzem der Welt entrückt. Mitten aus dem Gewühl des nächſten Hauſes ſtürzte eine Dogge hervor, ſprang zu ihm auf und heulte wie wahnſinnig vor Freude. Die Treue des Hundes war ihm in dieſem Augenblick faſt läſtig, ein Vertheidiger ſchien eher hinderlich, hier war nur eilige Flucht und plötzliches Verſchwinden im großen Haufen das einzige Heil. Hinter ihm her erſchollen von neuem die Commandoſtimmen der Wachhabenden, Rowan warf ſich in den dichteſten Strudel der tumultuariſchen Menge, die Wogen des

Gedränges ſchlugen hinter ihm raſch zuſammen und ſchon hatte ihn die nächſte Gaſſe aufgenommen, als man ſich anſchickte, ihm nachzuſetzen, ohne zu wiſſen, nach welcher Seite der Weg zur Flucht ihm offen ſtand.

5.

Auf Bally-Castle, wenige Meilen von Dublin, in dem großen kühlen Saale, deſſen Flügelthüren nach dem offnen Altan gingen, lag die ſchöne Frau des Hauſes auf dem Ruhebett. Es war einer jener Maitage, an denen die Zeugungskraft der wieder jung gewordenen Natur ganz urplötzlich wie aus verſchloſſenen Tiefen ſich heraufdrängt. Die webende Lebendigkeit in Halm und Knospe, die dampfende Geſchäftigkeit, die brennende Haſt in Wald und Flur, befällt die Sinne faſt mit Schwindel. Die Naturgeiſter verhöhnen den Menſchengeiſt, daß er ſo zäh, ſo regungslos, wenn es gilt, einen neuen Frühling zu feiern. Oft aber ſträubt ſich das menſchliche Herz mit bewußter Ueberzeugung gegen den äußern Auferſtehungsdrang, ihm iſt wohler unter der gleichgültig grauen Decke des Winterſchlafes, und mit einem Frühling, der ſie durchbricht, wachen auch alte Gefühle wieder auf, drängen ſich auch alte Wundenmaale wieder friſch hervor. Oft iſt es auch blos der Hang der Gewohnheit, der das Menſchenleben in ſo entſchiedenen Gegenſatz zum Walten der Natur verkehrt hat, ein Ueberreiz der Bildung, die ſich darin gefällt, die Nacht durch Kerzenlicht in Tag zu wandeln, und die künſtlich aufgeregten Nerven ſind dann am hellen Morgen vom fieberhaften Leben müde und verkehren den friſchen Tag in dämmerige Nacht.

Miſtreß Wardon war ein Geſchöpf dieſer feinern Lebensordnung; für ſie ſtieg jeder junge Morgen zu früh aus den feuchten Thälern auf, für ſie war jeder Lenz mit dem erſten Hauch ſeiner dampfenden Kraft ein unreifer, vorſchneller Eindringling, gegen deſſen Uebermuth ſie ſich ſchirmte. Die offenen Flügelfenſter waren mit grünem Flor verſetzt, um die kleinen luſtigen Schwärmer, die der üppige Frühling erzeugt, vom Salon abzuhalten, den Balcon ſchützte von außen eine roth garnirte Marquiſe, und vor der Chaiſe longue im Gemach ſelber ſtand eine Schaale mit Eis, an deſſen kühlem Duft ſich die Dame von Zeit zu Zeit labte. Wer ihr ins Antlitz blickte, hätte nicht vermuthet, daß ſie der Kühlung bedurfte; auf dieſen blaſſen Wangen brannte keine Sommerglut, in dieſen ſchönen großen Augen las man nur die Schriftzüge einer Gleichgültigkeit, die jede Aufregung des Gefühls ſich fern hält.

Im Zimmer ſah es glänzend, aber ungemach aus. Der

Comfort des Lebens war hier nur anſtandsmäßig aufgeſchichtet, es war hier Niemand glücklich im Beſitz, Niemand heimiſch, der Wirth ſelbſt vielleicht nur ein eiliger Gaſt: das wies die kalte Zierlichkeit, die Prüderie der Ordnung, die hier herrſchte, deutlich nach. Hinter dieſer leiſen Glätte, hinter dieſer kühlen Harmonie in Bally-Caſtle ſteckte vielleicht doch irgendwie eine geheime Unordnung der Seele, ein Aufruhr des Gemüthes, der um ſo unüberwindlicher blieb, je weniger er das äußere Gehäuſe der Herkömmlichkeit durchbrach. Oft ſteht ganz dicht am Fuße des unheilſchwangern Veſuvs eine ſtille Friedenshütte voll Glück, während im ſichern Schooß des Thales, wo man den Frieden der Natur für ewig hält, die Schlange der Zwietracht alles Glück tödtet.

Wie Miſtreß Wardon ſich jetzt aus ihrer Ruhe erhob, ſtand ein Diener vor ihr. Wenige Minuten zuvor waren Reiter in den Hof geſprengt; der Beſuch ließ ſich jetzt melden. Kaum hatte die Dame das Zeichen gegeben, um den Gaſt willkommen zu heißen, ſo ſtand dieſer auch ſchon auf der Schwelle, und der Diener ſchien ein unnöthiger Parlamentär.

„Ich komme ſehr irländiſch!" ſagte Sir Robert Stewart — Niemand anders als Caſtlereagh war der Eingetretene, — „in zwei Stunden mitten in der Glut des Tages bin ich von Dublin hergeflogen, mein Rappe dampft und ich ſtehe, faſt unangemeldet, im Reithabit, vom Staube des Weges bedeckt, vor Ihnen.“

„Wenn das irländiſch iſt,“ ſagte die Dame, „was uns die Einförmigkeit des Landlebens ſo plötzlich unterbricht, ſo ſei Irland in Ihnen mit Frohlocken begrüßt. — Ich habe bisher den Irländer in Ihnen nicht finden können; in Dublin, in London, wo wir uns begegneten, immer ſah ich nur meinen Landsmann, den Engländer in Ihnen.“ Sie ſagte das nicht ohne Stolz, doch auch nicht ohne Lächeln.

In Caſtlereagh's Augen leuchtete ein Funke, der auf einen Moment wie Leidenſchaft blitzte. „Sie ſollen fortan nur den Irländer in mir ſehen!“ ſagte er faſt trotzig. — „Dies iſt auch Sitte meines Landes,“ fuhr er fort und ſtreckte die flache Hand zur Begrüßung hin.

Sie legte ihre zarten Finger in die ſeinigen, er preßte ſie zuſammen, blickte ihr von unten auf tief ins Auge und drückte dann ihre Hand an ſein Herz, indem er ſich beugte und den linken Fuß mit Geräuſch hinter ſich ſcharrte.

„Gott, wie irländiſch!“ lachte Eliſabeth, indem ſie ihre Hand zurückzog.

„Noch nicht ſo ganz!“ entgegnete Caſtlereagh ſcherzhaft einlenkend, doch nicht ohne ſich verletzt zu fühlen, — „um ganz und gar mit der bäuriſchen Herzlichkeit des Irländers zu grüßen, gehörte noch ein Büſchel Haare, der mir auf die

Stirn herabhinge und den ich, ſtatt den Hut zu ziehen, zur Bewillkommnung zupfen müßte.“

„Ich weiß,“ ſagte Eliſabeth, „ſelbſt der alte Heckenſchulmeiſter, der mir ſeine ſchwärmeriſche Anbetung widmet, begrüßt mich nicht anders, wenn er mir an hohen Feſttagen ſeine Verſe überreicht, oder wenn ich ſeine Dorfſchule beſuche, die er zwiſchen den grünen Wänden des Waldes hält. Das arme Landvolk läuft baarhaupt in der Sonne herum, kein Wunder über die vielen verbrannten Gehirne in Irland, über die vielen brennenden Kartoffeln im Kopf, wie Padd ſelber ſagt.“

„Da wär' ich ſchon wieder an dem Punkt, wo ich aufhören müßte, Irländer zu ſein,“ ſagte Sir Robert und warf ſich lachend in einen Seſſel. Wenn Caſtlereagh lachte, ſo war er verletzt. Eliſabeth kannte ihn; ſie reichte ihm die Hand, er küßte ſie und ſchien beſänftigt. Er wußte vielleicht ſelbſt nicht mehr, wieviel Coquetterie oder wieviel Neigung bereits ſeinem Verhalten zu Miſtreß Wardon zu Grunde lag, ob aus jener ſich unvermerkt ein wirkliches Gefühl erzeugt oder eine gereizte Empfindlichkeit bei dem Widerſtande, den er fand, ſich nur leidenſchaftlich rächen und ihr Ziel aufs beſtimmteſte ins Auge faſſen wollte.

Eliſabeth ging im Saale auf und ab, dann blieb ſie vor Caſtlereagh ſtehen und fächelte ihm Kühlung zu mit dem weißen Tuch, das ſie in der Hand hielt. „Bleiben Sie nur Engländer,“ ſagte ſie, „geben Sie ſich keine Mühe, die abgetragene Livree Ihrer Volksthümlichkeit wieder aufzubürſten, ſie ſteht Ihnen nicht mehr. — Wie hat man mir dies Irland als ein idylliſches pays de cocagne, als ein Arkadien der Gemüthswelt, vorgeſpiegelt! Und ich finde nichts von dem; äußerlich Schmutz, innerlich Verworrenheit. Die alberne Sage von Natureinfalt, vom Glück der kinderreinen Unſchuld neckt und närrt das ganze Zeitalter, und Rouſſeau, ein vom Tarantelſtich der Unruhe befallener Kopf, brachte dies Ideal für ſeine Sehnſucht unter die nachäffende Menge. Ja wenn man auf allen Vieren kriechen könnte! ſagte ſchon Voltaire dagegen. Sagen Sie mir, wo ſoll ich hier das gerühmte Glück der Unſchuld finden? Ueber Alles wirft ſich eine wilde Haſt; Freude und Schmerz, beides iſt hier ſo übertrieben excentriſch und der irländiſche Nationalmenſch kommt mir eher wie ein Fieberkranker, gar nicht wie ein Naturkind vor. Wie läppiſch iſt ſeine Geſchwätzigkeit, hundert überblümte Phraſen ſollen erſetzen, was an verſtändigem Sinn abgeht. Gerade ſo buntſcheckig abgeſchmackt wie ſein Nationalcoſtüm mit den grellen Farben iſt ſein Gemüth. Und dieſe irländiſche Muſik, wie marternd, wie zerfleiſchend! Es fehlen ihr alle Mitteltöne, die harmoniſch wirken. Eine auflöſende Melancholie zieht unſere Seele bis zur Muthloſigkeit hinab, ſo daß wir das Leben wie läſtigen Ballaſt über Bord werfen möchten; oder der peinliche Kitzel einer zuckenden Luſtigkeit reißt uns zu einer wilden Ausgelaſſenheit empor, bis wir ermattet in jene erſte quälende Stimmung zurückverſinken: ſo iſt die Nationalmuſik hier zu Lande; keine Kraft der Erhebung, kein ſtetiges Wohlgefühl, nichts von alle dem, was Muſik ſoll und kann. Wozu dieſer Strudel der Leidenſchaft, in den mich dieſe Volksgeſänge ſtürzen wollen?"

Caſtlereagh wußte, ja er ſagte dies Alles ſelbſt, aber er war verletzt, es in ſo herber Weiſe von andern Lippen zu vernehmen. „Sie müſſen den Süden des Landes kennen lernen, laſſen Sie uns nach den Seen von Killarney eine Partie machen; die Eigenthümlichkeit der ſeltſamen Kinder meines Landes wird Sie amüſiren."

„O Freund," entgegnete ſie, „ich habe hier in Kildare ſchon Süden genug, dieſe Romantik ſchreckt und geißelt mich hinlänglich. Alle dieſe wahnſinnigen Geſtalten des Elends, denen man nicht helfen kann, weil Elend ihr Beruf zu ſein ſcheint, all dies eingefleiſchte Unglück der Entartung, das mich hier in Bally=Caſtle umgibt, hat mir die Komik verdorben, die man hier finden will. Dieſe ſchmutzigen Bettler mit ihrem vertrödelten Harfenſpiel, dieſe zerlumpten Pfaffen, die mitten im Lärm der Schenke unter den Bauern zechen, ſchwärmen und ihre Amulette feilbieten, dieſe alten Mütterchen mit ihren Mixturen, dieſe Hexengeſtalten aus dem Macbeth, die in fliegender Haſt ohne Obdach herumgaukeln, kommen und verſchwinden, als ſpie' ſie der Boden aus und verſchlänge ſie wieder, dieſes ſchmutzige Ineinander Aller mit Allen, dies jüdiſche Zuſammenhalten der faulen Armuth, kurz, dieſer ganze katholiſche Höllenbreughel mit dampfender Häßlichkeit, widert mich an und ich will nichts wiſſen von dieſem Poſſenſpiel eines angeblich gutherzigen, aus purer Gutherzigkeit, wie Sie ſagen, elenden Volkes.“

„Ich ſtaune über dieſe Beredſamkeit!“ lächelte Caſtlereagh. „Ein Glück, daß Sie Eis in der Nähe haben, um dieſen Eifer zu kühlen. Das kann nicht Haß ſein, was ſich ſo ſtürmiſch ausdrückt, das iſt eine verborgene Leidenſchaft, deren Strom ſich nur ungeſtüm eine falſche Bahn bricht. — In der That, Donna, — ein ſeltner Fall — Ihre Wangen glühen. Wiſſen Sie wohl, wie ſchön Padd mit der Anmuth des Naturpoeten in dieſem ſeltnen Falle ſich äußern würde? Eure Wange, würd' er ſagen, iſt ein Liebesbrief, mit einer Roſe aus Damascus geſiegelt.“

„Ich muß Ihnen zu bedenken geben, daß auch der Unmuth, der Zorn, roth ſiegelt,“ erwiederte Eliſabeth und lehnte ſich in ihr Ruhekiſſen. Ueber Caſtlereagh's blaſſes kühles Angeſicht hatte ſich eine Röthe gelagert, die dieſe Meinung zu beſtätigen ſchien. Er ſtand auf und trat an's Fenſter.

Ein feuriger Ball ſtand die Abendſonne am Himmel. Dieſe untergehende Donna, dachte Caſtlereagh, hat vielleicht auch nur aus Unmuth rothe Wangen, ſinkt aus Zorn, nicht aus Liebe dem Schlaf in die Arme! Launiſches Weibergeſchlecht, du ſollſt noch auf den Knieen um Liebe wimmern und ich will dich bei Seite ſchleudern, wenn mein Auge ſich ſatt geſchwelgt hat an deinen trüglichen Reizen. — Warum muß mich dies Weib ſo lange feſſeln? Und wie lange ſoll ich den Tiger in mir bändigen, wie lange nach Liebe girren, hier, wo ich eigentlich nur Haß empfinde?

Er hatte die Flügelthür geöffnet, war auf den Balcon hinausgetreten, und während dieſe Gedanken über ſeine Seele ſchlichen, blickte ſein rollendes Auge in die weite Landſchaft hinaus, über die ein abendlicher Friede ſeinen Fittich breitete. Bally-Caſtle lag auf einem freundlichen Hügel, rings herum ſtanden die zahlreichen Wohnungen der Pächter, bunte rothe Häuſer und ärmliche Torfhütten in dichtem Gemiſch; das üppige Grün der Bäume verſteckt manches Elend, und ein lachender Frühling der allgütigen Natur überwuchert auch lebendige Gräber. Hundert Schritt zur Rechten lag die Stadt Kildare mit ihren eng zuſammengepferchten Häuschen, aus deren Eſſen der abendliche Dampf in wirbelnden Säulen aufſtieg. Hinter den Ruinen der alten Abtei Tully ſank die

Sonne und küßte noch wie mit Vorliebe zum Abſchied das alte Gemäuer, das längſt der Sorge der Menſchen entrückt ſchien. Die frohen Schaaren, die geſchwätzig auf der Landſtraße hinzogen, dachten nicht an die Ruinen des Menſchenlebens, ſie zogen wohlgemuth ihren Hütten zu, als fänden ſie dort eine Ewigkeit voll Glück und Ruhe. Die weite Torfebene zur Linken, wo die Bewohner von Kildare ihre Rennbahn abſtecken, lag ſchon in Dunkel gebettet, nur der Saum des aufſteigenden Bergwaldes, der das ſchöne Bild voll Glück und Segen wie ein ſchirmender Arm umſchloß, brannte noch im falben Lichte, das ſich ſtill und langſam dämpfte. Vom Thurm zu Bally-Caſtle, dicht über den Häuptern der Herrſchaft, die den älteren Flügel des Schloſſes bewohnte, rief die Glocke zum erneuten Male die Feierſtunde herunter. Der Hofraum unter dem Balcon füllte ſich mit Arbeiterſchaaren, mit Kindern, Greiſen und Mütterchen, die aus den Wirthſchaftsgebäuden traten, um vom Aufſeher ihren Arbeitslohn zu empfangen. Das fröhliche Gemurmel des luſtig verworrenen Haufens unterbrach mitunter der Zuruf der Beamten des Schloſſes. Hinten aber aus dem dunklen Gebüſch am Waldesſaum erklang ganz heimlich und bang das heiſere Glöckchen der Brigittenkapelle, das zur Abendmette läutete und wie ein altes Mutterſchaf mit ſchwacher, aber doch zärtlicher Stimme die Seinen zu ſich lockte. Jeder grelle Schein des Tages erſtarb und über alles breitete ſich der faltenreiche Mantel des abendlichen Friedens.

Wie Caſtlereagh ſich aufrichtete aus ſeinen ſtarren Gedanken, ſtand Eliſabeth neben ihm und lehnte ihre ſchöne Hand auf ſeine Schulter. Sie war ihm hinaus auf den Altan gefolgt, wie er ſo regungslos an der Galerie lehnte. Er ſah ihr noch ſehr ſtarr und finſter ins Antlitz, aber der Blick ihres braunen Auges ſchien daran gewöhnt, ihn auf Momente ganz zu regieren und zum willenloſen Spiel ihrer Launen zu machen. Er wußte, daß ſie ihn zu den Männern rechnete, die ſie nicht hochſtellte, ſie hatte ihm das oft genug unverholen offenbart, und eben dies moraliſche Uebergewicht, das ſie hierin verrieth, reizte ſeinen Stolz, hier einen ungewöhnlichen Triumph zu erleben. War ſie nun die Ueberlegene durch immer wachen Scharfſinn, durch jene kühle Ruhe, die keine Flamme mehr zu kennen ſcheint, und durch jene graziöſe Sicherheit, die den Frauen nur erſt im zweiten Stadium ihrer Lebensjahre eigen iſt, ſo ward ihr der Sieg, weil er von ſo anhaltender Dauer blieb, doch ſchon gefährlich, ſie war ſchon zu lange mit ihm beſchäftigt, dieſe Bemühung, ihn ſtets ſich fern und doch zu ihren Füßen zu halten, war ihr ſchon lieb geworden; zugleich begann das ſtete Gelingen ſie auf Momente ſicher zu machen, und was ſonſt das Weib am Manne will, Stolz, Ehrgeiz, Conſequenz des Willens, das Alles beſaß Caſtlereagh in hohem Grade. Nicht die Schönheit dieſes Mannes, — gegen dieſe war es ein beſonderer Reiz für ſie, ſich mit allen Waffen der Weiblichkeit zu rüſten, — die Stärke und hartkörnige Natur ſeiner Seele war es, was Eliſabeth beinahe ſchon an ihn feſſelte. Außerdem war ihr jetziges Leben, fern von den Genüſſen der Hauptſtädte, an der Seite ihres menſchenſcheuen Gatten, zu ſehr an Einſamkeit verloren, um den Umgang eines Mannes, den die Welt fürchtete, irgend einer moraliſchen Grille aufzuopfern.

Wie ſie jetzt mit dem lächelnden Schimmer ihrer lichtbraunen Augen die finſtern Gewalten aus ſeinem Antlitz ſcheuchte, und ihn mit dem ſtummen Spiel ihrer Zärtlichkeit gefangen nahm, machte ſich Geräuſch hinter ihnen deutlich. Sir Edmund Wardon war mit dem ſchleichenden Schritt, der ihm eigen, eingetreten und ſtand mitten im Saal, das Auge auf die Gattin und den beglückten Gaſtfreund ſeines Hauſes gerichtet. Caſtlereagh faßte ſich ſchnell, legte den Arm der Dame raſch in den ſeinigen und führte dem Freunde die Gattin entgegen. Seine Beſonnenheit, ſeine Galanterie half über den peinlichen Moment hinweg, obſchon Sir Edmund noch eine Secunde lang betroffen blieb, bevor er das ſpähende Auge wieder ſcheu in ſich zurückzog.

Sir Edmund gehörte zu den irländiſchen Edelleuten, die ſich vergeblich bemühen, ganz Engländer zu ſein, und Herz und Seele ihres Nationalcoſtüms zu entkleiden. An der Seite ſeiner Frau konnte er nur als Mann von Welt, als jener allgemeinen Bildung angehörig, die jeder heimiſchen Nationalität enthoben iſt, Geltung gewinnen. Die Leidenſchaft, mit welcher er in den erſten ehelichen Jahren Eliſabeth geliebt, war ſeit lange ſchon einer ſtillen Trauer gewichen, unter deren Aſchendecke ſich ſein Gemüth langſam zu verzehren ſchien. — Die Zerrüttung ſeines Vermögens hatte es ihm endlich nothwendig gemacht, ſich aus dem Strudel des großen Lebens in London und Dublin zurückzuziehen und in der perſönlichen Verwaltung der Güter einem drohenden Ruin zuvorzukommen. Es war alſo nicht eine wiedererwachte Neigung zu Irland, was ihn nach Bally-Caſtle trieb, obſchon eine ſolche in ſeinem verkümmerten Herzen hinlänglich glimmte. — In ſeinem Aeußern lag die Unſicherheit ſeines Innern. Blick und Schritt verrieth ſie, wenn auch die ſonſtige Haltung des Mannes die vollendete Abgeſchloſſenheit des Welttons an den Tag legte. Um der Disharmonie ſeines Weſens das letzte Siegel aufzudrücken, ſo mußte ſein Uebertritt zur herrſchenden Kirche von England ihn in eine ſchiefe Stellung mit ſeinen innern Bedürfniſſen bringen. Er war Katholik geweſen, ſeine ganze Verwandtſchaft war es geblieben. Eine gemiſchte Ehe war damals nach den Geſetzen des Landes nicht möglich, nach einer Parlamentsacte ungültig; daß Eliſabeth, von altengliſchem Geſchlecht, ſich zum Uebertritt entſchloſſen, wäre in der londoner Geſellſchaftswelt ein unerhörtes Ereigniß geweſen, widerſtritt auch ganz ihrer eignen Gemüthsverfaſſung. Es war ihm damals in der Blüte ſeiner Neigung ein Leichtes erſchienen, aus dem Schooß der alleinſeligmachenden Kirche zu treten; lachte ihm doch damals der Schooß einer alleinſeligmachenden Liebe, wie er hoffte, wie er glaubte. Seine kinderloſe Ehe war inzwiſchen zu einem geſellſchaftlichen Verhältniß voller Gêne und Etiquette geworden, die Illuſion, die Liebe werde ihm ergänzen, was er an Glauben eingebüßt, war verſchwunden, und er war zweifelhaft, ob die Formen der Episcopalkirche oder die Launen ſeiner Gattin ihn kälter anhauchten. Dennoch liebte er Eliſabeth unausſprechlich, er trug den Irrthum ſeines Daſeins mit Würde und Ruhe; nur dem verſchwenderiſchen Leben in den Hauptſtädten, in welchem ſich Eliſabeth gefallen, mußte er Grenzen ſtecken. Somit lebte er ſeit einiger Zeit auf Bally-Caſtle, das ohnedies nur eine kurze Strecke von Dublin entfernt lag, ſo daß dem Landleben auch nicht die Abwechslung fehlte, welche die Hauptſtadt bot. Seine Bekanntſchaft mit Caſtlereagh ſchrieb ſich bereits von London und von Dublin her, Beide achteten und ehrten einander in ihren Eigenſchaften als Cavaliere, in ihren Geſinnungen als denkende Männer, die ſich in ihren politiſchen Grundſätzen begegneten. Daß Sir Robert ſich Eliſabeth näherte, konnte Wardon nicht entgangen ſein; daß er ihr wirklich ſchon nahe ſtand, war ihm vielleicht eine Bemerkung des jetzigen Augenblicks, wo ſie vertraulich genug in das Auge des ſchönen Narciß blickte. Wie jedoch Caſtlereagh mit der graziöſen Harmloſigkeit des gewandten Diplomaten ihm die Dame zuführte, und die Begrüßung von beiden Seiten ein durchaus freundliches Willkommen ſchien, verſchwand auch leicht die Betroffenheit, die ſich Sir Edmund's bemächtigte. Lag nun in alle dem Grund genug, um ſein menſchenſcheues Weſen, die Verſchüchterung ſeiner eigentlichen Natur, zu erklären, ſo gab es doch noch einen andern Schlüſſel zu ſeinem Verſtändniß; ganz heimlich im Verſteck ſeiner Seele niſtete noch ein Kummer, um den Niemand von ſeiner nächſten Umgebung zu wiſſen ſchien.

„Man darf Glück wünſchen? Sie ſind zum Staatsſecretär von Irland ernannt?“ ſagte Sir Edmund Wardon und hielt einen offenen Brief in die Höhe; ſein tiefliegendes Auge war forſchend, ſeine Brauen wie zum Fragezeichen erhoben.

„Wenn Miſtreß Wardon Königin Eliſabeth wäre,“ ſagte Caſtlereagh, dem Gatten die Dame zuführend, „ſo würde ich noch heute erſter Staatsſecretär von Irland ſein. Das hat ſie mir eben zugeflüſtert!“

So wußte er die Vertraulichkeit, die auffällig geworden war, in einen Scherz zu kleiden, obſchon Miſtreß Wardon im Augenblick nicht geneigt ſchien, darauf einzugehen.

„Wahr iſt vorläufig nur," ſetzte Caſtlereagh hinzu, „daß mein werther Anverwandter, Lord Camden, zum Vicekönig ernannt iſt. Lord Fitzwilliam's, ſeines Vorgängers, Verwaltung war zu ſchlaff, um der wüſten Unordnung des Landes kräftig zu ſteuern, ſeine Zaghaftigkeit zu notoriſch, um der geheimen und offenbaren Verwilderung, die mit der Frechheit jener ſogenannten Vereinigten Irländer ſteigt, entſchieden entgegenzutreten.

„So wird nun wohl das arme Irland ſtatt mit Ruthen, mit Scorpionen gegeißelt werden?" unterbrach ihn Eliſabeth.

Beide Männer blickten verlegen zu Boden. Von Caſtlereagh's Antlitz wollte die marmorne Bläſſe nicht weichen, aber Edmund's Augen verſteckten ſich hinter die buſchigen Brauen. Eliſabeth hatte mitunter ſolche Blitze, die ſie zwiſchen die feine Ordnung der Geſellſchaft mit einer Art Verächtlichkeit hinwarf, Beweis genug, daß ein urſprünglich guter Inſtinct ſie auf Momente die verborgene Ader der metallſchweren Wahrheit wittern ließ, bis die Geiſter der Coquetterie, der Geſellſchaftslaunen und des vornehmen Unbehagens dieſe Regung ſchnell wieder verdrängten.

Man ſetzte ſich und Caſtlereagh erzählte die Vorfälle in

Dublin, die wir ſelbſt ſchon erlebten, Jackſon's Tod im Saale der Jury und Archibald Rowan's ſeltſame Flucht aus Newgate. Auch verſchwieg er nicht, was ihm ſelbſt widerfahren war mit dem Gefangenen im Kerker. „Somit hat er ſich nicht blos den Gerichten," ſetzte Caſtlereagh lächelnd hinzu, „ſondern auch mir und der Genugthuung, die ich ihm nicht ſchuldig bleiben mag, entzogen. Die tollköpfige Fechtluſt dieſes Rowan hat ſich das erſte beſte Ziel geſucht. Statt auf den Kampf mit einem Ebenbürtigen zu harren, hat er ſich als Boxer an dem Kerkermeiſter verſucht, der übrigens ſich erholt und unter ſorgfältiger Pflege zu retten iſt. So ſind ſie Alle, dieſe kraſſen Romantiker; ſie fechten gegen Geſetz und Ehre. Auf welche Waffen man ſich mit ihnen einzulaſſen hat? Nicht mit Ruthen, nein mit Skorpionen müſſen die Geſetze auftreten, um dem Terrorismus der Anarchie vorzubeugen, den die Revolution von Frankreich predigt. Und der Einzelne, der dem Einzelnen die Stirn zu bieten hat, wird wohlthun, ſich nicht auf die Gewalt der Fauſt einzulaſſen; ich werde den romantiſchen Archibald mit derjenigen Cavalierwaffe treffen, bei welcher weder die rohe Muskelkraft, noch die perfide Gewandtheit des Geübten gilt. Im Duell muß das Fatum entſcheiden; etwas Schickſalvolles liegt aber allein in der Kugel."

„Jeſus!" athmete Miſtreß Wardon. Sie ſtand auf und wehte ſich mit dem Tuche Kühlung zu. „Jetzt wittre ich doch wieder den Irländer, der in Ihnen verſteckt iſt!“ ſagte ſie mit etwas Beklemmung.

„Beruhigen Sie ſich, Donna,“ lächelte Caſtlereagh, „der Flüchtling hat ſchwerlich Zeit, auf mich und ein Stelldichein zu warten. Es iſt ihm geglückt, Dublin zu verlaſſen. Man vermuthet, er ſei bereits zu Schiff nach Frankreich. Anderm Gerücht nach iſt er nach dem Süden des Landes entflohen, um dort einen Hafen zu erreichen. Vielleicht vernehmen wir bald aus Paris eine Proclamation von dem ehemaligen Secretär der Vereinigten Irländer, worin er die Republik gegen William Pitt aufrufen und beſchwören wird.“

„Wollen wir nicht hinaus in die Abendluft!“ ſchlug Eliſabeth vor. „Der Wald drüben wird uns Kühlung bieten; laſſen Sie uns nach der Brigittenkapelle wandern, dort liegen unſere gläubigen Bauern die ganze Nacht hindurch auf den Knieen und beten.“

Wie ſie ſchwieg, tönte von neuem das Glöckchen von fern herüber. Der kühlende Wind, der von den Waldhöhen herunterſtrich, war einladend genug, und Eliſabeth verließ den Saal, um ſich, wie ſie ſagte, in ihren irländiſchen Mantel und die Nationalkaputze zu werfen.

Die Männer ſahen ſich einen Augenblick ſchweigend an. „Mäntel würden auch uns dienlich ſein,“ ſagte Sir Wardon.

„Pflegen Sie von bewaffneten Dienern ſich begleiten zu laſſen?“ fragte Caſtlereagh.

„Das nicht,“ war Sir Edmund's Entgegnung, „ich führe ſeit einiger Zeit ſelbſt Waffen.“

Caſtlereagh horchte auf. Da Wardon ſchwieg, äußerte er, daß gerade die Grafſchaft Kildare in der nächſten Zeit das Neſt des geheimen Aufruhrs werden könne, die Lage der Stadt ſelbſt eigne ſie zu einem Verbindungsplatz zwiſchen dem Norden und Süden des Landes, und das nächſte Streben der revolutionären Partei ſei darauf gerichtet, den katholiſchen Theil der Bevölkerung für ihre Zwecke zu gewinnen, für Zwecke, die allerdings noch unklar wären, die aber doch immer die Republik und Frankreich im Hintergrunde blicken ließen.

„Es gibt ein einziges Mittel,“ ſagte Wardon nach einer Pauſe, „um Irland vor der Anarchie der neuen Freiheit und vor der Tyrannei des bisjetzigen Herkommens zu wahren.“ — Er blickte ſchüchtern und unſicher in Caſtlereagh's Miene, der ihn ſcharf, aber ruhig, beobachtete. „Nur ein Mittel gibt es,“ wiederholte er langſam; „wenn Lord Camden es nicht trifft, ſo hilft geſchärfte Strenge nur den Ausbruch der Gährung beſchleunigen.“

„Laſſen Sie mich Ihren Gedanken zuvorkommen,“ unterbrach ihn Caſtlereagh. „Pitt ſteht mit ſeinem großen

Willen einer revolutionären Welt gegenüber. Auf dieſer Schwelle zweier Jahrhunderte ſcheint der geheime Dämon des Menſchengeſchlechts alle ſeine Ungeheuer entketten zu wollen, um aus einem Chaos heraus, zu dem der Umſturz des alten Lebens zunächſt führt, die Schöpfung der Menſchheit noch einmal von neuem zu verſuchen. Dieſe Hydra, die im Babel von Frankreich ihre Geburtsſtätte hat, wird das Geſchlecht noch lange beſchäftigen. Trauen Sie nicht der unheilſchwangern Meeresſtille, welche Frankreich jetzt unter ſeiner Directorialregierung täuſchend nachahmt; glauben Sie mir, es bedarf eines neuen Robespierre und Danton in Einer Perſon und in geſteigerter Natur, um die einmal entfeſſelte Gewalt der Dämonen bis zur gänzlichen Erſchöpfung herauszugebären. Ob dieſer Dämon wie bisher auch fortan in ſcheußlicher Geſtalt erſcheinen wird, ſteht zu bezweifeln, er kann als Apoſtel auftreten, als Held im glänzenden Waffengeſchmeide, als Prieſter der allgemeinen Menſchenliebe, er kann mit vielfachen Gewandungen wechſeln, locken und erobern; er kann in allerlei Incarnation die Welt durchwandern, er kann und wird den Continent knechten oder gewinnen. England allein, das meerumſpühlte Land, wird der Leuchtthurm ſein im dunklen Drange der Welt. Und dieſes Leuchtthurmes Wächter iſt Pitt. Nicht als dürften wir die impoſante Macht jenes großen Naturſchauſpiels verkennen, nicht als könnten wir alle die Schiffe retten, die vom Sturm enttakelt auf dem Meer der Geſchichte hafenlos ſchwanken werden; wir wollen blos die ſichre Warte ſein, um ſelbſt hell zu bleiben, wo wir nicht die Welt in ihrer Nacht erleuchten können, und nach dem Toben der Elemente wird man ſich, freilich mit ſchlaffem Segelwerk, um unſern Felſenthurm ſchaaren. Wir vermögen über dieſe Furchtbarkeit eines Unterganges von Welten zu triumphiren, wenn wir im Glauben an uns ſelbſt beharren. Und was wollen wir denn, wir, die wir Pitt's Werkzeuge ſein möchten? Die Revolution ignoriren? Die ungeheure Geiſtesmacht, die in ihr tobt und vulkaniſirt, läugnen? Mit nichten. In Allem, was ſich dem Geſchlechte aufdrängt, liegt Nothwendigkeit; es ſei Segen, es ſei Fluch, Verhängniß iſt Alles. Wir ſind nicht wie das Volk der Scythen, das mit Schwert und Schild ans Ufer ſtürzt, um ſo dem wüſten Herandrängen der Elemente zu wehren. Die Gewalt des Ungewitters verſpotten iſt eben ſo thöricht als ſich gefangen geben; aber vor der blind wüthenden Macht ſein Dach ſchirmen, indem man die tödtliche Gewalt an der glatten Stange des Ableiters lenkt und beherrſcht, das iſt das Werk und der Triumph des Bewußtſeins, — und iſt es nicht in der ganzen Schöpfung Beruf und Aufgabe des vernunftbegabten Menſchen, mit der ſtillen Klugheit, die unerſchütterlich bleibt, ſich die rohe Naturkraft unterthan zu machen? Hat ſich nun mit der Revolution von Frankreich ein Stoff angeſammelt, deſſen Entzündung nothwendig ſchien, ſo kommt es darauf an, dieſen Ausbruch unſchädlich zu machen, damit ſich blos der Segen aus der Wolke entlade, und nicht ihr Fluch, ihr Blitz, verſengend unſer Daſein treffe. Wir läugnen nicht die Nöthigung einer Umgeſtaltung, aber wir wollen nicht den Elementen verfallen, das Geſchlecht nicht von vorn anfangen laſſen, dieſer Anfang ſei nun, wie Rouſſeau wähnt, ein Paradies, oder, wie die franzöſiſche Revolution es aufzeigt, ein Chaos und eine Barbarei der Wüſte. Die Jahrhunderte vor uns ſollen nicht vergeblich da geweſen ſein, nicht ohne ihre Reſultate wollen wir das neue Jahrhundert aufbauen. Was der Dämon will und was er nicht erreicht, weil ſein wildes Thun die Felder des menſchlichen Fleißes wüſt legt, werde ihm aus der Hand gewunden, damit es der Menſchheit zu Gute kommt. — Sind wir nicht einig hierin, edler Freund, und wenn wir es ſind, dienen wir nicht der Nation, ich will nicht ſagen der Menſchheit, wenn wir William Pitt die Hand reichen?"

„Was Sie da ſagen," entgegnete Wardon zögernd, „läuft auf den einen Satz hinaus, man müſſe durch Reformen die Revolution unmöglich machen. Irland wird revolutioniren, wenn man nicht durch Reformen ihm zuvorkommt. Und das einzige Mittel —"

„Das einzige Mittel,“ unterbrach ihn Caſtlereagh, „das einzige Mittel, Irland zu retten, iſt Gleichſtellung der Katholiken. Das weiß Pitt, das will Pitt. Nur iſt er der Meinung, der plötzlich freigegebene Sclav zeige ſich erſt recht als unfrei, weil er nicht gewohnt iſt, Herr ſeiner Freiheit zu ſein. Eine volle Saat will langſam reifen, jähe Hitze erſchöpft und erlahmt den Boden. Und dies iſt der Geſichtspunkt, den das Auge des Gouvernements feſthält. Der katholiſche Süden iſt ſeiner politiſchen Emancipation entgegenzuführen; gegen den revolutionären Norden, der ſich von jacobiniſchen Hoffnungen nährt, hat ſich das Geſetz im Nothfall mit dem Scorpion der Züchtigung zu waffnen. Jene Diſſenters und Radicalen, die den Bund der angeblich Vereinigten Irländer bilden, ſpiegeln jetzt den Katholiken eine allgemeine Menſchenliebe vor. Der Katholicismus würde erſchrecken, wenn er wüßte, daß die Vernichtung alles Chriſtenthums ein Kind jener jacobiniſchen Freiheit iſt, wie ſie in Frankreich einmal zur Abwechſelung ſtatt des perſönlichen Gottes eine allgemeine Vernunft decretirten. Vom Gouvernement und ſeinem geſetzmäßigen Vorſchreiten auf dem Wege Rechtens hat der katholiſche Süden ſein Heil zu erwarten, nicht vom Umſturz aller geſellſchaftlichen Ordnung. Nur jene Radicalen wird das Schwert des Geſetzes treffen, die uns aller Gewänder entkleiden wollen, die nur den nackten Menſchen für den wahren erklären, als wäre nur ein gerupfter Hahn der wahre, oder wie man ſich ausdrückt, der abſolute."

In Caſtlereagh's Augen leuchtete das Feuer, das die Kraft der Selbſtüberredung ſelbſt in kalten Gemüthern anfacht; es war die Bewunderung für Pitt, was ſich in ſeinem Innern als eine Art Religion geſtaltet hatte. Wie er ſchwieg, ſtand Sir Edmund auf und trat zu ihm. „Sie geben mir Licht in den Finſterniſſen des Jahrhunderts, ich danke Ihnen, mein Freund!" ſagte er bewegt und bot ihm die Hand. Caſtlereagh drückte ſie mit einer Feſtigkeit, die jener für Herzlichkeit nahm. „Nicht ohne Zuſammenhang mit dieſen meinen Anſichten," ſagte er, „bin ich nach Bally-Caſtle gekommen, Sir Edmund Wardon. Das Gouvernement bedarf der Organe, um den katholiſchen Süden von ſeinem Wunſch und Willen in Kenntniß zu ſetzen. Man hat ſich an die Auserleſenen zu wenden, deren Popularität die Regierung mit der Maſſe vermittelt. Seit einiger Zeit ſchon lebt O'Leary hier in der Nähe, im Kloſter der Grauen Brüder. Man kennt in London den großen Einfluß dieſes Prieſters auf die Menge. Fern wird wohl der Verdacht ſein, Pitt's Miniſterium wolle auf dem Wege der Beſtechung wirken; nur verſtändlichen, deutlich machen will ſich Pitt und der Volkskraft den Argwohn nehmen, den der gehäſſige Leumund der Ultra's verbreitet. Ich muß Arthur O'Leary ſprechen."

Sir Edmund gab nähere Mittheilungen über den katholiſchen Prieſter, der ſelbſt bei der Geiſtlichkeit der Hochkirche von England in bedeutendem Anſehen ſtand.

Als Eliſabeth wieder ins Zimmer trat, hielt es faſt ſchwer, die Männer zum Aufbruch zu bewegen. Warden war ganz lebendig und mittheilluſtig geworden, er fühlte ſich an dem Herzpunkte erfaßt, der ihn warm und flüſſig machte. Als die Diener Mäntel und Jagdmützen brachten, warf er ſich raſch ins Zeug und vergaß in der Eile ſeinen Stoßdegen, ohne den er ſonſt ſpät Abends ſich nicht unter die Menge zu begeben pflegte. Beſorgniſſe vor heimtückiſchem Ueberfall waren unter den Landleuten jener Gegend nicht eben gegründet; es war mehr ein Zug der Hypochondrie, ſie zu hegen. Ob das Regiment, das Sir Edmund als Gutsbeſitzer führte, die rückſichtsloſe Härte, womit er den Pacht eintrieb und bei der Umlaufszeit ſteigerte, ihn beliebt gemacht, war eine andere Frage; Gewinnſucht und Grauſamkeit, ihm ſonſt fremd, waren vielleicht durch den Drang ſeiner bedrohten Lage, durch die Verſchwendung früherer Jahre, geboten.

Während man die Stufen des Schloſſes hinunterſchritt, über den Hof hin, die Allee entlang, auf dem ganzen Wege blieb Warden redſelig und erſchloſſen. Und ſo rückte er denn auch mit dem bevorſtehenden Beſuch heraus, den er zu gewärtigen habe. „Mein Vetter, mein Milchbruder,“ ſagte er

„den ich faſt zu den Todten oder Verſchollenen rechnen mußte! Er war funfzehn Jahre in Oſtindien, bei der Armee. Iſt ſo zu ſagen oder vielmehr eine Art Mitbeſitzer von Bally-Caſtle, ging fort, der närriſche Junge, ließ Alles im Stich, verſchuldet, grenzenlos ruinirt. Nun kommt er zurück. Er iſt bereits in London, geſtern erhielt ich ſeine Zeilen. Ganz der Alte, eine gutmüthige phantaſtiſche Haut — nun er ſoll uns Allen willkommen ſein."

„Und ſein Name? Nie hört' ich ja von ihm!" ſagte Eliſabeth.

„Capitän Bally," erwiederte Wardon, etwas kleinlaut über den Klang des Namens, als läge darin die Mitwiſſenſchaft, daß Bally-Caſtle, ſeit Jahrhunderten Eigenthum der Familie Bally, erſt durch eine Reihe von Umſtänden, erſt durch Sir Edmund, an die Seitenlinie Wardon gelangt war.

Die Geſellſchaft wandelte langſam unter den dichten Kaſtanien hin, deren Linie nach der Waldhöhe führte. Einige Diener folgten von fern.

6.

Ganz getrennt von dem Nonnenkloſter der heiligen Brigitte, wie ein Miſſionär, der in die Einöde zieht und predigt, ſteht die kleine Brigittenkapelle in der Waldſchlucht bei Kildare. Tag für Tag, ſobald die Sonne ſank, war jetzt Wallfahrt nach der ſchlechten Hütte von Lehm und Holz, die man Kapelle nannte und die das Bild der heiligen Patronin barg. Lange Zeit hatte ſich der fromme Glaube dieſer Stätte entwöhnt, die Nonnen hatten im Kloſter ſelbſt, das innerhalb der Ringmauern der Stadt gelegen, den Dienſt der Schutzheiligen geübt und die Waldbrigitte war vergeſſen und verödet geblieben. Das Gebäude war ganz überwuchert vom Dickicht, junges Buchengrün preßte ſich Zweig an Zweig, tauſendarmig rankte Epheu über Dach und Wand. Die kleine Thurmſpitze mit dem Kreuz von Zinn ragte ſchüchtern in das Aſtwerk einer alten Eiche hinauf, die ihre hundertjährigen Arme nie-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

derſtreckte, um das arme Werk von Menſchenhand zu ſchirmen. So hing das mürbe Heiligthum wie ein Neſt im Grünen, ſelbſt der Pfad, der die Bergſchlucht hinanführte, war ganz vom Dickicht verſchlungen, und nur wenn das Glöckchen aus dem dunklen Buſchwerk tönte, ging man dem Schalle nach und kam in die Richtung. Oder wenn ſich Abends in der Dämmerung die Pforte aufthat, dann glitzerten die heiligen Lichter, die der Prieſter angezündet, weit hinaus durch das grüne Baumwerk und auch ſchon unten am Eingang in die Schlucht ſah man das Brigittenfeuer, das im Laube zitternd wie ein Irrlicht in der Waldnacht ſchwebte.

Sowie man das Stadtthor von Kildare verläßt, betritt man einen ſchmalen Wieſengrund, bevor man den Pfad erreicht, der zur Waldhöhe führt. Dort war eine Vorſtadt im Beginnen. Hier und da breterne Häuschen, Torfhütten, auch ſchon Abſtecke zu ſteinernen Gebäuden mit Hof und Gartenmauer. Mitten aber unter dieſen prächtigen Anfängen ſtand bereits eine hohe prächtige proteſtantiſche Kirche. Was ſich hier zuſammengeſiedelt, Afterpächter und kleine Zinsbauern, arme Hinterhäusler mit 'nem Fetzen Ackerland, Alles war katholiſch Blut, dem mit dieſem engliſchen Tempel Gottes nicht gedient ſein konnte; aber ſo iſt es einmal Rechtens, wenn auch ſchreiend Unrecht, daß all überall, wo ſich eine Gemeinde ſiedelt, auch gleich der proteſtantiſche Biſchof des

Sprengels den Zehnten eintreibt zum Bau einer neuen Kirche ſeines Glaubens. In welchen Schmutzwinkel ſich dann die katholiſche Frömmigkeit hinflüchtet, ob die Andacht des großen Haufens in einer trödelhaften Scheune oder auf freiem Felde Meſſe hält, das kümmert ihn nicht, den ſtolzen Prälaten mit Sitz und Stimme: kann er nur ſeinem Sprengel ein neues Filial zufügen und in die Annalen ſeiner Biſchofsmütze den Zuwachs an Kirchthurmſpitzen eintragen. So war in der Vorſtadt von Kildare der proteſtantiſche Tempel, der dem engliſchen Herrgott errichtet war, ſchon in ſtolzer Pracht vollendet, während die kinderreiche Armuth noch nicht unter Dach und vor Sonnenſchein und Regen übel berathen war. Wie kalt und nüchtern ſtand die Hochkirche da, ſo froſtig wie ein neues ſteifes Gewand, das man anzulegen ſich ſcheut. Dicht an den eichenen, unberührten Thüren, an den breiten todten Fenſtern vorüber, nach denen Niemand blickte, zog die betluſtige Menge in den Wald hinauf nach der Brigittenkapelle, wo der fromme O'Leary das heilige Feuer wieder angezündet. Hier im grünen Laubdach, in der ärmlichen waldeinſamen Hütte wohnte der echte Gott von Irland; jener breitſchulterige Tempel der Hochkirche war ein ſchnödes Machwerk von Menſchenhand, an welchem der Schweiß der Armuth, die gepreßten Seufzer des Elends klebten.

Wie es bei Wallfahrern üblich iſt: man macht Station, nicht immer um zu beten, ſondern auch um dem Leibe wohlzuthun und die Zunge zu lechzen. Der blanken ſtolzen Hochkirche dicht gegenüber, hart am Wege, der zur Waldſchlucht führte, hatte ſich eine Menſchenmenge in den Schatten der Bäume gelagert. Waren es ſolche, die von der Wanderung ausruhten, oder Andere, die zuvor ſich gutthun wollten: hier und da ſah man Gruppen luſtiger Burſche um eine Whiskyflaſche geſchaart, hin und wieder war von grünem Reis eine Buſchwand aufgeführt, die eine kleine Welt von der großen ſonderte; einige Bretter genügten, um Tiſch und Seſſel eilig aufzuſchlagen, und im Hintergrunde, wo eine Torfhütte an ihrer Stirn mit großen Lettern die Inſchrift: „Etwas Naſſes!“ führte, ſah man ein geſchäftig Hinundherlaufen. Der arme Hinterhäusler mit ſeinen zwölf Kindern machte den Wirth, ſeine Eſſe dampfte und der ſüße räucherige Duft des Poteen's lockte die Wallfahrer mit magiſcher Kraft. Der alte Sheemus, wie der Hüttenmann hieß, lieferte in der ganzen Gegend nicht blos den beſten Whisky, jenen Saft aus Gerſtenmalz, er wußte auch Poteen, den man aus gedörrtem Hafer brennt, für offenbares Geld und heimliche gute Worte zu verſchaffen. Dieſen heimlichen Branntwein liefern nur die verſteckten Brennereien in den Bergen; er empfiehlt ſich durch Wohlfeilheit, und als verbotene Frucht kitzelt er mehr den Gaumen als „der Parlament,“ den die

Regierung braut. Sheemus hielt ſich jederzeit für einen wichtigen Patrioten, wenn er einem getreuen Gevatter eine „naſſe Flamme" vorſetzen konnte, die, wie er ſchwur, niemals Acciſe bezahlte und friſch aus den Bergen wie aus dem Stande der Unſchuld kam. Heut Abend hatte er einen ganz beſondern Saft, den er einen „doppelten illegalen" nannte und der für die Herzen ſeiner Mitmenſchen ſich als wahre Wohlthat erzeigte. Deshalb vergaß mancher die Waldbrigitte und blieb hier hangen bei der grünen Schenke, vergaß das Feuer der Heiligen und labte ſich an den Flammen, die im Verborgnen wärmen.

Mitten in dem luſtigen Geſumme ſtanden drei Fremde, die in ſich verſenkt dem bunten Treiben mit einer Art ſchmerzlicher Enthaltſamkeit zuſchauten; drei Masken, wie es ſchien, obwohl ſie ihr Geſicht nicht verlarvt hatten. Der Eine von ihnen war eine hohe athletiſche Geſtalt, nachläſſig an die Eiche gelehnt, in einem bäuriſchen Mantelüberwurf, der ſeine eigentliche Kleidung verſteckte. Er ſchien ſehr theilnahmlos oder innerlich beſchäftigt. Dieſe Schultern, dieſer Nacken, dieſe verſchlungnen Arme ſchienen müßig, weil ihrer Kraft die rechte Welt fehlte, die ſie tragen ſollten. Das gebückte Antlitz verbarg ein breitkrempiger Bauernhut. Er ſpielte mit den zottigen Ohren eines großen Neufundländers, der zu ihm herauf ſeine Tatzen zutraulich auf ſeine Bruſt ſetzte und ihm ehrerbietig ins Antlitz guckte. An der grünen Schleife um den Hals und an der Dogge erkennen wir den Gefangenen von Newgate. Es war in der That Archibald Rowan, der unbekümmert um Nachſtellungen ſich noch in der Nähe von Dublin aufhielt und vielleicht eben deshalb ſeinen Verfolgern, die ihn ſchon an der ſüdlichen Seeküſte oder auf einem Schiffe nach Frankreich glaubten, entgangen war.

Die zwei andern Freunde blickten kecker drein in das Getümmel, das um ſie tobte. Die kleine rührige Geſtalt des Zweiten ſchien Luſt zu haben, die Welt, die er nicht zu tragen im Stande, wenigſtens aufzuwiegeln. Dieſe Luſt ſprühte aus den lebendigen Augen und der römiſche Schnitt des dürren, pergamentfarbigen Geſichtes war kriegeriſch genug, um einen Gedanken bewaffnet ins Leben zu ſchicken. Bei alle dem und damit im Widerſpruch ſchien die ſchaukelnde Bewegung der faſt dünnen, ſchmächtigen Figur nichts von ſoldatiſcher Haltung zu verrathen. Er war wie ein guter Segler, dem aber der Ballaſt fehlt. Sein Name war Theobald Wolfe Tone. Man kannte ihn als den erſten Stifter der Geſellſchaft der Vereinigten Irländer.

Der Dritte im Bunde war nach ſeiner Kleidung Soldat; er trug die Uniform eines engliſchen Regiments. Er ergänzte was jenem abging, ſeine ganze Haltung war feſt, ſicher und gewichtig. Nur lag in ſeiner Miene mehr die Spürkraft des zögernden Advocaten. Während das tiefliegende Auge im Verſteck der buſchigen Brauen ihm ein echtes Nationalgepräge gab, lauerte doch aus dieſen dunklen Höhlen ein Etwas hervor, das mit dem eigentlichen irländiſchen Typus im Widerſpruch ſtand. Es war etwas Tigerhaftes, was in ſeinen Augenhöhlen ſaß, ein Blutdurſt, der erſt berechnet, erſt einen ſichern Calcul macht, bevor er auf ſeine Beute ſtürzt und ſich ſättigt. Dieſer Zug, das abſonderliche Eigenthum des Mannes, war mit einer Ruhe im Geſicht vereint, die um jene Leidenſchaft des Temperamentes weiß und ſie zügelt, mit jener Ruhe, die etwas Erſtorbenes zu haben ſcheint, im Grunde aber Reſultat eines freien, rückſichtsloſen Denkens, Frucht einer vielgeprüften Bildung und Erfahrenheit iſt. Sein Name, O'Coigley, war ſo irländiſch wie ſein Blut. Er war katholiſcher Prieſter, hatte aber ſeit der franzöſiſchen Revolution ſeinen Stand verlaſſen und ſchien ſein geweihtes Kleid nur wenn es ihm wirkſam ſchien hervorzuſuchen. Die Grandezza in der Haltung ſeines Weſens war alſo vielleicht mehr eine prieſterliche, als eine militäriſche; was advocatenhaft ſchien im Blick ſeines Auges, verrieth vielleicht mehr die jeſuitiſche Schule. Bei den großen Feſten der Radicalen in Belfaſt hatte er die Standarte der Vernunft getragen, in den Brochüren, die gegen die Parlamente von England und Irland erſchienen, war ſeine geheime Feder thätig, und ſeit mehreren Jahren ein Ueberallundnirgends, ſah man ihn in den verſchiedenſten Geſtalten bald in Paris, bald in Dublin, bald in London und in Schottland, um Filialklubs zu gründen und die Geſellſchaft der Vereinigten Irländer mit den Jacobinern aller Nationen in Verbindung zu ſetzen. Entweder war es eine politiſche Nöthigung oder eine bloße Liebhaberei, ſich bald in dieſem, bald in jenem Coſtüm zu gefallen. In dieſem Augenblick galt er in der engliſchen Uniform für Capitän Jones.

Wie in der menſchlichen Seele das ruhige Bewußtſein, das vor dem ſchallenden Lärm der aufgeregten Sinne ſich ſtill und bleich in den Hintergrund zurückzieht, ſo ſtanden die drei verhüllten Männer unter der grünnn Eiche und ſchauten dem bunten Wirrwar der berauſchten Luſtigkeit zu. Wo der Platz am breiteſten war, wälzten ſich die lachenden Buben im Graſe, das lahme Alter ſaß auf Tiſchen und Bänken und ſuchte mit ſchnaubenden Athemzügen die verlorne Jugend in der Whiskyflaſche wieder zu erhaſchen, aus den Gebüſchen hier und da erſchell der Geſang eines zärtlichen Paares, das nicht der künſtlichen Flammen bedarf, um glücklich und berauſcht zu ſein. Ueberall lachende Freude und murmelndes Wohlbehagen, ein Bienenſchwarm voll geſchwätziger Glückſeligkeit, während von fern aus dem Dickicht heraus das heiſere Glöckchen der Waldbrigitte matt und unbeachtet zwiſchenklang.

Allmälig ward der Lärm auf dem freien Platze lauter, zwei Buben waren im Spiel vom Scherz zum Ernſt übergegangen, hatten ſich ins Haar gefaßt und ſchrieen, als würden ſie am Spieße gebraten. Die übrigen ſchoſſen herbei und nahmen Partei; ſchnell waren zwei Schaaren feindlicher Kämpen in Schlachtreihe aufgeſtellt, die beiden Hauptfechter ſtanden voran und überhäuften ſich mit Schmähworten, während die Fäuſte ſich zum Boxen ſpannten und wirbelten. Die Alten ſprangen von ihren Tiſchen auf und eilten nach dem Kampfplatz, denn wo Schläge fallen darf kein Irländer fern bleiben, und wären es nur die lumpigſten Buben, die ſich um eine Eichel entzweiten, jeder Fauſtkampf iſt immer Nationalſache. So war das ganze Friedensbild in wenig Augenblicken in ein luſtiges Schlachtfeld verwandelt, die Jungen ſchrien und ſchlugen auf einander ein, der ganze Haufe war in ein Handgemenge gerathen, und die Alten, die einen Kreis herum bildeten, jubelten laut und reizten die Ehrbegierde der Kämpfenden. Das dauerte ſo lange, bis dieſe halbtodt am Boden lagen oder mit blutiger Stirn vom Platze ſchlichen. Dann kehrten die Zuſchauer lachend nach ihren Tiſchen und nach dem dampfenden Punſch zurück.

Ganz ſtill und leiſe wie der langſame, ſichre Tod, ſchlich während deſſen durch all die bunten, ſchnell wechſelnden Gruppen ein Mann im grauen zugeknöpften Oberrock lauſchend und ſchnuppernd hin und wieder. Ein Diener der Gerechtigkeit, im Augenblick der Noth ſeines Winkes gewärtig, ging hinter ihm, vor ihm ein junger Burſche mit einer blechernen Büchſe, deren eintöniges Klappern den fröhlichen Leuten ſo läſtig wie die mahnende Gewiſſensſtimme klang. Der graue Mann, der mit ſeinen dünnen Gliedern in dem Oberrock hing, als wär' er ihm um eine Welt zu weit, war in Einer Perſon der Küſter, Schulmeiſter und Zehntenpächter des proteſtantiſchen Biſchofs von Kildare. Seine hungrigen Spürblicke ſuchten ſich aus dem luſtigen Schwarm die Opfer heraus, die noch ihre Kirchenbuße ſchuldeten. Die Kirche ſtand ſchon fertig da für den neuen Sprengel, bevor noch die Summe für den Bau geſammelt war, der Biſchof hatte vorgeſchoſſen und ließ nun ſeit einigen Tagen durch ſeinen Pächter den rückſtändigen Zehnten beitreiben. Das geſchah denn von dem grauen Manne bei Tag und Nacht. So lange ein Schuldner in ſeinem Hauſe ſteckte, und ſäß' er da auch nur zwiſchen drei Brettern und einer Handvoll Lehm, — eine Compoſition, die ein armer Hinterhäusler Aſyl und Familienſchooß nennt, — durfte kein Zwang angewendet werden, das Haus iſt jedes Eigenthümers Burg und ſichre Wehr; aber außerhalb der vier Pfähle, falls ſeine Hütte ſoviel Pfähle aufzuweiſen hatte, verfiel er dem Zehnteneintreiber und der bleiernen Macht des Geſetzes. So nahm denn der Pächter bei jeder Proceſſion der katholiſchen Kinder des proteſtantiſchen Sprengels, bei jedem Feſt, wo ſich Volk zuſammenfand, die Gelegenheit wahr, zu ſeinem Ziel zu kommen, der Kirchenjunge raſſelte mit der Büchſe vor ihm her, der Scherge mit dem Stabe unterm Oberrock ſchlich wie das lauernde Schickſal hinter ihm drein. Ueberall wo er hintrat, erſtarb der Lärm, und die Luſtigkeit flackerte erſt hinter ihm wieder auf. Mancher drehte ihm ſchweigend den Rücken zu, Viele traten ihm ehrerbietig aus dem Wege, wenn er mit den knöchernen Händen ſich ſchweigend und leiſe klopfend Raum verſchaffte, hier und da aber ſprang ein Schuldbewußter, dem beim Anblick des grauen Mahners plötzlich das Lachen auf dem Geſicht erloſch, eilig und ſcheu ins Gebüſch oder ſteckte raſch den Kopf unter den Tiſch, wenn der Alte wie der Mann mit der Senſe, die nach reifen Aehren ſucht, vorüberſchlich. Niemandem aber fiel es ein, über die hungrige Gier des bleichen Alten zu lachen, ſo ſeltſam auch ſeine forſchende Miene gegen die Fröhlichkeit des bunten Haufens abſtach. Den Muth des Zehntenpächters, ſich mit ſo dürftiger Begleitung unter die dichteſten Schaaren beherzter Männer und übermüthiger Jugend zu wagen, fand man begreiflich, wenn man die Gutmüthigkeit des irländiſchen Pöbels kannte, der ſich mit unverwüſtlicher Heiterkeit unter das Joch des Herkommens und die Zuchtruthe des Geſetzes bückt.

Dieſe Wahrnehmung war für die drei Freunde an der Mahleiche nicht ohne ſchmerzliche Erbitterung möglich. Glichen ſie ſchon müßigen Zuſchauern, ſo war doch vielleicht ihre Beobachtung des Volkes ein Geſchäft, eine Obliegenheit, an welche ſich ihr Können und Wollen knüpfte. Sie wandten ſich plötzlich vom Haufen ab, traten zuſammen und ſtierten ſich unwillig an.

„Die Creatur ſehnt ſich eben nicht, wie es in der Schrift heißt, nach Erlöſung!“ ziſchelte Capitän Jones zwiſchen den Lippen, die ein Lächeln der Verachtung zerdrückten.

Archibald blickte zu Boden und zerrte an den Ohren des Hundes, daß er aufſchrie. Es war blos eine Aeußerung der Verlegenheit.

„Man muß die Creatur zwingen,“ ſagte Wolfe Tone, „es kömmt darauf an, wer Schöpfer iſt, ſie leitet und lenkt. Fleiſch und Bein iſt immer ſchwach und faul, und Waſſer thut's freilich nicht, wenn Ihr Bibelſprüche wollt, ſondern der Geiſt.“

„Wenn Ihr dem Volke einen Geiſt einhauchen wollt,“ ſagte Capitän Jones, „ſo flüſtert ihm erſt in die Ohren, daß ſeine Prieſter lügen, wenn ſie ihm für die Schmach hienieden eine ewige Seligkeit verheißen. Abgöttiſch und Knechtiſch geht Hand in Hand. Wer vor der Monſtranz, wo er den Gott verborgen wähnt, in ſeiner Furcht niederſinkt, wird auch vor jedem weltlichen Machtgebot, das er eben ſowenig begreift, in dumpfer Unterthänigkeit niederſtürzen. So lange blinde Religion auf Erden iſt, wird die arme Menſchenbruſt nicht aufathmen. Und wär's an einem Auferſtehungstage, wo für alle Welt ein neuer Frühling anbräche, ein Volk, das blindem Dienſt verfallen iſt, wird ſich nie erheben, oder mit ſeinen Ketten müßte es auch ſeinen Glauben abſchütteln, wie in Frankreich."

„Das wird Irland nie," ſagte Wolfe Tone, „ich bin Proteſtant, aber ich fühle, daß das ächte Irland mit ſeinem kindlichen Sinn nie ablaſſen wird, katholiſch zu ſein."

„Nun ſo laßt ihm mit dem Schmutz und mit dem ſchwühlen Glauben auch ſeine Sclavenkette, laßt ſie Halbmenſchen bleiben; auch Neger hält man für unfähig, vor der ganzen Sonne des Bewußtſeins Stand zu halten."

Wolfe Tone blickte dem Freunde erſchrocken ins Antlitz; dieſe Härte, dieſe Feſtigkeit in der Verzweiflung machte ihn auf einen Augenblick an ſich ſelber irre. „Ihr ſeid Katholik," ſagte er dann, „Ihr ſeid ſogar Prieſter, das iſt wahr, Ihr ſolltet ein richtiges Bewußtſein haben, aber man darf nicht vergeſſen, daß Ihr die Sprache des Erbitterten führt, der eine frühere Täuſchung durch Beleidigungen rächt."

Capitän Jones lächelte ſchmerzlich und wies ſchweigend auf den grauen Zehntenbeitreiber hin, der ſo eben mit ſeinen Trabanten an ihnen vorüberſchlich.

Sowie die beiden Andern Miene machten, ſich dem Volkshaufen zu nähern, der ſich vorn auf der Wieſe zuſammengeſchaart, nahm Archibald Abſchied und reichte den Freunden die Hand. Man kam noch überein, wo man ſich treffen wolle, denn alle drei wohnten zerſtreut in den Vorſtädten von Kildare und ſchienen ſämmtlich Grund zu haben, ihre Zuflucht geheim zu halten. Wolfe Tone erinnerte an den Vorſatz, den man gefaßt, am nächſten Tage den Prieſter O'Leary zu beſuchen. Capitän Jones brachte in Vorſchlag, daß jeder einzeln den Mann heimſuchen möchte, den man das katholiſche Bewußtſein von Irland nannte; dann würde ſich am deutlichſten an den Tag ſtellen, wie weit der katholiſche Süden gegen die Tyrannei des proteſtantiſchen Englands ſei, ſich zu vereinen, und die heilige Sache des Jahrhunderts, Freiheit und Gleichheit der Menſchenrechte, für die ſeinige zu erklären.

Archibald trennte ſich ſchweigend, zog den groben irländiſchen Bauermantel mit der Kapuze im Genickfang ſtraffer um ſeine Schultern und ſchlug den Waldpfad ein, der bergan ins Dickicht führte.

Die beiden Andern ſtanden alsbald mitten im Gewirr des Haufens, der ſich um ein ſeltſames Weſen drängte, das unter jedem andern Volke für policeiwidrig und dem Irrenhauſe entſprungen gelten würde. Es war die alte Suſy, die in der Umgegend Reliquienhandel trieb. Die ſeltſame Geſtalt erſchien bald groß, bald klein und gebückt, je nachdem ſie ihre Launen hatte, bald aufrecht, eine Rieſin, die mit einer Art fanatiſcher Herrſchſucht um ſich ſtarrte und einen Eichenſtamm in der Fauſt ſchwang, der für einen eiſenbeſchlagenen Schilleleh erſten Ranges gelten konnte, bald mit einem Höcker belaſtet, an dem ſie ſchwer trug, und tief gekrümmt an einem kleinen Krückſtock mühſam keuchend. Heute ſchritt ſie mit der Majeſtät eines Tollhäuslers einher; wie eine Prophetin, die in Aegypten ein Jahrhundert lang geſchlafen und dem Umſturz einer alten Katakombe ihr Haupt entriſſen, ſo ſtand ſie im Gewühl und bot ihre geweihten Amulette feil. Aus dem knochigen zigeunerhaften Geſicht leuchteten die großen dunklen Augen mit wunderartigem Glanz, der ſafrangelbe Turban um die Stirn verſteckte das greiſige Haar, der grobe Friesmantel war von ſtrahlendem Roth und die langen ſchwarzen Franſen ſahen wie Mähnen aus, die ſich ſchüttelten, wenn ſie den nackten braunen Arm in die Höhe ſtreckte. Es iſt Sitte für die Jugend von Irland, am Brigittentage große Ringe von Stroh zu flechten, die ſie in der Nachbarſchaft herumtragen. Wer gläubig genug iſt, geht neunmal durch ſolchen Reif und ſpricht eine Art irländiſches

Stoßgebet aus, das mit den Worten ſchließt: So ſoll mich neunmal das heilige Feuer läutern, wenn ich nicht rein bin und ohne Fehl! Zu ſolchen Ringen gehören geweihte Bänder, die in heiliges Gewäſſer getaucht ſind. Gewiſſe Quellen ſind in Irland heilig, keine aber gleicht dem Lough Dery, unfern der Höhle in der Grafſchaft Donegal, wo Sanct Patrik's Fegefeuer brennt. Dorthin, nach dem Loretto von Irland, war die alte Suſy gewandert, hatte eine ganze Bandfabrik in Lieferung geſetzt und zog nun umher, um die im heiligen Bronnen chriſtlich getauften Schleifen im Lande zu vertheilen. Um das brennende Roth und das ſtechende Gelb der Farben riſſen ſich die Meiſten, Jung wie Alt.

Dicht neben der Krämerin ſtand ein junges Weſen, ob Knabe, ob Mädchen, war ſelbſt nach dem Anzuge ſchwer zu entſcheiden, denn für das eine wie für das andere Geſchlecht ſprachen gleich ſehr die faltigen Beinkleider, die bunte Jacke mit den Schnüren und die Turbanmütze, hinter der ſich ein verſchüchtertes Antlitz wie ein halb ſchlafendes Mondlicht hinter Wolken verſteckte. Gang und Haltung ſchienen knabenhaft und die Anrede, womit die Alte ihn aufmunterte ſein dreiſt zu ſein, ließ ebenfalls auf ein männliches Weſen ſchließen. Der zarte Knabe in der bunten Tracht dirigirte eine lange Stange, an deren Ende ein Klingelbeutel hing, der die Gaben für die Amulette und die Brigittenſchleifen faßte. Eigentlichen Handel trieb die Alte nicht, ſie nahm nur Almoſen für ihre Waaren, wobei ſie ſich vielleicht noch beſſer ſtand, denn ohne ein geweihtes Kleinod konnte kein Weſen in Kildare ſelig ſein, und wer ſich der Alten nicht willig zeigte, dem erſchien ſie andern Tages als gebückte Hexe am gekrümmten Stocke, in Lumpen und mit entſtellter Figur, was jedesmal ſo wie der böſe Blick ihres Auges Unglück verhieß.

Bei alle dem Tumult ließ ſich der Zehntenpächter nicht abhalten, ſein Ziel zu verfolgen, er bahnte ſich mit ſeinem Jungen, der die klappernde Büchſe trug, bis ins dichteſte Gewühl ſeinen Weg. Er war allenfalls der Mann darnach, ſich auch aus dem Gewirr des Tartarus ſein ſchuldiges Opfer herauszuholen. Sein Opfer war für diesmal ein derber feiſter Kerl, der ſich eben ein Amulett auswählte. Er ſtand vor der alten Suſy, und ſie legte es ihm, wie ſie pflegte, eigenhändig um den Nacken. Als man ihm den Almoſenbeutel hinhielt, griff er in die Taſche und wollte eben ſein Scherflein überliefern, als der graue Schuldmahner ihn mit dem Hakenſtock am Kragen erfaßte und ihn hinterrücks als ſeine Beute zu ſich zog. Bei der ungewohnten Bewegung glitt der Bauer aus und fiel zu Boden. Unter dem ſchallenden Gelächter, das die umſtehenden Buben erhoben, raffte er ſich wieder auf und ſtierte mit wilden Augen unter dem ſtruppigen Haar ſeinem Verfolger entgegen. „Willſt nicht erſt Deinen Zehntenreſt bezahlen?" herrſchte ihm der Graue mit kreiſchender Stimme zu, „ſoll ich Dir die Kartoffelgrube pfänden ſammt Kinderſtube und Ferkelſtall?"

„Halloh!" ſchrien die Buben hinter ihm, „der graue Afterpächter, der alte Kartoffelmeier. Er wird uns noch das Waſſer beſichtigen, ob es richtig verzehnt iſt. Sollen wir ihm die Haare auf dem Kopfe zählen und das zehnte allemal ausraufen?" — „Seid ſtill!" riefen Andere, „er hat nur noch zehn weiße Strähnen an den Schläfen!"

Sowie ſich der Pächter zu den Schreiern wandte und die lumpigen Jungen mit dem zornigen Blick ſeiner gierigen Augen durchbohrte, ſchwieg Alles, der Mann des eiſernen Geſetzes übte in der That eine lähmende Gewalt über die Gemüther. Wie der Haufe jetzt vor ihm zurückwich, nahm ſich Suſy des armen Teufels an, den der Pächter am Kragen feſthielt und dem das Blut in die Augen ſchoß, ohne daß er im Stande war, dem furchtbaren Mahner Rede zu ſtehen.

„Ihr ſtört hier mein frommes Werk, alter Graurock!" ſchrie ſie laut. „Laßt mir meine irländiſchen Jungen zufrieden, wenn es ſich um geweihte Dinge handelt!"

„Ja, handelt!" ſagte der Alte mit ſeiner heiſeren Stimme, „es handelt ſich hier nicht. Wer zu Almoſen Geld in der

Taſche hat, ſoll erſt ſeinen Zehntenreſt abthun für die Hochkirche von England."

„So mag ſich die heilige Jungfrau ſammt allen Heiligen von dir wenden, du grauſamer Knecht und Scherge!" murmelte Suſy.

„Mich kümmern Deine Heiligen nicht, ich bin der abgeordnete Diener von Altengland!" ſagte der Graue und richtete ſeinen gebeugten Nacken in die Höhe.

„Seid nicht ſo hart mit dem armen Landvolk!" ließ ſich eine Stimme hinter ihm vernehmen. Es war Wolfe Tone, der mit ſeinem Begleiter ſich der Scene genähert hatte. „Wenn Ihr wüßtet, wie ſchwach die Gründe ſind, auf die Ihr die Rechtmäßigkeit der Zehntenabgabe bauet, ſo würdet Ihr Euch aller Grauſamkeit im Beitreiben derſelben enthalten."

„Oho!" rief der Alte, „ſprecht Ihr die Sprache der drei Königreiche und wißt nicht, daß der Zehnten in der Bibel geboten iſt? Nachmals zeugete Adam zween Söhne, Kain und Abel. Abel gab richtig den Zehnten, aber Kain zehnte falſch und aufs ſchlechteſte. Zuletzt erſchlug der falſche Zehntengeber den guten, denn dieſer ſchalt ihn und ſagte, er zehnte ſchlecht. Und darum verfluchte Gott der Herr den Kain und ſeinen Acker. So ſeht Ihr nun, wohin falſches Zehntengeben führt. Der Urſprung des Zehnten für die engliſche Kirche iſt von einer geheimen Offenbarung Gottes an den erſten Menſchen herzuleiten, die von Adam und deſſen Kindern und Kindeskindern überliefert iſt."

„O wißt Ihr auch," rief Capitän Jones lachend, „an welche Kirche Adam den Zehnten ſeiner Feldfrüchte einlieferte."

„Dieſes," ſagte der alte Pächter, „weiß man zur Zeit noch nicht."

„Ja es ſteht überhaupt ſehr übel mit Eurem lügneriſchen Wiſſen," lachte Jones, „Euer Zehnten ſtützt ſich auf die Abgabe an die Leviten, wovon die Bibel erzählt, er iſt nur ein Ceremoniell des jüdiſchen Geſetzes. Mit dem neuen Teſtamente ſollte es aufgehört haben, Ihr aber, die Ihr Chriſten der hohen Kirche heißt, ſeid Juden des verfluchten Mammons."

„Oho!" kreiſchte der alte Schulmeiſter und Pächter und warf ſich in die knöcherne Bruſt, „wollt Ihr ſo gelehrte Sachen auskramen, ſo habt Ihr auch wohl von dem gehört, der den nemeiſchen Löwen tödtete, der den Stall des Augias reinigte, der mehr that als Ihr wißt, mehr als ich Euch in einem Athemzug gleich ſagen kann. Aber Ihr kennt ihn, den Herkules, der als Knäblein ſchon zwei Schlangen in der Wiege erwürgte, derſelbe Heros, der Alcide, erſter Haudegen ſeiner Zeit, unübertroffener Eiſenfreſſer ſeines Jahrhunderts, was that er, was machte er mit dem Volke? Er nahm den Zehnten, war der furchtbarſte Zehntenbeitreiber, den je die Sonne beſchien. Er zog im Lande herum, ſchlug alles Ungethüm zuſammen und zehntete das Wild. Denkt nur an Kakus! Auch Apollo nahm vom Lande den Zehnten. Alle Vorkommenheiten der Weltgeſchichte, auch Beiſpiele aus dem Naturreiche ſind dazu da, um zu beweiſen, daß immer der Mächtigere den Andern zehntet. Werft mir keinen Zweifel am Zehnten auf! Der Zehnte ſchreibt ſich aus ſo alter hochheiliger Zeit her, daß Niemand ohne Ehrfurcht davon zu ſprechen wagt. Immer, wo ein Held auftrat, zog er dem Volk die Haut ab und zehntete es. Nur Gott der Herr, ihm ſei allein die Ehre! that mehr als das. Wie er nach vollbrachter Schöpfung ſich in der Welt umblickte und ſahe, daß Alles leidlich gut war, wiſchte er ſich mit allen zehn Fingern — er hatte zehn Finger — den Schweiß von der erhabenen Stirn und nahm — den Siebenten, nämlich den je ſiebenten Tag der Woche, damit der ſein Eigenthum ſei, ihm geweiht und geheiligt. Wehe, wer dem Herrn durch Werkelthun ſeinen Siebenten verunreinigt! Wehe eben ſo dem, der die Kirche um den Zehnten, der, ſo Gott wolle, beſſer ein Siebenter wäre! beſtiehlt und betrügt!“

Der Graue hatte ſeine Abſicht erreicht, die Bevölkerung um ihn her war erſtaunt, betäubt. Inzwiſchen war ihm jedoch im Eifer des Redens ſein nächſter Vortheil entgangen, er hatte den feiſten Bauernburſchen fahren laſſen, der Anfangs in devoteſter Stellung vor ihm beharrte und nur dann und wann unter dem ſchwarzen Haarbüſchel, der ihm ins Geſicht hing, hervorlugte. Wie der Advokat, Financier und Profoß der hohen Kirche jetzt geendigt hatte und in den Wirkungen ſeiner Beredſamkeit ſchwelgte, war der Zehntenſchuldige verſchwunden und der nächſte Raum um ihn leer.

„Ihr büßt an Praxis ein, was Ihr an Eloquenz gewinnt!“ ſagte Wolfe Tone ſpottend.

Der Alte nahm ſeinen Büchſenjungen zornig am Arm und machte ſich eilig davon. Eine helle Lache ſchlug hinter ihm auf, der aber ſchnell ein Verſtummen folgte, ſobald ſich der dürre Zehntenjäger mit dem ſchwarzen Krummſtab wandte.

„Arrah! mein Fluch ſoll ihn und ſeine Kirche verderren!“ murmelte ihm die alte ägyptiſche Suſy nach.

„Armes Volk von Irland!“ ſeufzte Wolfe Tone, „von zwei Seiten gebrandſchatzt, vom Aberglauben der eignen Religion und von der Habſucht einer weltlichen Kirche gepfändet; ſo doppelt eingeengt, wie will deine Bruſt Athem ſchöpfen!“

Er trat mit ſeinem Begleiter aus dem Haufen zurück, der ſich alsbald mit erneutem Eifer um die Reliquienkrämerin drängte. — —

Archibald war inzwiſchen die Schlucht hinangeſtiegen. Er ſtand vor dem Dickicht, in deſſen grüne Waldnacht das zitternde Licht der Kapelle lockte. Die Menge der Bußfertigen hatte ſich ſchon zerſtreut; hier und da kroch noch ein altes verſpätetes Mütterchen den Pfad hinauf, ohne zu wiſſen, wie weit die Kräfte reichten; der gute Wille galt dann für die That, wie ſo oft im Menſchenleben, und das Heil blieb um deßwillen nicht aus. Archibald wand ſich durch das Geſtrüpp und ſah das kleine Bethaus vor ſich. Es war ſo grün wie der Wald mit Zweigen ausgeſchmückt, das Bild der Heiligen war ganz von Laub umwachſen und leuchtete mit ſeinen Flammen, wie der alte Herrgott einſt im brennenden Buſch vor Moſe erſchien. Aber das Licht der Heiligen war milder, ihr durchleuchtetes Antlitz warf einen weißen Schimmer von ſich, dann und wann ragte die Flamme, die hinter dem Bilde ihre Nahrung hatte, über die Stirn hinweg und umſpielte das bleiche Haupt mit Glorienſchein. Dann und wann fuhr die Flamme hinter dem Bilde nach allen Seiten aus und dann ſtand die volle Geſtalt der Heiligen in roſenrothem Schimmer, und während die ganze Kapelle ſonſt dunkel war, die Abendſchatten aus dem Walde traten und das grüne Dach der Bäume den hellen Glanz der Welt fern hielt, ſtand das ſtille grüne Eiland mit dem Roſenſchimmer ſeiner Gottesmutter wie aller Wirklichkeit enthoben und in Traum verſunken. Die Stille des Gebetes lag rings in der Waldnacht; kein Lüftchen regte ſich in der Blätterkrone, die Geſträuche knieten am Boden, die Bäume ſtanden gebückt, wie verzauberte Rieſen, mit heimlichem Athemzug zum Gebet verſammelt.

Archibald beneidete die idylliſche Frömmigkeit, die hier und da noch beten ging, es war wie Heimweh, was ſeine Bruſt durchzog, die geheime Luſt zu einem großen, allgemein gültigen, allgemein beſeligenden Glauben, in den ſich die Seele mit all ihren Zweifeln wie in ein Meer der Vergeſſenheit taucht.

Wie er über die Schwelle trat, ſchlich noch hier und da ein Kranker oder Bußfertiger herbei, um Leib oder Herz am Brigittenfeuer zu erwärmen. In der Seitenniſche ſtand der Beichtſtuhl offen. Wie er an ihm vorüberſchreiten wollte, ſah er den Prieſter, der dort eines Gläubigen harrte. Die kleine Ampel über ihm beleuchtete nur ſeinen kahlen Scheitel mit der Tonſur und ſeine Schultern mit dem braunen Gewand der Franziskaner. Es war O'Leary, der in der ſtillen Würde ſeines Dienſtes dort ſaß.

Er blickte nicht auf, als Archibald vor ihm ſtand, aber er winkte, neben ihm im Beichtſtuhl, der leer geworden war, Platz zu nehmen, in der Vermuthung, es warte ein Heilsbedürftiger auf ſeinen Wink. Es war ſo ſchaurig ſtill im kleinen dämmerigen Raum, am Altare flüſterte die ſcheue Demuth, hier und da rauſchte ein Gewand, draußen ſtanden die uralten Eichen wie ſchirmende Wächter; es war, als müßte hier das Gewiſſen all ſein Geheimſtes offenbaren und Sprache gewinnen für ein tief verſchleiertes Weh. Ganz willenlos wie von ſtiller, aber ſichrer Gewalt getrieben, folgte Archibald der Weiſung des Prieſters, er ſtand im Beichtſtuhl, ſank in ſein Knie und lehnte die Stirn an die Wand, die ihn vom Geiſtlichen trennte, ſeine Lippen an die Oeffnung, wo das Ohr des Geſalbten im Namen Gottes lauſchte.

Jetzt erſt befiel es Archibald, daß er nichts zu beichten habe, daß er als nichtkatholiſcher Chriſt hier eine unrechte Stellung nehme. „Verzeiht, ehrwürdiger Mann,“ ſprach er mit Beſchämung durch das Beichtfenſterchen, „ich bin kein Kind Eures Glaubens, es zog mich nur ſo hin und überraſchte mich. Ich bin Proteſtant, aber wo Alles beten geht, Alles ſich beugt und ein allgewaltiger Geiſt ſeinen Fittich über die Gläubigen breitet, da ſinkt das Knie wie von ſelbſt zuſammen und das Herz kann dem Anreiz nicht widerſtehen, ſich vor dem Gott, der ja überall derſelbe iſt, im Staube zu demüthigen. Und wär' ich im Lande der Türken und ſäh' die frommen Schaaren nach der Moſchee wandern, ſäh' die Derwiſche wie wahnſinnig tanzen und hörte an den Thüren und aus allen Ecken: Gott und Mohammed! ſchreien, es riſſe mich hin und ich machte gar all das ſeltſame Gliederſpiel der Heiden mit. Ich glaube, man kann Gott dienen in jeglicher Form, iſt nur ein rechter Inhalt im Herzen. In meinem Herzen, ehrwürdiger Vater, ſteckt aber nichts als meine heiße Liebe für Irland. Gott wolle dem Elend gnädig ſein und das Unglück mildern! Gott wolle die Armuth tröſten, die Nackten kleiden, und die Hungrigen ſättigen! Gott wolle der Tyrannei von Altengland das Auge öffnen, damit es einſehen möge, um wie viel beſſer es ſei, ſich Kinder zu erziehen, die dankbar ſind für die Zucht der Liebe, als Sklaven zu halten und zu bändigen, die doch einmal ſich rühren und dereinſt Wiedervergeltung üben werden und den Haß als Erbſchaft hinterlaſſen für Kind und Kindeskind."

Er hatte ſeine Hände über die Bruſt gefaltet und lag mit der Stirn auf dem Betpult. „Der Herr iſt langmüthig in ſeinem Zorn," ſprach der Prieſter, „er harret auf die Umkehr der Ungerechten. Er wolle uns gnädig ſein und ſein Auge leuchten laſſen über Irland, er erhebe ſein Angeſicht auf uns und gebe uns ſeinen Frieden."

Bevor der Geiſtliche Amen ſagte, unterbrach ihn Archibald. „Wenn aber kein Friede mehr zu halten iſt mit den Ungerechten? Ich bin wider Recht und Fug gefangen gehalten, ſo hab' ich mich wider Recht und Fug befreit und irre nun ruhelos herum und weiß nichts zu finden, nichts anzufaſſen, wo ich meinem Volke helfen könnte. Ich bin Archibald Hamilton Rowan, der ſich mit ſeinen Henkersknechten bozte und ſich auf und davon machte aus Newgate, dem Eulenneſt altengliſcher Weisheit. Ich habe ein ehrlich irländiſch Herz im Leibe, das ſoll Gott wiſſen, hab' zwei Fäuſte danach, um Gutes zu thun und meine Feinde niederzuſchmettern, aber nicht den rechten Verſtand, um dieſe Fäuſte zu regieren. Das iſt meine Beichte, das iſt meine Sünde und meine arme Unſchuld."

O'Leary ſchwieg, er hatte mit der Bewegung ſeines Innern zu thun. „Der Herr wolle Dich behüten, guter Sohn Irlands," ſagte er dann, „und wolle Dich ferner ſo unſträflich wandeln laſſen als bisher. Ich preiſe den Himmel, der Dich aus der Hand Deiner Feinde befreit hat, aber vermahne Dich zur Ruhe, denn die Zeit iſt noch nicht kommen, wo der arme gedrückte Menſch von Irland zu ſich ſagen darf: Hilf Dir ſelber, dann wird Gott Dir helfen! Ich ſage Dir, ſpare Deine Kraft, Dein Leben auf und laß Dein Herz rein bleiben, damit Du dereinſt beſtehen kannſt, wenn Gott Dich ruft. Hierzu, mein Sohn, biſt Du gleich kein Kind der Mutterkirche, geb' ich Dir als Chriſt, als Greis, als Bruder, meinen Segen!"

Wie Archibald ſich aufrichtete, hatte der Prieſter ſchon den Beichtſtuhl verlaſſen, nach dem Altare zu, im Hintergrunde, ſah er das braune Gewand noch flattern, und als die Geſtalt des Mannes unter die Ampel trat, leuchtete ihm O'Leary's Angeſicht wie ein Heiligenbild voll ruhiger Verklärung aus der Dämmerung, die um ihn lag, entgegen. Es war ihm ſeltſam zu Muth, wenn er überdachte, wie fahrläſſig er ſein Geſtändniß hingegeben, und doch war kein Falſch in ſeinem harmloſen Kindergemüth, ein Argwohn gegen den Prieſter der ihm fremden Kirche tauchte nicht auf, vielmehr fühlte er ſich frei und ſicher, als wär' er in die Gemeinſchaft einer großen Verbrüderung aller Menſchen aufgenommen. Wie er an dem Bilde der heiligen Brigitte vorüberging, blickte er ſo gläubig wie ein echt katholiſch Chriſtenkind zu ihr hinauf, legte die Hand aufs Herz und ſagte: „Gute ſelige Frau, erwärme mit Deinem Feuer alle Seelen, die es gut meinen, und mache Irland frei!“ — Die heilige Brigitte aber mit dem blaſſen Glorienſchimmer im Angeſicht lächelte auf ſein Gebet wie auf jedes andere ſtill und friedenvoll hernieder.

Wie er aus der Kapelle trat, ſprang ihm die Dogge mit luſtigem Geheul entgegen. Bald ſingend, bald pfeifend, ſchritt er den Bergpfad hinunter. Die Art von Beichte und Abſolution hatte ihm gut gethan, ſein Herz war fröhlich und frei, denn es fühlte ſich im Zuſammenhang mit einer Gemeinſchaft treuer Irlandsherzen. Wie er aber ſtill ſtand, ins Dickicht ſprang und eine junge Eiche von der Wurzel löſte, konnte man ihm leicht abmerken, wie ſehr in einem irländiſchen Herzen die Fröhlichkeit eine kriegeriſche Miene anzunehmen liebt. Die Eiche war zu einem Schilleleh mit guter Handhabe wie gegeſſen, ſchlank und glatt von Taille und unten mit jenem knorrigen Aſt verſehen, der den Hieben den gehörigen Ernſt, den Stößen einen gewiſſenhaften, herzlichen Nachdruck und dem ganzen Inſtrument die beliebte wittwen- und waiſenmachende Phyſiognomie gibt. Wie er den jugendlich ſchmucken Prügel um das Haupt ſchwang, tanzte der Neufundländer vor Freude auf und heulte wie ein Schakal zum Angriff, als wollte auch er ſeine Sympathie mit irländiſcher Luſtigkeit an den Tag legen. Die Heiterkeit Rowan's war ſtets von merkwürdiger Art; er hätte alle Welt umarmen mögen, aber ſo kräftig, daß ſie ihm leblos am Herzen hängen blieb. Aehnlich vielleicht iſt die Religion jener wilden Naturſöhne, die ihre Götzen anbeten und zugleich auffreſſen.

Unten am Saum des Waldes fand er noch den lärmenden Haufen, der ſich um die alte Suſy drängte. Er faßte ſich enger in ſeinen Bauernkittel, und drückte den krempigen Hut ins braune markige Geſicht; wer ihn aber kannte, dem würde der nomadenhafte Schritt ſeiner herkuliſchen Geſtalt genügt haben, ihn herauszufinden. —

Auch die Geſellſchaft, die wir von Bally-Caſtle nach dem Walde begleiteten, hatte den Platz erreicht und ſchaute der bewegten Volksgruppe zu. Miſtreß Eliſabeth ſtand an Caſtlereagh's Arm, Sir Edmund Warden machte in einiger

Entfernung die Runde; er ſchien mit Gedanken beſchäftigt, die ihn abſeits führten.

Suſy hatte all ihre Brigittenſchleifen und Amulette verkauft; ſie ſaß auf dem Stumpf einer Eiche und ſang ein altes Lied; eine irländiſche Pythia ohne Dreifuß, warf ſie ihre Blicke ſeltſam hin und her, ſie ſchien auf jeden Einzelnen im Umkreiſe ihre Blicke zu heften und war doch ganz verloren und vertieft in den Sinn der Ballade, deren Strophen ſie mit den Geberden einer verzweifelten Caſſandra begleitete. Der Knabe, den ſie ihren Almoſenier nannte, obwohl er, ſtatt Almoſen zu geben, nur welches empfing, ſtand vor ihr und ſpielte die Maultrommel mit einer ſeltnen Fertigkeit. Er hatte die Stange, an der die Büchſe hing, in das Erdreich geſtoßen und war ſo eifrig in ſein Spiel verloren, daß er nicht merkte, wie ihm der gelbe Turban von der Stirn herab und die blonden ſeidnen Locken mit der Bewegung des Kopfes und nach dem Rhythmus ſeiner Melodie hin und wieder flatterten. Die Augen des Knaben ſchienen ohne Verkehr mit der ihn umgebenden Welt, ſie hefteten ſich entweder feſt in den Boden oder hüpften in den grünen Bäumen von Zweig zu Zweig, als ſuchten ſie unter den Vögeln des Waldes ihre Zwieſprache. Das grüne Jäckchen mit den phantaſtiſchen Trobdeln und Schnüren, die weitbauſchigen, braunen Unterkleider, die über den Knöcheln zuſammengezogen waren, gaben der ganzen Geſtalt einen ſeltſam orientaliſchen, kriegeriſchen Anſtrich, denn der Charakter des Zigeunerhaften, den die Alte unverkennbar an ſich trug, lag ſonſt dem feinen Buben ſehr fern. Der ſeltſame Ton ſeines Inſtrumentes klang bald leiſe wie Heimchenzirpen, bald mächtiger wie Regenſchauer, der auf brennend dürres Laub herunterrauſcht. Der Kleine verzog dann wunderbar die Augen, je nachdem er den Athem fallen oder anſchwellen ließ. Der Buſen des kleinen Mannes hob ſich dann voll und kräftig, wenn die Töne mit einer gewiſſen üppigen Pracht im Hauch der Lippen wuchſen, die ganze Geſtalt ſchien mitzuwachſen und an Fülle zu gewinnen. Ueberhaupt war der ſchlanke Burſch, der doch faſt Mannshöhe hatte, gewandt und in ſeiner fliegenden Bewegung, wenn er lief, lag eine pfeilſchnelle Kraft, ob er ſchon im gewöhnlichen Gange etwas Linkiſches hatte. Wenn der Refrain des Liedes kam, ſangen einige muntre Kehlen aus dem umſtehenden Kreiſe mit, dann ſpielte der Knabe die Melodie noch einmal für ſich mit allerlei Läufern und Variationen durch.

Wie er ſchwieg, ſchrien die Buben juchhe, die Mädchen jodelten ihnen nach, die Aeltern ſchwatzten und lachten, während Suſy mit ihrem Rory, wie ſie den kleinen Maultrommelſpieler und Almoſenſammler nannte, heimlich flüſterte. Sie deutete mit den Augen nach Sir Edmund Wardon hin, der noch immer, die Hände auf dem Rücken, mit ſich beſchäftigt, den Platz umkreiſte. „Geh noch 'mal zu ihm," wiederholte die Alte, als der Knabe ſich weigerte, „halt' ihm die Mütze hin, er kann zweimal zahlen, er iſt reich und ſündhaft."

Rory nahm ſeine Turbanmütze, drängte ſich durch den Haufen und trat dem Manne dreiſt in den Weg und unter die Augen. Es war des Knaben Art, nie einen Sprachlaut über ſeine Lippe zu bringen, wenn er um Almoſen bat; ſein ſuchendes Auge, ſein Kratzfuß, den er hinten fortwarf, und die landübliche Weiſe des Grußes, indem er mit der Hand ſeinen Haarbüſchel auf die Stirn herniederzerrte, endlich die hingehaltene Mütze oder Büchſe, das waren freilich Symbole genug, um auch als ſtumme Perſon ſeine Rolle mit Nachdruck zu ſpielen. Wenn er das blaue Auge zärtlich gen Himmel aufſchlug, ſo wirkte der kleine Bettler unwiderſtehlich. Die zudringliche Habgier des Burſchen aber ſchien dem Baronet nicht blos läſtig, auch beleidigend; er hatte ihn ſchon einmal befriedigt, und nicht unter der Manier des Gentleman; jetzt ſtand er zürnend ſtill und muſterte den Buben ernſthaft, während dieſer ihn gar nicht anſah, ſondern mit aufgeſchlagenen Augen ſeine dringlich bittende Pantomime machte und eher geneigt ſchien, ſich unſanft beſeitigen zu laſſen, als freiwillig zu weichen.

„O, Ew. Gnaden," ſchrie jetzt die Alte von ihrem Eichſtamme herüber, „habt die Güte, noch eine Gabe zu ſpenden; je mehr Ihr von Euch thut, je ſchmahler Euer Reichthum wird, deſto eher werden Ew. Gnaden dereinſt mit dem Kameel durchs Nadelöhr eingehen zum Himmelreich. Ein Reicher wie er leibt und lebt, kommt fürwahr nicht durchs Nadelöhr, ſo wenig als ein Kameel durch Sanct Petri enge Pforte, denn breit iſt nur der Weg, ſo zur Verdammniß führt, und Reichthum macht ſich breit, alſo wandelt der Reichthum den Weg der Verdammniß. — Ihr habt Euch der katholiſchen Mutterkirche geſchämt," rief ſie eifriger, als Sir Edmund den Knaben zurückſtieß und zornig nach der verworrenen Schwätzerin blickte; „ſchämt Euch des Burſchen nicht, weil er gut katholiſch iſt, ſchämt Euch ſeiner nicht, denn er gehört ſo gut wie Ihr nach Bally-Caſtle."

Dieſe Worte, welche die Alte mit wüthenden Geberden ausſtieß, wurden von dem Lärm übertäubt, der auf der andern Seite des Haufens ſich erhob. Miſtreß Eliſabeth, die mit ihrem Begleiter außerhalb der Gruppe ſtand, hatte ſich erſchrocken an Caſtlereagh gewandt, als ſie die große Geſtalt eines Fremden bemerkte, deſſen Blick unabläſſig auf ihnen ruhte. Archibald hatte Caſtlereagh ſchnell erblickt, ſein Auge bohrte ſich am Angeſicht des Feindes feſt, den er in der bäueriſchen Verkappung ungeſtraft beobachten zu können glaubte.

Es war die Ueberraſchung, deren Reiz ihn unwiderſtehlich feſſelte. Caſtlereagh hatte ihn ebenfalls mit noch größerem Staunen erkannt, er glaubte den Flüchtling zu Schiff, mindeſtens an der Seeküſte, und fand ihn hier in müßiger, und doch ſeltſam imponirender Ruhe und Behaglichkeit unter Landleuten, in einer Verkleidung, die ihn ganz zu Ihresgleichen machte. Er wich aus, als Miſtreß Wardon ihn nach dem Fremden fragte, der mit einer Art burlesker Heiterkeit, auf den Eichſtock gelehnt, ihren Begleiter muſterte. Caſtlereagh faßte ſich ſchnell und führte die Dame behutſam aus der unwillkommenen Nähe des romantiſchen Barbaren. Kaum aber hatten ſie ſich zu Sir Edmund gewandt und die andere Seite des Platzes erreicht, als ſie die große Geſtalt mit dem Neufundländer wieder dicht neben ſich erblickten. Im Nu ſtand Rowan neben Caſtlereagh und ſchlug ihm traulich auf die Schulter. „Gott grüß' Ew. Gnaden," ſagte er und lachte über den verſtellten Ton ſeiner Stimme, „Ihr kennt wohl alte Bekannte nicht, wenn ſie den groben Kittel tragen?"

Caſtlereagh trat zurück und muſterte ihn mit jenem Blick der Verachtung, deſſen Kälte um nichts weniger tödtlich iſt, als glühender Haß. „Ich glaube, Ihr ſeid Cavalier genug," ſagte er raſch, „um die Anweſenheit einer Dame zu reſpectiren."

Miſtreß Wardon aber hatte ſich von ſeinem Arm losgemacht und flüchtete zu Sir Edmund hinüber.

„Die Dame hat Euch verlaſſen, Sir Robert Stewart," ſagte Archibald, „wir ſind allein. Ich habe Euch zugeſchworen, ſobald ich frei ſein würde, mich Euch zu ſtellen."

„Soll ich Euch vielleicht auf Bauerknittel ſtehen?" fragte Caſtlereagh mit gereiztem Hohn.

„Fürchtet dies unſchuldige Inſtrument ländlicher Freuden nicht," lachte jener, „laßt Klingen holen, zehn Schritt von hier im Walde iſt die tiefſte Einſamkeit, die Sonne iſt unter, der Mond wird uns leuchten, als Secundanten ſtell' ich Euch einen Capitän Jones. Oder wollt Ihr morgen hier erſcheinen, morgen um dieſe Zeit, ich dürſte danach, Eure blaſſe Wange roth zu färben."

Eliſabeth hatte in der Angſt die beiden Diener, die von fern gefolgt waren, herbeigerufen. Der Eine ſprang eilfertig mit gezogenem Degen zwiſchen die beiden Männer. Der Neufundländer aber verſtand ſich auf Sprünge beſſer, er nahm dies für das Signal des Angriffs von Seiten des Feindes. Daß hier kein freundſchaftlicher Concurs war, hatte das kampfluſtige Thier ſchnell am Mienenſpiel ſeines Herrn gewittert, und wie der Feind ſich Augenblicks mit Succurs verſah und der Diener die Waffe hinhielt, ſtürzte er dem Helfershelfer ſchnell ins Genick und brach mit der ganzen

Laſt des ſchreienden Menſchen krachend zuſammen. Caſtlereagh griff empört den Degen vom Boden auf; eh' er jedoch die Spitze auf den Hund zückte, ſtand dieſer ſchon auf und griff heulend dem Lord in die Gurgel. Der Degenſtoß ſtreifte ihn und Caſtlereagh lag blutend am Boden. Schnell blitzte noch ein anderer Degen über Archibald's Haupt, während eine Maſſe Prügel in der Luft herumſchwankten, und die ganze friedliche Menſchengruppe mit lautem Halloh ein luſtiges Kampfgeſchrei erhob. Wer hier ſtreiten wollte, ob hier Grund war, ſich die Köpfe zu zerſpalten, danach fragte Niemand; die Jungen heulten vor Luſt und rauften ſich die Haare, alte Zwietracht flammte in den Aeltern auf, der ganze Haufe war in heftiges Handgemenge verwickelt, während Archibald, der eigentliche Grund und Urheber des Streits, bereits ganz außer Acht gelaſſen, außerhalb des Gewühles ſtand und nur mit Mühe ſeine Dogge zurückhielt. Caſtlereagh hatte ſich ohne bedeutende Verletzung aufgerafft und dem Tumult entzogen, Miſtreß Wardon ſtand zitternd in der Ferne, Sir Edmund rief vergeblich ſeine Autorität zu Hülfe, er war zu wenig beliebt, um ſchnell eine Partei zu finden, die hinlänglich zu ſeinem Schutze war, und als er ſie gefunden, ſtand Archibald mit ſeinem ſchluchzenden Hunde im Schatten der Bäume, ungewiß, ob er ſich nahen ſolle oder nicht. Es ſchmerzte ihn, der Grund dieſer Ausartung geworden zu ſein, und doch fürchtete er, den gereizten Hund nicht bändigen zu können, wenn er ſich nicht fern hielt. Er ſtand und harrte. Niemand merkte auf ihn, Alles zog ſich aus dem wüſten Chaos zurück, aus dem keine harmoniſche Welt entſtehen, keine klare Verſtändigung der unnütz aufgeregten Lebensgeiſter ſich ergeben wollte.

Miſtreß Wardon drängte zur ſchleunigen Rückkehr, ſie ſchwor dem irländiſchen Pöbel im Stillen ewige Rache, Caſtlereagh war zu empört, um einen Scherz zu erſinnen, der das Ganze zur Noth erklären konnte; nur gegen Edmund machte er ſich über den Flüchtling aus Newgate deutlich.

Als der Kampfplatz leer war, ſtreckte ſich Archibald auf den Raſen; der Hund hielt Wache und knurrte leiſe, wenn der Lärm, der in die Ferne verſcholl, ſich noch einmal matt erhob. Als der Abendſchatten ſich über den müden Flüchtling breitete, da tönte noch einmal das Glöckchen der heiligen Brigitte vom Walde herunter und gemahnte ihn an die Friedensworte des frommen Prieſters.

7.

Im Kloſter der grauen Brüder zu Kildare war der Frühmeßdienſt beendigt. Die enge Kirche hatte die Schaar der Gläubigen nicht faſſen können, ſomit ſtanden die Flügelthüren auf und der ganze Kloſterhof lag voll Kniender. Vor allen waren es Landleute, die aus der Umgegend herbeiſtrömten, wenn Vater O'Leary den Segen ſprach. Zwei Spätlinge drängten ſich noch mit Mühe durch die Pforte in den Hofraum. Sie blieben aufrecht ſtehen und ſchienen nicht Luſt zu haben, an der letzten Bekreuzigung Theil zu nehmen. Sie gehörten dieſer glücklichen Gemeinſchaft der Gläubigen nicht an, ſie waren aus der gebildeten Geſellſchaft, denkende Menſchen, die ihren Gott, wie ſie vorgeben, ſich ſelber ſuchen, angeblich ſich ſelber Prieſter genug ſind, um ihn zu deuten, ſein Daſein zu glauben oder zu bezweifeln. Wir kennen Beide ſchon. Der Eine in der Officiertracht mit den dunkel ſprühenden Augen hinter den buſchigen Brauen war James O'Coigley, der ehemalige katholiſche Prieſter, der jetzige Capitän Jones; der Andere mit der dürren Geſtalt und den beweglichen Mienen Theobald Wolfe Tone. Dieſer vornämlich ſchien beauftragt, mit O'Leary in Verkehr zu treten; jener ging blos wie das grollende böſe Gewiſſen durchs Land, war zwecklos, oder fand ſeine Aufgabe darin, zwecklos zu ſcheinen. Coigley gehörte zu denjenigen Naturen, die, weil ſie in activem Verhalten das Höchſte zu leiſten verhindert ſind, in die ſcheinbar träge Rolle des Zuſchauers verfallen, Aug' und Ohr überall haben, aber die Hand nicht mehr rühren, um dem Augenblick nach Maßgabe ſeines Bedürfens zu dienen. Was die raſtlos ſpürende Kraft des Verſtandes in ihnen verarbeitet und erübrigt, bleibt auf dieſe Weiſe zugleich ein müßig vergrabenes Kapital, das ſie entweder zu ſtolz oder zu unbeholfen ſind, in kleinen Gaben zweckgemäß anzulegen. O'Coigley war überall, wo Volk zuſammenlief, und doch ſchien ihm jedes Motiv zum Zuſammenſtrömen der Menge ungenügend, lächerlich oder verderblich. Er war der Miſſionär der Vereinigten Irländer, der Correſpondent der Geſellſchaft aus allen Ecken und Enden der drei Königreiche. In London, in Mancheſter, in Schottland waren ſeine Hauptſtationen, dort hatte er die große Anzahl von Filialklubs errichtet, die ſich mit dem Mittelpunkt des Vereins zu Dublin in Verbindung ſetzten. Er hoffte nicht viel von dieſem Logenweſen einer zahmen Verſchwörung, aber ſein denkender Müßiggang fand eine Liebhaberei daran und ſchien überall gern zu Dienſten zu ſein, wo man ihn nöthig hatte.

Wie er jetzt an der Seite des Freundes unter der knienden Menge ſtand, glitzerten ſeine tiefliegenden Augen faſt höhniſch aus dem Verſteck ihrer Höhlen heraus. „Da liegt das arme Geſindel,“ ſagte er, „nun wieder im Staub, und meint, ſich die jenſeitige Seligkeit im Voraus zu verdienen, je jämmerlicher ſie hienieden nach den Satzungen weniger Bevorzugten alle thieriſchen Demüthigungen mit chriſtlicher Geduld ertragen. Iſt das die echte Religion, die dem Menſchen die Erde verwüſtet, um ihm die Freuden eines Jenſeits als Erſatz zu bieten? Und wenn die Kirche dieſe Anweiſung an's ewige Leben ausſtellt, wer ſteht uns dafür, ob der Schöpfer dieſe Verſchreibung acceptirt! Statt hier zu knien und zu flennen in ſtierer Unklarheit, ſollten ſie hingehen und Piken handthieren lernen, damit ſie ihr gutes Recht, falls es noth thut, vertheidigen können. Das wäre eine Religion für Männer, nur Kinder und alte Weiber haben im Flennen ihre Religion.“

„Es kann nicht unſere Aufgabe ſein,“ entgegnete Wolfe Tone, „dem Volk erſt ſeinen Glauben zu nehmen, um ſo den freien, gereinigten Menſchen zum höhern Begreifen ſeines

Daſeins zu befähigen. Dies Experiment wäre ein Umweg. Man muß ſie trotz ihres Aberglaubens, ja mit Hülfe deſſelben, des neuen Heils und der jungen Freiheit des Jahrhunderts theilhaftig machen. Es kommt uns darauf an, wie ſich die Prieſter dieſes Volkes ſtimmen laſſen. Sie haben das Volk in Händen und ſind, wenn es noth thut, im Stande, die Völkerfreiheit des neuen Jahrhunderts chriſtlich zu deuten."

„Ihr wißt nicht," ſagte Coigley mit einem ſchmerzlichen Ingrimm, „was es heißt, Prieſter zu ſein. Die katholiſche Frömmigkeit reicht gerade ſo weit, um etwas Ungeheuerliches, das überſinnlich iſt, zu wittern und in der Angſt über die Nähe eines großen Allerheiligen ſcheu und dumpf zuſammenzuſinken. Ueber die Barbaren des Mittelalters war das ein großer Triumph. Den rohen ſinnlichen Menſchen, der dampfend aus der Schlacht kommt, ſo zu faſſen, daß er die Gegenwärtigkeit eines unſichtbaren Gottes ahnt, das war ein Triumph der Religion. Das iſt aber noch der Sinn der Meſſe. Sie macht die Nähe eines großen Geheimniſſes fühlbar, der wache Sinn gibt ſich widerſtandslos gefangen an die lähmende Macht des großen Ueberallundnirgend und ſinkt in jene Betäubung, die ſich bis zur Entzückung ſteigern kann. In dieſer ſchwühlen Ahnung eines undurchdringlichen Myſteriums, in dieſem Bann, der alle geſunde Vernunft befällt, muß der Prieſter die Gemüther erhalten, das ganze katholiſche Chriſtenthum iſt nur dazu da, um den Naturmenſchen, den Menſchen, wie er aus der Alltäglichkeit des leidenſchaftlich oder jämmerlich verworrenen Werkellebens in die Kapelle tritt, mit aller Macht der Sinne, ſchmeichelnd oder gewaltig, zu erfaſſen, damit er in ſich erſchrickt und im Schreck über die Nähe des großen unverſtandenen Gottes zuſammenſinkt. Dies Erbeben der Kreatur iſt unſere Religion, weiter bringt ſie es nicht. Daher abſolute Geſetze, unbedingter Glaube, blinder Gehorſam. Und — ſeltſam! was die Macht der Kirche ſäet, geht in Irland auf für die Macht der weltlichen Herrſchaft. Der Engländer erntet, was der katholiſche Prieſter ſäet, blinde Unterwerfung, ſtupende Sklaverei. Schlagt die Gewiſſen in Bande, ſo verfällt der ganze Menſch in Knechtsdienſt, man kann nicht der Bürger eines freien Staates und zugleich in religiöſen Dingen ein Vierfüßer ſein."

Solchen Reden des ehemaligen Prieſters wußte Wolfe Tone nichts zu erwiedern, als die Hoffnung, die er auf den Haß des katholiſchen Klerus gegen die proteſtantiſchen Engländer ſetzte.

In dieſem Augenblick trat O'Leary aus der Kirche und blieb auf der Schwelle ſtehen. Er trug das ſchwarze Kleid der Conventualen ſeines Ordens; ſein blaſſes Antlitz und der Scheitel mit dem dünnen Kranz von Haaren, den man die römiſche Krone nennt, rückten ſeine hohe, aber kraftvolle Geſtalt weit hinweg über menſchliche Gewöhnlichkeit. Vom frühen Dienſt ergriffen, ſchien er heut bleicher als ſonſt, und der mattere Glanz des ſchönen dunklen Auges hatte mehr wie ſonſt etwas Geiſterhaftes. Aber es war ein guter Geiſt, der in ihm waltete, ſein bleicher Ernſt war nicht ſtier, nicht einmal ſtreng, kein Ergebniß eigenſinniger Faſten oder quäleriſcher Nachtgedanken; in dieſer lächelnden Milde ſeiner Lippen lag alle Mitwiſſenſchaft menſchlicher Hinfälligkeit, alle Weisheit der bedächtigen Liebe, auf dieſer Stirn der Glorienſchein eines fleckenloſen Lebens, in dieſem warmen braunen Auge, wenn nicht die Sicherheit, doch die Zuverſicht einer tiefen Glückſeligkeit.

„Was will er nun mit dieſer Miene ſagen?“ raunte Coigley dem Gefährten zu, der für ſeine Einfälle immer der Blitzableiter ſchien. „Will er ausſehen, wie unſer Herrgott, der nach gethaner Schöpferarbeit um ſich blickte und, wie er ſah, daß Alles gut war, ſich einen Feiertag anſetzte? Was iſt hier gut? was iſt hier wohlgethan? Dieſe Armuth hat nicht ihr Haupt hinzulegen, dieſe Blöße, die hier im Staube kniet, wird bald um Feigenblätter bitten müſſen, dieſer Hunger und Durſt möchte eher wie Huſſiten das Tabernaculum ſtürmen und den Kelch vom Altar reißen, um nur nicht ohne Seligkeit, d. h. ohne Sättigung, zu ſterben. Gott und Ewigkeit! wenn das klappernde Elend ſich noch einen Faſttag vom Prieſter anſetzen läßt, ſo möcht' ich zum Himmel um Rache ſchreien für die bittere Dummheit der Welt! Chriſtus ſpeiſte die Hungrigen, heilte die Kranken, verfluchte die Reichen und jagte die Wucherer aus den Vorhallen des Tempels. Wer greift bei uns zum Scorpion, um die tyranniſchen Wucherer von Altengland zu geißeln? Wer treibt bei uns die Teufel aus, alſo daß ſie in die Säue fahren?"

Wie der Prieſter jetzt durch die Menge ſchritt, beugten ſich die Häupter der Armen wie die wogende reife Saat vor den Händen des Schnitters. Coigley trat zurück, er konnte die eben gehegten Gedanken nicht benedeien laſſen, und doch hatte er Scheu genug vor dem verhüllten Gott, den der Prieſter vorübertrug. Wolfe Tone aber, der Proteſtant, faltete wenigſtens die Hände, wenn auch ſeine zähen Fußgelenke gegen die Wohlthat des frommen Dienſtes proteſtirten.

O'Leary war verſchwunden und wie ſich die Menge jetzt durch die Pforte hinausdrängte, machte ſich Wolfe Tone fertig, dem Prieſter in ſeine Zelle zu folgen, die im Wohngebäude der grauen Brüder lag. „Mir iſt jetzt ängſtlich zu Muth," ſagte er zu Coigley, „dieſem Manne mit weltlichen Intereſſen vor's Auge zu treten, der ſich immer mit dem Himmel beſchäftigt, und ihn eben in leibhaftiger Geſtalt nach dem Glauben der Menge forttrug."

„Wiederholt dem Prieſter meine Worte," ſagte Coigley, „ſo wird er Euch ſchon ſalbungsvoll erwiedern. Sagt ihm, die beſte Religion wäre nicht die, welche das Joch der Ungerechtigkeit tragen, ſondern die es abſchütteln lehrte."

Wolfe Tone ſah ihn erzürnt an. „Soll ich mit dem Manne über Lehrſätze ſtreiten? Handelt es ſich für Irland um die Formen des Glaubens? Wollt Ihr dem Unglücklichen, den der Strom mit ſich führt, erſt eine Predigt über das Kleid, das er trägt, halten, und ihm zurufen, in dieſem Wams könntet Ihr ihm nicht beiſpringen? Irland iſt Irland, und wenn's eine Narrenjacke des Glaubens über ſeine Ohren geſtülpt hätte, ſela! Wann werdet Ihr aufhören, Eure ſcharfen Waffen falſch zu gebrauchen und Eure Freikugeln in die leere Luft zu ſchießen?"

„Ich ſchieße keine Freikugeln ins Leere, ich laſſe mich anbeten, und auf beſſere Manier als der Prieſter," ſagte Coigley, indem er eine Hand voll Münzen unter den Haufen ſtreute. Die Menge ſchaarte ſich mit einer Art wiehernder Freude um ihn, als wäre er nach dem Prieſter die zweite Gottheit, der man zu huldigen habe. Er war ſchon ſeit einigen Tagen in der Gegend von Kildare immer nur der wohlthuende Capitän genannt. Wolfe Tone aber drehte dem Tumult den Rücken und ſammelte ſeine Gedanken, um dem Manne entgegenzutreten, auf den das ganze katholiſche Irland mit Andacht und Liebe blickte. Konnte er mit ſeiner Segenshand die Leidenſchaft Tauſender beſchwichtigen, wie ſollte ſein Wort nicht die Macht haben, die Kraft ſeines Volkes, die er bändigte, auch aufzurufen!

Das waren Wolfe Tone's Gedanken, als ihn der Laienbruder den ſchmalen Kloſtergang hinunterführte nach der Zelle des Pater O'Leary.

Dieſer wohnte in den Gaſtzimmern des Kloſters, die an den Raum ſtießen, welchen man die Bibliothek nannte, wofern man einen weißen Saal mit hölzernen Bretern an den Wänden, auf denen hier und da ein ſchweinslederner Kirchenvater ſtand, ſo nennen durfte. Wolfe Tone hatte vollkommen Zeit, ſich in der fragmentariſchen Gelehrſamkeit des armſeligen Kloſters umzuſehen, denn es war weniger leicht, bei dem frommen Bruder vorgelaſſen zu werden, als es ihm geſchienen. Das Vorzimmer wimmelte von Supplicanten und Boten, die in eigener Perſon oder in fremdem Auftrag ſich Raths erholten; auch der Briefwechſel, den O'Leary führte, war bedeutend und Alles wollte in den Nebenſtunden, wo er den Dienſt nicht verſah, abgefertigt ſein. Wolfe Tone ſchrieb ſeinen Namen auf einen Zettel mit dem Beiſatz: Secretär des katholiſchen Convents in Dublin. Ein Laienbruder trug die Anmeldung ins Zimmer des Prieſters; gleichwohl war Wolfe Tone der Letzte, an den die Reihe kam zum Einlaß.

Der Bruder Bibliothekar, der hier als überflüſſiger Drache die eben nicht goldenen Schätze der Kloſterweisheit bewachte, ſchien eben auch nicht mit ſeinen Bemerkungen die Lücken in den Repoſitorien füllen zu können; er war ein feiſtes, weltlich blühendes Geſicht, das wie ein Kindskopf in die Welt hinein lachte, und an den Fragen über Sein und Nichtſein keine ſchlafloſe Nacht erlebte.

„Eure Bibliothek, frommer Bruder,“ ſagte Wolfe Tone, „ſieht mit den magern und hohlen Fächern wie ein todtes Wallfiſchgerippe aus.“

„Das Fett dazwiſchen fehlt,“ lächelte der Alte mit ſeinem rothen Geſicht, „das findet Ihr beim Biſchof der engliſchen Hochkirche; wir waren ihm ſchuldig, und als man uns pfänden wollte, ließen wir uns dieſe Zähne ausbrechen.“

Wolfe Tone ſah bleich vor Zorn. „Und das läßt man geſchehen, gegen ſolche Schmach erhebt ſich kein Arm?“ fragte er.

„Die Kirche Gottes,“ ſagte der Mönch, „iſt ein Lamm, kein Stier, der Werkzeuge zur Vertheidigung hat.“

„Nun ſo laßt in des Teufels, aber nicht in Gottes Namen an Euch Schafſchur halten!“ murmelte Wolfe Tone. „Soll das Chriſtenthum dazu tauglich machen, alle Niederträchtigkeit der Welt ruhig über uns ergehen zu laſſen?“

Er lief mit haſtigen Schritten im Saal auf und ab, und merkte nicht, wie die Schalksaugen des Mönchs ihm folgten, der vielleicht nur ſo thöricht ſchien, weil ſeine Weisheit am harten Druck der Wirklichkeit geſcheitert war. „Inzwiſchen," ſagte der Mönch nach einer Weile, indem er ſich dem Fremden näherte, „inzwiſchen ſind in unſeren Zahnlücken doch noch ein Paar Backenzähne ſtehen geblieben."

„Ihr ſeid ſehr witzig, frommer Bruder," ſagte Wolfe Tone wie beleidigt. Der Pater lachte ihm dreiſt ins Angeſicht, aber in dem luſtigen Ton ſeines Lachens lag doch zugleich eine ſchwermüthige Klugheit, als wollt' er ſagen, daß eine luſtige Dummheit die beſte Maske ſei für unterdrückte Menſchenſeelen. Wolfe Tone war zum erſten Male im katholiſchen Süden ſeines Vaterlandes. Sonſt wären ihm Geſtalten wie dieſer Bruder Bibliothekar ſchon in Maſſe vorgekommen, Geſtalten, die halb wehmüthig ſcheinen, weil ſie den geſunden Verſtand in ſich begraben haben und auf den Grabhügel der Vernunft ein bischen ſeltſamen Mutterwitz pflanzen.

Der Mönch hatte ihn vor ein Bücherfach geführt und ihn dann ſich ſelbſt überlaſſen, da ihn neue Kömmlinge in Anſpruch nahmen; die Bibliothek ſchien nun einmal zur Antichambre zu dienen, der Cicerone der Wiſſenſchaft den Portier zu machen.

Wolfe Tone fand in den Fächern eine Schrift vom

Franciscaner Arthur O'Leary. Es war das ihm ſchon bekannte Buch, auf das ſich O'Leary's Anſehn ſelbſt bei den Geiſtlichen der Hochkirche von England ſtützte. O'Leary war Jahre lang bis kurz vor dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution auf dem Continente, meiſt aber in Frankreich geweſen, um ſich in alle dem zu vollenden, worin ſein eigen Land nur mittelmäßige Ausbildung geſtattete. Geheim Unterrichtete wollen ſogar wiſſen, er habe an den Bewegungen in Paris Theil genommen, wäre mit mehreren Girondiſten unter Robespierre eingekerkert und nur durch glückliche Fügung dem Tode entronnen. Nach England zurückgekehrt, wurde er Regimentscaplan, gab aber die vortheilhafte Stellung bald auf, und ging aus Liebe zu ſeiner Heimath nach Irland zurück. Er galt alsbald für den eifrigſten Prediger, der mit hinreißender Gewalt von Liebe und Eintracht ſprach. Sein regelmäßiger Aufenthaltsort war Cork, wo er aus den Beichtſporteln, die ihm zufielen, eine eigne kleine Kapelle erbaute. Dort in Cork erſchien auch die Schrift eines ſchottiſchen Arztes, der ſich Michael Servetus nannte, „Gedanken über Religion und Natur," eine Polemik gegen die Unſterblichkeit der Seele, gegen die Glaubwürdigkeit einer hiſtoriſchen Perſon Chriſti. Die kühle Verſtandesnüchternheit dieſes Empirikers war hinreichend mit Gelehrſamkeit unterſtützt, um in der geiſtlichen Welt Furcht zu erregen. Payne's Schrift über die

Menſchenrechte war damals nicht die einzige, die allem Herkommen in Glaubensſachen und in Sachen des ſtaatlichen Lebens den Krieg erklärte, und Burke's berühmtes Buch gegen die Principien der franzöſiſchen Umwälzung machte nur den Boden locker, in welchem der Zweifel mit dem Glauben wuchs, ohne daß man ſagen konnte, welches der Waizen, welches das Unkraut. Gegen die Schrift des ſchottiſchen Phyſikers trat aber Niemand auf von der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit, ſie ſchien unwiderlegbar. Ein Mönch des unterdrückten Irlands erbot ſich endlich zum Gegner. O'Leary bat bei dem Doctor Man, dem proteſtantiſchen Biſchof von Cork, um die Erlaubniß, dem Michael Servetus, wie er ſagte, heimleuchten zu dürfen. Er machte die Gründe des gelehrten Atheiſten blos lächerlich, aber mit ſo viel Witz und humaner Jovialität, daß der milde Sieg des Glaubens über den Zweifler ein allgemeiner, ein glänzender war. Seitdem hörte man O'Leary's Namen auf den Lippen aller Geiſtlichen mit hoher Achtung, auch die Männer der ſtolzen Hochkirche huldigten einem Franciscaner, der, ohne daß es freilich in ſeiner Abſicht lag, auch die Orthodoxie ihrer Glaubensſätze gerettet hatte. O'Leary hatte in ſeiner Schrift blos die Sterblichkeit des Doctor Michael nachgewieſen und, indem er ihm ſcheinbar beigepflichtet in ſeinem Zweifel an der Unſterblichkeit er Seele, ihn der Sterblichkeit, ſeine Lehre aber einem unſterblichen Gelächter preisgegeben. Er hatte blos von der Hinfälligkeit der menſchlichen Seele in der Hülle des ſterblichen Leibes geſprochen und mit den ſanften Worten einer faſt luſtigen Klugheit dargethan, wie man für die arme Menſchheit einen Erlöſer erfinden müſſe, wenn es, wie der gelehrte Doctor Michael beweiſen wollte, wirklich keinen gegeben hätte. So würde man auch, wenn es keinen Gott gäbe, eine Gottheit erfinden müſſen.

O'Leary ward ſeitdem in ganz Irland wie ein Wunderthäter verehrt; er zog im Lande herum, predigte, tröſtete, ſpendete Segen an Tauſende aus. Er faßte noch weiter Fuß, er rückte langſam mit den Ideen heraus, die ihm und ſeinen gebeugten katholiſchen Brüdern noch näher am Herzen lagen; er ſchrieb ein Buch über Toleranz und rief den Anhängern der Hochkirche zu: Stecket ein das Schwert in die Scheide der chriſtlichen Liebe! Es war damals die Zeit, wo man die Frage ſtellte, ob die Katholiken auch Menſchenrechte hätten und Staatsbürger von Großbritannien wären. Damals hörte man zum erſten Male das Wort Emancipation. O'Leary brauchte es nur, denn er wollte keine Standarte aufpflanzen, kein Loſungswort geben, aber O'Connor, der Patriot, hing im irländiſchen Parlament dieſe Fahne aus und Grattan, der große Redner von Irland, wies im Hauſe der Gemeinen auf O'Leary's Schrift hin. Somit war der katholiſche Prieſter, vielleicht mehr als er wollte, in einen Bezug zu den politiſchen Bewegungen getreten. Seitdem wurde er ſtiller. Zugleich begann das Miniſterium des weiſen Pitt mit dem Franciscanermönch zu unterhandeln. Man glaubte die Beſcheidenheit des ſchüchternen Katholicismus eher als die jacobiniſche Dreiſtigkeit der Volksredner für ſich gewinnen zu können; jedenfalls ſchien es klug, eine Vereinigung Beider zu verhindern. Seit lange hatte ſich in Dublin ein katholiſcher Convent gebildet, angeblich um die Geldmittel der Bevölkerung zu bewirthſchaften und die Steuern beizutreiben. In dieſem Verein aber wurden alle Klagen laut, die das gepreßte Herz von Irland in ſich barg. Trat der Convent mit der Geſellſchaft der Vereinigten Irländer zuſammen, ſo war dies eine Volksmacht, der ſich wohl nichts mehr ohne Gefahr verweigern ließe. Der frühere Verſuch, die Geſellſchaft der Vereinigten Irländer des Hochverraths zu zeihen, war mit den Ereigniſſen, die wir in Dublin erlebten, mißglückt; jetzt kam es der Regierung darauf an, den katholiſchen Süden durch Befriedigung der drückendſten Bedürfniſſe zu gewinnen und ſo deſſen Vereinigung mit den Radicalen unmöglich zu machen. Wie weit dies gelungen oder nur eingeleitet, wußte man vielleicht auf keiner Seite; daß aber Caſtlereagh's Briefwechſel mit O'Leary kein anderes Ziel habe, lag außer Zweifel.

Welſe Tone erhielt endlich Einlaß zum Zimmer des Prieſters. Es war ein graues gewölbtes Gemach mit Feldſtühlen und proviſoriſchen Tiſchen, in der einen Niſche ein Betpult, in der andern eine kleine Standorgel, die O'Leary ſelbſt ſpielte. Alles im Zimmer war kahl und grau, nur in den obern Scheiben des Bogenfenſters war etwas Farbenſpiel, und wenn die Sonne durch die runden Gläſer lugte, dann hing an der Wand gegenüber wie ein Auge Gottes ein hochgelber, zitternder Schein. Der Greis ſaß im Lehnſtuhl und ſchob einige Papiere beiſeit, die ihn beſchäftigt hatten. Er erhob ſich und begrüßte den Eintretenden mit jener ruhigen Würde, die immer, ohne zu wollen, vielleicht auch ohne es zu wiſſen, am ſicherſten gewinnt und ſiegt. Er war ernſter, als er draußen vor der Menge erſchien, wo ihn der Dienſt des Herrn und das Gebet für ſein Volk mit einer wunderbaren Freudigkeit durchleuchtete. In ſeiner Zelle bedrängten ihn die Bittſchriften, die Klagen, der Hülferuf der Einzelnen; hier war er verzagter, denn hier erlahmte oft die Willenskraft an dem tauſendfachen Weh der Armuth und Verzweiflung. Er war ſo recht der geiſtliche Advocat fürganz Irland, und in dieſer Eigenſchaft galt es, die Güte des Herzens in eine Klugheit des Verſtandes zu verwandeln, die in Rath und Hülfe behutſam waltet. Der Dienſt am Altar, Meſſe und Predigt erfüllten, wie er ſagte, ſeine täglichen Sonntagsſtunden; jener Dienſt, wo er den Anſprüchen ſo vieler Einzelnen genügen ſollte, die zu ihm wie Kinder zum Vater flüchteten, war ſeine Buße, die er getreulich auf ſich nahm, und es war nur die unendlich zähe Kraft des Geiſtes zu bewundern, die, ohne im Gebet für die Brüder an Erleuchtung einzubüßen, nie müde ward in der ſorgſamen Theilnahme für den Einzelnen. Eine andere Buße kannte er nicht, mönchiſche Uebung, Geißel und Marter, blieb ihm fern, nur die Faſten hielt er genau, weil es ihm wichtig ſchien, die gewohnte Mahnung der leiblichen Bedürfniſſe zu durchbrechen, damit der Geiſt, frei und leicht, ſeine Flügel ungebundner heben könne und Einkehr in ſich ſelber hielte. In ſeiner faſt gänzlichen Entfernung vom Kloſterzwang lag nichts Abſichtliches, vielmehr ſchien nur die raſtloſe, nie beſchwichtigte Geſchäftigkeit für ſeine katholiſchen Brüder jeden andern Bußedienſt verdrängt zu haben. Aus Gewohnheit trug er noch das Gewand des Franciscaners; ſonſt war er von jeder Ordenspflicht dispenſirt. In der ganzen Art ſeines Lebenswandels lag weniger die finſtere Strenge des mönchiſchen Eifers als die gottfreudige Einfalt des patriarchaliſchen Urchriſtenthums. Er war der wandernde Seelſorger von Irland. Bald ſchlug er in dieſer, bald in jener Grafſchaft ſeine Wohnung auf, jedes Kloſter eröffnete ihm freudig die Pforte, jede Brüderſchaft pries ſich glücklich und vom Segen des Herrn heimgeſucht, wenn O'Leary unter ihrem Dache weilte. Häufig aber ſchlief er auch in der Hütte der weinenden Armuth oder ſaß die Nacht hindurch am Lager des Elends und war überall ein Heiland in der Noth. Und in dieſem Dienſte waren Jahrzehende verſtrichen, ſein Herz war alt geworden, ſeine Wange bleich, und noch immer war ſein Haupt ungebeugt, ſein Arm ſo ſtark wie ſein Glaube, und wenn die Heiterkeit des Greiſes nicht mehr ganz die leuchtende Kraft des Mannes übte, ſo war ſie doch nur gemildert, nicht ermattet; er war wohl behutſamer und ſcheuer geworden, aber nicht finſter, nur ruhiger, nicht ſchwach und müde. Und dieſe Harmonie ſeiner Seelenkräfte wurde von einem Körper getragen, den Nachtwachen nur zu ſtählen, Mühſal und Entbehrung nur zu härten, nicht zu beugen ſchienen.

Gegen die verhaltene Kraft des Alten war Wolfe Tone's ganzes Weſen ein ſcharfer Gegenſatz. Die kleine dürre Geſtalt mit den hervorgetretenen Muskeln im Geſicht, die Haſt ſeiner Blicke, die brennende Unruhe ſeiner Bewegungen, das Alles ſchien nach heftigen Entſchlüſſen zu ſtreben, obwohl man den energiſchen Verſtand niemals in ſeinem Thun und Wollen vermißte. Das linkiſche Benehmen, das er mitunter verrieth, zugleich aber auch die ungebundne Ehrlichkeit ſeiner Geſinnung, Beides zeugte von der Sphäre ſeines Herkommens. Er war niederer Geburt, ſein Großvater ein reſpectabler

Pachter, ſein Vater ein verarmter Kutſchenmacher. Auf der andern Seite hatte er etwas von der Marine in ſeiner Familie. Seine Mutter war die Tochter eines Schiffscapitäns, auch ſeine Oheime hatten Seedienſte gethan, und der Hang zum abenteuernden Leben trieb ſelbſt ſeine Schweſter aufs Meer hinaus. Er für ſeinen Theil hatte in Dublin auf dem Phönixpark ſeine Luſt zum Soldaten geübt, ward aber Juriſt, heirathete als Student und ging nach London, wo er freilich kaum dreimal Weſtminſterhall beſuchte und ſeine Wiſſenſchaft ziemlich fahrläſſig trieb. Sein unruhiger Kopf begann zu kreiſen, zu ſchriftſtellern, und da er keinen Verleger fand, machte er Satyren auf die Buchhändler. Sein Vater war durch Proceſſe ein ruinirter Mann geworden, er ſelbſt als Juriſt ein viel zu gutmüthiger Barriſter, um ſchnell Glück zu machen. Nur die Sorge für ſeine Frau hinderte ihn, Kriegsdienſte zu nehmen, obſchon er immer tiefer in Noth gerieth. Ganz verzweifelt ſchrieb er an Pitt und ſandte ihm eine publiciſtiſche Abhandlung. Auf mehrmals wiederholte Anträge blieb die Antwort aus und Wolfe Tone verfaßte ſein erſtes Pamphlet über eine Parlamentsſitzung. Jetzt erſt wurde das Parlament auf ihn aufmerkſam. Der nördliche Whigklub, der heimlich im Intereſſe der Regierung ſtand, ernannte ihn zum Secretär; aber ſeine Natur war ſchon zu ſelbſtſtändig geworden, er war unbeſtechlich und man gab ihn wieder auf.

Es war O'Leary's Art, ſich in den Lebensinhalt eines Jeden zu ſtellen, der in ſeine Berührung kam. Er erweckte auch als Menſch ſoviel Zutraulichkeit, daß man ihn ſchnell zum Beichtvater wählte, und Wolfe Tone war bereits im beſten Zuge, ſein ganzes Lebensbekenntniß abzulegen.

„Ich lebe ſo wenig im Zuſammenhange mit den nördlichen Intereſſen unſeres Landes," ſagte O'Leary mit einer gewiſſen behutſamen Freundlichkeit, „daß mir Eure Lebensſchickſale fremd blieben. Beſtochen, ſagtet Ihr, ſind die Whigs, beſtochen und machen doch Oppoſition, wie Ihr's nennt, Oppoſition gegen Pitt?"

„Wohl ſind ſie beſtochen," betheuerte Wolfe Tone. „Statt dem Uebel an die Wurzel zu greifen, rütteln ſie an Kleinigkeiten; ſie ſind eben beſtochen, um ſcheinbar Oppoſition zu machen und die Nation zu täuſchen. Ich ſtaunte in meiner damaligen Harmloſigkeit, ich forſchte weiter und fand, daß mehr als die Hälfte im Hauſe der Gemeinen vom engliſchen Golde gewonnen iſt. Da ſtand meine Ueberzeugung feſt, Irland müſſe frei werden."

O'Leary ſtand auf von ſeinem Seſſel. Er kreuzte die Arme und ſah gen Himmel. Das Wort „frei" zuckte wie die Frage eines Ungläubigen über ſein Antlitz. Dieſer Laut erklang nicht zum erſten Male in ſeiner Seele wieder; war es eine zitternde Freude oder eine bebende Angſt, was ihn in dieſem Klange überraſchte?

Für Wolfe Tone hatte der Begriff der Freiheit im täglichen Gebrauch faſt ſeine Religion verloren; er bemerkte kaum die Bewegung des Alten, die auch raſch vorüberglitt auf dem Spiegel ſeiner Seele. Der Prieſter ruhte ſchon wieder im Lehnſtuhl und blickte ſtill vor ſich hin; nur dann und wann glitt ſein dunkelbraunes Auge an der Geſtalt des Redenden argwöhniſch auf und ab, als ſuchte er an der Perſon deſſelben nach einem Maßſtab für ſeine Worte.

„Schon damals,“ fuhr Wolfe Tone ziemlich ruhig fort, weil er Dinge verhandelte, die ihm geläufig ſchienen, „ſchon damals, als Pitt in Folge einer Handelsſperre an Spanien den Krieg erklärte, fühlte Jedermann, daß Irland mit dieſen ehrgeizigen Rechthabereien Englands nichts zu thun haben könne. Ich ſchrieb eine Broſchüre, Irland müſſe neutral bleiben, es könne nur beſtehen, wenn es unabhängig wäre, weil es unabhängige Intereſſen hätte. Die Whigs ſchlugen Lärm. Das beſtochene Parlament in Dublin kaufte alle Exemplare der Schrift an ſich und der erſchrockene Buchhändler ließ ſo die ganze Auflage unterdrücken, ohne den Muth zu einer zweiten zu haben. Doch das ſind längſt vergeſſene Begebenheiten und mit ſolchen feindlichen Plänkeleien der patriotiſchen Oppoſition iſt nichts geſchehen. England iſt zu groß energiſch, es hat uns zu ſehr in den Klauen, ſelbſt an Amerika hat es noch nicht hinlänglich erfahren, was es zu ſagen habe, ein Volk zu unterwerfen, das entſchieden ausſpricht ich will frei ſein. Die entſchiedene Befähigung zu dieſem Entſchluß hat uns gefehlt, der Norden Irlands wollte mit dem Kopf durch die Wand, und der Süden, das Herz von Irland, ſaß ſtill und ſchwelgte im Frieden der Demuth. Erſt jene Ereigniſſe in Frankreich brachten uns zur Beſinnung. Dort zog eine Nation ihren Herrſcher zur Rechenſchaft und er verfiel ſeinen Richtern. Da fühlten wir erröthend und mit ſtiller Wuth, daß Irland der Paria von England ſei. Ich war in Belfaſt, und lernte in den politiſchen Klubs die Männer kennen, die wie ich denken, wie ich zum Handeln entſchloſſen ſind. Ich trat in die Geſellſchaft der Vereinigten Irländer und unterſchrieb mit meinem Blut die Acte, daß die Menſchenrechte für unſer Vaterland gültig wären. Der Sclav aber unter uns, das fühlten wir Proteſtanten im Norden ſehr wohl, iſt vor Allen der Katholik. Die Anhänger der engliſchen Kirche beſitzen fünf Sechstheile des Landes und zählen kaum den zehnten Theil der Bevölkerung der Inſel, ſie ſind ganz im Beſitz des Regiments und der Beamtenſchaft. Seit faſt einem Jahrhundert haben ſie die Beneficien der Kirche, der Geſetze, der Revenüen, der Stellen in der Armee, die Magiſtratur in den Corporationen, kurz die ganze

Patronſchaft von Irland inne. Von all dieſem Eigenthum an Ehre, Rang und äußern Gütern iſt der Rechtstitel im Kriegsgetümmel, in blutigen Metzeleien erworben; das nennen ſie den Lauf der Geſchichte, die Heiligkeit hiſtoriſch erworbener Rechte. Nimm dich in Acht, England! Während du in beiden Indien deine Fahnen aufpflanzeſt, während du die Hand ſiegreich über den ganzen Erdboden ſtreckſt, wirſt du vielleicht in deinem eignen Hauſe zittern müſſen, wie das weltbeherrſchende Rom, das fernen Völkern dreier Welttheile Geſetze gab und zu Hauſe vor den Sclaven und Gladiatoren erbebte, die an ihre Pforte ſchlugen."

O'Leary war aufgeſtanden und ſtreckte beide Hände gen Himmel. Als Wolfe Tone zu ihm trat, ließ er die Arme ſinken, legte ſie auf deſſen Schultern und ſah ihm kopfſchüttelnd und mit allen Zweifeln der bekümmerten Liebe ins Angeſicht.

Wolfe Tone fühlte ſich bedrückt bei dieſer ſtummen Zeichenſprache des Prieſters. „Wir ſind keine Sclaven, keine Gladiatoren, wir Männer vom grünen Eiland," ſagte er faſt kleinlaut. „Wir wollen nicht an die Thür von Altengland ſchlagen, wir wollen anklopfen, leiſe, aber mit tauſend Händen. Klopfet an, ſo wird euch aufgethan, ſagt die heilige Schrift. Läßt uns das Wort Gottes im Stich und ſtraft ſich ſelber Lügen, ſo klopfen wir nicht mit gekrümmten Finger, wir klopfen dann mit Fäuſten."

O'Leary trat von ihm zurück. „Auf weſſen Hülfe baut Ihr?" fragte er ſchüchtern.

Wolfe Tone ſtockte; es ſchien, als dürfe er noch nicht frei Rede ſtehen. „Sollte Irland nicht auf ſich ſelbſt bauen können?" ſagte er zögernd. „Es fehlt blos, daß ſich Jeder, der ein irländiſch Herz im Buſen trägt, ſich auch als Irländer fühlt, wes Glaubens er auch ſei. Das Erſte, was Irland verlangt, iſt, daß der Katholik im Parlament vertreten werde. Das fühlten wir Proteſtanten und Diſſenters am erſten. Werden wir auf den Beiſtand der katholiſchen Brüder zu rechnen haben, da es deren eigene Sache gilt? Ich habe die Frage öffentlich erhoben, ich ſchrieb eine Broſchüre über die Nöthigung eines Vereines aller Bekenner des Chriſtenthums. Der katholiſche Convent ernannte mich zu ſeinem Secretär und die beiden großen Gemeinſchaften, die Vereinigten Irländer und der katholiſche Convent, müſſen in Eintracht handeln. Wir müſſen einen Geſammtwillen äußern, wir müſſen uns erſt als Nation fühlen lernen, wenn wir eine ſein wollen. Die Canäle des gewöhnlichen Rechtsganges ſind verſtopft, das Parlament in Dublin iſt von Angloirländern beſetzt, die Richter, die Behörden, Alles iſt vom Wuchergeiſt gewonnen. Das Volk muß aufſtehen und ſein Recht von der Krone fordern, wir müſſen uns an die Perſon des Monarchen wenden, der Menſch in ihm muß uns Gehör verleihen. Unſere Klage muß friedlich lauten, aber feſt wie es Männern geziemt. Wir werden bitten, bevor wir fordern, fordern, bevor wir nehmen, anklopfen, bevor wir zuſchlagen.“

O'Leary war mit großen Schritten im Gemach auf und ab gegangen; dann blieb er in der Niſche am Betpult ſtehen, ſeine Lippen murmelten ein leiſes Gebet. Wie Wolfe Tone ſich näherte, wandte ſich der Prieſter zu ihm, ſtreckte beide Hände nach ihm aus und ſchloß laut mit den Worten: „Gott laſſe ſein Angeſicht über Dir leuchten und gebe Dir ſeinen Frieden!“

„Frieden?“ fuhr Wolfe Tone unwillig auf, „wir brauchen Krieg, Prieſter des Herrn, nicht Frieden! Im Frieden iſt Irlands Herz verſumpft, es ſoll ſich aufraffen, um ſeine höchſten Güter zu ſchirmen. Was England nicht gutwillig einräumt, ſoll man ihm abtrotzen; was es der Provinz, dem Schweſterlande nicht geſtattet, das ſoll es der Republik Irland zugeſtehen.“

„Republik?“ fragte O'Leary haſtig und ein drohender Zorn lief mit ſeiner zuckenden Flamme über ſein Angeſicht. „Republik? — Habt Ihr auch die Tugenden, die die Republik machen?“

In den Blicken des Prieſters leuchtete ein ſo ſtechender Glanz, daß Wolfe Tone das Auge raſch zu Boden ſchlug.

„Freiheit, brüderliche Gleichheit, Republik! das ſind entweder Gottheiten, zu denen wir beten ſollen, um unſer Herz zu ihrem Tempel einzuweihen, oder es ſind Dämonen, die den Sinn verwirren zu eitelen Gräuelthaten. Sind ſie Gottheiten, ſo blicke ſchweigend zu ihnen auf wie zum verhüllten Gott. Eine Feuerſäule ſind ſie dann, die geheimnißvoll durch die Wüſte leitet. Du aber, mein Sohn, biſt ihr rechter Prophet nicht, denn Du haſt ihren Namen gemißbraucht. Hüte Dich, daß Du nicht den Dämonen erliegſt, während Du einer Gottheit zu dienen wähnſt. Du haſt bei mir gebeichtet, und ich begrabe in meiner Bruſt Dein Geſtändniß. Gehe heim in Frieden! Der Herr ſei mit Dir! Ein Republikaner aber biſt Du nicht!“

Wolfe Tone ſtand betäubt. Der ſchallende Klang in der Stimme des Prieſters, der Zorn ſeines Auges, die ſeltſame Bewegung des Mannes, das Salbungsvolle ſeines Weſens in dieſer Miſchung von verfänglicher Sanftmuth und plötzlich leidenſchaftlicher Aufregung, das Alles verwirrte ihn ſo, daß ſein eigentlicher Auftrag an den Prieſter unerledigt blieb. Er hatte ihn auffordern ſollen, eine Bittſchrift an die Perſon des Monarchen zu unterſchreiben, in welcher alle Beſchwerden des katholiſchen Irlands aufgezeichnet waren.

Wie er aufblickte, ſaß O'Leary vor der Orgel und zog die Regiſter auf. Die ſchmetternden Töne des Inſtruments donnerten jede weitere Verhandlung nieder, die ganze Halle bebte, ein heiliger Zorn tobte und zitterte durch den gewölbten Raum.

Der Republikaner ſchlich beſchämt von dannen. Wie er am Ende des ſchmalen Ganges ſtand, der zum Hof hinausführte flöteten weiche Orgeltöne ein frommes Stabat mater. Wolfe Tone ging die Mauer entlang der Pforte zu. Wie er ſich dem Zellenfenſter des Alten näherte, da ſchmetterte die Orgel, als wollte ſie den Nahenden zurückſcheuchen, von neuem eine Gewalt wirrer Töne von ſich. Wie der Verſucher fern war, außerhalb der Mauer, da begann wider der ſtille Seufzerhauch des einfachen Liedes und die kleinen Flöten ſprachen wie mit Engelszungen von der Liebe des Herrn.

8.

Es war eine weiche warme Nacht. Der Regen ſäuſelte ſo recht wie eine Wohlthat Gottes, die ſich allmälig, aber allmächtig herniederſenkt. Dann und wann trieb ein lauer Wind die Wolken durch einander und Himmel und Erde ſchienen wie aufgelöſt.

Auf der Straße nach Bally-Caſtle ſchleppte ſich ein ſchwerer Reiſewagen mühſam einem Ziel entgegen. Vier keuchende Bauerpferde, breit geſpannt, drängten ſich an einander im ſchlüpfrigen Wege, der über Wieſengrund führte. Der breite Kaſten mit den kleinen Schublöchern und Eiſenſtangen ſah aus wie Menagerietransport. Hinten in der Schoßkelle konnten auch Wachspuppen in Schubläden aufgeſchichtet ſein. Der Kutſcherſitz mit dem ledernen Regenfang ſah aus wie der Hut einer garſtigen Matrone, die ihr Geſicht verſteckt. Er ſchien auch Herrenſitz, denn neben dem Zügelführer und Wagenlenker ſaß ein runder wohlgenährter Kampfheld, der ſtatt der Speere nur die Blicke hinaus in die Ferne ſandte, um Pfad und Ziel zu erkennen. Die Laterne, die zwiſchen Beiden hing, beleuchtete zwei alte Geſichter mit weißen Augenbrauen, aber rothen Backen.

„Kind, Du fährſt wieder irre!“ ſagte der runde Herr und ſteckte ſo eifrig den Kopf hinaus in die Nacht, daß die Jagdmütze an der Laterne herunterfuhr. Das Kind, wie es angeredet wurde, war ein hoher Funfziger, mit luſtigen Augen, wenn auch graukópfig wie ein geborner Papagei. Vielleicht brachte den Alten auch die gekrümmte Naſe dieſem Vogelgeſchlecht ziemlich nah, hätte nicht ſchon ſeine geſchwätzige Lippe und der krächzende Ton ſeiner Stimme dieſe ungeſuchte Wahlverwandtſchaft nachgewieſen.

„Capitän,“ krähte der alte Knabe Wagenlenker, „Capitän, ſeid ſo gut, ſteigt ab, und beſeht Euch 'mal den Weg —“

„Ich oder Du?“ fragte der Angeredete erzürnt

„Capitän!“ wiederholte der Kutſcher, „ich ſage Euch, ſteigt ab, oder — ich ſelber thu's und bin nicht ſicher, ob die Roſſe durchgehn.“

„Narr, dieſe Lämmer!“ hieß es, „ſie ſind froh, wenn wir halten.“

„Roß iſt Roß,“ ſagte der Knecht, „kennt Ihr nicht die

Definition eines Roſſes? Ein Roß iſt eine vierbeinige Kreatur, die durchgehen kann. Inſofern dieſe vier triefenden Gäule ſchläfrig wie Waldeſel ſind, gehen ſie nicht durch, aber inſofern ſie doch immer Roſſe ſind, können ſie durchgehn. Alſo — wollt Ihr abſteigen und den Weg beſehen?"

„Willſt mir commandiren, Kreatur?" ſagte der Capitän; „bin ich nicht der Herr und Du der Knecht?"

„Sergent," corrigirte der Kutſcher, „ſeit zehn Jahren, verabſchiedet blos um Euretwillen, weil Ihr nicht ohne mich leben könnt."

„Willſt mich höhnen, Menſch, weil ich Dich liebe?" ſchrie der Capitän.

„Zſch!" ſagte der Diener, „ſchreit unſere Geſchöpfe im Kaſten nicht auf, es iſt nachtſchlafende Zeit, keine Seele wach, weder zweibeinig noch vierbeinig, ausgenommen Capitän William Bally von Bally-Caſtle, Esquire, und ſein Freund William O'Muff, Sergent Sr. britiſchen Majeſtät, aus Gefälligkeit in Dienſten bei ihm, ſonſt Menſch, alſo frei, auch Greis, alſo ehrwürdig und reſpectfordernd. Punktum."

Der Capitän mußte wirklich vom Bock herunter; er nahm die Laterne und fand den Wieſengraben fern genug, um ohne Gefahr den Weg weiter zu verfolgen. Der runde

Herr war behende genug und ſaß bald wieder oben, drückte ſich in die Ecke und ſchmollte ſtill für ſich.

„Muß ich das nun auf vaterländiſchem Boden erleben, daß ſich der Diener gegen den Herrn empört!“ murmelte er verdrießlich.

„Keine Empörung!“ ſagte Muff, „nur Emancipation! Wozu leſ' ich die Zeitung, Herr, wenn ich keine Nutzanwendung mache? Sind wir um deshalb funfzehn Jahre von Irland fortgeweſen, haben uns ſo lange mit braunen Bajaderengeſichtern und muſelmänniſchen Turbanköpfen herumgeſchlagen, um nun ganz in der Heimath hinter der Zeit zurückgeblieben zu ſein? Kommen wir da nach London und ſtürzen über die Zeitungen her. Großer Gott, Alles ſchreit: Emancipation! Der Diener ſoll die Rechte des Herrn genießen, Alle ſind wir Brüder! Und ſollt' ich an meinem treuen Herrn, den ich mir zwanzig Jahre lang gehalten habe, nicht gleich als dem Nächſten, der mir am Herzen liegt, dieſe große Menſchenliebe bethätigen? Haben in Indien ſoviel gehört von einer neuen Zeit, die hinter unſerm Rücken herangebrochen; nun, jetzt ſind wir endlich wieder hier und wollen ſehen, was wir von der neuen Zeit noch erwiſchen können. Viel wird's nicht ſein, und ſo halt' ich mich an Euch, Capitän. Wir ſind, ob zwar Herr und Diener, Beide freie Menſchenkinder, Menſchenkinder, die nicht ohne Gegenſeitigkeit ſind, es gibt für uns nur Einen Gott, nur Ein Leben, oft auch, weil ich Eure abgetragenen Kleider kriege, nur Einen Rock, mithin ſind wir gleich vor Gott und vor der Natur, oder es ſoll Euch und mir gleich das prachtvollſte Fegfeuer wie Sodbrennen in die Kaldaunen ſchlagen!"

„Biſt und bleibſt confus, Kreatur," murmelte der Capitän und drückte ſich ſchläfrig in die Ecke.

Die Pferde zogen wieder an und die Räder kneteten im lehmigen Boden weiter.

„Es war gerade ſo eine Regennacht," ſagte Capitän Bally, „als wir vor funfzehn Jahren von Bally-Caſtle nach Dublin aufbrachen, um uns in die Liſte des Regiments eintragen zu laſſen, das nach Oſtindien ging."

„Der Regen war damals ganz natürlich," klagte Muff, „es war Rührung mit im Spiel, wir regneten ſelbſt. Aber jetzo ſollte Alles lachen, da wir unſern Einzug halten. Capitän, umarmt mich, ich bin wehmüthig, wehmüthig, daß wir ſo miſerabel ankommen. Haben den Ocean überwunden und können nun hier noch in der lehmichten Pfütze umkommen. Daß wir naß abzogen damals, nun Gotts Wunder, es war uns windelweich genug zu Muth. Ach, Capitän, wo mag meine große ſtarke Liebe von damals hingekommen ſein? Ich hab' ſie hier als ſchlechter Kerl — ich will nicht ſagen ſitzen laſſen, denn ſie war immer auf den Beinen, — aber doch verlaſſen, alswie ich, als ſchlechter Kerl. Wo mag ſie nun hingekommen ſein? Vielleicht gar in andere Umſtände, ich will ſagen in andere als ich weiß, als da ſind ſchlechte Geſellſchaft und dergleichen. Das ſind allerdings andere Umſtände als ſie bei mir erlebte; denn bei mir war ſie nur in guter Geſellſchaft. Ach, Capitän, ich lebte mit ihr in großen Verhältniſſen, ſogar in ſtarken Verhältniſſen, ſie war, bei Gott! baumlang gewachſen, hatte Kräfte wie ein Dragoner, wenn ſie mich umklafterte. Sogar auf großem Fuße lebte ſie, will ſagen, als ſie mich einmal auf die Zehen trat, ſchrie ich laut auf; das konnte nicht der Fußtritt eines zarten Inſtrumentes ſein. Ach meine Liebe war groß, ich könnte ſagen goliathartig, — ſchwarze wilde Augen hatte ſie, huhu! Ach du mein Gott! ich fand im ganzen Gangeslande, wo es doch Karfunkelblicke gibt und eitel braune Haut, keinen ſo guten böſen Blick und ſolchen ſchmackhaften Safranteint. Einigermaßen freilich bedummagirten wir uns, wir, Capitän Bally und Sergent O'Muff; und Ihr — na, Capitän, ich will nichts ſagen, ich ſage nur: Ihr Bajaderendonjuan!"

„Schweig, Narr, oder ich prügele Dich!" ſchalt der Herr.

„Schweigen?" ſagte Muff, „ſchweigen kann jeder, Hoch und Niedrig, es iſt alſo nichts Menſchenwidriges, nichts was entwürdigt. Und prügeln? Ach, Capitän, wenn Ihr das wolltet, küßt' ich Euch die Pfote ſchier tauſendmal. Es läßt ſo gut, wenn Ihr mir dann und wann eins in die Ribben gebt, und ſeht, erſt wenn man Prügel bekommen hat, ſpürt man ſich wieder heimiſch in Irland. Es gibt für ein irländiſch Herz nur zweierlei, woran es merkt, daß es in der Welt und daß die Welt ſchön iſt und prachtvoll. Kuß und Prügel! Seht und wenn man das Eine nicht haben kann, nimmt man mit dem Andern vorlieb, man bedummagirt ſich."

„Halt' an!" ſchrie der Capitän, „ich wittere hier eine Herberge." Er ſteckte den Kopf hinaus, ſchnallte die Laterne ab und ſprang vom Wagen. „Hier iſt der Kreuzweg, und hier ſteht noch die alte Schenke, die mein Großvater bauen ließ, Gott hab' ihn ſelig!"

Man war wirklich am Eingang ins Dorf, deſſen lange, durch Gärten und Ackerland unterbrochene Häuſerlinie ſich noch weit hinſtreckte, bevor ſie die Mauer des Schloſſes erreichte. Auch Muff war ſchnell bei der Hand, da es ein gutes Obdach galt. „Sehen wir nur erſt ein Wirthshausſchild," pflegte er zu ſagen, „ſo finden wir uns ſchon zurecht, fühlen uns heimiſch und erfahren, daß noch der alte Gott auf Erden lebt. An ein Wirthshaus hängen ſich alle Götter des Lebens. Wo ein Wirthshaus iſt, da gibt es was Trocknes und was Naſſes, inſofern der Wirth fürchtet, trockene Kehlen könnten wie dürres Haidekraut im Sonnenſtich anbrennen. Seh' ich erſt ein Wirthshausſchild, ſo hör' ich auch den Kellerſchlüſſel klappern. Wo ein Kellerſchlüſſel iſt, da iſt auch ein Schlüſſelband, wo ein Schlüſſelband iſt, da iſt auch eine Schürze, an der es hängt, wo eine Schürze iſt, da iſt auch Gott Amor nicht weit, kurz, man hat alle ſieben Sachen, wenn man nur erſt eine Inſchrift ſieht oder einen Strohwiſch mit hölzernem Rebenlaub."

Sie bahnten ſich durch den weichen Boden einen Weg zur nahen Hütte, die am Kreuzwege ſtand. Eine Wand war da, auch eine Thür, ſogar eine offene, deren Flügel zerbrochen über der Schwelle lag. Man war nicht prüde und fühlte ſich um deswillen nicht genirt, an irländiſche Wirthshausromantik iſt ein gutes Herz gewöhnt. Wie ſie die Laterne in die Höhe ſtreckten, fanden ſie wirklich die gemüthliche Inſchrift: „Gute trockne Herberge iſt allhier! Komm, edler Mann und ſchlaf bei mir!"

Muff jubelte und ſtolperte triumphirend über die zertrümmerte Thür ins Haus hinein; der Capitän folgte. Der Wind ſchnob durch den leeren Raum, auch die hintere Thür ſchien ausgehängt. „Gott's Himmel!" ſagte Muff, „das Haus hat ſich den Rock ausgezogen und empfängt uns in bloßem Aermel. Wenn's nur ſonſt nicht auch die Unausſprechlichen abgelegt hat und uns gar zu bloß erſcheint!"

Sie ſchlichen behutſam von Thür zu Thür, von Zimmer zu Zimmer, Behutſamkeit ſchien aber unnütz, denn es fand ſich kein Widerſtand, Alles leer und wüſt, ſelbſt die Fenſterflügel waren ausgehoben und der Regen von draußen begrüßte ſie auch hier wie ein alter Bekannter. Sie ſtanden ſtill und lauſchten. Muff hob die Leuchte auf und die alten Geſichter mit den triefenden Mützen und Mantelkappen ſchauten ſich überraſcht an.

„Ihr ſeid hier der einzige Menſch, Capitän,“ ſagte Muff mit einer hinfälligen Schüchternheit.

„Ja wohl, Sergent, außer Dir nämlich, wofern Du auf Menſchheit Anſpruch machſt,“ ſagte der Capitän.

Darauf wieder Stille. Der Wind blies, der Regen ſäuſelte.

„Wißt Ihr, was hier los iſt?“ ſagte Muff.

„Nun?“ war die Gegenfrage.

„Nichts,“ ſagte der trockne Menſch, „aber wißt Ihr, was hier los war, Capitän? — Eine Pfändung. Gewiß hat ein Zehntenpächter den armen Wirthshäusler gepfändet, hat ihm die Schinkenthierchen aus dem Stall getrieben, das Kalb von der Kuh genommen und die Kuh dazu, hat ihn mit Weib und Kind hinausgetrieben und Alles fortgeſchleppt, was nicht niet- und nagelfeſt war.“

„Großer Gott!“ ſeufzte der Capitän, „ich fühle jetzt, daß wir wieder in Irland ſind.“

„Ja wohl,“ ſagte Muff mitleidig, „Kuß und Prügel ſind noch nicht genug, es gehört noch ein Element dazu, um Irland zu machen, ſo ein Hund von altengliſchem Zehntenpächter, ſo ein Kutſcher oder Küſter vom Biſchof der hohen Kirche. Ach du mein großer Gott, das macht's Trauerſpiel erſt complett. Haben wir's nicht bildlich in London geſehen, im Theater; da machen ſie das Elend heuchleriſch nach, Gott's Wunder, wie heißt das Stück von dem alten weggejagten, bodenloſen König? Hat ſich der in Koſt gegeben bei den Schwiegertöchtern, kann die Miethe nicht bezahlen und wird nun, obwohl er König ſein könnte, wie ein armer Hinterhäusler hinausgetrieben in Nacht und Sturm. Da heult der Alte wie ein gepfändeter Kothſaſſe, läuft in der Wildniß wie närriſch herum und kriecht mit 'nem lumpichten Kerl in die Höhle, wo er toll wird. Nun ja in London da ſpielen ſie es, hier zu Lande geben ſie es in Wahrheit und in Wirklichkeit, hier iſt's kein Spiel, hier iſt es bittrer Ernſt, ich meine das Trauerſpiel vom armen ausgetriebenen Hinterhäusler, der doch eigentlich ein König war. Nun, Capitän, ſteht nicht ſo ſtarr, Ihr ſeid nicht ausgetrieben von Bally-Caſtle, aber in der Höhle ſitzen wir hier wie arm Tom, der friert. Und wie ſollen wir hier Eure hundert arme Ritter unterbringen, ich meine unſere Menagerie und die Kreaturen aus Indien?"

Capitän Bally nahm die Laterne und ging wieder hinaus, um wie Lear, aber verſtändiger, den Himmel zu beſchwören, er möchte ſeinen Elementen gebieten. Muff ſtürzte ihm nach und flüſterte, es ſei grauſig im ausgepfändeten Neſt, und man könne nicht wiſſen, ob der Teufel, der der ärgſte Zehntenbeitreiber ſei, nicht noch im Namen der hohen Kirche von England eine ſchuldige Seele einzufordern habe. Sie traten an die Schoßkelle des Wagens, öffneten den Schlag, lugten hinein, ſchloſſen die Thüre wieder und flüchteten ſich ins Haus zurück. „Sie ſchlafen ſanft," ſagte William Bally, „ſie liegen ſicher und ruhig. Wir wollen ſehen, daß wir die Pferde ins Trockne bringen, und uns ſelbſt ein Plätzchen ſuchen, bis der Morgen graut."

Dazu war Rath gefunden. Der Stall im Hofe war leer. Muff ſchob die Roſſe ins Neſt und kehrte ins Haus zurück, wo man den Raum der ehemaligen Küche leiblich geſchützt fand gegen Zugluft und Näſſe. Sie breiteten Decken aus, legten ſich nieder, und während ſie ſtillen Beobachtungen nachhingen, ſchliefen ſie feſt ein.

Muff hatte einen ſo gottvollen Schlaf, daß er ſelbſt ſein ungeheucheltes Wohlgefallen nicht verſchwieg und es in langgezogenen röchelnden Tönen laut genug bezeigte; es klang wie Bravo! wenn er ſchnarchend dalag, ganz verſenkt in das Paradies der Schöpfung, wo der Herr ſelbſt ſich umſchaute und ſah, daß Alles gut war. Nur der Capitän vernahm den krächzenden Ton, der ſich draußen wie früher Hahnenruf kundgab. Er machte ſich auf und trat hinaus. Es war kein occidentaler Hahn, ſondern ein orientaliſcher Rabe, ein indiſcher Krummſchnabel in der Menagerie, der ſein Gekrächz erhoben hatte, um den dämmernden Morgen zu begrüßen. Bald aber ſchwieg der Vogel wieder und hing ſeinen morgenländiſchen Träumen nach.

„Meine indiſchen Kinder ſchlafen noch," ſagte der Capitän wohlgemuth, „die befiederten und die unbefiederten." Er horchte am Schlage, Alles war ſtill.

Wie er um ſich in die Landſchaft blickte, lief das graue Licht des ſchüchternen Morgens ſchon über Berg und Thal, der Himmel war flau und rieb ſich noch vom vielen nächtlichen Weinen die Augen, aber ein friſcher Oſt fegte die naſſen Fluren und verhieß einen hellen Tag. Bally lief ein Stück Weges das Dorf hinunter. Da traten die Thürme ſeines väterlichen Sitzes hinter dem Gebüſch heraus und der alte Menſch ſtürzte wie ein Kind nieder und küßte das gelobte Land ſeiner Heimath. Er hatte Irland unter traurigen Stimmungen verlaſſen müſſen. Tief verſchuldet, ſtand ſein Familienerbe auf dem Punkt, an fremde Herren überzugehen;

fiel es in engliſche Hände, ſo war es für ihn verloren; man ſetzte ihm einen Spottpreis feſt und der Erbe von Bally-Caſtle lebte wie der jüngſte Sohn eines jüngern Bruders. Er ſelbſt hatte ein luſtiges Leben geführt und ſchien nur fähig, die Verwirrung ſeiner Verhältniſſe einem gänzlichen Ruin entgegenzuführen. Es war Ausſicht, daß ein Vetter den Landſitz an ſich brachte oder ihn ſo lange verwaltete, bis der Verkauf ſich günſtig ſtellte. Somit verließ William Bally ſeine Heimath, nahm Kriegsdienſte und ging mit dem Regiment nach Indien. Jener Vetter aber war Edmund Wardon. Er war mit William auf dem Schloſſe erzogen, ſie waren ſogar Milchbrüder geweſen, und in Irland gilt dieſe Gemeinſamkeit für ſo unverbrüchlich und heilig wie die allernächſte Blutverwandtſchaft. Und wie ſich Zufall und Neigung oft genug die Hand bieten: alle ihre Jugendthorheiten waren gemeinſames Schickſal, ſelbſt eine tiefere Leidenſchaft für ein Schweſternpaar, das dem Kloſter gewidmet war und ihnen entzogen wurde, war ein Erlebniß, das die Herzen der Milchbrüder gleich ſtark beſchäftigte und mit allem Schmerz der Entſagung erfüllte. Der Uebermuth des Blutes ließ ſich damals aber keine Pflicht der Entſagung auferlegen, William und Edmund waren Beide beglückte Liebende, bis der entſchiedene Wille der Angehörigen dazwiſchentrat und den verbotenen Doppelbund löſte. Das ſchien damals mit ein Beweggrund, weshalb William Bally die Heimath verließ, ſein Herz riß ſich von der verzweifelnden Geliebten blutend los; ſpäter hörte er nur, daß ſie mit Edmund's Geliebten zugleich den Schleier nahm und ihrer Vorbeſtimmung und dem Gelübde ihrer Eltern gemäß ein geiſtlich Leben führte. Was ſonſt Schmerzliches ſich hieran knüpfte, hatte der Vetter Edmund, der den Freund vielleicht ſchonen wollte, nicht weiter gemeldet, ſo wie denn für William in Indien der Zuſammenhang mit den Verhältniſſen in der Heimath oft Jahre lang aufgehoben blieb. Edmund Wardon aber galt hier zu Lande für den rechtmäßigen Beſitzer von Bally-Caſtle, der allerdings in für ihn günſtigſter Zeit, wo der Kaufpreis ſpottniedrig geſtanden, die Güter an ſich gebracht hatte und deren Bewirthſchaftung mit einem Eifer pflegte, der freilich faſt an Habgier grenzte. Er verpachtete nur an die Meiſtbietenden und war unerbittlich im Eintreiben des Zinſes, ſo daß ſeine Härte der Grauſamkeit der Kirchenpächter ziemlich nahe kam. Daß er der Frau, die er liebte, das Opfer des Uebertritts zur engliſchen Kirche gebracht hatte, war vielleicht William ſelbſt noch unbekannt.

Wie der Capitän ſo ſtand und ſeine Andacht ſtill verrichtete; denn die Liebe zum heimiſchen Boden war eine Art Religion in ſeiner Seele; ſann er zugleich darüber nach, ob es gerathen ſei, geradezu aufs Schloß loszurücken und auf ſeinem eignen Erbe wenigſtens wie ein alter Bekannter an des Vetters Thür zu klopfen, um zu ſagen, der Bill ſei nun wieder da. Es hätte ihm eigentlich Vergnügen gemacht, ſich als Fremdling und ſtiller Beobachter einzuſtellen. Mehr als funfzehn Jahre Abweſenheit hatten ihn gewiß fremd werden laſſen, ihn unkenntlich gemacht. Die Strapazen des Dienſtes hatten ihn gealtert, er hatte zweimal die Linie paſſirt und ſeine Augenbrauen waren ſchlotweiß, was gegen das gebräunte Geſicht wunderlich genug abſtach.

Er zog den wachstaffetnen Regenmantel enger an, drückte die grüne Jagdmütze tiefer in die Stirn und ſchlenderte zögernd des Weges weiter. Da drüben lag der Friedhof des Edelſitzes. Dieſe Buchen und Weiden hatte er ſelbſt gepflanzt, dort auf dem Hügel und hier in der Niederung ſeinen Vorfahren die Monumente geſetzt; nun war Alles dicht umbuſcht, gewölbte Laubſchattenhallen, wo der Buchfink flüſterte und die ſcheue Sängerin der Nacht ihr Klagelied wagte. So hatten es die Eltern William's gewünſcht, ſo ganz eingemummt in grüne Waldeinſamkeit wollten ſie ſchlummern. Er eilte hin, er wollte den Gräbern ſeinen erſten Beſuch abſtatten.

Der ganze Friedhof lehnte an den Bergabhang; an deſſen Fuße lag der ſilbergraue See. Der Spiegel war noch trüb, und das lange Haargeflecht der Weiden hing über ſeine

Stirn hinweg und umdunkelte noch mehr das dämmernde Morgenlicht.

Mit einer Art frommem Schauer betrat Capitän Bally die kleine Landzunge, die ſich in das Waſſer ſtreckte. Gott im Himmel! da ſtand noch die ſteinerne Bank, ganz bemooſt, vom Gebüſch überwuchert. Wie er näher trat, ſtieg eine verhüllte Geſtalt dicht am Ufer vor ihm auf. Es ſchien ein weiblich Weſen, in grauen faltigen Gewändern. Sie bückte ſich neben der Bank eifrig hin und wieder und ſchien bemüht, ihr Thun geheim zu halten. Es war eine geiſtliche Frau, die irgend ein Gelübde vollbrachte. Wie er ſich zurückziehen wollte, war ſie ſchon geſtört und erhob ſich vom Boden; einige friſche Blumen rollten vom Schooß ihres Gewandes. Ihr ſchüchterner Blick barg ſich raſch hinter den Schleier, der über die Stirn fiel, als ſie am Fremden vorüberſchritt; Capitän Bally ſah nur ganz flüchtig in ein welkes, blaſſes, ausgeweintes Angeſicht und in ein Augenpaar, das wie zwei ſtrahlenloſe Sonnen brannten. Er vergaß die übliche Entgegnung zu thun, als ſie einen frommen Gruß an ihn richtete, und ſah ihr ſtill nach, wie ſie die Allee hinunterſchritt. An der Wendung blickte ſie noch zurück, vielleicht, um zu ſehen, ob der Fremdling den ihr heiligen Ort verlaſſen habe; dann war ſie im Gebüſch verſchwunden.

Die Bank war auch ihm heilig und er nahte ſich ihr mit kindlicher Scheu. Eine Spur hatte die Kloſterfrau nicht weiter von ihrem Thun hinterlaſſen, als die Blumen, die vergeblich verſchütteten. Hatte ſie dieſe pflanzen wollen? oder ſie gepflückt am Ufer? — Er lehnte ſich rückwärts in das Geſträuch, das die Bank zum ſichern Lehnſeſſel umſchuf. Zu ſeinen Füßen rauſchte noch wie ehedem der Bach, über ihn hinweg ſtreckten die Weiden ihr Geflecht, drüben war ferner Lerchenſchlag. Alles noch wie ſonſt, nur verwachſener und umwuchert wie ein ungepflegtes Lockenhaar. Auch ſein Herz war überwachſen, die Jahre hatten mit ihrem Moos die Erinnerungstafeln ſeiner Seele überdeckt, der alte Menſch in ihm konnte die bannende Laſt der Zeit nicht mehr ganz frei und fröhlich von den Schultern ſchütteln. Aber die Geſtalt einer Jugendliebe iſt unverwüſtlich, ſie drängt ſich durch Alles hindurch, was die Zeit an Schutt und Trümmern um dich häuft, und iſt bei aller Seelenwanderung dein getreuer Phönix, der die Aſche von deinem Herzen ſchüttelt, damit er mit ihm zugleich auferſtehen kann. Und auch wenn du dereinſt am Ufer der Unſterblichkeit, am ſtillen See des ewigen Lebens, ſitzeſt und lauter Trauerweiden wie Erinnerungen der Erde dein Haupt umſchatten, auch da wird ſie ihren Arm aus dem Gebüſch hervorſtrecken, wird dein Herz küſſen und mit dir untertauchen in den Strom der Ewigkeit.

9.

Inzwiſchen war der junge Tag heraufgeſtiegen. In der Dorfgaſſe, aus den Hütten und den Häuschen, aus Gärten und Gräben kroch das erwachende Leben hervor, zweibeinig und vierbeinig, wie Gott es gab, nackt oder in die Lumpen der Armuth gehüllt. Eine irländiſche Dorfſchaft iſt dem Zuſtande des Paradieſes in zwiefacher Hinſicht ſehr nahe, in Betreff der hülleloſen Natur und in Betreff eines ziemlich vertrauten gemeinſamen Verkehrs zwiſchen bewußten und unbewußten Geſchöpfen. Auch darf man da die Linie zwiſchen Menſch und Thier nicht allzu ſtreng ziehen, will man nicht irre werden an Gottes Regiment.

Das Erdreich war vom Nachtregen friſch erweicht, und im lockern Teige, den man auch wohl Koth nennt, fand eine junge Brut von Thieren ihr üppiges Bett. In Pfützen und Gräben plätſcherte Geflügel, die Buben wateten hinterdrein, Ferkel und Kinder überſchrieen ſich und wetteiferten, die Wonne des Daſeins zu melden. Nur der Irländer weiß, was Chaos iſt. Ein Durcheinander aller Geſchöpfe, eine dumpfe Seligkeit der ungeſchiedenen Elemente, und als Grundton von Allem jenes Gemiſch aus trocknen und naſſen Stoffen, was wir profan genug Schmutz nennen.

Indeß mußte heute der große Wagenkaſten vor der ausgeſtorbenen Herberge bald ein Ziel der allgemeinſten Aufmerkſamkeit werden. Das ungeheuerliche Ding mit vielen Etagen, Schubfächern und Stangen war wie ein Meteorſtein über Nacht hergeſchleudert. Ohne Pferde, ohne Herren, an einem Platze, wo keine Seele ein Nachtquartier geſucht, ſtand es ſelbſt wie verwundert da und ſtreckte, ein Räthſel, das ſelber Fragen ſtellt, alle Viere von ſich. Die allezeit müßigen Buben hatten ſich hier bald zuſammengetummelt und ſtaunten das Wunderthier an. Bald ward ihnen der Anblick gewohnt, ſie wagten ſich näher und griffen in die Räder. Einem Fuhrwerk, das vorüber wollte, ſtand der Fremdling mit ſeiner anmaßenden Corpulenz im Wege. Es ſchien nicht leicht, den breiten Kaſten bei Seite zu ſchieben; dennoch legten ſich ſo viele baumſtarke Hände ans Werk und in die Speichen, daß es glückte; aber bei der erſten Schwenkung, in die das hölzerne Ungethüm gerieth, erſcholl aus ſeinen Eingeweiden ein ſo kreiſchender Lärm, als erhöbe ſich hundertfaches Rabengekrächz unterm Hochgericht. Mit den dumpfen Geberden des Schreckens ſprühte die Menge aus einander. Eine allgemeine Scheu hielt die Neugier in Feſſeln, die Buben raunten ſich ihre Furcht zu, die Weiber prophezeiten ihren Aberglauben, ein alter Schäfer meinte, das Ding würde platzen und ein böſer Geiſt herausſteigen, der ſich mit ſeinem giftigen Athem über ganz Irland breiten würde. In andern Grafſchaften, verſicherte er, geſchähen noch ganz andere Zeichen, die auf ſchreckliche Begebenheiten deuteten; auch habe ſich der geheimnißvolle Capitän Rock im Gebirge drüben gezeigt, und wo ſich Der anmelde in Irland, da bedeute es immer den Ausbruch gewaltiger blutiger Händel. „Wer weiß,“ ſchloß der myſtiſche Menſch ſein Gutachten, „ob hier nicht Capitän Rock im Bauche dieſes hölzernen Elephanten ſteckt, oder will man das Ding einen Wallfiſch auf dem Trocknen nennen, ſo ſitzt ein Prophet Jonas drin und wird ſich ſchon zu ſeiner Zeit ausſpeien laſſen.“

Inzwiſchen bewältigte die Neugier allgemach den Aberglauben und einige kecke Burſche wagten ſich abermals heran. An dem einen Schubfenſter des Kaſtens raſſelte etwas, der Laden wich von innen zurück; aber ſtatt eines Dämons, er ſei nun in Geſtalt des fabelhaften Capitän Rock oder in Geſtalt des weiland mächtigen Propheten, ſtreckte ſich ein junges braunes Angeſicht mit leuchtenden Augen und ſchwarzen Locken zur

Luke heraus. Es war eines von den indiſchen Kindern, die Capitän Bally vom Strom des Ganges mitgebracht hatte. Der Anblick des dunkelfarbigen Geſichts war nicht entſetzenerregend, aber doch immer befremdend genug, und das Ziſcheln und Schwatzen begann von neuem unter der Menge. „Diesmal iſt der Satan braun!“ ſagte der alte Schäfer. — „Ein liebes hübſches Geſichtchen,“ flüſterte eine Dirne. — „Ja wart' nur,“ hieß es, „er wird Euch nicht mit Klauen und Pferdefuß holen, er holt Euch mit ſeidenen Katzenpfötchen und lächelndem Kikeriki.“

In dem Augenblick ſchrieen die indiſchen Raben und Reisvögel wieder aus ihren Käfigen heraus und die Dorfjugend fuhr von neuem erſchrocken aus einander.

„Die alte Suſy muß wiſſen, was wir davon zu denken haben,“ ſagten Einige und riefen der Alten zu, die von fern herbeikam. Wo ſich ein Haufe Volks rottete, fehlte die rieſige Suſy nie, von früh bis ſpät war ſie aller Orten mit ihrem Reliquienſchacher bei der Hand. Auch der Knabe Rory ſchlich neben ihr mit leichtem bebenden Schritt. Der gelbe Turban fehlte heut um ſein Haar, die blonden Locken flatterten feſſellos im Spiel der Luft, das feine Angeſicht des mädchenhaften Jünglings war blaß vom Morgenwind, das blaue Auge ſchüchtern wie immer und flüchtig wie ein Reh, das ſich immerdar gefährdet und in aller Unſchuld auf falſcher Bahn ertappt fürchtet. Ein ſchlichter leinener Kittel fiel über die bauſchigen Beinkleider, die türkiſch oder nach Art der Seiltänzer über den Knöcheln zuſammengeſchleift waren und weite Falten um die hüpfenden Glieder ſchlugen. Die Stange mit der Almoſenbüchſe fehlte nicht in ſeiner Hand. So kamen ſie Beide heran, vom Haufen umſchwärmt, der ſie zu dem Wagen drängte. Die alte Suſy Toole war ſelbſt für die Meiſten eine unheimliche Geſtalt, ſo daß man ſich zutraulich Raths bei ihr zu erholen pflegte, wo es etwas zu deuten gab, das ihrem Weſen verwandt ſchien.

Zu gleicher Zeit kam auch Muff, der Sergent, aus der verödeten Schenke hervorgekrochen. Der Lärm mochte ihn geweckt haben, und noch halb ſchlaftrunken ſtolperte er über die zertrümmerte Thür zum Haus hinaus und dehnte und reckte ſich gähnend dem friſchen Morgen entgegen. Er mochte ſeinen Herrn ſuchen und fand die tumultuirende Menge, welche die Menagerie ſeines Herrn zu inſultiren ernſtlich Miene machte. Aus den Schubfenſtern hatten ſich mehrere braune Geſichter dem Haufen gezeigt, die verſteckten Vögel ſchrieen und lärmten mit den Schnäbeln an den eiſernen Käfigſtangen, man konnte glauben, von jenen ſeltſamen Geſchöpfen, die ſich allerdings mit menſchlichem Antlitz zeigten, rührten die kreiſchenden Töne her und das Schauſpiel begann die Buben zu ergötzen. Einige Waghälſe ſchlichen herbei und ſtreckten den braunen Knaben eine Stange entgegen, in der Erwartung, ſie würden wie Affen darnach beißen; andere kletterten in die Räderſpeichen und ſtießen mit der Fauſt nach den Fenſtern.

Das war genug, um Muff's Zorn in Thätigkeit zu ſetzen. Die große Fuhrmannspeitſche in der Hand, ſchlich er auf entgegengeſetzter Seite um den Wagen und fiel der ſtürmiſchen Brut mit lautem Hurrah in die Flanke. Haufenweis ſtürzten die Jungen unter ſeinen Hieben zu Boden, und erhoben ſich nur, um jetzt in vereinten Schaaren ihn ſelbſt zum Ziel ihres Angriffes zu machen. Ein Kugelregen von Koth und Steinen ſauſte dem Sergenten um die Ohren, er aber als kampfgeübter Held ſchien ſich genug, um mit der Hetzpeitſche gegen ein Heer von Liliputh zu ſtreiten. Kuß und Prügel hielt er ja für die Hauptelemente des irländiſchen Lebens, er vergaß den Schmutz als drittes Element friedlich oder feindlich dazuzugeſellen, und erprobte jetzt deſſen Macht. Wie mit einer Lawa übergoſſen ſtand er da, ein Bild von Bronze, das noch einmal einen Guß erleben ſoll. Schnell aber zur Offenſive entſchloſſen, commandirte er ſich ſelber Sturm und ſtürzte mit dem Prügel in die dichte Schaar des Haufens. Jung und Alt fiel unter ſeinen Streichen nieder, wie Simſon mit Eſelskinnbacken mähte er heroiſch unter den Feinden, bis er ſich hinterrücks von zwei derben Fäuſten beim Haar ergriffen und an einen herzhaften Buſen gepreßt fühlte. Die rieſige Suſy hatte ihn erfaßt, ſie war die Delila, die nach dem Haupthaar dieſes Simſon trachtete. Dieſe ſchmerzhafte Liebkoſung entmannte ihn für die nächſte Minute, ein Blick in Suſy's Angeſicht für immer. Mit beiden Händen hielt ſie ihn noch beim Schopf, und wie er ſich umwandte, ſtarrten ſich Beide wie zwei Bildſäulen an. Dieſe wilden ſchwarzen Augen hatte er ſchon geſehen, dieſes gelbe Mumienantlitz drängte ſich ſelbſt in ſeine Träume, hatte ihn ſelbſt unter den braunen Geſichtern am Gangesſtrom verfolgt. Auch ihr ſchien dieſer Bill O'Muff bekannt, dieſes graue Haar, das ſie jetzt krampfhaft ergriffen, hatte ſie einſt, als es lockig und ſchönfarbig war, geſtreichelt. Eine ungeheure Ahnung dämmerte in Beiden, eine groteske Wiedererkennungsſcene wollte ſich vorbereiten und mit einem Schrei des Erbebens ließen ſich die beiden Fauſtkämpfer aus der gepreßten feindſeligen Umarmung fahren. Noch vor kurzem hatte ſich Muff ſeiner großen ſtarken Liebe von ehedem erinnert; wie ſchmerzlich, wahrhaft ſchmerzlich war nun dies Wiederſehen, wie ſehr war dies Andenken an die Geliebte ſeiner Jugend nun wirklich bei den Haaren herangezogen. — „Suſy!“ ſtammelte der Erſchrockene. — „Bill, Bill!“ ſchrie die Alte mit rollenden Augen, „will der böſe Geiſt in Deiner Geſtalt mir entgegentreten! Auf, ſteinigt ihn!“ rief ſie der Menge zu, die lautlos dieſe tragiſche Scene angeſtaunt. Die Buben athmeten aus der bangen Stille auf und ein neues Halloh, aus Kampfluſt und Fanatismus gemiſcht, erhob ſich aus ſchallenden Kehlen. Muff blickte troſtlos um ſich, er war jetzt der verlaſſene Geliebte, nicht Suſy, die ein junges Heer befehligte. Die Peitſche war ihm aus der Hand geriſſen; ohne Waffen, wie er war, ſah er ſich vom Haufen an die Wagenräder gedrängt. Da ſah er, wie auf der entgegengeſetzten Seite der Schlag ſich öffnete und die indiſchen Knaben mit den bunten Schärpen um Kopf und Leib, eiligſt aus dem Kaſten ſprangen und ſich in die offen ſtehende Thür der Herberge flüchteten, einer nach dem andern, denn es waren ihrer Fünf. Das Alles war das Werk weniger Minuten, die Füße der kleinen erſchrockenen Menſchen waren von Furcht und Entſetzen beflügelt. Der Weg ihrer Flucht ſchien auch für Muff gerathen, er huſchte unter dem Wagen fort und in vier gewaltigen Sätzen war der alte Menſch im Flur des Hauſes.

Freilich galt es auch hier noch, ſich zu ſichern oder zu verkriechen, denn die Buben hatten Luſt, ihren Angriff fortzuſetzen. „Sucht Hebebäume, Ihr Bajaderenkinder!“ ſchrie Muff den braunen Knaben zu, aber die Kleinen ſtanden, entweder vor Froſt oder vor Angſt zitternd im Flur und mochten nicht das kampfluſtige Blut der irländiſchen Dorfjugend in ihren Adern fühlen. So mußte denn der Sergent, da ſeine indiſchen Hülfstruppen unbrauchbar ſchienen, ſich allein, ſo gut er vermochte, gegen ſeine feindlichen Landsleute verbarricadiren. Die geſpaltene Thür gab ſehr taugliche Querhölzer her, um den Eingang zu ſperren, aber wie er in zornigem Eifer drüberweg die Füße hinaus ins Freie ſtreckte, gab er für ſeine Verfolger weit mehr ein luſtiges Schauſpiel als eine gefahrdrohende Poſition. Der ganze Haufe lachte laut auf, wie er den Alten ſo eifrig bemüht ſah, die verödete Schenke in eine Feſtung zu verwandeln. Nur Suſy ſtand eine ernſte Geſtalt unter dem jubelnden Schwarm und ſchien ihr ganzes Verhalten zu bereuen, ſie war in Nachdenken verloren und ihre Commandoſtimme, die zum Angriff geblaſen, war ſtumm geworden.

Plötzlich ſtand auch Capitän Bally, von ſeinem Spaziergange zurückgekehrt, unter der tobenden Menge und that mit ſanfter Rede dem Lärmen Einhalt. Er gab ſich als den Eigenthümer des Wagens kund und als einen Fremden, den man nicht beleidigen ſolle; das Volk der grünen Inſel ſei lieb und gaſtfrei und man werde nicht ferner ihn und die Seinigen kränken.

Das Wort des Mannes hatte ſo etwas herzig Mildes, daß der Tumult augenblicklich ſchwieg und die Buben ſich beſchwichtigt fühlten. „Großer Gott! das iſt Sir William

Bally von Bally-Caſtle!“ ſchrie Suſy Toole und ſtürzte auf ihn ein. Das Weib war auch in der Freude fanatiſch, küßte ſeinen Arm, ſeine Schulter und hätte ihn faſt mit Liebkoſungen erdrückt. Er wehrte ſie von ſich ab, ſchüttelte das Haupt, als ſie ihn zweifelnd anſah, und bahnte ſich den Weg zum Hauſe.

Nun war Suſy außerordentlich geſchäftig, den aufgewiegelten Volkshaufen auseinander zu treiben, was ihr bei dem Anſehn, in welchem ſie ſtand, auch ſchnell genug gelang. „Ein guter Geiſt iſt bei uns eingekehrt,“ predigte ſie den Gläubigen, „ein Freund von Altirland, ein echt katholiſch edles Blut, ein rechtſchaffner Mileſier vom beſten Schrot und Korn!“ — Inzwiſchen rief ſie nach Rory. Nirgends aber war der ſtille Knabe mit der Almoſenſtange zu ſehen. Er mußte ſich vor dem Lärm verkrochen haben. Erſt ganz ſpät fand ihn die ſorgſam bemühte Alte am Ende des Dorfes, wohin er ſich geflüchtet, auf einem Feldſteine, der am Wege lag, ſitzend und die Maultrommel ſpielend.

Vor der Herberge aber hatte Suſy zuvor den Platz reingefegt, das ganze lumpige Geſindel, das ſich von ihr leiten ließ wie von einer höhern Macht, hatte ſich verlaufen und Schenke und Wagen blieben ungefährdet.

Zwei ernſte fremde Geſtalten ließen ſich nicht von der Stätte treiben, wie es ſchien. Sie machten, obſchon nur ſo gering an Zahl, gleichſam den Chor im Schauſpiel, ſtanden mit unterſchlagenen Armen da und gaben ihren Betrachtungen, auch wohl Bemerkungen, Raum.

„So iſt der Pöbel, ich will ſagen das ganze Volk von Irland," ſagte der Eine, „leicht aufgeſtört aus den Schlupfwinkeln des Schmutzes, nichts wollend als ſich zu erluſtigen, und eben ſo ſchnell wieder zuſammenkriechend vor der leiſeſten Autorität, ohne Selbſtwillen, ohne eignen Trieb; ſelbſt ſeine Leidenſchaft iſt nicht nachhaltiger Natur. So lange der katholiſche Dienſt, der eben ſo leicht die Sinne aufreizt als den eigentlichen innern Menſchen niederhält, die Natur dieſes Volkes ausmacht, bleibt es unfähig, ſich zu ermannen, feſt aufzutreten, um zu wiſſen und zu ſagen, es wolle daſein, es wolle ſich eine Exiſtenz geſtalten. Und auch die ſogenannten Bewußten in der Nation ſind weit entfernt, die Energie einer ſelbſtſtändigen Haltung erſchwingen zu können. Geſtern habt Ihr ja den weitberühmten O'Leary geſprochen und Euer Glaube an die Befähigung katholiſcher Prieſterſchaft, die Sache des Jahrhunderts zu begreifen, iſt wankend geworden. Die Revolution in Frankreich mußte die Nation auch von der Knechtſchaft des alten Glaubens befreien, die alten Götter und Götzenbilder mußten geſtürzt werden, eh' an eine neue Ordnung des Lebens zu denken war. Und dort, Gott ſei Dank! hatte die Demoraliſation der Könige und des Hofes alle

Säulen des alten Daſeins wankend gemacht, ſo daß ſie leicht ſtürzten, als der Simſon der Zeit, der Geiſt eines neuen Jahrhunderts, an den Pfoſten zu rütteln begann. Hier zu Lande aber, wo ſich jedes alte Weibergemüth gleich wieder nach einigem Aufſchwung hinter die Schürze der Mutter Maria flüchten kann, iſt an eine Heilung der armen kranken Menſchheit kaum zu denken."

Suſy trieb gerade ein Paar widerſpenſtige derbe Kerle, die noch gegen die Schenke revoltiren wollten, durch den Koth und über die Gaſſe zurück.

„Seht hier!" fuhr der Redende fort, „ſo ſind dieſe Republikaner. Sansculott genug, um eine Anwartſchaft auf eine freie Verfaſſung zu haben, aber ein Weib jagt ſie in die Flucht. Und wer iſt dies Weib? Ich kenne ſie, eine Reliquienkrämerin, alſo eine Kreatur der Prieſterſchaft."

Es war O'Ceigley, der Exprieſter und angebliche Capitän Jones, der mit ſo viel Hohn dies Ergebniß ſeiner Anſichten von ſich ſtieß. Er war heut in einen groben Bauernkittel gehüllt, über die Stirn hing die ſchlotternde Krempe eines alten Filzes. Sein hageres Geſicht, ſein ſtarrer Blick, Alles an ihm war ſo wie ſonſt; er ſchien ſein in ſich fertiges Bewußtſein wie einen Fluch im Buſen mit ſich herumzuſchleppen, die Triebkraft der innern Mühlräder ſeiner Gedanken ſchien unerſchöpflich, aber Alles was Natur an ihm war und leibliches Daſein, fiel unrettbar dem verzehrenden Fraß ſeiner ruhigen Verzweiflung anheim.

Wolfe Tone, ſein Begleiter, widerſprach ihm heut nicht. Er ſprang, während ſie ins Dorf zurückgingen, über die Gräben und Pfützen, hieb mit der Gerte, die er führte, ſauſend durch die Luft und ſchien dem entſetzlichen Stillſtand der Gedanken, auf den er neben Coigley ſtets gerieth, durch äußeres Bewegtſein abzuhelfen.

„Wo mag Archibald Rowan ſtecken?“ fragte er den Gefährten.

„Wo wird er ſein!“ entgegnete Jener, „entweder ſtreift er in den Wäldern herum und fängt Kaninchen mit ſeiner Dogge, oder er hat ſchon die Küſte und ein Schiff erreicht, das ihn den behenden und allerwärts achtſamen Spähern Caſtlereagh's entzieht. Unfähig, wie er iſt, wird er weder in Paris, noch in Amerika etwas für die Sache der Befreiung Irlands thun. Der Thor! Einen anerkannten Machthaber perſönlich zu beleidigen! Als wenn man das verzeihen könnte, nicht einmal der Cavalier vermag eine rohe Beſchimpfung zu vergeſſen, geſchweige der Staatsmann, der Diplomat, der ſich aus allen Fugen gehoben ſieht, wenn er nicht mehr intriguiren kann und die gemeine Fauſt vor Augen ſieht. Lebt wohl, Freund, ich gehe angeln. Hinten am Kirchhof iſt mein Teich, wo ich die Ruthe werfe. Ich fange an Fiſchblut zu bekommen und fühle mit dieſen weißſchleimigen Geſchöpfen mehr Sympathie als mit Menſchen, deren rothes Blut, wenn es aufgeregt iſt, ſich ſo dumm verſpritzt."

Er ging, und Wolfe Tone ſchlug einen andern Weg ein, der ihn nach ſeiner Wohnung in Kildare führte. Er verließ am andern Morgen die Gegend und wandte ſich nach den Hafenſtädten im Süden, überall mit dem erfolgreichen Bemühen, Unterſchriften für ſeine Petition an den König zu ſammeln; nur fand er bei den katholiſchen Prieſtern die gleiche Mißgunſt wie bei O'Leary, Furchtſamkeit und Scheu gingen mit verſteckter Weisheit Hand in Hand. Die Liſte wurde zahlreich, Wolfe Tone ging nach England. In London erfuhr er dann, wie eitel ſeine Mühe war. Nach den Büchern des Geſetzes ward ihm der Beſcheid, daß den katholiſchen Unterthanen gar nicht das Recht zuſtehe, der Majeſtät von Altengland eine Beſchwerdeſchrift einzureichen.

Man wollte wiſſen, Theobald Wolfe Tone ſei plötzlich nach Paris gegangen; ob aus eignem Antrieb, ob in Uebereinſtimmung mit dem geheimen Bunde der Patrioten, ſchien ungewiß.

10.

Caſtlereagh, wie wir Robert Stewart nach ſeinem ſpäter mehr üblichen Namen nannten, war noch immer Patient in Bally-Caſtle. Er hatte Recht, eine gewiſſe Partei, die dem Gouvernement von England entgegen war, als cyniſch zu ſchelten, da Einer derſelben ſogar durch ſeine Dogge ihn attaquiren ließ. Der Verwundete hatte die Verletzung am Arme, die ihm der thieriſche Angriff zugezogen, nicht beachtet, bis ein Fieber ſich als bösliche Folge zeigte. Somit hütete er noch ſeit jenem für ihn, wie er ſagte, romantiſchen Abend das Zimmer. Daß ihn die zarte Pflege, die er im Hauſe des Freundes und der Freundin genoß, länger als ſie durfte, zurückgehalten, konnte nur ein fälſchlicher Leumund behaupten wollen. Der Lord Statthalter bedurfte ſeiner dringend in Dublin, faſt ſtündlich kamen und gingen Depeſchen, und Robert Stewart war zu ſehr Staatsmann, um dem Menſchen in ihm Sprache zu gönnen, zumal hier nur die Schwäche der Menſchlichkeit verlautet hätte.

Er ſtand mit dem verbundnen Arm mitten im Zimmer und blickte grollend dem Wundarzt nach, der ihn eben verließ, nachdem er noch für einen Tag Schonung empfohlen. Vor ihm auf dem Tiſch lag ein Convolut von Briefen und Zeitungen.

Sir Edmund Wardon kam zum gewohnten Morgenbeſuch.

„Dieſe Unthätigkeit macht mich eher krank als ſie mich fördert,“ ſagte Caſtlereagh. „Und doch kann ich nicht nach Dublin zurück, ohne O'Leary geſprochen zu haben. Dieſer Prieſter, ein wahrer Cunctator, ſcheint zu denjenigen Diplomaten zu gehören, die nie etwas Schriftliches von ſich geben. Es iſt eine linkiſche Art von Diplomatie, das Wort zu fürchten, in der Beſorgniß, geheime Gedanken zu verrathen, da man es im Gegentheil nur gibt, um ſeine Anſicht zu maskiren.“

„Und das Geſetz, um es zu übertreten? Denn wenn ſein Inhalt in Uebung wäre, brauchte man es nicht erſt förmlich abzufaſſen?“ ſetzte Wardon in fragendem Tone hinzu, eine Talleyrand'ſche Anſicht mißbrauchend. „Es hieße zu viel verlangen,“ fuhr er fort, „einen Prieſter der römiſchen Kirche in dieſe Feinheiten und Nothlügen der politiſchen Diplomatie eingeweiht zu wünſchen. Ein römiſcher Geiſtlicher iſt in ganz anderer Weiſe Sophiſt."

Der Seitenblick, den Wardon auf den Staatsſecretär warf, verrieth den verſteckten Katholiken in ihm, der ſich daran weidete, wenn die Kirche den Staat in Schach erhielt.

„Im Grunde," ſagte er einlenkend, „iſt ein Prieſter der alten Kirche von Irland viel zu fern von aller Weltklugheit, um ſich und ſeine Sache durch Winkelzüge glücklich zu ſtellen. Ich bin überzeugt, O'Leary baut zuverſichtlich auf den guten Willen des engliſchen Gouvernements, den Stand der Katholiken zum Staate von Grund aus zu verbeſſern."

„Und daran thut er auch ganz recht," verſicherte Caſtlereagh, ohne die Verlegenheit zu zeigen, die ihm bei der Wahrnehmung erwuchs, daß ſein Freund Edmund den Anſchein nehme, die ehrliche Abſicht des Pitt'ſchen Miniſteriums noch irgendwie in Zweifel zu ſtellen.

Sie ließen ſich auf die Ottomane nieder, die mitten im Zimmer hinter dem Tiſche ſtand, und Caſtlereagh nahm jene Miene harmloſer Offenheit an, durch welche er ſtets ſo verführeriſch zu wirken wußte. „Seht, Freund," ſagte er zutraulich und mit der gewinnenden Ruhe ſeines ſchönen Geſichts, „um Euch reinen Wein einzuſchenken, darf ich Euch blos einen Blick in die hülfsbedürftige Lage Pitt's und Englands eröffnen. Daß wir den Radicalen in Belfaſt und

Dublin niemals Zugeſtändniſſe machen werden, das iſt, däucht mir, einleuchtend genug. Und doch würden wir eine Annäherung derſelben zu den Katholiken im Süden durch eine Härte gegen dieſe befördern. Es gilt durchaus, jene Verſtandesſchwärmer im Norden zu beſeitigen; dies liegt im Intereſſe der katholiſchen Frömmigkeit, weil jene den überlieferten Glauben verſpotten; es liegt im Intereſſe der engliſchen Regierung, weil das politiſche Bekenntniß jacobiniſcher Fanatiker die Grundmauern des hiſtoriſch gegebnen Staates untergräbt. Nun aber iſt die franzöſiſche Republik die natürliche Stütze jener Partei im Norden. Hier aus den neueſten Zeitungen, theuerſter Freund, kann ich es darthun, daß Pitt dem katholiſchen Irland die Hand zu bieten hat. Es gibt in Frankreich Ruhe. Dieſe Ruhe beunruhigt uns. Die Vendée iſt gänzlich beſiegt. Charette iſt auf der Flucht ergriffen und in Nantes erſchoſſen, ſowie Stofflet bereits in Angers. Beide Royaliſten waren Helden ihrer Sache, ſind aber deren Märtyrer geworden, und General Hoche, der die Vendéer und die Chouans beſiegte, iſt als Held der Republik zugleich klug und mild, indem er durch Güte die Vertheidiger des legitimen Glaubens entwaffnet. Graf Artois, der auf engliſchen Schiffen mit den Emigrés dort landete, iſt flüchtig nach London zurückgekehrt. Hat die Republik im Innern Ruhe, ſo wird ſie ihre Unruhe mit gewaffneter Hand ins Ausland tragen, ſie wird ſich Anerkennung verſchaffen, und wir ſehen es kommen, daß das arme Oeſtreich ſie nothgedrungen anerkennt. Sie hat dann mitten im europäiſchen Staatenverband eine Poſition und wird erſt wenn ſie Frieden hat gefährlich für die Welt. Ihr ſeht, daß England das Umſichgreifen der Republik mehr fürchten muß, als eine Emancipation andersdenkender Unterthanen."

Noch während er ſprach, ſtand O'Leary vor ihnen. Er war dem Diener, der ihn melden ſollte, auf dem Fuße gefolgt. Caſtlereagh hatte ihm geſchrieben, daß er am nächſten Tage nach Dublin zurückkehren werde; der Arzt aber, der ihm das Zimmer zu hüten gebiete, ſei Schuld, daß er den ehrwürdigen Vater nicht im Kloſter der grauen Brüder aufgeſucht.

„Nur die Ungewohnheit, mit Staatsmännern zu verkehren," ſagte der Prieſter, ſich entſchuldigend, „war Urſach, daß ich nicht ſchriftlich den Verkehr fortſetzte und mit der Feder auf ſo manche Frage, die man an mich richtete, Rede ſtand. Ein Diener der Kirche Gottes kann in ſeiner Demuth die Art und Weiſe nicht finden, mit weltlichen Machthabern zu verhandeln."

Es lag in dieſer Beſcheidenheit ſeiner Worte doch zugleich eine behutſam abweichende Wendung; Caſtlereagh fand jedoch die Erwiederung darauf. „Ein Mann," ſagte er, „der

Tauſenden durch ſein Wort, wie Ihr, ehrwürdiger Vater, gebietet, wie ſollte der ſich weltlichen Machthabern nicht ebenbürtig fühlen?“

„Gebietet?“ wiederholte O'Leary und lächelte eben ſo demüthig als weisheitsvoll, — „ein Prieſter gebietet nicht, er hat es mit dem Himmel zu thun, er kann für ſein Volk beten, und nur inſofern die Kraft ſeines Gebetes ſich der Seelen bemächtigt und ſie gleichſam mit gen Himmel zwingt, wird er etwas über die Gemüther vermögen.“

Und wird mehr vermögen in dieſer unberechenbaren Einwirkung als jede Staatskunſt, jede äußere Gewalt! So dachte Caſtlereagh ſtill für ſich, wie ſeine faſt neidiſch leuchtenden Blicke verriethen. Der ſchlichte Franciscaner mit dem härenen Strick um den Leib erſchien ihm wie ein im Stillen allmächtiger Volksherrſcher. Es war vielleicht nur Harmloſigkeit, was der Staatsmann in O'Leary's Worten für den Inbegriff vollendeter Klugheit hielt. Freilich aber gibt es eine Harmloſigkeit, die das Product einer in ſich fertigen Beſonnenheit iſt.

Der Prieſter ließ ſich auf Caſtlereagh's Einladung in den tiefen Armſeſſel mit der hohen Lehne nieder; die beiden Andern ſaßen wieder in den Ecken der Ottomane.

Die drei Männer ſchienen bequem angeſiedelt, es ſah recht friedfertig im Zimmer aus. Dennoch gaben ſie nur ein gewohntes Bild moderner Geſellſchaft, ein Scheinweſen oberflächlicher Harmonie, hinter welcher die Diſſonanzen im geheimen grollen, ohne den Muth zu haben, laut zu werden. Inzwiſchen wurden ſie hier unter den drei Männern von Irland nach und nach laut genug.

„Eure Worte, ehrwürdiger Vater," ſagte Caſtlereagh, „würden ſelbſt einem Meiſter in der Staatsweisheit, ſelbſt einem Pitt, nachdenkliche Skrupel erwecken, darüber nämlich, wie ein Volk zu führen ſei. Indem Ihr ſagt, Ihr könntet nur für das Volk, aber doch auch mit ihm, beten, gebt Ihr doch Eure Vollmacht zu erkennen, es zu leiten, und indem Ihr geſteht, nur durch Gebet zu wirken, räumt Ihr das innerlich mächtigſte Mittel, das Ihr in Händen habt, buchſtäblich ein. Das Volk weiß, daß Ihr ſeinen Himmel in Händen habt. Hätte man daſſelbe Zutrauen zu den weltlich Regierenden, ſo bedürften dieſe kaum eines andern Werkzeuges, um das Beſte und Größte mühelos zur Vollendung zu bringen!"

„Wir Prieſter," ſagte O'Leary, „können nur beſchwichtigen, über Elend und Unglück, das die Welt bringt, nur die Hände breiten, es nicht heben und beſeitigen. Für ein verlornes, in Schmutz und Jammer begrabnes Erdendaſein können wir den Troſt des Himmels nur wie einen Tropfen

Mohnſaft auf die gramgefurchte Stirn des armen Volkes träufeln."

„Was überhaupt," fuhr er fort mit ſeiner rührenden Stimme, während ſein ſanftes braunes Auge ſich der Blicke der Hörenden bemächtigte, — „was kann das Chriſtenthum überhaupt anders thun als — nichts thun, — leiden? Das Leiden iſt ſeine That und ſeine Herrlichkeit, in Schmach und Elend hat es ſeine Glorie, und ſo lange es Unglück in der Welt gibt, wird es Chriſtenthum geben. Und ſomit muß das katholiſche Volk von Irland allen ſeinen Peinigern eher dankbar ſein, daß ſie ihm Spielraum geben, auf daß ſich die Benedeiung eines gottgefälligen Wandels entfalten könne. Dankbar muß es ihnen ſein, wie die erſten Chriſten zur Zeit des römiſchen Weltreichs dankbar ſein mußten für die Glorie des Martyrthums. Als das Chriſtenthum ſich in Höhlen barg, ſcheu vor den Machthabern des hellen Tages, da war es ſehr glorreich und ſehr kinderrein. Da war der Erlöſer allezeit mitten unter den Gläubigen und eine Schaar heiliger Männer und Frauen drängte ſich zu ſeinem Nachgefolge. Die Geſchichte der Kreuzigung des Heilands aber hat nirgend, ſo lange Menſchen da ſind, aufgehört, in jedem Einzelnen geißelt Ihr den Herrn, in ſeinem Namen nimmt Jeder das Kreuz auf ſich und ewiger Friede und Erlöſung ſind vielleicht niemals auf weltlichem Wege und auf dem Spielraum des Erdenlebens möglich."

„Ihr ſagt: vielleicht," wiederholte Caſtlereagh etwas ſcheu, „alſo meint Ihr doch nicht zuverſichtlich! Und wenn nun die Regierenden derſelben Meinung ſind, daß die Laſten eines allerdings unmündigen, theilweis in kindhaftem Unvermögen befangenen Volkes gemach ſich mildern ließen?"

„Ich bin arm an weltlicher Klugheit, Staatsſecretär von Irland," ſagte O'Leary ſehr ſtreng und feſt, indem er ſich erhob und mit der ganzen Würde ſeines Weſens vor den Sitzenden die Hände ausbreitete. „Wir Prieſter wiſſen nichts zu thun, als die Gemüther zu beſchwichtigen. So lange dies möglich, geſchieht es. Weiter reicht auch mein Wiſſen als Diener der Kirche Gottes nicht, weiter hab' ich Euch nicht Rede zu ſtehn."

Es war eine ängſtliche Stille, die auf dieſe Worte erfolgte. Caſtlereagh unterbrach ſie geſchickt, indem ſich ſeiner die Wärme einer offenbaren Zutraulichkeit zu bemächtigen ſchien. „Und wenn ſich nun das Gouvernement," ſagte er, „nicht an den Prieſter der Kirche in Euch, ſich vielmehr an den Menſchen in Euch, an Arthur O'Leary, den Patrioten von Irland, wendet, um ſein perſönliches Gutachten zu wiſſen, wie der Volksnoth auf dem Wege Rechtens beizukommen ſei?"

„Nun dann red' ich auch nicht zum Secretär des Lord Statthalters, ſondern zum Menſchen in Euch, zum Irländer," ſagte der Franciscaner nicht ohne Beſonnenheit, aber doch mit einem Freimuth, zu welchem ſein echt irländiſch Herz ſich jeder Zeit bekannte.

Er lehnte ſich in den Seſſel zurück und ſchien ſehr wohlgemuth ſich hinzugeben. „Seht, Freunde," ſagte er mit einer Freundlichkeit, die ihm ſelber wohlthat, „freilich bin ich nicht zu jeder Stunde Prieſter, nicht allezeit im Dienſt meiner Kirche. In gewiſſen menſchlich ſchwachen Pauſen, wo meine Kreatur aufathmet, da leſ' ich dann und wann ein proteſtantiſch Buch, eine weltliche Schrift über Staat und Volk. Was ich nun ſo aus dieſem meinem menſchlichen Wiſſen Euch mittheilen kann, müßt Ihr ſelbſt, die Ihr Männer der Welt ſeid, weit beſſer ſchon wiſſen. Ich ſage, ich hab' all mein bischen Menſchenweisheit dieſer Art aus proteſtantiſchen Schriften. Unter dieſen ſind mir die Sachen unſeres luſtig bittern Swift noch immer ein Gaudium. Ich lernte daraus, wie die Welt ſo verzweifelt klare Einſicht in ihr eigen Weſen gewinnt und doch keinen Rath weiß, noch mit ſich ſelbſt fertig wird. Von Swift's Schriften mein' ich vorzüglich die Pamphlete, die vor etwa ſiebzig Jahren unter uns erſchienen Der alte Dechant zu Dublin ſchrieb ſie, um ſeinen Landsleuten die Augen zu öffnen. Freilich ſah ſein Handwerk wie perſönliche Rache aus. Er war eine ganze Zeitlang gleichſam der ſchriftſtelleriſche Advocat zweier Miniſter in London geweſen, des Grafen Oxford und des Lord Bolingbroke, hatte auf ein engliſches Bisthum gehofft und ſeine Verſetzung nach Dublin als Dechant ſah wie ein Exil aus. Bei alle dem rühmt man die Farben in ſeinem Gemälde von Irland als äußerſt richtig. Die ſchönen Häfen, ſagt er, die die Natur unſerer Inſel ſo reichlich verliehen, dienen uns zu weiter nichts als ſchöne Ausſichten einem Manne im Kerker. Von all dem Holze, ſagt er, das ſeit funfzig Jahren auf dieſer grünen Inſel gefällt worden, ſind wir um kein einziges Handelsſchiff reicher geworden. Wir ſind, ſagt Swift, ſo ſehr an engliſche Manufacturen gewöhnt, daß man ſich ſchämt, in ſeiner Kleidung oder ſeinem Hausgeräth irgend ein irländiſch Product zu haben. Statt daß Fremde zu uns kommen, ſind unſere Reichen beſtändig außer Landes. Von dem Ertrage der Ländereien wird ein Drittheil in England verzehrt. Eingeborne werden faſt nie befördert. Die Gehalte, die großen Penſionen, die Emolumente der einträglichſten Stellen, gehen nach England, denn nur an Engländer werden ſolche Stellen gegeben, und dieſe halten ſich hier nicht länger auf als nöthig iſt, um eine gute Ernte zu halten."

„Ihr werdet eingeſtehen," unterbrach ihn Caſtlereagh, „und aus Eurer eignen Perſon hinzufügen, daß dieſe veraltete

Schilderung nicht mehr auf die jetzigen Zuſtände paßt, daß die Geſetze die Rechte der katholiſchen Unterthanen ſchirmen!"

„Verzeiht," entgegnete der Prieſter freundlich, „ich ſage nichts, ich ſage nur, daß der ehrenwerthe Dechant von Dublin, der proteſtantiſche Swift, dieſe Rede führt. Und die Geſetze? Was Ihr Geſetze nennt, ſagt er, die Geſetze wiſſen eigentlich nichts vom Daſein von Katholiken im Königreich, und die Exiſtenz ſolcher Weſen, die ſich katholiſche Chriſten nennen, iſt nur inſofern glaublich, als die Regierung von England durch die Finger ſieht."

„Eben ſo empörend als unerhört!" lächelte der Staatsſecretär.

„Verzeiht, ſo unerhört eben nicht!" entgegnete O'Leary mit einer geheimnißvollen Ironie, die ſich hinter ſeinen niedergeſchlagenen Wimpern verſteckt hielt. „Vier Millionen Menſchen ignoriren, iſt nicht ſo beiſpiellos, wie man meinen ſollte, obwohl es eine Kühnheit der Einbildung verräth, die wohl alle Illuſion der Dichter überflügelt. Indeſſen," ſetzte er mit einer Beimiſchung von tiefem Ernſt hinzu, „ignorirt mit nicht geringerem Zutrauen zu ſich ſelbſt die katholiſche Mutterkirche das Daſein von nichtkatholiſchen Chriſten. Es kommt hierbei nur darauf an, wie weit die Kraft des Geiſtes für dieſe Zumuthung reicht, um ſich zu dieſer Annahme eine Befugniß einzuräumen."

„Ich fühle mich nicht gewappnet genug," lenkte Caſtlereagh ein, „um auf Disputationen in der Glaubenslehre einzugehen. Bleiben wir doch bei Irland, und geſtehen wir, daß die böswillige Satyre Uebertreibungen liebt, daß der Katholik einräumen muß, ſeine Lage, ſein Verhältniß zum Staat ſei bereits ein ganz andres geworden, als zur Zeit des alten höhniſchen Dechanten."

„Als Glied der katholiſchen Chriſtenheit," entgegnete der Prieſter mit ruhiger Würde, „kann ich weder einräumen, noch über ſo weltliche Dinge disputiren. Nur aus meinen Nebenſtündchen heraus," ſetzte er freundlich lächelnd hinzu, „kann ich mein menſchlich ſchwaches Gutdünken, ſo zu ſagen, loslaſſen und ausplaudern."

„Bedenkt, welcher Gunſt ſich der katholiſche Unterthan ſeitdem zu erfreuen hat!" begann Caſtlereagh.

„Ich bin alt geworden in Irland," unterbrach ihn O'Leary mit bewegter Stimme, „mein Haar iſt in meinem Lande gebleicht. Und ich habe als Menſch Sinn für Gunſtbezeigungen, die meinem Volke wurden, auch Gedächtniß genug, um ſie zu wiſſen. Die erſte große Gunſt, die den Katholiken bewilligt wurde, war die Geſetzacte, welche ſie berechtigte, unbenutzbare Sümpfe in Pacht zu nehmen, wobei ihnen zu funfzig Ackern Sumpfland noch ein halber Acker Getraideboden als Zugabe geſtattet wurde, im Fall nämlich die

Tiefe des Sumpfes wenigſtens vier Fuß betrüge. Dieſe ſumpfige Tiefe in der milden, gnadenvollen Staatsweisheit Altenglands weiß ich als Menſch ſehr wohl zu würdigen. Und dieſe großmüthige Ausdehnung des Beſitzrechtes der katholiſchen Chriſten wurde endlich — obwohl ihr als einer Maßregel, welche zum Uebertritt zur Mutterkirche aufmuntern möchte, heftig widerſprochen wurde — vor funfzig Jahren wirklich durchgeſetzt. Die nächſtfolgende Wohlthat — Ihr ſeht, ich habe als Menſch Gedächtniß — die nächſte, die man den Katholiken erwies, war die Erlaubniß, den Unterthaneneid zu leiſten. Und obwohl dieſe milde Erlaubniß an Schlachtopfer, hintreten zu dürfen, um den Peinigern ewige Treue zu ſchwören, eine Art von ſo kränkendem Hohn war, als man je erdenken kann, ſo ward ſie doch von den katholiſchen Chriſten mit wärmſtem Danke aufgenommen, weil hierin eine Anerkennung ihres Daſeins als Staatsangehörige lag. Nun konnten ſie auch, wie andere Unterthanen Sr. Majeſtät von Altengland, erbliches Eigenthum haben, durften ſogar untere Aemter in der Juſtiz verwalten. Schon dies Dürfen war ſüß, als Theorie eine Wohlthat. Auch ſollte hinführo kein Sohn mehr ſeinem Vater ins Angeſicht trotzen dürfen und durch ein vergebliches Anſchließen an den herrſchenden Glauben ſeinen Vater auf einmal alles Verfügungsrechts über ſein Eigenthum berauben und ſein graues Haar mit Kummer und Armuth in die Grube bringen. Ach! das hat die meiſte Verwirrung über Irland gebracht, denn es hat die Familienbande gelöſt und den Samen der Zwietracht ſo tief geſäet, daß er noch unter Kindeskindern wuchert. Hinter dem Rücken des Familienhauptes tritt der Sohn, der Neffe, der Vetter, zur auserleſenen Hochkirche von England über und wird ſo der Erbe der Familiengüter. Und ſo iſt mein armes Irland zu einem Miſtbeet für den menſchlichen Wuchergeiſt geworden, der da hinter Glas und Rahmen ſeine Pflanzen zieht, daß Gott erbarm'!"

In dieſen Worten des Prieſters lag ein Gemiſch von ſchalkhafter Treuherzigkeit und rührendem Ernſt. Eine perſönliche Beziehung lag nicht in ſeinem Zweck. Sir Edmund Wardon aber ſaß bleich wie ein Steinbild vor ihm; plötzlich, als eine dunkle Gluth in ſeine Adern ſchoß, wandte er ſein Antlitz ab, drückte beide Hände gegen die Augen und lag mit der Stirn in den Kiſſen der Ottomane.

Caſtlereagh ſuchte nach einer ſchnellen Wendung, um einzulenken. O'Leary aber fuhr ſchon fort, unbekümmert um die Wirkungen ſeiner Worte. „Ja," ſagte er mit einer liebreichen Einfalt, die doch wie ſchmerzliche Bitterkeit brannte, „die Regierung that etwas, wie Ihr ſagt, ſie machte die Ketten locker, die aber doch Ketten blieben. Hierauf erſt mußte der Stolz und das Selbſtgefühl ſich regen lernen.

Daraus erwuchſen Exceſſe. Aus Exceſſen aber erwächſt auf der andern Seite wieder ſcheinbar das Recht, ſtreng zu ſtrafen, und ſo hat der Zuſtand der Blokade zwiſchen England und Irland noch niemals aufgehört. Von beiden Seiten wird abwechſelnd offenſiv und defenſiv verfahren. Angriffsweiſe geht England zu Werke, indem es die Mittel zur Exiſtenz entzieht, und der irländiſche Hunger ſtürzt ſich verzweifelt in Verbrechen, um wenigſtens auf dieſem Wege in den Schutz der Geſetze zu treten, indem der Uebelthäter durch das Recht, beſtraft zu werden, ein Unterkommen findet. Verbrechen aber iſt andrerſeits wieder ein Angriff auf den Beſtand der Dinge, und England vertheidigt ſich gegen dieſen Angriff durch die Palliſaden der Geſetze. Und in dieſer defenſiven Haltung, die dann wieder Altengland behauptet, iſt es nicht weniger mörderiſch als nur ein Feldzug angriffsweiſe ſein kann. Bei alle dem, das geb' ich zu, hat England etwas gethan, hat ſein Geſetz gemildert. Unter dem ehemaligen Strafzuſtande wandelten wir ohne Licht und Hoffnung; aber nur eine vollſtändige Freimachung, eine fertige Gleichſtellung des Menſchen zum Menſchen und aller Glaubensangehörigen zum Staat, nur eine völlige Anerkennung der Naturrechte würde uns aufgeklärt und zufriedengeſtellt haben. Nur in dem Mittelzuſtande von Zwielicht und Dämmerung ſieht man jene Irrlichter und Geſpenſter umgehen, die das

Auge des Sterblichen täuſchen und ſeine Phantaſie umgarnen. Nur wenn der Dürſtende vom Becher der Freiheit koſtet, ſtellt ſich bei ihm jener fieberhafte, faſt wüthende Reiz ein, der wie Blutdurſt die Seele quält!“

O'Leary war aufgeſtanden und die beiden Andern ſaßen wie gebannt vor ihm. In ſeinen ſonſt ſo milden Augen brannte ein ſtechender Glanz.

„Nun wißt Ihr, was der Menſch in mir zu ſagen hat, und nun begreift Ihr auch, daß es dem Prieſter der Kirche Gottes doppelt Noth thut, für ſein Volk zu beten, damit keine Verwüſtung ſich Raum bricht! Verlangt Ihr auf das menſchliche Glaubensbekenntniß noch meinen Urtheilsſpruch? O ſo nehmet ihn doch, wie er ſich in der Sache ſelbſt bietet. Die Schnelligkeit, womit das Zahlenverhältniß der Proteſtanten zu den Katholiken in Irland ſich vermindert, iſt in der That ein Urtheilsſpruch der Natur über eine Politik, die es für gut findet, gegen die Bedürfniſſe einer ganzen Nation in die Schranken zu treten. In Kerry, in manchen andern Orten des Südens, iſt das Verhältniß der katholiſchen Chriſten zu den Proteſtanten wie Hundert zu Eins geſtiegen. Umdeswillen iſt aber die Zahl der katholiſchen Kirchen und Kapellen nicht vermehrt, die gläubige Schaar ſteht bei offnen Thüren weit über den Platz hin unter freiem Himmel. In manchen Ortſchaften iſt gar kein katholiſches Gotteshaus, und wo eins iſt, da wird jede Meſſe zu einem Tumult. Dagegen wachſen die Häuſer des auserleſenen engliſchen Chriſtenthums und der Biſchof von Limmerick rühmte ſich, ſeine Landſchaft durch den Anbau eleganter Kirchthurmſpitzen äußerſt cultivirt zu haben. Von den Verſammlungen der Kirchenälteſten ſind die Katholiken durch das Geſetz ausgeſchloſſen; auf dieſen wird über die Kirchenbußen und Auflagen abgeſtimmt, und ſo muß der katholiſche Chriſt ſeinen letzten Pfennig an den Kirchſpielboten zahlen, oder er muß zuſehen, wie ihm und ſeinen hungernden Kindern die letzte Kuh in den Pfandſtall getrieben wird, um nur den architectoniſchen Gelüſten eines Herrn Biſchofs von der auserleſenen Kirche zu genügen. Fünf Sechstheile der Bevölkerung gehören zur Mutterkirche, aber alles Kirchenvermögen gehört den ſtolzen Herren von England und die Lehrer einer ſo geringen Unterthanenzahl beziehen noch außerdem den Zehnten alles Geſammtertrags. Die engliſche Geiſtlichkeit ſollte, wie jener Midas, förmlich Gebete anſtimmen, um nur von der goldnen Laſt, unter der ſie erliegt, befreit zu werden. Im Himmel und auf Erden begreift man nicht, wie ein ſo ungeheures Vermögen aus den Eingeweiden eines armen Volkes hat herausgeſponnen werden können. Der Fall ſteht wahrhaft einzig da in der Weltgeſchichte. Oder man müßte denn an die Märtyrer denken, deren lebendige Eingeweide von teufliſcher Henkershand auf eine Winde gezogen wurden! O mein Irland, mein Gekreuzigter am grünen Holz, immerdar blühend im üppigen Fleiſch und immerdar genetzt mit friſchem Blute, das aus Deinen ewigen Wunden ſtrömt. Immer lachend vor Verzweiflung, und immer verzweifelt über Dein Lachen, wer Dich ſo ſieht, in Deinem allezeit üppigen Leiden, in Deinem allezeit blühenden Tode!“

Der Greis hatte ſich ſo erſchöpft, daß er halb ohnmächtig in den Stuhl zurückſank. Sein Herz hatte ihn überholt, all ſein langſam gepflegter Groll war über die bebenden Lippen geſtürmt und nun ſaß er blaß, mit geſchloſſenen Augen, halb entſeelt vor denen, die er wenn nicht ſeine Feinde, doch auch nicht ſeine Freunde nennen durfte. Sein Anblick aber flößte ſo viel Scheu ein, daß Niemand die ehrfurchtsvolle Stille, die auf dieſen Strom des Erguſſes folgte, zu unterbrechen wagte. Es war als fühlte Jeder ſein irländiſch Blut durch die Adern rinnen, als zähle Jeder die Schläge ſeines Herzens. Caſtlereagh hatte mehr vernommen als er hören wollte, und in Wardon's Innerm brach eine verworrene Wehmuth wie ein losgelaſſener Strom über Bett und Uferdamm und ſpiegelte ſich auf ſeinem Antlitz in Zuckungen, die an ſchmerzlichen Wahnwitz grenzten.

O'Leary richtete ſich wie vom Todesſchlafe mühſam auf; in ſeinen Blicken lag die Befremdung, die das Erwachen aus ſolcher Betäubung zu begleiten pflegt. Wie er ſich in ſeinem Verhältniß zu den beiden Männern, die noch immer regungslos mit ſich ſelbſt beſchäftigt ſchienen, wieder zurechtgefunden, rieb er ſich die Augen und athmete auf. „Lieber Himmel!“ ſagte er, „hat ſich das alte Herz noch wie ein junges Füllen losgeriſſen und iſt durchgegangen mit ſeinem Aberwitz? Soll mir das ein Zeichen ſein von dem Nahen meiner letzten Stunde?“ —

Er wiegte ſchüttelnd ſein Haupt; auf ſeinen Lippen ſtand jenes Lächeln, das der Erde ſich entrückt und aus ſternenweiter Ferne herniederblickt. An den Waſſern Babylons ſaß der trauernde Prophet, auf den Trümmern Karthagos der römiſche Held, um an den Untergang des eignen Volks zu denken; hier aber ſchien Oſſian's Geiſt aus den Gefilden der ruhigen Seligkeit in O'Leary's Seele herabzuſteigen, um über Irland ungläubig die Stirn zu wiegen.

Plötzlich faßte der Greis ſeine Kraft zuſammen und ſtand erhoben. Ein feierlicher Ernſt leuchtete in ſeinen Augen. Er breitete die Hände über Caſtlereagh und ſprach: „Bleib' Irländer auch in Englands Dienſt! Sonſt iſt Dein Leben eine lange, wenn auch glänzende Täuſchung, bis die Wahrheit plötzlich Dir das Herz zerbricht! — Du aber, Sohn Irlands,“ fuhr er zu Wardon fort, „rette Deine Seele aus trüber Verworrenheit!“ —

Noch ehe Beide aufblickten, war die Geſtalt des Greiſes durch die Thür entſchwunden und ſie hörten nur noch fern die leiſen Schritte ſeines ſchleichenden Fußes und den Saum des braunen Gewandes, der den Boden ſtreifte.

11.

Als der Abend hereinbrach, hätte O'Muff auf ſeinen Lorbeern ruhen können, wären ihm welche gereicht und unterbreitet. Die Barricade war fertig, die ganze Herberge war nach allen Seiten in Vertheidigungszuſtand geſetzt. Daß die Geliebte ſeiner Jugend, die bösartige Suſy, auf alle Weiſe den Pöbel vom Hauſe weggetrieben und kein Angriff mehr zu fürchten ſtand, war dem Sergenten unbekannt geblieben; er dachte nicht anders, als daß der Feind mit größern Maſſen anrücken werde, daß die Liebe ſeines gefallenen Engels, wie er Suſy nannte, ſich ein für allemal in tödtlichen Haß verkehrt habe. In dieſem Glauben ſah der ganze Tag den Alten äußerſt geſchäftig, um Alles ins Werk zu richten, damit er die feindlichen Schaaren „anſtändig“ empfangen konnte. Er hatte auf dem Hofe den beſchädigten Ferkelſtall völlig geſchleift, Balken und Bretter ins Haus geſchleppt und in die offenen Fenſterluken geſtemmt. Hier und da ſtarrten die Splitter wie Palliſaden zum Hauſe hinaus und zwiſchen den Lücken konnte gefeuert werden, wozu freilich nicht weniger als Alles fehlte. Zu Waffen hatte er einige leichte Hebebäume zurechtgeſchnitten, die er den kleinen Zigeunern aus Indien in die Hände geben wollte, ſobald man draußen zum Angriff blies. „Dieſe kleine braunhäutige Race,“ ſagte er, „iſt zwar nach ihrer ganzen Art verweichlicht und unbrauchbar; inzwiſchen muß die junge Brut wiſſen, daß ſie in Irland iſt. Hier iſt kein Land, wo Milch und Honig innen fließt, hier gibt's Prügel mit Bitterbier. Hier darf keine Seele ſchlaraffiren, denn hier iſt alle Tag' der Teufel los, und ſollt' er in der Geſtalt einer ehedem Heißgeliebten auftreten! O du räuberiſch Unweſen! Hab' ich nicht zweimal die Linie paſſirt, und ſind mir etwa aus all den Feldzügen gegen braune Männer und bunte Weiber ſoviel Haare auf dem Kopf geblieben, daß du mir ſo mein Haupt krauen durfteſt, als wär' ich dein Papchen?“

Die indiſchen Vögel ſchrieen eben, als er ſie gleichnißweiſe citirte. Er hatte ſie, ſobald er den Platz vor dem Hauſe vom Feinde geſäubert ſah, aus dem Wagen geholt, und ſie an ihren meſſingenen Reifen mit Stricken über der Thüre und an den Simſen befeſtigt. Da ſchaukelten ſich die buntbefiederten Krummſchnäbel und kreiſchten, daß die hohlen Räume des Hauſes bebten. „Ja wartet nur,“ ſchrie Muff mit ſeinen Naſaltönen dazwiſchen, „Ihr ſollt ſchon zum Angriff blaſen, ſpart Eure Kehlen, Ihr Ungethüme!“

In gleicher Weiſe hatte er auch ſonſt alle Habſeligkeiten aus dem Wagen hereingeſchleppt, und ſeinem Herrn und den fünf braunen Burſchen nach Möglichkeit den Comfort zubereitet, Decken ausgeſpannt, Kiſſen geordnet, das Reiſegeräth zum Gebrauch geſtellt. Ein Paar Säbel und eine Flinte, der jedoch der Stein fehlte, ſtanden in dem einen Zimmer kreuzweis aufrecht; die Taſchenpiſtolen, die man bei ſich geführt, ſchienen von der Näſſe gelitten zu haben und leider für den Augenblick untauglich.

In dieſen kräftigen Zurüſtungen zu einem freilich unnöthigen Endzweck war der alte Kriegsknecht ſo recht in ſeinem Element, wie er denn in ſeltenen lichten Momenten der Einkehr, wo er ſeinem Gewiſſen Audienz gab, ſich ſelbſt auch recht gern dies Zugeſtändniß ſeiner kriegeriſchen Fähigkeiten machte. „Als Menſch vielleicht nicht ganz übel, vielleicht zweifelhaft,“ ſagte er ſtirnrunzelnd, „als Sergent aber jedenfalls bedeutend!“ — Inzwiſchen war ſeine Selbſtanſchauung in beiden Punkten falſch; er war weiter nichts als ein Irländer. — —

Capitän Bally war den Tag über ab und zugegangen. Er konnte ſich in vieler Hinſicht auf Muff verlaſſen, denn ſo zäh, karg und dienſtmurrig der alte Narr ſich gegen die Perſon ſeines Herrn erwies, ſo eilfertig und emſig bemüht war er, ſobald es galt, deſſen Eigenthum und Ehre zu ſchirmen. Vor Allem hatte der Sergent für die indiſchen Kinder die behäbige Sorgfalt einer mütterlichen Amme. So ungeberdig in Worten er gegen die zarten Pflanzen eines liebevolleren Klimas war, ſo zärtlich und ſorgend erwies er ſich im Thun und Wirken, um das Loos der kleinen Weſen, das kümmerlich genug war, zu mildern In Vergleich gegen die Strapazen und Entbehrungen, welche die lange Seereiſe nöthig gemacht, waren ſie jetzt froh, endlich nur feſten Boden zu faſſen, wenn es auch nur der feſte Boden einer trockenen Herberge war. Sie ſtellten ſich über ihre Natur muthig und keck, als ſie den Sergenten mit den kriegeriſchen Zurüſtungen beſchäftigt ſahen, und ſuchten lachend und ſcherzend die kurzen Prügel gegen einander zu ſchwingen, die ihnen der Alte zurechtgeſchnitzt. Wenn der Capitän durch die offengebliebene Hinterthür zu ihnen trat, umtanzten ſie den Herrn und Vater mit muntern Sprüngen, ſchwatzten wie Staare und kicherten wie Lachtauben, die ſich ein alter Herr als Ableiter des Podagras hält. Für Capitän Bally's Schwermuth aber wollte heute der Scherz der Kleinen nicht wie ſonſt die ableitende Wirkung üben, er war ſtill, unſtät, träumeriſch. Auch litt es ihn nicht lange in dem lächerlich wüſten Raume der ſeltſamen Schenke, er ſah, daß Muff für die Seinen redlich und nach Möglichkeit geſorgt, und ſchlich mehrmals fort, um den Stimmen unbehindert zuzuhören, die in ſeiner Seele allerlei Trübſinn flüſterten. Es trieb ihn in Flur und Wald, alle Stege, alle Berggipfel ſeiner Heimath mußte er wiederſehen, ſein Herz frohlockte den alten Schauplätzen mit erfriſchter Jugendkraft entgegen; an Ort und Stelle aber, am Ziel dieſer ſeiner Wünſche, warf jedesmal eine bange Trauer ihren Schleier über ſein Herz und ließ ihn alle Schmerzen eines verſchuldeten und unverſchuldeten Unglücks aus dem Wermuthstrank der Erinnerung ſchlürfen.

So ward ihm der Kelch des Wiederſehens ein gar bitterer. Und wenn er vor dem Schloß ſeiner Väter ſtill ſtand und nach den gewölbten Fenſtern blickte, da war es als müßte ſeine Seele ſich ihm plötzlich im Buſen löſen und zerrinnen. Ein Gefühl des Schwindels riß ihn hin, eine Macht der Lähmung bannte ihn zurück; und ſo ſtand er mit zitterndem Herzen vor dem alten grauen Thorweg, durch den er einſt ſingend und lachend triumphirt. Die ſchweren Glockenthürme und die Eckpfeiler der hohen Burgmauern, wo das Wappen ſeines Hauſes von Moos überwachſen war, ſchienen drohend und doch wehklagend auf ſein altgewordnes Haupt herabzuſpähen, und ſein Auge hing wie verkohlt an der großen

Uhr im Thurm, wo alle Viertelſtunde der kupferne Sanct Patrik herausſprang, um ſeine ſegnende Hand über das Haus zu ſtrecken. Das Uhrwerk war noch gut im Gange; es hatte ſchon ſo manches menſchliche Seelenuhrwerk überdauert und der heilige Patrik war ſeit ſo langer Zeit doch nicht müde geworden in ſeiner Hanthierung. Links und rechts auf den Seitenflügeln des Gebäudes, die den Hofraum umſchloſſen, ſchwangen auch noch die beiden Glücksgöttinnen im Spiel des Windes ihr luſtig Kleid. War auch Fortuna, die wetterwendiſche, die hier den Windhahn machte, nicht müde geworden, ſich zu wenden und zu drehen und den Mantel wie ein geſchickter Diplomat zu halten? Das war Alles nach funfzehn Jahren noch immer daſſelbe, es heimelte den alten Sohn des Hauſes an und er war doch nicht fähig, die Schwelle ſeiner Ahnen zu betreten, wo ein fremder Geiſt Wache hielt, für den er das Loſungswort, wenn jener es forderte, nicht wußte. So ſtand er denn gebannt, ſchaute, horchte und verſank in unſägliche Trübſal. Wie die geſchiedne Seele, der es ein gütiger Gott gewährt, die alte Hülle des ſterblichen Lebens von ehedem noch einmal zu begrüßen, und die nun ein leiſer Schauder anwandelt, in das alte Kleid zurückzufahren, weil mit all den Freuden von ehedem auch das Uebermaaß der alten Pein ſie beſchleicht: ſo ſtand William vor dem Hauſe ſeiner Väter und ſchlich immer wieder fort, ein unbekannter, abgeſtorbner Geiſt, der ſich nicht entſchließen kann, noch einmal lebendig zu ſein. Es war vielleicht in demſelben Augenblick, wo drinnen im Schloß der Prieſter O'Leary den beiden zweifelvollen Männern Rede ſtand, als der Erbe von Bally-Caſtle vor dem eiſernen Gitterthor auf und niederſchlich.

Er war auch im Dorfe umhergewandelt bis nach Kildare hin, denn ſo weit reichten die Hütten der Pachtbauern von Bally-Caſtle. Hätte er nur ein altes bekanntes Geſicht gefunden! Ueberall aber fremde Geſtalten. Die alten Pächter waren ausgetrieben; neue Zinsbauern, gierige Züge, habſüchtige Blicke, hohle Wangen, offenbarer Hunger, geheime Tücke und allgemeine ſtumme Verdroſſenheit! Ein Fremdling wanderte er über die üppigen Fluren, die nur der Menſch mit ſeiner entſtellten Blöße entwürdigte. In einer abgelegenen Lehmhütte, die ein Wirthshausſchild an der Stirn führte, hatte er Mittag gemacht. Hier am Kartoffeltrog, um den ſich Greis und Kind und Kindeskind ſchaarten, durchſchmeckte er das ganze Elend ſeiner heimiſchen Brüder. Es war ein Schaugericht, das die Leute verzehrten. So nennen ſie es, wenn ſie das Näpfchen Salz, das auf dem Tiſche ſteht, nur mit den Augen berühren, nur mit den Blicken genießen, da es zu theuer iſt, um es an jede Kartoffel zu wenden, die ihren Hunger ſtillt. Da hatte Bill ſich ſatt geweint, als er mit den dürren Erdäpfeln vergeblich ſein ſchmerzliches Gefühl zu erſticken ſuchte. Und als die arme Brut, alt und jung, ſich um ihn ſchaarte und in ihn drang, ſein Leid zu offenbaren, da gab er ihnen ſchnell ein Stück Geld und hieß ſie ſchweigen. Dort ſpeiſte er auch all die harten Mittheilungen mit hinunter, die ihn über den Stand der Dinge in Bally-Caſtle klar machten. Edmund Warden, ſein Vetter und Milchbruder, galt nach der Meinung der Leute, aber auch nach dem geſetzlichen Abſchluß der Juſtiz für den rechtmäßigen, alleinigen Beſitzer von Bally-Caſtle, für den erblichen Eigenthümer aller Güter und Anhängſel der Familie O'Bally. Er war als Verweſer, als Verwalter eingeſetzt, als William Irland verließ, hatte als ſolcher ſeinen frühern Aufenthalt in der Hauptſtadt vertauſcht und mit aller Sorgfalt ſich der Bewirthſchaftung befleißigt. Einige Jahre darauf aber war eine Verſteigerung angeſetzt, in einer Zeit, die der Landadel im Auslande zuzubringen pflegt. Niemand bot, und Edmund Warden brachte die verſchuldeten Güter durch eine bettelhafte Summe an ſich. Dieſe ſtand nun, falls der Erbe auftrat, für dieſen bereit. Allein was die Herzen der Milchbrüder noch weit mehr entzweite, Edmund war, wie wir wiſſen, zur engliſchen Kirche übergetreten, zu derſelben Zeit, als ihm die Güter zugeſchlagen wurden; wie ſein Gewiſſen ihm ſagte, um die Hand ſeiner Eliſabeth zu gewinnen, wie aber der Argwohn ſagte, um ſich dem Intereſſe der Regierung zu verpflichten und ſich ohne Widerſpruch als Baronet und Erbherr von Bally-Caſtle feſtzuſetzen. Das war das eigentlich Schmerzliche, das den Capitän Bally ſo hart niederbeugte, als er vor dem Burgſchloß ſeiner Väter ein heimathloſer Fremdling ſtand und nach den Windfahnen der Fortuna und nach dem kupfernen Patrik hinaufſtarrte, der grün wie die Hoffnung und luſtig wie ein Kobold aus der Thurmuhr ſprang, um zu zeigen, was es an der Zeit ſei.

Es dunkelte bereits, als Capitän Bally abermals nach der dürren Herberge ſchlich. Er wollte mit ſeinen indiſchen Kindern noch vor Schlafengehen den Abendſegen beten. Dieſe fünf Sprößlinge ſeiner Leidenſchaft hatten ihm indiſche Frauen geboren, Frauen, die er als Sclavinnen an ſich gebracht, natürlich ohne einen Bund voll Heiligkeit mit ihnen zu ſchließen. Flüchtige Kreaturen des heißen Augenblicks, Opfer des erhitzten Blutes im Fiebertact des ſchönen weichen Südens, hatte er für dieſe Nebenſchöſſe ſeines Lebensbaums doch allezeit ſtreng väterlich geſorgt, und was ungeberdig und nicht ſchulgerecht an ihrer Geburt und ihrem Daſein war, durch zarte Sorge um ihr Seelenheil zum Theil wieder gutzumachen geſucht. Indem er dem Schooß des echten Glaubens fünf Anwartſchaften zur chriſtlichen Seligkeit zuführte, fünf Kinderſeelen der heiligen Taufe übergab, glaubte er, was nach Sünde an ihnen ſchmeckte, redlich ausgeglichen zu haben. Allerdings waren die braunen Kleinen in den erſten Jahren ihres Lebens den Müttern überlaſſen geweſen, und ſomit in heidniſchen Begriffen eingewurzelt, allgemach aber hatte der gut katholiſche Capitän ſich ihrer Grundſätze und ihrer Seelen überhaupt bemächtigt, hatte ſie ſelbſt unterrichtet in den heiligen Dingen des Chriſtenthums und von dem erſten beſten katholiſchen Prieſter, der in der indiſchen Armee aufzutreiben war, den Act der Taufe an ihnen vollziehen laſſen. Dabei war freilich viel Confuſion in den jungen Seelen ſitzen geblieben, und ſie konnten, genau beſehen, den Meſſedienſt vom Heidenthum ihrer Gangesheimath nicht gut unterſcheiden.

Wie der Capitän durch das Schlupfloch einer halb verſetzten Hinterthür ins Haus trat, kam ihm Muff mit der Laterne und mit behutſamem Wink entgegen. „Sie ſchlafen ſchon, unſere Würmer!“ ſagte er und ſchmunzelte, wie der Capitän ihm auf die Schulter klopfte. In dem innerſten Zimmer, das gegen Luftzug und Witterung am meiſten geſichert ſchien, hatte der Sergent, der als Kinderwärter ſehr brav war, die Lagerſtätte wohl bereitet, mit Decken wohl gefüttert und eingehegt. Da lagen die fünf braunen Geſichter neben einander kaſernirt; die lächelnden Schläfe küßte der Friedensengel mit dem Traum der fernen Heimathwelt. Bally nahm dem Diener die Leuchte aus der Hand und weidete ſich am Anblick der Knaben. „Alſo Ihr ſeid die Meinigen,“ ſagte er, „Ihr ſeid mein Eigenthum und mein Recht, meine Liebe und meine Sorge; hier in Irland ſcheint Alles für mich begraben und ich ſelbſt ein Todter, dem man für ein ungeſetzliches Wiederkehren vom Lande Jenſeits nur das Gefühl der Befremdung und Verwunderung bietet!“

Er ſetzte ſich auf den Boden, matt und ſtill. Die Laterne warf ein ruhiges Dämmerlicht in die Halle und er lehnte ſich auf das Lager, das ihm der getreue Muff bereitet. Auch dieſer kroch auf ſeine Streu im entgegengeſetzten Winkel, und indem Beide die Stunde nahe fühlten, wo ihr Nachdenken und ſtilles Sichaufſichſelbſtbeſinnen allabends begann, tönte der leiſe Hauch der ſchlafenden Kinder durch den engen Raum.

„Capitän!“ fragte Muff, „ſchlaft Ihr ſchon?“

Es war ſo die gewöhnliche Situation, in welcher Herr und Diener noch ein Paar Vertraulichkeiten, Lebensbetrachtungen oder verſchwiegene Herzenswünſche einander mitzutheilen pflegten.

„Capitän!“ begann der Sergent von neuem.

Bally fragte nach ſeinem Begehren.

„Capitän!“ ſeufzte der Alte, — „ich bin ſehr trübe.“

„Nun, da geht Dir's, alte Seele, wie mir. Ich kann die Heimath in der Heimath nicht wiederfinden.“

„Capitän,“ gähnte Muff, „ich alter Menſch bin Gott einen Tod ſchuldig, und ich glaube, der große Gläubiger wird über lang oder kurz ſeinen Poſten einfordern. Vielleicht gibt er mir noch etlichen Vorſchuß, aber viel wird's nicht ſein. Ich bin ſein betrübter Schuldner. Irland aber iſt mir einen Fetzen Erde ſchuldig, wo ich alle Viere von mir ſtrecken kann bis in alle Ewigkeit. Ach, wenn ich nur noch ein fröhlich Begräbniß hätte! Aber wir, die wir rechtmäßige Erben von Bally=Caſtle ſind, wir werden kaum ein Stück eignen Boden finden, wenn wir uns hinſetzen wollen in den Lehnſtuhl der Ewigkeit, will ſagen in die Grube unſerer Väter!“

„Schweig, Alter!“ ſagte Bally mit unterdrücktem Zorn.

„Ach, ich habe ſo munkeln hören, als ich hinüberſchlich zu den Nachbarn. Verfluchte Wirthſchaft das! Erbärmliches Ketzerthum macht ſich breit in unſern Mauern, als gäb' es keinen Sanct Patrik mehr, der aus der Thurmuhr ſpringt. Die heilige Jungfrau wolle uns ein warmes Grab bereiten! Aber wenn wir auf Bally=Caſtle unſern Einzug halten, wird man uns wohl zum Empfang, wie man zu ſagen pflegt, eine kalte Schulter entgegenſtrecken!“

Murrend dehnte ſich der Sergent und bald hörte man wieder ſein wohlgemuthes Bravo, das er ſich ſchnarchend zurief. Auch der Capitän ſchloß die müden Augen. —

Es mochte kaum eine Stunde verſtrichen ſein, obwohl es draußen völlig dunkel geworden war, als ſich an der kleinen, nur wenig verwahrten Hinterpforte ein Geräuſch vernehmen ließ. Es war als wenn Bretter bei Seite gerückt wurden und ſchon hörte man im innern Raum etwas ſchleichen. Es tappte, ſchien aber ſicher zu gehen. Muff ſchnarchte mit raſch abwechſelndem Tempo in Dur und Moll; der Capitän ſprang auf und lauſchte. „Der ausgetriebene Herbergsvater kann hier nicht als Geiſt nach Schätzen graben wollen!" ſagte ſeine geſunde Vernunft. Wie er an die Thür ſchlich und den Kopf um die Pfoſte wandte, ſah er eine weibliche Geſtalt, mit einer Blendlaterne, deren Schein ihm nur den Saum des rothen Kleides zeigte. „Muff, Muff, O'Muff!" flüſterten ein Paar Lippen, die alt oder jung ſein konnten, weil der flüſternde Hauch im Dunkel täuſchte. „Hat der alte Menſch ſchon ein Rendezvous? Spricht vom Tode und erwartet Liebesluſt?" dachte Bally und ſchob ſich von der Wand zurück. Alsbald, wie die Erſcheinung in der Thür ſtand, fiel der Schimmer der Laterne auf den obern Theil ihrer Geſtalt und der Capitän erkannte die burleske Alte mit dem Zigeunerteint und dem Turbankopfputz, dieſelbe, die vor der Thür die Dorfjugend regierte, ihn begrüßte und bei Namen nannte. Er wollte ſie anrufen, als ſie weiter ſchreitend auf den Schläfer ſtieß, der ſeiner Gewohnheit nach quer auf der Schwelle lag. Sie bückte ſich über ihn und beleuchtete ſein Angeſicht. „Biſt Du's, Muff?“ ſagte ſie halb für ſich, „Jeſus Maria, wie iſt der Böſewicht alt und grau geworden! Schuft von einem Liebhaber, ſtraft Dich Gott auf dieſe Art mit Weißheit auf dem Haupte? Ach unter dieſer weißheitsvollen Decke wird's noch wie ſonſt ſchwarz ausſehen im Hirn und im Herzen. Verräther am Vaterlande, Flüchtling vor Gott und Menſchen, von mir will ich gar nicht reden!“

Der Capitän war abermals im Begriff, vorzutreten, da es zweifelhaft wurde, ob die Alte nicht mit böſer Abſicht erſchienen war. Aber Muff regte ſich und ſchien ſelbſt Rede ſtehen zu wollen. „Capitän!“ ſchnurrte er im Schlaf, „wir ſind Gott einen Tod ſchuldig, aber dem Teufel keine Seele!“

„Das frägt ſich, Du ausländiſch gewordnes Ungethüm!“ ſagte die Alte.

Muff fuhr auf aus dem Traume. „Geiſt meiner Suſy!“ ſchrie er entſetzt, indem ſein Auge ihr ins Antlitz ſtarrte „Heiland der Welt, biſt Du's wirklich, Suſy, Suſy?“ Er griff nach ihrem Haupt und faßte ſie mit beiden Händen. „Ach, wie alt und grau und garſtig biſt Du geworden, pfui, Suſy!“ ſagte er faſt wehmüthig.

Suſy aber griff ihm zornig ins Haar. „Und wär' ich's nun um Dich geworden, elender Bill?“ ſchrie ſie laut und ſetzte ihm die Blendlaterne wie ein Piſtol auf die Bruſt.

„Haltet ein!" rief Capitän Bally vortretend, „welch ein ſchlechtgewähltes Rendezvous gebt Ihr Euch hier?"

„Gott im Himmel, der junge Herr!" ſchrie die erſchrockene Frau und beleuchtete mit zitternder Haſt den Capitän, der allerdings ehedem auf dem Schloſſe der junge Herr geweſen.

„Hat ſich was mit junger Herr!" brummte Muff, „iſt auch alt geworden im Kampf mit Chineſen und Bajaderen. Sind auch vor Heimweh gealtert, kommen nun hier an, und werden mit Fäuſten bewillkommnet, mit Steinwürfen bewirthet. Verkrieche mich in die miſerabelſte Herberge und bin nicht ſicher vor haarſträubenden Liebkoſungen."

Der Capitän erinnerte ſich jetzt der alten Perſon, die im väterlichen Schloſſe Dienſte gethan. Ihre Angehörigen waren vom verſtorbenen Baronet mehrmals aus dem Schuldthurm befreit, wie denn der Vater des Capitäns allen Untergebenen ein gar gütiger Herr geweſen war. Dafür hielt ſich Suſy Toole der Familie Bally bis ans jüngſte Gericht und drüber hinaus verpflichtet. Unter der neuen proteſtantiſchen Herrſchaft mußte ihr altkatholiſch Weſen und ihre Läſterzunge bald genug Mißbilligung finden. Sie ward entfernt, kam aber doch oft genug ins Schloß, um Almoſen zu holen, das ſie weniger zu erbitten als zu fordern ſchien. Jetzt ergoß ſie ſich nun in Wehklagen und in Schmeicheleien und Capitän

Bally konnte weder den einen noch den andern Strom hemmen. Das gewundne Tuch war ihr vom Kopfe geſtreift, die greiſen Ringelhaare hingen über Bruſt und Schulter hinweg, aber bei allem Geſpenſtiſchen, das ihr Anblick einflößte, war doch die treue Anhänglichkeit der Alten von einem rührenden Eindruck. Das prophetiſche Pathos, mit welchem ſie unter dem Volke auftrat, wenn ſie Amulette und geweihte Lichtſtümpfchen anbot, war ganz aus ihrem Weſen verſchwunden, eine gute geſchwätzige Alte hörte man plaudern, als wenn ſie, wie Muff ſagte, mehr Lippen als Zähne und eine Lunge voll Ewigkeit hätte.

Der Sergent hatte noch eine Leuchte angezündet, Lärm und Licht hatten auch die kleinen braunen Schläfer aufgeſchreckt, ſie waren vom Lager aufgeſprungen und wußten nicht, wie ihnen geſchah, ſtanden in den wollenen Hemdchen zu einem Haufen an einander gedrückt und rieben ſich die ſcheuen Augen. Auch einige Vögel im Nebengemach wetzten die Schnäbel an den eiſernen Stäben, krächzten ihren Unwillen herüber und hießen die ſchwatzende Alte verſtummen.

„Seht, Suſy Toole,“ ſagte Bally, „wie Ihr Alles aufſcheucht, und doch ſind wir arme Pilger, die der Nachtruhe bedürfen. Auch meine Knaben habt Ihr mir wach geſchreckt.“

Die fünf Kinder im Nachthabit ſchaarten ſich ängſtlich um den Vater, wie Küchlein, die den Schutz der Flügel ſuchen.

„Wir ſind zwar arme Pilger hier in Irland,“ ſagte Muff und ſah der Alten mit einer Art von Trotz in die ſtarren Augen, „aber hier dieſe fünf braunen Prinzen von Golconda, das ſind unſre überſeeiſchen Provinzen, lauter echte Bajaderenkinder von beſter Race Und ſo eine Bajadere, das ſag' ich Euch, die iſt kein pauvres Frauenzimmer, hat, bei Gott! ihr Mütterliches, auch ihre liegenden Gründe. Wir aber, weiß der Himmel! waren da nicht faul, all das braune Weiberzeug mit den funkelnden Augen war unſer Sklavenvolk, und Gott iſt allerwegen Gott der Herr und die Liebe ſein Prophet, ſagen die Weiſen im Morgenlande.“

Die Alte war in ihr Knie geſunken, griff mit beiden Händen in ihr greiſes Haar und blieb zuſammengekauert am Boden liegen.

„Um aller Heiligen willen!“ ſchluchzte das Weib, „und Eure Liebe in Irland, Eure Nora, hattet Ihr vergeſſen?“

„Nora!“ flüſterte Bally erſchüttert, wandte ſich abſeits und verhüllte ſein Haupt.

„Freilich war ſie des Himmels Braut,“ klagte Suſy, „aber ſie war auch Eure Braut, Euch mehr als Braut geweſen. Und habt Ihr nie zurückgedacht an das Weib, das Euch anheimgefallen war mit Leib und Seele? Oder habt

Ihr dort im Morgenlande geglaubt, Gott in Irland ſei nicht mehr der alte Gott und die Liebe nicht mehr ſein alter und ewig junger Prophet, der Zeichen und Wunder thut, damit man ſein heilig Weſen daran erkenne? Habt Ihr nie daran gedacht, was aus einem armen Weibe werden könne, das man geküßt hat bis ins tiefſte Leben? Ach ja, ſie ging ins Kloſter, dem ſie ja von früh an zugelobt war. Hatte ſie der weltliche Bräutigam, nachdem er ſie als ſein Weib umarmt, treulos und feig verlaſſen, ſo mußte ſich ihrer der himmliſche Schatz erbarmen. O! der erbarmte ſich auch wohl, aber der weltliche Bräutigam ſaß ihr ſchon zu tief im Herzen, und unter dem Herzen, ach! da regte ſich's wunderſam wie eine geheimnißvoll lebendige Erinnerung an Euch!"

„Großer Gott!" hauchte William Bally und ſank auf ſein Lager hin.

„Ach, das wollte nun ſtill und reuig getragen ſein, in Buße vor Gott, und geheim vor den Menſchen. Die heilige Jungfrau iſt gnadenvoll und mild, denn ſie hat auch unbewußt empfangen und geboren, es überkam ſie wie ein Fittich von der Liebe Gottes. Auch die geſammte Schaar der heiligen Männer und Frauen iſt in Reue zu gewinnen und mit bußfertigen Werken. Gott und die Heiligen ſind mild, aber die Menſchen ſind hart, alſo war das ſündvolle Vergehen nicht wegzutilgen aus dem Angedenken der Welt. All die

Angſt und Sorge hat ſie auch an Leib und Seele gebeugt, Nora gebar in Schmerzen und entſchlief im Herrn. Meine Hände haben ihr das Grab bereitet, Nora liegt auf dem Friedhof Eurer Familie, denn dort gehört ſie hin; auf meinen Armen hab' ich Euer Kind getragen und gepflegt und gehütet —"

„Wo, wo?" ſchrie Bally, „ich beſchwöre Dich, gute Alte!" Er raffte ſich auf und ſtreckte die Hände nach ihr aus.

„Erſt kniet nieder," ſagte ſie, „und betet für Nora's Seele den Spruch."

Er folgte mechaniſch; es lag etwas Gebietendes in ihrem Weſen, und er ſprach ihr die Worte des Gebetes nach, küßte das Kreuz, das ſie ihm hinhielt, und ſchlug an ſeine Bruſt.

„Der Himmel ſei gelobt!" flüſterte Suſy mit einer Art von Genugthuung, „Ihr ſeid noch katholiſcher Chriſt, ſeid kein Heide geworden im Lande der Götzendiener. Nun ſollt Ihr Euer Kind umarmen!"

Sie riß dem erſchrockenen Sergenten, der ſcheu von ihr zurücktrat, die Blende aus der Hand und ſtürzte fort.

Der Capitän blieb kniend am Boden. Die indiſchen Knaben hatten ſich in ihre Decken gehüllt, wußten nicht was geſchah und kauerten ſtill bei einander. „Gottes Wunder!

wir haben das Haus ſchon voller Kinder!“ brummte Muff und ſchlug die Hände zuſammen. Da er in der fragmentariſchen und reducirten Wirthſchaft des rechtmäßigen Erben von Bally-Caſtle nicht blos Kutſcher, Schuhknecht, Kammerdiener, Küchen- und Kellermeiſter, ſondern auch Freund des Alten und Erzieher der Kleinen war, ſo hatte er einigermaßen die Befugniß, über eine neue Anwartſchaft ſeiner Pflege die Hände zuſammenzuſchlagen.

Inzwiſchen hatte Suſy den Nebenſprößling des Hauſes Bally, der draußen vor der Thür Wache gehalten, herbeigeholt. Es war jener ſchlanke, zarte Knabe, der die Alte bei ihren Wanderungen mit der Almoſenſtange zu begleiten pflegte. Er trug heut ſeine dunkelblonden Locken wieder turbanartig in das bunte Tuch geknüpft, ſein blaues Auge war wie immer ſcheu geſenkt oder nach oben irrend, das Schüchterne ſeines Weſens war in ſo fremdartiger Umgebung eher geſteigert. Suſy ſtand mit ihm auf der Schwelle, hielt ihn mit dem Arme umfaßt und ließ die vollen Strahlen der Blendleuchte auf das feine blaſſe Antlitz fallen.

„Bei Gott, Nora, meine Nora!“ rief Capitän Bally und ſtreckte die Arme aus.

Der Knabe ſchrie auf und zuckte heftig zuſammen, aber die Alte flüſterte ihm leiſe Worte ins Ohr, die ſeine Aufregung beſchwichtigten.

„Ja, Sir William Bally,“ ſagte ſie laut, „ganz die Mutter, ganz ihr Abbild! Nehmt es hin aus meinen Händen, das theuerſte Pfand und Vermächtniß ihrer Liebe.“

Sie führte ihm das Kind entgegen und legte es in ſeine Arme. Er wagte es kaum, das liebe Weſen an ſich zu drücken, eine wunderbare Scheu hielt ſeine ſtürmiſch bewegten Lebensgeiſter plötzlich wie gebannt, die Züge der geſtorbenen Geliebten waren wie durch geheimnißvollen Zauber aus der Unterwelt heraufbeſchworen, er glaubte, Nora ſelbſt lehne ihr todtenblaſſes Antlitz an ſeine Schulter und ihr nur halb erwachtes, nur erſt halb wiedergewonnenes Leben ſträube ſich noch, aus dem ſüßen Schlaf der Ewigkeit zurückzukehren an ſein treuloſes Herz und in die zweifelvolle Wirklichkeit der Menſchenwelt.

Rory, der Knabe, blieb ſtarr und ſtill. Selbſt als er das Haupt erhob, und in das thränenvolle Auge des Mannes blickte, den man ihm zum Vater gab, wollte keine Freude und keine Zuverſicht in ihm wach werden. — Iſt das arme Menſchenherz immer ſo blöde, daß es der Gewöhnung bedarf, um Glück oder Unglück ſchnell zu faſſen? Kann die zähe Menſchenſeele ſich auch an Liebe nur langſam gewöhnen? Oder war Rory, das verwaiſte Kind, ſo fremd im Leben geblieben, daß nur bei ihm die innere Stimme ſchwieg? —

„Heda, Ihr Lebergeſichter aus Indien!“ rief der Sergent den braunen Knaben zu, die ſich unter die Decken verkrochen hatten, „heda! Ihr habt 'nen weißen Bruder bekommen. Ein ſo engelhaftes Milchgeſicht, wie bei Euch, Ihr kleinen Halbteufel, in Lebzeiten keines aufzutreiben iſt.“

Die junge Brut ſprang auf und kicherte dem neuen Bruder entgegen, der mit den bauſchigen Beinkleidern und dem bunten Turban um den Kopf für ſie gar nicht ſo viel Frembartiges hatte. Sie waren alle kleiner und jünger wie Rory, und unter einander je um ein Jahr und um Kopfeslänge verſchieden. Die fünf Knaben waren zwiſchen ſieben und zwölf Jahren, und wenn ſie der Sergent in Reih' und Glied aufmarſchiren ließ, glichen ſie in auf- und abſteigender Linie einer Section Orgelpfeifen. Wie ſie jetzt in den weißwollenen Röckchen lachend und jubelnd um Rory herumſprangen, wollte dieſer vor Scheu faſt vergehen und konnte nicht ohne Kampf und Ueberwindung die zutrauliche Begrüßung erwiedern. Betäubt und überwältigt, wie er war, lehnte ſich Rory an die Bruſt des Capitäns und verbarg ſein Antlitz.

Suſy hatte ſich im Tumulte davongeſchlichen. Erſt jetzt merkte man ihr Verſchwinden. Muff eilte hinaus und rief nach ihr; aber vergebens. „Daß nur das alte Zauberweſen mir nicht auch noch eine Kleinigkeit ins Haus bringt!“ ſagte der Sergent mit einer Art Wehmuth, die ihm ſeltſam genug ſtand.

Alles ging nun noch einmal ſchlafen und ſchien einer ruhigen Nacht zu bedürfen. Nur für Rory wollte ſich kein Schlaf auf die Wimpern ſenken. Man hatte für ihn neben dem Capitän ein Lager bereitet; er lag mit geſchloſſenen Augen da. Sobald er ſich unbelauſcht glaubte, richtete er ſich auf und lugte nach allen Seiten. Der Sergent lag ſchnarchend auf der Schwelle, die braunen Weſen, die ſeine Brüder ſein ſollten, hauchten ſtiller, ſelbſt der Alte, der ihm als Vater aufgedrungen wurde, ruhte feſt und ſicher. So eben wollte das Nachtlicht verglimmen, da benutzte Rory noch die letzte Blicke ſeiner Leuchte; haſtig und fliegend wie er war, der Widerwille gegen Menſchen und Behauſung beflügelte ſeine Schritte, raffte er ſich auf, tappte durch den Vorſaal, fand die lückenhafte Thür und ſtand ungefährdet in der freien Nacht.

Die Sterne leuchteten, die Nacht war lau und lind; der Flüchtling athmete frei auf und eilte weit fort das Dorf entlang. An der Kloſterpforte, unter dem Vorbau des Regenſchauers, ſchien er ſein Nachtquartier halten zu wollen.

Capitän Bally und den Seinigen mochte beim Erwachen am Morgen der nächtliche Beſuch wie ein Traum erſcheinen.

Ende des erſten Theils.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Rebellen von Irland.

Zweiter Band.

Die

Rebellen von Irland.

Novelle

von

F. Guſtav Kühne.

In drei Bänden.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1840.

12.

In Dublin hatte ſich die Stimmung der Gemüther in kurzer Zeit geändert. Oder ſoll man ſagen, die Aenderung habe nur darin beſtanden, daß das Verborgene ſich mehr ans Tageslicht gedrängt, der geheime Groll der ſonſt luſtigen Jungen von Irland mehr Nahrung, Kraft und Muth gewann, Altengland die Stirn zu bieten! So war es aber in der That ſeit der Flucht Archibald Rowan's, ſeit der Selbſtverurtheilung jenes Jackſon, der an ſeinem eignen Verrath irre ward und ſich und die angeklagte Geſellſchaft der Vereinigten Irländer den Richtern entzog. Rowan's Entweichung war ſo planlos wie ein Abenteuer, und doch um nichts weniger geglückt. Der Flüchtling blieb auch im Süden des Landes den Spähern der Regierung entzogen, das Gaſtrecht unter der Bevölkerung iſt heilig, und Padd triumphirt, wenn er einen Obdachloſen in ſeiner Hütte zwiſchen Schilf und

Torf bergen kann. Auf Jackſon's That aber wieſen die Patrioten mit Fingern hin, um ernſtlich daran zu gemahnen, wie Sanct Patrik noch mächtig ſei in Irland, weil dem Verräther ſein eigen Bewußtſein erwache. Padd's Natur iſt von der Art, daß er ſich mit ſo beſcheidner Vertröſtung gleich wieder befriedigt und ſeinem fröhlichen Leichtſinn ſich nach wie vor gern überläßt.

Geſchah dies damals nicht, ſo trug die engliſche Regierung die Schuld. Sie war erbittert über den mißlungenen Verſuch, einen Verein von Patrioten, der offenkundig viel radicale Köpfe zählte, für ſchuldig und für des Hochverraths verdächtig erklären zu können. Dabei wuchs die Gefahr, die Klubs der Vereinigten Irländer möchten ſich allmälig immer weiter erſtrecken. Schon hatten ſich auch in kleineren Städten und auf vielen Ritterſitzen Filialgeſellſchaften gebildet, auch in England und Schottland wußte man Emiſſäre thätig, welche die Sache Irlands mit den allgemeinen Intereſſen des aufgeregten Zeitalters in Verbindung brachten. Kam nun gar die Vereinigung mit dem katholiſchen Convent, der vorläufig allerdings nur auf Angelegenheiten der Kirche und des Glaubens ſein Augenmerk richtete, thatſächlich zu Stande, ſo erwuchs daraus eine Macht der Oppoſition, der man vielleicht nicht einmal mehr mit gewaffneter Hand die mancherlei Forderungen, zumal ſie naturgerecht waren, verweigern durfte. Es kam vor Allem darauf an, den katholiſchen Süden und den politiſchen Norden getrennt zu halten. Nicht weniger war auch der Stand der allgemeinen europäiſchen Verhältniſſe geeignet, die Regierung zur Entſchiedenheit zu nöthigen. Die franzöſiſchen Waffenthaten in Italien erfüllten die Welt ſo mit Furcht wie mit Bewunderung; Bonaparte hatte bei Lodi die Addabrücke erſtürmt, die Lombardei als cisalpiniſchen, Bologna und Ferrara als cispadaniſchen Freiſtaat erklärt. Das arme mürbe Oeſterreich zitterte vor dem blutrothen Morgenlicht der jungen Völkerfreiheit, und mußte vielleicht auf ſeinen Knien dem Sieger ein factiſches Daſein zuerkennen. Dann war die Republik mitten im Schooß der chriſtlichen Staaten nicht blos thatſächlich vorhanden, dann konnte ſie Athem ſchöpfen, konnte ihr Auge nach andern Punkten richten, konnte gedrückten Brudervölkern die Hand reichen, oder ihr Gift, wie die Gehäſſigen ſagten, langſam, ruhig, und um ſo ſicherer, in die Lebensadern der europäiſchen Menſchheit gießen. Was Schwindel war an der Republik, Rauſch, Entzücken und Fanatismus der Rache für jahrhundertlange Sklaverei, das Alles war Fluidum, konnte verdampfen und um ſo ſichrer eine todte Maſſe hinter ſich übrig laſſen. Wahrhaft gefährlich ſchien die Republik nur, wenn ſie zu Athem kam, ſich innerlich gliederte, um eine ruhige Poſition zu gewinnen, und mit der beſonnenen Zuverſicht eines Mannes, der weiß, was er will, um ſich blickte. So lange ſie ſich hetzte, ſo lange ſie mit der Schwärmerei des Jünglings nach Trophäen und Lorbeern ſtürmte, ſchien ſie noch beſiegbar, auch wenn ſie augenblicklich kriegeriſche Triumphe feierte. Freilich kann die Republik in dieſer wie in jener Lebensäußerung ſich als Religion bethätigen, denn für Religion gilt eben ſowohl der Fanatismus des Begeiſterten, als der ruhige Sieg allmächtig ſtiller Ueberzeugung. Aber nur als dieſe, nur als Sache eines großen, immerdar gewaffneten Friedens, meinten die tiefer Denkenden, ſei die Republik, ſo wie ſie es nannten, gefährlich. Machte ſie irgendwie den Anfang zu einer ſolchen Poſition, ſo blieb vor der Hand nichts übrig, als in ſeinem eignen Bereich gefaßt zu ſein, und die Flamme des eignen Herdes ſorgſam zu behüten, da man wohl ohnedies längſt fühlte, daß dieſe Flamme nicht mehr veſtaliſch ſei.

In dieſem Sinne ſchrieb Robert Stewart Caſtlereagh an ſeinen Freund Edmund Warden, als er dieſem ſeine Ankunft in Dublin meldete. Das Gouvernement bedurfte einer Anhängerſchaft im katholiſchen Süden, deshalb hatte Caſtlereagh Freunde nöthig. War nun Edmund offenkundig Proteſtant, war er durch ſeinen Uebertritt, wie durch ſeine ganze äußere Stellung an die Sache Englands geknüpft, ſo konnte ſein innerer Menſch doch nicht die Sympathien mit den katholiſchen Brüdern verläugnen, er wußte um deren Bedürfniſſe, hatte die Religion der römiſchen Mutterkirche in ſeinem Gemüthe nie ganz überwunden, und gerade bei ſeinem Schwanken zwiſchen außen und innen war er als Werkzeug zu gebrauchen, konnte, ſobald er abgenutzt ſchien, beſeitigt werden. Das Intereſſe, das Caſtlereagh für Edmund's Gattin hatte, war dem Anſchein nach ganz in den Hintergrund getreten; erſt ſpäter erwies ſich, daß es von ſeiner Seite nicht aufgegeben war. Caſtlereagh ſprach wiederholt von dem Wunſche der Regierung, der katholiſchen Sache in Irland aufzuhelfen; das Geſtändniß, es geſchehe, um die Radicalen im Norden zu unterdrücken, war ſo aufrichtig, daß es Glauben verdiente. Faßte dieſer Glaube Wurzel, ſo war man der Dankbarkeit der Mehrzahl in der Bevölkerung Irlands verſichert, und trieb einen kleinen Haufen behutſamer Menſchen vielleicht zu übereilten Schritten, welche vor aller Welt ſich als ſtraffällig bezeugen ließen. Zudem bemerkte man wirklich einige weſentliche Verbeſſerungen in der Stellung der Katholiken zum Staat. Daß einige Opfer nöthig waren, ſah Caſtlereagh ſehr wohl ein, nachdem er die milde Hartnäckigkeit, die ſanfte Verſtocktheit des Prieſters O'Leary kennen gelernt. Lord Camden freilich, der Lord Statthalter, war nicht unter denen, die wir oben als die Denkenden bezeichneten, er gehörte zu dem Menſchen, die raſch ihr Daſein und ihre Meinung gel=

tend machen, die ſich einbilden, energiſch und ehrlich zu ſein, weil ſie den Stand der Sache ſchnell ins Klare bringen möchten. War nun der Verſuch mißglückt, die Geſellſchaft der Vereinigten Irländer als ſtaatsgefährlich zu erweiſen, ſo blieb doch die Ueberzeugung feſt, jene ſei im Geheimen, was ſie noch nicht ſcheine. Es mußte etwas geſchehen, ehe ſich die noch getrennten Parteien verſtändigten, und man hatte den Muth, die Zuſammenkünfte der Vereinigten, die bisher öffentlich waren, im Namen des Königs zu verbieten. Die Gründe hatte man erſt ſpäter dem Parlament von Irland vorzulegen und deſſen Genehmigung war bei der Menge von Kreaturen, die im Solde Englands ſtanden, nicht zweifelhaft. Im Nothfall baute man auf die Kunſt der Intrigue, um ſpäter vor den Geſetzen den Gewaltſchritt zu rechtfertigen. Ein ſolcher und ein Eingriff in das Recht zu freien Zuſammenkünften war das Verbot immer. Der Erfolg davon konnte ein zweifacher ſein. Entweder ſchreckte man die Theilnehmer jener Verbindung zurück und es erwies ſich dadurch die Ohnmacht derſelben, oder man reizte ſie zu Unternehmungen, vielleicht gar zu Uebereilungen, die willkommen ſchienen, um kräftig einzuſchreiten. Die Furcht vor Verſchwörungen iſt ſtets gefahrdrohender und unheilvoller, jedenfalls unbequemer als die Thatſache der Verſchwörung ſelbſt.

„Aus dem Boden unſerer zweifelhaften Gegner,“ ſchrieb

Caſtlereagh an Edmund Warden, „wachſen täglich neue Geſtalten hervor, welche die Luſt verrathen, den Stand der Dinge erheblich zu verändern, ſich den Anſchein geben, als vermöchten ſie es, und ſich auf jene dunkle, unſichere Verbindung ſtützen, die vielleicht wie ein Nachtwandler ohnmächtig erwacht, wenn man ſie beim Namen ruft. Mit Grattan, mit Curran weiß man doch, woran man iſt, eine Fraction der Wahlfähigen beruft ſie, ſie heißen Männer des Volks, ſo gut wie in England Fox, ſie ſtehen im Parlamente da, ſagen was ſie wiſſen, und man weiß, wie weit ſie gehen, denn ſie ſind berechtigte Redner, und das Urtheil einer geſetzmäßigen Geſammtheit gibt doch den endlichen Ausſchlag. Unſere Verfaſſung iſt eine freie, d. h. ſie läßt innerhalb ihrer Bahnen den Widerſpruch zu, damit man die Summe deſſen, was das Volk will, abſchließen könne. Die Menſchenrechte der katholiſchen Unterthanen müſſen innerhalb der Geſetzmäßigkeit an Umfang und Geltung gewinnen. Was aber ſo im Stillen gährt, in der Dämmerung ſchleicht und in dunklen Gefühlen eines unſagbaren Patriotismus herumſchwelgt, iſt entweder ohnmächtig oder ſtrafwürdig. Aus jenem dunklen Grunde, wie ich ſagte, erwachſen immer mehr Geſtalten, als wollten ſie an Menge erſetzen, was ihnen außerhalb aller geſellſchaftlichen Stellung an Gewicht abgeht. Auch Edward Fitzgerald gehört zu dieſen. Sie müſſen ihn noch in der Uniform des Lieutenants hier in Dublin gekannt haben. Er iſt ein jüngerer Sohn des verſtorbenen Herzogs von Leinſter, focht, wie Sie wiſſen, in Amerika, und mag dort allgemeinen und oberflächlichen Republikanismus eingeſogen haben. Früher galt er für den luſtigſten Burſchen im Regiment; für den Burgflecken Athy gewählt, erwies er ſich linkiſch und höchſt übereilt in ſeinen Aeußerungen im Parlament. Später ſuchte ihn ſein Oheim, der Herzog von Richmond, bei einer Expedition nach Spanien zu placiren, bat aber zuvor, ihm ſein politiſches Glaubensbekenntniß zu eröffnen. Statt dies zu geben, nahm er ſeine Entlaſſung aus dem Dienſt des Königs, ſchwärmte in der Welt herum, und war im erſten Jahre der franzöſiſchen Republik in Paris, wo er ſich Bürger Fitzgerald ſchrieb und eine Mamſell Sims, eine angebliche natürliche Tochter des ehemaligen Herzogs von Orleans, heirathete, der die betrübte Schwachheit hatte, ſich Louis Philipp Egalité zu nennen, ohne dadurch ſeinem Tode zu entgehen. Seit einem Jahre lebte der junge Fitzgerald mit ſeiner Pamela wieder in Dublin, leicht, heiter, unbeachtet, iſt der beſte Tänzer in den Salons, hält die bunteſten Jockeys bei den Wettrennen und trägt eine grüne Binde. Er hat ein gutes Herz, denn man rühmt ſeine Wohlthätigkeit und aus Dankbarkeit wählt ihn geſtern die Bürgerſchaft ſeines Stadttheils zum Parlament. Da tritt er plötzlich aus dem unbedeutenden Leichtſinn ſeines Dahinlebens hervor und erklärt noch in der Wahlverſammlung, daß Irland von Henkern regiert werde. Was ſteht nun für Irlands Wohl von dem gemüthlichen Bonvivant zu erwarten? Was will der unbeſonnene Stürmer nun im Parlamente noch ſagen, nachdem er jenen Ausſpruch gethan, der, wie man eben ſo ſehr befürchten als bedauern muß, ſeinen Eifer ſchon vorweg erſchöpft und überboten hat? Wie kann man jahrelang tändeln und dann plötzlich mit einer tödtlichen Schwermuth ſeine Nebenmenſchen ſchrecken! Entweder man hat einen ernſten gewichtigen Gedanken und man ſetzt an ihn ein ganzes Leben voll Arbeit und treuer Sorge, oder man entſchlägt ſich aller Mühen und lebt planlos dem Genuß. Wer etwas will, muß etwas können, und um etwas zu können, bedarf es einer dauernden Stellung in geſetzmäßigem Verbande. Das iſt freilich mühſam und das irländiſche Blut ſcheut den bleichen Ernſt eines mühevollen Lebens. So wie unſer Padd lieber bettelt und das zufällig Erworbene ſchnell vergeudet, als andauernd einen fleißigen Lebenswandel zu verſuchen, ſo tändeln unſre Nebeln und ſchäumen für den Augenblick in die Höhe, ſtatt einen ſchweren Gedanken, der die Welt bezwingen ſoll, langſam zu hegen, treu ſorgfältig zu prüfen und mit Ruhe ins Leben zu ſtellen. Irland wird keine Revolution machen, glauben Sie mir, Freund. Was Rowan und Fitzgerald für Helden ſind, läßt ſich begreifen; und wer tiefer fühlt, wie O'Leary, der iſt unklar bis zur Verworrenheit, wehmüthig bis zur Ohnmacht. Irland kann ſich nicht ſelbſt leiten; ſeien Sie überzeugt, Pitt wird den echten Patrioten genügen, er wird durch Reformen jeder Umwälzung zuvorkommen, ſie unmöglich machen."

Merkwürdig blieb es, in welchen Grad von Wärme der ſonſt kühle Caſtlereagh ſich zu verſetzen liebte, wenn es galt, das Gewebe von Täuſchungen und Ueberzeugungen, das er ſein Glaubensbekenntniß nannte, feierlich zu entfalten. Das war vielleicht ein letzter Nach- und Widerſchein der in ihm untergegangenen irländiſchen Natur. Wenigſtens war er auch im perſönlichen Betrieb nicht ſtill genug mit ſeiner Ruhe, er entwickelte ſie zu vielfach. Als Ernſt aber erwies ſich in ihm der Glaube und die Nöthigung, das Leben müſſe ein ſtrenger Dienſt, eine immerwährende Arbeit ſein, wenn ſich ein Gedanke von Gewicht der Seele bemächtigt habe. Da müſſe ſchwinden, was das Daſein ſchmückt, da dürften nur die unterirdiſchen Götter hereinſteigen in den Kreis der Wünſche. In dem Briefe war der Gattin Edmund's mit keiner Sylbe gedacht; hieraus war abzunehmen, wie unruhig Caſtlereagh in ſeiner Ruhe war, wie wenig ſicher ſein Glaube an die Unmöglichkeit einer gewaltſamen Erſchütterung in ſeinem Vaterlande.

Gleich nach dem Erlaß des Edictes, nach welchem die Zuſammenkünfte der Vereinigten im Namen des Königs aufgehoben wurden, ward ein ſtilles Regen in allen Klaſſen der Geſellſchaft fühlbar. Eine offene Widerſetzlichkeit ward nirgends erſichtlich; England hatte ſie erwartet, ja gewünſcht, und war abermals getäuſcht. Irland blieb ruhig, aber es begann im Stillen zu arbeiten. An eine geſetzmäßige Oppoſition war Irland nicht gewöhnt; die Intriguen des Gouvernements, um das Parlament in Dublin für ſich zu ſtimmen, waren zu ſehr hergebrachte Thatſache; dazu kam nun der Reiz des Geheimniſſes, der ſeine Macht über die Gemüther zu üben begann. England verdammte die Geſellſchaft der Vereinigten Irländer, alſo mußte ſie ſich durch Vaterlandsliebe verſündigt haben. Die Geſellſchaft hielt geheime Zuſammenkünfte, im Dunkel der Nacht ſteigerte ſich die Luſt, zuſammenzuhalten und über Irlands Wohl und Weh nachzuſinnen. Es gingen vielfache Gerüchte von dem ſchnellen Anwachs der Geſellſchaft, von ihren geheimen Mitteln, von ihrer Verbrüderung in allen drei Königreichen, von ihren Verbindungen mit Frankreich. Man zählte jetzt die gefeiertſten Namen zu dem Verein, wollte wiſſen, daß Lord Edward Fitzgerald ihre Zuſammenkünfte beſuche, nannte mehrere Emiſſäre, welche in verſchiedenen Geſtalten im Lande auftraten, bezeichnete die Journale, in welchen die Mitglieder durch geheime Zeichen und Winke ſich verſtändigten; namentlich war die vom Patrioten O'Connor geſtiftete „Preſſe" das Organ der neuen Zeit. Man hatte Soldaten nöthig zu haben geglaubt, und mußte ſich jetzt begnügen, Spione zu halten.

Von alle dem war in Caſtlereagh's Brief an Edmund Wardon keine Rede. Er ſuchte den Glauben an die Unmöglichkeit einer ernſtlichen Unruhe zu verbreiten, während die Regierung in ihren herausfordernden Maßregeln vielleicht Schritt für Schritt langſam weiterging. Lord Camden, der nur für einen Soldaten gelten konnte, war ohne Zweifel nur ein Experiment, das die Diplomatie William Pitt's mit Irland anſtellte.

All dieſer Calcul war aber für Edmund's Stimmung viel zu fein, zu abſtract, zu entlegen; er war mit dem Nächſten beſchäftigt, mit Intereſſen, die ſo nahe ſich an ihn drängten, daß ſie feſt wie Alpdrücken bei ganz wachem Zuſtande auf ihm laſteten. Der Morgen war herangebrochen, aber die Läden waren in ſeinem Schlafgemach noch geſchloſſen, bei ihm war noch Dunkelheit und Nacht, und die herabgebrannte Kerze, die mit ihrem bleichen Schein auf ſein bekümmertes Antlitz fiel, war Zeuge einer ſchlummerloſen Nacht. Die Geſtalt O'Leary's wollte nicht vor den Augen ſeines Geiſtes ſchwinden. Wie ein Barde auf dem mürben

Felſen, um den das Meer des Unglücks wogt, ſtand der Greis vor ihm und ſeine Worte über Irlands Weh hallten ihm nach wie Oſſianiſche Geſänge vom Untergang eines geliebten Helden. So groß und doch ſo leidend und mild muß die Stimme des ewigen Gewiſſens ſein, wenn ſie am Tage des Gerichts dereinſt Geſtalt annimmt und als mahnender Hirt die verirrten Schaafe von der Heerde Irlands zu ſich ruft; nicht Poſaunenſchall und donnernde Strafe däuchte ihm ſo ergreifend als die ruhige Klage des Prieſters, der über Irland ſeine Hände breitete.

Edmund's Leben war ein Gewebe von Berechnungen geweſen, deren Enttäuſchungen ihn jetzt zu überwältigen ſchienen. Er hatte ſein Glaubensbekenntniß gewechſelt, weil er auf die Stärke des denkenden Menſchen baute, dem die Gottheit unter jeder Form der Anbetung dieſelbe blieb. Er hatte den ſtrengen Gebieter, den kaufmänniſchen Tyrannen geſpielt, weil ohne harte Zucht die zerrütteten Umſtände ſeines Hauſes nicht wieder in Ordnung zu bringen waren. Er hatte die Güter der Familie Bally wie ſeine eignen bewirthſchaftet, die Erbeigenthümlichkeit an ſeine Perſon geknüpft, um ſie, wie er behauptete, nicht in fremde Hände fallen zu laſſen. Trat der Erbe wieder auf, der ja auch ſein Freund, ſein Vetter, ſein Milchbruder war, ſo ſchien ein Vergleich eben ſo leicht denkbar wie natürlich. Dies ſchien wenigſtens die Art und Weiſe, wie er beim Antritt der Herrſchaft ſein Gewiſſen beſchwichtigte. Auch bei ſeinem Religionsübertritt fehlte es nicht an jenen Beruhigungsgründen der modernen Bildung, von der man nicht weiß, ob ſie mehr human oder mehr indifferent, oder beides zu gleichen Theilen iſt. Die Diplomatie des Weltmanns ſchien mit Allem fertig zu werden, Alles auszugleichen, aber es ſchien nur ſo; auch war in Edmund immer noch ein Reſt übrig, wo der Irländer laut wurde, es bedurfte nur der Erſcheinung O'Leary's, der Lamentation eines ſchwachen milden Greiſes und das Gerüſt aller ſeiner Berechnungen fiel zuſammen. Das irländiſche Herz in ihm wollte ſich nicht begraben laſſen, es raffte ſich unter den Erdſchollen immer wieder auf, und der Verſtand mit ſeinem Grabſcheit mühte ſich fruchtlos ab, es von neuem unter die Grube zu bringen. Geſchah ſeinem Herzen doch auch kein Genüge irgend wie. Seine Gattin liebte ihn nicht, die kinderloſe Ehe war eine Convenienz geworden, und um dieſer Convenienz willen war er von ſeinem Glauben, von ſeinem Irland, von dem Freunde ſeiner Jugend abgefallen. Man konnte Edmund in der That unglücklich nennen. Und wie er ſo da ſaß in dem verworrenen Nachtanzug, mit den tiefliegenden hohlen Augen, die über Caſtlereagh's Brief hinfort nach ganz andern Zeilen, nach ganz anderer Geheimſchrift der Lebensräthſel blickten, hatte man das Bild einer tiefen menſchlichen Zerfallenheit vor ſich. Man iſt nicht unglücklich, ſo lange man ſeine Gedanken an ein großes Ganzes heftet, ſei dies nun das eigne Volk oder die Menſchheit, die Schöpfung; nur die Unfähigkeit, aus dem eignen Ruin ſich nicht mehr dorthin flüchten zu können, wo Millionen Herzen ſchlagen, macht ein verlornes Daſein, das ſeiner eignen Verzweiflung erliegt. Caſtlereagh und Edmund hatten manche geheime Verwandtſchaft, ſo entgegengeſetzt ihr Weſen ſchien. Aber in jenem war die Lüge noch in Blüte, die Berechnungen waren groß, auf ein Ganzes gerichtet, der Spieler war noch in glänzender Thätigkeit, für Edmund, vielleicht nur weil ſein Leben ſo arm an Liebe, ſo entblößt von aller Genugthuung, hatten die Diplomatien des Calculs ſchon ihre Endſchaft erreicht, ihm bot ſelbſt die Zukunft keine lachende Miene mehr, ſo entſeelt ſchien ſeine Gegenwart; und ſo verſank er denn mit Reue an die Macht der Erinnerungen, an die Geſtalten und Stimmungen ſeiner Vergangenheit. Seit jener Scene mit O'Leary hatte er unabläſſig an William Bally denken müſſen. Und nun die ganze Summe des verſchuldeten und unverſchuldeten Unglücks über ſein Haupt zu ſtürzen drohte, ſchlich ſich auch ſeine erſte Jugendliebe in die Erinnerungen ſeines Herzens und ſah ihm ſcheu und mit verweinten Augen bis auf den unterſten Grund ſeiner Seele, wo ſein innerer Menſch noch rein von den

Berührungen der Welt und fleckenlos war. Was ihm damals als Irrthum entgegentrat, waren die Uebereilungen des Herzens, die Wallungen des Blutes, die er als Bethätigung der Liebe für völlig berechtigt hielt, noch bevor das Weib, das er liebte, vor den Menſchen als die Seinige anerkannt war. Menſchenhände hatten ihm die Geliebte entriſſen, ſie war ſchon vor ihrer Geburt dem Dienſte Gottes gelobt und mußte für die kindliche Hingebung an ein Herz dieſer Welt in ſtiller Buße das Erbarmen der ewigen Liebe ſuchen. Gewaltſam war ſie ihm entzogen und in ein Kloſter geführt. Ihn ſelbſt nahm der genußvolle Taumel der Welt in ſeine Wogen. Von dem Augenblick an, wo er Eliſabeth kennen lernte, begannen die Irrthümer ſeiner Berechnungen, die ihn eben ſo falſch geleitet. So war er nach allen Seiten hin verwaiſt geblieben. Die Brücken, die er ſich ſchlug, um über Klüfte hinweg feſten Fuß zu faſſen, waren abgebrochen, der Verkehr mit Welt und Menſchen gelöſt, und er ſtarrte in den leeren Raum hinunter, der ihn auf einer Inſel einſam ließ.

Er hatte die Nacht hindurch in alten Papieren gewühlt, dann wiederholt Caſtlereagh's Brief geleſen, um ſich mit einem Inhalt zu füllen, der ihn aus ſeiner eignen Perſon herausriß. Vergebens, die ſtieren Augen wollten ſich nicht ſchließen, und als er jetzt beide Hände über das Geſicht gedrückt, vom nächtlich langen Dienſt der Lebensgeiſter ſtumpf und mürbe, aber nicht ermüdet, in den Lehnſeſſel zurückſank, da hätte ſich ein Thränenſtrom des bedrängten und verzagten Herzens bemächtigen ſollen, um all das feſt vergrabene, ſchwer gewordne Leid von ſeiner Seele zu löſen; aber wie er auch an den Felſen ſchlug, es wollte ſich kein Quell des Erbarmens öffnen, ein einziger langgezogener Seufzer, der wie ein Schrei durchs Zimmer hallte, riß ſich aus ſeinem Innern und bekundete, wie dürr der Boden ſeines Innern war.

Er blieb ſtarr liegen mit bedecktem Antlitz. Das Nachtlicht ſank kniſternd zuſammen und erloſch wie eine Seele, die mit Schmerzen ſich an den Tod ergibt. Aber der Morgen war ſchon heraufgeſtiegen und brach durch die Ritzen der Läden ins Gemach. Edmund Wardon ſchüttelte die Starrheit von ſich, trat ans Fenſter und ſtieß die Jalouſien auf. Der junge Tag war bräutlich ſchön. Drüben im Bergwald jubelten Vögel, ſtiegen Dämpfe wie Opferduft. Edmund's Zimmer lag am Ende des Flügels, der an die Landſtraße reichte. Vor ſeinen Füßen zog armes Volk aufs Feld hinaus. Es waren ſeine Sklaven, Zinsbauern und Afterpächter mit Weibern und Schwärmen junger Brut, Alles zerlumpt, hager und ſeltſam, aber mit frohem Maulwerk und ſchallenden Kehlen. Wie ſie um den Saum des Waldes bogen, klang ihr ferner Sang wie ein Lerchenſchmettern von viel tauſend morgenfriſchen Seelen.

Edmund wandte ſich vom Fenſter zurück. Es hatte ſchon mehrmals geklopft und auf ſeinen wiederholten Zuruf wollte Niemand erſcheinen. Wie er ſelbſt die Thür öffnete, trat eine Geſtalt zur Seite und reichte ihm halb abgewandten Geſichts aus dem dunkeln Winkel einen Brief entgegen. Das ſcheue Weſen des Boten war auffordernd genug, ihn näher ins Auge zu faſſen. Wardon zog ihn über die Schwelle und der Knabe, der zögernd folgte, lehnte ſich ſchüchtern an die Pfoſte.

Der Brief war von Frauenhand; von einer Kloſterfrau Agathe unterzeichnet. „Im Namen Gottes,“ lautete der Brief, „im Namen Gottes, des Herrn, dem Ihr ja auch anhängt, iſt gleich Euer Bekenntniß ein anderes geworden: nehmt Euch des Waiſenkindes an, damit es bewahrt bleibe vor den Gebrechen und Trübungen der argen Welt. Seine Abkunft ſei Euch ſpäter vertraut, wenn Ihr das Recht dazu erworben habt. Der Kleine kam oft zu uns ins Kloſter der heiligen Brigitte, an der Seite einer alten Frau, die ſich geweihte Kerzen, Amulette und Reliquien einhandelte; er trägt ihr die Stange mit der Almoſenbüchſe nach, bettelt für ſie an den Thüren und ſpielt die Maultrommel. Die Aebtiſſin war darauf bedacht, das Loos des Kleinen zu verändern, ſie übergab den zarten Knaben einem Prieſter, der ihn für den Meſſedienſt beſtimmte, aber das träumeriſche Kind zeigte ſich unachtſam, gegen ernſtliche Ermahnungen taub, gegen Zwang ſtarrköpfig. Er entlief ſeinem Beſchützer heimlich und bald ſah man ihn wieder mit der alten Reliquienhändlerin auf den Dörfern herumziehen. Heute Nacht aber kam er zu uns wie ein gejagtes Reh, und flehte um ein Obdach. So ſchweigſam ſonſt, ſtand er uns doch heute Rede und klagte, daß die Alte ihn in eine Räuberhöhle geſperrt, zu wildfremden Menſchen mit braunen Larven. Nur der eine alte Herr ſei gut und lieb geweſen, habe ihn in ſeinem Mantel genommen und ihm zur Seite ein Lager bereitet. Die Alte habe ihm zugeflüſtert, das ſei ſein Vater, und ſo habe ihn auch der fremde Herr empfangen. Er aber habe keinen Glauben dafür und die wunderliche Höhle habe ihn angegähnt wie ein verſchlingender Höllenrachen. Einer von den Teufeln habe ſeltſam röchelnd im Schlafe nach ihm geſchnappt und die braunen Geiſter hätten ihn grinſend angelacht. Da habe es ihn nicht länger geduldet und er ſei davongeſchlichen, ſo wie all die Teufel ſchliefen. Nun wolle er gut thun im Kloſter und fromm ſein. — Bei alle dem gehört das räthſelhafte Kind mit ſeinem verſchüchterten Weſen, mit der krankhaften Angſt ſeiner Einbildung nicht ins Kloſter der frommen Brüder; zum ſtrengen Dienſt iſt ſein

Sinn nicht gereift. Wollt Ihr ihn als Pagen für Eure Gemahlin annehmen? Er iſt unter Männern ſehr ſcheu oder ſehr ſtarrſinnig, unter Frauen gewinnt ſein gutgeartet Weſen Luſt und Liebe, ſich zu fügen und ſeinen Dienſt zu thun. Im Namen Gottes, Ihr braucht Euch des Knaben nicht zu ſchämen! Ihr erzieht Euch ein treues Herz, wenn Ihr ihm eine Heimath gebt!“

Die Schriftzüge der Kloſterfrau ſchienen Edmund Wardon zu beſchäftigen, doch hielt ſein Gedächtniß im Augenblick nicht Stand. Den Knaben aber hatte er erſt vor kurzem bei dem Tumult geſehen, in welchem der bösliche Angriff auf Caſtlereagh geſchah. Der Burſch mit dem Turban auf dem Kopf war damals, auf den Zuruf der alten Suſy, ſie habe ihr gutes Recht, wenn ſie fordere, mit der Almoſenſtange keck auf ihn zugeſchritten. Nun war die ſchüchterne blöde Geſtalt aller Dienerſchaft ungeachtet bis in ſein Schlafzimmer gedrungen, ſteht ſo verlegen und doch ſo dreiſt vor ihm und fordert eine Freiſtatt von ihm, ja eine Kloſterfrau beſchwört ihn dazu im Namen Gottes. Wie er die blaſſe Geſtalt, deren Zartheit, nicht deren Körpermaß noch kindhaft ſchien, ins Auge faßte, konnte er ſich doch nicht entſchließen, Aufdringlichkeit mit Härte zu erwidern und den Knaben fortzuſchicken. Hinter dem ſcheuen Blicke des blauen Auges, in den verkrochenen Mundwinkeln der ſchönen blutrothen Lippe, die gegen die bleiche Wange ſo fremd erſchien, lag ein ſtilles lockendes Geheimniß, das man ehren, wo nicht lieben mußte. Seiner Figur nach ſchien er Jüngling, ſeiner Haltung nach ein in jeder Weiſe zurückgebliebenes Kind, das Linkiſche in ſeinen Bewegungen, die rührende Einfalt dieſer weltfremden Unbeholfenheit vermehrte das Räthſelhafte ſeiner Erſcheinung und Edmund, ohne den Entſchluß erwogen zu haben, fragte raſch, ob er bei ihm bleiben wolle.

„Muß wohl,“ flüſterte der Knabe, „Niemand will mich.“

„Ich werde es mit Dir verſuchen,“ ſagte Wardon.

„Weiß aber nicht, was ich Euch ſoll, kann nichts als die Maultrommel ſpielen.“

Mechaniſch zog er ſein Inſtrument hervor, ſchob die Füße über einander, lehnte ſich nachläſſig an die Wand, eine Stellung, die er zum bequemen Spiel zu lieben ſchien, und hauchte ſeinen Athem in die Lyra, während ſein Zeigefinger die Zunge des Inſtruments in Schwingung ſetzte und der ſchwirrende Ton anmuthig wie auf ſchwellenden Wogen bebte.

„Nun gut,“ ſagte Edmund, „Du ſollſt mehr lernen, wenn Du zum Muſiker neigſt.“

„Ich tauge wohl nicht zum Muſiker,“ ſagte der Kleine wehmüthig, „that's auch nur, um Geld zu bekommen, bin vielleicht beſſer zum Laufburſchen nütze, ich kenne Weg und Steg, laßt mich viel über Feld wandern!"

„Das dürfte doch nur bei ſchönem Wetter ſein," entgegnete Wardon freundlich, „Sturm und Wetter könnten Dich zartes Gehäuſe bald zerſtören."

Da ließ Rory den blaſſen Kopf auf die Bruſt herabſinken, als gäb' er ſchon das Bild der geknickten Pflanze. „Gebt mir eine kleine einſame Bodenkammer, wo ich ſchlafen kann!" bat er mit rührender Einfalt.

„Gutes Geſchöpf!" ſagte Wardon, „ich will Dich zu meiner Gattin bringen, die mag Dich beſchäftigen, über Dich verfügen."

Er warf ſich in ſeine Morgenkleider und hieß den Knaben ihm folgen, da ihn ohnedies Geſchäfte in den andern Flügel des Schloſſes riefen. Wie ſie über den Hof gingen, wiederholte Rory noch einmal ſeine flehentliche Bitte, ihn nicht beim Geſinde unterzubringen, es dulde ihn ſonſt nicht lange und er würde in die Berge laufen, wohin er auch längſt gewollt. „Dort oben möcht' ich am liebſten eine Lagerſtätte finden!" ſagte er, indem er nach den Thurmluken wies, wo Krähen und Dohlen ein heiſeres Morgenlied krächzten. Da er immer mit den Augen gen Himmel lief, konnte ihm dieſer Wunſch leichter beikommen.

Edmund Wardon ging ſeinen Geſchäften nach und der

Knabe wich ihm nicht von der Seite oder blieb getreulich hinter ihm, und trat in ſeine Fußtapfen, jede Bewegung ſeines neuen Herrn mechaniſch nachahmend.

Wie die Stunde ſchlug, wo Edmund das Frühſtück einzunehmen pflegte, nahm er den Knaben bei der Hand und führte ihn zu ſeiner Gattin.

Beide wurden ſchon von Eliſabeth erwartet. „Iſt das der kleine Burſch?“ fragte ſie, „eine Kloſterfrau Agathe hat ihn mir empfohlen.“ Sie reichte ihrem Gatten ein Schreiben, das ungefähr mit dem an ihn gerichteten deſſelben Inhalts war.

„Nun ſo iſt ſein Erſcheinen gut bevorwortet,“ ſagte Edmund.

Rory war beim Anblick der Dame von neuem verſchüchtert, er blieb im Winkel und ſtarrte ſie groß an, als müßt' er in ihren Augen leſen, wie viel die Kloſterfrau von ihm entdeckt.

„Wie haſt Du nur,“ fragte Wardon, „unter all den Gängen und Gehöften auf Bally-Caſtle mein Zimmer ſo ſicher herausgefunden?“

„Die fromme Agathe weiß hier ſehr gut Beſcheid,“ ſagte Rory, „nannte mir jede Stiege, jede Wendung.“

Edmund verließ die Gattin, da Boten ſeiner harrten.

„Du kennſt die Kloſterfrau ſchon lange?“ fragte Eliſabeth.

„Erſt ſeit kurzem iſt ſie dort," ſagte Rory.

Eliſabeth winkte ihn heran und er trat mit ſcheu prüfenden Blicken unter ihr Auge. „Kenne die fromme Frau nicht weiter," ſagte er, „kenne eigentlich Niemand, weiß nie, was mir Einer iſt, weiß nur, was er mir ſein möchte. Bin ganz pur ich ſelbſt, habe nichts, weiß nichts rechtes. Hab' die alte Suſy lange Zeit für die Mutter gehalten. Sie ſagte, mein Vater ſei todt und ich ſei der Erbe eines großen Schloſſes, ſo groß wie Bally=Caſtle, und ich würde das in Beſitz nehmen, wenn ich nur ein tüchtiger Mann wär'. Da ging denn all mein Trachten darauf hin, ein wirklicher tüchtiger Mann zu werden, und was man nicht wäre, ſagte die Suſy, das könnte man doch ſcheinen, und was man Allen ſcheine, das ſei man auch. Das Alles beſchwor ſie mir aufs Kruzifix, die weiſe Alte, aber über meinen Vater hat ſie mich doch dumm gemacht. Heut Nacht wollte ſie mich los ſein und brachte mich in die Zigeunerhöhle. Kleine braune Teufel ſprangen um mich her und ſagten, ſie ſeien meine Brüder. Was ſoll ich mit einem Vater anfangen, wenn ich ſo viele Kobolde zu Brüdern mit in den Kauf nehmen muß! Es wär' beſſer, man ſchüttelte die Kinder von den Bäumen, pflückte ſie vom Haſelnußſtrauch, als daß man ſo viel Weſens macht von Vater und Mutter, Mann und Weib."

Miſtreß Eliſabeth lachte laut auf. Wie der Knabe jedoch erſchrocken zurückfuhr und an allen Gliedern zitterte, ergriff ſie ihn liebreich mit beiden Händen und zog ihn zu ſich. Er kniete nieder und ſchaute ungläubig, ob ſie noch ſpotten wolle, zu ihr auf. Die blonden Locken wogten auf und nieder, und von der Feuerröthe, die über ſein Antlitz ſtrömte, fühlte ſelbſt Eliſabeth einen Gegenſchimmer auf ihren eignen Wangen. So ſchauten ſie ſich ſchweigend eine Weile an, die Zahl der Minuten wuchs, das ſtumme Spiel der Blicke ward immer lebendiger, immer heißer, und die Kluft der Jahre, die Beide getrennt hielt, ſchien zu verſchwinden, je länger ihre Hände ſich berührten. Wie ſich ſein Auge umflorte, legte Rory das blonde Haupt in den Schooß der Dame und ſie ſtreichelte ſinnend das ſchöne Haar. Mit krampfhafter Begier aber ſchlug er ſeine Arme um ihre Kniee, bis ſie ihn aufſtehen und ſich entfernen hieß. Treulich gehorchte Rory, doch hinter dem Verſteck ſeiner Wimpern leuchtete es wie Thränen.

Eliſabeth war von dem ſeltſamen Kinde in Schreck geſetzt, aber ſie hatte es liebgewonnen und da ſie den eintönigen Landaufenthalt in kurzem mit Dublin vertauſchen wollte, ſo war ſie entſchloſſen, den Knaben zu ihrer Begleitung zu zählen. Sir Edmund wußte kaum von ihrem Wunſche, aber die neuliche Störung ihres abendlichen Spazierganges in Caſtlereagh's Geſellſchaft gab einen neuen Grund zur Behauptung, das Landvolk ſei unſicher, man könne ſich nicht ohne Gefahr ſeinen Unarten preisgeben. Ob der Wunſch, in Caſtlereagh's Nähe zu ſein, ein Motiv zu ihrem Entſchluſſe abgab, durfte ſich ihr Stolz nicht geſtehen; auch war es auf keine Weiſe ſichtlich.

13.

Als Capitän Bally mit der Morgendämmerung erwachte, fand er das Lager neben ſich leer. Er rieb die Stirn, er befühlte den Mantel, den er für Rory hingebreitet, er beſann ſich auf Namen und Einzelnheit jeder Art, glaubte, das ſchüchterne Antlitz des jungen Sohnes, der ihm unverhofft wie eine Weihnachtsfreude beſcheert war, noch an ſeiner Schulter zu fühlen. Er ſpähte um ſich. Muff und die braunen Jungen lagen noch tief im Schlaf. Es war ſehr früh und die verſetzten Fenſter hielten das kaum dämmernde Licht vom Gemach zurück. Er raffte ſich auf, er mußte den Knaben ſuchen. Vor der Thürſchwelle lag der Sergent wie eine umgeklappte Mühle mit vier Windflügeln. Der Capitän, der über ihn hinwegſchritt, murmelte zornig: Schlechter Drache Du, haſt mein Kleinod nicht bewacht!

Auch draußen im Hofe, vor dem Hauſe, nirgends war eine Spur von Rory zu entdecken. An der Hinterthür, durch welche Suſy den Eingang gefunden, war das gelöſte Brett ſorgfältig wieder in die Spalte geſetzt, was nur von außen geſchehen konnte. So ſorgfältig und zugleich doch ſo lautlos hatte der Knabe im Dunkel ſich zurecht gefunden. Hatte ihn die Alte wieder geholt? wo aber war deren Aufenthalt ausfindig zu machen? Dieſe Fragen waren die nächſten, welche Bally ſich ſtellte, als er planlos die Straße hinunter dem dämmernden Morgen entgegenſchritt.

Es war um dieſelbe frühe Stunde wie Tages zuvor, als er die Promenade antrat und von fern die Thüren ſeines Erbſchloſſes begrüßte. Er wandte ſein Antlitz ab und ſchlug den Seitenweg ein, der nach dem Friedhof am Abhang der Berge führte. Ohne Abſicht und Ziel, ſtand er ſchon hinter dem eiſernen Gitter, das er geöffnet fand. Wie er um die Taxuswand bog, ſah er wieder die graue Geſtalt in den faltigen Gewändern, die geſtern vor ihm aus dem Buſchwerk neben der Bank auftauchte. Er trat ans Wächterhäuschen, klopfte den Todtengräber heraus und fragte nach der Beſucherin des Gartens.

„Wohl die Frau vom guten Hirten!“ ſagte das verwitterte Geſicht, das gähnend zum Fenſter hinausſchielte. „Wohnt im Kloſter drüben, ob ſie ſchon nicht zur Schweſterſchaft der heiligen Brigitte gehört. Hoſpitirt nur im Kloſter und mag weit her, meinetwegen vom Morgenlande, gepilgert ſein. Kommt aber ſeit mehreren Wochen ſchon allmorgendlich, rauft Unkraut aus oder ſich das Haar, was weiß ich's!"

Die Gebüſche hatten ihm die Geſtalt verſchlungen und er wanderte ſpähend die große Allee hinunter, die zum See führte. Die Bank unter dem Weidenbaum war leer. An dieſem Platze ſeiner eignen Jugenderinnerungen hatte er die Fremde geſehen. Wie er ſich niederließ, entdeckte er am Boden eine friſche Stelle. Ein Stein war eingeſenkt, eine Moosdecke darüber gelegt und nach allen Seiten mit jungen Reiſern und Blütenzweigen umſchirmt, die das Denkmal überwachſen ſollten. Ein ſolches war der Stein, und mit Mühe, nicht ohne Gefahr, die zurückgebogenen Sträucher zu verletzen, las Capitän Bally die Inſchrift: „Der von Gott und von Menſchen Verlaſſenen."

Er hatte zum Nachdenken nicht Zeit, hörte Tritte im Gebüſch und trat raſch hinter den Weidenſtamm. Es war die graue Kloſterfrau, die auf ihn zuſchritt. Sie hatte ihn ſchon bemerkt und beſorgte eine Entweihung des ihr heiligen Ortes.

„Ich muß Euch im Namen Gottes beſchwören," ſagte ſie, „dieſe Stätte zu ehren, wo das Unglück ſeine Ruhe fand." Der zerknickte Ton ihrer klagenden Stimme war mit dem ſchweren Ernſt ihrer Augen, mit der dürren Schärfe ihrer blaſſen Züge in entſchiedenem Widerſpruch. Ihre Worte waren flehend, faſt zitternd weich; ihr Antlitz kalt ſtrafend wie der Tod. So ſtand ſie vor ihm mit erhobener Hand, und der Angeredete trat demüthig aus ſeinem Verſteck und beugte ſich wie vor einer höhern Macht. Die Eindrücke, die ſich ſo raſch folgten, machten ihn knabenhaft verworren. „Lieber Himmel!“ ſagte er, „ich bin hier auf dem Friedhofe meiner Eltern, meiner ganzen Familie; liegt es mir nicht ob, zu wiſſen, wen das Grab hier unter dem Steine birgt?“

„Jeſus Maria!“ ſchrie die Kloſterfrau und ſtarrte ihn an.

„Ich bin William Bally, der weiland junge William,“ ſagte der Capitän, als ob ihm die Sinne ſchwirrten.

Mit einem gellenden Schrei ſank die graue Geſtalt auf die Bank zurück.

„Heiland der Welt!“ flüſterte Bally, der jetzt zu ſich kam und nach der Sinkenden griff, — „weſſen iſt das Grab zu unſern Füßen? Liegt Nora hier, meine Nora?“

Die graue Schweſter flüſterte bejahend den Namen der Geſtorbenen nach.

„Und wo iſt mein Sohn, mein Rory?“

Ihre gepreßten Lippen verſagten jeden Dienſt; ſie raffte ſich blitzſchnell auf, ſchleuderte ſeine Hand von ſich und ſtürzte fort. Wie er ihr folgen wollte, wandte ſie ſich um und wies ihn gebieteriſch zurück. Der ſtechende Zorn ihres Blickes brannte noch vor ſeinen Augen, als er in die Knie zuſammenſank und ſein Haupt in die feuchten Gräſer barg.

Nach geraumer Weile fühlte er ſich Herr ſeiner Kräfte. Er machte ſich auf, er wollte nach dem Brigittenkloſter, er mußte mehr erfahren über Nora, über Rory. Freilich konnt' er auch gleich ins Schloß eilen, und wenn man ihm ſein Erbe, durfte man ihm den Sohn nicht ſtreitig machen. Weit lieber hätt' er jedoch die alte Suſy geſprochen, die um Alles wiſſen mußte. Mit alle dem im Widerſtreit ſah man ihn endlich langſam die Straße zurück nach der Herberge ſchleichen. Ein altgewordener Menſch ſoll Alles bedächtig thun! war endlich der Ausſchlag für ſein Wollen. Von der grauen Kloſterfrau, von dem Schloß ſeiner Väter hielt ihn entſchiedene Stimmung zurück, von jener eine bange Scheu, von dieſem der Unwille über ſein Familienmißgeſchick. Die alte Suſy Toole ſollte Rath ſchaffen, dieſe aber mußte der Sergent ausfindig machen.

Muff empfing ihn mit traurigen Geberden. Die Kinder vom Gangesſtrom lagen im Winkel zuſammengeknäult und winſelten. „Hab's gleich geſagt," meinte der Sergent, „die ganze Raçe iſt leberkrank, und wenn die Näſſe draufſchlägt, ſo gibt's Ungemach." Es war vorauszuſehen, daß die jämmerliche Wohnung, die der Zugluft freien Spielraum ließ, für ſo zarte Südpflanzen kein Aſyl ſein würde. Erſt jetzt dachte der Capitän auf weſentliche Verbeſſerung ſeines Aufenthalts. Der Tag verging in Zurüſtungen, um ſich möglichſt einzurichten, Fenſter und Thüren gemächlich zu ſchirmen und die braunen Jungen vor dem Klima zu ſchützen. Auch ging Bally mit dem Entſchluſſe um, den Vetter im Schloß heimzuſuchen und wenigſtens Gaſt zu ſein, wo er nicht Wirth ſein durfte. Wenn er aber den harten Druck wahrnahm, der auf der ganzen Dorfſchaft laſtete, wenn ihm Muff, der herumgehorcht hatte, von der Strenge erzählte, die das Regiment des jetzigen Gutsherrn bezeichnete, dann war wieder ein Gemiſch von Empörung und Muthloſigkeit in ihm, wobei es ihm unmöglich ſchien, vor dem Vetter aufzutreten und irgendwie mit ihm zu verkehren. Er wollte in ſeiner Heimath unbekannt bleiben, wollte ganz verſteckt ſeinen Reſt Leben hinbringen, oder nicht eher, als bis die Zeit der Vergeltung genaht ſei, den proteſtantiſch gewordenen Vetter im ſchnöden Beſitz ſeines Erbes ſtören. „Suſy,“ ſagte er zu Muff, „iſt die einzige, die uns hier kennt, man wird ihr Stillſchweigen zum Beſten meines Hauſes auferlegen können!“ — An die Kloſterfrau, der er ſich heute zu erkennen gab, dachte er nicht gleich. Suſy aber war aus der Gegend verſchwunden. Hatte ſie ihre Wanderung nach den Grafſchaften in den

Bergen, diesmal ohne Rory's Begleitung, ſchon angetreten? Oder war es eine beſondre Veranlaſſung, die ſie fortgetrieben? Jedenfalls mußte ſie wohl, wollte ſie ihrer Gewohnheit nachkommen, zu dem nahen Jahrmarkte ſich wieder einſtellen.

An den großen Jahrmarkt reihten ſich auch die Wettrennen, zu denen ſich halb Dublin auf der Ebene von Kildare einzufinden pflegte. Aus den Bergen zogen dann Schaaren von Landleuten herbei, heerdenweis kamen Pilgrime von den entfernteſten Küſten der Inſel mit Weib und Kind, um bei der weltlichen Luſtbarkeit ſich dem Schutze der heiligen Brigitte zu empfehlen, ganze Völkerwanderungen lagerten dann in Flur und Wald, und Kildare war bei ſolcher Veranlaſſung der lebendigſte Verbindungspunkt zwiſchen Nord und Süd im Lande. Es ging das Gerücht, die Geſellſchaft der Vereinigten Irländer hätte Ort und Zeit für günſtig befunden, um eine allgemeine Verſammlung anzuberaumen. Es war natürlich, daß die Regierung auch ihrerſeits ein wachſames Auge hatte. Der Beſitzer von Bally-Caſtle galt für einen Freund des Gouvernements, mithin durfte das Haus ein Schauplatz vornehmer Gäſte werden und Miſtreß Wardon konnte nur mit dem größten Eifer diejenigen Vorkehrungen treffen laſſen, die zum Empfang derſelben nöthig ſchienen. Der Knabe Rory war zu allen Dienſtleiſtungen brauchbar, obſchon er in nichts bewandert ſchien. Er ſprang und lief Trepp' auf und nieder, war überall dabei, und wo er eigentlich nichts förderte, war doch ſein zuthulich Weſen Jedermann willkommen. Er war bald allgemein der Liebling der weiblichen Dienerſchaft. Eine junge Kammerzofe war ſeine beſondre Attraction, und wo er ſich unbemerkt glaubte, fiel er dem hübſchen Kinde um den Hals und war ganz Zärtlichkeit und ſprudelnde Laune. Es war ihm noch nie ſo gut geworden in ſeinem Leben; immer heimathlos herumgeworfen, fühlte er ſich hier zum erſten Male, ohne daß man ihm ein Verhältniß aufzwang, mit Freundlichkeit begegnet. Unter der zahlreichen Dienerſchaft des Hauſes war er wenig beachtet, und was er für gute Begegnung nahm, war im Grunde nur die Freiheit, die man ihm ließ. Man verlangte nichts von ihm und ließ ihn, da er in jeder Beziehung gutartig ſchien, überall gewähren, wo er eigenſinnig war. Früh war er der Erſte im Hauſe munter, ſein Brummeiſen war das Krähen des Hahns, das die Uebrigen weckte. Mit dem Beginn der Dämmerung aber verſchwand er und keine Macht war im Stande, ihn aus der finſtern Bodenkammer, in die er ſich zurückzog, aufzutreiben. Man hatte ſie ihm eingeräumt, da er jeden andern Lagerplatz verächtlich abwies. Beſcheiden und ſchmiegſam in Allem, ſetzte er hier ſeinen Willen hartnäckig bis zum Trotze durch. Selbſt der kleinen Zofe, die ſein Herz gewonnen, war es unmöglich, ſein ſtilles Aſyl, das er auch Tages über feſt verſchloß, zu durchſpähen. Für ſeine Bedürfniſſe ſorgte er ſelbſt, und Niemand hatte Macht genug über den ſeltſamen Knaben, um ihn an die regelmäßige Ordnung des Hauſes zu gewöhnen. Er ſpeiſte weder mit der Herrſchaft, noch mit den Dienern, aber er wartete nicht blos jener, auch dieſen bereitwillig auf, ſprang um den Tiſch, daß die Gläſer tanzten, ſchwang die Serviette wie eine Fahne um ſich, kredenzte Jedem, ſchön wie Hebe, in luſtigen Sprüngen wie Ganymed, und erheiterte die Schmauſenden mit ſeinen Einfällen, die freilich oft genug wie vom blauen Himmel fielen. Er nahm ſo wenig Speiſe zu ſich, daß es nicht ſelten Beſorgniß einflößte und die Kammerzofe ſich angelegen ſein ließ, in ſüßen Nebenſtunden ihren Liebling eigenhändig mit Backwerk zu füttern. Zu ſeinen Eigenheiten gehörte auch, daß man ihn nicht bewegen konnte, das Haus zu verlaſſen. Je mehr der Verwaiſte ſich in jetziger Umgebung heimiſch zu fühlen begann, deſto mehr Schrecken gewann in ihm die Beſorgniß, Suſy möchte ſich wieder ſeiner Perſon bemächtigen. Was früher Reſpect vor der Alten geweſen, hatte ſich jetzt in Furcht und Haß verwandelt. Der angeborne Hang des Knaben, in Wald nnd Feld herumzuſchweifen, ward dieſer Furcht, abermals in Suſy's Hände zu fallen, zum Opfer gebracht. Nur ganz leiſe in der Abenddämmerung ſtrich er durch ein Paar Gänge des Parks.

Die unüberwindliche Luſt, Jedermann zu dienen, Jedermann etwas Liebes zu erweiſen, war der hervorſtechende Zug in Rory's Weſen. Man wußte nicht, war es eine Liſt, um indirect zu herrſchen und als Diener den Herrn zu machen, oder war es die reine Neigung des Gemüths; jedenfalls übte er bald durch ſeine Dienſtfertigkeit über viel Perſonen im Hauſe eine ungewöhnliche Gewalt. Seine Natur ſchien es nicht ertragen zu können, irgend wen ſich gegenüber gleichgültig zu wiſſen. Bei jeder neuen Erſcheinung drängte ſich ihm freilich zunächſt die furchtſame Scheu auf, die er auch hinlänglich beim Eintritt ins Schloß an den Tag gelegt. Es war der Argwohn, durch Rohheit mißhandelt oder wenigſtens durch demüthigende Zumuthungen beläſtigt zu werden. War aber dieſe Beſorgniß überwunden, ließ man ihn gewähren, ohne etwas Beſtimmtes zu fordern, ſo war er aus freier Wahl die Demuth und die Liebe ſelbſt. Nach der erſten faſt leidenſchaftlichen Begegnung hatte Miſtreß Eliſabeth ihn allerdings in der beſcheidenen Ferne, die einer dienenden Perſon geziemt, zu halten geſucht. Bald aber nahm ſie wahr, daß er zu Gehorſam und Unterwürfigkeit nicht erſt anzuhalten ſei, ſeine eigne Natur trieb ihn dazu, ſich willfährig, handlich und in jeder Weiſe dienſtluſtig zu bezeigen. Wie ein gutthätiger Elfengeiſt, ein kleiner ſichtbarer Ueberallundnirgends, fand man ihn im Hauſe ſtets auf dem Punkte, wo es zu helfen gab. Leiſtete er nichts Großes und Ganzes, ſo war er doch in kleinen Liebesdienſten unerſchöpflich, ſein kluges Aufmerken erſah Jedem das ihm Willkommenſte an den Augen ab, ſeine flügelſchnelle Behendigkeit kam allen Bedürfniſſen raſch zuvor. Während man nicht eigentlich wußte, ob der feine Burſch zur Herrſchaft oder zur Dienerſchaft gehörte, war er in kurzer Zeit Beiden unentbehrlich geworden, ſein Liebreiz war für Jedermann verführeriſch, und die Dame des Hauſes, von ſeiner Anmuth beſtochen, duldete ſelbſt ſeine nähere Berührung. Er wurde ihr was man in den Tagen früherer Sitte einen Edelknaben nannte, den ſich ritterliche Frauen hielten, und bald war er in der Function des muntern Pagen, wie man ihn auch wirklich hieß, im ganzen Hauſe anerkannt. Für Sir Edmund Wardon war die Erſcheinung Rory's noch ein beſonderer ſtiller Triumph. Seiner Gattin war vom irländiſchen Nationalcharakter ein Exemplar in die Hände gegeben, das ſie für liebenswürdig erklären mußte, und wo ſie ſonſt nur voll Schmähung und Verachtung war, geſtand ſie nun wenigſtens eine Ausnahme ein. Rory aber war keine Ausnahme; dies Kind, aus der Hand der Natur hervorgegangen, war vielmehr der echte Grundtypus irländiſcher Eigenthümlichkeit.

Eliſabeth gewann den Knaben in der That lieb und ſo geſtattete ſie ihm nach und nach manche zärtliche Zutraulichkeit, die ihm Bedürfniß ſchien. Wenn er kam und ging, durfte er ihr die Hand küſſen, wobei er ſich zierlich aufs Knie niederließ oder, wenn er in aufrechter Haltung blieb, mit dem linken Fuß weit hinter ſich ausſcharrte. In vorzüglichen Fällen, wenn er ſich beſonders dankbar angeregt fühlte, küßte er auch den Saum ihres Gewandes oder preßte, wo er ſich unbemerkt glaubte, ein Tuch der Dame an Herz und Lippen, blickte dabei mit den himmelblauen Augen zur Decke und ſah in ſolchen Momenten ſo wunderbar geheimnißvoll aus, als wollte der Liebesgott den Traumgott ſpielen. Hinter dem Rücken der Herrin aber war die Kammerzofe der Gegenſtand einer ausgelaſſenen, faſt ſchrankenloſen Zärtlichkeit. Vor den Augen Anderer gab es zwiſchen Beiden Neckereien und Scherze, wobei allerlei Schabernack und kleine Bosheit ihr Müthchen kühlte, insgeheim aber fielen Liebkoſungen vor, die dem Argwohn, der Rory's ungetrübte Reinheit und die Einfalt ſeiner harmoniſch klaren Seele mißkannte, Nahrung zum Verdacht boten.

Um Eliſabeth war der Knabe oft ſtundenlang allein. Ihr gegenüber war er ehrlich, offen und doch voll unterwürfiger Scheu, ſie allein wußte von der Geſchichte ſeines früheſten Lebens, und wurde nicht müde, den Erzählungen Rory's zu lauſchen, die ihr wie ein Mährchen klangen, das aus aller verſtändigen Wirklichkeit, aus aller bürgerlichen Ordnung, aus aller geſetzmäßigen Wahrheit herauszufallen ſchien. Wenn ſie der Möglichkeit einer ſolchen Kindheit, wie ſie Rory erlebt hatte, nachſann, dann mußte ſie ſich recht vorſätzlich daran erinnern, daß ſie in Irland ſei, wo der Verſtand des Menſchen niemals den Drang des Blutes genau controlirt, wo der Naturzuſtand im Begegnen der Geſchlechter noch immer ſo unverwüſtlich ſchien, wie ſelbſt unter den Gebildeten des Landes das Fauſtrecht, und wo jährlich viele Tauſende von kleinen Geſchöpfen aus dem üppigen Boden wie Unkraut aufſchoſſen, das ein ſtrenger Gärtner vergeblich auszurotten beſtrebt iſt. Es galt dies beſonders vom Süden des Landes, wo der Katholicismus keineswegs den ſtrengen pedantiſchen Gärtner abgibt, und Rory ſchien ganz und gar ein Kind des Südens.

„Ich habe nie gewußt, wo ich hergekommen," ſagte Rory auf Fragen dieſer Art, die man in Bezug auf ſeine Herkunft an ihn richtete. „Ich bin jenſeit der Berge, weit, weit von hier, wo ſelten ein menſchlicher Fußtritt ſchallt, an einem großen ſchönen See ans Land geſetzt. Je mehr ich's überdenke, deſto mehr glaub' ich, daß ich eigentlich gar keines Menſchen Kind bin, ſondern von geheimnißvollen, weiß nicht ob guten oder böſen Weſen aus den Fluthen ans Ufer geſpült. Ja, Donna, lacht nur wieder, und nennt mich Elfenkind! Weiß ich's doch nicht beſſer, obwohl man den

Namen, den Ihr ſo freventlich dreiſt ausſprecht, gar nicht nennen ſollte. Stilles Volk heißen die kleinen Unſichtbaren, die bei Nachtzeit aus der Tiefe ſteigen und im Nebel der Dämmerung ihren Reigen tanzen.“

„Im Grunde,“ unterbrach ihn Eliſabeth, „iſt jeder Menſch ein Kind unſichtbarer geheimer Gewalten, aus deren Schooß er in die Welt tritt, und ſo magſt Du, gutes Waiſenkind, immerhin denken, Du ſtammteſt von einem unſichtbaren ſtillen Volke.“

„Laßt das nur gut ſein, ich will ſagen, was ich weiß. Freilich weiß ich wenig. Als ich ſehen, hören, riechen, ſchmecken konnte, oder als ich ein Gefühl von alle dem bekam, ſaß ich mit einem Geſpielen in einer halb dunkeln Höhle am Rande des großen weiten Sees. Der Geſpiele hatte ein rundes rothes Geſicht, ſchwarzes ſtruppiges Haar und eben ſo ſchwarze tiefe gute Augen. Ich war ganz wie der Knabe gekleidet, und wir wußten nicht anders, als daß wir Brüder waren. Alle Tage zu beſtimmter Stunde kam zu uns ein alter blinder Mann, der in der Nähe ſeine Wohnung hatte. Trotz ſeiner Blindheit wußte er den Weg von der Hütte zur Höhle ſehr gut zu finden; oft nahm er uns zu ſich in den verſchloſſenen Raum, wenn Wind und Wetter böſe Miene machten. Von Zeit zu Zeit, wenn er auf die Berge ſtieg, mußten wir ihn führen. Er nannte ſich einen

Abkömmling der alten Könige von Irland. Wie ich ihn beſchreiben ſoll, weiß ich kaum. Neulich ſah ich drüben im Kloſter ein Bild von Johannes, dem heiligen Täufer in der Wüſte, ſo ungefähr ging unſer alter blinder König. Wir Kinder wußten nicht, was ein Vater war, aber wenn uns ſo ungefähr ein Gefühl von Angehörigkeit anwandelte, ſo meinten wir, der blinde Greis könnte ſo etwas von Vater für uns ſein. Und da er ſich König nannte, vielleicht ein armer verbannter und vertriebener war, ſo dünkte es uns ganz natürlich, daß wir die Prinzen dazu waren. Es entſtand kein Dünkel in uns, denn wir wußten ja nicht, worüber wir Königskinder ſein konnten, es war kein Menſch da, der ſich vor uns bückte, die Vögel im Walde, die Fiſche im See, das fühlten wir ja, über die konnten wir nicht Könige ſein, denn die waren freier und faſt fröhlicher noch wie wir; Niemand und nichts gehorchte uns, höchſtens waren die Paar Ziegen und Lämmer, die wir weideten, unſere Unterthanen, und die Milch der Tribut, den wir ihnen abzwangen. Vielleicht aber waren wir Könige vom tiefen ſtillen See, und wußten nur nicht, wie wir Beſitz nehmen könnten von all den Herrlichkeiten, die da brunten verzaubert lagen. Denn das fühlten wir wohl, daß es auf dem Grunde Schätze gab, wie ſie hier oben kein König der Welt aufzuweiſen hat, ganze Wälder voll wunderbarer Thiere, grüne Triften mit goldnen

Blumen, ganze Schlöſſer und Städte, die verſunken waren bis tief in den allerbeſten Schooß der Erde. Manchmal in ganz ruhigen Stunden, wenn die guten Geiſter ſich wie ein Frieden Gottes über die Fläche des Sees lagerten, dann entdeckten wir eine ganz beſonders ruhige Stelle am Rande des Ufers; dort lauſchten wir, daß uns der Athem verging, und ſpähten lüſtern hinunter in die verſchloſſene Wunderwelt. Da ſahen wir die ſmaragdgrünen Paläſte, Flügel an Flügel, und alle Fenſter mit diamantnem Feuerglanz erleuchtet. Die Lieder, die der alte blinde Vater ſpät Abends bis tief in die Nacht hinein ſang, ſchienen uns das Alles zu beſtätigen; wenn wir ihn fragten, antwortete er nur ſo obenhin oder brummte wieder ein Lied von uralter Herrlichkeit, und ſo ward denn der Glaube in uns immer feſter, das Reich, über das er König ſein ſollte, wäre ihm in den Abgrund des Sees verſunken. Suſy erzählte mir ſpäter, der alte Papa ſei etwas confus, mir aber, der ich an ſein Weſen gewöhnt war, wollten vielmehr alle andern Menſchen, die ich nachher kennen lernte, und die nicht ſo wie er waren, ſo was man confus nennt, ſcheinen. So aber hatt' ich Jahre lang verlebt am grünen Zauberſee, einen Tag wie den andern, und kein einziges Denkmal der Erinnerung will auf der eintönigen Fläche der Erinnerung auftauchen aus jener Zeit, bis eine Prüfung kam, oder ſoll ich es Unglück nennen? Ich entzweite mich plötzlich mit meinem Geſpielen, Phelim hieß er. Ich hatte ihn für ein gutartig Weſen, ſo wie Alles in der Welt gehalten, ſo gutartig wie Baum, Strauch, Mond und alle lieben Sterne. Eines Tages aber ſchoß ein Kobold aus ihm hervor, wild, bösartig und gefahrdrohend. Es war in einer Abendſtunde, der Tag war unendlich heiß geweſen und mich lockte die kühle Fluth zum Baden. Das hatte der Greis uns ſtreng verboten, der See ſei trüglich, er ziehe Alles an ſich, was ſich ihm anvertraue, und er hatte ja auch, wie wir glaubten, alle jene Schlöſſer, Städte und Wälder in ſeinen Schooß geſchlungen. Dennoch ließ ich mich nach dem Sonnenbrand des heißen Tages verlocken und ſtieg entkleidet in die Fluth. Ich wagte mich nicht weit, ich fürchtete Ungethüme, deren Raub ich werden konnte. Aber das Ungethüm lauerte für mich am feſten Lande. Wie ich mich wieder verhüllte, ſprang Phelim aus dem Gebüſch hervor, ſeine Geberden waren wild, ſeine Augen rollten, ſeine Arme zitterten krampfhaft. So fuhr er auf mich zu, mit der Gewalt eines Fieberkranken. Kaum daß ich ihn von mir ſchleudern und ſeinem Ungeſtüm beide Fäuſte entgegenſetzen konnte. Wir kämpften lange mit einander, endlich lag er keuchend am Boden, ich floh mit der halben Hülle, die mich barg. Wie ich ihn wieder ſah, war er ſcheu und in ſich gekehrt, ſanft und beſchämt. Er ſuchte durch Liebesdienſte aller Art ſeine

Bosheit wieder gut zu machen, aber ich traute ihm nicht mehr, ſelbſt Nachts konnte ich kein Auge mehr ſchließen, in der Angſt, der Kobold werde wieder in ihm erwachen und mir wehe thun. Das war das erſte Mal in meinem Leben, daß ich erfuhr, es gebe auch etwas Böſes in der Welt. Später, als man mich ins Kloſter brachte, da erfuhr ich denn wohl vom Hörenſagen, daß es ſehr viel Böſes in der Welt gebe, ja, daß dieſe Welt ganz und gar von Kopf zu Fuß mit Haut und Haaren böſe ſei, was ich denn weiter nicht weiß. Mit meinem guten Leben am See hatt' es aber damals ein ſchnelles Ende. Wenige Tage nach jenem Ereigniß, wo ich den Kobold in Phelim entdeckte, kam Suſy, ſprach mit dem blinden Alten und nahm mich mit ſich. Wir wanderten Tage lang über Berg und Feld. Es entſpann ſich unterweges mancher Dispüt zwiſchen uns, und wenn ich unwillig war, ſagte ſie, ſie habe ein Recht auf mich, ich müſſe ihr gehorchen. Mehrmals hatt' ich den Verſuch gemacht, ihr zu entwiſchen; ich wollte zurück nach dem ſtillen See, denn der Lärm auf unſerm Wege, die vielen Menſchen, Häuſer und Hütten machten mich wirr. Ich wollte zu dem blinden Alten, zu den Ziegen am See zurück, auch zu Phelim, für den eine große Liebe in mir erwachte. Hatte er mich auch verletzen wollen, als ihn der Böſe überkam, ſo war ich ihm doch ſeitdem insgeheim zugethan, was ich jetzt erſt fühlte; er konnte meiner bedürfen, ich konnte gerade in der Stunde der Anwandlung durch liebevolle Mühe, durch Schmeicheln und Zureden vielleicht den Dämon von ihm ſcheuchen. Aber die Alte hielt mich feſt und entdeckte mir, ich gehörte gar nicht zu den ſtillen Leuten am See, ich hätte einen Vater, der mich dereinſt aufrufen würde, für ihn zu kämpfen und zu ſtreiten, ich ſolle nur brav tüchtig ſein und ein Mann werden, der ſein gutes, ihm entzogenes Recht vertreten könne. Ich fragte, ob ſie Hoffnung habe, daß je ein Mann aus mir würde. Sie bejahte es und drohte mir mit einem ſchrecklichen Fluche, wenn ich je anders dächte; ich ſei der Eingeborne eines Mannes, der ein großes Schloß beſäße und Herrſchaften, die in Feindes Hand gerathen. Sie ſah dabei ſo wild und verderblich aus, daß ich nie wieder laut zu zweifeln wagte, ob ich der Sohn eines vertriebenen reichen Mannes ſei. Dann beſchrieb ſie mir mein zukünftig Erbe und war immer voll Zorn gegen die Feinde meiner Familie, wie ſie ſagte. Mein Vater ſei über Meer, er möge wiederkommen oder nicht, ſie wolle dafür ſorgen, daß ich der Beſitzer des Erbes würde. Ich fragte, ob jeder Menſch einen Vater habe; ja wohl, ſagte ſie, auch eine Mutter. Was iſt eine Mutter? fragte ich; da wurde ſie weitläufig, und ich erfuhr nun, daß es ein bedeutender Unterſchied ſei, Mann oder Frau zu ſein, Kinder Gottes aber ſeien wir Alle. Von

Gott hatt' ich bis dahin auch noch nichts gehört; ich erkundigte mich, wer dies ſei, und nun ſagte ſie, das ſei der allgemeine Vater für alle Weſen. Und wer iſt die Mutter dazu? war meine Rede. — Es war gerade auf der Landſtraße, als wir ſo ſprachen, der Abend ſank feucht und warm, da führte ſie mich in eine kleine Kapelle, die am Wege ſtand. Drinnen war es ſchon dunkel im engen Raum, aber eine Lampe brannte recht heimlich und wohlgemuth. Hinter ihr hing ein wunderbares Bild, eine arme Frau mit blaſſem, verweintem Geſicht, ſo was man gottesjämmerlich nennt und ſo recht in den Tod betrübt, aber doch mit Augen voll einer Seligkeit, die all das große Unglück tief in ſich begrub. Das ſei das Weſen, nach dem ich gefragt, ſagte Suſy, und ſeit der Zeit lehrte ſie mich beten zur Mutter Maria, und zeigte mir auch die Bilder des heiligen Sohnes, den böſe Menſchen zu Tode gequält. Von dieſer großen Trauergeſchichte hatte ich hinter den Bergen am See nie etwas gehört, wir waren da immer ganz heiter und unſchuldig und wußten von nichts. Suſy meinte, das ſei eben das Heidenthum in der menſchlichen Seele, allezeit heiter und unſchuldig zu ſein und von nichts zu wiſſen. Ach, und wenn man nun auch die Hiſtorie weiß, ſo mag es doch wohl ein Geheimniß bleiben, wie das Alles ſo gekommen iſt und zuſammenhängt zwiſchen Vater, Mutter und Sohn. Auf allen Wegen im flachen

Lande, auf allen Stegen im hohen Gebirg, in Städten und Dörfern, überall die Bilder aus Stein und Holz oder bunt mit ſchönen Farben, und Tauſende von Menſchen, die ihre Seligkeit bei den Bildern ſuchen. Und unter Menſchen mag das Geheimniß wohl eben ſo groß und heilig ſein, wie Vater und Mutter und Kind zuſammengehören, ſo groß und heilig, daß es Niemand ergründet, ſo ſeltſam verſchleiert, daß mich ein Schauder ergreift, wenn ich denke, die Hülle könnte mir plötzlich fallen und mein unwiſſendes Herz vor Schreck darüber brechen."

So im Zuſammenhange kam es nun wohl nicht eigentlich zum Vorſchein, wenn Rory beichtete, aber Eliſabeth hatte es ſich zur Aufgabe gemacht, das ſeltſame Kind abzuhören, und dieſem ſchien es eine Wohlthat, gewiſſe dunkle Zweifel, war es auch nur durch den bloßen Ausſpruch, von ſeinem Herzen zu wälzen. Rory erzählte meiſt zerſtreut, oft gewann er nur mühſam dem traumhaften Zuſtand früherer Jahre das Wort und Verſtändniß ab; oft band ſeine Zunge die alte Scheu, dem Spott zum Gegenſtande zu dienen. Für Eliſabeth aber war die Erzählung des Kindes ein Mährchen, deſſen unbeholfene Seltſamkeit wohl der Verſtand belächelt, dem ſich aber jedes Menſchenleben nur mehr oder weniger mühſam entwindet.

„Du armer wunderlicher Feengeiſt!" ſagte wohl Miſtreß

Wardon dann, und küßte dem Kleinen, wenn er träumeriſch vor ihr kniete, die Stirn. Rory aber drückte ihr dann raſch den Finger auf die Lippen. „Sagt das bei Leibe nicht!“ bat er, „auch iſt Alles, was noch von ehedem an mir klebt, eitel Heidenthum. Im Kloſter haben ſie mir's ſtark verpönt, wenn ich dumm genug war, ganz ehrlich zu ſein, und allerlei Fragen, die mich drückten, loszuwerden ſuchte. Klug bin ich freilich auch im Kloſter nicht geworden, das weiß die Mutter Gottes mit ihrem großen dunklen Geheimniß! Hatte mich die alte Suſy da drüben zu den grauen Brüdern gebracht, mußte Latein lernen und im Chor ſingen, putzte auch dem Pater Lehrmeiſter die Schuhe, hatte aber doch manche einſame Stunde, wo ich viel an Phelim dachte und an den ſtillen grünen See. Begann damals überhaupt, ſo wie man's nennt, nachzudenken, das heißt, ich ſuchte mir auf meine eigne Hand klar zu machen, was die Menſchen mir verheimlichen wollten. Die großen Geheimniſſe himmliſcher Verkündigung, Empfängniß und Geburt, wie wir ſie in den Feſten der Mutter Maria feiern, das heilige Räthſel des Zuſammenhangs zwiſchen Gott Vater, Gott Mutter und Gott Sohn, das, meinte ich, würde wohl auch alle Zeit unter Menſchen daſſelbe ſein. Als mich Suſy aus den Bergen entführte, hatte ſie ſich faſt den Anſchein gegeben, als ſei ſie meine Mutter. Sie hatte das gethan, um ein Recht auf mich zu haben. Als ich aber heftig in ſie drang, wich ſie aus und ſagte, meine Mutter ſei todt, ſei eine ſehr fromme Perſon geweſen, und im Kloſter geſtorben. Was ich ſonſt von ihr hörte, das war Alles eben ſo traurig, wie es nur je der Mutter Gottes begegnen konnte. Und der Vater, der über Meer gegangen war, und deſſen Wiedererſcheinen in unbeſtimmter Zukunft lag, galt mir auch für ein ganz fabelhaftes, aber großes geheimnißvolles Weſen. Hatt' ich nun früher bei dem blinden Greiſe in den Bergen gedacht, ich ſei ein armes verunglücktes Königskind, wie ja der Greis ſich ſelbſt für einen mißachteten König von Irland hielt, ſo meint' ich nun, es müßte mit mir eine ungefähre Bewandniß haben wie mit dem heiligen Jeſuskinde. Vielleicht, dacht' ich, iſt's auch ſo mit jedem kleinen Menſchenweſen, es wird wie zu Weihnacht beſcheert, man weiß nicht von wannen es kam, und die Leute ſind nur zu dumm oder nicht fromm genug, um den Heiligenſchein zu ſehen und den Flügelſchlag der Engel zu hören, die an jeder Wiege Hallelujah ſingen mit tauſend leiſen Stimmen. Das hatt' ich mir damals wirklich ganz feſt eingebildet. Ein einzig Mal wagt' ich dem Pater Lehrmeiſter ein Wort davon zu ſagen, wie ich mir das dächte. Er wurde roth vor Zorn und ſchlug mich aufs Maul. Von der Zeit an glaubt' ich's nur um ſo feſter, ich nahm den Fauſtſchlag für ein Siegel, womit er meine Lippen ſchloß, und meinte, das müßte eine ſtarke und ausgemachte Wahrheit ſein, daß ſie nur verſchwiegen durch die Welt liefe, wie eine Kunde, die man ſich nur ſcheu ins Ohr flüſtert, oder wie ein Hauch des göttlichen Geiſtes, von dem man ja auch nicht ohne Frevel ſagen darf, hier ſei er und hier nicht. Spricht man doch auch vom Angeſicht Gottes, und doch hat es kein ſterblich Auge geſehen, und ſpricht von der Hand des Herrn, aber weil ſie über das ganze Weltall gebreitet iſt, ſo kann man doch nicht ſagen, hier ſei ihr Fingerzeig und hier nicht. Ich ließ das nun gut ſein und dachte dem nicht weiter nach. Hatte auch den Pater Lehrmeiſter nach wie vor gleich lieb und putzte ihm die Stiefel fleißiger als je. Nur mit dem Lateinlernen wollt's nicht recht gehen und beim Chorſingen war ich zerſtreut, ich konnte die Stimme nicht feſthalten, ſie ſchlug mir alle Zeit über oder ich ſang querdurch. Dafür ward ich zum Spott der Andern; ich zog mich in den Spielſtunden noch mehr von ihnen zurück, wie ich denn niemals Gemeinſchaft mit Buben liebte und ſeit jenem gewaltſamen Begegnen mit Phelim immer noch die Nachwirkung derſelben Scheu vor aller Berührung mit einem zweiten Weſen empfand. Das Alles aber ſchalt man Verwilderung oder Eigenſinn. „Du haſt noch immer ein Stück Heidenthum aus der Zeit Deiner Wildniß zu bekämpfen!“ ſagte der Pater Lehrmeiſter. Lieber Himmel, was man

Wildniß nannte, der ſtille Aufenthalt am grünen See, der Verkehr mit dem blinden Alten, mit dem ſtummen Phelim und den Schafen auf der Weide, das ſchalt man ſo ſtreng! Mir im Gegentheil wollte der viele Lärm im Kloſter, das Geplärr und Gewinſel bei Tag und Nacht wie eine Wildniß vorkommen, wo ſich's der arme gebannte Menſchengeiſt durch Schreien, um ſo ſeine Furcht zu betäuben, erſt ſelbſt recht ſchaurig machte. Aber entwiſchen konnt' ich nicht, — wo ſollt' ich hin in aller Welt! — den Weg zurück fand ich nicht wieder auf. Ich war nun einmal drin und mußte" — —

„Und mußteſt mit den Wölfen heulen," unterbrach ihn Eliſabeth ſcherzend, um den Trübſinn zu verſcheuchen, in den Rory bei ſeiner Erzählung gerieth.

„Ja," ſagte er, „ich heulte aber ſo ſchlecht, daß die andern Wölfe mich biſſen. Draußen im Grünen hatten wir wie die Waldvöglein geſungen, Phelim ſelten, denn er war in ſich gekehrt und ein Duckmäuſer, aber der Alte und ich, wir ſangen oft ſo brav, daß die Schöpfung um uns her ſich freute. Im Kloſter, wißt Ihr wohl, geht's nach Noten, und weil ich oft aus dem Tact fiel, ſo fiel ich zugleich in Strafe, oder kam vielmehr aus der Strafe ſelten heraus. Was man mir als Pön auferlegte, that ich ſtill und getreu. Plötzlich aber nahm es mit mir im Kloſter, wie geſagt, ein ſchreckliches Ende. Ich ſollte mit den Andern in Meßgewänder eingekleidet werden, um den Dienſt am Altar mit Schelle und Weihrauchfaß zu lernen. Wie ich ſo mein Kleid abzog, um das neue heilige mit dem rothen Mäntelchen anzulegen, fuhr der Laienbruder entſetzt vor mir zurück. Auch die Buben ſtarrten mich an, ſchrien lachend auf und ſtürzten zur Thür hinaus. Ich fühlte ſelbſt ſolche Angſt, wie in dem Augenblicke, als Phelim toll wurde. Inzwiſchen mußte wohl wieder etwas Heidniſches an mir ſein. Der Pater Lehrmeiſter kam und nahm mich ins Gebet. Kind des Jammers! ſchrie er, indem er mit funkelnden Augen, ſo recht koboldiſch, wie damals Phelim, mich anſtierte. Kind des Jammers! ſchrie er, iſt der Böſe in Dich gefahren und hat Dich dergeſtalt verwandelt? Er ergriff mich mit beiden Händen an den Schultern, dann ſchleuderte er mich entſetzt zurück. Ich ſtürzte zu Boden und zerſchlug mir die Stirn. Wie ich aufſprang, ſchoß mir der Zorn ins Angeſicht. Herr Pater! ſchrie ich, in Euch mag wohl der Böſe gefahren ſein, daß Ihr einem armen Jungen ſo begegnet! — Mag ſein, daß das geſchehen könnte, brummte der alte graue Bruder, Du aber, Gegenſtand des allerhöchſten Zornes, abominables Lenkſeil alles Böſen, Apfel Du voll ſüßen Giftes, Schlange Du ewiger Verführung, weiche von mir! Dann nahm er eine Altardecke, die zur Hand lag, umwickelte ſich damit die Hände, ergriff mich und ſchleppte mich mit abgewandtem

Geſicht und zugepreßten Lippen fort in meine Bodenkammer. Da ſaß ich hinter Schloß und Riegel einen ganzen Tag; Abends kam die Suſy zu mir, ſtülpte mir ein Tuch über den Kopf und führte mich fort aus dem Kloſter. Seitdem bin ich mit ihr über Land gewandert, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt bis hinauf an's Ende der Welt, ich meine an's Ende der Inſel, wo der große Rieſendamm ſich gegen den Ocean ſtemmt. Sie ſteckte mich in weite Beinkleider, Turban und buntes Jäckchen, gab mir die Almoſenſtange in die Hand, lehrte mich das Brummeiſen ſpielen und hübſch dreiſt ſein im Betteln. Sonſt aber mußt' ich ſtill ſein. Und da haben wir denn gebettelt und gebettelt, — ſind gewandert und gewandert, — und ſind ſo dumm geblieben wie geſchrieben ſteht — "

„Geſchrieben?" fragte Eliſabeth, „in der Bibel?" — Wie ſie näher hinſah, lag Rory tief in Schlaf geſunken. Schon während der Erzählung war er von dem niedrigen Seſſel allmälig herabgefallen in eine knieende Stellung, jetzt lag ſein Haupt auf ihrem Schooß, er hatte ſich heut mit ſeiner eignen Erzählung betäubt und erſchöpft. Er athmete recht tief und ſchwer, Eliſabeth fühlte den Hauch ſeines Mundes. Ein leiſer Schauer überſchlich ſie, wie die Körperwärme des Schlafenden ſie durchdrang. Sie nahm die Hände von ſeinen blonden Locken zurück, mit denen ſie geſpielt, und überblickte mit forſchendem Auge die ganze blühend ſchöne, heilig zarte Geſtalt, die ſich ihr zu Füßen ſchmiegte, an ihren Schooß ſich drängte. Der Buſen des Schläfers hob ſich und ſank mit ungewöhnlichem Schlag der Pulſe. Dieſe feine Hand, der runde volle Nacken des Knaben, — Eliſabeth zitterte faſt vor dem Liebreiz, in dem ihr Auge ſchwelgte, und als die Thüre aufging, der Diener eintrat und Beſuch meldete, hatte ſie Mühe, ihre Zerſtreuung zu verbergen.

Rory aber ſprang bei dem Geräuſch auf, ſchüttelte den Schlaf aus den Locken, rieb ihn aus den Wimpern, ſchlug in die Hände und lachte laut. „Hab' ich Euch trübſelig gemacht, Donna?" ſagte er ſchmeichelnd, „will ein ander Mal luſtiger ſein und Euch Schwänke machen." Damit küßte er ſeiner Dame die Hand und flog zur Thür hinaus. Seine ſchmetternde Lerchenſtimme erſcholl von außen zu den Fenſtern hinauf.

14.

Schon in den nächſten Tagen ging es auf Bally-Caſtle ſehr lebhaft zu. Die Voranſtalten zu der nahen Bewirthung und die Tage der Vorbereitung zu den geſelligen Feſtlichkeiten waren faſt eben ſo geräuſchvoll, jedenfalls mühſamer als dieſe ſelbſt. Bei Veranlaſſungen der Art, wie ſie ſich jetzt für Kildare und die nächſte Umgegend boten, gilt ein irländiſcher Landedelhof für ein allgemeines Gaſthaus, wo der Patriotismus offene Tafel findet, für einen Freihafen gleichſam, wo die Luſtbarkeit mit vollen Segeln einläuft, wo alle Wimpel und Flaggen willkommen ſind. Selbſt wo die herrſchaftliche Familie engliſcher Abkunft iſt, läßt ſich die Oeffentlichkeit dieſen Tribut der allgemeinen Landesſitte nicht entziehen. Wer allzu ſtreng engliſch denkt und lebt, und ſeine Geſelligkeit auf einen ganz engen Kreis der ihm durch Blut- oder Wahlverwandtſchaft Allernächſten beſchränkt, iſt überhaupt nicht anſäſſig im Lande ſelbſt, läßt ſeine Güter bewirthſchaften und lebt in London oder irgendwo ſonſt und entgeht nur auf dieſe Weiſe der Anſprache einer wirklich maßloſen Zutraulichkeit. Bei katholiſchen Kirchenfeſten halten die Prieſter auf Sonderung und man beläſtigt nie eine proteſtantiſche Gutsherrſchaft; allein Jahrmarkt und Wettrennen gelten für allgemein national, die allgemeine Fröhlichkeit hat dann die Gewaltſamkeit einer Ueberſchwemmung, Alles wird mit fortgeriſſen, jeder Unterſchied geht drauf. Wird das irländiſche gute Herz einmal warm, ſo greift es bacchantiſch um ſich, möchte Gott und Welt an ſich preſſen, und fühlt ſich im Taumel der Freude aufgelegt genug, jeden Erdenſohn derb auszuprügeln, der ſich ſeiner Umarmung widerſetzen wollte. Irland will von Zeit zu Zeit aufathmen und ſeine Saturnalien feiern. In den unterſten Klaſſen wird jede Hütte von Lehm und vier Brettern ein Tummelplatz ausgelaſſener Freude, und die Dürftigkeit des Aſyls, die Aermlichkeit der Gottesgaben ſteht in rührendem Widerſpruch mit dem Jubel, zu dem man aufjauchzt. Man ſitzt um einen Trog Kartoffeln, verwandelt das Schaugericht, wo man nur Salz zum Anſchaun auftiſcht, in ein wirkliches Mahl, hat irgendwie eine Speckſeite erhaſcht und den „Klauen großer Männer“ entwunden, für die Sparpfennige iſt „Bergthau“ eingetauſcht und während die Alten ſingen, das Kindergewimmel ſich um die Gruppe ſchaart, träumt man ſich mit Hülfe des ſcharfen ſtechenden Aquavits mindeſtens in die Vorhalle des Paradieſes. Nicht immer freilich bleibt die Luſtbarkeit ſo zahm und idylliſch. Wer ein Jahrlang gehungert hat, eingeſchnürt vom Frohndienſt und der Grauſamkeit der Pächter, greift wohl endlich einmal zu einer Rache, die fein angelegt, aber mächtig ausgeführt wird. Man ladet ſich beim harten Pächter zu Gaſte, nicht einzeln, ſondern heerdenweis, ſo daß jeder Widerſtand durch die Gewalt der Maſſe unmöglich wird. Man ſchwelgt bei ihm, iſt luſtig und guter Dinge bei ihm, alles aus Rachegefühl, und läßt von einem ſolchen Pachthofe nicht los, bis Keller und Küche ihren Banquerott nachweiſen. So geht es denn nicht ſelten von Hof zu Hof, die Menge wächſt, die an ſolchem weltlichen Kreuzzug fröhlichen Antheil nimmt, und heuſchreckenartig ſitzt hier und da die irländiſche Luſtigkeit und zehrt und ſaugt an einem Landſitze, bis er ohnmächtig daliegt. Dies iſt die Rache, die ſich das gute Herz und der gute Magen von Irland zu verſchaffen wiſſen.

Vornehmere Landedelhöfe wiſſen ein klügliches Abkommen zu finden, indem deren Pächter angehalten ſind, an Jahrmärkten freie Zeche zu geben. Der neue Herr von Bally-Caſtle hatte auf ſeinen Beſitzungen dieſe Sitte eingeführt. Gegen überläſtigen Andrang war der Edelhof durch die zahlreiche Dienerſchaft, die meiſt aus Engländern beſtand, hinlänglich geſchützt. Bei alle dem war man von Alters her gewohnt, im Schloſſe ſelbſt offene Tafel zu finden. Einige arme Landedelfamilien luden ſich regelmäßig zu Gaſte, baten ſich zu Tiſch oder nahmen auch Nachtquartier in Anſpruch. Auf jede Familie kam eine bedeutende Schaar von Kindern, auf jedes Kind ein bedeutender Magen mit der Anwartſchaft auf großartige Sättigung. Dieſe edlen Landedelleute hatten das ganze ausgehungerte Jahr hindurch eine wackre Sehnſucht nach den vollen Fleiſchtöpfen auf Bally-Caſtle redlich bekämpft, aber doch genährt. Dieſe Sehnſucht nun in den Tagen der Verheißung unerfüllt laſſen, hieße bei Sir Edmund's ſchwankender Stellung in der Volksgunſt mehr wagen als er durfte, und ſo war denn nach wie vor ein ganzer Flügel des Schloſſes für irländiſche Edle von der Partei des katholiſchen Hungers auch für diesmal in Bereitſchaft. Zugleich aber galt Edmund Wardon nach Uebertritt, Heirath und Güterverwaltung für einen Anhänger der Regierung, und wo Robert Stewart, der Secretär des Vicekönigs, ſtets ſeine Zimmer zum Empfang bereit fand, mußte die Partei der Gleichgeſinnten auf dieſelbe Aufnahme zählen dürfen. Die Wettrennen zu Kildare waren vorzugsweiſe im Intereſſe des dubliner Adels, der ſich mehr oder weniger engliſch fühlte, und ſo war denn eine zweite Reihe von Zimmern für Perſonen eingeräumt, denen der Beſitzer von Bally-Caſtle ſich um ſeiner äußern Stellung und ſeiner Gattin willen verbunden glaubte. In gleichem Grade erwies ſich jedoch in Sir Edmund auch der betriebſame Oekonom lebendig, indem er für die Zeit der Jahrmärkte und bei ähnlichen Veranlaſſungen einen dritten Seitenflügel der Herrſchaftsgebäude auf Verlangen zur Miethe ſtellte. Dieſe Räume lagen noch innerhalb des Hofes, ſtießen aber an die Landſtraße und hatten ihre beſondern Eingänge. Cavaliere der Reſidenz pflegten für ſich, für ihre Diener und Renner dieſe Räume um ziemlich hohen Preis zu erſtehen. Für diesmal waren ſie ſämmtlich von Lord Edward Fitzgerald in Beſchlag genommen. Es war derſelbe, über den Caſtlereagh in ſeinem Briefe an Sir Edmund ſich ausgeſprochen. Man begriff nicht, zu welchem Bedarf ein jüngerer Bruder des Herzogs von Leinſter, denn dieſen Rang bekleidete der je älteſte Sohn des Hauſes Fitzgerald, einen ganzen Flügel zu verwenden gedachte. Leinſterhouſe, die Familienwohnung in Dublin, welche Lord Edward bewohnte, während der Erſtgeborene, der Herzog Leinſter ſelbſt, in London lebte, war ein langbewährter Sammelplatz der Patrioten von Irland; allein für ſeine Perſon lebte Edward Fitzgerald mit ſeiner Gattin ſo einfach und ſchlicht, wie es einem Cavalier, der ſich einigermaßen auf engliſchen Fuß geſtellt ſieht, nur möglich ſein konnte. Er lebte geſellig, angenehm, aber ſeine Einkünfte waren nichts weniger als glänzend, und nur nach Maßgabe deſſen, was er Hülfsbedürftigen zugehen ließ, hätte man auf bedeutende Summen ſchließen können, über die er zu verfügen habe. Das Gebäude auf Bally-Caſtle, das er durch ſeine Dienerſchaft in Anſpruch nehmen ließ, konnte mehrere dreißig Perſonen faſſen, und auf eine ſolche Anzahl von Gäſten ſchienen in der That die Vorkehrungen, die man im Innern traf, berechnet. Der große Saal wurde feſtlich decorirt, Arbeiter und Diener gingen ab und zu; endlich in einer ſpäten Abendſtunde erſchien zu Pferd und zu Wagen die Familie und die Geſellſchaft des Lords, um von den Zimmern Beſitz zu nehmen.

Am andern Morgen fanden die erſten Rennen ſtatt. Lord Edward ließ weder laufen, noch nahm er Theil durch perſönliche Gegenwart. Es lag für ſtille Beobachter, denn an ſolchen ließ es wohl das Gouvernement nicht fehlen, die Vermuthung nicht allzu fern, die allgemeine Feſtlichkeit ſei nur ein Vorwand, hinter deſſen Decke Lord Edward andere Zwecke an ſeinen Beſuch in der Gegend zu knüpfen wiſſe.

Auch am zweiten Tage war weder Lord noch Lady Edward beim Rennen erſchienen. Sein Name ſtand auf der Liſte der bei den Preiseinſätzen Betheiligten, aber während er ſonſt bei Veranlaſſungen dieſer Art nicht leicht zu fehlen pflegte, hatte man ſich dießmal ſogar nach einem Jokei in der Livree des Hauſes Fitzgerald vergebens umgeſehen. Von

Vielen, die in Dublin gewohnt waren, die junge Heldengeſtalt mit dem heitern Glanz jovialer Laune überall an der Spitze der Cavaliere zu wiſſen, wurde der Unwille über ſeine Säumniß laut geäußert, da man ihn doch in Bally-Caſtle anweſend wußte; Andere, denen des Lords letzte Reiſe nach dem Continent in politiſcher Hinſicht verdächtig erſchienen war, legten ſich auf geheime Beobachtung ſeiner Schritte.

Dieſe Reiſe, von der Fitzgerald kaum zurückgekehrt war, mochte allerdings für ihn ſelbſt von Wichtigkeit, für die Sache der Patrioten vielleicht von Entſcheidung geweſen ſein. Seine Gattin hatte ihn nach Hamburg begleitet; dort hatte er ſich mit einem Manne, deſſen geheime Verbindungen mit dem Directorium der Republik Frankreich außer allem Zweifel ſtanden, zur weitern Reiſe zuſammengefunden. Ihr Weg führte ſie allerdings nicht auf das Gebiet der mit England befeindeten Nation, ſie betraten den franzöſiſchen Boden nicht, waren aber längere Zeit auf der Grenze, und hatten in Baſel mit dem General Hoche, dem Beſieger der legitimen Vendée, Zuſammenkünfte gehabt. Von ſeinem frühern Aufenthalte zu Paris in den erſten Jahren der Umwälzung machte Lord Edward kein Hehl; er hatte ſich damals in der Benennung: le citoyen Fitzgerald gefallen, hatte die Klubs beſucht, den Radicalen offene Tafel gegeben, die Marſeillaiſe geſungen, bei der Carmagnole den Umſturz des alten Europa beſchworen. Er war ſchon vorher freiwillig aus der Armee des Königs von England getreten; die Folge ſeines Aufenthalts in Frankreich war ſodann, daß man ihn förmlich aus den Liſten der königlichen Officiere ſtrich. Sonſt aber hatte man die Schwärmerei des heitern Knaben von Irland, wie ihn ſeine Kameraden nannten, für den zeitgemäßen Tribut jugendlicher Ueberſpannung genommen, hatte lächelnd bedauert, daß die legitime Sache Altenglands um einen liebenswürdigen Cavalier ärmer, die Partei der Mißvergnügten jedoch nur um einen leichtſinnigen Kopf reicher wurde. Jetzt aber ſchien ſich die Sache für den Argwohn bedenklicher zu ſtellen. Edward's Gattin, die Tochter der Genlis und angeblich des Herzogs von Orleans, Philipp's Egalité, konnte nicht aufhören ſich als Franzöſin zu fühlen, und Familienbezüge liehen auch den Vorwand zu Fitzgerald's Reiſe nach dem Continent, die nicht anders als im Intereſſe für Irland zu deuten war. Seit ſeiner Rückkehr wollte man ſein Verhalten befremdlich finden. Er hatte ſonſt für den Mann gegolten, der mit aller Welt auf dem beſten Fuße zu leben wußte. Die joviale Laune, die ſeine Feinde für Leichtſinn, ſeine Freunde für Genialität hielten, wechſelte mit bittern Ausbrüchen des Unwillens; der lachende Ton ſeiner Rede war nicht ſelten ſcharf und verletzend, wo er ſonſt begütigte, und es war augenſcheinlich, daß ein drückender Ernſt die glatte Stirn ſeiner Heiterkeit furchte. Leinſterhouſe war nach wie vor der Sammelplatz der beſten Geſellſchaft, Fitzgerald entzog ſich auf keine Weiſe ſeinen bisherigen Kreiſen und ſeine Gattin war anziehender und heiterer, war mehr als je der Mittelpunkt des geiſtvollen Müßiggangs in Dublin. Allein nicht Jeder war vom Anſchein getäuſcht, man wußte ſehr wohl, daß ein eigentliches Leben erſt ſpät Abends im Palais des Lords begann, ganz andere, meiſt verhüllte Geſtalten dort geſchäftig waren und viele Fremde ein= und ausgingen, deren Weſen nicht auf Vorbereitungen zu Bankett und Luſtbarkeit ſchließen ließ. Man war längſt überzeugt, daß Lord Edward der Geſellſchaft der Vereinigten Irländer beigetreten war, man wollte wiſſen, deren geheime Zuſammenkünfte, ſeitdem ſie nicht mehr offen ſtattfanden, geſchähen in ſeinem Hauſe.

Es war erklärlich, daß die Späher, die Leinſterhouſe beobachteten, auch in Kildare thätig waren, und daß Fitzgerald Unrecht hatte, ſich auf Bally=Caſtle weniger belauſcht zu glauben. Sir Edmund Wardon's Dienerſchaft freilich kam auf keine Weiſe mit der Wohnung, die der Lord gemiethet, in Berührung; das einzige Späherauge war Rory, der mitten im Tumult der Gaſtereien, wo er unbrauchbar ſchien, ſich im Stillen ſeine Beſchäftigung machte und nach Gegenſtänden ſeiner Neugier ſuchte. In der Natur des

Kindes lag nun einmal der Reiz am Geheimnißvollen; war doch Rory für ſich ſelbſt wie für Andere ein Räthſel, das irgendwo ſeine Löſung erſt ſuchen mußte. Die Luſt einer hülfreichen Liebe, der Trieb, fremdem Bedürfniß beizuſpringen, war in Rory vielleicht auch nur ein verborgener Drang, in jeder Art und Weiſe geheimes Weh zu lindern. Was über Lord und Lady Edward verlautete, konnte nicht verfehlen, ſeine Wißbegier zu locken. Doch war dies nur ganz im Allgemeinen der Fall, da es zu den Eigenheiten des jungen Sonderlings gehörte, nur für gegenwärtige Menſchen, nur für Perſonen, die ſein Auge erfaßte, Antheil zu empfinden; für Fernes, Nichtſichtbares hatte Rory ſo wenig Sinn wie für Vergangenes, das zeitlich oder örtlich Entrückte war für ihn nicht vorhanden, und ſo wohl ſich das Kind in ſeiner jetzigen Behauſung fühlte: plötzlich an einen andern Ort verſetzt, und wär's in die alte Höhle ſeines erſten ihm bewußt gewordenen Aufenthaltes, hätte ſich das Herz des ſeltſamen Weſens ganz wohlgemuth an neuen Gegenſtänden ſein Leben geſucht und das Entzogene dem traumhaften Dunkel ſeiner Vergangenheit anheimgegeben. So lange Rory die Herrſchaften aus Dublin nur vom Hörenſagen kannte, blieb ihm noch aller eigentliche Antheil an ihnen fern; dieſe Luſt am fremden Daſein, wenn es ihm perſönlich entgegentrat, hatte ſich aber ſchon an ein beſtimmtes Weſen geknüpft. Gleich am erſten Tage hatte Rory mit dem ſchwarzen Tony Bekanntſchaft gemacht, der zu Lord Fitzgerald's Gefolge gehörte. Es war ein Negerſklave, den Edward vom Feldzuge in Amerika mitgebracht hatte. Der ſchwarze Menſch galt auf dem Schloſſe ziemlich bald für das Muſterſtück ungelenker Einfalt. Wenn er über den Hof ſchlenderte, wenn er eine Beſtellung auszurichten kam, zu jeder Zeit ward er zum Geſpött der Diener. Für Rory aber war die Unbehülflichkeit des armen Weſens ein Grund zum Mitgefühl. Wo der Schwarze erſchien, war Rory Augenblicks zur Hand, half ihm den Weg gehen, wie er ſich auszudrücken pflegte, wenn er ſich zur Begleitung anbot, half ihm die Worte aus dem Munde winden, die der arme Fremdling nur mühſam über die lallende Zunge und die aufgeworfenen Lippen brachte. Für die abſchreckende Häßlichkeit entſchädigte Tony's gutmüthig bittendes Auge, alle Scheu war bald überwunden, und während Jedermann unzart genug war, den armen Sklaven dem Gelächter preiszugeben, ſo war Rory's Antheil für ihn ſchon bis zur Zärtlichkeit geſtiegen, noch eh' er wußte, welchen Werth der Schwarze in ſeinen Augen gewann, als er ſpäter deſſen Geſchichte erfuhr. — Tony hatte ſeinem Herrn in Amerika das Leben gerettet. In einem Vorpoſtengefechte verſprengt, von Wunden ermattet, war Fitzgerald in einer Hohlſchlucht am Wege liegen geblieben. Die Haufen von

Freund und Feind tobten an ihm vorbei, immer ferner verhallte der Lärm, die Sinne ſchwanden ihm. Als er aufwachte, lag er weich auf Moos gebettet, zwei Arme hielten ſeine wunde Stirn, ein mitleidig ſanftes dunkles Antlitz hing über ihm. Der Neger hatte ihn auf der Wahlſtatt gefunden, ſeine Schläfe mit Quellwaſſer genetzt, ſeine kalten Lippen mit der Wärme ſeines Athems belebt. Wo alle Freunde ihn verließen, hatte ein wildfremdes Weſen, das in jedem Weißen einen Tyrannen ſieht, ihn ins Leben zurückgerufen. Tony mochte einer Plantage entlaufen ſein; gleichviel, Lord Edward hatte den Schwarzen ſeitdem nicht von ſeiner Seite gelaſſen.

Aber ſchon die Unbehülflichkeit des Armen ſchien für Rory Grund genug, um für ihn zu fühlen. Auch ſchien der Kleine einer neuen Anziehung bedürftig. Die Heimlichkeiten zwiſchen ihm und der Zofe arteten jetzt häufig in Zänkereien aus. Miſtreß Eliſabeth war oft wieder kalt und gemeſſen, in Gegenwart von Fremden wies ſie jede Zuthulichkeit in die Schranke der Dienſtpflicht zurück; nur wenn ſie mit ihm allein war, durfte er plaudern und ihr zu Füßen ſitzen. Das brachte denn auch bald bei ihm ein wechſelvolles Verhalten hervor und ſeine Schüchternheit wuchs, je mehr ſich das Haus mit fremden Geſtalten füllte. Nur auf ihr Geheiß erſchien er, nur auf ihren Befehl wartete er ihr auf und war oft den ganzen Tag für ſie verſchwunden. Er fragte ſich, ob er ihr nicht zu viel vertraut, ob ſeine Bekenntniſſe nicht Schuld geworden, daß ihr ſcharfer, prüfender Blick oft Minutenlang auf ihm haftete. Miſtreß Wardon hatte die Kammerzofe zur Beichte über ihn zwingen wollen, ſie hatte es gegen dieſe an ſtrafenden Worten nicht fehlen laſſen, als ſie keine Luſt zum Geſtändniß merkte, und war ſie auch von der vollen Unſträflichkeit der Neckereien beider Kinder überzeugt, ſo war doch ihr Unwille gegen alle Heimlichkeit zu ſtark, um die Harmloſigkeit Rory's ohne Gefahr zu finden. Wie die ganze Exiſtenz Rory's ungeſetzlich war, ſo war auch ſein Verhalten zu Menſchen gegen alle Regel; und hatte ihn ein guter Genius bisher geleitet, ſo war doch kaum zu berechnen, wie ſchnell ſich eine grenzenloſe Verwirrung des unwiſſenden Kindes bemächtigen und ſein unbewachtes Herz, das nicht einmal den Unterſchied der Geſchlechter zu ahnen ſchien, in eine troſtloſe Beſchämung ſtürzen konnte. Eliſabeth war nie Mutter geweſen und nun ſollte ſie plötzlich den läſtigen Theil der Mutterpflichten erfüllen; ſie hatte nie das Glück einer Neigung empfunden, war nie geliebt, wo ſie liebte, hatte nie empfunden, wo ſie geliebt ward, und nun ſollte ſie vor den Gefahren der Neigung warnen, wo ſie vielmehr das Glück einer Gegenſeitigkeit zweier Naturen, die ſich harmlos wie Kinder finden, für unendlich beneidenswerth hielt. Wenn ſie dann für ſich ſelbſt eine gute Stunde mit Rory hatte, wo er ſich ohne Störung ſeinem Geplauder hingab, wenn er zu ihren Füßen ſaß, ein träumeriſches Kind, das man nur noch mehr aus aller Wirklichkeit verſchüchtern konnte; wenn der blaue Himmel ſeiner Augen voll heiliger Unſchuld hing, wenn er ſcheu und gläubig wie zur Madonna aufblickte, und ohne zu wiſſen, was er that, unverſehens und wie aus Zerſtreuung ſeinen Kopf an ihre Schulter lehnte, dann überraſchte ſie wieder der Liebreiz ſeines ganzen Weſens, ſie bat ihm in der Stille allen Argwohn ab, und war überzeugt, in dieſem Kinde werde ſich fortwährend ein guter Geiſt bethätigen und kein Dämon in dieſen unbehüteten Boden falſche Saat ſtreuen. Ja ſie fürchtete dann faſt, der Zauber ſeines Weſens werde plötzlich verſchwinden, wenn er erführe, welch' unſeligen Zwieſpalt, welches Bewußtſein von Sünde und geheimem verderblichen Reiz die Menſchen mit der Grenzlinie, die ſie im Verkehr zwiſchen beiden Geſchlechtern ziehen, erſt ans helle Licht heraufbeſchwören. Mit dem erſten Funken eines trügeriſchen Argwohns, war ſie überzeugt, würde auch der Genius der Unſchuld verſchüchtert werden, der in Rory's Augen leuchtete. Dann nahm ſie ſich vor, die Dämmerung ſeiner Seele durch kein grelles Licht zu ſtören, und wenn ſie den Knaben, der ſich an ihren Buſen ſchmiegte, ſtill gewähren ließ, wollte ſie es ſich ſelbſt nicht geſtehen, wie ſüß und unwiderſtehlich der Zauber war, den ſie ſelber unter dem ſcheinbaren Mantel geſchlechtloſer Berührung ganz geheim fühlte.

So war ſie denn freilich, indem ſie ſtill für ſich über Rory's Schickſal nachſann, nicht ganz unbetheiligt mehr an ſeiner Perſon. Mitten in der Beſonnenheit ihres ruhigen Verſtandes hatte ſie ſich von den Reizen einer Unordnung überraſchen laſſen, die geſetzmäßige Regel ihres innern Verhaltens war geſtört, es fehlte ihr das Verſtändniß für Rory's Weſen, weil ſie in ſich ſelber unklar geworden war, und ſie zitterte faſt, einen Schlüſſel zu finden, der ſo Manches in der Geſchichte des Kindes von ſeinem Dunkel befreien mußte.

Sie ſaß unter der Marquiſe auf dem Altan ihres Salons und ſah dem Gewühl der Vorüberziehenden auf der Landſtraße zu. Einzelne Reiter, die vom Wettrennen zurückkehrten, ſprengten in den Hof, ſie gehörten zu den Gäſten, die Sir Edmund zur Tafel erwartete. Geladen oder ungeladen, Jeder galt hier willkommen, und da die Frau des Hauſes vom Diner ſich zurückzog, pflegte ſie wenigſtens vor Tiſch den Beſuch der Fremden anzunehmen. Iſt es in England Sitte, daß ſich die Frauen ziemlich bald von der Tafel entfernen, ſo dehnte Eliſabeth dieſe Sitte noch weiter aus und hielt ſich von dem lärmenden Tumult des irländiſchen Banquetts ganz und gar fern. Sie war mit ihrem

Gatten auf der Rennbahn in ihrer Tribüne erſchienen, und wenn ſie außerdem für glänzende Bewirthung Sorge trug, glaubte ſie den Bezirk ihrer Pflichten als Edmund's Gattin und Frau des Hauſes hinlänglich zu erfüllen. Wer mehr in ihr als die glänzende Wirthin zu ſehen wünſchte, ſuchte den Zutritt zu ihrem Salon. Eben fuhr eine Equipage vor und ſie glaubte die Livree Caſtlereagh's zu erkennen. Er hatte ſeinen Beſuch beſtimmt zugeſagt, und war noch immer ausgeblieben.

Der Diener jedoch trat ein und meldete gute Landedelleute, welche ſie abwies. Sie ſaß hinter den Blumen ihres Altans und konnte in dem Verſteck ſo ziemlich jeden Beſucher ſchon vorher an der Livree des Meldenden prüfen. Lord Edward's Mohr, in der grünen Jacke mit dem Wappen Irlands auf den Knöpfen, lief mehrmals über den Hof; endlich fand er ſich zurecht und der Diener meldete den Lord, der bisher weder zur Tafel erſchienen war, noch auch ſonſt ſich als Mitbewohner des Hauſes ihr vorgeſtellt hatte. Eliſabeth rief nach Rory, ſie wollte ihn abhalten, ſich mit dem garſtigen Neger, der ſich auf dem Hofe tummelte, einzulaſſen. Der Knabe war den Tag über nicht ſichtbar geworden und während Eliſabeth den Diener fortſandte, hörte ſie plötzlich Rory's Stimme ganz nahe hinter der Tapetenthür im Kabinet, wo die Zofe Toilette zu machen ſchien. Beider

Stimmen waren zürnend und lachend im heftigſten Wortwechſel, als ſich die Thür vor Eliſabeth öffnete, und Rory in den Kleidern des Kammermädchens vor ihr ſtand. Er hatte die Kleine ſo lange gepeinigt, bis ſie ihm die Locken geſcheitelt und in Flechten gewunden; ein langes blaues Gewand ſchmiegte ſich um den ſchlanken Leib, Handſchuh und Geſchmeide, nichts war vergeſſen, um die fertige Dame hinzuſtellen.

Eliſabeth trat erſchrocken zurück. „Iſt's möglich, Rory?" ſagte ſie faſt erzürnt über die Täuſchung, die der Wahrheit ſo nahe kam. Der Knabe war größer, ſeine Geſtalt ſchien ihr volles Recht erhalten zu haben; dazu das mädchenhafte Geſicht mit dem leiſen Roth der weiblichen Jugend, der Gang, die Verbeugung, die Rory jetzt lachend vor ihr machte, Alles war harmoniſch, ſelbſt mit dem ſilbernen Klang der hellen Stimme. Eliſabeth wollte ihm zürnen, aber der Laut erſtarb ihr auf den Lippen, der Glanz ſeiner jungfräulichen Schönheit betäubte, verwirrte ſie; ſie hätte raſch einen Schleier über die Geſtalt breiten mögen, um Niemand weiter in Verſuchung zu bringen, dieſe Täuſchung für mehr als ſie ſein ſollte zu nehmen.

„Ich habe ſchon längſt einmal ſo erſcheinen wollen," ſagte Rory, „um Euch zu fragen, wie ich Euch als Frauenzimmer gefalle. Es könnten leicht ſchlimme Zeiten kommen, wo ich mich durch ſolche Verkappung vor böſen Menſchen ſichern müßte, und da wär's gut, ich lernte mich bei Zeiten in einen Weiberrock ſchicken. Die alte Suſy iſt wieder da, ſie ſpäht mir nach, ich ſah ſie geſtern Abend über den Hof ſchleichen."

In dieſem Augenblick ſprangen die Flügelthüren auf, der Diener rief den Namen des bereits Gemeldeten und Lord Edward Fitzgerald trat ein.

In Eliſabeth's Zügen ſtanden noch die Spuren der Verwirrung und der ſchallende Ton in Fitzgerald's Begrüßung klang ihr faſt wie lachender Spott. Es war aber nur das harmlos fröhliche Herz, das in ſeiner hellen Stimme ſich laut machte. Auch gehörte er ſonſt nicht zu den Geräuſchvollen, die ihre Erſcheinung und jede Wendung ihres Verhaltens ſtark zu accentuiren lieben. Sein ganzes Weſen hatte etwas Fliegendes. Er war nicht im Stande, einen Moment feſtzuhalten, wo ſich für Andere ſeine Bedeutſamkeit verrieth, der geflügelte Schwung ſeiner Schritte, die Geſchäftigkeit ſeiner Bewegungen, die lachende Grazie ſeiner Lippen, die langen dunklen Wimpern, hinter denen ſein raſcher Blick auf- und niedertauchte, die ganze elaſtiſche Schnellkraft ſeines Weſens ließ keine ſtetige Wirkung zu oder hob ſie eben ſo ſchnell wieder auf. Der fragende Blick ſeines träumeriſchen Auges ſchien ſich die Ruhe nicht zu gönnen, um auf Antwort zu warten. In dieſem runden blühenden Geſicht prangte eine Fülle von Glückſeligkeit, in dieſem Herzen lag ein Paradies voll Liebe verborgen, aber er war wie ein bewußtlos Reicher, der um ſeine Schätze nicht weiß. In ſeinem Glauben und Denken, in ſeiner ganzen Geſtalt war das Kind ſtehen geblieben. Nicht einmal der Cavalier ſeines Standes war fertig in ihm ausgeprägt, viel weniger wollte ſich der Hochgeſtellte irgendwie in ihm geltend machen. Eher glich er einem verſteckten Fürſten, der ſich im Incognito gefällt und in der Kleidung eines luſtigen Jagdgeſellen ſich für die aufgedrungene Qual ſeines hohen Standes ſchadlos hält. Er war in Dublin mit der Erſte geweſen der die Gène der alten Tracht und Etiquette ſammt dem ganzen friſirten Plunder des alten Jahrhunderts von ſich warf, das kurz geſchnittne Haar und der leichte ſchwarze Sammtrock, der kaum das Knie berührte, noch viel mehr aber die grüne Halsbinde mit dem ſchweren Knoten, der nachläſſig und doch gordiſch feſt geknüpft war, alles das in dieſem Gemiſch von Neufranzöſiſchem und irländiſch Nationalem galt damals neben dem ſteifen Koſtüm des Herkommens für eben ſo leichtfertig als charakterlos. Für ein Merkmal des Jacobinismus konnte man das kurzgeſchnittene Haar nicht mehr halten, da die bequeme Sitte zu raſch um ſich griff und es nicht glaublich ſchien, daß all die Köpfe, die bereits à la Brutus gingen, mit einem Tyrannenmörder gemeinſame Sache machten.

Lord Edward entſchuldigte ſeine Gattin, die noch immer verabſäumt habe, der Dame des Hauſes in Bally-Caſtle ihren Beſuch zu machen. Sie ließe ſich auf eine heutige Abendſtunde bei ihr ankündigen, ſie habe Miſtreß Wardon ohne Zeugen zu ſprechen. „Meine Frau iſt eigenſinnig," fügte er hinzu, „weil ſie Franzöſin iſt; und weil ſie ein Weib iſt, hat ſie ihre Geheimniſſe und Intriguen. Es verſammelt ſich heut Abend in meinen Zimmern ein Männerklub, und Pamela hat mir übermüthig zugeſchworen, ſie werde dabei ſein und ſollt' es eine Verrätherei an meiner Perſon koſten. Sie ſehen, ich introducire Ihnen meine Donna liebenswürdig genug."

Mit dieſem ſcherzhaften Tone war raſch die Schnur der Etiquette überſprungen; ja, dieſe Worte waren herausfordernd genug, um jede Frau zur Vertheidigung der Angeklagten im Namen ihres Geſchlechts zu zwingen.

Rory's Augen hingen mit einer ſtummen Seligkeit an der Geſtalt Lord Edward's. Er ſtand der Thür zunächſt, als Fitzgerald eintrat und die vermeintliche Dame zuerſt begrüßte. An Fitzgerald's langen ſeidnen Augenwimpern waren Rory's Blicke hangen geblieben, als wären ſie magiſch gebannt. Dies war alſo der Mann, dem Teny das Leben gerettet, den er ſterbend unter Todten auf dem wüſten Kampfplatz gefunden, deſſen blutende Stirn ſeine Lippe genetzt, deſſen Athem ſein Mund wieder belebt, und dem ſich nun die Seele des ſchwarzen Menſchen ſo unwiederbringlich anheimgegeben fühlte. Rory ſchwelgte an dem Gedanken, Jemand anzugehören, auf den man ſich ein Recht erworben. Seine unverwandten Blicke zwangen Fitzgerald, ſich mit ihm zu beſchäftigen. Dame Rory ward ihm nicht vorgeſtellt, er war alſo in Verlegenheit, ſich ihr zu nähern. Seine Blicke ſchienen für Eliſabeth eine Frage, auf die ſie zu antworten hatte.

„Meine Kammerzofe,“ ſagte ſie nicht ohne Verwirrung.

„Armer Tony!“ flüſterte Rory verſtohlen und zog ſich ans Fenſter zurück. Man glaubte, der Neger habe ſich unten gezeigt, und Eliſabeth griff die Veranlaſſung auf, ſich nach dem Schwarzen zu erkundigen. Fitzgerald erzählte die Geſchichte des treuen Menſchen mit ſo viel Wärme und rührender Liebe, daß Eliſabeth den Schwarzen liebgewann. Rory lauſchte aus dem Verſteck hervor, mit fieberrothen Wangen, beide Hände über die Bruſt gekreuzt.

„Ich fange an, mich bei Ihnen wohl zu fühlen,“ ſagte Fitzgerald, und drückte Eliſabeth für die Theilnahme, die ſie für ſeinen Schwarzen bezeugt, fröhlich die Hand. „Ich muß Sie auch mit meinem Freunde bekannt machen, mit dem ich kürzlich auf dem Continent war und ohne den ich eigentlich nicht denkbar bin. Ich hatte ihn hier, unſerer Verabredung nach, erwartet, und als Ihr Hausgenoſſe hätt' er ſchon längſt vor Ihnen erſcheinen ſollen. Aber er iſt allerwegen die ruhige Geduld, die im Hintergrunde ſteht, immer zögert, aber doch ſtets zur rechten Zeit eintritt. Es ſollte mich ſehr wundern, wenn er nicht in dieſem Augenblicke die Stiegen heraufkäme. — Seltſam, daß der Menſch, je älter er wird, deſto weniger er ſelber iſt, und vielmehr nur im Zuſammenhange mit Andern den Ausdruck ſeiner Perſönlichkeit findet und vollſtändig entfaltet. Ohne Arthur O'Connor bin ich mir nicht mehr denkbar, erſcheine mir, von ihm gelöſt, ein Nichts, das ſeinen Inhalt verlor. Was ich Beſſeres will, habe und fühle, alles Höhere, alles leidlich Gute in mir heißt eigentlich gar nicht Fitzgerald, ſondern O'Connor. In ſeinem Ernſt, in ſeinem hohen Willen faſſe ich mich erſt als eine Perſon, die nicht ganz dem hohlen bunten Schein und der Zerfallenheit des leichtſinnigen Augenblicks anheimgehört. Wir fühlen uns Beide ganz frei von einander, und doch iſt es mir immer, ſeitdem ich ihn tiefer kenne, als ſei er der eigentliche Hintergrund, vor dem ſich meine Seele frei und fröhlich bewegt. Ohne ihn hätt' ich vielleicht kein höheres Wollen, und wie ein böſer Genius jenem wunderlichen Manne den Schatten raubte, ſo umgekehrt hat mir Arthur als guter Genius das Licht meiner Seele entwendet, um es allerwegen zu behüten. Die alte Fabel vom Seelenraube iſt eine ganz wahre Geſchichte. Nur freilich klebt Blut daran, nur Blut bindet für die Ewigkeit, nicht Liebe, wenn ſie zahm bleibt und ohne Schmerzen."

Er war über ſeine eigenen Gedanken ganz traurig geworden, ſeine ſchallende Stimme klang weich und zaghaft. Rory war langſam näher getreten und ſtand mit gefalteten Händen vor Edward; wo ſich ein Myſterium der Liebe zeigte, war Rory willenloſe Hingebung.

Die Thür öffnete ſich. „Gewiß O'Connor!" rief Fitzgerald; aber der Diener, der erſchienen war, kämpfte einige Augenblicke mit der Meldung, die ihm zu ſeltſam vorkam. „Capitän Rock wünſcht ſeine Aufwartung zu machen," brachte er endlich über die Lippen.

Fitzgerald lachte laut auf und ſchlug in die Hände. Eliſabeth's Blick war ein fragendes Erſtaunen, das mehr ſeinem Lachen als jener Meldung galt.

„Iſt es möglich," ſagte Edward, „daß die alten Götter Irlands aus der Unterwelt aufſteigen, um Ihnen ihre Huldigung zu machen? Können Sie mehr verlangen, Tochter Albions? Capitän Rock iſt ja die alte verborgene Gottheit, die der Irländer noch immer lebendig glaubt, wenn es Kampf und Rache gilt. Capitän Rock iſt der alte Maulwurf, der unſer Land durchwühlt und jenes „Schwört!" ruft, wo irgend ein Hamlet ſeine Gefährten vereidet. Er iſt der alte Ueberallundnirgends von Irland, der unſichtbare Kämpe, den die Bauern bei jeder luſtigen Prügelei im Wirthshaus, bei jedem blutigen Factionsſtreit anrufen. Mein Gott, wie ſeltſam! Man kann es nicht ernſt nehmen, irgendwer hat ſich zum Jahrmarktsfeſt dieſe Mummerei wie einen luſtigen Carnevalsſcherz ausgedacht."

Eliſabeth wandte ſich an den Diener. „Er läßt ſich nicht abweiſen," ſagte dieſer, „ein alter würdiger Herr mit einer leidenden Miene, die Ehrfurcht gebietet."

„In welcher Maske?" fragte Fitzgerald. — „In der Uniform der Armee des Königs von England," war die Antwort.

„Doppelt närriſch!" rief Edward, „der alte Rachegott Irlands in der Uniform der Unterdrücker!" Er wollte hinaus, um etwaigen Unfug abzuhalten. Da ſtand die Geſtalt des Alten ſchon vor ihm auf der Schwelle. Das Antlitz, in das er blickte, war allerdings ehrfurchtgebietend. Es war ein gramentſtelltes, aber ein ruhig duldendes; das gutmüthige Auge hing etwas irr zwiſchen den gedrückten Falten, Barthaare und Brauen waren weißlich gefärbt. Der rothe Rock mit den goldnen Epauletten hing etwas ſchlotternd um die Schultern, der Hut, den er erſt im Zimmer abnahm, ſaß ſchräg auf der Stirn, der Degen am Bandelier ſchleppte träge hinter ihm drein.

Edward trat verwundert zurück. Der Fremde wollte an die Dame des Hauſes ſeine Anrede richten, aber wie gebannt mit Aug' und Fuß blieb er an Rory's Geſtalt hangen. Rory ſelbſt ſtarrte ihm zitternd entgegen, eine aufbrauſende Röthe in ſeinem Antlitz wechſelte ſchnell mit tödtlicher Bläſſe. Dann ſank er ſtill ins Knie und verhüllte in Eliſabeth's Kleid ſeine Stirn. Mit ausgeſtrecktem Arm, langſam wie ein Conſtable aus dem Geiſterreich, der ſein Opfer von der Erde fordert, war der Alte zu ihm herangeſchritten. „Rory!" rief er mit dem ſchmerzlichen Ausdruck der verhaltenen Freude, „find' ich Dich hier alſo wieder, im Schloß der Väter! Willſt Du nicht an mein Herz fliegen, mein Sohn, mein Rory?"

Der Knabe lag zitternd am Boden. Wie der Alte ihn mit der Hand berührte, fuhr er zurück, ſprang in die Höhe, ſchrie wie in gellender Verzweiflung und ſtürzte mit abwehrenden Bewegungen zur Thür hinaus. 'Man hörte noch ſeine wimmernde Stimme, die wie um Hülfe ſchrie, als ſeine fliegenden Schritte die ſteinernen Stufen der Treppe ſchon hinter ſich hatten.

Der Alte blickte ſchmerzlich um ſich; wie ein Geiſterbeſchwörer drehte er ſich im Kreiſe, muſterte den Raum auf- und abwärts und wandte ſich zur Thür. „Das Kind verläugnet den Vater!" ſagte er achſelzuckend, „die braunen Jungen ſterben mir ab, und der einzige weiße, den ich habe, entflieht mir. Recht ſo, Schickſal, komm an!"

Er ſtülpte den dreieckigen Hut quer auf und wandte ſich Abſchied nehmend zu Eliſabeth, die noch athemlos ſtand. „Verzeihen Ew. neugebacknen Gnaden auf Bally-Caſtle!" ſagte er ſich verbeugend. Was Spott ſein ſollte, mußte für Irrſinn gelten. Wie Fitzgerald auf ihn zuſchritt, drehte er nochmals den Kopf über die Schulter zurück und wehrte feierlich mit der Hand. „Bemühen ſich nicht, weiß Beſcheid, bin ja hier zu Hauſe!" ſagte er zuverſichtlich lächelnd und wankte zur Thür hinaus. Der Degen klirrte Tritt für Tritt auf den Stufen der Treppe hinter ihm her; die Diener im Corridor waren ihm ſcheu ausgewichen.

Eliſabeth lag im Seſſel und holte Athem. „Man weiß nicht, ob man lachen darf," ſagte Fitzgerald. „Der alte Menſch war als Narr zu ehrwürdig, als ehrwürdiger Greis zu närriſch."

„Ein Stück irländiſche Romantik, Mylord!" ſeufzte Miſtreß Warden, „man zerbricht ſich den Kopf über das verworrene Unglück, und am Ende iſt's überall nur die brennende Kartoffel, die jedem Stockirländer im Gehirn ſitzt."

„Sie ſprechen ſchon ganz irländiſch, Miſtreß Warden!" ſagte Edward halb ſcherzend, „nehmen Sie ſich in Acht vor

Anſteckung mitten in dem klaſſiſchen England, das Sie im Herzen tragen! — Aber welchen Zuſammenhang hat der Alte mit Ihrer Zofe? Und er nannte das ſchöne Kind ſeinen Sohn? Donna, Sie ſtecken ja mitten drin in dieſer romantiſchen Seltſamkeit. Wo hat Dame Albion ihre klaſſiſche Beſonnenheit, wenn ſie eine Zofe hält, die Capitán Rock als ſeinen Sohn fordert?"

Eliſabeth erzählte in der Eile, was ſich vom Findelkind Rory ſagen ließ.

Inzwiſchen hatte die Glocke, die zur Tafel rief, ſchon zu wiederholten Malen ſich vernehmen laſſen und Edward ſchied, da Miſtreß Eliſabeth an der aufgeregten Jahrmarktsluſtigkeit nur wenig, an den Männerdiners aber niemals Theil nahm.

Als ſie ſich allein ſah, verhüllte ſie ihr Haupt und lag ſtill und ſtumm auf dem Ruhebett. Ihr Ganymed, ihr holder Knabe, trat hülfeflehend vor ihr inneres Auge, ihr Herz klopfte raſcher, die Pulſe ſchlugen haſtig, bis der Sinn des innern Schauens ſich ermüdete und ein leiſer Schlaf, ein ſüßer Traum, ihr die Geſtalt des räthſelhaften Lieblings näher rückte.

15.

Wie Lord Edward in den Gartenraum trat, ſcholl ihm das lärmende Getümmel der Tafelfreuden aus dem offenen Pavillon entgegen. Der Salon maß acht Fenſter Front, doch faßte er kaum das Gewühl der Fröhlichen. Dort war das Scharmützel der irländiſchen Luſtigkeit, ein Kampfplatz, auf dem zu bleiben und eine Niederlage zu erleben, keine Seele für Schmach erachtete. Dort becherten gute Herzen auf Sir Edmund's Wohl, tellerten gute Mägen auf ihr eigenes. Die Dienerſchaft flog ab und zu, vor den offenen Thüren ſtanden Spielleute und kratzten in den Lärm hinein, der freilich ihr heiſeres Saitenſpiel begrub.

Edward ſchritt vorüber, er ging in die dunklen Schattengänge des Parks. Hinten aus dem Gebüſch leuchtete ihm ein rothes Gewand entgegen. Er glaubte den fabelhaften Capitän Rock zu ſinden. Als er näher kam, war die Spur verſchwunden. „Soll der unſichtbare Schirmvogt Irlands, der geheime weltliche Schutzpatron meines Landes, ſo poſſenhaft ins Leben treten? Soll der Aberglaube des Volks nur als Carnevalsburleske, als Grille eines wahnwitzigen Alten ſich bethätigen?“ Er ſprach dies mit einem Zorn, der ihm die Lippen zuſammenpreßte. „Roth freilich muß Capitän Rock erſcheinen, aber nicht im rothen Rock des Königs von England, blutroth, wie der Hahnenkamm von Frankreich, wie eine Lohe, die aus dem alten Gemäuer der Satzungen gen Himmel ſchlägt!“

In ſeinen Augen brannte noch der wilde Muth, der nach Opfern ſpäht, als er ſchon auf der Schwelle des Pavillons ſtand und die Geſellſchaft überflog. Die lange Tafel war beſetzt, links und rechts waren noch kleinere Tiſche mit Gedecken. Hier und da zwiſchendurch in den gedrängten Reihen ſaßen ebenfalls Uniformen des Königs von England, doch hatten ſie ſich mehr um den Wirth des Hauſes geſchaart, wo ſich loyale Geſichter, ſteile blaſſe Beamtenmienen, beiſammen fanden.

Die Fiedler neben ihm ſchwiegen. Edward lehnte ſich hinter einem breitſchultrigen Horniſten an die Säule und war eine Zeitlang unbelauſchter Zeuge der Tafelſcenen.

Einige Stimmen hatten ſich aus dem ſchwirrenden Tumult erhoben; es galt, dem würdigſten Manne des Jahrhunderts den erſten Toaſt zu bringen. Bei der vielſeitigen Miſchung der Geſellſchaft war es nicht leicht, eine Fahne aufzupflanzen, unter deren Panier ſich Alle ſchaarten. Major Sirr, Stadtcommandant von Dublin, erhob ſich, indem er die weitläufigen Spalten eines Zeitungsblatts entfaltete. Er brachte die Rede auf Edmund Burke, den Patrioten von Irland, der ſeit Decennien in England lebte, deſſen Herz aber nie aufgehört, irländiſch zu ſchlagen. Er habe ſein Vaterland nicht verlaſſen, ſagte er, um ihm fern zu ſein, er lebe in England, um für Irland zu ſorgen. Er habe die Freiheit verfochten, ohne der Raſerei der Willkür das Wort zu reden, den Geiſt unſerer Zeit verſtanden, ohne mit ihm Abgötterei zu treiben. „England und Irland, die ganze Welt iſt ihm Dank ſchuldig,“ fuhr er fort, „denn er hat ſie vor den Wuthausbrüchen des franzöſiſchen Umſturzes beſchirmen helfen. Männer von Irland, die hier verſammelt ſind, welchem Würdigern könnte unſer Lebehoch gelten, als ihm, dem Mann der grünen Inſel, dem Mann der Ordnung ohne Knechtſchaft, dem Mann der Freiheit ohne jacobiniſche Willkür?“

In dieſer Weiſe erging ſich Major Sirr. Der berühmte Burke lag krank darnieder, das Zeitungsblatt ſprach die lebhafte Beſorgniß aus, die dem Tafelredner zum dringenden Motiv diente.

Major Sirr galt für einen Schergen des Gouvernements; er trug die Farben des Königs, es war erklärlich, daß er England in Irland vertreten half. Aber es war dieſer Widerſtreit in ihm, ſich auch als gebornen Irländer zu fühlen, und ſeinen Eifer für Pitt's Regiment den Landsleuten erklärlich, ja annehmlich zu machen. Bei allen Gelagen und Feſtivitäten war er zugleich der Unvermeidliche und ſein derbes Naturell, ſeine handfeſte Geſinnung wußte ſich Spielraum zu verſchaffen, ſelbſt wo man ihm ſcharf entgegentrat. Seine Ausdauer in Auffindung neuer Mittel und Wege, um mit Glück den Engländer in Irland zu ſpielen, war unverwüſtlich, und heute gedachte er mit Burke die Fahne ſeines Glaubens mit entſchiedenem Gelingen aufgepflanzt zu haben; Burke hatte ſich durch ſeine Schrift gegen den franzöſiſchen Umſturz von der Oppoſition getrennt und dem Miniſterium Pitt genähert. Wie der Redner jedoch das Glas erhob und ſeine Rede mit einem Schwunge endigte, der ſeinen Eifer bis zum Fanatismus ſteigerte, blieb die Mehrzahl der Verſammelten regungslos, ja hinten im Salon, wo die Landedelleute in gedrängten Schaaren ſaßen, ward ein vernehmliches Murren immer lauter, und der edle Stadtmajor blickte mit dem dunkelrothen Antlitz der Beſchämung wie ein betroffener Feldherr um ſich, der eine flammende Rede an ſein Regiment hält, im blühenden Eifer blind vordringt, die

Schanze erklimmt, aber oben mit einem Blick des Erſtaunens ſich ganz allein ſieht. Der Major ſetzte ſich kleinmüthig nieder; nur die Nächſten um ihn waren auf den Toaſt eingegangen.

Man war unſicher, wem die Mißſtimmung mehr galt. Alsbald erhob ſich jedoch eine Stimme, welche dieſe Spannung der Gemüther zu erklären und lediglich auf den Mißcredit, in welchem Edmund Burke ſtand, zurückzuführen ſuchte. Burke war als Redner im Parlament und als Schriftſteller einem Widerſpruch verfallen, den ihm die Welt nie verzieh. Als Amerika aufſtand, eine Colonie gegen ihr Mutterland, da hatte er das Recht der Selbſtbeſteuerung vertreten, hatte die heilige Pflicht der Selbſtbefreiung als unveräußerliches Naturrecht verkündet. Als aber Frankreich einen Despotismus abſchüttelte, der die geſammte Menſchheit in ihrer Würde verletzte, der den ganzen Zweck der bürgerlichen Geſellſchaft durch die ſelbſtiſche Willkür der einzelnen geſalbten Kreatur vereitelte, da war Burke in Feuer und Flammen ausgebrochen und hatte eine Nation auf ewige Zeiten verdammt, die den ungeheuren Schritt gethan, ſich ſelbſt als Zweck, die Regierenden als Mittel zu dieſem Zweck hinzuſtellen.

Der Redner gab dies mit einer entſchiednen Ruhe als Erklärung der Mißſtimmung gegen den berühmten Mann, den Irland zu ſeinen Söhnen zählte. Seine Worte verletzten nicht, verdammten nicht, ſie erklärten nur, ſo tief auch der verhaltne Zorn aus ſeinen dunklen Augen ſprühte. Der Redner glich einem Reiter, der das empörte Roß unter ſich zuſammendrückt und durch eine inwendig genährte Kraft, die äußerlich wie Ruhe erſcheint, die entfeſſelten Lebensgeiſter des Thieres bändigt. In den blitzenden Augen des Mannes, in den heißen Zügen ſeines Antlitzes, in dem kriegeriſchen Spiel dieſer ſcharfen Muskeln lag die ganze Gewalt einer verhaltenen Leidenſchaft, die gebundene Kraft des entſchiedenen Charakters, der die Furien des Zornes ruhig zügelt. Der Name des Mannes war Arthur O'Connor.

In dieſem Augenblicke hatte der aufmerkſame Wirth des Hauſes den verſpäteten Gaſt wahrgenommen, der noch immer auf der Schwelle, hinter den breiten Schultern des Horniſten, den paſſiven Zuſchauer abgab. Sir Edmund Wardon ging ihm entgegen und Fitzgerald ließ es geſchehen, als man ihm an dem obern Ende der Tafel einen freigebliebenen Ehrenplatz einräumte. Hier ſaß er mit jener lächelnden Anmuth, die für jeden Tribut der Anerkennung die Miene der Verwunderung bereit hat. Mancher war aufgeſtanden, um den Sohn des Hauſes Fitzgerald in ihm zu begrüßen. Andere hießen den neuen Gaſt willkommen, indem ſie mit dem Glaſe ſalutirten. Ihm gegenüber ſaß der Stadtmajor von Dublin mit dem dunkelrothen Geſicht, deſſen ſtrahlende Flammen er mit dem ſchweren Pontack nicht zu löſchen, vielmehr anzufachen ſchien.

Man wußte jetzt, wem die Gunſt des Tages nicht zu Theil wurde; es kam darauf an, den Namen zu finden, deſſen Klang wie ein Blitz die allgemeine Sympathie entzünden mußte. „Ich mache den Vorſchlag," ſagte ein hagerer Profeſſor der Alterthumskunde, der ſich pedantiſch von ſeinem Sitz erhob, „ich mache den Vorſchlag, dem großen Fox, dem britiſchen Demoſthenes, unſer Lebehoch zu bringen."

„Mit Verlaub," unterbrach ihn ein eben ſo gelehrter Doctor, der den Lehrſtuhl der Dialectik in Dublin bekleidete, „mit Verlaub, man hat Fox den britiſchen Demoſthenes genannt, und der Parteigeiſt fand ſogar in Pitt den Philipp, welchen jener gleichermaßen fruchtlos bekämpfe, wie der Redner von Athen den Macedonier. Allein ſchärfer die Contraſte gefaßt, ſo iſt die Lage Beider ſo verſchieden als ihr Schickſal. Pitt iſt inſofern mehr dem Demoſthenes ähnlich, Fox mehr dem Phocion."

Der Alterthumskundige wollte den Dialectiker nicht aufkommen laſſen, er räusperte ſich und ſchickte ſich zu einer ſchneidenden Entgegnung an; aus ſeinem Athemholen durfte man auf weit hergeholte Gelehrſamkeit ſchließen. Allein die Landedelleute unten an der Tafel erhoben ſich mit der Gewalt des Naturgefühls gegen die ſpinnenfeine Kunſt der Wortklauberei. „Solche Klugheit macht uns dumm!“ ſchrie endlich ein rothbäckiger Sohn Irlands und dreißig Kehlen ſchmetterten drein mit dem unverwüſtlichen Triumph eines ſchäumenden Gelächters.

Aber der Name Fox war von majeſtätiſchem Klang; einmal aufgerufen, ließ ſich dieſer Geiſt nicht ſo leicht wieder bannen, ohne ſeinen Tribut zu fordern, für ihn ſchlugen zu viele Herzen, zu viele gebundene Zungen fühlten ſich mit dieſem Zauberwort gelöſt. Viele mochten ihn gar in Perſon geſehen, im Parlament von England gehört haben, und wer ihn nie von Angeſicht zu Angeſicht erblickt, den hatte doch ſelbſt in der Ferne die Magie ſeiner Beredſamkeit erfaßt, der wußte doch, daß Fox für die Sache Irlands, für freien Handel, für die Menſchenrechte der unterdrückten Katholiken, Zeit ſeines Lebens gefochten. „Wer hält ihm die Standrede?“ hieß es, „Fox ſoll leben, der Freund des Volks!“

In dieſem Augenblick erhob ſich abermals Major Sirr mit ſeiner breiten Stimme, die den Unwillen, der ſich ſtürmiſch gegen ihn erheben wollte, kräftig durchbrach. „Ich bin Irländer!“ rief er, „ich will reden. Und als Sohn Erins muß ich meine Brüder vermahnen, daß, wenn wir ein Lebehoch für Jemand bringen, der nicht unſeres Landes Kind iſt, dies Niemand anders ſein könne und dürfe als Pitt, der große Steuermann des geſammten dreieinigen Königreichs. Mit der Ehrlichkeit des Biedermanns, mit der Ruhe des Weltweiſen ſteht er da am Ruder und beſchwört durch ſein beſonnenes Walten den Sturm der Elemente. Und ihm gegenüber der trotzig polternde Widerbeller, Fox mit der knirſchenden Heftigkeit, mit der choleriſchen Leidenſchaft, die nur verwirrt, nur Aufruhr bringt, kein organiſches Leben entwickelt! Dem großen Pitt ſei ein Lebehoch gebracht!"

Die einzelnen beifälligen Stimmen, die ſich jetzt erhoben, wurden faſt erſtickt von dem Gewirr eines unklaren Durcheinander, das jetzt von allen Seiten ſich Raum brach. Der Redner ſchien Muth genug zu haben, ſeinen Toaſt zu wiederholen, wofern er keine entſchiedene Entgegnung fand.

Lord Fitzgerald erhob ſich. Schon der luſtig freie Blick ſeines Auges flößte die Zuverſicht ein, hier werde Irland neben England zu ſeinem Rechte kommen. Alles war lautlos erwartungsvoll. „Meine Herren," ſagte Fitzgerald feſt und ruhig, „die Handelspolitik des Kabinets von St. James lebt und blüht, man braucht ihr kaum mit Wünſchen beizuſpringen. Die Staatsweisheit Pitt's lebt zu hoch, um ihr noch ein Vivat zu bringen, ja ſie herrſcht und waltet ſo hoch, daß ſie leicht über alle unſere Köpfe einherfahren kann. Pitt hat Alles in Händen, die Gewalt und die Mittel durchzudringen. Er lebt, wahrhaftig: was braucht man ihn erſt leben zu laſſen? Fox aber hat nichts als ſein Talent, hat nichts als ſeine Geſinnung, er hat nichts für ſich als Millionen gedrückte Herzen von Irland, die ihm ein Lebehoch rufen.“

„Fox iſt kein Irländer!“ unterbrach ihn Sirr, der jetzt für den Nothfall wieder Burke zu bedenken Miene machte.

„So will ich beweiſen,“ fuhr Edward ruhig fort, „daß Fox werth wäre, Irländer zu ſein. Er ſtritt für die Rechte des gewaltſam unterdrückten, im offenen Kampfe blutenden Amerikas, er ſtritt für das geheim unterdrückte, geheim blutende Irland, er ſtritt für Glaubens- und bürgerliche Freiheit, für die Rettung der gefeſſelten und verzweifelten Neger, er hat für die Ehre der britiſchen Nation am Ganges geſprochen, für die allgemeine Sache der Menſchheit geeifert, er bekämpft die Tyrannei der geſetzgeberiſchen Willkür, den im Geheimen ſchleichenden Einfluß der offenbaren rohen Gewalt. Das Alles, Freunde, Brüder, das Alles, ſo wahr mir Gott helfe, iſt eines Irländers würdig.“

„Pitt wird ſiegen,“ unterbrach ihn abermals Major Sirr mit ſchreiender Wuth, „er wird durch den unerſchütterlichen Gleichmuth ſeines großen Geiſtes ſiegen, nur muß es ihm gelingen, die revolutionären Klubs zu zerſtören, die ſich überall, in London, in Dublin, in allen Städten der drei

Königreiche, auf dem Lande, ja, hier vor unſern Augen bilden und hinter unſerm Rücken lauern.“

Eine athemloſe Stille lag auf der Verſammlung; dieſer Angriff deutete zu direct auf Fitzgerald, zu beſtimmt auf die Geſellſchaft der Vereinigten Irländer und deren geheime Zuſammenkünfte.

Lord Edward ſammelte ſich ohne Verzug. „Hört,“ ſprach er mit beſonnener Enthaltſamkeit, „hört, was man uns ankündigt! Wo ſich Volksfreunde zuſammenfinden, um das Heil des Landes zu berathen, da will man ſtörend einſchreiten; das Recht der Nation, Verſammlungen zu halten, will man mit gewaffneter Hand antaſten! Der Mann aber, dem wir ein Lebehoch bringen, hat ſich ſtets gegen alle Gewaltſamkeit aufgelehnt, er iſt ein Freund des Volkes, und deshalb ein Freund des Friedens! Pitt hat die franzöſiſchen Ausgewanderten bewaffnet. Fox hat dieſen heimlichen unehrlichen Krieg beſtritten, er hat das ganze Subſidienſyſtem, womit der allmächtige Miniſter von England die Flamme des Kampfes auf dem Feſtlande nährt, ſtrafbar genannt. Wie er die politiſchen Rechte der Katholiken vertrat, die heimtückiſche Bill gegen angeblich verrätheriſchen Briefwechſel beſtritt, ſo hat er auch alle Zeit die Geſellſchaften der Volksfreunde und das Recht der Nation, freie Verſammlungen zu halten, geſchirmt. Pitt wird ſiegen! hör' ich ſchreien: nun dann, Herzen von Irland, hört um ſo eifriger auf den Pulsſchlag Eures Innern! Wir werden ſehen, wie weit die Allmacht des Miniſters führt! Iſt es verſagt, frei und offen zuſammenzutreten nach eignem Gelüſt und wie die innere Stimme uns ruft, ſo wird uns auch bald die Ehre und Freiheit unſrer Perſon entriſſen werden. Dann werden wir es auch erleben, daß man nach der Habeas-Corpus-Acte, nach der Schutzmauer unſeres freien Daſeins, nach dem Heiligthume unſeres Lebens, die Hand ausſtreckt mit frevelhafter Willkür. Auf welcher Seite dann die Revolution, bei welcher Partei die verbrecheriſche Luſt zum Umſturz der alten Ordnung dann zu finden, das entſcheide der dreieinige Gott, in deſſen Schirm ich freudig mein Haupt darbiete, wenn ich ſicher bin, daß es frei iſt vor Menſchenhänden und vor der Willkür der Despotie von Altengland!"

Er warf ſich in den Seſſel zurück; vor der düſtern Wolke des Unmuths, die auf ſeiner Stirn laſtete, war ihm die Luſt entfallen, dem Manne, dem doch ſeine Worte gegolten, das Lebehoch zu bringen. Seine Hand zitterte, wie er das Glas zum Munde führte, im Unwillen darüber ſtieß er es ſo heftig auf den Tiſch, daß es klirrend in Scherben brach. Major Sirr hatte die Gelegenheit benutzt, ſeinen Platz zu ändern. Seltſam blieb es, daß Niemand in der Geſellſchaft den Toaſt für Fox wieder aufnahm. Zwiſchendurch aber becherte und tellerte die Menge mit immer friſchem Gelüſt.

Eine einzelne Rednerſtimme wollte nicht mehr auftauchen, Alles ſprach und debattirte durch einander, der Nächſte zum Nächſten, und ein buntes Geſumme lief betäubend durch die Reihen der Verſammlung. Dann und wann erſcholl ein neuer Aufruf zum Toaſte. „Capitän Rock ſoll leben!" ſchrie eine helle Kehle am untern Ende der Tafel, „der alte Haudegen, Hauptmann Unſichtbar, der in jedem Punſchnapf ſteckt, aus jedem Buſch hervorlugt um Mitternacht!"

Ein ſchallendes Gelächter erfolgte. „Capitän Rock!" hieß es, „aber eine Standrede zuvor!"

Edmund Wardon erhob ſich. Froh, daß die leidenſchaftliche Spannung der Verſammelten ſich in einem Scherze Luft zu machen ſchien, glaubte er mit Glück die Gelegenheit feſthalten zu müſſen, um die Flamme der Heiterkeit zu ſchüren. „Es iſt nicht ſo ganz fabelhaft, meine verſammelten Freunde," begann er, „den alten geheimen Schutzgott von Erin hochleben zu laſſen, denn ob er zwar nichts weniger als hoch lebt, ſo lebt er doch, lebt in wahrhaftiger Geſtalt, lebt ſeit einigen Tagen in unſerer Nähe."

„Hört, hört!" erſcholl es zur Beſchwichtigung und doch zur Vermehrung des Tumults.

„Ja, ich darf mich rühmen, verehrte Freunde," fuhr

Edmund lachend fort, „Capitän Rock in meinen Dienſten zu haben, ihn zu meinen ehrenwerthen Liebden und Pächtern zählen zu dürfen.“

„Torf und Donner!“ ſchrien die Pächter aus dem Hintergrunde.

„Hab' ich da eine alte Schenke, die zu Bally-Caſtle gehört,“ ſagte Warden, „ein rußiges Gemäuer, drüben am Ende des Dorfs, auf der Landſtraße nach Dublin. Saß ein Geſindel drin, das die Gerechtigkeit in Affection genommen. Alles war zertrümmert in der Herberge, Thür und Fenſter ausgeſchlagen, und die Ruine ſtand brach ſeit Monden. Hat ſich aber plötzlich über Nacht da was eingeniſtet, nicht Ratten und Fledermäuſe, nein, menſchliches Gethier. Keine Seele hat Zutritt, Alles iſt verbarricadirt, Thür und Fenſter; darinnen aber kräht es und ſchnarrt es Tag und Nacht. Allerlei Gerüchte laufen im Dorf herum; plötzlich aber kommt ein alter Burſche zu mir, ſchwankenden Ganges wie ein Matroſe, und ſagt mir, er wolle die Schenke pachten. Für wen? iſt meine Frage. Für Capitän Rock! ſagt er. Ich ſchau' ihm ſteif ins Angeſicht; er aber ſieht ehrlich drein. Er zahlt den Zins in blanken Stücken, ich ſage topp, und Capitän Rock iſt mein veritabler Pächter.“

„Dein Pächter, weil er nicht, wie er ſollte, Dein Herr iſt!“ donnerte eine coloſſale Stimme ihm entgegen. Der fabelhafte Alte in der rothen Uniform warf den Haufen Muſikanten bei Seite und ſtand im Saal. Er hatte an der Thür gelauſcht und der Zorn überlief ſein Herz. Der Hut mit der engliſchen Feder ſaß ihm ſchräg auf der Stirn, mit der Rechten griff er ins Degengelenk; ſo ſtand er wie eine Säule unter den Staunenden, die von ihren Sitzen aufſprangen. Sir Edmund ſtarrte ihm entgegen, dann ſank er blaß auf ſeinen Stuhl zurück. „Vetter William, William Bally!“ flüſterte er in ſcheuer Angſt. Niemand konnte ſich die Wirkung, die der Fremde übte, erklären, und dieſer ſelbſt war ſo leidend und gramzerſtört, daß der Unwille, der ſich regen wollte, vor dem Anblick des Alten gefeſſelt blieb.

„Weiß der Himmel, der Capitän ſchlägt köſtlich Lärm!“ ſchrie von neuem eine Stimme zur Thür herein. Es war Muff, der Sergent. Er hatte draußen auf den Herrn gewartet, und drängte ſich jetzt in den Saal, in der Ahnung, man könne ſeiner Fäuſte benöthigt ſein. Er war ebenfalls in Uniform, zur Seite aber, mit einem Riemen am rechten Handgelenk, ſchleifte ihm ein nachdrücklicher Prügel am Boden nach. Wie die Blicke der tumultuariſchen Geſellſchaft ſich auf ihn lenkten, bald aber wieder auf der Geſtalt Capitän Rock's verweilten, nahm ſich Muff ein Herz und gab den Cicerone ab. „Es iſt mein Herr, dieſer Capitän,“ ſagte er treuherzig und mit einer Art von Triumph, „Sir William

Bally, Erbherr und Beſitzer von Bally-Caſtle iſt's, und ich, Sergent Sr. Majeſtät, bin ſein Diener, der mit ihm in Indien war. Der aber da drüben hat ſich in unſerm Erbe eingeniſtet, und wie wir edlen Schwalben wiederkommen, finden wir den Spatz im Neſt. Dieſe beiden Vettern — Gott verdamme meine Augen, ſteht nicht ſo ſteif und ſtarr, Capitän! — ſie waren Milchbrüder ſogar und ſo dicke Freunde wie nur je Buttermilch ſein kann, — bitte mehr als funfzigmal um Entſchuldigung! Aber durch die kaltherzige proteſtantiſche Wirthſchaft iſt der Vetter zum ſchlechten Kerl geworden, — bitte mächtig um Verzeihung! — hat hinter der Kehle kein Herz mehr, daß Gott erbarm! ſitzt da an ſchwelgeriſcher Tafel auf Bally-Caſtle und gießt auf ſeine ſchlechte Seele Punſch und Porter; aber das hilft nichts, es wächſt ihm nichts darnach, ſo viel er auch den dürren Boden ſeines Gemüthes begießt. Seht, ich hätte längſt ſollen herlaufen und Lärm trommeln; nun ſpringt mir das Bewußtſein ſo ſchreiend aus dem Halſe!"

Während der Sergent ſchwatzte, waren die Blicke der Anweſenden wieder auf Edmund gerichtet. Er hatte ſich aufgerafft und ſchritt dem Capitän entgegen. „Willkommen, Vetter," ſagte er mühſam, „tauſendmal willkommen auf dem Schloß Eurer Väter. Längſt hatt' ich Euch erwartet; wie konnt' ich glauben, daß Ihr in der Hütte des Pächters unterkriechen würdet!"

„Ich will nichts wiſſen vom Schloß der Väter,“ ſagte Bally mit abwehrender Bewegung, „Dein Regiment iſt ſchlecht, hart, karg, orangiſtiſch, das ſag' ich Dir in Deine Seele hinein, Tyrann meiner Bauern! Ich will nichts wiſſen davon, verlange nichts von Dir, nichts als meinen Sohn, den Du mir vorenthältſt.“

„Gott im Himmel! er redet irre,“ flüſterte Edmund mit abgewandtem Geſicht. William Bally aber lachte wild und ſchmerzlich auf. „Erſt Dein Pächter, dann ein Irrer!“ ſchrie er, „ja wohl wär' ichs, wollt' ich länger auf menſchliche Redlichkeit und Treue bauen.“

„Kommt, Capitän,“ raunte Muff ihm zu, „im Frieden wird nichts abgemacht, wir müſſen die Bauern aufwiegeln, Sturm laufen und mit Gewalt unſer Eigenthum wiedergewinnen.“

Er zog ſeinen Herrn mit ſich fort zur Thür hinaus. Staunend ſah die Geſellſchaft ihnen nach. Die Fiedler, die auf die Seite ſprangen, machten allerlei Gloſſen, die Diener auf dem Hofe wichen ſcheu aus.

Edmund war nicht im Stande, ſeinen Gäſten das Verſtändniß der ganzen Scene zu eröffnen, noch auf Mittel zu ſinnen, ſie länger an ſeinen Tiſch zu feſſeln. Was Lord Fitzgerald von ſeinem erſten Begegnen mit dem Alten erzählte, diente eben ſo wenig dazu, die aufgeſtörten Geiſter der Geſellſchaft wieder heimiſch zu machen. Unbehaglich und mit ſtummem Gruß verließen die Gäſte den Schauplatz, wo man die verglommenen Funken der Luſtbarkeit nicht wieder anſchüren mochte.

Jene Beiden aber wanderten raſch durchs Schloß, über den vordern Hof nach der Landſtraße, die zu ihrer Herberge führte. Vor dem eiſernen Gitter am Hauptportal drehten ſie ſich noch einmal ſchmerzlich um und blickten nach dem Giebel und dem Thurm hinauf. Der kupferne Sanct Patrick ſprang ſo eben aus dem Häuschen, nickte herunter und ſchlug mit dem Hammer in die Glocke.

Dies war für ſie ein ſo wehmüthiger Ton, als zwei alte große Kinder von Irland ihn nur hören konnten. „Umarme mich, Bruder Bediente,“ ſagte der Capitän, „ich bin hundewehmüthig.“

„Und mir iſt gotteslästerlich tempelräuberiſch zu Muthe!“ ſchwur der Sergent, hob drei Finger gen Himmel und ſtampfte mit dem Schilleleh, den er am Handgelenk trug, auf den Boden.

Wie ſie ſich unter Gottes freiem Himmel in der Allee vor Bally-Caſtle umarmten, ſtanden einige Vorübergehende ſtill; es mochte eben ſo auffällig gelten, einen Sergenten mit einer gelinden Keule bewaffnet als einen Officier mit Epauletten und Federhut in ſo zärtlicher Gruppe mit ſeinem Untergebenen zu erblicken.

„Es iſt nur Freiheit und Gleichheit!“ ſagte Muff zu den Staunenden und ſchwenkte den Prügel. Der Capitán ſtützte die Linke in den Degengriff. So wanderten ſie Arm in Arm das Dorf hinunter. Aus den Häuſern kroch Alt und Jung heraus und grüßte. Die hübſchen Dirnen machten Spalier, die Buben ſchloſſen Queue und trebbelten hinter dem geheimnißvollen Herrn- und Diener-Paar einher. „Capitán Bally!“ riefen Einige, „Capitán Rock!“ flüſterten Andere. Suſy hatte durch ihre wunderlichen Reden über die neuen Inſaſſen der Herberge dieſe widerſprechenden Meinungen im Dorfe verbreitet. Was ſich Seltſames bei deren Ankunft begeben, hatte nicht wenig beigetragen, eine myſteriöſe Nebelwolke um die Exiſtenz in der Schenke zu breiten. Sowie Muff ſich unter der Bewohnerſchaft zeigte, hatte man ſich mit allen Geberden der ſcheuen Ehrfurcht nach Capitán Rock erkundigt. Ob der liebwerthe Herr im grünen Jagdrock und Mütze, die er heute mit Uniform und Federhut vertauſchte, der große Geheimnißvolle ſei, wußte man nicht geradezu; waren doch noch anderweitige, noch viel wunderbarere Weſen in dem großen vergitterten Affenkaſten angekommen, und die braunen Geſichter, die ſich mitunter aus den Luken der Schenke zeigten, das wahnwitzige Geſchrei räthſelhafter Geſchöpfe, das bis weit hin ins Dorf gellte, das Alles ſchien eines ſpukhaften Capitän Reck ganz angemeſſene Kameradſchaft. Zeigte er ſich oft als guter Geiſt in den Bergen, bald als Prieſter in der Meſſe, als guter Gevatter auf Kindtaufen und Hochzeiten, ſo wußte man doch Geſchichten genug, daß er auch als plötzlicher Sturzbach durch die Wildniß fuhr, als Wetterwolke ſich über die Landſchaft wälzte, oder eines Dämons leibhafte Geſtalt annahm. Muff hatte ſeinem Herrn lange vergeblich zugeſetzt, ins Schloß zu gehen und ſich dem proteſtantiſchen Vetter zu zeigen. Ballr wollte ungeſehen erſcheinen, unter fremder Maske; nach langer Wahl ſchien das Abenteuerlichſte das Nächſtliegende und Willkommenſte. Suſy hatte von ihrer Wanderſchaft ſich wieder eingeſtellt, witterte bald aus, daß Rory im Schloſſe ſei, und trieb den Capitän mächtig an, ſein Kind zu fordern. Die Alte war übrigens in ſo viele Händel verſtrickt, daß ihre Theilnahme oft genug zerſtreut wurde.

Sie kam jetzt den beiden Heimkehrenden am Ende des Dorfes entgegen. Sie hatte, während Muff nach dem Schloſſe geeilt war, die Pflege der kranken Kinder aus Indien übernommen. „Sie ſterben Euch ab, Ew. Gnaden," ſagte ſie, „und Ihr kommt ohne Euern weißen Sohn, der Eure Rechte, Euer Erbe und Euern Namen vertreten ſollte?"

Die braunen Hindukinder ſchienen wirklich ein Opfer des Klimas zu werden. Und ſo war Capitän Bally's Seele ſchwer von allen Seiten bedrängt und gemartert.

16.

Mit der Dämmerung des Abends ſchlüpften zwei Geſtalten, in leichte Mäntel gehüllt, in Eliſabeth's Vorzimmer. Lady Fitzgerald ließ ſich melden und trat mit ihrer Begleiterin ein. Miſtreß Wardon ging etwas ungewiß dem vermummten Beſuch entgegen. Erſt als der Diener die Kerzen angezündet und den Saal verlaſſen hatte, warf Pamela ihre Hülle von den Schultern und ſtand in der Tracht eines irländiſchen Bauerknaben da. „Mir däucht, ich handle gut irländiſch, wenn ich den Jahrmarkt als Maskerade nehme und luſtige Mummerei treibe," ſagte ſie lachend und übte ſich mit aller Zierlichkeit eines Ballettänzers in der Pantomime, die ihr Anzug erforderte. Eliſabeth hatte augenblicklich das Ceremoniell der Begrüßung fallen laſſen, ging aber nicht ohne Zwang auf die Scherze Pamela's ein, die hinter dieſer luſtigen Verkappung einen Anſchlag verbarg, der ernſt genug war. Auch die Begleiterin mußte den Mantel mit der Kapuze abwerfen und zeigte ſich in ähnlicher Tracht. Die beiden rothen Achſelbänder über der Bruſt, das kurze ſchwarzſammtne Beinkleid, die blauen wollenen Strümpfe und die Schnallenſchuhe gaben der Franzöſin überreichen Stoff, ihre Laune zu entfeſſeln. „Wir armen Weiber,“ ſagte ſie, „die wir das Unglück haben, den Strom der Langenweile dann und wann mit einem Buch zu ſtopfen, wir werden in England gleich Blauſtrümpfe geſcholten. Lectüre iſt meiſtens nur ein armer Nothbehelf, eine Entſchädigung für die oft leeren Herzblätter der Männer und gleich gibt man uns ein Schimpfwort! Heute wollen wir Geheimniſſe entziffern, heute bin ich ein Blauſtrumpf comme il faut. Dabei wirbelte ſie ihre blauen Füße um einander, ſtemmte die Hände in die Seiten und drehte ſich lachend im Kreiſe um.

„Bei Gott, ganz Irländerin, jeder Zoll national!“ applaudirte Eliſabeth, um für ſo viel Aufwand von Heiterkeit nur einigermaßen Entſprechendes zu äußern.

Pamela war wirklich liebenswürdig. Aus ihren braunen Augen lachten die Genien einer üppigen Luſtbarkeit, die unerſättlich ſchienen, immer neuer Nahrung bedürftig, und es vielleicht nicht ſcheuten, die Welt zu verwirren, um auch auf Trümmern ein Bacchanal der Heiterkeit zu feiern. Bei weniger Leidenſchaft hätte ihre ſprudelnde Laune vielleicht für eine Kerze hingereicht, um ſelbſt ein düſteres Leben auf ſeine ganze Dauer hin wohlthuend zu erleuchten. Aber ſie war ein Kind Frankreichs, hatte aus Umſturz und Verwüſtung ihr Daſein gerettet. Den Schrecken der Verwüſtung entzogen, bedurfte ſie immer neuer Reizmittel, um den Schatten der Erinnerung zu entfliehen, die mit blutigen Häuptern vor ihr aufſtiegen. Vor Schmerzen der Erinnerung ſichert nur ein fortgeſetzter Taumel, und ſo war denn auch in ihrem Naturell der ſcheinbar unverwüſtliche Strom der üppigen Laune nicht ohne künſtliche Schleuſen, welche die nervöſe Spannung feſthielten und ſteigerten. Vielleicht fand die weibliche Coquetterie auch ihren Triumph darin, unerſchöpflich zu ſcheinen. Obwohl Edward's volles warmes Herz ſie kaum zu dem wirklichen Gefühl eines nicht ausſchließlichen Beſitzes aller ſeiner Neigungen kommen ließ, ſo wußte ſie doch, daß ſie nicht ſeine erſte Liebe war. Man wußte, daß er früher, als er nach Amerika ging, ein ſchmerzliches Andenken floh. Und ſeltſam genug gewann er Pamelens Hand in Umgebungen, in Zeitläuften und Stimmungen, die ſonſt nicht eben geeignet waren, an die Möglichkeit eines perſönlichen Glückes zu glauben. In Paris, dicht am Krater des Vulkans, im erſten Jahre der Republik, als die Schöpfung der Menſchenwelt neu begann, als ſich der Geiſt einer allgemeinen Verbrüderung der Gemüther bemächtigte, als Lord Edward ſich darin gefiel, Bürger Fitzgerald zu heißen, als er den Jacobinern Banquette gab, als die Marſeillaiſe und die Carmagnole ſelbſt in den fernſten Winkeln Europas ihr Echo ſuchten, da war es, in dieſem aufgeregten Zuſtand aller ſeiner Lebensgeiſter, als er Pamela im Theater, in der kleinen Gitterloge des Bürgers Louis Philipp Egalité, zum erſten Male ſah. Mademoiſelle d'Orleans, wie ſie allgemein genannt wurde, war von Frau von Genlis adoptirt, ſie lebte ohne Geräuſch, unter bürgerlichem Namen, und was man von ihrer Schönheit ſagte, konnte damals wenig Geltung finden. Lord Edward's Neigung aber war eben ſo raſch als feurig, nach monatlanger Bekanntſchaft war Pamela Lady Fitzgerald und bei der Feier der Vermählung in Tournay erſchien auch unter den Zeugen jener Prinz von Orleans, der bald darauf ſein gefährliches Bürgerſpielen büßte.

Seitdem hatte Fitzgerald mit ſeiner Frau in Dublin oder in ſtiller ſommerlicher Zurückgezogenheit auf dem Lande gelebt. Eine Zeit lang hatte es den Anſchein gehabt, als ſei Pamela der ausſchließliche Inbegriff ſeiner Wünſche und ſeines Strebens. Ihr eheliches Leben war geſegnet, mit allen Banden ſchien Herz an Herz gefugt. Da begannen ſeine heimlichen Ausflüge, nach London, nach dem Süden von Irland; auf dem größeren, nach der Schweiz, durfte ſie ihn bis Hamburg begleiten. Edward gehörte ihr nicht mehr an, nicht ſo unbedingt als ein verwöhntes Frauenherz es verlangt. Er glaubte ſie ſchonen zu müſſen, es ſollte ihr das Andenken an ihre Vergangenheit erſpart werden, das wieder mit allen blutigen Schmerzen erwachen mußte, wenn er ihr die nächſte Zukunft Irlands als eine Möglichkeit deutete. Auch ſie lebte in dem Wahn, ihm Heiterkeit ſchuldig zu ſein, da ſie nicht anders die Funken ſeines Geiſtes anzufachen wußte; und ſo täuſchten und entfernten ſich durch Schonung zwei Herzen, deren Pulſe ſo einträchtig ſchienen. Edward war nach wie vor der harmloſe Mann, für jeden Einfall der Laune empfänglich, und ſo glaubte ſie nur auf neue Mittel und Wege ſinnen zu müſſen, ſein Herz durch die Keckheit ihres Humors zu reizen und in Spannung zu halten. Bei alle dem war zugleich der weibliche Hang zur Intrigue geſchäftig, um für das verſagte Vertrauen eine liſtige Entſchädigung und Rache zu ſuchen. Es konnte ihr kein Geheimniß geblieben ſein, daß Lord Edward im Mittelpunkt einer patriotiſchen Verbindung ſtand, die eine andere Stellung Irlands zu England bezweckte. Ohne Verbrüderung und Männerklub ſolcher Art lebte freilich Niemand, der einen Wunſch für Gegenwart und Zukunft hegte, und aus Fitzgerald's launigen Scherzen, wenn ſie um Mitwiſſenſchaft ſeiner Geheimniſſe bat, ließ ſich niemals auf den dunklen Ernſt einer Unternehmung ſchließen. Arthur O'Connor, der Freund des Gatten, war noch weit mehr ein verſchloſſenes Grab, und ſo fühlte ſich Pamela von dem beſten Lebensinhalt ihres Mannes ausgeſchieden. Statt durch ruhiges Harren ſich eines Vertrauens werth zu zeigen, glaubte ſie durch einen entſchiedenen Streich ſich in den Mittelpunkt aller ſeiner Geheimniſſe verſetzen zu müſſen. Heute war abermals in den Zimmern, die ihr Fuß nicht betreten durfte, eine nächtliche Zuſammenkunft; die Dienerſchaft war unbeſtechlich, alſo mußte offenbarer Verrath helfen. Pamela hatte im übermüthigen Zorn geſchworen, ſie wolle das ihr Verſagte mit Gewalt ertrotzen; heute mußte ſie ihres Gelübdes ledig werden. Fitzgerald hatte aus Zerſtreuung einen wichtigen Zettel in ihrem Zimmer fallen laſſen, auf welchem die Parole verzeichnet ſtand, welche den Eintritt zu den geheimen Sitzungen der „Vereinigten Irländer“ verſchaffte. Es war ein Spruch, ein Schwur, der auf Leben und Tod zur Verſchwiegenheit verpflichtete. Man legte ihn ab, wenn man als Mitglied in die Geſellſchaft trat, er war auch das Loſungswort, unter welchem der Zutritt zu jeder Berathung des Directoriums geſtattet war.

„Hier iſt der Schlüſſel zu allen Geheimniſſen der Patrioten von Irland!“ ſagte Pamela, indem ſie den Zettel triumphirend in die Höhe hielt. „Wir haben den Spruch auswendig gelernt und werden als gute Brüder auftreten.“

„Ich will weiter nichts als den Bruder finden," flüſterte Pamela's Begleiterin, die mit ihrem träumeriſchen Auge ſchüchtern und liſtig zugleich aus der Tracht des Bauerburſchen hervorguckte.

„Miß Anna Rowan, die Schweſter des flüchtigen Archibald," ſagte Pamela heimlich zu Miſtreß Warden.

Das Mißbehagen, das Eliſabeth bei der Erinnerung an den heroiſchen Raufbold empfand, war deutlich auf ihrer Stirn zu leſen, die ganze Scene im Walde, wo Caſtlereagh im Gewühl des Pöbels und unter Hundegebell das Ziel eines rohen Angriffs wurde, ſtand lebhaft vor ihrer Seele. Das blonde Kind, das vor ihr im Lehnſtuhl ſaß, ſchien ihr auch nicht im Traume zu dem braunen Athleten Archibald eine Angehörigkeit des Blutes zu verrathen. Miß Anna war zart und ſchien eine jener nervenleiſen Geſtalten, die nur mit zaghaftem Fuß, nur auf den Zehen und Spitzen gleichſam, ins Leben treten und immer ungewiß ſind, wie lange ihres Bleibens ſei. Die alabaſterne Haut mit den rothen Wangen, die nur wie ein heimliches Feuer brannten, das blaue Aetherlicht des verſteckten Augenpaares und das wirklich wie in hellen goldnen Flammen aufflackernde Haar, das hinter dem braunen Netz und unter dem kirſchrothen Stirnband herausquoll, das alles war ſchon von Natur Maskerade genug, und es bedurfte nicht erſt der Bauertracht, um die fabelhafte

Seltſamkeit ihrer Erſcheinung zu vollenden. Wie ſich die kleine Geſtalt in dem weiten Lehnſeſſel hin und her dehnte, ſchob ſich das Netz über die Stirn, und die rothgoldnen Locken, ihrer Haft entledigt, rollten über den Nacken herab. Sie ſprang auf, trat vor den Spiegel und ſuchte die verrätheriſchen Zeugen, die ihr Männerkoſtüm verſpotten wollten, wieder zu feſſeln.

„Man glaubt den Flüchtling längſt in Frankreich,“ flüſterte Eliſabeth.

„Alle Briefe an ihn ſind ziellos zurückgekommen,“ war Pamela's eben ſo leiſe Antwort; „man will wiſſen, der romantiſche Held ſei hier im Gewühl des Jahrmarkts unter fremder Hülle.“

„Ihr habt mich verrathen, Lady Fitzgerald!“ ſagte Miß Anna und ſtand mit drohender Geberde, mit blitzenden Augen vor den Frauen; aus dem brennenden Zorn, der über das ſcheinbar ſo ſtille, ſanft blühende Antlitz lief, verrieth ſich allerdings ein Zug offenbarer Verwandtſchaft mit dem heißblütigen Archibald.

Pamela ſprang auf, umarmte ſie und wollte mit lachenden Küſſen die heroiſchen Runzeln auf der kleinen weißen Mädchenſtirn glätten. Miß Rowan aber blieb in ihrer abwehrenden Haltung, ſie verſchmähte die Coquetterie der Schmeicheleien. „Ihr entweihtet mein Geheimniß, Mylady,“

ſagte ſie mit ſtrafendem Ernſt, „ich hätte mich Euch nicht anvertrauen ſollen, denn Ihr ſeid leider keine Irländerin.“

Miß Wardon erwartete eine Scene wie im Walde, wenn auch ohne Hundegebell und Gewühl lärmender Männer.

„Ums Himmels willen,“ rief Pamela, „nehmt die Sache nicht tragiſch!“

„Erlaubt, daß ich ſie nehme, wie ſie vorliegt,“ ſagte Miß Anna mit einer kecken Entſchiedenheit, „Archibald iſt flüchtig auf Leben und Tod. Der Stern des Glücks, der über ſeinem Haupte ſtand, als er ſich aus den Banden des Kerkers befreite, iſt doch eben nur jenes trügliche Ungefähr, das ihn von Jugend auf in tauſend planloſe Seltſamkeiten verwickelte. Seine Feinde nennen ſein Heldenthum kindiſch, das fahrloſe Gottvertrauen ſeines großen Herzens eine lächerliche Unklugheit. Wohin wird ſein glühender Haß gegen Knechtſchaft und Unrecht, wohin wird ſein brennender Eifer, der leidenden Unſchuld zu Hülfe zu eilen, ihn noch verführen! Mir bangt um ſein Leben, denn er tanzt lachend und ſpielend zwiſchen blanken Schwertern. Ach, ein ehrlich gutes Herz kann nicht auf lange den Schlingen entgehen, welche die treuloſe Klugheit der Welt ihm legt, denn baarhaupt und baarfuß wandelt auf Erden der Gerechte, und wenn ihn die Hütte der Armuth aufnimmt, er findet zwiſchen zwei Brettern kein ſchirmend Obdach, es müßten denn die Paar Bretter ſein, die ſeinen Leib zur Erde ſcharren!"

Sie war in ihr Knie geſunken und drückte ihr Antlitz in den Seſſel. Pamela fühlte ſich warm bewegt, ſie bückte ſich über die Kniende und hob ſie liebreich an ihren Buſen. „Sei muthig, Kleine!" tröſtete ſie, „Dein Held und Bruder wird Dir erhalten werden, denn für ein unbewachtes, ehrlich offenes Herz ſorgt und wacht das Auge Gottes. Sei getroſt, Archibald entgeht den Fallſtricken ſeiner Henker, an ſo viel harmloſen Heroismus wagt ſich nicht der Arm der Gerechtigkeit in Irland."

„Arm der Gerechtigkeit?" ſagte Anna und erhob ihr Auge, „haha! es wundert mich, daß Ihr, eine Franzöſin, die Ihr dem Scheiterhaufen des Todes entronnen ſeid, vom Arm der Gerechtigkeit in der Welt redet. Und Gerechtigkeit in Irland? Seid Ihr an Lord Fitzgerald's Seite ſo ſehr Neuling auf dieſem Boden geblieben, nicht zu wiſſen, daß es in Irland nur engliſche Gerechtigkeit gibt, d. h. ein kaltes Schwert der Rache für ein warmblütiges Herz, eine bleiche Henkerſtirn für eine Bruſt voll Liebe, die Umarmung der eiſernen Jungfrau für eine Seele voll heiliger Entwürfe, für ein ganzes Menſchenleben voll Opfer und Edelſinn!"

„Nenne mich Schweſter, Anna," ſagte Lady Fitzgerald, „und denke, daß die Franzöſin die ganze Fülle

Eures Leidens ahnt, die ganze Ehre und den Stolz Eures Schmerzes achtet!“

Anna ſprang auf und ſtürzte in Pamela's Arme. „Ja, ich weiß wohl,“ rief ſie wie ſiegestrunken, „daß Frankreich für Irland mitfühlt, aber England mit der ſteifen kalten Seele ſteht neben uns und gibt den hart verdammenden Richterſpruch.“

Eliſabeth, nicht weil ſie verdammte, ſondern weil ſie verdammt wurde, ſtand wirklich wie das kalte, theilnahmloſe England da, und ſah vom feſten Ufer dem Strom des Unglücks zu, der zwei bewegte Herzen im Strudel fortriß. Auf der ſchönen blaſſen Stirn hatte der verletzte Stolz ſeine Schriftzüge zurückgelaſſen, die große dianenhafte Geſtalt, die ſich niemals in Liebe und Hingebung vor einer zweiten Natur gebeugt, ſchien wirklich marmorkalt, aber ein Lächeln, dieſer Triumph der überlegenen Ruhe, wollte doch nicht glücken, und für den Blick ihres Auges, das wie eine ſtrahlenloſe Sonne hing, gab es doch, vor aller Welt verborgen, einen Brennpunkt, wo er ſeine Fackeln zündete.

Sie trat ans Fenſter, um die bewegten Gemüther ſich ſelbſt zu überlaſſen. Eine Equipage war vorgefahren und hielt vor dem Portal des Hauſes; in der Dunkelheit ließ ſich jedoch nichts erkennen. Auch drüben im rechten Seitenflügel des Schloſſes, in Lord Fitzgerald's Wohnung, regte ſich geſchäftige Eile; einzelne Geſtalten gingen ab und zu und vermehrten oder verminderten den Haufen Menſchen, der vor dem Eingang hielt. Dann und wann zitterte in ungewiſſer Schwankung ein Windlicht über den finſtern Raum des Hofes. Vorn am Gitterthor brannten die Laternen und gaben mit ihrem Licht den Eintretenden ein kurzes Geleit, bis die Dunkelheit ſie wieder verſchlang. Während Eliſabeth gedankenlos in den ungewiſſen Schein der falben Lampen blickte, glaubte ſie Rory's fliegende Geſtalt zu erkennen, die wie ein Irrlicht hinzitterte und eben ſo raſch wieder verſchwand.

Der Diener trat ein und meldete Beſuch aus Dublin. Das vereinigte Irland und Frankreich hüllte ſich wieder in die Kapuzen, drückte die ſchwarzen Masken vors Geſicht, und nahm von England Abſchied. Pamela war ſtill und nachdenklich geworden, ſie ſchien kaum noch Luſt an der Vermummung zu finden; um ſo eifriger trieb jetzt Miß Anna zur Ausführung ihres Planes; knüpfte ſie doch an den Scherz einen gewiſſenhaften Ernſt. Beide ſchieden mit der tumultuariſchen Haſt, wie ſie gekommen waren. Eliſabeth entließ ſie mit derſelben Freundlichkeit, obwohl ſie nur mühſam die Aufregung verbarg, in welche ſie Caſtlereagh's Ankunft verſetzte.

Er war der Beſuch, der gemeldet wurde. Der Dienſt beim Lord Statthalter hatte ihm endlich einen Abend gegönnt, um die Freundin auf Bally-Caſtle zu begrüßen. Zugleich mochte der Wunſch ihn beleben, mit ſeinen beiden Späheraugen die Anzahl derjenigen zu unterſtützen, die auf dem Jahrmarkt zu Kildare in ſeinem Solde waren. Wie er jetzt vor ihr ſtand in dem Gefühl eines ſichern Wollens und Wiſſens, konnte ſie die lebhafte Regung ihrer Freude nicht verhehlen. Es war der Anflug engliſcher Nationalität, was Eliſabeth an Caſtlereagh liebte, die Ueberzeugung der Sicherheit, die ſein Weſen verbreitete, der Werth männlicher Charakterfeſtigkeit, den ſeine äußere Haltung verkündigte. Nur bei anhaltend längerem Verkehr mit ihm überflog ſie wie ein geheimer Zugwind das Gefühl der verſteckten Trüglichkeit, die ſein inneres Leben, ohne daß er es ſelbſt zu fühlen ſchien, entſtellte und verwundete. Jene Eigenſchaften aber, die ſie in aller irländiſchen Umgebung ſchmerzlich vermißte und die vielleicht jedes Weib, auch wenn es nicht Engländerin iſt, vom Manne verlangt, waren genügend, um ſein Wiedererſcheinen zu jeder Zeit als ein willkommenes zu begrüßen.

Er hatte ſtets manches aus Dublin mitzutheilen, diesmal aber noch mehr zu erfragen.

„Es iſt mehr Aufregung um Sie her, als ich dachte," äußerte er nach einer Weile, „von dem heutigen lebhaften

Gaſtmahl hörte ich ſchon unterweges, O'Connor und Edward Fitzgerald waren geräuſchvolle Redner."

„So dringt der Lärm der Geſellſchaften meines Gemahls eher zu Ihnen nach Dublin, als in mein Zimmer," ſagte Eliſabeth. „Den Namen eines Ereigniſſes verdient vielleicht nur der Klub, der ſich heut Nacht in Lord Fitzgerald's Wohnung verſammelt. Es ſcheint eine Art von patriotiſcher Maskerade veranſtaltet zu ſein und auch mich wollte man dazu einladen."

„Sie ſcherzen, Eliſabeth," ſagte Caſtlereagh nicht ohne liſtigen Spott.

„Im Ernſt," war die Entgegnung, „nur vor Augenblicken verließen mich zwei Masken, mit der Aufforderung, mich in gleiches Koſtüm zu ſtecken und dem Klub der Männer drüben heimlich beizuwohnen. Lady Fitzgerald war hier, und Miß Anna Rowan, eine Schweſter jenes Abenteurers, der Sie auf ſo cavaliermäßige Weiſe verletzte."

„Ich weiß, daß er hier in der Gegend weilt," ſagte Caſtlereagh.

Während Eliſabeth im Lehnſtuhl ſaß, ging er langſam mit zögernden Schritten im Saale auf und ab. Vor der Thür blieb er ſtehen, ſein Blick war auf ein Papier gerichtet, das am Boden lag.

Er hob es auf; ſein Auge blitzte, wie er den Inhalt las, aber er faltete es ruhig zuſammen und ſteckte es zu ſich. Es war die Parole der Vereinigten Irländer, der Schwur, der den Eintritt zu ihrer heutigen Verſammlung gewährte. Pamela hatte den Zettel zu ſich geſteckt, aber in der Haſt aus dem Mantel gleiten laſſen.

„Lady Pamela wirklich hier, in dieſem Raum?“ wiederholte Caſtlereagh ungläubig.

„Maskirt,“ war die Antwort, „ſo gut wie Miß Rowan. Im Koſtüm irländiſcher Bauern wollen ſie den Klub beſuchen, um den Männern ihre Geheimniſſe abzulauſchen.“

„Und dies Alles betreibt man wie einen Carnevalsſcherz? Unerhört!“ ſagte Caſtlereagh. Er griff nach dem Hut und fand irgend einen Vorwand, der genügend ſchien, um ſeinen Beſuch plötzlich abzubrechen. Eliſabeth verſtand ſeine Aufwallung nicht.

Draußen riß er dem Diener die Leuchte aus der Hand, entfaltete haſtig das Blatt, das er zu ſich geſteckt, und verſchlang die Worte, als ſollten ſie bis in alle Ewigkeit ſein Eigenthum bleiben. „So wahr mir der dreieinige Gott in meiner letzten Stunde helfen möge,“ lautete der Schwur, „will ich nie und nimmer irgend eine That oder einen Laut verrathen, wovon Aug' und Ohr in der Verſammlung Zeuge war, und jeder Zeit mit Hand und Mund dem großen Bunde der Vereinigten zu Hülfe ſein, der eine allgemeine

Verbindung aller Genoſſen der drei Königreiche, wes Standes, wes Glaubens ſie auch ſeien, zum Zwecke hat und die Tyrannei des Herkommens zwingen wird, im Menſchen den Menſchen zu ehren und den Bekenner jeglicher Confeſſion für gleich berechtigt zu halten. So wahr mir Gott der Dreieinige helfen möge!“

Caſtlereagh ließ das ſtolze ſtarre Haupt einen Augenblick ſinken und ſchlich wie ein Bild der Demuth, die Buße ſucht, zur Treppe hinunter. Dann faßte er ſich raſch zuſammen. „Menſchenliebe als das Aushängeſchild für die Verbrechen der Revolution!“ ſagte er ſtill für ſich, „in Frankreich waren die ſogenannten Menſchenrechte der nackte Calcul des bodenloſen Verſtandes; in Irland muß man mit dem Herzen, nicht mit dem Verſtande Rebell ſein. Das iſt klug, aber hoffentlich nicht ſo klug, daß man nicht klüger ſein könnte!“

Unten am Schlage erwartete ihn ein Mann in Federhut und Mantel. Caſtlereagh ließ den Wagen halten, gab dem Diener einige heimliche Befehle und ſchritt mit dem Officier langſam über den Platz.

„Die Wachpoſten,“ ſagte dieſer, „ſind auf Ihren Befehl wieder zurückgezogen.“

„Meine Maßregeln haben ſich inzwiſchen geändert,“ entgegnete der Staatsſecretär, „ich bitte Sie, hinlänglich Kräfte bei der Hand zu haben, um nöthigenfalls der rohen Gewalt fanatiſcher Empörer gewachſen zu ſein. Bei alle dem wiederhole ich, daß uns nur auf die Perſonen Archibald Rowan's und jenes Prieſters Coigley, der als Capitän Jones zu erſcheinen pflegt, geſetzmäßig ein Recht zuſteht, auf jenen, weil er ſich der Haft entzog, auf dieſen, weil er über ſeine Verkappung Rede ſtehen muß. Rowan iſt zu unwichtig, um ſeine Gefangennahme zu beſchleunigen, ſie geſchieht blos, um der Juſtiz die Satiſfaction zu gönnen; ſpäter muß ſeine Perſon doch freigegeben werden, weil er unſchädlich iſt. Coigley aber, der wie ein Maulwurf bald hier bald da das Erdreich aufwühlt, in deſſen planloſem Müßiggang ſich eine durchdachte Methode verräth, iſt von einer Bedeutſamkeit, die ich Euch anempfehle, Major Sirr."

Dieſer drang in ſeinem Eifer wiederholt auf Fitzgerald, als den offenbaren Mittelpunkt aller geheimen Machinationen.

„Er figurirt als Oberhaupt, ohne es wirklich zu ſein," entgegnete Caſtlereagh mit einer ruhigen Sicherheit, die jeden Zweifel niederhielt. „Nur ſeine Papiere ſind von Wichtigkeit, er ſelbſt mag die Blüte der Verſchwörung ſein; — die Wurzel des Uebels, der Stengel, der es trägt und hält, iſt er nicht."

„Aber die Frucht mit der Samenkapſel!" war des Beſorgten Erwiederung. „Er zieht die Menge an und beherrſcht ſie."

„Von Frucht iſt hier nicht die Rede," unterbrach ihn Caſtlereagh mit weiſem Lächeln, „das ganze Gewächs iſt fruchtlos."

Der Stadtmajor ſchwieg, der Eifer ſeiner Leidenſchaft ſiedete im Stillen fort.

Sie hatten den Bezirk des Hofes verlaſſen, ſich nach dem rechten Schloßflügel gewendet und ſtanden jetzt vor dem Haupteingang zu Fitzgerald's Wohnung, deren obere Fenſterreihen ſämmtlich matt erleuchtet waren. Vor der Thür ſelbſt war eine ab- und zuwogende Menge; im Hausflur ſtanden zahlreiche Dienerſchaaren, Einige, die bewaffnet ſchienen, in Mänteln. Man ſchien, nach dieſen Vorkehrungen zu ſchließen, ſo ziemlich organiſirt zu ſein.

„Mein Entſchluß iſt gefaßt!" ſagte Caſtlereagh.

Major Sirr's Augen blitzten unternehmungsluſtig.

„Ich werde den Klub beſuchen, die Perſonen muſtern, die Sachen prüfen. Man erſcheint maskirt, die Parole, die den Zugang bedingt, führ' ich bei mir; ich wage nicht zu viel, wenn ich mir den Anſchein eines Patrioten gebe."

Er wandte ſich erröthend ab, wie er die letzten Worte ſprach, in denen das Eingeſtändniß ſeiner trüglichen Stellung zum Vaterlande lag.

„Sollte mir etwas Menſchliches begegnen," fuhr er fort, „ſo kennen Sie meine Signale, Major Sirr. Auf das erſte beſetzen Sie die Eingänge und entwaffnen die widerſtandsluſtigen Diener. Sobald ich mein zweites Zeichen gebe, treten Sie ruhig in die obern Zimmer, wenden ſich an den Herrn der Behauſung, Lord Edward Fitzgerald, entſchuldigen mit gemeſſener Höflichkeit die Störung und händigen ihm das Kreditiv ein, das die Gefangennahme jenes Capitän Jones und Sir Archibald Hamilton Rowan's im Namen des Geſetzes rechtfertigt.“

Während ſie jetzt ſchweigend unter die bunte Menge traten, welche vor der Thür gaffend und plaudernd ſtand, ſchob ſich eine große breite Geſtalt mit der Bewegung der müßigen Gleichgültigkeit an ihnen vorbei; der krämpige Hut und der frieſene Bauermantel machten den Fremden unkenntlich. Auf der Schwelle zum Eingang wandte er den Kopf zurück über die herkuliſchen Schultern; auf einen pfeifenden Ruf ſprang eine mächtige braune Dogge mit einem gewaltigen Satze ihm nach ins Haus und verſchwand mit ihm hinter den Dienern, die dem bekannten Gaſt bereitwillig die innern Flügelthüren öffneten.

„Archibald Rowan!“ raunte Caſtlereagh dem Major leiſe zu. Sie zogen ſich dann aus dem gaffenden Haufen zurück, um bald in der Verſammlung der Vereinigten Irländer nicht blos als Zuſchauer, auch als Handelnde aufzutreten.

17.

Miſtreß Wardon hatte ſich frühzeitig in ihr Schlafgemach zurückgezogen. Es geſchah gegen ihre Gewohnheit, nur um der Kammerzofe habhaft zu werden und von Rory zu hören, der ſich Tages über ſeit der räthſelhaften Begegnung mit dem ſeltſamen Alten nicht wieder blicken ließ. Die Zofe, verſchloſſen wie ſie ſtets war, wußte nichts von ſeinem Aufenthalt, noch weniger von ſeinem Zuſammenhang mit dem Fremden, der als Capitán Rock erſchienen war. Eliſabeth verſchmähte es, auf Umwegen, durch beſondere Annäherung, von der Dienerſchaft zu erreichen, was ſie nicht durch Befehl und beſtimmte Pflichtforderung erlangte. Sie entließ die Dienerin unverrichteter Sache. Ihr Gemahl hatte ſich entſchuldigen laſſen, als er nicht zum Nachteſſen erſchien, und ſo war ſie denn ſich ſelbſt überlaſſen, und ohne irgend einen Aufſchluß über Capitán Rock und Rory geblieben.

Um ſo lebendiger und von aller Verworrenheit der mißgeſtalteten Umgebung gelöſt, trat das Bild des Lieblings jetzt vor ihre Seele, als ſie, ohne die gewohnte Stunde der Müdigkeit abzuwarten, ihr Haupt in die Kiſſen lehnte.

Die Nachtlampe hielt den ganzen untern Raum des Zimmers in ſtiller Dunkelheit, nur oben an der Decke ſpielte ihr falber Schein in geſchwungenen Bogenlinien und ſchien die Arabesken der alten Stuccatur mit ſeinem zitternden Licht zum Leben aufzuwecken. Eliſabeth's Auge hing an dem ſeltſamen Figurenſpiel, das die Einbildungskraft der halbwachen Sinne in Bewegung ſetzte. Der kleine Vogel an der Decke, der ſich mit kaum entbundenem Fittich aus der Blumenkrone wand, wurde ihr faſt zur Perſon, ſie hörte ihn vom Wunder ſeiner Geburt eine lange Geſchichte mit unterdrückter Stimme ſingen. So klang Rory's Rede, wenn er von den Räthſeln ſeines Lebens erzählte, ſo klug und unwiſſend zugleich ſchien ſein Antlitz, ganz ſo gläubig und zweifelhaft zu gleicher Zeit, und ganz ſo zweideutig und auf der Grenze einer Doppelnatur, die um ihr Geſchlecht nicht weiß, wie jener Vogel in der ſchnörkelhaften Arabeske, der ſich aus dem Mutterſchooß eines Blumenkelchs zum Daſein entwickelte; ganz ſo verhüllt in den Mantel eines glückſeligen Irrthums ſchien ihr im Traume Rory's Weſen.

Die Nachtlampe erloſch und mit ihr die Arbeit der

Phantaſie, ſich in dem Lebensräthſel des Kindes zurechtzufinden. Ihr Auge ſchloß ſich feſter, und Dämmerung wurde Dunkelheit, Schlummer wurde Schlaf.

Aber der Wundervogel, der mit ſeinem Fittich einen Funken der Liebe in ihrem ſtreng bewahrten Herzen angefacht, ſtand leibhaftig und in Perſon vor ihrem Schlafgemach, Rory ſelbſt, wie er leibte und lebte, in dem grünen Jäckchen mit den Schnüren und Troddeln, in den braunen Beinkleidern mit den weiten türkiſchen Falten, das gelbe zigeunerhafte Turbantuch ums blonde ringelvolle Haar. In dieſer Tracht war er ſonſt an der Seite der alten Suſy, die Maultrommel und die lange Bettelſtange mit der Büchſe in den Händen, über Land gelaufen. So ſtand er jetzt, wenn auch nicht mit den Attributen ſeines Handwerks als Almoſenſammler, reiſefertig vor der Thür der geliebten Herrin, die ihm ſo wohlgewollt und von der ſein Herz ohne Abſchiedsgruß nicht ſcheiden konnte. Seines Bleibens auf Bally-Caſtle war nicht länger, das fühlte er wohl ſeit der Begegnung mit dem alten Herrn, der mit Suſy im Bunde ſich ein Recht auf ihn anmaßte, um ihn wieder in die Höhle zu den braunen Larven zu ſchleppen. Sein Entſchluß war gefaßt, Rory wollte auf gut Glück in die Welt hinaus, er konnte betteln und zur Noth den Landleuten eine Weiſe ſpielen, für die er kärgliche Labe fand. Und wenn er recht tüchtig wanderte in die große Ferne hinaus, immer fort zu den blauen Höhen, ſo mußte er doch endlich einmal, wie er meinte, auf den ſtillen See und die alte Grotte ſtoßen, wo er vielleicht noch den blinden König und auch Phelim zu finden hoffte. Dann brauchte er die ganze Welt nicht weiter, trieb die Ziegen auf die Weide, führte den Greis an der Hand, blickte in den ſtillen Spiegelſee oder in Phelim's ſchönes dunkles Auge. Hatte ihm der leidenſchaftliche Bruder auch wehthun wollen, ſo war doch ſein Bild aus Rory's Herzen nicht gelöſcht, es war nur auf den Grund geſunken und ſtieg in dem Augenblicke ſtiller Beſinnung, wenn ein Entſchluß in ihm reifte, raſch herauf aus der Tiefe und grüßte ihn mit wunderbarer Gewalt. Rory mochte nicht wieder in die Hände der alten Suſy fallen, die ihn aus dem ſtillen Paradies entführt, ihn ſo oft getäuſcht, ihm ſo viel verſchwiegen, erſt an ein düſteres Kloſter, und jetzt an einen wunderlichen Alten, der ſein Vater ſein ſollte, verrathen und verkaufen wollte. Hier aber im Schloſſe entging Rory nicht länger den Nachſtellungen ſeiner Feinde, wie er ſagte; ſelbſt wenn er ſich in die Hülle eines Weiberrocks ſteckte, holte man ihn heraus und ſeine Freundin Eliſabeth konnte ihn ſelbſt in ihren Zimmern nicht mehr ſchützen. Das hatte ihm der heutige Tag gelehrt, alſo war Flucht ſein einziges Rettungsmittel. Schon mit Einbruch der Nacht hatte er ſein

Bündelchen geſchnürt und einen Reiſeſtock zur Hand genommen, aber es trieb ihn nochmals zurück ins Schloß. Er wollte die liebevolle Donna noch einmal ſehen, ihr heimlich die ſchöne Hand von Alabaſter küſſen; ſein zärtliches Bedürfniß verzögerte ſeine Flucht. Es war ſchon Nacht, als er wieder das Schloß betrat. Ueberall aber ließ man den Pagen ein, an ſein Kommen und Gehen war Jedermann gewöhnt. Die Stiege zum Gemach der Zofe war ihm ſehr wohl bekannt, nach manchem Plauderſtündchen in heimlicher Nacht war er hier herabgeſchlichen, um ſein eignes Lager zu ſuchen. Jetzt klopfte er lange, bis die ſchlafende Kleine ſeine flüſternde Stimme vernahm. „Sei ruhig, Betty," tröſtete er die Erſchrockene, „ich thu' Dir nichts, bin ich doch ein armſelig Weſen wie Du und Keinem ſchädlich. Ich will Abſchied nehmen, nichts mehr und nichts minder."

Betty zitterte, wie ſie den lockigen Knaben in dem Zimmer empfing; erröthend und duftig warm, wie ſie aus dem Bett geſtiegen, drückte ſie ihr Haupt an ſein blondes, kühles, nächtlich friſches Haar. Er nahm ſie in ſeine Arme und trug ſie wieder in die ſchwellenden Kiſſen. Halb verlangend, halb erbebend, im Schwanken voll ſüßer Luſt und ſcheuer Furcht, lag ſie ſchweigend da und in ihrem Augenſpiel zitterte, wie erſte dampfende Morgenröthe, der Rauſch geheimer Wonne.

Rory blickte ganz ruhig, faſt kühl in ihr ſchwimmendes Auge, er küßte ihren glühenden Mund mit dreiſter Ruhe, ohne Leidenſchaft, wie weh ihm auch der Abſchied that. Wie ſie die Arme fieberhaft um ſeinen Nacken ſchlang und ihre Lippe mit irrem Flüſtern in ſeinen Locken wühlte, da lächelte er wie ein Schalk und ſagte: „Haſt wohl vom Liebſten, wie ſie's nennen, geträumt, und ich, Dein Freund und Bruder, ſoll Dir den Traum fortſetzen?“

Er ſagte ihr nicht, daß er auf immer ſchied, er hieß ſie ſtill ſein, er müſſe zur Herrin und ihre Hand ganz heimlich küſſen. Da warf ſie ſich ſchluchzend in die Kiſſen und ſuchte die Thränen, deren Quell ſich plötzlich entriegelte, gewaltſam zu erſticken.

Eliſabeth's Zimmer ſtieß dicht an das Gemach der Zofe. Rory öffnete leiſe die Thür; dennoch ſeufzten ihre Angeln wie ein bebender Schmerz, und vom Lager der Schläferin herüber tönte ein lauter Athemzug, wie ein eben ſo ſchmerzlicher Echoklang. Alles in einem Frauengemach klingt und flüſtert wie ein Hauch der ſehnſüchtigen Liebe, die ſich heimlich dehnt und verſchwiegen ächzt.

Rory ſtand ruhig an der Schwelle und ließ der Schlummernden die nächſten Pauſen zum tiefern Beſinnen und Verſinken ins ſtille Reich des Traums. Dann ſchlich er behutſam in der falben Dämmerung weiter. Das Nachtlicht war im Erlöſchen, es flackerte ungewiß. Da ſtand er an dem weißen Lager der Königin Diana. Die ſeidnen Vorhänge, die vom Sims der Krone herabfielen, waren nach beiden Seiten zurückgeſchlagen, ſie lag ganz frei, vom Luftzug im weiten Zimmer erfaßt. Die blauen Augenſterne lagen geſchloſſen, das ſchöne blaſſe, veſtaliſch unberührte Antlitz lächelte als wenn ein Zipfel vom Mantel des Traums noch den Saum ihrer Lippen ſtreifte, die volle weiße Hand lag unter dem Lockenhaupt, der andere Arm hing frei herab. Rory hätte ungehindert knieen und den Arm zum ſtummen Abſchied küſſen können. Aber er ſtand über ſie gebeugt und badete ſeine Stirn im warmen Duft ihrer Athemzüge.

Im feſten, dringenden Blick des Auges waltet eine Magie, die ſich im zweiten Auge, ſelbſt wenn es ſchläft, entzündet. Eliſabeth ſchlug langſam die Wimpern auf. Sie erſchrak nicht, als ſie ſo plötzlich in Rory's Züge blickte, ſie blieb ſtill liegen und ließ in ſeinem Antlitz ihr Auge ſchwelgen. Der Uebergang vom Traum zur Wirklichkeit war unmerklich; hatte ſie ihn doch im Schlaf umarmt, ihn bis in ſeine tiefſte Seele hinein geküßt. Ihr Wachſein war nur ein anderer Traum; ſo ſchien es ihr, da ſie die Geſtalt des Lieblings ſah, und ohne Uebergang und ohne Befremdung ſchwelgte ſie im neuen Traume weiter. Sie ſtreckte die Arme nach ſeinem Lockenkopf und er ſank mit ſeinen Lippen auf ihren

Buſen, der einen ganzen Himmel voll ſpätgeborner Frühlingsliebe barg. Sie zog ihn ganz zu ſich, ihre Pulſe flogen raſcher an ihm auf und ab, durch ihre Seele lief zitternd der erſte ſüße Schauer, der an den Pforten des Paradieſes ſteht, ein Engel der Ungeduld, ein fliegender Herold der namenloſen Seligkeit der Liebe. Wie ſie ſich ganz ſeiner holden Geſtalt bemächtigte, wie die Welle ihres Bluts in wunderbaren Zuckungen tobte, wie ihre Arme jetzt raſcher um ſeinen Leib griffen, ihm das Kleid von den Schultern ſank, und er ganz die Beute ihrer Sehnſucht ſchien, nach der die dürſtende Lippe längſt gelechzt: da plötzlich mit einem gellenden Schrei, eben ſo raſch und krampfhaft, wie ſie ihn an ſich gezogen, ſchleuderte ſie ihn von ſich.

„Herrin!“ ſagte Rory ſanft und ruhig, „beſinne Dich, liebe traute Donna, ich bin's, Dein Knabe Rory.“

„Nein, das biſt Du nicht!“ rief Eliſabeth in der Raſerei der Zorn gewordenen Liebe. Sie griff krampfhaft nach der Gegend ſeines Herzens und ſtieß ihn von neuem und heftiger zurück. „Täuſchender Kobold Du,“ ſchrie ſie weinend vor Scham und Wuth; „Dämon Du, verlockender böſer Geiſt in lieblichſter Geſtalt, holdes Unweſen Du mit der zwerghaften Ungewißheit, wer und was Du biſt!“ — Sie ſank erſchöpft aufs Lager zurück und ſchluchzte ungeſtüm.

Rory ſtürzte aufs Knie, lehnte ſeine Wange an den

Rand des Bettes und ſagte ſchüchtern: „Bin ich ein Weſen wie Du, Herrin, ein Weib?"

Es lag zugleich ſo viel Ruhe einer längſt gewonnenen Sicherheit, ſo viel kühle Gleichgültigkeit in ſeinem fragenden Ton, daß Eliſabeth vor ihm zurückbebte, mit beiden Händen ihn von ſich ſchleuderte. Er glitt rückwärts nieder und blieb demüthig gebeugt am Boden ruhen. „Was hab' ich verbrochen?" ſagte Rory mit einer Unſchuld, deren zitternde Wehmuth das Herz erſchütterte. „Weiche von mir," ſchrie Eliſabeth, „und berücke mich nicht ferner wie zum Hohn!"

Sie war aus dem Bett geſprungen und ſtand aufrecht vor ihm. Das Nachtlicht flackerte noch einmal in die Höhe und beleuchtete den dunkelrothen Zorn der weißverhüllten Prieſterin des Mendes, wie Eliſabeth in dieſem Augenblick erſchien.

Rory ſprang auf. „Ich wollte Abſchied von Dir nehmen, Deine Hand küſſen, denn ich wandere weit fort von hier und kehre nun wohl nimmer wieder!"

Sie verhüllte ſchweigend ihr Haupt und wandte ſich von ihm. Er kniete demüthig vor ihr nieder, kreuzte die Arme, brachte ihr ſein Herz dar und wagte nicht ihre Hand zu faſſen, noch den Saum ihres keuſchen Gewandes zu berühren. Wie er durch die Thür ſchlich, ſtürzte Eliſabeth aufs Lager zurück und entlud in einem Strom von Thränen die vergällte Sehnſucht eines ſtill und keuſch erglühten, liebebedürftigen Herzens.

Die Zofe auf ihrem Lager hatte den Schrei, der aus Eliſabeth's Zimmer bis zu ihr gedrungen war, für den Schmerz des Abſchieds genommen, ſie blieb ſtill gekauert liegen, als Rory an ihrem Bett vorüberſchritt.

Er reichte ihr die Hand zum Abſchiedsgruß, den ſie nicht erwiederte. Er drückte ihren Kopf ſanft in die Kiſſen und ſagte: „Auch Du getäuſcht, armes Weib!“

So ſchritt er die dunkle Stiege hinunter, knüpfte das Tuch feſter ums Haupt und eilte über den Hof in die freie Luft, die ſeine heiß gewordenen Wangen wieder kühlte. Er ſah rechts im Flügel helle Fackellichter, aber er wollte die Menſchen fliehen, er ſuchte Nacht und Freiheit. So lief er das Dorf hinunter, bis er matt auf einen Stein niederſank und ſein Unglück, ein Weib zu ſein, mit ſchmerzlichem Unwillen wie einen Fluch der Ohnmacht fühlte. Unwillkürlich liefen die Gedanken auf Phelim, den Jugendgeſpielen, zurück. Heiliger Himmel! dachte Rory, vielleicht hatte damals auch Phelim ſchon die Entdeckung gemacht, daß ich kein Mann wie er, damals als er ſo wüthend mich beſtürmte. Ach hab' ichs doch nicht gewußt Zeit meines Lebens, hab' ich doch nie geahnt in der ſtillen Höhle des blinden Alten, am See mit ſeinem Zauberſpiegel, daß es andere Geſchöpfe gebe als Männer, und daß ich nicht wie Phelim ein Knabe ſei. Und Suſy hat mich beſchworen, ich ſei der männliche Erbe von großem Eigenthum und müſſe als Mann dereinſt die entzogenen Rechte meines Hauſes fordern und vertheidigen. Ach, warum hat die Alte mich auch darin getäuſcht und Niemand ſich des armen Geſchöpfs, das ein Mann ſein ſollte, angenommen. Warum zerflattert mein Leben an dieſem Irrthum, der wie ein dunkles Unglück auf mir lag, ohne daß ich es abzuwälzen vermochte, ſo ſchwer ich auch ſeine Laſt gefühlt. Werd' ich nun eine Heimath finden und ein Stückchen Glück, nun, da ich weiß, daß ich ein Weib bin und kein Held? Werd' ich nun im Bewußtſein unſeliger Schwachheit dem Leben einen Biſſen Brot abtrotzen können? Ach ſchweres dunkles Ungemach!

Von dieſen Gedanken überwältigt ſchlief Rory ein, der harte Stein ſchien gegen die Laſt des Unglücks noch weich genug, um das Haupt auf ihm zu betten. Die Nacht war gelind, in Rory's Locken ſpielte ein lauer Athemzug wie die Liebe des Herrn, die über alle Schranken der Verwirrung hinübergreift, über alle Seltſamkeit der Menſchen ſtill und leiſe ohne Wandel und ohne Störung durch das Weltall weht.

18.

Die Nacht hing tief herab und in ihren Mantel war die ganze Landſchaft rings gebreitet. Auch die Lichter am Himmel waren ſchlafen gegangen, feuchte Wolken zogen ſchwer und ungewiß auf und nieder. Nur die Fenſter in Fitzgerald's Wohnung wollten die Wimpern nicht ſenken; die guten Herzen von Irland, die hier verſammelt waren, hatten helle Augen, die den Schlaf des ganzen Landes überwachten. Der Haufe Menſchen vor der Thür hatte ſich zerſtreut, dann und wann hielten noch ein Paar Wanderer auf der Landſtraße an, flüſterten einander zu und gingen ihres Weges.

Wer in den untern Raum des Hauſes trat, den führten die bereiten Diener, falls er nicht durch unſicheres, ſcheues Weſen den Verdacht erregte, er wiſſe nicht, an welchem Orte er ſei, die Treppe hinauf in ein inneres Gemach, wo die Bereideten ſeine Berechtigung zum Eintritt in die Geſellſchaft prüften. Es waren ernſte wohlwollende Männer, mit ſchwarzen Taffetmasken um Stirn und Augen, grünen Schleifen am Arm. Maskirt oder mit freiem Antlitz, Jeder ward zugelaſſen zur Prüfung; wer die Worte des Eides ſprach, die ihn als Freund der guten Sache bethätigten, erhielt ohne Weiteres den Zutritt zu der anſtoßenden Zimmerreihe, wo Erfriſchungen geboten wurden, wo ſich die Freunde aus den entfernteſten Grafſchaften ſuchten und fanden, alte und neue Bekannte ſich die Hände ſchüttelten. Der Jahrmarkt pflegte nun einmal von Nord und Süd, von Oſt und Weſt ganz Irland mehr oder weniger zuſammenzutreiben und es blieb nicht leicht eine Landſchaft zurück, die nicht einige ihrer Genoſſen ſandte. Auf allen Punkten aber hatte der Bund ſeine Brüder, die ſich in kleiner Anzahl froh und harmlos am heimiſchen Orte zuſammenfanden, ſich über des Vaterlandes Wohl und Weh beſprachen und ſonſt wenig vom Zuſammenhange einer großen, über die ganze Inſel, ja über die drei Königreiche ausgebreiteten Anzahl Gleichgeſinnter wußten. Dann und wann lief eine Mittheilung aus Dublin, eine Broſchüre, ein Zeitungsblatt von beſonderer Färbung, ein Aufſatz von der Hand eines heißen Patrioten durch alle Glieder des ſtillen Bundes bis hinunter an die Bantrybai, bis hinauf an's Cap Clear und an den Rieſendamm der Nordküſte; ein organiſcher Zuſammenhalt aber ward nirgends ſichtbar. Nur vom Daſein eines Centralcomités in Dublin war man in den Grafſchaften überzeugt. Von ihm gingen die Miſſionen aus zur Stiftung der Filialklubs in den geringern Städten, in ſeinen Schooß floſſen die Beiträge, welche jedes Mitglied nach Maßgabe ſeiner eignen Werthſchätzung zu noch unbeſtimmten patriotiſchen Zwecken beiſteuerte. Wer die fünf Perſonen waren, welche das geheime Directorium bildeten, darüber waren Vermuthungen rege, die jedoch immer ſchwankend blieben. Theobald Wolfe Tone hielt man ziemlich allgemein für einen der erſten Stifter des Vereins, er war eine Zeitlang zugleich Secretär des katholiſchen Convents in Dublin geweſen und mußte, obſchon er Proteſtant war, manche Sympathien des Landes für ſich gewonnen haben. Aber man wußte, daß er nach Frankreich gegangen war, um in die Dienſte der Republik zu treten. Das war für den großen Haufen der guten Herzen von Irland ſo wenig national, daß Wolfe Tone mit dieſem Entſchluß ſich eher aus der Liſte der Volksfreunde löſchte, nicht weil der Haß gegen Frankreich unter dem gemeinen Mann in Irland ſo mächtig war, ſondern weil man die Verknüpfung dieſes Schrittes mit dem Kreislauf der heimiſchen Intereſſen nicht allgemein verſtand. Wer Irland liebte, mußte, nach der Meinung des Volks, ſich auf ſeiner Scholle eher todtſchlagen laſſen, als die Inſel verlaſſen; der Abſenteismus galt für ein nationales Laſter, das der Patriot unter jeder Bedingung verabſcheute. Lord Edward Fitzgerald galt ſchon um ſeines Familiennamens willen für einen der Lieblinge Irlands; wer ihm perſönlich nahe gekommen war, ſchwärmte für die Liebenswürdigkeit ſeiner edlen Pietät, die ſich hinter Freundlichkeit und luſtigem Bruderſinn verſchanzt hielt. Was ein Name von hohem Klang in die Wagſchaale zu legen hat, verfehlte bei Lord Edward nicht ſeine Wirkung für die gute Sache Irlands; Leinſterhouſe, ſein Palais in Dublin, war ſchon ein altbewährter Sammelplatz der Freunde des Landes; aber von einem eigentlichen Regiment, das Fitzgerald's Händen zum Beſten der Geſellſchaft anvertraut wäre, konnte nimmer die Rede ſein, vielmehr wollte man wiſſen, Lord Edward ſei gar nicht förmlich in den Verein aufgenommen, man habe ſeine Theilnahme von Anfang an für ein Factum angeſehen, ohne daß er je den üblichen Eidſchwur geleiſtet. Arthur O'Connor war zu wenig von der großen Menge gekannt, um in ſeiner Stellung zum Bunde eine volksthümliche Macht zu ſehen; er gehörte zu denen, die zu ſtrenge Denker ſind, um vorzugsweiſe populär zu ſein, und denen die Vegetation der Empfindung fehlt, mit welcher der Hauſe Schritt hält. Man wußte nur, daß er früher mit dem wärmſten Eifer im dubliner Unterhauſe für das Heil der katholiſchen Brüder geſprochen und bei der entſchiedenen

Erfolgloſigkeit ſeines Beſtrebens förmlich aus dem Parlament getreten war, weil er fühlte, daß gegen eine von England beſtochene Mehrzahl der Patriot von Irland gar keinen Kampf beginnen dürfe. Wie viel ſeitdem ſein Eifer gewirkt, um neben den verſumpften und verderbten Kanälen des geſetzlichen Herkommens dem Volkswillen neue ſichere Bahnen zu eröffnen, davon blieb die Kunde nur im Beſitz weniger Eingeweihten. Das von ihm gegründete Journal, „die Preſſe,“ ſchien nur dem proteſtantiſchen Norden zugänglich.

Man nannte noch einige andere Namen, an die ſich die Vermuthung eines ganz innigen Antheils an der geheimen Directorialherrſchaft knüpfte, man erzählte ſich von den Gebrüdern Sheares, zwei Advocaten, welche bei den öffentlichen Feſtivitäten in Belfaſt präſidirt hatten und überhaupt zu der Partei des radicalen Nordens zu zählen waren. Man nannte einige reiche Privatleute in Dublin, vor Allen Oliver Bond, Napper Tandy, Mac Nevin und den Advocaten Thomas Addis Emmet, als wohl Befähigte, zu der geheimen Fünfzahl der Beamten gerechnet zu werden. Gewißheit aber war nirgends über dieſen Punkt, ſeitdem der Secretär des Comités, Sir Archibald Rowan, flüchtig geworden und ſeit dem Verbot der öffentlichen Zuſammenkünfte Niemand mehr als Bevollmächtigter perſönlich auftrat.

Um ſo erwartungsvoller ſtimmte der heutige Abend, zu welchem Lord Fitzgerald in Form einer geſelligen Einladung die in Kildare zum Jahrmarkt verſammelten Freunde von nah und fern in ſeine Wohnung berufen. Man hoffte, ſich gegenſeitig kennen zu lernen, ſich näher zu rücken, ſich eines Zuſammenhangs der patriotiſchen Klubs in den Grafſchaften verſichern zu können. Viele heiße Köpfe erwarteten über die nächſten Zwecke der Geſellſchaft und über die bereits zuſammengezogenen Mittel Aufſchluß zu erhalten; Andere, deren Haß gegen England und Pitt nicht weniger lebendig war, ſuchten in der Verbindung eine patriotiſche Kumpanſchaft, die ſich durch Humor und durch ein fröhliches Herz zu Schutz und Trutz gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens verband. Niemand vielleicht fand das ausſchließlich, was er ſuchte.

Das Gefühl einer lähmenden Spannung, das durch die Räume ſchlich, wollte ſich auf keine Weiſe bannen laſſen; aus dem Gemiſch von erwartungsvollem Ernſt und harmloſer Heiterkeit wollte kein Element vorherrſchend auftauchen und ſich geltend machen. Man fand in den Zimmern mehr Masken als offene Mienen; viele gute Herzen von Irland gingen verlarvt; Einzelne, die dem Zwang entſagten, ſich frei hingaben und die Fahne der Munterkeit aufſteckten, erſchienen wie ſchwimmende Inſeln, die der Strom alsbald zerſtreut. Fitzgerald ſelbſt war auf das eifrigſte bemüht, unter der Verſammlung den Ton offenherziger Fröhlichkeit zu befördern. Unmaskirt, im ſchwarzen kurzen Oberrock mit den flatternden Schleifen der grünen Binde, war er bald hier, bald da, um die entfernteſten Männer aus Nord und Süd mit einander bekannt zu machen, und unter den ſchon Vertrauten das gelinde Feuer des Wohlwollens anzuſchüren. Wo er erſchien, glänzten die Geſichter von Freude und Zuverſicht; wo er ſchied, reichte man ſich noch hinter ſeinem Rücken die Hand, weil man ſich in der Anerkennung ſeines Werthes zurechtfand und ſich gern und willig als Mitglied einer Verbrüderung fühlte, an der Lord Edward Theil nahm. Das volle, runde, reiche Wohlwollen ſeines Weſens, der warme Schein des dunklen Auges, das hinter dem langen ſeidnen Vorhang der Wimpern eine ganze Sonne von Lebensluſt und Liebe barg, die leuchtende Stirn mit der aufgeſchwungenen Braue, die ſich wie ein Fragezeichen, das eine lachende Antwort ſucht, wellenförmig hob und ſenkte, die Herzlichkeit ſeiner biedermänniſchen Rede, die Behaglichkeit, die von ſeinem ganzen Daſein ausſtrömte, alles das war ſehr wohl geeignet, überall, wo er ſich geſchäftig zeigte, die Quellen der zutraulichen Fröhlichkeit zu erſchließen. Daß er ſich beſonders angelegen ſein ließ, in dem Vorzimmer die neu Ankommenden zu empfangen, ſei's nun, daß ſie ihm mit offener Stirn entgegentraten, oder ſich verlarvt und ſtumm vor ihm verbeugten, dieſe geſchäftige Sorgfalt um jeden neuen Kömmling ſchien auch nur Aufmerkſamkeit des liebenswürdigen Wirthes. Blieb doch Jedem ſein Maskenrecht, hatte doch Jeder durch Ablegung des Schwurs an zwei Bevollmächtigte des Bundes ſeine Angehörigkeit zum Verein beglaubigt. Wollte nun das Vertrauen nicht weiter gedeihen, ſo ließ ſich das nicht mit abſichtlicher Treibhauswärme pflegen, es mußte frei von ſelbſt erblühen.

Im hintern großen Saale, in welchem die Zimmerreihe auslief, ſchien jetzt am meiſten Regſamkeit geſchäftig. Auch war der Raum wie zu einer Feſtlichkeit geſchmückt. Die Fenſter und Wände waren reich drapirt. In jedem Felde prangte das Kleeblatt von Irland. Im Hintergrunde, auf einer Erhöhung, zu welcher Stufen führten, breitete ein aus Fahnen, Wappentüchern und Schleifen reich verziertes Zelt ſeine weiten grünen Flügel um einen abgeſchloßnen Raum, der gar wohl geeignet ſchien, das Geheimkabinet einer Verwaltungsbehörde abzugeben. Eine lange Tafel mit Sitzen zu beiden Seiten zog ſich quer hin, die beiden Enden verliefen ſich hinter die Gardinen. Auf der Mitte des Tiſches ſah man Acten und Papiere bunt gehäuft, einzelne Geſtalten traten in der hintern Reihe an der Wand ab und zu, vorn, mit dem Rücken dem Publikum zugekehrt, ſaßen einige Perſonen wie feſtgefugt, und ſchienen eifrig zu copiren. Ihre breiten Schultern machten gleichſam wohlgefugte Schranken. Der Platz war hoch genug, um die Perſonen, die dort agirten, allerwärts deutlich erkennen zu laſſen, zugleich aber reichten die Vorhänge mit ihren Wellenformen weit genug herüber, um die Figuranten, wo es nöthig ſchien, auch wieder ins Ungewiſſe und in die Vermummung eines Allerheiligſten zu hüllen. Mithin beſaß der Platz die beliebten Eigenſchaften, um einen höchſten Regierungsſitz zu bilden.

Was Zufall oder Abſicht hier zuſammengethan, um die Dekoration beziehungsreich zu machen, ſchien ungewiß. Mit grünen Fahnen pflegte man häufig genug ohne alle geheime Beziehung die Zimmer zu ſchmücken; dabei blickte freilich hier ein Gemiſch von andern Farben hindurch und ein kundiger Sinn fand leicht die Tricolore heraus und das polniſche Blutroth mit Weiß. Auch Nordamerika war mit ſeinen Farben vertreten und ſo ſchlangen ſich denn die Fahnen der vier Nationen, die ein neues Jahrhundert zu eröffnen beſtimmt ſein wollten, mannichfach zu einem weitbauſchigen Zeltvorhange zuſammen, mit dem das Vereinigte Irland ſein Directorium bekleidete. Statt der Krone, die ein ſolches Ganzes zuſammenzuhalten pflegt, ragte oben ein eiſerner Speer als Arm aus der Wand hervor, auch unten zu beiden Seiten an den Enden der Tafel waren Lanzen mit eiſernen Schaften als Halter benutzt. Vielleicht bezweckte man damit keine beſondere Demonſtration; allein die Pike war ſo allgemein als das Inſtrument der Revolution anerkannt wie der Dolch für das Symbol der Reaction galt.

Allmälig hatte ſich der Saal ganz und gar gefüllt. Alles drängte jetzt mehr zuſammen und der Einzelne trat nothgezwungen in die Atmoſphäre der Uebrigen. Man ſtand, ſaß, lag auf der Ottomane rings herum, man flüſterte, ſprach lauter, machte jubelnde Mienen oder trug auf der Stirn die bleifarbne Schrift geheimer Sorgen. Ein großer Theil aber, hier und da ſtill zurückgezogene Gruppen in den Niſchen, oder ein einzeln Verbliebener, der ſich an den Wänden hinſchlich, ein großer Theil war noch immer maskirt; breite Hüte und Mäntel mit Kapuzen verhüllten in gleicher Weiſe die Geſtalt, wie der ſchwarze oder farbige Taffet das Antlitz. Einem ruhigen Beobachter konnte die Wahrnehmung nicht entgehen, daß das Gefühl der Unſicherheit wie ein lähmender Bann auf der Verſammlung ruhte. Jedermann brachte ganz allgemein und unbeſtimmt das Bewußtſein eines großen Zweckes mit, aber Niemand konnte ſich verhehlen, man werde am heutigen Abend dieſem Zwecke nicht eben allzu nahe rücken, und die ſchwüle Stimmung vermehrte ſich, da Jedermann ungewiß blieb, ob er hier Zuſchauer oder Acteur ſein werde. Auch was für einen Schauplatz von Begebenheiten galt, der erhöhte Raum, den das Zelt vom

Parterre abſonderte, ſchien als Dekoration eine Verheißung, die ihre Erfüllung ſchuldig blieb. Die Geſtalten, die hinter dem Tiſche im Zelte erſchienen und verſchwanden, wechſelten zu oft, als daß man ihre Functionen begriff. Fitzgerald ſah man nur ſelten auf dem Platze, der bei alle dem die geheime Bühne der Verhandlungen ſchien. Er kam, reichte einige Papiere herum, ſuchte in den Acten, holte und verſchloß Alles ſorgfältig; nur die Nächſten, die berechtigt ſchienen, hinter den Vorhang zu gucken, nahmen Theil an dieſem ziemlich ſtummen Verkehr. Ein getreues Auge hätte dieſe Nächſten vielleicht herausgefunden. Eine ruhige, ſteile, hagere Geſtalt, die ſich dann und wann über die Papiere beugte, ſie aber gleichgültig wieder bei Seite ſchob, und mit verſchränkten Armen am Pfeiler lehnte, verrieth ſich als der Prieſter Coigley. Andere wechſelten zu raſch, um ſie feſtzuhalten. Nur der Athlet mit den rieſigen Schultern, der jetzt eifrig mit beiden Armen auf dem Tiſche lag, um in den Papieren zu blättern, ergab ſich ſchnell als eine traute Figur. Wie er für einen Augenblick den läſtigen Hut lüftete und die Larve zurückſchob, konnte über ſeine Perſon kein Zweifel mehr walten. Auch war er längſt für zwei fremde Masken, die ſich beſcheiden durch die Menge wanden, ein beſonderer Zielpunkt, den man ſicher zu faſſen trachtete. Es war eine kleine dünne Geſtalt, die ſich jetzt näher an den Tiſch heranwagte, die

Gardine, die jenen halb verdeckte, leiſe zurückſchlug und dem eifrig Leſenden einen gefalteten Zettel unterſchob. Ohne aufzublicken las er die flüchtigen Worte: „Anna grüßt Dich, mein Juweel.“ Er ſprang auf, riß die Maske vollends herunter und ſtarrte dem Boten nach. Sie hatte den Augenblick wahrgenommen, wo ſie ihm unbewacht unter dem breitkrempigen Hut ins Auge blicken konnte. Raſch und zitternd war ſie im Gewühl verſchwunden, die großen Geſtalten umher deckten ſchnell ihre Flucht. Nur an der Bewegung, die ſich nach dem Ausgang Bahn brach, konnte Archibald von ſeinem erhöhten Standpunkt das Ziel der Flüchtigen ermeſſen. Mit klopfendem Herzen eilte er ihr nach, ohne zu ahnen, wem er in der Verkappung des Bauermantels und hinter der groben Kapuze begegnen werde.

Inzwiſchen hatte man ſich jetzt im Saal förmlich etablirt, die Diener brachten runde Tiſche, um die man ſich gruppirte, Freunde und Bekannte hatten ſich zuſammengefunden und die Verſammlung löſte ſich in einzelne Kreiſe auf, wo man ſich unter einander kannte; da ſich kein Centrum frei und entſchieden hinſtellte, ſo fand man ſich endlich in der Decentraliſation der Geſellſchaft zurecht. Ohnedieß glaubte man jetzt zu wiſſen, was man wollte. Im Nu dampften die Bowlen auf den Tiſchen, die Gläſer wechſelten raſch die Farbe, wurden roth und blaß, als wenn Freude und Schreck ſich jagten. Der ſchüchterne Verein der Patrioten ſchien ſich in ein Bacchanal umzuſetzen; es war kein Zweifel, daß man den Gott jetzt finden werde, der Lippen und Herzen vom Siegel zu entbinden weiß. Somit trat die Beſorgniß nahe, im Schaum der Heiterkeit werde der eigentliche Zweck der Zuſammenkunft untertauchen. Wo Padd in Menge beiſammen iſt, da raucht ihm bald genug der Kopf von Luſt und Laune, allein die Gedanken verdampfen ihm eben ſo leicht. Jetzt mußten die Masken von der Stirn fallen, jetzt war kein Zweifel, daß ſich Herz und Herz frei finden würden, allein es lag die Vermuthung nicht fern, daß die Augen einen neuen Flor erhalten würden, der der Schärfe des Blicks ein Hinderniß bot. Hier und da ſah man ſchon Augen, die wie Flammenräder im Kopfe kreiſten, dankbare Händedrücke erſetzten den mangelnden Fluß der Rede, Pantomime holte die ſchweren Gedanken mühſam hervor, kreiſchende Lieder lallten babyloniſch durch einander, und wie jetzt aus dem Nebenzimmer von Blasinſtrumenten die Marſeillaiſe erſcholl, da drohte das Meer von Glückſeligkeit, das ſeine Wogen über die Verſammlung wälzte, ſein Uferbett zu überſteigen und mit dem Schaum einer kreiſchenden Heiterkeit gen Himmel zu ſpritzen. Nur einzelne Schwerbemäntelte ſchlichen nach wie vor auf und nieder, und ſchienen zu ſpröde, um in den Strudel der Luſtbarkeit zu tauchen.

Mitten im Saal erhob ſich jetzt ein lärmendes Duett zweier Streitenden, die um den Vorrang kämpften, einen Toaſt auszubringen. Es waren zwei derbe Naturſöhne, die nicht ohne Niederlage einander den Sieg zugeſtanden, zwei rothe Geſichter, die im Farbenſpiel des Zorns und des Jubels wetteiferten. Der Tiſch zwiſchen ihnen hinderte die nähere Berührung; bei alle dem blieben die flammenden Geſichter nicht ohne Thätlichkeit der Fäuſte. Jeder wollte ſich erheben und fühlte ſich von den Armen des Andern an den Schultern erfaßt und niedergedrückt. So lagen ſich Beide nicht in den Haaren, aber in den Schultern und balancirten mit ſchwankendem Erfolg auf und nieder, während der Eifer des Zornes in ihren dampfenden und ſprühenden Geſichtern unter dem tobenden Zuruf der Umherſitzenden auch keine andere Sprache als ſchallendes Gelächter zu haben ſchien. Plötzlich ſchnellte der Eine ſich in die Höhe, und warf den Gegner, der das Gleichgewicht verlor, mit großem Gepraſſel zu Boden. Jener ſprang auf den Stuhl, ſchwang die Flaſche, die er ſtatt des Glaſes erwiſchte, und ſchrie mit begeiſterter Allgewalt: „Lord Edward Fitzgerald hoch, die Blume von Irland, die Blüte der Geſellſchaft der vereinigten Brüder!“ Aber bevor noch die Vivatſtimmen wie eine heiße Lava ſich durch die Räume wälzten, hatte der Gegner ſich vom Boden gehoben, einen Stuhl erobert und donnerte ſeinen Toaſt dazwiſchen: „Theobald Wolfe Tone,“ ſchrie er laut, „gilt die Ehre des erſten Glückaufs. Iſt Lord Fitzgerald die Blüte der Geſellſchaft, wie der ehrenwerthe Bruder ſagt, ſo iſt Wolfe Tone die Wurzel des Vereins, da er ihm das Daſein verdankt. Wolfe Tone lebe hoch!“

Eine unvorſichtige Armſchwenkung und der Redner ſtürzte von neuem mit dem Stuhl zuſammen. Auch gingen die Wogen des Lärms, die ſich auf Fitzgerald's Lebehoch erhoben, über ſeine Worte toſend hinfort und er hatte Mühe, ſich als Perſon aus dem Ruin zu retten, der ihm von den Fußtritten der tumultuariſchen Umgebung drohte. — Die Namen beider ehrenwerthen Redner hat die Geſchichte nicht aufbewahrt.

Inzwiſchen war der Name Wolfe Tone doch nicht ohne Echo verhallt. Er klang zwiſchendurch, wo ſich der Lärm einen Athemzug erlaubte, und erhob ſich wie ein neuer Fluthandrang, als der Name Fitzgerald und das Lebehoch für Lord Edward ſich ebbete. „Iſt Wolfe Tone unter uns? Masken herunter!“ war jetzt der allgemeine Ruf. Vielleicht bebten jetzt einige zarte Nerven, die allzu keck ſich in irländiſche Bauerkittel geſteckt, und im Gewühl vergeblich den Ausgang ſuchten. Ueber die kalte Stirn des Verwegenen, der hier im Schooße der Geſellſchaft das verworrene Herz von Irland als ruhiger Anatom belauſchen wollte, ſtrich vielleicht eine Wolke der Beſorgniß, als der allgemeine Drang, die Verhüllung abzuthun, ſich geltend machte.

In dieſen Augenblicken brach ſich der Schall einer ſilbernen Glocke mühſam durch die Menge Bahn. Der Lärm verſchnaufte, aber nur um von neuem Athem zu holen. Da klang die Glocke zum zweiten Male wie die Stimme des Gewiſſens gegen den Sturm der Leidenſchaft. Man wandte ſich mit Geräuſch nach dem grünen Fahnenzelt, beſchwichtigte ſich mit lautem Tumult und gebot Ruhe mit ſchallendem Getöſe. Erſt als der gellende Ton zum dritten Male erklang, erſtarb der Aufruhr. Der Mann, der hinter dem Seſſionstiſch unter den Fahnen Irlands das Gehör der Verſammlung in Anſpruch nahm, ſchien nicht gewohnt, ſeine Worte in den Sturm zu rufen, der ſie nutzlos in die Weite ſchleuderte. Noch immer ſchwieg er, und ſein Schweigen hatte faſt mehr bannende Kraft als der Ton der Schelle. In ſeinem dunklen rollenden Auge, das zwiſchen den ſtarken Muskeln und den üppig ſchwarzen Brauen wie ein Löwe aus ſeiner Höhle blitzte, lag ein ſtrafender Zorn, das ganze in heißem Schmerz gebadete Antlitz ſchien in Zuckungen ſeine Sprache zu ſuchen. Um ſo ruhiger war der Ton ſeiner Stimme, der gegen dieſen Aufruhr der Leidenſchaft faſt karg erſchien, obwohl er das Zeugniß von unerſchütterlicher, in ſich fertiger Entſchiedenheit der Seele gab. Wir hörten ihn ſchon einmal ſprechen, beim Gaſtmahl auf Bally-Caſtle, Arthur O'Connor war es, der die Kunſt oder das Naturell beſaß, die ſchnaubenden Lebensgeiſter in ſich ſelbſt zu zügeln. Seine Worte waren dieſe: „Ich muß die Vereinigten Brüder, falls wir uns ſo nennen dürfen und falls ein gemeinſamer Wille uns beſeelt, an das erſte unſerer Geſetze, ja an die Bedingung unſers Daſeins gemahnen, daß hier kein Name laut werden, keine Perſon für die Sache haften darf. Wähnt Ihr Euch ſtark genug, Eure Werkzeuge beſchützen zu können? Iſt Eure Sache ſchon mächtig genug, um ihre Organe frei zu bekennen und zu vertreten? Habt Ihr Archibald Rowan aus dem Thurm befreit? Wollt Ihr Euch verpflichten, das Schwert, das am Haarſeil hängt, von Wolfe Tone's Haupt abzuwenden? Ihr habt ſeinen Namen hier erhoben und wißt nicht, daß er Irland verließ, weil Ihr zu ohnmächtig ſchienet, ihn zu ſchirmen. Laßt alſo die Perſonen unangetaſtet, wenn Ihr nicht für ſie einſtehen könnt. An die Sache denkt; was Ihr wollt, erwägt! Frei wollt Ihr ſein von England, aufhören Großbritanniens Stiefkinder zu ſein. Ihr fordert nichts Unbilliges. Was die Colonien ſich erkämpften, was ſelbſt der Neger zu fordern beginnt, das will auch der katholiſche Chriſt in Irland, Menſch ſein, wie vor Gott, ſo vor den Tyrannen der Erde. In dem Gedanken träumt Ihr, in dem Gedanken bechert Ihr, umarmt Ihr Euch und ſinkt berauſcht zu Boden. Euer gutes Herz, das Euch zu Sklaven Englands machte, wird keine Ketten ſprengen, keine Kerker entriegeln. Männer handeln ſchweigend, Kinder plärren und lärmen, Weiber verſchütten die Kraft im Fluß der Rede. Römer ſeid Ihr nicht, ſondern Irländer. Aber es gibt ein Römervolk, das Euch die Hand reichen wird, um die Laſt des alten Jahrhunderts abzuſchütteln. Werdet Ihr die Hand des Brudervolkes von Euch weiſen? Werdet Ihr ſeine Wimpel anerkennen, wenn ſeine Schiffe an Euren Küſten landen? Euch unter ſeinen Fahnen ſammeln, wenn ſein Ruf erſchallt?"

O'Connor ſtellte die Frage mit ſo viel ruhiger Sicherheit, als hätt' er ſchon die Schiffe Frankreichs in Bereitſchaft. Je näher die Frage, deſto ſchwieriger war die Antwort. Ah! ſtarrten ihn zwanzig offene Geſichter an, als ſähen ſie die dreifarbigen Wimpel vor ſich. In zwanzig Andern lachte der Unglaube wie ein Schelm. Hinten im Saale verkrochen ſich einige grämliche Mienen. „Will man uns an Frankreich verkaufen?" murmelte hier die dumpfe Furcht im Stillen. „Kann der katholiſche Chriſt mit der babyloniſchen Sünderin Verträge machen?" flüſterte innerlich die ſcheue Frömmigkeit. „Hat man Verträge in Händen, oder ſpricht man nur von einem Fall der Möglichkeit?' waren die Gedanken des zweifelnden Argwohns. Er allein wurde laut und erhob in der Geſtalt eines verhüllten und verlarvten Mannes ſein Haupt. Die Kapuze des Mantels fiel ihm weit über die Stirn, ſeine Stimme, die ſich an der Maske brach, klang hohl und ſtumpf. Man machte ihm Platz und er trat dicht vor O'Connor hin, um ſeine Worte zu wiederholen.

O'Connor hob langſam die Rechte auf, in ſeiner Hand wurde ein Papier ſichtbar, das er bedeutungsvoll über ſeinem Haupte ſchüttelte.

„Der Vertrag mit Frankreich!“ ſchrien viele Stimmen, einige mit heller Freude, andere mit ſcheuer Furcht.

O'Connor blickte ruhig über die zweifelvollen Köpfe hin, ſein ſtummer Blick ſchien den Verräther zu ſuchen.

„Der Vertrag mit der Republik?“ fragte noch einmal der Gegenredner. O'Connor wiederholte mit Achſelzucken die ſtumme Geberde.

Jetzt ſtieg der Drang, Aufſchluß zu erhalten über das Bündniß mit Frankreich, bis zur Leidenſchaft. „Leſet den Vertrag!“ ſchrien Einige. „Es lebe Frankreich, es lebe die Republik!“ donnerte jetzt der Heißhunger der Wißbegier. „Wir ſind Alle Brüder, hier athmet nur Ein Herz, hier gilt kein Rückhalt!“

Ueber O'Connor's Schulter ragte jetzt das blaſſe ſtiere Antlitz eines Mannes herüber, der die ganze Zeit hinter ihm geſtanden und mit einer Art ſtechender Wolluſt in den Tumult der aufgeregten Leidenſchaften blickte. Es war der Exprieſter O'Coigley, der wie ein lächelnder Souffleur aus dem Hintergrund auftauchte und mit ſeinen blaſſen Lippen in O'Connor's dunkel ſprühendes Antlitz einige Feuerkörner ſchüttete, die raſch in flammende Garben aufſchoſſen. „Laßt den Moment nicht vorüber!“ ziſchelte die kalte Weisheit des bleichen Coigley. „Es ſind einige Schurken, einige Späh►er darunter. Was nicht feige Canaille oder gutmüthige Dummheit iſt, iſt Schurke!“

„Larven herunter!“ rief O'Connor, „ich muß wiſſen, zu wem ich rede.“

„Wir ſind Ein Herz und Eine Seele!“ polterten die guten Herzen durch einander, „Jeder ſoll zeigen, daß er ein ehrlich Geſicht hat.“ Zugleich umſtürmten zwölf handfeſte Burſchen einige ängſtlich Bemäntelte, die noch immer maskirt geblieben waren. O'Connor's Gegner war der Erſte, der ſich ruhig, obwohl mit Widerſtreben entlarven ließ. „Sir Thomas Reynolds!“ riefen Einige, als man ihn erkannte. Es war ein Gutsbeſitzer aus der Umgegend, zwei ſeiner eignen Pächter hatten Hand an ihn gelegt, und er vergalt ihre Dreiſtigkeit mit dem Blick der verhaltenen Rachbegier.

Padd aber war einmal warm geworden, ſein Eifer kochte, ſein brennendes Herz ſuchte nach Opfern. Raſch war vor dem Zelte ein Kreis formirt, der als Forum galt, um die Verlarvten vor den Richter zu ziehen. Auf die eine Erkenntnißſcene folgte nun die zweite, die dritte. „Für die beiden Masken haft' ich!" rief Archibald Rowan und machte ſich durch den Haufen mächtig Bahn. Zwei kleine Geſtalten, feſt an einander geklammert, waren unter den Händen der Menge ſchreiend zu Boden geſunken. Eben ſo raſch aber ſprangen ſie wieder auf und riſſen die Larven und die Mäntel zurück. „Ich bin Archibald's Schweſter!" rief die Eine, und ſtemmte ſich mit beiden Armen gegen den tobenden Haufen. „Gebt mir ein Schwert, und ich will Euch zeigen, daß ich werth bin, zu Eurem Bunde zu gehören." Der flammende Blick ihres blauen Auges ſtrahlte wie ein Triumph der Liebe, als Rowan ihren Namen rief und ſie ans Herz drückte.

„Ich bin Lord Edward's Weib," ſagte Pamela, indem ſie ihren Mantel zurückſchlug. Alles fuhr zurück, als Fitzgerald in den Kreis trat. Sie ſank beſchämt mit dem Haupt an ſeinen Buſen, während auf ſeiner Stirn ein düſterer Unmuth ſeine Falten zog. „Verzeih mir, Edward," flüſterte Pamela, „ich habe Dich täuſchen, Dein Geheimniß mir ertrotzen wollen, da Du mich gewaltſam entfernteſt." Fitzgerald antwortete nicht, er blickte ſuchend in ihr Auge, das ſie ſchüchtern erhob, als beſänne er ſich auf die Liebe ſeines

Weibes wie auf ein längſt verſchollenes Mährchen. Erſt in dieſem Augenblick, wo ſie ſich ihm heimlich aufgedrängt, fühlte er, wie fern ſie ihm ſtand. Er liebte längſt nicht mehr die Geliebte in ihr, die Luſt der Anbetung war in ihm erloſchen, aber er liebte noch immer in ihr die Mutter ſeiner Kinder, behütete ſie wie den Augapfel ſeiner ſelbſt, und eben Schonung war es, daß er ihr die Sorgen entzog, die wie Wolken ungewiß und ſchwer um die Sonne des Vaterlandes hingen, ihr den Aufgang ſtreitig machend. Pamela theilte ſonſt Alles mit ihm, und nun war die weibliche Luſt, in Allem zu triumphiren, ſo unerſättlich, daß ſie ſich widerrechtlich in ſein Geheimniß ſtahl. So ſeltſam iſt die weibliche Natur gefügt; traut man ihr keine Größe zu, ſo verſucht ſie die kleinlichſten Mittel, um für ſich den Glauben zu erobern, ſie könne auch Großes wollen. Das wußte Lord Edward nicht. Er fühlte plötzlich nur das Unglück der Entfremdung, und während ſich ſein Weib jetzt furchtſam und reuig an ihn ſchmiegte, empfand er in dem Tumult der nutzlos aufgeregten Menge die Unſicherheit alles Beſitzes, die Trüglichkeit menſchlicher Ueberzeugungen, und was Zuverſicht bisher mit feſten Ankern an ſein Lebensſchiff geſchmiedet, das glitt taulos über Bord und verſank in bodenloſe Tiefe.

Da fiel im Vorzimmer ein Piſtolenſchuß und ſchreckte den müßigen Lärm der Verſammlung auf. Noch eine Secunde lauſchte man: der winſelnde Ton eines ſterbenden Thieres heulte in langen Athemzügen herüber; dann ſtürzte Alles, Archibald Rowan voran, der die Stimme ſeiner Dogge erkannt hatte, aus dem Saal in die Nebengemächer und erlebte im äußerſten Vorzimmer ein wunderliches Schauſpiel. Ein Mann im zerriſſenen ſchwarzen Domino, die Larve noch vor dem Geſicht, der Hut war ihm zu Boden geſtürzt, ſchleuderte mit letzter Kraftanſtrengung den Hund von ſich und taumelte von der Gewalt des Angriffs übernommen, rückwärts ins Knie. Es war Stewart Caſtlereagh, von deſſen Spur der braune Neufundländer nicht gewichen war, ſeitdem er das Haus betreten. Er achtete nicht auf den ſchnaubenden Begleiter, der ſeinen Feind ſo ſchnell wieder ausgewittert. Wenn er in das Gewühl des Saales trat, blieb das Thier auf der Schwelle liegen, in den Seitenzimmern folgte es ſeinen Schritten ruhig, aber in ängſtlicher Nähe, jeden ſeiner Blicke behütend. Caſtlereagh konnte nicht anders als wieder von neuem ſich in den Saal flüchten. Es war hohe Zeit ſich zu entfernen; als der jubelnde Ruf zur allgemeinen Demaskirung erſcholl, war es räthlich, ſich den weitern Verhandlungen der Vereinigten Irländer zu entziehen. Der braune Gentleman mit dem Schweif hielt ſich aber hart an ihn. Wenn er müßig von einem Raum in den andern ſchlenderte, blieb der Hund ein ruhiger Wächter. Sobald er im äußerſten Zimmer Miene machte, ſich nach der Thür zu wenden, hob der Braune ſeine ungeheuren Tatzen und reckte den Löwenſchlund in die Höhe. Jede Drehung, jede Lockung war hier verſchwendet, der vierfüßige Wächter blieb gegen den Feind ſeines Herrn, den er noch von der Waldſcene kannte, unbeſtechlich. Mit einem raſchen Griff ſuchte der Diplomat jetzt den Kopf des Hundes von ſich zu ſchleudern, um die Wendung zur Thür frei zu haben. Da ſetzte ihm der Neufundländer ruhig, aber gewiſſenhaft und eindrucksvoll, die Tatzen auf die Bruſt. Zitternd vor Wuth griff Caſtlereagh in die Buſentaſche; der Hahn knackte, ein raſcher Druck und die Kugel zerſchmetterte dem Gegner die Bruſt. Auch im Sterben hielt das Thier ſeine Beute noch feſt, bis Beide ringend niederſtürzten.

Archibald ſtand vor dem Hunde, der ſich jetzt wie ein edler Damhirſch im Todesſchmerz noch einmal kerzengerade erhob und dann unter den Händen ſeines Herrn ruhig zuſammenbrach. Fieberhaft ergriffen, ſprang Caſtlereagh vom Boden auf, rückte die Maske zurecht und ſchlug die Fetzen ſeines Dominos um die Schulter. „Larve herunter!" ſchrie der Haufe wie mit Einer Stimme. Caſtlereagh zog ein Terzerol, und wie die Umſtehenden zurückwichen, ſchoß er durchs Fenſter, daß die Scheiben ſplitterten, das Kreuz zuſammenſtürzte. In demſelben Augenblick erſcholl von unten auf ein dumpfes Getöſe, Waffengeklirr und gellende Stimmen klangen als Diskant mittendurch. Auf Staunen und Schreck in der Menge folgte ein Ausbruch ungewiſſer Wuth, wie ſie kurz vor dem Todesmeſſer das Schlachtopfer befällt. Zwanzig Fäuſte waren bereit, auf den Fremden einzudringen und ihn zu entlarven. Lord Fitzgerald ſprang vor und verhinderte jede Gewaltthätigkeit. Er forderte den Unbekannten auf, ſich zu rechtfertigen. Caſtlereagh ſtand ruhig mit verſchränkten Armen da; ſeine ganze Beſinnung hatte ſich wieder zurechtgefunden. „Es war Nothwehr, Mylord," ſagte er mit ruhiger Verbeugung, „gegen Hunde und Rebellen iſt jede Waffe erlaubt."

Fitzgerald griff ihm krampfhaft nach der Hand. „Sie werden mir Genugthuung geben, auf der Stelle!" rief er mit flammendem Blick.

„Unter vier Augen in jeder Form!" erwiederte Caſtlereagh, „und ich bin gewiß, wenn ich vor Ihnen, Mylord, meine Maske lüfte, werden wir uns gegenſeitig nicht verrathen."

„Sie werden meine Wohnung nicht verlaſſen, ohne ſich zu erkennen zu geben."

„Ich verſpreche es," ſagte Caſtlereagh „obſchon es dann ſchlimm mit der Freiheit der Vereinigten Irländer ſteht. Der erſte Grundſatz eines geheimen Bundes, Mylord, iſt Maskenfreiheit."

Archibald Rowan trat raſch zwiſchen die Redenden. Er flüſterte Fitzgerald einen Namen ins Ohr; dieſer trat beſtürzt zurück.

„Ich habe Sie erkannt, Mylord!“ ſagte Archibald zornig.

„Das Gedächtniß Ihres Hundes iſt noch treuer!“ entgegnete Caſtlereagh. „Sie haben unwürdige Satelliten und Stellvertreter.“

In dieſem Augenblicke ſprangen die Flügelthüren gewaltſam auf. Major Sirr trat mit zwei Conſtables ein, der ganze Corridor draußen wimmelte von Dragonern mit gezogenen Säbeln, mit geſpannten Carabinern, deren Hähne auf ein Commandowort eintönig knackten.

„Sie haben freilich andre Satelliten und Stellvertreter, Mylord!“ knirſchte Archibald mit den Zähnen und ſchlug den Blick zu Boden.

„Im Namen des Königs und der Geſetze!“ ſagte Major Sirr, als Lord Edward, an den er ſich gewendet, nach ſeinem Begehren gefragt. Fitzgerald nahm den Verhaftbefehl, der auf Archibald Rowan und James O'Coigley lautete, in die Hand; zugleich war die Vollmacht darin ausgefertigt, Bally-Caſtle zu durchſuchen, eine Vollmacht, die mit der Zuſtimmung des Beſitzers, Sir Edmund Wardon's, unterzeichnet war.

„Ich bin nicht befugt, ſie Ihnen auszuliefern,“ ſagte Fitzgerald mit verächtlichem Stolz, „man wird nicht verlangen, daß ich meinen Gäſten, die zum Theil maskirt ſind, Gewalt anthue. Haben Sie die Güte, ſelbſt Nachleſe zu halten in meinen Zimmern.“

„Ich bin Rowan!“ ſagte Archibald und trat ruhig und feſt hervor. Aber wie eine aufſteigende Lawine erhob ſich jetzt die Menge, deren Leidenſchaft lange genug unter der Gewalt ſo mannichfach wechſelnder Eindrücke gefeſſelt, mit vollen Athemzügen wie aus einer Höhle im Hinterhalt hervorbrach. „Wir geben Niemand heraus!“ donnerte der eintönige Ruf und hundert Fäuſte reckten ſich in die Höhe. Im Nu war Archibald erfaßt und unter den Haufen wie in einen ſichern Schlund zurückgezogen. Wie eine ſchirmende Mauer deckte ihn die Bruſt des Volkes.

Major Sirr trat mit Unwillen und nicht ohne Arroganz zu Lord Edward, der ihn abermals mit Höflichkeit aufforderte, ſich unter ſeinen werthen Gäſten die Opfer der Gerechtigkeit Englands herauszuſuchen.

Der Major trat zu Caſtlereagh, der ſich erſchöpft in einen Lehnſtuhl geworfen hatte. Er erhob ſich, trat zu Fitzgerald und ſagte: „Es wäre Zeit, dächt' ich, Mylord, das Schauſpiel zu beendigen.“

„Mich dünkt, mein unbekannter Herr, das Schauſpiel beginnt erſt!“ triumphirte Fitzgerald mit leuchtenden Augen. „Sie haben den Signalſchuß gegeben, die Introduction iſt Ihr Werk und ich muß ſagen, Ihre einleitende Scene mit der Dogge wurde meiſterhaft von Ihrer Seite geſpielt.“

Mit einem lauten Beifallsſturm begleitete der Hauſe ſeine Worte, Alles fühlte ſich illuminirt, Padd brannte nach einem Carnevalsſcherz, und wär's ein blutroth gefärbter, ein Scherz im coloſſalen Styl.

Der Major bat noch einmal um Fitzgerald's Vermittlung.

„Handeln Sie nach Ihrer Inſtruction,“ ſagte Edward mit Lächeln, „aber Sie haften für jede Unbill, die in meinen Zimmern verübt wird.“

Die Dragoner rückten jetzt in's Zimmer, der Hauſe zog ſich in die andern Gemächer zurück, aber ſein Rückzug glich einem Triumph, den man mit Jubel und lautem Freuderuf vollführt. Fitzgerald und Caſtlereagh blieben im Vorzimmer ſich allein gegenüber. „Meine Gäſte ſind etwas aufgeregt!“ ſagte Edward, indem er ſein Frohlocken über den guten Humor ſeiner irländiſchen Brüder nicht verbergen konnte.

„Irland iſt ſtets frivol!“ höhnte jener.

Edward lachte wild auf. „Die Ohnmacht Ihres Aergers treibt Sie zu ohnmächtigen Beleidigungen. So lange

Sie maskirt ſind, bleibt es zwar unter meiner Würde, Sie über die Beleidigungen gegen meine ehrenwerthen Gäſte zur Rechenſchaft zu ziehen, allein, mein Herr Unbekannter, zugleich mögen Sie nicht vergeſſen, daß ich das Recht habe, Sie von meinen Bedienten die Treppe hinabgeleiten zu laſſen.“

„Ich werde mich Ihnen zu ſtellen wiſſen, Mylord,“ war Caſtlereagh's nothgedrungene Erklärung.

„Dann werde ich Sie,“ entgegnete Edward, „ſo lange Sie mein ungebetener Gaſt ſind, zu ſchonen wiſſen.“

Der Tumult, der ſich jetzt erhob, vernichtete jede weitere Wortführung. Planlos, ohne Ziel und ohne Zweck ſchien ſich die Menge vor dem nachrückenden Militär, Major Sirr mit den beiden Conſtables an der Spitze, in den Saal zurückgezogen zu haben. Mit dem Saal endete die Reihe der Zimmer, einen andern Ausgang dort zu gewinnen war unmöglich; es ſtand zu beſorgen, daß man doch endlich gezwungen ſein werde, der Gerechtigkeit die Schlachtopfer auszuliefern, wollte man nicht, waffenlos wie man war, mit offener Bruſt in die Bajonette der Dragoner laufen. Bei alle dem hatte jetzt die erfinderiſche Noth einen Vertheidigungsplan, eine Rettungsliſt erſonnen. Das war ein Toben, ein Lärmen und Lachen, ein Herumarbeiten mit Hand und Fuß; plötzlich war die Menge einig. Einzelne, die an dem Entſchluß keinen Theil zu nehmen ſchienen, waren in den Nebenzimmern zurückgeblieben, darunter Pamela, die mit Todesangſt ihre Verwegenheit büßte. Fitzgerald fand ſie in einem Lehnſtuhl, das Haupt verhüllt; als er das Tuch von ihrer Stirn zog, leuchtete ihm ein in Thränen halb erloſchenes Auge demüthig entgegen. Miß Anna war mit dem Strom in den Saal gedrängt, ſie hing am Arm ihres Bruders, ſie jubelte mit, wie ſie den Rettungsplan vernahm, der Archibald's Freiheit ſichern ſollte.

Ueber dieſen Plan waren jetzt die Verſammelten einig, er wurde raſch ins Werk geſetzt. Zunächſt ſperrte man ſich von den langſam nachrückenden Verfolgern ab, die natürlich erſt wenn ſie offenen Widerſtand fanden, gewaltſam einzuſchreiten befugt ſchienen. Die Flügelthüren, die zum Saale führten, waren geſchloſſen, eine Barrikade von Stühlen und Tiſchen verſperrte vorläufig den möglichen Einbruch, den ſich die Soldateska nicht lange ſtreitig machen ließ. Inzwiſchen war man drinnen mit ſtrahlendem Eifer bemüht, die Vorhänge von den Wänden herabzureißen und Seile daraus zu drehen. Raſch wurden ſie um ein Fenſterkreuz geſchlungen, Archibald und O'Coigley machten ſich bereit, um auswärts an der Mauer hinabzugleiten.

„Leb wohl, Anna, mein Juweel," ſagte Rowan, als die Schweſter ihn gewaltſam an ſich preßte, „ſei frohen

Muthes, mich führt mein guter Stern, ich gehe nach Frankreich, Du aber ſei fröhlich und fromm, lache und bete für Irland!“ Sie ſah ihm gläubig ins Angeſicht und er drückte ſeine Lippen in ihr goldnes Lockenhaar.

„Wollt Ihr nicht auch Eurem todten Neufundländer erſt noch eine Abſchiedsrede und Leichenpredigt halten?“ ſagte Coigley, der ſich das Seil ſchon um die Hüfte geſchlungen hatte und auf den Gefährten wartete.

„Spart Euern Hohn!“ rief O'Connor, der den Freunden behülflich war, „das getreue Thier witterte ſo gut die Spur des verrätheriſchen Feindes und mußte ſeine Tugend mit dem Tode büßen.“

„Ich ſprach im Ernſt,“ erwiederte lachend Coigley, „der edle Gentleman mit dem Schweif iſt als erſtes Opfer unſerer Freiheit gefallen; wer weiß, ob ich nicht des würdigen Vorgängers unwürdiger Nachfolger bin.“ Mit dieſen Worten glitt er am Seil hinunter. Archibald war ſchon glücklich am Boden angelangt und machte ſich aus der Schlinge frei.

Lautlos ſtand die Menge an den Fenſtern und ſtarrte in den dunkeln Hof hinab, wo man die Flüchtlinge ihrem weitern Schickſal überlaſſen mußte. Zweifelsohne hielten Wachpoſten in der Nähe, die Verfolgten mußten an der Mauer fortzuſchleichen, einen unbeſetzten Ausgang zu gewinnen ſuchen. Jedenfalls waren ſie nun ſich ſelbſt überlaſſen und von der Hülfe der Freunde abgeſchnitten. Raſch zog man die Seile wieder zurück, ſchloß die Fenſter, zog die Vorhänge wieder behutſam vor und flüſterte ſich von Lippe zu Lippe das Gebot des Schweigens zu. Dabei glänzten Aller Augen von einer brennenden Luſtigkeit, man drückte ſich die Hand, umarmte ſich in liebevoller Freude und glückwünſchte ſich über die gelungene Rettung zweier hart bedrängten Brüder. „Das gute Herz von Irland,“ ſagte ein alter Pächter, der gern den Commentar lieferte, „oho! das gute Herz von Irland kaun auch liſtig ſein und den Triumph der Klugheit feiern!“ — Pſt! ziſchelte Alles und Padd biß kichernd in die Unterlippe oder legte die Fingerſpitze an den Mund.

„Jetzt können wir auch der wohlweiſen Gerechtigkeit von England die Flügelthüren öffnen!“ ſagte der Alte und Alles ſtimmte bel. „Man ſoll nicht ſagen, daß wir die Conſtables ungebührlich aufgenommen. Für die Dragoner gibt's hier im Nothfall noch Schemelbeine und Fäuſte, für die ehrenwerthen Weißhäupter haben wir nur gehorſame Katzenbuckel und ſammetne Pfötchen.“

Es war dem Stadtmajor von Dublin noch gar nicht in den Sinn gekommen, den Befehl zum gewaltſamen Einbruch der Thüren zu geben, als dieſe ſich wider ſein Erwarten freiwillig von innen aufthaten und lauter freundliche und befriedigte Geſichter ihm entgegenblickten. Ein dreiſter, gewandter Burſch kam ihm auf der Schwelle entgegen, verneigte ſich dreimal ehrerbietigſt gegen die Conſtables, die alte Leute von ſteifem Lebenswandel zu ſein ſchienen, und lud ſie im Namen der Geſellſchaft in den zierlichſten Wendungen ein, näher in den Saal zu treten, der heiligen Gerechtigkeit freien Lauf zu geben und die ſchuldigen Schlachtopfer der Nemeſis von Altengland gütigſt herauszuholen. Niemand habe ein ſo redliches Gewiſſen, daß er ſich ſelbſt ſtellen möchte, der Juſtiz aber und dem Vicekönig, wie allen Königen, ſei es ein Leichtes, lange Hände zu haben oder zu machen, ihren Fingern entgehe ſogar ein armer Hund nicht, viel weniger ein irländiſch Haupt.

Der junge Menſch war zur Unzeit witzig und die Conſtables mit den langen engliſchen Geſichtern verwieſen ihm die frevelhaften Worte. Er machte devote Bücklinge, nahm zwei Kerzen in die Hand und leuchtete rückwärts in den Saal ſchreitend den Ehrenwerthen mit den Stutzperücken vor. Die Verſammlung poſtirte ſich in zwei langen Reihen, ſo daß die wohllöblichen Schergen der hochgebornen Gerechtigkeit eine förmliche Gaſſe durch den noch kurz zuvor verworrenen Knäuel des bunten Haufens gebahnt fanden und wie zur Muſterung auf und abwandeln konnten. Auf den ſchelmiſchen Geſichtern kämpfte der Reſpect vor den geweihten Händen der königlichen

Juſtiz mit der Schadenfreude über die gelungene Liſt. Die Conſtables ſahen ſich verwundert an; wo ſie hintraten, ſchien Alles in nächſter Umgebung voll Ehrfurcht und devotem Anſtand, hinter ihrem Rücken aber entlud ſich der Kitzel der verhaltenen Lachluſt in ſeltſamen Fratzen. Wie eine Schaar neckiſcher Kobolde grimaſſirten die ſpaßigen Menſchen hinter ihnen, und voran in poſſierlicher Gravität, beide Leuchter in den ausgeſtreckten Händen, ſchritt als Ehrenwächter gleichſam der luſtige Burſche, um der hohen Obrigkeit mit Aufklärung voranzugehen und ihr bei dem feierlichen Acte der Nachforſchung das Licht zu halten. Die Dragoner ſtanden am Eingang auf der Schwelle und wurden allmälig ungewiß, ob dieſe Scenen als ernſtes Drama oder als luſtige Poſſe enden möchten.

In dieſer Weiſe war man zu wiederholten Malen in den verſchiedenſten Richtungen den Saal durchſchritten, überall machte man vor den Conſtables Spalier, überall hinter ihnen Queue mit bacchantiſchen Sprüngen. Jedermann war von Kopf zu Fuß gemuſtert, jeder der beiden Beamten mit den ehrwürdigen Stutzperücken ſchien ſeinen Mann genau zu kennen, aber die blaſſen Amtsgeſichter wurden immer länger, ſelbſt Major Sirr, der jetzt polternd und tobend Nachleſe hielt und wenigſtens Archibald Rowan finden zu müſſen hoch und theuer ſchwor, hatte vergeblich nach geheimen Wandthüren geforſcht und die Dekorationen des grünen Zeltes ſeiner prüfenden Hand unterwerfen.

„Sie ſind durchs Kamin entſchlüpft!“ ſchrie der Stadtmajor und ſein dunkelrothes Geſicht flammte auf.

„Es wäre der einzig denkbare Kanal, aus dem Saale zu entwiſchen!“ rief eine luſtige Kehle.

„Es wäre die Möglichkeit!“ ſagte der leuchtende Burſche und ſchritt mit den Conſtables nach dem Kamin.

Major Sirr ſprang wüthend an die altmodiſch gebaute Eſſe, die allerdings breit genug war, ein Paar Leute zu gewahrſamen. In heißem Eifer zog er ein Piſtol und ſchoß in die Oeffnung hinauf. Der Knall dröhnte wie ein hohler tauber Donnerſchlag. Er hatte weiter keinen Erfolg, als daß die Wuth des Majors ſich Luft gemacht hatte. Die Conſtables, Männer des geſetzlichen Buchſtabens, proteſtirten gegen militäriſche Einmiſchung dieſer Art, ſie wollten civile Unterſuchung, wie ſie ſagten, und ſchickten ſich an, den Kamin mit ſeiner weitläufigen Structur möglichſt in perſönlich eigenen Augenſchein zu nehmen.

„Steigen Sie hinein, meine Herren,“ ſchrie ein Menſch mit rothen lachenden Backen, „vielleicht holen Sie ſich einige Würſte aus dem Rauchfang, die für die Juſtiz Sr. Majeſtät einen guten unverhofften Zehnten abgeben.“

„Ruhe," donnerte der Major mit ſeiner Commandeſtimme, „oder ich laſſe auf Euch feuern."

„Hoho! ſteht das in den Geſetzen!" ſchrieen viele rüſtige Kehlen, „heißt das vielleicht den militäriſchen Zehnten nehmen, wenn Ihr uns decimiren laßt?"

„Hungern und ſchmachten," rief eine dünne ſchwindſüchtige Kehle, „hungern und ſchmachten haben wir auf das Wohlſein des Vicekönigs gelernt, einſperren kann man uns, aber räſonniren werden wir Zeitlebens, und wem Gott eine gute Lunge gab, der wird reden, bis ihm der Herr den Athem ausbläſt."

„Wir Pächter," ſchrie ein vierſchrötiger Kerl, der nicht nach Hunger und Noth ausſah, „wir Pächter ſind daran gewöhnt, von unſern Grundherren in der Mühle des Geizes zu Staub gemahlen zu werden; allein knirſchen iſt erlaubt, ſelbſt die Steine in der Mühle knirſchen, und wir knirſchen mit den Zähnen, bis wir die Fäuſte mit Verlaub frei haben."

Der Major hatte nicht die geeigneten Waffen zur Entgegnung, er ſchwieg, nothgedrungen, denn der tobende Lärm des Hauſes ſchwoll ihm zu Häupten wie eine Lawine.

Unterdeſſen hatten die Conſtables dem Burſchen den Befehl gegeben, mit den Kerzen hineinzuleuchten, während ſie ſelbſt die weißen Puderköpfe in den Schlund ſteckten, um dieſen letzten Act der Viſitation aufs gründlichſte zu ſchließen. Der junge Menſch, ſei's, weil er ausglitt oder der Schabernack ihm im Nacken ſaß, kam den Perücken zu nahe und im Nu fuhr eine helle Lohe über den ehrenwerthen Häuptern auf. In der Haſt des Schreckes ließ er die Leuchter ins Stroh fallen, riß den alten Herren die flammenden Reſier herunter und ſchleuderte ſie weit hinter ſich. Er ſtand Höllenpein aus, und meinte es gut, während die Conſtables auch Mühe hatten, die bereits gezündeten Talare abzuwerfen und zu Boden zu treten. Der Burſch lag auf den Knieen vor den Geſtrengen, aber zum Strafamt war keine Zeit, denn hinter der Verſammlung ſtieg plötzlich eine jähe Feuerſäule auf. Die fortgeſchleuderten Allongen hatten die Verhänge erfaßt und im Nu ſtand das grüne Zelt in Flammen, rings herum an den Wänden, wo die Fahnen Irlands und Frankreichs hingen, züngelte alsbald das ziſchende Element und blitzte mit Millionen Funken in den Spiegeln und den Steinen der Kronenleuchter wieder. Noch ehe man ſich beſinnen konnte, ſchien der ganze Saal von einem Feuerkranz umzingelt.

Die Wirkung davon auf den zuſammengepferchten Menſchenknäul war ſo jäh, daß Jedermanns Beſinnung rettungslos zu Boden ſtürzte. Einige Verſuche, die brennenden Verhänge herabzureißen, dienten nur dazu, die entzündeten Stoffe unter die Verſammlung ſelbſt zu ſchleudern, wo die Flamme unter den Kleidern eben ſo raſch Nahrung fand. Hier und da brannte ein armer Menſch lichterloh und mußte mit Fauſtſchlägen oder, indem er ſich auf die Erde warf, um den Brand zu erſticken, mit Fußtritten gerettet werden. Die Dragoner ſtanden noch immer und hielten den Ausgang beſetzt. „Herr Stadtmajor von Dublin!“ ſchrie ein ſtämmiger Irländer, der ſich eben ſeinen brennenden Rock vom Leibe riß, „laſſen Sie doch ein ander Mal Ihre Dragoner ſtatt mit Karabinern, mit Schläuchen und Klyſtirſpritzen anrücken!“ Inzwiſchen griff die Flamme raſch um ſich, die Gluth im Saale drohte Alles zu erſticken. Todesqual gab Rieſenſtärke und mit einem gewaltigen Stoß brach ſich die Menge plötzlich Bahn. Die erſchrockene Soldateska ward bei Seite geworfen oder haltungslos vorwärts gedrängt, von Zimmer zu Zimmer, die Treppe hinab, eng eingekeilt mit erbarmungsloſem Nachdruck des ſtürmiſch entfeſſelten Haufens, der ſtierartig von der rothen Flamme erhitzt, beſinnungslos das Freie ſuchte. Auch für die Einzelnen, die der Strom bei Seite geſchleudert, war keine andere Rettung, als ſich eilig anzuſchließen. Im Saal ſchlug der Brand zu den Fenſtern hinaus und der Zugwind wirbelte die brennenden Fahnen mit ſataniſchem Hohn im Kreiſe um. Die nächſten Flügelthüren ſtanden bereits in Flammen und als die geängſtigten Schaaren ſich hinaus ins Freie warfen, um der gepreßten Lunge den Athemzug der Rettung zu geſtatten, leckten die ſpitzen glühenden Zungen ſchon aus allen Fenſtern an den äußern Wänden hinauf, nach einigen Minuten ſchlugen die Flammen von beiden Seiten über das Dach zuſammen und faßten ſich über dem Giebel wie ringende Schlangen, zwiſchen deren kreiſenden Windungen der Lärm der Menge, die Angſt der Flüchtenden in die dunkle ſternloſe Nacht heraustönte.

Der Schloßhof und die Landſtraße waren alsbald vom Gewühl einer hülfsluſtigen Menge erfüllt. Zu den Rettungsmaßregeln, welche die aufgeſchreckten Bewohner von Bally-Caſtle trafen, geſellte ſich die dürftige Unterſtützung, welche das nahe Dorf zu leiſten vermochte; es verging eine lange, ſchwere, heiße Zeit, bis die Stadt Kildare mit den Löſchapparaten ihre hülfreiche Hand ausſtreckte.

Fitzgerald's Leute, als die zunächſt Betheiligten, waren auch von Anfang an die thätigſten. Lord Edward ſelbſt entwickelte eine energiſche Beſonnenheit, die lenkend und befehlend eingriff, die wenigen Hülfskräfte, die ihm zu Gebote ſtanden, abhielt, ſich hier und da nach Luſt und Laune nutzlos zu verſchwenden, und vielmehr auf dem rechten Punkte ſich concentriren ließ. Seine Diener waren ſämmtlich bemüht, aus den untern Räumen des brennenden Gebäudes noch alles Tragbare zu retten, raſch aber rief ſie die Commandoſtimme ihres Gebieters davon ab, um ihren Eifer auf andere Weiſe zu verwenden. Der ganze Flügel des Schloſſes mußte preisgegeben und vom Zuſammenhang mit dem Hauptportale getrennt werden, wollte man dem Umſichgreifen des furchtbar gewordenen Elementes ſteuern. Kaum waren die leichten Räume des nächſten Gehöftes ſo lange verſchont geblieben, bis man des Lords Equipagen geſichert hatte. Die Rettung ſeiner Pferde und Wagen genügte ihm, was im Wohngebäude ſelbſt von ſeinem Eigenthum draufging, ſchien er nicht hoch genug anzuſchlagen, um vereinzelte Rettungsverſuche zu machen. Es kam darauf an, das Hauptgebäude zu ſchirmen, und ſeine Maßregeln zeugten von ſo viel Ruhe als Klugheit. In ſeinem Umgange waren ſeine Leute einigermaßen an militäriſche Ordnung gewöhnt; jetzt zeigte ſich, was dabei Uebung oder müßige Gewohnheit ſchien, als beſonders nutzbringend. Seine Diener waren muſterhaft ſeines Winks gewärtig, nach ſeiner Anweiſung mit den langen Haken und Werkzeugen zum Einäſchern bewaffnet, welche die Schloßbewohner herbeigeſchafft hatten. Auch die Dienerſchaft von Bally-Caſtle ergab ſich willig ſeinen Anordnungen, und was von der Geſellſchaft oder den Dorfbewohnern ſich mit Schultern und Fäuſten hülfsluſtig darbot, gehorchte ſeinem Commando pünktlichſt. So ſchien es Anfangs möglich, dem Unglück eine gemeſſene Grenze zu ſtecken, indem man es organiſirte und dem Dämon der Auflöſung ſeinen Tribut nicht eigenſinnig ſtreitig zu machen verſuchte. Wie Fitzgerald mitten auf dem Schloßhofe ſtand, mitten im Aufruhr nach allen Seiten laut die Befehle rufend und rings um ihn die gaffende Menge, die ſonſt mit Geſchrei und Geheul die Scene der Verwirrung ſteigert, ſich in Schranken gehalten ſah, erſchien er wie der Redner im Volksgewühl, der die Leidenſchaft des Haufens lenkt, indem er ſie anerkennt, aber ordnet, indem er gebietet. Pamela wich nicht von ihm. Er hatte die halb Ohnmächtige aus der Wohnung getragen und unten einem ältern Diener übergeben, um ſie ins nahe Dorf irgendwie dem Gewühl entzogen unterzubringen. Aber raſch hatte ſie ſich ermannt, blieb, ohne daß er's wußte, in ſeinem nächſten Umkreiſe, folgte ſeinem Blick, ſeinem Schritt und hing willenlos an ſeiner Exiſtenz. Todesſchweiß ſtand auf ihrer Stirn, ihre Hände waren in krampfhafter Zuckung, ihre Blicke hafteten ſo ſtier, ſie drohte jeden Augenblick zuſammenzuſinken, aber der Gedanke, ſie habe durch eine leichtfertige Laune all die ſchwere Schuld auf ſich geladen, hielt ſie wie einen irrenden Geiſt, der nicht ruhen kann, wach.

Wie Fitzgerald jetzt einen müßigen Moment wahrnahm, um ſeine dampfende Stirn zu trocknen und der athemloſen Bruſt Ruhe zu gönnen, drängte ſich Jemand an ſeine Schulter und ergriff mit unruhiger Haſt ſeine Hand. Er wandte ſich und ſah in das kummerſchwere breite Angeſicht des Stadtmajors von Dublin. Fitzgerald's Eifer hatte ihn mit dem Manne verſöhnt, das Unheil, das ſo qualvoll um ſich griff, hatte ihn weich geſtimmt, der Irländer vergaß, daß er in Dienſten Englands ſtand.

„Ich bitte Euch, Mylord," ſagte er gutmüthig, „auch über die Dragoner zu verfügen, ſie ſind mit Feuerhaken bewaffnet, und werden ſich eine Ehre daraus machen, unter Eurem Commando zu ſtehen."

Caſtlereagh ſtand neben dem Major Sirr und ſchien auch die Luſt zu hegen, den klugen Maßregeln des Lords ſeinen Beifall, der Ausdauer ſo vieler Bemühung ſeine perſönliche Huldigung an den Tag zu legen.

„Mir ſehr willkommene Hülfe, lieber Major," ſagte Fitzgerald, „meine Leute ermatten, friſche Kräfte thun noth. Ihr ſeid doch ein guter Irländer, habt Dank für dieſen Zug Eures Gemüthes!"

Caſtlereagh trat, vielleicht um ſich eines herannahenden Gefühls zu erwehren, in den Schatten der Nacht zurück; aber Fitzgerald hatte ihn wohl bemerkt und ſchien nicht ohne Beziehung die Worte mit einem feſten Blick auf den Staatsſecretär betont zu haben.

Die Dragoner ſtiegen auf ſeinen Wink in Reih und

Glied die Sturmleitern hinan, um das Gebälk des Hauſes herabzureißen. Des Lords Diener traten auf ſeinen Zuruf in ſeine Nähe, ſie ſollten ruhen, er wollte wiſſen, ob Niemand ſich vereinzelt habe. Tony, der Neger, nach dem er zuerſt fragte, war nicht unter dem Haufen, man erinnerte ſich nicht, ihn geſehen zu haben.

Eine Equipage fuhr neben ihnen vor. Caſtlereagh hob eine Dame in den Schlag. Es war Miſtreß Wardon, die ſich zur Flucht vom Schauplatz des Schreckens bereden ließ. „Geht der Wagen nach Dublin?“ rief ein Fremder, der den Pferden in den Zügel griff, dann an den Schlag trat, und in ſtürmiſcher Haſt um ein Plätzchen für eine Dame bat. Der Drang des Mannes, die allgemeine Stimmung der Niedergeſchlagenheit, Beides war genug, um ihm zu willfahren. Eine Dame ward in den Wagen gehoben, die ſich ſpäter der Miſtreß Wardon gegenüber als eine Wohlbekannte ergab. Caſtlereagh ſaß ihr zur Seite; wie der Fremde, der ſie geführt, jetzt in den Schein des lodernden Glanzes trat, fuhr er haſtig zurück und ſtürzte zur Seite. Es war der flüchtige Archibald, der ſeine Schweſter aus dem Gewühl gerettet, und ſich glücklich geprieſen, ſie einem Fuhrwerk, gleichviel welchem, anvertrauen zu können; daß Caſtlereagh ihr Geleiter, ſah er jetzt mit Schrecken, ohne doch Grund zur Zögerung darin zu finden.

Caſtlereagh hatte Lord Edward ſeine Equipage zu Dienſt geſtellt; dieſer hatte gedankt, aber die Flucht der Dame gemahnte ihn doch an Pamela. „Wer hat den Muth, mir etwas Liebes zu thun?“ rief er zu ſeinen Dienern. Alle ſprangen herbei, Jeder gleich ſehr bereit. Er erwählte ſich den noch rüſtigſten. „Geh ins Dorf und ſieh, wie es meiner Lady geht; ich will mich inzwiſchen ins Gebäude wagen, um nach Tony zu ſehen.“

Bevor er noch den Diener verabſchiedete, ſtürzte Pamela an ſeine Bruſt. „Ich bin hier, Edward,“ rief ſie leiſe. Wie er in ihr Antlitz blickte, das der grelle Schein der Flammen geiſterhaft beleuchtete, zog er ſie erſchreckt an ſich und erſtickte die Thränen, die ein Gemiſch von Angſt, Scham und Liebesdemuth in ihre Augen trieb.

Da drängte ſich auch der Neger in den Kreis der Seinigen. Schreiend und heulend, wie er immer in Aufregung, war's in Schmerz, oder in Freude, zu thun pflegte, ſtürzte er wie an allen Gliedern gebrochen vor Fitzgerald nieder, und lag ſtill zu ſeinen Füßen gekauert. Sein Haar war verſengt, ſeine Kleider halb verbrannt, der ganze Menſch dampfte noch von der qualmigen Region, der er ſich, wie es ſchien, kaum mit heiler Haut entwunden.

„Gott im Himmel!“ ſagte Fitzgerald, „wo warſt Du, Tony? So nah der Gefahr ausgeſetzt? Wer hieß Dich zögern?“

„Lief noch mal hinauf in die brennende Geſchicht',“ rief der Schwarze, „hab' wohl ſchon mehr gerettet als dies, hab' meines Herrn edle Seel', das Kleinod aller Kleinodien ſchon gerett't, hab' nicks zu wagen als mein bischen ſchwarz Leben, lief durch Qualm und Brand, wußt' daß's hochwichtig und holt das groß Freiheitsbrief und die eiſern' Kiſt' mit den Schätzen auf weiß' Papier, wo mein's lieben Herrn Leben iſt verbrieft.“

Mit zitternder Hand hob er ein angeſengtes Actenſtück und eine Kiſte in die Höhe, die er aus dem brennenden Saal gerettet hatte. Sie enthielt den Briefwechſel mit General Hoche und die geſammten Verhandlungen mit dem franzöſiſchen Directorium. Eine vorläufige Mittheilung derſelben an die Vertrauteſten im Bunde war der Zweck der heutigen Verſammlung der Vereinigten Irländer geweſen, ein Zweck, der freilich kaum halb erreicht war.

„Und Du haſt Dein Leben drangeſetzt, mir das zu erhalten, Tony?“ ſagte Fitzgerald.

Der Neger hatte die eiſerne Schatulle oft genug in des Lords geheimes Privatgemach tragen und holen müſſen, er wußte, daß ſie ſorgfältig verſchloſſen wurde, daß ſein Herr ſie überall wie ſeinen Augapfel hütete. An einer böslichen Auslieferung dieſer Papiere hing allerdings nach dem Begriff des engliſchen Gouvernements ſeine Ehre, wo nicht ſeine Exiſtenz.

Tony ſprang jubelnd in die Höhe und ſchlug die Hände in einander. „Weiß nichts vom Inhalt!“ ſchrie er, „kann drauf gefoltert werden und bin doch um deßhalb dereinſt ſelig im lieben Himmel, weiß nur, daß ich die Geſchicht' retten mußt' oder zu Grund gehen.“

„Großer Gott!“ ſagte Edward, „möchten die Papiere doch verbrennen!“ — Im Grunde aber dachte er das Gegentheil, die Kiſte hätte ſehr leicht unverſehrt bleiben und in fremde Hände gerathen können. — „Lieber guter Burſch, Du hätteſt Dich um keinen Preis wagen, mich um keinen Preis in die unheilvolle Möglichkeit, Dich zu verlieren, ſtürzen ſollen!“

Er ſtrich mit beiden Händen in ſein krauſes brandiges Haar und drückte das treue Geſicht an ſein Herz.

„O bin ja an Brand gewöhnt,“ jauchzte Tony, „brauch' kein Feuer zu ſcheuen, hat mich ja die heilige Sonne ſchwarz genug gebrannt, bin halt ausgepicht, daß Gott erbarm!“

Auch Pamela liebkoſte den Schwarzen und ſprach ihm liebreich zu. Da ſank er von neuem ins Knie. „Lieber weißer Engel!“ ſchmeichelte er, „lauf gleich nochmal durch's Flammenmeer ewiger Verderbniß!“ — Die Diener, die den Schwarzen alle lieb hatten, ſtanden mit freudiger Wehmuth umher — eine zärtliche Gruppe idylliſcher Menſchen mitten im Umſturz grauenvoller Verwüſtung!

Ein gewaltiges Getöſe ſchreckte die zuſammengekauerten Köpfe auseinander. Die hohe Mauer, die den brennenden Flügel vom Hauptgebäude ſchied und ſchirmte, war mit dumpfem Gepraſſel zuſammengeſtürzt, und gleich im ſelben Augenblick brach die Flamme, die im innern Raum ſchon weitere Nahrung gefunden, aus den Fenſtern des Hauptportals hervor. Ein Schreckensruf aus hundert Kehlen war nur das müßige Echo der allgemeinen Verwüſtung, die ſich lärmend Bahn gebrochen. Die Lohe ſtieg mit erneuter Gewalt gen Himmel und bei dem Wind, der mit leiſen, aber ſichern Athemzügen wie mit geheimer Schadenfreude die Wuth des entfeſſelten Dämons zum neuen Angriff hetzte, wurde aller Verſuch, die Elemente zu beſchwichtigen und zu ſühnen, alle Klugheit der Vorkehrungen vereitelt. Menſchliche Hülfe war jetzt in größerem Umfang vorhanden, die Stadt Kildare hatte ihre Mittel und Werkzeuge geſandt, Fitzgerald übergab ſein Commando an die Behörden, die ihn jetzt im Eifer ablöſten. „Unſeres Bleibens iſt nicht länger!" war Edward's Entſchluß. Er faßte ſein zitterndes Weib, ſeinen Neger mit beiden Händen, die Diener eilten vor und hinter ihm her. Im Hofe ſtanden ſeine Pferde, ſeine Wagen, und ſo ward der Weg nach Dublin durch das Gewühl der Volksmaſſe langſam angetreten. Wie man von der nächſten Höhe zurückblickte, ſtand der Thurm von Bally-Caſtle in einer gelben

Lohe und die Flammen leckten mit allem Hohn der böſen Mächte der Unterwelt um den armen kupfernen Sanct Patrik, der ſeiner Zeit ein gülden Röcklein getragen, den ein Jahrhundert voll Regenwetter eitel grün gefärbt, und der nun von der Gluth getrieben, die das Uhrwerk erfaßte, einen rothbrennenden Eifer im Angeſicht, noch einmal aus ſeinem Häuschen ſprang, um als getreuer Hausgott für Bally-Caſtle die letzte Stunde anzuſchlagen.

19.

Der nächſte Tag reichte kaum hin, um der Verwüſtung ein Ziel zu ſtellen. Auch der Thurm mit dem kupfergrünen Schutzgott war vor der Gewalt des Feuers zuſammengeſtürzt, mit ihm zur Hälfte die Fronte des Schloſſes ſammt einem großen Theil jener Zimmerreihe, die Miſtreß Wardon bewohnte; der ſchöne Balkon mit der Marquiſe, wo wir ſie zuerſt beſucht, der Salon, der noch am Abend zuvor ein Schauplatz mannichfacher Begegnung geweſen, Alles hatte in der großen Verwüſtung mit ſein Grab gefunden, und ſo lag nun Bally-Caſtle großentheils als ein dampfender Trümmerhaufen ſeiner Herrlichkeit zuſammengeſunken. Nur der linke Flügel blieb vor der Wuth des Elementes geſchirmt.

Die Abendnebel, die vom Himmel ſanken, vermiſchten ſich mit den Rauchſäulen, die noch hier und da aus dem Schutt aufſtiegen. Mitten unter den Ruinen des Hauptportals, an der breiten ſteinernen Treppe, die zu den obern ausgebrannten Räumen führte, ſtand die müde Geſtalt eines alten Mannes, nachläſſig an die ſchwarzgedörrte Wand gelehnt, die der Gewalt der Flamme getrotzt. Er trug einen abgetragenen fahlen rothen Rock, die goldne Stickerei ſaß trödelhaft am Kragen, die Epaulettes, halb verſengt, halb zerfetzt, waren Zeuge, daß der Mann ſich im Schutt und in der dampfenden Trümmermaſſe zu ſchaffen gemacht. Das Geſicht des Alten war ſo abgetragen wie ſein Kleid, als ſehnt' es ſich nach jener Verjüngung, die der arme lebensmüde Erdenmenſch nur im Lande Jenſeits findet. Er hatte ſeinen Degen wit der Scheide aus dem Bandelier geknüpft und ſtampfte zornig die Spitze in die mürben Fugen des Mauerwerks. In ſeinen Gliedern, in Arm- und Fußbewegung, äußerte ſich ein Zorn, eine ſchmerzliche Wuth, die auf männliche Thatkraft ſchließen ließ; hinge nur nicht ſein gutmüthig ſuchendes Auge ſo blaß und lebensmüde unter der weißen Braue, die über die gebräunte Stirn ihre buſchigen Bogen zog. Er ging die Stufen hinan, ſtieg über das Gerüll hinweg und ſtand oben in einem großen, weiten Saal, den die Flamme rings herum ausgeödet. Der Eſtrich am Boden war von der Hitze aufgeriſſen, die Stuccatur am Sims war zerbröckelt, die Decke niedergeſtürzt, hier und da waren noch in einer Niſche die letzten Trümmer eines alten

Ahnenbildes; die Fenſter des Saales blickten wie verkohlte Augenhöhlen hinaus in die weite blühende Landſchaft. „Haus meiner Väter!“ ſchrie der Alte und ſchlug ſich mit beiden Händen wild ins Angeſicht. Der gellende Ton ſeiner eignen Stimme ſchreckte ihn auf, er blickte ſcheu in die Höhe, oben ſtand der Abendhimmel mit ſeinen bleichen Lichtern. „So kahl und nackt ſtehſt du da, altes Bally-Caſtle,“ ſagte er mit verzweifelter Ruhe, „und des Himmels Sterne blicken gleichgültig herab auf dein obdachloſes Haupt, kalt und ohne Troſt hernieder bis in ein ödes leergebranntes Herz!“

Er griff in ſein graues Haar, er war ungewiß bei ſeinen eigenen Worten, ob er ſich ſelbſt oder das Schloß ſeiner Vorfahren gemeint.

Hinter ihm klang ein ſchläfrig ſummender Ton. Hatten ſich ſchon Heimchen in der warmen Mauerſtätte eingeniſtet? Aber der Klang wurde dunkler bald und tiefer, ein Athemzug hob und ſenkte die ſchwellenden Töne.

Der Alte trat in die Thür, die zum Altan führte. In der Fenſterniſche ſaß ein lebendes Weſen ſtill zuſammengekauert, auf einer Lagerſtätte von Stroh und Moos, das Haupt zurückgelehnt an das Mauerwerk, die Töne kamen nur mühſam noch von der müden Lippe.

„Rory, mein Sohn!“ rief der Alte, noch zweifelnd, und hob ſeine Arme gen Himmel.

Federkräftig ſprang Rory auf, faßte ſich raſch und war mit einem leiſen Schrei hinter dem Pfeiler verſchwunden. Der Alte ſtürzte zurück in den innern Raum, da flatterte die Geſtalt des Knaben dicht vor ihm, er konnte ſie mit der Degenſpitze erreichen, hätte er ihm wehthun wollen. Er hoffte ihn noch mit den Händen zu erfaſſen. Sein Locken, Rufen half nicht, der Knabe huſchte von Wand zu Wand, von einem Raum zum andern. Lautlos in der ungewiſſen Dämmerung tappte der Alte ihm nach. Sein Eifer war faſt größer als des Flüchtlings Eile; wo dieſer zwiſchen Trümmern und Schutt den unſichern Weg zu wählen hatte, ſchritt jener blind nach; bei der Wendung um einen Pfeiler faßte der Capitän in Rory's fliegendes Haar, er wollte ihn nicht ſchmerzen und ließ die Locke fahren, im ſelben Augenblick ſank der Boden unter ihnen, der Alte blieb am Pfeiler hängen, deſſen Vorſprung ihn vor dem Sturz ſicherte, Rory glitt mit dem rollenden Geſtein langſam, aber ſicher und tief hinab, Schutt und Geröll ſchlug über den Abgrund, in den er verſunken war, raſch zuſammen und ſchien ſeine Beute mit dem Grabſtein ewiger Stille zu verſchließen.

So ſchien es dem Alten. Er ſelbſt hing wie Prometheus oben an der Säule und der Geier der ungewiſſen Angſt fraß an ſeinem Herzen. Noch lauſchte er immer, ob ſich unter dem Schutthügel nichts regen wollte zum Auferſtehen vom ſchreckhaften Sturz. Die peinliche Stille war folternd, die Ruhe des Todes eine tödtende. Er rief, er tobte; Alles in der grauen Dämmerung blieb ſtill, das Echo hallte nach, die verbrannten Wände ſtarrten wie ſchwarze Rieſen, die öden Fenſter wie offene Augen eines Todten, dem Niemand den letzten Dienſt der Liebe geleiſtet. Capitän Bally machte noch immer vergebliche Anſtrengungen, vom Pfeiler herabzugleiten; wollte er ſich hinunterſtürzen, er wäre ſicher zerſchmettert. Rings abgeſchnitten von aller Verbindung, ſchrie er jetzt aus Leibeskräften und ſtieß ein verworrenes Gemiſch unarticulirter Laute aus. Zwei Arbeiter, die ſich verſpätet, oder waren es Wächter, die den nächtlichen Dienſt ſchon angetreten, eilten endlich mit einer Leuchte herbei, ſchoben dem bebenden Mann eine Leiter zurecht, auf der er wohlbehalten niederſtieg. Jetzt aber begann erſt die Raſerei des Alten. Kaum ſeiner Sinne mächtig, um ſeine Wünſche zu verdeutlichen, tobte er auf und ab, als man ſeinem Beginnen, den Schutt des untern Stockes, auf dem ſie ſtanden, aufzuwühlen, nicht augenblicklich beiſprang. Seine Stimme ſchallte zu den Wänden auf und bebte hinaus ins Freie; es konnte nicht fehlen, daß ein Haufe Menſchen, der noch auf der Brandſtätte beſchäftigt ſein mochte, ſich Augenblicks um ihn ſammelte. Wo Befehl und Drohung vergeblich blieb, war nun ſein Bitten erfolgreich; eine große Anzahl fleißiger Hände durchgrub den Schutthaufen, den der Alte bezeichnet, rings herum brannten Leuchten, und den Schweiß zitternder Hoffnung im Antlitz kniete Capitän Bally demüthig in den Staub, irrte dann tobend herum oder legte ſelbſt wieder Hand ans Werk. Man durchſuchte Haufen für Haufen, durchſpürte das Gerüll nach allen Seiten. Die Arbeiter, durch Belohnung und Verſprechung friſch erhalten, ſanken nach und nach matt zuſammen, der Alte aber grub ſich keuchend immer tiefer ein von Keller zu Keller, um Rory lebendig oder todt zu finden.

Dieſer war längſt dem vermeintlichen Käfig ſeines Grabes entſtiegen. Er war mit der ganzen Decke, die ſich aus ihrem Verbande gelöſt, langſam in das Kellergeſchoß hinabgeſenkt, die Steinmaſſen, die ſich ſcheinbar über ihn gewälzt, lagen, als er feſtſaß, ruhig zu ſeinen Füßen, ja ſie boten ihm die Stiege zum Kellerfenſter hinauf, durch das ſich ſeine ſchlanke Geſtalt elaſtiſch wand, um ungefährdet das freie Gewölbe des Himmels und die Sternenaugen zu grüßen, deren Huld er ſeinen fernern Lebenslauf empfahl. „Und beſſer, begraben unter Schutt und Staub,“ ſagte er getroſt, „als dem wahnſinnigen Alten, der ſich Capitän Rock nennt, verfallen!“ Es ſchien keine, auch nicht die geheimſte Stimme des Mitgefühls für den Mann, der ſich ihm als Vater dargeboten, in Rory's Innern laut zu werden. Oder war er ſo irr geworden an aller Mahnung der ſtillen Seele, an jeder leiſeren Regung des innern Menſchen, da man ihn ja von Kindheit auf mit den allernächſten Lebensfragen, mit ſeinem Glauben an Gott, Vater, Mutter und Sohn, mit ſeiner Ahnung geſchlechtlicher Verſchiedenheit unter Göttern, wie Menſchen und Thieren, gänzlich einer Wildniß und einer Irre preisgegeben, wo der dumpfe Wahn über ſein eignes Sein trotz dem Zweifel an ſeiner Beſtimmung als Mann oder Weib, ruhig weiter wucherte und wie Schlingkraut ſein ganzes Leben, Denken und Fühlen überwuchs. Rory hatte unter den Liebkoſungen von weiblichen Händen, in der Begegnung mit Eliſabeth und der Zofe, die Täuſchung gefühlt, denen man ſich bei ihm irrthümlich hingab bei dieſem ſchwelgeriſchen Traum an ein ganz harmlos reines Glück der Neigung. Aber die Gewöhnung hielt ihn in der Macht eines Bannes, noch eh' er ſich fühlen lernte; in der Höhle beim blinden Inſelkönig, in den Spielen mit Phelim, hatte er ſich nur als ein mit dieſem gleichartiges Weſen gewußt. Als Knaben hatte ihn Suſy dorthin gebracht, als Knaben nahm ſie ihn von dannen, oder vielmehr ganz unausgeſprochen, unentſchieden in allem Thun und Reden, und unter ihren Einflüſſen wuchs nun der Plan, dereinſt als Mann zu handeln und alle ſchnöde Unbill zu rächen. Die Entdeckung Phelim's, die Enthüllung des Prieſters im Kloſter, der mit frommem Entſetzen die weibliche Natur des Chorknaben entdeckte, das Alles ſtieg und tauchte auf und nieder wie ferner Wolkenzug am ungewiſſen Horizont. Es war längſt eine verſchwiegene Gewißheit, die ſich nicht hinauswagte ans Tageslicht, und der Verſuch, in weiblicher Tracht zu erſcheinen, war ja bös genug in Eliſabeth's Zimmer ausgefallen. Wie dem aber auch war, die Nöthigung zur Flucht war vielfach deutlich gefühlt von Rory, er mußte Suſy, der alten Betrügerin, entfliehen, dem Alten, der ihn für ſeinen Sohn hielt, alſo jedenfalls ein Getäuſchter war; auch vor Eliſabeth durfte er nicht mehr erſcheinen, denn er hatte ſie getäuſcht und im Zorn über die Enthüllung ſeines Geheimniſſes hatte ſie ihn ja von ſich geſtoßen.

Das Alles ſtand dem armen Weſen, das wir noch immer männlich Rory nennen, und das von der Gewohnheit, ſich als Knabe zu fühlen, noch nicht ablaſſen hat, ſehr deutlich vor den lichten, klugen, ſtillen Augen ſeines friſchen Geiſtes. Was zu beginnen, kümmerte ihn kaum, ſein heiteres Herz, das ſich als blauer Himmel in der Wölbung ſeines Auges ſpiegelte, war froh, zu wiſſen, was er zu laſſen, zu meiden, zu fliehen hatte. Wohl war der Plan, nach der Höhle am grünen See, dem friedlichen Schauplatz erſter Kindheit, ungewiß ins Weite zu wandern, oftmals in ihm aufgeſtiegen, allein er traute ſeiner innern Stimme nicht mehr, er begann an ſeinem Inſtinct zu zweifeln, der ihn vielleicht mit geheimer Spürkraft, wenn ſchon auf Umwegen, ſicher zurückgeführt hätte übers Gebirg an die abgelegenen Seen, die keine andern waren, als die berühmten von Killarney, wo die alten Zauber der Natur noch in perſönlichen Geſtalten ihr mährchenhaftes Weſen treiben und wo der Athem des erſten friſchen Kinderlebens noch immerdar Alles gebannt hält in tiefer, bewußtlos ſtiller Seligkeit. Sollte nun Rory wieder zurück in ſeinen Anfang? Konnte das junge, immerfort täuſchende wie getäuſchte, überall bedrohte, zweifelhafte Leben in den unklaren Traum befangener Kindheit ſich zurückverſetzen? Konnte der aufgeſtörte Sinn je wieder die geſchlechtloſe Unentſchiedenheit ſeines frühern Daſeins faſſen, der Knospenkelch ſich wieder ſchließen, der ihm im Drang des verworrenen Menſchenlebens unklar aufgebrochen war?

Wie Rory ſtand und nachſann, fiel es ihm wohl ſchwer aufs Herz, ſich nun wieder von allem Zuſammenhang ſo gelöſt zu fühlen; die Welt iſt nirgends verſchloßner als wenn ſie uns, wie man ſagt, weit offen ſteht. Er war ſo ziemlich reiſefertig, bis auf die Kopfbedeckung. Sein gelbes Tuch war auf der Lagerſtätte zurückgeblieben, die er ſich oben auf dem Altan ſo gemüthlich zubereitet. Auch ſeine Maultrommel hatte er von ſich geſchleudert, als er haſtig entſprang. Wie er nun mit Spielen ſein Brot für den nächſten Hunger erwerden könne, dazu war guter Rath eben zu theuer, um ihn einzukaufen. Aber die Nacht war mild und wohlig, alſo ließ ſich rüſtig wandern, gleichviel wohin.

Er hörte Stimmen in der Nähe. Schnell war er eine Strecke weiter, flüchtig wie ein Reh, als wär' der Boden ein Schwungbrett, das ſeine Sohlen ſchnellte. Er eilte durch den Park, ſtieg über die Mauer, und ſchlich die nahe Landſtraße hinunter. Bis zum Anbruch des Tages hoffte er ein Dorf zu finden. —

Es war noch um einige Zeit früher — Capitän Bally wandelte noch müßig auf und ab unter den Trümmern des väterlichen Schloſſes — da ſaß Edmund Wardon ſtill und ſtumm im linken, unverſehrt gebliebenen Flügel und brütete dem Unglück nach, das ſich über Bally-Caſtle verhängt.

Ob er ſich ſeit dem Auftreten des Erben noch für den rechtmäßigen Beſitzer oder Verwalter der Herrſchaft anſah, das erſchien jetzt gleichviel, er handelte, als wär' er Beides in einer Perſon. Der Tag war heiß geweſen, die Gewalt der Elemente hat ſich kaum zügeln laſſen; da war er ganz der Mann voll redlicher Kraft und Hülfsleiſtung. Endlich fand er im kühlen Abendzimmer ein ſpärlich Stündchen Ruhe und

Erholung; da freilich ſuchten ihn Schattenbilder, Zweifel und das ganze Gefühl eines mißglückten und verzerrten Lebens heim. Gleich nach dem unvermutheten Erſcheinen Capitän Bally's im Gartenſaal war der Entſchluß in ihm gereift, dem Vetter Hab und Gut und Beſitzestitel freiwillig wieder abzutreten, ſich ihm als fernern Geſchäftsführer anzubieten und ihn im Guten zu zwingen, alle Unbill zu vergeſſen. Noch Abends war er um die Schenke im Dorfe geſchlichen, nicht wie das böſe, wie das gute Gewiſſen, das aber noch zu ſcheu iſt, um dreiſt aufzutreten. Der Vetter ſein Pachter! Er wollte die Rolle mit ihm tauſchen, er vielmehr wollte Bally's Pachter ſein im Schloſſe ſeiner Väter. Das ſtand feſt in ihm. Da brach das Unglück herein und verwirrte alle Plane und alles gute Vernehmen. Er hatte William Bally noch nicht wieder ſeitdem geſehen, die furchtbare Arbeit des heißen Tages hatte keinem Gedanken an ihn Raum gegeben. Jetzt aber, in der Stille des augenblicklichen Beſinnens, trat die ſeltſam verworrene Geſtalt des Verwandten vor ſein inneres Auge und quälte mit ihrer wehmüthig irren Miene ſein müdes, halb waches Gehirn. „Großer Gott!“ ſeufzte er ſchmerzlich verzagend, „warum hat ſich das Unheil dieſes Tages nun ſo niederſchmetternd zwiſchen uns drängen müſſen! Lag nicht ſchon genug des Unglücks wie ein Gebirge zwiſchen ihm und mir, daß es kaum möglich ſchien, darüber hinweg ihm die verſöhnende Hand zu reichen? Vetter, Vetter! wie elend bin ich, wie wahnwitzig handelt Gott an uns!“

Er mochte ſich keine Ruhe gönnen, er ſprang auf, er wollte den Capitän noch in dieſer Stunde aufſuchen in der Dorfſchenke; er wollte ſein Herz vor ihm ausſchütten; die Sehnſucht nach einer Verſöhnung mit ihm folterte ihn wie eine ſüße Angſt der Liebe.

Es war ein kleines Zimmer im untern Stock, wo Edmund ſaß, um der Ruhe zu pflegen. Wie er aufſtand und ans Fenſter trat, ſchwebte eine graue Geſtalt, die lange Zeit ans Kreuz gelehnt und ihm ins Antlitz geſtarrt, haſtig zur Seite. Er öffnete den Flügel, aber ſie war ſchon hinter dem Schutthaufen, der hoch aufgeſchüttet lag, verſchwunden. Es war kein Grund für ihn vorhanden, darauf weiter Gewicht zu legen, Gram und Sorge laſteten zu ſchwer auf ſeinem ganzen Menſchen, und er ſaß bald wieder ſtill zuſammengekauert, als die verhüllte Frauengeſtalt wieder vor dem Fenſter aufſtieg, ihre Stirn herüberneigte und mit allen Muskeln des Gefühls an ſeiner Atmoſphäre hing. Ob er das Bannende ſpürte, das ſich wie ein Seelennetz um uns wirft, wenn ein zweites Weſen, uns unſichtbar, mit den Fühlhörnern des Geiſtes unſern Dunſtkreis umſpannt, mit den Radien des ſtarren Blicks uns erfaßt und langſam durch die Körperhülle bis in unſer tiefſtes Innere dringt, — ſeine

Unruhe ging faſt in Abweſenheit der Sinne über, er fühlte ſich gefeſſelt und doch im Kreiſe willenlos umgeworfen. Sowie er aufſtand, verſchwand die Geſtalt. Er rieb die Stirn, ſchöpfte freie Luft. „Vetter William, Vetter William!“ rief er tonlos hinter einander und wußte doch nicht, was er wollte, um ſich zu ihm in ein gutes Vernehmen zu bringen. Während er zum Aufbruch Miene machte, traf er doch Anſtalt zum Bleiben. „Ich will ihm ſchreiben, er ſoll mich im Zuſammenhang hören, eh' er mich verdammt!“ ſagte er. „Mündlich find' ich nicht das Wort, kann den Blick der alten, gramverhüllten, an mir irre gewordenen Liebe nicht ertragen!“

Er zündete Licht an, die Dämmerung war faſt Dunkelheit geworden. In demſelben Augenblick öffnete ſich die Thür, ohne daß er es wahrnahm. Er ſaß ſchon wieder im Sorgenſtuhl und brütete, die buſchigen Brauen hingen tief herab und er ſeufzte wie im bangen, ungewiſſen Traum. Das Weſen, das jetzt vor ihm ſtand, war auch wie ein Traum vor ſein Auge geſchlichen. Noch immer ſtand ſie ungewiß im Schatten, das graue Gewand rauſchte leiſe hin und her, die zitternde Hand lüftete faſt wider Willen den dichten Schleier, der ein gramzernagtes Antlitz barg. Der Luftzug warf die Thür ins Schloß. Wie er auffuhr, blieb ſie ruhig ſtehen, die ſcharfen Augen brannten aus der Dämmerung bis in ſein tiefſtes Herz. Er griff nach dem Lichte und achtete nicht auf das Winken ihrer Hand, die ſich aus den grauen Falten des Kleides wand.

„Löſch Dein Licht, Edmund, wofern ich bleiben ſoll!“ klang es wie der Hauch eines längſt geſtorbenen Lebens.

„Jeſus Maria!“ war ſein bebendes Wort; ſein Auge ſtierte auf ein erloſchenes Menſchenbild, in die ſtarren Züge eines Weibes, dem alles Lebendige fehlte, um wirklich da zu ſein. Nur in den tiefen Augenhöhlen ſaßen zwei dunkle Sonnen, die ohne Strahlen doch immer noch öde brannten und vom Unglück, das eigne Leben längſt überlebt zu haben, die ſchmerzliche Kunde gaben. Sonſt war in dieſem Antlitz Alles welk und todt, klöſterlich eingeſargt, bis aufs Bewußtſein, von dem der ſcharfe Blick des Auges zeugte. Es war ihm Alles fremd an dieſem Weſen, unwillig ſtand er vor ihr und ſuchte nach Verſtändigung. „Edmund!“ ſagte ſie mühſam, und wie ſie ſeinen Namen zum zweiten Male ſprach, überlief es ihn wie der mahnende Ruf des ewigen Richters; im Klang dieſer weichen Stimme lag eine ſeltſame Macht der Auflöſung. Für den ſtrengen Ernſt des ſtarren Geſichts hatte er Trotz genug, gegen die Milde ihrer Demuth war er waffenlos. „Und Du kennſt mich nimmer wieder?“ ſagte ſie mit dem Tone des Vorwurfs, wie ihn verklärte Geiſter an Sündenbefangene richten. „So muß ich Dir meinen Namen ſagen, um mein letztes Geſchäft hienieden zu vollbringen!“

„Agathe!“ zitterte von ſeinen Lippen. Er ſank leiſe ins Knie, und verbarg ſein Haupt. Die ſtarre Rinde um ſein Herz war gelöſt, die geheime Macht einer alten Erinnerung hatte mit dem Klang ihrer Stimme ſeine Sinne betäubt und bewältigt. „Jeſus Maria!“ rief er vernichtet und ſchlug an ſeine Bruſt das Zeichen des Kreuzes.

„Und Du haſt das Zeichen des Heils und den Ruf der Erlöſung noch nicht verlernt?“ ſagte ſie faſt freudig erſtaunt.

Da ermannte er ſich aus ſeiner Selbſtvergeſſenheit. „Iſt es darauf abgeſehen?“ flüſterte der Verſtand in ihm. Er erhob ſich und wandte ſich ruhig zu der grauen Schweſter; aber ſie machte bald auf ganz andere Weiſe ſeinen verhärteten Sinn flüſſig.

„Edmund,“ ſagte ſie zitternd, „wir ſind mit einander jung geweſen, jung und weltlich. Auch William und Nora, Dein Vetter und meine Schweſter, waren es, bevor man uns trennte und dem Herrn verlobte. Auch wir nahmen die Welt unter unſerm Herzen mit ins heilige Büßerleben. Haſt Du nie daran gedenken mögen, Edmund, ob nicht ein Zeuge unſerer weltlichen Gemeinſamkeit leben könne? Armer Verlorner! von Deinem Gott haſt Du Dich abgewendet und von Deinem ganzen Lebensinhalt bliebſt Du ſchon vorher ausgeſchloſſen. Das Kind, das ich Dir neulich ſandte, es iſt William's Kind; Nora, ſeine Mutter, hat ſeine Geburt mit dem Tode gebüßt. Ich erſtand vom Krankenlager und nach der langen Betäubung, der meine Sinne erlegen waren, ſtand Suſy vor mir und betheuerte, daß die Sündenſchuld geheim ſei und der Sprößling einer weltlichen Verworrenheit fern vom Angeſicht der Menſchen lebe. Ihrer Obhut war unſere Krankheit, ihrer Treue unſer Leben, ihrer Verſchwiegenheit die Zeugen unſeres Sündenfalls anvertraut. Ich meine dieſelbe Suſy Toole, die Dir unter allerlei ſeltſamen dunklen Drohungen regelmäßig ihren Tribut abfordert. Ihr war Alles preisgegeben, Ehre und Leben. Nie hab' ich in meinem Büßerleben dem Wunſch Raum gegeben, den Sproß meiner Weltlichkeit zu ſehen. Aber Nora's Kind brachte mir Suſy einſt, nachdem ich lange vergeblich gebeten, beide Weſen des Unglücks dem ſichern Schirme eines Kloſters zu übergeben. Suſy zog mit William's Rory im Lande herum, ich wußte nicht, was ſie mit ihm bezweckte und wollte; der Name meines Sohns kam nie über meine Lippen, nie hörten ihn meine Ohren, da Suſy wußte, ſein Klang würde mich in grenzenloſe Trauer verſenken. Plötzlich aber bringt ſie ihn mir. Dort drüben am See, wo Nora's Aſche unterm Hügel ruht, da tritt ſie vor mich mit dem Sohn. Heiland der Welt! ich verhülle ſein Antlitz, ich mag ſeine, mag Deine Züge nicht ſehen; ſo führ' ich ihn fort, wo er ſicher war. Suſy war verſchwunden, der Knabe hatte ſein Aſyl verlaſſen, ſein Pfleger, ein Greis am Killarnerſee, war geſtorben, da lief er in die weite Welt und fand die unſelige Alte, die ihn mir überbringt. Er ſitzt bei der Pförtnerin in der Zelle, er bleibt im Verwahrſam, bis Du Dich ſeiner erbarmſt und die Schuld ſühnſt, die auf mir liegt. Stoß ihn nicht von Dir, Edmund, morgen ſende ich Dir den Sohn. Es iſt mein letztes Erdengeſchäft. Mein Herz iſt längſt todt und kann nichts mehr wollen, nur mühſam foltert ſich der halbwache Kopf, um den ſchweren, den einzigen Irrthum meines Lebens auszugleichen."

Sie ſank ſtill zuſammen und der dünne Schleier ihres grauen Gewandes netzte ſich vom Thau der Augen, die Jahre lang vergebens auf den Segen des Himmels geharrt. Noch eh' Edmund aus der Betäubung erwachte, hatte ſie ſich leiſe aufgerafft; geiſterartig, wie ſie gekommen, war ſie durch die Thür geſchlichen und verſchwunden. Er wagte nicht, ihr zu folgen. Wie konnte ſie auch länger ſeine Nähe dulden? Wie ein Engel der Verkündigung, nur nicht mit den Flügeln der lichten Freude, mit den Schatten der erdgebornen Trauer, war ſie ihm erſchienen, um das Siegel des Unglücks von ihren Lippen zu löſen und auf ſein Herz zu drücken.

Er ſtand noch lange auf der Stelle, wo Agathe gekniet und gebeichtet hatte. Als die Entſchlüſſe, die in ihm auftauchten, klar und fertig waren, verließ er das Gemach, um die volle Bruſt im freien Luftzug zu erleichtern. Wer ihn über den Hofraum ſchreiten ſah, hätte ſein Weſen verändert gefunden, ſeine Haltung war feſter, ſein Gang entſchiedener, das ſcheue Auge blickte mit Zuverſicht um ſich; ein guter Geiſt mochte über ihn gekommen ſein, mitten im vollgehäuften Maaß des Ungemachs, das auf ſein Leben eingebrochen. Er war auf Bally-Caſtle der einzig Heitere faſt. „Dieſe Stätte," ſchien er zu den Trümmern zu ſagen, „ſoll neu erſtehen, das Geſchlecht meines Freundes Bally iſt nicht ausgeſtorben, es wird auf der alten, dereinſt verjüngten Stätte wieder blühen."

Wie er ſich nach dem Ausgange wandte, zog ihn der Lärm nach dem Portale zurück. Die Arbeiter, die der Capitän zuſammengeholt, waren noch mit Schaufeln und Hebeln beiſammen. Sie verweigerten die weitere Hülfe und murrten laut, hier könne Niemand verborgen liegen, Alles ſei durchwühlt. Der Alte hatte ſich tief bis in den Keller eingegraben, um ſeinem Wahne weiter nachzuforſchen. Schnell war Edmund im Verſtändniß über die Nachſuchung. Er trieb noch mehr Kräfte herbei, ließ den innern Raum heller erleuchten und ſtieg ſelbſt hinab in die Gewölbe. Capitän Bally hieb eine neue Mauer ein, ſein Eifer ſchien einen Anflug von Raſerei zu nehmen. Schnell hatte ſich Edmund überzeugt, daß der Geſuchte längſt einen Ausgang gefunden, daß er längſt durch die Oeffnungen im Keller an die freie Luft geſtiegen und geborgen ſein müſſe. „Vetter, Vetter!“ rief ihm Edmund wiederholt ins Ohr, das ſich taub gegen ſeine Worte ſtellte. William ſah auf, drohte mit der Hacke, die er über dem Kopfe ſchwang, und ſchrie: „Ich will nicht mein Hab und Gut von Dir, aber meinen Sohn gib mir heraus! Nimm die Trümmer hin, aber mein Leben will ich retten, mein lebendiges Kleinod, das Du mir entzogen!“

„Er iſt gerettet, Rory ſtieg dort hinauf und iſt längſt frei und fröhlich in der Nacht davon gerannt!“ ſagte Edmund. Was ihm möglich ſchien, gab er als ſo beſtimmte Gewißheit, daß er ſelbſt von der Verantwortlichkeit ſeiner Ausſage beſtürzt ſein konnte.

„Iſt er mir entflohen, ſo bin ich noch weit unglücklicher!“ ſagte Bally und ließ die Hände ſinken. Der Schweiß lief in hellen Tropfen über ſein Antlitz, er ſtützte ſich zitternd auf die Axt, und halb bewußtlos brachte man ihn aus dem Gewölbe hinauf, ſchaffte ihn in ein Zimmer und ließ der erſchöpften Natur das Amt, ſeine verworrenen Sinne wieder ins Geleis zu bringen.

Edmund war die Nacht um ihn. Auch als der getreue Sergent ſich einſtellte, verließ er ihn nicht. Er war ganz

Thätigkeit, ganz Kraft und Wille, kein Schlaf kam in ſeine Augen, und als die Sonne heraufſtieg über die Berge, da brachte ihm ein Diener des Kloſters den Sohn.

Der Name des Knaben war Phelim.

Ende des zweiten Theils.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Rebellen von Irland.

Dritter Band.

Die
Rebellen von Irland.

Novelle

von

F. Guſtav Kühne.

In drei Bänden.

Dritter Band.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1840.

20.

Die Sitzung des Parlaments in Dublin dauerte lange. Pamela war in dem kleinen ſchmalen Winkelzimmer auf Leinſterhouſe unruhig geworden. Es war Edward's Lieblingsgemach; hier hatte er noch vor Anbruch der Dämmerung mit ſeinen Kindern auf dem Teppich geſpielt, hier wollte ſie ihn zum Nachteſſen erwarten. Wenn er aus dem Lärm jubelnder oder ernſter Lebendigkeit heimkehrte, dann verkroch ſich Edward gern in dieſe kleine Schachtel, in dieſe Nußſchale ſeines Daſeins, wie er das Zimmer nannte, dann war ihm die engſte Nähe voll liebevoller Schweigſamkeit kaum eng und nah genug, dann mußten ſeine beiden Arme all ſein Glück umſpannen können, die Welt ſeiner Wünſche ſich in einem Raum von fünf Schritten zuſammenkauern. So viel maß das Zimmer, wenn man den frei gebliebenen Platz der Familienhütte umkreiſte, ſo eng verbaut, ſo ſorgſam verſchanzt mit allen Gaben eines vielbedürftigen Lebens, war das kleine Gelaß, in deſſen ſcheinbarer Verwirrung nur ein geprüfter Blick die Harmonie aus Diſſonanzen herausfand. Dies Gemach konnte für die Herzkammer von Leinſterhouſe gelten. Alle andern Räume des Palaſtes waren Glieder, die ſich nach außen in die Welt ſtreckten; auf jenen Punkt lief Alles zuſammen, was Glück und Seligkeit, freilich auch, was Schmerz und ſorgenvolle Liebe hieß.

Seit jener verhängnißvollen Nacht auf Bally-Caſtle war Pamela das Schreckbild der Furcht nicht losgeworden. Oft floh es vor dem hellen Blick des wachen Auges, aber Nachts, in der Stille der Einſamkeit, ſtand es vor ihr auf als rothe Flamme, die vom eignen Heerde zum Dach hinaus lodert; oft glich der Brand, den ihr der Traum fortſetzte, dem Ausbruch der Verſchwörung und das Haus war ganz Irland, aus den ziſchenden Flammen hörte ſie den Wehruf vieler Tauſender, die klagenden Stimmen ihrer Kinder klangen leiſe hindurch. Sie war Franzöſin genug, um von der Nothwendigkeit nationaler Ereigniſſe zu wiſſen, vor denen alles ſtill behütete Familienglück, jedes Behagen im Schooß des Friedens, lautlos zuſammenſtürzt. Sie hatte Sinn für dieſen Aufſchwung des freien Menſchen, der die Feſſeln der Liebe, die Bande des Glücks von ſich ſtreift, der im Nothfall die eigne Hütte in Brand ſteckt, um den Brüdern jenſeit der Berge ein Signal zu geben, daß das Vaterland, die Ehre der Nation, zu retten ſei. Aber ſie hatte in der Wiedergeburt ihres eignen Volkes nur die Scene der Verwilderung erlebt, und das Blut der nächſten Angehörigen ſtand lesbar auf der Tafel ihres Andenkens. Fitzgerald fühlte das. Daher anfänglich ſein Bemühen, ſie von Allem fern zu halten, was Irland wollte und mußte. Das aber litt ihr weiblicher Stolz nicht lange, ſie war auf ſeine Geheimniſſe, auf die Begeiſterung des Patrioten eiferſüchtig, ſie wollte mit ihm nicht die Stunden der Erholung nur, ſie wollte ſein beſtes Wiſſen und Wollen theilen. Wo Bitten nichts vermocht, half endlich die Liſt, und ſeit jener Nacht auf Bally-Caſtle wußte ſie nun, daß die liſtig erſchlichenen Geheimniſſe des Gatten inhaltſchwer genug waren, um Alles, was Glück hieß und was ein weibliches Herz zur Gottheit des ganzen Lebens macht, mit blutiger Wildheit zu verſchlingen. Man lebte in einem Lande der perſönlichen Freiheit, und doch war dieſe Freiheit nahe genug daran geweſen, mit der bewaffneten Macht der Geſetze, mit der Willkür der Gewalt, handgemein zu werden. Lord Edward galt für einen freien Baron, und Dragoner beſetzten in Bally-Caſtle ſeine Wohnung! Gute Freunde kommen zuſammen, ſich über das Wohl des Landes zu berathen, und der Secretär des Vicekönigs ſchleicht ſich als Lauſcher in die Verſammlung! Man glaubt unter ſich zu ſein, man hat Papiere in Händen, die den Patrioten die Hülfe eines Brudervolkes ſichern, man geht daran, ſie den vereinigten Genoſſen vorzulegen; nur die Störung des weitern Verlaufs hält Arthur O'Connor ab, jenes Wort, Bündniß mit dem Feinde Englands, auszuſprechen, das den Machthabern als Zeugniß des Hochverrathes genügt; nur der Zufall will es, daß jene Briefſchaften des Directoriums von Frankreich in der Verwirrung, die das Mißgeſchick herbeiführt, nicht in die Hände derer fallen, die nach dem Buchſtaben des Geſetzes Tod verhängen. Das Alles war für die ſorgende Frauenſeele ſchon Bethätigung genug, wie ſehr von beiden Seiten Zufall und Leidenſchaften als Dämonen auf der Lauer ſtanden, um das erträumte Lebensglück zu verſchlingen. Seit jener Zeit war Pamela Mitwiſſerin aller Unternehmungen, Plane, Verbindungen Edward's. Sie hatte ſich nicht geſcheut, ihn widerrechtlich zu überliſten; mochte ſie jetzt als Buße die fortgeſetzte Sorge auf ſich nehmen, die jeder Tag, jede Botſchaft aus London und Schottland, jede Kunde von der Südküſte Irlands auf geheimen Wegen aus Paris brachte. Gleich nach der Eröffnung des Parlaments in Dublin hatte Lord Fitzgerald in der Sitzung ſeine Abſicht zu erkennen gegeben, die Staatsregierung über die Motive zu befragen, die ſie veranlaßt, mit Dragonern ſeine Wohnung zu ſtürmen; daß der Staatsſecretär des Vicekönigs ſich ungebeten unter ſeine Gäſte geſchlichen, ſei ein Privatſcherz, wofür man ihm privatim die Genugthuung nicht entziehen werde. Die ritterliche Heiterkeit, womit Lord Edward im Hauſe der Gemeinen dies vorverkündigte, paßte auch gar wohl zu dem läſſigen Eifer, womit er daran ging, ſeinen Antrag wirklich zu ſtellen und auf Erklärung zu bringen. Es waren mehrere Wochen vergangen; er hatte die Sache fallen laſſen, und nur auf die faſt drohenden Bitten der Freunde ward er bewogen, ſie wieder aufzunehmen. Es ſaßen nur wenige von den vereinigten Bundesbrüdern im Parlament; es war unter der Mehrzahl der von England beſtochenen Mitglieder nur wenig Anklang für Irlands Recht und Ehre zu finden; um ſo mehr, war Arthur O'Connor's dringende Anſicht, thäte es noth, die gebotene Veranlaſſung nicht aus der Hand zu geben, man dürfe nie aufhören, die Gegner auf der Vorbühne zu beſchäftigen, um ihrer Aufmerkſamkeit in Bezug auf wichtigere Verhandlungen enthoben zu ſein. Heut Abend war auf Fitzgerald's Antrag die Entäußerung des Gouvernements zu erwarten. Wider Vermuthen war die Sitzung in eine geheime verwandelt, und die Regierung hatte Zeit genug gehabt, als Erläuterung ihrer Beweggründe für die Eingriffe auf Bally-Caſtle einen Geſetzvorſchlag einzubringen, der das Heil der Bevölkerung bedrohte, den ganzen Friedenszuſtand des Landes plötzlich aufhob.

Wie die ſpäte Nachtſtunde draußen vom Thurme ſchlug, ſprang Pamela von der Ottomane auf, das Zimmer ward ihr zu eng, die Luft zu ſchwül. Sie klingelte. Der Mohr Tony kam und ſie verlangte nach Miß Anna Rowan. Seit der Begegnung auf Bally-Caſtle ſchien das Geſchick beider Frauen durch die gemeinſchaftliche Sorge, die ihre Herzen für Bruder und für Gatten theilten, nicht mehr von einander zu löſen; Miß Anna bezog Leinſterhouſe und war Pamela's Troſt und Augenweide. Der Mohr ging, kam aber bald wieder, mit dem Bemerken, Miß Anna habe ſich ſchon zur Ruhe gelegt, ihr Zimmer ſei verſchloſſen, die Fenſter dunkel. Die Glückliche! dachte Pamela, ſie kann ſchlafen. — Und warum ſollte ſie nicht? Ihr Archibald iſt in Paris. Wird ihm der Boden dort heiß, ſo ſteht ihm der Weg nach Amerika offen. Er wandelt die Kreiſe der Schneckenlinie nach auswärts; für uns laufen die Lebensbahnen immer enger nach innen zu, bis auf den Punkt, wo Alles mit uns ſtille ſteht.

Während ſie ſo ſtand und vor ſich niederblickte, ſtarrten ihre Augen wirklich mit Entſetzen auf die dunkele Roſette, die in dem geſchnitzten Boden eingelegt war. Dies ſchwarze Herz mit allerlei Strahlen von Ebenholz trug die Schuld ſo dunkler Einbildungen; ſie wußte nicht, wie das Auge des Unglücklichen in dem Allernächſten Schriftzüge ſeines Schickſals findet, aus dem Unſcheinbarſten Gift ſaugt. Sie ächzte laut auf und erſchrak dann vor dem Seufzerſchrei der eignen Stimme, wie ſie den Blick erhob und der Mohr noch vor ihr ſtand. Das ſchwarze Antlitz blickte ihr zu gleicher Zeit ſo klug und ſo dumm entgegen, daß dies Gemiſch voll unbeholfener Herzensgüte faſt rührend erſchien. In den zutraulichen Augen des Sklaven ſaß die getreue Zuverſicht und die liebevolle Verſicherung, um all ihr Leid zu wiſſen, die bange Sorge ihres Herzens zu theilen. Dabei hingen doch die Muskeln des dunklen Angeſichts ſo träge, ſo läſſig um das gute, getreue Augenpaar, daß von einer Hülfe, von einer Gemeinſchaft des Unglücks bei dem armen Menſchen nichts zu hoffen war. Die ſchlaffe Lippe war nicht einmal im Stande zu ſagen, was die Seele ſtill für ſich fühlte. Pamela hatte niemals viel mit ihm verkehren mögen, er erſchien ihr wie ein todtgebornes Atom, ein farbloſer Automat, ein Stück halb unorganiſch verbliebener Natur, in dem das Bewußtſein der Menſchenwelt nur ſpärlich dämmert. Vielleicht war ſie auch eiferſüchtig auf das Vertrauen, das der Mohr bei Lord Edward genoß. Die ſchwarze Kreatur wußte von Anfang an um alle ſeine Plane, verſtand alle ſeine Launen und Wünſche; ohne daß er es ihm anvertraute, fühlte ſich Tony in Alles hinein, merkte genau, was Geheimniß war und was der Welt angehörte, er lebte Fitzgerald's Leben mit wie ſein ſchwarzer Schatten, der an allen Bewegungen der Geſtalt Theil nimmt, ſich völlig an uns ſchmiegt und für unſer geheimſtes Weſen der getreueſte Begleiter bleibt. Fitzgerald hatte Proben von ſeiner Treue, und ſo waren dem Neger ſelbſt die gefährlichen Papiere und Briefe anvertraut, für die der gute Menſch ſich jüngſt der Todesgefahr im Brande ausgeſetzt. Dieſe Papiere waren jetzt in Pamela's Händen, ſie hatte jetzt den Schlüſſel zu Lord Edward's Geheimniſſen und ſeit der Zeit wandte ſich die Treuherzigkeit des Mohren, ohne ſich zurückgeſetzt zu fühlen, auch auf ihre Perſon; je mehr ſie Antheil nahm an ihres Gatten Unternehmungen, deſto mehr gewann ſie in ſeinen Augen, und ſeitdem er ſie leidend wußte, ging die Schwärmerei des ſchwarzen Menſchen für ſeinen Herrn mit auf die Herrin über. Der Hülfsbedürftige iſt für jede Art von Liebe erſchloſſener als der Glückliche, und ſo war ihr Tony's Weſen ſeit lange nicht mehr ſo verhaßt wie früher.

„Dein Herr bleibt ſehr lange heut' in der Sitzung," ſagte Pamela.

„O thut nichts liebe Sache," flickte der Neger ſein Rothwelſch zuſammen, „ſein da viele Schwätzer bei einander, haben viel zu parlir', können aber nichts thun."

„Eine ſchlimme Definition des Parlaments von Irland," lächelte Pamela.

„O weiß nicks von Welt, von Parlament und den vielen Gliedern im Oberhauſe, will ſagen im Kopf, und im Unterhauſe, will ſagen im Magen von Irland. Weiß nur wo Herz iſt. Und wo Herz iſt, iſt Alles heilig ringsum, kann Niemand nicks antaſte'. Und wer das Herz in Irland iſt, weiß ich wohl. Lieber Herr, Lord Edward, iſt Herz von Irland, iſt König im Land."

„König im Lande!" dachte Pamela, „man hofft auf eine Republik, tritt mit einer ſolchen in Bund, und das arme Weſen ſchwatzt von einem König!"

„O ganz heimlich," verſicherte Tony, als hätt' er die Einrede auf ihrem Geſicht geleſen, „ganz heimlicher König im Lande iſt lieber Herr. Arm Menſchenherz muß immer was lieben, und was man liebt, iſt König von einem. Hab' als verlornes Mohrenkind ſtummen Stein und dummen Baumklotz angebetet und geſagt: Komm, ſei mein Gott! Und war's auch, war mir Gottheit, weil ich wollte, weil ich's dachte. Andres Volk hat geſagt: Lieber Stern, ich lieb' dich, alſo biſt mein Gott! Andres Gevölk creirt ſich Lilie als liebe Göttin. Stern iſt ewig, iſt wunderbar hingeſtellt in dunkeln Schooß Unendlichkeit. Darum kann Stern Gottheit vorſtellen, wenn man's glaube. Lilie iſt Unſchuldsbild, keuſch, rein, kann Gott bedeuten für arm Volk, das Gottheit ſehen will. Eigentliche Gottheit aber iſt heimlich doch, und kriegt ſie Niemand nicht zu ſchaun. Und liebe katholiſche Chriſtenheit hat Mutter Maria zur Königin, und Mutter Maria iſt mehr wie Stern und Lilie in Eins gethan, und liebt alle Volk ſie mehr als das und iſt ſie darum Gott und Königin für all unſer Sein. Haben wir da viel Bilder und Keiner weiß es recht. Eigentliche Mutter Gottes, eigentliche Königin Himmels und der Erde, iſt doch nicht geſehen, Alles glaubt ſie nur im Bild ſich näher gerückt. Auch ſag' ich nur, daß Liebe zum König macht, in heiligen Dingen wie in aller Welt. Und hab' herum gehorcht bei Jung und Alt in Dublin, bei Arm und Reich, am Hafen und in der City, an den Kirchthürmen und an den Kartoffelgruben, überall iſt lieber Herr, Lord Edward, Abgott von Allen, hat die Liebe von Allen, iſt heimlich König im irren Land, will ſagen Irland. Ob ſie auch Freiſtaat machen, wo jeder Kopf gleich gilt; Eins muß doch König ſein, weil arm Menſchenherz immer Liebe braucht."

„Du armer Thor!" ſagte Pamela, „und wird ihn die Liebe des Volkes auch immer ſchirmen? Padd iſt gutwillig, aber ſchwankend und entartet. Und was das Bedürfniß nach Liebe angeht, armer Tony, man kann auch die Freiheit lieben, und eben deshalb alle Helden ihr opfern. Man kann auch Sachen lieben und Padd liebt weit mehr die Flaſche als irgend was ſonſt in der Welt."

„O, iſt nur liebe Verzweiflung, Vergeſſenheitstrank für arg böſes Mißgeſchick," rief Tony und ſeine Augen brannten, als hätt' er ebenfalls vom Nektarſtoff der grünen Inſel gekoſtet. „Wird anders werden im Land, wenn alle Welt erſt aufſteht und Recht fordert und die heilige Jungfrau das Panzerhemd von Jeanne d'Arc anzieht, das ſie ſich hat verſchreiben laſſen vom Brudervolk Frankreich."

„Lieber Himmel!" ſagte Pamela, „Deine confuſe Seele macht mich wirr!"

Der Neger ſchlich bei Seite, blieb aber doch im Zimmer.

„Edward, die Liebe des Volkes!" ſagte ſie nach einer Weile mit gepreßter Stimme. „Ach, ich fürchte, ſie werden ihn noch ſo lieb haben, daß ſie ihn mir nimmer wieder herausgeben und für alle Zeit an ihr Herz preſſen!"

Sie ſank laut ſchluchzend auf die Ottomane und bedeckte mit beiden Händen ihr Antlitz. Der Neger kam zitternd herbei; dieſer plötzliche Ausbruch ihrer Schmerzen brachte ihn ganz in Verzweiflung.

„Frau meines Herrn," ſagte er, „wollen hin, wollen ſehen, was es gibt!"

Sie ächzte auf, dann ermannte ſie ſich und ſtand auf. Es war ihr eigner Gedanke, den er wach rief. Sie ſchickte ihn fort, die Kammerfrau zu rufen. Ein Wagengeraſſel zog ihre Aufmerkſamkeit zurück. Sie öffnete den anſtoßenden Saal, die Flügelthüren, die zum Altan führten, und lehnte ſich über die Brüſtung. Der Wagen fuhr gleichgültig vorüber und ihr Auge ſchweifte die lange Kildareſtraße troſtlos auf und nieder. Der Glanz der Laterne, die ihr zu Häupten hing, beleuchtete ihr blaſſes Angeſicht. So ſah man ſie oft im Theater, wenn ſie ſich an den Rand der Loge lehnte und ihr müdes Auge mit ſtarrem Blick nach einem Punkt ſuchte, der ganz außerhalb aller Scene, aller Gegenwart lag. Das war nicht mehr die lebensfriſche, in allem Uebermuth prangende Dame, die Frau war ſeit Wochen verwandelt, und doch begriff man dieſe Veränderung ihres Weſens nicht, wenn man Lord Edward mit der ſprudelnden Heiterkeit ſeiner blühenden Farben neben ihr ſah; zu Pferde mit ihr im Phönixpark, oder in der Geſellſchaftswelt von Dublin. Pamela entzog ſich keiner Gelegenheit, öffentlich zu erſcheinen, und doch trug ſie überall die Spuren ihrer einſamen Gedanken mit ſich.

Die Kammerfrau erſchien und Pamela warf ſich raſch in die Kleider. Es war das grüne männliche Habit, in dem ſie früher oft genug in Scherz und Laune die Beluſtigungen des Volks und manche Orte der Ergötzlichkeit beſuchte, wo die Schleppe der Lady nicht hingehörte.

Der Mohr ſtand draußen und hüllte ſie vorſorglich in den Mantel, er ſelbſt trug unter dem ſeinigen eine Blendlaterne. Raſch war ſie ihm die Treppe hinab gefolgt, hielt aber plötzlich inne und ſprang die Stufen zurück, eilte durch den Corridor und öffnete leiſe eine Hinterthür. Es war das Schlafzimmer ihrer Kinder. Und ſo kömmt das Herz des Weibes nicht los von der Glückſeligkeit des häuslichen Friedens; auch das begeiſterte nicht, das ſich mit dem Gatten in den Pulverdampf ſtürzt; ihr Herz bleibt daheim oder iſt ſchon an der zertrümmerten Wiege ihres Glücks getödtet.

Sie trat lauſchend ein. Die alte Wärterin ſaß und ſpann hinter der verhüllten Lampe. Pamela winkte ihr und die Alte brummte zu dem ſchnurrenden Ton des Rades, der die Schläfer eingeſummt, ruhig ihr Wiegenlied fort. Da lagen die drei Sprößlinge ihrer Liebe, und Irlands Traumgott küßte mit ſeinen mährchenvollen Lippen ihre zarte Stirn. Das Lied, das die Wärterin ſang, erzählte vom Kleeblatt, das ſich über Nacht in Sanct Patriks Hand zuſammenlegt, und das er feſthält, damit es über Nacht die Farbe nicht ändert. Pamela hatte ſich im Anſchauen ihres ſchlummernden Glücks geſättigt. Das Rad ſchnurrte, die Alte ſang und die ſtille Dämmerung lag wie ein ſeidner Mantel um die Glieder der Schlafenden.

Tony ſtand unten und bebte mit den Zähnen. Es war eine friſche, obwohl nicht helle Nacht; die Laternen auf den

Gaſſen brannten nieder, die Lichter am Himmel waren längſt ſchlafen gegangen. Die Straßen, durch die ſie wanderten, waren leer und öde, bis ſie plötzlich ein Gewirr von Stimmen, ein Gewühl vieler Menſchen empfing.

21.

Der Raum vor dem Parlamentshauſe in Dublin war damals kaum ein Platz zu nennen, obwohl ihn die Bildſäule eines Königs zierte. Heutzutage ſteht Wilhelm der Dritte auf einem ſchön gepflegten Wieſenteppich, auf ſo glänzend grünem Boden, wie ihn nur je ein ausgeſchlagenes Billard aufzuweiſen hat. Damals lehnten die Höker ihre Buden an das königliche Standbild. Irland war gutmüthig genug geweſen, dem Oranier ein Denkmal zu ſetzen, blos weil er die Zeiten Cromwell's vergeſſen machte; aber Irland war auch gemüthlich genug, ſein Denkmal wenig zu reſpectiren. Die Trödelbuden rings um die Majeſtät waren keine würdigen Trabanten ſeiner bronzenen Hoheit zu Pferde; hier trank man Whisky und der Dampf der Kartoffeltöpfe war ſchlechter Weihrauch für eines Jupiters Naſenfänge. Es war kein Hohn in dieſer Zutraulichkeit, nur Gemüth, nur harmloſe

Zuverſicht, die der Meinung war, der Oranierkönig werde die Berührung mit armen Sumpftretern nicht ſcheuen, ein hochſeliger Geiſt, wie er, ſei über Schmutz und alle Drangſal des Lebens weit hinweg. Chriſtus trieb die Trödler und Feilſcher zum Tempel hinaus; aber ſie ſetzten ſich ſeitdem hinten am Steiß der Kirche feſt, wie trauliche Mauerſchwalben. Die Kirche hat den Zehnten davon, und von den Buden, die ſich zu König Wilhelm's Füßen ſchmiegten, zog reſpective die je lebendige Majeſtät von England ſolide Abgaben. Die bronzene Reitergeſtalt ſah ſtolz genug aus, ſich über all das Menſchengewirr hinweg zu ſetzen und der granitne Fußblock war hart genug, um Millionen von Menſchenſchädeln zu überdauern. Der Hochſelige war längſt begraben, und wenn der Lebende immer Recht behält, ſo konnten die hundert Ferkel, die Tages über ſich auf dem Platze tummelten, auch wohl am Fußgeſtell der Majeſtät ihr Recht in Anſpruch nehmen und die dampfenden Spuren ihres Daſeins vor ſeinen Augen bethätigen. Mit dem Beginn des Abends verſchwanden die Trödler und Ferkelhändler, aber Hebe und Ganymed, die Hauptgottheiten von Irland, blieben geſchäftig, um Nektar zu ſchenken bis über Mitternacht. Der Nektar, der hier floß, war nichts anderes, als was man ſchnöder Weiſe Schnaps zu nennen beliebt; gebrannter Wein, ſollte man ſagen, Lebenswaſſer, Aquavit. Hebe aber und

Ganymed waren im Gegentheil zu vortheilhafte Benennungen für das alte rußige Mütterchen dort, oder die gnomenhaften Zwerggeſtalten, die in den Buden feilboten. Es war damals Modeſache für den Pöbel von Dublin, lauter Zwerge zu Whiskyſchenkern zu haben. Galt der Branntwein ſelbſt für Bergthau, ſo wollte man auch Bergkobolde zu Kredenzern, Kerle mit Höckern und verwachſenen Geſichtern, die den Trinkern ein gewiſſes inneres Grauſen einflößten und mit unſterblich grinſendem Lächeln ſelbſt dem Teufel Brüderſchaft zuzutrinken Miene machten. Auch der Schauder hat ſeine Wolluſt, Schauder iſt das erſte Gefühl des Trinkers, wenn er die Lippen an den Rand des Glaſes ſetzt, und die dämoniſchen Geiſter, die drinnen hauſen, ſtill wittert. Zu dieſem wollüſtigen Grauſen harmonirten die von Gott und Natur gleich ſehr verwahrloſten Whiskyſchenker, deren Budenreihe in dichten Batterien vor dem Parlamentshauſe aufgepflanzt war. In mancher Bude ging es ruhig zu, beinah feierlich, ein ſcheues Flüſtern, ein heimlich Kichern, eine zweifelhafte dumpfe Schwüle. Es waren die im Leben Heitern und Uebermüthigen, denen, wie man ſagt, nach dem Tode ſchwül wird. Der heiße räucherige Poteen, in deſſen würzige Dämpfe ſie ihre Seele getaucht, ward gleichſam der Styx, und ſie ſaßen bereits im Lande jenſeits und ſchwelgten in den ſüßen Schauern einer ſtillvergnügten Seligkeit. Die qualmende Lampe, das ſchläfrig kniſternde Feuer auf dem Heerde, der warme betäubende Duft, der aus den Töpfen ſtieg, das Alles war Ein Athemzug, Eine Welt voll aufgelöſter Diſſonanzen. Aber es war nicht die Mehrzahl, deren Himmel in ſo ſtiller Harmonie mit jenem Elemente blieb, von dem er ſich nährte. Aus den meiſten Buden klangen lachende Kehlen, vielfaches Wortgemetzel, ſchallendes Halloh und eine herzhinſchüttende Seligkeit, die ſich räuſpert und poltert. Dies waren die Whiskytrinker; ſie tranken kalt, ſie waren gleichſam die Rationaliſten unter den Seligen, während jene Schaaren, die ſich am würzigen Poteen labten, einem ſtillen Gewühl von Pietiſten glichen. Für ſie war der Rand des Glaſes ein Uferrand, über den hinweg ſich ihre Seelen in den Strom der Vergeſſenheit tauchten. Lethe hieß der Strom, in deſſen rauſchende Wogen ſie ſtürzten. Diesſeits am Ufer ſtanden Hunger, Schmach, Knechtſchaft und Elend jedweder Art; war der Rauſch der Wogen vorüber, dann lag der Betäubte wieder am Geſtade und jene ſcheußlichen Geſtalten ſammelten ſich um den Erwachenden, als hätten ſie wie alte Freunde ein gutes Recht auf ihn. So lange der Rauſch anhält, iſt Padd ein König dieſer Welt. Er liebt die Extreme, er kann nur Bettler oder König ſein; Bettler iſt er im wachen, König im ſogenannten ſeligen Zuſtande. Und die Seligkeit der Whiskytrinker iſt lärmender Art. Hier klang zur Hornpfeife ein gellendes Lied, deſſen Chorus von den Wänden der nahſtehenden Häuſer widerhallte; dort wickelte ſich um den Laternenpfahl ein Knäuel kämpfender Boxer zuſammen, der plötzlich wieder lachend auseinanderſtob. Vor dem Trinity-College erſcholl dann und wann ein Lebehoch; die Studenten in den Chorröcken ſtanden in Haufen beiſammen vor ihrer Thür und klatſchten den Boxern Bravo zu oder bewillkommten einen Einfall, der in ihrem eigenen Kreiſe laut ward.

Was jetzt die Bank von Dublin iſt mit der moſcheenartigen Kuppel, war damals das Haus der Gemeinen. Jetzt klingen die Münzen des Königs von England dort, damals klangen dort die Reden von Irland, die freilich auch meiſt in der Schatzkammer Pitt's geſtempelt und gemünzt wurden.

Die Sitzung des Parlaments wollte noch immer nicht enden und doch war Mitternacht vorüber und die Laternen in der Säulenhalle brannten müde. Der ſchöne Porticus mit den ioniſchen Säulen, der im Halbcirkel die Propyläen zum Tempel der öffentlichen Wohlfahrt bildete, war gedrängt voll Harrender; die Sitzung war in eine geheime verwandelt, die Galerien waren geräumt und die Ungeduld, die ſich vertrieben ſah, ſtand nun draußen und wandelte in der Vorhalle auf und nieder. Dann und wann ſtrömte eine Schaar vom luſtigen Volke, vom Publicum der Buden, bis an die Stufen der Halle. Dann kam eine fröhliche Bewegung in die lauſchenden Gruppen, bis der Klang der Freude mit der Hornpfeife oder dem Dudelſack ſich wieder hinter die Bildſäule König Wilhelm's zog. Es waren die Denkenden in der Nation, welche die ganze Baluſtrade entlang ein Spalier bildeten und die Ausgänge beſetzt hielten, um die erſte Kunde von den Verhandlungen der geheimen Sitzung aufzufangen. Einige wandelten zwiſchen den Säulen auf und ab. Zwei von ihnen ſchienen eine beſondere Anziehung für einander gefunden zu haben, obwohl es mehr der Widerſpruch war, der ſie an einander feſſelte. Bei alle dem hatte ſich ihrer jene froſtige Abſpannung bemächtigt, die bei zweckloſem Herumſchlendern ſich auf langes Harren einzuſtellen pflegt.

„Wir wandeln hier in dieſem antiken Porticus," ſagte der Eine, „wie jene alte Philoſophenſchule, die in der Stoa auf- und abſchreitend ihre Weisheit auskramte."

„Wir gleichen jenen alten Schwätzern auch darin," ſagte der Andere, „daß wir wiſſen, daß wir nichts wiſſen."

„Wir wiſſen wohl genug!" entgegnete jener, „wenn wir nur mehr vermöchten!"

„Wir wiſſen nicht einmal," ſagte dieſer mit einer Ruhe, welche die aufwallende Heftigkeit des Freundes niederdrückte, „ob die Regierung unſere letzten Briefe, die wir mit General Hoche wechſelten, nicht auffing, wiſſen nicht einmal, wer plötzlich unſre Verbindung mit dem Süden abſchneidet; wiſſen nicht einmal, ob nicht die Regierung in dieſem Augenblick zu geheimer Abſtimmung den Antrag ſtellt, ſich unſer Aller Häupter bemächtigen zu können und uns militäriſch zu richten.“ Sie traten aus dem Schatten des Säulenganges auf die Stufen, die zu dem Platz hinunter führten.

„Ich will gehängt ſein, wenn es nicht Leute gibt, die klüger ſind als wir, will gehängt ſein, wenn Pitt nicht weiß, daß General Hoche in Irland landen will?“

Der flüſternde Naſalton des Mannes klang aus der vermummten Kutte hervor wie das mahnende Gewiſſen, das ſich ſchon längſt heiſer geſchrieen und nur noch röchelt. Wie ſie aus der Halle traten, reckte er ſeinen Hals empor und ſchien mit dem Genick aus der Kapuze zu wachſen. Der Kopffang fiel in den Nacken zurück, und der Schein des nahen Lichtes beleuchtete den Scheitel des Prieſters.

„Ihr habt aus dem unfruchtbaren Schottland einige unfruchtbare Beſorgniſſe mitgebracht,“ warf ihm der Andere unwillig hin.

„Und Ihr ſchwebt freilich in üppigen Hoffnungen!“ ſagte der Prieſter mit dem Hohn der kalten Ueberlegenheit. „Ihr betrinkt Euch in Vorſtellungen, wie ſich der Pöbel in Sekt berauſcht. Ihr ſeid die Edlen des Volkes, die ſein Bewußtſein vertreten ſollten, aber Ihr habt Euch nur einer feinern Trunkſucht ergeben.“

Der Begleiter fand nicht die Worte der Entgegnung und nagte ſchmerzlich an der Unterlippe. Das ſprühende Feuer ſeiner dunklen Augen ſuchte vergebens nach Stoffen, an denen ſein Unmuth ſich nähren konnte.

Sie ſtanden auf den Stufen der Treppe und ſchauten auf den lärmenden Müßiggang des jubelnden Volkes. Der Prieſter ſtreckte ſeine Hände aus, wie mechaniſch, zum Gebet und zum Segnen. Was er zum Gefährten ſprach, klang freilich eher wie ein Fluch der Verzweiflung. „Ein hübſcher Haufe Volks!“ knirſchte er, „was wäre nicht damit auszuführen, wenn ſie nicht zu einer Schleppe beteten und nicht vor der Klingel eines Chorknaben niederſtürzten! Ein halb Dutzend Rothröcke macht ſolchem Volk ſchon lange Beine. Sagt mir nichts gegen meine Schotten! Sie ſind karg, eckig, haben kein Blut zum Jubeln und Lärmen, aber weil ſie nüchtern ſind, ſo begreifen ſie, daß das neue Jahrhundert heranrückt, und man jeder Perſon, jedem Herkommen, jedem Geſetze, jedem Ding im Himmel und auf Erden die Frage ins Angeſicht ſtößt: Warum? warum biſt du da? was iſt dein Nutzen, was dein Zweck?“

„Ihr werdet die luſtigen Irländer nicht erſt in Schotten verwandeln wollen, um ſie von England unabhängig zu machen!“

„O, o!“ ſeufzte der Prieſter und drückte beide Hände vor ſeine Bruſt, „was ich will, Freund, kommt nicht in Anſchlag, ich will nichts, als was ich kann, und ich denke, Ihr kennt mich Alle, wie ich im Stillen hanthiere und wirke. Auch weiß ich, daß man das alte Jahrhundert ſo mit ſich ſchleppt, während man ein neues vorbereitet, ein neues ſchon im Herzen trägt. Kann ich doch dieſen heuchleriſchen Rock, den mir das Schickſal um die Glieder warf, nicht los werden, obgleich mein inwendiger Menſch ſich längſt aus ihm ſchälte und nichts mehr mit der alten Verkappung zu thun hat vor Gott dem Allwiſſenden. Padd, Padd! armes unglückliches Volk, ſchelten kann ich dich nicht! ſo wie du biſt, biſt du Alles was du ſein kannſt mit allen deinen Tugenden und Fehlern. Ich kann nicht ſagen: Sei auf Momente weniger gut, damit du auf die Zukunft hin ein beſſeres Loos dir bereiten könneſt. Du biſt nun ſo, liebenswürdig toller Padd, du holde Dummheit, liebe bitterböſe Unſchuld, du leichtſinnige Heiterkeit, du unglückſelig Kinderherz!“

Er verſteckte ſein Antlitz in die Falten der ſchwarzen Kutte, ſank in ſich zuſammen und ſchluchzte heftig.

O'Connor legte erſchrocken ſeine Hand auf die Schulter des Mannes. Dies war der Freund, der ihm zur Seite ſtand. In jahrelangem Verkehr mit dem Seltſamen, hatte er ſein Weſen noch nicht verſtanden, blieben ihm dieſe Widerſprüche im Denken und Fühlen des Prieſters immer noch ein Räthſel.

„Faſſet Muth, James O'Coigley!" ſagte O'Connor mit aller Traulichkeit verſöhnender Liebe.

Der Prieſter ſchlug den Mantel von ſeiner Stirn zurück, richtete ſich auf und ſah ihm mit der ganzen Starrheit ſeiner ruhigen Kälte ins Angeſicht. So ſchnell wechſelten die Stimmungen in Coigley's Innern, ſo raſch trocknete die Thräne, die er um ſein Volk geweint, ſo entſchieden dem eiſernen Verhängniß verfallen erſchien ſein bleiches Antlitz wieder nach dem raſchen Ueberwallen eines unbewachten Gefühls.

„Ihr zerquält Euch ſelbſt," ſagte O'Connor, „zernagt die Entſchlüſſe, ſchwächt alle Luſt zur Thatkraft ab in dieſem ewigen Zähneknirſchen der trockenen Verzweiflung. Laſſet ab von dem unfruchtbaren Gedanken, daß ein Volk erſt einen andern Glauben haben müſſe, wenn es frei ſein wolle. Laßt ihm ſeine Götter, nur deutet ſie ihm anders als bisher, deutet ihm die heilige Jungfrau als die Freiheit, deren Fahne es aufpflanzen müſſe auf den Trümmern der alten Zwingherrſchaft. Laßt die blaſſe Grübelei, die Euren Willen abtödtet, James O'Coigley!"

„Nennt mich nicht bei dieſem Namen," ſagte der Prieſter unwillig und ſich ſcheu umblickend. „Als Capitän Jones bin ich auf der Flucht vor der weltlichen Macht, als James O'Coigley hat mich die Kirche aus ihrer Mitte geſtoßen. Ich bin freilich ein Ding, das da iſt, aber ein namenloſes Weſen, eine beidlebige Amphibie, die nirgends recht hingehört, ein Salamander, der im Feuer und im Waſſer dauert, aber ohne ſeiner Heimath froh und gewiß zu ſein. Mit dem Wams des Soldaten, mit der Kutte des Pfaffen muß ich ſo lange wechſeln, bis mich irgend ein Armſünderröckchen faßt. In Mancheſter war man mir arg auf der Fährte."

„Wohnt Ihr wieder in der alten Baracke am Uferdamm?" fragte Connor.

„Verzeiht, das iſt mein Geheimniß," ſagte der Prieſter. „Ich werde überall ſein, wo Eure Sache es fordert. Zählt auf mich, meine Leibgarde von dreihundert Padds ſucht Ihresgleichen, ſie übt ſich fleißig in der Führung des Meſſers; im Uebrigen laßt mir meine Wege frei. Lebt wohl, grüßt mir die geheimen Fünf und Lord Edward. Sagt ihm, er ſolle nicht aufhören, den frivolen Leichtſinn zu ſpielen, und mich, mich laßt den Hypochonder machen, mir iſt in keiner andern Maske wohl. — Seht mal dort den Haufen Bauern," — fuhr er fort, Abſchied nehmend, während ſeine Blicke ſchon nach dem Punkt, der ſeine Aufmerkſamkeit feſſelte, hinüberſchoſſen, — „ein Trupp verdächtiger Kerle, ich meine brauchbare Leute. Ich preiſe jetzt die Kutte, in der ich ſtecke, ſie allein macht zum König von Irland. Nur verſteht es Niemand, dem Krucifix die rechte Schwenkung zu geben!"

Die Handbewegung, die der Prieſter machte, war wie ein Stoß mit bewaffneter Fauſt. Es war ſo ſeine Art, Himmel und Hölle in ſeinen Worten wild zu miſchen. Von der grenzenloſeſten Verzagtheit ſprang er plötzlich über in eine heiße Thatluſt, die nur im Blutbad der Feinde Irlands Sättigung findet. Das ſtarre Auge des Mannes hatte mit dem Entſetzen gebuhlt, mit dem Tode geliebäugelt; die kalte Stirn ſchien dem ewigen Gericht zu trotzen, bis es plötzlich Augenblicke gab, wo das Elend der Welt ihn ſein eignes Weh vergeſſen ließ und ein alter Ruf wie aus dem Paradieſe ſein ſtarr gewordnes Herz berührte. Während er die letzten Worte ſprach, glich er einem geiſtig Abweſenden, und in der That hatte der Menſchenknäul, der ſich vor den Stufen der Säulenhalle auf der entgegengeſetzten Seite des Ausgangs aufgeſtellt hatte, alle ſeine Sinne ſchon längſt angezogen. Sein Schritt, mit dem er ſich von O'Connor entfernte, hatte etwas geſpenſterhaft Schleichendes, ſeine hohe dürre Geſtalt kroch hier und da zuſammen, als wollt' er im Mondſchein Gewürm ſuchen, das ſich aus der feuchten Erde drängte. O'Connor folgte ihm mit den Blicken, bis jener Menſchenhaufen die Geſtalt des Prieſters verſchlang.

Es war ein ſeltſames Rudel zerlumpter Kerle, die den zweiten Ausgang der Halle beſetzt hielten, an den Säulen lehnten, am Boden hockten, auf den Stufen der Treppe kauerten. Die hohlen blaſſen Geſichter hingen mit wildem Haarwuchs nieder auf die Bruſt herab, die eiſenbeſchlagenen Prügel, die der lederne Riemen ſchlaff am Handgelenk hielt, raſſelten auf den granitnen Quaderſteinen, wenn ſich hier und da ein müdes Glied in eine andere Stellung warf. Stumm, ſtarr, bis in den Tod ermattet, harrten ſie an dieſer Stelle ſchon ſeit Anbruch des Abends.

„Gelobt ſei Jeſus Maria!“ ſagte der Prieſter, als er unter ſie trat.

Einige kreuzten ſich ſtumm auf den Gruß, die meiſten blieben in ihrer verſunkenen Haltung.

„Kennt Ihr das Kreuz nicht?“ ſagte Coigley erſtaunt und mit erhobener Stimme, indem er den ſilbernen Heiland am ſchwarzen Holz, den er am Bande trug, über ſeinem Haupte ſchwang.

Die Nächſtſtehenden zogen die Hand unwillig an die Bruſt, die bleichen Lippen zuckten, ohne die Worte zum Gruß des Herrn zu finden.

„Ihr ſeid katholiſche Chriſten,“ ſagte Coigley, „wie kommt es, daß Ihr für Euren Herrn und Heiland kein Willkommen, für das Kreuz keine freudige Demuth habt?“

„Ach, frommer Vater,“ ſagte ein friſcher Burſche, der aus dem Schwarm hervortrat und für die Andern das Wort nehmen wollte, „es laſtet ſo viel Kreuz auf uns, daß wir kein heiles Fleckchen mehr an uns finden, wo wir ein Kreuz ſchlagen könnten.“

„Wir ſind proteſtantiſcher Pächter katholiſche Afterpächter!“ redete der Haufen durch einander, „orangiſtiſcher Henker arme Opfer!“

„Wir ſind Leute aus Wicklow,“ begann im Hintergrunde die hohle Stimme eines Greiſes, der ſeine hagern Glieder in die Höhe raffte. Alles ſchaarte ſich um ihn und er ging dem Prieſter mit wankendem Tritt, aber doch erhobener Haltung entgegen. Sein Haar leuchtete ſchneeweiß, er ſchien der ſchattenhafte König unter dieſen dürren Geſtalten, die das Elend ausgehöhlt. „Ich bin der Aelteſte dieſer Schaar,“ ſagte der Greis mit einem gewiſſen patriarchaliſchen Stolz, den die Lumpen ſeines Gewandes nur zu heben ſchienen. „Meine zwölf Söhne haben ihrerſeits ihre Weiber und zahlreiche Kinder ſammt Kindeskindern. Wir machen einen hübſchen Haufen Volks, das weiß Gott, der uns geſegnet! Wir brauchen eine anſtändige Kartoffelgrube, das weiß der Teufel, der ſie uns entzog! Seit der letzten Mißernte warf ſich Mancher von uns auf den Trunk, ein grenzenloſes Elend brach über uns ein. Da berief ich die Glieder meiner Familie und ſprach: Kinder, wir ſtiften einen Mäßigkeitsverein.

Wir wollen dem Schickſal nüchtern trotzen, der Herr ſoll ſein Müthchen an uns kühlen, ohne daß der Teufel ſeine Freude an uns hat! Wir tranken keinen Whisky mehr. Statt aber den Zorn des Geſchickes dadurch abzulenken, begann erſt unſer Leiden. Der Pächter, der den Zehnten einforderte, ſah den Nutzen ſeiner Brennerei verkürzt; er ſchalt uns eine Sekte, fürchtete, unſer muſterhafter Entſchluß, den er papiſtiſche Dummheit nannte, könnte Proſelyten machen und glaubte durch umſichgreifenden tugendhaften Lebenswandel ſein Heil bedroht. Er trieb ſeitdem den Zehnten ſchärfer ein und quälte uns bis aufs Blut, als er für den Biſchof der hohen Kirche von England einen Zehnten für den Abendmahlswein, für das Blut Chriſti, verlangte. Der Hunger nagte an uns mit ſcharfen Zähnen, wir hätten die Thränen unſerer Weiber und Kinder preſſen und keltern und ſie dem Herrn Biſchof von der auserleſenen Kirche als Wein zum Altar bringen können. Wir hatten kein Brot und ſollten für Wein zahlen. Wir gingen zum Pfarrer unſrer Kirche und baten, er möchte für uns die Abgaben zahlen, da wir nicht für Abendmahlswein, den nur er für uns trinke, gezehntet werden könnten. Der gute Vater aber verwies uns die Dreiſtigkeit der Rede und ſagte: Dulden ſei Chriſtenpflicht. So duldeten wir denn als Chriſten und ließen uns als Menſchen pfänden. Wir ſchrieen zur Jungfrau Maria, aber der Hunger ſchrie noch mächtiger in uns. Eines Nachts, als die Weiber und Kinder wimmerten, ſtand ich auf, nahm die Büchſe, ging in den Wald und ſchoß Wild auf fremdem Gebiet. Früh Morgens lief ich zum Pfarrer und beichtete ihm und ſagte, es ging nicht anders, Gott müßte denn ein Wunder thun. Der Pfarrer verſagte mir Abſolution, weil ich den Rehbock nicht wiedergeben konnte. Er iſt ſchon verzehrt, ſagte ich. Gott wird dich verfluchen! rief der Pfarrer. Die Natur muß uns helfen! ſagte ich. Nachts trieb ich nun das Ding ſo weiter, Niemand aber von den Meinen durft' es mir nachthun, ich allein wollte das Opfer für ſie ſein, mich allein dem Strange weihen, und wenn der Hunger in unſern Eingeweiden zu wühlen begann, zog ich Abends aus und ſchoß Wild. Es kam darauf an, wie lang ich ſo der Verſorger der Meinigen ſein konnte, wie viel Hirſche auf ein Menſchenleben kommen. Jedesmal beichtete ich, jedesmal verfluchte mich der Pfarrer. Mein Zehntenpächter ſchäumte vor Wuth. Ich ſagte ihm: Lieber Mann, ich ſchieße ſo lang' ich kann, ſo lang' uns hungert. Du haſt uns die Kartoffelgrube gepfändet, ich pfände Dir den Forſt. Es wagte ſich Niemand an mich, in der ganzen Gegend galt ich für den beſten Schützen, ſo alt auch mein Haupt, ſo grau mein Haar. Beides war dem Galgen geweiht, aber ich wollte den Strang erſt rechtſchaffen verdienen. Ich machte mein Teſtament und ſetzte als letzten Willen feſt, daß je der älteſte meiner Söhne der Ernährer der Familie ſein ſollte wie ich, auf jede Art, durch Raub oder Diebſtahl, gleichviel. Er gelobe ſich dadurch dem Verderben, aber einem großen menſchlichen Zweck, und ſei ſo lange er lebe, der Retter der Seinigen, ginge auch ſeine Seele auf dieſe rechtſchaffene Weiſe für die ganze Ewigkeit zu Schanden."

„Hier iſt er," ſagte ein baumſtarker Kerl, der aus dem Haufen trat, „und er wird wie der Alte Mittel finden, den Seinigen Erwerbsquellen zu eröffnen." Der junge Eichſtamm, der ihm am Handgelenk hing, zitterte wie vor Vergnügen, als er den Arm mit einer Art religiöſer Feierlichkeit zum Schwur gen Himmel ſtreckte. Ein Gemiſch von Edelſinn und Verwilderung, von Schwärmerei und Verſchmitztheit blitzte aus den feurigen Augen des Mannes, ſein ſchwarzes Ringelhaar lief wie ein Schlangengewinde um das Angeſicht, das ſich freiwillig dem Opfertode und den Rachegöttern weihte.

„Heiland der Welt!" rief O'Coigley, „und Ihr wagt Euch alleſammt hierher in den Schlund des Verderbens? Möchtet Ihr doch lieber zu den Bären in die Wüſte fliehen!"

„Meine Geſchichte iſt noch nicht aus," ſagte der Greis mit einem Seufzer, der ihm die Bruſt zu zerſprengen drohte.

„Weil ich die Nächte fortgeſetzt ausblieb, hielten mich meine Feinde für einen jener Weißburſchen, die in Wicklow und Werford ihr Weſen treiben. Es iſt ein Verein gedrückter Unterpächter und Afterbauern gegen die Obern, eine Art Vehme, die dem ärgſten Uebelthäter auf friſcher That auflauert, und der Vergeltung des Himmels vorgreift. Dies war nicht mein Handwerk. Weil ich ſtahl, wollte ich dereinſt gehängt ſein, aber weil ich ſtahl, um meine Kreaturen vor dem Hungertode zu ſchützen, wollte ich dereiſt im Himmel ſelig werden. Daß der Pfarrer mich von der Gemeinſchaft der Gläubigen ausſchloß und den Kirchenbann auf mich verhängte, beweiſt mir nur, daß etwas faul ſein muß in dieſer Art und Weiſe, dem Herrn und Schöpfer die Wirthſchaft zu führen und dem Allerbarmer vorzugreifen. Möglich, daß die Heiligen, die im Vorhofe Gottes ſtehen, auch nicht recht wiſſen, wie ſie's anfangen ſollen, um das verrückte, will ſagen aus den Fugen gerückte Menſchenleben in Ordnung zu halten und zu ſchlichten. Weiß man doch, daß allemal die Unterrichter die engherzigſten ſind und ſich nicht genug thun können im Dienſteifer, der an heftige Gemeinheit ſtreift. Haben mich die Heiligen ſammt und ſonders verworfen, hat die Mutter Maria aufgehört, für mich zu bitten, weil ſie mir rohem Kerl nichts anhaben konnte, ſo weiß ich doch, der allergrößte Herr der Welt, der Lord Oberrichter Himmels und der Erde, wird meiner gnädig gedenken, die viele Trübſal, Hunger und Verzweiflung mir in Anrechnung bringen und in die große Wagſchale legen, wenn er zu Gericht ſitzt über die Sünden der Welt. — O, o! ſo dacht' ich, ſo lang ich blos Wild ſchoß in den Bergen von Wicklow. Vor kurzem war ich mit den Söhnen, Enkeln, Neffen und Vettern auf dem nahen Jahrmarkt, allzuhauf das Mannsvolk wie wir hier ſtehen. Die Weiber mit den Kindern, wir haben ihrer mitſammen ſechsunddreißig, waren heimgeblieben. Es iſt ein hübſches Menſchengewirr, könnt Ihr denken und müßt glauben, daß ich als Wildſchütz meine Arbeit hatte; ohne einen derben Rehbock für die nächſte Mahlzeit ging's nun ſchon nicht ab. Ach du dreimal Heiliger, ob du dich wohl bemühſt, herabzuſchauen aufs chriſtlich katholiſche Elend? Deine Heiligen ſind blind und taub und ſtockdumm geworden, ſie ſehen nicht, ſie hören nicht, Sanct Patrik muß des Unglücks müde geworden ſein und hat ſich wohl ſchlafen gelegt zu ſeinen Vätern! — Ich fühle einen brennenden Stich im Hirn, wie ich auf dem Jahrmarkt ſchlendre, ich denke der Weiber daheim, es treibt mich fort und ich eile nach Haus. Wie ich über die Berge ſteige, leuchtet mir wie ein wackeres Irrlicht eine Feuerſäule aus der Ferne entgegen. Es war kein Irrlicht, es leitete mich ſicher. Alle meine Hütten, das ganze Dorf, das wir armen Afterſaſſen hatten, Alles Ein Aſchenhaufe, Ein lodernder Ruin! Niemand löſchte, Niemand rettete, die Weiber heulten um drei Kinderleichen, die der Zorn des Elements erfaßte. Herr der Welt! ich witterte ſchlechte Streiche. In Abweſenheit der Männer hatten die Knechte des Zehntenbeitreibers die Weiber überfallen. Wir waren dem Biſchof der hohen Kirche ein Sümmchen ſchuldig, Tages zuvor war es fällig geweſen, jetzt kamen die Schergen und überrumpelten die Hütten. Das Bischen Vieh war ihre Beute, mehr gab's ja nicht zu plündern. Die Weiber aber ſuchten die Beute wieder zu gewinnen, im Handgemeng zündet der Räuberſchwarm ein Paar Hütten an, das ganze Neſt ſteht in Flammen, und die Opfer waren drei arme Kindlein. Ich war ſehr ruhig und ſehr kalt, aber ich dachte an die Maxime der Weißburſchen, an eine Vehme auf friſcher That. Ich ließ die Weiber für eine arme Seele von der ſtolzen Hochkirche beten und nahm die Büchſe von der Wand. Der Morgen graute kaum, als ich über die Mauer der Pächterwohnung ſtieg. Die Hofhunde, die mir entgegenfuhren, hatten plötzlich Reſpect vor mir, wie ich ſie anſah, mit dem ruhigen Blick einer todbringenden Sicherheit. Beſtien ehren die Majeſtät des Unglücks. Auch mochten ſie mich kennen; hatt' ich doch oft den Zehnten gebracht und wußte Beſcheid im Gehöft des Oberpächters. Ich klopfte den Knecht heraus, als hätt' ich ein Recht dazu. Wie er mir die Thür verweigerte, gab ich ihm Eins mit der Büchſenkolbe und fragte ihn, ob er den Zehnten wollte. Er aber hatte mit dem Erſten genug. Ich ſagte, ich käme gradeswegs vom Jahrmarkt, wolle dem Herrn Oberpächter meine Schuld abtragen und müſſe noch vor Tagesanbruch wieder heim zu den Meinen. So glaubte er mich unwiſſend über die Gräuelthat ſeines Herrn und hatte kein Arg, mich einzulaſſen. Aber er wollte voraus, mich melden. Ich ihm nach und vor der Thür zum Schlafgemach faßt' ich ihn und drückte ihn ruhig an der Kehle zuſammen, daß er bewußtlos niederſank. Wußt' ich doch nun, wo Sir Ehrenwerth ſchliefen. Ich öffnete leiſe und ſtand im innern Raum. Da lag die orangenfarbne Sünde und ſchlief. Merkwürdig, daß ſo Einer ſchlafen kann und glücklich ſein! Er lag im ſchönen weißen Bett, im ſchönen weißen Hemd. Ich dachte, er würde von ſelbſt erwachen, ich mocht' ihn doch nicht rufen. In der grauen Morgendämmerung ſchwamm das ganze Zimmer um mich her, ſo recht zum weichen warmen Traum gemacht. Ich huſtete, ich räusperte mich. Das wollt' ihn auch nicht ſtören, aber das Kniſtern des Hahns an der Büchſe, Ihr wißt, das iſt ein eigner Ton, ein kicherndes verfluchtes Gelächter, ein infamer ſchelmiſcher Nervenkitzel, der ſich auch durch die feinſten Ritzen der verborgenſten Seele drängt. Und wie ich ſo kniſterte, da gähnte der ſchlechte Menſch und rieb ſich, wie unwillig zum Erwachen, die Augen. Reib Du nur, dacht' ich, guckſt in das Zwielicht der unſichern Zukunft hinein! Doch was ſoll hier langer Discurs! dacht' ich, drei kleine katholiſche Kinderſeelen ſind ſchon eine einzige große ſchlechte Seele werth. Da ſtieg er im weißen Hemd vor mir auf im Bett. Heiland der Welt! ſchrie er, wo kommſt Du her, Antrim? Ich wollte blos meinen Zehnten bezahlen, ſagt' ich. Er guckte mir grad' in den Flintenlauf. Heiland der Welt! ſchrie er noch einmal, als wüßt' er was von Dem. — Wozu ſoll ich ihn länger quälen, dacht' ich, — und Ihr ſeht, nicht ohne Nachdenken und Ueberlegung ging ich zu Werke. So ſchoß ich ihm die Kugel ſauber und glatt ins ſchlechte Herz. Er ſtieg aus den Daunen noch einmal in die Höhe und bäumte ſich hoch auf; das thut der gutgetroffene Rehbock auch, er ſteigt kerzengrad' gen Himmel, eh' er niederſinkt. Eine Pächterſeele aber ſteigt ſicher nicht gen Himmel! Vielleicht auch nun die meine nicht mehr! — Wie der Oberpächter zuſammenſank, da ſagte er weiter kein Wort; ich hatte ihm den Mund geſtopft, indem ich ihm gleichſam das Herz öffnete. Es war das erſte Mal, daß ſein Herz ſich rührte, es war Zeit Lebens ein kaltherzig verſchloßnes Ding, erſt die Kugel macht' es warm. Da lag der Oberpächter und ſchwieg und ich als Unterpächter wußte auch nichts weiter zu ſagen. — Es war ſehr ſtill im Zimmer und das Zwielicht wurde ſchauerlich. Ich hatte hier als rechtſchaffner Mann gehandelt, dem Oberpächter einen Decem gegeben, meinen Zehnten bezahlt. Dennoch war mir nicht ganz wohl im engen Raum. Wie der Knecht draußen ſich aufraffte und der Schuß das Volk im Hauſe aufrief, ſtieg ich langſam zum Fenſter hinaus. Die Hunde umwedelten mich, als hätt' ich auch ihnen eine Wohlthat gethan. Mir war als wär' ich ein gutgeſinnter Chirurg und hätte der verſteiften Welt eine Ader geöffnet, auf daß es ihr wohl ſein möge für's weitere Befinden. Wie ich auf der Höhe des Berges ſtand, leuchtete die Morgenſonne auf mein Haupt, als ſäße in den eisgrauen Locken des Sünders gar kein Bewußtſein einer Mordthat, daß Gott erbarm! Mir war faſt heiter, wie ich zu den Meinen kam und als des Stammes Haupt die drei Leichen ſegnete, weil kein Prieſter da war, der die Hand auf ſie gelegt. Die Meinigen wußten nicht was mir war, mir war aber ganz leicht zu Muth, denn die Kreatur in mir hatte einmal aufgeathmet. Dabei wußt' ich freilich, daß ich Gott einen Tod ſchuldig war. Wollt' ich nicht ſein ewiger Schuldner bleiben, mußt' ich ihn ſchon hienieden befriedigen. Wir wohnten zu Hauf in einer Lehmſchlucht, weil wir keine Hütten mehr hatten. Wie der Sheriff kam mit einem Trupp Dragoner, da ſagt' ich ihm, ich hätt' allzeit die Erfahrung gemacht, daß die untern Richter angſtbeklommene ſchurkiſche Seelen wären, ich wollt' mit meiner Sache höher hinauf, möglichſt zum oberſten Richter. Iſt's doch in der Kirche juſt eben ſo, die untern Beamten ſind taub und dumm geworden, ich meine die Heiligen ſammt Petrus mit dem Himmelsſchlüſſel. Ich will mich der alloberſten Behörde ſtellen und da ich nicht gleich vor Gott kommen kann, ich ſchlechter Kerl, ſo will ich mich dem König von England ſtellen. Der wohnt freilich drüben und weiß viel von ſeinem grünen Eiland! Aber dafür ſetzt er hier einen Vicekönig hin, der muß nach Gott und ihm der Höchſte ſein im Lande. So dacht' ich, denn ich bin immer ein denkender Menſch, wie Ihr ſeht, ehrwürdiger Vater, und ſchlich mich durch die Dragoner Nachts davon. Siehe da, meine ganze Bande von Söhnen, Enkeln, Neffen, Vettern hängt mir wie ein Schweif hinterdrein. Wollt Ihr mit gehängt ſein, Jungens? ſchrie ich in Verzweiflung. Nicht das, ſagte die große Brut, da müßten die Weiber nicht ſein, der Aelteſte wird wieder Wilddieb, wir Andern bauen Kartoffeln; aber ſehen wollen wir, wie Euch zu Muth iſt, wenn Ihr hängt, ein Beiſpiel wollen wir uns an Euch nehmen, wie ein großer Menſch, ein edles Familienhaupt, ein braves Herz von Irland ſtirbt. — So ſind wir nun hier, und ich will dem Lord Oberrichter auflauern, wenn er aus dem Hauſe der Gemeinen tritt, damit ich mich dem Vicekönig von England ſtelle und ihm ſagen kann: Herr, hier habt Ihr Einen, der gehängt ſein will!"

Wie der Alte ſchwieg, und den Arm auf die mörderiſche Büchſe geſtützt, vor ſich hinſtarrte, ſchluchzte der ganze Haufe der Männer und Jungen in lauten langen Zügen; Manche heulten in die hohlen Hände, Einige fielen ins Knie und griffen mit den Fäuſten in ihr Haar.

O'Coigley ließ während der Erzählung des Alten das ſilberne Kreuz zu Boden fallen; die Hände krampfhaft in einander gefaltet, ohne Regung und mit der Miene einer Bewunderung, die der Schreck getödtet, ſtarrte er dem Pächter von Wicklow in das greiſe, fleiſchloſe, muskelſtarke Angeſicht, auf dem ſich phantaſtiſche Verwilderung und kindliche Herzensgüte in ſeltſamen Widerſprüchen krampfhaft ſpiegelten.

„Bruder!" rief der Prieſter aus und ſchlug beide Hände um den Nacken des Pächters.

Dieſer fuhr erſchrocken aus der verſunkenen Stellung auf, und ſah verwundert bald die Seinigen an, die ſich enger an ihn drängten, bald in Coigley's Antlitz, aus deſſen kalten Linien die Flamme der Freude loderte.

„Bruder!" ſagte Coigley mit einer Art Verzückung, „ja ſo nenn' ich Dich, denn ich habe einen Menſchen in Dir gefunden. Du biſt kein Knecht des hergebrachten Dienſtes, kein Leibeigener der Satzung, in Dir rauſchen Quellen des urſprünglichen Lebens; *ein Menſch, unter vielen tauſend* Larven ein Menſch, ſtreckſt Du mir zwiſchen Dornengeflecht ein blutendes Angeſicht entgegen."

„Ehrwürd'ger Vater," ſagte Antrim, „wie ſoll ich Euch faſſen! Steckt Ihr nur in dem Kleide, oder ſeid Ihr wirklich ein Diener der Kirche? Laßt mich Eure Hand küſſen, mit der ſich Gott zu mir herabläßt!"

„Soll denn Gott," ſagte der Prieſter, „wirklich nur ein für alle Mal vom Himmel in die Menſchheit herabgeſtiegen und ein für alle Mal heimgekehrt ſein, ſitzend auf ſeinem Stuhl für alle Ewigkeit? Die armen blinden Geſchöpfe haben es ſich eingeredet und Gott und Menſchenwelt gelten ihnen für geſchieden auf immerdar. Ich aber ſage Dir, er wandelt alle Tage unter uns, der Gott in Knechtsgeſtalt, gegeißelt, mit blutenden Wunden und mit tiefem Herzeleid. Ich ſage Dir, er wandelt um, er greift an Dein Herz, wo es Niemand ahnet, er guckt dem Elend durchs Schubfenſter in die jammervolle Hütte, und klopft an, wenn die Verzweiflung im Winkel niſtet und vor dem eignen Schrei die Stimme des Herrn überhört. Er wandelt um und hat, ein Ueberallundnirgend, allerlei Geſtalt und allerlei Rede. Wenn ich Dich, obſchon ich Prieſter bin, als Menſch, als Mitbruder, umarme, ſo nimm es als ein Wahrzeichen, daß der Herr unter uns iſt."

Die beiden Männer hielten ſich feſt umſchlungen, ein Mörder und ein Geſalbter Gottes gaben ſich den Kuß der brüderlichen Liebe.

In gedrängten Schaaren ſtand die Familie Antrim um ſie her und machte zu der feierlichen Scene eine ſeltſame Gruppe. Einige ſchnalzten mit der Zunge oder wieherten laut; es waren ſo rohe Kinder aus den Bergen, barſche Söhne der Natur, daß ſelbſt die Organe an ihnen den erſten Stand der Unſchuld verriethen, Lachen und Weinen wie eine Lebensäußerung von lieben Vierfüßern klang. In Einigen arbeitete ſich durch die äußere Hülle des Trotzes das Gefühl der angebornen oder angelebten Pietät und Frömmigkeit hervor; in dieſen erſtand der alte, liebgewonnene Glaube, in dieſem Prieſter einen Geſandten des Himmels, einen rettenden Boten Gottes zu ſehen, wie denn der Menſch, der Rohe wie der Feinere, doch irgendwo in einem Aeußerlichen die Abzeichen des Himmels finden möchte und die Stellvertretung des Heiligſten liebt und wünſcht. Einigen unter den guten Menſchen ſaßen die dicken Thränen noch in den Augen, ſie ſchauten auf die Umarmungsſcene wie auf ein ungewiſſes, unbegreifliches Schauſpiel. Der jüngſte Antrim, jener Bube, der zuerſt das Wort genommen, hielt das Krucifix in Händen, das dem Prieſter entfallen und auf dem ſteinernen Boden zerſprungen war.

„Und nun ich als Menſch den Menſchen in Dir gefunden," ſagte Coigley zum alten Wildſchützen, „muß ich gerechtes Bedenken tragen, Dich an die Wildniß der civiliſirten Menſchen wieder preiszugeben. Du willſt Dich ihnen in der Einfalt Deines Herzens frei und offen ſtellen, glaubſt an die Ehrlichkeit ihrer Geſinnungen und meinſt ihren Einrichtungen und Geſetzen Deinen Kopf ſchuldig zu ſein. Daß Du Dich nur nicht täuſcheſt, alter Sohn der Berge! Du wähnſt, hier hinter dieſen Säulenhallen ſäßen die Väter des Landes, die Vormünder des Volkes, zu Rath, um über das Wohl von Irland zu wachen, dem Elend abzuhelfen, der Sklaverei ein Ende zu machen. O, o, alter Knabe mit weißem Haar! Siehe, der hohläugige Hunger kann mit langen Schritten durchs Land ſchleichen, der Rieſe Elend kann unter dem Volke mit den Ketten, die ſein Knie beugen, ſo laut klirren, daß die Engel im Himmel ihr Angeſicht verhüllen, — und hier in der großen Rotunde ſitzen die Parteien wie Gecken und Hofnarren zu eigner Luſtbarkeit beiſammen, nennen ſich Tories, die die Heiligkeit und Würde der Geſetze feſthalten, und nennen ſich Whigs, die ſich den Anſchein geben, als wollten ſie die harte Knechtſchaft des Jochs, die jene für heilig halten, allmälig löſen; ſie machen Principien und ſchneiden aus alten Lappen neue Zwangsjacken, ſo jene, wie dieſe, nur daß ſie verſchiedenes Zeug zum

Ausputz des alten Kleides nehmen, es mit Seide oder Leder ſlicken. Sie ſitzen einander gegenüber und ſchwatzen ſo klug und lächeln ſo fade, haben ſo hübſche Debatten und reiben ſich vergnüglich die Hände, während hinten im Land die Kreatur verdirbt und Millionen Seelen im alten Jammer verzweifeln. Wollteſt Du eintreten in dieſe Halle, wo, wie es heißt, die Stimme des Volks laut wird in Männern von Ehre und Gefühl, da würdeſt Du viele hohe und niedere Herren kennen lernen, viele hohe und niedre Bedienten, aber Menſchen, Menſchen findeſt Du hier nicht, Bruder Antrim! Da zeigt ſich Lord X. ſo wunderbar mannhaft gegen Sir Y., und Mylord Z. ſo kurzweilig und witzig gegenüber von Lord Tz., da triumphiren die Einen ſo höhniſch oder ſo wohlgemach über die Andern, und über dem ewigen Wuſeln und Schwatzen und über dem ewigen Kniffemachen und Bausbacken unſerer Phariſäer und Schriftgelehrten ſtirbt hinten im Land am grünen Holz der alte und immer wieder junge Heiland, ich meine die arme Menſchheit auf der grünen Inſel unſeres elenden Lebens. Irland iſt ein Galeerenſklav am Bord von Altengland, und ſein eignes Parlament iſt ſein Henker. Irland iſt ein neuer Heiland, und ſein Parlament ſein Judas, der von England Silberlinge zieht. Ja, wenn wir ein freies Volk wären, dann trät' ich ſelbſt zuerſt vor die Schranken ſeiner Vertreter, und ſpräche: Hängt mich, denn ich verſtieß gegen dies und das Geſetz, war ein Prieſter und lebte wie ein Laie, lief im Lande herum und häufte Zwietracht, ſchlug und traf den Mordfeind, bevor er mich getroffen! So aber, trau dem Judas nicht, der in dieſer Rotunde ſitzt, und lächelt und immer lächelt, weil die Stunde ſeiner Verzweiflung noch nicht gekommen iſt. Sie wird kommen, dieſe Stunde, dann wird er hingehen und ſich hängen, dieſer Judas! Bis dahin wollen wir uns aufſparen, wollen wir nicht gehängt ſein um unſrer Sünden willen, die wir uns aus dem alten Pfuhl des Verderbens nicht anders als mit Verderbniß retten konnten. Vertrau Dich den Geſetzen nicht an, Bruder Antrim! Haltet ihn ab, Kinder, ſich zu überliefern. Ihr Söhne, Neffen, Enkel Antrim's; das treuloſe Geſetz wird Euch Alle aufknüpfen als Verräther, als Hehler der Schuld, als Empörer gegen Euern Herrn und Zehntenbeitreiber. Ich will Euer Richter ſein und kraft der Machtvollkommenheit der heiligen Mutterkirche Gottes, die mir zu binden und zu löſen das Recht gibt, ſprech' ich Euch frei von der Strafe, die Menſchenhand verhängt, Euch dem großen Richter überweiſend, der jenſeits die Gerechtigkeit und die Liebe ſelber iſt. Er behüte und bewahre Euch vor Euren Feinden und gebe Euch ein langes Leben! Amen!"

Alle ſtanden gebückt und ſchlugen die Bruſt. Eine feierliche Stille lag über dem gedrängten Menſchenknäul.

„Ehrwürdiger Vater," ſagte der kecke Burſch, mit dem Krucifix in Händen, „Euer ſilberner Heiland mit dem ſchwarzen Kreuze iſt ganz und gar zerſprungen, mitten durch, ſeht nur ſelber!"

„Er ſoll auch zerbrechen," ſagte Coigley mit leuchtenden Blicken, „der leidende Gott am Kreuz ſoll aufhören, und auferſtehen ſoll der erlöſte und erlöſende Gott! Tagtäglich, nachtnächtlich wird die arme Menſchheit noch immer ans Kreuz geſchlagen, und in ihr der Gottesſohn; aber Beide werden mit verjüngter Geſtalt des neuen Lebens unter uns wandeln und die wilde Dummheit, die ſie gegeißelt bis aufs Blut, gemartert bis in die tiefſte Seele, die wilde Dummheit der Welt wird ſtarr ſein in Furcht und Staunen, wenn die lichte Geſtalt des Erlöſers, der ſich ſelbſt befreit, aus den dunkeln Gräbern ſteigt, und über die Erde wandelt, ſein Golgatha vergeblich ſucht und lauter blühende Freude findet!"

Die Familie Antrim ſtieß wieder jene verdächtigen Töne des Wohlbehagens von ſich, für welche die Sprache kein andres Wort als Wiehern hat. Einige mochten, als der Prieſter von blühender Freude ſprach, an volle Kartoffelgruben denken, üppige Naturen unter ihnen vermaßen ſich in ihrer Ahnung vorgefühlter Freuden bis zu Speck und einem braven Seitenſtück vom Schinkenthier. Auf Spirituoſa wagten ſich ihre Gedanken nicht, da das Oberhaupt der

Familie ſo ſtreng wie ein Puritaner das Mäßigkeitsgelübde unter ihnen aufrecht erhielt.

„Stellt Euch unter meine Obhut, Kinder, und ich will Euch führen!“ ſagte Coigley. Ein lautes Halloh war die freudige Zuſtimmung des Haufens. Sie brachen auf, der Prieſter voran, die Menge tumultuariſch hinterdrein; nur Antrim ſelbſt, der Greis, mit einer Art von willenloſem Widerſtreben; der Strom riß ihn mit fort, während der blaſſe Ernſt ſeiner Mienen im Widerſpruch ſtand mit dem Tumult der aufgeregten Köpfe.

Beim Ausgang aus der Halle war das Gedränge, in das man gerieth, wild und heftig. Hunderte von dem luſtigen Geſindel unter den Buden hatten ſich, durch den Lärm zu der Vermuthung verlockt, die Sitzung des Hauſes ſei beendet, vor den Stufen aufpoſtirt oder füllten den innern Raum, den die Säulenhalle im Halbcirkel bildet. Inzwiſchen hatte die Familie Antrim Fäuſte genug, um ſich Bahn zu brechen. An dem letzten Pfeiler griff ein Arm nach des Prieſters Kapuze. Es war Arthur O'Connor, der ſich bis jetzt vergeblich bemüht, durch den Haufen zu dringen, um an der Scene nähern Antheil zu nehmen. Der fragende Blick, den er auf Coigley richtete, genügte, um eine Erklärung zu erhalten. Dieſer riß ihn mit krampfhafter Haſt an ſich und raunte ihm mit einer faſt ſchreckhaften Freude ins

Ohr: „Einen guten Fang gemacht! Meine Geſellſchaft Aide-toi wächſt um einige zwanzig Köpfe, lauter Kerle wie die Hebebäume, lebendige Schilleleh's, aus der Wurzel gewachſen, von dort drüben aus den Bergen von Wicklow. Gott und — noch einer! haben ſie mir in die Hände geſpielt! Es iſt ein Haufe Burſchen, der das Capitol ſtürmt, wenn keine Gänſe oben ſchnattern!"

In Coigley's Augen brannte ein grelles Freudenfeuer; der Triumph in ſeinen Blicken, mit dem er ſchied, war kaum guter und göttlicher Art.

O'Connor ſah dem tobenden Menſchenhaufen, der mit dem Prieſter an der Spitze über den Platz zog, ſtaunend nach. „Wunderſamer Menſch!" ſagte er ſtill für ſich. „Wer begreift die Widerſprüche ſeines dämoniſchen Kopfes! In demſelben Augenblick, wo er in tiefſter Seele verzweifelt, ruft er Himmel und Hölle auf und zwingt ſich zu einem neuen Glauben an die Kraft des Lebens." —

Endlich ſprangen die innern Thüren in der Halle auf, die Sitzung des Parlaments war geſchloſſen, die Verſammlung der Gemeinen ſtrömte aufgelöſt aus der Rotunde. Die Propyläen, wie man füglich den Halbcirkel der Säulen nennen kann, füllten ſich auch von der andern Seite durch den Andrang der ſchauluſtigen Menge, die von der Begier, die Ergebniſſe der geheimen Verhandlungen zu erfahren, unter freiem Himmel, in rauher Decembernacht, ſo lange ſich feſſeln ließ. Der luſtige Schwarm aus den Buden ſtürmte näher heran, auch die Studenten vom Trinity-College poſtirten ſich am Ausgang auf, und als mehrere Equipagen vorfuhren, um ihre Herren aufzunehmen, kreuzte ſich das Gedräng nach mehrern Seiten.

„Fitzgerald's Livree!“ riefen einige Scholaren und traten zurück. Ein Wagen hielt. Man kannte Lord Edward's Leute an den grünen Röcken mit der Harfe auf den Knöpfen. Vor dem Schlage ſtand der Mohr, in den Mantel gewickelt, eine Laterne in der ſchwarzen Hand.

So eben trat Fitzgerald aus der Halle. O'Connor drängte ſich raſch an ihn. Mit einer Haſt, die jenen beſtürzt machte, griff Edward nach des Freundes Arm. „Wir ſind verloren,“ raunte er ihm zu, „man hat unſere Briefe aufgefangen, Hoche und Wolfe Tone ſind in Cork gelandet und ſpurlos wieder in See getrieben!“

Ein dumpfes Gemurr, das ſich über die Menge wälzte und unter den Hallen ſein Echo fand, bildete gleichſam den Chor zu Fitzgerald's Worten. Doch war der Grund der Aufreizung, die ſich dem Volkshaufen mittheilte, ein anderer als die Gefährniß, der ſich die Geſellſchaft der Vereinigten Irländer ausgeſetzt ſah. Die Regierung hatte die Aufruhrbill eingebracht, ganz Irland ſollte unter ein Kriegsgericht geſtellt werden, ſo lange der Hang zur Verſchwörung und die Drohung von Seiten Frankreichs obſchwebte, der Aufreizung in Irland die Hand zu bieten.

„So iſt's!“ ſagte Fitzgerald in gepreßter Eile.

Dieſe Kunde von den Verhandlungen der geheimen Sitzung wälzte ſich jetzt in mehrfachen Mittheilungen von den Thüren des Parlamentshauſes wie eine Lawine über die aus allen Ecken und Winkeln des Platzes zuſammengeſtürzte Volksmenge. Ein Gemiſch von Furcht und Wuth hielt den Lärm im Gleichgewicht, ihn niederdrückend und aufregend zu gleichen Theilen.

„Komm noch heute zu mir, Arthur, und ruf die Freunde zuſammen,“ ſagte Fitzgerald, dem Gefährten die Hand drückend. Sie ſchienen zu ſehr die Aufmerkſamkeit der Umgebung zu erregen, um ſich länger unbeachtet zu fühlen. Wie Fitzgerald aus dem Schatten der Pfeiler trat, fuhr ihm der Schein eines Lichtes entgegen, das ſeine Geſtalt von Kopf zu Füßen erleuchtete. Tony war's mit der Stocklaterne. Er ſprang vor ihm her und gab ſich Mühe, den Weg zum Wagen zu bahnen. Aber die Nächſtſtehenden traten von ſelbſt zurück und raunten ſich das Verſtändniß zu, das wie ein Lauffeuer durch die Reihen ging. Es waren zumeiſt die Studenten vom Trinity-College, welche Spalier machten und die Gaſſe bahnten. Wie Edward an den geordneten

Reihen vorüberſchritt und am Schwenken der Hüte die Ehrenbezeigung wahrnahm, fuhren ſeine Lebensgeiſter aus der Betäubung zuſammen. Tauchte der Soldat in ihm auf beim Anblick der Reihen links und rechts? An den jungen blaſſen Geſichtern der Scholaren, an ihren ſchwarzen Barets und Mänteln mit weißen Pfaffenkrägelchen, fand er ſich aber ſchnell zurecht, grüßte wieder und ſchritt raſch an ihrer Seite hin. Wie er ſich noch einmal am Tritt ſeiner Equipage grüßend wandte, erſcholl aus vielen hundert Kehlen ein einſtimmiges: Lebehoch, Lord Edward!

Vivat Fitzgerald und ſein erlauchtes Haus! donnerte es über den Platz nach verſchiedenen Seiten. Die Menge bedurfte einer Lungenerholung dieſer Art. Sie hatten bis Mitternacht auf den Schluß der Parlamentsſitzung geharrt, gleichviel ob mit naſſen, ob mit trocknen Kehlen. Von Fitzgerald wußte man, daß er am heutigen Abend die Regierung zur Rechenſchaft zog über die militäriſche Beſetzung ſeiner Wohnung in Kildare. Statt der Genugthuung, die man ihm verhieß, ohne ſie zu gewähren, war nun die Aufruhrbill dem Hauſe vorgelegt, die eine ſchwüle Angſt über die Menge breitete. Um ſo mehr ſchien eine Erholung der Gemüther augenblickliches Bedürfniß, und es war erklärlich, daß Lord Edward die Perſon war, an welche ſie ſich ohne Wahl knüpfte. Fitzgerald wandte ſich noch einmal dankend zu den

Jubelnden, der Zuruf des Volks in demſelben Augenblick, wo die Tyrannei eine liſtige Schlinge um den Kopf Irlands legte, klang ihm wie ein ſchmetternder Jammer, wie krampfhafte Luſtigkeit des Unglücklichen, der ſeine Verzweiflung in Berauſchung untertaucht.

„Sind liebe Scholaren, machen hübſchen Lärm!“ ſagte der Mohr, der vor Kälte zitternd und doch vor Freude lachend vor ihm ſtand.

Wie er in den Wagen ſtieg, faßten ihn zwei warme weiche Arme. Pamela war's, die ihn hier, den Blicken der Menge entzogen, erwartete und an ihren zitternden Buſen drückte. Tony ſchwang ſich auf, der Wagen rollte fort, und der Vivatruf verhallte im Gewühl des Volkes, das nach allen Seiten auseinanderſtob.

22.

Unterdeſſen war der Prieſter O'Colgley mit dem Schwarm der Familie Antrim bereits am Ziele der nächtlichen Wanderſchaft angelangt.

Ganz am äußerſten Ende Dublins hat der Liffey zur rechten Seite ein ſteiles Ufer; die Straße läuft haushoch neben dem Strome hin, der Quai war ſchroff und feſt, obſchon ihn damals noch kein Rand von Quaderſteinen faßte. Der alte Liffey aber mußte mit den Jahren ſchläfrig ernſt, abgehärmt und mager geworden ſein, ſeine ehedem luſtigen Wellen hatten ſich ſcheu in ein engeres Bett zurückgezogen, ſie beſpülten nicht mehr die hohe Uferwand, und an deren Füße hatte ſich ein zweiter flacher, mit dem Waſſerſpiegel gleichlaufender Strand gebildet. Hier ſtand eine Reihe erd- und lehmgeborner Hütten, armſelige Spelunken für die jüngern Söhne gehängter Pächter, ſtille Zufluchtsörter für ausrangirte Landſoldaten und abgetakelte Matroſen, Schlupfwinkel für Diebsgeſindel, Aſyle für Land- und Waſſerratten. Wie die Bewohner dem Zuſtand im Paradieſe, wo der trüglich erfundene Unterſchied zwiſchen Gut und Böſe noch nicht aufgekommen war, um vieles näher ſtanden, ſo waren auch die Gebäude der Unſchuld der erſten Schöpfungstage treuer geblieben; man entdeckte leicht in ihren Beſtandtheilen die Natureinfalt der allererſten unverkünſtelten Materialien. Freilich erinnerten ſie noch eher vielleicht an ein vorweltliches Chaos, wo ebenfalls wie im Paradieſe Gut und Böſe ungeſchieden war und alle Elemente durch einander wogten. Was Kunſt an dieſen Gebäuden zu nennen war, reichte nur ſo weit als der Biber im eiſigen Norden es auch verſteht, am ſeichten Uferſaum Pfähle einzurammen, auf die er ſeine Wohnung ſtellt. Sonſt blieben die Häuſer der Troglodyten von Dublin noch weit hinter Biberhütten zurück; dieſe ſtehen ſicher, jene aber lehnten ſich an die ſteile Wand, die ſie hielt. Dabei ſahen die Gebäude, in denen Padd ſeine Schlafſtelle fand, grad aus, als wär' ihnen Hören und Sehen vergangen; Hören, weil nicht ſelten die Schornſteine, die Ohren, fehlten; Sehen, weil die Augen, die Löcher und reſpective Fenſter, ſehr ſparſam angebracht waren, um der Fenſtertaxe willen, die damals ſo übermenſchlich hoch ſtand. Oft zog ſich eine ganze Linie von Lehmwänden hin, Bretter darüber machten das Weſen, das man Haus nannte, fertig, und aus dem ganzen inwendigen Elend blickte nur ein einziges vielverzerrtes, gramentſtelltes Auge zum Himmel. Dieſe ſparſam geſäeten Fenſter gingen zur Waſſerſeite, die etwaigen Eſſen nach der Landſeite, und ſtand man am Quai, oben auf der Straße, ſo konnte man bequem auf das Dach einer ſolchen Hütte ſteigen und ſtatt zur Thüre zum Schornſtein hinein fahren.

Eines von jenen Gebäuden war das Ziel für den Haufen Menſchen, den O'Coigley unter ſeine Obhut genommen. Es war ein langes, weitſchichtiges, ſcheunenartiges, und gleichwohl, um der Fenſtertaxe willen, nur einäugiges Haus, ein Polyphem nach ſeiner Species, der ſeine langen Glieder von Lehm und Erde weit hin am Ufer ausſtreckte. Viele Hütten und Anbaue ſaßen ihm noch wie Höcker nach vorn und hinten. Das moosbewachſene Schindeldach lief mit der Straße gleich und die eine von den großen gemauerten Feueressen ſtieg dicht am Rande des Quais auf. Ein leiſer Dampf wirbelte wie ein wollüſtiger Seufzer in die Höhe und ließ ein ſpätes Nachteſſen wittern. Hier ſtand der Prieſter mit ſeinen Gäſten ſtill und lauſchte; aus dem Innern tönte Lärm und Geſang herauf. Hier ſei ihr Nachtquartier, bedeutete er die fragenden Geſichter, die erwartungsvoll an ſeinen Mienen hingen.

„Gibt's auch was zu beißen?“ flüſterte der ſcheue Athemzug eines ohnmächtigen Burſchen, wie ſie denn Alle ſeit ihrem Aufbruch aus den Bergen ſtark gefaſtet hatten. Die Aeltern verbiſſen ihre Begier, unter den Jüngern ſah man bebende Mienen, ſchlotternde Kniee, die vor Hunger zuſammenzubrechen drohten.

O'Ceigley verſprach ihnen die Fleiſchtöpfe Aegyptens. Die Familie Antrim wieherte vor Vergnügen. Einige küßten dem Prieſter den Saum des Gewandes, Andere falteten aufathmend die Hände. Der Altvater des Stammes blickte zürnend, aber ſchweigend gen Himmel.

Nach dieſem Vorſpiel ſtiegen ſie an einer abſchüſſigen Stelle zu dem untern Uferrand hinab. Eine ſchmale Brücke auf eingerammten Pfählen führte nach dem Eingang des weiten wüſten Gebäudes, das ein Wirthshaus und des Prieſters Nachtquartier zu ſein ſchien. Ein ſchmutziger Transparent über der Thür, hinter dem eine blaſſe Lampe im Luftzug flackerte, gab die Inſchrift: „Zur ſeligen Harfe.“ Das Abbild der Harfe von Irland war hinlänglich von Oel und Fett getränkt, um ſich kenntlich zu machen; zur Beleuchtung des ſchlüpfrigen Pfades dagegen ſchien die Lampe weniger tauglich; oder war vielleicht der ſtürmiſche Eifer der Pachtersſöhne aus Wicklow Urſach, daß die ſchlechtgefugte Thür beim Eintritt der Geſellſchaft von unſanfter Berührung in ihren Angeln ſeufzte und der Gewalt der Drängenden nur mühſam widerſtand?

„Wir ſind hier bei der Nanſe Lagh, der Frau Wirthin zur ſeligen Harfe!“ bedeutete O'Coigley den alten Antrim, der an ſeinem Arm in den Vorſaal trat. Söhne, Enkel, Neffen und Vettern ſtürzten hinter ihnen drein; ein gelinder Bratenduft, der aus dem innern Raume drang, erregte dieſen Sturm des Eifers, unter dem die Pfoſten der Thür faſt zuſammenbrachen.

Heller als im Eingang war es auch drinnen nicht, man hatte nur mäßige Dämmerung, aber die Atmoſphäre war vom räucherigen Poteen geſchwängert, vom Duft ſaftiger Brühen durchwürzt, und die üppige Wärme ergriff die geſammte Familie Antrim wie ein magiſcher Schauer. Nach langem Faſten betäubt auch ſchon der Dampf und macht die Sinne trunken. Wie im Taumel liefen die wackern Jungen durch einander, um ſich in der Wolluſt dieſer Gefühle zurechtzufinden. Ob heute das Gelübde der Mäßigkeit aufrecht erhalten werde, war nach dem fanatiſchen Muskelſpiel, nach den ſchwärmeriſchen Blicken, den aufgeſpannten Nüſtern, den ſchwellenden Lippen, nicht mit Gewißheit zu behaupten. Hier ſchien der Ort, wo ſich Alles im Strom der Heiterkeit begrub, jeder Widerſtand im Strudel der Lebensgefahr verſank.

In O'Coigley's Mienen flackerte eine Begierde auf, deren Flamme ſich an den rothen Wangen der Frau Nanſe zu entzünden ſchien, die jetzt als liebenswürdige Wirthin die neuen Ankömmlinge begrüßte. „Wie geht's Dir, liebliches Ungethüm?" ziſchelte der Prieſter mit ſprühenden Blicken. Sie ſchien für Vertraulichkeit ſolcher Art keinen Sinn zu haben, verbeugte ſich devot vor dem Geſalbten des Herrn und verſicherte, ſich im Schutze aller Heiligen zu fühlen. Sie war eine robuſte breite Figur; der Verkehr mit Menſchen hatte ſie abgehärtet, die Dämpfe der Küche, der Aether der Punſchbowlen, die ganze Atmoſphäre ihres Lebens, erſetzten auf ihren Wangen mit dunklem Incarnat das Farbenſpiel der treulos entflohenen Jugend. Daß ſie einſt, bevor ſie die „ſelige Harfe" regierte, im Chor frommer Jungfrauen geſungen und im gottgeweihten Kloſterdienſt ſich mit dem züchtigen Weihel verhüllt, das ſah ihr Niemand an, wußte auch Niemand vielleicht, als der Prieſter, der ſeinen Beichtkindern die Freiheit zum Sündigen ließ, um die Macht über ihre Seelen zu behaupten.

„Sind liebe gute Freunde, Frau Nanſe Lagh," ſagte O'Coigley, ſeine Gäſte präſentirend, „bitte für ſie um Nachteſſen und Nachtquartier."

„Sind mir Alle hunderttauſendmal willkommen!" ſagte Nanſe mit einem ſehr weltlichen Knicks und überzählte die Köpfe der ganzen Schaar mit der hausmütterlichen Zärtlichkeit, die ihr eigen war. Vielleicht hatte ſie nur zum Beſten der lieben Menſchheit den geiſtlichen Stand verlaſſen, und die Sünde, das Meßbuch mit dem Kochlöffel vertauſcht zu haben, kam aus einem guten, menſchenfreundlichen Herzen. Die Traulichkeit, mit der ſie dem Vater Antrim im Namen Aller die Hand ſchüttelte, ſprach durchaus für die echt irländiſche Seele der Frau Wirthin. „Sind lauter Freunde der guten Sache, lauter rechtſchaffene Söhne vom grünen Smaragdlande!“ raunte ihr der Prieſter ins Ohr, um ihren Eifer zu beflügeln. Deſſen aber bedurfte es kaum. Raſch waren lange Tiſche aufgeſchlagen, Näpfe und Kannen herbeigeſchleppt, dampfende Schüſſeln aufgetragen und als Krone der ganzen Schöpfung, mitten in der üppigen Fülle als Centrum und Gipfelpunkt vieler prachtvoller Herrlichkeiten ſtand eine würzige, ſüß wirbelnde Bowle. Die Söhne von Wicklow ſaßen und ſchwelgten, und ſogen ſich feſt wie ein ſummender Bienenſchwarm. Selbſt Vater Antrim ſtrich ſich das greiſe Haar vom Scheitel und that einen herzhaften Zug, als der Prieſter das Glas ergriff und die guten Götter Irlands leben ließ. Antrim beugte ſich tief und legte die Hand aufs Herz, die Andern jubelten durch einander. In Coigley's Zügen blitzte die Luſtigkeit wie Wetterleuchten, in den grellen Augen ſaß ein bockfüßiger Satyr, der auf ſeine Beute lauſchte.

Wie er die Zechenden in gutem Zuge ſah, überließ er ſie ſich ſelbſt und trat in die anſtoßenden Räume, wo es Saal an Saal voller Menſchen wimmelte. Es waren Schlafſtellen für viele arme Gauner, die hier in Reih und Glied neben einander aufgeſchichtet lagen. Früh Morgens räumten ſie das Quartier und ſchwärmten dann in den Straßen der Stadt, auf erbetteltes oder als Lohn erworbenes Brot begierig. An Schlaf und Ruhe ſchien man noch wenig zu denken, ſelbſt wo die Neigung dazu ſich kundgab. Hier und da tobte und becherte noch ein Kreis luſtiger Brüder, deren Lärm erſt dann zu Grabe ging, wenn es in ihren Taſchen nach Grabesſtille ausſah und der letzte Groſchen ſich ſo einſam fühlte, daß er den Gang alles Fleiſches zu den Gefährten wanderte.

Für alle dieſe Weſen, blind und lahm, wie ſie waren, Rieſen oder Zwerge an Kraft und Geſtalt, wie ſie das Leben der übervölkerten Hauptſtadt ausſpie und dem Verderben preisgab, Jung und Alt, Gut und Böſe, wie Gott wollte oder die Menſchen mit dem Fluch ihrer Geſetze ſie geſtempelt, für alle dieſe Weſen war Ceiglev eine Gottheit, nicht blos weil er ihnen als Prieſter die Sünden vergab, ſondern weil er für Nachtquartier und Nachtzeche ſorgte. Den Tag über gab er ſie preis, Nachts aber waren ſie in ſeinem Dienſt. Er hatte ſie nicht in Eid genommen; ohne Schwur, ohne Zuſage konnte er auf ſie rechnen und überzeugt ſein, ſie würden für ihn ins Feuer gehen und im Nothfall auf ſeinen Wink das Kaſtell von Dublin, wo die Rothröcke von England verſchanzt lagen, ſtürmen. Kaum das Gelübde der Verſchwiegenheit hatten ſie ihm abgelegt; ſo ſicher hielt er ſie für die Seinigen auf Leben und Tod, denn er war der Mann, der ihnen die Seligkeit des Himmels und zugleich das irdiſche Heil zu geben und zu nehmen vermochte.

Das Gefühl der ſichern Herrſchaft ſprach aus ſeinen lächelnden Mienen, als er jetzt durch ihre Reihen ſchritt und ihre Grüße mit leiſem Kopfnicken erwiederte. Das war die Geſellſchaft „Aide-toi," wie er ſie nannte, die Geſellſchaft „Hilf-Dir-ſelber," von der er zu O'Connor ſprach. Wollte er unter dem buntſcheckigen Geſindel Muſterung halten, ſo fand er doch wohl eine Anzahl von achtzig bis hundert ſtarken Kerlen heraus, die im Fall der Noth zum Fenſtereinwerfen und Pflaſteraufreißen ganz geeignete Leute waren.

Zu einem Mäßigkeitsgelübde hielt ſie der Prieſter nicht an, die Schwäche des natürlichen Menſchen wohl kennend, obſchon er eben deshalb die Schotten liebte, weil er ſie für fähig hielt, ohne Rauſch der Sinne, mit der bloßen Kraft der nüchternen Einſicht, dem Tode ins Angeſicht zu blicken. Unter Irländern mußte er irländiſch denken, obſchon er in lichten Augenblicken an ſeiner eigenen Nation verzweifeln wollte, die ſich immer aus eitel Gram betäubt und in luſtiger Betäubung Schmerz und Rache ſchnell begräbt. Einige vom Haufen, die aus dem Gewühl ſich zu ihm drängten, ſchienen eine Art Controle über die Menge zu führen. Es waren ſtattliche Geſellen, die wohl mit Schwur und Eid zur Geſellſchaft der Vereinigten Irländer gehören mochten. Dieſe, gleichſam die Elite des Geſindels, hatten im platten Lande, faſt in allen Grafſchaften, unter den „Weißburſchen“ ihre weitverzweigten Verbindungen, ſo daß O'Coigley im Fall eines Aufgebots aller Kräfte über eine gute Anzahl radicaler Fäuſte gebieten konnte.

Der Prieſter ſtand im äußerſten der großen Räume, wo die luſtigſte Compagnie beiſammen war. Sie hatten ſich zum flüſternden Hauch einer Maultrommel ein Lied ſingen laſſen und den Chorus laut mitgeſchrieen. Jetzt ſchwirrte Alles ſummend durch einander und ſchien ſich lachend und ſcherzend um den Vorrang auf der Streu zu zanken. Das Erſcheinen des Prieſters galt ſtets als Signal, ſich zur Ruhe zu begeben. Dem Kamin zunächſt zu liegen, wo die verkohlte Gluth noch einigen Wärmehauch gab, war lediglich das letzte Ziel des Strebens. Allen aber hing, beim Bechern und beim Schlafengehen, unausgeſetzt am rechten Handgelenk der traute Lebensgefährte in Luſt und Leid, der kurze Prügel mit der anziehenden Schwungkraft; mit ihm gingen ſie beten, gingen ſie ſchlafen, in Lieb' und Haß, vor Gott und Menſchen, war der Knüppel der allezeit Unentbehrliche. Wie O'Coigley die Hand zum Nachtſegen ausſtreckte, kauerte Alles mit friedlichem Geſumme zum Nachtgebet nieder. In ſeinen Mienen lag Hohn und Mitleid in unausgeglichenem Widerſtreit. „Hilf Dir ſelber, ſo hilft Dir Gott!" flüſterte ſeine Lippe, Niemand vernehmlich, ihm allein nur als einzige wahrhafte Religion des Menſchen verſtändlich. Wie ſein blitzendes Auge die Runde machte, blieb es plötzlich wie an einem Wandgemälde hangen. Dem Kamin gegenüber, ziemlich hoch an der Mauer ſaß wie ein Schwalbenneſt der Muſikkaſten, die Orcheſterbank, wofern man einen angenagelten breiten Tragkorb, zu dem eine kleine Hühnerſteige von Leiter führte, ſo zu nennen berechtigt war. Jedes Dorf in Irland hat ſeinen Harfeniſten, jede Schenke ihren Spielmann, und ein Haus, das ſich die ſelige Harfe nannte, war ohne Harmonie, wie Padd ſagt, nicht denkbar. Lieber Hunger und Durſt ertragen, als Muſik mit ihrem Silberklang entbehren, und wär's auch nur ein Brummeiſen mit Zungenſchlag, das eine alte Weiſe flüſtert. Ein Muſikant aber iſt zugleich als Augenweide gern geſehen. Streicht ein alter Geigersmann mit aller Macht in das wüſte Gewirr einer Bauerſtube hinein: man hört keinen Athemzug vom Inſtrument, aber man ſieht ihn arbeiten und der Eifer des Muſikanten ſteigt, jemehr die widerſtrebenden Mächte des Tumults ſein Darmgeſeufz unterdrücken. Oft aber bricht er ſich Bahn, ſchöpft Luft, und dieſer Sieg der Kunſt über die rohe Naturgewalt iſt ſein Lohn. In der Regel ſtellt man den Spielmann auf einen Klotz, um ihn für alle Welt anſchaulich zu machen. Hier aber hing er im Tragkorb, eine liebe Augenweide für Jedermann und ein lachender Triumph der Kunſt, denn ſo lange der Kleine geſpielt, war Alles ganz Ohr geweſen, und wenn er ſang mit dem ſilbernen Ton der Lerchenkehle, dann lauſchte Alles mit einer Art von fröhlicher Andacht und fiel luſtig in den Schlußchor ein. Mitten aber im Lärm der kichernden, ziſchelnden, lachenden Stimmen war der kleine Apollo endlich eingeſchlafen. Matt und müde, dieſe wilden Padds zu zähmen, hing der blonde Lockenkopf über die Bruſtwehr des Korbes herab, die Hände waren über den Rand geſtreckt, die Maultrommel mit der ſilbernen Zunge ſchwebte am Bande wie ein Pendel hin und her. So hing der kleine Spieler wie ein Bruſtbild an der Wand, ſo ſchön und fromm, wie das zwölfjährige Jeſuskind im Tempel, von der langen Arbeit des Predigens und Singens todtmüde.

„Hab' ich mir da einen Zeiſig eingefangen," ſagte Nanſe Lagh, die dem Prieſter gefolgt war und ihm jetzt zur Seite ſtand. „Gelt, ein wahrer Abgott meiner Wünſche, ein rechter Pulsſchlag meines Herzens! Muß weit aus dem Süden ſein, ob er ſchon nicht mit der Sprache heraus will. Iſt lange über Land gewandert, von Grafſchaft zu Grafſchaft, weiß Beſcheid im grünen Smaragdlande wie Capitán Rock, der Ueberallundnirgend, hat in den wilden Bergen gehauſt und an den ſtillen Seen, als wär' ſeine Seele zumal und zu gleichen Theilen Berggeiſt und Feenkönig. Weiß ſchöne Lieder zu ſingen und hat eine lachende Stimme, als wenn hundert Kinder im Korn ſäßen und wie Wachteln aufflatterten. Iſt 'ne rechte Blume von Irland, dies mein Feenkind!"

„Biſt ſelbſt 'ne Blume," lachte der Prieſter, „'ne Butterblume, mit der loſen Bilderwirthſchaft Deiner blumichten Reden, mit der Du ſchlechte Oekonomie hältſt, alte Nanſe!" Er kniff ihr verſtohlen den vollen runden Arm, daß ſie laut aufſchrie. Aber im Schrecken vor dieſer ſelbſteigenen Kundbarmachung ſeiner Vertraulichkeit, ſchlug ſie ſich auf den Mund, knickſte devot und ſagte mit verſchämten Blicken: „Ehrwürdger Vater belieben zu ſcherzen!"

„Wie lange iſt dieſe Blume ſchon in Deiner Pflege?" fragte O'Coigley gleichgültig. „Es ſcheint mir keine Pflanze, die mit Whisky zu begießen wäre."

„Wo denkt Ihr hin, James O'Coigley!" ſagte ſie erzürnt. „Nichts als Milch und Honig, ſo lang er hier in der Herberge weilt, iſt über ſeine roſenrothen, ſanften, keuſchen

Lippen gekommen, die die Jungfrau Maria küſſen dürfte in ihren allerſeligſten Stunden. Möchteſt Du alle Tage Deines Lebens leben, in jeder Minute der Ewigkeit einen Tropfen vom Schaum der unerſchöpflichen Liebe Gottes ſchlürfen, Du mein Herzblatt, mein Juweel! Seht nur in dies helle, mit Roſenöl durchleuchtete liebe Angeſicht, auf dem ſich der Glanz der Engel im Paradieſe widerſpiegelt! Seht den ſchmeichelſüßen Mund, ſeht die blauen Adern auf der himmelsreinen Stirn, die Wimpern, die wie ein ſeidner Vorhang über die Augen hängen, das goldige Lockenhaar, das ihm über die Wangen rollt, als wollt' es uns nun ſein Antlitz verhüllen, weil Ihr frevelhaft dachtet!"

Wie der Kopf des Knaben noch tiefer auf die Bruſtlehne des Korbes herüberſank, rollten die Locken, die ſich ihrer Haft entzogen, über ſeine Stirn und ſchaukelten ſich elaſtiſch auf und nieder.

„Pſt! er erwacht!" gebot Nanſe ſich Schweigen, ohne das Gebot zu achten. „Ach, und Augen hat er, blaue Mährchenaugen, ſo mild und ſo funkelnd, ſo geheimnißvoll ſchüchtern und doch ſo offen und heilig klar!"

„Haſt wieder einen neuen Götzendienſt!" murrte O'Coigley mit knirſchendem Unwillen.

Nanſe hob die Hand. Der Knabe regte ſich, aber nur im Traume. Nanſe ſtieg behutſam die Leiter hinauf und faßte ſeinen Kopf mit herzlicher Zärtlichkeit. „Komm, lieber Fremdling aus den Bergen, komm auf Dein Lager," ſagte ſie freundlich. Der blonde Muſikant, wie er in der Schenke hieß, ſchlug die Wimpern auf, ſchüttelte die Locken aus der Stirn, und rieb die ſchlafverhängten Augen.

„Biſt müde geworden von allem Singen und Blaſen, lieber Mundharmonikus!" ſchmeichelte Nanſe.

„Hab' wieder vom Capitän Rock geträumt," gähnte der Blonde, „er ſtand leibhaft vor mir, der alte unglückliche Herr im rothen Wams, ſtreckte die Hand nach mir aus und ſagte, ich ſei ſein Sohn!"

Nanſe blinzelte dem Prieſter geheimnißvoll zu, als wollte ſie ſagen: „Wieder eines von ſeinen Mährchen! Er hält ſich für ein Kind des alten Klopffechters, des alten Adam von Irland!"

Inzwiſchen hatte ſich der Knabe mit einem mächtigen Satz über den Rand ſeiner Kanzel hinabgeſchwungen und ſtand lachend unten am Boden, während Nanſe Mühe hatte, von ihren Stufen herabzuſteigen. O'Coigley war ihr behülflich und mußte mit Gewalt an ſich halten, die beleibte Freundin in ihrer ſchwierigen Poſition nicht in ſeine Arme zu preſſen, was er, wenn er Prieſter war, nicht durfte, wenn er Menſch war, aber nicht entbehren zu wollen ſchien.

Mit dem üblichen Scharrfuß und dem Zupfen des Haarbüſchels, wie es unter Landleuten Sitte, grüßte der junge Fremdling den Prieſter. Es war Niemand anders als Rory-Nora, der Flüchtling von Bally-Caſtle. Er war den Spätſommer über im Lande von Dorf zu Dorf geſchweift, hatte auch den Herbſt über auf Kirchweihfeſten ſein Unterkommen gefunden, mit Spiel und Sang ſein Brot verdient. Die böſe Witterung endlich hatte ihn zum Entſchluß getrieben, für den Winter ein ſtädtiſches Leben zu führen. Mit einem Trupp luſtiger Gauner, reducirter Gaſtwirthe und banquerotter Pächter, die in Dublin Handarbeit ſuchten, war er nach der Hauptſtadt gewandert, und fand in der „ſeligen Harfe" gute Aufnahme, an der Nachtgeſellſchaft ein dankbares Publicum, an der Frau Wirthin eine liebreiche Pflegerin.

Natürlich fühlte ſich Rory wieder ganz Knabe; das Bewußtſein ſeines Geſchlechts war wieder wie ein Mährchen ſtill in ſeine Seele zurückgeſunken; wie dieſe Selbſtverläugnung enden werde, daran dachte weder ſeine Träumerei, noch ſein Leichtſinn; der Reiz, für alle Welt eine Täuſchung, ein Geheimniß zu bleiben, war faſt zum Bedürfniß in ihm erwachſen, zumal ſein herumſchweifendes Leben als Muſikant ihm bereits zu einer Virtuoſität im Feſthalten der männlichen Rolle verholfen hatte. Er machte überall, in jedem Wirthshauſe, bei allen Weibern als Mann ſein Glück, ließ ſich hegen und pflegen nach Herzensluſt, konnte als Liebling zugleich Sonderling ſein, der trotzig ſeinen Launen nachhing, und blieb ſo mit ſeiner Scheu, ſich offen anzuvertrauen und ſich redlich hinzugeben, das Räthſel, die Sehnſucht, das Ziel der Wünſche für Alle. Man hielt ſein Sträuben gegen jede vertrauliche Näherung für unerſchütterliche Selbſtgenügſamkeit, man nannte ihn hier und da, in jenem Schloß, in jenem Landſitz eines reichen Pfründners, wo er übernachtet, den kleinen Narciß von Irland; alles das aber ſteigerte den Wunſch, ſeiner habhaft zu werden, nur erſt zur Leidenſchaft. Setzte man ihm allzu drängend zu, ſo war er über Nacht verſchwunden, auf und davon. Ueberall reiſefertig, war Rory doch überall wieder ſchnell heimiſch, und während man ihn als treulos, kalt und ſtolz verdammte, naſchte er überall vom heitern Schaum des Lebens und ließ Jedermann, wo es eng und bedrohlich ward, die Neige und den Hefenſatz zurück. Eine vertrautere Freundſchaft, der er ſich in ſeiner Natur als Weib entdecken konnte, hatte er nie wieder geſucht noch gewünſcht. Die Furcht, ſich neuen Angriffen auf Leben und Ehre, auf Leib und Seele blosgeſtellt zu ſehen, hatte ihn vorſichtiger gemacht. Aus ſeinem jetzigen gröbern, ganz bäuerlichen Koſtüm fand man ihn ſchwer heraus, war nicht die ſchwebende Haſt, die elaſtiſche Federkraft und der ganze Zauber ſeines Weſens ſo unverwüſtlich, ſo unverkennbar.

O'Coigley ſtand mit verſchränkten Armen da, als Rory mit dem ſichern, freien Anſtand, der ihm eigen, vor ihn trat, und kurz und gut um ſeinen Segen bat. Dabei funkelten ſeine Augen ſo weltlich keck und doch ſo gottſelig harmlos, als wäre ſeine Seele auf keine Weiſe erſt des Segens bedürftig.

„Müßte wohl erſt nach Deiner Beichte mich umſehen!“ entgegnete der Prieſter.

„Hab' in aller Welt nichts zu beichten, nichts zu bereuen, nichts zu büßen,“ ſagte Rory-Nora mit dem lachenden Leichtſinn, der ſich doch feſt genug mit Ernſt und Entſchiedenheit zu waffnen wußte. „Wär' auch wohl beſſer, mein Thun im Voraus zu ſegnen, damit es behütet bliebe vor allem Verderb. Nach geſchehener That läßt ſich doch nichts wieder gut machen!“

„'s iſt ein liebes gottgefälliges Heidenthum in dem blonden Feenkönig,“ legte Nanſe das Wort für ihn ein.

Der Prieſter ſenkte beide Hände auf Rory's Scheitel. „Selig ſind die Nichtwiſſenden,“ ſagte er, „denn ihrer iſt das Himmelreich!“ Der Spott, den er in den Ton ſeiner Stimme legte, erſtarb ihm auf der Zunge; entweder erfaßte ihn die Wahrheit der Worte, oder beſchlich ihn eine Art ſeltſamer Rührung, als er in Rory's ſelig ſtille Augen, in die ungetrübte Schönheit ſeiner Züge blickte. Wenn irgendwo, hier war Unſchuld und Himmelreich.

Nanſe nahm jetzt den Liebling unter ihre Flügel, wie ſie ſagte, indem ſie mit beiden Händen ſeine Schultern umfaßte und ihn mit ſich führte.

„Bekomm' ich heut wieder meinen Winkel unter der Dachluke?“ fragte Rory.

„Willſt es ja nicht beſſer!“ ſchmollte die mütterliche Sorgfalt.

O'Coigley ſah ihnen mit neidiſchen Augen nach. „Glückſelig,“ ſagte er mit einem dumpfen Murren, das wie verhülltes Lachen klang, „glückſelig, wer ſein Spielzeug findet, ſein Wohlgefallen hat an irgend etwas, an ſeiner eignen Natur oder an einer zweiten fremden, an einem Ding, an einem Stein, einer Puppe, einem Krucifix. Irgendwie und wo treibt doch Jeder Götzendienſt.“

Er ſchlug die Blicke um ſich. Er war allein, die Schläfer, die am Boden lagen, konnten nicht zählen.

„Armſelige Kreatur, die ſich Menſch nennt!“ fuhr er fort. „Als Geſchlecht das Höchſte, das unſer Begriff erfaßt. Es gibt nichts Heiligeres, als die Menſchheit im Großen und Ganzen; man denke ſich die Menſchheit als Perſon, ſo ſteht Gott vor uns. Als Gattung ſo groß und unerſchöpflich; als Einzelweſen ſelbſt in ſeinen Liebenswürdigkeiten ſo hinfällig und hülfsbedürftig! Und jede Religion hat im Grunde nur den Zweck, der Kreatur in ihrer verlornen Einzelheit beizuſpringen, damit ſie, wenn der Gedanke an ein großes Ganzes in ihr erwachen will, nicht vor Entſetzen erbebt und verzagt. Die Religion gleicht für den Einzelnen die Kluft aus, ſie hält ihn hin, tröſtet und begütigt ihn; ſie ſchiebt ihm, da er des Spielzeugs benöthigt bleibt, Symbole und Inſignien unter, die auf die fern liegenden Wahrheiten deuten. Sie verhilft ihm nicht zum wachen Bewußtſein, denn waches Bewußtſein würde ihn tödten; ſie gibt ihm keine Wahrheit, ſondern Surrogate dafür, friſtet ihn hin und hält ihn in der warmen, weichen Betäubung gefangen, wo er ahnen kann, ohne klar zu wiſſen, in Furcht und Freude unbeſtimmt wittert, ſtatt feſt zu fühlen und kräftig zu ſein in allem Thun und Denken. Ach du armſelig Menſchenleben, du elend Geſchöpf, das immer nur an die Mittel reicht, ſtatt an die Zwecke!“

Er ſchlug die langen magern Hände in einander, daß es weithin im Raume ſchallte. Die Schläfer um ihn her ſtießen keuchend den Athem von ſich, ihr ſelig dumpfer Zuſtand und die ſchnarchenden Töne, die ſie röchelten, ſchienen O'Coigley's Worte beſtätigen zu wollen. Er warf ſeine Commandoblicke auf und nieder, die Schlummernden lagen in Reih' und Glied wie hingeſtreckte Bataillone.

„Und dieſe guten Jungen hier,“ ſagte er mitleidig lächelnd, „dieſe liederlich frohen Herzen von Irland, luſtige

Lumpe von Dublin, die ich auffüttere, bis ich ſie in der Stunde der Entſcheidung dem Gewehrfeuer der Rothröcke und den Kanonen von Altengland in den Rachen ſchleudere! Lauter Mittel zum Zweck, Ausfüllſel für die Gräber, um über ſie hinweg nach einem Etwas zu klimmen, das — Niemand kennt, das Vielen Zweck ſcheint und doch auch nur ein Mittel iſt, um ein noch ferneres dunkles Ziel zu erreichen, das wieder Niemand kennt. Empörung, Freiheit, Republik! Eine ganze Stufenreihe von Zwecken, die doch nur Mittel ſind zu ewig fernen Zielen, nach denen die Menſchheit ringt. Und was iſt das Ziel? — Das verlorne Paradies der Welt. Die Schlange der Zeit ſucht ihren Schweif zu faſſen, ihr Ende ſoll wieder ihr Anfang ſein. Unſchuld der Seele, Harmonie von Körper und Geiſt und die uralte Heiligung der Sinnlichkeit, der ungetrübte Friede der Natur! Du Kindheitstraum der Menſchenwelt, du ſtehſt auch am Saum ihrer Zukunft. Was dazwiſchen liegt, iſt Händeringen, dumpfe Zwietracht, verworrener Wahn, — irre Mittel zum verhüllten Zweck, den Niemand will und Niemand mag. — Ihr armen luſtigen Lumpe von Irland, die Ihr Euch ſo ſicher wähnt in der Obhut einer prieſterlichen Gewalt! Faſt thun mir die wackern Burſche von Wicklow leid. Der alte Wildſchütz hat einen Athemzug vom erſten heiligen Naturzuſtand, er hat Inſtinct, ein Stück von jener einzig echten Religion, welche das Naturgeſetz für gültig hält und heilig. — Es hilft nicht, er muß verbraucht werden, ein Jeder, wie wir Alle, wie die ganze Schöpfung, die auch nur ein Mittel iſt, das ſeinen Zweck ſucht und nicht findet. Warum riß ſie ſich aus dem Schooße Gottes, aus dem Schlaf der uralten Glückſeligkeit? Nun taumelt ſie halb wach im Firmament herum, ein träumeriſches Kind, das ſich die Augen reibt, nicht ganz wach ſein kann und doch die ſüße Heiligkeit des verlornen Schlafes nicht wieder findet. Ihr Schläfer da von Irland, Ihr ſeid die halbbetäubten Kinder. Und Du, der Du ewig wach und ewig nüchtern bleibſt, James O'Coigley, Du unter den Unglücklichen der Unglückſeligſte, geh' hin und laß Dich hängen, damit Dein freudenleeres Daſein mit einer letzten täuſchenden Empfindung, mit einer letzten, oft erſehnten Wolluſt endet!"

Vor dieſem Endziel ſeiner Wünſche und Gedanken brach eine flammende Röthe über ſein Angeſicht aus. Er drückte beide Hände über ſeine ruheloſen Augen, ein heimliches Zittern rieſelte durch ſeine Glieder. Wer ihn ſo ſtehen ſah, glaubte ihn in ſtilles Gebet verſunken. Vielleicht waren es auch heiße Gebete, was in ſeinen Gedanken brannte, Gebete an die Gottheit Natur.

Wie er aufblickte, war es dunkel um ihn her. Ein alter halbblinder Diener war an ihm vorbeigeſchlichen und hatte die Lichter gelöſcht. Coigley horchte noch einmal im Raume um; aus dem Vorgemach, wo die Söhne vom Stamme Antrim ſchliefen, erſcholl das wollüſtige Röcheln ſchlafender Männerchöre wie ein ferner Sprudel, der ſeinen Athem auf und niederzieht. Alles ſchlief, der Prieſter war allein der Ruheloſe. Er tappte zwiſchen den Schlummernden hindurch und ſchlich den langen Gang hinunter, der nach den äußerſten Gemächern führte.

Vor einer leichten Bretterthür blieb er ſtehen. Durch die Spalte ſchimmerte ein Streif des Lichts. Er klopfte leiſe; „Nanſe!“ rief er durch's Schlüſſelloch. Der Riegel ſprang zurück und ſie ſtand vor ihm, die Leuchte in der Hand, im weißen Gewand, ein weißes Tuch um die Stirn, faſt ſo geiſterhaft, als wäre ſie noch im heiligen Kloſterſtande.

„Halt!“ flüſterte ſie mit ſcheuer Angſt, und drängte den Eintretenden zurück. „Nehmt zuvor die Sünde von mir, eh' Ihr die Schwelle überſchreitet!“ ſagte ſie halb befehlend, halb bittend. Sie ſetzte die Leuchte an den Boden, kniete vor dem Beichtiger nieder, ſchlug an ihre Bruſt und flüſterte ſcheu Geſtändniſſe, die ſein Ohr nicht wieder zu vernehmen brauchte.

Er rang die Hände krampfhaft, ſein rollendes Auge warf einen Blick der Verachtung gen Himmel. „Verworrener

Aberwitz des dumpfen Wahnes!" wollte über ſeine Lippen ſprühen, aber er bekämpfte ſich raſch, der wilde Zorn in ſeinem Antlitz wandelte ſich in ein Mitleid, das die ganze Armſeligkeit der Kreatur begreift. So nahm er die Sünde von ihr und erleichterte ihr Herz. Nun erſt ließ ſie ihn über ihre Schwelle und eben ſo raſch, als ihr Gewiſſen entbunden war, zog ſie ihn mit Zärtlichkeit an ſich.

Er warf das geweihte Kleid ab und blickte ihr lange ſtumm und ſtill ins Angeſicht. „Bin ich nun ein Anderer als vorher?" ſagte er im Tone des Vorwurfs. „Hängſt noch immer an Satzung, Schein und Tand? Haſt um meinetwillen die dumpfe Enge des Kloſters verlaſſen, wo der Menſch mit ſeinen beſten Kräften verödet, und ſteckſt doch mit Deinen Gedanken immer noch im alten Grab des menſchlichen Wahns! Seltſames Weib Du, liebes gutes Unweſen, Kind der Dämmerung, wo Licht und Schatten irre gehen und alle Geſtalten nebelhaft zittern."

Er mochte ſie nicht länger quälen; ſchlug doch die Geißel ſeiner quäleriſchen Vorwürfe in das ganze weite große Menſchenherz.

Sie drängte ihn mit aller Zärtlichkeit in den großen Armſeſſel mit den Seitenbacken und war geſchäftig und rührig um ihn mit aller Gemüthlichkeit der ſorgſamen Freundſchaft. Wie er ſie in ſeine Arme ſchloß, flüſterte ſie ihm ins Ohr: „Bin ich nun doch um ſo ſichrer, um meiner weltlichen Liebe willen mein ewig Seelenheil nicht zu vergeuden!“

„Menſchlicher Wahnwitz! laß ab, du zehrſt an meinem Gehirn!“ ſeufzte O'Coigley und aus ſeinen Augen ſchoſſen grelle Funken mitten in die trauliche Dunkelheit der Nacht, während die Lampe mit ihrem zitternden Licht ſtill zuſammenſank.

23.

Auf Leinſterhouſe war die Nacht eben ſo ruhelos, wenn auch ſtiller durchlebt. In einem abgelegenen Zimmer ſaßen zwei müde Geſtalten, jede ſtumm für ſich in eine Ecke der Ottomane gedrückt, den ſorgenvoll ſchweren Kopf in die Hand geſtützt, welche Stirn und Augen deckte. Es war Edward gelungen, Pamela zur Ruhe zu nöthigen, ſie hatte ihr Zimmer geſucht, als Arthur O'Connor erſchien. Die Dienerſchaft war entlaſſen, Alles ſchlief, ſelbſt Tony, der vor der Thür auf dem Corridor in einem Winkel ſaß, wie ein getreuer Hund die Schwelle hütend, war zu Boden geſunken und lag im Frieden.

Auch die beiden Männer auf dem Ruhebett im Zimmer ſchienen der Natur den Tribut zu zollen, aber die Sorge war in ihren Herzen wach, es war nur eine Ermattung, die ſie wie Starrheit befiel, ihre Glieder waren ſtill und ſtumm, zurückgeſunken, aber ihre Gedanken waren noch lange nicht fertig, das Unglück Irlands auszudenken. Ein Haufe Papiere lag vor ihnen auf dem Tiſch, die Kerzen waren herabgebrannt, die graue Dämmerung des jungen Tages brach durch die unverhüllten Fenſter, und die beiden Freunde ſtarrten noch immer mit geſchloſſenen Augen in ſich hinein und maßen mit Beſorgniß die innere Hohlkugel des ſchwarzen dunkeln Nichts, in deſſen Raum ihre Hoffnungen zerflatterten.

Die Papiere vor ihnen ſtanden vielleicht in Verbindung mit dem Inhalt deſſen, was ihre Furcht und ihre Sorge die ganze langgedehnte Nacht hindurch wach erhalten. Es waren Wolfe Tone's Briefe an das Directorium der Vereinigten Irländer, aus Paris und Breſt datirt.

Wolfe Tone, den man für den Stifter des Vereins und für denjenigen hielt, der als Secretär der katholiſchen Verbrüderung die Sache des proteſtantiſchen Nordens mit dem Süden zu verknüpfen bemüht geweſen, ſchien auch dazu auserſehen, die Verbindung zwiſchen Frankreich und Irland in Wirkſamkeit zu ſetzen. Er hatte hier nur fortzuführen, was Lord Fitzgerald und O'Connor in Baſel mit General Hoche ſchon früher angeknüpft, und ſchien in jeder Hinſicht der Mann dazu, die Sympathieen beider Völker für einander, wie er ſie ſelbſt in ſeiner Natur fühlen mochte, zu pflegen und zur entſcheidenden That zu bringen. Er war kriegsluſtig, auflodernd, eine fortwährend ſchäumende Natur. Sein Erſcheinen in Paris wirkte durchaus günſtig, und das franzöſiſche Directorium gab den Vorſtellungen des Befreiers der Vendée das geneigteſte Gehör. Der Vertrag zwiſchen Hoche und Fitzgerald hatte einige Punkte, die dem franzöſiſchen Stolz von beſonderm Gewicht erſchienen, noch unerörtert gelaſſen. Frankreich ſollte eine Armee ſenden mit Waffen und Pulver für die Schaar der Vereinigten Irländer. Fitzgerald hatte im Namen des zukünftig freien Irlands den Sold und die Deckung der Transportkoſten übernommen; für Munition war bereits eine bedeutende Summe an General Hoche ausgezahlt. Die Beiträge, über welche Fitzgerald zu verfügen hatte, waren bedeutend genug, um allen Forderungen Frankreichs zu genügen; allein der Ehrenpunkt blieb in Frage, ob General Hoche mit dem franzöſiſchen Corps in Fitzgerald's Dienſte, oder die bewaffnete Mannſchaft der Vereinigten Irländer unter die franzöſiſchen Fahnen treten ſolle. Hierüber beobachteten beide Theile eine Scheu ſich zu äußern. Frankreich wollte ſeinen Wünſchen nicht Sprache leihen, denn die offenbare Abſicht, Irland zur franzöſiſchen Provinz zu machen, wie Theile der Schweiz und Italiens im Drang der Umſtände dazu geworden, durfte hier für nationale Beleidigung gelten. Das Directorium der Vereinigten Irländer ſeinerſeits konnte dieſen Punkt um ſo weniger aufnehmen, als es noch gar keine bewaffnete Macht zu ſtellen hatte, und erſt von einem allgemeinen Aufſtande, wozu der erſte franzöſiſche Kanonenſchuß das Signal geben ſollte, die auf dem Papier entworfene militäriſche Machtentwicklung des Bundes erwartete. Die Verbindung mit Frankreich ſchien nicht durchgängig national, und die geheimen Fünf, welche das Directorium der Vereinigten bildeten, ſchienen die Landung eines franzöſiſchen Corps faſt nur benutzen zu wollen, um mit Erfolg zu den Waffen zu rufen, ſo jedoch, daß man gegen England und Frankreich gleich ſtark auftreten könne. Was Katholik hieß in Irland, konnte wohl aus Haß gegen das proteſtantiſche England, das für atheiſtiſch verſchrieene Frankreich zu Hülfe rufen, aber ſich dieſem nicht unbedingt in die Arme werfen. Nur der proteſtantiſche Norden, vor allem Belfaſt, der Sitz der radicalen Wahrheitsfreunde, ſchien ganz erfüllt von der Sympathie mit der Republik Frankreich. Die geheimen Fünf traten nicht perſönlich auf, ſie bewilligten jede Summe, die man zur Unterſtützung der Freiheit Irlands forderte, ſie hießen die Unternehmungen der Einzelnen gut, hielten aber ihre eigentlichen Endzwecke im Dunkel. Fitzgerald galt allgemein für denjenigen, den der Geſammtwille an die Spitze der bewaffneten Macht ſtellen würde, Wolfe Tone galt für den Bevollmächtigten des Bundes in Frankreich, O'Coigley, als

Capitän Jones, für den Miſſionär in Schottland, O'Connor für den Journaliſten der Geſellſchaft, der in der „Preſſe", wie das von ihm geſtiftete Blatt hieß, die Tendenzen der irländiſchen Freiheit und Selbſtſtändigkeit zum Ausſpruch brachte; Archibald Rowan war ſo gut wie beſeitigt und aufgegeben. Aber auch Jene, die thätig blieben, ließ man einzeln handeln, ſetzte Jeden durch Summen in die Möglichkeit, ſeine Verbindungen im Namen der Vereinigten weiter zu ſpinnen; Niemand von ihnen aber war im Stande zu ſagen, wie weit der Geſammtwille Irlands ſchon reif ſei, ein feſtes Bewußtſein von Freiheit und ſelbſtſtändigem Daſein durch die entſchiedne That ins Leben zu ſtellen. Inzwiſchen ſchärfte dieſe Unentſchiedenheit, in welchem Glaubensbekenntniß das zukünftige Heil des Vaterlandes zu ſuchen ſei, nur noch mehr den geheimen Reiz zur Theilnahme an der allgemeinen Sache, zu der eine dunkle Nothwendigkeit zu treiben ſchien. Der Eifer des Einzelnen wurde auf keine Weiſe gelähmt; ſelbſt wo ſein Vordringen als ein vereinzeltes gelten mußte, fühlte man ſich durch die heißen Wünſche Tauſender beflügelt, durch die bereitwillige Unterſtützung namhafter Summen befähigt, entſchiedene Schritte zu thun. Wie weit Irland zu retten war, wie weit es den Gedanken der Freiheit verwirklichen könne, das war das dunkle Myſterium in der Religion der Freiheitsapoſtel. Sämmtliche Vorkämpfer waren Proteſtanten, nur der Norden lieferte die entſchloſſenen Köpfe. Jede offenbare Gemeinſchaft hatten die Häupter des katholiſchen Südens von ſich gewieſen, O'Leary ſelbſt hatte ſich gegen Wolfe Tone's Unternehmungen erklärt. Bei alle dem floſſen die Summen, über die man zu verfügen hatte, aus der Maſſe des katholiſchen Volkes, aus den Beiträgen der Prieſter. Der Wille, die paſſive Zuſtimmung war da, es fehlte nur die Keckheit, den offenen Bruch zu erklären, vielleicht auch ein Winkelried, der die Gaſſe bahnte. Ein Ereigniß mußte den Entſchluß zur Nothwendigkeit machen und Wolfe Tone, der offenkundige Gründer der Geſellſchaft der Vereinigten, der unzweideutige Botſchafter des geheimen Bundes, trat aus freier perſönlicher Anregung in die Dienſte der Republik. Hieran glaubte Frankreich die Zuſicherung zu haben, Irland werde die Fahne der Republik aufpflanzen, es werde in die Reihe der zu Frankreich gehörigen freien Völker treten, und General Hoche ward ſeitdem bevollmächtigt, den mit Lord Edward Fitzgerald geſchloſſenen Vertrag zu vollziehen. Wolfe Tone's Briefe aus Paris kamen durch vielfache Vermittelung über Holland in Fitzgerald's Hände. Sie gaben über die Hemmungen, auf die man ſtieß, und über die endliche Förderung der Sache getreuen Bericht. In der Mitte Decembers glaubte man im Hafen von Breſt an Bord zu gehen. Siebzehn Linienſchiffe, dreizehn Fregatten, mit 15,000 Mann, eine große Anzahl Transportſchiffe mit Munition, mit leichtem Feldgeſchütz, mit Waffen für 40,000 Mann; ſo lauteten ſeine Angaben, die General Hoche eigenhändig beſtätigte.

„Wir werden in der Bantrybai landen," ſchrieb Wolfe Tone in ſeinem letzten Briefe. „Cork ſoll erſt unſer ſein, die dreifarbige Fahne an der Küſte der grünen Inſel flattern; bis dahin rührt Euch nicht, ſeid auf der Lauer, aber proclamirt keinen vorzeitigen Aufſtand. Es iſt gut, wenn es den Anſchein hat, Frankreichs Einrücken zwinge Euch, die Waffen zu ergreifen. Laßt uns erſt feſten Fuß auf der Küſte faſſen, wartet ab, ob wir glücklich ſind. Dann könnt Ihr aufſtehen und England Geſetze vorſchreiben. Mißglückt der erſte Verſuch, dann trägt Irland noch auf keine Weiſe die Schuld. Ich für meinen Theil bin gern und freudig das Opfer für die heiligen Zwecke der großen Sache, für die Befreiung meines Vaterlandes; Niemand weiter aber ſoll ſich wagen, bis die Reihe an ihn kommt, oder die Maſſe ſich wie eine Lawine von den Bergen löſt. — Sendet mir einige bewährte Freunde nach Cork, die eine Handvoll derber Kerle zuſammenrotten, wenn wir landen. Haltet die Radicalen von Belfaſt in Zaum, laßt die Meute von Dublin, die in Eurem Sold ſteht, nicht zu früh los; erſt wenn Cork unſer iſt, dürft Ihr die Vereinigten zu den Waffen rufen. Die

Prieſter im Süden werden nie den Muth haben, vor dem Erfolg den Aufſtand offen zu heiligen, aber heimlich werden ſie vor Freude die Augen verdrehen, öffentlich nur der ſcheinbaren Nothwendigkeit nachgeben. Padd wird Anfangs nicht glauben, daß Frankreich für Irland den Degen zieht, er begreift nicht, was Freiheit iſt, aber er weiß, was Hunger iſt. Das arme Geſindel in den Fabriken, die halbe Million hungriger Pächter, dieſes Corps der Rache wird in jedem Augenblick unſer, ſobald ein Ereigniß mit Macht und Glanz gewonnen iſt. Dies Ereigniß ſoll Euch mit der Beſetzung Corks geboten werden. Wir verlangen weiter nichts, als daß ein Haufe guter Leute Hurrah ſchreit, wenn die franzöſiſche Fahne auf den Thürmen der Stadt weht. Zu dieſem Behuf ſendet einige Agenten des Bundes nach Cork. Aber ſchickt mir nicht den Prieſter Coigley, er lähmt meinen Muth, meinen Glauben. Archibald Rowan und James O'Coigley ſind die nutzloſen Provinzen im Lande der neuen Freiheit. Jener iſt in unſrer Sache die müßige Romantik, dieſer das unfruchtbare böſe Gewiſſen. Beides ſteckt in Jedem von uns, ich für mein Theil hab' es in mir ausgejähtet, ſeitdem ich Franzoſe bin. Ich fühle, daß ich erſt auf franzöſiſchem Boden zum Mann erwuchs; ich fürchte, das gute Herz von Irland bringt es für ſich ſelber ſelten über die Kinderjahre.“

Dies war das letzte Wort, das von Frankreich den Freunden zuging. Jede weitere Kunde blieb aus. Die Gebrüder Sheares, zwei Advocaten aus Belfaſt, von der Partei des radicalen Nordens, waren nach Cork beordert, um bei der Landung der franzöſiſchen Truppen den Aufſtand der untern Bevölkerung zu leiten. Der Herbſt zog herauf, die heftigen Novemberſtürme machten es begreiflich, wenn die Flotte im Hafen von Breſt zurückgehalten wurde. Das Geheimniß blieb wirklich im Beſitz von Wenigen, nirgends auf der Inſel war eine vorzeitige Aufregung ſichtbar, die Verzögerung war erklärlich, die Eingeweihten ſchienen wirklich ihren Zweck zu erreichen; nicht blos England, Irland ſelbſt ſollte überraſcht werden vom Einrücken der Fremden. Den Aufſtand zur Sache der Feinde Englands, nicht zur Sache der Vereinigten Irländer zu machen, das war der Plan, den die Patrioten entwarfen. War der Ruf zu den Waffen, gleichviel ob gegen Frankreich oder England, zur unumgänglichen Nothwendigkeit geworden, waren die Schaaren gerüſtet, das Schwert gezogen, der Dämon der Kriegsluſt entzügelt, dann trat der Bund der Vereinigten auf, proclamirte Irlands Freiheit und ſtellte, die franzöſiſche Macht im Rücken, der zähen Stiefſchweſter Altengland die Bedingungen eines fernern friedlichen Verkehrs mit der grünen Inſel. Dieſer Plan war entweder zu klug oder zu harmlos.

Jedenfalls hatte er ſich wie von ſelbſt geſtaltet, jede einzelne Partei, die katholiſche, die nur gleiche Berechtigung, und die radicale, welche die Republik verlangte, ſchien ſtill einverſtanden; wo hinaus die Ereigniſſe führten, ſah und konnte Niemand faſſen. Der Schein der fahrläſſigen Ruhe, den man abſichtlich zu verbreiten ſuchte, ward faſt zur Wahrheit, das Harren und Warten auf den Kanonenſchuß der franzöſiſchen Schiffe ſtörte kaum die gute Laune; man bereitete ſich auf die Ereigniſſe vor, wie auf ein etwas ernſtes, vielleicht purpurroth gefärbtes Karnevalsfeſt; man ging der Entſcheidung, die man aus den Händen gegeben, wie einem Verhängniß entgegen; man fühlte ſich wirklich auf dem Punkte, in der Stimmung, ſich überraſchen zu laſſen.

Und die Ueberraſchung blieb in der That nicht aus, wenn auch in ganz anderer Weiſe. Man ließ nach wie vor den guten alten Gott über Irland walten, aber der gute alte Gott von Irland war ſchläfrig, der Gott von England war wach und Pitt hatte in Paris hundertäugige Späher, auf dem Meere vor dem Hafen von Breſt ſeine Kreuzer, im Herzen Irlands ſeine Spione. Die nachfolgenden Briefe wurden aufgefangen. Sie waren weder an Lord Fitzgerald, noch an ein Mitglied des Bundes gerichtet, welches beſonders betheiligt ſchien, aber ſie genügten, die Thatſache des Verrathes vor dem Parlamente feſtzuſtellen, war man auch noch unfähig, die Perſonen als Verräther an England zu bezeichnen, Wolfe Tone ausgenommen, der als franzöſiſcher Officier dem Kriegsrechte, als Aufrührer der Strafe des Majeſtätsverbrechens anheimfiel. Was dem Gouvernement bei einem frühern Verſuche durch das freiwillige Ende jenes Prieſters Jackſon und die Flucht Archibald Hamilton Rowan's aus der Hand gewunden war, der Nachweis einer Verbindung zwiſchen der Republik Frankreich und einer geheimen Verbrüderung in Irland, das ſchien jetzt mit entſchiedenem Glück zum Ueberraſchen der Betheiligten von einer neuen Seite wieder aufgenommen. Während noch die ſchwachzählige Oppoſition im Parlament auf Rechtfertigung über die in Kildare getroffenen Maßregeln drang, war Alles ſchon fertig verabredet, um ganz Irland in Bande zu ſchlagen. Man legte in derſelben Sitzung, wo Fitzgerald Erklärung forderte, dem Hauſe die Briefe Wolfe Tone's vor und gab nicht blos über die Rüſtung, auch über die Landung der franzöſiſchen Flotte Bericht. Das Parlament ſtaunte, die Bundesfreunde bebten, die Feinde Irlands triumphirten. General Hoche hatte ſich durch Wolfe Tone's Drängen verführen laſſen, dem Unwetter zu trotzen. Man war, wie weiland die Armada, gegen die Elemente zu Felde gezogen, war erlegen noch ehe man dem Feinde die Spitze geboten, und von den ſiebzehn Linienſchiffen und dreizehn Fregatten war eine dürftige Anzahl an der Küſte von Irland angelangt. Hier ſtand Alles gerüſtet, ſie mit entſchiedenen Maßregeln zu empfangen, und zu ohnmächtig, auch nur den Landungspunkt zu behaupten, rettete man ſich ſchleunigſt übers Meer zurück. Auf leichten Fiſcherböten flohen Hoche und Wolfe Tone mit den Trümmern der Unternehmung wieder nach Frankreich. Zwiſchen Cork und Dublin, zwiſchen den Gebrüdern Sheares und den Vereinigten Freunden im Norden, ſchien aber eine dreifache Kette von Spionen gezogen, ſo daß jede Kunde über die Vorgänge an der Küſte nur der Regierung zuging. Die Ueberraſchung war alſo in jeder Hinſicht vollkommen, als Robert Stewart, Lord Caſtlereagh, der Staatsſecretär des Vicekönigs, wie mit Einem Schlage dem Hauſe der Gemeinen dieſe Eröffnungen machte. Seine Mittheilung war zugleich ſo einfach, ſo human, ſo ſicher, die Ereigniſſe ergaben ſich ſo fertig abgethan, ohne Aufgebot irgendwelcher Leidenſchaft; die Beweisführung von der Gefahr, in welcher Irland und mit ihm das geſammte Daſein der Monarchie von Altengland ſchwebte, war ſo ſchlicht und klar, daß ſich in das Staunen über die Virtuoſität der Herrſchaft Pitts, wo nicht die Ueberzeugung von der Unfehlbarkeit ſeiner Zwecke, doch das Gefühl der Unentfliehbarkeit ſeiner Macht drängte. Dieſe ſeine Macht war kein frei aus dem Schooß des Volkswillens erwachſener Baum, ſie war ein künſtlicher Bau von über einander gethürmten Gerüſten, wo ein Balken den andern, das Gefühl gegenſeitiger Nothwendigkeit das Ganze hielt, ganz in derſelben Art, wie die gehäufte Nationalſchuld, die Pitt's Regiment ebenfalls hervorrief, nur durch neue Verſchuldungen die Zinſendeckung möglich machte.

Eine Unterſuchung über die Moralität der Pittſchen Regierung war gar nicht mehr ſtatthaft, da ihre wahrhafte Wirklichkeit ſich mit aller Schickſalsmacht an den Tag ſtellte. Es war gelungen, den Feind an den Küſten Irlands im Einverſtändniß mit einer geheimen Verbrüderung im Lande nachzuweiſen. Dies genügte, um die Nothwendigkeit auszuſprechen, die Wohlfahrt der Inſel mit gewaffneter Hand zu ſchirmen. Caſtlereagh legte die Aufruhrbill auf die Tafel des Hauſes, wonach ganz Irland in Belagerungszuſtand erklärt, jede Rechtsführung fortan in eine militäriſche verwandelt, die Habeascorpusacte für vorläufig aufgehoben beantragt wurde. Nach dieſer Acte, der ſichern Schutzmauer perſönlicher Freiheit, erhielt jeder Bürger, den man einzog, binnen vierundzwanzig Stunden den Urtheilsſpruch. War ſie aufgehoben, ſo genügte der Verdacht, um den muthmaßlich Betheiligten gefänglich einzuhalten, bis der Erweis oder das Gegentheil ſich ſtellen konnte; der Willkür der militäriſchen Dictatur war alles Eigenthum, alle Ehre, alles Leben preisgegeben. Nicht das Mißglücken der franzöſiſchen Unternehmung, die Folgen, die es nach ſich zog, waren das Verhängnißvolle, an dem der Bund der Patrioten zu ſcheitern drohte, und es begreift ſich die Stimmung Fitzgerald's, mit der er das Haus der Gemeinen verließ und beim Anblick O'Connor's ihm das Wort des Schreckens: „Wir ſind verloren!“ ins Ohr raunte. Der Beleg zu dieſem Ausruf einer innern Ahnungsſtimme, Berathung über Mittel und Wege, die zu ergreifen, Austauſch der verſchiedenen Meinungen, dies füllte den beiden Freunden die unſäglich lange Nacht. Waren ſie nun einig in ihren Entſchlüſſen, ihrer Furcht, ihrer Hoffnung? Sie waren matt zurückgelehnt, lagen ſtarr und ruhig, Stirn und Augen verhüllt, und fühlten nicht, daß die Morgenſonne wie ein Gottesauge über die kleinen Vorſichtsleuchten des menſchlichen Denkens längſt aufgegangen war und das Kerzenlicht beſchämte, das vor ihnen mit bläulichem Schein kniſterte.

Auf der Straße regte ſich ſchon das erſte Leben, auch im Hofe, unter der Dienerſchaft auf Leinſterhouſe. Der Mohr kroch aus ſeinem Winkel, wo ihn der Schlaf übermannt hatte, warf den Mantel von ſich und ſchlich ins Zimmer.

Arthur ſtand auf und beſann ſich raſch. Er löſchte die Kerzen, rollte die Papiere zuſammen und winkte den Schwarzen herbei. Edward lag ſehr tief in Schlaf, die Natur ſchien den lang entzogenen Tribut zu fordern. Auch Pamela trat leiſe ins Zimmer, im weißen Morgengewand, mit bleichen Wangen und überwachten Augen. Jeder winkte den Andern zurück, aber Niemand ließ ſich abweiſen und ſo ſchwebten ſie, Gattin, Freund und Diener, leiſe geſchäftig wie übernächtige Geiſter, lauſchend, flüſternd, um die Hülle des Schläfers. Der Kopf war ihm aus der ſtützenden Hand auf die Schulter geſunken; um ihn bequem zu betten, ſchob ihm der Neger einen niedrigen Seſſel unter die Füße. Das ſchwarze glänzende Haar drängte ſich üppig um die ſchöne Stirn des Ruhenden, die langen ſeidnen Wimpern, die ihm eigen, beſchatteten die Augenhöhlen, das runde leuchtende Angeſicht ſprühte mit allen Lebensgeiſtern, nur die Lippen hielten ſich gepreßt, und inmitten der ſtrotzenden Frucht wie ein verborgener Wurm des Todes, ſaß hinter den Winkeln der geſchwungenen Linien ein ſchmerzlich bittres Lächeln.

„Iſt wie lieber Heiland ſo ſchön," flüſterte Tony, vom Anblick der geliebten Züge trunken und kniete zu den Füßen des theuern Herrn, „iſt wahrlich ſo ſchön wie lieber Heiland, wenn er ohne Marter, ohne Verwelken, mitten in ſeiner Pracht, nicht am dürren Holz, vielmehr am blühenden Lebensbaum ſeine Seele verduften wollte!"

O'Connor fuhr dem kindiſchen Schwätzer krampfhaft ins verwachſene Haar. Pamela trat wie getroffen von ſeinen Worten ſtill bei Seite. Ohne daß ſie's wußten und dachten war über Alle die Ahnung gekommen, das Gefühl eines großen Verluſtes könne ſie bald einmal als ſehr hülfsbedürftige, von aller Welt geſchiedene Menſchen eben ſo ſchüchtern und leiſe athmend wieder vereinigen. Der Blick, den Pamela auf Arthur warf, ſchien wie bittend und hülfeſuchend, wußte ſie gleich keinen fertigen Ausſpruch für den ſchmerzlich ſorgenden Drang ihrer Seele. Arthur drückte ihr ſchweigend die Hand. Er verſtand ſie ſo wenig, wie ſie ſich ſelbſt, aber der Blick ihres bange ſuchenden, in die Zukunft hinüberzitternden Auges wollte ihm ſeitdem nicht wieder vom Spiegel ſeiner Seele weichen.

Fitzgerald ſeufzte laut auf, ein Traumgedanke ſchien ſeine Bruſt zu beengen. „Ade, mein Volk!“ hauchten ſeine Lippen, „ade, mein grünes Eiland! die Wellen ſtürzen mir über!“

Wie er die Augen aufſchlug, hing Tony's lauſchendes Angeſicht über ihm. „Biſt Du da, alter getreuer ſchwarzer Schatten meines Lebens?“ ſagte er ſich ermunternd, „bin ich wieder auf dem Schlachtfelde, wie in Amerika, und haſt Du mich unter den Todten herausgefunden? Sieh, ich kann doch nie ſterben, die Liebe macht mich immer wieder lebendig. Und ſo wird's auch wohl jenſeits nach dem Tode ſein. Wenn die Liebe nicht müde wird, wie ſoll der Haß die Seele tödten?“

Der Neger kauerte vor ihm hin und küßte ſeine Hände. Pamela beugte ſich zu ihm, Arthur ſtand fern, wider ſeinen Willen vom ungewiſſen Gefühl eines lähmenden Schmerzes überraſcht und gefoltert.

„Was hatteſt Du im Traum, was quälte Dich?" fragte Pamela drängend.

„Liebes Herz," ſagte er bittend, „iſt's nicht genug an der Wirklichkeit, mit der ich Dich ängſtige? Willſt Du auch noch mit Träumen gemartert ſein? Seltſam, aber unbedeutend! Auch iſt's immer nur die eine alte Geſchichte, mein Freundſchaftsbund auf Leben und Tod mit Arthur, was mir im Schlafe wach wird."

Er reichte dem Zögernden die Hand. „Die Geſchichte in Kildare," fuhr er fort, „die uns verbunden, ſteigt immer wieder vor mir auf. Wie kann meine leichtſinnige Seele ſo feſt an dem Ereigniß hangen! Es iſt ſchon eine Reihe von Jahren her. Wir ritten in der Allee, die zum alten Schloſſe führt. Engliſche Officiere, Rothröcke Sr. Majeſtät, kreuzten unſern Weg. Damals waren die grünen Binden aufgekommen, die der Patriot ſeitdem trägt. Wir trugen ſie aus Uebermuth recht breit mit der Kleeblattſchleife und den langen Quaſten zur Schau. Die Stellvertreter der Majeſtät von England, wie ſich mit Fug und Recht die Lieutenants nennen können, ſchienen vom Gaſtmahl zu kommen. Vielleicht war das Diner in demſelben Raum des Schloſſes, das uns über den Köpfen zuſammenbrannte. Sie waren weinerhitzt und beſchimpften laut unſre Farben und Schleifen. Im Wortgemenge, das eine einfache Forderung abnöthigte, ergriff mich der Uebermüthigſte von ihnen und riß mich vom Gaul. Ich ſtürzte, wild und jung wie ich war, auf ihn ein, mein Piſtol blitzte mir in der Fauſt. Arthur ſchleuderte meinen Arm in die Höhe und der Schuß fuhr in die Luft. Beſchämt ritt ich neben ihm zurück. Am andern Tage wiederholte ich meine Forderung. Mein Beleidiger konnte ſich nicht mehr ſtellen, auch der Zweite, der Dritte nicht. O'Connor hatte die Sache ſchon durchgefochten, hatte ſchon aufgeräumt.“

Arthur ſetzte ihm ruhig die Hand auf die Bruſt. „Willſt Du Dein Weib tödten?“ ſagte er unwillig, während Zorn und Beſchämung über ſein Angeſicht ſtürzten.

Pamela ſtand wirklich wie leblos vor den Männern, ihre Blicke liefen ſchwankend zwiſchen beiden Freunden hin und her.

„Du denkſt nie an den Zweck Deines Daſeins,“ zürnte Arthur, „Du fühlſt ihn nur, aber umſpannſt ihn nicht. Der Inſtinct hat Dich bisher geleitet. Möchte ein guter Genius, der Genius ruhiger Klugheit, ſich nicht von Deinem Haupte wenden!“

In dieſem Augenblick trat ein Diener ein. Eine Equipage war vorgefahren; der Staatsſecretär des Vicekönigs ließ ſich anmelden.

Die Männer fuhren auf. „Iſt es ſchon ſo weit," ſagte Fitzgerald mit flammendem Auge, „daß Spionerie und Verrätherei ſich dreiſt und ſicher an meine Ferſe heften?"

„Im Gegentheil," ſagte O'Connor, deſſen ſcharfer Blick die Möglichkeit überflog, die dieſer Beſuch bezweckte. „Man iſt noch nicht ſicher genug, um anders aufzutreten. Es iſt für eine Viſite etwas früh am Tage nach dem Maßſtabe der Etiquette, allein Zutraulichkeiten ſind liebenswürdig."

„Oder auch frech und gefährlich!" ſetzte Edward hinzu.

Pamela wankte durch die Seitenthür zurück; Arthur gab ihr das Geleit bis zur Schwelle. „Es iſt nichts als ein Beſuch im gewöhnlichen Styl!" verſicherte er ihr mit dem Ausdruck der ſicherſten Beruhigung.

„Iſt der Lord allein?" fragte Fitzgerald den meldenden Diener. „Wer ſteht dafür, daß, während er mich mit dem Ceremoniell heuchleriſcher Freundlichkeit hinhält, ſeine Späher mein Haus durchſuchen!"

Tony kam herbei und flüſterte ihm ins Ohr: „Gewölbe, wo die Piken aufgeſchichtet ſind, iſt feſt und ſicher."

„Man beſetze die Eingänge nach allen Seiten," befahl Edward, „den Lord Staatsſecretär führe man in den Saal."

Die Diener entfernten ſich. O'Connor kehrte aus dem Nebenzimmer zurück. „Will denn dieſer Caſtlereagh ewig Viſiten machen?“ ſagte Fitzgerald, „immer erſt wie die Schlange ſein Opfer ſchmeichleriſch umziſchen?“

Er eilte nach dem Wandſchrank, riß ein Paar Terzerole herunter und griff nach dem Pulverhorn.

„Muß ich Dir wieder in die Arme fallen, Edward!“ ſagte O'Connor mit ſtrafendem Ernſt.

„Sei ruhig,“ antwortete Fitzgerald, ohne ſich irren zu laſſen, „dies für ihn, dies für mich, ſobald ich die Luſt zu Gewaltthätigkeiten wittere.“

Er ſteckte die geladenen Terzerole zu ſich, drückte beide Hände vor die Augen und ſtand eine Minute im Kampf mit ſich ſelbſt. Dann fuhr er auf, warf ſich dem Freunde an die Bruſt und drückte ihn krampfhaft an ſich.

„Du wirſt Dich nicht unnütz opfern,“ ſagte O'Connor mit der abweiſenden Kälte der ruhigen Sicherheit. „Wir würden Dich nur bedauern müſſen, nicht einmal bemitleiden können! — Der jetzige Moment iſt wichtig, um zu prüfen, wie weit die Regierung gegen unſre Perſonen zu verfahren Miene macht. Wäre ſie mit ſich einig, ſie ſendete nicht den Horcher unter der Maske des geſelligen Verkehrs. Ich zweifle, daß man Documente in Händen hat, wonach irgend Jemand von den Bundesbrüdern namhaft gemacht wäre.

Noch iſt das Kriegsrecht nicht in Uebung, man iſt zu furchtſam und zu klug, um anders zu verfahren, als auf dem Wege Rechtens, nach dem Buchſtaben des Geſetzes.“

„Es gibt nur Eins, was ich fürchte,“ ſagte Fitzgerald, — „die Einöde des Kerkers. Ich bin leichtfertig, ich bin convulſiviſch, es gibt für mich kein Mittelmaß des ruhigen Harrens. Jeder trägt in ſeiner Natur die Möglichkeit deſſen, was er zu dulden vermag und was nicht. Führt eine Batterie auf und gebt mir aus hundert Feuerſchlünden hundertfachen Tod; laßt mich unter Folterqualen meinen letzten Seufzer hauchen, ich will nicht zittern, nicht zucken. Aber die graue Eintönigkeit der Kerkerwände, das bis zum Wahnwitz ſtille Nachſinnen des ſich ſelbſt Ueberlaſſenen, aller Welt Entzogenen, dieſe Arbeit des ewig wachen Kopfes, dies ſtete Flächenmaß an Zeit und Raum, ich ertrüg' es nicht. Nicht Schmerzen ſcheu' ich, nicht Todesqual, aber in die Unmöglichkeit verſetzt zu werden, Schmerz oder Freude zu fühlen, in den Wahnſinn dieſes Nichts zu treten, hielte meine Seele nicht aus. Ich weiß, Arthur, Du biſt ein denkendes Weſen, Du würdeſt auch das dulden, wenn es über Dich erginge. Ich nicht, mir ſchäumte das Gehirn gegen die Decke des Schädels, bis es ſich Luft verſchaffte. Eh' ich mich gefangen gebe, um dem Ränkeſpiel diplomatiſcher Verhandlungen, dem graufarbigen Nachdenken der ſtill gewordenen Seele anheimzufallen, eh' ſchieß ich Caſtlereagh nieder und mache mir ſelbſt Bahn zur Ewigkeit! — Bis auf dieſen Punkt zählt auf meine Beſonnenheit; nur hier iſt meine wunde Stelle!"

Er drückte dem Freunde die Hand und ging, um ſeinen Gaſt zu empfangen.

O'Connor's ſpähendes Auge blickte ihm ſchweigend nach. „Armer Freund mit Deiner wunden Stelle!" ſagte er mit der düſtern Ruhe, die den verhaltenen Zorn bändigt. „Weißt Du nicht, daß das Schickſal weit lieber den Ränkemacher als den Despoten ſpielt und uns immer nur an den wunden Stellen erfaßt? Darum zerbrechen wir ſelten, erlahmen meiſt. Das ſchleichende Unglück, das langſam zehrende, iſt der böſeſte Feind. Nur wer zäh iſt, kann ein Held ſein, nicht wer ſtürmiſch. Wer euch überdauert, ihr tauſendfach kleinen, geſchäftig arbeitſamen Plagegeiſter der Hölle, wer das Blut bändigt, die liſtige Tücke des Zufalls durch die Kraft der Ruhe beſeitigt, iſt ein Held der Menſchen."

O'Connor war zweifelsohne einer der geheimen Fünf, welche die Geſellſchaft der Vereinigten leitete. In dieſem Ausſpruch lag vielleicht das Glaubensbekenntniß der Wiſſenden im Bunde. Fitzgerald ſchien mehr ein Hebel oder eine Angel für den Gang der Dinge. Im gleichen Sinn wurde auch O'Connor's Journal, „die Preſſe," geführt. Die Sprache, die er darin verführte, war allerdings ein Strom voll Leidenſchaft, voll ewiger Bewegung, voll immerwährenden Aufgebotes aller innern und äußern Kräfte; niemals aber trat dieſe Strömung aus ihrem Bette, ihre Kraft erſchien immerfort durch ſich ſelbſt gezügelt. So war O'Connor's ganze Perſönlichkeit; dieſe Ruhe ſeines Weſens athmete die verhaltene Kraft, dieſe Kälte und Sicherheit in ſeinen Entſchlüſſen war nur Ueberlegenheit des Geiſtes. Jede Leidenſchaft war in ihm entwickelt, blitzte aus ſeinem Auge, ſchüttelte ſich in ſeinen Locken, brannte in den heißen Zügen ſeiner Muskeln, war in ſeiner Seele immerfort zum Aufſprung bereit, und fühlte ſich doch gebunden durch eine ſittliche Kraft der Enthaltſamkeit, eine geheime Macht, die vielleicht auch nur unbewußt, nur Inſtinct, ſchwerlich Ergebniß vollendeter Weisheit war. —

Als Fitzgerald an den großen Spiegelſcheiben im Corridor ſeines Hauſes vorüberſchritt, hielt er plötzlich an, ordnete ſeine Kleidung, ſein Haar und zog die grüne Schleife ſeines Tuches feſt. Er mochte ſich etwas übernächtig verworren erſcheinen. „Man ſoll mir nicht anſehen," dachte er ſtill für ſich, „daß ich um Irland ſchlafloſe Nächte habe, am wenigſten diejenigen, die ſich davon Triumphe verſprechen." Wie er nach den Terzerolen in der Seitentaſche griff, fühlte er ſich ganz in der gewohnten Stimmung harmloſer Heiterkeit; indem er die Grenze kannte, wie weit ſein Leben reichen dürfe, ohne elend und ehrlos zu werden, nahm er recht eigentlich erſt Beſitz von allen Gaben ſeines Geiſtes.

Singend, wie die Lerche, die früh Morgens aufſteigt, in jener hüpfenden Bewegung, die ſeinem elaſtiſchen Gange eigen war, trat er in den Saal, wo Caſtlereagh zwiſchen den Ahnenbildern der Herzöge von Leinſter wandelte. Caſtlereagh war faſt befangen, als ſie ſich begrüßten. Die ſprudelnde Jovialität, mit welcher ihn Fitzgerald willkommen hieß, hatte er nicht erwartet, dieſer üppigen Heiterkeit wußte er kaum etwas Entſprechendes zu bieten. Er ſeinerſeits war ſtets heiter, immer Sonnenſchein, wenn auch nur eben Schein, ohne leuchtende Macht der belebenden Seele; hier aber ſtieß er auf einen Uebermuth, der faſt wie ſichere Geiſtesſtärke wirkte. Auf dem Wege nach Leinſterhouſe hatte er ſich in ſeinen Gedanken von der Gemüthsſchwäche heimſuchen laſſen, einen Gebeugten zu vermuthen, einen Furchtſamen zu finden, den die Triumphe des Staats über ſeine Pläne gewaltſam geſchüttelt, und dem von ferne ein Fingerzeig des Troſtes zu bieten ſein würde. Caſtlereagh glaubte die Befugniß zu haben, als Menſch, als Cavalier da nachzuhelfen, wenn nicht auszugleichen, wo der Staatsmann durch ſeine Maxime verletzend geworden. Fitzgerald hatte in der geſtrigen Sitzung des Hauſes auf ſeine Fragen nur indirecte Antwort erhalten; Caſtlereagh durfte, da ſie von je auf Cavalierfuß zu einander ſtanden, perſönlich nicht vorenthalten, was das Gouvernement ſchweigend oder durch ſeine Maxime beſeitigte. Schon für die Begegnung in Bally-Caſtle waren ſich Beide ein gegenſeitiges Genüge ſchuldig, entweder mündliches oder thatſächliches; jedenfalls hatte man ſich Erklärungen zu machen und an Caſtlereagh war die Reihe, den Gegner zu ſondiren, um zu wiſſen, welche Genugthuung ihm zu bieten ſei. Daß er in Fitzgerald nicht blos den Cavalier, ſondern auch den Rebellen erforſchen wolle, mochte ſich der Staatsmann vielleicht ſelbſt nicht offen eingeſtehen.

Er entſchuldigte ſich wegen des ſo ſpäten und ſo frühen Beſuchs, ſo ſpät, weil ſie ſich ſeit dem Sommer nicht geſehen, ſo früh, weil er täglich Seſſion habe. Seine gehäuften Geſchäfte durften in beiden Fällen hinreichendes Motiv ſein.

„Es mag gleich ſchwierig ſein," bemerkte Fitzgerald, „ſo ganz plan- und geſchäftslos zu leben, oder von Geſchäften ſo überdrückt zu ſein, daß man im Menſchen nicht mehr den Menſchen herausfindet. Im erſtern Falle bin ich, im zweiten ſind Sie, Sir Robert Stewart."

Caſtlereagh wand ſich im Seſſel, in den er ſich gelehnt, hin und her, wie Jemand, der nach einer gemüthlichen Poſition ſucht.

„Sie ſind ſeit Jahr und Tag," fuhr Edward fort, „ſo ernſt geworden, Sie ſind ſo beladen, ſo überhäuft von engliſchen Obliegenheiten, daß man — wahrhaftig, ich ſpreche hier im Vertrauen — in Ihnen gar nicht mehr den Irländer herausfindet. Ich, für mein Theil, ſehen Sie, mäſte mich mit Müßiggang; mein frommer Glaube, daß nicht Pitt, ſondern Gott über Irland regiert, macht mich freilich unſäglich faul, ich thue nichts, aber ich bin doch wenigſtens kein blindes Werkzeug deſſen, was gethan wird.“

„Halten Sie mich etwa für blind?“ ſagte Caſtlereagh mit der lächelnden Miene der enthaltſamſten Beſcheidenheit.

„Ich halte Sie für unendlich blind,“ verſicherte Fitzgerald mit einem königlichen Uebermuthe, „für unendlich blind, weil Sie Pitt für den Lenker der Dinge ausgeben, während im Himmel und auf Erden Gott die Ehre gebührt. Oder meinen Sie, Pitt habe, wie die Hexen in Macbeth, nach diplomatiſchen Recepten im Keſſel brodelnder Weisheit die Mittel zuſammengebraut, um die Elemente zu beſchwören, um den Sturm auf dem Meere heraufzurufen, der die franzöſiſche Flotte zerſtörte und Irland vor der Landung der Feinde ſchirmte? Hat Pitt's väterliche Fürſorge das Geſchwader aufgerieben? Mit nichten, Gottes Sturmwind. Ohne ſein Zuthun ſtände die franzöſiſche Armee auf der grünen Inſel; Irland müßte zu den Waffen greifen und im Drange der Noth hätte es ſich die Entſcheidung nicht mehr freiwillig zu ſtellen, ob es ſich zu England oder zu Frankreich ſchlagen ſolle, es würde gezwungen ſein, unter die Fahnen des Stärkern zu treten. Was hilft es Ihnen, Staatsſecretär, die Aufruhrbill einzubringen, die unſer Parlament, ſo wie es iſt, allerdings gutheißen muß; was hilft es, die perſönliche Freiheit in Irland aufzuheben! All die Tauſende, die Sie für Rebellen halten, können Sie doch nicht einkerkern, der Einzelne kann gar nicht mehr einſtehen für den Drang der Maſſe. Werfen Sie vorläufig mehr Soldaten nach Irland, mehr engliſche Soldaten!"

Caſtlereagh ſtaunte über dieſe Worte, die faſt wie eine Beichte klangen, in welcher der Beichtvater ſelbſt ſowohl angeklagt als verhöhnt wird. Der Diplomat fühlte die Beſchämung eines Schulmeiſters, den das Kind mit der eignen Ruthe geißelt. Fitzgerald's Naivität hatte in der That ihren genialen Moment.

„Sie halten für ſo ausgemacht, Mylord," fragte der Staatsmann, um nur das Geſpräch auf die ihm gebotene Bahn zu leiten, „daß Irland je das Recht haben könne, eine Wahl zu treffen zwiſchen England und einer zweiten Macht?"

„Recht?" rief Fitzgerald begeiſtert und doch im lachenden Tone. „Man muß erſt wiſſen, was Recht heißen ſoll. Ein Vertrag zwiſchen zwei an Jahren ungleichen Brüdern, wonach der Aeltere den Jüngern, weil er deſſen kindheitsvolle, hülfsbedürftige Schwäche benutzte, knechten und niederhalten durfte, ein ſolcher Vertrag, den man hiſtoriſches Recht nennt, iſt in jedem Augenblick ungültig, wo der jüngere Bruder Mann wird. Sobald Amerika ſich mündig fühlte, hatte es das Recht, mündig zu ſein. Man gab es ihm nicht; deſto beſſer, ſo hat es ſich im Drang der Gefahr die Kraft erworben, es zu nehmen. Es wär ein Unglück geweſen, wär' es nicht durch das Gebot der Nothwendigkeit in ſeinem Selbſtgefühl kriegeriſch erſtarkt. Es wär ein Unglück geweſen, hätte man die Republik Frankreich ſofort für eine berechtigte Perſon anerkannt, ſie wär' in ſich ſchlafen gegangen mit ihrem ſchnell geglückten Werke, oder hätte ſich unter kleinen Leidenſchaften zerſtückelt und zermürbt. So aber, im Widerſpruch geſchärft, unter dem Todesſchwerte der Gefahr ſeiner Sendung gewiß, iſt erſt der Genius des Volkes frei und fertig als gepanzerte Minerva aus Gottes Haupt geſtiegen. Nur das Unglück macht Helden, macht Götter. Und einen Halbgott nenn' ich jenen Sohn der Republik, der in Italien die Schlachten ſchlug. Recht, geſchriebenes, vertragsgültiges Recht! ſchreit Ihr Staatsmänner noch immer. Nun, das jahrhundertelang getragene Unrecht iſt nie zum Recht geworden, verjährter Unſinn nie Sinn, Sklaverei hat ſtets die Befugniß zur Empörung. Und daß die Macht des Volksbewußtſeins, hat es ſich einmal kriegeriſch geſtaltet, ſich auch geſchriebene Rechte verſchaffen könne, das wiſſen wir doch nun wohl, Staatsſecretär von Irland! Das alte ſolide Oeſterreich hat die Republik Frankreich anerkannt; die Republik Frankreich pflegt nämlich Secretäre zu ſenden, die mit Roth zeichnen!"

„Sie ſcheinen förmlich verliebt in das Wort Republik, es kommt nicht von Ihren Lippen," entgegnete Caſtlereagh mit ſcheinbar ruhiger Einfalt. „Ich ſagte: das Wort Republik. Für ein Wort nämlich halt' ich es, ein Stichwort, das man freilich aufbläſt zur Fahne, zum Segel, und in den aufgeſchwellten Bauch des Sacktuches ſtößt Satan Sturm mit lachenden Pausbacken. Wenn man den Maſt einzieht, nur ganz gelinde, nach Schifferbrauch, ſo fällt das aufgeblaſene Segel, mit dem der Dämon des Elementes zu wettern ſchien, ganz matt und ſchlaff zuſammen."

„Bei welchem Maſt," ſagte Fitzgerald geſpannt, „wollen Sie anfangen, wenn Sie einen Wald von Maſten vor ſich ſehen?"

„Was wir doch Irländer ſind!" lachte Caſtlereagh, „verwirren uns in lauter Bildern und überſehen den Wald vor lauter Bäumen und Maſten!"

„Göttliche Irländer wir!" ſagte Fitzgerald, „und ſind im Herzen doch ſo verteufelt engliſch! Ich auch, ich auch, mein Herr, denn ich rathe Ihnen ja wohlmeinend, mehr

Soldaten ins Land zu werfen. Nur das ſag' ich Ihnen wiederholt, daß Sie es nicht mit einzelnen Maſten zu thun haben, die Sie zu beugen gedenken bei Sturmesgefahr. Sie haben es mit dem ganzen Menſchengewimmel des katholiſchen Südens zu thun. Dieſe wiſſen nichts von Republik, nichts von dem Genius der Weltgeſchichte, der auf dem Feſtlande ſein Haupt erhebt, dieſe ſchreien nicht: Freiheit und Gleichheit! ſondern: Brot, Hunger, Rache! — und daraus kann ſich allerdings Manches entwickeln."

„Das Gouvernement," ſagte Caſtlereagh ſcharf gereizt, „weiß ſehr genau, daß auch dies, ſo gut wie das Wort Republik, nur eine jener Drohungen iſt, hinter denen die Wirklichkeit ſehr weit zurückzubleiben pflegt. Ueber die wahre und wirkliche Sachlage irrt ſich Pitt's Regierung nicht. Es handelt ſich weit weniger um einen aufgeregten katholiſchen Süden, als um einzelne proteſtantiſch gewitzigte Köpfe, die ſich für hell, für aufgeklärt ausgeben, die der Welt ein Heil verſchaffen wollen, das dieſe gar nicht will und mag. Ich kenne die Mordluſt der Weißburſchen, die Rachſucht einer Handvoll Pächter im Lande, aber ich glaube nicht an den Fanatismus der Maſſe, nur an die Verſchrobenheit einzelner ſpeculativer Köpfe, die dies weit weniger ſind aus irländiſchem Bedürfniß, als vielmehr aus modiſcher Hinneigung zur franzöſiſchen Rebellion. Es bleibt kein Zweifel, daß der Verſuch zur Landung feindlicher Truppen nur im Intereſſe Weniger geſchah. Es exiſtirt im Königreich ein Bund, mit dem in Eintracht Frankreich dieſen Schritt verſuchte. Daß die Landesverrätherei und das Majeſtätsverbrechen auf irländiſche, heimiſche Köpfe fallen könnte, iſt gewiß, und wenn die Regierung ſich begnügt, die vereitelte Thatſache zu wiſſen und für beſeitigt zu halten, ohne den einzelnen Theilnehmern weiter auf die Spur zu gehen, ſo dünkt mich, iſt ihre Milde zu preiſen."

Fitzgerald erhob ſich mit ruhiger Würde. „Und nun ſind wir abermals auf dem Punkte, Sir Robert Stewart," ſagte er, „auf dem betrübten Punkte, wo die Inquiſition des Staates wie ein frecher Eindringling herumlauſcht, ob ich, der jüngſte Fitzgerald, zu den Vereinigten in Irland gehöre. Suchen Sie mit dem ſanften Aushängeſchild der Amneſtie ein Geſtändniß herauszulocken? Stehn Sie aus freiem Antrieb mit dieſer Frage vor mir oder im Auftrag des Staats? Im erſten Falle werden Sie die Schwelle nicht verlaſſen, bevor wir dieſe Piſtolen wechſeln. Sind Sie vom Gouvernement beordert, ſo rücken Sie ſchnell mit dem Verhaftsbefehl heraus, ich bin ſehr geneigt, Ihnen alle meine Papiere zu überliefern, Ihnen klar zu machen, ob ich Staatsverräther bin oder nicht, fühle aber dann das Gelüſt, Ihnen zu gleicher Zeit dieſe Kugel durch den Kopf zu jagen."

Er zog langſam die Terzerole aus der Taſche und wiegte ſie ſpieleriſch in den Händen, während ſein Blick mit dem ganzen Ingrimm eines tödtlichen Haſſes in Caſtlereagh's Zügen die Antwort zu leſen ſuchte.

Caſtlereagh richtete ſich mit dem ganzen Phlegma ſeiner diaboliſchen Ruhe in die Höhe, ſtand auf und ſtreckte ſein Haupt, ſeine Glieder, als wollte er ein langes Gähnen unterdrücken, das heimlich durch ſeine Adern ſchlich. Sein Auge lief einigemal über Fitzgerald's Geſtalt von Kopf zu Fuß, ſonſt ſchien die bleiche Sicherheit ſeiner Miene unerſchütterlich.

„Ihr Feuereifer, Mylord, geht in ſeinem Argwohn zu weit,“ ſagte er faſt mit einer gewiſſen wohlwollenden Herablaſſung, die auch den leiſeſten Beigeſchmack von Gereiztheit zu verſchmähen ſchien. „Ich habe mich auf dem Jahrmarktsfeſte zu Kildare in Ihre Geſellſchaft gedrängt. Ich fand ſogenannte Vereinigte Glieder beiſammen, konnte ein ſtaatsverrätheriſches Complott erwarten, und ſah nur einen Haufen ſogenannter Patrioten, die in ihrem tumultuariſchen Müßiggang zu keinem Entſchluß gelangten. Ich war zum Scherz, aus Neugier dort; nennen Sie das Spionerie, ſo war ſie doch eine eitle, vergebliche. Ich ging in der Maskenfreiheit etwas weit, ich erſchlich mir das Formular der Parole. Es war ein geſelliges Vergehen, indem ich mich ungeladen in

Ihre Maskengeſellſchaft drängte. Mein jetziger Beſuch hat weiter keinen Zweck, als Ihnen das Anerbieten jedweder Genugthuung dafür zu machen. Mir iſt jede Waffe gleich. Mein geſelliges Verbrechen ſcheint Ihnen groß genug; mir iſt's ganz genehm, wenn wir Kugeln wechſeln; mein Leben gilt mir nicht für koſtbarer als jedem Andern das ſeinige."

Man konnte nicht entſcheiden, ob die kalte Verächtlichkeit, die jetzt in Caſtlereagh's Zügen ſtand, nur dem Gegner oder ihm ſelber galt, es ſchien ungewiß, ob dieſe Todesverachtung, die der Cavalier zu ſeinen Tugenden zu zählen pflegt, bei ihm für mehr zu nehmen war, als für eine Geringſchätzung des Lebens, eine Unkenntniß vom heiligen Inhalt ſeiner Elemente. —

Wie die beiden Gegner noch ſtumme Blicke tauſchten, in der Miene des Einen eine kalte Lebensverachtung, in den Zügen des Andern eine ſprühende Todesluſt, ſteckte der Mohr, der ſchon mehrmals behutſam die Thür geöffnet, ſich aber ſcheu wieder zurückgezogen, zu wiederholtem Male ſein ſchwarzes Angeſicht durch die Spalte und wagte ſich endlich herein, eine drängende Botſchaft, wie es ſchien, auf den Lippen. Zu gleicher Zeit erwuchs von der Straße herauf ein Getöſe, das ſich ſchon längſt als dumpfes Gemurmel angekündigt, zu einem ſchallenden Lärm. Lachende Stimmen, dunkle Wuthausbrüche, Hohn und Zorn, erſchollen im ſeltſamen

Gemiſch aus mehr als hundert Kehlen. Eben ſtotterte der Mohr ſeinen Bericht heraus, deſſen abgeriſſene Laute Niemand bei der Haſt, die ihn trieb, verſtand, als in demſelben Augenblick das gährende Gemurr draußen zu hellem Lärm in die Höhe ſtieg. Man hörte Pferdegeſtampf und das Gekrach von Prügeln, die auf entſprechende Gegenſtände niederſchmetterten. Waren das Menſchenſchädel, ſo war ein hundertfacher Todtſchlag in jeder Secunde möglich.

Fitzgerald eilte ans Fenſter; Caſtlereagh faſt gleichzeitig ihm nach. Der Mohr begann von neuem ſeinen verwirrten Bericht, der jetzt für die Augenzeugen überflüſſig wurde. Caſtlereagh's Equipage war das Ziel für einen Haufen Menſchen, der ſtürmiſch durch einander wogte. Weithin, die Kildareſtraße zu beiden Seiten hinunter, ſtand Kopf an Kopf, ſchwirrte Prügel an Prügel durch die Luft; bei dem Eifer, an der Zerſtörung der Kutſche Theil zu nehmen, war der Mittelpunkt des Drängens ein zuſammengepferchter Knäul Menſchen, wo Freund und Feind gegeneinander zu wüthen begann. Das war die Thatſache, die vor Augen lag. Die Erklärung derſelben ließ ſich muthmaßlich ſtellen. Früh mit dem Anbruch des Tages ging die Kunde von den Vorfällen in der geſtrigen geheimen Parlamentsſitzung durch alle Klaſſen der Bevölkerung Dublin's. Fitzgerald, hieß es, ſei beleidigt vom Lord Statthalter, nachdem er, wie ſchon früher einmal, feierlich erklärt, das Land werde von Henkern regiert; darauf habe man ihn mit Gewalt zum Schweigen gebracht. Hier und da lief ſogar durch die Herbergen, wo der Pöbel ſchlief, das irre Gerücht, Lord Edward ſolle verhaftet werden. Dieſe Kunde war es, die auch die Schläfer in der „ſeligen Harfe", die ganze Bande des prieſterlichen O'Coigley, mit der Dämmerung des Morgens weckte, und ſich von Taberne zu Taberne weitertrug. All das luſtige Geſindel, das Tages über mit ſeinen nackten Füßen die Straße fegt, all die vielen Arbeiter im Weinberge des Müßigganges, machten ſich auf, um die Kunde auszupoſaunen oder zu prüfen. Ein Haufe entſchloſſener Leute zog die Kildareſtraße hinunter und faßte vor Leinſterhouſe Fuß. Die Equipage vor der Thür ward bald gemuſtert, das Wappen des Staatsſecretärs bald Gegenſtand der Unterſuchung, bis man von Dienſtleuten des Lords erfuhr, wer der Beſuchende ſei. Das gab dem ungewiſſen Gerücht von Verhaftung augenſcheinliche Nahrung und der Entſchluß, Lord Edward in ſeinem eigenen Hauſe zu befreien, war heiß und raſch gefaßt. Alle Zugänge wurden beſetzt, die Kampfluſt knirſchte mit den Zähnen, die Schilleleh und Prügel wirbelten durch die Luft, eine halbtrunkne Seligkeit machte ſich in hundert kreiſchenden Tönen als Vorbote zu kriegeriſcher Bewegung kund. Das Wappen der Carroſſe ward verhöhnt, der Kutſcher, die Diener, die das Eigenthum ihres Herrn gegen die zudringliche Menge zu ſchützen ſuchten, wurden durch Hohn und Spott zu hitzigen Beleidigungen getrieben, und als der Wagenführer vom Bock, wie von einer Baſtion aus, die Peitſche in der Fauſt, ſich gegen die Steinwürfe der lachenden Buben zu vertheidigen begann, wurde jubelnd ein förmlicher Angriff gegen ſeinen ariſtokratiſchen Standpunkt beſchloſſen. Im Nu war er entwaffnet, und lag unter dem Toben der Wüthenden, die ſein Geſchrei erſtickten, am Boden. Die unruhigen Pferde waren raſch ausgeſpannt, und während der Bediente auf den hintern Theil des Wagens ſprang, ſeinen Hirſchfänger zog und einige Geſichter blutig zeichnete, regnete eine Fluth von Drohungen auf ihn nieder fiel ein Sturm von Prügelhieben auf die ganze Carroſſe, dieſe Erfindung des vornehmen Dünkels. Eben krachte das Gedeck des Wagens zuſammen. Drei Kerle hatten zu gleicher Zeit den Kutſcherſitz erklommen, ſchwangen die Mützen und ſchrieen „Vivat!" in luſtentbrannter Wuth, als Fitzgerald an's Fenſter trat und das Gewirr der ſeltſamen Scene erblickte. Er riß die Glasthüren auf, trat an die Brüſtung des Balkons und rief mit ſeiner Commandoſtimme kräftig in den Lärm hinunter. Einige ſeiner Leute ſprangen aus dem Hauſe und befreiten Caſtlereagh's Diener aus den Händen der wilden Brut, die jetzt nicht mehr wußte, warum ſie tobte, Motiv und Ziel für ſo viel Kraftentwickelung vergeſſen zu haben ſchien. Die Diener des Staatsſecretärs waren gerettet, der Wagen aber ſchien einmal zum Opfer auserkoren, um vielleicht aus ſeinen Trümmern eine Siegstrophäe zu errichten. Auf den Achſen, in den Speichen der Räder, auf Stange und Verdeck, innen und außen, überall hingen und kletterten Padds wie Affen herum, ſaßen und ritten, jauchzten und heulten, ſtürzten und machten Andern Platz.

Auf Fitzgerald's Zuruf wandten ſich Aller Augen nach dem Balken. Ein derber Burſche richtete ſich vom Wagenſitz auf, ſchwang ſeinen Schilleleh um's Haupt, warf eine Kußhand in die Höhe und ſchrie mit donnernder Stimme: „Lord Edward ſoll leben, die Blume von Irland!“ —

„Lord Edward hoch!“ war das Echo von vielen hundert Kehlen, das die Kildareſtraße toſend hinunterlief.

„Habt Dank, Kinder,“ rief Fitzgerald, ſich nach allen Seiten verneigend, „habt Dank für Euer Lebehoch! Auch lebt er noch, wie Ihr ſeht, lebt und ſtirbt nur für Irland!“

Dann wandte er ſich, ſobald die Menge beſchwichtigt ſchien, an den Sprecher auf dem Kutſcherſitz, der ſchon dieſer ſeiner Stellung nach am meiſten zu ihm heraufreichte. „Und meint Ihr denn,“ fragte Edward, „daß ein Fitzgerald nur leben könne, wenn Ihr anderer Leute Kutſchen zuſammenſchmeißt? Was iſt Euer Begehr und zu welchem Zweck habt Ihr die Diener mißhandelt, die Equipage zertrümmert?"

Die Menge horchte lautlos. „Ew. Herrlichkeit," begann der Sprecher ſich räuspernd und auf ſeinem ſchmalen Höhepunkt nach einer ſichern Poſition tappend, „Ew. Herrlichkeit, — wir — wir ſind lauter Irländer!"

„Menſch! ich bin auch ein Irländer!" ſagte Fitzgerald zürnend, „und der, deſſen Leute und Eigenthum Ihr mißachtet habt, iſt Irländer von Geburt ſo gut wie wir."

„Ew. Herrlichkeit verzeihen," fuhr der Redner fort, „wir ſind keine Schönredner."

„Was zum Henker!" war die Entgegnung, „meint Ihr, ich bins? Ich ſchwör' Euch zu, hier iſt Niemand, der Eure Worte anders wünſcht als friſch von der Leber weg."

„Friſch von der Leber weg!" ſagte der Burſche mit einem kläglichen Geſicht. „Ach Gott, die Leber iſt von einem Hecht und nicht von einem Raben, und weil der Hecht das Naſſe liebt, muß er was Naſſes haben. Seht, Mylord, Zunge, Kehle, Gaumen, Schlund, Schlingröhre, Alles iſt trocken bis tief in die arme liebe Seele hinunter, eine Gegend, wo man ſagt, ein Geier ſäße dort, den die Naturforſcher ſchönrednerisch, aber gleichgültig Magen nennen."

„Vom vielen Schreien iſt Euch die Kehle wund," ſagte Fitzgerald, „und nun wollt Ihr am frühen Morgen ſchon

Whisky trinken? Pfui über Euch! Iſt Niemand da, der reden kann und mir den Zuſammenhang meldet?"

„Mylord!" ſchrie jetzt der Burſche mit erhitzter Stimme. Er galt unter Seinesgleichen für den beſten Redner und jetzt drohte ſein Ruf zu leiden. „Mylord," ſagte er, zupfte ſich am Haarbüſchel, machte Scharrfuß und Bückling, balancirte aber gut genug, ſo daß die Bewegung ihn nicht um ſeine Stellung brachte. „Mylord, wir ſind Alle Irländer. Das heißt, nicht blos von Geburt, wie der Gentleman, deſſen Kutſche wir hier zu fricaſſiren Miene machten. Von oben bis unten, von Kopf zu Fuß, von der Spitze der Zunge bis zu einer breitern Fläche, wo der Naturforſcher ſagt, hier beginne die unſagbare Gegend, will ſagen von vorn bis hinten ſind wir Irländer, in Herz und Nieren, die Gott prüft, Mylord, ſind wir Irländer, wir Burſche hier, Gott ſoll uns dreihundertmal ſtrafen!" Ein wildes Gewirr von Stimmen aus dem Haufen heraus beſtätigte ſeinen Schwur, hundert eiſenbeſchlagene Hirnſpalter fuhren wie drohende Ausrufungszeichen in die Höhe.

„Deshalb, und dies iſt der Grund," fuhr der Redner in ſeiner Logik fort, „ſchlagen wir Jeden todt, der Euch, Mylord, ein Haar krümmt, prügeln alle orangiſtiſchen Schurken durch, zerfetzen alle langen bleichen Geſichter von drüben, und ſind, wie die Weißburſchen in den Grafſchaften, auch in

St. Patrik's Metropole gern und willig geneigt, auf friſcher That jede engliſche Unbill zu rächen und ſtehenden Fußes jedes ſchlechte Geſicht anders zu zeichnen. Was nun das Geſicht anbetrifft, Mylord, dem dieſe Equipage angehört, ſo iſt es, Gott ſoll mich ſtrafen auf ſeinem ewigen Throne! ein ſo recht engliſches, blaſſes, langgezogen und ſeifenſiederartig geſottenes Geſicht, als je eines erfunden werden kann, ein Angeſicht, Mylord, das ſtets auf die Lauer geht, ſtets auf der Bleiche liegt, und doch vergeblich auf Thau des Himmels wartet. Was ein braunes, ſchwarzes oder rothköpfiges Geſicht iſt, ſeht, das hat Gott gezeichnet mit ſeiner heißen Flamme, aber wenn Einer weiße Leinwand aushängt, wenn Einer ſo blaß wie der Neid ausſieht, ſo können wir Irländer, die wir Irländer von Herz und Nieren ſind, nicht umhin und fühlen einen geheimen Kitzel, ein ſolches Angeſicht mit Roth und Blau unterlaufen zu laſſen. Ihr ſeid geſtern im Hauſe der Gemeinen beſchimpft, Mylord; es geſchah gewiß von langen engliſchen Geſichtern. Man will wiſſen, der Lord Statthalter wolle Euch, nachdem die Acte der perſönlichen Freiheit aufgehoben, gefänglich einziehen, wolle mit Euch anfangen, da Ihr Irlands liebe königliche Seele ſeid. Man hat ſchon längſt dem Lord Statthalter vorgeſtellt, arm Irland ſei elend und krank vor lauter Trauer an Leib und Seele. Ei was! hat der Lord Statthalter geſagt, mein

Vorgänger, Lord Fitzwilliam, der milde Vicekönig, hat Euch mit Ruthen geſtreichelt, ich aber, Lord Camden, will Euch mit Skorpionen geißeln. Es iſt dies Irland ein vollblütiger, üppig übermüthiger Körper. Man muß ihm Aderlaß verſchreiben, er muß purgiren und das Sekttrinken laſſen, dieſer vollbauchige Fallſtaff! hat der Lord Statthalter geſagt. Man muß das heiße Blut ihm aus den Wangen treiben, ihm das Gehirn abkühlen, das Temperament des Landes leichter machen; vielleicht verliert ſich dann dieſer Hang zur Lüderlichkeit. Ach, daß Gott erbarm! zu Hauſe liegt einem Jeden ein Herzeleid und Jeder ſchlägt die Hände zuſammen über all ſein bleiches Elend, und nun ſoll ihm noch durch Latwerge und allerlei Rhabarber von engliſchem Gewürz die Stärkung und der Troſt des Landes, die liebe Blüthe ſeiner Hoffnung abgetrieben werden. Vater Patrik! Vater Patrik! haſt du denn kein Erbarmen mehr mit deinem Volke? Fehlt's dir denn wirklich an Thränen, um ein Bischen Naß auf Irlands dürres Elend zu weinen?"

Der arme Menſch ſchluchzte, daß ihm die Worte erſtickten. „Seht," ſchloß er ſeine Rede, „ſo ſteht's mit uns, und da es kein heilig Donnerwetter mehr gibt, das dreinſchlägt in all den Jammer, ſo nehmt nur Eure Prügel, haut um Euch und zermalmt alle Kreatur, die von drüben her mit Recepten oder Maximen, wie ſie's nennen, heranzieht. Schlagt drein in's Himmels Namen, da der Himmel taub iſt für Euer Schreien!"

„Halt!" rief Fitzgerald. Die erhobenen Prügel ſtarrten in die Höhe, einige ſenkten ſich kleinlaut. „Männer, Brüder, Jungens!" begann Edward. „Seid nicht ſo thöricht, das köſtliche Naß Eurer Augen in den Sand rinnen zu laſſen, ſeid nicht ſo thöricht, die Kraft Eures Armes gegen die ſchuldloſen Werkzeuge der Tyrannei zu vergeuden, haltet Eure Herzen für zu edel, als daß Eure Blutstropfen nutzlos zu Boden träufeln, alſo daß die Raben und Krähen, liſtige Dohlen und Polizeiagenten herbeiflattern und ſich damit füttern. Haltet die Schleuſen Eurer Augen feſt, bis Ihr vor dem Feinde ſtehet, ſpart die Kraft Eures Armes, bis Ihr die Tyrannen ſelber faſſet, haltet Eure klopfenden Herzen, bis man Euch die Loſung gibt; dann laßt los, brecht vor und ſchlagt ein. Kinder! da Ihr nun einmal tollherzig ſeid, ſeid nicht auch tollköpfig, ſpart Euch um Gotteswillen für Irland auf. Brave Herzen ſchlagen nicht blind drauf zu. Und wenn ich Euch nun ſage, daß Ihr auf falſcher Fährte ſeid, daß meinem Haupt kein Haar gekrümmt iſt, daß Sir Robert Stewart, der Staatsſecretär des Vicekönigs, eher mein Freund als mein Feind iſt, ſo werdet Ihr Euch beſinnen, und warten bis die Stunde der Rache ſchlägt. Ich will Euch ſagen, was die Uhr iſt, will Euch aufrufen, wenn der

Zeiger auf Voll ſteht und Zwölfe weiſt, dies Zwölfe mag nun heiße Mittagsſtunde oder Mitternacht ſein, wo einige Todte auferſtehen, viel mehr Lebendige aber zu Grabe ſteigen werden. Hört auf mein Wort! Es lebe Irland für immer! Seid achtſam und mäßigt Euch!"

Er trat einen Augenblick zurück. Caſtlereagh ſtand hinter ihm in der Thür, an den Pfoſten gelehnt und ſtarrte mit gierigen Blicken auf ihn hin.

„Hab' ich zu viel geſagt?" fragte Fitzgerald gutmüthig. „Oder habt Ihr noch Luſt, mich zum Gefangenen des Staats zu machen?"

„Ich bin Euer Häſcher nicht, Mylord," entgegnete der Staatsmann.

Fitzgerald nahm ihn bei der Hand und zog ihn an den Rand des Altans. „Hier iſt Sir Robert Stewart, dem Ihr Abbitte zu thun habt. Er denkt nicht daran, mir ein Haar zu krümmen, er wird in meinem Wagen nach Hauſe fahren, Ihr werdet ihn ziehen laſſen, Freunde! Und nun geht mit Gott. Wär' ich Sanct Patrik, ſo entließ ich Euch mit meinem Segen. So kann ich nur ſagen, ziehet heim, bis Euch Sanct Patrik ruft!"

Er trat mit Caſtlereagh in den Saal zurück.

Der Mohr ſtand zitternd vor Freude und in einer Bewegung, die zwiſchen Weinen und Lachen wie von Wegen geſchaukelt wird. Er lief und kam; Edward's Equipage fuhr im Hofe vor, deſſen Ausgang auf die entgegengeſetzte Straße lief. Die geprügelten Diener ſchienen nicht gleich im Stande zu ſein, ihrem Herrn zu folgen; einige Leute des Hauſes waren deshalb als Erſatz zur Begleitung beſtimmt. „Mein Wagen ſteht ſo lange zu Ihrem Dienſt," ſagte Edward, „bis ich in dem Ihrigen vor Ihrer Thür halte." — Es war die reine Freude des Wohlthuns, nicht der leiſeſte Zug eines ſelbſtbewußten Triumphes, was in Fitzgerald's Blicken ſtand. Der Fülle dieſer Gemüthſeligkeit gegenüber erſtarb faſt der nüchterne Hohn, der um Caſtlereagh's Lippen ſchwebte, und das Gefühl einer verletzenden Beſchämung verdrängen ſollte. Er ſchien nicht das rechte Wort zu finden, das zwiſchen Dank und Beleidigung die richtige Mitte treffen oder in täuſchenden Farben ſpielen durfte. „Ich verdanke Ihnen beinahe meine heutige Exiſtenz," ſagte er endlich, als er Fitzgerald auf der Treppe verhinderte ihm weiter das Geleit zu geben, „und ich weiß nicht, ob und wie ich Ihnen gelegentlich meine Erkenntlichkeit an den Tag ſtellen ſoll. Der Pöbel ſcheint durchaus in Ihren Händen."

„Beſſer der Pöbel in meinen Händen, als Sie in den Händen des Pöbels!" ſagte Fitzgerald gutmüthig, Caſtlereagh's bittere Worte, in denen er nur den Scherz herausfühlte, mit lächelnder Wendung erwiedernd. Beide Männer trennten ſich mit unentſchiednem Gemiſch von Haß, Furcht, mitleidigem Wohlwollen und neidiſchem Groll. Auch ihre Ehrenſache blieb unausgeglichen.

Oben im Zimmer empfing Pamela den Gatten mit jener ausgelaſſenen Freude, die ſich des Weibes zu bemächtigen pflegt, wenn der Geliebte Triumphe feiert. Der Mohr hüpfte wie unſinnig im Saal herum und flüſterte: „König von Irland, hab's gleich geſagt!“ O'Connor ſtand ruhig zur Seite; in den ſcharfen Zügen ſeines Angeſichts lagerte eine gedankenſchwere Wolke. Fitzgerald trat liebevoll mit ſeinem Weibe zu ihm. Er erwiederte kaum die Freundlichkeit der Anfrage, was ihn drücke. „Es fällt mir ſo bang auf's Herz,“ ſagte Arthur mit der finſtern Grübelei ſeines Weſens, die nie leidenſchaftlich ſchien und es doch im Verborgenen war, „bang auf's Herz, wie verhängnißvoll es iſt, den Moment unbenutzt vorüberzulaſſen, wo die Volksgunſt auf dem Gipfel der Blüthe ſteht. Volksliebe welkt über Nacht, oder läßt ſich nicht feſſeln und ſchwankt, der Woge gleich, immerdar in Fluth und Ebbe. Wer jene nicht wahrnimmt, um ins hohe Meer zu greifen, den hält dieſe treulos nieder, die Welle des Aufruhrs weicht vor ſeinen Füßen zurück, und er ſitzt auf ſandigem Eiland, freundlos, einſam.“

Pamela legte ihre Hand auf des Freundes Stirn, und wollte die gramvollen Gedanken glätten; ſie hatte in dieſem

Augenblick keinen Glauben an die Wahrheit ſeiner Worte. Edward ſelbſt brachte das Geſpräch bald auf andre Punkte; ſein ewig friſcher Sinn wurde niemals ſchwer und lahm, brütete nie über einem Sumpfe ſtarrgewordener Gedanken, er wußte ſtets neues Quellwaſſer aufzufinden.

Das dringendſte Bedürfniß für Irland war jetzt eine ſichere, geheime Geſandtſchaft nach Paris, um den brieflich unſicher gewordenen Verkehr perſönlich wieder anzuknüpfen. Die Unternehmung des General Hoche durfte nicht als völlig vernichtet angeſehen werden, die Republik Frankreich durfte ſich den Lohn nicht entziehen laſſen für die erſte fehlgeſchlagene Bemühung. Jeder von beiden Freunden hielt ſich für befugt zu dieſer Miſſion, Niemand aber war in Irland ſelbſt bei dem Stande der Intereſſen entbehrlich.

Wie ſich jetzt mehrere von Fitzgerald's Freunden als Beſucher einſtellten, zog ſich Pamela zurück und die Berathungen über die Wahl eines Abgeſandten nahmen einen ernſteren Charakter. In ſolchen Verſammlungen, die ſich zufällig, aber faſt täglich geſtalteten, waren die geheimen Fünf, die das Directorium des Bundes machten, jeder Zeit zugegen, obſchon ſie nicht als geſchloſſene und beſtimmte Behörde heraustraten. Und während Lord Fitzgerald niemals für einen thatſächlich Aufgenommenen im Bunde galt, ſo blieb doch ſein Haus wie ſeine Perſon die Angel gleichſam.

um welche ſich alle Verhandlungen und Entſchlüſſe der Vereinigten Irländer drehten. Man ſchien bald einig zu werden, die Wahl fiel auf Einen der Fünf, ſein Name war Mac Nevin. Man fand für gut, daß er unter irgend einem bürgerlichen Geſchäftsvorwand nach Hamburg und von dort geradeswegs nach Paris ging.

Caſtlereagh war in Fitzgerald's Equipage längſt in Sicherheit, er hatte Leinſterhouſe durch die hintere Hofthür verlaſſen. Auf der Straße vor dem Hauſe wogten noch Müßige auf und ab, bis ſich die aufgelöſte Menge gemach zerſtreute. Eine einzige Geſtalt ſchien auf ihrem Platze treu ausharren zu wollen, ein blonder Knabe, der dem Hauſe gegenüber auf einem Laternenpfahle ſitzen blieb und unabläſſig mit den blauen Augen nach den Spiegelfenſtern ſpähte. Der Mohr Tony hatte ſich mit den Einzelnen, die noch auf dem Pflaſter herumlungerten, beſchäftigt; erſt nachdem Alle zerſtreut waren, machte ſich der Zurückgebliebene dem alten Bekannten bemerklich. „I Rory, weißes Kind, Du hier?“ rief Tony und ſprang an dem Pfahl hinauf, auf welchem Rory ſaß. Ihre Bekanntſchaft rührte von Bally-Caſtle her, wo ſie auf dem Hofe ſich nicht ſelten gefunden und der ſchöne weiße Knabe für die ſchwarze Mißgeſtalt ſobald ein zärtliches Mitgefühl empfand. „Bin ſchon lange in Dublin,“ ſagte Rory auf des Negers Befragen, „bin viel im Lande herumgereiſt mit Maultrommel und Reiſeſtab, und muß auch jetzt wieder mein Nachtquartier wechſeln. Mein böſes Schickſal verfolgt mich wieder, in Geſtalt des Capitän Rock, wie er ſich nennt, der mein Vater ſein will. Heut in aller Frühe kam er in die ſelige Harfe, der Haufe brauner Teufel, die meine Brüder ſein wollen, mit ihm; ich bin mit genauer Noth entwiſcht, und habe nun wieder nicht wo ich mein Haupt hinlege."

„Grade wie lieber Heiland," ſagte Tony, „wußte auch nicht wo er ſich betten ſollte."

„Haſt Du immer noch Deinen alten Trieb, ſchwarzer Bruder, in jeder Menſchenkreatur den Heiland aufzuſuchen, den Herrn Jeſus, wie er litt und gepeinigt ward, zu Tode gequält, und doch immer wieder auferſtand?"

Der Mohr hatte den Sprechenden beim Fuß erwiſcht und zerrte ihn ſo lange, bis er hinabglitt. Er fing ihn in ſeinen Armen auf, herzte ihn und freute ſich über das liebe weiße Chriſtgeſicht mit den goldblonden Locken, die ziemlich verworren um Rory's Schultern hingen.

„Kommſt mit mir, liebe weiße Seele," ſagte Tony, „ſollſt in Leinſterhouſe wohnen, ſollſt eine grüne Binde umthun, einen grünen Rock tragen und Knöpfe mit der Harfe darauf, zum Zeichen, daß Du Irlands vielmal getreuer Diener biſt. Sollſt es gut bei uns haben, Lord Edward braucht allerlei Volk, wenn er aufſteigen wird zu ſeiner Herrlichkeit!“

Willenlos ließ ſich Rory von dem Schwarzen führen. Wie ſie über den Damm nach der Thür gingen, öffnete Pamela, die der Scene zugeſchaut, das Fenſter. Tony winkte ihr zu, als hätt' er an dem weißen Bruder einen köſtlichen Fang gemacht. Erſt als Rory ſich im innern Raum befand, gedachte er an die Begegnung mit Lord Fitzgerald auf Bally-Caſtle. Er war ihm in den Kleidern der Kammerzofe erſchienen; es galt alſo eine doppelte Verſtellung, wollte Rory in den Dienſt des Lords treten. Leicht ließ er mit ſich geſchehen, was der Augenblick bot; hatte er doch genug Zuverſicht zu ſich ſelber, um Andere gewähren zu laſſen, bis ſeine eigne Natur ſich wieder von ihnen löſte und raſch in Freiheit ſetzte.

24.

Wenige Tage darauf hatte das Parlament von Dublin, das zumeiſt aus Kreaturen Englands zuſammengeſetzt war, die Aufruhrbill mit großer Mehrheit angenommen. Das Vaterland war in Gefahr! Unter dieſem Deckmantel konnte es ſogar für patriotiſch gelten, den Geſetzvorſchlag der Regierung zu genehmigen. Die Corporationsacte war aufgehoben, Irland ſtand unter militäriſcher Dictatur, und der Statthalter, Lord Camden, der rauhe Mann, der nur Soldat war, hatte die Befugniß, jede Perſon für unfrei zu erklären und ohne Rechenſchaft gefänglich einzuziehen, ſobald es unter dem Vorwande der Vaterlandswohlfahrt ſeiner Willkür tauglich ſchien. Niemand war jetzt ſicher vor Haft, und die Tyrannei ging mit ſicherm Schritt durchs Land, durfte mit eiſernem Fuß jedes Menſchenrecht zertreten. Ein beſonderer Antrag, die Geſellſchaft der Vereinigten Irländer für geſetzwidrig zu erklären und förmlich aufzuheben, ward dem Hauſe der Gemeinen nicht weiter geſtellt, ſchien auch nach dem frühern Verbot ihrer öffentlichen Zuſammenkünfte unnöthig, da man genug Gewalt, nach dem geſetzlichen Buchſtaben nun auch das Recht in Händen hatte, jeden Einzelnen unſchädlich zu machen und vom Schauplatz der Bewegung zu entfernen. Nach Aufhebung der perſönlichen Freiheit war dem Uebergreifen des Patriotenvereins vorgebeugt und man war nun im Stande, den weitern Beſtrebungen deſſelben mit der wißbegierigen Ruhe des Operateurs zuzuſehen, der die Wirkungen ſeiner vorläufigen Maßregel abwartet, und eher Freude als Beſorgniß äußert, wenn nach dem erſten Meſſerſchnitt die Zuckungen der Glieder noch vom Lebensinhalt zeugen.

Bei alle dem fühlte ſich das innere Feuer der Empörungsluſt nur erſt recht geſchürt. Der Irländer kennt wenig, was man Furchtſamkeit nennt, im Drange der Gefahr wird ſein Leichtſinn erſt zum Muth geſtachelt. Jetzt war die Sache nicht mehr als luſtiger Einfall zu nehmen, die Sache der Freiheit nicht mehr in einer Karnevalsnacht zu erringen, ſie mußte ihre Entſcheidung bis auf Leben und Tod zu Ende führen. Noth, ſagt man, lehrt beten, aber ſie lehrt auch klug ſein, und ſo ſtand zu hoffen, daß Irland ſich dieſe Tugend erwerben werde, da England mit dieſer einzigen ausgerüſtet den ſocialen Kampf zu führen ſchien. Die Geſellſchaft der Vereinigten berief ſeit dem Erlaß der Aufruhracte nicht weiter eine größere Zuſammenkunft. Jede ſolche Scene, wie ſie auf Bally-Caſtle ſtattfand, lief ohnedies Gefahr, in ein Bacchanal auszuarten, wo das gute Herz von Irland, um aller Sorge ledig zu ſein, fleißig bechert und ſchäumt, während der kalte bleiche Ernſt der Verfolger mit feſter Hand heranrückt, um jede Regung zu brechen, jeder Wirkſamkeit vorzugreifen.

Leinſterhouſe war nicht ferner, auch nicht für den Ausſchuß der Leitenden, das zweckdienliche Aſyl. O'Connor zwang den Freund, darauf zu verzichten, die Bundesbrüder bei ſich zu ſehen. Eben ſo war er eifrig bemüht, die Waffenvorräthe, die man in den untern Gelaſſen aufgehäuft, allmälig zu zerſtreuen. Fitzgerald ſollte möglichſt unbetheiligt bleiben, in jeder Beziehung müßig ſcheinen, trotzdem die Geſchäfte der arbeitenden Mitglieder ſich allerdings häuften. Täglich traten ganze Schaaren dem Vereine bei, die man den ganz allgemein gehaltenen Eid der Patrioten ſchwören ließ, auf die man zählen konnte, ohne daß man ſie eines nähern Vertrauens vorläufig würdigte. Auch die Summen, die ohne Namensnennung aus dem Süden einliefen, wurden immer bedeutender, der Glaube an eine große Gemeinſamkeit, an die Lebensäußerung einer Nationalangelegenheit wurde immer feſter und O'Connor entwarf eine Organiſirung des Bundes, die ſeinem Kopfe Ehre machte.

Man theilte ſich ſeitdem in lauter kleine Geſellſchaften von je Zwölf, dergeſtalt, daß nur Mitglieder, die ſich genau kannten, einen Cirkel bildeten, der durchaus nur den Anſchein herkömmlicher harmloſer Klubs behielt. Jeder Klub von Zwölfen hatte einen Secretär. Fünf Secretariate bildeten ein Comité. Von dieſen Comités wurde je ein Mitglied gewählt, um einen höhern Verein zu bilden, der die Grafſchaft vertrat. Ein Ausſchuß aus den Grafſchaftscomités bildete ein Provincialcomité. Die Auswahl von den Abgeordneten der Provinzen ernannte ſchließlich die geheimen Fünf, welche Directorialgewalt übten. An allen Punkten war alſo nur eine geringe Anzahl verſammelt, da jeder Klub, der mehr als zwölf Mitglieder zählte, ſich wieder verzweigen mußte und ſtufenweiſe hinauf immer nur die geheim durch Ballotage ernannte Auswahl mehrerer Klubs einen höheren Verein bildete, der dann wieder ſeinen geheimen Vertrauten entließ, um zur allgemeinen Willensäußerung ſeine Stimme abzugeben. Umgekehrt geſchahen von oben herab eben ſo ſtufenweiſe die Mittheilungen an die Maſſe. Dieſe Mittheilungen, deren Quell der Schooß der geheimen Fünf war, galten für Befehle, für abſolute Geſetze. Ob ſie wirklich der zum letzten Ausſpruch gebrachte Geſammtwille des Bundes waren, dazu gehörte der gute Glaube, die willige Begeiſterung der Mitglieder. Man ſetzte die Einheit des Wollens ſtillſchweigend voraus, ohne ſie an einer allgemeinen Verſammlung erprobt zu haben; man war zutrauensvoll genug, um den Entſchluß zum Handeln dem Gutachten der Dictatur der Fünfmänner anheimzuſtellen. Dieſe Entſchließung zur That ſollte aber wieder von Frankreich abhängen, von der Hülfe, welche die Republik mit General Hoche von neuem zur Befreiung der Inſel bot. Mac Nevin, der Bevollmächtigte des Bundes, war in Paris nicht ohne Vortheil wirkſam geweſen. Das Mißglücken der erſten Unternehmung war bald verſchmerzt, da Irland die Koſten zu tragen verſprach; und im Texel, an der Küſte der bataviſchen Republik, wurde eifrig die Ausrüſtung einer zweiten Flotte betrieben. Mit dem Augenblick der neuen Landung franzöſiſcher Truppen hoffte das Directorium der Patrioten alle ihre Kräfte wie mit Einem Schlage entwickeln zu können. O'Connor's Entwurf ſchien berechnet genug, um am Gelingen nicht länger zu zweifeln. Die Klubs waren geordnet, mit einem Nu war die ganze Verfaſſung des Bundes auf militäriſchen Fuß geſtellt. Jeder Secretär einer Geſellſchaft von Zwölfen war dann Korporal, jeder Vorſtand von fünf Zwölfgeſellſchaften Capitän mit ſechzig Mann. Zehn ſolcher Vereine, die eine Grafſchaft umfaßten, ſtellten ihren Vorſitzenden als

Oberſten eines Bataillons von Sechshunderten. Mit dem erſten Kanonenſchuß der franzöſiſchen Batterie an der Küſte von Irland ſtand auf dieſe Weiſe in kurzer Zeit die Geſammtheit der Vereinigten unter Waffen.

Arthur O'Connor war die Seele dieſes Glaubens, dieſer Ueberzeugung, dieſer vorbereitenden Geſchäftigkeit. In ihm ſchien die Sache des Vaterlandes jetzt ihren Mittelpunkt zu finden, obſchon man ihn nur wenig kannte, noch weniger ſein Weſen und ſeine Bedeutung begriff. Er fühlte ſelbſt, daß er nicht genug Mann des Volkes war, um einen Aufſtand zu leiten; an die Spitze der kriegeriſchen Bewegung zu treten, hatte vielmehr Fitzgerald alle Anwartſchaft, beſaß alle Gaben, die ihn zum Liebling der Nation machten. An militäriſchen Talenten ſchien überhaupt kein Mangel zu befürchten, ſobald nur erſt das Loſungswort von Mund zu Munde ging; jeder Irländer iſt von Natur Soldat, ſelbſt der Prieſter Coigley ſchien berufen, den Auswurf der Gaſſen, die Vagabunden unter dem Landvolk, deren Gewiſſensrath er war, auch mit dem Degen in der Fauſt einer Batterie entgegenzuführen. Weit wichtiger und entſcheidungsvoller war jetzt die ſtillere Arbeit, die den Aufſtand vorzubereiten, die Gemüther in Spannung zu halten, die einzelnen Kräfte zuſammenzuhalten und bis zum Punkt des völliges Bruches zu zügeln wußte. O'Connor unter allen Verſchwornen fühlte es am ſchmerzlichſten, daß England an Klugheit überlegen war, und weil er es am tiefſten empfand, hatte er auch am meiſten Beruf, dieſe ſchwache Seite Irlands zu decken. Er fühlte, daß nur ein entſchieden allgemeiner Schritt Irland befreien könne, nur ein Aufſtand der geſammten Bevölkerung von Heil ſein werde; jedes vereinzelte Vordringen des Nordens ohne die Theilnahme des Südens, jedes voreilige Vorpoſtengefecht des Uebermuths hielt er für einen Todesſtreich, den Irland ſich ſelbſt gab. Nur wenn in Wahrheit die Nation aufſtand, galt die Sache der Freiheit für kein Verbrechen mehr; dann bedurfte es keiner ſicilianiſchen Vesper, keiner Bartholomäusnacht; nur wenn die Geſammtheit mit Einem Schlage unter die Waffen trat, konnte man England Geſetze geben und die hochmüthige Stiefſchweſter zwingen, Aſchenbrödel's Freiheit anzuerkennen. Es galt, die voreiligen Kräfte im Zaum zu halten, die bedenklichen, argwöhniſch zögernden zu beflügeln. Dieſer Zeitraum bis zum Punkt der Entſcheidung war wichtiger als dieſe ſelbſt, denn ihr Gelingen hing von den Vorarbeiten ab, zu denen jetzt in aller Stille und ohne Verletzung der ſtreng bewachten Ruhe geſchritten ward.

Wolfe Tone und Mac Nevin wußte man in Frankreich thätig; dies genügte, auf ihre Treue war zu bauen; jeder Briefwechſel ward für überflüſſig erachtet, um den Schein zu erhalten, Irland habe ſeit dem mißglückten Verſuch der feindlichen Truppen die Verbindung mit Frankreich aufgelöſt. Es kam darauf an, Irland in ſich ſelbſt zu befähigen, damit es der großen Verſuchung gewachſen ſei und die blutrothe Fahne des Aufruhrs nicht mit der Luſt eines Abenteurers, nicht mit dem Fanatismus religiöſer Leidenſchaft, ſondern mit der Ruhe des Mannes aufpflanzt, der vor Gott und vor Menſchen ſein Recht fordert, der weiß was er will, will was er weiß.

Zu den ſocialen Vorarbeiten, die O'Connor für nothwendig hielt, um die Nation zum Bewußtſein ihrer Aufgabe zu befähigen, gehörte ſeine journaliſtiſche Thätigkeit. Man konnte nicht ſagen, daß er in ſeiner „Preſſe“ Revolution predigte. Was er That, kriegeriſches Hervortreten der in ſich fertigen Ueberzeugung, nannte, mußte ſich als reife Frucht vom Baum des Lebens löſen. Der Glaube des Zeitalters, der den Entſchluß zur That zur Reife brachte, mußte ein allgemeiner, ein nationaler ſein; er nahm das Zuſammengreifen aller Parteien in Anſpruch. In ſeiner „Preſſe“ gab er eine Vorſchule zu dieſer Glaubenslehre. Er ſchrieb anonym, weil ſeine Artikel nicht als Erzeugniß einer einzelnen Perſönlichkeit, ſondern als nationale Willensmeinung gelten ſollten. Er predigte keinen Aufruhr, er zündete keine Fackel des Fanatismus an; er ſchürte nur den Heerd der Vaterlandsliebe, und dieſe Flamme wurde lodernd und wärmend genug, um alle Tyrannei der Satzung zu verzehren; indem er lehrte, reinigte er zugleich, indem er ſtrafte, ließ er dem Uebelthäter noch die Wahl, im Paria von England den Brudermenſchen anzuerkennen und ihm die Hand zu reichen. Der Proſpectus, mit welchem er das Journal eröffnete, machte die allernächſten Linien, die er ſich zog, deutlich. Kein Grundſatz ſtehe feſter, begann er ſein Wort, als die neu gewonnene Wahrheit, daß ohne Preßfreiheit kein Volksthum Beſtand hat. Keine Freiheit überlebt auf lange hin die Freiheit der Rede. Der Lebenskörper des Volkes hat in der Preſſe ſeine Athemzüge, ſeine Seufzer, ſeine Seele. In den Fachwerken der Beamtenwelt, im Dogma der Schule, im Dienſt des Hergebrachten, wird der Menſch ein willenloſes Triebrad, das die große Maſchine benutzt und verbraucht. Sei's beſtochen, ſei's rechtmäßig gewonnen, hier geht der freie Menſch als Mittel im Zweck unter; nur der äußerlich Unabhängige iſt auch innerlich frei. Greift auch auf dem Felde der literariſchen Rede die Beſtechung um ſich, dann freilich wird der ganze Lebenskörper des Volkes ein Automat, den tyranniſche Wucherer benutzen. Irland iſt in allen ſeinen Inſtitutionen beſtochen, rechtmäßig beſoldet oder auf feile Weiſe verkauft; der größte Theil der Nation iſt parlamentsunfähig, ſelbſt die Jury iſt unfrei. Wenn auch die Preſſe als letzte Schildwacht auf ihrem Poſten ſchläft, dann, alte Urnacht, beginnſt du wieder, Oſſians Schatten ſteigen dann aus ihren Gräbern und was ſich aus dem Chaos entwirren mag, beherrſcht kein Gott mehr, denn die Finſterniß iſt wild und ſchaurig!

O'Connor war vor mehrern Jahren freiwillig aus dem Parlament geſchieden, nachdem ſein Antrag, die Katholiken für wahlfähig und für wählbar zu erklären, mit Geräuſch verworfen, ſeine Rede vom Lärm der empörten Pfründner und Sinecurenjäger unterdrückt war. Männer wie Curran und Grattan traten wiederholt ins Haus der Gemeinen, ſie mochten auf den Strom harren, der ſich von ſelbſt verlaufen ſollte. O'Connor erſchien nicht wieder unter den Bewerbern, er hielt andre Bahnen für nöthig, um die verſumpften Kanäle des öffentlichen Lebens zu durchſchneiden.

Er ſchien ſeitdem müßig, aber ſeine großen Arbeiten deckte die Stille beſcheidener Verſchwiegenheit. Er wurde Fitzgerald's Freund und trat in die Geſellſchaft der Vereinigten Irländer. Lange Zeit unſicher, auf welcher Seite der Angriff geſchehen müßte, um das ſtarre Bollwerk der anglicaniſchen Satzung zu ſtürmen, eröffnete er endlich in der „Preſſe" ſeinen Feldzug. Weder die bevorzugte Stellung des Adels, noch die Tyrannei der engliſchen Hochkirche griff ſein Wort an, nach beiden Seiten konnten nur einzelne Poſten zu gewinnen ſein; ſein Feldzug mußte moraliſch geführt werden, er muſte das Herz erfaſſen, nicht einzelne Glieder zur Nothwehr zwingen. Indem er Irland ſchilderte, wie es litt und gekreuzigt wurde, wies er den Wuchergeiſt Englands als die Wurzel des Verderbens nach. Er zeigte, wie Irland die Kornkammer, der Speicher des Staats ſei, die unerſchöpfliche Arbeitsſchule für ſein See- und Kolonialweſen, der Boden, aus dem für die Armeen immer friſche Saat von Menſchen aufſproß, er wies nach, wie Irland der Arm ſei für Englands Kopf, die offene, nackte Bruſt für das comptoirmäßig rechnende London. Nicht Grauſamkeitsluſt und religiöſe Befangenheit, nicht Blutdurſt und Menſchenhaß warf er England vor; aber wie der Plantagenherr die Neger ſtreng halte, um mehr Zucker zu gewinnen, wie die Härte ſeiner Maximen, das Mittel zu ſeinem Zweck, nach und nach zu ſeiner zweiten Natur geworden, ſo ſei das hochgerühmte Nützlichkeitsprincip des großen Pitt ohne Wiſſen und Wollen ein Inbegriff der ſcheußlichſten Tyrannei geworden. Irland ſei ein Miſtbeet für den Wuchergeiſt Englands. Dieſer Ausdruck, den O'Leary gegen Caſtlereagh gebrauchte, verrieth des Prieſters Kenntnißnahme der Intereſſen der patriotiſchen Preſſe, dieſer Ausdruck gehörte der Feder O'Connor's an. Gegen das Nützlichkeitsprincip war die Sittlichkeit ſeiner Journaliſtik gerichtet. Keine Barbarei des Herkommens, kein Geſetz der Geburt, keine Tyrannei der Knute, dies waren ſeine Worte, können ſo ſehr entmenſchen, als jener Speculationsgeiſt, der Gott und Welt ſammt den Faſern des armen Menſchenherzens mit der Elle des Vortheils mißt.

Es iſt eine verhängnißvolle Miſſion, zum Heil des Vaterlandes die feindliche Batterie zu ſtürmen und den Feuerſchlünden die nackte Bruſt zu bieten. Es iſt eine ſchickſalsvolle Aufgabe, die weiße Fahne der heiligen Wahrheit nicht anders als blutbeſudelt auf den Altar des Vaterlandes zu pflanzen, und das Todesröcheln der Opfer, die ringsum die Stufen ſtreitig machen, mit Freiheitshymnen zu betäuben. Doch in beiden Fällen hat der Muth des Mannes ſeinen Tummelplatz, er feiert, und wär's über Gräbern, ſeine Triumphe, er iſt Held, ob er ſiegt oder untergeht. Aber zwiſchen den Kerkerwänden des einſamen Denkens das Wohl des Vaterlandes auferbauen, in der eintönigen Stille, wo der Todtenwurm pickt und der heiſere Schlag des Secundenweiſers weder ſtille ſteht, noch ſich beflügeln läßt, dazu gehört die Langmuth des Halbgotts, der ſich ohne Zucken ruhig martern läßt und ſelbſt auf die hülfreiche Hand der Engelſchaaren, wenn er ſie beſchwören könnte, verzichtet. Als Sohn der Revolution mitten hineinzugreifen in den wilden Todesſtrudel, iſt die Sache des Heroenthums; die Sprache iſt aber arm und um das Wort verlegen, um dies Thun und Nichtthun und die Folterqual des paſſiven Helden zu bezeichnen, der im Namen ſeines Vaterlandes ſich die Aufgabe geſtellt ſieht, eine ganze Welt erſt moraliſch zur Thatkraft und zur Einſicht in die Nothwendigkeit des Handelns zu befähigen. Ein ſolcher wird nicht Rebell genannt, wie jener, der mit dem Schwert in der Hand ertappt wird, er iſt es aber ſo gut wie der Prophet, der die Gegenwart geißelt, weil die Ahnung einer ſchweren Zukunft ſein Herz belaſtet; er iſt es wie jeder Staatsmann, der für die ſchwerfällige Lebensmaſchine ein neues Ventil erfindet, ihr ein neues Treib- und Schwungrad anſetzt, damit fortan Millionen weniger ſich lebendig in Todesjammer verzehren; er rebellirt mit den Gründen der Vernunft gegen die feige Trägheit des Lebens, gegen die troſtloſe Verworrenheit des verzagten Elends, gegen die Gewohnheit der Knechtſchaft, die alle Tugenden ſtill verſumpft. Whig und Tory ſind nicht die rechten Scheidenamen für Freunde und Feinde der Freiheit und Menſchheit, ſondern Patriot und Egoiſt, Rebell und ſogenannter Rechtgläubiger, ſofern das Recht nirgend anders lesbar iſt als im todten Buchſtaben, den die zum Fluch gewordene Satzung feſthält.

Unter dieſer Schickſalslaſt ſtand O'Connor's Arbeit, wenn er in ſeinem Gemach auf und nieder ſchritt oder am Schreibtiſch ſaß, die Pulſe der Zeit und ſeine eigenen zählte, und für die Flammen, die in ſeiner Seele loderten, nach dem ruhigſten Ausdruck der Sprache ſuchte. Die Naturgefühle, dies war ſein Wort in der „Preſſe“, ſind Steuerruder, Compaß und Polarſtern für all unſer Denken und Thun. Aber ſie rauſchen leicht auf zu Leidenſchaften und nur die Kraft, die ſich ſelber zu feſſeln vermag, iſt gottgeboren, ſelbſtbewußt. Und die Wahrheit iſt immer einfach; wenn ſie nicht in ſimpler Form erſcheint, hat ſie noch nicht die rechte Geburt, nicht die rechte Geſtalt gefunden, in welcher ſie ſiegreich, wenn auch ſtill und duldend, durch die Welt ſchreitet. Das Chriſtuskind lächelt über die pomphafte Anbetung der Morgenlandskönige. Ich bin der Menſchenſohn, ſpricht Chriſtus der Lehrende, aber mein himmliſcher Vater hat mich geſandt, damit ich Euch den Gott im Menſchen entdecke. Vergib ihnen, ſagt der leidende Erlöſer, ſie wiſſen nicht was ſie thun. Und mit Allem, was die ſpätere Weisheit der Menſchen erfand, war immer das abſolut Einfache das Weltbezwingende, wie jener Newton nach hundert künſtlich verworrenen Theorieen das ſimple Geſetz der Schwere fand.

O'Connor glaubte für ſein Land das moraliſche Geſetz der Schwere entdeckt zu haben, und nun ſaß er auf ſeiner einſamen Kammer und ſann darüber nach, für dieſen ſchweren Inhalt das leichteſte Wort zu finden, das wohl niederſtürzt, aber doch nicht lähmt, verwundet, aber doch nicht martert. Vier Stock hoch in der Abtſtraße zu Dublin war ſeine Wohnung. Die Literatur des Tages ſcheint allerwegen dem Himmel ſehr nah zu hauſen. Die Abtſtraße führte von der Eſſerbrücke weiter unten durch das enge Gefängnißgäßchen nach Newgate; aus ſeinem hohen Erker, der wie eine Warte hinausragte über das Gewühl der Welt, ſah er gerade hinüber nach den runden platten Thürmen, die die Wohnung der Verbrecher ſchirmten, konnte er die Fenſter, ſelbſt die Steine an den unbekleideten Wänden des verhängnißvollen Hauſes zählen, konnte liebäugeln mit den Unglücklichen, die dort hinter den eiſernen Stäben nach Erlöſung ſeufzten. Auch dieſe Nachbarſchaft iſt allerwegen landesüblich. Ueber ſich das leere weite blaue Luftgewölbe, vor ſich in geringer Entfernung das Haus der Verbrecher, im Angeſicht des Himmels und Newgates ſchrieb Arthur O'Connor ſein Journal.

Er brauchte Stille für ſein Nachdenken, darum wohnte er dem Lärm der Gaſſen ſo entrückt. Er arbeitete des Nachts, weil der nächſte Morgen die Früchte ſeiner Thätigkeit in die Welt lieferte. Der Schlag der Uhr war nächſt dem Schlage ſeines Herzens das lauteſte Geräuſch in ſeiner Zelle; nur aus dem untern Stocke, wo ſeine Preſſen lebendig wirthſchafteten, drang die raſſelnde Bewegung bis in ſein Aſyl herauf und erſetzte ihm die heiſere Mahnung des Todtenwurms.

Der Morgen graute faſt; die Arbeiter, die mit dem

Druck der neuen Journalnummer beſchäftigt waren, hatten ihr nächtlich Werk für den kommenden Tag vollendet und verließen die Wohnung. O'Connor hörte ihre Stimmen noch vor der Hausthür die Straße hinunter, er ſchien allein im Hauſe noch wach. Allein er hatte noch Beſuch empfangen. Eine verhüllte Männergeſtalt, die geſchickt die Thüre zu öffnen und zu ſchließen wußte, ohne daß in dieſem Thun das Abſichtliche auffällig ſchien, ſtand plötzlich im Zimmer vor ihm. O'Connor hielt den Eingetretenen für einen verſpäteten Arbeiter, der noch eine nachträgliche Meldung zu machen eile. Der Fremde entſchuldigte die unzeitige Stunde des Beſuchs, nannte ſich einen Freund Irlands und überreichte einen offenen Zettel, deſſen Inhalt von dringendem Gewicht ſei. Die Befremdung O'Connor's, einen Unbekannten ſo zuverſichtlich den Weg bis in ſeine entlegene Dachſtube finden zu ſehen, wurde ſchnell von dem Schreck verdrängt, den die ſchriftliche Kunde erregte.

Außer der „Preſſe“ erſchien in Belfaſt, dem Sitz der radicalen Bundesbrüder, ein zweites Journal, „der Nordſtern“, das ziemlich baar und blank die Grundſätze des jacobiniſchen Frankreichs predigte. O'Connor hielt die Richtung des Blattes, weil ſie nicht volksthümlich war, für einen Irrthum, die Wirkung deſſelben, weil er Irland kannte, für ein Unheil. Wie der „Nordſtern“ ſprach, konnte man handeln, wenn der Augenblick der Entſcheidung gekommen war, aber nicht dieſen Augenblick vorbereiten, nicht zur That moraliſch befähigen. Der „Nordſtern“ hielt ganz Irland ſchon zum Aufſprung fertig, er ſetzte eine Stimmung voraus, die für den Süden erſt zu erzielen war, er ging im blinden Eifer ſo weit, das Directorium der Vereinigten Irländer der Trägheit, der Furchtſamkeit, der Mäßigung anzuklagen. Dieſe Meinung konnte erſt wirken, wenn ſie ausgeſprochen wurde, konnte erſt wahr werden, wenn man ſie für wahrſcheinlich hielt. O'Connor fühlte ſchmerzlich den herannahenden Bruch, der ſich in dem Bunde der Patrioten ſelbſt zu geſtalten anfing. Wurde die Zögerung zum Vorwurf gemacht, dann war ſie vielleicht eine Pflicht der Nothwendigkeit. Was die Klugheit gebaut, wollte die Leidenſchaft wieder vernichten, und mit der Vernichtung war die Möglichkeit einer gänzlichen Auflöſung des Bundes gegeben. Gegen die Maximen der engliſchen Regierung war die Sprache des „Nordſterns“ maßlos, und ſomit ſchien die Beſorgniß rege, hier werde ſich in einem übereilten Vorpoſtengefecht ein vorzeitig entfeſſelter guter Wille nutzlos vergeuden.

„Der Patriot O'Connor“ — ſo lautete der warnende Zettel — „wird hiermit benachrichtigt, daß die Regierung des Lord Statthalters den belfaſter Nordſtern gewaltſam zu unterdrücken beabſichtigt. In der nächſten Nacht werden die

Druckereien des Journals mit Beſchlag belegt, die Preſſen, im Fall des Widerſtandes, von bewaffneter Hand zerſtört!“

„Darf ich nicht wiſſen, wem ich dieſe Mittheilung zu verdanken habe?“ fragte O'Connor den unbekannten Boten. Da dieſer ſchwieg, fuhr er fort: „Es iſt ein Gewaltſchritt, aber es bleibt ein vereinzelter, ich fürchte keine weitern Folgen.“

Der Fremde machte eine unwillige Bewegung und blieb die Erwiederung ſchuldig.

„Darf ich den Zweck nicht erfahren,“ fragte O'Connor wieder, „weshalb mir dieſe Kunde hinterbracht wird, bevor die Welt ſie weiß, bevor die Thatſache ſelbſt ſie meldet?“

Der Unbekannte hüllte ſich tiefer in den Mantel mit der Kapuze und hielt ſich ſeitwärts, als er ſich ſchärfer beobachtet fühlte.

„Ich bin kein Freund von Geheimniſſen,“ ſagte O'Connor, „deshalb mögt Ihr, falls Euer Auftrag erledigt iſt, ruhig heimziehen. Mir fällt nichts an Eurer Botſchaft auf, als daß Ihr Euch ſo gut in meiner Behauſung zurechtgefunden.“

„Ich bin ein Freund Irlands, ein Mitglied der Geſellſchaft,“ war die faſt trotzige Entgegnung.

„Das Loſungswort!“ forderte O'Connor.

Der Fremde gab es, ſprach den Eintrittsſchwur und erwies ſich als einen Vertrauten. O'Connor ſchien zufriedengeſtellt, und mochte von dem Rechte der Directorialgewalt, den Namen des Mitgliedes zu verlangen, nicht weiter Gebrauch machen. Bei alle dem verrieth der Verhüllte noch immer die ſchwüle Unruhe, die mehr zu verkündigen hat und die Wendung nicht zu finden weiß.

„Hältſt Du noch irgend wen für gefährdet?“ begann O'Connor von neuem.

„Alle!“ ſagte der Unbekannte. „Ihr ſetzt noch immer die Hoffnung auf die bataviſche Flotte, die Frankreich ſenden will!“

„Ihr?“ betonte Arthur. „Alſo haſt Du Dich davon ausgeſchloſſen und kannſt von dieſer Hoffnung doch nur als einer Muthmaßung, einem Gerüchte wiſſen, im Fall Du ſie nicht theilſt?“

„Gleichviel,“ war die barſche Antwort. „Aber jene Hoffnung iſt eitel, die engliſche Flotte kreuzt vor den Küſten Hollands und die bataviſchen Schiffe werden den Texel nicht verlaſſen, ohne den Kampf mit ihr zu beſtehen.“

O'Connor fühlte das Gewicht dieſer Botſchaft. Zugleich war er zu ſehr gewöhnt an die unergründliche, faſt an Treuherzigkeit grenzende Schlauheit der Agenten, die in Pitt's Solde ſtanden, um ſchon an die Ehrlichkeit der Mittheilung zu glauben.

„Und man kennt die Anzahl der Truppen, den Befehlshaber der holländiſchen Flotte?“ fragte er ruhig.

„Man nennt 15,000 Mann unter General Dendaels. Die engliſchen Schiffe, die den Texel umzingeln, befehligt Lord Duncan.“

Der Botſchafter ergab ſich hiernach als wohlunterrichtet.

„Nun, ſo mag Gottes Fügung walten!“ ſagte O'Connor lauſchend.

„Ein Patriot ſucht aber dem Schickſal die heilſamſte Wendung zu geben;“ erwiederte der Fremde, „wollt Ihr Alle läſſig ins Verderben rennen? Irland iſt verloren!“

„Irland iſt nie verloren,“ ſagte Arthur mit zornigem Nachdruck. „Wenn Opfer nöthig werden, ſo fallen ſie im Namen einer heiligen Sache!“

„Und wenn ſie unnütz fallen, ohne daß der Sache damit gedient iſt?“

O'Connor fuhr auf; die drohende Wolke, die ſich in ſeinem Antlitz thürmte, wollte ſich zum Ungewitter auf den Verſucher entladen, der mit ſo kalter Hand tödtliche Geſchoſſe lenkte. Plötzlich aber fühlte er ſeine Glieder wie gelähmt, er ſtarrte den Sprecher lautlos an, als tönte aus dieſer unbekannten Quelle ein dunkler Schickſalsruf. Ein nutzloſer Tod, ein Grab, das ſeine Tiefen gleichgültig über die Gebeine der Edelſten ſchließt, eine ganze Welt voll Hoffnungen, alle

Gebete und Wünſche der reinſten Seele, ohnmächtig verſenkt in den feuchten Schooß der Mutter Erde, — vor dieſem Inbegriff des Schrecklichſten, vor dieſer tückiſchen Kälte der Schickſalsmacht erlahmte ſein ganzer Menſch.

Der Fremdling athmete tief aus hohlem Buſen, ihm ſelbſt war die Kunde qualvoll genug. „Es iſt Niemand von Euch mehr ſicher in Irland,“ ſagte der Unſelige, „oder Ihr müßtet umlenken und Englands Machtvollkommenheit anerkennen. Pitt hält mit eiſerner Hand die Zügel der Weltherrſchaft, er iſt der große Unſichtbare, er greift weit hinaus über die Meere, weit hinein bis in das Herz von ganz Europa. Und Irland iſt nur eine Scholle, die ſeine Ferſe niederhält. Er kennt die geheimen Fünf, die den Bund leiten, und Euer Name, Sir Arthur O'Connor, ſteht auf der Liſte der Gefehmten. Bei dem nächſten Zuſammentritt Eurer Häupter, ſeid Ihr ſämmtlich Englands Gefangene. Auch Lord Fitzgerald gehört zu denen, die des Hochverraths angeſchuldigt ſind. Archibald Rowan, Wolfe Tone und Mac Nevin ſind den Händen der Verfolger entrückt, ſo lange ſie in Frankreich weilen. Wer ſonſt zu den geheimen Fünf gehört, iſt der Gewalt Englands verfallen. Auch der Prieſter O'Coigley; man weiß, daß er Dreihundert aus dem Pöbel in ſeinem Solde hat, daß die Räuberbanden der Weißburſchen und Stahlherzen in Wexford auf ſeinen Wink bereit ſind.

Von den Gebrüdern Sheares hat man Proclamationen aufgefunden, die ſie unter das Volk ſtreuten. Ihr aber, und Fitzgerald, ſichert Euch vor der Anſchuldigung, an alle dem Theil zu haben! Die Anklage genügt, denn es bedarf keines Beweiſes mehr, um Euch zu vernichten!"

„Böſer Unhold, bleiches Geſpenſt! ich will wiſſen, wer in dunkler Nacht Dich zu mir ſendet!" ſchrie O'Connor mit einem Gemiſch von Zorn und Schreck. Er ergriff die Leuchte, die vor ihm ſtand, drang auf den Vermummten ein und taſtete mit der Fauſt nach der ungewiſſen Geſtalt, die ſich vor ihm in den Schatten flüchtete. Unter ſeinem feſten Griff zerriß der Mantel des Fremden und aus der Hülle ſtarrte ihm ein bleiches, leidenſchaftlich bewegtes Angeſicht, ein dunkles Augenpaar entgegen, über deſſen tiefen Höhlen die buſchigen Brauen hingen, die das wilde volksthümliche Kennzeichen des Irländers ſind. Mit kräftiger Armbewegung hatte ſich der Unbekannte, des Angriffs kaum gewärtig, O'Connor's Händen entwunden. Auf neuen Angriff gefaßt, ſprang er raſch zur Seite und ſtreckte ein Piſtol vor. Der Hahn zuckte zurück, die Waffe blitzte im Schein des Kerzenlichts. „Hab' ich Dir nicht zugeſchworen," rief der Empörte, „daß ich ein Freund Irlands bin?"

Vor O'Connor's zorntrunknen Blicken ſchwamm die Ungewißheit, ob Freund, ob Feind ſich zu ihm gedrängt, wie ein qualvolles Geſpenſt auf und ab; mit zuſammengepreßten Lippen, mit geſchloſſenem Auge drang er auf den Flüchtigen ein, ſchleuderte den bewaffneten Arm in die Höhe und faßte den Sträubenden mit wilder Gewalt. Er hatte den bewaffneten Arm des Gegners ohnmächtig gemacht, das Handgewehr lag am Boden, aber die Leuchte war ihm zerdrückt, der Schwung ſeiner eignen Bewegung zog ihn niederwärts und im ungewiſſen Dunkel entrang ſich der Fremde ſeiner Umſchlingung, indem er Mantel und Waffe preisgab. Ein Fauſtſchlag und die Thür ſprang auf, aber ſchloß ſich auch eben ſo ſchnell hinter dem Flüchtling, der den kecken Einfall hatte, den Schlüſſel raſch zu wenden und ſich vor jeder Nachſetzung zu ſichern. Wie O'Connor ſich vom Boden aufraffte, um nach dem Fliehenden zu faſſen, ſtürmte er gegen die Thür, die ſeiner Gewalt feſten Widerſtand leiſtete; er ſah ſich in ſeinem eigenen Zimmer gefangen, das keinen weitern Ausgang bot.

Mit der Behendigkeit des örtlich wohl Bewanderten, glitt der unbekannte Warner die ſteilen Stufen zu drei Stock hinunter. Er fand Niemand, der ihm den Weg ſtreitig machte. Die Hausthür war noch offen, von den Arbeitern in den untern Räumen, wo die Preſſe ſtand, verließen noch eben die letzten das Gebäude.

Arthur rang unmuthig die Hände über ſeine unzeitige

Tobſucht, die ſich als zweckwidrig und ſinnlos ergab. Wie er ans Fenſter trat und den Flügel öffnete, ſah er den Unbekannten aus dem Hauſe ſchlüpfen. Ihn den Vorübergehenden durch Zuruf zu verdächtigen, dieſe aufzufordern, ſich ſeiner Perſon zu verſichern, lag außerhalb der Möglichkeit. Der Fremde ſchritt eilig über das Pflaſter die Straße entlang und verſchwand im Schooße der Nacht, für O'Connor wie die Geburt einer geiſterhaften Stunde, die ihm doch handgreiflich genug ihre Wirklichkeit bekundet.

Er mußte bis zum Morgen ſein eigner Gefangener bleiben und ſich den Lehnſeſſel zur Nachtruhe bequemlichen. Freilich war an Schlaf für die aufgeſtörten Lebensgeiſter nicht zu denken. Nicht der Bote, der Inhalt ſeiner Kunde, beſchäftigte die wache Sorge. Das Licht brannte wieder im Erkerzimmer und Connor ſtarrte wie ein Kind gedankenlos in die flammende Helligkeit. Die Haltung des beſonnenen Kopfes, die erworbene Ruhe war verſchwunden, und die heißen Adern ſeines Blutes, die ſcharfen Muskeln ſeines brennenden Angeſichts zitterten auf und ab. Wenn er die Augen ſchloß, waren ſeine Gedankenbilder noch quälender. Dann trat Lord Edward's ſchlafende, todtſcheinende Geſtalt vor ihn hin, ſo bleich und entſeelt, daß Pamela entſetzt in Arthur's Arme ſtürzte, um vor dem Todten Schirm und Schutz zu ſuchen. Immer blickte ſeit lange ſchon das Weib des Freundes in ſein Herz und vor dem Spiegelbild der eignen Gedanken, die wider ſeinen Willen ſich mit unſeliger Verwirrung eindrängten, erbebte ſeine reine Seele. Seine Pulſe gingen fieberhaft, ſein innerer Menſch, ſein denkendes Bewußtſein war ein Raub ſeines zitternden Blutes.

Als der helle Tag ins Zimmer trat, fiel ſein Blick auf das Terzerol, das am Boden lag. Auffallend genug, daß der Schuß ſich nicht entlud, als Arthur die Hand, die auf ihn zielte, von ſich ſchleuderte. Er hob es jetzt auf; der Hahn war in Ruh, ohne Spannung. Wie er das Inſtrument des räthſelhaften Fremblings näher betrachtete, entdeckte er auf der Silberplatte die Namenszüge: „Thomas Reynolds“. Der Name war ihm nicht fremd, einen Mann dieſer Bezeichnung hatte er mehrmals in ſeinem Hauſe, in den frühern Zuſammenkünften der Vereinigten geſehen, ihn vielleicht ſelbſt in den Bund aufgenommen. Erſt ſpäter erfuhr er, daß Sir Thomas Reynolds jener Gutsbeſitzer in Kildare war, den die eigenen Pächter in der nächtlichen Verſammlung auf Bally-Caſtle entlarvten, als ſich der allgemeine Ruf: „Masken herunter!“ erhob.

Jedenfalls war Sir Thomas Reynolds mit den Plänen der Regierung eben ſo eng vertraut, als mit den Angelegenheiten des Bundes. War in ſeiner Seele ein Doppelbewußtſein? Fühlte er ſich nach beiden Seiten hingezogen und war Verräther und Patriot zu gleichen Theilen?

O'Connor empfand auch bei dieſen Vorſtellungen die Qual der widerſtreitenden Verworrenheit, Feind und Freund in derſelben Perſon zu wiſſen. Dieſe Empfindung drängte ſich wie ein Fluch in ſeine Seele, ſchüttelte ſein Wollen und Können, Freiheit und Nothwendigkeit leidenſchaftlich durch einander. Sein Entſchluß aber ſtand feſt, der wache Sinn ſeines überlegenen Verſtandes hatte ſich ſelbſt wieder gefunden, die Klugheit bemeiſterte Sorge, Argwohn und Geſchick, und er ſchritt mit offner Stirne, mit der ganzen freien Kraft des Mannes, dem hellen Tag entgegen.

Es war im Hauſe lebendig geworden, O'Connor's Leute kamen und befreiten ihn aus ſeiner Haft. Man brachte ihm Briefe aus allen Ecken und Enden der drei Königreiche. Seine brieflichen Verbindungen, zu denen die Führung des Journals nöthigte, ſetzten ihn fortwährend in Stand, die Stimmungen der bürgerlichen Geſellſchaft auf den verſchiedenſten Punkten zu beobachten. Die überraſchenden Berichte, die er der Oeffentlichkeit übergab, floſſen nicht ſelten aus Schilderungen, die ihm vertraute Perſonen jeder Meinung und jedes Standes über die Zuſtände des Landes lieferten In ähnlicher Weiſe, mit ſo viel Umſicht, mit ſo viel Wärme der heiligſten Empfindung bei all der ſiegreichen Urtheilskraft, die jede Leidenſchaft zügelte, hatten die drei Schweſterländer noch kein getreues Spiegelbild von ſich erlebt.

Diesmal fand er unter den Briefſchaften auch wieder jene Mittheilungen aus unbekannter Feder, denen er die „Briefe aus dem Süden“ entnahm, jene ergreifenden Darſtellungen der katholiſchen Armuth, welche die „Preſſe“ bereits ſeit einiger Zeit lieferte. Der Verfaſſer dieſer Berichte vereinigte die Beſonnenheit des gewandten Advocaten mit der ſtrömenden Fülle des phantaſiereichen Gemüthes, die den grundechten Sohn Irlands bezeichnet. Man wollte auf einen Prieſter der römiſchen Kirche ſchließen, weil es glaublicher ſchien, daß ein Geiſtlicher ausnahmsweiſe die Tugenden der advocatoriſchen Klugheit ſich zu eigen gemacht, als daß ein proceßführender Verſtand ſich im Dienſt ſeiner ränkevollen Arbeit die Blüthen des Paradieſes unbeſchädigt erhalten habe. Die Handſchrift gab die gleichgültigen Züge eines Abſchreibers; nur hier und da liefen Verbeſſerungen dazwiſchen, deren kalligraphiſche Eigenheit ſo zu ſagen eine gelehrte Klaue verrieth. Die Zuſendungen geſchahen indirect, bald von jenem, bald von dieſem Punkt des Südens.

Noch erfüllt von dem neuen Schatz, den ihm ein an Gott und Zukunft gläubiges Herz geſpendet, ward ihm Beſuch gemeldet. Ein Anwalt, ein Prieſter der blinden Göttin mit der Wagſchaale, den der Eifer der Parteiſache ſo früh von ſeinem Lager jagte, ſtand vor ihm. Die Parteiſache, die ihn herführte, war aber die Sache Irlands, ſein Advocateneifer die religiöſe Pietät des Patrioten. Der Name des Mannes war Thomas Addis Emmett. Er gehörte nach ſeiner Familie wie nach ſeinem Umgange der feinern Geſellſchaft an; ſo ſehr auch ſeine Thätigkeit faſt ausſchließlich der Armuth galt, die unter der Härte des Geſetzes wie unter der Grauſamkeit beſtochener Richter blutete. Zum Gerichtsanwalt der Verlaſſenen gehören demokratiſche Tugenden, wie zum Armenarzt; nur die rückſichtsloſe Menſchenliebe, welche die Lorbeern des Ehrgeizes verſchmäht, kann in ſolcher Stellung auf ſtille Triumphe rechnen. Wer Verdienſt dieſer Art ohne Schaugepränge trägt, den duldet die Welt. Thomas Addis ſtand als Juriſt allgemein in Ehren, der königliche Gerichtshof, der ihn zu gewinnen ſuchte, zeichnete ihn bei jeder Gelegenheit aus. Dieſen Bemühungen der Partei von England ſtellte der ruhige Mann mit ſeiner klugen Beſcheidenheit keine abſichtlichen Grenzen; er ließ die Gegner ſeines Vaterlandes in dem Glauben, er ſei zu gewinnen, nur habe ſich der Moment noch nicht günſtig erwieſen. Hierdurch war allem Argwohn vorgebeugt, ſeine geheime Wirkſamkeit für die Sache Irlands war gedeckt, aber auch gelähmt. Wer ihm geheimer ins Herz blickte, der fand in ihm die glühendſte

Begeiſterung für ſein unterdrücktes Volk. Bei alle dem aber gehörte er, nicht blos ſeiner äußern Haltung, auch ſeinen innerſten Ueberzeugungen nach, zu den mäßig Geſinnten im Bunde der Vereinigten. Man wollte wiſſen, daß er die leidenſchaftlichen Uebereilungen eines jüngern Bruders, jenes Robert im Trinity-College, öffentlich mißbilligt. Nach ſeiner Art zu denken, war eine Umwälzung niemals Sache des Vaterlandsfreundes; freilich ſtand am Saum ſeiner Wünſche, als Sonne der zukünftigen Jahrhunderte, die Republik; aber die politiſche Form dafür hielt er für die letzte Gabe aus dem Füllhorn der göttlichen Liebe; die Bedingungen, die Befähigungen dazu hielt er für die Aufgabe der Denkenden und der Fühlenden; eine Republik der Geſinnungen, ein Freiſtaat ſpartaniſcher Pflichtübungen, war das Ziel ſeines Wollens. Mithin gingen ſeine Ueberzeugungen nicht auf Umſturz, ſondern auf Umwandlung; der ſociale Lebensinhalt, nicht zunächſt die ſtaatliche Form deſſelben, ſchien ihm der Umgeſtaltung bedürftig.

Es war ein feines, blaſſes, zartgefügtes Antlitz, auf dem ſich dieſe Grundſätze ſpiegelten, kein ſpartaniſches, das unerſchrocken, kalt und eiſern bleibt, ſelbſt wo es ſich um den Untergang von Welten handelt. Wo die Republik ſich in unſrem Jahrhundert nicht als Rauſch der aufgeſtürmten

Jugendluſt erweiſt, oder ſich nicht als bewußtloſer Inſtinct der redlichen Naturkraft äußert, da hat ſie die Schmiegſamkeit der kränklichen Duldermiene, der es an Blut fehlt, um ihren Lebensinhalt entweder aufs Schaffen zu bringen oder verzweiflungsvoll auf neue Offenbarungen Gottes zu verzichten und freiwillig zu ſterben, weil ſie nicht tödten kann. Die Ruhe, die O'Connor bei aller Schärfe ſeines heißen Kopfes in Wort und That verrieth, war eine im Kampf errungene, eine mühſam behauptete, die doch in jedem Augenblick Gefahr lief, vom Drange des Lebens überflügelt zu werden. Thomas Emmett's Ruhe war eine gegebene, die ſich nur mit den Feinheiten der Bildung waffnet, um durch zähe Langmuth zu gewinnen, wo die Größe des entſchloſſenen Muthes nicht erobern konnte.

Wie ſich beide Männer die Hände ſchüttelten, ſah man wohl, daß ſie zu einander gehörten, ſich gegenſeitig ſtützten, wo nicht ergänzten.

Emmett legte Briefe vor aus London und Mancheſter. Der Verkehr mit den dortigen Geſellſchaften in Form gegenſeitiger Privatmittheilungen war das Feld ſeiner Thätigkeit um Beſten des Bundes. Nach ſeiner Ueberzeugung konnte Irland allein nicht frei werden, mußte der Gewinn der Glaubensſätze des neuen Jahrhunderts ein allſeitiger ſein, kein vereinzelter, der irgend einen Fußbreit Landes für ſich erobern könne. In England hatte ſich unter der Benennung der „londener correſpondirenden Geſellſchaft" ein Verein von Vaterlandsfreunden gebildet, der die Verbindung mit den Patrioten in Irland lebhaft in Schwung hielt. Ein zweiter Bund nannte ſich „Vereinigte Engländer". Dieſer zählte vierzig Abtheilungen; zwanzig davon hatten regelmäßige Zuſammenkünfte. Durch die meiſten Grafſchaften des Königreichs gingen Verzweigungen dieſes Bundes; das Syſtem der Patrioten lag bereits wie ein Netz über das Land gebreitet. Mancheſter galt für einen beſonders wirkſamen Mittelpunkt jener ſtillen Bewegungen, die ſich begnügten, die Ueberzeugungen der neuen Zeit im Schooß des Friedens gedeihen zu laſſen. Die Patrioten zählten in der Stadt und in der Umgegend von Mancheſter achtzig Filialklubs; jeder derſelben von wenigſtens funfzehn Mitgliedern theilte ſich ſofort in kleinere Cirkel, ſobald die Anzahl derſelben ſechsunddreißig überſchritt. Von Liverpool aus wurde in Schottland Fuß gefaßt; Edinburgh und Glasgow waren bald darauf die Hauptpunkte einer neuen Loge, die ſich als „Vereinigte Schotten" mit dem Bunde der Irländer in Zuſammenhang ſetzte. Die ſchottiſchen Vereine erhielten gleich bei ihrem Entſtehen einen kirchlichen Anſtrich, ihre Meetings glichen Parochialzuſammenkünften. Jede ihrer Geſellſchaften hatte außer einem Secretär einen Schatzmeiſter, womit ſich der Sinn ſparſamer Ordnungsliebe, der ſich als volksthümlich ſchottiſch bekundet, ſein Genüge ſchuf.

Die Kanäle des öffentlichen Lebens waren verſumpft; nur die alte Satzung des hiſtoriſchen Herkommens, nicht die uralte Heiligkeit des freigebornen Menſchenrechts, wurde in den geſetzmäßigen Bahnen des politiſchen Lebens vertreten; in jenen Vereinen galt der Menſch als Menſch und das katholiſche Irland fühlte ſich nicht allein und verlaſſen, wollte es die tiefe Schmach verletzter Ehre tilgen und ſühnen.

Die Mittheilungen der beiden Freunde über die Verbreitung des Bundes, waren wichtig genug, um den Wahn verzeihlich zu finden, ihre Sache gedeihe trotz der Gegenwehr der Gewalt zu einer Sache der Menſchheit. O'Connor erzählte das Erlebniß des nächtlichen Beſuches. Thomas Emmett hielt die Perſon des Botſchafters für trüglich, weniger die Kunde, die er gebracht, und die ſich auch bald genug in einzelnen Punkten bewahrheitete. Bei alle dem lag eine Beſorgniß, ihre Angelegenheit mißglücken zu ſehen, noch in keiner Weiſe unter den Punkten, die ihr Argwohn feſtſtellte. Ein großes, weites, freies Herz zweifelt niemals am Heil ſeines Volkes, ſeines Jahrhunderts. Müſſen Opfer fallen, ſo greifen die Wurzeln des Glaubens nur um ſo tiefer;

wenn Blut der Unſchuld fließt, düngt ſich der Boden um ſo gründlicher. Ohne Tod kein Daſein, und aus allem Umſturz ſteigt immer wieder Gott auf, der Gott eines neuen Lebens.

25.

In der nächtlichen Warnungsſtimme, die an Arthur O'Connor ergangen war, erwies ſich zu gleichen Theilen das gute Herz eines Patrioten von Irland und die Geſchäftskunde eines von England Gewonnenen. Sir Thomas Reynolds wurde bei Ueberſendung des Terzerols von der Art und Weiſe in Kenntniß geſetzt, wie man in deſſen Beſitz gekommen. Er konnte ein Eigenthum nicht verläugnen, das ſeine Namensinſchrift trug; er äußerte im Gegentheil eine freudige Ueberraſchung, das ihm werthe Handgewehr, das er für unlängſt entwendet ausgab, ſo bald wieder ſein eigen nennen zu dürfen. Zugleich erbot er ſich zu einer glänzenden Belohnung für den ehrlichen Finder des zweiten, zwillingsgeſchwiſterlich zu jenem gehörigen Waffenſtücks. So gewählt drückte ſich Sir Thomas in ſeiner Entegegnung aus und erweckte hiermit, wo nicht den Schein der Unbefangenheit, doch die Ueberzeugung von der planmäßigen Sicherheit ſeines entſchiedenen Verhaltens. Auch die Mittheilungen des räthſelhaften Botſchafters hatte man ihm zur Kunde gebracht, und hierauf in Bezug gab er ſeine muthmaßliche Beſorgniß von deren Richtigkeit, weshalb er die Gelegenheit wahrnahm, ſich von dem Verein, den er für aufgelöſt anſehen müſſe, loszuſagen. Hiermit war den Bundesfreunden die etwaige Fortſetzung ſolcher Winke entzogen, und dem Patrioten, der die Sache Irlands aufgegeben, weil er Englands Uebermacht anerkannte, war der Weg der Mittheilung abgeſchnitten, auf dem die Sprache des Gewiſſens, die heimliche Stimme des guten Herzens, der Ruf einer verſteckten Liebe, ſich verlauten konnte.

Ob Thomas Reynolds in Perſon den Warner machte oder ein Abgeordneter auf ſein Geheiß vor O'Connor erſchienen war, das blieb für immer ungewiß, war auch gleichgültig für den Stand der Sache. War die Kunde gut gemeint und richtig, ſo hätte man die perſönlichen Beweggründe derſelben nicht bis zur Quelle verfolgen ſollen. In ſeinen Beſorgniſſen war der geheime Bote allerdings vorſchnell geweſen, aber allmälig erwieſen ſie ſich gegründet, ſtellten ſich ſämmtlich als offene Thatſachen hin.

Gleich am andern Tage hatte man die ſichere Nachricht von den Vorgängen in Belfaſt. Der „Nordſtern" war mit militäriſcher Gewalt unterdrückt, die Preſſen waren unter dem Widerſtande, den man fand, zerſtört, die handſchriftlichen Papiere in Beſchlag genommen, ſämmtliche Theilhaber, Autoren und Drucker, wofern ſie ſich nicht auf flüchtigen Fuß ſetzten, gefänglich eingezogen und als Rebellen gewahrſamt. Es war dies der erſte Schritt zur Handhabung des Kriegsrechts, das erſte Mal, daß mitten im anſcheinenden Frieden des ſocialen Verhaltens der Ruf: „Rebell!" ſein ſchreckendes Gewicht über die Inſel breitete. Welcher Gewinn der Regierung mit Beſchlagnahme der Redaction des „Nordſtens" zufiel, ward erſt ſpäter deutlich. Man erfuhr, daß die ganze Provinz Ulſter mit ihrem Hauptpunkt Belfaſt bereits militäriſch organiſirt wurde. Es war der O'Connor'ſche Entwurf, der hier noch vor der Entſcheidung, die das Directorium des Bundes ſich vorbehielt, eine vorzeitige Ausführung erlitt.

Dazu kamen die Proclamationen, welche die Gebrüder Sheares in Cork erließen, ohne mit dem Glücken der franzöſiſchen Landung den günſtigen Moment zu erwarten. Henry und Jones Sheares waren Söhne eines allgemein geachteten Banquiers in Cork, der auch als Schriftſteller durch mehrere Abhandlungen den Ruf eines wahrheitsliebenden Bürgers genoß. Die Söhne hatten ihre Schule in Paris gemacht. Ihr Glaubensbekenntniß ſchrieb ſich aus der Zeit der Schreckensregierung Robespierre's; nach ihrem Sinne konnte Irland nur ein blutiges Morgenroth für den Tag ſeiner Freiheit erwarten und begrüßen. Gegen Vermuthen langten ſie ungehindert in Dublin an. Nicht die Regierung, der Bund der Vereinigten zog ſie zur Rechenſchaft. Statt eine ſolche abzulegen, machten ſie vielmehr den Antrag, nicht länger mit dem Ruf zum allgemeinen Aufſtand zu zögern. Weder auf die Hülfe Frankreichs, noch auf die entſchiedene, freiwillige Regung im Süden ſei zu harren. Ein Höhepunkt in der allgemeinen Stimmung, der noch mit mehr Sicherheit für den Ausgang bürge, laſſe ſich nicht berechnen, nicht weiter erzielen; der Bund müſſe in ſich ſelbſt die Nothwendigkeit zum Entſchluß finden, die Revolution von Irland dürfe keine Begebenheit, müſſe eine That ſein. Wenn man das Volk unter Waffen ſähe, würde Frankreich mit der Hülfe nicht ſäumen. Es ſei die Arbeit einer einzigen Stunde, die Kaſernen und das Kaſtell von Dublin zu überrumpeln, O'Coigley's Bande und die ſtreifenden Horden, die in der Nachbarſchaft lagerten, genügten zum erſten Schöpfungstage, wie man die erſte Nacht nennen wolle, in welcher die Fahne der Freiheit von den Thürmen der Stadt flattern werde. Sie wären ſich bewußt, ſchwuren Beide, der Sache des Vaterlandes als Opfer verfallen zu müſſen; aber das Vaterland ſolle nur fordern, ſolle das Wort zum Aufſtand geben, ſolle handeln, ſtatt zu überlegen; ohne Schmerz keine Luſt, ohne Grab kein Auferſtehungsmorgen!

O'Connor, dem dieſe Beichte abgelegt wurde, war durch den Entſchluß freiwilliger Selbſtaufopferung nicht überraſcht; er fühlte, daß man dem Vaterlande, wenn man ihm kein Leben mehr zu bieten habe, den Tod ſchuldig ſei. Erſt aber mußte das Leben ſelbſt in allen ſeinen Mitteln erſchöpft ſein; nicht der wilde Aufruhr des Augenblicks, nicht die ruhmſüchtige Todesluſt, die eiſerne Nothwendigkeit habe zu gebieten. Wer dieſer nicht ins Auge zu ſchauen wiſſe, wer ſich ſcheue, bis auf die Hefen den Kelch des Lebens erſt auszutrinken, der ſei nicht Mann genug, um das dunkle Schickſal herauszufordern. Nach dieſem ſeinem Glaubensbekenntniß war es erklärlich, wenn er jede Kraftvergeudung mit Gleichgültigkeit beſeitigte, jede Opferluſt leidenſchaftlicher Jugend, jede ſelbſtgefällige Schwärmerei ſich ſelbſt überließ und mit ruhiger Kälte vom Zuſammenhang der großen Sache löſte. Er wußte, daß der Haß, wenn die dunkle Stunde der Entſcheidung naht, mächtiger iſt als die Liebe; aber er dachte zu ſtreng, um nicht ohne Zögern jede Perſon preiszugeben, ſobald ſie aufhörte, dem Gedanken zu dienen. In dieſem harten Dienſte ſtand er ſelbſt, fühlte ſich ſelbſt nur als Mittel zum Zweck. Und ſo war nach ſeiner Art zu denken auch das Geſchick der beiden Sheares unabänderlich beſchloſſen;

mit jedem voreiligen Schritt, den ihr Eifer wagte, gab er ſie auf; nur die Bezähmung ihrer Leidenſchaft konnte ſie brauchbar erweiſen. Unter der Bezeichnung von Almoſen für die Armuth erhielten ſie neue Summen, um ihre Verbindungen mit den Vagabunden des Landvolks feſtzuhalten; jeder andere Einfluß, den Gang der Dinge zu zeitigen, blieb ihnen verſagt; in jedem Augenblick, wo ſie unfähig waren, ſich dem Geſetze Englands gegenüber zu behaupten, ſchieden ſie aus dem Verbande mit der Sache der Patrioten. Die Ereigniſſe in Belfaſt erhärteten nur ſeinen Entſchluß, jedes Vorpoſtengefecht des überhitzten Jähzorns als unheilbringend zu verdammen, und die Kraft der Entſchließung zum Handeln unausgeſetzt auf den großen Moment zurückzudrängen, der zu gewärtigen ſtand.

Daß der Augenblick, wo die Würfel der Entſcheidung fallen mußten, ſchon verſäumt ſei, konnte nur der Heißhunger argwöhnen, der ſeine Sättigung nicht zu zügeln wußte. Freilich gibt es in der allgemeinen Stimmung einen Höhepunkt, der nur einmal erreicht und nicht wieder errungen wird. Im Norden war die höchſte Spitze leidenſchaftlicher Aufregung ſchon gebrochen, während der Süden noch nicht fertig war zum Aufſtand und zur That. Ohne den Süden aber, ohne den Fanatismus der katholiſchen Armuth, ſchien jedes Unternehmen ein zweifelvolles Wagniß. In Dublin ſelbſt war noch Alles in aufſteigender Linie begriffen und die Hauptſtadt, in der ſich nördliche wie ſüdliche Elemente gleich ſtark begegneten, mußte die Loſung geben. Hier ſah man immer mehr die dunklen Maſſen zuſammengedrängt, aus denen der Blitzſtrahl ſich entladen ſollte. Ungeſucht, weil der Inſtinct des Volks einen Mittelpunkt der Gefahr und der Rettung ſucht, war Dublin jetzt mehr als je der Tummelplatz der hungernden Verzweiflung, die ſich vor den Thüren der Reichen ihren Spielraum machte. Wer die Nackten bekleidet, die Verſchmachtenden ſpeiſt, iſt ein Herrgott im irdiſchen Leben. So lange das Landvolk noch vom Reſt der Kartoffelernte zu zehren hat, iſt eine Empörung nicht zu fürchten. Dann aber, mit dem Ende des Aprils, tritt das Unglück gewaffnet auf, dann meldet ſich der Jammer und klopft an die Paläſte der Hauptſtadt; dann iſt er die Beute deſſen, der ihn füttert, und für die Hand des Wohlthuns hat die verzweifelte Menſchenſeele faſt religiöſe Dankbarkeit.

Schaarenweis ſah man die vertriebenen Pächter auf dem Pflaſter lagern; luſtig und wohlgemuth, aber zu jeder Schreckensthat aufgelegt, wenn ſie der Preis war für eine kleine Ueppigkeit, die das zähe Schickſal aus ſeinem reichen Vorrath ſpendete. Man wollte wiſſen, daß in den gemeineren Stadtvierteln ganze Dorfſchaften ſammt Pfarrer und Allerheiligſtem ein Obdach ſuchten, ſich mit Verheißungen ſättigten und die

Nachahmung Chriſti, nicht zu wiſſen, wo ſich ihr Haupt betten könne, heerdenweis betrieben. In der Nachbarſchaft ſtreiften die bekannten Räuberbanden, die alljährlich bis zur neuen Kartoffelernte gewaffnet auftraten; jetzt aber ſchienen ſie geordnet, ſtanden in Sold, enthielten ſich aller Gewaltſamkeit. Gleichzeitig jedoch, und als drückendes Gegengewicht, rückten engliſche Truppen in die Stadt, Straßen und Kaſernen wimmelten von Rothröcken, in den großen Herbergen am Liffey lag Einquartierung, auch Frau Nanſe Lagh, die runde Wirthin zur „ſeligen Harfe", erhielt eine volle Ladung Schützen ins Haus. Die Luft in Dublin ward immer ſchwerer, die Luſtigkeit wollte nicht mehr zünden, der Argwohn ſchlich bei Tag und Nacht umher, man zügelte Mund und Hand, aber tauſend Ohren lauſchten auf die Athemzüge der Schläfer; ganz Dublin glich dem ſtillſtehenden Waſſer, das unter geheimem Zuſtrom ſich mäßig hebt und vor dem Augenblick zittert, wo nach einer Seite die Dämme berſten.

Die Luft aber blieb ſchwer und ruhig, über dieſe Schwüle, die Alles gebannt hielt, ſollte noch immer kein Ungewitter hereinbrechen. Ein Donner vom ſüdlichen Ufer her konnte dieſe bange Stille enden, aber das ferne Wetterleuchten am Saum des Horizonts war nur ein Zucken ungewiſſer Flammen, die ſich neckten, ſich aber nicht herüberwagten; der große Moment ſollte nochmals zurückgedrängt werden.

Ein geheimer Bote kam von Frankreich zurück. Die bataviſche Land- und Seemacht hatte den Verſuch gemacht, vom Texel auszulaufen und die engliſche Flotte, die mit ihren Linien die Bucht beherrſchte, zu durchbrechen. Die Schiffe wurden zurückgeworfen, man war genöthigt, die Truppen wieder an's Land zu ſetzen, die ganze Unternehmung war eine mißglückte. Jetzt mußte Frankreich zum dritten Male aufgefordert werden, ein Volk zu unterſtützen, das nur auf die Hülfe der Republik warte, um die Feſſeln der Knechtſchaft abzuwerfen. Der Haß gegen England war unter den Franzoſen immer noch lebendig genug. Seit dem Frieden von Campo Formio ſtand der neue Freiſtaat neben den alten Mächten Europas als anerkannt feſt; nur der Brite leugnete ſtandhaft die Exiſtenz und die Rechte einer jungen Republik. Frankreich beſchloß, eine engliſche Armee zu errichten und dem Beſieger Oeſterreichs und Italiens den Oberbefehl derſelben anzuvertrauen; ja in Boulogne, wollte es verlauten, werde man Schiffe ausrüſten. Es kam darauf an, dieſe allgemeine Maßregel zu Gunſten Irlands zu wenden, ſie zu beſchleunigen. Es war nicht leicht, in Paris zum dritten Mal geneigtes Ohr zu finden. Mit Carnot war im franzöſiſchen Directorium der lebendigſte Anwalt Irlands beſeitigt, und General Hoche war todt. Es bedurfte einer entſchieden einflußreichen Perſönlichkeit, um raſch und mit Glück in Paris die Fäden wieder anzuknüpfen. Die Wahl einer ſolchen unter den Bundesmitgliedern konnte zwiſchen Fitzgerald und O'Connor ſchwanken. Beide ſchienen gleich fähig, auf franzöſiſchem Boden wirkſam zu ſein. Jener war an der Geſchäftsführung in Irland ſelbſt ſo wenig betheiligt, daß ſeine Gegenwart auf kurze Zeit entbehrlich ſchien. Aber ſeine Abweſenheit war der Regierung auffällig, galt der Maſſe der Bevölkerung für eine Flucht, ſie war endlich unmöglich, ſo lange die Sitzungen des Parlaments noch dauerten. Man fühlte dringend, wie wichtig Fitzgerald war, um dem Volke in ihm eine Perſon zu bieten, auf die es ſein Augenmerk gerichtet hielt. Andererſeits war ſeine Freiheit von keiner Seite bedroht, als Mitglied des Hauſes hielt man ihn auch unter dem Kriegsrecht, das auf der Inſel lag, für ungefährdet. Weit eher als Fitzgerald in ſeiner Eigenthümlichkeit, ſchien O'Connor zu erſetzen. Da es galt, die Intereſſen noch immer in der Schwebe zu erhalten, war Thomas Emmett, der Mann der weiſen Einſicht und Sorgſamkeit, wohl im Stande, unter der Decke der ſtrengſten Enthaltſamkeit die Directorialgewalt des Bundes zu leiten. O'Connor ſchien weder von England vorzugsweiſe beargwöhnt, noch vom Auge des Volkes allgemein genug beachtet; mithin war ſeine Abweſenheit weniger fühlbar; von ſeiner Wirkſamkeit in Paris aber konnte man nur das Wünſchenswertheſte erwarten.

Seine Sendung ward beſchloſſen, zu ſeinem Gefährten von den Mitgliedern des Bundes Napper Tandy auserleſen. Der Vorwand einer geſchäftlichen Obliegenheit in Hamburg, von wo man ungehindert den ungeraden Weg nach Paris weiter verfolgen konnte, war ſchon zu oft benutzt; man wollte diesmal nach England gehen und von Dover aus den Uebergang nach Frankreich ſuchen. Freilich war die Straße von Dover nach Calais der ſtrengſten Bewachung unterworfen, in Chatam war der Hauptſtapelplatz der britiſchen Seemacht und die ganze Südküſte Englands glich einer Kette von Koſtbarkeiten, wo jeder Edelſtein eine Batterie mit Zwölfpfündern abgab. Aber um den völligen Anſchein harmloſer Müßiggänger feſtzuhalten, wollte man das Seebad auf der Inſel Thanet beſuchen, um von dort die Ueberfahrt zu gewinnen. Dieſe Verabredung ſtand ſchon feſt, als ein neuer Geſetzvorſchlag der Regierung, der die Zuſtimmung des dubliner Parlaments erhielt, für O'Connor neue Bedenklichkeiten über ſeine Entfernung erregte. Er ſtand mit dem gewaltſamen Einſchreiten gegen die belfaſter Journaliſtik in Verbindung und konnte für einen weitern Schritt gegen literariſche Wirkſamkeiten gelten. Der Form nach verlangte man nichts weiter von den Journalen als perſönliche Verantwortlichkeit und O'Connor hatte keine Scheu, ſich zu ſeiner patriotiſchen „Preſſe“ frei zu bekennen, in jeder Beziehung ihren Inhalt und ihre

Form zu vertreten. Schien eine augenblickliche Entfernung jetzt beargwöhnt, ſo war doch ſein Auftreten in Frankreich von zu dringendem Gewicht, um es nicht auf jede Gefahr hin dennoch möglich zu machen. Vor der Hand war für ſeine Perſon Aufſchub nothwendig, und Napper Tandy, der Gefährte, reiſte allein als ſein Vorläufer ab. So verfloß abermals ein Zeitraum, während deſſen in Irland die drohenden Wolken zu Häupten immer dunkler ſich thürmten, in Frankreich aber nichts geſchah, um die Wendung der Dinge zu beſchleunigen. Es ſchien nicht, daß die Agenten dort wirkſam genug auftraten; Wolfe Tone war förmlich in den Dienſten der Republik und konnte nicht mehr als Bevollmächtigter Irlands gelten, ſo feurig auch ſein Eifer blieb in der Betreibung der vaterländiſchen Sache. O'Connor mußte den Entſchluß, nach Frankreich zu gehen, von neuem in ſich erhärten. Er ſchied ungern, er wußte, daß man Gefahren durchbrechen könne, wenn man ihnen die Stirn bietet, daß ſie hinter dem Rücken zu Ungeheuern mit geſpenſtiſcher Macht erwachſen. Noch hatte England den offenbaren Kampf durch eine That der blutigen Willkür nicht hervorgerufen, noch hatte die Regierung vom Kriegsgeſetz keinen tyranniſchen Gebrauch gemacht, noch war der Aufruhr keine Nothwendigkeit, und wenn nur Frankreich eine gebieteriſche Hülfsmacht ſandte, war eine große kriegeriſche Demonſtration der geſammten

Bevölkerung vielleicht genügend, um England zu zwingen, die grüne Inſel freizugeben und die katholiſchen Brüder als Menſchen anzuerkennen. Noch war die Freiheit ohne Bluttaufe möglich. Konnte nun hinter ſeinem Rücken nicht ein Ungefähr, das die Uebereilung des Einzelnen verſchuldete, die langverhaltenen Dämonen entzügeln? Konnte nicht die Thorheit des Augenblicks zum halben Ausbruch bringen, wozu es, ſollte es ein großes Befreiungswerk ſein, der übereinſtimmenden Kräfte des ganzen Volks bedurfte? — Wie ſeine Rechnung mit dem Himmel ſtand, wenn er wirklich in Paris auftrat und die Hülfe der Republik um jeden Preis erkaufte, das war der Punkt, den er immer mit einem leiſen Schauer in ſeiner Seele überdeckt hielt. Er konnte die Zukunft nicht heranzaubern, für den Ausgang nicht einſtehen; er konnte nur hoffen, daß wenn ein gedrücktes Volk nach ſo langer Schmach ſich endlich erhöbe, auch Gott auferſtehen werde nach ſeinem langen Schlaf in Irland. Klar aber und hell genug überſchaute er, daß man vor Menſchen Verbrechen nannte, was ſich als halbe Kraftäußerung kundgab und ohne die Macht vollwichtiger Sicherheit ſich mit dem bloßen Kitzel zu Aufruhr und Kampfluſt an den Tag drängte. Nur das Gelingen der That konnte die That ſelbſt rechtfertigen. Gelingen aber konnte ſie nur, wenn der Entſchluß reif war und in ſich ſelbſt ſchon die moraliſche Vollendung trug. O'Connor hielt Niemand ſicher vor Uebereilung, Fitzgerald, den Edelſten unter Allen, am wenigſten, er traute Niemand in der großen Sache des Vaterlandes, ſelbſt Gott nicht, bevor ſich ſeine Allmacht in der Befreiung Irlands nicht offenbart. So laſtete der Unglaube ſchwer und dunkel in ſeiner Seele, und dieſer Unglaube war ſchon Geſpenſt genug, um die freie That zu erdrücken.

Er ſtand reiſefertig in ſeinem Zimmer. Von den Freunden war am Abend zuvor Abſchied genommen, die Stunde zur Abfahrt drängte, der Wagen, der ihn zum Hafen bringen ſollte, ſtand vor der Thür. Wie er, mit ſich abſchließend, den Hut in die Stirn drückte, ſchweifte ſein Auge noch einmal ſuchend im Raume um, der ſeine nächſte Welt, die geheime Marterkammer ſeiner Gedanken, umſchloß. Alles war geordnet, die Papiere, die verdächtigen konnten, waren ſämmtlich vernichtet oder Thomas Emmett's ſicheren Händen vertraut. Er durchlief ſinnend noch einmal den Kreis der Möglichkeiten, die ſeine perſönliche Sicherheit und das Heil des Landes bedrohen konnten; er fand nach Maßgabe menſchlicher Berechnung Alles erledigt.

Wie er ſich jetzt zur Thür wandte, ſtand ein Fremder vor ihm auf der Schwelle.

„Oberſt Murris!“ ſagte Arthur überraſcht und trat ihm haſtig entgegen.

Dies war der Name eines Mannes, der ſeit einigen Tagen die Stadt beſchäftigte. Er war Commandeur des Regiments, das unlängſt von England herüber in Dublin einrückte und in den Vorſtädten, den Quai hinunter, quartiert lag. Es war die mobilſte Truppe der Majeſtät von England, allezeit tauglich, wo es Aufruhr zu ſtillen, Wildſchützen in den Schluchten zu umzingeln, den Teufel aus der Hölle zu locken gab. Man nannte das Regiment der grauen Schützen das Regiment der Schlauköpfe. Oberſt Murris, ein Irländer von Geburt, galt zugleich für den luſtigſten Sonderling von der Welt. Abenteurer, Raufbold, war er zugleich der keckſte Waghals, der keine Lächerlichkeit ſcheute, um eine Laune, die auf dem Spiel ſtand, durchzuſetzen. Es war ſtark davon die Rede, er würde Stadtmajor Sirr's Nachfolger im Amte. Er war Royaliſt, aber ohne es zu wiſſen, aus Inſtinct, und ohne auf die Unfehlbarkeit ſeines hergebrachten Glaubens zu pochen. Wollte man ihn gegen Rebellen und Aufwiegler in Thätigkeit ſetzen, ſo mußte man darauf bedacht ſein, daß die Unterwerfung für ihn den Reiz des Abenteurers hatte. Im offenen Kampf gegen ſeine Mitbrüder that er als Officier des Königs vielleicht nur was die Pflicht des Gehorſams erheiſcht; mithin war dieſe Stütze des Lord Camden immer eine fragliche, obwohl man Caſtlereagh's Plan, Irland mit Irländern zu bekämpfen, noch nicht aufgab; auch Caſtlereagh war Irländer, auch das Parlament von Dublin war aus Eingebornen zuſammengeſetzt, und Oberſt Murris ſchien der Mann, durch irgend einen luſtigen Streich einen Haufen Rebellen auseinander zu jagen, durch eine burleske Rede, die er auf offenem Markte hielt, ſie zu beſchwichtigen, durch einen guten Einfall eine ganze Verſchwörung lächerlich zu machen. Gleichzeitig mit dem Einrücken ſeiner grauen Schützen in Dublin lief bei Jung und Alt ſein Schreiben an den Vicekönig um, worin er ein unmaßgebliches Gutachten über die geheimen Rebellen in Irland abgab. Er erklärte ſeine irländiſchen Brüder ſammt und ſonders für viel zu gute Patrioten, um König und Thron über den Haufen zu ſtürzen, für viel zu muntere Kumpane, um etwas anderes als Scherz und Kurzweil zu wollen. Er werde mit ſeinen grauen Schützen dafür ſorgen, daß es luſtig in Dublin zugehe und ſchwöre hiermit, daß er binnen acht Tagen ſelbſt zu den Vereinigten Irländern gehören werde, ohne gegen Gott und König ein Verräther zu ſein. Gegen ausländiſche Feinde habe der König von England ſeine Kanonen; mit den guten Jungen in Irland aber, wenn ſie rebelliſch wären, müſſe man auf Brüderſchaft anſtoßen und ſie unter den Tiſch trinken. — Dieſer Brief ſtand gedruckt an allen Straßenecken, Oberſt Murris war der Mann des Volks geworden und die „ſelige Harfe“, wo er ſein Hauptquartier aufgeſchlagen], ſchien ihren Schauplatz der Verſchwörung in ein Bacchanal auf das Wohlſein König Georg's zu verwandeln. Dabei blieb es ungewiß, wie weit die Vollmacht des Oberſten reichte, um aus dem Spiel im Nothfall Ernſt zu machen.

„Oberſt Murris!“ wiederholte O'Connor, als der Eingetretene vor ihm ſtand. Es konnte kein Zweifel ſein, es war der Anführer der grauen Schützen, der burleske Teufel, wie ihn der Pöbel ſchalt, mit dem ſchwarzen Pflaſter über dem linken Auge, das ihn allgemein kenntlich machte.

„Ich will gehängt ſein, wenn ich nicht für Oberſt Murris gehalten werde!“

O'Connor fuhr zurück; dieſe Stimme war ihm bekannt.

„So gut ich Capitän Jones war, kann ich auch Oberſt Murris ſein, nur müßt Ihr ſtark an die Seelenwanderung glauben!“

„Coigley!“ flüſterte O'Connor. Er ſtürzte auf ihn zu, riß ihm die ſchwarze Binde vom Auge; das blaſſe Antlitz des Prieſters ſtarrte ihm mit einem irren Lächeln entgegen.

„Ich bin und bleibe wer ich bin, dieſſeits und jenſeits, nur die Hülle wechſelt! Schickt mich gen Himmel und ich wandle Euch das Paradies in den Blocksberg um!“

„Ihr ſcherzt zur Unzeit!“ fuhr Arthur auf.

„Ich ſcherzte nie," ſagte Coigley mit dem heiſeren Ernſt ſeines finſtern Ingrimms. „Und damit Ihr ſeht, daß es in Irland nicht mehr Zeit iſt zum Scherzen: hier iſt die Vollmacht, die zum Ernſt nöthigt."

O'Connor überflog das Blatt. „Oberſt Murris," lautete das Schreiben des Vicekönigs, „wird hiermit ermächtigt, den als Capitän Jones bekannten Prieſter O'Coigley in Haft zu ſetzen und binnen vierundzwanzig Stunden nach Kriegsrecht über ihn zu entſcheiden. Dieſe Vollmacht erſtrecken wir über jede Perſon, die ihm des Hochverraths verdächtig ſcheint."

„Ihr ſeht," ſagte Coigley, „daß ich jetzt befähigt bin, mich ſelber hängen zu laſſen, da ich Oberſt Murris und den Prieſter Coigley in Perſon vereinige."

Der dunkle Zorn, der aus O'Connor's Augen blitzte, blieb ohnmächtig vor dem lachenden Hohn, dem er Stillſchweigen gebieten wollte.

„Ihr verwirrt mir die Sinne!" ſchrie O'Connor, „löſt mir das Räthſel! Wo iſt Murris?"

„Beruhigt Euch," ſagte Coigley mit kalter Feſtigkeit, „er hat mir ſo gut wie ſein Wort gegeben, unſere Flucht nicht auszuplaudern."

O'Connor ſtarrte ihn ungewiß an. „Gebt Euch zufrieden," fuhr jener zutraulich fort, „aber ſäumt nich länger, ich gehe mit Euch nach England. Die Stunde zur Abfahrt drängt' ich ſchütze Euch!" Er zog die Binde über das Auge, drückte den Hut ins Geſicht und winkte dem Gefährten.

O'Connor folgte betäubt. Unten am Schlage ſtanden ſeine Diener bereit. Sie ſetzten ſich, der Wagen rollte fort.

Es war noch ſehr früh am Morgen, die Straßen leer, die Sonne rang mit dem grauen Dunſt im Oſten. Der nächſte Weg zum Hafen führte über die Eſſexbrücke links am Quai entlang, wo die „ſelige Harfe" zu ebener Erde dicht am untern Uferrand mit ihren Schornſteinen bis an die Straße reichte. „Nicht hier!" rief Coigley dem Kutſcher zu, aber die Wendung war ſchon genommen und der Prieſter lehnte ſich in die Wagenkiſſen zurück. Der kalte Morgenwind röthete ſeine bleichen Wangen.

„Ihr ſcheint dieſen Schauplatz Eurer Thaten vermeiden zu wollen?" fragte O'Connor.

Der Prieſter lachte dumpf in ſich hinein. „Zur Ehre Gottes, wie die Jünger Jeſu ſagen, iſt ſchon mehr geſchehen, als zur Rettung Irlands. — Wißt Ihr, wozu die Schornſteine gut ſind, deren Schlund ſich hier zu unſern Füßen öffnet? Seht nur hin, ein Sprung vom Quai und Ihr ſteht auf dem Dache der guten Nanſe Lagh. Nun, ſeht, und wären alle Eingänge von Dragonern beſetzt, wären alle Gemächer voll grauer Schützen, um Euch den Eingang zu wehren: dort die Eſſe mit ihrem Schlund bringt Euch doch zum Ziele, Nachts unter dem Mantel der Dunkelheit fahrt Ihr hübſch ſacht hinunter und Ihr könnt ſicher ſein, der Weg führt Euch geradezu ins Himmelreich, in den Schooß der guten Nanſe Lagh, in's Kämmerlein der Wirthin zur ſeligen Harfe."

„Gott des Himmels!" ſagte O'Connor, „Ihr redet irre, Prieſter des Herrn!"

„Prieſter des Herrn!" erwiederte Coigley mit lachendem Ingrimm. „Macht mich zum Prieſter der Natur und ich will den Herrn in ſeine Rechte wieder einſetzen. Seitdem das Weſen, zu dem die Welt betet, ein Schuhuh geworden iſt, ſeitdem es für Irland keinen Vater im Himmel mehr gibt, kann auch der Menſch Tiger ſein und die ganze Tücke des Dämons in ſeinem Buſen nähren. Laßt uns davon abbrechen; mein Verdienſt wird ſein, Eure Flucht nach Frankreich zu ſchirmen. Laßt Euch von mir leiten, oder Ihr ſeid für immer verloren. Sobald wir Freiheit athmen, erfahrt Ihr Alles."

Er drückte beide Hände vors Geſicht; die Furien des Wahnſinns ſchüttelten ſeine Seele; aber er bekämpfte raſch die Zuckungen, die über ſein Angeſicht liefen.

Der Wagen hielt vor den Schranken des Hafens. „Iſt es wirklich Euer Wille, nach England zu gehen?"

fragte O'Connor mit einer Scheu, die ſich kleinlaut an die Beſchlüſſe einer dunklen Macht gefangen gibt.

Coigley richtete ſich auf. Er war wieder ganz Ruhe, ganz Beſonnenheit. „Nennt Euren Namen nicht!“ raunte er dem Gefährten zu. Vor dem kalten ſtechenden Blick ſeines Auges erlahmte jeder Widerſpruch und O'Connor folgte willenlos. Die Wache am Ufer ſalutirte; die Barke führte ſie hinüber an das ſegelfertige Schiff. Ein Wachhabender empfing ſie auch hier und forderte, dem neuen Befehl des Vicekönigs zufolge, ihre Päſſe, bevor er ſie an Bord nahm. „Im Namen des Königs,“ ſagte Coigley, „Oberſt Murris und ſein Freund Lieutenant Favey.“

„Ich wußte, daß Ihr eine Kajüte für Euch in Beſchlag genommen habt,“ ſagte er mit gelaſſener Würde, „Ihr werdet erlauben, daß ich ſie theile. Der Uniform des Königs ſteht jeder Zutritt offen.“

Die Uniform des Königs genügte, auch den Gefährten in der Civiltracht als unverdächtig aufzunehmen. Der Tumult auf dem Verdeck hielt O'Connor's Sinne in der Betäubung feſt, die der eilige Drang der Vorgänge verſchuldete. Die Anker wurden gelichtet, ein friſcher Wind ſtieß in die Segel, die Küſte ſchwand.

O'Connor blickte ſtarr in die trüglichen Elemente. Luft, Himmel, Meer, der Boden, auf dem er ſtand, Alles war erfaßt von der ſchwankenden Unſicherheit; die Ufer der grünen Inſel hüllte der Nebel in ſeine webenden Schleier. Wie er ſich ſelbſt wieder fand, die Ereigniſſe, die ihn fortgeriſſen, überſchaute, lief der Zorn, ſich nicht mehr als Herr ſeines eignen Geſchicks zu fühlen, mit drohenden Zügen über ſein Antlitz. „Mit einer Mummerei, einem Faſtnachtsſpiele ähnlich, ſoll es enden?“ flüſterte ihm ſein böſer Genius zu.

Er ging in die Kajüte, die Coigley für ſich in Beſchlag genommen. Seine fragenden Blicke forderten von dem Räthſelhaften Genugthuung.

Coigley winkte behutſam, ſchloß die Thür, zog die Vorhänge über die Fenſterluken. „Ich kann nicht länger der Spielball Eurer Launen ſein!“ begann O'Connor.

„Aber doch der Spielball des Schickſals?“ fragte Coigley.

„Ich will wiſſen, was Euch berechtigt —“ Er ſprach nicht weiter, das Wort erſtarb auf ſeiner Zunge, als der Prieſter den Verhaftsbefehl aus dem Buſen zog, den Oberſt Murris auch an ihm zu vollſtrecken ermächtigt war. Er lautete in gleicher Weiſe wie der auf Coigley ausgeſtellte und unterwarf O'Connor in Zeit von vierundzwanzig Stunden dem Kriegsrecht. Man wußte um ſeine Flucht nach Frankreich; man wußte, daß er in den nächſten Tagen an Bord gehen wollte; im Hafen waren die Befehle ertheilt, die der Prieſter durch ſeine Liſt vereitelte.

O'Connor ſtampfte mit dem Fuß und warf ſich erſchöpft in den Seſſel. Coigley faltete das Papier und zog ein neues aus der Buſentaſche. Es war eine Vollmacht, Oliver Bond, in deſſen Hauſe in letzter Zeit die Zuſammenkünfte der Vereinigten Irländer ſtattgefunden, gefänglich einzuziehen und dem Standrecht zu unterwerfen.

O'Connor ſprang wild auf. „Und Ihr konntet Urſach werden, daß ich Irland verließ?“ ſchrie er verzweifelnd. — „Wer iſt ſonſt noch verfallen?“

Coigley ſagte ſtill: „Im Uebrigen ſind meine Taſchen leer. Ueber den Andern, ſcheint es, ſoll noch das Schwert des Damocles ſchweben.“

„Oliver Bond habt Ihr preisgegeben, Entſetzlicher?“

„Ich habe ihn gewarnt,“ ſagte Coigley. — „Ihr ſcheint mir zürnen, ſtatt mir danken zu wollen?“

„Mich empört die Ruhe der kalten Seele, die mit dem Verhängniß, das über uns Alle hereinbricht, noch verhandeln, noch klug ſein will, wo der Umſturz alle Fugen löſt.“ O'Connor ſank wie ein Kind weinend zuſammen; die Beſonnenheit brach vor der Gewalt des Unheils, deſſen Loſung vor ſeinen Ohren erklang.

„Thoren, die Ihr ſeid!“ ſagte Coigley. „Eure Tugend und Euer Calcul macht Euch ohnmächtig. Ihr möchtet gern Helden, möchtet aber nicht gern Verbrecher ſein.“

„Und ich will nicht fragen,“ ſchrie O'Connor, der ſich vom Boden aufraffte, „was Euch zu der Entdeckung verhalf, was Euch dieſe Kunde koſtet! Capitän Jones, in deſſen Kleidern Ihr lange Zeit wandeltet, iſt von Euch beſeitigt. Iſt Oberſt Murris nun die zweite Hülle für Eure Seelenwanderung?“

Coigley richtete ſeine hagere Geſtalt mit geſpenſtiſcher Kraft in die Höhe; in ſeinem Antlitz zuckte kaltes Wetterleuchten. „Hab' ich Euch je zum Mitwiſſer meines Thuns gemacht?“ rief er mit dem Hohn der Verachtung. „Habt Ihr Rechenſchaft über mich zu geben, hab' ich Euch je für mich dazu verpflichtet? Armſelige Ohnmacht, die rathlos bleibt für ſich ſelber! Ich für mein Theil bin mir Prieſter genug, um mir ſelbſt zu beichten, um mein eigen Gericht zu ſein. Ihr aber, die Ihr Euch mit ſogenannter Tugend durch die Welt ſchmuggeln wollt, mit der Ohnmacht Eures Klügelns um den Brei, den Ihr eingerührt habt, herumſchleicht, und lange grübelt, ob es weniger Verbrechen ſei, mit delicatem Löffel oder mit friſcher Fauſt hineinzugreifen, Ihr, die Ihr mit Eurer Schlauheit ſchön thut, mit einem beſten Staate liebäugelt und ein mattherzig Tugendideal Euch präparirt, Ihr werdet dies Zeitalter nicht reinigen von Sünde, weil Ihr nicht groß genug ſeid, vor der Welt Verbrecher zu ſcheinen. Ihr Armſeligen, warum bleibt Ihr nicht kleben an der Schelle des Herkommens, wenn Ihr über Alexander und Cäſar erſt zu Stuhle ſitzen wollt, um zu wiſſen, was gut an ihren Thaten war, was böſe. Ihr Phariſäer und Heuchler, Eure Gedanken ſind Rebellen und Eure Thaten ſollen pure zuckerſüße Tugendpuppen ſein!“

Mit einem ſchallenden Gelächter tobte er in der Kajüte auf und ab, bis die ſchwankende Bewegung des Schiffs ihn niederwarf. O'Connor verhüllte ſein Antlitz; die Welt ſchien ſich vor ihm aus ihren Banden zu löſen, im Taumel liefen ſeine Gedanken durch einander; Mittel und Ziel, das Nächſte, das Fernſte, Tod und ewige Seligkeit, über Alles warf ſich das Elend einer grenzenloſen Verwirrung.

26.

Oberſt Murris war alsbald in Dublin vermißt. Eine Stunde nach Abgang des Schiffes, das die Flüchtlinge trug, erhielt Caſtlereagh durch den wachhabenden Officier die Liſte der Paſſagiere. Er war verwundert, Oberſt Murris und Lieutenant Favey unter den nach London Abgegangenen zu finden. Inzwiſchen konnte der Hang des wunderlichen Mannes nach Abenteuern irgendwie eine Fährte verfolgen; aber der Adjutant, der Begleiter des Oberſten, war in der Stadt, Caſtlereagh traf ihn auf dem Wege zum Lord Statthalter. Jedenfalls alſo mußte ein Irrthum im Spiele ſein. In der „ſeligen Harfe" erfuhr man nur, das der Oberſt noch ſpät in der Nacht ſein Zimmer und das Haus verlaſſen habe; die Wirthin betheuerte, ſie habe ihn ſeine Thür verſchließen hören, die Wachpoſten wiederholten, der Oberſt ſei eine Stunde nach Mitternacht in Uniform an ihnen vorbeigeſchritten; ſie hätten ſalutirt, er habe gedankt. Die Ordonnanz im Hafen beſchwor, dem bekannten Oberſten der grauen Schützen in Uniform, mit dem Federhut, die ſchwarze Binde über dem linken Auge, den Eintritt zum Schiff geſtattet zu haben; den Begleiter habe er ſelbſt für Lieutenant Favey ausgegeben. Alſo traf die Irrung vielleicht nur die Perſon des Adjutanten. Dieſe muthmaßliche Annahme verhalf den Flüchtlingen zum Vorſprung.

Erſt am andern Tage erbrach man das Zimmer, das der Oberſt in der „ſeligen Harfe“ bewohnte. Er lag entſeelt, erdroſſelt in ſeinem Bett; ein ſchwarzer Talar war ſorgfältig über den Leichnam gebreitet, eine ſchwarze härene Schnur, wie ſie als Gurt ein prieſterliches Gewand zu ſchließen pflegt, ſaß um den Hals des Erwürgten. Nichts von ſeinem Eigenthum war angetaſtet, nur ſeine Papiere, ſeine Kleider fehlten. In der Hülle des Entleibten ſchien der Mörder entflohen zu ſein. In der nächſten Umgebung des Zimmers war keine Spur von Haſt, von übereilter Leidenſchaft zu entdecken, der Thäter hatte mit aller Ruhe Toilette gemacht, dem Todten die Augen zugedrückt, und den Schauplatz mit aller Vorſicht verlaſſen. Der Wirthin, der Wache konnte es kaum auffällig ſein, daß Oberſt Murris noch ſpät in der Nacht aus ſeinem Zimmer trat, die Thür ſorgfältig verſchloß und das Haus verließ.

Beim Anblick des ſchwarzen Talars ſtieß Nanſe Lagh den Namen des Prieſters aus und ſank ohnmächtig vor der Leiche nieder. Wie ſie zu ſich kam, läugnete ſie hartnäckig; erſt unter der Folter geſtand ſie ihren Verkehr mit Coigley. Es ergab ſich, daß er auch nach der Beſetzung aller Eingänge des Hauſes durch den Schornſtein den Weg zu ihr zu finden wußte. Auf ſein wiederholtes Drängen hatte ſie im Zimmer des Oberſten den Riegel vom Kamin fortgeſchoben; er wollte, wie er vorgab, dem Verblendeten Nachts erſcheinen und ſeine Bekehrung zum Beſten Irlands betreiben. Das alte Mährchen, daß die Kobolde durch die Eſſe fahren, hatte ſeine ſchreckhafte Wirklichkeit; Coigley ſtieg durch den Kamin herunter und fand ſein Opfer ſchlafend. Nach der erſten Verwirrung entdeckte man über dem Bett des Erdroſſelten mit ſchwarzer Kohle an der Wand die Worte: „Capitän Jones grüßt alle Verräther Irlands!“ und ſo hatte denn das blutige Poſſenſpiel auch ſeine Inſchrift.

Eine Stunde nach der Einſicht in den Thatbeſtand ging ein Schnellſegler des Vicekönigs in See, um den verdächtigen Flüchtlingen nachzuſetzen. Aber in London verlor ſich alle Spur von Oberſt Murris und Lieutenant Favey; Beide hatten unter falſchen Namen die Stadt bereits verlaſſen. In Dublin ſelbſt konnte das Ereigniß in der ſeligen Harfe nur dazu dienen, die Sache Irlands zu beſchmutzen, da ein verbrecheriſcher Wahnwitz zum Ausbruch feindſeliger Abſichten die ſo lange verzögerte Loſung gab. Coigley mochte wirklich den Beginn des Aufſtandes bezweckt haben, den die beſchleunigte Hülfe Frankreichs fortſetzen ſollte. Während deſſen fühlte ſich die Willkür der Regierenden nur in ihrem guten Rechte, wenn ſie ſich jetzt mit Grauſamkeit waffnete, und der Patriot mußte erröthend die Augen vor einer That niederſchlagen, die man burlesk nennen konnte, wäre ſie weniger entſetzenerregend geweſen. Es durfte nicht fehlen, daß man das Ereigniß in der „Harfe" nicht als ein vereinzeltes anſah. O'Connor's Flucht, denn dafür nahm man ſeine geheime Entfernung, mußte den Anſchein eines Zuſammenhangs damit erregen, der alle Schrecken des Argwohns aufrief. Oberſt Murris, von dem man wußte, daß er mehrere Verhaftsbefehle zu vollſtrecken gehabt, war gleichſam nur zum Verſuch damit ausgerüſtet, die Aufrührer oder am meiſten dem Verdacht Unterworfenen mit Humor gefangen zu ſetzen. Er war der Mann dazu geweſen, eine herbe Staatsmaxime in ein populäres Gewand zu kleiden, den bittern Ernſt der Maßregel durch einen luſtigen Karnevalsſtreich zu würzen. Die Art und Weiſe, wie er ſich in der Herberge des Pöbels einniſtete, mit dem Geſindel zechte und becherte, um Jeden auszuhorchen, bevor er ihn für reif zur Schlachtbank hielt, ſchien in der That der Diplomatie Caſtlereagh's, welche dieſe

Liſt in volksthümlicher Geſtalt erdachte, durchaus entſprechend, bis plötzlich der gutmüthige Vollführer derſelben das Opfer eines burlesken Einfalls von Seiten der Gegner wurde. Auf Caſtlereagh's Verwenden war Oberſt Murris in Dublin auf eine Weiſe thätig, als wollte die Regierung durch eine militäriſche Harlekinade dem Volke Beſchäftigung und Zerſtreuung geben. Mit der Beſeitigung dieſes verunglückten Verſuchs trat Major Sirr wieder in den Vorgrund; ſeine ſchwerfällige Langſamkeit ſollte jetzt durch gemeſſene Befehle beſchleunigt werden, Lord Camden wollte nicht länger durch die eigne ſchlechte Polizei in ſeinen Maßregeln verhöhnt ſein, nachdem früher der Prieſter Jackſon, der Flüchtling Rowan, der lange verfolgte Coigley und ſchließlich O'Connor ſeinem Gelüſt nach Rache entgangen waren. Die Gräuelthat rief den Arm der Gerechtigkeit auf, die freiwillige Entfernung O'Connor's forderte die Dreiſtigkeit in die Schranken. Die neuen Verhaftsbefehle, von denen das Gerücht in Dublin umging, erſtreckten ſich auf eine große Anzahl Perſonen, die dem Verdacht der Theilnahme an einer Verſchwörung gegen die Wohlfahrt der drei Königreiche ausgeſetzt waren. Oliver Bond, in deſſen Wohnung Zuſammenkünfte der Vereinigten Irländer ſtattgefunden, war auf den Wink, den er von O'Coigley erhalten, aus der Stadt verſchwunden. Sein Haus wurde durchſucht, aber bald wieder frei gegeben. O'Connor's Wohnung ward gleichfalls von Soldaten beſetzt, die Officin wurde geſchloſſen, ſeine Papiere mit Beſchlag belegt. Man fand Alles in Ordnung, keine Spur von Belegen eines Hochverraths gegen England, und Lord Fitzgerald feierte in den nächſten Tagen im Parlament ſeinen letzten Triumph. Im Namen der Nation legte er Proteſt ein gegen die Leidenſchaft der Verfolgung. Kein Patriot, waren ſeine Worte, könne eine Frevelthat gut heißen, die der Wahnwitz an einem Officier des Königs verſchuldet habe, aber aus dieſen Symptomen könne man wahrnehmen, wie die Stimmung im Volke ſei, man ſolle Irland nicht zum Verbrechen zwingen, wenn man den Beruf habe, ſein Wohl zu ſchirmen. Als Antwort auf ſeine Rede erfolgten neue Dekrete, zu denen das Kriegsrecht die Vollmacht gab. Man ſchien zu wiſſen, daß der Pöbel in Dublin, daß herumſchweifende Horden in den Grafſchaften im Solde der Patrioten ſtanden, man hatte die Kunde von angehäuften Waffenvorräthen. Das Recht der Selbſtvertheidigung war in Irland von Alters her eingeräumt, im Fall der Noth war es üblich geweſen, daß Schaaren von Freiwilligen zuſammentraten, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Ein Dekret der Regierung erklärte jede Waffenführung für Hochverrath, und als in Dublin, vorgeblich aus Fitzgerald's Munde, der Scherz umlief, England wolle blos mit Schillelehs geprügelt ſein, erſtreckte ſich der Befehl auch gegen den eiſenbeſchlagenen Knüppel, den getreuen Gefährten der irländiſchen Luſtigkeit. Dies gab täglich zu blutigen Händeln Anlaß, die bewaffnete Macht verwickelte ſich auf dem flachen Lande in tauſend kleine Feldzüge. Auch hierzu fand Fitzgerald die witzige Entgegnung; er äußerte, der Zweck der Regierung ſei, die Bauern im Kampfe zu üben. In Dublin waren alle Gefängniſſe überfüllt; Lord Edward ſagte laut: Deſto beſſer, was übervoll iſt, muß platzen! Als aber Caſtlereagh dem Hauſe der Gemeinen ankündigte, der verbrecheriſche Prieſter O'Coigley und der flüchtige O'Connor ſeien auf dem Wege nach Frankreich ergriffen, da ſtarb auf Edward's Lippen der Scherz, und mit dem Scherz der Uebermuth der freien Seele, der Glaube an das Heil des Vaterlandes. Sein letztes Wort im Hauſe der Gemeinen war eine ernſte Mahnung, die ſich an die Fügung gefangen gab. Die Regierung kündigte dem Hauſe an, der unausgeſetzte Verkehr zwiſchen Frankreich und Irland laſſe auf die Fortdauer rebelliſcher Geſinnung deuten; zur Rettung des Landes ſei alſo jede Maßregel gerechtfertigt, die das Kriegsrecht auf der Inſel in Kraft ſetzen werde. Fitzgerald fühlte, daß er nach dieſer Erklärung zum letzten Male als freier Mann ſein Haupt erhob. Er nannte O'Connor's Gefangenſetzung ein Verbrechen, läugnete jeden Zuſammenhang eines Patrioten mit O'Coigley's That, und rief Gott zum Zeugen an, indem er England verantwortlich machte für die blutige Verwirrung und die Gräuel der Empörung, zu der man das Volk zwinge.

„Einer ſolchen werden wir zuvorkommen, indem wir uns der Häupter bemächtigen!“ war Caſtlereagh's Entgegnung, indem er ſich im Parlament von ſeinem Sitz erhob und mit dem ganzen Gewicht ſeiner ruhigen Kälte Fitzgerald gegenüberſtand.

Edward mußte an die Scene gedenken, wo er den Staatsſecretär vor den Händen des Volks ſchützte. Aber er hatte nicht mehr den Uebermuth der guten Laune, um den Gewaltigen an ſeine Ohnmacht zu erinnern; der Schmerz um den Verluſt des bedrohten Freundes zuckte in ſeinem Herzen, ein ſtilles Lächeln, das um ſeine Lippen ſchwebte, war die einzige Entgegnung, die er dem Feinde Irlands zu bieten hatte.

„Ich zweifle nicht an den Verſuchen der Staatsregierung,“ ſchloß er ſeine Rede, „aber ich zweifle am Erfolge. Die Regierung ſpricht von einer Verſchwörung gegen England. Ich weiß von einer ſolchen nichts, ich weiß nur von einer Verbrüderung zum Heile Irlands. Zu dieſer Verbrüderung bekennt ſich jeder Puls, der irländiſch ſchlägt, jedes Herz, das irländiſch klopft. Drei Millionen katholiſcher Brüder fordern ihr Menſchenrecht. Das iſt der Inhalt deſſen, was man Verſchwörung nennt. England erkläre dieſe chriſtlichen Sklaven für Bürger, für Söhne ihres Landes, für Menſchen, und der Aufruhr, der im Innern glimmt, iſt geſtillt, bevor er aufſchießt mit jähen Flammen. Den Sklaven, der ſich empört, erkläre man für frei, ſo zwingt man ihn durch dieſe Wohlthat, Menſch zu ſein. Nur durch Wohlthaten läßt ſich ein Volk beherrſchen. Der katholiſche Chriſt will Menſch ſein. Weiter will Irland nichts, was darüber hinaus liegt, iſt nur Mittel zum Zweck. Dieſen Willen, hütet Euch wohl! ihn falſch zu deuten. Er iſt die Tugend des Volkes, und wird ſo lange Tugend ſein, bis Ihr ihn zum Verbrechen ſtempelt. In Englands Händen liegt jetzt mehr wie je Irlands Heil, England wird Rechenſchaft ablegen müſſen, wo nicht vor Menſchen, ſo doch vor Gott dem Allmächtigen."

Der wehmuthsvolle Ernſt, der dieſe Worte der Verſöhnung ſprach, hinderte doch nicht, daß die Heiterkeit, die alte Freundin ſeiner Seele, wieder Einzug bei ihm hielt. Er fühlte ſich frei und von aller Schuld gelöſt, nachdem er England die letzten Worte der Mahnung zugerufen. Er wußte, daß er zu feilen Herzen ſprach, er fühlte, daß ſeine Stimme in die Wüſte ſcholl und echolos verſank. Das ſtille Lächeln um ſeine Lippe, während ſein Auge voll ſchmerzlicher Liebe hing, entrückte ihn aller Welt und gab ihm einen Schein der Glorie, der ſeine Stirn umſpielte.

Niemand nahm mehr das Wort nach ihm, die Verſammlung ging mit dumpfem Ernſt aus inander. Es war die letzte Sitzung, und nach dem Schluß des Parlaments trat Jeder aus dem Schutz der alten Gerechtſame, jedes Haupt ſtand der Willkür blos.

Es war ſpät in der Nacht, als er in die Säulenhalle trat. Es war wieder ein Haufe Volks, der ſich um ſeinen Wagen ſchaarte, O'Connor aber drängte ſich nicht zu ihm. Der Mohr ſchlich mit der Blendlaterne vor ihm her, Alles war ſtumm und dumpf, ein feuchter Wolkenhimmel hing ſchwer hernieder. Wie er den Fuß in den Schlag ſetzte, überreichte ihm ein Fremder einen Brief. Er öffnete, das Schreiben war namenlos, aber offenbar von Caſtlereagh's Hand. Es enthielt die Mittheilung, die Regierung habe Sorge getragen, daß alle Häfen des Südens ihm offen ſtänden; es würde ihm heilſam ſein, während der Kriſis Irland zu verlaſſen. Die Züge waren haſtig, gleich in der Sitzung des Hauſes ſchien der Entſchluß zu dieſer Dienſtleiſtung gereift. Fitzgerald ſtand am Wagenſchlag in langes Nachſinnen verloren, der Mohr hielt das Licht und lauſchte vergebens auf die ſonſt ſo lesbaren Züge ſeines Angeſichts. Die Kraft der Ueberlegung ſchien in Edward gelähmt, er hatte nur noch den Willen, willenlos zu ſein und ſich von der Fügung des räthſelhaften Lebens, von der Hand des geheimnißvollen Weſens, das man Schickſal oder Zufall nennt, leiten und drängen zu laſſen. Nachdem O'Connor nicht mehr Herr ſeiner perſönlichen Freiheit, ſchien Niemand vor den Schlingen des Ungemachs ſicher. Menſchenklugheit war jetzt bankerott an Erfindung; Gott mußte ſelber ſprechen, mit Frankreichs Kanonendonner mußte man auf Englands Tücke Antwort geben; alles Uebrige, noch ſo beſonnen erdacht, ſchien ein trüglich Rechenſpiel.

Wie er in den dunklen Raum der Kutſche ſtieg, fühlte er ſich von weichen Armen erfaßt, ein heißer Buſen riß ihn fieberhaft an ſich, eine brennende Lippe zuckte an der ſeinigen und fuhr dann zitternd in die Dunkelheit zurück. „Arthur O'Connor iſt gefangen," ſagte Edward mit ſcheuer Stimme. Wie er keinen Laut als Erwiederung erhielt, lehnte er ſich ſtill in den Winkel. Der Wagen rollte, die Fenſter klirrten, er glaubte Pamela's leiſe Athemzüge zu hören. Aber der Wagen hielt, die Geſtalt neben ihm war verſchwunden, er hatte kaum bemerkt, wie ſie auf der entgegengeſetzten Seite ſich dem Raum entwand und mit fliegender Haſt in die ungewiſſen Schatten der Nacht ſchlüpfte.

Erſt im Zimmer empfing ihn Pamela, in dem engen Gemach, wo er auf Minuten die Sorgen der Welt vergaß.

Heute glückte es ihr nicht, die Furchen von ſeiner Stirn zu ſcheuchen, obwohl er mild und willig ſchien und ſein Auge bald träumeriſch, bald erſtaunt an ihr haften blieb. Er verſchwieg ihr die Begegnung im Wagen, ſagte ihr nichts von O'Connor's Verhaftung. Er war in jenem Zuſtande, wo die Seele nach Entſchlüſſen zu ringen ſcheint, im Grunde aber nur auf Eingebungen harrt; für jene iſt ſie gelähmt, und auf dieſe läßt ein guter Gott vergeblich hoffen. In ſolchem Zuſtand der Betäubung hat uns das Rad des Schickſals mit ſeinem Umſchwung ſchon erfaßt.

Erſt nach Verlauf der nächſten Tage fiel in ſeine verhüllte Seele ein neu belebender Strahl, ob hoffnungsmächtig, ob verzweiflungsvoll, ließ ſich nicht gleich deuten. Thomas Emmett kam und brachte von O'Connor aus England einen Brief, der zu erneuter Thatkraft aufrief. „Arthur iſt frei," triumphirte Emmett, „nur auf den Prieſter hat ſich die Wolke des Verhängniſſes, die Beiden gedroht, entladen!"

Fitzgerald athmete auf, als ſtieg' er ſelbſt aus ſchwüler Kerkernacht an das junge Licht der Welt. „Gelobt ſei Gott!" ſchrieb O'Connor in fliegender Eile, „es gibt noch ein Bewußtſein der Wahrheit, es gibt noch eine Stimme des Volks! Die engliſche Jury hat mich freigeſprochen, ich gehöre der Welt wieder an. Ein Dämon des verworrenen Unglücks hatte ſich an meine Sohlen geheftet, der Wahnſinn des Verbrechens in der Geſtalt jenes Prieſters ſich an meine Seite gedrängt und in der Betäubung wußte ich ſeine Sache von der meinigen, von der Sache Irlands, nicht zu ſcheiden. — Wir langten ungefährdet in London an. Ich war meiner Sinne noch nicht mächtig, als Coigley's Gewandtheit ſchon Mittel und Wege ausfindig machte, wie man die franzöſiſche Küſte erreichen konnte. Er hatte raſch die Kleider des Ermordeten abgeworfen, in Civiltracht, unter abermals fremdem Namen forderte er mich auf, ihn nach der Küſte zu begleiten, wo ſein Fahrzeug ſegelfertig ſei, um in See zu gehen. Ein Paar Gefährten, die ſich als Freunde der Vereinigten zu uns geſellten, ſchienen ſich unbedingt ſeiner Führung zu vertrauen. Schon im Begriff, mich von ihm zu trennen, gab ich ihren Vorſtellungen Gehör; der Schein der Sicherheit, der ſich für unſere Flucht bot, nahm mich gefangen. Von London unmittelbar in See zu gehen, ſchien gewagt, die Wege nach Hamburg, nach Dover waren behütet; wir gingen nach Maidſtone, der kleinen Stadt an der Medway, nicht weit von Dover, wo wir als Badereiſende unbehindert die Ueberfahrt nach der Inſel Margate gewannen. Dort erſt begannen die Schwierigkeiten, die ſich nicht im Fluge beſeitigen ließen. Das Fahrzeug, das Coigley erwartete, war bereits in See gegangen. Jede Eile, die wir zeigten, mußte verdächtigen, alle Punkte der Inſel wurden beobachtet, ſämmtliche

Schiffe ſtanden im Solde der Regierung. Wir fanden uns wie zufällig zu täglichen Spazierfahrten zuſammen, nur zu ſolchen war eine Barke zu erhalten, der gute Augenblick zur Landung jenſeits ließ ſich nicht erzwingen, er mußte ſich von ſelbſt einſtellen. Demnach wurde die Gefahr einer längern Zögerung drückend. Die Kunde von der Ermordung des Oberſten Murris war uns auf dem Fuße gefolgt, wir mußten täglich an den Geſprächen über eine That theilnehmen, die man nicht ohne Unrecht als irländiſche Tollheit bezeichnet. — Coigley weidete ſich an den Schrecken, mit denen er die Welt erfüllt; es ſchien dringend, um jeden Preis die Küſte Frankreichs zu erreichen. Wir dehnten unſere Spazierfahrten allmälig aus und machten eines Abends den Schiffern den Vorſchlag, drüben zu landen. Die Summe, die wir boten, war gering, um den Verdacht der Dringlichkeit zu meiden; die Habſucht ſteigerte ſie, bis wir ein Höchſtes als Preis ſtellten. Aber Pitt beſoldet ſeine Leute gut; der Fährmann verſicherte, von der Regierung das Doppelte erhalten zu können, wenn er unſere Bedingungen zur Mittheilung brächte. Jetzt konnten wir nicht zurück; es galt einen entſcheidenden Streich, unſere Freiheit ſtand auf dem Spiele. Wir waren bewaffnet, wir waren die Ueberzahl; eine Drohung wurde verſucht, unſere Verhandlungen zu unterſtützen. In Coigley aber ſtieg der alte Kitzel der Mordluſt auf, die wie ein geheimer

Wahnſinn in ihm lauert, wie ein Tiger plötzlich in ihm aufſpringt. Wir waren noch im eifrigen Verhandeln, um die Habgier der Bootsknechte zur Vernunft zu bringen; da ſchlich er, einem Iltis ähnlich, um uns herum, lächelnd, winkend, mit dem Aberwitz der Zuverſicht, er werde den Knoten löſen. Er nahm den Augenblick wahr; das Geſpräch ſtockte, unſere Gründe hatten ſich erſchöpft; da kam er leiſe heran, und trat dem widerſpenſtigen Fährmann dicht unter's Auge. Alſo Ihr werdet uns nicht drüben landen? fragte er wie ausgemacht. Der tobende Menſch wiederholte ſeine Betheuerungen, da fuhr ihm der Schuß durch die Bruſt. Coigley hatte unvermerkt ein Terzerol gezogen, der Getroffene wälzte ſich in ſeinem Blute. Wir fuhren entſetzt zurück, die Nähe, das Plötzliche der That machte uns ſchaudern. Die zwei andern Schiffer ſprangen wild auf. Mit ſataniſcher Ruhe ſtreckte ihnen Coigley linker und rechter Hand ein zweites, ein drittes Piſtol entgegen. Drüben landen? fragte er mit dem Röcheln ſeiner heiſeren Stimme. Die beiden Menſchen ſchrieen auf und ſtürzten ſich über Bord; die Kugeln pfiffen über ſie hin. Wir waren uns jetzt ſelbſt überlaſſen, griffen zu den Rudern, zum Steuer. Aber, als hätten ſich die Elemente gegen uns verſchworen, die Küſte Frankreichs blieb uns fern, die ſchwimmenden Bootsknechte folgten uns wie Möven, ſchreiend und tobend. Ihr Zweck war erreicht, das nahe Wachtſchiff nahm ſie auf, zwei bewaffnete Böte ſchnitten uns den Weg ab. Coigley hatte ſeine Waffen von neuem geladen, er ſchien zum äußerſten Widerſtand entſchloſſen. Ein Parlamentär bot uns einen friedlichen Gruß. Coigley legte ruhig an, ſeine Tollheit ſchien unerſättlich. Ich riß ihn zurück, hielt ſeinen Arm gefeſſelt. Ich will gehängt ſein, wo Ihr kein Thor ſeid! ſagte er mit gepreßter Wuth. — Gebt Euch gefangen, Euer Leben iſt verwirkt, Ihr müßt das Opfer ſein! raunte ich ihm zu. — Ihr oder ich! ſchrie er wild, faßte mich mit krampfhafter Macht und drängte mich an den Bord des Schiffes. Eine ſtarke Schwankung riß uns Beide zu Boden, ich war betäubt, die Sinne liefen mir irr' durch einander, die Welt löſte ſich mir in ein Chaos auf, das der Wahnſinn zu ordnen ſuchte. Wir waren von Soldaten umringt. Coigley hatte ſich aufgerafft, einige Schüſſe fielen, ein dumpfes Wuthgeſchrei erſtickte meine letzte Beſinnung."

„Wie ich das Auge aufſchlug, ſtand Coigley gebunden vor mir. Ich will gehängt ſein, wenn ich nun nicht endlich gehängt werde! röchelte mir lachend ſeine froſtige Stimme zu."

„Wir wurden nach Maidſtone gebracht, Jeder in beſondere Haft. Gute Bürger der kleinen Stadt machten unſere Jury, die Schiffer waren unſere Kläger, Officiere und Mannſchaft bezeugten, wie ich Coigley in ſeiner Gewaltthat zu verhindern geſucht. Auch die andern Gefährten hatten ſich im Tumult ruhig verhalten; unſer Verlangen, an der franzöſiſchen Küſte zu landen, ward nicht weiter ſträflich befunden, wir wurden von der Mitſchuld an der Mordthat freigeſprochen, Coigley zum Strange verurtheilt. Hab' ichs Euch nicht geſagt? ſchrie er mir zu, ich will gehängt ſein, wenn ich nicht Recht habe!“

„Ihm wird ſein Recht! Mir war ſo wüſt und wirr, daß Alles wie ein Gaukelſpiel hämiſcher Kobolde an mir vorüberjagte. Geſtern war die Scene der Hinrichtung, für die guten Zwirnfabrikanten von Maidſtone ein feſtliches Schauſtück, bei dem mein böſer Genius mir auch noch eine Rolle zudachte. So lange Coigley am Leben war, ſchwebte mein Daſein noch in Gefahr; er konnte noch als Mörder des Oberſten Murris vor eine zweite Jury gezogen werden; wie ſtand es dann um meine Mitwiſſenſchaft des Verbrechens? Ich fühlte, daß ich von den Klauen des Frevlers noch nicht freigegeben war. Auf dem Schaffot verlangte er mich zu ſprechen. In der Ferne vor meinem Fenſter ſah ich das Gewühl der Menge um das moderne Kreuz auf Golgatha, wie Coigley ſeine Richtſäule nannte. Mit Widerwillen, aber planlos einer dunklen Macht ergeben, die ſich als Tücke des Zufalls, als Tyrannei der Willkür offenbarte, ſtieg ich die Stufen zum Unglückſeligen hinauf. Er ſchien allerdings verwandelt, die Schrecken der Ewigkeit lugten aus den dunklen Augenhöhlen, aber er war ruhig und ſtill. Wie ich zu ihm trat, wies er den Beichtvater, den man zu ihm geſandt, und den Henker, der ſeines Amtes gewärtig ſtand, von ſich zurück. Ich war allein mit ihm, das Schweigen der Volksmenge machte die Scene feierlich. Irgend ein Auftrag ſtand für mich zu erwarten. Wie ich mich zu ihm neigte, flüſterte er mir mit leiſer Stimme zu: Freund Arthur, Ihr müßt mir Euern Segen geben. Ihr ſeid kein Prieſter, aber doch ein guter Menſch, ohne Segen aber kann ich nicht von hinnen. Ihr haltet mich für toll. Lieber Thor! hab' ich nicht das Geheimniß, daß ich der Mörder des Oberſten Murris bin, ſtreng bewahrt? Als Mitwiſſer der That konntet Ihr gefährdet werden; Ihr müßt geſtehen, daß ich es ehrlich mit Euch meinte; alſo hab' ich wohl Euren Segen verdient. — Er ſtreckte ſein Haupt hin, ich legte die Hand auf ihn und ſprach, Gott wolle ihm jenſeits gnädig ſein. Eine große Wehmuth überkam mich, daß dieſer Menſch, der Zeit ſeines Lebens die Satzung verhöhnt, jetzt nicht ohne Segen aus der Welt gehen mochte. Er drückte mir die Hand und blickte mit dem todtblaſſen Angeſicht ruhig gen Himmel. Er hatte Zeitlebens keinen Himmel anerkannt, und dicht an der Pforte des ewigen Jenſeits erſchütterte ihn doch das Gefühl der ungewiſſen Stille, die eine ſcheidende Seele plötzlich befällt.

Bei alle dem blieb er über ſeine Thaten unklar, er hielt ſie nur für Nothwehr. Die Kirche ſtieß mich von ſich, ſagte er auf meine Einwendungen, weil ich zu ehrlich war in all meinem Denken und Thun. Die weltliche Macht ſchickte mir Verfolger zu, es war eine Herausforderung auf Leben und Tod. Schlag um Schlag, Kopf um Kopf, es iſt ein Zweikampf, freilich kein ehrlicher, weil die Liſt dem Schwächern helfen muß. Capitän Jones war mit dem Befehl ausgerüſtet, mich aufknüpfen zu laſſen. Der liebe Mann war ſpurlos verſchollen und ich ging in ſeinen Kleidern um. Oberſt Murris war mein Todfeind wie jener. Ich kam ihm nur zuvor, die Papiere beweiſen es, Schlag um Schlag, keine ſterbliche Seele iſt mehr werth als die andere. Um des armen Schiffers willen will ich nun mich ruhig hängen laſſen. Es genügt mir, Euch um Irlands willen erhalten zu ſehen. Und wenn Ihr nach Dublin geht, grüßt mir die Nanſe Lagh in der ſeligen Harfe. Sie war eine gute Kreatur. Und der Wildſchütz Antrim war ein Menſch unter tauſend Larven. Die regelloſe Welt hat die Natur ſo verwildert, daß jede Tugend zum Verbrechen wird. Und Ihr, die Ihr Tugendhelden ſein wollt, ſeht zu, wie Ihr die Welt erlöſen werdet, ohne in Euch ſelber Gott und Teufel zum Zweikampf aufzurufen. Lebt wohl, ich bin lebensmüde. Die Bürger von Maidſtone ſind gute Zwirnfabrikanten, ich hoffe, der

Faden, an dem ich hänge, wird ſtark genug gewunden ſein.“

„Der Irrſinn zuckte wieder über ſein blaſſes Geſicht. Ich ſchwankte zurück, der Henker vollzog ſein Amt, die Welt hatte ihr Opfer.“

„Es wird Zeit koſten, ehe ich die Schrecken dieſer Tage überwinde. Laßt mir noch einige Friſt, bis ich mich wieder finde, mich wieder auf die Heiligkeit des Lebens beſinne. Dann bin ich wieder unter Euch und wir wollen am großen Tempel der Freiheit weiter bauen. Ein böſer Dämon, der ſich in unſer beſtes Leben drängte, iſt nun beſeitigt, ſeine Verwirrungen ſind getilgt. Was Zufall und Tücke der Leidenſchaft über uns verhängt, iſt unſchädlich gemacht. Laßt uns jetzt darauf denken, Freunde, daß Gott ſich bethätigt, die Vernunft, nicht die Willkür des Dämons, ſich als Nothwendigkeit und als Schickung geltend macht. Eh' nicht die Welt zuſammenbricht, ſteht der Glaube an Gott noch feſt!“

27.

Die Welt ſollte nicht in Trümmer brechen, der Glaube an den Gott Irlands ſollte langſam in ſeinen Grundſäulen mürbe werden.

O'Connor war wieder in Dublin angelangt, geräuſchlos wie er's liebte, ohne Einwirkung auf die unmittelbare Stimmung, wie er denn niemals für einen Mann des Volks gelten konnte, ſtill und unbeachtet, wie er glaubte. Nur im letzten Punkte täuſchte er ſich. Die engliſche Jury hatte ihn freigeſprochen, nicht die Regierung; er war von Spähern umringt, die jeden ſeiner Schritte belauſchten. Er war als unbetheiligt an einem Verbrechen anerkannt, das Coigley's Hinrichtung zur Folge hatte; in der Hand der Regierung lag es jedoch, ihn in die Ermordung des Oberſten Murris zu verwickeln; die Reiſegemeinſchaft mit dem Prieſter genügte, wenigſtens den Anſchein einer fraglichen Gemeinſamkeit der

That zu erregen. Jeder neue Verſuch, die franzöſiſche Küſte zu erreichen, ſtellte ihn ohnedies unter das Kriegsrecht; mithin war die Freiheit ſeiner Perſon von jeder Seite bedroht. Er bat um Audienz bei dem Lord Statthalter. Die ward ihm nicht geſtattet; Caſtlereagh erbot ſich zum Vermittler; O'Connor aber zog es vor, in einem offenen Schreiben Rechenſchaft über ſein Verhalten abzulegen. Wer ſich vertheidigt, klagt ſich an. Allein O'Connor kam einer Anklage von Seiten der Regierung nur zuvor; ſeine Reiſe galt für Flucht, deshalb ſtellte er ſich freiwillig; ſein Zuſammentreffen mit Coigley ward in der Schrift, die O'Connor einreichte, ſo harmlos dargeſtellt, daß jeder moraliſche Zweifel ſchwand, jede juriſtiſche Beargwöhnung des Gegentheils fern blieb. Dagegen hob er die dringende Beſchwerde über die Beſchlagnahme der Druckerei, über die Hausſuchung hervor, die in ſeiner Abweſenheit auf den Verdacht hochverrätheriſcher Pläne vollzogen war. Der Erfolg dieſer Maßregel hatte den Erwartungen nicht entſprochen, die Papiere, die man gefunden, lieferten nicht den mindeſten Nachweis verwegener Beſtrebungen; mithin konnte dieſer Punkt ſtark hervorgehoben werden, wenn es galt, an Arthur O'Connor einen förmlichen Reinigungsact zu vollziehen. Was einzig und allein an der Perſon des Betheiligten als Verbrechen erſchien, ſein Plan, mit Hülfe Frankreichs England Bedingungen über Irland zu ſtellen, das lag ſo tief verſchleiert vor den Blicken der Welt, daß ein Anwalt, der die Sache O'Connor's führte, hier keinen Nachweis von Schuld fürchtete. Sein Gewiſſen ſprach O'Connor frei, das Auge der Welt konnte keinen Makel an ihm finden; jede Jury mußte ihn freiſprechen, und der offenbaren Gewalt begegnete er durch dieſen Act freiwilliger Ueberlieferung.

Der Advocat, der O'Connor's Beſchwerde führte, war Niemand anders als der kleine gnomenhafte Curran, das getreue kluge Auge von Irland, wie er allgemein hieß. Der Bund der Vereinigten hatte von der Zeit an, wo einzelne Mitglieder perſönlich gefährdet wurden, an dieſem Vogt der geſetzlichen Ordnung eine Eroberung gemacht, welche die vielfache Einbuße auf andern Punkten verſchmerzen ließ. Man konnte nicht ſagen, daß John Philpot Curran der Geſellſchaft der Vereinigten jetzt ſich zuneigte. Ein Bund mit Frankreich, auch nur als Mittel zum Zweck, galt dieſem Mann der Berechnung, der nur ſchrittweiſe vorwärts ging, für Unheil, wo nicht für Unmöglichkeit; dabei war ſein irländiſch Herz zu gutmüthig, um England anders trotzen zu wollen, als mit Scherz und Satyre, mit ſchlagendem Ernſt und bitterer Wehmuth. Dies ſeien, wie er ſagte, die Waffen, die der eigene Boden lieferte, einen Prügel, der auf fremdem Boden gewachſen, wiſſe Padd, auch Padd der Gebildete nicht zu führen. Dies ſtand bei ihm ſo feſt, daß er eine Verbrüderung, die mit franzöſiſcher Hülfe einen volksthümlichen Kampf bezweckte, gar nicht glaubbar fand oder das Daſein einer ſolchen eben mit dieſem ſeinem Unglauben ſtrafte. Dem Einzelnen aber in ſeinen perſönlichen Bekümmerniſſen ſprang er hülfreich bei; wo die einzelne Kreatur unter der ſchweren Zuchtruthe der engliſchen Willkür litt, da war er der gutartige Kobold, der ſchlau und verſchmitzt alle Schluchten und Schleichwege im großen Labyrinth widerſtreitender Geſetze zu durchkriechen wußte, um dem Moloch des hergebrachten Rechts ein klein wenig Vernunft und Natur abzuzwingen. Zehnmal zurückgeworfen, blieb er doch bei ſeiner Maxime, England mit gutem Humor auf ſeinem eignen Grund und Boden anzugreifen, einen andern Feldzug als einen geſetzlichen kannte er nicht, einen andern Aufruhr als eine Empörung des Herzens gegen die Tyrannei der Satzung hielt er für bedenklich, von andern Waffen als Witz und Scharfſinn wußte er nichts; blos den Prügel hielt er für legitim, weil er volksthümlich war, blutige Köpfe und geſchundene Naſen waren ihm Signale, daß die Volkskraft in Blüthe ſtand. Auch die Verſuche der Jugend, ſich zuſammenzurotten, die Unternehmungen ritterlicher Köpfe, England zum Zweikampfe herauszufordern, galten ihm für gute Uebungen der Willensthätigkeit; nur mußte es nicht förmlich zu

Aufruhr und Umſturz kommen. Seine Logik war witzig genug, um dieſe Widerſprüche zu ertragen, und in gewiſſem Sinne konnten die Patrioten auf ihn rechnen, ſobald es galt, dem Einzelnen geſetzlich und perſönlich in Bedrängniſſen zu helfen. So hatte Curran für Archibald Hamilton Rowan ſeine Stimme erhoben, im Parlament gehörte er zu der Minderzahl der Irlandsfreunde, die ſich gegen die Willkür des Kriegsrechts ſtemmten; jetzt, wo man das Aufruhrgeſetz zu vollſtrecken begann, kam es darauf an, die betheiligten Perſonen geſetzlich zu beſchützen. Auch Oliver Bond hatte ſich in Dublin wieder eingefunden, derſelbe, gegen den Oberſt Murris gleichzeitig den geheimen Verhaftsbefehl erhielt. In ſeinem Hauſe waren bekannterweiſe die Zuſammenkünfte des Bundes; die Hausſuchung hinter ſeinem Rücken führte jedoch zu keinen Entdeckungen beſonderer Art, und hier war Curran, der Advocat der Bedrängten, recht eigentlich an ſeinem Platze. Wie er niemals über allgemeine Maximen und Principe ſtritt, immer nur Ausnahmen und einzelne Fälle ins Licht ſtellte, ſo ließ er auch das Kriegsrecht, ſobald es vom Parlament genehmigt war, unangefochten, er wies nur die Härte der Anwendung im beſonderen Falle nach. Der Erfolg der ſtrengen Zucht, der man die Perſönlichkeit unterwarf, war nicht lohnend geweſen; darauf fußte ſeine Beſchwerdeſchrift, die in ganz Dublin umlief, die Sympathie, die er für die gekränkte Perſon erweckte, war allgemein, die Unzulänglichkeit der kriegeriſchen Maßregel mitten im Frieden ward Allen augenſcheinlich, und ohne die Oppoſition als Aufruhr ſtrafen zu können, fühlte die Regierung hier eine Niederlage, die ganz geſetzmäßig und gleichſam bittweiſe von der Partei, die man unterdrücken wollte, erfochten war. Die Sache O'Connor's und Oliver Bond's wurde Gemeingut der Bevölkerung, und während die Vereinigten Irländer in Folge der Vorgänge in Belfaſt und Dublin an dem „Nordſtern" und der „Preſſe" ihre Organe eingebüßt hatten, während ſie jetzt nur durch kleine gedruckte Zettel, die im Lande umliefen, eine literariſche Verbindung feſthielten, erwuchs ihnen an Curran's Beſchwerdeſchriften ein nicht geringer Erſatz, der allen Inhalt und alle Form der Geſetzlichkeit für ſich hatte. Sie erlangten damit keine Zurücknahme der Maßregeln, aber doch für weiterhin eine behutſame Anwendung der kriegeriſchen Maximen, ſie beſchäftigten damit die Regierung und gewannen die gute Meinung der Menge für ſich, die immer Partei nimmt, wo die Verfolgungsluſt der Gewaltigen ſich Blößen gibt. Die Machthaber waren entweder Soldaten, wie der Lord Statthalter ſelbſt, oder Männer der Juſtiz. Jene fühlten ein Genüge an dem kleinen blutrünſtigen Gemetzel, das die engliſchen Rothröcke dem widerſetzlichen Pöbel lieferten; dieſe ſchienen zufriedengeſtellt, wenn die Oppoſition ſich nicht aus dem Gleiſe der juriſtiſchen Debatte entfernte. In den Schenken entſtand Tumult, wo der engliſche Degen über den Knüttel Irlands triumphirte, in der Geſellſchaft rieb ſich die Kraft des Widerſpruchs in einzelnen Rettungsverſuchen auf, und ſo konnte ſich der Geiſt der Rebellion, wie man von Seiten der Machthaber hoffte, in burlesken Kneipengefechten und in langwierigen Tendenzproceſſen vielleicht langſam verbluten.

So ſchien es; aber es war eben nur der Schein. Der Süden, die dumpfe Schwüle der katholiſchen Maſſen, begann ſich zu regen. Freilich konnte er nur Prieſter liefern und fanatiſche Klopffechter, während der proteſtantiſche Norden nur bedächtige Advocaten ins Feld ſtellte, die radicalen Vorkämpfer und Plänkler in Belfaſt ausgenommen, die den Tag ſchon ankrähten, als Irland ſich noch die ſchlaftrunknen Wimpern rieb, die traumverhüllten Locken ſchüttelte und ſich auf die Möglichkeit eines Daſeins beſann. Dieſe Möglichkeit eines Daſeins war dem katholiſchen Bauer ſeit dem Ende des April wieder fraglich geworden. Die Frage über Sein und Nichtſein drehte ſich bei ihm wieder lebhaft um die Kartoffelgrube. Der Wintervorrath war diesmal früher geleert als ſonſt, und bis zur neuen Ernte war eine lange Spanne Zeit, über die ſich nicht hinweghüpfen ließ, oder es wäre denn mit einem Sprung ins ewige Leben. Zum Selbſtmord hat aber Padd kein Talent, ſeine geſellige Natur erlaubt ihm nicht, ſich einzeln zurückzuziehen aus dem Chaos einer wild verwachſenen Welt. Die brüderlichen Seelen finden ſich in Irland leichter zuſammen, das Unglück tritt dort am liebſten heerdenweiſe auf. Daß ein Rudel hungriger Burſche eine Pachterswohnung überfiel, gehörte zu den gewohnten Erſcheinungen. Was nicht der Hunger that, verübte der Hang zu Abenteuern und der Mai des Jahres 1798 zog ſo wonnig mit dem neuen Lebensgrün herauf, tauſend Stimmen riefen in Feld und Wald hinaus, der lachende Himmel war allem Müßiggang hold, allem Uebermuth gewogen. Das Verbot der Waffenführung verminderte nicht die Prügelluſt, im Gegentheil, die Banden ſchienen diesmal ſtärker als ſonſt. In Wicklow hatte das Beiſpiel des alten Antrim Nachahmer gefunden, hier und da zogen Wildſchützen durch die Wälder; er ſelbſt mit ſeinen Familienſchaaren war ſeit den Ereigniſſen in der „ſeligen Harfe“ in die innern Berge ſeiner Heimath zurückgeflüchtet. In einigen Grafſchaften wußte man von nächtlichen Zuſammenkünften, die ſelbſt Prieſter beſuchten. Der katholiſche Unterthan hatte weder das Recht, Verſammlungen zu halten, noch eine Petition an die Majeſtät von England zu richten. Die Regierung hatte, noch während der Dauer des Parlaments, mit dem Clerus von neuem Verhandlungen angeknüpft, um über die Erweiterung der Rechte ihrer Glaubensbrüder ſich Raths zu holen; man hatte den

Katholiken die Wahlfähigkeit buchſtäblich eingeräumt, man wollte langſam emancipiren und ihnen ſpäter auch die Wählbarkeit geſtatten, wohl wiſſend, daß auf den Buchſtaben des Rechts die Ausübung deſſelben doch nur erſt allmälig erfolgt. Statt deſſen aber fingen die Bauern an, ſich zu nehmen, was man erſt berathen ſollte. O'Leary hatte ſich ſeit einiger Zeit in Dublin niedergelaſſen, er ging damit um, einen neuen Orden, den Patrikorden, zu ſtiften; wie weit derſelbe ein patriotiſcher ſein werde unter der Hülle des kirchlichen Herkommens, war nicht abzuſehen, den Vereinigten Irländern blieb O'Leary in ſeinem ganzen Verhalten durchaus fern. Aber in Wicklow trat ein Vater Murphy auf, der öffentlich von den Kanzeln verkündigte, er werde Nachts ſeine Gemeinde verſammeln und bei Fackelſchein die Rechte der katholiſchen Chriſtenſklaven beleuchten, da das geizige England die orangefarbene Sonne nicht dazu hergeben wolle. Als man ihm die Fackeln unterſagte, äußerte er: nun, wir haben nächſtens einen prächtigen Mondſchein! Als man in ſeinem Kirchſprengel das Kriegsrecht bis dahin ausdehnte, daß man jede Hütte, die nach Sonnenuntergang leer ſtand, in Brand zu ſtecken drohte, da erklärte Vater Murphy von der Kanzel herab an Altengland den Krieg, nahm Sack und Pack und zog mit ſeiner Gemeinde tief in die Berge hinein. Eine Compagnie Soldaten genügte, um den Krieg mit Vater Murphy zu führen, aber er mußte doch geführt ſein, und wie leicht ſich Hirt und Heerde durch den weitern Drang der Umſtände in eine Guerillabande verwandeln konnte, war nicht abzuſehen. O'Leary aber, der den geiſtlichen Anwalt und Seelſorger für halb Irland machte, und deſſen Rath Caſtlereagh einholte, um mit ſeinem widerſpenſtigen Amtsbruder zu verhandeln, O'Leary zuckte die Achſeln, ſchwieg und ergab ſich mehr als ſonſt geiſtlichen Uebungen.

„Nun, wie ſteht's mit der Unterjochung Irlands?“ fragte Miſtreß Eliſabeth Wardon den Freund, der neben ihr mit geſenktem Haupte ſaß. Sie hatte Dublin ſeit der Zeit des nächtlichen Brandes in Bally-Caſtle nicht wieder verlaſſen, Caſtlereagh war ihr täglicher Beſuch, man wußte nicht, ob ihre Schönheit oder ihre Klugheit die Schlinge war, die ihn unwiderſtehlich feſthielt. Sie nahm an Allem Theil, was ihn beſchäftigte, der Reiz ihres Widerſpruchs, der ihn in täglich neue Verlegenheit ſetzte, hieß ihn fortwährend gewaffnet ſein, obwohl er ſtets der Beſiegte blieb. Ihr Scharfſinn war für ihn eben ſo peinigend wie liebenswürdig neckend; in der Frage, die ſie heut an ihn richtete, lag aber mehr Spott als ſie ſelbſt bezweckte. Er hatte ſo eben den Prieſter O'Leary verlaſſen, war abermals mit ſeinem Verſuch, ihn zur Offenheit zu bewegen, geſcheitert. Sie fühlte das ſeiner Stimmung an und war grauſam genug, die Staatsweisheit des Freundes zu verhöhnen. „Schüttelt er noch immer den Kopf, der fromme Patriksmann?“ ſagte ſie faſt mitleidig, „Curran lächelt und lächelt, indem er Euch langſam die ſicherſten Opfer entzieht. Nicht einmal das Verbrechen, das ſcheußliche Ereigniß mit dem Oberſten Murris, kommt Euch Männern von der hohen Weisheit zu Nutz. Gegen tollköpfige Prieſter müßt Ihr Soldaten ins Feld ſchicken. und mit den Rebellen, die ſyſtematiſch den Aufſtand leiten, zerrt Ihr Euch in Proceſſen herum. Thomas Emmett ſpielt die gewiſſenhafte Sanftmuth, O'Connor die ruhige verhaltene Kraft, Lord Fitzgerald den ſanguiniſchen Leichtſinn, der von nichts weiß und doch Alles ſpielend erledigt. O Freund, ich wittere, Ihr ſeid nicht klug genug, um Andere für klüger zu halten. Dies Irland iſt nur aus Verſchmitztheit inſipide, es treibt die Naivität ſo weit, um hinter der Maske der harmloſen Dummheit die klügſten Streiche auszuführen. Ich möchte faſt behaupten, dieſe Unſchuld, womit der Irländer ſich hinſtellt, iſt eine unergründliche Verſchlagenheit, ich glaube, Ihr laßt Euch und England verhöhnen, ohne daß Ihr's merkt.“

Sie ſtand ſo drohend, ſo triumphirend vor ihm, daß er der ganzen Macht ſeines Stolzes bedurfte, um ihre Blicke zu bezwingen. Die flammende Röthe, die über ſein Antlitz flog, bewies, wie tief verletzt er ſich fühlte. „Im Ernſt,“

ſagte ſie mit dem beſten Humor, „ich fange an zu glauben, Irlands Dummheit iſt klüger als alle Eure Regierungsweisheit.“

Er ſtand zum erſten Mal völlig vernichtet vor ihr, ſie hatte den lang geſammelten Hohn mit Einem Wurfe auf ſein Haupt geſchüttet. „Ich werde mich nicht anders vor Ihrem Spott ſichern können,“ ſagte Caſtlereagh, indem er ſich langſam aufrichtete, „als wenn ich Ihnen eines Morgens den Kopf eines Rebellen vor die Füße lege, oder ſeinen Schädel Ihnen als Theeſchaale überreiche. Zufällig iſt gerade heute Nacht ein entſcheidender Moment, morgen früh werden Sie anders denken. Wollen Sie vielleicht einige Aufrührer hängen ſehen?“ Er wußte, wie Eliſabeth vor jeder Gewaltthat zitterte und ſo ſtürzte er ſie von ihrer Höhe plötzlich herab, wo das Mitleid der weiblichen Seele raſch alle andern Empfindungen überflügelt. Seine Worte waren ſo ſicher, ſo kalt, daß ſie nicht zweifeln durfte, es ſei irgend etwas im Werk, das endlich eine blutige Entwicklung mit ſich führte. Sie bebte, wie er ruhig nach dem Hut griff und der Triumph in Blick und Miene nun auf ſeiner Seite war. Nur mühſam fand ſie die Wendung, ihn um Geſtändniß zu bitten, ſie hing ſich faſt an ſeinen Arm, den er ſanft aus ihren Händen wand.

„Laſſen Sie mich nicht in der Angſt dieſer Ungewißheit,“

bat ſie mit ſchmeichelnder Stimme, „Sie wiſſen, wie jede Barbarei mich foltert. Den Unmündigen, den gedrückten Sklaven kann ich Alles verzeihen, aber wenn die Herren des Landes, die Bewußten, die Regierenden ſich jetzt zur Grauſamkeit entſchließen — ich ertrüg' es nicht, Sie perſönlich dabei betheiligt zu ſehen. Sie ſind Partei in der Sache, man hält Sie allgemein für perſönlich gereizt und nennt es mit Recht unwürdig, wenn irgend ein Einſchreiten gegen gewiſſe Perſonen von Ihnen ausgeht."

„Partei bin ich?" fragte Caſtlereagh verwundert.

„Sie hatten eine Ehrenſache mit Lord Fitzgerald," ſagte Eliſabeth. „Man fühlt allgemein in jeder Maxime der Staatsregierung, die den Lord betrifft, Ihre Rache heraus. Ich beſchwöre Sie, thun Sie nichts, was Sie in meinen Augen herabſetzt. Meine Worte waren Scherz, ſie konnten nicht im Ernſt verletzen. Lord Fitzgerald hat Sie aus den Händen des Pöbels befreit. Sie dürfen nie und nimmermehr an einer Maßregel Theil haben, die ſeine Perſon bedroht."

Caſtlereagh blickte verdroſſen und unſicher in ihr Auge. Hierin lag für ſie die Gewißheit, gegen Lord Edward ſei ein Anſchlag beſchloſſen.

„Ich verlange keine Enthüllung eines Geheimniſſes," ſagte Eliſabeth, leiſe aufathmend. „Handeln Sie, wie Sie als Mann es vertreten können; ich aber werde nie mein weibliches Gefühl verläugnen, und dies ſagt mir, daß Sie niemals als Machthaber gegen Fitzgerald einſchreiten dürfen."

„Weil unſere Ehrenſache nicht der Form nach beigelegt iſt?" erklärte Caſtlereagh fragend. „Nun, läugnen Sie noch, Tochter Albions, daß Sie auf irländiſchem Boden nicht ganz Irländerin, ganz Romantik geworden ſind!"

Wie ſie ſich an ihn ſchmiegte, bückte er ſich tief und ſeine Stirn ruhte einen Augenblick auf ihrer Schulter. Schnell und leiſe wand ſie ſich los, und wie er in ihr Auge blickte, fühlte er die ganze Qual der Macht, die dies trügeriſche Weib über ihn übte, die Qual, immer Sklave zu ſein, wo er nur die Begierde des Tyrannen empfand.

Er ſchied, abermals als der Ueberwundene. Wie er ſich in die Ecke ſeines Wagens lehnte, trat oben Eliſabeth auf dem Balcon hinter den Blumen hervor, eine Juno im Blüthenduft der Liebesgöttin. Sie winkte ihm mit der Hand, und er empfand von neuem den ganzen Zauber ihrer Herrſchaft. Die Fenſterflügel zu beiden Seiten der Straße wurden geöffnet, um den Narciß von Dublin, Lord Caſtlereagh, zu erblicken, als die Equipage fortrollte. Allgemein galt er für den Beglückten, auch in Bezug auf Miſtreß Wardon, während ſein Bewußtſein doch nur den zehrenden Sonnenbrand der

Seele fühlte, den kein Thau der Liebe, kein Glück der Erlöſung mildern will.

Der Wagen hielt vor der Wohnung des Stadtmajor Sirr. Caſtlereagh trat ein und fand den Geſuchten, der noch eben an ſeine Untergebenen Befehle ertheilte, die in Bezug zu den Vorgängen der kommenden Nacht ſtehen mochten. Caſtlereagh bat um die Liſte, die er ihm vor wenig Stunden übergeben. Es war ein Verzeichniß derer, welche die heutige Nacht zu Gefangenen des Staats machen ſollte. Die Reihe der Betheiligten war nicht unbeträchtlich. Caſtlereagh durchlief ſie mit dem Gleichmuth, der rückſichtslos und duldſam zu gleicher Zeit iſt. Er ſtrich ruhig einen Namen, faltete das Blatt und überreichte es dem Vollzieher des Befehls mit dem Blick des ſchweigenden Ernſtes, der deutlicher ſpricht als das Wort es vermag. Lord Fitzgerald war für heute wenigſtens vor Gefangenſchaft ſicher.

Eliſabeth hielt ſich jedoch ihres Erfolgs und ihrer Wirkſamkeit nicht für gewiß. Sie war Weib genug, um einen Verfolgten zu retten, Weib genug, den Machthaber nicht allein zu gewinnen, ſondern auch zu täuſchen. Sie ſchrieb, ſobald Caſtlereagh ſie verlaſſen, in fliegender Haſt an Pamela; ſie habe aus ſicherſter Quelle in Erfahrung gebracht, daß die Regierung ſich heute Lord Edward's bemächtigen werde, er möge

Dublin heut Abend verlaſſen, ſeine Freiheit ſtehe auf dem Spiel.

Fitzgerald wohnte auf ſeinem Landgute Frescati. Er war ſchon nach der Stadt geritten, als Pamela den Brief erhielt. In zitternder Eile flog ſie ihm nach. Er war nicht in Leinſterhouſe zu finden, alſo wohnte er ſchon der Verſammlung bei, die heute im Hauſe Oliver Bond's ſtattfand. Die Verbündeten hielten ſich jetzt entweder für ſichrer als je, oder waren der Meinung, Bond's Wohnung, als ſchon der Durchſuchung unterworfen, werde gerade deshalb der Beargwöhnung entzogen ſein und ihnen den ungeſuchteſten Ort für Zuſammenkünfte bieten. Der Mohr ward abgeſchickt, Rory's Begleitung beflügelte den lahmen Boten. Es war bei all dieſer Zögerung ſchon der Abend angebrochen, und wie die zwei Keuchenden ſich in Oliver Bond's Wohnung ſchlichen, um den Herrn zu finden, war ſchon das Haus und der nächſte Theil der Straße mit Bewaffneten beſetzt. Major Sirr drang im Namen des Königs in die innern Zimmer der ihm ſchon bekannt gewordenen Räume; außer dem Wirth wurde Arthur O'Connor, Thomas Addis Emmett und zehn andere von der Geſellſchaft der Vereinigten Irländer Gefangene des Staats. Unter ihnen Mac Nevin, der Tages zuvor unter fremdem Namen aus Frankreich zurückgekehrt war und deſſen Papiere von beſonderm Gewicht erſchienen, weil ſie von Seiten der Republik die Zuſicherung einer neuen Unternehmung zu Gunſten Irlands enthielten. Lord Edward ſtand als der einzig Freigebliebene verwundert in der Mitte der Bundesbrüder. Sein aufflackernder Zorn wurde ſchnell von einem Blicke Arthur's beſänftigt. „Du biſt frei, um uns zu erlöſen," raunte er ihm zu. „Iſt es ein Verſehen, das Dich aufſpart, ſo nutze die Muße, Irland iſt jetzt reif, gib die Loſung und laß die lang verhaltenen Zügel ſchießen!" Fitzgerald blickte wild um ſich, wie ſich das Zimmer mit Dragonern füllte. An Flucht war ſo wenig, als an Widerſtand zu denken; er ſeufzte tief, er der Freie, während in den Gefangenen der Muth wach wurde, die Stunde ſei da, wo Frankreich und Irland ſich die Hand, wenn auch zum blutigen Bündniß, reichten. Major Sirr, der alte Feind des Lords, muſterte ihn mit neidiſchen Blicken. Edward ſah, wie man die Freunde abführte, und blieb mit trauerndem Herzen zurück. Der Mohr und Rory ſtanden um ihn, noch zweifelvoll, ob ihr Herr gerettet ſei. Wie ſie das Haus verließen, waren die Wagen mit den Gefangenen ſchon nach dem Caſtell abgegangen, das Volk ſtand unwiſſend in Schaaren herum, die ganze Einziehung war ein Muſterſtück von Vorſicht und Ruhe. Es war am 12. Mai des Jahres 1798.

Am Ende der Bridgeſtreet hielt ſein Wagen. Pamela zitterte ihm entgegen, als er einſtieg. „Deine Thränen ſchmecken nach Freude?" ſagte er mit ſtillem Ernſt, „O'Connor iſt ſtatt meiner gefangen, ich kann nur aufgeſpart ſein, um ihn zu befreien oder mit ihm unterzugehen."

Sie ſank betäubt zurück. Edward aber ſammelte ſeine Gedanken; die Stunde ſchlug jetzt mahnend für ihn, wo Irland und O'Connor frei ſein mußten. Er wußte nicht, welche Mahnung mächtiger für ihn war. So ſehr bedarf auch der Edelſte der Perſon, um für eine große Sache zu handeln.

28.

Die neueſten Vorgänge auf dem europäiſchen Feſtlande waren geeignet genug, um in der ungewiſſen Gährung der grünen Inſel den Dämon des Jahrhunderts zu fürchten. Die Schweiz war eine geſammte Republik geworden. In Rom genügte ein zufälliger Aufſtand des Pöbels vor dem Palaſte des franzöſiſchen Geſandten Joſeph Bonaparte, um die alte Ordnung der Dinge raſch zu verwandeln. Ein franzöſiſcher General wurde bei den Unruhen erſchoſſen; die päpſtliche Regierung ließ dieſe Unthat nicht mißbilligen, und General Berthier war befehligt, gegen Rom aufzubrechen. Eine römiſche Republik wurde proclamirt, Papſt Pius der Sechſte als Gefangener nach Frankreich abgeführt. Die Armee gegen England ſtand ſchlagfertig da, der Beſieger Oeſterreichs und Italiens übernahm den Befehl und im Hafen von Boulogne wurde die Flotte ausgerüſtet, die zweifelsohne für Irland beſtimmt war. Mac Nevin's Geſandtſchaft ſtand damit, wie es ſchien, in der engſten Beziehung; England hatte nur noch die Wahl, gegen Verſchworene oder gegen Rebellen aufzutreten; und bei den Unruhen, die ſich im Süden der Inſel häuften, war der Entſchluß um ſo raſcher, den Vorſatz als That zu nehmen.

Die Ueberraſchung war gelungen, die Papiere, die man in Bond's Hauſe vorfand, gaben hinlängliche Ausbeute, um die Vereinigten Irländer als Feinde der Ordnung zu bezeichnen. Ein gedruckter Aufruf an das Volk, der in den nächſten Tagen im Süden verbreitet werden ſollte, ſprach von der Nothwendigkeit der Selbſtvertheidigung, im Fall England nicht fähig ſei, die Landung feindlicher Truppen zu verhindern. Ein zweiter verwies ohne beſtimmte Namensnennung deutlich genug auf Fitzgerald, als den beſten Führer des Volks im Drange der Noth.

Um ſo mehr war die unvollſtändige Verhaftung der Häupter ein Fehlgriff. Was Caſtlereagh zur Begründung ſeiner Maßregel angab, Lord Edward ſei zu ſehr Liebling des Volkes, um ihn perſönlich anzutaſten, wurde verworfen, Major O'Kelly erhielt vom Lord Statthalter ſelbſt den Verhaftsbefehl, der gleich am nächſten Morgen vollzogen werden ſollte.

Noch in derſelben Nacht hatte Fitzgerald Dublin verlaſſen

Pamela empfing den Boten des Vicekönigs mit der Entgegnung, ihr Gemahl ſei nicht in der Stadt. Sie ſaß, als Major O'Kelly zu ihr ins Zimmer trat, am Kamin, der Mohr fachte ein Feuer an, und während ſie den Officier des Königs mit ruhiger Faſſung bewillkommte, warf ſie das letzte verrätheriſche Blatt, das die Verhandlungen mit Frankreich erwies, in die Kohlengluth, die dieſen letzten Zeugen der Schuld ihres Gatten langſam verzehrte. Sie blickte gar nicht auf, ſah ſtarr in die dunkelrothe Lohe, die auf ihr blaſſes Antlitz, ihr weißes Morgengewand einen roſigen Schleier warf.

Der Officier war ſo ſehr Irländer, daß er an der Rechtmäßigkeit ſeiner Befehle faſt irre ward, als er das leidende Weib betrachtete. Er entſchuldigte den ſtrengen Dienſt, der ihm obliege.

„Lord Edward hat ein Weib und drei Kinder," ſagte ſie, ohne ſich zu regen, „wer von ihnen ſoll Euer Gefangener noch ſein? Ihr wißt, Weiber führen keine Waffen."

„Sie haben nichts für ſich zu fürchten, Mylady," war Kelly's Erwiederung, indem er ihr die Vollmacht überreichte, die nur auf Lord Edward's Perſon geſtellt war.

Gleichgültig nahm ſie das Papier und warf es mit der gewohnten Handbewegung ins Kamin, wo es ſchnell Feuer fing. Pamela lächelte, wie der Major für ſeine Verlegenheit vergeblich nach Worten ſuchte. „Sie ſind leidend, Mylady,“ ſagte er endlich, „ich ehre Ihren Schmerz.“

„Stand das in Ihrer Vollmacht?“ ſagte ſie ſtreng und kalt. „Armer Mann, Sie! wie ein Knabe, dem man das Schulbuch nimmt, vergeſſen Sie Ihr Penſum.“

Der Major ſtand und nagte an der Unterlippe. Wie er noch immer weilte, wandte Pamela den Blick zu ihm. „Meine Diener haben Befehl, Ihnen überall in meinem Hauſe Zutritt zu geſtatten,“ ſagte ſie, als er noch immer zögerte.

„Mylady,“ flüſterte der gute Menſch mit unterdrückter Stimme, „die eine Pforte iſt beſetzt; ich laſſe dem Lord Zeit zur Flucht.“

Sie ſtand auf und ſah ihm mit großen Augen ins ſchüchterne Antlitz. „Seid Ihr im Dienſte Englands?“ fragte ſie.

„Ein irländiſch Herz, Mylady, thut nur mit Schmerzen ſeinen Dienſt.“

„Ein Freund Irlands!“ ſagte ſie mit dem Zorn des Unwillens, „und ſteht im Dienſte von Irlands Feinden?“

„Ich habe auch Befehl, Frescati zu beſetzen,“ flüſterte der Bedrängte; „wollen Sie Lord Edward zur Flucht bewegen?“

Sie ſchritt im Zimmer heftig auf und ab. „Es fehlt uns nicht an Freunden," ſagte ſie endlich, „thun Sie, was Ihres Amtes iſt." Sie gab dem Neger einen Wink, und der Major verließ das Gemach, um ſich in den Zimmern des Lords der noch übrigen Papiere zu bemächtigen.

„Armes Irland!" klagte Pamela, als ſie ſich allein ſah, „armes Kindervolk! Gutmüthiges Herz von Irland, ſo voll gepreßt von Liebe, daß es berſten möchte, und — eben deshalb vielleicht ſo in Ohnmacht verſtrickt. Sollen deine Helden nur Märtyrer ſein? Und dein Heiland, kann er nur bluten, nicht auch erlöſen?"

Sie ſank in den Lehnſeſſel zurück und verhüllte ihr Haupt; ſie war ſelbſt ſo arm an Troſt und Rath, wie ganz Irland.

Nach einigen Stunden kehrte Major Kelly von Frescati zurück, ſtreckte den Kopf zur Thüre herein und flüſterte mit heimlicher Freude: „Mylady, er iſt fort, alle guten Götter mögen ihn geleiten!"

Sie wußte nicht, ob ſie den Gatten preiſen ſollte um dieſer Liebe willen, die er ſelbſt bei ſeinen Feinden fand.

Frescati blieb von Soldaten beſetzt, da man in den untern Räumen einen Vorrath von Lanzen und Waffen gefunden hatte, die nicht für den eignen Gebrauch des Lords beſtimmt ſein konnten. Er ſelbſt hatte wenige Stunden zuvor die Villa verlaſſen; wie es ſchien, war er nach dem

Süden geflüchtet. Dieſe Botſchaft überbrachte Major O'Kelly dem Lord Statthalter. Es war nicht glaublich, daß Fitzgerald den Verſuch machen würde, die Küſte zu erreichen, um ſeinen Weg nach Frankreich zu ſuchen. Vielmehr ſtand zu erwarten, er werde auf irgend einem Punkt im Süden auftreten um dort die Fahne der Empörung zu entfalten. Es konnte Caſtlereagh nicht mehr in den Sinn kommen, ſeinem befreundeten Feinde zur Flucht behülflich zu ſein; vielmehr war ſeine Erbitterung gegen Eliſabeth, die ihm mißtraute und hinter ſeinem Rücken Lady Fitzgerald warnen ließ, heftig genug, um auf keine Weiſe mehr „für den Helden Irlands“, wie er ſich ſpöttiſch äußerte, als Schutzgott einzuſchreiten. Lord Camden hatte ohnedies jede Einrede der Milde abgewieſen; es kam ihm jetzt darauf an, die Empörung in Irland zu dämpfen, bevor ſie Thatſache war und angriffsweiſe verfuhr; man mußte ſich der Häupter unter den Rebellen verſichern, bevor Frankreich zu ihrer Hülfe mit erneutem Verſuch und beſſerem Erfolg die Hand bot. Am frühen Morgen nach der Flucht des Lords las man an den Straßenecken Dublins das Manifeſt der Regierung, Lord Edward Fitzgerald ſei Hochverräther und Rebell, auf ſeinen Kopf, er werde todt oder lebend eingebracht, ſetze man tauſend Pfund Sterling. Die Plätze wimmelten von müßigen Gaffern, heerdenweis ſtand Padd und ließ ſich die Erklärung des Vicekönigs wiederholen. „Um tauſend Pfund wird kein iriändiſch Herz zum Schurken!“ rief man mit ſchallendem Gelächter, wo ſich ein Beamter des Königs zeigte. „Ein Kopf, wie Lord Edward's, wiegt ſchwerer!“ jubelte die Menge, „aber legtet Ihr auch die Kronen der drei Königreiche dazu, Ihr würdet den Preis nicht erſchwingen!“ Vor dem Palaſt des Vicekönigs, vor der Wohnung Caſtlereagh's zogen die grauen Schützen auf, die den Mord ihres Oberſten noch zu rächen hatten; vor dem Caſtell, vor den Kaſernen der Beſatzung ſtand Geſchütz mit brennenden Lunten.

Die Kildareſtraße war gedrängt voll Menſchen, Kopf an Kopf. Pamela ſaß wie eine Wittwe in Trauer gehüllt, ihre Kinder um ſich her, auf Leinſterhouſe, im großen Marmorſaal, wo die Bilder der alten Fitzgerald's hingen. Die Flügelthüren ſtanden auf ihr Geheiß geöffnet, auf der Treppe des Hauſes wogte die Menge auf und ab, drang lärmend durch die Vorſäle und blieb auf der Schwelle des Ahnenſaales in ſtummem Schmerz gefeſſelt. Da ſaß die bleiche Frau mit dem ſtarren Blick, winkte Jeden zu ſich heran und ſah ihm ſchweigend ins trauernde Angeſicht. Für jede Anfrage blieb ſie taub, ſie wies nur auf das Bild des Gatten, das über ihr hing, deutete auf die Kinder, die zu ihren Füßen ſpielten; an Thränen, an Worten, an Gedanken für ſich, ſchien ſie längſt verarmt. Es waren nicht blos Menſchen, denen Fitzgerald wohlgethan, es waren Leute aus allen Klaſſen der Geſellſchaft, die in Lord Edward den Freund, den Edlen, den Cavalier, den Inbegriff liebevoller Güte, oder wie das Volk in ſeiner Weiſe zu ſagen pflegte, eine Blume von Irland, einen Demant der ſmaragdgrünen Inſel ehrten und ſchätzten. Da hing ſein Bild, ſo friſch und freudig, im leuchtenden Glanz ſeiner blühenden Jugend, ganz wie er leibte und lebte, in dem Sammetrock mit der grünen Binde, ein Kleeblatt eingeknöpft. Die Seinigen vor ihm waren ſo ſtumm zuſammengekauert, und er ſchien ſo heiter, als begriff' er nichts von ihrem Wehe und warte nur auf den rechten Augenblick, um mit der Kraft des Lebens wieder unter ſein Volk zu treten und es zum Kampf für die Heiligthümer Irlands aufzurufen.

„Und wenn er nun wieder unter Euch träte?“ ſagte Pamela mit dem klangloſen Ton ihrer Stimme, der ihr aufgegebenes Leben bezeichnete.

Die ſchöne Maiſonne lachte ſo zutraulich durch die großen Bogenfenſter aus Gottes freier Welt herein, ein Glanz der Heiterkeit lief über die gramverhüllten Geſichter, das gedrängte Menſchengewühl im Gemiſch von Cavalier und Pöbel, Männern und Kindern, die an den Wänden, auf der Schwelle ſtanden und draußen die Säle füllten, war von lauſchender Andacht gebannt. „Wenn er nun wiederkäme?“ fragte

Pamela. „Er iſt nicht mehr unter uns, ein Hochverräther hat kein Leben mehr als ein verfehmtes; aber er wird wiederkommen und ſein Volk fragen, ob es ihn anerkennt, ob die Liebe der Nation, die ſo viel Thränen für ihn hat, auch die Waffen kennt, die ihn ſchützen."

Da heulte der Schwarm Menſchen vor Freude, Einige warfen ſich nieder und ſchwuren Rache an England, Viele ſtreckten die Arme in die Höhe und gelobten Lord Fitzgerald und die Seinigen zu ſchirmen.

„Nun denn," rief ſie mit dem ganzen Aufgebot ihrer Kraft, „ſo ſchwört mir vor Gott, daß Ihr ihn vertheidigen wollt, weil Ihr Euch ſelbſt vertheidigen müßt. Wenn Edward fällt, ſo iſt Irlands Hoffnung hin!" Da wurde ein Getöſe im untern Raume des Hauſes immer lauter, ein Gewühl von Kämpfenden machte ſich Bahn. Pamela hatte ſich aufgerichtet, während ſie ſprach, die Arme gen Himmel geſtreckt, eine Prophetin, die ihr Volk beim Wort nimmt, ſtand ſie da. Aber der Schwur ward nicht geleiſtet. Der wüſte Lärm drang immer näher, einige Schüſſe fielen plötzlich, ein wildes Gebrüll wie von wehrloſen Opfern begrub die lauten Commandoſtimmen, und mit einem Schrei des Entſetzens, in dem ſich die letzte Kraft der Seele zuſammendrängte, ſank Pamela ohnmächtig neben ihren ſchreienden Kindern zu Boden.

Major Sirr war mit Dragonern herangerückt, um die Straße zu ſäubern, den Andrang des Volks zum Hauſe zu verhindern. Nur mit Mühe bahnte er ſich bis zum Eingang den Weg und begegnete hier dem dichteſten Widerſtande. Es war ſelbſt mit gezogenem Säbel ſchwer, eine Gaſſe zu brechen, ſo eng eingekeilt ſtand der Menſchenhaufe. Waffenlos, wie er war, oder unfähig, im Gedräng ſeinen Prügel zu ſchwingen, blieb er regungslos, Bruſt und Nacken waren armſelige Schilde gegen die Hiebe der Dragoner. Jeder Angriff blieb vergeblich, jede Lücke, wo ein Verwundeter zuſammenſank, war raſch gefüllt, das Volk ſchien Leinſterhouſe nicht mit lebendigem Leibe verlaſſen zu wollen. Die Straße war abgeſperrt, die Dragoner waren im Rücken gedeckt, und der Sturm auf den Eingang zum Palaſt wurde mit friſcher Mannſchaft erneuert. Auf des Anführers Commando fielen jetzt die Schüſſe, die ehrloſen Kugeln ſchlugen wild in den dichten Haufen, der ſich jetzt wie eine Lawine löſte und mit tobendem Gebrüll aus den Gängen des Hauſes ſtürzte. Die erſte Linie der Soldaten ward durch die Maſſe geworfen, aber in geſchloſſenen Gliedern empfing ein neuer Trupp den regelloſen Schwarm und die nächſte Salve ſtob die zerlumpte Menge aus einander.

Leinſterhouſe ward erobert und blieb von den königlichen Truppen beſetzt. Pamela verließ den Schauplatz des

Schreckens. Sie bezog mit ihren Kindern eine kleine Wohnung in abgelegener Straße. Miß Anna, Rowan's Schweſter, hielt treu bei ihr aus. Der Mohr wich nicht von ihrer Seite.

29.

Wenige Stunden von Dublin, zwiſchen Wieſenwuchs und Wäldergrün, recht zahm und eingefriedigt und wie gebettet im Schooß der freigebigen Natur, lag ein einſames Haus, das eine ſtille Matrone bewohnte. Sie war nicht lebensmüde, weil ſie nie kennen gelernt, was Unfriede war, ſie hatte Zeit ihres Lebens nur vegetirt und der Armuth wohlgethan, ſo weit ihr Habe reichte. Dublin war ihr zu geräuſchvoll und doch konnte ſie es nicht miſſen. So zog ſie in das grüne Wieſenland, eine Magd, ein Knecht und ein Hund waren Bedienung und Cavalier genug für ihr altes Leben. Zu ihren Füßen ſtrömte der Kanal, der den Liffey verbindet, oben auf dem ſanften Hügel ſah man die Stadt ſich breiten, der Strom lief wie ein Silberband durch die üppigen Triften, Wald und Flur und Himmel athmeten ringsum den Frieden der erſten Schöpfung; was Lärm hieß, lief den Strom entlang zum großen Menſchengewühl, ſelbſt das Geräuſch der Wogen von ferne drang nur ſchüchtern und ſchwach bis in den ſtillen Waldwinkel, in welchem das Haus der alten Wittwe lag.

Seit einigen Tagen hatte ſie wider Willen Beſuch. Spät Abends hatte ſich ein ſtaubbedeckter Wandersmann eingeſtellt, den die Müdigkeit über ihre Schwelle trieb. Einmal eingeniſtet, blieb der Fremde, der ſich Maſter Jameſon nannte. Er ſchützte ſeine Armuth vor, die ihn hindere, in die nahe Schenke zu gehen, und als man ihm Geld bot, das er lachend abwies, gab er ſein Wohlgefallen am Ort für unüberwindlich an und bat, ihn nicht fortzunöthigen, er ſei nicht arm an Geld, aber reich an Schmerz und Traurigkeit, er müſſe einſam ſein und könne unter Menſchen nicht dauern. Dabei ſchien er doch heiter, ſang und pfiff und blies oben im Erker, wo man ihn aufgenommen, die Maultrommel wie ein Meiſter. Spät Abends erſt verließ er ſein Stübchen und ging den Strom entlang nach Dublin, nach Sonnenuntergang kehrte er heim und ſchlief den Tag über oder blieb verſteckt. In der Dunkelheit ging er, in der Dunkelheit kam er, Niemand eigentlich hatte ihn recht geſehen, ſelbſt der alte Knecht nicht, der allmorgens ſeine beſtäubten Kleider im Vorſaal fand und ſie reinigte. Den Bewohnern des Hauſes ward der Fremde doch endlich zur Laſt, bis der Knecht plötzlich ſein Fürſprecher ward; er wiſſe, flüſterte er ſeiner Gebieterin zu, wer die liebe Herrlichkeit ſei, freilich eine Herrlichkeit, eine Lordſchaft, ein hohes, koſtbares Leben, ein Juwel in der ſmaragdenen Krone des grünen Eilands! Der Alte hatte in den Stiefeln des Fremden deſſen Namenszüge entdeckt, er wolle nie ſagen, was er wiſſe, noch ihn jemals ſehen, um vor Gott und allen Heiligen, ſowie vor den böſen Engeln des Vicekönigs dereinſt ſchwören zu können, daß dieſe ſeine Augen ihn nie erblickten.

Es war Lord Edward, der unter dem Namen Jameſon aus dem Süden des Landes zurückgekehrt war. Nur bis Kildare hatte man bei ſeiner Flucht aus Dublin ſeine Spur verfolgen können, von dort hatte er nach allen Punkten der Inſel, an alle Bundesbrüder in Irland Boten geſandt, die beiden Sheares nach der Hauptſtadt beordert und als ſein eigner Sendling die Grafſchaften Wicklow und Werford durchwandert, um ſich den Beiſtand der katholiſchen Prieſter gewiß zu machen, wenn die Vereinigten Irländer zu den Waffen griffen. Auf die Nacht des 23. Mai war der Beginn der Unternehmung feſtgeſetzt. Vater Murphy, Vater Kern und ein vertriebener Pächter, Namens Holl, commandirten über anſehnliche Horden. Die beiden Grafſchaften Wicklow und Kildare ſollten nach Dublin vorrücken, während die Patrioten aus Werford zwei kleine Garniſonpunkte, Loughlinstown, unfern der Reſidenz, und den Landſitz des Vicekönigs, wo Artillerie ſtand, überrumpelten. Gleichzeitig ſollten auf allen Straßen die Poſten angehalten werden, während die Gebrüder Sheares mit den bewaffneten Banden, die in den Vorſtädten Dublins und in der Nachbarſchaft bereit ſtanden, die Kaſernen und das Kaſtell ſtürmten. Die Familie Antrim, unter dem Befehl des alten Wildſchützen, wurde beauftragt, das Gefängniß Newgate zu beſetzen; mit dem Beginn der Freiheit Irlands ſollten die lebendig Begrabenen, die Freunde des Vaterlandes, das Licht des neuen Tages begrüßen. Wären dieſe Punkte genommen, ſo eilten reitende Boten nach den entferntern Grafſchaften, um den Aufſtand der Inſel allgemein zu machen, während Fitzgerald von allen Thürmen der Hauptſtadt die Unabhängigkeit des Vaterlandes verkünden ließ.

So war der Plan und die beiden Sheares triumphirten, daß endlich ihre heilige Ueberzeugung, Irland müſſe ſich durch ſich ſelber frei machen, ins Leben treten ſollte. Man hatte jetzt den Aufſtand der drei nächſten Grafſchaften organiſirt, die Klubs der Vereinigten ſollten ſich dann nach O'Connor's Entwurf kriegeriſch ordnen. Auf Ulſter mit Belfaſt, den Sitz der Radicalen, ſetzte man eine ſichere Hoffnung; wie ſchnell Frankreich der jungen Freiheit Irlands zu Hülfe eilen werde, ſtand im Hintergrund der Berechnung, war nicht mehr erſte Bedingung. Um ſo inniger durften die Patrioten fürchten, die eine Knechtſchaft mit einer andern zu vertauſchen. Freiheit und Brüderſchaft! konnte jetzt das Feldgeſchrei aller Parteien ſein, welche die Ketten des engliſchen Frohndienſtes von ſich ſchüttelten. — Der Erfolg lehrte auch, daß auf die Republik nicht zu zählen war. Die Unternehmung in Boulogne war aufgegeben, von einer zweiten, die auf der Südküſte Frankreichs ins Leben trat, beſeitigt. Noch im Mai ſegelte Bonaparte von Toulon nach Malta, nach Aegypten ab. Auf St. Helena ſpäter bereute er, nicht in Irland dem größten ſeiner Feinde die Stirn geboten zu haben, ſtatt ihn auf fernem Punkte anzugreifen. —

Je mehr der Tag der Entſcheidung heranrückte, deſto mehr wurde Fitzgerald's Anweſenheit in Dublin nothwendig. Es war geglückt, die verſchiedenſten Gerüchte über ihn zu verbreiten; man glaubte ihn zu Schiff nach Frankreich, oder im Süden unter den Inſurgenten des Prieſterthums. Die Klugheit faßte Muth und trauete ſich zu, in der nächſten Nähe ſichrer als in gewiſſer Ferne geſchützt zu ſein, in Dublin ſelbſt, wenn er verſteckt blieb, vermuthete man ihn wirklich am wenigſten. Dazu kam ein Begegniß, das ſeinen bisher verſchwiegenen Aufenthalt im Hauſe der guten Wittwe zu bedrohen ſchien und ſeinen Entſchluß erhärtete, ſein Aſyl zu verändern. Er hatte Beſuch aus der Stadt nicht verhindern können. Der Weg ward ihm beſchwerlich, er blieb oft aus und bedurfte der Boten. Rory war der fliegende Pfeil, der unermüdlich zwiſchen Pamela und ihrem Gatten wechſelte. Auch der Mohr wagte ſich zu ſeinem Herrn hinaus, unter dem Deckmantel der Nacht hielt er ſein verrätheriſches Antlitz für geſchirmt. Der Verkehr ward zu lebhaft und eines Abends kam Rory in Todesangſt und mit der Botſchaft zu ihm geſtürzt, man ſei ihm auf der Fährte, der alte Ueberall-undnirgend, Capitán Rock, ſtehe unten am Kanal und habe ihm zugerufen. Fitzgerald ſchalt den Knaben, daß er ſich immer noch mit der alten Fabel herumtrug. Aber die Stimme des alten Bally erſcholl jetzt, während Beide im obern Stübchen ſaßen, bereits auf der Treppe. Die Dienerſchaft im Hauſe hielt den ſtürmiſchen Mann vom weitern Vordringen zurück; der Alte, der ſeinem Kinde auf der Spur war, ließ aber nicht eher ab, die Bahn zu verfolgen, bis er die Thür zum Erkerzimmer verſchloſſen fand. Fitzgerald hatte den Riegel vorgeſchoben, und während der Alte noch mit dem Knecht wortwechſelte, war Rory aus dem Fenſter am Weinſpalier hinabgeſtiegen und ſuchte das Weite. Capitán Bally aber glaubte ſeine Beute hier ganz ſicher zu machen; er kam am nächſten Morgen wieder, ringsherum ſah man eine Menge Leute im Felde, im Walde, die immer näher auf ihren Fang einrückten und das Netz dichter und enger zogen.

Fitzgerald verließ das Haus; er fand einen Verſteck mitten in Dublin, wo ihn Niemand ahnete, im Hauſe eines Federhändlers in der Thomasſtraße. Capitän Bally belagerte noch lange das Haus der Wittwe, er manövrirte mit ſeinen Leuten kreuz und quer, bis ſein Eifer eine andere Richtung erhielt. Muff trug daheim Sorge für ſeine braunen Jungen. Ein guter Hirt, ſagte der Capitän, verläßt die neunundneunzig, um das eine verlorene Schaf zu ſuchen. Ohne es zu wiſſen und zu wollen, wurde Bally das tüchtigſte Werkzeug in den Händen der Feinde Irlands. Sein blinder Eifer, der Alles aufbot, um ſein Ziel zu erreichen, hieß ihn die Hülfe der bewaffneten Macht nachſuchen. Das Haus der Wittwe ward militäriſch beſetzt, es ergab ſich bald, daß Rory der Flüchtling, den der wunderliche Alte ſo eifrig verfolgte, Lord Fitzgerald's Diener ſei und Major Sirr und Capitän Bally hatten jetzt bei den verſchiedenſten Abſichten daſſelbe Ziel.

Während man noch ſeiner Spur an den Ufern des Liffey nachging in Wald und Flur, von Hütte zu Hütte, hielt ſich Edward ganz ruhig in ſeinem Stübchen auf der Thomasſtraße. Seinem Wirth, dem guten Federhändler, entdeckte er ſich, weil er dann auf deſſen Schutz um ſo ſicherer zu rechnen hatte. Der Mann war kein Mitglied des Bundes, um ſo weniger lag die Furcht nahe, man werde ihn hier ſuchen. Das Gebäude bot Vortheile, die großen

Waarenlager des Händlers hatten nach zwei Seiten Ausgänge; eine kleine Dachſtube im vordern Wohnhaus entrückte ihn den Augen der Welt, ohne ihm freilich in dieſer Abgeſchiedenheit die Nähe des Himmels annehmbar zu machen. Er war ſehr einſam in dem Gemach, ſpät nach Mitternacht erſt verließ er die Hühnerſteige, um noch vor dem dämmernden Morgen wieder heim zu ſein. Er hatte hundertfache Veranlaſſung, hier in der Werkſtatt die Gewehre, die beſtellt waren, dort die Wachſamkeit der Freunde zu prüfen, Boten aus den Grafſchaften zu empfangen, ſein Weib in der Eile zu tröſten. In dieſen Tagen, oder Nächten vielmehr, weil ihm die Nothwendigkeit dieſe Umkehr der Lebensordnung auferlegte, ſah man ihn nie anders als in einer ſtets fröhlichen Laune, die man ungewiß war, entweder leichtſinnig oder heroiſch zu nennen. Mit ſo flügelſchneller Munterkeit ſpringen Kinder über den Abgrund fort, ſo harmlos bauen Glückliche ihre Hütte an den Rand des Kraters, ſo trunken von Zuverſicht ſind Helden von Inſtinct. Er zweifelte keinen Augenblick an dem Gelingen der Empörung, der feſte Glaube, das Glück werde das Unternehmen krönen, der Erfolg den Verſuch rechtfertigen, gab ihm den ſtillen Jubel der Seele, den heitern freien Himmel ſeiner Gedanken. Er war ſo ſicher, daß nur Eins wie eine Sorge, die er im nächſten Augenblick kindiſch nannte, ſeine Heiterkeit trübte, die Furcht, den glänzenden Augenblick der Freiheit Irlands nicht zu erleben. Seltſame Furcht! nur noch wenige Tage durfte er ſich friſten, dann ſchlug die Stunde der Erlöſung! Ob er dieſer als Opfer verfallen oder als ſiegreicher Held ſie feiern werde, das war ihm gleich, galt ihm für gleich beneidenswerth, ſchön und glänzend.

Dennoch, bei all der Freudigkeit ſeines Herzens, begannen ihm die Tage zu ſchleichen. Er hatte nichts mehr zu erwarten, er bereute faſt, den Tag der Loſung zu weit hinausgeſchoben zu haben. Ob die tauſend Piken noch fertig waren oder nicht; Padd müßte die Kaſernen ſtürmen, könnte ſich Waffen erobern, falls er keine hatte. Sein kerkerhaftes Daſein in der Dachluke fing an, ihm die Schrecken wirklicher Gefangenſchaft zu erſetzen. Er konnte nicht ſchlafen, ſich nicht beſchäftigen, die Unruhe trieb ihm jach das Blut ins Gehirn. „Zur Einſamkeit gehört ein ganz weiſer Mann!“ ſagte er oft mit komiſcher Ergebenheit, wenn ihn der alte Wirth heimſuchte, ihm Geſellſchaft zu leiſten, was nur ſelten geſchah, da der betriebſame Herr, wie er meinte, ſeine großen, ſchweren und doch federleichten Geſchäfte täglich hatte. Jeden ſonſtigen Beſuch, ſelbſt den der trauteſten Bekannten, verhinderte er, auch keiner von der Dienerſchaft durfte durch ſein Kommen ihn von neuem der Gefahr der Entdeckung ausſetzen; er ging allnächtlich ſelbſt aus, um die Depeſchen an einem dritten Ort zu empfangen und zu erledigen.

In einem reichen, bunten Leben auferwachſen, war ſein Gemüth ſo ſehr geſellſchaftlicher Natur, daß ein Verkehr mit ſich ſelber ihm nicht anders erſchien, als ein Geſchäft, daß erſt im Lande jenſeits beginnen werde. Mit einem Thiere hätt' er ſich begnügt, aber auch ſeine Hunde hatte er von ſich verbannt, ſeine Windſpiele und Bulldogs waren in der Stadt ſo bekannt, daß ſie ihn leicht verrathen mußten, ſellten ſie hier in dem luftigen Kerker ſeinen Hofſtaat machen. Er war nicht erfinderiſch genug, ſonſt hätt' er Fliegen gefangen und die Spinnen, die an ſeinen Fenſtern woben, damit zu Gaſte gebeten. Er lockte ein Paar Nachbarskinder, die auf der Gaſſe ſpielten, zu ſich herauf, aber ſie gewannen den fremden Mann bald ſo lieb, daß der Verkehr mit ihnen bedrohlich wurde. Endlich fand Pamela Mittel und Wege, in ſeinem Kerker ihm Geſellſchaft zu leiſten. In männlicher Tracht, wie ſie wohl ſonſt bei Volksfeſten an ſeiner Seite erſchienen war, ſchlich ſie Nachts nach der Thomasſtraße, blieb den Tag über bei ihm und verließ ihn mit der nächſten Dämmerung. Aber dieſe Liebe quälte ihn faſt mehr als Entſagung. Sein Weib war leidend, und er war nur ein Menſch für lachende Naturen, nur wenn der Ernſt gewappnet auftrat, konnte er ihn verſtändlich finden. Pamela fühlte keine Zukunft mehr, und was er an Gegenmitteln für Kummer und Trübſal zu bieten hatte, Scherz und Uebermuth, Leichtſinn und kindliche Zärtlichkeit, das Alles war nur greller Mißton zu dem ſchleichenden Tod ihrer Empfindungen. Früher hatte ſie die Einfälle ſeiner üppigen Laune zu überbieten geſucht, um ſich ihm gegenüber im Gleichgewicht zu halten, jetzt ließ ſie ſein Weſen ſtill zu, war ruhig, duldend, weich geworden, und hatte für Leid und Luſt nur das gleiche Lächeln der Ergebung, das Alles wie ſchon überwunden hinnimmt. Es kam auch nicht mehr zum Ausbruch ihrer Empfindungen, ein einzig Mal in dieſem Begegnen mit Fitzgerald war ſie erſchüttert und faſſungslos. Er erzählte ihr, als müßt' er ſein Teſtament in ſein Herz niederlegen, von alten Liebſchaften aus erſter fahriger Jugendzeit. Wenn ein Weib nicht mehr durch Liebe aufzuregen iſt, dann doch wohl durch Eiferſucht. Fitzgerald war zu arglos, um das zu wollen, auch wäre die Wirkung nicht erreicht. Mit dem Gleichmuth einer unerſchütterlichen, ankerfeſten Liebe nahm ſie die Bekenntniſſe alter Sünden hin, wie er ſeine bunten Erlebniſſe ſchalt. Sie wurde faſt heiter und ſcherzte über ſeine tollen Streiche, das Gefühl ſeiner eignen Sicherheit, ſie ſei ihm als treues Pfand einer unſterblichen Liebe vom bunten Herzenswechſel einzig und allein geblieben, lachte und jubelte aus jedem Abenteuer ſeiner Leidenſchaft heraus.

„Und Pamela hat mir nie etwas zu vertrauen gehabt!“ ſagte er mit freundlichem Spott, als ſie ſchwieg. „Biſt Du mir nie, auch in Gedanken nicht, untreu geweſen?“

Sie ſtarrte ihn ſprachlos an. Er wußte, daß ihr junges Herz, bevor ſie ihn kannte, nie gewußt, was Neigung ſei. Warum die Frage, wenn er ſie ſchuldlos wußte, warum der Scherz, wenn er ſie ſtrafbar wähnte? War der gutmüthige Fitzgerald doch alſo Mann genug, um nicht ohne Grauſamkeit triumphiren zu können? Sie hatte nie aufgehört, ihn zu lieben, weil der Reiz, ihn zu feſſeln, der Stolz über ſeinen Beſitz täglich neu und lebendig blieb; aber ſeitdem Arthur O'Connor mit der ruhigen Kraft einer großen Seele ſich als der Herr und Meiſter deſſen erwies, den ſie bisher ausſchließlich für den Inbegriff männlicher Tugenden gehalten, ſeitdem war ſie irre geworden an der alleinſeligmachenden Zuverſicht ihres Glaubens. Wenn ſie Fitzgerald auch noch liebte, ein Höherer ſtand neben ihm, vor dem ſie ſich beugte. Das Alles überſtürzte ſie jetzt zum erſten Mal, erſt die Frage Edwards, ob ſie ihm nie untreu geweſen, auch in Gedanken nicht, riß das ſtill verſchleierte Geheimniß herauf an das helle Licht der Entſcheidung. Als Schuld, als Unglück fühlte ſie jetzt erſt, was längſt als Zwieſpalt in ihr arbeitete, die Harmonie der Seele längſt in ihr aufhob. Es gab keine Beichte für dieſe Gefühle, noch weniger wußte ſie, was Schuld in dieſem Unglück zu nennen war; jedes Wort war zu eng für dieſen Zuſtand, jeder Begriff zu drückend. Somit ließ ſie unausgeſprochen, was ihr ſelbſt nicht zu deuten, nicht zu ſchlichten ſchien. Sie ſank, als er ſcherzend die Frage wiederholte, vor ihm nieder ins Knie, und als er ſeine Lippen auf ihren Scheitel preßte und ſie ſeine unſterbliche Liebe nannte, da brach ſie in heftiges Schluchzen aus und ſank, trunken von Schmerz, zu ſeinen Füßen nieder.

Er wußte nicht mehr, was in ihrem Herzen vorging, elegiſche Zuſtände waren ihm unverſtändlich, fabelhaft, ſein Weib war ihm fremd geworden. Er hielt ſie für krank und trieb ſie von ſich; es war ihm nicht gegeben, ſich mit leidenden Naturen zu beſchäftigen, er hatte nur Sinn für geſunde Geſchöpfe, lachende Geſichter, blühende Kreaturen, am liebſten hatte er friſche Brauſeköpfe, oder es mußte denn ein ſtiller mahnender Ernſt ſein, wie O'Connor, der ihn bändigte, ihm das Ziel ſteckte und die Geleiſe zog. Es gibt nur Wenige im Leben, die zu herrſchen wiſſen; eben ſo Wenige wiſſen zu dienen. Unter ſolcher Obhut aber, ſtets in dem Gedanken, zur That bringen zu müſſen, was O'Connor's Geiſt erdacht, entwickelte Fitzgerald frei und fröhlich die Kräfte ſeines beſten Lebens.

Die nächſten Tage und Nächte vergingen unter den letzten Vorbereitungen zum großen Moment. Die beiden

Sheares waren in Dublin angelangt, ihre Truppen ſtanden in den Vorſtädten, in der Nachbarſchaft bereit, die Prieſter mit ihren Schaaren, die Pächter mit ihren Horden, Alles konnte auf die anberaumte Nacht in Ordnung ſein. Es war der Himmelfahrtstag, den die Chriſtenheit feierte; die Morgenglocken begrüßten in aller Frühe den Vollendungstag des Herrn. Fitzgerald hatte die Nacht in raſtloſer Thätigkeit hingebracht, mit dem erſten Frühlicht war er heimgekehrt, noch in den Kleidern hatte er ſich aufs Bett geworfen, die Natur forderte nachträglich den ihr entzogenen Tribut. Das Summen der Morgenklänge rief ihn nur auf Augenblicke wach, um ihn von neuem in Träume zu wiegen. Der dämmernde Tag war von den Fenſtern ſeiner Erkerſtube abgeſperrt, er ſchlug die Gardinen des Himmelbettes noch dichter zuſammen, Tag und Nacht, Bewußtſein und Schlaf liefen mit der Seligkeit, die eine Miſchung beider gibt, in ſeinen Sinnen durcheinander.

Da wagte ſich der leiſe Tritt der ſchüchternen Liebe noch einmal an ſein Lager. Die Thür wich von dem Druck des Schlüſſels, ein unſicherer Fuß ſchlich näher, eine zitternde Hand ſchob die Gardine fort, eine bebende Geſtalt glitt halb kniend an dem ſchlummernden Geliebten nieder. Edward träumte das und erlebte es zu gleicher Zeit. Er fühlte die bannende Macht, die ſich um ihn legte, daß ein zweites

Weſen an ſeiner Sphäre ſog, die Kraft eines fremden Auges an ſeinen geſchloſſenen Wimpern hing. Wie er ſie willenlos hob, ſchlugen ſich die Falten der Gardine um ihn, die Arme, die ihn umfaßten, zuckten ſcheu zurück, aber er fühlte Pamela's Nähe, er ſah ihre Tracht, das grüne Wams, in dem ſie noch vor wenig Tagen zu ihm ſchlich; der Reiterhut, mit dem ſie zu Pferde ſaß, lag vor ihm auf dem Boden. „Biſt Du doch gekommen, wider meinen Willen?“ ſagte er mit leiſem Vorwurf. Draußen ſchlugen die Kirchenglocken ſo wunderbar dumpf und die Dämmerung um ihn wob von neuem um ſeine Stirn den Schleier. „Biſt Du ſo ſtumm?“ fragte er lächelnd. Sie ſtreckte ihr Antlitz von ihm, ſeine Lippen berührten nur die glühende Wange, wie er ſie an ſich preßte. Sie zuckte in ſeinen Armen krampfhaft zuſammen, als wollte ſich die ganze Geſtalt in ein zitterndes Schluchzen löſen. Aber ſie weinte nicht, ihr Auge brannte, ihr Athem bebte. „Seltſames Weib!“ ſagte Fitzgerald und begrub ſeine Lippe im weichen Lockennetz. „Und Du weißt, daß ich ein Weib bin?“ flüſterte es ihm ſo mährchenhaft zu, wie wenn Najaden aus den Wellen ſteigen und ihr Wogenſchlag wie fabelhafte Rede tönt. Er ſchlug die Augen auf, ein dichter Kranz blonder Locken rollte aufgelöſt über ſein Antlitz. „Blond? Seit wann haſt Du blonde Locken, Pamela?“ Die fremde Geſtalt fuhr entſetzt zurück, krümmte ſich neben dem Bett und wirrte den Vorhang um das flammende Angeſicht. Er ſprang auf. „Nicht Pamela?“ rief er. Unwillkürlich dacht' er an die Geſtalt, die ſich unlängſt im Wagen an ihn geſchmiegt und ihm ſpurlos entglitt. Er riß die Gardinen zurück. Beide Hände vor die Augen gedrückt, ſtürzte Nora in den Kleidern ſeiner Gattin vor ihm nieder. „Tödte mich,“ ſchrie ſie, „ich habe gefrevelt, die Kleider — erliſtet. Ich trug die Pein nicht mehr, ich wollte Dich ſehen. Tödte mich, Du biſt mein Herr und Gebieter!“

Dann ſprang ſie wild auf und riß ein Piſtol aus dem Buſen. Das Wams ſprang zurück, die goldnen Locken flogen mänadenhaft um das dunkelrothe Antlitz, das die Scham entzündet.

Fitzgerald ſtand geblendet vor ihr. „Dich tödten,“ ſagte er, „Dich, ein Weib?“

„Ich will kein Weib ſein, ich will als Mann ſterben!“ ſchrie Nora. „Was ich gefehlt, an Dir gefrevelt, that ich freilich als Weib. Schon manche Nacht ſchlich ich zu Dir her, immer aber hielt die Furcht meinen Fuß gefeſſelt, ich entwandte Deiner Gattin den Schlüſſel, und wagte lange nicht, ihn zu gebrauchen. Sie iſt krank, iſt leidend, Du biſt ſo einſam und ich mußte zu Dir, Edward.“

Sie ſtürzte ſich an ſeine Bruſt, das leuchtende Auge hing frei und offen an dem ſeinigen, die ganze Gewalt des entfeſſelten Willens wollte aufathmen und dann ruhig und feſt den Tod erleiden. Wie Edward ſie in der Betäubung von ſich drängte, ihrem Sturme kaum Widerſtand leiſtend, bemächtigte ſich ihrer Sinne die Raſerei eines Zornes, der ſeine eigenen Adern öffnen möchte. Er mußte alle Kraft aufbieten, um das geſpannte Piſtol von ihr, von ſich ſelber abzuwehren, ihren Arm zu entwaffnen. Wie es ihm gelang, zog ſie ein blitzendes Meſſer aus der Buſentaſche. Er mußte von neuem mit ihr ringen, der ſchlanke Dämon war ſo gewandt, daß es aller Kraft des Mannes bedurfte, ihn zu überflügeln. Endlich ließ Nora erſchöpft vom Kampfe nach, ſie ſtand zum zweiten Mal entwaffnet vor ihm. „Du wirſt mich nicht hindern, Lord Edward, den Tod zu ſuchen; ich will ihn, denn ich verdiene ihn. Ein treuloſer Knecht muß ſeine Strafe an ſich ſelbſt vollziehen." Sie ſtampfte mit dem Fuße, ſie ſchlug die waffenloſen Hände zornig in einander, und ſah ihm mit dem ganzen Trotz der wildgewordenen Seele ins Antlitz.

„Weib, Mädchen, wie ſoll ich Dich nennen!" rief Fitzgerald und beſann ſich auf die ganze Zeit, wo der ſchüchterne Page ihn umgab, wo ſein ſeltſames Weſen ihn wunderlich berührte und nur der Lärm des geräuſchvollen Lebens ihm die Geſtalt, ſo nah ſie ihm blieb, immer wieder entzog.

Da machten ſich lärmende Stimmen auf dem Flur des

Hauſes geltend, ſchwere Tritte ſtiegen auf und ab, einige Thüren brachen zuſammen, ein Gewühl von Menſchen wälzte ſich langſam die Treppen herauf.

Nora ſchreckte zuſammen. Im Nu flog ſie durch die Thür, im nächſten Augenblick zurück, ihre Augen ſprangen kampfluſtig aus den Höhlen hervor, über ihre Wangen zitterten die Farben in jähem Wechſel. „Was gibt's?" fragte Edward. Der nächſte Augenblick gab ihm die Antwort ſelbſt. Nora wollte die Thür verriegeln, er riß ſie auf und trat hinaus bis an den Rand der Treppe.

Unten wimmelte es von Rothröcken; eine laute Commandoſtimme war eine wohlbekannte. Fitzgerald's Blicke waren wie haßgeſchwängerte Blitze, die er in die dichte Maſſe ſeiner Verfolger hinunterſchleuderte. Er griff mit der Hand nach dem Herzen, nach der Stirn, ſo ſtand er am Geländer, den Lauſchenden ſichtbar, deren lärmender Tumult bei ſeinem Anblick plötzlich in Grabesſtille verſiegte. Es war noch der Raum von zwei Stock zwiſchen ihm und ſeinen Feinden. Er ſtürzte ans Fenſter, die Gaſſe war geſperrt, nach hinten zu, im Hofraum, leuchtete das verhängnißvolle Roth des Königs von England. Seine Pulſe ſchlugen tödtlich laut. „Halte Dich, mein Herz!" ſagte er ſich ſelbſt beſchwichtigend, „will man Dir wie dem Stier auf der Hetze das rothe Tuch aushängen? Und biſt auch gleich ſo wild beim Anblick des verruchten Scharlachs. — Auch der Mantel der Majeſtät iſt von Scharlach. Auch das Kleid des Henkers! Auch die Lohe im Schwefelpfuhl der ewigen Verdammniß!“ Der Zorn brannte wild in ihm auf, die Zähne ſchärften ſich an einander, das ſchöne braune Auge ſchattete die ſeidne Wimper verhängnißſchwer.

Nora kam und zog ihn ins Zimmer zurück. Die bebende Haſt des armen Geſchöpfs ergoß ſich in einen Strom von irren Worten. „Ruhig!“ bedeutete Fitzgerald. Die gewaffneten Häſcher ſtiegen mit ſchweren Tritten die Stufen heran. „Um meinetwillen, durch meine Schuld!“ hauchte Nora und ſank bleich ins Knie. Dann raffte ſie ſich gewaltſam auf und ſtürzte wild im Zimmer um; endlich war ſie feſt und klar; „ich wollte ja ſterben!“ ſagte ſie triumphirend, „jetzt mit ihm oder für ihn, meine Bruſt ſoll ihn decken!“

Edward hatte ſeine Terzerole geprüft, der gezogene Säbel hing an ſeiner Fauſt. „Ich werde hören müſſen, was man von mir will!“ Er war ganz Ruhe, verhaltener Zorn. So trat er wieder zur Thür hinaus an den Rand des Geländers. So wie er ſich zeigte, blieb Alles lautlos gebannt. Die Treppe war oben ſehr eng. Er ſtieg zum nächſten Stock hinab. Auf Edward's ruhige Anrede, was das Begehr, trat Major Sirr noch einige Stufen näher. „Im Namen des

Königs mein Gefangener!“ ſagte er, nach dem Blatt greifend, das er überreichen wollte.

„Laßt es ſtecken, ich bitt' Euch!“ ſagte Edward. „Kennt Ihr mich ſo gut, daß Ihr wißt, wen Ihr fangen wollt?“

„Ich verhafte in Euch Lord Edward Fitzgerald, im Namen des Staats!“ war die Antwort.

„Wenn Ihr mich ſo gut kennt,“ ſagte Edward feſt mit jovialer Laune, „ſo müßt Ihr auch wiſſen, daß ich Soldat bin. Der Soldat ergibt ſich nicht, ſo lange er Waffen hat.“

„Ich fordere Euch den Degen ab,“ wiederholte Sirr, „nur dem Feinde, nicht ſeinem Könige gegenüber ſtreckt man das Gewehr mit Unehre.“

„Thor!“ ſagte Fitzgerald, „England iſt mein Feind, ſeitdem die grüne Inſel unter Kriegsrecht ſteht.“

Der Major wies ſchweigend auf die Schaar, die ſeines Winks gewärtig ſtand.

„Und Ihr wolltet wirklich tauſend Pfund an mir verdienen?“ fragte Edward mit gutmüthigem Lachen, blickte in der Runde um, als wollt' er das Auge des Verräthers prüfen und lehnte ſich über das Geländer weit hinunter, als wollt' er einem Jeden ans Herz greifen mit der Hand der brüderlichen Kameradſchaft.

Die Musketiere ſtanden, ihre Blicke ſuchten den Boden.

Major Sirr fühlte die ſchwüle Unluſt, die ſich ſeiner Truppen bemächtigte. „Wer iſt der erſte Schuft, der Hand an mich legt?“ ſchrie Edward mit lauter Stimme.

„Vorwärts!“ kommandirte der Major, „im Namen des Königs!“

Da fuhr ein Schuß auf ihn ein; er taumelte, in der Schulter getroffen.

„Vorzeitiger Knabe!“ knirſchte Fitzgerald mit verbiſſenem Zorn. Nora hatte, ein Piſtol in der Hand, ſich dicht hinter ihn gedrängt; jetzt hielt ſie es für Zeit, das Gefecht zu eröffnen. Mit wildem Geſchrei riß Major Sirr ſich wieder auf, der linke Arm war verletzt, der rechte frei. Der Schmerz gab ihm Löwenſtärke und mit lautem Gebrüll ſtürmte er die Stufen hinan. Blind lief er in die vorgehaltene Degenſpitze und warf ſich lautlos über den Rand des Geländers; auf den dumpfen Fall erfolgte ein lautes Gewirr von Wuth und Schmerz. Ohne Kommando ſtürmten jetzt die Rothröcke in gedrängter Schaar die Höhe hinan. „Zurück!“ donnerte Fitzgerald, „meine Kugeln treffen ſicher!“ Vergebens, Schuß und Schuß erfolgte, immer die Vorderſten ſanken vor ihm zuſammen, immer die Nächſten traf ſeine Degenſpitze, ein Wall von Leichen thürmte ſich zu ſeinen Füßen. „Halt!“ ſchrie ein Officier, der ſich unten Bahn brach. Dem Ruf ward Gehör gegeben, aber nicht zum Frieden, zum neuen

Angriff in Maſſe. Die wiederholte Aufforderung, ſich zu ergeben, wies Edward von ſich; dem ungleichen Kampf that eine ſchnelle Wendung noth. Eine Gewehrſalve, gegen Edward gerichtet, beendete das Gefecht. Eine Kugel zerſchmetterte ſeine Fauſt, er taumelte zurück, Nora ſank blutend über ihn zuſammen. Wie er ſich nochmals aufriß, fuhr ihm eine zweite Kugel in die Schulter, die Stille, die um ihn zitterte, nahm ſeine Seele gefangen. Er fühlte nur noch, wie Nora ſich um ihn wand, mit beiden Händen ſeinen Leib umfaßt hielt. Eine wüſte Oede umfing ſeine Sinne, ein Klang wie von jenſeits tönte herab, die weite Halle der Ewigkeit ſchien ſich über ihm zu wölben.

Man hatte die äußere Thür geſchloſſen, um nicht unberufene Zeugen der Verhaftungsſcene heranzulocken. Einige Rothröcke hielten die Menge, die ſich allmälig geſammelt hatte, in Zaum. Die Straße war auf beiden Enden von Soldaten geſperrt, aber die Gaſſe war lang und volkreich genug, um einen Haufen Menſchen auf das Pflaſter zu werfen, der ſich vor das Haus des Federhändlers pflanzte. Wen die morgendlichen Kirchenglocken, die den Tag der Himmelfahrt des Herrn einläuteten, nicht wach gerufen, den jagte der Lärm, das Geheul der Stimmen, die Gewehrſalve der Musketiere vom Lager. Aus allen Löchern des unterirdiſchen Elends, aus den himmelhohen Dachluken, wo die luſtige Verzweiflung wohnte, aus allen Hinterſchluchten der langen Gaſſe ſtrömte Volk zuſammen und rottete ſich vor der Thür, wo die Schüſſe fielen. So lange der Lärm im Innern des Hauſes tobte, ſtand der lauſchende Menſchenhaufe und ſtarrte mit verhaltenem Athem die Wände an, hinter denen der Mord ſein Meſſer wetzte. Auf den Knall der Salve folgte Todtenſtille.

Ein neuer Lärm am Ende der Straße zog jetzt Vieler Blicke an ſich. Die Wachpoſten, die dort hielten, ſchienen von der zurückgewieſenen Menge bedrängt. Eine große Anzahl ſchwarzer Geſtalten, halb geiſtlich in der Tracht, Barrette auf dem gelockten Puderhaar, weiße Krauſen um Hals und Hände, die ſchwarzen Geſangbücher mit Goldſchnitt unter dem Arm, es waren die Scholaren vom nahen Trinity-College. Mit dem erſten Klang der Himmelfahrtsglocken waren ſie von ihrer Wohnung aufgebrochen, um in der alten Chriſt-Kapelle nach altem Brauch ihre Andacht zu verrichten. Am Eingang zur Kirche, ganz nah an der Straße des heiligen Thomas, erblickten ſie den bewaffneten Trupp, der die Kette zog. „Hat Sanct Thomas, der Ungläubige, Einquartierung?“ fragte einer von ihnen den Wachhabenden, der ruhig ſein „Zurück!“ entgegnete. „Ich wittere einen neuen Tyrannenſtreich,“ ſagte Robert, der Bruder des gefangenen Emmet, deſſen bleiches Geſicht ſich merklich von den übrigen ſonderte. Er war ſeit jener Zeit, wo er dem gefangenen Archibald das Nachtlied vom jungen Morgen der Freiheit ſang, um vieles älter geworden, ſein Auge lag tiefer in der dunklen Höhle, die römiſchen Linien ſeiner Muskeln traten ſchärfer heraus, die Jugend blitzte nur in Momenten aus dieſem Antlitz, das viel Nachtwachen hielt, mitten im Strom der erſten Lebensluſt viel Gram bezwungen hatte. Das Glöckchen der Chriſt-Kapelle wimmerte ſein frommes Einerlei. „Sollen wir wirklich beten gehen," ſagte Emmett, „während dort irgendwo ein Patriot mit ſeinem lebendigen Blut die verruchten Röcke des Königs von England neu betüncht? Wird vielleicht wieder einer von den Vereinigten Irländern in den Kerker geſchleppt, auf gut Glück ob ſchuldig oder nicht? — Ihr Bürger von Dublin," rief er lauter, „wollt Ihr denn ewig harren, bis man die Patrioten, die ſich die Vereinigten nennen, in Newgate und im Kaſtell des Vicekönigs wirklich vereinigt und ihren Namen mit der That beſtätigt? Iſt's nicht genug, daß Thomas Emmett, Arthur O'Connor und all die Helden einer gerechten Sache, die Patrioten voll ruhiger Duldung, im Kerker ſchmachten? Wollt Ihr denn ewig auf Wunder und Zeichen warten, bis Eure Jugend ihr Blut ſchüttelt und die Gewalthaber mit den eignen Waffen aus dem Lande Eurer Väter jagt!"

Mit dieſen Worten war er dem Bajonett des Rothrocks ruhig entgegengetreten und wie ihm die Spitze feſter auf die Bruſt gedrückt ward, faßte ſein gewandter Arm die Waffe und riß Mann und Gewehr zu Boden. Der Haufe ſchrie laut auf vor Luſt, funfzig Mann machten einen dichten Wall, ihn zu ſchirmen. Eine Menge Prügel zitterten empor, die einzelnen Poſten waren raſch bei Seite gedrängt, im großen Schwall brach die Menge ſich keilförmig Bahn und ſtürmte die Thomasſtraße hinunter bis zur Thür, über deren Schwelle der Gräuel der Verwüſtung ſeinen Einzug gehalten.

„Sprengt die Pforten,“ ſchrien die Scholaren, „reißt die Schergen nieder, wir müſſen ſehen, wer hier Gericht hält im Namen Gottes!“ Die dumpfe Angſt, die das lauſchende Volk belaſtet, ging raſch in arbeitſame Wuth über. Die Rothröcke wurden unter lautem Gebrüll entwaffnet, die Kolbenſtöße, die der Bruſt des Volkes galten, trafen jetzt die Thür.

Der Riegel ſprang von innen zurück, die Pforten flogen auf, ein Officier des Königs, Major Ryans, der nach Sirr das Kommando übernommen, trat mit gezogenem Degen auf die Schwelle. Er wandte ſich nach der Menge, er wollte reden, aber er ſchwankte, und wie er mit der blutenden Hand ins blaſſe Geſicht fuhr, um dem Schwindel zu gebieten, ſank er matt und lautlos am Pfeiler hin. Auch die Uebrigen, die der grauſe Mord verſchont, lehnten verwundet zu beiden Seiten im untern Raume des Hauſes. Da ſtand ſie geöffnet, die Halle des Todes, ein lebendes Bild, das Niemand zu deuten Worte fand. Auf den Stufen der Treppe, über das Geländer hinweg, weit hinauf zwei Stock hoch, Leiche an Leiche und hoch oben über der ganzen Gruppe der Preis von Allen, der Held Irlands, ruhig hingeſtreckt, noch vom dumpfen Schlaf befangen; der jungfräuliche Knabe mit den blonden Locken, beide Arme um ſeine Bruſt geſchlungen, deckte ſeine blutende Geſtalt.

Ein ſtarrer Schreck bannte die tobende Menge, die über die Schwelle ſtürmte, ein Schauer des Todes verdrängte die heiße Wolluſt der Rachbegier, und wie jetzt von neuem die Glocken von den Thürmen ſchollen, um die Kunde von der Himmelfahrt des Herrn zu melden, da ſank der ganze Menſchenhaufe ſtumm zu Boden.

Auf keuchendem Klepper ſtürmte jetzt ein alter Herr in rothem Rock mit fliegendem Bandelier die Straße herunter. Er ſprengte mitten in den Haufen Volks vor der Thür des Federhändlers, warf ſich vom Gaul und ſtürzte ſchreiend ins Haus des Todes. Es war Capitän Bally, der nun endlich ans Ziel ſeiner Mühen gelangte und ſein Kind wiederfand. Er hatte mit Major Sirr einmüthig den Spion gemacht, nicht um den Patrioten von Irland, nur um den Sproß ſeiner Liebe einzufangen. Seitdem Leinſterhouſe von Truppen beſetzt war, hatte Rory ſein Nachtquartier oft gewechſelt; nur wenige Stunden des Tages hielt er ſich in der neuen Wohnung Pamela's auf, wo er ſich das Kleid zu erliſten wußte, in welchem er Lord Edward heimſuchte. Capitän Bally's Späher hatten ihm ſchon mehrmals in der Thomasſtraße aufgelauert, immer aber war er ihnen entſchlüpft. Wo Rory, mußte auch Fitzgerald ſein, und ſo gelang dem Stadtmajor die Entdeckung, die dieſer ſelbſt ſo ſchwer büßte.

Ohne Degen, ohne Hut, mit fliegendem Haar, — der Rock des Königs verſchaffte ihm Zutritt, — ſtürzte der Greis die Stufen hinein und fand unter den Leichen das theure Kleinod ſeines Lebens. In ſtummem Schmerz ſank er ohnmächtig hin, bis die Hülfe der Aerzte, die man herbeigerufen, Beide wieder zum Bewußtſein brachte. Auch Fitzgerald athmete langſam auf, um das Gefühl eines ſterbenden Lebens, einer vergeudeten Thatkraft, noch ſchmerzlich zu fühlen.

Im untern Raume war die Scene lebhaft geworden. Es wimmelte von ſchwarzen Scholaren, welche die Halle füllten; ein Entſchluß unter ihnen ſchien reif, Robert Emmett trat zurück auf die Schwelle. „Hier, Irländer,“ rief er mit der Wuth des Schmerzes, „hier ſeht Ihr die Barbaren Eurer Herren und Meiſter. So ſchreibt England Euch Geſetze vor, ſo blutig roth ſind die Züge von Pitt's Handſchrift. Die Beſten ſucht er ſich heraus, die Edelſten, um ihre Bruſt als Pergament zu nehmen für den verruchten Griffel ſeiner kalten Dictatur. Lord Edward Fitzgerald, der Liebling Eurer Herzen, die Krone des grünen Eilands, liegt in ſeinem Blute. Wollt Ihr länger ruhig zuſchauen, wenn die Tyrannen mit wüſter Fauſt in das Heiligthum Eures Lebens greifen und den Tempel Eures Landes ſchänden? Ja, heult nur, Ihr Thürme von Dublin, wimmert, Ihr ehernen Zungen von Sanct Patrik, der Erlöſer iſt gen Himmel gefahren und Schmach und Knechtſchaft ließ er in Irland zurück. Eine große Anzahl von Helden iſt eingekerkert; Brüder, Männer, wollt Ihr warten, bis die ganze Blüthe des Landes in Ketten verdorrt? Im Namen des dreieinigen Gottes! wer ein irländiſch Herz im Leibe hat, der ergreife die Waffen der Henker, hier liegen ſie ſelbſt in ihrem Blut, reißt ſie ihnen aus der todten Fauſt und ſtoßt ſie in das kalte Herz der Mörder!"

Die Blitze, die ſein Auge ſprühte, zündeten in der Schaar der Gleichgeſinnten; im Volk ſelbſt, zu dem er ſprach, arbeitete ſchwüle Angſt und dunkles Rachegefühl durch einander, Lord Edward's Tod zu rächen, denn für todt erſchien er, wie er oben über den aufgethürmten Leichen als Spitze der blutigen Pyramide dem Volke anſichtig wurde, den Mord mit Mord zu rächen, ſchien das allernächſte Naturgeſetz, ſobald ſich die Betäubung des Hauſens löſte. In der untern Halle des Hauſes begann das Gewühl des neuen Tumultes. Die Scholaren riſſen den Sterbenden die Waffen aus der Fauſt. „Freiheit! Rache für die Opfer der Tyrannei Englands!“ erſcholl als neuer Schlachtlärm aus dem tobenden Gewirr. Das Volk ſtürmte nach; Säbel, Muskete und der allzeit bereite Schilleleh ſchwirrten durch einander und in wilder Kampfluſt ſtand der Haufe in der Thomasſtraße ſchlagfertig. „Wir ziehen nach den Gefängniſſen, befreien die gefangenen Brüder und rufen die Vereinigten Irländer auf!“ Das war der Entſchluß, der ſich aus dem Gewirr der Maſſe als Ergebniß kundgab. Da rückten durch die nächſte Gaſſe in feſten Gliedern Dragoner aus der nächſten Kaſerne heran. „Wir ſchlagen uns durch!“ hieß es. „Wir brauchen noch mehr Waffen!“ rief Emmet und in wilder Luſt ſtürzte die Menge in die geſchloſſenen Reihen, die ſie ruhig und feſt empfingen. Mit dem Degen in der Fauſt war Robert voran, ein Kolbenſchlag riß ihm die Waffe fort, er ſank über dem Feinde, den er niederriß, machtlos zuſammen, der Strom der tobenden Menge wälzte ſich über ihn hin.

Wie er ſich aufraffte, war der Volkshaufe zurückgeworfen und floh die Straße hinunter. Robert war im Rücken der Feinde, er ſah ſich allein, die blutende Hand ſchmerzte, die Gefährten waren ſämmtlich verſprengt; er mußte flüchtig den Wahlplatz verlaſſen. Wie er um die Chriſt-Kapelle bog, tobten ihm einige Dragoner entgegen. Die gebückte Geſtalt des Fliehenden war ihnen verdächtig genug. Ein Schuß fuhr über ſeinen Kopf hin, das Volk flog ſchreiend aus einander. Ohne Entſchluß, ohne Wahl, wandte er ſich in die nächſte Gaſſe und ſprang in ein Haus, die wohlbekannte Thür hinter ſich ſchließend. Durch die raſche Wendung war den Verfolgern ſeine Spur entzogen; er hörte ſie vorüber eilen und beſann ſich auf ſich ſelbſt.

Es war die Wohnung eines Patrioten, es war Curran's Haus, in welchem er ſtand. Hier, wo er ſo oft Worte der Weisheit vernommen, — der Meiſter pflegte die jungen Prieſter der Göttin der Gerechtigkeit um ſich zu verſammeln, — ſollte er auch Rettung finden. Das Haus ſchien leer; die Bewohner waren im obern Stock ans Fenſter gelockt. Robert beſann ſich heut auf kein Rednerſtück, der Drang der Gefahr mußte Fürſprecher ſein. Er wickelte die blutende Hand in den weiten Aermel des Talars, ſein verworrener Anzug ließ ſich nicht ſo ſchnell ordnen. Da ſtand oben im dunklen Flur des Hauſes eine lichte Geſtalt; ein rettender Engel erſchien ſie ihm.

„Heiliger Gott, Sarah!“ flüſterte er zitternd. Es war Curran's Tochter, die wohl dann und wann in den Abendſtunden, wenn der Meiſter zu den Jüngern ſprach, wie ein ſtiller Gaſt erſchien, ein ſchwebender Geiſt, der ſeines Bleibens nicht, weil ihn keine Scholle der gemeinen Erde bindet. Er ſtand wie im Traume vor der Erſcheinung im Flur. Ob ſie den Flüchtigen am Fenſter erblickt? Sie winkte ihm mit der Hand, ihr zu folgen. Bebend ſtieg er die Treppe hinan, eine zweite, eine dritte, dann einen langen Gang hinunter nach dem hintern Gebäude; dort ſchwebte ſie durch die Thür. Er ſtand, bis ſie wieder erſchien. Er drückte die freigebliebene Hand ans Auge, die verwundete preßte er heftig in die Seite, um Herr der Schmerzen zu bleiben. „Curran's Haus wird dem Verfolgten eine Freiſtätte der Verſchwiegenheit ſein!“ ſagte ſie mit der ungewiſſen Stimme, die wie aus weiter Ferne herüberklang. Der raſche Wechſel zwiſchen dem wilden Gewühl und der Stille der entlegenen Stätte, das Gefühl, von der Milde eines göttlich leidenſchaftsloſen Lebens berührt zu ſein, überwältigte ſeine Sinne. Wie er ins Gemach trat, zog es ihn vor ihr nieder, er ſank mit gebücktem Haupt aufs Knie, aber er ſank tiefer, der Blutverluſt jagte ſein Bewußtſein in die Flucht, ſein blaſſes Antlitz hob ſich mühſam und ſtarrte ihr todesmatt entgegen. „Robert Emmett!“ ſchrie ſie bebend auf und wagte nicht, den Sinkenden zu faſſen. Sie wollte bei der Dienerſchaft nach Hülfe rufen, beſann ſich aber raſch und ſprang mit duftendem Waſſer herbei.

Der Klang ſeines Namens hatte ihn wieder belebt, er benetzte ſeine Stirn, richtete ſich auf, preßte die Hände vor die Bruſt und drängte Sarah ſtumm und bittend von ſich. Ihre leuchtenden Augen flogen zu einander hin und flatterten ſcheu zurück, als ſie durch die Thür ſchwebte und der Tritt ihres Fußes wie der Hauch eines unſterblichen Geiſtes vor ſeinem Ohr verſchwand.

Es war ein kleines enges Gemach, in das er ſich wie durch Zauberhand verſetzt ſah. Ein Hauch der weltverborgenen Unſchuld flüſterte in dieſem Raume. Hier liſpelte ein Athemzug der reinſten Lippen, hier ſchien ein Aſyl für den Frieden eines nie enthüllten Buſens. Es war die Zelle einer Nonne, aber einer Nonne, die keine Buße kennt, weil ſie nichts von Schuld in ſich erfuhr, dieſe Zurückgezogenheit war keine Flucht vor der Welt, es war nur die Freiſtatt der unberührten, knoſpenhaften Seele. Die Fenſter gingen nach dem Liffey hinaus, eine ſchmale Thür führte zu den Stufen hinab, wo Fahrzeuge hielten. Es war Robert willkommen, daß die Thür, durch welche Sarah ihn verließ, unverſchloſſen blieb, er feſtete ſie von innen, um jedes Ueberfalls enthoben zu ſein. Nach der Waſſerſeite konnte er zu jeder Zeit entfliehen, um die Freiſtatt, die ihm ein Engel bot, nicht länger als nöthig ſchien, mit der Berührung ſeiner Gegenwart zu beflecken.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

30.

Nachdem die Thomasſtraße von der regellos bewaffneten, unorganiſch fechtenden Volksmenge geſäubert war, änderte ſich auch im Hauſe des Federhändlers bald die Scene. Die Aerzte bemächtigten ſich der Verwundeten, nach wenigen Stunden hielten vor der Thür die Wagen, die ſie ihrer verſchiedenen Beſtimmung zuführten. Auf den blonden Knaben, der an Fitzgerald's Seite verwundet war, machte Niemand ein Anrecht geltend, als Capitän Bally. Im Arm des Alten ſchlug Nora die Augen auf, um ſie bald wieder bewußtlos zu ſchließen. Langſam wie im Trauerſchritt zog die müde Landkutſche zu den Thoren Dublins hinaus. In Bally-Caſtle empfing ſie der alte Muff mit den braunen Jungen aus Indien. Auch Edmund Wardon trat an den Schlag, ihm zur Seite ſein blühender Sohn, der mit lautem Schmerz den ſchlummernden Gefährten ſeiner Kindheit begrüßte. „Rory, Rory!“ ſchrie der zitternde Phelim. Der alte Bally gebot ihm Schweigen. „Rory iſt todt!“ ſagte er mit der irren Weisheit ſeiner kummervollen Miene, „aber Nora, meine Tochter Nora, das Abbild der im Herrn Entſchlafenen, ſie wird mir aufleben, wenn es einen Gott gibt, der ſich Vater nennt und um Vatergefühle im Himmel und auf Erden weiß!“ Auch Suſy Toole, die fanatiſche Alte, hatte ſich herbeigedrängt; aber der Capitän wies ſie ſtreng zurück. „Sie ſoll nicht zu neuem Irrthum erwachen!“ ſagte er mit mildem Ernſt, „ſei ruhig, alte Dummheit, und zügle Deinen Eifer, der die Geſetze der Natur verwirrt hat. Ich weiß, zu meinem Beſten, zum Vortheil meines Hauſes haſt Du mir die Tochter zwingen wollen, als männlicher Sproß die Rechte des Erben von Bally-Caſtle zu behaupten. Du haſt mir das Kind meiner Verklärten an die Wildniß der Menſchen, an die Verwirrung der eignen Seele preisgegeben; ich will Dich nicht ſtrafen, auch Gott wird es nicht, denn er hat den Streit anders geſühnt, Edmund und William Bally ſind Freunde, und was wir aus dem wüſten Umſturz des Lebens gerettet, iſt in Liebe unſer. Phelim, Edmund's Sohn, und Nora, meine Tochter, ſind gerettet!“

Edmund drückte dem alten Vetter die Hand. Suſy ſchlich fort. Nach Verlauf langer Zeit hörte man, daß ſie in den Bergen von Wicklow unter den Schwärmen der katholiſchen Prieſter ihr Weſen trieb und von Dorf zu Dorf wanderte, um Kugeln und Pulver zu holen. Sie war das „wandernde Magazin,“ wie ſie die Bauern nannten, Pulver und Reliquien waren ihr gleichviel.

Nora erholte ſich nur langſam von dem Wundfieber, das ihre Sinne feſſelte. Wie ſie zum erſten Mal mit Bewußtſein das Auge wieder aufſchlug, blickte ſie in Phelim's leuchtendes Angeſicht und ſie dünkte ſich zurückverſetzt in die Höhle des alten blinden Königs am fernen grünen See, und der Zauber des erſten Lebens, die Unſchuld der unberührten Seligkeit ſtieg mit neuem Glanz vor ihr auf. Statt des blinden Alten ſtand Capitän Bally vor dem Lager; mit der wirren, heimathloſen Vergangenheit war auch die Furcht verſchwunden, und die Angſt, ihm anheimzugehören, wandelte ſich in ſtille Scheu, in dienenden Gehorſam. Ihr Bedürfniß nach Liebe feſſelte ſich an Phelim's dunkles Augenpaar, und die Schwärmerei der irren flüchtigen Seele fand an ſeinem Herzen Heimath und Wirklichkeit.

Eliſabeth wollte Dublin, wollte Irland verlaſſen. Edmund geleitete ſie auf kurze Zeit nach London, dann kam er wieder, um Bally-Caſtle zu verwalten. In dieſer Zwiſchenzeit war auch die Kloſterfrau Agathe, der Schatten eines ehemaligen Lebens, herangeſchlichen. Es war kurz vor ihrem Ende; als ſcheidender Geiſt wollte ſie Phelim noch ſegnend grüßen, nur von fern über das unentweihte Jugendleben des Sohns die Hände breiten. Einige Tage darauf läutete man drüben im Kloſter und trug die graue Schweſter zur Gruft. —

Fitzgerald war nach dem Kaſtell, von dort nach Newgate geführt. Dort erſt erwachte er vom Schlaf der betäubten und fieberhaft gebundenen Sinne. Er durfte das Lager nicht verlaſſen, ſeine Wunden brannten, die Kugel ward nur mühſam aus der ſchwer verletzten Schulter hervorgeholt. Seinem Wunſche, dem erſten, der ſich in ihm regte, O'Connor, mit dem er ſich unter einerlei Dach wußte, zu ſprechen, wurde nicht gewillfahrt. Nach ſeinem Weibe, ſeinen Kindern verlangte er nicht; er wollte ihnen den Schmerz eines nur kurzen Wiederſehens erſparen. Er fragte lebhaft nach dem blonden Pagen, der an ſeiner Seite fiel, und war nicht eher beruhigt, als bis man ihm Tröſtliches berichten konnte. Auch um ſeine Feinde, die im blutigen Gefecht vor ihm ſanken, kümmerte ſich ſein mildes Herz. Für Irland hatte er nur betende Seufzer.

Pamela reiſte nach London, um ſeine Begnadigung fußfällig zu erflehen. Die greiſe Mutter Edward's erhielt Zutritt zum König von England; die Majeſtät weinte, aber ſtützte ſich auf Recht und Pflichtgefühl. Der Bruder des Lords, der Aelteſte des Hauſes, der Herzog von Leinſter, eilte nach Dublin; er hatte Audienz beim Statthalter, er hatte Unterredungen mit Edward im Kerker.

Dublin blieb ruhig, blieb gebeugt. Als die Gebrüder Sheares einen Aufſtand wagten, fehlte der Einklang, die Stimme des Helden, der die Vereinigten zu den Waffen rief. Die Waldſchützen Antrim ſtanden mit einem Haufen Volks vor Newgate und fanden den Platz voll Soldaten. Sobald die Kunde von Fitzgerald's Gefangenſchaft ins Land erſcholl, ſammelten ſich die Schaaren, die im Solde der Vereinigten ſtanden, die Horden aus Wicklow und Werford ſtießen zuſammen; aber die Thore von Dublin waren ſtark beſetzt, Kanoniere mit brennenden Lunten ſtanden zum Empfang bereit. —

Mit dem Wechſel des Gefängniſſes war mehr gewonnen als es ſchien. Fitzgerald war dadurch der Kriegshaft entzogen und bürgerlichem Rechtsſpruch unterworfen. Dieſe Gunſt war auch ſchon Oliver Bond und den in ſeinem Hauſe verhafteten Freunden zu Theil geworden. Dann kam es auf eine kluge Wendung des Sachführers an, um die Anſchuldigung des Hochverraths und Majeſtätsverbrechens zu vernichten. Auf den Mann, der das buchſtäbliche Recht in den eigenen Fallſtricken zu fangen wußte, wandte ſich jetzt ganz Irlands Auge. Dieſer Mann war Curran, der ſchon in der Sache Bond's nachgewieſen, daß Rebellion in Irland noch nicht Majeſtätsverletzung ſei, da ſie nicht gegen die Perſon des Königs, ſondern gegen ſeine Räthe und Miniſter gerichtet ſei; der Bund der Vereinigten, ſelbſt wenn er auf den Feind Englands ſeine Hülfe geſetzt, was erſt noch förmlich zu erweiſen blieb, ſei mithin nur als widergeſetzliche Oppoſition zu ſtrafen.

Das war John Philpot Curran's Gedankengang, wenn er als Anwalt der verſprengten Vereinigten, wie er ſagte, auftrat. Er beſprach das häufig mit Freund Grattan, für deſſen Flaſchenhalter er galt, weil dieſer häufig den gedankenvollen Becher leerte, den der gnomenhafte Curran ihm kredenzte. Padd liebte koboldsartige Zwerge zu Schenken, und ähnlicherweiſe liebte auch der elegante feinbepuderte Henry Grattan, die Zunge Irlands, wie er hieß, den räucherigen Curran, weil er ihm gut einbrockte, gut einträufelte.

Es mochte ſchon ſpät Abends ſein, als ſie bald nach Fitzgerald's Verhaftung in Curran's Hauſe ſaßen. Es war ein ziemlich ſchmales Gemach, die Lichter brannten träge, die Luft im Zimmer war dick und dunſtig. Meiſter Philpot war auch in Wirklichkeit gern des Freundes Mundſchenk, weil bei Grattan, bevor er in Fluß gerieth mit ſeinen beſten Gedanken, erſt eine zähe Wand zu durchbrechen war, wozu ein guter Punſch die heilſamſten Kräfte bot. Und für heute half noch ein Dritter die dampfende Bowle leeren. Es war ein jüngerer, einundzwanzigjähriger Mann, der mit den aufgeſtemmten Elnbogen und breiten athletiſchen Schultern in einiger Entfernung von den beiden Meiſtern am untern Ende der Tafel ſaß. Der breite Kopf mit dem rundgeſchnittenen Haar ſaß auf den Rumpf wie eingeklemmt, das in Geſundheit ſtrotzende Antlitz war über das Glas gebeugt und die großen blauen Augen des Jünglings ſtudirten eifrig in dem dunkelgelben Safte, der vor ihm würzig duftete. Es war einer von den jungen Rechtsgelehrten, die ſich in Curran's Schule bildeten. Als Katholik wollte er in Belgien ſeinen letzten wiſſenſchaftlichen Curſus machen. Für den katholiſchen Chriſten von Irland gab es damals in den Ländern der drei Königreiche kein Inſtitut, das ſeine Bildung vollendete, er mußte nach Löwen, nach St. Omar, nach Douai, er mußte ſich freiwillig verbannen, wollte er ſich unterrichten laſſen. Der junge Mann mit der breiten Stirn und den herkuliſchen Schultern war ein echter Katholik, und wäre einer geworden, falls ihn die Geburt nicht dazu ſtempelte, um nur ein Recht zu haben, gegen den orangiſtiſchen Gott Altenglands aufzutreten und ihm ſein hartes Herz im Leibe umzuſchütteln. Plaidiren konnte der ſtudirte Katholik, auch untere Gerichtsposten verſehen; ſo viel hatte man ſchon ſeit ſechs Jahren dem Buchſtaben der engliſchen Geſetze abgepreßt; nur mußte man außer Landes gehen, um ſich die Befähigung von einer fremden Hochſchule einzuholen.

„Nun, Daniel,“ ſagte Meiſter Philpot Curran zu ihm, „Ihr zieht Euch zu rechter Zeit aus der Löwengrube. Da Ihr den Löwen Englands doch nicht bezwingen könnt, ſo thut Ihr wohl, Euch aus dem Staube zu machen.“

Der Angeredete lachte gutmüthig, aber doch nicht ohne Groll ins Glas hinein, das er mit der Hand ſchaukelte. „Ich fürcht' mich nit vor dem Löwen von England,“ ſagte er und blinzelte mit dem Auge über den Tiſch, „ich fürcht' mich nur vor dem verdammten Einhorn im Wappen Altenglands.

Der Löwe gar gefräßig iſt,
Zumal, wenn er mit dem Einhorn frißt!"

„Gut geſagt!" lachte Curran und bog ſich hinüber, um mit ihm anzuſtoßen. „Auf gut Glück und wenn Ihr als Magiſter wiederkommt, ſo ſprecht nur hübſch in ſolchen Reimen und Sentenzen vor der Barre; das klingt und klappt und ſchlägt und trifft beſſer als geſchniegelte Redekunſt. Was werdet Ihr anfangen, wenn Ihr Advokat ſeid?"

„Ich werd' halt! bei den Bauern anfangen," ſagte der muntere Candidat, „werd' im Land 'rumziehn von einem Gerichtsort zum andern, und mir als Anwalt Spielraum machen zur Ehre Irlands."

„Wo nur unſer Robert Emmett ein Aſyl gefunden hat?" warf Grattan die Frage auf. „Ein feiner Geſell weniger in der Welt, iſt übel genug. Er trug es ſchwer, daß der Bruder Thomas Addis gefangen ſitzt; ſeit der Zeit ſah ich den Jungen nur ſchattenähnlich im Verkehr mit dunklen Gedanken, die ihn wohl in den Straßenlärm jagten, als ließe ſich mit einem Haufen Pöbel eine Rebellion machen und Altenglands feſte Säulen ſich erſchüttern."

„Er iſt kein Simſon dazu!" ſagte Curran, „der arme Junge ſoll nach Wicklow geflohen ſein. Dort wächſt kein

Futter für einen feinen Geiſt, dort kann nicht lange ſeines Bleibens ſein. Das Trinity-College hat ihn ausgeſtoßen und in die Acht erklärt, weil er mit den Rebellen gemeine Sache gemacht."

In dieſem Augenblick trat Curran's Tochter ins Gemach. Leiſe, wie eine Erſcheinung von jenſeits, kam ſie herbei, den Vater und ſeine Freunde begrüßend. Es waren nur wenig Worte, die von ihren Lippen ſchlüpften. Grattan machte ſich mit ihr zu thun, die ſtille Grazie des Kindes beſchäftigte gern einen denkenden Kopf, der für die leiſeren Empfindungen der Seele, für die zarten Unſagbarkeiten einer jungfräulichen Natur Sinn genug übrig behielt. Der derbe Daniel hatte die Dame nicht ohne Gepolter und in der Weiſe begrüßt, die jedes ſtillere Gemüth zurückzuſcheuchen pflegt.

„Es wundert mich," nahm Curran wieder das Wort auf, „daß Ihr mit dem Robert wenig verkehrt, Freund! Mögt Ihr Euch wirklich nicht? Was habt Ihr gegen einander?"

„Der Emmett iſt mir zu blaß für dieſe Welt!" ſagte Daniel mit einer ſatyriſchen Selbſtzufriedenheit, die doch ſo gutmüthig war, daß ſie nicht verletzen konnte.

Sarah flüchtete ſich ſcheu in die Niſche des Zimmers, wo das Zittern ihres Herzens, der flammende Hauch ihrer Wangen unbeachtet blieb.

„Zu blaß!" ſchalt Curran auf Daniel ein, „was meint

Ihr damit, Ihr blühender Prieſter der alten welken Themis von Großbritannien? Für dieſe Welt zu blaß?"

„Ich mein'," ſagte Daniel nicht ohne Verlegenheit, „der Emmett iſt mehr Mond als Sonne, und nicht 'mal Vollmond, weiß's Gott! nur halber weißer Sichelmond. Schwärmt zu viel und lieſt mehr als er ſieht und hört; 's geht ihm gar wie den Vereinigten, ſie wollen einen beſten Staat conſtruiren und ein platoniſch Ideal aufſtellen. Halten zu Gnaden, lieber alter Meiſter John Philpot Curran, aber ich weiß es halt nit beſſer, die Optimiſten ſind eitel unpraktiſche Volksführer, herzig brave Jungen mögen's alle ſein wie ſie da ſind, und Gott ſtrafe mich hunderttauſendmal, wenn ich ſie verkennen wollt' mit ihrer guten Sach'; aber ſie helfen mit nichts zu nichts. Verzeihen, Meiſter Curran, ich weiß's nit beſſer."

Er war aufgeſtanden und näherte ſich in devoter Haltung dem verehrten Lehrer, das Glas in der Hand, um mit ihm auf Pardon anzuſtoßen. Es war ſichtlich, daß der Punſch nicht ohne Wirkung geblieben; auch Curran war ziemlich aufgelegter Stimmung, als er ebenfalls ſich erhob, dem jungen Freunde mit dem Glaſe Beſcheid that und ihn umarmte.

„Werd' doch nicht bös von Euch denken, Daniel ohne Löwengrube!" ſagte er mit ſchmunzelnder Rührung, „weiß ja, daß Ihr ein irländiſch Herz im Leibe habt, vivat!" Sie ſahen ſich Beide wie Verliebte an, der alte verſchrumpfte Meiſter und der von Jugendfülle ſtrotzende Schüler der Göttin mit der Augenbinde.

Recht wie gerufen trat Robert Emmett ins Zimmer. Er hatte ſein Aſyl im hintern Theil des Gebäudes ſchon verlaſſen, aber es nochmals benutzt, um den Weg zum Vater Curran zu finden; in der Dunkelheit war er über den Liffey geſchifft, fand ſich durch die Gänge im Hauſe zurecht und ſtand jetzt in dem wohlbekannten Raum, wo ſo oft für ihn das Wort der Weisheit von den Lippen des theuren Lehrers erſchollen war. Er trat langſam bis in den Schein des Lichts, die Redenden ſtockten, wie die blaſſe leuchtende Geſtalt des Jünglings geiſterhaft vor ihnen erſchien.

„Lupus in fabula!“ brach Curran los, „ſeid Ihr wirklich noch da in der Welt, ich meine in der Welt von Dublin? Lupus in fabula! Und welch ein Wolf ſeid Ihr in der fabelhaften Aufruhrſcene in den Gaſſen der Stadt! Recht wie ein wilder Ingrimm fuhrt Ihr ja unter die Schafe, die freilich lauter Böcke waren, ich meine die Rothröcke mit den Bajonetten. Sagt um Gott, wo habt Ihr geſteckt? Das Trinity-College hat Euch geächtet!“

„Ein Engel in leibhafter Geſtalt war mein Retter!“ ſagte Emmett mit verklärtem Glanz im ſchönen Augenſpiel, das an Sarah's bebenden Lippen hangen blieb. Die Männer traten auf ihn zu, Grattan bewillkommte ihn mit Herzlichkeit, Daniel ſchüttelte ihm die verwundete Hand, die ihm Emmett unmerklich entzog. Sarah ſchwebte durch die andere Thür des Zimmers, während die Männer der Erzählung Robert's, der ausführlich Bericht erſtatten mußte, lauſchten.

Daniel ſchied; er war bereit, am nächſten Morgen in See zu gehen. Curran's Abſchiedsworte waren ein neues Zeugniß von der Sympathie zwiſchen Beiden. Grattan ſchien ſich lieber mit Emmett's Perſönlichkeit zu befreunden und zu beſchäftigen.

Daniel ſtand unten auf der Gaſſe, die Thür ſchlug hinter ihm zu. Des Altmeiſters liebevolle Güte ſaß ihm noch im warmen Herzen und ein Gefühl der Liebe, das man dem Irländer mit Punſch begießt, blüht ſtark und mächtig auf. Daniel ſtand und blickte nach dem hellen Zimmer hinauf. Den Männern oben ſchien die Luft zu eng, zu ſchwül, ſie ſtießen die Fenſter auf, die lauten Stimmen ſchallten aus dem niedern Stock vernehmbar herunter und Daniel wurde wider Willen Ohrenzeuge der Aeußerungen, die ihn ſelbſt betrafen.

„O er iſt ein herrlicher Junge, dieſer Daniel!" rief Curran, „ein Stahlherz und eins, das Funken ſchlägt, wenn er den rechten Stein dazu nimmt. Und dabei ſchlau wie ein Daus, er müßte ein herrlicher Jeſuit fürs Volk werden, wenn er nicht noch ein geſcheuterer Advocat würde; die Robe müßt' ihm ſo gut ſtehen, wie Perrücke und Advocatenmäntelchen. Er muß die Katholiken im Lande zur Nation machen, er muß einen Verein ſtiften, der hundertfach ein zähes Leben erweiſt. Heldenmüthig wie ein Löwe, aber zäh wie eine Katze, ſo muß ein Held von Irland ſein. Glaubt mir, der Daniel wird das Geſchäft recht anfaſſen zu ſeiner Zeit!"

„Es fehlt ihm noch viel," ſagte der feine Grattan, „um ſein Weſen fertig zu nennen. So wie er iſt, macht er noch kein Glück vor der Barre. Seine Ausdrucksweiſe riecht noch zu ſehr nach Torf."

„Nun das beweiſt nur," eiferte Curran, „daß er ein Stück Irländer von unten auf iſt. Es hat noch 'was vom Hökerladen an ſich, der ihm ſein Daſein gab und ſeine erſten Begriffe formte. Und dabei hat er auch eine Abkunft von oben her. Dieſer Daniel aus der Grafſchaft Kerry ſtammt aus einem der alten Königsgeſchlechter ab, die ſich vor der engliſchen Eroberung in die Smaragdinſel theilten und ſich alle darauf 'was zu gute thun, daß ſie vom großen Mileſius entſprungen ſind. Beſeht Euch den Burſchen einmal recht genau. Ein hübſcher heldiſcher Kerl und wenn er den aufrühreriſchen Kopf ſo ins Genick hinüberwirft, bei Gott! der Menſch hat 'was Königliches, ſo 'was Populärkönigliches, wenn's erlaubt iſt ſo zu ſagen."

„Vor der Hand," erwiederte Grattan, „laßt ihn erſt reden lernen, Freund, er hat keinen Styl im Vortrag.

„Nu nu," ſagte Curran erhitzt, „er wird ſich im Gerichtshofe einen Styl machen, das heißt — wir wiſſen ja das und kennen den Haarbeutel des Herkommens, — er wird da lernen, wie man nicht reden ſoll, um wirkſam zu ſein. Er ſoll mir raſch in die Praxis unter Bauern und Bürgern. Herumziehender Komödiant ſoll er eher ſein als lange am königlichen Aktentiſch ſitzen und redneriſche Männchen aus Brodkugeln drehen. Er ſoll lieber in Herbergen Poſſen ſpielen oder Tragödien, um zu erfahren, was ans Herz des Volkes dringt. Und das kann ihm werden, wenn er als herumziehender Richter im Lande ſeinen Umzug hält und Praxis macht. Einen ſchöngeſetzten Rednerſtyl, nein, Freund, den wird er da nicht lernen, ſo Gott will, und Ihr ſelber werdet es nicht wünſchen. Keinen Styl, aber einen guten Stiefel mit Abſatz im Reden wird er ſich da aneignen, ſo einen gewiſſen Ductus wie: na, hört, Jungens! kommt 'mal her! So einen Redeſtyl, der verflucht gottſelig aufs Gehirn der Maſſe wirkt, ſeht, Henry Grattan, ſo einen volksluſtigen Stylum wird der Daniel ſich anſchaffen!"

Er griff mit Macht nach dem Punſchlöffel und rührte gewaltig in der Bowle um. „Hört, Freund Emmett," ſagte er mit ziemlich ſchwerer Zunge, „laßt mich 'mal im Volkston mit Euch reden. Komm her; mein Junge, und trink eins mit mir. Ihr ſeid mit perſönlichem Leibe ein einſamer Mäßigkeitsheld, wenn gleich Eure Gedanken ſtarker Natur ſind, wenigſtens eine auffliegende Röthe haben, die wie Geſundheit ausſieht."

Robert's Augen hingen noch immer an der Thür, durch welche Sarah ſchwand. Er war nur halb zugegen und ließ ſich in der Zerſtreuung das Glas bis zum Rande füllen. „Nüchtern, nüchtern ſoll der Irländer ſein," ſagte er mit mahnendem Ernſt, „er ſpült vergeblich ſein Unglück vom Herzen, mit dem verflogenen Rauſch ſteigt ſein Elend wieder ans Land und er glaubte, er hätt' es für immer ins Meer der Vergeſſenheit getaucht!"

Sarah trat wieder ins Zimmer, um den Gäſten dienlich zu ſein nach Bedarf. „Komm her, lieb Herz," rief ihr Curran entgegen, „trinke mir zu mit dem hellblauen Aug'!" Er begann das irländiſche Trinklied vom blauen Auge, das Padd ſo gern ſingt; Sarah lachte laut, als ſie die Lippen ans Glas ſetzte und auch dem jungen Freunde Beſcheid thun mußte. Beider Augen berührten ſich trunken, während ihre Lippen ſich kaum netzten.

„Ich will den breitſchulterigen Daniel mit den rothen Backen leben laſſen, falls er erfüllt, was Ihr von ihm verheißt!" ſagte Grattan und hob das Glas. „Ich fühle ſchwer, wie noth ein Volksmann thut in Irland. Keiner von den Vereinigten iſt ein Held, wie ihn Padd braucht. Ich thue damit Eurem edlen Bruder, Robert Emmett, keine Unehre an, ich ſchätze ihn zu hoch, aber von all denen, die ſich Vereinigte Freunde nennen, iſt kein einziger volksmäßig genug. Selbſt Fitzgerald hat nicht den gehörigen Ductus, wie Bruder Curran ſagt, obſchon er als Soldat der Liebling Tauſender ſein mag. Warum, wenn er Mann des Volkes ſein wollte, ſchlug er ſich nicht mit Caſtlereagh? Er hatte eine Ehrenſache mit dieſem Feinde Irlands; das vergibt ihm Padd nicht, daß er dieſem nichts auswiſchte, keinen Denkzettel gab. Sonſt kann ein Soldat noch immer eher ein Volksherrſcher ſein in Irland als ein Prieſter. Da werden ſich in Wicklow einige Heroen in der Kutte entwickeln. Guter Himmel, die ſchleichenden Hängeſäcke werden wüthende Fanatiker ſein, aber keine Feldherren gegen Englands Tyrannenmacht. Kein Soldat kann es ſein, denn im offnen Kampf iſt Irland ſtets verloren; kein Prieſter kann's ſein, denn beten und faſten und fanatiſch ſein um des Kreuzes willen thut's freilich nicht. Ein Advokat muß es ſein, der eine langwierige Lunge und eine heroiſch zähe Seele hat, um auf geſetzlichem Wege zu revolutioniren, um einen conſtitutionellen Krieg von ewiger Dauer zu entwickeln."

„Recht ſo!" ſchrie Curran im Triumph, „ganz mein Mann! Er muß von Herzhaftigkeit ein Löwe ſein, und an Zähigkeit ein Kater, der um den heißen Brei, den England einbrockt, herumzuſchleichen weiß, ohne ſich das Maul zu verbrennen. Er muß keinen Fußbreit aus der Bahn Rechtens weichen, er muß den Buchſtaben des Herkommens zu deſſen eignem Verderben benutzen, den verworrenen Knoten der engliſchen Geſetzgebung muß er um Englands Tyrannenhals ſelber ſchlingen, er muß aus der dunklen Zweideutigkeit, aus der unſichern Schändlichkeit des hergebrachten Schemas Nutzen ziehen für Irland, er muß ſich den beſtehenden Geſetzen anbequemen, um ſie gegen einander zu hetzen, daß ihnen der Athem ausgeht. So muß ein Held Irlands verfahren. Kein Soldat kann's ſein, aber er muß ſich in dem Lager der feindlichen Geſetze verſchanzen; kein Prieſter kann's ſein, aber er muß ſchlau wie ein Jeſuit die Schleichwege des gerichtlichen Labyrinthes zu wandeln wiſſen. So ſoll's ſein in Irland, ſo ein Held muß uns geboren werden!"

Grattan ſtand auf und ſprach: „Er iſt uns geboren, John Philpot Curran iſt dieſer Anwalt Irlands, dieſer Advokat des Vaterlandes. Ihm ein dreimaliges Hoch!"

Curran faltete ſcheu die Hände über einander, ſein gutmüthiges Auge, das noch ſo eben hell aufloderte, ſank demüthig zuſammen. „Ich werde über lang und kurz alt und mürbe ſein. Wir brauchen friſche Kräfte, ſo Gott weiß!" ſagte er in gutmüthiger Rührung.

Die beiden Redner umarmten ſich; Emmett und Sarah ſchienen in anderen Gedankenkreiſen zu wandeln; unten aber ſtand

Einer, der wie ein betender Menſch an ſeine Bruſt ſchlug und ein Gelübde murmelte, das die leuchtenden Sterne hörten, das Gott, der im Geheimen lauſcht, wahrnahm. Es war die letzte Lection, die der Schüler mit nach Hauſe brachte, er ſchwur ſtill bei ſich, die Hoffnungen des Meiſters zu erfüllen, Irlands Held zu ſein und der Welt zu zeigen, wie man ſein Vaterland geſetzlich in Aufruhr halten, wie man es erlöſen müſſe, ohne es preiszugeben an die Willkür des Umſturzes. Mit ſchwerer Gedankenlaſt wandelte Daniel heim. Die Zukunft bewies, daß er ſein Gelübde hielt. Der volle Name des Mannes war O'Connel. Der nächſte Morgen ſah ihn am Bord.

Auch Emmett ſchied. In Sarah's Antlitz blinkte die Zuverſicht, er werde die große Sache des Vaterlandes nie verlaſſen. Eher untergehen als ſie aufgeben! das ſtand lesbar in ſeinen Zügen. Und Emmett vollendete ſein Geſchick. Er floh nach Wicklow, wo das Feuer des Aufruhrs vom Fanatismus der Prieſter geſchürt ward. Den unlautern Flammen konnte aber ſeine reine Seele keine Nahrung bieten; er verbannte ſich freiwillig nach dem Continente, um ſpäter heimzukehren, die Genoſſen zu ſammeln. Sein Aufſtand war widerrechtlich und Robert verfiel dem Buchſtaben des Geſetzes. Das Ideal einer Freiheit im Herzen, wie ſie das Alterthum kannte, ſtarb er den gemeinen Verbrechertod.

Noch vor dem 23. Mai zeigten ſich in Dublin einige

Bewegungen, welche die beiden Sheares leiteten. Beide wurden gefänglich eingezogen und hingerichtet. Am 3. Juni ſtarb Fitzgerald im Kerker an ſeinen Wunden. Seine Kräfte waren erſchöpft, er ſchlief ruhig ein; ſein letzter Gedanke war Irland, ſeine letzte Sorge das Schickſal der gefangenen Freunde. Mit dieſen trat die Regierung in Verhandlungen. O'Connor bot die Hand dazu, indem er über die Verbindungen und Plane der Vereinigten Irländer allen Aufſchluß zu liefern gelobte, den man wünſchen könnte, unter der Bedingung gänzlicher Amneſtie aller Schuldbeladenen. Caſtlereagh ging darauf ein, nahm die Mittheilungen willig an; aber das Wohl der Weltzuſtände, wie es hieß, erlaubte noch nicht die Freiſprechung der Gefährlichen; ſie hatten die Zeit der Begnadigung nicht einbedungen. Man ſchaffte ſie nach dem feſten Schloß St. George in Schottland; erſt nach dem Frieden zu Amiens entließ man ſie. Oliver Bond war ein Opfer der langen Gefängnißqual geworden. Arthur O'Connor ging nach Frankreich in die Kriegsdienſte der Republik; er lebte noch nach den Feldzügen der neuern Zeit als franzöſiſcher General. Auch Pamela war mit Fitzgerald's Kindern nach ihrer Heimath gezogen. O'Connor ſah das Weib ſeines Freundes wieder; aber Pamela lebte ohne Wunſch, ohne Lebensdrang; der Sturm, der über Europa losbrach, hielt ſie aus einander, perſönliches Glück wollte für Beide nicht mehr gedeihen.

Frankreichs Hülfe war für Irland damals zu ſpät erſchienen. General Humbert landete in der Bai von Sligo mit einer Anzahl Schiffe; Wolfe Tone war mit am Bord. Der Verſuch zur Bewaffnung des Landvolks mißglückte, Wolfe Tone ſelbſt ward gefangen, der Patriot ſtarb den Tod des gemeinen Verbrechers. Napper Tandy, der ebenfalls in franzöſiſche Dienſte getreten war, eilte nach mit neuen Truppen, ging aber bald wieder in See, ſo bald er die Ungunſt der Zuſtände wahrnahm. In den ſüdlichen Provinzen ward der Aufſtand des katholiſchen Volks mit blutiger Fauſt und nur mühſam unterdrückt. Erſt als der harte Camden an dem milden Marquis Cornwallis ſeinen Nachfolger fand, trat mit dem Generalpardon eine Wendung der Dinge ein. Irland ward ſtrenger und angeblich inniger mit England verknüpft, ſeitdem die Union zu Anfang des neuen Jahrhunderts ins Leben trat und Ein Parlament die Intereſſen beider Völker vertreten ſollte. Robert Emmett, der im Jahre 1803 den neuen Aufſtand zu Dublin verſuchte, blieb ohne Sympathie für ſeinen Jugendwunſch. Der Retter und Rächer ſchlief damals noch oder hielt ſich ſtill, weil er ſich noch nicht Mann genug fühlte, um einen Aufruhr zu beginnen, der nie endete, alle Kräfte wach hielt und doch Sache des Friedens blieb.

Ende.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bayer. Staatsbibliothek München

Sospiri.

Blätter aus Venedig.

Druck und Papier
von Friedrich Vieweg u. Sohn
in Braunſchweig.

Sospiri.

Blätter aus Venedig.

Von

F. Gustav Kühne.

Braunſchweig,
Verlag von George Weſtermann.
1841.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Wie ich heut auf meinem Lager erwachte, ſchien es mir, als ſei ich von meinem eignen Schrei aufgejagt. Ich war halb vom Bett geſprungen, meine Pulſe flogen, mit zitternder Hand rieb ich mir die Wimpern, wollte die Funken erdrücken, die mir aus den Augen ſchoſſen. — Jeſus! ſagt' ich auf gut chriſtlich Deutſch, und fand mich nun zurecht. Nur nach durchſchwärmter Nacht fährt man in Deutſchland ſo jach von quälenden Träumen auf. Freilich waren hier auf dem Markusplatze, im ſchleichenden Gewühl der Mercerie, im mittelalterlichen Volkstumult auf dem Rialto halbe Nächte, ganze Tage durchſchwärmt. Die erſten Beſuche in Gallerien und Kirchen ſind wie Hetzjagden; der ganze Vorrath von Jahrhunderten überſtürzt die gequälte Seele, und es iſt erklärlich, wenn ſie wenigſtens im Schlafe ſich wehrt. —

Wir waren von Trieſt gekommen. Der Unterſchied zwiſchen Trieſt und Venedig iſt ebenfalls ein gewaltſamer. Dort lauter Gegenwart, hier die morſche Pracht vergangener Größe. Dort die lebendigſte Kraftentwickelung des Augenblicks, leidenſchaftlich, lebensgierig, ohne Gewiſſensbiſſe, ohne Rückblicke, ohne Reminiſcenzen. Hier eine Welt voll ungeheurer Qual, jeder Stein Erinnerung, jeder Schritt über Gräber zitternd, ein eingeſargtes Leben, eine prachtvoll beigeſetzte Königsleiche, die der Fluch getroffen: ſelbſt dein Sterben, ſelbſt dein Schlafen, ſelbſt den Pomp deiner Beſtattung, die Thränen und den Gram der Deinigen, alles das ſollſt du noch todtenähnlich erleben. Das Maß deiner Sünden, lautete der Fluch des Schickſals, war übervoll, der Geruch deiner Verweſung bei lebendigem Leibe ſtieg gen Himmel; darum ſollſt du wach bleiben, obwohl du ſchon todt biſt, ſollſt, eine ſtarre Mumie mit blinzelndem Auge, zuſehen, wie dein Tod ſich ausnimmt, dein Glanz verfällt und alle deine Herrlichkeit verſinkt! Die Fahrt mit dem Dampfſchiff über die Adria war mit dem ganzen Zauber beglückt, den eine ſüdliche Mondnacht auf dem Meere bietet, ein ſanftes Hinübergleiten in ein Jenſeits, es ſei Paradies oder Verbannung. Einem Uebergange über den Styx glich die Nachtfahrt, und hier iſt lauter Traumwelt Geſtorbener. Daß man als wacher Geiſt hier unter Schattenmenſchen wandelt, dies Bewußtſein wird auch bald zur Fabel, oder löſ't ſich in dem Schmerz eines unendlichen Mitgefühls. Die Seele iſt ſo lange beängſtigt, bis ſie den Ausweg findet, ſich dieſer ganzen Welt gleichzuſetzen und einzuſtimmen in den allgemeinen Chorgeſang, der um Verlornes klagt. Er wird nicht laut dieſer Schmerz, aber in tauſend bleichen Geſichtern hat er ſeine ſtille Pantomime, in der zerlumpten Herrlichkeit ſein Coſtüm, in den langen Flügeln morſcher Paläſte ſeine Dekoration, in dem Moderduft, der gen Himmel ſteigt, hat er den Athemzug ſeiner verborgenen Seele. Ja wer das Alles wie eine Merkwürdigkeit nimmt, wie ein Wandbild, ein buntes Stück zuſammengeworfener Steine im Kaleidoſcop! — Hier erſt begreif' ich, wie ich nur Sinn habe für Gegenwärtiges, wirklich Lebendiges, das der Augenblick beſeelt. Nennt dies Venedig Vergangenheit, oder Zukunft, nennt es Traum oder erfundene Möglichkeit, es bleibt mir gleich unverſtändlich; ich kann nur faſſen, was ein Erlebniß meiner ſelbſt iſt. Eh' mir dieſe Welt nicht zur Gegenwart geworden, kann ich wohl umkommen im Moder der Erinnerungen, in der Qual des Combinirens, aber nichts verſtehen von all den Räthſeln dieſer Seltſamkeit. Hier iſt kein Orient und kein Occident, kein Mittelalter, wie du es nach germaniſchen Ueberreſten kennſt, auch Italien findeſt du hier nicht, hier iſt ein Gewebe von Außerordentlichkeiten, das jenſeits bekannter Größen liegt. Alles ſtarrt und ſtiert dich an, Hieroglyphen können nicht quälender ſein. So irrſt du gejagt von tauſend Fragen umher, ohne deren Beantwortung das ganze Daſein Venedigs keine Möglichkeit, keine Wahrheit wird; warum? warum? ſchreit dein denkender Menſch, bis du müde zuſammenſinkſt. Und wenn du aufwachſt, ſtaunend um dich blickſt, den Traum wieder als Wirklichkeit vor dir ſiehſt, dann wirſt du irre an dir ſelber. Und in der That weiß man nicht mehr, wer hier eigentlich Recht hat zu fragen, das Recht hat zu exiſtiren, die bleiche Majeſtät der verſunkenen Herrlichkeiten, oder der Menſch von heute, der wie ein Fragezeichen ſich vor ihnen krümmt und müht. Die Ruinen ſind ſtill wie der ewige Gram, den ich mir ſelbſt auf Gottes Antlitz denke. Sie fragen nicht, ſie antworten nicht, ſie reichen ſtumm gen Himmel. Man muß ihnen ihr Geheimniß ablauſchen; ausrechnen läßt es ſich nicht.

Es hält ſchwer, ſich hier zur Beſinnung zu bringen, mit ſeinen Gedanken ſich zurechtzufinden. Man ſucht in Venedig vergeblich nach Italien. Alles weiſ't gleich in eine weit fernere Welt, greift über's Meer hinüber in fabelhafte Zonen; in Venedig iſt weit mehr Morgenland als Welſchland. Ich will mich mit den Paläſten beſchäftigen, und wie ein Cicerone ſpricht von weißem Marmor aus Paros, von rothem aus Cattaro. Der Dogenpalaſt kann füglich ein Alhambra ſein, das Schloß eines Araberfürſten, wie ſie auf ſpaniſchem Boden aus den Zeiten der mauriſchen Herrſchaft ſtehen. Ich habe eine Scheu vor Allem, was mich fremdartig befällt; wer kann auch gleich mit Haut und Haaren in den Orient ſpringen! Sinnlos wohl, aber ſo, daß der innere Menſch das Verſtändniß findet und die Hieroglyphen ſich deutet! — Auch die Markuskirche erfüllt mich mit Schrecken, der grillenhafte Koloß ſtiert mich unſicher an, und ich begreife ſeine Exiſtenz hier nicht. Noch kann ich nicht mit ſeinem Innern mich befaſſen, noch beleidigt mich ſein Aeußeres und mein Fuß zuckt an der Schwelle. Wenn man mir ſagte, ich ſei in Byzanz, ſo hätt' ich hier die Sophienkirche, aber ſpähte vergeblich nach den Turbanköpfen, ſuchte umſonſt nach dem Halbmond auf den Zinnen, und das Verworrene des ganzen Baues bleibt mir ungelöſt. Der tollſte Spuk an dieſem Tempel Chriſti ſind mir die vier erzenen Pferde, die außen vor dem Hauptportale prangen. Welchen Komödientrödel verführten die Herren der Welt mit dieſen Siegestrophäen! Dieſe Pferde des Lyſippus ſind Zeitgenoſſen des macedoniſchen Alexander. Nero und Trajan ſchleppten ſie nach Rom, Conſtantin führte ſie im Triumph nach Byzanz. Der Doge Dandolo, der Konſtantinopel eroberte, nahm ſie mit nach Venedig, Napoleon brachte ſie nach Paris und im Friedenstractat hat ſie das gute Oeſtreich wieder hertransportirt. Die Pferde haben ihre Erfahrungen gehabt, aber ſind nicht klüger geworden, ſie ſehen ſehr dumm aus und wundern ſich über ihre ſeltſame Poſition über dem Eingang zum heiligen Markus. Ihrer Natur nach gehörten ſie in den Hippodrom zu Athen. Das Seltſame häuft ſich hier auf allen Seiten. Ich wende mich zu neueren Bauten, zu den Kirchen aus einem ſpätern Jahrhundert, von Palladio, von Sanſovino erbaut. Sie ſind im klaſſiſchen Styl, aber dicht hinter ihnen, zu ihrem Bauwerk gehörig, ragen ſpitze Minarets in die Höhe. Auch der Campanile auf dem Markusplatz erſcheint wie ein Sohn des Morgenlandes, und dicht daneben ſtehen zu beiden Flanken die klaſſiſchen Prokuratieen, aus der Zeit der Wiederherſtellung des griechiſchen Styls. Vor dem Arſenal halten marmorne Löwen Wache, die man uns als Kinder Athens anpreiſt. Auch die beiden Granitſäulen auf der Piazzetta ſind aus Griechenland erbeutet. Die Schätze des geplünderten Tyrus liegen ringsherum aufgeſtapelt. Und um alle dieſe Herrlichkeiten der Welt windet ſich der große Canal wie ein S, wie eine Schlange, die ihre Beute ſtill umlauert. Das kommt mir nicht wie ächtes Heldenthum vor, was ſich hier zu einem »Rom des Meeres« geſtaltete, das will mir wie erſchlichene Größe erſcheinen. Die ganze ungeheure Stadt, auf 136 Inſeln, 450mal überbrückt, das iſt ein Triumph der Klugheit, ein Sieg der Liſt, aber nicht Heroenthum, wie es der Römer aufweiſt. Hinter den Felſenquadern der Murazzi liegt dies Venedig ſo feig und ſchlau gegen den Sturm der Elemente geſchützt, und eben auf dieſen Kalkſteinblöcken, die ſie zwei volle geographiſche Meilen weit als Baſtion gegen das Meer aufführten, da ſteht naiver Weiſe geſchrieben, wes Geiſtes Kind ſie ſind: Aere Veneto, animo Romano, mit venezianiſchem Geld, mit römiſchem Muth! — Seltſames Weſen, Venezia du! Iſt das Symbol deiner Macht nicht ein widerſinnig Ding, eine Unwahrheit? Ein Löwe, geflügelt! die Liſt und die Schnelligkeit des Vogels mit der Stärke und der Majeſtät des Königs der Thiere vermält: iſt dir das gelungen in der Weltgeſchichte, dann will ich hier ewig anbeten und mir die Geheimniſſe deines Seelenlebens erlauſchen, will den Glanz deines Daſeins mir aus dem Schooß der Zeiten heraufbeſchwören, mich betäuben im Anblick deiner alten Schönheit. So wandre ich, all dieſer Räthſel voll, auf dem Markusplatz herum, und ſuche Löſung dieſer Fragen. Die Quadern glühen und mein Gehirn wird zur Reverbère der Gluth. Hätteſt du dir, Dame Venezia, eine Sphinx in dein Wappen geſetzt, ſo könnt' ich denken, du ſeiſt dir ſelbſt ein Räthſel geblieben.

Es iſt ſprichwörtlich geworden, was man von Venedigs drei Freuden und drei Leiden ſagt. Es gibt hier keinen Staub, keinen Koth, kein Wagengeraſſel, dagegen ſchlechtes Brot, ſchlechten Wein, ſchlechten Kaffee. Was den fehlenden Staub und Koth betrifft, ſo iſt die Dienerſchaft in den Hôtels auch ganz darauf eingerichtet; ſelbſt in der »Europa,« wo wir hauſen, wird nichts geſäubert; zum Glück bleibt Wäſche und Kleidung merkwürdigerweiſe ſehr lange in Ordnung. Das Wagengeraſſel vermißt man anfänglich nicht ohne Unbehagen; die bange Stille befällt uns unheimlich, man glaubt ſich in eine entlegene Welt verſetzt, wo der Lärm des körperhaften Lebens ſchwindet. Mit dem ſchlechten Brot und Wein hat es ſeine Richtigkeit. An den harten Micheli, wie das geſchnörkelte Gebäck geſcholten wird, kann man ſich den heftigſten Unmuth, wenigſtens die Zähne ausbeißen. Der gewöhnliche Tiſchwein iſt ein heftiger Burſch, der ſich gegen den Stöpſel empört, immer in Gährung bleibt, das Blut in Fieber ſetzt; in ganz Italien verſteht man ſich nicht auf die Behandlung des Traubenſaftes. Ueber den venezianiſchen Kaffee klagt vielleicht nur ein verwöhnter Italiener aus dem Süden des Landes. Wir tranken ihn vortrefflich in den Arkaden der Prokuratieen, wo ſich in etwas ein Palaisroyal geſtaltet. Dort findet der deutſche Magen auch die augsburger allgemeine Zeitung und lernt als Patriot ſich mit Anſtand begnügen. Was das Hôtel nicht leiſtet, erſetzt überhaupt das Kaffeehaus. Hier kauft man ein, macht Bekanntſchaften, erquickt ſich und erholt ſich von den Strapazen im Gaſthauſe. Auch Stiefelputzer finden ſich hier ein, wie in Paris, mit Hutſche und Kratzbürſte. Es gibt keinen Staub in Venedig, aber doch genug Abſtäuber. Verſchmähſt du den Dienſt des behenden Burſchen, der ſchon von fern dir auflauert, ſo wirſt er dir einen Blick der Verachtung zu, der wirklich ſchmerzt. Die kohlſchwarzen Augen des gemeinen Mannes in dem vergilbten und doch noblen Angeſicht ſind ſo beredt, ſo überzeugend, ſo dringend. Sein Auge bohrt auf deine Stiefeln, ſeine Lippen lächeln, er mißt deine ganze Geſtalt, du haſt die Wahl zwiſchen liebenswürdiger Freundlichkeit und kaltem Stolz. Man nennt den venezianiſchen Pöbel witzig. Man kommt als Fremder zu wenig mit gemeinen Leuten in Verkehr; aber man begreift in der leiſeſten Begegnung mit Leuten aus dem Volk, daß ſie die Nordländer, wo nicht die Berliner unter den Italienern ſind. Der Begriff Pöbel iſt jedoch ein unſtatthaftes Wort. Was ſich hier in Lumpen herumſchleift, der Müſſiggang, der nicht arbeiten mag, weil er nicht braucht, alles was ſich hier im Sonnenſchein des Behagens ohne Mühe bläht, das iſt alles ein König gegen den Auswurf norddeutſcher Race, die ſich fär germaniſch hält, aber weit mehr ſlaviſch iſt. Was man in Italien gemeinen Mann nennt, das iſt nach deutſchem Maßſtab noch Mittelſchlag der Bildung. Welche Eloquenz, welche oratoriſche Begeiſterung ſtrömt über die Lippen des Küſters und Kirchendieners, der dir die Schätze ſeines Vaterlandes lobpreiſ't. Es iſt Prahlerei, der Patriotismus tritt hier in der Figur des Scharlatanismus auf. Aber man nehme nur unſern deutſchen Spießbürger, bringe ihn vor ein Standbild Schillers und laſſe ihn ruhmredig ſein zu Deutſchlands Ehre! Man müßte dieſem Erdklumpen erſt noch die Prometheiſche Flamme dazu einhauchen, oder ihm heimlich eine Sprungfeder ins Gehäuſe ſetzen, damit ſeine feiſte Natur elaſtiſch wird. Der gemeine Mann in Italien iſt elektriſirt, wenn er vom Glanz ſeines Vaterlandes eifert. In etwas marktſchreieriſche Harlekinade geräth dabei der Mangel an Bildung ſtets; aber das hält man dem feurigen Redner zu gut. Miſcht ſich doch auch in ſein Weſen genug trauerndes Bewußtſein; denn der Glanz, von dem er ſpricht, iſt ein längſt verloſchener, man ſieht auf Gräbern, wo auch die Denkſteine, die die Nachwelt ſetzte, ſchon in Trümmer brechen, und neue Inſchriften die Inſchriften deuten müßten. Ich meine nicht die Lohndiener, die in den Hôtels ihre Dienſte anbieten, betrügeriſch ihr Geſchäft ausdehnen und den Fremden ermüden. Ich meine die Cuſtoden in den Kirchen. Dieſe bewachen die Schätze ihres Gebietes, ſind wachſam wie getreue Haushähne, ſind vertraut mit der Geſchichte ihrer Alterthümer. Selbſt in ganz entlegenen kleinen Kirchen fanden wir intelligente Köpfe unter den Cuſtoden, deren Beredſamkeit im Strahl der Vaterlandsliebe glänzte. Nur ſchnupfen ſie alle fürchterlich. Dieſer Gehirnkitzel iſt dem Italiener überhaupt eine Leidenſchaft. Die Kirchenhüter zwingt die Atmoſphäre ihres Gebietes zum Extrem in dieſem Genuſſe. Alles iſt Leiche, Moder, Graus um uns her. Wenn man den Dunſtkreis, der ſich wie eine Kuppel von unten auf um die Kirche wölbt, mit den Augen wahrnehmen könnte, das ganze morſche Gebäuſe müßte phosphorartig leuchten, lichterloh in hellgrünem Brand ſtehen. Aber ganz Venedig ſteht wie unter einer Glasglocke, ſo gedrückt iſt der Luftkreis, ſo ſtark dünſten die trägen Lagunen, ſo verſumpft iſt die ganze Exiſtenz dieſer weiland Königin des Meeres. Scheu und mit verhängten Naſenflügeln bin ich um Sanct Markus herumgeſchlichen. Ich wittere hier den älteſten Moder, und es wird mir Ueberwindung koſten, ins Innere der Kirche zu treten; ich fürchte, der Heilige ſteht in einem entſetzlichen Geruch. Man hat ſeine Gebeine aus Alexandrien übers Meer herübergeſchleppt. Das iſt ſchon ſehr lange her, ſeitdem liegt er hier ſtill im verſchloſſenen Raum und hat nie wieder friſche Luft geſchöpft. In der Hiſtorie Venedigs ſteht zu leſen: Als man in Alexandrien das Gewölbe öffnete, um die Gebeine des Heiligen herauszuholen, ſiehe! kaum ſchob ſich der Deckel des Grabes zurück, da ſtieg ein Wohlgeruch wie Ambra und Myrrhen hervor und alle Welt athmete in Verzückung. Das gehört ſo zu den Mythen von Alters her. Seitdem hat die Frömmigkeit weniger Parfüm aufzubieten, die Welt iſt ärmer an blindem Glauben, reicher und feiner an Naſenfühlfäden geworden.

Das ſind nun die Miſeren des Venedigs von heute. Man muß ſich mit ſtarken Lebensgeiſtern hindurcharbeiten, will man unter Moder und Schutt das blühende Venedig von ehedem finden. Der Schooß der Zeiten iſt zäh geworden, die Wünſchelruthe fehlt, um Mumien in friſche

Geſtalten zu verwandeln. Und doch iſt Venedig im Glanz ſeines bewegten Lebens all mein Ziel, meine Sehnſucht, ich will wiſſen, wie Venedig lebendig war; Alterthümer und Kunſtſachen ſind mir nur Leitern, die ich fortſtoße, wenn ich den Punkt erreicht habe, wo mich der Luftſtrom des bewegten Lebens erfaßt.

Es hat ſich auch in den letzten Jahrzehenten vieles verändert, wie man mir erzählt. In Kleidung, Sitten, Lebensart iſt vieles moderniſirt. Auch die gefeierten Gondoliere erſcheinen nur wie gedämpfte Schatten, wenn man weiß, wie ſie Reiſende vor der franzöſiſchen Revolution ſchilderten. Auf Bildern kann man ſie in ihrer Glorie finden, etwa in Giorgioni's Ruderern, in der Scuola di San Marco. Der Heilige beſpricht das tobende Meer; ruhig wie Zuſchauer, kalt, feſt, gottvoll, ſicher und keck, ſtehen drei nackte Ruderer da und warten, bis der Alte das Seinige gethan. Man muß dieſe Geſtalten in den kühnen blutrothen Tinten Giorgioni's ſehen, um zu wiſſen, wie dieſer Menſchenſchlag ehedem war. In den Sitten hat ſich das Cicisbeat verloren, in der Kleidung iſt der rothe Mantel der Männer, ſind unter den Frauen die Sandalen verſchwunden. Schwarze Schleier ſieht man häufig; auf vergilbten Wangen ſteht wie auf Pergament, vom ſchwarzen Flor halb verhüllt, das träge ſcheue Elend der ehedem herrſchenden Venezia.

Nur die Gondeln ſind noch dieſelben, ſie ſind ſchon ſeit lange ſo todtenſchwarz wie heute. Man hatte in der Zeit des üppigen Lebens und Glücks auch mit der Farbenpracht und der Dekorirung der Gondeln einen Luxus getrieben, den der Senat beſchränken mußte, weil ſich manches edle Haus daran zu ruiniren ſchien. Man weiß bei uns von alten Kleiderordnungen, wo alte Kurfürſten von Brandenburg die Pumphoſen beſchränkten. Zu Giorgioni's Zeiten gab es gewiß noch bunte regelloſe Gondeln, die Luſt des üppigen Lebens fühlte ſich noch zügellos. Ich konnte nicht erfahren, in welche Zeit das Gebot der ſchwarzen Gondeln gehört. Der Senat ging ſchon in gleicher Farbe, er hatte von älteſter Zeit ernſte Mienen und dunkle Tracht; die ſchreiende Heiterkeit war auch widerſinnig gegen den ſchweigſam finſtern Dienſt der Republik. Vielleicht hielt man auch nach einer allgemeinen Landestrauer für die Gondeln das Koſtüm des Todes feſt. Als ein ſolches erſcheint der ſchwarzwollene Ueberzug der Kajüte. Aber der ganze Nachen iſt ſchwarz, mit zierlich ausgelegter Holzarbeit, mit Schubfenſtern und allem Confort verſehen, um ſich gemächlich einzuſargen, ein lebendig Grab, ein Todtenhaus des alten Ruhms, der lebensmüde rückwärts auf die ſchwellenden Polſter ſinkt und doch nicht ſchlafen kann, mit den Augen blinzelt und ein träumeriſches Halbleben führt. Vorn glänzt in hellem Metall der Speer, womit ſich der Tod gegen den Angriff des Lebens waffnet. Hinten am Krummſtab führt der Schiffer in ſpiralförmiger Bewegung das Ruder, ſein eintöniger Ruf iſt der heiſere Schrei des unheimlichen Todtenvogels, und wenn du dich rückwärts niederſenkſt in das ſchwarze Gehäuſe, meinſt du wirklich Theil zu haben an der leichenhaften

Exiſtenz Venedigs. Das Bild der Grablegung erneuert ſich nur zu oft, um noch ſchreckbar zu ſein, und keine Schaukel iſt ſo ſanft, keine Wiege ſo ſchmeichelnd ſüß, wie die Gondel Venedigs, die ſtill und leiſe die Seele einlullt und die Geheimniſſe des verſchwiegenſten Lebens weiter trägt. So fuhr auf dieſen Gewäſſern jahrhundertlang der lauernde Verrath, der hämiſche Neid, der tückiſche Groll und die ſchüchterne Liebe. Alle Schauer und alle Süßigkeiten des Lebens barg das kleine ſchwarze Haus. — »Ich möchte in eine Nußſchaale kriechen!« Hätte Hamlet eine venezianiſche Gondel gekannt, er hätte, um ſich vor der Welt zu verſtecken, nicht von der Nußſchaale geſprochen.

Wer es unternähme, uns von dieſem Venedig ein Bild zu entwerfen, es ſei in Worten oder in Farben, der müßte auch die Kunſt verſtehen, vergilbtes Pergament in roſenrothe Wangen, oder das träge Alter in feurige Jugend zu verwandeln, er müßte Gräber ſprengen, die Todten aufrufen, ſie mit Nektar ſpeiſen, mit ſüßem Oele ſalben, damit, was uns hier als Trümmer und ſeltſamer Trödel ſchreckt und ängſtigt, noch einmal im Glanz und in der Unſchuld des friſchen Lebens erſchiene. Es hilft uns nicht, daß der getreueſte und beredteſte Cicerone in der Rumpelkammer die Merkwürdigkeiten deutet; man müßte die Jugend Venedigs erleben, als wäre es unſere eigene! Hätte Caſanova in den beſten Zeiten der Republik gelebt und ſtatt im achtzehnten, im ſechszehnten Jahrhundert eine

Flucht aus den Bleikammern geſchrieben, er hätte uns erklärt, was jetzt die ſtummen Zeugen der Architectur und Malerei nur ahnen laſſen. Der Menſch Caſanova war als Cavalier und als Gauner gleich vollendet, gleich liebenswürdig, als Autor iſt er ein unbewußter Künſtler. Er ſaß fünfzehn Monate lang in den Piombi. Es war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts *). Der Staat Venedig glich längſt dem ſtillſtehenden Sumpfe, den nur noch einige verborgene Quellen nähren und über deſſen Fläche ſich der Schleim der Fäulniß breitet.

Wir waren geſtern in den Gefängniſſen von Sanct Marcus. Was man »unter den Bleidächern« nannte, waren doch meiſt Gemächer über denſelben, Baracken von Holz. Auch die Zelle, in welcher Graf Silvio Pellico in unſern Tagen ſaß, der Dogenkapelle gegenüber, gehört zu dieſen und hat einen Plafond von Brettern. Er iſt ziemlich menſchlich behandelt; er wurde im Kerker bloß fromm, nicht wahnſinnig, und man kann zugeben, daß die Barbarei der Menſchen im Laufe der Zeiten human wurde, obſchon die Humanität der Menſchen noch immer barbariſch genug iſt. Von Caſanova wußte ich ungefähr, daß er unter dem Saale der Staatsinquiſitoren ſaß, doch wechſelte er ſein Zimmer bekanntlich, als der Wärter den verrätheriſchen Plan zur Flucht entdeckte. In den ſogenannten Quattri ſaß er nicht. Dort barg man allerhand Menſchen, deren Urtheil ſchon niedergeſchrieben war, obgleich

---

*) In den J. 1755 und 1756.

ſie ſelbſt es noch nicht kannten. In den Bleikammern ſaßen Leute von Auszeichnung, welche Verbrechen begangen hatten, die Niemand errathen durfte, auch ſie ſelbſt oft nicht. Caſanova gehörte zu dieſen Bevorzugten.

Wir ſahen in dem Gewirre von Gängen, Stiegen, Schluchten Verließe genug, enge Spelunken, die dereinſt ſo hermetiſch verſchloſſen waren, daß man meinen ſollte, die Seele des Eingekerkerten habe nicht Raum genug gehabt, gen Himmel zu fahren, ſo eng umhalſten ihn die Mauern, die Spielraum genug gaben, den beklommenen Athem aus- und einzuſeufzen, aber nicht Platz genug, um mit kräftigem Nachdruck die Stirn zu zerſchmettern. Sechs Kubikfuß ſtarke Gemächer, gleich ſteinernen Särgen, mit Holz gefüttert. Wir krochen Trepp' auf und ab, wanden uns durch die feuchten Katakomben, der Führer voran mit kleiner Leuchte. Die Löcher, durch die man den Unglücklichen Trank und Speiſe zuſchob, ſtanden offen, ſchwarz, rauchig; ſie ſtarrten uns an wie ausgebrannte Augenhöhlen. Die Republik Frankreich, welche die Republik Venedig vernichtete, lichtete die Kerker, und die Wuth des neuen Zeitalters warf Feuerbrände in das alte Haus des lebendigen Todes. Alles, was Holz war, brannte heraus, und der ſchwarze Qualm umrahmt noch immer die Höhlen oder Löcher, oder will man ſie Augen, Cyclopenaugen nennen, denn jedes Gemach hatte nur eins. Wenn ſich dies eine für immer ſchloß, dann öffnete ſich für den Unglücklichen erſt im Lande jenſeits vielleicht ein Auge des Erbarmens.

In dieſen ſteinernen Gräbern ſaß Caſanova nicht. Man weiß, daß er eine bretterne Diele hatte, deren Gebälk er mit der Geduld eines überirdiſchen Menſchen, mit der Heiterkeit eines Unbegreiflichen durchſchabte. Auch hatte er ein Bett, ein Fenſterloch mit falbem Licht, einen Tiſch mit Lectüre; er durfte fromme Bücher leſen und brauchte nicht aus heiler Haut toll zu werden, war nicht dazu verdammt, den Wahnſinn, aus den eigenen Fingerſpitzen zu ſaugen. Oft hatte er gar Raum genug, um ihn mit einem Gefährten zu theilen. Das war freilich für ihn, der hinter der Bettſtelle allnächtlich rattenhaft mühſam den Balken benagte, mehr als Todespein. Ob die graue Oede des ewigen Alleinſeins ſchneller tödtlich wirke, oder das Gefühl des Ekels, Jahre lang in jeder Minute an die Nähe einer zweiten Perſon und an alle ihre kleine bedürftige Gemeinheit gefeſſelt zu ſein: dieſe Frage, für deutſche Seelenkunde eine würdige Aufgabe, iſt noch von Allen, die ein Loos dieſer Art genoſſen, für eine unauflösbare erklärt. Wer will auch gern dies doppelte X an ſich ſelber prüfen!

Auch Caſanova dachte dieſen Gedanken nicht zu Ende; er war überhaupt noch weit davon entfernt, das Aeußerſte dieſer Zuſtände kennen zu lernen. Die Hitze auf den Bleidächern war freilich drückend, das Gehirn eines deutſchen Denkers wäre dort leicht genug bis an den Rand der Möglichkeit gedrängt. Der luſtige Cavalier ſaß die meiſte Zeit über nackt am Boden, der Naſenquetſcher war nicht hoch genug, um das Aufrechtſtehen einzuräumen. Das war nicht zufällig, das hing mit der Weisheit der Obern zuſammen. Gott ſtellte den Menſchen aufrecht ins Paradies. Allein die Weisheit der Obern, die Gottes Anordnung vielfach beſtritt, hat aus dem Paradieſe eine Strafanſtalt gemacht und es für Hochmuth erklärt, wenn der Menſch aus der Hefe des Volks ſich aufrecht benimmt. Dieſen Hochmuth ſuchte die hohe Juſtiz wenigſtens bei denen zu unterdrücken, deren ſie habhaft wurde. Darauf nahm ſie Rückſicht, als ſie dieſe Kerker baute. Einige waren im Dreieck conſtruirt, mit ſchrägen Seitenwänden, die oben ſpitzwinklig ſchloſſen, ſo daß der Gefangene nur in der Mitte das Gemach entlang aufrecht wandeln konnte; einen Zoll breit zur Seite rechts und links ſtieß er ſich und mußte kriechen.

Bei alle dem waren dies noch nicht die eigentlichen Schauerſtätten menſchlicher Verworfenheit. Es gab noch neunzehn unterirdiſche Gefängniſſe, die man idylliſcher Weiſe die Brunnen hieß, jedoch lediglich aus dem triftigen Grunde, weil ſie zwei Fuß tief unter Waſſer ſtanden. Eiſerne Stäbe ſchieden ſie vom Meere, doch ward dir keine Ausſicht damit gewährt, nur zur Einſicht zwang man dich, zur Einſicht in die heroiſche Jämmerlichkeit des menſchlichen Witzes. Daſſelbe Gitter, durch welches die ſalzige Fluth hineindrang, gewährte dir eine kümmerliche Helle. Es fehlte dort nicht an Abwechslung, du konnteſt ein mannichfaltiges, ein amphibienartiges Leben führen. Es ward dir nicht zugemuthet, den ganzen Tag, die ganze Nacht im Meerwaſſer zu ſtehen, vielmehr war ein hölzernes Geſtell mitten in dieſem naſſen Jammer errichtet.

Dies Geſtell war dein Stuhl, dein Tiſch, dein Bett; dort breitete man dir den Strohſack aus, mit Tagesanbruch erhieltſt du Suppe und Brot, wonach du freilich ſchnell greifen mußteſt, ſollte es nicht ein Raub der großen Seeratten werden, die es ſelbſt deinen Händen vielleicht noch entriſſen.

Von dieſen Gemächern ſind jetzt die allertiefſten vermauert, einige ließ das milde Zeitalter übrig als hiſtoriſche Merkwürdigkeit, um die Grauſamkeit früherer Jahrhunderte nicht ganz aus dem Gedächtniß der Menſchen zu tilgen. In einem dieſer Gewölbe ließ ſich Lord Byron, wie man ſagt, einen halben Tag einſperren, um die Schauer eines ſolchen Zuſtandes durchzufühlen. Dergleichen Vorwitz iſt kindiſch; es thut nicht gut, mit dem Teufel zu coquettiren. Freilich hilft der bloße Anblick dieſer Kerker nicht, man begreift es nicht, es fehlen die Menſchen dazu, die es glaublich machen. Ich weiß nicht, lag in der raffinirten Grauſamkeit, die dies erfand, oder in der Duldſamkeit, die dies ertrug, mehr Entartung menſchlicher Gottähnlichkeit! Und in dieſen Behältern hat mancher ein hohes Alter erreicht. Caſanova erzählt von einem Collegen, der dort — ſoll man ſagen ſaß, oder ſchwamm, oder hing? — Dieſer war in ſeinen beſten Jahren, ein Vierziger, als man ihn in dieſe Brunnen der Weisheit ſteckte, und er lebte dort volle ſieben und dreißig Jahre. Unter dem Grafen Schulenburg, dem Feldmarſchall der Republik, hatte er 1716 im letzten Türkenkriege als Spion gedient, aber zugleich im geheimen Solde des Großveziers geſtanden. Dieſer doppelten Diplomatie, einer erlaubten diesſeitigen und einer unerlaubten jenſeitigen, überwieſen, ward er von der Signoria zum Tode verurtheilt, aber begnadigt. Die Gefangenſchaft in dem Brunnen war nämlich Gnade. Und dieſer Zeitgenoſſe Caſanova's, dieſer ſein College, der in den Kellern ſchwamm, während er oben unter dem heißen Bleidache die Gedanken der Freiheit ausbrütete, war ein luſtiger Franzoſe. Wer darf nun noch an der Unſterblichkeit der menſchlichen Seele zweifeln, da ſchon hienieden die Kreatur im Stande iſt, dieſe ſterbliche Ewigkeit von ſieben und dreißig Jahren zu überdauern! Wie dem Franzoſen die lange Zeit über zu Muthe war, darüber ſchweigt die Geſchichte. Caſanova war auf dem Bleidache fünfzehn Monate lang heiter. Der Anflug von Frömmigkeit war bald verſchwunden, ſein Leichtſinn nahm einen genialen Schwung, er ward erfinderiſch, ſeine Nervenſpitzen wurden dünner, feiner, ſeine Menſchenkenntniß wurde Weisheit, alle ſeine Geiſteskräfte wetzten ſich an den engen Kerkermauern gleich dem Esponton, den er ſich heimlich auf dem Stück Marmor ſchliff und der ihm den Durchbruch möglich machte. Seltſam, daß die Freiheitsluſt ſich doch immer blanke Waffen verſchafft. — Silvio Pellico fand nur die roſtige Wehr alter Gebete. Wie entſtellt, geknickt und bleichſüchtigen Geiſtes Graf Pellico ſeinen Kerkern entſtieg, das wiſſen wir; fromme Leute aber ſind langweilige Patienten. Von dem Franzoſen, der ſieben und dreißig Jahre im Brunnen ſaß, wiſſen wir nichts, was die Seelenkunde erweitern könnte. Schwerlich ging er mit bereicherter Menſchenkenntniß ins Land Jenſeits hinüber. Ich wünſchte, an ſeiner Stelle hätte irgend ein deutſcher Gelehrter geſeſſen. Er hätte gewiß wichtige Beiträge zur Naturgeſchichte der Ratten hinterlaſſen, und das noch unenträthſelte Geheimniß des Rattenkönigs ergründet! — Man hat noch viel zu wenig daran gedacht, die Gefängniſſe zum Beſten der freien Wiſſenſchaften zu benutzen.

Caſanova hätte entweder früher oder ſpäter leben müſſen, um uns mehr vom Zuſtande Venedigs zu berichten. So wenig er den Grund ſeiner Einziehung erfuhr, ſo wenig wußte er, als er in dem ſichern Zufluchtsort in Böhmen, im Kloſter Oſſek, ſeine Lebensgeſchichte ſchrieb, von den ſtaatlichen Verhältniſſen der Republik zu melden. Er war bei allem Leichtſinne doch ein ſtrenggläubiger Venezianer. Mit dem Glauben an Sanct Markus, dem himmliſchen Bräutigam der Republik, erging es dem ſpätern Zeitalter, wie es der Chriſtenheit mit dem orthodoxen katholiſchen Ritus ergeht. Eine große feurige Eruption hat den Strom der Lava über die Völker ergoſſen, aber die kalt und ſtarr gewordene Decke hält nun Jahrhunderte lang das Leben unter ihr gefangen. Der Voltaire'ſche Geiſt hatte zu Caſanova's Zeit alle moraliſchen Bande der Geſellſchaft zernagt, und doch wagte niemand, an dem Begriffe Staat in Venedig zu rütteln. Hätte er vierzig Jahre ſpäter in den Bleikammern geſeſſen, er hätte nicht nöthig gehabt, ſich ſelbſt zu befreien. Vor dem Ruf der Freiheit erzitterte Sanct Markus, die Mauern der Tyrannei borſten, die Ketten ſprangen und ein großes Freudenfeuer, das die Franzoſen anzündeten, reinigte die Piombi. Es war am 25. Mai 1797, da ſtanden über dem Eingang die Worte: »Gefängniſſe der ariſtokratiſchen Barbarei, zerſtört im erſten Jahre der italieniſchen Freiheit!« Und der geflügelte Löwe, der auf der Säule Wache ſteht, und der Welt Jahrhunderte lang in ſeiner Tatze das aufgeſchlagene Evangelium Gottes hinhält, hatte endlich einmal ein Blatt des Buches weiter umgeſchlagen und ſtatt des alten Spruches: Pax tibi, Marce, Evangelista meus! ſtand ein anderes Wort der Bibel zu leſen. Das andere Wort hieß: Menſchenrechte! Der Löwe blieb, die Säule blieb, die Bibel blieb; alles bleibt in der Weltgeſchichte, man lieſ't nur im Buche des Lebens ein paar Blätter mühſam weiter. Oft ſaugt ein Jahrtauſend an einer einzigen Hieroglyphe dieſes Buches und während des mühſamen Studiums ſinken ganze Geſchlechter ſtumm in ihr Nichts.

Als wir aus der Tiefe der Spelunken wieder hinaufſtiegen ans Tageslicht, waren wir faſt geblendet. Auf den Quadern des Markusplatzes, die Piazzetta entlang, an den Quais hinunter, lag der goldene Sonnenbrand. Die ehernen Rieſen auf dem Glockenthurme rührten zwölfmal den ſchweren Hammer, die Menſchen ſaßen unter den Arkaden und den blauweißen Zelten vor den Caffee's zuſammengekauert. Die Mittagsſtunde iſt ſo todtenſtill wie bei uns die Mitternacht, die Mitternacht hier ſo laut belebt, wie bei uns der helle Tag. Wir liefen quer hinüber nach der Markusſäule. Der Löwe ſteht noch Wache, ſeine Tatze hält noch das Buch der Bücher. Aber welches Kapitel hat er jetzt aufgeſchlagen? Die Kunde von den Menſchenrechten ſteht wohl nicht mehr zu leſen? Iſt der Leu, trotz dem er Leu iſt und ſogar Flügel hat, krebsartig zurückgekrochen? hat er einige Blätter ſeitdem zurückgewendet? — Am Piedeſtal hingen einige Lumpen, ſchlaffe Glieder, matte fahle Geſichter. Vielleicht hat der Löwe jetzt die Stelle aufgeſchlagen, wo geſchrieben ſteht: »Selig ſind die Nichtwiſſenden, denn ihrer iſt das Himmelreich!«

Wir krochen recht todesmatt in unſere Gondel.

So leicht gebt ihr mich nicht wieder los, Schreckniſſe des alten Venedigs! Geſtern Nacht, es war faſt heute zu nennen, — um mich her im ganzen Hauſe lag ſchon Alles im tiefen Schlaf, — ich hatte mich angekleidet aufs Bett geworfen, wie ich die Augen ſchloß, hingen die ſchwarzen Blutſpuren der Kerkerwände vor mir. Sie wichen nicht, ſie wurden roth, der grelle Fackelſchein, der ſie beleuchtete, machte ſie lebendig. Ich ſprang auf und trat ans Fenſter. Da lag die ſchwimmende Zauberwelt wie im ſeligen Traum. Ein ſtiller Schauer, ein geheimer Graus durchrieſelte mich. Wie ein uraltes Schickſal, vor dem kein Erbarmen, zog es mich in die Mondnacht hinaus. Ich ſchlich die drei Stock hinunter, meine Tritte hallten im öden Palaſt hinter mir her. Das Waſſerthor des Hotels war noch offen, der Schein der trüben Laterne wiegte ſich ungewiß auf der ſchläfrig ſchaukelnden Fluth. Die ſchwarzen Gondeln ſteckten ihre Schnäbel wie eine Koppel müder Jagdhunde um den Pfahl, deren Leine ſie hielt; kein Fährmann war ſichtbar und ich eilte durch die Halle zurück zur hintern Pforte hinaus, die auf die Gaſſe führt. Es war ein erſter Verſuch, zu Lande die Piazzetta zu finden. Im Gedärme der verſchlungenen Gaſſen war tiefe Dunkelheit, ich tappte weiter, bog rechts und links, endlich wurde ich ſicherer, huſchte eiliger und wie ich unter der großen Uhr aus dem Schatten der Häuſer trat, lag die mondbeglänzte Fläche des Markusplatzes wie ein fertig Bild vor mir. So ſollte ſeine Beleuchtung immer ſein, nicht die Sonne mit ihrem goldenen Glanz, nicht der Tag mit ſeinem hellen Bewußtſein, nur der Mond, der halbwache Träumer, giebt hier das rechte Licht, in dieſem Abglanz eines ehedem wunderbar bewegten Lebens dehnt und ſtreckt ſich alles wie im geiſterhaften Schlaf. Hier iſt der Schooß der Republik, hier ſind alle ihre Thaten in Stein verfeſtigt, hier iſt das Herz Venedigs, aber in ſtarrem Krampf gefeſſelt. Du meinſt, man höre ſie ſchnarchen die großen Todten, die hier mit ihren rieſigen Leibern auf einen Zauberſpruch des neuen Lebens harren. Ein ſtilles Aechzen läuft die lange Reihe der Arkaden hinunter, bis alles wieder in bodenloſe Stille verſinkt und ſein Geheimniß in ſich ſelber birgt. Am tiefſten ſchläft Sanct Markus ſelber. Die Kuppel, ſein ſchwergedrücktes Haupt, hängt gramgebeugt. Er war ſchon längſt ein alter Mann, der ſteif und ſtarr im Lehnſtuhl ſaß, mumienhaft ſtill, nicht mehr wiſſend, was mit ihm geſchah. Die Geſchlechter der Menſchen ſchwirrten um ihn her wie Mückengezücht, das der Tag bringt und nimmt, er hatte früher einen guten Wedel in der Hand, zwei Löwenflügel, damit ſchlug er alles todt, was ſeine Ruhe ſtörte. Aber ſeit lange ſaß der Alte wie gelähmt im Sorgenſtuhl, die Kirche iſt ſein Polſter, ſeine Lehnen ſind die alten und neuen Prokuratien, die links und rechts mit ihren Linien hinunterreichen. Eine blutrothe Sonne ging über Venedig auf, der Alte ſchlief bei Tag und Nacht. Man nahm ihm ſein Spielzeug, die ehernen vier Pferde, die er vor ſich ſtehen hat; er merkte es nicht. Auf den Standarten, die er ſich wie Reitgerten aufgepflanzt, hing ein tobendes Geſchlecht, die rothen Jakobinermützen, man fuhr Geſchütz vor ihm auf, der Donner der franzöſiſchen Kanonen zerſprengte die Moſaik zu ſeinen Füßen; der Alte blieb taub und ſtarr. Jetzt aber, in der Mondnacht, wo die Geiſter ſich dehnen und leiſe umgehen, jetzt iſt vielleicht ſeine Stunde, jetzt kann der ſchlafende Rieſe vielleicht erwachen und ſein Haupt heben, — und wäre es auch nur um laut aufzugähnen! — Du ſtehſt und horchſt. Mit dem Glockenton vom Thurm regt es ſich in den alten Gliedern. Wollen die Todten auferſtehen? Die Säulen möchten ſich von ihren Quadern löſen, die Standarten auf dem Platze ſchwanken, unter den Schwibbögen läuft es wie geſchäftige Haſt, der ſchwindelhohe — Campanile zittert. Es iſt alles Schein, du ſelber nur zitterſt; der Ton der Zeit ruft dich aus verlornen Gedanken zurück, damit du im Anblick der gramgebleichten Herrlichkeiten nicht ſelbſt zu Stein erſtarreſt.

Raſch machte ich mich auf, bog links um den Dogenpalaſt nach dem Quai und ſtand auf der kleinen Bogenbrücke, die von dieſem nach dem Ufer der Sclavonier führt. Da ſtand ich und wandte aller der Pracht den Rücken. Hinter mir wiegte ſich der Mond in den Fluthen, San Giorgio Maggiore lag drüben neben dem Hafen, weiter unten Maria della Salute, ſchön wie eine Braut in weißem glänzendem Gewande. Ich kehrte mich von allem fort, mein Auge hing an eiſernen Gefängniſſen. Rechts vor mir ſtand ein neueres, einfach claſſiſches Gebäude, eins von jenen, mit welchen Sanſovino den antiken Bauſtyl erneuerte. Es iſt das moderne Gefängniß für Verbrecher unſerer Tage. Wären die Gitterfenſter nicht, das Haus wäre bewundernswürdig. Links der räthſelhafte Dogenpalaſt, in deſſen Kerkern ich geſtern vergeblich nach Caſanova's Zelle ſuchte. Unten zu meinen Füßen, beide Häuſer trennend, der ſchmale Markuskanal, der ſtille Vertraute des hohen Gerichts, der ſchweigend die Geheimniſſe barg, die man in dunkler Nacht ihm anvertraut. Hoch über ihm eine Verbindung von hüben und drüben, da hängt der überdeckte ſeltſame Bogengang, die Brücke vom Leben zum Tode; ponte dè sospiri nannte ihn das Volk in ſcheuer Furcht. Man hat den Gang vermauert, und die Seufzer all derer, die ihn gewandelt, ſitzen dort eingeſperrt bis zum Tage des ewigen Gerichts. Im Lande Jenſeits, tröſtet man ſich, wird tauſend Unſchuldigen Genugthuung werden für erlittene Qual! — Iſt aber das der rechte Gott, der ſo ſpät erſt eingreift, um die Welt zu ſühnen? Iſt er nur ein Gott der Todten, nicht der Lebendigen? Und wird er die Klage annehmen, wenn alle die Tauſende aufſtehen und ihre Unſchuld darthun vor ſeinem Thron? Wird er die Stellvertreter ſeiner Machtvollkommenheit hienieden, die Könige und Gewaltinhaber, nachdem er ihr Regiment ſo lange zugelaſſen, ſo ſpät nun falſche Statthalter ſchelten, die widerrechtlich ihre Völker gegeißelt? — Der Richter jenſeits wird lächeln, wenn er eure Klage vernimmt; er wird lächeln und ſagen: Euer Glaube hat die Mächtigen der Erde zu dem gemacht, was ſie waren, euer eigener Glaube war euer Despot. Wer die Zuchtruthe küßt, verdient ſie. In der Verworrenheit eurer wilden Triebe habt ihr ſie euch ſelbſt gewunden, freiwillig geflochten die Geißeln, unter denen ihr geblutet. Religionen und Staaten, ich gab ſie euch nicht, Ihr ſchuft ſie euch. Jene Mächtigen werden mir nicht entgehen, euch aber war wohl unter dem Joche, ſonſt mußtet Ihr es von Euch ſchütteln. Die Götzen, die euer Blut getrunken, habt ihr euch ſelbſt gemacht. Und unter dem Schauer dieſes Glaubens fühltet ihr euch gut gebettet. Kommt ihr nun und wollt klagen? Arme Thoren, die ihr ſeid, gehet ein in die Klarheit meines Himmels und lernt begreifen, daß ich die Erde gut regierte, indem ich die Völker werden ließ, was ſie durch ſich ſelbſt werden konnten. Noch habe ich unter ihnen keines gefunden, das in ſich ſelber frei war. Aufgeſeufzt haben ſie hier und dort, gelechzt nach Freiheit, immer aber ſind ſie wieder zurückgekrochen, haben altes Joch mit neuem vertauſcht. Zur Freiheit, wie ihr es nennt, muß wohl mehr Tugend gehören als ihr habt; in der Knechtſchaft aber muß es ſehr wohnlich ſein, weil ihr ſie Jahrhunderte lang duldetet!«

Das waren meine Seufzer vor der Seufzerbrücke. Von meinen eigenen Gedanken gedemüthigt, ſchien mir das bleiche Licht des Mondes noch grell und frech. Ich mochte den Schatten nicht mehr ſehen, den meine Geſtalt vor mir her auf den Boden warf, ich lief über die Piazzetta zurück und barg mich in die Dämmerung der Arkaden, auf denen die Paläſte ruhen. Ich ſchritt die lange Zeile matt und lahm hinunter. Aus dem feuchten Geſtein ſog ich den Duft und den Lebensgeiſt alter Jahrhunderte. Die furchtſame Stille, die über dem Markusplatz zitterte, die ſcheue Angſt, die um die Säulen der Piazzetta lugte, der heimlich bange Athemzug, der über die glatten Quader ſchlich, dies Horchen, Lauſchen, Flüſtern, das war die Seele des venezianiſchen Lebens, in dieſem magiſchen Zauberkreis geheimnißreichen Waltens war jeder Einzelne gebannt, blieb das Ganze ſchweben. Das war der Charakter des Volks, aus dieſen Elementen erwuchs dieſer Staat. Nie war eine Staatsform ſo national wie die venezianiſche. Nach außen oft der tobendſte Lärm, wilde Seeſchlachten mit Türken und Genueſen; hier im Herzen des Reichs, um Sanct Markus herum, die Piazzetta entlang, in den weiten Hallen den Prokuratien, in den Blutadern der Stadt, den verſchlungenen Kanälen mit der flüchtigen Haſt der ſtummen ſchwarzen Gondeln, überall die verhängnißvolle Scheu, das wunderbare Gefühl einer unſichtbaren, allgegenwärtigen, unentfliehbaren Macht. Volk und Staat waren Eins im Bedürfniß dieſes Glaubens. Die Majeſtät Venedigs erſchien nicht perſönlich, hier wußte man nicht, was König und Kaiſer hieß, an eine angeſtammte, forterbliche Machtvollkommenheit war hier kein Glaube zu finden. Venedig ſelber war die lebendige Majeſtät und Sanct Markus vertrat dieſe Majeſtät im Himmel. Der erwählte Doge war nur der ceremonielle Vertreter des Begriffs Venedig, die eigentliche Macht lag nicht in ſeiner Hand, die Macht war das allwaltende Geheimniß, das unſichtbar tauſend Arme waffnete. Im Reiz dieſes Geheimniſſes fühlte ſich das ganze Leben getragen, in der Myſtik dieſes Dienſtes gefiel ſich Alles, was Venezianiſch hieß. Dieſer Staat nannte ſich Republik, aber der Begriff Republik war nie weniger antik, nie gleich romantiſch gefaßt. Es giebt keine abſolute Monarchie, die deſpotiſcher wäre; was ihr anderswo Knute nennt, offenbare Knute, war hier ſchon dreiſchneidiger Banditendolch. Ihr ſchreiet über die Verruchtheit, die man hier beging, über die tauſend Barbareien und Schändlichkeiten der Staatsinquiſitoren von Venedig! O ſtaunt doch vielmehr über die Seltſamkeit der Menſchennatur, die dies Jahrhunderte lang mit ſcheuer Demuth ertrug, ihr Schickſalsloos für heilig hielt! — Zur Grauſamkeit hat der Menſch viel Talent, leiſe Zuckungen, wenn auch nur als Gelüſt im

Traum, verrathen ſelbſt im Edelſten dieſen Dämon. Und in der Luſt der ſchleichenden Demuth liegt ein geheimer Kitzel, den die Kreatur ſo gern für eine Tugend hält. Aus beiden Elementen baute ſich die Republik Venedig auf, ihre Staatsform war der naturgemäße Ausdruck dieſer Volksbeſchaffenheit. Das Geheimniß regierte Venedig in unſichtbarem Dunkel, als raſcher, ungeahneter Eingriff in das Schickſal der Einzelnen, einer Machtvollkommenheit Gottes nicht unähnlich. Der Glaube an den alten »Ueberall und nirgend« war hier Staatsform geworden. Dieſen Schauern eines geheimnißreichen Waltens war das ganze Leben anheimgefallen, für den gemeinen Mann, für das ganze Volk lag darin eine Wolluſt, ein leidenſchaftliches Wohlgefühl. Das predigen mir dieſe Steine auf dem Markusplatz, das leſe ich in der Symbolik dieſer räthſelhaften Architektur. Menſchenglück war alſo auch hier nicht ausgeſchloſſen, nach ſeiner Art war auch hier der Menſch Werkmeiſter ſeines Schickſals, und er liebte dies ſein Werk!

Was ſoll ich die Ruinen verſunkener Größe, die Geſchicke fremder Völker betrachten, wenn ich mir nicht in ihnen das Weſen des Menſchen deute? Nicht anders werden vom Buche der Weltgeſchichte die ſieben Siegel gelöſ't, ja das Buch Gottes ſelber wird nur deutlich, wenn ihr die Kreatur begreift.

Gleich der erſte Akt, womit ſich Venedig als beſondere Exiſtenz hinſtellte, bezeichnet ſeine Natur. — In demſelben Schooßpunkte der adriatiſchen Bucht, in den Schamweichen gleichſam der links und rechts hingeſtreckten Küſtenflanken Dalmatiens und Italiens, war ſchon zur Römerzeit ein Handelsſitz von Macht, Reichthum und Glanz. Dies Venedig der Römerzeit hieß Aquileja; unweit Görz lag es, eine halbe Stunde vom Ufer. Es war der Mittelpunkt des Handels zwiſchen dem Norden und Süden, zählte 100,000 Einwohner, ſo viel wie noch jetzt Venedig, nannte ſich ein zweites Rom. — Der Handelsgeiſt macht klug, fein, gewandt, weich, üppig; Helden macht er nicht. Als Rom ſeine weitverzweigte Welt nicht mehr mit ſtarkem Arm umfaßt hielt, mußten ſich die Provinzialvölker ſelbſtſtändig machen, falls Lebenskraft in ihnen war. Aber die ganze alte Welt war morſch und mürbe. Aſiatiſche Horden überſchwemmten den Occident, die Hunnen verwüſteten Aquileja, den Sitz des üppigen Wohllebens, und was der Barbarei nicht erlag, floh in die Sümpfe der Lagunen, in die moorigen Inſeln der Küſte. Ein Haufen flüchtiger Kulturmenſchen ſiedelte ſich hier, im Schlamm ſaßen ſie ſicher, Freiheit und Klugheit bauten die Grundpfähle zu den Biberpaläſten dieſer glanzvollen Venezia. Und ein Handelsvolk iſt duldſam, zäh bis in den Tod. Sie handelten die Küſte entlang, trieben kleinen Schacher Dalmatien, Italien hinunter, erſchlichen die ioniſchen, die griechiſchen Inſeln, machten mit den Kreuzfahrern Geſchäfte. Nach der Levante ging alle Spekulation. Die Schätze des Morgenlandes waren in der Römerzeit der Inbegriff des Kulturgenuſſes geweſen, ſie wurden es von neuem mit den Zügen nach Jeruſalem. Mit dem Reichthum Venedigs ſtieg auch ſeine phyſiſche Kraft, es hatte nur Söldner, aber die beſten; die Flotten der Republik wurden mächtig, der Staat nahm äußerlich eine kriegeriſche Miene an, war immer gerüſtet, blieb aber ſchlau und griff nur zu, wo eine barbariſche Exiſtenz in Trümmer fiel. So gewannnen ſie Candia, Cypern, Konſtantinopel, rafften die Schätze nach der Heimath, fütterten ſich mit orientaliſchem Pomp, ſchwelgten in den Wohlgerüchen Aſiens.

Klugheit alſo war die Baſis, Handel der Lebenstrieb, tauſendarmige Geſchäftigkeit war die Leidenſchaft Venedigs. Dazu gehörte Friede, innere Ruhe, Zähmung aller rohen Kraft, ſelbſt wo ſie naturgemäße Geſundheit ſchien. Was Held war, wurde auswärts verbraucht, ohne daß die Aeußerung ſeiner Kräfte anders als zur allgemeinen Wohlfahrt zur Erſcheinung kam; was andere Bahn einſchlug, ward raſch beſeitigt, jeder Verzug, jeder Lärm war Hemmung, geheime Späher waren Tag und Nacht geſchäftig, alles ward ſtill im Keime erdrückt, und wie auch in der ſumpfigen Tiefe die Leidenſchaft auf ihre Beute lauerte, die Fläche blieb dieſelbe gleisneriſche Freundſchaft mit allen Tugenden des Friedens, mit aller Glätte der Kultur. Der Sitz des Welthandels ward auch zum Schooß der Künſte, freilich nur derjenigen Kunſt, die ſtumm das Leben abſpiegelt, keine Fragen erhebt, nicht zum Kampf die Kräfte der Seele aufruft. Ruhe! war hier Jahrhunderte lang das Looſungswort. Wenn auf allen andern Punkten Italiens, in Mailand, Florenz, Piſa, Padua, die rohe Kraft des Mittelalters in Faktionskämpfen aufbrauſte, blühten in Venedig die Palmen des Friedens. Guelfen und Ghibellinen verwüſteten die Paradieſe der Welt, Papſt und Kaiſer ſpalteten das Leben zu jahrhundertlanger Zwietracht; Venedig hielt ſich ſtill in ſeinen Lagunen, hatte keinen Sinn für die Leidenſchaften der wilden Natur, und ſein ganzer Antheil an den Kämpfen der Hohenſtaufen war ein Friedensverſuch, ein Verſöhnungsakt, zu dem ſich Barbaroſſa und Alexander der Dritte beim Dogen einfanden. Aus dem wüſten Lärm, aus den rauchenden Trümmern der italiſchen Städte plötzlich hieher verſetzt, mußten ſich Kaiſer und Papſt ſtaunend umſehen in dieſer ſtillen Welt der ſchwimmenden Venezia. Hier hatte ein lächelnder Friede ſeine Wohnung aufgeſchlagen, Glanz und Ruhm ſaßen in Feierkleidern auf dem Markusplatz, und beſchämt vom Anblick eines nie geträumten Glücks, reichten ſich Kaiſer und Papſt die Hände. Was das Leben draußen verwüſtete, war hier ſchon längſt Vergangenheit, als Ziel des Daſeins war der Genuß der Gegenwart ſchon geſichert, Venedig erſchien der verwunderten Welt wie eine Braut, die ewig und täglich Hochzeit feiert. So ſchien es, und dem Zauber dieſes Scheins ward alles willig preisgegeben, ſelbſt das Heiligſte, das Höchſte; der Friede, dieſe milde Gottheit Venedigs, war doch ein Götze, dem man im Stillen blutige Opfer brachte.

Man irrt ſich, wenn man glaubt, in der Entwickelung des italieniſchen Lebens habe es ſich weſentlich um Papſt und Kaiſer gehandelt. Italien hatte bloß ariſtokratiſche und demokratiſche Elemente. Der Kampf zwiſchen Kirche und Staat war ein Schauſpiel auf italieniſchem Boden, Italien lieh die Dekoration, aber hinter den Couliſſen ſpielte es ſein eigentliches Leben, jene Fahnen nahm es nur als Aushängeſchild, Guelfen und Ghibellinen meinten nur ſich, nicht jene beiden Mächte, die ſich die Gipfel der Welt dünkten. Familienzwiſte, Kampf der Häuſer war der eigentliche Inhalt des italieniſchen Lebens, den die Kirche nie beſeitigte. Monarchiſche Formen aber konnte man ihnen nur von außen bringen, nur aufnöthigen, als die Kräfte ohne Sieg, ohne Niederlage, aber erſchöpft am Boden lagen. Die Ariſtokratie und Demokratie rangen nach Freiheit; aber dieſe ihre Freiheit ward zur Anarchie, welche fremde Zwingherren benutzten. Nur in Venedig gab es ein nationales Element, das die losgelaſſenen Geiſter in Feſſeln warf, die Fackeln der Zwietracht löſchte, ohne einer dritten Macht Spielraum zu geben. Venedig nannte ſich das Rom des Meeres. Alle ſeine Kraft war Klugheit, alle ſein Eiſen wandelte es in Gold, ſein Eroberungsdrang war Gewinnluſt. Was dem Italiener ſtark, groß, heroiſch und mächtig erſcheint, läuft für ihn in dem Begriff des Schönen zuſammen, und zu dieſem Begriff des bello und bellissimo vereinigte ſich für die Dame Venezia alles, was die Klugheit und der erfinderiſche Sinn an Tugenden und Kräften aufzubieten hatte. Der Hang zur Republik war alt von den römiſchen Zeiten überkommen; Alles aber, was ſich von der erſten Naturrohheit ſäuberte, was ſich aus der Maſſe zum Bewußtſein des freien Menſchen herausarbeitete, hieß Ariſtokrat. Dieſe Ariſtokratie, die Klaſſe, die ſich durch Kraft und Klugheit ſelbſt berechtigte, hatte weder Land, noch Wälder, noch Jagd, noch Krieg mit Nachbarn, in Venedig war ſie auf das Meer gewieſen, ſie war ſpekulativ, merkantil. Der italieniſche Adel war faſt überall Kaufmann, ſelbſt die Medici von Florenz waren und blieben Kaufleute, die nach der Levante handelten. Aber in Venedig war dem erwachenden Bewußtſein, das um ſich blickt und um ſich greift, dieſem eroberungsluſtigen Triebe, der ſich ſelbſt berechtigt und bevorrechtigt, kein anderes Element geboten, als was den Kaufmann macht. Und in dies Element, das uns wie Proſa erſcheint, miſchte ſich für den Venezianer des Mittelalters aller Zauber romantiſcher Gelüſte. Die claſſiſchen Trümmer Griechenlands, die üppige Fülle der levantiſchen Küſten, die Myſtik Jeruſalems, die Mährchenwelt des Orients, das alles winkte von drüben übers Meer, war Ziel und Reiz für die Spekulation Venedigs, ward der Inhalt ſeines Staatslebens, gab ihm ſeine wunderbare Geſtalt. Venedig hatte keinen Sinn für das, was man Kaiſer nannte oder Papſt, Monarchie und Kirche waren feſte Begriffe des feſten Landes, und Venedigs Daſein war ein ſchwimmendes, eine Sehnſucht über's wunderſelige Meer hinaus, ein Drang nach der üppigen Wonne des Morgenlandes, ein Bräutigamsgelüſt nach der fernen Braut, eine Eroberungsluſt, die nicht mit der Fauſt nach den Schätzen greift, ſondern ſtill auf den Zehen ſchleicht und mit leiſen Fingerſpitzen den Inbegriff des Glücks berührt.

Das war die Poeſie Venedigs, war die Myſtik ſeiner Lebenstriebe. Mit ihr erklärt ſich alle Abſonderlichkeit dieſes Daſeins, die Schauer und die Wonne, die uns beſchleichen im Anblick ſeiner wunderſamen Schöne. Um dieſen Bräutigamsdrang nach dem Orient zu ſchirmen, dieſen Zauberdrang nach Geheimnißreichem ungeſtört walten zu laſſen, dazu bedurfte es der Bändigung der rohen Naturkraft, wie ſie ſich auf dem Feſtlande Italiens in blutigen Factionskämpfen jahrhundertlang entfaltete, alle Lebensbedingungen ſich dort zerſchlug, ohne eine Geſtaltung zu gewinnen, in der ſie ſich getragen, gehoben und doch zugleich gefeſſelt fühlte. Auch in Venedig weiß man in älterer Zeit, bald nach der Zeit der Hohenſtaufen von innern Parteizwiſten; im Jahr 1310 erfüllten die Tiepoli und Guarini die Gaſſen und Plätze mit mehrtägigem blutigem Kampf. Auch regten ſich demokratiſche Gewalten von unten auf. Gleich auf der Schwelle der Geſchichte Venedigs klebt Marino Faliero's Blut. Das Regiment in Venedig geſtaltete ſich ſeitdem zu einer geſchloſſenen Oligarchie, die erblich in den Händen weniger Geſchlechter blieb. Daß die Republik eine ariſtokratiſche wurde, ſcheint ganz naturgemäß. Ariſtokratie war in erſter Zeit Alles, was ſich an Kräften und Talenten aus der bewußtloſen Maſſe hob. Kraft und Talent wurden in ihren Speculationen vom Glück begünſtigt, wurden eine Macht des Reichthums, machten den Staat und geſtalteten ihn als ihr Eigenthum. Was Venedig ward, ward es auch lediglich durch diejenigen Kräfte, die ſich zuerſt zum Bewußtſein ihrer ſelbſt hervorarbeiteten und dies Selbſtbewußtſein zum nationalen machten. Der Handelverkehr war das Staatsleben. Dazu gehörte unbedingter Friede. Der Widerſpruch, ein Aufwogen von Kräften, die ſich nachträglich von unten auf zur Ebenbürtigkeit entwickeln wollten, hieß das ganze Leben dieſes Staates ſtillſtehen, Tod alſo war hier jede Störung, Untergang jede Entwickelung einer innern Frage. Alle Kraft ging nach außen, innen mußte Ruhe walten. Der Widerſpruch ſtörte ſie, man mußte ſie erzwingen, die Machthaber ſchloſſen ſich feſt ab, es gab jetzt eine regierende Nation und eine regierte. In die Zeit der noch ungewiſſen Lebensfragen, wer im Staate Herr und wer Knecht ſei, fiel die Ernennung des Raths der Zehn. Es gab Verſchwörungen, Familienzwiſte, welche die Ruhe gefährdeten, Verbrechen übten. Zehn Männer, aus dem Rathe gewählt, hatten alles Criminelle zu unterſuchen, zu ſtrafen. Anfangs nur auf zwei Monate gewählt, blieben ſie allmälig für immer im Amt. Denn die Republik war argwöhniſch auf Frieden und Ruhe, dieſe Frage war ihre Lebensfrage, mithin wurde Alles Criminalſache, was anderwärts Civilproceß ſchien, Staatsverbrechen war ſofort jede Regung einer Kraft, die ſich nicht fügte. Der Rath der Zehn ward ſo die wichtigſte, die eigentliche Staatsbehörde, welche adminiſtrirte, Krieg und Frieden ſchloß, die Beſchlüſſe des großen Rathes caſſirte, Dogen abſetzte. Alles erſchien unter dem Augenpunkt des Criminellen. Aber die zehn Dictatoren waren noch durch den Geiſt der Oeffentlichkeit gebunden, ſie waren das augenfällige Opfer des Staatswohles, jederzeit ausgeſetzt, Märtyrer zu ſein, denn ſie waren, das litt ſchon keinen Zweifel mehr, Tyrannen, wenn auch im Namen des Geſetzes, Dolch und Gift war ihr rechter und linker Arm; um die Ruhe zu behüten, um das Glück Venedigs zu einem ewigen zu machen, war jedes Mittel gerecht; was wir jeſuitiſche Lehre nennen, war venezianiſche Praxis. Aber die Zehn waren dem Auge der Oeffentlichkeit ausgeſetzt. Der Reiz des Geheimniſſes, der in der venezianiſchen Natur liegt, die Luſt der Klugheit, die wie die ſchwarze Gondel geräuſchlos aber pfeilgeſchwind nach ihrem Ziel ſchießt, geſellte ſich zu dieſer Nöthigung, das Collegium der eigentlichen Machthaber zu einem geheimen zu machen. So entſtand jenes ſchreckensvolle Inſtitut der drei Staatsinquiſitoren. Auch die Zahl Zehn war zu vielgliedrig, in ſchleunigen Fällen zu ſchwerfällig, eine heilige, geheime Dreieinigkeit ward der Inbegriff venezianiſcher Machtvollkommenheit. Zwei von ihnen wurden aus dem Rath der Zehn gewählt, Einer aus den Räthen des Dogen. Aller Welt blieb das Ergebniß der Wahl unbekannt, niemand, außer den Wählern, wußte, wer zu den Dreien gehörte. Ihnen ſtand nicht nur die ganze Gewalt des Rathes der Zehn zu Gebot, ſie durften mit unbeſchränkter Willensmacht und ohne alle Form jedes Mittel ergreifen, um den geheiligten Zweck des allgemeinen Wohles zu ſichern, ſie durften über Nobili, über Geiſtliche; ſelbſt über die Mitglieder des Zehngerichts heimlich oder öffentlich, wie es der Götze Venedigs erheiſchte, den Tod verhängen.

Da es galt, den Geiſt der Zwietracht ſchon im Keim zu erſticken, ſo bedurfte es nicht erſt der Verbrechen, um todeswürdig zu erſcheinen, Verdacht genügte, um Verbrecher zu ſein, ſo wie Argwohn genug war, um die ganze Majeſtät des Staates Venedig zu den äußerſten Mitteln zu bringen. Auch war den Dreien in ihren Statuten die Befugniß gegeben, ihre Machtvollkommenheit über Tod und Leben auf Andere zeitweiſe zu übertragen. Die Gouverneure von Cypern und Candia wurden oft genug mit dieſer Vollmacht der Despotie ausgerüſtet, weil es an jeder Stelle des weitzerſtreuten Gebietes Noth that, im Augenblicke zu handeln, jede Saat des Ungefährs zu tilgen. Und alles dies geſchah im Namen der Gottheit Venedigs, im Namen des heiligen Markus, der den Frieden, und die Milde, die Weisheit und die zahmen Tugenden des Lebens predigte. Neben dieſer Macht der Drei verſchwand Alles, was es im Himmel und auf Erden an Macht gab, nie war die Hand eines ſelbſtherrſchenden Despoten, nie das Auge demokratiſcher Oeffentlichkeit ſo weitgreifend, ſo bis in die Eingeweide des Lebens eindringend, als die Macht der Drei. Man will wiſſen, daß auch der Jeſuitismus hier in Venedig ſich anſiedelte, die geiſtliche Inquiſition ihr heiliges Officium hier conſtituirte, aber die Macht der Kirche blieb ohnmächtig vor der Macht des merkantilen Staats, der ſich ſelber mit allem Zauber geheimer Regierungskünſte zu waffnen wußte. Für die Inquiſition der Kirche ſchien hier ein fruchtbares Feld geöffnet, hier, wo alle Nationen des Occidents zuſammenſtrömten, ein üppiger Lebensgruß auch den Geiſt moraliſch frei gab, die Gedanken um ſo mehr entfeſſelte, als ſie auf der andern Seite unter der Nothwendigkeit politiſcher Bedingungen ſtanden. Auf ſolchem Platze, ſollte man meinen, mußte das Heidenthum des menſchlichen Herzens kräftig gedeihen, die Freiheit des Glaubens, die Speculation des Verſtandes üppig wuchern. Dem war auch ſo, und die Kirche wußte das, wollte eingreifen, blieb aber mit ihrer Inquiſition neben der Inquiſition der geheimen Drei ein Schatten, ſie durfte nicht anders als unter Aufſicht der weltlichen Macht operiren, hatte nur Gewalt über chriſtlich römiſche Ketzer, mußte Juden und Griechen unangetaſtet laſſen, konnte nicht über Zauber, Bigamie, Blasphemie Recht ſprechen. Häufig ward ihr Urthel vom Staate caſſirt, und als ſie die Gegner der Ligue verfolgte, die ſich gegen Heinrich IV. von Frankreich geſtaltete, warf der Rath die geiſtlichen Inquiſitoren ins Gefängniß.

So fehlte dem Venezianer auch noch der Schutz und die Zuflucht einer alleinſeligmachenden, weit allmächtigen Kirche. Man war hier nur ſo weit Katholik, als der Dienſt der Republik zuließ, man war frommgläubig, ſo weit es der allezeit lebensmuntere Verſtand geſtattete. Niemals konnte hier Kirchenthum ſchwelgeriſch Fuß faſſen, Poeſie, Myſtik, alles nahm der Glaube an Venedig in Beſchlag, ſättigte dieſe geheimen Kräfte der Menſchenſeele und hielt ſie in Athem. Der Glaube an Venedig war die einzige Lebensluft des Venezianers, dieſem Geheimdienſt verfiel er mit Leib und Seele, in ihm lebte, ſtarb er, ward ſelig in ihm auch unter Foltern. Das Wohlgefühl des vollſten Behagens ſprang hier aus tauſend Quellen, es war kein ägyptiſcher Mumiendienſt, den man hier trieb, die Nationalzötter ſaßen hier wie nur irgendwo mit rothen Wangen zu Tiſch und becherten lebensluſtig; nur daß von Zeit zu Zeit ein geheimes Wort von Ohr zu Ohr geflüſtert ward, das aber die Geiſter ſtill verband und das weit verſchleuderte Leben Venedigs, das über die griechiſchen Inſeln hinweg bis ins ſchwarze Meer hinreichte, ſtreng zuſammenhielt. Venedig war die Majeſtät, der man huldigte auf Leben und Tod. Wo ein Volk die ihm gemäße Majeſtät, in der es ſich ſelber feierte, zu finden weiß, da iſt das Leben ächt und muß alle ſeine Kräfte blühend entwickeln.

Und alſo hat der alte Gott doch Recht, wenn er die Welt und die Menſchen ſich ſelbſt überläßt! Er hat Recht, wenn er am jüngſten Tage die Beſchwerde der Völker abweiſ't. Und das wäre nun all mein Bischen Weisheit, daß ich auch hier unter dieſer morſchen Herrlichkeit nichts will als den alten Gott rechtfertigen gegen die Anklage der Menſchen. Der Orientale ſagt: Schickſal! der Occidentale ſeufzt: Gottes Fügung! Und ſie wiſſen nicht, daß ſie unter Gott und Schickſal nur ſich ſelbſt anklagen. Die Völker machen ſich ſelbſt ihren Gott und ihr Schickſal.

Ich war über die Piazzetta nach den Säulen geſchlichen, wo Sanct Theodor ſteht, und ſaß auf den Stufen, um den Tag zu erwarten. Sanct Theodor iſt der uralte Heilige Venedigs, den Sanct Markus verdrängte. Als ſie nicht mehr an ihn glaubten, ſetzten ſie ihm die Säule und ſtellten ihn hoch hinauf. Ein Volk macht immer was es will. Dürfte man ihm nur allezeit ſeinen Willen deuten! Iſt es zum Schweigen verdammt, dann geht erſt der Nachwelt der Vortheil und die Kraft des Bewußtſeins auf. — O Deutſchland, mein heilig Volk! —

Faſt ſchlief ich ſchon, da tönte vom Canal herüber wie ein Wehruf ein ſchläfrig Lied, wie eine Stimme, die ſich aus den Fluthen hebt und ſinkt. Es war in den Klängen jene traurige Monotonie, mit welcher die Gondoliere dann und wann, in ihre Mundart überſetzt, eine Strophe aus dem Taſſo ſingen. — Wie ich erwachte, war der Morgen ſchon angebrochen. Mein Blick fiel auf eine Geſtalt, die neben mir kauerte, meine kurze Nachtruhe an den Stufen der Granitſäule war keine ganz einſame geweſen. Es war eine jener ſchlaffen Männergeſtalten, wie ſie der Müſſiggang ans Ufer der Sclavonier Tag und Nacht abſetzt, in ſchwarzen ſchäbigen Sammt gekleidet, der, zur Jacke zu lang, zum Rocke zu kurz, um die lahmen Glieder ſchlotterte. Der Hut des zerlumpten Signor Facchino war eben ſo abgegriffen wie ſein Geſicht, vom Alter, vom Elend, vom zehrenden Müſſiggang. Ich glaubte, er ſchlief, aber er erhob ſich, wie ich raſch aufſprang, er hatte meinen Schlaf bewacht. Die ſchwarzen feurigen Augen des Mannes waren eben ſo venezianiſch wie die kurz gebogene Naſe, das blaſſe matte Geſicht, das welke Pergament der Haut. Er bettelte, wo mir recht war, er hielt mit nachläſſigem Stolz die Hand hin. Povere nobile! ſagte er mit einer Reſignation, die mit lächelnder Ruhe ſich ſelbſt verſpottete.

Ich ſtierte ihn fragend an. Das ſchien ihm zu unbequem, ſeine ſchlaffe Geſtalt nahm ſich feſter zuſammen und mit einem Blick der Verachtung wandte er mir den Rücken, gleichgültig nach den Arkaden hinunterſchlendernd. Ich hatte nicht den Muth, ihm nachzueilen.

Später erfuhr ich, daß heruntergekommene Nobili ſich nicht ſchämen, in die Armenliſten der Stadt ſich eintragen zu laſſen, daß ſie auf den Ruhm eines großen Mannes betteln. Entſetzlicher Gedanke! Aber der Italiener nennt auch das naiv, ſogenannte verſchämte Arme, dieſen Begriff nordiſcher Sentimentalität, kennt man hier nicht. Man erzählt von einem jener Piſani, die noch Kaiſer Joſeph fürſtlich bewirtheten, daß er wöchentlich 3 Lire von einem öſterreichiſchen General bezieht.

Was mir im Leben von außen entgegentritt, bleibt mir fremd, bis ich mich an ſeine Stelle ſetze, ſein Daſein in meine Natur aufnehme, ſeine Freuden und Leiden theile, Um die Markuskirche bin ich lange Zeit herumgeſchlichen, ohne den Punkt in mir oder an dem alten Bauwerk zu finden, von wo ſich mir ein Verſtändniß, ein vertraulicher Verkehr mit ſeiner Seltſamkeit eröffnen wollte. Ein ſolches Werk, an dem ganze Jahrhunderte arbeiteten, iſt nicht bloß ein Körper, — hier wär's ein Leichnam, ein geſchmückter, verweſender Leib — ein ſolches Gebäu hat ſo gut wie jedes lebende Weſen auch ſeine Seele. Kannſt du die

Seele nicht finden, die dieſen Körper gliederte, den Geiſt nicht erfaſſen, der dieſe Maſſen anſchwellen ließ und der noch über den Trümmern leiſe ſchwebt, ſo laß nur ab, die Erſcheinung betrachten zu wollen, ſie bleibt dir eine Hieroglyphe, deren ungelöſtes Problem dich quält.

Die groteske Ungeheuerlichkeit der Markuskirche macht ſchon in ihrer äußern Structur eine abſchreckende Wirkung. Ein Münſter, ein gothiſcher Dom ruft unwiderſtehlich nach oben, alle ſeine Glieder weiſen gen Himmel, hundert Arme heben dich empor. Sanct Markus ſcheint dazu da, um die Kreatur zu erdrücken, noch bevor ſie über ſeine Schwelle tritt. Aber man entgeht ihm nicht. Der Markusplatz mit der Piazzetta iſt Markt, Arena, täglicher Spaziergang; überall ſtreckt der heilige Mann von Stein ſein breites Haupt herüber. Das Gefühl der Beklemmung bleibt, der Druck der Kuppeln laſtet und du ergiebſt dich der fremden Gewalt.

Vorigen Sonntag, als der Geſang und die Schelle der Meſſe rief, miſchte ich mich in den Schwarm der Menge, that vertraut, wollte nicht als Fremdling die Merkwürdigkeiten links und recht beachten, ließ die Vorhalle liegen, ließ mich dem Mittelpunkt zuführen, um hier gleich heimiſch zu ſein. Aber es glückte mir nicht. Kaum war ich über die Schwelle im Innern, da erfaßte mich ein Schauder vor dieſer grillenhaften Stadt Gottes. Grade über, an der ungeheuren Kuppel im blutrothen Goldglanz, ſitzt der coloſſale Chriſtus, kein Erlöſer, kein Mittler, kein Gnadengott, ein ſtarrer Rieſe, der ſein Opfer kalt erwartet, ein Saturn, der ſeine eigenen Kinder verſchlingt, ein indiſcher Göze, dem man ſinnlos Opfer bringt. Alles Volk zog links, wo am Seitenaltar der Meßdienſt gehalten ward. Ich mochte nicht um die Säule ſchleichen, ſomit lag der weite Mittelraum wie eine tropiſche Wildniß vor mir, deren abenteuerliche Seltſamkeit uns mit Schreck erfüllt. Ein Gott, der ſich ſo waffnet, um die Kreatur zu überflügeln, kann nur ein Gott der Sclaven ſein. Der Gott, der mich gewinnen will, ſei edel, liebreich, habe die Schönheit in ſeinem Dienſt, nicht Geſpenſter und Schuhuh. So dachte ich, machte Kehrt und athmete draußen auf.

Erſt geſtern machte ich einen neuen Anlauf, fing mit den Merkwürdigkeiten an, beſchäftigte mich mit den Einzelnheiten. Immer ein mühſam Geſchäft, um zum Ganzen zu gelangen. Gleich die Vorhalle bietet ein Studium für viele Wochen. Es iſt nicht mehr dieſelbe Halle, in welcher Papſt Alexander III. den Kaiſer Barbaroſſa empfing. Friedrich, erzählt ein deutſcher Hiſtoriker von heute, warf ſich dem Statthalter Gottes zu Füßen, dieſer aber hob ihn weinend auf und küßte ihn und beſiegelte ſo die Verſöhnung zwiſchen Staat und Kirche. Andere Darſteller, die weniger trunken ſind von den Geiſtern des Mittelalters, erzählen es anders. Alexander habe triumphirt über ſeinen Sieg, er habe dem mächtigen Kaiſer, der vor ihm im Staube kniete, den Fuß auf den Nacken geſetzt und die Worte des Pſalmiſten geſprochen: Alſo werde ich niedertreten die Schlange und den Baſilisk, werde zu Boden werfen den Löwen und den Drachen! Darauf habe der

Hohenſtaufe ſein Haupt trotzig erhoben: Vor dem heiligen Petrus werfe ich mich nieder, nicht vor dir, Alexander: Der Papſt habe erwiedert: Vor mir, wie vor Sanct Petrus! Barbaroſſa aber ſprach: Du biſt nicht Sanct Peter, du bedeuteſt ihn nur! — Wäre dieſe dramatiſche Scene in der Wirklichkeit ſo dialektiſch aufgeführt, ſo hätte ſich der ganze Inhalt des ſpätern Chriſtenthums in ihren Wortwechſel gelegt. Ob Jeſus von Nazareth Gott iſt oder ihn nur bedeute, ob der Gottmenſch Geſchichte war oder Mythus, ob das Brot des Abendmahls der Leib des Herrn wirklich iſt oder ihn nur bedeute, das iſt ja das Unglück der zwiegeſpaltenen Chriſtenheit bis heute. Der Verſöhnungspunkt liegt ſo ſehr in der Sache, liegt ſo nah, daß ihn die Leidenſchaft der Welt überſieht. Jene Scene aber zwiſchen Kaiſer und Papſt kann nicht ſo aufgeführt ſein, dieſe Dialektik ſchmeckt nach der Spitzfindigkeit der ſpäteren Menſchen.

Die Halle, falls in einer ſolchen die große Zuſammenkunft war, kann nicht mehr dieſelbe ſein. Allerdings ließ grade der Doge Ziani, der im Juni 1177 den Barbaroſſa nach Venedig einlud, die Markuskirche einweihen, unter ſeinem Dogat mußte ſie alſo für fertig gelten. Die Kirche, allerdings, aber nicht was ſie umgiebt. Da finden ſich ſpätere Ausbauten in Giebeln, Hallen, Kapellen. Ein gothiſcher Bau iſt auch niemals fertig; da laſſen ſich Linien weiter ziehen, neue Flügel ſetzen ſich leicht an die abgebrochenen, nicht fertig ausgelaufenen Gewölbe, Glied reiht ſich ohne Aufhören an Glied. Auch was uns fertig dünkt, wie der freiburger, der magdeburger Dom, iſt es nicht, und der ganzen Idee der germaniſchen Architektur nach giebt das gothiſche Haus Gottes nicht bloß nach oben, auch nach der Dimenſion der Breite, nicht bloß in ſeinem Bruchſtück gebliebenen Bau, auch nach ſeinem Plan und vollendeten Entwurf, ein Abbild des Unendlichen, eine Verſinnlichung des nie endenden Baues der Chriſtenheit. So iſt's mit Kuppelkirchen, die aus dem Orient ſtammen, nicht; ſie ſind fertig abgeſchloſſen und in ſich ſelbſt begrenzt. Gleichwohl hat der Markus nicht bloß im Schmuckwerk, auch in der Architektur förmliche Anſätze und Weiterbauten aus ſpäteren Jahrhunderten. Und während der innere Tempel mit Moſaiken aus der älteſten, aus der byzantiniſchen Zeit geſchmückt iſt, haben die Nebenhallen Muſivarbeiten aus der Blüthenzeit der Malerei. Nach Oelbildern ſucht man im Markus vergeblich, alles iſt Moſaik. Man muß ſich alſo mit dieſem Baſtard der Malerei befreunden. Ein ſolcher ſchien mir immer die Moſaik, oder auch ein Handwerk, eine Künſtlichkeit, keine Kunſt. Byzanz und Venedig, dieſe beiden Schweſtern, die ſich mit Haß umarmten, hatten auch in dieſem Bedürfniß nach Moſaikbildern ein Verwandtſchaftsgefühl. Die Jüngere beſtahl die Aeltere, factiſch und ideell, ſie raubte die byzantiniſchen Schätze und baute ſich in dem Sanct Markus eine zweite Sophienkirche. Das Motiv zu jeder Erfindung ſuche man im Bedürfniß. Die zehrende Seeluft nöthigte zu Bildern in Stein, die der nagenden Feuchtigkeit Widerſtand leiſteten. Und ſo ſtarren uns denn die Götter des chriſtlichen Olymps in der Markuskirche wie ein Trotz entgegen, der dem Schickſal die Stirn bietet. Statt des milden Oels, ſtatt des geſchmeidigen Pinſelzugs fügen ſich Steinbröckel Punkt an Punkt, ſcharf, kantig, nur ein ferngerückter Standort läßt Licht und Dunkel, Kontur und Farbe als ſich vermittelnd und ineinanderfließend erſcheinen. Der coloſſale Chriſtus, der mich neulich aus dem Tempel trieb, obſchon ich nur ein ſchlichter Heide, kein merkantiler Gauner bin, dieſer Goliath, der jeden David durch ſeine Scheußlichkeit in die Flucht jagt, iſt ſo ein Moſaikſtück aus dem Chriſtenthum von Byzanz. Man weiß unter den Muſivarbeitern keinen, deſſen Genius ein ſchöpferiſcher war. Dieſe Kunſt, blieb ſie auch nicht, was ſie anfänglich war, Erzeugniß der Nothdurft, war doch immer nur techniſches Handwerk. Sie vervollkommnete ſich, ſowie ſich der Genius der darſtellenden Kunſt in der Malerei entwickelte, blieb aber dieneriſch neben dieſer. In der Kapelle des heiligen Iſidor ſind Moſaiken aus dem 14. Jahrhundert; die Kapelle der Madonna de' Mascoli ſchmückte Michael Zambono mit ſeinen Arbeiten, die das Leben des Herrn darſtellen, ganz im Geſchmack der Bivarini. Und zu Tizians Zeit kam die Moſaik ſogar in Flor; er ſelbſt unterſtützte die Arbeiter mit ſeinen Zeichnungen. Marco Luziano Rizzo und Vincenzo Bianchini ſchufen, wie Lanzi berichtet, ums Jahr 1517 ihre Kunſt völlig neu. Von Bianchini iſt das berühmte Gericht Salomo's, das die Vorhalle ſchmückt. Beide aber wurden noch übertroffen von Francesco und Valerio Zuccati aus dem Veltlin, den beiden Söhnen jenes Sebaſtiano, welcher dem Knaben Tizian den erſten Unterricht in der Malerei gab. Von ihnen ſind im Vorhauſe der heilige Markus mit mehreren Lehrern und Propheten und zwei geſchichtliche Darſtellungen, die für die beſten Muſivarbeiten aus dem Zeitalter der Malerei gelten *). An dem heiligen Markus über der Eingangsthür von der Halle zur Kirche, da laß deine Seele ſich nur recht ſatt trinken, hier hat die Technik ſich ganz und gar mit der Poeſie der Kunſt vermählt, in dieſem braunen Antlitz mit der leuchtenden Wärme des dunklen Auges, in dieſer Milde bei allem tiefſinnigen Glanz hat die Moſaik das Oelbild erreicht; die Technik hat hier nicht blos die Zeichnung Tizians benutzt, ſie hat auch den Zauber ſeiner Tinten dem harten Stein abgerungen. So ganz voll von warmem Lebensathem gotterzeugter Kunſt, tritt dann hinein in den moſcheenhaften Tempel, und ſo gewaffnet, wird dich die grillenhafte Stadt Gottes mit ihren Geſpenſtern nicht wieder verſcheuchen. Sonſt aber thue zuvor Alles von dir, was dich an Helenenthum und an gothiſches Germanenthum erinnert, du findeſt hier nicht die heitere Schönheit des gottbeglückten Menſchen, noch den Schwung der himmelandringenden Seele, die den

---

*) Ich habe, ſagt Lanzi, Kirchenbilder und Zimmerſtücke in demſelben Geſchmack geſehen, und die florentiniſche Galerie hat ein ſprechendes Bildniß des Kardinal Bembo, von Valerio. Ein heiliger Girolamo, von Francesco ward von der Republik dem ſavoyer Hof als Geſchenk überſandt.

fernen großen Unbekannten in einem Jenſeits ſucht. Im helleniſchen Tempel wandelſt du mit Leib und Geiſt wie ein Abbild der ewig Seligen, alle Kräfte deines innern und äußern Menſchen treten in ein Gleichgewicht, deſſen Harmonie dich mitten im Gefühl des ſterblichen Lebens mit der Zuverſicht eines allnahen Gottes erfüllt. Im Münſter, im gothiſchen Dom, da ſinkt dein Leib fußfällig zuſammen, feſſellos will der Geiſt gen Himmel, um Theil zu haben an der Majeſtät des Unendlichen. — — — Und der Markustempel? — Er iſt nicht ohne Sinn erbaut, er will auch etwas mit der Kreatur, er bezweckt auch Frömmigkeit, auch Religion, wie es denn der Religionsweiſen viele giebt und gab. Die Frömmigkeit, die der Bau des heiligen Markus predigt, iſt aſiatiſche Knechtſchaft vor dem Moloch, den der Wurm, der ſich im Staube windet, Gott nennt. Hat ſich doch die Kreatur nach Maßnahme ihrer eigenen Beſchaffenheit von dem unerfaßt und unerſchöpft Ewigen vielerlei Begriffe gemacht. Die Kuppeln, auch inwendig mit ihrem geſchloſſenen Druck, laſten dein Herz zu Boden. Du blickſt dich nach einer Stütze um. Fünfhundert Marmorſäulen halten den Bau, und doch genügen ſie nicht, um Vertrauen einzuflößen und Beruhigung vor der ſinkenden Schwere der ungeheuren Gewölbe. — Wie leicht und frei trägt die griechiſche Säule ihren runden Bogen, wie ſicher und ſtolz hebt der Säulenknauf des germaniſchen Tempels ſein Spitzgewölbe himmelan! Auch ſuchſt du unter den Stützen der Markuskuppeln vergeblich nach der wohlthuenden Milde des carariſchen Marmors, vergeblich nach der ſchlichten Ehrbarkeit des deutſchen Steins. Ver de antico, Porphyr, Lapis Lazuli und Jaspis ſtiert dich in regelloſer Wildheit an. — Du ſchleppſt dich mühſam weiter. Auch der Fußboden iſt wahnwitzig bunt, mit Arabesken in Moſaik. Seltſam hebt ſich der Boden bergauf, bergab. — Das freilich iſt ein Uebelſtand von heute. Zur Zeit der alten Republik beſtand ein Geſetz: in der Nähe des Markusplatzes dürfte kein ſchweres Geſchütz abgefeuert werden. Die Pflege des Schönen war aller Orten in Italien ſo gut wie religiöſer Cultus; jenes Geſetz ward erlaſſen, um die muſiviſchen Gemälde im Sanct Markus zu ſchonen. Aber die Franzoſen feuerten auf der Piazzetta, als die Republik Frankreich die Republik Venedig auflöſte; mit Kanonendonner verkündigten ſie der Welt den Sieg der Freiheit. Unter dem Druck dieſer Freiheitshymnen ſenkte ſich ſtellenweis der Moſaikgrund der Kirche, der ganze Boden hebt ſich hügelig, der Eindruck der Ruhe, die eine ſtetige Fläche bietet, iſt geſtört. Alſo richte dein Haupt nur wieder auf, unter Göttern haſt du vielleicht doch noch eher deine Heimath. Dort oben leuchtet und prangt ein goldnes Paradies. Alle Wunder beider Teſtamente thun ſich dort auf, das ganze Heroenthum der heiligen Geſchichte, die Erzväter, die Patriarchen, alle Heiligen und Märtyrer ſammt den Heerſchaaren der Engel in flammender Pracht. In der großen Kuppel ſitzen die zwölf Apoſtel, Vorſitzer iſt Chriſtus. Es iſt die coloſſalſte Verſammlung der Welt. Sie ſitzen im Kreiſe herum, der ſtrenge Ernſt des eiſernen Schickſals ſtarrt in ihren Mienen, und der finſterſte unter dieſen Todtenrichtern iſt jener Gottmenſch, den wir Mittler, Erbarmer, Erlöſer nennen. Wie verſchieden iſt doch dieſer Chriſtus, den jede Nation, jedes Zeitalter ſich anders geſtaltet! Die Republik braucht einen unerbittlichen Strafer, eine Majeſtät, die verdammen kann in alle Ewigkeit; war ſie doch ſonſt losgebunden von aller weltlichen ſichtbaren Majeſtät. Jene furchtbaren Zwölf waren im Himmel, was die Zehn vom hohen Rath in Venedig. Sie ſitzen auf Wolkenſtühlen, Feuerglanz iſt ihr Athemzug, auf brennenden Goldgrund ſind die Geſtalten eingefugt. Hier, Kreatur, komm, ſchau auf und laß dich niederſchmettern von dieſen Zwölf im ſtrahlenden Wetterglanz. Fühleſt du dich erſchreckt und mürbe: nun ſo hat Sanct Markus an dir, was er wollte, erreicht. Ich ſage Sanct Markus, und meine den Senat Venedigs. Jedes Volk macht aus Gott, wozu es in ſeiner Natur das Bedürfniß findet, und ſo hat Venedig im Sanct Markus nur ſich ſelbſt gemeint, Sanct Markus war ſein Papſt, ſein vergöttertes Ich in aller Macht, die Himmel und Hölle wenigſtens auf Erden in Bewegung ſetzt. Wenn Venedig ſein Viva San Marco! ſchrie, ſo meinte es nur ſich ſelbſt. Aus ſeinem Heiligen machte Venedig was es brauchte, ſchuf dieſe Moſchee und machte aus Chriſtus den Jehovah, der aus dem feurigen Buſch auflodert, alſo daß Moſes ſeine Schuhe abthat und ſich niederſtreckte.

Was an dem ganzen Bau das Gefühl des Unheimlichen ſteigert, iſt die Unbekanntſchaft mit der Perſon des

Erbauers. Schon um die Sophienkirche zu copiren, ſollte man glauben, gehörte ein Künſtlergenie. Aber dieſen Markustempel hat kein Einzelner errichtet, Jahrhunderte haben ihn erbaut, der Inſtinkt der Nation hat ihn ſich geſtaltet, Venedig hat in dieſer Struktur ſein eigenes Selbſt ausgeprägt. Es iſt eine Allmacht in dieſem Wunderglanz des Baues; jedes Einzelweſen erſchrickt und zerbricht vor ihm. Dieſelbe allgültige, rückſichtsloſe Majeſtät lag in dem Staatsbegriff der Republik ausgeſprochen; das Individuum hatte nur Geltung, wenn es willenlos aufging in dem Zweck des Allgemeinen.

Wie national dieſer Tempel Gottes geſtaltet iſt, wird recht am Bau des Hochaltars und des Chors erſichtlich. Jenen tragen vier Marmorſäulen, die der Doge Dandolo, der Eroberer Konſtantinopels, aus der Sophienkirche entführt. Hinter ihm erheben ſich vier Säulen von orientaliſchem Alabaſter aus dem Tempel Salomonis. Man betrachte, wie ſich das alles hinter einander drückt, wie verkrochen, unantaſtbar für die Menge das Heiligthum verwahrt iſt. Die Republik Venedig war eine geſchloſſene Ariſtokratie, eine Minderzahl von Familien machte die regierende Nation, alles andere Leben im Staat galt für unberechtigt, bewußtlos, war bloß getriebene Kraft, die für den blinden Dienſt, für die Maſchine des großen Uhrwerks verbraucht wurde. Darum kleidet ſich das Bewußtſein und die Macht des Staates in jenes furchtbare Geheimniß. Aus dem Gewimmel von Säulen und Geſtalten findeſt du im Markustempel das Heiligthum des

Hochaltars nur mühſam heraus, das Ziel der Andacht entzieht ſich dir, es iſt im Beſitze Weniger, und die hundert Schreckbilder im Feuerſtrahl einer Glorie, die ſich wie Zorn verkündet, werfen die betäubte Menge, die zum Beten und zum Anſchauen herandrängt, ſchon auf halbem Wege zu Boden.

Wer Kunſtdilettant iſt, ſei es ausübender oder betrachtender und genießender, der findet an den Einzelnheiten, die ſpätere Jahrhunderte als Beiwerk zum Tempel lieferten, überreichen Stoff zu Studien. Unter der Chorniſche des Parapets, das Chor und Kirche ſcheidet, wird ihm das Crucifix mit der Madonna ſammt dem Johannes und den zwölf Apoſteln in Marmor (aus dem J. 1394) nicht entgehen. Vorn aber über dem Eingang aus der Halle zur Kirche wird jener Tizianskopf des heiligen Markus dich immer wieder an ſich ziehen. In dieſer Geſtalt iſt ein Gott Menſch, und Menſch Gott geworden. Hier iſt die Kunſt Poeſie.

Siamo Veneziani, poi Christiani! Dieſer Spruch, den die Signorie im Munde führte, deutet Venedigs Verhalten zur Kirche an. Die Republik hatte Sanct Markus, ſie brauchten keinen Papſt. Vor den Bannſtrahlen des Vatikans hat ſie weniger gebebt als Kaiſer und Könige. Ohne dies eigenſinnige Ausſchließen aller päpſtlichen Machteinflüſſe war auch die hartnäckige Entwickelung der venezianiſchen Nationalität nicht denkbar. Der geiſtliche Staat, die Kirche mit ihrem idealen Terrorismus, tödtet überall die Energie des Nationallebens; erſt mit dem Proteſtantismus wurden die Völker als Perſonen wieder frei. Venedig aber hatte nie aufgehört, Proteſtant zu ſein. Es proteſtirte, es ſetzte den Calcul des Verſtandes über die Schwärmerei des Herzens, es war klug, und dann erſt fromm, erſt venezianiſch, dann chriſtlich. Sanct Markus war der himmliſche Bräutigam der Republik, ihr wirklicher Geſpons war das Meer. Wer ſich mit ſeinem Heiligen ſo zuverſichtlich in den Himmel drängte, auf Erden mit dem mächtigſten Element, das zwei Welten, Morgenland und Abendland, umſpannte, in vertrautem Ehebündniß lebte, der mußte vor dem Papſt unüberwindlich beſtehen. Die rohe Macht der kaiſerlichen Kriegshorden, die täppiſch edlen Herzen der germaniſchen Völker hat der Statthalter Petri Jahrhunderte lang zu knechten gewußt; Kraft, Größe, Erhabenheit, alle hohen Tugenden männlicher Naturen kamen demüthig nach Rom und beugten vor ihm das Knie. Nur die zähe Klugheit blieb unerſchütterlich, ſelbſt kirchliche Selbſtſtändigkeit behauptete die Republik. In dem langen Streit der Guelfen und Ghibellinen mußte jedes italiſche Volk entweder päpſtlich oder kaiſerlich ſein, nur Venedig blieb Venedig. Man bedenke die triumphirende Machtfülle jenes dritten Innocenz in Rom, den wir als den Begründer der Inquiſition kennen. Während er Frankreich mit dem Interdikt belegt, Johann von England und Kaiſer Otto den Vierten exkommunicirt, ſieht er den blinden, vierundneunzigjährigen Dogen Dandolo ſeinem Willen trotzen. Heinrich Dandolo war zum Kreuzzug nach Paläſtina verpflichtet, bei Gefahr vor Bann und Interdikt. Gleichwohl überzieht er einen chriſtlichen Fürſten, den König von Ungarn, mit Krieg, belagert Zara, und ſchifft dann triumphirend nach Konſtantinopel, um Chriſten, obwohl griechiſche Chriſten, ſeinem Dreizack zu unterwerfen. Er ehrt die Ungläubigen, wo ſie ſich edel zeigen, er tritt die Chriſten, wo er ſie als Feiglinge erkennt, mit Füßen. Des Papſtes achtet er nicht, er bittet nicht einmal um die Zurücknahme des Bannes.

Mit der Eroberung Konſtantinopels durch die Türken (1453) ward dem Weitergreifen der venezianiſchen Macht die erſte große Schranke gezogen. Aber von da an entwickelte ſich Venedig erſt recht entſchieden in ſich ſelber, ſeine Natur prägte ſich als feſter Charakter aus. Zwanzig Jahre nach dem Fall Konſtantinopels traf die Republik ein päplicher Bannſtrahl. Sixtus der Vierte war mit den Venezianern im Bündniß geweſen gegen den Herzog von Ferrara. Dieſer beugte ſich vor ihm, der Papſt verſöhnte ſich, und gebot auch der Republik, ſich friedfertig auszugleichen. Auf die Weigerung erfolgte ſein Fluch. Er verbot allen Handel mit ihnen, unterſagte den Gottesdienſt, befahl den Geiſtlichen, das Gebiet der Republik zu verlaſſen, zog alles venezianiſche Eigenthum ein, erklärte Venedig für rechtlos, für infam.

Der Rath der Zehn unterſagte die Bekanntmachung der Bulle, rief die ſchon landesflüchtigen Geiſtlichen zurück, belohnte die friedfertigen, drohte den trotzigen mit dem Verluſt aller Kloſtergüter, befahl, im Kirchendienſt fortzufahren, Sanct Markus ſei mächtig auch ohne Rom, Venedig habe ſeinen Heiligen, wie jedes Volk den ſeinigen, im Himmel. Gegen Ferrara unternahm es einen neuen Feldzug und ſchloß nach eigenem Ermeſſen mit ihm Frieden. Bann und Interdikt blieben wirkungslos. Papſt Sixtus aber ſtarb aus Aerger über ſeine Ohnmacht; ſein Nachfolger nahm den inhaltsleeren Fluch auch formell zurück.

Das Gefühl der Unfehlbarkeit hatte Venedig bis zum letzten Lebenshauch. In jenen Zeiten aber geſellte ſich die Macht dazu, um dies Bewußtſein zu verwirklichen. Alle Geiſtlichen mußten Venezianer ſein, und auch unter den klerikaliſchen Unterthanen durfte der römiſche Hof die erledigten Biſthümer nicht beſetzen, ohne Deſignation der Regierung. »Empfange Ring und Stab von Gott und dem heiligen Markus!« Mit dieſen Worten belehnte der Doge den Biſchof in früheren Zeiten; ſpäter brachten die Päpſte das Recht der Collation an ſich; nur blieb der Grundſatz unantaſtbar, daß jeder Prieſter ein geborner Venezianer, alle Geiſtlichen der weltlichen Gerichtsbarkeit, mit Ausſchluß rein geiſtlicher Sachen, unbedingt unterworfen waren. Selbſt im ſiebenzehnten Jahrhundert, wo man in dem Stolz der Republik ſchon Symptome des Starrkrampfes und der Lethargie nachweiſen könnte, blieb die Haltung gegen Rom doch ſtets energiſch. Es war zu Anfang des gedachten Jahrhunderts. Aus der Wohlthat eines langen Friedens, in dem die Künſte gediehen, war eine Schlaffheit geworden, in der ſich die Frömmigkeit üppig zu blähen anfing. Kirchen und Klöſter fraßen milde Stiftungen, den Geiſtlichen, mit Erlaubniß zu ſagen, ſchwoll der Kamm, der Bauch und der Beutel. Da verbot der Senat jeden neuen Bau kirchlicher Häuſer, falls die Regierung ihn nicht genehmigte, verbot ſelbſt alle Schenkungen an geiſtliche Inſtitute, womit ſchwache Leute, obſchon theuren Kaufes, doch wohlfeil genug, wie ſie meinten, ſich ewige Seligkeit erhandelten. Einzelne Fälle brachten den römiſchen Hof in den Harniſch. Ein Canonicus und ein Abt wurden um weltlicher Verbrechen willen verhaftet. Der Papſt Paul der Fünfte drohte mit der Excommunication, und als der Senat jene Beſchlüſſe erkräftigte, erfolgte (1616) der zweite große Bannfluch, der gegen die Republik geſchleudert iſt. Doge und Senat wurden in den Bann gethan, und falls nicht binnen drei Tagen Abhülfe geſchähe, ganz Venedig mit dem Interdikt belegt. Der Senat verbot die Mittheilung der Bulle, zog die heimlich verbreiteten Exemplare ein und drohte dem päpſtlichen Nuntius bei ſeiner Abreiſe, die Republik werde ſich von Rom losſagen. In einer Erklärung an das Volk hieß es, nur durch die Einfalt der Leute ſei mehr als ein Viertheil, ein Dritttheil faſt von allem Grundeigenthum in die Hände der Geiſtlichkeit gerathen; wie ſolle die

Armuth ihr Leben erträglich finden, wenn ſich vom Schweiß ihres Angeſichts die feiſten Mönche fütterten! Der Senat holte den Rath gelehrter Theologen von Padua ein, und der berühmte Paul Sarpi, der die Geſchichte des tridentiner Concils ſchrieb, vertheidigte den Staat gegen die Kirche, geiſtvoll, muthig, ſtandhaft, ungeachtet der Gefahr von Meuchelmördern, denen ſein Leben mehrmals zu verfallen drohte. Als der Generalvicar von Padua erklärte, er wolle thun, was ihm der heilige Geiſt eingeben werde, erwiderte der Podeſta, der heilige Geiſt habe dem Rath der Zehn bereits eingegeben, die Ungehorſamen hängen zu laſſen. Alle Geiſtlichen, alle Mönchsorden gelobten dem weltlichen Regiment Gehorſam. Gleichwohl weigerten ſich bald darauf die Jeſuiten, öffentlich Meſſe zu leſen. Da traf der Senat den großen Akt, die verhaßte Geſellſchaft Jeſu öffentlich zu Schiff zu geleiten und förmlich eingepackt fortzuſchicken. Das Volk lief auf dem Markusplatz zuſammen, es machte den Akt zu einem humoriſtiſchen Jubelfeſt. Unter dem Freudengeſchrei der tobenden Menge ſegelte die Geſellſchaft in die Verbannung. Franciscaner und Capuciner, die ſich ebenfalls unwillig zeigten, wurden ohne weiteres verjagt. Erſt ſpäter erfolgte die Vermittelung Frankreichs. »Aus Gefälligkeit für König Heinrich den Vierten«, der weiland der Republik eine Rüſtung geſchenkt, überlieferte der Senat zwei geiſtliche Verbrecher dem franzöſiſchen Geſandten, dieſer dem päpſtlichen Commiſſar, der ſie dann dem Rath der Zehn ſcheinbar freiwillig übergab, weil er ſie als weltliche Verbrecher befand. Der Papſt hob das Interdikt auf; es war nichts als dieſe leere Förmlichkeit erreicht. Die Jeſuiten durften zurückkehren, wurden aber wie Juden gehalten, und mußten gleich dieſen alle drei Jahr um Verlängerung ihrer Aufenthaltskarte einkommen. Siamo Veneziani, poi Christiani' blieb der Wahlſpruch der Republik. — — — Armes Deutſchland! Du ſuchteſt immer erſt nach dem Himmel, und verlorſt darüber deine Wirklichkeit.

Venedig iſt ſehr reich an Kirchen. Man kann nicht ſagen, daß hier der Kirchenbau je ſtille ſtand, aber er ward niemals Luxus, niemals Leidenſchaft, wie in Rom, in Florenz. Der Senat war zu eiferſüchtig auf die Uebergriffe der Kirche, die nicht ausblieben, wenn der Schönheitsſinn im Bunde mit religiöſem Drang ſich nach dieſer Seite Raum ſchuf. Der Senat hielt auch hier die Zügel feſt in Händen, dem Bedürfniß, wo es ſich entſchieden hinſtellte, raſch zuvorkommend, damit das Verſagte nicht ein quälendes Verlangen erwecke. Dies Geheimniß klugen Regierens verſtand man, wenn irgendwo, in Venedig. Im Grunde hatte ſich der Nationalſinn, nach dieſer Seite der Kunſtäußerung ſchon hinlänglich im Bau des Sanct Markus manifeſtirt, wenigſtens für diejenige Epoche genügend, wo Venezia ſich an die Stelle von Byzanz drängte und die Miſſion einer Vermittelung des Orients und Occidents erfüllte. Winckelmann fand die Kirchen Venedigs intereſſanter als die von Rom. Was die Arbeit ſpäterer Zeiten betrifft, ſo muß man jedoch ſagen, daß Venedig in der kirchlichen Architektur nicht productiv ſelbſtſtändig war, weder Epoche machte mit reinem eigenthümlichen Styl, noch große Meiſter in dem überlieferten hervorrief. Man kann alſo hier die Kirchenſtyle nicht füglich ſtudiren wollen. Immer doch aber hielt Venedig in ſeinen Bauten Schritt mit dem Geſchmack der Zeitalter.

Mit den Hohenſtaufen hatte ſich dem italiſchen Leben deutſcher Sinn eingeprägt, nicht bloß als Schwertſchlag des nordiſchen Heroenthums, auch als Schwung des hochfliegenden Geiſtes. Es iſt nicht bloß das fromme Händefalten, was ſich im germaniſchen Dome über den Säulenknäufen vielgliederig zu Spitzbögen zuſammenfaßt, es iſt auch der Drang der germaniſchen Fauſtnatur, die hier mit der Kühnheit der ewigen Frage, mit der Leidenſchaft des Forſchens, mit dem Schmerz der Sehnſucht an den Himmel pocht. Der Dom zu Mailand iſt die bedeutſamſte Dokumentirung vom Walten des germaniſchen Geiſtes auf italiſchem Boden.

Als architettura tedesca gelten in Venedig zwei Gebäude. Sie ſind jedoch weder rein im Styl, noch bedeutend in der Miſchung und Nüancirung. Die älteſte Kirche nach dem Sanct Markus iſt Maria glorioſa de Frati, oder Frari, wie man die Franciscaner im venezianiſchen Dialekte nennen hört, in italieniſchen Handbüchern auch lieſ't *). Thüren, Fenſter, die innern Hallen ſind germaniſch, während die Façade, die äußern Seitenwände und das Dach in der Form der Baſiliken befangen blieb; der Campanile iſt iſolirt, vielleicht ſpäterer Zeit angehörig. In dem Jahrhundert, wo Dante ſang, Giotto malte, war Nicola Piſano der Baumeiſter. Ohne die Einflüſſe des Germanenthums iſt keiner von dieſen Dreien erklärlich. Der Architekt unter ihnen wird auch als der Meiſter der Maria glorioſa angeführt; mit dem J. 1280, alſo dreißig Jahre nach dem Tode des zweiten hohenſtaufiſchen Friedrich, zwölf Jahre nach Conradin's Untergang, begann er ſein Werk. Der Zahn der Zeit, die auflöſende Macht der Sumpfatmoſphäre haben das Gebäude grenzenlos verwüſtet; ſämmtliche Pfeiler im Innern ſind mit rothem Damaſt verkleidet, um die wilde Zerſtörung dem Blick zu entziehen, der Fußboden ſinkt hier und dort den Gräbern nach, hölzerne Stützen ſperren die Seitengewölbe, das Chor der Prälaten, eine großartige Arbeit, iſt unzugänglich geworden, die ganze Architektur des germaniſchen Hauſes iſt in Verweſung begriffen, und der dicke Moderduft, den Alles athmet, flößt Entſetzen ein. Es fehlt im heutigen Venedig an

---

*) Mich leitete die ſechſte Edition des Forestiere instruito nelle cose piu pregevoli e curiose antiche e moderne della città di Venezia e delle isole circonvicine. Con 70 Rami. Venezia, 1825. Hier ſteht immer Frari, wie es auch der Kuſtos der Kirche und unſer Gondolier ſprachen.

dem modernen Lebensnerv, an Geld, um die morſche Herrlichkeit der Vorfahren zu ſchirmen, und der Stolz, der ſich hier als Patriotismus brüſtet, würde uns ein Lächeln abgewinnen, wäre ſeine bleiche Kummermiene unter dieſem Trödel alter Pracht nicht rührend. Der Cuſtode, den wir hier fanden, war ein Menſch von ungewöhnlicher Bildung. Er ſchnupfte ſehr ſtark, aber doch nicht ſtärker als wir engliſchen Eſſig rochen. Ohne Nervenbelebung ſolcher Art iſt der Verkehr mit dieſer »glorioſen Maria« mörderiſch. Dieſe ruhmreiche Mutter Gottes, die hinter den Falten ihres verwitterten Gewandes die großen Todten Venedigs birgt, iſt eine alte hohe Dame, an deren haut goût man ſich nicht ohne Waffen, und doch nicht ungeſtraft wagen darf. Den hauptſächlichſten Schmuck hat man der alten Schönen vom Buſen geriſſen, um ihn vor der Verweſung zu retten. Es iſt die Himmelfahrt Mariä, das große Altarblatt Tizians, das man in die Akademie der ſchönen Künſte gebracht hat; ein Bild von Salviati, einem Schüler Tizians, ward an ſeine Stelle geſetzt. Aber Tizian, dieſer Liebling der glorreichen Mutter Gottes von Venedig, ſchläft in ihrem Gewölbe, ſeine Gebeine hält ſie feſt. In Venedig iſt Alles auf hohes Alter geſetzt. Tizian ſchien, wie er als Genius ein ewiger, auch als Perſon nicht ſterben zu können, die Geſchlechter ſanken um ihn her, der alte Rieſe ſchwang noch immer Pinſel und Palette, ein einzig Jahr fehlte ihm, um ein Jahrhundert voll zu leben, erſt die große Peſt raffte ihn 1575 fort. Ein ſimpler, dürftiger Stein auf dem Marmorboden bezeichnet ſeine Gruft. Der Stein iſt platt wie die andern Quader, nur die Inſchrift bezeichnet ihn *). Dicht daneben ſteht Tizian ſelbſt in weißem Marmor, zufällig, und ohne daß man ihn damit meinte. Es iſt der heilige Hieronymus, ein Werk Vittoria's, zu dem Tizian Modell ſtand. Und ſo kann man doch ſagen, daß man ihn ſelber hier vor ſich ſieht als Wächter ſeiner Gruft. Es iſt Tizian, der uns hier als menſchliche Perſon in dem Marmorbilde des alten Hieronymus nahe tritt, der erhabene Greis mit der Majeſtät ſeiner Jovisſtirn, mit der geſchwungenen Adlernaſe, mit der tiefen Augenhöhlung, welche die Muskelkraft mit den ſtrengen, faſt argwöhniſchen Brauen deckt und ſchirmt. Zornig kann ich mir den Alten denken. Ich kann mir vorſtellen, wie er einen ſeiner Schüler, jenen Tintoretto, der ein Pfuſcher und Sudler ward und die Manier des Meiſters profanirte, einſt in ſeinem Arbeitszimmer kräftig packte, ihn herunterhunzte und eigenhändig zum Hauſe hinauswarf. Eigenfüßig ſtolperte Tintoretto die Treppe hinunter und ſchäumte gegen den Meiſter Zeit ſeines Lebens Rache. — Denkt man ſich dieſe Züge, die uns in der Büſte etwas ſtarr entgegentreten, im Reiz der männlichen Jugend, ſo hat man noch immer die Gran-

---

*) Gui giace il gran Tiziano de' Vecelli,
Emulator de' Zeusi e degli Apelli.

Deutſch einfach würde ſein: Hier liegt Tizian. Was in Italien für Einfachheit gilt, muß doch immer noch ein ſchwunghafter Vers ſein.

dezza des Heroen, erhält die Geſichtsform jener ſchwarzbraunen Männer, die als Lieblingsfiguren auf Tizians Bildern ſo häufig wiederkehren. Immer ſind ſie kriegeriſch; vor lauter Sicherheit auf ihr Naturell haben ſie nicht nöthig, die Klugheit vorauszuſchicken als Boten und Spion. Aber ſie ſind doch, weil ſie die Welt ſpartaniſch anſchauen, nicht läſſig, nicht üppig und fleiſchvoll, wie es Tizian mitunter an Weibergeſtalten liebt. Mars iſt ihr Gott, ſelbſt wenn ſie, wie auf dem dresdener großen Bilde, neben der entblößten Venus ſitzen und die Laute ſpielen; ſelbſt hier, vor dem erſchloſſenen Paradies, wo ſich Himmel und Erde betten, halten ſie ſtreng Wache, laſſen niemand heran, vielweniger ſtehlen ſie ſich ſelbſt in den Schooß der Seligkeit. Die Frarikirche hat noch ein großes tizianiſches Bild, eine Madonna in trono mit der Familie Peſaro. Auch hier findet ſich des Malers Lieblingskopf, ſchwarzhaarig, braunfarbig, voll Mark in den Muskeln, eine ſtrenge Feſtigkeit in den Zügen, die niemals weinte, niemals lachte, aber mit ſtarker Liebe die ganze Welt auf ihre Schultern nimmt *).

---

*) Sonſt will man Zweifel hegen, ob das Bild von Tizian ſelber. Jene Figur aber beſtätigt, daß es aus ſeinem Atelier, wenn auch nicht ausſchließlich unter ſeinen Händen, hervorging. Jener Peſaro, deſſen Familie hier vor der Madonna kniet, war zugleich Biſchof und General der Republik. Dicht neben dem Bilde iſt das coloſſale Monument des Dogen Giovanni Peſaro mit der Zahl 1659 als Todesjahr. Vier gigantiſche Mohren tragen das ungeheure Gebälk, auf welchem der Doge ſitzt. Der letzte

Es iſt erklärlich, daß ſich in dieſer Weſtminſterhalle der Republik Vieles zuſammendrängt, was auf Tizian, dieſen Blüthenſtolz Venedigs, Bezug hat. Jene Madonna auf dem Thron, vor welcher die Familie Peſaro kniet, erinnert an die Geſtalt, die für ſeine Geliebte gilt. In der Sakriſtei hält man ſorgfältig im Wandſchrank ein erſtes Bild, das der Knabe malte. Außer dem Altarblatt, von einem ſeiner Jünger, das des Meiſters Himmelfahrt Mariä erſetzen ſollte, giebt es hier noch andere Gemälde ſeiner Schüler, auch von ſeinem Neffen Marco Vecelli, den man den kleinen Tizian, Tizianello, nannte, und während man an dieſen die tizianiſche Kunſt in herabſteigender Linie verfolgt, hat man in Bellini und Vivarini die beiden großen Vorarbeiter, die nach der Höhe klimmen, auf welcher Tizian in der Ruhe der Vollendung ſteht. Von Giovanni Bellini, dem Lehrer Tizians, iſt hier ein Altarblatt, von Bartolomeo Vivarini, dem Lehrer Bellini's, ein großes Bild, deſſen einhundertjähriges Alter allem Wandel trotzen zu wollen ſcheint. Vor dieſen Bildern erfaßte mich zuerſt eine Ahnung vom Zuſammenhange dieſer Geiſter, eine Vorempfindung von der Art und Weiſe, wie ſich die venezianiſche Kunſt entwickelte. Eine Beziehung zu Tizian hat auch das große Denkmal Caſanova's, das man hier bewundert. Antonio Canova

---

Peſaro ſtarb vor etwa drei und zwanzig Jahren in London. Anche stinta la Famigla! Der alte Refrein, wenn man ſich nach dem großen Namen erkundigt.

ſtarb in Venedig im J. 1822. Einige Jahre zuvor hatte ihm die Stadt den Auftrag ertheilt, für den Ruhm des alten Venedigs, ihren Stern erſter Größe, ihren Tiziano Vecelli da Cadore, ein Monument zu arbeiten. Canova entwarf die Zeichnung, begann die Ausführung in Marmor, aber ſtarb darüber hin, und ſechs oder ſieben ſeiner Schüler vollendeten das Werk, aber nicht mehr zu Tizians, ſondern zu ihres eigenen Meiſters Ehren. Jeder von ihnen machte eine einzelne Geſtalt, ſo daß es den ſchönen Einzelnheiten freilich an der Gruppirung fehlt. Dem trauernden Genius der Adria gebührt wohl der Preis vor allen, geht man auf die einzelnen Figuren ein.

Doch iſt hier kein Raum zur Augenweide, Raum wohl, aber nicht die Luſt dazu. Das Auge verſagt nicht den Dienſt, aber ein anderer Sinn liegt hier auf der Folter. Die großen Todten ſtehen bei aller Welt im beſten Geruch, im üblen nur, wo ihre Gebeine heimiſch liegen. Mit geſchloſſenen Naſenflügeln eilten wir von dannen. Draußen am Quai, wo unſere Gondel hielt, bot ein Knabe Früchte aus und wir ſtürzten über Feigen und Melonen her, um durch ihren Duft den verpeſteten Athem zu erfriſchen. Es war kein Naturmenſch unter uns, mithin ergab ſich jeder mehr oder weniger als augenſchwach und als naſenmächtig. Seltſam! bemerkte jemand, daß bei der civiliſirten Menſchheit die Sehkraft immer matter wird, während die Geruchsempfindſamkeit ſich ſteigert. Ich hätte in der Kirche brüllen können vor

Schmerz, bloß weil mein beſter innerer Menſch durch Gerüche am tiefſten gekränkt wird. Nichts iſt paradieſiſcher als ein Duft, in nichts verräth ſich Mephiſto heimtückiſcher, als in Dämpfen. Heiliger Gott, wie will das auf Erden werden, die Augen werden ſtumpfer, die Naſen werden feiner, geheimer, greifen mit ihren Fühlfäden immer weiter in die Seele des Dings, während die Körpergeſtalten dem Jahrhundert ſchwinden. Und die Welt wird immer älter, und ſetzt immer mehr Aether ab. Furchtbare Zukunft, wenn das ganze Europa erſt wie ein verſumpftes Venedig dampft! — So kraftlos war unſere Stimmung, bis der Saft der Trauben uns neue Lebensfriſche gab.

Auch die Kirche Sannipolo, wie unſer Gondolier San Giovanni e Paolo abkürzt, iſt im deutſch-italiſchen Styl des dreizehnten Jahrhunderts. Auch ein Weſtminſter von Venedig; gegen zwanzig Dogen haben ihre Gräber hier. Vorn auf dem Platze ſteht ein alter General der Republik, eine Reitergeſtalt, die getreulich Wache hält. Auf dieſem Platze läßt Byron in ſeinem Marino Foliero die Scene ſpielen, wo der Doge dem Schiffer von der Giudecca zum Umſturz der Tyrannei die Hand bietet. Still! flüſtert Faliero, wir ſind belauſcht, der Reiter dort. — Er iſt von Stein! beruhigt ihn der Mann des Volks. — Wenn auch! ſeufzt der Doge, in Venedig predigen die Steine nicht, aber ſie lauſchen. —

Ich weiß nicht, ob Byron ſeine Leute ſo ſprechen läßt, aber ich dachte mir's, wie wir geſtern beim Mondſchein in der heimlichen Gondel hier vorüberſchlichen. Heute ſtiegen wir in vollem Sonnenbrand an das Ufer, um das Bild von Tizian in Sannipolo zu betrachten. Die Kirchen ſind kühl, und ein Bild will Mittagslicht. Es iſt die Ermordung des Pietro Martyr. Ein Stück von großem Umfang, voll braungrüner Waldung. Ganz vorn iſt die Menſchenſcene, von kleinen Figuren geſpielt, ſehr einfach gehalten; unter den Fußtritten des Räubers liegt der Heilige am Boden, ſein Gefährte im ſchneeweißen Dominicanerrock flieht mit ausgeſtreckten Händen dem Hintergrunde zu. Dies Bild iſt geiſtig nicht das bedeutſamſte von Tizians Hand; der Act iſt nicht als große dramatiſche Scene ausgeführt, ſondern als Ballade. Sonſt könnte es Allen, die da Düſſeldorfern als Muſterſtück angeführt werden, wie man in der Naturromantik eine entſprechende Menſchenſcene ſetzen müſſe. Man ſehe dieſen Wald und ſtaune, wie viel lebendigen Geiſt der alte Meiſter in der Natur vorausſetzt, nicht ſchläfrig dämmernde, nicht paſſive Empfindung, ſondern handelnde Kraft. Die Bäume ſchütteln ihre Locken, als ergriffe ſie der Schauer der wilden Mordthat, die Wildniß erſchrickt vor dem Entſetzlichen, das Menſchenhand verübt, der Seufzerhauch des Sterbenden, der Schrei des Fliehenden zittert durch die grüne Waldnacht und möchte hinten im braunen Dunkel das Echo zum Erbarmen aufrufen. Das iſt die Poeſie in dieſem Meiſterſtück der Romantik. Freilich iſt dieſe Wirkung nicht ſo coquett, wie die Franzoſen, aber noch weniger ſo elegiſch und lyriſch empfindſam, wie die Düſſeldorfer ſie geben würden. Auch iſt das Bild nicht ſtudirt, der Effect nicht berechnet, die Farben ſind hingeworfen, der Meiſter gab vielleicht auf dies Bild ſelbſt weniger als wir, die wir vom Zauber der Romantik beſtochen ſind. An andern Bildern voll geiſtiger Bedeutſamkeit merkt man wohl, wie ſorgſam Tizian malte, welche Arbeitſamkeit ſeinem Genius getreu zur Seite ſtand, wie er nicht ohne ringendes Gebet die Elemente beſchwor, damit es ihm gelingen möchte, im rohen Stoff die geheime Seele klar und ſiegreich zur Erſcheinung zu bringen.

Die Kirche hat noch manches treffliche Bild aus Tizians Zeitalter, von Paul Veroneſe, Palma Vecchio, und einem Späteren, der ſonſt ſo viel Grimaſſen geliefert hat. Es iſt ein Chriſtus am Kreuz, von Liberi. Dem Gedanken nach eigenthümlich und tiefſinnig zart. Von allen Seiten umſchweben den gepeinigten Erlöſer Engelsgeſtalten, dichte Schaaren der Seligen entziehen uns faſt den qualvoll Sterbenden, wie in lichte Wolken, die zu Geſtalten wurden, erſcheint ſein blutender Leib gehüllt. Je unglückſeliger der Hang der Malerei, den verweſenden Leichnam zur Schau zu ſtellen, um ſo ſchöner iſt hier der Gedanke, den Anblick des Sterbenden vor lauter Wolken von Cherubim unmöglich zu machen, ſein erblaſſendes Antlitz zu verbergen — Die Sakriſtei hat die merkwürdigſten Marmorbasreliefs, die man ſehen kann, Arbeiten des vorigen Jahrhunderts. Es ſind Darſtellungen aus dem Leben Chriſti, Situationen und ganze Novellengruppen, voll der feinſten Characteriſtik, voll der ſchwierigſten Gliederverkürzung der Figuren. Vor allem iſt der Knabe Jeſus im Tempel ein Wunder der Technik im carariſchen Marmor. In ſo kleinem Antlitz von Stein, deſſen ſprödes Korn der eiſerne Meißel bewältigen mußte, — welche ſinnige Begeiſterung! In den Geſichtern der Prieſter welche Spannung, welches Staunen, welcher Tiefſinn des Nachdenkens! In ſolchen Arbeiten erſcheint der Genius der Kunſt ganz und gar in Fleiß aufgelöſ't; man wittert deutſche Hände, und täuſcht ſich nicht. Neben den Meiſtern Bonazzo, Vater und Sohn, dem vorigen Jahrhundert angehörig, wird unter den Steinſchneidern, die dies lieferten auch ein Deutſcher, Namens Morlaiter, genannt. Auch ein Lehrer Canova's, Toreto, gehört zu ihnen. —

Sonſt iſt noch Maria del Orto im germaniſchen Kirchenſtyl, des drei- und vierzehnten Jahrhunderts. Das fünfzehnte Jahrhundert hat gar keine Neubauten in Venedig, in ganz Italien gab es damals keine neue Architektur, erſt mit dem Fall Konſtantinopels, der die flüchtigen Griechen nach dem Abendlande trieb, datirt ſich eine neue Richtung. Der Geiſt der Antike ward wieder lebendig und erfüllte die italiſche Welt. Die Romantik des Germanenthums, die ſich mit den Hohenſtaufen aufgedrängt, ward als nordiſche Barbarei beſeitigt, für die helleniſche Schönheit ſchwärmte ganz Italien, man nannte das die claſſiſche Richtung, wie romantiſch auch dieſe Schwärmerei ſein mochte. Michel Angelo iſt der Mann, mit dem ſich dieſer Wendepunkt italiſcher Kunſt bezeichnet. Florenz und Rom wurden die großen Werkſtätten dieſer Richtung. Venedigs Genius hielt ſich von der Plaſtik des Alterthums fern, ihn ſättigte die Farbenpracht ſeiner Malerei, ſein denkendes Bewußtſein hatte ſich den Staat mit ſchlauer Conſequenz feſtgeſtellt, um ſo mehr blieb die venezianiſche Gemüthswelt der Phantaſtik zugeneigt. Nicht Dante mit dem gothiſchen Kirchenbau ſeiner Dichtung konnte hier ſeine Heimath haben. Nicht Raphael, der Erdenloſe, der auf der Jakobsleiter der Traumwelt auf und nieder ſtieg, um die Göttlichen in ihrer Seligkeit zu belauſchen; er hatte kein Vaterland als das geiſtige, das univerſelle Rom, keinen Staat als die ideale Kirche; in Venedig aber war nichts ideal als die Conſequenz des Verſtandes, der ſich den geheimnißvollen Staatsorganismus ſchuf. Für die heitere Offenheit der griechiſchen Architektur war Venedig eben ſo wenig die Heimath, es war zu nordiſch für dieſe ſüdliche Heiterkeit des ſich ſelbſt genießenden Lebens, zu phantaſtiſch in ſeinem mährchenhaften Drang nach dem Orient. Was ſonſt zwei widerſtreitende Kräfte ſind, die ſich gegenſeitig aufheben, Schärfe des Verſtandes und Schwung der Phantaſie, das griff in Venedig mit ſtürmiſcher Macht in einander, in beiden Polen ſchwebte die Axe dieſer eigenthümlichen Welt. Wollte man für jede der beiden einzelnen Richtungen des venezianiſchen Lebens die entſprechenden Vertreter auf italiſchem Boden ſuchen, ſo könnte es für die eine Machiavell, für die andere Arioſt ſein. Aber eines einzelnen beſondern Machiavell bedurfte Venedig nicht, ſein Senat war jeder Zeit ſelbſt dieſer Machiavell nicht in Perſon, ſondern als Corporation, nicht als ein einzelnes Talent, ſondern als Nationalmacht auf Jahrhunderte hin. Weit eher konnte ein Arioſt in venezianiſcher Heimath geboren werden, wäre der Genius hier auf freien Ausſpruch dichteriſcher Entwickelung geſtellt geweſen, oder hätte ſich dieſe eine Seite Venedigs, die Phantaſtik, in einer einzelnen Geſtalt erledigen können. Es iſt bezeichnend, daß Tizian der Maler dieſes Arioſt war, in einer Weiſe, wie nur der verwandte Geiſt dieſen Dichter der ſchwelgeriſchen Phantaſie erfaſſen konnte. Tizian aber reicht mit ſeiner Malerei weiter als Arioſt mit ſeinen Dichtungen, Tizian iſt der Heros und perſönliche Ausdruck des ganzen venezianiſchen Seelenlebens, vorzüglich das Talent des italieniſchen Nordens, in deſſen denkendem Bewußtſein ſich auf religiöſem Boden die Geſtalt des lehrenden Chriſtus vollendete, die Geſtalt des Jeſus von Nazareth in jener klaren und weltüberwindenden Ruhe und Charakterſtärke, wie ihn nur je der Proteſtantismus des nordiſchen Deutſchlands als den Inbegriff der Verſtandesſeite des Chriſtenthums gefeiert hat. Tizian iſt dieſer Januskopf, der die Doppelkraft des venezianiſchen Geiſtes, die Kraft des Löwen mit dem geflügelten Schwung der Phantaſie in ſeinen Werken zur Erſcheinung bringt.

Michel Angelo, der der chriſtlichen Kunſt die antike Welt wieder erſchloß, konnte nur ein ſpeculativer Florentiner ſein, der in der Weltſtadt des heiligen Vaters univerſelle Zwecke fand. Mit ihm datirt in der Architektur der neue Styl, der den germaniſchen verdrängte. Venedig hatte weder für dieſen noch für jenen lebendige Sympathie, es war in der Baukunſt überhaupt nicht productiv, huldigte aber dem Zeitgeiſt, wie er ſich in dieſem Gebiet der Kunſt geltend machte. Das Jahr 1527 war für Rom verhängnißvoll. Zehn Jahre vorher galt die Stadt des Papſtes für den Inbegriff des Höchſten, was die freigelaſſenen Kräfte des Menſchengeiſtes zu erreichen vermögen, erſt ſieben Jahre war Raphael todt, jetzt lag Rom verwüſtet unter den Fußtritten kaiſerlicher Horden. Gelehrte und Künſtler flohen die rauchenden Stätten, wo die Barbarei der Fauſt die Denkmäler der Wiſſenſchaft zerſtörte; die Kunſtſchulen Roms löſten ſich auf und zerſtreuten ſich über ganz Italien. Jacopo Tatti Sanſovino fand in Venedig Unterkunft. Tizian zählte damals fünfzig Jahre; er ſtand mit Sanſovino ungefähr im ſelben Alter *), war in der Toscana geboren, hatte in Florenz unter Andrea del Sarto gezeichnet, unter Michel Angelo in Rom gebaut. Der Senat von Venedig ernannte ihn zwei Jahre nach der Verwüſtung Roms zum Baumeiſter der Republik und Sanſovino

---

*) Tizian geb. 1477, geſt. 1576.
Sanſovino geb. 1479, geſt. 1570.

brachte ſomit den in Rom verjüngten antiken Styl nach Venedig. Die Architektur der Alten konnte, wie geſagt, nur von außen hieher kommen, ſich nicht als Produkt Venedigs entwickeln. Der Cultus der Alten war ein heiterer Sinnendienſt, ihre Religion ein tiefſinnig Spiel, ihr Staatsleben eine lachende Kindheit, ihre Lebensluſt eine fröhliche Freiheit. Venedig hieß auch ein freier Staat, eine Republik, bloß weil der Despot nicht als Perſon auftrat, nur als Begriff waltete, als Naturnothwendigkeit, als Fatum die Geißel ſchwang. Venedigs Exiſtenz war eine mährchenhafte Myſtik, die der tyranniſche Verſtand geregelt. Die heitere Offenheit der griechiſchen Struktur konnte nur als Reiz des Gegenſatzes begehrenswerth erſcheinen. Was Venedig architektoniſch zu Venedig macht, die Markuskirche, der Tempel der ſtieren Anbetung, der Campanile, dies Symbol der ewig lauernden Wachſamkeit, das fand Sanſovino ſchon fertig, alle dem hatten ſchon frühere Jahrhunderte ihren feſten Stempel aufgedrückt Auch die Rialtobrücke ward zu Tizians Zeit erbaut, im Sinne des alten Venedigs, mittelalterlich grotesk, gigantiſch keck, mit dem ganzen Gerumpel des täglichen Bedarfs, nicht mit der Freiheit eines ſchönen Aufſchwungs. Der Dogenpalaſt konnte nur noch Zuthaten brauchen. Sein Viereck war ſchon in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts unter dem Dogat jenes Francesco Foscari fertig, den Byron in ſeiner Tragödie ſchildert. In dieſem Baue hatte ſich Venedig ſchon fertig in Stein charakteriſirt. Seine Fronte bildet die eine

Seite der Piazzetta, die andere Fronte geht auf den Molo. Beide Fronten ſind ganz gleich conſtruirt. Unten eine Reihe Pfeiler, die den offenen Portico bilden, in den ich mich neulich in der Nacht vor meinen eigenen Gedanken flüchtete. Darüber der zweite Stock, eine Reihe prächtiger gothiſcher Fenſter, dicht gedrängt, nur durch Säulen geſchieden. Dieſen freien Bogengang und die hohen gothiſchen Fenſteraugen hat die Freiheit gebaut. Darüber als dritter Stock eine hohe, breite, geſchloſſene Marmorwand, weiß und roth gewürfelt, ſo hoch wie die beiden untern Stockwerke zuſammengenommen, nur durch ſeltene, qualvoll große wüſte Fenſter, ganz oben auch wohl durch kleine runde Lugen unterbrochen, und ſtatt des Geſimſes und Daches ganz mauriſch eine Reihe ſpitziger Zinnen. Dieſe obere Hälfte des Palaſtes hat die geheimnißvolle Despotie gebaut. Nur inwärts gab es für Sanſovino noch zu thun. Er baute im Hofe die Gigantentreppe und meißelte die coloſſalen Geſtalten des Mars und Neptun, die ſie zieren. An derſelben Stelle hatte Marino Faliero geblutet und für das Gelüſt gebüßt, den Druck des Volks zu erleichtern. Es war ſchon alles fertig, was die Tyrannei in Venedig brauchte, auch der Löwenrachen, der die heimliche Anklage verſchlang ſammt dem Namenszettel des Klägers, falls er belohnt ſein wollte. Auch der Brunnen in der Mitte des Hofes, den der Senat verſchließen konnte, um für ganz Venedig das trinkbare Waſſer abzuſperren. Was konnte der heitere Geiſt der antiken Baukunſt hier leiſten? — Aber draußen in der lichten Sonnenwelt, da konnte die Staatsweisheit für das Volk noch einige lockende Zellen zu Käfigen erbauen. Waren doch die Gefängniſſe in den Kellern ſo moderig, daß ſie oft allzufrüh ihre Opfer tödteten. Und Sanſovino baute jenen prachtvollen Palaſt auf der Riva de' Schiavoni, parallel mit dem Dogenpalaſt, ein Gebäude innen voller Kerker, außen von lachender Heiterkeit, wie ſie die griechiſche Freiheit liebte. Neulich in der Nacht ſtand ich am Ufer und der Mond liebäugelte mit der Schönheit der ioniſchen Struktur, aber ich ſah auch die Seufzerbrücke, jenen Schwibbogen, der von Sanſovino's Kunſtwerk zum Dogenſchloſſe führt. Der gute Tatti Sanſovino muß ein ſehr dienſtfertiger Kopf geweſen ſein, daß er den Styl der Freiheit im Dienſte der Tyrannei mißbrauchte. Auch erging es ihm bis an das Ende ſeiner Tage ſehr wohl, während der Baumeiſter des Palazzo ducale gehenkt wurde, weil er mehr Fenſter in das mauriſche Stockwerk bringen wollte, als dem Senat gefiel. Filippo Calendario hieß der Mann; er ward unter dem Dogat Marino Faliero's zum Strange verurtheilt, unter der Herrſchaft deſſelben Dogen, der ſelbſt als Opfer der Freiheit fiel.

Auf dem Markusplatze war noch viel Spielraum zu Bauten, als Sanſovino in den Dienſt der Republik trat. Der Kirche gegenüber ſtand ein Kloſter. Dies blieb; erſt Napoleon ließ es niederreißen und an ſeine Stelle die Palaſtlinie ſetzen, die wir noch jetzt ſehen. Aber die beiden langen Seiten des oblongen Platzes, wo die alten und neuen Prokuratien mit ihren Bogengängen ſich hinſtrecken, mochte damals noch ein Gerüll bunter Häuſermaſſen ſein. Sanſovino war der Baumeiſter dieſer Prokuratien, die ſtolz und edel wie geſchloſſene Regimenter, allezeit fertig und im großen Coſtüm vor Sanct Markus paradiren. Auch die Piazzetta wurde noch mit einem Kunſtwerk helleniſcher Schönheit geſchmückt, mit der Loggetta. Wenn der Doge, der Figurant der Staatsmacht, zum Volke ſprach, um wie der Großmeiſter einer Loge von gewiſſen Geheimniſſen, die er ſelbſt vielleicht nicht wußte, einige Andeutungen zu geben, dann beſtieg er die Loggetta. Dieſer Platz, wo ſich ſcheinbar der Akt eines öffentliches Staatslebens vollzog, brauchte nicht gothiſch, nicht mauriſch zu ſein, er ertrug die Struktur der antiken Baukunſt, und Sanſovino, der die Loggetta baute, ſchmückte ſie auch mit ſeinen Sculpturen, Mercur, Apollo, Minerva auswärts, die heilige Madonna im Innern. Vorn am Molo endlich, auf dem Flügel links, an den Palazzo reale grenzend, wie rechts die Gefängniſſe an den Dogenpalaſt, ſteht die Münze, die Zecca, die den Zechinen den Namen gab. Dieſem wichtigen Hauſe der merkantilen Republik gab Sanſovino die herrliche Façade. Und ſo erſtand denn ein neues Venedig aus den Fluthen, der heitere Glanz der antiken Schönheit drängte ſich neben die ſchreckhafte Seltſamkeit der alten Bauten, und wenn die Despotie der Geheimmacht jetzt zwiſchen griechiſchen Säulenwänden unerſchütterlich ihr ſtrenges

Werk vollzog, ſo hatte ſie hier für ihr Antlitz nur eine neue Maske gefunden, den freien Uebermuth einer lachenden Herrlichkeit. — Dies alles geſtaltete ſich zur ſelben Zeit, wo Tizian mit heißen Farben, aber mit keuſcher Kraft ſeine Venusbilder malte.

An kirchliche Bauten dachte das Tizianiſche Zeitalter wenig, es war nicht mehr mittelalterlich fromm, es fühlte ſich zu ſtark in der Kraft ſeiner Weltlichkeit; bigott war Venedig nie geweſen. Sanſovino war bei der Wiederherſtellung einiger Kirchen beſchäftigt, aber ſie tragen nicht das Gepräge ſeines Styls. Er baute den kleinen Tempel San Giorgio de' Schiovanni, der die Zahl 1551 als Geburtsjahr auf ſeiner Stirn führt; er ward bei Salvatore, bei Santa Maria Formoſa zu Rath gezogen, aber dieſe unbedeutenden Bethäuſer ſind mit ihren Glockenthürmen ältern Urſprungs, wie auch San Zaccaria mit dem abgeſtumpften Minarett ganz mauriſch in ſeinem Styl erſcheint. Die Schule des heiligen Rochus baute Sanſovino ganz in griechiſcher Ordnung; die Kirche San Rocco iſt weit jünger, trägt die Zahl 1765 auf ihrer Inſchrift. Erſt ſein Nachfolger fand ein Zeitalter, das in kirchlicher Bauluſt Buße that, obwohl ein Hang zum Kloſterthum allezeit fern blieb. 1578 ward die Stadt von der Peſt befreit, und dem Erlöſer mußte ein Tempel gewidmet werden. Er ſteht drüben in der jenſeitigen Vorſtadt auf der Giudecca, die Capuciner verſehen dort den Dienſt in der Kirche del Redentore. Eben ſo wurde nach der Befreiung von einem Moſtro ein neuer Kirchenbau als Tribut der Dankbarkeit beſchloſſen. Von welcher Art das Ungeheuer geweſen, wußte uns kein Handbuch, kein Cicerone, kein Küſter zu ſagen; aber niemand anders als der Lindwurmtödter konnte der ritterliche Held der ſchönen Venezia ſein, und ſo prangt drüben vor mir, wenn ich vom Balkon der Europa blicke, San Giorgio Maggiore mit Kuppel und lateiniſchem Kreuz. Nur architektoniſch wichtig, ohne Werth an Bildern. Auch die kleine Maria delle Zitelle alla Sueca wurde damals erbaut. Der Meiſter dieſes Werkes war der in ganz Italien gefeierte Andrea Palladio. Er verſetzte die edle Einfachheit der Antike, die Sanſovino verjüngt hatte, mit Pracht und Pomp, blieb noch antik, aber nicht mehr griechiſch, ſondern römiſch. Dies Gepränge tragen die beiden Kirchen, die ich nannte, il Redentore und San Giorgio Maggiore, mehrere Brücken über die Brenta, der Palaſt Foſcari an ihrem Ufer, der Palaſt Barbaro in Meſtre und in der Vaterſtadt des Künſtlers, in Vicenza, der Palaſt Triſſino und das olympiſche Theater *).

---

*) Das Kloſter der Mönche vom heiligen Johann von Lateran iſt mir unter dem Gewühl von morſchen Herrlichkeiten in Venedig entgangen. Man führt auch die Stadthäuſer zu Feltre und Udine als Meiſterwerke Palladio's an, die ich eben ſo wenig ſah. Andrea war 1518 geboren und ſtarb 1580 in ſeiner Vaterſtadt. Man hat von ihm ein Schriftwerk über die Alterthümer Roms, das 1570 erſchien, und eine Abhandlung über Architektur, welche 1762 die fünfzehnte Auflage erlebte.

Bezeichnend iſt, daß ſich unter den Bauten der Lagunenſtadt kein Theater findet, weder ein großes Kloſter, noch ein Schauplatz für das Volk. Die Republik liebte die Neſter nicht, wo die Spinne Hierarchie ihre Fäden wob, ſie war zu weltlich, zu klug, zu geſund, um die Frömmigkeit üppig zu betten; aber ſie war nicht großſinnig und frei genug, um ſich auf die Volkskraft zu ſtützen. Sie veranſtaltete öffentliche Feſte; bei der Regatta, dem Wettlauf der Gondeln, ward das techniſche Talent der untern Klaſſen beſchäftigt und belohnt. Auf dem Markusplatz wurden heitere Volksbeluſtigungen veranſtaltet; die Symbole der überall geſchäftigen Geheimmacht hielten hier alles in feſten Banden; ein öffentliches Theater, wo ſich die Geſinnung des Volks moraliſch entwickeln konnte, hat die Republik nie erbaut; Fenice iſt ein ſchwächliches Gemächt des achtzehnten Jahrhunderts. Was man jetzt öffentliche Gärten nennt, iſt erſt unter franzöſiſcher Herrſchaft angelegt; man ſpielt dort im Freien dem Volk einige Beluſtigungen vor, die etwa den Werth der hamburger Tagestheater haben. Mir that das Stück Waldgrün ſehr wohl. Ein Venezianer kannte nicht die deutſche Luſt an frei gewachſener Natur; bei ihm warf ſich alle Romantik aufs Menſchenleben. Der Markusplatz und der große Kanal war für die Amphibiennatur des gemeinen Mannes Ein und Alles, es war ſeine Luſt und ſeine Ehre. Sein Patriotismus hatte und brauchte nur dieſe Welt, die er täglich um ſich ſah, und die er für den Mittelpunkt des Univerſums hielt. Der Nobile hatte in der Pracht ſeines Hauſes den Schauplatz ſeiner abgeſchloſſenen Freuden. Bis zu einem gewiſſen Grade war die Bildung der Nation raſcher gefördert, als in Monarchien, wo ſich das Familienintereſſe des Fürſten in jeder Beziehung als geſetz- und formgebend hervordrängt und in der moraliſchen und geiſtigen Befähigung ſeiner Perſon die Kultur von Millionen bedingt und gebunden iſt. Die Ariſtokratie des Handels trieb zeitig herrliche Blüthen. Venedig war eine hohe Schule der Bildung, war ein leuchtendes Muſter, war tonangebend, wie in ſpäteren Zeiten für Europa Paris. Der Comfort ariſtokratiſchen Lebensgenuſſes muß in Venedig auf hoher Stufe gedacht werden. Auch war der Nobile ſtolz und eiferſüchtig auf die excluſiven Genüſſe ſeines Palaſtes. Ging er hinaus, ſo gehörte ſein Leben dem Staat. Freilich war er häufig genug auch ſchon im Schooß der Familie belauſcht und beherrſcht, in ſpäteren Zeiten nämlich, wo der Staat ſich Hunderte von Spionen hielt, wo er durch Liſt erſetzen mußte, was ihm im Andrange eines neuen Zeitalters am Bewußtſein ſeiner Machtvollkommenheit abging. Zu Tizians Zeiten war die Herrſchaft der Ariſtokratie noch ſehr ehrlich, ſie war noch im Bunde mit den Talenten und mit der patriotiſchen Religion des Volkes. Später erſt im Gefühl, ohnmächtiger Anwandlungen, begann der heimliche Terrorismus der feigen Schurkerei.

Das architektoniſche Venedig ſteht nun ſo ziemlich feſt vor dem Auge meines Innern, das mauriſche, das germaniſche, das claſſiſch-antike mit ſeinen griechiſchen oder ſeinen römiſchen Nüancen; das ſeltſame Durcheinander all dieſer Style macht Venedig zu dem, was es iſt. Was es war vielmehr, denn Ruine iſt Alles, nicht Schutthaufen, o nein, nicht mit Kanonenkugeln in Aſche gelegt, daß es da läge als ein groß und entſchieden untergegangenes Leben, das ſich als Held in den Tod geſtürzt, nachdem ſein Daſein nicht mehr ehrenwerth. Keine Leidenſchaft hat es verwüſtet, keine Barbarei zerſtört; ein jahrhundertlanges Siechthum hat es hingeſtreckt, ein milder, tückiſch lauernder Friede hat es entnervt, ein heimlicher Wurm alle ſeine Blüthen von innen heraus zernagt. Nicht der Todtenacker, wo das Leben abgethan iſt für dieſe Welt, das Krankenlager, dieſer Schauplatz immerwährenden Sterbens, iſt entſetzlich. Giebt es denn im ganzen Schooß der allgütigen Natur, im weiten Schacht der ſich immerdar verſchlingenden, aber aus Aſche und Moder doch immer wieder ſich belebenden Schöpfung, giebt es im Laboratorium der unſterblichen, gegen alles Gift mit Gegengift bereiten Menſchenwelt kein Medicament, um dies ſiechende Leben zu retten? Sind denn alle geiſtigen Kanäle dieſes Daſeins vertrocknet, wie ſeine wirklichen verſumpfen? Iſt die große Kraft, die wir als ſittlich bewußte Gott, als bewußtloſe Natur nennen, iſt ſie arm an Liebe, iſt ſie völlig unfruchtbar geworden?

Giebt es kein Mittel gegen den Peſthauch der Fäulniß, der auf Venedig liegt?

Wir haben ein paar Tage müſſig zugebracht, uns in der Gondel umherſchwimmen laſſen, und ſind recht überſättigt vom Gefühl des hinſchleichenden Grames, der ein Bett des entſchiedenen Todes ſucht und es nirgends findet. — Es iſt überjährig, da hat man die todtkranke Lagunenſtadt jubeln laſſen. Feſte wurden gefeiert, Regatten veranſtaltet, die mürben Paläſte hingen ſchöne Teppiche zu ihren zerbröckelten Altanen hinaus, bunte Fähnlein trugen die grauen Kuppeln auf ihren müden Häuptern. Kaiſer Ferdinand, der Erbe Habsburgs, der Beſitzer geſammelter Königreiche, zog ein und ſahe, daß alles gut war und heiter. Man hatte ihm in Mailand eine Krönung bereitet. Die üppige Lombardenſtadt iſt eine ſaftige, unverwüſtliche, breitſchulterige Schönheit, ſie braucht um den fetten Hals nur ihr Sonntagsgeſchmeide zu thun und ein Fürſt, der einzieht, kann glauben, ſie ſei eine Braut, die ihn empfinge. Aber Venedig, die alte Dame mit den Runzeln des Grams im tiefgefurchten Antlitz! dieſer zu ſagen, ſchürze dein Kleid und ſchmücke deine vergilbten Wangen! O pfui, es konnte wohl nicht Spott ſein, es wäre zu bitter, aber ein Irrthum war es. Die alte Venezia war willig dazu, wie es heißt. Man ſchoß zuſammen, denn an todten Schätzen an unbenutztem Reichthum fehlt es nicht; man putzte ſich grell heraus. In der Caſa Correr, wo Mumien und Antiquitäten aufgeſtapelt ſind, da ſtehen die Ritter in den Farben Venezia's, ihr Coſtüm, auf Holzblöcken. In Rittertracht erſchien Venezia bei der Krönung, um die alte Hoheit zu repräſentiren. O, armer Komödientrödel! Freilich feierte auch Napoleon hier große Volksfeſte, hielt große Regatten. Napoleon wollte damit neues Leben wecken, er griff raſch und leidenſchaftlich in Italiens Buſen und ſchüttelte die ſchläfrige Schöne: ſie ſollte ihm junge Römer erzeugen. Er hat Großes gewollt mit Italien. Waren die Völker nicht mehr dazu da, der Schauplatz war derſelbe noch, und auf ihm ſollte eine neue Römerwelt erſtehen, mit Leuten aller Nationen wollte er ſie bevölkern. Ueberall noch Bauten, Baſtionen, Hafenarbeiten, herrliche Waſſerleitungen, Brücken im altrömiſchen Pomp, rieſenhafte Fahrſtraßen, überall ſtaunenswürdige Grundlagen eines neuen Völkerdaſeins! Und das alles iſt freilich nun auch ſchon Ruine, als Beginn ſchon in Trümmern. Napoleon war auch für Italien der letzte Held.

Es iſt erklärlich, daß die drei Stylarten, die ſich in den Kirchen Venedigs darſtellen, ſich auch im Bau der Privathäuſer zur Erſcheinung bringen. Wer die Stadt mit den 127 Inſeln ſtudiren wollte, könnte ſtrichweiſe die drei verſchiedenen Elemente nach den Jahrhunderten auffinden. Wenn man vom Markusplatz die Mercerie betritt, ſo iſt man in den engen Gaſſen voll hoher Krämerhäuſer ganz vom deutſchen Mittelalter umſchanzt.

Winde dich weiter hinein in das Geflecht der Calli, wie die Straßen in Venedig heißen, zu Fuß über Brücken fort, ſo nimmt die Höhe der Gebäude ab; hier und da ein Platz mit mauriſchen Kapellen, ein wildes Gemiſch regelloſer Steinhütten, platt gedeckt, mit ärmlichen Gärten darauf. Dieſe Gärten ſind von fern wie ſchwebende Hängelauben, in der Nähe erinnern ſie an nichts weniger als an Semiramis' Schöpfungen, oder die Königin des Orients müßte denn ſchmählich heruntergekommen ſein, ein Hökerweib, das auf dem Gartenbeet des Hauſes ihr zerfetztes Hemd an der Luft trocknet. Gehe noch weiter, und Du findeſt das wilde Gemiſch orientaliſcher Lumpen, kleine Mauern, die Fenſter nach innen, und du glaubſt dich noch weit über das germaniſche Mittelalter hinaus in eine Welt verſetzt, wo der Hunnenfürſt Attila das Geſindel ſeines Troſſes verloren und hier abgelagert hat.

Das Antike, das Sanſovino ins mauriſch-germaniſche Venedig brachte, iſt in der Häuſerwelt nur einzeln zu finden, auch unter den Paläſten der Nobili nur ſparſam. Laufe wieder zurück nach dem Markusplatz über die Piazzetta nach dem Molo, ſteige in die Gondel und laſſe dich den großen Kanal hinauffahren. Zu beiden Seiten hat ſich das adelige Venedig aufgepflanzt, der große Kanal iſt der Corſo der Nobili. Zur Rechten, biſt du in die Gondel geſtiegen und fährſt in die Stadt hinein, ſteht der Palazzo reale mit der Zecca, beide zu dem Cyclus der Marktsgebäude gehörig. Links drüben iſt die Dogana, und der Freihafen zu San Giorgio Maggiore. Nun reiht ſich zu beiden Seiten des gran canale Palaſt an Palaſt. Die untern Stufen der Treppen beſpült die Woge, an den blauweißen Pfählen halten die Gondeln. Die Pforten ſind offen, nur die Dienerſchaft fehlt in den leeren Säulenhallen; auf den Altanen hängt nur ein zerlumpter Teppich, die Fenſterhöhlen ſind öde, ausgeweinte Augen, das ganze Antlitz der Façade iſt in Gram zerbröckelt, in Angſt und Sorge ergraut. Rechts liegt die Europa, wo du Nachts ein jämmerlich Lager haſt, wo die Dienerſchaft zu vornehm iſt, um dich zu bedienen, und die Herrſchaft zu bequem, um zu befehlen. Das Hotel war ehemals ein Palaſt Giuſtiniani, ein Doge hat ihn einſt bewohnt; das mag dich tröſten. Auch ſagt man dem Hauſe Schauriges nach. Hier ſoll der Mohr von Venedig, der grauſe Othello, gehauſ't, hier ſoll er mit der ſchwarzen Fauſt ſeinen Schwan erdroſſelt haben. Vielleicht verhauchte Desdemona im ſelben Zimmer, wo du vergeblich den Schlaf erſehnſt? Geht der wüſte Mohr noch um und ſtört deine Nächte? So denkſt du oft, mit einem eingebildeten Feind deines Schlafes beſchäftigt, bis du den wahren Feind deiner Ruhe mit zwei Fingerſpitzen erjagſt, dies ſchaarenweis thätige, unſterbliche Geſchlecht, weit hinterliſtiger als der Mörder der Unſchuld. Fahre nur weiter hinauf, grauſe Mähren ſchrecken dich nicht mehr, hier in Venedig glaubt man nicht an Geiſter, weil die ganze Wirklichkeit wie ein geiſterhafter Spuk erſcheint. Schau, auf beiden Seiten des großen Kanals, da geht dir die Herrlichkeit Venedigs — ach! in Trümmern auf. Ziemlich in der Mitte zur Rechten liegt der Palaſt Mocenigo, drei Häuſer neben einander für ſämmtliche Zweige der Familie, von der jetzt noch eine alte Wittwe mit einem kranken Sohne lebt. Die Gebäude ſind anſehnlich, aber nicht ſchön nach hieſigem Maßſtabe, obwohl ſie Palladio zugeſchrieben werden. Man vermiethet ſie jetzt zum Theil; Lord Byron bewohnte ſie. Unter dem mittlern Portale blickt ein länglich rundes Fenſter ſehr troſtlos zu uns hernieder. Aus dieſem ſtürzte ſich Fornarina in den Kanal hinunter; die Gondoliere fingen ſie auf; dicht unter dem Fenſter iſt der Pfahl, wo die Gondeln halten. — Drüben drängt es maſſenhaft, Haus an Haus, arabiſch und gothiſch, die Namen Faliero, Capello betäuben dich mit den Erinnerungen, die ſie wecken. In jenem iſt Giovanni's Denkmal von Canova, aus dieſem ſtammte jener weibliche Don Juan, jene Bianca, die als Großherzogin von Florenz die glänzende Rolle ſpielte. Der Palaſt Peſaro, deſſen letzter Erbe in der Verbannung ſtarb, iſt jetzt, laut teſtamentariſcher Beſtimmung, die armeniſche Schule. Longhena baute das herrliche Schloß. Gothiſch oder germaniſch iſt Palaſt Piſano: griechiſch-arabiſche Struktur haben il Fondaco de' Turchi und Palazzo della Ca' d'Oro, der Familie Doro gehörig. Links drüben ſteht Palaſt Balbi in rieſenhaftem Pomp. Hier nimmt der Kanal eine Wendung; hier war der Auslauf in der Regatta, vom Altan des Hauſes Balbi ward den Siegern der Waſſerrennbahn der Preis ertheilt. — Auch einfache Antike drängte ſich mit der freien Bruſt ihrer ſtillen und doch ſo beredten Schönheit an den großen Kanal. Palaſt Manin, der Familie des letzten Dogen gehörig, iſt ein vollendetes Kunſtwerk, das Sanſovino erbaute. Auch Palaſt Contarini iſt von ſeinem Entwurf. Palaſt Grimani hat in ſeinen Gemächern eine Statue Agrippa's aus dem Pantheon, im Palaſt Labia, jener ſeltſamen ſchweren Baſtion mit dem ſchlanken Thurm, ſiehſt du Fresken von Tiepolo, dem jungen Zeitgenoſſen Tizians, den ſich Philipp der Zweite von Spanien von der Republik ausbat und den die ſpaniſchen Maler aus Eiferſucht vergifteten, ſobald er im Escurial ſeinen Pinſel verſucht. All das Einzelne, was die Kunſt hier geleiſtet, was der Reichthum geliefert, was der Stolz verbrochen, läßt ſich nicht verfolgen, deine lebendige Seele müßte ſich erſt in die ſchweinslederne Haut eines Antiquars verkriechen; dann ſchiffe eiligſt nach der Caſa Corner, da findeſt du ein Ungemach von Curioſitäten. Willſt du aber deine melancholiſche Seele lieber auf dem ſchwarzen Kanal ſchaukeln, ſo mache Halt an dem Palaſt Manin, dem ſchönen glatten Hauſe, und rufe in deinem Zorn die Manen des Verräthers herab, der ſein Vaterland überlieferte. Unſer Gondolier erzählte uns mit leiſen Flüchen die Geſchichte des letzten Dogen. Dann ließen wir uns an der nahen Rialtobrücke abſetzen und drängten uns in das Gewühl des lumpigen Volks.

Hier am Rialto iſt der Gemüſemarkt für die Menge, Melonen, Früchte, in köſtlicher Fülle terraſſenförmig aufgethürmt, beide Seiten der Brücke hinauf. Wenn es Abend wird, zittern hundert bunte Lichter hinter ölgetränktem Papier und in ausgehöhlten Kürbisköpfen. Nicht Branntwein, Aqua fresca und Limonienſaft kitzelt den Gaumen des Volks. Wie ſie mit den braunen Geſichtern ſich in die rothen Gurken einbeißen! Wie das für einen Kreuzer ſchwelgt, und lärmt, ſelig und witzig iſt!

Welch ein Gegenſatz! — Noch vor kurzem um uns her die ſtummen Zeugen des verſunkenen Stolzes, und hier die geſchwätzige Luſt, die aus einem Nichts Glück ſaugt und es wieder fortwirft. Dort der kranke Gram, der ſich auf Aſchenkrüge ſtützt, die ſelbſt ſchon in Trümmer ſinken. Und hier lauter geſunde Herzen, luſtige Ueppigkeit, die ſich tobend um eine Nußſchale entzweit, und ſich eben ſo leicht mit lautem Geſchrei verſöhnt. Hier iſt kein Platz für die geſunkene Vornehmigkeit, die mit Anmaßung bettelt: Signor, ein armer Adeliger! Hier iſt alles auf fliegenden Erwerb, auf luſtigen Vortheil geſtellt. — Wir trieben uns ſtundenlang im Gewühl herum; dieſe Polentaverkäufer, dieſe Kaſtanienbrater, dieſe köſtlichen Jungen mit großen Stücken geröſteter Waſſermelonen, ſind eine unſterbliche Race von Halbgöttern, während der entartete Adel die erbärmliche Hinfälligkeit der Kreatur zur Schau trägt. Wir ließen uns drängen, necken, und lachten mit. Endlich erſchöpft ſanken wir in die nächſte Trattorie. — Einen Shylok, einen alten wilden Gernutus, wie ihn die Sage nennt, fanden wir nicht unter den Knoblauchhaufen am Rialto. Eben ſo wenig unter den Prokuratien einen »königlichen Kaufmann«, wie uns jener Antonio aus dem Shakſpeare vorſchwebt.

Es bleibt uns noch die Architektur aus dem ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert. Denn auch das letzte hat ſich mit dem ganzen Jammer ſeiner Hinfälligkeit in Bauten manifeſtiren wollen. Wir müſſen an Palladio anknüpfen, der eine neue Combination antiker Säulenverhältniſſe aufbrachte, die griechiſche Einfachheit des Claſſiſchen mit römiſcher Prachtliebe verſetzte, wie es ſein Giorgio Maggiore, ſein Redentore auf der Giudecca, unter den Paläſten ſein Haus Grimmani aufzeigt. Beim Palaſt Peſaro erwähnte ich Longhena als Baumeiſter. Er war der Nachfolger Palladio's, wie dieſer Sanſovino's. Longhena baute die üppig glänzende Maria della Salute *). Sie ſteht rechts vor dir, wenn du in der »Europa« dein Standquartier haſt und die helle Mondnacht auf dem Altan zubringſt. Wie eine Braut geſchmückt, zur höchſten Feier des geheimnißvollen Lebens vorbereitet, ſo ſteht ſie da, im weißen lachenden Glanz,

---

*) Von ihm iſt ſonſt noch der innere Ausbau der Kirche der Santa Maria von Nazareth, die den Barfüßern (Carmelitani Scalzi) gehört; ihr Aeußeres iſt noch jünger. Die Kirche des heiligen Euſtach kann nicht viel über hundert Jahre alt ſein.

und doch bang und zitternd, als wollte der ſchöne hochgehobene Leib ſich plötzlich mit der weißen Kuppel in die ſchwarze Fluth zu deinen Füßen hinunterſtürzen. Oder neckt uns das täuſchende Mondlicht? Und wird auch aller Liebreiz hier geſpenſtiſch?

Wir haben geſtern bei hellem Sonnenſchein die Kirche beſucht. Sie iſt das letzte Kunſtwerk, das Venedig baute, im J. 1650, als Dank für die Befreiung von der Peſt. Sie iſt ganz Kuppel, ohne Ausbau der Flügel des lateiniſchen Kreuzes. Longhena hat hier das Aeußerſte geleiſtet, im kleinen Raum die Pracht der römiſchen Antike zu entwickeln; er ging hier, ohne ſie zu überſchreiten, bis an die Grenze, wo der Schmuck die Struktur zu lähmen und zu vernichten droht. An Gemälden ſind hier bedeutende Schätze. Eine Kreuzabnahme von Tizian iſt verdorben und ungenießbar. Auch ſeine Ausgießung des heiligen Geiſtes (mit der Jahreszahl 1541), ſeine Evangeliſten und Kirchenväter im Chor haben gelitten. In der Sakriſtei ſind Abels Tod, Abrahams Opfer, der Rieſe Goliath aus des großen Meiſters Schule. Will man Proben von der Ausartung der venezianiſchen Malerei, ſo bieten zwei große Stücke von Liberi dazu die Hand. Dieſer Liberi wird in Italien von den Ciceronen immer Cavalier titulirt, und man denkt an einen vornehmen Mann, der als Dilettant den Pinſel führte. Aber Liberi war ſo fruchtbar als ein profeſſionirter Künſtler. Er lebte lange nach Tizian, war nicht der Erbe ſeiner Kunſt, wohl aber der Erbe des Anſehns, zu welchem das Malergenie in Italien gelangte, nachdem die eigentlichen großen Talente längſt im Grabe ruhten. Ich kannte bisher zwei Bilder dieſes Cavaliers, die Dresden beſitzt, zwei widrige Venusgeſtalten, die in auserleſener Coquetterie vor dem Spiegel mit ſich ſelber buhlen. Die Stellung der einen Lüſternheit iſt beſonders widrig. Daß dergleichen in einer markloſen Spätzeit zu Ruhm verhalf, läßt ſich begreifen. Doch konnten auch ſeine religiöſen Bilder ihm Anſehen verſchaffen. Zur weichlichen Wolluſt geſellt ſich in der Regel die dumpfe Bigotterie. Hier in der Maria della Salute iſt ſeine Verkündigung. Große flatſchige Glieder, Alles geziert und doch tölpiſch, rozzo, wie der Italiener ſagt. Bezeichnend für den Sinn des Zeitalters iſt aber erſt die Beleuchtung. Es iſt die Schwüle der Gewitterſcene, das Temperament der geknechteten Furchtſamkeit, was im Bilde ſich ausſpricht. Der Engel, der die lichte Botſchaft bringt, erſcheint wie ein Abgeordneter des Zorns, die Kriegesfackel in der Hand. Die ſchwarzen Schatten rollen ſich feig zuſammen vor dem Schreckniß des grellen Lichts, wie gepeinigte Büßer, die nichts von dem Gott wiſſen, der als die Macht der Liebe und im Glanz der Heiterkeit mit freien Seelen verkehrt. — Indem ich mir aus den Bildern den Sinn der Zeitalter deute, fühle ich wohl, daß ich mich nicht zur eigentlich künſtleriſchen Betrachtung bequeme. Ich will gern auf dieſe verzichten, um das Menſchliche um ſo ſicherer zu faſſen. Wenn ich weiß, wie die Menſchen eines Jahrhunderts fühlten und dachten, ſo bin ich begnügt, ſo bin ich reicher an Mitbrüdern, theile mit ihnen Luſt und Leid. Als Handwerk Auserleſener, als Selbſtzweck iſt die Kunſt nur ein egoiſtiſch Spielzeug, das ich den Leuten gern zerbräche.

Was mich in der Kirche am meiſten beſchäftigte, waren drei Bilder von Luca Giordano. Dieſer Spätling *) iſt in Italien der letzte Maler von großem Umfang, ſo daß es wohl lohnt, ſich auch um ſeine Perſon zu bekümmern. An ſeinen Arbeiten läßt ſich nachweiſen, was aus der Kunſt wird, wenn ſie bloß Liebhaberei, nicht mehr Ausdruck des Nationalſinnes iſt, wenn ſie weder in der Religion des Zeitalters, noch in dem moraliſchen oder politiſchen Glauben des Volks ihren Inhalt hat. — Dieſer Luca lernte in Neapel bei jenem Ribera, den man in Italien lo Spagnoletto nannte. Auch ſein Vater Antonio war Maler, ein Pfuſcher, dem es ärmlich ging, und der das Talent des Sohns zum Geldverdienſt und zur Schnellarbeit anhielt. Er nahm Anträge auf Accord und Luca mußte ſie ausführen. Den ganzen Tag ſaß der arme Junge ohne zu muckſen. Wollte er Speiſe zu ſich nehmen, erzählt Lanzi, ſo legte er den Pinſel nicht aus der Hand, ſondern öffnete, wie ein unflügger Spatz, den Schnabel, Papa ſchob ihm haſtig die Speiſe hinein und munterte ihm zu: Luca, mach' hurtig! So entſtand der Name Luca fa presto. Und ſo ward Luca der ſtaunenswerthe Copiſt, der Dürer, Tizian, Rubens aufs täuſchendſte nachahmte. Raphael Mengs, unſer Landsmann, ſchrieb in einem ſeiner Briefe von einer Giordano'ſchen heiligen

---

*) Lebte von 1632—1705.

Familie im Style Raphaels, und äußerte, wer den Göttlichen nicht aufs genaueſte kenne, den müſſe dieſer geniale Betrüger täuſchen. — In Deutſchland, wo das Schreiben das Malen erſetzt, die Pinſel Gänſefedern ſind, da giebt es Schnellſchreiber. Steht die Entwickelung des Lebens irgend ſtill, verſchnauft ſich die Hiſtorie, ſo ſetzt es Heuſchrecken von Autoren und Thörinnen. Die Schnellſchreiber unter ihnen, die gelten dann für die Talente, und freilich ſind ſie ohne urſprüngliches Talent, das ſich aber vergeudete, nicht denkbar. Italien hatte ſeine Schnellmaler, und Luca galt in ſeiner Zeit Einigen für einen Proteus, Andere nannten ihn einen Blitzſtrahl in der Malerei. So weit bringen es unſere Schnellſchreiber nicht, die zähe deutſche Ehrlichkeit, die in einem öffentlichen Arbeiter immer noch einen Prieſter ſehen will, achtet ſie gering. Die Schnellmaler machten in Italien gute Figur bei Hofe; in Deutſchland würden jene Lafontaine's und Laun's mit der Gemüthlichkeit des Publikums gute Geſchäfte gemacht haben, wären in Deutſchland die Autoren ihre eigenen Geſchäftsführer. — Luca war an den Höfen ein geſuchter Mann. Karl der Zweite ließ ihn nach Madrid kommen und beſchäftigte ihn dreizehn Jahre lang. Coſimo der Dritte in Florenz ließ viel von ihm malen, und ſtellte ihm Aufgaben mit genauer Zeitbeſtimmung, wie man ſchnellfingerige und ſchnellköpfige Improviſatoren prüft *). Luca

---

*) Luca Giordano malte in Florenz auch die Kapelle Corſini und die Galerie Riccardi. Im Hauſe des Marcheſe Gino Capponi ſind ſeine Bacchanale, Frescoarbeiten.

war nicht bloß ein glänzender Virtuos, ein genialer Fabrikant, er war auch Taſchenſpieler, und malte nach Belieben in jedweder Manier. Hatte er künſtleriſche Gewiſſensbiſſe, regte ſich ein Etwas in ihm, das ihm zurief: Sei ehrlich, ſo ſchickte er ſich freilich an, auf den Genius zu horchen, aber er kam nicht mehr zu ſich ſelbſt, auch wenn man annimmt, daß ſein Selbſt bei weniger frivolem Verbrauch der Kräfte ſich anders geſtaltet hätte. Von allen Schulen, in deren Styl er ſich hineingearbeitet, blieb ihm vielleicht nichts Weſentliches haften, nur will man wiſſen, daß er ſich von Paolo Veroneſe, dem coquetten Zeitgenoſſen Tizians, den Grundſatz erlauſchte, durch raffinirte Verzierungen das Auge dergeſtalt zu beſtechen, daß es verwirrt und geblendet zum eigentlichen Thema des Bildes nicht mehr durchdringt. So ungefähr, nach unſerer Ausdrucksweiſe, ließ ſich die italieniſche Kritik zu ſeiner Zeit über ihn vernehmen. Lanzi ſagt gutmüthig von ihm, er mißbrauchte die Leichtigkeit ſeines Pinſels auf Koſten ſeiner Ehre. Von der Ehre abgeſehen, ſo mußte in Italien, nachdem der Kreis der Erfindung erſchöpft, die Technik aber in allen Nüancen gegeben war, der klügſte Spekulant der beſte Maler ſein. Wenn die Kunſt zur Spielerei geworden iſt, ſo iſt der Taſchenſpieler der beſte Künſtler; wenn ſie eine überkommene Erbſchaftsmaſſe ſein kann, ſo iſt der frivole Verſchwender mir lieber als der knauſerige Pedant. Schnell gewonnen, ſchnell zerronnen! Dieſer Satz iſt richtig, aber auch natürlich. — Von correcter Zeichnung kann bei Luca nicht eben die

Rede ſein, denn dieſe überkommt ſich nicht ſo, wie die Farbentechnik. Doch beſchuldigt man ihn auch in dieſer Hinſicht, daß er ohne Farbenauftrag, mit ungewöhnlich viel Oel gemalt habe, weshalb ſeine Bilder ſchnell von der Leinwand verſchwanden. So ſagt Mengs, wenn mir recht iſt. Was aber die Nachahmung aller Style betrifft, ſo hat dieſer unſer Landsmann, was bei Luca naiv und unſyſtematiſch war, recht eigentlich erſt organiſirt und nach Art deutſcher Gedankenmäßigkeit feſt gegliedert. Mengs fand ſeiner Zeit in der italieniſchen Malerei die größte Verworrenheit, den größten Miſchmaſch aller Manieren. Dies konnte deutſche Ordnungsliebe nicht aushalten, und Mengs gab den Italienern eine Aeſthetik des Geſchmacks, die freilich im Grunde nichts als eine Praktik für den ausübenden Maler iſt, der ohne Glauben an eigene Schöpferkraft, ohne den Drang nationaler oder religiöſer Motive, zum Pinſel greift, weil ihm ſeine Kunſt entweder als Pflicht, oder als Gewohnheit und Luxusartikel, überkommen iſt. Es geht uns Deutſchen ähnlich mit der Philoſophie, die ſich als ererbte Krankheit fortſchleppt, wie ein der Welt entzogenes Logenweſen ſich in ſich ſelber gliedern möchte, während ſie ſich ins Gewühl des Lebens tauchen müßte, um aus ihm als Phönix zu erſteigen. Mengs gab der Malerei eine ſchulgerechte Bildung, er rectificirte die Nachahmung, gab genau an, was von Raphael, was von Tizian anzunehmen ſei, was nicht, und ſo hat er den Eklekticismus ſyſtematiſirt; was Luca nur aus genialem Leichtſinn verübte, hat der gründliche deutſche Denker erſt recht mit erbärmlicher Gewiſſenhaftigkeit befeſtigt. Die eigenen Bilder, die wir von Mengs kennen, ſind verſtändige Quodlibets, über deren Ungereimtheiten der goldene Firniß einer mit ſich fertigen und conſequenten Bildung täuſcht. — Die drei Bilder von Luca Giordano in der Maria della Salute ſind mehr als Täuſchung. Auf den erſten Blick will uns bedünken, hier ſei Rubens copirt oder angeſtrebt; aber man macht an den Bildern bald eine Entdeckung, die Entdeckung von etwas Wahrem. Wahr für den Künſtler nenn' ich, wenn er ſich nicht belügt, wenn er ſich ſelbſt giebt, ſei es, daß er ſich im Objecte findet, oder das Object nach ſich geſtaltet und ſich aneignet. Dieſe Scene der Geburt des Herrn iſt allem Ideal weit entlegen, dieſe Mutter, die hier den Gott gebiert, hat keine Ahnung von der Bedeutſamkeit des Wunders. Aber es ſind lauter wahre Menſchen auf dem Bilde, der Maler hat ſie nicht erheuchelt, ſie nicht nach überkommener Ankünſtelei, ſondern mit einem natürlichen Griff ins wirkliche Leben geſchaffen. Dieſe Gruppe Menſchen beſteht aus neapolitaner Fiſchern und gemeinen Leuten. Darum ſind ſie ſo wahr, ſo echt, weil ſie Luca in ſeiner Wirklichkeit erlebte. Warum hielt ihn ſein guter Genius nicht in dieſem Gebiet feſt? Waren die Geſtalten großer Hiſtorie, waren die Ideale religiöſer Hochempfindung, waren alle Richtungen Italiens erledigt, das Genrebild, das aus der Volksmaſſe gegriffen wird, war noch anzubauen, nicht Rubens nachzuahmen, ſondern ſelbſt Rubens zu ſein auf dem eignen angehörigen Nationalboden des neapolitaner Lebens. Seltſam, daß weder Luca, noch Ribera die Poeſie der Lumpe von Neapel begriffen. Will man ſagen, das ſei der Kunſt des Südens fern geblieben, es ſei Aufgabe der niederländiſchen Malerei, ſich im Schmutz des Werkellebens zu wälzen, ſo irrt man; für Spanien hat der gottvolle Murillo, der an Madonnen das Höchſte in aller Welt geleiſtet, auch die grata proservitas des Volks, die luſtige Verworfenheit des Lumps, mit allem Zauber des Genie's hingeſtellt. Für die Kunſt iſt kein menſchliches Lebensgebiet zu gering; leider aber giebt es ganze Epochen, wo ſie, aller Gegenwart los und ledig, alles wahrhaften Inhalts baar, ſich nur als Affectation der Schulen, als kränklicher Götzendienſt der Dilettanten weiter ſchleppt.

Die Kunſt hat viel geſündigt in der Welt, und nur weil ſie viel geliebt hat, kann ihr vergeben werden. Verwahrloſt wurde ſie ſtets, wo ſie abgöttiſch als Selbſtzweck angebetet wurde. Wo das Genie, das wahrhafte Talent ſich ihrer bemächtigte, war ſie nichts als die Form für den heiligen Inhalt des Menſchenlebens.

Auch in ihren Aufgaben, in dem Uebergreifen und Vermiſchen ihrer Sphären kann die Kunſt viel irren. — Auf dem Altar in Maria della Salute ſteht die ſiegreiche Mutter Gottes in Marmor, wie ſie die Dämonen der Peſt niederwirft und verjagt. Vermag das die Sculptur? Kann ſie Geſtalten in fliehender Bewegung feſthalten? Der Catalog nennt den Meiſter: Curt Tedesco. — Nun, von den Deutſchen iſt man gewohnt, daß ſie gründlich feſthalten, was die Andern in ihrem Leichtſinn hinwerfen. — Die Arbeit iſt als Arbeit ſehr ſchön, die Geſtalt der Madonna, die von der ganzen Gruppe allein in Ruhe beharrt, auch äſthetiſch, nicht bloß techniſch ein Meiſterſtück.

Deutſche Kaufleute, die hier anſäſſig ſind, führten uns neulich in ihre Glasperlenfabriken auf der Inſel Murano. Die venezianiſchen Spiegel, die hier verfertigt werden, haben ſeit lange ihre Berühmtheit verloren. Nur ſeit kurzem, ſeitdem deutſcher Verſtand böhmiſche Arbeiter kommen ließ, hebt ſich in etwas dieſer Zweig der Fabrikthätigkeit. Glasperlen werden noch immer ſtark producirt, aber nicht mehr geſchliffen. Man ſendet ſie nach Böhmen und bezieht ſie, vielleicht das Einzige, was geſchliffen aus Böhmen kommt, von dort aus den Schleifereien wieder her. Das italieniſche Volk iſt nur ſchwer an moderne Fabrikarbeit zu gewöhnen; man müßte alſo deutſchen Fleiß hierher beordern, ganze Colonien anlegen. Mit der italieniſchen Romantik iſt es ja doch aus! Oeſtreich ſollte nicht zögern, Hand anzulegen, aber Altöſtreich fürchtet ſich vor aller Entſchiedenheit. Langſam hebt ſich der Handel, ſagten die deutſchen Herren; im Jahr 1839 ſollen allein dreißig griechiſche Schiffe hier eingelaufen ſein. Der Verkehr mit den Griechen iſt bequem, ſie nehmen kein Geld für das was ſie bringen, ſie tauſchen Waaren ein; es geht viel Holz nach Griechenland. In

Venedig ſoll noch großer Reichthum ſtecken, aber er liegt brach. Die heruntergekommenen alten Familien erheben ſich jetzt gemach, denn ſie fangen an, ſich zu bequemen; lange Zeit lebten ſie immer noch auf altem Fuß mit einem großen Troß Dienerſchaft; ſie lernen allmälig ſich einfacher einrichten.

Die merkantilen Herren, gute Schwaben und gemächliche Oeſtreicher, erzählten uns auch vom Principe Odescalchi, der in Rom den Kardinalshut ablegte und etwa vor drei Jahren zu Verona in die Geſellſchaft der Jeſuiten trat. Er war vor kurzem in Venedig, um die hieſige Jeſuitenkirche im Namen ſeines Ordens in Anſpruch zu nehmen. Die Gebäude der Kirche ſind zum Theil an einen Perlenhändler verkauft, der ſie zu ſeinem Bedarf verwandte; das Kloſter ſelbſt iſt Kaſerne. Privatrecht und Staat wollen nun dem ältern Anſpruch der Geſellſchaft die ihren Verluſt niemals rechtlich eingeſtand, nicht weichen; indeſſen glaubt man doch an die Wiederherſtellung der Jeſuiten in Venedig.

Dies gab uns Veranlaſſung, die Maria aſſunta, die Jeſuitenkirche, zu beſuchen; wir wußten ohnedies von dem großen Schatz, den ſie an einem Tizian beſitzt. Das Gebäude iſt aus den Zwanzigern des vorigen Jahrhunderts. Die Façade vereinigt mit dem Pompe ihrer römiſchen Säulen zugleich die ganze Süßlichkeit eines für alles Große verſchloſſenen Seins und giebt das Gemiſch der widerſtrebendſten Contraſte. Ueber der Thür rechts neben dem Strahlenauge des heiligen Geiſtes knieen Engel; am breiten Bogenfeſter darüber flattern ebenfalls zwei fliegende Weſen, die ein Tuch breiten; auf dem Fronton ſchwebt die gen Himmel Fahrende, zu beiden Seiten kriechen geflügelte Engelgeſtalten in knieender Haltung zu ihr hinauf. »Und ſprächet Ihr mit Engelzungen«, ſagte ich beim Eintritt, »und hättet der Liebe nicht, Ihr wäret doch nur klingend Erz und eine tönende Schelle!« — Im Innern der Kirche wiederholt ſich die peinliche Spielerei in geſchmackloſer Ueberladung. Bunter Marmor iſt grillenhaft durcheinandergeworfen, die Säulen am Altar ſind durch widerſinnigen Schmuck entſtellt; ein erlahmtes Zeitalter wollte ſich hier durch raffinirte Reizmittel zur Frömmigkeit ſtacheln. Die Größe ſtand euch fern; die Schönheit hatte ſich von euch gewandt und ſo wolltet ihr denn wenigſtens pikant ſein und die Sinne frottiren, da ihr unfähig waret, ſie zu beflügeln und zu begeiſtern. Und das iſt euch hier ſo gelungen, daß ich an eurem Verſtande zweifele.

Vor Tizians Bilde muß man den Raum vergeſſen, um ſich zu ſammeln. Und dies wird leicht, denn der Meiſter nimmt hier wie ein Zauberer deine Sinne gefangen, reißt dich gewaltſam in ſeine Kreiſe, ſchüttelt deine Seele mit wildem Schrecken, bis ſie betäubt hinſinkt. Und wenn du die Augen wieder hebſt, leuchtet dir mitten durch den Graus qualenvoller Erdennacht der Lichtglanz unſterblichen Lebens.

Wo ſoll man Fuß faſſen, wenn man ſich wieder zurückfühlt in die ſinnliche Welt? Wo anknüpfen auf bekanntem Gebiet, in verwandter Kunſt? Die Dichtung aller Zeiten mit ihrer beſchreibenden, langſam ſchildernden Weiſe erſcheint uns arm, ſie hat nirgends Hölle und Himmel ſo nahe an einandergerückt, nirgends beides in einem einzigen Akt des Menſchenlebens uns ſo nahe gebracht.

Es iſt der Martertod des heiligen Laurentius, der ſich wie ein Erlebniß vor uns drängt. Es iſt eben ſo ſchwer, ſich in das Bild hineinzufinden, als ſich wieder herauszuretten. — Im Vordergrunde liegt der Heilige auf dem Roſte. Die Gluth wird geſchürt, die Glieder bäumen ſich. Entſetzenvoll ergreift uns der Gedanke: hat ſich Tizian hier verirrt, kann der Genius ſich mit der Wildheit begatten, um ſolchen Schauder auf der Leinewand feſtzuhalten? Unſer Blick ſchreckt zurück, irrt umher; er dürſtet nach Rache und ſucht die Peiniger zu faſſen. Hinten iſt alles in Nacht gehüllt; der rothe Schein greller Fackeln iſt nur dazu da, um fühlbar zu machen, wie dunkel die Finſterniß. Zwiſchen Dampf und Qualm ſchimmern antike Hallen, einzelne Köpfe tauchen auf, ſchwarzbraune Geſichter, Helme und Lanzen. Die römiſche Gerechtigkeit ſitzt auf dem ſteinernen Stuhl, der Buchſtabe der Welt ſitzt ſtarr zu Gericht, die Tyrannei der Satzung trägt den Purpur. Vorn aber hat die Majeſtät der Dummheit ihre getreuen Diener, rieſenhafte Männer ſchüren die Gluth, deren Schein ihre nackten Arme röthet. Die wilde Gemeinheit iſt ſo ſchrecklich getreu im Dienſt, als hinge daran ihr Wohl und

Wehe. Hinten ſo ſtarr und feſt die Urtheilsſprecher, und vorn ſo willfährig, ſo gewiſſenhaft ſorgſam die Vollſtrecker. Dort kein Erbarmen und hier der blöde Stumpfſinn, dort das ſteinerne Geſetz und hier die geſchäftige Pflichterfüllung, beides in die Unſicherheit der Nacht verſenkt und doch voll ſchreckhafter Wirklichkeit. So hin- und hergetrieben, keuchend und händeringend ſinken wir unter der Qual des Schmerzes zuſammen, die Glieder zucken, unter Schaudern geben wir uns gefangen, Alles, was Gott heißt, ſchwindet, die Hölle ſiegt. So mit den Vollziehern der Schreckensthat beſchäftigt, mochte ſich das ſcheue Auge nicht wieder nach dem Opfer wenden, wir glaubten ſchon den Qualen der Zurüſtung zu erliegen. Aber gerade der Heilige ſelbſt richtet uns auf aus der wilden Verworrenheit, in die uns der Schmerz geworfen. Der Anblick des heiligen Lorenz erweckt uns den Glauben an Unſterblichkeit. Sein Leib ſtirbt wirklich, die Glieder, die man über den Roſt gebreitet, ſind vergänglicher Stoff, ſie ſind der Wuth und der Gemeinheit des Lebens preisgegeben. Aber mitten durch die Nacht glänzt ihm das Auge Gottes; eine lichte, weiße Helligkeit, nur für ihn erſichtlich, ſtrömt von oben herab und badet ſein aufgelöſtes Angeſicht. Mitten in der wilden Nacht der ſchaudervollen Menſchenwelt ergreift ihn die Verzückung des ewigen Lebens, die Bruſt hebt ſich himmelwärts als wäre ſie's, die ſeine Seele als ihr Gefäß hinüberträgt, aber aus den Augen dringt es ſchon weiter hinauf, der Hauch der Lippen fließt ſchon mit dem lichten Streif zuſammen und eine freundliche Seligkeit durchrieſelt uns und ſühnt den grauſen Mord, den die Knechte der Erdenwelt vollziehen. Das Geheimniß der Unſterblichkeit der Seele iſt hier im Bilde offenbar. Der Leib ſtirbt, der Geiſt geht himmelan; das iſt der Sinn des Bildes. Gehört es zu den geheimen Geſetzen der Kunſt, daß ſie uns jedes ihrer Objecte wie ein Erlebniß unſers eignen Selbſt übergiebt und aufdrängt, ſo müſſen wir hier auch allen Schauder der Marterqual durchfühlen, um die Seligkeit im Gefühl der Unſterblichkeit zu ſchmecken. Ohne Wunden giebt es kein Gefühl der Geneſung, ohne Erdennacht kein Himmelslicht. Wollt ihr die Fülle des Daſeins genießen, der Wahrheit näher kommen, nehmt auch die Schmerzen der Welt in euch auf. In Jenſeits und Diesſeits, in Luſt und Wehe, Himmel und Erde hat nur die Thorheit der Menſchen die Welt zertheilt.

Die denkende Kraft des menſchlichen Geiſtes hält leicht einen Gegenſtand für abgethan, für überwunden und die empfangende Thätigkeit der Seele hält ihn noch mit einer weiblichen Treue feſt, die, als ob ſie des Beſitzes nicht ganz ſicher, mit zärtlicher Bangigkeit ihn bewacht und behütet. Wie ich dieſe Nacht in die Höhe fuhr, — es war kein himmliſcher Lichtſtreif, der mich hinaufzog, aber die Qualen des Heiligen brannten in mir. Meine Gedanken — falls das Gedanken ſind, was uns im Schlafe auf- und niederjagt, und nicht vielmehr animaliſche Triebe unklar webender Gewalten — mein inneres Selbſt war noch nicht fertig mit jenem Bilde. Es war dunkel um mich, ich hatte das Fenſter verſetzt, um den Schimmer des Nachtlichts fern zu halten. Um ſo mehr war ich mit nächtlicher Aufregung beeifert, das Bild des Meiſters mir gegenwärtig zu machen, meine Vorſtellung bis an die Grenze der Viſion zu rücken. Das Bild hat drei Lichtwirkungen, die verſchiedentlich in einander greifen, ohne doch die ſchwere Nacht zu lichten, die auf dem Ganzen laſtet. Die ganze Gruppe ward vor mir lebendig, aber ich fand die Verſöhnung nicht heraus, ich fühlte den dürren rothen Brand unter dem Holzſtoß, ich fühlte den grellen Fackelſchein der Umſtehenden; aber der ätheriſche Lichtſtrahl, den die Engel vom Himmel niedergießen, wollte nicht über mich kommen, die Kraft, die ſein unſterblich Theil in den Schooß des ewigen Lebens trägt, wollte an mir nicht wirkſam werden. Und wie ich ſo mit all' meinem Denken an dem Bilde zu Schanden ward, da fühlte ich, wie ſehr es mir zum vollen Daſein an Harmonie gebricht, um die Seligkeit eines ſchon hienieden unſterblichen Lebens zu empfinden. Dieſe Seligkeit bezeichnet den echten Dichtergeiſt, er mag den Pinſel führen, auf den Geſang der Sphären lauſchen, oder ein Johannes auf dem Fittig des Adlers ſchweben. Bin ich zu ſehr ein quäleriſcher Geiſt, um an Seligkeit Theil zu haben?

Mir ſo die Schuld beimeſſend, nahm ich doch die Unſicherheit über das Bild mit hinüber in mein waches

Bewußtſein. Es blieb mir in der Seele das Ungenüge, irgend ein Aufſchluß fehlte hier noch, um das Verſtändniß zu beſiegeln. Dieſes ward mir ſpäter nicht eher, als bis ich im Lanzi erfuhr, im Eſcurial ſei eine Wiederholung des Tizianiſchen Bildes. Nun ſo hat er es in Spanien gemalt! rief ich aus, oder die Elemente zu dieſem Bilde aus Spanien mitgebracht, es athmet ſpaniſche Luft. Die Wolluſt der Folterqualen, der Sieg des brechendes Auges, das iſt hier zum Gedicht geworden, im Bewußtſein eines freies Geiſtes wieder erzeugt. Wer die Macht der Einflüſſe kennt, die dem Künſtler, auch dem dichtenden, aus ſeiner Umgebung erwachſen, der verſteht nun ganz das Bild des heiligen Lorenzo, wenn er weiß, daß es in Spanien gemalt oder gedacht wurde. Und daß Tizian unter Karl dem Fünften und unter deſſen Söhnen zu wiederholten Malen am madrider Hofe war, dort malte und Schüler zog, dies berichten die Geſchichtſchreiber ganz einfach.

Wer Tizian bloß nach ſeinem »Chriſtus mit dem Zinsgroſchen« kennt, der kennt freilich eine bedeutende, aber doch nur Eine Seite ſeines Weſens. In Deutſchland iſt dies Bild von Dresden aus bekannt, in Italien wimmelt es von Copien deſſelben, deren einige vielleicht auch Wiederholungen von Tizians eigner Hand ſein mögen *). Tizian hatte von Natur einen gediegenen ruhigen Forſchergeiſt, der unerbittlich auf das Weſen der Sache drang. Jenen Heroismus kriegeriſcher Männergeſtalten, den wir in ſeinen Bildern finden, ſchrieb er nicht bloß als Copiſt aus der Wirklichkeit ab, er trug ihn in ſich, die geſchloſſene Kraft der bewußten Ruhe liegt in ſeinen eigenen Zügen als Trotz, als Geiſt männlicher Feſtigkeit ausgeprägt. Er war als Portraitiſt der Maler der Männerwelt. Dies macht ihn auch zum Maler des proteſtantiſchen Chriſtenthums. Im katholiſchen Chriſtenthum iſt Chriſtus nicht. Er feiert die Wunder ſeines Kommens und Scheidens, und thut Buße um ſeiner blutenden Mahle willen, macht ſich die Martyrgeſchichte ſeines phyſiſchen Leidens in getreuer Sorgfalt gegenwärtig, aber er kennt den lehrenden Chriſtus nicht. Den weiſen Jeſus von Nazareth, dieſen Socrates des Chriſtenthums, und den wunderthätigen Propheten, der das Judenthum feſthält, den alten Bund mit der Kraft ſeines Geiſtes beſiegelnd, dieſen Jeſus Chriſtus hat der Mariendienſt verdrängt, ihn hat erſt der Proteſtantismus von neuem entdeckt und aus dem Tempelſchutt der zerſchlagenen katholiſchen Heiligenbilder heraus geholt. Er

---

*) Es wird erzählt, Tizian habe oft ſein Arbeitszimmer abſichtlich offen gelaſſen, damit ſeine Schüler heimlich copiren konnten. Kamen nachher dergleichen Copien zu Verkauf, ſo brachte er ſie gern wieder an ſich, und überarbeitete ſie, ſo daß ſie für Originale galten.

gehört dem Proteſtantismus. Und der Maler dieſes Chriſtus iſt Tizian, wie er denn überhaupt als Venezianer den Norden Italiens vertritt. Im Palaſt Barbarigo iſt ſein Chriſtus mit der Weltkugel ganz dieſelbe Geſtalt mit der entſchloſſenen Heroenkraft des bewußten Mannes und doch mit all' der tiefen Fülle, die ſich ſtill hält mit ernſter Kraft aber ohne Strenge, gewaltig, aber ohne Gewaltſamkeit die Welt bezwingt. Vor dem Phariſäer mit dem Zinsgroſchen tritt Chriſtus etwas erblaſſend zurück. Es iſt der Schreck des edlen Herzens, was ihn hier vor der dreiſten Gemeinheit leiſe beſchleicht, ein moraliſcher Ingrimm, der ſich zügelt und der Kraft der ruhigen Milde Platz gönnt. — In der Manier der Pinſelführung hält man dieſen Chriſtus für einzig und von allen andern Tizianiſchen Gemälden unterſchieden. Während ich in der Auffaſſung der Geſtalt des Herrn Proteſtantismus finde, wollen die Kenner der Technik Deutſchheit in der Ausführung finden, das Bild, ſagen ſie mit dem neueſten pariſer Kunſtwort, habe einen ganz eigenthümlichen fion. Fion iſt der unbewußte Griff, der geheime Ductus, in dem ſich die Hand des Künſtlers verräth. Es iſt in dieſem Stück nicht ganz die mikrologiſche Deutſchheit, die uns die Fleiſchporen zählen läßt, den Widerſchein der Gegenſtände in den Augäpfeln getreu wieder giebt, die Haare auf der Hand, geſchweige auf dem Haupte, langſam addirt; aber es iſt von alle dem ein Etwas in dieſem Bilde und die Verwandtſchaft mit deutſchem Geiſt, die ſich innerlich bekundet, iſt auch äußerlich nachweisbar.

Tizian hat hier mit Albrecht Dürer wetteifern wollen, ſagt geradezu ein italieniſcher Kunſtkritiker. Dürer war 1495 und 1506 in Venedig *). Seine Briefe an Pirkhaimer berichten weniger von Tizian als von Giorgione, der damals mehr im Schwung war; aber Meiſter Albrecht ſchwärmte für die ganze venezianiſche Malerei und die Gegenwirkung des Deutſchen auf dieſe iſt im Ganzen und Großen wohl unläugbar genug. Tizian iſt mir heute in einem ganz neuen Lichte erſchienen und noch mit zaghafter Hand greife ich nach den Tönen der Sprache, um die Muſik des Eindrucks wieder zugeben. Wir waren in der Santa Catarina. Dieſe kleine alte Kirche wird wenig, ſchon weil ſie ſo entlegen iſt, von Fremden beſucht. Das ſonſt treffliche Handbuch von Neigebauer weiß auch in dritter vermehrter und verbeſſerter Auflage nichts von einem Schatze, der hier verborgen. Auch Eduard Förſter, der bewanderte Maler und Kunſtkritiker, der laut Vorrede ſeines Handbuchs Italien fünf Mal durchkreuzte, kennt ihn nicht. Unſer italieniſcher Guida di Venezia (vom Jahr 1825) verſetzt das Bild, das ich meine, in die Sakriſtei von San Marziale, wo es auch

---

*) Tizian war damals achtzehn und neunundzwanzig Jahre alt. —

Zanetti führt von Dürer ein Bild im Rathhausſaale der Zehnmänner an: Chriſtus dem Volke vorgeſtellt. In der Casa Correr iſt der Plan von Venedig, von Albrecht Dürer in Holz geſchnitten, nebſt Abdrücken deſſelben mit der Jahreszahl 1500 verſehen.

Lanzi weiß. Ich erfuhr nicht, ſeit wann es die heilige Katharina beſitzt. Es hängt dort gleich beim Eintritt zur Rechten. Der Küſter verſteht es, ihm trotz der Ungunſt des Ortes die rechte Beleuchtung zu geben, indem er mit dem alten Trödel einer Gardine den falſchen Reflex am Seitenfenſter ſchließt. Vor dem Pfeiler, zur rechten des Bildes und etwas fern, da laß dir den Standpunkt gefallen, zwiſchen den Betpulten, deren du nicht bedarfſt. Oder du müßteſt ſie denn vor das Bild hinrücken und vor ihm dein Knie beugen wollen. Was du getreulich darfſt. Wenn irgendwo, hier iſt ein Gott lebendig geworden, in dieſem Widerſchein des Lebens. Ja, geht nur beten zu dieſem Bilde, ihr treibt ja ſonſt ſo fleißigen Götzendienſt mit vergänglichem Staub. Ihr braucht hier nicht in Sack und Aſche zu knieen, ihr könnt hier lachenden Geiſtes beten, denn der Gedanke eines unſterblichen Geiſtes wird euch durchleuchten.

Der Erzengel Raphael ſchreitet im Bilde auf euch zu, an der Hand den kleinen Buben Tobias, der im monotonen Tritt, wie ein getreues Hündchen, Schritt hält. Wohl bekundet der poeſievolle Schwung der Engelsgeſtalt ein hohes Weſen, deſſen fliegendes Gewand der Gürtel der Unſterblichkeit bindet. Aber der Rhytmus ſeines Schreitens iſt geſänftigt, die milde Freundlichkeit, die in ſeinem Antlitz thront, zügelt die Schnellkraft, die in ſeinen Gliedern bebt, ſo innig zutraulich iſt die Herablaſſung des Himmels, daß die kleine Erdenkreatur gutes Muths zu ihm aufblickt und mit der Einfalt treuherziger Zuverſicht ihm zu Seiten bleibt. Der Junge arbeitet ſichtlich mit den Füßen, er muß jede Spanne breit mühſam erobern, während am Gefährten jeder Zoll geflügelt erſcheint, der ganze Leib ſich badet im Lufthauch eines verklärten Lebens. — So ſchritt im Paradieſe der erſte Menſch an der Hand eines Engels. Warum hat man von Adam immer nur die Vorſtellung des im Wachsthum vollendeten Menſchen? Zum Paradieſe gehört die Unſchuld der Kindernatur. Nur langſam trat der erwachſene Menſch aus dieſer Gottgemeinſchaft heraus, erſt den Jüngling lockte die Sehnſucht ins Ungewiſſe, erſt der Mann verfeſtigte den Zwieſpalt mit dem Trotz entſchiedener Selbſtentwicklung. Die verlorne Eintracht mußte nun der Menſchengeiſt mühſam als die Arbeit der Jahrhunderte in der langſamen Einigung mit Gott wieder ſuchen, bis er ſie im Erlöſer fand. Und im Erlöſer war die Kindheit zum Manne erwachſen, der ſie lehrte. Wir feiern die Heiligkeit des Chriſtkindes, der lehrende Chriſtus verweiſ't auf das Paradies der Zukunft, auf den Himmel, als auf ein Erbtheil der Kindernatur. Und im Anblick jedes neugebornen Weſens überkommt es uns wie ein Hauch vom alten längſt verlornen Paradieſe, die Möglichkeit eines neugebornen Heilands tritt mit jedem neuen Sproß ins Leben. Der Urmenſch war und iſt das Kind und Tizians Urmenſch iſt nicht das weichgebettete Knäblein, vor dem bärtige Hirten und Rinder in ſtiere Anbetung verſinken, Tizian malte einen tapfern Jungen, der ſich derb entwickelt, kräftig trabt und zutraulich dreiſt ſich zumuthet, mit dem Boten der Unſterblichkeit Schritt zu halten. Es iſt ſtaunenswerth, wie hier die Malerei dieſen Zuſammenhang zwiſchen Ewigem und Irdiſchem, dieſes in unſern Tagen ſo quäleriſch getrübte »Hereinreichen der Geiſterwelt«, in dem traulichen Augenverkehr beider Geſtalten zur Erſcheinung bringen konnte. Engel und Kreatur faſſen ſich ſo mächtig mit den Blicken und was ſonſt nur Muſik mit ihrem fliegenden Rauſch auf Momente zu geben vermag, das ſteht hier feſt in Farben auf ſchlichter Leinewand, für die Augen faßlich, wenn ſie geübt ſind, deiner Seele Werkzeug zu ſein. Und dieſe Verſchmelzung Himmels und der Erden wird möglich bei allem feſtgehaltenen Unterſchied der beiden Weſen. Auch äußerlich bleibt er ein fertiger, die Natur der Geſtalten verrinnt und verläuft nicht in einander, Himmel und Erde bleibt in Beiden getrennt. Beide Figuren haben eine raſche fortdrängende Bewegung, aber wie Kothurn und Soccus, wie der Schritt oberer und niederer Götter iſt ihr Gang, obwohl ſie Tact halten, völlig verſchieden. Der Erzengel hat ſchwebende Glieder, obſchon die Flügel niederhangen, jeder Bauſch ſeines Kleides iſt eine Welle, die im Luftmeer bebt. Tobiolo, wie unſer Cuſtos den kleinen Tobias nannte, hat in ſeinem flatternden Gewande ganz andere Linien und Winkel und der Kopf des Jungen iſt ſo venezianiſch im Schnitt der Naſe, wie in der ſchwarzbraunen Farbe, daß Niemand zweifelt, hier laufe ein veritabler Burſche neben der ſeraphiſchen

Schönheit eines herabgeſtiegenen Geiſtes. — Das Altarblatt der Kirche iſt die Vermählung der heiligen Katharina von Paul Veroneſe. Einzelne Figuren ſind ſehr ſchön und neu, was an Bildern dieſes Malers, wo man es findet, hervorzuheben ſein dürfte, da er ſich häufig genug wiederholt. Der blonde Novize, der im Hintergrunde die Hände breitet, iſt ſehr ſchön gedacht und ausgeführt. Er ſieht aus wie der weltliche Bräutigam der Heiligen, der nun dem himmliſchen weichen muß und ſich gottgefällig darein fügt. Freilich ſtreift Paolo nicht ſelten mitten in ſeinen heiligen Stoffen an den Witz und an die coquetten Einfälle weltlicher Stimmung.

Noch an demſelben Tage waren wir mit dem Meiſter aus Verona vielfach beſchäftigt. In San Sebaſtian iſt der eigentliche Schauplatz ſeiner Malerthaten. Er hatte, wie es heißt, ſeinen Nebenbuhler, der den Stolzen in der Gunſt einer Venezianerin verdrängte, ich weiß nicht, ob im Zweikampf getödtet, oder nach einem Wortgefecht unabſichtlich, aber eben ſo gewiß leblos zu Boden geſtreckt. Flüchtigen Fußes fand er bei den Kloſterbrüdern des heiligen Sebaſtian Schutz. In dieſem Verſteck malte er fleißig, zum Theil ſchon aus Dankbarkeit für Kirche und Refectorium. Auch ruhen hier ſeine Gebeine; ſeine Büſte ſteht über ſeinem Grabe. Ein echter Nobile, ſtolz und herriſch, coquett, aber im feſten Bewußtſein ſeiner Kraft; ſo bezeichnet ſich der Schnitt dieſer Züge. Verona ſtand im Ruf männlicher Schönheiten, wie Mailand die ſchönſten Frauen hatte; doch iſt der ganze Menſchenſchlag der Lombarden ein kernig Volk, phyſiſch edel, mit heroiſchem Gliederbau. — Die Kirche hat eine kleine heilige Familie von ihm, einen Chriſtus am Kreuz, der zu Cagliari's beſten Bildern gehört. Maria iſt todtenblaß am Schaft des Holzes niedergeſunken, eine Dienerin hält ihr ſterbendes Haupt. Magdalena ſieht weinend hinauf zum Vollendeten. Rechts ſteht ein zarter Johannes. Veroneſe's Pinſel iſt hier innig und innerlich, wie ſonſt nirgends. Dem Schutzpatron der Kirche zu Ehren malte er zwei große Bilder, die dieſen Heiligen in den beiden Momenten ſeines zweifachen Martyrthums zum Gegenſtand haben. Sanct Sebaſtian ſelber iſt für Veroneſe Nebenſache. Es kommt ihm nicht bei, den ſterbenden Dulder in ſeiner Heiligung und Verklärung zu faſſen, er nimmt den Todesact als hiſtoriſches, als äußeres Factum, als Vorwand für ſeine Arbeit. Seine künſtleriſche Intention geht auf die Pracht der Lebenden, die ſich hier zu ſeiner Feier um ihn ſammeln. So entwickelt er denn ſelbſt vor dem Lager des Martyrs den Pomp der ſtolzen Toilette. Mich dünkt, man hört die Gewänder rauſchen, die Roben knittern. Auf dem zweiten Bilde drängen ſich die Märtyrer zum Tode, wie zu einem Triumphzuge, und die Umſtehenden machen ein Feſt aus dem Hingange der Erkornen. Wie verſchieden Tizian, wenn er den leidenden Sanct Lorenz malt, leiblich ſterben und geiſtig himmelfahren läßt, ſo daß die Barbarei der Menſchen ſeine benedeite Seele nicht mehr anficht!

Der Veroneſe malte mit einer faſt genialen Leichtigkeit und Sicherheit. Der helle Grund, den er liebt, das Gelbroth und Gelbweiß ſeiner Lichtpunkte, die das Auge in einem Glanz voll Heiterkeit ſchwelgen laſſen, ohne zu blenden, weil ſie durch leichte bläuliche Schatten gehoben ſind, endlich die gelungene Rundung ſeiner Geſtalten, die er ohne grellen Kampf von Licht und Dunkel erreicht, während Tintoretto ſie durch einen kraſſen Widerſtreit zu erzwingen ſucht: das alles bekundet den glücklichen Genoſſen der großen Periode, nur daß er die Schätze ſeines Wiſſens vergeudet, die Geheimniſſe der Kunſt prahleriſch zu Markte trägt. In Verona hatte Paolo Cagliari nicht recht gedeihen können. Erſt in Venedig, als er Tizian ſtudirte, ſich an Albrecht Dürer und an den Antiken bildete, entwickelte er ſeine Kräfte. Venedig gab ihm auch die geiſtige Richtung und er verfiel recht eigentlich dem ſtolzen Prunke der Republik. Der Geſandte Grimani nahm ihn mit nach Rom. Seitdem erſt regte Paolo ſeine Flügel. Mit glänzenden Entwürfen kehrte er zurück. Er malte im Auftrage des Staates das eine der drei großen Deckengemälde, die den Saal del maggior consiglio im Dogenpalaſt ſchmücken. Die Venezia mit dem Dogen da Ponte unter den Göttern iſt von Tintoretto Robuſti; Venezia, vom Siege gekrönt, von den Tugenden umgeben, iſt von Palma. Das dritte Stück malte der Veroneſe. Ebenfalls eine Vergötterung der Venezia la dominante, wie die Stolze hieß. Königlich gekleidet, ſteht ſie da vom Ruhm gekrönt, von der Fama gefeiert, von den Göttinnen der Ehre, der Freiheit, des Friedens geleitet, während Juno und Ceres Größe und Glückſeligkeit um ſie her auf ihrem Wege verbreiten. Als Publicum malte er eine Menge Matronen mit Kindern, Herren in allerlei Staatstracht; vorn berittene Krieger mit Siegstrophäen, Fahnenträger, Zigeuner, Türken, Mohren, die ganze Welt als Folio der Herrſcherin. Alles prunkt bei ihm im Glanze der Mittagsſonne, alle dieſe ſtrahlenden Geſichter ſind voll vom Bewußtſein ihres Glücks, berauſcht vom Stolzgefühl einer weltlichen Hoheit, deren Scheitel bis an den Sternenkranz der Götter reicht. Und dieſe Menſchen, die Paolo malt, wiſſen ſich wie Herren zu tragen. Nirgends erſcheint die Kraft phyſiſcher Schönheit ſo wirkſam, wie in ſeinen Bildern. Und jeder Zug iſt national venezianiſch. Dieſe Weiber, ſie mögen als Töchter Pharaonis am Nil ſtehen, oder als Königinen von Saba mit Gefolge einher ſtolzen, dieſe ſeine Männer, ſie mögen als heilige drei Könige ins Morgenland verſetzt ſein, oder an Chriſti Tafel ſpeiſen und mit der Grandezza des rituellen Pompes den Pokal ergreifen, als gält' es einen Toaſt auf des Dogen Wahl; immer iſt es die Welt der Nobili Venedigs. Von den heiligen Affairen — ſo mochte der Veroneſe die chriſtlichen Mythen nehmen — liebte er zumeiſt die Vermählung der Katharina, denn hier gab es Feſtlichkeit und Toilette im großen Styl. Sonſt ſetzt er ſich mit ſeinen Figuren am liebſten zu Tiſch; ſeine Mahlzeiten haben ihn am meiſten berühmt gemacht. Ob ſich die Jünger zu Emmaus um das weiße karge Tiſchtuch kauern, ob die Hochzeitsgäſte zu Kana über das Wunder der Wandlung jubeln, ob man mit dem

Herrn zum Oſterlamm verſammelt iſt, immer ſind es Nobili Venedigs, die er zu Tiſche ſetzt, immer bringt er die Portraits aller ſeiner Gönner zuſammen, und ſtellt ſich mitten unter ſie, der Schwarzkopf mit der Habichtsnaſe, die große Herrengeſtalt, üppig wie Bacchus und doch ſchlank in ſpartaniſcher Haltung, ſtolz lächelnd, ein gottvoller Schuft. Prachtvolle Hallen ſchirmen das Bacchanal, auf den Stiegen iſt der Reichthum der dienſtwilligen Natur aufgeſchüttet, auf der Tafel, am Boden ein ganzes Zeughaus goldener Geräthſchaften ausgeleert; hinten lugt der blaue Himmel mit faſt neidiſchem Auge in die ſchwelgeriſche Herrlichkeit. Von Göttern und Menſchen will der Stolz dieſer Nobili zugleich bedient und beneidet ſein.

Die Familie Bevilacqua hat ein Bild von Paolo, wo er ſich als Diener mit den Geberden unterwürfiger Dankbarkeit unter die Mitglieder des Hauſes ſtellte. Der ſtolze Ariſtokratengünſtling konnte alſo auch dieneriſch ſein. Bevor er nach Venedig ging, hatte ihn die Familie Bevilacqua, einen hoffnungsvollen aber noch namenloſen Künſtler, begünſtigt. Daher gegen dieſe das Gefühl beſonderer Erkenntlichkeit, während er ſpäter gewohnt war, Huldigungen als ſchuldigen oder doch naturgemäßen Tribut der Kunſt hinzunehmen. Die Züge, die ſeine Büſte giebt, ſagen das ziemlich deutlich. Wenn er die Großen der Welt mit den Herrlichkeiten des Olymps umgiebt, die Götter zu Menſchen herabſetzt, und die Menſchen zu Göttern erhebt, ſo geſchieht das nur, indem er das Talent für ebenbürtig allem Höchſten hält.

Charakteriſtiſch bleibt an Paolo's Bildern, daß kein eigentlicher Sybaritiſmus ſeine weichliche Schwelgerei, ſeine verſüßte Sinnlichkeit entfaltet. Es iſt ſehr frivol, die Heiligengeſchichte nur als hergebrachtes Motiv zu nehmen, die Mutter Gottes mit dem Jeſuskinde in die Ecke zu ſchieben, um die ſammetne Toilette der knieenden Nobili mit allem Schaugepränge vor ihr auszubreiten; es iſt frivol, wenn der ſtille Chriſtus unter dem Lärm der Welt, wenn auch brav und ehrlich, doch ſo armſelig hinter dem Tiſchchen ſitzt, derſelbe, der doch die Käufer und Fälſcher aus dem Tempel peitſcht, der die Reichen verdammt und den Armen das Paradies verkündet. Es iſt ein blankes Heidenthum in Paolo, aber eine geſunde Phyſis, ein völliger Mangel an aller Innerlichkeit, aber keine Entartung. Die Coquetterie von damals muß ſehr keuſch geweſen ſein. Dieſe üppigen Menſchen, die er malt, haben eine Haltung, die alle weichliche Luſt von ſich weiſ't, der Stolz erlaubt ſeinen weiblichen Figuren nicht, ihre Kleider von den glänzenden Schultern fallen zu laſſen. Dieſen großartigen Zug lerne man an Veroneſe verſtehen, um die ſpätere Verwahrloſung der Kunſt zu begreifen, die mit der klöſterlichen Abkaſteiung des Leibes, mit verſteckter heimlicher Luſt und mit der Beſchmutzung des Geiſtes Hand in Hand ging.

Es iſt erſtaunlich, wie viel Nachtmahlsbilder Paolo lieferte. Vier Klöſter in Venedig beſtellten faſt zu gleicher Zeit bei ihm für ihre Speiſeſäle die Scene, wo der Herr das Brot bricht. Er war ſchwerlich in allen neu, vielmehr wird überhaupt die Monotonie ſeiner Chraraktere bald fühlbar; auch in den Kanas'ſtücken und in den Vermählungsſcenen der heiligen Katharina, die er ſo oft malte; aber großartig blieb er immer, gab nie fabrikmäßige Arbeit. Lanzi führt ein Nachtmahl des Herrn in der Sophienkirche zu Venedig an. Ich lernte weder das Bild, noch dieſe Kirche kennen. Ein anderes gleiches iſt in der Caſa Borgheſe zu Rom. Das Gaſtmahl, das Sanct Gregorius den Armen giebt, iſt bei den Serviten in Vicenza. Die Hochzeit zu Kana mit den vielen Portraits von Fürſten und Nobeln, das Lanzi als in San Giorgio befindlich anführt, iſt vielleicht daſſelbe, was jetzt die Akademie zu Venedig beſitzt, was man freilich eher für das Gaſtmahl des reichen Levi halten muß. In San Sebaſtiano, wo ich heute war, iſt Simons Gaſtmahl; ein anderes gleiches oder ähnliches, das er für die Serviten malte, ſoll nach Verſailles gekommen ſein *).

In der Kirche des heiligen Sebaſtian dürfen auch die Deckengemälde des Veroneſe nicht unbeachtet bleiben: Eſthers Krönung und Entthronung. Von Tizian beſitzt die Kirche einen heiligen Nikolas. Ein weißhaariger Greis ſitzend, aber in dem lebhaften Moment, ſich zu erheben, ſo daß alles an ihm geſpannter Nerv iſt. Ein Engel hält

---

*) In Genua beſitzt Palazzo Doria ein kleines Nachtmahl, das Cagliari für den Speiſeſaal der Mönche des heiligen Nazarius und Celſus arbeitete. Im Palazzo Durazzo zu Genua iſt von ihm ein Simonsmahl.

ihm die heilige Mutze. — Mir drückt aber ein Engel die Augen zu. Sie ſind mir faſt erloſchen, während mein Gehirn ſiedet.

Auffallend war mir, daß man von Paolo's Pinſel ſo wenig einzelne Portraits, Ritratti, Bruſtbilder, findet. Er ſetzte gleich die ganze Familie in Scene, brachte ſie in ein Verhältniß zur Madonna oder ſtellte ſie in hiſtoriſche Situationen. Dadurch erhielt er Gruppen und konnte in der Pracht der Anordnung ſeine Stärke zeigen. In Dresden hat man mehrere ſeiner Familienbilder dieſer Art, wo die Dame des Hauſes mit der ganzen Horde von Kindern, mit dem ganzen Troß glänzender Dienerſchaft ſammt Hunden und Affen ſich vor der Benedeiten in Proceſſion niederwirft; Hausherren und erwachſene Söhne ſtehen hinter der Säule in der Niſche, oder ſonſt im Hintergrunde, heißen den religiöſen Act gut, machen aber nicht Miene, ſelber das Knie zu beugen. — Hier in Venedig beſucht man um Paolo's willen den Palaſt Piſani am großen Canal. Die Familie iſt Sommers auf dem Lande, will hier heißen auf dem Feſtlande, wo der Adel ſeine Villen und Gärten hat. Das Paolozimmer im Palaſte iſt ſtets zugänglich, wie denn jeder italieniſche Nobile auf das freieſte erbötig iſt, ſein Beſtes und Schönſtes, das der Engländer in ſeine Landgüter begräbt und mit ſieben Schlöſſern verwahrt, dem Publikum zum Genuß zu ſtellen. Die Piſani beſitzen nur zwei Gemälde, beides Scenen aus der

Geſchichte Alexanders des Großen. Das eine davon iſt ein glänzender Veroneſe. Alexander empfängt Gattin und Kinder des geſtürzten Darius; mithin ganz hiſtoriſch und doch ein Familienbild; denn Frau und Töchter ſind Portraits der Ahnen der jetzigen Piſani. Sie knieen vor dem königlichen Sieger; das war eine tyranniſche Laune des Malers; aber der übermüthige Held fühlt ſich von den Reizen der einen Tochter getroffen, und ſo ließ man ſich die Demüthigung gefallen, die dem Meiſter Paolo beliebte. Nimmt man das Bild als hiſtoriſche Scene, ſo fehlt ihm alle Innerlichkeit für die großartige Situation eines geſtürzten Königshauſes; ſie iſt prachtvoll, aber kalt aufgefaßt, nur theatraliſch ſchön *).

Mit wahrer Freude ſieht man, wie friſch erhalten Paolo's Bilder ſind, wie ſiegreich dieſe ſeine heitere Grandezza und ſtolze Anmuth der Laſt der Jahre und der Gewalt des Klima's Widerſtand leiſtet. Und was man in Verona von ihm hat, das ſoll noch blühender, noch ſtrotzender ausſehen. Verona hat weder die Ausdünſtungen eines Moorbodens, noch den ſalzigen Athen der Seeluft; beides arbeitet in der Lagunenſtadt an dem Ruin der Bilder.

---

*) Das andere Bild im Palaſt Piſani, Darius Tod vor Alexander, von Piazetta, macht vor lauter effetti nicht den richtigen effetto; es gehört zu den Bildern, die an der Coquetterie mit Licht und Schatten leiden. — Von einem Dävalus von Canova, den Neigebauer in dieſem Palaſte anführt, erfuhr ich nichts.

Will man ſich näher um die techniſche Virtuoſität der Venezianer bekümmern, ſo iſt der Veroneſe gerade der Mann, der ſich auf den Heimlichkeiten ſeines Handwerks ertappen läßt. Man beachte ſeine Lichtgebung genauer, beſonders die hellgelben und weißlichen Stellen in ſeinen Bildern. Es fällt uns auf, daß ſie ſo dick aufgetragen ſind. Sie ſind nämlich untermalt, wie Conſtantin der berühmte Porzellanmaler, in ſeinen gelehrten Auseinanderſetzungen angiebt *). Und dieſe Untermalung überarbeitete Paolo mit transparenten Farben, welche den Grund durchſcheinen laſſen. Hierdurch erhalten ſeine Bilder einen großen Vortheil. Jedes Abbild trocknet mit der Zeit, ſeine Haut, ſeine Oberfläche wird todt, kalt und dürr. Die helleren Partieen auf Cagliari's Bildern ficht aber das nicht an, ſie bleiben hinter der transparenten Oberdecke ſaftig, warm und lebensfriſch. Tizian kannte das; an Veroneſe's Bildern iſt dieſes Auffetzen der hellen Partieen am hervorſpringendſten. Venezianer und Niederländer haben ſo gemalt, vielleicht weil beide vom feuchten Klima zum Raffinement genöthigt waren. So waren Noth und Bedürfniß auch hier ſchöpferiſch. —

Als wir geſtern nach der »Europa« zurückkehrten, fanden wir unſern Alterthümler wieder, einen von den Deut-

---

*) **Constantin**, Idées italiennes sur quelques tableaux celèbres. Florence, 1840. S. 216.

ſchen, die wir hier kennen gelernt. Wir hatten ihn ſeit einigen Tagen aus den Augen verloren; wahrſcheinlich ſteckte er mit Kopf und Herz in der Caſa Correr. Es war ſo, wie ich dachte; er hatte in den Antiquitäten gewühlt, die dort aufgeſchichtet ſind. Der letzte Correr vermachte ſein Muſeum der Stadt, und man ſtellt dieſe Schätze dem Publicum aus. Architektoniſch iſt das Haus ſehr unbedeutend. Signor Correr muß ein Duckmäuſer geweſen ſein, eine Mumie von altem Junggeſellen; die ängſtlich aufgeſtapelten Reliquien ſehen darnach aus, ja ſie duften nach der Atmoſphäre alter Junggeſellenſchaft. Es ſind in den Sammlungen wichtige Einzelnheiten zum Studium der Anfänge und Uebergänge in der Geſchichte der Kunſt. Auch deutſche und niederländiſche Sachen von Holbein und Rembrandt. Das Intereſſanteſte bleibt das große Werk des genialen deutſchen Fleißes, der ungeheuere Holzſchnitt, der den Plan der Lagunenſtadt von Thurmeshöhe, vielleicht vom Campanile, auffaßt; Schnitt und Druck, beides von Albrecht Dürer, mit der Jahreszahl 1500 verſehen.

»Habt Ihr euch wieder in Venedig orientirt?« fragte ich unſern Deutſchthümler. »Die rheinfahrenden Engländer ſetzen ſich mit der Charte in die Kajüte, ihr ſtudirt Venedig nach dem alten Plan von 1500. Oder ſeid ihr fortgefahren, die gläſernen Piſtolen zu bewundern, die Signor Correr ſich auf der Inſel Mureno fabriciren ließ? Oder das koſtbare gläſerne Etwas, das in einer und derſelben Figur Hut und Nachtgeſchirr iſt?«

Mein Kunde gehört zu den Menſchen, die ſehr oft lächeln und doch immer trocken bleiben, immer das Richtige finden und wiſſen, aber niemals das Wahre, einen ungeheuren Schatz von Kenntniſſen mit ſich ſchleppen, ohne daraus ein Ergebniß der Bildung geſtaltet zu haben. Ihr Wiſſen iſt aber auch eine Caſa Correr, eine Rumpelkammer von Raritäten.

»Es giebt auch Anderes dort zu beachten,« ſagte er und ſtrich langſam die Aſche von der Cigarre.

Ich wußte, daß er um einiger Manuſcripte willen nach Venedig gegangen war, auch damit iſt Caſa Correr verſehen, wie denn freilich jeder Palaſt hier ſein bedeutendes Familienarchiv beſitzt. »Wenn ihr nur in Euren vergilbten Papieren, ſagt' ich, einige Geheimniſſe der Oelmalerei entdecken könntet. Wir rühmen uns heut zu Tage, über allen Jahrhunderten zu ſtehen. Und iſt dies gleich richtig, ſo muß ich doch ſagen, daß gewiſſe einzelne Kunſtfertigkeiten ganz und gar verloren gingen, daß es Zeitabſchnitte gab, die weit naiver und unbewußter, auch zugleich genialer im Kunſttrieb waren.«

»Verloren geht nun wohl eigentlich nichts,« ſagte die Wand. Jemand von uns hatte gemeint, unſer Thümler müßte in Pyramus und Thisbe ſehr gut die Wand ſpielen, weil er ſo egal, ſo blaß, ſo langgliedrig war, immer ſo ſtill hielt, immer ſo ruhig und kalt blieb, daß man ſich an ſeinen Gründen den Kopf zerſtoßen konnte. Seit dieſem Einfall nannten wir unſern langen Mecklenburger immer die Wand. »Wir wiſſen nun wohl eigentlich Alles,« ſagte ruhig die Wand.

»Alles?« ſagten wir Alle zornig. »Und doch gingen die Geheimniſſe der Akuſtik im Kirchenſtyl verloren! Ein heutiger Architekt wird ſchwerlich eine zweite Flüſtergallerie bauen, wie die berühmte in Weſtminſter, wo man den Fall des Schalles und Echo's genau berechnet und in der Structur der Hallen, ganz wie man bezweckte, herausgebracht hat. Heutzutage ſpielt der Schall ſelbſt dem geſcheidteſten Baumeiſter üble Streiche, ſelbſt eurem Schinkel in ſeiner kleinen gothiſchen Werderkirche in Berlin. Iſt er ein Künſtler auf der Höhe des Bewußtſeins unſerer Zeit? Nun er kann den Schall nicht einmal bannen, geſchweige das Echo nach Luſt und Laune regieren, daß es ihm gehorſam wie ein Hund folgt und nirgends laut wird, als wo und wie er will. Und eure Maler, die Düſſeldorfer! Nach drei Jahren ſah ich Bendemanns »Juden vor Babylon« wieder. Lieber Himmel, die Farben wie alt, blaß und abgemergelt! Auf Tizians Bildern ſitzt die Farbe noch nach Jahrhunderten ſo leuchtend da, und in allem Schmelz der erſten Unſchuld und Herrlichkeit. Alles iſt heute ſo klug, meiſtert die Alten und iſt doch ſo hinfällig in ſeinen eigenen Leiſtungen. Die Reflexion tödtet den Kunſttrieb. Auch Italien hat das längſt erfahren. Da leſe ich in Zanetti, Tizian ſei unter den größten Koloriſten noch allenfalls der beſte Zeichner geweſen, habe ſich aber nie um eine durchgängige Kenntniß der Muskeln bekümmert, noch auch ſtets nach Idealſchönheit geſtrebt.

Es verſteht ſich, daß Deutſche ſolchen Anſichten aufhelfen. Mengs mochte den großen Vecelli auch nicht unter die guten Zeichner zählen*).

»Auch Michel Angelo nicht,« ergänzte der Thümler. »Schade, daß man in Venedig nicht von der Schule auf gut zeichnen lernt!« ſoll er beim Anblick einer Leda von Tizian geäußert haben. Wenigſtens behauptet Vaſari dieſe Behauptung Michel Angelo's. Ich für mein Theil habe immer behauptet, daß Tizians Venus in Dresden einen zu kleinen Kopf hat.«

Es gehört kein großer dazu, um das zu behaupten, dachte ich ſtill für mich mit Zähneknirſchen. Im Uebrigen ſtimmte die Wand mit mir überein, daß gewiſſe frühere Zeiten in gewiſſen Dingen gewiſſe Vorzüge hatten.

»Haben die Cinquecentiſten in Venedig andere Farben, anderes Material gehabt? Dieſe Frage ſtellte ich jetzt.

Der Thümler hielt mit Rauchen inne, dann ſtieß er den Dampf mäßig von ſich. »Die Cinquecentiſten,« ſagte er ruhig, »hatten ſchwerlich weit verſchriebene Farben, ſie kauften ſie ſicherlich, wie jeder andere Menſch, in den Läden auf der Mercerie.«

---

*) Gott verzeihe ihm dieſe Sünde! ſagt der alte Herr von Quandt in ſeiner Ueberſetzung von Lanzi's Kunſtgeſchichte. Vaſari ſagt, Tizian habe die Gegenſtände lebend und natürlich vor ſich gehabt und in Farben ohne Zeichnung wieder gegeben, gleich Giorgione, Palma, Pordenone und Andern, die Rom und die Florentiner nicht ſahen. Dagegen hat man angeführt, daß ſich von dieſen Malern doch auch Zeichnungen finden; Lanzi ſpricht unter andern von einem Carton Pordenone's. —

»Nun ſo geſteht,« ſagte ich, »daß die heutigen Maler auf der Höhe ihres Bewußtſeins Ignoranten ſind.«

»Die alten Meiſter,« fuhr er ohne Wallung fort, pflegten die Leinwand mit Gyps vorzurichten. Dieſer weiße Grund ſagte jeder Tinte zu und gab ihr zugleich etwas Leuchtendes.«

Er gab das von ſich wie ein Lexicon, in dem man blättert. Ich mußte noch einige Paragraphen von ihm expreſſen. »Geſteht mir ein, Doctor Suſe, daß die Handgriffe des Genies ſich nicht in gelehrten Protocollen weiterpflanzen.«

Dieſer Angriff auf die Macht des Wiſſens ſchüttelte Alles aus ihm heraus, was er über dies Thema noch vorräthig hatte. »Die alten Meiſter hatten einen eigenen Farbenauftrag,« ſagte er faſt ängſtlich und blickte ſeitwärts zu mir her. »Die alten Meiſter klebten die Farben nicht teigartig auf, ihr Auftrag war ſtreckartig, fleckweiſe, ſie warfen, ſie tupften die Farben hin. So blieben die Tinten reinlich und klar, während die heutigen Maler ihre Farben zu ſehr durchkneten und quälen.«

»Bravo!« ſagte ich, »Wand du ſtehſt feſt und ſiehſt ruhig zu, was Pyramus und Thisbe machen. Ich für mein Theil will auch bemerkt haben, daß die alten Meiſter die Verwandtſchaft der Farben beſſer verſtanden, ſo daß ſie in der Art, wie ſie die Farben ſich berühren ließen, nicht weniger ächt menſchlich äſthetiſche, wie techniſch auserleſene Grundſätze, oder den Takt, den Inſtinkt dazu hatten.« —

Bei alle dem blieb mir die Frage unbeantwortet, ob Venedigs Klima damals ein ganz anderes war. Heute iſt dieſe Welt zu ſehr mit Grau in Grau verſetzt. Paläſte, der faule Schleim der Lagunen, ſelbſt der Himmel, Alles iſt mit Grau überzogen, die Geſichtsfarbe der heutigen Menſchen vergilbt. Wo ſind die leuchtenden Carnationen, die Tizian liebt, das weiß' und rothe Wohlbehagen ſeiner Creaturen, dieſe von Glück geſättigten Geſichter ſeiner Venusgeſtalten? Ganz Venedig hat in der Wirklichkeit ſein lebendiges Colorit verloren. Das Klima von ganz Italien vielleicht iſt afrikaniſcher geworden, ſo gierig, ermattend und niederwerfend wie heute, war es ehedem ſchwerlich, man athmete früher mehr ſaftige, nahrhafte Friſche. Die Menſchen des Mittelalters, geſchweige die Römer, ſind unter der heutigen Luft Italiens nicht wohl denkbar.

Man kann nicht umhin, ſchon weil er Venedig characteriſirt, ſich viel mit Jacopo Robuſti zu beſchäftigen, Tintoretto genannt, weil ſein Vater ein Färber war *). Was San Sebaſtian für den Veroneſe, ſind Madonna del Orto und die Schule des heiligen Rochus für Tintoretto. Jacopo, wenn mir recht iſt, gehörte ſelbſt zu dieſer Confraternità di San Rocco. In jener Kirche iſt ſein jüngſtes

---

*) Tintoretto geboren 1512, geſt. 1594. Veroneſe geb. 1528, geſt. 1588. Tizian geb. 1477, geſt. 1576.

Gericht und die Anbetung des goldenen Kalbes, zwei rieſige Compoſitionen; in der Scuola ſein Chriſtus am Kreuze, den man für ſein beſtes Gemälde hält. Im Saal des großen Raths im Dogenpalaſt iſt außer ſeiner Venezia auch ſein Paradies, das größte Oelbild in der Welt, dem Umfange nach. Wir hatten, als wir das Innere des Dogenpalaſtes beſuchten, einen ſchäbigen, dürrbeinigen, knoblauchduftenden Cicerone, der ſich uns auf der Rieſentreppe anbot. Dem Schuft fielen faſt die Hoſen vom Leibe, dennoch that er vor den geſchmückten Bildern ſo nationalſtolz wie ein Nobile, ſein Schritt war pathetiſch genug, trotzdem daß die Sohlen ſeiner eingeſchlappten Schuhe wie lange hungrige Zungen über die Hacken hervorlechzten; den Namen Tintoretto ſprach er ſtets mit der vollen Salbung eines Mannes, der von dem Werth ſeiner Schätze nicht ohne patriotiſches Augendrehen zu reden vermag. Und er hatte den Namen oft zu nennen, ſehr viele von den 114 Dogenbildern im Saale dello Scrutinio ſind von Robuſti. An den beiden Gruppen des Paradieſes weiſt er die zweimalige Geſtalt von Jacopo's Geliebter nach, die er erſt als Engel, dann als Verdammte malte, nachdem ſie ihm treulos geworden. Von Tintoretto wollen die italieniſchen Kunſthiſtoriker wiſſen, Tizian habe ihn aus ſeinem Atelier verjagt. Einige ſagen aus Eiferſucht; denn zu ſeiner Zeit war alle Welt voll vom Lobe des Färbers. Andere meinen, weil der Schüler von der Naturgemäßheit des Meiſters zum Auffallenden, zum Ungeheueren abſchweifte, weil er, was keck und erhaben an

Tizian war, ins Cartikirte übertrieb, die Geſetze der Tizianiſchen Schönheit verwahrloſte. Jedenfalls verwarf der Meiſter ein Bild von ihm, war hart in ſeinem Unwillen, und Tintoretto ward dadurch ſelbſtſtändig und auf eigne Bahn gedrängt. Dazu kam, daß ihn Armuth quälte. Das zwang ihn zur Thätigkeit, ſtachelte ſeinen erfinderiſchen Geiſt. Er lernte jetzt, da er zur Oppoſition genöthigt war, wo der Meiſter anzugreifen, zu ergänzen war. Er befleißigte ſich der Zeichnung nach Michel Angelo; er copirte Tizians Werke um des Colorits willen unermüdlich fort, aber er ſtudirte Tag und Nacht zugleich die Gypsabgüſſe der florentiner Standbilder. Einen antiken Kopf des Kaiſers Vitellius ſoll er immerfort gezeichnet haben. Häufig zeichnete er die Modelle bei Laternenlicht, um ſtärkeren Schatten zu bekommen, und ſich ſo ein ſehr ſtarkes Helldunkel anzubilden. Zu gleichem Behuf machte er ſich Modelle aus Kreide und Wachs, bekleidete ſie ſorgfältig und ſetzte ſie in Häuschen von Pappe und Holz; in den Fenſtern brachte er dann kleine Lampen an, welche Licht und Schatten grell angaben. Auch hing er die Modelle, wie die Spitzbuben in London ihre Mannquiers an denen ſie ſich im Stehlen üben, mit Fäden an die Decke, bald in der, bald in jener Stellung, und zeichnete ſie von mehreren Standpunkten aus, um die Geſetze der Perſpective zu finden, die den Venezianern noch nicht ſo bekannt waren, als bereits den Lombarden ſeit Leonardo da Vinci, den Florentinern ſeit Michel Angelo. Ferner trieb Tintoretto Anatomie, um die Muskelverhältniſſe im Bau des menſchlichen Körpers gründlich kennen zu lernen und übte ſich mit nackten Geſtalten in allerlei Bewegungen und Verkürzungen, um ſeinen Compoſitionen das reichſte und mannigfaltigſte Leben zu leihen. Als er Adam und Eva in dem Moment malen ſollte, wo die Schlange ſie verführte, machte er höchſt quäleriſche Studien, zog über zwei nackte Perſonen ein Drahtgitter, als wollte er ſie im Netze abfangen, um ſie recht gewiß zu haben und ließ ſie ſo unter dieſem carrirten Feldern Modell ſitzen oder liegen. Was an Tintoretto widerwärtig iſt: die Leidenſchaft ohne Weihe. In erſter Zeit mochte er dieſe durch Fleiß und Pietät zu erſetzen ſtreben. In ſeinem sechs und dreißigſten Lebensjahre malte er jenes Wunder des Sklaven für die Schule des Sanct Markus, jetzt auf der Academie befindlich. Dieſes Wunder galt zu ſeiner Zeit wirklich für ein Wunder. Eben ſo die Kreuzigung in der Schule des heiligen Rochus. Die Gruppe iſt neu, gewagt, aber noch nicht ſo wüſt und vag, wie ſeine ſpäteren Sachen. In ſeinen Portraits, deren er ſehr viele lieferte, blieb er durch und durch Tizians gediegener Schüler, voll Pietät für den Zweck der Kunſt, ohne Vergeudung ihrer Mittel. In ſeinen Erfindungen und größern Compoſitionen wollte er immer gewaltig ſein, und warf eine Menge ſchlechtgeordneter Figuren wild durcheinander. Seine Bilder wurden immer turbulenter, ohne allen Ruhepunkt, lauter Cometenbahnen, ausſchweifende Peripherieen, die kein Centrum ahnen laſſen. Vielleicht war es ſein Tic, jene rathsherrliche Würde, welche man in Tizianiſchen Bildern fand, nicht blos aufzuheben, ſondern zu verhöhnen. Auch wollte Jacopo volksthümlicher, demokratiſcher, populärer ſein, als der Meiſter, der ihn geſchmäht hatte. Und in der That, mancher ſeiner Apoſtel und Jünger, am Abendmahlstiſch des Herrn ſieht einem Gondolier von der Giudecca ähnlich, wie er das Ruder ſchwingt, mit vorwärts gebeugtem Bruſtkaſten ſich dehnt und mit verwogener Luſt zum Dispüt, wo nicht zum Gezänk, ſein »Esta chi è!« hineinſchreit in die Windungen der Kanäle. Auch vermeidet Tintoretto des Meiſters Art, mit Weiß oder mit Gyps zu gründen, wie der Thümler uns geſtern aus dem Schatz ſeines Wiſſens mitgetheilt. Jacopo malte oft auf Schattengrund, um pikant zu ſein, liebte blaue und graue Tinten; im Fleiſch haben ſeine Bilder jetzt, wie Lanzi bemerkt, eine Rothweinfarbe. Die gemeſſene Haltung Tizians war ihm zu phlegmatiſch, er brauchte raſcher bewegte Glieder, ſchmächtigere Leiber, die ſich mehr ſtrapaziren laſſen, als die geſättigte Gediegenheit der Tizianiſchen Figuren. Bei der Schnelle, mit der er malte, konnte es nicht fehlen, daß ſeine Zeichnung oft nachläſſig wurde, weshalb er allen Florentinern zuwider war und Vaſari ſein Weltgericht zu Santa Maria del Orto ſtark angriff, und, was wir Deutſche nennen, heruntermachte. Aber belebt ſind ſeine Bilder; es wurde in Italien ſprichwörtlich, man müſſe an Tintoretto Bewegung ſtudiren; ganz auf Täuſchung gegründet iſt ſolch Volkswort nie. — Jacopo lebte ſehr lange, malte ungeheuer, faſt fabrikmäßig viel, aber immer mit dem Aufwand aller ſeiner Kräfte. Er war verworren, wüſt, aber nie ſchwächlich. Man will wiſſen, daß die ſpätern Caracci, dieſe weichlichen Vielmaler, das Paradies von Tintoretto im Saale des großen Rathes bewunderten und copirten. Es iſt mir erklärlich, daß gerade ihnen die Verwilderung, wenn ſie kraftvoll war, imponiren mußte. Wahrhafte Größe kann nur von wahrhafter Kraft verſtanden werden, das Schwächliche huldigt gern dem Coloſſalen. — Tintoretto hatte auch einen Sohn, Dominico, und eine Tochter, Marietta, welche malten. Die letztere lud König Philipp der Zweite zu ſich nach Madrid, aber ein frühzeitiger Tod ereilte ſie, bevor ſie nach Spanien ging.

Mit einem andern Jacopo läßt ſich eine eigenthümliche Abzweigung der Tizianiſchen Schule bezeichnen. Es iſt Jacopo da Ponte, den man häufiger nach ſeiner Vaterſtadt il Baſſano nennen hört *) Er gehört zu den Tizianiſten, aber er hat dem Meiſter vielleicht nur durchs Schlüſſelloch oder durch die Wandritze zuſehen dürfen. Seine Bilder haben weit mehr die Atmoſphäre ſeines Geburtsortes. Baſſano iſt unweit von hier, ein Landflecken, anmuthig gelegen, mit luſtigem Verkehr durch Märkte und Meſſen. Dort ſaß da Ponte auf ſaftiger Trift, umringt von fetten Schafheerden, umblökt von allerlei Vierfüßern und fand in dieſer ſeiner Welt einen Malerſtoff, der in Italien einen Vorſchmack des niederländiſchen gab. Wenn er Men-

---

*) Geboren 1510, geſtorben 1592.

ſchenwelt giebt, ſo offenbart er den Kleinſtädter; in der Stellung der Figuren, ſelbſt in der Lichtgebung hat er etwas Enges, Karges. Höchſte Sorgfalt verwandte er auf Koſtüm und auf Faltenwurf, den er je nach dem Kleiderſtoff zu nüanciren weiß. Die Färbung ſeiner Bilder iſt Tizianiſch, woſern man das dem Zeitalter Gemeinſame, was Vecelli nicht erfand, ſondern nur culminirte, ſo zu nennen übereingekommen. Nur hat der Beſſano ſeine einzelnen Vorzüge, gemäß der abgegränzten Richtung, die er behauptete. So rühmt man namentlich den Smaragdglanz ſeiner grünen Farben. Wenn Tizian Landſchaften malte, ſo geſchah's, um ſeinen Menſchenfiguren ein Stück Erde unterzuſchieben; Landſchaft war bei ihm kein Zweck, ſelbſt im Pietro Martyr hat der ſchaurige Wald ſeine Function für die Scene aus der Menſchenwelt. Baſſano dagegen niederländerte, d. h. die italieniſche Naturromantik kleinſtädterte mit ihm, denn von niederländiſcher Malerei wußte man in Venedig nichts, Rubens und Vandyk lebten um ein halbes Menſchenalter ſpäter. Als ſie nach Italien kamen, war die venezianiſche Schule in Auflöſung, wenn nicht ſchon in Entartung begriffen. Die Schule zu Bologna blühte mit den Niederländern gleichzeitig*). Altar-

---

*) Rubens,	geb.	1577,	geſt.	1640.
Vandyk,	»	1599,	»	1641.
Guido Reni,	»	1575,	»	1642.
Annibale Caracci,	»	1560,	»	1609.
Caravaggio,	»	1569,	»	1609.
Domenichino,	»	1581,	»	1641.

blätter gibt es wenige von Baſſano. Seine Figuren ſind ſchwer und maſſig; ſprichwörtlich ging es im Lande herum, bei Tizian ſeien ſelbſt die Greiſe jugendlich, bei Baſſano ſelbſt die Jünglinge greiſig, d. h. wohl ſchwerfällig und plump. Die architektoniſche Staffage, womit die Venezianer, die unter wunderbaren Baudenkmälern lebten und webten, ihre Figuren umgeben, findet man bei Jacopo da Ponte nicht, er nimmt, was der Kohl- und Viehmarkt der kleinen Stadt hergab, Gemüſehaufen und Ackergeräth zu Vor-und Hintergründen. Nicht an griechiſche Säulen lehnen ſich ſeine Helden, ſie ſitzen auf Kohlköpfen, reiten auf eiſernen Pfannen. Oft ſteht Vater Abraham oder der Apoſtel Paulus mitten in einer blühenden Hökerwirthſchaft. Und dabei raffinirt er noch dieſe ſeine Intentionen, läßt Kerzenlicht auf Hütten, auf Vieh und Kupferkeſſel wunderbar leuchten und macht künſtleriſche Wagniſſe mitten in der platten gemeinen Natürlichkeit. Er malte faſt immer dieſelben Gegenſtände, dieſelben Begebenheiten aus der Bibel, die ihm nur den herkömmlichen Vorwand zu ſeinen eigentlichen Zwecken abgab. Und die heilige Geſchichte, fürwahr! gewährt auch hier an Stoffen und Scenen reiche Ausbeute. Die geſchäftige Martha iſt für den Baſſano

---

Guercino, geb. 1590, geſt. 1666.
Später die beiden Landſchafter unter den Niederländern:
Caspar Pouſſin (1600—1663)
Claude Lorrain (1600—1682)
Mit Rembrandt 1606—1674) iſt in Italien Salvator Roſa gleichzeitig (1615—1673).

eine Heldin, eine Wirthſchaftsgöttin, wie er ſie ſich unter Keſſeln und Geſchirr gar nicht ſchöner erſinnen kann. Des Schlemmers Gaſtmahl mit einem Prunke an Küchengeräth, die Arche Noahs mit vielem vornehmen Vieh, als Löwen und Tigern und mit eben ſo viel Geſindevieh aller Art, ja ein Männlein und ein Weiblein; ferner aus dem neuen Teſtament die frohe Botſchaft der Engel an die Hirten ſammt Ochs und Eſel, die andächtig ſtarr darauf lauſchen; die Anbetung der drei Könige aus dem Morgenlande, eine Scene, die ſich von dem Pompe, womit der Veroneſe ſie ausſtattet, etwas herabdrücken läßt, um den Geräthſchaften, welche die Mohren von den Kameelen laden, zur Schauſtellung zu verhelfen. Ebenſo häufig malte er die Gefangennehmung Chriſti oder die Beiſetzung ſeines Leichnams unter Fackellicht. Oder er gibt die heiligen Fackeln ganz auf und hält ſich ſtrict an das Wahre, d. h. für ihn an die Wirklichkeit ſeiner Umgebung und ergeht ſich in Hühnerſtellen, in Küche und Keller. Eine ſeiner Töchter iſt für ihn in Einer Perſon Königin von Saba und Viehmagd. Er malte ſehr viel und ſchickte ſeine Bilder nach Venedig und auf beſuchte Meſſen zum Verkaufe. Die Höfe ſeiner Zeit liebten ſeine Sachen; der wiener bemühte ſich, ihn in Dienſt zu nehmen. Die italieniſchen Kunſtrichter berichten auch, daß ihn Paul Veroneſe ſehr geſchätzt habe, wahrſcheinlich weil in beiden gleich viel Aeußerlichkeit vorherrſchte, nur mit dem Unterſchiede, daß bei Baſſano alles auf den Soccus herabſtieg, was beim Veroneſe in Kothurnſchritt wandelte. Jacopo hatte vier Söhne, die ſämmtlich wie der Vater malten; das Geſchäft ward fortgeſetzt und blieb in der Familie. Um den Baſſano vollkommen lieb zu gewinnen, muß man wiſſen, daß er eine kinderwimmelnde Familie hatte. Vier Söhne davon wurden Maler, mehrere Enkel ebenfalls. Alle ohne Unterſchied malten dieſelben Figuren. Auf großen Stücken war die ganze Familie da Ponte beiſammen, ein Haufe glücklicher Kleinſtädter, prächtige Gemüſemenſchen, Kohlſtrünke in der Hand ſtatt Reitgerten, Gänſeblumen im Haar ſtatt der Diamanten und Perlen, womit die venezianer Schönheit auf der Piazzetta prunken ging. Es iſt ein hübſcher Zug zu einem Lebensbilde von damals, daß in ſo üppiger Zeit die Familie da Ponte denn doch mit ihren Gemüſebildern viel Glück in Venedig machte. Es hilft die Erkenntniß der Sinnesart des italieniſchen Nordens vervollſtändigen. In Deutſchland blieb die Freude an der Einfalt des Kleinſtädterlebens nicht immer naiv, ſie wurde mit Jean Paul ſentimental, überwitzig, übergeiſtig.

Unter den vier Söhnen des Baſſano wird Leandro da Ponte herausgehoben. Ich erinnere mich nicht eines Bildes von ihm, wohl aber deſſen, was Lanzi oder Vaſari oder beide von ihm erzählen. Er malte ſeine Familie, Thiere und Geräthe wie der Alte; durch ſeine Bildniſſe wurde er auch im Auslande berühmt. Vorzügliches Glück machten die Bilder, die er für das Kaiſerhaus arbeitete und nach Wien ſchickte. Rudolf der Zweite wollte ihn zum Hofmaler machen und lud ihn zu ſich, was Leandro ablehnte. Er wollte lieber in Venedig groß werden, als in

Wien, falls er es nicht in ſeiner Landſtadt möglich machen konnte. Der Doge Grimani machte ihn um eines trefflichen Bildes willen zum Ritter und ſo mußte denn der Kleinſtädter in Venedig den großen Herrn ſpielen. Auch warf er ſich plötzlich in eine ſtattliche Grandezza, kleidete ſich koſtbar, ſpeiſte pompös. Er trug, wenn er ausging, eine goldene Kette mit dem Ordenszeichen des heiligen Markus. Ein Haufe von Schülern, die in ſeinem Hauſe wohnten, machten ſein Gefolge. Einer von ihnen trug ihm den goldenen Degen, ein anderer das Verzeichniß deſſen, was er an dieſem Tage zu thun hatte. Dieſelben mußten an ſeiner Tafel gegenwärtig ſein, und weil er nach dem Brauch der Großen Vergiftung argwöhnte, mußten ſie jede Speiſe ihm vorkoſten, nur nicht zu ſtarke Biſſen nehmen, denn dann wurde der Große plötzlich klein und lärmte und ſchimpfte, als ſäß' er noch zu Hauſe unter ſeinen Kohlköpfen. Während er ſo den vornehmen Herrn in Venedig machte, hatte er in der That auch ſeine verdrießlichen Launen, nur daß ſie mehr ins Luſtige, als ins Bedenkliche umſchlugen.

So nun ſchon Tage lang nur mit den Ausläufen und Conſequenzen der Tizianiſchen Schule beſchäftigt, kann uns ein Rückblick auf ältere Meiſter nicht länger verſagt bleiben. Um zu wiſſen, wo die Kunſt hervorgekommen, holt man ſich Raths bei den Vorfahren. Erſcheint ſie in der Spätzeit ein Raub der Alltäglichkeit, eine Beute trivialer

Weltluſt, ſo ſteige man zurück, flüchte ſich aus dem Lärm ſchreiender Talente in den ſtillen Kloſterfrieden, in die händefaltende Andacht der alten Meiſter.

Die älteſte Malerei in Oberitalien ſollte in einer unterirdiſchen Höhle der Nonnen des heiligen Nazärius und Celſus, die dem gemeinen Haufen der Neugierigen unzugänglich blieb, zu finden ſein. Dieſe Kapelle war aus Geſtein ausgehöhlt; ſie diente dem heiligen Procolo und den Seinigen in der Zeit der Chriſtenverfolgung zum Zufluchtsort; nachmals wurde ein Benedictinerkloſter an der Stelle errichtet *). Der Erſte, der in Italien Johann van Eycks Erfindung anwandte, war Antonello von Meſſina. In der Akademie zu Venedig iſt von ihm eine heilige Jungfrau, im Rathſaale der Zehnmänner eine Pietà, in mehreren Paläſten werden Sachen von ihm angeführt; in Deutſchland beſitzt das berliner Muſeum einige Sachen von Antonello. Laut italieniſcher Handbücher gab es in Venedig ſchon lange vor der Blüthe der Malerei eine muraniſche Schule, auf der Inſel Murano, auf der ſich überhaupt viel Leben in früheren Zeiten angeſiedelt haben muß. Jetzt ſucht man vergebens dort nach reger Thätigkeit. Um jene Anfänge der Malerei mögen ſich die Thümler, die Wände kümmern; ich für mein Theil bin Laie, ſuche die Empirie meiner Aeſthetik zu bereichern, will Leid

---

*) Zanetti, in ſeiner Pittura veneziana (vom J. 1771) behandelt nur in Venedig Geborene oder ſolche, die für venezianiſche Kirchen und Paläſte arbeiteten.

und Luſt der Menſchen an ihrer Kunſtwelt ermeſſen; was in Schulen geheim blieb, was nicht hinausgriff ins volle Leben, bleibt für mich ohne Werth. Erſt mit den Bellini's kann ich mein Studium beginnen. Die Trockenheit ihrer Compoſitionen, die langen dürren Glieder ihrer Figuren ſchrecken mich nicht, ich habe Sinn für die zaghafte Scheu in Erfindung und Zeichnung. Wie rührend iſt dieſe Einfalt, als hätten ſie ihre Heiligen nach Standbildern conterfeit, vor denen die Andacht eben ſo ſtill und ſtumm zu Boden ſinkt. Sie wagen es noch kaum, ihre Hand an die Benedeiete zu legen, ſind zu groſsväterlich ehrfurchtsvoll, um die heilige Jungfräulichkeit in die Bewegung und in den Lärm der weltlichen Menſchen hineinzuziehen. Wenn ſie ſich ſelber hinſtellen in ihre Bilder, ſo iſt das nicht Ruhmredigkeit, nicht eitler Selbſtdienſt, denn mit der alten Naivität hört dieſe Schauſtellung der eignen Perſon bald auf. Ihre Hauptfiguren ſind ſehr ſtark gefärbt, wie in den Bildern unſerer alten deutſchen Meiſter, durch matte blaſſe Luſt heben ſie noch mehr deren Glanz, ſtumpfen ihn nicht ab, brechen ihn nicht durch Helldunkel. In der Regel ſitzt die Donna des Himmels ſteif und ſtill auf dem ſteinernen Thron; Männer der Anbetung rings um ſie, der eine im Buche leſend, der andere ruhig zu ihr aufſchauend, knieend oder aufrecht in der Stellung; eine hausbackene Symetrie macht ſich einfach geltend. Einzig und allein ſind ihre Köpfe Meiſterſtücke voll Tiefſinn, voll Lebenskunde, voll rührender Eintracht in Kraft und Milde. Die Anbetung dieſer frommen Geſichter gibt ſich nicht in ausgeſonnenen Gebeten, nicht in ſtudirter Hingegoſſenheit des Blicks, es iſt ſtumme Rührung, tiefes Wiſſen ohne Leidenſchaft, es iſt ehrliche Frömmigkeit, ein Chriſtenthum von Patriarchen und Erzvätern, trotzdem das Geheimniß der Menſchwerdung Gottes ſchon mitten unter ihnen offenbar geworden. So ein Menſchengebild der alten Meiſter iſt zu ſchamhaft, um in Entzückung auszubrechen. Und als ob ſie wüßten, daß dieſe ſtarre Einfalt doch langweilig erſcheinen könne, ſo malen ſie kleine lichte Engel dazu, die den Zuſchauer zur Heiterkeit einladen, und legen in dieſe flatternden, ſingenden oder muſicirenden Geſtalten der erträumten Luftwelt alles, was ſie an Beweglichkeit und freier Luft ſchon aufzubieten haben. Fleißig waren ſie gar ſehr. Denn war gleich dieſe Frömmigkeit, die unter dem Dache der Hütte ihren Heerd und Heiland wußte, in ſich ſelbſt geſättigt und geſtillt, ſo hatte ſie doch alle Hände voll zu thun, um ſolch ein Bild wie einen Miſſionair in die Welt hinauszuſenden, um von dem Glück der ſtillen Frommſeligkeit zu predigen.

Wenn man von Bellini ſpricht, meint man den Lehrer Tizians, Giovanni. Für den Freund der älteren Kunſt ſind auch noch Jacopo und Gentile Bellini, der Vater und der Bruder des bekannten, von Intereſſe. Von Jacopo führt ein älterer Guida von Moſchini (vom J. 1515) zwei Bilder in der Academie zu Venedig auf; allein der emſig bewanderte Doctor Gaye geſtand in einem ſeiner Aufſätze, er habe ſie nicht finden können. Man hat dort die Trecentiſten und Quattrocentiſten in einem kleinen unbedeutenden Raume dergeſtalt in einander gequetſcht, daß oft zwei, drei Meiſter in einem Rahmen ſtecken. Dazu kommt, daß indiscrete Hände hier und da aufgefriſcht haben, und ſo wird die Mühe des Suchens um ſo leichter eine vergebliche. Vaſari behauptet, es ſei von dem ältern Bellini kein Werk auf die Nachwelt gekommen. Dagegen fand Dr. Gaye Handzeichnungen von Jacopo, die im Beſitze des Herrn Mantovani in Venedig ſind. Ich muß hier auf das Blatt 58 dieſer Sammlung aufmerkſam machen. Es enthält Mariä erſten Tempelgang. Die kleine Madonna ſchreitet die Treppe hinauf, die ins Heiligthum führt, wo ein Prieſter mit ſeiner Umgebung ſie empfängt; Vater und Mutter bleiben unten ſtehen. Es iſt eine jener ungeheuern Treppen mit vielen Abſätzen und Ruhepunkten, die im fünfzehnten Jahrhundert in Venedig allgemein ſein mußten und jetzt bis auf die einzige des Palaſtes Vanaxel verſchwunden ſind. Der Luxus dieſer Architektonik entſprang aus Bedürfniß. Die Paläſte entbehren des Hofraumes. Die offene Halle des Hauſes führt unmittelbar auf den Canal, erklärlich, wenn ſich die Treppe ſchon aus Raumgewinn nur allmälig ins Waſſer ſtreckt. Auf den breiten Stufen lungerte die zahlreiche Dienerſchaft, unten war der Hafenſtand der Gondeln. Auf der Zeichnung des alten Bellini richtet ſich aber die koloſſale Treppe nicht aus den Fluthen, ſondern vom trocknen Land frei und ſtolz mit breiter Bruſt empor. Das Blatt iſt wichtig, weil es einen Blick in die ältere Architektonik Venedigs geſtattet; es iſt von zwiefachem Intereſſe, weil Tizian dieſelbe Situation mit gleich ſorgſamer Herausſtellung des Architektoniſchen zum Gegenſtand eines Bildes nahm. Es iſt auf der Academie befindlich. Von links nach rechts hebt ſich die ungeheure Treppe, oben harrt der Prieſter, unten ſtehen die Eltern und ein Haufe Volks, darunter müßiges Geſindel und abſtracte Pedanten, die von der Erſcheinung der Sache abgekehrt, über ihre Wahrheit diſcutiren. Im benachbarten Hauſe unter einer Pergola lauſchen andere Gruppen. Auf dem Mittelpunkt all dieſer Spannung ruht nun das Auge mit der ganzen Inbrunſt der keuſcheſten Liebe. Auch die ſpaniſchen Maler, namentlich der gotterfüllte Murillo, ſtellten Maria dar, als Kind gedacht. Hier nun thut die kleine Madonna den erſten wichtigen Schritt ins Leben und in ſein ernſtes Heiligthum. Mit erhobenen Händen, faſt wie ein Nachtwandler, der mit allen Gliedern, mit allen Nervenſpitzen zugleich fühlen, ſehen und lauſchen möchte, den Fuß zaghaft von Stufe zu Stufe geſetzt, um das lieblich ſcheue Haupt ein Lichtſtreif, der noch kaum Aurorens, geſchweige der Sonne Aufgang kündet: ſo ſteigt die kleine Donna dem Tempel zu, und die ganze Wonne einer erſten Erwartung überſchauert leiſe ihre keuſche maienhafte Geſtalt. —

Und ſo hat uns der große Vecelli ſchon wieder in ſeiner Gewalt; wir mögen uns rück- oder vorwärts ſtellen auf dem Boden venezianiſcher Malerei, alles findet in ihm ſein Centrum, und es iſt wunderbar, wie eigentlich das Genie einer Epoche weit weniger erfinderiſch iſt, als vielmehr alle Lebensſtrahlen in einem Brennpunkte faßt, die

Elemente und Kräfte ſeines Zeitalters in ſich vereinigt und verklärt. Das Genie ſteht niemals am Anfang einer Epoche, es iſt weniger ein Beginner, als vielmehr ein Vollender; mit ihm tritt das Menſchenleben in die Transfiguration, nachdem die Momente des Leidens und der Bedürftigkeit überwunden ſind.

Von Gian Bellini iſt in Venedig ein großer Bilderreichthum faſt an alle Kirchen zerſtreut. Er war productiv; mit ihm zuerſt wurde der ſtrenge Ernſt der alten Schule flüſſig. Wie jedes Genie ſeinen Vorläufer, ſeinen Johannes hat, wie dem göttlichen Raphael Pietro von Perugia vorherhing, ſo erſcheint Giovanni vor Tizian, nur daß dieſer ſeinem Gipfelpunkte näher ſteht, als Pietro dem ſeinigen, in Gliederrundung und wärmern Tinten ohne Sprung und weit ſicherer den Uebergang zu Giorgione und Tizian bahnt, als Perugia zum Urbinas. In der Akademie iſt unter andern von Bellini eine Madonna auf dem Throne mit acht Heiligen. In der Frarikirche erwähnte ich ſchon ſeiner. In San Sebaſtiano, wo der Veroneſe ſeinen vorzüglichen Schauplatz hat, iſt ebenfalls ein Bild von Bellini, in San Zaccaria mehrere, in San Salvatore ein Chriſtus mit vier Männern am Tiſch, das zu den ſchönſten dieſes Meiſters gezählt wird*). Die treuherzige Einfalt ſeines Chriſtus iſt doch nicht ohne kluge Spürkraft der Seele.

---

*) In Rom iſt von Giambellini das Bacchanal der aldobrandiniſchen Villa, zu welchem Tizian die Landſchaft gemalt haben ſoll, nachdem der Meiſter darüber verſtorben. Ein auf dem Schooß der Mutter Gottes zwiſchen zwei Engeln ſchlafendes Jeſuskind bewahren die Capu-

Will man Gian Bellini's Weſen ſich recht nahe rücken, ſo denke man ſich Albrecht Dürer in Perſon ihm zur Seite. Dürer war zweimal in Venedig, jedesmal auf längere Zeit. Man reiſte damals nicht wie heute, im Fluge. Hatte ſich einer unſrer Altvordern aufgemacht, wozu allerdings ein Entſchluß wie zu einer Expedition gehörte, bei der Heil und Leben auf dem Spiele ſtanden, ſo blieb er auch gründlich kleben und ſog am fremden Blatt mit raupenhafter Nahrungsluſt. Man zog nach Venedig zur Meſſe oder auf die hohe Schule der Bildung. Nürnberg aber, gleichfalls ein freier mercantiler Bürgerſtaat, hielt ſich zur Venezia la dominante wie eine Tochterſtadt, die ſich Mühe gab, in Sitten und Lebensart, im Glanz des Luxus und in der Structur der Häuſer annäherungsweiſe ein deutſches Venedig zu ſcheinen. Läuft doch in Nürnberg über die ſchmutzige Pegnitz ein Etwas von aufſteigendem Gerümpel, das eine Art Rialto abgeben möchte, obwohl es mehr einer unreifen Baumblüthe gleicht, die ein Nachtfroſt ſchwärzte und verſchrumpfen ließ. Das Nürnberger Rathhaus iſt ein impoſanter Bau im venezianiſchen Styl. Was in Venedig rother Marmor aus Cattaro, war in Nürnberg rother Ziegelſtein; beides aber hat der rußige Trauerflor der Zeit einander näher

---

ziner in Venedig in einem Schreine auf, wie Lanzi angiebt.

gebracht. Die Freſken Albrecht Dürers im Nürnberger Rathhauſe bleiben allerdings gegen die pompöſen Züge auf den Bildern der Tizianiſten armſelige Kleinbürgereien. Aber zwiſchen Gian Bellini und Meiſter Albrecht bekundet ſich eine wirkliche Sympathie, die ſich in perſönlicher Berührung nur ſteigern konnte. In den Briefen, welche Dürer aus Venedig an Willibald Pirkhaimer ſchrieb, verlautet ein Wohlwollen zwiſchen beiden herrlichen Meiſtern, das faſt an Leidenſchaft grenzt*).

Auch zwiſchen den beiden Brüdern Bellini, Giovanni und Gentile, herrſchte ein Gefühl der hochachtenden Liebe, deren Aeußerungen von rührendem Eindruck ſind. Es war das Zeitalter ehrſamer Pietät, die Flamme der Kunſtbegeiſterung brannte noch im veſtaliſchen Feuer auf unentweihten Altären; als ſie ſich unter den Tizianiſten von den Stoffen des Weltlebens nährte, wurde dieſe Flamme weder von der Ehrſucht geſchürt, noch ſpäter von der Gewinnluß und von ſchmutziger Gier entadelt. Tizian ſteht auch in dieſen moraliſchen Symptomen auf der Mittagshöhe des Glücks. Er war ein Freund des Dogen Barbarigo, in deſſen Palaſt er hauſte, er war der Stolz der Republik, und doch betete er nur zu den Göttern des alten Lebens, ſtand in keinem Götzendienſt der Weltlichkeit. Erſt der Veroneſe ſchwelgte an den Tafeln der Reichen, legte das

---

*) Pirkhaimer hatte in Piſa und Padua ſtudirt. Der Anſtrich von Bildung, den ſich der Deutſche eines ſpätern Jahrhunderts aus Paris holte, war damals dem italieniſchen Kulturleben entnommen.

Gewand des geweihten Prieſters von ſich und ſetzte ſich dem Nobile von Venedig gleich. Spätere waren geradezu Knechte der Weltluſt.

Jene beiden Bellini ehrte die Republik wie fromme Anachoreten. Sie malten lauter Bilder der göttlichen Hiſtoria, rückten das Unſterbliche ins Menſchenleben, ohne Beides durcheinander zu wirren. Bei alle dem wurden ſie auch im großen Rathhausſaale beſchäftigt, ohne daß ich weiß, was dort ihr Thun war; und als der Großtürke die Republik um einen Bildnißmaler bat, ſchickte man den Gentile nach Conſtantinopel, um unter den Heiden den Ruhm des Chriſtenthums zu verbreiten.

Auf der Akademie hat man von dieſem Bellini zwei Localbilder, die wunderbare Auffindung eines Proceſſionskreuzes in einem Kanal und eine Proceſſion auf dem Markusplatz, aus dem Jahre 1466. Dies Bild iſt wegen der Architektur Venedigs von damals ſo wichtig, wie die Sachen der beiden Comaletto, des Antonio Canale und ſeines Neffen, in deren meiſterhaften Proſpecten man das Venedig des achtzehnten Jahrhunderts findet.

Heute ſahen wir zu wiederholtem Male im Palaſt Manfrin Giorgione's Lautenſchlägerin. In Deutſchland iſt von dieſem Maler Jacob und Rahel, auf der dresdner Galerie, am meiſten bekannt und durch den Stich verbreitet. Was Hr. von Quandt in Dresden beſitzt, bezeichnet ſehr deutlich die Sphäre Giorgione's. Es iſt eine Landſchaft. Am See ruht eine Dame, die Laute ſchlagend. Die Geheimniſſe ihres Herzens ſchwingen ſich mit den Tönen durch die Luft; das ſieht man, hört man faſt; die Begleiterinnen, die ſie lauſchend umgruppen, können nicht überraſchter ſein, als wir, die wir ſchauen und in der Berauſchung des Auges die Täuſchung fühlen, als ſeien alle Sinne zumal gereizt, ergriffen und geſättigt. Giorgione's Bilder eröffnen eine üppige Gemüthswelt, ſind freie Phantaſieſtücke; Giorgione iſt ganz Erfinder, ganz Dichter, ganz Arioſt in Farben. Im Palaſt Manfrin iſt noch ein anderes Bild von ihm. Drei Venezianerinnen geben zuſammen und zutraulich neben einander den Widerſpruch und die Differenzen dreier verſchiedener Temperamente, einen dreifach geſpaltenen und doch dreieinigen Begriff deſſen, was man venezianiſche Schönheit nennt. Und damit den drei Göttinnen auch nicht der Paris fehle, ſo ſpricht ein Nobile mit einem Mädchen, und er ſpricht ſo beredt, ſo feurig, ſo innig, daß Beiden die Seele aus den Augen entgegenſpringt, während die Lippen ſich fern bleiben und zittern. So iſt Giorgione's Weſen. Ein drittes Bild zeigt einen alten Türken, am Tiſche ſitzend, in mercantile Speculation vertieft. Das kaufmänniſche Element ganz romantiſch gefaßt, ächt venezianiſch; die Speculation der Gewinnluſt griff dort hinüber in eine ferne Mährchenwelt. Giorgione's Türke iſt die Proſa dieſer Romantik. Hinter ihm ſitzt in der Süßigkeit des Nichtsthuns, in der bloßen Luſt am Daſein, in weiße

Stoffe ſauber gekleidet, ein ſchönes junges Weib; ein nackter Knabe liegt vor ihr. Sie giebt die Poeſie zu jener Proſa, die ſchon an ſich, ſchon um des Coſtüms, um der ſchönen, edlen Formen willen, für uns den romantiſchen Zauber des ſüdlichen Vegetirens athmet.

Giorgione *) iſt überhaupt als der ächte Ausdruck der venezianiſchen Romantik zu faſſen. In dieſen blutrothen Fleiſchfarben, in die er ſeinen Pinſel taucht, ſpielt das bacchantiſchheiße Leben auf der üppig geſchaukelten Muſchel Venedig. In dieſen warmen Dämpfen, die ſich über dem Gallert der ſtillen Lagunen ſammeln und dichten, in dieſem bangen Athemzug der Wolluſt droht deine Seele zu erſticken, bis ſie den herrſchenden Gewalten erliegt oder ihnen entflieht und drüben auf dem Lido im friſchen Seewind die hermetiſch verſchloſſene Luftregion Venedigs von ſich ſchüttelt. In dieſem Lebensathem iſt Giorgione's Talent geboren, ſind ſeine Bilder erlebt und erzeugt. Er war bei Gian Bellini Tizians Mitſchüler geweſen, mag vielleicht in einigen ſeiner älteſten Bildniſſe, die ich nicht ſah, die ſtrenge Schule des Altmeiſters bekunden, ſtürzte

---

*) In den Uffizi zu Florenz ſind von Barbarelli Giorgione ein Moſes und zwei männliche Portraits. In Mailand beſitzt die Ambroſiana ein Stück, das man zu ſeinen beſten zählt, einen kleinen Moſes, aus dem Nil gezogen und der Tochter Pharao's dargereicht. Die Hiſtorie iſt dem Giorgione gleichgültig, er giebt freie Romantik. Dies unterſcheidet ihn von Tizian, macht ſeine Verwandtſchaft mit Arioſt.

ſich aber raſch aus der kargen Enge dieſer Sphäre, ward weit raſcher und früher ſelbſtändig als Vecelli, ſein Feuereifer überholte die ruhige Genialität des Genoſſen, der um vieles langſamer, aber nachhaltiger ſeine Kräfte entwickelte. Giorgione ſprang mit genialer Gewalt aus der ſteifen Kapelle ins blühende duftige Leben der Wirklichkeit. Ihm bleibt immer das Verdienſt des erſten Wurfes, das Siegel des erobernden Genie's iſt ihm unverkennbar auf die glühende Stirn gedrückt.

Tizian Vecelli iſt überhaupt weit ſchwerer zu faſſen. Ein Lauf von neun und neunzig Lebensjahren hat in ſeiner Kunſt verſchiedene Anſätze, in ſeinem ganzen Naturell bedeutende neue Aenderungen entfalten müſſen. Man hat an ihm drei Epochen zu ſtudiren und wagt nicht, alſobald unter all' den Momenten ſeines Thuns und Lebens den Einen ganzen, ſtetig gebliebenen Menſchen herauszufühlen. Er hat als unmündiger Knabe Bilder geliefert, er hat als träumeriſcher, als fanatiſch entzückter Jüngling, als proteſtantiſch denkender Mann, er hat noch als ſtarrer ſtolzer Greis gemalt, Pinſel und Palette geſchwungen, bis das Zittern des Sterbens ſeine Hand gelähmt. Er hat in einem langen weiten Leben allem Wechſel des Geſchicks mit ruhiger Kraft überdauert, die Laune der Menſchen hat ihn bald zum Gott erhoben, bald um Götzenbilder willen verſchmäht und verleugnet. Lärmendes Glück mit ſeinem Schellenjubel hat ihn umtobt, und oft hat er doch einſam geſeſſen, vom Gift der Neider krank und bleich. Die Liebe hat ihm ihr Paradies verſchloſſen, er hat ſich andächtig in ihre Schauer verſenkt und ſie dann wie Wolken von ſich geſchüttelt, die ſeine ſonnebeglänzte Stirn getrübt. Er war verzagt geweſen, kleinmüthig über ſeine Künſtlerſchaft, als Menſch bis in den Tod betrübt, und dann wieder gotttrunken, jovisſtark, aresluſtig. Und ſo auf dem Wellenpfad des Lebens auf und ab, bei all' dieſen Schwingungen des Geiſtes, Bebungen der Seele hat er immerfort Bilder gemalt, getreu, fleißig, ruhig, groß und feſt, immer nur mit den Stoffen beſchäftigt, von den Objecten erfüllt, nur dann und wann unabſichtlich den Pinſel in ſein eigen Herz tauchend. Sein eignes Selbſt verräth ſich nur wie Shakeſpeare, giebt ſich in ſeinen Bildern nicht förmlich hin, wie Goethe.

Man muß den Verſuch machen, ſeine Perſönlichkeit, trotz dem ſie verſteckt liegt, herauszufinden, will man Tizians Bilder recht getreu verſtehen. Bei Giorgione hat man nur den Einen Wurf zu faſſen; er war nur Jünglingsnatur, ſein Daſein als Menſch und Künſtler war nur ein einziger Griff in die heiße Fülle einer üppig trunkenen Welt. Er war ein Jahr ſpäter geboren als Tizian, athmete heiß und raſch und ſtarb in ſeinem vierunddreißigſten Lebensjahre *). Zarotto, der aus ſeinem Schüler ſein Rival, auch als Menſch ſein Nebenbuhler geworden war, entführte ihm ſein Weib. Aus Schmerz darüber ſtarb Giorgione, wie es heißt. Nach dem Bericht Anderer en-

---

*) Barbarelli Giorgiona 1478 — 1511.
Vecelli Tizian . . . . 1477 — 1576.

dete er an einer giftigen Krankheit, die ihm ein Weib beigebracht.

Man kann nicht ſagen, daß von Barbarelli Giorgione genug übrig wäre, um ſein Weſen zu erſchöpfen. Seine Arbeiten waren größtentheils Freſken an Häuſergiebeln, jetzt völlig ungenießlich, ein Raub der Zeit. Von Oelbildern giebt's auch in Privatſammlungen wohlerhaltene, mit ſtarkem Farbenauftrag, mit vollem blühenden Pinſel gemalt; Bildniſſe mit ſeltſamem Lockenbau, in phantaſtiſcher Tracht, mit wehenden Federbüſchen und Agraffen, die von den ſchwarzen Hüten herniederblitzen wie die leuchtenden Augen aus dem dunkeln Incarnat der begehrlichen blutrothbraunen Geſichter. Er haßt Gelb, Grau, Himmelblau, dies Trifolium, ohne das ſpäter kein Pinſel Glück machen zu können glaubte. Das Mattherzige und zugleich Maſchinenartige, das die lebensſcheue Reflexion einer Spätkultur mit ſich ſchleppt, das kennt er nicht, bei ihm iſt Alles ſtrotzendes Leben, braun, grün, ſchwarz, dunkelroth, aber ſaftig und voll, kein Ahnen, kein Schmachten, alles Gluth und Genuß.

Es lohnt gar wohl der Mühe, den Strich zwiſchen Trieſt und Venedig landwärts zu machen, die Provinz Udine und das Städtchen Pordenone kennen zu lernen. Aus dieſer Landſchaft Friaul waren mehrere Giorgioniſten gebürtig. Dort entſtanden, ſagt Vaſari, viele nicht unbedeutende Maler, die weder Florenz, noch Rom ſahen, nach keinen Antiken die Zeichnung lernten. Gerade deshalb ſind ſie nur von Werth, weil ſie keine Treibhauspflanzenbildung auf dem Wege einer zur Tradition gewordenen Claſſicität durchmachten. Und das kleine Pordenone war der Geburtsort eines Malers, der unter den Giorgioniſten im Feuer der Farbenwelt, in der Entſchloſſenheit der Eingebung und Erfindung dem Meiſter zunächſt kam. Sein voller Name war Giovanni Antonio Licinio Regillo, meiſt Pordenone genannt. Paul Cagliari hieß in Venedig der Veroneſe, Jacopo da Ponte ſollte füglich der Baſſaneſe, dieſer Giorgioniſt der Pordenoneſe heißen, aber man verſtand dieſe beiden unter ihrem Städtenamen und nannte ſie il Baſſano, il Pordenone. Zu Venedigs Kunſtleben gehörten ſie ſo gut, wie Tizian Vecelli, der aus dem nahen Cadore, ſo gut wie Barbarelli Giorgione, der aus dem Treviſaniſchen war. Von Pordenone hat man in ſeiner Vaterſtadt einen großen Chriſtoph. An einem Pfeiler des Doms im Verſchluß iſt ſein eigen Bild. Auch der heilige Rochus dort giebt ſeine eigene Perſönlichkeit. Daß dieſe Bilder von ihm ſind, bezeugte er zum Ueberfluß ſelbſt in einem Heft »Denkwürdigkeiten,« die er hinterließ. In Venedig beſitzt St. Maria Glorioſa, jene Frarikirche, in der Tizian begraben liegt, ein großes Altarblatt; es iſt voller Figuren, wimmelt von Köpfen, die ſehr glücklich gruppirt ſind. In Maria del Orto iſt ein heiliger Lorenzo Giuſtiniani von ihm. Auf dieſem Bilde finden wir eine überraſchende Keckheit: der heilige

Auguſtin in der Gruppe der Figuren ſtreckt ſeine derben Arme mitten aus der Leinwand heraus, ein Wagniß, das, von fern geſchaut, äußerſt gelungen iſt, und das der Künſtler oft wiederholte. Auch in Piacenza, in Brescia führt man Altarblätter von ihm an; weit verbreitet ſind ſeine Bilder nicht, in Unteritalien iſt er ſchwerlich gekannt. Er iſt bedeutend als Maler der Männerwelt, und dies bezeichnet überhaupt die italieniſchen Nordländer. Zu ſeinen Frauen fand er in Carnia, wo er Liebſchaften hatte, die Originale. Sie ſind ſämmtlich Mannweiber. Man braucht nicht mit Fürſt Pückler für den ſchwarzen Flaum auf der Oberlippe der Südfranzöſinnen zu ſchwärmen, aber man muß in Venedig die Mädchen aus Friaul kennen, um den Reiz zu begreifen, der in einer heroiſchen Formation der weiblichen Geſtalt für die venezianiſchen Maler zu liegen ſchien. Ich meine jene köſtlich derben Waſſerträgerinnen mit den feurigen Amazonenaugen, den ſchwarzen Mannshut verwogen ſchief auf den dunkeln Meduſenflechten. Man findet jene Judith, die Heldin des Judenthumes, ſo oft in der Malerei aller Schulen, weil es unter dem Volke in Italien ſo viel heroiſche Frauengeſtalten giebt. Sie gehören namentlich zur Romantik der Giorgioniſten.

An Barbarelli Giorgione hatte Tizian früh ſeinen Nebenbuhler verloren; in Pordenone erwuchs ihm ein faſt eben ſo mächtiger, dem viele Zeitgenoſſen den Vorzug gäben*). In ſolchem Wettſtreit, ſelbſt wenn er unausgeſprochen bleibt, entfalten ſich die Talente. Der Ruhm des Miltiades, wiſſen wir, ließ Themiſtokles nicht ſchlafen. In ſolcher Nebenbuhlſchaft des Genie's ſteigerten ſich in Rom Raphael und Michel Angelo. Pordenone wußte durch den Zauber eines lockenden Helldunkels zu ſiegen; er war hierin Guercino's Vorläufer. Auch bei den Fürſten ſeiner Zeit machte Pordenone Glück. Karl der Fünfte erhob ihn zum Ritter, Herkules der Zweite lud ihn an ſeinen Hof. Pordenone folgte und ſtarb in Ferrara bald nach ſeiner Ankunft, wie es hieß, an Gift eines eiferſüchtigen Rivalen.

---

*) Pordenone geb. 1484, geſt. 1540.

Auch ihn überdauerte Tizian mit der langathmigen Kraft ſeines unüberwindlichen Geiſtes. Er überlebte Alles um ſich her, Alles beſiegend durch den gottvoll treuen Segen langer Erdendauer.

Vom Palaſt Piſani, wo man das Paolozimmer beſucht, gelangt man durch die Hintergebäude unmittelbar in den Palaſt Barbarigo. Beide Häuſer greifen in einander, wie ſie auch als Beſitzthum zuſammengehören; der letzte Sproß der Piſani iſt mit der Erbin des Hauſes Barbarigo vermählt.

So betritt man den Schauplatz des großen Vecelli, ſein Arbeitszimmer. Doge Barbarigo war ſein Freund und Schützer, in ſeinem Palaſte wohnte Tizian. Man iſt hier en famille mit ihm, in der Mitte der Seinigen; es ſind dreiundzwanzig ſeiner Bilder, in deren Familienkreis man tritt. In dem länglichen Vorſaal der Galerie hängen einige Zeitgenoſſen des großen Malers, die befreundete Familie ſelbſt *), in trauter Nähe zur Seite das Portrait des ſpaniſchen Philipp, von Tizians eigener Hand. Man weiß, daß Vecelli an mehreren Höfen glänzend aufgenommen wurde, am römiſchen unter Papſt Paul dem Dritten, demſelben Paul, der die Geſellſchaft Jeſu einſegnete, am Wiener und Madrider unter Kaiſer Karl und ſeinen Nachfolgern. Seltſam, daß Vaſari ausdrücklich bezeugt, daß der Großherzog von Toscana, Coſino der Erſte, wenig Luſt gehabt habe, ſich von Tizian malen zu laſſen. So ſehr hatte damals die Spannung, in welcher die Florentiner Zeichner zu den venezianiſchen Coloriſten ſtanden, auch den dortigen Hof erfaßt. Ein einſeitig ſtrenges Wort von Michel Angelo, das der Neid, wo nicht dictirte, doch accentuirte, war genügend, ganz Florenz dem großen Maler zu verſchließen **). Sonſt aber drängten ſich die Für-

---

*) Seltſam, daß auf einigen dieſer Familienbilder von Tizian ſelbſt der Name Barbadigo ſtatt Barbarigo mit dem Pinſel geſchrieben ſteht. Man erklärte es uns als ein leichtes Verſehen des Malers.

**) Erſt die ſpätern Großherzöge aus dem Hauſe Lothringen-Oeſtreich ſammelten zu der Galerie in dem Uffizi auch venezianiſche Bilder. In den beiden Sälen dieſer Schule ſind wenigſtens ſieben Tiziane; unter andern die heilige Jungfrau, roth gekleidet, mit dem Chriſtuskinde und der heiligen Katharina; eine andere Madonna von Seraphinen umgeben, unter den Bildniſſen: Katharina Cornaro, Köſten zu Tizians Staffelei. Und er hatte Helden zu malen, Geſichter, in deren Zügen die Nachwelt ſich die Schickſale der Völker, den wunderbaren Lauf der Zeiten, deutet. Tizian iſt hier eine lebendige Quelle für die Geſchichtskunde. Er malte Karl den Fünften, den großen Politiker ſeines Jahrhunderts, der die Weltkugel, ſtatt ſie als Atlas auf den Schultern zu tragen, auf den Fingerſpitzen balanciren wollte *). Er malte jenen chevalereſken Franz von Frankreich, den eigentlichen letzten Ritter, den letzten Liebling der mittelalterlichen Romantik. Wie ihn Tizian dargeſtellt, haben ihn alle die unzähligen Bilder in Frankreich wiedergegeben, wie der Maler ihn auffaßte, iſt Franz unſterblich geworden, der Nachwelt überliefert. Man geſtehe, daß die Malerei, wenn ſie heilige und weltliche Hiſtorie darſtellt, wenn ſie Gott und Menſchen unſterblich machte, wenn ſie Ballade, Epos und Drama war, eine Macht ſein

---

nigin von Cypern, Sanſovino, Franz von Novera mit ſeiner Frau, Bartolomeo Alviano als General der Venezianer, von vielen Figuren umgeben. — Von Giorgione beſitzen die Uffizi außer ſeinem Moſes: eine heilige Jungfrau mit Joſeph und Paul, die ſich die Hände reichen, das Urtheil des Salomo und zwei Portraits, eines Malteſer-Ritters und eines venezianiſchen Generals. Von Veroneſe viele, unter anderen eine Katharina, eine Juſtina, eine Eſther der Ahasver. Von Pordenone eine Judith u. a.

*) Zu Bologna im Palaſt Zambeccari da San Paolo iſt von Tizian ein heiliger Sebaſtian und ein Kaiſer Karl, wenn nicht ausſchließlich von ſeiner Hand, doch in der ſchon erwähnten Weiſe von ihm vollendet.

mußte, vor der ſich aller Glanz und alle Hoheit beugte. Es giebt keine Poeſie, welche uns jenen Franz zur Erſcheinung gebracht hätte; die Farben waren der künſtleriſche Ausdruck jenes Jahrhunderts. Ein König, der zum romantiſchen Ritter ward, und ein Maler, der ſich wie ein König geberdete, konnten ſich ſchon die Hände reichen, um ſich der Nachwelt zu überliefern. Karl den Fünften konnte auch die gewiſſenhafte Emſigkeit eines deutſchen Charakterpinſels faſſen, wie ihn das Bild auf dem berliner Muſeum gibt; jenen Franz von Frankreich konnte nur ein Venezianer, und unter den Venezianern nur Tizian malen. Bellini hätte ihn getreu copirt; aber eine ſpringende Federkraft läßt ſich nicht copiren. Giorgione hätte ihn zu phantaſtiſch, wenn nicht dämoniſch wild, der Veroneſe zu prangend und coquett gefaßt: wiederſchaffen, wie er war, konnte ihn nur Tizian. An Tizians Pinſelſtrichen ſtudire der Hiſtoriker den genialen Flatterkopf. — Und wenn ihr jenen zweiten Philipp von Spanien belauſchen wollt, dann geht in die Galerie des Palazzo Barbarigo. Dort ſeht ihr den Infanten Philipp, den werdenden König der Inquiſition. Noch in ſeiner Entwicklung begriffen, mit ſich beſchäftigt, ohne die Schätze der beiden Indien zu ſeinen Füßen, ohne die Alba und Domingo zu ſeinen Dienſten, noch ſcheu, ſchüchtern, blaß, ohne Blut in den Lippen, ohne Muth im Herzen: ſo ſteht der Jüngling Philipp vor euch; alles, was er ſpäter ward, lauert ſchon im Hintergrund ſeiner Seele, ſchickt in den Blicken ſeines Auges ſchon ſeine Botſchafter aus, die das Terrain furchtſam prüfen.

Durch den Vorſaal der Galerie gelangt man in Tizians Arbeitszimmer. Es iſt hoch, geräumig, ein regelmäßiges Viereck, die beiden Fenſter reichen mit ihren breiten Flügeln bis zu den Füßen, ſie blicken mit dem Altan nach dem großen Canal hinunter. Dieſe Ariſtokratie in der Fenſterſtructur haben in Venedig ſelbſt gemeine Häuſer, oder ſolche, die im Drang der Noth dazu wurden. Die Fenſteröffnung geht bis auf die Diele, ſo daß bei geöffnetem Flügel vom Canal her die ganze Geſtalt erſichtlich wird. Es giebt dies ein edleres Bild, als wenn, wie bei uns, zwei Ellenbogen knauſig in der Brüſtung liegen und nur eine menſchliche Büſte ſtützen. Sieht man freilich durch die flügelweiten Augen des Hauſes nicht mehr die ſtolzen Coſtüme von ehedem, ſondern die Lumpen von heut, iſt das ganze Gebäude mit dem ſchönen Adel ſeiner Bauart ſchwarzgrau verwittert, ſo flößt das eine Trauer und zugleich eine Theilnahme ein, die den heruntergekommenen Nobile in ſeiner liederlichen Wirthſchaft entſchuldigt.

Tizians Zimmer iſt natürlich zur Galerie geſchlagen, an allen vier Wänden Bild an Bild, ſonſt keine Spur der perſönlichen Exiſtenz des Mannes. Wie die guten Nürnberger das Dürerhaus mit allerlei Scharteken aus Meiſter Albrechts Beſitzthume vollpfropfen, das verſtehen die Italiener nicht. Was der Engländer Comfort nennt, dieſen künſtlich bis zum Syſteme ausgebildeten Lebensbedarf, das kannte und kennt der glückliche Südländer nicht, er ſchwimmt ballaſtfrei mit wehenden Wimpeln im offnen Lebensmeer. Was das deutſche Gemüth aus großer Vorfahren kleinem Trödel als Reliquie wahrt und heilig hält, hat für ihn keinen Werth. Das Klima iſt auch hier Schuld und Urſach, es nöthigt die Kreatur nicht, ſich ſo einzuſchachteln, wie es der Norden erheiſcht, deshalb erſcheint der Italiener frivoler im Beſitzen, im Erwerben und im Aufbewahren. Es müſſen in Italien ſchon ausgemachte Pedanten ſein, die Raritäten aufſtapeln, und meiſt geſchieht's für Ausländer, für Albions blonde Seltſamkeiten. Der italieniſche Nobile von ehedem beſaß nichts von elegantem Plunder, woran ſich die ſchwächliche Erinnerungsluſt der Nachwelt anfriſchen ließe. Wie er ging und ſtand war all ſein Comfort mit ihm. Ein ſtrotzendes Wams, ein betreßter Mantel, klingender Degen und wallender Federhut: ſo ſprang der allezeit Fertige aus dem Hauſe in die Kirche, zur Donna in die Gondel. Daheim war auch nichts, womit ſich die Weichlichkeit einbetten konnte, ſein Palaſt, das ſtolze Erbgut ſeiner Väter, hatte oft nichts als die nackten Wände, großartige Architektur mit Fresken, köſtliche Spiegelflächen, in denen ſich der Pomp der feſtlich geſchmückten Menſchen belauſchte, aber ſchwellende Polſter, gähnende Fauteuils, lungrige Chaiſen gab's weniger im Salon des Nobile, als ſelbſt bei unſerm Bürgersmann. Wenn man denken ſoll, daß hier in dem hohen Altanzimmer der Greis Tizian hauſte, daß er hier ſeine letzten Tage beſchloß, ſo will uns das ſchwer in den Kopf; man findet im Zimmer keinen Großvaterſtuhl mit gehörigen Backen und Kiſſen. Man iſt bei uns zu Lande ſo ſehr daran gewöhnt, an irgend einer Erbärmlichkeit nach den Spuren eines großen Menſchen zu tappen. Und daß Engländer hier noch nichts ausgewittert, keine unerſchöpfliche Quelle an Reliquien ausgemittelt! Waren ſie doch in Deutſchland ſchon mit kleineren Perſönchen ſpeculativ und trieben ihre Curioſitätenſucht bis zur Selbſtquälerei. Es hat ja nirgend ein Engel gewandelt, ohne von ſeinem Wandel eine Stapfe zurückzulaſſen, und wär's ein alter ausgetretener Socken. Als die kleine Sonntag Berlin verließ, ſtürzte alles auf ihre Ueberbleibſel her, Lord So und ſo ſchnitzte ſich Zahnſtocher aus dem Rahmen ihres wunderbaren Geſchirres, Viscount So und ſo ſchlug das Ding von Porzellan nicht entzwei, ſondern zum Ritter und creirte es zur Punſchbowle. — — Doch ſtill! die Stätte hier iſt heilig, thue Dein Schuhwerk von Dir und habe Andacht. Des großen Meiſters Lieblingsgedanken treten aus ihren Rahmen herunter, hier iſt Geiſterſchau, hier ſind unſterbliche Ueberreſte.

Man hat hier Bilder von Tizian in jeder ſeiner Stylarten beiſammen. In ſeiner erſten naiven Manier iſt eine Madonna mit dem Bambnio ſo ſehr den Meiſter Bellini verrathend, wie man den erſten Sachen Raphaels die Schule Perugins anſieht. Die Bilder in letzter Manier ſind Ruinen von Tizians Größe. Als Greis, trotz dem Bewußtſein unzulänglicher Kräfte, fühlte er noch immer den Reiz des Schaffens. Dieſer Rieſe konnte nicht ruhen. Hand und Auge zitterten dem Neunzigjährigen, aber die Fülle der Ideen plagte ihn, die hohe Leidenſchaft des Geſtaltens ward nicht müde, ſein innerer Menſch blieb ſchöpferiſch. Und wie es Greiſen ergeht, deren kahlen Scheitel noch Götter und Göttinnen küſſen: es mochte lange dauern, bis er die Abnahme ſeiner Kräfte fühlte; der Geiſt erſetzte eine Zeit lang, wo Hand und Auge im Dienſte läſſig wurden. Noch in ſeinem hohen Alter lehnte er keine Beſtellung ab. In San Salvatore hat man eine Verkündigung von ihm. Vaſari, der den Meiſter 1566, zehn Jahre vor ſeinem Tode, wiederſah, ſuchte, wie er ſich ausdrückt, ſchon damals vergeblich nach dem Tizian im Tizian. Jenes Altarblatt in Salvatore ward ausgeſtellt; die Beſchauer kamen und fragten: Von wem mag das Bild wohl ſein: Da entbrannte der alte Meiſter im Zorn, griff zu ſeinen Waffen, Pinſel und Palette, lief hin und ſchrieb wüthend »Tizianus fecit, fecit!« ins Bild hinein. In ſpäterer Zeit mochte er wohl aufhören, ſeine Bilder dem Urtheile der Menge preis zu geben. Er vollendete ſie nicht mehr, führte ſie nur bis zu dem Punkte aus, wo ſeine Ideen ſich deutlich zum Ausſpruch bringen konnten, und ließ dann ab, wohl fühlend, daß die ſtarr gewordene Hand in der Arbeit des Details nichts mehr vollenden könne. Auf der Akademie iſt ſein letztes Werk, Chriſtus im Grabe, das der jüngere Palma nach des Meiſters Tode weiter führte. Dieſe Bilder in letzter Manier, von denen der Palaſt Barbarigo drei beſitzt, ſind zitternd hingetupft, ſie ermangeln der verſchmelzenden Uebergänge. Und wie bezeichnend ſind die Gegenſtände, die der Greis hier gewählt! In der Zeit ſeiner erſten naiven Manier malte er das Chriſtkind, wie hier in Barbarigo und in der Sakriſtei der Frarikirche. Und im Gefühle ſeiner gefeſſelten Kraft trieb es ihn, den Prometheus am Felſen, den Sebaſtian am Holz und den gegeißelten Chriſtus darzuſtellen. Dieſe drei Bilder mit ihren hingeworfenen Farbenmaſſen findet man in ſeinem Arbeitszimmer; in allen dreien iſt der gefeſſelte, der mit Pfeilen verwundete, mit der Dornenkrone verhöhnte Rieſe niemand anders, als Tizian ſelbſt, der gelähmte Atlas, den die Laſt der Welt erdrücken will. Und als denkender Mann, im klaren Bewußtſein deſſen, was das Leben hält und trägt, in der Ruhe einer verhaltenen Kraft, die ich Proteſtantismus an ihm nannte, malte er ſeinen Chriſtus mit der Weltkugel, der ſich an den Chriſtus mit dem Zinsgroſchen anreiht. Wie emſig iſt er hier im Detail der Ausführung! Als hätte Meiſter Dürer ihm über die Schulter geblickt und ſeinen Pinſelſtrich belauſcht! Dieſe Sorgſamkeit der Malerei zeigen aber viele Gemälde aus ſeinem beſten Lebensalter. Das im Rauſch Empfundene, im erſten Wurf Hingeſtellte legte Tizian beiſeit, nahm es wieder vor, änderte und geſtaltete mit ruhiger Langmuth weiter. Der Fleiß, der »nie ermattet, der langſam ſchafft, doch nie zerſtört,« der verkannte Fleiß ſtand dem Genie immer ſchön. In Tizians Bildern verkriecht ſich freilich die Mühe der Ausführung vor der Größe der Eingebung; in manchen ſeiner Bildniſſe erſcheint wie ein Wurf weniger ſimpler Striche, was doch nur unter der ſtrengſten Combination ſeines forſchenden Geiſtes zu Stande gebracht wurde; mitunter arbeitete er an ſeinen Werken ſo lange herum, daß die erſte Intention ſchwer aufzufinden iſt; auf ſtrenge Einfachheit ſuchte er ſelbſt dasjenige zurückzuführen, was ihm der Genius im Moment der Entzückung als leidenſchaftliches Wagniß eingab. Gegen die qualvolle Kraftverſchwendung in Tintoretto's, gegen das tulpenhafte Schaugepränge in Paolo's Bildern: welche Einfalt und Würde ſelbſt in Tizians bewegteſten Truppen. Er verlor für ſeine Figuren niemals, wie jener Färber, den Mittelpunkt, um den ſie ſich fügen; keine ſeiner Geſtalten drängt ſich, wie beim Veroneſe, coquett hervor, ſie achten ſämmtlich den Kreis, in deſſen Zuſammenhang ſie ſich getragen fühlen. So folgt die Ausartung dem Genie dicht auf dem Fuße, während Sturm- und Drangmänner, revolutionaire Talente, wie Giorgione, der die Malerei vom ſtrengen Kirchendienſt befreite, ihm dicht voran gehen, um Bahn zu brechen. Tizian ſtand wie Goethe inmitten einer ſich unbewußt um ihn gliedernden Welt. In der Stellung, die Sophokles, Shakeſpeare, Calderon zu ihren Vorgängern, Nebenbuhlern und Nachfolgern einnehmen, ergiebt ſich uns ein ähnliches Verhalten. Mit Goethe hat Tizian zugleich die Univerſalität der geiſtigen Empfängniß gemein. Goethe's Welt iſt ein weites Gebiet, es liegt zwiſchen Shakeſpeare und Voltaire mitten inne, es grenzt ſüdlich bis an Homer und Sophokles, nördlich bis an Milton und Oſſian hinauf. Ein Spätling des Menſchengeſchlechts, ein Erbe der Weltgeſchichte, hält er die Hände über die Schätze der Jahrhunderte gebreitet. Der deutſche Genius überflügelt Alles, indem er innerlich ſich mit den Stoffen aller Menſchenwelt vermält. So hingegeben herrſcht er im All, und ſollte er darüber ſein nächſtes Vaterland verlieren. — So extrem verlief ſich Tizian freilich nicht, ſo ohne Feſthalten erſter nächſter und alleiniger Heimath, ſo herumgreifend nach den Rhythmen aller Jahrhunderte, ſo buhlend faſt mit den Schönheiten aller Zonen, wie die deutſche Muſe, war des Italieners Pinſel nicht; er blieb gebundner, hatte Venedigs concentrirte Machtentfaltung, eine heimiſche Welt voll nationaler Größe um ſich. Und wenn Raphael und Dürer die Pole waren, bis zu denen hinauf ſich Tizians Weſen entwickelte, Raphael im Erzengel auf ſeinem Tobiasbilde, Dürer in ſeiner Chriſtusgeſtalt, ſo war dies kein Anſchmiegen, kein Hingeben an fremde Naturen; in der Ausdehnung ſeiner Kräfte ſtreifte er nur, wie in Ahnungen, hinüber in das ihm Ferne; mehr, um für ſich zu erobern, als ſich an Anderes zu verlieren, griff er in jene Sphären, ſtill, leiſe, unbewußt, immer in jedem Zuge doch Venezianer, doch Tizian, unverlierbar er ſelbſt.

Die Dame, die uns in die Galerie Barbarigo führte, eine Schaffnerin des Hauſes, wollte uns die drei Manieren des großen Malers nebeneinander nachweiſen. Sie unterſchied, was Tizian als Knabe, noch nicht Jüngling, gemalt, was er als Mann und Meiſter ſchuf und was der Greis techniſch unvollendet ließ. Aber was Vorſchule iſt, kann nicht eigentlich als Tyzianiſcher Styl gelten; was er in den Neunzigern arbeitete, iſt nicht als Styl zu nehmen, es ſind Fragmente, an deren Ausführung die Hand erlahmte. Was Tizian in der Blüthe der Jünglingskraft, in der Reiſe des männlichen Bewußtſeins ſchuf, könnte Stylarten abgeben. Und hier ſind uns ſchon mehrere Phaſen, welche ſeine Natur durchlief, erkenntlich geworden. Lanzi äußert, Tizians Chriſtus mit dem Zinsgroſchen ſei deutſch gemalt, nicht Tizianiſch, erſt in ſeinem Tobiasbilde, das er im dreißigſten Lebensjahre arbeitete, ſei Tizian er ſelbſt. Es iſt mir erklärlich, daß jenes Chriſtusbild, weil es ein Erzeugniß des nordiſchen Geiſtes ſchien, in Italien fremdartigen Eindruck machen mußte; hat doch dies Chriſtusbild auch eine deutſche Heimath gefunden und iſt ein Schmuck der ſächſiſchen Galerie. In dem Tobias aber ſtreift Tizian an den Genius einer ſüdlichen Gemüthswelt, wie ſie ſich in Raphael vollſtändig entfaltet. Der wahre Tizian iſt alſo hier ſo wenig ausſchließlich zur Erſcheinung gebracht, als er ſich dort im Chriſtusbilde verleugnet. Seine erſten Sachen verrathen Meiſter Bellini's Haltung, und dieſe bleibt auch der Tizianiſchen Kraft mit ihrer ruhigen Würde unveräußerlich getreu. Aber Tizian war auch Giorgione's Nebenbuhler. Und hätten wir nur den Pietro Martyr in Sannipolo, dieſe Mordſcene in der ſchauerlichen Waldromantik wäre Zeuge genug, daß die Elemente der Giorgioniſten ihm nicht entlegen blieben *).

---

*) Die Ermordung einer Anhängerin des Sanct Antonius in Padua, welche Tizian für die Schule dieſes Heiligen malte, dürfte derſelben Epoche ſeiner Malerei, in welcher er den Pietro Martyr ſchuf, angehören.

Tizian iſt alſo aller Orten in ſeinen Gemälden. Wie aber hat ſich ſein Selbſt am entſchiedenſten offenbart? Welches iſt ſein höchſtes Werk? — Dieſe Frage iſt entweder keck oder kindiſch, und doch drängt dazu der unruhige Sinn, der ſich in Tizians Natur zurecht finden will. Irgendwo muß ſein eigenſtes Weſen am vollendetſten zur Erſchauung gebracht ſein, irgendwo muß man ihn vollauf haben. Dieſe Frage ſtellt ſich ein innerer Drang, ſelbſt wenn ſie nicht zu erledigen wäre, und das lauſchende Auge, das verlangende Herz, der dürſtende Geiſt in der wunderbaren Welt dieſer vielen Geſtalten unentſchieden gefangen bliebe.

Unentſchieden? — Heiliger Gott! wir ſtanden jetzt vor Tizians Magdalena. — Wir hatten ſo viel herumgeſucht, unſere Gedanken hatten ſich ſo mürbe gelaufen, daß hier vor der Gewalt dieſer Magdalena unſer phyſiſcher Menſch lautlos zuſammenbrach, bis die Schmerzen des geheiligten Lebens, die Thränen dieſes ungeheueren Weh's unſere Lebensgeiſter wieder auftrieben und zu Hülfe riefen.

Wie oft iſt dieſe weinende Magdalena nicht ſchon Gegenſtand aller Pinſel geweſen, wie haben Guido Reni und die Bologneſer, die zu allem hinneigen, was Weichlichkeit und Elegie in der heiligen Hiſtoria heißen mag, ſich in dieſer Figur erſchöpft, wie iſt dies weinende Geſicht durch die Copieen, womit man die Welt überſchwemmt, uns verleidet! — Wenn es aber heißt: auch Shakeſpeare hat einen verzärtelten Adonis geſchildert, ſo ſchreckt man auf. So iſt hier das Verhältniß, wenn Tizian die thränenaufgelöſte Büßerin malte. Der Künſtler, der Dichter wächſt an ſeinem Stoffe, aber auch der Stoff an ihm; er aſſimilirt ihn ſeinem Naturell. Wenn der zarte, weiche Reni einen Goliath malt, ſo macht er aus dem großen Philiſtäer einen ſtrahlenden Apollino*). Und wenn Tizian ſich der zernagten, zerlöſten, zuſammenſinkenden Magdalena bemächtigt, ſo erſteht unter ſeinen Händen eine Heroine, die ins Gefecht zöge für den gekränkten Heiland, auf offenem Markte Sühne forderte, die Völker der Erde aufriefe, das ganze Weltall mit ihrem Schmerze erfüllen möchte. Das Rieſige in dieſer Magdalena iſt erſchütternd, iſt wirkſamer als alle hingegoſſene Wehmuth Correggio's und Reni's. Ich meine das Gigantiſche in ihrer Phyſis und in ihrer moraliſchen Größe. Sie iſt ein Weib aus der Maſſe, aber ſie hat einen königlichen Muskelbau; ihre ganze Natur iſt ſo dreiſt, ſo urſprünglich, ſo aus dem Volke gegriffen, und doch hat ihr Leib die Majeſtät der höchſten Berechtigung. Man möchte eine ihrer Enkelinnen, und wäre auch dieſe ihrer Ahnin entartet, am Ufer der Sklavonier aufſuchen, wäre ihr Weſen nicht zu hehr und heilig, vom Schmerz geweiht, von der Unſterblichkeit durchleuchtet, um ihr den Plunder von heute nahe zu rücken. — Die offne Bruſt, wie heiß dampfend und doch wie energiſch und feſt gefügt! Eine ganze Welt voll Liebe könnte ſich hier betten; aber die Hand, die vor Schmerzen zuckt, preßt den Buſen heftig an ſich, und möchte, was zum Liebreiz geſchaffen, in wilder Qual zerſtören. Es iſt nichts Zorniges, nichts Judithartiges in ihr, ſie iſt wirkliche Büßerin. Sie kann nichts erobern, denn ſie ſieht doch wie ein weiblicher Simſon aus, deſſen Kraft man heimlich feſſelte, ſie muß harren auf das Ziel, das ſie mit den Augen erfaßt, und die Unſterblichkeit bricht nur erſt ganz fern herein in ihr ſtarkes Erdenherz. Je ſtärker dies Weib, deſto ungeheurer fühlt ſich der Schmerz. Dieſe Magdalena weint, als müßte der Bau der Erde brechen, denn wenn dieſes Antlitz, dieſe feſte Ehrlichkeit, dieſe geſunde Kraftvollendung zerſchmelzen will, was unter dem Monde iſt dann ſtark genug, um ſich nicht zu löſen!

---

*) In der Akademie zu Bologna iſt ein Simſon von Guido Reni.

So iſt Tizians Magdalena, ſo malt dieſer Venezianer die Wehmuth. Das Bild hängt in Angeln; man rückt es ſich in die vortrefflichſte Beleuchtung, der Genuß iſt ein vollendeter. Stellt man ſich rechter Hand, wo man allerdings nicht ſtehen ſoll, aber es iſt meine Liebhaberei, außer dem gewöhnlichen Brennpunkt, wo das Bild ſein beſtes Licht erhält, mir noch einen zweiten, oft einen dritten und vierten zu ſuchen, um der Malerei gleichſam in die Karten, in die Couliſſen zu gucken. Faßt man die Geſtalt dieſer Magdalena von rechts her, ſo iſt die Wirkung dieſer weinenden Augen wahrhaft miraculös; alles andere im Geſicht geht, von hier betrachtet, verloren, nur die beiden Sonnen leuchten heraus, die Thränen werden feucht, die durchweinten Nächte wollen reden, und finden doch keinen Laut, der das verſchwiegene Weh verkünden möchte, nur der rothe Tag, der wunde Augenkreis, in dem ſich dieſe Sterne wälzen, iſt der ſtumme unſäglich getreue Zeuge der ewig wachen ſchlummerloſen Qual *).

Es ſind, wie ich ſagte, dreiundzwanzig Tizianbilder im Palaſt Barbarigo. Aber wer jetzt noch den Muth hätte,

---

*) In Genua findet man noch einmal Tizians Magdalena, im Palaſt Filippo Durazzo. Der Argwohn, dieſe ſei Copie, verſchwindet bald; das Bild hält Stand, es iſt zu mächtig, auch zu ehrlich, denn es findet ſich keine Schönthuerei, keine Verheimlichung einer harten Seltſamkeit im Original, die ein Fremder in der Copie gemildert hätte. Und es iſt genau nicht bloß dieſelbe Geſtalt, auch daſſelbe Bild, in Form, Kleidung, in jeder kleinen Eigenheit. Tizian muß es alſo zweimal gemalt haben. — Kann ein Dichter zweimal daſſelbe Lied ſingen? — Es gelingt ihm nie wieder, oder das Gedächtniß, alſo ein äußerer Behälter, müßte es aufbewahrt haben. Kann es der Muſiker? Vielleicht findet er die Weiſen auch nicht getreu wieder, hat er ſie nicht bei erſter Ueberraſchung ſeines Geiſtes irgend wie ſich bemerklich gemacht und an Einzelnheiten gefeſtigt. Der Maler alſo könnte es? Man möchte hier auf das Factum ſchwören. Und die innerliche Möglichkeit, ſteht ſie fern? Iſt bei ihm ſo viele Technik und Handarbeit, als hierzu nöthig, um ihn zweimal denſelben Inhalt ganz gleich in Form zu bringen? — Was ſein Genius erzeugt, dieſe Geburt ſeines Geiſtes, macht ihn zum Dichter, zum Künſtler. Sind aber dieſe Viſionen ſeiner Seele zu innerlich feſten und ſichern Geſtalten geworden, ſo kann ſie die arbeitſame Hand durch die Mittel des künſtleriſchen Handwerkes mehrmals copiren, die Technik ſie ohne alle Abweichung wiedergeben. Nimmt man jenes an, ſo wird man dieſes zugeben müſſen.

einen Pinſelſtrich zu deuten! — Wer uns ſo von der Magdalena fortſchleichen ſah, mußte uns für kleinmüthig Verzweifelte halten. Seltſam, daß vor dem höchſten Schmerz, wie vor der höchſten Luſt der körperliche Menſch zuſammenzubrechen droht. Es mochte wohl hier die Ermüdung ſein vom langen Dienſt des Tages. Aber ich kann mir den Tod als ein Feſt denken, wenn die Seele ſo im Ueberglück zu vollem Glanz und mit rauſchendem Schall durchbricht ins All der Welt. Wir fühlten uns nur leiblich todt.

Dies war alſo das Zimmer, wo einer von Tizians Schülern die Ehre hatte, vom Meiſter eigenhändig zur Thür hinausgeworfen zu werden. Ich kann mir denken, daß Vecelli als Lehrmeiſter ſehr karg und ſpröde war; gegen Paris Bordone verfuhr er hart und ſtreng, Alle mochten von ſeiner Polemik zu leiden haben. Daß er ſein Arbeitszimmer oft abſichtlich offen ließ, damit ſeine Schüler heimlich copiren konnten, daß er dieſe Copieen, kamen ſie zu Verkauf, wieder an ſich brachte, überarbeitete und dann erſt der Oeffentlichkeit preisgab, das wäre nur eine Beſtätigung für die Meinung, Tizian habe keine Selbſtſtändigkeiten dulden, noch viel weniger in ſeinen Schülern erziehen können. Das Genie, wie der Monarch, hat keinen Freund; Allem will es den Stempel ſeiner eignen Natur aufdrücken; es giebt vor ſeiner tyranniſchen Herrſchaft keine Rettung als Flucht und Abfall, und wo ſich eine wirkliche Kraft regt, wird ſie ſich im Reiz des Widerſpruchs entfalten. Das ſcheint ein Naturgeſetz der Geiſter. Aber bei Tizian ſoll von Neid, von Eiferſucht, von Verfolgung der Nebenbuhler die Rede ſein. Italienern, die dies berichten, mag es leicht ſein, den Hang zur Intrigue, der für national gilt, auch in Hochbegabten vorauszuſetzen. Uns Deutſchen, die wir gern für ehrlich gelten, fällt das ſchwer aufs Herz. Es iſt uns begreiflich, daß das Talent in ſich erſchrickt, wenn eine zweite geniale Kraft ſich ihm gegenüber fertig und feſt ſeinen Tempel baut, zu dem die Menſchen wallfahrten. Es glaubt ſich verrathen, verloren; aber dies innere Erbeben iſt nur ein tieferes Beſinnen auf noch unerſchloßne Geheimkräfte der eignen Natur. So mochte Tizian erzittern, als die feurige Giorgione im Sturmſchritt von Triumphen zu Triumphen eilte. So mochte ſein ganzer Menſch auf Augenblicke zuſammenbrechen, als er zum erſten Mal ein Bild von Raphael erblickte. Das alles iſt kein Haß, kein Neid, nicht gemeine Eiferſucht, es iſt ein Schmerz, in deſſen brennender Gewalt die Seele ſich ſtählt, ein tieferes Aufathmen des bedrückten Geiſtes zu neuem Flügelſchlag.

Seltſam, daß man in Italien ſelbſt von Tizians Eiferſucht gegen die eigene Blutsverwandſchaft ſpricht. In San Salvatore ſind von einem Francesco Vecelli mehrere Bilder, zu Oriago am Ufer der Brenta, rühmt man von demſelben Francesco eine Magdalena zu den Füßen des auferſtandenen Chriſtus, in San Giuſeppe zu Belluno eine ſtaunenswerthe Geburt des Herrn, die man für ein ausgezeichnetes Werk Tizians hielt, bis in ächten Urkunden der wahre Maler nachgewieſen ward. Noch mehr aber war es in San Vito zu Cadore, dem Geburtsort der Vecelli, ein Bild mehrerer Heiligen, das Tizians Eiferſucht erregt baben ſollte. Alle dieſe Blätter waren von ſeinem Bruder Francesco, der Anfangs Soldat war, dann nach dem Pinſel griff, ſpäter zum Handelsſtande überging. Gewiß war er ein tumultuariſcher Kopf, mit dem Tizian ſeine Noth hatte, während Vaſari dem böſen Leumund Sprache giebt, der Meiſter habe gefürchtet, vom Talent des Bruders überflügelt zu werden, und ihn liſtig überredet, die Palette niederzulegen Liſt ſtand dem Alten nun ganz und gar fern; man braucht nur die grundehrliche Herrlichkeit aller ſeiner Figuren, wie er ſie malte, zu kennen. Auch ſeine Söhne waren quäleriſche Subjekte, wie es ſchien. Orazio galt für einen guten Bildnißmaler, ſo daß er, wie Lanzi ſagt, als ſolcher ſelbſt mit dem Vater wetteiferte. Für das Rathaus malte er ein Geſchichtsbild, das in einer Feuersbrunſt untergegangen iſt; man rühmt es als bedeutend, wollte aber wiſſen, daß Tizian es überarbeitet habe. Gleicher Zeit legte ſich Orazio auf die Alchymie und vergeudete viel Geld, um das Geheimniß zu finden, welches zu ſchaffen. Vater und Sohn ſtarben in demſelben Jahre; Pomponio, der zweite Sohn, brachte die Erbſchaft des Alten jubelnd durch.

Ein getreuerer Genoſſe war der Neffe Marco di Tiziano, der den Meiſter auf ſeinen Reiſen zu begleiten pflegte. Man rühmt ſeine Technik und die Einfachheit ſeiner Compoſitionen, vermißt aber an ſeinen Bildern die Kraft, die Geſtalten zu beſeelen. Mir ſind ſeine Geſchichtsbilder in der Curie entgangen; eben ſo wenig kenn' ich ſeine Altarblätter in Trevigi und Friaul; als bedeutend unter ihnen nennt man in Cadore ſeinen Gekreuzigten mit Begebenheiten aus dem Leben der heiligen Katharina, ihrer Disputation und ihrem Martyrthum. Nicht zu verwechſeln mit ihm iſt ſein Sohn Tiziano Vecellio, Tizianello genannt, der gegen Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts für die Patriarchenkirche und das Servitenkloſter zu Venedig arbeitete. Auch in Giovanni e Paolo fand ich eines ſeiner Bilder. Sein voller, dreiſter Pinſel ſchien ſich in grellen Wagniſſen zu gefallen, und ſo mußte denn noch ein Vecelli die venezianiſche Kunſt zu Grabe tragen helfen.

Von deutſchen Schülern, die unter dem großen Meiſter lernten, nennt man Johann Calker, einen Niederländer, der ſpäter nach Rom ging und in Neapel ſtarb. Lambert, in ſeiner Heimath Suſtermans genannt, half dem Alten bei Landſchaften. Auch ein Emmanuel, ein Chriſtoph Schwarz, ein Joſeph Calemberg, kommen unter den Deutſchen in Venedig vor. Von dem Letztern beſitzt die Servitenkirche eine Conſtantinsſchlacht; man hielt ihn für einen fleißigen, geübten, aber ſchwerfälligen Maler.

Wenn man ſich unter den Figuren umſieht, die zu Tizians Leben gehören, ſo kann uns die Tochter des Meiſters nicht entgehen. Es iſt jene derbe Schönheit, die das berliner Muſeum beſitzt, eine coloſſale Geſtalt mit breiten vollen Schultern, ein weiblicher Atlas, der, wenn auch nicht die Weltkugel, doch eine ſtarke Laſt frei und ſicher auf dem Kopfe trägt. Von Tizians Frau iſt in ſeiner Geſtaltenwelt nicht die Rede, wohl aber weiß man von einer Geliebten, die bald als Leda mit dem Schwan, bald als Venus mit dem Spiegel, die ſchönen Hüften mit einem Purpurmantel umgürtet, bald auch als Nymphe erſcheint, aber eine ſolche ſo wenig iſt wie eine Liebesgöttin oder irgend ein Gebild der griechiſchen Mythe. Einige ſeiner Bildgeſtalten treten noch zu einer andern Perſönlichkeit zuſammen, die man als Palma Vecchio's Tochter bezeichnet. Palma war ein Schüler, ein jüngerer Freund des Meiſters *). Dieſe Violante war nicht die Schwärmerei des Jünglings, nicht die Leidenſchaft des Mannes, ſie war der Liebling des Greiſes Tizian. Denn auch dies Erlebniß theilte er mit Goethe, daß ihn noch im hohen Alter der Reiz einer ſüßen Gewalt beſchlich, die ſchon kühl gewordene Stätte ſeines Herzens ſich vom Zauber einer neuen Lebenswärme ergriffen fühlte, ſeine Seele ſich noch einmal, wie im Abendglanz, im Rauſch einer Neigung badete. Ein Bildniß dieſer Violante, von ihres Vaters Hand, befand ſich in der Sammlung eines florentiner Edlen, der ſpäter in Venedig viele Seltenheiten für das Haus der Medici und für ſich zuſammenkaufte. Ein anderes Bild von Paris Bordone iſt in München; auch in Wien be-

---

*) Lebte 1540—1588.

fand ſich ein ſolches. In einem Bacchanale, das Tizian für Alfonſo den Erſten, Herzog von Ferrara malte, ſtellte er ſeine geliebte Violante unter die ſchönen Mädchen, die den Zug des heitern Gottes begleiten, ſchmückte ſie, auf ihren Namen anſpielend, mit Violen, und ſchrieb mit zarter Hand »Tiziano« hinein. Aber dieſe Neigung des Greiſes verhalf ihm weder zu einer Venus, noch zu einer Mariengeſtalt.

Nach dieſen beiden Seiten drängt ſich, wenn er zwieſpältig wird, der Inbegriff deſſen, was uns weiblich heißt; in dieſen beiden Brennpunkten, Venus und Maria, faſſen ſich die Elementargeiſter der Weiblichkeit zuſammen. Das karge Judenthum hat nichts von der Natur des Weibes verſtanden, Ruth und Judith ſind zu dürftige Einſeitigkeiten; der helleniſche und der romaniſche Geiſt haben dieſen Begriff durchlebt und zur Entfaltung gebracht. Nicht Eva, welche die Frucht der Erkenntniß pflückt, iſt die Urgeſtalt des Weibes, ſondern Aphrodite, die den Apfel ſich reichen läßt, ſo wie ſie im Schaum des Meeres, eine triumphirende Laune des dunklen Elementes, ſich willenlos entſtehen ließ. Der Nervenreiz, der als Lächeln über das Antlitz der Erde zuckt, dieſe ſinnbethörende, aber abſichtsloſe Luſt am Daſein, dieſe Unſchuld des Nichtwiſſens, dieſe Blüthe des Vegetirens: das iſt die eine Seite des Weibes, die Venus im Weibe. Mit dem Schmerz der Mutter, oder ſchon mit der Ahnung, die der Engel der Verkündigung in der geheimen Stille des empfangenden Herzens aufruft, beginnt Maria in der Geſchichte des weiblichen Lebens, die nicht anders als mit der Himmelfahrt endet, weil der Schmerz in den Entzückungen des Geiſtes die wunderbare Auflöſung des Leibes mit ſich führt. Der Katholicismus iſt mit ſeinem Mariencult nichts anderes als die Feier der zweiten Natur des Weibes, wie der helleniſche Dienſt die noch ungetrübte Herrlichkeit der ſchmerzenloſen Jungfräulichkeit feierte. Poeſie aber und Kunſt haben ſich beider Entfaltungen bemächtigt. — Welche von beiden Naturen im Weibe hat nun in Tizian ihren Malerdichter gefunden? die Venus im Weibe oder die Madonna als die zweite Eva, die nach dem Ritus des Glaubens die erſte ſühnt?

Tizian hat wenig Marienbilder gemalt. Dies iſt eine Thatſache. Hat er die aufgelöſte Schönheit des Weibes, die Madonna in ihren Schmerzen und ihren Entzückungen, für ein Myſterium gehalten, das zu keuſch ſei, um es zu enthüllen? Oder blieb er unbewußt ihm fern und hatte keine Ahnung von der Magd des Herrn, die vor Schmerz in den Staub ſinkt, und im Rauſch der Beſeligung gen Himmel fährt? Vielleicht war er in beiden Empfindungen zugleich befangen. Vielleicht ſaß die Mutter Gottes für ihn nicht mehr, wie für Bellini und die alten orthodoxen Meiſter, auf dem ſteinernen Poſtament, ſie war herabgeſtiegen, wandelte im Gewühl des Lebens um, ewig wechſelnd, ewig neu, war eine Offenbarung in tauſendfältiger Geſtalt, war ganz menſchlich fühlendes Weib geworden. Und der Meiſter, dem der ferne Himmel ganz dieſſeitige

Erde geworden, konnte den Gott nicht wieder vom Menſchenleben löſen, fand den Punkt nicht auf, wo der Leib ſeine Transfiguration erlebt.

Aber Tizian gilt für den größen Venusmaler. Es iſt faktiſch, daß viele ſeiner Bildgeſtalten die Göttin der Liebe bedeuten. Hat er nun hier den Inbegriff deſſen, was wir die irdiſche Herrlichkeit des Weibes nennen, gefunden? — Was wir Venus nennen, iſt ſo gut ein Abſolutes, ein Unendliches, als Maria das Weib in der Verklärung, in der Heiligung durch Schmerzen, in der Himmelfahrt als ſeliger Chriſt. — Wenn Fauſt in die Unterwelt ſteigt, um die Helena zu finden, ſo lohnt es wohl die Mühe, wenigſtens das weite Erdenrund der Oberwelt zu durchwandern, um zu erkunden, in welchem Gebilde ſich die reinſte Offenbarung weltlicher Schönheit zur Erſcheinung gebracht. — Wir kennen das große Bild auf der dresdner Galerie, das für eine Venus gilt. Es iſt die hüllloſe Geſtalt einer venezianiſchen Dame, die ſich auf dem ſchwellenden Polſter dehnt. Sie ſtützt ſich auf den linken Arm, eine kurze Flöte hängt nachläſſig in der Hand, ſonſt iſt alles ſtraff, ſtolz. Ihr ganzer Gliederbau athmet die Geſundheit eines ſtarken königlichen Willens, der purpurne Vorhang, das gelblich weiße Lager ſind nur dazu da, um mit ihren Farben die Folie des ſchönen Leibes zu heben, gegen deſſen warmes Licht das abſtracte Roth wie todter Schatten, das farbloſe Weiß wie leeres Nichts zurücktritt. Man rufe ſich das Bild vor die Seele. Wie dieſer ſpiegelhelle Leib ſich feſtlich blüht! Wachs und Elfenbein, vom geheimen Zauber des roſenrothen Lebens durchglüht, in Wallungen auf und ab geſchwellt, aber marmorn feſtgehalten. Habt ihr das einmal durchgefühlt, ſo iſt es für immer das Eigenthum eurer Phantaſie. Im dunklen Hintergrunde ſitzt ein brauner Mann mit der Zither; er ſpäht mit eroberungsluſtigen Blicken, aber er wagt nicht, Herr und Mann zu ſein, wo er wie ein Sklav ſich gebannt fühlt. Er lauſcht und bleibt ſtarr; wie Sonnenbrand laſtet eine gebieteriſche Stille auf dem Bilde, und das Antlitz der Donna ſtrahlt im Gefühl der Ueberlegenheit, im Triumph einer Herrſchaft, wie ſie Juno, wie ſie Diana, nicht wie ſie Venus feiert.

Auch jene Geſtalt, die für Tizians Geliebte gilt, die als Leda mit dem Schwan, als Venus mit dem Mohren und dem Spiegel erſcheint, trägt den Gürtel des Liebreizes nicht, mit dem Homer die ſchaumgeborne Göttin bekleidet. Sie iſt ein Gemiſch von Juno und Ceres. Der Stolz, der ihre Glieder dehnt, erlaubt ihr, ſich hülllos zu zeigen, ohne daß ſie Gefahr läuft, ſinnbethörend wie Helena zu wirken. Was man an ſeinen männlichen Geſtalten rathsherrliche Würde genannt hat, iſt in ſeiner Venus das Gefühl des Sichſelbſtgenügens. Das Klima giebt ihr die heiße Färbung, aber der Stolz, nicht die jungfräuliche Scheu macht ſie keuſch. Könnte ſie die Ruhe ihres gediegenen Phlegma's überwinden, ſie griffe vielleicht zum Schwert. Wir würden weniger erſchrecken, wenn ſie plötzlich mit bluttriefenden Händen als Judith vor uns träte, als wenn der Stern ihres Auges zitterte, ihr Buſen zuckte und die Wolke der ſüßen Verwirrung ihre ſonnenhelle Stirn überſchattete. — Man hat in der griechiſchen Architektur eine nordiſche Säulenordnung, die doriſche, und eine ſüdliche, die joniſche; Tizians Venus iſt zur Göttin der Liebe zu doriſch gefügt. — Und zur Madonna? — Kann ſich der ſtolze Bau dieſer Glieder von der Gewalt eines Schmerzes löſen? — Tizians Magdalena weint, Sie weint, als ſollte der Bau der Welt vor der Gewalt ihrer Thränen berſten, aber ſie ſelbſt zerbricht nicht, ſie ſteht wie ein Held im Sturme, um deſſen Antlitz die Wetter toben. Ob Reue der Quell dieſer Thränen, ob ein allgemeines Unglück den Herrn betroffen, das gilt ihr gleich; ihn hat ſie beleidigt, er iſt darüber in den Tod gegangen, ihn will ſie wieder gewinnen, und ſie hat die Kraft, ſich den Himmel und die Seligkeit zu erzwingen. So iſt Maria nicht, die paſſive Heldin des heiligen Trauerſpiels. Sie war ganz Hingebung und Liebe, willenlos hat ſie ihn empfangen, willenlos geboren, willenlos ſieht ſie die Gemeinheit der Welt im Scharlachmantel triumphiren. Sie kann nicht kämpfen, nicht retten; über ihre duldende Seele greifen Nacht und Licht mit allen Schauern der Angſt, mit aller Wonne der Beſeligung. Wie ſie ein Engel in der Empfängniß überſchattete, ſo ſind es Flügel der Cherubim, die ſie himmelan tragen, den reinen Leib in lichtes Blau, ein ewig Symbol heiliger Unſchuld, ein ewig Leben der hingegebenen Liebe, eine nie endende Seligkeit des dulbenden Gemüths, ſo wonnig weit und ewig treu, wie der Sternenmantel des Firmamentes.

Das iſt die katholiſche Anſchauung von der Mutter der Gnaden, will man ſie fertig zum Ausſpruch bringen, was der Katholicismus allerdings nicht vermag, weil ſein poetiſch Leben es nicht bis zum Begriff ſeiner ſelber gebracht hat Wir glauben Tizian, weil wir ihn als Romantiker nehmen, ganz eingegangen in katholiſche Weltanſchauung. Die Begriffe, die Benennungen laſſen uns hier im Stich. Freilich iſt Tizian durch und durch romantiſch, aber die Romantik iſt in Italien grade das nordiſche Element, der Süden vermälte ſich mit klaſſiſchen Formen, mit antikem Inhalt; im Norden ragte germaniſcher Geiſt über die Alpen herüber, in Mailand begann Arter von Gmund den gothiſchen Dom, in Venedig malte Tizian ſeinen proteſtantiſch klaren Chriſtus. Tizian iſt nicht anders denkbar denn als katholiſcher Chriſt, aber es blieb in ihm noch ein Reſt Menſchheit übrig, der im Glauben ſtockte, nicht mit aufging, wenn es galt, ſich und ſeine fünf Sinne ganz dran zu geben an Schwelgerei und fromme Wolluſt. Er war zu ſpröde, um das Weib in ſeiner Verzückung hinzuſtellen; und ſo entgeht ihm auch die Himmelfahrt der Seligen. Andreo del Sarto, Correggio und Guido Reni ſind hier mit ihren weicheren Formen, mit ihrem ſüdlichern Duft im Vortheile. Für die Heiligkeit des Kindes, die Unantaſtbarkeit der jungfräulichen Geſtalt, den Frieden eines ſchönen Leibes, für das alles war Tizians Pinſel mit der Geſundheit ſeiner Farben geſchaffen. Chriſtus gab er als den Lehrer des Volks, als den Helden einer weisheitsvollen Doctrin, als den Inbegriff der ſich ſelbſt zügelnden Charakterkraft, Hoheit und Milde, aber er gab nicht den Zweifler am Oelberg, nicht das brechende Auge des Sterbenden, nicht den in Duft Verklärten, den gen Himmel Aufgelöſten. In dieſen Momenten iſt Raphael der Vollender.

Wir ſtanden geſtern zum wiederholten Male in der Akademie vor Tizians Aſſunta. Es iſt das weltberühmte Bild, das dem zerſtörenden Moder der Frarikirche entzogen wurde. In den Beinhäuſern der Akademieen, in den Raritätenkammern der Muſeen ſtapelt ſich nun zuſammen, was der Zahn der Zeit von der Fülle und vom Glanz der Poſie von ehedem noch übrig ließ. Wallfahrer treten nicht mehr mit gläubigem Sinn zu dieſer Madonna, ſondern ein Hauſe raiſonnirender Kunſtkenner, der zweckloſe Müßiggang von heute, die Legion transalpiniſcher Zugvögel. Da wird gelugt, lorgnettirt, geſchwudert, genaſcht; Zeitalter, Aufklärung, Localität, alles iſt profan. Manchen freilich überläuft es dennoch wie ein heißes Gebet. Denn dieſe Mutter Gottes iſt ſehr heilig, vor der Gewalt dieſes ſchweren, dunklen Angeſichtes zittert mein Herz. Ein leiſer Zug von Tizians Geliebten läuft wie eine Reminiscenz, die ſtill im Hintergrunde dämmert, über Stirn und Augenwinkel der Göttlichen, es iſt noch eine letzte verſchwiegene Erdenhülle, die ſie nicht von ſich wirft. Sonſt iſt ſie ganz ein anderes Weſen, gebräunt, gealtert, ſchwer belaſtet mit dem Unglück geheimer Qual. Hat ſie von der Magdalena einen leiſen Schatten von Schuld über ſich? Iſt es der Schleier, in den ſich die Schönheit ihres ehedem ſo ſicher blühenden, dereinſt ſo glücklichen Lebens jetzt hüllt? — Unten im Bilde ſteht die Gruppe der Apoſtel, eine gedrängte Schaar herrlicher Männerköpfe; ſie ſchauen ihr nach, die geſtreckten Arme geben ſie preis an die Unendlichkeit. Oben im Bilde ragt Gott Vater aus den Wolken, der ſie empfangen ſoll mit offenen Armen. Das Bild iſt unendlich gedrückt, von allen Seiten dringen Gebilde herein auf die Geſtalt Maria's, in der Enge zwiſchen Erde und Himmel hängt ſie in banger Schwebe ſelbſt gedrückt, ſchwer, mit ehrfurchtsſcheuem Blick, der nicht frei gen Himmel ſchwebt, eine verwundete Lerche, die zum erſten Mal ins Blau der Luft zu ſteigen verſucht; die Arme ſind zaghaft erhoben, es iſt kein jauchzender Ton, der ſich ihren Lippen entwindet, kein gelöſtes Leben, keine Verduſtung des Leibes, kein Gefühl einer ſichern Seligkeit. Sie iſt ganz Gebet; das Gebet enthebt ſie der Erde, aber es macht ſie bang, zweifelnd, der Mythus der Himmelfahrt wird keine Wirklichkeit, der Glaube an eine Wandlung von Leib in Geiſt, von Erde in Himmel, wird hier nicht zur felſenfeſten Zuverſicht.

Ich habe aus Tizians Character abgeleitet, was auch ſeine Technik beſtätigt. Um dies Thema der Transſubſtantiation zu erledigen, fehlt es ihm an Halbdunkel, an den Wirkungen jener Dämmerungen, wo die feſten Formen ſich löſen und die Myſtik des Zwielichts um die Sinne den Nebel des Ungewiſſen webt. Hier iſt Correggio Meiſter, obwohl ihm die Heiligkeit Raphaels fehlt; die Himmelfahrt, die er malte, iſt eine weltliche, in der Io, die Jupiter als Wolke umarmt.

Tizian hat nur dieſe eine Aſſumption gemalt. Ich weiß nicht, hat er in ſich ſelbſt dies eine Mal den Drang geſpürt, dem Myſterium der Auflöſung des Leiblichen näher zu treten, ſo weit er vermochte, oder war es ein nothgedrungenes Zugeſtändniß an die Satzung der Kirche, die ihm dies Thema ſtellte. Beides wirkte vielleicht zuſammen, jenes Motiv aber war überwiegend. Deshalb im Bilde das übermäßige Bemühen, ſich genug zu thun. Statt der Himmelfahrenden die Räume zu lichten, hat er Erde und Himmel zuſammengerückt und zwiſchen beiden bleibt die Madonna befangen. Das Bild iſt ſo gedrückt wie das Herz der Beterin Maria. Ihre Bruſt kann nicht frei aufathmen, ſomit fährt ſie nicht eigentlich gen Himmel, denn die Himmelfahrt des Geiſtes iſt eben nichts anderes, als der Seufzer der Verzückung, die im Taumel der Seligkeit die Erde, die Sternenwelt, das ganze weite All überflügelt.

Ehren wir den Meiſter, daß er ſich der weichern Seite des katholiſchen Chriſtenthums ganz enthielt, ohne die Kirche, ohne die Kunſt zu entwürdigen. Er malte nichts, was er nicht begriff, nichts, das er nicht in ſich erlebte. Somit ließ er das weibliche, das ſüdliche Element der chriſtlichen Lehren und Mythen ganz fallen. Auch ward ihm das nicht ſchwer in ſeiner Zeit, in ſeiner Welt; Venedig lebte immer auf antirömiſchem Fuße. Tintoretto malte was man bei ihm beſtellte; Paolo ſchwelgte in der Profanation der heiligen Geſchichten, und das Zeitalter hielt dieſe Verweltlichung nicht für frivol. Alles fühlte ſich in der Muskelkraft des Jahrhunderts getragen. Die nervöſen Stimmungen des Geiſtes ſuche man hier nicht.

Welch ein Unterſchied zwiſchen Rubens und Tizian, ich meine in der Geſinnung, in der geiſtigen Complexion. Die techniſchen Anknüpfungspunkte zwiſchen vaterländiſcher und venezianiſcher Schule liegen nahe genug, Rubens und Vandyk waren lange und oft in Venedig, ohne das Studium der venezianiſchen Meiſter ſind beide nicht denkbar in der Malerei. Beide Schulen drängten ſich aus der Heiligengeſchichte in die weltliche Hiſtorie, Tizian fand im ritterlichen Franz, Rubens im beſten König der Franzoſen, Heinrich IV., ſeinen Königshelden. Sonſt hatte Tizian in der heimiſchen Venezia ſein Heroenthum, Rubens ſuchte es in der Römerwelt. Beide haben Seeluſt getrunken, den Pinſel im Meergrün geſättigt, der volle Saft üppiger Lebensquellen nährt die Farben beider Meiſter. Aber Rubens ward geboren, als Tizian ſtarb, ſie ſind um ein volles Lebensalter auseinander. Das ſcheidet ſie für immer. Auch Rubens glaubte nicht an die Wahrheit der heiligen Mythen. Von Tizian aber kann man ſagen, er war noch nicht ſo weit, ſeine ganze Seele an den Rauſch der trunkenen Sinne gefangen zu geben. Rubens war ſchon darüber hinaus. Deshalb ſucht er feſtzuhalten, was ſchon hinter ihm liegt, den Sinn der Vergangenheit heraufzubeſchwören, während Tizian, was ihm fern blieb, vor ſich ſah. Jener hat mit gemeiner Fauſt den Mariencult behandelt, dieſen hat ſein tieferer Genius vor der Profanation eines heiligen Inhaltes bewahrt. Rubens nahm die Leidensgeſchichte Chriſti, die Myſterien der Madonna als etwas feſt Ueberkommenes, dem man möglichſte Wahrheit, das heißt für ihn Wahrſcheinlichkeit und körperliche Wirklichkeit, abgewinnen müſſe. Die Mutter Gottes, das iſt einmal hergebracht, fährt gen Himmel. Gut, ſo nimmt er ſein breites Weib, die üppige Helena Forman, das in brabanter Trift genährte Weſen mit der ſaftigen limburger Schulter, nimmt ſie, ſag' ich, und ſetzt ſie ſtracks in blaue Wolken. Höchſtens ſchlägt ſie den Blick gen Himmel, und ſo läßt er ſie fahren. Dies Fleiſch fährt aber nicht. Es iſt dieſelbe Dummheit, in welche die hergebrachte Malerei verfällt, zu wähnen, die Vierfüßer, die mit andächtiger Miene um die Krippe ſtehen, meinten das Chriſtkind; ſie meinen wirklich das Heu. In Vandycks Bildern fährt gar die buhleriſche Unzucht leiblich gen Himmel. Ich meine nicht die edle Geſtalt ſeiner Gattin, der Gräfin Gorce van Ruthven, die er mit der Baßgeige malte, ich meine in ſeinen Bildern das viele lüſterne Ariſtokratenfleiſch, das ſich hinter den Königsmantel der romantiſchen Stuarts flüchtete. Die platte Gemeinheit wird immer ridikül.

Tizian hat in kirchlicher Hinſicht nichts gemalt, als was er glaubte, in ſich erlebt hatte. Das iſt ein Zug des echten Künſtlers in ihm, während Peter Paul, der Marienbilder ohne Glauben an die Madonna malte, ſich hier als Handwerker erweiſt. Nur wenn Tizian Figuren aus der griechiſchen Mythe ſchaffen wollte, finden wir ihn auf fremdem, falſchem Gebiet. Er hatte keine Ahnung vom Alterthum, und wenn er Bacchus, Amor und Nymphen auf die Leinwand bringt, ſo ſteckt er venezianiſche Geſtalten in helleniſche Tracht und ſtört ſeine und die fremde Welt *).

Um Tizians ganze Welt zu umſchreiben, betreten wir noch einmal Palaſt Manfrin **). Wir haben hier ſeine

---

*) Filippo Durazzo in Genua beſitzt ein ſolches Bild, derſelbe Palaſt, in welchem ſich ſeine zweite Magdalena befindet.

**) Eine neue Bekanntſchaft machte ich an dem Venezianer Andreo Celeſti, von welchem dieſe Galerie zwei zarte Stücke beſitzt, Nascita del Cambino und Miracolo delle turbe saciate. Dresden beſitzt fünf große Bilder von ihm, darunter einen bethlehemitiſchen Kindermord. Hier erſt ward ich auf den liebenswürdigen Spätling aus der Schule der Venezianer aufmerkſam. Sein Chriſtus, der die Menge ſättigt, thut es ſichtlich aus Gutmüthigkeit; ſo lieblich, zart, ſauber ſind alle ſeine kleinen Geſtalten, mitunter wird er freilich ſüßlich. Lanzi zählt ihn zu den Manieriſten. S. Th. 2. S. 217. Galerie Manfrin gehört zu den reichſten Privatſammlungen Italiens. Sie beſitzt, außer den ſchon früher genannten Bildern, von Raphael berühmte Abnahme vom Kreuz, eine weibliche Figur im Koſtüm einer Türkin, den Kopf einer greiſigen Alten, ein keifendes, zerlumptes Geſicht aus der Hefe des Volks;

---

eine große Zeichnung, Noah und die Arche, und eine kleine, Abnahme vom Kreuz, ſauber, faſt zärtlich mühſam und doch nicht peinlich in den einzelnen Köpfen ausgeführt. Von Murillo ein kleiner ſpaniſcher Hirt, flöteblaſend, um ſich guckend, voll kecker, ernſter, üppiger Lebensgluth. Unter den drei Bildern Giulio Romano's iſt ſein Theſeus. Von Correggio eine Magdalena. Von Guido Reni eine Lucretia, ganz dieſelbe Geſtalt, die bei ihm ſo häufig als Magdalena vorkommt, wie ſie hier auch Caſa Correr aufzuweiſen hat, das Fleiſch zu weichlich, zu taubenfleiſchlich und doch wie Hochwild zum haut-goût appretirt. Ebenſo ungeſund, faſt grünlich angegangen, iſt ſeine Venus in Dresden. — Von Lodovico Carracci beſitzt Manfrin ein ſehr ſchönes Bild: Ariadne von Bacchus getröſtet. Die verlaſſene Schöne hört ſichtlich hin auf den Gott, der dem Augenblick lebt, nur Gegenwart kennt, nichts von Vergangenheit und Zukunft weiß. Sie hört hin, aber ſie faßt nicht ſein Troſteswort, bleibt ungläubig und ſtarrt ins Leere; ihr köſtliches Angeſicht hat die Nacht über geweint. Bacchus aber, als robuſtes Lebenselement, als brauner, feſter, derber Jüngling, nicht als feiſter Schlemmer, wie er uns ſo häufig in Rubensſchen Bildern anwidert, iſt ohne Indiscretion der künſtleriſche Contraſt zur Ariadne, deren ſinnendes Weſen ganz beſtrickt iſt vom Dämon der Vergangenheit. Und hätte Meiſter Lodovico nichts weiter geliefert, dies Bild beweiſt, daß auch ein verlorner und herumpfuſchender Spätling, der ſich Eklektiker nennt, Momente hat, wo ihn die Muſe auf ſeinen Irrgängen überraſcht. — Von Saſſoferrato, dem Spätling der römiſchen Schule, beſitzt Manfrin dieſelbe ſchlafende oder vielmehr ſchläfrige es iſt Tizian's Mutter, eine faſt ſchreckhafte Mahnung, daß das Genie dem Schooße des Volkes zu entſteigen pflegte. Vor ſeinem Arioſt fühlen wir den Triumph des

---

Madonna, die man auch in Deutſchland überall findet. — Von Luca Giordano, dem letzten Meiſter alten Schlages, der die Nachzügler beſchließt, ſind hier Bilder, die ſich ſich ſeinen Sachen in Maria della Salute gar nicht anreihen laſſen. Dort ſchien er zu niederländern, ſeine heilige Familie beſtand aus neapolitaner Fiſchern; hier ſind eine Lucretia, eine Portia von ihm ganz im Styl Correggio's. Auch eine Fortuna, eine Europa beſitzt die Galerie von Luca. Fortuna iſt weichlich robuſt, weißes Fleiſch ohne elaſtiſche Schwungkraft, mithin zum Faulbett geſchickter als zur flügelſchnellen Luftfahrt, aber es gelingt ihm doch, ſie in ſchöner Schwebe zu halten. Auch der Engeljunge, der auf der Weltkugel vor ihr her turtelt, iſt trefflich; ſchwindelnd und neckiſch, trunken von der ſauſenden Windbewegung, taumelt der kleine Burſch ſo hin als wär's eine lebendige Kraft, die ihn wirbelte. Ihr düſſeldörflichen Maler von heute! ein Fetzen vom liederlichen Fapreſto könnte euch noch auf die Beine bringen! — Die Galerie beſitzt von Venezianern mehrere Palmavecchio's, ſämmtlich mit derſelben Geſtalt, die man für des Meiſters Tochter hält; die Bilder ſind ganz Tizianiſch gemalt, nur mit dem Unterſchied, daß Palma keine Erfindung hat und nur mühſames Leben. Von Bonifazio eine heilige Familie, ganz ſchulgetreu Tizianiſch. Lorenzo Lotto ſchließt ſich, wie mir ſcheint, mehr an Paolo Veroneſe. Von fremden Schulen: zwei Guercino, il figliuol prodigo, und Armida mit Rinaldo. Selbſt einige Niederländer finden ſich hier; von Rembrandt und Hondhorſt mehreres. — Es giebt in Deutſchland wenig fürſtliche Galerien, die bedeutender ſind als Manfrin.

Genie's, das, ohne ſich zu verläugnen, in der zweiten Natur ſich ſelber findet. Es iſt ein braunes Geſicht, braunes Auge, braunes Fleiſch, die Lippen wie blutrothe Knospen hervorſpringend, das Haar üppig wild. Nicht zigeunerhaft, denn alles iſt voll Gluth, aber ohne zehrenden Brand. Die Geſtalt verräth ſich im Bruſtbild als klein, körnig, unterſetzt, jede Muskel iſt rückſichtslos entſchloſſene Kraft. Hier iſt die Romantik verkörpert, ſüdliches Feuer mit nordiſcher Kraft gepaart. Dieſer Kopf iſt bis zum Zerſpringen voll vom Geiſt des Südens; aber wie Neptun ganz Waſſer iſt und doch ſein eigen Element beherrſcht, ſo iſt Arioſt ganz Süden, aber doch ein König dieſer Welt. Die Romantik der Malerei hat hier ſich ſelbſt portraitirt, indem ſie die romantiſche Poeſie in der Perſon des Dichters erfaßte.

Wie wir geſtern vom Palaſt Manfrin nach unſerm Hotel zurückkehrten — wir fuhren durch einen der vielen Seitenkanäle links und rechts Ruinen und halbzerbröckelte Mauern, eine zweite Gondel fuhr pfeilgeſchwind an der unſrigen vorüber — da tauchte ein Schatten aus der deutſchen Heimath, Heinrich Stieglitz, vor uns auf. Er ſtand in der Gondel, die vor uns ſchwand, ſo ſchwarz wie dieſe von Kopf zu Füßen, das ſchöne, ſeltſam glühende Morgenlandsgeſicht in einen hercyniſchen Wald von dunklem Gelock verſtrüppt. Unſer Ruf erreichte uns noch, wir gaben uns die nöthigen Signale. Abends ſahen wir uns auf dem Kanal der Giudecca, ſpäter im Café auf dem Markusplatz. Halb Venedig, ſagte er uns, nennt mich il Barbone tedesco Dabei ſpeiſte er entſetzlich viel überzuckerte Früchte. Er verkehrt viel mit Gondolieren, ſchwimmt und rudert viel, und gefällt ſich ſehr unter den Ruinen Venedigs. Er hat Umgang mit Tomaſeo, dem die Amneſtie von Paris zurückzukehren erlaubte, Tomaſeo hat den Dante edirt, philoſophiſche Abhandlungen und einen Roman geſchrieben. Auch mit Malern verkehrt Stieglitz, mit Aurel Robert aus Neuſchatel, dem jüngern Bruder des verunglückten Robert, und mit Natale Schiavonne, der für einen Engländer den Markusplatz malt, im Palazzo Barbarigo ſahen wir eine Eva von Schiavone, die käuflich ausgeſtellt war. So friſtet Kunſt und Poeſie ſelbſt auf den Trümmern einer großen Vergangenheit ihr kleines abgeriſſenes Leben. Wer aber ſich einſargen, bei lebendigem Leibe todt ſein möchte, für den iſt Venedig die rechte Wiege. Hier ſchaukelt ſich die Leidenſchaft ein, auch der wildeſte Schmerz muß hier matt werden, in dem großen Leid einer untergegangenen Welt erſtickt der einzelne Klagelaut, die Kreatur giebt ſich gefangen und es erſcheint dann wie eine Genugthuung, unter den Trümmern einer ehedem blühenden Herrlichkeit zu wandeln,

Bei der Regatta, der wir beiwohnten, befiel mich die Frage, die auch der Beſuch des Arſenals und der großen Schiffswerften hervorruft. Die Frage, warum Venedig nicht an einen Staat fiel, der das Bedürfniß fühlte, aus den Ueberbleibſeln dieſer großartigen Inſtitute eine neue Seemacht zu ſchaffen. Die Elemente dazu waren noch da, es kam nur darauf an, ſie zu beleben. Pola ließe ſich glänzend herſtellen, die Chiozzoten, die in den Kämpfen mit Genua Glorreiches geleiſtet, ſind noch jeden Tag in ein Matroſenvolk erſten Ranges zu verwandeln, Dalmatien iſt eine unerſchöpfliche Quelle für eine Seemacht auf dem Mittelmeere, Oeſterreich könnte die ſicherſten Häfen in der Welt beſitzen. Es würde dann nicht der engliſchen und franzöſiſchen Flotten bedürfen, um die Angelegenheiten Neapels und ganz Italiens zu entſcheiden. Eine deutſche Macht wäre dann im Stande, im Orient aufzutreten, während Oeſtreich ſich auf ſeine Diplomatie beſchränkt, um die Geſtaltung der Pforte nicht aus der Hand zu geben.

Im Kloſter der Armenier auf der Inſel San Lazaro wurden wir geſtern an deutſche Literatur erinnert. Pater Gregor Alepſon führte uns in den Räumen umher. Er iſt aus Conſtantinopel gebürtig, ein junger liebenswürdiger Mann, zu Lebensluſt und gemüthlichem Humor geneigt, ſoweit ſein ſchwarzes Kleid und das blaſſe Geſicht mit den ſchwarzen hängenden Augen es zuließ. Im Refectorium fanden wir an der Stelle, wo ſonſt ein Cenacolo zu hängen pflegt, eine Kanzel. Den armeniſchen Brüdern iſt bei Tiſch das Gelübde des Schweigens auferlegt; ein Vorleſer beſchäftigt und ſpeiſt Ohr und Geiſt, während Mund und Magen dem Dienſt der leiblichen Nothwendigkeit obliegen. Außerdem iſt den Mönchen Redſeligkeit geſtattet; unſer Pater Führer war ſprachluſtig bis zur Ausgelaſſenheit, bald italieniſch, bald engliſch, meiſt franzöſiſch. Im Zimmer, wo Lord Byron bei den frommen Vätern einzuſprechen pflegte, ſaßen wir längere Zeit. Es iſt ein einfenſtriger Raum, zu den Bibliothekſälen gehörig. Draußen auf den Lagunen lag es wie brennende Sonnenwüſte; das Kloſter auf der ringsumſpülten kleinen Inſel erſchien uns wie eine Oaſe voll labender Kühle. Durch das Fenſter ſchweift der Blick nach dem Lido hinüber, wo Byron ſeine Pferde tummelte. Regelmäßig gegen Abend verließ er Venedig und kehrte auf San Lazaro ein. Lieber Himmel, zu welchem Spätgeſchlecht gehört der Jetztlebende! Auch Byron iſt ſchon eine weit fortgerückte Vergangenheit für uns. Daß er von den Armeniern wie ein Halbgott verehrt wurde, daß ſie ihn, wär er kein Ketzer, kein anrüchiger Atheiſt geweſen, gern zum Heiligen erklärten, läßt ſich begreifen. Ging er doch damit um, für die Griechen ein weltlicher Heiland zu werden. »Er wollte ſogar Euer König werden!« ſagt' ich dem jungen Pater, »zunächſt heimlich, wie es bei Euch Sitte iſt; die Stunde würde ſchon gekommen ſein, wo er offen als ſolcher hervortrat.« Der Pater lächelte und ſagte, das heimliche Königthum unter ihnen ſei nur ein Mährchen. — Nur ein Mährchen? — Bei den Armeniern herrſcht wirklich der Glaube an einen heimlichen König, der unbekannt unter ihnen hauſe; die

Majeſtät, in der ſich das Volk als Perſen zuſammenfaßt, ſei mit dem Verluſt der Unabhängigkeit nicht untergegangen, im Stillen ſei Einer von ihnen, ohne Wiſſen der Andern, ein von Gott deſignirter König, der einmal als weltlicher Heiland ihr Joch zerbrechen werde, wenn die Zeiten in Erfüllung gingen. — So glaubt das Volk. Nur ein Mährchen! ſagte der leichtſinnige Mönch. Giebt's etwas Tieferes, Heiligeres, als ein Mährchen, als dieſe Speiſe, mit der ſich die Seele des Volkes nährt? Kann der Glaube, der eine Nation geiſtig am Leben erhält, Mannah für ihre Sehnſucht iſt und Abendmahlswein für den Durſt nach Unſterblichkeit, kann er in beſſerer Form ſich bieten als im Mährchen? Die Talente des Volks, die Begabten, die Bewußten, haben ihre Aufgabe nicht darin zu ſuchen, ſeine Mährchen zu widerlegen, ſondern ſie ihm zu deuten, damit, was Fabel iſt, zur Geſchichte werde und immer Wirklichkeit bleibe, ob in dieſer ob in jener Form, ob als Bild oder als Gedanke. Und wenn Byron den Drang gehabt hätte, die Sage vom heimlichen König der Armenier an ſeine Perſon zu knüpfen, um ihr zum Leben zu verhelfen? — Ihr hättet ihn im Stich gelaſſen. Armſelig Geſchlecht, Euch helfen keine Propheten! — Nur ein Mährchen, rien que ça. Ich hätte den jungen Bruder Alepſon wegen ſeiner Weltlichkeit gern zu Schanden disputirt. Will Ascet, Gottgeweihter, Prieſter des Himmels auf Erden ſein und lächelt Voltairiſch über die Mährchen ſeines Volkes. So iſt das Geſchlecht von heute. Poeſie und Volkskraft iſt verflogen, Abſtraction und ſchlaffe Phyſis iſt als Bodenſatz übrig geblieben.

Wir ſaßen um einen runden Tiſch im kleinen Zimmer; das in alle Sprachen überſetzte Vaterunſer lag vor uns. Pator Gregor gefiel ſich, uns ſein Deutſch zu produciren; wir halfen nach. Die armeniſchen Mönche hatten früher Miſſionsgelübde, gingen Predigen in alle Welt und bedurften der Sprachen aller Völker. Dieſe ſprachliche Univerſität iſt ihren Studien verblieben, ſie plappern in allerlei Zungen, obſchon kein Pfingſtgeiſt über ſie kommt. Auch nur ein Mährchen, die Ausgießung des heiligen Geiſtes! Freilich, freilich fehlt es dieſem Mährchen heutzutage an aller Wirklichkeit! Ich meine nicht mein deutſches Vaterland, obwohl es mir ſchwer wird, es in der Außenwelt zu finden. Aber es wird ſich geſtalten, das deutſche Bürgerthum wird ein Deutſchland feſtſtellen; was weder der Kirche noch den Königen gelang, wird ſich jetzt mit der Entwickelung bürgerlicher Thätigkeit möglich machen. Italien aber, du Arme, Unglückſelige, du haſt alle deine Mährchen eingebüßt und keine Wirklichkeit dafür eingetauſcht. Mit deinen Illuſionen verſiegte dein üppiger Lebenstrieb. Die Wahrheit, zu welcher du berufen ſchienſt, war deine Schönheit, und nun die Fetzen ehemaliger Pracht um deine Glieder hängen, biſt du um dein ganzes Daſein getäuſcht!

Unten in der berühmten Druckerei des Kloſters ſahen wir die Auswahl deutſcher Autoren, die, ins Armeniſche überſetzt, in kleinen Bändchen als Blumenleſe des deutſchen Geiſtes nach dem Orient geſchickt werden.

Das neueſte Bändchen, das Pater Alepſon aus dem Schrank nahm, war Leopold Schefers »heimlicher König der Armenier.«

Nur ein Mährchen! Guter Alepſon, ich danke dir für die ſchlafloſe Nacht. Wenn ich ſonſt die Augen ſchloß, flatterte vor mir die Geſtalt einer Jungfrau Maria, wenn ich ganz zurückſank mit allen Sinnen in den weiten Schooß des Schlafes, fuhr die Geſtalt gen Himmel, bis ſie Morgens im Uebergang vom feſten Schlaf zum Wachen wieder wie neugeboren in meine Seele ſtieg. — Allerlei Gezücht kleiner neckender Thiere ließ mich heute nicht ſchlafen. Es fehlt uns in dem vornehmen Hotel an jenen Taucherglocken von Muſſelin, die gegen die Muschi ſchützen. Unſere Betten ſind gardinenlos. Innerlich fraß der Voltairiſche Unglaube, gleich den kleinen Thieren, an meinem wunden Menſchen. Ein Mährchen, rien que ça! An dieſer Ohnmacht des ſarkaſtiſchen Lächelns gehen ganze Zeitalter zu Grunde. Der Katholicismus iſt durch und durch von Voltaire angeſteckt. Er hat die Poeſie ſeines Lebens nicht feſthalten können vor dem modernen Geiſte des Forſchens, er hat es nicht bis zum Begreifen ſeines Inhalts gebracht; ſo kann er ſich nur heimlich beſpötteln, während er den ganzen Schwall ſeiner Ueberlieferung in ein waches Zeitalter mit hinüberſchleppt, das den nagenden Zahn der Forſchung an Form und Weſen legt. Wo bleibt euer ganzer katholiſcher Dienſt, wo bleibt Maria mit ihrer reinen Empfängniß und ihrer Himmelfahrt, der Sohn Gottes mit ſeinen Wundern, wo bleibt Gott ſelbſt, der täglich Wunder thut, die uns nur um unſerer Gewöhnung und ihrer alltäglichen Wiederkehr willen als Geſchichte und Wirklichkeit erſcheinen? Wo bleibt am Falter das ganze Schwingenpaar, wenn ihr mit grober Hand den Staub fortwiſchet und mit blödem Lächeln meint, es ſei nur Staub? Blicktet ihr näher hin, ihr würdet, was ihr Staub nennt, am Falterflügel für Gefieder erkennen! Nur ein Mährchen! Menſch, was iſt nicht Mährchen? Das körperlich Factiſche hat Richtigkeit, Wahrheit iſt auch nur Mythe, die ihre Hülle wechſelt, innerlich aber dieſelbe bleibt für alle Völker, alle Zeiten.

Das iſt der Fluch des Katholicismus, daß er ſeine Poeſie nicht begriffen hat. Darum iſt die katholiſche Welt zum Sumpf geworden, wo Unken heimlich ächzen, während ſie früher ein blühendes Eden war, in welchem Kunſt und Volkskraft prangte. So lange die Schönheit in der Welt als die Form der Wahrheit galt, da war die Religion des katholiſchen Ritus die Poeſie des Völkerlebens. Ihr verſanket gemach in eitel Formendienſt, der euch das Weſen ſchien, und als ein wahrer Menſch des deutſchen Nordens, der wittenberger Auguſtiner, den neuen Lebensmorgen anrief, da hattet ihr nicht den Muth, euch zu verjüngen und das heilige Menſchenleben in der Eintracht des Fühlens und Denkens feſtzuhalten. Er riß euch nur den ſchmutzigen Saum des Kleides herunter, aber ihr wolltet die Stimme des Predigers in der Wüſte nicht hören! —

Ich war aufgeſtanden und trat ans Fenſter. Drüben lag San Giorgio Maggiore im Licht der zitternden Mondbeleuchtung. Jetzt ſteht die Kirche mitten in Häuſermaſſen, blos die Fronte iſt frei nach dem Kanal zu. Früher beſaß das Kloſter einen ſchönen Garten; in deſſen Gebüſchen und Lauben verſammelten ſich denkende Männer, die eine Reform des katholiſchen Glaubens bezweckten. Luther war in ſeinem Jahrhundert nicht ohne Sympathieen in der katholiſchen Welt. Die Lehre von der Rechtfertigung, auf welche er ſeinen Abfall von Rom ſtützte, ward auf vielen Punkten als die Frage angeregt, ob der Menſch durch äußern Dienſt, durch Werkheiligkeit ſelig werden könne, ob er nicht als ſein eigner Prieſter in ſich ſelbſt den Act der Begnadigung erleben müſſe. Wurde die Frage offen vor der Welt bejaht, dann war die Tyrannei der äußern Satzung geſtürzt, die Unfehlbarkeit des Statthalters Chriſti geleugnet, die Freiheit der gedrückten Menſchenſeele, die ihren Herrn und Heiland ſucht, gerettet. Venedig war ſtets ein Sitz des prüfenden Denkens, denn Venedig war der Norden Italiens. Ueber die Lombardei wälzten ſich die wüſten Schrecken der politiſchen Kriege, Mailand war fortgeſetzt ein Tummelplatz fremder Heerhaufen, Florenz war ein Opfer der blutigen Intriguen, Rom, der Sitz des Papſtes, war zehn Jahre nach dem Auftreten des Auguſtiners in Deutſchland von kaiſerlichen Soldaten geplündert, lag ſieben Jahre nach Raphaels Tode, ſo bald nach ſeinem höchſten Glanz, halb in Trümmern. Venedig blieb in ſeinem ſichern Buſen unberührt von alle dem, es ward die Zufluchtsſtätte der Bedrängten. Schaaren von Weibern und Kindern flohen nach den Lagunen, die florentiniſchen Patrioten, die zerſprengten römiſchen Gelehrten fanden hier eine zweite Heimath. Das römiſche »Oratorium von der Liebe,« eine Geſellſchaft edler Männer, welche die Religionswahrheiten des neuen Zeitalters freilich nur wie eine literariſche Tendenz feſthielten und weiter bildeten, fand in Venedig einen neuen Sammelpunkt, und der Abt von San Giorgio Maggior, der gelehrte Gregorio Corteſe, präſidirte im Garten ſeines Kloſters den Zuſammenkünften. Der Geſchichtſchreiber Nardi gehörte zum Bunde, auch Brucciolí, der italieniſche Bibelüberſetzer, und von England war Reginald Poole, der ſich der Tyrannei Heinrichs des Achten entzogen, hieher geflüchtet. Bruccioli verlegte einige ſeiner Geſpräche in die Lauben von San Giorgio Maggiore. Als Haupt der reformirenden Geſellſchaft wurde der edle Venezianer, jener Gaſpar Contarini, angeſehen, der ſpäter als römiſcher Bevollmächtigter in Deutſchland die Verhandlungen zur Herſtellung der Eintracht mit den Proteſtanten leitete. Dies waren Männer der Reform, Männer des katholiſchen Gedankens, den freilich die politiſchen Intriguen ſchon in ſeiner Geburt vernichteten. Daß Paul der Dritte, der Nachfolger jenes ſiebenten Clemens, der ſich vor den kaiſerlichen Horden in die

Engelsburg geflüchtet, Männer aus dieſem Oratorium in ſeinen Dienſt nahm, den Fortſchritt und die Forſchung in ſein Regiment zog, daß er gerade den Reformer Contarini zur Ausgleichung nach Deutſchland ſandte, alles das beweiſt, wie fühlbar an Haupt und Gliedern das Bedürfniß einer neuen Geſtaltung des Dogma's war. Allein man konnte nur auf Nüancen denken, während Luther Umſturz predigte. Auch fehlte es dem Oratorium an Genie, das kriegsluſtig und vollblütig genug iſt, um die ganze Welt herauszufordern. Man fühlte die Schäden der Kirche, ſtudirte die Evangelien, predigte vom Herrn und Heiland, von der Rechtfertigung und Gnade einzig durch Ueberzeugung der Gläubigen. Savonarola's Lehren waren nicht untergegangen, und die Sympathie mit dem Lutherthum war nicht in Abrede zu ſtellen. Statt ſich aber der Welt mit dem Muth des Helden entgegenzuſtellen, zog man ſich von ihr zurück. Schon in Rom hatten die Mitglieder des Oratoriums die drei Gelübde abgelegt, das Gelöbniß der Armuth mit der beſondern Schärfung, nicht allein nichts beſitzen, auch nichts erbetteln zu wollen; in ihrem Hauſe wollten ſie die Almoſen erwarten. Sie nannten ſich nicht Mönche, ſondern waren im Gegentheil regulaire Cleriker, ohne beſondere Tracht anfänglich, aber mit dem thätigſten Eifer in Abnahme der clericaliſchen Pflichten. Es war in Italien ganz außer Gebrauch gekommen, daß Prieſter die Kanzeln beſtiegen, Bettelmönche trieben ihren kurzweiligen Spuk, wo das Wort Gottes erklärt werden ſollte, außerdem war alles ſymboliſcher Dienſt, die Meſſe hatte mit der Blüthe aller Künſte den Gipfel ihrer Ausbildung erlebt. Jetzt kamen die Männer vom Oratorium der Liebe und brachten das Wort in Ehren. Noch einen Schritt mehr zu verlangen, den Meßdienſt von der Schrifterklärung verdrängt zu wünſchen, hieße die Bedürfniſſe des Nordens nach dem Süden bringen, puritaniſch konnte ſich das Kirchenleben hier nie geſtalten, Bilderſtürmer könnt ihr nicht fordern, wo ein Raphael gewandelt, ohne Bild lebt kein ſüdlicher Menſch, er wird immer Poet ſein müſſen, wo ihr ſeine Lebensgeiſter anfachen wollt. Unter bello verſteht ganz Italien, was wir unter moraliſch gut meinen, nur zur Schönheit kann der Italiener beten, darum iſt ihm die Madonna der Inhalt alles deſſen, was heilig, rein, ſchön und wunderbar. Abſtractes Denken, die Sophiſtik der Begriffe, das Gewuſel froſtiger Kanzeldefinitionen, das alles liegt ſeiner Natur fern, und wenn die Seiltänzereien des abſtracten Calculs wahrhaftiglich zur Kirchenreinigung gehören, ſo kann er als Kind ſeines warmen Himmels nie Proteſtant ſein. Was aber jenen Verſuch zur Ausgleichung mit Norddeutſchland betrifft, ſo war man hüben und drüben geneigt, den Zwieſpalt auszugleichen, als der Venezianer Contarini in Deutſchland das Colloquium mit den Abgeordneten Luthers eröffnete. Es war das Jahr 1541. Ein deutſcher Theolog, der katholiſche Doctor Eck, war das größte Hinderniß in der Einigung. Die italieniſche Eloquenz machte ihn unſchädlich, man vereinigte ſich über Erbſünde, Erlöſung und Rechtfertigung. Contarini geſtand den Hauptpunkt der katholiſchen Lehre zu, daß der Menſch nicht durch ſeine Werke, nicht durch ſein Verdienſt, ſondern durch ſeinen Glauben juſtificirt werde. Nur müſſe dieſer Glaube, fügte der Italiener hinzu, nicht in bloßer Feſthaltung der abſtracten Meinung beſtehen, er müſſe ſich als Lebenstrieb, nicht als Buchſtabe, ſondern als lebendiges Fleiſch ſein Genüge verſchaffen dürfen. Melanchthon bekannte, daß eben dies die proteſtantiſche Lehre ſei, das Gefühl Jeſu Chriſti, den Glauben an ihn, im Leben ſelber handelnd zu bethätigen. Seltſam genug, daß gerade die Lehre von den guten Werken die Angel war, um welche alter und neuer Glaube, das Bedürfniß des Südens und des Nordens, ſich drehten. Luther hatte mit Recht in der Werkheiligkeit die ganze Demoraliſation der Welt erkannt; die heiligen Güter, Himmel, Unſchuld und Seligkeit, alles war käuflich geworden; bei dieſer Wurzel das Uebel auszurotten, war Luthers unabläſſiges Bemühen, darum pochte er auf die angeborne Sündhaftigkeit der Menſchen, pochte auf ihr ewiges Verderben, wenn die Creatur ſich nicht der Gnade des Herrn im Glauben unterwerfe. Der Menſch des Südens, auch wenn er die Schädlichkeit einer nur äußerlich und frivol abgethanen Buße erkannte, begriff nicht, wie bloßer Glaube, d. h. das Gefühl für die Richtigkeit eines Dogma, genügen könne, begriff nicht, warum die Empfindung ſich nicht bethätigen könne in irgend einem ſelbſtauferlegten Thun. Der

Südmenſch verlegt alles in die Erſcheinung, ſtellt alles hinaus an das Tageslicht, wie ja der ganze Meßdienſt ein außer ihm fertig und objectiv vollzogenes Gebet iſt, während der evangeliſche Chriſt nur in ſich betet, oder gar nicht, falls er der Anregung bedarf, um ſeiner Seele den Flügelſchlag zu geben. Contarini rettete alſo die guten Werke, falls ſie nur Frucht des Glaubens ſeien. Freiheit des Gewiſſens räumte er ein. Und ſo trat man ſich in der That ziemlich nahe.

Man hat aus jener Zeit kurz vor dem Reichstage auch den Bericht eines andern Venezianers, der von den Stimmungen in Deutſchland meldet. Dieſer Maria Giuſtiniano war der Meinung, wenn man das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt und die Prieſterehe geſtatte, ſo werde alle Zwietracht aufhören, Deutſchland Meſſe und Ohrenbeichte geſtatten und die guten Werke, ſobald ſie Kinder des Glaubens, nicht geringer achten, als dieſen ihren Vater. Dazu kam, daß Landgraf Philipp von Heſſen geäußert hatte, über die Meſſe könne man ſich vergleichen, wenn nur beiderlei Geſtalt nachgelaſſen bliebe. Joachim von Brandenburg erklärte ſogar ſeine Bereitwilligkeit, unter gewiſſen Bedingungen den päpſtlichen Primat wieder anzuerkennen.

Das Alles deutete auf mögliche Einigung. Aber Martin Luther ſah in jedem Schritt, den Rom that, eine Spur des Teufels, nach welcher er das Dintenfaß warf. Er hielt ſeinen Kurfürſten ab, den Reichstag perſönlich zu beſuchen, Contarini erſchien ihm als der ſeidene Handſchuh, mit dem der römiſche Hof ſeine Klauen verſteckte. Contarini aber war von dem Drang zur Einigkeit beſeligt; am Fleiſch der Welt, ſchrieb er, iſt das Concil zu Schanden geworden. Für Deutſchland wäre mit der Einheit der Kirche die Einheit der Nation behauptet; ein dreißigjähriger Krieg hätte unſere Exiſtenz nicht auf Jahrhunderte lang untergraben, das Licht hätte ſich nicht von der Wärme getrennt, der Norden nicht vom Süden. Nach vieler Demüthigung ſucht ſich dieſe deutſche Nationalität nun auf anderem Boden feſtzuſtellen. Italien aber, weil der deutſche Boden es aufgab und von ſich wies, verſank in ſeine verworrene Schwelgerei zurück, deutſcher Geiſt hätte es retten können, aber der Norden war zu ſpröde, zu engherzig, zu grobkörnig, zu rechthaberiſch.

Der Süden, vom Norden preisgegeben, hing wieder ſeinen Phantaſieen nach, aus denen ſich für ihn keine Wiedergeburt ſeines Lebens erzeugte. Um dieſelbe Zeit, als das »Oratorium von der Liebe« ſich in San Giorgio Maggiore verſammelte, kam Ignaz Loyola in Venedig an, um ſich im Hafen nach Paläſtina einzuſchiffen. Um dieſelbe Zeit, als Contarini ſpäter zum deutſchen Reichstag ging (1541), beſtätigte derſelbe Paul der Dritte, der jenen vergeblich mit Verſöhnungsvorſchlägen geſandt hatte, die Gründung der Geſellſchaft Jeſu. — Wenn man den Analogieen reformirender Bewegungen in der katholiſchen Welt nachgeht, ſo tritt uns Ignaz mit dem ſchärfſten Bemühen entgegen, den verweltlichten Geiſt ſeines Zeitalters zu ſich ſelbſt zurückzurufen, das Gemüth zur Einkehr zu zwingen. Ich meine nicht das ſpäter ausgebaute Syſtem des Jeſuitismus, das allerdings ein Gegenſtück zum Proteſtantismus abgiebt, indem er den Drang freier Forſchung des Geiſtes nach der Wahrheit nicht verwarf, vielmehr ihn ſelbſt in ſich pflegte, um ſich ſeiner bemächtigen zu können. Die altkatholiſche Kirche verdammte den Geiſt der Forſchung, weil dieſer in ſeiner Frechheit Fragen aufwarf, die er zu beantworten ſelbſt nicht im Stande war. Der Jeſuitismus ſuchte den Geiſt zum Heil des Ganzen zu benutzen, er wollte die Reſultate der Forſchung nicht außerhalb der Kirche belaſſen, und indem er der alten verfallenen Satzung mit neuen Stützen der Vernunft unterhelfen wollte, gerieth er in den verbrecheriſchen Sophismus, der ihn in den Augen der Welt brandmarkte. Reform war der Jeſuitismus immer, und zwar die tiefſinnigſte, die genialſte. Seine Ausartungen meine ich nicht, ich meine ſeine Quelle, die Perſon jenes phantaſtiſchen Ignaz, der ſich hier in Venedig einſchiffen wollte, vom Ausbruch eines Türkenkrieges jedoch abgehalten, ſich hier und im nahen Vicenza, dem fortwährenden Sitz aufgeklärter Köpfe, zu den Reformern bekannte, mit den Theatinern, mit Caraffa und anderen Männern des Oratoriums verkehrte, auf den Gaſſen ſeine Predigten begann und ſpäter mit ausgebildeten Planen zur Gründung einer Compagnie nach Rom ging. Inigo ſuchte Gott, den er nicht mehr in der Form der Kirche fand. Dies allein ſchon machte ihn groß. Er ſuchte nach dem Punkt in ſeinem Innern, wo Gott hereinbricht in die reine freie Seele. Abſtinenz und Weltentfremdung, wie er anfangs predigte, thun es freilich nicht, erſcheinen aber als Vorbereitung zur innern Weihe. Martin Luther ſtand anfänglich in derſelben bangen Schwüle, in denſelben Zweifeln, ob er den Gott, der ihm nicht mehr ſichtlich ward im verderbten Machwerk des Menſchenlebens, am Urbronnen des Geiſtes, in der Stille der Einkehr in ſich ſelber, finden werde. In dieſem Drängen nach einer Erſcheinung des Göttlichen hörten ſie beide Stimmen, Martin und Inigo ſahen Geſtalten kämpfen mit Himmel und Hölle. Der ſtrenge Sinn des Deutſchen rang ſich los aus dieſen Wirren der innern Qual, er verwarf die Geburten der erhitzten Sinne. Inigo hielt feſt an den Geſtalten der phantaſtiſchen Entzückung, Luther kämpfte ſie nieder, ſein ehrlich Herz fand den Punkt des Glaubens, der Zuverſicht, des innern Gebetes, das ihn über die Welt hinweghob; er ſetzte ſich in Eintracht mit der Schrift und am ſteifen Worte hielt er dann wörtlich feſt. Inigo fand als Menſch des Südens weder für ſeine Anſchauungen das Wort, noch drängte es ihn zur Schrift und der didactiſchen Erläuterung ihrer Worte. Er blieb im Bilde gefangen, erklärte ſeine Viſionen für eine Erlöſung vom Fleiſch der Welt, für die Acte der Verſöhnung mit Gott. Er definirte nicht die Dreieinigkeit, ihr Geheimniß ſtieg in Symbolen vor ſeiner verzückten Seele auf. — So liefen Norden und Süden auseinander, der Punkt der

Einigung wurde ein unmöglicher, ſelbſt wo die politiſchen Leidenſchaften der Welt ſie nicht verdrängt hätten. Und wie ſeltſam! Der Süden mit ſo viel glühendem Verlangen nach Genuß, kam von neuem auf das Gelübde der Keuſchheit für ſeine Auserwählten zurück, während der kältere, nicht ſo genußbedürftige Norden den Trieb der Geſchlechter auch für die Gottgeweihten als einen heiligen feſthielt. Der Süden ſtellte ſich mit dem Gebot der Enthaltſamkeit die ideale Forderung, die heißen Entzündungen der losgelaſſenen Phantaſie zu reinigen, zu zügeln. Auf dieſen Idealismus gründete die Hierarchie von neuem ihr Gebäude; und die Welt, die ſchon darüber hinweggehoben war, wurde ſehr finſter und dumpf. Das bezeugen uns die Bilder der ſpätern Malerſchulen; Italien hat keine Literatur, wohl aber Malerei über dieſe Richtungen ſeines ſittlichen Verhaltens aufzuweiſen. Die Lebenskräfte verſumpften, das freie ſchöne Menſchendaſein ging zu Ende. Deutſchland aber verlor über ſeinen neuen Glaubensſätzen die Kraft der Nationaleinheit. So ſteht's geſchrieben in den Tafeln der Geſchichte; nur daß die Eitelkeit und die Leidenſchaft der Welt auch noch heute nicht die Deutung dieſer Schriftzüge geſtattet. —

Ich hatte ein Licht angezündet. Es ward immer trüber, der Schein der Kerze immer welker. Der Morgen blickte ſchon über meine Schultern herein, während ich ſaß und dieſe Zeilen niederſchrieb; mit dem Anbruch des Tages überwältigte mich der Schlaf. Wenn der

Tag der Wahrheit kommt, geht die arme Menſchenſeele ſchlafen!

Heute flohen wir wieder nach dem Lido hinüber. Es iſt ein arm Stück Haideland, eine öde Sandſteppe, kaum ein Baum, ein Strauch erquickt das vom Sonnenbrand müde Auge. Auf dem Rand der langen Dühne tummelte Lord Byron ſeine Pferde; die Möven flatterten ſcheu vor ihm auf im Geniſt des Ufers, wenn er auf und niedertrabt. Der Wind greift wüſt über die Stirn des dürren, leeren Eilands und findet kein Haargeflecht, das ſich vor ihm kräuſelte. Aber drüben am Strande erfaßt dich Seeluſt wie ein Athem Gottes; die rauſchende Woge bringt dir Mährchen von fern herüber, und wenn du heiter wirſt wie ein Kind und nach Muſcheln ſuchſt, dann fühlſt du dich wie von Banden frei; der Kerker Venedig mit ſeiner ſtummen Pracht iſt wie ein Traum hinter dir zuſammengeſunken.

Wo man landet, ſteht ein einſames Wirthshaus. Ein munterer Burſch führte uns nach dem Strand hinüber. Man wandert über die Judengräber; links an der Spitze der Inſel iſt ein zerlumpter Wall mit einem öſterreichiſchen Wachtpoſten. Der Junge erzählte uns die neueſten Begebenheiten von der öden Tagesgeſchichte des Lido. Auf einem friſchen Grabe erblickt die Wache allnachts eine Geſtalt; es iſt der Geiſt eines Unſeligen, der keine

Ruhe findet. Wie er ſich dem Poſten nähert, zittert der Weißrock, ja er flieht und ruft die Kameraden. Dies wiederholt ſich, bis man der Wache ein Kreuz mitgiebt; nun wagt ſich der böſe Geiſt nicht mehr heran. — Iſt ein armer Jude, den man auf verwaiſtem Strande einſcharrt, im Tode ſo mächtig? — Es war kein Jude, ſagte der Burſch. Von den Gräbern da drüben ſtieg die Geſtalt auf. — Dort zur Seite? Und welche Unſeligen liegen dort begraben? — Engländer und Preußen, ſagte der Junge. — Unter dieſem Sammelnamen begreift man, was für antichriſtlich gilt und nicht ſchon als Jude an der ewigen Verdammung Theil hat. Die blonde Langeweile und die ungenirte Barbarei des Nordens, beides liegt außerhalb der zuläſſigen Menſchheit, beides iſt nicht katholiſch. Es iſt noch viel, daß man überhaupt noch Unterſchiede macht. Daß die Kategorie Preuße erſt ſeit dem berliner Auditeur oder ſeit den cölner Wirren auf dem Lido friedhoffähig geworden iſt, darf man bezweifeln, weder von jenem, noch von dieſen weiß der Italiener: eher knüpft ſich die Mythe vom preußiſchen Antichriſten an den alten Friedrich, deſſen Wort, »in ſeinem Staate könne jeder nach ſeiner Façon ſelig werden,« die ſchreckensvolle Runde durch die chriſtkatholiſche Welt machte. Für Deutſche gelten die Preußen in Italien nicht. Unter Tedesco verſteht man den gemüthlichen Oeſterreicher, den man weder liebt, noch haßt, ſondern angähnt.

Wie wir zurückfuhren, ging die Sonne hinter Venedig unter. Die Thürme ſtanden ſchwarz und zackig vor uns, ſcharf abgeſetzt gegen den roſenroth flammenden Himmel, wie alte Moſaik auf Goldgrund gemalt. Wind und Welle tanzten um uns her auf der Fläche wie Kobolde, die ſich haſchten; die dunkle Gondel fuhr wie ein ziſchender Pfeil hinter ihnen drein. Ins Boot zurückgelehnt, haſt du über dir die Unendlichkeit der ſternbeſäten Wölbung, vor dir zwiſchen Himmel und Meer die ſchwimmende Fabelwelt. Je näher wir kommen, deſto finſterer wird das Bild, die kleinen Lichter, die jetzt am Saum der Inſeln aufſteigen, machen das Dunkel nur fühlbarer; die ungeheure Stille befällt uns wieder. Rechts vom Ufer der Sclavonier, wo die fremden Matroſen hauſen, klingt eine hohle Pauke und ein heiſerer Beckenſchall herüber, bald aber verſinkt auch dieſer Verſuch zum lauten Athemholen, die Woge ſchmiegt ſich ſtiller um den Sichelkahn, der ſchläfrige Rhythmus des Ruders giebt den Takt zum Schweigen, das alle Kreaturen befängt.

Die Gondel landet. Du erſchrickſt, daß all die Seltſamkeit doch körperlich iſt, dein Fuß auf feſten Boden tritt. Dann quält dich die alte Frage wieder, was hier der Traum ſei, ob du, ob dieſe Welt. Die ſchleichende Bewegung auf der Piazzetta iſt auch nur wie ein heiſerer, ſcheuer Lärm der Schattenwelt. Zwiſchen San Marco und ſeinem Löwen ſtehſt du jetzt und ſchüttelſt ſinnbethört dein Haupt. Alles ſtaunt, lauſcht, horcht. Es würde dich gar nicht Wunder nehmen, wenn dieſe Couliſſen ſich wieder mit den alten Figuren aus der Heroenwelt belebten, wenn plötzlich Doge Ziani mit Papſt Alexander aus der Kirche träte, der Barbaroſſa von Chioggia her mit ſeinen Deutſchen landete. Das Schweigen, meinſt du, ſei nur erwartungsvolle Stille, dieſe geweihten Räume, denkſt du, könnten noch immer ihren großen lebendigen Inhalt haben!

Der Ruf der Weltgeſchichte, ſelbſt der Donner der Revolutionsnacht, hat die großen Todten hier nicht aus ihren Gräbern aufgeſchreckt. Die Muſivbilder zerbröckelten, als die Franzoſen auf der Piazzetta mit Kanonen ein neues Zeitalter verkündigten, die Arabesken in der Markuskirche ſprangen auseinander, der Fußboden hob und ſenkte ſich wie ein kreiſender Leib; aber die Gräber wollten ſich nicht öffnen, die alten Helden blieben todt. Vielleicht weckt auch die Poſaune des Weltgerichts hier kein neues Leben. — Hat man das einmal gefühlt, dann iſt man mit Venedig fertig.

Die Lagunenſtadt war ſchon Jahrhunderte lang, noch ehe das neue Jahrhundert über die Geſchlechter hereinbrach, ein ſtillſtehender Sumpf. Venedigs Exiſtenz beruhte von Anfang an auf einem Kampf mit trüglichen Elementen. Ein ſolcher Kampf macht klug, verſchmitzt. Klugheit iſt nie Größe, kann aber zu einer wichtigen Stärke werden, wenn ſie im ruhigen Feuer langmüthiger Conſequenz ſich durchglüht und härtet. Die Ariſtokratie des Handels, die dieſen Staat geſtaltete, war nicht wie germaniſcher Adel auf das Heldenthum der Fauſt, ſie war auf eine feinere Tugend, auf die Speculation des Kopfes gegründet. Das war mit aller italieniſcher Ariſtokratie der Fall, ſelbſt die Medici waren ein Handelshaus. Duch den Austauſch der Bedürfniſſe war Venedig der Welt eine Nothwendigkeit geworden, durch entſchiedenes Bewußtſein über Zweck und Mittel hatte die Ariſtokratie der Klugheit hier in ſich ſelbſt einen feſten politiſchen Körper gewonnen. Nirgends im funfzehnten Jahrhundert war ſo viel Heldenthum im Dienſt der ſchaffenden Thätigkeit des Kaufmanns, nirgendwo ſo viel Geſchick, das zu einer wirklichen Kraft erwuchs, ſo viel feine Benützung der Mittel, ſo ſtrenge Ordnung neben aller Freiheit der zur Lebensluſt üppig losgelaſſenen Geiſter, nirgends ſo viel Klarheit des Verſtandes bei allem Rauſch romantiſcher Phantaſie. — Man datirt die Endſchaft dieſer ſchönen Exiſtenz mit der Eröffnung des Seewegs nach Oſtindien. Aber das Gewicht dieſes Ereigniſſes konnte mit ſeinen Folgen doch erſt ſehr langſam fühlbar werden. Und Venedigs Seemacht war noch überlegen genug, ſich dieſen neuen Weg ſichern zu können. Man hat über Liſt und Trug geklagt. Die Republik zahlte aber nur mit gleicher Münze, oder blieb in der Intrigue hinter dem Neid der Großen, hinter den Ränken der Könige noch weit zurück. Die Welt hatte ſich monarchiſche Formen gegeben, die Fürſten triumphirten auf den geſtürzten Säulen der hierarchiſchen und der ariſtokratiſchen Elemente; nur Venedig war noch eine große Republik mit Adelsherrſchaft. Jener Bund von Cambrai, der ſich gegen Venedig bildete, war ſo ſchmachvoll, wie der Bund, der den Polen das Recht zum Exiſtiren abſprach; jener gelang nicht, in dieſem war gleich ſehr der Haß der Höfe gegen die Ariſtokratieen das treibende Motiv. Man hatte der Republik Treue geſchworen, Ehrenwort und Eide geleiſtet, und man intriguirte meuchlings gegen den gehaßten fürſtenloſen Staat. Seitdem wurde Venedig ſcheu, es witterte eine neue Zeit, es ſpürte das Jahrhundert der Monarchieen, die ſich nur mit demſelben Recht für ewige halten, als die ariſtokratiſchen Republiken an ihrem göttlichen Recht, an dem Begriff ihrer Majeſtätsvollkommenheit nie zweifelten. Seitdem hielt ſich Venedig ſtill zurückgezogen. Es hatte die Pforte geſchwächt, und mußte auch dies bedauern, da es nur zum Beſten Oeſterreichs geſchehen war. Es fing an, ſich neutral zu halten, wie ein Mann, der ſich zur Ruhe ſetzt und keine Geſchäfte mehr macht. Die Welt war voller Lärm über fürſtliche Familienſtreitſachen. Es gab keinen Adel mehr in Europa, keine Kirche mehr mit Gewalt zu binden und zu löſen; und die Völker ließen ſich von den Fürſten zur Schlachtbank ſchleppen. Was hatte die Republik damit zu ſchaffen? Der Nobile von Venedig verachtete die moderne Weltgeſchichte, er ſah die Barbareien des verſailler Sultanats, dem alle Höfe nacheiferten, tief unter ſeiner Würde. Die Republik hielt ſich beim ſpaniſchen Erbfolgekriege unbetheiligt. Dies gab ihr den geheimen Todesſtoß. Man hörte in Europa auf, an ihr Recht zum Daſein zu glauben. Rechte gelten nur in der wandelbaren Welt, ſo lange ſie Macht ſind.

Fand aber Venedig in ſich ſelbſt nicht Lebensquellen genug? Muß ein Staat ſich nur durch die Bedingungen der andern getragen fühlen? — Hier freilich liegt der Fluch, den Venedig ſich ſelbſt ſprach. Ob Monarchie, ob Ariſtokratie, jede Staatsform iſt unrettbar verloren, die ſich nicht aus der Demokratie ergänzt und die friſchen Elemente der Volkskraft von unten auf zu ſich heranbildet. Das wird nun freilich auf allen tauſend Lehrſtühlen Europa's tauſendmal anders gedeutet und gedreht, bleibt aber doch die einfache Wahrheit, welche die Steine der Weltgeſchichte predigen, wenn man die Zungen bindet. Abſolute Monarchieen ſteigen und ſinken mit ihren Herrſchern, ſie ſind ein gefährlich Spiel, ein Wagniß, aber ſie haben doch ein lebendiges Leben, können jubeln oder ſtürzen, mit jeder neuen fürſtlichen Perſönlichkeit wird eine Nüance möglich, mit der ſich die Elemente anders ordnen und der ungepflügte Boden immer neue Kraft aus dem Schooß der Erde auflockert. Wo ſich aber der Begriff der Majeſtät des Staats nicht an die Wechſelfälle der Perſonen knüpft, tritt jenes Vegetiren ein, das in Starrſucht übergeht. Venedig erſtarrte in ſeinen Formen, verſumpfte in ſeinen Lebenskräften. Ariſtokratiſche Herrſcher ſind argwöhniſche Nebenbuhler. Gleich auf der Schwelle der Geſchichte Venedigs klebt das Blut jenes Marino Faliero, der mit Hülfe des friſchen Volks das Gleichmaß auserleſener Bevorzugung brechen wollte. Eine kleine Anzahl Gleichberechtigter lag gegenſeitig auf der Lauer, behütete ſich und den Staat; für jeden hervorragenden Kopf, für jedes Uebermaß des Wollens und Könnens hat die Republik der Ariſtokraten die äußerſten Mittel, Perſonen werden gleichgültig, wo der Begriff die Majeſtät macht. Ein Staat kann nur wachſen oder welken; wo aber der Gleichtakt jede Regung neuer Kräfte unmöglich macht, tritt jene Lethargie ein, die das Leben zwingt, mit offenen Augen im Schlaf zu liegen, bei lebendigem Leibe todt zu ſein. Es war erklärlich, daß die Republik nicht gern eroberte. Als die veränderte Weltſtellung ihre Herrſchaft zur See beeinträchtigte, mußte ſie auf dem Continent um ſo dreiſter Fuß faſſen, mußte die Lombardei gewinnen. Aber die Furcht, ſich mit Landherren militairiſche Helden zu erziehen, war drängend. Unter den Gleichgebornen war dann, wie in Rom, unbedingter Herrſcher, wer als Sieger heimkehrte, wen die Soldateska zum Herrn erkor. So hielt ſie ſich vom Schlachtenlärm entfernt, wollte klug ſein und blieb ruhig, während die ſpaniſche Erbfolge ganz Europa durchſchüttelte. Nach geſchlagener Schlacht eröffnete die europäiſche Diplomatie ihre Feldzüge und die Republik war auch davon ausgeſchloſſen. Sie, die für intriguenluſtig galt, hatte ſie ihr Bewußtſein verloren? Verſtand Merkur, der ſchlaue Gott, ſich ſelbſt nicht mehr? Venedig ſaß zwiſchen den Lagunen wollüſtig eingebettet, es konnte nicht mehr aus den Augen ſehen. Man glaubte ſeitdem nicht mehr an die Berechtigung der Republik. Was die Welt glaubt, wird Wirklichkeit, die Meinung der Menſchen bereitet für die Erſcheinung der Thatſachen den Boden vor, die Ereigniſſe kommen, weil man ſie denkt, So war man nicht überraſcht, als die Gewaltſprache des neuen Frankreichs das alte Venedig aufhob. Nicht die Kirche, nicht die Monarchieen, die Demokratie der neuen Zeit ſtürzte Venedig, eine Republik die andere. Der Weltgeiſt treibt mit den Begriffen der Menſchen ſein ironiſches Spiel.

Wir ſtanden heute noch einmal auf dem Rialto, den Blick den Kanal hinunter. Linker Hand liegt der Palaſt des letzten Dogen. Wir hatten die klaſſiſche Struktur des Gebäudes ſchon oft betrachtet. »Das Haus des Verräthers!« ſagte unſer Gondolier, der gute Vincenzo, quaranta nove, wie er für uns nach der Nummer ſeiner Gondel hieß.

Venedigs paſſive Macht war noch vor Ausbruch des Umſturzes in Frankreich bedeutend. Es beſaß zwanzig Städte, mehrere tauſend Dörfer, den ſechſten Theil von Italiens Boden, den fünften ſeiner Bewohnerſchaft 5000 Söldlinge lagen in den italieniſchen Beſitzungen, 15,000 jenſeit der Adria. Die Grenzen waren durch Feſtungen und Bergrücken geſchirmt, die Militairpflicht der Nobili, nicht als Perſonen, ſondern als politiſche Körperſchaften, konnte bei der Eiferſucht der Familien, bei dem Hang nach

Pomp und Grandezza, nicht beſeitigt ſein; fünfundzwanzig Nobili behaupteten noch mit allem Stolz das Recht, 2500 Reiter auf ihre Koſten auszurüſten und zu halten. Mit Sclavoniern und Albaneſen ließ ſich noch ein Landheer von 30,000 Mann ins Feld ſtellen. Das Arſenal mit ſeiner ungeheueren Werfte konnte ſchnell die funfzig Kriegsſchiffe vermehren, die Fiſcher, die Ruderer, die Knechte der Kauffahrteien gaben raſch ein Matroſenheer. Die laufenden Einkünfte ſtellten ſich auf jährliche neun Millionen venezianiſche Dukaten. Das Volk war wohlhabend, ſeiner Regierung geneigt, zu Opfern bereit; der Glaube an San Marko war noch die Religion des gemeinen Mannes, die Republik ein ſo heiliger Begriff, wie ihn Monarchieen ſelten haben, ſchien noch immer ein ſo moraliſches Band, wie es die Geſchichte nie feſter im Leben der Staaten aufzuweiſen hat. Die gehorchende Nation war brav, aber die regierende war im Zuſtande moraliſcher Auflöſung. Die Klaſſe der Vornehmen war voltairiſirt, krankte, wie das ganze alte Europa, an der ohnmächtigen Wolluſt der feigen Selbſtbeſpöttelung. — Monarchieen und Demokratieen tragen ſchon in ihrer Form die Möglichkeit eines diktatoriſchen Zuſammenfaſſens aller Staatskräfte. Iſt die Ariſtokratie die regierende Kraft, ſo muß ſie nach dieſer oder jener Seite ausgreifen können, wie ſelbſt die Republik Rom ſehr oft dieſe Nöthigung fühlte und in geſetzlicher Form dies Bedürfniß anerkannte. War die Ariſtokratie moraliſch erlahmt, ſo hätte ſie aufhören müſſen, das Bewußtſein der Nation zu vertreten, hatte ſomit aufgehört, rechtmäßig zu herrſchen. Die Willkür des Genie's konnte nicht durchbrechen in Venedig; das lag an den äußeren Formen dieſes Staates. Daß in der Zeit der Bedrängniß ſich auch kein Verſuch dieſer Art zeigte, beweiſt die grenzenloſe Fäulniß der inneren Lebenstriebe; einen zweiten Marino Faliero erzeugte Venedig nicht.

Einige Warnungsſtimmen wurden laut, aber der verweichlichte Dünkel der Regierenden beachtete ſie nicht, wie abſolute Monarchieen, die den Zuruf der Preſſe mißachten, vor der Stimme des Volkes ihre Ohren verſchließen. Es gehört ein moraliſcher Muth dazu, um die Freiheit der öffentlichen Meinung zu achten, es bleibt ein Frevel am Heil des Staates, ſie zu feſſeln; immer iſt es die verweichlichte Vornehmheit, ſie ſei monarchiſch oder ariſtokratiſch, die am Sarge des Vaterlandes arbeitet. Nur die Volkskraft, der begeiſterte Wille der Maſſe, kann in großer Bedrängniß den Staat retten; wer die öffentliche Stimme ſo knechtet, daß ſie die Spannkraft verliert, erlahmt und in Zeiten der Noth der freiwilligen Aeußerung entwöhnt iſt, muß als Staatsverräther bezeichnet werden, er ſei Fürſt, er ſei Miniſter, er ſei Lehrer des Volks. Hier auf den Trümmern Venedigs, unter den Ueberbleibſeln ſo alter Pracht und Herrlichkeit möcht' ich blutig weinen, über mein eigen Land, mein eignes Jahrhundert, möchte die Bildſäulen des Ruhms ſo lange mit beiden Händen preſſen, bis ſie, umgekehrt wie Niobe, aus Stein wieder zu Thränen würden und mein Wort bezeugten! — Antonio Capello hieß der Edle, der ſchon in den achtziger Jahren in Venedig vor der Gefahr einer iſolirten Stellung warnte; er war Geſandter in Paris geweſen, ihm war ein Blick in die weltbeherrſchenden Nothwendigkeiten vergönnt. Als die alte Monarchie in Frankreich zuſammenbrach, als die Revolution in vollen Flammen ſtand, die Demokratie wie ein Dämon ihr Haupt ſchüttelte, begriff Venedig nicht, was der Weltgeiſt wollte. Gegen das Schickſal der Monarchen äußerte ſich der Ariſtokrat Venedigs geringſchätzig, über das Loos des vertriebenen franzöſiſchen Adels zuckte der Kaufmann des Mittelmeers die Achſeln gegen die republikaniſchen Emporkömmlinge Frankreichs fühlte der Nobile der Lagunenſtadt den Stolz ſeines alten Blutes. Sardinien hatte 1791 die Staaten Italiens zum Bündniß aufgerufen, 1792 wiederholte Neapel die Mahnung; Venezia la dominante hatte nie gelernt, mit Andern gemeinſame Sache zu machen, war nicht gewohnt, in Italienern Landsleute zu ſehen. Im folgenden Jahre nahm Venedig ſogar einen franzöſiſchen Geſandten auf und ließ die dreifarbige Fahne auf ſeinen Palaſt pflanzen. — O mein Deutſchland!

Es war nicht daran zu denken, daß man in Venedig für die Gedanken des neuen Jahrhunderts ein Verſtändniß hegte; man ließ die Annäherung des jungen Staates mit Herablaſſung zu, berechnete die Handelsvortheile, die das ungeſtüme Frankreich mit dem Bündniß bezweckte, während es ſich um die Macht der Ideen, um die flammende Rache einer gekränkten Menſchheit handelte. Freilich ſuchte Frankreich, indem es die Welt zu erlöſen meinte, ſeinen Vortheil. Die junge Republik brauchte Geld und war witzig genug, ſich die Befreiung der Völker bezahlen zu laſſen. Venedig iſt uns Geld ſchuldig! rief Saint Juſt auf der Tribüne; das Aufpflanzen der dreifarbigen Fahne iſt 80,000 Livres werth! Da ſchreckte Venedig auf; der pfauenhafte Stolz des ariſtokratiſchen Kaufmanns wurde argwöhniſch. Die Comptoirgeſchäfte, das war nun deutlich, ließen ſich nicht mehr wie früher machen, wo ſich zwei Engroshändler leicht verſtändigten, um die kleinen Lieferanten zu unterdrücken.

Es war im Anfange des Jahres 1794, als Francesco Peſaro ſeine Stimme erhob und die Republik aufforderte, ihre Neutralität in eine Bewaffnete zu verwandeln, die Feſtungen herzuſtellen, die Landtruppen vollzählig zu machen, die Geſchütze zu vermehren. Als man jetzt an die Ausbeſſerung einzelner Schäden ging, konnte das Gefühl nicht ausbleiben, der ganze Staatshaushalt ſei altmodiſch, das ganze Gebäude der Geſellſchaft mürbe. Man wollte ſich gegen Frankreich rüſten und empfand plötzlich deſſen Unüberwindlichkeit; dieſer Feind war kein äußerer, er hatte ſich tief im Herzen eingeniſtet, franzöſiſche Geſittung hatte die nationale verdrängt, Voltaire die Moral, Verſailles die Lebensart vergiftet, man war bis auf den Schnitt des Kleides franzöſirt. Das Volk war noch ächt, aber die Bildung war entartet. Und dieſer fehlt es nie an Sophiſtik, um die Nationalkraft zu belügen. Die Savii, die ſich im Senat gegen die Vorſchläge jenes Peſaro erhoben, waren nicht Schurken, ſie täuſchten nur als Getäuſchte, indem ſie die Rüſtung hintertrieben. Den Kaiſer, ſagte man, wolle Frankreich aus Italien vertreiben, die Lombardei, ſchmeichelte man ſich, zwiſchen Sardinien und Venedig theilen; das monarchiſche Frankreich, verſicherten die Savii, ſei trügeriſch geweſen, das freie Frankreich habe ein Herz für die weite Welt. Allgemeine Verbrüderung, allgemeine Menſchenliebe! Mit dieſem Geſchrei betäubte ſich die Welt, erkaufte ſich Venedig den Frieden mit dem jungen Frankreich, während man nur die Entnervung des alten Frankreichs in den Gliedern fühlte. Das Volk wußte nicht was vorging, die Patrioten unter dem Adel wurden überſtimmt, Venedig rüſtete nicht. Für Frankreich aber gab es keinen Stillſtand. Es verlangte die Entfernung Ludwigs des Achtzehnten, der als Graf von Lille in Verona lebte. Galt noch altvenezianiſche Sitte, ſo war es eine Ehrenſache, den Flüchtling zu beſchützen, der Adel mußte den Adel brüderlich ſchirmen, aber freilich die Ariſtokraten des alten Frankreichs waren Ritter, die Ariſtokraten des alten Venedigs waren Kaufleute. Der Senat willfahrte dem Anſuchen. Ludwig ward verwieſen und war ritterlich kindiſch genug, der Republik zu ſchwören, den Namen der Bourbons aus Venedigs goldenem Buche zu tilgen, ritterlich kindiſch genug, die Rüſtung Heinrichs des Vierten, das Geſchenk ſeiner hochſeligen Vorfahren, feierlichſt zurückzufordern.

Im Jahre 1796 brach Bonaparte die Macht Sardiniens, Erzherzog Ferdinand floh von Mailand über Vergamo und Verona; Fliehende und Verfolgende mußten venezianiſches Gebiet betreten. Der Senat der Republik empfahl ſeinen Beamten Diskretion, Delikateſſe, Diplomatie, während die Franzoſen in Mailand die öffentlichen Kaſſen, die milden Stiftungen, die Kirchenſchätze plünderten. Die Jugend des venezianiſchen Adels war zu entnervt, um für das neue Jahrhundert zu ſchwärmen, die Alten erklärten es für Sache der Bildung, an keiner Barbarei Theil zu nehmen, man hoffte neutral zu bleiben, ſelbſt nachdem Modena, Parma und der Papſt trotz ihrer Neutralität gebrandſchatzt wurden. In der Feſtung Peſchiera lagen ſechzig Invaliden, die flehenden Oeſtreicher nahmen den Platz gewaltſam in Beſitz, mußten ihn aber nach wiederholter Niederlage im Felde den Franzoſen überlaſſen, und Bonaparte ſtand auf dem Gebiet der Republik. Ihr wollt neutral ſein, ſagte der Sieger, und könnt eure Grenzen nicht decken! Frankreich wird euch ſchützen; Frankreich bittet um drei Millionen zur Entſchädigung für dieſen Schutz und zur Verpflegung ſeiner Helden. — Bonaparte war der zweite Attila, indem er die Venezianer vom feſten Lande in die Lagunen trieb. Aber man war nicht zur See gerüſtet, man konnte nicht mehr ſchwimmen. Der Senat beſchloß zu waffnen, aber gleichzeitig zu unterhandeln. Im Directorium zu Paris wollte verlauten, Oeſtreich könne für die Niederlande ſehr wohl mit Venedig entſchädigt werden. Venedig zog ſeine Albaneſen, ſeine illyriſchen Völker zuſammen, während ſein Geſandter in Paris mit Glück diplomatiſirte. Zwei Männer des Directoriums waren für, zwei gegen die Exiſtenz der alten Republik; der fünfte, Barras, konnte mit 100,000 Livres gewonnen werden. Aber Barras ließ die Unterhandlung plötzlich fallen, die Oeſtreicher fingen an in Tyrol glücklich zu ſein und unter dem Schein der Gaſtfreundſchaft rückte ein franzöſiſcher General in Venedig ein.

Im alten Dogenpalaſt ſaß ein Haufe furchtſamer Menſchen. Der Senat der Republik hielt nächtliche Berathung, der Doge ſollte Frankreich Rede ſtehen, weshalb die Galeeren in den Lagunen bewaffnet würden, ſein Kopf ſollte haften für den Frieden.

»Manin hieß er!« ſagte der Gondolier und wies mit geſtrecktem Arm nach dem Palaſte hinüber, »Ludovico Manin, der ſein Vaterland verrieth!« — Es war der Groll der Ohnmacht, der ſich auf Vicenco's Antlitz malte, ein Zorn, der die Hand zur Fauſt ballt und ſie doch im nächſten Augenblick flach ſinken läßt. »Es erging ihm ſehr elend,« ſetzte er gutmüthig hinzu, »er ſtarb als Bettler.«

Es war in der Nacht des vierten Mai's 1797, als der letzte Doge den letzten großen Rath verſammelte. Das Volk ſtand auf dem Markusplatz geſchaart, lauſchend, ſtumm, in banger Schwüle. Einige Emiſſäre liefen zerſtreut herum und bearbeiteten die Menge. Sie ſprachen von einer Aenderung im Regiment, von der Schändlichkeit der Bleikammern, von der Tyrannei der Erbariſtokratie, von den verruchten Schreckniſſen der Staatsinquiſitoren; das alles werde anders ſein unter der neuen Herrſchaft, das Licht des Jahrhunderts werde dem Volk die Freiheit bringen. Ein alter Trunkenbold, General Salimbeni, hielt Reden im Sinne der Aufklärung. Man lachte nicht wie ſonſt über ihn, ja man drohte, wenn er laut ſchrie; man wollte Stille, man wollte erwarten, was der große Rath beſchloß. War doch Sanct Markus noch Schutzpatron! Freilich ſchien der Heilige zu ſchlafen, aber er werde ja endlich erwachen! dachte das Volk. War doch Alles noch wie ehedem! Waren die Mauern mürbe, ſo waren ſie nur um ſo ehrwürdiger! Da ſtand der Löwe noch mit ſeinen Flügeln, die Standarten auf der Piazzetta, welche die Beſiegung von drei Königreichen bedeuten, und Sanct Markus ſelber ſaß und ſann mit dem Haupt der ſchweren Kuppel. Himmel und Erde und das heilige Meer, Alles war noch daſſelbe, nur die Menſchen, die zur Herrſchaft über dies Alles berufen ſind, waren entartet! — Im Saale des großen Rathes ſaß ein Haufe jämmerlicher Geſtalten in ſchwarzen Talaren. Der Doge ſchilderte in einer weinerlichen Rede die Lage des Staates, er erklärte ſich bereit, die Regierung in die Hände des Siegers niederzulegen, falls es das Heil der Welt erforderte. Die Bilder der alten Dogen, die an den Wänden hingen, wurden roth vor Schaam, ſie wollten aus ihren Rahmen treten, herunterſteigen und die Republik retten; aber der Schreck über dies feige nachgeborne Geſchlecht lähmte ihre Glieder, Tizians Glaube an der Decke wurde blaß im Schein der Kerzen, Paolo's hehre Venezia la dominante ſah bleich herunter auf die gekrümmten Menſchen von heute. Auf einen Augenblick lief es wie Geiſterhauch durch die zitternde Verſammlung, die Männer des heiligen Markus blickten ſcheu um ſich, aber die großen Todten rührten ſich nicht, man hielt ſich für unbelauſcht, der Doge weinte fieberhaft, Einige flüſterten Maßregeln, Alle aber zögerten ehrlos feig.

Da fielen draußen von Ungefähr ein paar Flintenſchüſſe. Die Senatoren fuhren zuſammen, ſie entſchloſſen ſich, die franzöſiſche Freiheit leben zu laſſen, ihren Glauben an den heiligen Markus, der ſchon keiner mehr war, abzuſchwören; die alten Götter, wimmerte es im Saal, ſchützten ja nicht mehr die Republik. Eine Deputation ſollte dem harrenden Volke verkünden, der Doge habe die Regierung niedergelegt.

Draußen auf der Piazzetta, den ganzen Markt hinunter, ſtarrte noch alles dem Entſchluß der hohen Signorie entgegen. Der alte tolle Salimbeni hatte ſich mit ſeinem Haufen beſoldeter Brüder vor dem Fenſter aufgeſtellt, wo der Spruch geſchah. Wie der Flügel ſich oben öffnete, ſchrie der Alte mit ſeinem Geſindel: Es lebe die Freiheit! Das Volk wollte ihn erwürgen; man hörte nicht, was der hohe Rath verkünden ließ. Eine ſcheue Senatorſtimme flüſterte lang und breit: Man ſtehe unter dem Druck weltbeherrſchender Nothwendigkeiten, man ſei zu einigen Aenderungen im Regiment bereit, aber das Volk ſolle ruhig ſein, der neuen Obrigkeit denſelben Gehorſam leiſten, Republik ſei Republik, Venedig ſei Venedig! —

Wie eine Wolke ſchwoll der Zorn des Volkes an, ein dumpfes Gemurr lief wie Wahnſinn, der ſich ſelbſt nicht mehr verſteht, durch die Menge. »Giebt's keine Republik mehr?« ſchrien einige wilde Stimmen. »Freilich! freilich!« ſchrie der gedrückte Salimbeni, »es lebe die Freiheit! es lebe die Republik! die Freiheit iſt ja die Republik!« — »Giebt's keine Republik mehr?« donnerten hundert Stimmen zum Alten hinauf. Der Senator bejahte die Frage; die ſchurkiſche Bläſſe im ſchwarzen Talar, das heuchleriſche Achſelzucken verſtand die Ehrlichkeit des Volkes nicht. Es lebe die Republik! ſo entlud ſich jetzt der aufgeſtaute Damm des langen Harrens, der verhaltene Athemzug ſtrömte frei und die Sterne am Himmel zitterten vor dem Gebrüll des entfeſſelten Jubelrufes. Dazwiſchen flüſterte es wie ziſchelnde Todesbotſchaft, die Signorie habe das Volk verrathen, der heilige Markus ſei abgeſetzt. Eine Wuth, die bald wie Zorn und Rache aufſchrie, bald wie tobende Freude auflachte, wühlte in hunderttauſend Menſchen. Weiber und Kinder trugen die Bildſäulen des Schutzpatrons auf den Markt, die Buben pflanzten die Zeichen des Ruhms auf die Standarten der drei beſiegten Königreiche, eine heilige Raſerei ergriff das Volk, man wollte ſich zum letzten Male ſchmücken, ein Schrei wie von Opfern ſtieg betend gen Himmel, San Marko! San Marko! jubelte und wimmerte es tauſendſtimmig, die trägen Lagunen warfen Schaum, die ganze Welt war Ein Aufruhr, Eine Opferluſt. Selbſt von den Galeeren herüber unter heiſerm

Kettengeklirr erſcholl nur der alte gewohnte Ruf: Es lebe die Republik! — Als das Volk endlich den feigen Entſchluß des hohen Rathes erfuhr und begriff, hielt es ſtarr, wie von Entſetzen erfaßt, in ſeinem Thun inne. Einen Augenblick blieb es gefeſſelt, dann ſchrie es von neuem auf, ſuchte die Nobili, die ſich verkrochen, knüpfte den alten Salimbeni und ſein Gelichter auf, zerſtörte die Häuſer der franzöſiſch Geſinnten und ſank dann über den Schutthaufen der blinden Wuth ermattet zuſammen. Als die Franzoſen einrückten, fanden ſie ein ſtumpfes Volk, das ſich plündern ließ. Die Kerker der Inquiſition, die Bleikammern mußten ſie ſelbſt zerſtören. Venedig ließ ſich ſterben; ſelbſt die Galeerenſklaven hatten: Es lebe Sanct Markus! geſchrien.

Zur Franzoſenzeit ſeid Ihr tüchtig mitgenommen, ſagte ich zum Gondolier. Unter Oeſtreich geht es Euch weit beſſer.

San Marko! ſeufzte Vincenz.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druckfehler.

Seite 4 Zeile 10 lies: mein, ſtatt: wie ein.
„ 11 „ 13 u. 15 l. Giorgione, ſt. Giorgioni.
„ 20 „ 13 l. im Schloſſe Dux, unfern vom Kloſter Oſſek.
„ 36 „ 6 l. machen, nach: ſtillſtehen.
„ 41 „ 2 von unten, l. Povero, ſt. Povera.
„ 42 „ 8 l. Namens, ſt. Mannes.
„ 68 „ 17 l. die, ſt. der.
„ 78 „ 12 Schiavoni, ſt. Schiavanni.
„ 87 „ 5 von unten, l. Turchi, ſt. Turohi.
„ 88 „ 11 von unten, l. Correr, ſt. Corner.
„ 98 „ 8 ſt. protervitas, ſt. proservitas.
„ 100 „ 3 von unten, l. Sinnes, ſt. Seins.
„ 106 „ 16 l. Sohne, ſt. Söhnen.
„ 107 „ 11 u. 15 l. Es, ſt. Er.
„ — „ 17 l. den, ſt. der.
„ 110 „ 17 l. Genius, ſt. Geiſtes.
„ 116 „ 5 l. Folie, ſt. Folio.
„ 119 „ 9 l. Kanaansk., ſt. Kanask.
„ 122 „ 12 l. Oelbild, ſt. Abbild.
„ 123 „ 3 von unten, l. Murano, ſt. Mureno.
„ 130 „ 8 von unten, l. Mannequins, ſt. Mannquiers.
„ 136 „ 15 l. Fabeln, ſt. Fackeln.
„ 147 „ 18 l. Canaletto, ſt. Comaletto.
„ 150 „ 11 l. Wendungen, ſt. Aenderungen.
„ — „ 7 von unten, l. allen, ſt. allem.
„ 153 „ 3 l. uns, ſt. nur.
„ 154 „ 1 u. 2 l. ſeinen Arm, ſt. ſeine Arme.
„ 167 „ 7 l. Erſcheinung, ſt. Erſchauung.
„ 170 „ 9 von unten, ſtreich: ihn.
„ 172 „ 14 l. der, ſt. die.
„ 178 „ 11 l. Geiſt, ſt. Chriſt.
„ — „ 15 l. weiblicher, ſt. weltlicher.
„ 185 „ 10 u. 11 l. niederländiſcher, ſt. vaterländiſcher.
„ 187 „ 11 von unten, l. Bambino, ſt. Cambino.
„ 200 „ 4 von unten, l. Abnahme, ſt. Abnadme.
„ 202 „ 2 l. lutheriſchen, ſt. katholiſchen.
„ 205 „ 4 l. es, ſt. er.
„ 214 „ 8 von unten, l. umgepflügte, ſt. ungepflugte.

Portraits und Silhouetten.

Von

F. Gustav Kühne.

Erſter Theil.

Hannover, 1843.
Verlag von C. F. Kius.

Wb/60/847

Inhaltsverzeichniß.

Seite
Friedrich Schleiermacher . . . 1
Die Kant'ſche Philoſophie und das Kant'ſche Jahrhundert . . . 40

Monologe und Reden:

    Bade-Leiden und Freuden . . . 50
    Und die Wahrheit wird Euch — nicht frei machen . . . 58
    Wie die Kunſt bei den Deutſchen nach Brot geht . . . 65
    Eiſenbahnen und Eiſenſtäbe . . . 83
    Europa's Aufgaben in Aſien . . . 96
    Am 9ten Mai 1839 . . . 104
Achim von Arnim . . . 108
Bettine und die Günderode . . . 116
Die Geiſterſeher in unſeren Tagen . . . 126
David Strauß . . . 142
Karl Roſenkranz . . . 148
Göſchel und ſeine Unſterblichkeit . . . 151
Biernatzki . . . 157
Leopold Schefer . . . 163
Anna Jameſon . . . 174
Varnhagen von Enſe . . . 180
Kleine Heimlichkeiten großer Leute . . . 193
Semilaſſo . . . 200
Ein deutſcher Cavalier . . . 207
Guſtav Schleſier . . . 210
Saphir . . . 215
Zwei deutſche Literarhiſtoriker, Laube und Gervinus . . . 222
Briefe über den deutſchen Styl . . . 238
Franzöſiſche und düſſeldorfer Maler . . . 268
Deutſche, belgiſche und holländiſche Maler . . . 285

Ruſſiſche Perſonen und Zuſtände:

    Das literariſche Rußland . . . 305
    Deutſche Elemente in Rußland . . . 309
    Der Pentarchiſt . . . 312

1.

Friedrich Schleiermacher.

Es war am zwölften Februar des Jahres 1834 als Schleiermacher, dieſer Leſſing der chriſtlichen Theologie, ein Sechsundſechsziger, ſtarb. — Es hatten Manche gedacht, er werde einen blos menſchlich-ſchönen Tod ſterben, Andere geglaubt, er werde wie ein Prophet endigen, der ſich in der letzten Stunde noch einmal aufrichtet, um über die noch ungeſchlichteten Wirren des immer zweifelvollen Lebens einen Spruch zu thun, den man mit Freude oder mit Sorge auf die Zukunft der kommenden Geſchlechter zu deuten hätte. Schleiermacher ſtarb als gläubiger Chriſt, als Lehrer der Kirche. Er hatte unter Kirche immer nur eine Gemeinde verſtanden, die ſich zu gegenſeitiger Erbauung verſammelte, und ſo ſah er ſeine nächſte Gemeinde, ſeine Familie um ſich, und betrachtete als deren Prieſter den letzten Act ſeines Lebens wie ein letztes Thema zu gemeinſamer Erhebung der Gemüther. Das Triebwerk ſeines forſchenden Geiſtes ſchien zu ſtocken, ſeine Glaubens- und Zweifelslehre war erſchöpft; was nach ihm würde gepredigt und gedeutet werden, hatte ihn wohl in den letzten Lebensjahren viel und mit Sorge beſchäftigt, aber in der Stunde des Todes wandelte ihn keine Bekümmerniß mehr an. Nur auf die Seinigen war ſein Blick gerichtet, an ihre Erbauung verwandte er die letzte Kraft ſeiner Rede, ſprach Allen Muth ein, um ſich ſo des eignen Muthes zu verſichern, reichte ihnen das Abendmahl, das er dann ſelbſt empfing, und ſchloß das Auge, das Tauſenden ſo lange Zeit als ein kluger Stern der Religion geleuchtet, ſie vor Unglauben und Aberglauben behütend.

Man ſah mehr als dreißigtauſend Menſchen der Leiche des Mannes folgen; die ganze Hauptſtadt war bewegt. Denn hatte er auch nur zumeiſt den obern Klaſſen der Geſellſchaft gepredigt und Zeit ſeines Lebens den Gebildeten das Chriſtenthum ausgelegt, ſo waren doch eben, weil ſeine Gemeinde wie eine freie Loge in der Chriſtenheit daſtand, gar Viele des beſonderen Reizes an ſolcher Gemeinſchaft wegen aus allen Ständen herbeigezogen, um dem Manne zu huldigen, von dem man ſagte, ſeine Weisheit ſei noch größer geweſen als alle ſeine hohen Tugenden. Und noch am Tage des Begräbniſſes verſammelte Henrich Steffens die akademiſche Jugend in dem Hörſaal der Hochſchule und ſprach mit der ihm eigenen phantaſievollen Innigkeit von dem Geſtorbenen als einem Hochbegabten, der nach vielen Seiten hin ſegensreich gewirkt; aber er ſchloß freilich mit den Worten, Schleiermacher's Chriſtenthum ſei nicht das ſeinige. Hiermit lag das Bekenntniß Vieler am Tage. Sieht man aber in dem Chriſtenthum eine noch nicht ganz ausgeſchöpfte Quelle der Gnade und Weisheit, ſo darf man wohl ſagen, daß es noch Niemandem vergönnt geweſen, die Fülle ſeines Inhaltes ganz zu erfaſſen, die Schätze ſeiner Göttlichkeit völlig auszubeuten, und ſo ergäbe ſich daraus, daß auch was Steffens für ſein Chriſtenthum erklärt, den Reichthum und die Summe des chriſtlichen Wiſſens keineswegs erledige.

Dies gilt um ſo mehr, wenn man in dem Geiſte des proteſtantiſchen Chriſtenthums den Geiſt immerwährender Forſchung begründet ſieht. Hieran aber war Schleiermacher's Chriſtenthum recht zu erkennen, an dem Drang unermüdlicher Forſchungsluſt, an dem Freigeben jedweder Art und Weiſe des Fühlens und Denkens, ſobald es nur von dem Bewußtſein der Liebe ausging, die er in jeder Bruſt als unmittelbar gegeben vorausſetzte. In dieſer Freiheit ſah er den Kern des Chriſtenthums, in ihr lag der Kern ſeines eignen Weſens, der in der »Weihnachtsfeier« zu einem vollen Blüthenbaum erwuchs.

In der Weihnachtsfeier iſt der Ideenſtoff der Religion in den verſchiedenſten Anſchauungsweiſen zur Sache vieler Perſönlichkeiten geworden, ſo daß das Chriſtenthum als der Prototyp alles modernen Menſchenlebens erſcheint. Die Gemüthsart der kleinen Sophie, die ſich von früh auf an den Mythen des

Chriſtenthums weidet, iſt die Geburtsſtätte jener Myſtik, die ſich in der Geſchichte der Kirche als Katholicismus oder als Herrnhuterthum geſtaltete, je nachdem aus dieſer Richtung ein ganzer kirchlicher Organismus oder eine bloße Zufluchtsſtätte der Andacht für ſtille Gemüther hervorging. Dieſe unmittelbare Hingebung an die legendenreiche Religion theilt auch Joſeph, der in der Offenbarung des Johannes ſeine tiefe, dunkle Befriedigung ſucht. In Leonhardt wird ein edler Vertreter der rationalen Auffaſſungsweiſe vorgeführt. Ohne profan zu ſein, noch verſchloſſen für die Heiligkeit der Offenbarungen, dringt er auf die Realität der Sache. Indem er die Wunderthaten Chriſti als Producte der Entzückung der Liebe in den Gemüthern der Gläubigen deutet, und die Perſon des Jeſus von Nazareth ihm in die ganze Reihe jener tiefbegabten Männer, der Propheten, Johannes des Täufers, der Jünger und der Apoſtel, ſowie der Kirchenväter eingegliedert erſcheint, nimmt er das Chriſtenthum als eine weltgeſchichtliche Thatſache, als eine neue Kulturperiode des Menſchengeſchlechts. In Ernſt dagegen iſt ein chriſtlicher Idealismus perſönlich geworden. Sein Glaube geht nicht aus von den geſchichtlichen Spuren der Erſcheinung Chriſti; er läßt es dahingeſtellt, wie weit die Welt der Wunder, in der ſich Jeſu Leben bewegt, eine geſchichtliche Baſis hatte: aber wie er mit aller Liebe und Hingebung von der Bedeutung des Weihnachtsfeſtes ſpricht und das wunderſame Gefühl erklärt, in ihm eine aufgehende Sonne des neuen Lebens, einen Frühling des Geiſtes zu ahnen und zu feiern, ſo findet er die Weſenheit und Wahrheit des Ereigniſſes in der Nothwendigkeit eines irgendwie erſchienenen Erlöſers. Und wer den Kern in allen Mythen des Chriſtenthums durchgefühlt hat, dem erſcheint dann auch der Vertreter dieſer Idee bis in alle Poren und Einzelnheiten ſeiner Perſönlichkeit mit einem göttlichen Schein umſtrahlt und in lieblichſter Verklärung. Eine verwandte Seite dieſer Anſchauungsweiſe faßt Eduard auf. Er ſieht in der Feier der Weihnacht nichts als die Feier der Menſchheit ſelbſt; die Welt der Wirklichkeit, wie er ſagt, kommt erſt zu ihrem Rechte, indem das Creatürliche des Menſchen nicht als das Verlorne, ſondern als das Begnadigte erſcheint, da die Wahrheit in ihm offenbar geworden. Das Factiſche der Mythe iſt ihre Wirklichkeit, aber erſt ihr Sinn iſt ihre volle Wahrheit. Chriſtus iſt der Menſch-an-ſich, der ſeine Göttlichkeit in ſich entdeckt und weiß. Dieſer Act der Entdeckung des göttlichen Princips in der menſchlichen Natur iſt jedoch nur einmal dauernd vollzogen, weil das verworrene und getrübte Leben des Einzelnen dem Scheine verfällt und ſeinem Blicke die keuſche Ruhe nicht vergönnt iſt, um den Punkt der Gottgemeinſchaft in ſich feſtzuhalten.

Sehen wir ſo in dieſer religiöſen Novelle die verſchiedenſten Richtungen des chriſtlichen Gefühls gerechtfertigt und anerkannt, weil in deren jeder ſich eine Seite der Wahrheit zum Ausſpruch bringt und perſönliches Daſein gewinnt, ſo müſſen wir doch ſagen, daß dies nur ein dichteriſcher Standpunkt iſt, von dem aus dieſe Verſchiedenheiten des chriſtlichen Gefühls ſich beherrſchen und als gültig anſehen laſſen. Schleiermacher ließ nach dieſer Dichtung, deren Entſtehung der friſchen Manneskraft ſeines Lebens angehörte, dieſen überſichtlichen Standpunkt fallen. Sich als Dichter des Chriſtenthums weiter zu entfalten, dazu fehlte ihm die eigentliche poetiſche Schöpferkraft. Auch war er nun einmal Lehrer des Chriſtenthums, der jugendliche Gemüther zu einem beſtimmten Bekenntniß zu erziehen, eine Gemeinde in dem ihr gemäßen Glauben zu kräftigen hat. Er hatte ſich bereits durch ſeine »Reden über die Religion« das glänzende Verdienſt erworben, das ſogenannte vornehme, zu Ende des vorigen Jahrhunderts dem Chriſtenthum abgeſtorbene Publicum für den Gehalt der göttlichen Lehre wieder zu gewinnen, und ſo ſah er in der fortgeſetzten Anreizung des Intereſſes an religiöſen Dingen für ſeine redneriſche Kraft einen Spielraum zu dauernder Wirkung vor ſich. Dazu kam, daß er im Felde der theologiſchen Wiſſenſchaften eine grenzenloſe Verwirrung vorfand. Dieſe lähmenden Spaltungen auszugleichen, fühlte ſich die klare Schärfe und die dialektiſche Luſt ſeines Geiſtes ganz vorzüglich angeſpornt, und ſo wurde er von mehrern Seiten darauf hingedrängt, die Wiſſenſchaft des theologiſchen Proteſtantismus zu befruchten und die Summe ſeines eignen Glaubens und Denkens allmälig zu einer beſtimmten Dogmatik zu geſtalten, die der Frömmigkeit des unmittelbaren Glaubens und zugleich der Intelligenz des wach gewordenen Verſtandes genügen ſollte. Als Dogmatiker und Lehrer der Gemeinde hat er nun zwar niemals die ihm urſprünglich eigne zarte Fügſamkeit der Phantaſie verloren, vielmehr erhielt ſie ſich als der fortdauernde Reiz in Allem, was er ſchrieb und ſprach, aber aus dem Zauber ſeiner Dialektik wurde ein Handwerk, ein Inſtrument zu beſtimmten nützlichen Zwecken, aus der Biegſamkeit ſeines Geiſtes eine gewandte Klugheit des Verſtandes. Statt die freie Forſchung des Gedankens mit der Überlieferung auszugleichen, ſtatt Rationalismus und Supernaturalismus, den abſtracten Verſtand mit der Hingebung des gläubigen Gemüthes zu verſöhnen, ſchien er nur dazu da, die in der chriſtlichen Welt erwachſenen Spaltungen mit der Leuchte ſeines hellen Witzes deutlicher herauszuheben; aber in dem Bemühen, die widerſpenſtigen Elemente des Glaubens und Denkens zu bezwingen, verlor er die Fäden für Beide aus der Hand, galt beiden Parteien für einen Abgefallenen und endigte mit einer völligen Iſolirung ſeiner ſelber. Je mehr er den Gehalt des Chriſtenthums dogmatiſch abzufaſſen ſuchte, deſto mehr ſchälte er ſich von Allem los, was mit der Miene der Beſtimmtheit unter ſeinen Zeitgenoſſen auftrat. Urſprünglich in Jacobi'ſcher und Fichte'ſcher Doctrin geiſtig erwachſen, wie ſeine »Monologe« noch den ganzen Jubel eines ſubjectiven Idealismus von ſich ſtrömten, ſagte er ſich auch von dieſen wie von allen ſelbſtſtändigen Geſtaltungen der philoſophiſchen Forſchung los, weil er ſchnell die Unmöglichkeit erprüfte, auf dieſen Wegen den Gehalt des Chriſtlichen mit der Stimme des freien Bewußtſeins in Einklang zu ſetzen. Den Gläubigen zu forſchungsluſtig, wo nicht gar ſkeptiſch, den Denkenden zu ſehr gebunden an die Nöthigung des unmittelbaren Gefühls, ſah er ſich immer mehr dazu hingedrängt, das Chriſtenthum in der Schwebe zwiſchen Unglauben und Aberglauben zu halten. Dies erſchien ihm ſelbſt als eine hohe Aufgabe, an die er alle Kräfte ſeines ſeltenen Geiſtes ſetzte, aber immer blieb es bei der Aufgabe, ja ſogar bei den bloßen Verſuchen, ſich ſeine Aufgabe erſt zum Bewußtſein zu bringen. Und ſo entfaltete er denn mit aller Sorgſamkeit, mit allem Scharfſinn und zugleich mit aller Scheu vor verderbnißvollen Ergebniſſen in ſeiner »Glaubenslehre« das Princip, ſich und jedes Dogma ſo zu ſtellen, daß keine Forderung frommer Bedürfniſſe und kein Ergebniß der Wiſſenſchaft ihm etwas anhaben könne. Dadurch, daß es ſeine Aufgabe war, erſt zu ergründen, wie er ſich zum Inhalt der Religion in ein Verhältniß zu ſetzen habe, verblieb er recht eigentlich in der Sphäre des Fichtianismus, nicht gebunden an deſſen Einzelnheiten, denn wie er im »Athenäum« über die »Wiſſenſchaftslehre« ſprach, war bitter und losſagend genug, aber doch in dieſem Zuge des Geiſtes, der nach Fichte's Doctrin ſich außerhalb des Inhalts aller Dinge, Gottes und der Welt, befindet, und das Werk der Thätigkeit damit beginnt, ſich ſelbſt vor dieſem Inhalte zu betrachten, um zu ihm eine Stellung zu gewinnen. Es war dies in der Geſchichte der philoſophiſchen Manöverkünſte die Epoche vor Schelling, wo das für frei geltende Ich vor dem Inhalt deſſen, was es erforſchte, auf allerlei geiſtreiche und verſchmitzte Weiſe hin und her voltigirte, bis ſich durch Schelling erſt zwiſchen Frage und Antwort ein ganz anderes Verhältniß ergab, wonach das forſchende Individuum nur innerhalb des erſehnten Gegenſtandes ſeine Stellung findet, und Gott über ſich und ſein Weſen nur inmitten ſeines eignen Gebietes Rede ſteht. Von dieſer Myſtik, die in Deutſchland mit Schelling wieder philoſophiſch wurde, glaubte ſich Schleiermacher, obſchon er es nicht war, ganz frei. Die Ergebniſſe ſeines Denkens aber fielen ſeinen Widerſachern unrettbar in die Hände. Allen Parteien ſtand er mit ſeiner klugen Lehre gegenüber, denn die Klugheit ſeiner Doctrin hatte die Spaltung zwiſchen Gläubigen und Denkenden nur erſt recht beleuchtet. So kunſtfertig die Nothbrücke war, die er über die Kluft gebaut, ſo widerſtrebend erſchien das Hüben und Drüben, das er zu vermitteln getrachtet. Wenn man die Ergebniſſe ſeiner Glaubenslehre betrachtete, wurde man irre an dem Manne, der Allen ein Anderer ſchien, den Gläubigen zu aufgeklärt und weltergeben, den Aufgeklärten zu ſehr an die Überlieferung gebunden. Er hatte im Chriſtenthum die Fülle der Weisheit und Göttlichkeit gefunden; daß er an den geſchichtlichen Chriſtus glaube, räumten ihm ſelbſt ſeine Gegner ein; aber er hatte die Dreieinigkeit geläugnet, denn für ein Läugnen hielt man es, daß er dieſes Dogma nicht für die Säule des Chriſtenthums anſah, und es aus dem Bereich ſeiner Glaubenslehre verwies. Wenn er dann von der Göttlichkeit Chriſti erfüllt war, ſo nahm es Wunder, daß er nicht an die zweite

Perſon der Trinität glaubte und in dem Walten des heiligen Geiſtes nicht die Beſtätigung und Feſthaltung der Gottmenſchgemeinſchaft finden konnte; in ſeinen Reden am Pfingſtfeſte war eine kunſtgewandte Deutelei; auf dem Katheder ſprach er ganz ſchlicht ſein Nichtanerkennen der Dreieinigkeit aus. Daß der ganze Umfang des Chriſtlichen nicht aufgegangen ſei in ſeiner Lehre, lag wohl nun klar am Tage, und während Steffens nur einfach ſagte, Schleiermacher's Chriſtenthum ſei nicht das ſeinige, waren die Reſultate der Schleiermacher'ſchen Doctrin ſchon längſt von allen Seiten angegriffen, die Früchte ſeiner wiſſenſchaftlichen Forſchung zerſchnitten und zerpflückt. Wer in die perſönliche Nähe des Mannes gerieth und die Gewalt ſeiner Beredſamkeit über ſich ergehen ließ, der wurde durch ihn auf wunderbare Art zum Chriſtenthum bekehrt oder in ihm befeſtigt, und während die Wiſſenſchaftlichen die Früchte ſeines Baumes als unzulänglich, falſch oder taub erklärten, ſtand die perſönlich um ihn verſammelte Gemeinde gewiſſermaßen im Blüthenduft ſeines Glaubenseifers, war erquickt und gelabt und fühlte die Wirkungen echt chriſtlicher Erhebung und Begeiſterung. So hatte ſich trotz der Befehdung, die ihm von der proteſtantiſchen Theologie widerfuhr, um ſeine Perſon eine Gemeinde gebildet, die ihm unbedingt ergeben und von den Segnungen des chriſtlichen Geiſtes, die ſeiner Rede entſtrömten, tief ergriffen blieb. Und der Zauber ſeines Wortes war auch von der ſeltenſten Art. Dem Denkenden, der ſich ihm nahte, entzündete er das Gefühl für das Göttliche im Chriſtenthum, der Gläubige, der an ſeinen Lippen hing, ahnte in ihm den ſicherſten Zuſammenhang ſeiner prüfenden Gedanken, der Perſon des Mannes und der geiſtigen Gewalt ſeines Ichs vertrauend, ſelbſt wo in der Predigt des Meiſters der letzte Hinweis auf die Sicherheit des überlieferten Glaubens fehlte. Schleiermacher's Rednerkraft war von der Seele des Chriſtenthums belebt, eine wirklich bibliſche Zunge, keineswegs blos eine Weisheit ſokratiſcher Doctrin. Es war ein Hauch unſterblichen Lebens, der ihn mitten im Strome ſeiner klügelnden Verſtandesſprache überraſchte, eine Weisheit Gottes, die ihn mit dem Nimbus einer nahenden Verklärung überglänzte. War es dann Wehmuth, in die er ausbrach, ſo war dieſe Wehmuth keine Schwäche, keine Hinfälligkeit des Gefühls, denn ſie war beredt, wie mit Engelszungen beflügelt. Ein Rauſch des Entzückens erfaßte ihn, wenn er vom Zauber des Kreuzes ſprach und die kleine weiße Hand über den greiſen Kopf ſchwang, mit drohendem Finger, der zitternd gen Himmel wies, aber zugleich wie ein kriegeriſches Signal aller Satzung, allem Herkommen, das der Buchſtabe bringt, eine ewige Fehde ankündigte. In ſeiner Stimme, die ſchon immer hell und durchdringend war, lag ein ſchmetternder Ton, wenn er ſein Veto ausrief über alle Geſetze der Welt, wenn ſie von außen kamen oder die Überlieferung ſie brachte. Der ſinnende, ſtill berechnende Blick ſeines klugen Auges leuchtete dann wie ein zündender Blitz; in ſeine mäßige Action, die ſonſt nicht aufzukommen vermochte im Wellenſchlag der Rede, ging die Bewegung ſeines Innern über, und die kleine, wunderſame Geſtalt des Mannes ſchien aus ſich ſelber herauszuwachſen, wenn er ſich über den Rand der Kanzel bog, um einem Jeden an's Herz zu klopfen und auch im felſenfeſten Unglauben die Quelle des Lebens zu entriegeln. Das war nicht unchriſtlich, wenn er ſo einem Jeden im eigenen Buſen den wahren Inhalt der Bibel nachwies. Das konnte man nicht ſchwache Momente nennen: gab ſich doch die Spürkraft ſeines ewigen Prüfens nie ganz gefangen; es waren nicht blos lichte Intervalle ſeiner ſonſt atomiſtiſchen Denkkraft, die mit dem Zweifel begann, um den Glauben zu finden; das waren die Ergebniſſe ſeines innern Lebens, die beſten Reſultate ſeiner Forſchung, der Calcül aller ſeiner Gemüthserfahrungen. Wenn jedoch ſeine Rede, die im Rauſche des Augenblicks ſeine Hörer begeiſtert, ſich zur Überlieferung durch die Schrift anſchickte, ſo war es, als wären ihr plötzlich alle Blüthen abgeſtreift, die beſten Ergebniſſe ſeines Denkens ſahen arm und nüchtern aus, wenn ſie als Doctrin ſich darlegten und der flüſſige Geiſt ſeines Wortes ſich in Paragraphen einfangen ſollte. Hier galt es denn recht eigentlich, durch Kunſt das Fehlende zu erſetzen, und in ſokratiſcher Dialogik geübt, begann Schleiermacher's Schriftſprache, ſobald ſie eine Dogmatik anſtrebte, jenes Gewebe von klugen Einſchränkungen und berechneten Wendungen zu entfalten, hinter welchem ſich ſeine Lehre gegen Widerſpruch und Mißverſtändniß geſichert meinte. Seine dogmatiſche Sprache verglich er ſelbſt einer Münze mit doppeltem

Gepräge, einem bildlichen auf der einen, einem dialektiſchen auf der andern Seite. Jenes ſei für die Fühlenden, die Gläubigen, dieſes für die Wiſſenden oder Denkenden, denn jenen gehöre die Perſon, das lebendige Weſen, dieſen gebühre die Erkenntniß des ideellen Werthes. Wer aber die Münze völlig kennen lernen wolle, müſſe beide Seiten betrachten, für beide den Sinn des Verſtändniſſes haben. Hieraus erwuchs denn bei ſchwierigen Fragen für die Speculation eine Doppelbeleuchtung gefährlicher Art. Die Probleme, die ſich in bildlicher Auffaſſung glücklich gelöſt, unterlagen, ſobald der ideelle Werth beſichtigt wurde, einer neuen, ganz andern Prüfung. Was Schleiermacher für geſchichtlich feſt ausgab, davon wußte man nicht, ob er es auch ideell für richtig nahm; was er ideell für die Summe der Wahrheiten hielt, darüber war man ungewiß, ob er ihm nicht ſein geſchichtliches Daſein in Abrede ſtellte. Das Geſchrei über Zweideutigkeit wurde allgemein gegen ihn, man ſagte witzig, er habe im Nothfall für halb erledigte Fragen der Wiſſenſchaft immer einen Doppelgänger in Bereitſchaft, der er ſelbſt ſei und doch auch nicht. Von allen Seiten zog man aus, oft mit Stangen und Latten wie die Kriegsknechte, um den Geiſt ſeiner Lehre einzufangen, Viele glaubten ihn ergriffen und tödtlich getroffen zu haben, wußten aber nicht, ob nun dies ſeine eigene Geſtalt oder ſein Doppelgänger war. Wer ſich ſelbſt Blößen gab in der Hitze des Angriffes, dem leuchtete er heim mit dem ganzen Scharfſinn ſeiner durchdringenden Ironie, die auch ihrerſeits nicht ſelten ſich vergaß und aus Übermuth in grauſame Spottluſt ausarten konnte. Lag der ſtreitliche Gegenſtand außerhalb des Gebiets der Religion, ſo verführte ihn die Überlegenheit der geiſtigen Waffen, ſeine Gegner in einem Autodafé des Witzes völlig aufzuopfern. Schleiermachers Recenſion von Fichte's Grundzügen des Zeitalters war ein Exercitium der Spottluſt, nicht minder ſeine Polemik gegen Friedrich Auguſt Wolf, gegen Theodor Schmalz und gegen Bunſen in dem »Sendſchreiben an Ritſchl.« Rahel ſagte, Fichte habe Klauen im Kopf, Schleiermacher Meſſer. Wie er den Prediger Jeniſch verfolgte, mag aber das Äußerſte in perſönlicher Verfolgung geweſen ſein. Zu Anfang des Jahrhunderts, zur Zeit, als ſich Schleiermacher mit den Schlegeln eng verbündet hatte, war unter dem Titel:

»Diogenes' Laterne« eine Schrift erſchienen, die den Zweck hatte, das damalige berliner Triumvirat zu parodiren. Eine Titelkarikatur ſtellte die kleine Figur Schleiermacher's neben ſeiner damaligen Duzfreundin, einer großgewachſenen Dame, ſo vor, daß er ihr Pompadour zu ſein ſchien. Man vermuthete, obſchon es ungewiß blieb, den Prediger Jeniſch als Verfaſſer des Pasquills, und Schleiermacher's Rache kannte ſelbſt nach dem Tode des Mannes, der freiwillig ſtarb, keine Grenze. Er kritiſirte eines ſeiner Bücher in der jenaiſchen Allgem. Literat. Zeitung vom Jahre 1805, und ſchloß ſeine Bitterkeit gegen den unglücklich Geendeten mit den Worten: »Von dem Verdacht, daß er noch lebe, hat ſich der Verfaſſer doch nun hinlänglich gereinigt.« Da guckte aus der Hülle Schleiermacher's der verſteckte Voltaire hervor, der freilich nur wenn man ihn aufrief, Sprache gewann und ſonſt vor dem germaniſchen Tiefſinn des Mannes nicht auftauchte. Einen Sophiſten aber nannte man ihn, als er nach langen Debatten die Liturgie anzunehmen ſich entſchloß und gleichwohl das Bekenntniß ablegte, daß ſeine Meinung über die Sache unverändert bleibe.

Nach und nach ſah er ſich lediglich auf das Gebiet der Theorie und der Doctrin beſchränkt und hier galt es denn, ſeine Lehre gegen wiſſenſchaftliche und kirchliche Widerlegung zu ſchirmen. Was bei perſönlicher Aufreizung ein Zug Voltaire'ſchen Geiſtes geſchienen, nahm hier auf dem Felde der theologiſchen Discuſſion die Miene eines ſokratiſchen Lächelns an, das nicht ſelten auch um die Lippe des Mannes ſpielte und in ſeinem Auge ſelbſt mitten im Strome weicher Gefühle durchblitzte. In dem zweiten »Sendſchreiben an Lücke,« welches den Verſuch zum Ausgleich mit den Gegnern ſeiner Glaubenslehre enthielt, ſagte er mit jener lächelnden Wehmuth, die ihn am Spätabend ſeines Lebens auf eine rührende Weiſe kleidete, man habe einen eignen Rationalismus für ihn erfunden, weil man ſein Weſen als Theolog gar nicht unterbringen könne in die vorhandenen Kategorien. Die ſtreitigen Puncte liefen nämlich meiſt darauf hinaus, was nach ſeiner Anſicht im Chriſtenthum als ein Natürliches und was als ein Übernatürliches anzunehmen ſei. Einen ideellen Rationalismus, ſagte er, nenne man ſeine Theologie, der darin beſtehe, daß zugegeben werde, ein Natürliches könne auch ein Übernatürliches ſein. Allein er wiſſe doch noch einen beſſern Rath. Wo nämlich Übernatürliches bei ihm vorkomme, da ſei es immer ein Erſtes, das aber hernach ein Natürliches als Zweites werde. So ſei die Schöpfung übernatürlich, aber ſie werde hernach Naturzuſammenhang; ſo ſei Chriſtus übernatürlich ſeinem Anfange nach, aber er werde natürlich als eine menſchliche Perſon; und ſo ſei es auch mit dem heiligen Geiſt und der Kirche. So ſei das, was ſeine Theologie bezeichne, eher ein Supernaturalismus, aber ein reeller. Was jedoch damit gewonnen ſei, ſehe er nicht ein, wie er ſagte.

So ſchief und ſchwankend ſtellte ſich die völlig ſokratiſirte Perſönlichkeit Schleiermacher's zu den beiden theologiſchen Hauptparteien der damaligen Zeit. Niemals machte ſeine Weisheit einen Abſchluß, weder mit ſich, noch mit den ſtreitigen Puncten, und dies unterſchied ſein Weſen auf das beſtimmteſte von allem ſyſtematiſchen Denken. Conſequent war der Kreis ſeiner Glaubenslehre, von einem beſtimmten Mittelpuncte aus, auf das ſorgfältigſte angelegt und durchconſtruirt. Trafen die Radien nicht genau auf ein Dogma des überlieferten Kirchenthums, ſo ſuchte er allerdings die Unſicherheit des Überkommenen aufzuweiſen, niemals irre an der vermeinten Richtigkeit ſeiner Rechnung, allein der Freiheit ſeiner Forſchung that dann die Zaghaftigkeit ſeines Gemüthes Abbruch, er wich aus, vertuſchte die Disharmonien zwiſchen ſeiner Lehre und dem Chriſtenthum und ließ nicht ſelten das von ſeinem Standpunct aus völlig unrichtig Erſcheinende in zweifelhaftem Beſtand. Die Tugenden ſeines Herzens verhinderten ihn, das conſequent Erſchaute eben ſo folgerecht und ohne alle Sorge um verletzende Wirkungen auseinander zu legen; die Illuſionen gläubiger Gemüther nahm er ſich außerordentlich tief zu Herzen. So erwuchs im Geiſte des Mannes jene Miſchung von Kühnheit und Furcht, die nur die Geſchichte ſeines innern Lebens erklären kann. Mit den Wiſſenſchaftlichen ſprang er raſch um, ihnen gegenüber ließ er die ganze Schärfe ſeines Verſtandes walten; nur den Gläubigen, denen, die dem Leben und ſeinen Gefahren angehören, galt die ſorgſame Scheu ſeines zarten Gefühls. So lange er gegen Rationaliſten und Supernaturaliſten ſeine Lehre zu vertheidigen hatte, mochte er ſich ſtets als Sieger erſcheinen, weil er hier in dogmatiſcher Hinſicht auch wirklich Herr aller Stoffe war, allein in der Spätzeit ſeines Lebens ſah er ſeine Doctrin von einer Religionsphiloſophie überflügelt, auf deren Grund und Boden er nicht Stand hielt, und für deren Bekämpfung ihm die Waffen fehlten. Hegel's Speculation beſeitigte ſein dialektiſches Chriſtenthum und die Widerlegung der Schleiermacher'ſchen »Glaubenslehre« durch Roſenkranz war damals ein Ereigniß von Gewicht, weil es in der Geſchichte der Wiſſenſchaft eine Epoche abſchloß. In der Hegel'ſchen Philoſophie war nämlich ein von Theologen und Philoſophen bisher vergeblich angeſtrebter Standpunct mühſam erreicht, von dem aus die Ergebniſſe der forſchenden Vernunft mit der überlieferten Religion in Harmonie gebracht zu ſein ſchienen. Marheineke's Dogmatik war die erſte vollſtändige Geſtaltung dieſes ſpeculativen Chriſtenthums. Was ſich widerſtreitend erwieſen in Sachen der Abendmahlslehre, was über die Göttlichkeit der Perſon Chriſti und über die Dreieinigkeit von der Myſtik und von der Verſtandesaufklärung behauptet, und nach beiden Seiten hin für unüberwindliche Spaltung gegolten, das erſchien hier zum erſten Male als ausgeglichen auf dem Gebiete theologiſcher Forſchung. Dies ging ſo zu ſagen über Schleiermachers Horizont. Was von Daub, Hegel, Marheineke in theologiſchen Dingen angeregt und ausgeführt, war für ihn nicht mehr da, und als der permanente Sprecher dieſer Societät, Roſenkranz, ſeine »Glaubenslehre« kritiſch widerlegte, verlor er auch ſein Lächeln auf der Lippe und half ſich nothdürftig durch Ignoriren, oder ſprach von der geſchmackloſen Rohheit eines ſcholaſtiſchen Zeitalters, das mit den Hegelianern über Deutſchland heranbreche. — Daß dieſe Furcht beſeitigt wurde, hat er nicht mehr erlebt.

Iſt eine Doctrin durch die Kritik einer nachfolgenden Zeit aufgelöſt und vernichtet, ſo darf man nicht glauben, daß damit zu gleicher Zeit auch die Perſon deſſen, der ſie ſchuf, beſeitigt ſei. In der Doctrin liegen die Früchte vom Jahreslauf am Tage, und an den Früchten, heißt es freilich, ſollt ihr ſie erkennen; aber es fragt ſich, ob es nicht blos Schuld eines trägen Herbſtes war, was die Frucht auf falſche Weiſe gezeitigt und ob dieſem herbſtlichen Mißwachs nicht ein Frühling vorausging, in deſſen Blüthen ſich ganz andere Hoffnungen verkündeten, die ein Spätſommer unerfüllt ließ. Es gibt in dem vielverzweigten, ſeltſam verſtrickten Daſein der Menſchen eine nicht geringe Anzahl von Geſtalten, zwiſchen deren Blüthenleben und deren Fruchtzeit eine völlige Disharmonie waltet, ſo daß der Lebensherbſt keine genügende Antwort gibt auf die Fragen, die ein ſchmeichleriſcher Frühling brachte. Es iſt allerdings eine Eigenheit des Genies, mehr zu geben als es Anfangs verſprach; aber es gibt in der Geſchichte der Menſchen nur wenige Genies, in denen ſich dies wie durch einen Wurf göttlicher Fügung vollbringt. Es gibt weit mehr Talente, bei denen auf große Anläufe nichts erfolgte als eine geringfügige Einfriedigung, die den letzten Nothbedarf zuſammenfaßt. Es ſind dies Naturen, die mit vollen Segeln, mit luſtig wehenden Fahnen ausſchifften und nach mancher Einbuße an Hab' und Gut, an Maſten und rothen Wimpeln, mühſam oder leidlich einen Hafen gewinnen. Schleiermacher's Gedankenleben hatte, wie mich dünkt, ungefähr dieſen Verlauf.

Es gab eine Zeit, wo ich an den Lippen dieſes Mannes hing. Wenn die verwegene Stetigkeit ſeiner Verſtandesforſchung ſich plötzlich umſetzte in einen Strom weicher Ergüſſe, dann überraſchte mich das Gefühl der Unzulänglichkeit des menſchlichen Weſens, und ich lernte an einem großen Manne die Geringfügigkeit des Einzelnen begreifen, der an dem wunderbar verſchloſſenen Buch des Lebens von den ſieben Siegeln nur wenige löſt. Jetzt, nach langer Zeit, wo ich, vielfach abgekehrt von dem Weſen des Mannes, mir ſein Bild nach allen Seiten zu erneuern ſuche, bietet ſich mir derſelbe Anblick des Widerſtreites, wenn ich ſein Anfangen und ſein Beſchließen bedenke. Nicht als ob ich jetzt lediglich Schwäche nennen möchte, was mir damals wie eine Tugend ſeines Gemüthes erſchien, — darf man doch befürchten, daß eine große Reihe menſchlicher Liebenswürdigkeiten vor dem Richterſtuhl der abſoluten Vernunft ſich nur wie Schwächen und Unzulänglichkeiten darſtellen dürften — aber mit der wiederholten Betrachtung der merkwürdigen Perſönlichkeit Schleiermacher's iſt mir jetzt der Anfang und die Vollendung ſeines Weſens, ſein Frühling und ſein Herbſt, und Alles, was als Widerſpruch in ihm zu Tage lag, in einen weiteren, größeren Zuſammenhang eingereiht. Man hat, muß ich ſagen, wenn die Ergebniſſe ſeiner Forſchung widerlegt ſind, weder ſeine Perſönlichkeit, noch die Art und Weiſe ſeines Forſchens beſeitigt, weil ſich dieſe verjüngen, mit zeitgemäß geſtärkten Kräften den Anlauf erneuern kann. Was Schleiermacher als Zweifel aufwarf, war nicht lediglich von ihm ſelbſt erhoben, es waren Zweifel der Menſchheit überhaupt, die er aufnahm und ſpäter fallen ließ oder erledigte, je nachdem hierzu die Fähigkeit des Einzelnen hinreichte. Wo ſich aber Stillſtand erzeugt, ſei's im Leben ſelbſt oder in der Wiſſenſchaft, da wird ſich Schleiermacher's Geiſt bald wieder wach finden, um den Trägen durch die Luſt des Widerſpruchs keinen Frieden, keine gemächliche Ruhe zu geſtatten. Und mich dünkt, in dieſem Sinne iſt mit ganz erneuten Waffen der Schleiermacher'ſche Geiſt der Forſchung erſt ganz kürzlich wieder auf eine Weiſe lebendig geworden, wie ſie der ſpeculativen Religionsphiloſophie, die ſich mit den Lehren der Offenbarung ein für allemal in Eintracht glaubte, noch nicht gegenüber erſchienen iſt. Dieſes neue Regen des Schleiermacher'ſchen Geiſtes ſehen wir nämlich diesmal nicht außerhalb der Schule, wie der alte Schleiermacher dieſe Stellung einnahm, ſondern innerhalb ihrer ſelbſt, und mit allen Waffen gerüſtet, die der Speculation ſelbſt zu Gebote ſtehen. Wie ſich Schleiermacher, lebte er noch unter uns, auf die neueſten Fragen der Theologie Antwort geſucht hätte, das kann man nicht erörtern wollen; es ſind ganz neue Mittel gefunden für neue Ziele der Menſchheit. Suchen wir hier des alten Lehrers eigenſtes Weſen und in ihm Alles zu verdeutlichen, was ſich als Widerſpruch, Trennung und Mißwachs geſtaltet hatte. Hierzu thut es noth, ihn in der Zeit ſeines Werdens, im Frühling ſeines innern Lebens aufzuſuchen, die Periode ſeiner erſten Entfaltung zu beleuchten.

Es war in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts als ſich Friedrich Schlegel und Schleiermacher in Berlin fanden. In Beiden athmete mit den friſcheſten Zügen der erſte Jugenddrang. Die Verſchiedenheit ihrer bisherigen Richtungen ſchien nur ein um ſo ſtärkerer Reiz zu ſein, um ein gemeinſames Ziel zu finden für die Jedem eigenthümlichen Mittel und Wege. Ihre Freundſchaft erhielt faſt eine cameradſchaftliche Innigkeit. Studium und Erholung ward bald gemeinſchaftlich, die frühen

Morgenſtunden vereinigten ſie auf Spaziergängen im Thiergarten, der ſpäte Abend fand ſie bei Sala Tarone beiſammen; der Austauſch ihrer Kenntniſſe, Gedanken und Einfälle war äußerſt lebendig und innig. — Es gibt im Leben der modernen Jugend eine Epoche, wo ſich in der Seele der Drang ankündigt, die ganze geiſtige Welt zu erobern. Dies Gelüſt verrieth ſich in Friedrich Schlegel's erſten Regungen. In ſeiner frühern Lebensſituation — er war eine Zeitlang Kaufmann geweſen — war ihm claſſiſche Bildung vorenthalten geblieben. Jetzt erwachte die Luſt, das ihm Verſagte zu gewinnen; das Studium des Alterthums wurde ſeine Lieblingsbeſchäftigung. Zugleich regten ſich ſchon zur Erfüllung dieſer Richtung in ſeiner feurig ſtrebſamen Natur jene romantiſchen Entzückungen, die ſpäter in ihm das Gemiſch von ſinnlicher Religioſität und religiöſer Sinnlichkeit erzeugten. Im Jahre 1797 erſchien Schlegel's erſte bedeutende Schrift: »Die Griechen und Römer«, welcher ein Aufſatz über die platoniſche Diotima und über die Darſtellung der Weiblichkeit in den griechiſchen Dichtern angehängt war. Ein Jahr darauf ſtellte er in der Fortſetzung jener Schrift, in ſeiner »Poeſie der Griechen und Römer«, den echten Hellenismus auf, und beleuchtete daneben die Ausartungen des alexandriniſchen und römiſchen Zeitalters.

Es regte ſich damals in Deutſchland auf mehreren Seiten die Hinneigung zum Hellenismus, den Friedrich Auguſt Wolf auf geniale Weiſe lehrte, Goethe in ſeine dichteriſche Perſon aufnahm. Man ſah in der helleniſchen Welt ein den modernen Zeitaltern unerreicht gebliebenes Gleichgewicht der äußeren und inneren Kräfte, eine vollendete Verkörperung des Geiſtes, eine Harmonie aller Lebenselemente, Freiheit und Schönheit in inniger Verſchmelzung. Um dieſe Richtung metaphyſiſch zu ſichern, war Plato nöthig; in ſeinem Umgang konnte ſich dies Thema auf dem idealen Höhepunkt erhalten. Und hier begegneten ſich Friedrich Schlegel und Schleiermacher. Dieſer war einige Jahre zuvor Erzieher geweſen im Hauſe des Grafen Dohna auf Finkenſtein in Preußen, war dann zu Berlin in Gedike's Schullehrer-Seminar getreten, im Jahre 1794 als Hülfsprediger in Landsberg an der Warthe ordinirt und zwei Jahre darauf nach Berlin zurückgekehrt, wo er das Predigtamt am Charitéhauſe bekleidete. Biſchof Sack hatte ihm einen Theil der Überſetzung der Blair'ſchen Predigten übertragen, auf deſſen Anrathen hatte er auch Fawcett's Kanzelreden in zwei Bändchen bereits überſetzt. Da trat er in Friedrich Schlegel's Gedankenkreiſe, deren weit gezogene Linien ihm eben ſo imponiren mußten, als die Gewaltſamkeit des Strebens und die feurige Inbrunſt, mit welcher Schlegel Alles ergriff, was eigentlich ihn ergriff und bewältigte. Schlegel war in Bezug auf die Stoffe, die ihn beſchäftigten, immer weit mehr der Ergriffene, als der Ergreifende, und verlor ſich in den Elementen, denen er ſich hingab, ohne ſie zu beherrſchen. Hierin war Schleiermacher ſein entſchiedener Gegenpol; aber daß ſich das Entgegengeſetzte ſucht, macht eben den geheimen Reiz aus in aller Bildungsgeſchichte und in den Entwickelungsproceſſen des Geiſtes. Auch mochte Schleiermacher in des Freundes Naturell und Geiſtesart die Unmittelbarkeit des unbewußten Genies damals ſehen und bewundern. Er brachte ſeinerſeits zum Bunde nichts als geübte Sprachwaffen und die Fichte'ſche Bildung mit, zu der ſich bald der Form nach der Platoniſche Sokratismus geſellte. Die Fülle des Gehaltes regte Friedrich Schlegel an und danach beſtimmte ſich die Benutzung dieſer Kräfte. Nicht blos die Verdeutſchung des Platon ward gemeinſam unternommen, Schleiermacher ſteuerte auch zum »Athenäum« bei, das die Gebrüder Schlegel damals ſtifteten, und folgte den Gedankenſpeculationen und dem Gefühlsinſtincte des Freundes überall nach, bei aller Selbſtſtändigkeit ſeines durchaus klaren und ſcharfen Bewußtſeins. Hätte der Bund dieſer Geiſter längere Dauer gehabt, ſo wäre jedenfalls für Friedrich Schlegel der größere Nutzen aus gegenſeitiger Einwirkung erſichtbar geworden; denn ging auch ſchon von dieſem das eigentlich anregende Princip aus für gemeinſames Schaffen und Streben nach einer neuen Weltanſchauung, ſo hätte doch der feine Schleiermacher die tumultuariſche Entwickelung des Freundes vor allen jenen Ausartungen behütet, in deren planloſes Getriebe dieſer gährende Kopf ſo bald hineingerieth. Friedrich Schlegel begann ein Hazardſpiel mit den jungen Ideen der neuen Zeit; Schleiermacher hätte mit der Klugheit ſeiner claſſiſchen Dialektik dieſe Wagniſſe noch lange decken können. Die Heidenkinder des neuen Zeitalters bedurften der Taufe, und Schleiermacher war der Mann dazu, ſelbſt einer widerwärtigen, mißgeſtalteten Geburt, wie die »Lucinde« war, ein Prognoſtikon zu ſtellen, nach welchem dieſer ungerathene Erſtling der romantiſchen Muſe Zeichen und Wunder an der Stirn trug. Schleiermacher hätte der neuen Richtung einen Halt gegeben, er hätte den Schlegel'ſchen Vorpoſtengefechten den Rükken geſichert. Er war zu mild und zahm geartet, zu innig und zu keuſchen Geiſtes, um eine neue Bahn mit Keckheit zu eröffnen, aber er hatte die zähe Kraft der Seele, um in ihr auszudauern und alle ihre Conſequenzen mit dem ſchärfſten Verſtande zu ſchirmen. In dieſem Bedürfniß des Anſchmiegens lag keine Paſſivität, vielmehr eine liebenswürdige Fügſamkeit des Gemüthes, welche die frei'ſte Entfaltung der eignen Geiſteskräfte erſt recht geſtattete. Denn was für Elemente er in ſeinem Naturell gegeben fand, Freiheit der Denkart, Witz und ſatyriſche Schärfe des trennenden Geiſtes, das trat niemals heller, als in jener Zeit hervor, und immer blieb das liebende Gemüth in Allem, was er zuſammenhängend ſchrieb, regſam und fruchtbringend; das Ethiſche ſeines Weſens trieb ihn recht eigentlich dazu, das Leben innerlich und äußerlich freier geſtalten zu helfen. Was als Bitterkeit oder grauſame Spottluſt angeklagt wurde, lag in dem Räderwerke ſeiner Verſtandeskräfte, die er oft nur zu einem ſatyriſchen Schachſpiel verwandte; ſein Gemüth hielt ſchon damals über die ganze Menſchheit ſeine Schwingen gebreitet. Eines von den Heften des Athenäums brachte jene »Fragmente,« welche damals ſo viel Aufſehen erregten; ſie eröffneten in aphoriſtiſchen Zügen den ganzen Kreis einer neuen Welt- und Lebensanſchauung, die ſich damals auf dem Boden der romantiſchen Schule entwickelte. Dieſe Fragmente waren von den beiden Schlegeln und Schleiermacher gemeinſam verfaßt, Erzeugniſſe ihrer Wechſelgeſpräche auf Spaziergängen oder im Abendkreiſe. Was der Eine anhob, führte der Andere aus oder zog die Fäden weiter, ſo daß es ſchwer ſein möchte, aus dieſem Gemeingut das Eigenthum jedes Einzelnen immer genau herauszufinden. Bei alle dem waren die drei Köpfe zu verſchiedener Art, um ſich in ihren Einfällen Tact zu halten. Manches in den Fragmenten verrieth die philoſophiſche Äußerlichkeit Auguſt Wilhelm Schlegel's; Anderes ging aus dem

Drange hervor, die Ideen des Alterthums mit dem modernen Zeitgeiſt zuſammenzuſtellen, und iſt in ſeiner philoſophiſch-romantiſchen Verworrenheit unläugbar Friedrich's Eigenthum; Schleiermacher iſt in ſeiner Neigung, die ethiſche Welt zu geſtalten, an dem Stachel ſeiner Satyre und an dem Atticismus ſeiner Lebensblicke erkennbar. Trotz dieſer Unterſchiedlichkeiten bleibt die Beſtimmung bei einzelnen Bruchſtücken mißlich, und ſchon deshalb dürfte hievon nichts in die Sammlung der Schleiermacher'ſchen Werke hinübergehen. Mag denn hier als Ergänzung der Verſuch gelten, aus jenen Fragmenten das Schleiermacher'ſche herauszuheben. Manches davon trägt unzweifelhaft das Gepräge ſeines Weſens in der Blüthe der Jugendkraft.

»Fragmente.«

»Nur die äußerlich bildende und ſchaffende Kraft des Menſchen iſt veränderlich und hat ihre Jahreszeiten. Veränderung iſt nur ein Wort für die phyſiſche Welt. Das Ich verliert nichts, und in ihm geht nichts unter; es wohnt mit Allem, was ihm angehört, ſeinen Gedanken und Gefühlen, in der Burgfreiheit der Unvergänglichkeit. Verloren gehen kann nur das, was bald hierhin, bald dorthin gelegt wird. Im Ich bildet ſich Alles organiſch und Alles hat ſeine Stelle. Was du verlieren kannſt, hat dir noch nie angehört. Das gilt bis auf einzelne Gedanken.«

»Sinn, der ſich ſelbſt ſieht, wird Geiſt; Geiſt iſt innere Geſelligkeit, Seele iſt verborgne Liebenswürdigkeit. Aber die eigentliche Lebenskraft der innern Schönheit und Vollendung iſt das Gemüth. Der Inſtinct der ſittlichen Größe aber, den wir Gemüth nennen, darf nur ſprechen lernen, ſo hat er Geiſt. Er darf ſich nur regen und lieben, ſo iſt er ganz Seele; und wenn er reif iſt, ſo hat er Sinn für Alles. Geiſt iſt eine Muſik von Gedanken; wo Seele iſt, da haben auch die Gefühle Umriß und Geſtalt, edles Verhältniß und eignes Colorit. Gemüth iſt die Poeſie der erhabenen Vernunft, und durch Vereinigung mit Philoſophie und ſittlicher Erfahrung entſpringt aus ihm die namenloſe Kunſt, welche das verworren flüchtige Leben ergreift und zur ewigen Einheit bildet.«

»Was oft Liebe genannt wird, iſt nur eine eigne Art von Magnetismus. Es fängt an mit einem beſchwerlich kitzelnden en-rapport-Setzen, beſteht in einer Desorganiſation, und endet mit einem ekelhaften Hellſehen und viel Ermattung. Gewöhnlich iſt auch einer dabei nüchtern.«

»Wer einen höhern Geſichtspunct für ſich ſelbſt gefunden hat, als ſein äußeres Daſein, kann auf einzelne Momente die Welt aus ſich entfernen. So werden diejenigen, die ſich ſelbſt noch nicht gefunden haben, nur auf einzelne Momente, wie durch einen Zauber in die Welt hineingerückt, ob ſie ſich etwa finden möchten.«

»Es iſt ſchön, wenn ein ſchöner Geiſt ſich ſelbſt anlächelt; und der Augenblick, in welchem eine große Natur ſich mit Ernſt und Ruhe betrachtet, iſt ein erhabener Augenblick. Aber das Höchſte iſt, wenn zwei Freunde ihr Heiligſtes zugleich klar und vollſtändig erblicken und, ihres Werthes gemeinſchaftlich froh, ihre Schranken nur durch Ergänzung des Andern fühlen dürfen. Es iſt die intellectuelle Anſchauung der Freundſchaft.«

»Es wäre zu wünſchen, daß ein transcendentaler Linné die verſchiedenen Ichs claſſificirte, und eine recht genaue Beſchreibung derſelben ebenfalls mit illuminirten Kupfern herausgäbe, damit das philoſophirende Ich nicht mehr ſo oft mit dem philoſophirten Ich verwechſelt würde.«

»Es iſt ungleich gewagter, anzunehmen, daß Jemand ein Philoſoph ſei, als zu behaupten, daß Jemand ein Sophiſt ſei. Soll das Letzte nie erlaubt ſein, ſo kann das Erſte noch weniger gelten.«

»Das geprieſene Saltomortale der Philoſophie iſt oft nur blinder Lärm. Sie nehmen in Gedanken einen erſchrecklichen Anlauf und wünſchen ſich Glück zur überſtandenen Gefahr; ſieht man aber nur etwas genau zu, ſo ſitzen ſie immer auf dem alten Fleck. Es iſt Don Quixote's Luftreiſe auf dem hölzernen Pferde. Auch Jacobi ſcheint mir zwar nie ruhig werden zu können, aber doch immer da zu bleiben, wo er iſt: in der Klemme zwiſchen zwei Arten von Philoſophie, der ſyſtematiſchen und der abſoluten, zwiſchen Spinoza und Leibnitz, wo ſich ſein zarter Geiſt etwas wund gedrückt hat.«

»Freundſchaft iſt partiale Ehe, und Liebe iſt Freundſchaft nach allen Richtungen, univerſelle Freundſchaft. Das Bewußtſein der nothwendigen Grenzen iſt das Unentbehrlichſte und das Seltenſte in der Freundſchaft.«

»Idee zu einem Katechismus der Vernunft für edle Frauen. — Die zehn Gebote: 1. Du ſollſt keinen Geliebten haben neben ihm; aber Du ſollſt Freundin ſein können, ohne in das Colorit der Liebe zu ſpielen und zu coquettiren oder anzubeten. 2. Du ſollſt Dir kein Ideal machen, weder eines Engels im Himmel, noch eines Helden aus einem Gedicht oder Roman, noch eines ſelbſt geträumten oder fanatiſirten; ſondern Du ſollſt einen Mann lieben, wie er iſt. Denn ſiehe! die Natur, Deine Herrin, iſt eine ſtrenge Gottheit, welche die Schwärmereien der Mädchen heimſucht an den Frauen bis in's dritte und vierte Zeitalter ihrer Gefühle. 3. Du ſollſt an den Heiligthümern der Liebe auch nicht das Kleinſte mißbrauchen, denn die wird ihr zartes Gefühl verlieren, die ihre Gunſt entweiht und ſich hingibt für Geſchenke und Gaben, oder um nur in Ruhe und Frieden Mutter zu werden. 4. Merke auf den Sabbath Deines Herzens, daß Du ihn feierſt; und wenn ſie Dich halten, ſo mache Dich frei, oder gehe zu Grunde. 5. Ehre die Eigenthümlichkeiten und die Willkür Deiner Kinder, auf daß es ihnen wohlgehe und ſie kräftig leben auf Erden. 6. Du ſollſt nicht abſichtlich lebendig machen. 7. Du ſollſt keine Ehe ſchließen, die gebrochen werden müßte. 8. Du ſollſt nicht geliebt ſein wollen, wo Du nicht liebſt. 9. Du ſollſt nicht falſch Zeugniß ablegen für die Männer; Du ſollſt ihre Barbarei nicht beſchönigen mit Worten und Werken. 10. Laß Dich gelüſten nach der Männer Bildung, Kunſt, Weisheit und Ehre.«

»Der Glaube. 1. Ich glaube an die unendliche Menſchheit, die da war, ehe ſie die Hülle der Männlichkeit und Weiblichkeit annahm. 2. Ich glaube, daß ich nicht lebe, um zu gehorchen oder um mich zu zerſtreuen, ſondern um zu ſein und zu werden, und ich glaube an die Macht des Willens und der Bildung, um mich dem Unendlichen wieder zu nähern, mich aus den Feſſeln der Mißbildung zu erlöſen und mich von den Schranken des Geſchlechts unabhängig zu machen. 3. Ich glaube an Begeiſterung und Tugend, an die Würde der Kunſt und den Reiz der Wiſſenſchaft, an Freurdſchaft der Männer und Liebe zum Vaterland, an vergangene Größe und künftige Veredelung.«

»Verſtand iſt mechaniſcher, Witz iſt chemiſcher, Genie iſt organiſcher Geiſt.«

»Die paſſiven Chriſten betrachten die Religion meiſtens aus einem mediciniſchen, die activen aus einem mercantiliſchen Geſichtspunkte.«

»Man kann ſagen, daß es ein charakteriſtiſches Kennzeichen des dichtenden Genies iſt, viel mehr zu wiſſen, als es weiß, daß es weiß.«

»Werth iſt vielleicht kein Volk der Freiheit, aber das gehört vor das forum Dei.«

»Die Religion iſt meiſtens nur ein Supplement oder gar ein Surrogat der Bildung, und nichts iſt religiös im ſtrengen Sinne, was nicht ein Product der Freiheit iſt. Man kann alſo ſagen: Je freier, je religiöſer, und je mehr Bildung, je weniger Religion.«

»Einige haben Genie zur Wahrheit; viele haben Talent zum Irren. Ein Talent, dem eine eben ſo große Induſtrie zur Seite ſteht. Wie zu einem Leckerbiſſen ſind oft zu einem einzigen Irrthume die Beſtandtheile aus allen Weltgegenden des menſchlichen Geiſtes mit unermüdlicher Kunſt zuſammengeholt.«

»Je mehr man ſchon weiß, je mehr hat man noch zu lernen. Mit dem Wiſſen nimmt das Nichtwiſſen in gleichem Grade zu, oder vielmehr das Wiſſen des Nichtwiſſens.

»Was man eine glückliche Ehe nennt, verhält ſich zur Liebe, wie ein correctes Gedicht zu improviſirtem Geſang.«

»Myſtik iſt, was allein das Auge des Liebenden ſieht an dem Geliebten. Jeder mag ſeine Myſtik für ſich haben, nur muß er ſie auch für ſich behalten. Es gibt wohl viele, die das ſchöne Alterthum traveſtirten, gewiß aber auch einige, die es myſtificiren und alſo für ſich behalten müſſen. Beides entfernt von dem Sinn, in dem es rein genoſſen, und von dem Wege, worauf es zurückgebracht werden kann.«

»Sie jammern immer, die deutſchen Autoren ſchrieben nur für einen kleinen Kreis, ja oft nur für ſich ſelbſt unter einander. Das iſt recht gut. Dadurch wird die deutſche Literatur immer mehr Geiſt und Charakter bekommen. Und unterdeſſen kann vielleicht ein Publicum entſtehen.«

»Ächt geſelliger Witz iſt ohne Knall. Es gibt eine Art deſſelben, die nur magiſches Farbenſpiel in höheren Sphären iſt.«

»Da man jetzt überall moraliſche Nutzanwendungen verlangt, ſo wird man auch die Nützlichkeit der Portraitmalerei durch eine Beziehung auf häusliches Glück darthun müſſen. Mancher, der ſich an ſeiner Frau ein wenig müde geſehen, findet ſeine erſten Regungen an den innern Zügen ihres Bildniſſes wieder.«

»Unter den Menſchen, die mit der Zeit fortgehen, gibt es manche, die, wie die fortlaufenden Commentare, bei den ſchwierigen Stellen nicht ſtill ſtehen wollen.«

»Dafür iſt das Zeitalter noch nicht reif! ſagen ſie immer. Sollte es deswegen unterbleiben? — Was noch nicht ſein kann, muß wenigſtens immer im Werden bleiben.«

»Es gibt verdiente Schriftſteller, die mit jugendlichem Eifer die Bildung ihres Volkes betrieben haben, ſie aber da fixiren wollen, wo die Kraft ſie ſelbſt verließ. Dies iſt umſonſt:

wer einmal, thöricht oder edel, ſich beſtrebt hat, in das Ganze des menſchlichen Geiſtes mit einzugreifen, muß mit fort, oder er iſt nicht beſſer daran, als ein Hund im Bratenwender, der die Pfoten nicht vorwärts ſetzen will.«

»Schöner Muthwille im Vortrage iſt das Einzige, was die poetiſche Sittlichkeit lüſterner Schilderungen retten kann. Sie zeugen von Schlaffheit und Verkehrtheit, wenn ſich nicht überſchäumende Fülle von Lebenskraft in ihnen offenbart. Die Einbildungskraft muß ausſchweifen wollen, nicht dem herrſchenden Hange der Sinne knechtiſch nachzugeben gewohnt ſein. Und doch findet man unter uns meiſtens die fröhliche Leichtfertigkeit am verdammlichſten; hingegen hat man das Stärkſte in dieſer Art verziehen, wenn es mit einer phantaſtiſchen Myſtik umgeben war. Als ob eine Schlechtigkeit durch eine Tollheit wieder gut gemacht würde.«

»Duclos bemerkt, es gebe wenig ausgezeichnete Werke, die nicht von Schriftſtellern von Profeſſion herrühren. In Frankreich wird dieſer Stand ſeit langer Zeit mit Achtung anerkannt. Bei uns galt man ehedem weniger als nichts, wenn man blos Schriftſteller war. Noch jetzt regt ſich das Vorurtheil hier und da; aber die Gewalt verehrter Beiſpiele muß es immer mehr lähmen. Die Schriftſtellerei iſt, je nachdem man ſie treibt, eine Infamie, eine Ausſchweifung, eine Tagelöhnerei, ein Handwerk, eine Kunſt, eine Wiſſenſchaft und eine Tugend.«

»Als vorübergehender Zuſtand iſt der Skepticismus logiſche Inſurrection; als Syſtem iſt er Anarchie. Skeptiſche Methode wäre alſo ungefähr eine inſurgente Regierung.«

»Schön iſt, was zugleich reizend und erhaben iſt.«

»Das Erſte in der Liebe iſt der Sinn für einander, und das Höchſte der Glaube an einander. Hingebung iſt der Ausdruck des Glaubens, und Genuß kann den Sinn beleben und ſchärfen, wenn auch nicht hervorbringen, wie die gemeine Meinung iſt. Darum kann die Sinnlichkeit ſchlechte Menſchen auf eine kurze Zeit täuſchen, als könnten ſie ſich lieben.«

»Es gibt Menſchen, deren ganze Thätigkeit darin beſteht, immer Nein zu ſagen. Es wäre nichts Kleines, immer recht Nein ſagen zu können; aber wer weiter nichts kann, kann es gewiß nicht recht. Der Geſchmack dieſer Neganten iſt eine tüchtige Scheere, um die Extremitäten des Genies zu ſäubern; ihre Aufklärung eine Lichtputze für die Flammen des Enthuſiasmus; und ihre Vernunft ein gelindes Laxativ gegen unmäßige Luſt und Liebe.«

»Moderantismus iſt Geiſt der caſtrirten Illiberalität.«

»Prüderie iſt Prätenſion auf Unſchuld, ohne Unſchuld. Die Frauen müſſen wohl prüde bleiben, ſo lange Männer ſentimental, dumm und ſchlecht genug ſind, ewige Unſchuld und Mangel an Bildung von ihnen zu fordern. Denn Unſchuld iſt das Einzige, was Bildungsloſigkeit adeln kann.«

»Vielleicht würde eine ganz neue Epoche der Wiſſenſchaften und Künſte beginnen, wenn die Symphiloſophie und Sympoeſie ſo allgemein und ſo innig würde, daß es nichts Seltenes mehr wäre, wenn mehrere, ſich gegenſeitig ergänzende Naturen gemeinſchaftliche Werke bildeten. Oft kann man ſich des Gedankens nicht erwehren, zwei Geiſter möchten eigentlich zuſammengehören, wie getrennte Hälften, und nur verbunden Alles ſein, was ſie könnten. Gäbe es eine Kunſt, Individuen zu verſchmelzen, oder könnte die wünſchende Kritik etwas mehr, als wünſchen, wozu ſie überall Veranlaſſung findet, ſo möchte ich Jean Paul und Peter Lebrecht combinirt ſehen. Gerade Alles, was jenem fehlt, hat dieſer. Jean Paul's groteskes Talent und Peter Lebrecht's phantaſtiſche Bildung, vereinigt, würden einen vortrefflichen romantiſchen Dichter hervorbringen.«

»Nichts iſt kläglicher, als ſich dem Teufel umſonſt ergeben; z. B. ſchlüpfrige Gedichte machen, die nicht einmal vortrefflich ſind.«

»Der Selbſtmord iſt gewöhnlich nur eine Begebenheit, ſelten eine Handlung. Iſt er das erſte, ſo hat der Thäter immer Unrecht, wie ein Kind, das ſich emancipiren will. Iſt er aber eine Handlung, ſo kann vom Rechte gar nicht die Rede ſein, ſondern nur von der Schicklichkeit. Denn dieſer allein iſt die Willkür unterworfen, welche Alles beſtimmen ſoll, was in den reinen Geſetzen nicht beſtimmt werden kann, wie das Jetzt und das Hier, und Alles beſtimmen darf, was nicht die Willkür Anderer und dadurch ſich ſelbſt vernichtet. Es iſt nie Unrecht, freiwillig zu ſterben, aber oft unanſtändig, länger zu leben.«

Dieſer letzte Satz dürfte als ein ſchlimmes Erbtheil der Fichte'ſchen Doctrin anzuſehen ſein, nach welcher die Freiheit des Ichs als von allem Weltzuſammenhang losgeriſſen erſcheint. Wie dies mit der ſpäter ausgebildeten Glaubenslehre Schleiermacher's verträglich ſei, iſt gar leicht zu erkennen. In dieſem freien Willen des losgebundenen Ichs liegt ja überhaupt die Befähigung zur Sünde und die Möglichkeit der Moral. In dem Subjecte liegt jedoch — wie Schleiermacher ſpäter lehrte — ebenfalls als etwas Angeborenes das Bewußtſein des Chriſtlichen, das Unabhängigkeitsgefühl von Gott und die Ahnung, durch freien Entſchluß an der Erlöſung von der creatürlichen Willkür Theil zu haben. Aus dieſer Ahnung erwächſt die Liebe zum Erlöſer, und in ihr liegt die ganze Baſis, der Nerv und der Mittelpunkt der Chriſtuslehre. Je mehr Schleiermacher dem Individuum eine bis zur Willkür ausartende Freiheit zuerkannte, deſto mehr war es ſein Geſchäft, die Hinneigung zur Perſon Chriſti zum feſten Bewußtſein zu geſtalten. Hierin liegt das durchaus Evangeliſche ſeiner Glaubenslehre; Liebe und Erlöſungsbedürftigkeit ſind in ſeiner Doctrin vielleicht auch das Einzige, was mit dem überlieferten Chriſtenthum harmonirt; alles Andere, was dem Dogma angehört, gab er dem ſubjectiven Dafürhalten preis. Mag jedoch unſer Blick bei ſeiner damaligen Entwickelung ſtehen bleiben. In den »Fragmenten« findet ſich noch ein längeres Stück, das unter den Triumvirn des Bundes nur ihm angehören kann. Es handelt (S. 95—99) über Offenheit und Verſchloſſenheit des Charakters. Dies war ein Thema Schleiermacher's. Man ſolle, heißt es dort, nicht, wie Landedelleute, allen Kommenden ſeine Habſeligkeiten zeigen, nicht immer Silhouetten von ſich ſchneiden und herumreichen, nicht immer ſein eigner Caſtellan ſein. Wie ein Kunſtwerk müſſe ſich die geiſtige Perſon hinſtellen, offen vor den Augen der Menſchen, und ihnen doch verſchloſſen, ſofern dieſe nicht Sinn und Studium mitbrächten, um es zu verſtehen und ſeine, ob auch offen preis gegebenen, doch immer geheimen Schönheiten zu begreifen. So ſei man in dem Beſitz eines Jeden, aber nur nach dem Maße der eignen Fähigkeiten. Hierin blieb ſich Schleiermacher, dünkt mich, treu. Deshalb für ihn ſchon früh das Bedürfniß, in dialektiſchen Geſprächsformen den Gehalt ſeiner Anſichten künſtlich zu entwickeln. Auch in manchen ſeiner ſchönſten Predigten ſprach er wie ein Anwalt für den Clienten, um den Proceß, den das Individuum gegen Gott führt, zu ſchlichten. Nie erſchien er auf der Kanzel wie ein Senator, der die Geſetze Gottes von oben herab proclamirt, immer war er der Tribun, der für die Menge ſeine Stimme erhebt, für die Rathloſen und Hülfsbedürftigen Partei nimmt. Das war die Maxime des großen Redners, durch die er wunderartig wirkte. Nicht ſelten aber gerieth er dadurch zum Publicum, wie zu der Quelle, aus der er ſchöpfte, in eine ſchiefe, jedenfalls ſehr gekünſtelte Stellung. Es wurde ihm zur bloßen Form, hinter welcher ſeine eigentliche Anſicht nicht vollſtändig hervortrat. Eben ſo wurde ſein ganzer Styl ein angenommenes Kleid, das er den ſokratiſchen Redeformen entlehnte. In den »Monologen« waltete ganz uneingeſchränkt der Strom ſeines eignen Naturells, hier gab er ſich ſelbſt preis mit Allem, was er ſich aus der philoſophiſchen Weisheit der damaligen Zeit erworben und angeeignet hatte; dies Buch war eine glänzende Vergötterung der Ichheit. Zu einer Theologie konnte er es in dieſer Richtung nicht bringen, und den Geheimniſſen des göttlichen Lebens gegenüber mußte er auf einen andern Styl bedacht ſein. In den »Reden über die Religion« machte er den erſten Verſuch zu jener Ausdrucksart, in welcher er bei ſeiner unausgeſetzten Beſchäftigung mit den platoniſchen Dialogen nach und nach für immer die ihm gemäße Methode ſah. Nicht ohne Mühe fand er dieſe Tonart der Rede für ſich auf, er hat lange nach Form und Ausdrucksweiſe herumgeſucht. Er ging ſogar lange Zeit damit um, als Hauptwerk ſeines Lebens einen Roman zu ſchreiben, wie etwa »Wilhelm Meiſter.« Als Studium dazu wollte er zuvor eine Reihe Novellen liefern, die beſonders auch das Leben der untern Stände ſchildern ſollten; einem Freunde hatte er oft davon geſprochen. Mit der »Weihnachtsfeier« machte er jedoch ein für allemal den Abſchluß für dichteriſche Geſtaltungen ſeiner Gedanken, und ſchon vorher, ſobald er ſeine »Encyklopädie« geſchrieben, gehörte er dem Gebiete der theologiſchen Diſciplin an, das er nicht wieder verließ. Je mehr er in Doctrinfragen hineingerieth, deſto weitbauſchiger wurde ſein Styl, er wuchs mit ſeinem Talente zum Ausbiegen und gewandten Modificiren. Seine Schreibart entſprach durchaus nicht der Elaſticität ſeines Denkens, er baute ſeine Diction immer architektoniſcher aus und vermied die Schwerfälligkeit nur auf Koſten weitſchweifiger Umſtände. Schleiermacher erſchien mit ſeinem Styl wie ein kleiner Mann, der einen langen Talar, den er müde wird vorn zu einem Sinus zuſammenzufaſſen, abwechſelnd hinter ſich nachſchleppen läßt. Er fühlte auch ſelbſt das Verfehlte ſeiner Schreibweiſe, ſo gut er ſich der Unform ſeines Wuchſes bewußt war. Er war in der letzten Beziehung ſogar der Meinung, daß dergleichen zurückwirke, und ſoll einmal geäußert haben, er könne in Allem, was er ſchreibe, ja faſt in jeder Periode, eine ſchiefe Richtung, einen mangelhaften Flecken, eine Spur von Gebrechen nachweiſen. Dabei ſchien er freilich nicht zu wiſſen, daß er redend in einem Strome ſich bewegte, den die Schnelligkeit ſeiner Gedanken pfeilſchnell trieb, und deſſen breites Wellenbett der Blitz ſeiner Zunge vergeſſen ließ. Auch hätte ſeinem Style eine kurze Taille nicht geziemt; ſeine Eloquenz ging nicht darauf aus, von dieſem oder jenem zu überzeugen; ſeine Redekraft hatte immer das Ziel, den ganzen innern Menſchen, zu dem er ſprach, zu erfaſſen und umzugeſtalten. So waren auch die vielen langen Glieder ſeiner Schreibperioden nur eben ſo viel Arme, um den Leſer von allen Seiten zu umſpannen. Was freilich auf die Länge hin zu einer gequälten Manier führte.

Schleiermacher's enges Verhältniß zu Friedrich Schlegel dauerte, ſo lange der perſönliche Umgang es feſthielt, bis zum Jahre 1802, wo Schlegel mit ſeiner nachherigen Gattin nach

Paris ging, um für ſeine ſpeculativen Geſellſchaftsreformen ein weiteres Feld zu finden. Dieſer gährende Kopf fühlte ſich in jener Periode von dem Luftzuge des neuen Zeitgeiſtes lebhaft ergriffen; in dieſem Luftzuge trug er aber blos den Schnupfen davon und ſchrieb die »Lucinde,« jenes ungeſchickte Programm der neuen Doctrin. Das Weſen des Hellenismus, den man damals zu verdeutſchen ſtrebte, ſah man vornämlich in einer Lüftung der Geſellſchaftsbande, in einer Freigebung der Geſchlechter, in den Verhältniſſen der gegenſeitigen Neigung; auch die Goethe'ſche Poeſie hat ihre ſchönſte Bedeutſamkeit in der Verklärung der ſinnlichen Lebenselemente. Friedrich Schlegel's Enthuſiasmus für die Sinnlichkeit mochte damals an einer beſtimmten Neigung, die ſich der bürgerlichen Ordnung entzog, ſeine Nahrung finden, aus dem Studium des Alterthums war ſein Eifer erwachſen, in dem allgemeinen Hindrängen der Zeit erzogen. Eine übereilte Mißgeburt ohne poetiſche Gliederung, ohne befruchtende Geſtaltung, nur als eine hitzige Vorrede zu einer neuen Romanpoeſie, erſchien die »Lucinde« im Jahre 1799. Schleiermacher nahm dies für einen wichtigen Anfang, er ſtand ganz in dem Zuge der Zeit, war ganz erfüllt von Schlegel's lärmender Perſönlichkeit, und ſah in dem Wollen ſchon das Vollbringen. Er ſchrieb ſeine »Briefe über die Lucinde,« ohne zu ahnen, wie weit hinausgerückt über dies Buch und ſeinen Autor er ſchon in dieſen Documenten ſeiner damaligen Richtung erſchien. Er faßte das Thema an ſeinen feinſten und ſublimſten Spitzen. Wer ſo viel Witz hatte, von dem konnte man glauben, daß er jederzeit ſchon aus Mangel an heißem Blut ſehr ruhig dachte: aber er führte die Sache als ein warmer Anwalt der natürlichen Gefühle. Wie es zu ſeiner Zeit keine Religion mehr gab in der vornehmen Welt, ſo fand Schleiermacher auch keine Liebe vor, nur Prüderie oder Ausſchweifung. In dieſer brieflichen Abhandlung über die falſche Scham und die »Engländereien der Liebe,« wie er's nannte, zeigte ſich der feine Spiritualismus des Mannes auf die glänzendſte Art. Er gab ein Evangelium deſſen, was im Umgang der Geſchlechter Freundſchaft und Liebe ſei, einen Idealismus des perſönlichen Glückes, eine Feier des ehelichen Lebens. Ohne Freiheit dachte ſich Schleiermacher keine Religion, keinen Staat, kein Familienleben, und ſo zeigte er, wie die zarten Geheimniſſe der Menſchheit erſt durch die Freiheit des Willens, durch das Bewußtſein der Neigung, geadelt erſchienen. So proclamirte er in jenen Briefen auch die Freiheit des weiblichen Herzens; der ſiebente Brief Eleonorens an Friedrich war der Triumph ſeiner Meinung. Und in die Doctrin miſchte ſich damals ſein perſönliches Bedürfniß. Er wollte geliebt ſein und war es nicht. Es war ihm nicht beſchieden, auf gewöhnlichem Wege, durch ſeine äußere Erſcheinung, Liebe einzuflößen. Nur wenn eine Achtung, die man ihm zollte, alle die Subtilitäten ſeines nervenzarten Geiſtes ſich verſtändlich machte, konnte ihm ein ungewöhnliches Herz huldigen. Dieſen Genuß einer Huldigung, die von innen nach außen wirkt, verſchaffte er ſich ſelbſt, indem er jene Briefe Eleonorens an ihn ſelber ſchrieb und ſich in die Illuſion einer weiblichen Hinneigung verſetzte. Er hatte damals wie man ſagt, ein Verhältniß ſolcher Art, das von leiſen, geiſtigen Fäden gewebt war. Wenn je ein Weſen, ſo war Schleiermacher's Natur der Liebe bedürftig, vielleicht um ſo mehr, je ſeltener er ſie einflößte. In der Ausſicht, den geiſtig gepflegten Bund zu einem leiblichen Bande zu geſtalten, nahm er zu derſelben Zeit, als Friedrich Schlegel Berlin verließ, eine Predigerſtelle in Stolpe an. Das Verhältniß zerſchlug ſich jedoch, ſobald die perſönliche Einwirkung aufhörte; Schleiermacher erfuhr den Schmerz, nicht geliebt zu werden, wo er liebte, und erſt ſpäter ſollte ihm die Gunſt eines ehelichen Lebens zu Theil werden.

Mit Friedrich Schlegel hörte bald nach der Entfernung jede Gemeinſamkeit des Strebens auf. Während Schleiermacher darauf ſann, für die weit ausgeſchickten Linien ſeines Denkens ein Centrum zu ſuchen, um ſich in der Wiſſenſchaft der Theologie ſicher zu ſtellen, war Friedrich Schlegel ebenfalls bemüht, irgendwie einen Haltpunkt zu finden, nur daß er dabei wie ein Mann erſchien, der das Centrum immer in den Peripherien ſucht. Schleiermacher lenkte ſeitdem zurück, und fing an, ſich zu beſchränken. Friedrich Schlegel zerfuhr in's Weite und verſchwärmte ſeine Kraft. Ein dauerndes Einwirken Beider auf einander wäre heilbringend geweſen für die Speculation in religiöſen, literariſchen und ſocialen Dingen, ſo aber trennte ſich auch hier im deutſchen Leben ein Süden und ein Norden; jener ſuchte für ſeine lärmende Gemüthsbewegung die katholiſche Ruhe, dieſer verfiel in die ruheloſe Dialektik ſeiner proteſtirenden Forſchung. Schlegel nannte den Freund bald einen Abtrünnigen, der die gemeinſame Heraufbildung aller Lebenselemente aufgegeben und ſich furchtſam ſeine Sphäre verengte. Schleiermacher ſah dem tumultuariſchen Treiben Friedrich Schlegel's mit Lächeln zu, aber er ſchwieg, aus Pietät vor dem eignen Gefühl früherer Anhänglichkeit.

Dies Bedürfniß des Anſchmiegens lag nicht blos in Schleiermacher's Character; er hielt es für ein Talent, das man bilden müſſe. Die Luſt an Gegenſätzen und Reibungen verſchiedener Naturen war ein geſelliger Zug in ihm, aber wie er die Dialektik im Umgang als Liebhaberei pflegte, ſo entfernte er mehr, als er anzog. Es ſchien überhaupt ſeine Schickſalslaſt, abzuſtoßen, wo er ſich hinneigte, ſcharf zu werden, wo er blos reizen wollte; er mißgriff ſich in den Tönen der Umgangsſprache, und nur mit Guſtav von Brinkmann blieb er in ungeſtörtem Freundſchaftsverkehr. Dieſer war bei der ſchwediſchen Geſandtſchaft in Berlin geweſen; ihm war eine der früheſten Schleiermacher'ſchen Schriften gewidmet. Auf der ſcandinaviſchen Reiſe, die Schleiermacher am ſpäten Abend ſeines Lebens noch unternahm, ſah er den Freund in Stockholm wieder. Nachdem ſein Verhältniß mit Schlegel aufgelöſt war, ohne daß ihm durch die Dauer einer weiblichen Neigung, die er in jener Eleonore ſelbſt geſchildert, ein Erſatz geboten wurde, fand er ſpäter in Halle einen Kreis, wo ihm der Genuß des Umgangs zu Theil zu werden ſchien. Wer die Gaben ſeines Geiſtes in ihrem Umfang kannte, mußte ihm huldigen, ſobald die Sprache ſeines Gemüthes laut wurde. Und wo Schleiermacher liebte, fühlte ſich ſeine ganze Natur gehoben und gekräftigt, um das Leben mit allen ſeinen Fragen zu begreifen: wo ihm der Schimmer der Gegenneigung verſagt war, fiel er furchtſam in ſich zuſammen und ſtrengte ſich dann vergebens an, die Waffen ſeines Geiſtes zu ſchärfen. Er nahm die Geſchlechtsneigung für den Beginn der eigentlichen Lebensordnung, und während die abſolute Philoſophie eine Anthropologie voller Barbarismen predigt, wird man, ſobald es ſich um die Erziehung der Perſönlichkeit handelt, noch immer auf die ethiſchen Glaubensſätze des freiſinnigen Schleiermacher zurückgehen. Dieſe liebenswürdige Seite ſeiner Wiſſenſchaft wird von der Nachwelt hochgeachtet bleiben. In der Dialektik der Gefühle iſt Schleiermacher der feinſte Theoretiker. Er hatte in der Geſchichte ſeiner Neigungen ſchickſalsvolle Erlebniſſe, die ihn in die Enge der tiefſten Verzagtheit trieben, während er ſonſt für den Mann galt, deſſen überwiegender Verſtand das Leben zu bezwingen wüßte. Sein Verſtand war aber nur der raffinirte Koch, der Alles aufbietet für eine Mahlzeit, an welcher das Herz ſich labt. Daß ihm dieſer Koch im Umgang mit Menſchen das Mahl verſalzte oder verpfefferte, war eine deutſche Ungeſchicklichkeit, die allerdings auch im Schreiben den feinen Atticismus ſeiner Lebensart ſtörte. Es mag einem ſeiner Zeitgenoſſen überlaſſen ſein, Schleiermacher in Halle zu beleuchten, wo er, völlig frei von den Einflüſſen einer ihm allzu nahe ſtehenden Perſönlichkeit, mit der Abfaſſung ſeiner theologiſchen »Encyklopädie« ſein Gebäude als Religionslehrer gründete und im Gefühl der Unabhängigkeit von Friedrich Schlegel den Plato allein zu überſetzen begann. Seitdem in der Wiſſenſchaft auf ſich verwieſen und zum Alleinſtehen gedrängt, fand er damals für den Beginn ſeiner Vereinſamung in den Sphären des Privatlebens Entſchädigung. Man ſprach ſogar von ſeiner Verweichlichung im Reinhardt'ſchen Kreiſe. Allerdings mochte er damals alle weicheren Seiten ſeines Weſens als Menſch um ſo mehr herauskehren, je härter und feſter er ſich in der Wiſſenſchaft hinſtellte und nach einer dogmatiſchen Gliederung der Theologie ſtrebte, die ihn mit allen Meinungsclaſſen verfeindete. Das Glück perſönlicher Genugthuung verſcheuchte aber damals das ſpätere Wohlgefallen an ſeinen ſcheidenden und negirenden Geiſteskräften; er ſchrieb damals ſeine »Weihnachtsfeier,« dies poetiſche Denkmal ſeines toleranten Chriſtenthums. Auch mögen kleine Sinngedichte jener helleniſchen Periode anheimzuſtellen ſein. Es gehörte mit zu dem Atticismus ſeines Weſens, den geſelligen Verkehr mit den Gaben des Witzes zu würzen; dialektiſche Spiele waren im Ernſt wie im Scherz ſeine Leidenſchaft, ſeine Liebhaberei, ſeine Lebensklugheit, ſpäter, im Drange der theologiſchen Meinungen, ſogar ſeine Rettung. Da man in ſeinen geſammelten Schriften ſchwerlich alle ſeine Räthſel und

Epigramme finden wird, ſo mögen dieſe kleinen Kinder ſeiner Laune hier ihren Platz haben.

Die beifolgenden »Epigramme« ſtanden vor dreißig Jahren in einem Almanach; die »Charaden,« geſellſchaftliche Improviſationen aus dem Jahre 1807, fanden ſich vor vierzehn bis ſechszehn Jahren in einem leipziger Taſchenbuch.

Epigramme.

Erfahrung.

Schau' dem entflohenen Glück nicht nach! In den Nacken gezaubert
Wächſt aus der Gorgo Haupt ihm die verſteinende Kraft.

Verſtändigung.

Wenn von dem Glauben Du hörſt in der Weisheit neuerer Schulen
Unverſtändlich Geſpräch: lerne nur dieſes daraus,
Daß auch leere Vernunft doch hin zu der göttlichen Dichtung
Lebenerfüllender Kraft, aber vergebens, ſich ſehnt.

Beſcheidene Bitte.

»Schweiget und hört — ruft's dort — nichts taugt, wer mich nicht verſtehet;
Auch was ich nicht verſteh', Leute, bedeutet nicht viel!«
O vortrefflicher Mann! wir flehen: verſtehe dich ſelber,
Daß doch noch einiger Werth bleibe der kläglichen Welt.

Das Höchſte.

Dir iſt das Höchſte die Kunſt; dem heißet der Gipfel die Liebe.
Liebſt denn bildend nicht Du? Bildet nicht liebend auch er?
Sträflicher Frevel wird Kunſt, entbehrt ſie der heiligen Liebe;
Liebe nur leeres Geſchwätz, wo nicht die Kunſt ſie beſeelt.

Von Solon.

Wolken, entſtürzet herab des Schnees Geſtöber, den Hagel,
So wie des Donners Gewalt, zeuget der leuchtende Blitz.
Sturmes Getös, in die Tiefe ſich wühlend, ſchüttelt das Meer durch;
Rühret es Keiner, erſcheint's eben vor Allen und ſanft.
So durch gewaltige Männer zerrütten ſich Staaten, in Herrſchers
Knechtſchaft ſinket das Volk, richtiger Kunde beraubt.

Charaden.

1.

Das Erſte birgt das Herz, das Zweite zeigt die Seele,
Doch kommt dem Ganzen zu, daß Leib und Fuß ihm fehle.

2.

Mein Erſtes iſt der Charitinnen Spiel,
Das Zweite läuft in Wäldern wild umher,
Das Ganze quält ſich ab in Straßen kreuz und quer,
Und iſt der Kinder Luſt und ihres Spottes Ziel.

3.

Wohl dem Jüngling, deſſen Erſtes ſo ſein Zweites iſt,
Daß er auch des reichſten Ganzen gern dabei vergißt.
Wohl dem Mädchen, die als Erſtes zu dem Zweiten
Viel bewundert auch das Ganze kann begleiten.

4.

Steh'n, wie das Erſte ſagt, wird ſehr geſucht,
Des Zweiten Ruhm begehren wohl faſt Alle,
Das Ganze wird von Vielen gar verflucht,
Und hat es wer, ſo hofft man, daß er falle.

5.

Was in dem erſten Paare man hat, das erhaſchet das Ganze,
Merkt man es zeitig genug, ſo ſchreit man: haltet das Letzte.

6.

Aus eines Gottes Mißgeſchick,
Und eines Mädchens liebeſcheuer Bitte
Entſprangen einſt die erſten Zwei; das Dritte
Gewinnet und verliert der Liebe erſtes Glück;
Das Ganze wird durch Liebe nicht erworben,
Am ſchönſten durch die Macht der Kunſt,
Am häufigſten doch durch des Glückes Gunſt
Und dann, ach, hat es oft der Liebe Glück verdorben.

7.

Mein Erſtes glüht die Sonne zart;
Mein Zweites glüht, dann wird es hart;
Mein Ganzes faßt, was neue Gluth
Ergießt in Euer Blut.

8.

Durch dichte Nacht drängt ſich mein erſtes Sylbenpaar,
Auf zartem Weiß ſtellt ſich das Zweit' am ſchönſten dar.
Mög' oft das Ganze Dein erwachend Aug' erfreun.

9.

Aus zarten Blumen wird das Erſte zubereitet,
Von fernen Sternen her das Zweit' uns zugeleitet,
Das Ganze ſeht Ihr oft in ſchön geſchmückten Zimmern
Weit über Sternen hoch und über Blumen ſchimmern.

10.

Zum Erſten fügt »ſchau wem« ein altes Sprichwort zu,
Das Zweite ſteht bei uns am Markte jedem offen,
Vom Ganzen ruf' ich auch: »ſchau wem Du's gibſt« — Dir zu,
Willſt Du nach meinem Wunſch ein frohes Leben hoffen.

11.

Um das Ganze wird oft noch mühſam kämpfend geſtritten,
Wenn der Feind es ſchon längſt gänzlich im Innern zerſtört;
Doch hat das Erſte der Feind, ſo ſind oft herrliche Städte,
Mehr als das Zweite nicht werth, wenn Du als taub es verwirfſt.

12.

Mein Erſtes iſt ein Hund, das Zweit' und Dritt' ein Junge,
Das Ganze ärger noch, als ſelbſt ein Hundejunge.

13.

Durch's Erſte glaubte man die Zukunft ſonſt zu deuten,
Durch's Zweite wähnen wir, die Zukunft zu bereiten,
Doch iſt das Ganze nur der Gegenwart geweiht,
Und ſelten, daß es ſich der Zukunft noch erfreut.

14.

Gutes Gehör braucht ſeltner als Andre das Erſte zu fragen.
Gutes Geſicht kann weiter umher das Zweite erſpähen,
Guter Geſchmack hat gewiß das Ganze liebend verehret,
Doch kaum Alles genoſſen, was nur zu reichlich es darbeut.

Auflöſungen.

1) Bruſtbild. 2) Tanzbär. 3) Brautſchatz. 4) Hochmuth 5) Taſchendieb.
6) Lorbeerkranz 7) Weinglas. 8) Morgenröthe. 9) Wachslicht 10) Trauring
11) Wallnuß. 12) Spitzbube. 13) Flugſchrift 14) Wieland

Im Sommer 1807 ging Schleiermacher nach Berlin und ſuchte dort ſpäter, als Halle abgetreten war, ſeinen feſten Aufenthalt. In Berlin prägte ſich ſein bereits fertiges Weſen weiter aus, er gewann ſein ſicheres Publicum für Katheder und Kanzel, er ſetzte ſich immer feſter in das Verhältniß des Lehrers zur Gemeinde. Erziehung war ſeine Aufgabe in allen Kreiſen ſeiner Thätigkeit; ſeine Wiſſenſchaft und ſein Gott waren nur dazu da, um den Menſchen ſich in ſich ſelbſt beſinnen zu laſſen; ſein ganzes Chriſtenthum war eine dialektiſche Erziehung zum Selbſtbewußtſein des Individuums. Weiter als bis zum Act der Selbſterkenntniß führt ſeine ganze Theologie nicht, bis zu dieſem Punct leitet ſie feſt und getreulich, dann überläßt ſie jeden ſich ſelbſt mitten in den Geheimniſſen des Lebens. Wie dieſe dann auf uns walten, uns locken oder zurückſchüchtern, uns erleuchten oder umdunkeln, das wiſſen und erprüfen wir an uns ſelbſt und ſchließen aus dieſen Wirkungen ſcheu und behutſam auf die Urſachen. Das iſt das wiſſenſchaftlich Schwache und das menſchlich Schöne an Schleiermacher's Lehre. Sie läßt uns wandelbar, aber macht uns der Wandelungen des ſchickſalsvollen Lebens bewußt. Drängt uns der Jugendmuth, ſo ſind wir keck und eroberungsluſtig; ſchüttelt uns ein Sturm oder ſchleicht das Alter hervor, ſo ſuchen wir emſiger nach einem ſchirmenden Obdach. Schleiermacher fand ſpät die Stetigkeit des ehelichen Lebens; er war ein Einundvierziger, als er ſich verheirathete. Als 1810 die berliner Univerſität eröffnet wurde, beſtieg er auch hier, wie in Halle früher, den Lehrſtuhl. Während der verhängnißvollen Jahre, welche die Exiſtenz des preußiſchen Staates bedrohten und das Daſein einer deutſchen Nation bezweifeln ließen, wußte man viel von der Kühnheit ſeines Wortes zu rühmen, das ſelbſt unter Davouſt's Bajonetten von der Kanzel herab keine Feſſel kannte. Auch Zelter erzählte in einem ſeiner Briefe von Schleiermacher's Unerſchrockenheit. Was Bettina von ihm ſagt, ſagt eben nur Bettina, und beweiſt nur, daß ſie den Koſaken gegenüber weniger furchtſam als Schleiermacher ſein konnte. Die Furcht vor rauher Gewalt von Außen ſchließt keineswegs den innern Muth der Seele aus. Er kannte nur die Waffen des Geiſtes, der Staat war in Gefahr, ſeine Rettung hing von der Belebung der Gemüther ab, und Schleiermacher war der Mann, der die Pflicht, ſich auf ſich ſelber zu beſinnen, zur Sache der Religion machte.

Aber man weiß auch von dem Drange innerer Pein, welche Schleiermacher's Leben erfaßte. Vor innerem Unglück war er furchtſam. Aber wie man ſagt, daß eigentlich nur Kraftmenſchen empfindſam ſein können, ſo ſind auch nur große Gemüther einem großen Unheil, weil ſie es ganz in ſich aufnehmen, zu erliegen fähig. Was jedoch ſpäter hinter der äußern Stetigkeit ſeines Lebens im Geheimen wogte und bebte, gehört nicht mehr in die Geſchichte ſeiner geiſtigen Geſtaltung, weil es auf dieſe nicht mehr geradezu einwirkte, ſein Weſen war ſchon fertig, ſeine Bedingungen gegeben, ſeine Größe begrenzt und in ihren Grenzen in voller Wirkſamkeit.

Von Schleiermacher's Verdienſten um die platoniſche Philoſophie haben beſonders die Philologen viel Rühmens gemacht. Denen, die nicht ſelber philoſophiren, hat er ſcheinbar die Wege zum Verſtändniß gebahnt. Wer aber gradezu zum Begriff der Sache ſelber dringt, dem hat er durch unſägliches Verfolgen kleiner geſchlängelter und verſtrüppter Nebenpfade das Ziel ſehr erſchwert und entrückt. Er hat die Schwierigkeiten mehr erregt, als beſeitigt, hat ſich darin gefallen, wie man in einem Walde, um ihn ganz phantaſtiſch zu haben, alle Parkanlagen wieder aufhebt und wild macht. Auch datirt die Verfeſtigung ſeiner Manierirtheit in Styl und Wendung von ſeiner Verdeutſchung der platoniſchen Dialoge.

Hier gilt es, den Nerv ſeiner Perſönlichkeit zu finden, eine Beleuchtung ſeines Chriſtenthums. Man muß nachdrücklich erwägen, daß ſeine »Glaubenslehre« ein Product war, das dem Abend ſeines Lebens angehört. Somit iſt der ganze Schleiermacher noch immer ein anderer, als der Dogmatiker Schleiermacher, und deshalb wird man immer, um ſein ganzes Weſen zu begreifen, auf die Blüthen ſeiner Jugend zurückgehen müſſen. Es iſt allerdings ein Wandel in ihm erſichtlich, Nöthigungen von außen mochten manches Gelüſt des jugendlich freien Willens beſchränken, aber im Ganzen war die Entwickelung ſeines Naturells nur das Ergebniß ſeiner innern Organiſation. Nicht deshalb verließ er den Standpunct der poetiſchen Freiheit, weil er ſich nun einmal hingedrängt ſah, auf das Wohl und

Weh einer proteſtantiſchen Gemeinde bedacht zu ſein; es iſt durchaus nicht denkbar, daß ſein Weſen anders ausſchlug, und wenn ſich ein Wandel zwiſchen ſeiner Jugend und ſeinem Alter zeigt, ſo liegt dies im Schickſalslauf menſchlichen Strebens begründet, wie ſich denn das Bewußtſein hiervon in den Stimmungen Schleiermacher's häufig genug ſelbſt verrieth.

Sein Chriſtenthum war ganz auf die Bedürftigkeit der menſchlichen Natur berechnet. Es regten ſich unter ſeinen Zeitgenoſſen, von Seiten der ſpeculativen Philoſophie her, Bedürfniſſe, die auf eine tiefere allgemeinere Durchdringung der religiöſen Geheimniſſe gerichtet waren und ſich als allgemeine Beſtrebungen des forſchenden Menſchengeiſtes bezeichnen ließen. Schleiermacher's Forſchung ging blos von den Bedürfniſſen des Individuums aus und kehrte auf dieſe zurück. Nicht wie die Menſchheit ſich mit den Geheimniſſen der göttlichen Weisheit zu befaſſen habe, war ſeine Frage, auf die er Antwort ſuchte, ſein Chriſtenthum war eine Religion für das Individuum, eine Schatzkammer von Tröſtungen für die in Luſt und Leid bedürftige Menſchenſeele. Er hatte Muth genug, um deren rathloſe Verzagtheit zu verſtehen, Kraft des Geiſtes genug, um alle Schwächen menſchlicher Gemüthszuſtände zu fühlen und zu bedenken. Auf das Gefühl der Abhängigkeit, auf das Bedürfniß der Liebe, auf die Sehnſucht nach Erlöſung von der Vergänglichkeit des Daſeins, auf dieſe in der Natur des menſchlichen Weſens gegebenen Hinfälligkeiten war ſeine Chriſtuslehre erbaut. Die Liebe befreit von der Einſamkeit des Ichs, ſie iſt die Erlöſung von der verlornen Abgeſchiedenheit des Einzelweſens. Dies Bewußtſein menſchlicher Erfahrung beſtimmte Schleiermacher's Religion. Der Schmerz, nicht geliebt zu werden, wo er liebte, hatte ihn in den Nerven ſeiner reizbaren Seele erfaßt und bis an die Grenze getrieben, wo der Wunſch, freiwillig zu enden, rege wird. Das Bedürfniß der Liebe war für ihn, wie im Leben das Beſtimmende und Geſtaltende, ſo in der Religion die Wurzel und der Keim des Chriſtenthums. Deshalb glaubte er auch an die Nothwendigkeit einer höhern erlöſenden Kraft, er erfuhr in ſich ſelbſt dieſe Wirkung und ſchloß von dieſer Wirkung auf die Quelle zurück; um der Bedürftigkeit des menſchlichen Weſens willen hielt er die Perſon Chriſti für eine göttliche. Immer im Gefühl der Unzulänglichkeit einer vereinzelten Natur, immer voll Sehnſucht nach Hingebung ſeines Ichs, immer von Luſt erfüllt, ſich anzuſchmiegen, und der Stütze benöthigt, ſo ſchritt er durch's Leben hin, ſuchend, forſchend, und nichts findend für die Dauer der Erdenzeit, bis es die Perſon Chriſti war, an der ſich ein Halt bot für ſein allezeit der Liebe bedürftiges Gemüth.

Das war das Herrnhutiſche in ſeinem Chriſtenthume, den Erlöſer kindlich zu lieben und ſich in die Kammer ſeines Herzens mit ihm einzuſchließen. An der Wiege ſeines geiſtigen Lebens ſtand das ſchlichte Herrnhuterthum, und ſpät am Abend, als ſeine Laufbahn vollendet war, ſchwebte dieſer ſtille Genius als der einzige Engel des Friedens wieder zu ihm nieder und küßte von ſeiner müden Stirn die Schweißtropfen des mühſamen Denkens. Im Bewußtſein dieſer Liebe erhielt er ſich denn auch den kecken Muth, alles andere, was nicht Liebe zur Perſon des Erlöſers war, als der Satzung verfallen, preiszugeben. Und wie nun auch die Männer der Dogmatik hierüber denken mögen: mich dünkt, Schleiermacher's Chriſtenthum war chriſtlich genug.

In den letzten Decennien ſeines Lebens hatte er ſich immer entſchiedener von aller Philoſophie losgeſagt. Er hatte die Segnungen der geoffenbarten Chriſtuslehre in der Natur des Menſchen ein für allemal als nothwendig begründet gefunden; nun mochte er dem von der Religion freien Denken und den Gefährniſſen der ſelbſtſtändigen Speculation dieſe Wahrheit nicht von neuem anvertrauen, und hielt ſeine Lehren von allen Problemen und Maximen philoſophiſcher Art fern. Er kannte die Freiheit des Gedankens zu gut, um ſie nicht zu fürchten. Von Marheineke's Dogmatik verſtand er nichts mehr: mit einigen Seitenblicken auf die ſpeculative Theologie ließ er ſeine Beſorgniß vor römiſcher Hierarchie und abſchließlicher Scholaſtik fallen, ihr gegenüber ſuchte er bloß die Freiheit des Subjects und die Elaſticität des perſönlichen Dafürhaltens zu ſchirmen. Hier war er mehr bitter als furchtſam. Aber eine wirkliche Angſt wandelte ihn an, wenn er die Fortſchritte des Zeitalters in den Naturwiſſenſchaften bedachte; in den »Briefen an Lücke« ſprach er wiederholt ſeine Bangigkeit aus, die Ergebniſſe der Wiſſenſchaft möchten in Zukunft alle blüthenvollen Wunder aus dem Leben Jeſu verſcheuchen, und es werde dann nichts daſtehen vom Baume des Lebens, als der nackte Stamm, nichts übrig bleiben von der Herrlichkeit der göttlichen Sendſchaft des Sohnes, als die Wahrheit des nackten Gedankens.

So war Schleiermacher, ſein Muth, ſein Scharfſinn, ſein liebevolles Gemüth, — ſein ganzes Weſen, wie mich dünkt.

2.

Die Kant'ſche Philoſophie und das Kant'ſche Jahrhundert.

Es greift in Deutſchland die Liebhaberei um ſich, den großen Perſönlichkeiten unſerer Vergangenheit Denkmale von Marmor und Metall zu ſetzen. In der Philoſophie hat unter allen Völkern im Lauf der Culturgeſchichte die deutſche Nation den erſten Rang; die Deutſchen müßten ihrem größten Philoſophen in Königsberg ein Monument errichten. Dieſes Denkmal, einem deutſchen Denker geſetzt, könnte den müſſigen Nachkommen als ein eherner Denkzettel hingeſtellt ſein, daß die Deutſchen, ſo lange ſie Deutſche ſind und bleiben, ewig denken, ewig forſchen, das Herkommen unausgeſetzt prüfen, die Satzung allezeit neu muſtern, mit der Arbeit des innern Lebens nie ruhen müßten. Selbſt wenn ſie untauglich wären, Weltgeſchichte zu machen, oder die ganz einfachen Angelegenheiten ihrer vielen kleinen Vaterländer zu ordnen, ſo dürfte doch der Geiſt der innern Arbeit nie ruhen. Dazu könnte dann des Philoſophen metallne Bildſäule in Königsberg eine Mahnung ſein. Man würde dann Wallfahrten nach dem Strande der Oſtſee machen und die ehrwürdige, dürre Geſtalt des deutſchen Denkers betrachten, der Zeit ſeines Lebens nie über Pillau, ſieben Meilen von ſeinem Katheder, hinauskam, aber mit der unermüdlichen Bohrkraft ſeines Geiſtes die ganze Welt durchforſchte, alle ihre Schätze ſich zu eigen machte und ſtill arbeitend ſein ganzes Zeitalter langſam und dauernd umſchuf. Das könnte, ſag' ich, die deutſche Jugend vor einer Bildſäule Kant's erwägen, wenn die jetzige Monumentomanie auch ihm an dem Schauplatze ſeines perſönlichen Lebens ein Denkmal errichten wollte. Allein was ſoll uns Königsberg? Kant gehört nicht einmal blos Deutſchland an, nicht allein England, auch Frankreich möchte ihn verſtehen, und wenn noch kürzlich ein römiſcher Cardinal die Verdammung der Kant'ſchen Forſchungen proclamirte, ſo liegt doch wohl darin die Beſorgniß, daß man überall anfangen möchte, denken zu lernen. Es bleibt dahin geſtellt, ob die Italiener ſich je ſpeciell mit Kant verſtändigen, es iſt ſchon ein großer Gewinn, wenn ſie nur überhaupt mit dem Namen Kant die Fahne aufſtecken als ein Signal, daß der Menſch dazu da ſei, Fragezeichen zu machen, Fragen über ſein Nächſtes und Dringendes, Fragen, die bis in den Himmel dringen. Allerdings iſt ein Volk erſt dann wahrhaft lebendig, wenn es nicht blos zu fragen, auch zu antworten, zu handeln verſteht; ſo lange es aber innerlich zu arbeiten, zu prüfen und denken zu lernen nicht abläßt, iſt es wenigſtens, wenn auch ſchlummernd, doch nicht todt. In Kant iſt der Geiſt ewig reger Forſchung perſönlich geworden, und er gehört mit ſeinem Thun und Wirken zur Weltliteratur des modernen Jahrhunderts. Mithin ſind ſeine Werke ſein größtes Denkmal, die Erfriſchung ſeiner großartigen innern Geſtalt die beſte Feier ſeines Genius. In Königsberg beſteht eine Geſellſchaft von Männern, welche den Geburtstag des Philoſophen feſtlich zu begehen pflegt, und in Roſenkranz und Schubert ſehen wir an der Spitze der Herausgabe ſämmtlicher Werke des Philoſophen zwei Männer, die den Beruf dazu haben, der deutſchen Nation ihren großen Philoſophen zu überliefern und zu deuten. Schubert liefert die Biographie und Roſenkranz die Geſchichte der Kant'ſchen Philoſophie, d. h. ihren Zuſammenhang mit dem Denken und der Speculation aller Zeiten und Völker.

Man eröffnete die Ausgabe mit Kant's kleinen logiſch-metaphyſiſchen Schriften. Die ſogenannten kleinen Schriften ſind zur Auffaſſung einer großen Perſönlichkeit von ganz beſonderm Gewinn, beim Denker wie beim Dichter. Sie vermitteln gewiſſermaßen das Verſtändniß der Hauptwerke mit dem Publicum, da ſie gelegentlich angeregt, zum Theil populärer abgefaßt, dem drängenden Bedürfniß nach Entfaltung der leiſern und übergänglichen Gedankenfäden nachkommen. Man weiß, wie man ſich erſt nach Verſtändniß der kleinern Ergießungen Goethe's ſeine innere Perſon zu erkennen im Stande war. Auf ähnliche Weiſe führen uns Kant's kleine Aufſätze in die ſtille Werkſtatt ſeines Denkens, in das zufällige Gewebe der Veranlaſſungen, die ſeine großen Gedankenſätze hervorriefen, bedingten und zu deutlicherem Ausſpruch nöthigten.

Sein Hauptwerk: »die Kritik der reinen Vernunft«, erſchien 1781, um dies gruppiren ſich ſeine anderen Schriften auch der Zeit nach und die kleinern Aufſätze reichen von ſeiner Doctordiſſertation vom Jahre 1755 bis zum Jahre 1796, wo er mit der »Verkündigung des wahren Abſchluſſes eines Tractates zum ewigen Frieden in der Philoſophie« von ſeinem Zeitalter in friedlicher Ausgleichung zu ſcheiden glaubte. Wir finden hier ſeine erſten Verſuche, die Welt des Wirrwars, den er in der Philoſophie vorfand, zu organiſiren, ſeine große Abhandlung über den »einzig möglichen Beweisgrund zu einer Demonſtration des Daſeins Gottes«, ſeine Programme über Einrichtung ſeiner Vorleſungen in Königsberg, ſeine zwei Preisſchriften, ſeine Aufſätze »über Philoſophie überhaupt« und »über einen neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philoſophie«, kurz, in dieſen kleinen Schriften ſehen wir den Weltweiſen in ſeiner eignen Perſon, wie er ſich erſt ſein Publicum bearbeitet, wie er mit ſeinen Gegnern debattirt, wie er den Himmel und alle Reiche der Erde durchſtöbert, um ſeine großen Lehrſätze zu gewinnen, und nachdem er ſie gewonnen, ſie zu ſchirmen und zu belegen.

Roſenkranz nennt die Kritik der reinen Vernunft den Januskopf der neuern Philoſophie, der alle Errungenſchaft der vorangegangenen Beſtrebungen in ſich zuſammenfaßte, und der Speculation des Fortſchrittes die kühnſte Bahn eröffnete. Der Form nach gleicht dieſes Gebäude des deutſchen Denkens der Architectonik der gothiſchen Dome, von der man ſagt, ſie habe eine Rieſennatur im Entwurf des Ganzen mit einer Zwergnatur in der mühſam geduldigen Ausführung der zahlloſen kleinen Einzelnheiten in ſich vereinigt. Eng an dies Werk ſchließen ſich die Prolegomena zur Metaphyſik, eigentlich eine apologetiſche Gelegenheitsſchrift, um die ſchiefen Auffaſſungen ſeiner »Kritik« zurückzuweiſen. Auf ſeine Logik, auf die Grundlegung zur

Metaphyſik der Sitten und die Kritik der praktiſchen Vernunft folgte dann die Schrift über »die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft« und Kant's letztes Werk, die »Abhandlung über den Streit der Facultäten.« Dieſe letzte Schrift, durch die berliner Monatsſchrift und Hufeland's Journal, ſonſt nur in einer einzigen Ausgabe vom Jahre 1798 im Publicum bekannt geworden, iſt zugleich ein wichtiges Document zur Geſchichte deutſcher Culturentwickelung, das zur Parallele mit mancherlei wiederkehrenden Reibungen und Nöthen führt. Man hatte damals der Befürchtung Raum gegeben, bei weiterem Umſichgreifen Kant'ſcher Grundſätze und Kant'ſcher Forſchungsluſt möchte es ſchwer fallen, für die Kanzeln noch gläubige Candidaten zu finden. Die Differenzen zwiſchen den Ergebniſſen der forſchenden Vernunft und den Glaubensſätzen der Überlieferung durch einen Cabinetsbefehl zu beſeitigen, oder unſchädlich zu machen für die Welt, erſchien einem abſoluten Willen ſehr lockend und unter dem Wöllner'ſchen Miniſterium in Berlin erfolgte in der That eine königl. Cabinetsordre, welche dem königsberger Weiſen verbot, ſich auf dem Katheder oder in Schriften über die Religion auszulaſſen. Kant hatte die ebenſo ſtolze als kaltblütige Enthaltſamkeit, hierüber Stillſchweigen walten zu laſſen, bis er bei dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's des Dritten im »Streit der Facultäten« ſich wieder frei über Religion und Theologie ausſprach, den damaligen Zuſtand der proteſtantiſchen Kirche in Preußen ſchilderte und die königl. Cabinetsordre aus Wöllner's Zeit wie ſeine Antwort darauf zur Rechtfertigung ſeines Gewiſſens abdrucken ließ. Parallelen zu dem Dilemma zwiſchen Freiheit wiſſenſchaftlicher Forſchung und Beſorgniß ſchwacher Köpfe liegen, wie geſagt, in der Entwickelung des deutſchen Lebens aus alter und neuer Zeit nahe. Chriſtian Wolf mußte weiland in Folge eines Cabinetsbefehls, den die halleſchen Pietiſten bewirkt hatten, binnen 24 Stunden Halle räumen, fand in Marburg gaſtliche Aufnahme, hatte aber bald die glänzende Genugthuung, daß Friedrich der Große, der in Rheinsberg aus der Wolf'ſchen Philoſophie ein emſiges Studium gemacht hatte, ſeine Zurückberufung zu einer ſeiner beſten Regierungshandlungen machte. — In Folge ſeiner Lehre von der moraliſchen Weltordnung wurde Fichte in Jena des Atheismus angeklagt und mußte ſeine Profeſſur niederlegen. Er fand damals in Berlin nicht nur ein Aſyl, ſondern auch den beglaubigten Wirkungskreis zur Feſtſtellung ſeiner Lehre, die recht eigentlich dem Herzen ſeiner Zeit angehörte und dieſem nicht zu entreißen war. — Auch Jacobi wurde des Atheismus angeſchuldigt, und zwar von Schelling. Die damalige baierſche Regierung legte ſo wenig Gewicht auf dieſen Angriff, daß der Angeſchuldigte in der Präſidentur der münchner Akademie ſogar ſeinen Ankläger zum Nachfolger erhielt. Vor kurzem ſtand die Frage auf der Spitze der Entſcheidung, ob Strauß und der großartige Geiſt ſeiner Forſchung mit Hülfe polizeilicher Maßregeln zu bekämpfen ſei. Die Begutachtung des würdigen Neander in Berlin, führte zu dem Entſchluß, die Widerlegung wiſſenſchaftlicher Ergebniſſe der Wiſſenſchaft zu überlaſſen. Endlich war in unſern Tagen ſogar eine ganze philoſophiſche Schule, die Hegel'ſche, in Anklageſtand geſetzt. So lange Philoſophie exiſtirte, lief die Beſorgniß vor Atheismus immer nebenher, denn ſelbſt das Forſchen nach Gottes Daſein, der ſehnſüchtige Drang des Geiſtes, den Spuren ſeines Wandels nachzukommen, wird der Anmaßung der frommen Dummheit und der Schwäche des Verſtandes gleich ſehr bedenklich und menſchengefährlich. — »Kant hat in der Reihe dieſer Begebenheiten« — wie Roſenkranz im Vorworte ſich ausdrückt, — »die eigenthümliche Stellung, daß er jedes Aufſehen vermied und glücklicherweiſe aus einer Regierung in die andere übergehen konnte, ohne den Staat, worin er lebte, oder ſeine amtliche Wirkſamkeit aufgeben zu müſſen.«

Eine Philoſophie, wenn ſie eine echte iſt, iſt nicht die That eines Einzelnen, ſondern Reſultat eines Jahrhunderts. Wie der Einzelne nur Wichtigkeit hat, ſoweit er das allgemeine Leben ſeiner Zeit perſönlich in ſich lebt, ſo kann das eigentlich menſchliche Intereſſe an dem verroſteten Syſtem eines Denkers ſich nur als ein dauerndes erweiſen, wenn daſſelbe Abdruck eines Zeitalters war. Kant's Philoſophie aber war nicht blos ein Culturmoment, ſie war der reinſte, in ſich fertige Gedankeninhalt des achtzehnten Jahrhunderts; das blühende Fleiſch deſſelben findet Ihr an Euren Dichtern von damals, das Gerippe ſeines Knochenbaues, in welchem ſich hinter der Erſcheinung verborgen der Zuſammenhang zeigt, wird man immer in Kant's Lehre zu ſuchen haben. Niemals war in gleichem Grade eine philoſophiſche Perſönlichkeit ſo ganz Träger ihrer Zeit, wie Kant nach ſeinem ganzen allſeitig erſchloſſenen, alle Farben und Töne der Zeit in ſich zuſammenfaſſenden Naturell. Eine ähnliche Erſcheinung war ſpäter Hegel. Niemals aber ſtand eine Doctrin ſo ſehr wie die Kant'ſche im moraliſchen und hiſtoriſchen Wendepuncte zweier Jahrhunderte, als geiſtige Revolution, die von innen heraus geſtaltet, was die politiſche Umwälzung äußerlich der Thatkraft anheimgibt. Kant's Philoſophie war für Deutſchland die Thatſache der Selbſtbefreiung des Bewußtſeins, ſie ſtürzte die Tyrannei des Dogmatismus, machte die denkende Kraft des Geiſtes zum Geſetzgeber ihrer ſelber, und erhob den Idealismus dieſer Thätigkeit in Deutſchland zu einer Religion. Sache der Religion aber iſt es, das ganze volle Daſein eines Zeitalters zu erobern, nicht gewaltſam, wie der politiſche Umſturz trüglich oder wenigſtens zweifelhaft und ohne Garantie für nachhaltige Dauer es verſucht, ſondern ruhig, unaufhaltſam, als Macht einer ſtillen Nothwendigkeit, der ſich das Jahrhundert langſam hingibt.

In dieſem Sinne, meine ich, iſt eine Geſchichte der Kant'ſchen Philoſophie faſt wichtiger für uns Spätgeborene, als eine Darlegung ſeiner Lehre; eine Erkenntniß ihres Lebens, ihrer Verbreitung und ihrer Einwirkung auf die Geſellſchaft, und durch dieſe mittelbar auf die ganze Nation, faſt wichtiger, als eine Erkenntniß ihrer Sätze. Freilich aber gibt uns die Einſicht in ihre Lehre eben zugleich die Einſicht in ihren Zuſammenhang mit dem Leben der Zeitgenoſſen. Roſenkranz gab uns Beides, die Darlegung der Lehre und ihre Geſchichte. Was die Kant'ſche Doctrin betrifft, ſo hat ſie, wie jeder organiſche Lebensproceß, ihre drei Perioden. Mitten in den alten Satzungen befangen, regt ſie ſich zuerſt als Oppoſition gegen die Überlieferung; dieſe von ſich ſchüttelnd, lernt ſie ihr eigenes neues Leben begreifen und ſyſtematiſch ordnen; ihrer eignen Geſetzgebung ſicher, greift ſie dann hinaus in's reiche, vielverzweigte Daſein der Menſchen, um erobernd und befruchtend das Zeitalter zu erfaſſen. Wie jeder Einzelne als Perſon nun eben dieſe Verläufe hat, indem er mit dem Kampf gegen das Überkommene beginnt, ſich in dieſem Abwehren ſeiner eigenen geſetzgebenden Kraft als Charakter inne wird, um dann, thatſächlich wirkend, als vollziehende Gewalt, ſein inneres Leben äußerlich auszubreiten, ſo hat Kant ſich aus dem Wolf'ſchen Dogmatismus entwickelt (ſeine heuriſtiſche Epoche), aus dem Widerſtreit ſein poſitives Wollen errungen und gegliedert (ſeine ſpeculativ-ſyſtematiſche Epoche), und endlich die ungeheure Thätigkeit der Anwendung und Beſtätigung ſeiner Sätze in allen Zweigen des Wiſſens entfaltet (ſeine praktiſche Epoche). Iſt aber ein Syſtem nothwendiger Abdruck und Complex der Geiſtesſtimmung ſeines Jahrhunderts, ſo hat es nur für dieſes Geltung. Somit ſchließt ſich an die Darſtellung ſeiner Sätze zugleich die Widerlegung derſelben. Und hieraus ergibt ſich dann die Röthigung, zu unterſuchen, ob nun die Hegel'ſche Philoſophie die Summe unſerer Lebensfragen in gleichem Umfang, in gleicher Energie aufgefaßt und erledigt habe, wie die Kant'ſche Philoſophie der Geſammtausdruck ihres Zeitalters war. Nicht blos, ob Hegel für die Wiſſenſchaft, ob er für das Leben ſeines Jahrhunderts in ſeinem Syſtem den Abſchluß gefunden, iſt hier die allgemeinere, die gleich wichtige Frage. Roſenkranz erklärt ſelbſt, ſie nicht vollſtändig beantwortet zu haben; er verweiſt vielmehr auf ſein »Leben Hegel's,« zu dem er ſich anſchickt.

In Bezug auf Kant bleibt der deutſchen Thätigkeit noch ein beſonderes Feld übrig. Eine Philoſophie iſt, wie ich ſagte, als Syſtem nur das Knochengerippe ihres Zeitalters, als innerlich treibende Kraft iſt ſie aber zugleich die Atmoſphäre ihres Jahrhunderts. Iſt nun jene Seite durch Roſenkranz erledigt, ſo müßte ein eben ſo umfaſſender deutſcher Roman das Kant'ſche Zeitalter in der Darſtellung der ſocialen, religiöſen und ſtaatlichen Lebensverhältniſſe unſerer Altvordern zur Erſcheinung bringen. Man hat Wilhelm Meiſter's Lehrjahre für den Roman des achtzehnten Jahrhunderts der Deutſchen gehalten. Davon abgeſehen, daß auf die doctrinären Wanderjahre keine Meiſterjahre folgen, in welchen der deutſche Normalmenſch, wie er Jüngling geweſen in den Lehrjahren, wie er die objective Welt auf der Wanderung zu verſtehen geſucht, nun als Mann, als fertiger Charakter, ſein Leben ſchöpferiſch ſelbſt erbaut; abgeſehen von dem Bruchſtücklichen der ganzen Ausführung, iſt auch das ganze Element jenes Goethe'ſchen Romans nicht im Stande, das volle deutſche Leben innerhalb der Familie und des Staates in den Kreis ſeiner Intereſſen zu ziehen. Der Goethe'ſche Roman ſteht faſt immer außer der Familie, ganz und gar aber außerhalb des Staates. In beiden aber wird der Jüngling Mann. Ein echter Abdruck der geſellſchaftlichen Zuſtände des achtzehnten Jahrhunderts durfte ſich dieſe Elemente nicht nehmen laſſen, ſelbſt wenn ſie mehr für die Satyre, als für eine beliebte Romantik Stoff boten. Bettina ſchrie im Jahre 1809 dem alten Goethe in's Geſicht: Warum haſt Du Deinen Wilhelm Meiſter aus dem liederlichen Komödiantentrödel nicht hinausgejagt in die tyroler Berge, wo die Feuer der Freiheit lodern? — Das hieße nun freilich, den deutſchen Jüngling des achtzehnten Jahrhunderts in den Mann des neunzehnten verwandeln; es hieße, Goethe's ganze Dichternatur mit einem Elemente verſetzen, das ihr gänzlich abging; allein es iſt ganz richtig gefühlt, daß der Romanheld nur in völkergeſchichtlicher Bewegung als Menſch ſich vollenden konnte. Wenn man bedenkt, wie allſeitig die Kant'ſche Philoſophie die Peripherieen ihrer Zeit vom Mittelpunkte der Abſtraction erfaßte, ſo erſcheint der Roman der Deutſchen aus jener Zeit in der Treue der Spiegelung des Jahrhunderts weit zurückgeblieben. Ein Roman aber, der uns blos das deutſche Familienleben unſerer Altvordern als Parallele gegen den Umſturz der franzöſiſchen Zuſtände ſchilderte, würde ſchon das Bild jener Zeit vielfach ergänzen und vollenden.

Was das Buch von Roſenkranz betrifft, ſo orientirt es uns in der geographiſchen Ausbreitung der Kant'ſchen Philoſophie. Sie nahm von Königsberg aus den ganz natürlichen Gang durch die proteſtantiſchen Staaten von Oſten nach Südweſten, bis ſie an den Grenzen der katholiſchen Länder Stillſtand erlebte, oder nur durch Schmuggelhandel über die chineſiſchen Mauern Einlaß erhielt. In Königsberg ſelbſt war, außer Hippel, dem Schüler und Freunde Kant's, eine große, mannichfach thätige Anhängerſchaft. Nächſtdem faßte die Lehre in Berlin Fuß, wo der geiſtvolle Arzt Erhard, Maimon und Kieſewetter als Verbreiter Boden gewannen. Kieſewetter ward der elegante Modephiloſoph der Kant'ſchen Doctrin, er ſchrieb für »Uneingeweihte,«

und war ſelbſt Damen faßlich. Wurde die Kant'ſche Philoſophie in Berlin brillant und modiſch, ſo wurde ſie in Halle ſcholaſtiſch populariſirt, in Leipzig machte ſie ſich als induſtrielle Menſchenliebe breit. In Jena wurde ſie journaliſtiſch wichtig, indem ihr Anhänger, der Philolog Schütz, von Goethe begünſtigt und von den beliebteſten Autoritäten der Zeit unterſtützt, eine Literaturzeitung ſtiftete, welche ſpäter mit ihm nach Halle wanderte. In Göttingen, der Univerſität der Gelehrſamkeit und der citirenden Bibliographen, verhielt man ſich in Bezug auf Kant blos referirend, nicht productiv im Sinne des Meiſters. Im Öſterreichiſchen mußte ſich die Kant'ſche Philoſophie an die Joſephiniſche Richtung anlehnen, Lazarus Bendavid war der Kantianer der Wiener. Er kannte ſein Publicum und populariſirte localgemäß, ſchrieb einen »Verſuch über das Vergnügen« (1794) und eröffnete ſeine Vorleſungen über die Kritik der reinen Vernunft mit folgender Gemüthlichkeit: »In großen Geſellſchaften, ſagte meine Tante, putze, Neffe! nie Licht. Der glücklichſte Erfolg bringt keine Ehre, das Mißlingen macht Dich lächerlich. Faſt ſollte man glauben, daß der Geiſt meiner Tante mich bei dieſer Arbeit verlaſſen habe. — Allein, außer daß ich ſelbſt im Finſtern ſaß, und mein Werk für mich, bei meinen Vorleſungen, nöthig hatte, glaubte ich, es lohne der Gefahr, lächerlich zu werden, bei Geſchäften, die etwas mehr auf ſich haben, als Lichtputzen. Es gibt noch immer Liebhaber der Philoſophie, die von den Kant'ſchen neu entdeckten Wahrheiten unterrichtet ſein möchten u. ſ. w.«

Ein anderer Kantianer, Reiſ, ſchrieb eine Tugendlehre, und verſicherte in der Vorrede, das Studium der Philoſophie gewähre zwar keinen direct materiellen Nutzen, ſei aber doch nicht ſo ganz unnütz, Kant zumal habe das Gute, daß er gefahrlos ſei. — Iſt die Philoſophie einer Zeit der Inbegriff ihres höchſten Wiſſens, ſo ſieht man, wie ſich dies ihr höchſtes Wiſſen auf dem und jenem Boden abſchwächt und verfälſcht. Käme Gott der Herr vom Himmel, er müßte für die Wiener eigens auf Einkleidung ſeiner ewigen Weisheit ſinnen. Die Kant'ſche Lehre aber, hätte ſie in Öſterreich mit ihrem Kern Fuß faſſen wollen, würde den Katholicismus aufgehoben haben. Sie hat dauernd nur auf die proteſtantiſche Theologie epochemachende Wirkung geäußert. Kant behauptete die Unerkennbarkeit Gottes, verwarf jede anthropomorphiſche Weiſe ſeiner Manifeſtation, um die geſtaltloſe Unbeſtimmtheit des reinen Weſens nicht zu ſtören; er zweifelte an einer direct gegebenen Offenbarung, forderte die weſentliche Gleichſtellung der Perſon Chriſti mit aller endlichen Perſönlichkeit, beſtritt jede Glaublichkeit einer Religion, die eine Berufung auf Wunder nöthig habe, erkannte keine andere Autorität an, als das Zeugniß, das ſich der denkende Geiſt ſelbſt gibt; er verlangte die Zurückführung des Cultus auf einfache Innerlichkeit, auf nur von ſich abhängige Moralität, hieß den Verſtand, der den Begriff ſucht, in ewigen Kampf treten mit den Vorſtellungen der religiöſen Phantaſie. Alle dieſe Charakterzüge der Kant'ſchen Philoſophie waren zugleich Elemente und Bedürfniſſe ihres Zeitalters; aus ihnen ſetzte ſich auf dem Felde der proteſtantiſchen Theologie, im Familienleben und in allen Kreiſen des bürgerlichen Daſeins zuſammen, was wir mit dem Worte Rationalismus bezeichnen. Was Paulus in Heidelberg in der Exegeſe, wurde Wegſcheider als Kantianer für die Dogmatik, Ammon in Dresden für die Moral. Wenn aber die wiener Verlorenheit in der Gewiſſenloſigkeit des ſinnlichen Behagens unantaſtbar blieb, ſo konnte doch die katholiſche Theologie auf andern Puncten nicht ganz frei bleiben vom Antheil an der Macht des Zeitgeiſtes. Hermes in Münſter, dann in Bonn, war es, der den Kantianismus zu katholiſiren, oder ſoll man ſagen, den Katholicismus zu kantianiſiren begann, indem er mitten im Herkommen, mitten in den Überlieferungen ſeiner ewig feſten Kirche das Princip der ſubjectiven Freiheit des Geiſtes proclamirte.

3.

Monologe und Reden.

Bade-Leiden und -Freuden

Carlsbad, 1831.

Wer eine Geſchichte der Bäder ſchriebe, würde eine Geſchichte der Cultur der Völker liefern. Johnſon ſagt: »Wie einer ſich bei Tiſche benimmt, ſo benimmt er ſich auch im Leben.« Er weiſt den vagen Satz an einzelnen hiſtoriſchen Männern, z. B. an dem unglücklichen ſechzehnten Ludwig, nach, der ſeine Küche ſehr vernachläſſigte und bei Tafel in der Wahl der Speiſen und Weine eine troſtloſe Gleichgültigkeit zeigte. Raffinirte Behauptungen ſolcher Art werden, wenn man ſie weiter verfolgt, ſo ſpitz, daß ſie zerbrechen. Deshalb wird es auch kaum haltbar ſein, wenn ich ſage, daß ein Zeitalter, wie es badet, auch lebt. Aber etwas iſt daran.

Die Griechen, in der erſten Naturfriſche ihres Blüthenlebens, tauchten wie zum Gebet die enthüllten Glieder in den Strom und ſtiegen, als hätten Nymphen ſie geküßt, mit dem heiterſten Lächeln, mit dem ſie die ſchöne Welt wie neugeboren begrüßten, aus dem Wellenbade. Auch der Inder wuſch ſeine Seele, nicht blos ſeinen Leib, wenn er in den Fluthen des Ganges badete. Andere orientaliſche Völker, welche die Grenzlinie der Schönheit nie kannten oder mit Füßen traten, bereiteten ſich in Bädern die üppigſten Freuden der Sinnenluſt. Hippokrates wies zu einer Zeit, wo die Nymphen längſt für immer dem Schooße des Vater Neptun entſtiegen waren, um ſich in trockenen Stadtvierteln niederzulaſſen, die phyſiſchen Vorzüge der Wellen- und Wannenbäder nach, aber ſo wie die Griechen ſich von den alten Göttern wandten, lieſen ſie auch gottlos in ihre

Thermen und ſpielten da ihre antiken Romane, obwohl ihre Bäder noch immer großartige Staatsinſtitute blieben, die mit ihren Gymnaſien und Paläſtren auf gleichem Range ſtanden. So lange die Römer Republikaner waren, ſtürzten ſie ſich in die Tiber und umarmten den Waſſergott, als wäre es die ſtahlgepanzerte Minerva. Anders hätten ſie die Welt nicht unterjocht. Nach gethaner Arbeit aber, dachten die verweichlichten Spätlinge, die ſich im Orient parfümirt hatten, iſt gut ruhen. Sie lagen jedoch nicht auf der Bärenhaut, um der Ruhe zu pflegen, ſondern auf Purpurpfühlen mit elaſtiſchen Sprungfedern, und betäubten ihre Sinne mit allerlei Spezereien, oder machten ſich wieder munter mit fabelhaft ſcheinenden Reizmitteln. Sie bauten ſich nicht blos Prunkgemächer zu warmen Bädern, ſondern ganze Paläſte, ja Städte zum balneariſchen Vergnügen; die Thermen des Caracalla ſahen auch in ihren Trümmern wie eine kleine zerſtörte Stadt aus. Die Römer trieben einen ſeltſamen Hokuspokus in ihren Bädern. Sie verpflanzten Ölbäume in die Thermengaſſen, ließen warme Quellen rieſeln in den Säulenhallen, würzten die Lüfte mit den aromatiſchen Eſſenzen aller Zonen, und ſpielten in den Badeſalons wahnſinnige Komödien, ſo daß der ehrliche Prophet Mohamed, wäre er in Rom geboren, nicht nöthig gehabt hätte, ſich erſt von einem zukünftigen Freudenparadieſe etwas träumen zu laſſen. Die Badevergnügungen waren bei den Römern ſo horribel, daß jeder Mann von Ehre und Anſtand ſich ſchier das Haar hätte ausraufen mögen, wenn ein Ehren- und Anſtandsmann von damals noch Haare auf dem Kopfe gehabt hätte. Auch Cäſar hatte eine frühe Glatze. Das kam von den warmen Bädern. Und was die Bäder ihm genommen, das mußte ihm ſein Kriegsruhm erſetzen. Er nahm ein Lorbeerblatt und legte es ſich auf die kahle Stelle, er trug einen permanenten Lorbeerkranz von früh Morgens, bis er ins Bad ging; dann legte er die Krone ab und war kein Held mehr. Und Kaiſer Nero, dem die Badefreuden auch den Scheitel raſirt, war ſo gewiſſenhaft in ſeiner Eitelkeit, daß, wenn er als Hiſtrio im Theater auftrat, ihm Niemand von den Logen herab auf den Kopf ſehen durfte. Er wüthete, wenn Jemand ſeinen glänzenden Scheitel ſah, denn er wollte ſich nicht gern an die Folgen ſeines Badevergnügens erinnern laſſen.

Im dritten und vierten chriſtlichen Jahrhundert kamen die Bäder außer Gebrauch; ja die Geiſtlichkeit verbot ſie als Reizmittel zur Unfrömmigkeit. Erſt Karl der Große, bei allem Chriſtenthum nach damaligen Begriffen ein aufgeklärter Mann, fing an, Bäder zu bauen, badete ſich jedoch am liebſten im Strome. Er liebte das um der heiligen Taufe willen. Ließ er doch die heidniſchen Sachſen heerdenweiſe in den Fluß treiben, er ließ ſie untertauchen und taufen, daß der heilige Geiſt ihre Seelen faſt zu Hunderten gleich in das Himmelreich hätte ſchleppen können. Entweder, dachte der große Karl, ſterben ſie während des Experiments, und Petrus an der Pforte drückt ein Auge zu und nimmt die halbgetauften, todten Sachſenſeelen für vollgültige Waare, oder ſie halten die heilige Waſſerprobe aus — und ſind Chriſten. Ein großer Mann hat immer Recht — zu ſeiner Zeit.

Später fing man erſt ſeit den Kreuzzügen wieder an, die Bäder zu lieben. Die Kreuzzüge wurden weit weniger durch Bekehrung der Heiden zum Chriſtenthume, als vielmehr durch Beförderung des Heidenthumes unter den Chriſten hochwichtig und ſegenbringend. So lernte man unter andern in Paläſtina auch den orientaliſchen Badeluxus kennen und machte in Europa die Mode mit. Als Kur konnte das Baden erſt in neuerer Zeit vorkommen, in Zeiten, deren Lebensdocht trocken zu werden droht, und die geiſtiger, wie phyſiſcher Erfriſchung methodiſch bedürfen. Erſt ſeit dem Beginne des vorigen Jahrhunderts wurden, beſonders von England aus, Bäder und vornehmlich kalte Bäder empfohlen.

Bei den Alten und den Mittlern war das Baden Sache der Religion oder des Vergnügens, ſie trieben in den Bädern fromme Übungen oder heidniſche Luſtbarkeiten. Was treiben wir in den Bädern? wir Neuern, die wir alle Culturmaximen der bisherigen Weltgeſchichte in unſere Lebenskränze einzuflechten uns rühmen! — wir treiben gar nichts in den Bädern. Denn daß einige verzweifelte Müſſiggänger auf den Ruf des Croupiers: **Jeu est fait!** zum Spieltiſch laufen, um einige tauſend Goldſcheiben circuliren zu laſſen, das kann doch ſchwerlich für mehr als Bagatelle gelten; ein römiſcher Elegant verthat in einer Badenacht mehr, als ein Rothſchild am grünen Tiſche beim »Whiſt mit Ohren« aufs Spiel ſetzen könnte. Wir treiben nichts in den Bädern, wir vertreiben nur, was uns ekelt, Podagra und Chiragra, Unterleibsbeſchwerden und Engbrüſtigkeit, Lungengekeuche, Herzpolypen und wie alle die Ungeheuer heißen, die in unſerm Jahrhundert ſo beuteſüchtig, wie ſonſt nie, das Menſchengeſchlecht verfolgen.

Es wurde niemals ſo viel gebadet, als heut zu Tage, vornehmlich in Deutſchland, wo Kinder aller Nationen alljährlich zuſammenſtrömen, um ihre Nationalkrankheiten bei uns los zu werden. Armes Deutſchland! das war immer dein Loos. Man zählt in Frankreich nur zehn Heilquellen, in Italien acht, in Ungarn zwölf, in Schweden drei, in Spanien zwei, in England desgleichen, in Dänemark und dem großen Rußland nur ein einziges Mineralbad von Bedeutung, während in den Landen, wo man die deutſche Zunge redet, alſo Böhmen und die Schweiz mit einbegriffen, 149 Etabliſſements angetroffen werden, wo angeblich der Born der Geneſung ſprudelt.

Wie ſehr die Badekur zu einer Mode der Zeit geworden iſt, beweiſt ſchon jenes kürzlich erlaſſene preußiſche Regierungsmandat, wonach den Ärzten anbefohlen wird, ihre Patienten nicht ohne Noth ins Bad zu ſchicken. Das erinnert an die Kleiderordnungen früherer Zeiten, womit man dem Luxus einen Damm entgegenzuſetzen bezweckte. Dergleichen Mandate und Geſetze gegen allzu ſtoffreiche und allzu pomphafte galonnirte Pluderhoſen kommen beſonders in der Geſchichte der brandenburgiſchen Kurfürſten vor. Joachim der Zweite und Johann Georg hielten einen höchſt luxuriöſen Hofſtaat und waren um deſto mehr vielleicht darauf bedacht, der Schwelgerei Einhalt zu thun. Unter den einſchränkenden Verordnungen Joachim's befindet ſich unter andern auch ein Verbot, wonach bei einer Kindtaufe nur 200 Perſonen geladen werden durften, und für die beliebten Pluderhoſen wurde an Zeugſtoffen ein Minimum von Ellen feſtgeſetzt, das für einen Carbonarimantel von heute oder vorneulich hinreichend ſein würde.

Die Badeliſten von Teplitz, Carlsbad, Spaa und Gaſtein werden alljährlich voluminöſer. Auch thun einige Regierungen alles Mögliche, um ihre inländiſchen Mineralquellen zu Anlockungspuncten für Kranke und Geſunde zu machen. Von den Seebädern Wangeroge und Norderney hörte man vor kurzem noch nichts. Kiſſingen wird zweifelsohne in der Reihe der Glanz- und Amüſements-Bäder einen Platz erſten Ranges einnehmen. Der König von Baiern rechnet die Verſchönerungen des Ortes zu ſeinen Liebhabereien und hat in dem Herrn Major von Spraul einen Bade-Commiſſair ernannt, der mit den exquiſiteſten Talenten des Hofmannes auch Sinn für Kunſt und Natur verbindet, um dem dortigen Badeleben den feinſten Anſtrich von Salongeſelligkeit zu verleihen. Und wenn es gar aufkäme, in Badeörtern diplomatiſche Zuſammenkünfte zu veranſtalten, ſo hieße das nicht eben die Frequenz verringern. Auch um der europäiſchen Menſchheit willen iſt der Gedanke, an einer Quelle der Göttin Hygiea diplomatiſch zuſammenzukommen, preiswürdig und eclatant. Man verſammelt ſich, wie beiläufig, der Schein des Aufſehens wird vermieden, man kömmt incognito aus Norden und Süden, Oſten und Weſten zuſammen; Ruſſen, Preußen, Öſterreicher und — Deutſche trinken von Einem Waſſer des Lebens, tauchen ihre Ideen, Maximen und Anſichten in Eine Fluth, und laſſen ihre europäiſchen Übel und Beſchwerden zurück oder nehmen ſie wieder mit ſich als unheilbar, wie es eben fällt und wie der Erfolg des Brunnens iſt, und wie ja ſo viele incurable Menſchenkinder mit ihren Übeln auch wieder heimziehen.

Man ſcheint ins Bad zu gehen, um ſich rein zu waſchen von den Sünden der modernen Civiliſation. Das Reiſen iſt ſo zur Manie geworden, daß man glauben ſollte, es ſei unter den Menſchen die Sehnſucht erwacht, ſich der Natur in die Arme zu werfen, um an ihrem Buſen Erholung zu ſuchen von den Strapazen der Cultur. Aber Locomotivmaſchinen bringen uns um den Zweck des Reiſens. Wenn wir auf Eiſenbahnen fahren, laſſen wir die liebe Natur links und rechts liegen und eilen von einem Civiliſationspuncte zum andern. Man kann kaum noch die Schweiz beſuchen, ohne die Maximen der ſtädtiſchen Induſtrie wiederzufinden; überall ſtößt man auf Unnatur und Engländer.

Und mit den Bädern hat es dieſelbe Bewandniß. Und fliehſt Du bis tief in die Hochalpennatur und läſſeſt Dich nieder an der Quelle des Wildbads zu Gaſtein: Du biſt unter tauſend brillanten Kurgäſten mit Ordensband und Toilettenſchmuck, und ſie ſehen Dich fragend an, wenn Du mitten im Schooße der Natur ein Kind der Natur ſein willſt. Und ſtürzeſt Du Dich in das Kohlſchlammbad zu Muskau: ſiehe, der Fürſt Pückler iſt auch da, oder hat ſeinen Badecommiſſair beordert, der allerhand kunſtgewandte Ceremonien macht und Bälle und Concerte arrangirt, was Du doch Alles weit beſſer zu Hauſe haben kannſt. Und flöheſt Du bis an den Rand des Meeres: ſiehe, die Cultur mit ihren Raffinements iſt auch da und würde Dich erreichen, ſelbſt wenn Du Flügel der Morgenröthe nähmeſt und in Norderney oder Wangeroge Dich in die Fluthen tauchteſt. Die Cultur mit ihren geheuchelten Bedürfniſſen, dieſe Coquette iſt überall da und hält Dir das Schminktöpfchen hin, damit Du nicht blaß ausſiehſt den Wundern der Natur gegenüber. Die moderne Cultur iſt die Buhlerin, die Dir alle Deine Freuden, in denen Du Dich erkräftigen und erheben willſt, mit ſchmeichleriſcher Grauſamkeit zerſtört.

Wann werden wir die Natur des Lebens begreifen? Wann werden wir in unſern geſelligen Verhältniſſen und in der Einſamkeit des Denkens, in unſern Freiſtunden und Nebenſtündchen, zu unſerer Begeiſterung und Erholung, die Natur lieben mit reinem, ungeſchminktem Herzen? Warum müſſen wir, wenn wir uns auf einen Sommermonat dem Gewühle und der Arbeit des Stadtlebens entwinden, in den Bädern den ganzen Apparat der cultivirten Narrheiten, denen wir zu entfliehen gedachten, wiederfinden? Ich rede nicht von den Mühſeligen und mit allerlei Körperleiden Beladenen, die ſich an den Mineralquellen die Frage über Sein und Nichtſein aufwerfen; über ſie mag der Allopath, der ihnen die ſtarken Doſen von Kiſſingen und Carlsbad verordnet, oder der Homöopath, der ihnen ein ſcheinbares Etwas oder ein wirkliches Nichts — ich weiß nicht — anempfiehlt, dereinſt vor Gericht Rede ſtehen. Ich rede hier von den tauſend geiſtig Miſerablen, die, obſchon ſie nicht im Gehirn verbrannt ſind, doch das Leben wie eine wurmſtichige Nuß anſehen, die zum Aufknacken nicht die Mühe lohnte. Ich meine die vielen männlichen und weiblichen Dandies, die Land- und Stadtplage des Jahrhunderts, wie noch kein Zeitalter ſie in ſolcher Heeresmaſſe ſah, ich meine die vielen tauſend Salonmenſchen, die nichts als ihren Müſſiggang cultiviren und ſich dem Ennui des Stadtlebens auf zwei Sommermonate entreißen, um es in Bädern wiederzufinden. Sie ſchleppen alle Habſeligkeiten ihrer raffinirten Langenweile mit in die Thalſchluchten, wo die böhmiſchen Wellen rieſeln, und wo die Natur dem erlahmten und ermüdeten Menſchen Heilung bietet, bauen ſie ſich Tanzſäle, ſchwelgen bei Tiſche, gähnen ein erbärmliches Stück im Theater an, oder ſpielen ihr Whiſt weiter. Die Heilörter ſind Luxusanſtalten geworden und die Coquetterie des Salonlebens fordert hier wie in den Cirkeln der Reſidenz ihre Opfer. Alle die hundertfältigen Miſèren, welche die Gêne des ſogenannten feinen Umganges erzeugt, lagern ſich wie ein Heuſchreckenheer über Carlsbad und die meiſten größern Badeörter. Man ſchwatzt unſäglich koſtbar von der verſtrichenen Winterſaiſon, man wünſcht ſie ſehnlich wieder herbei, denn ſie iſt das eigentliche Feld der routinirten Lebemenſchen, man ſchnürt ſich, wechſelt drei Mal täglich die Toilette, lorgnettirt, hänſelt, kurz, man iſt auch hier, wo die Quellen der Natur ſich öffnen, ganz aufgegangen und verloren in das Syſtem der großſtädtiſchen und höfiſchen Bijouterie-Geſelligkeit, bei der man es nicht recht zum Lieben und zum Haſſen, nicht recht zum Leben und zum Sterben bringen kann.

Es unternehme doch Niemand, in Bädern ſein Glück zu ſuchen, er müßte es denn in Wiesbaden am grünen Tiſche finden wollen. Es ſuche doch Niemand in Bädern ein Verhältniß anzuknüpfen, das hinüberreichen ſoll über die Spanne des armen Lebens. Wer nicht in phyſiſcher Hinſicht ſchachmatt iſt, gehe nur ins Bad, um ſein faltenreiches Ennui recht vollſtändig auszuglätten. Man iſt nirgends mehr genirt, macht nirgends ängſtlicher Toilette, beugt ſich nirgends ſo ſklaviſch unter die Geſetze des ſogenannten feinen Tons. Dort, wo die kochenden Geiſter der Natur aufſprudeln, wäſcht man ſich am wenigſten die Hände, geſchweige das Herz, von dem Aberglauben der Etiquette rein. In Bädern faßt man ſich mit Glacéhandſchuhen an und ſucht, drückt man einem die Hand, die Manſchetten zu ſchonen. Wenn Du ein Modejournal redigirſt, dann wandele ſchwermüthig ſinnend auf der prairie de quatre heures in Spaa, oder hier in Carlsbad auf der Vier-Uhr-Promenade und zürne mit Deinem Schöpfer, daß er Dich zum Kritiker der Narrheiten Deiner Zeit berufen hat. Aber ein Herz wolle nicht ſuchen in einem Bade-Cercle. Man findet nirgends weniger als dort, den Menſchen im Menſchen. Selbſt ein leichtes Avantürchen iſt hier nicht anzurathen. Das hat ſeine guten Gründe. Man muß hier ganz beſonders auf der Hut ſein, um nicht ein übertünchtes Grab für ein Roſenbeet anzuſehen. Wo man zuſammenkommt, um ſich alte Schäden zu heilen, weiß man ſie am gefliſſentlichſten zu verſtecken. Faſt jede Schöne thut, als ſei ſie blos des Amüſements wegen im Bade. Und doch erneuert ſie mehrmals am Tage den Putz und vergräbt ſich bald ſo, bald anders in Spitzen, Cravatten und pariſer Anhängſeln. Bei Gott! Du kannſt ſelbſt auf den Bällen der Reſidenz, wo Du die Schönheiten nur beim Kerzenſchimmer und nicht beim Tageslichte beſiehſt, nicht ſo ſehr das alte Lied ſingen vom Scheine, der trügt!

Wir ſchleppen alſo die geſammte Maſſe unſerer culturhiſtoriſchen Albernheiten mit ins Bad. Das läßt ſich nicht abläugnen, es iſt ein Factum. Der Inder nahm ſeine keuſche Gottesfurcht und ſtieg in die Fluthen des Ganges, der Grieche nahm den Gedanken der hülleloſen Schönheit, der Römer den Begriff ſeiner Tapferkeit mit in ſeine Thermen. Der moderne Europäer des neunzehnten Jahrhunderts nimmt all' ſein civiliſirtes Elend mit ins Bad. Es läßt ſich nicht gegen den Strom ſchwimmen: wer es thut, den halten die Narren für einen ganz abſonderlichen Narren. Es hilft keine Predigt dagegen. Und wenn ich nun noch ein Wort über die modernen Bade-Leiden und -Freuden ſagen will, komme ich mir wie ein verdorbener Abraham a Sancta Clara vor, der den Leuten erſt die Hölle heiß machte, und, da er ſah, daß ſie doch drinnen blieben, einige Remedia anempfahl.

Wie ich geſtern in der Dämmerung unter den Kaſtanien wandelte, ging wieder der ſtille Gram in Geſtalt der einſamen Dame vor mir. Sie wandte ſich raſch. Ich ſah in ihr Antlitz und ihr Auge leuchtete wie ein Glück, das im Verborgenen ſtill in ſich ſelbſt verglimmt.

Wie ich an ihr vorüberſtreifte, blieb ſie ſtehen. Es ergab ſich, daß wir längſt alte Bekannte waren. Wir haben uns ſchon acht Tage lang mit einander beſchäftigt. Ich war ſehr erſchrocken, als ſie ſtill ſtand; nur ihr Lächeln machte mir Muth. —

Und die Wahrheit wird Euch — nicht frei machen!

Eine kritiſche Rede.

Berlin, 1835.

Laſſen Sie mich, meine Herren, eine Trauerrede halten. Ein großer Glaubensſatz der Deutſchen iſt untergegangen; die Menſchen von heute tragen ihn täglich zu Grabe. Der heilige Sänger rief: Nehmt die Gottheit auf in Euern Willen, und ſie ſteigt von ihrem Weltenthron! — Was anders kann dieſe Gottheit ſein als die Wahrheit? Ach! ſie iſt wohl herabgeſtiegen von ihrem Throne; die Menſchen haben ſie herabgezerrt, tauſend Hände haben ſie zerriſſen, tauſend Füße ſie zertreten und zerſtückelt. Wir brauchen uns die Wahrheit nicht mehr vom Himmel zu holen, ſie iſt ſchon mitten unter uns; wir haben ſie uns zurecht geſchnitten, ſie nimmt Theil an unſerer Mittelmäßigkeit, — denn ſie liegt in der Mitte! Mit dieſem einen winzigkleinen Satze ſind wir fertig mit der Weltgeſchichte, fertig mit unſerm Denken und Thun, Dichten und Trachten, wir können nichts mehr erſtreben, erzielen, die Wahrheit iſt nichts Fernes mehr, die Wahrheit liegt in der Mitte. Was will das Zeitalter? Den Staat geſtalten? Dazu ſind wir noch nicht fähig. Nicht Weltgeſchichte machen, Weltgeſchichte ſchreiben wollen die Menſchen von heute, nicht Dramen handeln, ſondern dichten. Lieber Himmel! wenn die Wahrheit in der Mitte liegt, können wir nicht einmal den Hund vor den Ofen locken. In unſerem Denken und in unſerem Dichten, geſchweige in unſerem Thun, hat uns der kleine Satz banquerott gemacht. — Laſſen Sie mich aus dem Bereiche der literariſchen Thaten von heute zwei Beiſpiele wählen.

Herr von Keyſerlingk, mehrere Decennien hindurch Privatdocent an der hieſigen Univerſität, hat ſich, des Privaten überdrüſſig, auf die Öffentlichkeit geſchichtlicher Thatſachen geworfen. Es iſt noch nicht gar zu lange her, aber es ſcheint, weil die treuloſe Welt ſo ſchnell vergißt, unendlich lange her zu ſein, daß Herr von Keyſerlingk eine »vollſtändige Anſchauungsphiloſophie« edirte; jetzt ſchreibt er eben ſo »vollſtändige« Geſchichtsanſchauungen, lauter Bücher mehr zum Anſchauen als zum Leſen, hübſch gedruckt, ſchwarz auf weiß. Herr von Keyſerlingk lebt in Preußen, ſeine Bücher tragen die preußiſchen Farben, ſchwarze Lettern auf weißem Papier; ſonſt iſt nichts Preußiſches an ihnen. Er tritt zum erſten Male mit einem hiſtoriſchen Werke vor das Publicum, deshalb ſchien es ihm räthlich, ſein politiſches Glaubensbekenntniß ausdrücklich abzulegen; wir finden es in der Vorrede, ſo wie im Werke ſelbſt vielfach eingeſtreut. Herr von Keyſerlingk bekennt mit der ihm eigenen Kühnheit des Gedankenfluges öffentlich, er glaube an eine Weltregierung Gottes. Etwas iſt hiermit allerdings gewonnen, nur zu wenig. Daß Gott die Welt regiere, zu verſichern, iſt überflüſſig; das Wie der Weltregierung Gottes in den hiſtoriſchen Ereigniſſen nachzuweiſen, ſcheint uns die Aufgabe des Hiſtoriographen. Herr von Keyſerlingk ſchreibt keine Geſchichte der Wüſte Sahara, noch die Hiſtorie der Finnen, er gibt eine kritiſche Überſicht der Ereigniſſe in Europa von 1789 bis 1822, er ſchildert die franzöſiſche Revolution, wie ſie zu einer europäiſchen wurde und nicht wurde, Frankreichs Hegemonie, Napoleons Größe und Sturz, und die gegenſeitige Stellung der Mächte nach ſeiner Beſiegung. Der Autor erzählt Ereigniſſe, in deren Nachwehen wir noch gegenwärtig leben, weben und ſind, ſeine Darſtellung, könnte man ihrer Gegenſtände wegen muthmaßen, trifft die innerſten Nerven unſers Lebens: es ſcheint nothwendig, das Glaubensbekenntniß des Verfaſſers genauer kennen zu lernen. Herr von Keyſerlingk iſt weder Jacobiner noch Abſolutiſt, weder Ultraroyaliſt noch Antiroyaliſt, weder Liberaler noch Serviler, weder Ariſtokrat noch Demokrat, weder Rationaliſt noch Supernaturaliſt, weder weiß noch ſchwarz, weder kalt noch warm: Herr von Keyſerlingk iſt ein Mann von der Mitte. Große Männer und Zeiten, ſagt er, haben alle ihre Licht-, aber auch ihre Schattenſeite gehabt. Die Wahrheit, ſagt er, liegt in der Mitte. Einen Zuſtand zwiſchen Licht und Schatten nennt man ohne Sophismus Dämmerung. Alſo fiſcht die Wahrheit im Trüben, iſt das Kind der Dämmerung, ein Zwitterding von Licht und Dunkel? — Im Sturm und Ungewitter großer Zeiten wechſeln lichte, zuckende Blitze mit dunklen Wetterwolken und düſtern, blutigen Regenſchauern; eine jäh auflodernde Helle wird von der Nacht des Lebens verſchlungen, oder flackert in die Weite hin wie ein tanzendes, ſchwankendes Irrlicht, oder erröthet vor ſich ſelber und wird dunkelroth und ſchwarz wie Blut. Unſer Herrgott hat ſelbſt dies Buch der Weltgeſchichte geſchrieben, furchtbar mächtige, flammende Buchſtaben auf ſchwarzen, todesdüſtern Grund, — und nun kommt ein menſchlicher Geſchichtſchreiber und will die Schrift auslöſchen und ſagt: ach! das iſt alles nichts, lauter Halbheit, Licht und Dunkel, Flammen und Nacht, lauter Extreme, die Wahrheit liegt in der Mitte! Ein Privatdocent, ein menſchlicher Menſch, will dem öffentlichſten Aller Docenten, dem göttlichen Docenten der Weltgeſchichte, ſeinen Vortrag und ſein Buch verderben, abſchwächen und auf Nichts reduciren! Warum ſchreibt Herr v. Keyſerlingk nur ſchwarz auf weiß, warum ſchreibt er nicht grau auf grau, da die Wahrheit in der Mitte liegt, und wenn Schwarz und Weiß, dieſe Farbenextremitäten, zuſammenkommen, nothwendig Grau entſteht? Man hätte dabei blos den Vortheil, ſeine Werke nicht leſen zu können. Oder huldigt er als Politicus der Newton'ſchen Theorie, daß es eigentlich kein reines Licht gebe, ſondern der Lichtſtrahl ein Gemiſch aller Farben ſei?

»Die Wahrheit liegt in der Mitte!« Herr von Keyſerlingk iſt einigermaßen unſchuldig an dieſer Lehre, er ſpricht den Satz blos nach, Fleiſch und Blut haben ihm das nicht offenbart, ſondern — Herr von Raumer. Schade, daß Herr von Raumer und Herr von Keyſerlingk bei dem erſten Sündenfall im Paradieſe nicht zugegen geweſen ſind! Als Adam den Apfel in der Hand hielt und noch ſchwankte, ob er einbeißen ſolle, oder nicht, hätten ſie ihm geſagt: mein lieber Adam, die Wahrheit liegt in der Mitte! — und hätten ihm begreiflich gemacht, wie man einbeißen könne und doch nicht. Wäre Adam aber nicht ſo extrem geweſen und hätte er nicht wirklich gebiſſen, ſo hätten wir ja keine Weltgeſchichte, ſäßen noch immer in Unſchuld und wandelten mit den lieben Vierfüßern in Harmonie! Wie närriſch und bornirt benimmt ſich doch der philoſophirende Prinz Hamlet, wenn er in ſeinem ſelbſtquäleriſchen Monologe die Frage aufwirft zwiſchen Sein und Nichtſein! Die Wahrheit liegt ja in der Mitte zwiſchen Sein und Nichts, ein halbes Etwas, ein halbes Nichts, das weder leben noch ſterben kann, das in den letzten Zügen liegt, das iſt ja die Wahrheit! Sie iſt weder Licht noch Schatten, ſie dämmert; ſie iſt weder weiß noch ſchwarz, ſie iſt gräulich.

Wie man aber bei Beurtheilung kleiner Einzelnheiten verfährt, um zu entſcheiden, was richtig ſei und unrichtig, ſo meint man auch die großen, ewigen Fragen der Weltgeſchichte, die tiefſten Angelegenheiten des menſchlichen Geſchlechts mit dieſer Reducirung auf einen mittlern Zuſtand zwiſchen zwei Extremen zu erledigen, zu ordnen und recht eigentlich zu beſeitigen. Denn wenn man die Extreme links und rechts ſtehen läßt, und ſich mit einer bequemen Mittelmäßigkeitstheorie zwiſchendurchlavirt, ſo beſeitigt man allerdings Irrthum und Wahrheit und gefällt ſich in dieſem Schwanken einer flauen troſtloſen Halbheit in Anſicht und Geſinnung. Alles Aufgebot der intenſivſten Geiſteskräfte, aller Kampf des Geſchlechts, alles Ringen der Jahrhunderte iſt dann unnütz geweſen, Wahrheit lag nie in ihnen, denn ſie waren nach dieſer Anſicht nur erhitzte Extreme, Übertreibungen und Abirrungen von dem nüchternen Lehrſatze, daß die Wahrheit in der Mitte liege. Alle Größe des Geſchichtlichen in That und Begebenheit zerſchmilzt in dem kleinen Schmelztiegel dieſer Hiſtoriographie.

Läge die Wahrheit aber wirklich in der Mitte, ſo wäre es eine abgeſchmackte Weltregierung, daß die Geſchichte, wie wir doch in der That ſehen, nie anders, als in Extremen und durch Extreme ihren Verlauf hat. Die Wahrheit liegt eben ſo wenig hinter den Ereigniſſen verſteckt, als zwiſchen zweien, ſich contraſtirenden, mitten inne. Eine mathematiſch abgewogene Mitte gibt es gar nicht und iſt ein willkürlich fingirtes Abſtractum, in welchem alles Leben, d. h. eben alle Geſchichte, aufhören müßte zu pulſiren. Die Wahrheit liegt in Allem, jedes welthiſtoriſche Ereigniß zeigt eine Seite der Wahrheit, und dieſe kann nicht anders als in Extremen ſich an das Licht der Tage ſtellen. Die abſolute Wahrheit wird und kann nie völlig rein und ausgeſchält in die Erſcheinung treten, alle Erſcheinungen zuſammen machen die ganze Wahrheit. Jede Erſcheinung in ihrer Einzelnheit verfällt als ſolche dem Irrthum, deshalb liegt in jedem großen Irrthum eine Seite der Wahrheit. Wo ſich in einer Zeit die intenſivſte Kraft entwickelte und ſich Ausdehnung verſchaffte, da war ihre Wahrheit. Eine leidige Mitte iſt nie, in keiner Form hervorgetreten, immer waren es contraſtirende Endpuncte, deren Stellung zu einander der Hiſtoriker zu betrachten hat. In einer abſtracten Theorie lag nie die Wahrheit. Eine ſolche iſt aber auch Herrn von Keyſerlingk's politiſches Glaubensbekenntniß, indem es die Überzeugung in ſich faßt, daß das letztliche und alleinige Heil der Staaten für alle Zeiten weder in einer reinen Monarchie, noch in einer reinen Demokratie, ſondern in einer Miſchung der monarchiſchen, ariſtokratiſchen und demokratiſchen Gewalten zu ſuchen ſei. Mit dieſem Recepte in der Hand die Staaten und Nationen, deren Zuſtände im Strome der Ereigniſſe für krankhaft gehalten werden, in die Kur nehmen wollen, heißt alle hiſtoriſche Entwickelung auf einen dürftigen und eintönigen Mechanismus reduciren und die Wahrheit in einem Schema ſuchen, das man ſich ſcheinbar plauſibel entworfen hat. Nach der Schneiderelle laſſen ſich die drei Gewalten im Staate nicht abmeſſen, noch die Geſchichte ſich an ſolchen formellen Maßſtab legen; vielmehr beweiſt dieſe, daß dergleichen künſtliche Abwägungen und Abzirkelungen ohnmächtig ſind gegen den Drang der Ereigniſſe, und daß es vielmehr im Laufe der Begebenheiten, und in der Staatenbildung zumal darauf ankommt, auf welchem Puncte ſich die größte moraliſche Kraft intenſiv entwickelte und ſich Raum ſchuf. Im Vollgefühl geiſtiger Kraft lag und liegt immer der Sieg, und wo Sieg iſt, da iſt Wahrheit.

Faſt will es mich bedünken, das eben ſo langweilige, wie geiſtig entnervende Glaubensmotto, daß die Wahrheit in der Mitte liege, ſei auch in der Poeſie unſerer Gegenwart das freilich nur ſtille Feldgeſchrei einer Partei, und Herr von Uechtritz gehört in der dramatiſchen Dichtkunſt zu den Vertretern dieſer Richtung. Was Wahrheit im Denken, iſt Schönheit im Dichten, und ſo liefe denn hier das troſtloſe Glaubensbekenntniß auf den Satz hinaus: die Schönheit liegt in der Mitte, zwiſchen dem Guten und Schlechten nämlich mitten inne. Die Dramen des Herrn von Uechtritz ſind in der That Producte der Mitte, Schöpfungen der Mittelmäßigkeit, ſie ſind ziemlich intereſſant und ziemlich ſchwach zu gleicher Zeit. Ich habe immer gehofft, der Verfaſſer würde einmal aus dieſer Barriere heraustreten, er würde der Grenze nach links oder rechts ſich überheben, ſich total verirren und ſich ſo einer Kraft, die immer bei ihm wie im Schlafe gefangen liegt, bewußt werden. Es iſt zum Verzweifeln mit einem Poeten, der ſein lauwarmes Niveau feſthält, nicht ſteigen und nicht ſinken kann, weder Himmel noch Hölle kennt. Das Gute, das Schöne kann man lieben, das Schlechte, Triviale läßt ſich haſſen und auch im Haſſe iſt man erfüllt und bewegt. Über die mittelmäßige Mitte bleibt uns am Ende nichts übrig, als die Achſel zu zucken und die Hand vor den Mund zu legen, der unanſtändiger, aber nothgedrungener Weiſe aufklafft. Uechtritz hat eine Roſamunde geſchrieben. Es iſt die weltbekannte Gattin des Longobardenkönigs Alboin. Er erſchlägt im offenen Kampfe den Gepidenkönig, nöthigt die Tochter, ſeine Gattin zu ſein, und zwingt ſie im Rauſche, aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken. Sie brütet Rache und dingt den Meuchelmörder. »Wie? Iſt das wahr?« Es iſt hiſtoriſch wahr; die geſchichtliche Roſamunde thut das. »Aber die Roſamunde des Herrn von Uechtritz! iſt die ſo extrem?« — die Wahrheit, meine Herren, liegt auch hier in der Mitte! Die Heldin dieſes Dichters weiß darum. Sie ſucht im Laufe des Drama's ein Auskunftsmittel zwiſchen Haß und Liebe. Statt beides zu ſein und ſich bald in dunkle Nacht, bald in rothe Sonnengluth zu tauchen, fängt ſie einen Proceß mit ſich ſelbſt an und ſchwächt die Extreme ihrer Gefühle durch langgeſponnenes Räſonnement. Sie kann nicht leben und nicht ſterben, nicht leben laſſen und nicht tödten, und verkeucht ſich endlich ſchwindſüchtig. Der Dichter kennt den Haß und die Liebe nicht als Leidenſchaften, er kennt ſie blos als elegiſche Gefühle. Sein ganzes Drama iſt ein auflöſender Proceß, in welchem Haß und Liebe neutraliſirt werden. Seine Roſamunde iſt nicht mehr das mittelalterliche Weib, das Kind der Natur, ſie iſt eine moderniſirte Reflexionsheldin, ſie iſt eine elegiſche Närrin geworden, die nicht dies und nicht jenes will und den

Moment der That aus den Händen verliert, ſo daß ſie blos ſchwächliche Mitwiſſerin des Verbrechens wird. Eine energieloſe, prüde, moderne Dame kann unmöglich eine tragiſche Heldin ſein; ſo wie der Dichter ſie zeichnete, könnte Roſamunde in Novellen-Situationen der bürgerlichen Geſellſchaft eine Figur abgeben. Auch hat ſich der Dichter die Fülle des hiſtoriſchen Stoffes recht abſichtlich geſchmälert, gemildert und geſchwächt. Wir lernen die Gepiden nicht recht kennen und ſollen doch an Roſamundens Begeiſterung für ihr Volk glauben. König Cunimund's Sturz und Tod hätte uns Shakspeare vor Augen geſtellt, weil ſich um dies Motiv alles Spätere dreht. Statt deſſen ſind die Verhältniſſe als Folge der Ereigniſſe ſchon in der erſten Form fertig da, Albein und Roſamunde ſtehen ſchon neben einander, ohne daß man weiß, wie ſie ſich fanden in Haß und Liebe. Nach dieſer Manier hätte der britiſche Dichter Romeo und Julie gleich als Perſonen, die ſich bereits gefunden haben, König Lear nicht als launiſchen Selbſtherrſcher, ſondern als ſchwächlichen Greis vorgeführt, der ſchon ſein Reich getheilt und ſich bereits in den Ruheſtand verſetzt hat. Und in der That hatte Schröder, um das Stück dem thatenſcheuen deutſchen Publicum, das auch auf der Bühne ruhige Zuſtände erſehnt, mundrecht zu machen, auf dieſe Weiſe die Shakſpear'ſche Tragödie gleich von vorn herein geköpft, indem er die Theilungsſcene ſtrich. Menſchen, die unſere Theilnahme anſprechen, müſſen ſündigen können, darin bethätigen ſie ihren freien Willen, ihre Kraft. Die geſchichtliche Roſamunde hat den Helden Alboin geliebt, trotz dem daß er ihren Vater erſchlug. Das iſt freilich ſehr extrem. Aber weil er den Todten, ihr Volk und ſie ſelbſt im Übermuth verhöhnt, ſpringt ihr Gefühl von der Liebe zum Haß über, aus einem Extrem zum andern. Sie iſt ſo tragiſch wie Judith, die den, den ſie liebt, ermordet. Die Uechtritz'ſche Roſamunde iſt zur Leidenſchaft der Sinne wie zur Größe geiſtiger Thatkraft unfähig, ſie kann nicht ſündigen und nicht Sünde büßen, ſie räſonnirt über beides hin und her und läßt endlich die That, die ſie zu ohnmächtig iſt heraufzubeſchwören, blos geſchehen. Dann ſagt ſie ſich vom Thäter, dem elenden Helmichis, los, und greift zum feigen Mittel der hülfloſen Schwäche, ſie miſcht Gift für den Mörder und geht dabei ſelber drauf.

Jedes Weib, das Verbrecherin war aus Leidenſchaft, ſei es Liebe, ſei es Haß, Rache, ſteht jetzt höher als ſie. Wo dämoniſche Gluth war, iſt auch Kraft und Muth; ſelbſt zum Verbrechen gehört moraliſche Kraft. Wer ſchwächlich zuſieht, wer zum Thun zu ohnmächtig, zum Verhindern zu klug, wer ſtatt zu handeln, es geſchehen läßt, dem geht es wie der Wahrheit eines feigen Zeitalters, er liegt wie ſie in der Mitte.

Und dazu neigen wir! Statt zu handeln, laſſen wir's geſchehen, ſtatt anzufaſſen, ſehen wir zu, denn die Wahrheit liegt in der Mitte. Mit dieſer Weisheit bringen wir all' unſer Wollen zu Grabe. Laßt uns einen großen Denkſtein ſetzen, trage jeder ſeine eigenen Knochen dazu her und helfe die Inſchrift vollenden: Ach, die Wahrheit konnte ſie nicht mehr frei machen, denn die Wahrheit lag für ſie in der Mitte! —

Wie die Kunſt bei den Deutſchen nach Brot geht.

Eine Rede, gehalten bei der Eröffnung eines literariſchen Vereins. *)

Berlin, 1835.

»Muſik mit ihrem Silberklang!« ſagen Shakſpeare's Fiedler und lächeln pfiffig und halten die hohle Hand hin, um das Ende vom Liede, auf das ihnen Alles ankommt, den Klingklang der Münze, zu vernehmen. Was die täppiſchen Käuze auf ihren Geigen heruntergekratzt, das galt ihnen nicht für das ganze Spiel, nur für Vorſpiel, für Muſik ohne Silberklang; das Nachſpiel macht die klingende Münze. Darum ſtehen ſie da und lächeln blöde, und die hohle Hand iſt ſo troſtlos nüchtern, wie eine Schildkrötenſchale, über deren Wölbung noch die klingenden Saiten fehlen. Die Kunſt iſt frei — und die Kunſt geht nach Brot. Hierin liegt die Bedingung ihres Daſeins. Als die Malerei ihre welthiſtoriſche Epoche hatte, da ging dieſe Kunſt nicht nach Brot, vielmehr ging das Brot nach der Kunſt, das

---

*) Die Rede war da, aber der Verein fehlte; mithin wurde die Rede in die Luft geſprochen.

Brot, das Gold, der Nektar, die Liebe, alle Elemente und Mächte des Lebens machten Wallfahrten nach den heiligen Stätten, wo der Fuß eines Malers weilte, und knieten vor der Schwelle ſeines Hauſes, denn drinnen waltete eine Gottheit. Die Schätze der römiſchen Kirchenfürſten floſſen wie ewige Quellen in die Ateliers der Künſtler, der venetianiſche Ariſtokrat öffnete für Tizian und Tintoretto ſeine blitzenden Chatoullen, und das Weib der Lagunenſtadt gab mehr, weit mehr, als ihr Gatte. Nicht blos das Halsgeſchmeide, auch das Tuch riß die Signora herunter, und gab es ihm, und ſich mit, und gab ihm Alles. Alles Stolzes der irdiſchen Herrlichkeit entkleidet, lag das blühende Weib in ſeinem Arm, und der Künſtler berauſchte ſich in ihren Küſſen und malte dann, trunken von der Fülle des Lebens, die er in ſich ſchlürfte, ſeine ewigen Götterbilder. Das Ewige konnte ihm nicht entgehen in ſeinen Werken, denn der irdiſche Augenblick überſchüttete ihn, wie der goldene Segen die Danae. Alle Poren ſeines Weſens öffneten ſich, um die heißen Düfte und die Lieblichkeiten des Daſeins in vollen Zügen einzuſaugen, und ſo war der Künſtler Italiens ein voller, ganzer Menſch, ein Erdengott. Er brauchte kein Kröſus zu ſein, er wollte und brauchte nicht Schätze zu häufen, vielmehr ſpielte er mit ihnen und ſchleuderte ſie wieder von ſich, wenn er ſich genug gebadet im Strom des Goldes. Wer dann nicht zu ihm wallfahrtete, um das Überirdiſche in ſeiner Kunſt anzubeten, der kniete vor ihm, um die Schnalle ſeines Schuhes zu küſſen, denn auf dieſer Schnalle ſaß ein Smaragd aus dem Diadem eines Fürſten.

Und nicht blos in Italien iſt die Kunſt zu ihrer Blüthenzeit die Herrin aller Elemente des Lebens geweſen, in Flandern war es nicht anders. Der Bürger Rubens lebte in Antwerpen wie ein geliebter und verehrter König. Herzöge und Grafen ſpeiſten von Silber an ſeinem Tiſche und fühlten ſich beglückt, wenn der Maler die Hand ihnen reichte, dieſelbe Hand, welche die irdiſchen Freuden der Welt wie friſchduftende ſaftige Früchte auf die Leinwand ſtreute. Der Herzog von Mantua ernannte ihn zu ſeinem Ambaſſadeur am ſpaniſchen Hofe, Iſabella wählte ihn zum Vermittler zwiſchen den vereinigten Provinzen und der katholiſchen Majeſtät, und Philipp der Vierte ſtaunte nicht wenig, in dem Künſtler einen weltkundigen Diplomaten kennen zu lernen. Man glaubte, den Erbherrn Flanderns, den Souverain von Burgund in Madrid einziehen zu ſehen, ſo glänzend war ſein Privatgefolge, ſo königlich ſchien ſein Benehmen, ſo gewandt und ſicher ſein Blick. Als Ambaſſadeur zog er nach London, wo ihn Karl im vollen Staatsrathe empfing und vor ſeinem Parlamente zum Ritter ſchlug. Auf ſeinem Luſtſchloſſe Stean bei Mecheln lebte Rubens wie ein Fürſt. Seine Schüler beſtiegen prächtige Roſſe, um große Jagden anzuſtellen, die jene berühmten Bilder lieferten. Der Meiſter ritt einen ſchäumenden Andaluſier, ſeine Frau, die blonde Helene Forman, das blühende Weib mit der weißen ſaftigen Schulter und dem durchleuchteten Incarnat, ritt neben ihm ein ſpaniſches Maulthier, reich mit ſilbernem Schmuckwerk geziert. So lebte dieſer Peter Paul, ein freier Bürger. Von allen Ländern ſtrömten die Menſchen herbei, um dieſen Malerkönig zu ſehen.

Aber vielleicht galt das zumeiſt ſeiner Perſönlichkeit; man huldigte nicht immer der Kunſt in andern Vertretern? Vielleicht geſtaltete ſich das nur in dem üppigen Flandern ſo, wo ein freies Bürgerthum die Schätze der Welt um ſich häufte?

Vor der ſtrotzenden Fülle ſolchen Glückes trat der beſcheidene Antoni van Dyk ſtill in den Hintergrund. Wo Einer ſo völlig Herr war, ſo allmächtig die Gemüther regierte, daß die Bewegungen des geſelligen Lebens nur um ihn kreiſten, konnte kein Zweiter herrſchen. Van Dyk verließ ſeinen Meiſter und ſeine Heimath. Die königlichen Stuarts riefen ihn zu ſich, um die kalte Herrlichkeit ihres Hofes mit der Lebensluft der Kunſt zu erwärmen. Sie verlangten eine künſtliche Stubenheizung von dem Maler. In der Gewöhnung des Engländers, die Kunſt nur als Dienerin zu halten, liegt eine ſchlimme Demüthigung. Aber van Dyk fand in England den Styl ſeiner Kunſt. Er malte jene ſchöne bleiche, königliche Stirn, die nur einmal im Leben, nur vor dem Henker, ſich färbte. Er malte jene vielen hundert Bilder aus der ſtolzen Ariſtokratenwelt, die Fürſtengeſichter im Stuartscoſtüm, die ernſthafte Stutzerhaftigkeit des Hofes, die ſtolze Zärtlichkeit der engliſchen Damen, die ſteifen Pagen mit den ſchlanken Windhunden; er wurde für die engliſche Thier- und Menſchenwelt der Künſtler des Portraits. Er ging ganz auf in dieſen Kreiſen einer romantiſchen Hofetiquette, er ſelbſt warf ſich einen ſpaniſchen Mantel um die Schulter, und malte ſeine eigne Geſtalt mitten unter dieſe galanten Erſcheinungen der königlichen Stuarts; aber er beherrſchte völlig dieſe Welt, Alles jubelte ihm zu und ſah in ihm einen Verklärer des unverſtandenen Lebens, einen Erlöſer aus den Formen des kalten Daſeins. Antoni war ein jüngferlich ſtiller Mann geweſen; in Italien hatten die Genoſſen den ſchüchternen Jüngling verlacht. Jetzt hatte er ſeine Welt, und mit ihr den Typus ſeiner Kunſt gefunden; jetzt konnte ſich auch ſein ganzer Menſch entfalten. Er war Herr des Bodens, auf dem er wandelte, ein ideeller König; die Herzen ſchlugen ihm entgegen, ſelbſt die ſteifen Kragen der Stuartsdamen fielen matt zuſammen, wenn Antoni's Hand ſie berührte; kein Lord, aber der Maler durfte die Spitzen am Halſe zerknittern, van Dyk durfte die blaſſen Wangen der Edelfrauen roth küſſen. Auf der münchner Hofgartengalerie ſtand ich entzückt vor dem Bilde ſeiner Frau, der Gräfin Gorré, Maria van Ruthwen. Hinter den Lilien ihres Antlitzes brennt verſtohlen, aber tief und duftig, das Roſenlicht der Liebe. Das iſt eine jener hohen ariſtokratiſchen Stuartsdamen, die erſt unter van Dyk's Lippen zu Weibern wurden. So lebte der Maler am Hof und zu Elſtham, auf ſeinem Schloſſe in der Grafſchaft Kent, wie der erſte Baron von England. Das düſtere Schweigen des Sanct Paul und Karls königliche Thräne waren, als er ſtarb, der Triumph ſeines Lebens. —

Ich ſage, die Kunſt darf nicht nach Brot gehen, vielmehr müſſen die Früchte des Lebens in goldnen Schalen ihr in's Haus gebracht werden, und die ſie bringen, müſſen auf der Schwelle ſtehen und ſich ſelig preiſen, wenn der Künſtler, der gottvolle Mann, der mit gewaltigeren Mächten als ein König die Gemüther lenkt, ein Lächeln ſeinen Lippen abnöthigt. Wo das nicht iſt, da iſt die Kunſt nicht, was ſie iſt oder ſein ſoll, eine irdiſche Gottheit, eine weltliche Religion. — So etwas läßt ſich nicht machen, ſo etwas liegt in den allgemeinen Zuſtänden, in der Weltanſchauung einer Zeit. Die Weltzuſtände bedingen es, ob in Europa auf irgend einem Puncte noch einmal ein neuer Kunſtaltar erbaut werden könne oder nicht, und eine Epoche möglich iſt, wo die Menſchenkinder, wie von einem ſchönen Wahnſinn befallen, Religion und Kirche, Staat und Familie, Haus und Herd, alle ihre Liebe und Anbetung im Stiche laſſen, oder nicht im Stiche laſſen, ſondern mitnehmen, um Alles in leidenſchaftlicher Entzückung auf die Stufen eines neuen Muſentempels niederzulegen.

Es ſieht nicht darnach aus, auch in Deutſchland nicht, denn hier hat es ſchon eine Zeit gegeben, wo es darnach ausſah und den Anſchein davon hatte. Der Punct, auf dem ſich ſo etwas zu geſtalten Miene machte, hieß Weimar. Hier wurden die Muſen und Grazien die ausſchließlichen Gottheiten eines ſinnlich-edlen, geiſtig-üppigen Lebens. Der Staat war ohne politiſche Bedeutſamkeit, die fürſtlichen Perſonen hatten die ſchönſte Befähigung und ausſchließlich Sinn für die Künſte, die Poeſie gehörte zu ihren Lebensbedürfniſſen, ſie ſchmückten nicht blos mit deren Gebilden die Räume ihres Daſeins, die Kunſt war völlig ihre Luft zum Athemholen. Eine Herzogin Amalie iſt eine koſtbare Seltenheit in der Weltgeſchichte. Alles ſchien ſich günſtig zu geſtalten, um hier dem deutſchen Genius ſeine Wiege, oder gar ſein Brautbett aufzuſchlagen. Die Zeiten wurden ſtürmiſch. Ein Weltgewitter zog über die Häupter, aber man entwand ſich den Wirren des kriegeriſchen Lebens, um ſeinen Gottheiten in ſtiller Zurückgezogenheit zu dienen. Nur ſo wurde es möglich: und darin liegt zugleich das Gebrochene, das Unfreie dieſer Blüthe der deutſchen Kunſtepoche. Man mußte ſich den Stürmen des großen ganzen Lebens entwinden, um im Kleinen und in der Enge das Große, Ganze und Weite wiederzufinden. So iſt dieſe Blüthe zu einer zärtlichen Treibhauspflanze geworden, und die Fragen des nächſtfolgenden Geſchlechts, ſchon der noch Mitlebenden jener Zeit, reichen über dieſen Friedensſitz der deutſchen Muſen wie feuerrothe Kometen hinweg, die man unter den kleinen Haus- und Himmelsſternen des weimariſchen Hofes mitzuzählen vergeſſen hatte. Man führte in Weimar weniger ein nationales Hof-, als ein idylliſches Landleben. Wieland war der lächelnde Schäfer von Tiefurt. Das Sammetkäppel gab ihm eine Beimiſchung von Ehrwürdigkeit, die über die jüngern Genies in alten Tagen zu moraliſiren liebte. Herder ſprach ſchön und weiſe über Alles und Jedes; ſeine gefällige Humanität gab dem patriarchaliſchen Fürſtenſalon etwas Salbungsvolles. Schiller wurde nie Hofmann, er dichtete nicht für die Schranken eines Hoftheaters, er appellirte an die allgemeine Menſchheit, er hatte am meiſten Beruf, eine Nation zu bilden, er war es am meiſten werth, eine Nation zu haben. Wieland nannte ihn ſcherzhaft einen tragiſchen Herkules, und das bezeichnet am beſten ſein Verhalten zu einem Cirkel von äſthetiſchen Prinzen und Noblen. Wielands lächelnde und kichernde Sinnlichkeit, Herders weiſes Raiſonniren und Schillers heißes Gelüſt nach dem tieferen Aufruhr des inneren Menſchen, dieſe Elemente vereinigten ſich am weimariſchen Hofe ſchließlich in Goethe's beglückter Perſönlichkeit. Er hat dieſe Richtungen zur Harmonie in ſich verſchmolzen, und nachdem der Gipfelpunct erreicht war, hat er dieſe Sterne über die Mittagshöhe einem erblaſſenden Abendroth entgegengeführt.

Goethe hat unendlich tiefe, mannichfach wunderbare Töne angeſchlagen, aber einen ſichern Typus hat er keinem Zweige der Literatur eingeprägt, wie etwa Shakſpeare der dramatiſchen Poeſie ſeines Volkes. Der Brite hatte nur einen Weg eingeſchlagen, weil er nur eine große Sache kannte, und dieſe eine Sache war ſeine Nation. Deshalb hat Shakſpeare durch dies Verfolgen einer ſtetigen Richtung für das Drama Formen hervorgerufen, die ſeine Perſönlichkeit überwuchſen und feſter und objectiver ſcheinen, um blos an die Bedingung ſeiner Subjectivität geknüpft zu ſein. Goethe hat viele Wege eingeſchlagen, mannichfache Richtungen eröffnet, keine einzige zu Ende verfolgt. In Shakſpeare war das Talent, das von dem Gegebenen Beſitz nahm, um es zur höchſten Staffel der Vollendung hinauszuführen. In Goethe war das Genie erſtanden, das nichts vorfand, weder Richtung noch Ziel des Geiſtes, das Alles erſt erſchaffen, verſuchsweiſe die Bahnen ſich öffnen, Intereſſen erfinden, ein Ziel ſtecken und Mittel und Wege dafür prüfen mußte. Man hat nunmehr ein halbes Jahrhundert hindurch die unergründliche Schöpferkraft bewundert, die ſich hierin als das Abgepräge der Univerſalität des deutſchen Geiſtes bekundete. Iſt die jetzige Zeit frei von der Bewunderung der Perſönlichkeit, ſo geziemt ihr eine Betrachtung der ſachlichen Literaturzuſtände.

Goethe hat ſo viele Wege eröffnet, aber der Nachwelt keinen einzigen zum weitern Anbau übermacht. Der Roman, das Drama hat ſich andere Ziele zu eröffnen und von neuem anzufangen.

Die Spuren, die Goethe's Fuß gewandelt, ſind leiſe dem Boden eingedrückt. Jedes Gebiet, das er betrat, ſchmiegte ſich leicht und gefällig zu ſeinen Füßen, es war, als wenn die Geiſter der Natur freiwillig ihr Beſtes und Schönſtes zu ſeinen Triumphen darzubieten ſich verſchworen; er zog hierhin und dorthin, und trat aus allen Sphären neu verjüngt hervor wie ein ewiger Bräutigam, mit der Krone ewiger Geſundheit geſchmückt, mit dem Gürtel eines unüberwindlichen Liebreizes um ſeine Hüfte. Er war unendlich glücklich, ſein Glück war ſo groß als ſein Genius. Alle Roſen, die er pflückte, ſchlangen ſich zu Blumenkränzen um ſeine Bruſt. Jede Richtung, die er als Dichter einſchlug, wurde ein Feſtzug für ſeine Perſönlichkeit, aber er blieb keiner treu, lebte keine aus, ſein Ich wand ſich behende und ſchlank durch alle Verpuppungen, er war ein Talleyrand der deutſchen Kunſt und Poeſie. In ſeiner Jugend regten ſich mittelalterlich deutſche Elemente in ſeiner Bruſt; er ſchrieb den Götz und nahm damit den Anlauf zu einem ächten Nationaldrama. Der Götz war ein großer Beginn, aber Goethe verfolgte dieſe Richtung nicht; es waren zu viel widerſtreitende Anforderungen in ſeiner Zeit, mithin auch in ihm. Der damaligen ſocialen Zuſtände hatte ſich eine todesluſtige Melancholie bemächtigt. Der blühende Wolfgang durchlebte dieſe Krankheit mit, und ſchrieb ſein Rettungsbuch, den Werther. Dann tändelte er wieder leicht und luſtig in Schäferſpielen und zollte der Wieland'ſchen Schule ſeinen Tribut. Er coquettirte mit der franzöſiſchen Sentimentalität, denn er fand auch dieſen Stoff vor in der vielfach zerſpaltenen Gemüthsanlage ſeines Volkes und ſeiner Zeit. Clavigo und Stella ſetzten dieſer Richtung die Krone auf, und Wolfgang Goethe war berufen, von allen Anpflanzungen in den verſchiedenſten Kreiſen des deutſchen Lebens die Frucht zu brechen, denn Alles ſchien nur ihm entgegenzureiſen. Dabei lief er, wie ſein Rattenfänger, unſtät und luſtig ſingend über Berg und Thal, ſeine Sohlen waren geflügelt, ſeine Stirn umſpielte ein ewiger Maienglanz der Liebe, über ſeine Lippen floſſen Lieder, ſüß wie Honigſeim, unſchuldig wie Milch, leicht und üppig; wie ein morgendlicher Hauch, der die Blüthen ſchüttelt. Die Lieder kamen ihm Tag und Nacht bis in ſein ſpätes Alter, er wußte nicht wie, und ahnte kaum, daß er gerade der Lyrik weit mehr, als dem deutſchen Drama und Roman einen vollendeten Typus gab. In der lyriſchen Poeſie hat der Deutſche auch weit weniger fehlgetappt. Zum Liede gehört der tiefe Schmerz oder die tiefe Luſt der einzelnen Bruſt, und als Einzelner hat der Deutſche unter allen Volksindividuen die tiefſte, reinſte, ſchönſte Befähigung zum Höchſten. Aber zum Roman gehört ein volles, ganzes, epiſch geſtaltetes Volksleben, zum Drama eine dramatiſche, eine thatluſtige Nationalität.

Das Studium der griechiſchen Antike war durch Winkelmann und Wolf eröffnet. Goethe machte ſich auch auf dieſem Felde mit deutſcher Liebe heimiſch; dieſer Richtung blieb er am treueſten. Er hatte Wärme des Herzens genug, um das Marmorbild lebendig zu küſſen; er war der Pygmalion der Iphigenia. Und doch hat er gerade hier ſich und ſein Volk am meiſten vergeſſen, er blieb ſtarr und kalt am Munde der glatten Steingeſtalt hangen und dichtete die natürliche Tochter. Das war eben das Vermeſſene des großen Mannes, daß er nicht bedachte, ſein Volk habe ſeine eigenen Götter, und daß er wähnte, er müſſe für die Deutſchen erſt eine Gottheit ſuchen auf fernen Gefilden. Und der Beifall eines feingebildeten Hofes berauſchte ihn. Ein edler Fürſt, dem zur vollendeten Größe ſeines Geiſtes nur ein gleich großes Reich fehlte, um das als Herrſcher zu ſein, was er als Menſch war; dieſer Fürſt war ſein Freund, ſein Duzbruder, nur ſchade, daß dieſer Herr, um den Dichter an ſeinem Hofe zu halten, ihn auch zu ſeinem Diener machen mußte. So wurde Goethe, der geadelte Bürgersſohn, ein großer Mann in einer kleinen Coterie, ein Staatsminiſter in einem engen Hofleben. Er war nicht, wie Rubens, wie van Dyk, der freie Fürſtenfreund, der unabhängige Selbſtmenſch. Der Herzog hatte in ihm den frankfurter Doctor juris werben, ihn zum Rath und Beiſitzer im geheimen Conſeil, zum großmächtigen Beamten in ſeinem kleinmächtigen Ländchen machen müſſen. Es ging nicht anders, beim ewigen Gott der Deutſchen! Der krumme deutſche Buckel, der doch ſchon ſo viele materielle Laſten eſelhaft geduldig getragen, will nichts Ideelles auf ſeinem Nacken aushalten. Als der vorige König von Baiern zum erſten Male ſeine Kammern berief, um die Stimme der Nation zu vernehmen, da kamen die baierſchen Bierbrauer an und ſteckten die dicken Köpfe zuſammen und raunten ſich brummend zu, es gebe im Lande einen gewiſſen Geheimerath von Schelling, der habe 4000 Fl. zu verzehren und thäte nichts, als die Hände in den Schooß legen, nicht einmal Bier trinke ſo ein vornehmer Müſſiggänger, ſondern eitel Champagner; ſo etwas ſei nicht zu dulden, der Mann mit dem orientaliſchen Schlafrock ſei unnütz. Damals war noch keine Univerſität in München. Seitdem Schelling wieder Profeſſor geworden, denken die baierſchen Bierbrauer, er thäte etwas. Es iſt ein ſchnurrig Ding mit dem deutſchen Nationalſinn. Wenn er einmal ſeine Stimme abgeriſſen losläßt, brummt er ſo inarticulirt, wie der Vierfüßer im Stande der Unſchuld. Der Deutſche hat im Ganzen und in ſeiner Geſammterſcheinung nichts Großes. Er hat nur einzelne große Tugenden. Wir haben eine große Nationalliteratur, und doch keinen großen Nationalſinn mit ihr erhalten. Wenn die Fürſten nicht demokratiſiren und die Erziehung des Volkes weiter führen, ſo wird nichts daraus, da es die Dichter bis jetzt nicht vermochten. Was früher Künſtler und Dichter waren, ſind heutzutage Schriftſteller. Die Fürſten müſſen mit den Schriftſtellern wetteifern, um ſich die Nation zu erziehen. Thron und Volk müſſen enger an einander gerückt werden, denn ſie gehören zuſammen wie Kopf und Bruſt. Was ſich zwiſchen beide drängt, die Camarilla, muß geſtürzt werden. Nicht die Fürſten ſind verfolgungsſüchtig, ſondern die Camarilla und ihre Büreaukratie. Dieſe verkennen unſere gute Geſinnung, verſchwärzen unſere harmloſe Miene, verdächtigen unſern Eifer, entwenden uns heimlich unſere Liebe und zwingen uns den Haß auf.

Goethe, ſage ich — denn auf ihn muß ich zurückkommen, um zu zeigen, warum wir eine Nationalliteratur, und doch für die Formen der Poeſie keinen Nationaltypus erhalten haben — Goethe hat auch dem Roman keine Normalform gegeben. Er nahm in ſeinem Wilhelm Meiſter nur den Anlauf dazu, ohne das Werk zu vollenden, geſchweige die Richtung, die er hier glücklich eingeſchlagen, zu verfolgen. Wir ſehen hier eine Geſammtheit deutſcher Zuſtände in beſtimmter geſellſchaftlicher Zeitentwickelung. Das Thema iſt die Erziehung eines Einzelnen, die durch jene Zuſtände und in verſchiedenen Situationen bedingt wird. Wilhelm's Bildung beginnt im Komödiantenleben und ſetzt ſich in ariſtokratiſchen Cirkeln fort. Beim Ende der Lehrjahre iſt aber kaum der Jüngling, geſchweige der Mann fertig. Wilhelm Meiſter kann nicht in die Mannsjahre treten, weil er ſich ſo wenig als ſein Dichter vor den Augen einer Nation gebildet hat. Um aber Mann zu werden, dazu gehört ein Staat, den Staat kannte aber Goethe nicht, hatte keinen Sinn, ein öffentliches Leben zu ſchildern, keinen Muth, offen davon zu ſprechen und das fehlende Element einzugeſtehen. So fehlt dem Deutſchen überhaupt die Stufe des Mannes, weil ſein Staatsleben nicht zur freien und kräftigen Öffentlichkeit vollgültig herausgeboren iſt. Nur auf einzelnen geſegneten Puncten Deutſchlands iſt begonnen, was dem Ganzen gebricht. So iſt der Deutſche überhaupt gar kein Mann. Wir ſind Jünglinge, wir ſchäumen etwas und ſchwärmen eine Weile, ſinken aber plötzlich zuſammen und ſind Greiſe. Das Mannesalter iſt noch nicht frei herausgeboren in deutſcher Natur, der Jüngling in uns und der Greis in uns reichen ſich zu ſchnell die Hände. So bleibt denn der Wilhelm Meiſter ein Stümper als Menſch. Goethe wußte keinen Mann aus ihm zu machen, weil zum Manne Volk und Staat gehört. Seine Bildung iſt artiſtiſch und geſellig fertig, und doch iſt er ein Pinſel geblieben. Der Roman iſt ein Fragment, wie die deutſche Bildungsgeſchichte, es fehlt ihm aller nationale Hintergrund. Um in Ermangelung deſſen doch irgend etwas Allgemeines hinzuſtellen, vor dem ſich die Figur des Individuums bewegen konnte, iſt eine myſtificirende Logenaſſecuranz fingirt, ein höchſt wunderlicher Erſatz für eine ſonſtige Geſammtheit, wie ſich deren der engliſche Roman mit den volksthümlichen Elementen geſchichtlicher Parteiung zu erfreuen hat. Die nationale Unterlage macht den engliſchen Roman ſo ſtraff und ſicher und gibt ihm eine Bedeutung, die der Goethe'ſche nur durch pſychologiſche Tiefe erſchwingt. Von den Wanderjahren will ich ſchweigen. Hier iſt an allen ideellen Mächten des Lebens ein offenbarer Verrath geübt; hier ſinkt Alles in eine ängſtliche Werkelthätigkeit zuſammen, in eine philiſtröſe Verſumpfung, die ächt deutſch, aber eines Dichters, der eine Nation erziehen ſoll, wenig würdig iſt. Die Materialiſtik Walter Scott's und Cooper's iſt weit geſünder und naturgemäßer, weil ſie nicht verlangt, in ideeller Bedeutſamkeit hingenommen zu werden, wie die Goethe'ſche, und weil ſie ſich naiv und volksthümlich hingibt.

Merkwürdig, daß die deutſche Literatur von damals, die von Bürgerlichen ausging, eben ſo ſehr, nur mit mehr Glück, eine Ariſtokratie anſtrebte, wie ſchriftſtellernde Edelleute von heute umgekehrt ihre Herkunft geiſtig verläugnen und eher plebeje werden, um nur, wie ſie meinen, demokratiſch zu ſein. Es gehörte außer der Flamme des Genius auch ein ſeltner Muth dazu, wenn ein frankfurter Bürgersſohn die höchſten Kreiſe der Geſellſchaft ſich eroberte und unterwarf. Es gelang, aber das Talent, dem es möglich wurde, brachte unwiſſentlich dafür ſeinen Tribut, es wurde ungeſucht auch ſeinerſeits dieneriſch und gab den Glauben an eine freie Geſammtentwicklung hin.

In den Wahlverwandtſchaften iſt ganz und gar verzichtet auf eine Bewegung in der Mitte des Volkes, auf einen Zuſammenhang mit dem Strom des ganzen Lebens. Es iſt ein ariſtokratiſch abgefeimtes Quälerleben, höchſt ſubtil, mit ſpinnefeiner Dialektik der menſchlichen Neigungen, ein Cabinetsſtück des vornehm abgepferchten Salonlebens, an deſſen glatten Felſenwänden der Hülferuf der verirrten Menſchenſeele wie ein ſterbendes Echo ſchwach verhallt. Hätte Goethe nur den Meiſter und nicht auch die Wahlverwandtſchaften geſchrieben, ſo hätte man noch über die Möglichkeit träumen können, aus ſeiner Poeſie einen Nationalroman hervorgehen zu ſehen, in welchem das ganze volle deutſche Herz zu ſeinem Rechte gekommen.

Mit dieſem Werke brach Goethe förmlich mit ſeinem Volke. Er hatte nie recht an eine Geſammtheit geglaubt, es nie ſo zuverſichtlich wie Schiller ſich eingeräumt, daß im Deutſchen etwas Nationelles ſchlummere, das ſich als ein Ganzes zunächſt ideell fortbilden müſſe. Dieſer Glaube iſt aber eine Religion für den deutſchen Schriftſteller, dieſe Religion darf nicht aufgegeben werden. Die damalige Oppoſition der romantiſchen Schule gegen Goethe hatte auch nur darin ihren Stützpunkt, daß ſie aus dem entlegenen Schooße deutſcher Geſittung und deutſchen Kunſtlebens volksthümliche Elemente wieder ans Licht zog. Mit jenen Wahlverwandtſchaften gab Goethe ſeinem Volke als einer Geſammtheit den Scheidebrief; was ſich nun geſchichtlich um ihn her geſtaltete, ließ ihn blind, er flüchtete mit ſeinem Denken und Dichten in den Orient. Es liegt eine herzzerſchneidende Ironie darin, daß der Patriarch von Weimar den Ariſtokratenroman im Jahre 1809, im Tyrolerjahre, ſchreiben mußte, während er hinter den Bergen, auf deren Spitzen die Wetterfahne des Aufruhrs wehte, den deutſchen Bauer für die Sache deutſcher Freiheit bluten ſah; aber er ſah nichts mehr, was die Adern des Volkes blutigroth durchfiberte, er entwand ſich »dieſen verſchlingenden Zeitverhältniſſen« mit höfiſcher Ariſtokratenkälte. Schiller war todt, und es war Niemand da, der den Dichter Goethe, welcher ſich jetzt völlig mit dem Miniſter Goethe identificirte, mit dem Menſchen, dem Deutſchen in ihm, verbrüderte. Das einzige Weſen, was an ſein erkaltetes Herz ſchlug, war ein Mädchen, Bettina, das glühende, verzückte Kind der Natur. Sie begriff es, was es zu ſagen habe, für eine Idee, und ſollte es ein Phantom ſein, das Leben maßlos hinzuſchleudern, es zu wollen, und alſo es zu müſſen. Sie verſtand den Hofer und den Speckbacher, ſie zitterte für die Helden der Unſchuld, ihre Wange ſchlug der Purpur begeiſterter Liebe, wenn ſie an die Feuer der Freiheit dachte, die auf den Alpen loderten; ſie ging zerknirſcht in ihr Kämmerlein und weinte bitterlich, wenn ſie es ſich recht zu Herzen nahm, daß die deutſche Tugend, die dort hinter den Bergen losgelaſſen wurde, unter dem Gewirr damaliger Zuſtände doch nichts anderes, als eine deutſche Dummheit werden konnte. Es muß ſchlimm, ſehr ſchlimm mit uns ſtehen, wenn die beſten Tugenden des Haufens den Anſtrich von Dummheiten erhalten, weil die vornehme Welt ihre geſchmackvolle, witzige Klugheit für ſich behält. — Daß aber in den tyroler Bergen ſo etwas geſchehen, der größte deutſche Dichter gleichzeitig ſo etwas ſchreiben konnte, das iſt eine Thatſache deutſcher Entwickelungsgeſchichte, das hat einen Riß gemacht, an dem wir zu füllen haben, ſo lange wir leben und denken! Bettina Brentano hatte darüber ein inſtinctartiges Bewußtſein, als ſie 1809 in München war, und die herzklopfenden Jubelbriefe nach Weimar ſchrieb. Sie fühlte ſo etwas davon, daß aus dem größten deutſchen Poeten mehr ein Hofdichter, als ein Nationaldichter geworden ſei. Daß ein Herzog ihm ſeine Freundſchaft bot, hatte den frankfurter Bürgersſohn ſo betäubt, daß er gar nicht umhin konnte, auch deſſen Hofmann ſein zu wollen. Hätte er ſeinen Wilhelm Meiſter aus dem Komödiantentrödel und der ariſtokratiſchen Logencoterie hinausjagen können in die freie Luft des Völkerlebens, um ihn im großen Getümmel einer Nationalſache zum Manne reifen zu laſſen, hätte er ihn, wie es Bettina in der fliegenden Hitze ihrer zitternden Begeiſterung dem Dichter vorhielt, auch nur in die tyroler Berge zu ſchicken vermocht, um ihn für Völkerglück jubeln und bluten zu laſſen: dann ſtände nicht zwiſchen deutſcher Dichtung und deutſcher Nationalentwickelung die ungemeſſene Kluft, über die wir verzweifelnde Kinder der Jetztwelt eine Brücke zu ſchlagen haben. Da liegt das Gebrochene unſerer Zuſtände, da liegt unſer ganzes Unglück. Die kleine Bettina hat das ſo kindiſch und ſo richtig gefühlt, wie Niemand. Aber das thörichte Mädchen hat dem großen Dichter zu viel zugemuthet; dem großen Dichter fehlte der Sinn für weltgeſchichtliche Bewegung, ihm war der Glaube verſagt an freie Staatenentwickelung.

Von unſern literariſchen Ahnherrn damaliger Zeit waren Schiller und Jean Paul die einzigen, die an eine Nation glaubten. Schiller's Dramen waren großartige Grundzüge zu dem kühnen Entwurfe einer deutſchen Bühne. Er wollte eine Nation verſammelt wiſſen, denn nur zu einer Geſammtheit mochte er ſprechen; man nennt ihn mit Recht den deutſchen Pindar. Jean Paul ſchlich weinend und lachend durch die Hütten der Armen, und ſtieß den Leuten das enge Dach über den Köpfen ein, damit der Himmel hereinſah mit den ewigen Sternenaugen. Es waren zwei göttliche Menſchen, zwei ächt demokratiſche Männer. Wären ſie als Dichter ſo groß, wie als Menſchen geweſen, die deutſche Literatur hätte eine andere Wendung genommen; aber ſie waren mehr herrliche Redner, begeiſterte Sprecher, als glückliche Bildner und Dichter. Schiller hatte ſich, von der vorherrſchenden lyriſchen Ausſtrömung ſeines Geiſtes abgeſehen, noch dazu lange in abſtracten Theorien als Poet geſchwächt; Jean Paul fehlte faſt alle ſinnliche Geſtaltenbildung. Der **Dichter** Goethe überflügelte Beide, ſeine Verklärung der Sinnlichkeit war unwiderſtehlich und verlockend ſchön. Beide wurden überſchattet, und mußten huldigen. Schiller fing ſogar ſpäter an, ſich der Goethe'ſchen Richtung zu bequemen, und Jean Paul's ſentimentale und prüde Menſchenweſen erblichen zu nebelhaften Schemen, wenn eine Goethe'ſche Mädchengeſtalt in aller Luſt ſinnlicher Begabung und in aller Fülle der freieſten Heiterkeit ſich neben ſie ſtellte.

So kam es, daß in Deutſchland nicht viel werden konnte aus einer demokratiſchen Oppoſition, die ſich nicht auf einen Hof, ſondern auf die Nation ſtützte. Den beiden Schlegeln fehlte die Stetigkeit einer kräftigen Geſittung und bewußten Richtung. Sie haben auf das, was man äſthetiſchen Geſchmack nennt, eingewirkt, aber nicht auf die Geſinnung des Publicums, denn mit ihrer Geſinnung waren ſie ſelbſt in einer ſeltſamen Wirre. Auch hatten ſie ſelbſt Alles von Goethe gelernt; ſie konnten der Nation nicht helfen. Tieck kam an mit ſeinen künſtlichen Operationen. Seine Waldorgeln fingen an zu flöten, er ſuchte mit Minneliedern, mit katholiſcher Mittelalterlichkeit und mit Naturconcerten eine neue Richtung zu eröffnen; aber aus Goethe's Liedern tönte ſchon ſo viel bewußte Natur, ſo viel verklärte Luſt der Liebe, daß ſich dieſe Oppoſition bald zerſchlug. Es ſchien manchem ein beklagenswerthes Ereigniß, daß Tieck auch ſpäter als Novellendichter, als welcher er doch ein gewiſſes Shakſpeare'ſches Element in deutſcher Literatur zu vertreten berufen war, eine eigenthümliche Gegnerſchaft zu Goethe aufgab, ſobald die einbrechenden kritiſchen Wirren es ihm nöthig machten, für ihn Partei zu nehmen. Das Zelotengeſchrei kam zu ſpät, um Goethe's Oberhoheit zu ſtürzen. Sie ſtürzte mehr, weil es Zeit war, als weil Puſtkuchen und Menzel es ſo wollten. Jener unwirſche Eifer wollte auch Goethe's reinliche Sinnlichkeit als Unmoralität verketzern. Das war ein troſtloſes Gezeter, und es half zu nichts. Die derzeitige Herrſchaft Goethe's hatten die beſten Köpfe eingeräumt, ſie war eine Thatſache und es blieb uns Jüngern nur eine Art Zähneknirſchen und ein troſtloſer Schmerz, daß jene Herrſchaft, zu der Goethe berufen war, ſich ſo ſalonmäßig geſtaltete, und dieſer deutſche Dichterfürſt zugleich ein Fürſtendiener ſein mußte. Man denke an den Ritter Rubens, den freien Bürger von Antwerpen, an van Dyk, den freien Baron von England! Man betrachte Michelangelo, Buonarotti, im Verhältniß zu Julius II. Dieſer Dante der italieniſchen Kunſt wußte ſelbſt einem kriegeriſchen Papſte die ganze Selbſtſtändigkeit eines reizbaren Künſtlerſtolzes mit Glück entgegenzuſetzen. Er weigerte ſich, als man ihm nicht zu Willen war, das Grabmal des heil. Vaters zu bauen, denn er konnte getroſt an ſeine Bruſt ſchlagen und die pochende Frage ſtellen: Was iſt ohne mich ein heiliger Vater? wie kann er ohne die Allmacht der Kunſt die Welt beherrſchen? Man glaube doch nicht, daß Raffael im Dienſte der Kirche geſtanden und etwa den Launen des zehnten Leo gehuldigt! Ihm wurde gehuldigt, zu ihm kam man hülfeflehend, denn man wußte, wie die Tauſende in frommem Schauer niederſanken, wenn Raffael eine neue Madonna vor ihren Blicken enthüllte. Das war eine unerhörte Herrſchaft der Kunſt! Da ging die Fürſtenmacht betteln bei der Künſtlerfreiheit. Und als Raffael, dieſer Charfreitagsmenſch, ſeine Jünglingsflügel wieder ſchnell gen Himmel entfaltete, da ſchien die Peterskuppel zu beben, die Geſtalten in den Logen des Vatikan ſchienen ihre Häupter zu neigen, und durch die ganze katholiſche Chriſtenheit lief ein düſteres und beklommenes: Es iſt aus mit ihm! consummatus est!

Anders war es ſchon am Hofe der Medici. Je mehr eine Fürſtenfamilie auf die Kunſtbeſtrebungen mit eigener, wähleriſcher Schaffensluſt ſelbſt eingeht, deſto mehr bemächtigt ſie ſich der Richtungen und Herzen der Künſtler und Dichter. So war es in Weimar; die weimariſche Fürſtenfamilie waren die deutſchen Medicäer. In Carl Auguſt lebte eine Seele von ſeltener Größe. In ſeinen Briefen an Knebel, ſpricht auf überraſchende Weiſe aus dem Fürſten der freie Menſch heraus, und das nenne ich Größe des Fürſten, wenn ſich der Menſch in ihm regt und opponirt. Je attiſch gebildeter, je feiner geſtimmt aber das weimariſche Fürſtenhaus war, deſto mehr mußte Goethe in dieſer vorhandenen Culturluft der dortigen Zuſtände aufgehen, nicht dieneriſch und ängſtlich, aber deſto mehr auf ideelle, durchdringende Weiſe und mit dem Scheine ſelbſteigner Neigung. War man doch daſelbſt durch Wieland's höfiſche Manieren bereits verwöhnt! Auf ſolchen Vorgänger, der als geiſtreicher Ceremonienmeiſter lächelnd das Sammetkäppel ſchwang, war ſchlimm zu folgen, und ſo mußte denn aus Goethe jene troſtloſe Weisheit ertönen: der Menſch verliert, was der Poet gewinnt, und umgekehrt!

Wir Jüngern aber, wir Saugmenſchen dieſer Zeit, die wir unſern Jahren nach nicht für Säuglinge mehr gelten können, obwohl wir noch immer an den Brüſten dieſer Zeit wie Kinder liegen, um neue Lebensmilch einzuſchlürfen, — wir ſcheinen ſo ziemlich Alle verſchworen, den ganzen Poeten in uns zu opfern, um nur den ganzen Menſchen in uns zur Entfaltung zu bringen. Die ganze Welt arbeitet auch darauf hin, die Wirklichkeit zu ihren Rechten kommen zu laſſen und die Emancipation der deutſchen Herzen zu betreiben. Was ſich noch Künſtler nennt, gehört nicht mehr der Fortbewegung der Zeit an; die Kunſt iſt Künſtelei geworden. Machen wir doch auch kaum noch künſtliche Verſe. Hat ſich das liebe Deutſchland ſo voßmäßig gequält, einen architektoniſch gebauten Hexameter zuſammenzukünſteln, und nun jeder ſein ſchönes Diſtichon machen kann, dichtet keiner mehr in dieſem Maße! Wir ſind auch keine Belletriſten mehr mit ſchöntraurigem Schmachtblick. Auch ſitzen wir nicht mehr auf dem Sopha allabends und nippen Thee und ſchwatzen unſäglich koſtbar. Nur in Berlin kommt noch derlei combabiſche Schwachheit vor, nur am Ufer der Spree gibt es noch ſentimentale Hangematten für ſchlotternde Poetenglieder, ſüße Junggeſellen, die leiſe erröthen, wenn eine alte Jungfer mit Händefalten von einer ewigen innern Jugend ſpricht. Es gibt eine Sorte Literaten von heute, die haben weder Luſt noch Zeit, ihre Gedanken in künſtliche Verſe zu bringen. Das ſind die ächten Söhne der Jetztwelt. Ihr Männer, lieben Brüder, wir können das Sitzen nicht mehr aushalten — es wäre denn, daß wir's aushalten *müßten*, — aber wir können nicht mehr in der Stube ſitzen und Versfüße zählen, wir werfen alle Bande, und alſo auch alle Gebundenheit der Rede, zum Fenſter hinaus, und ſpringen hinterher, laufen durch die Gaſſen und in die weite freie Welt; unſere Dichtungen kommen angerückt in langen, kriegeriſchen Reihen und doch in ungebundener Rede. Wir wollen nichts ſtürzen mit unſern Geſchwadern, glaubt mir's, Ihr Männer, lieben Brüder, wir wollen nichts vernichten, als das Häßliche, das Unſchöne, das Unnatürliche. Seid getroſt, weiter wollen wir nichts; — das Andere kommt dann von ſelbſt. Mit dem Worte Freiheit müßt Ihr keuſch umgehen, Ihr ſollt den Namen Eures Gottes nicht mißbrauchen. Ihr ſprecht auch von Bewegung, nennt Euch Bewegungsmänner. Nun gut, aber das weitbäuſchige Wort wird Euch verdächtigen. Und es gibt eine Bewegung, die erſtrebt nichts Anderes, als die freie Wellenlinie der Schönheit in That wie in Wort. Das iſt meine, das iſt unſere Bewegung. Das Künſtliche iſt aber nicht mehr das Schöne, das Schöne iſt die Natur, auch in der Kunſt die Natur. Was der Menſch mit ſeiner Qual entſtellt hat, müſſen wir forträumen, die Züge der Mutter Natur müſſen uns wieder rein und kindlich ſchön entgegenblicken, ſüß, aber nicht verſüßt, kräftig, aber nicht aufgekräftigt, warm und glühend, aber nicht aufgewärmt und erhitzt. Wir müſſen unſere Narrheiten fahren laſſen und wieder gut und harmlos werden wie die Kinder; Kinder und Narren ſprechen die Wahrheit.

Und nun noch eins, Ihr Männer, lieben Brüder. Seid ſimpel, lebt einfach, werdet ſpartaniſch, wenn Ihr unüberwindlich, wenn Ihr frei ſein wollt. Den *ſchen Geſandten in Darmſtadt hört' ich einmal von Börne ſagen: »Ja, was will man mit dem Menſchen anfangen? er iſt ja nicht zu verwüſten. Wenn er Euch einen Morgenbeſuch macht, hat er in der einen Taſche eine Brotrinde, in der andern ein geladenes Piſtol!« — Wer Haare auf den Zähnen hat, braucht heutzutage weiter kein Schießgewehr, als ſeine offne Rede. Aber die Brotrinde ſteckt zu Euch! Denn ſeht, es könnte Zeiten geben, wo man Euch Alles nimmt bis auf Waſſer und Brot, dieſe einfachen Elemente, unfreundlich geſellt. Dann ſchlagt Ihr Eure Zähne in die harte Rinde, und könnt es nicht hinunterkäuen, was man Euch einbrockt. Habt Ihr Euch aber an die Brotrinde ſchon in guten Tagen gewöhnt, in guten Tagen, wo man Euch Eure Liebe noch nicht in Haß verwandelt, wo Euch manches ſchöne Auge ſtill angelacht, und die heilige Sonne Euren Scheitel bekränzte, habt Ihr Euch an die beſcheidene Kruſte früh gewöhnt, dann wird Euch nichts anfechten, dann ſeid Ihr unüberwindlich. So eine Brotrinde iſt außer der Hungerſtillung auch noch zu manchen Dingen gut, auch ſchon in guten Tagen. Wenn Euch der Unmuth die Lippen ſchwellt, wenn Eure Muskeln ſich auf- und niederziehen, weil irgend wer irgend wo ein Götterbild zerſchlug, ohne daß Ihr ihn ſtrafen könnet, den Heiligthumsverletzer, dann beißt Euren Zorn hübſch an der harten Rinde aus, und der Schmerz zerbricht unter den klaffenden Zähnen. Und geſchieht Euch, wie wir als Studenten zu ſagen pflegten, ein Pech, Ihr Männer, lieben Brüder, und Ihr habt die Brotrinde in der Taſche, nun ſo habt Ihr doch quasi Euer Brot. Es iſt ein närriſch Ding, ſag' ich, wenn die Kunſt nach Brot, oder gar nach Waſſer und Brot geht. —

Es liegt in dieſer Umkehrung der Verhältniſſe eine Unnatur, eine troſtloſe Sünde der Zeit, vielleicht gar eine Gemeinheit gegen die Offenbarung des Jahrhunderts. Der Gott, der es anfing, wird es enden! Einen Teufel gibt es nicht, wohl aber kleine Teufeleien der Menſchen. Laßt uns dem Gotte gehorchen, der in uns gebietet, der auch in dem Schwachen laut wird. Laßt uns nichts ſtürzen, als das Häßliche. Denn das Häßliche iſt die Knechtſchaft der Geſinnung, die Unnatur des Herkommens, der Wahn und der Aberglaube der Zeit. Laßt uns nichts predigen, als die Schönheit. Denn in ihr liegt die Freiheit, aber nicht als Begriff, ſondern als Geſtalt, ſo im Leben, wie im Denken und Dichten. Die Freiheit, die nicht Schönheit iſt, iſt eine Caricatur ihrer ſelber. In der Schönheit liegt die Güte des Herzens und die Größe der Seele. Was gut ſein will, ohne ſchön zu ſein, iſt eine ſchlafmützige Tugend. Was groß ſein möchte, ohne ſchön zu ſein, iſt eine Beleidigung gegen den Gott des Himmels und der Erde, der nur groß und allgewaltig iſt, um ſchön zu ſein in ſeinen Worten und Thaten. Dieſer Gott, der Gott der Schönheit, ſei mit uns, dann haben wir alle Götter des Lebens um uns verſammelt!

Eiſenbahnen und Eiſenſtäbe.

Leipzig, 1836.

»Nehmen Sie doch Eiſenbahnactien! Um Gottes Willen kaufen Sie doch Actienſcheine! Was bleibt Ihnen übrig in dieſer Zeit der Trübſal, der Hemmniſſe, der Verbitterung, der Verketzerung!«

Ich ſtehe auf dem leipziger Markt und man ſchreit mir das von allen Seiten zu. Ich horche auf, ich greife an mein Herz, an meine Bruſt, in meine Bruſttaſche und finde, daß ich Anſtand nehmen muß, Actien zu kaufen. Jeder ſorgt jetzt um eine materielle Zukunft; ich will auf eine geiſtige Zukunft mein Glück ſetzen. Ich bin innerlich reich, ſag' ich, reich an Gefühlen, reich an Gedankenplänen, reich an Hoffnungen, Muth und Kraft; die Nebel werden ſchwinden, die um die morgendliche Sonne ſtreifen!

Ich ſchweige, ich werde roth, und die Farbe meiner Wangen ſtraft mich Lügen. Mein Glaube iſt erſchüttert und ich wanke ſtill nach Hauſe. Da werf' ich einen Blick in mein Inneres, ziehe den Schleier fort und finde die Kammern meines Herzens, in denen ehedem ſo hoffnungsvoll die Andacht der Liebe ſchlief, ſo wüſt und leer wie ein Haus, wo Witwenthränen fließen. Erſchreckt raffe ich mich zuſammen und laufe auf das Feld der Literatur, wo noch vor kurzem die lauteſten Stimmen hörbar wurden, der Tumult der Bewegung uns betäubte. Ich will die Furchen der neuern Zeit aufſuchen, aber die Furchen ſind zerſtampft, ſchlechte wie gute Keime zertreten. Ein eiſernes Gitter hat man um den Platz gezogen und eine Tafel aufgehängt mit der Inſchrift zu Dante's Hölle: Lascia ogni speranza. Sonſt ſetzte man über den Platz, wo man Todte begrub, die Worte: »Hier fängt die Hoffnung an!« Aber an der Pforte zu dieſem Friedhofe, den die Polizei der Literatur aufbaut, ſteht die umgekehrte Inſchrift, und über den feuchten Hügeln tobt mit ſchamanenhafter Wildheit ein Todtengräber hin und her, mit furchtbarem Zeter, und wühlt ſich eine große Leiche auf, einen todten Löwen, dem er noch eins verſetzt mit ſeiner wüthend geſchwungenen breiten Schaufel. Der lange, breitmaulige Todtengräber, das iſt der kritiſche Gangwolf, und der große todte Löwe, das iſt der alte Wolfgang.

Und ich fliehe den Ort des Schreckens, gehe heim in mein Kämmerlein und nehme mein troſtarmes Herz in's Gebet. Man athmet heuer eine ſchlechte Luft. Mein Zimmer kommt mir wie ein ſchwüles Gefängniß vor, und bei jedem Athemzuge der Freiheit, den ſich mein Herz erlaubt, raſchelt's an der Thür, als wollte mir ein Kerkermeiſter die Ketten bringen. Das iſt der lange Todtengräber, der hinter mir hergelaufen iſt und ſeinen Spaten ſchwingt mit grinſendem Hohne. Ich ſitze und bin ſtiller, wie ein furchtſames Kind, denn ich bin ein deutſcher Jüngling. Aber wie die Kinder im Dunkeln immer ſchreien müſſen, ſo wetze ich meine Kehle und ſinge mir ein Lied von einer lange begrabenen Liebe, die immer wieder auferſtehen möchte, und ein Lied von der Freiheit, die entweder ſchon todt, oder noch gar nicht geboren iſt. Aber bei jedem Verſe, den ich ſinge, klirrt's an der Scheibe, bei jeder Strophe ſchiebt ſich ein Eiſenſtab vor's Fenſter, und der grauſe Wütherich blickt herein zu mir und fletſcht ſeinen kritiſchen Vampyrzahn. So wie ich ſchweige, fährt das Nachtgeſicht von dannen. Alſo ſitze ich lieber ſtill und bleibe ſtill. Ich will mir die Ausſicht nicht verderben; man hat eine ſchlechte Ausſicht, wenn ſich lauter Eiſenſtäbe vor's Fenſter hinziehen, und ſolche Eiſenſtäbe wuchern heut zu Tage oder heut zu Nachte wie Geisblattranken vor manchem unſchuldigen Fenſterlein. Es ſind die Eiſenſtäbe einer bornirten oder bornirenden Kritik. Ich will mein Herz mit allen ſeinen Hoffnungen in den Rauchfang hängen, ich will dumm ausſehen und nichts zu ſagen wiſſen, ich will die Hände in den Schooß legen und müßig ſein. Sonſt ſchiebt ſich ein Eiſenſtab nach dem andern vor und verbaut mir das ganze Luftloch. Es iſt ein jämmerlicher Zuſtand das Müßigſein. Es iſt aller Laſter Anfang. Ich habe keine Luſt mehr an der Enge des Lebens, ſie iſt drückend und ſchwül; ich habe keine Luſt mehr an der Weite der Welt, die Welt hat ein ſchlechtes Angeſicht, wenn man ſie durch Eiſengitter anſchaut. Es iſt in der That ein eiſernes Zeitalter. Entweder Eiſenſtäbe für den Geiſt, oder Eiſenbahnen für den Leib. Am Ende muß ich doch wohl noch eine Actie nehmen, um nur etwas zu thun, was zeitgemäß iſt in einer eiſernen Zeit.

Die Eiſenbahnactien fangen an, die Köpfe ſchwindeln zu machen. Es iſt keine Privatleidenſchaft mehr, es iſt Sache der allgemeinen Stimmung. Man muß Privatangelegenheiten von öffentlichen Angelegenheiten genau unterſcheiden. Eine Privatleidenſchaft iſt es, wenn ſich einer heut zu Tage auf dramatiſche Poeſie wirft und das geſunkene deutſche Theater zu regeneriren hofft. Ein Privatglück iſt es, wenn einer ein guter lyriſcher Dichter iſt, und doch nicht verhungert. Ein recht großes Privatunglück iſt es, wenn Du zu einem modernen Romane einen guten Stoff haſt; denn wenn Du einige ſcharfe Blicke in die Zerriſſenheit der geſelligen Zuſtände wirfſt, ſo bezüchtigt die Kritik Dich des Saintſimonismus. Ein Privatglück iſt es, wenn Du im Stande biſt, Deine Schreibfeder ein für allemal auszuſpritzen, und mit Luther'ſcher Kraft dem Teufel des Argwohns, der vor Dir an der Wand ſein höhniſches Spiel treibt, das volle Tintenfaß an den Kopf zu werfen. Eine Privatſache iſt es, wenn Nicolai in Italien überall Flöhe fand. Ein Privatmalheur bleibt es, wenn Menzel ſich auf allen Wegen und Stegen von einem Geſpenſte verfolgt ſieht, das ihm auf den Ferſen nachſchleicht, wie ſein Schatten, das er aber Goethe'ſche Pedanterie zu nennen beliebt, dem ähnlich, wie man ſeinen treuen Pudel Apollo oder Endymion nennt. Kann der Mann kein Buch in die Hand nehmen, ohne daß er ſich vor's Licht ſetzt und ſeinen Schatten ſieht! Läuft der Kritikus bis nach Rom und wird ſein Geſpenſt nicht los! Beſieht ſich das Marmorbild des guten, ſanften Titus und ſpricht: Es war doch in dieſem Titus derſelbe Zug der Pedanterie, wie in Goethe's Geſichtslinien! (Siehe Menzel's Reiſe in Italien.) Ich habe nichts gegen Privatleidenſchaften. Privatleidenſchaften kümmern mich nicht. Was geht es mich an, wenn einer ganz privatim einen Wurm hat, der ihn quält? Es gibt gar zu viel literariſche Privatpaſſionen heut zu Tage. Haß, Neid, Rachſucht, Tücke jeder Art iſt losgelaſſen. Wo iſt der Hauch der Liebe, die hinter dem Zwiſte die Einigung ſucht? Das macht, weil Alles Privatſache geworden iſt, Jeder bellt, um ſeinen eignen Schwanz zu wahren.

Nur die Eiſenbahnen ſind keine Privatſache mehr, ſie werden Sache der Allgemeinheit. Der deutſche Zollverband und das Eiſenbahnnetz, das ſich über die deutſchen Gauen ziehen wird, überhaupt Einigung deutſcher Nation auf Grund und Boden des induſtriellen Verkehrs, das wird jetzt öffentliche, allgemeine Sache. Was politiſch nicht möglich war, das wird jetzt von einer andern Seite her in's Werk geſetzt, daß nämlich Deutſchland nicht blos in Sprache und Literatur, ſondern auch in äußerer Hinſicht ſich als ein Geſammtkörper erfaßt. Wir haben unſer religiöſes Zeitalter gehabt, und ein Zwieſpalt voll Erbitterung hielt uns getrennt; politiſch waren wir gar leicht aus einander zu zerren. Dem Zeitalter der Induſtrie ſoll es vorbehalten ſein, die geiſtige Einheit unſeres Volkes, die ohne äußere Anknüpfungspuncte nicht feſtzuhalten iſt, im materiellen Leben und im ſocialen Verkehr zur Erſcheinung zu bringen.

Der Zeitgeiſt thut jetzt ſo, als wüßte er, was er zu thun habe; er nimmt Eiſenbahnactien. Seit langer Zeit wurde man nicht mehr klug aus dem Zeitgeiſte, er ſelbſt nicht aus ſich ſelber. Vollblütig, überladen, überſättigt, wie er war, wußte er nicht ein noch aus, nur das Bedürfniß, ſich Bewegung zu machen, begriff er als nothwendig zur Exiſtenz. Der Zeitgeiſt fühlte ſich als Geiſt der Bewegung. Er warf ſich als ſolcher auf die Politik, aber er verſtand nicht viel davon, und verlor die Perſpective. Er warf ſich auf die Literatur und ſcheiterte an der Emancipation der Ignoranten. Armer, vielgequälter Zeitgeiſt, Du haſt viel verloren, Du kannſt Alles verlieren, nur nicht den Drang zur Bewegung. Ein Schloß vor den Lippen, einen eiſernen Riegel vor der Herzensöffnung, ein eiſernes Stirnband um den Kopf, damit die Gedanken nicht aus dem Gehirn fallen, ſo ſtandeſt Du da und wußteſt nicht woher, wohin. Da wirfſt Du Dich nun plötzlich auf die Eiſenbahnen und fährſt dahin, den Stillſtand im Gemüth, den Tod im Herzen, gelähmt am Geiſte, aber Bewegung in allen Gliedern. Fahr' wohl, mein Zeitgeiſt, — ich nehme eine halbe Eiſenbahnactie.

Der Zeitgeiſt in ſpeculativer Bewegung! Vor kurzem hatte der Zeitgeiſt noch ſeine geiſtigen Speculationen, man ſpeculirte unter andern auf Unſterblichkeit, es erſchienen einige Dutzend Bücher darüber, man ſtellte Wegweiſer auf, um in's ewige Leben zu kommen. Einige ſagten, man führe gerade aus auf Eiſenbahnen und mit Dampf in's Himmelreich ſammt Haut und Haaren, Andere nahmen einen Hauderer und Zauderer für die Fahrt. Mein ehrenwerther Landsmann, Herr Richter von Magdeburg, zerbrach ſich die Deichſel auf dem Wege und ſagte, man käme ſchlechterdings nicht nach Jenſeits hinüber. Er meinte, das ewige Leben ſei ein ewiges Erdendaſein; er bewies das mit ſolcher Überzeugung, wie wenn einer auf einem Hoffeſte oder in einer Theegeſellſchaft mit Zähneknirſchen ausruft: O, verdammt ewige Langeweile! Die Ausſicht in ein ewiges Jenſeits wollte der Mann den Leuten mit Eiſenſtäben vergittern. Ich komme doch immer auf Eiſenſtäbe, wenn ich nicht auf Eiſenbahnen ſtoße. O, du trauriger Richter der Unterwelt!

Man hat die Speculation auf Unſterblichkeit aufgegeben, die Actienſcheine hatten einen zweifelhaften Abſatz, man überläßt die ganze große Entrepriſe Dem, der darüber Buch führt bis in alle Ewigkeit. Man ſpeculirt jetzt nicht mehr ſo in's ungewiſſe Weite, in's unentdeckte Land, »von deß Bezirk kein Wand'rer wiederkehrt.« Der Zeitgeiſt will jetzt ſicherer gehen in ſeinen Speculationen, er ſpeculirt von Nürnberg bis Fürth, von Leipzig bis Dresden, von Berlin bis Potsdam, von Frankfurt nach Mainz, Augsburg, Ulm, Stuttgart, Darmſtadt und immer weiter, bis ein vielfädiges Eiſenbahnnetz das getheilte Herz des deutſchen Vaterlandes umſtrickt.

Der Zeitgeiſt will Bewegung, und kann es nicht geiſtige ſein, ſo materielle. Man verſchafft ſie ſich auch ohne Eiſenbahnen. Nie war das Reiſen ſo ſehr Mode, Bedürfniß, Sucht. Die ganze Welt iſt jetzt auf den Beinen; ſtatt einer Völkerwanderung iſt eine Menſchheitwanderung in unſern Zeiten losgebrochen. Ich erinnere nicht an den Weltverkehr Englands, der ſich längſt zu einer ſpeciellen Aufgabe des Inſellandes geſtaltete, nicht an die Entdeckungsprojecte, die von dort ausgehen, obſchon ſie ſich in letzter Zeit, als Capitain Roß die Nordpolexpedition machte, während der blinde Lieutenant Holmann in Afrika auf neuen Spuren herumtappte, bedeutender als ſonſt geſtaltet haben. Auch Derer nicht zu gedenken, die nach Amerika wandern, um mit der alten Welt den alten Adam der europäiſchen Lebenswirren abzuthun: im Schooße unſers Continents ſelbſt iſt eine ameiſenartige Rührigkeit unter das Menſchengewühl gekommen, zu der die ſteigende Bevölkerung, das Bedürfniß, neue Erwerbsquellen zu eröffnen, und der unwiderſtehliche Reiz, vom Zwange des gewohnten Lebens Erholung zu ſuchen, Tauſende nöthigt. Je enger in der Heimath die Bande gezogen werden, je drückender die Situation in Haus und Hof und in allen geſellſchaftlichen Verhältniſſen, deſto verzehrender der Drang, aus der ſchwülen Enge des zuſammengepferchten Gewohnheitslebens mit Hand und Fuß, Kopf und Herz hinauszugreifen in die breite Fläche der weiten Welt, und je mehr ſich für die Kreiſe unſers ideellen Lebens die Perſpective abkürzt, deſto weiter drängt der raſtlos pulſirende Lebenstrieb, dem ſich auf der einen Seite ein Stillſtand bietet, nach einer andern Seite hin und eröffnet ſich auf dem Felde der induſtriellen Speculation einen Spielraum, der vor aller Beargwöhnung der Hypochondrie, vor aller Verketzerung bigotter Prüderie bis jetzt noch geſichert iſt.

Seit einem Decennium gab ſich in den Gemüthern der Zeitgenoſſen eine Stimmung kund, in der ſich das deutliche Gefühl verrieth, man wandle auf ausgetretenen Bahnen, man ſei von mürbe gewordenen Lebensformen umgränzt. Die Götter des Lebens waren ſchlafen gegangen oder ſaßen, wie die Senatoren Roms vor den Kriegern des Brennus, ſteif und ſteinern auf dem Markte des Tages. Die alte Sonne der Literatur kroch langſam zur Ruhe. Eine Handvoll Dichter nahm das abendliche Zwielicht noch für Morgenſchein und täuſchte ſich eine Weile hin, während die kritiſchen Brennuskrieger die ſteifgewordenen Greiſe des Lebens am Barte zupften und verhöhnten. Man ſtürzte die alten Altäre, aber man konnte keine neuen errichten. Die junge Thatkraft des aufkommenden Geſchlechts reichte nur eben hin, um die Werke alter That zu vernichten. Im Eifer, Trümmer fortzuräumen, die den Weg verſperrten, lähmte man ſich die eigene Hand. Es iſt nothwendig, alte Schäden zu heilen, troſtlos aber, wenn es nicht anders geſchehen kann, als durch Hemmung des ganzen Organismus. Man ſtürzte Goethe's Autorität, aber man ſah ſich rathlos um und wußte nicht aus noch ein.

In dem Harren und Lauſchen auf eine neue weltwichtige Erſcheinung matteten ſich die Kräfte ab. Der Zeitgeiſt ſaß wie ein ſchläfriger Kammerdiener in der Antichambre eines neuen großen Herrn, der ihn wenig beſchäftigt; die Langeweile ſchläfert ihn ein, aber bei jedem Geräuſche, das ſich verlautet, reißt er die Augen auf und ſpitzt das Ohr, im Wahne, die Stimme des Gebieters zu vernehmen. Spannung und Schläfrigkeit zugleich, Sucht zur Neuerung und Überdruß am Alten zeichneten die Stimmung einer ganzen Zeitepoche. Man hatte es ſatt, darauf zu merken, was Dieſem oder Jenem der Genius auf ſeinem Sopha eingab, was Dieſer und Jener innerhalb der vier Pfähle ſeiner altbackenen deutſchen Gemüthlichkeit dachte und dichtete, fingirte oder ſyſtematiſirte. Man fing an, die vier Pfähle einzureißen, um einen weitern Geſichtskreis zu gewinnen; man zog die Politik in den Kreis der Intereſſen, die nun einmal eines neuen Stoffes bedurften. Der Deutſche verſuchte es, ein Stück ſeines alten Adams abzulegen, indem er ſich nicht mehr an blos häuslichen Leiden und Freuden weidete. Der junge Zeitgeiſt verſpürte einen verzehrenden Hunger nach einem Biſſen Weltgeſchichte. Aber er ſaß und legte die Hände in den Schooß und lauerte auf den Leckerbiſſen, auf den er wie auf ein neues Evangelium begierig war. Das Gefühl, es müſſe eine neue Aera beginnen, war allgemein, ſei's, daß man ſie fürchtete oder hoffte. Vor aller Aufregung, die kein Ziel fand, wurde man wirre, aus der langſam andauernden Spannung wurde Abſpannung und Lähmung. Da ließ ſich in dem Centrum Frankreichs, dem vermeintlichen Heerde einer neuen Weltepoche, ein Geräuſch vernehmen. Der Zeitgeiſt ſpitzte die Ohren, die Hände aber ließ er im Schooße; denn die geſunde Thatkraft war ihm verſagt. Die Julirevolution ging ſpurlos vorüber, eine lächerliche Kleinigkeit, die eben ſo gut hätte unterbleiben können. Mit der Heiligkeit einer angeerbten Krone, indem man ſie verſchenkt, eine gewagte Spielerei zu treiben, vermag nur ein albernes Zeitalter, das zu Dingen ein kindiſches Gelüſt verſpürt, zu denen ihm die Manneskraft fehlt. Revolutiönchen ſind nur dann möglich, wenn eine Revolution unmöglich iſt, und dem Zeitalter die Fähigkeit zu einer Umgeſtaltung der Dinge gebricht. Jeder Aufſtand zur römiſchen Kaiſerzeit, der im Gefühle einer nothwendigen Weltverjüngung geſchah, galt für gemeines Verbrechen; ihm entging ſogar die Glorie des Märtyrerthums.

Die Weisheit hatte nichts mit ihm zu thun, es war Sache des unreifen Eifers, der nach einer Seite hin das Heil suchte, wo es nicht mehr zu finden war. Die Weisheit saß damals und trauerte; an aller Thatkraft, an aller Hoffnung war sie arm geworden, mit einer tiefen Wehmuth war sie erfüllt, die an ihrem Lebensmark zehrte. So saß die Weisheit von damals gesenkten Hauptes und schrieb mit Tacitus eine Geschichte von der Nothwendigkeit der damaligen Gegenwart; der Hauch eines bittern Schmerzes um die unwiederbringlich verlorene Freiheit belebte und beseelte, was ohne ihn im Tacitischen Zeitgemälde zur dürren Trockenheit und zur verbissenen Wortkargheit geworden wäre. Die Weisheit unserer Zeit, die Weltverbesserungsversuche macht, bleibt gegen die Weisheit des Römers weit zurück. Und das Heil kommt immer ungeahnt über das Geschlecht, wie es damals nicht den politischen Friedensstörern, sondern dem Christenthume, das langsam heranreifte, vorbehalten war, jene neue Ordnung der Dinge zu begründen. Wir gehören keinesweges einer Epoche an, die in politischer Hinsicht mit der römischen Kaiserzeit eine Verwandtschaft bekundet, aber der alte Satz bleibt heute wie immer wahr, daß sich die Weltgeschichte nicht machen, nicht fabriciren läßt. Auf jene pariser Emeute folgten in Belgien und einzelnen Theilen Deutschlands Emeutchen, welche die Zeitgeschichte eher zur Farce machten, als ihrer Fortbewegung förderlich waren, und wenn in der polnischen Nation das Gefühl der alten Freiheit abermals zu einer Geißel gegen sich selber wurde, so war damit der bestätigende Beweis geliefert, daß das Zeitalter zu einer politischen Wiedergeburt auf dem Wege kriegerischer Empörung unfähig sei. Und als triebe der Weltgeist seinen Hohn mit dem rathlos herumirrenden Menschengeist, so mußte gerade in dieser Zeit, deren Wirklichkeit sich mit allem Wünschen und Hoffen der bessern Gemüther als disharmonisch erwies, sich eine Philosophie gestalten, die sich zur Aufgabe stellte, das Reelle und Ideelle als einträchtig hinzustellen, und das Wirkliche mit der absoluten Vernunft zu versöhnen. Die Lösung der Aufgabe durch alle Stadien der übersichtlichen Vergangenheit hindurch war der glänzendste Triumph dieser Philosophie, bis ihr in der Betrachtung der Gegenwart das Augenlicht ausging und sie auf eine Wirklichkeit ſtieß, an der ſie entweder nichts als abſolut wahr fand, oder ihr an frühern Zuſtänden siegreich bewährter Satz zu Schanden wurde, ſo daß ſie, überall den Faden der Bewegung im Laufe der Weltgeſchichte feſthaltend, ihn für die Gegenwart blöde fallen ließ, im Verhältniß zu deren Lebensfragen ihr nichts übrig blieb, als Quietismus und Optimismus. Das ſind die Eiſenſtäbe des Hegel'ſchen Syſtems für Gegenwart und Zukunft.

Der vor Jugend und vor Alter kindiſche Zeitgeiſt wollte durchaus ein neues Zeitalter beginnen. Die hoffnungstrunkene Jugend ſprach träumeriſch von einem Völkerfrühling, das grämlich faltenreiche Alter von einer Nacht der Barbarei; Niebuhr's umflorte Ahnungen gingen auf eine allgemein hereinbrechende Entſittlichung des Geſchlechts. O, daß mir Herr von Raumer zu Hülfe käme und mir den Maßſtab ſeiner Weisheit liehe, damit ich ausfindig machte, wo hier die Wahrheit liegt. Dann nähme ich nur ſeine Schneiderelle und mäße nach rechts und links die Extreme ab und ſagte: ſiehe, die Wahrheit liegt hier wieder in der Mitte, zwiſchen der Hoffnung der Jugend und der Troſtloſigkeit des Alters, zwiſchen Grün und Schwarz, zwiſchen Leben und Tod mitten inne. Spricht der beneidenswerthe Mann von Dieſem und Jenem und weiß immer Rath, ſeine Wahrheit liegt immer im Mittelmaße der Dinge dieſer Welt. Es iſt nur ſchade, daß dieſer ehrenwerthe Geſchichtſchreiber mit der Weltgeſchichte ſo eigentlich auf geſpanntem Fuße ſteht. Die Weltgeſchichte handelte nach ihm immer verquer, ſie drängte immer nach einer Seite hin, nicht anders als in Extremen hat ſie ſich entwickelt, die ſchlaffe Mitte hat nie etwas erzeugt, hat auch nie Recht gehabt, denn Vernunft hat immer mit der Wahrheit Partei gemacht und die Wahrheit ſtand immer auf der Seite des neuen, friſchen Lebens. Eine Zeit hat immer eine beſtimmte Färbung; iſt dieſe den Zeitgenoſſen nicht klar, ſo gehen dem nachkommenden Geſchlechte darüber die Augen auf. Wir aber, wir Kinder der Gegenwart, ſprechen nun einmal unſäglich gern über unſere Zeit, wir raiſonniren und flicken ſie uns nach Möglichkeit zuſammen. Aber es paſſirt uns freilich allzu oft, daß, wenn wir auf der einen Stelle ſtopfen, das alte Wamms der Zeit auf der andern nachreißt. Es iſt ein zuſammengeflicktes Jahrhundert.

Aber ſollte in unſerer Zeit doch nicht eine vorherrſchende Stimmung obwalten? — Eine religiöſe? — Verräth ſich nicht in Tauſenden ein Drang des Geiſtes zur Einkehr in ſich ſelber und in das Kämmerlein des Gewiſſens? Iſt es die allgemeine Stimme, die wie ein Angſtgeſchrei aus gepreßter Bruſt gen Himmel ſchlägt? Iſt es die Hand des ganzen Jahrhunderts, die zitternd nach dem Sterne der ewigen Seligkeit greift, um ſich mit ſeiner Leuchte das Dunkel des bedrückten Lebens zu erhellen? Es wäre nicht allzu ſeltſam, wenn wir alle, wie wir da ſind, ſchließlich beten gingen. Sind doch die Blüthen der Welt ſo eitel, ſo wurmſtichig, oder ſo voreilig aufgebrochen! Sieht doch das Kleid des Jahrhunderts ſo fahl aus wie der abgetragene Sammtrock einer geſtürzten Königin. Und es war eines der edelſten Gemüther, dem der Schmerzenslaut entfuhr: O, daß ein neuer Heiland in die Welt käme, um die irre Angſt des rathloſen Jahrhunderts zu tilgen! Es war eines jener Gemüther, die wie die Sinnpflanze bei jedem Lufthauche der Zeit in ſich vibriren. Aber das Geſchlecht, auch wenn es religiös wird, greift ſogleich fehl, es ſchreit nach einem neuen Heiland. Und daß kein neuer erzeugt werde, dafür ſorgt doch wohl nun jetzt die wohllöbliche königsberger Polizei. Sie hat gut daran gethan, den Muckern einige Eiſenſtäbe vors Fenſter zu ſtecken. Auch in England gibt es Secten, die an einen neuen Heiland oder an ſein leibliches Wiedererſcheinen glauben. Friedrich v. Raumer berichtet davon in ſeinen intereſſanten Briefen über England. Die dortige myſtiſche Secte rechnet ganz beſtimmt darauf, daß der Welterlöſer 1843 an dem zweiten Oſterfeiertage in Jeruſalem erſcheinen werde. Daß die faule Welt es nicht glaubt, darin, ſagen ſie, liegt eben der Beweis für die Richtigkeit, denn Chriſtus habe geſagt, er werde unerwartet kommen, und wie ein Dieb in der Nacht. Seltſam, ſeltſam! Alſo glaubt jener Pietismus, daß Chriſtus gar nicht mehr in der Welt ſei! Und er hat doch verheißen, er wollte bei uns ſein allezeit, bis ans Ende der Tage! — Er iſt wohl bei uns, der Geiſt der Liebe, der Geiſt Gottes; — wenn wir nur den göttlichen Faden immer auffinden könnten in dem verzerrten Gewebe unſerer Menſchlichkeiten!

Der religiöſe Geiſt dieſer Zeit hat dafür geſorgt, daß auch die Caricatur ſeiner ſelbſt ihm über die Schulter blickt, er hat ſich vor ſeinem Begleiter in Acht zu nehmen wie der Evangeliſt Lucas. Denn bei Gott! wenn Chriſtus aus der Weltgeſchichte bis 1843 fortgeläugnet werden könnte, ſo würde mir der Verſtand irre, manches aber im Laufe der Dinge würde mir troſtlos klar. Und wenn er wirklich Anno 1843 erſt noch einmal leibhaftig in Jeruſalem erſchiene, ſo thät es noth, wir beeilten uns mit unſern Eiſenbahnen und führten ſie möglichſt ſchnell durch Öſterreich, Ungarn, die Türkei — oder arrangirten eine Dampfſchifffahrt von Trieſt nach der Levante, um die Communication mit dem heiligen Lande zeitgemäß einzurichten. Wir würden dann ermeſſen können, wie viel wir gegen das Mittelalter voraus hätten. Das Mittelalter machte Kreuz- und Querzüge nach Jeruſakem, wir würden amüſante Luſtfahrten zum Heiland machen und ſehr gerade und sans gêne mit ihm verfahren. — Es iſt heut zu Tage dafür geſorgt, daß kein Baum mehr in den Himmel wächſt, auch der Baum nicht, unter dem ſich die frommen Mucker zuſammenthun und niſten.

Aber der Zeitgeiſt hat in religiöſer Beziehung in Deutſchland auch ſeine geſunde Richtung. Das Zeitalter der Reformation hatte in unſer geſammtes Leben einen Zwieſpalt gebracht, der unüberwindlich ſchien bis auf die Gegenwart. Der Pietismus, der inmitten des Proteſtantismus um ſich greift, erweiſt ſich auch als ein tieferes Bedürfniß der proteſtantiſchen Welt, mit dem ſie ergänzt und nachholt, was in ihren Formen unerfüllt und verſagt blieb. So ſpringt denn auf einzelnen Puncten heraus und extremirt ſich, was in dem tiefern Zuſammenſchließen der ganzen Richtung ſeinen Halt und ſeine Würde findet. Der Proteſtantismus hat ſeine Oppoſition, womit er ſeinem Gegner einſt kampfluſtig die Stirn bot, aufgegeben; er ſucht aber ſein Heil in einer, nicht oberflächlichen, ſondern tief innerlichen Einigung mit dem in ſich ſelbſt geſättigten Katholicismus. Die Zeichen der Zeit liegen nicht unmerklich am Tage. Die Verſchmelzung des lutheriſchen und reformirten Ritus in Preußen war nur der Anfang einer weitergreifenden Einigung. Und was ſich in der allgemeinen Stimmung der Gemüther ankündigt, iſt auch Sache der denkenden Vernunft. In Berlin und

Wien — zwei großen Endpolen des deutſchen Lebens — liegen hierzu, hinter der ephemeren Erſcheinungswelt verſteckt, die ziemlich erkennbaren Anknüpfungspuncte. Während Marheineke's Dogmatik die Gegenſätze des religiöſen Gedankens und Gefühls im Gebiete der Speculation ausglich, ſo daß ſich Offenbarung und begreifendes Erkennen zuſammenſchließen, ſtrebt die Pabſt-Günther'ſche Schule in Wien nichts anders an, als von Grund und Boden des katholiſchen Lebens ſich den Reſultaten der proteſtantiſchen Forſchung zu nähern. In dieſen wiſſenſchaftlichen Verſuchen gibt ſich für die deutſchen Intereſſen eine Perſpective kund, in deren Hintergrund ſich vielleicht um ſo unerſchütterlicher eine Einigung deutſcher Nationen auferbaut, je leiſer und tiefer die Grundſteine gelegt ſind. Was ſich dazwiſchen ſchiebt, um den Bau zu ſtören, wird der Tag ſchon aufzeigen, nur darf die Grundlegung nicht überſehen bleiben. Das Zuſammenſchließen der materiellen deutſchen Intereſſen, das ſich in unſern Tagen zu Stande bringt, wird von der andern Seite her die Nöthigung bieten zu einer weitern Einigung. Der deutſche Zollverband wird ein allgemeines deutſches Handelsgericht nöthig machen, mit welchem die Grundelemente zu einer Repräſentantenkammer deutſcher Nation gegeben ſind, während die Fürſten ihr zur Seite eine erſte Kammer bilden, und ein deutſcher Föderativſtaat dann nicht blos auf dem Papiere ſteht, ſondern in der Wirklichkeit wurzelt. Was ſich einmal geiſtig als Einheit gefaßt hat, ſtrebt dies nach außen hin immerfort an bis zum endlichen Gelingen.

Sonſt ſuchte der Deutſche in ſeiner Literatur die Haltpuncte für ſeine nationale Geſammtheit. Hätte dieſe ſich geiſtig länger feſt halten laſſen, ſo hätte es Schiller vermocht, der deutſche Pindar, der den Grundſtein zu einer Bühne legte, um zur Geſammtheit zu reden und eine Nation heranzubilden. Darum die Liebe auch der jetzigen Jugend zu ihm, weil ſie fühlt, ihre Nation ſei auf dieſem Wege nicht weiter geſchritten. Die Deutſchen haben keine Nationalbühne mehr. Der Grundſtein zu dem Gebäude liegt vereinſamt, faſt erſchüttert da, wie ein Cyklopenſtück aus alter Zeit.

Der jüngern Literatur fehlen alle Anknüpfungspuncte zu nationaler Einigung. Die alten Tugenden waren ausgeartet, die deutſche Liebe war zur entnervten Verliebtheit, die alte Begeiſterung zur ſüßlichen Schwäche geworden. Das Bewußtſein, man wandele auf ausgetretenen Bahnen, mit denen das ganze innere Leben verſtumpfte, rief mit Heine und Börne eine neue Literatur hervor, die aus dem Gebiete der Illuſionen heraustrat, alle optiſchen Täuſchungen der in ſich ſelbſt verliebten Deutſchheit vernichtete, und mit verwegener Hand in die morſchen Geſellſchaftszuſtände der Wirklichkeit griff. Es that noth, daß die Liebe in Haß, die Begeiſterung in Verhöhnung umſchlug. Die Welt ſtaunte, als ſie die Poeſie des Haſſes, die weltgeſchichtliche Bedeutung des Zornes erfuhr. Aber dieſen Verwandlungen der Tugenden des Geiſtes folgte freilich auch ihr Fluch auf dem Fuße! Im Beginne dieſer Literatur lag auch ſchon ihr Bruch. Diejenigen, die das Schwert der Nemeſis erhoben, um das Geſchlecht für ſeine alten Gebrechen zu ſtrafen, mußten gegen ſich ſelbſt die Waffen kehren, und ein Krieg Aller gegen Alle erſchöpfte nutzlos die Kräfte. Wenn aber das Salz dumm wird: womit ſoll man ſalzen? Und wo ſo ſtark gepfeffert wurde, iſt vom Salzen gar nicht mehr die Rede.

Es iſt kein rechtes Heil mehr im literariſchen Deutſchland. Das religiöſe kommt vielleicht nachträglich ganz geräuſchlos zur Vereinbarung ſeiner Intereſſen. Das politiſche Deutſchland bedarf erſt eines Vorläufers.

Dieſer Vorläufer iſt da, ein Roß mit Flügeln, mit dampfenden Nüſtern. Es führt in langen Zügen die Deutſchen aus allen Gauen einander zu. Sie lernen ſich als Brüder Eines Namens kennen; ſie lernen auf Grund und Boden des bürgerlichen, des materiellen Verkehrs die Eintracht wiederfinden, die ſie in Religion und Politik verloren hatten! — Auf dieſe bürgerliche Eintracht hin nehm' ich anderthalb Actien.

Europa's Aufgaben in Aſien.

Leipzig, 1836.

Die europäiſche Cultur kann nicht ſtagniren. Das Princip des Fortſchreitens iſt ihr ſo weſentlich eigen, daß ſie ohne dies gar nicht gedacht werden kann; der Fortſchritt iſt ihr Lebensnerv. Es kommt nur darauf an, ob die Cultur Europa's ſich auf dieſen ihren Boden beſchränken, oder ob ſie mit der ſiegeriſchen Kraft der Intelligenz welterobernd ſich Ausdehnung verſchaffen werde. Und hierzu hat es nicht blos allen Anſchein, hierauf drängt Alles hin. Ich theile nicht den Lieblingsgedanken verzweifelt ſcheinender Menſchen, daß die Cultur nach Amerika überwandern, Europa und Aſien in Barbarei, in chaotiſches Vegetiren verſinken würden. Europa kann gewiſſe Ausſtrömungen ſeiner Kräfte, wozu Übervölkerung und die durch das Maſchinenweſen fortwährend im Steigen begriffenen Production an Lebensgütern gleich ſehr zwingen werden, nicht blos zulaſſen, ſondern auf alle Weiſe begünſtigen, es kann die Blüthen ſeiner Bildung über die Welt hinſtreuen und doch bleiben, was es iſt, nämlich Centralpunct für weltgeſchichtliche Entwickelung. Seine Quellen ſind unerſchöpflich, ſobald man nur nicht die Mündungen ſtopft. Man kann die Entgegnung machen, daß Colonien mächtiger wurden, als Mutterſtaaten; allein man ſollte nur aufhören, das Princip der Eroberung als etwas Leitendes für die Geſchichte der Zukunft anzunehmen. Ich will hier nicht die Behauptung eines ewigen Friedens unterſtützen, weil man an die Vorſtellung eines ſolchen auch eine ewige Ruhe, mithin einen moraliſchen oder phyſiſchen Tod zu knüpfen gewohnt iſt. Aber ich muß zu bedenken geben, daß, ſobald die Zeit da iſt — und ſie ſcheint nahe genug — wo es ſich weniger um das Intereſſe dieſes oder jenes Fürſten, dieſer oder jener Herrſcherdynaſtie, als vielmehr um Völkerintereſſen handelt, auch der Moment ins Leben tritt, mit welchem der Krieg aufhört. Welch ein unbedeutendes Ereigniß war nicht ſchon, bei Lichte beſehen, die letzte Thronveränderung in Frankreich! Das alte Europa fühlte das, ohne es ſich ſagen zu wollen, aber das alte Europa fühlte es dunkel, denn es ſah ruhig zu und ſchwieg. Völkerintereſſen können auch in Conflict gerathen, Reibungen werden nach wie vor entſtehen, allein man wird ſich ausgleichen, ſich accommodiren, aber ſich nicht mehr todtſchlagen, um dies und das in Ordnung zu bringen. Die Exiſtenz der Staaten iſt viel zu ſehr durch Gegenſeitigkeit bedingt, um es noch möglich zu machen, daß einer von ihnen durch äußere Gewalt vernichtet würde. Man wird in Europa nichts mehr erobern. Die Civiliſation iſt ſo weit vorgerückt, daß ein Culturvolk gegen ein anderes Culturvolk nicht mehr mit Feuer und Schwert auftreten wird. Man wird Eiſenbahnen von einer großen Stadt zur andern anlegen, man wird die Geſandten mit Dampf hin- und herjagen, vermittelſt windſchneller Locomotivmaſchinen ſich Nachmittagsbeſuche von einer Hauptſtadt zur andern machen, um Alles mündlich und friedlich auszugleichen; in der europäiſchen Welt, ſcheint mir's, wird bald nur noch mit Conferenzartikeln und Friedenstractaten Krieg geführt werden. Ich habe nichts weniger als ſanguiniſche Hoffnungen von ſolchem Zuſtande der Dinge, ich hoffe nicht und fürchte nicht, ich kann blos ſagen, wozu es ſich nach meinem Erachten anläßt. Aber ich habe keinen Glauben an einen allgemeinen europäiſchen Krieg, weil die materiellen Intereſſen den Ausſchlag geben, wenn heut zu Tage ein Hauptſtaat das Für und das Wider erwägt, und dieſe materiellen Mächte verlangen Frieden. Für eine Idee, ein Princip das Schwert zu ziehen, wird bald nur noch für eine romaneske Chimäre der Altvordern gelten, die noch einer gutmüthigen Erhitzung fähig geweſen. Es iſt ganz richtig, was jener Pair von Frankreich neulich ſagte, daß wenn alle Dynaſtien Europa's Krieg wollten, und die Dynaſtie Rothſchild wolle Frieden, ſo müſſe man fortfahren, Parademanövers zu machen, um nur die Waffen nicht roſten zu laſſen. Die Völker der Intelligenz, England, Deutſchland und Frankreich, werden ſicherlich keinen Krieg mit einander führen. Nur in den abgelegenen Winkeln, wo ſich manche Unklarheiten nicht ganz löſen wollen, kann der Gott Mars etwas Barbarei und etwas Romantik zuſammenrühren, um in ſeinem Hexenkeſſel ein namenloſes Ding, wie etwa den ſpaniſchen Parteienkampf, in Gährung zu bringen. Schlimm genug, wenn ſich auf den Hauptſchauplätzen Europa's, ſei's hier oder dort, ein vulkaniſcher

Ausbruch nicht geſtalten kann, um gewiſſe ſchadhafte Stoffe im Sturm der Elemente des Lebens und im ſchäumenden Gährungsproceſſe auszuſcheiden. Wir werden nicht ganz in Ordnung kommen, die Entwickelung ſtaucht ſich hier und da, wir ſind überfüllt, überſchüttet, geiſtig und phyſiſch, es muß ſich irgendwie entladen, eine Ausſtrömung iſt nothwendig. Aber auf Europa's Boden werden die Conflicte ſchwerlich zu großartiger Erſcheinung gedeihen: was Europa nicht in ſich ſelbſt zur Entſcheidung bringt, muß es in andern Welttheilen ausrichten.

Es liegt eine eigene Ironie darin, daß, während wir mikroskopiſch auf unſere kleinen Händel in der Nähe blicken, während wir einzelne Perſonen in dem Aberglauben verfolgen, man könne mit einer Perſon einen Gedanken vernichten, und in der Erwartung leben, es müſſe ſich aus dieſen Reibungen etwas Erkleckliches erzeugen für eine geſicherte Ordnung der Dinge, der Weltgeiſt ſchon in der That dafür ſorgt, ſeinem Lieblingskinde und Neſtküchelchen, der europäiſchen Intelligenz, neue weite Bahnen vorzuzeichnen, wo ſich der Sieg des europäiſchen Bewußtſeins glänzend an den Tag ſtellen wird. Man blickt zu ſorgſam auf Amerika, als ſei dies der einzig mögliche Schauplatz für eine neue Epoche der Weltgeſchichte, weil man von dem falſchen Vorurtheile befangen iſt, die Cultur müſſe kreisförmig weiter ſchreiten über den Boden der Erde. Sie kann aber eben ſo gut ſpiralförmige Richtungen nehmen, ſie kann auch zurückkehren in den Schooß, dem ſie entſtiegen, ſie kann ihre Kindheit wieder aufſuchen, und das, was auf der Stufe des erſten Alters ſtehen geblieben, in den Kreis ihrer Intereſſen ziehen. Die europäiſche Intelligenz kann, mit einem Worte, ſich in Aſien, der Wiege des Menſchengeſchlechtes, eine neue Thätigkeit ſchaffen, und das weiland Kindliche, das dort in der Abgeſchiedenheit von aller Fortentwickelung in Zeit und Raum mittlerweile kindiſch geworden iſt, in ihren Bildungsproceß aufnehmen. Der Geiſt der europäiſchen Cultur kann in Aſien ſeine weiteren Thaten erleben, in Europa ſelbſt vielleicht nur noch Begebenheiten, Situationen. Die aſiatiſchen Nationen harren einer Wiedergeburt, wozu ihnen unſere Intelligenz verhelfen wird. —

Wie ich dies geſtern gegen Friedrich Liſt, den hieſigen nordamerikaniſchen Conſul, äußerte, verwies er mich auf ſeinen Aufſatz über Aſien im Rotteck-Welcker'ſchen Staatslexicon, den ich zur Beſtätigung meines Glaubens eifrig leſe. Er hat die Actenberichte des engliſchen Parlamentscomité's, das zur Unterſuchung der verſchiedenen Handelsſtraßen über Kleinaſien und Ägypten nach Oſtindien niedergeſetzt war (vom 16. Julius 1834), im Original zur Benutzung gehabt, und liefert ſomit zur Kenntniß der engliſch-aſiatiſchen Politik einen höchſt ſchätzenswerthen Beitrag. Die Projecte betreffen bekanntlich die beiden Routen des Mittelalters, wovon die eine über den perſiſchen Meerbuſen, Baſſora, den Euphrat oder Tigris entlang durch Syrien nach irgend einem ſyriſchen Seehafen, die andere über das rothe Meer durch die Landenge von Suez oder durch Ägypten nach dem mittelländiſchen Meere führt, und das Comité iſt überzeugt, daß dieſe Wiederherſtellung der alten Handelswege eine bedeutende Revolution in dem Verkehre mit Aſien bewirken werde. Der Euphrat und der Tigris ſetzen der Dampfſchifffahrt bedeutende, aber doch geringere Schwierigkeiten entgegen, als diejenigen, die man in der weſtlichen Welt mit Leichtigkeit beſiegte. Der Schach von Perſien und der türkiſche Sultan ſind offenbar zu ſehr dabei intereſſirt, um nicht jede Unterſtützung zu gewähren, damit der erſte der beiden Wege, längs des perſiſchen Meerbuſens, als Handelsroute angenommen werde. Die Scheikhs der ſeßhaften und die Häupter der an den Ufern des Euphrat herumſtreifenden Araberſtämme müſſen durch Beſtechung und Tribut dafür gewonnen werden. Allein Mehmed Ali würde dadurch ſeinen Lieblingsplan, den Weg durch die Landenge von Suez zu leiten, geſchmälert ſehen und jenes Project zu vereiteln ſuchen. Dazu kommt, daß Rußland von ganz Armenien und folglich von den obern Flußgebieten jener beiden Ströme, ſobald es ihm beliebt, Beſitz zu nehmen im Stande iſt. Die Kurden ſind geneigt, ſich der ruſſiſchen Herrſchaft zu unterwerfen, und die Entfernung Erivans, der Hauptſtadt des ruſſiſchen Armeniens, von dem am Tigris gelegenen Moſul beträgt, wie Herr Liſt angibt, nur 300 engliſche Meilen. — Für die zweite Hauptroute, längs des arabiſchen Buſens, ergeben ſich durch die Südweſt-Monſun-Winde Schwierigkeiten, welche das Packetboot von Hindoſtan ungefähr vier Monate aufhalten, und auch für Dampfſchiffe entſcheidend ſein dürften. Acht Monate des Jahrs ſind freilich von jenen Winden ganz befreit. Und die Thatluſt des Paſcha von Ägypten iſt hoch anzuſchlagen. Dieſer ſcheint mehr auf Eiſenbahnen, als auf Canäle zu halten, um den Handel über ſeine Hauptſtadt zu leiten. Der Weg von Suez nach Kairo, für welchen der Paſcha eine Eiſenbahn beabſichtigt, iſt 92 engliſche Meilen lang. Man würde, falls dieſe Route zu Stande käme, in Malta mit dem engliſchen Dampfboote auslaufen, in Zante oder Cerigo anſprechen und in Zeit von 45 Tagen von Malta nach Bombai zu gelangen im Stande ſein. Ein Paſſagier hätte nicht mehr als 175 Thlr. preuß. zu bezahlen, das Porto für einen Brief beträgt 20 gGr. Dieſe Angabe macht Herr Liſt nach dem Berichte des engliſchen Comités.

Es leuchtet ein, daß der Paſcha von Ägypten auf dieſe Weiſe der tauglichſte Bundesgenoſſe für England würde, um das engliſch-oſtindiſche Reich zu ſchirmen. Zugleich würde eine ſchnelle Civiliſation Ägyptens und der am rothen Meere gelegenen Länder kein unwichtiges Reſultat dieſer Unternehmung ſein. Und was hat Rußland zu thun? — China zu gewinnen, ſagt Liſt. Hierzu gehören Menſchenalter; aber der Coloß auf thönernen Füßen muß vor der europäiſchen Bildungskraft ſtürzen, und eine Regierung, die eine Million Soldaten auf die Beine ſtellt, kann füglich eine tauſend Meilen lange Eiſenbahn zu Stande bringen, um ſeine kriegeriſche Macht an China's Grenzen aufzuſtellen. Dann wird eine Geſchichtsepoche beginnen mit der Überſchrift: England und Rußland in Aſien. Hier werden ſich neue, wundergroße Conflicte erzeugen, die auf europäiſchem Boden nicht mehr Raum zu haben ſcheinen. Das Privatintereſſe der Staaten und Handelsbedürfniſſe werden die Nöthigung bieten, um dem Werke der Humanität vorzuarbeiten und den kommenden Geſchlechtern Sphären zu eröffnen, wo die europäiſche Intelligenz auf die wunderwürdigſte Weiſe mit den Stoffen des vorhandenen Lebens der aſiatiſchen Völker ſich amalgamiren wird. — Und welchen Antheil wird Deutſchland nehmen an dem Werke der Civiliſation der aſiatiſchen Völker? Auch Deutſchland bedarf des Ableitungsproceſſes. Die Überfüllung, Überſättigung und Stagnation in geiſtiger wie in phyſiſcher Beziehung ſpricht dafür. Nicht für unſere Verbrecher haben wir ferne Colonien nöthig, ſondern gerade den Beſſern thut oft eine Wanderung durch die Weite der Welt noth, um entweder mit erfriſchter Starkmüthigkeit heim zu kehren, oder in fremder Umgebung ſo deutſch zu ſein, wie es auf dem heimiſchen Boden kaum möglich, kaum zuläſſig ſcheint. Sehen wir jedoch weniger auf das Privatintereſſe Einzelner, als auf Deutſchlands Nationalvortheil! »Möchte Deutſchland,« ſagt Herr Liſt, »das durch die Tüchtigkeit ſeiner Bewohner für die Anlegung von Colonien und für Gründung von Etabliſſements in fremden Ländern ſo ſehr berufen iſt, an dem Werke der Civiliſation Aſiens Theil zu nehmen, auch bei Vertheilung der Vortheile, die es verſpricht, als Nation nicht leer ausgehen, was übrigens um ſo weniger zu befürchten ſteht, als Öſterreich bei der bevorſtehenden, in Folge ſeiner Altersſchwäche nothwendig eintretenden Auflöſung des türkiſchen Reiches die gegründetſten Anſprüche auf die geſammten Uferſtaaten der niedern Donau bis zu ihrer Ausmündung in das ſchwarze Meer nachweiſen kann, durch welche Erbſchaft Deutſchland endlich in den Beſitz der ihm von Natur angewieſenen und bis jetzt nur durch Mangel an Nationaleinheit von einer barbariſchen Nation verſperrten Handelsſtraße nach Aſien gelangen würde, der einzig directen, welche die Natur dem europäiſchen Continente verliehen hat, und die daher nicht nur Deutſchland einen bedeutenden Eigenhandel, ſondern auch einen großen Theil des Zwiſchenhandels anderer Continentalnationen mit dem Orient ſichern würde.«

Es läßt ſich nämlich in der That nicht läugnen, daß die Staaten des weſtlichen Aſiens ihrer Auflöſung ſo ſehr entgegengehen, daß die europäiſche Diplomatie die Reorganiſation derſelben als eine naheliegende Aufgabe vor ſich ſehen muß. Unſerm Verfaſſer konnte der vierte Band von Lamartine's Reiſe im Orient noch nicht zu Gebote ſtehen, um nach dieſer neueſten Autopſie das Verſchwinden der muſelmänniſchen Race in den Staaten des Sultans als ein unzweideutiges Ergebniß hinzunehmen und es mit der längſt am Tage liegenden Ohnmacht der Pforte zuſammenzureihen. Ohne auf Lamartine's Schilderung der dortigen Verhältniſſe zwiſchen Herrſcher und Beherrſchten zu viel Gewicht legen zu wollen, läßt ſich doch annehmen, daß das von den eroberungskräftigen Vorfahren ererbte Übergewicht der Türken, wodurch ſie allein noch herrſchen, in den bedeutendſten Plätzen des Reiches nur noch als ein leicht abzuwerfendes Vorurtheil früherer Zeiten Geltung habe, und daß die Maſſe der Bevölkerung nur des Anlaſſes bedürfe, um eine neue Ordnung der Dinge zu beginnen. Die Lehre Mohameds iſt erſtorben. Die Bibel iſt ein ewiges Buch, weil ſie einer ewigen Auslegung fähig iſt; der Koran läßt ſich nicht deuten für kommende Geſchlechter, der Islam iſt zu ſehr Erzeugniß beſtimmter Örtlichkeit und bedingter Zeitbedürfniſſe, eine jäh aufſchießende Tulpe, welche die Atmoſphäre duftleer läßt. Das Chriſtenthum iſt eine ewige Erſcheinung, ein verſtecktes Veilchen, das den Luftraum zu würzen vermag. Dem Mohamedanismus fehlt das Princip der Individualität, deshalb muß ihn eine jüngere Zeit überwachſen. Der Nerv des Chriſtenthums iſt die Freiheit der Perſönlichkeit, hierin liegt ſeine Fähigkeit zu reichſter und zu ewiger Fortentwickelung. Dem Orientalen erſcheint das Ich nur als »der dunkle Despot,« nach chriſtlichen Principien verklärt ſich die Perſönlichkeit des Einzelweſens, und tritt aus allen Stoffen des vorhandenen Lebens leuchtend und ſiegend hervor, als das Unvergängliche mitten im verzehrenden Wandel der Dinge dieſer Welt. Deshalb iſt Chriſtenthum und Entfaltung des Menſchlichen welthiſtoriſch verwachſen zu inniger Gemeinſchaft.

Der Mohamedanismus kann als erſtorben angeſehen werden. Mithin werden ſich bald genug die Staaten auflöſen müſſen, die ihn zur Baſis haben. Es ſcheint zwar, als könne in Ägypten ſchon durch europäiſche Kriegskunſt, Disciplin und Mechanik eine Wiedergeburt erzeugt werden; allein die Erſcheinung iſt nicht neu in der Geſchichte, daß die niedrigen Elemente des Lebens, phyſiſche Nothdurft, Privatintereſſe und materielle Speculation, dieneriſch vorarbeiten müſſen, um den Segnungen der Humanität, und den Vortheilen höherer Intelligenz und innerer Erleuchtung die Wege zu bahnen. Die europäiſche Diplomatie wird bald keine Kunſtmittel mehr wiſſen, um die Pforte und Perſien zu halten, man wird die kindiſch gewordenen Regierungen dieſer Staaten bevormundſchaften oder ſie ganz auflöſen und in kleine Reiche zertheilen müſſen, deren Throne Abkömmlinge europäiſcher Fürſtenhäuſer beſteigen und deren Länderbezirke zu neutralen Handelsgebieten für die europäiſchen

Nationen erklärt werden. Sodann wäre es allerdings Öſterreichs Aufgabe, das Flußgebiet der Donau zu beherrſchen und die natürliche Straße aus dem Innern Europa's nach dem weſtlichen Aſien die Donau entlang über das ſchwarze Meer nach der kaukaſiſchen Küſte offen zu halten. Auf dieſer Straße iſt Regensburg, — um Herrn Liſt's Angaben zu folgen — vom Kaukaſus nicht viel weiter entfernt, als Pittsburg von Neu-Orleans, welche Strecke man in 10 Tagen mit Dampfböten zurücklegt. Dieſe Reiſe betrüge demnach nur den vierten Theil der Reiſe von dem ſüdlichen Deutſchland nach Nordamerika, vorausgeſetzt, daß die Dampfſchifffahrt hier auf gleich guten Fuß geſtellt würde. Die neueſten Verſuche in Ungarn geben hierzu, wie der Verfaſſer glaubt, große Hoffnung. Ulm, wo die Donau ſchiffbar wird, iſt von den nördlichen Küſten Kleinaſiens nicht über 400 geographiſche Meilen, und von Baſſora, bis wohin die Fluth des perſiſchen Meerbuſens reicht, nicht über 650 Meilen entfernt. Es würde zu den wichtigſten Ereigniſſen der Geſchichte der Zukunft zu rechnen ſein, wenn Öſterreich in den Beſitz des Donauthales bis zur Flußmündung käme und durch den Wurf der politiſchen Conſtellationen ſich gezwungen ſähe, durch eine freie Donaufahrt zwiſchen dem Weſten Europa's und dem Weſten Aſien's das Mittelglied einer bewundernswürdig ſchnellen Handelsverbindung zu werden. Es würde nicht blos für die öſterreichiſchen Staaten und deren Geſtaltung, ſondern für ganz Europa von unberechenbarem Einfluß ſein. Das Feſtland würde ſich auf dieſem Wege eine Concurrenz mit England eröffnen, wie ſie ihm bisher noch nicht geboten iſt. Die Ausſichten, die ſich hieran knüpfen, ſind auf Möglichkeiten geſtützt, die der Verwirklichung nicht allzufern liegen. Vor der Hand thut es ſchon wohl, dem Geſchlechte eine Perſpective zu eröffnen, die unſerm Blicke eine reiche, wunderbare Zukunft zeigt. Seit Napoleon's Sturze ſind die politiſchen Ereigniſſe in Europa kleinlich geworden. Die Gemüther ſchienen erhitzt, erbittert, die Principien rieben ſich ängſtlich an einander, man meinte, ſie würden ſich entzünden, die Gährung war allgemein, aber der Geiſt der Toleranz hielt jeden Ausbruch zurück, man begnügte ſich mit Verfolgung geringfügiger Umtriebe.

Die europäiſche Intelligenz muß ſich Raum ſchaffen, um ſich die Luft der dumpfen Schwüle in der eignen Heimath zu lichten. Der europäiſche Geiſt muß in der Ferne ſeine Thaten und Begebenheiten ſuchen, mit friſchem Spürblick in der Weite der Welt ſich neue Geſichtskreiſe eröffnen, deren Linien bei den raſchen Fortſchritten der menſchlichen Herrſchaft über die elementariſchen Kräfte nicht weit genug zu ſtecken ſind.

Am 9ten Mai 1839.

(Im Schützenhauſe zu Leipzig.)

Am heutigen Tage, meine Herren, hat man in Stuttgart mit den Glocken geläutet. Einige kleine tyranniſche Seelen hatten ſich Anfangs dagegen geſträubt, waren aber glücklich durch die Geſammtheit überſtimmt. Es war die Anſicht erhoben worden, daß Glockentöne nur der Kirche Gottes zukämen. Man entgegnete, daß auch Fürſten dieſe Ehre zuerkannt ſei, und darauf äußerte ſich denn die Weisheit eines hohen Magiſtrats: ein Fürſt ſtehe der Gottheit näher als — — nun als wer? Welch' einem Weſen gilt die Todtenfeier in Stuttgart? — Einem Poeten d. i. Verſemacher? — Unmöglich, um einen ſolchen trauert keine Nation Jahrzehende lang. Als ein Prophet, hätte man ſagen ſollen, um die Rede zu Ende zu führen; die Fürſten ſtehen der Gottheit näher als Propheten! So lautete dann die Anſicht, die ſpurlos zerfällt, wie jeder falſche Gedanke, wenn man ihn zu Ende denkt. — Ein Prophet. War denn aber Schiller ein Prophet? Für einen Prieſter hat er Allen längſt gegolten, für denjenigen unter allen Geiſtern Deutſchlands, der mit dem heiligſten Ernſt, ja mit Gebet und Andacht ſeinem großen Dienſt oblag. — Und dieſer ſein großer Dienſt war die Erziehung der Deutſchen zu einer Nation. In dieſem Sinne war er alſo ein Lehrer des Volks. Wie aber war er ein Prophet? denn nur das Haupt eines Propheten vielleicht ragt über Fürſtengröße? — Es gibt Propheten, die in kränklicher Aufregung der Nerven an kleinen Symptomen Dinge vorauswittern. Es gibt eine Talleyrand'ſche diplomatiſche Speculation, es gibt einen laubfroſchartigen Inſtinct, den manches Naturkind äußert.

Das ſind die kleinen Prophetengattungen. Schiller aber war in ſeinen Sympathien für die Menſchheit ein Prophet der Weltgeſchichte. Mit ſeinen Räubern begannen die Herzſchläge dieſes großen Propheten. Was wollte er mit den Räubern? Welches Gemälde gab er hier den Zeitgenoſſen? Er zeigte, wie ein echter edler Naturmenſch mitten im Schooße der menſchlichen Geſellſchaft nach ſeinem Rechte aufſchreit, wie er ſich plötzlich ihren Banden entwindet, wie er verwildert, und bei aller Verwilderung doch immer noch groß und edel bleibt. Er ſchrieb die Räuber im J. 1777, mit dem J. 1782 begannen ſie von der Bühne herab die deutſche Jugend zu entzünden. So früh ſchon vor der Revolution in Frankreich! War es nicht ein Vorgefühl davon? Und gab die Revolution etwas Anderes, als das Schauſpiel, wie ſich der Naturmenſch, der Menſch an ſich, gegen den Fluch und die Tücke des Herkommens auflehnt, wie er aus den Banden der Geſellſchaft ſpringt, wie er in dieſem Kampfe verwildert, — und noch groß, noch erhaben zu bleiben vermag? Mich dünkt, Schiller witterte die Revolution des Menſchengeſchlechts, mich dünkt, er war in Deutſchland ihr Prophet. Und in ſeinem Fiesko führte er die Revolution aus der Sphäre der Geſellſchaft in das Staatsleben über. Es gilt, einen Tyrannen zu ſtürzen. Aber auch den neuen Günſtling des Volks gelüſtet nach dem verführeriſchen goldenen Reife; und wie ein ehernes Schickſal ſteht dann Verina, die Republik, hinter ihm. Dies dichtete Schiller 1782. Und in demſelben Jahre Kabale und Liebe, abermals das Schauſpiel einer Revolution mitten im Schooße des Familienlebens, der trauervolle Untergang der Naturgefühle unter der Tücke und der Tyrannei des Herkommens. Und vier Jahre darauf ſchrieb Schiller ſeinen Carlos. Der Lieblingsſohn ſeiner Idealwelt, Marquis Poſa, erhebt ſich kühn gegen den Tyrannen und ruft: Geben Sie Gedankenfreiheit! Mich dünkt, Schiller war ein Prophet. Dieſer Seufzerhauch einer großen Seele: Geben Sie Gedankenfreiheit! hat *noch* keine Wirklichkeit, er will *noch* ſeine Zukunft, er war und blieb noch immer der Hülferuf, der Segensſpruch eines Propheten. — In Frankreich machte ſich Alles praktiſch, die Fragen der Zeit gingen raſch über in Blut und Saft, was in Deutſchland Gedanke blieb, wurde dort zur That.

Schiller warf ſich in die Geſchichte, er ſchrieb den Abfall der Niederlande, ſchilderte den Aufſtand eines Volkes, das ſich frei machte. 1789 wurde die Baſtille erſtürmt, eine Nation war beiſammen. Schiller las ſeit jenem Jahre Geſchichte in Jena. Er wollte den Quellen nachgehen, er wollte wiſſen, warum die Menſchheit zur Revolution genöthigt ſei. Die Republik von Frankreich überſendete ihm das Bürgerrecht, ein Ereigniß, das ſpäter der deutſche Kaiſer durch Ertheilung des Adelsdiploms wieder gut zu machen ſuchte. In Frankreich aber ging Alles raſch und feurig vorwärts. Die Conſtitutionen wechſeln, das abſolute Menſchenrecht badet ſich wollüſtig in Blut, ein wildes Gewühl wird laut, alle Racheſtimmen der Jahrhunderte lang unterdrückten Menſchheit erheben ſich und ſchreien aus den Höhlen heraus, in die man ſie gebannt hat, und blutrothe Feuerſäulen ſteigen gen Himmel auf. Aus dieſem Chaos erhebt ſich allmählig und allmächtig eine einzelne Heldengeſtalt, immer höher ſteigt ſie an, Alles ſtürzt, ebenet ſich um ihren Fußtritt. Das Herkommen, die Größen der alten Zeit waren zertrümmert, man lechzte nach einer neuen Größe, und mit Napoleon wurde das Talent weltgeſchichtlich, es drängte ſich mit ihm in den Mittelpunct der Hiſtorie. Und Schiller? — Er ſchrieb gleichzeitig ſeinen Wallenſtein. Auch hier eine Feier des Talentes, das ſich heraufdrängt und in die Zügel der Ereigniſſe greift, nicht nach Herkommen, ſondern nach Maßgabe ſeiner innern Kraft. 1799 Bonaparte erſter Conſul; 1799 erſcheint Wallenſtein auf den Bretern der deutſchen Bühne. Es gibt hier keinen Zufall, meine Herren, es gibt hier nur Nothwendigkeit, und die Nothwendigkeit iſt eben dieſe, daß ein großer Menſch nur in den Sympathien einer großen Zeit dichtet und denkt. Ich will hier nicht die Parallele zwiſchen Schiller's Dichtungen und den Ereigniſſen ſeiner Zeit verfolgen, ich will nicht behaupten, ob er bei ſeiner Jungfrau von Orleans an das Heldenthum wirklicher Naturen zur Zeit der Revolution gedacht hat. Aber der Zuſammenhang iſt da, der Zuſammenhang zwiſchen Gedanken und That, zwiſchen einem Propheten und ſeiner Zeit. Und als Napoleon Kaiſer ward, 1804, dichtete Schiller Wilhelm Tell. Hat er geahnt, daß die Völker aufſtehn müßten, um ſelbſt frei zu werden? — Weiter reicht ſein Leben und ſeine

Prophetie nicht. Was auf dieſen Völkeraufſtand in Europa erfolgte, hat der Prophet nicht geſehen. Soll man ihn deshalb glücklich preiſen? Oder hat er als ſeliger Geiſt die Geſchichte der Menſchheit ſtill mit durchlebt bis auf unſere Tage? — Hier ſteht unſere Weisheit ſtill. Nur ſoviel wiſſen wir, daß ein Prophet ewiger iſt, daß ein Prophet der Gottheit näher ſteht als jede andere weltliche Größe. Wir haben keine Glocken zu Schiller's Todestage, wir haben zur Feier nicht einmal ein lautes Wort, nur unſere ſtillen Gedanken. Wer dieſe Feier mitbegeht, hebe ſeine Rechte in die Höhe und rufe mit mir dreimal den Namen unſeres Propheten, Schiller!

◆

1.

Achim von Arnim.

Wir ſollten uns beeilen, gewiſſe Geſtalten unſerer deutſchen Vergangenheit als Standbilder fertig hinzuſtellen und — ſtehen zu laſſen. Die Gegenwart und ihr Drang nach einer Zukunft erfüllt uns und verzehrt die lebendigen Kräfte. Freilich müſſen wir wiſſen, wo wir hergekommen ſind, um den Weg nicht noch einmal zurückzumeſſen. Auch haben wir ja noch keinen Tag jener beiden großen Dioskuren, Goethe und Schiller, entbehren können. Der Eine drängte ſich mit der ganzen breiten Welt ſeines Daſeins bis in unſere Tage herein und gab dem Tiefſinn der brütenden Deutſchen vollauf zu thun, während die lebhafteſten Fragen der Gegenwart an ſeinem wunderbaren Januskopf Löſung ſuchten, aber nicht fanden. Um Schiller aber ſchaaren ſich noch immer unſere Gedanken, wenn es nachzuweiſen gilt, daß in der Literatur eines Volkes noch mehr und noch etwas ganz Anderes zu ſuchen ſei, als nur der Glanz des Geiſtes, der Schwung der Sinne, die Blüthe des Gefühls und die üppigen Feuerwerke der Phantaſie: etwas ganz Anderes und Höheres, nämlich die Erhabenheit eines idealen, d. h. mit magiſchen Banden an die Ewigkeit gefeſſelten Charakters. Arnim hat nichts von dieſer Bedeutſamkeit für das deutſche Geiſtesleben; ſeine Werke ſind Spiele der Phantaſie, einer ſomnambülen, die trunken iſt vom Rauſche einer Weisheit, die ihr zu Kopfe ſtieg, wie Pythia's nebelvolle Dämpfe.

Um dieſe Geſtalt, deren Geiſt in ihren Werken wieder vor uns auftaucht, in den richtigen Zuſammenhang zu ſtellen, müſſen wir die drei großen Strömungen von einander ſcheiden, in denen das deutſche Geiſtesleben ſein dreifaches Bette gefunden. In der einen Richtung, die Goethe hervorrief und an ſeine Perſon feſſelte, erſcheint das Reich der Schönheit in einer Harmonie zwiſchen Natur und Geiſt, zwiſchen Leib und Seele. Deshalb auch dieſe Hinneigung zur claſſiſchen Welt, in der ſich dieſe Eintracht aus Inſtinct erzeugte. Den Fauſt, der allerdings dieſe Harmonie aufhebt, dichtete Goethe nur, um dieſes Element zu bezwingen und dieſer dämoniſchen Richtung im germaniſchen Leben den Tribut zu zollen; in allen Dichtungen, die geſetzmäßig ſeinem Naturell entſtrömten, feiert er die allmächtige Verſöhnung zwiſchen Form und Inhalt, die Eintracht zwiſchen Natur und Geiſt, Äußerem und Innerem, als das menſchlich Schöne. In Schiller's Geſtalten hebt ſich ſtets die Harmonie auf, der Geiſt überflügelt mit ſeinem Wollen die Natur, ſeine Menſchen werden zu Weſen höherer Gattung, das Erhabene drängt ſich hier auf in idealem Schwunge, und wo Goethe Homer und Sophokles in ſeiner Natur vereinigt darſtellt, vollendet ſich in Schiller eine rieſige Geſtalt, die Dante und Oſſian zu gleicher Zeit iſt. Mit beiden Richtungen iſt aber das germaniſche Geiſtesleben nicht erledigt. Neben der Goethe'ſchen, in welcher ſich die Harmonie von Natur und Geiſt gebiert, neben der Schillerſchen, in welcher der Geiſt die Natur rückſichtslos fortreißt, gibt es eine Sphäre in unſerm Seelenleben, wo umgekehrt die Natur den bewußten Geiſt übermannt, betäubt und in Bande wirft, um den Dämon der Elementarwelt freizugeben.

Dieſe Richtung hat der Deutſche in ſeiner Muſik nicht fertig, in ihr nicht allein ausgelebt, ſie drängt ſich auch in den bewußten Ausſpruch ſeiner Poeſie, obſchon ihre Geiſter recht eigentlich auf den Namen Beethoven als ihren Herrn und Meiſter hören. Der alte Goethe fühlte es ſehr wohl mit ſeinem klaren Wiſſen, daß es Lebensrichtungen und Geiſtesarten gab, die ganz außer ihm lagen, Geſtalten, die ihm unverſtandene Phänomene blieben. Zu ſolchen Elementen gehörte Muſik, zu ſolchen dämoniſchen Naturen, wie er ſie nannte, rechnete er Byron, Beethoven, auch Schiller, obwohl Schiller nicht zu den Dämoniſchen gehört, weil in ihm die Natur nicht den Geiſt verhüllt, vielmehr umgekehrt der Geiſt die Natur mit ſich fortreißt zur höchſten Region. Die dämoniſche Seite im Naturell der Deutſchen iſt weſentlich in ihrer Muſik zu ſuchen, aber die Muſik mit ihrem Traumleben griff alle Zeit auch in die helle Tagſeite ihres bewußten Geiſtes hinüber, wurde Naturphiloſophie im Gebiet des Denkens, wurde Romantik genannt im Bereich der Dichtung. Dieſe Romantik iſt nicht abgegränzt mit jenen, die weiland eine Schule bildeten. Friedrich Schlegel hatte dies Element mehr kritiſch durchdacht, nur verſuchsweiſe und ohne Glück angepflanzt. Novalis' ſternenhafte Seele athmete in wenigen Zügen aus, in den Nachthymnen und in ſeinen Liedern, dann ſuchte er für den Roman nach Formen und fand ſie nicht. Tieck blieb mit der mährchenhaften Wunderwelt ſeiner tiefſinnigen Seelenkunde auch der Dauer nach der wichtigſte, er brachte das Reichſte und Vollſte aus dieſem Schacht des deutſchen Seelenlebens herauf, grub emſig und treu, ordnete den Schatz im Großen und Kleinen und hat freilich auch oft genug in Eigenſinn, Laune und krankhaften Gelüſten die Schattenſeiten ſeiner Richtung herausgekehrt und mit der Hefe den Reſt erledigt. Zacharias Werner vertrat ſehr bald den dämoniſchen und fanatiſchen Doctrinarismus der Schule, er ſtürzte in die romantiſche Verworrenheit des verzückten Anachoreten, der unter Geißelhieben Wolluſt fühlt, und hat die Wunder der Gefühlswelt mit der Hieroglyphenſchrift ſeiner Lebenswandelungen eben ſo carikirt, als Hoffmann das Lauſchen auf die Offenbarungen der nächtlich verzückten Seele bis zur krankhaft widerlichen Unnatur verzerrte, dies ſind einzelne Lineamente und Ausartungen, die ſich aber vielfach nüancirten, vielfach nachtönten und Wiedergeburt feierten im deutſchen Leben und Dichten.

In Achim von Arnim ſind neben Verkümmerungen und Ausartungen der deutſchen Romantik zugleich die großen Vorzüge dieſer Geiſtesart zu finden, Vorzüge, gegen welche ſich die Philoſophie mit dem Terrorismus des verſtändigen Denkens lange Zeit ſträubte, Vorzüge, welche dieſe antigoethe'ſche Richtung als nothwendige Ergänzung unſers innern Seins bezeichnen. Die Muſik unſers Traumlebens gewinnt in Arnim's Werken Sprache. Die Wirklichkeit iſt für ihn nur eine erſcheinende, eine transparente Welt, aus deren durchleuchteten Falten und Formen für den geheimeren Blick noch eine ganz andere Welt räthſelhaft brennt und flimmert. Gilt der Philoſophie die Eintracht zwiſchen erſcheinender und abſoluter Welt als die Wahrheit, tritt dieſe Harmonie von Leib und Seele in der Goethe'ſchen Poeſie als das ewig gültige Weſen der Schönheit auf, ſo wird hier ein ganz anderes Glaubensbekenntniß laut, wonach die Welt der Erſcheinungen nur ein Symbol für die ewige Welt des geheimnißvollen Jenſeits iſt. Hier macht ſich die Nachtſeite des Menſchenlebens geltend, hier walten Dämonen geheimnißreich, gute Götter und Kobolde hauſen wunderbar, hinter dem Zufall lauert der Eigenſinn des Schickſals, nackte Gottheiten und verhüllte Geſpenſter, lichte Genien und verlarvte Ungeheuer taumeln durch die Welt der Erſcheinungen und Alles ſpiegelt uns die Tiefe der Seele mit ihren Leidenſchaften, den Abgrund des geiſtervollen Chaos, den Bythos der Gnoſtiker, in tauſend wunderbaren Geſtaltungen ab. Statt der erleuchteten und verklärten Wirklichkeit, die unſere claſſiſche Poeſie uns vorführt, bringt uns dieſe Romantik ein Reich der Möglichkeiten, aus denen die abſolute Welt des ewigen Lebens ahnungsvoll hervorbricht, uns bald neckt mit gnomenhaften Schreckbildern, und bald uns mit allen Schauern religiöſer Andacht überſchattet. Statt der Plaſtik einer realen Menſchenwelt beſchreibt hier der Humor ſeine Arabeskenzüge, halb Blume, halb Vogel und Ungethüm, alles wird Symbol einer fernen, tief verſchleierten Geiſterwelt, alles Erſcheinende zu einer Transfiguration der Subſtanzen, wie Brot und Wein vor dem Allerheiligſten nicht Brot und Wein mehr ſind, ſondern Leib und Blut eines überall gegenwärtigen, in allem Daſein verborgenen und doch andeutungsvoll gewordenen, ewigen Weſens. In dieſer Sphäre werden Novalis, Tieck und Arnim ſtets die bedeutungsvollſten ſein. In Novalis iſt, zum Unterſchied gegen die beiden Andern, eine ruhige Trunkenheit der Seele, ein Verſenken in das Anſchauen einer ſeligen Nacht, vorherrſchend. Tieck's jugendlicher Satyr hat jetzt allmälig die Miene elegiſcher Weisheit angenommen. In Arnim iſt am meiſten die männliche Kraft und Gedrungenheit in dieſer Richtung herausgebildet. Beethoven, aus Tönen in Worte überſetzt, iſt Achim Arnim.

Seltſam bleibt es, daß jene drei Geiſter nicht blos, ſondern ſämmtliche Anhänger dieſer deutſchen Literaturrichtungen durch ihre Geburt dem proteſtantiſchen Niederdeutſchland angehören, als ſuchte der Genius im Widerſpruch gegen das umſchließende Leben und das bannende Herkommen ſeinen recht eigentlichen Stachel zur entſchiedenen Energie. Tieck und Arnim haben ſogar Berlin zu ihrer Geburtsſtätte. Freilich tauchten ſie ſich bald auch äußerlich in ſüdliches Leben und verſanken, Tieck wenigſtens, in die Wolluſt einer heißen Vegetation, deren narkotiſche Düfte den Athemzug eines glühenden Nervenlebens beflügelten. Arnim lebte lange Zeit in Heidelberg und in der Atmoſphäre jenes katholiſchen Südens, der im Gedankenleben der Deutſchen eben ſo viel Unſinn und Mißgeburt brütete, als er im Gefühlsleben an Träumen und an Muſik ſo überreich bleibt. Und wie ſich Schickung, Zufall, Verdienſt und eigenmächtiges Streben faſt immer die Hand reichen, ſo mußte ihm auch jenes phantaſieentzückte Weib zu Theil werden, das, recht eigentlich eine Geburt des Südens, mit dem wunderbaren Rauſche einer prophetiſch ſomnambülen Liebe dem großen Dichter Deutſchlands als andächtiges Kind zu Füßen ſank. Achim Arnim und Bettina Brentano ſind im Reiche des Geiſtes Geſchwiſter. Seltſam genug, daß innerlich ſo Nahe ſich zur ehelichen Gemeinſchaft zuſammenfanden! Lange war Bettina unbekannt vor der Welt, bis ſie mit ihren Phantaſien, Gebeten und Liebeshymnen nur hervorzutreten ſchien, um Goethe's Altar unſterblich zu bekränzen. Jetzt aber, wo ſie im Bewußtſein der Welt lebt, wo man ihre Geſtalt kennt und gedeutet hat, fühlt man ſehr deutlich aus Arnim's Werken heraus, was ſie ihm war, d. h. wieviel von ihrem Weſen in ihm, dem Redner, wieviel von ihrer Muſik in ſeinen Novellen und Mährchen den Reſonanzboden fand. Man leſe die Geſchichte von Karl's des Fünften erſter Jugendliebe, jenem ſeltſamen Zigeunermädchen, das in Brüſſel den Prinzen aufſucht und ihn Nachts umfängt in der rührenden Unſchuld der nichts wiſſenden Seele; man leſe die Gloſſen und Winke aus dem Geiſterreiche, die in allen Werken Arnim's zerſtreut ſind, und frage ſich, ob das nicht Bettinen's Griffel verräth oder Abdruck ihres eigenſten Denkens und Fühlens iſt. Dieſe geſchwiſterhafte Geiſtesverwandtſchaft zweier Naturen iſt mir jetzt, wo ich mir Arnim's Weſen erneuere, faſt geſpenſterhaft erſchienen.

Der erſte Band ſeiner Werke, die der Freund des Verſtorbenen, der göttinger Wilhelm Grimm in Caſſel, herausgibt, iſt mit Arnim's Stahlſtich geſchmückt. Wir ſehen hier die ſchönen Züge des kräftigen Geiſtes, der ſo keck der Nacht in's Angeſicht geſchaut, um in der Natur und Menſchenwelt das Geheimnißvolle herauszufinden. Dieſes drängende Auge, die Naſe mit kräftiger Spürkraft, die breiten Lippen, das feſte Kinn und der widerſpenſtige Haarwuchs ſind allerdings die entſprechende äußere Figuration vom innern Weſen des Mannes. Von Arnim's Novellen ſind zwei Gemälde aus dem Geiſterreiche beſonders bezeichnend für das Naturell des Autors, ich meine »Iſabella von Ägypten« und »die Majoratsherren.« In jenem drängt ſich das Mährchen ängſtlich in die Hiſtorie, wie das Zigeunermädchen an die Lippen des ſchlafenden Prinzen von Öſterreich und Spanien. Die geſpenſterhaften Sagen jener Horden aus Aſiens Steppen, die Mährchen vom Allräunchen ſind mit der ganzen Schwärmerei der deutſchen Romantik aufgefaßt, und heiß und üppig, wie es Arnim's Pinſel pflegt, hingeſtellt. Wie Mignon zwiſchen Eiern und Schwertern, tanzt das Naturkind Bella mit der heiligen Unſchuld des Paradieſes durch die grauenhaften, mißgeformten Geſtalten hin, und ſucht und findet ein reines Menſchenherz und ihr Heimathland. — In den »Majoratsherren« iſt das Schauen in die Nacht und ihre räthſelhaften Zaubergeburten recht eigentlich Thema. Der kranke Majoratserbe, der mit ihren Schauern vertraut iſt und ſich vom Tage abkehrt, erlebt mit ſeinen wachen Augen nur Träume, und dieſe Träume, die ihm ſeine Ahnungen von einer geheimnißvollen Geburt vorſpiegeln, ſind und bleiben für ihn Wahrheit und Wirklichkeit des Tages. Zugleich iſt die Novelle reich an meiſterhaften Geſtalten aus der barocken Rococowelt unſerer Vorväter. Der Lieutenant und die Hofdame von ehedem ſind in plaſtiſcher Hinſicht Meiſterſtücke. Auch liebt Arnim die altmodiſche Welt der deutſchen Zuſtände, oder vielmehr er ſchwelgt in ihren Thorheiten, weil die alte Zeit vor der Revolution mit ihren Vorurtheilen, Ständeunterſchieden, Reifröcken, Allongeperücken und Charakterzöpfen zugleich die Wiege des Aberglaubens, der Geſpenſterfurcht und der Geiſterbeſchwörung eines Caglioſtro war. Menſchen mit wachem Sinn ſchleichen dann wie Nachtwandler, wenn ſie edel ſind, wie Vampyre, wenn ſie das Gemeine lockt, durch dieſe ſeltſam entartete Welt, die viel tauſend Götzen und keinen Gott mehr kennt. Das gehört zu dem Bereich, wo Arnim mächtig iſt. Dies Grauen vor dem Schrecken einer endlichen Offenbarung, wo der Menſch plötzlich die Natur entdeckt und den angebeteten Plunder des alten Lebens zerſtört, gehört zu der geſpenſtiſchen Bilderpracht ſeiner Sprache, zu der Hieroglyphenſchrift ſeiner Phantaſie.

Dies bezeichnet Arnim's Styl. Auf einen andern Charakterzug deutete Wilhelm Grimm. Es iſt die ſeltſame Ungleichheit ſeiner Diction. Oft gibt dieſer Autor ſich als den Mann von Welt, der das Übereinkommen des Salons ausſpricht. Plötzlich aber entläuft ſein Styl dieſer Sphäre des gebildeten Herkommens, und geberdet ſich wie ein den Menſchen längſt entrückter Einſiedler der Wüſte. Die kühnſten Übergänge ſind ihm die liebſten, und er ſtellt ohne Bedenken das Seltſamſte und Überraſchendſte mit dem allgemein Gültigen, das Einfachſte mit dem geheimnißvoll Subjectivſten zuſammen. Endlich muß erwähnt werden, daß Arnim's Styl und Darſtellung häufig ein ſeltſames Ungeſchick an den Tag legen, den Inhalt zu faſſen, Form und Weſen zu bezwingen. Ganze Novellen ſind dadurch mißgeſtaltet, unter anderm »Melück Maria Blainville,« die Hausprophetin aus Arabien, die der Verfaſſer als Anekdote hingibt, ohne damit ihr wüſtes Durcheinander, ihren eigenſinnigen Wirrwarr zu entſchuldigen. Oft nämlich findet Arnim für die Unendlichkeit des Inhalts, der in das Gebiet der Myſtik regellos und ſternenweit verſinkt, gar nicht die Sprache, kann die Geſtalten nicht reden machen, wie ſie ihrer Idee gemäß ſich ſelbſt vertreten hätten. Der ganze Guß iſt oft mißglückt, ſo gut auch die Glockenſpeiſe ſein mochte, und Materie und Gedanke werden zwecklos in den Sand geſchüttet.

Der Humor Arnim's macht ſich beſonders glänzend und glücklich in zwei Novellen geltend: »Fürſt Ganzgott und Sänger Halbgott,« und: »Der tolle Invalide auf dem Fort Ratreneau.« In jener iſt der Fluch der Ständeverſchiedenheit auf das luſtigſte verhöhnt. Ein Fürſt, der ſich einen ganzen Gott denkt, fühlt ſich höchſt unwohl in dem Glanze ſeiner hergebrachten Langenweile, bis ein Vagabund, der ſich wenigſtens einen Halbgott dünkt, ein routinirter hergelaufener Komödiant, der ihm ähnlich ſieht, ſeine Rolle übernimmt und ihm mit wenigen leichten

Griffen das leck gewordene Lebensſchiff wieder flott macht. — Seltſam bleibt immer, daß die ganze romantiſche Schule, die alte verſchüttete Brunnen des deutſchen Volkslebens aufgrub, ſo wenig volksthümlich wurde. Im Humor iſt Arnim nur der feinſten Bildung, im Ernſt nur der Schwärmerei verſtändlich. — In den »Kronenwächtern« ſollte er ſich auf mittelalterlichem Boden am wohlſten fühlen, am Glücklichen ſich gleichſam ſonnen am Licht des Tages; aber er kommt hier, wo er über geheime Sagen brütet, am wenigſten heraus aus dem Bergwerk ſeiner Gebilde.

◆

5.

Bettine und die Günderode.

Frau von Arnim wollte vor kurzem in einem Wandſchranke neue alte Papiere entdeckt, alte neue Briefſchaften des Kindes aufgefunden haben, die ſie der Welt nicht vorenthalten werde. Man ſprach von neuen Monologen, von alten Gebeten, man erwartete Hymnen an Goethe, die das verzückte Kind vor Zeiten aus den böhmiſchen Bergen wie Raketen hätte aufſteigen laſſen. Frau von Arnim hat jetzt Bettinens Briefe mit der Günderode zum Vorſchein gebracht. Sie ſind angeblich aus den Jahren 1804 bis 1806. Irgendwo eingeſtreut iſt ein kleiner Zettel aus Fritzlar vom achtjährigen, damals alſo wirklichen Kinde. Er iſt vom Jahre 1796, mithin wäre 1788 das Geburtsjahr Bettinens und die Briefſchaften an die Günderode müßten als Offenbarungen eines Kindes hingenommen werden, das bereits ſechzehn- bis ſiebzehnjährige Jungfrau war. Dieſe Berechnung iſt altmodiſch, ja das Wort Jungfrau nimmt ſich verlegen und ſteifärmelig aus, wenn man es an die Geſtalt der wilden Bacchantin Bettina heranrückt, es paßt etwa wie ein gothiſches Kirchenfenſter in den indiſchen Tempel ihres Bajaderendienſtes. Dem Kinde ſeine Jahre nachrechnen, kann aber zu Entdeckungen führen, die mancherlei erläutern. Die Briefe Bettinens nämlich haben überhaupt und im Allgemeinen noch gar nicht aufgehört geſchrieben zu werden. Die Alten nannten den Dichter einen Macher. Nachdem Frau von Arnim ſo viel Briefe gefunden, wie ſie ſagt, könnten wir den Poeten einen Finder nennen. Sie findet das im Wandſchrank ihres Innern, die vergilbten Blätter ſind ihr Herz, die Schriftzüge der kindiſch verzückten

Hand alte Gefühle voll ewig neuer Jugend. So nimmt die Matrone die Ergüſſe des Kindes wieder auf, und wie der innere Menſch immerdar derſelbe bleibt, wie der Greis ſeine Kindernatur immer wieder in ſich entdeckt, ſo verwebt hier die Dichterin das beſte Wiſſen ihres ganzen Lebens, die tauſend Empfindungen eines altgewordenen Herzens mit dieſen Gluthausbrüchen erſter Jugend. Und den Gewinn langgehegter Phantaſien als einen Gallimathias unmittelbarer Offenbarungen hinzugeben, mag von beſonderem Reize ſein. Was hinfällig daran erſcheint, das verdampft zu eitel Nichts; was aber Wahrheit darin iſt, das trägt ein Flügelkleid, das tönt wie eine Weisheit vor dem Sündenfall, ein Klang aus dem erſten Frieden der noch gottvollen Urnatur des Menſchen. Vielleicht kann man ſagen, daß Frau von Arnim ſich in der Rolle des Kindes gefallen und ſie um deswillen feſtgehalten habe; es iſt dies aber ihre eigentlichſte Natur, die im Leben ſelbſt keine wahre Geſchichte, keine rechte Stätte gefunden, und die ſie mit dem Erzeugniß dieſer Briefe vollſtändig entwickelte, mit den Schätzen vielfacher Ausbeute bereicherte. Was ſich alſo in den Ergüſſen an Goethe zur Offenbarung brachte, das ſtellt ſich hier als daſſelbe Thema in andern Variationen dar. Es iſt daſſelbe Käthchen unſeres Jahrhunderts, das aber vor ſtechender Kampfluſt im Vertheidigen ihrer Unſchuld fanatiſch wird, derſelbe wollüſtige Taumel des Empfindens, daſſelbe Gemiſch von Mignon und Philine. Da iſt ein würdiger Prälat, der faſt andächtig auf ihre kindlich kindiſche Rede lauſcht, bis ſie ihm etwas in's Ohr ziſchelt, worüber ihm Hören und Sehen vergeht. Da iſt ein Franciscaner, deſſen Worte ſie begeiſtern und dem ſie eine köſtliche Predigt nachdichtet; wie er aus der Kapelle tritt, breitet ſie ihm ſinnbetäubt die Arme hin und iſt ſomnambul verzückt wie beim Anblick Goethe's. Wie vom Tarantelſtich verletzt, taumelt ſie durch Flur und Wald, koſt mit den Blumen und lockt die Geiſter der ſchaurigen Öde herbei, um mit ihnen den bacchantiſchen Reigen zu tanzen. Bockfüßige Satyrn und liebevolle Elfen ſind die Gedankenkinder, die ihr Gehirn in dieſem Umgang gebiert. Nachts ſteigt ſie auf den Thurm und liebäugelt mit den Sternen. Da hat ſie dann Eingebungen, als hätte ſie die Gottheit hinter dem Vorhang der Natur belauſcht, als wär' ſie zum Brunnen der Unſterblichkeit hinabgeſtiegen oder zum Quell einer ewigen Jugend. Kann ſie nun eigentlich nicht denken, wie ſie ſagt, obwohl ſie immer wach und feurig iſt im Geiſt, ſo iſt ihre Naturempfindung entweder eine chaotiſche Muſik, die vor lauter Wolluſtgefühl keine wirkliche Zeugungskraft äußert, oder ſie zieht Fauſthandſchuh an, um ſich zu rüſten, oder ſchlägt in das lügenhafte Gewebe der Geſellſchaftswelt wie mit Eſelskinnbacken unter die Philiſter, oder ſie gibt ſich ganz einem Taumel hin, der nach Poeſie ringt, aber kein Gefäß findet für ſeinen Inhalt, kein Organ hat für ſeine Aufregung, und zwiſchen Himmel und Erde im Nebelhaften ſchwebt. Daß es diesmal eine ſanfte, zaghafte Frauennatur iſt, der ſie die Gefühle ihres geheimen Sinnens und Träumens hinſchüttet, wie es ſpäter Goethe's geweihte Ruhe war, die all' das Feuerwerk ihrer Schwärmerei hinnehmen mußte, das ändert ihr Verhalten nicht, denn Bettina iſt eben weder Mann noch Weib, vielmehr Kind, bald mannhaftes, bald unendlich aufgelöſtes, weiblich ſich hingebend, aber immer in ſich ſelbſt dieſelbe. Sie braucht eine zweite Natur, der ſie einen Altar baut, der ſie Weihrauch darbringt, der ſich ihre ganze Seele hingibt. Wie ſie mit eigenen Worten die Luſt äußert, ihre Seele »ſo nackt und bloß« hingeben zu können, wie Gott ſie zu ſich nimmt, ſo kann ſie nicht anders als zu Zweien ſein, ja ſie hält die dritte Perſon in der Gottheit für unſäglich verlaſſen und gelangweilt vor unnatürlicher Einſamkeit. Nur als Angehörige weiß ſie ſich in der Welt. Das iſt die weibliche Vorbedingung für ihr geiſtiges Daſein. Iſt dieſe Bedingung erfüllt, ſo geberdet ſie ſich völlig geſchlechtlos, ein Schamane ſchweift ſie herum in dichteriſchen Sprüngen, eine Fee, die zugleich Kobold iſt und mit Einem Streiche die Welt liebkoſt und geißelt. Was ſie will? — Um jeden Preis glücklich ſein, alle Elemente, geiſtig und phyſiſch, in ſich aufnehmen, mit allen Geiſtern ſchwärmen, von aller Materie voll und ſelig ſein. Dieſe dämoniſche Leidenſchaft zum bloßen Daſein, dieſe glanzvolle, üppige Luſt am Exiſtiren wurde nie ſo mächtig und groß gefühlt, Bettina drückt dieſe ihre Naturphiloſophie des Glückes in folgender Weiſe aus: »Fühlſt Du das auch, das Glücklichſein, blos weil Du athmeſt, wenn Du im Freien gehſt und ſiehſt den unermeßlichen Aether über Dir, — daß Du den trinkſt, daß Du mit ihm verwandt biſt, ſo nah, daß alles Leben in Dich ſtrömt von ihm? Ach was ſuchen wir doch noch nach einem Gegenſtand, den wir lieben wollen? Gewiegt, gereizt, genährt, begeiſtigt vom Leben, in ſeinem Schooß bald, bald auf ſeinen Flügeln; iſt das nicht Liebe? iſt das ganze Leben nicht Liebe? — Und Du ſuchſt, was Du lieben kannſt? So lieb' doch das Leben wieder, was Dich durchdringt, was ewig mächtig Dich an ſich zieht, aus dem allein alle Seligkeit Dir zuſtrömt; warum muß es doch gerade Dies oder Jenes ſein, an das Du Dich hingibſt? Nimm doch alles Geliebte hin als eine Zärtlichkeit, eine Schmeichelei vom Leben ſelbſt, deſſen Liebe Dich geiſtig macht. Denn daß Du lebſt, das iſt die heiße Liebe des Lebens in Dir. Es allein hegt in ſich den Zweck der Liebe, es vergeiſtigt das Lebende, das Geliebte. — Und alle Creatur lebt von der Liebe, vom Leben ſelbſt.« Und wie ſie Natur und Geiſt wie Leib und Seele zuſammenwebt, ſich aus allem Wandel der Materie die unſterbliche Seele zu ewiger Freiheit herausgewinnt, das zeigen viele Stellen des Buches, denn dieſe Deſtillirkunſt macht den Hauptgrundſatz aus in ihrer Religion der Genußliebe. Folgendes Bild erläutert ihren Glauben: »die Schönheit, die ſinnlich vergeht, hat einen Geiſt, der ſich weiter entwickeln will; der Roſe Geiſt ſteigt höher, wenn ihre Schönheit verblühte. Im Geiſt blühen tauſend Roſen, die Sinne ſind der Boden, aus dem das Schöne in den Geiſt aufblüht, die Sinne tragen die Roſen, ſie blühen im Geiſt auf. Der Geiſt iſt der Aether der Sinne. Die Roſe berührt den Athem, das Geſicht und das Gefühl. Warum bewegt die Roſe das Gefühl? — Athme ihren Duft und Du wirſt bewegt. Gewiß liegt in ihrem Daſein Seligkeit, die nur ihr eigen iſt! gewiß war dieſe Seligkeit einmal die Deine, — und jetzt, wo Du ihren Duft einathmeſt, fühlſt Du den Geiſt der Roſe, die längſt verblühte, in Dir fortblühen.«

Und dieſer Sybaritismus des Geiſtes iſt nicht immer wollüſtig und weich. Oft freilich läuft er dämmernd herum, mondwandelig vom Kitzel des bleichen Nachtſcheins geweckt, oder er redet am hellen Tag, im vollen Sonnenlicht irre wie ein Kind, das ſich in Blumenlabyrinthen verläuft und betäubt umſinkt, oder die dithyrambiſchen Ausſchweifungen werden wie bei Gelegenheit einer Beethoven'ſchen Symphonie, welche Bettina in Worte zu überſetzen verſucht, förmlicher Gallimathias. Dieſer Sybaritismus des Geiſtes, will ich ſagen, iſt nicht immer aufgelöſt und an den Gegenſtand verloren. Bettina iſt ſcharf gewaffnet, wo es gilt, ein Kleinod voll Unſchuld und heiligem Wandel gegen die Sitte der Menſchenwelt zu ſchirmen. Der Aufruf, den ſie predigt, aus der Gemeinheit des Herkömmlichen aufzutauchen, das Göttergefühl, ſich ſelbſt treu, vor dem geheimen Auge Gottes jederzeit wahr zu ſein, das gibt ihr eine Kampfluſt, die alles Erhabene und Schöne für ein Eigenthum der Seele erklärt und kraft dieſer Erkenntniß ſich ſchutzverpflichtet fühlt. »Was andern Menſchen die Erfahrung lehrte,« ſagt die Günderode zu ihr, »wozu ſich dieſe bequemen, das iſt Dir der Unſinn der Lüge.« Und hier finden wir nun in dieſem Sinn eine Reihe von Feldzügen, die das Herz, die Phantaſie und den Übermuth einer freiheitsdurſtigen Seele gegen die Formen des hergebrachten Lebens mit Glück unternimmt. Die Bacchantin Bettina, die die Knechtſchaft durch das Regiment der Willkür verdrängen will, findet freilich für eine neue Freiheit kein Geſetz, und was ſie mit dem Drange, für die moderne Menſchenwelt eine neue Religion zu ſtiften, der Freundin aufzeichnet, iſt eitel Anarchie, die ſie despotiſch geltend macht. Wo es gilt, zu organiſiren, da hört ihre Macht auf. Geſetze nämlich gibt nur der ſchöpferiſche Genius, der aus dem Inhalt heraus die Formen einer neuen Zeit zu geſtalten weiß. Bettina bleibt formlos mit ihrem Lebensgehalt, denn die Schöpferkraft iſt ihr verſagt. Wie ſie für den freien Verkehr der Geiſter keine Norm findet, ſo iſt ihr auch als Dichterin, denn das iſt ſie, die Formgeſtaltung verſagt; ſie findet für ihre Gefühlsaufwallungen weder Rhythmus, noch Reim, ihre ſchäumende Fülle überſtürzt alles Gefäß und ſchüttet ſich hin. So bleibt ihr Weſen denn dazu verdammt, Muſik zu ſein, wie ſie eigentlich auch in Goethe nur die Muſik verſteht, nicht die plaſtiſche Bildnerkraft, die das Maß zu finden weiß für den Inhalt. Die ächte Poeſie aber iſt zu guten Theilen beides gleich ſehr, Tonkunſt und Plaſtik.

Die Briefe des Kindes an die Günderode ſind angeblich vor den Ergüſſen an Goethe geſchrieben, oder ſoll man ſagen erlebt; in der Ausſtattung für die Welt haben ſie von Frau von

Arnim viel Nachträgliches erhalten. Ich kann nicht ſo weit in der Behauptung gehen, wie der Darſteller in der »Allgemeinen Zeitung (1840. № 303. Beilage),« um den ganzen Briefwechſel mit der Günderode für eitel fingirt zu halten. Frau von Arnim hat ſich nämlich durch Anachronismen blamirt und die Stadt Frankfurt wird ihr das nie verzeihen. Fräulein von Günderode war am 11. Februar 1780 geboren und ſtarb am 26. Juli 1806. Bis zu ihrem Tode beſtand das deutſche Reich, war die Stadt Frankfurt noch im alten reichsſtädtiſchen Verbande, wußte von einem Fürſten Primas und ſeinem Hofe Nichts. Frau von Arnim hat nun den Briefen, die doch nur bis zum Tode der Günderode reichen, einige Polemik eingeſchwärzt, die von einem Hofe zu Frankfurt, wohl gar von einer freien Stadt Frankfurt weiß. Frau von Arnim hat im Feuereifer den Staatskalender vergeſſen, ſie hat, indem ſelbſt Briefe der Günderode nach Verwirrung in der Zeitrechnung ſchmecken, auch die Glaubwürdigkeit dieſer fremden Briefe getrübt. Mithin iſt die Apotheoſe der Natur Bettinens im Munde der Freundin verdächtigt, und wird nur erklärt und entſchuldigt, wenn wir wiſſen, daß Frau von Arnim in der Bettina nicht ſich, ſondern ein Product deutſcher Weiblichkeit, ein freies Naturkind hingeſtellt und ſich in dem Gedanken gefallen hat, eine edle ſanfte Frau, wie ihre Stiftsdame war, vom Werthe dieſes wunderbaren Sonderlings ganz erfüllt und entzückt zu ſehen.

Man will auch wiſſen, daß die Günderode ſich von der Schwärmerin Bettina viel früher abgewandt habe, als der gedruckte Briefwechſel glaublich macht. Dann wäre für Bettina die traurige Erfahrung, wo ſie Liebe geſäet, das Gegentheil zu ernten, auch hier erneut. Aber anzunehmen, der ganze Freundſchaftsbund Beider ſei Erfindung, dazu fehlt es an Berechtigung. Die Briefe ſind nicht in der Form gewechſelt, wie ſie gedruckt vor uns liegen, aber ſie ſind in ihrem Inhalt erlebt, wenn auch ſpäter erſt in dem jetzigen Umfange ausgeführt. Vielleicht fanden ſich als alte Briefſchaften Zettel vor, deren Andeutungen, Winke, Blitze Frau von Arnim jetzt zu vollen Lebensgeſtändniſſen ausgeführt. So ſcheint es mir ziemlich ſicher; die Matrone hat dem Kinde Viel beigeſteuert, um, was das Kind geahnet, durch Erfahrungsſätze, Erlebniſſe und ſpätere

Anwandlungen zu beſtätigen. Zum frankfurter Idiom kommt ſomit noch viel Berliniſches, zur Natureinfalt ſtrafender und ſtechender Witz. Selbſt in ſprachlicher Hinſicht miſcht ſich frankfurter und berliner Jargon, oft ergötzlich, oft widerſtrebend, wo nämlich Manierirtheit ſichtlich wird, hört die gute Wirkung auf. Was als Berliniſch hinzufloß, iſt beſonders die Debatte gegen ſchwerzüngige und hartleibige Philoſophen. Nach den Philiſtern unter den Deutſchen ſind dieſe am meiſten den Pfeilen ihres Spottes bloßgeſtellt. Dieſe Polemik kann nicht Bettina Brentano in Frankfurt oder Marburg, ſondern hat Frau von Arnim in Berlin verführt; Debatten dieſer Art ſind in den Gang der Briefmittheilung verſchmelzen, zeigen aber hier und da die abſichtliche Löthung auf. Wer dächte nicht an eine gewiſſe Claſſe von Hegel's Schülern, welche die freie Kunſt des Denkens zum mechaniſchen Handwerk herabdrückten, wenn man folgende glückliche Stelle lieſt. »Ja, ich ſchäm' mich, ſo mit Haken und Brecheiſen in die Sprach' hineinzufahren, um etwas da herauszubohren, und daß ein Menſch, der geſund geboren iſt, ſich ordentliche Beulen an den Kopf denken muß, und allerlei phyſiſche Krankheiten dem Geiſt anbilden. Glaubſt Du, ein Philoſoph ſei nicht fürchterlich hoffärtig? Oder wenn er auch einen Gedanken hat, davon wär' er klug? — O nein, ſo ein Gedanke fällt ihm wie ein Hobelſpan von der Drechſelbank, davon iſt ſo ein weiſer Meiſter nicht klug. Die Weisheit muß natürlich ſein, was braucht ſie doch ſolcher widerlicher Werkzeuge, um in Gang zu kommen; ſie iſt ja lebendig! Sie wird ſich das nicht gefallen laſſen! Der Mann des Geiſtes muß die Natur lieben über Alles, mit wahrer Liebe, dann blüht er, dann pflanzt die Natur Geiſt in ihn. Aber ein Philoſoph ſcheint mir ſo einer nicht, der ihr nicht am Buſen liegt und ihr vertraut und mit allen Kräften ihr geweiht iſt. Mir däucht vielmehr, er geht auf Raub; was er ihr abluchſen kann, das vermanſcht er in ſeine geheime Fabrik, und da hat er ſeine Noth, daß ſie nicht ſtockt; hier ein Rad, dort ein Gewicht, eine Maſchine greift in die andere, und da zeigt er den Schülern, wie ſein Perpetuum Mobile geht, und ſchwitzt ſehr dabei, und die Schüler ſtaunen das an und werden ſehr dumm davon.«

Und Karoline von Günderode, die Dichterin Tian, die ſtille ſanfte Stiftsdame, von der man ſich erzählte, der Schmerz um verſagte Neigung ſei in ihr als Entſchluß zum freiwilligen Tode gereift! Man erinnert ſich der wunderbar belebten Erzählung in Bettinens Briefen an Goethe; man bezeichnet in Creuzer, dem Philoſophen der Mythologie, den Mann, der unverſchuldet der Gegenſtand dieſer unerwiderten Liebe geweſen; man hat von jener Tian-Günderode eine Sammlung Gedichte, und dieſe werden durch rhythmiſche Beilagen in ihren Briefen an das Kind vermehrt. Sonſt aber bleibt ihr Selbſtmord im Rhein ohne weitere Erläuterung, oder man müßte ſich aus den harmloſen Mittheilungen der Frau mühſam die Symptome zuſammenſuchen, welche den Zwieſpalt, der ihr Leben endete, erklärlich machen. Bettina iſt zu eifrig, zu leidenſchaftlich mit ſich ſelbſt beſchäftigt, um klar hinzuhorchen, wo ein zweites Leben verblutet, unter Roſen eine heimliche Natter ziſcht. Sie ſchwärmt für die Freundin, ihr Herz möchte wie immer zerſpringen vor Liebe, denn ſie liebt im zweiten Weſen doch immer mehr den Genius ihrer eigenen Natur, der ihr zur zweiten Geſtalt geworden. Iſt das häufig genug Art und Weiſe der Liebe, ſo wird uns das hier in den Bekenntniſſen des Kindes deutlicher als irgendwo ſonſt. Bei alle dem entwickelt ſich Karoline in ihren Briefen an Bettina. Nur weiß man freilich wieder nicht, was die ſpätere Hand der Redactrice, wenn Frau von Arnim dies eben iſt, etwa nachgetragen, um die Myſtik jener That nicht ganz unverſtändlich zu laſſen. Ein Aufſatz von Hemſterhuis mit einer Stelle über den Selbſtmord ſcheint ſichtlich in ſpäterer Zeit den Briefen einverleibt. Folgender Satz, den Karoline von Günderode an Clemens Brentano ſchrieb, bezeugt in ihr das ſehnſüchtige Ringen nach einer transſcendentalen Lebensäußerung. »Immer neu und lebendig iſt die Sehnſucht in mir, mein Leben in einer bleibenden Form auszuſprechen, in einer Geſtalt, die würdig ſei, zu den Vortrefflichen hinzuzutreten, ſie zu grüßen und Gemeinſchaft mit ihnen zu haben. Ja, nach ſolcher Gemeinſchaft hat mich ſtets gelüſtet, dies iſt die Kirche, nach der mein Geiſt ſtets wallfahrtet auf Erden.« — Die Luſt zur Auflöſung in's All einer großen Seligkeit, die nur der Tod bereitet, ſpricht ſich deutlich genug in einem apokalyptiſchen Fragment aus, das Bettina von ihr mittheilt. »Einſt ward ich gewahr,« ſchreibt Karoline, »daß alle Weſen, die dem Meer entſtiegen waren, wieder zu ihm zurückkehrten und in wechſelnden Formen ſich wieder erzeugten. Mich befremdete dieſe Erſcheinung, denn ich hatte von keinem Ende gewußt. Da dachte ich, meine Sehnſucht ſei auch, zurückzukehren nach der Quelle des Lebens. — Und da ich dies dachte und lebendiger fühlte als mein Bewußtſein, war plötzlich mein Gemüth wie mit betäubenden Nebeln umfangen. Aber ſie ſchwanden bald, ich ſchien mir nicht mehr ich, meine Grenzen konnte ich nicht mehr finden, mein Bewußtſein hatte ich überſchritten, es war größer, anders, und doch fühlte ich mich in ihm. — Erlöſet war ich von den engen Schranken meines Weſens, und kein einzelner Tropfen mehr, ich war Allem wiedergegeben und Alles gehörte mir mit an, ich dachte und fühlte, wogte im Meere, glänzte in der Sonne, kreiſte mit den Sternen; ich fühlte mich in Allem und genoß Alles in mir.« — Recht als Gegenſatz zum ſchäumenden Lebensmuth, den Bettina im Verkehr mit der ganzen Menſchenwelt athmet, tritt uns die Zaghaftigkeit eines ſcheuen, feinen, edlen Gemüthes in der Günderode entgegen, und dieſer Mangel an Muth gibt ſich uns als letztes Motiv, wollen wir die That der Frau begreifen. »Ich weiß, daß ich zu furchtſam bin,« ſchreibt ſie an Bettina, »und kann nicht, was ich innerlich für Recht halte, äußerlich gegen die aus der Lüge hergeholten Gründe vertheidigen, ich verſtumme und bin beſchämt, gerade wie Andere ſich ſchämen müßten, und das geht ſo weit in mir, daß ich die Leute um Verzeihung bitte, die mir unrecht gethan haben, aus Furcht, ſie möchten's merken. So kann ich durchaus nicht ertragen, daß Einer glaube, ich könne Zweifel in ihn ſetzen; ich lache lieber kindiſch zu Allem, was man mir entgegnet, und ich mag nicht dulden, daß die, welche ich doch nicht eines Beſſern belehren, überzeugen kann, noch den Wahn von mir hegen, ich ſei geſcheidter als ſie. Wenn ſich Zwei verſtehen ſollen, dazu gehört lebensvolles Wirken von einem dritten Göttlichen. So nehm' ich auch unſer Sein an als ein Geſchenk von den Göttern, in dem ſie ſelbſt die vorzüglichſte Rolle ſpielen; aber meine innern Fühlungen, folgeloſen Behauptungen auszuſtellen, dazu leiht mir weder die blauäugige Minerva, noch

Areus, der Streitbare, Beiſtand. Ich gebe Dir aber recht, es wäre beſſer, ich könnte mich mannhafter betragen, und dürfte dieſen großmächtigen Weltſinn in dem Sittenleben mit Andern mir nicht untergehen laſſen. Aber was willſt Du mit einer ſo Zaghaften aufſtellen, die ſich immer noch fürchtet, im Stift das Tiſchgebet laut genug herzuſagen?« In den letzten Briefen Bettinens iſt viel Bangigkeit um die ferne Freundin, die in ihren Mittheilungen kärglicher wurde. Schon mit der fabelhaften Vorſtellung eines »großmächtigen Weltſinnes im Sittenleben« beginnt eine unſagbare Redeweiſe, ein Unklarwerden der Begriffe, ein Hinübergreifen in ein weites Reich, in welchem die ſehnſüchtige und aus Sehnſucht flüchtig werdende Seele ſich ſchneller mit ihrem Gott zu verſtändigen meinte. War ihr doch hienieden Form und Inhalt unvereinbar geblieben. — Eine ſolche Natur hat uns Frau von Arnim in ihrer Günderode gezeichnet. Wie weit dieſe Geſtalt der Wirklichkeit getreu, wie weit die Darſtellung der Dichtung verfallen: ein Mehr oder Minder hiervon hebt den Werth der Gabe niemals auf. Schrieb Karoline von Günderode nicht ſo, wie ſie uns vorliegen, dieſe Briefe, ſie hätte dieſe Bekenntniſſe gerade ſo ablegen müſſen, hätte ihr Bewußtſein ſich fertiger in ſich ſelbſt geſtaltet. Wir wünſchen uns mehr ſolche ſchöpferiſche Biographen, die ihre Geſtalten gerade ſo reden laſſen, wie dieſe hätten reden müſſen. Das Bischen Verworrenheit, Irrthum oder abſichtliche und bewußte Unwahrheit nehmen wir gern mit in den Kauf.

6.

Die Geiſterſeher in unſeren Tagen.

Die Geſpenſterſeher und Beſeſſenen haben ihre nicht zu verachtende Literatur. Das Buch über »die Seherin von Prevorſt« hat nicht blos die periodiſche Preſſe beſchäftigt, es rief auch die vergilbten Schriften von Jung Stilling, Mesmer und Hofacker, die alten Schwarten von Jakob Böhm und Swedenborg wieder hervor. Juſtinus Kerner erneuerte in Journallieferungen ſein »Magikon, ſein Archiv für Beobachtungen aus dem Gebiete der Geiſterkunde;« Eſchenmayer gibt fortgeſetzt ſeine »Myſterien des innern Lebens,« erzählt von neu ausgebrochenen Conflicten des Himmels mit der Hölle und der Erde, und ſyſtematiſirt förmlich ſeine Dämonenlehre, während nicht blos die Seherin von Prevorſt, die Seherin Hauffe, auch eine jüdiſche Selma auftauchte und aller Orten magnetiſche Curen handgreiflich von den magiſchen Kräften des Lebens Zeugniß geben. Man ſtellt ganze Galerien von Geiſtern und Geſpenſtern zuſammen, wo die Erfahrungen aller Zeiten und Völker, die den vertraulichen Umgang der Menſchheit mit der Geiſterwelt beweiſen ſollen, aufgeſchichtet werden. Unter anderen erſcheint ein »Reich der Geiſter,« bearbeitet und herausgegeben vom Grafen * * *. In der Vorrede wird aufgefordert, über noch unbekannte Fälle von Erſcheinungen Berichte einzuſenden. Bereits hat man drei Bändchen gegeben; auf jeden Bogen Druckpapier kommen ſchlecht gerechnet fünf Geiſter. Dieſe Galerie wird hoffentlich unendlich, denn das Geiſterreich iſt ja unermeßlich, und ſo wachſen uns die Geſpenſter zu Häupten, und es fehlt der Geiſt, der dieſe Geiſter bändigt, citirt aber auch bannt. Was ſoll man endlich vor lauter Geiſtern anfangen? Was iſt der Geiſt in dieſen Geiſtern? fragt man endlich, was der Sinn in dieſem Unſinn? Sind es blos optiſche Täuſchungen gern berückter Seelen, Nonſens leichtgläubiger Gemüther? Thut es der Glaube allein und die Befähigung der Seele zum Gläubigſein? Kann er Wunder thun? Ja, gewiß. Aber nur am Gläubigen ſelbſt vielleicht? Kann der Glaube die objective Natur bemeiſtern, kann er Berge verſetzen?

Da ſtehen wir denn freilich ſchon auf dem Puncte, wo das religiöſe Dogma zwiſchenläuft und uns die Karten miſcht. Einmal den Zuſammenhang zwiſchen Gott und Welt, Geiſt und Natur, und die Brücke iſt geſchlagen zum Verkehr zwiſchen beiden, die Bethätigung des Ineinandergreifens beider läßt ſich nicht mehr auf einzelne Fälle beſchränken. Einmal die Perſönlichkeit des großen Urweſens anerkannt, läßt ſich auch ſein Gegenpart, das Element des Böſen, nicht mehr ſein perſönliches Daſein nehmen. Haben wir erſt Einen Teufel, ſo läßt ſich ein ganzes Reich von Weſen, in denen ſich die mannigfach getheilten Kräfte des oberſten aller böſen Geiſter bethätigen, nicht mehr als widerſinnig beſeitigen. Einmal die perſönliche Fortdauer der menſchlichen Seele feſtgehalten, ſinkt die Schranke zwiſchen Hier und Dort, denn nach dem gröbern Leibe diesſeits formt ſich der feinere Aetherkörper jenſeits, und ein Hereinreichen der freien Geiſter, die noch in Liebe oder Haß ſich irgendwie zurückgezogen fühlen zu dem alten Dunſtkreis ihres Erdenlebens, ſteht als innere Möglichkeit, als äußerlich bethätigte Glaubwürdigkeit feſt genug. Ein einziges Wunder in der heiligen Geſchichte, eingeräumt und erhärtet, macht alle andern thatſächlich. Dazu kommen dann die göttlichen und teufliſchen Geſichte der frommen Büßer in der Wüſte, das ganze Nachgefolge heiliger Männer und Frauen, die, der Körperwelt entrückt, die Geiſterwelt körperlich fühlten, freundlich oder feindlich, im Kuß der Lippen, im Druck der Hand, in der Verletzung der Haut mit Speer und Schwert. Hat die Kirche die Wandelung des Weins in Blut, des Brotes in den Leib des Herrn für mehr als ein Symbol, hat das Dogma ſie für eine Thatſache anerkannt, ſo bleiben ja Natur und Geiſt immerdar in jener Wechſelwirkung und greifen jederzeit vor unſeren blöden Augen mit geheimen Armen in einander. Wo die Grenze zu ziehen ſei, iſt lediglich Annahme der Willkür, denn der wachen Kraft der Reflexion entgeht im Großen wie im Kleinen die webende Gemeinſamkeit der ſinnlichen und der überſinnlichen Welt. Und von dieſem inſtinctartigen Fühlen der hereinragenden Geiſter von Jenſeits in unſer geheimſtes Leben blieb das Zeitalter der aufgeklärten Reformation nicht etwa frei. Luther glaubte an die reale Perſönlichkeit des Teufels, ja er ſah ihn leibhaftig und warf ihm das Tintenfaß an den Kopf. Wo die Grenze zu ziehen ſei in der Lehre vom Erſcheinen der Geiſter und der wahrhaftigen Bethätigung ihrer Gemeinſamkeit mit der Erdenwelt, das beruht in der Befähigung des Individuums; keine Kraft der Einzelnheit kann die Möglichkeit der Durchdringung von Natur und Geiſt erſchöpfen, kein Dogma ſie binden oder löſen.

Es dürfte vielleicht heutzutage noch für profan, wo nicht für frivol gelten, das dämonologiſche Element im Seelenleben mit dem Inhalt der Heiligengeſchichten ſo nahe zuſammenzuhalten, um für die Räthſel und Geheimniſſe in beiden die pſychologiſche Löſung zu ſuchen. Nahe genug liegt es, und ſelbſt Juſtinus Kerner in ſeiner weinsberger Atmosphäre kann es erweislich machen, wie leicht und gern die ſubjectivſten Begegniſſe und Überzeugungen, wofür urſprünglich nur die eine dafür empfängliche Seele berufen ſchien, zu objectiver Geltung gelangen und eine Thatſache werden, die man gerichtlich bezeugt, wiſſenſchaftlich ſyſtematiſirt. Es iſt nichts von dem erlogen, was Kerner behauptet, jene dämonologiſchen Zuſtände ſind in Wirklichkeit von ihm durchlebt, ſind ſubjective Wahrheit für ihn; ein Schwärmer iſt Juſtinus, aber kein Betrüger, ein Phantaſt, kein Sophiſt. Der alte Mährchenglaube aus der Spinnſtube hat von ihm ſeine pſychologiſche Doctrin erhalten, die Religion mit ihren Verheißungen von Auferſtehung der Glieder kommt ſeiner Seelenlehre zu Hülfe. Was ihm von der kranken Seherin von Prevorſt eingelebt wurde, trug er ſeinerſeits wieder auf andere, langſam empfänglich gemachte, von Natur befähigte Gemüther über. Auch ein Dritter, ein Vierter hörte die wunderbaren Töne, ſah die ſchattenloſen Geſtalten des Geiſterreichs; die Secte iſt fertig, das Wunder macht zum Anhänger, und eine geiſtig darauf harrende Welt müßte voll davon ſein, und aller Orten würde man mit Engelzungen davon predigen, daß Natur und Geiſt eine neue Ehe geſchloſſen, und eine neue Religion, die Religion des Hereinreichens, die Religion der ſchrankenloſen Vertrautheit zwiſchen Hüben und Drüben, wäre auf Erden erſchienen.

Allein dieſe Beſeſſenen von heute ſagen uns gar zu wenig, nehmen an unſerem beſten Wiſſen gar ſo wenig Theil. Dies zunächſt macht uns die Beſeſſenen verdächtig. Wo Hans ſeinen Löffel verſteckt, Fieke ihr Strumpfband hingethan: weshalb hierzu Geiſter citiren! Eſchenmayer freilich entriegelt uns Himmel und Hölle, ruft Erzengel herab, um den Teufel auszutreiben, der ſich liſtig genug, und nicht ohne Zeugniß abzulegen vom guten Geſchmack der böſen Geiſter, im Herzen eines ſchönen Mädchens einlogirt. Die Erzengel kommen und ringen mit ihm. Es wird ihnen ſauer, ſie ſchwitzen; Eſchenmayer deutet: die Hölle iſt in unſerem Jahrzehend mächtig. Die Erzengel ſind impotent und blamiren ſich; Eſchenmayer ſagt: die Hölle triumphirt! Dies Alles hat kein Zweiter geſehen, nur Eſchenmayer und ſein Patient, und in Eſchenmayer's Hirn dampfen und qualmen die Geiſter alter räuchericher Chronikenſagen, alſo daß ihm leibhaftig erſcheint, was ein gutes freies Herz längſt zu den Vätern gebracht und begraben.

Man rufe uns Geiſter auf, die uns von der Menſchenwelt Kunde geben, für die Menſchenwelt Offenbarung bringen, das Geſchick der Völker deuten, die heiligen Aufgaben des Geſchlechts löſen; und wir wollen kommen und uns beugen und vor der Wiege knieen, die ſolchen Geiſt, einen Engel des Jahrhunderts, ſchaukelt. An Huldigungsluſt fehlt es dem Jahrhundert nicht, nur an dem Geiſte fehlt es, der jene Geiſter benutzt und zu großen Zwecken regiert. Ein ſolcher iſt gewiß göttlicher Abkunft, und ein ſolcher fehlt uns eben in all' dem Reichthum an Geiſtern von heute.

Es bleibt vielleicht nichts übrig, als daß wir unſere Kenntniß der menſchlichen Seele um einige neue Abnormitäten vermehren, unſer Wiſſen von den Krankheiten des Gemüthslebens um einige faſt ſyſtematiſch ausgebildete Fälle bereichern. Was die Theoſophie nicht zu benutzen weiß, was die Philoſophie ignorirt oder nicht genug anſchlägt, muß uns die Medicin und die Krankheitspflege ſchließlich erläutern. Profeſſor Duttenhofer ſtellt in ſeinem Werke »über die Krankheiten der menſchlichen Seele« die Annahme von einer doppelten Function der menſchlichen Seele auf. Wir halten dies feſt, um daran unſere Anſichten klar zu machen. Die Seele hat ihre paſſiven und activen Zuſtände. Aus dem Schlummer des Fötallebens, wo ſie nur Eindrücke empfängt, erwächſt ſie allmälig zu der Kraft der ſelbſteigenen Äußerung, die Eindrücke gibt. Auf der ganzen Stufenleiter der Weſen in der Schöpfung gilt derſelbe Unterſchied. Ganz willenlos geleitet, planetariſch verſunken ſind die Weſen der unterſten Stufe. Und der bewußte, wache Menſch, der die Spitze in der Reihe der Creatürlichkeiten bildet, gibt das Bild der perſonificirten Willenskraft, die ſich ſelbſt als Ziel und Zweck erfaßt. In der menſchlichen Seele ergibt ſich aber vor dem Erwachen des freien Selbſtwillens dieſe zwiefache Regung oft neben und durch einander. Die Seele hat paſſive Zuſtände, wo ſie aufnimmt, ſich geleitet fühlt, wo ihre Facultäten ſich weiblich verhalten, wo das Gemüth mit dem plaſtiſchen Bildnertrieb der Phantaſie willenlos arbeitet und ſich nur empfangend verhält. Die Seele iſt aber auch activ in ihrem Verhalten, geſtaltet ſich als Wille, als ein Trieb, ſich auf Anderes, auf die Außenwelt zu äußern, iſt Talent, Verſtand, und bildet alle jene Gaben aus, die in die Tagſeite des Lebens greifen, während die Seele in jenem anderen Verhalten gleichſam in der Dunkelheit und im Schooße der Nacht arbeitet. Jene Individuen, die uns als Somnambule und mit der Gabe des Geiſterſchauens behaftet vorgeführt werden, ſind entweder Frauen, oder frauenhaft begabte Naturen, poetiſch empfangende Gemüthsmenſchen. Näher auf das Leben derſelben eingegangen, und wir erfahren, daß es von früh an Naturen waren, die kein entſchiedener Trieb, kein entſchloſſener Wille zur Thätigkeit trieb, Subjecte, von denen der Schulmeiſter ſagte: ſie lernen nichts, ſind faul, das heißt, die Kraft des Verſtandes, der die Außenwelt erfaßt, iſt ſammt allen jenen Anläſſen des Ehrgeizes und der Eitelkeit, die das Talent ſtacheln, hinter dem in ſich gefangen gehaltenen, nur aufnahmsfähigen Gemüthsleben bei ihnen zurückgeblieben.

Es gibt ganze Landſtriche, wo dergleichen Geſtaltung des innern Menſchen für die vorherrſchende gelten kann, und Würtemberg ſteht unter ſolchen Landſtrichen oben an. Der Schwabe, ſagt das alte Sprichwort, wird ſehr ſpät klug. Das heißt, er führt ein längeres Pflanzenleben als wir; jenen brütenden Zuſtand des halbwachen Seelenlebens durchbricht erſt ſpät bei ihm der erwachende Verſtand. Das Land iſt proteſtantiſch! hör' ich einwenden. Um ſo mehr, mein' ich, hat es im Pietiſmus oder in krankhafter Ausgeburt des Gemüthslebens ſich eine Genüge zu thun, um nachzuholen, wo das Dogma und der Ritus ſeines Kirchenthums dieſem Gelüſte der menſchlichen Seele nicht nachhilft, hinter ihm zurückblieb oder ihm vorauseilte. Es verſteht ſich, daß auch die äußere Phyſis dieſer Landſchaft, die äußere Phyſis dieſer Individuen ganz und gar dieſem Habitus ihres Geiſtes entſpricht. Es ſind jene robuſten, hartgefügten, ſchwerleibigen, unterſetzten Körper, in denen ſich das Gemüthsleben ſo ſchwelgeriſch feſtſetzt, daß es alle lichte Seiten des leichtſinnig offenen Kopfes, alle Talente des ſanguiniſchen Temperaments überwuchert. Solche Zuſtände nun ſind durch Krankheit und Ekſtaſe zum Äußerſten zu bringen. Und in ſolchem Äußerſten tritt die menſchliche Natur ganz und gar zurück in die planetariſche Verſunkenheit, wo nicht ſie ſelbſt, ſondern die Elementarkräfte der Natur in ihr rege werden; mit Aufhebung aller Exiſtenz des Selbſtwillens tritt eine Reaction ein, die das menſchliche Daſein zum Fötalleben zurückdrängt. Hier werden dann alle telluriſchen Beziehungen in geſteigerter Kraft fühlbar, der Zuſammenhang mit den Elementen überwächſt von neuem den vom Selbſtbewußtſein ihnen ſchon entzogenen Geiſt, alle ſeine Sinne, alle ſeine Fühlfäden weichen rückwärts in den geheimen Schooß, der ihn gebar, ſeine Empfindungen reißen ſich los vom Zuſammengehören mit ſeinem Ich, und haben ihr Daſein in den telluriſchen Veränderungen, in den atmoſphäriſchen und planetariſchen Eindrücken der bewußtlos gährenden Natur. Und in dem ſo zurückgeſtauchten Seelenleben beginnen dann jene Phänomene, die dem wachen Verſtande Hohn zu ſprechen ſcheinen, die Erſcheinungen des Mggnetiſmus, das Vorempfinden von Zuſtänden, die der wachen Perſon des Fühlenden fern, aber ſeinem aufgelöſten Empfinden näher ſtehen; jenes Hellſehen, das vielmehr nur ein Dunkelfühlen iſt, ein halbbewußtes Zurücktreten in die Stoffe und Bedingungen, die den Fötus nähren und geſtalten. Was der Anachoret in der Wüſte durch die Beſchaulichkeit ſeines harrenden Geiſtes, durch die Abſtinenz, durch die Enthaltung alles leiblichen Proceſſes, durch die Inbrunſt ſeiner auf Einen Punct fixirten Seelenkräfte erreichte, die ſinnliche Erſcheinung der heiß erſehnten, qualvoll erflehten Geſtalt, das iſt in unſeren Tagen, da die Ekſtaſe, die Heiligung und Purificirung der ſinnlichen Wünſche fehlt, nur Erzeugniß der Krankheit, Symptom der geſtörten Harmonie im leiblichen und geiſtigen Daſein. Geläugnet werde dies ſo wenig wie jenes, erſt dann wird der Nachweis möglich, wie weit dieſe nächtliche Function der menſchlichen Seele reicht, wie weit für das zur Einzelnheit berufene menſchliche Weſen der Zuſammenhang mit dem Naturleben wieder aufzufinden und nachzuempfinden iſt.

Schon mit dem Schlafe iſt dem perſönlichen Daſein die Nöthigung eines Zurücktretens in den ſtillen bewußtloſen Schooß des unfreiwilligen Lebens geboten. Plato's alter Satz, im Schlaf ſtänden wir der Wahrheit näher, meint unter Wahrheit eben den dunklen Inſtinct, das bewußtloſe Fühlen jener Geſetze, in denen das All ſich trägt und hält. Durch Krankheit treten wir noch weit mehr in den geheimen Zuſammenhang mit den Elementen der Natur. Die Rapporte, in die wir uns dann verſetzt fühlen, greifen tiefer und leiſer in die telluriſchen und kosmiſchen Bedingungen des Exiſtirens, als die helle, ſich ſelbſt erfaſſende Verſtandeskraft es will und kann. Wir ſind in Krankheiten, die uns der Grenze zwiſchen Sein und Nichtſein zuführen, in die Urſtoffe des allgemeinen Daſeins zurückgeworfen, fühlen die Gewalten der Elemente in uns mächtig, exiſtiren nicht als Ich, ſondern als allgemeine Möglichkeit, in alle elementare Bedingungen zurückgetaucht, die der Menſchheit, dem Geſchlecht, zum Grunde liegen. Das allgemeine kosmiſche Leben äußert ſich in Beziehungen von Gegenſätzen, im ſchwebenden Verhältniß anziehender und abſtoßender Kräfte, in Spannung polarer Gewalten. Dieſes Weben im All der Natur, dies Sichfliehen und Sichſuchen der Stoffe und Kräfte nennen wir Magnetismus, Elektricität. Durch Krankheit oder Ekſtaſe verfällt die Seele an dieſe Mächte, und weil dieſer Zuſtand ein Zurückverſetzen iſt aus dem wachen Selbſtbewußtſein des Geiſtes in die Nacht der Bewußtloſigkeit der Natur, ſo reflectirt die halb willenlos hingegebene Seele die Eindrücke, die ſie jetzt empfängt, drängt ſie mit den Figurationen zuſammen, die ſie aus dem wachen Erdenleben mit herübernahm, und ruft aus der Dämmerung, die weit über das Daſein des Einzelweſens hinübergreift, jenes prophetiſche Wiſſen in ſich auf, das uns wie vom Lande Jenſeits klingt, jene Geſtalten, die, mit alten Begriffen verſetzt, uns Hoffnung machen, vom Reich der ſeligen Geiſter etwas zu vernehmen, und die Pforten der Ewigkeit durch ſie erſchloſſen zu ſehen. Hier nun ſind wir, mit dieſem Sprunge, ſchon mitten in der Täuſchung. Was wir Prophetie nennen, iſt nichts als ſympathetiſches Wiſſen von den Grundbedingungen des Seins; was wir Geiſter nennen, ſind nichts als Naturdünſte, perſonificirte Paraſiten, die an unſerer Seele nagen, wie dem nervöſen Fieberkranken bekanntlich die Krankheit ſelbſt zur Perſon, zum Geſpenſt wird, mit dem er im Gefühl eines doppelten Daſeins ringt. Nicht aus dem Geiſte alſo ſtammen jene Geſtalten, ſondern aus der Natur und ihren Kräften, nicht über das Jenſeits, nicht über die Geheimniſſe des Menſchengeiſtes, nicht über die großen Fragen, die ſein Geſchlecht ſich ſtellt, nicht über moraliſche Zukunft, nicht über die Proceſſe, denen ſein Geſchick noch unterworfen iſt, vielmehr über den phyſiſchen Zuſammenhang der Einzelcreatur mit dem Weltzuſtande, über die Bedingungen ſeines Fötallebens, über das Wachſen und Gedeihen, Verkümmern und Verzerren ſeines Naturells in der Abhängigkeit von den Elementarkräften der Schöpfung, hierüber hole man Weisheit von Somnambulen und magnetiſch Träumenden. Magnetiſiren iſt eben nichts, als ein Zurückdrängen des fertig gegliederten und ſeiner ſelbſt bewußten Geiſtes in die Fötalzuſtände ſeines vorperſönlichen Daſeins, aus welchem er dann mit der plaſtificirenden Gemüthskraft der Phantaſie jene Geſtalten und Traumgeburten erzeugt, die für ihn und für jedes, durch Krankheit oder Ekſtaſe gleich ſehr verzückte Gemüth, reelle Erſcheinungen ſind. Wir würden ſie gern als Propheten, als weisheitsvolle Auguren der menſchlichen Dinge begrüßen, wäre ihre Offenbarungsfähigkeit beſſer als bisher geſchehen iſt gepflegt. Verſchloſſene Afterklugheit iſt eben ſo unfähig, als die Schwärmerei der dumpfen Benommenheit, ſolche Patienten zu beobachten. Man ſoll nicht Mißbrauch mit ihnen treiben, man ſoll ſie für Unglückliche halten, aber zum Beſten des allgemeinen Wiſſens ſollte man ſich ihrer mehr bemächtigen, damit die Kunde, die uns hier vorbehalten bleibt, erſchöpft werde. Daß ſie uns nichts von Gott und ſeinen Wahrheiten zu offenbaren haben, das ſagt' ich ſchon, das wiſſen wir ſchon; aber vom Zuſammenhange unſeres Seelenlebens mit den Stoffen der Natur, von der Macht, die beide über einander üben, von der Kraft des freien, energiſchen Willens über die Materie, von der Rückwirkung der Materie auf die Seele, hierüber wären mehr Offenbarungen zu gewärtigen, falls die Rationaliſten unter den Ärzten nicht ſo verſtockt wären gegen die Äußerungen der unbewußten Welt, und die Kunſt ſich zu eigen machten, ohne Stolz und Anmaßung, mit Demuth und Huldigung ihr Ohr an die allerdings unklar verbauten, aber doch immer erſchloſſenen Canäle zu legen, aus denen uns, wie mitten aus dem Chaos der vorweltlichen Schöpfung, ſeltſame Kunde tönt. Die rationaliſtiſchen Ärzte ſind ſuperklug, die pietiſtiſch-homöopathiſchen befangen und betäubt, daß man in der That nicht weiß, wo man ſich die rechten Prieſter erleſen ſoll, welche die erdgeborenen Dämpfe, die einer Pythia zu Kopfe ſteigen, zu deuten oder auch nur zu deſtilliren wüßten. Oder ſoll es uns mit dieſer Weisheit aus der Herzgrube vielleicht eben ſo ergehen, wie mit den Geheimniſſen der Freimaurerei, von welchen die Nichteingeweihten nichts ſagen können, die Eingeweihten aber nichts zu ſagen wiſſen? Keineswegs, es gibt Geheimniſſe, die uns die Erdgeiſter zu verrathen haben, es gibt Naturkräfte, die ſo magiſch auf die Seele wirken, ſo ſehr Bedingung unſeres Daſeins ſind, daß wir ſie uns, wie Fauſt, perſonificirt wünſchen müſſen, um unſern Fragen ſtandzuhalten. Genien und Engel ſind es nicht, über uns ſelbſt hinaus führen ſie uns nicht, vielmehr nur hinter uns zurück in den Schooß des natürlichen Werdens. Da liegen wir dann noch einmal als Fötus unter dem Herzen der Mutter, fühlen im Traume uns gelöſt von der Schranke örtlicher Vereinzelung, fühlen uns als Fieberkranke dem Momente der Auflöſung unſeres Einzelweſens nahe gerückt, uns zum Fluidum eines ätheriſch freien Raumlebens befähigt, und wittern in all' dieſen Zuſtänden mit unendlich feinen Nervenfäden das Ineinanderweben der planetariſchen und der telluriſchen Lebensmächte.

Von Eſchenmayer iſt nichts mehr zu hoffen. Wer den Veitstanz hat, kann den Veitstanz nicht kuriren, er fühlt die Nöthigung zur tollen Beweglichkeit der Glieder, weiß aber vom Centrum nichts, kennt nur die Peripherien. Eſchenmayer ſucht nach den Ausdünſtungen krankhaft beſeſſener Gehirne Himmel und Hölle, Engel und Teufel zu ſyſtematiſiren, ſtatt die Erddämpfe, die elektriſchen Gaſe und mephitiſchen Lufteſſenzen, die den armen kranken Menſchengeiſt berücken, in Claſſen und in lichte Ordnung zu bringen.

Juſtinus Kerner iſt ebenfalls zu ſehr Mitpatient, um die Geiſter, die er heraufruft, auch bannen, das heißt begreifen zu können. Der Geiſt hat hier eben nicht die Natur bezwungen, vielmehr die Natur den Geiſt. Was von Beſonnenheit und verſtändigem Bewußtſein in Kerner übrig, hält ſich ganz apart, unberührt vom Proceſſe ſeiner Studien des Nachtgebietes der Seele, und iſt im Stande, über den Spuk zu lächeln, der ſich als Thatſache nicht läugnen läßt. Dieſem verdächtigen Lächeln über die eigene Phantaſtik kann man auch ſonſt wo begegnen, an gewiſſen Orten, bei Perſonen, wo das Doppelfühlen der eigenen Natur ſtereotyp geworden iſt, und die Verwilderungen des Gemüths mit lichten Augenblicken des Verſtandes wechſeln. Kerner zeigte von Kindheit an eine Befähigung zum dumpfen unentſchloſſenen Traumleben, in welchem das Gemüth alle activen Eigenſchaften der Seele überwächſt, eine Befähigung wie ich ſie eben als Bedingung zur Geiſterſchau ſtellte, jene weibliche Empfangensluſt, ohne Trieb, hinauszutreten, um ein fremdes Object zu erfaſſen, jene Verſunkenheit, welche Eindrücke duldet und ſie gleichſam nachkäuend in ſich langſam verarbeitet. Wir wiſſen, was Strauß, was Varnhagen über ihn äußerten. In einer kleinen Schrift »über den Dämonenglauben« vom Dr. H. Klencke, die ſich auf Duttenhofer zu ſtützen ſcheint, finden wir die einzeln bekannt gewordenen Züge über Kerner zuſammengetragen, die ſein Naturell beſtimmen. Zu dem innerlich träumeriſchen Charakter, der ſanften Gutmüthigkeit, dem moraliſch ungetrübten Frieden ſeiner Natur, geſellte ſich früh ſchon eine gewiſſe Gleichgültigkeit gegen Fremdartiges. Wie die ganze Atmoſphäre dort mit Stoffen angefüllt iſt, die den Wunderglauben fördern, ſo kann die Geſchichte ſeines Werdens ſchon mit ſeiner Mutter beginnen. Dieſe, eine fromme württembergiſche Natur, die ſich durch Naivetät und ſtilles Gefühl äußerte, neigte ebenfalls zum Seltſamen. Sie hatte einmal am Ufer eines Fluſſes einen Schreck, als ſie in ihrem Innern die Lebensregung ihres künftigen Sohnes empfand, und in der Zeit ihres Muttergefühls beängſtigte ſie der Gedanke, ihr Kind werde Fiſchgeſtalt an ſich haben. Auch ſpäter hat ſie nicht ſelten den erwachſenen Sohn befühlt, in ängſtlicher Anwandlung, die Fiſchſchuppen würden nachträglich zum Vorſchein kommen. Bemerkenswerth iſt Kerner's Äußerung an Varnhagen, der mit ihm ſtudirte. Es ſei ſo wenig Freude in der Welt, war ſein Wort, daß man nur eben Etwas, gleichviel was, thun müſſe, damit die Zeit und ſomit das ganze Leben verſtreiche. So von eigentlichem Schmerz oder von Freude nicht hinausgetrieben in die Welt, warf ſich die Regung activer Empfindungen ſchon früh bei ihm auf den ſtillen, trägen Hintergrund der Seele zurück. Die magnetiſchen Pendelſchwingungen des Ritters Campetti führten ihn zuerſt darauf, ſeine magnetiſche Kraft mit einem Ringe, der an einem ſeidenen Faden ſchwebt, auf die bekannte Art zu prüfen. Ein vorherrſchender Zug in ſeinem körperlichen Verhalten war ſein ſtundenlanges Liegen oder Anlehnen, träumeriſch ſeinen Gedanken nachhängend, bis er plötzlich mit Zeichen von Epilepſie aufſprang, vor der Geſtalt, zu der ſein dumpfes Brüten ſich nebelhaft zuſammenthat, erſchreckend. Auf das täuſchendſte ahmte er Wahnſinnige nach, anfangs ſcherzhaft, allmälig aber von der eigenen Phantaſie beherrſcht und erſchreckend über den ſpaßhaft begonnenen Ernſt ſeiner Darſtellung. Merkwürdig war bei ihm auch die Fähigkeit, den Pulsſchlag ſeines Herzens nach Willkür zu beflügeln oder zu lähmen. Mit all' dieſen Zeichen wäre im Mittelalter, bei vorherrſchend religiöſer Ekſtaſe und Fixirung des Gedankens auf eine liebgewonnene Idee oder Geſtalt, bereits der Heilige fertig geweſen.

In unſern Tagen iſt der Patient fertig, mit derſelben Befähigung, die Kerner als Arzt an ſeiner „Seherin von Prevorſt entwickelte. Es braucht kaum noch hinzugefügt zu werden, was Varnhagen erzählt, die Lectüre Jung Stilling's in ſpäten Abendſtunden, die Geſpenſterfurcht, die er ſich aus Cazotte's frommen Vorgefühlen ſog, ferner das erſte Ausbrechen jenes Proceſſes, wo die dumpfe Schwere des Gehirns und die ſchwüle Krankheit des Nervenlebens zum erſten Male bei ihm Geſtalt gewann. Es war um die Weihnachtszeit, als Kerner mit einem Freunde bei Licht in der Stube ſaß und gedankenlos auf der Guitarre ſpielte. Plötzlich fühlte er ſich in einen noch nie empfundenen, beklommenen Zuſtand verſetzt, als drücke ihn eine Laſt nieder, und er ſah, daß der Freund bleich über ihn hin an die Wand ſtarrte und dann mit lautem Schrei aus dem Zimmer ſtürzte. Kerner hatte eine Weile ohne Bewußtſein gelegen, als er auf die nächſte Straße lief und erſt nach einer Stunde zurückkehrte, um zu ſchlafen. Am andern Tage behauptete der Freund, es ſei ihm geweſen, als habe er über Kerner eine undeutliche Geſtalt geſehen, und Kerner äußerte ihm mit Entſetzen, daß ihm plötzlich unſäglich wehe und kalt geworden, und daß er durch den höchſten Grad dieſes Gefühles bewußtlos niedergeworfen ſei, obgleich er keine Urſache aufzufinden wußte. Dieſe Urſache gab ſich aber ſehr bald kund. Es war eine beginnende Krankheit, die auf Kerner's vorausfühlende, ihren Beziehungen zum telluriſchen Leben naheſtehende Seele den heftigſten Eindruck gemacht hatte, und durch deren plötzliche Gewalt der phantaſtiſche, erſchrockene Freund zu ſubjectiven Sinneswahrnehmungen beſtimmt wurde. Kerner erkrankte am folgenden Tage am nervöſen Fieber mit Zufällen vom Veitstanz.

In der ganzen Geſpenſtererſcheinungslehre iſt wohl dieſe Erfahrung die wichtigſte, daß es für die krankhaft ergriffene Seele Momente gibt, wo ſie die Krankheit ſelbſt als eine zweite Perſon erblickt, welche am eigenen Selbſt paraſitiſch nagt, oder ihr bei geſteigertem Falle als entſchiedene Geſtalt in menſchlicher oder thieriſcher Form feindlich entgegentritt und mit ihr ringt, ſiegreich oder vergeblich. Weiß man dieſen Zuſtand eines nervöſen Doppellebens feſtzuhalten, ſo daß das Bewußtſein in dieſer Sonderung nach einem Hüben und Drüben geſpalten bleibt, und mit zwiefacher Zunge als fragend und als antwortend Rede ſteht, ſo haben wir ſchon in beſter Form ein Hellſehen, wie ſie's nennen, oder vielmehr ein zweifaches Dunkelfühlen, wie man weit beſſer dieſe Auflöſung des bewußten Einzellebens nennen ſollte. Daß dann bei dieſer Halbirung des Ichs die eine Hälfte in einer zweiten Natur, welche magnetiſche Anziehung entwickelt, ſich fühlt und findet, iſt ein ganz leiſer Schritt weiter, der ohne Sprung thunlich iſt. Denn ich ſetze als allgemeine Annahme voraus, daß in geſteigerten Nervenkrankheitsfällen, in Momenten, wo eine Löſung von Leib und Geiſt hereinzubrechen droht, die Seele gar wohl die Kraft gewinnt, ſich körperlos nach Puncten zu verſetzen und ſich an ihnen zu äußern, die zeitlich wie räumlich ſo fern ſtehen, daß der Verſtand die Kluft dazwiſchen nicht zu vermitteln weiß, und jede Vermittelung unbegreiflich findet. Hieran zweifeln, hieße ſtumpf ſein. Jene tauſend Geſchichten von Sterbenden, die ſich im Augenblick ſchmerzhafter Trennung vom Erdenleben und vom Körperdaſein in die Atmoſphäre der fernen Freunde drängen, um ſich ihnen irgendwie in Liebe zu bethätigen, ſind, der Möglichkeit nach, meines Bedünkens, alle wahr. Daß man die Art und Weiſe, wie ſich der arme, irre Geiſt bekundet, trivial und lächerlich findet, hebt die Thatſache nicht auf. Die ſchmerzlich ringende Seele hat beim Ablöſen vom Leben nicht die volle Gewalt, ſich irgend wie im körperlichen Daſein noch zur wirklichen Erſcheinung zu bringen; obſchon der Wille mächtig, ſo iſt die Kraft doch ſchwach, das Mittel unbeholfen, die äußere Bethätigung bleibt unvollkommen. Die Manier, ſich äußerlich zu offenbaren, wird aber nur die im Körperleben gewohnte ſein, alſo ein Thüröffnen, ein Aufſprengen der Klinke, ein Rauſchen wie mit dem Gewand am Boden hin; es iſt der Schatten nur vom Schatten wirklicher Bethätigung, ein Hauch der gepreßten Seele, ein plötzliches Vorüberhuſchen des Blicks und der Geſichtsbildung; zu Weiterem bringt es nicht mehr die Ohnmacht des armen Geiſtes, der Abſchied nimmt von einer liebgewonnenen Geſtalt, und ſich noch an ſie drängt mit dem letzten Athemzug des ſehnſüchtigen Wunſches. Von Jenſeits kommt der Geiſt nicht, der ſich ſo im letzten Losreißen vom Schauplatz der Erde auf irgend einer Lieblingsſtelle ſeines Daſeins noch bethätigt. Von Diesſeits ſind alle dieſe Geiſter. Die Kraft der Seele in ſolchen Momenten aber wird Niemand läugnen, ſie überwindet in ſolchem Aufſchwung Zeit, Ort, Materie jedweder Art. Man weiß, daß die Verzweiflung Rieſenſtärke verleiht, daß Wahnſinnige, ſelbſt zarte Frauennaturen in ſolcher Behaftung, eine zehnfache Muskelkraft entwickeln, und ſo entfaltet die Seele auch im Moment des Todes eine flügelſchnelle Zaubermacht.

Von Jenſeits aber ſtammen weder die Geſichte, die ein ſolcher dämoniſch geſteigerter Moment des unfreien oder krankhaften Seelenlebens hervorruft, noch auch die Töne und die Gerüche, die man als Einwirkung nervöſer Verzuckung hört und ſchmeckt. Sowohl die ſeltſam klingenden Töne, als die elektriſchen Gerüche in ſolchen Anwandlungen, ſonſt mit nichts in der Wirklichkeit vergleichbar, ſollen doch durchaus mit Empfindungen, welche uns in Nervenkrankheiten befallen, die allergenaueſte Verwandtſchaft haben. Auf geſtörtes Seelenleben alſo geht alle Wahrnehmung, aller Geiſterſpuk, alle Gewalt übermenſchlich entwickelter Kräfte. Was Eſchenmayer von Himmel und Hölle decirt, iſt auch nicht von Jenſeits, ſondern ſtammt aus dem Gehirn orthodoxer alter Weiber, die den Kaffeeſatz alter Dogmen mit hinüber nehmen in die ſomnambule Verzückung. Und wenn die Seherin Hauffe, oder die von Prevorſt, in gewiſſen Versarten redete, die man für den modiſchen Rhythmus in der Umgangsſprache unter den Seligen nahm, ſo irrte ſich der gute Magnetiſeur; dies war das Versmaß ſeiner eigenen Muſe, das die Verzückte in dem fortwährenden Verkehr mit ſeiner Natur von ihm ſelber überkommen. Wie weit die gegenſeitige magiſche Einwirkung zweier durch Liebe oder Haß mit einander in Rapport ſtehender Perſonen auch ſchon im gewöhnlichen Leben reicht, darauf hat man nie genug geachtet, um eine Theorie über die Macht zweier durch dauernde Leidenſchaft ſtetig zuſammengehöriger Gemüther geben zu können. Auch wird die Wahrnehmung wie die Einwirkung ſelbſt immerfort durch das ſtete Durcheinander im Leben der Gewöhnlichkeit getrübt und gekreuzt. Daß aber die Macht des entſchloſſenen Willens, ſo wie die Macht des Inſtinctes — und beide Kräfte werden in Leidenſchaft gleich ſtark entfeſſelt und geſteigert — bis über jene Grenzen hinüberreichen können, mit denen wir das Bereich der Natürlichkeit und das Gebiet unverſtandener Zauberei von einander zu ſcheiden meinen, das leidet auf keine Weiſe Zweifel, kann auch nur von der Dumpfheit geläugnet werden, der freilich jede Seelenregung, jede freie That des nervöſen Menſchen ein Räthſel bleibt. Auch auf den Umgang mit Thieren, faſt mit lebloſen Dingen erſtrecken ſich die Einwirkungen unſers Naturells. Was Jahre lang in unſeren Dunſtkreis getaucht iſt, nimmt von unſerer Perſönlichkeit an, je nachdem es ſelbſt die Fähigkeit beſitzt, mehr zu ſein als todte Maſſe, lebendig zu wachſen, ſich zu entwickeln und auch ſeinerſeits in unſer Daſein einzugreifen. Die tauſend Fälle, die man von der ſcharfen Witterungsgabe der Hunde, der Pferde weiß, mag ich weder nacherzählen, noch verbürgen; aber die Möglichkeit ſolcher Sympathien kann nur läugnen, wer allen Zuſammenhang zwiſchen Natur und Seele läugnet und dem Geiſt die Begabung abſpricht, durch die andauernde Kraft des entſchiedenen Willens auf die Materie zu wirken.

Zu läugnen iſt hier, nach meinem Bedünken, nichts als die falſche Conſequenz vom Hereinreichen einer Geiſterwelt in unſer Erdenleben, da vielmehr Alles, auch das Verſchiedenartigſte, in dieſen Begegniſſen ſich nur als eine Kraftäußerung unſeres eigenen Lebenskreiſes, oder als eine Rückwirkung aus vergangenen Zuſtänden ergibt. Schon die Annahme eines ſolchen hergebrachten Geiſterreiches mit dem Zweikammerſyſteme von Himmel und Hölle iſt ſinnlich eng und widerlich. Für die Dämonologen in Württemberg gibt es aber noch ein Zwiſchenreich für die weder abſolut Guten, noch abſolut Böſen, wobei die weiſen Geiſterbeſchwörer uns nicht ſagen, wer abſolut gut und abſolut böſe genannt werden könne, ja ob im Himmel und auf Erden eine ſolche Scheidewand je aufzuführen ſei, da jede Seele einem Zwiſchenreiche hienieden verfällt, und die wunderbaren Miſchungen des Menſchenlebens kein Äußerſtes von Reinheit und kein Äußerſtes von Verworfenheit geſtatten. Juſtinus Kerner aber ſpricht vom Zwiſchenreich als einem dritten Aufenthalt für noch unentſchiedene Seelenfähigkeiten im Lande Jenſeits, und Eſchenmayer erläutert danach den Zuſtand des Fegefeuers. Aus der Hölle kehrt nach Kerner's Lehre niemals eine arme Seele zurück, aus dem Himmel nur je zuweilen und ausnahmsweiſe, wenn der geſchiedene Geiſt dem Menſchengeſchlechte noch irgend wie eine Wohlthat erweiſen wolle. Das Zwiſchenreich der Unentſchiedenheit aber iſt für ihn der wahre Schooß ſeiner Geſpenſter. »Man denke ſich einmal,« ſagt Kerner, »den vom Leibe loſen Geiſt eines Menſchen, deſſen Seele im Leben ſelbſt ſich nur halbthieriſch kund gab. Die Neigungen und Laſter eines ſolchen Menſchen, fällt der Leib ab, bleiben nicht im Leibe, ſie bleiben in der Seele zurück, welcher der Leib gehorchen mußte, und wie wird ſich dann ein ſolcher Geiſt geberden, in dem immer noch jene Neigungen und Leidenſchaften leben, für welchen aber kein Leib und keine Sündenwelt exiſtirt, die ſie ausführen. Wird ein ſolcher Geiſt mit ſeiner Schwere nicht immer noch zur Sinnenwelt zurückſtreben, wo ſein Herz iſt? Wo Euer Schatz iſt, da iſt auch Euer Herz. Hat der Menſch im Leben immer nur die Welt geliebt, und in ihr ſeinen Schatz geſucht, dann bleibt auch nach dem Tode ſein Herz an dieſelbe gebunden und kann ſich nicht losmachen. Aber eben dieſes nicht Losmachenkönnen iſt eine Pein, weil zum Genuſſe des Irdiſchen der Körper fehlt; der Genuß der höheren Glückſeligkeit aber verboten iſt.« — An einer andern Stelle ſagt er: »Zwiſchen dem Reiche des Lichts und der Finſterniß iſt das Reich der Dämmerung, und ſo iſt zwiſchen Himmel und Hölle das Zwiſchenreich. Wer in der Hölle iſt, der ſteigt nicht mehr hinauf in die Welt; wer im Himmel iſt, der ſteigt nicht mehr herab, es ſei denn aus Liebe und Schutz für die Menſchen. Es bleiben daher nur die Weltſüchtigen noch übrig, welche das Reich der Dämmerung füllen. Dieſe ſind es, welche mit ihren Grundneigungen an die Erde gebannt ſind und zahlreich wie ein luftiges Heerlager ſie umgeben.«

Auf dieſe Weiſe gibt Kerner die Anweiſung, jeden Nebeldunſt, der über die feuchte Wieſe zieht, für eine Heerde irrender Seelen zu erklären. Von ſolchen Sumpfgeiſtern die Offenbarung der großen Geheimniſſe, der Weltordnung erlauſchen zu wollen, iſt geſchmacklos und widerſinnig genug. Das Heidenthum jener Griechen, welche die Kräfte der Natur für Götter hielten, ſteht weit höher, als der Qualm und die ölichte Lampenſchwüle unſerer Geiſterbeſchwörer, für welche recht eigentlich die Worte gelten, welche Fauſt aus dem Geiſterreiche vernimmt:

»Du gleichſt dem Geiſt, den Du begreifſt, nicht mir!«

7.

David Strauß.

1839.

„Nein! ich kann nicht, wenn ich auch wollte. Und könnt' ich's, ſo würd' ich hoffentlich nicht wollen. Mir etwas vorſpiegeln, nur um für mich Ruhe, mit Andern Frieden zu behalten!“

Mit dieſen Worten beginnt Strauß ſeine Selbſtgeſpräche. Es iſt ſtaunenswerth, wie unerſättlich dieſe Luſt der Forſchung iſt, um aus dem Convolut des chriſtlichen Glaubens, wo ſich Wahn auf Wahn, Phantaſie auf Phantaſie gehäuft, Alles herauszuſchütteln, was vergänglich daran iſt und mit der ewig wandelbaren Zeit zerfällt. Hier Kern und Schale zu ſondern, iſt das ſchmerzliche Werk der tiefſten Gewiſſenhaftigkeit. Religion iſt nicht blos Sache des Verſtandes, ſie iſt auch eine Frucht der Phantaſie. Den Apfel, den ſich der Verſtand mit verwegener Fauſt vom Baume der Erkenntniß pflückt, den reicht die Phantaſie nicht blos in ihren goldenen Schalen dar, die Frucht ſelbſt iſt meiſtens nur ihr Werk und ein Kind ihrer Liebe. Der Gott bleibt geheimnißvoll verſchloſſen, wenn Du ihm mit dreiſter Stirn in's Auge ſchauſt; der offene helle Tag vertraut Dir kein Geheimniß an. Aber laß den Abend Deine müde Stirn umziehen, hülle Dein Haupt in die Wolken des Traumes, und mit den Genien der Phantaſie, die Dich umſchweben, ſteigt ein lichter Gottgedanke in Deine Seele und flüſtert mit ihren Zungen, ſpricht in ihrer Sprache. Die Wahrheit hat ſich faſt nie anders den Menſchengeiſtern anbequemt, die Phantaſie iſt mit ihren Gebilden tief eingewebt in alle Religion. Hier zu ſcheiden, was Inhalt und was Form, ſcheint oft mißlich, oft geradezu widerſinnig, denn ohne dieſe Form iſt dieſer Inhalt nicht, was er iſt. Anders als in dieſer zeitlichen Geſtalt hat ſich das Weſen nicht zur Erſcheinung bringen können: zerbricht die Form, ſo ſtürzt auch der Inhalt nach; — wenn der Mantel fällt, ſagt Schiller's Verrina, ſo muß auch der Herzog nach! Ganze Völker bleiben Zeit ihres Daſeins eingewickelt in den Mantel ihrer Vorſtellungen, und Niemand lüftet ihn, um die nackte Geſtalt zu ſchauen; ganze Jahrhunderte blieben verhüllt in Traum und Nebel, und waren glücklich, bis das Frühroth kam und die Morgenfriſche empfindlich wurde. Das ganze Mittelalter mit ſeinem Katholicismus ſchlief ſolch' langen Schlaf, und die jetzigen Geſchlechter dehnen und recken beim Erwachen noch immer unwillig ihre Glieder. Der Traum von der reinen, unberührten Jungfrau, von dem heiligen Manne mit den Schlüſſeln zur Himmelspforte, von den alltäglich neuen Wundern der Heiligung, von dem Schooße der alleinſeligmachenden Kirche, dieſer ganze Traum hatte ſeine zaubervollen Entzückungen, man fühlte ſich wohl und warm, die Phantaſie ſchwelgte unter duftigen Blüthen. Nun der Traum aus iſt, fühlen wir uns froſtig angeregt, das Erwachen iſt ſchmerzlich. Die Philoſophie hat Geiſter heraufbeſchworen, die vor der Morgenhelle nicht weichen, die am lichten Tage erſt recht ihr Weſen treiben. Der orthodore Proteſtantismus ſucht zu halten, was haltbar ſcheint im Strome der Zeit. Selbſt Schleiermacher ließ vom Forſchen ab und kam der bedürftigen Menſchennatur, die den Anblick der hüllelosen Geſtalt nicht ertragen kann, mit Bild und Symbol zu Hülfe. Auch die Hegel'ſche Speculation rettete vom alten Glauben, was mit ihrem Begriffe verträglich war. Vor Strauß fallen alle dieſe Bemühungen zurück, er hat die ungeheure Conſequenz des Geiſtes, alle Nebendienſte abzuweiſen, das Kleid von dem Weſen zu trennen, das Vergängliche vom Unvergänglichen, das Bild vom geiſtigen Gehalt. Er hat den Muth, dem Menſchengeſchlecht keinen Schmerz der Enttäuſchung erſparen zu wollen, er iſt es, der die Reformation des Chriſtenthums, die Luther begann, vollendet. Iſt das Chriſtenthum die abſolute Religion, die über allen Wandel des Zeitcoſtüms wie ein Proteus hineinragt in eine Ewigkeit des menſchlichen Daſeins, ſo muß es dieſe Feuerprobe der forſchenden Vernunft, dieſe Nagelprobe der kritiſchen Analyſe beſtehen, es muß, wie die Völker ihren Nationalhaß ablegen und ſich zur Menſchheit erziehen, ſich zur Weltreligion fortbilden. In Deutſchland ſtirbt der Fauſt nicht aus, er erneut ſich in allen Gebieten des Wiſſens, und das Schickſal, ſeinem Drange fortwährend preisgegeben zu ſein, hat das Chriſtenthum weniger zu fürchten, als ein anderes Schickſal. Nur das Schickſal des Überflüſſigwerdens, wenn die Geſchlechter der Menſchen ihre Wege ſelbſtſtändig fortwandeln, ſich immer neue Bahnen auf dem Rund der Erde und mit allen Elementen eröffnen, und die Überlieferungen des innern Lebens ſich ſelbſt überlaſſen, nur dies Schickſal des Überflüſſigwerdens wäre Tod und Vernichtung. So lange der Geiſt der Forſchung lebendig bleibt, um am Chriſtenthum Geiſt und Leib zu ſondern, ſo lange wird es die Menſchheit beherrſchen, und aus allen Prüfungen immerdar geläutert hervorſteigen.

Die Selbſtgeſpräche von Strauß führen die Überſchrift: »Vergängliches und Bleibendes im Chriſtenthume.« Strauß widerlegt eine Äußerung in den Korintherbriefen, wo der Apoſtel ſich die Miene gibt, als ſei nur die Hoffnung auf dereinſtigen Lohn in der andern Welt die belebende Macht geweſen, die ihn ſtandhaft gegen das Böſe erhalten habe. Strauß weiſt nach, daß das Gute, das Du thuſt, ſeinen Lohn in ſich ſelbſt hat, und ein Bewußtſein gibt, das Dich mitten in der Mühſal des Kampfes, mitten im Ungemach tief beglückt und beſeligt. Dieſe Lohnſucht nimmt er den Schwachen als eine eitle untaugliche Stütze. Das diesſeitige Leben muß ſeine Erfüllung und Geltung in ſich ſelber haben; in der Geſtaltung des Schickſals nach dem Tode, ſei's in Furcht oder in Hoffnung, einen Antrieb zum Guten zu ſuchen, iſt eine jener frommen Schwächen, die entnerven und die Lebenskraft unſicher machen; nur die freie Entfaltung des moraliſchen Willens iſt förderlich für ein ewiges Seelenheil. Den Apoſteln war das andere Leben Vergeltungszuſtand; uns iſt es Fortentwickelung. Und weil wir den Gott vollauf in's Menſchenleben eingegangen wiſſen, weil wir ihn haben und finden in dem Geſchick des leidenden, ringenden, immerdar erlöſungsbedürftigen Geſchechtes, das alle Martern des Heilandes an ſich ſelber erfährt, ſo können wir auch nicht mit dem Apoſtel ſagen, daß ohne die Auferſtehung Chriſti vom Tode unſer Glaube an ihn leer und vergeblich wäre. Die chriſtliche Lehre hat ihren Inhalt, ihren Segen und die Erfüllungen ihrer Verheißungen auch ohne jenes zweifelvolle Wunder, mit welchem die gläubige Menge wie mit einem Triumph des äußern Erfolges prunkt; wir glauben an die Ewigkeit des Lebens auch ohne Auferſtehung der Leiber, wir glauben an die Göttlichkeit Chriſti, auch wenn er ſie nicht durch Wunder bethätigt, wir glauben an die Wahrheit ſeiner Lehre, auch wenn er nicht durch körperliche Himmelfahrt bewieſen, ſie ſtamme von oben. Das Göttliche hat ſeine Gewißheit in ſich ſelber, es bedarf nicht der Beſtätigung in ſinnlichen Erfolgen. Und ein Chriſtenthum, das ſich dieſer äußern Stützen entledigt, das alles Schauſpiel von ſich ſtreift, wird um ſo mehr erſt recht eine Kraft des ſich ſelbſt gewiſſen Geiſtes, der alles Leibliche beherrſcht.

Strauß hat das große Verdienſt, das Chriſtenthum ſeiner Hiſtorie und ſeiner Mythen entkleidet zu haben, damit von ſeiner Hülle frei ſein Weſen als der Kern mit ewiger Machtvollkommenheit herausſpringt. Ein Kirchenlehrer unſerer Zeit, der ſich gegen das Verbot der Schrift von Strauß geäußert, hat gleichwohl die Beſorgniß ausgeſprochen, es ſei zu Ende mit dem chriſtlichen Glauben, wenn Strauß nicht widerlegt werde. Er iſt nicht widerlegt. Aber dieſe Beſorgniß iſt auch unrichtig. Jener Kirchenlehrer nimmt das Chriſtenthum nur als eine Hiſtorie. Uns aber iſt es eine Thatſache von immerdar erneuter, allezeit gegenwärtiger Gültigkeit. Für uns tritt es in jedes neue Menſchenleben als Hiſtorie und macht jede einzelne Seele zum Schauplatz ſeiner ſtillen Herrlichkeit. Daß die Menſchheit ſelbſt der wahrhafte Gottesſohn, ſcheint freilich eine Weisheit, die nicht abgeſchloſſen proteſtantiſch iſt. Sie iſt eben ſo gut katholiſch; ſie greift in alle vereinzelte Bekenntniſſe über, und mit ihr ſtimmt auch der Ausſpruch jenes katholiſchen Dichters *) überein:

»Iſt Chriſtus tauſend Mal in Bethlehem geboren, —
Und nicht in Dir, ſo bleibſt Du dennoch ewiglich verloren!«

1841.

Von Strauß's »Dogmatik« erſchien der erſte Band. Vom »Leben Jeſu« arbeitet er die vierte Auflage aus. Laut Conver-

---

*) Johann Scheffler, Sileſius.

ſationslexikon der Gegenwart iſt er am 27ſten Januar 1808 zu Ludwigsburg geboren. Der Berichterſtatter ſieht die populäre Theilnahme an den Strauß'ſchen Forſchungen nicht im Standpuncte der Zeit nothwendig bedingt, vielmehr ſchreibt er ſie einigen Zufälligkeiten zu. Unter den Schickſalen, die das »Leben Jeſu« hatte, finden ſich allerdings auch Curioſitäten. Unbekannt war uns die Begegnung, die dem Buche in Holland widerfuhr. Der Buchhändler Bolt in Gröningen kündigte eine holländiſche Überſetzung an, die aber unterblieb, weil der Profeſſor Hofstede de Groot und der Buchhändlerverein ſich öffentlich dagegen erklärten. Die Haager Geſellſchaft zur Vertheidigung des Chriſtenthums ſetzte im Jahre 1836 einen Preis aus für die beſte Widerlegung der Strauß'ſchen Schrift, wovon aber bis jetzt noch kein Reſultat bekannt geworden iſt. — Was die Widerlegung betrifft, die in gedachtem Artikel des Lexikons den Strauß'ſchen Reſultaten widerfährt, ſo iſt ſie beſonders gegen die Annahme gerichtet, was nicht buchſtäblich hiſtoriſch wahr ſei, müſſe Mythe oder Dichtung ſein. Es gebe, heißt es dort, noch ein Drittes, nämlich mündlich fortgepflanzte Überlieferung, welcher Hiſtoriſches zum Grunde liege, das aber, durch lebendige Überlieferung weiter ausgeſchmückt, bisweilen auch in's Wunderbare gezogen ſei. Der Sage liege immer Hiſtoriſches zum Grunde, der Mythe aber nicht. Auf die Sage aber habe Strauß gar keine Rückſicht genommen, dies ſei einer der größten Fehler ſeiner Beweisführung.

Merkwürdig iſt die neue Kirche, die ſich in Reutlingen auferbaut. Guſtav Werner, der Stifter derſelben, war früher Pfarrgehülfe und hielt eine Kleinkinderſchule, doch trat er vom Amte zurück, um als Privatmann ſeine Conventikel zu halten. Er war eine Zeit lang in Straßburg, wo der Swedenborgianismus noch einen kleinen Heerd hat. Übrigens verwirft er nicht, wie die Swedenborgianer, das alte Teſtament und die Pauliniſchen Schriften, obſchon er ſich dieſer Lehre nähert, und das Chriſtenthum nicht als Überlieferung, ſondern als inneres Erlebniß nimmt. Er zieht beſonders Frauen an, weil er enthuſiasmirt und ſich der weiblichen Seelenkräfte, Gefühl und Phantaſie, bemächtigt. Er bildet alſo zu Strauß eine Art Gegenſtück.

1842.

Mit Bruno Bauer's Kritik der Evangelien hat der große Streit über das Ideelle und das Geſchichtliche, das eigentlich Wahre und das eigentlich Richtige, das Nothwendige und Zufällige im Leben Chriſti ſeinen neueſten Wendepunct erreicht. Bruno Bauer ſetzte in den deutſchen Jahrbüchern ſeine Differenzen gegen Strauß, die er in ſeinem objectiv gehaltenen Werke nicht ſpeciell verfolgen mochte, auf das entſchiedenſte aus einander. Hiernach erſcheint Strauß bereits — ſo rapid iſt der Drang des forſchenden Geiſtes in unſerm Jahrzehend — als der Zurückgebliebene. Seit ſeinem erſten Auftreten ſind durch die Forſchungen Weiße's und Wilke's Ergebniſſe gewonnen, die Strauß ignorirt, weil ſie ſeinen Bau unterhöhlen. Weiße hat über die Tradition, Wilke über das Evangelium des Marcus Wichtiges annehmbar gemacht, und Bauer geht mit dem neuen Gewinn in der Forſchung weiter. Marcus gilt für ihn als der Urevangeliſt, der erſte Berichterſtatter, der ſchlicht, einfach erzählt und die Hiſtorie nicht mit Illuſionen verſetzt, ſo daß die ideale Bedeutung der mythiſchen Beziehungen bei ihm klar iſt. Die andern Evangelien ſind nach ihm abgefaßte, ſchriftſtelleriſche Arbeiten ſpäterer Zeit, abſichtliche Unterſtützungen hiſtoriſcher Annahmen, Beweisführungen ſtofflicher Facta im Leben Jeſu. Matthäus und Lucas ſind die Erſten, welche die idealen Momente in den platten Pragmatismus ihrer Hiſtoriographie hineingezogen und ihm gemäß umgeſtalteten. Hierauf gehen die Ergebniſſe der Bauer'ſchen Forſchung. Strauß erſcheint von Bauer's Standpunct aus in »einem Wuſt veralteter und unkritiſcher Vorausſetzungen« befangen.

8.

Karl Roſenkranz.

1842.

Seit dem oſtpreußiſchen Huldigungstage, den »Vier Fragen« und der Entwickelung zweier journaliſtiſchen Organe, einer politiſchen Zeitung und eines Literaturblattes, iſt Königsberg in den Kreis unſerer lebhafteſten Wünſche getreten, und Deutſchland reicht jetzt wieder fühlbar bis über den Pregel hinaus. Roſenkranz, der Mann vom Centrum der Hegel'ſchen Philoſophie und ihr gewandter Journaliſt, hat »königsberger Skizzen« geſchrieben. Roſenkranz legt hier vorwortlich ſein Glaubensbekenntniß in ſtaatlichen Dingen nieder. Zugleich entbindet er ſich hier des ſtrengen Dienſtes im objectiven Denken und führt ſeine Perſon vor. Er hat ſich daran gewöhnt, laut zu empfinden, auch wo er den Roquelor des gedanklichen Vortrages abthut; ſomit bequemt er ſich zu menſchlicher Hingebung an Luſt und Leid. Einige ängſtliche Vorkehrungen, um ſich die Stellung zu ſichern, ſcheinen mehr den Boden zu charakteriſiren, auf den ſich ein Beamter geſtellt ſieht. Roſenkranz führt Immermann, Göſchel und Eichendorff an als Beiſpiele von Beamten, die ſich mit ihrer Schriftſtellerei nicht genirt und gelegentlich die Ausartung des Beamtenweſens in abſtractes Mandarinenthum verſpottet. Übrigens iſt ihm als Mann der ordnenden Verſtandeskraft ein Beamtenſtaat mit all' ſeiner Überwachung doch weit lieber, als die Caprice des Patriarchenthums, wie es ſich in der polartig entgegengeſetzten Entwickelung eines deutſchen Ländercomplexes ergibt. Was nun ſein politiſches Bekenntniß betrifft, ſo müſſen wir zuerſt ſagen, daß es ſeinem wiſſenſchaftlich-religiöſen entſprechend iſt. In Problemen der Wiſſenſchaft, die auf das Daſein Gottes, auf die Beſtimmtheit Gottes als eines perſönlichen Weſens, auf die Gottmenſchheit Chriſti gehen, iſt Roſenkranz, als Feind aller Wagniſſe, der Mann der gerechten und geſicherten Mitte. Man wird aufhören müſſen, an die Eigenthümlichkeit des Juſtemilieu, wenn es ſich geiſtig waffnet und im Harniſch hält, irgend den Makel eines bannalen Widerwillens zu heften. Seitdem Scribe in ſeinen »Feſſeln« ein Juſtemilieu aufſtellte, wolle man die Möglichkeit einer ehrenhaften »rechten Mitte« nicht länger bezweifeln. Roſenkranz hält eine ſolche auch, wo es die allgemeinern Fragen der Gegenwart gilt. Er hält unſere Zeit mit Recht für die Zeit der Auflöſung aller mittelalterlichen Grundwahrheiten, iſt aber der Meinung, der Staat thue am beſten, ſich in der Geſetzgebung möglichſt paſſiv zu halten, und die Weltgeſtaltung der eigenen Entwickelung im Volke zu überlaſſen. Der Staat ſolle keine neuen Corporationen bilden, aber dulden, wenn ſich welche von ſelbſt bilden wollen; er ſchütze ſolche neue und die noch vorhandenen organiſchen Inſtitutionen, ſofern ſie den Schutz begehren; er gewähre und erhalte die individuelle Freiheit nicht blos gegen die organiſchen Inſtitutionen der Vorzeit, woraus die modernen Geſetzgebungen ſie angeblich erlöſt haben, ſondern gegenwärtig auch gegen dieſe Geſetzgebungen, welche ihnen bisher verboten, ſich zu organiſchen Inſtitutionen abzuſchließen. Dies das Juſtemilieu eines keineswegs ſchlaffen, ſondern kräftigen, ſelbſtbewußten Sichſelbſtgeſtaltenlaſſens. Der Philoſoph conſtruirt hiernach ſeinen Begriff nicht, indem er von der Geſchichte ſich abwendet; aber er drängt der Geſchichte auch nicht die Idee der Vernunft und Freiheit auf. Freilich kann er den Exaltirten zweideutig ſcheinen, aber er wird es nie ſein, wenn er der milden Sonne der Humanität ſtatt dem Blitze des Terrorismus huldigen zu müſſen vermeint. Der Philoſoph läuft ſogar in dieſem ſeinem Ringen nach Vorurtheilsfreiheit Gefahr, wenigſtens für den Augenblick gegen den Ungeſtüm der Gegenwart in Indifferenz zu gerathen, wie denn auch das chriſtliche, nicht blos das philoſophiſche Bewußtſein immer gern bereit iſt, ſich darauf zu vertröſten, daß jeder in ſich freien Perſon, wenn ſie äußerlich gebunden, ein »Hinaus« über die Bedingtheit des Gegebenen, über die Widerſprüche der geſchichtlichen Wirklichkeit möglich bleibe. Dem Philoſophen, weil er kein Mann der That, wird immer die Schärfe der Einſeitigkeit fehlen, denn philoſophiſches Erkennen geht auf das Ganze, geht auf Abrundung der Allſeitigkeit. — So ſtellt ſich Roſenkranz hin und — wir laſſen ihn ſtehen. Deutſche Wiſſenſchaft iſt bis zu jenen Lebensfragen vorgedrungen, gegen welche ſich gleichgültig zu verhalten nicht mehr ehrenvoll iſt, noch weniger möglich. Freilich gab es ſchon Zeiten, wo die Philoſophie an die Spitze der Bewegung trat. Man wird Fichte in ſeinen »Reden an die deutſche Nation« nicht genug bewundern können, daß er als deutſcher Philoſoph zugleich recht eigentlich der Mann der That war, während in unſeren Tagen einem Herbart möglich blieb, in ſtolzer Zurückgezogenheit vor dem Lärm des Lebens zu verharren. Roſenkranz tritt nicht an die Spitze der Bewegung, er ſchaut der Bewegung blos zu. Man laſſe ihm ſein Zuſehen. Der bloße Zuſchauer wird auf die Länge des Schauens müde.

9.

Göſchel und ſeine Unſterblichkeit.

1839.

Göſchel hat dem Hegel'ſchen Syſteme den Beweis für *perſönliche* Unſterblichkeit vindicirt! So mögen jetzt die Anhänger dieſer Schule präconiſiren oder vielmehr ohne beſondere Berückſichtigung der ſpeciell Göſchel'ſchen Bemühung, ganz ihrer gewohnten Natur gemäß, die Objectivität der Beweisführung als etwas ſich aus dem Syſteme ſelbſt Ergebendes behaupten. Mögen ſich aber die Unbefangenen in Acht nehmen, was denn nunmehr noch Hegelianismus ſei und was nicht. Man macht Miene, einen Hegelianismus vom Jahre 1832 und einen Hegelianismus früherer Jahre anzunehmen, und jener iſt vom älteren ſo ſehr verſchieden, daß ſelbſt Hermann Fichte, der ausgemachteſte Gegner des Syſtems, ſich zu jenem zu bekennen, wenig Anſtand nehmen dürfte, wenn es nicht überhaupt abgeſchmackt wäre, um einen Hegelianismus neuer Art wie um ein namenloſes Ding auf öder Haide herumzutanzen, über das der alte Meiſter, wenn er auferſtände, vielleicht ſelbſt nicht mehr den Zauberſtab ſchwingen möchte. Dies zugegeben oder nicht: ſo viel ließe ſich wohl behaupten, daß Göſchel durch ſeinen Bibliogoethohegelianismus zur Auflöſung der alten Lehre viel beigetragen hat. Lieber Himmel! in's Paradies und in den Stand der Unſchuld kommen wir doch nicht mehr auf dieſem Wege zurück. Die friſche Freudigkeit eines göttlich unbewußten Lebens, die heilig reine Feier jungfräulicher Unmittelbarkeit, mit der iſt's doch aus! So ſollten wir denn nur klug ſein und uns über die in der Auflöſung begriffene Schule einfach verſtändigen.

Sehen wir uns danach um, wie es in der alten Hegel'ſchen Doctrin um die Unſterblichkeitslehre ſtand, bevor ein ſtolzer Pietismus die Hand im Spiele hatte und ſich der Kategorien des Syſtems bemächtigte, um ſcheinbar für ſie, im Grunde aber nur für ſich ſelbſt das Wort zu führen, ſo müſſen wir doch geſtehen, daß von der Deduction einer perſönlichen Fortdauer nach dem zeitlichen Tode weder ſchon bei Schelling (beim alten, denn der neue iſt noch eine imaginäre Größe), noch bei Hegel ſo eigentlich die Rede ſein konnte. Im Hegel'ſchen Syſteme hätte füglich in der Kategorie vom Leben die Unſterblichkeit abgehandelt werden müſſen, wenn es überhaupt geſchehen konnte. Allein hier ergibt ſich nach Hegel's Ausſpruche, daß ſich das individuelle Leben nur um deswillen verzehrt und aufhebt, damit das Allgemeine erhalten werde. Eine Fortdauer der Perſönlichkeit mochte Hegel zu den »ſchlechten Progreſſen in's Unendliche« rechnen, ein Ausdruck, womit er eine Rumpelkammer für allerlei unhaltbare Dinge bezeichnete. Es war ihm um das Ewige des Geiſtes zu thun. Dies ſuchte er zu erfaſſen, aber nicht als ſeiner Dauer nach endlos, ſondern als das zu der Zeit überhaupt Verhältnißloſe. Es mußte ihm daher ein Mißkennen des echten Geiſtes der Philoſophie ſcheinen, die Unſterblichkeit über die Ewigkeit der Seele und über ihr Sein in der Idee zu ſetzen. Hieraus conſtruirte ſich das ganze Syſtem der Vernunftnothwendigkeit, das Abſolute war objective Potenz. Das iſt der Nerv der Hegel'ſchen Lehre, das hat ſie für alle Zeiten gezeichnet. Nach ihr ſind nur die Ideen (Hegel nannte ſie Begriffe) ewig, die Perſönlichkeiten ſind mehr oder weniger ſelbſtloſe Figurationen vor dem Alles verſchlingenden Hintergrunde. Nicht anders als durch dieſen Terrorismus ſchien die frühere Gewaltherrſchaft des Subjectivismus in der Philoſophie geſtürzt werden zu können. Und dies war nach Schelling's Zurücktritt Hegel's Werk. Von dem rieſenhaften, hartnäckigen Spartanismus des Mannes laſſ' ich mir kein Tüttelchen nehmen, denn in ihm liegt alle ſeine Größe und Bedeutſamkeit. Wer nun das Abſolute ſtatt in die Idee, in die Perſönlichkeit ſetzt, der löſt mit Einem Streiche die Bande des ganzen Syſtems auf; die der Nothwendigkeit involvirte Freiheit taucht wieder auf und ſucht ſich ein anderes Verhältniß zu jener; das ganze mühſam zuſammengepferchte Gebäu des Syſtems geht aus den Fugen und die ſchwerfälligen Querbalken tanzen aufrecht und händeringend durch einander, und geben ein herzbrechendes Schauſpiel für Götter und Menſchen.

So herzbrechend iſt nun freilich nicht, was Göſchel aus innigem Bedürfniß chriſtlicher Aufregung der Hegel'ſchen Lehre zumuthet. Allein es iſt in ſeinen Folgen unberechenbar, wenn das Abſolute jetzt in die Perſönlichkeit geſtellt wird, ſtatt daß es ſonſt in der Idee lag und nur die objectiven Potenzen unſterbliche Geltung hatten. Wie kann das aber aus dem Syſteme ſelbſt herausentwickelt werden? Wie kann jetzt das Object dem Subject dieneriſch werden, ſtatt daß ſonſt ſich das Individuelle in das Allgemeine auflöſen und nur ſo, in dieſem Aufgeben ſeiner ſelber, Ewigkeit und Unſterblichkeit, mithin unperſönliche Unſterblichkeit haben durfte? Welches iſt der Zwiſchen-Terminus, die Zwiſchen-Potenz, um dies verträglich zu machen? Das iſt die Aufgabe, die ſich Göſchel ſtellte und in ſeiner Schrift: »von den Beweiſen für die Unſterblichkeit der menſchlichen Seele,« vermeintlich gelöſt hat. Sie iſt gelöſt, aber mit ihr iſt auch Alles gelöſt und in der Auflöſung begriffen. Göſchel faßt nämlich das Object ſelbſt, die geiſtig objective Potenz, den Begriff, den Gedanken — als Perſönlichkeit. Nur das Natürliche, das Anſichſein, das Äußere, ſagt er, iſt unperſönlich. Erfaßt ſich das Sein aber ſelbſt in ſich, »erinnert« es ſich, ſo wird es Gedanke, d. h. Bewußtſein, d. h. Perſönliches. Dabei wird jedoch ein feiner, höchſt zerbrechlicher Unterſchied zwiſchen Individualität und Perſönlichkeit geſetzt. Jene muß ſich ihres »ſchlechten, abſtracten Ich's« entäußern, die Individualität muß das Individuelle abſtreifen, ſie muß Gedanke und Allgemeines werden, indem ſie Gott denkt, und kann nur in dieſem Gottwiſſen unſterbliche Perſönlichkeit werden. Verdammt zur ewigen Vernichtung ſind alſo alle nicht denkende Menſchen, verdammt iſt die naive Unſchuld des Anſichſeins, verdammt die friedfertige Harmloſigkeit des echt Menſchlichen, verdammt ſind alle die Millionen, die ſich nicht dialektiſch aufſtacheln zu dieſer begrifflichen Form des Bewußtſeins und die vielen Generationen und Völker vor uns, die der Stofflichkeit des Erdenlebens hingegeben, in ſchöner Unſchuld des Naturlebens ein vor Gott und

Menſchen herrliches Daſein führten, ſie ſind von der Tafel der Ewigkeit fortgelöſcht; denn nicht der Menſch als Menſch, nur der Gott denkende Gedanke in ihm iſt unſterblich. Nur der denkende, und zwar nur der in dieſer pietiſtiſch-ſpeculativen Form denkende Menſch hat auf eine Seligkeit zu rechnen. Das iſt Göſchel's Quietismus; zu etwas Anderem bringt es ſeine Speculation nicht. O! es war doch eine göttliche Regſamkeit im Hegel'ſchen Begriffe. Der Begriff durchirrte den ganzen Kreis der äußern Erſcheinungen, er durchfluthete alle Figuration der Leiblichkeit, durchzog ewig unruhig alle Geſtalten der Welt und ſetzte ſich in Allem ſeine ewigen, nothwendigen Momente. Nun iſt's damit aus. Nun können wir Alle beten gehen, wenn wir unſterblich ſein wollen, denn nicht der handelnde, der eine Welt der Wirklichkeit bauende Menſch iſt ſeiner Ewigkeit gewiß, ſondern nur der ſich in die Form des ſpeculativen Gebetes auflöſende. Im Hegel'ſchen Begriff lebte doch noch die Unabhängigkeit eines abſoluten Gedankens, der ſich ſelbſt zum Schrecken und zur Freude ſelbſtſtändig ſeine Geburten ſich ſchuf und zerſchlug. Jetzt aber müſſen wir mit Göſchel in die Wüſte gehen und als fromme Anachoreten botaniſiren. Vom Leben als ſolchem war ohnehin nicht eben die Rede, allein mit der Unabhängigkeit des Gedankens iſt nun auch die Exiſtenz einer Philoſophie aufgehoben. Das haben wir nun von dieſem abſchwächenden Vermitteln. Erſt wurde Goethe, der freie Dichter, bearbeitet und mußte all' ſein Poetenblut laſſen, um das Chriſtliche aus ihm zu filtriren; nun iſt Hegel auf die Erbaulichkeit, die er ſelbſt ſo haßte, reducirt. So müſſen die entſchiedenſten Pole ſich hier an die Axe eines calculirten Pietismus ſchmiegen, alle Köpfe müſſen unter Einen Hut kriechen, und dieſer Hut iſt eine enge Capuze. Warm und weich ausgefüttert iſt die Capuze, das mag ſein, denn auf quietiſtiſche Erbauung läuft Alles hinaus. Man laſſe ſich durch die methodiſche Abkaſteiung im erſten Theile der Schrift nicht abſchrecken, hier wird der Hegel'ſche objective Begriffs-Verlauf in früheren Beweisführungen über die Unſterblichkeit der Seele proceſſualiter verfolgt. Der Schluß iſt eine fromme Belohnung für dieſe philoſophiſch-ſpeculative Buße, und in der Vorrede ergeht ſich der Verfaſſer in einer ſo ſüßlichen Spielerei ſymboliſirender Frömmigkeit, wie ſie ſelbſt auf der Kanzel heutzutage ihresgleichen ſucht.

Könnte Göſchel für den jetzigen Vertreter der Hegel'ſchen Lehre angeſehen werden, ſo hätte ſich dieſe Philoſophie mit ihren Gegnern in ſo weit vereinigt, daß das Abſolute in die Perſönlichkeit zu ſetzen ſei. Es iſt dies von Seiten Göſchel's wenigſtens eine Accommodation gegen das Chriſtenthum. Sonſt aber ergibt ſich denn doch zwiſchen ſeiner und Hermann Fichte's Deduction der perſönlichen Unſterblichkeit *) ein weſentliches Dilemma. Nach Göſchel iſt ſpeculative Gotteserkenntniß identiſch mit Unſterblichkeit. Immer iſt bei ihm nur davon die Rede, daß Gott das abſolute Wiſſen, das Ur-ſelbſt im Genuß ſeiner ſelber iſt; die abſolute Perſönlichkeit Gottes iſt ihm die Wirklichkeit des abſoluten Denkens. Fichte nimmt von Anfang an in ſeiner Schrift einen friſchen, kräftig freien Anlauf. Er faßt die Frage der Unſterblichkeit zuvörderſt als Sache der Phyſiologie auf und gibt hier ein Meiſterſtück anthropologiſcher Forſchung. Der ungetrübten Freudigkeit ſeiner Auffaſſung und der durchſichtigen Klarheit ſeiner geſchmackvollen Darſtellung iſt hier keine Faſer des Stoffes entgangen. Aus ſeiner Betrachtung der ſomatiſchen Seite der Seele ergibt ſich der Leib, in dem das Seeliſche erſt die Verwirklichung ſeiner ſelbſt vollzieht, als organiſche, der Geiſt als ſelbſtbewußte Identität, ſo daß ſich nach Fichte ſo gut als nach Göſchel das chriſtliche Dogma von der dereinſtigen Auferſtehung und Verklärung des Leibes erhärtet. Was Fichte über den Zuſtand der Seele nach dem leiblichen Tode ſagt, trägt den Charakter jener leiſen, behutſamen Zuverſicht, welche die beſte Gewährſchaft für die Wahrheit bietet.

Auf Fichte's Deduction nach Naturanalogien folgt ſeine theologiſche Entfaltung des Begriffs Unſterblichkeit. Der Menſch iſt unſterblich, weil perſönlich. Das ergibt ſich ſcheinbar aus beiden Schriften in gleicher Weiſe. Aber doch nur ſcheinbar. Nach Göſchel erlangt der Menſch Perſönlichkeit, indem er den Begriff Gottes findet; nach Fichte, indem er den Gott in ſich erlebt. Nach dem ſpeculativen Theologen iſt Gott das abſolute

---

*) »Die Idee der Perſönlichkeit und der individuellen Fortdauer.«

Wiſſen, der abſolute Gedanke als Urperſönlichkeit gefaßt. Nach Fichte iſt Gott abſolute Thatkraft im weiten All der Welt, mithin lebendig ſchaffende und im Schaffen, nicht blos im Wiſſen ſich bethätigende Perſönlichkeit. So wird, was nach Göſchel's Lehre eine gedankenmäßige Conſtruction des Begriffs Gottes iſt, nach Fichte eine innere Erfahrung mitten im Strom des bewegten Lebens. Was ſich nach jenem als ein bloßer Act des einſiedleriſchen Gedankens im menſchenſcheuen Kämmerlein ergibt, iſt nach Fichte ein concretes Erlebniß mitten im Sturm und auf der Woge der Welt. Göſchel ſetzt das Sicheindenken in's Ewige und Abſolute als den ſchon hienieden zu eröffnenden Moment unſterblicher Perſönlichkeit. Nach Fichte ergibt ſich dieſer Moment aus dem Sicheinleben in's Ewige und Abſolute, ſo daß nach ihm der Menſch als ſolcher, nach jenem nur der Menſch als ſpeculativer Denker ſelig und unſterblich iſt. Nach Göſchel's Lehre gehen Millionen, ganze Völker, ganze Zeitalter in das Reich des ewigen Nichts, weil ſie blos lebten, nicht dachten und den Begriff Gottes nicht fanden. Wo iſt da die chriſtliche Demuth bei ſolchem Stolz des ſpeculativen Pietismus? wo iſt die Liebe, die Milde des Chriſten bei ſolchem Terrorismus des frommen Gedankens? — Ich ſtaune, ich ſchweige. Nur Eins muß ich noch ſagen, woran die Schuld liegt, daß man zu ſolchem Gipfel des Schreckens gekommen iſt. Die Schuld liegt daran, daß die Hegel'ſche Lehre den Begriff Leben ſo niedrig ſtellte. Was nicht Denken und Gedachtes iſt, wurde immer ſchon als das Schlechte und Verwerfliche, mindeſtens als das Gemeinere bezeichnet. Und nun kommt ſchließlich noch der fromme Bannfluch und gibt ſeine Salbung. Mit dieſem frommen Saltomortale hat ſich die Hegel'ſche Philoſophie, wie man zu ſagen pflegt, einen Gnadenſtoß gegeben.

10.

Biernatzki.

1835.

Die Theologie fängt an unterhaltend zu werden. — Die Novelle muß doch mehr als ein bloßer Modefrack ſein, in den ſich die Redner der Zeit kleiden, oder die Mode muß für mehr als ein Product der eitlen Laune erachtet werden, ſonſt könnten ſich Se. Ehrwürden nicht des Talars begeben, um in dem Coſtüm der Zeit den Sieg des Chriſtenthums zu verkünden. Biernatzki iſt evangeliſcher Prediger zu Friedrichſtadt an der Eider. Ich wollte, alle Paſtoren kämen von der Kanzel herunter und ſprächen nicht mehr von oben herab, wie ſchlecht die Welt iſt: dann hörte die Zeit der Prediger in der Wüſte auf. Ich wünſchte, ſie ſtiegen fein ſanft und beſcheiden zu den Menſchenkindern herab, ſteckten die Köpfe unter die Gemeinde und lernten fühlen, wie ſüß das Leben iſt und wie ſchön die Welt. Dann würden ſie manche abgenutzte Maximen fahren laſſen, als da ſind, fromme Augenverdrehung und hohler Prunk mit abſtracten Geboten. Dann hörten die abgeſchmackten Blicke nach oben auf und man finge an, den Blick nach innen zu kehren, wo dem Menſchen der Gott ſitzt in tiefſter Seele. Dann hörten die Prieſter auf zu ſagen, das Chriſtenthum ſei etwas Außerweltliches, dann zeigten ſie uns, daß das echt Chriſtliche nicht in der Weltvernichtung, ſondern in der Weltverklärung beſteht. Und ſelbſt wenn das Weltliche als das Feindliche hingeſtellt bliebe, ſo muß doch, wer einen Feind bekämpfen will, dieſen ſeinen Feind erſt kennen, er muß ſelbſt gelebt und geliebt, gerungen, geweint und gejubelt haben, eh' er ſagen kann, wie weh das Alles thut, wie dem zu entgehen und wie inmitten des bewegten Lebens der Friede der Seele zu bewahren ſei. Wer händefaltend der Welt entſagt und den anachoretiſchen Narren ſpielt, glaube doch nicht, daß er ein Chriſt ſei und ein Kreuz auf ſich nehme. — Der Verfaſſer der Novelle: »der Weg zum Glauben,« ſchildert eine echt chriſtliche Jungfrau, die auf die Freuden der Welt verzichtet; allein ihre Religioſität iſt nicht die angelernte dumme Tugend, ihr Sinn und ganzes Sein iſt ein Ergebniß von Erfahrungen. Wer uns zeigt, wie einer mitten im Strome des reichbewegten Lebens, in Sturm und Drang zum Chriſten geworden, wirkt mehr, als wer uns eine Hand voll Kanzeleloquenz von oben herunterwirft, um uns zu überreden, wir ſollten mitten in der friſchen Luſt des Daſeins den Aſchenſack über die blühende Wange ſtülpen. Neben »Eliſe« ſteht »Sorendi«, ein Arzt, ſeiner Geſinnung nach ein Pantheiſt, ſeinem Wandel nach ein Weltmenſch. Außerdem gefällt ſich der Verfaſſer in der Zeichnung einer dritten Figur, eines Geiſtlichen, der in abſtracter Weiſe das Wort verkündet. Sorendi wird von Eliſen beſiegt, nicht von dem Verkünder der Schrift. Ohne daß ſie es will, übt ſie durch ihr ganzes Weſen dieſe Herrſchaft aus. Sie ſelbſt aber hat als Kind einen Knaben geliebt, deſſen Bild nicht aus ihrer Seele weicht. Auch Sorendi muß erſt einer Erinnerung an eine Geſtalt ſeiner früheſten Vergangenheit untreu werden, ehe er Eliſen die Seinige nennen darf, bis denn dieſe Spannung der Gemüther dadurch gehoben wird, daß es durch den Gang der Dinge ſich endlich ergibt, beide ſeien die Kinder geweſen, die ſich geliebt hatten. In der erſten Hälfte des Romans iſt viel altfränkiſche, todte Reflexion. Die Neigung der Geſchlechter wird auch nur als Kindlichkeit aufgefaßt; aber es iſt ſchon etwas gewonnen, wenn dieſer Hang der freien kindlichen Natur als das Beſtimmende im Leben hingeſtellt wird, deſſen Macht die Strenge der Satzung mildert und beſiegt. Der Roman hat als Roman viel Schwächen und Langweiligkeiten; aber es iſt dies ein Buch, das beſſere hervorrufen kann. Legt nur den ſchwarzen Rock ab und ſteckt Euch in's Kleid des Lebens. Geberdet Euch menſchlich unter Menſchen und ſchauet ihnen tief in die Seele, dann braucht Ihr das Chriſtenthum nicht mehr zu *machen*, ſondern Ihr werdet es dann *finden*. Das Chriſtliche iſt nicht blos das Geborene, Geforderte und Befohlene; die Zeit des Sollens hat aufgehört, die Zeit des freien Wollens iſt längſt da. Das echte Chriſtenthum führt nicht zur Knechtſchaft, es führt zur Freiheit. Es bringt die Verſöhnung mit der Welt, nicht deren Abtödtung, die Verklärung des Leibes, nicht deſſen Verweſung.

1840.

Die proteſtantiſche Theologie wird offenherzig und gibt ihre Wünſche in Romanen gleichſam durch die Blume zu verſtehen. Biernatzki ſchrieb »Wanderungen auf dem Gebiete der Theologie im Modekleide der Novelle,« wie er ſelbſt ſein Erzeugniß nennt. Beſonders fand die zweite dieſer theologiſchen Discuſſionen, wie man ſeine Novellen nennen muß, ein zahlreiches Publikum; er ſchilderte darin das Leben auf einer jener Halligen, jener merkwürdigen Inſelgruppen an der Weſtſeite der däniſchen Küſte. Der Verfaſſer war dort Jahre lang Prediger, ſeine Darſtellung hatte den Werth der Autopſie. Sein neues Buch: »der braune Knabe oder die Gemeinde in der Zerſtreuung,« greift nach ſeinem weltlichen und ſtofflichen Beſtande noch weiter über's Meer hinüber, und ſchildert die Sclavenverhältniſſe in Louiſiana, die Zuſtände der empörten Maronneger, gibt die blühende Schilderung eines Orkans in Nordamerika landeinwärts vom Miſſiſippi, liefert tropiſche Landſchaftsgemälde und erweitert die deutſche Novellenpoeſie durch die Eroberung ferner überſeeiſcher Provinzen. Somit erklärt ſich die Verbreitung der Biernatzki'ſchen Darſtellungen, die in's Engliſche, Holländiſche und Däniſche überſetzt werden. Welche innern Beſitzungen im Gebiete des germaniſchen Lebens, im Gebiete des religiöſen Fühlens und Denkens, — um in der Ausdrucksweiſe des Verfaſſers zu ſprechen, — mit dieſen Darſtellungen gewonnen ſind, iſt nun die zweite Frage, welche die deutſche Kritik beſchäftigen muß. Was ſich als Roman im Romane ergibt, läßt ſich hier ſchnell überſehen, ſeine Fäden ſind einfach. Walter und Urban, zwei Jugendfreunde treffen nach langer Trennung als Männer im ſächſiſchen Erzgebirge zuſammen. Urban iſt Prediger und zwar Hirt einer zerſtreuten Gemeinde, deren Glaubensbekenntniß mit dem vom Staate despotiſch vorgeſchriebenen Ritus nicht harmonirt. Die

Mitglieder leben verborgen, zerſtreut; deshalb nach der dunklen und geſchmackloſen Ausdrucksweiſe des Verfaſſers der zweite Titel des Buches. Urban hält das reine Chriſtenthum im entſchiedenen Gegenſatz zu den Vorſchriften des Staates, und ſteht auf dem Puncte, mit ſeiner Secte nach Amerika auszuwandern. Der Verfaſſer benutzt ſomit dieſe Figur, ſeinen Wunſch nach einer vom Staate unabhängigen Kirche auszuſprechen. Walter kommt gerade aus Amerika zurück und kann die Erwartungen, die der betrübte Freund an ſeine Auswanderungsluſt knüpft, modificiren. Dieſer erzählt nun auch ſeinerſeits innere Erlebniſſe, und legt die Ergebniſſe ſeines Denkens nieder. Auf dieſe Weiſe erhalten wir wieder »eine Wanderung auf dem Gebiete der Theologie im Modegewande der Novelle.« Das Modegewand ſitzt dem Verfaſſer ziemlich unbeholfen und trödelig, aber von weſentlicherem Intereſſe muß es ſein, eines praktiſchen Glaubenslehrers Meinungen über den Stand der kirchlichen Angelegenheiten zu wiſſen. In Walter ſtellt der Verfaſſer einen Weltmenſchen hin, der ſich auf den Punct gedrängt fühlt, ein religiöſes Bewußtſein zu erringen. Walter ſcheint früher politiſchen Verbindungen angehört zu haben, dahin deuten ſeine Freiheitsträume, die der Paſtor mit den Worten zu beſeitigen ſucht, alles Irdiſche habe ſtets den Charakter der Zwietracht an ſich, nur das Göttliche, d. h. die Kirche, könne Frieden geben. Dies klingt faſt, als ſei Urban, und mit ihm der Verfaſſer, dem Katholicismus zugeneigt, denn er will mehr als Pietismus, er will eine Form dafür, eine Form, die gegen die Eingriffe des weltlichen Armes Garantien geltend zu machen weiß. Inzwiſchen erläutert ſich dieſer Punct, nachdem Walter ſein Glaubensbekenntniß enthüllt hat. Dieſer hat in Amerika die Exiſtenz des Kirchenthums vermißt; das Leben in den Vereinsſtaaten hat ihn überzeugt, es genüge nicht, daß die Nebeneinanderlebenden Einen Gott glauben, die vielen Kreuzwege, die zu dem Einen Gott führten, ſtörten jede menſchliche Exiſtenz. Endlich geſteht er geradezu, er ſei Katholik geworden, denn das Bedürfniß, ſich in einer großen und allgemein gültigen Gemeinſamkeit, ſich im Schooße einer Mutterkirche zu fühlen, ſei ihm gerade in Nordamerika zur Nothwendigkeit geworden.

Ein Jeſuit, der im Verlauf dieſer Discuſſion auftritt, hilft ihm dies Thema ergänzen, indem er von dem ſinnlichen Zauber ſeines Ritus und von der Freiheit der Vernunft ſpricht, ſobald nur das Herz ſich zurechtfinde im großen Heil der alleinſeligmachenden Kirche. Was ſich hieran knüpft, iſt weder neu, noch in der Form des Ausſpruches eigenthümlich. Daß der Jeſuit als Betrüger geſchildert wird, verſteht ſich von ſelbſt. Nun aber beginnt Urban, mithin der Verfaſſer in eigener Perſon, ſeine Anſichten über die katholiſche Kirche zu entwickeln. Er beſtreitet das Heil des Katholicismus, weiſt die Unſeligkeiten des Papſtthums und der hierarchiſchen Knechtſchaft nach, kann aber doch, da er nach einer Form für proteſtantiſches Kirchenthum ſucht, nicht ablaſſen, eine proteſtantiſche Hierarchie zu wünſchen. Dies iſt der Standpunct des Verfaſſers, und Tauſende von ſeinen Collegen, die gegen den Katholicismus eifern, ſind eben ſo wenig über ihn hinaus. So verworren iſt der Proteſtantismus, wenn er hierarchiſche Gelüſte hat. »Wir wollen in unſerm Tempel,« ſagt Urban, »keine geiſtige Schwelgerei an einer Tafel, wo Sinnengenüſſe den Taumelkelch credenzen.« Sehr irrthümlich! Als ob die katholiſche Kirche in Sinnengenüſſen ſchwelgen ließe! Sie ruft die Künſte zu Hülfe, um die arme, ſinnlich zugängliche Menſchenwelt zu erfaſſen, wo die Abſtraction der logiſchen Doctrin nicht ausreicht; Mittel iſt dies, um zum höhern Zweck hinüberzuführen, nicht Ziel und Zweck ſelbſt. An einer andern Stelle rühmt der Verfaſſer die großen katholiſchen Inſtitute, die der Erziehung junger Mädchen und der Krankenpflege gewidmet ſind. »Dieſe einfache Größe und Entſagung der Weltfreuden, dieſe ſtille Thätigkeit ohne Anſpruch auf Ruhm und Lohn, dieſe liebevolle Aufopferung zur Heilung der Schmerzen, dieſe hingebende Geduld in Heranbildung der Jugend: wie rührend« — ſagt er — »treten ſie uns entgegen im Nonnenſchleier. Und dazu ſind es größtentheils Frauen oder Jungfrauen aus den höhern Kreiſen des Lebens, die ſich den niedrigſten Dienſten unterziehen, die, gehorſam ihrem Gelübde, es vergeſſen, daß draußen eine Welt iſt, in der ſie glänzen und herrſchen könnten, die aus jener Welt herausſuchen das Verachtete, Verwaiſte und Vergeſſene, um es in ihre heilige Obhut zu nehmen, daß es geneſe von ſeinen Wunden, und in Frieden zurück kehre in die Welt, die es verſtoßen. Möchten, wenn ein zweiter Reformationsſturm um den alten Bau des Katholicismus brauſt, dieſe ſchönen Aſyle einer Liebe, welche alle Blüthen des weiblichen Herzens entfaltet, ohne die zehrende Flamme der Leidenſchaft zu wecken, nicht mit den Trümmern fortgeriſſen werden, ſondern vom Lenzhauche des lautern Evangeliums durchgeiſtigt, als ſtille Tempel des reinſten Glaubens ſich zugleich auch geſtalten, wie ſie es nun ſchon der frömmſten Liebe ſind. — Alſo der Verfaſſer, der ſich evangeliſcher Prediger nennt, eifert und kezert gegen den Katholicismus, und iſt doch genöthigt, die großen Inſtitute deſſelben anzuerkennen, und vermißt den Verband einer großen kirchlichen Gemeinſamkeit; ja er iſt ſo ſehr dem Weſen nach katholiſch, daß er hierarchiſche Gelüſte hat. Ein neuer Beweis, wie Wenige fähig ſind, rein evangeliſche Chriſten zu ſein. Echte proteſtantiſche Chriſten ſind, däucht mir, nur diejenigen, die gegen alle Satzung proteſtiren, die der Buchſtabe bringt, der da tödtet; echte evangeliſche Chriſten nur diejenigen, welche keine andere Kirche als die allgemeine, die unſichtbare anerkennen.

11.

Leopold Schefer.

1835.

Es gibt keinen modernen Dichter, in deſſen Naturell ſich Menſch und Talent, in deſſen Darſtellungen ſich Stimmung und Arbeit ſo feindlich entgegengeſetzt ſind, wie Schefer. Innerlich ein ſo tiefer Poet, wenn die Stimmung der Seele, der Schwung der Gedanken, die Inbrunſt eines ſeligen Gefühls zum Poeten macht; und äußerlich ſo wüſt, zerpflückt, unerquicklich und cretinartig mißgeformt. Innerlich im Strom des Werdens ſo ſchöne Glockenſpeiſe, und wenn ſie heraustritt zur Form jeder Guß verfehlt! — In der Seligkeit des innern Schauens, die ihn oft zu einem poetiſchen Schuſter Jakob Böhm macht, ſind die Gedichte des »Laienbreviers« hingehaucht, für jeden Tag ein Carmen voll der ſtillſten Andacht des einſiedleriſchen Dichterdenkers. Wie ein Menſch, der in der Frühe des keuſchen Morgens auf weitem Felde ſich unter Blumen lagert und die Augen zudrückt, um den wehenden Athem der Natur im Ganzen und Großen zu fühlen, und die Hymnen der frühen Lerche, das Schweben der Luft, das Leuchten der Sonne und das Flüſtern und Säuſeln im All der Welt, wie ein einziges Gebet der Schöpfung zu vernehmen, ſo hat ſich Schefer hier einmal recht ſatt geſchwelgt und ſein Glaubensbekenntniß vollauf niederlegen wollen. Er drückt die Augen zu und ſchildert die Herrlichkeit der Welt, und jede ſeiner Schilderungen iſt ein Gebet, kein Gedicht in der Form, aber dem Gedanken nach ein Loblied auf die heilige Gotteswelt in der Menſchenbruſt. Die Ecken, die Spitzen und Felſen des Lebens mag er nicht ſehen, die Dämonen des Gemüthes ruft er nicht auf, er könnte ſie auch nicht beſchwören; mit geſchloſſenen Augen träumt er einen ewigen Friedenstraum, Alles iſt für ihn ausgeglichen, die Verſöhnung fühlt er aus Allem heraus, denn in Allem ſpürt er den Gott. Er predigt im »Laienbrevier« eine Lichtreligion ohne Ahriman, er ſitzt verloren in einer Traumwelt, aber ſicher wie im Schooße Abraham's. Sein Gemüth iſt in einem chriſtlich-idylliſchen Arkadien, in einem modern-indiſchen Paradieſe geboren. Deſto mehr Nordländerhaftes hat ſein Talent; Styl, Form und Geſtaltung iſt gebrochen, verzettelt, wüſt verſtreut. Sein Gemüth iſt ewig maiſonnig, ſeine formelle Hand bringt aber unbehäbige Novemberſchauer in ſeine Lebensbilder. Selten gab ein Dichter ſo viel und ſo wenig zu gleicher Zeit. — Die graue Eintönigkeit ſeiner ungereimten fünffüßigen Jamben iſt ſo unbehaglich wie ſeine Proſa.

Schefer hat die Geſchichte der däniſchen Gräfin Ulfeld geſchrieben. — Wer ihn in ſeinen bisherigen Darſtellungen kennt, iſt vielleicht nicht allzu willfährig, ihn für den hiſtoriſchen Roman berufen zu halten. Schefer hat auf mannigfaltige Weiſe die Welt geſehen, an Höfen, im Geräuſche großer Städte, unter Italiens Himmel, in der Levante, auf dem griechiſchen Archipel gelebt, — und doch hat dies Alles ſeinen innern Menſchen aus der ſtillen Traulichkeit eines Familienlebens, aus der ſchuſterhaften Enge eines Kleinſtädters nicht herausgetrieben. Zwiſchen den vier Wänden der deutſchen Häuslichkeit ſitzt ſein Gemüth und zehrt aus kleinen Ereigniſſen große, himmelweite Gedanken. Für die Broſamen einer dürftigen Krähwinkelalltäglichkeit blickt ſein dichteriſches Auge dankbar gen Himmel, im Allerkleinſten preiſt und beſingt er das große Ganze. So kindlich begnügſam iſt ſein Herz und von allen Functionen des innern Menſchen kennt er auch nur das Herz. Was das Herz geſchaffen im Raum der Welt, das ſcheint ihm einzig und allein der Schauplatz der Offenbarung; woran aber ſonſt der Geiſt gearbeitet hat, davon verſteht ſeine Muſe nichts. Somit kennt er von der Welt der Wirklichkeiten eben nur die engbegrenzte Scholle um Haus und Heerd, höchſtens noch ein Küchengärtchen hinter dem

Hofraum. Und will er einmal hinausblicken aus dieſer verzweifelt kleinen, zuſammengepferchten deutſchen Kleinſtädterwelt, ſo wirft er ſich gleich in das Univerſum der allweiten Natur und ſchwärmt mit den Mücken im Abendſtrahl oder ſteigt trunken mit der Lerche auf zum Morgengeſang, bis er, ermüdet von all' den Weitläufigkeiten im Raum der Welt, wieder zurückſinkt in die enge Hütte ſeiner Dürftigkeit. Somit fehlt ihm für das Leben in menſchlicher Gemeinſchaft, in Geſellſchaft und im Staate aller Sinn der Auffaſſung, geſchweige das Talent der Darſtellung. Im Staate iſt die volle Enthüllung und Entwickelung des ganzen Menſchengeiſtes in ſeiner Weite, ſeiner Tiefe und Höhe zu ſuchen. Hier greift die Enge des individuellen Lebens und die Weite des objectiven Daſeins zu einem organiſchen Ganzen in einander, hier allein iſt der volle Gehalt der Exiſtenz des Menſchen offenbarlich, wenn nämlich ein Staat da iſt, ein Staat, der die freieſte Entfaltung der Perſönlichkeit zu allgemeinſter Geſammtheit möglich macht. Den deutſchen Romandichtern aber fehlt der Sinn für ein Völkerleben, wir ſind auch in den Stoffen der Geſchichte ſehr häusliche, gemüthliche Menſchen, wir ſuchen uns auch aus dem Strome des reichſten Völkerverkehres die ſtilleren Inſeln des Familienglückes heraus, und ſchildern am liebſten und am beſten die philiſterhaft gutmüthige Idylle. Wenn den Deutſchen noch an der Zukunft ihrer Poeſie etwas gelegen iſt, ſo müſſen ſie einen Shakſpeare des Romans erhoffen und erſehnen. Der hiſtoriſche Roman hat noch keine Norm in Deutſchland gewonnen, wie es mit dem engliſchen Drama zur Zeit Shakſpeare's der Fall war. Tieck's »Aufruhr in den Cevennen« war ein mächtiger Anlauf, mit dieſem Werke iſt die Goethe'ſche Romanpoeſie überflügelt, weiter iſt mit dem Fragment noch nichts geſchehen.

Die Schuld liegt weniger an dem einzelnen Dichter, wenn er ein hiſtoriſches Thema unhiſtoriſch macht, ſie liegt an der deutſchen Nationalität. Schefer's Talent hat ſich aber gar zu getreu an Jean Paul's Muſe entwickelt, deshalb iſt er doppelt unfähig, ein geſchichtliches Object rein, ſchlank und ſicher hinzuſtellen. Trotz dem gelingt es ihm, aus ſeinem Stoffe etwas Bedeutſames zu machen, er gibt ein tragiſches Familienbild, zu dem nur der hiſtoriſche Rahmen, den er herumlegt, unverhältnißmäßigen Raum einnimmt. Der Dichter verſetzt uns in ſeiner »Gräfin Ulfeld« in einen ſehr verworrenen Wendepunct der däniſchen Geſchichte. Der Staat iſt von zwei Seiten her bedroht. Der zehnte Karl von Schweden drängt die däniſchen Heere ſtürmiſch zurück, während eine tobende Gährung der Gemüther auch innerlich die Säulen des Reiches erſchüttert. Es iſt das letzte Aufbrauſen der Ariſtokratenmacht, die der Krone die Erblichkeit nicht zugeſtehen will. Der röeskilder und kopenhagener Friede ſind das Ergebniß jener Kriege mit Schweden, der große und letzte Reichstag, auf welchem die monarchiſche Gewalt als erblich und unumſchränkt feſtgeſtellt wird, iſt der Schlußpunct der innern Tumulte, welche des dritten Friedrich Regierung als die Wetterſcheide bezeichnen, an der ſich die mittelalterlich-feudaliſtiſche Zeit zerbricht und der Abſolutismus des ſiebzehnten Jahrhunderts ſich eine feſte Grundlage ſchuf, gegen die ſich der Geiſt der Zeit auch noch heutzutage die Stirn zerſtößt. Auch Friedrich's des Dritten Vorgänger, der vierte Chriſtian, iſt ſchon ein Herrſcher, der bei aller Unbeholfenheit ſeiner geiſtigen Perſönlichkeit doch die Keckheit verräth, mit der ſich jener diaboliſche Hochmuth des »l'état c'est moi« bei der Erſchlaffung der Völker ſeit den Wirren des dreißigjährigen Krieges geltend macht. Zahlloſe Opfer des Todes ſind eben ſo ſehr Erzeugniſſe ſeiner Willkür, als die vierundzwanzig Königskinder, die der Pfaffe, wenn er am Altar für den König und das geſammte königliche Haus betet, mit einbegreifen muß, obſchon es zwei Dutzend Sündenkinder ſind. Der alte Sündenkönig ſtirbt, und nun iſt das Gewirre in allen Sphären des Lebens groß. Der Dichter vermag aber nicht, ſeine Satyre mit einer logiſchen Folge feſtzuhalten und uns ſo ein Geſammtbild von einem abſoluten Herrſcherhauſe aus dem ſiebzehnten Jahrhundert zu entwerfen. Sein Witz iſt zu lächelnd, er geht oft leiſe auf Strümpfen einher, und wird oft ein bloßer Anekdotenjäger. Seinem dichteriſchen Spotte fehlt nicht die Tacitiſche Wehmuth; allein ſeine von Jean Paul ererbte Erzählungsweiſe läßt es nie zu einer feſten Durchführung des Themas kommen. Er erzählt eigentlich weniger, als er die Ereigniſſe herraiſonnirt. Sie drücken ihm das Herz ab, und ſo ſchüttelt er ſie lieber von ſich. Sein Herzblut pocht immer dazwiſchen und ſtört und zerlebt die einſache, aber erſchütternde Wirkung, welche ein ſchlichter, mehr ſtechender als brennender Erzählungston haben würde. Zu einer ruhigen Beſchauung kommt Schefer nicht, ſein überſchwengliches Herz hüpft und ſpringt wie ein getreuer Hund neben den Ereigniſſen her, ſelbſt die Gefahr, unter die Räder des Wagens zu kommen, ſchreckt ſeinen ſpieleriſchen Humor nicht ab.

Das Geſchick der vielen Baſtardkinder des alten Königs hat der Dichter mit großer Vorliebe im erſten Theile ausgeſponnen. Witwennöthe, Witwenthränen, Mutterangſt und Kindesliebe, Bagatellproceſſe über Mein und Dein, Eiferſucht, Scheelſucht, Ränkeſpiel der Weiber, Mißgunſt und gelber Neid der Gevattern — alle dieſe Krähwinkelzüge ſind mit einer ſchwelgenden Herzlichkeit erörtert und erſchöpft, die recht deutlich zeigt, der Autor fühlt ſich hier ſo wohlig, wie der Fiſch im weichen, ſchlammigen Gartenteich. Dann und wann taucht aus dem Gewirre der unſäglichen Lebensmühen eine engelreine, idealſchöne Mädchengeſtalt, ein Meteor in heller Luft, und Himmel und Erde, die der echte Dichter ſonſt harmoniſch vereint, liegen als Drüben und Hüben vor uns.

Sehr zart und ſchön iſt die Scene, wo die ſtill mächtige Jungfrauengeſtalt, Joleſſa, dem weiberſüchtigen Ulfeld gegenübertritt und mit ihrer naturklaren Einfalt ſeinen Stolz demüthigt. Die Hauptfigur des ganzen Romans iſt aber die Gattin des Grafen Ulfeld, in der ſich der Dichter eine Verherrlichung der weiblichen Natur vorzugsweiſe zum Thema gemacht hat. Sie iſt eines jener Königskinder, und ihr Gemahl macht dieſerhalb Anſprüche auf den Thron. Er verbindet ſich ſogar mit dem Schwedenkönig und wird zum Verräther am Vaterlande. Eleonore erträgt alle Schmach mit ihm, die der vereitelte Verſuch des verbrecheriſchen Grafen nach ſich zieht. Nur als der Vater den Sohn zum Mörder macht an ſeinem Verfolger, hebt ſie ihre Verpflichtung als Eheweib auf, und die Mutter tritt ſiegend aus der Tiefe ihrer Seele hervor. Hier erhebt ſich der Dichter zur tragiſchen Höhe. Die Schlacken ſeines verworrenen Humors fallen ab, und wie ein Phönix fliegt ſeine Muſe mit freierem Flügelſchlag durch die letzten Scenen des Gemäldes. Eleonore ſitzt im tiefen Kerker, über ihr ein alter, treuer Freund, der Doctor Sperling, der Lehrer ihrer Kindheit. Er gräbt ſich mit den Nägeln ein Loch durch den Fußboden ſeines Gefängnißzimmers. So kann er zu ihr reden und vom Frühlinge, den ſie im Kellergewölbe nicht ſieht, ihr erzählen. Er hört ſie aber nur, wenn ſie laut ſingt, und ſo ſingt ſie ihm ſeine luſtigen Lieblingslieder, denn der alte Sperling iſt ein lebensluſtiger Spatz, der nichts als den Tod, den er an Andern curiren mußte, für ſich fürchtet. Als er todt iſt, hört Eleonorens Gefangenſchaft auf. In blühender Jugend betrat ſie den Kerker, als Greiſin, mit dem Schnee des Alters auf dem Haupte, tritt ſie wieder in die ihr fremd gewordene Welt. Sie kennt Niemand mehr, ſelbſt ihre Töchter nicht. Das Erſte, was ſie erfleht, iſt ein Spiegel. Sie muß wiſſen, ob ſie noch ſie ſelber iſt. Sie blickt hinein und muß nun gläubig lächeln über die Vergänglichkeit des Irdiſchen. In einem Kloſter findet ſie Ruhe für die letzten Lebenstage und ſchreibt dort ihre Geſchichte. — Dieſe Situationen ſind tief gedacht, angelegt und durchgeführt. Sie gehören als einzelne Scenen zu dem Schönſten in der deutſchen Romanpoeſie.

1842.

Mit ſeiner »göttlichen Komödie in Rom« hat Schefer einen Brennpunkt gegeben, der alle ſeine Eigenthümlichkeiten eben ſo in ſich faßt, wie von ſich ſtrahlt. An dieſem Product hat ſich ſeine Natur vollauf erſchloſſen. Schefer würde, lebte er in einem früheren Jahrhundert, eine neue Religion ſtiften. Danach ſieht ſein Schriftenthum aus, das nur ein Surrogat iſt für die verſagte Predigt in der Wüſte, zu der die Völker wallfahrten müßten, um an dem lauſitzer Poeten einen Apoſtel zu haben, der die düſtere Lehre vom todten Gott durch das Evangelium vom alle Zeit lebendig fröhlichen verdrängen möchte. Es wäre eine Lehre von der Allgegenwart Gottes in allen Weſen, in allen Poren der Welt; es wäre die Lehre von der Liebe des Geiſtes, der ganz hingegeben iſt an ſeine Schöpfung, in ihr athmend und ſich bethätigend; es wäre die Lehre von der Freude der begeiſterten Demuth, die bei der äußeren Armſeligkeit innerlich trunken iſt vom Gefühl einer lachenden Unſterblichkeitsluſt, einer Demuth, die am Strohhalme ihr Genüge findet, um des großen Geiſtes geheimnißvolle Herrlichkeiten zu begreifen. — Hengſtenberg hat ſich in ſeiner frommen Geſpenſterſucht und Geiſterfurcht auch auf den harmloſen Gottesfrieden der Schefer'ſchen Muſe geworfen und ſie als ſchnödes Heidenthum verſchrien. Er nennt Schefer einen Pantheiſten, — oder vielmehr er ſchilt ihn ſo. Freilich iſt Schefer ein Pantheiſt, wie Kinder es ſind, die gläubig in's helle Licht ſtarren, wie die Unſchuld es iſt, die das ganze Leben für eine heitere Offenbarung des guten Geiſtes nimmt. Es iſt bezeichnenswerth, daß die angeblich evangeliſche Kirchenzeitung gerade dieſe »göttliche Komödie in Rom« verketzerte und gegen den milden Glanz der Verklärung, der über die Geſtalt des Märtyrers gebreitet iſt, blind blieb und blind wüthete. — Zu dem Prieſter, der Ophelien verdammt, ſpricht Hamlet: »Ich ſage Dir, Du ſchnöder Prieſter, ſie wird ſein ein Engel im Paradieſe, derweil Du heulend liegſt!« —

Das »Laienbrevier« gab in ſubjectiver Form des Ausſpruchs Schefer's religiöſe Doctrin; in ſeinem Romane hat ſich dieſe begeiſterte Glückſeligkeitslehre über die Zuſtände der Wirklichkeit ergoſſen. — Wir müſſen uns freilich erinnern, daß alle ſeine Glaubensſätze ſchon in Jean Paul anklingen. Nach Stimmung der Seele und nach Begabung des Geiſtes iſt Schefer durchaus Jean Paul's Nachfolger und Jünger. Leider iſt er auch im Styl und Manier ſein blinder Schüler. Und weil er in der Form kein Sohn unſerer Zeit werden konnte, ſo erſcheint uns ſeine ganze Welt wie eine ſtille, abgelegene Provinz, Oaſe und Wüſte zu gleicher Zeit und dicht neben einander. In der trunkenen Darſtellungsart, in der ſchwindelnden Erzählungsweiſe, in ſeiner verzückten Sonderlingsſprache, die nicht ſelten an den Gallimathias eines Jakob Böhm oder ſonſt eines wirren Schuſters und Propheten grenzt, in alle dem, wie in den beliebten reifrockigen Kanzleiperioden, wie ſie das alte Deutſchland liebte, iſt Leopold Schefer durchaus die Fortſetzung Jean Paul's. In Allem, was Form iſt, athmet in beiden der deutſche Kleinſtädter, der den Poeten und Denker in ihnen ſo altmodiſch zur Erſcheinung bringt. Dem Inhalt nach, kann man ſagen, iſt Jean Paul's Element mit Schefer überſchritten oder weitergebildet. Die krankhafte Sentimentalität iſt ausgeſchieden. Es iſt bei Scheſer dieſelbe Einkehr des Menſchen in ſich, die alte Jean Paul'ſche Vereinſamung des Gemüthes; aber ſie iſt von der kränklichen Ichſucht der alten Genieperiode Deutſchlands befreit, ſie iſt geſunde Naivetät geworden, eine gottvolle Kindlichkeit des in aller Demuth überſeligen Menſchen. Bei Schefer werden keine Hetzjagden auf Humor angeſtellt. Bei Jean Paul ſehen wir immer den in Wehen liegenden Poeten ſelber; bei Schefer iſt der Humor aus dem Subject des Dichtenden mehr in die Weltzuſtände übergetreten. Es iſt in den ſchwimmenden Maſſen der Schefer'ſchen Schöpfung ein Drang nach dem Individuellen rege geworden, bleibt gleich von dem alten gährenden Pantheismus noch genug übrig, um eine Goethe'ſche Plaſtification der Geſtalten zu behindern. Leopold Schefer iſt, mit einem Worte, hiſtorificirter Jean Paul. Damit iſt bezeichnet, was ihm vom Alten anklebt, zugleich auch, was in ihm als Fortbildung und Neugeburt anzuerkennen iſt.

Die »göttliche Komödie in Rom« hat den Philoſophen Giordano Bruno zum Helden, der ſein Heldenthum des freien Gedankens mit dem Feuertode beſteht. Dieſer Huß Italiens, dem freilich kein Luther folgte, wurde zum großen Kirchenjubelfeſt der römiſchen Chriſtenheit im Jahre 1600 vor den Augen des Pabſtes und mit aller Weihe einer Handlung um Gottes willen, öffentlich und feierlich in Rom verbrannt. — »Meine Werke« *) — ſagt Giordano zu einem Freunde beim Abſchiede — »ſollſt Du erhalten; — ich habe ſie noch nicht. Seine beſten Werke ſchreibt erſt der reife Mann. Drei Worte oder Zeilen eines Alten enthalten mehr Wahrheit, als drei Tage oder Bände eines jungen Schwärmers. — Wo ich lebte? — Immer bei Gott und mit Gott. Mit dem Leibe war ich in Genf, in der Schweiz, dem eigenen freien Heerde, an dem ein jeder Fremde frei kocht, auch die Jeſuiten, von denen Papſt Sixtus V. als Cautel geſagt: es ſollte ja Niemand meinen, daß ſie ihren Namen von Jeſus trügen! Dann war ich in Toulouſe, in Paris bei dem König Heinrich. Dort gab ich meine »Artikel von der Natur und von der Welt« heraus. Denn die Natur iſt die äl-

---

*) Bruno's Schriften ſind bekanntlich von Adolph Wagner herausgegeben. Auerbach, der den Spinoza verdeutſcht hat, ſollte ſie übertragen.

teſte Tradition Gottes. Dann floh ich nach England. Endlich ſah ich das langerſehnte Sachſen und Wittenberg, die ewig berühmte Stadt, die ich betreten mußte. Die guten Menſchen dort nahmen mich auf wie einen Bruder, und ich ward öffentlich ihr Bruder, d. h. ein Apoſtat von Rom, alſo wahrer Ravveduto, ein wahrer Kluggewordener, ein nur zu Gott Bekehrter. Dann war mein Leib zu Prag, dem nie hoch genug zu ehrenden Born der deutſchen Geiſtesfreiheit. Da hatte ich Umgang mit Tycho Brahe, dem armen Mann mit der goldenen Naſe, die er ſich im Schmelztiegel gemacht, als er ſeine im Duell verloren. Das iſt ein katholiſcher Aſtronom, der gegen alle Vernunft den Himmel ſo kindiſch-feſt halten wollte, wie Rom die Erde und den Kinderglauben, Rom, das gegen Copernicus alle Biſchöfe und Diakonen predigen läßt und in ihm die göttliche Weisheit verflucht. — Von da ließ mich der Herzog Heinrich Julius einladen. Dem drückte ich die Augen zu und ging als Corrector zum Buchdrucker Wechel nach dem ſchönen Frankfurt, voll geiſtreicher, freiſinniger Männer. Da hatten mich wieder die Feinde ausgeſpürt, und ich ging mitten durch ſie hindurch nach England, bis mich die Gebrüder Jeſu auch da bedrohten. Da rieth mir mein Freund Sidney, mich wie die Fliege dem Ochſen auf den Nacken zu ſetzen und nach Italien zu gehen. Und ich bin nicht etwa betäubt von dem langen, ſtarren, giftigſüße Träume erregenden, Geiſt verwirrenden Anblick, der großen Klapperſchlange in den Rachen gelaufen. Ich ging nach Padua. Galilei kam. Ich brachte ihm das erſte Fernrohr mit aus Middelburg von Janſen und manche Kunde von Fabricius in Wittenberg und von Scheiner in Augsburg. *) Unſere Flammen wurden Eine. Er wies mir heimlich Schüler zu in einem Winkel bei der Mühle unter den ſchattigen Kaſtanienbäumen. O, ſeliger Ort! Da lehrte ich nur ſechs treue, ſtille Jahre. Denn Lehren und Belehren iſt die einzige wahre Waffe gegen allen Unſinn und alle Tyrannei, die nur Unverſtand ſind. Was Alle oder die Meiſten nicht mehr glauben oder ſich nicht gefallen laſſen, weil ſie ſelber das Beſſere wiſſen und thun — das iſt verloren. Geiſter gewinnen iſt Alles gewinnen.

---

*) Der Jeſuit Scheiner entdeckte bekanntlich die Sonnenflecken.

Denn das Herz traut nur dem Kopfe. Mauern gewinnen, alle Menſchen zu Sclaven machen, das bringt nicht weiter. Das zerſtört und ſtört nur. Bauen iſt das Wort! Ich ſtreite nicht. Was den Streit zuläßt, iſt nicht ausgemacht, ja vermuthlich gar nicht wahr. Aus dem Guten davon muß ein Drittes entſtehen, als ein ganz Neues, Größeres, das Freund und Feind in ſich aufnimmt. Und darum Schonung, Duldung vor Allem! Darum ſei Keinem Unrecht angethan und Unglück. Gegen Unglück und Unrecht kämpfe ich auf Leben und Tod!«

Um das ganze Zeitalter zu umfaſſen, thäte noch ein weiterer Umblick auf die Genoſſen des Jahres 1600 noth. Spinoza war noch nicht geboren; Carteſius noch ein unmündig Kind. Aber Keppler und Baco blühten, Shakſpeare dichtete, Cervantes ſchrieb ſeinen »Don Quixote«, Jakob Böhm dachte ſeine »Aurora«, Graf Spee, der Bekämpfer der Hexenverbrennungen, war ſchon voll Eifer, König Heinrich von Frankreich war in der Irre zwiſchen Licht und Finſterniß; aber im Jüngling Guſtav Adolf reifte ſchon der zukünftige Glaubensheld des neuen Zeitalters heran. Dieſen Geſtalten konnte Schefer ſeinen Helden nicht Stirn vor Stirn zuführen; allein er konnte deſſen Erlebniſſe in England, Frankreich und Deutſchland uns vergegenwärtigen, er konnte Bruno's Lebensgeſchichte in einem Roman darſtellen, der ein Bild des Zeitalters gab. Statt deſſen zeigt uns die Novelle nur den gealterten, in ſeiner Weisheit und als Menſch fertigen Bruno, und gibt nur die Schlußſcene ſeines Lebens, ſeine Gefangenſchaft in Venedig, ſeine Überführung von Ancona nach Rom, ſeine Befreiung durch Sidney's und der Freunde Bemühen, Bruno's Begegnen mit ſeiner Mutter, die Scenen im Kerker der Inquiſition, ſeine grauenvolle Marter und ſeine Verbrennung vor der feſtlich verſammelten Chriſtenheit.

In alle dem zeigt uns Schefer in Bruno den gottvoll heitern, überirdiſch ſeligen, weil ſeiner Wahrheit zuverſichtlich gewiſſen, ruhig großen Menſchen. Über die Manierirtheit der Darſtellung hebt uns die Gewalt des Inhalts hinweg; wir ſind erſchüttert und vernichtet, und doch erhoben und erleuchtet von der Macht, die ein edler Dulder in ſeiner Verklärung übt. Die Schefer'ſche Darſtellung behält immer ihre Schlacken; hier und da jedoch ſchüttelt der innere Metallkern alles Störende von ſich und bricht ſtrahlend durch. Dichteriſch großartig iſt beſonders Bruno's Scene mit ſeiner Mutter. Sie verflucht ihn, weil ſie in der Satzung gefangen iſt und der freie Geiſt ihr als die Willkür des Teufels erſcheint; auf offenem Markte bei der Feuertaufe des Sohnes wird ihr Mutterherz irre, und ein plötzlich hereinbrechender Wahnſinn umhüllt ihr Bewußtſein wie ein Mantel der Liebe, der ſie vor ſich ſelber ſchirmt. — Auch die Scenen im Kerker ſind wunderbar ergreifend; meiſterhaft beſonders der Beſuch Vanina's, einer jungen Schülerin, bei ihrem Meiſter und Propheten, der ſeiner Lehre auch im Martertode getreu bleibt.

Überall iſt Bruno zu dem Vertreter der Schefer'ſchen religiöſen Doctrin geworden; der deutſche Poet hat ſich gleichſam in Giordano geſchichtlich gemacht, und bringt ſeinen Glauben von heute in die Feuertaufe eines düſtern Jahrhunderts, wo Morgenlicht und Nachtſchauer qualvoll ringen. — Verdiente nicht auch die wilde Dummheit von heute, die ſich für chriſtlich evangeliſch hält, in jene Zeit verſetzt und bei der Inquiſition angeſtellt zu werden?

Von einzelnen Geſtalten in der Novelle muß der humoriſtiſche Improviſator hervorgehoben werden, der mit ſeinen Einfällen eine glückliche Figur abgibt. Dieſer Quirino mit ſeinen unverwüſtlichen Späßen iſt gleichſam die Kehrſeite zur Münze, ein komiſches Seitenſtück zu Bruno's tiefſinniger Glückſeligkeitslehre.

12.

Anna Jameſon.

1835.

Miſtreß Jameſon, die Verfaſſerin der von Adolph Wagner überſetzten »Charakteriſtik der Shakſpeare'ſchen Frauen« war einige Tage in Leipzig. Sie war zuletzt in München, nachdem ſie längere Zeit in Wien gelebt hatte. Überall leitete ſie bei ihrer Theilnahme an deutſcher Literatur und Geſelligkeit ein ganz beſonderes Intereſſe für die deutſchen Frauen, in deren geiſtiger Bedeutſamkeit ſie einen ſo weſentlichen Vorzug gegen das engliſche Geſellſchaftsleben zu finden glaubt. Mit freudigem Erſtaunen ſieht ſie in Deutſchland eine freiere und tiefere Entfaltung der weiblichen Natur; Erſcheinungen wie Rahel und Bettina feſſeln ihre ganze Aufmerkſamkeit, aber auch in den gewöhnlichen Kreiſen der deutſchen Geſellſchaft hat ſie ihr Wohlgefallen an dem geiſtig regen Verkehr der Frauen mit Männern und an dem lebhaften Briefwechſel, in welchem der Deutſche oft ſein Tiefſtes und Beſtes zum Ausſpruch bringt. In England glaubt man kaum an die Möglichkeit einer ſo lebendigen, geiſtigen Regſamkeit unter Frauen; das engliſche Weib iſt mehr als jedes andere die Sclavin des Herkommens und ein Opfer drückender Familiengeſetze. Miſtreß Jameſon wird ihren Landsleuten eine Charakteriſtik deutſcher Frauen liefern. Sie gedenkt in Weimar, wo ſie den Winter zubringt, ihre Arbeit auszuführen. Sie ſcheint eine Dame im Anfange der Dreißiger. Ihre feingeſchnitzten Geſichtszüge verrathen eben ſo ſehr die Tochter Englands, die ſie in ihrer Bildung iſt, wie die lebhaften Farben ihrer Erſcheinung das Kind Irlands bekunden. Die Lebhaſtigkeit ihrer Rede iſt irländiſch; das gehaltene Maß ihrer Bewegungen engliſch. Ihr leuchtendes Auge ſpricht von inniger Theilnahme an den Erlebniſſen kranker Herzen. — Sie ſpricht nicht, aber verſteht und lieſt viel Deutſch. Sie ſcheint bei ihrer zarten Geſundheit ſich doch an den Wechſel des Reiſelebens gewöhnt zu haben. Mit nächſtem Frühjahr verläßt ſie Europa, um ihrem Gatten nach Canada zu folgen, der dort bei der engliſchen Präſidentſchaft ſeine Stelle hat.

1837.

Wie ich von Hamburg zurückkam, waren in Leipzig Neuigkeiten aus Amerika angekommen. Anna Jameſon iſt nach einer langen Ausflucht zu den weſtlichen Niederlaſſungen nach Toronto in Canada, wo ihr Gatte wohnt, zurückgekehrt. Sie beſuchte die Bewohner des Weſtens, die neuen settlements am Erie- und Huronſee. Ein Herr Talbot, ein Bruder des durch ſeine Fauſt-Überſetzung literariſch bekannt gewordenen Sir Robert Talbot, wohnt bereits ſeit 30 Jahren am Erieſee; Port Talbot an der Nordweſtküſte hat nach ihm den Namen. Mrs. Jameſon beſuchte ihn, und in Begleitung eines Miſſionärs, der unter den Indianern am Huronſee wohnt, machte ſie von dort aus ihre weiteren Streifereien. Den Zuſtand der Frauen unter den Indianern wird ſie beſonders ausführlich ſchildern. Der Miſſionär, der ſie führte, hat ebenfalls eine Indianerin zur Frau.

1839.

Miſtreß Anna Jameſon hat endlich in drei Bänden ihr Werk dem Publicum übergeben, das recht eigentlich nach ſeinem Inhalt und ſeiner Abfaſſung ein Product zweier Continente, ein Kind alter und neuer Welt iſt. Dieſe »Winter-Studies and Summer-Rambles in Canada« geben ihre Winterſtudien und Sommerſtreifereien, ihre Erinnerungen an Deutſchland und ihre Anſchauungen ganz neuer Völker und Zuſtände, deren Schilderung auch für Altengland neu iſt. Ihr Gatte war bekanntlich bei der Präſidentſchaft von Canada in Thätigkeit und ſo erhalten wir hier über das in politiſcher Beziehung ebenfalls in Entwickelung begriffene Land Berichte eines Augenzeugen. Daß dieſer Augenzeuge weiblichen Geſchlechts iſt, thut der liebevollen Treue, der Sorgſamkeit in Auffaſſung der kleineren, leiſeren Charakterzüge der indiſchen Völkerſtämme auf keine Weiſe Abbruch, und welcher Scharfſinn ſich mit der nervenzarten Gefühlsempfänglichkeit zu verbinden vermag, bekunden ſchon die frühern Schriften der Verfaſſerin zur Genüge. Ihre Winterſtudien in Canada betreffen meiſt deutſche Bücher. Man weiß, daß der mehrmalige Aufenthalt in Deutſchland eine Vorliebe für unſer Land und Volk erweckt hat, daß Mrs. Jameſon eine begeiſterte Kennerin des deutſchen Genius iſt, daß ſie die freiere Geſelligkeit, die feſſelloſe Gemüthshingebung deutſcher Umgangsſitte liebgewann, daß ſie in Deutſchland den Mahnen Goethe's opferte, in den Ateliers von München ihr Skizzenbuch bereicherte, in Wien beim Fürſten Metternich zur Tafel gezogen wurde. Vor Allem hat ſie in Canada Goethe geleſen und wiedergeleſen; ſie ſchreibt in ihr Tagebuch über Iphigenia, Taſſo, Clavigo, Egmont; nicht minder Schiller; und in ihren Blättern finden ſich unter anderem vortreffliche Bemerkungen über den Charakter der Königin in Don Carlos. Dieſe edle weibliche Geſtalt unſers Dichters, die mit dem Heiligenſchein des Märtyrerthums vor uns hintritt, mußte bei ihr mannichfache Gedanken über die Stellung der Weiblichkeit zur Welt hervorrufen. Sonſt werden von deutſchen Menſchen und Büchern in den Winterſtudien noch Grillparzer's Sappho und Medea, Nikolaus Lenau einzeln beſprochen, Eckermann, Sternberg, Mendelsſohn-Bartholdy beiläufiger, Graf Auersberg nur im Vorübergehen, als ſei er in England bekannter als er wohl iſt. Von Intereſſe für deutſche Leſer muß auch die Erwähnung von Theodor Körner's Braut, Mad. Arnet, ſein. Schafft ſich in dieſen Tagebuchblättern das bequeme Geplauder einer geiſtreichen Frau nach Zufall und Belieben Raum, und kann es für Deutſche im Allgemeinen nur von dem Werthe ſein, als man daran den Spuren der Verbreitung unſeres eigenſten Lebensgeiſtes nachgeht, ſo ſtellt ſich der dritte Band, der die Summer-Rambles enthält und ausſchließlich von den Canadiern handelt, als hiſtoriſch wichtig dar. Unter dieſen Rambles ſind die Streifereien der Verfaſſerin unter den Anſiedlern zu verſtehen, ihr faſt zweimonatlicher Aufenthalt unter den ſogenannten wilden Indianern. Mitunter zeigt ein Motto von Rahel und Bettina, daß deutſche Erinnerungen ſie auch hier nicht verlaſſen. Wie aber die Verfaſſerin auch ſchon in jedem ihrer frühern Werke Veranlaſſung zu nehmen gewohnt war, bald mit Scharfſinn, bald mit tiefer Gemüthsregung die falſche Stellung der Geſchlechter zu einander in dem ſocialen Verhalten zu beleuchten, ſo verfolgte ſie auch hier, mitten unter den feindlichen Horden, die aller Coquetterie der Civiliſation enthoben ſind, dies für unſere Zeit verhängnißvolle Thema.

Die Studien Wilhelm von Humboldt's erleben manche Bereicherung durch das, was Anna Jameſon über die Grammatik der Chippewa-Sprache mittheilt. Dies iſt die Sprache, welche die ganze Bevölkerung der Seen, eine Bevölkerung von ungefähr 70,000 Menſchen, ſpricht. Sie iſt in dieſen Gegenden das, was die franzöſiſche in Europa war, die Sprache des Handels, des Umgangs und der Diplomatie, und wird auch von den Stämmen verſtanden, bei denen ſie nicht einheimiſch iſt. Sie iſt mit ihren ſanften Beugungen und verlängerten Selbſtlautern für das Ohr ſehr wohlklingend, in ihren Bedeutungen ſehr zuſammengeſetzt und faſt künſtlichen grammatiſchen Regeln unterworfen. Dies erſcheint ſehr merkwürdig bei einer ungeſchriebenen Sprache, der das Alphabet fehlt. So wird z. B. das Zeitwort nicht nur abgeändert, damit es mit dem Hauptwort in der Perſon und Zahl übereinſtimmt; es wird auch ſo verändert, daß es dem Gegenſtande, von dem geſprochen wird, entſpricht und ihn als belebt oder unbelebt andeutet. Ein Indianer kann nicht einfach ſagen: ich liebe, ich eſſe; das Wort muß durch ſeine Beugung einſchließen, was er liebt, was er ißt und ob dieſer Gegenſtand ſeiner Liebe zu den belebten oder unbelebten Weſen gehört. Merkwürdig iſt ferner, daß das Hauptwort gleich dem Zeitworte conjugirt wird. Das Wort Mann z. B. kann man beugen, um auszudrücken: ich bin ein Mann, du biſt ein Mann, er iſt ein Mann, ich war ein Mann, ich werde ein Mann ſein u. ſ. w., und das Wort Ehemann kann ſo gebeugt (!) werden, ſagt Mrs. Jameſon, daß man durch eine Veränderung in den Sylben bezeichnet: ich habe einen Mann, und ich habe keinen Mann. — Dieſe Nordweſt-Indianer haben, wie die Griechen, einen dreifachen Numerus, jedoch von verſchiedener Bedeutung.

Sie haben den Singular und zwei Plurale; einen unbeſtimmten, allgemeinen, gleich dem unſrigen, und einen, der die gegenwärtigen Dinge oder Perſonen in ſich begreift, die abweſenden ausſchließt. Und unterſcheidende Beugungen ſind für dieſe beiden Plurale erforderlich. Auch gibt es ganz verſchiedene Wörter, um gewiſſe Unterſchiede des Geſchlechts auszudrücken, z. B. die Wörter für Herr und Herrin ſind in jener Sprache ſo verſchieden wie bei Mann und Weib. Häufig aber wird das Geſchlecht durch eine männliche oder weibliche Sylbe oder Endung bezeichnet; z. B. das Wort equay, »eine Frau,« wird als eine weibliche Endung angehängt. **Ogima** iſt »ein Häuptling« und **Ogimaquay** »ein weiblicher Häuptling.«

Dann gibt es gewiſſe Wörter und Ausdrücke, welche nach einem gewiſſen vorgeſchriebenen Rechte, auf gewiſſe Weiſe männlich und weiblich ſind, und nicht wohl von beiden Geſchlechtern gebraucht werden können. So ſagt ein Mann zu einem andern: **niehi** oder **neejee**, »mein Freund«. Eine Frau ſagt zu einer andern: **Nin-dong-quay**, (ſo viel Mrs. Jameſon nämlich den Klang nachahmen kann) »meine Freundin« oder vielmehr »Verwandtin«. Es würde Unzartheit von dem einen und Anmaßung von dem andern Geſchlechte ſein, dieſe Ausdrücke zwiſchen einem Manne und einer Frau zu verwechſeln. Wenn eine Frau durch irgend etwas, was ſie ſieht und hört, überraſcht wird, ſo ruft ſie aus: **N'ya!** Wird aber ein Mann überraſcht, ſo ſpricht er: **T'ya!** und es würde nach indiſchen Begriffen gegen die Regeln der Schicklichkeit verſtoßen, wenn ein Mann ſich herabließe: **N'ya!** oder wenn eine Frau ſich anmaßte: **T'ya!** zu rufen. Wir erfahren noch andere komiſche Beiſpiele ähnlicher Art. Sie haben verſchiedene Wörter für älteſter Bruder, älteſte Schweſter, und für Bruder und Schweſter im Allgemeinen. — Bruder iſt ein gewöhnlicher Ausdruck des Wohlwollens, Vater der Ehrfurcht, und Großvater Bezeichnung der größten Ehrfurcht. — Sie haben keine Laute für Verwünſchungen und Flüche, ſondern Pantomime. Die Hand ſchließen, ſie dann vorwärts werfen und dann plötzlich mit einem Ruck öffnen, iſt die höchſte Geberde der Verachtung, und der Ausdruck: »ſchlechter Hund« der ſtärkſte Ausdruck der Beſchimpfung und des Tadels. Dieſe beiden Wörter werden nie verziehen und ſelten gebraucht. — Der Ausdruck einer Mutter, die ihr Kind liebkoſen will, iſt »mein Vogel«, und zuweilen ſcherzhaft: »mein alter Mann.« Auf die Frage, welche Wörter als Vorwurf oder Drohung gebraucht werden, ſagte man unſerer Verfaſſerin, die indianiſchen Kinder würden nie geſcholten! — Der gewöhnliche Gruß zwiſchen Indianern und Weißen iſt das »**Bo-jou**«, von den frühern franzöſiſchen Anſiedlern erborgt, welche die erſten Europäer waren, mit denen die Nordweſt-Indianer in Berührung kamen. Zwiſchen ihnen ſelbſt gibt es keine angenommene Begrüßungsform. Wenn zwei Freunde nach langer Trennung ſich begegnen, faſſen ſie ſich bei den Händen und rufen aus: »wir ſehen uns!« —

◆

13.

Varnhagen von Enſe.

Varnhagen von Enſe's »Denkwürdigkeiten« begannen ſich vor dem Publicum zu einem Ganzen langſam zuſammenzuordnen. Ich ſage langſam, denn abſolut frei, ſchnellkräftig und wie mit Einem Schlage ſich und ſein Glaubensbekenntniß zu entfalten, dazu gehört mehr Muth und weniger Diplomatie.

Sein Glaubensbekenntniß liegt dem Publicum eben ſo wenig fertig vor, als die Reihe von Bildern, die er bis jetzt in ſeinen »Denkwürdigkeiten« aufſtellte, ſchon ein volles Lebensgemälde abgeben. Nicht an Zwiſchentinten fehlt es Jenem und Dieſem, vielmehr iſt Manches, was er gab, faſt nur zu ſehr Zwiſchentinte, die Liebhaberei, die er mit den Nebenfiguren, mit den geſellſchaftlichen Lückenbüßern treibt, iſt faſt überwiegend; es fehlt dem Lebensbilde an Hauptdruckern und an Schlagſchatten. Wohl möglich, daß dieſe nicht nachträglich gegeben werden können; die ioniſche Eleganz und die ſaubere Nettigkeit dieſes Memoirenſtyls duldet ſie vielleicht überhaupt nicht. Die grenzenloſe Heiterkeit in dieſen Darſtellungen unſeres Zeitalters iſt auf Koſten der rückſichtsloſen Wahrheit ſo glatt und faltenlos feſtgehalten; ſie hat nicht ſelten einen Anſtrich von jener liebenswürdigen geſellſchaftlichen Lüge, mit deren lächelnder Maske der gute Ton ſich über Schmerzen hinweghilft. Bei freier Preſſe wäre der Charakter Varnhagen ſicherer und feſter, und mit ihm der Geſchichtſchreiber ſeines Zeitalters fertig geworden, und wir würden mit dem weltgewandten Style ſeiner Darſtellungen der franzöſiſchen Memoirenliteratur ein Gegengewicht bieten können. Varnhagen hat in der Form jene claſſiſche Simplicität, die nur den alten Geſchichtſchreibern eigen iſt, unter denen ihm Xenophon mit ſeiner naiven Grazie am nächſten ſteht. Er hat jene leidenſchaftloſe Ruhe und das Behagen am Einzelnen, das ſich bei den Alten freilich nur aus der völligen Sicherheit des Gefühls für das große Ganze erzeugte. Er hat mit jenen den Vorzug, daß ſeine Anſchauungen Selbſtanſchauungen und Erlebniſſe ſind, ſo daß er inmitten der Ereigniſſe denkt und ſchreibt; denn eine ſeltene Gunſt der Wirklichkeit kam dieſem Manne zuſtatten. Der Strom des bewegten Lebens warf ihn plötzlich an's Ufer und ließ ihn dort die Ruhe der Betrachtung gewinnen, aber er hatte zuvor nach den verſchiedenſten Seiten hin die Strömungen einer thatenvollen Zeit mit raſchem Arm durchmeſſen. Auch jene Ungunſt wie dieſe Gunſt des Geſchicks theilte er mit einigen Alten. Äußere Stellung und innere Berufung, Glück und Verdienſt hatten ſich eine ganze Zeit lang vereinigt, um dieſen hellen Kopf gleichſam auf die Wanderſchaft zu den entfernteſten Puncten der deutſchen Begebenheiten zu ſenden. In Düſſeldorf geboren, an jenem Stromufer, wo ſich Deutſchland und Frankreich die Hand reichen, hatte ſeine Kindheit den Vorzug, ſich an den Sympathien beider Völker zu nähren. In den Revolutionsjahren ſah Straßburg den aufhorchenden Knaben. Hamburg mit ſeinem Hinweis auf großen weltweiten Friedensverkehr war der nächſte Punct der Lebensgeſchichte. Nach Halle, wo damals Wolf, Schleiermacher und Steffens lehrten, zogen ihn wiſſenſchaftliche Intereſſen. In Berlin erwuchſen Sympathien mit einem jüngern Dichterkreiſe, zu dem Chamiſſo gehörte. Varnhagen ſchien ſich müſſig in poetiſche Liebhabereien zu verlieren, aber die Erſcheinung Rahel's hieß ihn ſich ſtärker erfaſſen, und eine ereignißſchwangere Zeit mahnte. Sein literariſcher Dilettantismus hatte ihm Formen gegeben, die Formen der Goethe'ſchen Grazie. Rahel gab ihm Inhalt, Schwung und Muth, in's Leben zu greifen. Preußen war erlegen, die allgemeine deutſche Noth trieb Öſterreich heraus. Varnhagen trat in öſterreichiſche Dienſte, und focht in der Schlacht bei Wagram. — Über das Angeſicht Europa's breitete ſich eine heuchleriſche Friedensmiene. In Paris war glänzendes Schaugepränge, Varnhagen war am Hofe Napoleon's im Gefolge des Fürſten Schwarzenberg. Weiter hinauf fehlt uns die Kenntniß der Übergänge in dem vielverzweigten Leben des Mannes. Wir wiſſen ihn in ruſſiſchen Kriegsdienſten; er machte den Feldzug des General Tettenborn, den er ſpäter beſchrieb, als deſſen Adjutant mit. Endlich führte ihn das Geſchick in Hardenberg's Nähe, und der im Kriegsleben Bewanderte betrat das glatte Parquet des diplomatiſchen Salons, wozu ihn Natur und Fügung ganz beſonders zu berufen ſchienen; er war auf dem wiener Congreß und als Miniſterreſident in Karlsruhe, als ſich dort zuerſt das conſtitutionelle Leben entwickelte. Sein Intereſſe für dieſe Entwickelungen hatte ſeine Zurückberufung zur Folge. Ziemlich gleichzeitig mit Wilhelm von Humboldt ward er entlaſſen; erſt ſpäter noch einmal mit einer nicht eben politiſchen Miſſion nach Caſſel beauftragt. Mit der Ablehnung eines Geſandtſchaftspoſtens in Amerika ſchloß Varnhagen's diplomatiſche Laufbahn.

So viel Lebensereigniſſe gingen vorauf, um Varnhagen's Styl zu geſtalten, ſo viel Reichthum der Anſchauungen liegt hinter dieſer ſcheinbar ſo einfachen Schreibart. Dieſer Styl iſt weſentlich diplomatiſch. Varnhagen berichtet und ergänzt, aber er widerſpricht nie; wo gänzlicher Widerwille und Anfeindung eintreten ſollten, genügt Ignoriren. Dieſer Styl und dieſe Stimmung gehen nie ohne weiſen Calcül in Gefahr, ſind ſie darin, machen ſie ſich auf die graziöſeſte Art geltend. Selbſt dem Schaffot könnte dieſer Styl entgegentanzen, ich will ſagen, ſelbſt Verzweiflung an der Sache der Gerechtigkeit, ſelbſt Todesangſt, wenn er ſie zum Ausſpruch brächte, würden anmuthig klingen. Man weiß, daß mancher altfranzöſiſche Edelmann mit gewinnender Heiterkeit, ja mit der ſauberſten Toilette zum Tode ging. Aber dergleichen Stimmungen, wie Todesgefühle, ſpartaniſcher Trotz, liegen hier ganz außer dem Bereiche. Varnhagen iſt ein Hiſtoriker, der zu einem Tacitus den geradeſten Gegenſatz bietet. In ſeinen Darſtellungen iſt ein Sonnenſchein, der nicht einmal ein Sonnenſtäubchen, geſchweige Wolken duldet, von einer Trübung der Zeitideen, einer Verkümmerung der heiligſten Angelegenheiten der Menſchheit, einer Verkehrung des Geſchichtslaufes iſt hier gar keine Spur; kommende Geſchlechter werden nach Varnhagen's Darſtellungen meinen, die Geſchichte unſerer Jahrzehende wäre eine Kette von Feſtivitäten geweſen; ſo viel grenzenloſe Heiterkeit liegt in ſeinem Style. Bei freier Preſſe hätte ſein Styl vielleicht mehr die Natur der Sache, weniger die Kunſt des Redens und Verſchweigens geübt, weniger ängſtlich die Convenienz der Darſtellung vor Augen. Dieſe Luſt zum Ausgleichen, die Liebe zur Harmonie würde ſich in großen Dimenſionen ergehen, während ſie ſich oft an blos ſprachlichem Euphemismus begnügt und an holländiſcher Sauberkeit im Einzelnen weidet. Man kann nicht ſagen, daß Varnhagen's Styl mit ſprachlichen Koſtbarkeiten prangt, er hat ſie in der Gewalt, aber trägt ſie nicht zur Schau, ſeine Kunſt beſteht darin, keine Kunſt zu zeigen, ſo wie es der Ton der feinſten Geſellſchaft iſt, die Formen der Convenienz bis zur freieſten Harmloſigkeit, bis zur einfachſten Natur durchzubilden. Es iſt wahr, daß dieſer Styl, der auf dem glatten Parquet des Salons einherſchreitet, ſich oft auf die Fußſpitzen ſieht, aber er nimmt nur mit dem freieſten Behagen ſeine Poſition, und ein geübter Tritt fühlt ſich bekanntlich auf gebohntem Tafelwerk am ungehindertſten, während der ungeübte ſich dort nur mühſam erhält. Darum iſt dieſer Styl, wenn er kritiſch oder reflectirend etwas darlegt, nicht ſelten ſehr zaghaft und koſtbarthuend. Wenn er die Stellung der Figuren der großen Welt beleuchtet, iſt er um den Inhalt nie verlegen. Hier, wo er ganz gebunden und rückſichtsvoll erſcheinen ſollte, iſt er gerade am freieſten, ſo frei wie der anerkannt rückſichtsloſeſte, der Styl Rahel's. Das war der gegenſeitige Reiz dieſer beiden polartig verſchiedenen Naturen für einander, daß ſie ſich auf den Punct geführt ſahen, wo ſich das Rückſichtsvolle und das Rückſichtsloſe berühren, um auf der Schaubühne des Salons die volle Freiheit der Geſinnung feſtzuhalten.

Varnhagen begann ſeit einigen Jahren ſeine »Denkwürdigkeiten« bruchſtückweiſe dem Publicum mitzutheilen. Sein Begegnen mit Rahel war als Einleitung den Briefen derſelben vorgeſtellt; die Schlacht von Deutſch-Wagram und das Feſt des Fürſten von Schwarzenberg in Paris waren einzeln veröffentlicht. An dieſe glänzenden Gemälde einer Kriegs- und einer Friedensſcene des großen Weltlebens reiht ſich nun der Abſchnitt: »Am Hofe Napoleon's.« Außerdem bieten die jetzigen Mittheilungen die Darſtellung ſeiner Familienherkunſt und ſeiner erſten Jugend, eine Schilderung der berliner Jugendfreunde, 1803 und 1804, und der Univerſitätsjahre in Halle, 1806 und

1807. Als offengelaſſene Lücke bleibt die Epoche zwiſchen der erſten Jugend und dem erſten Aufenthalte in Berlin, die zum Theil in Straßburg verlebte Knabenzeit während des Anſtürmens der Revolutionsereigniſſe, — man denke ſich hier Varnhagen als rheiniſchen Knaben im Tumulte des Fanatismus, der um den Freiheitsbaum tanzt — und die Lebensſchickſale nach 1810 in ruſſiſchen und preußiſchen Situationen. Den perſönlichen Freunden des Mannes werden die Fäden des erſten Privatlebens in dem Abſchnitte über Herkommen und erſte Jugend ſehr willkommen ſein. Wir begnügen uns, hervorzuheben, daß Varnhagen für ſeinen ruſſiſchen Verdienſtadel, den ihm ſein Officiersrang gab, auch deutſche Motive auffand. Das alte weſtphäliſche Geſchlecht von Enſe theilte ſich in zwei Linien, deren eine nach der bei Arensberg gelegenen, in der ſoeſter Fehde zerſtörten Burg Varnhagen ſich nannte. Mit dem Urgroßvater Varnhagen's trat die bisher proteſtantiſche Familie unter Einwirkung der Jeſuiten zur katholiſchen Kirche über; doch war die Mutter des Autors Proteſtantin. Katholik iſt Varnhagen wohl ſo wenig als Rahel Jüdin war. Die Weltbildung des Salons machte damals frei vom Bekenntniß des Herkommens. Erſt jetzt beginnt die bevorzugte Claſſe wieder, ſich mit abſolut chriſtlichen Formen zu befreunden, wenn nicht gar mit ihnen zu prunken. Der Gewinn der Goethe'ſchen Cultur gab dem Salon mit der feinen Form der Humanität die Freiheit in religiöſen Dingen.

Die feinen Formen der Geſellſchaft machen frei vom Inhalt, aber man kauft für dieſe Freiheit in der Sache eine Sclaverei in der Form ein. Was nicht ſalonfähig, d. h. nicht unter den Bedingungen gewiſſer Äußerlichkeiten auftritt, iſt auch ſeinem Inhalte nach verpönt. Dagegen gewinnt der anrüchigſte Inhalt unter der Bedingung der anerkannten Erſcheinung ungehindert Zutritt. Auch in Rahel war ein vorherrſchender Drang nach den Formen und Geſtalten der ſogenannten bevorzugten Welt; aber ſie ſuchte nach Merkwürdigkeiten, nach menſchlichen Originalien unter der Glätte dieſer Bildung. Varnhagen geht nicht minder auf menſchliche Curioſitäten und Monſtra, während er ſich gern in der ebenmäßigen Politur der Bildung bewegt. Als pſychologiſche Liebhaberei iſt jenes ſo gut gerechtfertigt als dieſes die Geltung der Gewohnheit gewinnt. Aber für den Geſchichtſchreiber reichen Maximen und Eigenheiten dieſer Art nicht aus; aus dem Salon können ſie nicht in unſere Geſchichtsbücher übergehen. Die Genialität der Form weiß Varnhagen ſelbſt beim anrüchigen Inhalte zu feiern, wie bei Gentz. Den genialſten Inhalt an Ideen und materiellem Gewicht kann er, fehlt dieſem die Form der Erſcheinung im Salon, nicht faſſen und begreifen, wie Napoleon. Seine Bekenntniſſe über die Perſönlichkeit Napoleon's zeigen die Grenze ſeiner Berichterſtattung auf, ſeine Auffaſſung widerſtreitet einer Hiſtoriographie im großen Styl. Die düſtere Geſtalt des genialen Sohnes der Revolution wird hier nach ihrer Salonfähigkeit gerichtet. »Seine Haltung,« ſo heißt es in Varnhagen's Schilderung, »war ſchwerfällig; ſie drückte den Widerſtreit eines Willens aus, der etwas erreichen möchte, und eine Verachtung derjenigen, bei welchen es erreicht werden ſoll. Ein günſtiges Erſcheinen wäre ihm wohl lieb geweſen, und doch ſchien es ihm nicht recht der Mühe werth, der Mühe, die er ſich darum geben ſollte, denn von Natur hatte er es wahrlich nicht. Daher Nachläſſigkeit und Abſicht abwechſelnd in ihm hervortraten, und nur in Unruhe und Mißbehagen zuſammenfloſſen. — Seine Augen waren dunkel umwölbt, auf die Erde vor ſich niedergeheftet, und ſtreiften nur ruckweiſe ſchnell und ſcharf über die Anweſenden hin. Wenn er lächelte, ſo lächelte nur der Mund mit einem Theile der Backen, unbeweglich finſter blieben Stirn und Augen. Zwang er, wie ich ſpäterhin wohl geſehen habe, auch dieſe, ſo bekam ſein Geſicht einen noch verzerrteren Ausdruck. Dieſe Verbindung von Lächeln und Ernſt hatte etwas furchtbar Abſchreckendes. Ich weiß nicht, was ich von den Leuten denken ſoll, die in dieſem Geſichte Anmuth und ſeine Freundlichkeit einnehmend gefunden haben. Waren doch ſeine Züge, bei unläugbarer plaſtiſcher Schönheit, wie Marmor hart und ſtreng, jedem Vertrauen fremd, jeder Herzlichkeit unfähig! Was er ſprach, war immer, ſo oft ich ihn reden hörte, gering, ſowohl dem Inhalte als dem Wortausdrucke nach, ohne Geiſt, ohne Witz, ohne Kraft, ja bisweilen ganz gemein und lächerlich. Sein Fragen glich nicht ſelten der Lection eines Schulknaben, der, ſeiner Sache nicht ganz gewiß, beſtändig leiſe für ſich herſagt, was er für den Augenblick des Gebrauchs ſonſt vergeſſen zu haben fürchtet. Der kleinliche Eifer, mit dem Napoleon auch in dem Kreiſe der geſelligen Mittheilung, der ihm ganz fremd iſt, bewundert zu ſein ſtrebte, war ſehr oft geradezu lächerlich, es mißlang ihm hier Alles in dem Grade, als ihm in ankern Dingen, zu unſerm Unglück, Alles gelang.« — So Napoleon nach Varnhagen's Darſtellung. Iſt es nicht befremdend, Napoleon's dämoniſche Natur unter die Lupe geſellſchaftlicher Anforderungen zu ſtellen? Ein großer Menſch hat das Vorrecht unliebenswürdig zu ſein, und er iſt nur amüſant auf Koſten ſeiner Größe. Amüſant zu ſein iſt das Privilegium der kleinern Heroen, deren Werth in der Geſellſchaftswelt aufgebraucht wird. Der Held der Revolution konnte nicht anmuthige Cauſerien treiben, und wenn er es doch verſuchte, ſo lag der Übelſtand darin, daß aus dem Helden der Umwälzung ein Fürſt von abſoluter Macht geworden war, der ſich dem alten Herkommen fügte, einen Hof machte und der revolutionsmüden Welt einige alte Formen wiedergab. In ſeinen Commandoworten war ein guter Styl, ſeine Befehle waren kurz, ſtreng, jeder Laut eine That. Dämoniſche Naturen ſind ſchweigſam. Napoleon brauchte nicht ſchön zu reden; bezaubert war doch die Welt, ſo wie er erſchien, ſeine Rede waren Thaten, die Überzeugungen, die er verbreitete, lagen in der Macht der Ideen des neuen Jahrhunderts, das dem Talent den Zügel in die Hände gab. Ich weiß in der That nicht, warum man einen Cicero in ihm ſuchte. »Sprach er anhaltend,« ſagt Varnhagen, »ſo erging er ſich grenzenlos in Redensarten, häufte Thatſachen und Gründe mit größter Geläufigkeit auf einander, aber man vermißte nur allzu ſehr Ordnung und Folge, Klarheit und Feſtigkeit der Begriffe; nur ſeine Zwecke und Abſichten verlor er dabei nicht aus dem Auge, wiewohl er dieſelben am wenigſten durch ſeine Reden, ſondern ſicherer durch andere Mittel, durch ſeine Überlegenheit als Feldherr und durch das eiſerne Machtgebot ſeines Wollens erreichte.« Die Gabe ſchöner Rede und anmuthigen Ausdrucks, deren Alexander, Cäſar und Friedrich theilhaft waren, hatte ſich zu Napoleon's Eigenſchaften nicht geſellen können, ſein Geiſt widerſprach ihr, und noch mehr ſein Gemüth. — Napoleon's Perſönlichkeit wirkte zauberhaft und mächtig, wo er wirklich er ſelbſt war, an der Spitze der Truppen, im Felde, wenn er kriegeriſche Anordnungen traf, ſeine Machtgebote ergehen ließ. Wollte er aber ihm Uneignes vorſtellen, beabſichtigte er Eindrücke, ſuchte er in Gebieten zu gelten, die nicht die ſeinigen waren, ſo gab er nur allzu leicht die ſchlimmſten Blößen, und bethörte etwa nur Neulinge und Schwachſinnige. Die Erinnerungen an ihn und ſein im Geiſte der Nachlebenden neuerſchaffenes Bild haben mehr Begeiſterung. — Es klingt unglaublich, ſagt Varnhagen, ſei aber beſtimmt-wahr, daß in Paris, bei aller Bewunderung und Furcht, welche der Kaiſer einflößte, doch weder im Volke, noch in den höhern Claſſen, und am wenigſten in ſeiner gewohnten Umgebung, eine eigentliche Verehrung für ihn, ein Glaube an ihn als an ein höheres Weſen beſtand; die Franzoſen, ſofern ſie ihn als groß anerkannten, hätten ihn doch nur für groß in dem gehalten, was ſie alle zu leiſten ſich getrauten; ſie hätten in ihm nicht andere, ſondern die gemeinen Eigenſchaften, nur in ungemeinen Maßen geſehen.

Dies Letztere iſt aber recht eigentlich das Kennzeichen eines aus den Zuſtänden erwachſenen Volkscharakters. In einem Menſchen aus der Maſſe, einem Genie, das von unten auf die Welt an der Wurzel faßt und ſchüttelt, iſt nichts Sublimes, Superfeines, keine graziöſe Gewandtheit der Form, kein Parfüm des bevorzugten, in Sammet und Seide wattirten Herkommens. Napoleon war das Ergebniß der Revolution, Sohn und Kämpfer der Republik, und als ſolcher unſterblich und für immer groß und glänzend. Die Republik hatte ſich mit ihm an die Spitze Europa's geſchwungen. Alle Größe hat auch ihre Schönheitslinien und im Jüngling, im General Napoleon war nicht nur Dämon der dunklen Gewalten, war auch der Schwung der Idee, die Schönheitslinie des neuen Jahrhunderts erkennbar. Man muß ein Bild Bonaparte's aus der Zeit der Schlacht von Arcole, etwa wie es Appiani malte, in der Villa Melzi am Comerſee kennen, um zu wiſſen, daß Napoleon's Züge auch ihre Epoche der idealen Schönheit hatten. Mit der Republik hörte ſein eigentliches Weſen auf, denn dazu war wohl dieſer Mann des Feldlagers nicht berufen, ſich der Reihe der altberechtigten Fürſten einzuverleiben. Die Weltgeſchichte hatte ſich ſehr getäuſcht in ihren Plänen, ſie hatte für die europäiſche Menſchheit eine Republik gewollt, aber ſie erlahmte an dieſem Gedanken, denn ihr begonnenes Werk war kein Friedenswerk, ihre Republik war nur eine Geburt des Krieges und der Vernichtung. Die Weltgeſchichte erröthete vor dieſem vorſchnellen Gedanken, inmitten der verſunkenen Zuſtände Europa's eine Republik zu ſchaffen, und um dies Erröthen über ſein eigenes Kind zu verſtecken, verwandelte ſie ſchnell mit Zorn und Spott Alles in ſein Gegentheil. Der Sohn des Aufruhrs der Menſchenrechte — ein legitimirter Fürſt, der den Papſt ſchützte, mit einem alten Hauſe ſich verband, einen Hof mit Erbadel und coquettem Glanz um ſich breitete! Darin lag der Hohn, den der Weltgeiſt mit ſeiner eigenen Schöpfung trieb. Es liegt außerordentlich nahe, nachzuweiſen, wie ſeltſam Napoleon als Fürſt, am Hofe und im Salon überhaupt und in der Discuſſion der Geſellſchaftswelt ſich ausnehmen mußte, allein es ſollte das, wie mich dünkt, nicht ohne jenen Hinweis geſchehen, daß Napoleon dem Boden des politiſchen Herkommens gar nicht verfallen mußte, falls ſich die Weltgeſchichte in ihrem Gedanken treu blieb. Varnhagen entwirft auch ein Bild vom Kaiſer Alexander, und hier weidet er ſich denn recht an den anmuthig geſelligen Eigenſchaften, an der coquetten Humanität und alle den freundſeligen Tugenden eines gebornen Monarchen. Glänzende Beredtſamkeit, herablaſſendes Wohlwollen, liberales Wortgeſchmeide, das Alles, was einen Fürſten im Salon ſo liebenswürdig macht, ging freilich Napoleon ab.

Für große Zeiten und große Naturen iſt Varnhagen's Darſtellung nicht gemacht. Er ſchildert Zwiſchenepochen und Nebenfiguren am glücklichſten. Solche Epoche iſt die von 1809 bis 1814. Glänzender geſchliffen kann nicht leicht ein Zeitſpiegel ſein, als er ſich in Varnhagen's Auffaſſung darbietet. Die gewandteſte, geſchmeidigſte Perſönlichkeit iſt hier ſo ſehr der Schlangenbewegung jener Zeitgeſchichte anheimgegeben, daß ſie nicht nur von dieſer bedingt, ſondern ganz und gar deren Erzeugniß zu ſein ſcheint. Wie viel hierin erwerbene Kunſt, wie weit das eigene Naturell des Schreibenden dieſe Selbſtverläugnung, dieſes Selbſtverſchwinden vor den Objecten als Nöthigung fühlte, läßt ſich kaum noch trennen und aus einanderhalten. Daß der Geiſt der modernen Jahrhunderte, und mit ihm die Speculation des modernen Geſchichtſchreibers noch eine ganz andere, mich dünkt, höhere Stellung erobern könne, mag hier außer Betracht bleiben; daß eine Zeit der Wiederherſtellung alter nationaler Ordnung nach der ungeheuerſten und ſchmerzlichſten Wiedergeburt, welche die Menſchheit durch die Revolution errang, nicht das Gepräge einer ſo glänzenden und ſo ſcheinbar harmloſen Heiterkeit an ſich trägt, als uns Varnhagen's Darſtellungsweiſe ſchmeichelhaft einreden möchte, ſoll hier ebenfalls zu keiner Abhandlung, zu keinem Glaubensbekenntniſſe verleiten. Die mühſame Erhebung des Vaterlandes aus Schmach und Erniedrigung mit beredter Feder zu ſchildern, iſt ſchön und liebenswürdig, aber groß und für die Ewigkeit denkwürdig wär' es, eine tragiſche Satyre über die Art und Weiſe zu liefern, wie ſich die Menſchheit Jahrzehende lang mit ängſtlicher Rührigkeit bemühte, den Riß, den die Revolution in das Gebäude warf, auszuflicken und die offenen Wunden zu verdecken, die zu heilen unmöglich ſchien. Es gibt eine Hiſtoriographie, welcher dieſe Aufgabe zufällt. Von welcher Seite her ſie für die laufende Epoche des neunzehnten Jahrhunderts in's Leben treten wird, iſt nicht erſichtlich, vorläufig fehlt es unter den Jetztlebenden an der Hand und auch am Herzen, am Muth dazu. Bleiben wir mit Dankbarkeit bei dem, was uns geboten wird. Wir ſehen in Varnhagen einen glänzenden Vertreter deutſcher Memoirenliteratur. Alles an ihm, an dem Autor und ſeiner Darſtellung, iſt Glanz und Heiterkeit, und, um dieſen Wiederſchein herrlicher Lebenskräfte zu ſchirmen, Klugheit des Auges, Umſicht des Blickes, Liebe zum Menſchlichen bis in die kleinſte Einzelnheit der Lebensäußerungen. In dieſer Humanität iſt viel Kunſt. So wie ſie hier erſcheint, mit faſt ängſtlicher Genauigkeit in Ausübung ihrer Tugenden, iſt ſie nicht ohne Aufopferung entgegenſtehender Naturanlagen denkbar, dieſe Leidenſchaftloſigkeit iſt eben erworbene Tugend, Calcül des ſich ſelbſt verſtehenden Geiſtes. Dieſe ſcheinbar ſittliche hiſtoriſche Ruhe, die ein deutſcher Tacitus vielleicht mißachten wird, iſt das Erzeugniß tauſendfacher Nöthigungen, tauſendgeſtaltiger Rückſichtsnahme; ſie ſcheint mehr kalt, als ſie es iſt, denn bei ihrer Nervenzartheit zittert ſie bei jedem leiſen Winde, der Menſchenglück bedroht. Menſchliches Glück zu begreifen und das Daſein in ſeinen Genugthuungen, das Pflanzenleben der Menſchheit in ſeiner glänzenden Farbenſchönheit zu verſtehen und hinzuſtellen, das iſt das Ziel dieſer biographiſchen Feinheit. Für die Tragödie des Unglücks hat dieſer Pinſel nur matte Tinten, und eine dämoniſche Größe zerfällt faſt in kleine Bischen vor dieſer hiſtoriſchen Portraitmalerei, die à la Denner jedes Fäſerchen in engſte Nähe bringt und oft bei ganz unſcheinbaren Privatgeſichtern mit dem Détail eine Koſtbarthuerei treibt. In der Romandichtung gibt Walter Scott, in der Malerei jener Balthaſar Denner die entſprechende Parallele; nur daß ſich bei Varnhagen dieſe Werthhaltung der menſchlichen Einzelnheit aus einer ſeltenen Nervenzartheit des Geiſtes erklärt.

Haben wir hiermit dieſe biographiſche und zeitgeſchichtliche Darſtellungskunſt Varnhagen's aus des Mannes eigenem Naturell, wie mich dünkt, gedeutet und erklärbar gefunden, ſo wird uns ihr Werth erſt recht erſichtlich, wenn wir ſie als einen in Deutſchland neuen und noch einzigen Gewinn erwägen. Die Eigenheit der Deutſchen, ſich monologiſch zu entwickeln, ſich als Subject hinzuſtellen und die Zuſtände neben ſich liegen zu laſſen, iſt nicht ſelten bis zur krankhaften Grille gediehen. Nur großen Naturen ſei dieſe Einſamkeitsluſt zugutgehalten, obſchon ſie ſich auch an ihnen nach irgend einer Seite hin als Verſagung rächt. Hier aber, mit dieſen Memoiren, iſt in der Literatur der Impuls gegeben, die Zeitgeſchichte nicht als das von dem perſönlichen Lebensinhalt Fremde, oder dieſen von jener geſchieden zu geſtalten, hier iſt beides auf das innigſte verzweigt, das Leben in der Geſellſchaft und das Leben im eigenen Herzen ſo gemeinſam verwachſen, wie es in gleicher Art bisher nur an jener Romanfigur Goethe's, an Wilhelm Meiſter, erſichtlich, der eben nur an den Stoffen der ihn tragenden Welt ſich heranbildet, nur ſo viel gilt, erwirbt und iſt, als ſie ihm geſtattet und gebietet. Mit dieſer Figur hob Goethe den Werther auf und widerlegte damit die Schwelgerei des in Einſamkeit niſtenden Gehirns, das ſich der Welt, weil es ſie nicht umgeſtalten kann, entzieht. Möchte in Deutſchland die Zeit da ſein, wo ſich die Charaktere nicht anders als mit und an den Zuſtänden heraufgeſtalten, oder vielmehr, möchten die Zuſtände ſich heranbilden an der Geſchichte der bedeutſamen Perſönlichkeiten, damit die Blüthen der Bildung nicht abgelegen und vom Vaterlande getrennt ſich entfalten!

Faſſen wir Varnhagen's Geſchichtſchreibung als hiſtoriſche Portraitmalerei, ſo läßt ſich eine ganze Reihe von Geſtalten aufführen, denen ſeine Kunſt ein literariſches Daſein gab, das er mit den zärtlichſten Farben ſeines ſorgſamen Pinſels ausführte. Recht eigentlich iſt er der Geſchichtſchreiber jener zweifelhaften, in Sorgen ſchwankenden, in Rückſichten untergrabenen, im Wollen und in Thatkraft leiſe aufathmenden deutſchen Epoche von 1807 bis 1813. Wir finden Varnhagen bald im Norden, bald im Süden, Oſten und Weſten des Vaterlandes, überall einen durch Klippen und Sandbänke durchſteuernden modernen Odyſſeus. Im Jahre 1807 iſt er in Berlin, auch in Hamburg. Hier ſchildert er die gebeugte Haltung des Zeitgeiſtes; zugleich entwirft er von Schleiermacher, Friedrich Auguſt Wolf, Johannes von Müller, Fichte, Fouqué, Harſcher und andern Nebenperſonen die ſprechendſten Bildniſſe. Das nächſte Jahr ſieht ihn im Süden; er entwirft von Jean Paul, Juſtinus Kerner, von Jung Stilling Portraits. Der Zeitfolge nach einzureihen wären dann aus dem zweiten Bande die Darſtellungen der Schlacht von Wagram und des Feſtes, das der Fürſt Schwarzenberg in Paris gab. Gegen das hiſtoriſche Unglück und den Glanz der großen Welt macht dann der Abſchnitt: »Steinfurt 1810, 1811« einen eigenthümlich idylliſchen Eindruck. Hier lebt ſich Varnhagen bei der gezwungenen Trägheit der allgemeinen öffentlichen Zuſtände Deutſchlands in die Stille eines altadelichen weſtphäliſchen Geſchlechtes ein, und gibt hier im Familienrahmen das Bild der damaligen Lebensverhältniſſe. Nach 1811 und dann 1812 iſt er in Prag, und Stein in ſeiner merkwürdigen Eigenheit als Charakter und Staatsmann wird die Aufgabe ſeiner Betrachtung und ſeiner Zeichnung. Es hat nicht leicht ein Biograph für Figuren, die er unbelauſcht von der Seite und ungeahnet beobachten konnte, ſo viel Feinheit und Treue in Auffaſſung ihrer geheimen Geiſteslinien und Herzensfalten. Als Geſchichtſchreiber der Jahre 1813 und 1814 hat Varnhagen das von ihm ſelbſt eingeſtandene Ungemach, keinen einzigen vorherrſchend und gebieteriſch großen Charakter zu finden, der das Geſchick der Welt, wie Napoleon auf der entgegengeſetzten Seite, an ſein Ich gefeſſelt hätte. Der ſogenannte Befreiungskrieg iſt, wie Varnhagen ſich ausdrückt, als namenloſes Eigenthum eine Gemeinſchaft Aller, und die Antipathie der Welt gegen Frankreich ſchien ihm kaum bindend genug, um die Sache als gemeinſame feſtzuhalten. Varnhagen begreift auch im Volke nur Einzelne, den Geiſt der Maſſe kennt er nicht.

14.

Kleine Heimlichkeiten großer Leute.

»Der Vorwurf der Indiscretion iſt mir bis jetzt nicht gemacht worden«, äußert Hofrath Dorow im Vorwort zu der neuen Folge ſeiner »Denkſchriften und Briefe.« Gleichzeitig mit dem Erſcheinen dieſer neuen Sammlung werthvoller Heimlichkeiten aus der modernen Menſchenwelt machten ſich in politiſchen Blättern von anonymen Briefſtellern allerdings Vorwürfe ſolcher Art laut, jedoch nur im Allgemeinen, ohne beſtimmte Anklage, nur mit der Andeutung, ob die Geſetzgebung nicht Willens ſei, hier eine feinere Grenzlinie zu ziehen, da mit um ſich greifender Veröffentlichung brieflicher Geheimniſſe uns die Nachtheile der Preßfreiheit überkämen, ohne daß wir den Genuß von deren Vortheilen hätten. — Daß es unter den Zuſtänden deutſcher Nation ſo wenig öffentliche, ſo wenig freie, ehrliche, und ſo viel verkrochene und verkniffene Charaktere gab und gibt, iſt eine Krankheit allgemeiner Verhältniſſe, von der ſich das Leben des Einzelnen ſelten ganz rein und frei erhält. Durch Hervorziehen der heimlichen Beichte in brieflichen Mittheilungen wird die Lüge, die Schiefheit, der Widerſtreit zwiſchen unſerm Wollen und Können, zwiſchen unſerm Innern und Äußern, unſerm Herzen und unſerm Angeſichte ſchreiend offenbar. Hier wird allerdings Schonung und Rückſicht eine Pflicht, damit die Perſon, die hier zum Theil nur Product iſt, während der allgemeine Zuſtand ſich als Factor erweiſt, nicht die alleinige Buße zu tragen habe. Eine ſolche Rückſicht finden wir in vorliegendem Hefte allerdings geübt; in Bezug auf das kürzlich erſchienene »Leben des Freiherrn von Stein,« in welchem Fürſt Hardenberg gemißhandelt wird, ſpricht Hofrath Dorow ſogar den Wunſch aus, daß zur Ehre des Schreibers mehrere Briefſchaften beſſer zu unterdrücken wären, und fügt hinzu, ſein eigen Erlebtes mit dem Miniſter Stein, ſammt den dazu vorhandenen Documenten, müſſe einer ſpätern Zeit zur Veröffentlichung vorbehalten bleiben, indem noch Lebende ſchmerzhaft dadurch berührt werden möchten. Eine allzu ſtarke Empfindſamkeit bei Lebenden darf man jedoch nicht vorausſetzen, noch ihr Vorſchub leiſten. Mancher erlauchte Mann, er ſtehe durch Geburt hoch, ſei z. B. ein König, oder habe ſich durch ein Talent hiſtoriſch gemacht, das der Federführung entbehrte, wie der Soldat im Felde, wirft ſeine Privatbriefe ſchleunig hin, und es ergeben ſich, treten dieſe unverhofft an's Licht der Sonne, ſprachliche Merkwürdigkeiten. So ruft ſogar ein ſonſt in Verſen wohlgewappneter Staatsmann: »Wie helf' ich mich da heraus?« Generallieutenant von Loſſau, dem Preußen die erſte Idee zur Organiſirung einer Landwehr verdankt, ſchreibt an Dorow: »Ich ſchmeichle mich.« König Ludwig von Baiern, der deutſche Barde auf dem Throne, ſchreibt an den General von Witzleben in Berlin: »Nur in ein feſtes Halten an Preußen ſehe ich Teutſchland's Heil.« Man hat dem Herausgeber bitterliche Vorwürfe gemacht, daß er kleine Nachläſſigkeiten dieſer Art unſterblich macht und im Druck der Nachwelt überliefert. Mich dünkt jedoch, er habe ernſtlich gar nicht das Recht, dergleichen zu tilgen; in den Handſchriften Friedrich's des Großen bewahrt man königlich abſolute Grammatik und Orthographie ſogar mit patriotiſcher Pietät, und dann ſind in den meiſten Fällen ſolche Naivetäten viel zu gutartig, um ſie grauſam zu tilgen. Börne fand an den Bekenntniſſen des Kindes Bettina die Orthographie am liebenswürdigſten, und wenn früher eine Dame, die mit dem Engliſchen ſo vertraut wie mit dem Deutſchen iſt, »guter Author« an mich ſchrieb, das th der Engländer im Worte beibehaltend, ſo mocht' ich das um alle Welt nicht miſſen, denn es war mir bedeutungsvoll, das der »Thor« im Autor durchblickte.

Vom Miniſter Altenſtein leſen wir vom Jahre 1826 Eröffnungen über Profeſſor Hengſtenberg, über ſeine Thätigkeit, die damals noch weniger finſter, weniger fanatiſch zu ſein ſchien, und über ſeine Weigerung, ſich nach Königsberg verſetzen zu laſſen. Ein anderer Brief des Miniſters an Johannes Schulze äußert ſich über Hegel's Tod, der in den November 1831 fiel. Auch einer von den Briefen Varnhagen von Enſe's hat den Tod des großen Philoſophen zum Thema; zugleich macht der Schreibende eine Äußerung über ſeine Differenz mit Hegel in Bezug auf Fichte. Der Grund der Mißliebe Hegel's gegen Fichte iſt ein begreiflicher. Er iſt nicht ſo perſönlich, wie Hegel's Scheu und Unwille war, wenn er in der Geſchichte der Philoſophie von Schelling ſprechen mußte, den ſein Syſtem überholt hatte und vor deſſen primitivem Genie er ſich nicht mehr beugen wollte. Hegel erſchien gegen Schelling als eine arbeitende Kraft des executiven Talents, und konnte gegen dieſen nie jenes Gefühl des Mißbehagens los werden, das der ſecundäre Geiſt vor dem höheren empfindet, ſelbſt wenn er deſſen geniale Willkür durch die Conſequenzen einer rieſenhaften Arbeitſamkeit bezwungen und überwunden hat. Hier war zugleich Perſönliches im Spiele. Gegen Fichte war die Nebenbuhlerſchaft von anderer Art. Hegel war ſein directer Nachfolger auf dem Katheder und zugleich ſein directer Gegenſatz in der Wiſſenſchaft des Denkens. Zur Nothwendigkeit der Gegnerſchaft geſellt ſich aber leicht der Reiz des Widerſpruchs, und es iſt menſchlich, daß dieſer ſich in Hegel auf demſelben Schauplatze ſteigern mußte, wo er die Gemüther anfänglich noch erfüllt fand von den Wirkungen des ihm objectiv feindlichen Mannes. Fichte's Größe und Wichtigkeit iſt in den Darſtellungen Hegel's auf keine Weiſe hiſtoriſch ſachlich erledigt. Fichte's Einſeitigkeit in der Wiſſenſchaft des Denkens hält allerdings nicht Stich vor dem ſpeculativen Denkproceß, der die Conſequenz der Sache ſelber gibt; aber als Ereigniß der Geſchichte, in ſeiner Wirkſamkeit auf Volk und Zeit, als Mann der geiſtigen That ſteht Fichte großartig und glänzend da gegen Hegel's ſcholaſtiſche Arbeitſamkeit. An ſonſtigen Briefen von Philoſophen müſſen wir die beiden Billets Kant's an Hippel erwähnen. Sie berühren königsberger Örtlichkeiten. Kant's Garten ſtieß an den Gefängnißthurm, deſſen unfreiwillige Bewohner zum lauten Singen und Beten angehalten, durch ihre erzwungene Frömmigkeit den alten Weiſen täglich im Denken ſtörten. Er wendet ſich deshalb an den Bürgermeiſter, den vertrauten Verfaſſer der »Lebensläufe,« dringlich bittend, die »Heuchler im Gefängniß« möchten genöthigt werden, »ihre ſtentoriſche Andacht« zu mäßigen; ihr Seelenheil würde dabei nicht Gefahr laufen, wenn ſie ſchluchzten, ſtatt zu ſchreien, als ſtäken ſie am Bratſpieß. Dieſe Situation des königsberger Weltweiſen iſt humoriſtiſch und originell genug, um ſie weiter zu einer Scene aus ſeinem Leben auszuarbeiten. Daß er nicht ruhig denken kann, wenn die Verbrecher im Kerker nach dem jenſeitigen Himmel ſchreien, iſt ergreifend. (Der Brief iſt aus dem Jahre 1784; Kant lebte von 1724—1804.)

Von Auguſt von Stägemann (geb. in Vierraden 1763, geſt. in Berlin 1840) erhalten wir vier Gedichte, die er nicht, oder nur mit ſtarken Abſchwächungen, unter ſeine Sammlung aufnahm, und eine Erklärung über ſeine »polniſchen Anti-Meſſeniennen.« »Die Unternehmung eines unterdrückten Volkes, ſeine Feſſeln gewaltſam zu löſen,« ſchreibt der preußiſche Staatsmann, »wird überall und zu allen Zeiten die Gemüther bewegen und die Dichter zu Geſängen entflammen. Ich habe in früheren Tagen die Araukaner beſungen. Aber von dieſer Art iſt die deutſche Theilnahme an der Sache der Polen nicht; man müßte die Augen abſichtlich verſchließen, um nicht gewahr zu werden, daß unſere ſogenannten Notabilitäten, zu deutſch Oberflächlichkeiten, nur die Triumphe verkündigten, die ſie über die vaterländiſchen Regierungen zu feiern erwarteten. Dieſen Triumphen, nicht den Niederlagen der Polen habe ich mein Pereat gebracht.« — Vom preußiſchen Miniſter Stein (geb. in Naſſau 1757, geſt. ebend. 1831) erhalten wir unter anderem vom Jahre 1826 eine Äußerung über Kaiſer Alexander von Rußland. »Der Tod des Kaiſers Alexander!« ſchreibt er, »ich verlor an ihm einen großmüthigen, edlen, nachſichtsvollen Beſchützer — ohne ihn, wie wäre ich verfolgt, vernachläſſigt, geneckt werden!« Dieſer gepreßte Ausruf eines deutſchen Staatsmannes mitten im Schooß ſeiner Nation iſt erſchütternd genug. Wann wird die deutſche Creatur in ſich gehen, und von der Mißliebe gegen ihre Talente, von der Schmähſucht gegen ihr eigen Fleiſch und Blut ablaſſen?

Die vier Goethe'ſchen Briefe an den preußiſchen Miniſter Schuckmann, nebſt kleinem Aufſatz über die Technik der Steinmetzen und die Organiſation ihrer Bauhütte, ſind aus den Jahren 1815 und 1816. Sie betreffen die preußiſche Erwerbung von Kunſtſachen am Rhein und die projectirte Gründung eines rheiniſchen Muſeums in Cöln. Daß Goethe hierbei zu Rathe gezogen, ſteht zu vermuthen. Er weiſt auf die Wallraf'ſche Sammlung in Frankfurt hin, deutet an, wie ſich die Schätze der Gebrüder Boiſſerée gewinnen ließen. Im Anhange bringt Hofrath Dorow, den Hardenberg zum Director des Muſeums beſtimmte, die weiteren Actenſtücke und Denkſchriften über dieſes Lieblingsproject des Staatskanzlers, das jedoch ſpäter, als die Ausführung des Plans in Altenſtein's Hände kam, ſich in anderer Weiſe verwirklichte. Altenſtein gab den Gedanken eines rheiniſchen Centralmuſeums auf und verwies die Sammlung dieſer Art an die Univerſität Bonn. — Von Goethe'ſchen Briefen erhalten wir noch einen an Stägemann, nach Empfang von deſſen »lyriſchen Erinnerungen« vom Jahre 1829, und drei an Altenſtein aus den Jahren 1826, 1830 und 1832. Goethe empfiehlt den hirſchberger Privatlehrer Schubarth zu einer Anſtellung als Gymnaſiallehrer und erhält die Entgegnung, daß die Anſtellungen in Preußen nach dem Grade der Prüfungszeugniſſe erfolgten. Was denn der Alte beſtens acceptirt und lobt.

Von Eulogius Schneider, dem blutdürſtigen Volksführer, der am 1ſten April 1794 in Paris unter der Guillotine fiel, finden wir einen merkwürdigen Brief aus ſeinem dreiunddreißigſten Lebensjahre, noch vor ſeinem Auftreten in Paris, aus Bonn vom Jahre 1789. Er erzählt dem Mann der allgemeinen Bibliothek, Nicolai in Berlin, ſeine deutſchen Schickſale, wie er neun Jahre dumpf und ſchwül im Kloſter gelebt, dann ſich aus dem Kerker des Leibes und der Seele befreit habe, in Stuttgart drei Jahre Hofprediger geweſen ſei und als Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften exiſtire. Er habe Luſt, ſeine Gedichte herauszugeben, um ſeines alten Vaters Schulden zu decken, und bittet um Beförderung der Subſcribentenliſte bei den Berlinern.

Die vier Briefe von E. T. A. Hoffmann (geb. in Königsberg 1776, geſt. in Berlin 1822) geſtatten eindringende Blicke in dieſes Künſtlers wunderbares Erdenwallen. Sie ſind aus den Jahren 1803 bis 1807, wo Erde und Himmel, Himmel und Hölle in ſeiner Seele ſtreitend durch einander liefen und jedes Element ihm den Boden unter den Füßen ſtreitig machte. Er ſchreibt beängſtigt und beängſtigend, immer leidenſchaftlich wie ein Spieler, der ſein Letztes auf die letzte Karte ſetzt. Der Widerſtreit zwiſchen amtlichen Nöthigungen und dem Gelüſt des künſtleriſchen Dranges treibt ihn in's Ungemach, und dies Ungemach ſteigert ſich bis zur Qual des Hungerns. Es ſind Gegenſtände, die er ſeinem vertrauten Freunde macht. Sie greifen natürlich, wie auch ſeine Drangſale, in ſein künſtleriſches Arbeiten ein.

Von Karl Immermann (geb. in Magdeburg 1796, geſt. in Düſſeldorf 1840) erhalten wir eine Reihe Mittheilungen, ebenfalls an Varnhagen gerichtet. Der Verkehr beider Männer beſtand in gegenſeitiger Zuſendung ihrer Schriften und gemeinſamer Theilnahme an den berliner Jahrbüchern. Dann und wann greift der Eine oder der Andere tiefer. »Gewiß haben Sie recht,« ſchreibt Immermann ſchon 1826, »wenn Sie andeuten, daß ich in Gefahr ſtehe, zu vereinſamen. Daran habe ich jedoch nicht allein Schuld, ſondern das Theater trägt ebenfalls einen Theil der letztern. In raſcher, liebevoller Wechſelwirkung zwiſchen Bühne und Dichter erzeugt ſich allein das wahrhaft große und nationale Drama. Unſer Theater gleicht aber einer alternden Coquette, welche zwar mit ihren geſchminkten Wangen nach allerlei Gecken umſchaut, ſie an ſich zu feſſeln, dagegen eine wahre, tiefe Neigung nicht verſteht und noch viel weniger zu erwiedern weiß. Die Ruhe der Eitelkeit iſt ſo ſüß, es iſt ſo unbehaglich, ſich aus derſelben zu edler Thätigkeit erheben zu müſſen. Ich kann den nur glücklich preiſen, der nie in Verſuchung gerieth, ſein Streben an das große Nichts unſerer Breter zu verſchwenden.«

Ludwig Börne (geb. 1786, geſt. den 12ten Febr. 1837) äußert ſich an Ludwig Robert über deſſen Luſtſpiel: »der Paradiesvogel,« ihm abrathend, es der Bühne zu übergeben. Die Deutſchen, meint er beleidigend, möchten es mißverſtehen; dies »plumpe Volk« könne nicht ſo viel attiſches Salz vertragen, höchſtens einige Körner auf ein breites Butterbrot geſtreut. Es aufführen, hieße dem Volke ſchmeicheln, als hätte es Geiſt, hieße, es gewinnen wollen, wie die Polizei ſagen würde. »Es könnte Sie in den Verdacht demagogiſcher Umtriebe und nach Mainz bringen. Mir wäre das ſchon recht,« ſchließt er, »ich hätte Sie dann um einige Meilen näher.« Dieſe lächelnden Bitterkeiten ſind vom Jahre 1821. — Wichtiger als ein Billet an Rahel iſt ſein längeres Schreiben an Troxler vom Jahre 1835. »Die Franzoſen,« ſchreibt Börne, »wenden ſich jetzt auf eine dem Menſchenfreunde erfreuliche, dem Geſchichtsphiloſophen merkwürdige Weiſe in ihrem geiſtigen Leben dem Beſſeren und Edleren zu. Es iſt, als wäre der Teufel aus ihnen gefahren. Sie fangen an zu fühlen, daß der Baum ihrer Erkenntniß keine tiefe Wurzel hat, und ſie drehen ihn um und ſtecken ihn mit ſeiner ganzen breiten Krone, mit ſeinen Blättern, Blüthen und Früchten in die Erde, um nur feſt zu ſtehen, und opfern den Genuß der Hoffnung auf. Ihr Eifer für deutſche Wiſſenſchaft und Philoſophie ſteigt täglich und wirkt ſich immer mehr aus. Es iſt wahr, die armen Franzoſen tappen in dieſem neuen Leben bald bejammernswürdig, bald lächerlich umher; das ungewohnte Licht blendet ſie, und ſie ſehen oft weniger, als ſie in ihrer gewohnten Dunkelheit geſehen. Aber ihr Blick wird ſich nach und nach ſtärken, und wir wollen ſie bis dahin brüderlich führen und unterſtützen. Wir wollen etwas zur Seligkeit der verdammten Franzoſen thun, da wir Deutſche ihnen ſo manchen irdiſchen Vortheil und Genuß verdanken. Den Theil der Schuld, der auf mich fällt, will ich abtragen. Ich will in meinem franzöſiſch geſchriebenen Journale den Franzoſen über deutſche Literatur und deutſches Leben ſprechen, ſo gut ich es verſtehe. Aber mein Verſtändniß und meine Kraft reichen nicht ſo weit, als mein guter Wille.« — Das war die Balance; und er macht Troxler nähere Vorſchläge zur thätigen Beihülfe.

15.

Semilaſſo.

Der »Verſtorbene« hat ſich in ein neues Reiſe-Incognito geworfen. Er nennt dieſen ſeinen neuen Milchbruder, deſſen Fahrten durch die Welt er beſchreibt, Semilaſſo, und ſchildert ihn als einen Mann von hoher Statur, bei der Hälfte ſeiner Lebensjahre angelangt, von ſchlanker, wohlgeformter Geſtalt, die jedoch phyſiſch mehr Zartheit als Stärke, mehr Lebhaftigkeit und Gewandtheit als Feſtigkeit verräth. Bei näherer Betrachtung zeigt ſich an dieſem Manne das Cerebralſyſtem beſſer ausgebildet, als das Ganglienſyſtem, und einem Phrenologen wird es klar, daß dieſem Sterblichen vom Schöpfer etwas mehr Kopf als Herz, mehr Rationalismus als Schwärmerei zugetheilt, und er folglich nicht zum Glück des Lebens vom Schickſale beſtimmt worden ſein möchte. In ſeinen Augen liegt ſein ganzer Charakter; man kann ſie in Zeit weniger Secunden matt, abgeſtorben, farblos werden und dann plötzlich wieder auffunkeln ſehen, wenn eine humoriſtiſche Moquanterie wie eine zirpende Grille in ſeinem Gehirne ſich verlauten läßt. Der permanenteſte Ausdruck ſeiner Züge iſt jedoch eher leidend zu nennen, obwohl die Schwermuth ſeines Gemüthes und eine ſarkaſtiſche Bitterkeit, zu der ſein Verſtand ſich aufgelegt fühlt, vor der weichlichen und ſaloppen Vornehmigkeit ſeines Weſens nicht recht aufkommen können. Sein größtes Glück iſt das Wohlbehagen an den kleinen Zufälligkeiten und zufälligen Kleinheiten des Lebens. Der Weg, nicht das Ziel, iſt ſein Genuß. Darum dies planloſe Herumſchlendern in der Welt, darum dieſe ſalonmäßige Moquanterie, die nicht recht zum Humor werden will.

weil ſie ſich die tieferen Intereſſen des Lebens vom Leibe hält, oder höchſtens cavalièrement mit ihnen umſpringt, als ſeien ſie Biscuit beim Nachtiſch, das man auf dem Teller zerbröckelt, weil der geſättigte Magen es verſchmäht. Die prätentiöſe Toilette des »Weligängers« iſt ganz der äußere Abdruck ſeines innern Menſchen, etwas raffinirt nachläſſig und doch bei aller Verläugnung der Vornehmigkeit nicht ohne den Anſtrich von coquettem Selbſtgefühl.

Wir haben in dieſem Weltgänger Semilaſſo ganz den alten »Verſtorbenen,« der im Grunde ſelbſt ſein Reiſecoſtüm nicht geändert hat, und dem ſein Bewußtſein über ſein eigenes Weſen eben zu nichts hilft, da er ſich in ſeinem Mißfallen über ſich ſelbſt allzu ſehr gefällt. Dieſe Schilderung, die der Autor von ſeinem Milchbruder macht, iſt ſehr offen und ehrlich; deshalb wird er eben ſo wenig als der Fürſt Pückler es uns verargen, wenn wir in dies Portrait des Weltgängers unſern eigenen kritiſchen Pinſelſtrich hier gleich mit eingetuſcht haben. Mit dem Namen Semilaſſo treibt der Verfaſſer in dem Vorworte ſeine gewohnten Späßchen, womit er den Leſer und ſich ſelbſt myſtificirt. Er weiß ſelbſt nicht recht, was er mit dem Worte Semilaſſo machen ſoll. Es ſcheint ihm ein aus dem Lateiniſchen germaniſirter Name zu ſein, wie vor hundert Jahren die Gelehrten ihre Namen latiniſirten; »oder,« ſagt er, »vielleicht iſt es auch eine Anſpielung auf das Wort Lasso, welches in Südamerika die Schlinge bedeutet, mit der man Pferde und Rindvieh, auch Menſchen und wilde Thiere zu fangen pflegt.« Das Wort Weltgang ſei nach Analogie der Worte: Kirchgang und Spaziergang zu verſtehen. Traum und Wachen erkläre ſich von ſelbſt, oder vielmehr gar nicht, was auf Eins herauskomme.

Mit dieſer charakteriſtiſchen Nonchalance ſchließt das kurze, vom 1ſten Januar 1835 in Algier datirte Vorwort. Der Weltgänger Semilaſſe läuft allerdings halb träumend, halb wachend über den Erdboden hin. Spräche nicht die vornehme Selbſtgenügſamkeit aus jeder dritten Zeile, die er ſchreibt, ſo könnte man manche ſeiner Äußerungen für ſomnambül halten. Es iſt aber in der That nur das vornehme Ennui, das hier auf Reiſen geht, ſich ſchläfrig herumdrückt, um der Langenweile zu entfliehen, aber dieſe, wie ein erſtgeborener Sohn Englands, der den Continent durchſchlendert, überall mit ſich ſchleift. Es iſt bei aller Wiſſensluſt doch viel Indifferentismus in dem verkappten Reiſenden, und nur dann und wann ſpringt ein Funke des Witzes über die verdroſſene Lippe des zwiſchen Wachen und Träumen hinſchwankenden Weltgängers. Dieſe einzelnen Witzfunken, welche die oft aſchfarbene Langeweile der Reiſeberichte durchbrechen, geben dann die beliebten Alfresco-Geſchichten, von denen ſich auch in dieſem vorletzten Weltgange eine hübſche Reihe vorfindet, obwohl nicht zu läugnen iſt, daß die früheren Papiere des Verſtorbenen piquantere Züge boten. Der Weltgänger Semilaſſo hat diesmal den unglücklichen Einfall, meiſtens mit Hauderern durch Deutſchland zu fahren, und mich dünkt, ſein Witz habe dadurch an Munterkeit verloren. Die Transportirung auf Schnellpoſten und Eilwagen iſt allerdings weder für einen träumeriſchen, noch einen genußſüchtigen, weder für den melancholiſchen, noch den witzluſtigen Reiſenden das angemeſſene Mittel zur geiſtigen und leiblichen Fortbewegung. Dieſe mercantile Eilfertigkeit hebt alle Gemüthlichkeit, alle Romantik auf. Mit den Eiſenbahnen wird aller humoriſtiſcher Schlendrian aufhören, man wird auf Reiſen nichts mehr erleben, nichts mehr erlügen können, oder man müßte denn eigens Societäten ſtiften, zur Ermunterung und Unterſtützung müßiggängeriſcher Reiſenden. Solche Müßiggangsvereine könnten die Romantik des Reiſelebens, mit der es ſchlimm ſteht, noch in Zukunft ſichern. Allein mit Hauderern fährt man auch nicht juſt romantiſch; man müßte denn aus Langerweile und Verzweiflung allerlei Grillen aushecken, die wie romantiſche Hirngeſpinnſte ausſähen. Allein es iſt nicht rathſam, daß der Humoriſt ſich einen Hauderer dingt; der Humor muß zu Fuße laufen, der Witz muß Sohlen abreißen, er muß hier tanzen, dort ſpringen, reißaus nehmen und con amore ſtill liegen können, ganz nach eigenem Bedürfniß. Alle Gleichförmigkeit, es ſei in Eile oder Langſamkeit, iſt der Tod des Witzes. Darum hat der Weltgänger nicht wohl daran gethan, daß er einen Hauderer nahm und nicht die Beine in die Hand.

Der Weltgang beginnt von Carlsbad nach Eger, Baireuth, Bamberg, Würzburg und dann raſcher nach Paris. Semilaſſo betrachtet Deutſchland, ohne daß er es ſich ſelbſt geſteht, wie ein pays de cocague. Seine Berichte über deutſche Städte haben den Charakter eines ſchläfrigen Müßigganges, der, um nichts Solides berichten zu müſſen, die Hauptpuncte bei Seite liegen läßt. Und doch wäre der Verſtorbene gerade der Mann dazu, uns z. B. von München, das er abſichtlich nicht beſucht, hübſche Skizzen zu liefern. Allein zu wirklichen Reiſebildern bringt es der Autor nicht. Einzelne hübſche Züge gibt ſein Beſuch im Narrenhauſe zu Baireuth, ſeine Schilderung der bamberger regatta auf der Regnitz, und manche parodirende Kritik von ſchlechten Kirchenbildern in Baiern. Der Weltgänger zieht wie ein ſchleichender Iltis umher, um die kleinen mittelalterlichen Narrheiten Deutſchlands abzutödten. An großen Blicken fehlt es diesmal ganz. Am meiſten gefällt ſich der Weltgänger, wenn er ſich von Stubenmädchen Moral predigen läßt. Um ſich metaphyſiſch zu ſtimmen, hat er den Anblick einer Tuchnadel auf ſchönem Buſen nöthig, wie das bei der Frau von James-Rothſchild der Fall iſt. »Heute,« ſo ſchreibt er aus Paris, »warf mich der Anblick ihrer Tuchnadel in die Philoſophie. Es war eine Schlange, die einen Schmetterling feſthält. Welch tiefſinniges Emblem! Gar vielfach, ernſt und ſcherzend, läßt es ſich auslegen. Mir bedeutet es: die Ewigkeit, welche mit der Unbeſtändigkeit Eins iſt, denn was iſt die Ewigkeit anders, als Einheit im ewigen Wechſel?«

Der Aufenthalt in Paris während des Spätſommers 1834 bot nicht viel des Intereſſanten dar. Die zahme Schilderung von Louis Philipp's Hofe und Häuslichkeit iſt gutmüthiger, als man ſie von einem Verſtorbenen, der ſich nur durch elektriſchen Witz wieder zu beleben pflegt, erwarten ſollte. Die italieniſche Oper war geſchloſſen. Von Heine erfahren wir höchſt wenig, von Börne nichts. Mad. Junot, Mad. Recamier, Frau von Conſtant werden flüchtig berührt, ebenſo Chateaubriand. Etwas mehr erfahren wir von Sophie Gay. Intereſſant ſind einige Anekdoten von der Staël, und Cüſtine's Worte über Rahel.

Von Paris wendet ſich der Weltgänger nach St. Quentin und Lüttich. Eine Epiſode macht das Duell mit dem Oberſten C., das uns ausführlich erzählt wird. Dann wendet ſich Semilaſſo über Orleans und Tours nach dem ſüdlichen Frankreich. Ein von

Reiſenden wenig berührter Punct iſt das Schloß Chenonceau, welches Franz I. für Diane von Poitiers erbauen ließ. Die Schilderung der dortigen Gemälde iſt ſehr intereſſant, beſonders die daran geknüpfte Charakteriſtik des Herzogs von Vendôme. In Bordeaux beſucht der Verfaſſer das Caveau im St. Michelthurme, an deſſen innern Wänden die vielen Mumien ſitzen, welche die Trockenheit und Wärme des Gewölbes am Verweſen hinderte. Hier ſchwelgt der Weltgänger einige Minuten in ſeiner Hamlet's-Schwermuth, der ſich ganz hinzugeben der buntgeſchäftige Müſſiggang ſeines Reiſelebens ſelten zuläßt. Bald darauf nimmt ihn der Tag mit ſeinen winzigen Erlebniſſen wieder in Anſpruch, in ſeinem Gemüthe macht ſich wieder jene lordmäßige Zähigkeit geltend, bei der es nicht recht zum Scherz und nicht recht zur Trauer kommt. In Tarbes macht der Weltgänger Winterquartier und amüſirt ſich, ſoweit es ſeine Schläfrigkeit und ſein Zuſtand zwiſchen Traum und Wachen zulaſſen, mit den ſchlauen und naiven Bearnerinnen, die recht gern jeden Handſchuh, den man ihnen hinwirft, aufnehmen. Er ſchildert ſie uns mit ſchönen feurigen Augen, ſchwarzem Haar, buſchigen Augenbrauen, angenehm klingendem Patois, aber ſchmuzigen Strümpfen und ſchadhaften Pantoffeln. Der kleine Anflug von Schnurrbart, den ſie haben, iſt ſo recht des Weltgängers Paſſion. Allein etwas Erkleckliches will ſich nicht ergeben, und man kennt die mittägigen Franzöſinnen ſchon genauer durch Jenen, der ſeine Reiſeabenteuer mit ihnen beſchrieb, ohne je eins davon erlebt oder das ſüdliche Frankreich überhaupt betreten zu haben. Ich meine Thümmel. Sehr begierig dürfen wir auf die Schilderung ſein, die uns Semilaſſo künftig von den braunen Afrikanerinnen in Marokko machen wird. Der nächſterſcheinende Band des Werkes wird jedoch noch vom ſüdlichen Frankreich handeln. Das ganze Werk wird ſich nämlich noch weit hin ſpinnen und die »privilegirte geheime Titulaturgeſellſchaft zur Verbreitung unſchuldiger Bücher in M—u,« welche ſich als Herausgeber-Comité ankündigt, vermeldet uns, daß der zweite Theil von Afrika, der dritte von Aſien und der vierte von Rußland, das man füglich als einen Welttheil für ſich betrachten könne, handeln werde. Alles Heil dem Weltgänger auf ſeiner großen Tour! Möchte die Sahara homëopathiſch auf ſein Gemüth gewirkt haben, damit ſich in ihm eine Sehnſucht regt nach den friſchen Oaſen des Lebens, und ſein innerer Menſch an Elaſticität gewinnt, um für Freude und Schmerz befähigter zu werden. Vielleicht gaben ihm die braunen Muſelfrauen eine mehr roſenfarbene Laune, oder ſind Urſache, daß es dem Weltgänger einmal grün und gelb vor den Augen wird. Wenn nur ſeine aſchfarbige Stimmung wechſelt! Sie liegt ihm wie ein Fluch im Herzen. Es iſt der Fluch des civiliſirten Ennui der modernen vornehmen Welt, die ſich gern mit dem demokratiſchen Leben verbrüdern möchte, aber doch die Mesalliance im Grunde ſcheut.

Semilaſſo hat ſich zu guter Letzt als »Vergnügling« dem Publicum vorgeführt. In ſeinen »griechiſchen Leiden« verſichert er, um ſich als ganz frei von den Vorurtheilen ſeines Standes hinzuſtellen, er wolle lieber der Sohn eines reichen, jüdiſchen oder gleichviel chriſtlichen Banquiers ſein, als ein alter Edelmann. Inzwiſchen darf dies blaſirte Bekenntniß nicht verhindern, in den ſonſtigen Glaubensbekenntniſſen des Verſtorbenen den alten Edelmann zu erkennen. Dieſer alte Edelmann offenbart ſich in ſeiner Überzeugung vom Heil der Despotie und der Sclaverei. Da unſere dermalige Civiliſation einmal auf barbariſchen Elementen beruhe, ſagt er, ſo ſeien »geregelte Despotie und ſelbſt Sclaverei die beſten Mittel, um eine Nation, ſowie jedes Regiment groß, wirkſam und formidable zu machen.« Die größten Epochen in der Geſchichte ſeien immer ſolche, wo Despotie und Sclaverei am ſchroffſten hervortreten. Ganz gefehlt hätten uns beide bis jetzt, Gott Lob! noch nie. In Deutſchland ſchienen ſie jetzt am wenigſten vorhanden zu ſein, weshalb dies auch die unbedeutendſte politiſche Rolle ſpiele, in den Vereinigten Staaten Amerika's am meiſten, weil es dort noch wirkliche Sclaverei gebe. (S. ſüdöſtl. Bilderſaal Th. 3. S. 435 ff.) — In dieſe Sackgaſſe verlaufen ſich nun die Gedanken des Verſtorbenen, mit dieſem Bekenntniß ſcheint die Miſſion dieſes Schriftſtellers zu enden. Es ſind dies Anſichten des alten Edelmanns, den die franzöſiſche Revolution aus dem Lande jagte; es klingt wie die paradoxe Verzweiflung der Refugiés, wie die düſtere Gemeinheit der altfranzöſiſchen Vergnüglinge, welche

Frankreich auswarf, als es Athem ſchöpfte. In Deutſchland werden dieſe Glaubensbekenntniſſe, wie immer, erſt nachträglich Literatur. Es iſt gut, daß ſie Literatur geworden ſind; die deutſche Nation erfährt dadurch, woran ſie ſich zu halten hat, und kann ſolche trüben Stoffe ausſtoßen.

◆

16.

Ein deutſcher Cavalier.

Unter dem Titel: »Cavalier-Perſpective« iſt ein »Handbuch für angehende Verſchwender« vom Chevalier de Lelly erſchienen. Der Verfaſſer hat das Buch »ſeinem lieben Vetter und Freunde,« Eugen Baron Baerſt, dem Redacteur der breslauer Zeitung, gewidmet; allein man ſagt, das Verhältniß zwiſchen Vetterſchaft und Autorſchaft ſei umgekehrt, Baron Baerſt ſei der Verfaſſer und Chevalier de Lelly der liebe Vetter und Freund. Eine andere Vermuthung iſt, Chevalier Lelly ſei gar kein ens, kein Ding, das da iſt, ſondern beſagter Baron habe ſich ſelbſt bevettert und mit der Freundſchaft ſeiner ſelber coquettirt. Dem ſei wie ihm wolle, das chevalereske Buch iſt da und läßt ſich als ein angenehmer Beitrag zur modernen Cavalierliteratur bezeichnen, deren faſhionable Wetterfahne Fürſt Pückler ein für alle Mal aufgeſteckt hat. Ohne die Schriften des Verſtorbenen wäre das Cavalierbuch nicht geſchrieben, obſchon Chevalier de Lelly in gar vielen Dingen ſich von dem Weltgänger unterſcheidet. Der Weltgänger hat mehr urplötzliche Gedankenproduction, mehr Schlagkraft des Witzes, mehr beißende Satyre, in der ſich, trotz alles angeborenen Ariſtokrätelns, eine nicht geringe Doſis demokratiſcher Ausgelaſſenheit des Geiſtes durchſchmecken läßt. Der Chevalier iſt ein vorherrſchend Goethiſch durchgebildeter, glattgekämmter Gentleman, ein blondes ſeidenes Männchen gegen den flatternden ſchwarzbraunen Lockenkopf jenes Semilaſſo, der zu viel Beigeſchmack von Voltaire'ſchem Witz hat, um in ſeinem Anzuge nicht vielfach ſalopp aufzutreten. Die »Cavalier-Perſpective« iſt in der That auch nur ein Apparat zum faſhionablen Leben, eine Theorie, aus Caſanova und Pückler geſchöpft, ſie iſt weit feiner, ſorgfältiger und nobler geſchrieben, als des Weltgängers Berichte, aber ſie entbehrt der Unabſichtlichkeit und der drängenden Productionskraft, die ſich in jenen beiden bekundet. Das Buch iſt weit weniger Moſaik, als es der Verfaſſer haben will, es iſt ein zu abſichtlich ausgeprägtes und a priori demonſtrirtes Glaubensbekenntniß. Den Lehren des lachenden Ariſtipp, der freien Moral des liebenswürdigen Horaz und den weiſen Freuden des Epikur wird in der Lebensweiſe des Chevaliers genug geopfert, allein Alles nur demonſtrationsweiſe und mit dem Raiſonnement des Bewußtſeins darüber; das ganze Buch iſt eine moderne und deutſch durchgeführte Phantaſie über das Thema: »dolce far niente,« aber ſie wird uns mit zu viel bereit geſtellter Gelehrſamkeit aufgenöthigt, man lieſt hundert Seiten Predigt über den Genuß, und verliert am Ende die Luſt am Genießen. Der Chevalier hätte ſeine Lebensphiloſophie mehr in Erlebniſſe und Thatſachen des wirklichen Daſeins hineinverſpinnen, und Ereigniſſe und Intriguen wie Caſanova erſinnen müſſen, falls er keine erlebt. Dieſe Kunſt Caſanova's, Erdichtetes wie ein Erlebniß zu geſtalten, und die Producte des gährenden Gehirnes in Blut und Fleiſch aufzunehmen, iſt noch viel zu wenig als Sache künſtleriſcher Darſtellungskraft beachtet und gewürdigt. An dieſem eigentlich productiv poetiſchen Agens fehlt es der Theorie des Cavaliers. Aber einen liebenswürdigen Raiſonneur kann man jederzeit in ihm finden, Montaigne's Spruch: »mon métier et mon art c'est vivre,« weiß er in hundert Variationen und mit der Grazie des weltmänniſchen Humaniſten mundrecht zu machen, und die Aufgabe, mit ſeiner Natur und den Ereigniſſen von außen ſich in beſte Harmonie zu ſetzen, löſt er wenigſtens theoretiſch. Nach Jouy's Ausſpruch iſt jede Dame, die nicht liebenswürdig iſt, ein bösartiges Weib, allein weit weniger taugt ein Cavalier, der nicht Geiſt genug hat, um ſeinem Geiſte zum Trotz allezeit liebenswürdig zu ſein; dies iſt ſein Fluch und ſeine Cardinaltugend zu gleicher Zeit. Sehr eigenthümlich aber iſt es von unſerm durchaus modernen Cavalier, daß er ſich in die Zeit und ihre Anſprüche und Aufgaben zu finden weiß. Da es der Hauptſatz ſeiner Lebensphiloſophie iſt, durch Genuß weit mehr als durch Philoſophie die Humanität gefördert zu ſehen, ſo verläßt er natürlich Deutſchland und macht Paris zu ſeiner

Welt. In Frankreich, wo ein Miniſter Zucker raffinirt und ein Geſetzgeber Lichter zieht, muß auch der Cavalier calculiren und ſpeculiren. Durch eine Myſtification, die er mit ſich treiben läßt, erlangt er den Ruf eines reichen Mannes und macht Wagniſſe in Papiergeſchäften. Das faſhionable Leben und Treiben umſchwirrt ihn, er ſpielt ſeine Rolle mit aller Grazie des vornehmen Leichtſinns, und gewinnt die Liebe einer begüterten Dame, bis Canning's Tod ſein ſpeculatives Karten- oder vielmehr Papierhäuschen umſtößt, und er nach wie vor als der harmloſe Flattergeiſt und Chevalier sans avoir erſcheint, der ſein Glück im Weiten ſucht. Alles dies aber iſt zu wenig in Fleiſch und Blut aufgegangen, es fehlt an Abenteuern, an ſpecielleren Erlebniſſen, und über dem wiederholten Raiſonnement, daß man, um zu leben, nicht klügeln müſſe, kommt man vor lauter Vorbereitung zum Cavalierleben nicht zum Leben ſelbſt. Dies Buch liefert blos die Grammatik dazu.

17.

Guſtav Schleſier.

Guſtav Schleſier, früher ein Mann der jugendlichen Bewegung, war plötzlich über Nacht ſehr alt geworden. In ſeinen „deutſchen Studien“ politiſirt ein ſehr zahmer, greiſer Doctrinär. Er iſt eine gründliche Natur, wie es ſcheint; um ſo ſchlimmer, wenn er das Werden Deutſchlands nach abgeſchloſſenen Acten kritiſirt. Schleſier nimmt das heutige, das moderne Deutſchland wie ein fertiges Buch und kritiſirt es. Ein politiſcher Doctrinär hält ſich an das, was vorliegt. Nach den Acten kritiſirt Schleſier das conſtitutionelle Leben Württembergs; allein nach den Acten läßt ſich nur eine abgeſchloſſene Thatſache der Vergangenheit auffaſſen, ſo wie Hegel's Weisheit, alles Wahre ſei auch weſentlich ein Wirkliches, nur für das überſichtliche Leben, das hinter uns liegt, ſeine Geltung hat. Freilich hat in der Weltgeſchichte die zeitgemäße Wahrheit überall die Macht gehabt, ſich auf dem Boden des realen Daſeins Raum zu brechen; aber eine Meinung, die von momentaner Majorität überſtimmt wird, auch im unentſchiedenen Laufe des gegenwärtigen Zeitſtromes zu verdammen, eine Oppoſition, weil ſie vergeblich ankämpft, unbrauchbar zu bezeichnen, das heißt durch kaltherziges Dreinreden das Weſen der Dinge ſtören, die Wiege der Entwickelung beſudeln, die Unmittelbarkeit der friſch waltenden Lebenskräfte durch einen Calcül der theilnahmloſen Nüchternheit verhunzen. Daß Hegel's Lehre nicht dazu da iſt, um verzagten Gemüthern in der Ohnmacht ihrer blutleeren Gefühle einen geiſtigen Gehalt zu geben, daß ſie nicht dazu in die Welt gekommen iſt, um dieſer Welt einen kleinmüthigen Quietismus aufzunöthigen, daß ſie viel zu dialektiſch iſt, um die Gegenſätze der politiſchen Bewegung und Staatenentwickelung auf eine farbloſe

Mitte abzuſchwächen: das nachzuweiſen, mag man mir erlaſſen; aber unerhört iſt die Thorheit, die ſüddeutſche Oppoſition mit Hegel'ſcher Lehre bekämpfen, gegen das Leben der Gegenwart mit dem Satze: was nicht wirklich ſei, ſei auch nicht wahr! gegen das friſche Leben der Zeit, gegen die pulſirende Blutwärme der Gegenwart zu Felde ziehen zu wollen. Eine ähnliche Donquixoterie iſt noch nicht da geweſen, und inſofern ſie in Schleſier's Buche da iſt, hat ſie noch keine Wahrheit. Das Leben im Werden, der gährende Proceß der Gegenwart treibt Blaſen in die Höhe, eine ſolche wirkliche, aber um deswillen noch nicht wahrheitsvolle Blaſe iſt Schleſier's Raiſonnement. Die Hegel'ſche Philoſophie hat kein Bewußtſein über die Gegenwart, der ſie nur angehören wollte, inwiefern ſie ſich auf der Spitze aller Vergangenheiten fühlte. Über das, was wird, hat keine Philoſophie Kunde. Das Leben lebt ſich ſelbſt; hinterher kommt erſt der Philoſoph und ſucht das todte Leben als Anatom zu begreifen. Wie auch inmitten des bewegten Lebens eine Oppoſition gegen die Mächte des Stillſtandes ſich verlaufen oder abirren mag aus der Bahn des Heils, niemals kann ſie ſo gehäſſig und widerwärtig erſcheinen, als eine Einſchläferungstheorie, die den freien Muth, ohne ihn zu brechen, abdämpft, die friſche Zuverſicht lähmt, das harmloſe Hingeben an die Stoffe des vorhandenen und noch unerledigten Daſeins ſtört.

Ich habe alle Achtung vor dem Juſtemilieu eines Doctrinärs, der aus dem Drange der Erfahrungen als Charakter heraustritt, ſich im Feuer der Bewegung, im Sturm der Zeiten bewährt hat. Mitten im Umſturze der Dinge und vom Toben der Leidenſchaften umſchwirrt, ſtand Royer-Collard, jener gediegene Juſtemilieu, und bot den Lebensverwüſtern der linken und den Lebensverläugnern der rechten Seite die felſenfeſte Stirn. Auch Guizot's Abſtractionen und enge Begriffe von Freiheit ſind ihm nicht aus der hohlen Hand gewachſen. In Deutſchland gab und gibt es Staatsmänner von erprobter Weisheit und Tugend, die ſich zu jener Nöthigung des Maß- und Takthaltens bekennen, und Ancillon erhob dieſe Vermittelung der Extreme zu einer europäiſchen Doctrin. Aber wenn eine Jugend, die politiſiren will, die Oppoſition zur Mäßigung aufruft, wenn ſie aus den traurigen Nöthigungen des Augenblicks eine philoſophiſche

Lehre abzieht, wenn ſie mit eingedrückter Bruſt einherſchleicht und in dieſer Engbrüſtigkeit eine Theorie hervorhüſtelt, ſo gibt dies ein erbärmlich Schauſpiel.

Dies Schauſpiel gibt Guſtav Schleſier in ſeiner Darſtellung des conſtitutionellen Lebens der ſüddeutſchen Staaten. Leider gibt er nicht blos »Studien« zu ſeinem Thema, er will vielmehr ſein Thema vollſtändig erfaßt haben, er hat eine fertige Theorie, eine politiſche Mäßigkeitstheorie aufgeſtellt, nach welcher den Leuten der Wein unterſagt wird, er glaubt dem conſtitutionellen Deutſchland die allein richtige Bahn und den »gemeſſenen Gang« — Schleſier liebt dieſen bekannten Ausdruck — auf das beſtimmteſte vorzeichnen zu können. Leider iſt auch das Buch keineswegs ſo »ungeglättet«, als es ſein Verfaſſer ausgibt, es iſt vielmehr ein fleißiges Buch, ein ſorgfältiges Buch, ein ſtudirtes Buch, ein gutgeſchriebenes, ein blankgekämmtes Buch, ſein Buch iſt katzenglatt, und hat nur den Fehler, daß es ſchielt.

Die große Weisheit Guſtav Schleſier's läuft ſummariſch darauf hinaus, man müſſe temporiſiren. Dieſe Weisheit iſt nun allbekannt; wer ſie predigt, erſcheint als überflüſſig. In einer langen Einleitung ficht er gegen einen Liberalismus, der, um den Stoff unbekümmert, aus abſtracten Ideen von Freiheit und Menſchenrechten ſeine Oppoſition herleitet. Das iſt nun in deutſchen Landen bereits bis zur Übergnüge anerkannt; es iſt hinlänglich auf England gewieſen und der Satz belegt, daß die engliſche Gerechtſame nur um deswillen ſich ſo glücklich feſtgründete, weil man aus Inſtinct praktiſch genug war, um aus dem vorkommenden Falle die Idee zu gewinnen, nicht umgekehrt in Allgemeinheiten ſeine Poſition zu nehmen, um nach der abſtracten Idee den Specialfall zu ſchlichten. Es war unangemeſſen, daß Paul Pfizer das Recht der Steuerverwilligung ſo allgemein in's Vage hin zur Sprache brachte, während die württembergſche Kammer bei dem Ausſchluſſe Liſt's die Gelegenheit fahren ließ, in dem gefährdeten Rechte des Einzelnen die allgemeine Gerechtſame der Kammer zu wahren. Wer wollte nicht mit Schleſier ſagen, die Oppoſition müſſe empiriſch verfahren, aber wer will ſo frech ſein, auf verfehlte Operationen, denen man die Einſicht hinterher abgewonnen hat, zu ſchmähen? Es iſt undankbar, das praktiſche Leben zu verläſtern, aus deſſen Übereilungen man hinterher eine Weisheit entnahm. Gegen die verfehlten Ereigniſſe in der Geſchichte ſich in Schmähungen ergießen, weil die Klugheit der nachträglichen Berechnung ſich ein beſſeres Auskommen verſchaffte, heißt die freie Unmittelbarkeit der Entwickelungen ſtören, die Luſt am Thun gegen die Trägheit des Calcüls herabſetzen, die friſchen Quellen des Lebens trüben, wo nicht vergiften. Dieſe Sünde an der Freiheit des Lebens hat ſich Schleſier zu Schulden kommen laſſen. Allerdings kann ich mir einen ſatyriſchen Autor denken, der die Geſchichte der deutſchen Oppoſitionen ſchriebe und an ihren Verkümmerungen die ewige Idee der abſoluten Oppoſition nachwieſe; allein dieſer ſatyriſche Autor iſt Guſtav Schleſier nicht, ein ſtudirter Menſch iſt an Witz unfruchtbar, ein Doctrinär kann ſich nur in die Hände puſten, die Achſel zucken nach links und rechts, und zuſehen, wie er durchkommt.

Der Verfaſſer ſchildert Öſterreich und die Intereſſen des Kaiſerſtaates als in ſich feſtgefugt und von eigentlich deutſchen Angelegenheiten getrennt. Der preußiſche Zollverband ſcheint dies allerdings an den Tag zu ſtellen; allein laufende Betrachtungen ſolcher Art laſſen ſich nicht allzufeſt abſchließen. Welche Perſpective ſich eröffnet, wenn es ſich ergeben ſollte, daß Böhmen, ohne dem deutſchen Zollverbande anzugehören, materiell zu Grunde geht, — läßt ſich nicht vor der Hand wahrnehmen. Auf dieſen Punct in Bezug auf Böhmen iſt der Verfaſſer gar nicht bedacht, wenn er den Complex der öſterreichiſchen Staaten geradezu von den deutſchen Intereſſen ausſchließen will. Um über die Aufgaben Öſterreichs weiter zu discutiren, wäre es zweckdienlich, Eichthal's Werk: »Les deux mondes« heranzuziehen. Genauer unterrichtet als über die Mittel, Wege und Zwecke des öſterreichiſchen Staatenverbandes zeigt ſich der Verfaſſer in dem Abſchnitte über Baiern, den er »die baierſche Combination« überſchreibt. Die Schilderung der altbaierſchen, der fränkiſchen und ſonſt neubaierſchen Elemente, die ſich zu dieſem Staate locker zuſammenordnen mußten, iſt ſehr wohlgetroffen; der Doctrinär ſteht hier ganz auf der Seite der Oppoſition, hat aber in der Einleitung hinlänglich dafür geſorgt, ſich von dem hiſtoriſch vorhandenen Liberalismus zu ſondern. In Bezug auf

Württemberg verräth der Verfaſſer viel Studium in Sachen der Altrechtler und der Conſtitutionsſtreitigkeiten, obwohl ſeine Darſtellung nichts weniger als ein klares Bild der intereſſanten württembergſchen Verfaſſungsgeſchichte gibt. Schleſier lavirt zu ſehr hin und her, um ein getreuer Pilot zu ſein, er miſcht wie auch in ſeinen Recenſionen Lob und Tadel auf ſo barocke Art, daß ſchließlich nur das Gefühl der Confuſion übrig bleibt. Württemberg hat ſelbſt über dieſe ſeine Zuſtände zu entſcheiden, und man glaube nur nicht, daß es die Aufgabe der Literatur ſei, dem Leben in der Gegenwart überall wie ein Spion aufzulauern, oder es zu regeln nach Principien. Wie dieſe Anmaßung der literariſchen Function ausgefallen iſt, ſieht man wiederholt an Schleſier's »Studien.« In Bezug auf die württembergſche Kammer muß ich nur ſo viel ſagen, daß ein hohes Gefühl der Achtung gegen ſie mich erfüllt. Wenn Menzel, der in der Literatur das Judenthum und ſeine Leiſtungen verfolgt, in der Kammer genöthigt war, die bürgerliche Emancipation derſelben zu betreiben, wenn derſelbe Mann, der ſich nicht entblödete, in ſeinen ihn perſönlich bedrohenden literariſchen Zwiſten die Autoritäten der theologiſchen und civilen Polizei aufzurufen, in der Kammer um Preßfreiheit einkam, und ſich dort nicht anders als mit ſolchen Motionen den Ruf eines rechtſchaffenen Vertreters der Staats- und Volksintereſſen zu erhalten wußte, ſo iſt dies für den Sinn, der dort waltet, ein ſchlagendes Beiſpiel.

Etwas flüchtiger, aber auch weniger langweilig, iſt die Darſtellung der badenſchen Verhältniſſe. Rotteck und Welcker werden von dem Doctrinär ignorirt. Entweder kann er ſie nicht bewältigen, oder er fürchtet ihre Partei. Das Eine iſt wie das Andere gleich ſehr bezeichnend.

18.

Saphir.

Saphir, dieſer bocksfüßige Satyr in Wien, hat auch in Berlin, in München lange Zeit den Narren im Stücke geſpielt. In München hatte er Unglück. Obwohl er Intendanzrath wurde, ſetzte man ihn doch erſt feſt und machte ihn dann vogelfrei. Er hinterließ den Münchnern ſeine »dummen Briefe« nebſt Anhang.

Bei beſſerer eigener Erziehung und beſſerer Erziehung des deutſchen Volks wäre Saphir vielleicht ein Luſtſpieldichter geworden, hätte Poſſen für die Bühne geſchrieben voll Ariſtophaniſcher Würze. Da der Deutſche aber am wenigſten für das Luſtſpiel eine deutſche Bühne hat, da der Deutſche nicht die gedruckten Schauſpiele, wohl aber deren Kritiken lieſt, weil der Deutſche am liebſten raiſonnirend und reflectirend »des Lebens Unverſtand mit Wehmuth zu genießen« pflegt, ſo iſt der Saphir-Satyr dieſer raiſonnirende Tagesklatſchbudenheld, dieſer witzige Gaſſenläufer und durch ganz Deutſchland vagabundirende Scharfſchütz geworden, der den großen Schaaren des Pöbels nachzieht, und wie ein Packan über die kleinen Thorheiten und Dummheiten des Lebens herfällt. Und wenn die Welt um ihn her arm an Armſeligkeiten wurde, ſo machte er ſich zur Geißel ſeiner ſelber, zur Vogelſcheuche für ſeinen eigenen Humor, er machte ſich und ſeine Sache zum Skandal, und die Gaſſenbuben in Berlin liefen mit triumphirendem Hohne hinter ihm her. Saphir iſt recht eigentlich das Genie des Skandals. In jeder der drei Hauptſtädte Deutſchlands hat er eine Glanzperiode erlebt, im Kampfe gegen ganze Schriftſtellerzünfte ging er ſiegreich hervor, im Wortgefechte des ſchnellzüngigen Witzes konnte ihm Niemand das Waſſer, oder nur Waſſer reichen, um das kleine Gewehrfeuer ſeiner Exploſionen zu löſchen. Aber man löſchte nichts, er warf Blitze wie Schlangen um ſich und auf das Geziſch in der mühſam herbeigeſchleppten Löſchmaterie erfolgte ein ſchallendes Gelächter. Aber wie ein Meteor kam und ging der Mann, und »ſchnell war ſeine Spur verloren,« ohne daß er wie Schiller's »Mädchen aus der Fremde« Abſchied nahm. Waren die Skandalitäten der Reſidenz durchgehetzt, ſo war ſeine Zeit um, er ließ der Stadt gewiſſermaßen Zeit zum Verſchnaufen, und zog wie König Godegieſel über anderer Leute Hütten und Schlafſtelle. Sobald es an Zündſtoff für ſeinen Brennwitz fehlte, ſah er ſich ideell in die Nothwendigkeit verſetzt zur Auswanderung, ſelbſt wenn die reelle Nothwendigkeit nicht dazu kam. Er war ein Komet und hinterließ nicht einmal einen Schimmer.

Das iſt die Meteorgeſchichte von Saphir. Kommende Geſchlechter werden ſtaunend ſeine Schriften leſen, ſie behufs einer Charakteriſirung unſerer Zeit ſtudiren, ſie zu enträthſeln ſuchen und ſagen: Er war ein Mann, nehmt Nichts zu Nichts: wir werden nimmer Seinesgleichen ſehen! Nichts zu Nichts? Der Witz hat dies mit unſerm Schöpfer gemeinſchaftlich, daß er Nichts zu Nichts nimmt und doch eine Welt hervorruft. Sonſt iſt der Witz der Antichriſt, die Ironie, der Rachedämon der Zerſtörung. Ich meine aber noch in einem andern Sinne, daß Saphir Nichts zu Nichts nahm, um dennoch etwas zu ſchaffen. Das erſte Nichts war die Leerheit ſeiner Geſinnung, die Hohlheit ſeiner Gedanken, er hatte ſich, weil er die Tugenden des Ariſtophanes nicht kannte, dem innern Nichts in die Arme geworfen und ſchleuderte aus dem Dunkel ſeiner anſichtsloſen Anſichten, ſeiner meinungsloſen Meinungen, ſeines glaubensloſen Glaubens die ſchnell zerflatternden Irrlichter ſeines meiſt nur in Wortſpielen beſtehenden Witzes. Er that ſein Nichts zu Nichts, und das zweite Nichts waren die Nihilitäten und die ephemeren Trivialitäten des Broſchüren-, Couliſſen-, Garderoben- und müſſigen Vagabundenlebens. Hier war er groß, im Kleinen groß, im Trivialen vortrefflich; ſo wie er ſich an Großes wagte, erſchien er jämmerlich klein. Saphir war lange Zeit klug genug, ſein Gebiet zu kennen, nur wenn ſein elegiſches

Reueſtündlein ſchlug, wenn ihn die Leerheit ſeines Treibens ſelbſt erſchreckte, wenn er ſchwermüthige Liebeslieder gurrte, fing er an, ſich nicht mehr zu begreifen. In dem Anhang zu den ſehr klugen „dummen Briefen“ überhebt er ſich ſeiner Sphäre, indem er in den „Literaturbriefen“ über Börne, Heine, über die literariſchen Wendepuncte der Zeit eine ſchiedsrichterliche Rolle übernimmt, ohne eine Ahnung vom Zuſammenhange der Ereigniſſe und Erſcheinungen im Leben des Geiſtes zu haben. Was er über Börne und Heine ſagt, iſt ein abſcheuliches Gemengſel von knechtiſcher Anbetung und verſteckter Perfidie, ein geſchmackloſes Verhimmeln und Verteufeln dieſer Richtungen. Staune Publicum, lache nicht, ſondern werde wehmüthig ernſt, wenn ich Dir ſage: Saphir moraliſirt über Börne und Heine, ermahnt ſie zu chriſtlicher Demuth und zum Feſthalten am Glauben in der Liebe! Man ſollte einem reuigen Sünder ſein Bußeſtündchen nicht verkümmern; allein er darf dieſe ſeine Anwandlung von Zerknirſchung nicht zur Schau tragen, er ſoll, wenn er dazu ein Gelüſt verſpürt, ſeinen neuen Adam im Stillen anziehen. Hier kommt Saphir's Unfähigkeit an den Tag, den Witz aus dem Sumpfe des Tagesklatſches in höhere Gebiete zu verfolgen, wo er Ironie und Humor wird. Zugleich iſt es aber auch intereſſant, an Saphir's Empörung über Börne die Erfahrung zu machen, wie der Witz, der im Kleinen ſein Weſen treibt, vor einer mit kecker Conſequenz zu Ende geführten Weltironiſirung erſchrickt und es bei ihr nicht mehr geheuer findet.

Witz — Ironie — Humor, über dieſe drei geiſtigen Potenzen müſſen ſich die Deutſchen von heute verſtändigen, wollen ſie ſich nicht blind gefangen geben an die Mächte des Lebens, die außer ihrer allezeit großen Bedeutſamkeit weſentlich leitende Principien in der Literatur der Gegenwart ſind. Witz — Ironie — Humor haben ein Triumvirat geſchloſſen, um die Gedankenwelt zu beherrſchen. Sie theilen ſich nicht, wie die römiſchen Triumvirn, in die Weltherrſchaft, vielmehr greifen ihre Functionen eng in einander. Gleichwohl hat jede Perſon in dieſer Dreieinigkeit ihre beſondere, nicht zu verkennende Individualität. Im Don Juan treten drei ſchwarz verhüllte Masken mitten in den Leichtſinn des luſtberauſchten Lebens, ſie bringen den tragiſchen Ernſt in die bacchantiſche Welt, ſie ſind die Geſandten der

Nemeſis in eine bleich gehärmte, matt raiſonnirte, ſchattenhaft verklügelte Welt, die an ihrem Ernſt, an ihrem Brüten über die Hieroglyphen des abſoluten Daſeins erlahmt, einem welken Tode entgegenzuwanken ſcheint. Sie tragen alle Drei Masken, komiſche, buntverbrämte Larven; der Witz des Narren Schelle, die Ironie die Geißel der Satyre, der Humor aber ein wunderbar geſtreiftes, ſchimmerndes Kleid in den Farben des Regenbogens, mit dem er auch die Verſöhnung zwiſchen Himmel und Erde gemein hat. — Es gibt Endperioden in der Geſchichte des geiſtigen Lebens, wo die Vernunft, von ihrem Welteroberungszug ermüdet, ausruhen möchte. Alle Irrthümer und alle Wahrheiten der Vergangenheit ſind mit einander ausgeglichen, die Vernunft will auf dem Divan der Gemächlichkeit ruhen. So mit allen geiſtigen Schätzen des Univerſums beladen, läuft das Leben Gefahr, vor Übermaß und Überfülle zu erſticken. Dann bedarf es der Geißeln, die jene Drei ſchwingen und handhaben. Die drei Kinder des Komus haben eine gemeinſchaftliche Mutter, ſie heißt Oppoſitionsluſt. Ohne Oppoſition iſt kein Leben denkbar, ſie iſt das Princip der Bewegung, des Lebens. Trotz dieſer Gemeinſchaftlichkeit und verwandten Abkunft ſind aber die Drillinge Witz, Ironie und Humor einander ſehr ungleich. Der Witz, der die Thorheiten der Menſchen an den Pranger ſtellt, iſt ein neckiſcher Kobold, der ſich nicht in die höhern Luftregionen des Lebens wagt und nur im Bereiche des Scheins der Erſcheinungen der Welt ſich tummelt. Die Ironie ſucht aber jene Höhepuncte des menſchlichen Bewußtſeins, ſie geißelt die Welt, das Ganze, nicht das Einzelne, das Weſentliche, nicht das Ephemere; ſie iſt ein Dämon in Rieſengröße, deſſen Auge über die Spitzen der menſchlichen Erkenntniß hinüberreicht, ſie iſt ein Tieck'ſcher Polykomikus, der mit dem aus Ruthen zuſammengebundenen Streichbeſen der Kritik die Welt fegt und ſäubert, ſie wirft dabei Geordnetes und Ungeordnetes über den Haufen und freut ſich der Verwirrung, in welche das ganze Daſein rettungslos zuſammenſtürzt. Die Ironie iſt der mephiſtopheliſche Geiſt der Zerſtörung in der Weltgeſchichte, ſie ſchlägt dem Herzen Wunden und der Erde Gräber, läßt Wunden und Gräber offen ſtehen, weil ſie weder Salben hat, jene zu heilen, noch Blumen und einen Stein ſtillen Andenkens, um dieſe zu ſchmücken. Nur der Humor, der Dritte im Bruderbunde, kennt und hat Blumenkränze für die Gruft, die er baute, Balſamtropfen für die Wunden, die er bluten machte. Der Humor hat alle Waffen des Witzes und der Ironie in ſeiner Gewalt, aber er beſitzt noch unendlich mehr. Der Witz kann nur lachen und hohnlachen, die Ironie nur ſtechen und mit Blitzen eine jähe Helle verbreiten, in der ſich ihr eignes Antlitz wie eine eiſerne Lärve kalter Verachtung zeigt. Der Humor kennt das Alles, hat das Alles, aber er hat weit mehr, er hat auch Thränen, denn er kennt, und er iſt die Liebe. Er trägt das verlorene, das erkrankte Schaf mitleidig zur Hürde, dem Getödteten baut er eine kühle Friedensſtätte und pflanzt eine Immortelle auf den Raſen, den ſein Auge bethaut. Die Wunde, die er dem Herzen ſchlug, läßt er ſtill ausbluten und umhüllt die Narbe mit dem Mantel der Liebe. Witz und Ironie ſind heidniſche Geſtalten, heidniſche Mächte des Lebens; der Humor, weil er die Liebe iſt, bringt Verſöhnung. Es iſt gut, daß der Humor männlichen Geſchlechtes iſt, denn er iſt weſentlich zeugend. Der Humor hat poſitive Zeugungskraft und deshalb iſt er weſentlich Poeſie. Unendlich reich ſind hier die Quellen ſeiner unerſchöpflichen Kraft; ein lyriſcher, elegiſcher Grundton kann in ſeinen Schöpfungen vorherrſchen, er kann reflectirend die ganze Tonleiter menſchlicher Lebensſtimmungen durchſpielen, er kann plaſtiſch ſchaffend fertige, objective, dramatiſch-lebendige Menſchenbilder hervorrufen. Die Ironie iſt nur reflectirend, deshalb verzehrt ſie ſich als radicale Skepſis in ſich ſelber, ihre Weltironiſirung wird, wenn ſie conſequent tiefer greift, zur Gottesläugnung, und deshalb iſt ihr Schooß, weil ihr die Liebe verſagt iſt, mit einer Unfruchtbarkeit geſchlagen, über die ſie wahnwitzig werden muß. Wer die Erde verhöhnt, wird auch Gott verhöhnen, denn die Erde iſt der Stuhl des Herrn, der Schemel ſeiner Füße, das Kleid, das ſeine Glieder umhüllt. Der Humor iſt nie tempelräuberiſch, nie gottesläſterlich, er wird nie unſchön, denn er iſt Poeſie, er treibt niemals ein frivoles Spiel mit den heiligſten Intereſſen einer Menſchenbruſt, denn er iſt die Liebe, und, weil die Liebe, die Wahrheit. Der Humor wird nie zu weit ſich verirren, denn die Liebe hält ihn gebunden an die ewige Vernunft. Die Ironie aber kann ſich weit ab in Wüſten des innern Lebens verirren, wo die Seele verſchmachtet, die Ironie kann eine Furie werden, die die Welt in gierige Flammen ſetzt. — Es gibt Epochen, wo der Humor, der gute Junge, ſich vergeblich abgemüdet hat, die Welt von gewiſſen Thorheiten zu reinigen. Dann tritt er ſein Amt an die Ironie ab, die Verzweiflung beginnt ihr Werk, weil der Humor ſelbſt verzweifelte. Wir ſtehen wahrſcheinlich mit Deutſchland bald an dieſer Grenze.

Saphir hat nichts verloren, keinen Glauben, denn er hatte nie einen, keine Hoffnung auf ſein Zeitalter, denn er kannte keine. Er ging blos mit ſeinem Witze flaniren. Seine Verſuche, über Richtungen der Zeit zu einem Bewußtſein zu gelangen, waren ſtets verfehlt, die »Literaturbriefe« in vorliegender Sammlung kleiner Schriften ſind ein Sumpf voll verworrener Anſichten; hier erſt wird es unangenehm fühlbar, daß der Autor als ſolcher völlig grundſatzlos iſt. In den »Humoralbriefen,« in denen er zwiſchen Wien, Berlin und München eine Parallele aufſtellt, macht man nicht die Anſprüche, daß er das Thema umfaſſe, der Witz haſcht Einzelnes und reiht es ſchlagfertig neben einander. Der Witz ſucht und haſcht freilich ſehr ängſtlich, er trabt keuchend die Gaſſen ſeiner Sphäre auf und ab, der Autor muß ihn Spießruthen laufen laſſen und entblößt ihm und ſich ſelbſt den Rücken. In den »dummen Briefen« erzählt Saphir ſeine Abenteuer mit dem verſtorbenen berliner Cenſor Granow, ſeine Fehden wegen der Sonntag und mit den berliner Bühnendichtern. Seine Glanzperiode in Berlin kann er ſchwer vergeſſen. Er war dort nicht blos der Mann, der Witz hatte, ſondern der Mann, der, wie Fallſtaff von ſich ſagt, auch Urſache wurde, daß Andere witzig waren. Friedrich Förſter, der Hofrath in Berlin, wurde nicht blos witzig, ſondern boshaft; er ſagte damals, Saphir ſei ein Edelſtein, den nur die Polizei faſſen könne. — Saphir's Bilder und Chargen ſind humoriſtiſche Portraits voll treffender Züge. Man muß den Saphir der Dame ſeines Herzens gegenüber ſehen und reden hören, der Contraſt iſt ergötzlicher, als er ſelber denkt, man muß nichts von ihm leſen, die Stellen ausgenommen, wo er zärtlich und elegiſch wird und doch witzig bleiben muß, weil ihm in der Liebeserklärung nichts als ſein ſpielender Witz zu Hülfe kommt.

Wir ſind dem Autor das Geſtändniß ſchuldig, daß er hier, und das will viel ſagen, ſogar liebenswürdig ſein kann. Deſto ſchwächer ſind ſeine »Cypreſſen«, ſchon weil ſie an Heine's Liebeslieder und Liebesepigramme erinnern. Die Cypreſſe iſt ein Baum von pyramidaliſchem Wuchs, ſie hat kugelrunde Zapfen, ihr Holz hat einen ſüßen Duft; die Cypreſſe iſt der Baum der ſtillen Trauer einer ſanftbewegten Seele, das Immergrün ihrer Blätter deutet auf die Ewigkeit. O! die Zapfen ſieht man an Saphir's »Cypreſſen« wohl hangen, aber es ſind Zapfen, um inwendige Spundlöcher und Lücken zu ſtopfen.

* * *

19.

Zwei deutſche Literarhiſtoriker.

Laube und Gervinus.

Noch bevor Laube nach Frankreich ging, um uns jene munteren Schilderungen vom jenſeitigen Land und Volk zu liefern, durchſtöberte er deutſche Syſteme und Compendien, um die Geſchichte der deutſchen Literatur in Zuſammenhang zu bringen. Es mußten trübſelige Zeiten für ihn ſein, denn ſeine Jagdnatur will freie, fröhliche Bewegung. Sein Literaturwerk hat das Unglück, mit Gervinus zuſammenzuſtoßen. — Das ſind zwei ſehr verſchiedene Naturen, die ſich an das große Werk gemacht, von unſerer Nationalliteratur ein Geſammtbild zu entwerfen. Der Eine war ziemlich raſch bei der Hand; der Andere hat Zeit ſeines Lebens aus den entlegenſten Quellen zuſammengetragen. Jener abſolvirte einen literar-hiſtoriſchen Curſus, und ſeine executive Natur war friſch fertig. Dieſer, ein hartnäckiger Kopf und ein zähes Gewiſſen, ſchlägt ſich erſt lange mit den Maſſen ſeines Materials herum, ſelbſt ſeine Sprache ſcheint eine demoſtheniſche Übung mit Kieſelſteinen. Laube ſpricht nicht aus, was er mit ſeiner »Geſchichte« bezweckte; vielleicht hat er nur eine Überſicht erzielt, wie ſie ein ſcharf heraustretender Augpunct bietet; er wollte, ſcheint es, die Hauptſumme deſſen lebhaft zuſammenraffen, was Einer von heute, wenn er Blut und Nerven hat, von unſern Altvordern wiſſen muß, um ein eigenes Leben anzufangen. Gervinus läßt ſeinen Zweck nicht unausgeſprochen, ſeine Arbeit iſt Aufgabe eines ganzen Lebens, und während er dreiſt darauf pochen kann, er ſei der Mann, der für jeden Ausſpruch mit Belegen hafte, geht er noch weiter, und will mit ſeiner Leiſtung nichts Geringeres geliefert haben, als ein Kunſtwerk deutſcher Geſchichtſchreibung. Es fragt ſich, wie weit in beiden Inſtinct oder Abſicht ausreichte, Talent und guter Wille die große Aufgabe erledigten. Denn eine große iſt es, die jahrhundertlange Arbeit des deutſchen Geiſtes in ein Bild zu faſſen. Sind wir Deutſchen das Herz der Welt, ſo weit nämlich das moderne Abendland für die concrete Welt gelten darf, ſo kann ſich der Literaturhiſtoriker unſeres Volkes füglich für einen Pathologen halten, welcher der Menſchheit das große warme Herz behandelt.

Beide Kräfte, die hier Geſchichtswerke lieferten, waren uns ſchon von früher bekannte Naturen; wir können muthmaßlich in Erwartung ſtellen, was von ihren Eigenthümlichkeiten für den Inhalt zu erhoffen; übertrifft das Geleiſtete die Erwartung, ſo hätten wir dann das um ſo wünſchenswerthere Schauſpiel, eine ausübende Kraft vom großen Stoff, deſſen Träger ſie ſein will, ſelbſt erfaßt und beflügelt zu ſehen. Es wächſt der Menſch mit ſeinen Zwecken, aber auch an ſeinen Stoffen. — Heinrich Laube iſt füglich an ſeinem Styl erkennbar, nicht an dem Inhalt, der ihm eigen wäre, noch an dem Gedanken, den er zu Tage bringt; vielmehr faßt er jeden Stoff nur um des Formens willen, und ſeine arbeitſame Natur will faſt nur als formgebende thätig erſcheinen. Alles mithin, was er hat, legt ſich in ſeinen Styl. Sind wir nun wohl blöde, wenn wir dieſen Styl definiren? Laube's Styl iſt eine hervorſpringende-Kraft, die ſich raſch eines gewiſſen Höhepunctes bemeiſtert, ſich keck und friſch umſieht, aber leicht müde wird und uns plötzlich ein Gefühl der Entfremdung aufnöthigt, als ſei man von allem Lebensinhalt entblößt. Wenn Laube irgendwo von kritiſchen Feldherren ſpricht, ſo ſetzt ihn das in einer Zeit, wo Alle in Reih' und Glied fechten ſollen, in ein falſches Verhältniß. Sein Standpunct iſt weſentlich ein Vorſprung, auf den er ſich ſchwingt. Und dieſer Vorſprung gewährt einen freien weiten Überblick, benimmt uns aber nicht ein gewiſſes morgendliches Gefühl der Nüchternheit. So ſtand Laube bisher zu jedem ſeiner Stoffe, dieſer mochte novelliſtiſcher Art, oder ein hiſtoriſcher Zuſammenhang ſein. Das Gemiſch von Naivetät und Coquetterie, zu dem ſeine Sprache ſich gedrängt ſieht, iſt eben auch nur ein Ergebniß ſeiner Stellung.

Immer aber iſt eine heitere Kraft in ihm unermüdlich rege, um neue Lebensſtoffe zu finden und zu bewältigen. Es wird nicht leicht einen Stoff geben, dem Laube's Beobachtungsgabe keine hübſche Seite abgewänne, aber nicht ſo leicht wird in ſeiner Art und Weiſe, Geiſt und Welt zu faſſen, eine Darſtellung möglich, wo der Inhalt der Sache ſich ſelbſt bewegte, und ihre äußere Geſtalt nur als nothwendige Entäußerung der von innen treibenden Seele zur Erſcheinung käme.

Gervinus iſt in anderer Weiſe von früher her bekannt. Ein griesgrämiges Mißbehagen an der Gegenwart hat uns ſeine preiswürdige Forſchung im Bereiche der Vergangenheit inſoweit getrübt, als die Beſorgniß rege werden konnte, ſeine Darſtellung der Literatur unſeres Volkes werde ſich gemach in eine Sackgaſſe verrennen, aus der eine Umkehr ſchmählich, ein Weiterleben, geſchweige ein Fortſchritt, unmöglich. Die Ziele, die er ſeiner Geſchichte geſteckt, Goethe und Schiller, mit denen er das Gebiet der Nationalliteratur abſchließen möchte, ſind aber, ſo Gott will, noch immer bewegliche Puncte geblieben, nicht todte Schätze geworden, wie etwa Shakſpeare für England, Calderón für Spanien. Ob es nach Feſtſtellung jener beiden Geſtalten, zu denen alle literariſche Vorgeſchichte ſich pyramidaliſch hebt, wieder abwärts geht, einer großen Demokratie entgegen, wo Ein ganzer, voller Strom die Nation erfaßt und Alles von derſelben Gedankenmacht getragen ſcheint: das hebt die Bedeutſamkeit einer Literatur nicht auf, ſelbſt wenn ſie nicht mehr als freie Kunſt auserleſener Geiſter gültig iſt. Sind die Schranken zwiſchen Publicum und Producirenden gefallen, wie das bereits wirklich der Fall iſt, ſo kann die Literatur äſthetiſch verloren haben, iſt aber hiſtoriſch, in ihren Wirkungen, um ſo mächtiger geworden. Und wenn Gervinus, nach ſeinem eigenen Ausſpruch, als äſthetiſcher Kunſtrichter keine Geltung in Anſpruch nimmt, ſo wird er als Hiſtoriker um ſo mehr genöthigt ſein, die Literatur unſeres Volkes als eine Macht des Zeitgeiſtes zu begreifen, die nur mit dem letzten Athemzuge des Volkes ihr Daſein zu bethätigen aufhört. Es bleibt immer eine Grille, die Entwickelung einer Literatur auf irgend einem Puncte im Stiche zu laſſen. Der ganze Mann jedoch iſt nicht nach einer Grille zu faſſen; irgend eine willkürliche Scheidewand iſt ihm vielleicht nothwendig, damit Sympathien mit der Gegenwart ihn nicht behindern, all' ſein Sinnen und Trachten der Vergangenheit zuzuwenden. Gervinus hat dann etwa die Poſition wie Ranke, der in der Politik ſein eigenes Zeitalter aufgab, und ihm durch Darſtellungen der Vergangenheit nur indirect beizukommen weiß. Dazu kommt jedoch bei Gervinus, daß er mit ſeinen ſtrengen Begriffen, ſeinen rechthaberiſchen Beweiſen, ſeiner dürftigen Anerkennungsluſt uns immer wie ein trockener karger Filz erſchien. Weil jedoch ſeine Begeiſterung nicht elegiſch, nicht dithyrambiſch, ſo geht er mit ihr haushälteriſch um. Er hat nur wenige Glaubensſätze; um ſo ſtrenger hält er dieſe wenigen feſt. Und was ihm Wahrheit gilt, erſcheint bei ihm nicht als Religion, nicht als Glaubensbekenntniß, ſondern als juriſtiſcher Streitpunct. In dieſer Rohheit hielt ſich früher die gegen Goethe verführte Polemik, namentlich in der ziemlich ungeſchliffenen Vorarbeit über den Goethe'ſchen Briefwechſel, die ein geſchmackloſer Schachtelſtyl ziemlich ungenießbar machte. Gervinus' Periode iſt ein Packwagen voller Frachtgüter; ſein materieller Reichthum möchte ſich gleich, um Transporterſparung willen, mit Einer Fuhre an den Mann bringen. Sein Styl iſt indeß ſeit 1834 ein anderer geworden. Von dem genannten Jahre datirt ſeine Vorrede zum erſten Bande ſeiner »Geſchichte der deutſchen Dichtung;« dieſer erſte Theil erſchien 1835, langſam folgten die beiden nächſten, und als uns vom erſten Bande die zweite Auflage, vielfach in Form und Wendung neu geſchaffen, übergeben wurde, erſchien zugleich der vierte Band des großartigen Werkes. Dieſer vierte Band zwingt uns das Eingeſtändniß ab, hier ſei in äußerer wie innerer Beziehung, in Form und Inhalt, eine pragmatiſche Vollendung erreicht und der Meiſterſchaft eines fertigen Kunſtwerkes nahe gebracht. Dieſer vierte Band entwickelt die deutſche Literatur von Gottſched's Zeiten bis auf Goethe's Jugend. Er zeigt uns die Geſtaltung deutſcher Poeſie unter den Einflüſſen der religiöſen Moral, die mit Bodmer und den Schweizern anhob, und mit Klopſtock den Höhepunct erreichte, während die Einflüſſe weltlicher Moral mit der Begründung einer preußiſchen Nationalität ſich geltend machten, und ſich zugleich in Wieland ein voller Gegenſatz zu Klopſtock entfaltete, bis mit Leſſing's Kritik dieſe ganze Literaturwelt zuſammenſtürzte, mit Goethe's

Jugend das Element des Rheines ſich mitten in's Herz des deutſchen Lebens Bahn brach und die alte conventionelle Dichtung in der Verjüngung der Naturpoeſie ihren Umſturz erlebte. Dieſe großartige Gliederung unſeres Literaturfonds wird in Gervinus' ſachlicher Darſtellung ſichtlich. Es iſt die Sache ſelbſt, die hier ihre Geſchichte ſelbſtthätig vor uns aufführt. Wir leben uns ein in die Bedingungen, die der Vergangenheit unſeres Volkes geſtellt waren, wir ſehen die Literaturthaten der Altvordern vor uns werden, erleben den Ausbruch der Zuſtände als Nothwendigkeiten des Zeitalters, und machen die literariſchen Revolutionen, die culturhiſtoriſchen Reformen ſelbſteigen mit. Das iſt pragmatiſche Geſchichtſchreibung, dieſe Darſtellung des Sachverlaufs, der zugleich in ſich ſelber ſein Urtheil findet. Äſthetiker und Geſchichtſchreiber haben verſchiedene Aufgaben. Der Äſthetiker hebt ein Erzeugniß der alten Zeit aus ſeinem Verbande und rückt es vor das Licht ſeines eigenen Jahrzehends. Dieſes Licht wechſelt aber je nach dem Bedürfniß der Weiterlebenden, und mit Kunſtſchwätzereien nach ſubjectiver Beliebigkeit ſind wir ſeit den Gebrüdern Schlegel faſt überfüttert. Jede nachrückende Epoche hat ihr neues Bedürfniß, ihr gutes Recht auf eine neu geſtaltete Äſthetik. Nur der Hiſtoriker überdauert mit ſeinem Thun den Wechſel der ſubjectiven Maßnahme, indem er das fragliche Erzeugniß in ſeinem Zuſammenhange mit Raum und Zeit erfaßt, Zufall und Schickſal an ihm zeitlich und örtlich begreift, und es aus den zuſammenwebenden Nothwendigkeiten, die den Leib und die Seele des Zeitalters bedingten, ſelbſt als eine Geburt der Nothwendigkeit vor uns erſtehen läßt. Wenn wir dem Werden des Dinges zuſchauen, ſo begreifen wir, was ſchickſalvoll an ihm iſt, und was die ſpieleriſchen Mächte des Zufalls fördernd oder hemmend an ihm verübten. Die Äſthetik ergibt ſich dem Hiſtoriker ganz einfach von ſelbſt, und zwar die richtige, aller Willkür fremde, wenn er die Gabe beſitzt, die Sache ſich ſelbſt entwickeln zu laſſen, damit ihre inwohnende Seele zur freien Erſcheinung komme. Gehört dies Talent ſachlicher Darſtellung des Inhalts zu den Geheimniſſen, deren Kenntniß ein Kunſtwerk jedweder Art bedingt, ſo wird dieſe Kraft der Selbſtverläugnung auch dem Geſchichtſchreiber eigen ſein müſſen, falls er mehr als Raiſonnement oder Schattenriß liefern will. Merkwürdig, daß Deutſchland erſt ſo alt, an Jahren und an händeringenden Philoſophien ſo alt und grau werden mußte, um zu dieſem einfachen Satz zu kommen, daß es ſich in aller Welt nur um die Sache, nur um das Factum handele, welches ſein Verſtändniß in ſich ſelber birgt. Wer nur die Gabe hat, die Thatſache aufzurufen, ſo daß ſie vor uns ihr eigenes Leben vollführt, der iſt das Talent, deſſen wir in Kunſt und Wiſſenſchaft bedürfen. Gervinus aber leiſtet dies, und ſein Werk iſt auf dem Felde deutſcher Literatur ein einzig daſtehendes, in gleicher Weiſe noch nicht verſuchtes. Wir können ihm hier nicht folgen in alte Epochen hinauf, aber die Bildung des Publicums von heute iſt im entſchwundenen achtzehnten Jahrhundert, wenigſtens in deſſen Ausgängen, heimiſch, und findet hier das pragmatiſch claſſiſche Werk, um ſich in der Culturwelt unſerer Altvordern zurechtzufinden. Hätte Gervinus weiter nichts geliefert, als das ungeheure Material geſammelt und, nach Kenntnißnahme ſeines Inhalts, den ganzen Literaturſchatz unſeres Volkes geordnet, er hätte nicht unwürdig eine ſchon bedeutende Lebensaufgabe gelöſt. Allein er leiſtete mehr. Dieſe Ordnung, die er in die wogenden Maſſen bringt, iſt eine Gliederung, wie ſie ſich der lebendige Leib unſerer Culturgeſchichte ſelbſt gegeben. Sollen wir einzelne Partien als beſonders gelungen herausheben, ſo ſind es gerade die Hauptwendepuncte in Deutſchlands altem Leben. Die große Doppelgeſtaltung deutſcher Bildungsintereſſen, deren Elemente ſich in Klopſtock und Wieland perſönlich vollendeten und gipfelten, nimmt in der Darſtellung einen beſonders weiten Spielraum ein. Zwiſchen dieſen beiden Polen, die ſich entſchieden abſtießen, ſchwebte Deutſchlands geiſtige Welt, bis Leſſing's Arbeit das Dilemma zwiſchen religiöſer und weltlicher Moral aufhob, indem er beide Elemente zertrümmerte und forträumte. Iſt nun irgend eine Geſtalt, irgend ein Proceß im großen Ganzen von Gervinus bevorzugt, ſo kann die Darſtellung Leſſing's als Meiſterſtück pragmatiſcher Geſchichtſchreibung bezeichnet werden. Leſſing's Perſönlichkeit, als Menſch und als Literaturmacht, ſein Verhalten als Einzelweſen, ſeine Arbeiten im verworrenen Schlachtgewühl der Zeitideen, der Tumult ſeiner Beſtrebungen und die Einſamkeit ſeines Bewußtſeins, ſein Kämpfen und ſein Siegen, ſein Erliegen als Perſon und ſein Triumph als Erbtheil des deutſchen Geiſtes, — dieſer ganze Lebensproceß ſeiner rieſigen Kraft tritt wie ein friſches Erlebniß vor uns hin, und macht uns in den Situationen des Mannes, in der Werkſtatt ſeiner literariſchen Thaten und Schickſale heimiſch. Nicht minder gelungen iſt der Abſchnitt über Goethe's Jugend. Meiſterhaft ſind die Geſtalten der deutſchen Drang- und Sturmperiode um den jungen Goethe gruppirt, meiſterhaft der Kampf der gährenden Elemente gezeichnet, als deren Revelationsausbruch Götz und Werther begreiflich werden. Die ganze Charakteriſtik der ſogenannten Originalgenies, jener Sturm- und Drangmänner, welche den Umſturz der conventionellen Dichtung herbeigeführt, gehört zu den gediegenſten Leiſtungen deutſcher Geſchichtſchreibung. Mit dem Abſchnitt über Goethe's Jugend ſchließt der vierte Band. Auf Schiller und Goethe haben die Vorperioden unſeres Culturlebens hingearbeitet, in ihren Schöpfungen glaubt Gervinus den poſitiven Schatz der deutſchen Nation und die Summe unſeres Wiſſens und Geſtaltens nach Form und Inhalt gleich ſehr geſchloſſen. Was eine nachgeborne Zeit hervorgerufen, womit ſie noch gegenwärtig ihr Daſein erfüllt, um mit neuen Geſtaltungen einer Zukunft des Völkerlebens entgegenzureifen, das gilt nach Gervinus' Darſtellung als einer Epoche der Ausartung verfallen. Schon Tieck ſammt der romantiſchen Schule bezeichnen dieſe ablaufenden Linien der deutſchen Culturgeſchichte. Im Verhalten zu dieſer Neuzeit, die bereits eine noch neuere Phaſe der literariſchen Entwickelung des Nationalbewußtſeins hinter ſich ſieht, iſt Gervinus ſchon in ſchiefe Stellung gerathen. Mit dem Abſchluß jener Hauptperiode deutſcher Literatur hört ſeine Miſſion als Geſchichtſchreiber bereits auf. Was ſich nicht als fertige Vergangenheit, als abgelöſtes Ganzes bietet, findet vor dieſem Forſcher keine Berechtigung. Zum Schritthalten mit einer ſpätern Epoche, ja zum Weiterleben überhaupt gehört ein Zwiefaches, von dem Gervinus weder das Eine noch das Andere beſitzt. Ihm fehlt das ſchöpferiſche Talent, das ein Recht zum Daſein in ſeiner eigenen Bruſt entdeckt, ſeine Stoffe und ſeine neuen Geſetze in ſich ſelber findet. Ihm fehlt der philoſophiſche Inſtinct, der mit dem zuverſichtlichen Glauben an dialektiſche Wiedergeburt die noch ungelöſten Aufgaben des neuen Zeitalters wittert und die Literatur eines modernen Volkes nicht anders als mit dem letzten Lebenshauch dieſes Volkes ſelbſt für erledigt hält. Und was das Ziel betrifft, das ſich Gervinus geſtellt hat, was die Meinung belangt, in Schiller und Goethe ſei für die deutſche Nation der ſtehende Complex des innern Lebensgetriebes gefunden, in beiden ſei zu Blüthe und Frucht der ganze Gehalt des germaniſchen Reichthums erledigt, ſo müſſen wir für die geiſtige Welt jede Möglichkeit eines todten Capitals, zu dem ſich die Schätze der Nation verfeſtigt, förmlich läugnen. Die deutſche Literatur hat in keiner Epoche eine Normalform zur Erſcheinung gebracht. Unter dem Druck des Mönchthums, unter der Zügelloſigkeit des ritterlichen Zeitalters, in den Feſſeln des heimiſchen Gewerbſtandes war ſie ein Kind der Nothdurft. Und was die große claſſiſche Periode an's Licht gerufen, das iſt bei allem Glanz und aller Fülle des tief innern Lebens doch ein in Kampf und Noth errungenes und geflüchtetes Erbtheil. Schiller hat mühſam errungen, Goethe mühſam geflüchtet. In Griechenland, in England, in Spanien ging die Nationalentwickelung der goldenen Literaturepoche glorreich voran. Dieſe Gunſt des Zuſammengreifens aller Volkskräfte iſt uns verſagt geblieben, oder ſteht noch fern am Horizont der zukunfttrunkenen Wünſche. Wie die Geiſter wach wurden, da kroch die Menge noch in abgepferchten Winkeln herum, die freie Seele fand keinen freien Leib; Nationaltriumphe, wie in Athen, London, Madrid, hat die deutſche Literatur nicht feiern können; unſere politiſche Entwickelung ſcheint eine nachträgliche ſein zu ſollen; wird man es uns verargen, wenn wir an eine Literatur der Zukunft glauben, die mit der Entwickelung der Nation Schritt hält? Und irrthümlich iſt es, zu wähnen, das Abſolute ſei wandellos in irgend einer Form erſchienen, die ſich bannen ließe; thöricht aber, im Reich der Wahrheit und der Schönheit eine Grenze aufzupflanzen, während die lebendige Gewalt der Geiſter nach neuem Inhalt und nach neuen Formen ringt. —

Laube's Arbeit erſchien in vier Bänden. Hier begegnet man nicht der freiwilligen Selbſtbornirtheit, die in dem Eigenſinn liegt, die Literatur der Deutſchen auf irgend einem Hoch- oder Wendepunct ſich ſelbſt zu überlaſſen, und ihr Verhalten zur weitern Entwickelung der Nation nicht mehr beachtenswerth zu finden. Laube führt ſein Raiſonnement bis in die allerneueſte Gegenwart, ja der ganze vierte Band iſt Lebenden gewidmet, deren treibende oder getriebene Wirkſamkeit gar noch nicht Geſchichte zuläßt. Aber auch die alten Epochen, wo Mittel und Zweck, Streben und Ziel, Zufall und Nothwendigkeit ganz und gar zu Tage liegen, finden in Laube den Geſchichtſchreiber nicht. Nach dem, was ich ſchon geſagt, wird es erklärlich ſein, wenn ich in einer Reihe von Aufſätzen, die der Faden des Buchbinders, aber kein innerer Lebensfaden zuſammenhält, noch keine Geſchichtsdarſtellung ſehe. Es erſcheint vielleicht unnöthig, dies ſo beſtimmt zu accentuiren; aber wenn ein ſo heller Kopf wie Laube eine Zuſammenſtellung von Studien und Kritiken als »Geſchichte deutſcher Literatur« vorführt, ſo ſteht zu fürchten, man werde unter uns Neueren gar nicht mehr wiſſen, was Geſchichtſchreibung ſei. Laube iſt Kritiker, d. h. er hat eine gewiſſe Summe von Anſichten dem Strom der bewegten Zeit entnommen, die ſich als Glaubensbekenntniß zuſammenfügten. Er iſt Biograph, d. h. er ordnet klug und geſchmackvoll die Einzelnheiten einer Perſönlichkeit nach Charakter und Lebensſtellung, obſchon er ſich hier oft mit der Oberfläche begnügt. Und in beiden Fällen iſt er allezeit kalt, wach, ſtets gerüſtet, immer ſich gleich, nie überraſcht, eben ſo wenig überraſchend. Nicht leicht wird es einen Stoff geben, dem er nicht Einiges abgewinnt, nicht leicht wird er vor einer Perſönlichkeit, und wär's die ihm fremdeſte, verlegen bleiben. Allein wie die Geſtalten im Boden eines Jahrhunderts wurzeln, ſie ganz als deſſen Producte, nicht blos als deſſen Factoren aufzuweiſen, kurz, die ſachliche Geneſis einer Zeit hinzuſtellen und in der treibenden Gewalt ihrer Kräfte die Macht ihrer Ideen zur lebendigen Erſcheinung zu bringen, dieſe Aufgabe der Geſchichtſchreibung liegt nicht innerhalb der Laube'ſchen Darſtellungsweiſe. Selbſt in der Periode revolutionairer Gedankenentwickelung, wo Gervinus in der That ein meiſterhaftes Gemälde des Zeitalters liefert, handelt Laube die literariſchen Geſtalten einzeln ab, gibt Kritik als Ertrag ſeiner Lectüre mit biographiſcher Erklärung, zählt Figur neben Figur, Maxime, Syſtem, Richtung, alles einzeln auf, als wären die Literaturereigniſſe die Ergebniſſe der Privatbildung

Einzelner, als wären ſie nicht die lebendigen Thaten der Nationalcultur. Namentlich war in jener Sturm- und Drangepoche des vorigen Jahrhunderts die Gährung der Elemente das Geſammtgut Aller; die einzelne Erſcheinung, der Inhalt und die Form eines Buches von damals wird gar nicht erklärlich, wenn die Darſtellung des Hiſtorikers nicht die Fähigkeit hat, uns in der Lebensluft des Jahrhunderts heimiſch zu machen. Wenn wir nicht Bücher, wie Götz, wie Werther, erleben, ſo begreifen wir ſie nicht. Eben ſo wenig das alte Syſtem eines Philoſophen. Was ſoll uns ein Urtheil darüber, wenn wir ihm ja doch enthoben und entwachſen ſind! Der Geſchichtſchreiber laſſe uns die Nöthigungen erleben, die dazu führten, Nöthigungen, wie ſie in der Seele des Individuums noch jeder Zeit möglich, in der Seele des Zeitalters aber zu Wirklichkeiten wurden. Freilich ſucht Laube nach Verbindungslinien, wenn er ſeine Aufſätze über literariſche Subjectivitäten als »Geſchichte« der Nationalliteratur hingibt. Er ſieht ſich um in den Philoſophien einer Epoche. Freilich hat das ein Hiſtoriker ſtark nöthig. Das Philoſophem eines Zeitalters iſt ja nichts anderes, als deſſen Glaubensbekenntniß, wenn gleich in abſtracter Faſſung. Laube wittert das, Laube macht ſich darüber her. Der Zuſammenhang zwiſchen deutſcher Dichtung und deutſcher Philoſophie iſt ein Unglück, allein das Unglück iſt einmal da, und er iſt good boy genug, ſich zu bequemen und ſeinen Fuß in den unheimlichen Bergwerksſchacht des deutſchen Gedankens zu ſetzen. Hier iſt nun die emſige Bildſamkeit ſeines fügſamen Talents allerdings zu bewundern. Er orientirt ſich im unterirdiſchen Gehäuſe eines metaphyſiſchen Syſtems, und bringt wirklich mehrere Merkwürdigkeiten mit nach Hauſe. Wie er aber von dem friſch Gewonnenen auch friſch Literatur macht, ſo wird aus einer »Geſchichte der deutſchen Literatur« nur ein Bündel von Studien. Dieſe Studien legt er dem Publicum getreu und eifrig dar. Er entwickelt uns die Syſteme der deutſchen Denker, er erklärt die Formeln der Philoſophen; aber ſie werden wie ein Rechenexempel behandelt, die Begriffe wandern wie inhaltsleere Schemen an uns vorüber, und man begreift nicht die ſeltſame Mühe, die ſich jene Unglücklichen gaben, um lauter Schatten in eine ſchöne lichte Erſcheinungswelt heraufzurufen.

Da begegnet ihm denn faſt die Naivetät, daß er dieſe ganze Welt der Philoſophen für eitel Erfindung hält. »Schelling,« ſagt er, »hat die Idee des Abſoluten in der Identität der Natur und des Geiſtes erfunden.« Die Entdeckung eines Naturgeſetzes für eine Erfindung zu halten, das iſt freilich äußerſt heiter! — Laube's Talent, däucht mir, hat ſich einen ganz andern glücklichern Spielraum zu ſuchen. Es iſt nicht ſeine Liebhaberei, jedem Dinge auf den Urſprung nachzugehen und ſeine Geburtsſtätte zu belauſchen; an den Bewegungen, an den Wirkungen in der Erſcheinungswelt erkennt er Sache und Perſon. Inzwiſchen hat er ſich und der Welt auch Hegel's Philoſophie erläutern wollen. Wo für ihn hier das Intereſſe liege, wird leicht erklärlich. Mit Schelling war der Philoſophie ein abſoluter Inhalt gegeben, mit Hegel begann die Arbeit, dafür die abſolute Form zu finden. Dies reizte Laube, wie er denn nicht eigentlich an einem Lebensinhalt ſein Intereſſe findet, ſondern mehr an der Art und Weiſe, wie ſich die Faſſung deſſelben möglich macht. Und ſo gibt es denn in ſeinem Werke Partien, wo er weſentlich zu Hauſe iſt. Ein Stoff, mit dem er nicht umzuſpringen weiß, wie Kant'ſche, Hegel'ſche Philoſophie, bleibt unter ſeinen Händen todte Maſſe. Vortrefflich aber verbreitet er ſich über die Schlegel, über deren Irren und Verlegenheiten. Hier überſieht er den Inhalt, hier liegen Situationen, Folgerungen und eingreifende Wirkungen zu Tage, kurz, hier iſt Erſcheinung. Nur ſollten ihm die Gebrüder Schlegel lehrreich geweſen ſein. Dieſe Schöpfer von Theorien faßten gegebenen Inhalt in eine Form ab und verloren ihn, eben weil ſie die Form für die Weſenheit hielten. — Mit den Principien der romantiſchen Schule beſchäftigt ſich Laube viel und ausführlich, weil hier Raiſonnement mit Raiſonnement zu vertreiben iſt. Zu einer Parallele mit der Entwickelung einer fälſchlich als Coterie zuſammengefaßten Schriftſtellerwelt unſerer Tage fühlt er ſich nicht aufgelegt. Und doch liegt eine ſolche nahe. Fälſchlich zuſammengefaßt, ſag' ich; die Feinde nämlich machen den Namen; die neueſte, unter den Einflüſſen des Zeitalters begriffene Gemeinſamkeit war ſo wenig eine Coterie, als die Theilnehmer der romantiſchen Literaturrichtung ſich ſelbſt als Schule ſetzten. Beide Entwickelungen einer literariſchen Geſammtheit haben aber in ihren Schickſalen zwiefache Ähnlichkeit. Beide traf der Vorwurf einer ungenirten Profanation der Stellung der Geſchlechter zu einander, beide offenbarten in ihren Maximen und in der Geſtaltung ihrer Erzeugniſſe denſelben Übelſtand, daß ſie mit Dogmen und Raiſonnement zu breit und ungefügig heraustraten, wo ſie die Welt als von dieſen Ideen erfüllt aufzeigen mußten. Die Schlegel trieben ihre Theorien in ſo künſtliche Formen hinauf, daß ſie darüber den Inhalt der Welt verloren.

Doch kehren wir zu Laube zurück, den zu begleiten ſtets ein munteres Intereſſe gewährt. Seine heitere Natur bricht uns überall Bahn, und wär's mit dem Ellbogen. Hinter der Schelling'ſchen Philoſophie handelt er, wie geſagt, die romantiſche Schule ab. In kritiſcher Debatte iſt er zu Hauſe, deshalb kühlt er hier ſein Müthchen. Aber er iſt auch Biograph, und Stoffe, die er umſpannt, faßt er rund und nett in Rahmen, ſelbſt wo man nicht glaubt, daß hier der Inhalt gerade ein ihm gemäßer ſei. Ein ſolches kleines Bild liefert er von Novalis, das in jeder Beziehung vollendet zu nennen iſt. Gleich ſehr energiſch pikant iſt ſeine Darſtellung Clemens Brentano's. Und Laube ſcheint hier als literariſcher Portraitmaler im Zuge. Hölderlin iſt ſehr glücklich ſkizzirt, Waiblinger ſehr richtig beſprochen. Beide ſtehen freilich an ganz falſcher Stelle; ſie bilden keine Conſequenz der ſpeculativen romantiſchen Schule, die weſentlich nur in Niederdeutſchland ſich geſtalten konnte; ſie gehören zu der ſchwäbiſchen Naturrichtung. Ob dieſe Richtung zu den Schauern dämoniſcher Mächte, oder zu den Spielereien der geheimnißreichen Erſcheinungswelt führt, immer bleibt es dieſelbe Naturmyſtik, und beide Seiten finden ſich in Juſtinus Kerner zuſammengefaßt. Die Stellung der literariſchen Figuren nach Richtung und Zeit iſt freilich in Laube's Darſtellung einer Willkür und einer Rathloſigkeit preisgegeben, die an's Fabelhafte gränzt. Es lohnt nicht, Einzelnes zu berichtigen, da ſämmtliche Partien des Buches bandenlos herumſchwimmen. Wunder jedoch nimmt es, daß Laube bei ſo viel Sinn für landſchaftliche Lebensbedingungen, wie er ihn in ſeinen »Reiſenovellen« vielfach bethätigt, in der Literarhiſtorie die Naturmächte und provinziellen Volkseigenheiten nicht als epochemachend angenommen. Wo nämlich kein großer ganzer Geiſtesſtrom, keine Richtung von allgemeiner Macht, kein Kreuzzug gleichſam die Gemüther erfaßt und das Jahrzehend nach Einer Seite drängt, wo weder die Gliederung einer philoſophiſchen Schule, noch die univerſell gewordene literariſche Perſon ein Zeitalter vorherrſchend in ſich zur Erſcheinung bringt, da machen ſich provinzielle Lebensgeiſter geltend und färben ſtrichweiſe die Epoche. So haben wir ſeit der hiſtoriſchen Feſtſtellung eines Preußenthums die Culturlinien, die ſich mit Kant, Herder, Hamann, Winkelmann, mit der halberſtädter und berliner Secte einzeln bezeichnen, ſehr beſtimmt zu verfolgen. Mit Goethe's Jugend aber drang das Element des rheiniſchen Lebens mitten in den Schooß der deutſchen Nation.

Wir kehren auf Laube zurück. Jener Artikel über die ſchwäbiſche Schule wird den Schwaben ungenießbar ſein, weil gerade hier des Darſtellers Sprachwendung geziert und gemodelt ſcheint. Sachlich genommen hat dieſer Abſchnitt noch den Übelſtand, daß Mörike kaum beachtet iſt. Kerner aber, der Mythenſäer, und ſein Widerpart Strauß, der Mythenvertilger, ſind nur äußerlich genommen. In Bezug auf die romantiſche Schule hob ich hervor, was mir gelungen ſchien. Sehr verfehlt iſt jedoch das Raiſonnement über Tieck. Nicht als ſei nicht richtig, was hier über Tieck's Manier und Conſequenz geäußert wird, ſondern weil ſich hier der Mangel an Befähigung verräth, den Kern dieſes Dichters zu erfaſſen. Irgendwo eifert Laube gegen terroriſtiſchen Journalismus, der das Talent um des politiſchen Glaubensbekenntniſſes willen an's Kreuz ſchlage. Ich ſehe keine Gefahr für die Kritik, die das Bekenntniß und den religiöſen wie politiſchen Glauben als weſentlich von Einwirkung hält auf Geſtaltung und Pflege des ausübenden Talentes. Was der Mann denkt, wird man immer begreifen müſſen, um zu verſtehen, wohin die Entwickelung ſeiner Kräfte führt. Ich ſehe nicht ein, wie man dazu neigen könne, der deutſchen Kritik politiſchen Indifferentismus zu empfehlen; ich ſehe nur, daß Laube gegen ſeine eigene Doctrin, z. B. in Beurtheilung von Steffens ſündigt. Eine Kritik, die ſich um den Inhalt kümmert, ſtellt dar und erläutert, ſelbſt wo ſie auf krankhafte Geſtaltungen ſtößt.

Da Stoffe und Perſonen ſo ziemlich gleichgültig in Laube's Arbeit neben einander ſtehen, ſo können wir nach Willkür noch Einiges herausgreifen, das die Hauptgeſtalten der Literatur betrifft, und Laube's kritiſche Maximen am genaueſten erledigt. Der dritte Band gibt Abhandlungen über Schiller, Jean Paul, Goethe. Jeder hat nach Laube ſeine iſolirte Privatgeſchichte und kriegt ſeinen Aufſatz für ſich. Und hier müſſen wir denn die etwas breit gehaltene biographiſche Arbeit über Schiller als die gelungenſte Partie des ganzen Bandes herausheben. Freilich kommt Laube hier nicht über die Debatte hinaus, während er kleinere Geſtalten, wie Novalis, fertig plaſtiſch zur Erſcheinung bringt. — Über Jean Paul gibt es dreizehn Bände Lebensgeſchichtliches, und hier iſt Laube ganz an der Stelle, mit Scharfſinn zu beobachten und mit zuſammenziehender Kraft des Geiſtes gegebenes Material zu ordnen. Freilich ſtoßen wir hier am härteſten auf eine Eigenheit in ſeinem Naturell, die jede Geſchichtſchreibung unmöglich macht. Es iſt eine fixe Idee, zu wähnen, irgend eine Autorſchaft, die der geſchloſſenen Vergangenheit angehört, hätte ſich in anderer Form entwickeln können. Laube belauſcht bei Jean Paul die Manieren des Schreibhandwerks ſo eifrig, als käm' es darauf an, eine nachgeborne Zeit vor gleicher Ausartung zu behüten. Deſſen bedarf es nicht; es kommt vielmehr darauf an, Zufall und Nothwendigkeit in der Autorſchaft zu deuten. Gerade Jean Paul iſt in keiner andern Geſtalt denkbar. Nehmt ihm den mühſam zuſammengeſchachtelten Plunder der Gelehrſamkeit, nehmt ſeinen Werken den Anblick geſtrandeter Flotten, räumt bei ihm auf: und Ihr habt keinen Jean Paul mehr. Gebt ihm mehr plaſtiſche Formgeſtaltung, ſo macht Ihr ſeinen ganzen überſeligen Menſchen unmöglich. Eine Form, die ſich die innere Natur nicht ſelber gibt, iſt nicht die echte. Form iſt eben mehr als Dreſſur, mehr als Schule, mehr als Kleid und Schnitt. Die Form des Autors iſt nichts anderes, als die ganz nothwendige Entäußerung ſeines Innern. Mit der Möglichkeit einer andern Geſtaltung wäre Jean Paul auch innerlich eine ganz andere Wirklichkeit geworden. — Und hier iſt denn die unfruchtbarſte Stelle in der Gedankenwelt unſeres Freundes. Es iſt das Mißverhältniß zwiſchen Form und Weſen, in das ſich ſeine Natur zu verlieren droht. Auf der je zehnten Seite aller zwanzig Bände ſeiner Schriften wiederholt er mit neuem Accent, nur auf die Form käme es an in Welt und allem Leben des Geiſtes. Da iſt keine Ahnung vom geheimnißvollen Weben der Natur, die keinen Inhalt ſchafft, ohne zugleich in ihn all' die Bedingung ſeiner äußern Geſtaltung zu legen. Die Bildung der Form iſt keine Drechslerarbeit. Der Inhalt gebiert ſich ſelbſt von innen heraus ſeine Form, Form iſt der Stoff ſelber, wie er in's Daſein tritt und ſich regt. Einem Inhalt andere Form geſtatten, heißt das Weſen des Inhaltes ſelbſt erſt wiedergebären. Wer hier nicht Schöpfer von innen heraus iſt, laſſe die Hand vom Dinge. Einer Philoſophie eine andere Geſtalt wünſchen, heißt nichts von ihrem Gehalt verſtehen; um ſie zu einer andern Form zu nöthigen, muß man ihren innerſten Lebensproceß zu ganz neuer Entwickelung bringen können. Einen Autor bedauerlich behandeln, um der mißrathenen Formung ſeines Inhalts willen, heißt nichts von jener Wahrheit wiſſen, daß der Geiſt es iſt, der ſich den Körper baut. Dieſe Wahrheit aber iſt in der Werkſtatt alles Werdens mächtig. Wer ſie verkennt, läuft Gefahr, in ſeinen Bemühungen um Form ſich aus allem Inhalt zu verirren. »Die Literatur,« ſagt Laube, »iſt zunächſt und am Ende die Formenmacht, in welcher ſich das Bewußtſein einer Nation dauernd begründet.« Die Macht, ſich Form zu geben, hat aber lediglich die Sache ſelber. Mithin handelt es ſich in der Literatur eines Volkes nicht um Wendung, Styl, Toilette und formelle Äußerlichkeit, ſondern um den geiſtigen Fond der Nation ſelber, um den Inhalt ihres Seelenlebens; die Literatur iſt das volle Bewußtſein des Volkes ſelber.

Das leidige Dilemma zwiſchen Form und Inhalt iſt ſchon ſehr alt, ja mehr als alt, altmodiſch. Laube verſäumt nicht, die Äußerung Goethe's anzuführen: »Die Philoſophen können uns ihrerſeits nichts als Lebensformen darbieten.« Für den alten Herrn war dieſe Maxime dermalen eine gute Praktik. Er hatte ſich in den Inhalt ſeines Zeitalters ſo hineingelebt, daß ſeine Lebensaufgabe dahin geſtellt ſchien, ſich zum vollendeten Abſchluß als perſönliches Ganzes herauszuretten und jene Harmonie in ſich auszubilden, die wir in ſeiner Natur bewundern. Allgemein gefaßt, iſt der Satz ohne allen Werth. Es gibt keine Philoſophie, die nur Formen darböte; jede hat aus ihrem Zeitalter einen Inhalt erfaßt. Und wer die Geſchichte der neuern Jahrzehende darſtellen wollte, dürfte ſich doch nicht hinter die Maximen unſerer Altvordern flüchten.

Während es ſich nach Laube weniger um die Seele der Sache, als um die Abfaſſung ihres Inhalts handelt, geſchieht es ihm denn, daß er die Form über alles Weſen ſetzt. Man leſe, was er über Börne ſchrieb. Mit Börne iſt die Politik zu einem Inhalt der Literatur geworden. »Der untergeordnete Punct der Politik,« ſagt Laube, »war bei ihm nur eine neue Zuthat.« Bloße Zuthat läßt ſich freilich leicht entbehren. — »Aller Börne'ſche Einfluß,« ſagt er, »betraf äußere Form, politiſche Form, moraliſche Empfindung.« Alſo wäre die Moral eines Zeitalters auch nur Façon? — »Die politiſche Welt,« ſagt Laube, »begnügt ſich mit dem Wechſel einiger äußeren Formen.« — Und ſo laufen wir denn auf dieſem Wege Gefahr, in Politik und Literatur, in Religion und weltlicher Hiſtorie ſo ziemlich allen Inhalt loszuwerden. —

◆

20.

Briefe über den deutſchen Styl.

1.

Sie ſind um den rechten Styl verlegen, Donna, Sie ſuchen für Ihre Gedanken eine paſſende Form. Sie kommen ſich wie eine Seele vor, die einem Schatten gleich durch die Lüfte zittert und die Hülle nicht finden kann, die ihr zum richtigen Daſein verhilft. In der That, Sie ſind überhaupt ein Weſen, das nicht recht, nicht ganz wie es iſt, zur Erſcheinung kommen konnte. — Gibt es dergleichen? Die Philoſophie läugnet es, nach ihr muß jedes Weſen vollauf wie es iſt zur Erſcheinung werden, und nur ſo weit, nur ſo wie es erſcheint, hat es Wahrheit und Wirklichkeit. — Weſen, die nicht recht zur Erſcheinung kommen? Die Poeſie und das Leben wird ſie anerkennen. Geiſter ſind's, die nach der Geburt ringen, ohne die Schmerzen der bittern Stunde zu beenden, Oſſian'ſche Nebelſchatten, die über die Haide ſchimmern, Nixen, die auftauchen aus dem Schaume des Meeres, den weißen Hals gen Himmel ſtrecken und ſtumm zuſammenſinken in wüſtes Nichts. In Zeitepochen, wo die Freiheit ſtirbt, und wo ſie auferſtehen will, pflegen ſich die Gedanken der Menſchen in ſolcherlei Geſtalt zu zeigen, als körperloſe Seelen, die keine Hülle finden für ihren Gehalt. Von der Art ſind Sie, Donna; darum ſuchen Sie nach einem Styl und finden nicht den rechten. Sie ſind ein Kind Ihres Jahrhunderts. Sie haben Rieſengedanken und können die Stunde der Geburt nicht abwarten; ſo werfen Sie einen Embryo an's Licht der Welt, und der Embryo hat noch dazu ein greiſenhaftes, behaartes Geſicht, als wär' er vor Harren und Warten alt und grau geworden im Mutterleibe. Sie haben beide Herzkammern voll von Romanen, Sie möchten den einen gern los ſein und wiſſen nicht, in welchem Styl Sie das Ding halten ſollen. Sie fühlen ſich einen Gott, und ihre Schöpferkraft iſt nicht im Stande aus dem Chaos eine Welt herauszubilden. — Sie lächeln; das Gleichniß ſcheint Ihnen überſchwänglich. Ich ſage Ihnen, ein Autor ohne Styl iſt wie ein Gott ohne Welt. Sind nicht die lichten Sternenwelten die Schriftzüge Gottes? Die Schöpfung iſt ſein Styl, ſo und nicht anders ſchreibt er ſeine Geſchichte. Nun freilich kann man einräumen, daß die Welt nie ganz ſo ſchön, ſo fertig ſei, wie Gott will, er ändert, beſſert bis in alle Ewigkeit. Somit, dächt' ich, dürfte auch dem Autor eingeräumt, ja nach dem großen Beiſpiele empfohlen werden, an ſeinen Schöpfungen allezeit viel nachzuhelfen und auszuflicken, wie Gott es thut. Sie ſehen, ich weiß der Autoreneitelkeit unter die Arme zu greifen, indem ich an das Größte dies Kleinſte knüpfe.

Ihr Brief iſt ordentlich redneriſch, meine Freundin, indem Sie mir die Schwierigkeiten aufzählen, die ſich Ihnen bieten, um gut und wirkſam zu ſchreiben. Sie ſeien unſicher, von welcher Seite die Hülfe zu erwarten, nach welchem Muſter Sie Ihre Schreibart zu geſtalten hätten. Die deutſchen Claſſiker finden Sie Ihrem Fühlen und Denken zu fern, in deren ruhig klare, fertig abgeſchloſſene Welt möchten Sie nicht den Geiſt des Unglücks, nicht die verzehrende Pein eines ringenden Jahrhunderts tragen. Wie durch einen rauſchenden Strom, den Strom der Zeit, geſchieden läge das Jenſeits der frühern Deutſchen und das Diesſeits der jetzigen, ein Land der Seligen und Unſeligen, wie Sie ſagen, und da hinüber führt keine Brücke. Börne ſteht wie ein Engel der Rache mit dem flammenden Schwerte zwiſchen alter und neuer Zeit.

So ungefähr ſchrieben Sie. Sie ſind rathlos, Sie wiſſen nicht, wohin ſich wenden; aber während Sie mir ſchildern, wie Sie vergeblich nach einem Style ſuchen, der Ihr Denken und Fühlen ſo in ſein Bett aufnähme, wie die ſchmiegſame Uferwand den Strom des Gebirges; während Sie ſich Dämme bauen und wieder einreißen, während Sie unſicher hierhin und dorthin greifen, um zu finden, was fehlt, haben Sie ſchon das ſcheinbar Ferne ganz in der Nähe, das Erſehnte erreicht, ſchreiben bereits in demjenigen Style, der Ihnen lediglich eignet.

Es iſt ein händeringender Styl, in dem Sie ſchreiben. Eine Oſſian'ſche Geiſterſchlacht, ein Byron'ſcher Todesſturm, — in ſolcher Brandung treibt Ihr Kiel; er will zwiſchen Felſen landen und drüben weit ab liegt die alte gute Zeit wie ein grüner Wieſenſtreif mit ſanften Hügeln am Horizonte. — Sie ſehnen ſich nach einem Glück für Ihr Herz, — mit einem Feuer, daß mir um Ihr Ziel bangt, mit einem Sturm der Unruhe wollen Sie Ruhe erreichen, daß Sie bei ſo viel Aufruhr von Mitteln ſich vielleicht um den Zweck bringen.

Ich ſende Ihnen hier: »Drei Bücher der deutſchen Proſa,« eine Reihe Stylproben, die Dr. Küntzel zuſammengeſtellt hat. Falls Ihnen Ihr eigener Styl nicht behagt, ſo haben Sie hier eine Auswahl von dem, was die deutſche Proſa im Zeitraume von funfzehn Jahrhunderten geliefert, eine Muſterkarte von Stylarten von älteſter bis neueſter Zeit. Das erſte Buch umfaßt die gothiſche, althochdeutſche und mittelhochdeutſche Proſa von Ulphilas bis Luther (360 bis 1523), das zweite Buch reicht von Luther bis Leſſing (1523 bis 1740), das dritte Buch hat zwei Abtheilungen, von Bodmer bis Seume, und von Jean Paul bis auf die Gegenwart. In dieſem Bouquet von Sprachproben haben Sie Roſen und Nelken, Dornen und Diſteln. Wählen Sie nun nach Belieben.

2.

Sie ſchelten mich, daß ich Ihre Schreibweiſe mit einer Brandung verglich, auf der Ihr Kiel hin- und hertreibt. Thut er das, ſagen Sie, ſo eile man mir zu Hülfe. Ich will ſehen, Donna, wie ich Sie lootſen kann. Schwer iſt es, in Sachen des Styls Jemand beizuſpringen, denn Jeder hat hier ſein eigenes Bedürfniß, Jeder hat ſeinen abſonderlichen Styl, kann nur den ſeinigen gebrauchen, weiß einen fremden nicht zu handhaben. Man kann an fremden Stylarten lernen, wie man *nicht*, nicht aber *wie* man ſchreiben ſoll. Läugnen Sie Ihre Perſönlichkeit fort, dann erſt geben Sie die eigenthümliche Phyſiognomie Ihres Styles preis. Wollten Sie franzöſiſch oder engliſch ſchreiben, ſo brauchen Sie blos, um gut, geſchmackvoll und für die Geſellſchaft die Feder zu führen, in den allgemeinen Grundton einzuſtimmen, der anerkanntermaßen für claſſiſch gilt.

Dort gibt es einen Typus für alle Welt; wie man im Salon ſpricht, ſo ſchreibt man in Frankreich; höchſtens führt eine augenblickliche Mode des Romanticismus zu einigen gewagten Neuerungen, und auch dieſe haben mehr im Leben der Geſellſchaft, als im Kopfe der literariſchen Production ihre Wiege: der Gamin de Paris iſt weit erfinderiſcher in Wort und Wendung, als die literariſche Autorität. In Deutſchland gehört zur Stylbildung die ganze fertige Herausbildung der Perſönlichkeit. Das mittlere Maß, daß ſich unter uns ergibt, iſt nur gut für nahrhafte Hausmütter, gute Söhne auf der Wanderſchaft, für ausbündige Philiſter, getreue Nachbarn und desgleichen. Die eigentliche Bildung des Geiſtes überſchreitet doch irgendwie den common-sense, und ihr Ausſpruch iſt an die Entwickelung der Perſönlichkeit grenzenlos preisgegeben. Daher die vielen Style in Deutſchland, ſo viel Style als Perſonen, und weil die ganze Eigenthümlichkeit des innern Menſchen überſtrömt in ſeine Ausdrucksart, ſo genießen wir von dieſer Alles mit, was ganz heimlich in jenem ſich regt. Keine Sprache hat wie die deutſche dieſe Zaubermacht, alle Heimlichkeiten des Seelenlebens an das Licht zu beſchwören, in keiner andern breitet ſich für den innern Genius eine ſo weite Stufenleiter aus, um bis zum Himmel aufzuſteigen und abwärts niederzufahren in's Schattenreich der Gedankenwelt. Am Styl können wir den ganzen deutſchen Autor erfaſſen, ſein ganzes Werden bis zum Höhepunct, ſein ganzes Sinken bis zur Ausartung verfolgen. Die jüngſte Literatur in Deutſchland hat ihre Perſönlichkeiten ganz freigeſtellt an die Öffentlichkeit, ſie ſtülpt an ſich und an Andern den innern und äußern Menſchen wie einen Handſchuh um, ja, ſie geht ſo weit, dem Subject die Haut über den Kopf zu ziehen und ihm zuzurufen: Ach, wie ſiehſt Du aus, Du ſeltſames zweizinkiges Thier! Dies führt zu entſetzlichen Maximen, obſchon ſich die Literatur hierbei auf ein ſehr altes hochberühmtes Beiſpiel berufen kann: Apollo zog weiland dem Marſyas auf derlei Weiſe die Haut vom Leibe. Dem wird nicht eher abzuhelfen ſein, bis ſich die kleinen Geiſter des Aufruhrs mit dem großen Geiſte des Jahrhunderts wieder verſöhnen oder — mit dieſem zu Grunde gehen.

Die junge Literatur hat eine Menge Schmuz und Kleinigkeit auf die Gaſſe geworfen, ſo daß die Vorübergehenden darüber ſtolpern. Sie gab den ganzen Hausrath ihrer polniſchen Wirthſchaft den Leuten zum Beſten, ſo daß darob ein Entſetzen durch alle Lande lief. So weit trieb es die Offenherzigkeit, daß ſie aus jeder Regung der kleinſten Stunde, aus dem armſeligſten Treiben der Eitelkeit, des Neides, der Verzagtheit, der Miſère Literatur machte. Und alles dies ſind Stylarten geworden. »So lange die junge Literatur die freie Beweglichkeit ihres Styls behauptet, kann ſie nicht unterliegen, ihr Styl iſt ihre Garantie,« — ſagte Börne einſt. Aber ſie ſoll nicht den Styl um des Styles willen geben, der Inhalt ſoll ſich ſelbſt ſein Kleid machen. Betrachten Sie Laube. Wer hatte nicht ſein Wohlgefallen an der chevaleresken Liebenswürdigkeit ſeines Styls! Die freie Helligkeit der Luft, die er anfänglich ſchöpfte, die joviale Dreiſtigkeit ſeiner raſchen Federzüge, wer hatte ſie nicht gern! Allein Laube kam allmälig ſo weit, mit ſeinem Styl nichts anderes als Styl zu geben, nichts anderes vom bedrohten Lebensgehalt retten zu wollen als den Styl, eine neue Schreibweiſe gab er für den einzigen Zweck der neuen Literaturepoche aus. Nun zog er ſeiner Feder Glacéhandſchuh an, fältelte Manſchetten darüber und begann mit der freien Rede ein diplomatiſches Gequängel, deſſen formelle Eleganz ſchwerlich über den Mangel an Inhalt täuſcht. Laube's »Krieger« und »Bürger« ſind noch zum Theil im Styl ſeiner erſten Manier geſchrieben, obſchon auch dieſe nicht die Farbentöne eines hiſtoriſchen Gemäldes abgeben konnte. Leſen Sie, wie Laube eine alte polniſche Gräfin ſchildert. Dieſe Schilderung, als Silhouettenbild genommen, iſt ſehr glücklich und bezeichnet ſeine Autorſchaft; er gibt radirte Skizzen, Crayonbilder. Der hiſtoriſche Roman will aber Ölmalerei, warme ſaftige Farben, große Linien, feurige Züge. Laube gibt detaillirte Genremalerei; die Vorpoſtengefechte, die Überfallſcenen ſind munter und lebendig, obſchon Walter Scott im Ganzen und Großen ſchärfer hineingreift in Kriegsgetümmel und Schlachtenlärm. Geiſtig getragene Figuren, die der Bedeutſamkeit der Revolution Polens entſprächen, fehlen ganz; die Geſtalten, hinter deren Reflexion der Autor die dialektiſche Wandelbarkeit ſeiner Anſichten verbirgt, ſind hinfällige Naturen, über deren kindiſches Geplärr uns ein Erröthen anwandelt, wenn wir bedenken, daß dieſe Creaturen auf dem Vorgrund einer Bühne ſtehen, wo ein Volk ſeine Tragödie ſpielt. Laube kann mit ſeinem Styl keine Geſchichte ſchreiben, vielleicht auch keine Literaturgeſchichte. Eine Converſation kann er darüber führen mit dem glänzenden Geſchmeide ſeiner Rede, und dies ſteht von ihm zu erwarten.

Sie aber, Donna, mit der heißen Sympathie für Völkerſchmerz, können hier keine Norm finden für den Fall und Klang der Rede. Ihr Herzklopfen hat ſeinen eigenen Tact. Machen Sie einen Rhythmus daraus, und Sie haben den Styl gefunden, um die polniſche Revolution zu ſchildern.

3.

Nun ſchäumen Sie wieder, und Ihr Styl ſchäumt mit, obwohl Ihre Stimmung nichts vom Champagner verräth. Eher gleicht ſie einem feurigen Sicilianer, wenn ich nicht Sirocco wittere, jenen Sturm, der verſengend einherbricht und die Vegetation vernichtet. Aber wälzen wir uns nicht in Gleichniſſen herum, oder bleiben wir bei dem Einen ſtehen: Ihr Styl iſt mit Ihnen in der Brandung, und ich will wo möglich Öl in dieſen Aufruhr gießen. Es gibt Gemüther, die ſich immer erſt gewaltſam aufſtacheln müſſen, um ſich regſam zu fühlen. Räumt man ihnen den Stachel als ein Motiv der Nothwendigkeit ein, ſo muß man ſie bewundern; zerbricht man ihnen das Inſtrument, womit ſie ſich wie eine heilige Magdalene flagellirten, ſo ſinken ſie zuſammen. Ich will wiſſen, ob Sie zu dieſen Naturen gehören. Deren gibt es nicht im Leben allein, in der Literatur erſt recht. Die jungen Lyriker mit ihrem erſten Rauſche der Empfindung, auf den keine Production des Bewußtſeins folgte; ſo mancher literariſche Aufruhr, deſſen tobende Wellen ſich plötzlich für immer niederkauerten, ſobald gewiſſe Illuſionen wie eine Fata Morgana in Luft und Nebel verſchwanden! Laſſen Sie uns der Literatur an den Puls fühlen, um an ihr die Zeit, und an der Zeit uns ſelbſt zu erkennen.

Ich will Ihnen zwei Autoren nennen, vor deren Styl Sie ſich hüten müſſen, aus Beſorgniß zu großer Verwandtſchaft mit ihnen. Sie kennen Willkomm's »Europamüde,« jenes Buch, das der Graf Reinhard in Paris als ein merkwürdiges Gepräge unſerer Zeitſtimmung betrachtete. Hier geißelt ſich ein edles Herz, um beten zu können, mit Ruthenſtreichen. In dieſem Schmerze liegt eine fanatiſche Verzückung, und beides, Schmerz wie Verzückung, enden mit Ohnmacht. Der Zeitgeiſt wird hier aus Verzweiflung über ſich ſelber geiſtesirr, und hält dieſen Zuſtand für ſeine Rettung. Alle jene Figuren, die hier die Bahn des Herkommens durchbrechen, um rein zu ſein von ihrem Jahrhundert, ſind nur Radicale aus krankhaftem Gelüſt, ſind nur Menſchen nach der platoniſchen Definition, gerupftes Federvieh, abſtracte Geſchöpfe, und die ganz nackte kahle Seele iſt immer die wahnwitzige. Willkomm zeichnet dieſe Stimmungen mit ſo viel Tumult der Empfindung, daß man die Geißel kaum merkt, womit er ſich ſelbſt wehe thut. Und in ſeinem Styl liegt oft eben ſo viel Schwung und Rhythmus, wie leerer Lärm und vergeblicher Aufruhr des Elements. Willkomm iſt mit ſeiner ganzen Welt in der Brandung. Er muß ſich entſcheiden, entweder landen und eine ſichere Bucht erreichen, wo die Wärme ſeiner gemüthlichen Stimmungen Sprache gewinnt, oder das hohe Meer gewinnen, wo die Geſchichte mit ihren großen Strömungen ihn raſch und kräftig erfaßt. Auf jener Seite liegt die Idylle, deren träumeriſches Glück ihn locken ſollte, nach dieſer Seite hin winkt die Größe der weltgeſchichtlichen Bewegung. Das ganze Jahrzehend iſt mit ihm in dieſer unentſchiedenen Schwebe; man ſoll nicht länger an den Küſten treiben, — entweder Land oder hohes Meer!

Ich habe Duller's »Kaiſer und Papſt« geleſen. Wir ſind hier wirklich auf dem hohen Meere der Geſchichte. Große Menſchen, große Thaten; wir haben vollen Wind, ſteuern mit geſchwelltem Segel. Zwei große Gedanken, ſo groß wie Gott und Natur, Geiſt und Materie, bieten ſich hier die Stirn, die Macht der Kirche, des Glaubens, des Wahns, und die Macht der denkenden Vernunft, die ſich der Weltlichkeit und aller Schätze des ſchönen heitern Lebens bemächtigt. In Kaiſer Friedrich dem Zweiten, den Duller zum Helden eines Romans gemacht, bricht der freie Menſch am offenſten hervor in ſeinem Widerſpruch gegen die Satzung und den Wahn des Jahrhunderts. Mit ihm zieht die Welt gegen das, was die Prieſter

Gott nennen, zu Felde. Er will die Kirche nicht ſtürzen, ſondern nur neben ihr ſich anbauen. Die Kirche aber will nichts, als alleinherrſchend bleiben; jedes Mittel iſt ihr gerecht, während der Kaiſer nur edle wählt. Dies iſt der phyſiſche Grund ſeines Unterliegens. Ein geheimeres Etwas tödtet ihn innerlich. Schon auf dem Wendepuncte zum Siege flüſtert ihm ſein Genius zu, dieſe Welt und dieſe Menſchen ſeien außer Stande, frei in ſich ſelbſt ohne die Stützen des Wahns zu beſtehen. Gerade Friedrich der Zweite iſt es in der Reihe jener Revolutionsmänner im Purpur, von dem die treueſten Freunde abfallen, weil ſie der Seligkeit der letzten Ölung bedürfen, um ſterben zu können. Das Jahrhundert iſt nicht reif für den Gedanken Friedrich's, und in der Todesſtunde gelüſtet ihn ſelbſt nach dem Liebesmahle der Verſöhnung. Das iſt das Tragiſche in ſeinem Erliegen, von dem weder Raumer in ſeiner Pragmatik und wohlfeilen Politik, noch Raupach in ſeinen rhetoriſchen Theaterlarven eine Ahnung haben. Friedrich ſtirbt mit der leiſen Hoffnung, aus den Banden ſeines Grabes werde die Zukunft auferſtehen, die Völker würden durchfechten, woran die Fürſten ſeines Hauſes ihre Stirn zerſchmettert; er für ſeinen Theil fühlt ſich beſiegt und geſtürzt, weil er von der Bedürftigkeit der menſchlichen Natur ſich nicht frei machte. Ich glaube, Duller hat das Tragiſche ſeines Helden ſehr tief gefühlt; die Todesſcene des Kaiſers iſt ein treffliches dramatiſches Bild im Roman. Etwas anderes iſt es, ob er das Gemälde ſeines Lebens plaſtiſch herausgearbeitet hat, wie der Romandichter doch ſoll. Wo eine Art krampfartiger Stimmung eintritt, und der Athem röchelt, das Leben zuckt und das Herz zerſpringt, da gibt Duller dramatiſch wirkſame Scenen, da entwirft ſein Styl mit dem Tarantelſtich der Haſt, der ihn hetzt und peitſcht, ſehr frappante Bilder und Gruppen; allein die Ruhe der epiſchen Klarheit, die ſichere Kraft plaſtiſcher Geſtaltenbildung, die der Roman verlangt, fehlt ihm gänzlich. Soll ich ſagen, woran Duller's Styl leidet? Er ſchwankt zwiſchen der Gefühlsüberſchwänglichkeit Jean Paul's und der groteſken Caricatur der Hoffmann'ſchen Manier, ohne daß ihn der Stoff, den er hier gewählt, für jene oder für dieſe Hinneigung berechtigt. Walter Scott's Phlegma iſt von der deutſchen Kritik ſehr hart gegeißelt, und doch bereitet ſeine epiſche Breite Wirkungen vor, die Duller's theatraliſch forcirter Sturmdrang nie erreicht, weil er ſein Ziel überläuft. Duller's Inſtinct führt ihn allerdings oft zu Geſtalten, die für ſeinen Styl geſchaffen ſind. Wie treffend ſchildert er jenen Ezzelin in der romantiſch kriegeriſchen Rohheit ſeines Handwerks. Eine orientaliſche Koboldsnatur, wie Kaf, muß ſtets bei der Hand ſein, und der dämoniſche Clincior, halb Menſch halb Teufel, iſt ſeine Lieblingsfigur, die er mit beſonderem Behagen ausmalt. Dieſer Clincier liebt ein Weib; Duller entfaltet ein Gemälde à la Höllenbreughel. Impoſant! So liebt ein Dämon, der Styl ſelbſt iſt dämoniſicirt. Allein die Romandichtung iſt eine Entfaltung des Menſchenlebens, keine Dämonologie. Der Romandichter ſei Rubens, ſei Tizian, ſei Paul Veroneſe, er huldige welcher Schule er wolle: Höllenbreughel, Callot kann er nicht ſein, ohne ſich in ſeinen Stoffen zu vergreifen. Duller hat ſich vergriffen, und leider ſieht der Styl, den er dem hiſtoriſchen Romane aufzwingen will, wie feſtgerannte Manier aus. Dieſe gereizte Übernommenheit, dieſer gepeitſchte Ton der Darſtellung geht durch vier Bände mit weniger Unterbrechung. Dieſer Styl mit ſeinem krampfhaften Händeringen verwildert jede Situation. Und dies wilde Haargekräuſel der Diction legt ſich dann plötzlich um in einen flachen Scheitel. Auf ſolchen Sturm folgt Ermattung, wie ſie im dritten Bande erſichtlich wird. Dort ſtoßen wir auf den raiſonnirenden Calcül heutiger Reflexionsmenſchen, auf den Styl pragmatiſcher Geſchichtſchreibung, wie ſie in Raumer's Darſtellung zu finden iſt, oder es beginnt ein didaktiſcher Kathederton, der es förmlich aufgibt, die Ideen ſeines Stoffes plaſtiſch als Menſchenleben, als Fülle des bewegten Daſeins hinzuſtellen, und mithin docirt, was er nicht malen kann. Im vierten Bande concentrirt ſich Duller's Kraft von neuem. Wo das Leben auf der Spitze ſteht, wo der Tod ſeine Beute wittert, da entfaltet ſich ſeine Eigenthümlichkeit, dramatiſche Bilder zu zeichnen. Aus dem Hange zu theatraliſchem Effecte erklär' ich mir Duller's ganzen Styl. Müßte er nicht für die Bühne Paſſendes leiſten? Er war bisher vielleicht wider Willen zur Romandichtung gedrängt. —

1.

Sie haben an Duller, meine Freundin, einen Autor kennen gelernt, der auf dem Felde des Romans eine große Richtung, aber für dieſe Richtung nicht den rechten Styl gefunden. Abſolute Schönheit des Styls gibt es nicht, ſie iſt relativ, und um ſchön zu ſein, iſt es vor allen Dingen nöthig, daß der Styl der rechte, der ſeinem Inhalte angemeſſene ſei. Der Duller'ſche Dithyrambenſtyl iſt um deswillen unſchön, weil er für eine hiſtoriſche Entwickelung des Menſchenlebens, wie doch ſeine Romane dieſen Stoff haben, der falſche iſt, er könnte vielleicht mehr für einen ſchönen gelten, wenn er das Gefäß für andern Inhalt abgäbe, wenn er Zauberformeln, Bannflüche, Spukgeſchichten und derlei Ungeheuerliches faßte. Es iſt auffällig, daß ein Zeitalter, welches mit ſo vielen Teufeln, mit ſo vielen alten und neuen böſen Elementen ringt, nicht noch mehr dergleichen ſich aufbäumende Stylarten zu Tage fördert. In der großen Sturm- und Drangperiode der deutſchen Genies ſchrieben unſere Altvordern ſämmtlich in einer Sprache, die furchtbar mit allen Gliedern um ſich ſchlug, Himmel und Hölle wie ein Taſchenmeſſer zuſammenſchlug, Erde, Mond und Sterne tollköpfig in den Rock ſteckte, und ſchreiend durch das Weltall lief. Der »Weltſchmerz« von damals war gigantiſch. So ein Styl, wie ihn Schiller's Rauber koloſſal geſtalteten, kommt heut zu Tage nicht mehr vor. Vielleicht weil die Gemüther zahmer ſind, als ſie ſcheinen, das ganze Zeitalter energieloſer, als es Miene macht? Wer einen glatten Salonſtyl ſchreibt, glauben Sie mir, der iſt zum Revolutionsmanne verdorben, vorausgeſetzt, daß ihm dieſer auf dem Parquetboden geglättete, in gepolſterten Fauteuils abgeſeſſene Styl zur zweiten Natur geworden iſt. Manche von den ſogenannten literariſchen Bewegungsmännern ſchreiben ſogar einen frauenhaft weichen Styl. Sie flüſtern ſo ſchmachtend wie ein liebeſieches Mädchen, thun ſchön mit der Hinfälligkeit der Zeit und athmen eine überwache Weisheit, die ſich redneriſch über den Verluſt der Thatkraft täuſcht. Ich kenne deren, die ſo ſind. Sie ſchreiben einen ſehr liſtigen Styl. Sie tröpfeln einem verweichlichten Jahrhundert die Gewalt ſpartaniſcher Überzeugung homöopathiſch ein. Mögen ſich dieſe in

Acht nehmen, daß das Jahrhundert, welches ſie gewinnen wollen, ſie nicht überraſcht! Aber irgendwie muß der Autor ſeiner Zeit tributpflichtig ſein, will er ſie erfaſſen, oder nur verſtehen. Traurig, daß die germaniſche Kraft, welche ſich nach den Befreiungsjahren von fremder Obmacht in deutſcher Jugend regte, theils mißleitet, theils mißachtet und verkannt werden mußte. Schreckhaft, daß dieſe Kraft, als ſie literariſch wurde, wie in Grabbe und Andern, betteln ging von Thür zu Thür, keinen Fußbreit Landes gewann und wirkungslos blieb.

Ich möchte wiſſen, wie die Welt ausſieht, wenn wir alt ſind, eben ſo gern, welchen Styl wir dann ſchreiben, einen freieren oder noch verſteckteren. Wird das Jahrhundert unſere Träume verwirklichen, oder noch überfliegen, wird es uns mit großen Inſtituten, mit einer freiern Herausbildung der Nationalkraft überholen, und uns dann alt und mürbe finden? Werden uns die Verwirrungen des Jahrzehends abſchwächen, ſo daß wir den Sinn für die Größe des Jahrhunderts verlieren? Ich fürchte nicht. Aus unſerer Jugendzeit nehmen wir verſchwiegene Tugenden mit hinüber in's Alter und werden mit ihnen jung bleiben. Deshalb wird uns das Jahrhundert nicht überflügeln, wie es den alten Herren widerfuhr, es wird uns nicht matt finden, wir werden freier werden, weil wir im Stillen frei geblieben. Von der Jugend her wird unſere Schreibart friſch bleiben, denn aus ihr blüht Alles, was das Leben adelt, der Jugend gehört die Begeiſterung.

Kennen Sie einen deutſchen Autor, der außerordentlich viel gute Eigenſchaften hat, viel Lebenserfahrung, weil er alle ſeine Weisheit nur aus dem Verkehr mit Menſchen ſchöpfte, ein fühlendes Herz, das vielleicht eben ſo viele Niederlagen als Siege zählt, einen offenen Sinn, um die geiſtigen Schätze harmlos zu genießen; einen Autor, dem der Salonwitz des Hofmannes zu Gebote ſteht, der die Geheimniſſe der Toilette, die Myſterien des Boudoirs, die Coquetterien der Schürze und der Schleppe genau ſtudirt zu haben ſcheint, um all' die Reize und all' das Elend, die Unſchuld und die Schminke der modernen Geſellſchaftswelt mit ſicherm Tact, mit Bewußtſein und Grazie, Ernſt und Satyre zu ſchildern; einen Autor, dem unter hundert guten Eigenſchaften nur die Eine fehlt, die alle andern am Ende aufwiegt: germaniſche Jugend! Ich meine A. von Sternberg. Er iſt ſeinem Innern nach weder Ruſſe noch Deutſcher, obſchon jenes von Geburt, dieſes nach der Abſtammung ſeines Geſchlechtes und nach dem Organ der Rede, das ſeine dichteriſchen Schöpfungen überliefert. Er gehört zu den innerlich heimathloſen Deutſchen, denn auch die große Welt, die überall dieſelbe iſt, überall dieſelben Götter anbetet, der Salon der bevorzugten Geſellſchaft, welchem ſeine Darſtellung entlehnt iſt, iſt ihm kein Capua, kein Pays de Cocagne, kein Herzensaſyl. In Paris iſt der Salon der Reverbère des großen ganzen Lebens, man braucht nur im Salon zu leben, und man fühlt alle Pulsſchläge der Zeit lebendig mit. In Deutſchland nicht ganz in dem Grade; man kann ſich abſperren, ſich in Gemächlichkeit und Herkommen eine Welt aufbauen, die, wenn ſie nicht ſo ſtark parfümirt wäre, faſt eine Art von Idylle abgäbe. Die ſchreienden Töne der Zeit klingen auch herein, aber abgedämpft, ſo daß man ſie wie Muſik von draußen, wie Carnevalslärm hinnimmt; die Cauſerien im Fauteuil, die Plaudereien auf dem Sopha werden dadurch nur gewürzt, die Etiquette des Beſuchs wohlthuend unterbrochen, die coquette Langeweile in der Aſſemblée, die gern gähnen möchte, wenn ſie nicht geſchnürt wäre, bekommt Farbe, ſei's aus Spott oder Ärger. Genug, man entgeht auch zwiſchen Sophakiſſen nicht ganz der Zeit, ſelbſt wenn man ſich wie franzöſiſche Emigrés zwiſchen Spiegelwände einſchlöſſe, um nichts als ſich und an der eigenen Geſtalt das ancien régime feſtzuhalten. Im eigenen Herzen werden Diſſonanzen laut. Dies iſt aus Herrn von Sternberg's Novellen erſichtlich; er begann die Reihe ſeiner Darſtellungen mit »Zerriſſenen.« Ich meine nicht, daß dies Buch oder ſeine Fortſetzung »Eduard« den geheimen Nerv des Zeitleidens erfaßte oder mit Muth und Entſchiedenheit zum Ausſpruch brachte; ich behaupte nur, die Geſellſchaft wittert ſelbſt, wovon man glaubt, es ſei blos Machwerk der zerſtörungsluſtigen und lärmbetrunkenen Jugend, die ſich noch nicht eingezäumt hat in die Behäbigkeit der in ihrem Gott vergnügten Gewohnheit. Aber ſo in ſeinem Gott vergnügt iſt der Geſellſchaftskörper eben nicht, auch nicht die Sphäre, wo man ſich mit Eſſenzen die Schläfe reibt. An einem Autor, der weder Organ einer Partei, ſie ſei wiſſenſchaftlich oder ſocial, weder Agent einer Richtung, noch Redner einer Geſammtheit; bei einem Autor, der nichts als der Pulsſchlag der Geſellſchaft iſt, kann man den Zuſtänden einer Epoche recht eigentlich in die Karten blicken. Auf eine Zeitlang entfloh Herr v. Sternberg den Einflüſſen einer unbehaglichen Zeitatmoſphäre, ſein bildneriſches Talent wählte ſich Situationen entfernter Art, Molière's, Leſſing's Verhalten zu ihrem Jahrhundert. Mit der »Galathee« griff er von neuem in das Gewebe der ſocialen Bildung unſerer Gegenwart. In den Briefen des Romanhelden glaubt man anfangs eine Art »Werther am Hofe« zu hören. Daneben laufen die Bekenntniſſe eines Blaſé, außerordentlich dreiſt und wahr. Aber Robert, der Held der Geſchichte, iſt ſelbſt ein Stück von blaſirtem Vornehmling. Sein Anflug von Werther'ſcher Luſt iſt auch nur eben ein Hauch der Seele, der über die Glätte des kalten Spiegels fährt. Dies Naturgefühl tritt lange zurück, die Lüge des Lebens um ihn her bewältigt ihn bis in ſein innerſtes Herz, und ohne es zu wollen und zu wiſſen, heuchelt er ſich in ein Doppelverhältniß zu Galathee und Melicerte hinein. Die Lüge der großen Welt iſt das Thema des Buches; ſie wird uns bis zum Widerwillen treu aufgedeckt. Neben dem Blaſé iſt der Jeſuit Jerome die hervorſtechendſte Figur. In beiden geht die urſprünglich gute Menſchennatur an den Satzungen des gegebenen Daſeins bis zur Verworfenheit unter. Beide Geſtalten ſind auch am meiſten fertig gezeichnet. Galathee weniger, Melicerte, die romantiſche Dame mit der paradirenden glänzenden Schulter und der allezeit verführeriſchen Luſt zur Reue, iſt eben ſo wenig eine fertige Schöpfung. Der Autor hat keinen ſtetigen Pinſel, ſeine Novellen ſchwanken zwiſchen Memoire und Empfindung. Halb Copie aus der Wirklichkeit, wie ſie ſind, bieten ſie keine förmlichen Portraits und keine fertigen Geburten der dichteriſchen Schöpferkraft. Die Unſicherheit der Zeichnung geht ſo weit, daß man bei einzelnen Geſtalten nicht weiß, wo Schein und Wahrheit in einander laufen, Coquetterie und Aufrichtigkeit grenzen. So ſehr iſt der Autor mit ſeinen Figuren in ſein Thema verſunken. Und wie über dem Schein der Inhalt des Lebens verloren geht, über der erkünſtelten oder ſpieleriſch gepflegten Neigung die wahre ſtirbt, dies Schauſpiel, das ſich die moderne Geſellſchaft tagtäglich verſpielt, iſt in dieſem Romane mit ergreifender Wahrheit entfaltet. Der Styl iſt in dieſem Buche nicht der beſte. Was ich guten Styl nenne, wiſſen Sie ſchon. Jede Feder hat ihren Styl, jeder Inhalt verlangt den ſeinigen. »Le style c'est l'homme,« Buffon's Spruch, iſt nur halb wahr. So weit der Styl Ausfluß der Perſönlichkeit iſt, und dieſe ſich mit ihrer ganzen Eigenheit in ihm darlegt, iſt jener Satz richtig. Aber der Romandichter gibt nicht ſich, ſondern eine Welt, mithin muß der Styl das Abgepräge dieſes Inhalts ſein, und nur wenn die Perſönlichkeit des Darſtellers dieſe ihre Welt ganz erfaßt, ganz in ihr aufgeht, zeichnet der Styl beides richtig und genau ab, den Mann und die Sache. Will ich die feine Geſellſchaft ſchildern, iſt ſie meine Welt, in deren Zuſtänden ich heimiſch bin, ſo muß mein Styl der Ausdruck des high life ſein. Ich kann nachläſſig ſchreiben, aber nicht eckig, geſchwätzig, aber nicht pikant, wahr, aber nicht offenherzig, ſcharf, aber nicht grob, ich kann Alles ſein, nur keine ehrliche Unbeholfenheit, die ſich wie ein Handſchuh umkrempelt, — man verzeihe dies ſalonwidrige Wort. Dergleichen paſſirt Herrn v. Sternberg noch in der »Galathee.« Die »Bekenntniſſe des Blaſé« unter anderm ſind ehrlich unbeholfen; Anderes, wie die Mittheilung des Jeſuiten über ſich und ſein Leben, furchtbar ergreifend, entſetzlich wahr, aber craß und aus den Rahmen des Gemäldes heraustretend; es iſt dies keine Geſchichte mehr, die man auf dem Sopha vor dem Theetiſche lieſt, man muß mit ihr einſam ſein und das Labyrinth der menſchlichen Seele ſtill bedenken.

In der »Pſyche,« einem neueren Romane, iſt der Autor ganz in ſeiner Welt; hier hat er ganz ſeinen Styl gefunden, der ihm und ſeinem Stoffe gemäß. Auch iſt er hier, wo er abermals die hohe Geſellſchaft ſchildert, weniger Mitpatient, wie in der »Galathee,« ob er ſchon nicht Arzt iſt und kein Heilmittel weiß zur Beſchwichtigung der krankhaft aufgeſtörten Ruhegeiſter. Der erſte Band bringt faſt nur Meublement, um ſich auf dem Terrain einzurichten. Auch die Menſchen, die hin und her laufen, der alte den Herrn ſpielende Diener und ſein zum Bedienten geeigneter Herr; die altjüngferliche Cottin, die in der Familie ſo unentbehrlich iſt bei jeder »Kataſtrophe;« der weibiſche Miniſter mit der Tapiſſeriearbeit, jene parfürmirten

Pinſel, welche die Bourgeoiſie auf dreißig Schritt wittern, alle jene weichlichen Verwahrloſungen, jene lächerlichen Gecken und intriguanten Coquetten, ſind nur der Hausrath der ſogenannten feinen Geſellſchaft. Erſt mit dem zweiten Bande beginnt das Seelenleiden der vornehmen Welt. Sternberg ſieht es in der Ehe. — Weil ihre Bande feſter ſind, als die Beſeligung der Liebe dauert, ſo erwächſt allerdings daraus jenes Gewirr von Unglück, jenes Syſtem von Gebrechen, jener Abgrund von Knechtſchaft, Heuchelei und geheimer Verwilderung, vor dem der Freigebliebene erſchrickt. Aus dieſen Gefühlen ſtellt ſich das Glaubensbekenntniß der Marquiſe zuſammen, und was der Lauf unſerer Tage an Widerwillen gegen die Idee der Treue und ewigen Angehörigkeit zur Sprache gebracht hat, iſt in ihr zum Ereigniß, zum Erlebniß geworden. Sie fühlt ſich geliebt von einem Manne, aber die Furcht, mit dem feſten Abſchluß eines ehelichen Bundes werde die Gewohnheit und die lähmende Macht der Sicherheit die Liebe tödten, dieſe vorgebliche Furcht hält ſie ab, aus dem ſchwebenden Verhältniß eine Ehe werden zu laſſen. Es iſt der Egoismus des modernen Weibes hier zur Geſtalt geworden, wie er ſich als Contraſt gegen die Tyrannei des Mannes im Denken und Fühlen unſerer Zeit zum Bewußtſein gebracht hat und mit ſeinem Schimmer von Freiheitsluſt eine täuſchende Gewalt übt. Die Marquiſe will geliebt ſein, ohne ſelbſt zu lieben. Hierin liegt der verführeriſche Reiz, das glänzende Elend und der armſelige Irrthum ihres ganzen Glaubensbekenntniſſes. Mit dem Moment, wo das Weib im Stande iſt, zu lieben, ſtürzt das ganze hohe Gerüſt von erheuchelter Selbſtſtändigkeit zuſammen; wo das Weib liebt, will es auch dienen, ganz Hingebung ſein, ganz aufgelöſt in die allwaltende Macht der irdiſchen Gottheit, die über den freien Willen hereinbricht. Das iſt die Myſtik der Frauennatur in der Liebe. Wo die Frau liebt, will ſie dienen, und nur wo ſie liebt, kann ſie Hingebung ſein. Der Rationalismus, der den Vortheil und das Arrangement der Zuſtände bedenkt, mag erfinderiſch ſein, die Verhältniſſe der Ehe, ihre Lösbarkeit freier oder enger nach dem zeitgemäßen Geſichtspuncte der geſellſchaftlichen Wohlfahrt zu geſtalten; jene Myſtik, die in der Liebe des Weibes liegt, hebt kein Rationalismus auf. Und mit der Liebe löſen ſich alle Scrupel, an denen die klügelnde Zeit ſich den Kopf zerbricht. Wo keine Liebe iſt, iſt auch keine Ehe, und wo ſie iſt, da durchzittert die Seele das Gefühl einer ewigen Angehörigkeit wie die Ahnung eines unſterblichen Lebens. Deshalb der Glaube, die eigentliche Ehe ſei im Himmel geſchloſſen, und um deswillen war es keine Tyrannei der katholiſchen Kirchenſatzung, wenn ſie die Ehe für immerdar geſchloſſen, für unauflösbar hält. So lange nämlich die Kirche das Leben beherrſchte, trat dieſer Glaubensſatz ganz harmlos und naturgemäß aus den Zuſtänden hervor. Sobald das frei gewordene Ich ſeine Herrſchaft unter den Menſchen gewonnen und ſeine Gewiſſensunabhängigkeit errungen, ſchloß das Ich die Ehe, gab der freie Wille ſich hier an eine ewige Gemeinſchaft. Ergibt ſich dies Gefühl als eine falſche Illuſion, die ihre Endſchaft erreicht, ſo muß der freie Wille ungefährdet zurücktreten können, denn der Bankerott des Lebensglücks iſt damit ausgeſprochen, und der Staat, die Anſtalt der bürgerlichen Wohlfahrt, ſchreitet als Executor ein, um den Bruch zu mildern, die verworrenen Verhältniſſe zu ſchlichten. Mehr als die Function des Executors hat der Staat dabei nicht. Aber ohne die Luſt eines ewigen Angehörens, ohne die Ahnung der Unſterblichkeit des Gefühls gibt es keine Liebe, keine Ehe. Und hier ſtoßen wir auf die weltgeſchichtliche Wahrheit, daß der Begriff der Treue ein Kleinod des germaniſchen Lebens iſt. Mag dieſer Begriff momentan ſelbſt aus dem Staate verſchwinden können, im germaniſchen Seelenleben iſt er unvertilgbar.

Ich wollte über Sternberg's Styl ſchreiben und gerathe in eine Abhandlung über die Ehe. Aber es iſt eben Styl, ſo über die Ehe zu denken, wie der Verfaſſer ſeine Marquiſe darüber denken läßt. Nur weil man nicht den Muth hat, dies Thema zu Ende zu denken, bleibt man in dem Widerſpruch zwiſchen der Freiheit des Willens und der Gebundenheit des ehelichen Verhältniſſes befangen, ſtößt mit der Stirn gegen die Formen und vergißt, daß die Form nur dann hemmend iſt, wenn ſie den Inhalt verloren hat. Auch was man politiſche Freiheit nennt, iſt nicht jene iſolirte Abſtraction von jedem beſondern Verhalten. Nach Freiheit lechzt die Weltgeſchichte, ſie iſt der Sehnſuchtsdrang aller Creatur. Abſolut iſt ſie in keiner Staatsform vorhanden, in jeder aber relativ, ſobald ſie der nothwendige Ausdruck vom Lebensinhalt ihrer Zeit iſt. Meint Ihr, wenn plötzlich die Demokratie über die Welt hereinbräche, die Welt würde dann frei ſein? Wenn Euch die demokratiſchen Tugenden fehlen, die Römerkraft der Seele, die ſpartaniſche Keuſchheit des Gemüthes: Ihr bleibt Sclaven wie unter dem Despotismus der Knute. Erſt forſchet nach dem Inhalt! Er ſchafft ſich ſeine Form, und er ſchafft ſie wie mit einem Zauberſchlag. — Das Jahrhundert nagt an den Formen, ſtatt ſich um den Inhalt zu kümmern. Das iſt der Beweis, daß es unfähig bleibt, neue Lebensformen herauszubilden. Und ſo iſt es auch mit dem coquetten Geſchwätz über die Ehe. An den Formen will man beſſern, und bedenkt nicht, daß man den Inhalt zu geſtalten hat. Der Inhalt der Ehe iſt aber die Liebe. Was ſich die Liebe phyſiſch und geiſtig als Geſetz auferlegt, das wird wohl binden an Leib und Seele. Alles Andere iſt Arrangement, mehr oder weniger mit Verſtand und zur Bequemlichkeit geordnet, jedenfalls aber die Nebenſache. Jene Marquiſe Clementine, die der Roman ſchildert, iſt ein Weib, das geliebt ſein will, ohne im Stande zu ſein, ſelbſt zu lieben. Sie kennt blos das ſtolze Gefühl der Verherrlichung, nicht die Leidenſchaft der Hingebung, ſie hat Saint-Simon ſtudirt, ſtatt an ſich ſelber die Natur des Weibes zu ſtudiren, ſie weiß nur von den Coquetterien der Liebe, aber nichts vom Glück des Genuſſes, ſie ſetzt ſich an die Lebenstafel ohne Hunger und Durſt, und will eine klügelnde Kritik der Speiſen liefern. Bis zu dieſer Lüge iſt die moderne Geſellſchaft gekommen, in dieſem Gemiſch von eben ſo viel Prüderie als Frivolität ſchwelgt die ſogenannte feine Bildung. Der Verfaſſer hat dieſe ſchmerzliche Diſſonanz in der Geſellſchaftswelt gefühlt, mit Beredſamkeit dargeſtellt, aber weiter nichts. Sein Roman iſt ein Fragment aus der Wirklichkeit, ein Memoirenſtück aus der großen Welt, aber kein Dichtwerk, kein Product der Poeſie, denn die Poeſie ſoll mehr ſein. Sie ſoll die Diſſonanzen löſen. Kann ſie keine Harmonie hervorrufen, ſo ſoll das Bild der Zerrüttung in ſich ſelbſt fertig ſein; auch die »Wahlverwandtſchaften« wiſſen kein Heil zur Geſtaltung eines freien und doch gehaltenen Lebens, aber ſie geben eine in ſich fertige Tragödie der modernen Geſellſchaft. Wie ſehr Sternberg eigentlich nur in dem Spiegel ſeiner Beobachtung das Leben auffängt, ſtatt daß der Dichter es ſchafft, beweiſt auch der Umſtand, daß alle ſeine einzelnen Figuren nur Copien aus der Wirklichkeit ſind, entweder aus der Maſſe der Geſellſchaftsſphäre um ihn her herausgegriffen, oder beſtimmte Abbilder einzelner Geſtalten, denen nur noch der letzte Strich fehlt, um ſie Portraits zu nennen.

Wer die Diſſonanzen der Gegenwart nur aufzudecken weiß, ohne auch nur in der Ahnung auf eine Harmonie zu deuten, der bedarf von Zeit zu Zeit der Flucht. Solche Flucht iſt für Sternberg ſeine Wanderung durch die Mährchenwelt. Wie ſchön weiß er die Fabeln der Seeleute zu erzählen, wie anmuthig, wie plaſtiſch fertig, durchſichtig hell iſt ſeine Darſtellung im »Fortunat!« Wieland's Feen werden aus dem Exil wieder hervorgeholt, ein buntes loſes Spiel der Grazien ſoll die Zeit über ihren Gram hinwegtäuſchen, man ſoll ſich auf Augenblicke in den Gaukeleien der Phantaſie berauſchen, um nur nicht immer dem harten Ernſt des Lebens, den man nicht auszudenken vermag, in's Angeſicht zu ſchauen. — Wer wollte ſich nicht freuen können an den zarten Spielereien der alten Mährchenwelt! Selbſt der Millionär aus Lombard-Street, der über gar nichts mehr ſtaunt, weil er auf künſtlichen Bahnen mit der Schnelligkeit des Blitzes hinfährt und ſeine Taubenpoſt abſendet, ſelbſt der muß lächeln, wenn er ſieht, wie die kleine Fee Babiliotte in ihrer Nußſchale von einem Ende der Welt bis zum andern in wenigen Secunden reiſt. »Das iſt heutzutage der Punct, wo Wirklichkeit und Mährchen ſich berühren,« ſagt Sternberg in ſeinem »Fortunat.« Verriethe nur ſonſt ſein Buch irgendwie das Bewußtſein, das Mährchen ſei die Ironie der Wirklichkeit. Allein er baut uns die Camera obſcura blos zum müſſigen Behagen auf, wir ſollen uns fliehen, und Flucht kann Klugheit, aber nie Tapferkeit verrathen. Hinwegtäuſchen läßt ſich auf Minuten auch das verlorenſte Leben, auch die römiſche Kaiſerzeit hatte ihre Ergötzlichkeiten, und der Türke hat ſeinen Opium.

Und mit den alten Göttern kehrt auch die alte Lüſternheit zurück. Crebillon iſt wieder da, und hilft die böſe neue Zeit mit den Freuden der guten alten Zeit parfümiren. Hier iſt allerdings kein junges Deutſchland, aber altes Frankreich. Deshalb iſt auch der Styl loſe und locker, ſtellenweis reizend, und dann wieder ſchlaff und todt.

5.

Anaſtaſius Grün, ſchreiben Sie mir, arbeitet an einem Epos: »der Pfaffe vom Kahlenberg«. In welchem Versmaß? Das wüßt' ich gern. — Es iſt nämlich ſchlimm, daß die neuere Lyrik ſich zum Epos wendet, ohne zugleich dafür einen neuen Vers zu finden. Für neuen Inhalt iſt ein neuer Styl nöthig, neuen Moſt füllt man nicht in alte Schläuche. Weder Lenau, noch Beck haben einen neuen epiſchen Styl gefunden. Bei andern Sängern kommt dies gar nicht in Frage; ſie nahmen, wie Karl Egon Ebert, der ſich an die alte Zeit ohne Bruch, ohne Sprung anlehnt, das hergebrachte Maß der achtzeiligen Stanze, oder den Hexameter; ſie bedurften nicht für neuen Inhalt neue Form. Der Hexameter war für die Alten die einfachſte und nächſte Form der Erzählung, ſo naturgemäß wie die Stanze für den Italiener, ſo naiv wie das Nibelungenmaß für unſere Altvordern. Byron wählte, weil er wirklich ein epiſcher Dichter war, die ihm gemäße Form nicht wie ſeine Stimmung ſie verlangte, ſondern wie ſein Stoff ſie forderte. Die Stetigkeit des Maßes bezwang dann die Unruhe ſeines flammenden Geiſtes, und dies Widerſpiel einer wogenden und doch bewältigten Aufregung iſt nicht der geringſte Reiz an ſeinen epiſchen Dichtungen. Ein Anderes iſt es, wenn das Maß dem Stoffe widerſtreitet!

Laſſen Sie uns Beck's »fahrenden Poeten« leſen, ſeinen Stoff, ſeine Stimmung betrachten, und uns fragen, welches Maß nahm er für dieſen Gehalt.

Ein träumeriſches Kind des Orients, mit heißem Ungarblut und mit jenem Hange zu üppiger Bilderpracht, zu rauſchender Janitſcharenmuſik und zum betäubenden Duft morgenländiſcher Gewürze — ſo war uns Beck's Muſe in den »Nächten« erſchienen. Aus der Welt, der germaniſchen Welt pflückte er ſich den verbotenſten Apfel, ohne Furcht, das Paradies der Traumwelt dafür einzubüßen, ohne Beſorgniß, vor dem ſtechenden Geruch dieſer Frucht vom Baume der Erkenntniß möchten die Unſchuldsblumen erbleichen. Er ſang Börne's Grablied. Die Form war hier unmittelbar mit dem Inhalt gegeben; das Lied kommt mit ſeinem Kleide gleich fertig zur Welt. In den »Nächten« hatte das Kind des Jahrhunderts ſein Glaubensbekenntniß vollſtändig abgelegt, das Kind mit ſeinen hoffnungsvollen Träumen, mit ſeiner Wehklage um gefallene Helden, mit ſeinem Gebet um Erlöſung der leidbedrückten Menſchheit. Seine Sprache war in einem bilderhaften Nebel befangen, ſeine Gedanken hatten etwas Schwimmendes, die Hand tappte vergebens nach etwas Feſtem; ſeine Lieder klangen meiſt wie Elegien und hatten auch in ihrer Form dieſen Anſtrich.

Er brachte nun ſeinen »fahrenden Poeten«, womit er eine lyriſch empfindſame Reiſe durch die Welt beginnt. — Hat ſich nun die orientaliſche Kindheit noch heimiſcher gemacht im Leben der germaniſchen Welt? Wie ſtellt ſich »der fahrende Poet« zu ihr, und welches Antlitz trägt nun der Jüngling Gewordne zur Schau? — Das Gedicht bietet ſich in vier Geſängen dar. Der erſte führt uns Ungarn vor. Auf dem Zuge der Wolken trägt ſich der Dichter in ſein Heimathland, in die enge Gaſſe ſeines erſten Daſeins, nach der Wiege ſeines Lebens, an das Herz der elterlichen Liebe. Ewig alte, ewig neue Gefühle der Menſchenbruſt, hier ſo patriarchaliſch rein, fromm und innig, wie ſie von denen kaum noch gefühlt werden, welche die Regungen der jugendlichen Jetztwelt vom Haß genährt, vom Gram zerriſſen und karg an Liebe ſchelten. Zugleich nimmt uns eine bunte Magyarenwelt auf. Das Gewühl des Trinkgelages in der Schenke, der ungariſche Tanz mit den klirrenden Sporen, das tritt in freien Gruppen, in beweglichen Geſtalten ziemlich feſt und claſſiſch vor uns. Hierin iſt ein nicht unbedeutender Fortſchritt in Beck's Poeſie erſichtlich, der ſchwirrende Bildernebel fällt, das Wandgemälde, auf das ſeine Phantaſie bunte Linien hinſtreut, hebt ſich gemach heraus, die Figuren treten mit feſten Gliedern wie Basreliefarbeit aus der Tafel hervor. Es iſt ein glücklicher Anfang zu objectiverer Geſtaltung dieſer ſeiner üppigen Lyrik, ein Schritt vom Traume zu lebendig gegliederter Wirklichkeit. Es iſt der Lyrik überhaupt nicht die Beſchränkung auferlegt, ſich ſelbſt oder die Welt zu beſingen, ſie vermag es, einen gewiſſen Grad plaſtiſcher Geſtaltung zu erreichen; es iſt dies derſelbe Fortſchritt, welcher das Lied zur Ballade macht

Mich dünkt, Karl Beck ſei auf dem Puncte, wo er mit großem Glück die Balladenpoeſie anbauen müßte. Der Schritt von der Ballade zum Drama iſt dann noch ein weit größerer, er iſt ein förmlicher Sprung. Die Perſönlichkeit des Dichters muß ſich hier ihrer ſelbſt entäußern können, ſie ſchweigt und verbirgt ſich ganz und gar hinter die frei ſtehende Gruppe einer in ſich ſelbſt getragenen objectiven Welt.

Der zweite Geſang gilt Wien. Jener Fortſchritt, der im erſten Geſange erſichtlich geworden, iſt hier weniger feſtgehalten. Ungarn wurde uns nicht als ein Wandgemälde vorgeführt, wo die Phantaſie herumflattert und der Dichter wie mit dem Zeigefinger der Verſe auf die Linien deutet; wir treten da wirklich mit ihm in ſeine Welt, er malt uns nicht den Tanz vor, er tanzt ſelbſt, und der tobende Reigen ſchlingt ſich um uns; er beſchreibt uns nicht die Geſtalten ſeiner Lieben, er führt uns mitten unter ſie, wir klopfen an ihre Thür, ſchauen ſelbſt in ihre Züge, und auch jenes ungariſche Schenkenleben umlärmt uns ſo energiſch und lebensvoll, daß wir in ihm heimiſch ſind. Die bloße Schilderung, die Wien erlebt, iſt zu paſſiv, wir ſehen ſtückweiſe ein Panorama, wir ſchauen und werden müde, die Dichtung hat hier weniger die Kraft uns in die Scene hineinzuführen, damit wir die Welt, die ſie anſchaulich machen will, ſelbſt erleben. Die Kraft zur Geſtaltung iſt hier ſchwach, die Elegie der Stimmung waltet vor. Setzen wir aber die Anforderung herab und laſſen uns genügen an einer Poeſie, die blos ſchildert und beſchreibt, ſo wird doch ohnedies noch die Beſchränkung der gewählten Versart hier fühlbar. Der Dichter hat für das ganze Gedicht die Sonettenform gewählt. Er hat ihr allerdings die Freiheit gegeben oder vielmehr gelaſſen, die ſich das Shakſpeare'ſche Sonett herausnahm; allein der Übelſtand, den ich meine, wird dadurch nicht gehoben. Das Sonett kann nicht ſchildern. Das Sonett iſt ein Liebesſtrauß, oder es hat, wie bei Shakſpeare, den Charakter eines lyriſch ausgeführten Epigrammes. Es kann mit ſeiner knappen Taille Liebe oder Haß zum Ausſpruch bringen, elegiſch weich ſein oder ſcharf gezüngelt. Es iſt ein Flammenſtrahl, der aufrauſcht und eben ſo ſchnell wieder erliſcht, es hat ſeiner Natur nach nicht den langen Athemzug, um zu malen und epiſch zu beſchreiben. Schon daß ſich mehrere zu einem Faden zuſammenknüpfen, hebt ſeine Eigenthümlichkeit auf, kraft der jedes an ſich mit Bild und Gedanken ein geſchloſſenes Ganzes und mit ſeinem künſtlich verſchlungenen Spiele eine kleine Welt für ſich iſt. Zur Zeit der Schlegel, als man die ſüdlichen Versweiſen mit Vorliebe anzubauen begann, ſchilderte man unter anderm Raffael'ſche Gemälde in Sonetten, auch charakteriſirte man Perſonen in dieſer Form; es war eine Ausweitung der lyriſchen Grenzen, aber man wählte ſich doch leichtbegrenzbare Stoffe, eben nur einzelne Geſtalten und Objecte für das beſchreibende Sonett, nicht umfaſſende Zuſtände von Volk und Land. Wenn Beck ſeine lyriſche Subjectivität ausſpricht, iſt er meiſt dithyrambiſcher, als es das Sonett in ſeinen Grenzen geſtattet. Bei alle dem iſt ihm die zuſammendrängende Form für ſeine ſchwellende Gefühlswelt durchaus heilſam, ſie hindert ihn, zu weit auszuſchweifen; allein zur Schilderung von Volk und Land in einem lyriſchen Gemälde wären die Terzinen eine weit mehr zuſagende Form geweſen.

Im dritten und vierten Geſange, »Weimar und die Wartburg« überſchrieben, tritt der Dichter ganz in die Gedankenkreiſe und unter die Geſtalten der germaniſchen Welt. In Weimar ergeht ſich die lyriſche Emphaſe, um die großen Perſönlichkeiten der Vergangenheit an Ort und Stelle heraufzubeſchwören. Goethe und Schiller ſteigen vor ihm auf, und er hält ſehr glücklich die Parallele zwiſchen beiden feſt. Beſonders verliert ſich die poetiſche Betrachtung in der Schilderung des kargen Arbeitszimmers, in welchem jener gewaltige Mann den größten Theil ſeines Dichterlebens verbrachte; das ärmliche Holz des Tiſches, an welchem er ſtand und ſann, verführt ſogar zu übertriebenen Ausſchweifungen der herumirrenden Phantaſie. Plötzlich bevölkert ſich der Raum, wo der »fahrende Poet« altem Denken und Dichten ſich träumeriſch hingibt, durch eine Geſtalt, die in das glückſelige Traumleben der Deutſchen die Brandfackel der wachen Zwietracht ſchleuderte: Börne's Geiſt ſteht vor ihm auf und will, noch als Abgeſchiedener mit dem alten Zorn und dem alten Schmerz der Rache bewaffnet, den glückſeligen Frieden des großen Dichterfürſten ſtören. Der junge Dichter kämpft nun mit beiden Geſtalten des Geiſterreichs und ſucht ſich gegen die Anlockungen beider, die wie ſtahlgepanzerter Haß und weiche milde Liebe verſchieden auf ihn eindrängen, gewandt und redneriſch auszugleichen. So liebenswürdig die Dichtung hier erſcheinen mag, wir müſſen doch ſagen, daß mit ſolchem muſikaliſchen Bilderſpiel der große Dialekt jener Gegenſätze im deutſchen Geiſtesleben nicht erledigt wird; auch die Stellung des jungen Dichters zu beiden bleibt dunkel oder führt weiter nicht zu einer neuen Entwickelung ſeines Naturells. Dergleichen iſt auf ganz anderm Boden auszufechten, der lyriſche Dichter kann darüber träumen und brüten, aber die Elegie der Empfindſamkeit führt es nicht zu Ende. Hieraus vielleicht erwächſt die ſteigende Verſtimmung, die ſich wie ermattende Melancholie der Dichtung Beck's immer mehr bemächtigt, die elegiſche Schwermuth ſchleicht oft wie Nervenkrankheit in das Herz ſeiner Poeſie, eine Monotonie wird fühlbar im Klange ſeiner Saiten, nur die oft Shakſpeare'ſche Bilderſchöpfung der Sprache erhält die Verſe lebendig. Dieſe Herabſtimmung der Nerven, die über den trägen Strom der Gegenwart klagt, iſt ja ſelbſt nicht blos Product der Zeit, ſondern hilft dieſe träge Zeit erſt recht mit erzeugen. Beck bedarf einer höheren Form der Poeſie, um ſich zur Größe des Gedankenlebens heranzugeſtalten; was an Schönheit, an Wärme und Lieblichkeit der Gefühle in der dichteriſchen Bruſt lebt und waltet, das hat ſeine Dichtung bereits in glücklichen Weiſen erklingen laſſen.

Auf der Wartburg beſingt der Dichter jene Margarethe, das duldende Frauenherz, und es gemahnt uns hier wieder an Beck's Befähigung zum Balladenſtyl. Sehr ergreifend, belebend und in ſich beglückt ſind die Lebensanſchauungen, zu deren Ausſpruch ihn der Beſuch in Luther's Zelle veranlaßt. Ein weiches, liebevolles Herz öffnet ſich hier in den Offenbarungen der Menſchheit und nimmt Theil an allem Reichthum der geiſtigen Welt, obſchon das Gefühl der Heimathloſigkeit der Seele auch hier ſeinen Schleier über die Stimmung des Dichters breitet. Er weiß um den Triumph der Wahrheit, den die Geſchichte erringt, aber die Trauer um die Opfer, die der Sieg erheiſcht, hält die Elegie der Empfindung als vorherrſchend feſt. Anaſtaſius Grün, wenn er von der Freiheit einer lichtern Zukunft ſpricht, hat nicht ſo viel hingebende Herzenswärme, freilich aber mehr geſchloſſene Kraft und Charakterſtärke.

Mit Ferdinand Freiligrath führe ich Ihnen einen entſchiedenen Gegenſatz zu Karl Beck vor. In Beck iſt ein herumſchweifender Sohn des üppigen Ungarblutes zum bleichen germaniſchen Jüngling geworden, den die gedankenvolle Wehklage zu verweichlichen droht. In Freiligrath iſt ein ſtill beſonnenes Gemüth, das ſich ſogar mit Behagen ſeinem befangenen Geſchäft ergibt, zu einem herumflatternden Singvogel geworden, der alle Zonen der Welt erträgt, über das Eismeer ſchwärmt, mit dem Kameele durch die Wüſte zieht, Krokodileier ausbrütet und um alle tropiſchen Gewächſe ſchwirrt. Es iſt wirklich etwas übertrieben Lärmendes in den Verſen dieſes Strichvogels. Isländiſch Moos und Ammonium, die iriſche Witwe und der Sheik am Sinai, die Waſſergeuſen und das Negerleben am Kongo, die ſeidene Schnur des Paſchas und Scipio's Römerkraft, der Wecker in der Wüſte und das Zwitſchern der Schwalben, Schiffbruch und Binnenſand, — für das Alles ſchwärmt dieſe Muſe, die immer auf der Flucht vor deutſchen Zuſtänden, wenigſtens immer auf der Auswanderung begriffen iſt. Sie hat mit allen Nationen gebuhlt, aber nicht aus Genußſucht, ſondern aus Drang nach geſundem friſchen Leben, aus Thatenluſt und aus Wohlgefallen am bunten natürlichen Menſchenverkehr. Dies hat Freiligrath's Dichtung geſund erhalten, frei, derb und hell, während an Beck's Muſe, die nach Deutſchland einwanderte, wirklich etwas Hinſchmachtendes, etwas Verzehrendes erſichtlich wird. Geſunde, robuſte Friſche und phyſiſche Kraft iſt aber freilich das Einzige faſt, was man an Freiligrath als hervorſtechend bezeichnen kann. In ſich vollendet, äußerlich fertig und von geiſtiger Reife getragen iſt kein einziges unter ſeinen Gedichten, ſo weit ſie der erſchienene Band zuſammenſtellt. Wie viel dieſer Kraft, die immer neue Stoffe auffindet, und ſich im entlegenſten Elemente ſo wohlgemuth herumtummelt, noch zu erreichen möglich, ſteht zu erwarten. Faſt die Hälfte des ſtarken Gedichtbandes beſteht in Reproductionen aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen. Von beſonderem Werthe ſind die letzteren, ihrem reicheren Gehalte nach. Lieder von Burns, von Thomas Moore, Southey, Felicia Hemans gewähren in ſolcher

Wiedergeburt den Genuß dichteriſcher Selbſterzeugniſſe. Bei dieſen Arbeiten erſcheint der Sinn des Dichters für die Form ſehr ausgebildet. Um ſo auffälliger bleibt, daß bei ſo viel Gewandtheit im Übertragen die Diction ſeiner eigenen Verſe nicht mehr Weichheit und geſchmeidige Vollendung erreicht hat. Die Coquetterie mit ſeltſam überraſchenden Reimen aus der tropiſchen Zone iſt hier faſt zur Manierirtheit geworden.

Es ſteht kaum von Freiligrath zu erwarten, daß er für das Epos eine neue, allgemein ſtichhaltige Form findet. Ich bin auf Grün's »Pfaffen« begierig. — Möglich aber, daß alle dieſe Formfragen gleichgültig bei Seite bleiben, wenn uns ein neuer Inhalt überraſchend geboten wird. Er ſei uns in jeder Geſtalt willkommen, hat er nur eine ihm gemäße.

6.

Sie fragen mich, meine Freundin, wo ſich jetzt die größere ſchöpferiſche Kraft offenbare, ob in der deutſchen Proſa oder in unſerer rhythmiſchen Literatur.

Die Literatur eines Volkes iſt nur ſo lange lebendig und in Fortbildung begriffen, als deſſen Sprache productiv iſt, denn die Sprache des Volkes iſt nichts als die äußere Erſcheinung ſeines Geiſtes; mit dem Stillſtande der Sprachentwickelung müßte zuvor der Geiſt ſelber mit ſeiner ganzen Geſtalt, mit allen ſeinen Herzensſchlägen eingeſargt und begraben ſein. Ein Hinblick auf die rhythmiſche Poeſie und auf die Proſa unſerer Zeit dürfte uns da das meiſte inwohnende Leben aufweiſen, wo ſich die größte Fortbildung der Form der Sprache bethätigt. Täuſchen wir uns nicht über die unabſehbare Menge lyriſcher Productionen, die ſich auf dem Meere der leichtzerfahrenden Gegenwart auf und ab ſchaukeln. Mit Heine und Rückert bezeichneten ſich zwei große, wirklich neue Richtungen der rhythmiſchen Poeſie. In ihnen iſt ein Springquell des Genies, der ſeine Strahlen und Fluthen auch über die Diction ergießt, beide ſind in der Handhabung der Sprache gleich ſehr neu. Hier wären alſo zwei Brunnen der Urſprünglichkeit, aus denen ſich das Leben der Lyrik verjüngen müßte. Und doch drängen ſich hier Bedenklichkeiten auf, die dem ungehemmten Fortſtrom der ſchöpferiſchen Literatur Grenzen zu ſetzen im Stande ſind.

Heine's rhythmiſche Poeſie hat eine unbezweifelte Hinneigung zur witzig pointirten Proſa; mithin iſt an dieſer Neubelebung der lyriſchen Muſe eine Endſchaft ſichtbar, die ſich in den Verſen ſeiner Nachahmer ganz unzweideutig aufzeigt. Sprache, Versmaß und Gefühl laufen hier auf eine Dünnigkeit hinaus, für die noch der geographiſche Umſtand hinzukommt, daß ſich Heine's Liederpoeſie wie der Rhein im Sande, im märkiſchen Sande verlor. — In Rückert bekundete ſich ein innerlich neuentfeſſelter Urquell, der an Fülle der Gefühle, an durchdringender Innigkeit des Gedankens wie an Neuheit der Diction in den Literaturen aller Zeiten und Völker Seinesgleichen ſucht. Am Buſen des Orients trank er ſich die neue Milch des Lebens, daher die Kindlichkeit und die liebliche Keuſchheit ſeiner Muſe bei aller Gedankenſchwere ſeiner Weltanſchauung; daher der phantaſtiſche Übermuth, die Bilderfülle, die Spielerei mit Inhalt und Form, die in Rückert eine nie dageweſene Virtuoſität zur Erſcheinung gebracht hat. Sein neueſtes Gedicht, das leipziger muſikaliſche Album einleitend, iſt das auserleſenſte Cabinetſtück ſprachlicher Meiſterſchaft, die hier den Rhythmus; den Reimwechſel und die Wagniſſe des keckſten Wortbaues in einem geiſtreichen Spiele zu allen Regenbogenfarben der Sprache verbraucht hat. Je mehr jedoch hier nach Form und Wendung des Inhalts ein Äußerſtes gegeben iſt, um ſo weniger kann in dieſem Gebiete für Andere ein Raum des Bleibens ſein, und ſich für die Allgemeinwerdung dieſes poetiſchen Styls eine Ausſicht eröffnen, da die ganze Art und Weiſe von Rückert's Dichtung als Ertrag ſeiner orientaliſchen Studien zu ſehr die ihm perſönlich angehörige Färbung zur Schau trägt. Heine's Liederſtyl wurde von ſeinen Nachahmern carikirt. Dies wird Rückert nicht widerfahren; ſein Styl und ſeine ganze Diction tragen die Caricatur ihrer ſelber ſchon in ſich.

Für den Anbau der Proſa liegt vielleicht ein weiteres Feld eröffnet, wie denn auch ſchon Heine's Proſa eine reichere Mannigfaltigkeit, ſelbſt eine üppigere Fülle poetiſcher Schattirungen entfaltet hat, als ſein Versrhythmus. Wer von den Jetztlebenden ſich in den Conflict der Zeitideen verſetzt ſieht, bedarf durchaus der Proſa, deren biegſame Arme in die verſchlungenſten Höhlungen einer halb verſteckten, halb offenbaren Zeitentwickelung hineingreifen. Was in der Kritik, in Reiſebildern, im Felde der ſocialen Novelle geſchehen iſt und geſchieht, iſt aus dem drängenden Bedürfniß der Gegenwart hervorgegangen, der die Ekſtaſe der rhythmiſchen Poeſie nicht mehr aufzuhelfen vermag. Will ſich das innere Gedankenleben, wie es in unſerm Jahrzehend begonnen, mit der äußern Welt in Einklang und Wechſelwirkung ſetzen, ſo erſcheint die Proſa durchaus als die Sprache der Zeit. Dadurch ſind wir nicht in offenbaren Nachtheil gegen andere Epochen der Literatur geſtellt, da ſich vielmehr alle Töne und muſikaliſchen Zauber, mit dem die rhythmiſche Poeſie zu wirken vermag, in dem Gebiete der Proſa als eingebürgert bethätigen. Es gibt eine epigrammatiſche Proſa, deren Geißel noch alle Tage in Thätigkeit geräth, eine Proſa, die mit elegiſchen Zungen zu reden weiß, eine didaktiſche, gegen die das Lehrgedicht philiſtrös erſcheint, an erotiſcher Proſa fehlt es keineswegs, den Schlaggedanken, die die Proſa zu Tage fördert, gebricht es nicht an tragiſcher Erſchütterung in ihrer Wirkung. Dazu kommt, daß bei dem Ineinandergreifen aller geiſtigen Functionen auch die geſelligen Elemente des heutigen Lebens ſich auf literariſchem Boden Raum verſchaffen, und dieſe allumſpannende Übermacht, vor der weder die Geheimniſſe der Cabinette, noch das gewärmte Plätzchen hinter dem Ofen ganz geſichert bleiben können, der Literatur nur auf dem Felde der Proſa möglich wird. Wir ſuchen die Poeſie nicht mehr in entzückten Erholungsſtunden, die, vom Leben und der Wirklichkeit losgeriſſen, eine Ergänzung für dieſe bieten, ſondern, wenn es noch eine moderne Poeſie gibt, ſo beſteht ſie in der Durchdringung der geſammten Erſcheinungswelt und ihrer Ausgleichung mit der Speculation des für ſich ſelbſtthätigen dichteriſchen Gedankens.

Bei dieſem Zuſtande der Dinge that es recht noth, eine Geſchichte der deutſchen Proſa zu ſchreiben, um an ihrem Entſtehen vom Anfange her und an ihrer Weiterentwickelung die Geſichtsbildung der literariſchen Gegenwart begründet zu ſehen. Eine ſolche finden Sie in Mundt's »Kunſt der deutſchen Proſa.« Dies Ergebniß vieljähriger Studien iſt mit all' der graziöſen Feinheit in Darſtellung und Behandlung des Themas ausgeſtattet, die eine Abhandlung über die Kunſt der Proſa ſelbſt zu einem Kunſtwerke macht. Wir finden hier alle Elemente, welche in äſthetiſcher, hiſtoriſcher und geſellſchaftlicher Hinſicht den Sprachſchatz der deutſchen Rede im Laufe der Zeiten geſtaltend oder hemmend hervorriefen, von ihren Anfängen bis zur nächſten Gegenwart beleuchtet. Die erſten Abſchnitte nehmen das Verhältniß zwiſchen Entwickelung des Geiſtes und Entfaltung der Sprache, mit beſonderem Bezuge auf unſere volksthümlichen Eigenheiten, zum Gegenſtande. Der Kindheitszuſtand des Volkes mit ſeiner Hinneigung zur rhythmiſchen Poeſie wird den reicheren Bedürfniſſen der Spätzeiten und ihrer Befriedigung in der Entfaltung der Proſa gegenübergeſtellt. Die Betrachtung der deutſchen Proſa führt auf die Nachtheile ihrer gelehrten und wiſſenſchaftlichen Entſtehung und auf den Mangel geſellſchaftlicher Anläſſe, die der franzöſiſchen Diction zum Unterſchied gegen die unſrige einen ſo ſchnellen Vorſprung geſtatteten. Der Ciceroniſche Schematismus und ſein nachtheiliger Einfluß auf die deutſche Schreibart wird ſtreng charakteriſirt; zugleich auch der Tacitiſche Styl in ſeiner Eigenthümlichkeit jenem gegenüber aufgeſtellt. Die Beleuchtung der deutſchen Converſationsproſa führt auf die Geſchichte der deutſchen Höflichkeitsſprache und auf den geſellſchaftlichen Gebrauch der Anredeformen, die ſich mit Du, Ihr, Er und Sie, dem jeweiligen Charakter der Zeitſtimmungen gemäß, nüancirten. Was wir hier von den vielfachen Unterſuchungen über Satzbildung und Geſtaltung der proſaiſchen Diction noch beſonders als ſchlagfertig und an Hinblicken auf unſere Zeit fruchtbar hervorheben müſſen, bezieht ſich auf des Verfaſſers Äußerungen über den beliebten Büffon'ſchen Satz: »le style c'est l'homme.« Allerdings iſt die Perſon des Schreibenden der Werkmeiſter ſeines Styls, wie umgekehrt der Styl das Abgepräge der Individualität. Allein ſo völlig der regelloſen Freiheit des Subjects preisgegeben, wird der Styl, als Product der Willkür des Einzelnen, in jene Abnormen und Geſtaltloſigkeiten hineingerathen, welche z. B. die Jean Paul'ſchen Überſchwänglichkeiten hervorriefen. Auch der Inhalt der Sache iſt der Meiſter des Styls, wie ſchon in Goethe, trotz aller Freigebung des perſönlichen Behagens, dies Anſchmiegen an den Charakter der Sache ſich ergab, wonach der Styl als das Product des jedesmaligen Stoffes ſich geſtaltet.

Die Unterſuchung wendet ſich nun zur Geſchichte der Diction, und beginnt mit den Einflüſſen der Bibel und der Canzlei, als den beiden hauptſächlichſten Lebensquellen deutſcher Sprache und Darſtellung. Auf die latiniſirenden Wendungen, die der Sprache in dem carolingiſch-fränkiſchen Zeitalter eingeprägt wurden, folgte der ſchwäbiſche Sprachfrühling im Minneſang. Mit der Entwickelung der ſtädtiſchen und bürgerlichen Epoche regt ſich, wie in den Zuſtänden ſo in der Sprache, das Zeitalter der Proſa. Der Einfluß der Myſtiker auf die Bildung der Proſa iſt von beſonderer Wichtigkeit, und wir erhalten eine Charakteriſtik Johann Tauler's und ſeiner Sprache und Wortſchöpfungen. Eben ſo werden die Chronikenſchreiber vorgeführt und aus allen als Belege Proben ihrer Proſa mitgetheilt. Luther als Geſetzgeber und Reformator der neuhochdeutſchen Geſammtſprache iſt ſodann das nächſte gewichtvolle und größte Ereigniß in der Geſchichte der deutſchen Diction. Die Reformation machte die Vereinigung der deutſchen Mundarten zu einer geſchichtlichen Thatſache; zugleich erſcheinen Poeſie und Proſa in der Bibelüberſetzung einträchtig verſöhnt zu gemeinſamem Wirken. Das ſiebzehnte Jahrhundert macht rückgängige Bewegungen, Leibnitz ſchildert die Sprachverwirrung ſeiner Zeit, in der er ſelbſt befangen war. Mit der Wolf'ſchen Philoſophie und den ſchleſiſchen Dichterſchulen fallen Proſa und Poeſie aus einander und die Gottſched'ſche Correctheitsepoche ſyſtematiſirt dieſe Trennung, bis Klopſtock, das Genie der Sprache, erſcheint, und mit ihm das neu aufquellende Leben der deutſchen Diction beginnt. Leſſing wird dann als Genie der deutſchen Proſa vortrefflich charakteriſirt und der »Werther« als Denkmal hingeſtellt für die nun wieder erwachte Verſchmelzung von Poeſie und Proſa.

Die dritte Abtheilung ſetzt die literariſchen Gattungen der Proſa aus einander, und entwickelt ihr Verhältniß zur Weltbildung und zu den geſellſchaftlichen Bedürfniſſen. Wieland, Thümmel, Goethe, Fürſt Pückler werden hier paralleliſirt als Vertreter der weltmänniſchen Elemente der Literatur.

So finden Sie in dieſer Schrift die Stylarten der deutſchen Proſa an den einzelnen Hauptperſönlichkeiten, wie an den Stimmungen und Zuſtänden einer jeden Literaturperiode beleuchtet, und zwar in einem Styl, der recht eigentlich als ein beleuchtender bezeichnet werden kann. Es iſt der Styl der forſchenden tiefſinnenden Gemüthlichkeit, unter deren gemächlich ſanftem Strome die gute Geſinnung ſich als Sache der mildeſten Humanität bethätigt. Bei der Betrachtung der literariſchen Gattungen der Proſa wird über Roman und Novelle und über die Stylarten beider manches Treffende geſagt, Tieck's und Jean Paul's Proſa aus dem Naturell dieſer Dichter charakteriſirt und auch manches jüngern Autor's Diction an ſeinem Inhalte gemeſſen. Dieſe wechſelſeitige Beſchauungsart, den Styl am Autor und den Autor am Styl zu beleuchten, geht durch die ganze Unterſuchung Mundt's.

21.

Franzöſiſche und düſſeldorfer Maler.

1839.

Die zweite leipziger Kunſtausſtellung iſt von franzöſiſchen Malern ſehr reich bedacht. Die Düſſeldorfer ſind in Mode, und ſo können uns Frankreich und Deutſchland hier im Geiſte, in der Manier und Richtung ihrer Maler deutlich werden. Es ergibt ſich hier vollſtändig, wie ſehr die Kunſt an die nationale Eigenthümlichkeit gebunden iſt. Freilich kann man von der düſſeldorfer Malerſchule nicht ſo ausſchließlich behaupten, ſie vertrete deutſchen Sinn, deutſches Gemüth und deutſche Volksthümlichkeit, wie ſich Frankreich in der Kunſtwelt von Paris zum künſtleriſchen Ausſpruch gebracht ſieht. Immer aber gehören die Düſſeldorfer einer Hauptrichtung des germaniſchen Geiſtes an. Sie geben die träumeriſche Muſik unſeres Gefühlslebens, die ſtille Trauer des deutſchen Herzens, die in ſich verlorene Paſſivität unſeres Dichtens und Trachtens; die düſſeldorfer Kunſt hat im Bereich der Farben dieſelbe Function und Geltung, welche die ſogenannte romantiſche Schule in der Literatur zur Erſcheinung brachte. Räum' ich auf dieſe Weiſe der düſſeldorfer Schule eine wirklich nationale Bedeutung ein, ſo wird man mich nicht ſchelten, wenn ich auch für die Schwächen dieſer Richtung den Sinn offen behalte und nicht unbedingt huldige. Es kommt hier, wie überall, darauf an, die Richtungen zu charakteriſiren, die Eigenthümlichkeit derſelben richtig zu beſtimmen, Lob und Tadel ergibt ſich daraus von ſelbſt. — Ich gehe nach Zufall und Willkür in der Reihenfolge auf einzelne düſſeldorfer Bilder ein. Von Plane, dem Maler des beliebten »Goldſchmied's-Töchterchens,« finden wir die ſchon oft geſehene »Kirchgängerin«, das echt deutſche, fromm für ſich begnügte Geſicht, das wie ein »Lied ohne Wort« in unbeſtimmter Allgemeinheit entweder zu wenig oder zu viel ſagt, und keinen entſcheidenden Moment in ſeiner Stimmung zeigt. So kann das gute Kind lange beten gehen, ſo kann ſie lange hinbrüten, ohne zum Ziele zu kommen und mit ihrer Stimmung fertig zu werden. Es iſt eben ein Unterſchied, ob der Maler eine Stimmung oder einen Moment auffaßt und gibt. Den Moment faſſen die Franzoſen und geben deshalb dramatiſche Scenen. Die Stimmungen wählen ſich die Düſſeldorfer und ſind ſomit lyriſch oder epiſch. — Von Blanc iſt auch »der alte Baum«. Es iſt eine kranke Mutter mit zwei Kindern unter einem alten Baume. Auch hier das beliebte Altdeutſche in der Tracht mit recht viel Sammet und Seide, damit die Empfindung nicht durch harte Bekleidung geſtört werde. Die Düſſeldorfer packen gleichſam ihre weichen Gefühle gern in Baumwolle, als wollten ſie damit ſagen, wie empfindlich die Elegie im Menſchenleben iſt. Fragt man ſich: was wollen die guten Leute unter dem alten Baume? ſo tritt über dieſe Frage allerdings eine Verlegenheit ein. Alte Erinnerungen auffriſchen, unbeſtimmt ob an Glück oder Schmerz, eine Wehmuth anſtimmen über allgemeines Menſchenloos! Ich weiß, daß andere elegiſche düſſeldorfer Gruppen ein beſtimmtes Motiv zum Grunde haben; man darf nur an Bendemann's »Juden vor Babylon« erinnern; ſie trauern über die Trümmer der Stadt, die hinter ihnen liegt, allein aus dieſer langen Trauer konnte der Maler einen Moment von Entſcheidung herausgreifen. Der alte Leſſing, der Hort deutſcher Kritik, vindicirt in ſeinem »Laokoon« unter den Künſten gerade der Malerei die Fähigkeit, einen Moment feſtzuhalten. Natürlich doch wohl einen energiſchen, einen Hauptmoment, wo verſchiedene Elemente auf einen Centralpunct hinarbeiten. Hierzu bringt es die düſſeldorfer Sentimentalität faſt nie, immer geben ſie die Muſik der Empfindung, einen langen Athemzug der Seele, keine blitzartig hervortretende dramatiſche Entſcheidung. Dies im Gegentheil iſt Eigenthümlichkeit der Franzoſen, und die leipziger Ausſtellung kann recht eigentlich zu einer Parallele mit ihnen auffordern. Da find' ich zuvor noch einige düſſeldorfer Bilder, die unſere Meinung beſtätigen helfen. Von Boſer »Egmont und Clärchen«. Es iſt jener göttliche Moment, wo Egmont ausruft: »dieſer Egmont, das iſt Dein Egmont!« Ein franzöſiſcher Pinſel würde ihn vielleicht durch Coquetterie verpfuſchen, oder ihn gar nicht wählen, viel eher den Moment, wo Clärchen das Volk aufruft, um den gefangenen Geliebten zu befreien. Für düſſeldorfer Farben iſt jene Wahl ganz die angemeſſene. Allein die Ausführung iſt diesmal nicht glücklich. Ich meine nicht die Ausführung in Farben; dieſe kann techniſch ſehr löblich ſein, ich meine die geiſtige Ausführung der Situation. Egmont ſitzt und Clärchen kniet. Die beiden Geſtalten ſind hübſch, geſund, rund und nett, allein wie phlegmatiſch in Ruhe getaucht! Wo iſt da der leuchtende Funke, der aus den Augen ſprühen, die Elegie der Empfindung beleben und zu einem entſcheidenden Erguß führen ſollte? So aber malen die Düſſeldorfer faſt immer. Und ihre Scenerie wird ſchon ſtereotyp. Von Teichs finden wir »Gefangene Chriſten, von Mameluckenbewacht«. Ganz eine gewohnte Gruppe in düſſeldorfer Sentimentalität, links und rechts neben geſtürzten Säulen liegt Elegie und ſtumme Trauer. So können ſie lange kauern, ſo können »Egmont und Clärchen« lange ſitzen, es ſind Puppen, die das ſo lange aushalten, nicht Menſchen. In franzöſiſchen Bildern tritt der Moment energiſch auf die Spitze, der Effect iſt dramatiſch, wir ſind mächtig ergriffen von der Entſcheidung, zu der hier die Phantaſie aus dem bewegten Menſchenleben ein Verhalten verſchiedener Weſen zu einander herausgreift, concentrirt und auf den Gipfelpunct ſteigert. — Ich mache einen Sprung und komme auf einen franzöſiſchen Meiſter, der faſt zu düſſeldorfern ſcheint, ohne es doch ganz im Stande zu ſein, weil er Franzoſe bleibt. Es ſind zwei Bilder von Guet. Das eine zeigt eine »Überſchwemmung.« Eine elegante Gruppe von Mutter und zwei Kindern ſitzt auf dem Strohdache, rings herum Fluth. Das Geſicht der Mutter iſt ſehr ſchön, ein ſchmerzliches Madonnenantlitz, aber ruhig feſtgehalten, faſt wie es in der Plaſtik nöthig iſt. Auch die Elemente, die die Welt verheeren, ſind hier ohne Aufregung. Und in der eleganten Gruppe iſt ſelbſt in der Toilette keine Störung eingetreten; ſie ſitzen da auf dem Strohdach, als wären ſie aus dem Boudoir wie auf Wolken hinaufgehoben. Dies iſt beinahe düſſeldorfiſch. Das andere Bild zeigt eine »Schweizerin, Erdbeeren verkaufend«. Sie ſitzt, ſinnt und lauſcht. Was will ſie aber ſonſt? Denn auf Verkauf zu warten, iſt kein künſtleriſches Motiv. Hier iſt nun Guet doch zu ſehr Franzoſe, um mit ſeiner Figur nichts zu wollen. Bei den Düſſeldorfern heißt es immer: Edle Seelen wirken durch ihr Sein. Bei den Franzoſen wollen die Figuren etwas; darin liegt der Unterſchied zwiſchen lyriſcher und dramatiſcher Auffaſſung. Ein Düſſeldorfer hätte es gut ſein laſſen mit der Schweizerin, die in ländlicher Unſchuld daſitzt und träumeriſch dreinſieht. Die Schweizerin will und meint noch etwas. In den liſtigen Augenwinkeln der ländlichen Donna lauert die Coquetterie der Geſellſchaftswelt. Hier verräth ſich der Franzoſe, das geht über die Düſſeldorfer und dieſe können hier mit Recht zu jenem ſagen: Unſchuld, Naturharmloſigkeit, Seligkeit des bloßen Daſeins, Lyrik und Muſik der Empfindung kannſt Du nicht malen, das iſt unſer Amt! Alle ſolche kindlichen Situationen der Gemüthswelt werden die Franzoſen auch immer mit Raffinerie und dem Bewußtſein der Civiliſation verſetzen und — vergiften. Von Deſtouches finden wir ein »ruhendes Mädchen, das aus dem Morgentraum erwacht.« Ganz für einen Düſſeldorfer. Der Franzoſe macht aber ein coquettes kicherndes Ding, das die Bettdecke über ſich zerrt. Und die vier Bilder von Paget, »der Schlaf, das Erwachen, die Ruhe, der Roman,« vier Mädchen in Ruhekiſſen, franzöſiſch ſehr ſchön und fein, nicht frivol und naturwidrig, aber doch für deutſchen Sinn zu coquett; eine Idylle, die von ſich ſelber weiß, iſt nicht mehr Idylle. — Eine andere Störung bringen die Franzoſen in ihre Bilder, indem ſie den Contraſt zu ſehr ſteigern. Ein Gemälde von Le Poittevin, »der Contrebandier«, iſt meiſterhaft, die romantiſch verwilderte Geſtalt des Mannes auf dem Felſenufer, der mit der ruhigen Verworfenheit ſeines Geſichts nach dem Meere hinabſpäht, iſt meiſterlich in Haltung und Geberde. Aber dieſer Mann iſt kein Rieſe gegen das Weib, wie er ſein könnte, er iſt ein Weſen in viel größerem Maßſtabe, der Contraſt iſt übertrieben und das Medium läßt ſich zwiſchen beiden Formationen gar nicht ausmeſſen. — Ebenfalls als Störung zu bezeichnen iſt in den Bildern der Franzoſen der Hang zum Burlesken, wo nach deutſchem Gefühl die ruhige Macht des Objectes allein wirkſam ſein ſollte. Von Le Poittevin haben wir noch eine »Schiffswerfte.« Meer, Uferſtrand, der gewitterſchwere Himmel, das iſt Alles vortrefflich, der Spiegel im Waſſer, hinten die Stadt, — Alles ein großer Eindruck des Ungewiſſen, des Schickſalsvollen, der zum Leben der Seefahrer gehört. Vorn aber kriecht ein nacktes Kind aus einem großen, rieſigen Schifferſtiefel. Pikant, witzig, aber das Burleske ſtört hier, die Poeſie des Bildes iſt nun unvollſtändig.

Groß aber bleibt die Kunſt der Franzoſen, wo es gilt, wahrhaft Dramatiſches aus dem bewegten Menſchenleben herauszugreifen und auf dem Gipfelpunct künſtleriſcher Höhe zu entfalten. Von Biard ſehen wir wieder ein großartiges Bild, — nebſt vielen andern franzöſiſchen im Beſitz des Herrn Schletter in Leipzig. In ſeinem großen »Sclavenmarkt« gab Biard eine ſchmerzliche Tragedie, zwiſchen weißen und ſchwarzen Menſchenkindern aufgeführt, mit ſchreckhafter Ruhe, mit blutigem Entſetzen aus der Wirklichkeit des Tages herausgegriffen. Jetzt ſehn wir ein »Boot in der Nordſee im Kampf mit den Wellen,« drei Fiſcher im Kampfe mit Eisbären. Eins von den weißen Ungeheuern hat der Mittelfigur die Tatze in das Fleiſch geſetzt, aber ein kräftiger Junge bohrt ihm das Meſſer in den Rachen und es ſtürzt rücklings über. Dieſer Junge iſt meiſterhaft. Die linke Hand drängt den Angegriffenen, wahrſcheinlich den Vater, zurück, mit der rechten agirt er keck und feurig. In dem leuchtenden, ſcharfgeſchnittenen Geſicht dieſes Gamin de Paris unter'm Nordpol, denn ſeine Züge ſind ganz franzöſiſch, iſt ein Gemiſch von knabenhafter Angſt und kriegeriſcher Mordluſt. Hoch oben im Boote ſteht die dritte Geſtalt, ebenfalls ganz Franzoſe, aber ruhig, mit der energiſchen Feſtigkeit der alten Garde, dem zweiten Eisbär den Spieß in die Rippen ſetzend. Er ſteht mit der kriegeriſchen Majeſtät eines Neptun über der wild wogenden Kampfſcene. Links und rechts drängen andere Ungeheuer heran, der Hintergrund ſtarrt in Eis und Kälte, und das Gefühl der Ungewißheit, wer hier ſiegen werde, ob Menſchen oder Ungeheuer, wird bei dem Anblick jener kraftvoll blühenden, entſchieden ſieggewohnten Geſtalt verſcheucht. Was bei den Düſſeldorfern elegiſche Ruhe iſt, — ſelbſt Leſſing's »Barbaroſſa« im Kampfgewühl hat elegiſche Ruhe in ſeinen Zügen, — das iſt bei den Franzoſen energiſche Feſtigkeit, entſchiedenes Wollen und der

Triumph männlicher Thatkraft. Biard hat ſich in dieſem Bilde abermals als Meiſter gezeigt. Dagegen bringt er auch die Schwächen ſeiner Schule in einem kleinen Bilde zur Erſcheinung. Der »Beſuch der Amme« iſt ein Stückchen aus der demoraliſirten Welt des Pariſerthums. Heimliche Vaterfreuden, heimliche Muttergefühle, wie es ſcheint, das Glück einer verſtockten, verſchwiegenen Idylle; — man ſollte meinen, hier müßte uns der Geiſt des Friedens überraſchen. Statt deſſen gibt der Franzoſe nur den Skandal einer Familienſcene. Der Vater ſteht vor der Wiege des Säuglings und ſchneidet Geſichter. Ein Hausfreund ſitzt im Lehnſtuhl lachend da, als will er ſagen: Philiſter, kriech' unter! Die Mutter tritt mit der Amme bei Seite; nicht ihr Herz findet hier Worte; ſie macht blos einige Beſtellungen für den Küchenzettel. — So iſt Biard nach beiden Seiten Franzoſe. Er gibt ergreifende Momente eines kampfbewegten öffentlichen Lebens, und die Schwächen der blaſirten Gemeinheit zwiſchen den vier Pfählen.

Die Parallele zwiſchen Düſſeldorfern und Franzoſen läßt ſich noch weiter führen, um zwei Nationalrichtungen in der Kunſt beſtimmter zu faſſen. Ich gehe jedoch auf Einzelnes ein, um gleich am concreten Fall deutlich zu ſein. Da iſt ein Bild von Franquelin: »Mater doloris, ora pro nobis!« Ein betendes Weib, das kranke Kind im Arme, liegt knieend vor dem Altar. Wie faſſen die Düſſeldorfer ſolches Süjet? — Sie nehmen ein blaſſes, in Schmerz getauchtes Mutterantlitz, ganz Demuth, ganz Gottvertrauen. Das Kind liegt ſicherlich der ſanften Mutter im Schooße, mit der ganzen Unſchuld des Nichtwiſſens im halberloſchenen Blick. So würde die Situation unter der Hand eines Düſſeldorfers ſein. Und der Franzoſe? Er malte hier ein ganz anderes Mutterangeſicht, mehr fragende als demüthig hingegebene Züge, ein feſtes, ein dringendes Antlitz, das Hülfe will und fordert. Und das Kind hebt ſich mit dem kranken Geſicht hinauf zur Madonna, als ahnte es, wo es nicht ſicher weiß, von wo das Heil kommen ſoll. Dieſe Thätigkeit im Bilde, dieſer handelnde Antheil, den Alles nimmt, iſt der franzöſiſchen Malerei eigenthümlich. Was man elegiſche Hinfälligkeit zu nennen hat, iſt jedoch nicht nothwendig allgemein deutſch, vielmehr ſpeciell düſſeldorfiſch. Zu ruhigen Situationen neigt allerdings die deutſche Kunſt überhaupt, nur kann man nicht ſagen, daß dieſe deutſche Hinneigung ſchon kränkliche oder verliebte Bewußtloſigkeit ſei. Wo Ruhe hingehört, iſt ſie eben ſo ſchwer zu malen, eben ſo bedeutſam und anerkennenswerth. Von einem berliner Maler, Ad. Henning, finden wir z. B. eine »Frescatanerin im feſtlichen Schmuck.« In dieſer ſchönen Geſtalt iſt Ruhe ohne elegiſche Zerweichtheit; dieſe kraftvolle Läſſigkeit in der Stellung iſt ein bloßer Waffenſtillſtand, in den dunklen Tinten des Geſichts liegt das Bewußtſein des Lebens, das nur pauſirt und längeren Athem ſchöpft, in dieſen ruhig brennenden Augen liegt bei aller Paſſivität die Aufgelegtheit zum neuen Kampf mit dem männlichen Geſchlecht. Der Künſtler hat hiermit zugleich den Typus italieniſcher Frauennaturen getroffen. Und die Gabe, in fremde Nationalität einzugehen, iſt allerdings der deutſchen Kunſt eigen, nicht der franzöſiſchen.

Von Genier in Paris ſehen wir ein Bild mit der Bezeichnung: »das gefundene Kind.« Ein Findelkind auf offenem Felde; mehrere Landbewohner entdecken es voll Schreck und voll Freude. An dieſen Moment hätten Düſſeldorfer weit zartere Gefühle geknüpft; ſie hätten das Kind in eine romantiſche Wildniß gebracht, und der Gegenſatz der rauhen Natur und der zarten hülfsbedürftigen Kindheit hätte das Gemüth leiſe erſchüttert. In der Auffaſſung des Franzoſen iſt hiervon keine Spur, er macht aus dem freundlich rührenden Moment faſt nur einen Scherz bei hellem lichten Tage. Sonſt aber ſind die Figuren, ohne Bezug auf den vorliegenden Fall genommen, ganz trefflich gehalten.

Um noch einen Punct herauszuheben, wo ſich die Malerei der Düſſeldorfer auf Schwäche ertappen läßt, ſo gilt dies ihrer Darſtellung der vierfüßigen Natur. Von Camphauſen ſehen wir ein intereſſantes Genrebild, das der leipziger Kunſtverein mit Recht um ſeines Werthes willen angekauft hat: »Retirade öſterreichiſcher Küraſſiere.« Der beleibte Wachtmeiſter, der ſich in Eile ſalvirt, ohne burlesk und widrig feig zu ſein; ein anderer alter Krieger, ohne Hut, mit ſchneeweißem Haar, der ſich echt gemüthlich öſterreichiſch, trotz der Eilfertigkeit, die hier noth thut, nach einem Gefallenen ſorgſam umblickt, der todt am Boden zurückbleibt; die ganze Gruppe, die nach allen Seiten divergirt, hinten die fliehenden Geſtalten, leicht und graziös vertheilt, um den vordern Knäuel nach verſchiedenen Dimenſionen aufzulöſen und die Gruppe nicht zu überhäufen; — alles das iſt ſehr gewandt erdacht und gut ausgeführt. Camphauſen hätte ein vollkommenes Bild geliefert, hätte er die Pferde nicht nöthig gehabt. Der Rappe des beleibten Wachtmeiſters mit den vorgeſtreckten Füßen iſt in der That von Holz, der bläuliche Apfelſchimmel und der Falbe, wenn auch richtig in Zeichnung, doch in der Färbung nicht anders als ledern. Wenn Ihr aus dem Kämmerlein der empfindſamen Elegie heraustretet, um das raſch bewegte, prachtvoll friſche, äußere Leben der Menſchenwelt zu begreifen, nun ſo lernt auch die Objecte richtig faſſen. Denkt an Rubens, den Malerkönig, und ſeine Schüler! Sie trugen ſich nicht ſo in Sammet und Seide, wie Ihr, ſtrichen den Bart nicht ſo ſauber, ſahen nicht ſo blaß und ſtubenluftig aus wie Treibhauszierden, aber ſie ſaßen zu Pferde, veranſtalteten mit dem Meiſter Peter Paul und der Helene Forman große Jagden. Da ſah man Augen blitzen, da ſah man Muth und Keckheit, da ſah man Gliederbewegung, und da ſah man beiläufig auch Pferde. Ich bin nicht der Meinung, daß die ſtricte Copie äußerer Natur für den menſchlichen Geiſt eine ſo überaus preiswürdige Arbeit ſei; allein wer Pferde malen will, muß ſie doch malen können, und daß ein Stück Poeſie auch in der geflügelten Kraft eines Vierfüßers ſtecke, das wiſſen ſogar die Franzoſen, die eben nicht als gute Reitersleute verſchrien ſind. Sie wiſſen Pferde zu malen, wenn ſie auch die gigantiſche Gewalt eines brabanter Hengſtes nicht wie Rubens faſſen. Wir haben auf der Ausſtellung ein koſtbares Pferdeſtück von Horace Vernet: »ein Araber,« ruhig ſtehend, aber mit geſpannten Nüſtern, mit kraftvoll verhaltenen Adern, und mit getragenem Schweif. — Nicht minder ſchätzbar ſind die ſchweren Normänner auf dem Bilde von Dubuiſſon. (Beide Meiſterſtücke ſind im Beſitze des Herrn Schletter in Leipzig.) Ein Buſch, ein Wieſengrund mit Schmerlenbach, ein ſterbendes Mondlicht und der ganze Apparat ſchwindſüchtiger Empfindelei in Berg und Flur, — mich dünkt, das verdiente doch nicht ausſchließlich das Studium unſerer Künſtler. Ein Roß iſt weit mehr ein Inbegriff von Schönheit und Kraft; aber es hat im Brevier der Düſſeldorfer kein Capitel erhalten. Mondſchein kann man freilich auch von der Stube aus malen. Einem Pferde kann man die Schönheitslinien nicht ſo paſſiv ablauſchen. Ein Eingehen in die robuſte Natur, ein Vertrautſein mit den Elementarſtoffen iſt überhaupt auch da nöthig, wenn der Pinſel höhere Züge aus dem Seelenleben entwirft. Und da muß ich denn, iſt von einer Vertrautheit mit der robuſten Natur die Rede, in der That mit Hochachtung vor jener »Hammelheerde« ſtehen bleiben, dem koloſſalen Stück von Eugen Verboekhoven, einem brüſſeler Maler. Nichts als Schafe, pure Schafe, und dennoch bewundernswerth. Hier iſt die ordinäre Natur mit wahrhafter Zauberkraft wiedergegeben. Gott ſei Dank, die Kunſt der alten Niederländer iſt nicht untergegangen! Erholt man ſich von dem lachenden Staunen über dieſe Wahrheit der Zeichnung und Farbe, ſo entdeckt man auch die leiſe gezogenen geiſtigen oder künſtleriſchen Motive, die der Maler hier verſteckt hält, ſo daß die Anhängerſchaft der Düſſeldorfer, die auf deren feinere Intentionen, auf deren gemüthvolle Motive hindeuten, hier auf keine Weiſe geringſchätzend herabblicken dürfen. Hier iſt keinesweges die phlegmatiſche Natur blos abgeſchrieben und in ihrer trägen Unmittelbarkeit hingeſtellt, wir haben hier keinesweges blos eine Copie von fetten Schafen. Hinten zieht ein ſchwarzes Ungewitter herauf; dies hetzt die ſchlaffe Creatur zuſammmen, ſo daß ſie im Affecte der Angſt einen geiſtigen Anſtrich erhält, der in der That komiſch wirkt. Dieſe Thiere ſtrecken das werthe Antlitz gen Himmel und blöken höchſt muſikaliſch. Sie ſind nämlich ſo vortrefflich gemalt, daß man meinen ſollte, man höre ſie blöken. Die liebwerthen Kleinen ſind luſtig und leichtſinnig, in den Geſichtern der erfahrenen Alten malt ſich die Furcht und die Kenntniß des nahen Unheils. Und ein wunderbarer Schwarzbock ſteht voran am Rande des Abgrunds, ſein Geſchrei dringt halb tragiſch hindurch, denn er reflectirt darüber, daß hinten der Hirte drängt und das Unwetter droht, vorn aber ein Abgrund gähnt. Dies Alles gibt dem in techniſcher Hinſicht grandioſen Stück eine geiſtige Pointe, und erweiſt den Künſtler als der modernen Zeit angehörig. Die alten Niederländer malten allerdings oft Vieh, um Vieh zu malen, und ſind und bleiben große Maler, ob ſie auch keine pikanten Tendenzen oder ſogenannte geiſtreiche Bedeutungen in ihre Viehſtücke legten.

Gehen wir jetzt zur Landſchaft über, ſo müſſen wir ſogleich unſeres gefeierten Leſſing gedenken. Die erſte leipziger Ausſtellung brachte uns einen Leſſing und einen Rottmann dicht neben einander (beide im Beſitz des Herrn Heinrich Brockhaus). Die diesjährige abermals von beiden zwei Stücke in trauter Nähe, vom münchner Künſtler ein treffliches enkauſtiſches Stück: »Sicyon mit den Gebirgen von Korinth, den cyklopiſchen Mauern und dem Parnaß.« Vom Düſſeldorfer: einen »ruhenden Jäger unter alten Eichen,« (jenes im Beſitz des Herrn Baron von Speck, dieſes Eigenthum des Herrn Bärbalk in Leipzig). Leſſing liebt als Landſchafter auserleſen ſimple Themata, deren Einfachheit, mit ſo höchſt enthaltſamer Staffage, ein weniger bedeutſames Talent gar nicht wagen würde. Man erinnert ſich ſeiner »Eifellandſchaft,« die von allen hervorragenden Objecten entblößt war, um den Flügelſchlag des Friedens in völlig abgelöſter Einſamkeit ungeſtört fühlbar zu machen. Jenes Bild gibt nichts als ſtummes Abendlicht, einförmig kahles Ufer und einen in Ruhe getauchten See. Das diesjährige Bild gibt nichts als grünes Laubwerk. Wo dort Kraniche ſtanden und ihre Schnäbel wetzten, um den glimmenden Schlaf des Naturfriedens recht hervorzuheben, ſitzt hier ein müder Jägersmann, aber er ſcheint nur da zu ſein, um den Beſchauer an ſeine Stelle einzuladen, damit er ſich eben ſo ganz von aller Welt geſchieden in dieſe grüne Waldeinſamkeit verſenke. Und dieſer Zauber ſpricht aus dem Bilde wie aus einem Tieck'ſchen Mährchen, das Auge möchte ſich anfangs dieſer beklommenen Einöde entziehen, es ſucht herum, dringt hinten vergeblich weit hinein in die Gewölbe von Baum zu Baum, um Luft zu erſpähen und Freiheit, gewinnt aber nach und nach dieſe Stelle lieb, und gibt ſich endlich, ganz abgelöſt vom Menſchenleben, an dieſe grüne Einöde gefangen. Das iſt der poetiſche Reiz in dieſem Bilde, und die Technik hat ſich, mit Verſchmähung aller ſcharfen, wohlfeiler zu erzielenden Licht- und Schatteneffecte, nur ihrer Feinheiten bedient, um mit Braun und Grün dieſe Stimmung hervorzurufen.

Die Geiſter der Naturromantik, welche in der Literatur von Tieck und Novalis aus dem deutſchen Seelenleben heraufbeſchworen wurden, walten mit all' ihren Nüancen in der Landſchaftsmalerei der Düſſeldorfer. Die Verwandtſchaft zwiſchen Seele und Natur, das geheimnißvoll träumeriſche Ineinanderweben beider, die Sehnſucht, die mit dem Klang und dem Duft durch die Welt zieht, all' dieſe Schwärmerei, welche mit Schelling philoſophiſch, mit Tieck literariſch wurde, iſt mit den düſſeldorfer Landſchaftern auf die Leinwand gebracht. Es iſt nicht die bewundernswürdige Technik, die ja nur dieneriſch iſt, was die Menge im Publicum ſo unwiderſtehlich zu Scheuren's Bildern drängt, es iſt die allgemeine deutſche Sympathie, welche ſich hier ergriffen fühlt. Wir finden von Scheuren vier wahre Kleinode auf der diesjährigen Ausſtellung. Und dieſer Farbenpoet macht nicht blos Frühlingscarmina, wie noch immer die hundertzähligen deutſchen Lyriker, welche Naturromantik abhaſpeln; Scheuren hat Winter und Sommer gleich ſehr in ſeiner Gewalt, aus jedem Kleid und Faltenwurf der Natur weiß er ihre Seele herauszufinden. Seine »Winterlandſchaft« iſt ein köſtliches Stück. Dieſes leuchtende Violett im froſtigen Duft der Atmoſphäre, dieſe kalte Helligkeit mit dem orangegelblichen Winterlicht, das ſich kaum über die weiße Schneedecke heraufwagt; hinten die Nebel, die ſich vor träger Starrheit zu keiner Formation entſchließen können; dazu die Bäume als trauernde Zeugen dieſes leuchtenden Scheintodes, als wollten ſie mit ernſten Armen, die gen Himmel deuten, dieſen Schlaf beſchwören, — wie tritt das Alles lebhaft in Scene! Und zu dieſen Stimmungen der winterlichen Natur geſellt ſich ein Affect aus der animaliſchen Welt, — der Hunger. Ein blutendes Lamm liegt auf der weißen Schneedecke; ein Schwarm von Raben umkrächzt das Opfer; um den Stamm des Baumes ſchielt ein Wolf. Das erinnert faſt an Geſchichten aus dem Fabelbuch, wie wir ſie als Kinder hörten. Auch iſt überhaupt keine Melancholie in dem Bilde; eine heitere Kraft zieht durch die Töne der Landſchaft hin.

Auch von Friedrich in Düſſeldorf finden wir ein Winterſtück: »das Schloß Hülchrath,« doch ſteht es in Auffaſſung der Wintertöne weit hinter einer »holländiſchen Landſchaft,« von

L. S. Klein im Haag, zurück, die in der That die optiſchen Reize und die heiteren Lieblichkeiten eines hellen Decembertages meiſterlich combinirt. Von den drei andern Scheuren'ſchen Bildern heben wir die »Aargegend« und die »Mühle im Walde« hervor. In jenem Stück hat ſich der Künſtler die Schwierigkeit geſtellt, den Vorgrund hell zu halten. Man blickt in die finſtern Felſenſchluchten neben einer alten Burg weit hinein und tief hinab, das Auge ringt mit den qualmigen Nebelmaſſen, aus denen die Conturen der feſten Objecte ſich nur mühſam hindurch winden. Die ritterlich coſtümirten Geſtalten, unter denen die düſſeldorfer Sentimentalität von einem recht würdigen Schwarzkopf mit hohen Reiterſtiefeln und einem traurig hingeſenkten Jüngling vertreten wird, helfen uns nicht minder wie die Myſtik der nebelhaften Gebirgswelt in die Anſchauung des Mittelalters hinein, das im Menſchenleben zu der Romantik der Naturwelt recht eigentlich die Parallele bildet. Sollen wir an dem intereſſanten Stücke etwas ausſetzen, ſo möchten wir nur wünſchen, den Vorgrund um einige Grad wärmer gehalten zu ſehen. (Auch dies Bild iſt im Beſitz des Herrn Schletter.) — Vor Scheuren's »Waldmühle« befällt. uns jener wunderbare Zug des Geiſtes, der ſich in die Arme der Natur ſtürzen möchte, um, wie Fauſt, alle Schuld des wachen Bewußtſeins abzubüßen. Man weiß nicht, wo hier die lockendſte Gewalt ſich vorherrſchend geltend macht. Iſt es das Mühlhaus ſelbſt mit dem vielfachen Vor- und Anbau und ſeinem ganzen romantiſchen Comfort, von Moos umwuchert, von Tauben zum frommen Sitz der Keuſchheit eingeweiht; oder iſt es der Bach mit den Rädern, deſſen dunkle Tiefe uns ſo wohlig mahnt; oder die lockere Stiege über das rauſchende Gewäſſer, wo der Hund ſo jach hinunter ſtiert und der Müller ſo müſſig und träumeriſch lehnt? Man weiß nicht, aus welcher von den reizenden Schattenpartien hier mehr Sirenenſtimmen laut reden. Es iſt hier der ganze Zauber der alten Sagen und Mährchen von geheimen Menſchenglück zur Anſchau gebracht, und doch liegt etwas Trügeriſches in dieſem Reiz, denn mancher könnte hier Golo's Lied ſingen wollen, jenes wunderbar magiſche Todeslied in der Tieck'ſchen »Genoveva:«

»Dicht von Felſen eingeſchloſſen,
Wo die ſtillen Bächlein geh'n,
Wo die dunkeln Blumen ſproſſen,
Wünſch' ich bald mein Grab zu ſeh'n.«

Hier ſind wir nun auf Themata geſtoßen, wo die deutſche Malerei wirklich liebenswürdig, tiefſinnig und bedeutend iſt. Und die Franzoſen? Wie verſtehen dieſe die Naturromantik? Von Batelet unter anderen haben wir hier ein Stück ſolcher Art. Auch eine Mühle, Bach, Wald und aller Apparat, den Scheuren in ſeinem Bilde hat. Allein welche lärmende Geſchäftigkeit iſt hier entfaltet, ein Fabrikleben, ſtatt Waldeinſamkeit! Auch fällt mir bei, daß dies Stück nur Copie einer Wirklichkeit, einer Gegend in Savoyen, iſt. Den Franzoſen fehlt durch und durch die Naturromantik. Wie Victor Hugo und die romantiſchen Dramatiker ſuchen auch die franzöſiſchen Maler die Romantik weit lieber in einer moraliſch verworrenen Menſchenwelt als in jenem wunderbaren Durcheinander der räthſelhaften Natur. Bedeutende Landſchafter aber ſind nicht gut denkbar ohne einen gewiſſen myſtiſchen Zug, wenigſtens nicht ohne einen Anflug von Gemüthſeligkeit. — Von Conſtable in Paris finden wir zwei Landſchaften. Auf der einen »Abendtöne«: ein müdes Fuhrwerk, zwei Weiber ſchwatzen, ruhendes Vieh, am Himmel will das Licht ſchlafen, matte Wolken wollen ſich lagern. Aber der Franzoſe kennt keine Ruhe, er kann ſeinem Bilde den Frieden, den er malen will, nicht geben, er findet in ſeinem Farbentopf nicht den Duft dazu, weil er ihn nicht in ſeiner Stimmung hat. Dazu kommt in Bezug auf Conſtable eine Art fleckiger Manier, die keinen Hauch zuläßt, wie eine Abendlandſchaft ihn will.

Ein liebliches »kleines Abendbild« finden wir von Hans Beckmann in München. Ein Heuwagen fährt heimwärts über eine Brücke und ſpiegelt ſich im Waſſer. Die Töne ſind ſehr glücklich, zart, weich, aber doch friſch, Alles iſt abendlich müde und doch leuchtend beglückt.

Mein zweiter Beſuch auf der Ausſtellung hatte mich franzöſiſchen Landſchaften zugeführt, die es zur Genüge beſtätigten, daß es den Franzoſen an der Ruhe des Gemüthes, an dem Frieden des Geiſtes und an jener träumeriſchen Myſtik fehlt, um in der Naturromantik glückliche Eingebungen zu haben. Heute führt mich der Zufall wiederholt zu einem Bilde, das den Beweis liefert, wie die franzöſiſche Kunſt doch wenigſtens jene Ruhe in der Stimmung finden könne, um eine ſüdliche Landſchaft mit all' dem Behagen einer claſſiſchen Empfindung wiederzugeben. Ich meine ein meiſterhaftes Bild von Coignet: »das Thal von Roveredo im italieniſchen Tyrol.« Hier iſt ein ſchönes, harmoniſches Walten der Objecte fühlbar, und vielleicht hat der franzöſiſche Landſchaftspinſel den Süden nöthig, um die ihm angemeſſenen Töne zu finden. Zur Naturromantik nach deutſchem Sinne gehört vielleicht jene lyriſche Stimmung, welche die Düſſeldorfer in ihre Landſchaftsbilder hineintragen. In den Gemälden von Leſſing und Scheuren vergräbt ſich das Gemüth in die Objecte, die Sympathien zwiſchen Geiſt und Natur erwachen, als entdeckten wir die längſtverlorene Mährchenwelt, wo der Stein Seele wird und der Bach zum Menſchen ſpricht. Vor dem Bilde von Coignet bleibt das Gemüth den vorgeführten Objecten fern, es bleibt außerhalb dieſer Naturwelt, die ſich vor ihm hinbreitet. Dieſen Eindruck gewährt auch Rottmann's Bild, das ſchon erwähnte »Sicyon mit dem Parnaß.« In dieſer Beziehung ſind die beiden Landſchaften des franzöſiſchen und des münchner Künſtlers das Ausgezeichnetſte ihres Faches in der hieſigen Sammlung. Wir pflegen dieſe fertige Objectivität einer abgeſchloſſenen Welt claſſiſch zu nennen, und in der That iſt dies die Bezeichnung für den Charakter beider Landſchaften, den Düſſeldorfern gegenüber.

Ein Gemälde von Wickenberg (im Beſitz des Herrn Schletter) iſt in Paris erworben, wo der Künſtler ſeine Werkſtätte aufgeſchlagen hat, allein das Bild iſt von echt germaniſchem Geiſte, der Maler ſelbſt ein Schwede. Dies herrliche Stück, nebſt der Biard'ſchen Eisbärenjagd und der Schafheerde von Verboeckhoven der Glanz der leipziger Bilderſchau, iſt ein Genrebild im größten Maßſtabe, mit umfaſſender landſchaftlicher Staffage. Der nordiſche Künſtler, eng vertraut mit der Eigenthümlichkeit ſeiner heimiſchen Phänomene, gibt hier eine einfache Eisfläche mit einem ſchneeigen Himmel. Die Fläche blinkt ſpiegelhaft, die zerbröckelten Stückchen ſind hell wie grünlicher Kryſtall; ganz hinten einige Schlittſchuhläufer, Pferd und Schleife.

Alles iſt ſtarr und doch freundlich-hell, und der Winterhimmel hat ordentlich Luſt, ſeine Schneeflocken loszulaſſen. Gegen dieſe Wahrheit der Beleuchtung erſcheint die »Winterlandſchaft« von Scheuren, die ich ſchon mit Vorliebe erwähnte, faſt in Opernlicht verſetzt und dem eigentlich harmloſen Natureffect entzogen. Vorn aber als Hauptſache auf dem Bilde von Wickenberg ſteht eine Gruppe Menſchen, die wahrhaft liebenswürdig iſt. Ein rauchender Alter ſitzt mit dem ganzen Comfort der nördlichen Reſignation hinter einem Loche im Spiegelboden und hat die Angelruthe hineingeſenkt. Ein Bube mit froſtig rother Naſe und ein noch kleineres Mädchen ſchauen zu. Phlegma und Neugier ſind wunderbar treu in ihren Mienen gemiſcht, und der Hund, der zitternd dabei ſteht, hat doch den Inſtinct, die Erwartung ſeines Herrn zu theilen und zuzuſchauen, was ſich aus der kalten Tiefe des eiſigen Todes ergeben werde. Dieſe halb komiſche, halb gemüthſelige Vertiefung der Leute in ihr harmloſes Handwerk iſt echt germaniſch; kein franzöſiſcher Pinſel hat die Farben und die innere Stimmung dazu. Franzöſiſch iſt nichts an dieſem Bilde, denn ſelbſt an Stücken mit deutſchen Namen iſt das Franzöſiſche gar leicht herauszuſchmecken. Man findet ein Bild von Fechner in Paris, wie der Katalog beſagt: »eine Viſion des Evangeliſten Johannes.« Dies iſt ſogar empörend franzöſiſch; aus der Weihe innerer Empfängniß und heiliger Erleuchtung iſt hier eine raffinirte Theaterſcene geworden, eine Profanation des innern Lebens, wie ſie in Deutſchland von keiner Palette ausgeht.

Von Landſchaften hat der leipziger Kunſtverein unter anderen drei Stücke angekauft, die, wenn auch nicht erſten Ranges, doch Sachen von großem Intereſſe ſind. Von Abels im Haag eine ganz treffliche »holländiſche Landſchaft bei Mondſchein,« von Gurlitt in München eine »Anſicht des Gardaſees,« von Klerk in Dortrecht eine »Ausſicht aus dem Boſch beim Haag.« — An Marinen finden wir eine große Auswahl. Unter andern zeichnet ſich die von Hardorff mit den »ſcheveninger Fiſchern« aus. Ob ſich in dem »Seeſtück nach Sonnenuntergang«, von Achenbach in Düſſeldorf, ein anerkannt werthvolles Talent doch nicht vergriffen hat, dürfte als Frage wohl hingeſtellt werden. Der Gedanke, der den Maler hier leitete, iſt erfinderiſch und keck.

Die Sonne iſt ſchon untergegangen, hinten ſtreift ihr Licht nur noch mit hellgelben Tinten, links ſtehen graue Wolken wie Gebirge, der Vorgrund iſt ganz dunkel, ganz todesfinſter, und in der Mitte ſtreckt aus dem feuchten Grabe dieſer Einöde ein zerſchmettertes Wrack ſeinen Arm, wie nach Hülfe ſuchend, gen Himmel auf. Als Compoſition ſehr pikant gedacht, aber die Frage iſt, ob die gallertartige ſteife Maſſe im Vorgrunde noch Waſſer ſein kann? Das Meer ſieht bei Nacht wie Tinte aus, niemals aber wie grüne Seife oder Gallert; wo die Flüſſigkeit dieſes Elements aufhört, hört es ſelbſt auf.

Schließlich betrachten wir nun eine Perle der düſſeldorfer Schule, Sohn's »Romeo und Julia.« Es iſt ſchwer, Geſtalten, welche die Dichtung vor unſere Phantaſie gerufen, nun auf der Leinwand feſtgehalten, als vollgültig und genügend anzuerkennen. Der Dichter ſchlägt unſere Phantaſie niemals in Feſſeln, er geſtattet uns die Figuration ſeiner Charaktere nach unſerem Belieben; der Maler aber zwingt uns bei einem dehnbaren, mithin unendlichen Inhalte ſeine eigene ſpecielle Auffaſſung in der Formgeſtaltung der Charaktere auf. Jeder hat im Shakſpeare'ſchen Gedicht eine andere Julia vor ſich, denn die Dichtung läßt uns frei, um uns den Zauber dieſer Perſönlichkeit ſo oder ſo äußerlich zu verfeſtigen. Gibt uns nun ein Maler *ſeine* Julia, ſo kann es nur darauf ankommen, wie weit ſeine Auffaſſung ihrer Formen dem ideellen Gehalt der Shakſpeare'ſchen Julia nahekommt. Der düſſeldorfer Maler gibt uns hier eine kurze, runde Brünette, ſeine Julia iſt faſt eine Soubrettengeſtalt. Ihr Auge iſt ſehr ſchön, dieſe Lippen könnten wohl einen Schwur der ewigen Liebe geliſpelt haben, auf ihren blaßgewordenen Wangen liegen die ſüßen Schauer der Sommernacht; aber der Bau ihrer Geſtalt iſt, wie ich ſagte, ſoubrettenhaft. Nun iſt freilich nicht leicht zu ermeſſen, was einem Weibe, in jeglicher Geſtalt und von jeglichem Temperament, zuzutrauen iſt; es liegt in der Frauennatur ganz allgemein eine Unendlichkeit von Muth und Entſchluß; allein ſo nach erſter Bekanntſchaft mit Sohn's Julia traut man ihr nicht gern die ganze Fülle einer großartigen Schwärmerin zu. Sohn's Julia ſcheint zu dem energiſchen Heroismus, der ebenfalls in Shakſpeare's Liebling ſteckt, Befähigung in ſich zu tragen, wie etwa auch die Griſette um der

Liebe willen Heroine ſein kann, aber man findet in der Geſtalt des Sohn'ſchen Bildes nicht das ideale Feuer jener Sehnſuchtslaute: »Komm, Romeo, Du Tag in Nacht!« Dagegen tritt der Romeo des Malers meiner Anſchauung des Shakeſpeare'ſchen Liebeshelden weit näher. Man könnte ſich freilich auch ihn als einen größern Menſchen denken, mehr Helden, mehr mit den Waffen des Geiſtes ausgerüſtet, wie das alle Shakeſpeare'ſchen »Liebhaber« ſind, allein in ſeinem Geſicht, wie es der Maler gibt, liegt viel vom echten Romeo, vor allen jene ſchmerzliche Süßigkeit als Nachgefühl der innigſten Hingebung, auch eine leiſe Vorahnung des tragiſchen Geſchicks. Dies gibt dem dunklen Geſicht mit den üppigen braunen Locken dieſe Furchen, und es iſt rühmlich vom Künſtler, daß er ſich kein ſogenannt hübſches, kein glatteres, eleganteres gedacht hat. In der Handbewegung, in der Haltung beider Geſtalten erkennen wir die ganze innige Zartheit, die den Düſſeldorfern eigen iſt. In dieſem letzten leiſen und doch ſchmerzlich engen Anſichpreſſen der Liebenden, während die fortſtrebende Richtung beider Figuren ſchon das Scheiden ausſpricht, liegt die ſchöpferiſche Erfindung im Bilde. Störend iſt auch hier wieder das Opernhafte im Coſtüm, das den Düſſeldorfern überhaupt unentbehrlich ſcheint, und das ſie nur fallen laſſen würden, könnten ſie ſich aus der Anmuth zur Schönheit, aus der Idylle und Elegie zur Größe der Hiſtorie erheben. An den Gewändern der beiden Figuren iſt gerade das Einfachſte, der ſchlichte Hemdärmel Juliens, das Schönſte. Alles andere in der Kleidung, die Decoration des Zimmers mit dem Ruhebett, mit dem kleinen Crucifix und der Öllichthelle als Contraſt gegen die Nachtbeleuchtung draußen, alles das iſt hübſch, elegant, nett, verſetzt uns aber mehr in die Bellini'ſche Oper als in das Shakeſpeare'ſche Drama.

* * *

22.

Deutſche, belgiſche und holländiſche Maler.

1841.

Die Kunſt von heute hat längſt angefangen, ſich mit dem Publicum auf den Fuß des Angenehmen, des Wohlgefälligen und Wohlerzogenen zu ſtellen. Da ſteht ſie ſich gut mit dem Publicum, ſteht ſich gut für die Ausübenden, wenn es ſich um irdiſchen Gewinn und äußeren Vortheil handelt. Mit den hohen Ideen des geiſtigen Lebens aber ſteht die heutige Malerei — um den Ausdruck feſtzuhalten — auf geſpanntem Fuße. Es fehlt dem Zeitalter der religiöſe Aufſchwung, es fehlt ihm an ſittlicher Größe, es fehlt der heutigen Menſchenwelt an jenen Situationen und Charakteren, die wir hiſtoriſche nennen, und die doch Gegenwart waren für die Maler früherer Zeiten. Das Zeitalter von heute iſt groß in ſeinen Gedanken, aber nicht groß in ſeinen Charakteren. Gedanken aber laſſen ſich von der Malerei nur darſtellen, wenn ſie Fleiſch, körperliche Erſcheinung ſind. Losgeriſſen vom Zeitinhalt iſt keine Kunſt denkbar. Wir können nur dichten und malen, wovon das Jahrhundert geiſtig lebt und ſich nährt. Wenn ein Zeitalter nicht mehr zur Mutter Gottes betet, kann es auch keine Madonna malen. Hat der Maler keine Heroen um ſich, ſo hat er für ein Hiſtorienbild weder den rechten Sinn, noch den Muth, auch nicht die Farben, denn ſelbſt die Technik läßt ſich nicht forterben, noch weniger aber der Glaube und die Heiligkeit der Überzeugungen. Mir für meinen Theil ſind dieſe Gewißheiten geläufig geworden; auch erſcheinen ſie wohl nicht mehr paradox. Oder man müßte es für zufällig halten, daß Raffael in dem Zeitalter lebte, wo der katholiſche Madonnendienſt in ſeiner Glorie ſtand; für zufällig, daß Tizian und Leonardo da Vinci den romantiſchen Franz von Frankreich malten, Rubens den vierten Heinrich. Was Raffael, was Tizian, wären ſie denkbar in einem Jahrhundert des combinirenden Denkens, malen würden, iſt eine müßige Frage, da ein Raffael für ein ſolches Zeitalter weder möglich, noch nöthig; aber die Frage wird doch von den Leuten ſo oft wiederholt und die Leute dünken ſich Mäcene, wenn ſie dieſe Sorgſamkeit äußern und den guten Glauben an ein immerwährendes Blüthenalter der Kunſt feſthalten. Die Frage wird ſo oft geſtellt, daß man endlich darauf eingehen muß. Was Raffael heutzutage malen würde? Vielleicht nichts als Ochſen. Und daß es heut zu Tage mindeſtens einen Hammel-Raffael gibt, möchte man ſteif und feſt behaupten, wenn man vor einem Bilde von Verbockhoven ſteht. Wir kennen von der vorigen Ausſtellung her ſeine »Hammelheerde, die ſich vor dem Gewitter flüchtet.« Diesmal hat Verbockhoven einen Solo-Hammel geliefert, der in ſeiner Art wirklich ſo ſchön iſt, wie nur irgend eine Raffael'ſche Donna unter Ihresgleichen. Soll die Kunſt ewig leben, ſo muß ſie mit ihren Ideen und Grundſätzen die Seelenwanderung machen und ſich, ſo zu ſagen, nach der Decke ſtrecken, je nachdem die Jahrhunderte ſind. Nicht blos mit den Gegenſtänden ihrer Darſtellung muß ſie wechſeln; auch an ſich läßt ſich je nach dem Sinn und der Stimmung der Menſchen die Idee der Schönheit herabdrücken; aus dem Schönen wird dann blos das Anmuthige, Niedliche, Hübſche. Zur wirklichen Schönheit gehört geiſtige Größe. Hat man ſich erſt darüber verſtändigt, was das Zeitalter leiſten könne, ſo ſtellt man ſeine Forderungen danach, und hat dann immer noch die Hände voll zu thun, denn ſelbſt im Gebiete des Spaßlichen findet die Kunſt noch ihre vielfachen und werthvollen Aufgaben.

Mich ſollen diesmal wieder die Düſſeldorfer beſchäftigen. Schon weil ſie deutſch ſind, nehmen ſie unſere beſondere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Der Complex dieſer Maler hat Zuſammenhang, ihr Zuſammenhang hat Sinn und Richtung, und eben deshalb machen ſie eine Schule ganz in der Bedeutung, wie man ehedem von italieniſchen Schulen ſprach, in denen ſich geiſtige Stimmung, ſachlicher Inhalt und Technik eigenthümlich hielten. Der geiſtige Urſprung der düſſeldorfer Schule waren katholiſche und mittelalterliche Sympathien. Gegen den hohen katholiſchen Schwung des vorreformatoriſchen Zeitalters erſchien jedoch gleich anfangs der Katholicismus der Düſſeldorfer nur wie die kränkliche Aufreizung des Proſelyten gegen die flammende Begeiſterung eines wirklichen Propheten. Der Meiſter der Schule hielt ſich ohnedies ſehr ängſtlich und ſcheu an eine ſteife Orthodoxie, gegen die ſich alles friſche Leben ſträubte. Es konnte nicht fehlen, daß die Schüler dem Meiſter über den Kopf wuchſen, ſich von ihm befreiten. Mit Bendemann erlebte die Schule die erſte bedeutende Erweiterung; er brachte das altbibliſche Element in den Ideenkreis der Düſſeldorfer, blieb aber im Sinn des Elegiſch-ſentimentalen befangen und zog ſelbſt das hohe Prophetenthum in dieſe Stimmung einer paſſiven Beſchaulichkeit und hinfälligen Trauer, die Allen, welche je düſſeldorferten, eine Zeitlang eigen zu ſein pflegt. Es fehlte den Düſſeldorfern an Religionsfeuer, um italieniſchen Schwung zu haben, es fehlte ihnen an friſchen Griffen in's wirkliche, körperſchöne Leben, um wahr zu ſein wie die Holländer; ſie waren lyriſche Muſikanten, wußten nicht, daß das größere Leben ſich zur Action geſtaltet, und gaben ſchmachtende Gruppen voll elegiſcher Kopfhängerei. Dieſe Richtung hat bei ihnen nun ſo ziemlich ihre Endſchaft erreicht, ſeitdem ſich der Verein der Schule faſt ganz aufgelöſt hat. Die Schüler haben ſich emancipirt und ſind freie Meiſter geworden, indem ſich der Alte von ihnen wandte. Leſſing malte ſeine lebensvolle Huſſitengruppe, jetzt malt er den Huß ſelbſt im Feuer ſeiner Rede vor den Bonzen mit dem rothen Hut. Schadow hält dieſen Stoff für unwichtig, für profan. Hildebrandt malt gegenwärtig, wie es heißt, den »Cardinal Wolſey.« Sie müſſen zum Fleiſch der Welt übergehen, aus der Kirche auf den Markt, aus der Stube auf die Straße. Von jenen hat die leipziger Ausſtellung kein Bild. Dagegen haben wir Sachen von Steinbrück und von Achenbach, lernen Julius Schrader kennen und machen die Bekanntſchaft eines ganz friſchen, lebendigen Ankömmlings aus Canada, der ein Stück wirkliches Menſchenleben über See mit herüberbringt und ſich zu den Düſſeldorfern rechnet. Schon Achenbach hat Seeluft über die Elegie der in Sammet und Seide wattirten Elegiker gebracht, und mit der Seeluft etwas von der lachenden Heiterkeit des holländiſchen Genrelebens. Die Ausſtellung zeigt von Achenbach, der ſich ganz von Schadow trennte und in Düſſeldorf ſein eigenes Atelier hält, eine ausgezeichnete »holländiſche Marine« in der ganzen glänzenden Sauberkeit, die ſeinem Pinſel eignet. Außerdem eine Partie aus dem ſüdlichen Norwegen und einen ſchwediſchen Wald, ein kleines Stück, das der leipziger Verein zur Verlooſung angekauft hat. — An jungem Zuwuchs iſt die düſſeldorfer Schule jedes Jahr überreich. Da haben wir ein Bild von Amalie Benſinger: »Rebecca und Elieſer am Brunnen,« noch ziemlich dürftig und Alles im Bilde, Hinteres und Vorderes, ſo nahe zuſammengerückt, wie zum Puppenſpiel mit ausgeſchnittenen Figuren. Claſen's »Madonna mit dem Kinde« iſt eine recht wohlerzogene Mamſell. Köhler's »heilige Katharina« iſt eine noble, aber nicht bedeutende Figur; ſein »ſinnendes Fiſchermädchen,« eine kleine Brünette, reiht ſich vortheilhaft an die Reihe der »ſinnenden« Blondinen, welche die Düſſeldorfer in großer Anzahl geliefert. Auguſt Siegert ergibt ſich mit ſeinem »Grafen Eberhard dem Greiner,« hinter dem Zelt vor der lederfarbenen Leiche des Sohnes, wohl als ein Anfänger in der Schule. Wilhelm Kleinenbroich hat es in ſeiner »perſiſchen, von Turkomanen überfallenen Gruppe,« auf viel Leben abgeſehen, iſt aber ein entſetzlich flauer Pinſel, ſo wahrheitslos, daß die Grenze des Lächerlichen für ſeine Figuren und Intentionen nahe genug liegt. Es gab eine Zeit für die Düſſeldorfer, wo ſie alle Schatten weichlich blau hielten. Seitdem viele holländiſche und franzöſiſche Bilder, die ihre Schatten in Braun lieben, nach dem Rhein gekommen, hat ſich dieſer Mondſcheinhang in der Farbengebung etwas verloren. Am Charakter der Schatten iſt der Geiſt ganzer Schulen und Epochen ſo gut kenntlich, als an der Folie der Lichtmaſſen. Reni und die Bologneſer liebten für die Schattengebung ebenfalls die Bläue, die ihren Geſtalten das weiblich Verzückte gibt. Die Tizianiſten mit der ſprühenden Kraft wirklicher Lebensfülle malten ihre Schatten braun.

Braun iſt als Schatten Farbe des Lebens, Blau Farbe des ohnmächtigen Überganges, des ſomnambülen Verſchwimmens und Verduftens. Dieſe Flauheit hatten früher alle düſſeldorfer Bilder; das kleine ridicüle Stück von Kleinenbroich iſt noch von dieſer Art. — An Romantikern in der Landſchaft finden wir Böcking mit vier guten Bildern, Funck mit einer ſehr ſchön erfundenen Landſchaft, die die Stimmung eines Sonntagnachmittags ſehr glücklich gibt. Hoppel's »Abendlandſchaft im Charakter der Eifel« hat einen zu harten Felſenvorgrund, um ganz für gelungen zu gelten. Schulten lieferte ein hübſches Felſenthal mit einer Hirſchjagd, und eine ſaftige Waldlandſchaft, auf welcher freilich die Menſchengruppe mit dem ſchlechten Schimmel ſehr kümmerlich erſcheint. Der treffliche Scheuren hat uns diesmal nicht bedacht. — Ein freundliches idylliſches Paar hat mit ſeinem »Jakob und Rahel« Albert Korneck geliefert, der zweifelsohne Düſſeldorfer iſt. Jakob iſt hier als Knabe gedacht, die Geſichter beider ſind ſehr ſchön, nur ſtehen die Glücklichen auf etwas zu roſenrothen Füßen. Ein Hannoveraner ſeiner Geburt nach, Eduard Frederich, der ein luſtiges »Schützenfeſt im Naſſauiſchen« geliefert, hält ſich auch zu dieſer Schule. Wodik malte ein »Ständchen in Venedig;« ſehr hübſches Coſtüm, die Gruppe ſehr wohl geordnet und ſehr anſtändig, was der blonden Schönen denn auch nicht ſchwer wird, da ſie eine phlegmatiſche, ernſte, deutſche Dame, keine Tochter der Lagunenſtadt zu ſein ſcheint. Daß auch die heutige Venezianerin ſehr eigenthümlich geartet iſt, liſtig und fein, verlangend und ſtolz zu gleicher Zeit, zeigt uns das liebenswürdige Bild vom Venezianer Schiavoni. Kehren iſt mit ſeinem »heiligen Hubertus« ganz Düſſeldorfer. Ein kniender Jäger im grünen Waldgewirr, erſcheint er uns auffällig, da ſeine Toilette gar zu ſorgfältig arrangirt, Sammet und Seide gar zu geleckt iſt. Der Hirſch iſt ſo hübſch, wie das braune Geſicht des Heiligen, eigentlich viel zu hübſch, um von einer Geiſtererſcheinung erfaßt zu ſein. Dieſe ſelbſt, mit dem Crucifix im breiten Milchglanz zwiſchen dem Geweih des Hirſches, iſt unglaublich, ganz unmotivirt. Ein Bild von einem caſſeler Künſtler, Namens Müller, ebenfalls den heiligen Hubert darſtellend, iſt weit glücklicher in der Motivirung des Wunders. Durch den Wald laufen hier die Streiflichter der ſinkenden

Sonne mit ihrem flirrenden Schein, der ſich um den Hirſch und ſein Geweih in lichtem und immer noch leichtem und unſicherm Schimmer ſo concentrirt, daß die Illuſion der Erſcheinung eines leuchtenden Crucifixes zu Häupten des Thieres möglich wird. Das Bild des Düſſeldorfers dagegen erinnert an den Hirſch der Münchhauſen'ſchen Geſchichte, dem ein Kirſchbaum aus dem Kopfe herauswächſt. — Einer von den Düſſeldorfern, Namens Fay, hat ſich diesmal an einen großen Gegenſtand gemacht, »Simſon und Delila,« jener ſchlafend in's Knie geſunken, dieſe vom Bett ſich aufrichtend, mit dem Griff nach ſeinem Haar; hinten ein Helfershelfer. Große Glieder, weit über das beliebte Maß der Schule, große ſtarke Leiber; aber keine Seelenſtärke, keine Energie in den Sehnen und Knochen. Der Düſſeldorfer muß für ſolche Verhältniſſe bei Rubens in die Schule gehen. — Von Steinbrück erhielten wir zwei Bilder, ein ſchon viel bekanntes, viel gerühmtes, »die Elfen,« und ein neueres, »Immermann's Apotheoſe« darſtellend, aus der Zueignung zum Merlin, ein Eigenthum des magdeburger Kunſtvereins. Jenes reizende Stück hat den Fehler, — oder ſoll ich milder ſagen, die Eigenthümlichkeit? — gar keinen Unterſchied zwiſchen den Elfen und dem körperhaften Menſchenweſen der kleinen Jungfrau zu kennen; ſie ſind ſämmtlich von ganz gleichem Stoff, Weſen auf derſelben Stufe, und doch will das Tieck'ſche Mährchen dieſe Grenze ziehen, und hat in den Übergängen, alſo nicht in der Ununterſchiedenheit beider Elemente, der Wirklichkeit und der Traumwelt, ſeine Pointe. An ſich ſind die vielen kleinen Elfen des Bildes wunderſchöne Kinder, herrlich als Einzelne, wie in der Gruppirung zu einander. Das neuere Bild von Steinbrück hat ebenfalls ſchöne kleine Geſtalten, oben in der Niſche die Verklärten, unten in der Grotte der Dichter, äußerſt fein und nett gedacht wie ausgeführt. Steinbrück kennt die Idee der Schönheit auch nur als Anmuth und Niedlichkeit. Dabei ſtrotzen ſeine Bilder von Fleiß und ſorgſamer Pünctlichkeit. Aber ſie ſind eben deshalb mehr gepinſelt als gemalt. Dies iſt wiederum durchaus düſſeldorfiſch. Leſſing malt ſchon anders, er ſetzt mit drei Strichen die Farbe hin, wie ſie ſein ſoll und iſt; Steinbrück gehört zu denen unter den Düſſeldorfern, welche Pünctchen an Pünctchen ſetzen, die Farbe ſo oft übergehen, bis ſie endlich die Sache getroffen und das Leben nachgezirkelt haben. Darum bringen ſie's nicht über die Niedlichkeit hinaus. Ein ſpecieller Übelſtand für das in Rede ſtehende Bild von Steinbrück iſt die Schwere, die dadurch ebenfalls entſteht, trotzdem daß das Feine und Zierliche erſtrebt wird. Der Wald namentlich iſt eine laſtende Maſſe im Bilde, ganz dem widerſtreitend, was der Künſtler in der Idee ſeiner graziös und luftig erdachten Gruppen wollte. Der Schimmel in der untern Scene iſt wie alle düſſeldorfer Pferde ein hölzernes, mit Kalbsfell überzogenes Schaukelding; und die Reiterin darauf ſitzt falſch. Da die Düſſeldorfer nicht mit lebendigen Pferden in die Schule gehen wollen, ſo ſollten ſie wenigſtens von Rubens lernen, wie Pferde ſich tragen, ſich halten und ſich fühlen. Im Pferde ſteckt ſo viel Element der Schönheit, daß, wenn Italien ſcherzhafterweiſe ſeinen Gurken-Raffael hat, ein Pferde-Raffael noch weit denkbarer wäre. Ich weiß nicht, wer in Deutſchland, außer Krüger in Berlin, ein Pferd zu malen verſteht, von den Düſſeldorfern keiner, ſelbſt Leſſing nicht. Man erinnert ſich ſeines großen Crayons von einer früheren Ausſtellung in Leipzig: »Kaiſer Rothbart zu Roß mitten im Schlachtgewühl;« — aber ſein Pferd ſchwamm, es ſprang nicht, es hatte nicht in den Knochen und Muskeln die Energie der losgelaſſenen und doch gebändigten Federkraft. Franzoſen und Holländer wiſſen Pferde zu malen, weil ſie überhaupt kecker und geſchickter in's Leben greifen, es kennen und bewältigen. Ob das Talent auf dem Kothurn oder auf dem Soccus ſteht, iſt gleichviel, wenn es nur entſchieden wirklich Lebendiges erfaßt, wenn es nur verſucht, was es will. — Man kann von dem intereſſanten Bilde, das Julius Schrader geliefert, »Kaiſer Heinrich den Vierten« darſtellend, wie er gezwungen wird, der Krone zu entſagen, auf keine Weiſe behaupten, es gebe die Wirklichkeit und Wahrheit eines großen hiſtoriſchen Actes. Wir lernen in dieſem Künſtler ein Talent kennen, das zu begrüßen iſt; ſchon daß er ſich an die Hiſtorie deutſcher Thaten und Perſonen wagt, iſt Bürgſchaft von edler Kraft, da noch immer Keckheit dazu gehört, um in Deutſchland deutſch zu ſein. Der unglückliche Fürſt, ein Opfer des eigenen Wankelmuthes und der Tücke Roms, ſitzt in der Mitte des Bildes, das greiſe, dünnbehaarte Haupt geſenkt, unſicher hinausblickend in's Weite, während die Rechte noch die Krone, die er laſſen ſoll, umklammert. Links der ſitzende Prälat, ein ruhiger Vollſtrecker des päpſtlichen Willens, hat ſchon das Kiſſen erfaßt, auf dem die Krone ruht. Rechts im Vorgrunde ſteht ein rothköpfiger Kirchenfürſt, mit befehleriſch vorgeſtreckter Fauſt und mit der ganzen krausſtirnigen und lippentrotzigen Brutalität der anmaßenden Kirche Gottes. Rechts, mehr im Hintergrunde, lauert ein gelbſüchtiges Jeſuitengeſicht, mit gekniffenen Augen, wie ſie die italieniſche Kirche zu machen pflegt, wenn ſie den Diplomaten ſpielt. Der violette Handſchuh, auf den ſich das Kinn ſtützt, ſo nah der gelben Geſichtshaut des Prieſters, macht einen dreiſten Farbeneffect. Dieſe beiden Figuren, die Kirche Roms als Diplomatie und als plumpe Dreiſtigkeit vertretend, ſind genügend, um Julius Schrader als ein Talent von Bedeutung feſtzuſtellen. Das Geſicht des Kaiſers iſt mit außerordentlich feiner Sorgfalt ausgemalt, iſt aber ein Stubengeſicht von heute, nicht von der Gewalt der Leidenſchaften gebrochen oder abgemüht, ſondern von den Strapazen der Cultur mürbe geworden. So hat auch die ganze Gruppe, weil nichts darin die Größe des Actes zur Erſcheinung bringt, keine entſchiedene Wirklichkeit, ſie iſt eine Theatergruppe, und zwar wie ſie von Hoftheatern, die viel Koſten auf die Toilette zu verwenden haben, in Scene geſetzt wird. Auf das viele Bimbam im Coſtüm des Kaiſers und des Prälaten iſt viel zu viel peinliche Emſigkeit verwandt. Es iſt Alles im Bilde wie durch die Lupe gemalt, die Barthaare, kaiſerliche wie hierarchiſche, ſind ſo fein wie das Fell vom Seidenhaſen. — Faſt möchte man glauben, die Düſſeldorfer könnten von dieſer faſt weiblichen Sorgſamkeit in Accentuirung kleiner Zuthaten nicht laſſen. Sie würden in dieſer Weichlichkeit nicht ferner ſchwelgen und verſinken, rafften ſie ſich auf, ſprängen mit ihrer Kunſt kecker in die Welt, und holten ihre Scenen und Geſtalten ſich dreiſter aus dem Gewühl des Lebens hervor. Ein friſches Talent, das ſich zu ihnen hält, mag ihnen das ſelber bethätigen. Es iſt H. Ritter, aus Canada gebürtig. Er hat ein Bild und ein Crayonblatt geliefert, und in beiden kündigt ſich mit freien fröhlichen Kräften ein glückliches Naturell an, das ſich im bunten Leben getummelt und ſeine Anſchauungen nun mit Übermuth von ſich ſchüttelt, während Fleiß und Bedachtſamkeit ihm ungeſucht zur Seite ſtehen und ungeſehen helfen. »Der Aufſchneider« nennt ſich das Ölbild. Eine Wirthshausſtube voll engliſcher und franzöſiſcher Matroſen auf einem jener Küſtenplätze, wo ſich chaotiſch Menſchen aller Zonen zuſammendrängen. Man braucht nicht aus Canada gebürtig, man braucht nur eine Zeit lang Hamburger zu ſein, um die Poeſie eines ſolchen Weltgewühls zu fühlen. Säßen die Düſſeldorfer in ſolcher Weltſtadt, mit dem Hinblick auf's Meer, ſie hätten ſich anders entwickelt. Und nicht blos als Decoration und Maſſe, als Individuum iſt der Matroſe für den Künſtler ein Weſen voll Poeſie. Der Verkehr mit einem Elemente, das die Majeſtät des Löwen mit der Tücke des Tigers vereinigt, hat ihn vom Zuſammenhange mit dem ſichern und ſchlaffen Binnenlandleben gelöſt. Er hat dem gewiſſen Tode ſo oft in's Antlitz geſchaut, daß die überwundenen Todesgefühle ihm faſt die Ruhe einer großen, immerdar gefaßten Seele aufnöthigen. Auf nichts mit Zuverſicht geſtützt, in ſich ſelbſt gefugt, eine Welt für ſich, ſo ſteht er da und hat ſich abgefunden mit allen Dämonen. Macht er eine Epiſode auf dem Lande, ſo hat er die gigantiſche Luſtigkeit eines frevelhaften Fürſten, der heut ſein Königreich verſpielt, weil es ihm morgen nicht mehr gehört. Nimmt man dazu die Eindrücke ſo vieler Zonen, die wie Mährchen an ſeinem Weſen hängen, ſo muß man ſagen, der Matroſe iſt ein Inbegriff pikanter Poeſie, wenn nur der Pinſel danach iſt, ihn zu faſſen. Ritter hat mehrere dieſer Art in eine lebhafte Gruppe gebracht. Es ſind drei Männer mit den engliſchen Farben, die ſich in der Gruppe vorn entfalten. Einer liegt auf zurückgelehntem Schemel rückwärts in's Bild hinein, ſein grober Stiefelabſatz ſtemmt ſich in den Boden, und er lacht uns dämoniſch in's Angeſicht wie eine gutmüthige und großartige Beſtie. Links ſitzt ein denkender Menſch, ein Oberſteuermann, der die Zeitung fortlegen will und ernſt heiter ſchmunzelt. Ein hübſcher Franzoſe, ein ſtudirter Unterſteuermann, in blauer Jacke und ſchwarzbetafftetem Hute, mit glänzenden dicken Locken, ein olivenſaftiges Antlitz mit blinkenden Ringen im Ohr, ſitzt auf dem Tiſche, in die Gruppe geſchoben, und wendet ſich nach der Scene um. Hinten ein Soldat, hochſtehend, aufmerkſam geſpannt. Noch weiter hinten grübelt ein alter ſchlumpriger Matroſe mit der knotigen Hand in der Weſtentaſche; die runde Wirthin ſteht neben ihm, harrenden Blickes. Rechts, zur Gruppe gehörig, ein Jagdmann, der halb hinhorcht und wie mit getheilter Seele nach einer Priſe greift. Köpfe und Geſtalten ringsherum als Füllſel. Der Mittelpunct von Allen aber, ein Genie der Matroſenwelt, ſitzt vorn hoch oben, ein köſtlicher Rothkopf in rother Jacke, das Geſäß auf dem Tiſche, die Füße überſchlagen auf dem Stuhle. Er zählt eben leuchtenden Blicks die Hauptpuncte ſeines wunderbaren Abenteuers an den Fingern auf. Der geniale Kerl glaubt ſelbſt an ſein Mährchen, aber der Dämon gibt ihm doch einen Anſtrich von Gaunerei, der ihn erhaben macht über Alle, die ſeinen Lügen Glauben ſchenken. — Das iſt das Ölbild von Ritter. Sein Crayonblatt hat die Bezeichnung: »Deutſchland in den neunziger Jahren.« Mittelpunct der tumultuariſchen Scene iſt ein General der Republik Frankreich, mit verwundetem Kopfe, mit der bäueriſchen Entſchiedenheit und der ganzen Gemeinheit jenes Spartanismus. Er ſcheint Recruten zu preſſen, ein Haufe Soldaten und deutſche Bauern umdrängen ihn lärmend. Höchſt erfinderiſch in Geſtalten und Motiven iſt das Stück.

Bedeutſam ſpricht auch ein Bild von Volkhardt an. Es gibt in einer lebhaft bewegten Scene »die Ermordung des Sängers Rizzio.« Links dringen drei Mörder in's Gemach der ſchottiſchen Königin, voran ein Geharniſchter in ſtürzender Eile mit gezücktem Dolch. Maria in der Mitte, vom Stuhl aufgeſprungen, mit vorgeſtreckten Armen den Liebling deckend, der ſich, in's Knie geſunken, zitternd hinter ſie flüchtet mit ſcheu gewendetem Antlitz. Rechts zwei Damen, die eine nicht ohne Familienähnlichkeit der Stuart, vielleicht Maria's jüngere Schweſter; hinten bebt eine ältere Kammerfrau wie ein Schatten zurück. An der Thür links, im Einverſtändniß mit den Eindringenden, ſteht Darnley, der Gemahl der Königin, mit der Bläſſe und den ſtarren Augen, die der Feigheit eigen. So gibt ſich das Bild in drei Gruppen, die auf das vortheilhafteſte in einander greifen und in der aufrechten Geſtalt der Königin ihre Spitze und ihren Mittelpunct finden. Die Beleuchtung iſt ſehr glücklich gegeben. Sie iſt nächtlich, eine trauliche Abenddämmerung, welche das Licht der Wachskerzen gibt. Es iſt zu loben, daß der Maler das coquette Fackellicht verſchmähte, nicht die untergehende Sonne heraufbeſchwor, um frappant zu wirken. Es iſt ferner zu loben, daß die Nebenſächlichkeiten, Toilette und Zimmerdecoration, nicht mit ſonſtiger düſſeldorfer Sorgfalt gehegt und gepflegt wurden. Der Menſch und ſein Affect muß unterſtützt werden, aber Hauptſache bleiben. Und unter den Handelnden und leidenſchaftlich Ergriffenen mußte hier im ſpeciellen Falle die Königin Hauptgeſtalt ſein, wie es Volkhardt richtig fühlte. Ihr ermordet man im traulichen Gemache, vor ihren Augen, den Liebling. Dies drängt ſich als vorherrſchender Gedanke auf. Und Maria iſt Königin und iſt Weib. Als jene flammt ihr Antlitz von Zorn und Empörung, als Weib iſt ſie bebend und ſchreiend, und möchte den Geliebten, der ſich zu ihr flüchtet, ſchirmen. In dieſem doppelten Focus gleichſam brennt ihr Weſen, und ſo ſteht ſie ſehr gelungen vor uns, königlich und doch fühlendes ſchwaches Weib. Volkhardt iſt ein bedeutendes Talent, er hat hier als denkender Künſtler und als Dichter richtig gefühlt, und vom rechten Sinn durchdrungen waren ihm die Farben dieneriſch. Auch Rizzio, den leicht mancher andere Düſſeldorſer als weichlichen Hämling geben konnte, iſt durchaus gelungen; er iſt ein Muſenſohn, der Liebling einer Fürſtin, und doch Mann genug, um eine Leidenſchaft zu ihm begreiflich zu machen. In Bezug auf die drei Eindringenden können wir den von anderer Seite erhebenen Tadel, der Geharniſchte, der mit dem Dolche ausholt, ſei zu ſehr ausgreifend und müſſe nach vollführtem Streiche zu Boden ſtürzen, nicht theilen. Dagegen erſchien uns auffallend, daß alle drei als gemeine Banditen aufgefaßt ſind, jener erſte mit dem Dolche hat das Weſen eines gedungenen Knappen, der zweite hat ſogar ein Judasgeſicht, der dritte, der den Vorhang aufreißt, iſt ein Raubmörder erſter Claſſe. Dieſe Mörder aber waren in der Hiſtorie, wo uns recht iſt, Graf Ruthven, Graf Douglas u. ſ. w. Ich weiß nicht, ob die Macht des Eindrucks geſchmälert würde, wenn dieſe Figuren an Gewalt und rauher Kraft einbüßen ſollten. Der Maler hat ſich erlaubt, die Räuberromantik zu Hülfe zu rufen. Unhiſtoriſch iſt wohl auch die Gegenwart weiblicher Zeugen beim Act der Ermordung. Es verweichlicht die Scene. Doch wolle man nicht zuviel mit dem jungen

Künſtler rechten; es iſt ſchon viel, daß er nicht in Hauptſachen den Liebhabereien ſeiner Schule bewußtlos huldigt. Offenbar unter franzöſiſchen Einflüſſen hat Marterſteig, ein junger Maler aus Weimar, ſein großes tüchtiges Bild entworfen und ausgeführt, das uns »Arnold von Melchthal vor ſeinem geblendeten Vater« darſtellt. Die braune Schattengebung der Franzoſen iſt hier mit Glück benutzt, oft zu dreiſt vielleicht, oder als etwas Erlerntes, worin man übertreibt; unter anderm iſt das Bleiche im Geſicht des knienden Arnold faſt gummifarbig, und die braunen Züge des Alten mit der Augenbinde etwas mumienhaft. Außerdem ſind die Figuren nicht edel genug genommen. Das entſchiedene Leben des activen Momentes iſt glücklich erfaßt, es ſteht keine düſſeldorfer Trauer um den Greis, ſondern Neugier und Wuth, der ſtarre Schreck und der bittere Grimm ſtürzen herbei und ſehen den nicht mehr Sehenden; ſelbſt das Mädchen mit verhülltem Geſichte weint energiſch in ihre Hände, die ganze Geſtalt ſchluchzt und nur die phyſiſche Stärke hält ſie aufrecht. Der Hund, der die Füße des Greiſes leckt, übernimmt die Elegie im Stücke. Entſchloſſen auf eine That der Zukunft ſinnend ſteht links im Bilde eine köſtliche Heldengeſtalt, nationell ſchweizeriſch, ein wirklicher Mann, dem die Kleider etwas zerzauſt ſind, weil er friſch zugreiſt, wo es gilt. Ein kräftiges Weib lehnt ſich an ihn. Tell und ſein Weib können nicht beſſer hingeſtellt werden.

Sollen wir noch bei deutſchen Malern verweilen, ſo nennen wir zwei Hamburger, Hardorff mit einem »Seeſtück,« an dem uns freilich die Wolkenformation mißfällt, und Sander mit einem köſtlichen »Seeſturm.« Ein Wiener, Waldmüller, hat eine Heerde »Dorfſchulkinder« gemalt. Der Präceptor ſteht im weiß und blau geſtreiften linnenen Kittel am Pfeiler des Hauſes, mit erhobenem Zeigefinger die Kleinen bedeutend, deren lärmendes, lachendes und heulendes Gewühl ſich zum Hauſe heraus und von innen die Treppe herunter wälzt. Es ſind prächtig genährte Geſichter, prall und naturfriſch, einige voll ſchreiendem Trotz, andere beſchämt, die Mehrzahl pausbackig jubelnd, weil der alte Halbgott im blauweißen Kittel, der Pedant, der ihren Jupiter ſpielt, eine milde Cenſur erließ. Einige Köpfe, Burſche und Mädchen, ſind zu Duetten zuſammengerückt, ſchäkernde Erſtlinge in unſchuldsvoller Neigung. Die Menge der Geſichter iſt ſtaunenswerth, da man nirgends Monotonie wahrnimmt. — Eine Art von Pendant dazu macht ein Bild vom dresdner Hantzſch, einen »Rundgeſang« darſtellend, wo Küſter und Bauerjungen ſingend vor dem Hauſe ſtehen. Es macht nicht das Glück, wie jenes, iſt auch abſichtlicher charakteriſirt und weniger naiv. Daß die Dresdner auch anfangen möchten zu düſſeldorfern, zeigt ein Bild von Peſchel, »gefangene Juden« darſtellend. — Von berliner Gemälden heben wir Elsholtz's »Mädchen auf der Wieſe« hervor, ein kleines Stück von verdienſtlicher Charakteriſtik. Ludwig Hermann in Berlin ſandte fünf nicht unbedeutende Darſtellungen, meiſtens Strandgegenden, theils heimathliche von der pommerſchen Küſte, theils italieniſche oder franzöſiſche; den Preis möchten wir ſeinem »Abend an der Küſte von Rügen« zuerkennen. Profeſſor Kolbe, unbegreifliches Mitglied der berliner Akademie, gab drei Stücke, und war wieder unbegreiflich miſerabel in einem »König Lear.« Kramer's »letzter Labetrunk« beſtätigt den Hang der Berliner zur Miſère; es iſt der letzte Act eines Menſchenlebens nicht leicht trivialer erdacht als in dieſem Bilde, von der techniſchen Ausführung abgeſehen. Ein Pfannenſchmidt in Berlin, wie der Name eines Künſtlers iſt, macht Miene, die affectirte Zimperlichkeit, die ſich auch als ein Zug des Berlinerthums ergibt, in der Malerei zu vertreten, wenn der junge Anfänger ſo fortfährt, wie er mit ſeinem »verirrten Ritter« begonnen; ſein Pinſel iſt ſo gut ein verirrter Ritter, als ſein Ritter ein Pinſel. Die »böhmiſche Frühmeſſe«, die A. von Rentzell in Berlin gemalt, iſt ein lebendig aufgefaßtes Bild, etwas zu grell vielleicht und, dem Hange der Berliner gemäß, faſt an Parodirung des Thema's ſtreifend. Schirmer's »Dom zu Meißen« iſt eine ſehr werthvolle Arbeit. Julius Baumann's vier Scenen aus dem italieniſchen Leben ſind intereſſante, pikante Leiſtungen; vor allen der »Saltarella-Tanz im Coſtüm der römiſchen Campagna.« Auch Piſtorius hat unter ſeinen zwei Bildern eine römiſche Volksſcene gegeben, einen »öffentlichen Schreiber,« dem ein derbes Liebespaar ſeine Abſichten und Wünſche dictirt. Die ſpitze Entſchiedenheit, womit Piſtorius ſeine Pointen accentuirt, iſt zwar raffinirt berliniſch, mithin das hier bezweckte Nationalelement nicht ganz treffend, aber ſeine Bilder ſind immer voll Esprit, voll Witz und Erfindung. — Unter den Süddeutſchen iſt ihm Lorenz Quaglio als witziger Genremaler an die Seite zu ſtellen; nur iſt dieſer, wie auch diesmal in ſeinem »Fiſchhändler,« mehr gemüthswitzig, als von ſcharf zugeſchnittenem Esprit, wie Piſtorius. An Quaglio reihen wir einige andere Münchner. Schönfeld gab ein werthvolles Stück: »Limburg an der Lahn.« Teichs lieferte ein ſchon dem Umfange nach bedeutendes Bild: »Kreuzfahrer befreien Chriſten aus den Händen der Korſaren.« Auch in einem zweiten Quadro, wo er Heinrich den Löwen zur Hauptfigur nahm, hat ſich Teichs auf das kriegeriſche Heldenthum in der Romantik geworfen. Seine Bilder verrathen eine ausgezeichnete Zeichnenſchule, die Gruppen ſind vortrefflich geordnet, ſchöne Geſichter, ſchöne Leiber, vortheilhafte Stellungen und Fügungen, und doch läßt Alles kalt, wie das ganze baierſche Weſen; es fehlt der Drang der Nothwendigkeit, das Feuer der Urſprünglichkeit, es iſt Alles ſchön gemacht. Von Prunner in München haben wir »eine Gebirgslandſchaft,« ebenfalls kalt und decorationsmäßig. Von Friedrich Volz: »Hirt und Stier,« der ſeinen Hals an einem Baumſtamm ſcheuert, zu coquett.

Zum Schluß muß ich die Holländer bedenken, in hellen Haufen nach Leipzig zu Markte herangezogen. Dieſe Holländer ſind noch immer groß in ihrer Sphäre, obſchon dieſe ihre Sphäre nichts weniger als groß iſt; ſie ſind noch immer bedeutend in ihren künſtleriſchen Mitteln, ſelbſt wenn ſie dieſelben auf keine bedeutenden Kunſtzwecke verwenden. Ich habe ſchon mit einer Art von Entzücken von Verboeckhoven's Hammel geſprochen, und dies Entzücken wird Jedermann theilen, der neben der ariſtokratiſchen Beſtie, die ſich Menſch nennt, auch den demokratiſchen Hammel für berechtigt halten kann, Gegenſtand zu ſein. Man verzeihe die Aufregung, in die mich der Hammel verſetzt. Wie köſtlich iſt die fette, lockere Wolle dieſes auserleſenen Geſchöpfes, das unter den Seinigen vielleicht auch wieder den Ariſtokraten ſpielt. Man möchte in ſeine Weichen greifen und meint die athmende Thierwärme zu fühlen; man braucht nicht Schafzüchter zu ſein, um hier den vollen Werth des Lebens auch unter Brüdern anzuerkennen. Und wie köſtlich die tiefſinnig edle, ehrlich wackere Phyſiognomie dieſes ſchwarz und weißſcheckigen Hammelantlitzes, man möchte ſagen, ein wohlgetroffenes Portrait, nicht ſprechend, aber blökend ähnlich. Es iſt nicht nöthig, an Seelenwanderung zu glauben, und man kann ſicher annehmen, daß dieſes Hammelantlitz, Wohlgeboren, auf mancher nur zweibeinig geſtützten Schulter ſich durchaus wie auf ſeiner rechten Stelle fühlen dürfte. Mancher deutſche Denker, der die Wahrheit nur immer in der Wirklichkeit ſucht, würde dann an dieſem Hammelkopf, ſtänd' er auf zwei Füßen, zum veritabeln Viehloſophen werden. — Wir ſind auch ſonſt noch reich an Vieh. Einen prächtigen »Stier« lieferte Ryk; Van den Bakhuyzen eine »Landſchaft mit Kühen und Schafen,« Quispel desgleichen, Verſchnur eine »Landſchaft mit Pferden« und ein »Wettrennen.« Van Ooſterhoudt, ein Holländer, der in Dresden lebt, hat in zwei Stücken Vieh geliefert, das faſt zu glatt und zu wohlerzogen ſcheint. An Landſchaftern ſtellen ſich noch Koſter, Moerenhout, Moermann, van der Steenen mit tüchtig gearbeiteten Stücken in Reih und Glied. Ob Schönberger in ſeinem Bilde vom »livorneſer Golf« italieniſche Natur und italieniſche Mondbeleuchtung richtig gefaßt hat, bin ich mit mir uneinig geblieben. — Rayen und Lämme, zwei Amſterdamer, ſpielen eine vierhändige Sonate und geben uns mit ihrer Darſtellung eines »Gewitters« im dichtverwachſenen Wald den Übergang zum Genreſtück. Die Situation einer Frau, die ſich unter den Baum flüchtet, wie hier im Bilde, iſt ſchon ſehr oft da geweſen, allein an ſich iſt die kräftige Geſtalt des Weibes vortrefflich. Von Ghesquière in Gent haben wir eine ſehr gelungene Schenkſcene. Von Eeckhout ein Genrebild und eine »Scene im Haager Waiſenhauſe,« wo die jungen Mädchen auf eine Vorleſung aus der Bibel horchen.

Schon die vorige Ausſtellung macht uns durch intereſſante Repräſentanten den Standpunct anſchaulich, den die jetzige belgiſche Schule einnimmt. Von Verboeckhoven's »Schafheerde« hab' ich ſchon geſprochen. Von Eeckhout hat der Kunſtverein ein Bild angekauft, das im Katalog als »Vorleſung eines Romans zur Zeit Louis XV.« angeführt iſt. Ein Herr vom Hofe lieſt ſtehend vor und unterdrückt die Wirkung der Lectüre auf dem etwas verblaßten und abgethanen Angeſicht. In den Mienen der horchenden Damen liegt eine Kenntniß des gefahrvollen Lebensgenuſſes, auf dem man ſich hier ertappt und mit Unwillen betroffen fühlt. In dem Geſicht der jüngeren Dame, vielleicht der Geſellſchafterin, ſteht Naſerümpfen und geſpannte Erwartung geſchrieben. In ſolchen Situationen waren auch die alten Niederländer ſehr glücklich. — Von van Ham ſehen wir ein kleines, gewiſſermaßen hiſtoriſches Genreſtück: »Rubens ſitzt krank im Lehnſeſſel und empfängt den Beſuch des Erzherzogs Albert und ſeiner Gemahlin nebſt Gefolge.« Die Pietät der Herrſchaften vor dem großen Farbendichter ſpricht ſich ſehr gut in den Mienen aus; die Infantin ſieht ihn vielleicht zum erſten Male und empfindet etwas beſchränkte Prüderie vor dem kecken Peter Paul, der die Frauen ſo maſſiv, ſo blank und ſo materiell malte. Helene Fromann, Rubens Frau, ſieht krank und blaß von den Nachtwachen aus; die Umſtehenden ſind ebenfalls entſprechend charakteriſirt. — Von Lautaerts in Brüſſel haben wir mehrere Bilder: »Johanna Grey, Englands Krone ausſchlagend.« In ihren Zügen liegt die ganze Angſt der Ahnung, die ſie beim Anblick des unglückſeligen goldenen Reifes befällt, doch iſt ihr Antlitz faſt todt und häßlich; wir vermiſſen hier die weiche, geſchmackvolle Eleganz der Düſſeldorfer, die wir nie verkennen werden, wo ſie nicht in matte Hinfälligkeit ausartet. Ein anderes Bild von demſelben zeigt »Mutter und Kind, vom Gewitter überraſcht.« Soll ich eine muthmaßliche Äußerung über belgiſche Malerei machen, ſo möcht' ich behaupten, ſie ſchwanke zwiſchen der neuen franzöſiſchen und der alten niederländiſchen, und gebe eine Schattirung von theatraliſchem Raffinement und von der Naturderbheit der älteren Genremaler. Lautaerts beſtätigt dies. Zugleich verräth ſich in der neuen belgiſchen Malerei der Hang, die Hiſtorie auf das Genrebild herabzudrücken. Die Hiſtorie verliert freilich dadurch, daß ſie auf dieſe Weiſe anmuthiger, bequemer und plauſibler wird, an Größe und Würde. Aber man bedenke, daß die Hiſtorienmalerei in Deutſchland faſt ganz auszuſterben droht, da es keine reiche Ariſtokratie mehr gibt, die ſie hält und unterſtützt. Wo noch reicher Adel iſt, in Öſterreich, geſchieht gar nichts für die Malerei, die Schlaffheit der Zuſtände erlaubt dort keiner anderen Kunſtthätigkeit als höchſtens der Portraitirung ein unbeſchränktes Vegetiren.

Von Louis Somers hat das ſtädtiſche Muſeum in Leipzig das große Bild der vorigen Ausſtellung an ſich gebracht, ein Bild, das den Werth der jetzigen belgiſchen Schule und ihre Bedeutſamkeit in der Hiſtorienmalerei zur Erſcheinung bringt. Es iſt die Geſtalt »Oliver Cromwell's«. Die alte bäueriſche Majeſtät des greiſen Henkers ſitzt im Lehnſtule vor uns. Es iſt ziemlich finſter im Gemache, hinten im Dunkel wird die Figur eines ſcheuen Dieners kaum ſichtbar, nur der Alte ſelbſt iſt von einem matten Lichte erhellt, das dem ſchlafloſen Argwohn ſeiner gequälten Seele ähnlich ſieht. Er ſitzt an einem Tiſche, Hugo Grotius iſt aufgeſchlagen, viele andere ſchweinslederne Gelehrſamkeit, die ihm den Weg Rechtens für ſeine finſtere Grauſamkeit zeigen ſoll, liegt umgeſtülpt und bei Seite geworfen. Die Füße des Alten mit den ſchweren Reiterſtiefeln ſind energiſch in den Boden geſtemmt, die Rechte auf die Lehne des Seſſels gepreßt, und ſo gewährt der Untertheil ſeines Körpers das Anſehen, als ſei er zum Aufſprunge bereit, wie der Tiger, der aus der Höhle auf ſeine Beute ſchießen will. Aber das gramzernagte Haupt liegt ſchwer in der linken Hand, er ringt innerlich nach Entſchlüſſen. Er hat eine neue Verſchwörung gegen ſein Leben entdeckt; wie er ſtrafen ſoll und kann, das iſt der Inhalt ſeines Brütens. In den Muskeln ſeines Angeſichts liegt die ergraute Feſtigkeit ſeines blutigen Handwerks, es wird ihm nicht ſchwer ſein, der eiſernen Gewohnheit ſeines Willens auch diesmal zu gehorchen, aber um die Mundwinkel ſteht die verhaltene Wuth über die Tücke zu leſen, die ſich geheim gegen ihn zuſammenrottet. Zugleich wirft das Auge mit der gewölbten Braune nach oben ein düſteres Fragezeichen, wie der Ausgang ſeiner qualvollen Lebensbahn ſein werde. — Man erinnert ſich der Seydelmann'ſchen Darſtellung Cromwell's, — und hier hat man noch mehr die Ruine des Protectors, den Greis, der noch Mann ſein will und muß, ob er ſchon die Gruft neben ſich wittert. Dieſe Melancholie liegt in dem Antlitz des Alten, indem er, wie ihn Louis Somers hinſtellt, ſeinem Gewiſſen Audienz gibt; Cromwell, dieſer täppiſche Bauer, der die Majeſtät ſpielt, iſt eine der tragiſchſten Figuren in der neuern Geſchichte, und der Maler hat die Bedeutung der Hiſtorie gefühlt, — daß in der belgiſchen Malerei geſchichtlicher Sinn im großen Maßſtabe lebendig, beweiſt das Bild von Somers.

Für diesmal hat Somers zwei kleinere Stücke geſandt. »Die Ruhe« nennt ſich das eine ganz kleine, hübſche Bild, wo Vater und Sohn, Handwerker ihres Standes, nach vollendeter Mahlzeit, links und rechts an die Wand in Schlaf geſunken ſind. Das andere iſt »eine Kloſterſcene«. Mönche theilen an armes Volk Brot und Früchte aus. Ebenfalls ein ſehr gutmüthiges Bild; die Figuren aus dem Volke haben ſo viel ehrliche Pietät für die Spender der Gaben Gottes, und dem Maler iſt es Ernſt mit dieſer Eintracht zwiſchen der Kirche und der Armuth. Das Geſicht der alten gläubigen Frau und die Figur des rechts ſitzenden kranken Jungen, dem man anſieht, daß er ſich die Beine lahm gelaufen, um nach dem Kloſter zu eilen, ſind vorzüglich ſchön, weil ſie wahr und eben ſo ergriffen als ergreifend ſind.

Nicht gleich glücklich arrangirt in der Erfindung ſcheint uns ein Stück von Schaepkens in Maeſtricht, das den unglücklichen, von der Höhe ſeines Ruhmes geſtürzten Helden der neuen Welt, den erlauchten »Chriſtoph Columbus mit ſeinem kranken Sohne vor einem Kloſter ſitzend« darſtellt, während Mönche ihm Almoſen bringen. Im Geſicht des großen Menſchen liegt das ganze Ungemach der Verkennung, geſtürzte Hoffnung und geſunkener Glaube an Gott und Welt. Das kranke Auge ſcheint halb irre geworden, weil ihm ſein Stolz und ſeine Ehre von der Jämmerlichkeit der Menſchen genommen iſt. Die Geſtalt des Alten iſt jedenfalls bedeutend, aber die Situation konnte vom Maler intereſſanter erfaßt ſein. — Von Wappers in Antwerpen ſehen wir in kleinen Figuren eine hiſtoriſche Scene, die wenig erquicklich iſt. »Philipp der Schöne liegt im Sterben.« Das Weib an ſeinem Bette, mit dem fallenden Gewand, das die Haſt ihres Erſcheinens bezeugt, mit den ſtarren Augen und den wahnwitzigen Geberden der Angſt um den Sterbenden, iſt vortrefflich gemalt. — Kremer in Antwerpen malte einen Jeſuiten, »Daniel Seghers«, der als Blumenmaler bekannt war. Dieſer ſitzt an der Staffelei im Freien und nimmt eine Beſtellung an. Ob der Künſtler den Contraſt zwiſchen einem Jeſuitenblick und den unſchuldigen Blumenaugen gefühlt und herauszuheben bezweckt hat, muß man bezweifeln. — »Die gefangene Maria Stuart, mit dem Pagen, der ſie auf Commando durch Muſik erheitern ſoll«, ein Bild von Lies, konnte auch bedeutender genommen werden. In der Erfindung ſind die Holländer keineswegs immer glücklich. Dagegen erfaßt ein Stück von van Schendel einen ſehr glücklichen maleriſchen Moment. »Ritter und Dame ſitzen im Garten bei Mondſchein; eine Ordonnanz bringt mit Fackellicht einen Brief.« In ſolchen Scenen mit ſtraffer Spannung der betheiligten Perſonen ſind und waren die Holländer immer ſtark. Oft iſt es auch blos ohne dramatiſche und active Pointe ein Blick in's gewöhnliche Familienleben, den die holländiſchen Situations- und Scenenbilder geben, wie hier Bertommen's »Dame im Boudoir mit ihrem Lieblingsfalken«. »Die Ruhe der Falkenjäger« von Jacobs iſt nicht bedeutend angelegt. Jacobs in Antwerpen verwechſele man nicht mit Jacobs in Gotha. Von dieſem ſind auf der Ausſtellung drei andere Bilder, theilweiſe von zweifelhaftem Werth. »Der alte Türke, der ſich von einer griechiſchen Sclavin vorſpielen läßt«, iſt eben ſo reizlos, wie »die Sclavin« ſelber, nochmals einzeln dargeſtellt, ſpinnend und mit dem Arm aus dem Bilde direct herausgreifend, — ein Kunſtſtück, das unter den alten venezianiſchen Malern von Pordenone ſehr gern gemacht wurde, im deutſchen Bilde aber wohl nicht gelungen ſcheint. »Die Venus« deſſelben deutſchen Malers iſt ein roſenfarbener friſchgewaſchener Leib, zu welchem man der Eigenthümerin in jeder Hinſicht gratuliren kann. Was den Künſtler betrifft, der ihn hinſtellte, ſo vermißt man die Originalität. Schön iſt ſeine Schläferin, phyſiſch wenigſtens, aber ſie iſt nicht neu. Konnte der Maler nicht neu ſein, ſo ſchien mir die Copie einer bekannten Liebesgöttin aus der alten Zeit faſt verdienſtlicher. Vielleicht iſt dies Bild des Gothaers, zum Unterſchied gegen die beiden andern, gut gemalt, bis auf die hingeſtreuten Roſen, die blos gemachte ſind, keine wirklichen. — Ich würde, wollt' ich noch einmal mit den Deutſchen handgemein werden, kein Ende finden. Und doch möcht' ich, um groß und bedeutend abzutreten, mit den Holländern ſchließen. Die Marinen gehören zu ihrer Force. Blyke lieferte zwei, Dreibholz einen »Blick auf's Meer an der Küſte der Normandie.« Alles, was Marine heißt, verſchwindet freilich vor der Farbenpracht Schotel's, der außer ſieben Zeichnungen zwei Ölbilder gab, ein »ruhiges Seeſtück« und einen »Sturm in der Nordſee«. In Schotel's Farben iſt ein ſpiegelhafter Glanz und eine leuchtende Lebensfülle, die ſeine Sachen zu Lieblingsbildern machen.

22.

Ruſſiſche Perſonen und Zuſtände.

Das literariſche Rußland.

Während wir das Auge auf uns ſelbſt und nach dem Weſten gerichtet halten, liegt die Gefahr nahe, daß hinter unſerm Rücken, in dem Ocean der ſlawiſchen Völkerſchaften, ſich Elemente geſtalten, deren weiter Schooß alle vereinzelte Civiliſation des europäiſchen Lebens in ſich verſchlingt. Dieſe ungeheuren Länderſtrecken von der Weichſel und den Küſten des ſchwarzen Meeres bis zu den Steppen Sibiriens nennen wir Rußland, ein Gewühl von Millionen, die in dem einen Worte Czar Alles zuſammenfaſſen, was wir Papſt und König, Altar und weltliche Macht, Religionsgebot und Selbſtbewußtſein nennen. Die Hypochondrie der Zeit gefällt ſich darin, mit der Miene der Weisheit den Finger an die Stirn zu legen und zu ſagen, dieſer Ocean von Völkern werde die germaniſche Welt überſchwemmen und vernichten. Ich theile den germaniſchen Widerwillen gegen den Verſuch anmaßlicher Eingriffe vom Oſten aus auf den Weſten. Aber ich hoffe, der deutſche Stolz und das deutſche Selbſtgefühl wird noch größer werden als jetzt dieſer Widerwille iſt. Jene Beſorgniß iſt mir fremd, denn das Slawenthum entbehrt aller ſelbſtſtändigen Production, um die Welt zu geſtalten, es erſcheint mir nur wie ein großer Mutterſchooß, der die Kräfte des ihm zuſtrömenden Lebens einſaugt, und mehr Empfängniſſe als eigene Geburten freiwilliger Zeugungskraft zu einer Univerſalität in ſich ausbildet. Das Buch von H. Koenig, das die Richtungen der Literatur in Rußland abſchildert, beſtätigt mir dieſe Anſchauung des ruſſiſchen Lebens. Die Literatur eines Volkes iſt eben das treue Abgepräge ſeines Geiſtes, ſeiner Fähigkeiten, ſeines Wollens und Könnens. Hätte Rußland gar keine Literatur, läge es mit ſeinen furchtbaren Gliedern ſchweigend da, erſt auf Gelegenheit zu ungeheuren Thaten wartend, bevor es ſich mit ſich ſelbſt geiſtig beſchäftigte, dann könnte es uns eher wie der hungrige Wolf erſcheinen, der auf ſeine Beute lauert. Allein Rußland macht Literatur, aber wenig eigenthümliche.

Daß es in Rußland literariſche Menſchen gab, vernahm man ſchon lange, aber mit großer Gleichgültigkeit. Wir hörten, daß Mancher die ruſſiſchen Volkslieder nachſänge, daß Einige, die einen occidentalen Gedanken gewagt, nach Sibirien wanderten; die Deutſchruſſen in Petersburg, die uns einige ihrer in Walter Scott's Manier geſchriebenen Romane verdeutſcht überlieferten, bereiteten uns eben keine verführeriſchen Lockungen; die Zeitungsberichte über Puſchkin's Tod regten uns an, wie ein politiſch-ſociales Ereigniß, das nur in barbariſchen Zuſtänden ſeine Erklärung fände. Jetzt aber tritt uns ein bedeutſamer, ſeit Peter dem Großen unaufhörlich fortlaufender Zuſammenhang geiſtiger Geſchäftigkeit in vielfachen Gegenſätzen und Verzweigungen als eine wirkliche volksthümliche Literatur Rußlands vor Augen. Koenig's »literariſche Bilder« erwuchſen aus mündlichen Mittheilungen eines in Deutſchland reiſenden Ruſſen. Herr Melgunoff aus Moskau, in ſeinem Vaterlande ſelbſt als einer der jüngern Schriftſteller mit Ehren bekannt, hielt ſich ärztlicher Behandlung halber in Hanau auf. Ein monatlanger Umgang ſetzte den deutſchen Autor in den Stand, das literariſche Rußland kennen zu lernen, die Kenntniß deutſcher und aller weſtlichen Zuſtände, die dem Gaſte eigenthümlich, machten es möglich, die eben ſo gewandten als geiſtvollen Parallelen zwiſchen dem Oſten und Weſten zu ziehen, und dieſe Einblicke in das uns bisher ſo Fremde zu erleichtern.

Wir erhalten mit H. Koenig's werther Gabe zwei Steindrücke, welche die Hauptgeſtalt der ältern und eine hervorragende Perſönlichkeit der jungen Literatur darſtellen, Derſchawin und Puſchkin. Jener, ſeinen Oden nach ein ruſſiſcher Klopſtock, iſt in ſeiner ſonſtigen Haltung und Stellung ein ruſſiſcher Goethe; dieſer eine Perſönlichkeit, welche wie ein Byron in die Gedankenfluth des modernen Zeitalters ſeine ſtürmiſche Bruſt tauchte.

Auch in ihren Lebensſchickſalen ſind Beide Prototype ruſſiſcher Literaturmänner, ihr Geſchick war ſo national wie ihre Empfindungen. Derſchawin war der Dichter der Kaiſerin Katharina, nicht als Höfling, ſondern Kraft ſeines Naturells, ſeines Zeitgeiſtes, der Sänger ihrer gewaltigen Erſcheinung. Von adeliger, aber nicht ſehr reicher Familie, 1743 in Kaſan geboren, trat er ohne beſondere Erziehung in den Militairdienſt und machte den Feldzug gegen den Empörer Putgaiſchew mit. Schon dreißig Jahr alt, regte ſich erſt ſein poetiſcher Genius. Er feierte die Kaiſerin unter dem Namen Feliza, ſich ſelbſt nennt er, ſeiner tartariſchen Abkunft eingedenk, Mirza. Seine lyriſche Begeiſterung ſtieg, mit ihr die Gunſt der Monarchin, er trat in den Civildienſt und bekleidete ſpäter ſogar die Stelle des Juſtizminiſters. »Es ſoll der Dichter mit dem Fürſten gehen!« Dieſes Wort eines deutſchen Poeten der alten Zeit, anderwärts nicht mehr gültig, läßt ſich im europäiſchen Orient mit dem Motto: Aut Caesar, aut nihil, d. h. Sibirien, commentiren. Jeder Dichter aber will als Sohn ſeines Landes, nicht blos als Sohn ſeiner Zeit, genommen ſein. Derſchawin's Muſe war eine echt volksthümliche, deshalb entflammte ſeine Begeiſterung an dem Glanze ſeiner irdiſchen Göttin. Er iſt im feierlichen Gedicht der originellſte und nationalſte, weil er ohne allen Einfluß fremder Geiſtesrichtung in die gewaltige Nordlandsharfe griff; Derſchawin kann in ſeiner poetiſchen Kraft als eine große orientaliſche, und doch zugleich ganz nordiſche Naturſchönheit betrachtet werden. Von Tonci, einem genialen Maler, ließ er ſich in einem Zobelpelze mit Zobelmütze malen; das iſt die ſeiner Poeſie angemeſſene Tracht. Sein roher Vers wird immer wie durch einen Inſtinct des Dichters zur Naturnachahmung getrieben. Unter ſeinen feierlichen Oden iſt am meiſten populär und in viele Sprachen, ſelbſt in's Chineſiſche überſetzt, ſeine Ode an Gott. Tiefe Gedanken, aber abſtract, bis auf einzelne poetiſche Gleichniſſe, die das Unendliche bezeichnen. Die Ode an die Unſterblichkeit von Haller ſcheint Einfluß auf dieſe Ode gehabt zu haben. Er erlebte noch den vaterländiſchen Krieg von 1812, der ihn auch dichteriſch begeiſterte. Er ſtarb 1816 an einer Unverdaulichkeit. Koenig findet das charakteriſtiſch.

Merkwürdig iſt es nämlich, wie eine Art nationaler Völlerei, wozu die Kraft des phyſiſchen Naturells und die Bedingungen des Klimas gleich ſehr nöthigen, auch den literariſchen Perſönlichkeiten Rußlands eigen iſt und ſich an einzelnen häufig wiederholt. Wie Derſchawin die Küche, ſo liebte Lomonoſſow, der literariſche Peter der Große, den Keller. Das Branntweinfaß war für viele die wahrhafte Hippokrene. Bei andern, wie bei Krylow, dem Fabeldichter, war Geldgier das belebende Princip. Merſläkow, Profeſſor in Moskau, der ruſſiche Kritiker par excellence, trank ſich aus unglücklicher Liebe in Liqueur zu Tode. Puſchkin's Leidenſchaften waren die Genußſucht und die Eiferſucht in der Liebe; dazu geſellte ſich noch der Hang zum Spiel, der den von Schulden überhäuften nicht ſelten dazu nöthigte, am grünen Tiſche ſeine Verſe einzuſetzen. Puſchkin erhielt nämlich von ſeinem Verleger fünf Rubel für die Verszeile. Dies Honorar ſtand ſo feſt, daß er, nach Verluſt ſeines Baaren, ſeine Verſe aus der Rocktaſche zog, und nach der Zahl derſelben den Einſatz machte.

Dieſer Alexander Puſchkin iſt ohne Zweifel nach Derſchawin die merkwürdigſte Dichternatur Rußlands. Er war im Mai 1799 geboren, mütterlicher Seits von einem Mohren, jenem Hannibal abſtammend, den Peter der Große als Sclaven erkauft, erzogen, zu ſeinem Lieblinge und zuletzt zum Admiral ſeiner Flotte gemacht hatte. Das Mohrenblut verrieth ſich noch in Allem, was der Enkel als Menſch und Dichter fühlte, dachte und erlebte. Seine erſte Erziehung erhielt er nach dem damaligen Modezuſchnitt, er lernte ſehr früh italieniſch und franzöſiſch. Seine Vorliebe für das Volksthümliche verdankte Puſchkin ſeiner Amme. Die Ammen, den niedern Ständen angehörig, ſind in Rußland ſehr wichtig; ſie beſchwichtigen, beluſtigen und befeuern die jungen Zöglinge mit dem reichen Schatze von Volksmährchen, Liedern und Legenden. Auf einem Lyceum erhielt er ſeine Bildung. Ein frivoles Gedicht auf die Empfängniß der Mutter Maria hatte zur Folge, daß er nach Odeſſa verbannt wurde. Dort ſchrieb er ſeinen Roman in Verſen: »Eugen Onegin,« der der Form nach an Byron's Don Juan erinnert. Auch iſt dies Gedicht ſein „populärſtes, während Melgunoff das Drama »Boris Godunow« für Puſchkin's Meiſterſtück erklärt. Als Kaiſer Nikolaus zur Regierung kam und der Krönung wegen ſich in Moskau aufhielt, ließ er den Dichter durch einen Feldjäger unerwartet von deſſen Land- und Bannſitze abholen. Dieſer war auf eine Beförderung nach Sibirien gefaßt. Gleich aus der Kibitka, in Reiſekleidern, mußte er vor dem Kaiſer erſcheinen. Allein mit Huld empfangen, erhielt er ſeine Freiheit, mit dem Erbieten des Monarchen, er wolle von nun an ſelbſt ſein Cenſor ſein. Puſchkin benutzte die Freiheit zu neuen Ausflügen und ſchloß ſich auch dem Feldzuge des Feldmarſchalls Paskewitſch in die aſiatiſche Türkei an. Dieſer Periode ſeines Lebens gehört »Poltawa,« ein Gedicht an, deſſen Gegenſtand aus Peter's Kriegen mit Schweden genommen iſt. Der Hauptheld iſt jener Maſepa, den Byron als Pagen behandelte, der aber hier als der alte treuloſe Hetmann der kleinruſſiſchen Koſaken erſcheint, der mit dem ſchwediſchen Karl bei Poltawa ſeinen Verrath büßt. Seine außerordentliche Popularität gewann Puſchkin durch ſeine kleinen Lieder. Auch beſchäftigte er ſich mit Überſetzung engliſcher Dramen und gab eine vierteljährige Zeitſchrift, »die Zeitgenoſſen,« heraus. In den letzten Jahren erwies er ſich mit ſeinem Gedicht auf die Einnahme Warſchaus und mit ſeiner Ode gegen die Verläumder Rußlands als erkauft. Der Witwe und den Kindern zahlt der Kaiſer eine große Penſion, hat aber die Papiere des Dichters mit Beſchlag belegt. Er war klein und häßlich von Geſtalt. Sein welliges Haar, die breite Naſe und die Mauſeaugen erinnerten an Negerabkunft.

Deutſche Elemente in Rußland.

Es kann uns nicht ſowohl intereſſiren, in der ruſſiſchen Literatur den engliſchen, als den deutſchen Spuren nachzugehen. Sie müſſen ſich auch im ſocialen Rußland auffinden laſſen. Das deutſche Element ſiedelt ſich überall an, und bezwingt ungeſehen und allmälig die wilde Natur. Kohl kommt uns hier mit ſeinen Schilderungen zu Hülfe. Seine »Darſtellungen Rußlands« ſind bereits zu einer ganzen Reihe von Bänden gediehen. In der eifrigen Beſchäftigung mit Rußland, literariſch und ethnographiſch, ſucht Deutſchland Rußland zu bezwingen, denn anders als im Begreifen und Erkennen will und ſucht der germaniſche Geiſt keine Eroberung; die eigene Intelligenz widmet er dem fremden Volk und beherrſcht es, indem er ihm ſcheinbar dient. Wir hören, daß Rußland jetzt mit deutſchen Kräften und deutſcher Intelligenz ſeine hundert Meilen lange Eiſenbahn von Petersburg nach Moskau zu bauen gedenkt. Dann iſt uns ſogar der Orient in Moskau näher gerückt. Vor der Hand iſt Petersburg noch 210 Meilen von Berlin entfernt, aber man ereilt es von dort in ſechs Tagen, mit einem Koſtenaufwande von 36 Thalern, wie Kohl es uns berechnet. Vom Admiralitätsthurm aus entwirft uns der Darſteller das Panorama der Newaſtadt mit ſeinen nur 8000 Häuſern, in denen jedoch mehr als eine halbe Million Menſchen hauſen. Dieſe Eigenthümlichkeit großer Häuſercomplexe, die kleinen Städten gleichen, ſo daß ein einzelnes Gehöft nicht ſelten 6 bis 7000 Menſchen faßt, macht namentlich dem Fremden das Aufſuchen einer Perſon zu einer Tagesarbeit. Was die Einwohner betrifft, ſo gibt es ſonſt auf dem Erdenrunde kein bunteres Gemiſch von Völkerſchaften. Was zwiſchen Paris und Peking lebt, ſendet hierher ſeine Vertreter. Die Trachten der entlegenen Völker, die hier Station machen, ſind ſo bunt zuſammengeſetzt, daß die 60,000 militairiſchen Uniformen der Stadt eher noch Eintracht in die wilde Mannichfaltigkeit zu bringen ſcheinen. Unter dieſer Bevölkerung zählt Kohl 40,000 reformirte Deutſche. Sonſt ſoll er, wie wir von andern Seiten hören, die Zahl der geborenen Deutſchen etwas zu gering anſchlagen, nämlich auf 400,000 in ganz Rußland, wovon 100,000 auf die Oſtſeeprovinzen, 250,000 deutſche Coloniſten und 50,000 Handwerker und Künſtler, unter denen allein 6000 auf Moskau kommen. Von 120 Ärzten in Petersburg ſind nur 12 Ruſſen. Unter den 600 erſten Chargen des Reichs weiſt der petersburger Staatskalender 130 Deutſche nach. Seit einiger Zeit jedoch, ſagt Kohl, hütet ſich die Regierung, an die Spitze der Truppen Deutſche zu ſtellen. — Petersburg iſt außer Hauptſtadt auch erſte Handelsſtadt des Reichs und erfüllt in dieſer Function weſentlich ſeine Beſtimmung. Reſidenz iſt e.

nur in einſeitiger Richtung, ſo lange die occidentale Hinneigung für Rußland vorwaltet. Gewinnen die eigentlichen Aufgaben, die Rußland nach dem Orient hinweiſen, wieder Sprache, ſo ergibt ſich Moskau von neuem als natürliche Hauptſtadt. Handelsſtadt erſten Ranges würde immer Petersburg bleiben. Es beſchäftigt jetzt im auswärtigen Handel ein Capital von wenigſtens 300 Millionen. Bis 1720 hatte es nur 50 Handelsſchiffe jährlich, jetzt 2000 im Jahre. Unter 150 Großhandlungen ſind mehr als 100 deutſchen Namens und Urſprunges. Man ſieht, wie das deutſche Element, zunächſt dieneriſch, aber betriebſam, fleißig und zur Nothwendigkeit erwachſend, hier Fuß gefaßt hat. Dies Element des deutſchen Bürgerthumes wird überall ſiegen, wie es ſich jetzt in Deutſchland ſelbſt als geſetzgebend begründet. Dies iſt meine eigene Meinung, die ich dem Autor nicht weiter aufbürden will. Höchſt wichtig, wenn man die allmälige Auflöſung und Zerſetzung des national Ruſſiſchen in's Auge faßt, iſt auch der Umſtand, daß jährlich 800 bis 1000 Privaterzieher aus Deutſchland und Frankreich nach Rußland verſchrieben werden; davon abgeſehen, daß eine ungeheure Anzahl ruſſiſcher Vornehmen im Auslande lebt und mit einer gewiſſen Leidenſchaft ſich den Fremden hingibt. Kohl ſelbſt ſchließt ſeine Darſtellung »Petersburg« mit einem eigenthümlichen Blick in die Zukunft. Er ſpricht von einem unausbleiblichen Conflict zwiſchen England und Rußland. Im Fall eines ſolchen wäre Petersburg wehrlos gegen die engliſche Flotte, Kronſtadt könnte es nicht ſchützen, im Gegentheil, die Feſtung müßte der Hauptſtadt ſelber zum Verderben werden, und von der ganzen glänzenden Capitale würde nur die Handelsſtadt Waſſili-Oſtrow übrig bleiben. Auch Petersburgs phyſiſche Poſition iſt ungünſtig. Wenn einmal Eisgang, Hochwaſſer und eigenſinniger Weſtwind ſich vereinigen, ſo iſt die Schöpfung des großen Peter rettungslos verloren. Daß menſchliche Hülfe im Fall ſolcher Übermacht der Naturelemente nichts bedeute, bewies die Sturmfluth im Jahre 1824. Auch das Klima Petersburgs iſt bekanntlich ungünſtig, für Menſchen und für Dinge von zerſtörender Gewalt; man weiß, daß die Gasbeleuchtung dort bereits dreimal unbrauchbar wurde. Auf den Kampf mit den Elementen iſt in Rußland alle Exiſtenz geſtellt; es ſcheint ſich dort immer um die Übermacht der Naturkräfte zu handeln. Nur ſind wir der Überzeugung, daß die gleichſam heimlich, aber unaufhaltſam im Stillen wirkende Gewalt der modernen weſteuropäiſchen Bildung, die dem Aether gleich alle Poren auch des ſprödeſten Körpers durchdringt, an Rußlands feſtem Körperbau die allmälig bezwingende Macht ſein würde. Ob mehr germaniſcher Geiſt oder franzöſiſcher Esprit das Bewältigende ſein wird im Laufe der Jahrhunderte, iſt vielleicht einem Wechſel anheimgeſtellt. Hierbei kann ſogar die Mode wirkſam ſein, wie ſich in den Claſſen der Bildung ſeit kurzem die Hinneigung zu deutſcher Wiſſenſchaft und Kunſt ſchwächer, die Beſchäftigung mit franzöſiſcher Literatur ſich wieder vorherrſchend in Rußland zeigt. Moderne weſteuropäiſche Cultur aber wird um ſo mehr für den Ruſſen der Fond der Bildung bleiben, weil das claſſiſche Alterthum ihm nicht hoch genug ſteht. So lernbegierig und lerngewandt er iſt, ſo haßt er gerade die alten Sprachen. Eben ſo wenig kann er ſich in ein Mittelalter eigener Vorzeit zurücktauchen, wie wir, wenn wir des Fortſchrittes müde ſind. Rußland hat mit Nordamerika die Eigenthümlichkeit gemein, gar kein gothiſch-romantiſches Mittelalter zu haben. Ein Gefühl dieſes Mangels muß, wie ich glaube, um ſo mehr ein Sporn ſein, ſich ganz der modernen Gegenwart und ihrer Lebensgeſtaltungen zu bemächtigen.

Der Pentarchiſt.

1839.

Es würde dem Nationalgefühl der Deutſchen zur Ehre gedeihen, wenn der Verfaſſer der Pentarchie kein Deutſcher, und die Vermuthung, die auf den Grafen Guroſſki fällt, richtig wäre. Was die augsburger Allgemeine zur Widerlegung dieſer Anſicht brachte, daß nämlich Graf Guroſſki nicht drei Zeilen richtig deutſch ſchreiben könne, dient nur zu deren Unterſtützung, da ſich mit ihr die Angabe verband, das Buch ſei engliſch geſchrieben und in Breslau in's Deutſche überſetzt. Jedenfalls wäre es dann ſchnell, und um der Schnelle willen von Mehreren überſetzt. Und hieraus gewönnen wir die Erklärung von der Ungleichheit der Schreibart und das ganz glaubliche Motiv für die häufigen Sprünge in den Übergängen, die den Fluß und die Wortlogik des Buches oft genug aufheben. Übrigens iſt es zugleich falſch, daß der Pole Guroſſki nicht deutſch ſchreiben könne. Wenigſtens ſchrieb er deutſch, als er noch polniſcher Pole war. Die deutſche »Tribüne« hat ihrer Zeit mehr als einen Artikel von ihm gebracht. Ob für einen Polen ehrenhaft, liegt uns ferner zu unterſuchen; für einen Deutſchen wäre es jedenfalls eine noch nicht dageweſene Ehrloſigkeit, den deutſchen conſtitutionellen Staaten ihren Vortheil in einem Bunde mit Rußland nachzuweiſen, um nicht von Preußen oder Öſterreich abhängig zu werden.

Von Friedrich Giehne ſind Gloſſen zu der Schrift über die europäiſche Pentarchie erſchienen. Sie haben im Allgemeinen das Verdienſt, daß ſie keine Leidenſchaft verpuffen, keinen abſtracten Enthuſiasmus aushängen, ſondern mit aller Wärme des deutſchen Gemüthes zugleich ſich auf die ruhige Erörterung der Baſis einlaſſen, welche der Pentarchiſt dem Gebäude ſchlauer Berechnung, liſtiger Beſtechung und heuchleriſcher Ausgleichungsluſt unterlegt. Was Einzelnheiten betrifft, ſo geht Friedrich Giehne auf Folgendes ein. Der Pentarchiſt knüpft die mögliche Hinneigung eines mitteldeutſchen Staatenverbandes zu Rußland an den europäiſchen Kosmopolitismus, deſſen Grundſätze und Sympathien nur mit Hinwegräumung der Nationalgefühle möglich waren, deſſen Propaganda jedoch in unſerer Zeit ihre Wirkſamkeit verloren hat. Die Zeit des kosmopolitiſchen Liberalismus und der Ideologie, welche die Naturwohlfahrt der Nationalitäten überſprang, iſt zu Ende. Friedrich Giehne weiſt ſehr gut den Widerwillen nach, welcher gegen die Erſcheinung ruſſiſcher Militairkräfte im Volke wurzelt, und ſich zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges, der Befreiungskämpfe und der Parade bei Kaliſch zum Ausſpruch brachte. Die Nöthigung für die Geſammtheit der deutſchen Mittelſtaaten, zur Wahl eines Protectorates zu ſchreiten, ſobald die jetzige Spannung eines kriegeriſchen Friedenszuſtandes in wirkliche kriegeriſche Bewegung übergeht, dieſe Nöthigung zum Anſchluß hat der Pentarchiſt ſehr richtig und klug ausgeſprochen, Jedermann räumt ſie ein, begriff ſie längſt. Der Pentarchiſt wünſcht Rußland im Herzen

Europa's einzuniſten, indem er ſchlau die Vortheile aufzählt, die Mitteldeutſchland mit der ganzen Summe der kleinen Staaten, die auf deutſcher Nationalität beruhen, in dem Bunde mit Rußland zu gewärtigen habe. Preußen und Öſterreich beſchäftigt und entſchädigt der Pentarchiſt bekanntlich auf andere Weiſe. Friedrich Giehne weiſt dagegen an dem Geſchick der kleinen italieniſchen Staaten, denen eine nationale Schutzmacht fehlte, das nothwendige Unheil nach, wenn die Verbrüderung conſtitutioneller deutſcher Staaten mit einem außerdeutſchen Protectorat einem ähnlichen Looſe anheimfiele. Für wen das vielzertheilte Herz Deutſchlands dereinſt im Falle drängender Noth bei der Wahl eines Schutzvoigts ſich entſcheiden, wer der glückliche Bewerber, der dieſe Braut, Mitteldeutſchland, heimführt, dereinſt ſein wird, ob Preußen, ob Öſterreich, das ſteht ſo lange dahin, als die Überzeugung noch unklar und unfertig bleibt, welcher von beiden Staaten mehr als der andere ſich nationaldeutſch wird entwickelt haben. Dies iſt die heilige Bedingung deutſcher Protectorſchaft. Ohne dieſe Grundbedingung zu einem deutſchen Geſammtleben wäre jedes Verhältniß des Anſchluſſes ein Eingeſtändniß beleidigender Unterwürfigkeit, während es ein naturgültiges Zuſammengehören ſein ſoll, das ſich vom eigenen Selbſtbewußtſein, von der Kraft eines freien Entſchluſſes getragen fühlt. Hierauf hat man zu achten, damit die Ehre eben ſo mächtig als Motiv bleibe, als der naturgemäße Vortheil und die Pflicht der Selbſterhaltung. —

Der Pentarchiſt faßt bekanntlich die Vorzüge Rußlands in dem Ausſpruche zuſammen: »es ſei vom Mittelalter verſchont geblieben«. Hier iſt der ſchwerſte Punct der Entgegnung. Auch Nordamerika hat den Vortheil, aus den überbliebenen Ruinen und Hemmniſſen eines mittelalterlich-gläubigen Lebens ſich nicht erſt herauswinden zu müſſen, um ſich ein freies Daſein für Zeit und Zukunft zu geſtalten. Das Mittelalter wird immer ein Stolz Deutſchlands ſein, aber ſeitdem es uns in unſerer Wirklichkeit bis auf Erinnerungen entſchwunden iſt, haben wir noch auf keine Weiſe ein entſprechendes, gleich mächtiges Motiv nationaler Zuſammengehörigkeit wiedergefunden. Was Friedrich Giehne zur Verherrlichung des mittelalterlichen Deutſchlands anführt, macht den Mangel eines modernen deutſchen Landes nur fühlbarer. Auch ſind die Überbleibſel unſeres Mittelalters durch die Geſtaltung Preußens, das mit dem ſiebenjährigen Kriege das alte Deutſchland aufhob, ohnmächtig geworden. Der Rheinbund bewies, wie das Princip des Nutzens und der Selbſterhaltung die deutſchen Mittelſtaaten von Deutſchland abwendig machte. Will man alſo im dereinſtigen Drange der Gefahr das Protectorat ſich von außen aufnöthigen laſſen, oder ſoll es innerhalb Deutſchlands gefunden werden, und ſich naturgültig, ohne Anmaßung, ohne Ehrverletzung von ſelbſt geſtalten? Dies iſt die Frage, die ſich ſtellt. Eine Frage, die der Patriotismus ſchnell beantworten wird, die aber nur durch Thatſachen ſich erledigen läßt. Wie jetzt die Dinge ſtehen, fehlen nicht blos dieſe Thatſachen, ſondern bei dem Argwohn der Regierungen gegen das Volk ſelbſt der Glaube an dieſelben. Argwohn erzeugt immer erſt, was er ſich einbildet. Die Hemmungen der Preſſe ſind die Äußerungen dieſes Argwohns.

1842.

Dr. Riedel ſuchte im Piloten den Verfaſſer der Pentarchie nachweislich zu machen. Er ſei nothwendig Proteſtant, habe in Leipzig Rechte und hiſtoriſche Hülfswiſſenſchaften ſtudirt, leipziger Lehrer, die zum Theil namhaft gemacht würden im Buche, ſeien nicht ohne Einfluß auf den Bildungsgang des Autors geblieben. Ein Obſcurer ſei der Verfaſſer nicht, denn Rußland pflege ſeine Talente zu verwenden. Der Verfaſſer wolle ſich auch ſichtlich mit dem Buche ein Creditiv für einen hohen Geſandtſchaftspoſten ausſtellen, und zwar für den in London, denn er coquettire nicht umſonſt mit den feinſten engliſchen Bezeichnungsformen. Sämmtliche Züge dieſer Art deuteten aber vereint auf Baron von Brunow, den ruſſiſchen Diplomaten, deſſen Familie in Dresden lebt, der in Leipzig ſtudirte, der in England und gegen England bereits die feinſten Proben eines glänzenden diplomatiſchen Talentes abgelegt.

Gegen dieſe Hypotheſe bezeichnete gleich darauf der Pilot den Dr. Goldmann, der als Cenſor und Berichterſtatter über die deutſche Preſſe im Büreau des Fürſten Paſkewitſch arbeitet, als unbezweifelten Pentarchiſten. Dr. Goldmann, ein geborener

Herrnhuter, dann Student in Leipzig, jetzt Katholik, ſchrieb ſchon vor etwa fünf Jahren — ſagt Rudolf John im Piloten — eine Abhandlung über daſſelbe Thema in demſelben Sinne. Das Manuſcript wurde ihm im Innern Rußlands geſtohlen und erſchien nicht lange nachher in's Engliſche überſetzt im »engliſchen Portefolio«, aus welchem es in's franzöſiſche Portefolio überging. Nach einem Jahre hatte die Abhandlung ihren Weg in die augsburger Allgemeine gefunden und aus dieſer Mittheilung entdeckte erſt der Verfaſſer, daß ſeine Arbeit noch vorhanden ſei. Sie war jedoch auf ihren Wanderungen ſtark verändert, und der Verfaſſer glaubte es ſich ſelbſt ſchuldig zu ſein, das Thema von neuem abzuhandeln. So entſtand die Pentarchie. Ein Freund des Dr. Goldmann, ein enragirter Ruſſenfreund, war in Leipzig, ſeine Ausſagen beſtätigten die Sache.

Druck von C. F. Kius in Hannover.

Portraits und Silhouetten.

Von

F. Guſtav Kühne.

Zweiter Theil.

Hannover, 1843.
Verlag von C. F. Kius.

[illegible]

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Goethe in alten und jungen Tagen	1
Juſtus Möſer	26
Johanna Schopenhauer und das deutſche Rococo	41
Immermann	55
Ludwig Tieck	65
Adam Oehlenſchläger	80
J. C. Hauch	86
Hermann Marggraff	93
Ernſt Willkomm	108
A. von Sternberg	118
Theodor Mügge	129
Julius Moſen	139
Heinrich Koenig	153
Ludolph Wienbarg	170
Theodor Mundt	203
Heinrich Laube	226
Karl Gutzkow	245
Deutſche Dramatiker	262

Deutſche Schauſpieler und Schauſpielerinnen:

Anſchütz	304
Caroline Bauer	309
Ludwig Löwe	313
Charlotte von Hagn	315
Joſt	317
Porth	317
Rott	318
Emil Devrient	321
Julie Rettich	326
Pauli	329
Seydelmann	330
Theodor Döring	339
Philipp Düringer	356

I.

Goethe in alten und jungen Tagen.

1834.

Goethe hat in den zweiten Theil des Fauſt, nach ſeinem eignen Geſtändniß, ſo viel »hineingeheimniſſet,« der anfängliche Schauplatz der Intereſſen, der uns den Kampf des Individuums, ſowie ſeine Verbrüderung mit dem Teufel und ſein Ringen nach den Geheimniſſen Gottes und der Welt zeigte, iſt durch die bunteſten Eindichtungen ſo ſehr ausgedehnt, der Greis Goethe hat alle ſeine Lieblingsſtudien, ſo viel eigenſte Laune, ſo viel Schooßkindergedanken in den Faden des Poems hineinverwoben, und durch den Conflict zwiſchen Romantiſchem und Antikem, der ſich als ein Hauptthema des zweiten Theiles ſchon früh geltend machte, iſt der urſprüngliche Geſichtskreis in ſo vague Ferne verzogen, daß es nunmehr wirklich noth thut zu fragen, ob denn für dieſe weitgeſchweiften Lineamente, für dieſe abſichtlich, mithin allerdings willkürlich gehäuften Kreisbogen noch ein Mittelpunct zu finden ſei. Iſt jener Fauſt, wie wir ihn aus dem erſten Theile der Tragödie kennen, jener Titane, der ſich nicht ſcheut, die Schlöſſer an den Pforten der Hölle zu entriegeln, um in den wandelnden Geſtaltungen der Erſcheinungswelt das Ewigbleibende zu erſpähen, mit dem Himmel, den er verſcherzte, wirklich verſöhnt? Dieſe Frage iſt ſo metaphyſiſcher Art, daß die ausweichende Antwort, das ganze Thema ſei nur philoſophiſch zu erledigen, ſehr nahe liegt. Und doch iſt es die Frage, die ſich der Dichter ſelbſt ſtellte, es iſt die Frage der Menſchheit. Hat ſich der Dichter einmal das Labyrinth der Gedankenwelt eröffnet, ſo muß er auch berufen ſein, die Löſung der Aufgabe zu verſuchen. Und Goethe hat mit ſo tiefer, heiliger

Treue, wie ſie der deutſchen Nation inwohnt, an dieſem Verſuche bis auf den letzten Athemzug ſeiner dichteriſchen Bruſt gearbeitet. Faſſen wir das Centrum der überhäuſt complicirten Intereſſen ſeiner Dichtung in's Auge, und geſtehen wir in dem, was wir nachfolgend andeuten, daß die Aufgabe, den Fauſt dem Himmel zu vindiciren, auf die tiefſte Weiſe, wie ſie nur der Anſchauung des Dichters möglich iſt, als gelöſt zu erachten ſein dürfte, ſo iſt damit noch keineswegs der ganze zweite Theil des Doppelſtückes erklärt und gerechtfertigt. Dieſer bedarf vielmehr für ſeine weitbauſchigen Anhäufungen, ſeine Anſpielungen auf Zeitgenoſſen und ſeine Bezugnahme auf die Verwirrungen unſerer mythologiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen weit mehr noch als Ariſtophani'ſche Nationalpoſſen und Dante's zeitgemäße Myſtificationen eines kritiſchen Scholiaſtenhandwerkzeugs.

In dieſer Beziehung iſt der Commentar von Löwe in Stettin, dem bekannten Componiſten, des Scherzes halber mit anzuführen, des Scherzes halber, weil er das Schwierigſte ungedeutet läßt und nur Bekanntes bekannt macht. Der Verfaſſer hat ein Publicum vor Augen, das ſich erſt aus einem Converſationslexikon den Apparat zum Wortverſtändniß herbeiholen muß, und wie es Eſelsbrücken gibt für claſſiſche Autoren, ſo macht der verblümte zweite Fauſt-Theil auch ſolche für ſich nöthig. Wer jedoch des vorliegenden Commentars bedarf, hat unmöglich zum Verſtändniß des Dichteriſch-metaphyſiſchen im Fauſt Luſt und Beruf; ſomit hat der Verfaſſer für ein Publicum geſchrieben, das gar nicht exiſtirt, ein Irrthum, der bei Literaten keineswegs einzig in ſeiner Art iſt.

Je kleinlicher die grammatiſch-hiſtoriſch-geographiſch-mythiſchen Erläuterungen gehalten ſind, deſto großartiger in gelehrter Kenntniß und gelehrtem kritiſchen Tact ſind die Leiſtungen von F. Deycks. Dieſer Commentator hat das Verdienſt, die claſſiſche Walpurgisnacht in ihrem ideellen Zuſammenhange mit dem romantiſchen Fauſt und in ihren kryptologiſchen Einzelnheiten zur Genüge erklärt zu haben. Goethe gefällt ſich hier darin, das Antike und Moderne in ihren Gegenſätzen und Verſöhnungspuncten allegoriſch und ſymboliſch zu beleuchten, wie denn ſein ganzes dichteriſches Streben in dieſer Sphäre ſich bewegte, und wiefern dem Romantiſchen die ſehnſüchtige Hinneigung zur antiken Welt inwohnt, gehören dieſe Züge, nur freilich nicht in ihrer abſichtlich myſtificirten Ausſpinnung, in den Gedankenkreis der Fauſtdichtung. Fauſt ſehnt ſich nach dem Beſitze der Helena. Mephiſtopheles erſchrickt, denn er fühlt ſeine Ohnmacht, als Teufel über die claſſiſchen Geſtalten etwas zu vermögen. Er verweiſt jenen an die »Mütter,« und Fauſt ſteigt in das nachtdunkele Reich dieſer Geheimnißvollen, deren eigentliche Bedeutung ſchon Roſenkranz nachwies. Dieſe räthſelhaften Mächte, welche der Erſcheinungswelt fern liegen, ſind die vorweltlichen Ideen, nur nicht ſo, wie ſie Plato dachte, ſondern in dem Urdunkel der Schöpfungsſagen, wo ſich Geiſt und Materie noch in einander verhüllten. So ſind dieſe Mütter die Urideen als Urelemente, noch weit antiker gedacht als im platoniſchen Idealismus, und mit den erſten Philoſophemen Griechenlands, wie mir es ſcheint, enger zuſammenhangend. Helena erſteigt aus der Nacht, und Fauſt zeugt mit ihr den Euphorion, das zügelloſe, launenhaft romantiſche, überſchwenglich moderne, ſchnell aufflatternde Kind der Poeſie, das die Sehnſucht nach dem Claſſiſchen, ſeinem Mütterlichen, dem es entartete, ergreift, und das nach dem neuen Griechenland zufliegend, plötzlich ſtirbt. Aus dieſer Allegorie taucht Byron's Geſtalt hervor, wie Deycks dieſe treffende Anſicht aufſtellt. Eben ſo gelungen ſind die Anſpielung auf Vulcaniſten und Neptuniſten, Creuzer's Krug- und Topfgötter, Voſſi'ſche Entgegnungen und Lobeck's Kureten und Korybanten gedeutet. Im Wagner wird die Abſtraction des philoſophiſchen Gedankens carikirt. Der mit Unfruchtbarkeit geſchlagene Abſtractionsdenker präparirt mit Umgehung der natürlichen Zeugung einen Phosphor-Menſchen, den Homunculus, in deſſen weiterem Geſchick Goethe's Polemik gegen die Vulcaniſten unter den Naturforſchern ſich bethätigt.

Nach der Kataſtrophe mit der Helena, die keineswegs poſitiv genügend ſich auflöſt, wendet ſich Fauſt zur politiſchen Thätigkeit. Unſer Commentator geſteht, daß die Intereſſen der Fauſtſage im vierten Acte ziemlich ſchlaff zerfallen, und ich möchte hinzufügen, daß ſich hier der Muſe des Dichters eine Trägheit bemächtigt, die den Stoff, das Leben, ja den Gedanken des Daſeins aufgibt. Eine ſchwächliche Ironie zerſchlägt die Intereſſen des Völkerlebens, und wo der Held der Sage, nach Befriedigung der metaphyſiſchen und mittelalterlich-antiken Lebensrichtungen, zum Fauſt unſerer Zeit werden ſollte, zerbricht die Dichtung in ſich ſelbſt. Fauſt gibt das öffentliche Leben auf und wendet ſich zu ökonomiſch-bürgerlicher Thätigkeit. Welche Schwäche des Gedankens! Welcher Verrath an dem Völkerleben! Welches Verzichten auf die Offenbarung weltgeſchichtlicher Wahrheit in den Stoffen der Nationalintereſſen! Es iſt ein deutſcher Weiſer, der dies predigt, ein deutſcher Weiſer, dem für Weltliteratur, für Weltleben, aber nicht für Weltgeſchichte ein Blick in die Zukunft geſtattet war. Aber dieſer große deutſche Weiſe hat auch die idealiſtiſchen Intereſſen ſeiner liebſten Pflegekinder in den Wanderjahren einem materiell-arbeitſamen Leben geopfert. Es iſt gut, daß Alles den Kothurn verläßt und Alles auf dem Soccus des bürgerlich-geſelligen Phlegmas mühſam keuchend am Joche der Alltäglichkeit einherſchlendert! Wenn Wilhelm Meiſter ſeine ideale Bildung aufhebt, Philina ihr Sylphenleben über der Schneidernaht vergißt, ſo muß auch der himmelſtürmende Fauſt als Straßenpflaſterer und Ackerbürger ſchließlich reſigniren. Wäre nur Alles humoriſtiſcher, ironiſcher durchgeführt, dann wäre es haltbar, denn dann ſchimmerte die Ahnung noch hindurch, das Ideëlle könne ſich auch im Ideellen befriedigend abſchließen; ſo aber als gepredigte Weisheit, iſt es für die innern Mächte des geiſtigen Lebens eine troſtloſe Demüthigung.

Endet denn Fauſt nun auch wirklich in dieſer Reſignation auf Befriedigung ſeines tieferen Menſchen? Kann er denn im Schooße materieller Betriebſamkeit ſo langſam hinkranken und hinſterben? Als Greis tritt er zuletzt auf, matt und gebrochen; das Unglück tobte auf ihn ein, er iſt erblindet und trägt die Gebrechen des Alters. Da überfällt ihn die Erinnerung an das Feuer ſeiner jugendlichen Begeiſterung, wie eine heilige Mythe überſchleicht ihn das Gefühl, er ſei mit dem göttlichen Drange in die Welt hinausgezogen, das Abſolute zu erkennen und unter dem Wandel der erſcheinenden Geſtalten des Lebens ein Ewiges herauszuſchauen. Und dieſe Sonne iſt auch nicht in ihm erloſchen, in ihren Abendſtrahlen ſteigt der alte Traum der Jugend, Gott und Natur zu ſuchen, in ihrem geheimſten

Weſen, wie eine Fata Morgana leuchtend wieder auf; ſein letzter Gedanke, eben dieſe Wehmuth, die ihm die Erinnerung einflößt, wird wieder ſein erſter Gedanke, wie er ihn in der Fülle des jugendlichen Strebens erfaßte; in dieſem Bewußtſein, nie das Heiligthum der Menſchenſeele, die Sehnſucht nach Erkenntniß des Ewigen, aufgegeben zu haben, in dieſer Selbſtverſicherung, nie dem irdiſchen Augenblicke wohlgefällig den Kuß zum ewigen Bunde geboten zu haben, ſtirbt der greiſe Fauſt und iſt ſo für den Himmel gewonnen. Daß der Teufel in ſeiner fleiſchlichen Begier bei'm Anblick der Engelgeſtalten ad absurdum geführt wird, iſt für die Erlöſungsgeſchichte des Fauſt ſo ſehr Beiwerk und Zuthat der dichteriſchen Erfindung, daß es kaum in Anſchlag kommt. Fauſt iſt nicht durch die ſchließliche Dummheit des Teufels, ſondern durch ſich ſelbſt gerettet. Im kreiſenden Wellentanze des Lebens hat er innerlich keinen Stillſtand erlebt, die Begierde trieb ihn zur Begierde, aber nie erſchien der Augenblick, zu dem er ſagen mochte: »Verweile doch, du biſt ſo ſchön!« Er hat das Abſolute nicht gefunden, aber auch nicht aufgegeben. Er hat keinen Ruhepunct erreicht unter den Erſcheinungen der Dinge dieſer Welt, in keinem Sein den Gott gewähnt, vielmehr das ewige Werden als das Ewige ſelbſt erkannt. So iſt der Jugenddrang, der ſich zerſchlug, nur zur Greiſeswehmuth geworden, die ihn ſtill und ſanft beſchleicht. Er iſt derſelbe noch, der er war, aber er ſtürmt den Himmel nicht mehr, er läßt ihn über ſich walten, er gräbt nicht mehr mit Schaufeln nach der Weisheit, er läßt ſie über ſich kommen, fühlt ſich getragen von demſelben Athemzuge ſeines Geiſtes, der ihn früher mit Sturmesfittich in die Welt und in des Teufels Arme getrieben, er hat das alte metaphyſiſche Gelüſt, das Ewige zu ſchauen, nicht verlernt, die Flamme der titaniſchen Liebe leuchtet noch wie Abendſchein nach wüſten Tagen, er hat ſich ſelbſt nicht verloren, ſo ſtirbt er hin, ſo iſt er ſelig.

In dieſem Sinne iſt der Fauſt weit mehr zu Ende gedichtet, als der Wilhelm Meiſter, der keine Meiſterjahre erlebt und der in den Wanderjahren mit ſeinen idealen Intereſſen ſich ſelbſt aufgibt. Fauſt gibt die Metaphyſik nicht auf, er lebt und liebt, er ſündigt, ſtürmt, jubelt und weint und ſtirbt in ihr. Bedeutſam für die Art und Weiſe der Ergänzung des ganzen

Lebensbildes iſt ſchon der Anfang des zweiten Theils. Der Stürmer Fauſt läßt ſich von den Naturgeiſtern in Schlaf lullen. Früher, als er ſie gewaltſam heraufbeſchwor, entſtiegen ſie der Tieſe, nur um ihn zu höhnen und wilde Begier in ihm anzufachen. Jetzt, wo er ſich ſtill gefangen gibt, kommen ſie als milde Genien und umfächeln ſeine müde Stirn. So von der Gnade getragen, fühlt er ſich kraft ſeiner Hingebung ſchon geſühnt und verſöhnt, während im erſten Theile ſein Ungeſtüm ſich und der Welt vergebliche Wunden ſchlägt. Während er früher nur ſich gewollt und in ſich Alles, Gott und Natur, will er jetzt ſich im Zuſammenhange der Welt, ſich in Gott und Natur. So treten die beiden Theile des Fauſt in ihrer Tendenz an einander und der myſtiſche Chor mit ſeinen für unenträthſelbar gehaltenen Strophen: »das ewig Weibliche zieht uns himmelan!« hat für Ton und Richtung des zweiten Theils ſeine volle Bedeutung. Was den Jüngling Goethe und den Greis Goethe verbindet, das verbindet auch die beiden Tragödien mit einander, denn beide ſind die Entfaltung des Goethe'ſchen Jünglings und Greiſes. Und was beide trennt, nämlich der Mann, das trennt auch die beiden Theile, denn Fauſt als Mann (in der Walpurgisnacht und den nationalen und ſtaatlichen Intereſſen) iſt nicht thatkräftig genug herausgeboren. Fehlt doch unſerm ganzen deutſchen Leben das Mannesalter!

Hat der Denker im Dichter ſeinen Fauſt auf die angedeutete Weiſe dem Himmel vindicirt, ſo iſt es wohl leicht erklärlich, warum der Dichter als ſolcher die Formen des mittelalterlichen Katholicismus zu Hülfe nimmt, um Fauſt's Seele in den Schooß der Seligen formell aufnehmen zu laſſen, ſo daß das Ganze als lyriſches Oratorium im ewigen Leben ſchließt. Tritt uns zu Anfang der Fauſt als der Mann der Mythe des Mittelalters entgegen, ſo ließ ſich das Ende nur auf dieſe Weiſe homogen geſtalten, und während die Mitte des Werkes durch Häufung abenteuerlicher Zwiſchentöne der Harmonie zu ermangeln ſcheint, greifen Anfang und Schluß mit überwiegend lyriſchen Modulationen und Fugen großartig in einander. Daß im zweiten Theile Lücken ſichtbar zu Tage liegen, die auch die freieſte Willkür der Erfindung nicht zu decken vermocht hat, weil das vermittelnde Glied zwiſchen Jüngling und Greis, Fauſt als Mann, eine Fehlgeburt iſt, dies ſollte doch Niemand mehr in Abrede ſtellen, da Goethe ſelbſt in einem Briefe an W. v. Humboldt das ſchlagende Bekenntniß ablegt, es habe ſich bei Ausführung des zweiten Theils die »Schwierigkeit« erwieſen, »dasjenige durch Vorſatz und Charakter zu erreichen, was eigentlich der freiwilligen, thätigen Natur allein zukommen ſollte.« Goethe's Kritik über ſich ſelbſt war immer die triftigſte, weil die ſchärfſte.

Das hätte ich über Zuſammenhang und Nichtzuſammenhang beider Fauſt-Theile zu ſagen. Die Aufgabe der Tragödie hat ſich lyriſch gelöſt, die Metaphyſik des Themas kann nur der denkende Geiſt weiter erledigen, ſie iſt deutſche Nationalſache. Der jugendliche Glanz der Einzelnheiten im greiſigen Fauſt hat mich überraſcht, entzückt, aber nicht verblendet, um das Gemachte von dem Gewordenen, die Willkür von der Poeſie im Fauſt nicht mehr unterſcheiden zu können. Nicht an ſich ſelber iſt die Kraft des Dichters erlahmt, ſondern am Stoffe. Fauſt in weltgeſchichtlicher Bewegung konnte kein Gegenſtand Goethe'ſcher Poeſie ſein.

Die wiener Kritik in der Schrift von M. Enk ſieht in dem ganzen Fauſt nur einen Don Juan der gemeinſten Sorte, einen nicht allein genußgierigen, ſondern noch dazu empörend hochmüthigen Sünder, der, wenn er nicht auf das Schaffot komme, doch mindeſtens zur Hölle fahren müſſe. Fauſt iſt aber kein ſtupides Beichtkind, das ſich den Bußſack um die Ohren hängen läßt. Fauſt iſt überhaupt kein beſondertes Individuum, er iſt der Repräſentant der geſammten modernen Menſchennatur, ihr ganzes Weſen iſt in ihm zum tragiſchen Conflicte geſteigert. Das loſe Spiel auf der ſinnlichen Oberfläche des Lebens iſt nur die kleinere Sünde der Menſchheit, ihre weit tiefere Sünde iſt der Drang, dem Geiſte ſeine Geheimniſſe abzulauſchen. Dieſe Sünde kann nicht von außen geſühnt werden, ſonſt wäre ſie unverzeihlich, ſie muß vielmehr in ſich ſelbſt verbluten und das rothe Blut muß zur Morgenröthe des ewigen Lebens werden. Der ſpaniſche Fauſt, Calderon's Cyprianus, läßt ſich mit den Formen der Kirche durch Buße verſöhnen; der deutſche Fauſt hat in ſeinem eigenen Gedankenkreiſe ſein Fegefeuer, ſeine Hölle und ſeinen Himmel. Er war die Schlange, die mit den Häuten die Sünde von ſich abſtreift, in der Greiſeswehmuth, zu der ſich ſein fieberhafter Jugendmuth verklärt, fühlt er den Zuſammenhang ſeiner ſelbſt mit dem Urweſen von Ewigkeit her geſetzt. Dies Gefühl des Abſoluten, dem er nachjagte, ohne es zu erhaſchen, überkömmt den Greis wie eine ſelige Begnadigung: ſo wird er geheiligt und geſühnt, weil er ſich ſelbſt gerettet; ſein ewiges Streben war ſeine Rettung.

1835.

Man ſagt, daß Goethe in ſeinem Alter gern mit gemeinen Leuten, mit Menſchen der unteren Stände verkehrte. Die Bildung, zumal wenn ſie glänzt, wird leicht zur Phraſe. Das widerte die geſunde Kraft des Alten an. Er beſuchte gern die Werkſtätten der Weber und Wirker, unterhielt ſich gern mit jenen ſtillen Menſchen, die auf die kleinen Geheimniſſe der Natur lauſchen und die man Heimchenfänger nennen kann. Er liebte urſprüngliche Naturen, die aus eigenthümlichen Quellen, ſelbſt wenn ſie karg waren, ſchöpften. So wird ſein Verhältniß zu Zelter erklärlich, das bei der zutraulichen Dringlichkeit des alten Muſikus ſich bald auf Du und Du ſtellte. Es war nicht die Muſik, was ſie verband, ſondern Zelter's derbe, dreiſte Naturwahrheit und Goethe's Sinn dafür. Zelter war für ihn, der die Feldzüge des Lebens hinter ſich hatte, ein alter Corporal, an dem er die Kameradſchaft anerkannte und der ihm mit der platten Komik ſeiner ungenirten Manier von Fahrten und Abenteuern erzählte. Es war ſo ſtill um den alten Herrn in Weimar geworden. Die Luſtbarkeiten waren für ihn verrauſcht, der Glanz des Lebens erloſchen, ſo mancher Edle war vor ihm heimgegangen und der hohe Freund, Schiller, der Letzte, der den Flügelſchlag eines großen Strebens um ihn entfaltet, war längſt unter den Glücklichen, die den Reſt des Lebens nicht zu tragen haben. Dieſen Reſt ließ er ſich nun noch durch den Witz des ſkurrilen Berliners würzen. —

Zelter hatte als Muſiker eine eben ſo begränzte Sphäre, wie er als Menſch beſchränkt war. Aber er war innerhalb ſeiner Gränzen durchaus heimiſch, und Goethe pries jeder Zeit, auf engem Gebiete ein ganzer Mann ſei mehr werth als auf weitem ein halber. Zelter war urſprünglich Handwerker, Maurergeſell, geweſen. Der fromme Drang zur Muſik trieb ihn allabends in den Feierſtunden zu Meiſter Faſch nach Charlottenburg hinaus. Er ſah auch in ſeinem Alter noch ſo aus, als hätt' er eben erſt das Schurzfell und die Kelle fortgeworfen, um in die Taſten der Orgel zu greifen. Er that das mit ganzer ungeſchwächter Naturkraft und regierte das Perſonal der Singakademie wie ein muſikaliſcher alter Blücher.

Seine Compoſitionen hielten ſich ſehr enge in den Grenzen des alten Kirchenſtyls; aber daß er durch und durch der Mann ſeiner Schule war, iſt ein charakteriſtiſcher Zug des Mannes, und ſo mußte denn eine derbe, kerngeſunde Frömmigkeit, wie ſie auf verwandtem Gebiete nur in der Luther'ſchen Diction zu finden iſt, in den Tagen, wo raffinirte Übercultur begann, immer eigenthümlich ſein. Ein Oratorium* zu componiren, in welchem ſich das ſimple und zu einfache, nicht ſelten auch eintönige Gebet zu einer religiöſen Weltanſchauung ſteigert, ſich zu dramatiſchen Gegenſätzen gliedert, ſich mit epiſchen Stoffen erfüllt, hatte man dem alten Muſikus wohl zutrauen dürfen; allein zwiſchen einer Zelter'ſchen Kirchencompoſition und einem Oratorium von Händel und Haydn liegt noch ein Abſtand wie etwa zwiſchen einem proteſtantiſchen Kiechenliede und Klopſtock's Meſſiade. Seine Balladencompoſitionen brachten ihn in Verbindung mit der Literatur. Goethe war entzückt, ſeine Lieder auf ſo ganz eigene Weiſe tönen zu hören. Sein Entzücken mochte aber wohl nur eine freudige Überraſchung darüber ſein, wie es möglich ſei, ſo treu zu componiren und mit ſo viel Enthaltſamkeit die Worte gleichſam nur in Tönen zu wiegen, aus denen nichts anderes heraus klingt, als der zur Melodie herausgeborene Rhythmus des Verſes und die Seele des Liedes ſelber. Beethoven's Compoſition eines lyriſchen Gedichtes gibt uns auch die Seele des Textes, aber doch in ganz anderer bedeutſamerer Weiſe, denn ſie iſt nicht die Seele, die ſich an den ſchlanken Leib des Verſes ſchmiegt, nicht eingekörpert bleibt und nur mit den Gliedern des Gedichtes ſich gleichmäßig verlautbart. Beethoven's Liedercompoſition iſt vielmehr die frei gewordene Pſyche, die ihren Körper zerbricht, erſt in dieſer Freiheit zu ſich ſelbſt kommt, und abgelöſt von aller Feſſel ein eigenes, ſelbſtſtändiges, mithin erſt ein wirkliches Daſein erreicht.

So gewiß aber Mozart's Zauberflöte noch etwas ganz Anderes iſt und gibt, als der Schikaneder'ſche Text, ſo gewiß iſt es auch, daß die Muſik durch ein dieneriſches Anſchmiegen an die Worte des Dichters nicht ihr Eigenſtes und Höchſtes zu geben vermag. In dieſem Anſchmiegen hat aber Zelter's Balladencompoſition lediglich ihren Werth. Bei Gedichten, wie der Erlkönig, der König von Thule, die in dem ſtrengeren, mehr an den nordiſchen und engliſchen Rhythmus erinnernden Balladenſtyl gehalten ſind, bemächtigt ſich Zelter ſehr glücklich des Stoffes, während ſeine Töne bei Erzeugniſſen, in denen der romantiſchen Ausmalerei ſchon vom Dichter mehr Spielraum gegeben iſt, die Fülle des weiter ausgebauten Inhalts gewiß nicht erſchöpfen, geſchweige überflügeln. — — Bei mehreren ſeiner Compoſitionen lief mir der Gedanke durch den Sinn, daß die ganze Zelter'ſche Muſe gewiſſermaßen im Mutterſchooße der Kunſt ſitzen geblieben ſei. Er war ein Ettrik-Schäfer in der Muſik, wobei jedoch wohl zu beachten ſein dürfte, daß es weit leichter Naturdichter, als Naturcomponiſten geben könne, weil der letztere zur Entfaltung und Entäußerung ſeines muſikaliſchen Gedankens einer Menge künſtlicher Mittel bedarf, denen der Poet überhoben iſt. Daher aber auch bei Zelter, der das Techniſche ſeiner Kunſt auf ungewöhnliche Weiſe im Beſitze hatte, dieſer Widerſtreit zwiſchen ſeinem Naturtalente und ſeiner künſtlichen Kunſt, ein Widerſtreit, der ſich in der Perſon des Mannes in Bezug auf Literatur, Welt, Zeit und Geſelligkeit in geſteigerter Potenz zeigte, da ſein innerer Menſch in die Cultur ſeines Jahrhunderts nicht völlig aufgenommen war. Liegt in dieſem Zwieſpalte nun auch das eigentlich Intereſſante ſeiner ganzen Erſcheinung, und können wir einen gewiſſen ſtillen Jubel nicht ganz unterdrücken, der ſich in uns regt, wenn im Muſikus ſich der alte Maurermeiſter geltend macht, und Zelter ſeinen banauſiſch geſunden und naturkräftigen Humor wie ein unbehauenes Cyklopenſtück ſeines Metiers in die verzärtelte und verzimperte Affectation mancher Richtungen im geſelligen und Kunſtleben hineinſchleudert, ſo müſſen wir doch in dieſem Zuſammentreffen unvermittelter Kräfte und Regungen zugleich auch die Zerbrechlichkeit der Urtheile dieſes Mannes über Zeit und Zeitgenoſſen bedingt ſehen. Was Zelter als Componiſt ſchuf, hat er eigentlich weniger geſchaffen, als es ihn wie eine plötzliche Eingebung und wie ein kurzer Lichtblick überkam, der ein Leben voll angelernter Vegetation erhellte. Daher die Naturmaximen ſeiner Melodien, daher auch die Überraſchung über ſich ſelbſt und die Freude an der eigenen ungeahneten Schöpfung. Dieſe Naivität verſöhnt durchaus wieder mit ihm. Und ſo war denn Goethe's Liebe zu ihm auch etwas ungeahnet Überkommenes, ſie war für Zelter ein Evangelium, das ihn wie den Hirten des Feldes überraſcht, der mit offenen Augen und Ohren der frohen Botſchaft entgegenſtaunt. Dieſer ſtiere Geſichtszug des Hirten an der Krippe blieb ihm eigen, da er die ganze Erſcheinung des Geiſtes nicht zu faſſen vermochte. Dies gehört mit zur Charakteriſtik des Verhältniſſes zwiſchen Goethe und Zelter. Ohne dieſe Anbetung wäre der Banauſe nicht erträglich geweſen. Und ſie war bei ihm ächt, ſaß ihm ſehr tief im Herzen. Goethe's Tod war wie ein Ruf, der an ihn ergangen. Er fühlte ſich ihm zugehörig und eilte ihm nach, mit dem Hinblick des Hirten nach der Höhe.

1836.

Wenn zwei bedeutende Menſchen lange Zeit neben und mit einander leben, ſo kann ihr Verhalten nicht anders als ein gegenſeitiges Bekämpfen gedacht werden, ein gegenſeitiges Ringen in den Stoffen, in den Ideen, in den bei jedem ſchon vorher fertigen Maximen und zur andern Natur gewordenen Überzeugungen. Steht im Hintergrunde das Gefühl der Verehrung und Liebe, ſo bleibt ſolcher Kampf eben ſo großartig, ſo fruchtbringend. Schiller und Goethe in ihrem Verhalten ſind ſo zu denken; es iſt das ſchönſte Duett, das zwei Geiſter durchlebten. Wer bei ſolchem Kampf eines ungeſuchten Rivalismus augenblicklich der Sieger ſcheint, iſt es nicht immer auf die lange Dauer hin. Es kommt darauf an, wie die Naturen geartet ſind. Das ſanguiniſche Temperament dringt raſch vorwärts, der choleriſche Eifer erobert ſchnell und heftig, während das Phlegma, das anfänglich das beſiegte ſchien, mit breiter Sicherheit und nachhaltiger Kraft ſchließlich vom ganzen Grund und Boden Beſitz nimmt. Goethe war neben dem ſturmbewegten Schiller das Phlegma mit dem ruhigen Waltenlaſſen ſeiner Naturells. Er war ohnedies der Ältere, der es an ſich kommen läßt, der ſich nicht mit Hitze in den Streit miſcht, ſich auch nicht von augenblicklich überfluthender Liebe um ſein Bewußtſein bringen läßt. Freilich gab er auch Manches hin und empfing neuen Flügelſchlag. Er ließ ſich durch Schiller's Feuereifer von neuem für die Bühne gewinnen; in dieſem Sinne, wie Schiller ſie nahm, als einen Tempel der Nation, als die hohe Schule der Deutſchen zu einem ſelbſtbewußten Volke, in dieſem Sinne waren ihm die Breter völlig neu. In andern Gebieten des Denkens faßte er ſeine Empirie zur philoſophiſchen Speculation zuſammen und rückte ſich im bequemen Genuß der Gegenwart das ferne Ziel des Idealen näher. Im Ganzen aber war ſein Weſen ſchon zu ſehr fertig, um aus ſich ſelbſt zu neuen Bahnen herauszugehen. Schiller war immer wie vom Wirbelwind eines geheimnißvollen Dranges erfaßt. Er verbrauchte raſch ſeine Kräfte, denn ſie gingen auf ein Ziel, das weit ab lag vom Glück des Augenblicks. Er rang immer wie nach jenſeitiger Unſterblichkeit; Goethe hielt an der allſeits ſchon hienieden hingebreiteten Ewigkeit des Geiſtes feſt. Auf die Dauer hatte Schiller, der immer das Höchſte wollte, gegen Goethe, der ſich immer im Sicherſten gefiel, den Nachtheil, den der Stürmiſche gegen den überſichtlich Umfaſſenden haben muß; auf die Dauer ergab er ſich immer mehr an Form und Inhalt als der Überwundene; ſein Talent, ſein Wille, ſeine Kraft waren nicht ſo langathmig als Goethe's feſt in ſich gegliederte Entwickelung. Schiller war immer excentriſch, Goethe zerſtreute nie ſeine Kraft, jener war immer außer ſich, dieſer ſtets bei ſich. Goethe blieb central geordnet, deshalb mußte er den jüngeren Freund überwachen, überblicken, ſein Übergewicht neben ihm fühlen.

Als er aber todt war, ſtand das Bild des hohen Menſchen über Goethe's Scheitel wie ein heiliges, verklärtes Geſtirn, und er huldigte dem Geſtorbenen wie einem erhabeneren Weſen mit einer großartigen Demuth; ja er trieb mit dem Schädel des Erblichenen faſt Abgötterei und ließ ihn lange Zeit nicht wieder von ſich. Er verhüllte ſich vor der Welt und ſchien unzugänglich zu bleiben. Sonſt, nach großem Verluſte, ſuchte er raſch abzuſchließen, wußte bald wieder das Gleichgewicht und die feſte, centrale Haltung zu gewinnen, um des Lebens Wechſel zu überdauern. Mit Schiller's Tod brach der ideale Menſch in ihm zuſammen, ſein höheres Ich, ſein ideales Selbſt, das über die Erde hinweg nach den Sternen greift, drohte mit Schiller ihm zu entſchwinden. Im Epilog zur Glocke pries er ihn als den Glücklicheren, während Schiller im Leben und Sterben ihm nie ſo erſcheinen konnte. Goethe war neben ihm ſtets der Vollendete, Schiller das Bruchſtück eines unendlichen Wollens; jetzt ſprach Goethe ſelbſt das Wort aus, das ihn pries, ihn beneidete als den, der das Glück der Vollendung erreicht. Eine eben ſo tiefe Genugthuung liegt in Goethe's Worten, die Eckermann mittheilt. Es war als wenn Goethe, ſprach er vom hohen, verewigten Freunde, die Wirkſamkeit eines Gegenwärtigen fühlte. »Schiller, ſagte Goethe, erſcheint hier wie immer im abſoluten Beſitz ſeiner erhabenen Natur. Er iſt groß am Theetiſch wie er es im Staatsrath geweſen ſein würde. Nichts genirt ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug ſeiner Gedanken herab; was in ihm von großen Anſichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rückſicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Menſch, und ſo ſollte man auch ſein! — Wir Andern dagegen fühlen uns immer bedingt. Die Perſonen, die Gegenſtände, die uns umgeben, haben auf uns einen Einfluß. Der Theelöffel genirt uns, wenn er von Gold iſt, da er von Silber ſein ſollte, und ſo, durch tauſend Rückſichten paralyſirt, kommen wir nicht dazu, was etwa Großes in unſerer Natur ſein möchte, frei auszulaſſen. Wir ſind die Sclaven der Gegenſtände und erſcheinen geringe oder bedeutend, je nachdem uns dieſe zuſammenziehen oder freier Ausdehnung Raum geben.

Wie ſtill, wie öde mußte es um ihn ſein, wenn er ſolche Ausſprüche teſtamentariſch niederlegt. Das Gefühl der Auflöſung, die Ahnung von der Endſchaft ſeiner Perſon und ſeiner Gedankenkreiſe überkam ihn. Der Lärm des Lebens war verklungen, es trieb ihn nichts mehr nach außen, es riß ihn innerlich niemand mehr fort; nur auf Momente erhob ihn das Andenken an einen hohen Menſchen über ihn ſelbſt hinweg. Das Anerkenntniß ſolcher Naturen, ſchon das bloße Zugeſtändniß der Exiſtenz ſolcher ihm fern gebliebener Geiſter, klingt in den Bekenntniſſen an Zelter, an Eckermann wie das letzte Wort eines Scheidenden, der mit ſich und der Welt fertig iſt. Es ſind jene dämoniſchen Naturen, deren Geiſte er in dieſen ſchließlichen Confeſſionen ſich eingeſteht; ſene überſchwenglich aus ihrem Centrum tretenden Geiſter, die im dunklen Drange prophetiſche Blicke thun, heilige Kräfte regellos und ungeahnet entfalten. Zu jenen räthſelhaft Dämoniſchen, die es nicht zum ſyſtematiſchen Abſchluß gebracht, aber um ſo überraſchender die Gewalt eines unberechenbar Göttlichen verriethen, gehörten neben Schiller beſonders die Geiſter der ihm ferngebliebenen Tonwelt, Mozart, Beethoven.

Daß ihm Muſik mit ihrem dunkeln Drange fern geblieben, liegt in ſeiner Prüderie gegen alles Mittelalterliche, gegen alles Katholiſche, alles Magiſche. Er war zu ſeinem Widerwillen gegen dieſe Richtungen berechtigt, aber er trat auch damit aus manchem Volkselemente deutſcher Natur heraus. Denn aus jenen Richtungen erwuchs ein ganzer Blüthengarten deutſcher Kunſt und Poeſie. Er konnte in ſeiner klar verſtändigen Claſſicität nur Muſiker gelten laſſen, die in ihrer Kunſt nicht mehr als beſchränkte Handwerksnaturen waren, wie Zelter; vor der ſchwärmeriſchen Entzückung eines muſikaliſchen Naturells, wie Bettina war, wandte er ſich entſchieden ab. Dem muſikaliſchen Naturell Jean Paul's hatte er in früherer Zeit ein würdiges Denkmal zu ſetzen ſich nicht entſchlagen können; er hatte in ſeinem weſtöſtlichen Divan Gelegenheit, in dem vermeintlichen Orientalismus dieſes Dichters einen Anknüpfungspunct zu finden. Jetzt aber erfahren wir beiläufig aus Eckermann's Berichten, daß Jean Paul's »Wahrheit aus meinem Leben« als ein Überheben über die Göthe'ſche »Richtung und Wahrheit« getadelt und mit der hingeworfenen Bemerkung beſeitigt wird: »Was kann die nackte Wahrheit und Wirklichkeit dieſes deutſchen Poeten anders bringen, als die Philiſterei ſeines Lebens?« Goethe hatte ſich allerdings der bürgerlichen Philiſterei enthoben, doch die Freiheit vollendeter Entfaltung war dem nobilitirten Fürſtendiener nicht dafür geworden. Für den eingebüßten Zuſammenhang mit der Maſſe des Volks, mit den Strömungen der Nationalentwickelung war ihm nicht voller Erſatz geworden und die Wahrheit ſeines eignen Satzes, daß der Poet verliere, was der Menſch gewinne, vollzog ſich an ihm ſelbſt.

Merkwürdig iſt Goethe's Furcht vor Zerſplitterung der

Geiſteskräfte in conſequenzloſer Hinneigung zu dieſer und jener Richtung. Er weiß den Pflegling Eckermann nicht genug davor zu bewahren, wohl wiſſend, wie im Gewirre verſchiedentlicher Tendenzen ſein eigener Genius ſich abmattete, ſo daß er den Fauſt zu vollenden aller Grillen und Reizmittel des greiſen Alters bedurfte, an der Fortſetzung der natürlichen Tochter ſcheiterte, die größte Stylloſigkeit im Drama einführte, auf der Bühne bald verſuchsweiſe ſhakſpeariſirte, bald voltairiſirte, bald helleniſirte, und das Buch des deutſchen Geſellſchaftslebens unvollendet ließ, man müßte denn die treuloſe Verkehrung aller ideellen Lebensrichtungen in geiſtesmatten Materialismus für eine Art Schluß des Wilhelm Meiſter troſtlos hinnehmen.

Den Unterſchied zwiſchen Claſſiſchem und Romantiſchem legt ſich Goethe auf die wohlfeilſte und ihm bequemſte Weiſe aus einander, indem er Herrn Eckermann erklärt, das Claſſiſche ſei das Geſunde, das Romantiſche das Kranke, ohne zu fühlen, daß dadurch eine Scheidewand geſetzt ſei zwiſchen ihm und ſeiner Nation, der die Elemente des Romantiſchen eben ſo tief incarnirt ſind als Religion und Philoſophie. Durch die Trennung von Religion und Leben, Chriſtenthum und Philoſophie iſt ein neuer Bruch zwiſchen Goethe und der Nachzeit entſtanden. Bei alledem fühlt er trotz ſeiner verſtändigen, claſſiſch ruhigen Gemüthsverfaſſung ſich gedrungen am Spätabend ſeines Lebens dem vor ihm andächtig lauſchenden Jünger viel und wiederholt von der dunkeln Gewalt eines Dämoniſchen anzudeuten, deſſen räthſelhaften Einflüſſen er in Napoleon, Shakſpeare, Mozart und Schiller huldigen muß.

Eckermann will das nicht recht verſtehen, was der Alte vom Dämoniſchen ſagt, und es iſt auch unverſtändlich, wenn man die Wurzel ſeines Bewußtſeins lediglich in Goethe, ſtatt in dem Geiſte ſeiner Nation und ſeines Jahrhunderts hat. Eckermann nimmt dies als einen bloßen Fatalismus, zu dem er einen allerdings höchſt fatalen Beleg gibt. Er findet es z. B. dämoniſch, daß Goethe's Schweſter bei bevorſtehenden Feierlichkeiten und Bällen gewöhnlich von einem Ausſchlage im Geſichte heimgeſucht wurde. Und ſiehe: der Alte lachte nicht, ſondern neigte, über jede Zuſtimmung erfreut, ſein hohes Haupt.

Was man ſo Politik nennt, hat den alten Herrn immer gewurmt. Er lobt, um Kleinigkeiten aus Eckermann's Berichten mitzutheilen, unter anderm den ſpaniſchen Feldzug des Herzogs von Angoulême im Jahre 1823. Er iſt der Anſicht, die große franzöſiſche Revolution ſei meiſt nur durch Beſtechungen in Gang geſetzt. Später wird über den Unfug der Preßfreiheit und über den Dünkel der jungen Welt, ihr Herz den großen Erſcheinungen des äußern Lebens entgegenſchlagen zu laſſen, ein wohlgemeintes Wort geſagt. Der Alte bewies damit, daß er mit ſich fertig war, wie ſein ſchon vor ihm begrabenes Jahrhundert.

1838.

Goethe's Briefe an die Gräfin Auguſte zu Stolberg verſetzen uns in die ſiebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Es iſt die Zeit, wo der Werther neue Auflagen erlebt und von der deutſchen Welt verſchlungen wird. Goethe, einige Zwanzig alt, iſt äußerlich noch ganz der frankfurter reichsſtädtiſche Bürgerſohn, innerlich durch und durch jener Werther, der kindlich ſchwärmeriſche Menſch, der händeringend lacht und weint und Mühe hat, »all' das tiefe Leid der Welt« in ſeinem Buſen zu herbergen. Dieſe liebenswürdige Zerſtreutheit, dieſe naive Wolluſt, ſich dem Strome des Lebens preiszugeben, dies unſagbare Drängen nach dem Herzen der Menſchheit, kurz, was den Werther zum Werther macht, jenes Hangen und Bangen in Todespein aus Übermaß im Lebensdrange, das ergießt ſich hier in dieſen Briefen in eine damals ihm ſelbſt unbekannte Mädchenſeele. Sie hatte aus der Ferne ihm die Hand gereicht zum geſchwiſterlichen Bunde, und die Schwärmerei eines kindlichen Herzens war eben ſo recht nach Werther-Goethe's Bedürfniß. Dies war die Schweſter der beiden Stolberg, ſpätere Gräfin Bernſtorff. Ihre Ergüſſe, welche die ſeinigen erſt hervorriefen, hat ſpäter der diplomatiſche Greis Goethe verbrannt. Dagegen kamen die Briefe des Dichters in die Hände der Frau von Binzer, deren Gatte ſie veröffentlicht. Sie gehören zu den geheimen Schätzen des deutſchen Seelenlebens. So liebenswürdig neckiſch, ſo offen und harmlos, ſo kindiſch-kindlich war Goethe nie wieder als hier in den Mittheilungen an ein liebendes Weſen. Er ſelbſt hing an den Augen ſeiner Lilli, von der er ſich losriß, weil ſeine bürgerliche Einfalt von damals ſich nicht in die höhere Sphäre der Geliebten hinanwagen mochte, oder weil er fühlte, gebunden ſein mitten in der Jugendluſt hieße geknebelt ſein. (Lilli, ein Fräulein von Schönberg, verheirathete ſich ſpäter mit einem Herrn von Türkheim in Straßburg, und lebte bis zum Jahre 1815.) Um ſo hülfsbedürftiger iſt ſein innerer Menſch. Der Dichter in ihm ſetzt ab, was den Menſchen quält und beſeligt, aber ſich an ein immer gleiches, immer warm erfülltes, weibliches Herz zu flüchten, thut ihm unendlich wohl. Von den Briefen an die Gräfin Auguſte iſt ſelten einer ein eigentlicher Brief, ſo was die Deutſchen Briefe nennen, zuſammenfaſſende Darſtellungen und compacte Erörterungen; vielmehr ſind es Beichtzettel, oft unarticulirte Laute, bloße Ausrufungen. Der Schreiber hat nicht Zeit, gründlich zu ſchildern, aber das Verlangen, ſich mitzutheilen, ſpät in der Nacht, früh am Tage, nach Tiſche, vor Schlafengehen, iſt unverwüſtlich. Ein Gedankenſtrich genügt, um ſeinen Zuſtand anzudeuten, kindiſches Gewäſch läuft dazwiſchen, aber durch Alles, ungeſucht, unerfleht, blitzt der helle Feuerſtrahl des Genius, der ſich hier in aller lieblichen Einfalt, ohne die Zungen, ohne die Augen, die Ohren der Welt zu fürchten, friſch und frei öffnet. Die neun erſten Briefchen ſind aus dem J. 1775. (In dieſem erſchien die zweite Ausgabe von Werther's Leiden, Leipzig, Weygand'ſche Buchhandlung.) Es iſt die Zeit, wo Egmont entſtand. Der zweite Brief hat ganz den Styl, in welchem dieſer Liebesheld ſich ſeinem Clärchen ſchildert. Mit dem Auftreten Goethe's in Weimar hört ſeine Beichte nicht auf, allein ſie wird ſpärlich. Mit dem neunzehnten Briefe beginnt das Schweigen, das die Gräfin Bernſtorff erſt im J. 1822 wieder bricht. Sie iſt Pietiſtin geworden, d. h. eine Strenggläubige, die nur auf die Eine, ihr bequeme Weiſe das Heil des ewigen Lebens für erreichbar hält. Sie hat den Geliebten ihrer Jugend, den ſie nie geſehen, ſtets mit treuen Augen verfolgt, ſein Wachsthum als Mann und Dichter beobachtet, den weltweiten Geiſt im Stillen angeſtaunt, aber den Glauben an ſein Seelenwohl verloren. Sie fühlt ſich dem Tode nahe: ſoll ſie den, den ſie geliebt, im Lande jenſeits nicht wiederfinden? Sie beſchwört ihn bei den Gefühlen ſeiner Jugend, er möge ſein Heil bedenken, ſie wolle ihm beten helfen. Darauf erfolgt dann mit Goethe's letztem Briefe des Weltmanns ebenfalls tief religiöſer Troſt für ſie und für ihn: »In unſers Vaters Reiche ſind gar viele Provinzen! Bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! Lange leben heißt gar Vieles überleben, geliebte, gehaßte, gleichgültige Menſchen, Königreiche, Hauptſtädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich geſäet und gepflanzt. Wir überleben uns ſelbſt und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geiſtes übrig bleiben. Alles dieſes Vorübergehende laſſen wir uns gefallen. Bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, ſo leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit!« — Mir däucht, das iſt in ſeiner Art eben ſo religiös als das Gebet der ſogenannt Frommen.

Reizend naiv, wenngleich bald gottlos, bald gottſelig, ſind die kleinen kindiſchen Geſtändniſſe des frankfurter Goethe; ergreifend ehrlich manche Zwiſchengedanken in den Bekenntniſſen des weimariſchen Staatsmanns. So ſchreibt er einmal: »Lieb Guſtgen, mir iſt lieber für Fritzen, daß er in ein würkendes Leben kommt, als daß er ſich hier in Kammerherrlichkeit abgetrieben hätte!« — Aus Allem ſpricht und glüht die tiefe Beſonnenheit eines großen, harmloſen Menſchen.

1841.

Die Idylle zu Seſenheim iſt das ſchönſte, das ſüßeſte Erlebniß in Goethe's Autographie. Friederike war ſeine wahrſte, ſeine friſcheſte Liebe. Die zurückgedrängte Geſtalt wurde als Egmont's Clärchen, als Fauſt's Gretchen ein unſterblicher Geiſt für ſein Dichterherz; noch als Greis, als er ſein Leben ſchrieb, bebte ſeine Seele, feierte ſein Ich in der Erinnerung ſein ſchönſtes Feſt. — Es iſt, bei dem weitverbreiteten, aber nicht fördernden Hange, alte Stätten, verblaßte Zeugen, abgenutzte Reliquien aufzuſuchen, erklärlich, wenn einer von Straßburg aus nach Seſenheim wandert, und den alten Pfarrhof des Paſtors Brion aufſucht, den Garten, wo Johann Wolfgang Goethe, Studiosus juris, mit Friederiken ſaß und die ganze Seligkeit ſeiner wunderbaren Jugendliebe fühlte. Freimund Pfeiffer heißt der Mann, der dieſe Wallfahrt machte. Er ſtattet davon getreuen Bericht ab und gibt als Anhang zum Büchelchen auch das ſeſenheimer Liederbuch, Verſe von Goethe, die er der Geliebten eigenhändig eintrug, von denen nur einige in die Lyrik des Dichters für die Welt aufgenommen wurden, und die wir hier zur Feier Friederikens beiſammen haben. Viele davon ließ der Dichter, als Brouillonarbeit, mit Recht bei Seite. Von Friederike Brion fand der Wanderer und Forſcher einige Briefe aus den Jahren 1770 und 1771. Sie erzählt die Maskerade, in welcher Goethe, erſt im grauen ſchäbigen Rocke als armer Candidat der Theologie, dann in den Kleidern des Wirthsſohnes vor ihr erſchienen. An anderer Stelle heißt es: »Glaube nicht, daß ich ſeine Braut bin; ſolche Geheimniſſe könnte ich vor den lieben Eltern nimmer verantworten. Lieb hab' ich ihn von ganzem Herzen. Wenn er auf den Spaziergängen oder bei'm Vorleſen ſeine herrlichen Gedanken mittheilt, weiß ich nicht, ob Bewunderung oder Liebe mir das Herz ſprengen möchte.« Auf einem der kleinen Blättchen ſteht: »Wie die vergnügten Schäfer bei Geßner haben wir gelebt. Das Kleinſte, wie das Höchſte, weiß Goethe gleich göttlich zu beſeelen, das braune Würmchen, wie den gelben Vollmond. Wenn ich zu ſeinen großen Augen hinaufſah, hätt' ich jedes Mal vor Wonne vergehen mögen.« Freimund Pfeiffer fand noch die jüngſte Schweſter Friederikens, die Goethe nicht erwähnt, eine alte Mamſell mit Vornamen Sophie, am Leben. Sie erzählte, daß Friederike nach dem Bruch des Verhältniſſes jede Partie ausſchlug, ſtill und heiter fortlebte und eine Nichte bei ſich erzog; »wer Goethe geliebt,« ſagte ſie, »der könne Niemand weiter angehören.« Auch George, der Wirthsſohn, in deſſen Kleider der luſtige Wolfgang ſich geſteckt, war noch am Leben. Was von Profeſſor Näke, der 1822 in Seſenheim war, von Friederikens Untreue und Schmach berichtet wurde, wird hierdurch thatſächlich widerlegt. Warum Goethe Friederiken aufgab, darüber verbreitet ſich Freimund Pfeiffer ausführlich und ſucht eindringlich darzuthun, daß Carlos-Merck, Mephiſtopheles-Merck ihm die Nothwendigkeit der Untreue in dieſem Falle eingeraunt habe. Der fortgeſetzte Widerwille gegen Merck, den ſelbſt der ruhige Greis Goethe noch theilte, möchte jedoch nicht hierin allein ſeine

Quelle haben. Der Poet, auch der nach dem Höchſten ſtrebende, haßt jeder Zeit den beſonnenen, rückſichtslos kalten Kritiker, der ihn derb ſchüttelt und über ſeine Abirrungen ihm plötzlich ein grelles Licht aufſteckt. Goethe fühlte als Jüngling das geiſtige Übergewicht des klaren, ſcharfen Denkers; er fühlte auch als Sechzigjähriger, als er ſein Leben überſchaute und ſchrieb, den großen Einfluß des Mannes, und blieb ihm doch, wie allen Negationen, abhold. *)

Nachträglich kam nun auch noch der Scholiaſt mit dem ganzen Geſchlepp ſeines pedantiſchen Commentars, um über Goethe zu Buch zu ſitzen. Er hat, wie Scholiaſten pflegen, viel Pietät für ſeinen Autor, den er als Regiſtrator ſeiner Scripturen viele Jahre lang von Angeſicht zu Angeſicht ſtudirte; aber wie es Leuten dieſer Art ungeſucht ergeht, der gelehrte Explicator erdrückt ſeinen Autor faſt mit dem Schwall ſeiner Darlegungen. Iſt es überhaupt ein lächerlich Bemühen, wenn der Philiſter an den Halbgott herankommt und ihm ſeinen Fußſchemel unterſchiebt, in der Abſicht, ihn vor den Leuten zu erhöhen, ſo wird es im vorliegenden Falle widerlich, wenn man erwägt, daß der von Allen, die Goethe beſuchten oder in ſeiner Nähe weilten, überſehene, wenn nicht zurückgeſetzte Hauslehrer ſo lange ſeinen Groll verhielt, Alle erſt ausreden ließ, ſtill ſammelnd und giftig aufmerkſam, und nun endlich Rache ſchnaubt für alle Vernachläſſigung des Herrn, die den Diener natürlich mit getroffen, für jedes Übelwollen, jedes gutmüthige Mißverſtehen, für jeden Scheelblick, wie für jede harmloſe Naivetät,

---

*) In Bezug auf Pfeiffer's Buch über Friederike Brion gab ein Correſpondent vom Neckar in der Allgemeinen Zeitung 1842 noch einiges ſchlichte Detail. Friederike hat nach dem Tode der Eltern in Paris Zuflucht gefunden bei einer Freundin, die dort noch vor der Revolution an den däniſchen Geſandten Roſenſtiel verheirathet war. In Paris und Verſailles ſah man ſie zur Zeit der Blutherrſchaft Robespierre's in der feinen Geſellſchaft. Dann ging ſie zu einem Schwager nach Meißenheim im Badiſchen, wo ſie im November 1813 ſtarb. Der Pfarrer Fiſcher, der ihren Sarg geleitete, lebt noch. Mit Goethe hat ſie wohl keine Briefe mehr gewechſelt; er hätte ſonſt nicht in ſeiner Lebensgeſchichte die Beichte über ſein Verhältniß zu ihr veröffentlicht.

die nicht in jedem Augenblicke bereit und geſammelt genug war, um Goethe's Oberhoheit anzuerkennen. Es iſt eben ſo geſchmacklos, als unnütz, ſo lang und breit, ſo polternd und ſchimpfend den alten Herrn zu vertheidigen, längſt Vergeſſenes noch einmal hervorzuziehen, wegen jedes halben Wortes, das Jemand über ihn fallen ließ, eine ſeitenlange Vertheidigungsrede ſchwerbeinig und böotiſch loszulaſſen. Und dieſer Rachedienſt, den Riemer dem Alten und ſich ſelbſt ſchuldig zu ſein vermeinte, vollzieht ſich in ſchreckensvoller Breite, in unverſöhnlicher Heftigkeit gegen Freund und Feind. Der fleißige Compilator, der des Dichters Werke im Druck corrigirte, in der Geſammtausgabe letzter Hand Orthographie und Grammatik in Übereinſtimmung brachte, dehnt ſeine Mittheilungen meiſtens durch die zehnfachen Citationen aus, mit denen er bei der Hand iſt. Goethe darf nur ſagen: »es war heut' gut Wetter!« ſo bringt der Mann mit dem ledernen Namen gleich einen Apparat von Sammeleien herbei und belegt es mit zehn verſchiedenen Stellen aus Goethe und aus alten Dichtern, wie jener, wie dieſe über »gut Wetter« dachten. Iſt dieſer Dienſt des Explicators lächerlich, ſo iſt das Geſchäft kleinlicher Rache, das Riemer hier übernimmt, die größte und hoffentlich die letzte Schmach, die an den Manen des großen Dichters verübt wurde. Zuvörderſt wird Johannes Falk in ſeinen Berichten über Goethe nicht abgewieſen, ſondern mit Schmach dafür überhäuft, ſo daß die Freunde des Mannes ſeine Ehre zu wahren bemüht ſein mußten.

Gegen Bettina iſt Riemer blos grob; mit ihr handelt der Philolog förmlich, was ihr von den in Proſa aufgelöſten Sonetten gehöre und was nicht.

Nach dieſen Vorbereitungen glaubt Riemer tabula rasa gemacht zu haben und beſchäftigt uns nun mit des Dichters Perſönlichkeit. Getreu einem Ausſpruche deſſelben in ſeiner Stella, daß die Geſtalt des Menſchen der Text zu Allem ſei, was ſich über ihn empfinden und ſagen ließe, gibt er uns Abhandlungen über Goethe's Äußere, ſeine Conſtitution, ſeine Geſundheit, ſeine Lebensweiſe, d. h. er ordnet die Belegſtellen, detaillirt die Sammeleien, die er über dieſe Themata in Folge perſönlicher Beobachtung und in Folge vielfacher Lectüre gemacht hat. Der ganze erſte Band handelt, ohne Neues zu bringen, mit tödtlicher Umſtändlichkeit über Goethe's Geſinnung, Eigenheiten, Tugenden und Fehler, ſein Verhalten gegen Näherſtehende und Fremde. Nur ein Novelliſt, der uns Goethe's Perſon, als eine bereits antiquirte, zu verlebendigen wüßte, hätte das Recht und die Befähigung, das Detail ſeines Haushaltens, die Figuration ſeiner Perſönlichkeit ſo genau zu entwickeln. Hier ſind es blos in üblem Humor zuſammengetragene Scholien, oder Raiſonnements alexandriniſcher Gelehrſamkeit, die den Text erdrücken und langſam abtödten. Wer je mit der großen Perſon des Dichters Abgötterei getrieben, wird nun durch Herrn Riemer, der den Götterdienſt bis zur Caricatur treibt, davor zurückſchrecken. Was aber von Goethe's Natur in den Genius deutſcher Nation übergegangen, bleibt unverlierbares Eigenthum, bleibt von nun an bis in alle Zeiten in Glorie beſtehen, ohne daß Herr Riemer dazu beigetragen hat.

In die zweite Abtheilung: »Geſinnung« bringt Riemer die Rubriken: a) Senſibilität, b) Ruhe, c) Uneigennützigkeit, d) Dankbarkeit, e) Wohlthätigkeit ꝛc. Herr Riemer will uns überzeugen, Goethe ſei nicht ſteif, nicht kalt, nicht eckig geweſen; er belegt das mit vielen kleinen Zügen, und falls wir noch der Überzeugung bedürfen, räumen wir ihm gern ein, überzeugt zu ſein, ſchon um ihn loszuwerden. Um Goethe's Wohlthätigkeitsſinn zu beweiſen, bringt er ein Verzeichniß aller Gaben und Spenden, die aus ſeiner Hand gingen, führt an — um die deutſche Nation recht ſicher zu faſſen — wie oft Goethe Schillern ſeine Equipage geborgt habe, bei'm Umzuge von Jena nach Weimar u. ſ. w. Wir unſererſeits ſtaunen, mit welcher befliſſenen Getreulichkeit wir alle dieſe Darlegungen in beiden Bänden von Anfang bis zu Ende durchgeackert haben. Das Buch iſt nämlich zugleich eine Quinteſſenz Goethe'ſcher Ausſprüche, und hat man einmal den Widerwillen überwunden, ſo gewährt die Lectüre den Reiz, allen Vorrath Goethe'ſcher Weisheit und Eigenthümlichkeit in den citirten Stellen beiſammen zu haben, da auch das Entlegenſte ſorgſam herbeigezogen wurde. In ſeinen Darlegungen hat Herr Riemer natürlich ſehr oft Recht, nicht blos buchſtäblich, auch ſachlich. Durchaus beizupflichten iſt dem, was Riemer über Goethe's Wahrhaftigkeit anführt. Goethe war eine grundehrliche Natur. Hört es, Ihr Männer von heute! Er war bis in die geheimſten Tiefen ſeines Charakters neidlos. Es iſt komiſch, dies erſt in förmlichem Ausſpruch zu proclamiren; indeß Riemer will es, und er ſoll nicht denken, daß Goethe's bürgerliche Tugenden verkannt würden, er ſoll nicht glauben, daß Menzel auf die Überzeugungen der Deutſchen gewirkt habe. Wichtig iſt es allerdings für die Moral unſers perfider gewordenen jungen Zeitalters, zu wiſſen, daß Goethe ohne Neid war, daß er Scheelſucht und Verkleinerungsdrang nicht kannte, aus dem einfachen Grunde, weil er ein wirklich großer Menſch war. Ferner wird von Riemer Goethe's Reinlichkeit, ſein Ordnungsſinn, ſein Haß alles Anarchiſchen mit Recht als Moralität in ſeiner Natur feſtgeſtellt. Keiner war deutſcher, als Goethe, beweiſt Riemer. Ebenfalls ein wahrer Ausſpruch, trotzdem Goethe für die patriotiſchen Bewegungen der Jahre 1809 bis 1815 keine Sympathie zeigte. Sein Deutſchland war ein älteres, und es kann Niemand einem andern Deutſchland angehören, als das ihn geboren, das ihn trug und hielt. Das Zeitalter iſt das geiſtige Vaterland, der Boden nur das leibliche. Spätere Zeitalter, die noch deutſcher ſein werden, als das Geſchlecht, dem wir jetzt angehören, werden uns beſtaunen, wie feig und ſchlaff und wenig deutſch wir noch geweſen. Es bilde ſich Niemand ein, beſſer ſein zu wollen und zu können, als das Zeitalter, dem er angehört. Es wird eine Zeit kommen, vor der ſelbſt unſere Radicalen von heute wie arme Schächer beſtehen werden.

Intereſſant iſt, wie Riemer Goethe's Perſönlichkeit ſchildert bei erſtem Eindruck und erſter Annäherung. Er theilt dies mit zur Entgegnung auf den Vorwurf der Kälte und der Steifheit, den man Fremde machen hört, die den Dichter zum erſten Male geſehen und wahrſcheinlich die Empfindung eigener Verlegenheit und beklommener Engigkeit auf den Mann übertrugen, und den ſchlechten Eindruck, den ſie auf ihn gemacht, umgekehrt als primäre Kälte und Vornehmigkeit bei ihm auslegten.

In dem Artikel über Goethe's Religioſität zeigt ſich zur Widerlegung der Anklage, der Dichter ſei nicht eben ſehr von der Chriſtuslehre erfüllt geweſen, die ſichtliche Bemühung, Goethe auch mit den Pietiſten aus einander zu ſetzen und ihm eine Seite abzugewinnen, wo er dieſen zugänglich ſein könne. »Vor allem würde höchſt bedeutſam ſein jene an Chriſtus gerichtete Apoſtrophe in ſeiner ſchweren Krankheit zu Anfang des Jahrs 1801, wo er, nach ſeiner Gattin Zeugniß, das ſie wiederholt ablegte, wenn das Geſpräch auf dieſe Epoche ſeines Lebens kam, von Schmerz übermannt, in Fieberphantaſien, mit wahrhafter Begeiſterung, in die beweglichſten, herzergreifendſten Reden an den Erlöſer ausgebrochen ſei.« Sie bedauerte nur, daß damals »Niemand daran denken können, dieſe aufzuzeichnen; es würde mehr als Alles beurkunden, was in ſeiner Seele für chriſtlich-religiöſe Geſinnungen gelegen, und wie ſie nur bei ſolchen Gelegenheiten ohne Heuchelei und Rückhalt ſich zu äußern veranlaßt wurden.« Herr Riemer merkt nicht, wie ungeſchickt ſeine Darſtellung iſt, und ſich mit der Wendung, »nur bei ſolchen Gelegenheiten,« um ihre Wirkung bringt. Wo nämlich Jeder zu Kreuze kriecht, würden die Pietiſten ſagen, iſt es kein Verdienſt des Einzelnen; was wir erſt auf dem Todesbette oder in höchſter Noth begehen, ſpricht wohl für die Sache, aber nicht für die Perſon, nicht für deren völlig durchdrungene Religioſität. Sonſt weiſt Riemer gut nach, daß er, um Chriſt zu ſein, kein Hengſtenberg'ſcher Chriſt zu ſein brauchte, daß er den Unfug mit dem bloßen Symbol des Kreuzes mit Recht haßte, wie ihm denn die Ausſtellung des Gekreuzigten zuwider war, und daß er das Leiden einer großen Perſönlichkeit für zu keuſch und heilig hielt, um es an allen Ecken der Welt auszuhängen. Riemer nennt mit Fug und Recht Goethe's Thätigkeit eine wahrhaft religiöſe. Wer Wiſſenſchaft und Kunſt beſitzt, — waren ungefähr Goethe's eigene Worte — hat auch Religion; wer jene nicht hat, mag fromm ſein!

Das Trivialſte im ganzen Buche iſt vielleicht das Capitel von den Eigenheiten. Da heißt es denn unter Anderem: Unartig und närriſch war er nie. Er hatte höchſtens, ſoll von Unſitte die Rede ſein, die Eigenheit, im Geſpräch mit Familiären, zu denen auch Riemer gehörte, ein Papierſtreifchen zu drehen, oder einen Bindfaden zu knüpfen. Lange nicht ſo ſchlimm, ſagt Riemer, als F. A. Wolf's Herumwühlen in der Schnupftabacksdoſe, oder die Finger zu ſchnicken, daß alle Gelenke knakken, wie Öhlenſchläger, oder im Sitzen mit dem einen Fuße zu beben oder zu baumeln, wie Heinrich Voß. »Ich ſchweige von noch übleren Angewohnheiten Anderer.« Publikum hat ſich zu bedanken bei Herrn Riemer, daß er ſchweigt. Des großen Dichters Averſion gegen Taback übrigens iſt mit Nachweis aller Parallelſtellen in ſämmtlichen Werken dargelegt. Wogegen es mit der Feindſchaft gegen Hunde, wenigſtens gegen vierbeinige, doch nicht in allen Fällen ſo arg war.

Der zweite Band gibt Jahr für Jahr mit allſeitigen Belegſtellen Goethe's weimariſche Zuſtände von 1775 bis 1786, ſeine Reiſe in Italien bis 1788, ſeine Rückkunft, Leben und Wirken von 1788 bis 1794, dann Schiller's und Goethe's Verhalten zu einander, mit reichlichem Extract ihres Briefwechſels. Dann folgt die Geſchichte der einzelnen Goethe'ſchen Werke im philologiſchen Sinne, eine Galerie und ein Atelier ſämmtlicher Dichtungen. Goethe's Urtheile über alte und neue Literatur, Naturforſcher, Philoſophen, Staatsmänner und Fürſten iſt abermals eine fleißige Sammelei ſeiner Ausſprüche. Die Tiſchreden, die Herr Riemer aufgezeichnet hat und zum Beſchluß mittheilt, können nicht anders, als mit vielem Dank vom Publikum aufgenommen werden. — Was die Darſtellung von Goethe's Häuslichkeit betrifft, ſo hat Herr Riemer mit ſichtlicher Parteilichkeit ein Mitglied dieſes Kreiſes in ein viel zu günſtiges Licht geſtellt, während eine ſpäter hinzugetretene Perſon, der die Aufgabe zugefallen war, in den letzten Jahren ſeines Lebens den Greis zu erheitern, bis Mitternacht um den unermüdlichen Rieſen geſchäftig zu ſein und ihm mit dem ganzen Zauber der Romantik friſche, geiſtige Nahrung zu bringen, gar nicht erwähnt wird. — Gegen die Art und Weiſe, wie Schiller's hohe Würde von Herrn Riemer vielfach gekränkt wird, hat Deutſchland nur ſeine gerechte Verachtung. Goethe ſelbſt iſt hier der edelſte Schiedsrichter, um jede an Schiller verübte Unbill zu ſtrafen.

2.

Juſtus Möſer.

Ein Menſchenalter nach ſeinem Tode ſetzte die Vaterſtadt dem alten Patrioten ein Denkmal, und der heutige Patriot von Osnabrück, Stüve, erweiſt ſich als Möſer's Jünger und Anhänger.

Wenn Juſtus Möſer heut zu Tage ſeine Stimme unter uns erhöbe: würde man ſein Wort verdächtigen, würden die Mächtigen und Gewalthaber auf ſeine getreuen Mahnungen hören? — Der Patriot von Osnabrück würde vielleicht von dem heutigen Rechtsſtreit in ſeiner beſondern Heimath dergeſtalt in Anſpruch genommen, daß ſein ehrſames Herz kaum noch für das geſammte Vaterland aufathmen könnte. Aber hiervon abgeſehen und den Fall angenommen, daß für ganz Deutſchland ſeine Rede laut würde: wozu würde ſie anſpornen, wovor warnen, was bitten, fordern, drohen? — Möſer beklagte ſeiner Zeit den Sturz des alten deutſchen Reiches. Er ließ ſich von dem Genie des preußiſchen Friedrich nicht blenden, er beklagte, daß die Kurfürſten unabhängig abſolute Herrſcher geworden, daß die Grundſäulen der Reichsverfaſſung, die ſeit dem Religionskriege mürbe geworden, endlich entſchieden zuſammenbrachen; er beklagte es, weil mit dem alten Reichsverbande auch die ſtändiſchen und die Volksfreiheiten der Deutſchen zu Grunde gingen. Man braucht nicht weit zu greifen, um die Nothwendigkeit vom Untergange des alten Zuſammenhanges mit Kaiſer und Reich nachzuweiſen. Schwerer aber iſt es, ſoll man den Erſatz aufzählen, der uns für die Auflöſung deutſcher Nationaleinheit zu Theil geworden. Juſtus Möſer's Klagen waren ſo ſchmerzlich, als hätte ſein getreues Herz die lange Schmach der deutſchen Nation ſchon zuvor gewittert, eine Schmach, wie ſie ſeit der Gründung des neuen europäiſchen Staatsſyſtems außer Polen kein anderes Volk von Europa erduldete. Die Despotie des Rheinbundprotectors vollendete, was deutſcher Religionszwieſpalt und kleine, abſolut gewordene deutſche Fürſten begannen. Möſer würde jetzt nicht mehr um zertrümmerte Formen klagen, aber die Seele deſſelben Inhalts würde ihn noch bewegen, und er würde dem jetzigen Zeitalter die Frage ſtellen: Wo iſt für die deutſchen Völker der Erſatz dafür? Er würde die Völker fragen: Wofür habt Ihr geblutet? Er würde die Fürſten fragen: Was gabt Ihr und was habt Ihr geben wollen? Wer heut zu Tage die vollſtändige und getreue Erfüllung jener Verheißungen fordert, die einzig und allein in den Freiheitskriegen Rettung brachten, den ſchilt man frech franzöſiſch. Der deutſche Patriot Juſtus Möſer aber würde dies fordern. Wer heut zu Tage deutſche Stände, wenn ſie nur aus geheimen Wünſchern und Bittern beſtehen, verlachen will, gilt für ein Kind des Böſen, der den verfluchten Samen der Zwietracht ſäet. Der gemüthliche Patriot von Osnabrück aber würde ſolche Stände verſpotten, als deutſcher Fürſten, deutſcher Volkskraft, deutſcher Ehre unwürdig. Wer unter uns den Vertretern des Volkes das Recht der Steuerverwilligung und Verweigerung zuerkennen möchte, den würde man als revolutionair brandmarken. Der gute deutſche Juſtus aber würde dies Recht zu den altgermaniſchen Freiheiten zählen, er würde es Euch an England, Schweden, Norwegen, an echt germaniſchen Volksentwickelungen nachweiſen. Seine Einſicht in Rechtsdinge würde Achtung einflößen, wo der warme Eifer ſeiner Bürgergeſinnung und ſein Rechtstrotz Bedenklichkeiten erregte. Er würde nicht mehr klagen um Vergangenes und Vergängliches, klagen würde er um die Mächtigen dieſer Welt, wenn ſie des Volkes leiſe Stimme überhören und ſich mit dem verfälſchten Schein einer cenſirten öffentlichen Meinung begnügen.

Wir wollen uns den Schatten des alten Möſer heraufbeſchwören, ſein ehrlich Geſicht mit wenigen Strichen den heutigen Deutſchen an die Wand zeichnen. Will ſich Deutſchheit unter uns regen, ſo genügt es nicht, uns Fremdenhaß einzuimpfen. Der Patriot, der ſich damit beſcheidet, ein gemüthlich Lied von ſich zu ſingen, iſt ein klein wenig werth, aber noch nicht viel. Ein echter Patriotismus hat die entſchiedene Kraft, ſich vor ſich ſelbſt zu reinigen und zu rechtfertigen. So lange man ſich nicht entſchließt, die Preſſe freizugeben, ſo lange man die öffentliche Meinung zur Cenſurlüge zwingt, fehlt es am Muth und am Geſchick, die Wahrheit zu fühlen. Mit der Wahrheitsliebe geht es allezeit wie mit dem Magneten; nur in der Übung bleibt ſie ſtark und wächſt an Kraft.

Wenden wir uns an den alten osnabrücker Patrioten, uns ſein Bild erneuernd. Wir laufen hier nicht dem Vorwurfe in's Meſſer, ſeine Publiciſtik ſei die Sache eines außerhalb der Geſellſchaft ſtehenden, vom Staatsverbande gelöſten Kopfes. Möſer war auch kein Philoſoph, kein Theoretiker, kein abſtracter Denker,. er war ein praktiſcher Beamter, ein Actenmann. Innerhalb der vier Wände ſeines Lebens, das einer Arbeitskammer gleicht, ſah es grau, ſchlicht und eintönig aus, von Illuſionen blieb er fern, fremde Einflüſſe konnten ihn nicht kreuzen, er lebte ganz in der Sache, und dieſe Sache war deutſches Recht, deutſche Ehre, deutſche Freiheit. Deutſches Recht verfocht er gegen abſolute Fürſtenangriffe, an deutſche Ehre gemahnte er Bürger und Bauern, der Begriff der Freiheit blieb bei ihm ohne Jakobinermütze, gegen deren blutrothe Farbe er noch kurz vor ſeinem Tode eiferte; ſeine Freiheit war ein ſolider, hiſtoriſch begründeter Inbegriff von Freiheiten; nicht allgemeine Menſchenrechte ſtanden in ſeinem Glaubenskatechismus, um ſo beſſer aber ſpecielle Bürgerrechte.

Möſer wird uns ſeinem Äußern nach als ein Mann von ſtattlicher, nicht gewöhnlicher Größe geſchildert. Ein Umſtand, der in ſeiner Lebensgeſchichte von Belang iſt, wenn wir hören, daß ſein Vater bei der läſtigen und arroganten Liſt und Brutalität der preußiſchen Werber den Sohn auf die Univerſität zu ſchicken Bedenken trug. Erſt nach dem Tode des königlichen Corporals von Preußen, Friedrich Wilhelm des Erſten, deſſen Vorliebe für große ſchöne Soldaten bekannt iſt, erſt im Jahre 1740, mithin, da er 1720 geboren war, in ſeinem zwanzigſten Jahre, zog Juſtus auf die Hochſchulen zu Jena und zu Göttingen. Er ſtudirte die Rechtswiſſenſchaft. Todtes Schulwiſſen, pedantiſche Form, abſprechend dogmatiſcher Lehrton, unnatürliche Mißhandlung der vaterländiſchen Rechtsverhältniſſe durch den romaniſtiſchen Buchſtabenkram: das waren damals die Elemente des deutſchen Univerſitätenlebens. Wer nach dem Firniß der Bildung ſuchte, befleißigte ſich der franzöſiſchen Claſſiker. Nach ſeiner Rückkehr ward Möſer in ſeiner Vaterſtadt Secretair der Ritterſchaft, dann Advocat. Er erwarb ſich durch muthvolle, energiſche Vertheidigung der Unſchuld und des Rechts gegen Unterdrückung und Willkür, insbeſondere gegen den Landesſtatthalter, einen herrſchſüchtigen, intoleranten und gewaltſamen Geiſtlichen, gegen den kein anderer Anwalt den Kampf gewagt, Vertrauen und Achtung ſeiner Mitbürger. Er wurde Advocatus Patriä, Syndicus der Ritterſchaft, Juſtitiarius bei'm Criminalgericht. Fortgeſetzt blieb er eine Stütze gegen die in der Regierung übermächtige katholiſche Partei. In den Drangſalen des ſiebenjährigen Krieges war er im Hauptquartier des Herzogs von Braunſchweig für ſeine Vaterſtadt wirkſam; ein achtmonatlicher Aufenthalt in England erwarb ihm das Verſtändniß der engliſchen Ausbildung germaniſcher Rechts- und Staatsgrundſätze. Zugleich gewann er das Vertrauen König Georg's des Dritten und ſeiner Miniſter, ſo daß er als deren vertrauter Rathgeber und unter dem Range eines Referendarius ſeit 1768 der Regierung in Osnabrück beigeſellt wurde. Osnabrück hatte nämlich ſeit dem dreißigjährigen Kriege und ſeinem Normaljahre 1624 die ſonderbare Verfaſſung, daß ſein Domcapitel theils aus katholiſchen, theils aus proteſtantiſchen Domherren beſtand; die Regierung erhielt abwechſelnd ein vom Capitel gewählter katholiſcher oder proteſtantiſcher Biſchof. Letzterer mußte aus dem Hauſe Braunſchweig-Lüneburg ſein, und die Wahl nach dem ſiebenjährigen Kriege fiel auf des Königs von England ſieben Monate alten Sohn, den Herzog von York, der zum Biſchof von Osnabrück ernannt wurde, unter vormundſchaftlicher Verwaltung ſeines Vaters. So trat nun Möſer in das ſeltene und ſeltſame Verhältniß, als Vertreter und Rathgeber der aus dem Domcapitel, der Ritterſchaft und den Städten beſtehenden Landſtände, zunächſt die Intereſſen der Ritterſchaft, ihre Stimm- und Bewilligungsrechte, gegenüber der Regierung, zu berathen und zu wahren, zugleich jedoch als vertrauter Rath und Referendar dieſer Regierung die Beſchwerden jener zu erwiedern, mithin ſeine eigenen ſelbſt verfaßten Vorſtellungen durch Gegenvorſtellungen zu widerlegen, zu erläutern, zu entſcheiden. Das war ein patriarchaliſches Amtsverhältniß, das wohl ſeines gleichen ſucht; daſſelbe wird nur erklärlich, wenn man bedenkt, „daß Möſer's Rechtlichkeit, Tüchtigkeit und Billigkeit groß genug war, um ein Menſchenalter hindurch die Intereſſen zweier ſtreitenden Parteien zu Beider Zufriedenheit zu ſchirmen und zu fördern.

So lebte Möſer, der Arbeiter, der praktiſche Juriſt, kraftvoll und heiter bis in ſein vierundſiebzigſtes Jahr. (Er ſtarb 1794.) Man wird einräumen, daß er in den Sachen lebte, kein ſpeculativer Theoretiker, kein Ideolog war. Seine Grundſätze von Recht und Freiheit ſind alſo Erfahrungsſätze, und wenn er uns die Definition deſſen, was ein Knecht ſei, gibt: Patriotiſche Phantaſien Th. I. S. 51 und Th. II. S. 17: »Ein Knecht iſt derjenige, welcher ſo wenig an der geſetzgebenden Macht, als an der Steuerbewilligung Antheil hat, und nicht fordern kann, daß man ihn durch Seinesgleichen verurtheilen laſſe,« ſo nimmt er ſolche Begriffserklärungen aus der Praxis eines funfzigjährigen Beamtenlebens. Daß dies Wort mit Einem Strich zwanzig Millionen Menſchen beleidigt, will noch nicht viel ſagen: der ganze biedere, ehrſam tüchtige, herzlich warme Möſer iſt überhaupt kein Lob auf das heutige Deutſchland. Sein echtes tiefes Ehrgefühl theilte vollſtändiger, als es Viele von heute nur begreifen, die Empörung unſerer Altvordern ſelbſt gegen jeden Schein der Unterwerfung unter willkürliche, wenn auch wohlmeinende ſubjective Entſcheidung höherer Gewalt. Er wollte in deutſchen Sachen nichts als Recht und Rechte. Im Recht fand er den Begriff von Freiheit; das Princip der Gnade, des vormundſchaftlichen Beliebens, ohne Rechenſchaft, war ihm in den Verhältniſſen unter Menſchen zuwider. Dabei blieb er, bei allem Eifer für die Wahrheit ſeiner Überzeugungen, ſtets in dem großen Vortheil, nie leidenſchaftlich zu werden. Er geißelte nicht, er höhnte nicht; er lebte ſo ſehr in und mit der Sache, daß er es hoch genug anzuſchlagen wußte, wie ſchwer es iſt, daß eine Maſſe von Millionen ihre Gewohnheiten fahren läßt, Einſicht in ihre Sünden und

Schwächen gewinnt, und ſich gemach ſäubert und reinigt. Die Satyre Börne's ſchien bei'm Ablauf ſeines Lebens der Leidenſchaft zu bedürfen, um ſich nicht abzuſtumpfen. Möſer's Satyre hatte den großen Vorzug, daß ſie bis an's Ende gemüthlich humoriſtiſch blieb, die Seele des Deutſchen unmerklich und um ſo ſicherer zu faſſen und zu ſchütteln wußte. So ſchrieb er jene große Anzahl patriotiſcher, moraliſcher und politiſcher Aufſätze, machte die vielen Anweiſungen und Vorſchläge für Bürger und Landmann, belehrte Jung und Alt über häusliche und ſtaatsbürgerliche Tugenden, Sitten, Gebräuche, Volksrechte und Verfaſſungseinrichtungen in Flugſchriften und kleinen Zeitſchriftartikeln, die ſeine Tochter Jenny, eine verheirathete Frau von Voigt, unter dem Titel: »Patriotiſche Phantaſien« ſammelte, oder die ſpäter unter ſeinen »Vermiſchten Schriften« herausgegeben wurden. Viele davon erſchienen im osnabrückſchen Intelligenzblatte, das Möſer von 1766 bis 1782 redigirte. Einige davon ſind ſo freimüthig gefühlt und abgefaßt, daß ſie heut zu Tage in manchen deutſchen Ländern von der Cenſur würden verſtümmelt, wo nicht vernichtet werden. Andere, die zu ihrer Zeit unterdrückt wurden, haben für uns das Bedenkliche verloren. Auch Möſer, der ehrſame Mann, hatte in dieſem Bezuge ſeine niederſchlagenden Erfahrungen zu machen. Seine Tochter erzählt in der Vorrede zum vierten Theil der »Phantaſien«, daß er früher das hannoverſche Wochenblatt ſchrieb, aber aus Verdruß über willkürliche Cenſurmißhandlungen das wohlthätige Unternehmen aufgeben mußte. Ein Aufſatz, der ihm damals mit dem Miniſterialbefehle, »ſich künftig dergleichen gefährlicher Schilderungen zu enthalten,« zurückgegeben wurde, ziert jetzt als № 49 den vierten Theil der »Phantaſien.« Seine osnabrückſche Geſchichte gab Möſer zuerſt in einzelnen Bogen heraus, um, wie der Vielbeſchäftigte ſagte, ſich dieſelben abzuſtehlen. Den dritten Band dieſer Geſchichte beſorgte Stüve 1824 nach dem handſchriftlichen Nachlaſſe. Möſer's ſämmtliche Werke erſchienen in neun mäßigen Octavbänden.

Es gehörte damals eben ſo viel Muth als Beſcheidenheit und Entſagung dazu, faſt nur kleine Aufſätze zu ſchreiben. Die Geiſter des Zeitalters rangen nach großen Geburten, nach neuen Formen: die Literatur der Aufſätze iſt erſt weit ſpäter in der

Börne'ſchen Periode wieder zu Ehren gekommen. Möſer ſammelte ſeine Kraft in dieſen kleinen Sachen, und ſie drangen mächtig in's Volk. Daß er auch die literariſchen Heroen ſeiner Zeit erfaßte, kräftigte und anregte, davon gibt Goethe vielfach Zeugniß. Goethe ſpricht in ſeinem Leben von des unvergleichlichen Mannes kleinen Aufſätzen ſtaatsbürgerlichen Inhalts, die er mit ſich herumgetragen, und deren Fortſetzung er und Herder kaum hätten erwarten können. In »Kunſt und Alterthum,« in dem Artikel: Juſtus Möſer, geſteht er, daß dieſer Mann, den er perſönlich gekannt, durch ſeine Schriften und ſeine Correſpondenz ſehr großen Einfluß auf ſeine Bildung gehabt, und fordert zur Aufbewahrung von Möſer's nachgelaſſenen Fragmenten auf, indem die Äußerungen »eines Geiſtes und Charakters wie Möſer gleich Goldkörnern denſelben Werth haben wie Goldbarren, und noch einen höheren als das ausgemünzte ſelbſt.« Veranlaßt durch Möſer's Schrift: »Über die deutſche Literatur und Sprache,« die derſelbe zur Vertheidigung der neuen Richtung und insbeſondere gegen Friedrich's des Zweiten Äußerungen über den Götz geſchrieben hatte, äußert ſich Goethe in einem Briefe an deſſen Tochter im J. 1781: »Es iſt gar löblich von dem alten Patriarchen, daß er ſein Volk vor der Welt und ihren Großen bekennt, denn er hat uns doch eigentlich in dieſes Land gelockt und weitere Gegenden mit dem Finger gezeigt, als zu durchſtreifen erlaubt werden wollte. Wie oft habe ich bei meinen Verſuchen gedacht: was möchte wohl dabei Möſer denken oder ſagen!« Über des preußiſchen Königs franzöſiſche Richtung und Einſeitigkeit bemerkt Goethe in ſeiner Weiſe: »Ein billiger und toleranter Geſchmack möchte wohl keine Eigenſchaft eines Königs ſein; vielmehr dünkt mich, das Ausſchließende zieme ſich für Große und Vornehme. Laſſen Sie uns darüber ruhig ſein, mit einander dem Mannichfaltigen und Wahren treu bleiben, und allein das Schöne und Erhabene verehren, das auf deſſen Gipfel ſteht.«

In ſeiner Schrift über die »deutſche Literatur und Sprache« vertheidigte Möſer die volksthümliche Richtung der neuern Zeit auf das Freimüthigſte gegen Friedrich's des Großen Hinneigung zum Parfüm der franzöſiſchen Poeſie. Es war vorzüglich des Königs bekannter Brief an den Miniſter Herzberg, der dazu

Veranlaſſung gab. Dieſe Schrift iſt im ernſteren, höheren Styl gehalten, während ſonſt eine humoriſtiſche Einkleidung ſeinen Aufſätzen beim Mittelſchlag der Bildung Eingang zu ſchaffen wußte. In ſeinem »Harlekin« vertheidigte er den geſunden Volkswitz gegen Gottſched's civiliſirte Pedanterie. Es galt ebenfalls die Rettung volksthümlicher Lebenselemente, wenn Möſer in einem »Sendſchreiben an Voltaire« unſern Luther feierte, und in einem Schreiben »an den Vicar von Savoyen, abzugeben bei Herrn J. J. Rouſſeau« den deutſchen Nationalglauben und die Nothwendigkeit einer poſitiven, geoffenbarten Religion nachwies. Denn orthodoxer war Möſer in der Religion wie in der Politik. Für die deutſche Volks- und Landesgeſchichte, für Ausbildung des deutſchen Rechtes, für Verſtändniß deutſcher Freiheit hat er in ſeinen Schriften ſich eine Wichtigkeit errungen, wie nicht leicht ein anderer populairer Autor. Die vaterländiſche Geſchichte beſchäftigte ſich vor ihm faſt nur mit dem Gerüſt der erſtarrten Reichsverfaſſung, mit den Intereſſen der Fürſtenhäuſer, mit den Ländererwerbungen der Großen durch Erbſchaft und Händel. War doch der Begriff deutſcher Freiheit bis zur anarchiſchen Unabhängigkeit der Reichsſtände eingeſchrumpft. Möſer führte die vaterländiſche Geſchichte und mit ihr den Blick der Politiker und Patrioten zum Volke, zur Volksfreiheit, als zu ihrem Kern, Mittel- und Zielpunct zurück. Freiheit und Recht der Bürger, des Volksſtammes und der Nation, die Veränderungen, Kämpfe und Schickſale dieſer Freiheit: dies ſollte der weſentliche Zweck deutſcher Geſchichtsdarſtellung werden; Regierungen, Intereſſen der fürſtlichen Familien, Erbſtreitigkeiten und Glücksgüterſchaft der Großen ſollten nur Mittel zum Zwecke ſein, nur auf die Entwickelung des Volkes bezüglich Geltung haben; kurz, der Begriff der Nation war für ihn der eigentliche Inhaber der Majeſtät. Und als den Hauptnutzen ſolcher vaterländiſchen Geſchichte bezeichnet es Möſer, daß ſie »insbeſondere auch den Bürger und Landmann lehren müſſe, wie er in den mancherlei Regierungsformen und deren ſich immer verändernden Spannungen Freiheit und Eigenthum am ſicherſten erhalten könne, und ob und wo ihm die politiſchen Einrichtungen Unrecht thun.« In den kurzen Umriſſen der Entwickelung der deutſchen Geſchichte, die er in der Vorrede zur osnabrückſchen Geſchichte gibt, tritt ſein Hauptgedanke über die deutſche Verfaſſung hervor, der ſich in ſämmtlichen hiſtoriſchen und politiſchen Schriften wiederholt. Ihr Weſen, ihre Aufgabe beſteht für ihn nämlich in der möglichſten Erhaltung oder Herſtellung freier Bürger mit einem auf freies Land-, Geld-, oder Gewerbsvermögen gegründeten, freien, ſelbſt oder durch wahre Stellvertreter ausgeübten Stimm- und Bewilligungsrechte bei Geſetzgebung und Beſteuerung, mit freien Genoſſenſchaftsvereinen und Genoſſenſchafts- oder Schwurgerichten. Für das Reich oder die ganze Nation hatte ihm ebenfalls eine Verfaſſungsentwickelung, wie die britiſche, die angemeſſenſte und heilſamſte geſchienen, eine ſolche, »in welcher ein neues Reichsunterhaus den Kronbedienten und dem hohen Adel die Waage hielte, und das ganze Reichskriegs- und Steuerweſen unter ſeiner Bewilligung habe.« Der Geſchichtſchreiber, war ſeine Anſicht, habe dies an den Begebenheiten nachzuweiſen, indem er die urſprünglichen und ureigentlichen Staatsbürger, in der frühern Zeit alſo alle Landeigenthümer, »als die wahren Beſtandtheile der Nation durch alle ihre Veränderungen verfolge, aus ihnen den Körper bilde, und die großen und kleinen Bedienten dieſer Nation als böſe oder gute Zufälle des Körpers beachte. »Wir können ſodann dieſer Geſchichte,« fährt er fort, »nicht allein die Einheit, den Gang und die Macht der Epopöe geben, worin die Territorialhoheit und der Despotismus zuletzt die Stelle einer glücklichen oder unglücklichen Auflöſung vertritt; ſondern auch den Urſprung, den Fortgang und das unterſchiedliche Verhältniß des Nationalcharakters unter allen Veränderungen mit weit mehrer Ordnung und Deutlichkeit entwickeln, als wenn wir blos das Leben und die Bemühungen der Ärzte beſchreiben, ohne des kranken Körpers zu gedenken.« An einer andern Stelle (Th. II. S. IV.) wiederholt er, der Geſchichtſchreiber müſſe durchaus den »urſprünglichen Socialcontract des Staates auf Freiheit und Eigenthum« zur Grundlage machen, da ja »die Begebenheiten nur Annäherungen oder Abweichungen von der Hauptlinie« ſeien, wie ja auch der Mathematiker zur Berechnung der krummen Linie von der vollkommenen geraden ausgehe; die politiſche Geſchichte eines Volkes ſei die Naturgeſchichte der erſten einfachen Socialverbindung. Als das goldene Zeitalter deutſcher Nationalfreiheit betrachtet dann Möſer die altgermaniſche Zeit vor Einmiſchung der Feudalverhältniſſe, »wo jeder deutſche Ackershof mit einem Wehren beſetzt war, wo alle privilegienweiſe Befreiung von der gemeinen Vertheidigung verhaßt, nur gemeine und hohe Ehre in der Nation bekannt, Niemand außer dem Leut oder Knecht einem Herrn zu folgen verbunden, und der gemeine Vorſteher ein erwählter Richter war, welcher blos die Urtheile beſtätigte, ſo ihm von den Rechtsgenoſſen gewieſen wurden. Dieſes goldene Zeitalter dauerte noch guten Theils unter Karl dem Großen, wiewohl mit einer den Hauptzweck ſchärfer anziehenden Einrichtung.« Von Karl dem Großen ſagt er (S. Abeken, Reliquien von Juſtus Möſer und in Beziehung auf ihn u. ſ. w. Berlin, 1837): »Wer die Capitularien dieſes Mannes ohne Rührung leſen kann, wer ſeine Sorgfalt für den gemeinen Landeigenthümer, ohne von einer bewundernden, erkenntlichen Andacht auf ſeine Kniee geriſſen zu werden, betrachten kann, der muß das Herz eines Finanzpächters haben.« Möſer verfolgt dann das Sinken der gemeinen Freiheit und Ehre durch fauſtrechtlichen Feudalismus und ihr zeitweiſes größeres Aufblühen, namentlich unter Heinrich I.; dann durch die Städte, Städtebündniſſe und ihre Pfahlbürger. »Allein,« fährt er fort, »die Hände der Kaiſer ſind zu ſchwach und ſchlüpfrig, und anſtatt dieſe Bundesgenoſſen mit einer magna charta zu begnadigen, und ſich aus allen freien Bürgern und Städten ein Unterhaus zu ſchaffen, welches auf ſichere Weiſe den Untergang früherer Landeigenthümer wieder erſetzt haben würde, müſſen ſie, nachgebend dem Haſſe der höheren Reichsſtände gegen die Freiheit und Macht der Städte, gegen ſolche Verbindungen und Pfahlbürgerſchaften ein Reichsgeſetz um's andere machen. So thut es z. B. Heinrich VII. und Friedrich I. Rudolph von Habsburg ſieht dieſen großen Staatsfehler wohl ein und iſt darauf bedacht, ihn zu verbeſſern, befördert auch die Reichs- und Landſtandſchaft der Städte; allein Karl IV. arbeitet nach entgegengeſetztem Plane, indem er die mittlere Gewalt im Staate wieder begünſtigt. Und Wenzel's große Abſichten, welche den Reichsfürſten nicht umſonſt verhaßt waren, werden nicht gut ausgeführt. Während in Dänemark das Landeigenthum ſich wieder unter die Krone fügt, und in der Schweiz drei Bauern gemeine

Ehre und Eigenthum wieder herſtellen, wurde die Abſicht des Bundſchuhes und anderer, nicht undeutlich bezeichneten Bewegungen von den Kaiſern kaum empfunden. Sigismund thut etwas, beſonders für die Frieſen. — Mehr als einmal erforderte ſpäter die allgemeine Noth, alles Lehen-, Pacht-, Zins- und Bauerweſen von Reichswegen wieder aufzuheben, von jedem Manſus den Eigenthümer wieder aufzumahnen. Denn nachdem die Lehen erblich geworden, fielen ſolche mehr und mehr zuſammen, — und wie die auswärtigen Monarchien ſich auf die gemeine Hülfe erhuben, waren die wenigen Lehnsleute nicht im Stande, ihr Vaterland dagegen allein zu vertheidigen. Allein eine ſo große Revolution wäre das Werk eines Bundſchuhes geweſen. Man mußte alſo auf einem fehlerhaften Plane fortgehen, und die Zahl der Dienſtleute mit unbelehnten und zum Theil ſchlechten Leuten vermehren, allerhand Schaaren von Knechten errichten. — Luther's Lehre war der gemeinen Freiheit günſtig. Sie hätte dem Kaiſer die allervollkommenſte Macht zuwenden können, wenn er die erſte Bewegung recht genutzt, alles Pacht-, Lehen- und Zinsweſen im Reiche geſprengt, die Bauern zu Landeigenthümern gemacht.« — Statt deſſen, müſſen wir hinzufügen, hat der Proteſtantismus den Abſolutismus der Souveraine nur befördert. Was aber das Recht allgemeiner Bewafnung und Streitfähigkeit betrifft, ſo iſt es in der Monarchie Preußen mit der Exiſtenz ſtehender Soldheere identiſch geworden. Was freilich als Pflicht geboten, als Laſt empfunden wird, nachdem dieſelbe Obliegenheit ſo lange Zeit von Söldlingen erledigt worden, kann den alten Begriff germaniſchen Rechtes und germaniſcher Ehre nicht ganz erſetzen und erfüllen.

Möſer nun klagt, wie ſich die alten Begriffe freien Eigenthums und gemeiner Ehre nach und nach bei wachſender Abſolutheit der Reichsfürſten verdunkelt hätten, obgleich ſich in ihnen der Geiſt der deutſchen Verfaſſung ausgeſprochen, und in ihnen der Charakter unſerer Nation ſich feſthalten müſſe. Beide wurden erſchlafft und beſeitigt. Und ſo kam es in Deutſchland nicht blos nicht zu einem Reichsunterhauſe, das die Reichsfürſten beſchränkt und den Kaiſer geſtürzt hätte, ſondern auch der Erſatz eines ſolchen, die freie landſtändiſche Verfaſſung, aller Reichsſchutz, alles Zuſammenfaſſen der Kräfte in einer Gemeinheit, das ganze Reich, ſammt der äußern und innern Freiheit der deutſchen Nation ſtürzte ſchmachvoll zuſammen, kaum ein Jahrzehend nach des Patrioten Möſer Tode. Mit Hülfe des fremden Despotismus waren deutſche Territorialſtaaten entſtanden; allein der Bund mit dem Feinde deutſcher Nation konnte nicht von Beſtand ſein, und als die Schmach auf's Höchſte geſtiegen, da verhießen alle Fürſten, in Anerkennung der wahren deutſchen Nationalrechte und Wünſche, zur Rettung ihrer Throne und zur Abwehr des gemeinſamen Unheils einer Fremdherrſchaft, im Weſentlichen dasjenige, was Juſtus Möſer ſtets als das Nationalheil der Deutſchen angeſehen, Herſtellung jener gemeinen deutſchen Ehre, Freiheit und Wehre unter freier nationaler Verfaſſung und geſetzlicher Theilnahme an der Leitung des Staates. Wer mitthaten ſoll, muß auch mitrathen! Dieſer Grundſatz unſerer Altvordern ſchien wieder eine Wirklichkeit, eine nationale Wahrheit werden zu wollen, und im Vertrauen auf dieſe Zuſage erhob ſich das Volk mit Begeiſterung und zerſtörte glorreich die Schmach der Fremdherrſchaft. Wolle uns denn der Gott unſerer Nation weiter helfen!

Juſtus Möſer iſt recht eigentlich der ſolide, mit hiſtoriſchen Gründen gewaffnete Sachwalt conſtitutioneller Regierungsformen. Im Recht ſieht er die Freiheit, und das Recht iſt ihm der Ausdruck der Mehrheit Stimmbefähigter. Wer alſo den Drang nach Vertretung, wie er ſich in allen deutſchen Landen verlautbart, verdächtigen zu können meint, indem er ihn als Wiederklang franzöſiſcher Erregtheit in Folge der großen Umwälzung, oder blos als Nachwehen der pariſer Juliwoche des Jahres 1830 zu nehmen gewillt iſt, der iſt gar ſehr im Irrthum, und täuſcht ſich ſehr oberflächlich und leichtſinnig über ſeines Volkes beſte Wünſche, über ſeines Jahrhunderts leiſe, aber unabweisbare Mahnungen. Juſtus Möſer ſchrieb ſeine Bücher aus Andrang echt germaniſcher Regungen; Kopf und Herz des Mannes war deutſchgeboren, deutſcherzogen, gegen Alles, was franzöſiſch war, hegte er den entſchiedenſten Widerwillen, und ſeinem ehrlichen Gemüthe blieb erſpart, ſeine Ahnungen vom Zuſammenbrechen deutſcher Ehre und deutſcher Macht, das er damals an unſern innern Nationalzuſtänden nachwies, unter Einwirkung fremder Gewaltſchritte in Erfüllung gehen zu ſehen.

Er ſtarb, bevor Deutſchlands innere Haltungsloſigkeit ſich als Schmach vor dem triumphirenden Feinde bekundete.

Möſer wird in ſeinen Schriften gar nicht müde, ſeinen Schmerz über die Zerſtückelung der deutſchen Einheit, über Unterdrückung und Verkümmerung unſerer Nationalehre, der Parlamentsverfaſſung, dem Gemeingeiſt und großartigen Aufſchwung der Briten gegenüber, zum Ausſpruch zu bringen. Eben ſo tief beklagt er das allgemeine Sinken des Wohlſtandes. Unter andern tadelt er von verkehrten Maßregeln die Preisgebung des deutſchen Handels und Verkehrs an Hollands Handelsdespotismus (Phantaſien Th. I, 2.), die Kränkung der deutſchen Handwerkerehre durch eine Reihe ſchlechter Reichsgeſetze (Phantaſien Th. I, 47. II, 32—34.). Auch hier weiſt er auf die Einrichtungen Altenglands hin, wo der König ſelbſt in eine Zunft tritt, und ſagt in Kraft engliſcher, aber auch echt deutſcher Rechtsempfindung (I, 295.): »Dieſe Claſſe hätte nach deutſchem Rechte durch eine Deputation aus ihrer Mitte zum Geſetz über ihre Rechtsverhältniſſe mitwirken müſſen; ſo aber verloren ſie auf einmal Freiheit und Eigenthum, ſobald man ohne ihre Einwilligung willkürliche Geſetze über ſie geben konnte. Der ruſſiſche Kaiſer verfährt mit ſeinen Unterthanen nicht ſo arg, als das römiſche Reich mit beſtätigten, privilegirten Zünften.« Vor dieſer Freimüthigkeit, mit welcher man damals allgemein deutſche Angelegenheiten beſprach, erſcheint unſere Beſorgniß von heute in ihrer ganzen Beſchämung.

Ganz beſonders preiſt Juſtus Möſer ſo oft, unter andern in dem Aufſatze über »Vereine zu ſittlichen und bürgerlichen Zwecken« (ſ. bei Abeken S. 79.) den Schutz, die Kraft, den Gemeingeiſt, die Bildung, welche freie Vereine und Innungen des Volkes begründen. Er bedauert, »daß man es immer weniger der Mühe werth halte, die geheimen Triebfedern der Menſchen zum allgemeinen Beſten zu nützen.« Es bliebe doch eine ſichere Wahrheit, daß der Menſch ſich an ſelbſtgewählte Pflichten lange Zeit eifriger und aufrichtiger halte, als an Alles, was ihm durch die Geſetze befohlen wird. Die Alten, ſagt er, rechneten weit mehr auf jene freiwilligen Gelübde, ſie begünſtigten Brüderſchaften, welche ſich der Ausübung gewiſſer Pflichten widmeten, und nirgends fänden ſich noch mehr Geſellſchaften dieſer Art, als in England. Durch Beamtenpedanterei, durch Polizeiwillkür wird der naturkräftige, moraliſche Willenstrieb der Nation langſam zerbröckelt, die vielen kleinen Quälereien der Hemmung matten die Lebensluſt ab, entadeln das menſchlich freie Selbſtgefühl der Bürger. »Durch ſeine Regiererei,« ſagt Möſer (Phantaſien Th. II, 265.), »macht der Staat die Seelen täglich enger und kleiner.«

Seine Meinungen, Gefühle und Wünſche ſind in zwei ſeiner Darſtellungen beſonders ſchlagend zuſammengefaßt; dieſe Aufſätze führen die Überſchriften: »Ein neues Ziel für deutſche Wochenſchriften, von einem Frauenzimmer,« und »Antwort« darauf. (Phantaſien Th. III, 22 und 23.) Hier finden wir ſeine Überzeugungen über deutſche Verfaſſung und Nationalbildung, welche durch eine würdige Preſſe und politiſche Zeitſchriften zu erzielen ſeien. Die humoriſtiſche Einkleidung mildert ſeine wahren Anſichten, ſtellt ſie aber frei genug in ein ſicheres Licht. Es gibt unter uns Menſchen von heute einige coquette Radicale, die den ſoliden Patrioten von Osnabrück um ſeiner altmodiſchen Ehrlichkeit willen für beſchränkt halten möchten, wie denn ſelbſt Börne als bornirter Kopf von Heine und ſeiner Schule beſeitigt werden ſollte. Dieſe Inhaltsleeren und Formſeligen unter uns von heute mag das vortreffliche Frauenzimmer, das jene Möſer'ſchen Artikel ſchreibt, beſchämen. Sie beginnt: »Ich weiß nicht, woran es liegt, allein mit der ewigen Sittenlehre, ſie mag nun aus einem harten oder weichen Tone geſungen werden, wird doch in der That ſo Vieles nicht ausgerichtet werden, als ſich die Herren Verleger und ihre gelehrten Tagelöhner vorſtellen. Die Menſchen ſcheinen mir mächtigere Reizungen zum Guten zu erfordern, Reizungen, die ſie in Bewegung ſetzen, ſie heben, ſie erhitzen und zu großen Unternehmungen begeiſtern. Sie bedürfen einer Reizung, die einer großen Gefahr, einem wichtigen Vortheile oder einer Entſcheidung gleicht, wovon Ehre und Gut abhängt, die alle ihre Kräfte aufbietet, und ſie in ſich ſelbſt Entdeckungen von Eigenſchaften machen läßt, wovon ſie in ihrer vorigen Stille kaum eine Vermuthung hatten. Dadurch werden ſie nicht blos tüchtiger, ſondern auch glücklicher.« Möſer thut dann den Ausſpruch, daß, um ein Volk groß zu machen, alle ſeine Leidenſchaften in Bewegung geſetzt werden müßten; nicht ein Zehntel der Kräfte werde in dem deutſchen Leierzuſtande genutzt. Die Maſſe des Staates müſſe »in einer beſtändigen Gährung, die Kräfte, die ſeine Erhaltung bewirkten, müßten in einer anhaltenden Arbeit ſein, denn es ſei nur »eine Folge des Despotismus, der als eine ungeheure Maſſe alle untern Federkräfte niederdrückt, daß wir ſo gar ruhig und ordentlich leben.« Je freier und mächtiger alle Federkräfte in der Staatsmaſchine wirkten, deſto größer ſei auch der Reichthum der Mannichfaltigkeit und der Privatglückſeligkeit. Die Entwickelung der engliſchen Zuſtände weiſt er denn auch hier als Beiſpiel auf. Dort ſei eine außerordentliche Menge von Seelenkräften in ſteter Bewegung; Redner, Dichter, Schriftſteller arbeiteten dort nicht blos mit flüchtiger Hand zum Vergnügen, oder mit mäßigem Eifer für den Unterricht perſönlicher Schulbildung, ſondern kämen mit Begeiſterung dem Staate zu Hülfe, ſetzten jede nützliche Bewegung mit leidenſchaftlichem Nationaltrieb in's höchſte Licht. Alle Satyren, Komödien, Sittenlehren und Predigten ſtünden dort mit den Staats- und Nationalzwecken in engſter Beziehung, und »der geringſte Mann mache dort das allgemeine Wohl zu ſeiner Privatangelegenheit.« In England lebe man in einem großen Walde, wo man den Löwen brüllen, den Hengſt wiehern, die Krähe krächzen, den Heher ſchreien, den Froſch quaken laſſe und ſich an dieſer Mannichfaltigkeit der Stimme der Natur ergötze. »In dem kleinen Gartenzimmer aber, worin wir Nachbarskinder uns verſammeln, iſt auch das Geziſche einer Heime empfindlich.« Alle kleinliche, engherzig muthloſe Empfindſamkeit in einer Nation untergräbt ihre großen und geſunden Empfindungen, die Quellen aller Größe und Kraft. »Wir ſuchen,« ſagt Möſer, »die Ehre faſt blos im Dienſte, oder in der Gelehrſamkeit, und nicht in der Erreichung des höchſten Zweckes von beiden. — Wir haben höchſtens nur Vaterſtädte und ein gelehrtes Vaterland.«

Mit dieſen Worten des Patrioten ſchließ' ich. Der Leſer mag ſich ſelbſt fragen, wie viel hiervon veraltet iſt, oder wie wenig. *)

---

*) S. **Welcker's** Aufſatz über Möſer im Staatslexikon. Die hier angeregten Fragen ſind dort weiter ausgeführt.

3.

Johanna Schopenhauer und das deutſche Rococo.

Johanna Schopenhauer iſt erſt mit ihren Denkwürdigkeiten, die ihr Nachlaß unter dem Titel »Jugendleben und Wanderbilder« gebracht hat, zu einer beſtimmten Geſtalt in der Literatur und Geſchichte des deutſchen Lebens geworden. Was ihr Talent geſchaffen, ſei es Schilderung deſſen, was ſie in England, in Schottland, im ſüdlichen Frankreich und am Rhein geſehen und empfunden, oder die gemüthliche Geſchichte deutſcher Herzenswirren, die ſie in ihrer »Gabriele,« in der »Tante« und der »Sidonia« ſorgſam ausarbeitet, bedarf keines Commentars. Ihre Darſtellung von »Fernow's Leben,« womit ſie, eine Frau in den Vierzigern ihres Lebens, zuerſt in der deutſchen Schriftwelt auftrat, und ihr Buch über »Johann van Eyk und ſeine Nachfolger« ſind nur Erzeugniſſe des getreuen Fleißes, der als ausübende und als verſtändig empfindende Kraft auf dem Gebiete der bildenden Künſte gemüthliche Studien machte. In Allem, was ſie ſchrieb, war ſo viel Gleichtakt von Verſtand und Gemüth, die Wirkungen, die ihre Schriften hervorriefen, waren wohlthuend, Leidenſchaft und Beſtrebungen hatten ihr friedliches Maß, ihre ſchöne Sättigung gefunden, die Schätze des Wiſſens waren in ihr zu einem Ergebniß vollendeter Bildung geworden. Neu, keck, gewaltig, unentbehrlich war nichts in ihr, und in ihren Selbſtbekenntniſſen kann nur getäuſcht werden, wer eine beſonders hervorſtechende, geniale und pikante Perſönlichkeit erwartet. Sie war freilich nicht Genie, noch weniger aber Lüge, um in den Schlaglichtern der Außerordentlichkeit zu leuchten.

Ihre Eigenthümlichkeit beſteht vielmehr in dem Maßhalten des Wollens und Strebens, in der Schmiegſamkeit an die Bedingungen des Lebens, in der ſchönen Harmonie aller Kräfte. Hierin war ſie ein Virtuos, und ſo gibt ſie uns nach dieſer Seite hin in ihren Bekenntniſſen ein vollendetes Bild deutſcher Weiblichkeit. Man hat ſie in Bezug auf ihre Romane mit ihrer Entſagungsluſt gehöhnt. Sie war keine erobernde Weiblichkeit, aber ſie hat auch nicht entſagt, nicht krankhaft verzichtet, um keiner Illuſion willen die Wirklichkeit aufgegeben. Immer war es ihr Beruf, ſich ruhig und durchdringend in den Beſitz heiliger oder wichtiger Lebensintereſſen hineinzufühlen, und ſie ſo mit der ſtillen Kraft weiblicher Treue zu überflügeln und ſich zu eigen zu machen. Wer ſie im Leben gekannt, auf den hatte ſie auch perſönlich denſelben Eindruck geübt. Ihr Salon in Weimar war ein ſtehender Verein der auserleſenſten Naturen; Fürſten und Genies, Alles huldigte hier gern und fügte ſich unter ein Scepter, das nur dazu da war, um Jeden auf Augenblicke mit ſich und mit der Welt in Harmonie zu ſetzen. Die Schriftſtellerin merkte man ihr im geſelligen Verkehr nicht an, und darauf bildet ſie ſich in ihren Memoiren etwas ein. Auch daß ſie in dem Kreiſe, der ſich zu ihr ſtellte, den leiſen Zügel führte, ſah man nicht, man fühlte es unmerklich wie eine geheime Macht. Das gemeine Metall wandelte ſich vor ihr in ein edles, oder blieb ihr ferne. Nichts drängte ſich gewaltſam hervor, Alles fühlte ſich wohl in gemeſſenen Geleiſen. Das iſt dem Zauber einer in ſich vollendeten Weiblichkeit möglich. Nur Unklare vermißten an ihr den Mangel einer entſchiedenen, vorherrſchenden Richtung. Zum Maßhalten gehört jederzeit mehr Kraft als zur Überſchwenglichkeit.

Gleich zu Anfang ihrer Lebensgeſchichte gibt ſie einen Umriß ihres eigenen Bildes, indem ſie fremde Züge ablehnt und ſich auf die ſtille Erſcheinung einer harmloſen, mit der Satzung und der Sitte des Jahrhunderts ſchritthaltenden Geſtalt zurückweiſt. Für's erſte, ſagt ſie, bin ich keine mit philoſophiſchem Blick und männlichem Muth in alle Verhältniſſe des Lebens, des eignen wie des fremden, tief eingreifende Rahel; eben ſo wenig ein excentriſch-poetiſches Kind, deſſen übermächtige Phantaſie Wahrheit und Dichtung dermaßen in einander wirrt, daß es ſelbſt am Ende beide nicht mehr zu ſondern vermag. Eben ſo wenig lief ſie ſchon als ſechsjähriges Mädchen, wie Frau von Genlis ſchreibſeligen Andenkens von ſich ſelbſt erzählt, in der Tracht eines Cupidon du siècle de Louis Quinze, mit einem ſchön beflitterten Flügelpaar auf den Schultern, im elterlichen Hauſe umher, ſo überſchwenglich allerliebſt und in dem Coſtüm aller Welt ſo wohlgefällig, daß ſie es viele Monate nicht ablegen durfte, und Sonn- wie Werkeltags der franzöſiſche Amorino blieb. Sie erſchien in ſelbem Alter in einem Kleidchen von Kattun, eine feine weißleinene Schürze um die Hüfte, eine kleine Flor-Dormeuſe auf dem Kopfe, unter welcher ein gepudertes Toupet verſtohlen hervorſah. In dieſer Tracht nahm ſie ſich aus, wie das kleine Louischen auf Chodowiecky's Kupfern zur erſten Ausgabe des Weiße'ſchen Kinderfreundes, dieſen treueſten Modebildern damaliger Zeit.

Jeannette Troſiener war im Jahre 1766 in der alten freien Reichsſtadt Danzig geboren. Ihr Vater war ein angeſehener, wohlbegüterter Handelsherr, deſſen Geſchäfte nach Rußland gingen, wie denn Danzig mit ſeinen ehedem blühenden, jetzt verdorreten Handelsverzweigungen im Verkehr zwiſchen Deutſchland, Polen und Rußland einen großartigen Mittelpunct abgab. Der alte Herr war fröhlicher, lebhafter Gemüthsart, von unbeſtechlicher Redlichkeit, von unbeugſam republikaniſchem Sinn. Er hatte für die damalige Zeit bedeutende Reiſen gemacht, in Lyon mehrere Jahre verlebt, war in Warſchau, in Petersburg und Moskau geweſen, und redete die Sprachen der verſchiedenen Länder. Wenn er als Senator auf dem Rathhauſe erſchien, in der großen Amtskleidung, mit dem faltenreichen, mit Sammet breit aufgeſchlagenen Mantel von ſchwerer ſchwarzer Seide, mit der lockenreichen, weißgepuderten Allongenperücke, nahm er ſich aus wie eine Säule des freien Bürgerthums, das im Himmel einen proteſtantiſchen Gott, auf Erden kein anderes Regiment als die Herrſchaft deutſcher Redlichkeit anerkannte. Zu ſeinen Eigenheiten gehörte eine unzähmbare Heftigkeit des Charakters, die ſich oft bei geringfügigem Anlaß in plötzlichen Jähzorn ſteigerte. Dann erbebt vor ſeiner Donnerſtimme das ganze Haus, Kinder, Hunde und Katzen kauern ſtill zuſammen, wenn es heißt: »Der Vater kommt!« Nur die Mutter mit ihrer geſchäftigen

Ruhe, mit ihrer liebevollen Duldſamkeit, weiß dem Ungewitter die ableitende Bahn zu öffnen; ſie predigt nicht, ſie ſchmeichelt nicht, redet nicht zu, aber ſie verſteht es, den Löwen unmerklich zu ſänftigen, und innerlich beſchämt, ſchmiegt er ſich alsbald vor der Macht der in ſich ſelbſt getreuen, wandelloſen Freundlichkeit. Eine gewiſſe altfränkiſche Galanterie, wie ſie unſeren Altvordern gegen das weibliche Geſchlecht eigen war, dies Gemiſch von Inſtinct und Bildung, von deutſcher Biederkeit und franzöſiſcher Eleganz, das ihnen zur andern Natur geworden, half auch hier das Iffland'ſche Familienbild, das Johanna Schopenhauer von ihren elterlichen Zuſtänden entwirft, wieder in's Geleis des Wohlbehagens zurechtrücken. Die Mutter, die dieſen Frieden feſthielt, war eine kleine, zierliche Figur mit großen lichtblauen Augen, mit feiner weißer Haut und ſchönem hellbraunen Haar, die ſich gern mit Kleidern und Hauben aus Lyon, mit italieniſchen Blumen ſchmückte, wie man ſie damals aus Eierhäutchen und Seidenwürmercocons der Natur nachtäuſchte. Die deutſche häusliche Grazie von damals entſchädigte für den Mangel an erworbenen Kenntniſſen durch Mutterwitz, durch Urſprünglichkeit, durch den Glanz einer unſterblichen Heiterkeit. Bis zur Erſcheinung von »Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen,« hatte ſie außer Gellert's Schriften wenig geleſen. Romane ſtanden in jener Zeit in ſchlechtem Credit, doch bei dieſem machte die kleine Frau eine Ausnahme, weil er zum Theil in Danzig ſpielte, und Hermes, der Verfaſſer deſſelben, eine Zeitlang dort gelebt.

Auf Danzig mußte Bezug haben, was von Geltung ſein wollte. In den Siebzigern regte es ſich in Deutſchland, allein in der nordiſchen freien Stadt blieb das Althergebrachte in feſten Ehren; ſeit 1772, dem Jahre der erſten Theilung Polens, war mit der militairiſchen Barbarei des Preußenthums alles Moderne verdächtig. Das freibürgerliche Danzig fühlte ſich in einem neutralen Mittelpunct zwiſchen deutſchen und ſlaviſchen Weltverhältniſſen, es hatte zwiſchen dieſen Elementen die Miſſion commercieller Vermittelung und glaubte ſich über die Möglichkeit, einer dieſer Gewalten anheimzufallen, weit hinweggehoben. Die Stadt hatte damals das Gepräge einer ſoliden Prachtliebe und eines hohen Wohlſtandes, den ſie ſpäter unter preußiſchem Staatsverbande ruſſiſchen Intereſſen zu Liebe einbüßen mußte. Es gewährt einen behaglichen Genuß, mit den Darſtellungen des Buches ſich in dem Rococo des altreichsſtadtherrlichen Comfort einzuſiedeln. Wie in all den hanſeatiſchen Städten ſind die Häuſer mit der Giebelſeite der Straße zugekehrt. Durch den Feſtungsbau iſt der Boden beſchränkt, die ſorgfältige Benutzung des Raumes wird zur Pflicht, die Gebäude ſind in der Dimenſion der Breite beengt, man wühlt ſich in die Erde hinein, und fünf Stock hoch reichen die ſchmalen Häuſerſtreifen in die Luft hinaus. Vier bis fünf Fuß hohe Mauern machen von Haus zu Haus eine Grenze, blecherne Röhren leiten das Regenwaſſer von den Dächern in koloſſale Delphinen. Eine Art Terraſſe, die ſie Beiſchlag nennen, mit großen Steinplatten belegt, zieht ſich vor jeder Fronte hin, bequeme breite Stufen führen hinauf, ſtraßenwärts iſt dieſer gothiſche Balcon mit ſteinernen Bruſtwehren verſehen. Hier iſt der Tummelplatz einer offenherzigen Häuslichkeit, während die Souterrainbewohner ihre familiären Verrichtungen auf freier Straße treiben. Hier und da ſteht ein alter Lindenbaum, an ihn und an den Beiſchlag knüpft ſich die Geſchichte der Familien. Die ganze Structur der eigenthümlichen Stadt iſt nordiſch, und hat die Exiſtenz zwiſchen dem germaniſchen Zierrath einen ſüdlichen Anſtrich, den man im flachen Kaſernenſtyl eines modernen Berlins oder anderer nordiſchen Neuſtädte vergeblich ſucht. So zuſammengepfercht, ſo verbaut im Rococo althergebrachter Sitte, iſt hier das Leben der Altvordern voll Stolz, voll Reichthum, voll eines Glückes, das nur innerlicher wird, je mehr es alle ſeine Schätze in der Enge beiſammen hat und nicht in der Ferne wähnt. Dabei verſchrumpfte das Leben hier nicht, wie es den philiſtröſen Binnenſtädten alter Reichsherrlichkeit erging. Das Element des Meeres brachte den offenen Weltverkehr, die Dominiksmeſſe, die vier Wochen dauerte, war ein Weltmarkt für entlegene Nationen, die Flotten, die der polniſche Kornhandel in den Hafen führte, gaben ein unaufhörlich bewegtes Schauſpiel. Der Sinn der Bewohner war altlutheriſch, Katholiken konnten nicht einmal Nachtwächter werden. Bei alle dem ſtand Glaubensfreiheit feſt, wie der Flor der Handelsſtädte ſie einbedingt. In allen Stadtwinkeln gab es Klöſter aller Art, ein

Official des Papſtes reſidirte dort, eine Art Nuntius, der ſogar ähnliche Rechte wie der Schmied von Gretna-Green ausübte. Eine große Anzahl angeſehener polniſcher Familien verlebte mit glänzender Dienerſchaft in Danzig einen Theil des Jahres.

Es wimmelte in den Straßen von maleriſcher Nationaltracht. Man ſah den ſtolzen Staroſten, die hohe viereckige Mütze ſchräg auf den Kopf gerückt, die Hand am klirrenden Säbelgriff, mit der andern den Schnurrbart ſtreichend oder in die breite, golddurchwirkte Schärpe geſtemmt, die den reichen ſeidenen Leibrock gürtete, während das flatternde Überkleid mit den hängenden Ärmeln die ſchöne Geſtalt verhüllte, um ſie vortheilhafter zu zeigen. Er trat mit den gelben Saffianſtiefeln ſo verwegen auf, und kam doch, um in der großen, freien Stadt dem Genuß des Lebens nachzuhängen, den er zu Hauſe vermißte. Ganz im Gegenſatz zu dieſem, nicht prunkend, ſolid und gegen die Tücke des Klimas emſig geſchirmt, erſchienen die ruſſiſchen Kaufherren auf den kleinen, von zottigen Pferden gezogenen, von langbärtigen Iswoſchtſchiks regierten Kibitken, die Säcke voll Silberrubel, damals noch baare Bezahler, weil ſie mit Wechſeln nicht umzugehen wußten. In beſonders fruchtbaren und waſſerreichen Jahren, ſo lange bis zur erſten Theilung Polens der Kornhandel ein Monopol von Danzig ſchien, ſah man oft den breiten Weichſelſtrom mit mühſam an einander ſich fortſchiebenden Fahrzeugen bedeckt. Hätte man einen Fremden ganz unvorbereitet auf die lange Brücke geführt, er mußte glauben, auf eine der damals kaum entdeckten Südſeeinſeln, mitten unter die Kanons der Wilden gerathen zu ſein, ſo durchaus uneuropäiſch ſahen die Schimky's aus mit ihren Flottillen. So hießen die ſtarkknochigen, hagern Geſtalten der polniſchen Leibeigenen. Ihre Erſcheinung war entſetzensvoll. Bis auf den nationellen, von Regen und Sonne gebleichten Zwickelbart, war Haupt und Antlitz kahl geſchoren, eine flache Pelzmütze oder ein ſelbſtfabricirter Strohhut bedeckte den Scheitel; Hals, Nacken, Bruſt waren entblößt, ein Strick gürtete die grob-leinenen Beinkleider, mit den hölzernen, eiſenbeſchlagenen Sohlen, die ſie an den nackten Fuß banden, machten ſie, in Haufen herangewälzt, auf den granitnen Pflaſterſteinen einen Lärm, daß die Bürgerskinder vor ihnen heerdenweiſe in die Häuſer flüchteten. Und dieſer Auswurf der polniſchen Staatswirthſchaft war ein gutmüthiger Schlag Menſchen, dieſes ſarmatiſche Mittelding zwiſchen Kind und Affe ſchien nur ſo wild, war zahmen Gemüthes, hatte keine Laſter, nur die ſchmachvolle Tugend der Duldung. Faſt nie war ein Schimky des Diebſtahls beſchuldigt; ein Edelmann aber, der im Zorn oder aus Verſehen eine Creatur dieſer Art erſchlug, zahlte zehn Thaler Strafe ohne weitere gerichtliche Procedur. Tag und Nacht lagen ſie unter freiem Himmel am Ufer des Meeres neben den haushoch aufgeſchütteten Weizenhaufen, die ſie bewachen und fleißig umſtechen mußten, bevor ſie eingeſpeichert wurden. Erbſenbrei, mit Heringslake oder Talg gefettet, war ihr täglich Mahl, die hölzernen Löffel, mit denen ſie ſpeiſten, lagen in großer Menge neben ihnen, ſie bildeten den Zweig ihrer eigenen Induſtrie. Und wenn der Branntwein ſie berauſcht, werden dieſe Beſtien nicht etwa tückiſch, ſondern höflich und galant. Sie bücken ſich, daß die Stirn faſt den Boden berührt, umfaſſen einander das Knie, küſſen einander die Hände und umarmen ſich auf allgemein polniſche Art, indem Jeder über des Andern Nacken den Hals hinüberſtreckt und den Nacken des Freundes küßt. Weiß einer von ihnen eine Saite zu kratzen, ſo ſpringt Alles mit elaſtiſcher Federkraft auf, jauchzend machen ſie paarweiſe die eleganten Schwenkungen der Polonaiſe, oder taumeln bachantiſch die edlen Windungen der Maſurka durch. So luſtig kann der Jammer ſein, ſo glücklich die Brut der Verworfenen! — Und dies ſind noch die Marſchfertigen, die Auserleſenen unter den Schimky's. Weiber und Kinder, der Bodenſatz des Elends, ſind daheim geblieben, der Edelmann duldet ſie nicht auf den Zügen nach dem danziger Markt. Dagegen lernen wir auf danziger Boden zu anderer Jahreszeit Horden polniſcher Weiber kennen. Einige Monate vor der Erntezeit kommen die Schaaren der armen Maruſchka's, die für Koſt und jämmerlichen Tagelohn die Kornfelder in der Umgegend ausjäten. Ein langes blaues, um den Leib gegürtetes Stück Wolle und ein weißes Tuch, um den Kopf gewunden, macht ihre ganze Bekleidung, baarhaupt, baarfuß, hager, von der Sonne verbrannt, ſo laufen ſie mit geſchäftiger Haſt auf dem danziger Werder umher, eben ſo hart am Leben gebrandmarkt, aber weit mehr noch an den Zufall preisgegeben wie der Leibeigene, der im Gefühl der ſichern Knechtſchaft faſt eine heitere Zufriedenheit erſchwingt.

So tief ſteckte das germaniſche Element der alten Reichsbürgerlichkeit Danzigs in ſarmatiſcher Umgebung. Von einer Wärterin lernte das Kind Jeannette die polniſche Sprache, die damals, beſonders in der Gegend um Thorn, unter den niedern Ständen noch die herrſchende war. Auch noch andere Figuren nichtdeutſcher Art wirkten auf die Erwachſende ein. Eine traute Geſtalt war der Prediger der engliſchen Kirche, Doctor Jameſon, an Yorik erinnernd, wie man ihn aus der sentimental journey kennt. Eine alte franzöſiſche Hugenottin, in der ſtreng beibehaltenen Tracht und Sitte des Bürgerſtandes ihrer Heimath, hielt mit ihren Töchtern Schule, und ſo lebte man in dem großen Handelsplatz in der univerſalen Mitte von Völkerſtämmen. Die Darſtellung gibt uns das Alles ſo friſch, daß wir uns völlig einleben können in die Exiſtenz des alten Danzigs. Jene Franzöſin war die Mutter Chodowiecky's, und die Erſcheinung dieſes Mannes iſt eine Andeutung, nach welcher Seite ſich in Johanna Troſiener ein Talent entwickeln werde. Es iſt die Kunſt des Zeichnens und Portraitirens, die ſich weit ſpäter im Umgange mit Fernow größere Kreiſe eröffnete und die techniſche Vorbereitung gab, um ein Werk wie über Johann van Eyk zu liefern. Eine vorüberziehende Geſtalt in Danzig war Abt Vogler, ſpäter in Darmſtadt Maria v. Weber's und Meyerbeer's muſikaliſcher Lehrer, der für Johanna's Leben und Richtung ohne weiteren Einfluß blieb. Sie war ein nach klarem Verſtändniß ſtrebendes, ein emſig ſchauendes, ein zeichnendes Talent. Schon frühzeitig übrigens, auf der Grenze zwiſchen Kind und Jungfrau, entſchied ſich ihr menſchlich bürgerliches Loos. Sie ward die Gattin eines um vieles älteren Mannes, der dem Stande ihrer Familie angehörte und deſſen Namen ſie ſpäter, erſt nach ſeinem Tode, in der Schriftwelt beibehielt. Mit wenigen ſorgſamen Federſtrichen ſkizzirt ſie ihr Ballcoſtüm, in deſſen Pochen und Schleifen ſich die Rococozeit charakteriſirt. In der Erſcheinung des Weibes iſt entweder Nichts, oder Alles bedeutend. Wir haben an Johanna Schopenhauer, Gott ſei Dank! wieder ein Weib, unter deſſen Händen die Angelegenheiten der Toilette eine kleine Bedeutſamkeit erlangen. Ich ſage Gott ſei Dank! der großen Emancipationsfragen unbeſchadet, in deren raiſonnirende Wuth ſich die deutſchen Grazien hineingelogen, aus Angewöhnung und Nachgewäſch, nachdem zwei große Geiſter den gottſeligen Frieden eines ſtillbehüteten Glücks in der Menſchenwelt verwüſtet fanden, und die veſtaliſche Flamme mit Sturmwind in rothe Lohe fachten. Jeanette aus Danzig ſteht wie ein einfältiges Kind neben ihnen und zupft beſchämt an ihrem altmodiſchen Reifrocke, der die Sitte der Väter in ſeinen Falten birgt. Ich habe kein Arg, ihr die Skizze dieſes koloſſalen Brautkleides nachzuzeichnen. Ein ungeheurer, mit Drathgeſtell und Roßhaaren unterbauter, mit großen Maſſen von Federn, Blumen, Bändern gekrönter Haarthurm, ſo nennt ſie ſelber den Kopfputz, ſetzt ihrer Länge wenigſtens eine Elle zu; die weißen, kaum mehr als zolldicken Stelzchen unter den mit goldgeſtickten Schleifen gezierten Ballſchuhen halfen der Geſtalt von unten nach, ſo daß ſie auf den Fußſpitzen ſchwebte. Ein aus dicht an einander gefügten Fiſchbeinſtäbchen zuſammengeſetzter Harniſch, feſt und ſteif genug, um einer Flintenkugel zu widerſtehen, trieb gewaltſam Arme und Schultern zurück, die Bruſt heraus, und ſchnürte über den Hüften die Taille zur Weſpenperſon ein. Der eiſerne Bügel im Corſet ſchirmte die Bruſt, hemmte aber jede unnütze Bewegung oder zügelte die Leidenſchaft. Über dem Reifrocke ſaß das ſeidene Gewand, mit Falbeln und allerhand Kinkerlitzchen garnirt, die weder Homer noch Walter Scott zu ſchildern vermöchten. Über dem ſeidenen Rock von gleichem Stoff das ſchleppenbehangene Oberkleid, vorn aus einander fallend, zu beiden Seiten unſagbar reich beſetzt. Hals und Bruſt wurden freier getragen, als jetzt das emancipirte Zeitalter es wagt. Die Ärmel reichten bis an den Ellbogen, waren bis zu den Schultern hinauf mit Blonden und Band üppig bewachſen. Das war die Tracht der Grazien von damals, reizend und verhüllend, lockend und verſagend in raffinirtem Gemiſch. Auch Lotte ſteckte in ſolchem Kunſtgehäuſe und die quäleriſche Sehnſucht Werther's nach der Natur, die Verzweiflung, die nach Piſtolen greift, weil ſie in der Verwahrloſung nicht mehr die reine Geſtalt herausfindet, wird an ſolchem Coſtüm erklärlich. Dieſe halbwahre Betrachtung ſchieben wir freilich unſerer Darſtellerin unter, ſie bleibt ruhig bei ihrem Metier, ſie zeichnet die Conturen ihres Lebens und ihrer Weltumgebung. Roth aufzulegen war nicht Sitte in Danzig, man fürchtete die donnernde Kanzelrede eines Mannes, der die Sünde des Zeitalters beim rechten Ende, beim Kragen, faßte. Dagegen gehörte ein länglich glattes Perlmutterdöschen zum tragbaren Neceſſaire der eleganten Damenwelt. Es enthielt die aus ſchwarzem engliſchen Pflaſter geſchlagenen, winzig kleinen, vollen und halben Monde, Sternchen und Herzchen. Verließ eine Muſche ihren Platz, ſo ward die Lücke ſchnell aus dem Vorrathe der Doſe gefüllt. Dieſe ſchwarzen Puncte erhöhten die Lebendigkeit des Mienenſpiels im Angeſicht. Eine Reihe der kleinſten, aber leiſe anwachſenden, mondförmig geſtalteten Tüpſchen ſaß im äußern Augenwinkel, und diente dazu, die Augen hervorzurücken und die Wirkungen ihres Glanzes, ihres Farbenſpiels zu unterſtützen. Ein paar Sternchen im Mundwinkel gaben dem Lächeln der Lippen den Zauber der ſchalkhaften Liſt. Die Muſche auf der Wange, am rechten Orte angebracht, hob den Teint und gab den Schein eines amoroſen Grübchens. Auch Muſchen in größerem Format waren üblich für Perſonen, die ſich ſtark unterſtützen und der hinfälligen oder böswilligen Natur mit Energie beiſpringen wollten. Solche größere Muſchen hießen Sonnen, Täubchen, ſogar Liebesgötterchen. Dieſe hießen vorzugsweiſe assassins, um ihrer mörderiſchen Wirkung willen, die ſie auf die Herzen übten.

Auch für die Toilette der Männer hatte der Sinn des zeichnenden Talentes dieſelbe Aufmerkſamkeit. Junge Elegants fingen damals ſchon an, den Perücken den Abſchied zu geben und ihr eigenes Haar gepudert en aile de pigeon friſirt zu tragen. Der gute Haarbeutel lag zu tief im Geiſte des Jahrhunderts, um ſich ausrotten zu laſſen, aber man trug ihn in kleineren Dimenſionen und ohne postillons d'amour. Pantalons, Gilets und Fracks waren noch nicht erfunden. Die Röcke hatten beinahe den Schnitt der jetzigen Hofkleider, man trug ſie in allen Farben, ſogar weiße mit reichen Stickereien in Gold oder bunter Seide, und dazu paſſende geſtickte ſeidene Weſten. Ältere

Männer trugen auch wohl Röcke von dunkelfarbigem Sammet, bei einer Weſte von Goldglacee. Manſchetten und Jabots von brüſſeler Spitzen waren im Putz unerläßlich; mehr noch bei Alt und Jung der Degen, ohne welchen ſich Niemand, der zur höheren Bürgerclaſſe gehörte, auf offener Straße zeigte. Stiefel wurden nur bei üblem Wetter getragen, ſelbſt die älteſten Männer gingen täglich, ohne Beſorgniß, ſich zu erkälten, in Schuhen und ſeidenen Strümpfen einher; in einer Geſellſchaft, wo Damen zugegen waren, in Stiefeln zu erſcheinen, wäre höchſt ungezogen geweſen. So wollte es die vom höhern Bürgerſtande ſtillſchweigend als Geſetz anerkannte Sitte. Für das Verhalten der Frauen gab es mehr Einbuße, als die heut zu Tage entfeſſelte Gemüthlichkeit im ungenirten Umgange ſich erträumt. Ohne von einem Bedienten oder einem Kammermädchen begleitet zu ſein, hätte ſich keine Frau von Erziehung über die Straße gewagt; auch ging keine in die Läden, um ihre Einkäufe ſelbſt zu beſorgen; die Kaufleute waren darauf eingerichtet, die verlangten Waaren zur Auswahl in's Haus zu ſchicken. An öffentlichen Orten, auf der Promenade oder im Theater ohne männliche Begleitung zu erſcheinen, galt für unſchicklich; da aber die Männer vom Geſchäft gefeſſelt waren, ſo ergab ſich für die Frauen die Nöthigung einer ſtreng häuslichen Lebensweiſe.

Ergötzlich war der phantaſtiſche Hang, die Knaben herauszuputzen. Die Kleidung der Mädchen fügte ſich mit weniger Änderung der herrſchenden Mode, die Knaben liefen bis in's ſiebente Jahr wie zum Carnevalsſcherz coſtümirt herum. Die Kleidung der Männer wollte ſich nicht in Duodezausgaben herſtellen laſſen, alſo mußte man erfinderiſch ſein, fand aber nichts allgemein Geltendes und ließ der Laune die Freiheit. Man ſah kleine Huſaren, Chineſen, Ungarn, Tyroler, Türken mit Turban, Reiherbuſch und hölzernem Dolch im Gürtel. In Berlin wurde damals dieſer wunderliche Hang, wie ſo viele andere Seltſamkeit des Raffinements, lächerlich überboten; eine berliner Dame, die Jeanettens Familie in Danzig beſuchte, brachte ihr einen allerliebſt niedlichen Hamlet von fünf Jahren im vollen Theatercoſtüm zum Spielgeſellen mit.

Seltſame Figuren gaben in Danzig die Ärzte ab. Von ſlaviſchen Naturelementen umringt, der dumpfen Verwilderung, welche die Cultur der germaniſchen Welt ſchon überwunden, um ſo vieles näher gerückt, mußten die Doctoren der Heilkunſt eine Verehrung genießen, die auf übermächtige Gewalt rechnete; man nannte ſie nicht anders als Excellenzen. Ihr Haupt bedeckte eine ſchneeweiß gepuderte, lockenreiche, dreizipflige Allongenperücke; einer dieſer Zipfel hing über den Rücken herab, die beiden andern wiegten ſich auf den Schultern; ein goldbeſetzter, ſcharlachrother Rock, ſehr breite Spitzenmanſchetten und Jabot, weiße oder ſchwarzſeidene Strümpfe, Knie- und Schuhſchnallen von blitzenden Steinen oder vergoldetem Silber und ein kleines plattes Dreieck von ſchwarzer Seide unter dem Arme, chapeau-bas genannt, vollendeten die prachtvolle Toilette einer ſolchen über Tod und Leben Gewalt führenden Excellenz. Dazu nehme man noch das ſtarke ſpaniſche Rohr mit einer goldenen oder aus Elfenbein künſtlich geſchnitzten Meerfrau als Krückenkopf darauf, um in ſchweren, bedenklichen Fällen Kinn und Naſe zu ſtützen, und die Figur, die uns die komiſche Oper noch liefert, tritt fertig in's Leben.

In ſolchen Umgebungen war Johanna erwachſen, und man findet die ſchlanke, beſcheidene Geſtalt kaum unter den Objecten heraus. Wie es ſolchen Naturen eigen, ſie verliert ſich in ihrer Welt. Dafür hat ſie dann auch den Triumph einer vollendeten Portraitirung der Perſonen und Zuſtände. Es gibt kein Bild der Jahrzehende Siebzig und Achtzig, das treffender wäre. Und dieſe Kunſt des literariſchen Zeichnens blieb ihr ſo treu bis in ein hohes Alter, ja vollendete ſich erſt ſo ſpät. 1766 war ſie geboren und 1837 ſchrieb ſie ihre Memoiren, ein verſteinerter Repräſentant verſunkener Aeonen erſchien ſie ſich ſelbſt, als ſie ſich anſchickte, einem jüngeren Zeitalter vom längſt entſchwundenen Rede zu ſtehen. Leider blieb ihr Meiſterſtück einer weiblichen Biographie Fragment, der Tod übereilte ſie beim Abſchluß des erſten Bandes, beim Abſchluß der alten Reichsfreiherrlichkeit Danzigs. Mit der erſten polniſchen Theilung war das Gebiet der Republik geſchmälert, der preußiſche Schlagbaum zog eine arrogante Grenze, Werber kamen, Rekruten wurden vor den

Augen der guten alten Mama Danzig gefuchtelt. Der Handel ſank, der üppige Reichthum verſiegte an ſeinen Quellen, die großen Verbindungslinien, die ehedem Danzig zum mercantilen Mittelpuncte zwiſchen Deutſchland und zwei ſlaviſchen Völkern machten, wurden zur See wie zu Lande abgeſchnitten, die alte ſolide Pracht des freibürgerlichen Lebens verödete, und der republikaniſche Stolz wurde ein Zorn, deſſen Ohnmacht in ſich ſelber ohne Mahnung blieb. Die glänzende Parade, die König Friedrich Wilhelm der Zweite auf der Grenze des freien Stadtgebietes hielt, war das letzte Ereigniß, das die Denkwürdigkeiten ſchildern.

Im Jahre 1793 ward Danzig blockirt und verlor an Preußen ſeine ſelbſtſtändige Exiſtenz. Zu den Auswanderern, die den Unwillen gegen Rechtsverletzung in die weite Welt hinübertrugen, gehörte auch Johanna's Gatte. Aus den Umriſſen des ferneren Lebens, die ſich notizenhaft in den hinterlaſſenen Papieren fanden, hat die Tochter der Entſchlafenen, Adele Schopenhauer, die Bruchſtücke an einander gereiht, die eigentliche Darſtellung hört auf, einige Berichte, die ſelbſtſtändig waren, wurden hinzugefügt. Zu dieſen gehört die Schilderung Münchens und Wiens vor vierzig Jahren. Von großem Intereſſe iſt die Erzählung vom Aufenthalt in Berlin und Hannover. Das Badeleben in Pyrmont gibt Veranlaſſung zur Skizzirung eines deutſchen Mannes, der ein berühmtes Buch über die Einſamkeit ſchrieb und für ſeine Perſon den galanteſten Hofmann im Coſtüm und Tournüre abgab; es iſt der Ritter von Zimmermann, der Hofarzt in Hannover und Pyrmont. Es begannen für Johanna Schopenhauer die Reiſen nach Frankreich und England, die ſie zum Theil in ausführlichen Mittheilungen niederlegt. Von ihrem Aufenthalte in Paris, der in das Jahr 1803 fällt, haben wir hier die intereſſanten Berichte, die uns vor allem den merkwürdigen Mercier und Abbé Sicard's Taubſtummeninſtitut ſchildern. Peſtalozzi lernen wir mit der Verfaſſerin in Burgdorf kennen. Die Briefe aus Weimar, aus dem October des für Niederdeutſchland unſeligen Jahres 1806, geben ein ſprechendes Bild von den dortigen Zuſtänden kurz nach der jenaer Schlacht. Der Aufſatz über das Badeleben in Karlsbad gehört dem Jahre

1815 an. Die Kritiken über Gerhard von Kügelchen und Friedrich in Dresden ſind einige Jahre früher geſchrieben. Sie ſtehen mit dem Talente der Darſtellerin in engſtem Bezuge, wie ſie denn immer im Leben ſich zeichnend verhielt. Es iſt zu beklagen, daß uns der Tod die Skizzen und Portraits entzog, die ſie von ihrem Salon in Weimar geliefert hätte.

4.

Immermann.

1834.

Immermann's Merlin hat mich um des großen Stoffes willen lebhaft beſchäftigt. — Der Mythus von Merlin ſchließt ſich an die Sage vom heiligen Gral, die ſich aus dem Bedürfniß eines eſoteriſchen Geheimdienſtes in der chriſtlichen Welt erzeugte. Der Logos war unter den Menſchen erſchienen, von Volk zu Volk wanderte er ſchon, in immer weitern Kreiſen das Licht ſeiner Wahrheit anzündend, und obwohl er recht eigentlich berufen ſchien, alle Elemente des Daſeins, in welcher Geſtalt ſie auch vor ihn treten mochten, zu überwinden und in der Überwindung mit der Seele eines neuen Lebens zu erfriſchen, ſo wandelte die zarteren Chriſtengemüther gleichwohl die Beſorgniß an, die Fülle der Liebe und der Wahrheit, die ſich über den Oſten und den Weſten zu ergießen begann, möchte an innerer Kraft allmälig einbüßen, was ſie an extenſiver Ausbreitung auf dem Schauplatz der Erde gewönne. So entſtand die Sehnſucht der Gemüther, im weiten Reich des Herrn eine verborgene Friedensſtätte, und in ſeiner allgemeinen Kirche, deren Hallen und Vorhallen ſich immer mehr ausdehnten, ein geheimes, abgeſchloſſenes Heiligthum zu haben, auf deſſen Stufen nur die tiefer Geweihten beten durften. Dies Bedürfniß liegt der Sage vom Tempel Monſalvatſch (salva terra) zum Grunde, deſſen geheimnißvolle Stätte Viele ſuchen, aber nur die vom Geiſte Berufenen finden. Das tiefſte Myſterium der Hingebung des Sohnes, das der Menge als eine Fabel in die ferne Vergangenheit eines Mythenalters entrückt iſt, bleibt im Innern des geweihten Tempels ewig lebendig wie gegenwärtig; alle Wunder im Leben des Heilandes erneuen ſich hier in fortwährender, friſcheſter Wirkung, und in der Kuppel des Thurmes ſchwebt leuchtend der heilige Kelch mit dem Blute des Erlöſers, aus deſſen ſchäumender Fluth die prophetiſchen Worte tönen. Es iſt derſelbe Abendmahlskelch, in welchem Joſeph von Arimathia aus der Seitenwunde des Gekreuzigten den Blutſtrahl auffing. Ein wunderſamer Glanz umſchwebte den Rand, ein leuchtender Äther ſtieg aus der Wölbung, und wer ſeine Wärme gefühlt, der bedurfte nicht der leiblichen Nahrung ferner, denn er ſpürte Funken eines heiligeren Lebens in ſich. Joſeph war mit dem Kleinod in eine ferne Höhle geflohen; er hatte ſich vierzig Jahre lang an der beſeelenden Flamme geweidet: dann war er aus dem Gedächtniß der Menſchen verſchollen. — Hieran knüpft ſich jedoch ſofort die Sage von Titurell, an die man ſich erinnern muß, um der Betrachtung Raum zu geben, wie Immermann die Mythe von Merlin mit dem ganzen verwandten Legendenſtoff verflochten hat. Das Myſterium vom Gral war mit Joſeph von Arimathia dem Andenken der Menſchen entrückt. Da vernimmt im Abendlande ein Greis, Perillus, ein ſeltſam Flüſtern und Klingen in den Lüften. Es ſcheint ihn zu rufen; er folgt aber nicht, obwohl es ihn vielfach im Stillen beſchäftigt. Die Erzählung pflanzt ſich vom Vater auf den Sohn und auf den Enkel, Titurell. Den Knaben ergreift das Gelüſt, die verklungenen Stimmen aufzuſuchen. Er wandert von Land zu Land, er wird Jüngling und Mann, er wird alt und matt, ein hinfälliger Greis, und er hat den entſchwundenen Wunderton noch immer nicht erlauſcht und gefunden. Als er verzweifelnd niederſinkt, da rauſcht es in den Lüften: vier Engel ſteigen herab und tragen den Kelch mit dem heiligen Blut in den Händen. Nach ihrer Anweiſung baut er nun einen Tempel zur Feier des Geheimdienſtes, und ſo wird Titurell der Stifter von Monſalvatſch. Auch Parcival, der ſpätere Pfleger des Grals, gehört in die Intereſſen der Immermann'ſchen Dichtung. Auch ihn ergreift ein ruheloſer Drang zu ewigem Wandern und Suchen nach dem verborgenen Heil des Lebens. So führt ihn der Dichter an der Seite Lohengrin's vor, wie er den Tempel in demſelben Augenblicke findet, als

Titurell von den Stufen herabſteigt, und die neue Offenbarung, die er im Innern vernommen, mittheilt. — Je reicher und voller der Duft iſt, der dieſen Mythen ſelbſt bei leiſer Berührung entſtrömt, um ſo weniger kann es uns genügen, wenn ihr Inhalt ſo kurz, oft ſogar ſo kühl und dürftig wiedergegeben wird. Immermann's Muſe gefällt ſich viel zu ſehr im Koloſſalen und Grotesken, um die Innigkeit dieſer religiöſen Mährchen und den perlenden Thau, der an dieſen Blumen hängt, zu überliefern. Ein unläugbarer Zug von Hoheit, Größe und Naturwahrheit geht durch Immermann's Dichtungen, aber wir ſehen faſt überall das Streben und Ringen darnach, während der vollendete beglückte und beglückende Dichter Alles in ſich hat, wonach er ſtrebt. Goethe's Auffaſſen der joniſchen Eleganz der Alten war kein Erhaſchen und Erjagen derſelben: es war die naturgemäße Entdeckung des verwandten Tons in ſeiner eignen ſtillbewegten, ruhig ſchäumenden Seele. So ſieht man aber Immermann's frühere Dramen aus der Nachahmung einer halben Seite der Shakſpeare'ſchen Dichtungsweiſe hervorgehn, ſo daß in ihnen oft carikirt auftritt, was ſich im Urbilde koloſſal, gigantiſch, aber doch ungeſucht groß und ſtill zur Gruppe zuſammenſchließt. Iſt nun auch die ungebärdige Reckenhaftigkeit ſeiner frühern Diction, die faſt an die ungelenkige, gezwungne Härte der Voßſchen Überſetzung des britiſchen Dichters erinnerte, aus ſeinen ſpätern Dramen meiſt verſchwunden, ſo findet ſich doch immer noch eine Spur jener unbeholfenen Maſſenhaftigkeit, die ein großartiges Streben ſo vereinzelt und für ſeine Zeitgenoſſen unwirkſam gemacht hat. — In der Mythe des Merlin ſah er nun Elemente, die ihm zuſagten, und was in den Umkreis der Sagen gehörte und dem Charakter des Gigantiſchen nicht entſprach, drängte er epiſodenartig zuſammen, ſo jedoch, daß bei der oft dürftigen Kürze ſelbſt das Verſtändniß der Sagen leidet, dieſe müßten denn dem Leſer anderweitig bereits bekannt ſein. In der erſten Scene des Vorſpiels ſehen wir Satan und Lucifer im Zwiegeſpräch über die Geburt Chriſti. Der Teufel tobt, und vergießt Thränen, daß ihm die Herrſchaft auf Erden entriſſen zu werden droht:

»Der droben ſtand der Welt zu weit,
Er konnt' ſie mit dem Arm nicht langen,
Die unergründ'te Schlauigkeit
Iſt aber jetzt in's Fleiſch gegangen.«.

Da ihm nichts anderes als nachzuäffen bleibt, ſo will auch er ſich zur Gegenwirkung den Sohn erzeugen und erwählt die Unſchuld zu ſeinem Opfer. Die zweite Scene führt uns die reine, fromme Jungfrau vor. Ohne Verführungskunſt, in wüſter Gewaltſamkeit, ohne ſelbſt ſeine ſcheußliche Geſtalt zu verwandeln, bemächtigt er ſich ihrer; eine empörende Situation, die uns mit Schrecken deutlich machen kann, wie das Streben nach Naturderbheit ſich in der roheſten Blöße gefallen kann. Die materielle Deutlichkeit verſcheucht ganz und gar das wohlthätige Helldunkel, das über der Sage ſchwebt, und ſchon die Wahl der ganzen Darſtellungsweiſe iſt eine verfehlte, denn die dramatiſche Form muß den Nebel, der das Mährchen umhüllt, abſtreifen.

So tritt nun Merlin in's Leben, und es beginnt das eigentliche Drama mit der Überſchrift »der Gral.« Merlin iſt im Beſitz von allen Wunderkräften des Lebens, er kennt alle Geheimniſſe des Himmels, der Hölle, wie der Erde, ſeine Entwickelung geſchieht raſcher als es Satan ſelbſt gewünſcht. Schnell zum Manne gereift, läßt er jenen einen Blick in den Zuſammenhang der Dinge thun, der ihm klar macht, der Teufel ſei nichts als ein freiwilliges Geſchöpf des Herrn.

»Er hat in dir ſich als den Haß geſetzet,
Weil überſchwenglich ihn die Liebe zog.«

Somit ſagt er ſich von der Gemeinſchaft des Vaters los und zieht aus, um das wunderbare Heil des Lebens im Tempel Monſalvatſch zu ſuchen. Er kommt nach Caſtel Merveil zum Klingsor und an den Hof des Königs Artus. Im Zauberer Klingsor hat die Mythe den Egoismus der Creatur perſonificirt. Auf Caſtel Merveil hauſend, im Bereich aller Zauberkünſte und Naturgeheimniſſe, ſitzt die düſtere, Alles in ſich verzehrende Geſtalt, die alle Mächte der Welt, nur um ihr Ich zu ſteigern, zu benutzen verſteht. Da tritt der in Demuth Gröſere zu ihm, um ihn zu ſtürzen, Merlin. Dieſer zeigt ihm, daß die erhabenſte Höhe und die tiefſte Seligkeit des Geiſtes in der Selbſtverläugnung liege; die ſüßen Geheimniſſe der Religion ſeien allein das beglückende Ziel alles Strebens. Im Untergange Klingsor's beſtätigt ſich von neuem die Ohnmacht Satans. Dieſe Scenen, in denen ſich Merlin und Klingsor gegenſeitig berühren, ſind vom Dichter eben ſo großartig aufgefaßt, wie würdig und kraftvoll wiedergegeben. — Wie ſich Artusdichtungen in die Sage vom Gral vielfach verflechten, ſo reihen ſich jetzt auch mehrere Situationen aus dem Kreiſe der Tafelrunde an einander, bis Merlin, als der langerſehnte vaterloſe Sohn, am Hofe des Königs erſcheint und hier, von einer Neigung zu Niniana heftig ergriffen, ſich als voller, wahrer Menſch fühlt. Erſt in dieſem Gemüthszuſtande erfährt er es in ſich, daß er wirklich ein Sohn der Erde ſei. Merlin unternimmt es nun, den Zug des Artus und der Tafelrunde nach Monſalvatſch zu leiten. Die Neigung zu Niniana entfernt ihn aber vom Wege, und während die Pilger in Wüſten umherirren, tändelt Merlin mit der neckenden Kleinen, die mit ihren Schmeichelbitten ihm endlich das geheimnißvolle Wort entwindet, das, ausgeſprochen, den ganzen Zauber ſeines Weſens zerſtört und ihn einer kraftloſen Hinfälligkeit preisgibt. In dieſer Ohnmacht vermeint Satan wiederum Gewalt über ihn zu haben; er ſucht ihn der Sterblichkeit zu entreißen, allein Merlin bleibt Menſch und ſtirbt, die Liebe Gottes preiſend. Im Nachſpiele: »Merlin der Dulder,« ſehen wir dieſe letzte Scene. Er in ſeiner Perſon iſt erlöſt und gerettet, aber die Ritter der Tafelrunde ſind verirrt und verloren, und was Merlin Großes im Geiſte erwog, den Gral nach dem Morgenlande zurückzuführen und König Artus an Titurell's Stelle zum Pfleger des Heiligthums einzuſetzen, iſt nun unausgeführt geblieben.

Es iſt nicht ſchwer, in einem Werke von Immermann Stellen aufzuweiſen, wo die Diction die Größe des gewählten Gegenſtandes völlig erreicht. Aber auch im vorliegenden möchten ſich eben ſo viele ergeben, wo aller Reiz, den Rhythmus und Reim zu gewähren vermögen, durch eine Ungefügigkeit der Ausdrucksweiſe zerſtört wird. Wenn es z. B. von Chriſti Wandel auf Erden heißt:

»Du haſt beſchloſſen, ewiges Geheimniß,
Zu winden dich durch jede Erdenſchmach;
Im letzten, tiefſten Kothe blieben nach
Die holden Spuren deiner ſüßen Säumniß u. ſ. w.«

ſo klingt dies in der That wie die verunglückte Überſetzung einer Shakſpeare'ſchen Wendung.

1839.

Immermann's erſtes Auftreten erweckte Enthuſiasmus. Man ſtaunte über die Kraft ſeiner Mittel, womit er ſich ankündigte, man hatte Zuverſicht auf die mannhafte Hoheit ſeiner Geſinnung. Das Spartaniſche ſeiner Muſe imponirte, ſelbſt wo es kalt ließ; mitten im Beginn einer verweichelnden Literaturepoche, die mit Tieck's Converſationsnovellen datirt, wollte er, ein literariſcher Michelangelo, das Zeitalter erfaſſen und ſtark ſchütteln, um die Intereſſen der Nation durch ein energiſches Streben zu kräftigen. Inzwiſchen blieb dies impoſante Naturell immer mit den Eckſteinen zum Bau beſchäftigt, ein ganzes Leben voll großer Arbeitſamkeit reichte nicht hin, dem verfallenen Theater eine neue Geſtalt, der dramatiſchen Schöpfung eine neue Richtung zu geben. Die Spaltung zwiſchen ſeinem Talent und dem Zeitbedürfniß blieb fühlbar, ſelbſt wo ſich das Glücklichſte, entſchieden Erhabenes und Großartiges, in einzelnen Zügen in ſeinen Dramen verrieth. Entnehmen wir hieraus die Beſtätigung eines Erfahrungsſatzes. Es gehört zur glücklichen Befruchtung einer Zeitepoche durch Kunſt und Literatur nicht nur, daß Talente da ſind, die Reines, Edles wollen, die wirklich im großen Dienſte des Apoll ſtehen; es gehört auch dazu, daß das Talent ganz eingehe in die Bedürfniſſe der Epoche, ganz deren Product, nicht ein einſiedleriſcher Sonderling ſei. Unter einem richtigen Ineinandergreifen der Beſtrebung des Talents und der Bedürfniſſe der Maſſe werde nicht ein abſichtliches Huldigen, kein dieneriſches Aufwarten verſtanden; hieraus wird nur die feile Literatur des eiteln Müßigganges; aber ein Blick auf jede große Culturepoche aller Völker weiſt nach, wie das Genie, wenn es Herr ſeiner Welt ſein wollte, auch inſtinctmäßig deren Sohn war. Goethe hat ſeiner Zeit ſelbſt bis auf deren Schwächen und

Verirrungen angehört. Das ſoll nicht dazu verführen, ſich mit der Erbärmlichkeit einer ſchlaffen Epoche gemein zu machen, es ſoll nicht Richtſchnur ſein, aber es kann zur Erläuterung dienen, wenn es bedenklich oder auffallend erſcheint, daß ein ſo großes Talent, wie Immermann als Dramatiker, ſeiner Epoche zu wenig war, ſo Bedeutendes conſtruirte und doch ohne Segen blieb. Immermann's Thätigkeit iſt weniger Lebensregung ſeiner Zeit, als vielmehr Sache der Schule. Seine kraftvoll gefügte, gutartig derbe Natur fühlte, wie ſehr mit Houwald, Müllner und Grillparzer's Ahnfraurichtung das deutſche Theater in weichliche Schlemmerei verſank; er fühlte in ſeiner Natur die Nöthigung, eine Shakſpeare'ſche Schule zu ſtiften, und aus ihr heraus gleichſam mit ganz neuem geſunden Anlauf eine zeitgemäße Höhe der dramatiſchen Kunſt zu erſtürmen. Das Zeitalter ließ ſich imponiren, ohne die Sympathie zu theilen. Immermann's koloſſale Arbeiten blieben in ihren zeitloſen Fundamenten ſtehen, Eckſteine eines großen Neubaues, ungefügig für ihre Epoche, oft cyklopenhaft täppiſch hingeſtellt, und es iſt nur die Zähigkeit dieſer Energie zu bewundern, die ſo raſtlos in ſich beharrte. Inzwiſchen konnte das Gefühl einer tiefen Verſtimmung für Immermann nicht ausbleiben, nicht eine kleinliche Empfindſamkeit über Mangel an Anerkennung, ſondern eine Kraft zur Satyre gegen die Zeit, die ſich ſeine gewaltige Arbeitſamkeit nicht aufzwingen ließ und in ganz andern Bahnen ging. In den »Epigonen« ſahen wir einen Verſuch Immermann's, ſich der Zeit zu nähern, und das geeignete Mittel, ihr beizukommen, um Herr ihrer ſelbſt zu werden, däuchte ihm die Goethe'ſche Romanform. Um nur Eingang zu gewinnen, eine Brücke zum Publikum zu finden, ward Wilhelm Meiſter nicht blos in der Haltung des Haupthelden, auch in einzelnen Geſtalten nachgeahmt, ſo daß man dieſe und jene, wie »Flämmchen,« ſogar als Copien zu bezeichnen hatte. Dies konnte kaum bewußtlos geſchehen ſein. Was ſich aber im Verhalten des Verfaſſers hier nur als Mißſtimmung geſtaltete, vor der ein nachgeborenes Zeitalter als ein ziemlich ſchiefes ſich erwies, wurde im »Münchhauſen« zur vollkommenen Satyre. Und zu dieſer Geißel, die Immermann hier in der Figur des lügneriſchen Freiherrn über ſein Jahrzehend ſchwingt, ſind Geiſt, Witz und

Scharfſinn mitunter ſtraff zuſammengebunden. Im Münchhauſen läßt der Dichter gewiſſermaßen einen modernen Don Quixote durch die Geſellſchaft wandern, nicht einen Lanzenreiter, der den Spleen hat, die alte Romantik zu verkörpern, ſondern einen ganz modernen, in alle Reflexionsſtoffe eingetauchten, in allen Richtungen des Denkens, Glaubens und Verſuchens gehetzten Menſchen, der über Alles raiſonnirt, vom Tarantelſtich des Eifers getrieben Alles überbietet, aus Tugend Ekel empfindet, und an dieſem Ekel ſich doch in geheimer Sympathie weidet, kurz, einen raiſonnirenden Ritter der Zunge, der ſich in den Zeitideen herumwälzt, Rad ſchlägt mit allen Begriffen, und von Verwirrung zu Verwirrung ſtürzt. Sein Sancho Panſa, der als Karl Buttervogel den Freiherrn begleitet, iſt eine vortrefflich gehaltene Figur, deren grobkantig derbe, ſchmählich proſaiſche Natur die niederdeutſche Nationalität charakteriſirt. In Zeichnung der andern Geſtalten, des alten Barons, des Schulmeiſters, des Fräulein Emerentia, in welcher der Autor die Prüderie perſiflirt, erſcheint mir Immermann's Pinſel ſelbſt zu grobkantig. Er glaubt mit ſeiner Satyre Arabesken zu liefern, aber ſeine Zeichnungen ſind keine Doppelnaturen von Vogel- und Blumengeſtalt, ſondern ſchwerfällige Unken- und Stierfiguren. Dies biderbe Element des magdeburger Heimathlandes iſt an der Geſinnung des Dichters höchſt ehrenwerth, kommt aber im Witz nicht zur Pſyche des feinern Humors. Meiſterhaft iſt die Schilderung Weſtphalens im zweiten Buche des erſten Bandes. Die Figuren des Hofſchulzen, des rothhaarigen Knechts, des Patrioten Caſpar ſind vortrefflich ausgeführt; ſo wie Alles, was zur Schilderung Weſtphalens gehört, durchaus an Werth die oft lahme Satyre des Werkes überragt. Auch ſteht zu fürchten, daß, wenn Münchhauſen ſpäter vielleicht in Berlin und Wien auftritt, Immermann's gutmüthiger, aber nicht immer feiner Humor hier nicht den ihm entſprechenden Boden finden werde. Doch ich vergeſſe, daß Immermann ſelbſt ſchon manche Vermuthung des Leſers über Fortgang und Schluß der romantiſch-modernen Burleske nur verſpottete. Freiherr von Münchhauſen geht weder nach Berlin noch nach Wien, er bleibt in Weſtphalen, wo es Immermann ſo wohl gefällt, wo ſein kräftiges Naturell reichen Stoff findet, um ſich heimiſch zu fühlen.

Bei alledem balanciren ſich in Münchhauſen's Gehirn und in ſeiner Umgebung ſo ziemlich alle Zeitfragen auf und ab, und der Held der Geſchichte bleibt der Vertreter eines erlogenen Idealismus, dem der platte Töffel mit ſeiner derben Natürlichkeit die Stiefel putzt. Als dem Freiherrn der Stoff ausgeht, zieht er ſich in ſeine innern Gemächer zurück und verſchanzt ſich gegen die Zumuthungen der Welt, bis der Schriftſteller Immermann in Perſon ſich einſtellt, zu ihm dringt, ſich mit ihm zankt und ihn wieder für die lebendige Welt gewinnt. Bei den Erörterungen über die fragliche Perſon des räthſelhaften Freiherrn wird das Wort fallen gelaſſen, der eigentliche Münchhauſen dieſer Zeit ſei vielleicht gar Semilaſſo. Der Verfaſſer treibt mit ſeinen Figuren und ſeinen Leſern tauſend Späße und Quertreibereien. Im dritten Bande erſcheint der Hofſchulze von neuem. Und in Lisbeth ſteigt eine köſtliche Geſtalt vor uns auf, ein derbes, innerlich geſundes, zugleich von echter Idealität erfülltes Naturkind. Sie ſteht mit feſten Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit und überflügelt alle Größe menſchlicher Hoheit durch die Einfalt ihrer reinen Seele. So iſt ſie in den Ideenſtoffen und Gegenſätzen des Buches der Verſöhnungspunct. Die Scene, wo ſie der kleinen geputzten Baronin mit der ganzen einfachen Grandezza der entſchloſſenen Unſchuld ihren Willen kund gibt, niemals auf den Grafen Oswald, der ſie liebt, zu verzichten, erinnert an die reine Bergluft, welche die tyroler Helden in Immermann's »Hofer« athmen.

1842.

Mit einer zweiten, wohlfeilen Ausgabe iſt Immermann's »Münchhauſen« von neuem die Lectüre der deutſchen Winterabende geworden und hat ſich die Kreiſe der Theilnahme erweitert. Nebſt dem Trauerſpiel in Tyrol iſt dieſer Roman jedenfalls die eigenthümlichſte Schöpfung des Dichters. Das ſtarre Pathos ſeiner Tragödien hat ſich nie den Shakſpeare'ſchen Schulformen entwinden können. Für den leichtbeſchwingten Flug der romantiſchen Komödie war ſein Talent zu ſchwerlöthig. Es fehlte ihm an Wärme und Weichheit, wenn er in Stanze Arioſt, an

Schmetterlingsſtaub, wenn er in der Mährchenwelt Tieck, an Eleganz, wenn er im ſocialen Roman Goethe nacheiferte. Nur die ungeſuchten Wahlverwandtſchaften eines Poeten ſind für ihn von Gewicht, gültig und gerechtfertigt. Dieſe fand er in ſeinem Münchhauſen. Seine weſtphäliſche Idylle athmet unabſichtlich homeriſche Natureinfalt und erinnert, ohne es zu wollen, an Walter Scott's Charakteriſtik der ſchottiſchen Grenzbewohner. Hierin aber gab Immermann, nach langem Beſtreben, eine mächtige Bahn zu finden, eben nur ſich ſelbſt. Und deshalb, und zumal da ſie deutſch ſind, ſichern ihm ſeine weſtphäliſchen Figuren ſeinen dauernden Werth.

5.

Ludwig Tieck.

1831.

Wie jede heftige, gewaltſam ſich erzeugende, unſagbar und unerklärbar uns erſchütternde Aufregung im Individuum hauptſächlich im Blutſyſtem ihren Sitz hat, ſo erſcheint uns L. Tieck's Weſen vergleichsweiſe als das circulirende Blut im Körper der deutſchen Literatur; ſeine Begeiſterung iſt oft Aufwallung des Moments, phyſiſches Unbehagen wie Behagen; den Irrungen ſeines inwendigen Menſchen entſpricht das, was im Materiellen mit dem Worte Krankheit bezeichnet wird; groß und wunderartig geheimnißreich iſt die Stimme ſeiner Muſe, wenn dieſe krankhaft aufwallende Laune ſeines Naturells, wie im magnetiſchen Schlaf gefangen, der Grenzlinie ſich nähert, wo die Irrung hinübertritt in ein anderes Gebiet, das uns der ſchreckbare Name Wahnſinn andeutet als die ſchwärmende Nomadenwüſte, wo Phantaſus, der Feſſel der Vernunft entriſſen, umhertobt mit ſchäumenden Mähnen, ein gefährliches wunderbares Roß. Wer wollte den Anflug des Geſpenſtiſchen abläugnen, der an den Schwingen der Tieck'ſchen Muſe haftet, wenn ſie, feſſellos nicht blos Raum und Zeit, ſondern alle mögliche Wirklichkeit überflügelnd, geckenhaft abenteuerlich und ſkurril witzig umherflattert, ſich bald wie ein neckendes Kind, bald wie ein ohnmächtig faſelnder Greis gebärdet, oder im Schooß der Naturelemente die Wahlverwandtſchaft fühlt und ſich plötzlich gefangen gibt, von ſchauerlich lockenden Phänomenen umſchattet, von Geiſterſtimmen eingelullt! Das Blut iſt dieſer nie ruhende Proteus, der ſich zu Jedwedem umgeſtaltet, dies vegetative Leben einer unbewußten Aufwallung und launenhaft getriebenen dunkelen Macht. Neben einer überraſchenden Offenbarung in freier, unbefangener Stunde ſtellt ſich gleich raſch die trübe, unergründliche Willkür hyperphantaſtiſcher Gelüſte ein. Anfangs ſchwelgte der romantiſche Phantaſus unbewußt in dieſem Sinnentaumel wie im »Abdallah,« im »William Lovell.« In ſeinem »Sternbald« und gleichzeitig mit Friedrich Schlegel's »Lucinde,« mit Wackenroder's »Phantaſien eines kunſtliebenden Kloſterbruders« ward aus dieſen Gelüſten der Verſuch zu einer ſelbſtbewußten Schönheitslehre und einer neuen Ordnung des geſchlechtlichen Umgangs und der Geſellſchaftswelt. In ſeinen katholiſchen Sympathien erhob er die Wolluſt des Empfindens zur Religion. Keine Poeſie hat je wie die Tieck'ſche in der Aufregung der Sinne bis zum Taumel eines Opiumrauſches geſchwelgt. Wenn der Greis Tieck ſchließlich verſtändig und klüglich zu moraliſiren beginnt, ſo ſind das nur gichtiſche Nachwehen, wie ſie auf anhaltenden Taumel zu folgen pflegen. Die Irrungen der Gemüthswelt bleiben in der ganzen Stufenleiter, bis zur wilden, krankhaften Ausartung der Sinne, das Thema ſeiner Poeſie. Freilich iſt ſeine Sinnlichkeit von der Geſundheit der antiken Grazie eben ſo entfernt, wie die Willkür in Anordnung ſeiner Erzeugniſſe von der geſetzmäßigen Form claſſiſcher Gebilde. Dieſe Willkür hat er ſpäter auch kritiſch als Geſetz feſtſtellen wollen und z. B. für die Novelle als eine weſentliche Eigenthümlichkeit eine überraſchende, umſchlagende, den Stoff und die Vernunft auf den Kopf ſtellende Wendung gefordert. Dieſe Willkür der Laune, die den alten Phantaſus ſonſt unbewußt trieb, zum Syſtem zu erheben für eine objective Dichtungsform, heißt in der That die Wunderlichkeit auf den Thron ſtellen. Alles Unergründliche, alles geheimnißvoll Unenträthſelte iſt aber das geſpenſtiſch Gehäſſige für den lichten Geiſt. Nicht die Tiefe iſt geſpenſterhaft verſchloſſen, ſelbſt die Tiefe der Gottheit iſt gelichtet und an die Welt geſtiegen. Aber das ſich uns als wunderlich aufdringende Wunder, dem ſich kein Princip ablauſchen läßt, iſt das Verwerfliche. Den alten Urgrund der Wunder der Gemüthswelt hat Tieck erſchloſſen, wie Schelling's verwandter Geiſt den Abgrund des Abſoluten fand, ohne ihn weiter gliedern zu können. Tieck's Novellen vermitteln aber nicht immer ſiegreich das Wunder mit der lichten Welt der vernünftigen Wirklichkeit, in der ſich der Geiſt in aller ſeiner Weſenheit entfaltet.

Tieck entwickelte ſich immer gegen die Richtung ſeiner Zeit und bleibt mit ihr im Widerſpruche. Er iſt ſowohl in Bezug zu Schiller wie zu Goethe ein Gegenſatz, eine Ergänzung deutſcher Art. »Genofeva« erſchien 1800 als zweiter Theil der romantiſchen Dichtung. Schiller hatte 1799 den »Wallenſtein« vollendet und 1800 »Maria Stuart« geſchrieben. Während Schiller mit aller Macht, mit allem Aufgebot ſeines ringenden Geiſtes bemüht war, ein deutſches Theater zu gründen, und die Forderungen ſeines Geiſtes mit den Forderungen der Bühne in Harmonie zu bringen ſtrebte; während zu gleicher Zeit von Weimar aus Vieles durch Goethe geſchehen war, um in der Schauſpielkunſt eine neue Aera hervorzurufen: warum verſchmähte Tieck es, dieſem Drängen und Streben der beiden größten Geiſter zu huldigen und ſein Talent für die große Aufgabe zu verwenden, den Deutſchen eine echt volksthümliche dramatiſche Literatur zu ſchaffen. Warum iſt auch ſpäter aus den Kaiſertragödien nichts geworden? Warum offenbaren einzelne Scenen in der »Genofeva« vergeblich ſo viel dramatiſche Dialektik? *Vergeblich* ſag' ich, denn aus den Hauptformationen des ganzen Stoffes geht klar genug hervor, er habe es verſchmäht, dieſe Tragödie bühnengerecht zu geſtalten. Statt dramatiſcher, freiſtehender, plaſtiſcher Gruppen hat er nur halb erhabene Arbeit, Basreliefs, hingeſtellt und den Geſtalten die engbrüſtige Wunderkutte, wie ſie Albrecht Dürer in treuherziger Einfalt liebt, mit dem Heiligenſchein darüber, angezogen. Die Einfalt der deutſchen Wunderſage iſt beabſichtigt, und der Bonifacius z. B. erzählt ein Langes und Breites von Begebenheiten, die, dramatiſch entwickelt, tief hätten wirken können. (Von Drago's Erſcheinung im Traum und wie Siegfried Golo's Betrug entdeckt.) Dem ſüß berauſchenden Impulſe einer lyriſchen Stimmung hingegeben, gilt der muſikaliſch ſchwelgeriſche Gedanke ihm mehr, als die dramatiſche Geſtalt, und aller Inhalt iſt mit der Macht der Inſtrumentaltöne entfaltet, wie ſie die Symphonie gibt, die ſich der geſtaltenden Welt der Oper entzieht. Das innerlich berauſchende Lied: »Dicht von Felſen eingeſchloſſen« ꝛc. durchzieht unſer Gemüth wie Golo's Seele, der ſich, von dieſem Taumel ergriffen, der Naturmacht preisgibt, und das Geheimniß der innern Mächte, die lyriſch ſich entfalten, bleibt das wunderbar verſtrickende Geheimniß. An den dürftig und einfältiglich überlieferten Stoff ſtreng gefeſſelt, bringt es der Dichter nicht zum freien Bewußtſein über ſeinen Inhalt, kommt alſo nicht zur Form und verbleibt in lyriſcher Exaltation befangen, der die Beſchränktheit der überlieferten Sage genügt. Die lyriſchen Empfindungen ſind glühend hingegoſſen, überſtrömen aber bald alles Maß. Das Beiwerk iſt kalt, nüchtern. Genofeva ſelbſt wird nicht ſelten zur ſteifen Puppe katholiſcher Heiligenſagen, während ſich in Golo die tiefe Nacht und die ganze Schattenwelt der menſchlichen Seele enthüllt, von geheimnißvollen Naturgewalten leiſe und lieblich umſpielt und bis zur ſchwarzen Hölle verlockt. Aus dem ſüßen Schwermuthsliede, das ihn umtönt, ſaugt er alles Gift, und das ganze Unheil umſpinnt ihn bereits, ſowie er nur dem Schmeichellaute des inneren Tones ſich hingibt. — Daß Tieck auf die »Genofeva« viel gibt, beweiſt vielleicht, daß er das Urelement ſeines Genius in dieſer lyriſchen Trunkenheit zu ſuchen weiß, die ſich an den Wundern der Natur, an den Wundern der Gemüthswelt weidet, an katholiſche Sagen ſich aber bewußtlos verlor. Der lebenslängliche Umgang mit Shakſpeare'ſchen Geſtalten, die nie irgend eine ſüßliche Schwäche verrathen, hat ſeinen inneren Menſchen erſt langſam aus der aufgelöſten Wolluſt der Schwelgerei aufgeholfen, um das »Dichterleben« und den »Aufruhr in den Cevennen« zu geſtalten. Im »Tod des Dichters« gibt ſich die geſtaltende Kraft ſeiner Muſe ſchon an die Elegie wieder hin, wie in ſeinen ſocialen Converſationsnovellen an das Raiſonnement. In dieſen ſind die früheren Kobolde ſeiner zauberhaft ſchönen Mährchenwelt zu burlesken Geſtalten voll Witz und Humor geworden, wie im »Eulenböſ.«

1835.

Eigenſinn und Laune waren oft genug die Genien der Tieck'ſchen Muſe. Jetzt haben ſie zu einer ſeiner Novellen ganz naiv den Namen hergegeben. Sie iſt ein Gemiſch von ergreifender pſychologiſcher Tiefe und krankhaftem Gelüſt einer Phantaſie, deren Alterſchwäche eine gewiſſe Erbitterung als Reizmittel zu Hülfe nimmt. — Die Hauptfigur iſt Emmeline, ein ſchönes, launenhaftes Weſen, deſſen dianenhafte Jungfräulichkeit ſich gegen alle eheliche Verbindung ſträubt. Sie hält dem Vater eine lange Rede über ihren Abſcheu gegen die Ehe; ſie verkehrt gern mit Männern aller Art auf geſellige Weiſe, allein ſie will ihre freie, feſſelloſe Mädchenhaftigkeit Keinem opfern und verwundet jedes Herz, das ihr ſeine Gefühle darbringt. Auf einer Reiſe, die ſie mit ihrem Vater unternimmt, erlebt ſie plötzlich einen Wandel ihres innern Weſens. Mitten unter den Wundern der grünen Waldeinſamkeit bemächtigt ſich ihrer Seele eine elegiſche, ſehnſuchtsvolle Wehmuth, die ſich als ein Vorbote der Liebe ankündigt. In dieſem alten Thema bleibt Tieck ewig neu, und der Moment der Herzensergüſſe, in denen der ſtarre Sinn des ſeltſamen Kindes ſich zu Thränen erweicht, iſt eben ſo ſchön als tief. Nun will ſie den Wünſchen des Vaters nachkommen und ſich verheirathen; allein die Wahl ihrer Neigung iſt eben ſo launenhaft keck als ihre frühere Unzugänglichkeit. Der Kutſcher, ein junger, draller, reinlicher Burſche, der ſie nach der Schweiz gefahren hat, iſt ihr Auserwählter. Er raucht keinen Tabak, iſt ein ſolider Menſch, fromm wie ein Lamm und voller Mutterwitz. Das genügt dem eigenſinnigen Kinde, ihn zum Manne zu begehren. Daß er ſich durch ſeine Natureinfalt ſo ſehr von den alltäglichen Menſchen unterſcheidet, hat für Emmeline einen beſondern Reiz. Der Alte ſchäumt vor Ärger und Scham; da jedoch das verzogene Mädchen plötzlich vor Sehnſucht tödtlich krank wird, muß der Alte nachgeben, und Martin Sendling wird Emmelinens Verlobter. Man thut ihn in eine Erziehungsanſtalt, um den guten Bauerjungen einigermaßen zu cultiviren, und Vater und Tochter reiſen wohlgemuth nach ihrer Heimath zurück. Noch vor Jahresfriſt ſtellt ſich der junge Menſch, mit allen Manieren moderner Civiliſation leidlich ausſtaffirt, im Hauſe ſeines zukünftigen Schwiegervaters ein, um mit der Verlobten zum Altare zu gehen. Emmeline erbebt vor dem zu einer Modepuppe verwahrloſten Naturkinde. Das iſt nicht mehr ihr Martin, den ſie liebte, das iſt ein ganz gewöhnlicher Culturmenſch, den ſie, wie jeden Andern, verabſcheut. Sie bekommt Krämpfe in ſeiner Nähe, und Martin Sendling dankt ab von freien Stücken. — Vater und Tochter ſind bald darauf in Paris. Hier iſt eben der Ort nicht, wo Emmelinens Verachtung gegen das Männergeſchlecht ſich milderte; allein ein ſchlauer junger Menſch, den ſie wie ihren Bedienten behandelt, weil er ſich in alle ihre Launen fügt, macht ſich ihr höchſt nothwendig. Sie verabſcheut ihn wie jeden Andern, allein ſie gibt ſich ihm hin, und die Natur iſt im Stillen mächtiger, als der Verſtand mit ſeiner ſpröden Verächtlichkeit. Der junge, nichtswürdige Friedheim läuft davon und benutzt die ihm anvertrauten Vollmachten, um Emmelinen's Vater ſeines ganzen Vermögens zu berauben. Kaufmann Runge iſt der Verzweiflung nahe. Da eilt ſein alter Hausfreund, dem Emmeline früher einen Korb gegeben, nach Paris, rettet Jenen mit ſeinem unermeßlichen Vermögen vom Untergange und bietet der Tochter ſeine Hand. Emmeline iſt nun des alten Grundmann's Ehegeſpons und lebt an ſeiner Seite in der Heimath, nachdem ſie in einem franzöſiſchen Badeorte die Folgen ihres merkwürdigen Verhältniſſes mit jenem ſchlauen Friedheim abgewartet hat. Der alte Grundmann ſteht als ein Wunder der Großmuth da. Er hat ſich die Dankbarkeit, aber nicht die Liebe Emmelinen's erworben. Sie verachtet jetzt mit weit mehr Kälte als ſonſt die Männer, bis auf Einen, in dem ſie eine gleiche Verächtlichkeit gegen das weibliche Geſchlecht entdeckt. Dieſer Eine iſt Geoffroy, ein franzöſiſcher Officier, der in Grundmann's Hauſe verpflegt wurde. Sie verſtehen ſich beide bald und fliehen. In einer einſamen Waldſchenke erzählen ſie ſich ihre Schickſale, und es ergibt ſich, daß ſie ſich ganz alte Bekannte ſind. Geoffroy iſt kein anderer, als Martin Sendling, das cultivirte Naturkind. Er hatte den Feldzug nach Rußland mitgemacht und war avancirt; ſeine Narben hatten ihn ganz entſtellt. Da hört denn der Reiz des Verhältniſſes auf; man zankt ſich, man verabſcheut ſich und läuft aus einander. — Die Spuren beider Perſonen verſchwinden.

Der dritte Abſchnitt der Novelle führt uns andere Perſonen vor. Eine betagte Frau von ehemaliger Schönheit und verdächtigem Rufe legt ihr Glaubensbekenntniß ab, das in nichts Anderem beſteht, als in abgelebten Gefühlen und einer radicalen Verachtung des Menſchengeſchlechts. Das Leben iſt ihr eine gräßliche Erfindung, ein tolles Narrenſpiel, das ſeinen Reiz verliert, ſobald man ein Mal hinter die Larven ſchaute. Die Dame von ſolchen Grundſätzen iſt Vorſteherin eines verdächtigen Hauſes, in welchem die Jugend der Univerſitätsſtadt für den Hang zur

Ausſchweifung ein Genüge findet. Nur Menſchenverachtung hat die ältliche Frau mit den geſchminkten Wangen zu dem Gewerbe, das ſie treibt, gebracht, und ſie iſt keine Andere, als — Emmeline. Die pſychologiſche Motivirung iſt ſchauderhaft, obwohl treffend und wahr. Ganz abgelöſt von allen Gefühlen, die das Herz mit Herzen verbinden, iſt ſie noch nicht; ſie hat eine Tochter, ein bleiches ſchönes Mädchen, das ſie mitten in der Verworfenheit ihrer Umgebungen wie ihren Augapfel in aller Reinheit behütet. Ein junger, liederlicher Menſch, Namens Ferdinand, faßt eine tiefere Neigung zu dem Mädchen, obwohl es ihm nicht gelingt, ſich ihr ganz zu nähern. Inzwiſchen zettelt die revolutionaire Jugend der Stadt einen Aufruhr an. Es ſind die demagogiſchen Umtriebe der neueſten Zeiten, welche Tieck hier parodiren will; allein ſeine Ironie reicht hier nicht weiter, als zu der dürftigen, menſchenfeindlichen und geſchichtsloſen Vorſtellung, daß es nur ein Haufe liederlichen Geſindels ſein könne, in deſſen Köpfen auch nebenbei ſich ein Gelüſte zu einer Staatsreform rege. Bei dieſer Dürftigkeit in der Auffaſſung einer krankhaften, aber tiefer liegenden Zeitſtimmung kommt der Dichter — denn mit dem Dichter haben wir es hier blos zu thun — weder zum Humor, noch zu einem überſichtlichen höhern Standpunct der Betrachtung. Das Ende der Novelle iſt eben ſo wüſt wie geſchmacklos. Die revolutionaire Jugend jener Stadt begnügt ſich mit der Demolirung des Bordells der Mad. Blanchard, und dieſe Mad. Blanchard muß dann auch in jenem Ferdinand, der ihrer Tochter nachſetzte, ihren Sohn wiedererkennen, das Kind ihrer pariſer Verirrung. Dieſer Ferdinand ſchießt ſich todt, ſobald er einen Blick in dieſe grauenvollen Situationen thut. Auch Geoffroy Martin kommt wieder als Kutſcher vor. Er iſt natürlich der Vater des bleichen jungen Mädchens, das mit ihm allein bei dem Untergang der ſcheußlich verwüſteten Geſchlechtsverhältniſſe am Leben bleibt. Eine ganz eigene grillenhafte Figur, die in der ganzen Novelle immer wieder vorkommt, iſt Muntſche, Martin's Hund, mit deſſen Vorführung ſich der Dichter ein lächerliches Späßchen macht, das mich ganz melancholiſch ſtimmt. Dieſer treue Freund ſeines Herrn, dieſer »wunderbare« Muntſche, der ſo »begeiſtert« apportirt, iſt ein Wunder von Hund. Der Dichter iſt unerſchöpflich in der Schilderung dieſes Köters. O Glorie des Wunderbaren! wie kommſt du nun auch ſo ausbündig unter die Vierfüßer! — Was aber das Ganze betrifft, ſo bleibt es zu beklagen, daß der Dichter ſeinen pſychologiſchen Tiefſinn, der ihn immer noch als groß hinſtellt, nicht auf beſſere Stoffe verwendet und ſtatt den »Aufruhr in den Cevennen« zu vollenden, auf Bordellſtürmereien und Emeuten der Liederlichkeit verfallen kann.

1836.

Auf »Eigenſinn und Laune« folgten nun »Wunderlichkeiten.« Ich ſehe den alten Herrn, wie er lächelte, als er das Kind eben wieder mit dem rechten Namen benannte. Die Herrſchaft der Grillen, die Willkür der Grimaſſe, in die ſich die Muſe des Phantaſus verkehrt hat, will uns noch immer närren. Früher erſchien ſie als Elfe; jetzt iſt ſie ſpukender Kobold; aber ſie ſpukt bei hellem lichten Tage und iſt ſo oft plump wie jenes Geſpenſt in der Tieck'ſchen Novelle, das die Kräfte eines Hausknechts entwickelt und denen, welchen es erſcheint, die Rippen zerbricht. Mit dieſem neuen Haufen von pſychiſchen Seltſamkeiten und moraliſchen Verkümmerungen liefert Tieck einen neuen Beitrag zu der Rumpelkammer »Wunderlichkeiten.« Was wunderbar ſchien, iſt bei ihm längſt zur Wunderlichkeit geworden, ſein Witz hat ſich in Aberwitz verkehrt. Es war längſt ein Lieblingsthema Tieck's, eine Welt voller Verkehrtheiten zu belächeln; aber um Ariſtophanes zu ſein, beherrſcht und überſieht er zu wenig ſein Zeitalter. Er bildet ſich die Welt erſt ein, die er geißeln will, und trifft nicht die vorhandene. Seine Skepſis iſt nicht urgeſunde Heiterkeit des Geiſtes, nicht der Shakſpeare'ſche Übermuth, nicht Sterne's humoriſtiſche Gemüthſeligkeit, es iſt ein Bewußtſein, das ein kränkliches Nervenreißen eigenſinnig wach erhält. Jedes Lächeln der Grazien wird eine Verzerrung der Muskeln, jedes Abenteuer, das die Erfindung eingibt, eine lächerliche Fatalität. — Die neue Novelle in der Urania iſt abermals ein ſolches Gewebe von eingebildeten Miſèren aus der modernen bürgerlichen Welt. Wir ſehen ein gutmüthiges Frauenzimmer, das von der Manie beſeſſen iſt, alte Gemälde anzukaufen. Sie hat den wahnſinnigen Inſtinct, der ſie immer ſicher dahin treibt, wo aus altem Trödel ein Fund ſolcher Art ſich herauswittern läßt. Aller Welt verborgen häuft ſie auf dieſe Weiſe vermeintliche Schätze auf einander. Die Frau iſt ſonſt klug und beſonnen; ſie hat einen Sohn, der auswärts ſein Glück macht, indem ein vornehmer Herr ihn auf Reiſen mitnimmt. Der vornehme Herr ſteigt von Stufe zu Stufe, wirft mit Tauſenden um ſich und iſt im Begriff, als Geſandtſchafter Kaiſer Joſeph's nach Liſſabon zu gehen. Den jungen Theologen macht er zum Secretair, und der gute Martin, von alle dem, was ihm wie ein Wunder ſchnellen Glückes entgegen kommt, verblendet, ſchreibt Jubelbriefe an die beſorgliche und erſtaunte Mutter. Sein Beſchützer ergibt ſich aber bald als ein gemeiner Abenteurer; er lebt von den Brillanten, die er aus dem Hauſe ſeiner fürſtlichen Verwandtſchaft, der er unebenbürtig angehört, mit Hülfe einer Gefährtin ſtahl. Dieſe Mitverbrecherin iſt Dienerin und Freundin der Dame des Hauſes. Sie ſchien ein Engel von Anmuth, und mit jenem rührenden Zauber ausgeſtattet, der ein Erbtheil der unterdrückten Unſchuld in vornehmen Häuſern zu ſein pflegt. Die Fürſtin iſt ihr inſtinctartig zugethan und protegirt ſie gegen die Anmaßung ihrer Verwandten, die die Scheidewand der Stände aufrecht zu erhalten bemüht ſind. Und dieſe Marie mußte ſtehlen helfen! Sie liebt jenen Abenteurer und er befreit ſie, als ſich in der Familie ein Argwohn gegen ſie regt. Die Bemühung, mit welcher Tieck ſolche moraliſche Abnormitäten in das Bereich der Wunderwelt des Gemüthes herüberzuziehen verſucht, macht ſeine Novelliſtik zu einer Sammelei von abgefeimten Gaunerſtreichen, gegen die Ghil Blas, Guzman Alfarache und Smollet's »Count Fathom« harmloſe Beiträge liefern. Dieſe ſind Erzeugniſſe der Naivetät. In Tieck ſitzt aber das Bewußtſein mit ironiſchem Lächeln über der ſchwächlich verworrenen Welt. —

Ich weiß nicht, iſt das Zeitalter um deswillen bedauernswerther, daß es ſolchen Sumpf von Miſèren im Schooß ſeiner bürgerlichen Geſellſchaft, oder daß es ſolche Reproductionen im Kopfe ſeines größten Dichters erzeugt.

1841.

Tieck's »Vittoria Accorombona« iſt in zweiter Auflage und mit einem Aufſatze von der Feder des Profeſſor Braniß in Breslau erſchienen. — Es hat mich, wo nicht in Schreck, doch in gerechte Verwunderung geſetzt, daß uns die ganze ſaloppe Liederlichkeit des Romans in Sprache und Darſtellung ohne alle Scheu unverändert wiedergeboten wird. Daß der alte Herr in Dresden ſeine Sachen für den Druck hinwirft, bogenweis dem Händler hinſchleudert, dieſe beklagenswerthe Thatſache war uns längſt bekannt. Die vielen ſprachlichen Nachläſſigkeiten in der erſten Ausgabe der Vittoria wurden uns hieraus erklärlich, wenn auch nicht verzeihlich, da ſie ſich in der That nicht ſelten bis zur Trivialität ſteigern. Die neue Auflage bringt ſie uns in gleicher Geſtalt und wir ſehen mit Schmerz den gefeierten Phantaſus in demſelben nachläſſigen Coſtüm öffentlich hintreten. Das deutſche Publicum hat ihn ſo lange zur Unpopularität verdammt, es hat ſeine herrlichſte Dichtung, ſeinen »Aufruhr in den Cevennen«, ſo gleichgültig aufgenommen, daß der alte Meiſter in ſeinem Verhalten zur Öffentlichkeit in grenzenloſe Indifferenz verſunken ſcheint. Welche Pietät, welche Scheu blieb im alten Goethe bis zum letzten Federſtrich ſeiner Hand lebendig! Pietät vor ſeinem eignen Genius, daß ihm in der Form nicht die geringſte Gemeinheit entſchlüpfen ſolle, Scheu vor der Welt der Öffentlichkeit,— Goethe fühlte ſich nicht einer deutſchen Nation, er fühlte ſich Europa gegenüber — welche Luſt zur Sauberkeit und edlen Formgeſtaltung bis in ſein hohes Alter! Wie rief er jüngere gelehrte Freunde zu Hülfe, um ſeinen Werken noch in Äußerlichkeit die letzte kleine Zuthat zu geben, womit ſie nach Allem, was ſie ſein ſollten und konnten, wenigſtens der Geſtalt nach vollendet wären. Gehört unſauberer Geiſt zum Weſen deutſcher Romantik, ſo müſſen wir allerdings mit Tieck's Proſa die Verwahrloſung des deutſchen Styls datiren. Freilich ſtehen die kleinen Jämmerlichkeiten der Diction, wie ſie ſich partienweiſe in dieſem Romane dargeben, zum Inhalt des Buches in getreuer Wechſelwirkung. Nur darf vorerſt das Bedauern nicht unausgeſprochen bleiben, daß man dem Altmeiſter ſein Kleid nicht ſäubert, wenn er vor's Publicum tritt. Fehlt es ihm wirklich ſo ganz an Eckermann, an Riemer, an gelehrten Freunden? Oder ſind vornehme Bediente wirklich zu nichts tauglich? — Dies betrifft die äußere Form des Romans. Was ſeine innere Geſtalt angeht, ſo iſt ſie im Inhalt bedingt, und in dieſer Beziehung iſt bereits angedeutet, wie ſich hier, während der Verfaſſer ſein Werk Roman nennt, Novellen- und Romanform begegnen, durchgreifen, mitunter auch wohl verwirren. Streng aus einander ſcheiden, was ſich nur im Begriffe als geſondert ergibt, iſt hierbei auch nicht wohl möglich. Dennoch wird die Vermiſchung beider Gattungen deutlich, wenn man die Entſtehungsart dieſer Production in's Auge faßt. Als Inhalt ſtellt ſich uns die großartige Aufgabe hin, auf italiſchem Boden mitten in der Barbarei und Verwahrloſung mittelalterlicher Zuſtände das freie Weib als innerliche Möglichkeit, als hiſtoriſche Wirklichkeit, als moraliſche Wahrheit zur Erſcheinung zu bringen. Schon in viel früherer Zeit reizte den Dichter dies Thema in der »Vittoria Accorombona.« Es war vielleicht in der Epoche ſeines »Sternbald« und »William Lovell,« als er mit der Geſtalt ſeiner Heldin ſich zuerſt beſchäftigte. Hätte er damals den Roman ausgeführt, es wäre eben ein Buch wie jene beiden geworden, die lyriſch-emphatiſche Entwickelung einer liederlichen Genialität weiblichen Geſchlechts, während jene beiden Romane die entfeſſelte Gier ſinnlicher Ausſchweifung als männliche Genialität feierten. Da jene Epoche bereits die »Lucinde« aufzuweiſen hat, ſo war eine »Vittoria Accorombona« im Styl der Romantik von damals unnütz. In jetziger Ausführung erinnern die erſten Scenen, die Situationen der Heldin am Bach mit Camillo, an das alte Gelüſt, in frecher Enthüllung nackter Formen ſchon einen Triumph der Freiheit zu ſehen. Für Tieck iſt das Wort »Wolluſt« immer ein gefeierter Religionsbegriff geblieben, ſo wie das Wort »Wunder« »wunderbar« zu ſeinem Cultus gehört; allein in der Jugendrohheit damaliger Periode, — ich verſchmähe hier den Ausdruck Jugendkraft, weil er zu edel iſt — in ihrer Jugendrohheit war die Tieck'ſche Romantik ordinär genug, um ſchon in der flachſten und geiſtloſeſten Form ſinnlicher Aufregung eine Feier der tiefſten Myſterien geſchlechtlicher Gegenſeitigkeit für erledigt zu wähnen. Sinnlichkeit, dieſe Baſis menſchlicher Exiſtenz, iſt allerdings fortwährend Inhalt der Poeſie. Es frägt ſich nur, in welcher Atmoſphäre ſie ſich entwickelt. Verhunzt und entwürdigt iſt dieſer Lebensinhalt vielleicht nirgends mehr, als in der Tieck-Schlegel'ſchen Romanperiode. Nimmt nun der Greis Tieck ein Thema von damals auf, ſo erſcheint, was früher wilde Gemeinheit war, jetzt leicht als wehmüthiger Kitzel und faunenhaftes Gelüſt. Und dieſe Adern laufen auch in der That durch den Roman. Unbeſcholtenen entgehen dieſe Züge, Nachdenklichen erregen ſie vielleicht Widerwillen, und die Kritik, obſchon ſie nicht moraliſirt, hat doch ihrer Zeit von Wirkungen ſolcher Art Notiz zu nehmen. Doch ſind dies noch nicht die eigentlichen Armſeligkeiten des Buches, welche die ehrliche Kritik in den Harniſch jagt, während die gebildete Affectation ſich darüber täuſcht. Als wolle das Zeitalter die lange Unbill, die es gegen den Dichter verſchuldet, plötzlich vergüten, hat ſich die Philoſophie mit der Gutmüthigkeit förmlich verſchworen, dies Buch einer hinfälligen Größe emphatiſch zu feiern. Seltſames deutſches Gemüth! Die feinſten und tiefſten Dichtungen Tieck's, den Aufruhr, Dichterleben und Dichtertod, habt Ihr mit Scheu vorübergehen laſſen, und dies Buch voll ſalopper Nachläſſigkeit, das nur in wenigen Zügen den morſchen Geiſt eines großen Dichters verräth, erſcheint raſch in zweiter Auflage, einen philoſophiſchen Trompeter als begeiſterten Ausrufer zur Seite! — Ich glaube nicht, daß ich blind bin gegen die Bedeutſamkeit des Themas, in welchem die Geſtalt der Vittoria ſich bewegt. Ich erkenne es als großartig an, eine jungfräuliche Weiblichkeit in der Oppoſition gegen die Tyrannei der ſchlaffen Satzung und gegen die Gemeinheit verworrener Triebe ſich zum Heroismus geſtalten zu laſſen. Und in dieſer Haltung zur Welt, ſie ſei befreundet oder feindlich, ſtattet der Dichter ſeine Heldin mit dem beſten Wiſſen ſeines geheimſten und tiefſten Lebens aus; die Weisheit des Greiſes kommt hier einem Jugendthema mit ihren großen Schätzen zu Hülfe. Wer in der Entwickelung dieſer Vittoria Widerſinniges findet, verſteht nichts vom Heroismus der jungfräulichen Natur, die nur, wo ſie die Macht der Liebe fühlt, ſich willenlos hingibt, ohne dieſe Weihe aber in der Ehe ein Concubinat ſieht, und gegen die Lüſte der männlichen Welt zu einer Freiheit erwächſt, die wie Verwilderung ausſieht, im Grunde jedoch nur der zähe Trotz der Tugend iſt. Die Entwickelung dieſes Naturells macht das Buch zum Roman. Aber dieſe Figur ſteht in einer Welt, die der Dichter in Situationsbildern entwickelt. Dieſe Ausführung des Werkes, die es zur Novelle macht, iſt ſpätere Zuthat, die ſich auf Studien der italieniſchen Zuſtände ſtützt. Wie wenig Sinn Deutſchland für hiſtoriſche Zeichnung und Charakteriſtik beſitzt, erweiſt ſich deutlich genug, wenn die Wortführer des Publicums dieſe Partien des Buches lobpreiſen konnten. Die faſt hülf- und rathloſe Hinfälligkeit der Darſtellung ſinkt hier nicht ſelten in die Sphäre gemeiner Räuberromanfabrication; die ſtumpfe Mattigkeit der Schilderung ſieht mir wie Demoraliſation der geiſtigen Kräfte aus, und das Zeitalter hält ſie für künſtleriſche Weisheit; wo ich geſunde Üppigkeit verlange, um Italiens Natur in der Barbarei jener Zeit zur Erſcheinung gebracht zu ſehen, fühl' ich nur welke Glieder ſich wollüſtig regen. Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen üppiger Geſundheit und krankhaftem Gelüſt. Das furchtſame Zeitalter unſerer Tage flüchtet ſich hinter dieſes, weil es nicht ehrlich genug iſt, um ſich ſtark zu entwickeln. Jugendkraft irrt, aber nur Alterſchwäche ſündigt. Gegen jene meint ſich die Moral von heute waffnen zu müſſen, und buhlt lieber mit dieſer, um den Schein der Sicherheit zu haben, wie jenes Muckerthum hinter dem Deckmantel religiöſer Übung ſinnlich wurde. — Das Buch iſt auf Studien Italiens geſtützt. Tieck wirft ſie nur hin, verräth ſeine Kenntniß, hat aber nicht die Kraft, jenes Zeitalter ſicher zu faſſen. In den breit ausgeſponnenen Scenen, wo wir Hiſtorie erhalten ſollten, geht Schwäche mit Trivialität Hand in Hand. Die Art, wie Taſſo eingeführt wird, iſt ärmlich genug. Die Hofintriguen werden ſo kindiſch erzählt, als blickte eine geſchwätzige Zoſe durchs Oeil de boeuf jener Zeiten. Wir erwarten in Sixtus dem Fünften eine hiſtoriſche Größe und hören Tieck's Montalto wie ein altes Weib Wirthſchaftsſachen verhandeln. Die zweite Hälfte des erſten Bandes verſinkt ganz in altweibiſche Intereſſen. Zu Anfang des zweiten Theils erhebt ſich die Darſtellung in der Gerichtsſcene noch einmal zur letzten Feier der Heldin, um dann für immer ſich in haltungsloſe Jämmerlichkeit zu tauchen. Wo es gilt, Vittoria zu entwickeln, werden die ſchlaff gewordenen Fäden plötzlich ſtraff, und ſo imponirt uns auch fortgeſetzt die ihr zunächſt ſtehende Figur, jener Bracciano, durch noble Haltung, während für ſich genommen, dieſer Charakter nichts weniger als richtig und fertig motivirt und ausgeführt erſcheint. Die Ruhe, mit der er ſein ungetreues Weib erdroſſelt, iſt nicht Größe des Löwen, ſondern Kälte des Tigers. Gleichwohl möchte die Darſtellung ihm diejenige Haltung geben, welche den Heroen zukommt und welche Shakſpeare'ſche Helden mit Fug und Recht behaupten. Es iſt dieſelbe Verwechslung der Begriffe, wie ſie ſich bei Victor Hugo und anderen franzöſiſchen Roman- und Dramendichtern findet. Bei Tieck liegt dieſe Verwirrung in ſeiner Unfähigkeit, männlichen Heroismus und hiſtoriſche Größe zu verſtehen. Aus dieſer Unfähigkeit erklärt ſich auch, daß ſein Montalto-Sixtus, als er vom Privatmann zum Herrſcher übergeht, plötzlich von weibiſcher Schwachheit zu tigerhafter Wuth überſpringt. Jenen Bracciano, den er zu Ende ganz fallen läßt, will er uns ſchließlich als Alchymiſten noch intereſſant machen, womit ſich der ganze Charakter kindiſch auflöſt. Selbſt ſeine Heldin, die er ſo lange mit geſpannter Kraft aufrecht erhielt, erliegt endlich der mattherzigen Trivialität, die ſich zum Schluß des ganzen Werkes bemächtigt. Mit ſchwächlicher Widerſinnigkeit läuft Alles durch einander und die Darſtellung gibt ſich an ganz ordinaire Chronikenüberlieferung gefangen. Oder irr' ich mich wirklich? Und kann die viehiſche Art, wie der Dichter ſeine geliebte Heldin maſſacriren läßt und zugleich in ihrem Schlächter die unreinſten Triebe aufruft, für Shakſpeare'ſche Naturkraft gelten? Fürwahr, dann irre ich mich, aber nur in meinem Zeitalter, nicht in der Sache.

Die Schlußcapitel des Buches, aller Poeſie baar und ledig, ſind ſehr chronikgetreu abgefaßt, vielleicht geradezu überſetzt, wie wenn der Hiſtoriograph plötzlich von der Höhe der Schickſalsfügung herabſtürzt und nach Zeitungsberichten ſeine Heroen reden läßt. Auch ſind nach unſerm beſten Gefühl die in Proſa aufgelöſten Dichtungen der Vittoria nichts als trivialer Gallimathias, ſo ſehr auch der Philoſoph Braniß dieſen Abhub von der Tafel der Tieck'ſchen Romantik für Meiſterwerke der trunknen Phantaſtik ausgibt. — Was dieſe philoſophiſche Abhandlung, die das Werk in zweiter Auflage begleitet, ſonſt betrifft, ſo iſt ſie, wie es der Philoſophie häufig widerfährt, durchaus blind über die einzelne Erſcheinung; ſie ſubſumirt dieſe nur, wofern ſie ihr für das Princip ihrer Hauptanſchauung tauglich ſcheint. Was Braniß gegen die Hegel'ſche Auffaſſung Tieck's in Erinnerung bringt, iſt durchaus gerecht und ſicher. Die Hegel'ſche Äſthetik iſt gegen Naturphiloſophie und Naturromantik gleich ſehr erbittert, und Braniß weiſt nach, wie ſelbſt Goethe vor ihrem Richterſtuhl eine falſche Stellung gegen ſich ſelber einnimmt. — Wie ſeltſam geſtaltet ſich die Parteiung Deutſchlands! Während der junghegelſche Eifer in ſeiner Wuth gegen alle Romantik ridicül wird, ſchaaren ſich die Anhänger des alten Phantaſus und preiſen die greiſenhafte Schwäche des Meiſters als Extrem der Genialität. Das Publicum aber, das ſich thatſächlich für den Roman entſchieden hat, weiß von beiderlei Zelotismus nichts; es lieſt das Buch mit Ungeſtüm, um der vielen Familienmiſère willen, die ſich zur Schau legt, und weil der gefeierte Dichter nun endlich einmal in die gemeine Räuberromantik herabſtieg. Der Alte aber lächelt indifferent über den ganzen Wirrwarr ſolcher leidenſchaftlichen Beſchränktheit.

6.

Adam Oehlenſchläger.

Es iſt ein weſentlicher Unterſchied, ob das Talent für ſein Zeitalter Schöpfer oder Geſchöpf iſt. Jene beiden Geſtalten, die aus dem ſkandinaviſch-germaniſchen Norden als Einwanderer ſich in deutſcher Literatur und Wiſſenſchaft eine Stelle eroberten, ſind Geſchöpfe der Richtungen, in die ſie geriethen. Ich meine Steffens und Oehlenſchläger. Sie haben ſich in Deutſchland hineinempfunden, aber nichts von Belang als etwas Neues ſchöpferiſch hervorgerufen. Oehlenſchläger hat ſich in der romantiſchen Dichterſchule, Steffens in ihr und in der romantiſchen Naturphiloſophie Schelling's feſtgeſetzt und angeſiedelt. In beiden iſt die Eitelkeit, das pretiöſe Selbſtbehagen bei aller Naivetät des Talentes auffällig vorherrſchend. Man iſt eben eitel auf Erworbenes, auf Angeeignetes. Für beide war Deutſchland ein Süden, und wie einſt Deutſche über die Alpen zogen, ſcheinbar als Eroberer, in Wahrheit aber berauſcht und betäubt ſich an die Reize Italiens gefangen gaben, ſo erſcheint der norwegiſche Steffens, der deutſchen Naturphiloſophie ganz hingegeben, phantaſietrunken von ihr beherrſcht, während der däniſche Oehlenſchläger ſich in den Formen der poetiſchen Romantik berauſcht. In dieſem war bei weniger phantaſiereichem Überſchwang mehr bildneriſcher Drang, aber auch er tauchte mehr unter in ſeiner Sphäre, als daß er ſie mit gewaltigem Arm erfaßt, ſie weiter geführt, oder ihr irgend eine Nüance eröffnet hätte. Von Steffens kann man noch weit mehr ſagen, daß er in der Naturphiloſophie befangen blieb, ohne an dem Fortſchritt des deutſchen Geiſtes, der ſich im Gebiet der Wiſſenſchaft ergab, Theil zu nehmen. Die Conſequenzen, die er ſich aus der Schelling'ſchen Richtung für eine Seelenlehre gewann, ſind wirklich für den Stand der Wiſſenſchaft ohne Werth in größerm Maßſtabe geblieben, und wie er ſich ſpäter ein freies unvermiſchtes Lutherthum, gleichſam wie eine ſtille Enclave mitten im Strome der Zeitentwickelung, vorbehalten wollte, begann er mit einer etwas mattherzigen Einkehr in ſich ſelbſt zu jener Blödigkeit ſeine Zuflucht zu nehmen, die er in ſeiner Novelle über die Revolution, aller Entwickelung der Geſchichte zum Trotz, an den Tag ſtellte. Was er früher als Pſycholog und Novellendichter gab, bekundete ſeine ſchöne, wohlthuende Kraft, den Vorfund an Schätzen im innern und äußern Menſchenleben glänzend zu beleuchten, und ſich im Reichthum des Daſeins mit dem ganzen Tiefſinn des Gemüthes anzuſiedeln. Neue Welten aber hat er nicht eröffnet, dem Geiſte keine neuen Bahnen gewieſen, und ich will nur hiermit wiederholen, daß jene beiden literariſchen Einwanderer aus dem Norden ohne entſcheidende Wirkung für deutſche Dichtung und Wiſſenſchaft geblieben, daß vielmehr nur umgekehrt die Wirkungen dieſer an jenen und an ihrer weiblichen Empfänglichkeit wahrnehmbar wurden, in demſelben Verhältniß, wie die germaniſchen Anſiedler in Italien in trunkener Hingabe an die ſüdliche Lebensluſt ohne dauernden Einfluß auf die dortigen Zuſtände bleiben.

Eine zweite, vermehrte und verbeſſerte Sammlung der deutſchen Werke Adam Oehlenſchläger's fordert zu der Frage auf, was Deutſchland durch Oehlenſchläger gewonnen habe. Die Antwort ſtellt ſich am leichteſten, wenn man die Frage umkehrt, und erläutert, was Oehlenſchläger durch Deutſchland gewonnen habe, nämlich Alles, ſeinen ganzen dichteriſchen Menſchen, ſeine Richtung, ſeine Formen und zum Theil auch ſeinen Inhalt. Die Macht des deutſchen Genius wird an ihm erkennbar, und ſomit iſt er allerdings ein Triumph der deutſchen Literatur. Nachahmer iſt er im Verhalten zur romantiſchen Schule ſo wenig, als Steffens in Bezug zu Schelling und der Naturphiloſophie, aber gefördert hat keiner von beiden dieſe Sphäre, in denen ſie ſich nur nach Maßgabe ihrer allerdings reichen und eigenthümlichen Perſönlichkeit heimiſch machten und den Gewinn fleißiger Arbeitſamkeit, wie ſie nordiſchen Naturen eigen iſt, zu Tage förderten. Wenn man die große Reihe deutſcher Dramen in den

Oehlenſchläger'ſchen 21 Bänden erwägt, ſo ſollte man wunder glauben, welcher Dienſt damit der deutſchen Bühne geſchehen ſei, welchen Inhalt ſie der hohlgewordenen Form des deutſchen Theaters gebracht hätten zur Blüthenzeit der romantiſchen Schule. Allein nur ein einziges hatte auf den Bretern in Deutſchland Fuß gefaßt, und dieſes einzige, »Correggio,« verwarf der Altmeiſter jener Schule, weil es die Conſequenzen einer ſeiner frühern Manieren, die Conſequenzen des Franzſternbaldiſirens, mit einer unverwüſtlichen Naivetät bis in's Kindiſche und Süßlichverſchwindende verfolgte. Der liebenswürdigen Dichtung ſoll durchaus nicht ihr Werth abgeſprochen werden, im Gegentheil, ſie hat neben vielen gemüthlichen und bürgerlichen Friedenstugenden auch noch den literarhiſtoriſchen Werth, daß ſie eine Richtung in deutſcher Poeſie bis auf's Äußerſte geführt hat. Productionen mittleren Schlages leiſten dies nicht, ſie halten ſich in den Bahnen des Maßes, zur Ausartung gelangt nur das Bedeutendere, und ihr Äußerſtes erlebt eine Richtung immer an dem Puncte, wo ſie komiſch und eine Parodie ihrer ſelbſt wird. Den Widerſtreit zwiſchen ideellen und reellen Lebensmächten bis dahin zu ziehen, daß der abgehetzte Correggio, endlich am Ziel ſeiner Wünſche, d. h. in dem Momente, wo er den Lohn ſeiner Mühe in einer Summe Geldes ernten ſoll, dieſe Baarſumme in Kupfergeld ausgezahlt erhält, und am Sacke ſich zu Tode ſchleppt; — die Miſère, die dem Genie widerfährt, in der Tragödie bis auf ſolche hausbackene Wirthſchaftsangelegenheiten zu verfolgen, heißt nicht mehr, die beliebte Ironie der Schule handhaben, nicht mehr, die Romantik vertreten, heißt Ironie und Romantik an den Pranger des Lächerlichen bringen. Dieſen Dienſt hat Oehlenſchläger's Naivetät wider Willen geleiſtet, und die Literatur iſt ihm ohne Ironie, mit Wiſſen und Willen, dafür dankbar.

An der Ironie, welche die Schlegel-Tieck'ſche Schule predigte, ohne ſie ſelbſt an der rechten Stelle und gegen die wahrhaften Feinde der Menſchheit zu handhaben, iſt noch ſonſt manches in der Oehlenſchläger'ſchen Production ſchief und ſeltſam geworden. Man darf nicht ſagen: verunglückt. Gegen förmliches Verunglücken ſicherte jeder Zeit der Fond von Natureinfalt, der in Oehlenſchläger's offnem, nordiſch-freundlichem Weſen liegt.

Es war erklärlich, daß, wenn er einmal auszog, um ſich mit ſeinem Denken und Dichten im Süden heimiſch zu machen, auch der Orient mit ſeinen Zaubermährchen ihn locken mußte. Er gab die reizende »Sage von der Wunderlampe (Aladdin), und der Fiſchertochter,« beides in dramatiſcher Form. Mitten unter den orientaliſchen Figuren läuft in dieſen Dichtungen ſtets das europäiſche Bewußtſein in Geſtalt der Ironie mit umher. Was daran naiv iſt, bleibt ergötzlich; was Abſicht daran iſt, bleibt Angewöhnung der Schulmaxime und verſtimmt gegen den reinen Eindruck. Eine andere Seite jener Schule war bekanntlich die katholiſche Phantaſtik. Oehlenſchläger ſchrieb unter andern in dieſer Sympathie: »das Evangelium des Jahres, oder das wiederkehrende Leben Jeſu in Natur und Menſchenſinn.« Hier freilich blieb Oehlenſchläger mit ſeiner derben und unverſchleierten Einfalt weit hinter dem Inhalt ſeines Themas zurück; die Naivetät führt das nicht durch, nur eine gewiſſe religiöſe Verzückung hält es aus, die Leidensgeſchichte des Herrn als ein Symbol zu faſſen, das hinter allem Daſein liegt, um in den Formen der Natur dieſelbe Signatur zu finden, welche auf nichts anderes als den Inhalt des göttlichen Lebens deutet. Das iſt in Novalis zu einer Erleuchtung gekommen, wie ſie ſpäter in Tieck's Stimmungen nur leiſe nachklang.

Weit glücklicher war Oehlenſchläger in ſeinen vaterländiſchen Heldenſtücken. Es war damals Zacharias Werner's »Kreuz an der Oſtſee« eine epochemachende Erſcheinung, der Kampf des Chriſtlichen und Heidniſchen war in der romantiſchen Dichtung das ſtehende Thema. Oehlenſchläger brachte ſein nordiſches Heldenthum dazu. Hier iſt zugleich des Dichters Bedeutſamkeit für Dänemark ſelbſt zu bezeichnen, ſo wie ſich in dieſen vaterländiſchen Stücken auch ſein eigenſtes Naturell am ungetrübteſten entfaltet.

In ſeinem »Hakon Jarl« ſchildert er das wilde Heidenthum, das ſich gegen den ſanftbewältigenden Geiſt des Chriſtenthums, den er in der Geſtalt Olaf's feiert, mit allen Barbareien der Wuth waffnet; erſt im Unglück beſiegt, erhebt es ſich und endet groß. In »Palnatoke« iſt der Kampf des ehrlichen, gutmüthigen Heidenthums gegen mönchiſche Intrigue dargeſtellt. In »Axel und Walburg« iſt Liebestreue, in »Hagbarth und Signe«

die Leidenſchaft der erſten maienhaften Liebe das Thema. In all' dieſen Dramen entfaltet ſich Oehlenſchläger's däniſche Kindlichkeit, immer geſund und ſimpel, nie weichlich und ſüdlich aufgelöſt. Es ſind dies auch ſeine urſprünglich däniſch geſchriebenen Dichtungen, die er ſpäter deutſch umarbeitete, wie er ſich ſelbſt ausdrückt, weil er ſie in deutſcher Zunge als faſt neue Geburten, nicht als Überſetzungen geben wollte. Urſprünglich deutſch ſchrieb er überhaupt nur den »Correggio,« die »Inſeln im Südmeere« (einen Roman, den er nach der Inſel Felſenburg bearbeitete) und ſeine Selbſtbiographie. Wie dieſe iſt wohl nicht leicht ein Bekenntniß gleich offen, ungeſchmückt und mit einer faſt rührenden Harmloſigkeit abgefaßt. Man ſieht hier getreulichſt alle Fäden aufgezählt, die den Autor mit Deutſchland in Verbindung ſetzten, ja man ſieht ihm in der ganzen Schule, die er machte, lächelnd zu. Deutſches Wiſſen, deutſche Kunſt und Literatur waren nicht blos die Akademie für Oehlenſchläger's Muſe, ſie waren faſt Vater und Mutter für ſie. Sein Aufenthalt in Deutſchland iſt in der That ſein wichtigſtes, wo nicht das einzige Lebensereigniß, daß ſeine Natur weckte und geſtaltete; er kam ſo innerlich arm aus Dänemark, daß ihm ſogar Mozart's »Don Juan« in Berlin eine Neuigkeit war. Die kindliche Hingebung an gefeierte deutſche Männer iſt eben ſo liebenswürdig an Oehlenſchläger, als der ungenirte Ausdruck ſeiner verletzten Eitelkeit, ſobald er mit ſeinem erworbenen Ruhm als Vertreter der däniſch deutſchen Sympathien nicht alle Geltung gewinnt, die er erwartet. Es war erklärlich, daß Oehlenſchläger's Hinneigung zur katholiſch romantiſchen Dichterſchule in Kopenhagen ſelbſt eine Gegnerſchaft aufrufen mußte. Der erſte Opponent, der die ſüdliche Genußſucht, die weiche Schwelgerei des Gefühls, an welche »Correggio« ſtreift, als Verirrung bezeichnete, und als ſcharfer Proteſtant gegen die katholiſchen Regungen des Geiſtes eiferte, war ein in Deutſchland nicht weiter bekannter däniſcher Autor, mit Namen Gruntvig. Ihm folgte Baggeſen mit ſeiner ſcharfzüngigen Polemik gegen Tieck, nicht minder der Vaudevillen- und Novellendichter J. L. Heiberg. In Deutſchland ſelbſt konnte von einer Befeindung des fleißig treuen, keuſch biedern Talentes nicht eigentlich die Rede ſein, da, was bei ihm

Fehler ſcheint, entweder ihm nicht zur Laſt fiel, oder ſeine ganze Arbeitſamkeit ſich auf keine Weiſe verletzend fühlbar machte.

Um ſich Oehlenſchläger's Perſönlichkeit zu vollenden, hat man neben ſeiner Selbſtbiographie auch ſeine lyriſchen Gedichte zu beachten. Er hat keine vorzugsweiſe lyriſche Ader, da die gewappnete Natureinfalt ſeiner Stimmung ſich doch lieber dramatiſch entäußerte. Aber die glücklichen Einfälle eines geſunden Gehirns ſind hier, wo ſich die Stimme der Natur feſſellos und ohne Anbetung eines Vorbildes zum Ausſpruch bringt, vorzugsweiſe erfreulich. Die oft eckige und linkiſch verbliebene Sprachwendung wird bei Oehlenſchläger, auch in ſeinen Dramen, oft wider Willen witzig, und ſteigert nicht wenig das Behagen an ſeiner nichts weniger als großen, aber doch harmloſen glücklichen Natur. (Seine Überſetzung von Holberg's Luſtſpielen, welche 4 Bände füllen, iſt in der Geſammtausgabe ſeiner Werke nicht inbegriffen.)

7.

J. C. Hauch.

Unter dem Titel: »Wilhelm Zabern,« mit dem unſcheinbaren Beiſatze: »eine Autobiographie, enthaltend bisher unbekannte Nachrichten aus Chriſtian des Zweiten Zeit,« hat der geiſtvolle Däne J. C. Hauch, Profeſſor an der Ritterakademie zu Soröe auf der Inſel Seeland, einen Roman geſchrieben, den wir als einen deutſchen begrüßen müſſen. Wir können dies angeblich aus dem Däniſchen von C. Chriſtiani überſetzte Buch eben ſo ſehr als ein zur deutſchen Literatur gehöriges hinnehmen, wie denn auch von Hauch bereits zwei Dramen (die Belagerung Maeſtrichts und Tiberius) als von ihm ſelbſt deutſch verfaßt erſchienen ſind. Es bleibe dahingeſtellt, ob der angebliche Überſetzer an dem Romane mehr Verdienſte habe, als was an Steffens Schriften von Seiten einer weiblichen Hand, mich dünkt von ſeiner Gattin, in Bezug auf Diction und logiſchen Verband geſchehen, eine Nachhülfe, deren ſich Oehlenſchläger's Dichtungen faſt durchgängig, Stuhr's Schriften aber leider gar nicht erfreuen, obſchon dieſe letztern einer ſolchen noch bei weitem mehr bedürftig wären, um in ihnen zu unterſcheiden, was abſolute Confuſion und nur relative, ſprachlich verſchuldete, zu nennen ſein möchte.

Wir haben es hier mit einem Romane zu thun, den wir der deutſchen Literatur als eine Zierde zuſprechen müſſen. Das Werk iſt weit mehr Product poetiſcher Erfindung als geſchichtlicher Combination, und fällt ſomit der äſthetiſchen Kritik anheim. Die Geſchichte weiß nichts von einem Wilhelm Zabern, der in Kopenhagen Chriſtian's des Zweiten Geheimſchreiber geweſen wäre. Nächſt dem Helden des Romans iſt dieſer däniſche König der hervortretendſte männliche Charakter im ganzen Zeitgemälde. Ein Tyrann im grandioſeſten Sinne des Wortes, ein Autokrat mit allem Glanze und aller Furchtbarkeit des ſkandinaviſchen Heroenthums, ſteht König Chriſtian auf der Schwelle einer alten und neuen Zeit. In Dänemark machen ihn ſeine Siege über die vaterländiſchen Feinde und ſein Kampf gegen Adel und Geiſtlichkeit zum Abgott des Pöbels, während in Schweden mit Guſtav Waſa ein demokratiſches Königthum im Stillen gegen ihn heranwächſt.

Dieſe politiſchen Widerſprüche einer gewaltſam durchbrechenden Übergangsepoche werden durch die Hinneigung zum gereinigten Chriſtenthum, mit welcher gleichwohl der Hang zum alten Myſticismus aſtrologiſcher Speculation ſich verbrüdert, in ihren Conflicten noch geſteigert. Die Elemente des alten Lebens, mittelalterliche Myſtik und despotiſches Heroenthum, feiern ihre letzten Triumphe, obſchon ihre Kraft ſich an der rüſtigen Heiterkeit eines neuen religiöſen und ſocialen Lebens bricht. König Chriſtian repräſentirt dieſen Geiſt der alten Zeit, er iſt gleichſam der letzte alte Balladenkönig des Skandinaventhums, mit aller Zauberei und allen Schrecken der heroiſchen Romantik des Nordens bekleidet, auch als zuſammenſtürzende Ruine noch groß. Frau Sigbrit, die aſtrologiſche Alte des Königs, in der ſich der Dämon des Wuchers perſonificirt, iſt nebſt ihrer Tochter, der Geliebten Chriſtian's, ebenfalls hiſtoriſch, nicht minder einige andere Figuren, welche die Seitenwände des hiſtoriſchen Romans abzeichnen. Guſtav Waſa's Mutter und Schweſter, welche in Brüſſel und Kopenhagen für die Losreißung Schwedens im Geheimen wirken, greifen ſchon mehr in das ſtille Privatleben des Romanhelden über, in welchem ſich für die dichteriſche Erfindung ein Feld öffnet. Eine andere Geſtalt, Faaborg, ein Wüſtling der däniſchen Hauptſtadt, Spieler, Spion, Aventürier und Knecht der königlichen Tyrannei, der auf Zabern's Lebensverhältniſſe mannichfach einwirkt, möchte ſchon um der modernen Färbung willen, in der ſein Bild gehalten iſt, der Hiſtorie ſich ganz entheben. Wie Nachtvögel um ein Licht, flattern alle dieſe Geſtalten in verſchiedenen Kreislinien um ein weibliches Weſen, das in ſeinen wunderbaren Reizen Kraft genug hat, um eine Welt in Verwirrung zu erhalten. Das iſt Dyveke, die Tochter der räthſelhaften Sigbrit, die Geliebte des Königs, die Helena, die unwiſſentlich ein Königreich in Zwietracht ſtürzt, bis ſie vor den Gräueln der Verwüſtung erbebt und freiwillig endet. Wir müſſen dieſen Roman, trotz der ungeſchminkten Naivetät, mit der er ſich als Lebensbeſchreibung eines harmloſen ſtillen Menſchen hinſtellt, vortrefflich angelegt und meiſterhaft durchgeführt nennen.

Wilhelm Zabern iſt der Sohn eines aus Lübeck nach Bergen gewanderten reichen Kaufmanns. Der erſte Abſchnitt gibt die Geſchichte ſeiner Kindheit in Norwegen. Er gehört zu den blauäugigen Menſchen, die, weil ſie aus dem Blauen herausſchauen, auch gewiſſermaßen in's Blaue hineingucken, harmlos, ziellos, aber voll unerſchütterlicher Treue des Gemüths, der man ſich in allen Strudeln des Lebens fahrlos hingibt, in der bewährten Zuverſicht, an der ſtillen Tiefe ihrer ungetrübten Seele einen ewigen Halt zu behaupten. Dieſer Charakter findet ſeinen Gegenpol in Dyveke, dem ſchönen flatterhaften Weſen, das noch halb Kind, halb Mädchen vor dem Jüngling in Bergen erſcheint, und ein für allemal ohne Wiſſen und Wollen die weitern Kreiſe ſeines Lebens beſtimmt. Er findet Gegenliebe in ihr, ſo weit ihr leichtbeflügeltes Naturell dies zuläßt, denn ſie ſcheint mehr ein glänzendes Phänomen, das hin und her flatternd die Sehnſucht reizt, aber in ewiger Unruhe den Händen des treueſten Verlangens ſeine ſchlanke, glatte Geſtalt doch immer wieder entzieht. Die Ausprägung dieſes Charakters in den beiden erſten Abſchnitten des Romans iſt vortrefflich. Prinz Chriſtian, der bald darauf den Thron beſteigt, erſcheint in Bergen. Seine Neigung zu Dyveke hat deren Entfernung nach Kopenhagen zur Folge. Dort beginnt nun die Herrſchaft ihrer Mutter, der Frau Sigbrit, wie ſie, der Geſchichte nach, dem Adel und der Geiſtlichkeit zum Trotze, ihre Macht über das ganze Königreich ausübt. Der König, in Dyveke's Armen, iſt zugleich ganz in den Händen der Sigbrit, den Despoten der nordiſchen Reiche regieren die Reize eines ſchwerbewachten Mädchens und die ökonomiſchen Grillen einer aſtrologieſüchtigen alten Frau. Wilhelm Zabern gibt ſein Ziel verloren, und doch lockt ihn ein dunkler Drang nach Kopenhagen. Ein planloſes Leben behagt ihm, das Geräuſch der Reſidenz umſchwirrt die Stille ſeiner innern Seele. Allerlei Händel gehen ſpurlos an ihm vorüber, richtungolos wie er iſt, führt ihn nur der Zufall in den Dienſt des Königs und der Frau Sigbrit. An ſeiner unbeſtechlichen Gemüthsruhe ſcheitern die Pläne der Parteien, bis Dyveke ſich ihm in einem Zuſtande innerer Zerrüttung zeigt, bei der die alte Jugendliebe neu erwacht. Sie iſt nicht mehr das flatterhafte Weſen, ſie iſt leidend, und ſo übt ſie auf den ſcheinbar gegen ihre Reize gewaffneten Freund eine neue Gewalt, für die er keinen Widerſtand weiß. Ihretwegen iſt Chriſtian Tyrann, Geiſtlichkeit und Adel bluten um ihretwillen, das Bewußtſein ihrer verderblichen Gewalt macht ſie demüthig, nicht minder der Anblick der rechtmäßigen Gemahlin des Königs, die das Schickſal, vor einer Buhlerin erniedrigt zu ſein, mit der Würde eines angebornen Adels zu tragen weiß. Sie verachtet ſich, und ſo gewinnt das leidende, gramgebleichte Weib, auf deren Wangen die Roſen der üppigſten Jugendluſt erloſchen ſind, eine Macht über Zabern, die ſie zu üben ſich nicht mehr für fähig und für würdig hält. Er bietet ihr Herz und Hand. Sie fliehen, aber ihre Flucht wird vereitelt. Die Wogen des aufgeregten Lebens umſchlingen von allen Seiten die bedrohten Gemüther, Dyveke nimmt Gift und erfüllt die aſtrologiſche Deutung ihres Schickſals. Die letzte Scene zwiſchen den Liebenden, die Erſcheinung des Königs bei ihrer Leiche, die Geſtalt der nachtwandelnden Sigbrit, ſind vortrefflich gehalten, von ergreifender Einfachheit und einer durchdringenden Gewalt, wie ſie ſich ſonſt nur bei der nachhaltigen Wirkung eines Selbſterlebniſſes bekundet. Daſſelbe Thema wäre unter den Händen franzöſiſcher Novelliſten dämoniſicirt, in der Behandlung der meiſten deutſchen Romandichter ſentimental verſchlammt. Mit den ſimplen, naturkräftigen Pinſelzügen des nordiſchen Darſtellers ſteht es wie eine Tragödie da, die der Schöpfer in aller Unſchuld der Seele hingibt. In der Manier liegt das Geheimniß ſolcher dichteriſchen Wirkungen: zugegeben, daß dieſe echte Manier nichts anders iſt, als eine unmittelbare, ungeſuchte Handhabung, die in der reinen Urkraft eines geſunden Geiſtes ihre Quelle hat.

Mit Dyveke's Tod iſt das eigentliche Schauſpiel zu Ende; aber wo die Tragödie abſchließt, bleibt es dem Romane noch geſtattet, die aus dem Umſturz übriggebliebene Welt zu organiſiren. Hierin liegt eine Eigenthümlichkeit, die ſich dieſe Dichtungsgattung vorbehalten darf, obſchon nicht zu läugnen, daß in vorliegendem Falle der dritte Abſchnitt des Romans in ſeinen poetiſchen Intereſſen ſchwächer ausläuft. Chriſtian iſt übriggeblieben in ſeiner verworrenen Welt, die auch der Tod der Geliebten nicht zu lichten vermag. Der König hält die Todte für ein Opfer der Verfolgung, das Gefühl der Rache verwildert ſein Gemüth, und der Roman gibt ein hiſtoriſches Gemälde jener Zuſtände, die ich oben in der Kürze andeutete. Wir ſehen Zabern in die Verwirrung der Verhältniſſe geſchleudert, ſein zwiefaches Kerkerleben wird ſehr anziehend geſchildert, aber die erfinderiſche Romantik läuft der Hiſtorie doch ſchließlich den Rang ab, wir ſehen ihn zwei Mal befreit und an ſeiner Seite als Preis und Lohn der Lebensſchickſale Guſtav Waſa's Schweſter, zu der ſich ſchon im Vorſpiele des ganzen Schauſpiels ſeine Neigung ankündigte. Mit ihr, die er, ſelbſt vom Tode bedroht, wunderbar errettete, kehrt er nach Bergen in die Stille des Privatlebens zurück. Nach einigen Jahren erſcheint der geſtürzte Chriſtian an ſeinem Herde. Mit dieſer vortrefflichen Contraſtirung ſchließt der Roman.

Vom Verfaſſer des »Wilhelm Zabern« nehmen wir jede neue Production mit dem günſtigſten Vorurtheile zur Hand. Die kindliche Liebenswürdigkeit des Dänen, der ſich heimiſch zu machen ſtrebt im Tiefſinn des beſten deutſchen Lebens, iſt eine höchſt erfreuliche Erſcheinung. In Wilhelm Zabern athmet eine friſche Naivetät, verräth ſich eine ſo geſund kräftige Munterkeit des Geiſtes, wie man ſie in der deutſchen Literatur ebenfalls nur bei einem Nichtdeutſchen, beim Schweizer Ulrich Hegner, in deſſen »Molkenkur« und »Saly's Revolutionstagen« findet. Hauch's Tiberius mag immer für einen intereſſanten Verſuch gelten, eine dem Naturell des Autors ganz fremdartige Welt zu erobern, während er im »Zabern« mit dem größten Glück Heimiſches ſchildert. Seine »polniſche Familie« iſt ebenfalls ein Verſuch, ganz fremde Natur und Menſchenwelt zur Darſtellung zu bringen; es liegt in der Kindereigenthümlichkeit dieſer Dänen und Norweger, ſich über Fremdes und Entlegenes herzumachen. Aber der Verſuch iſt diesmal nicht geglückt, dieſer polniſche Familienroman hat den Fehler, gar nicht polniſch zu ſein. Es ſind keine Polen, die der Autor uns vorführt, am wenigſten der Held, dieſer ruhig Zuſchauende. An dieſem Helden des

Romans ergibt ſich wieder der Übelſtand, daß Wilhelm Meiſter, dieſer anſtellige Lernmenſch, der überall Anfänger bleibt, nie fertiger Menſch wird, als Norm für Romanhelden nachgeahmt wird. Ich zweifle, ob hier mit Beſtimmtheit auf Wilhelm Meiſter zu deuten iſt, aber es iſt der gäng und gäbegewordene Typus, der allgemeine Zuſchnitt, der nach dem Goethe'ſchen Schülermenſchen ſich eingeſchlichen hat. Von den übrigen Figuren im Hauch'ſchen Romane kann man, wie geſagt, eben ſo wenig behaupten, ſie ſeien echte Polen. Nur Obriſt Zeltner dürfte nationale Wahrheit haben, und dieſer iſt gerade antipolniſch, ein Ruſſomane. Der Staroſt, der die Perſon des Großfürſten preiſt, der Anarchie die Despotie vorzieht, und Rußland liebt, weil es in den Schmuz des aufgelöſten Polens Halt und Ordnung bringe, iſt ein phlegmatiſcher Diplomat, wie er nie, ſo verbreitet ſeine Anſichten dort auch ſein mögen, in Polen zu finden war. Im Pater Vincent, auf deſſen Charakterzeichnung der Autor viel Raum und Vorbereitungen verwendet, ſteckt daſſelbe niederländiſche Phlegma, das aller Polennatur entſchieden fern liegt. Während die geheime Verſchwörung ſich raſch im Lande verbreitet, erzählt dieſer Vincent gemächlichſt ſeine Erziehungsgeſchichte. Er iſt in Danzig erzogen von einer alten Jungfer und einem hageſtolzen alten Manne, deſſen Katzenliebhaberei der Autor beſtens zu einem niederländiſchen Genrebilde benutzt. Vincent iſt ein träumeriſcher poetiſcher Dilettant, hat viel Mondſchein im Herzen, und läßt es zu, daß ein Anderer mit ſeinen Verſen Glück macht. Dieſer Betrüger iſt jener Obriſt Zeltner. Jene Züge aus dem Leben eines Hageſtolzen, jene Kindheitsträume des poetiſirenden Knaben, die Sentimentalität der einen religiöſen Frauengeſtalt, eine gewiſſe liebenswürdig linkiſche Unbeholfenheit in Zeichnung einer Coquette, Alles dies zuſammen in dem Gemiſch von niederländiſchem Behagen, däniſcher Kindlichkeit und deutſcher Sentimentalität bezeugt die Autorſchaft Hauch's in Bezug auf Abfaſſung dieſes Romans. Die Vorrede beſagt, das Manuſcript ſei dem Herausgeber von einem durchreiſenden polniſchen Officier überliefert. Möglich, daß einige Familienpapiere zur Grundlage dienten; denn als freies, ſelbſtwilliges Erzeugniß genommen, wäre das Buch zu ſonderbar, indem es ſich in Familienſcenen ergeht und für die große Gewalt der Volksereigniſſe ſo wenig Raum behält. Nur in ganz flüchtigen Zügen geht der Aufruhr in Warſchau und manche Schlachtſcene vorüber. — Wir haben eine Erzählung von Georg Döring, welche in drei Bänden die polniſchen Situationen zur Zeit des Aufruhrs zum Thema hat. Die polniſchen Juden hat er glücklich geſchildert; ſonſt aber war Döring zu weich, um Geſchichte dreiſt anzufaſſen. Heinrich Laube ließ die Fortſetzung ſeines »jungen Europa« auf polniſchem Boden ſpielen, allein ſeine Helden ſind deutſche Reflexioniſten, die ſich noch dazu wie eitele Dandies vor dem ungeheuern Hintergrunde der Ereigniſſe hin- und herbewegen und um den Schlund der Geſchichte herumſchleichen. — Die große Völkertragödie Polens, die am 29. November 1830 begann und im September 1831 endigte, wartet noch auf ihren Dichter.

8.

Hermann Marggraff.

1837.

Hermann Marggraff hat eine intereſſante Reihe ſeiner Phantaſieſtücke, Lebensbilder, Charakteriſtiken und kritiſchen Skizzen unter dem Titel: »Bücher und Menſchen« geſammelt. Die Bücher hat er auf dem Titel den Menſchen vorangeſtellt. Das iſt ſehr deutſch und riecht nach Stubenluft. Man kann nicht ſagen, daß Marggraff die Menſchen nur wie Bücher nimmt, aber die Bücher nimmt er jedenfalls wie Menſchen, mit ſo viel Liebe und Drang des Verſtehens erfaßt er die literariſchen Erſcheinungen. Es gereicht Marggraff auch zum Verdienſt, daß er einige verſchollene Figuren, vereinſamte und verunglückte Menſchenbilder, hervorzieht, um an ihnen das Leben zu erforſchen; dazu gehören: Wezel, der Sonderling von Sondershauſen, Gasparini, Ferdinand Weiſſe u. A., deren Leben er zum Theil aus ihren Büchern, und deren Bücher aus ihrem Leben deutet. Man hat oft geklagt, daß die junge Literatur die Perſönlichkeiten ſcharf anfaßt, die öffentlichen Figuren um ihr Stillleben bringt. Mich dünkt, dieſer Drang, Öffentliches und Privates Stirn an Stirn zu rücken, hat ſchon zu wichtigen Aufſchlüſſen geführt. Es kann mißbraucht werden, aber daß die Schranke gefallen iſt, war jedenfalls gut. Es iſt ſchon viel damit gewonnen, daß das Leben vor der Literatur nicht mehr ſicher iſt, ſich vor der Kritik nicht mehr hinter der Ofenbank wahren kann, jeder wirklich geheime Satrap ſich fürchtet, jeder geheime Hof- und andere Rath ängſtlich thut. Auch ohne Preßfreiheit iſt es ſchon ein Fortſchritt zur Öffentlichkeit, zur Unſträflichkeit des ganzen Lebens.

Marggraff gibt unter ſeinen Lebensbildern einige ganz vortreffliche; ich nenne nur »Pfingſtſchießen und Schützenplatz,« »die Poeſie des kleinſtädtiſchen Bürger- und Sonntagslebens,« »die Provinzbewohner in der Hauptſtadt« u. a. Durch die Provinzialen wird das Treiben in den Brennpuncten der Civiliſation jeder Zeit erkräftigt und erfriſcht. So in Paris, in Berlin. Marggraff war in Bezug auf die Literatur ſelbſt ein ſolcher Provinziale, als er mit der ganzen Ehrlichkeit, mit der heißen Wiſſensluſt eines ſolchen ſich der literariſchen Zeitfragen bemächtigte, und die Welt des Geiſtes langſam und mit ſichern Tritten zu erobern begann. Nun ſchweift ſein Blick ſchon bis nach England und Indien, man leſe die Skizzen: »John Clinton,« »Ignaz Pudding's Leiden und Schickſale,« »Schinſchu in der Regiſtratur des Marionettentheaters zu Peking« u. a. Überall lauſcht Marggraff's Spürblick auf die Regungen des Lebens und hängt an den Offenbarungen in der Welt mit einer faſt zähen Innigkeit und Stetigkeit. Schwung des Geiſtes hat er nicht, aber viel Treue des Gemüthes. Nur muß ihn dieſe nicht hindern, fortzuſchreiten. Seinen Styl kann man noch ungleich finden, oft iſt er naiv und ſchön, oft aber verbrämt mit erzwungenen Zierrathen und gelehrter Umſtändlichkeit. Dies bezeichnet noch den Mann der Provinz, oder auch den deutſchen Gelehrten in ihm.

1838.

Marggraff hat Deutſchlands jüngſte literariſche Epoche zum Gegenſtand einer ausführlichen Darſtellung gemacht. Er ſchildert den Norden und Süden, die katholiſchen und proteſtantiſchen Lebenselemente, das Zerwürfniß beider ſeit der Reformation, die Zerſtückelung des politiſchen Nationaldaſeins; wobei er natürlich weit ausgreifen und im weſtphäliſchen Frieden die Anknüpfungspuncte ſuchen mußte, um den Stand der Gegenwart hiſtoriſch zu erläutern. Die literariſche Vergangenheit wird dann ebenfalls umſchrieben, hier und da, mehr nach Luſt und Neigung, als nach Nothwendigkeit, treten Excurſionen ein, um dieſe oder jene Perſönlichkeit mit nachdrücklicher Ausführlichkeit zu erörtern. Erſt gegen die Mitte des Buches hin eröffnet ſich mit dem Jahre 1830 der Schauplatz für die Thaten und Leiden der jüngſten Epoche. Vorläufer und Propheten neuer Richtungen werden auch in außerdeutſchen Zuſtänden aufgeſucht, Byron, Shelley, Puſchkin werden leicht und nebenbei herangezogen, dann treten Rahel, Börne, Heine, Bettina, Menzel und die Spätern in den Kreis der Betrachtung. — Marggraff hat die Zuſtände ſeiner Zeit auf das ſorgſamſte mitdurchlebt, er hat, ein fleißiger Notizenſammler, ein emſiger Zuſchauer, memoirenartig ſeine Gedanken und Gefühlsmeinungen zuſammengetragen, und das Aneinandergeheftete durchſchießt er nun mit der Compilation von Belegſtellen. Es war ſo viel Mißliebiges hinausposaunt, ſo viel edler Wille war geknickt, ſo viel Miſère iſt frech geworden über Zuſtände und Perſonen einer kämpfenden und in ihren Kämpfen ſich ſelbſt verwundenden Zeit, daß es wirklich erwünſcht ſein konnte, nun einmal den Common sense, wie er kritiſch in England ruhig und ſolid neben den Ereigniſſen der Leiſtungen und der Leidenſchaften herläuft, als eine parteiloſe Stimme des Allgemeinen zu vernehmen. Von der Art iſt das Verdienſtliche in der Marggraff'ſchen Beſchaulichkeit, und ein Buch von ſolcher Abfaſſung könnte dem langſam käuenden und verdauenden deutſchen Publicum wohlthätig nachhelfen. In England, wie geſagt, dem nutzbaren Beefſteakslande, gibt es in den Reviews ſolche Kritik ohne Prätenſion, ſolche leidenſchaftloſe Treue, ſolche ſubjectloſe Naivetät, und wenn Willibald Alexis neuerdings den verſtorbenen Wilhelm Neumann für den letzten deutſchen Kritiker hält, ſo war dieſer eben eine ſolche Natur, in welcher ſich das Gutachten der Geſellſchaft faſt ohne Selbſtwillen, ohne Eigenſinn, ruhig ausprägte. Was Marggraff von der Ehrlichkeit ſeiner Kritik wiederholt verſichert, ſcheint mir darauf hinzudeuten, ſein Urtheil erziele ſolche Stellung zur Literatur und zum Publicum. Welchen Beifall das Buch in der Leſewelt haben wird: er entſpringt aus des Verfaſſers Beſtreben, Organ der allgemeinen Stimme zu ſein, zu welchem ſich geſunde Bildung, Kraft des Herzens, guter Wille und Ruhe des Verſtandes vereinigen, um die Erſcheinungen der Zeit vor den Sinn des Jahrhunderts als den allgemeinen Richterſtuhl zu ziehen. Manche ſubjective Trübung, die ſeinen ruhigen Standpunct beeinträchtigt, läuft freilich ſtörend zwiſchendurch. Dazu gehört Marggraff's Abneigung gegen Berlin. Über Berlin, dieſen einen, allerdings einſeitigen Focus deutſcher Entwickelung, liefert er eine Schilderung, die auch nicht einmal in der Ahnung die Perſpective einer Umgeſtaltung aufkommen läßt, und weder die letzte große wiſſenſchaftliche Vergangenheit, noch die unerſchöpften Quellen des dortigen Geiſteslebens zur Gültigkeit bringt. Marggraff's Verhalten zu den einzelnen Perſönlichkeiten der jüngſten Literatur nach 1830 iſt ebenfalls nicht ganz ungetrübt, ſie iſt nach Abſicht oder Zufall geſtempelt. Abſicht nenne ich hier den geſteigerten Grad des Eifers, der an ſich lauter und rein iſt; Zufall perſönliche Sympathie oder Abſtoßung. Namentlich läuft durch das ganze Buch gegen eine, früher von Marggraff ſelbſt vielfach gefeierte Literaturkraft eine offenbare Gereiztheit, welche ein ruhiges Bewußtſein keineswegs theilt. Von der einen Perſönlichkeit frei, bedarf Marggraff bei ſeiner vorwaltenden Gemüthlichkeit vielleicht des Anſchmiegens an eine andere, wodurch dann wiederum die feſte Selbſtſtändigkeit des Geſchichtſchreibers ſeiner Zeit bedroht wird. Alles zu Allem gerechnet: unſere Epoche iſt noch nicht reif zur Geſchichtſchreibung. Hält Einer ſie für fähig, ihm, dem ſelbſt jugendlichen Zeitgenoſſen und Kämpfer getreulich zum Spiegelbilde Stand zu halten, ſo muß er mehr thun, als die Stichwörter der Zeit zuſammenfügen. Mit wie vielem Eifer und Glück dies geſchehen könne, iſt eine andere Sache, aber ein Geſammtbild entſteht nicht aus Converſation und Reflexion ſolcher Art. Nicht einmal einzelne Bilder. Marggraff nennt das Buch ſeines Raiſonnements »Charakteriſtiken;« allein dieſe finden ſich eben nicht, kein einziges literariſches oder culturwichtiges Leben iſt fertig zu einem Bilde ausgezeichnet, der Verfaſſer hat die verſchiedenen Linien raſch und überſichtlich zuſammengezogen, ohne doch auch förmliche Geſchichtſchreibung gegeben zu haben. Und zu fertigen Einzelbildern gehört Abſchluß und Rahmen.

Zur Geſchichtſchreibung iſt erforderlich, daß man dem Jahrzehend nicht blos den Puls und den Zahn befühlt, der Zeit nicht blos das Waſſer beſieht, — um beides iſt Marggraff umſtändlich bemüht, — man muß als Arzt den Geheimpunct des Übels, den Centralſitz der Krankheit, aufſtören. Nun findet ſich in dem Buche wohl allerdings ſehr vieles, das eine ſehr richtige Kenntniß des Nervenleidens unſerer Zeit verräth. Marggraff eifert kräftig gegen die Erbärmlichkeit mancher Sünden des Jahrhunderts, er wehrt ſich mit Hand und Fuß gegen Pedanterie, Philiſterthum, Egoismus, er ſtraft die Kleinſtädterei, geißelt die Kleinzankſucht und die Perſönlichkeitswuth, polemiſirt gegen die grämliche, verblichene Stubenvegetation, die »in Töpfen und Scherben wächſt,« aber gleichwohl, wie er ſagt, »alle zehn Finger nach dem Leben leckt.« Gegen alles dies wehrt er ſich mit allen Gliedern, und der Sieg wird zweifelsohne auf ſeiner Seite ſein. Man ſoll aber nicht dieſes Ringen mit ſchlechten Gewalten, ſondern — will man mit Macht einwirken — den Sieg ſelbſt darſtellen. Wenn uns Börne geißelte, ſo war er Godegießel, aber ein hoher Menſch, ein ſtrafender Prophet, nicht dem Kampfe mit den Schwachheiten der Zeit verfallen, ſondern über ihn geſtellt. Will man aber dem Jahrzehend mit liebendem Gemüth aufhelfen, ihm beiſpringen mit hülfreicher Hand, ſo gehe man, wie geſagt, an die Quellen des Übels. Was hilft im Ganzen und Großen eine Polemik gegen die Emancipationsrichtungen in der Socialnovelle der Franzoſen und Deutſchen! Man ergründe den Saintſimonismus. Was hilft das Abfertigen einzelner Hegelianer, die den Verfaſſer verletzten! Man erläutere den Kern des Hegel'ſchen Syſtems, dann überhebt man ſich der kleinen, froſtigen Debatte und erreicht den Wärmepunct, wo die Kritik Darlegung der innern Zeitgeſchichte wird. Was hilft das gemüthliche Achſelzucken über die vorwaltende Herausbildung der materiellen Gewalten! Seht näher zu, wie ſich die Zeit von dieſer Seite zu helfen beginnt, und ſeid doch nicht bange, Euch möchte der Geiſt ſo ſchnell entgehen, wenn ſich die Materie allmächtig entfaltet. Seid Ihr beſorgt um das Heil des Chriſtenthums, ſo geht nur feſt und ſtreng ein auf Strauß, Feuerbach und Bauer, und begnügt Euch nicht mit den gemächlichen Anforderungen der Gemüthlichkeit, die nie forſcht, immer nur beſchwichtigt und überdenkt oder wehklagt. Marggraff ſieht ſogar in Strauß nichts als Voltaire und meint, ich huldigte ihm nur aus Wehmuth. Gott ſoll mich ſtrafen um ſolcher Wehmuth willen! Es iſt meine hellſte, freudigſte und ſicherſte Überzeugung, daß in Strauß, Feuerbach und Bauer lediglich derjenige Inhalt ſteckt, den die Zukunft als das einzig rechtmäßige Chriſtenthum anerkennen wird. Alle übrigen chriſtlichen Formen ſind mit ſich fertig geworden.

Marggraff muß die Scheu abwerfen, die ihn unſicher macht über Gegenwart und Zukunft. Jene mag untergehen; wenn wir nur dieſe retten. — In zwanzig Jahren, glaub' ich, ſchreibt Marggraff ſein Buch noch einmal und ſteht dann als fertiger Geſchichtſchreiber unſerer Epoche da. Er hat nicht das Mark und die Schwere des materiellen Gehalts wie Gervinus, aber er iſt dafür freier vom Stoffe. Er hat nicht den Sinn für das Formelle, für den Zuſammenhang zwiſchen Innern und Äußern, wie Laube; aber er faßt reeller und feſter Fuß in der Sache.

1840.

Die »Gebrüder Pech« nehmen einen vortrefflichen Anlauf zum komiſchen Roman. Marggraff ſchildert ein Krähwinkel in der märkiſchen Ebnee. Die Poeſie der deutſchen Krähwinkelei iſt nicht erſchöpft mit Jean Paul und Leopold Schefer. Marggraff nahm einen echten Anſatz zum komiſchen Genreſtück, localgetreu und allgemein ideal, ſo was man idylliſch gottſelig nennt. Das Leben in dieſer beglückten Armſeligkeit, die Firma Pech und Compagnie in dieſem Getriebe, Vater Pech und Mutter Pech, beide wie Rococobilder in zwei verſchiedenen Ausgaben, die eine ſchweinsledern gebunden, die andere als gutmüthig ſchwarzledernes Gebetbuch; dazu die Kinderzucht und das Gedeihen der beiden Söhne Pech, das erſte Auftauchen ihrer Seelen in dem chineſiſchen Leben unſerer Altvordern; dies Alles iſt gut gezeichnet, der Farbenton höchſt glücklich, und mit Chryſoſtomus Pech ſetzt ſich der Autor kurzweg ſo identiſch, daß ſchon dieſe naive Ehrlichkeit Bürgſchaft gibt, hier werde im Memoirenroman ein guter Humor aufgetiſcht werden. Allein der Roman hört faſt mit dem erſten Capitel auf, Marggraff hat blos einen glücklichen Anlauf genommen, ſein humoriſtiſches Fluidum iſt ſchon verflogen, und ſämmtliche elf nachfolgenden Capitel kommen weder in die Tonart des erſten zurück, noch geben ſie Erſatz für die getäuſchte Erwartung. Im zweiten Capitel iſt noch das Thema pikant. Juſtus Pech macht als Gymnaſiaſt ein idealiſtiſches Project zu einem Räuberſtaate; allein die Zeichnung der Figuren iſt ſchon beſeitigt, die polemiſche Debatte beginnt, und der Verfaſſer läßt ſeinen Romanhelden Exercitien ſchreiben über den Zeitgeiſt. Hier nun hätten wir abermals ein Haargeflecht zu ſäubern, Debatte mit Debatte zu curiren, wie denn der Verfaſſer das Gift der Zeit mit dem Gifte der Zeit heilen möchte, gegen die Glaubensloſigkeit eifert, ohne jedoch der Zeit einen Glauben zu geben, oder ihr nur die Ahnung zu erregen, er ſelber ſei durchleuchtet von einem neuen Lebensgeiſt. Jeder robuſte Irrthum iſt beſſer und heilbarer, als troſtloſe Weisheit, die halbe Verzweiflung, aber förmliche Rathloſigkeit iſt. Es wäre Jeder dazu berechtigt, ſein Zeitalter troſtlos zu finden, wenn er der Poet dazu wäre, wie Lorenz Sterne für ſeine Zeit. Dann aber genügte ihm wie dieſem ein Strohhalm, um Gott zu erkennen trotz aller Menſchenwelt. Sterne läuft der kleinen verrückten Marie nach und zeigt, wie unverwüſtlich ſelbſt im zerrütteten Gehirn die Göttlichkeit des Menſchen iſt, nachdem er daran verzweifelt, die Spuren der Gottähnlichkeit unter den geſunden und ſogenannten anſtändigen Leuten zu finden. Sterne kommt nicht von der Remiſenthür fort, und vergißt über der ſchönen Hand der fille de chambre das ganze große Paris, er muß, weil er Humoriſt iſt, die Unendlichkeit im ganz Beengten erfaſſen, das Univerſum an der verlornen Zufälligkeit, die ſich aus dem zerſtörten Paradieſe hinausgerettet, preiſen und bewundern. Das iſt der Zauber Sterne's. Marggraff iſt troſtloſer, weil er weniger Poet iſt, er ſteht einer Welt voll falſch geleiteter Ideen und Perſonen gegenüber, weil er über der Polemik gegen deren Manieren deren Inhalt vergißt, und nicht, wie Sterne, mitten in der Wüſte die Oaſe findet. Er konnte die glänzenden, die hervorragenden, die mächtigen Geſtalten ſeiner Zeit in ihrer Unzulänglichkeit hinſtellen, aber mußte dann nachweiſen, daß in den ſtillen Gemüthern, in den abgelegenen Stätten die Wahrheit langſam aber ohne Schminke heranreift. So aber läßt er ſeinen Chryſoſtomus an den Modeideen ſeiner Zeit ſcheitern, ohne daß er für ſich einen Strohhalm findet; er läßt ihn irre werden an den Manieren der Hegel'ſchen Doctrin, ohne ihm die Kraft zu geben, deren Gehalt neu zu prägen; er läßt ihn gegen die Reiſeluſt eifern, und ſchleppt ihn doch als europamüden Nachzügler in den ausgetretenen Geleiſen weiter; zieht gegen das mäkelnde Berlin zu Felde, ohne doch für ſich ſelbſt einen Standpunct zu gewinnen, wo ein höherer Sinn mit ſeinen Poſitionen beginnt; er läßt ſeinen Chryſoſtomus an der Dame verzweifeln, ohne ihm am Kammermädchen Troſt zu bieten, die Parfümirten bekritteln, ohne doch die Naturkinder ſo auszuſtatten, daß ſie ſtandhalten vor einem ehrlichen Herzen. Man leſe, wie Sterne ſeine fille de chambre zeichnet, und vergleiche damit Marggraff's Ladenmamſell. Aufgabe der Poeſie iſt und bleibt es aber, Erſatz zu geben, wo die Reflexion bankerott geworden iſt. — Ich glaube, daß Marggraff ſeinen Roman mit dem zweiten Capitel noch einmal in anderer Geſtalt fortſetzt. Die vorliegende Arbeit iſt die Fortſetzung des vortrefflichen erſten Capitels ſchuldig geblieben.

1842.

Marggraff hat ſich mit ſeinem neuen biographiſchen Roman, »Johannes Mackel,« die Poeſie des Häßlichen zum Thema geſtellt. Dies verdient abſonderliche Beleuchtung. — Das körperlich Unſchöne galt immer für ein Element, deſſen Behandlung höchſt ſchwierig ſei; ſo lange man nämlich die Gegenſätze des Claſſiſchen und Romantiſchen, des Antiken und Modernen im Raiſonnement feſthielt. Äſthetiker und Literarhiſtoriker pflegten dann, kamen ſie in ihren Darlegungen auf die Behandlung des Häßlichen in der Kunſt, auf Therſites in der Iliade zu ſprechen, um es zu beſtätigen, daß das Häßliche eigentlich gar keine Gegenſtändlichkeit für die beſchreibende Kunſt ſein dürfe, darauf hinzuweiſen, wie in der ganzen weiten Gallerie Homeriſcher Geſtalten nur dieſe Eine Unform von Perſönlichkeit anzutreffen ſei, und der Dichter nach ſeinem großen Naturinſtinct in Zeichnung dieſes einzigen Häßlichen unter ſeinen Kindern mit einer naiven Flüchtigkeit ſich abgefunden habe. Philoktet in der Sophokleiſchen Tragödie, wurde dann wohl weiter raiſonnirt, habe ſeine körperliche Unſchönheit, ein lazarethmäßiges Übel an den Füßen nur als äußeres Motiv zum Seelenſchmerz, und moraliſches Unglück ſei der eigentliche Inhalt des Stücks. Im Ganzen aber mußte man natürlich dabei bleiben, daß die antike Poeſie, ſchon aus Verwandtſchaft mit dem Idealſchönen der plaſtiſchen Kunſt, das

Häßliche nicht in den Bereich ihrer Darſtellbarkeiten gezogen habe. Erſt die Poeſie moderner Romantik, die nach dem Zerſtören aller ſinnlichen Harmonie tiefer und eigenſinniger in die Diſſonanzen des Menſchenlebens griff, hat auf die Unform menſchlicher Geburt das Siegel einer geiſtigen Gewalt gedrückt, vor der wir wenigſtens ſtaunen. Shakſpeare's gehöckerter Richard iſt fünf Acte hindurch der Held eines tragiſchen Spiels. Dieſer Held hat ein dämoniſches Gelüſt nach Königskronen, er iſt Schlange und Tiger in Einer Perſon, er iſt geiſtig ſo häßlich wie körperlich; aber die Macht des Geiſtes ſoll alle äußere und innere Mißform ſeines Weſens überbieten und hinwegheben über die Häßlichkeit, die ohne den Geiſt, der ſie hebt und beflügelt, immer nur eine Miſère bleibt. Und bei alle dem iſt dieſer Shakſpeare'ſche Verſuch, die Scheußlichkeit zur Geiſtesgröße zu erheben, ein verfehlter; das Drama iſt in ſeiner Anlage ſchief und kann durch die Gewalt der Charakteriſtik dieſen Hauptfehler nicht zu jenem harmoniſchen Ausgleich bringen, den das echte Werk der Kunſt liebt und bezweckt. Die Häßlichkeit des Geiſtes und Leibes kann es nicht zu der Höhe bringen, die wir für die Glorie des rein Tragiſchen verlangen. Nach meinem Gefühl leidet auch die Tragödie Othello an dieſem Wagniß, das Häßliche zu adeln, ſo daß es ein Träger des Hauptintereſſes werde. Für die äußere Häßlichkeit des Mohren iſt ſeine Gutmüthigkeit und die Neigung des zarten Täubchens Desdemona, deren Ausſage der Dichter ſogar vor Gericht accentuirt und ſtark in die Wagſchale legt, ein hinlängliches Gegengewicht zum Ausgleich, um uns für den Haupthelden und mit ihm ſympathetiſch und brüderlich zu ſtimmen. Allein ſeine ſpätere blöde und blinde Wuth, dieſe ſtierartigen Ausbrüche einer verhängten, wo nicht bornirten Seele, dieſe Häßlichkeiten des Geiſtes heben den Zuſammenhang zwiſchen ihm und uns wieder auf, da wir nur bei den Irrungen des geiſtig Edlen und Schönen brüderlich mitfühlen können. Die Shakſpeare'ſche Romantik hat viel Hinneigung zum Häßlichen. Nahm ſie doch ihre Stoffe aus der Entartung einer ſeltſam verſtrickten, mit den Naturbedingungen des erſten Daſeins ringenden, mittelalterlichen Menſchenwelt. Sie hat die häßlichen Elemente in Luſtſpielen zu den glücklichſten Effecten benutzt, aber ſehr häufig in unerquicklichen Wagniſſen fehlgegriffen, wo ſie dieſe Elemente zu tragiſchen Wirkungen verwenden wollte. Ich brauche nur an die Scheußlichkeit des Timon, an die elende Beſtialität der beiden Töchter im »Lear« zu erinnern und es bedurfte fürwahr der ganzen glorreichen Heiterkeit der claſſiſch gewiegten Goethe'ſchen Poeſie, um in deutſcher Literatur jener, an Shakſpeare genährten Richtung nach dem dämoniſch Häßlichen ein wohlthuendes Gegengewicht zu geben.

Doch muß ich einlenken, um auf Marggraff's »Mackel« zu kommen. Kann das Element des abſolut Häßlichen es nicht bis zur idealen Höhe tragiſchen Intereſſes bringen, ſo gibt es doch für daſſelbe zwei Arten der Faſſung, um es dichteriſch zum Mittelpunct der Theilnahme zu machen. Die Mißform des Individuums kann uns durch die Güte des Herzens rühren. Oder ſie erſcheint in einer Beleuchtung, wo ſie ergötzlich iſt, komiſch wirkt. Oder auch, die Darſtellung macht es zu beiden Wirkungen geſchickt, wie denn der komiſche Roman es ſich nicht gern entgehen läßt, an ſeinen Figuren dies doppelte Intereſſe zu pflegen. Wie Marggraff über dieſen Punct denkt, erfahren wir aus einer, ſtatt Vorrede gegebenen Anmerkung. »Der Verfaſſer fühlt,« ſagt er witzig, »wie gewagt es iſt, einen häßlichen Menſchen zum Mittel- und Schwerpunct eines Buches zu machen, während ſonſt in unſeren Romanen die ſchönen Menſchen und zwar in den ausgeſuchteſten Exemplaren dutzendweis feilgeboten werden. Und doch liefert jeder Spaziergang auf den belebteſten Promenaden der belebteſten Städte den Beweis, daß die ſchönen Häute oder Schönhäute, — man verzeihe dieſen durch das Analogon »Rothhäute« gerechtfertigten Ausdruck, — ſchwerlich die Majorität bilden, und man wird doch nicht etwa behaupten wollen, daß die Häßlichen von aller Romantik des Daſeins ausgeſchloſſen werden müßten? Wer am liebſten im feinen Aether der Schönheit ſchwelgt, für prächtige Coſtüme, untadelhafte Taillen, künſtleriſch gepflegte Locken in das Feuer und den ſüßen Tod der faſhionablen Begeiſterung geht und ſich durch das in unſeren Romanen ſo reichlich ausgegoſſene Schönheitswaſſer nur an fleckenloſe Stirnen gewöhnt hat, für den ſchrieb der Verfaſſer nicht; er ſchrieb vielmehr Stunden der Andacht für Häßliche und nahm die Wirklichkeit, wie und wo er ſie fand, zu ſeinem beſcheidenen Vorbilde.« Wie und wo er ſie fand? — Entſchlüpfte dies dem Verfaſſer vielleicht als Abſtraction und Gewinn aus Boz? — Nun, für die Annahme, der komiſche Roman dürfe die Trivialität und Miſère, wie und wo er ſie finde, zur Darſtellung bringen, ſpricht, wenigſtens was Boz betrifft, der Reichthum eines ausgeſuchten Pöbellebens, wie es der engliſche Autor bei ſeinen energiſchen Griffen gleich zur Hand hat, es mit kecken Blicken nur aufzufaſſen, zu copiren braucht. Der deutſche komiſche Roman findet das nicht ſo vor in grotesken Maſſen, hat nicht, will er copiren, ſolchen Abſud von auserleſener Gemeinheit vor ſich, kann alſo nicht ſo naiv höllenbreugheln und bozen, oder er müßte denn bei dem Mangel großer Reſidenz- und Pöbelſtädte ſich auf nationalem Grund und Boden mit Schwächlichkeiten und Kleinigkeiten begnügen. Aber Schiller läßt ſchon ſeinen Franz Moor, um ihn impoſant zu machen, beten: Herr, ich habe mich nie mit Kleinigkeiten abgegeben! Ganz mit Fug und Recht; denn das moraliſch Häßliche muß wenigſtens ſtark ſein, wo es nicht groß ſein kann; die beiden Fälle ausgenommen, wo es rührt oder komiſch wirkt. Für dieſe beiden Fälle benutzt es die Behandlung des Darſtellers zu wirklich künſtleriſchen Zwecken, und der komiſche Roman hat in Deutſchland an nationalen Elementen eine Fülle von Gemüthlichkeit und Philiſterthum, um ohne die craſſe Gemeinheit der engliſchen Volkshefe richtige und bedeutende Wirkungen zu erzielen. Die Äußerung Marggraff's, er wolle Stunden der Andacht für Häßliche ſchreiben, erweiſt in ihm das durchaus richtige Bewußtſein, wie denn Marggraff's Äußerungen immer auf das Richtige losgehen, ſelbſt wo ſie wie aus einer Art von Scheu und Schwanken es nicht in gerader Linie feſthalten wollen. Jener Ausſpruch beweiſt, daß der Autor weiß, was mit der Mißgeſtalt ſeines Helden anzufangen ſei; er rührt uns durch Mackel's Herzensgüte; er ſtellt ihn andererſeits ſo, daß der Kobold entweder witzig wird oder Anderen zum Witz verhilft. Die Elemente eines kleinſtädtiſchen Lebens und einer moraliſchen Verworrenheit in der Familie ſelbſt machen die richtigen Decorationen für den Knaben Johannes, der von der ſchönen, coquetten und frivolen Mutter um ſeiner Mißgeſtalt willen gepeinigt wird. Die Scenen ſeiner Kindheit ſind vortrefflich gehalten;

wir erleben die Zuſtände und werden heimiſch in dieſer Welt, die dem Knaben zu ſeinem eigenthümlichen Werden den Stempel aufdrückt. Wir ſtehen endlich mit ihm am Rande des ſchäumenden Baches, in deſſen Wellen ein kühler Tod für die Qual des gepeinigten Lebens Erlöſung winkt. Johannes iſt ſich ſelbſt zum Widerwillen geworden, weil ihn alle Welt als eine Mißform verabſcheut, und ein Sprung in den Mühlbach erlöſt ihn leicht von ſich ſelber. Nur der Gedanke, ſein freiwilliger Tod werde als unmittelbare Folge der ſo eben ihm widerfahrenen Mißhandlung der ſchönen Mutter zur Laſt gelegt werden, hält ihn zurück; ſein gutes Herz triumphirt alſo über ſein Mißgeſchick und knüpft ihn wieder an's Menſchenleben feſt. Inzwiſchen hat ein gutes Herz doch auch ſeinen Stolz; Johannes kehrt nicht in's elterliche Haus zurück, ſondern ſucht beim alten Onkel Blinzing eine Zuflucht. Der alte Sonderling Blinzing iſt ein nomineller Onkel in der Familie Mackel. Zu Madame Mackel, die früher in der Reſidenz als ledige Perſon einem vornehmen Staatsbeamten zur angenehmen Ausfüllung ſeiner Nebenſtunden behülflich geweſen, muß Blinzing in einem beſonders anzüglichen Verhältniß geſtanden haben; denn als er ſich im Provinzialneſte anſiedelte, wo ſie auf Verfügung der oberen Götter auf Erden an den jungen blonden Regierungsrath Mackel verheirathet wurde, und als er zum erſten Male vor ihr erſchien, ſehr höflich that, aber boshaft war, da hatte ſie gezittert und einen ſchwarzen Fleck der Erinnerung vor Augen bekommen. Bei alle dem iſt Blinzing für die Dame Mackel unentbehrlich geworden, ja er hat durch ein Darlehn zur Beſtreitung üppiger Bedürfniſſe die ganze mackelige Familie gleichſam in Händen. Wie nun der Knabe Johannes zum Onkel Blinzing kommt, an jenem ſtürmiſchen Abend, der über ſein Kinderleben entſchied, ſitzt ein alter Stelzfuß bei ihm, ein Schwadroneur vom ſiebenjährigen Kriege, der nunmehr über Bonaparte und die Franzoſen lärmt. — Dieſe Figur iſt nicht neu, iſt eine von denen, die das Luſtſpiel ſchon ſo mannichfach abgebraucht hat, aber ſie iſt richtig benutzt, fleißig und vortheilhaft ausgeführt, während die Figur des alten Blinzing ſelbſt den Anſpruch auf Eigenthümlichkeit mit Glück durchſetzen wird. So ein alter biſſiger Heimchenfänger, wie ich ihn nennen muß, iſt noch nicht da geweſen, und es bleibt zu bedauern, daß die ſpäter erfolgende Enthüllung ſeines frühern Lebens, ſowie ſeines Verhaltens zur Dame Mackel dem Autor verunglückt iſt. Es kommt nämlich ſchließlich heraus, daß das coquette Weib ſeinen Sohn, einen Fähnrich von der Garde, ruinirte. Sie feſſelte ihn und vergeudete all' ſein moraliſch und reelles Hab und Gut in dieſer Neigung. Wäre Blinzing ſelbſt ehedem ein Liebhaber der freien Dame in der Reſidenz geweſen, die Sache hätte ein beſſeres Schick und unſer Vermuthen ginge nicht fehl. Der Roman geht überhaupt im weitern Verlauf hin und wieder fehl. Mit den bewegten Scenen aus Johannes Kindheit nimmt die Zeugungskraft des Poeten faſt ein Ende. Es ergeht dem Autor hier wie in ſeinen »Gebrüdern Pech.« Dieſe meine Wahrnehmung kann keine zufällige, keine nur ſubjectiv gültige ſein, da ſie ſich bei dem zweiten komiſchen Roman Marggraff's ſo beſtimmt wiederholt, und am Buche ſelbſt ſich ſo genau abſcheiden ließe, was der Poet und was der witzige Kritiker daran gearbeitet. Mit dem Abſchluß der Kindheitsepoche geht dem Darſteller die Poeſie aus. Er führt ſein Thema als witziger Beobachter weiter, begleitet als ſolcher den Helden, der aus dem väterlichen Hauſe davonläuft, auf die Wanderſchaft in die weite Welt; Johannes wird Gymnaſiaſt, herumziehender Komödiant, Schriftſteller, — und in allen dieſen Sphären weiß der Autor ſehr viel Treffendes, Hübſches, er hat oft die beſten Einfälle; aber er iſt hier faſt ganz auf den Standpunct der kritiſchen Beobachtung getreten, er läßt auch uns nur beobachten, ſtatt erleben, was er uns vorführt, — und hierin liegt der Unterſchied zwiefacher Darſtellungsweiſen. Es muß mit dem abſolut komiſchen Roman ein eigen Ding ſein. Der Humor iſt ein flüſſig Weſen, der Spiritus geht gern aus und Phlegma bleibt zurück. Jean Paul hat dann für dieſe Steppen, wo der Genius erlahmt, ſeine großen Zwiſchenlagen voll ſterneglänzender Sentimentalität, ſeine Stapelplätze, wo er den großen Marktwagen ſeiner gelehrten Collectaneen umſtülpt. Boz portraitirt die an Furchtbarkeiten unerſchöpfliche Verworfenheit der Kellerregionen ſeiner großen Weltſtadt und wird als Sittenmaler wichtig, wo ihm die Erfindung ausgeht, während unſer deutſcher Roman in ſolchen Pauſen ſo ziemlich auf dem Trocknen ſitzen bleibt. Das ganze Buch iſt in einem gereizten Styl geſchrieben, und dieſe gereizte Stimmung bringt es zum Witz; allein Witz und Satyre machen noch nicht den komiſchen Roman, wenn die Schöpferkraft es nicht zu wirklichen Scenen bringt, die der Poet erleben läßt, der kritiſche Beobachter nur beſpricht. In der Kindheit Mackel's iſt jenes der Fall, aber wir werden nicht mehr mit ihm Gymnaſiaſt, gehen nicht mit ihm unter die Komödianten, laſſen uns nicht mit ihm vom Buchhändler Quiſel zu Räuberromanen engagiren. Warum das nicht? Sind wir doch ganz und gar betheiligt, als der Junge Hans Schläge kriegt, als er am Mühlbach ſteht, als er zum Onkel Blinzing läuft und Soldat werden will, als er die Flöte bläſt und in Geſtalt der alten Jungfer ein mitleidiger Genius ihm die blaſſen Wangen ſtreichelt. Schauſpieler und Schriftſteller werden wir nicht mit ihm. Woran liegt das? — Wir könnten ſagen, der Darſtellung fehlten ſogar die moraliſchen Nöthigungen zu dieſen beiden letztgedachten Lebensſchritten, und dies iſt allerdings ein grober Verſtoß in Marggraff's Roman. Beantwortet iſt aber die Frage damit noch nicht; die Antwort gehört vielmehr zu dem Unſagbaren, zu den Geheimniſſen des dichteriſchen Schaffens. — An intereſſanten Beobachtungen, an productiven Einfällen iſt das Buch, wenn nicht jederzeit neu, doch bis an's Ende reich; zu fertigen, vollen, lebendig ausgearbeiteten Menſchengeſtalten bringt es die Darſtellung im weiteren Verlauf nicht in gleichem Maße. Der alte berliner Wetterbeobachter iſt glücklich angelegt, entſchädigt aber nicht für den dürren Entſchluß, den komiſchen Jungen nach Berlin auf's Gymnaſium zu ſchicken, wo der Humor nichts zu ſuchen hat. Das Komödiantenleben iſt nicht intim, nicht kräftig genug erfaßt. Madame Schnoſel, die in Jamben und Sentimentalität überfließende Directrice, der buckelige Director reichen nicht aus, um den Trödel zu Mutzenſtapel lebhaft in Scene zu ſetzen. In der Schriftſtellerlaufbahn ſtößt Mackel auf einen Journaliſten, in welchem der Autor die angewandte Praxis der abſoluten Philoſophie witzig carikirt. Der Schluß des Romans hat manche guten Anflüge. Der letzte Wille des Onkels Blinzing erinnert, nicht zu ſeinem Vortheil, an das Jean Paul'ſche Teſtament, iſt aber ergötzlich, noch mehr die Todesart des alten Sonderlings. Felix Waldner, eine im Roman herumlaufende Figur, die einen

Auswurf moderner Zeitconflicte abgibt, iſt zu dürftig liniirt; die Erklärung, die das jederzeit verſtändige Bewußtſein des Autors gibt, die Züge zu Waldner's Lebenswandel ſeien aus den fliegenden Blättern des wirklichen Lebens abgeſchrieben, entſchuldigt nicht, da Miſère und Demoraliſation, wollen ſie ſich uns darſtellungswerth zeigen, entweder imponiren und ſchrecken, oder komiſch wirken ſollten. Das weibliche Weſen, das an jenen Verbrecher geknüpft iſt, kann man eben ſo wenig für eine fertig ausgeführte Figur nehmen; dagegen ſind die Bemerkungen des Autors, als die ſündhafte Komödiantin die gefallene Ophelia ſpielt, ſehr ergreifend und wirkſam. — Die letzten Erlebniſſe der »häßlichen, aber doch ehrlichen Haut« gleichen die Unbill früherer Schickſalsfügungen gemüthlich aus.

◆

9.

Ernſt Willkomm.

1837.

Willkomm's Civiliſationsnovellen könnten einen verführen, wieder auf allen Vieren zu kriechen. Sie ſind ſehr ſchmerzliche Geburten des raiſonnirenden Zeitgeiſtes. Der unglückliche Zeitgeiſt fühlt ſeine Confuſion, allein er irrt, wenn er glaubt, durch Reflexion ſich und ſeine Zeit aus dem Wirrwarr retten zu können. Einem Volke hilft nur die Thatkraft, nicht die Grübelei der Empfindung über gedrückte und beklommene Zuſtände hinweg. Willkomm hat ſich mit viel Erbitterung und mit ſchmerzlichen Gefühlen der Zeitideen bemächtigt, ſeine Phantaſie iſt ſogar ſchöpferiſch im Reflectiren. Allein die Phantaſie ſoll geſtalten, eine Welt, ein lebendiges Leben ſchaffen, Willkomm's Phantaſie ergeht ſich zu weit im Raiſonnement, und eine Phantaſie, die raiſonnirt, lügt ſich allerlei vor und wird ohne Noth hypochondriſch. Dieſe Civiliſationsnovellen ſollen Spiegelbilder der Zeit ſein, welche die Reflexionsſtoffe eines im Widerſtreit mit ſich ſelbſt befangenen Jahrzehends reproduciren. Hierbei liegt noch außerdem die Gefahr nahe, daß die augenblicklichen Stimmungen der Zeit zu unmittelbar, zu unreif in die Erfindungen der Novelle mit hinübergenommen werden. Die deutſche Lyrik und die deutſche Novelliſtik fangen an, Zeitungsneuigkeiten in ihre Sprache zu überſetzen. Damit hilft man aber dem werdenden poetiſchen Deutſchland, fürcht' ich, nicht auf. Die Lyrik kann Unmittelbares geben, die Eindrücke ſubjectiv und ſo zu ſagen brühwarm wieder loswerden. Aber wenn die Novelle die Ereigniſſe des Tages blos in's Mährchenhafte zieht, die Debatte wiederkäuet, ſo ſchwächt ſie die Intereſſen nur ab, entzieht der

Wirklichkeit die Kraft. Wollen auch die Poeten noch raiſonniren, ſo geht uns der Athem aus. Der Poet, hoffen wir, ſoll uns durch die Kraft der Erfindung, durch die Erhebung ſeines Gedankenfluges vor dem Bankerott des Zeitraiſonnements bewahren, die Ideen des Jahrhunderts, welche die Poeſie aufzunehmen hätte, ſollten uns von der Miſère des Jahrzehends befreien: ſtatt deſſen bringt uns die Novelle den Aufhub deſſen, was der Zeitgeiſt auf der Table d'hôte ſtehen ließ, der ſchlechte Zeitmagen nicht mehr mochte. Will uns der Poet dieſe Überbleibſel von der Tagestafel mit allerlei poſſierlichen Seltſamkeiten würzen, ſo macht er das Gericht dadurch keinesweges ſchmackhafter. Über dieſe Maxime, aus dem Raiſonnement über die Zeit Novellen zu machen, wird Willkomm's Production hinwegkommen, ſie iſt zu rührig, um hierbei ſtehen zu bleiben; auch bezeichnet der Verfaſſer damit nur einen Übergang in ſeiner Entwickelung. Allein in ſeiner Novellendichtung liegt noch ein anderes Gebrechen. Willkomm ſcheint ſich zu den Schriftſtellern zu rechnen, welche die Poeſie nur als Mittel zu einem Zwecke gebrauchen. Mit dem Menſchenleben, das er ſchildert, mit den Verhältniſſen, die er erfindet, will er etwas beweiſen. Dadurch hören ſeine Figuren auf, menſchliche Weſen zu ſein, ſie ſind Automaten ſeiner Abſichten. Hierin liegt die ganze unſchuldige Verirrung dieſer Novelliſtik. Alle dieſe Weſen, die Willkomm in ſeinen Civiliſationsnovellen als Vertreter der Zeitrichtungen reden läßt, dieſe ſinnlos Bornirten der alten und dieſe maßlos Verzückten der jungen Zeit, dieſe rückſichtsloſen Unnaturen ſind nur möglich, wenn man ſie nicht für Menſchen nimmt. Denn, Gott ſei Dank! Menſchen waren und ſind nie ſo ſchauderhaft verworren, als es uns hier die Dichtung glauben machen will. Der Autor wollte Satyren auf ſeine Zeit liefern. Man denke nicht, daß ich Pfeffer und Salz nicht möchte; die Satyre muß erſt noch erfunden werden, die mir zu ſcharf vorkäme. Allein der Satyriker hat ſich hier ſchrecklich geirrt: ſtatt uns in die Familie, in den Salon, in das Volksleben zu führen, führt er uns in's Wachsfigurencabinett, und ſagt: ſchaut mal her, wie die Zeit ſich ausnimmt, ſo ſieht's mit Euch, ſo löſen ſich die Bande des Lebens, ſo weiſen ſich Jung und Alt die Zähne! — Wer kann, wer darf hier ſympathiſiren!

An dieſen Fratzen hat die Geſellſchaft, das Menſchenleben keinen Theil. Willkomm hat Talent zur niederländiſchen Komik, das könnte man aus der erſten Novelle: »Dioramenbilder« herausleſen, vielleicht hat er ſogar Talent zu einem novelliſtiſchen Hogarth. Mit dieſem Vielleicht thu' ich ihm, wie ich glaube, eine nicht geringe Ehre an, denn dieſer Maler der Menſchenwelt, der mit dem Pinſel Zeitbilder ſchrieb, war ein großer ſatyriſcher Poet. Mit den Civiliſationsnovellen hat unſer Autor aber nur gezeigt, was für Abirrungen des Geſchmackes auf dieſem Gebiete möglich ſind. Die Verirrungen in der Ideenwelt ſeiner Zeit kennt Willkomm, aber es ſteht ſehr gebrechlich mit ſeiner Kenntniß der Menſchenwelt. Dieſes Gewühl von Seltſamkeiten, das Widerſinnige in den Verhältniſſen der Perſonen zu einander, dies Übermaß des Unmöglichen in den Situationen, die ſeine Figuren einnehmen, alles dies läßt ſich auf keine Weiſe rechtfertigen, es läßt ſich nur erklären, wenn man dieſe angeblichen Vertreter der alten und neuen Zeit als Automaten anſieht, die der Dichter mit grauſamer Erbitterung hin- und herſchiebt. Der Verfaſſer raucht und dampft im Schweiß ſeines Eifers und bläſt den Maſchinen ſeinen Athem ein; nun ſprühen und ſchlagen auch dieſe um ſich, und ſo geht es eine Weile fort, bis Alles in Ermattung endigt. Dieſe Figuren in »Herz und Geiſt« ſind ſehr beredt, ſie ſprechen oft halsbrechend, oft aber wirklich mit Schwung und Phantaſie, und auf das, was ſie ſagen, kommt es dem Verfaſſer auch in der That blos an, er will mit dieſen Figuren Abhandlungen in die Welt ſchleudern. So ſcheint es, und ſo iſt es. Die eine Abhandlung enthält eine ſittliche Empörung der alten Zeit gegen die neue, er nennt dieſe Abhandlung »Geheimerath Anaſtaſius«. Dieſe Abhandlung ſchickt der Verfaſſer auf die Reiſe, ſie tritt eine Wanderung durch Deutſchland an, kommt nach Frankfurt, München, Wien, und ſtößt nun überall auf andere Abhandlungen, die ſie widerlegen ſollen. Dies ſind die Reflexionsausbrüche des neuen Zeitalters über Eiſenbahnen, Emancipationsfragen u. dgl. Dieſe oft mit vieler Phantaſie geſchriebenen kritiſchen Aufſätze hetzt nun der Verfaſſer gegen einander zu einem dialektiſchen Proceß, aus dem aber nichts hervorgeht als eine ſchließliche Ermattung aller Kräfte. Und was das ſchlimmſte iſt, dieſe lebendigen Aufſätze, die mit kritiſcher Schärfe gegen einander wüthen, nennt Willkomm Vater, Kinder, Enkel. Selbſt die kleinſten Buben verhöhnen auf empörende Weiſe den alten Großvater, weil er das alte Deutſchland vorſtellt und von den Ideen des neuen Jahrhunderts nichts wiſſen will. Dieſe gegenſeitige Zerfleiſchung der Familienmitglieder iſt wahrhaft entſetzlich, eine ſolche ſociale Hundekomödie iſt unerhört. Dergleichen iſt als Gegenwart wie als Zukunft falſch, wir bedauern Jeden, der ſo häßliche Träume hat, iſt es ein Poet, der ſeine hypochondriſchen Träume für Lebensgemälde ausgibt, ſo zerſchlagen wir ihm ohne Schonung dieſe falſchen Bilder. — Man hat über die Zukunft, der unſere Gegenwart den Arm bietet, ſchon viel Trübes ausgeklügelt. Niebuhr's umflorte Ahnungen gingen auf eine Demoraliſation der germaniſchen Völkerwelt, der kluge Schleiermacher wurde weich und traurig, wenn er ſich die Zukunft dachte, wo man vergeblich nach den Tugenden des Familienlebens fragen würde. Aber die Jugend hat uns bisher noch immer vor den Hypochondrien des Alters gerettet, Anaſtaſius Grün malt uns als Zukunft ſogar einen goldenen Frieden, eine Verſöhnung der aufgeſtörten Elemente, eine Vereinigung aller Kräfte zum Heil der kommenden Geſchlechter. Und in der That, wenn wir eine neue ſociale Ordnung anſtreben, ſo kann es nur das Einfachſte, das Geſundeſte, es kann nur eine klare Wiedergeburt der Natur ſein, was wir in's Auge zu faſſen haben. Die harmloſe Kraft der ewig guten, von Uranfang liebevollen Menſchennatur, dieſe Urſprünglichkeit, die von der Gewalt des Herkommens, vom Fluch der Satzung niedergehalten wurde, dieſe zeichne uns der Poet, wenn er der Zeit aufhelfen, der Menſchheit den Glauben an das Menſchliche erhalten und erfriſchen will. Solche armſelige Barbareien der Kinder gegen die Eltern erfinde uns der Dichter nicht in ſo engen Kreiſen der ſocialen Gewöhnlichkeit. Hat er den Drang, dies Unglück, dieſe Empörung der Jugend gegen das Alter zu ſchildern, ſo gehe er hinaus in die Weltgeſchichte und male es als eine Tragödie des Menſchengeſchicks im Gewühl der Völkerrevolution, wo ein großer Gedanke die Perſönlichkeiten zwingt, die kleinen Freuden des Lebens in die Schanze zu ſchlagen, um auf Gräbern den Thron eines neuen Jahrhunderts zu eröffnen.

1839.

Willkomm hat einen eigenen Trieb, die kleinen Züge der Myſtik des Naturlebens zu belauſchen. Man erinnert ſich ſeines »Geiſterfühlers«, wo ſich dieſe Richtung zu breit machte; aber auch im Drama »Erich« ſchilderte er, wenn mir recht iſt, einen Geiſtesirren, der eine Art Heimchenfängerei treibt. In ſeiner Skizze: »der Seher des Todes«, macht ſich dies Element der Willkomm'ſchen Muſe vorherrſchend geltend. Die Skizze gehört in die Reihe ſeiner böhmiſch-lauſitzer Grenzbilder, und gibt eine Parallele zu der ſchottiſchen Sage vom »zweiten Geſicht«. Im Belauſchen ſolcher kleinen geheimen Falten des Naturlebens zeigt Willkomm, wie geſagt, viel Talent. Die Beziehung der Menſchen zu einander zeichnet er weit weniger ſicher, als den Rapport zwiſchen Seele und Natur. So hat er hier ſeinem Uhrmacher, der die Gabe, den Tod überall zu wittern, in ſich cultivirt, einen profan orthoderen Alltagsmenſchen an die Seite geſtellt, aus deſſen Widerſpruch weder eine erkleckliche Logik, noch die bezweckte poetiſche Wirkung hervorgeht. Die Unterhaltung zwiſchen beiden verwiſcht mehr das Thema, als daß uns die Gegenſätze beider Naturen klar herausträten. Der Widerpart des Myſtikers mußte ein radicaler Skeptiker ſein, der durch die Wendung der Ereigniſſe plötzlich erſchüttert, über ſeinen Zweifel an dem geheimen Ineinanderweben räthſelhafter Einwirkungen zwiſchen Natur- und Seelenleben ſelbſt irre wird. So hätte ſich die Skizze dialektiſch und poetiſch gehoben und gelöſt.

1840.

Byron, dieſen dämoniſchen Menſchen mit der großen Lyrik im Herzen, im Roman darzuſtellen, könnte nach erſtem Bedenken als ein Wagniß ungewöhnlicher Art erſcheinen. Inzwiſchen durften ſich vielleicht nicht geringere Bedenklichkeiten erheben, um William Shakſpeare, den dramatiſchen Heros mit der tiefen Stille ſeiner ſimplen Perſönlichkeit, im Roman figuriren zu laſſen, und Heinrich Koenig hat die Perſon des großen Dichters ſo glänzend und ſinnig novelliſtiſch in Scene geſetzt, daß wir in dieſer epiſchen Vermittelung des Romans des Dichters Wollen und Streben, William's dichteriſche Eigenheiten, Marimen und Stimmungen zu vollen Erlebniſſen des Menſchen erwachſen ſehen, ſo daß ſein inneres Leben an ſeinem äußeren klar wird. Die moderne Novelliſtik hat ſich nun einmal zum Ziel geſetzt, all unſer Wiſſen und Fühlen als Erlebniß hinzuſtellen. Der Novelliſt Byron's hat für ſein Thema dieſelbe Aufgabe. Stößt er hier auf eine unſäglich ſchwimmende Gefühlswelt in ſeinem Helden, wodurch ihm allerdings eine bedeutende Schwierigkeit erwächſt, ſo entſchädigt ihn dafür der glänzende Reichthum an Geſtalten, in deren Wirbelkreis ſich ſein Held mit dem Blutdurſt der Genußſucht ſtürzte, und der mannigfachſte Wechſel in äußerer Staffage, die bedeutſamſten Localitäten in den Zuſtänden unſeres Jahrhunderts nehmen den Lord wie einen Liebling auf, als wollten ſie ihn mit Schätzen überladen und ertödten. Byron als Jüngling auf Newſtead-Abtei, in deren Nähe ſeine erſte Blume im Morgenglanz der Liebe blüht, — welch' ein Stoff zu einer balladenhaften Novelle! Byron mit dem erſten Todesſchmerz in der Seele, mit dem erſten tödtlichen Überdruß am Occident, auf den Boden des Orients verſetzt, — welche Situationen, um das metaphyſiſch zernagte, durch die Coquetterien der Geſellſchaftszuſtände unterwühlte Europa mit der geſunden Üppigkeit des Morgenlandes in Gegenſatz zu ſtellen. Byron in London, in einer Ehe ohne Liebe, in der Geſellſchaft, die dem Genie den Boden des Daſeins heimlich untergräbt, wäre ſchon allein Stoff genug für einen modernen Roman. Byron in Venedig, wo er ſeinen »Don Juan« erſt lebt, um ihn zu ſchreiben, — welch' Thema für den Pinſel eines Heinſe-Ardinghello! Ferner in Ravenna, als Carbonaro, in die politiſchen Gedankenſtoffe des Jahrhunderts getaucht, während er an der Seite der Gräfin Guiccioli zum erſten Male wieder vom Gefühl der Heiligkeit der Liebe beglückt wird! In dieſem Umgange adelt ſich ſeine Leidenſchaft wieder und ein großer Weltzuſammenhang in jener politiſchen Verbindung läßt den dämoniſchen Jünglingsſchwärmer zum Manne ſeines Jahrhunderts reifen, als welcher er, nach abermaligem Schiffbruch aller ſeiner Pläne und Gefühle, in Griechenland den Heldentod ſucht und findet. Trotz der Unfaßlichkeit ſeiner innern Geſtalt, weil ſie weder fertiger Charakter, noch geſchloſſene Intelligenz iſt, und von der Lyrik der Stimmungen auf- und abgetragen wird, kann Byron mit der äußerſt pikanten Färbung ſeiner Miſchung von Fauſt und Don Juan ſehr wohl als ein auserwählter Vertreter ſeines Jahrhunderts genommen werden. Der Apparat zu ſeinem Lebensgemälde iſt, wie geſagt, eher überreich, die Staffage kann dem Biographen nicht glücklicher geboten werden, und wenn ſeine Perſon uns zu nahe ſteht, um ſie uns objectiv zu machen, ſo iſt doch der Boden, auf dem er erſcheint, London, Venedig, Griechenland, fern genug und in eine Romantik geſtellt, die der Erfindung des Poeten alle Möglichkeit bietet, um die Fäden ganz frei und ſelbſtſtändig zu knüpfen. Kurz, der Stoff iſt der üppigſte, auf den die Novelliſtik ſtoßen kann, obſchon das Gefühlsleben eines dämoniſchen Lyrikers nicht leicht plaſtiſch zu machen iſt. Der Roman, der dies unternimmt, muß um deſto mehr die Gruppirung um die Figur des Helden feſt, ſicher und wirklichkeitsvoll geſtalten. An der Umgebung, an den Wirkungen auf Andere, muß Byron's Weſen klar werden, ſo wie Fauſt, der immer auch mehr ein Inbegriff von Ideen iſt, uns erſt an Gretchens lebensvoller Wirklichkeit zur individuellen Perſon wird. An Byron's Herzen lag mehr als Ein Gretchen, eine ganze Galerie von Frauengeſtalten umgab, bald enger, bald in weitern Kreiſen, den ſeltenen Mann, den ſich die Dämonen und die Grazien zum Liebling erwählten. Jene Mary zunächſt, der »Morgenſtern von Annesleyhall,« der ſeinem Jugendherzen leuchtete; in Albanien griechiſche Geſtalten, die er ſich aus dem Gewühl eines abenteuervollen Lebens eroberte, in Venedig jene wunderbare Fornarina, die Gräfin Thereſe Guiccioli. Gelingt die Zeichnung dieſer Weiblichkeiten, weiß uns die Romandichtung die Lieblingsneigungen dieſer ſehr verſchiedenartig geſtalteten Individualitäten zu wahrhaften Erlebniſſen zu machen, ſo wird auch Byron's Natur damit zur plaſtiſchen Perſon, und die Schwierigkeit, aus den gähnenden Elementen ſeines Fühlens, Denkens und Wollens eine wirkliche Geſtalt heraufzubeſchwören, iſt überwunden. — Wie hat nun Willkomm ſich in dieſem überreichen Stoff zurecht gefunden? Koenig wählte ſich aus Shakſpeare's Lebensaltern den Moment ſeiner blühenden Manneskraft, die Stufe ſeines vollen Glücks als Menſch und Dichter, wo ſich ihm eine Geſtalt entgegendrängt, aus deren Neigung ihm die üppige Luſt ſeiner Komödien erwächſt; das Zeitalter ſteht dann in trefflichen Gruppen um ihn. Auch Meiſter Tieck zeichnete den Dichterheros in beſtimmt geſchloſſenen Momenten, auf der Stufe des Kindes, auf der Stufe des erſten ſcheuen Jünglingsalters. In einem andern Meiſterwerke, wo er ebenfalls ein großes Dichterleben zum Thema nahm, gab er die letzten Entwickelungen der poetiſchen Perſönlichkeit, faßte Camoens auf der abſteigenden Lebenslinie und recapitulirte, was aus ſeinen frühern Schickſalen zur Ergänzung des vollen Gemäldes diente. Weder Tieck noch Koenig hat ſeinen Helden in allen Lebensmomenten hinter einander aufzufaſſen verſucht, und dieſe Selbſtbeſchränkung iſt künſtleriſche Weisheit. Willkomm hat das Schwerere unternommen, er hat ſeinen Helden in fortgeſetzt laufender Lebenslinie von Anfang bis zu Ende feſthalten wollen und ſeine Darſtellung Byron's iſt eine Biographie geworden, an der nicht blos der Leſer, auch der Pinſel des Darſtellers ſichtlich ermüdete. Die erſte Novelle iſt ein ſchönes Novellenbild, Byron als Knabe iſt als beginnende Geſtalt ſehr gelungen, Mary iſt eine Individualität, das Verhältniß beider in ihren Stimmungen zu einander iſt von dem Erzähler als ein wirkliches Erlebniß hingeſtellt. Sämmtliche übrigen Beziehungen Byron's zu den oben genannten weiblichen Figuren ſind von Willkomm nur berichtet, wie der Biograph, wenn er ſich zugleich Raiſonnement erlaubt, es zu liefern weiß. Selbſt wo ſich Ungeheures ergibt, wo jene Fornarina, von Liebesqual gefoltert, ſich in den Canal ſtürzt, überſteigt die Darſtellung nicht das Maß des Berichterſtattens. Die pikanteſten Männerfiguren, Shelley, Fletcher, Ali Paſcha, Trelawney, ſind höchſtens Silhouetten, keine Ölbilder. Hierin liegt der Unterſchied zwiſchen dem, was der Biograph, und was der Romandichter zu liefern hat. Ich läugne nicht das Verdienſt breiter biographiſcher Mittheilungen aus dem Seelenleben, ſomit läugne ich auch nicht das Verdienſt der Willkomm'ſchen Arbeit um Byron's Verhältniſſe und Zuſtände; aber es kommt darauf an, ſich klar zu machen, was der Roman kann und ſoll. Wer Willkomm's ſehr glückliche »Grenzwanderungen« liebgewann, kennt ihn hier nicht wieder. In jenen kleinen Bildern iſt oft ſo viel Emſigkeit im Einzelnen, ſo viel ſorgfältige Stetigkeit, um eine Anſicht an der

Thatſache, nicht im Raiſonnement, ſondern als Ereigniß hinzuſtellen; in dem großen Dichterleben dagegen eine Flüchtigkeit, die über die ſchönſten gegebenen Situationen hinwegeilt, von Punct zu Punct ſchweift, ohne den Werth eines großen Menſchenlebens an irgend einer Stelle zu begreifen, ohne die Aufgabe der Kunſt zu erledigen, die ſelbſt an einem Steine ſo lange mit den Lippen hängt, bis er als fertige Geſtalt vom Poſtamente ſteigt und von ſeinem Daſein lebendiges Zeugniß gibt. Ich muß es als verfehlte Manier bezeichnen, ſeinen Helden wie auf der Reiſe zu begleiten, ihn blos zu beobachten, ſtatt ihn zu ſchaffen und ſelbſtkräftig ſich ſelbſt vertreten zu laſſen. Hieraus erwächſt eine Monotonie, der ſich auch die rüſtigſte Darſtellungskraft nicht entwinden könnte.

1811.

Willkomm's Heimath iſt die Grenze zwiſchen Sachſen und Böhmen. Dort iſt Willkomm Herr aller Elemente, wie ſeine »Grenzwanderungen« bekunden, die offenbar das Beſte ſind, was ſeine phantaſiereiche Feder leiſtete. Er gehört auch als Poet einer Grenze an, der Grenze zwiſchen Wachen und Träumen. Darum iſt er an Mährchen productiv. Seine Mährchenpoeſie athmet aber keine Feen-, keine Elfenluft, ſie iſt meiſtens eine unerquickliche, geſpenſtiſche Koboldwelt, wie ſie die halbböhmiſche Gebirgsnatur ſeiner Heimath erzeugen mag. Nächſt dieſer Grenze, wo das Wachſein von einer hereinragenden Geiſterwelt beſchattet wird, liebt unſer Autor auch das ſomnambule Element in den Krankheitsſtoffen des menſchlichen Gemüthes. Was ſich in ſeinem »Traumdeuter« als Beitrag zu Juſtinus Kerner's und Eſchenmayer's Krankenliteratur der deutſchen Gemüthswelt vorfindet, iſt zwar weder Neues noch Überraſchendes, gehört aber weſentlich dieſer unſichern Sphäre an, obſchon hier bei Willkomm das klare Bewußtſein im Kampfe mit den Elementargeiſtern des menſchlichen Naturlebens ſich tapfer wehrt und ſperrt. Um dieſen Kampf handelt es ſich im Roman. Das Thema iſt bedeutend, weniger die Geſtalten, die es als lebendige Menſchen durchführen ſollen. Der Prälat iſt mehr Schwätzer als Denker oder Schwärmer; er überzeugt in einer großen Scene ſeine Zuhörer von der Macht der Träume, weil es dieſen an Esprit fehlt, ihn zu widerlegen; der Leſer bleibt kalt und unergriffen. In der Zeichnung des Baron Otto vermiſſen wir das Geſchick, eine Figur aus der Geſellſchaft richtig hinzuſtellen. Die Frauen ſind zu wenig wirkliche Weſen. Die Art und Weiſe, wie z. B. Roſalie und der Prälat ſich zu einander ſtellen, iſt durchaus unwahr. Sennenbinder, ein curioſer Gebirgsmenſch, iſt dem Dichter eigenthümlich. Man vermuthet freilich nach dem, wie er ſich ankündigt, ein bedeutenderes dämoniſches Element in ihm; der Autor täuſcht uns, indem er uns einen Mephiſtopheles wittern läßt, ergötzt uns aber doch mit ſeinem wunderlichen Kauz. — Sehr glücklich ſind die Partien des Buches, wo der Autor über ſein Thema, das halbwache Traumleben der Seele, reflectirt; hier iſt auch Willkomm's Sprache bedeutend, ſeine mitunter etwas loſe und lockere Proſa hebt ſich, ſchließt ſich und iſt hier vom warmen Hauch poetiſcher Stimmung beſeelt.

* * *

10.

A. von Sternberg.

1839.

Schriftſtellernde Frauen geben in ihren Büchern nichts weiter als eine Meinung des Herzens. A. v. Sternberg iſt in der Literatur eine Meinung der Geſellſchaft. In ſeinen Novellen producirt ſich weder ausſchließlich das Talent mit ſeinen neuen Entwürfen, noch gibt ein Charakter ſein Glaubensbekenntniß, noch eifert ein Prieſter, um ſeine Religion zu verkünden. Alles das liegt verſteckt im Autor Sternberg, aber dieſe Elemente kommen nicht frei zur Entfaltung, ſo wie es im Salon zum Ton gehört, alle frei erſchloſſene Individualität, die der Charakter oder ein Talent, ein religiöſes Gefühl, oder ein politiſches Wiſſen ausgeprägt hat, mäßig abzudämpfen, um das bequeme Niveau des Verkehrs nicht aufzuheben. Es würden nur Capricen ſein, die A. v. Sternberg verführen könnten, als einzelne Geſtalt ſich feſter zu beſtimmen, und die Function aufzugeben, Organ für eine Sphäre der Geſellſchaft zu ſein. Die Wahrnehmung kann nicht entgehen, daß das Talent von heute ganz anders zur Welt ſteht, als in früheren Literaturepochen. Damals gab es eine Literatur großer Einzelheiten, Offenbarungen großer Einſamkeiten, an denen ſich eine Gemeinde heranbildete. Heutzutage muß das Talent weit mehr der Welt dienen, und hat nur Geltung, je nachdem es für dieſe oder jene Lebenselemente Organ iſt. Denn ſo weit iſt die Geſellſchaft bereits, ihre literariſchen Abgeordneten zu haben. Eine Menge ſchreibender Federn ſind nur ſo zu betrachten, indem man wahrnimmt, daß eben das Publicum ſelbſt literariſch wurde, und die allgemeine Bildung auch die Befähigung und die Berechtigung zu öffentlicher Mittheilung allgemein erlangt hat. Dazu kommt, daß die höhere Geſellſchaft von heute nicht blos die Mode hat, geiſtvoll zu ſein, wie Herr v. Sternberg in ſeinem »Kallenfels« einmal hinwirft, ſondern das Bedürfniß, die Nothwendigkeit fühlt, ſich mit den Stoffen des drängenden Lebens zu füllen. Der Begriff der Vornehmheit iſt lächerlich geworden, wenn er nicht über die Mächte der Gefühlswelt zu verfügen weiß, die Schätze des Geiſtes nicht ſein eigen nennt, für die große Sache des Lebens nicht empfänglich iſt. Ganz klar ſteht das leider nicht geſchrieben in A. v. Sternberg's Schriften, aber ſein literariſches Ich bewegt ſich doch im Luftzuge dieſer Ergebniſſe und äußerlich auf einem Boden, der lange Zeit hindurch die auserleſenſte Werkſtätte der deutſchen Geiſter war, und gegen deſſen poetiſchen Höhepunct Berlin und Wien bei ihren mehr wiſſenſchaftlichen, geſchichtlichen und zugleich eitel weltlichen Anforderungen lange Zeit zurückſtanden. Einen Schritt im Bewußtſein weiter, und der Autor Sternberg würde ſelbſt den Begriff des Adels anders conſtruiren. Ein Herr v. Armin vertritt in ſeinem »Kallenfels« die Nothwendigkeit der Ariſtokratie, kann ſie aber nur in den öſterreichiſchen Zuſtänden möglich finden, weil hier das Privilegium auch äußerlich der Bevorzugung zu Hülfe kommt, während in Niederdeutſchland kein Adel mehr vorhanden ſei. Ich weiß nicht, ob man das ſagen kann. Wenigſtens iſt Ariſtokratie in Niederdeutſchland, im Adel, der auf die Bedürfniſſe des modernen Staates einging. Allerdings iſt der Landadel heruntergedrückt, ſeit Aufhebung der Steuerloſigkeit und ſeitdem der Kaufmann und Fabrikherr den Gutsbeſitzer überflügelt. Was als Junkerthum übrig blieb, iſt ohnmächtig. Der Adel iſt verloren und vernichtet, ſobald er ſich in den neuen Lebenselementen nicht geltend zu machen weiß. In Preußen iſt er militairiſch oder büreaukratiſch, er geht in das Bedürfniß des Staatslebens ein und hat freilich aufgehört, Adel von ehedem zu ſein. Und es gibt noch eine feinere Seite eines modernen Adels. Dieſe beſteht darin, ſich die Blüthe der Cultur in ſocialer und künſtleriſcher Hinſicht zu eigen zu machen, ſei es genießend oder ſelbſtthätig. Genießend iſt man ein Mäcen, muß dann aber begütert; ſelbſtthätig muß man ein Talent ſein. Aber Kunſt und Wiſſenſchaft ſind in der That ein Rettungsarm für den Adel. Ob die Stoffe, mit denen ſich der Adel befaßt, abſolut gewinnen? Sie gewinnen ſoviel, als ſie einbüßen unter ſeinen, verwöhnten Händen. Darüber läßt ſich ſtreiten. Aber der Adel kann nur dabei gewinnen, und er gewinnt das Höchſte dabei, nämlich er rettet ſein Leben, wenn er mitten im zerfallenden Glanz ſeines alten Herkommens ſich mit den ewig jugendlichen Mächten des Lebens verbrüdert. Alexander v. Humboldt, Rumohr, Auersperg und viele Intelligenzen und Talente von alter Familie haben Kunſt und Wiſſenſchaft bereichert; Baron Rumohr ging in ſeinem Eifer für die Kunſt ſogar ſo weit, das intereſſante Stück »Ahnenſtolz in der Küche« aufzuführen; aber noch mehr als Kunſt und Wiſſenſchaft iſt ihnen der Adel ſelbſt verpflichtet, ſie haben durch dieſen Umgang mit Kunſt und Wiſſenſchaft den Adel von heute — erſt geadelt, wenigſtens in einen neuen Adelsſtand erhoben, der neben den materiellen Mächten des Geiſtes lediglich gilt. In dieſem Sinne, muß man ſagen, iſt A. v. Sternberg noch nicht adelig genug. Er eifert gegen die Macht des Geldes, aber er eifert nicht genug für die Macht des Geiſtes, für dieſe einzige Ariſtokratie der Zeit. Er iſt der Schriftſteller der Capricen ſeines Standes, der Vertreter der ariſtokratiſchen Mode, der Repräſentant des vornehmen Comforts. Dieſer Comfort iſt in ſeinen ſocialen Novellen mit Sorgfalt und Liebe entfaltet, aber das größte Vorrecht des Adels, das in der freieſten Herausbildung der Perſönlichkeit beſteht, iſt hier zu wenig vertreten. Dies Element der Ariſtokratie iſt aber nur haltbar, wenn es ſich ganz in die Strömungen der Zeit getaucht hat. — Was im Roman »Kallenfels« den Roman ſelbſt betrifft, ſo ſteht er wohl an Charakteriſtik und Erfindung der »Galathee« und der »Pſyche« nach.*) Die Maximen der Geſellſchaft ſind mit gleicher Virtuoſität wie früher dargelegt; manche Partien ſind ſehr flüchtig und willkürlich geſchrieben, wenn auch nicht ohne die Grazie jener liebenswürdigen Nachläſſigkeit, womit man ſich in's Sopha wirft.

---

*) S. die Briefe über den deutſchen Styl.

1840.

»St. Sylvan« iſt ein Roman in Form von Bekenntniſſen, indem der Held deſſelben einem ſpätern Jahrhundert über ſich und ſein Zeitalter beichtet. Der Memoiren-Roman dieſer Art muß als eine höchſt glückliche Gattung bezeichnet werden. Er hilft der Geſchichte nach, indem er die hiſtoriſche Thatſache als pſychologiſche Möglichkeit erläutert, die kleinen Züge am Jahrhundert ergänzt, um für die großen Geſtalten Zufall und Schickſal gegen einander auszugleichen und die Erſcheinungen eines Zeitalters als menſchliche Erlebniſſe begreiflich zu machen. Indem die Dichtung in dieſem Fall blos Berichterſtattung oder Ausfüllſel und Lückenbuße zu ſein ſcheint, hat der Poet hier doch die Functionen des feinſten Pſychologen, den glücklichſten und dankbarſten Spielraum als Portraitmaler, und vermag, wenn er nicht an der hiſtoriſchen Größe feig und zaghaft vorbeiſchleicht, die größten Aufgaben der Geſchichtſchreibung zu erledigen. — Im Roman »Saint-Sylvan« ſchreibt ein Greis die Geſchichte ſeines Lebens, der den Wendepunct des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts und das letztere bis über deſſen Mitte hinaus (den ſiebenjährigen Krieg) kennen lernte. Als Sohn eines proteſtantiſch ſächſiſchen Grafenhauſes wird er in idylliſcher Stille bei einem Landpaſtor erzogen. Dort entwickeln ſich die gemüthlich germaniſchen Regungen, ſeine Schwärmerei und ſeine ſentimentale Glückſeligkeitsluſt. Im Schloß ſeines Vaters, der ſich noch in der eiſengeſchienten Grandezza der mehr ſpaniſchen Mode gefällt, wird er mit dem Ceremoniell des mittelalterlichen Rococo in die Stammreihe ſeines Hauſes aufgenommen. Sein Vater bringt ihn an den dresdener Hof und hier überfluthet ihn denn der parfümirte Strom des franzöſiſchen Modegeiſtes, der Eſprit und die Frivolität des Zeitalters von Louis Quatorze. Der Gegenſatz der beiden Herren vom Lande, Vater und Sohn, dieſer Gegenſatz des damals alten und damals modernen Lebens iſt im erſten Bande vortrefflich feſtgehalten. Mit gleicher Virtuoſität iſt der Hof ſelbſt geſchildert, die Soupers bei der Gräfin Koſel, das Trinkgelag des Königs mit einer Auswahl burlesker Figuren aus Polen und Sachſen, die Toilette der Zeit, der Comfort des damaligen Wohllebens, die grenzenloſe Verwahrloſung aller innern Lebensgüter, der parfümirte Sumpf der Wolluſt, und dicht daneben einzelne einſiedleriſche Naturen, die gleichſam im Schilf verſteckt am Ufer ſitzen und in dieſem Unglück grenzenloſer Verlorenheit nach einem Halt im Gedankenleben ſuchen; — das Alles iſt vom Autor nicht blos richtig gefühlt, nicht blos bekenntnißartig ausgeſprochen, ſondern lebendig in Ereigniſſen und mit dem friſchen Eindruck erlebter Tagesbegebenheiten hingeſtellt. Muſterhaft iſt beſonders im erſten Bande die Art und Weiſe des damaligen Reiſens anſchaulich gemacht. Die Erſcheinung des preußiſchen Königs Friedrich Wilhelm am Hofe zu Dresden iſt zu flüchtig ſkizzirt, wie denn Alles nur leicht und raſch kommt und geht, obſchon überall graziöſe Bewegung und bei aller Vorliebe für den Menuettſchritt der Etiquette ein kluges Zuſammenhalten der Figuren erſichtlich. Das Alles betrifft den erſten Band, der zu dem Beſten gehört, was A. von Sternberg ſchrieb. Der zweite iſt fabrikartig gemacht. Das Thema, Schilderung des siècle de Louis XV. in Deutſchland, wird verfolgt, der Held gibt Bericht über die geiſtlichen Fürſtenhöfe in Bamberg und in Trier, verliert jedoch über die Nebendinge ſich und ſein Jahrhundert, über die Toilette des Zeitalters die Seele deſſelben, über lüſterne Boudoirgeſchichten die heranrückende hiſtoriſche Größe des Jahrhunderts. Über Friedrich den Großen wird nur nebenher berichtet, die ſchleſiſchen Kriege werden kaum für das Intereſſe des Zeitungsleſers genügend aufgeführt, der Verfaſſer begnügt ſich, in der Geſtalt des ſächſiſchen Grafen Dohna dieſen Widerſpruch alter Anhänglichkeit an die Rococozeit und an das neue Jahrhundert Friedrich's matt und ſchlaff hinzuſtellen. Es iſt als wäre des Autors Feder in der Schilderung der eitlen Liebeshändel an den Höfen der geiſtlichen Fürſten ganz abgenutzt und der in ſchwächliche Frivolität getauchte Pinſel untauglich geworden, ſich moraliſch zu waffnen, um einem höheren Dienſte obzuliegen. Dieſe grenzenloſe Ermattung des Buches iſt beklagenswerth und auffällig, ſelbſt wenn man ſich gewöhnt hat, in des Autors Schriften nie etwas Ganzes, das in ſich feſtgehalten wäre, finden zu wollen. Auch erweiſt ſich im zweiten Bande der Romanfaden ſelbſt als ein leichtfertig angelegter, der ſich ohne ganz widerſinnige Leichtfertigkeit gar nicht fortführen ließ. Die Geheimnißkrämerei, die ſich auf die

Schwärmerei des Jugendfreundes gründet, iſt eine lächerliche Grimaſſe, die auf keine Weiſe als Romanfaden gerechtfertigt erſcheint. Der zweite Band des Buches iſt eine dürftige Übereilung; auch das Raiſonnement des Autors wird flach, und die Bekenntniſſe des Greiſes arten in Kammerdienerconfeſſionen aus, die ſich mit dem Gewöhnlichſten begnügen.

1841.

A. von Sternberg hat den Vortheil und den Nachtheil, ganz Product der excluſiven Geſellſchaft zu ſein; ihr gehört er, um plebejiſch zu ſprechen, mit Haut und Haaren an. Daß der Lebensgeiſt dieſer Sphäre für die Geſtaltung der großen und allgemeinen Proceſſe machtlos geworden iſt, kann man dreiſt einräumen, ohne doch aufzuhören, in dieſem Gebiete die Ergebniſſe der comfortablen Bildung, wo nicht mit Vorliebe, doch mit Eifer zu beachten. Stimmungen in ihrem Verlaufe richtig in Anſchlag zu bringen, iſt immer von großem Intereſſe. Haben ſie ein Talent zum ungeſuchten Organ, das die Reize des poetiſchen Behagens kennt, ſo werden ſie in ihrem literariſchen Ausſpruche ſogar wichtig. Dieſe Wichtigkeit haben Sternberg's Erzeugniſſe, ſie ſind Memoiren der bevorzugten Geſellſchaft; was geiſtreiche Gewandtheit, was Parfüm, was Miſère an ihnen iſt, fällt dieſer zur Laſt; der Hauch von Poeſie, der ſeine Darſtellungen auf Momente begeiſtet, ſo daß ſie mehr als bloße Copien der Wirklichkeit ſind, kommt allerdings dem ſchaffenden Talente zu gute, und daß Sternberg in der Welt des Salons ein Dichter iſt, wird wohl keine Kritik widerlegen können. — Zu den eigenthümlichen Launen dieſes Autors gehört in den raiſonnirenden Partien ſeiner Bücher der dictatoriſche Ausſpruch, die darſtellende Thätigkeit poetiſcher und künſtleriſcher Kräfte müſſe die Welt erheitern, abſolut erheitern. Dieſem Hange gegenüber erſcheint das Streben, Kunſt und Poeſie ſollte coute qui coute nichts als Wahrheit geben, vielleicht nur als demokratiſche Unbeholfenheit. Hierüber iſt nicht zu rechten. Seltſam iſt nur, daß auf jeder Seite, wo ſich der Drang nach Heiterkeit faſt wie verzweifelte Zerſtreuungsluſt zum Ausſpruch bringt, ſich eine wahrhaft beängſtigende Melancholie einſchleicht. Dies iſt ein Symptom der Geſellſchaft. Die lähmendſte Gewalt dieſer Stimmung, das Gelüſt zum Selbſtmorde, iſt im Roman »Georgette« das Thema. Es erſcheint hier nicht als Ergebniß der denkenden Hamletsgrübelei; was aus Patrik's, des Helden, Tagebuch hier mitgetheilt wird, ſind zwar Accorde zu dieſer Muſik des in ſich ſelbſt verlorenen Denkens, das über Gott und Welt zuſammenbricht und den eigenen Fallſtricken erliegt, aber ausgedacht und ausgelebt wie im »Werther« iſt dies Thema hier nicht, das Gelüſt zum freiwilligen Enden iſt vielmehr als nervöſe Stimmung genommen, als Familienerbtheil, als Spleen, als Ergebniß des parfümirten Müſſigganges. Dieſe furchtbarſte Art der Selbſtzerſtörungsluſt tritt in dieſem Romane auf, es ſind nicht Geiſter, mit denen ſich kämpfen ließe, es ſind höhniſche Geſpenſter, von denen man ſich mit Gründen ſagt, ſie ſind nicht, und deren Daſein doch in ihren Wirkungen eben als Stimmung erſichtlich wird. Für jedes Mitglied in Lord Palmſion's Familie wird mit dem dreißigſten Jahre dieſer geſpenſtiſche Glaube eine tödtliche Krankheit, und ſteigert ſich dämoniſch als endlicher Entſchluß, den Qualen des ungewiß dauernden Leidens durch raſchen Entſchluß zu entgehen. Selbſt das Datum ſteht in der Familie feſt, wo dieſe Manie als That zum entſcheidenden Durchbruch kommt. Mit dieſem Geſpenſte, das die Seele des Leidenden durchſchauert, ringt nun eine kleine Mädchenſeele, ein deutſches Kind, das der Lord auf dem Continent ſich zum Spielzeuge heranzog. Georgette folgt dem Manne, ſie bietet allen despotiſchen Verſuchen, ſie bei Seite zu ſchleudern, Trotz, ſie hängt ſich, wie das Mädchen in der irländiſchen Sage vom Phokah, feſt an ſein Herz, und will eher mit ihm zu Grunde gehen, als ihn an ſein Schickſal preisgeben. Wie die Kleine aus der leichtſinnigen Dirne langſam zum ebenbürtigen Geſchöpf erwächſt, beichtet ſie in den Bekenntniſſen, wie denn die ganze Entwickelung des Romans in brieflicher Form geſchieht. Zu der großen Scene zwiſchen beiden iſt Alles Vorbereitung; ſie erledigt auch die eigentliche Poeſie des Romans, der ſonſt weiter nichts an Geſtalten oder Intereſſen bietet. Die wahnwitzige Irländerin, welche in beiden Lords, Vater und Sohn, den Entſchluß zum Selbſtmorde erhärtet und das Feuer der Krankheit ſchürt, iſt eine unklar gebliebene, verfehlte Geſtalt. Was zur Couliſſe des Themas gehört, und die Lebensluft, in der es athmet, iſt mit vielem Glück und mit einer gewiſſen intimen Kenntniß dieſer Gemüthszuſtände ausgemalt, wie ſie nur einem wirklichen Dichter eigen ſein kann.

1842.

Die große Fruchtbarkeit der Sternberg'ſchen Muſe wird zum Theil durch die Flüchtigkeit ſeiner Schöpfungen erklärt. Aber dieſe ſeine Flüchtigkeit hat viel Grazie, viel Geſchmack, die Reize des Salons, die Virtuoſität einer excluſiven Geſellſchaft von heute, der es keineswegs mehr geſtattet iſt, den Charakter ihrer Ausſchließlichkeit orthodox feſtzuhalten. Dem Inhalte nach iſt dieſe bevorzugte Bildung aufgehoben, weil ſie ſich an die Stoffe des ganzen vollen Lebens hingibt; nur in den Formen behütet ſie ſich noch, und zu ihren Formen, falls ſie novelliſtiſche Sprache gewinnt, gehört es eben, flüchtig, aber amüſant und mit Grazie nachläſſig zu ſein. A. von Sternberg's Novelliſtik hat eine ganze Galerie von Darſtellungen geliefert, in denen vielleicht bereits alle Themata der Gegenwart herangezogen ſind. In ſeinem neueſten Romane »der Miſſionair« iſt das Thema ſogar ein religiöſes, natürlich nicht mit pietiſtiſchen Sympathien, ſondern vom Standpuncte der freien Weltbildung aufgefaßt. Der erſte Abſchnitt dieſer Lebensgeſchichte eines Miſſionairs führt uns nach Herrnhut. Man kennt den Grafen Zinzendorf aus Steffen's Romantik, aus Varnhagen's Biographie. Hier ſind die Nachwirkungen ſeines Lebens, die Zuſtände ſeiner Gemeinde kurz nach ſeinem Tode aufgenommen. Auf ſeinem Sterbebette hatte er eine ſeiner Töchter, Barbara, zur Nachfolge in der Herrſchaft über die Brüder beſtimmt, aber Barbara heißen ſie alle drei. Man hält Sitzungen und berathet ſich, endlich entſchließt man ſich, die verwitwete Gräfin Bruce, Eliſabeth Barbara, ob ſie ſchon in dem Getriebe des frivolen Weltlebens aus aller Verbindung mit den Ideen des Heilandsgrafen verloren gegangen, aus Paris zu berufen. Die Weltdame kommt mit ihrem Gefolge zu Herrnhut an. Wir werden geſtehen, daß hier Sternberg's Feder ſich ein pikantes Feld aufgefunden; dieſer Widerſtreit zwiſchen den Elementen der blaſirten Weltdame und den pedantiſch frommen Grillen der Brüder und Schweſtern zu Herrnhut iſt ganz ein Stoff, für den er die richtigen Farben auf ſeiner Palette hat. Der ganze erſte Abſchnitt des Romans geſtaltet ſich zu dieſer zahmen, aber lebendig und echt menſchlich durchgeführten Parodie des Herrnhuterthums, das freilich auch ſeine gemüthlichen Triumphe feiert, ſeine vortheilhaften Geſtalten entwickelt, ſchließlich aber doch in der Leidenſchaft des jungen Calixt zur Gräſin ſeine gänzliche Niederlage erlebt. Er huldigt den Reizen der Gräſin; noch mehr erliegt er den Einflüſſen des Weltverſtandes, dem Zauber der feinen Lebensluft, die Eliſabeth um ihre Exiſtenz breitet. Die weltliche Geſellſchaft, die ſie aus Paris mitgebracht hat, entwickelt ſich immer mehr mit Geräuſch und Übermuth, zum Ärgerniß der Frommen, und obſchon die Gräſin ſelbſt niemals die in noblen Formen behütete Haltung verliert, ſo fühlt ſie ſich doch zu reich, um in dieſer Enge und Kargheit der Gemeinde ihre Lebensaufgabe zu finden; ſie ſieht in der Geſtaltung der frommen Secte eine Ausartung der Ideen ihres großen Vaters. Calixt iſt ganz und gar willenlos von ihr verſtrickt. Seine Großmutter, die alte ſeltſame Böhmin, drängt ſich eines Abends in den Spielſaal der weltlichen Dame, findet dort den Enkel und gibt ihm und der Gräſin ihren Fluch. Calixt iſt ſeitdem verſchwunden; er irrt in den Wäldern umher, auch innerlich irre an dem Heil ſeiner Seele. Er hat das Loos zur Miſſion nach einer fernen Colonie im Ocean ziehen ſollen, jetzt iſt ſein Herrnhuterglaube mit der Macht der Leidenſchaft in einem Kampfe, der ſein Gemüth verwildert. Die Gräſin iſt ſeit dem Verſchwinden ihres Lieblings ſcheu und ſchüchtern; ſie wandelt gern in der Abendſtille allein in der Gegend um, verirrt ſich und trifft mit Calixt zuſammen. Die Scene eines gegenſeitigen Erguſſes zwiſchen den gequälten Herzen iſt ſehr ſchön. Er ſpricht ſeine volle Verzweiflung über Gott, Welt und menſchliche Wahrheiten aus; ſie, die Weltdame, iſt es, die den Gebeugten wieder aufrichtet, ihm neue Flügel gibt, indem ſie ihn beſchwört, die Sache der Gemeinde nicht zu verlaſſen; im Namen ihres Vaters, der als heiliger Geiſt auf ſeine Pflanzung auf Erden mitleidig herabblicke, beſchwört ſie ihn, das Herrnhuterthum zu weiteren Formen und reicherem Inhalte weiter auszubilden und den ſchönen Kern der Sache für die Saat der Menſchheit nicht ungenutzt liegen zu laſſen. Sie ſchließen einen Bund der Seele, Calixt weiht ſich ihr und wird Miſſionair. — Hiermit ſchließt eigentlich Sternberg's Roman, ſeine Function, ſeine Eigenthümlichkeit iſt mit dieſen Zügen erledigt; was nachfolgt liegt faſt ganz außerhalb ſeiner Sphäre, außerhalb ſeiner Empfindung und Darſtellungsfähigkeit. Calixt geht nach St. Thomas. Er ſieht das Leben der Holländer in Weſtindien, den Zuſtand der Schwarzen; er greift als Lehrer der milden Religion Chriſti helfend und ſühnend ein; Schilderung dieſer Zuſtände, Verſuch, einige Geſtalten in dieſem Conflict zu entwerfen, Alles flüchtig nicht allein, ſondern ſchwach und matt. Die Epiſode vom armen proteſtantiſchen Pfarrer, dem man plötzlich in die Ohren raunt, Chriſtus habe gar nicht gelebt, ſei eine Fiction der Menſchen, und der nun über die Erſchütterung, die ſein ganzes inneres Leben dadurch erfährt, halb wahnſinnig in der Welt herumläuft, um die verlorene Geſtalt des Heilandes wiederzufinden, — dieſer ſchwere Stoff iſt von Sternberg viel zu leicht wie eine Federſkizze hingeworfen. Freilich iſt man vom Verfaſſer ſchon gewohnt, nur Crayonblätter zu erhalten, ſelbſt ſeine Lieblingsfiguren, in deren Luft er ſich wohlgefällig ergeht, werden keine feſten Bilder, er hat nicht Farben genug, um die feinen, aber dünnen Linien ſeiner Stiftführung zu füllen. — Der dritte Abſchnitt führt uns nach Paris. Der Schlund der Revolution iſt geöffnet, das Volk bricht ſchon in Raſerei aus, alles Feſte wankt, vor dem Hohn über die Ruchloſigkeit der alten Menſchenſatzungen kann auch das Heiligſte nicht beſtehen. Sternberg gibt hier wieder kleine Züge, gleichſam aus Liebhaberei dem großen Weltproceſſe abgenommen und abgelauſcht. Sie ſind intereſſant, aber zu dünn und leicht, um an dem gewaltigen Stoffe auch nur eine Seitenpartie zu bezwingen und zu erledigen. Calixt findet Eliſabeth dort wieder. Die Weltdame iſt voll hohen Muthes über die Neugeſtaltung aller Menſchenwelt, während er ſie beſchwört, den Schauplatz zu verlaſſen, wo eine unverſtandene Wildheit aller Zügel baar zu werden droht. In dieſer Scene trennen ſie ſich für immer, ihr Bund iſt gelöſt. Daß Eliſabeth die Hand einem

Manne gab, der ſchon in Herrnhut an ihrer Seite erſchien, hatte den Seelenbund der Liebe zwiſchen beiden nicht geſtört; jetzt aber verkennen ſie ſich, ſie hält ſeine Beſorgniß um das Wohl der Menſchheit für Feigheit, und dies Mißverſtändniß trennt ſie entſchieden. — Der Schluß führt uns wieder nach Herrnhut. Calixt kniet am Grabe der Großmutter, der alten ſtrengen Herrnhuterin, ſagt ſich aber los von den engen Formen der Secte.

11.

Theodor Mügge.

1837.

Mügge's »Vendéerin« iſt eine eben ſo wichtige als intereſſante Erſcheinung. Der Verfaſſer des »Chevalier« geht conſequent auf der Bahn fort, welche der deutſche Roman ſeit dem »Aufruhr in den Cevennen« eingeſchlagen hat. In dieſem glorreichen Werke Tieck's ſahen wir nämlich der Novellenpoeſie ein Feld eröffnet, das der deutſchen Production früher fern geblieben. Die deutſche Muſe gab hiermit das erſte Kunſtwerk im hiſtoriſchen Styl, wie es der romantiſchen Phantaſie und dem pſychologiſchen Tiefſinn deutſcher Geiſtesart eignet. Die zwiſchen den vier Pfählen eingepferchten Familienereigniſſe geſtalteten ſich jetzt zu weltgeſchichtlichen, die nicht mehr dem gewärmten Platz am Ofen angehören, ſondern mit weiten Armen in's offene Leben hinausgreifen. Aus dieſer Richtung erwächſt der Romanpoeſie ein doppeltes Intereſſe: ſie gibt das öffentliche Leben, die großen Strömungen einer Zeitepoche und daneben den Reflex der häuslichen Zuſtände, beides oft im Gegenſatze, oft in Harmonie mit einander. Wie ſich in Familie und Staat eine religiöſe Revolution geſtaltet, dies Gemälde bot der »Aufruhr in den Cevennen.« Steffens' Novellen faſſen gleicherweiſe das geſammte Leben in beſtimmten Zeitſituationen auf. Spindler's ſtürmiſche Gewaltſamkeit brachte es zu keinem epiſchen Kunſtwerke, aber ſeine thatendurſtige Phantaſie trieb die deutſchen Gemüther von Haus und Herd und der Scholle der Familienbeſchränkung fort, und nöthigte ſie, ſich dem Strome geräuſchvoller Welthändel anzuvertrauen. Alexis wurde durch ſeine Hinneigung zur Walterſcottmanier zu derſelben Richtung genöthigt, welcher auch Rellſtab huldigt, obſchon er ſich mit Vorliebe in die gemüthlichen Familienwinkel zurückzieht, und auch in »1812« von den Weltbegebenheiten ſich gern in Geſellſchaftskreiſen erholt. Sternberg faßte ohne hiſtoriſchen, aber mit vielem geſellſchaftlichen Takt factiſche Perſönlichkeiten in literariſchen Zuſtänden der Vergangenheit auf. So wurden die Intereſſen des Romans nach der Goethe'ſchen Zeit immer weitgreifender und reicher. Schefer führte ſogar den ſentimentalen Jean-Paul'ſchen Roman in die Geſchichte, in fremde Länderſtriche, in buntes Lebensgewühl. Eine Menge Tabulettkrämer boten in Taſchenbüchern ihre Waare ebenfalls nach hiſtoriſchem Zuſchnitt aus; das hiſtoriſch-romantiſche Genre wucherte in allen Spielarten und Unarten. In letzter Zeit gab der geiſtvolle Däne Hauch in ſeinem »Wilhelm Zabern« ein vortreffliches Romanbild hiſtoriſcher Zuſtände, während Immermann den Goethe'ſchen Familienroman in ſeinen »Epigonen« wieder anbaute. Es ſoll nicht gemeint ſein, als dürften wir im Fortſchritte der poetiſchen Entwickelungen irgend einen Gewinnſt, der ſchon geſichert iſt, fahren laſſen; die ſociale Novelle wird mit ihren pſychologiſchen Intereſſen ſtets ihren Spielraum behaupten, allein die hiſtoriſche Novelle bedarf weſentlich unſerer Pflege, damit die Formen der Poeſie nicht zurückbleiben hinter der fortſchreitenden Entwickelung des Zeitalters. Theodor Mügge ſteht mit ſeiner Novellenpoeſie in dieſer Zeitrichtung. Um ſie mit Bewußtſein einzuſchlagen, hat er Speculation des Geiſtes genug; dazu kommt eine nicht gewöhnliche Fähigkeit zur Situationsmalerei und ein bedeutendes Talent zur leidenſchaftlichen Schilderung von Volksſcenen, beſonders in kriegeriſcher Bewegung. Dieſe Eigenſchaften des hiſtoriſchen Romandichters liegen in der »Vendéerin« am Tage. Das Thema iſt der Kampf der fanatiſchen Vendéer gegen die Heere der Republik. Die Principien des Kampfes ſind Gegenſtand der Converſation in den Kreiſen des Adels, die Prieſter ſchüren die Flamme der Begeiſterung für den alten Gott und den alten König; die Sache der Bauern wird ein blöder Fanatismus, und Charette und Bonchamps mühen ſich vergeblich ab, den Kampf der Vendéer gegen die Republik militairiſch zu organiſiren. Der Präſident Trouſſard iſt eine Zwiſchenfigur; er hat der Republik geſchworen, aber ſein Schwur galt nur dem geordneten Rechtszuſtande, der ſich aus dem Umſturze erzeugen müſſe. Dieſer Glaube wird eben ſo wankend als ſein Familienglück; ſeine Tochter wird fanatiſch und ſtürzt ſich in den Strudel des Kampfes für die heilige Jungfrau. Sie zieht mit den Bauern in's Feld, Alles huldigt ihr wie einer Gottbegeiſterten; ein junger Schwärmer, Jean Quetineau, weiht ihr ſein Herz und ſein Leben; in einer bewegten Scene drückt ſie ſelbſt auf den Vater das Piſtol ab. Alle Familienbande zerreißen, die größte Verwilderung bricht ſich Bahn unter den Kämpfern für Recht und Ordnung, und der Abbé Bernier iſt unter der Fahne der Religion der Abſchaum des Jakobinismus. Dieſe Auffaſſung des Vendéekrieges iſt neu, ſie iſt aber die einzig richtige. Die Revolution ſelbſt konnte nicht ſcheußlicher ſein, als dieſe Bekämpfung derſelben. Auf der Seite der Republik ſtehen glänzende Bilder ſpartaniſcher Heldenſeelen voll Ruhe und Sicherheit des Bewußtſeins; der jugendliche Marceau, der das Fräulein von Trouſſard liebt, ſie mehrmals rettet und doch der Sache der Freiheit getreu bleibt; der alte Quetineau, der ſeinen verirrten Sohn zum Blutgerüſte geleitet; ſpäter erſcheint Kleber's Heldengeſtalt. Dieſen militairiſchen Republikanern voll Charakterſtärke ſtehen aber fanatiſche Jakobiner zur Seite und ſo wird auch die Sache der Republik ein Gewebe leidenſchaftlicher Verwirrung. Dies ſind die Gegenſätze des Gemäldes, eine Fülle von Figuren auf beiden Seiten, deren Geſchick zu tragiſchen Conflicten in einander greift. Mügge's Hauptſtärke liegt aber nicht in der Zeichnung der einzelnen Geſtalten; ſelbſt die Heldin, Marie von Trouſſard iſt kein fertiges Menſchenbild, wir erleben zu wenig ihre Entwickelung. Andere Figuren, die feſter ausgezeichnet ſind, haben nicht die Bedeutſamkeit, um die Faden des Ganzen mit Glück an ſie geknüpft zu ſehen. Mügge's Hauptſtärke liegt in der Situationsmalerei, und auch hier vornehmlich in der Darſtellung kriegeriſcher Scenen. Hier iſt das Talent des Verfaſſers außerordentlich reich, friſch und gewaltig; die Gefechte zwiſchen Vendéern und Republikanern, beſonders die Affairen bei Chollet und Saumur ſind meiſterhaft geſchildert. Der Verfaſſer fühlt ſich auch hier am ſicherſten, ſeine Vorliebe für ſolche Partien in ſeinem Stoffe läßt ihn hier ordentlich ſchwelgen. Der Roman nimmt in der Novelliſtik denſelben Rang ein, den in der Malerei ein Reitergefecht von Rubens behauptet.

1841.

Eine bedeutende Production iſt Mügge's „Touſſaint,“ bedeutend durch die heiße, flammende Poeſie des Stoffes und durch den Feuergeiſt, der die Darſtellung durchlodert. Wäre in Mügge die geſtaltenſchaffende, charakterzeichnende Kraft ſo groß wie ſeine Virtuoſität in der Situationsſchilderung, wir hätten an ihm einen unſerer glücklichſten Romandichter. Die alte Theorie, die in Wilhelm Meiſter gepredigt wird, das Drama habe vorherrſchend Charaktere, der Roman Begebenheiten darzuſtellen, reicht aber nicht mehr aus, ſeitdem ſich die Romanpoeſie der Geſchichte bemächtigt. Schon Walter Scott lieferte weſentlich Charaktergemälde, und wenn man erwägt, wie ſich das neuere romantiſche Drama der Franzoſen wo nicht lediglich, doch vorzugsweiſe in kecker Erfindung pikanter Situationen gefällt, ſo muß man geſtehen, daß ſich die Functionen beider Dichtungsgattungen in der Praxis faſt umgekehrt haben, man mag dieſe Praxis für eine Ausartung oder für eine einſeitige Erweiterung halten. Der deutſche Roman hat ſich die ſchwere Aufgabe zu ſtellen, beides zu bewältigen, Charakterzeichnung und Situationsmalerei zur künſtleriſchen Vollendung durchzubilden. Er ſtößt mitunter auf Themata, die ſich nicht anders zur Darſtellung bringen laſſen, als in einem Menſchenbilde, in einer Geſtalt, die ſich thaten- und begebenheitslos nur als Complex von Geſinnungen erledigt. Ich will mich deutlich machen an einem naheliegenden Beiſpiel. Mügge muß in ſeiner Geſchichte der Negerempörung auf Domingo die Republik vertreten laſſen. Nicht blos die Republik Frankreich als militairiſche Macht des Directoriums und des erſten Conſuls; dieſe wird durch die abgeſandten Flotten und Soldaten vertreten; ich meine die Republik als eine Sache der Religion, ſie ſei Überzeugung und Bewußtſein, oder Fanatismus der Schwärmerei. Mügge führt uns in dem jungen Franzoſen Vincent einen beobachtenden Menſchen vor, der den Gedanken der Republik aus Frankreich nach

Domingo mitbringt, die Menſchenrechte dort auf Gleichheit aller Farben und Racen ausdehnt, Touſſaint's Freund wird und dieſem bis zu dem Moment, wo ſich ihm das Gelüſt nach der Königskrone wiederholt aus der Lage der Dinge aufdrängt, getreu zur Seite bleibt. Vincent zwingt den ſchwarzen Helden kraft ſeiner republikaniſchen Überzeugungen, das Diadem, das ihm die Engländer als Lockung bieten, in's Meer zu werfen, und verläßt den ſchwarzen Helden nicht eher, bis ſich dieſer der Nöthigung zu abſoluter Machtführung doch ſachlich, wenn auch nicht formell, hingibt. In Frankreich erſt ſehen ſich beide wieder, beide als Gefangene. Der Republikaner Vincent wagte es, der Tyrannei des erſten Conſuls Vorſtellungen zu machen. Touſſaint iſt ſeinem Geſchick erlegen; die Sache ſeiner Farbe, das Heil ſeiner ſchwarzen Brüder galt ihm mehr, als ein für ihn abſtracter Begriff, er heiße Frankreich oder Republik; das hat ihn geſtürzt, und verſöhnt liegen die Freunde beim Austauſch ihrer Gefühle ſich in den Armen. — In dieſem Vincent galt es, den Geiſt der ruhigen republikaniſchen Charakterſtärke zu perſonificiren. Eine zweite Geſtalt, welche das Glaubensbekenntniß der Republik als religiöſen Fanatismus zur Erſcheinung bringen mußte, iſt Blanca Blanchelande, die Tochter des franzöſiſchen Gouverneurs, den das Directorium nach Domingo ſandte. Sie wird Verrätherin am Vater, als er ſich in Sachen der Freiheit läſſig erweiſt; ſpäter findet ſie Touſſaint als eine Wahnſinnige, deren Prophetien vom Herannahen des allgemeinen Heils vom Pöbel verhöhnt werden, in Frankreich, wo ſie ihn als einen falſchen Mohrenkönig verflucht, während ſie früher vor dem Bürger Touſſaint anbetend niederſank. Beide Geſtalten, welche die Republik vertreten ſollen, ſind mißlungene: Vincent iſt zu unbedeutend für den Inhalt deſſen, was er darzuſtellen hat, ein zu ſchwaches Gefäß für das ewig mahnende Gewiſſen der Freiheit und Gleichheit; Blanca Blanchelande iſt ganz und gar verfehlt, ein Weſen, das keinen Glauben an ſeine Möglichkeit erweckt. Das aber ſoll eine jede Figur, zumal eine ſolche, die eine Idee zum Leben zu bringen hat. Eine Menſchennatur mit republikaniſchen Überzeugungen, die uns zum Glauben an ihre innere Möglichkeit und Wahrheit zwingt, macht die Exiſtenz der Republik glaublich; anders iſt dieſe nicht darſtellbar, denn ſie iſt ein geiſtiges, körperloſes Etwas. Ganz anders iſt es, wo es die Darſtellung einer Äußerlichkeit gilt, wo ich mit Maſſen, mit Thatſachen, mit Erfolgen wirken kann. Mügge's Kraft liegt nicht auf jener Seite. — Touſſaint iſt die einzige gelungene Geſtalt im Romane, die zugleich geiſtig bedeutſam. Es iſt kein ſchwieriger Charakter; ſeine Größe beruht auf der Rührung, die er für ſein gutmüthiges Herz, für ſeine Liebe zu den ſchwarzen Brüdern, für den heißen Antheil an ſeiner heiligen Sache, für ſein tragiſches Schickſal einflößt. In allen dieſen Situationen erſcheint der edle Schwarze liebenswürdig und bedeutend; an ihn hat der Autor all' ſeine Liebe und Sorgſamkeit gewendet, und die Darſtellung iſt überall, wo es eine Feier, eine glückliche Stellung des Helden gilt, ergreifend, feſſelnd, nicht ſelten hinreißend warm und lebensvoll. Um ſo mehr iſt zu bedauern, daß Mügge's Darſtellung durch äußerliche Nebendinge verunſtaltet wird. Wie urſprünglich gutmüthige Geſichtszüge durch Pockennarben in ein moraliſches Gegentheil verwandelt werden, ſo iſt die Diction durch ſprachliche Nachläſſigkeiten, die ſich kaum durch die Hitze eines raſchen Hinwurfs erklären laſſen, ſtellenweiſe ganz und gar entſtellt. — Gehen wir zur Sache, ſo entzückt uns die Größe und die Fülle des Themas, das ſich hier deutſche Romandichtung eroberte. Dies Thema iſt nichts Geringeres, als die Revolution der ſchwarzen und der farbigen Menſchheit gegen die Tyrannei der Weißen, der Kampf der Neger auf Hayti gegen das directoriſche und das conſulariſche Frankreich, das nicht Republik genug war, um die Menſchenrechte in aller Welt feſtzuſtellen. Wie ſehr heimiſch ſich Mügge gemacht hat auf dem heißen Boden, in der glühenden Luft der Tropenwelt, erweiſen die reichen Naturſchilderungen. Mügge iſt ein Meiſter in der Decorationsmalerei. Hier ſucht ſein ſaftiger, üppiger Pinſel Seinesgleichen. Mügge hat ſich bis zum Taumel der Schwelgerei an die Gewalt der tropiſchen Naturgeiſter ergeben, die Gluth der Luft, die üppige, faſt wahnwitzige Willkür der Vegetation, die fieberhafte Leidenſchaft der ſammetfarbenen Menſchen von St. Domingo hat er eingeſogen, ſeine Gemälde brennen von Glanz und ſtrotzender Farbenpracht. Sein Held ſteht vielleicht zu häufig nur in der Decoration, im Hintergrunde, ſtatt, wie es ihm zukommt, in's Proſcenium zu treten.

Die Hiſtorie, die Natur der Sache und die Eigenheit des Charakters rechtfertigen jedoch dies Hinhalten des Stoffes, dies Aufſparen des Helden. Touſſaint Breda ſelbſt ſpart ſich auf. Er iſt keine ſchäumende Jünglingsnatur, als er an die Spitze der ſchwarzen Brüder tritt; er iſt der ſchwarze Fabius Cunctator. Wir treffen ihn gleich anfangs als Sclaven und als Kutſcher auf der Plantage Breda, von der er ſeinen Namen entlehnte, ziemlich betagt; wir ſehen ein ſinnendes Grübeln auf ſeiner faltenreichen Stirn, ein zähes Nachgeben ſeines gebeugten Nackens; uns fällt ſein weisheitsvolles Dulden auf, wo die Rohheit der Machthaber den Menſchen in ihm mit Füßen tritt, zugleich ſein tiefgehender, eben ſo kluger als aufrichtiger Reſpect vor der Überlegenheit der weißen Race. Nach ſeiner Überzeugung würden die Schwarzen ſich nicht als berechtigte Menſchen neben ihre weißen Brüder ſtellen können, nicht eher die äußern Vorrechte der Cultur ihnen entwinden, bevor ſie es ihnen nicht an Talenten, an der innern Macht geiſtiger Befähigung gleich- oder zuvorthun. So in aller Rohheit der eigenen Unſelbſtſtändigkeit gegen die Herrſchaft der Weißen im Aufſtande, — dies iſt ſeine Meinung, — werden erſt viele Laufgräben gefüllt werden müſſen, um Brücken ſchlagen zu können, über die hinweg die Poſition der Weißen mit Glück zu ſtürmen iſt. Er für ſeinen Theil iſt ganz eingegangen in die geiſtige Cultur der Europäer, er lieſt ſogar die Bücher griechiſcher Weltweiſen, ſtudirt die ſtrategiſchen Memoiren franzöſiſcher Feldherren; man nennt ihn auf der Pflanzung den ſchwarzen Epiktet, übergibt ihm, obſchon er als Kutſcher figurirt, den Unterricht der Buben. So erſcheint er denn anfangs ſogar mit dem Fluch des Wiſſens, dem Schatten des ſelbſtbewußten Denkens behaftet; er erſcheint thatunluſtig, in ſeine Gedankenwelt verſponnen. Seine Natur häutet ſich ſehr langſam. Und dieſe Klugheit des Sichſelbſtaufbewahrens iſt nicht Egoismus, ſie iſt der Inſtinct einer großen, ſich tief und langſam auf ſich ſelbſt beſinnenden Natur. Zu Anfang des Aufſtandes fühlt er ſich noch nicht fähig, das Oberhaupt der Schwarzen zu ſein; auch weiß er dunkel, daß die Erſten, welche Breſche machen, nur Futter für Pulver ſind; die Revolution der Schwarzen, das fühlt er, muß eine Schule der Erfahrung werden, die Talente heranbildet, ſie muß ihre Epochen haben. Jean François iſt das Oberhaupt der Neger im Vorſpiel ihrer Revolutionsgeſchichte. Touſſaint verzichtet freiwillig auf die Ehre des erſten Platzes, er huldigt dem eitlen Enkel alter Kongokönige, iſt und bleibt aber geheim die Seele des ganzen Aufſtandes. Dieſer Aufſtand geſchieht anfänglich unter Mitwirkung der ſpaniſchen Regierung, die hier in Domingo mittelbar gegen die Republik Frankreich zu wirken gedenkt. Touſſaint fühlt die moraliſche Unſelbſtſtändigkeit der Negerrevolution, er läßt die Hülfe der ſpaniſchen Majeſtät und der ſpaniſchen heiligen Jungfrau zu. Jean François wird Excellenz, wird Marquis und ſteigt dem Range eines ſpaniſchen Vicekönigs entgegen. In dem Augenblicke aber, wo der ganze Aufſtand für Freiheit und Menſchenrecht Sache der katholiſchen Mönche zu werden droht, bringt Touſſaint die große Wendung hinein, indem er aus dem Verborgenen heraustritt, das Vorſpiel der ſchwarzen Revolution beendet, von der ſpaniſchen Majeſtät abfällt und der Republik Frankreich ſchwört. Es ergibt ſich, daß er, die Seele des Ganzen, auch den Körper regierte; hunderttauſend Neger folgen ihm, Jean François, der Marquis der Pfaffen, iſt alsbald auf einen ohnmächtigen Bandenführer zurückgedrückt. Von nun an iſt Touſſaint activer Leiter des Ganzen; der ſtille Weiſe, dem man ſchon immer Zauberkräfte, die Gabe der Prophetie und die Allmacht des urſchöpferiſchen Wollens und Könnens zuſchrieb, iſt in einen feurigen Helden verwandelt. Als Sohn der Republik zügelt er nun ihre wilden Gewalten, wird der Schöpfer einer neuen Ordnung, organiſirt die ganze Inſel, macht die Schaaren der Schwarzen wieder zu Plantagenarbeitern, aber zu freien Menſchen, von denen jeder ſelbſt der Werkmeiſter ſeines Schickſals iſt, und führt das Syſtem der kleinen freien Pächtereien auf ganz Domingo ein. Alles geſchah im Zuſammenhange mit Frankreich; die Krone, die ihm England ſchickte, hatte Touſſaint in's Meer geworfen. Er nennt ſich jeder Zeit einen Sohn Frankreichs, einen freien Schwarzen unter gleichen Brüdern, in der That aber und der Sache nach iſt er, indem er die Republik auf Domingo organiſirt, nicht Republikaner mehr, er iſt der König dieſer Republik, wird deren Heros, nachdem er lange Zeit deren Philoſoph geweſen. Seitdem er die Inſel unter ſeiner Herrſchaft als Obergeneral frei gemacht, die Schwarzen mit ihm zur herrſchenden Kaſte geworden, nannte er ſich Touſſaint l'Ouverture, andeutungsvoll, daß das Drama jetzt beginne. Er fühlt ſich als abſoluten Herrn der Inſel, die Schwarzen vergöttern ihn, die Europäer beugen ſich vor der Größe ſeines Genius. Er hat einen Abgeſandten der Republik fortgeſchickt, der ſich ſeinem unabhängigen Commando widerſetzen wollte; man ſendet einen zweiten, Hedouville; Neid und Eiferſucht treiben die Gelben unter Rigaud auf deſſen Seite. Frankreich fürchtet einen neuen, einen freien Negerſtaat, will aber noch immer unterhandeln mit Touſſaint, der die Rolle eines Generals der Republik klug feſtzuhalten weiß. Die Scene der Begrüßung zwiſchen Hedouville und Touſſaint iſt in dieſem Sinne gehalten. Erſt in dem vierten Bande beginnt Touſſaint ſich als erklärter Spartacus der Schwarzen zu entwickeln, und der Roman nimmt einen erhöhten Schwung. Hier, wo die Ereigniſſe drängen, hebt ſich Mügge's Darſtellung und die Gewalt der Eindrücke reißt uns mächtig fort. Der erſte Conſul iſt eiferſüchtig auf den Ruhm, neidiſch auf die ſelbſtſtändige Haltung des Schwarzen, der ſich ihm gleichzuſtellen Miene macht, obwohl das liebende Gemüth Touſſaint's nur nach einem freundſchaftlichen Gruße von dem Manne dürſtete, den er aus der Ferne ſtill und ſcheu bewunderte. Bonaparte ſendet ſeinen Schwager Leclerc, den Gatten ſeiner Schweſter Pauline, die ihn mit dem ganzen Comfort eines ſchon kaiſerlichen Pompes begleitet, als Generalcapitain nach Domingo, mit dem beſtimmten Befehle, die Unterwerfung Touſſaint's zu betreiben. Flotte und Heer ſind anſehnlich genug, um dieſen Willen der rückſichtsloſen Herrſchſucht zu unterſtützen. Touſſaint iſt klug genug, hinter den Schmeicheleien der Machthaber Verrath zu wittern. Seine Unterbefehlshaber warten vergeblich auf ſein Commando, die Flotte im Hafen aufzunehmen. Leclerc dringt mit Gewalt ein, die Capſtadt der Inſel wird ein Opfer des erſten feindlichen Schrittes. Die Pracht der Schilderung, als die Capſtadt in Feuer aufgeht, iſt hier beſonders rühmenswerth. Auch die folgenden Scenen des ganzen Bandes ſind mit Kraft ausgeführt: Touſſaint's Heldenthaten, der Abfall ſeiner treuloſen ſchwarzen Freunde, die Charakteriſtik Chriſtoph's und des Ungeheuers Deſſalines, die Scene zwiſchen dieſem und dem ſchwarzen Obi, dem Fetiſchprieſter, den Deſſalines in Folge ſeiner Prophezeiungen in den Abgrund ſtürzt, die rührenden Familienſcenen Touſſaint's, ſeine Niederlage, ſein freier endlicher Entſchluß, ſich der Republik zu unterwerfen, da er jetzt zu ſehr auf die Redlichkeit der Menſchennatur gebaut habe, die Zeit der Rache, wo er auf Gott bauen werde, aber noch kommen müſſe. Vortrefflich iſt die Schilderung der Peſt im Heere der Franzoſen und in der Capſtadt; ſie ſucht Ihresgleichen in Darſtellung ähnlicher Naturereigniſſe, und iſt viel reicher und bedeutender, als die Erzählung in dem bekannten Manzoni'ſchen Romane. Der Contraſt der glänzenden Luſtbarkeiten, die Madame Pauline gibt, thut ſeine Wirkung; die Ballſcene, wo Leclerc ſelbſt von der Seuche ergriffen wird, iſt vortrefflich ausgeführt. Touſſaint ſcheint plötzlich ein ſtiller Einſiedler geworden zu ſein, er lebt als Privatmann, aber er wirkt im Verborgenen. Die Eiferſucht auf ſeine geheime Macht ſtürzt ihn, eine Unvorſichtigkeit, die er begeht, führt den Vorwand herbei, ihn als Gefangenen auf die Flotte zu bringen. Rührend ſind die Scenen der Überſchiffung, ſein Abſchied von den Seinigen, endlich ſein ſtiller, klangloſer Tod zwiſchen den feuchten, kalten Kerkerwänden zu Beſançon. Der vierte Band erhebt den Roman zu einem höchſt gelungenen; die Poeſie der ſchwarzfarbigen Menſchheit hat in Mügge ihren glücklichen Vertreter gefunden.

12.

Julius Moſen.

1837.

Was wir Mythe nennen, iſt die Ahnung deſſen, was die Geſchichte zur Wirklichkeit bringt. Selbſt die heiligſte der Wahrheiten, vor der alle Wirklichkeit in Staub ſinkt, die Wahrheit, daß es einen Gott gibt, verkündigte ſich im Anfange nur als eine Mythe. Die alten Kindervölker hatten nur die Sagen vom Daſein eines Gottes. Eine fieberhafte Todesqual, eine zitternde Sehnſucht: ſo regte ſich der erſte Glaube an Gott, und als namenloſe Angſt, als unerklärtes dunkles Weh lief die Sage von Geſchlecht zu Geſchlecht, durchaderte die Fibern der Völker und nöthigte ſie unbewußt zum Thun und Handeln. Und was ſie thaten und auf der Scholle des Erdenlebens vollbrachten, war nur die Äußerung des ſtill verborgenen Glaubens, der als Seele ſeinen Leib gebar. In der Geſchichte erfüllte ſich nur, was die Sage dunkel verhieß, jedes Volk, das Geſchichte machte, rief damit nur ſeinen Mythus zur Wirklichkeit. Wie ſie den Gott, von deſſen Daſein die Sage ging, begriffen, ſo weit brachten ſie ihn auch nur zur Erſcheinung, und Gott ſelbſt wurde im Thun der Menſchen aus einer Sage zur Geſchichte. Die chriſtliche Welt wird erſt dann in ihrer Entwickelung fertig ſein, wenn ihr Mythus, Gott ſei Menſch geworden, vollkommene Wirklichkeit geworden. Und an der Verwirklichung dieſer Sage werden die Geſchlechter Jahrtauſende lang arbeiten; ihr Endziel iſt unabſehbar. Hinter dem Glauben an die Menſchwerdung Gottes ſchleicht als ſein Schatten der Zweifel. Als der Herr auf dem Wege nach Golgatha von der Kreuzeslaſt erdrückt zu Boden fiel, da ſprach er bittend zu einem finſtern Mann, der an der Pfoſte ſeiner Thür mit müſſiger Schauluſt lehnte: O, laß mich raſten auf der Schwelle Deines Hauſes, meine Laſt iſt übergroß, ich erliege! — Aber ſpottend rief jener: Du willſt ein Gott ſein und bedarfſt der menſchlichen Hülfe? Und wie er ihn mit dem Fuße von der Schwelle ſtieß, richtete ſich Chriſtus auf und ſprach: Weil ich Gott bin, will ich in den Tod gehen, mich hingeben und den Wandel erprüfen, wie ſich aus Tod ewig Leben erzeugt. Weil ich Gott bin, kann ich ſterben, nur das Göttliche gibt ſich hin. Du aber, der Du im Wandel das Ewige nicht begreifſt, bleibe wandellos und lebe ewig, ſo ewig wie die Materie, die der Fluch des ewigen Beſtehens gebannt hält!

So hat ſich die Sage vom ewigen Juden als eine Andeutung deſſen geſtaltet, was der Kampf der Weltgeſchichte durchführt. Chriſtus der Geiſt, und Ahasver die Materie. Der Geiſt geht in den Wandel ein, er hat in ihm ſein Leben, und weil er die Freiheit iſt, ſo kann er auch ſterben wollen, denn er iſt ſeines Daſeins gewiß, er ſtirbt wirklich, aber im Tode fühlt er ſich zum höheren Leben beflügelt. Die Materie trotzt auf ihr Daſein; weil ſie keinen Tod kennt, meint ſie ewiges Leben zu haben, und dies ewige Leben iſt der Fluch, der ſie für die Frevelthat der Empörung wider den Geiſt trifft. Dieſer Gegenſatz liegt in der Schöpfung, er läuft durch die ganze Entwickelung der Menſchheit, er tritt in den mannigfaltigſten Geſtaltungen im Leben jedes Volkes, im Daſein jedes Einzelnen hervor. Er beſtätigt ſich in religiöſen Dingen als Glaube und Zweifel, in dem Kampfe der modernen Geſchlechter als Wollen und Gebundenſein, als Freiheit und Nothwendigkeit. Auch die Freiheit ſtirbt, und doch iſt ſie ein ewig auferſtehendes Leben, eine Gottheit, die ſich in den Tod ſtürzt, um in neuen Wandelungen das alte Daſein zu beginnen. Die Nothwendigkeit ſtirbt nicht, aber ihr Leben iſt die Starrheit des immerdar gefeſſelten Todes.

Die Metaphyſik dieſes Themas hat Julius Moſen in ſeinem Epos nicht erſchöpft; auch iſt dies kaum Zweck eines einzelnen Gedichts; er hat nur den Gegenſatz zwiſchen Glauben und Zweifel feſtgehalten. Chriſtus ſpricht zu Ahasver, der ihn verhöhnt, weil er Gott ſein will und doch ſtirbt:

»An's Erdenleben haſt Du Dich verwettet,
Es werde Dir zu Theil, was Du begehrt,
So ſei an dieſes Leben angekettet!«
»Vorüber ſpurlos ſollen Dir die Zeiten,
Vorüberſchreiten machtlos an Dir hin,
Vorüber, aber lang wie Ewigkeiten!«
»Verſagt ſei Dir des Todes ſüßer Frieden,
Verſagt des Menſchen letzter Troſt, der Schlaf,
Verſagt von nun an alle Ruh' hinieden!«

Ahasver war auch unter jenen Schreiern geweſen, die das »Kreuzige!« anſtimmten. Er hatte Chriſtus gebeten, ſeine Kinder vor dem Gelüſt des römiſchen Cäſar zu ſchirmen; ſie waren ſeine einzige Freude, der Inhalt ſeiner Lebenswünſche. Chriſtus rettete ſie nicht, und Ahasver verhöhnte die Ohnmacht eines Menſchen, der Gott ſein wollte. In dem Bannfluche aber, den der Herr über ihn verhängt, wird ihm eine dreifache Friſt und die Wiedergeburt ſeiner Kinder verheißen. Nun beginnt der Verſuch Ahasver's, das Glück ſeines Lebens, dieſe Kinder, ſich zu erhalten, ohne dem Gott der Chriſten anheimzufallen. Titus ſtürmt Jeruſalem. Lea, Ahasver's Tochter, wird von einem Chriſtenjüngling geliebt, und im Momente der Entſcheidung ſtürzt Ahasver die Abgefallenen in die Flamme. Er ſelbſt ſteigt unverſehrt aus dem Brande der alten Judenſtadt. Die zweite Friſt beginnt, die Kinder ſind wieder ſein; der Himmel verſucht noch einmal, ihn und die Kleinen zu gewinnen. Ahasver birgt ſie in die Wüſte, eine Hirſchkuh wird ihre Amme und Mutter; im Schooße der einſamſten Natur hält er ſie ſicher, während er mit Kaiſer Julian, dem Apoſtaten, gegen Jeruſalem zieht, um das Grab des Erlöſers zu zerſtören. Sehr ſchön ſchildert Moſen den letzten Frühling, den der heidniſche Naturdienſt unter Julian erlebte. Julian war es, der zum letzten Male in den Hades ſtieg, um die alte Mutter Cybele und die Götter in's Leben der Menſchen zurückzuführen:

»Da jauchzte die Natur im innern Herzen
Und brannte an und ſchwang durch Flur und Hain
Wie Feuerbrände alle Blüthenkerzen.« u. ſ. w.

Allein der Heidenfürſt wittert am heiligen Grabe die Nähe eines Gottes; Blut ſoll den blutigen Tod des Chriſtenheilandes ſühnen. Der Zufall iſt tückiſch und Ahasver's Kinder ſind die

Opfer, aber Engel ſteigen nieder und ſchirmen ſie mit der rettenden Wolke, wie die Göttin einſt Iphigenien entführte. Sehr ſchön iſt die nachfolgende Schilderung Ahasver's. Er ſteht wieder allein in der Schöpfung, die ewige Liebe hat ſeinen Zorn entmannt. Er wandert über Berg und Thal. Die Blumen, die Felſen, die Sterne fragen ihn: wo ſind deine Kinder?

»Da ſchreit er auf: Er hat ſie mir geſtohlen!« u. ſ. w.

Zur dritten Friſt verbündet ſich Ahasver mit den fanatiſchen Söhnen des Islam, um die Wiege des chriſtlichen Glaubens zu verwüſten, allein auch zum dritten Male fallen ſeine Kinder als vergebliche Opfer. Das Gedicht ſchließt ohne Ende, wie der Kampf ſelbſt endlos fortbeſteht. Der Zweifel arbeitet noch immer am Glauben, der Verſtand, ſein Vater, iſt raſtlos bemüht, die Menſchheit in ſich ſelbſt das Heil ſuchen zu laſſen, ohne des Himmels zu bedürfen. Den Hinweis auf dieſe Deutung der Sage von Ahasver gab ſchon Goethe im dritten Theile ſeines Lebens; Moſen hat dieſen Sinn der Mythe noch mehr ausgeführt. Allein ſeinem Gedichte fehlt aller Bezug auf das moderne Zeitalter, der moderne Ahasver iſt noch von Niemand zur Geſtalt gebracht, noch von Niemand als der moderne Prometheus erfaßt, der aus Zorn gegen den Gott die Menſchheit beglücken will. Auch dürfte ſich hierzu ſchwer die Form des Epos eignen, wie ſie Moſen wählte. Zum Roman iſt Ahasver's Geſtalt zu mythiſch, zum Drama zu wenig Geſtalt und Perſon. Es geht dem ewigen Juden wie dem Fauſt, ſeinem Gegenſtück. Er iſt wie dieſer ein Complex von Ideen, wofür eine Miſchform tauglich ſcheint, wie ſie ſich dem Goethe'ſchen Gedicht aufnöthigte. Byron hatte den Sinn dazu, den modernen Ahasver zu dichten; er hätte auch die zutreffende Form dafür gefunden. Soweit Moſen die Sage führte, eignete ſich ſehr wohl dieſe Art Epos dazu, allein weiter hinaus und den Intereſſen unſeres Jahrhunderts näher gerückt, würde der Verſuch, dieſe unvollendete Terzine beizubehalten, nicht glücklich ablaufen. Moſen hat nicht ohne Bewußtſein dieſen Vers gewählt, den er auch ſchon früher in ſeinem »Lied vom Ritter Wahn,« jener altitaliſchen Sage, anwandte, die in vieler Beziehung einen Gegenſatz zum Ahasver bildet. Das raſch Vordringende der gereimten Zeilen ſteht mit der mittleren, durchgängig reimloſen, und vereinzelt bleibenden, in bedeutungsvollem Bezug. Das Gefühl der Unbefriedigung, die unfruchtbare Sehnſucht, liegt in dieſem Maße wie in dem Inhalt des Gedichtes und dem Charakter des Helden.

Wer von den deutſchen Dichtern wird für einen modernen Ahasver die geeignete Form finden?

1842.

Der deutſche Roman, deſſen Erſchöpfung und Endſchaft man ſchon wittern wollte, fährt fort, ſich neuen Grund und Boden zu erobern. Man erinnere ſich an Friedrich v. Heydn's »Intriganten.« Moſen's »Congreß von Verona« iſt der zweite Roman, der ſich diplomatiſchen Inhalt gibt. — Moſen auf dem Parquetboden des Salon? in den Spinngeweben der Diplomatie? — Man ſollte meinen, ſeine Natur drängte ihn mehr dahin, heldenmüthige Löwen zu ſchildern, als lauernde Füchſe, ſchleichende Marder, eierausſaugende Iltiſſe! In der That, lieſt man dieſe Moſen'ſche Darſtellung eines europäiſchen Congreſſes, wo man ſich berieth, die Naturkraft der Völker langſam zu untergraben, ſo gibt man leicht dem Argwohn Raum, ein neckiſcher Geiſt treibe ſein Spiel auch mit den poetiſchen Kräften des Zeitalters und nöthige die Talente zu Stoffen, die ihrer Natur widerſtreben. Wer Moſen's Poeſie kennt, wird wiſſen, daß ſie immer nur Nationalelemente in's Feld ſchickt, Völkereigenthümlichkeiten in Gegenſatz bringt und in heißen Kampf verwickelt. Völkergemälde iſt er der Literatur ſchuldig, und wenn ein Dämon in ihm nach Blut lechzt, ſo ſchildere er die wilde Auflöſung der Revolutionen. Statt deſſen hat er — es iſt dies ſeine umfaſſendſte Production — einen Roman von zwei ſtarken Bänden geliefert, in dem er die Fineſſen der Civiliſation geißelt, die Intriguen der Diplomatie verſpottet, die blaſirte Verlorenheit eines parfümirten Culturlebens an den Pranger des Lächerlichen ſtellt. In ſeinen Dramen verhindert den Dichter die ihm eigenthümliche kauſtiſche Kürze, fertige, vollauf in Scene tretende Geſtalten zu liefern; er gibt ein Epigramm auf einen Charakter und glaubt damit den Charakter gegeben zu haben. Die heißblutige, ich möchte ſagen brennende Lyrik Moſen's wird immer der Hauptlebensnerv ſeiner Muſe genannt werden müſſen. Allein die Waffen ſeines Geiſtes ſind zu mannigfaltig, die

Fülle ſeiner Weltanſchauung zu reich, die aufgeregte Stimmung ſeines, wenngleich haſtigen und überſchäumenden, doch auch tiefen und unerſchöpflichen Gemüthes iſt zu unruhig, um nicht auch nach anderer Geſtaltung als blos lyriſcher zu neigen. Zum Roman, ſo ſcheint es, fehlt ihm die Ruhe des Behagens, die Plaſtik des Geſtaltens, die ſich nicht blos in epiſcher Breite, vielmehr in tiefer Verinnigung des Geiſtes mit den Stoffen der Welt erringen läßt. Sein Scharfſinn gibt vom lebendigen Weſen das Skelett; er vergißt, dies mit dem blühenden Fleiſch zu bekleiden, und muthet der Welt zu, ſich mit dem ſcharfen Knochenbau zu begnügen. Die Welt genießt aber weit lieber, als ſie denkt und arbeitet, und die Poeſie, ſo lange es Poeſie gibt, iſt dazu da, den ſtrengen Gedanken zu mildern, die Sonne zu Hülfe zu rufen, um den Inhalt des Geiſtes zu faſſen, und kraft der Reize der Phantaſie den empfindenden Menſchen in einen Rauſch zu verſetzen, der ihn beflügeln ſoll, wo der ſtufenweiſe Gang des Denkens für die leichtfertige Menſchennatur zu mühevoll ſcheint. Dieſe Vermittelung, welche die Poeſie zu übernehmen hat, fehlt Moſen vielleicht bei allen Stoffen, die er bisher behandelte. Ein neidiſcher Dämon ſchiebt ihm immer ein ſcharfſinniges Epigramm unter, wo er ein organiſches Leben in ſeinem natürlichen Proceß ſich entwickeln laſſen ſollte. Er gebe uns ein Gemälde voll Blut und wilder Empörung, er ſchildere uns die Orkane in der Völkergeſchichte; vielleicht kann er hier, wo er ganz vollauf in ſeiner Welt zu ſtehen ſcheint, entfalten, ſtatt zu referiren, die Ereigniſſe und Thaten erleben laſſen, ſtatt ſie lyriſch hinzuſtrömen, oder ſie nach ihrem Inhalt blos auszuſchütten.

Doch wer gibt uns die Befugniß, eine Natur ſich in ſich ſelbſt orientiren zu helfen? Moſen ſchildert uns in ſeinem Romane keine Revolution, ſondern einen Congreß, keine Völkerverſammlung, ſondern Feſtivitäten hoher Herrſchaften, ein Gemälde, wo kein Blut, ſondern Tinte fließt, wo Opfer fallen, aber heimlich, wo ſtatt der Schwertſpitze Gift ſeine Dienſte thut. Es galt damals, die Carbonaja zu beſeitigen, die Burſchenſchaften zu unterdrücken, Spanien zu pacificiren, Griechenland, das den Ruf nach Hülfe zugleich mit dem Schrei nach Rache erhob, dem türkiſchen, »rechtmäßigen« Herrn wieder zu unterwerfen.

Alles das berieth man auf dem Congreß, oder wollte man zu berathen ſcheinen. Es war die Zeit kurz nach Napoleon's Tode, wo die Völker, die wie betäubt von der Anſtrengung der Selbſtbefreiung wieder in die alte Ordnung zurückgekrochen waren, hier und da eine Zuckung machten, die ſich als Verſchwörung kund gab, da die ehrliche offene Regung keine geſetzmäßige Äußerung finden durfte. Man nannte alle dieſe Zuckungen der Nationalität Verbrechen; ſie machten Miene, es zu werden, weil man ſich mit Glück Mühe gab, den geſunden Naturtrieb in einen Zuſtand kränkelnder Erhitztheit zu verſetzen; nur der Aufſtand Griechenlands wurde durch eine europäiſche Sympathie ſanctionirt, und die Cabinette bequemten ſich, hier mit den Völkern Hand in Hand zu gehen, um einen Strom, deſſen Quell ſich nicht mehr ſtopfen ließ, wenigſtens in ſeinen Mündungen zu beherrſchen. Wir ſind heut' zu Tage in den Vierzigern des Jahrhunderts um Vieles klüger geworden, wir ſträuben uns weniger gegen die Macht der Nothwendigkeiten im Völkerleben, und können wir ſehr wohl den Zeitgeiſt der zwanziger Jahre als einen uns fremden hinſtellen, jene Entartung des modernen Geſchlechtes als Krankheitszuſtand behandeln. Moſen beginnt das letzte von den zehn Büchern ſeines Romans mit folgenden Betrachtungen, die mit der trüben Schwere, mit der trocknen Bitterkeit eines Tacitus jenes Jahrzehend ſchildern: »Wo kein naturwüchſiger Staat beſteht, welcher ſich ſo zu dem Geiſte ſeiner Nation verhält, wie der menſchliche Leib zu ſeiner Seele, welche ihn belebt, da vertritt ſeine Stelle der mechaniſche Polizeiſtaat, welcher keine Staatsbürger kennt, ſondern nur träge Maſſen von nutzbaren Spießbürgern verwaltet nach den Grundſätzen der Stallfütterung, wo Licht und Luft, Futter und Getränk, Lager und Stand, Bewegung und Ruhe den Thieren zugemeſſen wird. In dieſen Polizeiſtaaten, wo der Bürger ein Verbrechen begeht, wenn er ſich thätig um die allgemeine Wohlfahrt bekümmert, wird jeder Einzelne auf den Standpunct des Egoismus verſetzt. Iſt der Menſch ſo von dem idealen Staatsleben verdrängt, welches allein den Menſchen aus der Engherzigkeit erheben kann, ſo bleibt ihm nichts als der gemeine ſinnliche Genuß übrig, welcher durch Geld vermittelt werden kann. In die größere Menge eines ſolchen Volkes, welches ſich ſeine Seele hat ſtehlen laſſen, fährt nun der Heißhunger nach Amt und Geld, mit welchem ſich die niederträchtigſte Geſinnung von ſelbſt verbindet, wenn auch innerhalb der Schranken der Polizei. Jede Tugend wird da zum Schein und Deckmantel der Habſucht. Liebe und Freundſchaft werden Mittel zum materiellen Zwecke, und wo ſie aufhören, dienſtbar zu ſein, treten der grimmigſte Haß, Verläumdung und Verfolgung und alle Kinder der Undankbarkeit ſchamlos an das Licht. — Solche Krankheitszuſtände der Staatsgeſellſchaft charakteriſiren ſich durch Selbſtverachtung und Zerriſſenheit der Gemüther, woran ſich, als nächſtfolgendes Glied der Kette, die allgemeine Feigheit ſchlingt. — Die Heilung ſolcher Völkerkrankheiten erfolgt in babyloniſchen Gefangenſchaften oder in Revolutionen. Griechenland und Italien gebrauchen die erſtere, Frankreich und Spanien die letztere Cur.« Hätte Moſen uns den Zuſtand Europa's in dem Jahrzehend des veroneſer Congreſſes geſchichtlich beſchrieben, ſo kalt, ſo ſcharf, ſo erſchütternd und niederſchmetternd wahr, wie er es abſtract in dieſen Sätzen hinwirft, wir hätten, wie ich ſage, die Hiſtoriographie eines modernen Tacitus. Die epigrammatiſche Verkniffenheit, das bittere Verſchweigen, der jähe Wechſel von Kälte und Hitze, die ſich nicht leicht oder niemals zur dauernden und getreuen Wärme zuſammenſchließen, alles Das ſind Züge in Moſen's Natur, welche eine Geſchichtſchreibung ſolcher Art möglich machen.

Allein Moſen wollte uns einen Roman geben. Der Geſchichtſchreiber ſchildert, der Dichter entwickelt; jener berichtet, dieſer läßt eine Epoche der Geſchichte als eine menſchlich mögliche vor uns erſtehen, er läßt ſie uns in ihren Bedingungen erleben, indem er uns Geſtalten unterſchiebt, für die und mit denen wir fühlen. Nun muß ich freilich ſagen, daß Moſen nicht ſtark iſt in der Poeſie der Individuen, nicht ſtark in der Schöpfung der creatürlichen Welt, welche ſeine Gedankenſphären verkörpern ſoll. Was ich von ſeinen Dramen kenne, belegt mir dieſe Behauptung. Sein »Rienzi« iſt ein Monodram, gibt die Stufenfolge und die Momente einer ſich lyriſch entwickelnden Natur, die dem Leſer wie dem Dichter ſelber ganz ſubjectiv bleibt. Alles Übrige am Stücke, zur Motivirung der monologiſch entwickelten Hauptfigur, beſteht in Linien und Conturen, in Gedankenſtrichen, Frage- und Ausrufungszeichen, iſt keine wirkliche

Welt lebendiger Perſönlichkeiten. Man nehme ein anderes Drama. Moſen's »Kaiſer Otto« bricht, wie mit der Thür in's Haus, ſo mit dem Schrei: »Ich bin der Atlas dieſer Welt!« in's Thor von Rom. Dieſer Otto iſt kein Individuum, ſondern Stellvertreter der Kaiſeridee. Für ſolchen Repräſentanten empfinden wir mit, wenn er etwas zum Ausſpruch bringt; aber wir können nichts mit ihm erleben, die Welt der Thaten und Ereigniſſe iſt für ihn verſchloſſen, oder er bewegt ſich in ihr als Puppe nur, als gehorſamer Automat auf den Wink deſſen, der ihm, ſtatt ihm den Athem einzublaſen, das Räderwerk aufzieht, um das Syſtem ſeiner Gedanken in Gang zu ſetzen. Je bedeutender Moſen iſt als geiſtige Potenz, als Organ gewichtiger Wünſche, heiliger Überzeugungen, deſto mehr thut es noth, ſeine Natur einmal dreiſt zu beleuchten, um klar zu werden über das Gewirr von Poſition und Skepſis, Poeſie und abſtracter Speculation. Die Welt der Individuen iſt bei ihm ſchwach, das Reich der Ideen mächtig. Lebendige Individuen ſind die Weſen der Moſen'ſchen Dichtungen nur, ſofern ſie die Elemente ihrer Nationalitäten vertreten, falls ſie nicht ein noch Allgemeineres darſtellen ſollen. Auf den Gegenſätzen der Volksthümlichkeiten beruht ein hauptſächlicher Accent ſeiner dramatiſchen Conflicte. Und von dieſer Art iſt denn auch vorzugsweiſe das Intereſſe ſeines Romanes. Das Gemälde eines europäiſchen Congreſſes konnte eine Galerie von Portraits liefern, nach Autopſie oder künſtleriſch fingirt. Das gibt Moſen nicht; er führt uns die Diplomaten vor, er läßt Metternich und Gentz, Hardenberg, Chateaubriand und manche andere Zeitgenoſſen reden, aber in der Portraitzeichnung, für die hier Spielraum war, iſt er nicht glücklich, weder Contur noch Farbengebung iſt treffend und beſtimmt genug.

Moſen hat auf ganz anderm Felde ſeine Stärke. Er gibt in ſeinem »Congreß von Verona« ein Panorama von Nationalitäten. Alle Völkerſtämme ſenden in Fürſten, in Regierungskünſtlern, will ſagen Staatsmännern, und in Jünglingen aus dem lebendigen Schooß der Maſſen Stellvertreter, und ſo haben wir in Moſen's Darſtellung einen Congreß von Nationalcoſtümen und Nationalcharakteren, die er, effectvoll beleuchtet, neben einander balancirt, um an dem Reiz der Contraſtirung ſeinen

Scharfſinn und ſeinen tiefſinnigen Witz zu erſchöpfen. Wir haben in dem alten Ritter Malavilla ſpaniſche Etiquette, in ſeiner Tochter Iſabella den Schwung ſpaniſcher Romantik; an der Italienerin Francesca das köſtliche Element weiblicher Geiſtesgröße, wie ſie uns in Bildern alter Maler aus der Schule Tizian's entgegentritt und in der Phyſis der unterſten Claſſen des italieniſchen Volkes hier und da noch in ſeltenen Exemplaren auftaucht. In dem Journaliſten Jouy haben wir den blaſirten Esprit franzöſiſcher Modernität, in dem freiheitsdurſtenden Phanarioten Achilleus den Aufſchwung griechiſcher Jugendkraft, in dem Burſchenſchafter Arnold die Ehrlichkeit deutſcher Idealiſtik, in dem diplomatiſchen Grafen Frankenſtein das beſchämende Gegenſtück unſers modernen Verhaltens; der Chevalier Bartolo, der mit allen Hunden gehetzte Gauner, iſt ein von allen Volkseigenthümlichkeiten abgeriebenes Etwas, wie es nur die treuloſe Verlorenheit moderner Zuſtände aufweiſen kann. Und während Moſen dieſe und ähnliche Figuren in bunte und mannigfache Verhältniſſe zu einander zu bringen weiß, und ſich und den Leſer an den Verſchlingungen dieſer Bezüge weidet, bricht hier und da der lyriſche Poet mit voller Macht durch, der Sache und dem Weſen, wenn auch nicht der Form nach. Ein ſpaniſcher Mönch ſchildert die einſame Myſtik ſeines Lebens auf dem Montſerrat, der Induſtrieritter ſeinen Aufenthalt in den Gefängniſſen der Inquiſition, wo er die gnadenreiche Mutter Gottes in einer hölzernen, mit hundert Dolchen gewaffneten Figur umarmen mußte. Der deutſche Arnold malt ſeine erſte phantaſtiſche Liebesneigung in der grünen Waldromantik ſeiner Heimath; der Grieche Achilleus ſchildert die Verwüſtung der Inſel Chios. In dieſen brennenden Gemälden ſehen wir, obſchon in ungebundener Rede, den lyriſchen Poeten Moſen mit der ganzen Gewalt ſeines Feuers. Den Hintergrund für alle dieſe Einzelnheiten, die ſich in den Vorgrund drängen, machen fortgeſetzt die Feſtlichkeiten der hohen Herrſchaften und die Verhandlungen der Diplomatie zum angeblichen Heil der Völker, wo wir ſehr viel breites Detail erhalten, weil Moſen durchaus einmal epiſch ſein will. Hier ſtoßen wir jedoch zugleich auf die Seele des Buches, hier entladet ſich die ganze Bitterkeit der Moſen'ſchen Lebensanſchauung, und das Bewußtſein von heute hat hier Fug und Recht, den Inhalt heiliger Überzeugungen mit einem Anſtrich von fanatiſcher Erbitterung zu ſchirmen und zu wahren. Ein excluſiver Haufe abgefeimter Regierungskünſtler will mit den höchſten Lebensgütern ein Spiel treiben, die Wahrheiten des Zeitalters Lügen ſtrafen, die Völker um das heilige Gefühl ihrer Freiheitsluſt betrügen. Die Väter der Nationen machen ihre Kunſt zum geheimen Handwerk, laſſen ſich herab zur niedrigen Liſt, und treten mit der Carbonaja, in der ſie den Feind der Menſchheit zu verfolgen vorgeben, in den Bund. Moſen hat den modernen Jeſuitismus der Diplomatie mit der bitterſten Ironie geſchildert. Auf eine Enſembleſcene voll lachendem Pomp und ſtrahlender Heiterkeit folgt der Monolog einer geheimen Polizeiſpionſeele in der dunklen Kammer, wo die Briefgeheimniſſe des Publicums enträthſelt und die verſchiedenen ſpitzbübiſchen Arten der Siegellöſung mit der vertrauten Genauigkeit eines eingeweihten Advocaten erörtert werden. Erſchütternd, tragiſch ergreifend iſt die Scene, wo der menſchenfreundliche Kaiſer Alexander den Verrath eines ſeiner Staatsdiener entdeckt, der die ſündliche Begier ſchnöder Regungen unter dem Deckmantel politiſcher Geheimniſſe zu befriedigen ſucht. Widerwärtig iſt der Eindruck des deutſchen diplomatiſchen Gauners im Glacé, der die Carbonari im Namen Gottes zu verfolgen ſich die Miene gibt und damit nur dem kleinlichſten Gelüſt erbärmlicher Empfindſamkeit und Nebenbuhlſchaft Genüge gibt. Wie ein Polizeiſpion Diebe in ſeinen Sold nimmt, um eine Dieberei ausfindig zu machen, ſo verfolgt dieſer Frankenſtein die Demagogie mit Hülfe der Demagogen, in deren Vertrauen er ſich ſtiehlt, und intriguirt gegen die Sache der Griechen, weil der edle Phanariot Achilleus von dem Mädchen geliebt wird, das er ſelbſt in den Schlund ſeiner Begier ziehen will. Eine frühere Geliebte, ein junges Kind aus dem Tempel Thaliens an der Leopoldſtadt in Wien, wurde von ihm betrogen und verſtoßen. In Verzweiflung darüber verfiel ſie in Krämpfe und wurde viſionair. Der deutſche Diplomat benutzt dieſe Hellſeherin, um das Volk zu bearbeiten, ſo daß die Somnambule hier gleichſam den verklärten Polizeiſpion macht und in des Grafen Dienſt tritt. Ekelerregend iſt die Gemeinheit ſeiner Abkunft und ſeiner ganzen Familienſippſchaft. Grauſenhaft ſind ſeine letzten Stunden, nachdem er ſich dicht am Ziele ſeiner Wünſche ſieht; ein tragiſcher Hohn ſein Tod in der Brautnacht. Der bitterſte Hohn, das tiefſte Grauen aber liegt in dem Lug und Trug ſchamloſer Ränke, womit hier von der exclusiven Menſchenclaſſe, welche Fürſten und Volk vermitteln ſoll, im Namen heiliger Intereſſen, unter dem Vorwande großmüthiger Pläne, der Egoismus ausgeübt wird und mit der gemeinſten Cabale Hand in Hand geht. Die Fürſten ſind in Moſen's Gemälde die Düpirten, die Camarilla beherrſcht und betrügt Gott und Welt. Der Hofrath von Gentz hat zu jeder Action im Staatsleben eine Parallele aus der Sphäre des Gourmands, einen culinariſchen Vergleich auf der Zunge. Er wird als der blaſirte Schlemmer geſchildert, der die Bereiche aller Wiſſenſchaften plündert, um ſeinen materiellen Genuß zu ſtacheln, und auf Koſten der erhabenſten Intereſſen mit geiſtreicher Verworfenheit witzig iſt. Hin und wieder grenzt die Zeichnung des Herrn von Gentz an Caricatur, wie in der Toilettenſcene; Moſen's Ironie begnügt ſich hier, wie auch in andern craſſen Scenen, am Skandal. Seine Satyre iſt überhaupt nicht fein, ſondern grotesk. Dies liegt weniger an der mangelnden Fähigkeit, die feine Gemeinheit auch fein zu geißeln, als vielmehr in Moſen's Stellung zu ſeinen Stoffen überhaupt. Seinen Figuren fehlt es an der ſtummen Beleuchtung, die ihnen der Romandichter ſchuldig iſt. Moſen iſt nicht innig genug mit und unter ihnen, er ſteht zu fern über ihnen. In der Vogelperſpective genommen, wird aber das creatürliche Menſchenleben leicht zum Puppenſpiel. Vor lauter Scharfſinn, womit Moſen Conturen oder Linien faßt, entgeht ihm das ſanfte ſüße Farbenſpiel der Welt. Selbſt wo er ſich gemächlich in's Detail einzulaſſen ſcheint, bleibt man ungewiß, ob er nicht perſiflirt, mitten in der Gemüthlichkeit nicht geißelt. Nur eine tiefſchmerzliche Milde des Herzens hält ihn ab, das Leben ganz und gar als Caricatur, als abgefallen vom Geiſt Gottes, zu nehmen. — Und was gibt er nun, da er doch Poet iſt und bei der Negation nicht verharren kann, als Entſchädigung für dieſe negative Welt voll Gräuel, die er ſchildert, für dies Gewühl raffinirter und cultivirter Gemeinheit eines modernen Jahrzehends? Hat er die belebende Macht, uns mit vollen Zügen wieder aufathmen zu laſſen? Findet er Oaſen in der Wüſte? — Es wird immer das Gefühl der Jugendkraft ſein, was ein Poet in ſeinem Gemälde der Welt von heute als ein Poſitives hinſtellt; das aufkeimende Geſchlecht verbirgt ihm immer eine Zukunft, eine Sühne für die mißgeſtaltete Welt hergebrachter und alt und feſt gewordener Gebrechen. Die Liebesneigung des Griechen Achilleus und des ſpaniſchen Mädchens Iſabella iſt der Lichtpunct im Moſen'ſchen Gemälde. Leider will uns aber nach ſo viel wüſtem Lärm einer glänzenden Gemeinheit, nach ſo viel heimlicher Tücke moraliſcher Entartung, dieſe Welt der Jugendliebe etwas leer und arm bedünken. Der Darſteller fühlte das, wie mir ſcheint; er ſuchte dies Element zu ſteigern und vergriff ſich in dieſer Steigerung; die Scenen zwiſchen Achilleus und Iſabella ſind theatraliſch geworden, ſtatt Innigkeit und des Siegs des wahren Naturgefühls, geben ſie ein Schaugepränge, das verletzende Wirkung macht und auf keine Weiſe ausgleicht und begütigt. Dazu kommt die Leerheit, um nicht zu ſagen die Lüge, des Schlußgedankens. Der Phanariot und das ſpaniſche Mädchen, die beiden echten Naturen in der verlorenen Menſchenwelt, retten ſich heraus aus dem Gewühl der Intrigue. Sie ſegeln nach Griechenland und rufen: Freiheit! Aber das freie Griechenland, wie es die Wirklichkeit gibt, iſt kein Troſt, keine Genugthuung. Die Politik der Staaten konnte dieſe Freiheit nicht hindern, aber wo ſie nicht hindert, kann ſie doch verderben. Das befreite Griechenland iſt keine Zuflucht für freie Naturmenſchen. Der Poet Moſen hat hier mit einer Täuſchung den Schluß gemacht, während er doch ſonſt allen Illuſionen feind iſt. — Es iſt immer ſchlimm um einen Dichter, der ſeinem Zeitalter keinen Glauben zu geben vermag. Hat ein Zeitalter keinen Glauben, der es ſelig macht, ſo ſollte es ſich auch nicht einbilden, eine Poeſie zu haben. Ich will nicht ſo düſter ſein, zu behaupten, daß unſer Zeitalter bereits auf dieſem Puncte der Überzeugung angelangt ſei. Wäre das der Fall, ſo muß ich doch ſagen, daß dieſer Endpunct, wo man keine Poeſie mehr hat, weil man alles poſitiven Glaubens baar iſt, nur ein Wendepunct ſein kann, an welchem das geſunde Bewußtſein, das mit dem Volke in Eintracht bleibt, alsbald vorüberſchreitet, um ein feſteres Ziel zu finden.

So ſteht es nach meinem Ermeſſen mit Moſen's geiſtvollem aber oft unerquicklichem Buche. Die Sprache des Romans iſt hier vielleicht zu raffinirt, um immer wahr und geſund zu ſein. Die groteſke Phantaſie der Moſen'ſchen Poeſie bemächtigt ſich auch ſeiner Diction; er gefällt ſich oft in ſchwierigen, ſtudirten und ausgeſuchten Bildern. Die liebe Gewöhnlichkeit verfällt freilich nicht in dieſen Fehler. Es gehört viel Geiſt dazu, um in der Phantaſie und im Witz des Scharfſinns ſo ausſchweifend zu ſein, wie Moſen; auch in ſeinen Fehlern iſt er ein ungewöhnlicher, ein ſeltener, mitunter ſeltſamer Geiſt.

◆

13.

Heinrich Koenig.

In Heinrich Koenig ſind zwei Naturen lebendig, der Menſch und der Künſtler. Er gab Bekenntniſſe und er gab Dichtungen. In beiden aber iſt er Poet. In jenen lebt er ſich aus den Wirren eines ihm überkommenen Lebens als freier Menſch heraus. In ſeinen Dichtungen lebt er ſich gleichſam zurück in's Mittelalter. Man nennt das Talent gewöhnlich nur dann, wenn es fremde, äußere Welten geſtaltet, ein ſchöpferiſches, ein poetiſches. Goethe's Selbſtbekenntniſſe ſind aber faſt mehr ein Werk der Poeſie, als manche ſeiner objectiven Geſtaltungen. Und ſo nimmt, was Koenig »aus dem Leben« gab, unſere Theilnahme vorherrſchend in Anſpruch. Wir haben an Koenig nicht den Philoſophen, den abſtracten Denker, ſondern den Poeten, den ächten Menſchen, der die geiſtigen Stoffe ſeines Zeitalters erlebt, durchfühlt und überwindet. Es iſt die Poeſie einer freien Perſönlichkeit, die hier ihre Bekenntniſſe gibt, in der Geſchichte ihrer Excommunication ihre Beichte dem Jahrhundert ablegt.

Heinrich Koenig iſt mit ſeiner Lebensgeſchichte ſchon von Kindheit an mit den religiöſen Wehen unſerer Zeit ſehr eng verflochten. Die katholiſche Kirche erlebte an ihm eine Oppoſition in ihrem eigenen Schooße, und zwar die kindlich reine Oppoſition der harmlos prüfenden, leidenſchaftlos denkenden Vernunft. In ſeiner erſten Jugend war Koenig aus einer gewiſſen poetiſchen Empfänglichkeit gläubig, aber die orthodoxe Strenge des Gymnaſiums in Fulda und die faſt gewaltſame Bemühung eines Prieſters, ihn zum Franciscaner zu erziehen, ſtörten ihn aus der Hingebungsluſt der Empfindung und nöthigten ihn, nach und nach ſein Heil in der Selbſtſtändigkeit des freien Willens zu ſuchen. Die nachherige Verbindung mit dem freiſinnigen Benzel-Sternau wurde für ihn ſpäter Veranlaſſung zur Mitarbeiterſchaft am »Proteſtanten«, einer gegen den »Katholiken« in Frankfurt a. M. von Friedrich herausgegebenen Zeitſchrift. Die dort gelieferten Aufſätze ſtellte Koenig 1829 unter dem Titel »Roſenkranz eines Katholiken« zuſammen, ein Roſenkranz, der allerdings an jedem Kügelchen einen Dorn bot. Der Biſchof von Fulda *) geſtattete dem Verfaſſer eine Friſt zum Widerruf. Statt deſſen begründete Koenig 1830 in einer neuen Schrift: »der Chriſtbaum des Lebens,« die ſelbſtbewußte Freiheit ſeines apoſtoliſch reinen, vernunftgemäßen Chriſtenthums. Jetzt drohte der Biſchof mit förmlicher Excommunication, welche noch im Jahre 1831 allerdings erfolgte, aber nach Aufruf des weltlichen Schutzes der Regierung nur in der Stille ohne Verkündigung von der Kanzel, ohne Anſchlag an der Kirche, als Bann über ihn verhängt wurde. Zum Proteſtantismus trat Koenig nicht über.

Unter dem Titel: »Was iſt chriſtlich am Chriſtenthume?« lieferte Koenig zu der Unterſuchung von David Strauß über das Bleibende im Chriſtenthume eine Ergänzung. Der Poet ergänzt hier den Philoſophen, der Menſch mit ſeinem lebendigen Bedürfniß den abſtracten Denker. Strauß ſtreift alle Formen vom Inhalt ab, hält die Gedanken und die innere Bedeutung für das einzig Wahre und Dauernde im Chriſtenthume. Der Mythus iſt nach ihm das Hinfällige, das Symbol, das Ceremoniell erſcheint ihm gebrechliche Menſchenſatzung. Es iſt gut, daß die geſammte Überlieferung der Luftpumpe dieſer kritiſchen Experimente unterzogen wird. Allein es genügt dieſer dünne Aether nicht zur Exiſtenz für die der Atmoſphäre bedürftigen Geſchlechter. Strauß hätte einen neuen Cultus ſchaffen müſſen, wollte er mehr als wiſſenſchaftliche Wahrheit geben. Was iſt richtig,

---

*) Koenig iſt 1791 in Fulda geboren. 1835 bethätigte er ſeine Beſtrebungen für politiſche Freiheit in ſeiner Schrift: »Leibmacht und Verfaſſungsmacht, oder über die Bedeutung der Bürgergarden«. In den nächſtfolgenden Jahren war er Mitglied des erſten kurheſſiſchen Landtags.

was unverfälſcht göttlich im Chriſtenthume? Dieſe Frage ſtellt ſich die Philoſophie, die in dieſer Abſtraction auszudauern vermag. Eine andere Frage iſt: Was hielten die Völker für wahr am Chriſtenthume, welche Bedürfniſſe haben die Geſchlechter der Menſchen, was muß und was ſoll ihnen nach dem Bedürfniß ihres Gefühls das Chriſtenthum ſein? Dieſe Frage ſtellt ſich die denkende Betrachtung auf dem hiſtoriſchen und auf dem poetiſchen Standpuncte. Koenig erinnert auf keine Weiſe an Strauß, weder anſchließend noch widerſtreitend; ich ſelbſt nur komme auf die Parallele dieſer Aufſätze und ihrer Ergebniſſe. Koenig geht auf den Orient zurück, ſucht in den Religionsſyſtemen der alten Jahrhunderte Anknüpfungspuncte für das Chriſtenthum und findet für Inhalt und Form die Spuren uralter Verwandtſchaft. Koenig gibt ſich dem ganzen Tiefſinn dieſer Betrachtung hin. Was der alte Zſchocke in ſeiner Geſchichte der Verbreitung des Chriſtenthums aufwies, tritt hier bei neuem Bedürfniß in ein neues Licht. Die Hegel'ſche Religionsphiloſophie und Marheineke's ſpeculative Theologie weiſen nach, wie viel Chriſtliches bereits in den vorchriſtlichen Religionen ſei. Es iſt ein umgekehrter Weg, aber das Ziel iſt daſſelbe, aufzuſuchen, wie tief die Glaubensſätze des Chriſtenthums, ja ſein Cultus und ſelbſt ſein Ceremoniell ſchon im Orient wurzelten unter den Urvölkern, die ſich langſam wie in dämmernder Ahnung aus dem Schooß der Natur aufrafften. Ich will hier nicht an die indiſchen Trimurti erinnern, die uns überzeugen, daß die Lehre von dreieiniger Gottheit keine Erfindung der Prieſter, keine Speculation der Philoſophen, ſondern ſchon eine uralte Ahnung kindlicher Völker war. Ich will nicht an Kriſchna erinnern, den von einer Jungfrau gebornen Gottmenſchen der Inder, der, von einem Pfeilſchuß getroffen, an einem Baume ſtirbt, — ein am Todesholze leidender Gott. Budda, der 600 Jahre vor Chriſto lehrte, ſprach Glaubenswahrheiten, die den Nerv des Chriſtenthums berühren. Noch beſtimmter in Einzelnheiten ergibt ſich die Verwandtſchaft des Chriſtlichen mit dem Altperſiſchen. Es iſt einſeitig, das Chriſtenthum blos als Fortſetzung und Erfüllung des Judaismus zu nehmen; es iſt vielmehr ein Schlußpunct aller Religionen des Orients, eine göttliche Befreiung des Selbſtbewußtſeins aus dem verworrenen Drange der Elemente zwiſchen Gott und Natur. Selbſt was im chriſtlichen Cultus und Ritus Geltung hat, reicht weit über Chriſti Perſon hinaus. Zoroaſter, wie geſagt, gibt die nächſte Vermittelung. Gott war nach allen orientaliſchen Religionen vom Uranfange der Einſame, der Schweigſame, bis er das Wort fand. Mit dem Worte brach die Geſtaltung der Welt hervor und es begann der Schöpfungsmorgen, denn dieſe Klarheit des Sichſelbſterfaſſens iſt Allmacht. Der Menſch hat durch das Gebet Antheil am Göttlichen, das Gebet iſt das Echo des göttlichen Wortes. Zoroaſter, der zuerſt dieſe Bedeutung des Gebetes erkannte, und ihm die Macht zuſchrieb, die böſen Geiſter zu ſcheuchen, ordnete in den Tempeln ununterbrochene Betſtunden an. Ein Gürtel aus weichen Ruthen, ein Roſenkranz alſo, dient, die Gebete abzuzählen. Waſſer, mit dem Worte gebraucht, vernichtet des Böſen Kraft. Alle Weihungen zu höherer Vollkommenheit geſchehen durch die Taufe. Eben ſo iſt der Satz von der Auferſtehung des Leibes ſchon eine Lehre Zoroaſter's. »Erde und Gewäſſer,« lehrte er, »ſollen die Gebeine ihrer Begrabenen zurückgeben. Dann verſammeln Gute ſich zu Guten, und die Verdammten beſtehen ihre letzte Reinigung zur Seligkeit. Die Natur iſt dann Licht, die Materie wirft keine Schatten mehr. Ausgeglichen iſt der ewige Abgrund, und des Ormuz Reich umfaßt ein ſeliges All!« — Und wenn das Alles, was wir für chriſtlich halten, Gebet und Taufe, ſelbſt das Katholiſche mit ſeinem Roſenkranz und Weihwaſſer, ſo tief im Orient wurzelt? — Mich dünkt: je allgemein menſchlicher, deſto unerſchütterlicher ſind Glaubensſätze. Was Satzung eines Sectenmeiſters iſt, darüber läßt ſich ſtreiten, was aber ſo weit hineinreicht bis in die Unſchuld kindlicher Geſchlechter, deutet auf eine unbewußte göttliche Quelle. Ahnungen der Naturvölker laſſen ſich nicht widerlegen, Ihr habt ſie nur zu deuten; ſie erſcheinen wie Naturgeſetze der menſchlichen Seele. — Hat das Heinrich Koenig mit ſeinem Artikel darthun wollen? — Nicht geradezu. Er wollte den Begriff des Excluſiven am Chriſtenthume tilgen. Jene Folgerungen ſtellen ſich aber nicht minder wie von ſelbſt. Wenn, was wir chriſtlich nennen, älter ſelbſt iſt als das Chriſtenthum, das Jeſus lehrte, nun ſo muß es wohl gewiſſe Dinge darin geben, die als Ureigenthum der Menſchheit unerſchütterlich feſt ſtehen.

Zur Einweihung des Bonifaciusdenkmals in Fulda hielt Koenig dort eine Feſtrede, in welcher er ſeine Anſicht von den Epochen des Chriſtenthums niederlegte. Der Redner ſchildert das Jahrhundert des deutſchen Apoſtels, der den Germanen das römiſche Chriſtenthum brachte, die wilde Natur zugänglich machte für den Glanz der innern Erleuchtung, für die Herrſchaft des Geiſtes über die rohe Gewalt. Er entwickelt dann als Parallele die Aufgabe unſeres Jahrhunderts, das nicht mehr das Fleiſch und die Natur zu knechten berufen iſt, ſondern zu erlöſen durch die Eintracht mit dem Geiſt in der Liebe, welcher die kommenden Geſchlechter Tempel errichten werden. Auf das Zeitalter Petri, deſſen Glauben die Kirche gebaut, war mit der Forſchung der Reformation das Pauliniſche Zeitalter gefolgt; wir ſtehen jetzt — wie Koenig die Schelling'ſche Deutung benutzt, — an der Schwelle des Johanneïſchen. In ſeiner »Excommunication« hat er dieſe Elemente des Chriſtenthums, wie ſie auf einander folgen und als Bedürfniß der Menſchheit ihre Röthigung haben, ausführlich charakteriſirt. Seine religiöſe Humanität, eben ſo tief wie hell und klar, eben ſo ſtark wie ſanft und ſchmiegſam, gibt hier noch einmal deu Zuſammenhang ihrer Anſchauungen. Beſonders beredt iſt Koenig's Rede, wo ſie den Segen der freien Perſönlichkeit, in welcher freilich die Auflöſung der alten Kirche liegt, für das Heil der Menſchheit entwickelt und feiert. Er nennt die individuelle Religion, zu welcher uns die Oppoſition Luther's verholfen, die Blüthentriebe des chriſtlichen Baumes, deren Früchte die Zukunft bieten wird.

In einer kleinen »Wanderung von Pillnitz bis Sonnenſtein« zieht er ſeine Bekenntniſſe auf das Bereich der geſellſchaftlichen Fragen hinüber. Es iſt die kleine Gebirgswelt der ſächſiſchen Schweiz, dieſe Felſenpartie en miniature mit ihren civiliſirten Wegen und Stegen, die wir hier an Koenig's Seite durchpilgern. Sind doch die Elemente überall dieſelben, der Himmel, die Sonne, die Sterne, und der Menſch dieſer Zeit mit ſeinem Leid und ſeiner Luſt der immerdar bedrohten, erhobenen und gedrückten Seele. Koenig hat einen kleinen novelliſtiſchen Faden aus dem ſocialen Zuſtand der Gegenwart in ſeine Wanderung geſchlungen. Eine emancipationsluſtige Dame gibt ihm Gelegenheit, ſeine Anſichten über die in unſerer Zeit angeſprochene freie Selbſtſtändigkeit des Weibes zu entwickeln. Er ſieht die Functionen des Männlichen und des Weiblichen in allem Daſein, ſchon in der Schöpfung als weſentlich verſchieden, überall ein ſchaffendes und ein empfangendes Princip, das ſchöpferiſche Element waltend, das empfangende ſich hingebend. So ſei auch der bürgerliche Zuſtand bedingt, nicht durch die Willkür der Menſchenſatzung, ſondern in der Natur des Daſeins begründet; alle Vermiſchung der Thätigkeiten beider Geſchlechter ſei Unnatur, die Umkehr des activen und paſſiven Verhaltens nach Saint-Simon Unſinn. Koenig gab in ſeiner »Excommunication« ſein religiöſes Verhalten zu den Ideen der Zeit; jetzt vervollſtändigt er ſein Glaubensbekenntniß durch dieſe Debatte über ein ſociales Thema, und ſeine ganze geiſtige Perſon tritt immer feſter in den Verband der wichtigſten Fragen, mit deren Löſung ſich das Bewußtſein der Zeit beſchäftigt. — Der Poet gab dieſe Beiträge zu den Debatten des raiſonnirenden Zeitalters. Der Poet widerlegt den Mythus nur, indem er ihn als menſchliche Nöthigung erklärt. Und in den Theorien des Zeitgeiſtes nimmt er nichts an als was ihm die Natur der Sache gebietet. Wir verſtehen unter dem Begriff eines Poeten gewöhnlich ein Weſen, das in allerlei erkünſtelten Illuſionen lebt, in krankhafter Erhitzung ſeine Ausgeburten geſtaltet. Und in der That, im Laufe der Zeiten iſt die Natur unſerer Poeten verderbt. Mit Heinrich Koenig hat ſie ſich in aller Geſundheit zur Wahrheit des Zeitalters wieder zurechtgefunden.

Soll ich von ſeinen Romanen ſprechen? Er erfindet nichts, was von Lüge oder Fiction nur den Schein hat, er iſt hier gerade ſo wahr und ſchlicht wie in ſeinen Bekenntniſſen. Seine »Waldenſer« ſtecken ſogar noch im naiven Chronikenſtyl. Seine vielgefeierte »hohe Braut« war einer der erſten deutſchen Romane, die ohne Nachahmung in Walter Scott's Kraft und Geſundheit athmeten. Sein »William's Dichten und Trachten« veranlaßte mich zu einer Parallele mit einem engliſchen Buche, das gleichzeitig den großen Briten zum Helden hat. Ich gebe die Parallele, wie ſie in jener Veranlaſſung entſtanden iſt.

Die Forſchung des Commentators und die Erfindung des Dichters, beide ſind noch immer gleich ſehr thätig, um Shakſpeare's Welt, die Welt ſeiner Poeſie und die Welt ſeines Zeitalters, zu erläutern. In England erſchien ein vielbegrüßtes Werk: »Shakſpeare und ſeine Freunde,« deutſch von W. Alexis; in Deutſchland H. Koenig's Roman.

Die ſchwerfällige Behaglichkeit des engliſchen Werkes könnte der Vermuthung Raum geben, daſſelbe ſei ein Gewinn aus bisher verſchloſſenen und jetzt einem unbekannten Verfaſſer zugänglich gewordenen Familienarchiven. Inzwiſchen darf die Unbehülflichkeit der darſtellenden Feder nicht irre führen, uns nicht eine größere Glaubwürdigkeit vorſpiegeln, als wir ſie einer Arbeit kluger und geſchmackvoller Combination zuwenden. Dieſe inſipide Naivetät des feiſten Chronikanten, die ſich in dem Buche, »Shakſpeare und ſeine Freunde« breit macht, jene bedientenmäßige Treue, die ſtets hinter ihrem Helden herläuft, ihm den Hut nachträgt, das Kleid ſäubert und ihm doch aus lauter Vertraulichkeit etwas Reſpectwidriges am Zeuge flickt, jene ganze Handwerkermiene, in welcher die Chronik über Shakſpeare und ſein Zeitalter auftritt, iſt zu ſehr gemeinſame Eigenheit des engliſchen Romans überhaupt, als daß ſie zu dem Glauben berechtigte, hier ſei mehr als Production der Gegenwart, hier ſei alterthümliche Treuherzigkeit eines Zeitgenoſſen, der ungeſchminkt und ſimpel aus den Erlebniſſen des Tages in jener Zeit ein Buch voll Denkwürdigkeiten zuſammengeſtellt. Was ungeſchminkt iſt an dem Werke, verräth doch zugleich ein großes Maß von Bornirtheit, das Populäre daran iſt doch weiter nichts als Unfähigkeit, in Shakſpeare's Poeſien die tieferen Motive, in ſeiner Perſon die geheimeren Anläſſe zu entdecken, oder ſie ſo zu erfinden, daß die Erfindung einen genialen Commentar bildet. Beides hat die deutſche Dichtung vermocht, und Koenig's Roman iſt ein Triumph in dieſer Beziehung. Inzwiſchen iſt das engliſche Werk, wenn auch als Memoir und Chronik erlogen, und als Combination ohne alles feinere Verdienſt, doch intereſſant genug, um es als Mittel zum Zweck, als Beitrag zur Erforſchung des Shakſpeare'ſchen Zeitalters, werthzuhalten. Es wird mit einer Scene zwiſchen Shakſpeare und ſeinem Heldenſpieler, Richard Burbage, eröffnet. Beide erinnern ſich ihrer Knabenſtreiche im Forſte des ſehr ehrenwerthen Sir Thomas Lucy in Stratfort. Die berühmt gewordenen Wilddiebereien löſen ſich hier in bloßen Unfug und knabenhaften Muthwillen auf; die wilden Burſchen führten den Förſter irre auf die Spur von Wilddieben, die ſie fingirten, damit William während deſſen der Nichte des Sir Ehrenwerth im Gebüſch den Hof machen konnte. Sodann der Beſuch eines jungen Poeten, der dem berühmten Meiſter eine Tragödie überreichte, und nun, als er ihm die Aufwartung macht, Worte des Tadels, mit verbindlichem Wohlwollen vermiſcht, in Empfang nimmt. In alle dem ergibt ſich Shakſpeare als eine derbe Gutmüthigkeit, als eine geſunde Mittelmäßigkeit, zu welcher der engliſche Roman ſo gern ſeine Helden jeder Zeit herabdrückt, weil er dem Geſchmack eines Publicums zu fröhnen hat, deſſen grobkörnige Moral, deſſen rothbäckige Beſchränktheit nur materielle Größen duldet. Der Pinſel der engliſchen Romandichter niederländert zu ſtark, und vor der Niederländerei dieſes Styls, für welche neuerdings Boz-Dickens in ſeinen Pickwickiern den Grund und Boden des unterſten Volkshaufens aufgefunden hat, müſſen auch die Figuren eines wahrhaft großen, heroiſchen und keck verwegenen Zeitalters ſämmtlich der Trivialität einer luſtigen Bornirtheit verfallen. Auch Königin Eliſabeth tritt mit der jungfräulichen Grandezza ihres Weſens ſammt ihren Horffäulein in dieſen beengten Rahmen. Shakſpeare lieſt ihr die luſtigen Weiber von Windſor vor, wie denn der große Dichter hier überall nur als der gutmüthige Harlekin von Alt-England erſcheint, der aus Inſtinct und mit der Sicherheit des angebornen Handwerks die Pritſche ſchwingt. Sind wir nun hier vor jener unfruchtbaren Vergötterung der Perſönlichkeit ſicher, die auch im Tieck'ſchen »Dichterleben« noch hinlänglich thätig war, um den angebeteten Briten zum Ideal einer göttlich lächelnden Kinderſeele zu machen, ſo ſind wir doch auf engliſchem Grund und Boden faſt aller geiſtigen Würde los und ledig. Jene Vagabunden, die in Eaſtcheap bechern und toben, jene luſtigen Gauner, die die Welt für trocken erklären, weil ſie ſich vor ihren lechzenden Zungen nicht in ein einziges großes Faß Sect verwandeln will, jene Küfer, die an Flüchen ſo reich ſind, wie der Ocean an Fiſchen, an todten und lebendigen, jene Hofſchranzen, die auf Stelzen um den Teich der Liebe tanzen, weil eine Jungfrau gebliebene Königin als Richterin auf dem Stuhle ſitzt, jene Hoffräulein, die aus vergällter Liebesluſt bitter witzig ſind, oder wie Kätzchen um den verbotenen Rahm der ſüßen Neigung ſchleichen; jene Flibuſtier der Leidenſchaft, die auf den verunglückten Sturm ihrer ausſchweifenden Jugendfahrten ſchelten; alle jene Figuren, die wir Shakſpeare'ſch nennen, und an denen allerdings nicht blos das Zeitalter, ſondern auch die Perſon des Dichters ihren Theil hat, ſind doch nur die Hefe ſeines Weines, nur der Unterrock ſeiner Poeſie, die des Zeitcoſtüms bedurfte, wollte ſie zeitgemäß ſein, und allerdings auch, ohne Reflexion und Wählerei, ganz harmlos, inſtinctmäßig und naturwüchſig in das buntgewürfelte Kleid des damaligen Lebens ſich ſtürzte. Alles was für Portraitirung an ſeinen Dichtungen gelten muß, was als niederländiſche Kraft der Genremalerei an ihm zu rühmen wäre, iſt doch nur die Spur, die ſein Fuß in den nachgiebigen Boden ſeiner Zeit, ſeiner Nation und ſeines Landes eingedrückt. Ohne den inwohnenden Geiſt, der das Leben erſt beflügelt, iſt doch ſelbſt ein Heldenzeitalter nur gemein und bedeutungsleer. Es ſtecken Elemente eines Teniers, eines Rembrandt in den Shakſpeare'ſchen Gemälden; dieſe Elemente macht uns eine Erkenntniß jenes Zeitalters klar, deſſen Art und Weiſe, ja deſſen Abart und Ausart Shakſpeare theilte. Nur aber dann, wenn wir zugleich die Raffael'iſche Kraft ſeiner innern Weihe und Beſeligung kennen, das geheime Feuer ſeiner Anbetung, das mitten im Bereiche der vorhandenen Welt hellflammig gen Himmel lodert, nur wenn wir Shakſpeare's Religion kennen, wird uns die Seele, nicht blos Körper und Kleid ſeiner Dichtung, erklärlich. Denn dies war neben ſeiner weltlichen Natur zugleich in ihm, dieſe Hoheprieſterſchaft des Menſchenlebens, dieſer Augurdienſt, der nach den tiefſten Problemen ſucht, ſie löſt oder als Hieroglyphe hinſtellt. Und dieſen Raffael im Shakſpeare zeigt uns die Dichtung von Koenig.

So drängt es mich ſogleich auf das deutſche Buch einzugehen, bevor ich die Betrachtung des engliſchen recht erledigt. Bei alle dem ſeien die Vorzüge der fremden Arbeit nicht mißachtet. Wir ſehen hier Shakſpeare als Menſchen im Wochenhabit, als Poeten auf dem Soccus, und ſelbſt wo die banauſiſche Breite des anonymen Autors langweilig iſt, bleibt ſie doch lehrreich. Es finden ſich manche Partien in dieſem Werke, welche in die Sphäre des Boz-Dickens einſchlagen, zuweilen nimmt die Darſtellung auch mit Glück jene Färbung alterthümlicher Naivetät, in die ſich das »luſtige England« von damals kleidet. Von dieſer Art ſind Geſtalten wie Gib, der Klingeljunge aus der Roſe, auch ein Barbierjunge aus Eaſtcheap. In dieſer Weltkneipe agirt ein feiſter Schnitthändler, George Taffent mit Namen, der einen Prototyp zu Falſtaff abgibt. Auch der Koenig'ſche Roman bringt zur Commentation des Sir John eine Figur ähnlicher Art in einem alten Kriegscameraden, deſſen Trunkenheit ſtets im Vollmond ſteht. Wenn der Novelliſt ſolche Geſtalten im damaligen Lebensverkehr aufweiſt, als ganz naturgemäß dem dortigen Boden entſproſſen, ſo thut er, was ſeines Amtes iſt, er commentirt das Lebenselement dieſer Gattung, wenngleich auf einem andern Blatte geſchrieben ſteht, wo der Schöpfer des Sir John die Kraft hernahm, dieſe gottvolle Verlorenheit ſeines Komus und Jocus ſo glücklich und ſo geiſtig bedeutſam zu concentriren, zu ſteigern, und ihr den Stempel allgemein gültiger Wahrheit aufzudrücken. So lange der Novelliſt ſeinen Dichter als ein bloßes Erzeugniß ſeiner Zeit faßt, als ein Geſchöpf jener romantiſchen Wirren, die der letzte Athemzug einer mittelalterlich katholiſchen Welt im Widerſtreit mit dem erſten Anbruch des Puritanerthums hervorrief, ſo lange commentirt er nur die Äußerlichkeiten. Faßt er aber den großen Dichter zugleich im Kampfe mit den Mächten ſeines Zeitalters, aus dem ſich mit allen Schmerzen der liebebedürftigen und doch einſam hingeſtellten Seele eine ungeheure Kraft des Selbſtbewußtſeins entwirrt und entſpinnt, ſo weiſt er in ihm nicht blos die Creatur, ſondern auch den Schöpfer nach, der ſeine Welt ſich ſelbſt geſtaltete. Dies eben iſt wie in Goethe ſo in Shakſpeare die Eigenheit des Genies, daß es ſich an die Stoffe des Lebens, an die Bildung ſeines Zeitalters in Liebe, ja in Schwärmerei hingibt, und doch nach furchtbarem Kampfe die freie Selbſtſtändigkeit wieder ſiegreich rettet, Luſt und Leid in ſich begräbt, und nach vielen Todesſchmerzen immer wieder als Herr ſeiner ſelbſt auferſteht. So und nicht anders iſt nun einmal der Lebensprozeß des Genies. Es wirft ſich immerfort in die Strudel ſeiner Welt, aber das ferne Felſenufer bleibt ſein Ziel, wo es wieder dem Lauf der Menſchenart entzogen wird; — es iſt einſam in der Welt, Gott hat es gezeichnet.

Merry England iſt ein abgöttiſcher Begriff, und das Genie vom goldenen Zeitalter des luſtigen Alt-Englands ſoll nun einmal, wie die Leute wollen, ganz und gar darin aufgelöſt ſein. Erheben wir uns alſo nicht, ſo lange von den Opfern die Rede iſt, die man dieſem Begriffe bringt. Zu dieſem Idole gehört vor allem auch jene rothſaftige, vollwangige Luſtigkeit, die ſich über Beefſtak und Porter herſtürzt und daran ihre Lebensgeiſter anzapft, die Teufeleien der Menſchen für gemüthliche Schelmenſtreiche erklärt und Gott einen guten Mann ſein läßt. Shakſpeare hat ſich an der Tafel dieſes Daſeins ſattgeſchwelgt, aber eine geheime Geiſterhand ſervirte, wenn er ſchwelgte, wechſelte ihm geſchäftig die Teller und flüſterte ihm dabei einige Offenbarungen in's Ohr, die ſein Behagen an dem Bacchanal des Lebens dämoniſch, wo nicht mephiſtopheliſch anhauchte. Von jener blos phyſiſchen Geſundheit geſundete er; denn für den forſchenden Geiſt, der die Erſcheinungswelt durchbricht, um hinter der Schminke dem Dinge bis auf's Geripp zu ſpähen, iſt jenes Wohlbehagen keine Geſundheit mehr, ſondern ein kränkliches Aufblähen von Haut und Blut, ein Übernehmen der Creatur, die den Schöpfer in ſich übertäubt und übertödtet. Freilich bricht erſt in der dritten Periode ſeines Schaffens der denkende Menſch ſich vollauf in ihm Bahn. Der patriotiſche Jubel ſeiner Jünglingsnatur hatte ſich in den hiſtoriſchen Feſtſpielen, in welchen die Heroen Englands auf Leben und Tod triumphiren, ſein Genüge gethan. Ein zweites Blüthenalter rief der vollendete Mann in ſich auf, als jener Liebesharm und jene Liebesluſt, welche die üppigen Komödien ſchufen, über ſein großes Herz gewaltig hereinbrachen, und die Wunder der Gefühlswelt in Traum und Seligkeit eine Wüſte in ein Paradies verwandelten. Mit »Romeo und Julie« ſetzen wir den Beginn dieſer ſeiner glücklichſten Dichtungsepoche. Da wird auch geſchwelgt an der Tafel des Lebens, der Menſch feiert ſeine unſterblichen Götterſpiele, denn ſein Herz iſt ewig jung, ſo lange er liebt. Genien der Luſt gaukeln um ſeine Seele, der Becher kreiſt, ein Becher voll Freudenthränen, — und im Rauſche der Beſeligung wiegt die hohe Stirn des Dichters ihre ſorgenvollen Gedanken in Schlaf. Mit dem Erwachen aus dieſem Traume beginnt die dritte Epoche ſeines Schaffens, die mit »Hamlet« und »König Johann« in der neuen Geſtaltung datirt. Er ſchreibt die Römertragödien und ſchildert in einer ganzen Reihe dunkler Bilder das tragiſche Menſchenloos. War er anfangs Patriot, der die Helden ſeines Vaterlandes ſchildert, dann Feſtſpieldichter, der in Luſt und Leid die liebevolle Schönheit des Lebens feiert, ſo wird er jetzt Geſchichtſchreiber der Menſchheit und ſein ſtählerner Griffel zeichnet die Hieroglyphen des Schickſals.

In dieſer Periode, wo die großartige Einſamkeit ſich ſeines Geiſtes bemächtigt, wo er bei allem Wogendrang des Lebens um ihn her ſich auf einer Inſel fühlt, hat noch kein ſpätgeborener Pinſel den Dichter zu zeichnen verſucht. Tieck gab ihn in ſeiner Kindheit und in ſeinem erſten, traumbefangenen Erwachen. Koenig's Roman ſchildert ihn in der Periode ſeines Glücks, er führt ihn in den anmuthigſten Wendungen durch die Zeit ſeines Lebens, wo alle Genien ſich wetteifernd um ſeine Muſe und um ſeine Perſon bemühen, und begleitet ihn bis an jene Puncte, wo ſein Auge für den bunten Farbenſchmelz der äußeren Welt erblindet, wo eine nagende Skepſis in ihm nach dem Ding-an-ſich zu ſuchen beginnt, über das die Natur ihren mitleidsvollen Schleier breitet.

Die Scenerie dieſes trefflichen Gemäldes, das Koenig entwirft, iſt äußerſt bunt und reich, und im Dialog wie in der epiſchen Objectivirung der Thatſachen mit einer gleich großen Meiſterſchaft ausgeführt. Mit dem Hange zu einem beſchaulichen Leben, den Koenig's Schriften durchgängig verrathen, vereint ſich hier eine ungewöhnliche Bildnerkraft, die über den Reichthum an vorgefundenen Geſtalten und Situationen ſorgfältig, ſauber und geſchmackvoll verfügt, und mit dem tiefſinnigen Drange nach Löſung der Lebensräthſel eine diplomatiſche Anmuth in Form und Wendung zu verbinden weiß. In den »Waldenſern« konnte vor lauter chronikartiger Enthaltſamkeit eine freie Gliederung des Stoffes nicht aufkommen. Hier iſt ſie in Form und Inhalt gleich bedeutend, und die deutſche Literatur iſt um eine ihrer gelungenſten Dichtungen reicher. Unter den hiſtoriſchen Portraits, die uns Shakſpeare's Zeitgenoſſen vergegenwärtigen, ſind beſonders die Bilder der Eliſabeth und des Grafen Eſſex hervorzuheben; ſie ſind ſo fein und durchſichtig zart ausgeführt, wie man im Felde der Ölmalerei Bilder von

Vandyk kennt. Sehr glücklich iſt als Widerpart des Dichters die Geſtalt des Philoſophen Francis Bacon benutzt, der zu dem Lebenskreiſe des Grafen Southampton gehörte. In dieſem Philoſophen der Erfahrung wurde der engliſchen Nation ſchon in der Schlußperiode ihres romantiſchen Lebens ein Vorbild ihres ſpäteren Werdens vorgeſteckt. Nicht minder brachen ſich die Regenbogenfarben des ritterlich ſchönen, katholiſch üppigen Lebens an der Kopfhängerei der grauen Puritaner, die Koenig meiſterhaft zeichnet. Die Stutzer von damals mit den aufgekräuſelten Bärten und Redensarten, die Hoffräulein der abſolut jungfräulichen Eliſabeth mit dem Witz ihrer gezierten Prüderie, die Hofſchranzen mit den Seiltänzereien einer balancirten Bilderſprache, die Küfer, die ſich auf der Rennbahn der Wortſpiele zu Tode hetzen, der luſtige Mummenſchanz der altkatholiſchen Welt und die dürre, ſcheinheilige Prüderie des puritaniſchen Zeitalters, alles das mit ſeinem bunten Gemiſch, das die damalige Sitte und Lebensart im Wendepuncte zweier Jahrhunderte ſo pikant und reizend macht, hat Koenig ſehr glücklich erfaßt und in plaſtiſchen Gruppen lebendig dargeſtellt. Von einzelnen Geſtalten aus der Maſſe muß noch beſonders der auch von Tieck eingeführte Henslow aufgezählt werden. In Koenig's Darſtellung iſt dieſer Käufer des Globus ein höchſt ergötzlicher, witzhafter Dummkopf, der aus Gewinnſucht dem Dichter hofirt und ihm mit barocker Geckenhaftigkeit huldigt. Auch der alte Narr im Southamptonhouſe, der in dem abgetragenen Talar die herabgekommene Würde ſeiner Zunft beklagt, gehört zu den beſten Figuranten des Zeitgemäldes.

Was nun dem Ganzen einen innern Halt gibt, und was als Faden im Romane zu bezeichnen iſt, ſo liefert Koenig hierin zugleich einen pſychologiſchen Commentar zum Verſtändniß des Dichters. Die ſpannende Intrigue ſchlingt ſich um eine Frauengeſtalt, die des deutſchen Poeten Erfindung iſt. Aus den Shakſpeare'ſchen Sonetten, die an Heinrich Southampton gerichtet ſind, ergibt ſich die Exiſtenz eines Weibes, das mit der Schönheit einer Nymphe lockt und reizt, und kaum erhaſcht, ſich mit einem trügeriſchen Spiel, mit allen Neckereien und allen Schrecken einer Waſſerfee den Händen des Beglückten wieder raſch entwindet. Graf Southampton war in ihren Netzen gefangen, und des Dichters Verſe enthalten deutlich Warnungen vor der Liſt der Gauklerin, bis plötzlich die Sprache des Reimers ſich ändert, er ſelbſt ebenfalls als der Beſiegte erſcheint. Mit einer Diſſonanz, einer gewaltſamen Trennung und mit dem Hohne eines tief Verletzten endet das Sonettenſpiel. Dieſe andeutungsvolle Geſtalt in den Sonetten hat Koenig in den Mittelpunct ſeines Romans geſtellt. Beide Freunde nach einander und ohne es zu wiſſen, daß ſie demſelben Gegenſtande huldigen, ſind gefeſſelt von den Reizen dieſer londoner Helena, die dem Einen Roſalie, dem Andern Thekla heißt, bald als Page ein abenteuerndes Leben führt, mit politiſchen Umherzüglern in Verbindung ſteht, bald als vornehme Dame die Etiquette der feinen Welt verräth, Allen ein Geheimniß, mit Allen ein Spiel treibt, und als zaubervolle Nixe die Herzen beglückt, quält und verwirrt. Nur dem Dichter, weil er der liebebedürftigſte von Allen iſt, hält ſie endlich Stand; vor der geiſtigen Kraft ſeiner Neigung erſtirbt die ränkevolle Täuſchungsluſt ihrer Proteusnatur, ſie erwächſt an ihm zur Ehrlichkeit. Die Intrigantin iſt Italienerin von Geburt, ſie erzählt ihm jene Novellen, nach denen er ſeine Dramen dichtet. In ihren Augen brennt die Gluth des Südens, die ſeine Dichtung athmet, in ihren Umarmungen empfindet er die Wunder der Hingebung, die er in ſeiner »Julia« zeichnet, in der nixenhaften Laune ihrer üppigen und doch immer ſchalkhaft harmloſen Lebensluſt fühlen wir den Prototyp zu jener ganzen Reihe von Frauengeſtalten, die keck und graziös, feurig und doch ſylphenartig durch die Shakſpeare'ſchen Komödien, bald wie lichte Sterne, bald wie täuſchende Kometen gaukeln. Dies Weib iſt für William der Lebenspuls ſeiner Dichtungen, das Perpetuum mobile geworden, das ſeine innere Welt belebt. Dies Verhältniß Shakſpeare's zu Thekla iſt als Combination eben ſo glücklich, wie als Dichtung ſchön, tief und in der Bedürftigkeit beider Naturen zu einander pſychologiſch wahr. Dies iſt der Kernpunct und die Pointe des Romans, Shakſpeare in ein Verhältniß zu ſtellen, aus dem die Dichtungen, die der Periode ſeines Glückes angehören, ganz naturgemäß wie üppige Blüthen ſproſſen, wie lachende Früchte reifen. Schade nur, daß die Koenig'ſche Darſtellung zu lange bei der Zeichnung dieſer Gruppe verweilt! Nicht, als wollt' ich das epiſche Behagen, das ſich gegen Ende hin des Romans bemächtigt, für eine ſtörende Dehnung erklären, ſondern der Reiz an dem Verhältniß erwächſt zu einer moraliſchen Nothwendigkeit, deren geſunde Vollgültigkeit ſich ohne Mißklang, ohne pſychologiſchen und poetiſchen Fehler im Abſchluß der Dichtung nicht wieder aufheben ließ. Für Shakſpeare war der Genuß ſeines Glücks allerdings in dem Glauben an die Untrüglichkeit der Geliebten bedingt, nicht blos der Egoismus des Talents in ihm, auch die kindliche Ehrlichkeit ſeiner geſunden Mannesnatur verlangte das Weſen, das an ſeinem Herzen lag, nicht allein fortan ſo treu, wie es augenblicklich war, ſondern auch unſträflich in allen Verpuppungen ſeiner früheren flatterhaften Schickſale. Dieſer Terrorismus der Forderung ſteckt in ihm, weil er ſo ungeheuer ehrlich und treu fühlt, und ſeinen ganzen dichteriſchen Himmel in der Ehrlichkeit dieſes Verhältniſſes bedingt ſieht. An ſeinem Terrorismus zerbricht die ſylphenhafte Geſtalt des ſchönen Leichtſinns. Erſt im Umgange mit ihm war das wetterwendiſche Mädchen treu und gut geworden, hingebend, warm und liebevoll; aber noch lange Zeit auch gegen ihn mit Lug und Trug im Bunde, ertappt er ſie auf der Fährte ihrer Doppelgängerei, wo ſie als Roſalie Southampton's Geliebte war. Erſt trifft des Dichters Argwohn auch den Freund, ſchließlich fällt er zermalmend auf das arme Kind zurück. Er ſtößt ſie von ſich, und ihr Ausgang iſt tragiſch. Am Herzen des Dichters hatte ſie die letzte Wandelung ihrer Schmetterlingsnatur erlebt; hier war ſie hangen geblieben mit ihrer Neigung, und muß nun zuſammenbrechen, da dieſer Ankergrund ſinkt. Dieſer Verlauf iſt an ſich naturgemäß und ſteht auf Shakſpeare's felſenfeſter Stirn unter den Gedanken der eiſernen Nothwendigkeit zu leſen. Aber der deutſche Dichter hat mit einer an Verliebtheit grenzenden Neigung die Situation, wie Thekla in Shakſpeare's Armen die moraliſche Kraft zum feſten Liebesbande gewinnt, zu lange feſt gehalten; ſeine Darſtellung hat ſich zu ſehr darin gefallen, beide Geſtalten als zu einander gehörig zu beleuchten, ſo daß nun der naturgemäße Wendepunct nicht ohne den gerechten Vorwurf tyranniſcher Härte, grauſamer und undankbarer Willkür möglich wird. Wie eine Frucht grade im Moment ihrer vollſten Reife den Beginn der Verweſung ſpürt, ſo birgt auch oft eine Dichtung grade in dem Blüthenpuncte ihrer vollſten Eigenthümlichkeit den verſteckten Keim ihrer Auflöſung oder einer fehlerhaften Endſchaft. So ſteht es mit Koenig's Roman. Er hat ſeinen Helden mit ſo viel zärtlicher Sorgſamkeit gepflegt, daß die hiſtoriſche Geſtalt jenes Shakſpeare unter ſeinen Händen faſt zu einem Ideal menſchlicher Liebenswürdigkeit wurde, und plötzlich mußte er zu dem geſchichtlichen Shakſpeare zurückkehren, und die Wendung iſt hart und disharmoniſch. In der Natur des hiſtoriſchen William liegt durchaus dieſer Drang, die geſunde Freiheit ſeiner ſelbſt gegen den Eingriff fremder Elemente und trübender Gewalten zu ſchirmen, aber der Held des Romans, Koenig's William, der im Umgang mit Thekla weich und warm gewordene Dichter der Julia, kann nur durch einen Gewaltſtreich, der keine Nöthigung in ſich trägt, dieſen Act ſchmerzlicher Trennung vollziehen; ihm iſt Thekla zu viel geworden, und den deutſchen Dichter trifft der Vorwurf der Grauſamkeit. — Dies iſt der ſchließliche Eindruck, den uns der Roman hinterläßt.

Ein Rückblick auf das engliſche Werk nöthigt mich noch, eine Geſtalt aus Shakſpeare's Umgebung namhaft zu machen, die Koenig bei Seite ließ. Es iſt jener Ben Jonſon, der Widerpart des großen Dichters. In einer luſtigen Trinkſcene führt der engliſche Autor beide Zeitgenoſſen ſehr glücklich zu einem Duell ihrer witzig ſcharfen Zungen zuſammen. Vornehmes Publicum iſt verſammelt, um ſich an beiden großen Männern, den damaligen Nebenbuhlern auf dem Parnaß von Alt-England, zu weiden. Beide große Männer überwerfen ſich aber, und die gezogenen Klingen ihres zornigen Humors verwunden Kopf und Herz, bis es ſchließlich doch wieder zu einem Verſöhnungsacte kommt, und Haß und Feindſchaft von Geſang, Jubel und Becherſchall übertönt wird. Auch führt ein luſtiger Kumpan mit einem Simpel von Kellner jene Scene auf, die der joviale Prinz von Wales mit dem Küfer Franz in »Heinrich dem Vierten« ſpielt. — Über Burbage und die Intrigue, die ihm ſein Dichter ſpielt, bringt der deutſche Roman eine andere Nüance im Vergleich mit dem engliſchen Werke. Auch ſind beide Wendungen in England ſelbſt im Umlauf. Nach dem gewöhnlichen Bericht erhält Burbage bei einer Dame auf das Loſungswort:

»Richard der Dritte« nächtlichen Einlaß, und William, der ihm die Fährte abſchneidet, kommt ihm zuvor, iſt ein glücklicher Eroberer, und nennt ſich, als ſein Heldenſpieler erſcheint: »Wilhelm der Eroberer.« Auf jenes Loſungswort im Nachtbeſuche konnte Burbage leicht fallen, da ſein Taufname Richard war. Ob das Duell zwiſchen beiden, das hierauf erfolgt, geſchichtlich iſt, bleibt gleichgültig. Jedenfalls aber reizt es die Wißbegier, ob manches Andere im deutſchen Romane Combination oder Erfindung des Dichters iſt. Dies trifft vorzüglich die Schweſter des Grafen Southampton, jene Alice, die Koenig in ihrem Bezug zu William ſo vortrefflich zeichnet. Sie iſt eine jener nervenzarten, ſchwachathmigen Naturen, die ſich zur Frömmigkeit neigen. Dieſer Zug des Gemüthes führt ſie in Verbindung mit der Geſellſchaft der Puritaner. Von dieſer Kränklichkeit der Seele erholt ſie ſich aber langſam, indem ſie an Shakſpeare's Poeſien geſundet und in einer leiſen, verſteckt gebliebenen Neigung zur Perſon des Dichters die Wiedergeneſung ihres ſchönen Naturells feiert.

14.

Ludolph Wienbarg.

Im Sommer 1837 ſah ich Wienbarg in Hamburg. In meinen Tagebuchsblättern von damals find' ich über ſeine äußere Erſcheinung einige hingeworſene Bemerkungen, die der Beſchäftigung mit ſeiner innern Natur vorangehen mögen.

Hamburg, d. 11. Auguſt.

Geſtern in Tivoli wurde Wienbarg von uns begrüßt. Er war wenig zugänglich, faſt karg und trocken. Vielleicht hätt' ich ihm allein mehr abgewonnen, aber Fürſt Schwarzenberg nahm Theil an der Begrüßung, und Mundt machte den Vermittler. Er ſieht wie ein Protokollführer aus, ſagte Fürſt Friedrich, als wir bei Seite gingen. — Ja, er ſchreibt auch Protokolle, Protokolle über ſein Zeitalter. Und er ſchreibt ſie mit einer attiſchen Grazie, die ſie faſt zum Kunſtwerk ſtempeln.

Er verfaßt die franzöſiſchen Artikel in der hamburger »Neuen Zeitung.« Er knüpft Hoffnungen an dies Blatt; er wurde warm, als er vom weiteren Ausbau dieſer Zeitung ſprach. Mundt äußerte, es ſei ein bedeutendes Verdienſt, in die politiſchen Blätter ein feines Deutſch zu bringen, die Rohheit und Plattheit der bisherigen politiſchen Journalſprache ſei empörend; man müſſe den Styliſten der neuen Zeit die Berichterſtattung übertragen.

Sie ſchreiben, ſagte Mundt zu Wienbarg, dieſe Mittheilungen von oft unbedeutenden pariſer Ereigniſſen ſo ſchön, wie Sie Ihre eigne Production ſchreiben würden.

Das iſt das Einzige, ſagte Wienbarg, was man uns nicht nehmen kann. Man nimmt uns unſern Inhalt, hetzt die Polizei gegen unſere Richtungen, verbietet unſere Gedanken. Den Styl werden ſie uns doch wohl laſſen!

Es lag in dieſen Worten wie in ſeinen Zügen die ganze ironiſche Wehmuth über das Geſchick, von der Welt in ſeinem beſten Wollen, im Heiligthum ſeines Lebens verdächtigt und verworfen zu ſein. In der Kargheit ſeiner Mittheilungen liegt der Argwohn einer reinlichen Seele, ſich mit den Nüancen der unklaren Menſchenwelt nicht gemein zu machen. Sein Zürnen hat etwas vom Drachen, der ein verborgenes Kleinod bewacht. Vom Poeten hat er bei aller ſpartaniſchen Feſtigkeit ſeiner Meinungen die leichte Reizbarkeit, wo er ſich verkannt glaubt. Er iſt nicht eitel, ſo ſcheint es, und ſein Stolz hält ihn aufrecht. Aber dies Selbſtgefühl, das ich ehre, weil die Zeit es ihm aufnöthigte, wird ihn doch, fürcht' ich, iſoliren.

Er hat in ſeiner Erſcheinung etwas Edles, ſagt' ich, als wir nach Hauſe gingen zu Fürſt Schwarzenberg.

Sehr etwas Nobles, äußerte der Öſterreicher, in ihm.

Nobles? wiederholt' ich, er iſt innerlich Demokrat.

Die Ariſtokratie liegt auch meiſt nur in der Sitte, ſagte Fürſt Schwarzenberg. Innerlich iſt jeder bedeutende Menſch hochgeboren. Äußerlich zeigt ſich Gewohnheit und was man nobel oder unnobel heißt. Man nehme dem Salonmann Hut und Handſchuh, wofür er das Meiſte ausgibt, ſo hebt man ihn aus ſeiner Sphäre, und es fragt ſich, was er dann iſt. Ohne von der Gewohnheit des täglichen Bedarfs getragen zu werden, iſt niemand Ariſtokrat. —

Über François Wille mit dem zerfetzten Geſicht und dermalen einem Pflaſter über dem Auge äußerte ſich Schwarzenberg mit einem eigenthümlichen Behagen. Er hätte von dieſer »geiſtreichen Blocksbergsnatur,« wie er Dr. Wille nannte, gern jede Geſchichte erfahren, die ihm dieſe und jene Schmarre über's Angeſicht gebracht. Wir ſaßen und tranken im Freien Thee, den Wille ſehr gut macht. Er eiferte arg gegen G—'s Charlatanerien in der Literatur, ſprach von Schiff mit einer lebhaften Wärme, die ein gutes Herz verräth. Er hat ſich verloddert, ſagte er von Schiff, aber es iſt viel Poet in ihm.

Iſt kein Phraſeur, ſagte Fürſt S., eher ein Braveur der jungen Zeit.

Ein Bravo, ſagt' ich, von der Wahrheit und Ehrlichkeit gedungen. Keck, hart, unfruchtbar iſt er, aber voll kräftiger Maximen, ein verzweifelter Sohn der neuen Zeit. In Frankreich ſpricht man von einer Literatur der Verzweiflung. In Deutſchland abſorbirt das Kneipenleben dieſe luſtige Deſperation, in der Gott und Teufel in gleichen Funken ſprühen.

Wilke's Leben müßte die richtige Feder finden. Er erzählte von Kiel; er iſt aus ſämmtlichen däniſchen Staaten, alſo auch aus Grönland und St. Thomas verbannt.

Später rückten wir mit Wienbarg näher zuſammen; aber ich finde nichts über die weiteren Begegnungen in meinen Blättern, und muß mich alſo mit dem begnügen, was ein oberflächliches erſtes Berühren mich aufzeichnen ließ.

Nach wenigen Monaten erſchien ſein »Tagebuch auf Helgoland.«

Wienbarg auf Helgoland.

Wienbarg's Tagebuch liegt vor mir. Der freie Athem ſeiner Gedanken, der helle Wogenſchlag ſeiner Rede verſetzt mich auf das ſeltſame Eiland, deſſen Felſen die Nordſeewinde langſam zerbröckeln. Gleicht dies Eiland vielleicht der germaniſchen Freiheit von Alters her, die der feuchte Weſtwind Jahrhunderte hindurch mürbe gemacht? Es war einſt ein Land, man zählte es zu den drei großen Nordſeeinſeln der Sachſen, ſprach von neun Kirchſpielen auf Helgoland, maß acht römiſche Meilen Länge, vier Meilen Breite. Jetzt iſt es ein lockeres Steingerölle, an dem ſich zur Sommerzeit ein müdes Häuſchen Culturmenſchen anklammert, um die verweichlichten Glieder in's Meer zu tauchen und auf einige Wochen aus der Seeluft Geneſung zu trinken von den Freuden und Leiden einer jämmerlichen Verfeinerung. Die neun Kirchſpiele hat die Fluth verſchlungen, in den verſunkenen Saatgefilden niſten Unken und Meergethüm, und wo einſt blühendes Menſchenleben jubelte, ſchreit die heiſere Möve ihr kläglich Lied. An dem Steingebröckel ſitzt ein Reſt alter

Frieſen, deren Heldengeſichter ſehr träge Falten ziehen, weil ſie ſonſt Seeräuber waren und jetzt die Bedienten ſchwächlicher Badegäſte ſind. Die großen ſchlanken Mädchen mit dem bunten Turbantuch und den rothen Röcken mögen noch germaniſche Keuſchheit haben, von Patienten läuft man wenig Gefahr, und in dem »rothen Waſſer« im Oberlande tanzen ſie ihre ſchlichten Sprünge. Im Unterlande bei Madame Mohr geht es ſchon civiliſirter zu, koſtſpielig aber oben wie unten, und wenn Du die lodderigen Buben mit den ſchönen Gliedern los ſein willſt, mußt Du zum »Pfenniggrabbeln« eine Münze hinwerfen, dann ſtürzen ſie haufenweiſe zu Boden und ringen mit kunſtgeübter Hand nach dem ſchimmernden Dinge, das die Helena der modernen Welt geworden. Dieſe kräftige Keckheit der helgolander Burſchen iſt noch ein Stück Erbtheil von den germaniſchen Ahnen, die Seeräuber waren und ein freies Meervolk.

Auf den Zinnen des Eilands ſteckt die engliſche Fahne. In ihrem flatternden Schwunge weht noch ein Athemzug altgermaniſcher Freiheit. Vieles Andere iſt ſchon ſehr deutſch, denn der Menſch dieſer Zeit mit ſeiner Cultur verfälſcht Alles, nur das Meer nicht mit ſeiner Balſamkraft; die donnernde Brandung überſchreit er noch nicht, gegen den freien Hauch der Nordlandsluft ſind ſeine Gifte noch ohnmächtig geblieben. Zitternd ſteht er vor der ſalzigen Fluth, wie ein ohnmächtig Mädchen vor dem Brautbette, wo es ſeine Bewältigung wittert. Und wenn er auf der Felszacke ſitzt, an deren Fuß die Woge ſchäumt, und hinausblickt in die Ferne, wo Meer und Himmel verſchmilzt, ſo muß er ſein Auge und ſein Herz erſt mühſam gewöhnen an die leuchtende Unendlichkeit der Elemente. Ich weiß wohl, daß das Geſchlecht immer höher ſteigt im Laufe der Zeiten, der Natur ſich immer mehr bemächtigt, ihren Kräften den Zügel umwirft und ſelbſt den Ocean überbrückt mit der Klugheit ſeiner Maſchinen. Aber der Einzelne verliert, wo das Geſchlecht gewinnt, und ich wüßte nicht, daß das Zeitalter der Maſchinen zugleich das Zeitalter der Heroen ſein könnte.

Wienbarg und Helgoland! Als ob die Natur zwei Mal daſſelbe ſchaffen wollte, um geiſtig zu wiederholen, was ſie im Kreiſe der phyſiſchen Welt hervorgerufen. Wienbarg iſt das Nordſeeeiland, das feuchte Winde langſam zermürben. Aber ſeine

Stirn bleibt Fels, das kräftige Meer wäſcht ſeine Füße rein und ein heller Athemzug der Freiheit umſtürmt ſeine Bruſt. Auf Helgoland fehlt alle Vegetation, der üppige Saft des grünen Lebens in Wald und Wieſe. Gleicht Wienbarg dem Inſellande auch hierin? Es iſt wahr, er gibt keinen Gemüſegarten, keine Küchenkräuter, auch keine Blumenbeete, die ſich der Menſch zu ſeiner Freude anbaut. Er hat nichts als den Felſen der Geſinnung, den ſchäumenden Wellenſchlag des Meeres und die freie Nordlandsluft, die um die Küſten ſchnaubt und mit ihrer reinigenden Kraft nicht hineinreicht bis in die Atmoſphäre des Binnenlandes. Ihm iſt Alles verhaßt, was den Süden bezeichnet: dieſe ſchwelgeriſche Ausbeute der Kräfte bis zu ihrer Erſchlaffung, das ſchmachtende Hinſterben im üppigen Genuß. Alle Erſcheinungen im Reiche der Natur wie des Geiſtes ſind ihm zuwider, wo das weibliche Element das männliche überwuchert, und in dem, was der Süden erzeugt, auch der Süden der geiſtigen Welt, iſt das Weibliche die vorherrſchende Macht.

Sein Tagebuch enthält auch ſein äſthetiſches Glaubensbekenntniß. Aus jener Eigenthümlichkeit, die ich eben bezeichnete, entſpringen ſeine Gedanken, die auch in abgeriſſener Haltung wie helles Nordlicht ſchimmern, und ſelbſt barocke Einzelnheiten in klare Seeluft tauchen. Wienbarg ſcheidet ſehr ſtreng die weiblichen und die männlichen Elemente des menſchlichen Geiſtes, und verfolgt dieſe Scheidung bis in die einzelnen Dichtergeſtalten, bis in die Formen der Poeſie. »Petrarca,« ſagt er, »war ein Weib, Taſſo war ein Weib, nur Dante war ein Mann, und ſchrieb daher im großartigſten dramatiſchen Styl, obgleich ſeine göttliche Komödie die epiſche Form hatte und er genöthigt war, die Couliſſen, nämlich die Beſchreibungen, ſelbſt hinzumalen. Einige erhabene Geiſter, wie Dante, Milton, Klopſtock,« ſagt er, »rannten mit drei Schritten über die irdiſche Bühne hin und ſtanden dann gleich hinter den Couliſſen der Welt. Menſchen waren ihnen nicht genug, ſie mußten Geiſter ſchaffen, welche dem Himmel und der Hölle angehörten. Schönheit ward ihnen nicht zu Theil, ihre Muskeln waren zu entblößt, ihre Adern zu geſchwollen, ihre Blicke zu geiſterhaft. Das Männliche, das im Dichter nur vorherrſchen, nicht allein herrſchen ſoll, führte in ihrer Hand ein zu ſchweres Scepter über das Weibliche. —

Byron war ein Mann, das zeigen ſeine Tragödien, aber er war verzogen und liederlich, und gefiel ſich oft in der Rolle des Herkules am Spinnrocken. Schiller war ein Mann, aber ein kränklicher,« ſagt Wienbarg, ſtellt alſo einen Begriff von Geſundheit feſt, den man erſt näher erörtern müßte. »Jean Paul,« ſagt er, »war ein Mann, ein Weib und ein Kind zu gleichen Theilen. Eben ſo Yorik, doch war in dieſem das Kind mehr ein Schauſpieler. Shakſpeare,« ſagt er, »war vielleicht nicht der größte Mann unter den Dichtern, aber der größte Dichter unter den Männern. Sein Männliches war blitzend, groß und erſchütternd, ſein Weibliches zart, ſinnlich, phantaſtiſch, ungeheuer fruchtbar. Die Ehe zwiſchen beiden die glücklichſte ſeit Sophokles.« — In Goethe ſieht Wienbarg ebenfalls Männliches und Weibliches, »Götz« der Degen und »Werther« die Kunkel ſind Eine Perſon, aber beide Elemente ſind nicht treu vermählt, das Weibliche war überwüchſig. »In ſeinem hohen Alter,« ſagt er, »ſtreifte er alles Geſchlechtliche ab, und da gefiel er weder den Männern noch den Frauen.« Philoſophie, Politik und im Dichten das Dramatiſche und Epigrammatiſche, hierin ſieht er die Functionen der männlichen Kraft. Seine Anſicht von der Zwitternatur des Romans iſt treffend. Die lyriſche Poeſie, wenn ſie nicht philoſophirt wie Pindar, oder die Tuba bläſt wie Tyrtäus, gehört nach ſeiner Meinung auch den Frauen an. Ein Jüngling, der Liebeslieder dichtet, ſei ein Narr; der Fall ausgenommen, daß er ſich dadurch bei ſeiner Geliebten einſchmeichelt, gleich dem ſingenden Troubadour. Sappho und Corinna überſtrahlten in ihren Liebesliedern das ganze Alterthum. Ihre Empfindungen nahmen den Schwung der Poeſie, dagegen die männlichen Liebesdichter, Griechen wie Römer, die fauniſche Natur beſangen. Die Liebesgedichte des Mittelalters ſogen die religiöſe Myſtik in ſich ein, eine mönchiſche Eſſenz, die freilich den Bocksgeruch des ſinnlichen Alterthums vertrieb, aber die Liebe mit einer fremden Schwärmerei anſteckte, die mit ihrem ewigen Weſen nichts gemein hatte. Das konnten nur Männer,« ſagt er, »Frauen hätten die Liebesroſe an ihrem Buſen erblühen laſſen und mit keinem andern Weihwaſſer ſie benetzt, als mit dem Thau ihrer Thränen. Die profane Minneſängerei war ganz unausſtehlich. Mit ſolch allgemeinem Singſang von der Liebe und ihrer Süßigkeit konnten nur Männer die Poeſie und ſich ſelbſt entwürdigen; Frauen nicht. Bei unſeren neueren großen Dichtern verhallte das Liebeslied mit der Nachtigallenzeit. Die Schiller'ſche, an Laura gerichtete Begeiſterung iſt zwar männlich oder vielmehr heftig, aber nicht dichteriſch. Der Katarakt der Leidenſchaft hat ſich vielleicht niemals ſo wilddonnernd über die Felsblöcke der deutſchen Sprache ergoſſen, als in dieſen rauſchenden Gedichten. Goethe's Lieder aus der Jugendzeit reflectiren das ſanfte Bild eines unter dunklen Zweigen dahinwandernden tiefſtillen Baches, in welchem ein geliebtes Antlitz ſich traumhaft abſpiegelt. Es iſt das ſchöne naive frankfurter Gretchen, ſeine erſte, reichsſtädtiſche, altfränkiſche innigliche Liebe, der Veilchenduft ſeiner Seele, das Symbol ſeiner deutſchhäuslichen Gemüthsart, die Elfe ſeiner liebevollen Naturſtudien, die ihn in Wald und Feld hinauslockte, das weiblich Treue und Sehnſüchtige ſeines Buſens, das noch im »Werther« zwiſchen Lotte und den Blumen und Gräſern ſich theilte, noch im »Fauſt« zwiſchen Gretchen und der Bergeshöhle kämpfte, und ſich ſpäter nach der Naturſeite ganz verlor, ſo daß dem Weibe nur der gewöhnliche Antheil durch Schönheit bewegter, genußbefriedigter Männlichkeit übrig blieb, eine Stimmung, die in ſeinen ſpätern italieniſchen Liebesgedichten ſattſam unpoetiſch in fröſtelnder Kunſthülle zum Vorſchein kam. — Reſultat, ich meine nicht, daß die Männer unfähig ſind, Poeten der Liebe zu ſein, aber ich glaube, daß ſie die Metaphyſik der Liebe erſt von den Frauen lernen, oder vielmehr von ihrer frauenhaften Natur borgen müſſen.«

Wienbarg auf Helgoland! Mich dünkt, ich ſehe die hohe ſchlanke Geſtalt über das dürre Eiland ſchreiten; ſein blondes Haar flattert in heller Nordluft, ſein lichtblaues Auge trinkt hier die Nahrung, die ihm zuſagt. Ich höre ſeine Stimme mitten durch das Geräuſch der Brandung: Und wäre Helgoland nicht der ſchönſte Verſammlungsort für deutſche Jünglinge? Könnte die ehemals heilige Inſel, ruft er aus, nicht auf's neue der Mittelpunct eines frommen Dienſtes werden? Welch ein Altar, um der ewigen Jugend ewige Treue zu ſchwören — und gelegentlich die Bundbrüchigen vom Fels des Capitels hinabzuſtürzen! — Über die deutſche See, nach Helgoland, weiter nach Norwegens wunderbaren felſigen Küſten, dahin fliege die junge deutſche Adlerbrut! — In früherer Zeit war die Schweizerreiſe ein romantiſches Bedürfniß. Die Jugend begegnete ſich in Tell's Bergen, lange Alpenſtäbe in der Hand. Die Schweiz hat viel von dieſem Magnetismus eingebüßt. Die Poeſie und die Freiheit ſuchen die Inſeln und Küſten der Meere. Byron ſchon fand nirgends Ruh, als wo er die See athmete. Ach, und die arme beklommene und verkommene deutſche Literatur, wie zuträglich wäre ihr die See! Von dort kam das Heldenkind, die deutſche Sage, und ihr Flügelſchlag peitſchte die leuchtenden Wogen. Am Stern der geſchnäbelten Schiffe, hoch über den gewappneten Ruderern, ſtand der Sänger und ſang kühne Lieder den Kühnen, die nach Kampf und Abenteuern zogen. Die deutſche Poeſie iſt auf der See geboren, im Binnenlande vergreiſet und kindiſch geworden. — In der engliſchen Literatur iſt der friſche Seehauch niemals ausgeſtorben. Shakſpeare verräth nicht allein in ſeinem »Sturm,« ſondern in allen Dramen den Inſulaner, den Vertrauten des Meeres, den Umſchauer am weiteſten Horizonte, zu deſſen Füßen ſich die fernher vom Nordlande, von Italien, von Griechenland, von Indien anrauſchende Fluthung des Weltlebens und der Weltgeſchichte bricht. Die engliſche Literatur iſt ein Segelſchiff, die deutſche ein Frachtkarren. — Zu früh hat die deutſche Literatur ihre Mutter, die See, verlaſſen und verloren. Die mittelalterige ſchwäbiſche Poeſie iſt ſchon ganz Landratte; alle ſpätern Dichterſchulen ſtammen aus dem Innern Deutſchlands. — Grauſames Geſchick, das den nordiſchen Geiſt, die norddeutſchen Stämme verfolgte. Hingelagert an Küſten und mächtigen Strömen, derb und freiheitsſinnig, unternehmenden Geiſtes, in dem Augenblick, als ſie einem ſtarken, großen Verbande entgegenreiften, getroffen durch cäſariſchen Blitzſtrahl, politiſcher Ohnmacht, jeder Art Erniedrigung zugeſchleudert! — So tönt Wienbarg's Stimme, — die Stimme eines Propheten in der Wüſte?

Und er kniet voll Unmuth nieder, wirft ſich auf die harte Lagerſtätte und möchte zerbrechen, wie der unfruchtbare Fels, von deſſen Rücken die Fluth der Zeit alles weiche Erdland fortgeſpült und in die Tiefe verſchlungen. Vor Herzeleid wird ſeine Rede karg, bei aller Helligkeit werden ſeine Gedanken unluſtig, ſeine Hand wird zäh wie der Griffel des Tacitus. So ſitzt er auf Helgoland und denkt in der Geſchichte des Vaterlandes an den großen Moment zurück, wo Norddeutſchland ſeinem Süden erlag. Dies geſchah mit dem Falle Heinrich des Löwen. Die Urſitze der Deutſchen, Frankenland, Schwabenland, Sachſenland, dieſe großen Herzogthümer, welche der norddeutſche Heinrich an ſein Haus gebracht, wurden durch ſeine Niederlagen ſchändlich zerſtückt, und das alte Deutſchland verlor ſeinen Schwerpunct, ſeine Kraft und Herrlichkeit. Wäre Norddeutſchland durch Heinrich den Löwen zur Obmacht gediehen, es hätte ſich nicht in Italien verblutet, deutſches Reich und Geſetz nicht dem römiſchen geſchlachtet, der ſlaviſche Oſten hätte ſich nicht eingedrängt, und wir hätten ſpäter, ſtatt einer habsburgiſchen und brandenburgiſchen Geſchichte, eine deutſche behalten. Heinrich der Löwe! Friedrich Barbaroſſa! Warum mußte Deutſchland zu gleicher Zeit zwei Männer zeugen, die im Zuſammentreffen ſich zermalmten! Norddeutſchland Siegerin und Sängerin — und die Jahrhunderte rauſchten von einer andern Poeſie, als jene franzöſiſch-chevalereske des Mittelalters, jene ſchuſterhafte Meiſterſängerei und jene freilich ſehr geiſtreichen ſchleſiſchen Ausgeburten des Ungeſchmacks im ſiebzehnten Jahrhundert. Daß man in der Mitte des letztern anfing, die Engländer zum Muſter zu nehmen, dies war der erſte Schritt zur Beſſerung, die Rückkehr an das herzerweiternde Meer, an die Wiege des germaniſchen Volks und der germaniſchen Poeſie. Seltſam! die großen Dichter, die aus dieſem Drange hervorgingen, ſchauten nicht das Seegeſtade. Goethe und Schiller, in ihrer Jugend vom durchſtreichenden Nordſeewinde kräftig berührt, wandten ihm ſpäter den Rücken zu und ließen ſich nach des Südens helleren, behaglicheren Kunſtregionen verwehen.«

Dies Wienbarg's Klagen. So abgeſchieden vom Tumult der Menſchen ſind ſeine Gedanken: er braucht nicht nach Helgoland zu gehen, um einſam zu ſein. So wenig ſich das Meer die verſchlungenen Triften wieder abzwingen läßt, ſo wenig gibt der Schlund der mächtigen Zeit das Begrabene heraus. Wienbarg iſt zum Eremiten geworden. Wenn Ihr aber Sonntags früh, bevor der Lärm des Tages Eure Wünſche kreuzt, einen einfachen Spruch hören wollt, ſo gehet hin und trinkt vom Bronnen dieſer ſchlichten Weisheit! Ihr haltet Wienbarg für keinen Poeten. Aber Ihr ſelbſt könnt Dichter werden an ſeinen Worten!

Wienbarg über ſich ſelbſt.

Es war nicht lange nach meiner Rückkehr von Hamburg, als ich mit der Nachricht von Wienbarg's Zurücktritt von der Leitung der hamburger Neuen Zeitung zugleich einige Selbſtbekenntniſſe von ihm erhielt. Es war damals eine lithographirte Galerie von Zeitgenoſſen im Werke. Ich wurde beauftragt, dieſe Portraits mit meinen Worten als Cicerone zu begleiten. Das Unternehmen zerſchlug ſich, weil der Lithograph willkürlich handelte. Wienbarg hatte mir ſeine Selbſtſchau wie ein Vermächtniß übergeben. Ich ſtelle ſie hier in meine Reihe Portraits, zu deren Worten nun freilich die Bilder fehlen. —

»Ein altes goldſchnittiges, in rothen Sammet gebundenes Geſangbuch belehrt mich auf den erſten weißen genealogiſchen Blättern, daß ich am 25. December (am 1. Weihnachtstage) 1802 geboren bin. Meine Familie, väterlicherſeits, ſtammt aus Schwediſch-Pommern, der Sage nach aus Schweden ſelbſt. Mein Urgroßvater rettete durch die Kenntniß der ſchwediſchen Sprache ſein Haus, als Altona durch den General Steenbock in Brand geſteckt wurde. Er war ein Hufſchmidt, wie mein Großvater, mein Vater und jetzt mein einziger älteſter Bruder, der aber zugleich, wie mein Vater, mit der Schmiede ein anſehnliches Geſchäft als Wagenbauer verbindet. Mein im 82. Jahre geſtorbener Vater war ein ſtarker, ehrenfeſter, freimüthiger, etwas leidenſchaftlicher Mann, von viel natürlichen Gaben, und wie in Allem, ſo auch in der Religion Naturaliſt, dabei Zeitungen- und Bücherfeind, obwohl er in ſeinen Knabenjahren mit dem ſpäteren gelehrten Generalſuperintendenten des Herzogthums Schleswig-Holſtein, Adler, durch die lateiniſche Schule gelaufen war und ich die erſten Brocken Latein ſcherzhaft aus ſeinem Munde lernte. Von Verfaſſungen hatte er keinen Begriff, aber er war in ſeiner Perſon gründlicher Republikaner, wie noch jetzt mein Bruder, der ſein Ideal in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten ſieht. Meine ebenfalls verſtorbene Mutter war die Tochter eines Advocaten aus dem hannoverſchen Flecken Ottersberg bei Bremen, nie raſtende Hausfrau und ein liebes, treues, frommes, heiter ernſtes Gemüth, aller Armen Mutter, und für ihre Kinder, namentlich für mich, ihren Liebling, die aufopfernde Liebe ſelbſt. Nur zufällig kam ich in meinem 13—14ten Jahre auf das altonaer Gymnaſium, da ich erſt eine Stadtſchule, dann eine Handelsſchule beſuchte und zu einem Vetter in Baltimore auf's Comtoir wollte. Die Erinnerungen meiner Knabenzeit bis zu dieſem Alter ſind roſig. Mein Gedächtniß geht bis zur Pockenimpfung zurück, wo ich auf dem Arm nach dem Doctor getragen und für meine Angſt durch ein Spiel Soldaten entſchädigt wurde. Ich war ein großer Taugenichts, Perückenzupfer meiner Lehrer, Dachkletterer, Generalanführer in den Schlachten der Gaſſenjungen, doch gutmüthig und bei Groß und Klein beliebt. Daß ich neben dem Schulbeſuche und dem frohen tollen Weſen heimlich immatriculirter Studioſus einer Leihbibliothek war, verſteht ſich von ſelbſt. Meine Gymnaſiaſtenjahre wären ohne Zweifel fruchtbarer für mich geweſen, falls nicht die aufgelöſte Zucht, die Unfähigkeit mancher Lehrer und der todte Buchſtabenbetrieb Anderer meinen guten Willen paralyſirt hätten; doch verwahrte mich das heiter glückliche Familienleben, das ich führte, vor allem Rohen. Meinen Schweſtern (die eine ſtarb inzwiſchen, die andere wurde an einen Pfarrer, die dritte an einen Beamten verheirathet) verdanke ich viel, ſo wie ihren weiblichen Bekanntſchaften und den Hausfreunden; ich kann ſagen, daß ich unter Geſang, Guitarrenſpiel, hübſchen Mädchen, froh unſchuldigen Tänzen, belehrenden Geſprächen die Abende dieſer unvergeßlichen Zeit hingebracht habe. Oſtern 1822 bezog ich die Univerſität Kiel, nachdem ich in einer gereimten deutſchen Abſchiedsrede, im Hörſaale des Gymnaſiums, unter manchen Thränen der weiblichen Zuhörerſchaft, namentlich bei den ſentimentalen Schlußworten, die Kraft und den Einfluß der Schönheit zu ſchildern, mich unterfangen hatte. Den Aufforderungen, dieſe Rede in Druck zu geben, widerſtand ich klüglich, denn ſie war mit den Urania-Liebhabereien meiner Freundinnen, auf deren Gefühl ich meine Rednerei berechnet hatte, berverſchimmernd ausgeſpickt, und das einzig Eigenthümliche die frühauf in mir brennende und nur mit meinem letzten Athemzuge erlöſchende Liebe oder Knechtſchaft für das Schöne (vis superba formae), aus der ich Alles, Religion, Menſchlichkeit, Liebe abzuleiten und zu erklären mich gedrungen fühlte. Aber ſchon damals, als ich jene Rede ſchrieb, wie jetzt, hatte ich »die Scheu des Wortes,« wie überhaupt der perſönlichen Äußerung des Tiefſten in meinem Gemüth, was ich (familienfehlerhaft) als Profanation empfinde und wodurch meine bisherige Schreiberei den gar beſondern Charakter, bald wortſchwellender Bilderberedſamkeit, bald wortkarger Hack- und Schlaggedanken angenommen hat. Dies läßt mich glauben, daß ich im Dramatiſchen, wo man unperſönlich für Andere redet, das Feld meines Talentes ſuchen muß, wie ich denn ſchon im 14—15ten Jahre den, leider verlornen Verſuch machte, die Hiſtorie des Cato von Utica zu dramatiſiren, und beim ſpätern Drange dramatiſcher Geſtaltung nur durch den Hinblick auf Bühnenzuſtände der Zeit und durch unſtäte Schickſale von der Ausführung mancher eigenthümlichen Pläne abgehalten wurde. (Ein dramatiſches Fragment liegt in Jul. Campe's Pulte, es ſollte als Sternbild im Thierkreiſe erſcheinen, wurde aber von der Cenſur als Schnuppe behandelt und ausgeputzt.) — In Kiel ließ ich mich als studiosum theologiae immatriculiren, mehr meiner Mutter, als einem innern Antriebe zur Liebe. Ich ſtudirte Kirchengeſchichte und Dogmatik, oder vielmehr Dogmatiker, einen hinter dem andern, bis endlich Schleiermacher den Reigen beſchloß und mich, wider ſeinen Willen, zur Philoſophie führte. Dem ganzen Studium der Theologie und jeder darauf gebauten Lebensausſicht ſagte ich im Stillen Lebewohl, und dies iſt der einzige Kampf, den mich die Religion oder vielmehr der Kirchenglaube gekoſtet hat: der Kampf zwiſchen der Liebe zu meiner Mutter und der Pflicht, mich vor der Heuchelei eines ungläubigen Prieſterthums zu bewahren. Die Religion ſelbſt hat mir niemals Gewiſſensunruhe und Glaubenskämpfe bereitet. Ich erinnere mich, daß ich ſchon als kleines Kind den dogmatiſch-mythiſchen Inhalt der Bibel und der Gebete und Geſänge, die ich auswendig lernte, dunkel als fremde Poeſie aus dem Heiligendreikönigslande auffaßte, und, ohne zu zweifeln (von Zweifel konnte überhaupt nicht die Rede ſein), doch eine gewiſſe kindlich naive Subjectivität dagegen behauptete; ja ich kann ſagen, daß ich mit allen dieſen Lehren und Wundern nur durch die Liebe zu meiner frommen und gläubigen Mutter zuſammenhing, — wie ich noch jetzt in keinen chriſtlichen Tempel treten und die Orgel hören kann, ohne zugleich an den Verfall einer ehemaligen religiöſen Herrlichkeit und an die im Grabe ruhende Vielgeliebte trauernd wehmüthig zu denken. Später, in meinem gereifteren Lebensalter reichte ein einziger unvergeßlicher Moment, ein Gedankenblitz in einer ſchönen Nacht unter Sternenhimmel hin, um mich für Zeitlebens vor allen bornirten Vergötterungen und dogmatiſchen Ausſchließlichkeiten auf dem dunkeln Erdenkloß in Schutz zu nehmen, und mich ſtatt deſſen mit dem einzigen poſitiven Gefühl zu durchdringen, daß die Menſchen, wären ſie minder blind und egoiſtiſch, ihr flüchtiges Erdendaſein göttlich froher genießen könnten. -- Epoche in meinen philoſophiſchen Studien machte die Bekanntſchaft mit dem edlen Erich von Berger (†), dem leiſen, frommen, dichteriſch tiefen Naturdenker, den Hegel nur durch Keckheit und Alles umſchnürende Syſtembauerei überragte, dem einzigen ſokratiſchen Geiſt der neuern Philoſophie. Unvergeßlich werden mir die wöchentlichen Zuſammenkünfte ſein, denen er präſidirte, wo ein halbdutzend Studenten (worunter Forchhammer, jetzt Profeſſor in Kiel) in disputatoriſchen Unterhaltungen um einen Lehrer gruppirt waren, der ſich ganz in die jugendlichen Gedankengänge verſetzte und dieſelben unmerklich nach dem lichten, umfaſſenden Standpuncte hinleitete, auf den er ſelbſt durch religiös gewiſſenhaftes Forſchen ſich verſetzt hatte. Das erſte Object unſerer Disputatorien war die Kant'ſche Philoſophie, bei der mein Selbſtſtudium (denn der alte Reinhold, der in dieſer Zeit ſtarb, konnte mich um nichts fördern) Poſto gefaßt hatte. Mit Vergnügen ließ ich mich verdrängen, ja wurde einer der erſten, welche den Speer gegen die Kategorien kehrte und mich für die Geltung der Natur der Dinge und der aus dem Nichts bis zur Gottheit aufſteigenden Weltweſenverkettung erklärte. Ich glaube, daß Berger und Hegel in den Reſultaten zuſammentrafen; aber ein Unterſchied hielt mich an jenem feſt und von dieſem zurück. Berger eilte und drängte nicht zum ſyſtematiſchen Abſchluſſe, wie Hegel, er gab ſeinen

Schülern nicht den unſeligen mechaniſchen Schlüſſel dialektiſcher Witzſpiele, in deſſen Beſitz der Dümmſte ſich vermißt, die Geheimniſſe des Alls und die Tiefen der Geſchichte aufzuſchließen, er ſetzte ſchöpferiſche, naturbegabte, aus ſich heraus philoſophirende Talente voraus. Wie raſch und freudig ich in dieſem, leider nur kurzen Abſchnitte meines Lebens an Erkenntniß (die zur geiſtigen Gewißheit und Ruhe führt) gewachſen bin, kann ich mit Worten nicht ausſprechen. Es war im letzten Semeſter meines drittehalbjährigen Aufenthalts in Kiel. Im Grunde komme ich nur, nach manchen geiſtigen Irrfahrten, auf unſern alten Wolfgang Goethe zurück, der mir bereits in früheſter Zeit, wo ich die erſte Ausgabe ſeiner Schriften — zufällig, wie Alles — in die Hände bekam, Prieſter meines Natur-Menſchencultus war, und den ich damals in ſeinen phyſikaliſchen Werken bewunderte. Dieſe Studien, mein Burſchenleben (ich war einer der beſten Fechter der Univerſität), und eine leidenſchaftliche Liebe zu der Tochter eines dortigen Profeſſors laſſen mich jene Zeit als die Pointe meines Lebens betrachten; und in der That nahm ich mit dem ſchwerſten Herzen Abſchied von ihr. Drittehalb darauf folgende Jahre war ich Hauslehrer bei den Kindern des Grafen von Bernſtorf-Gyldenſteen, Enkels des berühmten däniſchen Staatsminiſters. Unter den düſtern einſamen Tannen ſeiner Güter im Lauenburgiſchen führte ich als freiwillig Verbannter ein melancholiſches Einſiedlerleben, das ich durch Briefwechſel, Studium der griechiſchen Tragiker, Entwürfe, namentlich aber durch ſpaziergängeriſche Liebeserinnerungsſchwärmereien ausfüllte. Die Liebe führte mich ſogar zurück nach Kiel — auf's Carcer, wo ich in meiner Eigenſchaft als gräflicher Hofmeiſter über vier Wochen nachträglich Buße that für ein unglückliches Piſtolenduell zwiſchen einem Studenten, der erſchoſſen wurde, und einem däniſchen Officier, an dem ich weiter nicht betheiligt war, als durch pflichtmäßige Lieferung von Waffen und Geld. Der Proceß wurde erſt nach meinem Abgange von der Univerſität entſchieden. Leicht hätte ich, beſonders durch die mir angebotene Vermittelung des Grafen die zuerkannte Carcerſtrafe in Geldbuße verwandeln oder wohl ganz frei ausgehn können, aber ich zog Gefängniß in der Nähe eines geliebten Weſens meiner Tannenwälderfreiheit vor. Einige Abwechslung in dieſem öden Leben boten Reiſen nach Kopenhagen und den däniſchen Inſeln dar, wodurch ich mit jenem ſchönen, aber unglücklichen Lande bekannt wurde. Außerdem ward ich mit dem Leben und Treiben des norddeutſchen und däniſchen Landadels bekannt. Dieſes Lebens vielfach überdrüſſig und voll Sehnſucht nach einer jugendlicheren, geiſtig belebteren Exiſtenz erkor ich auf Anrathen eines Freundes (Trendelenburg, jetzt Profeſſor in Berlin) die Rheinuniverſität zur Fortſetzung meiner philoſophiſch-philologiſchen Studien. Hier beſchäftigte ich mich vornehmlich mit griechiſcher Philoſophie, Plato und Ariſtoteles. Die Frucht dieſer Studien war eine Abhandlung über die eigentliche Natur der Platoniſchen Ideen (de primitivo idearum Platonicarum sensu, ſpäter in Altona bei Hammerich gedruckt), worin ich, wie ich glaube, auf originelle Art die Anſicht entwickelte, daß Plato's Ideen, wie ſie in einigen mehr populären Dialogen erſcheinen, ſeinem in andern, mehr wiſſenſchaftlich ausgeführten Dialogen begründeten Syſtem des Einen und Vielen als mythologiſch populäre, plaſtiſch künſtleriſche Einkleidung dienen, und in demſelben Sinne nicht als Begriffe, ſondern als phantaſtiſche Realien (ein Widerſpruch allerdings, aber ein Widerſpruch, der in Plato's Ideenlehre ſelbſt liegt und auch von Ariſtoteles aufgedeckt wurde) aufgefaßt werden müſſen. — Mein Bleiben in Bonn war leider nicht von langer Dauer. Wider Willen wurde ich, der ich mich ſorgfältig von allem zerſtreuenden Studentenverkehr abgeſchieden gehalten und nur mit einigen Wenigen Umgang gepflogen hatte, in die ärgerlichſten Händel mit der geſammten Landsmannſchaft der Weſtphalen verwickelt, die ſich, nach Allem was ich ſonſt höre, einmal ausnahmsweiſe ſtudentiſch ſchlecht gegen einen Einzelnen benahm, der im Rufe eines furchtbaren Krummſäbelſchlägers und überhaupt eines im Beleidigungsfall verzweifelten Menſchen ſtand. Bei dieſer Gelegenheit lernte ich den famoſen Herrn Rehfues kennen. Er machte ſich, wie ich nicht anders ſagen kann, anſtändig, ertheilte mir jedoch den Rath, die Univerſität zu verlaſſen. Die letzten Wochen meines Rheinaufenthaltes, den ich zu manchen Streifereien in dieſen ſchönen Gegenden benutzte, brachte ich in einem Bonn benachbarten Landhauſe des Präſidenten Wurzer zu, wo ich ganz allein hauſete und den wüthenden, brauſenden Eisgang des Rheins im Frühling 1829 unter meinem Fenſter vorüberrollen ſah. Auch meine Seele war damals voll Eiſes, aber nicht aufgehenden, nicht durch Frühlingsſonne gelöſten! Das mondſcheinbeleuchtete, zerriſſene Siebengebirge mit ſeinen zerbröckelten Burgen, der toſende Schrei, die furchtbare, nächtliche Einſamkeit harmonirten mit meinen Gefühlen, die Welt ſchien mir eiſig an meinem Herzen vorüberzuſtürzen und dies Herz war ſelber kalt gemacht durch den Tod der Geliebteſten, der Mutter, und durch die Hochzeit Juliens (ſo hieß ſie), und alles Hoffen und die Herrlichkeit meines Lebens ſchien mir todt und abgethan wie Ritterburgenvorzeit. Etwas beſſer wurde es mit mir, als ich die Fußreiſe nach der Heimath machte. Ich ging über Gießen, Marburg und Göttingen und lernte manchen wackern Geſellen kennen, und gedenke noch jetzt mit Freuden der brüderlichen Aufnahme, die ich fand. Das Juliſcenenjahr 1830 traf mich in Hamburg, im Umgange mit Heine, Zimmermann, Maltitz u. A. Die franzöſiſche Begeiſterung war mir zuwider und ſelbſt ihr Umſchlagen in deutſche konnte mich für den fremden Urſprung nicht entſchädigen. Etwas früher gab ich eine metriſche Überſetzung einer epiſchen Epiſode des Argonautenzuges, im Pindar unter dem Namen Viveta heraus. Ich ſchrieb eine Vorrede dazu, die mir Heine's Bekanntſchaft, Gunſt und die von mir gewürdigte Schmeichelei zuzog, er beneide mich um meine Proſa. Da ich dem Ding eine Zeitbedeutung geben wollte, verglich ich den Argonautenzug mit dem Zuge der Ruſſen über den Balkan und widmete es Diebitſch, dem ich, um dies beiläufig zu bemerken, in einem prophetiſchen Sonett ſeinen ſpätern Fall vorausſagte. Dieſer Zufall und die Dankſagung des Diebitſch aus ſeinem Lager in der Türkei (der Brief wurde mir durch den ruſſiſchen Geſandten in Hamburg, Herrn v. Struve, eingehändigt) verleihen noch jetzt in meinen Augen jener Überſetzerarbeit einigen Werth. — Mein nun folgender Aufenthalt in Holland iſt der Leſewelt durch das Werk dieſes Namens bekannt geworden, minder die Stellung, die ich dort hatte und daß ich aus Discretion manche intereſſante Aufſchlüſſe für mich behielt. Ich befand mich im Hauſe des däniſchen Geſandten im Haag, dem damaligen neutralen Zuſammenfluſſe des Geſandtſchaftsperſonals, der Hofleute und der vornehmen Welt. Baron von Selby hatte außer mehrern Töchtern einen einzigen Sohn von 17 Jahren, der zur Univerſität vorbereitet werden ſollte. Zufällig wurde mir dieſes Amt angetragen und ich nahm es um ſo lieber an, da der Krieg zwiſchen Belgien und Holland obſchwebte und ich mir einen, in vieler Hinſicht intereſſanten und fruchtreichen Aufenthalt in diplomatiſcher Sphäre unter ſolchen Zeitverhältniſſen verſprach. Worin ich mich denn auch nicht betrog. Mein Aufenthalt fällt in das Jahr 1831. Mit der Familie nach Dänemark zurückkehrend, ließ ich meinen Zögling in Kopenhagen und begab mich nach Kiel, wo ich ſpäter als Docent der däniſchen Literatur und Sprache auftrat, mit dem geheimen Vorſatze, mich zu Geſchichtsvorträgen gründlich vorzubereiten, wozu allerdings der Zuſtand der Univerſität aufforderte, indem die Geſchichte damals, wie noch jetzt, durch einen einzigen Lehrer, urſprünglich Juriſten, gleichſam in Pacht genommen war. Ich las Gothiſch, Mitteldeutſch (die Kenntniß des Holländiſchen hatte mich auf altdeutſche Studien geführt), Geſchichte der deutſchen Literatur privatim, und trug publice jene Vorleſungen über die Äſthetik vor, die ich hinterher unter dem Titel der »Feldzüge« herausgab. Sie können denken, daß ich mir durch ſolche direct gegen den akademiſchen Plunder und die geheiligten Lebensmiſèren angehende Vorträge mehr den Beifall der Studenten (ich ſehe ſie noch, das ganze große Auditorium vollgepfropft, ſelbſt Fenſterbänke und Thüren beſetzt, in begeiſterter Stille um mich her), als die Gunſt meiner Collegen und der Regierung mir erwerben konnte. Ich hätte mich dieſer auch wohl entübrigen können, wäre der kieler Student nicht im Dukchſchnitt mittellos und der Lehrer genöthigt, jedem ſogenannten Convicturiſten, oder mit einem testimonium paupertatis verſehenen, behufs der Unterſtützung durch das Convict, in Baarzahlung von 50 Thaler, beſonders examinirten Studenten die Collegiengelder auf eine beſtimmte Zahl von Jahren nach Abgang von der Univerſität zu creditiren, was einem Anfänger, zumal wenn er Humaniora und nicht ein beſtimmtes Fachwerk und Examensrequiſit lieſt, die Exiſtenz erſchwert oder wohl gar unmöglich macht. Auf den Erfolg einer Petition, welche meine Zuhörer zu meinen Gunſten für eine mir zu bewilligende Profeſſur an die Regierung zu richten gedachten, konnte ich um ſo weniger Rechnung machen, als mir durch den Univerſitätscurator ſelbſt ein beſcheidenes Geſuch abgeſchlagen wurde. Ich faßte daher den Entſchluß, zu reſigniren, und verlebte darauf einen Winter in Eutin, wo die Tiſchbein'ſche Familie den ſchönen Reſt früherer Voſſiſch-Stolberg-Jacoby-Tiſchbein'ſcher Zeiten bildet, und wo mir die künſtleriſche Nachlaſſenſchaft Tiſchbein's viel Genuß und Erheiterung gewährte. Ich wollte ſogar das Leben dieſes malenden Naturkindes ſchildern, mußte es aber unterlaſſen, weil die Familie ſeinen Aufenthalt in Italien nur von Hörenſagen kannte und ein braunſchweigiſcher Gelehrter, wenn ich nicht irre, ein alter Freund des Verewigten, ſich zum Behufe einer zu ſchreibenden Biographie (man ſollte darüber einmal öffentlich anfragen!) im Beſitz eines großen Theils ſeines Briefwechſels befand, zu deſſen Auslieferung man mir keine Hoffnung machte. In Eutin ſchrieb ich die polemiſche Abhandlung für die hochdeutſche, gegen die plattdeutſche Sprache, wozu ich ſpeciell durch einige Schandproceſſe aufgefordert wurde, welche die Eutiner Juſtiz gegen einige unglückliche, verzweifelte, eigenthumloſe, ja beinahe obdachloſe Landarbeiter und gegen, wie ſich ſpäter erwies, unſchuldige, des Mordes eines däniſchen Geſandten (Herrn v. Quelen) angeklagte Bediente führte, die beinahe ſämmtlich der hochdeutſchen Sprache nicht mächtig und alſo ſo gut als vertheidigungslos und der Willkür preisgegeben waren. — Von Eutin ging ich nach Altena, wo mich Karl Gutzkow aufſuchte, der damals, im Sommer 1834, noch mit Menzel im Briefwechſel ſtand, und durch denſelben vor dem Verfaſſer der äſthetiſchen Feldzüge gewarnt wurde. Mir war ſchon damals und früher Menzel's aufgeblähtes, grobes, nichtsſagendes Weſen zuwider. Im Winter ſchrieb ich Recenſionen für die Blätter der Börſenhalle.*) Im Frühjahr 1835 machte ich die Reiſe durch die Niederlande, den Rhein bis Mainz hinauf, nach Frankfurt, wo ich, auf Gutzkow's Antrag, mich freudig zur Mitherausgabe einer dem Zeitgange und den Bedürfniſſen der zerſplitterten Literatur entſprechenden Wochenſchrift unter dem

---

*) Dieſe ſind zum Theil unter dem Titel: »Beiträge zur deutſchen Literatur« beſonders gedruckt.

(wohl ſchlechten) Titel einer »deutſchen Revüe« willig fand. Menzel's perſönlich diffamirenden Angriff auf Gutzkow entgegnete ich durch das »Programm der deutſchen Revüe«, eine Broſchüre, welche den zwiefachen Fehler hat, daß ſie ſich 1) zu viel mit Menzel und zu wenig mit der deutſchen Revüe beſchäftigt, und 2) daß ſie mich in der Aufregung des Augenblicks und meiner Freundſchaft zu Gutzkow die parteiloſe höhere kritiſche Stellung vergeſſen ließ. Aber Menzel's Schnödigkeit war derartig, daß ſie mir nur eine perſönliche Züchtigung zu verdienen ſchien, und die Verleumdung Gutzkow's war ſo platt und niederträchtig, daß ich mich ſeiner, ohne weitere kritiſche Abwägung, mit Haut und Haar annehmen zu müſſen glaubte. Der Fehler blieb indeß derſelbe, oder vielmehr, ich hätte dieſe perſönliche Streitſache beſonders abmachen und nicht mit der Sache der deutſchen Revüe zuſammenbringen ſollen. Zu Oſtern dieſes Jahrs waren meine »Wanderungen durch den Thierkreis« erſchienen, ein Product des vorhergehenden Sommers und Winters, und größtentheils einer Stimmung, die ich von leidenſchaftlicher Bitterkeit nicht ganz freiſprechen will. Jetzt begannen die Regierungen, auch durch Menzel's böswillige Taktik aufgereizt, auf eine junge Literatur aufmerkſam zu werden, in der ſie eine geſchloſſene ſtaats- und ſittengefährliche Verbindung zwiſchen politiſch-radicalen und ſittlich-leichtfertigen Grundſätzen zu erblicken glaubten. Zufällig wurde mir das aufſteigende Gewitter ſchon ziemlich früh verrathen, und ich erhielt actenmäßige Kenntniß von den Verhandlungen, die im Schooße des frankfurter Bundestages über und gegen das ſogenannte junge Deutſchland (ein Name, der auf wunderliche Weiſe aus einer Dedication der Feldzüge an die geſammte und namentlich die ſtudirende deutſche Jugend zu einer reichsofficiellen Geltung oder Brandmarkung für fünf Schriftſteller gelangte) ſich erhoben. Der preußiſche Geſandte machte den Anfang mit der Anzeige, daß die »Wanderungen durch den Thierkreis« von Preußen verboten worden, weil ſie Haß gegen die beſtehenden Ordnungen, gegen die Reichen (!) u. ſ. w. verbreiteten; worauf der Bundestagspräſident, Herr Münch-Bellinghauſen, mit einem bedenklichen »überhaupt« das Wort ergriff, und auf die höchſt gefährlichen, combinirten Tendenzen einer auftauchenden ſogenannten jungen Literatur oder eines jungen Deutſchlands aufmerkſam machte, die um ſo gefährlicher, da ſich das Talent der Darſtellung damit verbinde, wobei dann die bekannten Fünf namentlicher Deſignation gewürdigt wurden. Daß er bei dieſer Gelegenheit, wie ich glaube, meinen Namen vorauſſchickte, ſcheint mir zu beweiſen, daß die politiſche oder unmittelbare Tendenz der Hauptdorn im Auge war; ſonſt traue ich dem Onkel des Dichters der Griſeldis mehr Geſchmack und Einſicht zu. Hieran knüpfte ſich die Aufforderung an ſämmtliche Geſandte, an ihre reſp. hohen und höchſten Höfe über dies Unweſen zu berichten, und gemeinſchaftliche Maßregeln zur Unterdrückung deſſelben zu treffen. Ich war alſo ſo ziemlich auf die Schläge vorbereitet, welche die junge Literatur treffen ſollten. Mittlerweile war man, nach Menzel's Vorgang, perfid genug, einen Roman wie die Wally, deſſen größtes Verbrechen ſeine Gebrechen, als die Quinteſſenz der jungen Literatur umherzutrommeln, und wie dieſe theologiſch, moraliſch, äſthetiſch herunterzumachen. Um dem Skandal die Krone aufzuſetzen, wurde der Verfaſſer dieſer Wally vor ein Sittenvehmgericht in Mannheim geladen, dort in's Gefängniß geworfen und zu einer proceſſualiſchen Komödie verurtheilt. — Die Reſultate obiger Bundestagsverhandlungen, die unerhörten Verbote aller Schriften der deutſchen Literatur in Bauſch und Bogen, die noch unerhörtere Caſtrirung ihrer productiven Kraft und Thätigkeit für alle Folgezeit ſind zu bekannt, um mich länger bei ihnen aufzuhalten. Weniger bekannt oder beachtet ſind die perſönlichen Widerwärtigkeiten, die ich in Folge dieſes Verbotes erleben mußte. Es ſchien, als wenn nicht allein meine Schriften, ſondern auch meine Perſon in Deutſchland verboten werden ſollte. Aus Frankfurt verwieſen, ging ich nach Mainz; aus Mainz verwieſen (durch den Feſtungscommandanten, wogegen ſich der Civilgouverneur Präſident von Lichtenſtein auf das humanſte, jedoch erfolglos, meiner annahm) ließ ich mich in Nieder-Ingelheim nieder; von hier vertrieben (es wurde mir ſogar im Weigerungsfalle mit Dragonern gedroht), reiſte ich nach Caſſel ab, wo mir, nach vierwöchentlichem Aufenthalte, ebenfalls die Weiſung, die Stadt zu räumen, ertheilt wurde, bis ich endlich in meinem Geburtsorte Altona die Erlaubniß erhielt, deutſche Luft zu athmen. Den Schmerz und die Entrüſtung über dies Verfahren und die Unwürdigkeit ſo mancher Behörden, mit denen ich bei dieſer Jagd in Berührung kam, habe ich in dem Vorworte zu meinem, ſo eben erſcheinenden »Tagebuche von Helgoland« ausgeſprochen, freilich nicht in der Stärke, wie ich's empfand. Nach Helgoland begab ich mich, im eigentlichſten Sinne aus Ekel vor dieſer continental-deutſchen Polizeiluft, im Frühlinge 1836 und lebte dort bis zum Herbſte. Ein anfangs mit großer Luſt begonnener Roman gerieth in's Stocken; doch iſt aufgeſchoben vielleicht nicht aufgehoben. Zu meinen auf der Treibjagd durch Deutſchland unternommenen und gefertigten literariſchen Arbeiten gehört »das claſſiſche Alterthum, dargeſtellt durch deutſche Claſſiker«, geordnete Auszüge aus Winkelmann, Leſſing, Goethe u. ſ. w. über die Griechen und Römer, mit einem Vorworte über das Studium des Alterthums aus meiner Feder begleitet, in zwei Bänden, im Verlage einer mainzer Buchhandlung. Ich weiß nicht, warum es bis jetzt nicht erſchienen. Im Frühjahre 1837 ſchrieb ich einige Aufſätze in das hamburger Kunſtblatt und übernahm dann die Redaction der hamburger Neuen Zeitung, die ich vom Juni vorigen bis April dieſes Jahrs führte.«

Wienbarg und vier Zeitfragen.

Wie eine Möve am fernen Meeresſaum erhebt Wienbarg dann und wann ſein Haupt; hell und lichtgetränkt leuchtet ſeine weiße Geſtalt, in ſcharfer Contur, ohne Störung nebenſtehender Objecte, ganz auf der ſilbernen Linie, wo Luft und Meer verſchmelzen will. Immer ertönt ſeine Stimme wie von fern herüber. Wen das volle, weiche, warme Leben verſtrickt hält, der hat gar nicht Zeit, allabends an den Strand zu laufen und nach der Möve zu ſchauen, die oft auf lange hinuntertaucht, tief verdroſſen, ſeelenbitter, lebenskarg. Man muß ſich aus dem Gewühl des lebendigen Beſtrebens bis zu jenem Punct der Einſamkeit, auf welchem er ſelber ſteht, herausretten, um Wienbarg's Rede zu hören, zu verſtehen. Bis in's volle, ſtrotzende Binnenland hinein reicht der Schall ſeiner Worte nicht; er iſt zu ſpröde, man muß zu ihm; Wallfahrten aber liebt das Zeitalter von heute nicht, die Propheten müſſen ſich Colporteurs halten, geſchäftskundige Mäkler und Courtiers, die als gemünztes Gold vertreiben, was der Genius in Barren gibt. Wienbarg's ganze Weisheit iſt in allen Dingen eine ſehr ſimple, und es iſt jeder Zeit das Schickſal einfacher Wahrheiten, daß ſie Stimmen eines Prieſters in der Wüſte ſind. Drüben hinter Eurem Rücken iſt bunter Lärm, das Volk will bei ſeinen Leidenſchaften erfaßt, es will geſchmeichelt oder geſchüttelt ſein, lichte Aetherweisheit macht es nicht ſatt und treibt nicht ſein Blut ſei's auf oder nieder. Wenn Ihr immer ſo viel da droben auf dem Sinai mit Eurem Gott allein verkehrt, hört der goldene Kälberdienſt im platten Lande ſchwerlich auf.

Propheten aber brauchen für ſich Einſamkeit; ſie nennen dieſe Einkehr in ſich Gebet; Mißliebige ſchreien über unfruchtbare Selbſtgenügſamkeit, Mangel an Luſt zum Vegetiren, Kargheit im Hingeben an's Menſchenleben, das mit allen ſeinen lächerlichen Wirren heilig iſt quand même! Wienbarg's drittes Wort iſt: ich bin Poet genug, um —. Nämlich um die Süßigkeiten des Irrthums zu ſchmecken, mir das Verſtändniß der ſeltſamen Strebungen, die von der geraden Straße abſchweifen, zu erleichtern, oder wie ſeine Rede die Wendung erheiſcht. Er ſollte in allen jenen Fällen ſagen: ich bin Einſiedler genug, um ſo zu denken und der Weltgeſchichte ihren tumultuariſchen Lauf zu laſſen, mir aber den ſtillen, geraden Gang meiner Gedanken. Wienbarg's Themata ſind immer Dinge, die er dem Zeitalter in's Gewiſſen rückt. Mit Gewiſſensſachen iſt es aber eine eigene Sache. Die Weltgeſchichte iſt noch nie roth geworden, und auf den Vorwurf, daß ſie nicht anders als in krummen Linien auf ihr Ziel losgehe, hat ſie noch niemals mit einer ſtricten, logiſchen Theorie geantwortet, ſo ſehr iſt ſie ihrer eigenen, geheimen Vernünftigkeit gewiß.

Wienbarg iſt nicht reich an Intereſſen. Er gibt ſich nicht an die Welt hin, er läßt ſie an ſich kommen und iſt dann noch ſehr wähleriſch im Abſchneiden deſſen, was in den Kreis ſeiner Wahrnehmungen gehören kann und was nicht. Dadurch erhält er ſich in einer gewiſſen abgegrenzten Harmonie ſeiner Kräfte und Elemente, und wenn er auf ſeine innere Poeſie hinweiſt, ſo meint er eigentlich dieſe karge, ſtreng feſtgehaltene Architektonik ſeiner innern Welt, die ſimple Eintracht und das rhythmiſche Einverſtändniß ſeiner Gedanken zwiſchen ihrem Mittelpunct und ihren Außenlinien. Aber Wienbarg hat ſich in keine ſyſtematiſche Enge hineingearbeitet, er iſt kein abſtracter Kopf, nur ſcheinbar ſteht er den Objecten gegenüber. Auch iſt ja das Verhalten des ächten Einſiedlers keine Flucht vor der Körperlichkeit der Welt, er zieht ſich nur aus der lauten Bewegung ihrer Glieder zurück, deren ſinnbethörender Lärm ihn ſtört, er verſenkt ſich in die keuſche Stille leidenſchaftsloſer Betrachtung, um den Herzpunct der Welt zu finden. Iſt er ein Religiöſer, ſo nennt er dieſen Herzpunct Gott, iſt er weltlich, ſo nennt er ihn Wahrheit, oder nennt ihn Schönheit und meint mit beiden das einfache Geſetz, das leiſe als ſtetiger Pendelſchlag durch den ſcheinbar verworrenen Lärm der Bewegung tönt.

Ludolph Wienbarg gehört zu denjenigen Autoren, die immer recht haben und die niemals beleidigen würden, wäre die Form ihres Ausſpruchs weniger ſpitz und dünn. Es ſteht faſt ſchlimm mit ſolchen Naturen, die immer recht haben. Schon um deswillen vielleicht ſind ſie keine Poeten, weil ihnen die Kraft zum Irrthum, die Leidenſchaft zu Wagniſſen fehlt. Und die Welt hört nicht auf ſie, weil ſie aller Illuſionen baar ſind. »Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Geſpielen!« klagte der große Weiſe, der ſich durch ſeine Irrthümer ein Recht erworben hatte, der Welt die Wahrheit zu ſagen. Was die Menge an Wienbarg tadelt, iſt gerade der reine Inbegriff moderner Tugenden, der ſittliche Drang der Tugendluſt, die freie Schönheit der helleniſchen Grazie, und die nordgermaniſche Ehrlichkeit in der gutmüthigen Forderung einer freien unbeſcholtenen Volksentwickelung. Ich weiß unter den Männern unſers Zeitalters, auch wenn ich nach andern Völkern hinüberblicke, keinen, deſſen Glaubensbekenntniß aus dieſen drei Cardinaltugenden gleich feſt gefugt wäre. Nur freilich verlangt jedes Zeitalter mehr als den in ſich fertigen Cyklus von Überzeugungen, den die geſchloſſene Männerkraft aller Welt gegenüber ein für alle Mal hinſtellt. Das Geſchlecht der Menſchen verlangt immerwährende Thaten, fordert unaufhörliche Opfer, will die Perſönlichkeit jeden Augenblick an die Nüancen der Weltlage preisgegeben ſehen.

Wer ſich zurückziehen wollte, um in der Wüſte ſeine Stimme zu erheben, müßte doch erſt ſicher ſein, ob ihm die Menge folgt.

Doch wozu die Bilderſprache, deren Schlaglichter das einfach ruhige Verhalten einer Perſönlichkeit, die parteiloſer Zuſchauer ſein will, in falſche Beleuchtung zu bringen drohen. Früher ſchilderte ich Wienbarg auf dem Felſen von Helgoland, deſſen Geſchichte ſeine Feder ſchrieb und von deſſen Hochpunct er auf die Wirren der germaniſchen Geſchichtsentwickelung hinunterblickte. In ſeiner »Quadriga« *) finden wir ihn auf den Alpenſpitzen der norwegiſchen Gebirgswelt. Das gehört ſo zu ſeiner Natur, zwiſchen Klippen zu ſtehen, hoch oben, wo »der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual,« zwiſchen karger Vegetation, wo der Saft der Thäler vertrocknet, der warme Brodem der Mutter Erde verdampft; zwiſchen ſteiler Härte und erhabener Einfalt, ſonnebeglänzt, aber ätherdünn, kühl und ſtill, aber von dem Athemzug eines reinen Geiſtes beſeelt.

Die »Quadriga« iſt ein Geſpann von vier Broſchüren. Keine derſelben hat aber, wie Flugſchriften bezwecken, in das Getriebe des fraglichen Parteikampfes eingreifen ſollen, jede iſt mit der nachträglichen Ruhe einer claſſiſchen Sorgſamkeit gehegt, gepflegt, empfangen und an's Licht geſtellt. Ein Publiciſt von ſ leidenſchaftsloſem Hellenismus in der ſaubern Formgeſtaltung ſeiner Glaubensſätze, ein Volksredner, der ſo viel Feinheit in der Nervenſtimmung ſeiner Verſammlung vorausſetzt, ein Tribun, der es der Welt offen bekennt, er wolle lieber Diogenes in der Tonne ſein, ein moderner Tyrtäus, der vor Aller Augen die Leier zerbricht, weil ſein Zeitalter ihm nicht gleich die beſten Saiten über den Bogen ſpannt, eine ſolche Natur ſcheint räthſelhaft, ſcheint mit allen ihren Kräften ein Bann widerſprechender Antriebe, ſcheint uns eine Unmöglichkeit und iſt doch ein Ergebniß deutſcher Zuſtände, iſt in Wienbarg eine eigenthümliche Perſon geworden. Zum Publiciſten und Tribun hält er ſich ſelber nicht geſchaffen. Könnte er die Welt durch ein Wort nach ſeinem Geſchmack ändern, er würde ſich bedenken. Bei Allem, was er ſchreibt, überſchwebt ihn nur der Gedanke: dies iſt kräftig, ſchön, im lebendigen Sinne künſtleriſch und dichteriſch; jenes

---

*) Vermiſchte Schriften. 1ſter Band. Quadriga.

häßlich, ideenlos, feige, nichtig oder gleichgültig. Ungleich ferner ſteht ihm die Frage: was die Partei dazu denkt, ob es ſich in die Verhältniſſe fügt, ob es unmittelbare Erfolge verſpricht. Er wünſcht wohl, daß die Idee Macht hätte, und malt ſich die Zuſtände aus, die ſich von den unſrigen etwas entfernen; aber mit der größten Abſichtloſigkeit, denn alles Predigen und Überreden iſt ihm zuwider.

Ich will die vier Aufſätze in kurzem charakteriſiren. Nach dem, was ich vorausgeſchickt, um Wienbarg's Stellung zum Ideenkreiſe und zu den Stoffen unſeres Lebens zu bezeichnen, bedarf es weiter nicht einer ſpeciellen Kritik; da am wenigſten, wo meine eigene Anſicht mit der ſeinigen in einander läuft. Mag der Leſer, von welcher Seite, welchem Bekenntniß oder Vorurtheil er zu uns herantritt, das Geſchäft der Beurtheilung und Nutznießung ſelbſt übernehmen.

Der erſte Aufſatz iſt »über das Studium der Alten.« Unſer Zeitalter hält ſich in der Erziehung der Jugend noch immer für alterthumspflichtig, die gelehrte Bildung ſieht auf unſern Gymnaſien noch immer wie die ſcholaſtiſche Saloppe des Mittelalters aus, unſere Primaner ſollen in Rom und Athen mehr zu Hauſe ſein, als in deutſcher Heimath. Sie ſind es nicht, aber ſie ſollen es ſein; ſind ſie es wirklich, ſo geſchieht es auf kurze Examensfriſt hin, und die Maſſe, diejenigen ausgenommen, die aus Amtsberuf das ſpecielle Feld weiter beackern, wendet ſich, je ſtrenger der Zwang war, um ſo raſcher vom Alterthum ab; bis zu ſeinem Kern ſind ſie nicht durchgedrungen, und die pedantiſche Werthaltung der Hülſe widert ſie an. Die philologiſchen Kathederprahlereien von der hohen Würde und dem veredelnden Einfluß der Alterthumsſtudien dürfen nicht irre führen; von allen Wiſſenſchaften iſt keine — und das mit Recht — gleich ſehr für ſich ſelbſt begeiſtert, in keiner aber hat ſich zugleich das Handwerk gleich ſehr breit gemacht, ſo daß man über der techniſchen Vorarbeit gar nicht zur Sache, geſchweige zur inwohnenden Seele kommt. — In der Geſchichte der humoriſtiſchen Studien hat deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft von den drei Perioden, die zu unterſcheiden ſind, die dritte durchlebt. Die erſte Epoche, die begeiſterte Wiedererweckung des Alterthums, gehört den Italienern; die Holländer eröffneten eine ſcholiaſtiſche, die

Deutſchen eine wiſſenſchaftliche Epoche. Jene erſte war die ſchönſte, weil fruchtreichſte für Geſtaltung des eigenen Nationallebens. Die wiedererweckten Alten traten gleichſam perſönlich herein in den Kreis der Bewegung, ein wunderbarer Glanz ſtrömte von ihrer Stirn, leuchtete aus ihrem Augenſpiel. Tauſend Denkmäler gaben die Decoration zum großen Schauſpiel, geſchichtliche Erinnerungen wurden zu neuer Gegenwart, die ſieben Hügel ſahen Raffael und Michel Angelo, claſſiſch gewiegt, aber volksthümlich erwachſen, ganz im Sinn eines neuen Daſeins mitten unter den erlauchten Trümmern des alten Lebens. Päpſte, Fürſten, Dichter, Künſtler und Gelehrte traten unter den Auſpicien antiker Symbole wie zur claſſiſchen Maurerei zuſammen, und man wußte nicht, ob in Italien die Alten verjüngt wurden, oder Italien das alte Leben mit friſcher Kraft fortſetzte. Petrarca, Dante, Arioſt, Taſſo, Alle ſahen ſich nur wie Fortſetzer an, aber die ganze Entfaltung des italieniſchen Lebens war eine vollendet neue, die Vermählung mit dem Alterthum war eine productive, eine künſtleriſche, eine wahrhaftige. — Die Holländer mit ihrer philologiſchen Alterthumsepoche haben die Alten vor ihren Kleiderfalten nicht geſehen, die Ideen Griechenlands und Roms konnten bei ihnen vor lauter antiquariſchen Noten nicht aufathmen. — Die Deutſchen in ihrer wiſſenſchaftlichen Epoche ſind zur Sache gekommen, aber die Perſonen ſind uns fern geblieben, ſtatt der perſönlichen Einwirkungen haben wir begriffliche gewonnen, wir ſuchen das Weſen der Alten zu begreifen, ſtatt unſer Weſen an ihren Ideen zu entzünden, zur Entfaltung der eigenen Nationalkraft. Winkelmann, Herder, Goethe ſtehen als große Anreizungen vor uns; ohne den großen Akt der Vermählung des Helleniſchen und Germaniſchen iſt die deutſche Literaturgeſchichte des vorigen Jahrhunderts gar nicht denkbar, aber wir haben die Pfade verloren, welche dieſe Altvordern zu ihrem Ziele führten; der ſchöne Begriff der Humanität erfüllt die Studien von heute nicht mehr in gleichem Maße, in gelehrten Barbareien oder im Labyrinth der Speculation müdet ſich unſere Kraft ab und erreicht kein Ziel. Niebuhr hat uns auf das Vagſte die Hiſtorie verdunſtet, Creuzer die individuellen Naturanſchauungen der Völker durch einander gewirrt, die ganze Alterthumswiſſenſchaft iſt bodenlos geworden und ohne centrale Kraft, ihre Umlinien zu beherrſchen. Was uns Herder und Goethe in theoretiſchen und praktiſchen Darſtellungen kraft ihrer Hinneigung zur claſſiſchen Welt vor Augen geführt, geiſtig verklärte Natur, dem iſt unſere Entwickelung ſeitdem nicht näher gerückt. Mechaniſche Civiliſation tödtet in unſerer Jugend den Naturgeiſt ab, und ſo lange wir uns an der Natur ganz und gar aus unſerm Naturell herausſtudiren, wird uns das Natürliche des Alterthums kein friſcher Quell werden. Die Wege, die uns über Griechenland und Rom zu uns ſelber führen ſollten, waren Umwege, ſie wurden im Sinne Herder's und Goethe's zu Triumphzügen des germaniſchen Geiſtes, der ſich im Fremden erkennt, der univerſalkräftig ſeine Glieder dehnt; ſeitdem aber ſind wir wie Verſtockte oder Irre auf halbem Wege liegen geblieben. Weit eher könnten wir uns in unſeren eigenen alten Mythen, an den Brüſten unſerer eigenen Naturſprache, an dem rauſchenden Quell germaniſcher Naturpoeſie, zurecht finden, um zu uns ſelbſt zu kommen. Auch iſt uns jetzt klar geworden, eben durch jene weiten Abſchweifungen der Alterthumswiſſenſchaften nach morgenländiſcher Weisheit und Geſtaltung, daß im Germaniſchen eine weit tiefere, elementariſche Unverwüſtlichkeit ſteckt als im Helleniſchen, eine unerſchöpfliche Kraft menſchlicher Allgemeinheit, die allen Mangel und alle Zerbrechlichkeit der Form, die unſerem Genius zu entfalten bisher noch geſtattet war, überdauern zu wollen ſcheint. Das Griechiſche hatte ſchnell die Eine ſchöne, mit ſeinem Inhalt harmoniſche Form gefunden; mit dieſer Form war auch die Idee des Helenenthums erledigt, mit ihr zerbrach ihr Inhalt. Im Germaniſchen ſteckt ein ungeheures Wollen, ein tiefer Hunger und Durſt des Geiſtes, der ſich am Griechiſchen nicht für immer ſättigt und ſtillt, eine Fauſt'iſche Kraft, die nach weitergreifenden Geburten ringt. Wir möchten und müſſen jetzt ein Volk ſein, aber der Fond, den wir zugleich zu einer univerſellen Menſchheit in uns tragen, will gleich voll und mannigfach gepflegt werden. Wienbarg ſucht die deutſche Jugend mit dem Alterthume nicht zu verfeinden, vielmehr zu verſöhnen, die Liebe zum Claſſiſchen, die ſonſt ſtärker war, weil ſie auf deſſen Seele ging, zu beleben, indem er die Pflege des germaniſchen Naturells als Ziel und Zweck hinſtellt.

Der zweite Aufſatz iſt eine Darlegung der norwegiſchen Verfaſſung. Dieſe Verfaſſung iſt ein Triumph des freien, ungetrübten, vollauf ſeinem eigenen Naturgeſetz hingegebenen Germanenthums. Manneskraft hat die Grundſätze dazu lange in ſich gehegt, die Gunſt des Augenblicks, der Drang der Nothwendigkeit verhalf mit der Schnelle des Blitzes zu einer genialen Geburt. Sie iſt kein Machwerk ſchwächlicher Berechnung, künſtleriſch furchtſamen Calcüls, ſie iſt nicht Nachgemächt eines Vorbildes, ſie ruht auf eigenen Schenkeln, ſie iſt aus Einem Stück. Das iſt ihre Kraft und ihr Segen. — »Die Norweger,« ſagt Wienbarg, »haben keinen Höker mit den Gütern der Freiheit getrieben, ſie haben mit ihnen im Großen gehandelt.« Allgemeine Menſchenrechte enthält ihr Grundgeſetz nicht; ihre Verfaſſung hat kein Hehl, ſich ganz proteſtantiſchen Geiſtes Kind zu zeigen, ſie ſchließt die Juden aus, weil ſie offen genug iſt, zu ſagen, für voll und gleich berechtigt wolle ſie dieſe nicht gelten laſſen, eine Zwitterexiſtenz der Menſchenanerkennung aber möge ſie ihnen nicht bieten. Sie ſchließt die Juden aus, wie ſie Chineſen und Irokeſen von ſich geſchieden halten würde, um alle Begriffsverwirrung unmöglich zu machen. Ich nenne das eng gedacht, aber edel, und bin überzeugt, daß die Art und Weiſe, wie die Juden in Polen hauſen, wie Altöſterreich ſie duldet, das heißt in Duldung hält, eine gemeinere Demüthigung, eine tiefere Verletzung heiliger Menſchenrechte verſchuldet hat. — Eigenthümlich und großartig neu erſcheint die norwegiſche Verfaſſung weſentlich in zwei Puncten. Die Stellung des Königs iſt ſo ohne Lug und Trug, daß ſie aller germaniſchen Entwickelung als muſterhaft vorleuchten könnte. Die geſetzgebende Macht gehört dem Volke kraft ſeines Storthing. Der König hat die ausübende, aber er hat ſie in höherem Grade, unverkürzter als in England. Das Oberhaupt, das die Majeſtät der Nation in Perſon darſtellt, iſt hier keine heilige Puppe. Die Bevorzugung der Unverantwortlichkeit erhält der König in Norwegen nicht dadurch, daß er im Rathe eine wichtige Perſon iſt, welche den verantwortlichen Miniſtern die Beſchlußnahme zu überlaſſen hat. Das norwegiſche Grundgeſetz ſagt: Ein Jeder, der Sitz im Staatsrathe hat, iſt verpflichtet, ſeine Meinung mit Freimuth zu ſagen, welche der König zu hören verbunden iſt, während es dieſem vorbehalten bleibt, ſeinen Beſchluß nach eigenem Ermeſſen zu faſſen. Zum Widerſpruch iſt Jeder, kraft der Verfaſſung, verpflichtet. Wer nicht proteſtirt, gilt für einſtimmig mit dem Könige, er iſt dafür verantwortlich und darf vom Odelsthing vor ein Reichsgericht gezogen werden. Der König verhandelt hier mit ſeinen Räthen und den Vertretern des Volkes wie ein Mann mit Männern, ehrlich, offen, derb. Der norwegiſche Bauernſtand beſchämt die großen engliſchen und franzöſiſchen Herren, unter denen nur der König kein Mann ſein darf, und wo ein Louis Philipp, ein Talent der Speculation, ſich verleitet fühlt, mit der Verfaſſung, mit der ganzen Nation ſein Spiel zu treiben. Dabei iſt die Macht des Königs, in Fällen, wo ein böſer Dämon mit der Krone ſich gegen des Landes Wohl verſchworen hätte, nicht übergreifend genug in Norwegen, um abſolut zu werden. Der König hat das Recht, den Geſetzesvorſchlag des Storthing, der jedes dritte Jahr neu gewählt wird, zwei Mal zu verwerfen; ſein drittes Veto iſt nichtig; der Vorſchlag wird Geſetz, ſobald der dritte Storthing, in beiden Thingen, im Lagthing (Geſetzesverſammlung) und im Odelsthing (Verſammlung der Beſitzhabenden), ihn abermals im Gefühl nationaler Wohlfahrt ſtellt. Zu dieſen beiden Abtheilungen nämlich ſcheidet ſich die Reichsverſammlung, ohne daß Norwegen dem Zweikammerſyſtem huldigt. In Norwegen gibt es nur König und Bürger. Dieſe Ausſcheidung alles feudaliſtiſchen Elementes, ſo daß es keine Claſſe gibt, die von Geburt mehr oder anders zur Wahrung des Staatswohles, oder gar zur arroganten Bevorzugung ſachlich oder perſönlich berechtigt wäre, die gänzliche Unkenntniß eines ſolchen volkswidrigen Adels bezeichnet vor allem andern die norwegiſche Verfaſſung. Der gute Inſtinct, der freie Verſtand, das ungetrübte Herz des Norwegers, als er ſeine Urkunde verfaßte, hat ihn hier ſicher geführt. Das Zweikammerſyſtem in Ländern einführen wollen, die aus den Trümmern mittelalterlich ſtändiſcher Verfaſſungen zu einer neuen bürgerlichen Exiſtenz übergehen, heißt den Genius der Zeit, heißt den Charakter der Gegenwart wie ſie ihre Zukunft anſtrebt, heißt den Fortſchritt der Menſchenwelt mißkennen. Die Spaltung der Volksvertretung in eine erſte und zweite Kammer beruht eben auf dem, was die Zeit negirt, auf dem

Unterſchiede zwiſchen den politiſchen und bürgerlichen Rechten einer Claſſe der Staatsbürger vor den übrigen. Pairie, Ritterſchaft ſind hiſtoriſche Organe, um die Privilegien einer Ariſtokratie oder eines großen Landbeſitzes geltend zu machen und zu handhaben. Sind die Adelsprivilegien hinweggefallen oder im Verſchwinden mit den großen Gütern, und zwar auf die Weiſe, daß die Nation keineswegs geſonnen, der Wiedereinführung derſelben Vorſchub zu leiſten, oder die letzten Reſte reliquienartig aufzuheben, ſo wird ſie, die Nation, unmöglich, wenn es nach ihrem Willen geht, in ihr neues Verfaſſungsleben ein Organ aufnehmen, deſſen hiſtoriſche Elemente die Zeit und ihr Wille vernichtet hat. »Das Volk,« ſagt Wienbarg, »iſt zu klug, um den Bock zum Gärtner zu ſetzen. Und wäre die Ariſtokratie eines Landes die nobelſte, die man ſich denken kann und wie ſie etwa nie geweſen, ja wollte ſie aus eigenem Antriebe alle ihr noch zuſtehenden Rechte auf dem Altare des Vaterlandes und des gemeinſamen Bürgerrechts darbringen, nur mit der Ehre, eine erſte Kammer oder oberſtändiſche Körperſchaft zu bilden, zufrieden, — ein weiſer Geſetzgeber unſerer Zeit würde dieſe beſcheidene Unbeſcheidenheit, die in der einzigen Ausnahme liegt, zu würdigen wiſſen, mitſammt allen den nichtigen Staatstheorien von Mittlerſchaft zwiſchen Thron und Nation, parlamentariſcher Bewegung und Hemmung, die ſich an jene Forderung knüpfen, und ſo recht eigentlich nur ausgeheckt und gewoben ſind, um dem alten, nackten, unverwüſtlichen, vor der Anerkennung des Gleichheitrechtes und der Ehre des Bürgerthums bis in der letzten Fiber ſich ſträubenden ariſtokratiſchen Stolze als Philoſophenmantel zu dienen.« — Die beiden Abtheilungen des norwegiſchen Storthings gehören einzig und allein der innern Maſchinerie der Geſetzgebung an, ſie bilden keinen genetiſchen, und nicht einmal ſtehenden Unterſchied, treten zuſammen und aus einander, werden durch den geſammten Storthing aus ſeiner Mitte jedesmal ſelbſt gewählt, ſo wie der Storthing aus der einen großen Wahlquelle, der Nation, ohne Unterſchied in den Proceduren hervorgeht; kurz, ſie ſind Ein Leib und Eine Seele. Das Zweikammerſyſtem dagegen ſtellt zwei Leiber und zwei Seelen vor. Während die zweite Kammer von der Nation gewählt wird, ergänzt ſich entweder die erſte allein in ſich ſelbſt und erbt ſich fort, wie ein ritterſchaftliches Geſetzgebungsfideicommiß, oder wird zu gleicher Zeit von der Regierung ergänzt, oder endlich, wie in Frankreich, neuerdings ohne Erblichkeit ganz allein von der Regierung. Im erſten Falle iſt die erſte Kammer ariſtokratiſche Hemmung und Schranke der königlichen Macht, die auch im zweiten Falle durch die Prärogative derſelben nur wenig erweitert wird, im letzten iſt ſie fügſames Werkzeug derſelben; in allen Fällen aber im Widerſtreite mit dem Geiſte einer Geſetzgebung, die auf dem oberſten Grundſatze der Volksſouverainität beruht, und weder ſich ſelbſt, noch die ausübende Macht durch ein egoiſtiſches Werkzeug hemmen oder aus der vorgezeichneten Bahn willkürlich herausſchleudern laſſen will. Wo jener Grundſatz nicht anerkannt iſt, wo man hinſichtlich der Quelle der Souverainität anderer Meinung iſt oder in Unſicherheit ſchwankt, wo das mittelalterliche Ständeweſen nicht aus dem Grabe geholt werden muß, ſondern leibhafte Ritter und Gemeine in thatſächlicher Einzelbevorrechtung ſich und dem Throne gegenüber ſtehen, wo »die Ehre dem Adel anvertraut iſt, weil ſie, dem eigenen Gefühle der Nation und den übrigen Einrichtungen des Staates zufolge, doch ſchwerlich bei allen Bürgern vorhanden ſein kann,« da iſt die Pairie und Ritterſchaft an ihrem Platze, und es wäre thöricht, in dies ſchöne alte Spiel von dem Gleichgewichte der Staatsgewalten, ihrer gegenſeitigen Eiferſucht und lähmenden Furcht vor einander und Aller vor der Übermacht der königlichen Gewalt, mit Theorien eingreifen zu wollen, die darum nur ſo einfach und in ihrer Anwendung ſo ſtark ſind, weil ſie auf die moraliſchen Grundlagen der Gleichheit, auf Gemeinehre und Gemeingeiſt fußen. Nur mit den Feudalbedingungen ſteht und fällt das Zweikammerſyſtem. Dies Wienbarg's Bekenntniß, und mit ihm Aller, welche die Schärfe der Einſicht nicht ſcheuen.

Wienbarg's dritter Aufſatz: »Hannover und die deutſchen Doctrinaire« berührt uns ſchmerzlich; aber wir dürfen uns nicht ſcheuen, über dieſen Schmerz öffentlich Rede zu ſtehen. Es gilt hier die Aufrechthaltung einer Sache, die für das hannoverſche Volk, bevor ſie beſeitigt wurde, noch gar keine Wahrheit war, es gilt das an ſich ehrenwerthe Rechtsgefühl für einen Inhalt, den ſich noch Niemand zum Bewußtſein gebracht hatte. Haben die Sieben auf ſtärkere Sympathie im Lande gehofft, ſo fragt ſich: was haben ſie gethan, um den politiſchen Sinn des Volkes zu pflegen? Haben ſie nicht darauf gerechnet, ſo müſſen wir um ſo dringender fragen: wie können ſie, da ſie das höchſte Sittlichkeitsgefühl für den politiſchen Eid fordern, der Meinung ſein, Rechtsgefühl laſſe ſich ohne politiſchen Sinn in einem Volke anbauen und pflegen? Die Sieben haben ſich verwahrt, um nicht im Schein von Revolutionairen zu ſtehen. Jakob Grimm unter Andern ſagt, er ſei zu keiner politiſchen Partei gehörig. Nun wohl, ſo wundere er ſich nicht über den Mangel an politiſchem Rechtsgefühl im Volke. Er ſagt, er ſei eingenommen für alles Beſtehende, beſeelt von dem Wunſche, in ſtiller Abgeſchiedenheit, zufrieden mit der Ehre, die ihm die Wiſſenſchaft gibt, ſein Leben im Dienſte eines von der Liebe und Ehrfurcht ſeines Volkes umgebenen Herrn zuzubringen. Klingt das nicht faſt wie Horazens feiges Wort: dat princeps otia! Oder wenn es nicht ſo klingt: wer heißt die deutſche Wiſſenſchaft, ſich die ewige Möglichkeit, die unerſchütterliche Wirklichkeit eines idealen Friedenszuſtandes zwiſchen Fürſten und Volk zu erträumen? Und wie anders iſt denn der Fürſt von Liebe und Ehrfurcht ſeines Volkes mehr umgeben, als wenn ſein Volk mit ſelbſtbewußter Kraft um ihn ſteht, ſo daß er nichts Anderes iſt, als die in Einer Perſon zuſammengefaßte Nationalmacht, als die Seele des Volkes ſelber? So lange deutſche Wiſſenſchaft ſo gemüthlich unmännlich iſt, die Sicherheit der vaterländiſchen Zuſtände vorauszuſetzen, ſtatt Alles zu thun, um wie jeder Bürger für ſie verantwortlich zu ſein, ſo lange ſie nur hinter dem Ofen ihr Werk fördern zu können glaubt, thut ſie beſſer, ſie iſt ganz indifferent und huldigt jedem Herrſcherwort, das von oben ſchallt. Jakob Grimm erklärt Jeden für einen Eidbrüchigen, der nicht wie er denkt. Lieber Himmel! wie hart! Von all' den Tauſenden, die von der Hand in den Mund leben, verlangt die deutſche Wiſſenſchaft ein politiſches Gewiſſen, ohne zu bedenken, daß ſie nichts gethan hat, um dies Gewiſſen im Volke zu wecken, oder wach zu erhalten und ſtark zu machen. Die Sieben wollen zu keiner politiſchen Partei gehören, und doch verlangen ſie, daß das ganze Volk für ſie und gegen den königlichen Willen Partei ſein ſoll! Fühlt ſich die deutſche Wiſſenſchaft ganz als Fürſtendienerin, ſo kann ſie auch keinen conſtitutionellen Eid leiſten. Deutſche Wiſſenſchaft nehme ſich in Acht, daß ſie hinter dem bürgerlichen Wiſſen nicht zurückbleibt! Wenn wir darauf verzichten müſſen, daß ſie uns voranleuchte, ſo erlaube ſie uns, ihr dieſe Warnung zu ſtellen. Dies unſer beſcheidenes Gutachten. — Wienbarg für ſeinen Theil beſchäftigt ſich in ſeinem Aufſatze weſentlich mit einer Charakterzeichnung Dahlmann's. Wer Dahlmann's früheres Verhalten kennt, wird in ihm immer den Ehrenmann ſehen; aber man kann ſich kaum des Glaubens erwehren, das Schickſal habe eine leiſe Ironie mit ihm getrieben, wenn man erwägt, daß dies derſelbe Mann iſt, der ſtreng und ängſtlich die überwiegende Macht des Volkes zu behüten ſuchte, keine andere Furcht kannte, als eine zu raſche Entwickelung der öffentlichen Meinung. Hierüber wird ſich die deutſche Doctrin getröſtet haben. Ja, wir entwickeln uns ſehr langſam, gehen mit unſerem Sittlichkeitsgefühl ſammt und ſonders noch in die Klippſchule, wo nicht in die Kleinkinderbewahranſtalt.

Der letzte Aufſatz Wienbarg's »über die Kunſt und ihre Ausſtellung«, ſetzt die Nöthigung keuſcher, ſtiller Einſamkeit dem mercantilen Lärm der jetzigen Schauſtellungen und Betriebsbefliſſenheit ſcharf gegenüber. Was jedoch die Kunſt an Weihe verliert — müſſen wir hinzufügen — gewinnt das Publicum an Intelligenz und an Reife der Umſicht. Wienbarg wolle nicht glauben, daß das Genie in der Kunſt noch ſeine Myſterien feſthalten könne, während die Menge ſich nach allen Seiten auf jedem Felde Bahn bricht, um das Excluſive ſich zu eigen zu machen. Führen öffentliche Schauſtellungen zur coquetten Profanation, ſo iſt das ſchlimm für die Kunſt, aber ſie bilden den Sinn und das Urtheil der Maſſe heran. Vivat mundus, pereat justitia!

15.

Theodor Mundt.

1835.

Die deutſchen Poeten machen zuviel Doctrin. Nur das Erlebte hat die Berechtigung, da zu ſein, denn das Erlebte trägt ſein Gericht, weil ſeine Freuden und Schmerzen, in ſich ſelber. Deshalb kann ich auch jener Rahel mit Andacht zuhören, wenn ſie von der Aufhebung der Ehe ſpricht und von der Süßigkeit der feſſelloſen Neigung der Geſchlechter. Sie hat ihr gut Theil Schmerzen dabei; der Hülfeſchrei aus wunder Bruſt iſt mir heilig. Was eine Menſchenbruſt erlebt, iſt ein Stück der Geſchichte Gottes, d. h. ſeiner Offenbarung, die ja nirgends fertig iſt bis an das Ende der Welt. Hat einer die Hölle erlebt: — dann küß' ich ihm zwei Mal die Hand, wenn er ſein Erlebniß hinſtellt. Wenn es nur erlebt, wenn es nur Product der Nothwendigkeit ſeiner Natur iſt. Ich laſſe nichts leben als das Leben, aber dies ganz, völlig und mit aller Freudigkeit. Selbſt die Tugenden des alten Europa laſſe ich gelten, wenn ſie noch einer erlebt und in ihnen ſich der Pulsſchlag des warmen Blutes und die geiſtigen Bedingungen ſeines Daſeins bekunden. — Ich will an Mundt's Madonna alle Doctrin vergeſſen. Ich meine damit die kleine Weltheilige im Kloſter Oſſek, das wunderbare Mädchen mit der jungfräulichen Keckheit. In dem Buche »Madonna« iſt viel Weisheit, treffliche Weisheit, aber immer gepredigte Weisheit. Dieſe Selbſtbekenntnißſchrift in Form eines Reiſeberichtes, obſchon ſie wie eine Wanderung von Menſchen zu Menſchen erſcheint, iſt eine ſchwimmende Inſel auf der Woge der Zeitreflexionen über Gott und Welt, Geiſt und Fleiſch, ihren Widerſtreit und ihre Verſöhnung; aber es iſt eine Inſel Delos, und drinnen die Grotte, wo eine lebendige Gottheit wohnt. Freilich tragen ſämmtliche Reflexionen einen eigenen Stempel an ſich. Das Buch gibt Reiſeberichte aus Teplitz, Prag und Wien. Die Themata ſind Katholicismus, Legitimität und Wiedereinſetzung des Fleiſches. Aber jeder Gedanke iſt ein Erlebniß, und aus Allem erwächſt uns der Lebensbaum der Zeit, die ſich hier wie ein Individuum belauſcht, belacht, beweint, verwundet, todtſchlägt und wie ein Gott am dritten Tage wieder auferſteht. In Mundt's »Lebenswirren« hat ſich blos der Autor gerettet als ſolcher; die Wirren blieben der Zeit, alle Parteien konnten ihre Bekenntniſſe dort gefeiert finden, und aus ihrer Wiederlegung erwuchs nur für den Autor eine Einheit der Ergebniſſe. In dem vorliegenden Buche hat ſich die Zeit ſelbſt erlöſt aus ihren Irren, aus ihrem Dämon hat ſich ihr Heiland wie ein Phönix aus der Aſche geſtaltet, das Chriſtenthum hat ſeinen Zunder von ſich geſchüttelt und ſieht aus dem Buche ſo lachend neu uns an, daß nur der blinde Pietismus weil er hier ſeine Verkohlung und ſein branſtiges Weſen wittert, die Augenbrauen mürriſch ſchüttelt. Daß der aller Kirchenluft enthobene, allem Moder der Satzungen entſtiegene Heiland, der hier gepredigt iſt, von der Welt an's Kreuz geſchlagen wird, iſt weiter kein neues Wunder, denn der Heiland hat keineswegs blos damals unter Pilatus gelitten, iſt nicht damals blos vor Herodes geführt, nicht auf Golgatha blos an's Kreuz geſchlagen. Es iſt die Aufgabe des Heilandes, daß er alle Tage, ſo lange die Menſchlichkeit eine Geſchichte hat, gemartert und begraben wird, aber auch immer wieder auferſteht und wandelt. Er muß ewig wieder bluten und ewig wieder auferſtehn, denn er iſt von Anfang bis in alle Ewigkeit, er iſt die Sehnſucht Gottes, die Welt zu umarmen, das Streben des Geiſtes, ſich mit der Leiblichkeit zu begatten. Dieſer Begattungsproceß iſt die Geſchichte. Die von Ewigkeit in der Idee geſetzte Harmonie hat keinen andern Verlauf als durch dieſe Diſſonanzen hindurch, die am Ende der Tage in Glorie verſöhnt ſein werden.

Mundt iſt bei aller Reflexion, aus der er ſich ſeine Stoffe nimmt, ein Dichter der Reflexion, weil er ſeine Anſichten entweder als Selbſterkenntniſſe gibt, oder ſie in Geſtaltungen zur

Anſchauung bringt. Will er die Weltluſt in ihrer Donjuanerie zeigen, ſo führt er uns nach Dur und zeichnet uns den Caſanova, der dort ſeine Memoiren ſchrieb. Will er die das Fleiſch durchdringende Herrſchaft des Geiſtes zeigen, ſo führt er uns auf die Eſterhazy'ſche Galerie nach Wien und entwickelt uns Rembrandt's Bild: »Pilatus wäſcht ſeine Hände in Unſchuld.« Hier haben wir die Feier eines neuen, reinen, freien und ſchönen Chriſtenthums. Aber die Doctrin hilft dem Menſchen nichts, das ſei Gott geklagt! ſie kommen doch immer mit Stangen und Spießen gezogen, und wollen den Geiſt fahen, als wenn er ſich ſo fangen und arretiren ließe. Wenn einem bei ſolchen Finſterniſſen in der Stalllaterne ſeines Kopfes der Witz ausgeht, ſo iſt's kein Wunder. Das haben die Menſchen nie haben wollen, daß Chriſtus in die Welt gekommen iſt, um Fleiſch zu werden, daß der Gott ſich in die Materie verſenkt, um ſie zu durchleuchten, damit ſie geheilt werde! Es iſt eine alte Geſchichte; viele von dem jungen Deutſchland und die unglückſeligen Saint-Simoniſten ſagen, es ſei eine ganz unwahre Geſchichte, was dermalen paſſirt ſei zu Jeruſalem: lieber Himmel! es iſt die einzig wahre Geſchichte in dem ganzen Weltlaufe, die das, was damals zu bildlicher Geſtalt ſich concentrirte, täglich in den Millionen Menſchenſeelen ſich wiederholt, in denen alle Zeit ein Chriſtuskind geboren, von den Satzungen der Welt erſtickt, und oft genug begraben wird, ohne die ſchreckensvolle Decke des Wahnes, der ihn begrub, von ſeinen Gliedern abzuwerfen. — Das Kind Madonna, das ſich, von der Sünde der Welt verfolgt, der Natur an die Bruſt wirft, und Gott dankt für die Erlöſung, die in der Hingebung an ein zweites Weſen gefeiert wird, das Kind Madonna iſt mit dieſer Heiligung des Fleiſches eine ſehr reine keuſche Wahrheit. — Nur ſoll man aus dem einzelnen Fall, der als Erlebniß ſeine pſychologiſche Richtigkeit und Geltung hat, keine allgemeine Doctrin machen wollen!

1837.

Mundt's Novelle »Mutter und Tochter« gefällt ſich in pſychologiſchen Wagniſſen. Sie gehört zu dem Schönſten, das er ſchrieb, weiſt aber auch die Grenzen ſeiner Novelliſtik auf. Das

Intereſſe derſelben liegt im Geſchicke von vier Menſchen, deren Lebenslooſe ſich in Haß und Liebe verſchlingen. Der Zufall führt ſie auf dem rheiniſchen Dampfſchiffe gleichgültig zuſammen, die Leidenſchaft hält ſie bald an einander gebannt. Eine ruſſiſche Gräfin, deren Gatte die Theilnahme an gewaltſamem Aufruhr mit dem Tode in Sibirien büßte, reiſt mit ihrer Tochter. Hippolyta ſteht im hohen Sommer der weiblichen Natur, das Hochfahrende, das Stolzgehobene ihres Äußern entſpricht dem innern Hange zur Romantik abenteuerlicher Gelüſte. In Ada, der noch kindhaften Jungfrau, beſtimmt ſich daſſelbe Element zu einer harmloſen Sehnſucht nach Freiheit. Was in der Mutter Phantaſtik iſt, die Gewagtes will, ſei's in Liebe oder in Haß, das verräth ſich in der Tochter als eine fröhliche Luſt, das hohe Meer des Lebens ſelbſtſtändig zu befahren. Zu dieſen Geſtalten treten zwei männliche. In Falk ſehen wir eine einfache, ſchlichte Erſcheinung, die den deutſchen Gelehrten bezeichnet und den Weltmann vermiſſen läßt. Hinter ſeiner blaſſen Miene brennt das ſtille Feuer der Sehnſucht nach einer geſtorbenen Geliebten, deren Augenlicht vor dem ſeinigen noch nicht erloſch, deren Athemzug in den Stunden ruhiger Einkehr in ſich ſelbſt ihn noch umweht. Dann wird die Todte um ihn lebendig, und er verkehrt mit ihr, als gehöre ſie noch zu ſeinem augenſcheinlichen Leben. Durch einen Zufall hört Ada, wie er einem Freunde ſeine Gefühle hierüber mittheilt, und faßt für ſich daraus die Ahnung von der Allgewalt der Liebe, die auf dieſe Weiſe ihre erſte mährchenhafte Exiſtenz in der jungen Seele gewinnt. Zu den beiden Frauen trat jedoch ſchon ein anderes männliches Weſen, Cimaletti mit Namen, der ſtrengſte Gegenſatz zu Falk. Dieſer Sultan der menſchlichen Gefühlswelt, wie man ihn nennen muß, iſt eine vortrefflich gezeichnete Figur; die Poeſie hat hier in das Gewühl des Menſchenlebens einen ganz eigenthümlichen Griff gethan, ſie hatte bisher die Natur des Mannes noch nicht von dieſer Seite aufgedeckt. Mundt perſonificirt in dieſem Cimaletti den männlichen Egoismus, der das Leben nur als ſeine Beute nimmt, um darin zu ſchwelgen. Alle Blüthen der Cultur hat er ſich gepflückt, alle Höhen des Gefühls und Gedankens, alle Weiten des Lebens überſchritten und durchmeſſen, in die verborgenſten Bergſchachtadern des menſchlichen Gemüths iſt er hinabgeſtiegen, und von Schätzen, die er hier rechtmäßig erworben oder eigenmächtig geraubt, hängt ihm gleich viel Gold und gleich viel Schlacke an ſeiner verderbenſchwangern Seele. Auf der Ottomane ſeiner Lebensgenüſſe liegt er wie ein ſybaritiſcher König, dem der Moment mit allen ſeinen ſchwelgeriſchen Freuden gehorcht. Die einfache, ſpärliche Geſtalt ſeines Freundes Falk, der an ein traumhaftes Weſen ſein Leben geknüpft fühlt, macht einen ſehr entſchiedenen Gegenſatz zu Cimaletti. Während Falk erſt nach einer Wirklichkeit ſucht, in der er Fuß faſſen könne, hat Cimaletti, ein glühender Sohn des Südens, ſchon alle Nüancen menſchlicher Zuſtände durchſtürmt; für Himmel und Hölle gleich reif, haftet ſeine nimmerſatte Lebensgier am neuen Augenblick, den ihm der Zufall oder das Geſchick bietet. Er hat ein geſcheitertes Leben hinter ſich, aber ein zweckloſes erträgt er nicht, die Mittel ſeines Geiſtes ſind zu ungeheuer. Die ruſſiſche Gräfin ſucht, wie er weiß, einen Hofmeiſter für die fertige Geiſtesbildung der Tochter. Cimaletti, in allen Verhältniſſen bürgerlicher Zuſtände gewiegt, erbietet ſich zum Erzieher. Die dreiſte Sicherheit, womit das Anerbieten geſchieht, ſchreckt die Dame zurück, allein Cimaletti weiß bald die romantiſche Laune Hippolyta's zu benutzen; ſie iſt träumeriſch, das reizt ihn, hier eine Seele zu erobern, und er ſtiehlt ſich bald in ihre geheimſten Gefühle. Er liebt ſie, wenn es Liebe genannt wird, was der eroberungsdürſtende Sultan für die ſtolze Königstochter, die ihn noch verachtet, fühlt. In vielfacher Geſtalt erſcheint er ihr unvermuthet wieder, Talente eines ritterlichen Geiſtes entfaltend, die das Gemüth des Weibes beſtechen und verwirren. Seine Chamäleonsnatur hat plötzlich Alles von ſich ausgeſchieden, was nicht harmonirt mit der Gräfin; er ſchwärmt wie ſie, denkt vom Leben wie ſie, und in die Lüge ſpielt er ſich ſo tief hinein, daß ſie ihm zur Wahrheit wird; eine Wahrheit, die immer in ihm wechſelt, die er bald für ein neues Phantom, für eine Maske vertauſchen wird. Endlich kommt das Geſchick ſeinem Talente der Herzenseroberung zu Hülfe. — Mit dem Freunde ſtand er ſchon in frühern Jahren in enger Berührung. Falk kannte ihn als Theilnehmer der ſchweizeriſchen Demagogie; er verlor ihn dann ſchnell aus den Augen, gleichzeitig auch einen Verwandten, deſſen verſchollenes

Daſein auf ein Räthſel deutet, das ihm Cimaletti jetzt löſen ſoll. Dieſer Verwandte war mit großen Geldſummen entwichen; durch Vorlegung einiger Papiere weiſt nun Cimaletti deſſen Entweichen nach Amerika auf. Falk, die einfache Schweizernatur, iſt vor der Hand befriedigt. Aber jener Verwandte war ein Verräther an dem geheimen Bunde der Empörer. In ſtürmiſcher Nacht, an dem dunklen Ufer des Rheins, ermorden ihn die Bündner, und indem ſie ſeine Leiche, eiſern eingeſargt, dem verſchwiegenen Elemente überliefern, glauben ſie ihr Geheimniß geborgen. Dieſe Scene hat Hippolyta belauſcht, das blutige Traumbild hat ſie erſchreckt, aber dem Reiz am Geheimnißvollen widerſteht ſie nicht. Cimaletti gewinnt ſie, weil jetzt ein Myſterium über ſeinem Leben liegt, und was der dämoniſche Menſch im frevelhaften Leichtſinn als eine Wette aufgeſtellt, dies Weib ſei in kurzer Zeit ſein eigen, geht nun mit raſcher Haſt in Erfüllung. Die Schauer jener blutigen Nacht werfen ihn auf's Krankenlager. Hippolyta, ſchon wie die Taube gefangen, die der Hauch eines verderblichen Weſens in ihrem Fluge hemmt, iſt willenlos beſiegt. Cimaletti kämpft mit den Qualen des Todes: da drängt ſich, was noch von Herrſcherluſt des Lebens in ihm übrig iſt, in den einen Wunſch zuſammen, ſie möge ihm auf der Grenze des Daſeins noch ihre Hand ehelich geloben. Er iſt kein Atheiſt, vielmehr Katholik, auch in den Schauern des religiöſen Gefühls hat er mit Luſt geſchwelgt, und nun er im goldenen Schimmer ihrer Gegenliebe ſterben ſoll, gelüſtet es ihn nach den Sacramenten der Kirche; nur ſo, mit der ſtolzen Gewißheit, eine Seele noch erobert zu haben im Moment des Überganges, will er und kann er ſterben. Der Gewalt ſeines Dämons erlag Hippolyta's Herz, dem Wunſche des Leidenden, über den ſchon der Engel des Todes ſein Panier ſchwingt, weicht jede andere Rückſicht, und ein Prieſter ſegnet ihren Bund ein. Aber dies Gefühl ſeines Gelingens ſchnellt die Kräfte des Kranken wieder auf; er iſt plötzlich geneſen. Er ſtellt es der Gräfin frei, ihn von ſich zu ſtoßen; aber er weiß, daß ein Weib, wo ſie einmal liebt, alles Widerſtandes gebricht. So hat er ſchnell einen Gipfel des Lebens erſtiegen. Ada aber bekreuzt ſich vor ihm, Falk weicht vor dem Schauſpieler erbebend zurück. Die Unſchuld der Mädchenſeele erſchrickt vor dem Ungeheuer in ſeiner

Natur, der berechnende Verſtand ſchüttelt den Kopf und hält Alles für frevelhaftes Spiel. Dieſe merkwürdige Kataſtrophe iſt mit einem ſeltenen Glanze der Phantaſie und mit der beredtſamſten Wahrheit geſchildert.

Bis zu dieſem Puncte ſchenken wir der Production unſern völligen Glauben, bis dahin beherrſcht ſie uns durchweg, ſpäter erwachen Bedenklichkeiten über die Wahrheit der Erfindung. Es kommt hier freilich darauf an, wie weit der Glaube an die Wunder der Gemüthswelt beim Leſer reicht, und Mundt's Poeſie ſtützt ſich ſehr ſtark auf dieſen Glauben. Der Wechſel der Gemüthszuſtände iſt immer der Stoff ſeiner Dichtung; in dieſer Muſik der Gefühle, die losgebunden bald als Sturm, bald als leiſer Weſt durch die Aeolsharfe der menſchlichen Seele fährt, hat ſeine Muſe ihr Gebiet; wie ſich die Seele in ſich ſelbſt verwandelt, iſt ſein Thema, und auf den Wogen dieſes Gebiets ſchwebt träumeriſch bis in's Mährchenhafte hinein ſein Phönix Phantaſie. Aber Mundt's Novelliſtik faßt nicht feſten Fuß auf dem Boden einer irgendwo heimiſchen Wirklichkeit, ſie ſpielt, zumal wo ſich die zart oder keck geſponnenen Fäden löſen, meiſt in's Gebiet des Mährchens über; an der ganzen Reihe ſeiner dichteriſchen Productionen: »das Duett,« »der Baſilisk,« »Madelon,« die »Geſchichte der Maria,« läßt ſich das nachweiſen. Mundt's Novelliſtik entbehrt jenes Vorzugs des franzöſiſchen Romans, deſſen Speculation ſich wie vom Parquet des Salons verläuft, trotzdem ſich in der Stellung der Perſonen zu einander die keckſte Wendung menſchlicher Gemüthszuſtände zur Offenbarung bringt. Mundt's Novelle iſt weſentlich Seelengemälde, ſie gibt die Dialektik der Gefühlswelt in dem ganzen Zauberreiche der Möglichkeiten. Er hat auch ſtoffliche Erfindung, allein er phantaſirt doch noch lieber über eine Situation, als er ſie erfindet und ſchildert, macht lieber eine Variation auf das Thema, als daß er das Thema ſelbſt wirken läßt. Cimaletti iſt vom Dichter fertig hingeſtellt, allein Ada's Weſen will nicht in eine wirkliche Geſtalt eingehen, ihre ſchwankende Natur wirft ſich zu leicht über die Grenze der Möglichkeit hinaus. Ada, dies Mädchen auf der Schwelle von Kind und Jungfrau, iſt eine von Mundt's Lieblingsfiguren, und bei ſolchen macht die Phantaſie des Poeten häufig die ſtärkſten Zumuthungen, unter der Behaglichkeit der Ausmalerei entgeht ihm die beſonnene Sorgſamkeit des Motivirens. Ich verkenne nicht die Schönheit dieſes Elements, in dem dieſe kindhafte Jungfräulichkeit ſich bewegt, ich ſehe es nur nicht zur Perſon geworden. Ada's Stellung zu Cimaletti wird unwahr, indem ihre geſunde Natur vor dem Dämoniſchen in ihm nicht mehr erbebt, und ſie im Stande iſt, mit ihm in die Welt hinaus zu flüchten. Auch hebt ſich ihre Harmloſigkeit zu ſehr auf, indem ſie zu viel von ſich weiß, zu ſehr ihre Gefühle reflectirend beſpiegelt. Dieſe Beſpiegelung des eigenen Naturells, die mehreren Novellenfiguren Mundt's eigen, iſt ſtörend genug. Wo ein unbewußt Kindhaftes ſich offenbart, da erſcheint ein Göttliches in reinſter, noch ungetrübter Färbung; wo ſich aber dies als ſeiner ſelbſt zu klar bewußt hinſtellt, da tritt ein Wirrwarr ein, in den Ada geräth. Der begebenheitliche Verlauf iſt nämlich dieſer: Cimaletti erſcheint an Hippolyta's Seite in der Heimath der gräflichen Familie, wo er einen neuen Boden für ſich findet. Aber er verliert plötzlich Hippolyta's Liebe. Sie wagte, ihn an die blutige Nachtſcene am Rhein zu erinnern, ſie geſteht ihm, ſie ſei Zeuge geweſen. Da webt er eine täuſchende Lüge, die ihn aber doch entlarvt. Mit der Larve fällt auch die Schminke ſeines chevaleresken Weſens von ihm, und er bietet dem Weibe, das um ſein Geheimniß fleht, ſchnöden Hohn. Hippolyta's Liebe wandelt ſich raſch in blutdürſtigen Haß, ſie beſchließt, ſich von dem Elenden, der ihren Stolz gebeugt, zu befreien. Das Gift, das ſie ihm bereiten will, fällt in Ada's Hände, und im Erbeben über das frevelhafte Rachegelüſt der Mutter rettet ſie den ihr bisher verhaßten Cimaletti. Dieſer hatte auch ſchon um Ada ſeine magnetiſchen Kreiſe beſchrieben, in die ſie nun tritt. Mitten aus ſeiner verlorenen Seele mehrt ſich die Sehnſucht nach einem reinen Daſein; an Ada's Seite, in der Nähe dieſer klugen Unſchuld eines weiblichen Gemüthes, hofft er auf eine Wiedergeburt ſeines innern Lebens, und als ſie ihn fliehen heißt vor den Nachſtellungen der Mutter, gewinnt er ſie halb, halb regt ſich in ihr ſelbſt die Luſt nach der Freiheit in weiter Welt. Dies iſt der Punct der ſtarken Zumuthung in dieſem Mädchencharakter. Genug, ſie fliehen und betreten bald wieder den alten Schauplatz am Rhein. Hier erſcheint Falk von neuem. Der ſtille Menſch hat ſeine Beſtimmung im Leben gefunden: er iſt — geheimer Polizeiagent, und Cimaletti, ſein Gefangener, wird als ganz gemeiner Betrüger von ihm entlarvt. — Was uns ein Talent ſchien, mit dem der Verfaſſer uns ſchwärmen ließ, wird alſo als Verbrecher erfunden, und die verſtändige Unſchuld als Spion. Wir ſtaunen jetzt, daß wir für beide fühlten, und ſind unwillig, daß uns der Poet durch die Wahrheit ſeiner Darſtellung überzeugen wollte. Statt eines Trauerſpiels erhalten wir plötzlich eine ironiſche Satyre auf den Zeitgeiſt, der ſich in die Wahrheit hineinlügt. Selbſt die Poeſie von heute, wie dieſe Novelle beweiſt, gefällt ſich darin, uns in unſeren beſten Empfindungen und Erwartungen zu täuſchen. Um der poetiſchen Gerechtigkeit willen mußte man wenigſtens verlangen, daß Cimaletti's erſtes Wollen und Streben ein aufrichtiges für ihn ſelber war. Er ſtand dann als Opfer einer großen Verirrung da. An dem Glauben an Weltverbeſſerung konnten ſeine großartigen Talente erſt ſcheitern, und ihn dann an die Welt des Scheines und der Lüge überliefern. Es empört und überzeugt nicht, daß große Mittel an erbärmlich kleinen Zwecken zu Schanden werden. Ich erinnere an Bulwer's Eugen Aram.

1838.

Auch Mundt hat über Görres geſchrieben, im »Freihafen.« Gutzkow gab die Satyre auf Görres. Er zeichnete mit ſcharfem Griffel die Caricatur des Phänomens. Laube machte einen kleinen Aufruf an's Volk. Mundt's ſchmiegſamer Geiſt verſetzt ſich in die Gemüthsſtimmungen der Zeit und ſucht aus ihrem Schooße dies Ereigniß eines merkwürdigen Anachronismus zu erklären. Seine Abhandlung iſt die am wenigſten populäre. Sie iſt nur jener Bildung zugänglich, die ſich über die confeſſionellen Beſchränkungen hinweggehoben fühlt, weder eine rein proteſtantiſche, noch eine rein katholiſche Weltanſchauung gelten läßt und erſt nach Abwerfung der ſperrenden Einſeitigkeiten eine Perſpective für die Zukunft findet. —

Sobald die Stimme des perſönlichen Selbſtbewußtſeins laut wurde, das Individuum in der Oppoſition gegen alte Satzung ſich frei zu machen begann, mußte der mittelalterliche Katholicismus ſich an ſeiner Wurzel erſchüttert fühlen, gleichviel ob die Gewalt dieſer bewegenden Kraft zu einer Reform des Glaubens oder zu einem Umſturz des ſtaatlichen Lebens ausſchlug. Auch innerhalb der katholiſchen Welt mußte ſich die Bildung für erlöſt halten. Nahm nun gar ein proteſtantiſcher Staat die katholiſche Kirche in ſeinen Verband, ſo konnte das Beſtehen mittelalterlicher Satzung nicht viel mehr als ein bloßes Friſten, Zulaſſen und Hinhalten ſein, womit beiden Theilen ein Genüge geſchah. Nur dem aufgeſtachelten Fanatismus, der ſich in der Blüthe ſeiner Jahre reichlich mit Revolutionsgedanken nährte, war es möglich, die veraltete hierarchiſche Anmaßung redneriſch zur Sprache zu bringen. Es iſt in Görres viel Couliſſengepränge und zwiſchendurch lugt und lächelt der Alte mit diaboliſchem Gelüſt. Weder dem Katholicismus, noch dem Proteſtantismus kommt es in den Sinn, ein ausſchließliches Leben zu führen. Beide religiöſe Entwickelungen fühlen ſich in ihrem Inhalt und in ihren Formen erſchöpft. Die Bildung auf beiden Theilen empfindet das. Die Hauptintereſſen des Zeitalters liegen in der Heranbildung des echt Menſchlichen inmitten des bürgerlich geſellſchaftlichen Lebens. Das Chriſtenthum möchte gar gern aus der Kirche heraustreten und Welt werden. Der Staat iſt wichtiger als die Kirche geworden, denn das Kirchliche gibt der Geiſt der Zeit an die Bildung und die Perſönlichkeit preis. Wäre noch zündbarer Stoff zu religiöſen Conflicten vorhanden, was man nach der fanatiſchen Sprache des alten Görres muthmaßen könnte, dann freilich thäte es doppelt noth für den Staat, den Geſichtspunct des Zeitalters auf ein anderes Feld zu rücken, auf ein Feld, wo es ſich um das leibliche Wohl der Geſellſchaft, um die drängenden Bedürfniſſe einer geſunden Wirklichkeit handelt. In religiöſen Zerwürfniſſen liegt für den Staat die größte Gefahr, denn aus ihnen erwachſen die Furien der Leidenſchaft. Gelingt es dem Staate, das Intereſſe an der bürgerlichen Wohlfahrt lebendiger zu machen, ſo ſetzt er ſich weit mehr, als es je die Kirche vermochte, mit dem Volksbewußtſein in den beſten Rapport. Auch der Pietismus, wie jede Ausartung, greift nur dann ſtaats- und lebensgefährlich um ſich, wenn die Gemüther eben nicht vollauf erfüllt ſind mit weſentlichen Intereſſen. Man iſt nur krank, — wenn man nicht geſund ſein kann.

Mundt's »Komödie der Neigungen« iſt ein ſeltſames Product! Daß dies Drama im Repertoir der Bühne keinen Platz fände, wäre zu verſchmerzen, wenn es um ſeines dramatiſchen Werthes willen von den Bretern ausgeſchloſſen bliebe, allein ſein durchaus novelliſtiſches Intereſſe macht hier alle dramatiſche Haltung unmöglich. Man kennt an Mundt den Hang zu pſychologiſchen Experimenten, die er mit ſeinen Novellenfiguren anſtellt; er bringt dadurch das Mährchen mitten in die blanke Wirklichkeit der ſocialen Gegenwart. Mährchenhaft iſt allerdings alles Seelenleben, aber der Poet hat es zu deuten, und wo nicht zu deuten, doch ſo zur Erſcheinung zu bringen, daß wir es glaublich finden. In dieſem Gebiet der Wunder des innern Lebens hat Mundt ſo viel Erfindungsgabe, daß wir über ſeine Einfälle ſtaunen, in dieſen Geheimniſſen der Neigung, dieſem Suchen und Fliehen der Lebenstöne, hat er recht eigentlich ſein Feld. Auch iſt uns kein Wagniß zu keck, keine Eingebung zu verwegen, ſobald nur die Brücke von innen nach außen gefunden iſt, das Mährchen als Erſcheinung in der Wirklichkeit gültig wird. Da liegt's; die zarteſte, tiefſinnigſte Intention kann wie eine Seele, die keinen Körper hat, herumirren und wirkungslos bleiben, weil ſie keine Wirklichkeit findet. Inzwiſchen verträgt die Novelle noch viel. Aber im Drama rächt ſich jede gewaltſame Zumuthung, oder ſie müßte denn mit Shakſpeare'ſcher Eroberungskraft uns bewältigen. Mundt hat das langgeſponnene pſychologiſche Gewebe einer Liebesgeſchichte dramatiſiren, einen ſpinnenfeinen Roman voll Herzensintriguen in Scene ſetzen wollen. Die räthſelhafte Treuloſigkeit des Herzens, der Widerſpruch im Blühen und Verwelken der Gefühle, dieſe ganz innere Boudoirgeſchichte der Menſchenſeele wird hier aus der Novelle in's Drama überſetzt. Wir müſſen den Verſuch durchaus verfehlt nennen. Deutſche Dramen leiden ſonſt an der Lyrik, hier leidet ein Drama an dem ganz novellenhaften Charakter der Intrigue, ja hebt ſich mit allen ſeinen Wirkungen auf. Wer dieſen Hauptfehler durchſchaut, erklärt ſich auch alle übrigen einzelnen. Der Zufall will hier im Drama hundertfältig tyranniſiren, und er iſt ſchon in der Novelle fraglich, obſchon Tieck ihn dort einbürgern wollte. Auch der träge Fluß der Diction im Mundt'ſchen Drama rührt davon her, daß ſich das Thema ſträubt, ſich dramatiſch zu entfädeln. Und der ſchlaffe Geiſt der Indifferenz, der ſich hier dieſer modernen Reflexionsmenſchen bemächtigt, ſteht zum Charakter des Dramas in einem ſo ſchreienden Contraſt, als hätte Mundt das dramatiſche Element parodiren wollen. Daß ſich im Einzelnen viel ſchöne, originelle Gedanken zu Tage fördern, läßt ſich von einem Product von Mundt wohl erwarten; er thäte wohl, die ihm eigenthümliche Geſtalt der Coraly in einer Novelle zu entwickeln, wo ſie lediglich zu ihrem Rechte kommt.

Mundt hat ſich im dritten Bande ſeiner Spaziergänge und Weltfahrten neue Triumphe bereitet. Dieſe Triumphe geſteh' ich ihm zu, ſoweit ſie Perſönlichkeiten der Zeit betreffen; er will aber auch die Ideen der Zeit an ſeinen Wagen ſpannen, und hier müſſen wir ein Veto erheben. Ich meine Lamennais. Dieſe Perſönlichkeit mag Mundt mit dem hellen Glanze ſeiner Waffen bezwungen, ihre vergeblichen Bemühungen, den Papſt als eine Vernunft der Geſammtheit zu conſtruiren, alle ihre Widerſprüche mit Witz und Scharfſinn in ſich aufgelöſt haben, allein das Element, in welchem ſich dieſe Perſon getragen fühlt, reicht weiter, und iſt in Lamennais nicht ausgelebt. Hier erreicht die lächelnde Anmuth, mit welcher Mundt gegen Lamennais zu Felde zieht, ihre Grenze; ſie müßte einen geſchichtlichen Standpunct einnehmen, um ſich nicht zu verirren. Mundt hat ſich von Lamennais' Perſönlichkeit gegen ſeine Ideenkreiſe einnehmen laſſen, und ſein allerdings glänzend geſchriebener Artikel iſt doch nur ein geſellſchaftliches Herumdebattiren. Wir können Alles unterſchreiben, was er zur Widerlegung der katholiſchen Demokratie beibringt, ſoweit dieſe ſich in Lamennais mit vergeblichen Verſuchen zu entwickeln anhob; die unberechenbare Bedeutſamkeit dieſer Erſcheinung für die katholiſche Welt läßt ſich nur auf einem andern Standpuncte würdigen, von dem aus die Sache der Völkerbefreiung in ihrem furchtbaren Ernſte erſcheint. In Lamennais wird, trotz allen falſchen Verſuchen des redneriſchen Prieſters, ſich in der Welt der Freiheit mit ſeiner Altgläubigkeit zu orientiren, die hungernde Armuth geiſtig emancipirt, und dieſer Krieg der Armuth mit dem Reichthum, vielleicht der einzige, den die moderne Menſchheit im Ganzen und Großen noch zu führen hat, iſt mit den Irrthümern eines ein zelnen Wortführers nicht erledigt. Der Humor hat das Recht, die Perſönlichkeit vor der Idee, die ſie vertreten will, in ihrer Unzulänglichkeit zu portraitiren, aber mich dünkt, in Mundt's Darſtellung habe der Humor die Brücke zum geſchichtlichen Überblick, wo der ganze Ernſt über die Zukunft der heranrückenden Geſchlechter uns überwältigen muß, nicht gefunden. Es iſt dies ein Thema, das ſich auch hier nicht erledigen läßt; als bezeichnend für Mundt's Auffaſſung deute ich nur noch an, daß der ſittliche Spartanismus und die reine Hoheit eines chriſtlichen Radicalismus, der in den Paroles ſich neben fanatiſcher Rhetorik Bahn bricht, ihn wenig ergriffen hat. Auf ähnliche Weiſe, wie Mundt mit Lamennais umſpringt, ließe ſich auch mit Börne fertig werden, mit der Perſon Börne, aber ein ſolcher gordiſcher Knoten in dem Geſtrick der modernen Culturentwickelung wäre damit weder gelöſt noch zerhauen.

1839.

Man ſollte die Köpfe der Autoren nicht unter Einen Hut, ſondern unter zwei Rubriken bringen. Dieſe Rubriken nehm' ich, ohne Beleidigung gegen die Schriftſtellerwelt, mit Erlaubniß des Anſtandes, aus dem Naturreiche. Ich will damit keinen Anſtoß erregen, die Autoren mit Geſchöpfen parallel ſtellen, die vermöge ihrer Werkzeuge als anſtößige bekannt ſind, — kurz, ich theile das geſammte Geſchlecht der Schriftſteller in Schmetterlinge und Raupen. Heine z. B. iſt Schmetterling, Börne iſt Raupe. Auf Seiten jener ſind alle die Seelenkräfte, vor denen ſich die Welt als Farbenſpiel geſtaltet; auf Seiten dieſer jene nagende Spürkraft des Geiſtes, die nicht eher ruht, bis vom Dinge nur das Gerippe übrig iſt. Dort die treulos flatternde Phantaſie, hier der bohrende Verſtand, der in den Boden ſcharrt, um der Sache getreulichſt auf den Grund zu gehen, — »und froh iſt, wenn er Regenwürmer findet.« Auf jener Seite ſtehen die Regenbogenſtrahlen der Liebe und Alles, was Rauſch der Empfindung iſt, Illuſion und Fatamorganatraum. Auf dieſer Seite ſteht der Mann im grauen Rock, der Lebenswächter Verſtand, mit ſeinem Drang nach ungeſchminkter Wahrheit. Dort wohnt der Genuß, hier der Begriff, und in dieſe beiden Functionen zerfällt die ganze Welt des Daſeins, in die große Welt des Genießens und in die große Arbeit des Begreifens, die ganze Welt des Daſeins iſt Schmetterling oder Raupe. Freilich genießt auch die Raupe, wenn ſie das Blatt begreift, ihr Genießen iſt aber ein Verzehren, ein Entblättern des Blattes, ein Vernichten bis auf's Geäder. Den echten Genuß kennt nur der flatternde Schmetterling, jenen Genuß, dem ſich unter Koſen und Küſſen der Duft, der Honig, die Seele der Blume erſchließt und gibt.

Was dies alles ſoll? — Eine Einleitung bilden zur Kenntnißnahme jedes Autors, eine Hindeutung geben auf das, was die Kritik ſoll, da das überkritiſche Deutſchland anfängt, nicht mehr zu wiſſen was Kritik iſt. Sie ſoll die Natur des Autors erklären. Loben und tadeln iſt ſehr trüglich objectiv, die echte Kritik deutet. Aus dem Naturell des Autors, hat man es erkannt, ſpringen von ſelbſt ſeine Fehler und ſeine Tugenden hervor. Ich wollte,„ mir ſtände ein Pſychometer zu Gebote, dann wollt' ich jeden Autor vor's Bret führen und nach dem Wärmegrad ſeines Blutes, nach der Miſchung ſeiner temperamentalen Eigenſchaften würde ſich ſein Schriftſtellerwerth ergeben. Ob Schmetterling, ob Raupe, ob von beider Art und in welcher Miſchung, das würde dann ebenfalls der kritiſche Seelenmeſſer nach der phyſiſchen Naturbeſtimmtheit nachweiſen. Die Sanguiniker gehören zur erſten Gattung, die Phlegmatiker zur zweiten, die beiden andern Temperamente greifen nach beiden Functionen hinüber.

Mundt's literariſches Temperament iſt weſentlich ſanguiniſch, in ihm iſt die Schmetterlingsnatur vorherrſchend. Die Phantaſie geht mit ihm auf Reiſen, ſie bedarf des bunten Wechſels in der Erſcheinungswelt, ihr wird die Heimath bald eng und farblos. So lange es noch ferne Menſchen gibt, wird die Phantaſie nicht fertig mit dem Gewebe ihres Glaubens, fern von uns, dort in jenen, da in dieſen Thälern, hinter den Bergen, über's Meer ſei reines Menſchenglück, geſunde kräftige Einfalt, abſolutes Wohlſein möglich. Wie es nun freilich keine abſoluten Temperamente gibt, ſo findet ſich, zumal heutzutage, auch keine Function des Menſchengeiſtes unvermiſcht für ſich, die Phantaſie von heute wird den Verſtand nicht los; geht ſie auf Reiſen, ſo ſitzt er hinten auf, will ſie ſchwärmen, ſo ſchilt er dazwiſchen, will ſie ſingen, ſo lärmt er, beten, ſo gähnt er, will ſie den langgeſuchten Fund von idylliſchem Frieden und ſtillem Glück aufzeigen, ſo debattirt er ſcharfzüngig, verdirbt ihr Alles, beweiſt das Gegentheil. Dieſe wilde Ehe gleichſam führen Phantaſie und Verſtand in den Mundt'ſchen Reiſeberichten. Der dritte Band bringt uns von Heidelberg aus, durch Freiburg im Breisgau, eine Fahrt durch die Schweiz nach Südfrankreich. Zürich, Luzern, Bern, das Uechtland, Genf ſind dort die Stationen; hier ſind es Gemälde von Lyon und Avignon, die uns beſchäftigen. An perſönlichen Geſtalten tritt uns noch auf deutſchem Boden Edgar Quinet entgegen, über deſſen Stellung zu deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft wir ausführlich hören. In Freiburg verkehren wir mit Rotteck und Welcker; nur fehlt uns die Stellung dieſer Figuren in der Kammer. Eine einzige Debatte, wie ſie neulich mit dem Miniſter von Blittersdorf hervortrat, zeichnet uns mit dramatiſcher Entſchiedenheit weit genauer die Perſönlichkeiten, als die umfaſſendſte Erörterung ihres Zuſammenhanges mit den Zeitideen. Das iſt überhaupt eine Eigenheit Mundt's, wenn er Perſonen und Charaktere ſchildert. Er liefert weniger Portraits von ihnen, als eine Abhandlung über ihr Denken, Fühlen und Sein, woran er denn gern den ganzen Ideenſtoff der Zeitgeſchichte anknüpft, damit ſich an jeder Einzelnheit der ganze Menſch dieſes Jahrhunderts zum Bewußtſein bringe. Unter Portrait verſtehe ich nicht Zeichnung des äußern Formſchnittes, ſondern die in Scene tretende Seele der Perſon. Das Ziel für beide Arten der Berichterſtattung mag daſſelbe ſein, aber der Weg, den ſie einſchlagen, iſt ein verſchiedener, und die geiſtvollſte Reflexion, die Himmel und Erde umſpannt, und das feinſte Bewußtſein über unſer Jahrhundert verräth, erreicht nur ſelten ſo raſch die Wirkung, die eine praktiſch in Scene geſetzte Figur ohne dies große Aufgebot an Raiſonnement ganz ſicher trifft. Mundt gibt ſeine Reiſeberichte als Tagebuchsblätter; allein ſeine Darſtellungen ſind mehr. In dieſen nachträglich und mit der ganzen behaglichen Ruhe des ſorgfältigen Überblicks geſchriebenen Berichten über das politiſche Volksleben in der Schweiz, über die merkwürdige Volksverſammlung in Langenthal und den ſchweizeriſchen Nationalverein, in welchem Troxler ſeinen Begriff von Volksſouverainetät zu verkörpern ſtrebt, die Erzählung von Troxler's Lebensſchickſalen, die Schilderung der Bernerinnen und die geiſtvollen Reflexionen über Julie Bondelie und ihren Verkehr mit Wieland und Rouſſeau, die Berichte über den Jeſuitismus im freiburger Canton, alles dies ſind Abhandlungen, in denen ſich zugleich an einzelnen Erſcheinungen und Ereigniſſen des Verfaſſers geſammte Lebensanſchauung umfaſſend an den Tag ſtellt. Beſonders für Kenntnißnahme der Zuſtände unſerer Zeit iſt die Schilderung Lyons, jener Stadt, wo ſich der Legitimismus und die Republik dicht neben einander feſtgeſetzt haben, um uns auf kleinem bewegten Boden ein Bild des unaufgelöſten Widerſpruchs unſers Jahrhunderts abzugrenzen. In dieſen Darſtellungen iſt der Reichthum von Ideenſtoff ſo groß, daß die Feder des Publiciſten vollauf zu thun hat, der Pinſel des Genremalers kaum ſeine Beſchäftigung beginnen kann. Dieſer beſchränkt ſich deshalb auf die kleinen Züge, die der Zufall und die Reiſeaventüre herbeiführt. Beſchäftigt uns dort die Summe der Wahrheiten, die unſer Jahrhundert herangeſchleppt hat, ſo erfreut uns hier die Liebenswürdigkeit des Autors, der ſich auch von dem trübſten Reſultate über den Lauf der Zeit durch eine unerſchöpfliche heitere Kraft der Phantaſie raſch erholt, und auf kleiner Scholle eine Menſchenfreude findet, die im Ganzen und Großen ein finſterer Dämon dem Geſchlechte noch auf lange Zeit hin entziehen zu wollen ſcheint. In ſolchen Momenten der Darſtellung taucht der Schmetterling auf, und die Raupe läßt nach mit dem Fraß des Nachdenkens.

Was Mundt's politiſche Reflexionen anbelangt, ſo müßte ich mich erſt darüber verdeutlichen, was ich vom Publiciſten verlange. Es iſt vielleicht noch nicht an der Zeit, hierüber klar zu werden. Nur ein Punct ſei angedeutet. Es iſt ein großer Unterſchied, ob ein Autor ein politiſcher Charakter oder ob er eine politiſche Intelligenz iſt. Mundt iſt blos eine letztere. Nicht als wollt' ich behaupten, er ſei als Menſch in politiſchen Dingen charakterlos, ich rede von dem, was ſich in ſeinen Schriften kund macht. Hier balancirt er die Gegenſätze unſeres Lebens auf einer faſt kitzlichen Spitze der Betrachtung, alle

Extreme, die Begriffe des Abſolutismus wie der Volksſouverainetät, löſen ſich vor ſeinen Blicken ruhig ab, und was übrig bleibt, jener Geiſt der Humanität, der, kraft ſeiner guten Einſicht, dem Geſchlechte über Alles hinweghelfen möchte, iſt freilich eben ſo wenig als das Weſen des reinen Chriſtenthums im Stande, Welten zu ſchaffen oder bei Seite zu räumen. Dieſer Geiſt der Humanität iſt, wie es die Bibel verlangt, zu gleicher Zeit ſchlangenklug und taubenunſchuldig, aber ohne ſchaffende Kraft in den Dingen dieſer Welt. Ich ſage, an politiſcher Intelligenz gewinnt das Zeitalter von dieſen Darſtellungen, aber die Geſinnung verfeſtet ſich nicht darin zum Charakter. Wo freilich in Deutſchland bilden ſich politiſche Charaktere? — »Es bildet ein Talent ſich in der Stille,« — und der Charakter in der Öffentlichkeit. Die deutſche Öffentlichkeit iſt auf die Sitzungen unſerer deutſchen Kammern beſchränkt; und hier im Kleinen beginnen ſich wahrhaft deutſche Charaktere zu entwickeln. Aber die Literatur in Kunſt und Wiſſenſchaft, die Bildung der Salons und die Diplomatie der Cabinette liefern uns weit mehr Talente und Intelligenzen, als ſich dort Charaktere heranbilden. Metternich's Cabinett iſt noch immer mächtiger, als die kleindeutſchen Kammern. Die Literatur wird erſt, wenn ſie Preßfreiheit hat, ehrliche Charaktere in's Feld ſtellen. Was ſie an Talenten liefert, kann nur Mittel zum Zweck, nicht Zweck ſein.

1841.

Es gibt Menſchen und Autoren, die ſich ſehr ſtreng um ihr Centrum drehen. Sie behandeln lediglich den täglichen, den erſten drängenden Nothbedarf der Seele. Ihre Lebensfragen ſind Pulſe des klopfenden Herzens. Wiſſen ſie den Schlagtact der Welt, ſo kümmert ſie nicht weiter der vielverſtrickte Organismus, ſie laufen Gefahr, daß ihnen die Peripherien des Lebens entzogen bleiben, daß ihre Strenge eine Kargheit wird, die vor dem reichen Inhalt der Welt verſchrumpft. — Zu ſolchen Naturen gehört unter neueren Autoren Wienbarg. Mundt iſt ſein gerades Gegenſtück. Er lebt gern in den Peripherien, ſchweift gern ab in weite, dem Mittelpunct unſeres Daſeins entrückte Regionen, hat hundert Einfälle, die der Humor um ſich ſtreut, und gefällt ſich in der Centrifugalkraft ſeiner Lebensgeiſter. Auch ſein Styl macht zu Wienbarg's Schreibart den beſtimmteſten Gegenſatz. Mundt iſt oft außer ſich, wo Wienbarg ſich in ſich ſelbſt verkriecht. Wo dieſer am Mark zehrt, iſt jener vollauf mit dem lebendigen Fleiſch beſchäftigt, phantaſirt und ergeht ſich elegiſch, wo ſein Antipode Epigramme macht. Mundt iſt ein ſüdlicher Menſch, Wienbarg ein Norde. Die Kraft zur Vegetation iſt bei jenem vorherrſchend; die ſchwellende Üppigkeit ſeiner an Nüancen und Wendungen erfindungsreichen Sprache iſt unerſchöpflich. Zu dieſem Virtuoſen im Ausdruck zu ſagen: Faſſ' Deinen Periodenbau ſtraffer zuſammen und ſchürze Dein Kleid, damit Dein reicher Faltenwurf nicht ſchleppt! — hieße ſeiner Eigenthümlichkeit Einhalt gebieten. Oft luxurirt ſein Ausdruck, nicht an Überkraft, ſondern an Überſaft. Dieſe Üppigkeit, in der ſich ſeine vollbuſige Phantaſie gefällt, geht ſelbſt in ſeine Büchertitel über; »Weltfahrten,« »Völkerſchau auf Reiſen« klingt Vielen zu mundvoll.

In ſeiner »Völkerſchau auf Reiſen« finden wir Mundt's Aufenthalt in Südfrankreich. Er ſchildert Nismes, namentlich das dortige Amphitheater, das Inſtitut der barmherzigen Schweſtern und ein kleinbürgerliches Familiendiner, das er im Landhäuschen eines Provinzialfranzoſen erlebte. Die Reiſe nach Montpellier bringt uns noch näher auf Intereſſen des Provinziallebens; Marſeille und Toulon mit ſeinen Galeeren ſind dann die größeren Puncte, wo uns das warme Leben der Mundt'ſchen Darſtellung erfreut. Hin und wieder zerſtreut ſich ſein Sinn zu gemüthlicher Spielerei, oder läuft in der Fremde zu ſehr abſichtlich den Puncten und Situationen nach, wo er ſich zum Phantaſiren über ſein Thema förmlich anſchickt. Dies ſind gleichſam die beiden Arten von Luxus, die ſeine Darſtellung treibt. Der Artikel: »Suchen nach dem Meere« iſt eben geſucht und gibt beiderſeits davon Proben. Dann und wann zerlöſt ſich bei Mundt die Kraft des Denkens ganz und gar im Behagen der Empfindung. Was in dem Abſchnitt über Naturvölker geſagt wird über den Mangel an Traum- und Mythenleben in unſerer Gegenwart, das gehört unter Anderm zu dieſer müßigen Schwelgerei des Empfindens. Seine Darſtellung gibt ſich an geniale Momente hin, und opfert dieſen alle Kraft und allen Reichthum des Gemüthes. Mundt offenbart, wie nicht leicht ein anderer Autor, eine vorherrſchende Charakterſeite unſeres Zeitalters, die man ſich ungern eingeſteht, weil zu dieſem Eingeſtändniß ſehr viel ruhiger Überblick gehört. Es iſt dies der Sybaritismus des Geiſtes, der in der Welterkenntniß einen leidenſchaftlichen Genuß findet. Wo das Zeitalter an einem Autor etwas verpönen will, da ertappt es eigentlich nur ſich ſelbſt auf einer vorherrſchenden Richtung ſeines eigenen Weſens. Und mich dünkt, dies bezeichnet Mundt's Natur, und er iſt ein genialer Ausdruck dieſer Charakterſeite ſeines Zeitalters.

In der Vorrede zu vorliegendem Buche ſpricht er mit einem gewiſſen empfindſamen Stolz, er werde jetzt wieder productiv ſein in Geſtaltung poetiſcher Werke. Täuſchen wir uns hier nicht über ausgetretene, mißbrauchte Begriffe. Was Poet und Poeſie, wo ſie zu ſuchen, wo ihre Function in der ſchaffenden und berichterſtattenden Thätigkeit der literariſchen Kräfte beginnt oder aufhört, das iſt ein ſtreitiger, aber gleichgültiger Punct geworden, ſeitdem vorzugsweiſe Werk des Dichters ſein ſoll, was ſich als müßige Erfindung, als Laune des Einfalls, der denkenden Betrachtung gegenüber brüſtet. Jede lyriſche Leierei, jeder Phraſenklingklang gibt ſich als Poeſie, während der ſinnende Menſchenfreund, der die ganze Welt durchwandert, ſich in Hütten und Paläſten eingeſiedelt, um das echt Menſchliche herauszufinden und an's Tageslicht zu ziehen, auf die fragliche Poetenwürde keinen Anſpruch machen darf. Was Mundt in einer Reihe von Jahren an Weltbetrachtung, an Berichterſtattung über Einzelne, über Völker und Länder geleiſtet, dazu gehört ein ganzer voller Menſch, um es zu geben, und ein ganzer voller Menſch, um es hinzunehmen; es iſt nicht Poeſie des activen Genius, aber macht die ganze Welterkenntniß mit dem ganzen Behagen poetiſcher Anregung zum dichteriſchen Weltgenuß. Daß eben die Erkenntniß ein Genuß des Geiſtes iſt, läugnet noch immer der gegen ſich ſelbſt mißliebige Menſch dieſer Zeit, daß der Genuß nur Werth und Adel hat, wenn er gleich ſehr die denkenden Kräfte der Seele in Bewegung ſetzt, will die Maſſe nicht wiſſen, die ſich Sonn- und Werkeltag noch immer getrennt erhalten möchte. Der Fauſt im menſchlichen Denken und der Don Juan im menſchlichen Fühlen ſind aber für den ganzen vollen Menſchen gar nicht ſo getheilt zu nehmen, wie ſich die mythiſchen Geſtalten nach dem vorherrſchend nordiſchen oder ſüdlichen Bedürfniß der Völker als beſonderte geſchieden haben. Die Cultur des Geiſtes und die Pflege des Herzens greift nach beiden hinüber, um ein harmoniſches Menſchendaſein zu geſtalten, dem Himmel und Erde gegenwärtig ſein müſſen, um den Gehalt der Welt zu erſchöpfen. Was darin denkende, was darin dichtende Thätigkeit, was Philoſophie oder Poeſie, läßt ſich kaum noch ſcheiden. Der Scharfſinn, der betrachtend durch die Welt ſchreitet, kommt heutzutage nicht weit, wenn ihm die Flügelkraft der Phantaſie nicht hilft die Welt beſiegen. Erſt die Phantaſie macht die Schätze des Lebens genießlich.

Welche von beiden Thätigkeiten, Scharfſinn oder Phantaſie, in den Mundt'ſchen Darſtellungen überwiegend ſei, iſt nicht gleich zu beſtimmen. Mundt ſcheint faſt nur um zu phantaſiren auf Reiſen zu gehen, der Scharfſinn im Erkennen ſcheint bei ihm nur den nöthigen Apparat für den Genuß des Geiſtes zurechtzulegen, und ich deutete ſchon an, wie ſich bei ihm der forſchende, der betrachtende Geiſt hier und da an die Schwelgerei der Seele, die männliche Function an die weibliche, zu verlieren droht. Noch eine andere Seite ſeines Weſens ſcheint der Deutung zu bedürfen. Mundi denkt und ſchreibt in einem gewiſſen Rauſche des Augenblicks, einem genialen Moment opfert er ſeinen ganzen geiſtigen Fond. Wollte man ſeine Gedanken und Meinungen, aus ihrem Zuſammenhange gelöſt, ſeihen und ſichten, ſo erwieſe ſich mancher Einfall, für ſich feſtgehalten, als nicht ſtichhaltig. Man leſe, was er ganz gelegentlich von Schiller's »etwas künſtlich zuſammengeſetzter Natur« ſagt. Die Phantaſie verbraucht oft ſpieleriſch, was ſonſt als unantaſtbares Capital in der Seele des Jahrhunderts feſtliegt, ſie verpufft ihre eignen Grundſätze, um für einen Augenblick ihre Tafelfreuden glänzend zu beſtellen. — Wie ſchön aber und tiefſinnig Mundt phantaſirt, entnehme man etwa aus der Schilderung der Galeerenſclaven und Forçats in Toulon.

Den größten Theil des Buches nimmt Mundt's Tagebuch aus Krakau ein. Dieſe gründliche, vortreffliche Darſtellung der Geſchichte und Gegenwart Krakaus und Polens iſt das Ergebniß ſeines Aufenthalts deſelbſt im Sommer 1839. Die meiſterhafte Auffaſſung des polniſchen Volkscharakters und der polniſchen Juden gibt dem Verfaſſer auch hier Anlaß, daſſelbe Thema, die entſittlichende Macht des Unglücks, zu bereichern.

1842.

Der deutſche Bauernkrieg iſt ſchon oft von unſeren ſtofflichen Romantikern behandelt, unter denen die geſunde Naturkraft Spindler's am glücklichſten und ſicherſten zutappte. Spindler hat in der That für das Gemälde, deutſche Bauernempörungen, die rechten Farben getroffen, ließ er ſie gleich roh und ohne Vertreibung der kleckſig aufgetragenen Maſſen. Für einen feineren Kopf gibt es in dieſer Geſchichte der deutſchen Bauernfauſt nur einen einzigen poetiſchen Moment. Dieſer Moment liegt nicht in Thomas Münzer und ſeinen Lebenskreiſen; er liegt in Luther's Reaction gegen die Freiheit der losgelaſſenen Volksmacht. Wie? Reaction poetiſch? — O ja, nicht blos die Freiheit, auch die Furcht an deren Ausartung hat ihre poetiſche, weil menſchliche Seite. Luther ſelbſt, der Held des freien Denkens, hat den Sturm heraufbeſchworen, er hat die deutſche Bruſt vom römiſchen Alp befreit, er hat den Menſchen im Menſchen wieder herausgefunden und von der Satzung geſäubert; die individuelle Freiheit datirt von ihm. Vor dem aber, was die Bauern wollten, ſchreckte Luther zuſammen. Sie beriefen ſich auf ihn als ihren Apoſtel, indem ſie in die ganze geſellſchaftliche Ordnung den Feuerbrand des wilden Haſſes warfen. Dies Erbeben vor den Folgen deſſen, was er gelehrt und gewollt, iſt die Poeſie, die ich meine. Es iſt faſt tragiſch, daß der Held des freien Glaubens an der Macht der Wahrhat, die er gelehrt, ſelbſt irre wird; er verflucht den Mißbrauch ſeiner Lehrſätze, er hört auf, ein Mann des Fortſchrittes zu ſein und lenkt zurück; er wirft die bange Creatur raſch unter das Joch des blinden Gehorſams zurück, und es erfüllt uns mit Wehmuth, daß hier wieder der Gedankenſtoff größer als der Träger; Luther iſt nicht weiter der Held des Fortſchrittes. Man erinnere ſich, wie ihn Heinrich v. Kleiſt in ſeinem Kohlhaas auftreten läßt, wo er freilich faſt den Anſtrich eines Pedanten erhält. Daß Münzer ein ſchlechter, ein ziemlich verworrener Held der Sache, wird uns bald fühlbar; daß die ganze Sache, von der Barbarei der Dummheit adoptirt, zu Grunde gehen mußte, iſt für ſich beklagenswerth. Die Poeſie damaliger Weltbewegung, im Innern des geiſtigen Proceſſes, wie äußerlich in der Stellung der Figuren zu einander, liegt in der Reaction Luther's. Mundt hat dieſen Punct gefunden. Die Frühlingsreiſe Luther's im dritten Bande ſeines »Thomas Münzer« iſt die poetiſche Epiſode in den Verhandlungen, in denen ſich ſonſt bei Mundt der Stoff des Bauernkrieges darlegt. Wir belauſchen den wackern Doctor in ſeiner Junggeſellenhäuslichkeit, in ſeinen Liebhabereien an der Seite ſeines humoriſtiſchen Dieners Wolfgang, ſehen ihn auf dem Puncte, ſein betrübtes Einſpännerleben zu verlaſſen, um, dem Teufel zum Trotz, der geliebten Jungfrau Käthe die Hand zum ehelichen Bunde zu reichen. Er rüſtet ſich, um nach Thüringen zu ziehen, wo er dem Geiſte der Willkür durch Wort und Predigt den Zügel der Ordnung um den Hals zu werfen gedenkt. Vor dem Elſterthore zu Wittenberg hat er ein Landhäuschen; da erleben wir die Abſchiedsſcene mit den Freunden, zu denen ſich Melanchthon mit ſeiner pedantiſchen Ehehälfte und auch die gottbelobte Jungfrau von Bora geſellen. In Erfurt wird uns der Zwieſpalt zwiſchen Luther's Richtung mit dem zügelloſen Sinne des aufrühreriſchen Pöbels in lebendigen Scenen vergegenwärtigt. Endlich haben wir eine vortreffliche Scene zwiſchen dem Reformator und dem Herrn von Einſiedel, einem altenburgiſchen Edelmanne, der, noch auf der Schwelle, wo er Abſchied vom Leben nimmt, den erlauchten Mann heimſucht und ihm die Gewiſſenszweifel beichtet, die ihm den Tod erſchweren, wenn er zu ſeinen Vätern heimgehen ſollte, ohne ſeine Bauern vom Joch der Frohne befreit zu haben. Luther iſt auch hier der ſorgenvolle Mann der Ordnung, der die bedrückte Armuth auf den Himmel jenſeits zu verweiſen anräth, ſtatt ſie hier als freie Menſchen der Laſt des ſchweren Dienſtes zu entbinden. Was nach heutiger Stellung der Perſonen zu einander Sache des Philiſterthums oder der dumpfen Unklarheit, erſcheint in der Beleuchtung des damaligen Zeitalters eben ſo rührend, ergreifend und dichteriſch, wie die ſteife Haltung einer ſimplen, aber tiefſinnigen Mutter Gottes von Holbein oder Cranach. —

Dieſe Partien im Buche nehmen die Poeſie des Stoffes hinweg. Der Bauernkrieg ſelbſt, die Zuſtände in Württemberg, Herzog Ulrich's Streit mit ſeinen Unterthanen, Münzer's und Pfeiffer's Unternehmungen in und um Mühlhauſen, ſammt der endlichen Niederlage der Bauern, iſt memoirenartig und chronikenhaft gefaßt und entwickelt. Mundt ſpricht in der Vorrede ſelbſt davon, wie koſtbar er das Ganze zuſammengetragen. Dies wird in der pretiöſen Abfaſſung der Verhandlungen fühlbar genug. Vom Roman verlangt man aber eine friſche lebendige Wiedererzeugung. Der Stoff aber, an den Mundt hier gerieth, liegt mit ſeiner derben, ſtarken und harten Natur weit ab von ſeiner Eigenthümlichkeit. Wo Rubens mit Glück den Pinſel führt, dafür hat Guido Reni gar nicht die Farben. Spindler iſt der Rubens für ſolchen fleiſchigen, markigen Stoff. Mundt läßt die Bauern oft ſo zimperhaft, oft ſo auserleſen und ſpeculativ witzig reden, wie nie eine Bauernſeele ſich entwickelte. Münzer ſelbſt verliert ſich in metaphyſiſche und abſtracte Schwärmereien, wenn er Seiten lang von der Schönheit der antiken Plaſtik ſpricht, und am Laokoon aufgefunden haben will, daß der Schmerz dem Leben die höchſte Weihe gebe.

16.

Heinrich Laube.

1835.

Nach einer Wanderung durch die pariſer Novelliſtik kehr' ich reuig zu deutſchen Romanen zurück. Hier hat man lauter Liebe ohne Cabale, dort lauter Cabale ohne Liebe. Ich greife zu Laube's »Liebesbriefen«. Sie ſind mit der ungenirten Friſche, der franken Munterkeit geſchrieben, die Laube's Styl bezeichnet. Wir haben hier die Liebe als Sinnlichkeit, als freigegebenen Genuß Aller mit Allen. Eine Geſellſchaft von Ariſtokraten, von denen der Eine Prinz, der Andere Graf, die dritte Figur Baronin, Comteſſe u. ſ. w. heißt, verlebt mit einander eine Badeſaiſon. Müſſiggang und Lebensluſt führen die Gemüther leicht und heiter zuſammen, man luſtwandelt, tändelt her und hin, drückt ſich die Hand, die Lippe, die Wange, es ſind die unſchuldigſten Schäkereien einer ſpieleriſchen Liebe. Es iſt kein Rauſch der Leidenſchaft, keine Gluth des Entzückens, keine raubluſtige Sehnſucht, die ſich durch die Unmöglichkeit, das Ziel des Strebens zu erreichen, gefoltert ſähe, daher aber auch kein Jubel der Luſt, keine Trunkenheit der Seele, kein Schmerz der Vernichtung. Laube hält alle dieſe Tinten vielleicht für verbraucht; auch laſſen ſie ſich nur dem Gemälde geben, wenn die Liebe nicht eine Tabula rasa in den ſocialen Verhältniſſen, wie hier, vorfindet. Laube ignorirt eine irgendwie beſtehende Welt, er nimmt eine mögliche, leiht ihr aber keine beſtimmten Züge, keine Formen, keine Bedingungen, und ſchildert in radical aufgelöſten Verhältniſſen die natürlichen Zuſtände einer »claſſiſchen Liebe ohne Pfaffen und Contracte«, wie er ſagt. Er verzichtet darauf, die Conflicte einer ſo harmloſen Liebe mit der Welt vorhandener und gebotener Formen zu ſchildern. — Darum heißen jene Menſchen auch nur Prinzen, Grafen, Comteſſen, — aber ſie ſind weder, was ſie heißen, noch tragen ſie irgendwie das Coſtüm einer Zeit oder die Bedingungen eines möglichen Daſeins an ſich. Laube räumt mit der Wirklichkeit auch die Möglichkeit zu geſellſchaftlichen Situationen fort. Hüpfende Nymphen, fliegende Bänder, Finkhähne im grünen Walde, die ihre Weibchen girren, flinke Burſche mit einem, weiß der Himmel von welchem Schneider, entnommenen Ariſtokratenſchnitt im Anzuge, das ſpielt und tändelt liebeluſtig durch einander, ſcherzt und küßt und ſieht in aller Nüchternheit harmlos drein in die blaue Luft. Es iſt die unſchuldigſte Donjuanerie, dieſe arkadiſche Schäferei der Liebe, man bekäme Luſt zu ſolcher Graſemückenheiterkeit, wie ſie hier in aller Friſche harmloſer Sinnenhingebung ſich ergeht. Es iſt vielleicht nur dieſelbe Luſt, die Voltaire'n anwandelte, auf allen Vieren zu kriechen, als er Rouſſeau's Schilderung eines naturgemäßen Menſchenlebens auf der erſten Stufe paradieſiſcher Einfalt geleſen. Es liegt in dieſem Farbentone des Gemäldes, das uns Laube entwirft, ungemein viel geſunde Natürlichkeit, in dieſer baaren Hingebung der Menſchen an einander und in ihrer Begabung für ſinnliches Glück ſo gar viel Anmuth und Grazie. Aber wo ſind die tieferen, dunkleren Töne, wo ſind die Diſſonanzen in dieſer doch immer verhängnißvollen Muſik des Lebens? Wo ſind die Schmerzen der Liebe? Wo ſind die Conflicte dieſer weltverwirrenden Helena? Die Verhältniſſe der hier geſchilderten Menſchen ſind conflictlos, weil ſie alles Inhaltes entbehren. Und Laube's lyriſch reflectirende Ergüſſe ſind, trotz ſeiner Betheuerung, er wolle nicht dociren, doch nur eine Doctrin der antiken, feſſelfreien, eheloſen Liebe. Daß aber der Held der Geſchichte ſchließlich ſich zur Monogamie bekennt, indem er, »wenn es ein Frevel gegen die jetzige Geſellſchaft iſt, ſolche natürliche Zuſtände hervorzurufen, dieſen Frevel büßen, aber nicht bereuen« wolle, ſcheint mir eben keine glückliche Accommodation an Zuſtände der Gegenwart, noch überhaupt ein Schluß. Die Liebe erſcheint hier nicht einmal als Leidenſchaft, als Aufregung der geheimen Seelenkräfte, da ſie keine Welt voller Hinderniſſe findet, ſie ergeht ſich ungenirt, ſie iſt nichts als ein unplombirtes

Gliederſpiel. Daß eine Gemſe der andern den Bart beleckt, iſt doch noch keine Liebe. So kommt es, weil alles Ankämpfen, Ringen, Streben fehlt, auch nicht einmal zu Scenen des innigſten Erguſſes. Nur daß gegen Romeo und Julie eine Welt des hiſtoriſchen Herkommens und die vorhandenen Mächte des Familienhaſſes zu Felde ziehen, macht die Tragödie nicht-blos möglich, ſondern läßt auch die gefährdete Neigung zu einer Flamme der ſüßeſten Leidenſchaften aufſchlagen, die in ihrer Gluth die Gewährniß ewiger Dauer hat. So liegt in den Hemmungen, die das Leben bietet, erſt recht die Bedingung zur freieſten Entfaltung deſſen, was die Seele ſtill und im Geheimen barg. Will der Dichter uns die Freiheit der Liebesneigung zeigen, ſo ſtelle er ſie mitten in eine vorhandene Welt des Herkommens; aus dieſem Widerſtreben der freien Natürlichkeit reinſter Hingebung gegen die Formen des gegebenen Daſeins entwickelt ſich dann ein Schauſpiel von Bedeutung. Wie der Menſch frei *wird*, ſei das Thema, da es ein Thema der Geſchichte der Menſchheit ſelber iſt, das *Freiwerden* iſt ein Drama, das Menſchen ſpielen, das *Freiſein* iſt, wie geſagt, ein gutgemeintes arkadiſches Schäferſpiel, das der Geſchichte des Individuums eben ſo fern ſteht, als der Geſchichte des Geſchlechts. Der Dichter gebe uns ein Bild, wie die Freiheit jubelt und weint und blutend untergeht, oder wie ſie unter Trümmern auferſteht; aber die Trümmer gehören mit zum Schauſpiele. Laube ſchlägt aber die geſelligen Zuſtände nicht erſt in Stücke, wie er doch ſollte als Dichter, der das Leben in ſeinem Weben, ſeiner Qual und ſeinem Ringen nach neuen Geburten kennt und gibt; er ignorirt die Zuſtände der Geſellſchaftsformen, und verzichtet auf allen Contraſt und alle Conflicte. Dies ſcheint mir das Irrige, das ſich in der Compoſition ſeiner Novellen verräth. Ihre ganze Anlage iſt nicht die rechte. Und der Glaube des Verfaſſers an eine antike Liebe beruht auf einem Irrthume. Die Hingebung Aller an Alle iſt eine Unmöglichkeit, ſobald die Liebe mehr iſt als ein bloßer Trieb der Sinne. Wenn Ihr die Ehe aufheben wollt, ſo fragt Euch erſt, ob Ihr nicht damit die tiefere Liebe zerſtört. Mit der Aufhebung der Ehe wird das Geheimniß der Liebe profanirt. Das Myſterium, daß zwei Naturen, von dem Reize der Gegenſeitigkeit durchglüht, ſich völlig als Eine erfaſſen, dies Verhältniß engſter Seelenleibeigenheit iſt ſachlich ſchon Ehe, und der Rauſch der Gemüther ſanctionirt ſich ſelbſt, wo nur Rauſch, Erfaſſung der tiefſten Natur und geheimſte Eintracht entzückter Seelen ſich findet. So iſt die Ehe ſchon im Stoffe des Lebens da, und es darf keine alberne Erfindung der Kirche genannt werden, wenn das, was im Leben ſich ſelbſt gibt, durch die Form des Sacraments in bewußter Weiſe zuſammengefaßt wird. Eine Liebe, die der Wunſch ewiger Dauer nie durchzittert, die auch im Augenblicke des innigſten Erguſſes von den Schauern der Ewigkeit nicht berührt wird, hat weder leiblich noch geiſtig den Moment der Hingebung verſtanden, weil, wo er ganz gefühlt wird, die geheime Luſt zu einer unvergänglichen Angehörigkeit ſich in ihm regt. In dieſer Unſterblichkeitsluſt einer in der Gegenſeitigkeit zweier Naturen bedingten Liebe liegt zugleich die Ausſchließlichkeit des Verhältniſſes. Wo der Reiz ewiger Angehörung nie gefühlt iſt, blieb das Geheimniß der Liebe unerſchloſſen. In dieſem Reize liegt aber das, was wir das Motiv der Ehe nennen. Die Kirche macht keine Ehen, ſie gibt blos die Form für den ſchon an und für ſich berechtigten, weil vorhandenen Inhalt, den ſich die Natur der Liebe ſelbſt erzeugt. Daß gegen dieſe Heiligkeit der Ehe die mannigfach beengte Leidenſchaft des Menſchen ankämpft, macht den bunten Wirrwarr des Daſeins, ſowie ſich denn oft eine Ehe ergibt, die der Form entbehrt, und umgekehrt weit häufiger, da gar keine Ehe der Gemüther iſt, wo die ehelichen Formen vorhanden ſind. Wo die Form etwas Anderes iſt, als der Ausdruck des Inhalts, iſt ſie jene Lächerlichkeit, welche die vielen Luſtſpiele im Leben erzeugt. Wie ſehr aber auch in unſerer Zeit ſich für den Umgang der Geſchlechter eine größere Elaſticität erzeugen mag und muß, je mehr das Weib anfängt, ihre geiſtige Freiheit zu begreifen, ſo wird hierdurch noch auf keine Weiſe die Idee der Ehe aufgehoben, weil ſie vielmehr auch ohne Gebot von außen in der engſten Concentration zweier liebenden Gemüther begründet liegt. Sie iſt blos deshalb eingeſetzt, weil ſie da iſt, wird geboten, weil ſie ſich von ſelbſt geſtaltet. Und nicht blos bei Menſchen, auch bei zarteren Naturen der thieriſchen Organiſation ergibt ſich daſſelbe Phänomen. Das monogamiſche Verhältniß iſt durchaus ein naturgemäßes, und was man gewiſſermaßen als ein Gebot Gottes ausſpricht, das birgt die Natur in ihrem keuſchen, verſchwiegenen Schooße als die Bedingung für das, was man Liebe nennt. — Laube's Novellen ſind Linien, Umriſſe. Man möchte Inhalt in dieſe Striche bringen, dann käme auch Wahrheit hinein. Den Inhalt aber macht die Welt wie ſie iſt. Der Geiſt kann anticipiren, was noch nicht im Raume der Wirklichkeit Platz gewinnt; aber er kann dieſe Wirklichkeit nicht verläugnen, und er wird, wenn er ein dichteriſcher iſt, den Widerſtreit ſeiner Anticipationen mit dem Vorhandenen zeigen, damit die Fülle des Lebens in ihrem ganzen Proceſſe ſein eigen ſei. Zu allen Zeiten ringt ſich das junge Leben aus einer alten Welt hervor; auch die Gräber und Trümmer, auch die Thränen und Schmerzen gehören zum Gemälde, wenn man ein junges Geſchlecht über ein altes triumphiren läßt. Muß dies der Stoff für unſere Romandichtung werden, ſo iſt hier nicht von Pietät gegen das Alte, ſondern davon die Rede, daß wir uns nicht einbilden mögen, durch Wegläugnung der Gegenſätze dieſe ſchon wirklich überwunden, durch Entleerung und Ernüchterung des Lebensinhaltes ſchon eine neue Form dafür gefunden zu haben.

1837.

Heinrich Laube fängt an, Idyllen zu ſchreiben. Nicht gerade Geßner'ſche, davor ſchämt er ſich noch, hat auch dazu nicht Sentimentalität genug und zu viel muntere Sinnlichkeit. Aber wie das Heimweh ſelbſt Helden weich macht, ſo hat dieſen Autor das Gefühl ſtiller Einfriedigung und die Luſt an gemächlicher Lebensenge überſchlichen. Schon in ſeinen »Reiſenovellen« war die Idylle von Sprottau bezeichnenswerth und machte mit ihrer zahmen Gemächlichkeit einen bedeutenden Abſtich gegen die frühere Keckheit ſeines Griffels, womit er die großen Strömungen des geiſtigen Lebens entweder corrumpirte, oder ſich anzueignen ſuchte, ſofern ſie ihm unbequem oder angemeſſen erſchienen. Durch die Brandung von Ideen, welche der Drang des Jahrhunderts heraufgetrieben, fuhr er, ein Schnellſegler, mit leichtem glücklichen Kiel, man hielt die anfängliche Dreiſtigkeit des Fährmanns beinah für Sicherheit. Darüber belehrte er die Welt gar bald eines Andern. Jetzt ſitzt er hinter der Brandung in einem

Fiſcherhüttchen bei geſottenen Stinten, das hohe Meer intereſſirt ihn nur, ſoweit es ihm Stinte bringt und die Muſik der Wellen ſeine Sinne kitzelt. Und die ſprottauer Idylle und dieſer neueſte Roman voller Bürgerglück ſind weit genießlicher und anſprechender, als Laube's frühere Novelliſtik, wo er eine Heerde abſtracter Weſen, die er Graf und Fürſtin, Baron und Comteſſe nannte, cavalièrement zuſammentrieb, und ſie unter einander ohne Eiferſucht und ohne Hahnrei, ohne Pfaffen und Romantik, eine »claſſiſche Liebe« aufführen ließ. Jetzt im Gegentheil gemahnt ihn die verſteckte, früher geſchmähte bürgerliche Creatur in ihm, er heimelt ſich ein in die Stille des häuslichen Herdes, und entwirft mit der Zierlichkeit ſeiner Darſtellung die Doctrin von der Nähe des Glücks, von der Bedingung der Enge der Lebensſphäre, von der Beſeligung der Gewißheit des harmloſen Beſitzes, und ich hoffe, es wird Laube nicht an ſtofflicher Erfindung fehlen, um eine Reihe moderner Idyllen zu ſchaffen. Der ſchweizer Soldat hat ſich eine Weile im Kampf und Noth getummelt: nun tönt ihm das Alphorn. Ich finde dieſe Wandelungen in einer poetiſchen Natur ſo wenig ſtaunenswerth, vielmehr ſo einfach, daß ich ſie nicht einmal für neu und urſprünglich halte. Es iſt der Niederſchlag Goethe'ſcher Gefühle, der ſich nach Verflüchtigung des idealen Fluidums in den »Wanderjahren« geltend machte, der Bodenſatz jener Weisheit, nach welcher Philine ihr Sylphidenleben mit der Schneidernath vertauſcht, und Alles vom Kothurn herabſteigt, aber nicht um witzig und ironiſch zu werden, ſondern blos um claſſiſch zu werkeltagen. Wenn Laube wie für Börne's und Heine's Styl, ſo für den Goethe'ſchen gleich ſtarke Sympathien in ſeiner Natur findet, warum ſoll er nicht auch wieder nach Goethe'ſchem Maße arbeiten dürfen? Und wenn ihn der Goethe'ſche Styl dazu verführt, ſich in eitel Gemächlichkeiten einzubetten, ſo führt das freilich ab von alle dem, wofür die Herzen des Jahrhunderts erglühen, entſpringt nicht einmal aus einer tieferen Kenntniß der Goethe'ſchen Natur; aber es hat auch wieder, wenn nicht ſein Gutes, ſo doch ſein Hübſches; es läßt ſich dabei auf das enge kleine Leben, auf die winzigen Anläſſe und Bedingungen des Daſeins en détail lauſchen, alle die coquetten Niedlichkeiten, an denen ſich die Civiliſation in Nebenſtündchen ergetzt, laſſen ſich auf dieſem Wege zur Beſchauung bringen. Da ſtürmen Laube's alte Freunde auf mich ein und ſchreien über Abfall, Sinneswechſel, Charakterſchwäche! Mir behagt es aber nie, zu ſagen: der Menſch iſt ſchwach; die richtigere Weisheit lehrt überall: der Menſch iſt ſchwach, und zumal an einem, der von je die Eitelkeit als die Sonne des Lebens pries, abſonderliche Stärke wahrnehmen zu wollen, ſchien mir ganz thöricht. — Und Ereigniſſe ſchlimmer Art machen unzurechnungsfähig. Man ſollte nie für eine Perſönlichkeit einſtehen, ſelbſt für ſeine eigene kann man es nicht. Wenn ſich nur die Sache durchbringt! Perſönlichkeiten ſind ſchwach und mögen ſchwinden. Wenn ſich nur die Sache durchbringt und die Heiligkeit der Idee nicht betteln gehen muß bei abgenutzten Perſönlichkeiten! Dafür aber ſorgt der Gott des Lebens, der Geiſt der Menſchheit. Gedanken ſterben nicht, nur die Vertreter wechſeln. Wenn nun auch Laube von dem Ideenſtoffe ſeiner Zeit, in dem er ſich aufgeſogen, abgefallen wäre: was wäre da zu klagen? Mir für meinen Theil wird es leicht, eine Perſönlichkeit fahren zu laſſen, ſobald ſie mehr ſein will, als Werkzeug der Idee. Und Laube kann nicht viel ablegen und ändern, als den Styl, denn vom Inhalte der Zeit hat er meiſt nur die Wendung und den Styl, das Kleid, den Schneiderapparat erworben. Es war ſein Verdienſt und wird es bleiben, ſich den Heine'ſchen Styl erobert, in die Börne'ſche Ausdrucksweiſe ſich hineingeſchwungen zu haben. Nun verſetzt er dieſe heiße Schärfe der Diction, dieſen durchſcheinenden Glanz der freien Rede mit Goethe'ſcher Behäbigkeit und einigem Schmuck diplomatiſcher Vornehmheit: was ändert das an der Sache? Von den Principien, von den Stoffen des Lebens, vom Geiſt des Jahrhunderts war eben nicht bei ihm die Rede, er führte den ganzen literariſchen Inhalt der neuen Zeit nur auf eine »neue Schreibart.« Principien ſind entweder heilig, oder es waltet in ihnen eine dämoniſche Macht. Von Principien wollte Laube nie etwas wiſſen, er hatte nur Maximen, Tics, Launen. Dieſe können gut, hübſch, ritterlich nobel ſein, aber ſie ſind wandelbar. So habe ich die Sache von jeher angeſehen; ob ich mich täuſche, mag mir die Zukunft ſagen. Deshalb konnte ich leicht mit anſehen, wie Laube auf die naivſte Weiſe den Wandel ſeiner Anſichten, den Übergang ſeiner Geſinnung in der Mitternachtszeitung den Leuten nach und nach zur Schau legte. So nannten es nämlich die ihm früher Befreundeten; ich ſah hierin nicht viel mehr als einen Übergang der Stylarten, einen Wechſel des Federſchnitts in dieſen Anſtrengungen augenblicklicher Rathloſigkeit. Wenn ich mich hierin täuſchte, ſo hatte ich wenigſtens den Vortheil, weniger erſchüttert zu ſein, als ich las, wie er von Börne ſagte, dies ſei der Autor ſeiner Knabenzeit geweſen, deſſen Werke er »auf der Treppe verſchlungen,« und wie er gerade mit einer berliner Schönen bei Jagor »aus der Galopade trat,« als er zufällig Börne's Tod vernommen. Ich meine Börne, jenen Börne, dem Laube einſt die Sohlen küßte. Wenn ich nun aber bedachte, wie er früher den alten Jahn, den Pflegevater ſeiner Frühlingsgefühle, verſpottete, ſo nahm' ich mir die Verläugnung Börne's nicht allzu tief zu Herzen; ich nahm das eben für nichts als eine Wendung des Laube'ſchen Styls.

Inzwiſchen wer einmal ſeinen Styl hat, will auch ſeinen Gegenſtand. Kann man nicht die Blitze lenken, um Himmel und Erde zu erſchüttern, ſo kauert man ſich Abends in den Stubenwinkel und bläſt Kolophonium durch's Licht. Laube ſchreibt eine moderne Idylle, und mich dünkt, ſo zu ſchreiben habe Laube längſt erzielt. Hier wird nichts gewagt, kein Gedanke, keine Situation; frühere Keckheit iſt verwandelt in zahme Coquetterie. Die Novelle: »das Glück,« iſt eine Idylle mitten im Conflict moderner Geſellſchaftsmaximen. Sonſt zeichnete Laube den Radicalismus des Naturgefühls, nicht als heiße Leidenſchaft, nicht als Überſchwang des Gefühls, ſondern als Blüthe geſunder Sinnlichkeit; jetzt malt er die Coquetterie der Convenienz im Widerſtreit mit den Äußerungen der Natur, und weiß beiden ihre kleinen Freuden abzulauſchen. Hierbei wäre nur zu wünſchen, daß Laube's Muſe leiblich weniger dürr ausſähe. Dieſen magern Leib weiß er aber in graziöſe Gewandung zu kleiden, und ſo tritt uns doch überall ein gewiſſer Geiſt der Delicateſſe entgegen. Ich möchte nicht ſagen: der Geiſt der Schönheit. Eine Frauenhand z. B. kann ſchön ſein, delicat iſt nur die Manſchette daran. Dieſe Art von Schönheit, eine Manſchettenſchönheit, iſt in Laube's Novelliſtik, und der Held ſeines »Glücks« iſt in der That ein Manſchettenheld. Wie

Mancher einen geiſtig überlegenen Menſchen in ſeiner Nähe nicht dulden will, ſo erträgt Laube auch in ſeiner Novelle keinen geiſtig bedeutſamen Helden, er nimmt ein ziemlich beſchränktes, faſt nichtsſagendes, aber anſtelliges Subject. Dies iſt zum Theil ſehr vortheilhaft für den Romandichter; wir ſehen dann auf dem Grund und Boden einer durchaus einfachen Seele alle Regungen ungeſchminkt, ungehindert und naturgetreu. Von dieſer Art iſt »Wilhelm Meiſter,« und der Reiz der Dichtung liegt dann eben darin, dieſe einfache nüchterne Seele mit dem Inhalt des Lebens, mit dem Glanz der Verhältniſſe, mit dem Reichthum der Erfahrungen zu füllen. Dies geſchieht nun freilich in Laube's Novelle ſehr mäßig. Nicht blos ſein Guſtav, der Held, auch andere Figuren ſind ſehr dünn, beinahe fade; aber durch die lebendige, raſch wechſelnde Stellung zu einander werden ſie intereſſant. Ich glaube, die Novelle ſollte erſt das Geld heißen, nicht das Glück. Hierum dreht ſich die innere Kataſtrophe. Der Held iſt lange unglücklich, als er Geld hat; erſt als das äußere Glück ihn verläßt, beginnt ſein inneres, ein ſelbſtgeſchaffenes. Daß ſo das Glück nur Product der Perſönlichkeit, daß Jeder ſein Glück ſich machen müſſe, iſt der hübſche Faden, der ſich durch die Reihe von Erlebniſſen ſchlingt. Dem nüchternen Kaufmannsſohne tritt in der Zeit ſeines Wohllebens Wlaska entgegen, ein Frauenbild von excentriſcher Romantik. Figuren ſolcher Art wollen Duft und Muſik athmen, dafür iſt Laube's Styl nicht, er gibt blos flüchtige Skizzen zu plaſtiſchen Gruppen. Ihr ſpäterer tragiſcher Ausgang auf der Bühne iſt faſt ſo trocken wie ein Zeitungsereigniß gemeldet. Fertiger ſind andere Frauencharaktere gezeichnet, an denen mehr Toilette und Decoration iſt. Sehr hübſch iſt die Coquetterie zwiſchen Guſtav und einer reichen Kaufmannstochter. Guſtav glaubt ſie aufgeben zu müſſen, weil ſeine äußern Verhältniſſe plötzlich zerrüttet ſind. Angelique iſt anfangs ſtärker, aber ſie ergibt ſich darein. Guſtav verzagt beim Sturze ſeines äußern Glückes auch an dem Glücke ſeiner Neigung, die Convenienz tyranniſirt ihn und er läuft in die große Welt, ſieht Wien, Berlin, Paris. Die Einwirkung der drei Städte auf ein ſo beſchaffenes Gemüth iſt nur ſehr oberflächlich geſchildert, der Novellendichter ließ die glückliche Gelegenheit aus den Händen, eine beſtimmt afficirte

Perſönlichkeit dem Reſidenzleben gegenüber feſtzuhalten; die Novelle iſt hier nur wie ein Brouillon. Sehr anmuthig iſt dagegen die pariſer Griſette gezeichnet in der Lieblichkeit des ſchönen, harmloſen Leichtſinns. Guſtav aber findet nirgend ſein Glück. Endlich ſteht er am Rande der Gefahr, von der Möglichkeit zum Exiſtiren faſt abgeſchnitten. Ein luſtiger Kumpan drängt ihn, Schauſpieler zu werden. In dieſer Sphäre reizt uns Toni, das wildluſtige Ariſtokratenmädchen, die ihre Familienſtellung auf eine Zeitlang mit dem Komödiantenleben vertauſcht, wo ſie für die Entwickelung ihrer Perſönlichkeit mehr Freiheit findet. Bei der Darſtellung des Regiſſeurs Müller und des ſaloppen Schauſpielertrödels überkommt dem Autor ein kleiner angenehmer Satyr, der aber nur ſchüchtern auftaucht. Guſtav ſieht ſich endlich von einer ihm überlegenen Perſon auf eine Canzliſtenſtelle und den Beſitz einer kindlich harmloſen Drechslerstochter verwieſen. So findet er das Glück in der Begrenzung ſeines Weſens, in der Arbeitſamkeit für ein beſtimmtes enges Daſein, und die moderne Idylle ſchließt ſich nett und ſauber ab. Ich glaube nicht, daß ich den Werth des Productes verkenne, ſeine Eigenthümlichkeit beſteht in der Kunſt, zu zeigen, wie dünn der Faden iſt, der uns an Glück und Leben bindet. Daher die Ausmalerei all der kleinen Flüchtigkeiten, die uns halten und löſen. Nichts Großes, nichts Straffes, weder in den Charakteren noch in den Ereigniſſen, lauter Münze, aber hübſch geprägte, blanke Silbermünze. Der Ehekatechismus, der am Ende des Buches eingeflochten wird, gibt eine Menge Maßregeln, zum Theil gute, zum Theil lächerliche, aus denen nichts anders hervorgeht als die zweifelhafte Kunſt, das eheliche Leben zu einer diplomatiſchen Spielerei zu erniedrigen.

1838.

Laube ſchreibt ſeine »Reiſenovellen« weiter. Es iſt das ein Buch, das ſich mit Grazie ad infinitum fortſchreiben und mit großem Appetit fortleſen läßt. Die friſche Geſundheit in Auffaſſung der erſcheinenden Welt ermüdet Niemand und iſt ſelbſt unermüdlich. Laube führt uns nun in Wien umher, und Wien iſt zum Theil ſeine Welt, denn es iſt eine kindlich ſinnliche.

Alles was er überſieht und beherrſcht, ſchildert er glücklich. Er überſieht und beherrſcht nur weniger als er glaubt. Hier in der Kaiſerſtadt löſt ſich ihm die Welt ganz auf in bequeme Vergnüglichkeit. Er redet's den Leuten vielfach ein, hinter aller Größe des Gedankens, hinter aller Tiefe des Gefühls ſtecke doch als das eigentlich Wahre nur die einfach heitere Luſt am Daſein. So wie er von Petrarca meint, er ſei in Vauclüſe doch wohl auch ein ganz fideler Kerl geweſen und habe ſich die ſchmachtende Sehnſucht ſeiner Lieder nur hergebrachter Weiſe ſchematiſirt, ſo läßt er ſich's in Wien auch einreden, der Mozart ſei ein ſinnlich derber Menſch geweſen, der ohne alle Kopfhängerei täglich ſeine Partie Kegel ſchob. Es liegt in dieſem Glauben, das Große komme ungeſehen über Nacht, viel naive Kindlichkeit, aber verhilft nicht zum vollen Verſtändniß menſchlicher Größe. Es iſt überhaupt an Laube eine Eigenthümlichkeit, daß er in ſeiner Entwickelung die Jünglingsepoche überſprang, blos aus Inſtinct, weil ſich in jener ſo viel des Krankhaften zu regen pflegt, und ſeine Natur ſich durchaus nach Geſundheit ſehnte. Laube ſteht in ſeinen beſten Stunden auf den Stufen der Kindlichkeit; er hat nichts Jünglingshaftes an ſich, er iſt Kind mit etwas ſchnurrbärtiger Mannheit. Darum iſt das Beſte, was er ſchrieb, die Heimathsſcene im vierten Bande der Reiſenovellen, wo Laube's Heinrich nach Sprottau kommt und eine harmlos witzige Krähwinkeliade vom Pfingſtfeſte berichtet. Jene beflügelten Jünglingsmenſchen, Naturen, wo der Geiſt den Leib raſch verzehrte, wie Mozart, oder die Seele den Körper für immer überflügelte und niederhielt, wie Jean Paul, oder gar jene Charfreitagsmenſchen wie Raffael, alle ſolche Naturen ſollte er nicht antaſten. In Wien faßt er beinahe allzubreiten Fuß, er wird nicht müde, über Soldaten und Mädchen, Eſſen und Moden, und den wiener Accent zu reden. Er iſt im Stande und ſchreibt ſeitenlang, ob Cavaliere ſich den Rock ausziehen oder nicht, ob man im Stephan mit Glacéhandſchuhen beten könne oder nicht, und die Schilderung ſeiner eleganten Poſitur auf einem erbärmlichen Zeiſelwagen macht ihm viel Gaudium. Von Menſchen zeichnet er Figuren der ſinnlichen Welt mit dem ſicherſten Tacte, Phänomene des Geiſtes nur, in wie weit ihr Boden unter ihm liegt. Wo er geiſtige Überlegenheit wittert, wird er kleinlaut oder mißgeſtimmt. Von Geiſtern über ihm hat er nur zu denen eine Neigung, von denen er lernte und nachahmte, wie Goethe. Seine Luſt an Menſchen iſt auf Reiſen groß genug, obſchon er ſich nur zumeiſt daran weidet, ihr Habit zu zeichnen. Er macht gern Beſuche, wenn es auch nicht aus Hingebung des Gemüthes, nicht aus ſpeculativer Luſt, einer Erſcheinung die tieferen Seelentöne abzulauſchen, geſchieht. Er faßt die Zuſtände des Individuums von außen nach innen mit ungenirter Dreiſtigkeit auf, berichtet dann munter und ohne Falſch, gibt aber ſtatt des letzten Pinſelſtrichs einen Hieb mit der Reitgerte. Auch das iſt nicht bös gemeint, auch der Kobold in ihm iſt kindlich. Karoline Pichler, Kurländer, Grillparzer ſind Menſchen, die er überſieht; er ſchildert ſie gut. Eine Geſtalt wie Zacharias Werner bildet blos eine hieroglyphiſche Figur für ihn, über Beethoven weiß er nichts beizubringen; aber er ſchildert Kanne neben ihm, die Seitencouliſſe zu Beethoven. Wäre Laube Franzoſe, ſo genügte ſein Esprit und die Anmuth ſeiner Schreibart. Daß ich von geiſtiger Schönheit einen andern Begriff habe, hindert nicht, ſeine ſinnliche Grazie und die Friſche ſeiner Natürlichkeit anzuerkennen. Seelenſchönheit kennt er nicht, er erkennt ſie auch nicht. Somit hat das Novelliſtiſche in ihm nie eine tiefere Folie. Die Geſtalten Johanna, Maria, Florentin, die durch dieſe Reiſegemälde ſchwanken, ſind dürftig genug. Vortrefflich zeichnet er aber die beiden polniſchen Figuren auf der Brühl'ſchen Terraſſe in Dresden. Hier überkommt ihn ſein ſchönes Gefühl für Völkerweh. Möchte ihn dies im geiſtigen Zuſammenhange mit den Richtungen ſeiner Zeit erhalten!

Die kleine Broſchüre »Görres und Athanaſius« (Leipzig bei Köhler) hat wohl Laube zum Verfaſſer. — Warum verſteckt er ſich? Will er es nicht ganz Wort haben mit der unumſchränkt ausgeſprochenen Anſicht, die weltliche Heiligkeit des militairiſchen Proteſtantismus ſei den Bedürfniſſen des fortſchreitenden Jahrhunderts förderlicher als das ſchwüle Himmelreich des katholiſchen Prieſterthums? In einer früheren anonymen Schrift über die franzöſiſche Revolution lag, wenn mir recht iſt, eine ſtarke Beleidigung gegen den Geiſt der Zeit ausgeſprochen. Nicht in dieſer über Görres. Mit ihrem Inhalt iſt nicht zurückzuhalten.

Auch iſt jeder Zoll daran, jede Sylbe im Ausdruck, Laube, und zwar Laube in ſeiner beſten Verfaſſung. Der friſche, kurzangebundene Styl, die leichtgeſchürzte Taille und das flatternde Haar der Diction, auch die Logik, die hier und da wie eine Gemſe ſpringt, kurz, die bekannte leichte Reiterei und das Tirailleurfeuer, womit Laube in ſeiner erſten Zeit in's Feld rückte, das tritt hier erkennbar genug hervor. In Bezug auf den Stand der Intereſſen kommt die Schrift etwas zu ſpät. Sie hätte die erſte ſein ſollen. Sie erledigt nichts, ſie ficht nichts durch, ſie ruft blos auf. Gerade das iſt Laube's Amt, wenn er ſich wahr, ſeiner Natur gemäß, gibt. Er läuft durch die belebte Volksmenge auf den Markt und ſchreit Lärm. Dieſe Behendigkeit der Rede iſt recht dazu gemacht, in Zeiten, wo etwas geſchieht und die Woge des Lebens Tag für Tag Neues heranſpühlt, auf dem Platze zu ſein. »Rom will uns fangen!« ruft Laube hier. Seine ganze Schrift iſt ein: Halloh, deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft! mache dich auf, verſinke nicht in Schlaf, laß deine Waffen nicht ruhen, denn es iſt um dich geſchehen, wenn du dein Werk, die Völker zu erleuchten, läſſig betreibſt!

1840.

Laube hat ſeine »deutſche Literaturgeſchichte« *) durch »franzöſiſche Luſtſchlöſſer« wieder gut machen wollen. Er hat ſich mit dieſen ein neues Genre Reiſebeſchreibungen und eine eigene Hiſtoriographie erfunden. Seinen frühern Novellen fehlt die Fülle des Inhalts, ſie gaben Cartons, wo der Roman Ölbild ſein ſoll. Wir kennen ſeine Schilderungen deutſcher Landſchaft, wie ſeine »Reiſenovellen« ſie lieferten; aber Deutſchland iſt für ſeinen Pinſel nicht fertig, feſt und plaſtiſch genug. Seine Hiſtoriographie zog ich mindeſtens auf dem Felde deutſcher Literaturgeſchichte in Zweifel. Frankreich mußte der Stoff werden, an dem ſich alle Kräfte ſeines Talentes vollſtändig entwickelten. Daß er ſeinen Stoff finde, iſt für den Autor das entſcheidendſte Ereigniß; mit ſeinem Stoffe findet er auch ſeine Form. Auch ſeinen Styl; Laube's Diction iſt hier frei, keck, glänzend, graziös; der Inhalt iſt eben hier ein voller, und der Schöpfungstrieb

---

*) Siehe den Artikel über Gervinus und Laube.

bleibt in der Sache, wirſt ſich nicht auf die Form, um durch allerlei Scharwenzel von Coquetterien über die Nüchternheit des Inhalts zu täuſchen.

Es iſt eine Geſchichte Frankreichs, was uns hier in einzelnen Scenen geboten wird, die Geſchichte dreier Jahrhunderte, von Franz dem Erſten, in welchem Laube ſeinen ritterlichen Liebling feiert, bis zum vierzehnten Ludwig, der das Sultanat zu Verſailles vollendete. Der Form nach iſt dies Geſchichtswerk eine Wanderung von Luſtſchloß zu Luſtſchloß. An die Romantik der Jagdſchlöſſer knüpft ſich die Geſchichte der alten Könige, und in der Geiſtesart der Könige liegt die alte Geſchichte Frankreichs bedingt. Zugleich entwickelt Laube die Natur der Provinz, aus welcher der große Proceß der franzöſiſchen Nationalgeſtaltung zu neuer Wendung Kraft entlieh. Und indem er die Charaktere der Fürſten, jeden auf dem ihm eigenen Boden, jeden in der von ihm ſelbſt hervorgerufenen Schöpfung erfaßt, liefert er zugleich novelliſtiſche Scenen voll friſcher Munterkeit und plaſtiſcher Abrundung. So ſchlingt ſich in dem Buche eine dreifache Leiſtung glücklich durch einander; es ſchildert uns Land und Volk, und führt uns in den Hofſcenen, in den Liebesintriguen der Könige, in der Stellung der Figuren, die ſich um die Krone drängen, die hiſtoriſchen Wendepuncte in der Geſchichte Frankreichs vor. Laube's Darſtellung iſt hier reich an glänzenden Einzelnheiten, an ſcharfen, kurzen Blicken in's Centrum der Sache, durch ein glückliches Erfaſſen der ſinnlichen Erſcheinung trifft er hier nicht ſelten die Seele des Inhalts. So betritt er jedes Luſtſchloß der franzöſiſchen Könige, mit dem Vorgefühl, in deſſen Structur liege die Geſchichte ſeiner Bewohner. Er beginnt mit einer Wanderung durch Paris. Fontainebleau iſt die erſte Ausflucht. Dieſes Schloß iſt ein Gemiſch von gothiſcher Renaiſſance- und moderner Bauart, ein Engländer nannte es ein Rendezvous von Paläſten, Franz I., Heinrich IV., Ludwig XIV. haben daran gebaut. Napoleon lieferte hier die letzte große Scene ſeines Lebens. Somit beginnt Laube ſchon mit dem Schlußſtein franzöſiſcher Größe, er macht uns die Abdankungsſcene des Kaiſers mit den begleitenden Umſtänden zu friſcher Gegenwart. Er führt uns dann nach den Ufern der Charente, an die Wiege des ritterlichen Franz. Die Entwickelung dieſes Helden iſt ſehr gelungen. Wir ſehen die Elemente dieſes Naturells zur Perſon werden. Wir erleben ſeine Abenteuer als König und als Cavalier, folgen ihm nach Italien, in die ſpaniſche Gefangenſchaft, belauſchen in der Bretagne auf Chateaubriand ſeine Geliebte, confrontiren ihn mit Karl dem Fünften, den Künſtler ſeines Jahrhunderts mit dem Politiker jener Zeit, machen alle ſeine Freuden auf Schloß Chambord mit, und ſättigen uns an der ganzen Lebensluſt dieſes nicht großen, aber liebenswürdigen Menſchen. Dieſe Wirkung ſelbſteigener Erlebniſſe, wie ſie Laube's Darſtellung hier erreicht, würde uns für ſeinen novelliſtiſchen Beruf Bürgſchaft geben, wenn wir für ſeinen Inhalt bürgen könnten. Er ſtößt nur zufällig auf den ihm gemäßen. Seine Literaturgeſchichte in vier Bänden beweiſt, daß auch wo er an Gedanken bankerott iſt, Laube mit ſeinem formellen Schön- und Wichtigthun ſich noch immer den Schein von Leben zu geben weiß.

Der erſte Band der »Luſtſchlöſſer« enthält die hiſtoriſche Novelle: »Franz der Erſte.« Der zweite führt uns nach der Normandie. Dort liegt Schloß Eu, auf welchem das gigantiſche Geſchlecht der Guiſen hauſte. Auch Schloß Chenonceau am Fluſſe Cher betreten wir. Heinrich der Zweite, ſeine berühmte Diana und ſeine Mutter Katharina von Medicis ſpielen das Drama der franzöſiſchen Königsgeſchichte weiter. Es iſt reich an Luſtſpielſcenen, reich an grauſer Gewaltthat; in Katharinens Händen bleibt es ein großes Intriguenſtück, die Religion hängt nur die Fahnen aus zur blutigen Bartholomäusnacht. Laube führt die Geſchichte bis zu dieſem Gipfelpunct, und läßt ſie dann fallen, um Frankreichs unerſchöpfte Kräfte von neuer Seite her in's Feld zu ſtellen; er gibt nur die Vorbereitungen zur großen Scene, macht ſie möglich, aber erledigt die Hiſtorie nicht. Es iſt zu bedauern, daß ſeine Feder vor großen Stoffen zurückſchreckt. Dagegen führt er eine kleine Kataſtrophe fertig aus; er führt uns nach Schloß Blois, wo Heinrich der Dritte, um ſich der Guiſen mit einem Schlage zu entledigen, den Balafré ermorden läßt. Mit dem Sturze des mächtigen lothringiſchen Geſchlechts ſchien ſich der Norden Frankreichs unter den Valois erſchöpft zu haben; Laube wendet ſich mit der Geſchichte dem Süden zu. Wir wandern durch die Vendee, beſuchen

Auvergne mit dem franzöſiſchen Schöppenſtädt, Guienne, die Küſtenländer, Gascogne. Laube gibt eine Erzählung ſeiner Gebirgswanderung in den Pyrenäen, eine Schilderung des Thales Andarre, um dann auf Schloß Pau, an der Wiege des bearner Heinrich, Halt zu machen. Die Schlöſſer Eu und Pau geben im zweiten Bande die Hauptſtationen, wie Fontainebleau und Chambord, als die Sitze Franz des Erſten, im erſten Bande die Ruhepuncte für die Scenerie der franzöſiſchen Geſchichte abgaben. Heinrich IV. iſt ebenfalls ſicher und feſt gezeichnet, obwohl die Darſtellung gegen Ende, wo ſie ſich dem großen Coup nähert, flüchtiger wird, während ſie ſich über geringere Partien, über alle Hiſtorie, die ſich mit der Schleppe der Maitreſſenwirthſchaft charakteriſiren läßt, ausführlicher verbreitet. Freilich iſt es ein beſonderer Reiz, ſchon in den luſtig frivolen Abenteuern des franzöſiſchen Unterrocks den Ruin der alten Königsherrſchaft zu wittern. Auch ein Boccaccio hätte Beruf, franzöſiſche Geſchichten, wenn auch nicht franzöſiſche Geſchichte, zu ſchreiben. Die Wirkung ſolcher Feder in dieſem Stoffe müßte tragikomiſch ſein. Laube gibt hier keine Satyre; er gefällt ſich in der Welt dieſer Eitelkeiten. Wo ſie zur Verruchtheit werden, legt er den Griffel wieder bei Seite. Die Geſchichte der großen Revolution, wo die Ideen Perſon werden wollen, und ſchmerzlich und krampfhaft nach Wirklichkeit ringen, dieſe Geſchichte wäre für die Feder eines Tacitus. Dieſe Epoche der franzöſiſchen Geſchichte, eine Epoche der Menſchheit ſelber, ließ Laube ebenfalls liegen, er gab nur die Geſchichte der königlichen Freuden und Leiden. Wo das Volk handelnde Perſon wird, der Chor in der Tragödie die Heldenrolle zu ſpielen beginnt, dies Drama auf franzöſiſchem Boden, verlangt eine andere Feder.

Im dritten Bande macht er uns endlich in Verſailles heimiſch, in dem großen Freudencentrum des alten Europa, das, mitten in einem Kranz von Luſtſchlöſſern, der Schauplatz der Vollendung deſſen wurde, was die Arbeit von Jahrhunderten mühſam herangeſchleppt. Ludwig der Vierzehnte vollendete das Werk Richelieu's, das Werk der großen Centraliſation; in Verſailles wurde das Sultanat eines modernen Königthums fertig. Kurz zuvor führt uns der Kampf gegen die Frondeurs des

Südoſtens nach Burgund, Dauphinee, Provence, und ſomit erhält denn auch die Schilderung franzöſiſcher Landſchaft ihren Abſchluß. Jene Centraliſation Frankreichs in Verſailles und in der Perſon Ludwig's wurde ein fertiges Syſtem, aber ein hiſtoriſch geordnetes, aus Bedürfniß naturwüchſig entſtandenes. Laube macht hier als Hiſtoriker den Verſuch zum Lobredner; er ſucht in jenem Ludwig den Menſchen herauszufinden und zu retten, wenigſtens zu erklären. Auch machen wir natürlich mit Vergnügen die Bekanntſchaft der La Vallière, der Montespan, der Maintenon. Laube behandelt dieſe Weiber ziemlich dreiſt, aber ohne ihnen weh zu thun.

Das Schlußcapitel des Buches gibt uns Laube's Beſuch in Algier, etwas breit und in's Flache hingeſchrieben. Die Kaſchba, das ehemalige Schloß des Dei's, wurde Veranlaſſung, dieſen Artikel den »Luftſchlöſſern« anzufügen. Die Wanderung durch Algier, eine Jagd, ein Beſuch weiblicherſeits in einem Harem ſind ſehr anſprechend, obwohl die Ausbeute nicht reichlich iſt. Laube's Darſtellung iſt nicht ohne Mignon denkbar; die Maitreſſen der franzöſiſchen Könige werden hier in Algier vom Kameele erſetzt, das hier eine hübſche Schilderung erlebt.

1842.

Laube iſt mit ſeinen Stoffen nie wähleriſch. Er erzählte jetzt in einer Novelle, wie es ſcheint nach ſpeciellen Familienpapieren, das Geſchick der Herren von Bandomir in Curland. Das erſte der beiden Bändchen ergibt ſich uns als Einleitung, eine kühle Vorbereitung, bevor der Stoff, langſam gerieben, Funken gibt. Wir brauchen für die Novelliſtik auf fremdem Boden allerdings Terrainkenntniß, nur bringt ſie ſich nicht zum beſten an den Mann durch abſichtlich abgehandelte Geographie. Dieſe abſtracte Darlegung jedoch eingeräumt, haben wir dann freilich an Laube's ſcharfen und raſchen Blicken, womit er Form, Phyſiognomie und äußere Structur von Volk und Land zu faſſen weiß, den lebendigſten Statiſtiker. Nur iſt es mühſam, wo man warmes Menſchenleben erwartet, ſich erſt in Feld und Haide nach Commando orientiren zu laſſen. Man muß, däucht mir, dem Leſer unverſehens und unmerklicher beiſpringen. Auch die

Geſchichte des älteren Vandomir iſt nur ein Vorläufer. Vandomir, der Vater, iſt in Curland eingewandert, hat auf Seiten der Schweden gefochten, iſt dem zwölften Karl bis nach Bender gefolgt. Kann hier nicht ſchon die Novelle beginnen? Allerdings; wenn nämlich die Darſtellung ſich nicht ſcheut, große hiſtoriſche Geſtalten und Situationen zu erfaſſen. Wie aber Laube's Helden im »jungen Europa« müſſig und ſich ſelbſt beſpiegelnd um den Schlund der polniſchen Revolution herumſchleichen, ſo wird die Geſchichte des ältern Vandomir zur Zeit des ſchwediſchen Karl nur als flüchtige Crayonzeichnung hingeworfen. Doch beſcheiden wir uns; aller Tadel, den die Kritik erhebt, kann ohne dies nur den Zweck haben, ſich im Autor zurecht zu finden. Der Autor kann uns bändelang durch vorbereitende Einleitung ſchleppen, wir müſſen ihm folgen, wenn wir nur endlich wiſſen, was er gewollt, wo er ſeine Darſtellung zu accentuiren, ſeine Farben und Linien zu vertiefen gewußt. Die anhaltende Beleuchtung curländiſcher Landjunker mit ihren Pferden und Hunden kann nicht füglich eigenthümliches Thema ſein, iſt in ſolcher Ausdehnung nur Liebhaberei; ſeinem Werthe nach kann dergleichen nur als Decoration gelten. Zwei Drittheil der Laube'ſchen Novelle ſind Decoration; auch die Verhältniſſe des Adels zum Herzog von Curland, der auswärts in Danzig hauſt, füllen nur den Hintergrund zum Bilde, und das Auftreten des Grafen Moritz von Sachſen, der als Naturſohn König Auguſt's und in Ausſicht auf die Hand der ruſſiſchen Anna nach dem Herzoghut trachtet, alles das iſt eben auch nur wie leichte Federzeichnung hingeworfen. Die Elemente der ganzen Novelle ſind loſe und locker, die Figuren kühl und gleichgültig neben einander geſtellt, bis der Stoff ſie zwingt ſich lebhafter zu erfaſſen. Und dies geſchieht denn handgreiflich, eine intereſſante Prügelſcene eröffnet das warme Intereſſe. Nicht aber dieſe curländiſchen Edelleute nur, ſämmtliche Laube'ſche Helden ſind muntere Haudegen, ein Gemiſch von Vagabond und Genie. In ihrer kecken Munterkeit ſind ſie für novelliſtiſche Abenteuer ganz glückliche Creaturen, aber ohne weitere geiſtige oder ſtoffliche Nachhaltigkeit bringen ſie es nur zu wenigen, ſinnlich intereſſanten Momenten, in denen ſich ihr Weſen raſch zuſammenfaßt, und ihr ganzer Fond erſchöpft. In dieſen einzelnen glücklichen

Momenten iſt Laube Poet; die ſchildernde und herumhaſchende Beſchreibung drängt ſich dann bei ihm zu einer vollen, plaſtiſchen Scene zuſammen, wo er in der Friſche des regen Blutes, die ihm eigen iſt, ein ſpannendes, in ſich feſtes, geiſtig motivirtes und äußerlich abgerundetes Bild liefert. Dieſe Momente ſind in der curiſchen Erzählung folgende zwei. Stanislaus, einer der jüngern Bandomire, liebt die Tochter ſeines Feindes, des alten Knorre. Sie ſoll einem Freunde ihres Hauſes angetraut werden. Die Bandomire ſind verfolgt und gehaßt vom ganzen Anhang der mächtigen Familie. Da geht der Bandomir dreiſt zur Stadt, tritt in die Kirche ruhig hin, läßt den Prediger ſich ausreden und holt dann die zitternde Braut mit kecker Fauſt aus dem Kirchenſtuhle hervor, nimmt ſeine Beute Angeſichts der verſammelten Menge raſch unter den Arm und hat die Thür erreicht, ehe der lähmende Schreck von den Staunenden abläßt. Als die ganze Schaar ihm nachſtürzt und die Kirchthür aufreißt, ſtehen draußen die Jäger Bandomir's im Halbkreiſe mit geſpannten Feuerröhren fertig. Auch bleibt nun das Feuer des Intereſſes, einmal geſchürt, im Gange. Stanislaus Bandomir verbollwerkt ſich mit ſeinem Weibe in Brügge, ſeinem Schloſſe. Der Kirchenräuber wird belagert. Nach einem nächtlichen Überfalle, der abgeſchlagen wird, fällt das Schloß durch Verrath in die Hände der Knorre'ſchen Partei. Stanislaus flüchtet ſich mit Hedwig in einen Erdgang und ſinkt todt über die Leichen, die zuvor von ſeiner Hand fielen. Seinem Mörder jagt das bisher furchtſame Weib, das plötzlich im heißen Augenblick Löwenmuth und Löwenkraft entwickelt, das Schwert durch's Herz. Sie büßt den jähen Aufſchwung ihrer Lebensgeiſter mit ſtillem Wahnſinn, dem ſie für immer anheimfällt. — So arm Laube für ſeine Figuren an innerem Leben iſt, ſo glücklich und inſtinctartig ſicher iſt er in Darſtellung äußerer Handlungen und Ereigniſſe. Um ſo mehr, glaub' ich, ſollte ſeine Novelliſtik, wo ſie nicht erfinden kann, ſich großer hiſtoriſcher Stoffe bemächtigen. Äußerer Reichthum, wie ihn die Hiſtorie liefert, iſt ſchon hinreichend und füllt, auch da, wo einem Stoffe die innere Bedeutſamkeit fehlt.

17.

Karl Gutzkow.

1835.

Gutzkow hat eine Tragödie, »Nero«, und einen Roman aus der nächſten Gegenwart, »Wally, die Zweiflerin«, geſchrieben. Gutzkow greift in den verſchiedenſten Sphären umher, er ſucht ſich bald da, bald dort ſein Feld, wo er mit der Brennfackel ſeines Grimmes gegen Todtes und Lebendiges umhertobt; er iſt ein ſpeiender Vulkan, der ſich auf verſchiedenen Stellen ſeinen Krater ſucht, um zu verwüſten. Alle revolutionairen Naturen haben etwas Vulkaniſches, aber Gutzkow's Flammen ſind kalt, ſeine Lava unbrauchbar. Sein Werk iſt nicht Haß, der Haß iſt noch poetiſch; ſein Geſchäft heißt: kalte Verachtung. Dies ſpricht ſich in den beiden Büchern aus, ſo verſchiedenartig ſie ſonſt ſein mögen. Nero iſt grauſam aus Wolluſt, wollüſtig aus Grauſamkeit, er mordet aus Plaiſir, ſpielt Komödie, blos um die Welt zu höhnen. Gutzkow hat ſich in dies Gehäuſe menſchlicher Abnormität ganz verliebt und verloren, er ſchwelgt förmlich in jener Verthierung und Verteufelung des Menſchen, wie ſie uns die römiſche Kaiſerzeit als die Ausgeburt eines Wahnſinns hinſtellt. An den metaphyſiſchen Klügeleien Nero's hat er ein eigenthümliches Gelüſt; er iſt ſelbſt productiv hierin und überraſcht durch die ſchaurige Wachſamkeit ſeines Selbſtbewußtſeins. Er hat, wie Nero, ſein Held, entweder die Ausbrüche wilder Leidenſchaft ſchon hinter ſich, und dann iſt jene Kälte Entnervung, oder, was ich noch eher glauben möchte, Abſtraction und Sophiſtik haben, als die Vampyre der Zeit, ihn ausgehöhlt. So geben uns Nero's wahnwitzig grübelnde Selbſtgeſpräche eine eiskalte Hölle, und eine kalte Hölle iſt allerdings neu. Und Gutzkow gefällt ſich wohl in dieſem Elemente. Auf dies Wohlgefallen läßt nicht blos die Redſeligkeit des Helden, den ſich Gutzkow wählte, ſondern auch der faſt emſige Fleiß, womit das ganze Drama in ſprachlicher Hinſicht ausgearbeitet iſt, ſchließen. Zu den beſonders hervorſtechenden Scenen gehört unter andern die in der römiſchen Akademie, wo jede der damaligen Philoſophenſchulen ihre ſterile Weisheit auskramt. Der Verfaſſer bezweckte hier eine recht ausführliche Parodie auf die ſcholaſtiſche Dialektik des Philoſophirens, allein die unerquickliche Dürre und Breite der Durchführung iſt ermüdend. Eine andere bemerkenswerthe Scene iſt die, wo Seneca den Kaiſer auf ſeinen nächtlichen Spaziergängen begleitet; die Philoſophie trägt hier der Wolluſt die Leiter zum Hühnerſtalle nach. Endlich iſt die Scene, wo Nero's Geliebte, Popäa, ihren Papagei, und Nero ſie ſelbſt erwürgt, das exquiſiteſte Bild der thieriſchen Begier, die den Gegenſtand der Luſt ermordet, und ſich an den Zuckungen des Sterbenden weidet.

In der »Wally« hat ſich die Zerſtörungsluſt auf die Elemente des modernen Gedankenlebens geworfen. Man findet eine kecke Enthüllung der Charlatanerie, welche die Zeit mit romantiſchen Gefühlen und religiöſen Stimmungen treibt. Aus des Verfaſſers Empörungsluſt gegen die Tyrannei der geſelligen Formen des modernen Lebens hoffte ich einen wirklichen Roman hervorgehen zu ſehen. Wally iſt eine geiſtreiche Coquette mit romantiſchen Einfällen über Gott und Welt. Cäſar iſt der ganze Gutzkow. Er hat »einen ganzen Friedhof todter Gedanken, herrlicher Ideen, an die er einſt glaubte, hinter ſich; ein gefühlloſer Skeptiker, der mit Begriffsſchatten, mit geweſenem Enthuſiasmus rechnet.« Er iſt ein Menſch, der handeln müßte, aber die verſagte Thätigkeit macht ihn zum Verwüſter an den heiligſten Intereſſen des Denkens. Das iſt Gutzkow's ganzes Unglück. Dieſes innere Unglück iſt ein Gegenſtand tiefſter Beachtung. — Ich kann alle Ausgeburten einer taktloſen Reckenhaftigkeit gleichgültig abweiſen, aber es erſchüttert mich, wenn ich die Quellen einer wirren Mühſal auffinde. Gutzkow iſt über den Fluch der Thatenloſigkeit ſeiner ſelbſt und ſeiner Zeitgenoſſen ergrimmt. Die Hamletsſchwermuth der Zeit hat ſich bei ihm in Wuth und Raſerei umgeſetzt, für die, wenn der Moment der aufſchießenden Hitze vorüber iſt, nichts weiter übrig bleibt, als das abgeſtumpfte, erlahmte Gefühl kalter Geringſchätzung. Darum die jähe Haſt ſeiner Expectorationen, dicht neben der kühlſten Mattigkeit ſeiner unfruchtbaren Abſtraction, deren farbloſe Bläſſe nur Unkundige für Feſtigkeit des Charakters halten können. Nicht die Zerriſſenheit, ſondern die kalte Berechnung mit den ausgetobten Schmerzen iſt bedenklich. Nicht die Verirrungen der Leidenſchaft ſind häßlich, ſondern das ſelbſtmörderiſche Gefühl der abgeſtandenen Leerheit. Gutzkow's Schrift iſt ein Product dieſer Stimmung, das macht ſie widerwärtig und ſchwächlich. Die wüthendſte Verzweiflung iſt Poeſie gegen kalten Geifer; in jener iſt eine Kriſis, in dieſer ſeelenloſe Menſchenverachtung. Der Anhang des Buches enthält eine der Übertreibung wegen verunglückte Parodie des Chriſtenthums, in welcher der Verfaſſer die Miene des Verwunderns darüber annimmt, wie »eine kleine Anekdote,« die Erſcheinung Chriſti nämlich, ſo welthiſtoriſch werden konnte. Hier wird der Witz wider Willen komiſch. Das Paradoxe kommt der Wahrheit ſehr nahe; der Unſinn aber nie. Die Zugeſtändniſſe, die im Verlaufe der Abhandlung dem Chriſtenthume gemacht werden, heben aber die Polemik wieder aus dem Sattel. — Man hält dieſe Anſichten für gefährlich, weil man ſie für aufrichtig nimmt. Mir erſcheinen ſie nicht ſo.

Die Ankündigung der »Deutſchen Revüe« (bei Löwenthal in Mannheim) gibt Hoffnung und Zuverſicht zum Beſten der deutſchen Intereſſen. Wienbarg's Einfluß wird ſich heilbringend äußern, ſelbſt wenn er nicht ſo productiv wie Gutzkow's Schnellkraft ſich geltend machen ſollte. Wir ſehen hier ein Verhältniß, wie in der königl. preußiſchen Freiheitsperiode von 1813 bis 1815 zwiſchen Gneiſenau und Blücher. Jener lenkte mit der ſtillbeſonnenen Kraft der Intelligenz, dieſer mit dem Vorwärtsſchwunge ſeines Armes; jener war der Kopf, dieſer der Haudegen. Daß nur Gutzkow bei ſeinem Jählingseifer ſich vor Schlappen hütet, an denen Wienbarg unſchuldig wäre.

1837.

Was Ariſtoteles für das Mittelalter war, Mittelpunct aller Discuſſionen, ſcheint für die literariſche Gegenwart noch immer Goethe ſein zu müſſen, zumal für Köpfe, die ſich aus theoretiſchen Orientirungen über die Stellung zur Zeit ihre Praxis machen. Wenn mir recht iſt, gibt Gutzkow in ſeiner Schrift über »Goethe im Wendepuncte zweier Jahrhunderte« ſelbſt den Hinweis auf die ſcholaſtiſchen Debatten des Mittelalters. Mit dieſer Schrift, die der Verfaſſer freiwillig der preußiſchen Cenſur unterbreitete, will er altes und neues Deutſchland mit einander verknüpfen, wie es ſcheint, will mit Goethe eine Brücke ſchlagen, um über die Kluft hinwegzukommen, die der Staat zwiſchen ſich und der deutſchen Jugend durch polizeiliches Dreinſchlagen aufriß. Gutzkow gibt hier keine, ohnedies ſchon oft ausgeführte Anatomie von Goethe's Werken, ſeine Betrachtung bleibt an dem Kern der Perſönlichkeit haften. Wie wir auch über Goethe's ausgelebte Ideenkreiſe denken mögen, die Praktik des Mannes wird uns Spätlingen immerdar als ein Ideal erſcheinen, das ſich inmitten der ſeltſamſten deutſchen Wirklichkeit zur Erſcheinung brachte. Gutzkow's Schrift iſt eine kritiſche Darlegung des Genies, das von anregenden und hemmenden Situationen bedrückt, trotz der damaligen Zuſtände ein dichteriſches wurde, und den theils vernichtenden, theils in's Ungeſunde und Abſtracte auflöſenden Gewalten ſeiner Zeit überall zu entſchlüpfen wußte. Die geſunde Naivetät, das Harmlosunbewußte in Goethe's Naturell, dieſe eigentlichen Kennzeichen des Genies, finden wir hier als das vorzugsweiſe belebende Princip ſeines ganzen Daſeins und Schaffens herausgeſtellt und beleuchtet. Der dritte Abſchnitt betrachtet Goethe als das Product europäiſcher Weltzuſtände, als das Ergebniß der in einander webenden Gedanken der modernen Zeit. Hier greift dann die Darſtellung nach Frankreich und England hinüber, um den Dichter unter den Geſichtspunct aller jener Anläſſe zu bringen, die ſein inneres Weſen beſtimmen halfen. Wenn Goethe ſelbſt in ſeinem Spätalter, fehlgreifend, an Byron ſeine Betrachtungen über das Ineinandergreifen der Geiſter dieſer Zeit anknüpfte, ſo hatte er doch zur Erläuterung ſeiner eigenen Jugendeindrücke manches Phänomen heranzuziehen, was ihn ſelbſt in ſolchen mehr als beſchränkt-patriotiſchen Zuſammenhang ſtellte. Die Unruhe der neueren Menſchheit ſchweift hinüber und herüber, und der einmal entfeſſelte, einmal von dem Durſt nach allſeitigem Trank des weiten und fernen Lebens erfaßte Menſchengeiſt will ſich nicht wieder einbannen laſſen in Raum und Zeit ſeiner örtlichen Geburt. Wie wenig auch eine eigentliche Weltliteratur beginnen wird, eine Weltverwandſchaft der Geiſter und ein Leben aller Seelen in dieſer hat ſich einmal Bahn gebrochen, ſeitdem der große franzöſiſche Umſturz kein blos pariſer Ereigniß war. Es iſt um deswillen von Erfolg, auch ſchon Goethe's Erſcheinung unter dieſen weiten Geſichtspunct europäiſcher Conſtellation zu bringen. Das allſeitig Offene, allſeitig Hingeneigte in Goethe's Natur iſt eigenthümlich genug.

Goethe, der die Wahrheit nur als ein Erlebniß und als Naturproduct kannte, deſſen empiriſcher Egoismus in der Geſunderhaltung ſeines Geiſtes begründet war, unterlag gleichwohl in ſeinem Jugenddrange allen Eindrücken des Zeitalters, ſelbſt dem Zuge der Sentimentalität, die ſich über Deutſchland verzweigte; er ſchrieb den Werther. So unterliegend und allen Zeiteinflüſſen tributpflichtig, waren ſeine Schriften Rettungsſignale, die er wie Nothſchüſſe abbrannte, bis er mit allen ſeinen Herzensfaſern in einem kleinen Hofe eingefangen, all' den verſchlingenden Verhältniſſen der ſpätern Jahre ſich entwand und in ſich ſelbſt einkehrte. Gutzkow hat dieſen einheitlichen Faden der Bildungsgeſchichte des Goethe'ſchen Genius mit viel Beredtſamkeit verfolgt und feſtgehalten; aber er hätte, um ſein Gemälde zu ſchließen, die Zuſtände der Jetztwelt dieſen Geſichtslinien der Goethe'ſchen Weltanſchauung näher rücken ſollen, damit die Geſtalt des Genies unſerer frühern, bereits abgelaufenen deutſchen Epochen als abgeſchloſſen daſtände. Was dieſen Goethe mit ſeiner Zeit als in ſich fertig und von uns geſchieden ergibt, iſt der Umſtand, daß er mit ſeiner großen Natur auf einen kleinen Punct äußerlich gewieſen, ſich gewöhnte, die Welt um ſich herum, als ſei er ihr Mittelpunct, zu conſtruiren, und ſich ſo den Wirren des allgemein deutſchen Andrangs, der ſeine erſten Jugendarbeiten hervorrief, entzog, aber auch aus dieſer eingefriedigten Welt, voll Glanz en miniature, ſeine Fühlhörner noch weiter zurückzog, bis er nur mit ſich ſelbſt endigte. Die

Entwickelungsgeſchichte der Individuen unſerer Zeit iſt eine entgegengekehrte. Wir leben jetzt nicht mehr uns, wir ſind ganz dem Zuſammenhange der Welt hingegeben, und während das Genie der frühern Epoche ſich in ſich zurückflüchtete, geht all' unſer Denken und Fühlen darauf hin, unſer Leben hinausſchlagen zu laſſen in die Welt des allgemeinen Daſeins. Die Geſchichte der einzelnen heroiſchen Perſönlichkeiten iſt zu Ende, und die Geſchichte der Ideen und ihrer vielen Träger hat begonnen. Aus der Ariſtokratie des Genies muß eine Demokratie der Talente und eine Herrſchaft der Geſinnung werden. — Gutzkow's Buch hat keinen Schluß.

1838.

In Gutzkow ſind ſo viel ſchadhafte und nutzbare Elemente dieſer Zeit, daß die Betrachtung, die den Entwickelungen mit Theilnahme zuſieht, ſich nicht lange von ihm abkehren kann. Gutzkow iſt der Mann der Debatte. Poeſie, Philoſophie, Zeitgeſtaltungen, Volksbewegungen, Alles dient ihm nur zum Mantelwurf, um hinter ihm die eigenen Glieder ſeines immerfort bewegten Naturells zu poſtiren. Dieſen Mantelwurf nimmt er meiſt als neměiſche Löwenhaut um die Schulter und ſteht als kritiſcher Herkules Modell. Aber er verſucht allerhand Stellungen, allerhand Coſtüme, auch als Fee, als Faun, als Satyr, als Cerberus. Oft genug gibt er in ſolchen Poſitionen Blößen. Immer aber beſchäftigt er. — In Gutzkow iſt ſehr viel ſchadhafter und ſehr viel nutzbarer Zeitſtoff. Man kann die Zeit in ihm beobachten. In ſeiner Schrift gegen Görres' »Athanaſius,« haben alle ſeine guten Elemente wirkſam in einander gegriffen, um das Bewußtſein des jetzigen Geſchlechts über die cölner Wirrung hinauszuheben. Warum? Man ſtelle Gutzkow auf die Tribüne, und ſein beſſeres Selbſt rafft ſich immerfort kräftig zuſammen, und hält Ziel und gebotene Mittel feſt. Inzwiſchen iſt er nur Literat, und die Wachſamkeit ſeines Kopfes verſinkt in kleinliche Ränkeſucht. Dann ſteht er blos Modell und zeigt nach Gelegenheit dem Zeitalter ſeine üble Seite. Indeſſen ſoll er das Zeitalter nicht an Wachſamkeit überbieten. — Er beleuchtet in ſeiner Schrift ſehr ſcharf die rothe Mütze und die Capuze, die Görres ſchwingt. Er meint, die demagogiſche

Vergangenheit des Mannes hätte ſich, wie ein alter Rheumatismus, nun in heiligen Geſchwüren auf die Haut geworfen. Er erinnert an andere Wandlungen renegatenhafter Männer Deutſchlands, Zach, Werner, Fr. Schlegel, Stollberg, und deutet auf die Einheit, die ſich doch in deren Metamorphoſen an den Tag geſtellt. »Doch hat,« ſagt er, »dieſe Einheit bei Görres nicht wie bei jenen den Vorzug, daß ſie ſich tief im edleren Theile ſeines Herzens gebettet hätte, daß ſie einen unauslöſchlichen Durſt nach Erkenntniß, Beruhigung, Wahrheit verriethe und durch die großartigſten Veränderungen in der allgemeinen Zeitgeſchichte bedingt würde. Das, was Görres unter allen Umſtänden beibehielt, war die Leidenſchaft, der formelle Widerſpruchsgeiſt, der kleinliche coblenzer Localegoismus. Das Talent der Sprache umgaukelte ihn verführeriſch, ſo daß er Alles vertheidigte oder angriff, was ſeiner Ausdrucksweiſe ſchlagendere Effecte darbot. Den Styl St. Juſt's ahmte er als Republikaner nach, dann pfiff er den Ton der Naturphiloſophie, dann folgte er den Bahnen, die Schlegel und Kanne gezeichnet hatten, dann, als Herausgeber des »rheiniſchen Merkur,« poetiſirte er die trockne Derbheit Jahn's und Arndt's, dann machte er umgekehrt den Lamennais'ſchen Weg vom Demokraten zum Jeſuiten, opferte den theokratiſchen Einflüſſen der neu-franzöſiſchen Speculation und den hiſtoriſchen Rechtsbegründungen eines Haller, bis die Kirche ihr weites Gewand ausbreitete, alle verworrenen Ideen und Eindrücke, die in dem Chamäleon noch zuckten und galvaniſch vibrirten, umhüllte, und über die allmälige Abtakelung dieſes Fahrzeugs, die Penſionirung und Inruheſtandverſetzung eines ſtark geweſenen Mannes ihren heiligen Segen ſprach. Wohl dem, der ſeinen Frieden hat! Aber wer möchte den Frieden um den Preis ſeiner Ehre erkaufen?« —

Ein merkwürdiges Spiegelbild Gutzkow's iſt der Roman »Seraphine.« Der Autor iſt ehrlich genug, ſich ſelbſt ſcharf zu beobachten, aber er ſollte dies Bild ohnmächtiger Zerriſſenheit dem Publicum nicht bieten. »Was ſoll uns die Anatomie dieſer Schwächen, die uns unter die Lupe einer überwachten Empfindſamkeit gerückt werden? Es ſoll beweiſen, daß »der in ihm waltenden Gedankenzeugung nicht in dem Grade, als er dafür verrufen ſei, die weibliche Seite fehle.« Es ſoll den Leuten zeigen, daß es nicht ſo halsbrecheriſch tollkühn mit ihm ſtehe, daß er nicht der Furchtbare ſei, der nicht auch ſeine weichen Stunden habe. Aber er hüſtelt ſich hier in eine Sentimentalität hinein, die er im nächſten Augenblicke ſelbſt beſpöttelt. Wie Gutzkow mit ſich ſelbſt, mit dem Publicum und mit der Literatur immer gern experimentirt hat, ſo machen dieſe ſeine Romanfiguren mit dem Leben nur Experimente. Dieſe Seraphine und ihre Liebhaber heucheln ſich in Gefühle hinein und haben nie ein Gefühl erlebt; vor lauter Raffinement des Verſtandes kommt es zu keiner Neigung, vor lauter Planmachen zum Roman kommt es nicht zum Roman; im Gefühl der Ohnmacht ſchleppt ſich Alles hin, die Selbſttäuſchung verfliegt und die nüchterne Leere bleibt zurück. Soll das Buch eine Satyre auf die Sentimentalität, ein Bild der modernen Zeit ſein, ſo fürcht' ich, der Verfaſſer hat ſich hier mit ſeiner Zeit verwechſelt.

In ſeinem »Blaſedow« iſt der erſte Entwurf bedeutend, aber die Ausführung kommt ihm nicht nach. Gutzkow wollte einen modernen **Don Quixote** liefern; er nahm dazu einen armen Landpfarrer, der mit ſeiner Frau, mit ſeiner Gemeinde, mit ſeinem Gouvernement im Streit, über die Vielwiſſerei in der Zeit empört, ein eigenes Erziehungsexperiment an ſeinen Söhnen wagt, indem er jeden ausſchließlich für ein beſonderes Fach, den einen zum Schlachtenmaler, den andern zum Volksdichter u. ſ. w. erzieht. Bei all' dieſer Beſchränkung der jungen Kräfte werden die Knaben frühreife Narren. So kommen ſie nach der Reſidenz, wo ſie ihre Studien bald aufgeben und Journaliſten werden. Der Alte endet im Wahnſinn. Das Element, auf welches der Verfaſſer ſtieß, das Leben eines Landpfarrers, war, wenn nicht neu, doch ein glückliches, es konnte neu werden durch die Beziehungen auf den Culturſtand der Gegenwart. Beleſenheit hat der Autor genug, um die Bezüglichkeiten hineinzuweben, allein dies gerade hat ihn verführt, ſich die Sache leicht zu machen. Der Roman iſt nichts als eine Sammelei von Curioſitäten.

1842.

Gutzkow hat, wie mir ſcheint, ſein beſtes Buch geſchrieben. Geben ſeine »Briefe über Frankreich,« nach Inhalt und Form der Abfaſſung, auch viel Ephemeres, das auf längere Zeit nicht Stich halten kann, ſo beweiſen ſie doch, ohne es zu wollen, wo die Bedeutſamkeit dieſer ſchriftſtelleriſchen Kraft zu ſuchen ſein würde, wäre ſie ein Erzeugniß ungeſtörter Entwickelung. Gutzkow iſt auch bei der halben, ſchlaffen, noch immer feigen und zerbröckelten Entfaltung des politiſchen Deutſchlands ein ungewöhnliches publiciſtiſches Talent, — ich würde ſagen ein großartiges, höben ihn die Verhältniſſe in eine entſchieden wirkſame Stellung und machten ſie ſeine Geſinnung treu und zuverſichtlich. Ein ſolches Talent will durchaus gehoben ſein, will auf großem Platze großen Spielraum, damit ſein Ehrgeiz nicht in die Kleinlichkeit der Mediſance verfällt. — Von Allem, was über das politiſche Frankreich von heute berichtet wurde, halt' ich die drei Gemälde, welche Eduard Gans von den pariſer Zuſtänden in den Jahren 1825, 1830 und 1835 entworfen hat, für das Bedeutendſte. Über Thiers, Guizot, die Deputirtenkammer, die franzöſiſche Centraliſation, Michel Chevalier, die Fourieriſten und Communiſten hat wohl Gutzkow der Sache nach das Wichtigſte, der Form nach das Vollendetſte geliefert.

Wir finden hier Gutzkow — um uns vorzüglich mit ſeiner literariſchen Perſon zu beſchäftigen — auf patriotiſchem Boden wieder. Sein Esprit, jeder Zeit ſtark und ſchlagfertig, wie wir das nie in Abrede geſtellt, dreht ſich hier nicht um ein ehrgeiziges kleines Etwas, er nimmt große Geſichtspuncte, rückt ſich in die Objecte der Welt hinaus, hat einen Zuſammenhalt bekommen durch den nationaldeutſchen Hintergrund ſeiner Forſchungen und Schilderungen. Er iſt mitten im Brennpunct der franzöſiſchen Welt auf Momente ſogar übertrieben deutſch, ich will ſagen ſentimental, elegiſch; er kann weinen, wo wir's nicht vermuthen, z. B. vor der Dejazet. Er fürchtet ſich vor der Mediſance des Salons, er jammert, keinen deutſchen Familienabend in Paris zu finden, er ſcheut ſich anfangs, George Sand Auge in Auge entgegenzutreten, er iſt blöder Schwärmer genug, ihre Wohnung erſt aus ganz anderem Motiv zu betreten, um von fern ihre Exiſtenz zu belauſchen. — Und wie es ſpäter doch zu einem Abendbeſuche in ihrem Boudoir kommt, da gibt es zwiſchen beiden aus Verlegenheit eine kalte nüchterne Scene, ſtatt eines wirklichen lebendigen Verkehrs zweier bevorzugter Geiſter, ein faſt grammatikaliſch und lexikaliſch gehaltenes Frag- und Antwortſpiel, ein Examinationsſtündchen über deutſche und franzöſiſche Intereſſen. Gutzkow hat nicht gelebt in Paris, er hat es durchreiſt und an einigen Puncten ſtudirt. Daß er ſeine anfänglichen Verlegenheiten, franzöſiſchen Objecten und Perſonen gegenüber, ſo naiv eingeſteht, iſt ein liebenswürdiger Zug. Bevor uns die Sachen ſelber im Buche ganz und gar beſchäftigen, ſtellt der Autor ſeine Perſon häufig hin zur Beleuchtung. Ich finde es liebenswürdig, wenn er auf dem Wege nach Frankreich ſagt, es genire ihn, ſeine preußiſche Thalerrechnung nun in Franken, Sou und Centimen zu überſetzen. Bei Guizot ſetzt er auch erſt einige Male an, bevor er ihm etwas abgewinnt, und der Miniſter offerirt ihm, deutſch zu reden. Das iſt ebenfalls ſehr naiv, noch naiver, wenn die Pikanterie ſeines Styles ihn oft ſelber in gewiſſen moraliſchen Möglichkeiten blosſtellt, ihn oder Ebenbürtige. Er ſchreibt in Bezug auf Hamburg für den Zollanſchluß: »Ich will keine Profeſſur am hamburger Johanneum haben, und brauche deshalb nicht gegen den Zollverein zu ſchreiben.« Unſchön, obwohl verzeihlich, iſt eines deutſchen Autor's Kleinmuth über ſein äußerliches Nichts, wenn er die Stellung der deutſchen und franzöſiſchen Talente vergleicht und fortgeſetzt mit Erbitterung in Parallele zieht. Er vergibt ſich ſonſt nichts, franzöſiſchen Perſönlichkeiten gegenüber, und ſeine Briefe können, mit Ausnahme einiger Wendungen, zur Ehre des Vaterlandes, ganz gut überſetzt werden.

Über die Freiheit der Preſſe in Frankreich finden wir einen hübſchen Zug. Seitdem man in Frankreich die Drucker für den Inhalt von Werken, die ſie oft kaum verſtehen, verantwortlich gemacht, ſeitdem man anfängt, die meiſtentheils ſehr ſchadhaften Puncte des Cautionnements der Journale, ihrer Fonds, ihrer Eigenthumsrechte criminell zu unterſuchen, hält man auch die Cenſur für möglich. So heißt es wenigſtens. »Villemain aber und St. Marc Girardin, der mich zu ihm geführt,« ſagt Gutzkow, »wiederholten freilich: Jamais, jamais!« — Was machen denn nun, fragte der Miniſter, die deutſchen Schriftſteller mit ihrem Geiſt, wenn ſie ihn unter ein ſo ſchreckliches Joch, wie die Cenſur, beugen müſſen? — Wir befleißigen uns, erwiederte Gutzkow, einen deſto origineller en Styl zu ſchreiben, — und Villemain erinnert ſich lachend an Benjamin Conſtant, der, ſo lange er unter der Cenſur ſchrieb, ein großer Styliſt war; er mußte die Wahrheit umgehen, alſo machte ſeine Feder die kunſtvollſten Schlangenwindungen, die anmuthigſten Schönheitslinien. Später, als er ſchreiben durfte, was er wollte, wurde er — grob. Man las ihn nicht mehr. Schließlich aber gibt Villemain dem deutſchen Schriftſteller die Verſicherung, daß Frankreich um den Preis der Preßfreiheit doch vorziehen würde, ſchlechte, als mit der Cenſur gute Styliſten zu haben. Deutſchland ebenfalls, wenn es wahr wäre, daß die Speculation, ſich und die Wahrheit verſteckt durchzubringen, einen ſchönen Styl macht. Einen feinen vielleicht, einen glatten, jeſuitiſch pfiffigen, einen coquetten und barocken; niemals aber einen guten, offenen, großartig ehrlichen, moraliſch ſchönen. Demoſthenes' offene Sicherheit iſt doch wohl eine Schönheit gegen Tacitus' verkniffenen Tiefſinn! Oder ſollte der Satz, daß ein gutes Herz mehr werth iſt, als ein feiner Verſtand, ſo ganz und gar keinen Glauben mehr in Deutſchland haben, gar nicht deutſch mehr ſein? Wir werden den Glauben wiedergewinnen, wir werden von dieſer Hypercultur zur offenen Ehrlichkeit mit Volk und Fürſten zurückkehren müſſen. Dies ein Bekenntniß, das Gutzkow nicht ablegt, aber doch wohl theilt.

Von Hamburg führt der Weg des Autors über Hannover, Cöln und Aachen nach Brüſſel. Es ſind wenig Briefe, kurze Schilderungen, aber treffende Beobachtungen, die wir über jene deutſchen Puncte erhalten; die Betrachtungen über Deutſchland gehören zu den bedeutendſten, zu den dankbarſten im Buche, ſie ſind flüchtig und doch treffender, als manche ſeiner zuſammenſtudirten Phraſen über dieſe oder jene ephemere Berühmtheit der pariſer Welt. Mit Belgien beſchäftigt ſich der Reiſende weniger, als wir nach dem kurzen, richtigen Geſichtspuncte, den er hier faßt, wünſchen müſſen. »Belgien iſt auf der Stufe, die Frankreich nie, Deutſchland ſehr ſpät erreichen wird. Belgien hat die abſtracte Freiheit und die Freiheit der mittelalterlichen

Städtebildung. Es iſt frei im Allgemeinen und frei im Beſondern.“ Über die Architectur der belgiſchen Städte hält er eine kurze Muſterung; die Rathhäuſer nennt er Aſyle der Bürgerfreiheit. Mit den dortigen Menſchen beſchäftigt er ſich wenig. In Paris bemüht er ſich deſto emſiger um den Verkehr mit Notabilitäten, ſo freilich, daß man die Bemühung fühlt, die nicht immer lohnend iſt, nicht immer glückt. Aber der Drang des Forſchens iſt bei Gutzkow unerbittlich, er geht ſeinen Mann, dem er auf den erſten Blick nichts abgewinnen konnte, wiederholt an, er läßt ſeine Beute nicht fahren. Gutzkow hat in ſeiner Art der Auffaſſung nichts vom Eroberer, der glänzend und wie mit einem Wurfe von ſeinem Gegenſtande Beſitz ergreift. Gutzkow ſchleicht um's Ding herum, lugt, unterminirt und kommt gleichſam von unten her in den tiefen Mittelpunct der Sache. Er krittelt am Äußern ſo lange mürriſch herum, bis er in's Herz durchgedrungen iſt, und uns dann nach langer Mühe erſt der Kern deſſen, was er findet und gibt, überraſcht. Gutzkow gibt mehr als die bloße Mediſance der Reiſeliteratur. Er begnügt ſich niemals mit der Oberfläche der Perſonen und Dinge. Er hat Frankreich auf einigen Puncten ſtudirt, mit ſeinem Theater, einigen Zweigen ſeiner Literatur, ſeiner Publiciſtik und Kammerberedtſamkeit war er ſeit Jahren vertraut, und die Reſultate fleißiger Lectüre knüpft er nun hier an den Zufall des Augenblicks, an die perſönliche Begegnung mit den Fähigkeiten des Tages, von denen er freilich nur nach prima vista berichtet, um ſein längſt fertiges Raiſonnement bequem zu unterſtützen. Seine Converſationen mit lebenden Figuren ſind oft nur ein abſtractes Frag- und Antwortſpiel, wo das Für und Wider des Themas hier mehr, dort weniger geſchickt vertheilt iſt, es ſind geiſtreich in Scene geſetzte Abhandlungen. Ich habe die verunglückte Scene im kleinen Abendzirkel der Marquiſe Dudevant ſchon erwähnt. Das Viſitenlaufen und Berichterſtatten über Augenblicke, wo ſich Niemand ganz gibt, dieſe Unſitte der modernen Reiſeliteratur, ſollte aufhören. Man muß mit den Menſchen leben, ſie nicht als Raritäten beäugeln, will man ſie verſtehen, ihre geiſtigen Schöpfungen aus der Eigenthümlichkeit ihres perſönlichen Naturells erläutern. Bedeutende Menſchen geben ſich nicht ſo ſchnell an den Augenblick; am wenigſten wohl eine tiefſinnige Frau in ihrem eigenſten Weſen, um ſie nach einem Stündchen Converſation zu faſſen. Mehr glückt es bei Männern der Öffentlichkeit, Äußeres und Inneres zu confrontiren, beides gegenſeitig zum ergänzenden Verſtändniß zu bringen. Guizot, Thiers, dieſe Männer der Tagesdebatte, ſind meiſterhaft gezeichnet; die Darſtellung einer Sitzung der Deputirtenkammer, das Gelungenſte im Buche, beweiſt Gutzkow's Beruf als Publiciſt und als Darſteller öffentlicher Charaktere. Die kleinen Jämmerlichkeiten im Wettkampfe des Ehrgeizes, dem das Wohl der Nation anheimzufallen ſcheint, ſchildert er vortrefflich. Man könnte hier faſt verleitet werden, zu glauben, Gutzkow ſei auch zum Berichterſtatter über große Menſchen, über glorreiche Epochen berufen. Was doch wohl nicht der Fall iſt. Sein Scharfſinn weidet ſich zu gern an den kleinen Hinfälligkeiten der Creatur. Früher kritiſirte er ſo Bücher und Autoren; jetzt ſieht er ſo die Welt und ſchildert ſo Zuſtände und Menſchen. Er iſt furchtbar ſcharfſinnig für kleine Dinge. Wenn er Chasles, Quinet charakteriſirt, oder ſeinen deutſchen Freunden, Weill, Dingelſtedt, Kränze mit Stacheln und Dornen flicht, ſo ſtaunen wir über dieſe Virtuoſität im Benutzen kleiner Zufälligkeiten, die er wider Willen dem Spott preisgibt. Daß Gutzkow keine Luſtſpiele ſchreibt! Es wird ihm Alles ſo leicht zur Poſſe! Hin und wieder iſt es auch nicht blos die Schneide ſeines Secirmeſſers, die in der Art und Weiſe ſeiner Auffaſſung merkwürdig erſcheint. Im Hintergrunde ſeiner Darſtellungen lauert ſehr oft eine craſſe Einſicht in die Gemeinheit der Welt. Man leſe, wie er den Cancan ſchildert. Hier kann die Sache ſelbſt kaum ſchreckhafter ſein, als die Gutzkow'ſche Erläuterung.

Das heutige Theater der Franzoſen nimmt ſeine beſondere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Er gibt gewiſſenhaften Bericht über den Zuſtand der pariſer Kunſt, charakteriſirt beſonders die Dejazet, Bouffé und Lamaître, der ihn an Seydelmann erinnert. In Bezug auf die Leiſtungen der Dem. Rachel findet er vielleicht nicht recht den franzöſiſchen Standpunct, um ihre Wirkungen rechtfertigen zu können. Ich kann das freilich nur loben; der Deutſche ſollte nie einen andern Standpunct als einen deutſchen haben, und die Zeit iſt nahe, wo wir verwerfen, was wir nicht brauchen können.

Zu den beſten Partien im Buche gehören die Abſchnitte über Michel Chevalier, über Fourierismus und Communismus. Hier verſenkt ſich Gutzkow in den Stoff, hier vergißt er ſeine Couliſſenintereſſen, vergißt — es ſcheint ihm ſchwer zu werden — die kritiſche Rache, die er an Saphir, an Wieſt, an dieſer und jener mißliebigen deutſchen Bühnendirection zu nehmen hat. Er gibt ſich in dieſen Abſchnitten an eine große Sache hin, und wir wünſchen uns Glück dazu, einen ſeltenen Scharfſinn hier nicht verſchwendet zu ſehen.

Ein beſonderer Punct in Gutzkow's Bekenntniſſen, auf den ich noch eingehen muß, iſt der gute Rath, den er allen nach Paris reiſenden Deutſchen gibt. Er räth jedem Deutſchen, dort im Gefühl ſeiner Nationalität aufzutreten; der Franzoſe kenne keine andere Art, ſich einzuführen, und achtet nur dieſe. Der Patriotismus gibt den pariſer Briefen von Gutzkow nicht allein eine wohlthuende Färbung, ſondern auch einen echten Hintergrund, Halt und Werth. Wir haben hier mehr als Talent, als Speculation und Raffinement des Esprit; wir ſtoßen hier auf Geſinnung, und der Charakter iſt es, dem wir huldigen, weil er es iſt, der die ſonſt losgelaſſenen Kräfte des Geiſtes und Gemüthes zu einem individuellen Ganzen zuſammenfaßt und bewahrheitet. Als bloßer guter Rath aber iſt die obige patriotiſche Äußerung doch eine zu arge Demüthigung. Und iſt denn wirklich, wenn wir nicht mit freier Stirn und offener Bruſt dem Fremden über Deutſchland Rede ſtehen können, der Gewinn eines Beſuches in Paris ſo groß, um das nationale Schamgefühl ruhig mit in den Kauf zu nehmen? Auch Timon-Cormenin fragt Gutzkow: »was erwarten Sie von Deutſchland?« Dieſe Frage, mit welcher er hundert Mal angegangen wird, hat er ſich gewöhnt, mit einer Art wichtigthuender Eitelkeit zu beantworten. Er habe dann Dinge verſprochen für Deutſchland, an die er in Deutſchland ſelbſt nicht glaube. Er habe Preußen eine Verfaſſung verſprochen, habe für alle Könige und Großherzöge der lieben Heimath gutgeſagt, eine große militairiſche Kraftentwickelung — fingirt, wie er wörtlich ſagt; habe für Öſterreich garantirt und die Preßfreiheit decretirt. Hat Gutzkow daran gedacht, was die Franzoſen von ihm, von uns, von deutſcher Publiciſtik, von Deutſchland überhaupt denken, wenn ſie ſich dieſe Stelle ſeines Buches überſetzen und ſehen, alles das ſei nur von ihm fingirt, nicht blos dieſe Dinge, auch der Glaube an dieſe Dinge? Man blieb ihm freilich auch perſönlich nichts ſchuldig auf ſeine — gutgemeinte Prahlerei, denn dafür gibt Gutzkow ſelbſt ſeine erlogene Zuverſicht. Man machte ihm regelmäßig dieſelben Gegeneinwände: les quatre questions, Bruno Bauer, les Hallischen Jahrbuck etc. etc.; aber er meinte dann (ob ernſtlich oder eben auch wieder par dépit!), das wären kleine bedenkliche Blaſen, die bald wieder zerplatzen würden, und wiederholt in ſeinem Buche — ſo ſehr iſt ihm Schalkheit zur andern Natur geworden — man thue in Paris immer beſſer, die Miene anzunehmen, als ginge Deutſchland einer großen und glänzenden Zukunft entgegen. In der That, man thut noch beſſer, zu Hauſe zu bleiben, ſo lange man nicht mit dem ungeheuchelten Nationalehrgefühl in der Fremde auftreten kann. Ich tadle nicht, daß Gutzkow, daß Irgendwer es nicht konnte bis heute; mein Tadel geht auf die Sachlage, geht aber auch auf erheuchelte und ſchiefe Verſuche, dieſe zu beſſern. Dieſe Verſuche, uns bei den Fremden in ein gutes Licht zu ſtellen, ſind gut gemeint, aber noch einen Schritt weiter, und — man gibt ſich gar nicht alljährlich ſo viel Mühe, die franzöſiſchen Herrlichkeiten von heute und die pariſer Feuilletonpotenzen zu begreifen und zu conſtruiren. Die Franzoſen haben Großes genug geleiſtet, ſie haben oft genug die Pforten der Weltgeſchichte aus den alten Angeln gehoben und in neue gerückt. Wollen ſie jetzt verſchnaufen, ſo laſſe man ihnen Zeit. Der regelmäßige Schwalbenzug der deutſchen Reiſenden und die pflichtgetreue hergebrachte Literatur darüber wird lächerlich. Es geziemt den Deutſchen nicht, das Ephemere, ſondern das Abſolute von aller Welt ſich zu eigen zu machen.

Gutzkow gibt ſchließlich noch einen Anhang, zu dem ihn der Tod des Herzogs von Orleans veranlaßte. Er ſpricht ſich über die Epochen Frankreichs, wo eine vormundſchaftliche Regierung eintrat, kenntnißreich aus. Sonſt mißfällt mir das flaue Raiſonnement, das ihn beinahe befähigt, irgend eine von unſern großen charakterloſen politiſchen Zeitungen zu leiten.

Flau ſage ich, weil es in jedem Augenblick vom Windſtoß des Zufalls und der Gunſt umgeſtoßen werden kann, weil es nicht das Bleibende im Wechſel erfaßt und das Debattengeſchwätz, das in Frankreich und England Mann gegen Mann Leben und Kraft hat, unnütz auf die todten Spalten des Druckes herüberſchleppt. Und worauf läuft hier Gutzkow's Gutachten hinaus? Er ſagt, Frankreich würde auch unter einem Kinde glücklich ſein können. So feſt ſei das moraliſche Element in ganz Europa, und man könne dem monarchiſchen Princip dazu Glück wünſchen. Ich weiß nicht, iſt dieſer Glückwunſch volle Überzeugung, oder ein hingeworfenes Körnchen, bei dem man ſehen will, wie es aufgeht? Ferner ſagt er: Frankreich gehe nicht zu Grunde, wenn auch eine Dynaſtie zu Grunde gehe. Frankreich würde, falls die Orleans ausſtürben oder unbrauchbar würden, weder die Bourbons zurückwünſchen, noch nach den Napoleoniden rufen; es würde nicht in Verlegenheit gerathen, es würde ſich einen Herrſcher unter den Fürſtenſtämmen Europa's ſuchen. Wirklich? »Ich ſage,« ſagt Gutzkow, »nichts hat ſich verändert. Ich ſage, Frankreich iſt über die geſtörte Thronfolge des Hauſes Orleans erhaben. Ich ſage, Frankreich hat die Kraft, ſich ſelbſt zu regieren.« Was kann man nicht Alles ſagen! Ich meinerſeits halte Frankreich unter einem fremdländiſchen Herrſcher für eine Unmöglichkeit; es glaublich finden, heißt den franzöſiſchen Ehrgeiz verkennen. Der alte Blücher wollte ſogar Frankreich in vier Theile zerreißen und unter vier Coburger ſtecken. — Gutzkow wolle ſeine große publiciſtiſche Kraft den deutſchen Zuſtänden erhalten und ſie nicht an's Ausland verſchwenden, deſſen Möglichkeit wir uns gegenüber conſtruiren ſollten, ſofern wir unſere eigene Haltung darnach zu nehmen haben. Auch Louis Philipp, der ſo oft von deutſchen Schriftſtellern beleuchtete, hat unter Gutzkow's Feder eine Charakteriſtik erfahren, die ich für ſchief halte. Jules Janin's Louis Philipp iſt meines Erachtens der allein richtige. Aber laſſen wir doch das heutige Frankreich mit ſich ſelbſt fertig werden! Gutzkow ſcheint uns Glück zu wünſchen, daß Frankreich unter Louis Philipp ſchwach geworden. Dieſe Gratulation kann Deutſchland nicht annehmen. Gutzkow's Patriotismus geht hier fehl; ich weiß nicht, verführte ihn ſein ſchwankendes Herz oder ſeine ſchwankende Logik. Mir ſcheint an Frankreich das Bedeutendſte, daß es uns in Schach hält. Dieſe Miſſion hat es der Welt, hat es Deutſchland gegenüber. Ohne die Beſorgniß, daß von dort her der bei uns verſagte Fortſchritt hereinbricht, blieben unſere heimiſchen Gewalten faul und in ſchlaffer Gemüthlichkeit.

18.

Deutſche Dramatiker.

Wienbarg hat eine dramatiſche Bücherſchau eröffnet. Er will mit dem guten Pflugſchar ſeiner Kritik das Feld der dramatiſchen Muſe für die Männer von heute wieder urbar machen helfen. Seine Kritik durchfurcht wohlthätig den Boden. Die ſcharfe Friſche, die heitere Kraft ſeines Wortes wirkt erquicklich und belebend. Er erleichtert der Literatur einen Entſchluß, der nahe genug liegt, aber durch eine Reihe niederſchlagender Erfahrungen erſchwert wurde. Trotz dem Verfall der Schauſpielkunſt, trotz der Verwahrloſung des Geſchmacks bei Ausübenden und Schauenden, trotz der Ungunſt äußerer und innerer Nöthigungen, ſcheint die Literatur doch der Überzeugung werden zu wollen, die Bühne aufgeben, heiße die wirkſamſte Poſition verkennen. Es wird wohl noch lange fraglich bleiben, ob ſich die Literatur der Bühne anbequemt, in ihre ſchlaffen und ſeichten Bedingungen eingeht, oder ob ſie ſich und ihren Intereſſen die Bühne unterwirft. Die Verwahrloſung des deutſchen Theaters datirt nicht allein von dem Umſichgreifen des Operngenuſſes, ſie datirt noch weit mehr von dem Unbehagen der Literatur, von deren Sträuben, die Maſſe kraftvoll im Moment erfaſſen zu wollen. Ob dies Unbehagen nicht zugleich mit der Unfähigkeit, mit prüder, unpraktiſcher Zimperlichkeit Hand in Hand geht, weiß ich ſelbſt nicht zu erörtern. Der Zug des neuen Geiſtes hatte nun einmal ſeine beſondere Richtung, Literatur und Bühne hatten ſich überworfen und leben noch auf geſpanntem Fuße. Nicht aus der jüngern Zeit, ſchon von Tieck ſchreibt ſich dieſer Übelſtand her. Statt jene Kaiſertragödien zu ſchreiben, zu denen, wie die Briefe an Solger verriethen, ſoviel Vorrüſtung geſchah, wurde Tieck Dramaturg einer Hofbühne, aus einer Nationalehre wurde für ihn eine bloße Liebhaberei, und ſeine Production lieferte für ein auserwähltes, parfümirtes Publicum eſoteriſche Novelliſtik. Die deutſche Bühne wurde von Überſetzungsfabrikanten und von der bedientenhaften Mittelmäßigkeit mit Novitäten verſorgt. Immermann's und Grabbe's großartige Kräfte geberdeten ſich zu craß, um Boden zu gewinnen. Gegenwärtig will ſich vielleicht der Zeitpunct günſtiger geſtalten. Die Opernwuth hat ihre Kriſis hinter ſich, Scribe's Werkſtatt wird läſſig, Raupach's geſchminkte Lüge hört auf zu täuſchen. Wie aufnahmluſtig das deutſche Theaterpublicum, wie gern es einen neuen Stern begrüßt, haben wir an Halm's »Griſeldis« erlebt. Der neue Stern indeſſen war nur ein roth aufgedunſener Komet, und die Literatur hat darauf zu achten, daß es nicht darauf ankomme, ſich der Breter coute qui coute! zu bemächtigen, ſondern ſich in ſich ſelbſt zu geſtalten, und in ihren dramatiſchen Erzeugniſſen jene Geſundheit des Geiſtes zu erobern, der alle Lüge, alle geſchraubte Unnatur fremd bleibt. Die Kritik, iſt ſie blos literariſch, kann hier nicht viel thun. Das Drama will und ſoll aufführbar ſein, die dramatiſche Literatur muß unmittelbar mit dem Theater in Verkehr treten. Erſt an der Aufführung begreift der Dichter die dramatiſche Wirkung, ermißt die theatraliſche Möglichkeit; ohne Darſtellung hat das Drama kein Feld, wo es fußt, nur auf dieſem naturgemäßen Boden, nur bei dem Ineinandergreifen der dichteriſchen Production und der lebendigen, anſchaulichen Darſtellung kann die Kritik auf das Drama wie auf das Publicum heilſam einwirken. Eine Polemik gegen den Stand der jetzigen Theaterintereſſen kann höchſtens einen Abzugscanal eröffnen, den jedoch jede Verwaltung ſo lange wieder ſtopft, als die heimiſche Literatur es verabſäumt, ihr friſche Quelladern zuzuführen.

Wienbarg's Kritik will ſich nun das Verdienſt erwerben, ſich der dramatiſchen Leiſtungen unſerer Zeit zu bemächtigen, dem leſenden Publicum deren Werth und Unwerth zu entfalten und zunächſt für die ſchaffenden Talente ſelbſt eine Geſchmacksreinigung zu verſuchen. Mit der leuchtenden Schärfe ſeiner kritiſchen Vernunft hatte er die Verwahrloſung der Halm'ſchen Arbeiten aufgedeckt; jetzt trieb es ihn, Uhland's verkannte dramatiſchen Gedichte dem Bewußtſein der Denkenden kritiſch zu vergegenwärtigen, da das deutſche Theater ſie mißachtet und ignorirt hat. Er erinnert an »Ernſt von Schwaben« und erläutert ausführlich »Ludwig den Baier«. Er feiert Uhland's keuſche Kraft, die kindliche Mannheit, die ſeine Dramen beſeelt, die hohe Natureinfalt ſeiner geſunden Bruſt, die ruhige Größe ſeiner hiſtoriſchen Haltung. Bei dieſer ſchönen Hingebung, die an der Kritik unſerer Zeit als eine ſeltene Tugend zu bezeichnen iſt, verkennt Wienbarg auch nicht, daß alle jene Vorzüge, die Uhland als Dramatiker beſitzt, — Eigenſchaften, die gleichſam das Fundament des dramatiſchen Lebens ſein müſſen, ohne daß ſie das Gebäude ſchon ſelbſt vollenden, — in dieſen beiden Dramen noch ſehr in verhaltenen Athemzügen, noch in einer gewiſſen Gebundenheit befangen ſind. Die äußere Ungunſt, die Uhland's dramatiſche Productionen traf, verhinderte ihn, den betretenen Pfad zu verfolgen; der Balladenſänger vollendete ſich in ihm, der Dramatiker, der ganze Uhland, blieb Fragment. Sein »Ludwig der Baier« war zu wenig baierſch, war zu deutſch; die münchener Hofbühne wies das Werk ſchnöder Weiſe von ſich, eine Nationalbühne gibt es in Deutſchland nicht, nach einem deutſchen Nationalbewußtſein kann man, wie Diogenes, bei hellem lichten Tage mit Laternen ſuchen.

In Julius Moſen ergibt ſich manche Verwandtſchaft mit Uhland, dieſelbe Enthaltſamkeit des Gefühls, dieſelbe Keuſchheit der Empfindung, dieſelbe Energie urſprünglicher reiner Dichtergeſinnung, die aller undramatiſchen Schwelgerei des Empfindens abhold iſt. Dabei aber bei Moſen wie bei Uhland dieſelbe Gebundenheit in der Gliederung, dieſelbe verhaltene Kargheit in der Ausführung. Bei Moſen ergibt ſich ein rhetoriſcher Schwung kühner Gedankenzüge, die ſich urplötzlich nach einer Seite hin Luft machen. Dies befähigt nun zunächſt zum Monolog, und in der merkwürdigen Tragödie »Rienzi« war eben nur dieſe eine, mit ſubjectiver Luſt gehegte und gepflegte Geſtalt ausgearbeitet fertig, alle anderen waren Figuranten für dieſen Mittelpunct. »Rienzi« hätte trotz ſeiner nur monologiſchen Haltung auf der Bühne einen mächtigen Effect gemacht, einen Effect, den die politiſche Bangigkeit der Zeitgenoſſen nicht wagte.

Hermann Marggraff hat ſchon vor Jahr und Tag in einem »Heinrich« ſeine Shakſpeare'ſche Schule an den Tag gelegt. Dieſe Schule verräth auch noch in einzelnen Nebenfiguren ſein »Täubchen von Amſterdam«, wie denn der Canzler Balkendorf nur matte Copie des Polonius zu nennen iſt. Dagegen gibt ſich in der Haltung und Charakterfärbung der Hauptgeſtalten eine rege Urſprünglichkeit, eine naive Kraft der Auffaſſung und Durchführung kund. Die Scenen zwiſchen Chriſtiern und Düveke, Torben Oxe und Düveke, Chriſtiern und Faaburg ſind dramatiſch wie theatraliſch gleich glücklich. Überhaupt iſt das natürliche einfache Verhalten je zweier Figuren in ihrem Bezug auf einander ſehr gelungen mit Kraft und jener geſunden Einfalt hingeſtellt, die ſtets wirkſam ſein wird. Steigert ſich aber der Gefühlsconflict in vielgeſtaltigen Gruppen, in der Muſik würden wir ſagen: will ſich der Gedankenſatz nicht im Duett, ſondern in einem mehrgliederigen Tonſtück entfalten, ſo offenbart ſich die dramatiſche Naivetät des Dichters in einer Unſchuld, wie ſie ſonſt dem alten deutſchen Schauſpiel eigen, in einer Harmloſigkeit, wie man ſie faſt nur an Hans Sachs gewohnt iſt. Die Scene, wo ſich die Königin mit der Sigbrit überwirft, verräth — könnte man ſagen — mangelhafte Einſicht in Convenienz und geſellſchaftliche Möglichkeit; dies trifft auch die Naivetät, womit andere Scenen, z. B. das Verhalten der Königin zu Faaburg, von Marggraff hingeſtellt ſind; im Grunde aber liegt dieſe Fahrläſſigkeit, die bei der Aufführung vielleicht weniger fühlbar wird, als bei der Lectüre, in der noch unfertig gebliebenen Fähigkeit, complicirtere Gliederungen, mehrfacher verſchlungene Situationen naturgültig und wahr zu zeichnen. *)

Vor Allen aber nimmt Immermann's dramatiſche Muſe fortgeſetzt ein hohes Intereſſe in Anſpruch, zumal da die berliner Kritik ſich an ſeinem »Opfer des Schweigens« offenbar verſündigt hat. Im dritten Jahrgange des Franck'ſchen Taſchenbuchs ſteht die Tragödie gedruckt, aber nicht mit der gewiß wohlthuenden Abkürzung und Umgeſtaltung des erſten Actes, mit der ſie unter dem Titel »Ghismonda« in Weimar mit

---

*) Hier urtheil' ich aber nur, wie der Blinde von der Farbe, nur nach der Lectüre. Über die Wirkung des Stückes auf der Bühne ſ. ſpäter.

großem Beifall gegeben wurde. Dieſe ſchleppende Introduction in erſter Abfaſſung ſetzt nicht minder wie die harte ungefügige Technik und oft ſteife Reckenhaftigkeit der Diction bei einem ſo großen Talente in gerechtes Staunen. Ein ſo langer Muſendienſt, däucht mir, hätte auch den härteſten Demant ſchleifen müſſen; bei alledem blieb dies Talent für die Bühne wie für die Nation ein ungeſchliffener Edelſtein. Und es liegt in Immermann's ganzem geiſtigen Weſen, — denn auch in den Werken ganz objectiver Haltung breitet ſich ja das Weſen des Dichters als die belebende Seele aus, die in den Gliedern erkennbar wird, — eine kalte Hoheit des Geiſtes, die ſich ungern bequemt, ſich mit ſeinem Stoffe befruchtend zu vermählen. Dabei will es mir immer erſcheinen, als habe Immermann niemals die Vorſtudien zu Shakſpeare ganz überwinden können. Immermann wird nie warm machen, aber die Grandezza ſeiner Haltung, die gewaltſame Kraft ſeines pſychologiſchen Verſtandes werden ſtets imponiren. Die Art und Weiſe, wie in der gedachten Tragödie ein junges männliches Herz ſchweigend den Tod erduldet, weil die Geliebte ihm dies Gelübde auferlegte, die Art und Weiſe, wie ein ſtolzes, marmorhaftes Weib alle Hoheit ihrer Stellung, allen Vorrang ihrer Würde, ja alle feſte Enthaltſamkeit ihres zähen Herzens plötzlich abthut und von der Treue des liebenden Mannes erſchüttert, nach ſeinem Tode mit einem Male die unendliche Fülle eines unſterblichen Gefühls von ſich ſtrömt: dieſe Scenen ſuchen in den Tragödien der alten und neuen Welt Ihresgleichen.

Wienbarg hat ſich nur über Uhland ausgeſprochen. Ich fügte das Nächſte über Moſen, Marggraff und Immermann hinzu, und laſſe meine weiteren Studien hier folgen. Sie ſind der Ertrag mehrerer Jahre, wie ihn theils Lectüre, theils die Aufführungen auf der leipziger Bühne brachten. Ich beginne mit Grabbe's Hannibal vom Jahre 1836.

Was früher in Grabbe's Dichtungen eine täppiſche Naturkraft war, maßlos um ſich griff, hat ſich jetzt in ihm zu einem epigrammatiſchen Sarkasmus kryſtalliſirt. Die groteske Ungeheurlichkeit, womit Grabbe himmelſchreiende Contraſte Stirn an Stirn gegen einander warf, beginnt ſich hinter einer äußerlich ruhigern, ſimpleren Form verborgen zu halten. Das ſchamanenhaft wilde, nicht ſelten grimaſſirende Antlitz ſeiner Muſe hält jetzt ſeine ſchmerzlichen Zuckungen in einem ironiſchen Zuge um die verhaltene Lippe gebannt; kämen die Grazien und küßten dieſe hohe, gefurchte Stirn, ſo blickte uns ein wahrhafter Dichter tief bedeutſam aus dieſen Mienen entgegen.

Grabbe's Hannibal iſt ein großartiges Werk; es fehlt nicht viel, daß es ein eben ſo ſchönes als großes geworden wäre. Es iſt das Werk eines Giganten, der auf ſeine Kraft trotzend es verſchmäht, ſein rieſiges Haupt in mildem Abendſchein zu ſonnen, oder im erquickenden Morgenthau zu baden, nachdem die Schauer der Nacht ſein Lockenhaar durchtobt. Ich hatte über Grabbe's frühere Dichtungen eben ſo oft geſtaunt, als ich mich krampfhaft berührt von ihnen abwandte; ihm war von Anfang an Viel und Großes gegeben, allein die Grazien ſchienen ausgeblieben, es ſtand zu fürchten, daß ſein Talent in eigenſinniger Starrheit verknöcherte. Wenn er lächeln wollte, ſchlug er eine gellende Lache auf, der Pfeil ſeiner Satyre traf den ſchwarzen Punct, aber zertrümmerte zugleich die ganze Scheibe ſeines Zieles, ſeine weltweiten Gedanken verloren ſich in's Wüſte, ſeine Geſtaltungen tölpelten über ſich ſelbſt zuſammen. Jetzt, da ſich mit dem Hannibal ſeine Geburten einfacher und ruhiger zu gliedern beginnen, drängt ſich uns ſein großes Talent mit ſeinen Fortſchritten von neuem als eine ſeltene Erſcheinung auf. — Sein Hannibal theilt ſich in fünf Hauptgruppen. »Hannibal vor den Thoren Roms« iſt die Überſchrift des erſten Theils. Eine Liebesſcene in Karthago eröffnet dieſen. Ein puniſches Mädchen ſchmäht ihren Geliebten, daß er an Liebe denke und um Küſſe bettle, während der Vaterlandsheld die römiſche Welt erſchüttert. Sie treibt ihn auf nach Italien, und erſt als die Wimpel flattern, bricht die lange verhaltene Liebe des Weibes in Bangigkeit aus. Je mehr wir gewohnt ſind, zärtliche Scenen ſolcher Art von deutſchen Poeten in Form verwaſchener Elegien zu erhalten, deſtomehr imponirt hier die groteske Sprache des Herzens. Nur ſchade, daß Grabbe es verſchmäht, Verhältniſſe von ſolchen Beziehungen als einen durchgehenden Faden feſtzuhalten;

ſie bleiben ſkizzenhaft und abgeriſſen. — Eine mercantile Scene am maſtenwimmelnden Hafen gibt uns ein karthagiſches Genrebild und malt uns die Zuſtände der puniſchen Welt, ihren Reichthum und ihre Entartung, ihre raffinirte Krämerinduſtrie und die Barbarei ihres geiſtigen Behagens. Für eine Bühnendarſtellung iſt dieſe Volksſcene viel zu wirrig durch einander. Wenn Shakſpeare Pöbel zeichnet, nimmt er noch immer einzelne Vertreter deſſelben. Grabbe will mehr thun, er will den Pöbel als Maſſe geben, nimmt zehn, funfzehn Figuren hinter einander in gedrängtem Tumult und hört ſomit auf zu individualiſiren. Geht auf dieſe Weiſe das Individuelle bei ihm verloren, ſo hebt ſich das Zuſtändliche um ſo mehr im Volksgewirr heraus und die karthagiſchen Situationen werden uns eben ſo glücklich klar, als das römiſche Leben ſpäter in den italiſchen Volksſcenen, der Culturzuſtand des verweichlichten Aſiens in den Scenen am Hofe des Pruſias. In dieſen drei Angeln ſchwebt die damalige Welt; zwei brechen, die römiſche ſchlägt krachend ihre Flügel auf und zu. Dieſe Hinblicke auf die drei Welten, Afrika, Italien und Aſien, ſind in ihren Reflexen trefflich gehalten; nur, glaub' ich, widerſtrebt dieſe Schilderung des Zuſtändlichen der Bühnendarſtellung.

Eine dritte Scene in Karthago zeigt uns das Getriebe der mercantilen Ariſtokraten, die ſich zum Sturze Hannibal's vereinen. Neben ihr ſteht eine Scene auf dem Capitol. Die Feinde pochen an die Thore Roms, das Geheul der Weiber durchdringt die Straßen; aber die eiſenfeſte Stirn der Männer im Senate erbebt nicht. Endlich ſehen wir nach ſo vielen Vorverkündigungen den Helden des Dramas ſelbſt, wie er Boten aus Karthago empfängt; wir ſehen die von begeiſterter Vaterlandsliebe geröthete Wange Hannibal's ſich in bleiche Verachtung verwandeln gegen die mercantilen Tücke ſeiner puniſchen Genoſſen. Das iſt das Tragiſche in dieſer Figur, das Grabbe vortrefflich auffaßt. Hannibal's Liebe muß ſich in Haß umſetzen, er muß Karthago, das ihn gebar, verachten, und Rom, dem er den Tod geſchworen, muß er anfangen zu lieben. Dieſe Ironie verführt mit ihm das Schickſal und das Bewußtſein davon gibt ihm jenen bittern Sarkasmus, unter deſſen ſcharfen Wunden ſein Herz langſam hinblutet.

Der zweite Theil der Tragödie zeigt uns die Scipionen in den rauchenden Trümmern Numantia's und die Karthager in Capua. Eine eigenthümliche Figur macht der gute Luſtſpieldichter Terenz neben den Scipionen; er macht behutſame Reflexionen, wo jene beiden Worte und Thaten wie Eiſenblöcke mit rieſiger Fauſt hinwerfen. Mit wenigen Pinſelſtrichen iſt auch ein witziger Rieſe von Celtiberier im ſpaniſchen Lager gezeichnet. Eine ergötzliche Geſtalt, die jedoch mehr ausgeführt ſein ſollte, iſt der pedantiſche Despot in Capua, über den ſich die tolle Wuth der von Hannibal emancipirten Sclaven ergießt. Alles Skizzenhafte iſt auf der Bühne ungenügend und peinigt.

Der dritte Abſchnitt des Drama's bringt uns Hannibal's Abſchied von Italien. Während der Held über ſeine Feinde triumphirt, muß er an ſeinen Freunden, an ſeinen Landsleuten untergehen; alle ſeine Pläne ſcheitern an der Intrigue Karthagos. Wie epigrammatiſch ſein Schmerz ſich über die zerdrückte Lippe drängt, höre man aus folgenden Worten. Wir ſehen eine Höhe mit dunklem Kaſtanienwalde, das Brauſen des Meeres ertönt in der Nähe. Hannibal windet ſich zu Pferde raſch durch das Gebüſch, ſteigt an einem kleinen Grasfleck ab und hängt die Zügel an einen Baumaſt.

Hannibal. »Gaul, ſollteſt Du verſtehen, wie ein lang niedergedrückter Schmerz ſich lüftet, ſo wiehere es nicht aus, oder ich ſchlage Dich nieder! (Er ſtürzt ſich auf die Erde und faßt ſie mit beiden Händen.) — Italia! Herrliche, um die ich ſiebenzehn Jahre warb, die ich geſchmückt mit eigenem und mit Conſulblut, ſo muß ich Dich verlaſſen? Nichts bleibt mir von Dir, die ich mitreißen möchte über's Meer? Du, ganz anders als die finſtere Karthago und ihr heißes, trübrothes Firmament, Du, prangend mit Helden, die nur von Ruhm und Eiſen, nichts von Golde wiſſen, mit dem Glanze ſelbſt, nicht durch Miethlinge errungener, zum Capitol hinaufſchimmernder Triumphe, nie erhabener, als da ich Dich zu meinen Füßen wähnte, und Du Dich aufrichteteſt zu dem Gewölbe Deines ewig blauenden Himmels! — Ha, dieſe Gräſer entreiße ich Dir und berge ſie an meinem Herzen; mein jahrelanges Mißgeſchick entſchuldige bei mir ſelbſt einen Augenblick der Empfindung!« (Stimmen der commandirenden Flottenofficiere vom Meere her u. ſ. w.) — Sollte für die Deutſchen nicht eine Zeit kommen, wo ſie von der Bühne herab ſolche Sprache und ſolche Monologe hören können und wollen? Eine Zeit der Manneskraft und Thatluſt!

Eine der nächſten Scenen zeigt uns den Feldherrn auf dem Verdeck ſeines Schiffes. Braſidas neben ihm findet Worte für den ſchmerzlichen Abſchied, Hannibal wirft nur kurze Sarkasmen dazwiſchen. Die verhaltene, halbſtumme Sprache, die Grabbe an ſeinen Figuren liebt, und deren gebrochene Kürze nicht ſelten zur Coquetterie und Manier zu werden droht, iſt hier von erſchütternder Wirkung.

Im vierten Abſchnitte beſchäftigt uns Karthago. Hannibal's Empfang bei ſeinem Großvater Barcas iſt wieder von jener ſcharfſchneidigen Kürze, die uns beredter dünkt als alle beliebte Ausmalerei lyriſch ergriffener Dichter. Hannibal kniet vor dem Greiſe, faſt ſelbſt zum Greiſe ergraut in Schmerz und Noth.

Barcas. »Auf, auf! — Du, vor dem die Hunderttauſende fielen, willſt knien? Auf — es erſchreckt mich! (Hannibal erhebt ſich.) — Enkel! Deine Stirn ein ſturmerſtarrtes Meer!

Hannibal. Es ſtürmte lange darüber hin, bis endlich der Froſt kam und die Wellen ſtehen blieben.

Attila. (Das puniſche Mädchen der erſten Scene.) Das die Hände, die von Cannä's Höhen zum Siege winkten? Ich zittere vor Schauder und Wonne!

Barcas. Dein Haar ſchon weißlich —

Hannibal. Es geht meinem Kopfe wie dem Eiſen, — glüht man es zu arg, wird's weiß.«

Die Zuſammenkunft zwiſchen Hannibal und Scipio auf dem Kampfplatze von Zama iſt zu unbedeutend gehalten; hier wäre ein weiteres Ausgreifen der Eloquenz räthlich geweſen. Dagegen iſt die Scene auf dem Wartthurme Karthago's, von wo herab ein Pförtner mit ſeinem dummwitzigen Knaben der Schlacht zuſchaut, ein Meiſterſtück. Eben ſo groß in Erfindung und Ausführung ſind die folgenden Scenen in der Stadt. Das Synedrion iſt entzweit, die Feinde der Familie Hannibal's becomplimentiren ſich gegenſeitig in den glühenden Rachen des Moloch. Die römiſche Tuba tönt nämlich ſchon dicht vor den Thoren, und dem Moloch muß außer den gewöhnlichen Kindern ein großes Opfer gebracht werden. Gisgon, der eifrigſte Verfolger des Siegers von Cannä, rafft ſich auf in der Todesgefahr, er gibt zu bedenken, wie ſchnöde man an dem Helden gehandelt. Da erklären ſeine Genoſſen, Gisgon, der Beſte der Männer Karthago's müſſe dem Gotte geopfert werden. Gisgon wird bleich, aber die Todesangſt macht ihn witzig. »Wer dieſen Gedanken faßte,« ruft er dem Volke zu, »muß größer ſein als ich, muß die würdigſte Speiſe ſein für den erzürnten Gott!« Das Volk iſt überzeugt, und Melkir, der den Rath gab, verfällt dem glühenden Molochsrachen; Grabbe's tragiſcher Witz iſt ergreifend.

Der fünfte Theil ſpielt in Bithynien. Hannibal, der große Flüchtling, ſteht hülfeflehend vor dem König Pruſias, und wird von dieſem ſophiſtiſchen Narren wie ein Schulknabe über ſeine Feldzüge examinirt und gehofmeiſtert. Das ganze Drama zeigt, wie die Welt dem großen Talente mitſpielt. In dieſer Scene iſt die Ironie auf dem Gipfel, ſie lähmt faſt mit ihrem Gewicht, obwohl Hannibal's Größe ungeſchwächt bleibt. Eine vortreffliche Figur als des Helden treuer Begleiter iſt der Mohr Turnu. Er hat ſich aus dem brennenden Karthago nach Bithynien geflüchtet und bringt dem Herrn die Nachricht von dem Geſchicke ſeiner heimiſchen Stadt. In allen dieſen Situationen, wo andere Dichter elegiſch weich, zerfloſſen und weibiſch redſelig ſind, bleibt Grabbe's ſarkaſtiſche Bitterkeit unverwüſtlich. Faſt möchte man ihm einen Anflug von der ſonſt verpönten elegiſchen Stimmung hier und da wünſchen, damit ſich ſeine Härte nicht in Schroffheit verfeſtigt.

Hannibal bleibt wortkarg und ſtarr, als er die Kunde von Karthago's Geſchick erfährt. Sein Unglück hat ihn aus der Zahl der laut empfindenden, der redenden Weſen geſchieden; nur einzelne Wermuthstropfen brechen über die verſchloſſene Lippe. Andere haben Worte für ihn; er hat nur Gift für ſich, als die Römer ſeiner Wohnung nahen und der Gaſtfreund ihn verrieth. Turnu trinkt und ſtirbt mit ihm. Der aſiatiſche Weichling Pruſias, ein antiker Diplomat, kommt und verhüllt zierlich mit ſeinem Mantel die Leiche des Helden.

Die ganze Tragödie fährt uns wie ein zuckender Schmerz durch die Seele.

Wehe der deutſchen Bühne, die ein ſolches Talent ſich nicht gewann, nicht erzog!

Von Friedrich von Uechtritz erſchienen im Druck, ohne die Bühne betreten zu haben, »die Babylonier in Jeruſalem.« An dieſem Gedichte iſt auszuſetzen, daß der Verfaſſer deſſelben der Anſicht lebt, es ſei ein dramatiſches. Es iſt ein dialogiſirtes Epos. Die milde Beſchaulichkeit, die der Geſinnung und dem Talente dieſes Dichters eignet, iſt auf ſämmtliche Perſonen ſeines Stückes übergegangen; es ſind gutmüthige Raiſonneurs, die im Hin- und Herreden eine Begebenheit abhandeln. Das Drama verlangt, daß ſeine Charaktere fortſchreitend und der Conſequenz ihres Weſens gemäß ſich entwickeln, damit aus ihnen ſelbſt der Stoff des Gedichts wie der Baum aus dem Keime erwachſe. Was dann mit ihnen geſchieht, das ſind ſie ſelbſt nach der Entfaltung ihres Naturells. So iſt's im Shakſpeare. Jeder ſeiner Helden ſchafft ſich ſelbſt ſein Schickſal; wir erleben ſein Werden, ſeine Schwindelhöhe und ſeinen Sturz; er und ſein Schickſal ſind durchaus Eins; was wir Stoff und Stück nennen, iſt durchaus nur Entfaltung des Naturells der Hauptfigur. Dieſe Geſtalten, die Uechtritz hinſtellt, entwickeln ſich überhaupt nicht, geſchweige dramatiſch. Will er Charaktere aus ſich ſelbſt erwachſen laſſen und ausdehnen, wie die beiden mit Vorliebe gepflegten, König Zedekia von Jeruſalem und das ſomnambüle Prophetenmädchen Mirjam, ſo läßt er ſie gleich zum Wahnſinn überſpringen; allerdings die wohlfeilſte Art, eine Figur wirkſam zu machen. Der Effect, der damit erzielt wird, iſt von Uechtritz ſelbſt ſchon abgenutzt. Natürlich wird auch Nebukadnezar im Stücke toll. So haben wir drei Menſchen im Gedichte, die ſich entwickeln, aber nur zum Tollwerden. Alles andere, was ſich nicht entwickelt, d. h. bei dem Verfaſſer nicht toll oder ſomnambül wird, bleibt in einem mattherzig ſoliden Phlegma. — Das Gedicht hat drei Theile. Der erſte ſchildert den Abfall Jeruſalems von Babylonien, durchaus epiſch und ohne dramatiſchen Anflug; als Vorſpiel zu lang. Der zweite Theil, »der Kampf,« gibt ebenfalls nur Schilderung von Situationen. Wir ſehen Nebukadnezar mit ſeinem Heere vor den Thoren, den Judenkönig mit den Seinigen, Hohenprieſter und

Leviten innerhalb Jeruſalems. Die Sache iſt durchaus als eine Begebenheit behandelt, die von den Perſonen durchgeſprochen wird; ſelbſt im Dialog iſt kein dramatiſcher Conflict zu finden. Die verſchiedenen Nationalitäten hätten ſelbſt in einem epiſchen Gedichte weit ſchärfer contraſtirt werden können. Der Dichter weidet ſich beſonders an dem ſomnambulen Judenmädchen, wie er zu dieſer Art krankhafter Verzückung ſchon im »Alexander und Darius« ſeine Vorliebe verräth. Mirjam will im Traume den Meſſias geſehen haben, und erklärt nun den König Zedekia für den leibhaft Erſchienenen. Dieſer ſtutzte über die Läſterungen, bis er ſich ſelbſt plötzlich illuminirt fühlt und die Huldigungen als Gebenedeiter hinnimmt. Jeremias erhebt vergeblich ſeine warnende Stimme, wie eine männliche Kaſſandra. Die Babylonier zogen ab, ſobald ſie hörten, Pharao nahe mit einem Heere von Ägypten. Das machte die launiſchen Juden ſchwindelig; ſie ziehen mit lärmendem Jubel den Feinden nach. Der dritte Theil, »der Untergang«, beginnt mit der Trauerbotſchaft, daß Nebukadnezar über Ägypter und Jſraeliten triumphirt hat. Jeruſalem iſt in Noth, ein Wehklagen läuft durch ſeine Gaſſen. Mirjam, welche Zedekia im Rauſche der Freude zu ſeiner Gemahlin erhob, hat plötzlich andere Geſichte; Jeremias ſchneidet Geſichter. Mirjam wirft ſich dem Könige zu Füßen und geſteht, ſie ſei getäuſcht, der Meſſias werde dereinſt in ganz anderer Geſtalt erſcheinen. Zedekia wird wahnwitzig und erſticht ſie. Die Babylonier erſtürmen dann Jeruſalem; Nebukadnezar wittert auf dem Gipfel ſeines Glücks, daß er dereinſt Heu freſſen werde; Jeremias ſchließt mit einer Jeremiade. — Uechtritz's Sprache iſt und bleibt weitſchweifig matt, ſelbſtgefällig läſſig.

Sigismund Wieſe fährt fort, die dramatiſche Poeſie wie eine Liebhaberei zu treiben. Anders kann man es nicht nennen, wenn Jemand ſchon eine ganze Reihe von Dramen lieferte, ohne der Literatur oder der Bühne auch nur eine einzige Scene von dramatiſchem Conflict gegeben zu haben. Jch erinnere mich älterer Stücke von Wieſe. »Die Wilden und die Anſiedler«; hier war der Widerſtreit der amerikaniſchen Natureinfalt mit der europäiſch-chriſtlichen Cultur das Thema. »Die Märtyrer« hatten ihren Stoff in der Chriſtenverfolgung zur Zeit des römiſchen Kaiſers Valerian. Der Schauplatz iſt Ägypten. Die Liebe zum Chriſtengott triumphirt ſterbend im Kampfe gegen die rückſichtsloſe Strenge des römiſchen Geſetzes und den düſtern Haß der ägyptiſchen Prieſterſchaft. Ein anderes: »Clothar und Sulamith,« ſchildert die Conflicte der chriſtlichen und jüdiſchen Elemente in modernen Zuſtänden. Immer ſind es Gegenſätze der Reflexion, höchſtens Situationen, die Wieſe ſchildert. Daß er ſeine Themata dialogiſch entwickelt, macht die Stücke ſo wenig zu Dramen, wie weiland Veit Weber's dialogiſirte Volksſagen. Für den Dramatiker iſt der Menſch das einzige Intereſſe, der Charakter der alleinige Stoff. Die Welt, in die er ſeine Figuren ſetzt, ſchaffen ſich dieſe erſt, wie ſie ſelbſt erſt vor uns werden und erwachſen.

Ein neuer Band Trauerſpiele von Wieſe beweiſt von neuem, wie er in alter und neuer Zeit wiederholt fehlgreift. Dem Schauſpiel: »die Freunde,« liegt eine unbegreiflich idylliſche Sentimentalität zum Grunde, die allem, was dramatiſch heißt, zuwider iſt. Ein preußiſcher und ein franzöſiſcher Officier ſpielen im Jahre 1813 mitten in dem heißen Kriegslärm, der die Welt erſchüttert, den Oreſt und Pylades. Das iſt ſo hübſch, als wenn es ein Frauenzimmerchen erſonnen hätte. Dieſe beiden Freunde haben ſich als Kinder gefunden und ſchwärmen für einander, wie auch der Lauf des Weltgeſchicks ſich geſtalten mag. An die Freundſchaft des Oreſt und Pylades im Alterthume glauben wir. Oreſt wird von den Furien verfolgt, deshalb kettet ſich der Freund an ihn; Oreſt iſt ohne Freund nicht denkbar, das Unglück ruft auf der andern Seite das Glück herauf, ohne deſſen Gewicht in der andern Wagſchale ſeines Geſchicks ſein Leben alsbald erliegen müßte. Allein dieſer franzöſiſche und preußiſche Officier ſind ohne alles Motiv eingefleiſchte Freunde. Der Eine von ihnen ſchildert den Moment, wo ſie ſich fanden, nämlich im Theater, als gerade Iphigenia gegeben ward. Von weiterer Geſtaltung ihres Jugendlebens erfahren wir nichts; wir ſehen die Freunde hüben und drüben in den Lagern, ſie ſehnen ſich hin und her, bis zufälliges Zuſammentreffen ſie glücklich macht, ohne daß weitere bedeutende Scenen daraus hervorgingen. In der Schlacht bei Laon ſtoßen ſie kämpfend auf einander. Der franzöſiſche Eugen rettet den preußiſchen

Philipp, und wird dafür vom Kriegsgericht verurtheilt und erſchoſſen. Philipp ſtirbt verwundet neben ſeiner Leiche. Dieſe ganze Geſchichte iſt mährchenhaft und doch proſan.

Ein zweites Drama: »Paulus,« ſchildert des Apoſtels Bekehrung zum Chriſtenthum. Der anfängliche Chriſtenverfolger erzählt, wie ſich der Himmel aufgethan und eine Stimme gerufen habe: Saulus, was verfolgſt Du meine Heerde. Dies, der Nerv des Products, iſt überaus lyriſch. Alles andere ſind epiſche Situationen aus der Zeit der Chriſtenverfolgung.

Man begreift nicht, wie dieſer Stoff dramatiſirt werden konnte. »Beethoven,« das dritte Stück in demſelben Bande, iſt eines jener undramatiſchen Producte, die Goethe's »Taſſo« verſchuldete. Man nimmt ſich nach dieſem Muſter eine Künſtlernatur, ſtellt ſie in eine Familienumgebung, die ſich für die Kunſt intereſſirt, und nun wird nach Möglichkeit converſirt. Der mürriſch bizarre, menſchenſcheue Beethoven iſt eine Figur für die Novelle. Es iſt ſchon widerſinnig, daß die dramatiſche Form ihn zwingt, ſich ſo redſelig auszubeuten, während wir auf dem Felde des Romans den ſchweigſam in ſich Gedrückten belauſchen könnten, wie er den Dämonen des Geiſtes neue Geburten abnöthigt. — Er liebt im Stücke die Gräfin Adelaide. Als ſich ein ebenbürtiger Freier einſtellt, erklärt er ihr ſeine unglückliche Neigung, und ſie ſchwört ihm, nie ohne ſein Wollen einem andern Manne anzugehören. Jener Freier tritt aber freiwillig zurück, um die Neigung ſo edler Menſchen nicht zu trüben. Da gebietet Beethoven den Tönen ſeiner Leidenſchaft, daß ſie dumpf murmelnd in ſich erſterben. Er zwingt ſich, auf ſein Glück zu verzichten, entſagt und ſchafft ſein göttlich Lied »Adelaide.« — Das ſind alles novelliſtiſche Züge, Situationen des Gemüthes, nicht Thaten des Geiſtes, wie ſie im Drama aus der ſtillen Kammer des Herzens in die Welt hinaustreten.

Dr. Marbach's »Manfred« iſt zwei Mal über die Bühne gegangen. Das Stück ſcheint mit großer Liebe, mit Begeiſterung gearbeitet zu ſein. Aber es verräth in der Wahl des Helden einen falſchen Griff. Dieſer Manfred unter den Hohenſtaufen iſt der Enkel großer Vorfahren, der paſſive, wenigſtens der empfangende Erbe großer Vermächtniſſe, die Größe im

Wollen und im Gefühl der Aufgaben ſeines Geſchlechts iſt alſo etwas ihm Überkommenes. Das macht ihn zum activen, zum dramatiſchen Helden untauglich. Und ſo ſteht er gleich anfangs vor uns, ſanft, ohne Energie, weich und ſchwachgemuthet, bis der Gedanke an die Größe ſeines Berufes erſt mitten in der Bedrängniß des Lebens ihn aufruft. Dieſer Gedanke macht ihn aber auch nur zum Schooßkinde reicher Eltern; er iſt und bleibt ein Kind elegiſcher Reminiscenzen. — Ein anderer Übelſtand iſt, daß die Intrigue des Stückes auf einer Unwahrſcheinlichkeit beruht. Manfred liebt zärtlich ſeine Schweſter. Ein Pfaffe benutzt dies und ſtößt dem Manne derſelben, dem Grafen Caſerta, den Argwohn ein, dieſe Neigung ſei ſündhaft. Eine Scene im Garten, wo Bruder und Schweſter in der Laube ſitzen und Wechſellieder ſingen, ſoll genügen, den Argwohn zu beſtätigen. In Shakſpeare's Othello genügt ein Schnupftuch, um die Eiferſucht auf falſche Fährte zu bringen. Allein der Mohr iſt auch danach gemacht, daß ein leiſer Anſtoß die Lawine ſeiner Leidenſchaft entwickelt. Caſerta iſt aber ein ſeelendünnes Männchen, dem wir das nicht zutrauen, die Lawine zu ſpielen. Wir ſelbſt ſind gar nicht voll Eiferſucht und glauben auch nicht, daß Caſerta ſo dumm iſt und es ſo böſe meint. Der Mohr iſt großartig vernagelt und ſchreckhaft in ſeinem Wahn; wir glauben an ſeine Qual. Marbach und Caſerta haben nicht dieſen Credit.

1837.

Das Intereſſe am Theater liegt ſehr darnieder in Deutſchland. Die heutige Oper gibt viel fliegende Hitze, die Poſſe jagt ein krampfhaftes Lachen durch die Muskeln; es fehlt wie der echten Heiterkeit, ſo noch viel mehr dem Ernſt an Stoff zur Sättigung. Ein einzelnes Journal kann einem Zeitalter keine neue Lebensflamme vom Himmel bringen, aber es kann den Funken, wenn er unter der Aſche noch fortglimmt, anfachen; es kann die Kräfte, die keinen öffentlichen Tummelplatz haben, zuſammenrufen, die Aufmerkſamkeit des Publicums wach halten. So lange die Juden auf einen Meſſias hoffen, ſo lange kann er erſcheinen; erſt wenn der Glaube und die Zuverſicht verloren gingen, hört die Möglichkeit ſeiner Wiedergeburt auf.

In dieſem Sinne wurde das »dramaturgiſche Journal« von Ernſt Willkomm gegründet. Es wird ſich ſchwerlich einbilden, die Bühne gleich zwingen zu können, ſich der Literatur zu unterwerfen. Aber es will das Drama im Nothfall auch ohne Bühne anbauen helfen. Was damit gewonnen wird, ſeh' ich freilich nicht. Aber es hat Muth; — alſo immer darauf hin! Mag es den Prediger in der Wüſte abgeben, um dem etwaigen zukünftigen Herrn die Wege zu bereiten, der dann zur Geißel greift und die Feilſcher aus dem Tempel Apollo's peitſcht. Gegenwärtig wird wohl die hofräthliche, intendanzvergnügte Überſetzerclique noch eine Zeitlang markten und wuchern, das matte Publicum ſich hintäuſchen laſſen mit leerem Operngeräuſch und erborgtem Poſſenſpiel, und die Regierungen blind genug bleiben, um ſelbſt in Univerſitätsſtädten, wo eine akademiſche Jugend am Ernſt tragiſcher Heldenſpiele heranzubilden wäre, bloßen Geldſpeculanten die Theaterleitung anheimzuſtellen. Ich weiß wohl, daß der Gedanke, das Theater ſei eine Bildungsanſtalt des Volkes, für ein eben ſo beklommenes als geiſtig lebensmüdes Zeitalter zu großartig, zu inhaltſchwer iſt, allein, ſelbſt wenn die Regierungen, ganz ſowie weiland die römiſche Kaiſerherrſchaft, auch nichts anderes mit dem Volke vorhätten, als es mit Brot und circenſiſchen Spielen abzufinden, ſo müßten ſie dieſe Spiele für wichtig halten.

Wenn ein dramatiſcher Meſſias erſcheinen ſoll, — es wird kein einzelnes Talent ſein, es kann ſich eine Geſammtheit von Kräften entwickeln, — ſo muß es eine dichteriſche Macht ſein, die ſich des Theaters wieder bemächtigt, die Hallen füllt, die Menge zwingt und über die Oper triumphirt. Ohne Aufführung vor der verſammelten Menge iſt das Drama wirkungslos, ohne Theater kann ſich eine dramatiſche Literatur nur dürftig hinfriſten. Soll alſo der dramatiſchen Literatur aufgeholfen werden, ſo kommt es weſentlich darauf an, Bühne und Poeſie wieder zu verſöhnen.

Um zwiſchen Literatur und Theater dieſen Einklang wieder herzuſtellen, haben ſich freilich in jüngſter Zeit bedeutende Talente fruchtlos verbraucht. Ich nenne nur Immermann und Grabbe. Gutzkow ſchrieb ſeinen gedankenſchweren »Nero,« Moſen mit gewappneter, kerndeutſcher Treuherzigkeit einen »Heinrich,«

Sigismund Wieſe eine ganze Reihe von Schauſpielen. Keiner hat die Breter erobert, vielmehr haben alle nur eine theaterwidrige und darſtellungsunmögliche Dramaliteratur hervorgerufen. Sobald der Dichter keine mögliche Bühne vor Augen hat, die ſeine Gebilde verlebendigt, ſo ergibt er ſich ſeinen lyriſch-metaphyſiſchen Gelüſten; Reflexion und Lyrik liegen dem deutſchen Gemüth zu nahe, ſind ihm zu lieb und bequem, um ſich dieſen Richtungen nicht hinzugeben, ſobald ſich keine andere bietet, die wiederhaltig wirkt. Nur auf dem Kampfplatze, im Gewühle der Heeresſchaaren bricht Thatendurſt hervor, und ſo ergeht es auch dem Dichter; nur wenn er ſich vor einer verſammelten Menge weiß, die ihm den Glauben an eine Nation gibt, hat er Luſt, Thaten zu zeichnen, d. h. aus dramatiſchen Elementen ein Drama zu geſtalten. Die Bühne, zumal wenn ihr Publicum an raffinirte Effecte gewöhnt iſt, duldet keine Metaphyſik, keine lyriſche Einſiedelei der Gefühle, keine epiſche Hiſtorien. Was man Theatereffect nennt, iſt allerdings eine Ausartung, aber das Drama will Effecte, indem es ſeine Stoffe und ſeine Charaktere auf große Momente hindrängt. Nicht blos aus Eiferſucht gegen die Muſik, nicht blos bei der Nöthigung, die ſonſt ſchon überbotene Genußluſt zu ſtacheln, ſondern kraft ſeiner innerſten Natur darf und muß das Drama effectvoll ſein, d. h. Menſchen mit ſchlagender Thatkraft zeichnen. Seid flötentönig in der Lyrik, ſoviel ihr wollt, obſchon auch hier eine gepanzerte Kraft ſich die meiſten Gemüther erobert, zerſchwatzt im Aufſatz und Roman all' eure beſten Kräfte, ihr findet dort für die Speculation Raum genug, aber ſeid im Drama thatengedrängt, ſchlagfertig im Denken und Thun, feſſelt durch die Magie des kurzen Wortes, das großen Sinn verbirgt, ſeid ſo, wie die waren, die ihr ſchildert, heldiſch und jugendmuthig, um das Leben in die Schanze zu werfen, wenn es ſich darum handelt, der Güter höchſtes zu erobern. Es iſt in der Victorhugomanier etwas Krankhaftes, Angſtbeklommenes, Blutſchänderiſches, die Sünden der Weltgeſchichte und der Menſchenbruſt wachſen bei Victor Hugo nicht aus geſundem Fleiſch hervor, er zahnſtochert den Höllenrachen und liebäugelt mit dem Teufel. Das müſſen wir freilich der Oper überlaſſen; aber wir ſind in der entgegengeſetzten Richtung eben ſo ſehr vom echt

Dramatiſchen abgekommen. Wir Deutſchen düfteln und flennen und ſcharmuziren zu viel, um Thaten zu ſchreiben, d. h. dramatiſche Gedichte zu machen. Das ſei mein Wort an die ſtrebende Mitjugend, die durch Productionen das Theater wieder zu erobern gedenkt.

Die erſten beiden Lieferungen der Willkomm'ſchen Jahrbücher bringen eine Tragödie aus der deutſchen Kaiſergeſchichte von Herrmann Marggraff: »Heinrich der Vierte.« Marggraff hat viel damit gegeben, aber doch nicht genug, um ein Werk aufzuzeigen, das dem Bedürfniſſe unſerer Zeit, dem Bewußtſein der Jetztwelt entſpräche. Er hat ſich mit dieſem Heinrich einen dramatiſchen Styl, den Shakſpeare'ſchen, erobert. Aber ein ganzes Drama iſt ſein Gedicht noch nicht, es iſt eine epiſch an einander gefügte Reihenfolge dramatiſcher Scenen, von denen einige ſehr ſchön, faſt alle großartig und edel gehalten ſind. Das Stück gibt uns den vierten Heinrich nach der Kataſtrophe mit Gregor, es zeigt uns die greiſe Majeſtät, an der von den eignen Söhnen zwei Mal Treuloſigkeit geübt wird. Das iſt von einem tragiſchen Gemälde nur ein letzter Act, keine vollſtändige Tragödie; es iſt ein Bruchſtück aus dem Bergwerke einer Lebensgeſchichte. Marggraff hat ſo ſtreng hiſtoriſch ſein wollen, wie Shakſpeare in ſeinen erſten Dramen aus der engliſchen Geſchichte. Der große Brite ſtellte aber eine Vergangenheit dar, die jeder ſeiner Zeitgenoſſen noch mit Händen faſſen konnte, jeder Griff in die vaterländiſche Geſchichte war ein Griff an das engliſche Volksherz, an das Bewußtſein der Mitzeit. Wir aber ſtehen den Helden unſers Mittelalters viel ferner, ein Bruchſtück aus der Geſchichte eines Nationalheroen können wir uns nicht ſo leicht ergänzen; deshalb müſſen wir ſein ganzes Leben, ſein Anfangen und ſein Vollbringen mit durchleben. Ob ſich nun nach dieſem Geſichtspuncte Heinrich der Vierte zu einem geſchloſſenen Drama eignet, iſt eine andere Frage. Einige Scenen bekunden Marggraff's Beruf. Ich nenne nur die Situation, wo der gramgealterte Kaiſer an der Leiche ſeines älteren Sohnes Konrad ſteht, der ſich als König von Italien gegen ihn aufwarf, und in demſelben Moment, als er dieſen Sohn mit dem Mantel der Liebe verhüllt, den Treubruch des zweiten Sohnes erfährt. Auch in der Schlußſcene imponirt der alte Held. Aber Marggraff muß die hartmäulige Shakſpeare'ſche Schulſprache fahren laſſen. Er muß ſeine eigene Sprache reden können. Ob er dann auch freier componiren kann, wird ſich zeigen.

Julius Moſen's »Cola Rienzi« iſt aus dem heißen Drang jener ſprudelnden Kraft hervorgegangen, die dieſen Dichter bezeichnet, die aber freilich lyriſch iſt. Die Entwickelung der Perſon Rienzi iſt ganz ſo feurig, innig angereift, ſubjectiv aus dem Jugenddrange unſerer Tage hervorgequollen, wie Moſen's beſte Lieder. Aber die Entwickelung des Dramas »Rienzi,« das Object, das Thema am Stück, die Welt, in der die Perſon des Helden ſteht, iſt zurückgeblieben und hängt etwas farblos um die Schultern deſſen, der der Träger des Ganzen ſein ſoll. Der erſte Act geht ſehr raſch einher. Rienzi, der Advocat, der Privatmann, der die Tugenden der alten Republik in ſich lebendig fühlt, benutzt raſch die Stimmung des Momentes. Der Papſt iſt in Avignon, das hierarchiſche Band iſt locker; ſchnell wird es zerriſſen, Rienzi proclamirt »den beſten Staat,« er iſt Tribun des Volks. Gegen dieſe allzu plötzliche Entwickelung des erſten Actes erſcheint nun der folgende gedehnt. Rienzi entfaltet das Regiment der Republik, einige Scenen zeigen das Syſtem ſpartaniſcher Gerechtigkeit; der Terrorismus der Tugend, das Ideal des beſten Staates und der Glanz des Gelingens kommt in anderen Scenen zur Erſcheinung. Rienzi, der Robespierre Italiens, auf der Schwelle der alten und neuen Zeit, ſchreitet weiter, er will eine römiſche Weltherrſchaft, die Idee eines Cäſars ſchwirrt vor ſeinen Sinnen; er verſucht es, auch die Kirche zu ſtürzen. Daran ſcheitert er. Sobald der Bannfluch über ihn geſprochen iſt, fällt das Volk, das ihn noch kurz zuvor wie einen Halbgott anſtaunte, von ihm ab. Mit dem Fluch der Kirche beladen, entſchließt er ſich nach Avignon zu pilgern, um zu ſühnen. Mit dieſer Demüthigung ſchließt der dritte Act. Dieſe beiden Acte haben nicht den raſchen dramatiſchen Fortſchritt, zu dem der erſte anſetzte. Selbſt die Diction beginnt declamatoriſch zu werden, es iſt, als fielen wir aus dem Shakſpeare'ſchen Styl plötzlich in den Schiller'ſchen. (Man leſe unter andern die letzte Scene des zweiten Actes.) Dieſer Übelſtand der Dehnung wäre vermieden, wenn die Vorbereitung, das Anſtreben zur Revolution langſamer erfolgt wäre; es bot ſich dafür Stoff genug zu zwei Acten. Das Drama will nun einmal fortwährende Steigerung bis zum Gipfelpunct. Tritt dieſer Gipfelpunct, den der Held erſchwingt, zu ſchnell ein, ſo erfolgt Ermattung im geiſtigen Intereſſe, in den Situationen, ſelbſt in der Diction. — Mit dem vierten Acte beginnt wieder reges Leben. Rienzi hat ſich mit der Kirche verſöhnt, mit Hülfe des romantiſchen Condottiere Montreale ergreift er wieder das Steuerruder der Volksherrſchaft. Aber ſchon iſt er ein Andrer geworden. Mit dem Gedanken eines Brutus begann er ſeine Laufbahn, mit den Gefühlen eines Coriolan zog er jetzt vor Rom, nun regt ſich das Gelüſt eines Sulla in ihm. Er hat erfahren, daß das Volk eines Tyrannen bedarf, da es ſeinen Helden ſo ſchnell an die Kirche, an die Macht des Wahns preisgab und ſo wenig Sinn für die Republik verrieth. Dieſe Übergänge in der Stimmung des Helden hat Julius Moſen meiſterhaft geſchildert; dies feine pſychologiſche Intereſſe iſt die Stärke des Dramas, und es iſt nur zu bedauern, daß die Nebenfiguren nicht gleicher Weiſe Stich halten. Die Volksſcenen, in der ganzen Idee des Stücks von größtem Gewicht, ſind zu flüchtig; ſie ertragen keinen Vergleich mit den Scenen im »Julius Cäſar.« Montreale iſt für das Drama ein ſchwieriger Charakter, die novelliſtiſche Darſtellung dieſes romantiſchen Abenteurers im Bulwer'ſchen Roman iſt vortheilhafter. Allein auch andere Charaktere, die Gegenſätze bilden und zur Folie der Hauptgeſtalten dienen, ſind zu ſchwach ausgeführt im Drama; ſie ſind faſt nur für die Abſtraction da. Somit beſchränkt ſich der dramatiſche wie der poetiſche Reiz an dem Werke auf jene pſychologiſche Entwickelung Rienzi's. Das Andere hängt etwas matter herum, obſchon ich nicht zweiſle, daß ein kräftiger Darſteller des Haupthelden auf der Bühne mächtig genug zu feſſeln verſtehen müßte, um das Stück glänzend zu halten. — In der letzten Stadie der Entfaltung Rienzi's, die ich andeutete, liegt nun auch ſchon ſein Sturz. Sobald Rienzi die Natur eines Sulla in ſich fühlt, ſobald aus dem Demokraten der Tyrann, aus Robespierre ein Napoleon erwächſt, fällt Alles, auch der treueſte Freund, von ihm ab. Die Weltkugel, die er in der Hand trägt, entrollt ihm, ein

Nebenbuhler in der Gunſt der Menge, der den Polichinell des Volkes abgibt, triumphirt zum Faſtnachtsſpiel über ihn. Die Kirche tritt wieder hervor mit ihrem Repräſentanten und nimmt über der Leiche des Volkstribuns wieder Beſitz von Rom. Dies iſt die, dem Gedanken nach meiſterhafte Durchführung des Themas. Wären die Nebenpartien und Nebencharaktere durchweg eben ſo draſtiſch gehalten, es wäre eine der beſten Productionen der neuen dramatiſchen Literatur. Der erſte Act, wie ich die Meinung ſchon andeutete, iſt zu karg, zu flüchtig, die beiden folgenden zu matt; beides ließe ſich durch geſchickte Anordnung ausgleichen, und das Stück würde auf der Bühne von Erfolg ſein. (Nachſchrift: Man iſt in Deutſchland zu feig; man erlaubt ſolche Stoffe nur der Oper.)

Der Briefwechſel Michael Beer's enthalt meiſt deſſen Correſpondenz mit Immermann. Wir hören hier zwei verſchiedene dramatiſche Dichter über ihre Kunſt und ihr Handwerk ſich unterhalten, beide in ihren Kräften, Richtungen und Wirkungen höchſt verſchieden, jeder voll Empfindung, voll Begeiſterung, der Eine aus der Shakſpeare'ſchen Schule, der Andere mehr aus der Schiller'ſchen, jener in großartigem Ringen begriffen, das Theater ſeinen dramatiſchen Geſtalten unterzuordnen, es zu zwingen, ſeinen Plänen zu dienen, mit großem Wollen, aber trocken, oft hölzern, der Andere mit mehr Geſchmeidigkeit dem Publicum, dem Theater und der Schiller'ſchen Declamation huldigend. Es iſt intereſſant, wie ſich Immermann mit ſehr viel edlem Stolz gegen Michael Beer's Vorwurf, er kenne das Theater nicht, zu verwahren weiß. Er entgegnet: »Sie werfen mir in dem Brief an Schadow Unkenntniß des Theaters vor und glauben, daß aus dieſer alles Unheil in meinen Dichtungen entſpringe. Ich glaube nicht, daß Sie ſo ganz recht haben. Einmal iſt mir das Theater doch nicht ſo unbekannt, als Sie glauben; ich habe die meiſten bedeutenderen Bühnen Norddeutſchlands auf meinen Wanderungen geſehen und einige Zeit lang die ununterbrochene Anſchauung einer Anſtalt in ihrer Vollkommenheit, nämlich der weimariſchen Bühne, gehabt. Da iſt es mir eben klar geworden, was ein Theater ſein kann und ſein ſoll, und aus dieſer Reminiscenz entſpringt mein Widerſtreben gegen die jetzige Art und Weiſe. Daher kommt es, daß ich ſehr vieles für vollkommen dramatiſch und theatraliſch halten muß, was unſere jetzigen Schauſpieler als nicht darſtellbar verwerfen, weil ich nämlich geſehen habe, daß die Darſtellung möglich iſt, ſobald nur die Darſteller vorhanden ſind. Ich will unbedingt jede meiner Dichtungen dem Urtheile einer ſolchen Geſellſchaft, wie die ältere weimariſche war, unterwerfen, und würde gleich mich ihrem Ausſpruche über die Darſtellbarkeit oder Nichtdarſtellbarkeit unterwerfen. Aber von den jetzigen Schauſpielern, dieſen Menſchen ohne Fleiß, Takt und Schule, da ſollte der Dichter lernen können, er, den in ſeiner Stille ein Gott erleuchtet, und die Wege führt, die er zu wandeln hat? In welchen Widerſpruch gerathen Sie, mein Freund, und Alle, die mir den gleichen Rath ertheilen! Wie iſt es möglich, daß uns eine nach dem Urtheil aller Stimmfähigen ganz depravirte Anſtalt über das Weſentliche in der Kunſt aufklären möchte? Nein, es iſt wahrhaftig nicht die Zeit, daß die Dichter von der Bühne lernen, ſondern die Bühne ſoll wieder vom Dichter lernen. Kein einziges Theater, ich ſpreche es aus der tiefſten Überzeugung, ſpielte Shakſpeare, wenn er unter uns als homo novus aufträte. Sehen wir doch nur, wie man ihn mißverſteht und mit ſeinen tiefſten Intentionen umgeht. In Berlin ſtreichen ſie z. B. im »Richard« die Margaretha, die doch dem düſtern Gemälde als Thor der Vergangenheit erſt ſeinen ganzen erhabenen Charakter gibt. Dafür aber hat man die ſinnreiche Maſchinerie inventirt, die Geiſter dem Richmond bläulich weiß, dem Richard feuerroth erſcheinen zu laſſen. Und von ſolchen Poſſen, worin die heutige Bühnenkunſt beſteht, ſollte ein Dichter lernen können?«

1840.

Am 9ten März gab man Moſen's »Otto« bei gedrängt vollem Hauſe. Der Dichter, welcher der Aufführung beiwohnte, und drei von den Darſtellern wurden gerufen, jener drei Mal, unter jubelndem Zuruf. Man ſieht, daß das Intereſſe für das Drama im höheren Styl ſich lebendig anſchürt, hat man nur erſt die Maſſen beiſammen. Daß dies nicht alle acht Tage ein paar Mal geſchieht, daß ſich das Intereſſe für das Drama nur ausnahmsweiſe wie zu einer Feſtivität äußert, iſt leider noch eine deutſche Thatſache. Wer dieſe Flammen fortgeſetzt anzuſchüren wüßte, hätte das unleugbarſte Verdienſt um ſeine Nation. Die Darſteller finden ſich nur durch dauernde Übung wieder auf dem Kothurn zurecht, das Publicum erhält erſt durch Übung wieder Geſchmack, Takt und Kritik. Ein Publicum aber iſt zweimal die allererſte Bedingung zur Wiederbelebung des nationalen Dramas. Erſtlich, daß es überhaupt da iſt und vom Intereſſe zuſammengetrieben wird; dann, daß ſeine Aufregung nicht ſtierartig iſt, nicht gleich dem bewußtloſen See, »der ſein Opfer will.« Die Aufregung, in die ſich das Publicum an jenem Abend verſetzt fühlte, war ohne Kritik, mithin ohne nachhaltiges Feuer. Sie galt mehr der Perſönlichkeit Moſen's, der als lyriſcher Dichter zu den Lieblingen deutſcher Jugend gehört. — Was das Drama betrifft, ſo fällt mir ein Wort Seydelmann's ein. Seydelmann ſprach einmal den Wunſch aus, die dramatiſche Production möchte, mit Beſeitigung der lyriſchen Ausmalerei, mit Vermeidung der reflexiöſen Declamation, ſich begnügen, Grundlinien zu geben, die dem Talent des Schauſpielers zur Ausfüllung und Vollendung überlaſſen blieben. In Moſen's Drama wird dergleichen geboten, Moſen charakteriſirt ſeine Geſtalten in Epigrammen; die kauſtiſche Sprache ſeiner ſatyriſch-politiſchen Lyrik iſt auch in ſeine Dramen übergegangen, ohne in die Antitheſenjagd zu verfallen, welche die Nachahmer der Shakſpeare'ſchen Diction für das einzige Mittel halten, um die lyriſchen Auswüchſe zu hintertreiben. Moſen gibt dem Schauſpieler ſchwierige, aber zugleich auch wichtige Aufgaben in die Hand, indem er den denkenden Menſchen, den Menſchen unſeres Jahrhunderts, nicht den Zögling dieſer oder jener äſthetiſchen Kunſtrichtung, im Darſteller aufruft und in Anſpruch nimmt. In jeder Rolle gibt Moſen den Vertreter eines Princips, den Träger eines Gedankens, wie ihn die Weltgeſchichte, oder vielmehr das Bewußtſein unſerer Tage über ſie, hervorgerufen. Das freilich hat Seydelmann nicht gemeint. — Man hat geſagt, die Wiederbelebung unſerer Bühne müſſe durchaus ſich an Shakſpeare anlehnen. Das kann nur von der Charakteriſtik der Shakſpeare'ſchen Figuren gemeint ſein, denn in der Intrigue, in der Fabel und was man den Faden des

Stücks nennt, ja in der ganzen Architektonik ſind die Shakſpeare'ſchen Dramen ſo roh und unbeholfen, daß ſie hier in keiner Beziehung Muſter ſein können. Nur in der Geburt ſeiner Geſtalten, als Charaktermaler, iſt der Brite groß, ſo groß, wie ſonſt nie ein Dichter. Seine Geſtalten ſind lebendige Menſchen; ſie leben, ſie ſind wahr am Geiſt und Leib, haben innerlich Seele und äußerlich phyſiſche Wahrheit und Wirklichkeit. Moſen ſteht der Shakſpeare'ſchen Production in dieſer Beziehung ziemlich fern. Die Shakſpeare'ſche Dichtung gibt uns Menſchen, die ihre Zuſtände vor uns ein- und ausleben; daß welthiſtoriſche Gedanken mit ihnen in's Leben treten und in ihren Gegenſätzen ſich erfaſſen und bekämpfen, davon weiß die Naivetät der Shakſpeare'ſchen Heroen nichts. Moſen's Geſtalten haben das Eigenthümliche, ihren Platz in der Weltgeſchichte genau zu wiſſen, zugleich aber hat ſein Heroenthum doch wieder die Naivetät, dies Wiſſen mit einem ſchmetternden Epigramme zum idealen Ausſpruch zu bringen. In »Otto dem Dritten« handelt es ſich nicht ſpeciell um dieſen dritten Otto, nicht um ſein perſönliches Werden, ſeine perſönlichen Anläſſe, nach Rom zu ziehen, um in den Mittelpunct der Welt zu treten; das hieße Shakſpeare'ſch charakteriſiren. Es handelt ſich hier um den deutſchen Kaiſer im Allgemeinen, um die hiſtoriſchen Motive der Römerzüge überhaupt, es handelt ſich ferner um den Conflict zweier Nationalitäten, die ſich offen und geheim die Stirn bieten, um die Ideen, die der Wendepunct des Jahrhunderts heraufruft. In dieſen Angeln hängt das Moſen'ſche Drama. Man begreift, daß dazu Schauſpieler gehören, die in der Schiller'ſchen Tragödie erzogen und gereift ſind. Nicht ſelten ſtreift dieſe Art der Production an telegraphiſche Vermittelung des Gedankens, z. B. wenn Otto in's Thor von Rom eintritt und das Bewußtſein von der Idee des Kaiſerthums mit den Worten beginnt: Ich bin der Atlas dieſer Welt ꝛc. Mit Schauſpielern aber, welche die großartige Einfalt dieſes Heroenthums wiederzugeben, den Schwung dieſer idealen Abſtraction zu unterſtützen wiſſen, würden ſich mächtige Wirkungen im Sinne unſerer Zeit erreichen laſſen, da Moſen bei dem Conflict der Principe, die ſeine Werkzeuge als Thema durchfechten, ſtets mit der Kraft des Epigrammes eingreift.

Das glänzendſte Product dieſer dramatiſchen Production iſt immer ſein »Rienzi,« der das Schauſpiel gibt, wie die Republik ſiegt, triumphirt und im Drange des Geſchicks als Despotismus untergeht. Dieſe großartige tragiſche Monographie gibt uns Moſen's Stück; ein Schauſpieler, der die Kraft des Geiſtes hätte, die ganze Größe, den ganzen Tiefſinn dieſes Gedankenganges zu erfaſſen und zur Perſon zu geſtalten, müßte als Rienzi rieſenhafte Wirkung machen. Rienzi iſt jedenfalls Moſen's bedeutendſte dramatiſche Geſtalt, ſie iſt überhaupt das Bedeutendſte, was ſich in dieſer Sphäre der Production zum Ausſpruch bringen läßt. Daß dies Drama im Druck ziemlich ſpurlos vorüberging, daß es nirgends zur Aufführung kam, beweiſt nur die Anticipation des Products, belegt nur den Satz, daß die Zeit, wo das Theater Tribüne des Zeitalters werden muß und wird, noch nicht erſchienen iſt. Man ehre in Moſen' einen edlen Vorläufer. Vor der Hand aber hat er weder den rechten Styl gefunden, noch überhaupt von der dramatiſchen Compoſition den rechten Begriff. Daß er, wie auch in den »Bräuten von Florenz«, nach Operneffecten greift, beweiſt dies nicht minder.

Man hat uns Gutzkow's »Richard Savage« ziemlich ſpät gebracht. Es iſt auf vielen Bühnen bereits gegeben, in allen Blättern beſprochen. Dies Stück iſt ſehr lehrreich; es beruht auf Wagniſſen, an denen ſich ſehr gut lernen läßt, was man beim Drama fehlerhafte Compoſition nennen kann. Ich will meine Meinung auf zwei Puncte hindrängen. Die Figur des Savage ſelbſt nimmt im erſten Acte einen Anlauf zu einem Gefühl von Größe, die den Autor, hätte er dieſe Stimmung im Helden feſtgehalten, faſt dazu berechtigte, das ganze Daſein desſelben auf eine Illuſion zu ſtellen. Nur Menſchen von einer gewiſſen Größe ſind dazu fähig, nur bei großen Perſönlichkeiten iſt dies erträglich. Der Darſteller in Leipzig nahm dieſen Zug nicht auf, hob dagegen die kindliche Gemüthsrichtung des Poeten im Savage hervor. Der Autor läßt im Verlauf ſelbſt jenen Zug fallen, und auf dieſen gibt er nicht viel. Sein Held iſt ein eitler Weichling, und muß mit Irrſinn enden, ſobald ſein Lebensſtoff fertig iſt. Dies iſt die fehlerhafte Haltung des Helden. Der Hauptpunct meiner Rüge trifft jedoch die Structur des Stückes. Die Haltung eines Helden kann ſelbſt einem Meiſter mißglücken, man weiß es an Egmont; der Bau des Stückes braucht um deswillen noch nicht verloren zu ſein. Im vorliegenden Drama ſtößt ein exaltirter Kopf, der ſich bisher im Leben verwaiſt glaubt, auf die Entdeckung ſeiner Mutter. In dies Gefühl drängt ſich all' ſein Herzblut, auf das Zuſammentreffen von Mutter und Sohn, wo die Sprache des Herzens ſich als probehaltig oder nicht zu erweiſen hat, mußte das Drama hinarbeiten. Dieſe Scene, der Kern des Ganzen, fällt aber, gleichſam wie mit der Thür in's Haus, gleich in den erſten Act. Die angebliche Mutter weiſt den Sohn ſchnöde ab; ſie wäre gemein genug, ihn zu verläugnen, auch wenn ſie wirklich ſeine Mutter wäre. Dieſe Überzeugung wird uns am Schluß der Scene. Der Vorhang fällt, wir haben ſchon zu Anfang die Endfäden der ganzen Geſchichte in der Hand, dem Rechenexempel dieſer raffinirten Intrigue ſteht leider ſchon das Facit an der Stirn. Hätten wir auch nur noch einen Schimmer von Illuſion, wir wären noch nicht fertig, ſind es aber leider ſchon nach dem Schluß des erſten Actes. Nur Richard bleibt in der Illuſion, er iſt dazu Pinſel genug. Was uns nun noch feſſelt, iſt die Neugier, welche Spannung das Raffinement des Autors, der ſich ſo nackt mit ſeiner Intrigue hinſtellt, uns bei der Ungunſt der Anlage ſeines Stückes hier noch bereiten könne. Der ganze Zuſchnitt des Dramas iſt bereits aufgelöſt, man ſieht ſogar die Nähte. Es kommt jetzt nur noch darauf an, uns melodramenartig durch Theatercoups zu hetzen. Dies geſchieht im zweiten und dritten Act mit ſehr vielem Aufwand von Erfindung. Freilich wird die Möglichkeit einer Glaubwürdigkeit der innern Verhältniſſe dadurch nicht hergeſtellt, wir erleben nichts an und in den Perſonen, wir ſind mit ihnen längſt fertig, ſind nur zur Bilderſchau da. Hierzu kömmt noch der undramatiſche Zug, daß aller Fortgang des Stücks hinter die Couliſſen fällt; vor der Leinwand werden uns Attitüden gegeben, lebende Bilder Schlag auf Schlag, aber keine Scene aus der Wahrheit und Wirklichkeit des Menſchenlebens. Im letzten Acte, wo Lady Maclesfield die alte Pflegerin Kitty befragt, wird uns endlich mit der Verſpätigung dieſes Beſuches der ganze Unſinn in der Anlage des Stückes deutlich, wie denn ein geſcheidter Advocat die ganze Intrigue deſſelben unmöglich machen mußte. — So viel über die Anlage des Ganzen, deren erſter Mißgriff ſpäter in der Ausarbeitung nicht wieder zu decken und zu beſeitigen war. Auf Einzelnheiten einzugehen, iſt kaum förderlich, es müßte denn die Verwunderung geäußert werden, daß der ſcharfſinnige Autor nicht ſorgfältiger auf die Wahl ſeiner oft überreizten Bilderſprache achtet. Es findet ſich eine Stelle, wo Savage ſagt: ich will aus ihren Thränen ihr eine Perlenſchnur winden, und jede Perle ſoll ein Diamant ſein u. ſ. w. Dies vermag kein Juwelier zu leiſten. — Geſpielt wurde nicht ohne Mühe, aber doch mit Eifer und Fleiß.

1841.

Karl Beck's »Saul« iſt im Druck erſchienen. Dieſes Drama iſt eine Oper, nur mit dem Unterſchiede, daß der Dichter ſelbſt die Muſik dazu gibt. Dies Drama ſpielen lauter Lyriker, jeder beſingt ſeine Stimmung, ſchwelgt in ſeinen Gefühlen, ſingt Arien, aber im ſprachlichen Rhythmus. Mit Saul und David hat ſich Beck's Natur gleichſam geſpalten, zwei Seiten ſeines Weſens haben ſich als ſelbſtſtändige Conſequenzen in dieſen beiden Figuren weiter ausgeführt. Jonathan und Merob ſind auch Träger lyriſcher Stimmungen, wie ſie ſchon in Beck's »ſtillen Liedern« angetönt wurden, und hier, wo wir Draſtiſches wollen, in Weichlichkeit ausarten. Moab, der Heide, iſt eine Zuthat, mit welcher Beck einen dramatiſchen Gegenſatz erzielte. Wie jedoch im gemeinen Leben ein begleitender Kammerdiener nur eine Ergänzung, keinen Gegenſatz zu ſeinem Herrn abgibt, ſo iſt Moab in der Dichtung nur dazu da, um Saul zu ſeinem eigenen Selbſt zu verhelfen, um das Feuer in ihm zu ſchüren, das dann mit erneutem Ausbruch tobt und ziſcht und dampft; Moab iſt nur ein Hebel, um das lyriſche Räderwerk in Saul von neuem in Bewegung zu ſetzen. — Es iſt aber auch Handlung im Stück! hör' ich als Entgegnung. Im dritten Act ſtürmt Saul den Tempel, der ihm den Knaben David birgt. Im vierten erzielt der Dichter mit dem Beſuch David's in der Höhle dramatiſche Spannung. Wir hören dann und wann im Stücke Schlachtenlärm, die Scene iſt beſetzt, die Bühne voll. Iſt das Alles nicht dramatiſches Leben? — Mißverſtehen wir uns nicht; das Alles iſt Opernlärm, nicht dramatiſche Action; das dramatiſche Leben muß in der Seele des Stückes, in dem innerlich treibenden und getriebenen Gange der Handlung zu finden ſein, falls es ſich finden läßt. Ein Stück kann äußerlich ganz ſchlicht und ſimpel ſein, es kann, wie man zu ſagen pflegt, auf den Bretern nichts Beſonderes vorgehen, aber das Stück iſt um deswillen doch dramatiſch, wenn die Handlung den dialektiſchen Zuſammenhang eines innern Lebens bekundet, wenn man die geheime Gewalt eines Fortſchrittes wittert, und der Reiz nicht ein momentaner bleibt, der ſich von Scene zu Scene erledigt, ſondern ſich als jene Spannung merklich macht, welche der Dichter zu einem großen Entſcheidungsproceß vorbereitet, zu einem großen Moment hinaufſteigert. Das iſt die innere Dramatik eines Gedichtes. Ob zu dieſer noch die äußere kommt, wie bei Shakſpeare, wo ſich die Gewalt einer üppigen Sinnlichkeit mit ſtrotzender Geſundheit Bahn bricht, hindert nicht, die griechiſche Tragödie in ihrer Weiſe für eben ſo dramatiſch zu halten. Äußerlich unſcheinbar und kärglich an Lebensfülle, iſt das claſſiſche Drama der Alten gerade um ſeiner innern fortſchreitenden Stetigkeit, um der klugen Gliederung ſeines Themas, um der ſichern Anlage der Fäden willen meiſterlich und meiſterhaft. Und bei aller Willkür der epiſodenhaften Romantik geht durch die Shakſpeare'ſche Trägödie nicht minder daſſelbe einfache Geſetz der Steigerung des Hauptintereſſes bis zu einem Puncte, wo ſich das Stück gipfelt. Nicht blos das Intriguenſtück, auch die hiſtoriſche Tragödie gibt ſich dies Geſetz, denn an dieſer Bedingung hängt ihr dramatiſches Leben. Ohne dieſe Arſis und Theſis, möcht' ich ſagen, iſt gar kein Drama möglich.

Beck's Drama iſt undramatiſch, weil es lauter lyriſche Dichter ſind, die es aufführen. Das hat es mit dem ſpaniſchen Drama gemein! Aber Beck's »Saul« iſt auch in ſeiner Structur, in der Anlage des Stoffes undramatiſch. Sein Saul tritt als fertiger Menſch gleich in die erſte Scene. Lebensmüde, vom Argwohn abgehetzt, im wilden Taumel zwiſchen Haß und Liebe geſchaukelt: ſo erſcheint er gleich im Beginn. Der Wahnſinn hat kaum noch an ihm zu vollenden, der Stamm iſt mürbe, von vornherein iſt der Held des Dramas zum Sturze reif. Vielleicht aber wollte uns der Dichter an dem aufſproſſenden Leben des kleinen David dramatiſchen Erſatz ſchaffen? — Da muß ich jedoch freilich ſagen, daß ſein David eine zu dünne Figur iſt, um ganze fünf Acte auf ſeine Schultern zu nehmen, ſeine Entwickelung neben dem laſtenden Gewicht des melancholiſchen Saul nicht reich und voll genug erſcheint.

Indem ich der Figur Saul und dem ganzen Bau des Dramas »Saul« den dramatiſchen Charakter abſpreche, läugne ich nicht den poetiſchen Werth des Stückes. So wenig als an einem Byron'ſchen Drama, an »Manfred« oder andern. Es iſt in Beck's »Saul« ſo viel muſikaliſche Poeſie, als er nur je gegeben hat. Aber es handelt ſich darum, ob Beck einen Begriff habe vom Drama, ob ſein Naturell hier Fuß gefaßt habe, faſſen werde. Werfen wir einen genaueren Blick in die innere Architectur des Gedichtes. Verräth ſich hier in irgend einem Zuge dramatiſcher Sinn? — Der erſte Act zeigt uns den wahnſinnig wüthenden Saul, wie ihn ein Harfenlied David's beſchwichtigt. Der Dämon iſt geſühnt, zwei lyriſche Sänger liegen ſich in den Armen; der Act ſchließt mit Befriedigung. Der aufbrauſende Saul und der von guten Geiſtern geſühnte, das iſt das Thema. Saul's Melancholie iſt eine fertig überkommene, nicht vor uns gewordene; ſeine Sühne geſchieht durch Muſik, durch ein plötzliches Beſinnen auf ſeine beſſere Natur. Das iſt alles, müſſen wir ſagen, lyriſche Thatſache, oder vielmehr lyriſches Ereigniß. Und dieſe ganze Situation erledigt bereits der erſte Act, die folgenden Acte ſind nur Variationen deſſelben Themas. Drei Mal ſetzt der Held zum Toben an, drei Mal beſchwichtigt ihn ein guter Genius, bis ihn ſchließlich Samuel's Fluch ereilt. Lauter Oper, lyriſches Oratorium, kein Drama!

Soll ich noch ein beſonderes Kennzeichen angeben, das den lyriſchen Dichter bezeichnet und vom dramatiſchen unterſcheidet? Statt eine Wirkung vorzubereiten und feſt und ſicher herbeizuführen, ſetzt der Lyriker ſie voraus und ſchwelgt in ihren Conſequenzen. Das iſt die Ohnmacht der Lyrik, aller Dichtung gegenüber, die das Object hinſtellt und die Sache ſelber wirken läßt, dieſe Dichtung ſei nun dramatiſche oder epiſche, d. h. für uns Romanpoeſie.

Nehmen wir den Saul als lyriſches Product, als eine Dichtung, die Situationen componirt, um den Duft und den Glanz lyriſcher Entzückung zu motiviren, ſo iſt dies Erzeugniß Beck's ſo reich an echten Schönheiten, wie ſeine früheren. Ob Beck's Dichtung durch den gutmüthigen Irrthum, er könne mit dem Rauſche ſeiner lyriſchen Muſik theatraliſche Wirkung herbeiführen, gelitten habe, iſt nicht leicht zu entſcheiden; jedenfalls hätte die alte Hiſtorie von Saul und David unter ſeiner Hand gewonnen, wenn er ſie in einer Reihe von Romanzen, in einem Cyklus von Scenen dargeſtellt hätte.

In der Schlußlieferung ſeines Theaterlexikons gab Düringer auch einen Artikel über den ſeit längerer Zeit vermeinten, ſeit kurzem wieder lebhaft in Abrede geſtellten Verfall des deutſchen Theaters. Der Artikel ſpricht zunächſt von dramatiſcher Literatur. Dieſe iſt dermalen in neuem Fluß begriffen, und es ſteht zu wünſchen und zu gewärtigen, daß deutſcher Fleiß und deutſches Talent ſich dieſer wichtigſten Provinz im Literaturreiche wieder ganz bemächtigen werde. Von einem Verfall, heißt es in gedachtem Artikel, könne erſt dann die Rede ſein, wenn in den Werken der Kunſt Abſichten verfolgt würden, wenn eine Faction ſie zu Umtrieben benutzte, wenn ſie den Entſitteten das Mittel einer liederlichen Unterhaltung abgäbe, wenn die dickhäutige Menge, die doch nur höre, was ſie verſtände, und die auf allen Plätzen des Theaters zu finden wäre, den Sieg davontrüge, und leeres Schaugepränge, Spectakel, bunte Beleuchtung, tropiſche Pflanzenwelten in pappendeckelner Naturtreue, goldene Paläſte unterirdiſcher Bergmönche aus purem Flittergold auf Leinwand, Affen- und Hundekomödien, Ringer und Gaukler, ja ſelbſt ſeltene Gerüche von verdampftem Roſenöl und anderm Räucherwerk ſtatt der Gaben der Muſen verlangt und lediglich dargeboten würden. Wir ſind noch keineswegs ſo weit; aber man nehme ſich auch vor der Annäherung in Acht; für die Menge, zumal wenn es der durch die Feſſel der Cenſur gebundenen Literatur unmöglich iſt, Geiſt unter ſie zu bringen, iſt ſolcher Anreiz zu gefährlich. — Iſt die Kunſt des Schauſpielers im Verfall? Dies die zweite Frage, welche der Artikel aufſtellt und verneint. Die Kunſt des Schauſpielers, heißt es, müſſe gerade dann große Anſtrengungen machen und leiſte Bewunderungswürdiges, wenn die dramatiſche Poeſie ſchwächer geworden; Seydelmann's Vatel könne dies beſtätigen. Hierbei müſſen wir nur den fehlenden, allgemeinen Satz hinzufügen, daß die Kunſt des Mimen, will ſie ſich, von der Literatur emancipirt, von dieſer weder genährt noch begeiſtigt und beſeelt, als eine ſelbſtſtändige Kunſt weitertreiben, über lang oder kurz in Ausartung und Caricatur verfallen muß. Gerade Seydelmann mit ſeinen wiſſenſchaftlich ſelbſtſtändigen Leiſtungen, und nicht minder Emil Devrient mit dem glänzenden Aufgebot aller ſeiner Kräfte für literariſche Bagatellen, könnten uns, jener aus Raffinement, dieſer aus Coquetterie, einen Vorſchmack davon geben. Womit die Bedeutſamkeit beider Talente um ſo weniger geläugnet werden ſoll, als wir wohl wiſſen, daß eben auch zur Abirrung hervorragende Köpfe Bahn zu brechen pflegen. Nur an einer neuen Entwickelung dramatiſcher Literatur in Deutſchland wird es liegen, ob deutſche Schauſpielkunſt ſich bei geſundem und energiſchem Leben erhalten werde. — Unklar erſchien mir, was der Verfaſſer jenes Artikels an einer andern Stelle von der Goethe'ſchen Schule äußert, die ſich in plaſtiſch-idealiſchem Vortrag bekanntlich als Gegenſatz zur platten Natürlichkeit der Iffland'ſchen Schule ausbildete. Sie habe, heißt es dort, Veranlaſſung zu einer großen Manier gegeben, die in ſüßlicher Geziertheit, Tonſprüngen und Declamirſtückchen, Schönheitslinien und Stellungen aller Innerlichkeit baar ward. — Ich kannte natürlich nicht Corona Schröder, die ſich unter Goethe's perſönlichem Einfluß bildete, wohl aber das Wolf'ſche Ehepaar, das von Weimar nach Berlin kam; außer ihnen war mir Krüger, der ſich nach Wolf bildete, als Goethe'ſcher Schauſpielſchule angehörig, bekannt. Auch gehört Laroche in Wien dazu. Ich weiß nicht, ob dieſe Namen nicht ſchon genügen, die ideale Haltung der Goethe'ſchen Schule in ihrem glänzenden Lichte erſcheinen zu laſſen. Düringer meint nur ihre Schattenſeite. — Was will nun in Summa jener Artikel? Wo ſucht er die Möglichkeit eines Verfalles? Nach ſeiner Anſicht blüht die Schauſpielkunſt, iſt die dramatiſche Poeſie nicht geſtorben. »Es lahmt am meiſten an den Directionen,« heißt es, und wir nehmen dies Wort als den Ausſpruch eines Sachverſtändigen. Die

Menge im Publicum, ſagt er, werde jeder Zeit für das Edle und Große zu gewinnen ſein, dem die Beſſern ſich von ſelbſt zuwenden. — »Überhaupt ſind wir der Meinung,« heißt es wörtlich, »daß Unkenntniß und Geldgier der Directoren mehr Schuld hat am ſchlechten Repertoir als der Geſchmack des großen Publicums, das ſich leiten läßt.« — Was die Honorarverhältniſſe für dramatiſche Dichter betrifft, ſo äußert ſich Sachverſtändiger äußerſt günſtig über dieſen Punct. Jede bedeutende Bühne, ſagt er, honorirte anſtändig, Verfaſſer bühnengerechter Stücke hätten dies jederzeit erfahren. Holbein nehme durchſchnittlich für ein großes Stück 1000 Thlr. ein, und Herr Georg Harrys hat mit der Übertragung von »Sohn und Braut,« in einem Acte, die er natürlich in acht Tagen beſorgte, 300 Thlr. verdient. — Was ſonſtige Hemmungen betrifft, ſo nennt ſie Verfaſſer äußere Feſſeln, die nach und nach von der Kraft des Inhalts geſprengt werden müßten, und ſchließt mit den erhebenden Worten einer ſchönen Zuverſicht: »Wie möchte auch ein Inſtitut verfallen, welches ſo eng mit unſerm Leben verzweigt iſt, während das Leben ſelbſt ſich täglich kräftigt und einen kühneren, freieren Aufſchwung nimmt.«

Marggraff's »Täubchen von Amſterdam« hat nun endlich auf einer deutſchen Bühne die Feuerprobe beſtanden. Ich habe ſchon vor zwei Jahren, als es im Druck erſchien, über dies Drama meine Anſicht geäußert, und die Darſtellung, die es jetzt in Leipzig erlebte, hat dieſelbe nur beſtätigen können. Zugleich bin ich jedoch, was den Unterſchied zwiſchen Auffaſſung einer dramatiſchen Production nach Lectüre und nach lebendiger Aufführung betrifft, um eine weſentliche Erfahrung reicher geworden. Das Publicum auch, wie es ſchien; vielleicht auch der Autor. Bei der Lectüre faßt man am Drama Scene für Scene, hat ein Urtheil über die Wirkungen der Einzelnheiten. Bei der Aufführung tritt alles was Einzelnheit iſt zurück, das Ganze faßt ſich als Ganzes zuſammen. Und hier ergab ſich mir denn, daß, ſo vortrefflich einzelne Scenen gehalten und gearbeitet ſind, dem Drama der eigentliche Faden fehlt. Ganze Acte könnten wegfallen und die Verworrenheit, der Alles entgegenläuft, würde dadurch nicht erſt noch geſteigert werden. Einzelne Figuren, namentlich Düvecke, der König Chriſtiern II., Torben, ſind vom Verfaſſer ſo ſorgfältig gezeichnet, mit ſoviel glücklichen Einfällen ausgeſtattet, als die Scenen zwiſchen dieſen drei Figuren bei dem guten Spiel der Darſteller ihre richtige Wirkung machten. Selbſt Herr Wollrabe, als Chriſtiern, gab eine zuſammengefaßte Leiſtung. Herr Düringer, als Schloßhauptmann Torben, gab die Neigung zur Geliebten des Königs mit der zarten Innigkeit, die ihm eigen. Madame Deſſoir ſpielte die Düvecke mit einer Aufmerkſamkeit und einer ſichtlichen Liebe, die höchſt erfriſchend wirkte. Der Kanzler im Stück iſt zu ſehr ein ſchwächliches Nachbild des Polonius, um ohne Störung zu ſein, wie denn das manierirte Wortgedrehe und die Anatomie der Rede, dieſe üble Angewöhnung aus Shakſpeare'ſcher Schule, beſeitigt werden ſollte. Herr Reger gab den Canzler ſehr brav. Gleich gut wurde die Königin, die der Verfaſſer gleichſam nur verſuchsweiſe einführt, und dann wie irre an ſeinem eigenen Plane wieder fallen läßt, von Frl. v. Tennecker repräſentirt. Madame Brüning gab Mutter Sigbrit, die Hökerin, die am Hofe die ſtrenge Wirthſchaft einführt, in der Schlußſcene als Nachtwandlerin auftritt und die todte Tochter der Juwelen beraubt. Dieſe Geſtalt iſt mit vieler Abſicht vom Verfaſſer accentuirt. Und ſo hätten wir ſchon eine ganze Galerie guter Figuren, die, fehlte dem Ganzen nicht der Halt, die Elaſticität und der leitende Faden, richtig in einander greifend von Wirkung ſein mußten. Der Autor hat wie ein ſorgfältiger Chronikant Scene an Scene gereiht, unbekümmert um das Ganze; während die Erfindung des Dichters den Stoff zwingen mußte, ſich Einem Hauptintereſſe unterzuordnen. Dies Hauptintereſſe im Drama konnte entweder der Kampf des Königs und des Torben um das Herz der Geliebten ſein. Oder es konnte politiſcher Art ſein, ein demokratiſcher Kampf der Düvecke und der Hökerin gegen den Adel Dänemarks, auf deſſen Seite dann die Königin treten mußte, während der Monarch in dieſem Schwanken zwiſchen beiden Elementen die Hauptfigur wurde. Oder endlich — was wohl das Dankbarſte war — Vorſpiel und erſter Act mußten zu einer bloßen Introduction zurücktreten und mit dem Erſcheinen der ehelich angetrauten Königin mußte der Kampf zwiſchen der Geliebten und der rechtmäßigen Gattin um die Perſon des Königs und das Land beginnen. Dies gab ein ſteigendes Intereſſe, einen dramatiſchen Inhalt. Alles dieſes war denkbar, nichts von allem jedoch iſt durchgreifend, das Drama ſchwimmt unentſchieden zwiſchen dieſen drei Möglichkeiten. — Ich zweifele nicht, daß das dramatiſche Talent, welches der Verfaſſer in der Geſtaltung einzelner Scenen bekundete, ſich künftig auch in der Compoſition des Ganzen bethätigen werde.

Es war ein kleines auserleſenes Publicum, das ſich auf Dr. Marbach's öffentliche Einladung im Saal der leipziger Buchhändlerbörſe zuſammenfand, um ein neues von ihm gedichtetes Drama, »Hippolyt,« durch ſeinen eigenen Vortrag kennen zu lernen. Das Entrée war nicht niedrig genug geſtellt, um das Publicum des Parterres herbeizuziehen, und auch vom ſogenannten Logenpublicum war immer nur ein geringer Theil verſammelt, weil die Art und Weiſe dieſer Mittheilung eines dramatiſchen Gedichtes im Allgemeinen wenig anziehend ſein kann und zu der ſinnlich lebendigen Darſtellung auf der Bühne ſich wie der Schatten zum Körper verhält. Marbach ſprach einleitend von der Ungunſt, welche in unſern Tagen dem ernſten Drama widerführe, nicht weil in Deutſchland die darſtellende Kunſt rückgängig geworden, ſondern weil die deutſchen Theater der durch Oper und Poſſe verwöhnten Menge fröhnen müßten. Was ſeine Arbeit ſelbſt beträfe, ſo ſei es ein Wagniß, den alten Conflict zwiſchen Phädra und Hippolyt von neuem dichteriſch zu produciren, nachdem bereits erlauchte Vorgänger ihn zu Tragödien verarbeitet. Nicht lediglich in Erfindung neuer Stoffe jedoch, ſagte Dr. Marbach, weit mehr in neuer Auffaſſung gegebener, uns ſchon als Sage oder Hiſtorie überlieferter, habe der Poet ſeine Aufgabe zu ſuchen. Und die Auffaſſung betreffend, ſo beſtehe die ſeinige in Herausbildung der ſittlichen Motive für die Kataſtrophe des tragiſchen Stoffes, während Euripides die Conflicte nur wie Phänomene genommen habe, Racine und Schiller aber von der Urſprünglichkeit der älteren Hiſtorie ganz abgewichen ſeien. — Indem wir dem Verfaſſer für öffentliche Darlegung ſeiner einfachen Zwecke, Tendenzen und Glaubensmeinungen hiermit unſern Dank abſtatten, geben wir zugleich zum Austauſch unſere Anſichten über ſeine Arbeit. Der Fall ſcheint wichtig. Ein dramatiſcher Dichter, von dem ein früheres Stück keine beſondere Gunſt durch Vermittelung theatraliſcher Darſtellung fand, wendet ſich, da das Drama immer eine verſammelte Menge in Anſprache nehmen will, an ein eſoteriſches Publicum, deſſen Urtheil aufrufend. Der Fall wäre unerhört, wenn hier wirklich ein Werk des Genies ſich nicht an die Nation wenden dürfte, indem die Organe der Vermittelung zwiſchen ihm und der Öffentlichkeit, die deutſchen Theater, dies behinderten; der Fall, ſage ich, wäre unerhört, wenn ein Werk des Genies ſich zu einem kleinen Haufen Culturmenſchen, in eine Loge Auserleſener gleichſam, vor der Menge förmlich flüchten müßte, wenn der Heiland, der den Geſchmack reinigen wollte, diesmal nicht, wie ehedem, die Feilſcher und Wucherer aus dem Tempel Apollo's triebe, ſondern ſich vertreiben ließe. — Bilderſprache und Werke des Genies bei Seite, betrachten wir Marbach's Drama als Product des Talents im ſpeciellen Falle. Dem Talent iſt Alles eingeräumt, es kann drechſeln oder hobeln, es hat die Berechtigung zu jeder iſolirten Liebhaberei; während das Genie nach ſeinem großen Inſtincte weiß, wie, wann und wo das Jahrhundert zu erfaſſen und in Flamme zu ſetzen iſt. — Marbach hat den Hippolyt des Euripides umgedichtet. Er hat über die innere Nöthigung zu ſeiner Arbeit ein Bewußtſein; er hat wie er ſagt, die ſittlichen Motive zu der tragiſchen Kataſtrophe ausgeführt und die zwei erſten Acte bewahrheiten uns faſt dieſen Ausſpruch. Das Stück iſt ganz in der ſchlichten Weiſe der alten claſſiſchen Tragödie gehalten, ohne Chor freilich, wofür jedoch die handelnden Perſonen ſelbſt um ſo mehr ein Bewußtſein über ihr Verhalten zu einander offenbaren. Und in der That liegt für modernes Denkvermögen ein eigener Reiz darin, die Naivetät des antiken Dramas mit der Reflexion unſeres eigenen Selbſtbewußtſeins zu verſetzen. In dieſem Sinne dichtete Goethe die Iphigenia noch einmal, er verinnigte den Stoff, indem er ihn aus dem Bereiche der hergebrachten helleniſchen Sitte in die freie Willkür des ſubjectiven Gefühls verlegte, den Perſonen nichts von der friſchen Naivetät des antiken Verhaltens zu einander nahm, und ihr Thun und Laſſen doch zugleich im Zauberglanz des modernen Empfindens leuchten ließ. Dieſer Doppelring liegt für uns im Drama des deutſchen Dichters. Seine Iphigenia iſt deutſch, iſt unſere Dichtung, denn wir finden die Conſequenzen unſers Fühlens und Denkens in ihr, wenn auch in fremder Beleuchtung, auf ungewohntem, ungeahntem Gebiet. — Hat Marbach vielleicht hier eine Spur zur Neubelebung unſerer dramatiſchen Literatur zu finden geglaubt? Sucht er hier, um einen beliebten Ausdruck zu gebrauchen, den Meſſias des deutſchen Dramas? — Die Romantik Shakſpeare's kann zur Verworrenheit führen; das antike Drama aber zur reizloſen Monotonie, und in jedem Falle, wo unſere Talente nicht ihre eigene Bahn gehen, wird das Publicum ein Opfer der Beſtrebungen ſein, falls die Beſtrebungen nicht ſelbſt einem ziemlich ruhmloſen Martyrthum anheimfallen. Ich bin überzeugt, daß man die alten Fabeln der Griechen wieder bearbeiten kann, nur muß es in einem Sinne ſein, der uns wie eine neue Macht überkommt. Kann uns der Dichter ſo erfaſſen, daß wir in den Perſonen der alten fremden Sagen uns ſelber wiederfinden, unſer Schickſal im Schickſale der alten Heroen wittern, ſo hat er freie Hand und kann mit uns thun, was er will, Stoffe entnehmen, woher er mag. Goethe's Iphigenia iſt von dieſer Art. Marbach's Hippolyt iſt in demſelben Sinne eine Studie, aber kein freies Erzeugniß ſelbſteigener Schöpferkraft. Der Verfaſſer hat die Figuren der alten Fabel zum moraliſchen Selbſtgefühl verholfen, Phädra und Hippolyt überkommt die ſchaudernde Empfindung deſſen, was wir im modernen Seelenleben Sünde nennen; in dieſem Bewußtſein erſchreckt die Mutter vor ihrer Neigung zum Sohne, der Sohn vor der Liebe zur Mutter, und indem beide nach der alten Reinheit der Seele ringen, bringen ſie dieſen Widerſtreit der Gefühle zum lebendigen Ausſpruch. Dies erledigt ſich in den beiden erſten Acten, und in der Declamation beider Geſtalten iſt ein ſchöner ſittlicher Aufruhr, ein Adel der Geſinnung und Diction von belebender, wohlthuender Wärme. Dies die Eigenthümlichkeit und der Werth deſſen, was Marbach an dem gegebenen Stoff that und leiſtete. Mit dem dritten Acte fällt ſeine Arbeit ganz und gar an die Unmittelbarkeit der antiken Tragödie zurück. Dieſe naive Unmittelbarkeit, nachdem uns die Conſequenzen eines modernen moraliſchen Empfindens bereits beſchäftigt haben, wird nun leider zur offenbaren Rohheit. Hippolyt, von der Amme irre geführt, iſt ſofort bereit, den Gegenſtand ſeiner göttlichen Anbetung, ſeine Mutter, die ſeine Geliebte iſt, mit dem Aufruhr des bornirten Naturmenſchen zu beſchmuzen. Dieſer ganze Ausbruch der Verwünſchung des weiblichen Geſchlechts iſt ſogar speciell Euripideiſch; ein Poet von heute, will er mehr geben als eine bloße Umarbeitung der alten Tragödie, kann ſo gar nicht empfinden; der ganze dritte Act iſt keine Production im dichteriſchen Sinne, vielmehr eine Studie, ein Exercitium über ein bekanntes Thema in bekannter Manier, die nicht frei, nicht aus unſerem Fühlen herausgeboren, uns alſo fremd, gleichgültig und äußerlich bleibt. Phädra ſtirbt freiwillig, die Scham, ſich verachtet zu ſehen, wo ſie liebte, treibt ſie in den verzweifelten Tod. Dieſe Verachtung lag aber nur in einem Mißverſtändniß, durch eine elende Vertraute verſchuldet, in einem Mißverſtändniß, das der bewußte Menſch raſch beſeitigen mußte, während nur der Naturmenſch daran unklar untergeht als eine Beute des betäubenden Augenblicks. Sie ſtirbt aber in dem Gefühle, daß der Tod ſie ſühnt. Und doch kann ſie ſterbend durch ihre ſchriftliche Anklage vor dem Gemahl den mit ſich im Gedanken geſühnten Hippolyt noch förmlich entehren! — Heißt das nun die moraliſchen Motive der Perſonen in der alten Fabel zur Erſcheinung gebracht haben? Sind das noch die freien ſelbſtbewußten Menſchen, als welche ſie ſich in den beiden erſten Acten uns ankündigen? Es ſind unfreie, unbewußte, es ſind Menſchen eines naiven Zeitalters, die uns in ihrem Thun, iſt einmal der Anſpruch an denkende Weſen rege geworden, bornirt erſcheinen. Theſeus flucht nun ſeinem Sohne, und er ſtürzt, abermals die Beute des Augenblicks, von dannen. Act vier und fünf ſind ganz epiſch in ihrem Verlaufe, wie das die antike Tragödie ſich oft genug erlaubte. Der Hippolyt des deutſchen Dramas geht für uns zufällig, für die Griechen freilich ſchickſalsmäßig unter. Die Diction der drei letzten Acte gibt die ganz platte Nacktheit, in welche der Verlauf des Stückes verfällt, kann ſich alſo mit der muſikaliſchen Diction der antiken Tragödien gar nicht meſſen, noch gibt ſie als deutſches Product durch Gefühlstiefe und Gedankenfülle Erſatz für die fehlende Muſik. — Ich bin überzeugt, daß die Wiederbelebung der deutſchen dramatiſchen Literatur in dieſer Weiſe eine unmögliche ſein möchte.

Die leipziger Bühne hat das Verdienſt, die zweite zu ſein, die Laube's »Monaldeschi« dem deutſchen Publicum vorführte. Literariſch hat das Stück das Intereſſe, Laube's Gedankenkreiſe umfaſſend hinzuſtellen, ſeine Lieblingsfiguren zu vereinigen und ſeine ganze Eigenthümlichkeit in einem potencirten Geſammtbilde zu entfalten. Es pflegt dies in der Entwickelung eines Autors zu geſchehen, wenn die Quellen ſeines Lebens ſich nach innen zu fertig erſchloſſen haben und ſich nach außen hin Raum ſchaffen, um Welt und Object zu erfaſſen. Das Stück tritt, wie ein lebensluſtiger, friſcher Verſuch mitten in den Drang der Literatur, ſich der Bühne mit neuen Kräften, Zwecken und Mitteln zu bemächtigen. Es bringt Intereſſen und Anſchauungen auf die Breter, die man ſonſt nur in der modernen Novelliſtik antraf, und hat alſo für die Erweiterung der Bühnenwelt Verdienſt. Daß es den Styl einer neuen dramatiſchen Epoche eröffne, ſteht zu bezweifeln, da es mehr wie eine Studie nach den Formen des franzöſiſchen Melodrams ausſieht. Ob es in ſeinem innern Leben ächt dramatiſch, ob es nicht vielmehr in der Structur ſeiner Situationen, in der Haltung ſeiner Geſtalten noch vielfach novelliſtiſche Grundlage bekundet, muß eben ſo ſehr in Frage geſtellt werden. Es hat als hiſtoriſches Situationsſtück dramatiſche Scenen; als Ganzes aber fehlt ihm der Charakter der dramatiſchen Entwickelung, inſofern ſich Alles, was gleichſam Nebenſtrömung iſt, nicht voll und entſchieden genug in einem Hauptſtrom zuſammenfaßt. Die Poeſie der Abenteurer greift nicht tief genug in jenen Abgrund der menſchlichen Seele, wo die Leidenſchaften angekettet liegen. An die Stelle der Leidenſchaft tritt bei den Perſonen die Renommage. Das nimmt ihnen das ehrliche und das tiefere Intereſſe. Der Autor hat in der Geſchichte der Sture etwas Schickſalsvolles herangezogen. Dies Schickſalsvolle von der Sage der Geſchlechter reicht aus für Balladen, macht aber noch keine Tragödie. Der Held, deſſen Abenteuer am Hofe der Chriſtine uns beſchäftigen, Monaldeschi ſelbſt, wird in ſeinem frivolen Drang nach Glück, nach Macht und Herrſchaft plötzlich erfaßt von einem wahrhaften Gefühl, wo er Unglück für Glück erntet. Er, der nie liebte, nie geliebt wurde, immer nur auf der Jagd nach buntem Wechſel ſein Spiel trieb mit dem Inhalte des Lebens, wird mitten im Sonnenſchein der Gunſt, den eine Königin auf ihn wirft, von einer Neigung zu der kleinen ſtillen Sylva überraſcht; und dies erſte und letzte wahre Gefühl ſeines nach außen geworfenen Lebens ſtürzt ihn und läßt ihn den Tod des Verbrechers ſterben. Dies iſt eine rührende Epiſode im Stück, aber weder mächtig genug, um eine Tragödie von fünf Acten zu halten, noch auch an ſich in ſeinem Verlauf eigentlich tragiſch. Eben ſo wenig führt Chriſtinens Neigung zu ihm zu einer tragiſchen Kataſtrophe. Fehlt nun jenem rothen Faden des Dramas die Macht, alle Nebenbezüge zu verknüpfen, ſo iſt, mit einem Worte, dieſe Hauptintrigue der Tragödie nicht fähig, die hiſtoriſchen Scenen, Chriſtinens Entſagung und Übertritt, zu tragen. Dieſe Scenen die einzeln ganz gut theatraliſch entwickelt ſind, erſcheinen in epiſcher Folge nicht innerlich in den Lebensorganismus des eigentlichen Gedichts im Gedichte nothwendig verflochten. Es fehlt mit einer großen Intrigue auch eine große Kataſtrophe. Daß der Held in einem Stücke, wie Monaldeschi, auf Befehl der eiferſüchtigen Chriſtine in der Hirſchgalerie zu Fontainebleau erſchoſſen wird, macht noch keine Tragödie. Laube's Drama tritt, weil ihm die Geſchichte einer großen Leidenſchaft fehlt, nicht aus dem Bereich deſſen, was wir Schauſpiel nennen, und das Stück iſt ſo reich und pikant, daß ich ihm mit der Bezeichnung »Situationsſtück« ſeinen Werth nicht ſchmälere, nur ſeine Eigenthümlichkeit beſtimme.

1842.

Gutzkow's »Werner,« den ich ſchon in Teplitz ſah, iſt nun endlich auch auf der leipziger Bühne erſchienen. — Tief im Sommer, mitten unter der italieniſchen Oper, mitten in der Hundstagshitze brachte man uns dies bürgerliche Schauſpiel. In der That viel zu ſpät als Neuigkeit, nachdem das erſte Aufſehen, der Reiz der erſten Aufnahme vorüber und der Journalismus mit ſeiner Debatte dafür und dawider verſtummt iſt. Gutzkow's Stücke fallen in den erſten Anlauf, der von Seiten der Literatur der Bewegung auf die deutſche Bühne gemacht wurde; ſie haben dieſes Verdienſt und machen ihr Glück mit dieſem Anlaß einer neuen Anregung. Benutzt man dieſen Anlaß nicht, ſo hat man nicht das Recht, ſich über Mangel an Erfolg zu beklagen. Hat man ihn benutzt, ſo ergibt ſich von Gutzkow's Stücken dieſer Werner ſogar als ein Product, das ſich auf den Bretern hält, weil es, obſchon mit neuem Geleiſe, doch in alten Bahnen ſein Geleiſe ſucht. Dies Drama iſt mit dem Spiel der Fräulein v. Hagn und Eduard Devrient's in Berlin 14Mal in einem Jahre gegeben. Ich will damit nicht die abſolute Güte des Werkes belegen; ich will damit nur ſagen, daß ein Stück von heute in Flor kommt, wenn der gute Wille von allen Seiten zuſammengreift, die Direction den Moment des geſpannten Intereſſes nicht vorüber läßt und die Schauſpieler es mit dem erſten blühenden Eifer und mit jener Zuverſicht handhaben, es müſſe als ein Erzeugniß der Gegenwart die im Publicum verſammelte Gegenwart erfaſſen. Bleibt man von der einen Seite zurück, ſo lahmt es auch auf der andern. Iſt das deutſche Drama bei dem Publicum ſo ganz außer Credit gebracht, daß die gebildeten Claſſen der Geſellſchaft nicht einmal durch den Reiz der Neuheit in's Theater gelockt werden, ſo wird es freilich erklärlich, wenn Gutzkow's Werner als veraltete Neuigkeit in der Hundstagshitze vor leerem Hauſe geſpielt wurde. Ich will hiermit das Publicum nicht entſchuldigen, vielmehr anklagen. Man ſpricht ſo viel von dem kunſtſinnigen Leipzig, die Stadt erträgt in ihrem Localblatt hinſichtlich deſſen ſo viel Schmeichelhaftes, man rühmte mir ſtets die rege Wechſelwirkung zwiſchen Publicum und Bühne zur Küſtner'ſchen Zeit, wo die Bildung von Leipzig feſte Plätze im Theater hatte, wo es Styl war, daß die wohlhabende Elite der Kaufmannswelt, wie in Frankfurt, ihre Logen hielt. Ich habe von alle dem in einer Reihe von Jahren nichts wahrgenommen, nirgends wie hier, wo ſo viel Preſſe iſt, ein ſchwächeres Intereſſe für Literatur, nirgends neben dem allerdings emſig gepflegten und verzehrenden Enthuſiasmus für Muſik ſo viel Schlaffheit für alles das gefunden, wobei Arbeit des Geiſtes mit dem Genuß bedingt iſt. Für die edelſten Erzeugniſſe des deutſchen Geiſtes, auf denen der Stolz der Nation beruht, kann das hieſige Theater nicht anders intereſſiren, als durch Aufruf des Mitleids, für Penſionszwecke. Das abgebrannte Hamburg trieb zu einer Schiller'ſchen Tragödie, der Antheil am Penſionsfond zu einem Goethe'ſchen Schauſpiel einiges Publicum zuſammen; ohne ſolche menſchlich rührende Nebenbeziehung wurde Goethe's Iphigenia, nach zehnjähriger Entfernung von den Bretern, mit durchaus gutem, würdigem Spiel, ja ſelbſt mit der bewundernswerthen Darſtellung einer Rettich, vor leerem Hauſe aufgeführt. Mit Hülfe mildthätiger Anregungen kommt, wie geſagt, für's deutſche Schauſpiel ein Häufchen Publicum zuſammen, wie jüngſt zum Götz von Berlichingen. Aber auch dann iſt, was man die Bildung Leipzigs nennt, nicht überwiegend zugegen. Herr Rott, der eigens und uneigennützig von Berlin kam, um den Götz zu geben und die Aufführung durch ſeine meiſterhafte Darſtellung dieſes nationalen Charakters zu unterſtützen, war genöthigt, zum Weiterſpielen um geneigte Ruhe und Aufmerkſamkeit zu bitten, weil eine Handvoll Tumultuanten, die an einem der Mitſpieler Privatrache auszuüben bezweckten, ſich dazu das Theater als Schauplatz auserſehen hatten. Der Mann mit der eiſernen Hand mußte, wie geſagt, höflich dringend die Bitte ausſprechen, weiterſpielen zu dürfen. — — Soll ich hier nachträglich unſer Urtheil über Gutzkow's Werner abgeben, moutarde après diuer liefern? — Wie Iffland und Kotzebue in bürgerlichen Charaktergemälden ihrer Zeit einen Spiegel vorhielten, ſo hat uns Gutzkow im Werner mit mehr Geiſt, aber mit weniger ſicherem Inſtinct, ein ſolches Spiegelbild vorhalten wollen. In jenen beiden iſt, wenn ich ſo ſagen darf, mehr gemeines Thränendrüſendruckwerk, mehr kränkliche Sentimentalität, mehr windelweiche Sünde aus Herzensſchwachheit; aber indem ſie ſich den Jämmerlichkeiten ihres Zeitalters ungenirt hingeben, sans raison et sans quartier, ſind ſie menſchlich wahrer geblieben, als der Verfaſſer des Werner, der zu viel Kritik, geiſtige Haltung und Kraft hat, um einer geſammten Schwäche ſeines Zeitalters ſich bewußtlos zu überliefern, aber doch rühren will und ſeine denkenden Geſchöpfe, die wie er wach und bewußt ſind, in diejenige Verfaſſung zu bringen ſtrebt, wo ihnen dies möglich wird. Die Vorbereitungen zu den Hauptſcenen der geiſtvollen Arbeit ſcheinen uns zu ſehr gemacht, man muß ſich über gewiſſe rohe Zumuthungen, z. B. über die Annahme, daß ein Menſch von Kopf und Geiſt wie Heinrich Werner im Stande iſt, einer von ihm zärtlich geſchätzten Frau ſeine ehemalige Geliebte als Erzieherin ſeiner Kinder aufzunöthigen, — ſich über rohe Zumuthungen dieſer Art erſt gewaltſam hinweghelfen, um für einzelne ſehr wirkſame und ergreifende Scenen im dritten Acte ganz geeignet und geſtimmt zu ſein. Solche Annahmen und Zumuthungen entſpringen wohl weniger aus Geſchmackloſigkeit, als vielmehr aus einer gewiſſen trotzigen Grauſamkeit, die dem Autor eigen zu ſein ſcheint. Die Bildung von heute, die geſellſchaftliche Intelligenz eines vorgerückten Zeitalters theilt dieſen Mangel an Delicateſſe nicht, der an Heinrich Werner in ſeinem doppelten Verhalten zu ſeiner Frau und zu ſeiner, plötzlich wiedererſcheinenden Geliebten auffällig wird. Iffland und Kotzebue ſündigten darauf los in ihren Empfindungen, aber ſie ſündigten in Harmonie mit ihrem Publicum, ſie mutheten ihm nur das ihm Mögliche zu, während Gutzkow nicht ſo aus dem Gefühl eines großen Publicums herausſchreibt, obſchon er in dieſem Stücke mit ihm ſympathiſiren möchte. Eben ſo wenig allgemein gültig iſt die geiſtreiche Selbſtquälerei, die ſeinen Figuren eigen iſt, weil er ihnen dieſe Luſt an der Nagelprobe ihrer Empfindungen ex suo giebt. Endlich iſt auch der Auslauf des Stückes ein gemachter. Wir haben hier eben ſo wenig als im Savage den Abſchluß eines naturgemäß in ſich erledigten Proceſſes. Ich weiß nicht, fühlt Gutzkow nicht menſchlich warm und voll genug, um ein Thema bis zum Ende hindurch zu empfinden, eine Verſtrickung menſchlicher Leidenſchaften ohne Brutalität zu löſen? — Die Sprache des Dramas iſt, wie man ſie ſich nur wünſchen kann für dieſe Gattung, ſcharf, entſchieden, voll Kraft des Verſtandes, und eben dadurch erfaſſend und ſchlagend, ohne beißend zu ſein. — Die Darſtellung war durchaus zu loben: Mad. Deſſoir und Herr Düringer in den beiden Hauptpartien in jeder Beziehung trefflich, die übrigen Rollen waren in den beſten Händen, Fräulein von Tennecker, die Herren Baudius und Reger wirkten richtig und lobenswerth, Herr Heeſe hatte den beſten Humor für das Bild einer raffinirten Modernität, wie ſie als Referendar Fels zu geben war. Das Zuſammenſpiel ging ziemlich raſch und fleißig.

19.

Deutſche Schauſpieler und Schauſpielerinnen.

Anſchütz.

1835.

Wir ſahen Anſchütz in acht Rollen auf der leipziger Bühne. Seine phyſiſchen Kräfte ſind noch ungeſchwächt, ſeine Stimmung ziemlich friſch und aufgeregt. Sein Organ gehört zu den ſogenannten fetten; die Worte rollen mehr, als daß ſie fließen; nur in den Momenten der Aufregung iſt ſeine Rede ein impoſanter Strom, der den Widerſtand leicht beſiegt. Anſchütz liebt ſonſt vorzugsweiſe die Rollen der ruhigeren Declamation. Seine Mimik iſt höchſt einfach, ſeine Action gibt nur ſelten ſcharf gezeichnete Pointen. Er ergeht ſich mit ſichtbarer Vorliebe in der Recitation und erlebt hier faſt einzig ſeinen Beifall. Als Tell, deſſen Darſtellung überhaupt ſeine beſte war, wurde ſeine Erzählung, wie der Vogt auf ſchmalem Felſenpfade vor ihm erbleicht, von einer durchdringenden Wirkung. Blos die Modulation in der Erzählungsweiſe erzeugte den Effect, die Mimik war nur dienende Begleiterin. Anſchütz iſt das gerade Gegentheil vom alten Ludwig Devrient, bei dem ſich die mimiſche Maſke der Rolle mit einer überraſchenden Keckheit hervordrängte und die Worte oft nur wie Begleitung dazu ertönten, oder gar als Anhängſel folgten. Der Charakter war ſchon durch Maſke, Mimik und Hantierung bei Devrient fertig, während Anſchütz den Charakter erſt in der Recitation entwickelt und ſo das Wort zu ſeinem Rechte kommen läßt. Und ſo ſtehen denn Anſchütz's Lear und Devrient's Lear wie zu gegenſeitiger Ergänzung einander gegenüber. Devrient gab im wahnſinnigen Lear ſein Höchſtes, und inſofern in dieſen Momenten die ganze Tragödie ihre Gipfelpuncte erreicht, war Devrient's Darſtellung nicht allein in pointirten Einzelnheiten, ſondern auch nach der ganzen Conſtruction und Entfaltung des Charakters die größere, geiſtig bedeutſamere. Dagegen gibt Anſchütz den *weinenden* Lear unübertrefflich ſchön. Wo die Hoheit des königlichen Herrn ganz und gar zerſchmilzt, wo der Schmerz ſeine ganze Größe in den Staub beugt, ſteht Anſchütz unübertroffen da. Anſchütz ſpielt vor dem Publicum Wiens. Dies, dünkt mich, bezeichnet nicht wenig den Charakter ſeines Spiels. Die Wiener konnten Devrient's Weſen wohl anſtaunen, aber im Grunde doch nicht lieb gewinnen. Laroche, der Meiſter aus der Goethe'ſchen Schule, iſt ihr Liebling. Der Wiener will nicht erſchüttert, er will gerührt ſein im Trauerſpiele. Für dies Bedürfniß ſchreiben die Wiener Tragödien, auf dieſe Stimmung wirken die Künſtler des Hofburgtheaters. Es verſteht ſich, daß ſich dies auf ungeſuchte Weiſe geſtaltet; aber es wird Niemand läugnen, daß auch der gute Schauſpieler ſich unbewußt ſeinem Publicum anbequemt. So wirkt denn Anſchütz als Lear ganz in dieſer Weiſe. Seine Momente des zornigen Wahnſinns konnte man ſogar unbedeutend nennen; er verrieth in ihnen keineswegs ein großes Aufgebot erfinderiſcher Kraft. Man vermißte die grellen Schlagſchatten und gleichſam die kalten Wetterſchläge des entthronten Jupiter-Lear, der immer noch die Blitze ſchleudern möchte, als ſei er noch der Herrſcher der Welt, und der im Wahnwitz die in der Wirklichkeit weggeſchenkte Majeſtät ſich wieder anmaßt. Dagegen war Anſchütz in den Momenten, wo ſich die Natur mit milder Hand des zerſtörten Gehirns bemächtigt, wo der erſchöpfte Lear, durch die Nähe Cordeliens ſanft berührt, kindiſch zu werden beginnt, unübertrefflich. Dieſe Übergänge zur Befriedigung und Löſung des Wahnſinns, dieſes harmlos irre, und doch nach dem Sturme der Leidenſchaft beſeligende milde Friedenslächeln ſichert dem Künſtler allein ſchon einen bedeutenden Platz unter den beſten Mimen Deutſchlands. Selbſt Tieck hat, wie ich aus guter Quelle weiß, geſtanden, daß ihm aus den letzten Scenen, wie ſie Anſchütz auffaßt und zu geben verſteht, manche Züge des Shakſpeare'ſchen Lear erſt recht deutlich wurden. Es iſt gewiſſermaßen der Oedipus auf Kolonos, den Anſchütz ganz beſonders aus dem Charakterbilde hervorhebt und in deſſen Zeichnung ſein Spiel die größte Eigenthümlichkeit entfaltet. Nicht der wahnſinnig tobende, ſondern der kindiſch liebe Greis, der den Wahnſinn der Menſchen und ſeinen eigenen mit ſpielender Ironie belächelt, mithin der verſöhnte, der hinſterbende Lear kommt in dieſer Auffaſſung zu ſeinem Rechte. Anſchütz hat in ſeinem ganzen Äußern einen Verein von derber Naturkraft und einer befriedigten, geſättigten Behäbigkeit. Dieſe letztere, phyſiſch und pſychiſch bei ihm bedingt, erklärt eine Hinneigung zum Elegiſchen; ſein Spiel hat bei aller Derbheit immer etwas Rührendes, und dieſer liebenswürdige Zug findet ſich ungeſucht in jeder ſeiner Rollen mehr oder minder wieder, dieſe Stimmung drängt ſich dem Künſtler in jedem Charakterbilde, das er gibt, wieder hervor. Sein Organ iſt nie hart, ſcharf oder ſchneidend, bei aller imponirenden Kraft hat ſeine Stimme etwas Mildes, eine königliche Milde, möchte ich ſagen, eine biederherzige Gemüthlichkeit bei aller feſten Würde. Anſchütz hat in ſeiner Mimik dieſe Einfachheit, weil die Lineamente ſeines Geſichts faſt ſimpel und monoton ſind. Seine Stirn iſt voll und breit, obſchon auch hoch, ſeine vollen, fleiſchigen Wangen laſſen nur wenige Variationen zu. Ich glaube nicht, daß das Alter ein ſchärferes nüancirteres Muskelſpiel aufheben kann; vielmehr pflegen tiefer geſurchte Geſichtszüge im Alter an prägnanter Schärfe eher zu gewinnen. Die Maske des bleichen Schreckens, die groteske Miene des Schauders, des Zornes, der wilden Empörung und Racheluſt, auch die düſtere Melancholie kann Anſchütz nicht feſthalten; ſeine Züge runden ſich ſehr ſchnell wieder zu jener Miene des leutſeligen Schmerzes, durch die er rührt. So fehlt denn ſeinem Wallenſtein ein weſentliches Element, indem Anſchütz nur den heroiſchen Feldherrn gibt, und nach ſeiner Darſtellung das Tragiſche nur darin liegt, daß von einem ſo edlen Helden die Gemüther abfallen können. Anſchütz zeigt, wie Wallenſtein zur Herrſchaft der Gemüther berufen iſt, weniger wie er ſelbſt von ſeinem myſtiſchen Weſen beherrſcht wird. Nach Schiller's Auffaſſung des Charakters liegt aber das Tragiſche darin, daß er, welcher die Welt lenken will, durch dunkle Mächte ſelbſt gelenkt wird. Dies zur Anſchauung zu bringen, iſt eine der ſchwerſten Aufgaben. Es gehört eine faſt verzückte Stimmung dazu, um das Dämoniſche in Wallenſtein's Weſen hervortreten zu laſſen. Schon in der Erzählung des Traumes liegt das ganze Eingeſtändniß, worin ſein Heil und Unheil zu ſuchen iſt. Anſchütz gab den Traum faſt ohne jene Melancholie der metaphyſiſchen Speculation, und wenn er zu Thekla ſagt: »Verſcheuche mir mit Deinem Spiel den finſtern Dämon, der um die Stirne mir den Fittich ſchwingt,« ſo blieb das in der That ohne Wirkung, denn die eigentliche dämoniſche Schwermuth des Wallenſtein ſcheint Anſchütz nicht zu verſtehen. Dagegen ſind ſein Götz und ſein Tell vollendete Leiſtungen. Die kerngeſunde Empörung des Biedermannes, wie ſie im Götz, und die edle Ruhe bewußter Seelengröße, wie ſie im Tell ſich geltend macht, liegen in der Figur und Haltung des Künſtlers auf das getreueſte ausgeprägt. Sein Othello hat in den mittlern Acten große Momente; der Ausbruch der leidenſchaftlichen Eiferſucht und der gutmüthigen Raſerei war meiſterhaft. Nur vermißt' ich in der Anlage des ganzen Charakters ein ähnliches Ingredienz wie in der Auffaſſung des Wallenſtein. Anſchütz hob in der erſten Scene, in der Erzählung vor Gericht, den Zug der Gutmüthigkeit im Naturell des Mohren zu ſtark hervor; ſo daß ſich hier faſt der Held im Othello vergaß. Nun iſt bei dem muthmaßlichen Verrath, den ein ſo harmlos edler Menſch erfährt, die Wirkung unausbleiblich und kann nicht verfehlt werden. Allein der Künſtler ignorirte beinahe den Umſtand, daß Othello in Desdemona nur um deswillen ſein ganzes Lebensheil bedingt ſieht, weil ihre liebliche Erſcheinung und ihre wunderſame Neigung zu ihm den vormals unorganiſchen, dumpfen Zuſtand ſeines Gemüthes gelichtet und verklärt hat. So mußten denn die Worte Othello's, die er ſpäter, als er die Gattin untreu wähnt, von ſeiner Seele wälzt: »Dann bricht das alte Chaos wieder ein!« — bei Anſchütz nicht von der erſchütternden Wirkung ſein. Was an die dunkleren, phantaſtiſch tieferen Regungen des Gemüthes anſtreift, ſteht dem Künſtler nicht ſo zu Gebote, wie der helle Ausbruch der Leidenſchaft, die ungehinderte Gewalt des entfeſſelten Schmerzes, der in der Ausſtrömung ſelbſt ſeine Befriedigung fühlt oder unter den Zuckungen des Herzens erliegt. So erſchien mir denn Anſchütz als Othello auch im letzten Acte nicht in der Stimmung, die Shakſpeare in dem großen Schlächterſtücke vielleicht nicht genug motivirt hat, die aber die edlere Auffaſſung des Mohren erheiſcht. Othello erhebt ſich durch den Gedanken, er ſei nicht Mörder, ſondern Opferprieſter, zu einer Höhe des Geiſtes, welche die thieriſchen Wuthausbrüche nicht mehr zuläßt. »Die Sache will's!« Mit dieſen Worten fühlt er das Rächeramt eines höheren Richters in ſeiner Bruſt, und der geheimere Reiz der letzten Situation mit Desdemona liegt darin, daß die Süßigkeit ihrer flehenden Stimme ihn aus ſeiner hochgeſpannten Stimmung herunterzieht. Ich vermißte an Anſchütz die Weihe, welche den letzten Act erträglich macht und die wilde Dummheit des Mohren adelt.

Fräulein Wagner gab uns eine gelungene Desdemona. Hr. Baudius faßte den Jago von Anfang an mit einer Keckheit, vor der ich erſtaunte. Er gab den Übermüthigen, der mit der Tücke nur ſpielt, nur zum Spaß die Bosheit wie ein Experiment verſucht. Jago beginnt allerdings damit; allein der Charakter ſteigert ſich. Er wird durch die Wirkungen ſeiner wie zur Spielerei angelegten Liſt ſelbſt überraſcht, die Conflicte werden wilder als er gewähnt, der Ernſt der Situation reißt ihn mit fort, der Stoff überwächſt ihn, und ſo wird, was wie eine ſpieleriſche Laune ſchien, in ihm ſelbſt zu einem diaboliſchen Gelüſte, um das Begonnene zu Ende zu führen. Dieſe Steigerung des Charakters vermißt man an Baudius Darſtellung, er blieb der tändelnde Jago, der er blos anfangs ſein darf.

Als Egmont und Hauptmann Klinker (im Epigramm) entwickelte Anſchütz die ganze Liebenswürdigkeit ſeines Spiels und ſeines Naturells. Zwar gab er in der erſtgedachten Rolle weniger den Anſtrich von genialem Flatterſinn, den Goethe, gleichſam als ein Stück ſeiner eigenen Natur, dem Charakter beigemiſcht, und der in der Scene mit Clärchen ſich ungern vermiſſen ließ; dagegen lag die flammändiſche Bonhomie und gemächliche Sicherheit Egmont's in ſeinem ganzen Weſen, in Figur und Rede glücklich ausgeprägt. Auch als Klinker gab Anſchütz ein höchſt anmuthiges Bild, mit jener ruhigen Conſequenz durchgeführt, die bei ihm nie als abſichtlich gemacht hervortritt, ſondern ſich ganz harmlos wie aus ſeiner eignen Natur ergibt. Anſchütz verlieh ſeinem Klinker weniger die Grazie des Lebemanns, als man es ſonſt in der Rolle verlangt. Dafür hob er die Leutſeligkeit dieſes gutmüthigen Sonderlings, den alle Welt liebt und doch Niemand heirathen will, um ſo ſtärker hervor, und brachte eine gute Abrundung in ſeine Auffaſſung.

Caroline Bauer.

1836.

Nach dreiwöchentlicher Landestrauer wurde die leipziger Bühne mit dem Gaſtſpiel von Fräulein Bauer wieder eröffnet. Ein leipziger Correſpondent in der Allgemeinen Zeitung nannte Fräulein Bauer eine Repräſentantin echt claſſiſcher Schauſpielkunſt. Dieſer Ausdruck, falls er Sinn haben ſoll, läßt bei dem geehrten Herrn auf die entgegengeſetzte Annahme einer romantiſchen Schauſpielkunſt ſchließen. Dieſe Unterſcheidungsweiſe mag etwas für ſich haben. Eine Repräſentantin romantiſcher Schauſpielkunſt dürfte ſich in der Schröder-Devrient finden, und wem aus der Erinnerung Wolff's und Devrient's Geſtalten aufſteigen, hätte recht eigentlich Belege für dieſe zwiefache Richtung der Bühnenkunſt. In Wolff war Claſſicität: ſein ganzes Spiel ging lediglich aus dem Verſtändniß des Dichters hervor, die Idee des Poeten zu erreichen, ſchien ihm das Höchſte, ein anderes Ziel kannte er nicht. Devrient's Spiel war nie das Ergebniß der Reflexion, er hatte nie den Zweck, durch Studium den Gedanken des Dichters zur Erſcheinung zu bringen. Er hatte gleichſam ſeinen eigenen Gott für ſich, der ihn ſo und nicht anders ſeine Rolle auffaſſen hieß, ihn nicht ſelten ganz irre führte, aber ihn, wo er zutraf, der größten Effecte gewiß machte. War ſeine Darſtellung einer Rolle mit der Intention des Dichters identiſch, hatte ſein Genius richtig getappt, ſo ſah man wie durch wunderbares Walten das Höchſte zur Erſcheinung kommen. In Wolff feierte das Talent, in Devrient das Genie ſeine Triumphe.

Bei dieſer Unterſcheidung aber ſtehen bleiben und ſie auf eine einzelne Erſcheinung, die vielleicht noch nicht das Höchſte, was ſie vermag, erreicht hat, beziehen, hieße irre gehen. Hier wird weit weniger von einem großen Styl, als von Manieren in der Spielart die Rede ſein müſſen. Und in dieſer Beziehung muß man an den Leiſtungen der Fräulein Bauer rühmlichſt anerkennen, daß ſie in einer Manier gehalten ſind, die gar keine Manier iſt. Bei Madame Crelinger, Madame Haizinger, Fräulein v. Hagn kann man in der That von Manieren reden, von großen, intereſſanten nnd liebenswürdigen, womit ſie zu effectuiren im Stande ſind, und mir fällt dabei das Wort der Catalani über die Sonntag ein, von der ſie ſagte, ſie ſei groß in ihrer Manier, aber ihre Manier ſei nicht groß. Fräulein Bauer hat in ihrem Spiel den eigenthümlichen Vorzug, keine effectuirende Nebenrückſichten zu kennen, ihr Spiel geht weſentlich aus dem Verſtändniß des Dichters hervor und tritt niemals aus dem Rahmen heraus, der ein Kunſtwerk zu einem Ganzen geſtaltet. Künſtleriſche Perſönlichkeiten dieſer Art erhalten ihre wahre Stellung recht eigentlich nur in einem allſeitig durchbildeten Enſemble, deſſen Zuſammenſpiel nur den Zweck hat, ein echtes Kunſtwerk zur vollendeten Erſcheinung zu bringen. Wolff mußte ſich immer erſt ſeine Mitſpieler erziehen, damit ſie ihm ſo, wie es zu einem Totaleindruck nöthig war, in die Hand ſpielten. Devrient bedurfte kaum talentvoller und convenabler Mitſpieler, er riß in ſeinen großen Momenten Alles mit ſich fort und zwang dann auch den Stümper, wie ein willenloſes Werkzeug ihm zu folgen; in Nebenzügen ließ er das Stück und die Mitſpieler fallen. Von effectuirenden Momenten iſt bei Fräulein Bauer eigentlich keine Spur. Mag das Bedingung ihres Naturells, oder Ergebniß ihres poetiſchen Verſtändniſſes oder Beides ſein; ſo brillant ihre Erſcheinung auf der Bühne genannt werden kann, ſo wenig beſteht ihr Spiel aus brillanten Einzelnheiten. Sie ſcheint ſelbſt auf Koſten der Wirkſamkeit nur einen Totaleindruck zu erzielen. Es liegt hierin etwas ſehr Schönes und echt Künſtleriſches; allein wie viel Rollen, ſelbſt gute Rollen gibt es nicht, deren Werth nur in der Entwickelung dieſes oder jenes Momentes beruht! Stände Fräulein Bauer immer in einem kunſtfertigen ausgebildeten Enſemble, und brächten unſere Bühnen immer nur Claſſiſches, ſo würde das Talent dieſer Künſtlerin wohl niemals ſeiner Wirkſamkeit entbehren. Wie ſchön iſt in Dresden ihr Zuſammenſpiel als Julia mit der humoriſtiſch-ſalbungsvollen Werdy als Amme! Auf unſerer Bühne

hatte ſie mit ihrer Amme förmlich zu kämpfen und der Zauber
ihrer muſikaliſchen Stimme in den Balconſcenen zerbrach faſt
an einem wortkargen Romeo, dem der Souffleur mit ſeinem
Kaſten hätte nachlaufen müſſen in die grüne Schattenlaube.
Durchaus glänzend und von dem Effect, den die Dichtung be-
zweckt, war der große Monolog, nach welchem Julia den Gift-
becher leert. In der Scene mit dem alten Capulet war ihr
Kampf zwiſchen Liebe, Schmerz, Verzweiflung und kindlicher
Ergebung meiſterhaft. Dagegen erſchien ſie in der Todtengruft
zu kühl. Wie ſehr ihr Spiel jedoch, ſelbſt mit Aufopferung des
Effects, dem poetiſchen Verſtändniß huldigt, beweiſt unter an-
deren die Art und Weiſe, wie ſie in der Scene auf dem Ball
die Worte: »Ihr küßt recht nach der Kunſt« — von jeder ſonſt
üblichen Betonung verſchieden, zu geben wußte. Dieſe Worte
laſſen ſich im Sinne der Julia kaum recht deuten; man weiß
nicht, wie Julia zu dieſer auffälligen Rede kommt. In der
Regel tappen die Darſtellerinnen über dieſe Schwierigkeit ſehr
oberflächlich hin. Fräulein Fournier ſchlägt wie erröthend den
Blick dabei zu Boden. Fräulein v. Hagn ſieht dem Romeo da-
bei liſtig in's Auge, ſowie denn dieſe Schauſpielerin überhaupt
dem Charakter einen Beigeſchmack von moderner Schalkhaftig-
keit gibt, von der das Shakſpeare'ſche Mädchen nichts weiß.
Beide Darſtellerinnen effectuiren aber mit dieſer Auffaſſung der
Stelle. Fräulein Bauer ſpricht die Worte gewiſſermaßen ganz
harmlos in's Blaue, wie ein junges Ding einmal Gehörtes
gedankenlos nachplaudert. Mich dünkt, Shakſpeare habe ſo und
nicht anders ſeiner Julia dergleichen in den Mund gelegt.

An Fräulein Bauer als Donna Diana iſt vielerlei als
Mißgriff zu bezeichnen. Der ganze Charakter war mädchenhaft
deutſch, nicht ſpaniſch, nach ihrer Auffaſſung. In der Eiferſucht
war ſie mehr die empfindlich Gereizte, als die Leidenſchaftliche,
vor deren Liebesſchmerz die Säulen des Stolzes zuſammenbre-
chen. Ihre Leidenſchaft drohte nicht ſie zu verzehren, ſie wurde
nur gepeinigt von dem Gefühl der erwachten Liebe. Der ganze
Charakter wird von der Darſtellerin durchaus deutſch gefühlt
und gegeben, mit allen Nüancen weiblicher Empfindſamkeit,
weiblicher Liſt und mädchenhafter Luſt zu triumphiren. In den
erſten Acten mußte der Stolz pointirter, in der Gartenſcene

die Coquetterie raffinirter gehalten werden. In beiden iſt die Crelinger bedeutſamer, während ſich in ihrem Spiele wieder das verwiſcht, was Fräulein Bauer, die an der Naturtreue allgemein menſchlicher Auffaſſung feſthielt, durch den Reiz elegiſcher Rührung hervorruft. Meines Wiſſens war die zu früh für die Kunſt geſtorbene Sophie Müller diejenige Diana, welche den ſpaniſchen Typus mit dem allgemein poetiſchen Grundelement des Charakters am richtigſten vereinte. Die heißeren Farben des Gemäldes waren in der Darſtellung von Fräulein Bauer viel zu ſehr durch Lieblichkeit und mädchenhafte Grazie vertuſcht. Als Hedwig im »Ball zu Ellerbrunn« gab ſie ein vortreffliches Bild der modernen Salondame. Als Suschen und Walpurgis entfaltete ſie die ganze Spielerei einer erſten jungfräulichen Neigung in allen ihren Stufengängen von der erwachenden Luſt bis zur liſtigen Verſchlagenheit. Wie die unbefangene Seele ſich überraſchen läßt von ihrem eigenen Gefühle, trat in dieſen Bildern einer idylliſchen Gemüthswelt als ganz beſonders glücklicher Moment hervor. Als Goldſchmieds Tochter ließ ſie den Zug einer religiöſen Stimmung nicht außer Acht und ſprach das Gebet vor Schlafengehen, das andere Darſtellerinnen in falſchverſtandener Auffaſſung dieſes Charakters fortlaſſen, mit jener echten Natureinfalt des Gemüths, die bei Rollen dieſer Art ſo leicht in Coquetterie umzuſchlagen pflegt. So hob ſie auch ihres Vaters Rang als Altbürger von Ulm gegen den Ritter ganz beſonders hervor und gab der Walpurgis dadurch jene Beimiſchung von mittelalterlich-bürgerlichem Stolz, der dieſe Figur von aller modernen Naivetät abſcheidet. Als Margarethe (in den Hageſtolzen) war ſie eine Erſcheinung, wie ſie alte niederländiſche Maler in ihren Bildern eines idylliſchen Friedens ſo gern zeichneten. Ihr Käthchen von Heilbronn war von ganz beſonderm poetiſchen Verdienſt. Dieſen mittelalterlichen Charakter ſieht man oft mit einer Sentimentalität verſetzt, die ihn völlig vernichtet. Weil das Mittelalter ſchwärmte, glaubt man, es ſei auch ſentimental geweſen. Heinrich v. Kleiſt war ein zu tiefer Poet, um ſo fehlzugreifen. In dem Unbewußten, in dem Räthſelhaften des innern Dranges liegt die Romantik des Mittelalters, und dieſe dunkle Entzückung zeigt der Dichter in der ſpiegelreinen Mädchenſeele. Dies iſt die unverwüſtliche Poeſie in dieſem Käthchen von Heilbronn. Fräulein Bauer war in jeder Beziehung das lebendige Bild dieſer Dichtung.

Ludwig Löwe.

1836.

Mit glänzendem Erfolg gab Ludwig Löwe, vom wiener Burgtheater, in Leipzig eine Reihe von Gaſtrollen. In den äußern Mitteln des Mimen liegt immer die Bedingniß ſeiner geiſtigen Leiſtungen, denn ſo wie die Kunſt ſich von der Natur nicht entfernen darf, ſo darf auch der Künſtler ſelbſt nicht über ſein Naturell hinaus. Wir haben an Löwe vor allem eine höchſt künſtleriſche Entfaltung ſeiner äußern Mittel anzuerkennen. Er beherrſcht die Kraft ſeiner Phyſis mit einer ſichern Gewandtheit, die ſich als männliche Grazie bezeichnen läßt. Sein Muskel- und Gliederſpiel iſt bewunderungswürdig, ſeine Attitüden feſt und ſtreng berechnet, ohne daß ſie geſucht erſcheinen; ſein ganzes äußeres Weſen beſticht durch eben ſo viel edle Würde, als einſchmeichelnde Anmuth. Seinem Organ fehlt es vielleicht an tiefen Tönen, deshalb iſt es im Tragiſchen nicht immer ausreichend, wenigſtens kommt es der Erſchöpfung nahe; in der Elegie, wie im Correggio, wird es auf die Dauer etwas eintönig larmoyant. In Allem, was die converſationellen Elemente einer Rolle betrifft, iſt Löwe meiſterhaft. Hier entfaltet ſich ſein Organ zu angemeſſener Weite und die geſunde Genialität ſeiner rüſtigen Natur reißt hin. Seine Mimik iſt unbedeutend, deſto vollkommener ſein Maskenſpiel. Dies muß man unterſcheiden. Wenn er als Garrik (in dem Deinhardtſtein'ſchen Luſtſpiel voll impertinenter Langerweile) den alten hinkenden und einäugigen Johnſon ſo vortrefflich gibt, ſo iſt das nur Maskenſpiel, mehr nicht. Mimik iſt die Ausprägung der wechſelnden Seelenſtimmungen im Geſicht und im ganzen Habitus. Löwe's Hamlet, obwohl eine ſehr gute theatraliſche Leiſtung, iſt keinesweges der Shakſpeare'ſche. Die Scenen mit Höflingen und Schauſpielern waren meiſterhaft wie immer das Converſationelle. In den Monologen, dem eigentlichen Nerv der Entwickelung des Charakters fehlte die bleiche Melancholie, die nervenlähmende Verzagtheit und die Grübelei der Reflexion, die den Hamlet zu dieſem aus Sanftmuth blöden, thatunfähigen, paſſiven Helden macht. Wolff war in dieſen Zügen unerreichbar. Löwe's declamatoriſche Ausmalerei — vielleicht überhaupt eine Eigenthümlichkeit der wiener Schule — zog Hamlet's Grübelei in's Breite ſtatt in's Tiefe. Seine ganze Auffaſſung der Rolle widerſtreitet der dichteriſchen Intention. In Löwe's Darſtellung waren blos Zufall und Schickſal diejenigen Charaktere, die ſeine That verhindern; deshalb iſt er auch bemüht, jeden Moment, wo ſich Anregung zum Handeln zeigt, ganz beſonders zu accentuiren. In der Scene mit der Mutter verleitete ihn dieſe Benutzung des Momentes faſt bis zur Ausartung. Man ſah nie in Löwe's Hamlet, wie der Grund zur Paſſivität dieſes Helden in deſſen Gemüthszuſtande liegt. Reflexion und Melancholie haben Hamlet's Herz durchhöhlt und dieſe Thatunfähigkeit erzeugt. Dieſer Zug war in Löwe's Darſtellung ganz verwiſcht. Demnach war auch ſein Spiel nach dem Verſchwinden des Geiſtes im erſten Act viel zu ſtürmiſch. Wer ſo theatraliſch ſtürmt, kann unmöglich ſeinen Muth in dem Entſchluß, er wolle beten gehen, zerſchmelzen laſſen. Wie geſagt, Löwe's Hamlet war nicht Shakſpeare's Hamlet. Durchaus vortrefflich, wie immer, wo der Gedanke des Dichters vollauf verkörpert wird, iſt Löwe als Fiesco. Das Pragmatiſche, Thatſächlichkräftige, das Robuſtgeſunde, das dreiſte Heldenthum, das gibt er mit genialer Sicherheit. — Außer dem Deinhardtſtein'ſchen Luſtſpiel voll lauter Handwerksintereſſen aus dem Leben eines Dichters und Schauſpielers, beſchenkte uns der Gaſt auch noch mit zwei andern aufgewärmten Stücken, für die wir ihm wenig Dank ſagen können. Ziegler's »Weltton und Herzensgüte« und Beck's »Schachmaſchine« gehören zu den antiquirten Sachen, die dem Repertoir des Burgtheaters unverwüſtlich ankleben. Der Künſtler producirte ſie blos, um ſich zu produciren, und ſo war denn auch beſonders ſein Karl von Ruf eine höchſt vollendete Leiſtung. Löwe's flotter Humor, die geſunde und gleichwohl noble Feinheit ſeiner Komik iſt, im Verein mit ſeiner gediegenen Gewandtheit im Converſationsſtück, vielleicht ſeinem tragiſchen Talent noch voranzuſetzen.

Charlotte von Hagn.

1837.

Fräulein von Hagn iſt eine jener Primadonnen des Schauſpiels, für welche die berliner Welt ſich in zwei große Parteien theilt, eine Parteiung, die ſich bis in die gelehrten Kreiſe erſtreckt. Profeſſor Gubitz ſchwört nur zur Fahne der Hagn. Der alte Sp. Schultze und Friedrich von Raumer ſchwören nur zur Fahne der Crelinger. Es gibt jetzt in Berlin keine anderen »Aner« als Hagnianer und Crelingerianer. — Ein großartiges Schisma! Dieſe Parteien ſcheiden ſich wie Ariſtokraten und Demokraten, die Hagniſten ſind ariſtokratiſch, mit Permiſſion zu ſagen, die Crelingeriſten, mit Erlaubniß, demokratiſch, und Herr von Raumer iſt wenigſtens inſofern demokratiſch, als er für den Ruhm der Crelinger ficht. — Aber Spaß apart und Scherz bei Seite! unter ſo großartigem Schisma betrachten wir in Leipzig keine Schauſpielerin. Wir haben auch ohne ariſtokratiſch-ſublime Geſinnung Fräulein von Hagn mit Vergnügen, ja mit Bewunderung in dem, was ſie iſt, anerkannt, und über das, was ſie nicht iſt, behielten wir demokratiſch offene Augen. Was ſie auf der Bühne iſt, läßt ſich mit einem Worte ſagen, ſie iſt die Griſette par excellence, und dies mit einer Virtuoſität, die bei der Fülle ihrer überraſchenden Einfälle, bei der Feinheit ihrer Nüancen und der graziöſen Keckheit ihres Humors an Genialität grenzt. So ſind denn ihre Leiſtungen in all' den Rollen höchſt brillant, die Carl Blum für ſie ſchrieb und für die Entwickelung ihres Naturells einrichtete. Und dies reiche Naturell kann ſchon an und für ſich in der That für ein Kunſtwerk gelten, für ein Kunſtwerk, das der Schöpfer hinſtellte. Auch hat man nicht leicht eine vollendetere Tournure, ein ſchöneres Air auf der Bühne geſehen, — bis auf den Schritt dieſer ſchönen Füße, der mir etwas zu männlich ſchien. Aber was ſonſt weibliche Anmuth und Grazie von der Natur entlehnen, was joviale Laune, Eitelkeit und Stolz des Weibes, und vor allem die Coquetterie in jeglicher Nüance, von dem verwegenſten Übermuth bis zur einſchmeichelndſten Fineſſe, auf der Bühne vermögen, das ſieht man in dieſer Perſönlichkeit vereinigt. Dazu macht Fräulein Charlotte eine Toilette, die faſt eine äſthetiſche Leiſtung zu nennen iſt, mindeſtens an Delicateſſe und feinem Geſchmack Ihresgleichen ſucht. Das Naive ſteht ihr wohl eben ſo gut als das Coquette, allein es miſcht ſich in jenes leicht eine Doſis von verſchmitzter Liſtigkeit, ſo daß dadurch eine pointirtere Färbung entſteht, als eigentlich dem harmlos Naiven zukommt. Die Tonlage ihrer Gemüthszuſtände reicht von der Griſette bis zur Dame im Boudoir, von der frevelhaften Liebenswürdigkeit der Mirandolina bis zur gekränkten Tugend einer edlen Hedwig (im Ball zu Ellerbrunn), von der Margarethe in den Hageſtolzen bis zur Donna Diana, die Fräulein von Hagn mit allem Zauber der bis an's Tragiſche grenzenden Empfindung gibt. Ob ſich dies ſeltene Talent, an ſich ſchon umfangsreich genug, nicht auch für die Tragödie erzogen hätte, wenn die Tragödie reichhaltiger auf dem deutſchen Repertoir ſtände, und wenn ihre Kunſt weniger daran gewöhnt wäre, Rollen zu geben, die für ſie gedacht und geſchrieben worden, das läßt ſich jetzt nur noch ſchwer beantworten. Fräulein von Hagn iſt daran gewöhnt, mit loſen modernen Figuren nach eignem Behagen umzuſpringen, die Leerheit flüchtiger Luſtſpielcharaktere mit eignen Einfällen auszuſtatten, und ſo fehlt ihr die Ruhe der Conception, die dazu gehört, um ſich mit einem tiefſinnigen Dichterbilde in Einklang zu ſetzen. Ich meine die Julia, die ſie in Leipzig gab. Hier iſt es, als wenn ſich bei ihr die Empfindung zuvor im Spiegel beſieht, bald war ein Moment zu ſehr, bald zu wenig berechnet, genug, es fehlte jene Sicherheit und Harmonie, die ſie als witzige Soubrette, als moderne Anſtandsdame in ſo vollendeter Weiſe zur Erſcheinung bringt; ſelbſt ihr Organ iſt hier mit ſich uneins, es verſucht ſich bald in oberen, bald in unteren Tonlagen, wie ein Inſtrument, das ſich erſt ſtimmen will. Allerdings wäre Fräulein von Hagn berufen, Shakſpeare'ſche Geſtalten darzuſtellen, aber nicht die Julia, ſondern die Beatrice. Leider aber iſt das Shakſpeare'ſche Repertoir ſehr zuſammengeſchrumpft, obſchon ein ſo glänzend humoriſtiſches Talent, wie Fräulein Charlotte, im Shakſpeare'ſchen Luſtſpiel einen außerordentlich glücklichen Spielraum fände.

Joſt.

1837.

Joſt ging von Hamburg nach München. Er ſpielte in Leipzig zwei Mal Ludwig den XI. — Delavigne's Stück hat in der Parodie einer verbrecheriſchen abſoluten Majeſtät ſeine Wurzel, es iſt aus dieſem einen Gedanken erzeugt, die erſten ziemlich ſalopp gehaltenen Acte ſind nur dazu da, um den vierten mit der erſchütternden Beichtſcene herbeizuführen, das Stück kann, nach Shakſpeare'ſchem Maßſtabe, nur für den letzten Act einer Tragödie, keineswegs für eine Tragödie ſelbſt gelten. Joſt gab die hinfällige und verbrecheriſche Majeſtät meiſterhaft, nur ſcheint er die Momente, wo ſich das Gefühl der Hoheit geltend macht, ſchwächer zu nehmen, ſo daß der Charakter faſt zu ſehr der Würde entkleidet war. Die moraliſche Hinfälligkeit dieſes königlichen Subjects wird aber dann erſt wahrhaft tragiſch, wenn ſich das Bewußtſein ſeiner Stellung zur Welt dann und wann in ihm durchbricht. Die Worte in der Beichtſcene: ich bin doch König, als der heilige Franz ihn nicht abſolviren will, waren nicht von der Wirkung, wie ſie Ludwig Devrient geſprochen hätte.

In der komiſchen Mimik, z. B. als Molière's Geiziger, hat Joſt vortreffliche Momente. Nur war das Ganze in zu ſcharfem Colorit gehalten. Das hamburger Publicum verlangt ein ſolches, und vor ihm hat ſich Joſt entwickelt. Auch iſt dabei zu bedenken, daß ſeine Mimik überhaupt auf einen größern Raum berechnet iſt.

Porth.

1838.

Porth aus Dresden ſpielte in Leipzig den Franz Moor, Shylok, Verrina, Tartüffe und Elias Krumm. Porth gehört zu den würdigen, ehrenwerthen Schauſpielern, die falſche Mittel verſchmähen, um zu brilliren. Auch verführen ihn ſeine Mittel nicht zur Verſchwendung. Porth ſpielt um des Stückes willen, er ordnet ſich dem Ganzen unter, er iſt nie coquett, immer vom Ernſt eines großen Zuſammenhangs erfüllt. Etwas dürr und trocken in ſeinen Manieren, iſt er in ſeinem Weſen doch immer der feſt durchgebildete, ſtreng denkende Künſtler. In der Mimik iſt er Meiſter. Aber ſein Organ iſt unwirkſam, ohne Metallklang; nur auf Momente weiß ſeine Berechnung die Sprachmittel mit Glück zu ſteigern, und mit ſeinen Tönen ſeiner vortrefflichen Plaſtik nachzuhelfen. Als Shylok hat er ſeinen Glanzpunct in der Scene mit Tubal, wo eben der wechſelnde Doppelſchlag der Stimmung der Mimik einen Spielraum öffnet. Durch und durch ausgezeichnet iſt Porth in Rollen wie Verrina, wo trockene Hoheit und ſpartaniſche Kargheit wirkt.

Rott.

1838.

Rott ſchloß mit der Rolle des alten Deſſauer eine Reihe von Darſtellungen auf der leipziger Bühne. Unſer Publicum ſah mit ihm zum zweiten Male das Raupach'ſche Sittengemälde: »Vor hundert Jahren.« Das Haus war zum Erdrücken voll, der Beifall, der dem Stücke galt, ſtürmiſch. So wirkſam iſt der dramatiſche Autor, wenn er nationale Sympathien berührt. Das alte Preußenthum mit dem deſſauer »Schnurrbart« und der gelehrte Pedantismus mit dem halleſchen Rector Joachim Lange, das ſind deutſche Nationalelemente. Das Stück iſt äußerſt geſchickt und brav gearbeitet. Die Figuren der Zeit, der Kampf der Stände, vor allem die pehlgmatiſch-pedantiſche Idylle der Liebesleute damaliger Deutſchheit, alles dies iſt ſo treffend gezeichnet, mit ſo glücklichem leichten Pinſel hingeworfen, daß Raupach abermals als dramatiſcher Verſtand und als Luſtſpieldichter anzuerkennen iſt, wie ſehr auch das Phraſenſpiel ſeiner Hohenſtaufe, die Lüge einer geſchminkten Sentimentalität in gewiſſen royaliſtiſch höfiſchen Rührſpielen verwerflich bleibt. Man ſpielte das Deſſauer-Stück ſehr brav. Baudius war als Magnificenz ſehr ergötzlich, Düringer als Candidat vortrefflich. Ein vorzüglicher Hebel des Stückes war freilich Rott's pikante Charakteriſtik des alten Deſſauer. In Darſtellung grillenhafter

Alten, wie auch als Heinrich der Achte in der »klugen Königin,« iſt er Meiſter. Er trifft nicht blos das Coſtüm der Zeit; er iſt in Haltung und Geberdung, im Accent der Rede und im Mienenſpiel hiſtoriſch. In manchen Momenten ſolcher barocken Rollen könnte er einem Hogarth ſitzen. — Rott erfreut durch eine ganze Reihe ſolcher Charaktere. Eine andere Seite ſeiner Begabung iſt ſeine Leidenſchaft; ſein Lear iſt ein glücklicher Verein dieſer beiden Richtungen ſeiner Kräfte. Der Calcül des Verſtandes reicht hier hin, um die impoſanten Mittel, die ihm zur Darſtellung tragiſcher Leidenſchaft zu Gebote ſtehen, vortheilhaft zu ſtellen und wirkſam in's Geleis zu bringen. Daß mancher Moment Effecthaſcherei verräth, möcht' ich nicht geradezu behaupten. Allein es fehlt ziemlich häufig die höhere ideale Haltung, in Momenten nämlich, wo dem Darſteller der Grund und Boden äußerlicher Motive gleichſam unter den Füßen fortgezogen wird, in Schiller'ſchen Charakteren. Hier zeigt ſich, wie weit es der Schauſpieler in der Idealiſtik gebracht hat, man fühlt ihm hier an ſeinen geheimſten Puls; er kann neben den äußern Mitteln viel Gefühl haben, viel Verſtand entwickeln, und doch noch unfähig ſein, einen Schiller'ſchen Gedanken zu perſonificiren. Rott ſpielt den Wallenſtein, daß man ihm anfühlt, er müſſe den Götz weit beſſer geben. Sein Wallenſtein iſt ein derber, ſimpler Kriegshauptmann, auch guter Hausvater, den irgendwie, aus Zufall oder durch Anſteckung in der Zeitatmoſphäre, ein aſtrologiſcher Pietismus überfällt. Wo dieſer bei ihm ausbricht, z. B. in der Stelle: »Die Sterne lügen nicht!« da zeigt er ſich mit allen Symptomen des craſſen Fanatismus, während der hohe Dichter ſeinem Helden einen Hinblick auf die Sternenwelt gibt, der als Religion ſein Weſen durchleuchtet und verklärt, nicht als fanatiſcher Ausbruch ihm aufſtößt. Ich muß ſagen, daß Rott den Wallenſtein in keiner Weiſe nach dem Sinn Schiller's verſtanden hat, aber ich muß freilich hinzuſetzen, daß ich noch keinen Darſteller gefunden, der das Gedankenbild des Dichters ganz glücklich verwirklicht hätte. Lemm, meines Erachtens, kam der idealen Perſon Schiller's zunächſt; er gab namentlich die Erzählung des Traumes, der ſeinen auf die Sterne gebauten Somnambulismus enthüllt, auf eine Weiſe, wie ſie nicht tiefer, ſchöner und zarter gedacht werden kann. — Gleich mißlich ſteht es mit Rott's Hamlet, wobei ich freilich hinzufügen muß, daß ich in Deutſchland Niemand weiß, der noch den Hamlet zu ſpielen verſteht, daß Löwe in Wien und Devrient in Dresden von Shakſpeare, wenn er lebte, in keiner Weiſe für echte Prinzen von Dänemark würden anerkannt werden. Auch Macready in London iſt als Hamletſpieler hinter ſeinen übrigen Leiſtungen; in Deutſchland iſt Hamlet förmlich mit Wolff geſtorben und begraben, und Rott mag ſich tröſten, wenn ihm zur Hinſtellung dieſes Charakters nicht weniger als alle Begabung fehlt. Über die äußere Störung in Bezug auf den herkuliſchen Körperbau, ſo daß ſein Abſtand gegen den Herkules, den Hamlet ſelbſt heraushebt, nicht allzugroß iſt, über äußere Verfaſſung des Darſtellers ſeh' ich hinweg, die innere Haltung, die geiſtige Luft, in welcher Hamlet athmet, iſt verfehlt in Rott's Handhabung der Rolle. Mir war bisher noch kein *choleriſcher* Hamlet vorgekommen. Einen ſolchen aber bringt Rott zu Stande. Dieſe Vollblütigkeit, womit ſein Hamlet ſpricht, geht und agirt, wäre ganz tauglich zu der That, um die ſich Shakſpeare's Held durch die Nachtwandelei ſeines grübelnden Denkens, durch die hinſchmachtende Güte ſeines Herzens, durch die markverzehrende Melancholie ſeines Reflectirens wie durch Selbſtmord bringt. Hamlet reflectirt ſich zu Schande. Nur wer den Gram des forſchenden Gedankens geſchmeckt hat, iſt im Stande, dieſen Fluch der modernen Jahrhunderte zu verſtehen, mit Hamlet zu ſympathiſiren. Ein Schauſpieler ſoll mit dieſer Figur nicht brilliren wollen. Auch Rott ſucht ſich, wie Löwe, wie Devrient, die Pièçen heraus, wo das Gefühl hervorbricht, und effectuirt; in ſolchen Stellen iſt er ſogar glücklich. Es gibt nämlich am Hamlet eine Seite ſeines Weſens, wo er good boy iſt, wie die Engländer ſagen. Ophelien und der Mutter gegenüber, kommt dieſer Zug zum Vorſchein. Hier macht Rott Glück; alles Übrige im Charakter, die ſchleichende Überwachſamkeit, die bleiche Mondnacht ſeiner Gedankenſucht, kurz, der Grundzug des Grübelns, der ihn um alle Thatkraft bringt, das ſucht man vergebens in Rott's Hamlet. — Bei einem Schauſpieler von ſolchen Mitteln, ſo viel Geſchick, Routine, Verſtand und Leidenſchaft, wie Rott, hielt ich dieſe Darlegung nicht für unnütz.

Emil Devrient.

1838.

Man iſt gewohnt, Schauſpielern mit dem Worte Künſtler aufzuwarten, ſelbſt mit »genial« ſie zu bedienen. — Der eigentliche, wahrhafte Künſtler iſt der Dichter. Der Schauſpieler hat nichts weiter zu thun, als deſſen Kunſtwerk zur natürlichen Erſcheinung zu bringen. Wie viel Kunſt dazu gehört, iſt eine andere Sache, aber der Schauſpieler iſt von Hauſe aus Nebenſache, die Dichtung und der Dichter ſind die Hauptſache. *Genie* iſt er eben ſo wenig, ſondern er ſoll das *Talent* ſein, das den dichteriſchen Genius verſteht und darſtellt. Dennoch gab es ſo productive Naturen in der größern Schauſpielerepoche Deutſchlands, daß man ſie für geniale Menſchen, d. h. für originelle Schöpfer erklären konnte. So vor allen Andern Ludwig Devrient, der wirklich den Charakter eines Gedichts erklärte, indem er ihn ſchuf, mitunter ganz anders, als der Sinn des Gedichts war, oft aber den Gedanken des Dichters überflügelnd. Auch Emil Devrient, der uns aus Dresden beſuchte, iſt inſofern ſelbſtſchöpferiſch, als er die Dichtkunſt nur um der Schauſpielkunſt vorhanden wähnt, und dieſen oder jenen Charakter nach productiver Laune, ganz gegen den Sinn der Dichtung auffaßt. Ich erinnere mich ſeines Leiceſter auf der dresdener Bühne. Er gibt den Liebhaber der Maria und läßt den Staatsmann ganz fallen. Daß er mit jener Auffaſſung viel Glück, zumal bei den Damen, macht, ändert nichts an der Sache. Ähnlich, obgleich in der Halbheit nicht ſo grell, ſteht es mit ſeinem Hamlet, den er auch auf der leipziger Bühne gab. Emil Devrient gibt als Hamlet den ſchwachen, zärtlichen Mutterſohn, den ſüßen Schönredner, den elegiſchen Mondſcheinjüngling. Deshalb iſt er am wirkſamſten in der Scene mit der Mutter; im Verhältniß zur Mutter kommt eben dieſe Eine Seite ſeines Weſens zur Erſcheinung. Allein er gibt nicht den metaphyſiſchen Kopf, nicht die innere Arbeit der blaſſen Grübelei, die ihn um ſeine Thatkraft bringt. So wie er die Rolle faßt, iſt Hamlet wohl aus ſüßlicher Elegie der Empfindung, aber nicht aus überwachter Denkkraft unfähig zum Handeln. Den Monolog über Sein und Nichtſein legt Emil

Devrient den Leuten wie ein Bonbon auf den Teller; man ſieht nicht, wie er ſich aus der raſtlos arbeitenden Seele windet. Die Scene mit den Schauſpielern läßt er fälſchlicherweiſe fort; eben weil er auf dieſer Seite des Charakters nichts gibt. Sie iſt aber die weſentliche; die andere ſchmeichelt ſich dem Publicum ein, iſt aber nicht eben die ſchwierigere, eines Künſtlers vom erſten Range würdigere Aufgabe. Ein ſolcher aber iſt Emil Devrient. Seine glänzende Phantaſie, die wirklich auf Momente bezaubernd wirkt, hinreißt und bannt, ſein ſchönes, ſeelenvolles Organ, ſeine ideale Haltung, ſein gebildetes Air in allem Thun und Laſſen, alles das berechtigt ihn zu der Forderung, für einen Schauſpieler erſter Claſſe zu gelten.

1844.

Eine kleine Reihe von Gaſtvorſtellungen gab uns wieder Gelegenheit, die brillanteſte Perſönlichkeit der jetzigen Bühnenwelt auf unſern Bretern zu ſehen. Für dieſe gilt Emil Devrient. Ich ſah ihn jetzt als Egmont, als Majoratserben, als Chevalier Saint-Georges, als Richard Wanderer in der Kettel'ſchen Poſſe. Emil Devrient's glänzendes Naturell hat ſeine künſtleriſchen Launen; aber wo er eine Rolle anders faßt, als wir ſie begreifen, wie es bei ſeinem Hamlet, ſeinem Leiceſter der Fall iſt, beſchäftigt und feſſelt er uns durch den Schwung ſeiner Phantaſie, durch den pikanten Reiz einer genialen Willkür, die zugleich intelligent genug iſt, um, wo nicht überall ſcharfſinnig, doch immer überraſchend zu combiniren. Wir geſtehen offen, daß, was von Rollen in der Tragödie und im Luſtſpiel, ja bis zur Poſſe herab zu den Kategorien »Liebhaber« und »Held« gehört, in Deutſchland niemals mit einem Vereine von ſo viel Esprit und ſo glücklicher Naturbegabung zur Erſcheinung gebracht iſt, als in Emil Devrient. Pius Alexander Wolff lernt' ich in Berlin nicht jung genug kennen, um darüber zu entſcheiden, ob ihm in dem, was Nobleſſe und Repräſentation heißt, ein feinerer Hauch von Poeſie gelang. Vielleicht glückte es Wolff auch, gewiſſen Darſtellungen, obſchon ſie alle bei ihm Sache der Reflexion waren, jenen Anſtrich von harmloſer Hingebung und friedfertiger Seelenruhe zu geben, den z. B. Egmont nöthig hat, um zur vollendeten Erſcheinung zu kommen. Emil Devrient's Egmont iſt zu pikant, um Egmont zu ſein, wie ihn Goethe hingeſtellt, und wie man es als ungehörig für einen echt tragiſchen Helden bezeichnet hat. Das flamändiſche Phlegma, das ſich an den Lebensgenuß ſchweigſam hingibt, laſſen wir uns nicht nehmen, ſelbſt wenn wir wiſſen, daß es die eigentlich tragiſche Wirkung unmöglich macht. Dieſer Fehler der Dichtung, falls er einer iſt, uns einen ſo läſſigen, behäbigen Träger einer Tragödie zuzumuthen, iſt ein claſſiſcher geworden, den wir nicht verwiſcht haben wollen. Schon die leiſeſte Beimiſchung von choleriſchem Temperament hebt den Goethe'ſchen Egmont auf. Devrient gibt vom eigentlichen Egmont nur den verwöhnten und verzogenen Liebling des Glückes. Dieſe eine Seite war mit dem ganzen pikanten Zauber herausgekehrt, der dem Darſteller zu Gebote ſteht. Wir wiſſen in Deutſchland keinen Darſteller, der in der Repräſentation des Cavaliers ſo viel Delicateſſe, ſo viel Adel wirklicher Bildung, kurz, eine gleich vollendete, harmoniſch fertige Perſönlichkeit zur Erſcheinung zu bringen vermöchte. Dagegen wurde die eigenthümlichſte Seite des Egmont, das Läſſige ſeiner Natur, ſeine Hingebung an die ſüße Gewohnheit des Daſeins ganz fallen gelaſſen, durch den Mangel an Harmloſigkeit im Monologe des letzten Actes ganz verkümmert. — Es iſt eine nicht unwichtige Beobachtung, daß auch der Schauſpieler von heute ein Sohn ſeines Zeitgeiſtes iſt. Devrient erweiſt ſich als ſolcher, indem ihm die Harmloſigkeit des Goethe'ſchen Egmont mißglückt. Aus gleichem Grunde iſt er in der Darſtellung von Figuren heutiger Bildung und Lebensſitte recht eigentlich in ſeinem Element; in der Charakteriſirung nobler und frivoler Nüancen in der modernen Cavalierbildung iſt er gleich ſehr Meiſter, und hier ſcheinen in der That die Grazien ſelbſt geſchäftig zu ſein, um in dieſer Sphäre ein Bild der Vollendung hinzuſtellen. Es ſind die gemüthlichen Dramen der königlichen Hoheit, wo uns eine ganze Reihe ſolcher Geſtalten aus dem Leben der gegenwärtigen Geſellſchaft entgegentritt. Es ſind in dieſen Stücken von weiblicher Hand meiſt nur hingeworfene loſe Züge, die der Dilettantismus an die Kunſt der Darſtellung überliefert. In den franzöſiſchen Dramen von eben ſo leichter Gattung, die aber dem Darſteller reichen Stoff geben, heißt die Loſung für ihn: ſei ſelbſt Poet und ſchaffe. In dieſen deutſchen Converſationsſtücken kommt es darauf an, daß der Schauſpieler durch Lebenskenntniß und Menſchenkunde die Conturen der flüchtigen Arbeit ergänzt und füllt. Von der Reihe dieſer Dramen ſahen wir jetzt den »Majoratserben,« eine vorzügliche Leiſtung Emil Devrient's, der hier Gelegenheit hat, den verwöhnten Vornehmling unſerer Cultur mit dem ganzen comfortablen Behagen eines gutmüthigen Sonderlings auf das feinſte zu zeichnen. Es iſt nicht zu läugnen, daß er in dieſen Stücken von der Verfaſſerin des Oheims am glücklichſten iſt, theils weil ihm die Fineſſen der Repräſentation zu Gebote ſtehen, theils weil er hier productiv ſein kann: die Leiſtung des Schauſpielers iſt hier bedeutender, als die literariſche Leiſtung. Seltſam, daß man es dem Darſteller verübeln will, wenn er ſich hier mit allen Künſten waffnet, alle Coquetterien der Geſellſchaft zu Hülfe nimmt, um das Zeitalter zu portraitiren. Man macht es ihm faſt zum Vergehen, daß er ſich in der Sphäre der heutigen Geſellſchaft gefällt, daß er Genie genug hat, die Schwächen ſeines Zeitalters noch liebenswürdig zu zeichnen. Seltſame Menſchheit von heute! Wenn Dir die Literatur einen Spiegel vorhält, der nicht ſchmeichelt, ſo biſt Du empört und rufſt die Polizei zu Hülfe. Glücklicherweiſe will Niemand mehr Märtyrer ſein: Du würdeſt keinen anerkennen. Und wenn Dir ein graziöſer Schauſpieler Deine Schwächen aimable macht, ſo thuſt Du, Wunder wie! ſpartaniſch und ſagſt, Du wärſt gar nicht ſo eitel, in Deine Faibleſſe verliebt zu ſein! Armes Geſchlecht, wie iſt Dir beizukommen? Du thuſt, als ob Literatur und Kunſt beſſer ſein könnten, als Du ſelbſt!

Als Saint-Georges iſt Devrient Spielraum gegeben, mit dem Cavalier der feinſten Cultur zugleich das Naturelement des heißen Blutes ſcheinbar in Harmonie zu bringen und zugleich in fortgeſetztem Widerſtreit zu zeigen. Sein Saint-Georges ſchwebt immer auf der Grenze, wo er in jedem Augenblicke von der Nobleſſe des braſilianiſchen Chevalier zu dem freien Sohne der ſchwarzen Natur, zum Negerſclaven überſpringen kann. Der Moment, wo dies wirklich der Fall iſt, wo der fluchbeladene Sohn der Negerin in ihm entlarvt wird, gehört zu den glänzendſten Leiſtungen theatraliſcher Kunſt. Daß dieſe Leiſtung, ſtatt einem claſſiſchen Product zu Gute zu kommen, einem loſen

Machwerk franzöſiſcher Leichtigkeit angehört, kann das Verdienſt des Darſtellers nicht ſchmälern. Die franzöſiſchen Stücke geben nun einmal den Schauſpielern wenigſtens Stoff. Man hat das Wort Stoff ſo ſehr erniedrigt, daß deutſche Autoren ſich lächerlicher Weiſe für zu vornehm dünken, intereſſanten Stoff zu liefern. Das hat ſich in Deutſchland ſchon hinlänglich durch die ſelbſtſtändige Entwickelung der Schauſpielkunſt, durch die ſelbſtſtändige Haltung des Theaters der Literatur gegenüber gerächt. Eine ſolche echt poetiſch und productiv fertige Geſtalt, wie ſie Emil Devrient im Chevalier Saint-Georges gibt, iſt durch ſeine Leiſtung ſo ſehr in ſich ſelbſt getragen, daß ſie das ganze Stück hält und ſicher ſtellt. Es iſt dahin gekommen, daß der Schauſpieler nach Rollen fragt, und auf claſſiſch ausgearbeitete Kunſtwerke verzichtet. — Seinen Bolingbroke in Scribe's neueſtem Stücke muß man zu ſeinen beſten Leiſtungen zählen. Seydelmann in Berlin hebt wahrſcheinlich die diaboliſche Seite an dieſer Figur heraus, gibt in dieſem St. John mehr den mephiſtopheliſchen Kopf, der mit Weiberhändeln, mit Politik und Journalismus ein überlegtes Spiel treibt. Emil Devrient gibt, wie es zweifelsohne auch St. Aubin von der franzöſiſchen Truppe in Berlin nimmt und wie es von Scribe gemeint iſt, den aimable roué, dem das Spiel mit jenen Elementen im glücklichen Humor gelingt. Sein Sarkasmus in den ergötzlichen Scenen mit der Herzogin bleibt immer die feine Malice des gebildeten Mannes, die Rache des ehemaligen Lieblings der Grazien. — Auch in der ſchlechten Farce von Kettel, „Richard's Wanderleben,“ wo die Schauſpielkunſt als Handwerk mit ſich ſelbſt eitel grimaſſirt und coquettirt, bewegt ſich Devrient, ich möchte ſagen, mit der ganzen Üppigkeit ſeiner Eleganz und Virtuoſität. Das Haus war bei dieſer ſchlechten Farce gedrängt voll. Es iſt ganz erklärlich und billig, daß der Schauſpieler ſeinem Publicum und ſeinem Zeitalter huldigt.

Julie Rettich.

1837.

Mad. Rettich, geb. Gley, feierte als Griſeldis, Julia, Johanna, Diana und Gretchen auf der leipziger Bühne Triumphe. Jedenfalls war Griſeldis, die ſie zum wiederholten Male gab, die glänzendſte dieſer Leiſtungen. Mad. Rettich iſt eine Repräſentantin des hohen Kothurns. Ich würde ihr als Medea, als Sappho, in Situationen, wo der Affect die höchſtmögliche Staffel erreicht, unbedingt den Preis zuerkennen. Auch als Griſeldis hat ſie Spielraum, die hinreißende Gewalt ihrer Phantaſie, den großen Reichthum ihrer Mittel zu entwickeln; ſie hatte Momente von der ergreifendſten Wirkung. Die tragiſchen Alttöne ihrer Stimme, der Sturmſchritt ihrer Gefühle entſprach der Gewaltſamkeit der Gegenſätze, in die Griſeldis geſchleudert wird. Man vergaß faſt bei ihrem Spiel, daß hier die Poeſie furchtbar geſündigt hat, weil ſie es gewagt, aus einem Faſtnachtsſpiele eine Tragödie, und aus einer Tragödie ein Faſtnachtsſpiel zu machen. In dieſem Stücke von Halm erſcheint die Poeſie als Experimentalphyſik, die ſich an einem weiblichen Herzen ſchauderhafte Verſuche erlaubt. In den andern Rollen hatte Mad. Rettich ebenfalls große Momente, aber ſie waren hier nicht immer glücklich an einander gereiht. Dieſer Künſtlerin ſteht auch die Lieblichkeit, die Milde, das Schalkhaftnaive zu Gebot, ſie weiß als Julia, als Gretchen es anzuwenden, wo es beſonders und nothgedrungen hervortreten muß, ſie iſt zu ſehr eine denkende Künſtlerin, hat zu viel geſchmeidige Phantaſie, um irgendwie offenbar zu fehlen; aber Tonlagen des Gemüthes dieſer Art ſind nicht vorherrſchend in ihrem Weſen, ſie weiß es zu geben, was der Julia eigen iſt, allein ſie iſt dies nicht in demſelben Maße, wie ſie die Affecte einer Griſeldis wirklich wie eigne Erlebniſſe aus ſich herausſtellt. Dazu kommt, daß die Künſtlerin in der Malerei ihrer Gefühle, ſelbſt in der Tonleiter ihrer Stimme ſich zu ſtark in Gegenſätzen herumwirft und dadurch einen Charakter, wie Shakſpeare's Julia, zu ſehr in glänzende Einzelnheiten auflöſt, die wohl ihre Phantaſie und ihr Verſtand zuſammenhält, die aber nicht ungezwungen aus der Einheit der Anſchauung hervortreten. In Bezug auf den Charakter einer Donna Diana erſchien es mir auffallend, wie leicht die Künſtlerin tragiſch ergreifende Affecte in das Luſtſpiel herüberzieht. Der tiefe Ton ihrer Altſtimme verſetzt vielleicht zu raſch in die Leidenſchaft tragiſcher Situationen. Die Kritik ſollte aber bei ſo hoher Begabung dieſe »Vielleichts« nur ſchüchtern andeuten.

1842.

Wir hatten lange Zeit nichts als Oper gehabt; die wiener Gäſte gaben uns die Veranlaſſung, daß man uns deutſche Dramen vorführte; wir ſahen Carlos, Jungfrau von Orleans, Iphigenia (welche eine milde Göttin wohl zehn Jahre lang dem Barbarenvolke entzog), Fauſt, Halm's Griſeldis, und als Neuigkeit zweimal ſeinen »Sohn der Wildniß«. **Wir hatten ſomit Gelegenheit, Madame Rettich als Prinzeſſin Eboli, Johanna, Iphigenia, Gretchen, Griſeldis und Parthenia zu ſehen. Wir hätten hier Fug und Recht, einem Enthuſiasmus Worte zu geben, der ſich an dem reinſten Feuer der Begeiſterung entzündet, ſich in fortgeſetzt getreuer Beobachtung dieſer Künſtlerin auf das dauerndſte nährt und lebendig erhält. Vor fünf Jahren ſahen wir ſie ebenfalls als Gaſt auf der leipziger Bühne.** Sie hatte damals mehr groteske, grandioſe Eindrücke hinterlaſſen; ein Drang nach dem Gewaltigen und Gewaltſamen, ein Hang zu dem Furioſo in der Leidenſchaft verhinderte, wie es ſchien, den Ausgleich aller Mittel in ihr, die Harmonie einer ſo allſeitigen Ergänzung ihres Naturells, wie ſie jetzt in meiſterhafter Vollendung vor uns ſtand. Die weicheren Gefühlsſeiten des Weibes erhalten ſich jetzt bei ihr im Gleichgewicht, die Elegie der Empfindung macht ſich jetzt wohlthuend Raum neben der rieſigen Macht, welche den Orkan der Leidenſchaft in ihr aufruft. Die zarten Neckereien der Naivetät, wie ſie in Gretchens Natur, die civiliſirte Unſchuld, wie ſie in der Parthenia neben dem Sohne der Wildniß, die hinreißende, gleisneriſche Schönheit der Coquette, die ein wahrhaftes Gefühl in ſich entdeckt und ein Recht dazu zu haben vermeint, dieſer Kampf zwiſchen irrer Angſt und gewandter Argliſt, wie er in der Eboli ein wunderbares pſychologiſches Gemälde liefert, — alle dieſe Partien, die ſich allerdings beſcheiden dem Spiel der tragiſchen Erſchütterung unterordnen, ſind von der Künſtlerin jetzt mehr als ſonſt mit Sorgfalt gepflegt und dämpfen die grellen Lichtpuncte in ihrem Spiel wohlthuend ab. Ihre Iphigenia war vielleicht zu pikant, um ganz das Kind der deutſchen Dichtung im helleniſchen Geiſte zu ſein. Wir können uns eine andere, mehr im ruhigen Strom ihres geſicherten Naturells getragene Iphigenia denken, die mehr unſerem Urbilde entſpricht, wir mögen dies nun in der griechiſchen Welt oder in den Goethe'ſchen Dichtungskreiſen ſuchen. Mad. Rettich ſchien uns den Charakter — ſeltſam, dies als Vorwurf zu machen! — faſt zu zart zu halten, zu nervös gereizt, zu leicht heraustretend aus den Bahnen der in ſich feſten griechiſchen Natur. Deshalb war der Eindruck des Ganzen in ihrem Spiel nicht ganz der richtige. Dagegen war ihr Spiel in den einzelnen Momenten, wo die Situation ſie berechtigt, das Geleiſe der ſelbſtbehüteten Ruhe zu durchbrechen, hinreißend, tief und groß, und der ganze Zauber der geiſtigen Schönheit ein überwältigender. — Als Herzogin Marlborough in Scribe's Glas Waſſer gab ſie uns den Genuß, die raffinirte Feinheit der herrſchſüchtigen Weltdame in vollendeter Geſtalt zu ſehen. — Ein ſchöneres Zuſammenſpiel des feinſten Verſtandes mit dem heißeſten Pulsſchlage des Blutes iſt überhaupt nicht leicht denkbar. Sind es die kleinen Genien der graziöſen Weiblichkeit, oder iſt es die Cultur eines ſcharf und feſt durchdringenden Verſtandes, oder iſt es beides in vereinter Miſchung, was die Macht ihrer großen Aufregungen zügelt und zur Harmonie zurückführt, in jedem Falle hat hier Deutſchland eine Künſtlerin erſten Ranges.

An Herrn Rettich iſt uns zunächſt das gediegene, volle Naturell erfreulich. Beſonders war ſein Oreſt eine gute Leiſtung; weniger Beruf hat er zum Marquis Poſa, zum Bolingbroke, bei denen entweder Idealismus oder Speculation des Verſtandes überwiegend hervortreten. Sein Organ iſt ein ſchöner, voller Strom, der beſonders im Brauſen der Leidenſchaft impoſant wird, während Mad. Rettich's Organ in der Elegie, im Schmelz der Hingebung, ihre ſchönſten Töne hat. — Als Neuigkeit brachten die wiener Gäſte Halm's Sohn der Wildniß, ein Stück, das eben ſo viel lyriſche Schönheiten als dramatiſche Schwächen hat. Es gibt das Duett zwiſchen einem wilden Naturſohne und einem Mädchen der Civiliſation, das in ſeine Gewalt fällt, ihn aber durch den Geiſt der Humanität, durch den Zauber der feinen Sitte, durch die Überlegenheit der Bildung zähmt, ſo daß er die Wälder verläßt und ihr in die Heimath der Culturwelt folgt. Dieſes Duo zweier Gegenſätze iſt mit dem ganzen Reichthum einer ſchwelgeriſchen Diction durchgeführt. Nur ſteht leider das Verhältniß beider Figuren auf der äußerſten Spitze und iſt durch die raffinirteſten Contraſte eben ſo geſteigert, wie wir das an der Griſeldis ſchmerzlich empfinden. Es iſt ſchlimm, wenn ein Autor ſein Publicum nicht anders als mit Scorpionen kitzeln und reizen zu können glaubt. So iſt hier der Widerſtreit zwiſchen Natur und Cultur überreizt und bis an die Grenze gezogen, wo das Lächerliche beginnt. Ingomar iſt als Sohn der Wildniß Weiberhaſſer, und nicht ſowohl blöde, als vielmehr ſtumpf, und Parthenia, die ihn Liebe lehrt, bringt ihm Galanterie und die raffinirteſten Künſte bei, welche nicht die griechiſche Bildung, ſondern die moderne Coquetterie kennt und übt. Bei einer Darſtellerin von feinem Verſtande bleibt alles Unmaß, alles Unſchöne dieſer Übertreibung der Gegenſätze noch leidlich, aber die Schwäche der Dichtung, die ſich durch ſcharfe Gewürze aufhelfen will, fühlt ſich doch hindurch. Bis in's Lächerliche getrieben iſt die Zeichnung der verderbten Culturwelt in Maſſilia. Das iſt keine griechiſche Colonieſtadt, ſondern ein deutſches Krähwinkel, und nur wenige Pinſelſtriche fehlen, um das ernſte romantiſche Drama in eine wiener Poſſe zu verwandeln.

Pauli.

1841.

Pauli aus Dresden ſpielte in zwei neuen Piècen. Im Fabrikanten, von Emil Souveſtre, gab er den alten philiſterhaften, aber biderben, gegen den Zeitgeiſt polternden, gegen die Genies ſcheltenden, aber gutmüthig liebevollen, praktiſch menſchenfreundlichen Onkel und Strumpfwirker. Die edle Naturwahrheit Pauli's iſt in ſolchen rechtſchaffenen Rollen mit ſcurrilem Anſtrich um ſo anerkennenswerther, als dieſer Darſteller uns darin wie eine claſſiſche Figur aus guter alter Schauſpielzeit erſcheint.

Für »edle Väterrollen,« »gutmüthige Polterer« ſtirbt der Geſchmack unter den neuen Darſtellern aus, wie es ſcheint. Und doch bleiben dieſe ſtereotypen Figuren auf den Bretern von ſicherer Wirkung. Jeder, der ſich heute fühlt, möchte im böſen Princip excelliren.— Souveſtre's Drama ſelbſt mit ſeinen drei entſetzlich langen Acten gehört zu dem raffinirten und übertriebenen Iffland, den ſich die Franzoſen jetzt zu präpariren lieben. — Die zweite Pièce an jenem Abend war eine kleine Poſſe von Görner, wie ſich Autor nennt, ein luſtiges Stück Arbeit, wo der Verfaſſer ganz abgenutzte Komödienfinten raſch und ungenirt in Maſſe durch einander wirft, uns übertäubt und auf Augenblicke den Schein erweckt, als gäbe er Neues. Hier hatte Pauli einen jener alten närriſchen Kerle in bürgerlicher Gewöhnlichkeit zu geben, die, luſtig und fade, wie ſie ſind, ſich in ein erhöhtes komiſches Licht ſetzen, wenn ſie ſich einen kleinen Rauſch trinken. So einen luſtigen Alten mit dem Spitz gibt Pauli meiſterhaft.

Seydelmann.

1838.

»So recht ein Talent für die Berliner!« ſagte mir ein guter Leipziger, nachdem er Seydelmann hier als Shylok geſehen, »durch und durch raffinirter Verſtand, ſein ganzes Spiel eine Moſaik von berechneten Coups, jede ſeiner Rollen, ja jede ſeiner Scenen Reſultat eines conſequenten, bewundernswerthen Studiums; aber der ganze Mann eine geiſtvolle, pointenreiche Rechenmaſchine.« — Seydelmann verdankt jedoch weder ſeine Kunſt, noch ausſchließlich ſeinen Ruhm den Berlinern. Er ging ſchon fertig nach Berlin, er hatte in Süddeutſchland bereits ſeine Lorbeern geerntet, er war ſogar als derjenige ſchon gefeiert, von dem eine Regeneration der deutſchen Bühne zu gewärtigen ſtände. Seydelmann wird überall beſchäftigen, ſelten hinreißen, aber immer feſſeln, und wo man einer ganzen Reihe ſeiner Darſtellungen folgt, ſchließlich doch zur Bewunderung nöthigen. Dieſer großartige Calcül des Verſtandes, der allerdings bei ihm vorherrſchend waltet, muß als ein in jetziger Zeit des deutſchen Schauſpiels höchſt merkwürdiges Phänomen Staunen erregen. Um ſo mehr, da ſich in Seydelmann's Naturell hartnäckige Hinderniſſe verrathen, die auch die ſorgfältigſte Kunſt nicht völlig beſeitigt, und die der Zuſchauer ſelbſt erſt am Künſtler zu überwinden hat, um den ideellen Werth ſeines Spieles zu faſſen. Er iſt zwar kein Demoſthenes, der Kieſelſteine in den Mund ſteckte, um ſein anſtoßendes Organ zur Geläufigkeit zu zwingen, und ſich an die Brandung des Meeres ſtellte, um ſeine lahme Stimme in dieſem Kampfe mit dem tobenden Elemente zu üben; aber der Schwierigkeiten ſind genug, mit denen Seydelmann zu ringen hatte, und noch hat. Seine ſchwere, dicke Zunge verwechſelt die Conſonanten r und l, ſ und ſch; im ſtärkſten Affect zerbricht ihm oft der Laut der Stimme, und was ſchmetternd wirken ſoll, wird blos ſtechend und ſpitz. Ein denkender Künſtler weiß jedoch nicht ſelten ſelbſt die Schwächen ſeiner Eigenthümlichkeit wirkſam zu machen und effectreich auszubilden. Man denke an Devrient's zitternde Stimme, wie ergreifend klang ſein zerbrochenes Organ im tragiſchen Schmerz! Einem denkenden Schauſpieler werden die Mängel des Naturells auch zum Gewinn. Seydelmann könnte den Mephiſtopheles nicht beſſer ſprechen, als mit dieſer bleiſchweren Zunge, die er von der Natur erhielt, es iſt, als hätt' er den Pferdefuß in der Kehle, als habe der Teufel ſelbſt ihm die Zunge ſo ſchwer gelöthet, um dieſe ſchnarrenden, ſchleifenden Töne hervorzubringen, in denen ſich der Hohn der Hölle dehnt und reckt. Auch zu komiſchen Wirkungen läßt ſich die Eigenthümlichkeit ſeiner Naturmängel mit Glück verwenden; ich erinnere nur an Vatel, den franzöſiſchen Kochkünſtler mit der ſtörriſch eingebildeten Seele. Sein brüsques Franzöſiſch und ſein ſtolperndes Deutſch würden ſich ohne Wahlverwandtſchaft im Organ nur ſchwer erkünſteln laſſen. Auch wenn er die alte Majeſtät von Preußen gibt, findet ſich ſein Naturell in ſeinen Hinderniſſen eher unterſtützt als benachtheiligt. In andern Erſcheinungen, als Carlos im Clavigo, wo die redneriſche Virtuoſität des Hofmanns, als Nathan, wo die patriarchaliſche Milde der Toleranz Sprache gewinnt, kommt ſeine Stimme ſo in Fluß, daß wir hier die Überwindung des Naturells durch Kunſt und Beherrſchung der Mittel rühmen müſſen.

Um an einzelnen Leiſtungen Seydelmann's Spiel zu bezeichnen, ſo heb' ich nochmals den Shylok hervor. Von dieſer Leiſtung ſchien man in Berlin am meiſten ergriffen, ſelbſt ein ſpeculativer Philoſoph ſchrieb Aufſätze darüber und ſuchte in einer Parallele zwiſchen Devrient und Seydelmann das Weſen des Shakſpeare'ſchen Charakters zu erläutern. So wie mir Devrient noch vor der Seele ſteht, kann ich nicht umhin, ſeinen Shylok für den einzig wahren zu halten, danach beurtheilt nämlich, wie ihn der Dichter will. Ob andere Seiten in ihm liegen, die conſequent herausgearbeitet eine ganz andere Charakterfärbung und auf der Bühne eine effectreiche Figur geſtatten, bleibt Sache der Schauſpielkunſt. Hier kommt es darauf an, zu wiſſen, was die Dichtung in dieſem Shylok will. Es iſt nicht zu läugnen, daß dieſer Shakſpeare'ſche Charakter beinahe die Schranken des Luſtſpiels durchbricht und in das Nachtgebiet der Tragödie einſchreitet. Der fünfte Act, den die Leute für überflüſſig halten, iſt eben nur dazu gemacht, damit die geſtörte Komödie wieder aufathme und in Muſik und Liebesſpiel den finſtern Ernſt des Lebens verſcheuche. Freilich iſt die Kataſtrophe vor Gericht nicht im ganzen Ernſte hingeſtellt, das zuckende Meſſer ſchreckt uns nicht, das Unheil ſchwebt drohend auf der Spitze, es hängt am Haarſeil, aber wir wiſſen, dies Haarſeil zerreißt dem Dichter nicht, der, wenn auch übermüthig, doch mit ſtarker, ſicherer Hand die Fäden des Tragiſchen und des Komiſchen in einander ſchlingt. Die Situation bleibt immer fraglich, immer ein Spiel, obwohl ein gewagtes. Entſchieden tragiſch kann Shylok ſelbſt aufgefaßt werden. Er iſt der Vertreter der mißhandelten Pariakaſte, er iſt ein Rächer für jahrhundertlange Schmach. Als ſolcher greift er gierig nach dem Moment, der ſich ihm bietet, ſein »heilig Volk« zu rächen. Daß er ſich im Ziel vergreift, und die Art und Weiſe, wie ihn der gelehrte Doctor, ſein zweiter Daniel, überliſtet, iſt komiſch, aber ſeine Empörung gegen Druck und Knechtſchaft bringt einen tragiſchen Zug in dieſen Märtyrer des Judenthums. So gab ihn Devrient. Er entwickelte die ganze Größe ſeines Spiels in der Scene, wo er die erlittene Schmach aufzählt und uns für ſich gewinnt, wie ein Held in der Tragödie. Er ſelbſt macht keine komiſche Wirkung, und vor Gericht, wo ihn der Spruch des Doctors wie eine Ironie des Schickſals überliſtet, wandelt uns ein Hauch von Rührung an. Devrient gab die Majeſtät des Zornes, den Fanatismus des Judenthums. Dabei war er aber zerſtreut, ohne Plan, voller Willkür, und wußte den Handel wie einen Witz zu nehmen. Seine Gier nach dem Fleiſche des Kaufmannes war nur eine humoriſtiſche Laune, kein überlegter Plan des langſamen Calcüls. So hat es der Dichter gemeint. In Seydelmann's Auffaſſung und Haltung des Charakters verfällt alles zu ſehr in Gemeinheit. Es iſt der gemeine Geldjude, der hier ſchäumt und wüthet, der Knecht des Mammons, der hier ſeiner Verworfenheit einen Triumph bereiten möchte; wir lachen über die Art und Weiſe, wie er vor Gericht gedemüthigt wird, nicht der leiſeſte Zug von Rührung beſchleicht uns, denn das, worin wir mit ihm ſympathiſiren konnten, iſt nach Seydelmann's Darſtellung des Charakters ziemlich fallen gelaſſen. Devrient entfaltete mit den Worten: »Er haßt mein heilig Volk!« die Glorie ſeines Spiels; Seydelmann weidet ſich an der Ausmalerei des Moments: »Ich wollte meine Tochter läge todt zu meinen Füßen und hätte die Juwelen im Sarge!« Nach dieſen beiden Endpolen hin liegen die Extreme der verſchiedenen Auffaſſungsweiſe. Es iſt nicht zu läugnen, daß, was Seydelmann im Charakter findet, wirklich darin liegt, aber er findet nicht Alles heraus, nicht das Schöne, nicht die Poeſie des Charakters, er nimmt nur die niedere Hälfte, den ſchlechteren Theil, und ſpinnt dieſe Seite mit all' der Virtuoſität aus, die ihm als Künſtler jedenfalls einen hohen Rang ſichert. Dies iſt überhaupt ſeiner Spielart eigen; nicht Laune, ſondern Methode iſt es an ihm, die Schattenſeite des Charakters herauszuheben und zu einem furchtbaren Bilde zu geſtalten. Es iſt ihm eigen, einen einzelnen Zug aufzugreifen und ſich aus ihm eine ganze Geſtalt zuſammenzuſtellen. Und dann werden es immer die Schlagſchatten ſein, die er wie ein Höllenbreughel zu pikanten Effecten verwendet. Die Schrecken der Tragödie ſind auch im Stande zu rühren; dies iſt der Triumph der Verſöhnung mitten im grauſen Umſturze alles Wollens und Könnens. Dieſen Punct wird Seydelmann in der Tragödie nicht erreichen. Es iſt zu bewundern, daß er als Nathan ſeine weit mehr zu grotesken Wirkungen angelegten Mittel doch ſtellenweiſe zur Rührung zu verwenden vermag; es beweiſt die große Herrſchaft, die er über ſich ſelbſt hat, über ſeine Mittel, wie über ſeine Zwecke. In der Tragödie wird er jedoch nicht leicht bis zu dieſem Verſöhnungsziele durchdringen; er zeigt, davon abgeſehen, daß ſein Organ nicht genug biegſame Weichheit hat, keinen Beruf zum Lear; allen jedoch und den höchſten zu Richard III. Ich weiß nicht, ob er dieſen ſchon ſpielte; aber hier iſt der Boden für ſeine groteske Charaktermalerei. Sein Franz Moor bezeugt es. Die Darſtellung dieſer Geſtalt iſt der Triumph ſeiner Kunſt, ſie charakteriſirt ſein Spiel am glänzendſten. Hier iſt lauter Nachtſeite, Finſterniß der Seele, Hölle des Geſchicks, das dieſe Geburt ſo und nicht anders werden ließ. Eine Verwahrloſung menſchlicher Formation, aber doch noch Menſch, obſchon innerlich Cretin, Verworfenheit, aus Zufall und Abſicht zuſammengewürfelt: ſo gibt Seydelmann dieſe geniale Canaille. Es iſt hier keine verſchiedenartige Auffaſſung denkbar, es kommt hier nur auf die Combination des Darſtellers an, um ein Scheuſal als Menſch zu geſtalten, der Calcül des Verſtandes muß ſich hier erſchöpfen, um dieſe fragliche Möglichkeit dreiſt und ſicher zur Erſcheinung zu bringen. Die Entſchiedenheit, mit welcher Seydelmann alle ſeine Charaktere hinſtellt, iſt nicht minder ein Prüfſtein großartiger Berechnung, als die erfinderiſche Kraft, auf ganz neue ungeahnte Weiſe zu motiviren. Mit Franz Moor iſt ein unendlicher Spielraum gegeben, um der Hölle menſchliche Motive abzulauſchen, und einen Teufel möglichſt erklärlich zu machen. Seydelmann iſt ſtets ein Meiſter in der Maskirung, in der Draperie ſeiner Figuren; wo er mit dem Organe nicht ausreichend wirkt, da erreicht er ſeine Zwecke ſicher durch ſeine Mimik, ſeine Haltung, ſein Gliederſpiel; in der Metamorphoſe ſeiner Perſon iſt er unerſchöpflich. In Bezug auf Franz Moor erinnere ich an ſeine Geſtalt und Geſichtsbildung im erſten Acte. In dieſer ſchlaffen Creatur, wie er zu Anfang erſcheint, liegt wie im Fötus ſchon der ganze Miſſethäter. Dieſes Äußere, das die Natur verſchuldete, motivirt den ganzen innern Menſchen und ſeine ſpätern Gräuel. Ich bezweifle, ob Franz Moor jemals vor Seydelmann ſo fertig ſchon in der Maske, im äußern

Gepräge charakteriſirt wurde. Mit neuen ſcharfſinnig verwegenen Einfällen iſt dieſe ſeine größte Leiſtung überaus reich ausgeſtattet. Ich deute auf die Scene, wo Amalie ihn entlarvt, nachdem er ihr mitgetheilt, Karl habe ihn beſchworen, die Geliebte nicht zu verlaſſen. Er kniet noch vor ihr, das Gefühl der Entlarvung ſeines heuchleriſchen Planes hält ihn am Boden feſt; mechaniſch, um ſeine Verlegenheit zu maskiren, zerpflückt er eine Roſe mit zerrender Hand: dieſer Moment iſt glänzend in Erfindung und Ausführung. Nicht minder neu, ganz in ungewöhnlicher Haltung erſcheint die Scene im Garten mit Amalien. Seydelmann gibt ſie halb betrunken; er kommt eben vom Mahle. Hierdurch enträthſelt ſich die ruchloſe Zudringlichkeit des Schurken in dieſem Auftritt, ſeine ohnmächtige Wuth, ſeine feige Hinfälligkeit; ein Weib überliſtet ihn ja, mißhandelt ihn und treibt ihn zur Flucht. Natürlich iſt es die Scene in der Nacht mit Daniel, wo der Künſtler die ganze Hölle des Charakters entfaltet; ſein Talent ſteht hier im Brennpunct, wo alle ſeine Kräfte ſich vereinigen, um dies pſychologiſche Nachtſtück auszumalen. Die Combination und die Berechnung des tiefſinnigen Verſtandes, der Seydelmann auf jedem Schritt leitet, grenzt hier in ihren Wirkungen an die leuchtende Macht des Genies. Wenn aber das weſentliche Kennzeichen des Genies ſeine belebende, ſeine beſeligende Kraft iſt, ſo fehlt Seydelmann dieſe Poeſie des Genius. Aus allen ſeinen Darſtellungen, aus den Färbungen ſeiner Charaktere wittern wir eine harte, ſchroffe Weltanſchauung, die freilich heutzutage vielleicht jedem Talente innewohnt, und auch der Schauſpieler bleibt den Wirkungen ſeiner Zeit ausgeſetzt. Seydelmann's großartiges Talent gefällt ſich in zerſtörenden Wirkungen, er ſchreckt, er geißelt, die Wahrheit ſeines Spiels erfüllt mit Furcht, er beſchäftigt ſo lange, bis man ſich gepeinigt fühlt. Es gibt, oder gab tragiſche Schauſpieler, die, wie Ludwig Devrient, wohlthuend zu erſchüttern wiſſen.

Recht eigentlich wäre nun wohl Mephiſtopheles der Inbegriff ſeiner Kunſt. Ich läugne nicht das fertige, bewundernswürdig genau ausgeführte Bild, das Seydelmann vom Teufel uns vorführt; allein ſeine Auffaſſung iſt nicht die des Dichters. Seydelmann gibt das perſonificirte Böſe, wie man es ſich aus den Urelementen hervorgeſtiegen vergegenwärtigen könnte, dieſen Teufel, wie er aus der Materie zur Perſon wird, mithin behaftet mit den Schlacken der animaliſchen Rohheit, gibt Seydelmann. Goethe's Mephiſto iſt ein civilerer Teufel, er iſt ein moderner Cavalier. Ich abſtrahire davon, ob ſich dieſe Seite mit jener Grundnatur des Teufels als Geſtalt auf der Bühne vereinigen läßt, ich ſehe nur, daß Seydelmann dieſe geſchmeidige Seite des Goethe'ſchen Dämons fallen läßt und die andere Seite der Figur lediglich herausſtellt. Die Wirkung, die er damit erreicht, iſt koloſſal und merkwürdig. Beſonders glänzend iſt ſeine Scene mit dem Schüler, ſein Benehmen mit den alten Weibern, der Hexe und der Martha; Vollendeteres kann man nicht ſehen. In andern Stellen klebt ſeinem Teufel zu ſehr die Gemeinheit des Elementariſchen an, aus dem er erwächſt. Ob ſich dies verwiſchen, und der Cavalier im modernen Mephiſto ſich retten ließe, muß ich in Frage laſſen. Seydelmann hat mehr den Satan des deutſchen Volksbuches vor Augen.

Sehr genaue hiſtoriſche Portraits liefert er als alter Fritz, Karl der Zwölfte, Ludwig der Elfte. Beſonders vollendet ſind die beiden letzten, jene hageſtolze, und dieſe heuchleriſche Majeſtät, obwohl bei dieſer zu bedauern, daß das Stück von Auffenberg (Ludwig in Peronne), in welchem Seydelmann den Charakter gibt, keine ſo frappante Entwickelung als das Drama von Delavigne zuläßt.

Seydelmann wiederholte den Mephiſtopheles, den Vatel und den alten Friedrich in Töpfer's Königs Befehl; er gab den Cromwell, König Philipp im Don Carlos, Goldoni's gutherzigen Polterer, Kotzebue's Elias Krumm und einige andere unbedeutende Rollen, die man von dieſem Künſtler ſo hinnimmt, wie man von großen Charakteren ſich auch gern die kleinen Züge berichten läßt. Seydelmann gehört zu den Naturen, die langſam, aber unaufhaltſam erobern. Ich meine nicht blos die Gunſt des Publicums, ſondern das Bereich ihrer Kunſt und die Ziele, die ſie ſich geſteckt. Man glaubt den Umfang ſeiner Mittel zu kennen, die Fäden in der Hand zu haben, die ihn binden, die Grenzen ziehen zu können, in denen ſich ſeine Perſönlichkeit entwickelt: und plötzlich durchbricht er dieſe Schranken und ſteht auf ganz anderem Felde in ungeahnter Glorie. Seydelmann's Cromwell iſt eine Leiſtung im größten Styl. Die Erſcheinung, die er gab, war dem hiſtoriſchen Bilde wie aus dem Rahmen entwendet, und doch weiß ich nicht, ob in Seydelmann hier nicht noch mehr der Pſycholog als der Hiſtoriker zu rühmen iſt. Dieſer Charakter gibt abermals ein Nachtgemälde aus dem menſchlichen Seelenleben, und wir wiſſen, daß der Künſtler hier ſein eigentliches Feld hat. Was Raupach als Skizze hingeworfen hat in dem ſonſt miſerablen Stück, das wie eine Parodie wider Willen auf den Royalismus ausſieht, hat Seydelmann auf das glücklichſte ergänzt und ausgefüllt; die Motive, die dieſen Charakter geſtalten, faßt er auf die feinſte Art zuſammen und liefert dem genaueſten, dem ſcrupulöſeſten Geſchichtſchreiber ein überraſchendes Bild voller Contraſte, die ſich menſchlich löſen. Es iſt die Scene, wo er die Tochter ſeiner Jugendgeliebten erblickt, die uns den Künſtler in einem neuen Lichte erſcheinen ließ. Der bäuriſche Tyrann, der mit Gott und Menſchen ein heuchleriſches Spiel treibt, der durch nichts gezügelt wird als durch die Furcht vor der Erſcheinung der bleichen Majeſtät von England, des »todten Mannes,« wie er ſagt, — der Charakter iſt bereits in früheren Scenen fertig hingeſtellt, ſoweit mindeſtens, als er ſich nach der Außenwelt hin entfaltet. Die Erſcheinung der Tochter ruft in ihm das Bild der Geliebten auf und mit ihm die Zeit, wo er ſchwach, und weil ſchwach, glücklich war. Traumumfangen ſinkt er auf den Seſſel, der Rieſe iſt weich wie ein Kind, und wir ſehen hier auf dem dunklen Grunde des nächtlichen Seelengemäldes eine idylliſche Blume von Glück und Liebe keimen. Es ſind nur Momente. Der rauhe Henkerton, den das finſtere Leben fordert, verjagt ſchnell die leiſe Regung, aber es ſind Momente, die den Menſchen in Cromwell beglaubigen. Seydelmann's Meiſterſchaft in der Ausmalerei dieſer Züge war glänzend, er iſt durchaus im Stande, auch jene leiſeren, ſtilleren Momente in der Tragödie, die man elegiſche nennen kann, wirkſam hinzuſtellen. Ich möchte mich faſt zu dem Glauben bekennen, Seydelmann würde auch als Lear große Wirkungen erreichen, hätte er ſich nicht ſelbſt nach mehrfachen Anſätzen, die ihm nicht genügten, den Glauben dazu abgeſprochen.

Ich muß noch bei wiederholter Betrachtung ſeines Mephiſtopheles eine Bemerkung nachtragen. Sie gilt die Durchführung ſeiner Auffaſſung, iſt ſchon dieſe nicht die meinige vom Goethe'ſchen Teufel. Räumt man ihm den Satan aus den Volksmährchen ein, ſo muß man ſagen, es gelingt ihm, das Gefühl zu verbreiten, als erſcheine hier, nicht ein menſchliches Weſen, ſondern ein Dämon, der ſo eben erſt genöthigt wurde, in ein menſchliches Gehäuſe zu fahren. Seydelmann zeigt uns ein Weſen, das ganz friſch aus den Elementarſtoffen der Welt herausgehoben, Perſon geworden iſt, um das Princip des Böſen als denkendes, als menſchliches Individuum zum Ausſpruch zu bringen, daher das Recken und Dehnen der Glieder, die ſich in ihre Form ſchwer fügen, die Bewegung der Hände, die lieber zur Art und Weiſe der Krallen ſich aufgelegt fühlen, das Strecken des Halſes, der aus der Hülle herauswachſen möchte, der beklemmende Hauch des Mundes, mit dem ſich die Seele ausweiten will; kurz, das Gefühl, hier ſtehe ein dämoniſches Subject vor uns, war vollkommen da, die Atmoſphäre, in welcher Mephiſtopheles ſich getragen fühlt, war wie durch Zauberei rings um ſeine Geſtalt verbreitet. In dergleichen Wirkungen offenbart ſich die Größe eines Darſtellers. Von ganz beſonderem Effect iſt auch die Art und Weiſe, wie Seydelmann das Flohlied vorträgt; man glaubte den heimlichen Athemzug der Hölle zu hören.

Zum Beſchluß ſei noch eine Bemerkung anderer Art beigefügt. Seydelmann begleitet das Wort faſt zu ſorgfältig, faſt zu emſig und parallel mit der Pantomime; beſonders auffällig in Momenten oder in Rollen, wo wir ihm mehr als ſonſt in die Karten ſehen, z. B. in der Darſtellung des Shylok. Verführt ihn dazu ſeine Virtuoſität in der Mimik? Hieraus entſpringt vielleicht auch die Eigenheit, manchen Moment zu lange feſtzuhalten. Selbſt in dem tumultuariſchen Aufruhr der Nachtſcene, die Franz Moor im letzten Act der Räuber mit allen Qualen der Hölle zu überwinden hat, war das Zerren am Einzelnen auffällig, obſchon die Größe, in der das Ganze gehalten war, wieder fortriß und verſöhnte. Einem Meiſter der Darſtellung dergleichen Einzelnheit als fraglichen Einwurf zu bieten, iſt freilich gewagt; allein über ein wahrhaft großes Talent kann und darf man wahrhaft offen und ſtreng ſich äußern.

Theodor Döring.

1841.

Theodor Döring hat ſich langſam und im Stillen Bahn gemacht. Seine Geltung beginnt eine allgemeine deutſche zu werden. Als Charakteriſtiker leiſtet Döring nicht das Gewaltigſte und Originellſte, jedenfalls aber das Feinſte und Liebenswürdigſte, was uns von heutigen Darſtellern im Charakterfache geboten wird. Wir ſahen ſeit Ludwig Devrient nicht leicht eine Mimik von ſo nervöſer Reizbarkeit, nicht leicht eine Komik, die ſo ſehr auf dem Boden des Gemüthes erwächſt, mithin im eigentlichen Sinne Humor zu nennen iſt. Ein ſeltſamer Zufall in der äußern Erſcheinung iſt eine Ähnlichkeit im Geſichtsſchnitt, der bei Döring an den großen Mimen erinnert, ein Zufall, der übrigens mehr ein böſer Dämon, als eine Begünſtigung zu nennen iſt. Döring hat zweifelsohne den alten Meiſter oft geſehen, hat die magiſchen Wirkungen ſeines Genius an ſich erfahren. Um ſo anerkennenswerther iſt es, daß jede ſeiner Darſtellungen das Erzeugniß ſeiner freien, eigenthümlichen Perſönlichkeit bleibt. Auch hat das Spiel von heute ſich zu Nöthigungen zu bequemen, die dem Alten fern ſtanden. Ein heutiger Darſteller muß unter anderm auch im Converſationston bedeutend ſein, den Takt und die Fineſſen der geſellſchaftlichen Proſa verſtehen. Dies z. B. ging Meiſter Ludwig ab. Gleich wenig hatte Devrient die Ruhe des Vortrags, etwa den Frieden, den die Humanität predigt, oder die Kälte, zu der ſich die Vornehmheit bekennt, in ſeiner Gewalt. Dieſe Nüance in der Charaktermalerei darf ein heutiger Künſtler nicht leicht vermiſſen laſſen. Ich weiß nicht, daß Ludwig Devrient, dem z. B. niemals eine ruhige Declamation gelang, in jenen Farbentönen excellirte. Döring hat hier diejenige Meiſterſchaft, die man in dieſer Beziehung heutzutage vorzüglich als Forderung ſtellt. Was ihn unbewußt und ungeſucht in eine geiſtige Verwandtſchaft mit dem alten Ludwig bringt, iſt die losgebundene Laune eines Übermuthes, der gleichſam über den Zufall zu kommandiren verſteht, der vollendete Schein, ſein Spiel ſei nicht Ergebniß der Combination und des Verſtandescalcüls, ſondern Eingebung des Momentes, und ein Anflug von des Alten üppiger Luſt an poetiſcher Phantaſtik. Endlich bezeichnet beide Charaktermaler die Gutmüthigkeit ihrer Satyre. Man kann z. B. den chriſtianiſirten und baroniſirten jüdiſchen Banquier Müller im »Liebesprotokoll« ſchärfer, grotesker, beleidigender zur Erſcheinung bringen, aber nicht mit ſo viel menſchlicher Güte und Liebenswürdigkeit das Bild einer weitverzweigten Claſſe einer heutigen Geſellſchaftswelt entwerfen, wie es Döring uns mit der ganzen Grazie ſeines Humors hinſtellt. Eben ſo fein und leiſe war ſeine Accentuirung als Lorenz Kindlein. Döring erſcheint, wo die Wirkung des Spieles Rührung iſt, anfangs beinahe nachläſſig, er ſcheint die bequemſten Momente, die geläufigſten Mittel gleichgültig zu verabſäumen, bis er ganz ſacht und ungeahnet, aber um ſo inniger in die geheimen Saiten des Herzens greift.

In zwei bedeutenden Partien, als Carlos im Clavigo und als Mephiſtopheles hat Döring mit einem grandioſen Darſteller zu rivaliſiren, deſſen Meiſterſchaft im Nothfall Schreckmittel genug in Händen hat, um das leiſere, feinere Spiel des jüngeren Nebenbuhlers zu überbieten. Ich meine Seydelmann. Als Carlos bringt Döring eine menſchliche Nüance in ſein Spiel, die uns ſelbſt neben Seydelmann's Darſtellung gefallen würde. Er hebt im Charakter das Freundſchaftsgefühl für Clavigo heraus. Daß Carlos ohne Zweck und Ziel ſich dieſes Clavigo bemächtigt, iſt eine Schwäche in der Dichtung, die freilich durch die Einſchiebung einer Empfindung für den Freund, weil dieſe nicht ſtark ſein kann, nicht ganz gedeckt wird, aber doch durch die intime Wärme, die auf dieſe Weiſe das Verhältniß beider annimmt, gedämpft und glücklich nüancirt erſcheint. Seydelmann gibt nichts als die überlegene Geiſteskälte, welche die kleinen Teufel der Bosheit nur wie zum Zeitvertreib losläßt, nur am Spiel des Verſtandes ein Gelüſt verräth. Döring war in der Scene, wo er das Geziſchel im Salon, das Gewetz der ſcharfen Zungen bei Hofe dem ſchwankenden Clavigo hinwirft und ausmalt, höchſt eigenthümlich und dürfte hier, wo es weniger ſtarke Wirkungen gibt, der Seydelmann'ſchen Darſtellung, ob dieſe ſchon hier ihre großen und ihre ſichern Triumphe feiert, dennoch die Spitze bieten.

Was den Döring'ſchen Mephiſtopheles betrifft, ſo muß ich vorausſchicken, daß die Goethe'ſche Dichtung ihrem Teufel, den ſie gar nicht für die Breter lieferte, einen Zug gegeben hat, der bisher noch von keinem Darſteller genügend zur Erſcheinung gebracht wurde. Ich meine den Cavalier im Teufel, ſeine geſellſchaftliche Moderniſirung, ſo daß die Hexe den Junker Satanas nicht wiedererkennt und er ſelbſt ſich dieſen alten Titel verbittet. Dazu kommt der geniale Leichtſinn, die üppige Jovialität eines ſanguiniſchen Temperamentes, mit welcher Grazie die Goethe'ſche Dichtung den Teufel parfümirt. Mit dieſen Eigenſchaften eines wohlgefälligen Lebemannes, der nur zur Luſt und zum Behagen die böſen Geiſter commandirt, gibt ſich der Goethe'ſche Mephiſto dem Fauſt zum Geleitsmann und zum maître de plaisir hin. Dieſe Seite am Teufel iſt um deshalb ſchwer darſtellbar, weil ſie im Verlauf der Kataſtrophe verblaßt, das Gehäuſe einer faſt liebenswürdigen, obwohl ſchlangenhaft glatten Perſonificirung fällt mälig zurück, die Urnatur des böſen Princips überwächſt langſam wieder dieſe Hülle, in welche ſie ſich verpuppte, je düſterer Fauſt über ſich und Gretchen das Ungemach des Schickſals heraufbeſchwört, je mehr er der böſen Gewalt verfällt und ſich doch wehrt gegen ihre Tücke; und in der Gebirgsſcene, wo Goethe plötzlich Proſa gebraucht, ſchält ſich endlich der ganze Satan aus der bisher vermenſchlichten Form, er wird hier dem tobenden Fauſt gegenüber ganz Hohn, ganz Ungeheuer. Ein Schauſpieler, der uns auch in der Maske dieſes ſtufenweiſe Zurückfallen des Teufels in ſein eigentliches Element und die Gradation, wie die Hülle des geiſtvoll ſcherzenden Cavaliers matt wird und vor ſeinem Urweſen endlich ganz zurückſinkt, zur Darſtellung zu bringen vermöchte, würde die dichteriſche Intention ganz und gar auf der Bühne verkörpern. Bisjetzt iſt dies noch nicht geleiſtet. Seydelmann buhlt viel zu ſehr und zu gern mit den Dämonen des böſen Princips und bringt die Perſonification des Teufels vor unſere Augen gleichſam aus den Urelementen des fanatiſchen Naturells zu

Stande, um die graziöſe Heiterkeit der Erſcheinung des Mephiſto als Cavalier und Lebemann zu geben. Seydelmann ruft ſogar den Satan der altdeutſchen Sage zu Hülfe, um den Goethe'ſchen Teufel in's Leben zu bringen. Er macht gewaltige Wirkungen, aber jene Seite in der Geſtalt der Dichtung läßt er ganz fallen. Döring nimmt dies Element auf, er bringt den baroniſirten Teufel des modernen Zeitalters mit dem alten Satan in Übereinſtimmung. Er iſt nicht Geſpenſt, er iſt mehr Gnom und Kobold. Er erſcheint ebenfalls mit einem Geſicht, das auf dem Blocksberg ſchon wund und ſchäbig wurde, aber er gibt den witzigen Satan, den Humoriſten, der uns überzeugt, er ſei auf dem Blocksberg auf ſeiner Höhe, wo er mit den Hexen tauſend Späße treibt, ein Humoriſt, dem wir zutrauen, er ſchlage aller Welt, ſelbſt dem Herrgott ein Schnippchen. Goethe's Mephiſto hat freilich vor Gott Vater viel Reſpect, er ſchmeichelt im Prolog dem Alten im Himmel, und der Alte nimmt ihn wie einen närriſchen Kauz. Jener Zug des Reſpectes, im Goethe'ſchen Teufel ein ſehr eigenthümlicher, kömmt Fauſt gegenüber in der Stelle zur Erſcheinung, wo er den Hochmuth der menſchlichen Forſchung verhöhnt: »Doch glaube mir, dies Ganze iſt nur für einen Gott gemacht, er weidet ſich in einem ewigen Glanze« u. ſ. w. Worte, bei denen die Döring'ſche Recitation die Demuth, die den Teufel hier überwältigt, vermiſſen ließ. Meiſterhaft war Döring, wo er dem Schüler die Facultäten definirt; genial beſonders die Mimik, wo die Rede auf das Studium der Theologie kommt; hier wird dem Teufel phyſiſch unwohl, ſichtlich miſerabel zu Muth. Eben ſo eigenthümlich war Döring im Verkehr mit der Hexe und in der Begegnung mit der alten Marthe. Hier war er nicht ſo ſataniſch wie Seydelmann, der im Verkehr mit den alten Weibern die ganze diaboliſche Macht und Majeſtät der Hölle entwickelt, aber dafür liſtiger, ſpieleriſcher, ein humoriſtiſcher Gnom.

Döring's Lear iſt eine ausgezeichnete, höchſt bedeutende Leiſtung, aber keine in ſich fertige, nicht ſo vollendet und geſchloſſen wie andere ſeiner Rollen, vor allen ſein Carlos im Clavigo und ſeine komiſchen Charaktere. Hat er den Lear weniger oft geſpielt? Oder legt er die Accente anders und auf andere Momente, als es mir geläufig iſt? In dieſem letztern

Punct muß jedes Urtheil behutſam ſein, ſich vor der Anmaßung hüten, die dem Künſtler die Freiheit nimmt, ohne ihm eine neue, wenn auch unſrerſeits langgehegte Überzeugung zu geben. Eine Rolle wie Lear iſt ein Abgrund von Weisheit, ein Meer des Tiefſinns. Es völlig ausſchöpfen wollen, hieße das Sichere verſchmähen und ein Unendliches abgrenzen wollen. Hat der Schauſpieler die größeren Lineamente des Charakters ſicher und richtig gefaßt, ſo bleibt ſeiner Perſönlichkeit viel Freiheit eingeräumt, um in den Einzelnheiten das Mögliche zu erledigen. Gewiſſe Hauptmomente aber nimmt Döring anders als man ſie nehmen darf. Ich meine faſt ſämmtliche Stellen, wo Döring den König, den irdiſchen Jupiter im wahnſinnigen Lear zu ſchnell fallen läßt und die aufgelöſte Ruine der geſtürzten Größe nicht energiſch genug gleichſam an einigen ſtehen gebliebenen Säulen der alten Herrlichkeit erhebt. In der Scene, wo Lear, von der Jagd zurückgekehrt, die erſten Spuren der Verrätherei wittert, an den Äußerungen eines Ritters, an dem Spott des Narren ſeine eignen Betrachtungen beſtätigt fühlt, hatte Döring nicht genug Haſt, nicht genug Zerſtreutheit, wie ſie der launenhaften Willkür des Alten eigen iſt. In dem erſten Zornausbruche gegen die Töchter wurde der König, der ſich hier noch als ſolcher fühlt, nicht ſtark genug gehoben. »Ich gab Euch Alles!« ſprach Döring faſt wimmernd, während es mir ſcheinen möchte, als könnte die Majeſtät eines Donnergottes, der ſich als unumſchränkter Gebieter freiwillig ſeiner Macht begeben hat, nicht anders als in einem Aufruf, den er an alle Welt erläßt, ſein Recht wiederfordern wollen. Es iſt dies, dünkt mich, in dieſem Augenblick kein Familienhandel mehr, vielmehr ein Act der Weltgeſchichte. Lear wendet ſich an das Univerſum, er beſchwört die Welt, hier Zeuge zu ſein. Alles Andere in der Scene war ſo tiefſinnig, ſo zart im Verſtändniß, daß die Seele des Hörers und Schauers in den geheimſten Stätten erbebte. In der Sturmnachtſcene ſpricht Lear zu den Elementen als König, als Herrſcher im All der Natur: »Spei Feuer, fluthe Regen« u. ſ. w. bis zum Schluß: »ertränk' in Eins den undankbaren Menſchen!« und die weitere Schilderung: »Schlag' flach den runden Bau der Welt!« Alles das ſind Commandowörter; ein geſtürzter Jupiter der Erde dünkt ſich noch in der grauſen Wildniß der Natur, im Aufruhr der Elemente, einen Herrn und König. Döring ſprach dies nicht ohne Wirkung, aber mehr mit einer in ſich gekehrten Kraft, mit einem Schmerze, der noch innerlich blieb. Lear iſt hier aber außer ſich. Im Wahnſinn ſpäter kehrt er gleichſam in ſich zurück. In der Scene ferner, wo der Wahnſinn ſich abenteuerlich geſchmückt hat mit einer Krone von Ähren, mit einem Scepter vom nächſten Zweige, da bäumt ſich ebenfalls der König noch auf in einigen Momenten, die ganz und gar vom Widerſchein des alten Bewußtſeins und vom Gefühl der unverlierbaren Majeſtät durchleuchtet ſind. »Ich bin der König ſelbſt!« — »Ja, jeder Zoll ein König!« Dieſe Stellen, wo ſich die tragiſche Ironie und der wahnſinnige Widerſchein irdiſcher Machtvollkommenheit auf ſchwindelnder Höhe zeigt, nahm Döring nicht groß genug. In allen übrigen Zügen verrieth ſein Spiel des Wahnſinns das tiefſte Studium menſchlicher Seelenkrankheit. Auch blieb er im Wahnſinn immer ein König, aber mehr ein launenhaft verwöhnter, als ein Jupiter, den nach der alten Erhabenheit gelüſtet; das königliche Weſen, das Döring im Irrſinn feſthielt, ſchien mehr den Comfort ſeines bevorzugten Lebens als den Donnerkeil ſeiner alten Macht zu vermiſſen. In den elegiſchen Stellen war die Wirkung ſeines Spieles hinreißend ſchön, wie denn Döring den ganz eigenthümlichen Zauber beſitzt, uns geheim und leiſe zu faſſen, wo er uns nicht mächtig ergreift; wir fühlen uns bei ſeinem Spiel von ganz ungeahnter Seite her getroffen und die Originalität des Künſtlers feiert damit ihre eigenthümlichen Triumphe. Ganz übereinſtimmend mit der Art und Weiſe, wie er das königliche Weſen Lear's im Wahnſinn blicken ließ, war auch die Bedeutſamkeit, die er in das Begegnen mit Toms-Edgar legt. Ein König, der wahnſinnig wurde, ſucht ſich ſeinen wahnwitzigen Geſpielen; die verwöhnte Hoheit mag nicht einſam ſein im ungeheuren Schmerz. So bemächtigt er ſich des verrückten Cameraden, er klammert ſich an ihn, er nennt ihn ſeinen Philoſophen, ſeinen Liebling, er hat jetzt ein Spielzeug, mit dem er tändeln, das er verhöhnen, verlachen, mißhandeln kann, wenn die Deſpotie des herriſchen Gelüſtes ihn dazu treibt. Die Art, wie Döring den zerlumpten Toms mit Blicken muſterte, wie er um ihn herumſchlich, wie er den Fliehenden erhaſchte und ihn mit ſich ſchleppte: all' dies war genial gedacht und ausgeführt; es iſt der Höhepunct ſeines Spiels. Auch die Verhörſcene war meiſterhaft. Hier ſind wieder leiſe Gemüthswirkungen zu erzielen, nicht mächtige; hier wird wieder der verwöhnte königliche Patient, der geniale Einfälle hat, erſichtlich. Es erſchüttert uns nicht in Döring's Spiel die Majeſtät des Unglücks, aber es zernagt uns die tragiſche Ironie, die das Unglück mit ſich ſelber treibt.

Döring wiederholte einige ſeiner komiſchen Charakterbilder, den alten Studenten, den Commiſſionsrath Froſch und ſeinen ergötzlichen Banquier Müller im »Liebesprotokoll.« Er iſt im Genre unübertrefflich. Er gab ferner den Franz Moor, den Tartüffe, den Wurm in »Cabale und Liebe,« Ludwig XI. von Delavigne, den Nathan, den Shylok, den Richelieu im Schauſpiele von Bulwer. Seine Proteusnatur iſt in der Stimmung und in der Maske unerſchöpflich. Die ſprudelnde Jovialität, die ſich darin gefällt, Genrefiguren von localer Wirklichkeit in getreueſter Wahrheit herauszuputzen, gewinnt am meiſten die große Menge. Döring gibt die düpirte Pfiffigkeit des commiſſionsvergnügten Berliners aus der breiten Mittelclaſſe der preußiſchen Reſidenz mit unwiderſtehlichem Behagen. Sein Repertoir, ſagt man, iſt reich an ſolchen deutſchen Localbildern, die allerdings nur in Maſſe und durch Mannigfaltigkeit von Werth ſind. Eine bedeutende Leiſtung in der Charakteriſtik iſt Döring's Ludwig XI. — Das Stück Delavigne's iſt ein hiſtoriſches Situationsſtück, nur der Darſteller des Ludwig kann es, wo nicht zur Tragödie erheben, ſo doch die Wirkungen, die der Anblick eines ſolchen Seelengemäldes gibt, zu tragiſchen ſteigern. Die eigentliche Königstragödie, welche die Machtvollkommenheit irdiſcher Majeſtät bis zur ſchwindelnden Höhe des Wahnwitzes durchführt, iſt und bleibt Lear. Im Lear iſt die Majeſtät, die ſich an ihrer eigenen Gottheit vollgetrunken, in den Händen eines gutmüthigen, königlichen Thoren. Im Lear iſt der gutmüthige Löwe König. Im Drama des modernen Franzoſen liefert man uns den entſetzlichen Fall, wo der Tiger die Majeſtät ſpielt. Was dort eine Trunkenheit des ſeiner Machtvollkommenheit überſicheren guten Herzens iſt, das hat hier die

Geberde eines hyänenhaften Heißhungers, iſt hier eine krankhaft zehrende Gier nach Alleinherrſchaft, die ſich mit allen Laſtern füttert und doch nie ſatt wird. Der gutmüthige Wahn des Volkes, hier ſei noch immer ein von Gott geſalbtes Haupt, iſt kaum ſtark genug, um die Beſtie in der Creatur Ludwig zu adeln. Und doch iſt dies für den Darſteller die einzige Maxime, die Figur, nicht moraliſch, aber äſthetiſch zu halten und zu retten; er muß, wenn ich ſo ſagen darf, in die Atmoſphäre ſeiner Perſon den Glauben zu ſtreuen wiſſen, er ſei doch ein geheiligtes Haupt, ein Ausnahmsweſen, das mit dem Himmel anders ſtehe, und mit dem der Richter jenſeits anders rechten werde, als mit gemeiner Creatur. In dem Feſthalten dieſes Wahnes bei ſich und Andern liegt die tragiſche Ironie, die uns dann beſchleicht, liegt das, was die Darſtellung des Charakters in ihren Wirkungen der Tragödie nahe bringt. Es iſt, mit einem Worte, die einzige Poeſie in dieſem Menſchenbilde königlicher Entartung. Döring gibt dieſe Feinheit in der Durchführung der Rolle. Unter den Darſtellern dieſer Rolle ſteht uns Joſt ſehr lebendig vor Augen. Joſt iſt ſonſt kein Künſtler feineren Schlages, hier aber leitet ihn ein grundfeſter Inſtinct und mit ſeinen anſehnlichen Mitteln leiſtet er als Ludwig der Elfte etwas Bedeutendes, trotzdem er nichts von der feineren Poeſie in dieſer Rolle verſteht. Das entſetzenvolle Schauſpiel der ſiechen Majeſtät, die ſich im Staube windet, um den Himmel zu verſöhnen, und doch in jedem Augenblicke ſich wieder aufbäumt mit dem alten Gelüſt nach neuen, allmächtigen Sünden, geht in Joſt's Darſtellung mehr auf das phyſiſche Leiden. Döring's Spiel beſchäftigt ſich mehr mit dem Seelenlenleiden des Patienten, bedarf alſo nicht des geſammten Krankenapparats, um das Gemälde vollſtändig zu machen. Unter anderm wird uns hier Joſt's Huſten erſpart, der freilich von großem Effect iſt, ſoll die Hoheit in ihrem entſetzlichen Ruine als Menſch recht leibhaftig vor uns zuſammenſinken.

Als Richelieu im Bulwer'ſchen Drama findet Döring ebenfalls ein Motiv heraus, das den Charakter adelt. Da mit Seydelmann's glänzendem Vorgange der Hang zum Diaboliſiren im Charakterfache einreißt, ſo iſt die Eigenthümlichkeit des Gegentheils eine wahre Wohlthat. Es iſt hier des Cardinals Patriotismus, ſeine glühende Liebe für Frankreich, die den Abſolutismus ſeiner miniſteriellen Herrſchſucht ſänftigt. Richelieu iſt ſo gut als ein geiſtvoller Despot aller Mittel fähig, um zu herrſchen, aber ſein Haupt umſpielt nicht mit goldenem Saum der Glaube des Volks als an einen von Gott Geſalbten. Dies muß die Wärme des Vaterlandsgefühls, die Begeiſterung für Frankreich erſetzen. Döring accentuirt dies mit allem Recht. Aber der Dichter hat ihn hier im Stiche gelaſſen, Bulwer macht dies blos zur Phraſe und ſo hingeſtellt, als Elegie, erſcheint es wie Schwächlichkeit. Das ganze Drama iſt überhaupt mit ſeinem ſtofflichen Wirrwarr ein widerliches Gemiſch von Unſinn in der Erfindung und Ungeſchick in der Behandlung. Ich darf meine Meinung nicht zurückhalten, daß nach beſter Überzeugung Mad. Birch-Pfeiffer es beſſer macht, daß mir ein tölpelhafter angelegtes Intriguenſtück, als Bulwer's auch hiſtoriſch verhunzter »Tag der Geäfften,« niemals vorgekommen. Ich ſage, auch hiſtoriſch verhunzt, weil die geſchichtliche journée des dupes ganz andere Figuren und Motive zuſammenführt; will aber mit dieſer Rüge noch keineswegs die ſchärfere angeben. Vor jedem billigen Gefühl erſcheint die Art und Weiſe, wie Bulwer hier die Intrigue anlegt, die helfende Perſon und den Deus ex machina jedesmal bei der Hand hat und durch die Tapetenthür oder hinter dem Vorhange hervortreten läßt, eine durchaus unbeholfene und unſinnige. Man könnte Bulwer's Befugniß zur dramatiſchen Dichtung beſtreiten und doch den Glauben an den geiſtreichen, an den denkenden Autor, als den wir ihn in ſeinen Romanen kennen, feſthalten wollen. Allein auch in dieſem Glauben wird man hier irre, nimmt man wahr, wie miſerabel der Verfaſſer ſeine Figuren behandelt, wie er dem weltklugen, mit allen Feinheiten der Liſt bewaffneten Richelieu auf die gemeinſte Art ſeine beſten Geheimniſſe ablauſchen läßt, wie grob und lächerlich hier geriebene Köpfe ſich übertölpeln, nicht dupiren. So armſelig, wie hier Herr v. Baradas, legte nie ein Intrigant ſeine Schlingen, ſo ſchneidergeſellenhaft ſtand nie ein Bourbon zu ſeiner ganzen Umgebung, wie hier Bulwer den dreizehnten Ludwig erſcheinen läßt. An Döring's Spiel des Richelieu iſt zunächſt die getreue Emſigkeit zu bewundern, mit der er den Charakter faſt drei Acte hindurch hinhält, bevor ihm Gelegenheit gegeben wird, ihn in ſeinen Wendungen und Hauptſeiten zu entwickeln. Auffällig blieb mir, daß er den Cardinal nicht älter, phyſiſch hinfälliger gibt; es iſt hiſtoriſch richtig, daß Richelieu nicht blos weichlich war, ſich in einer Sänfte herumſchleppen ließ, ſondern daß ſein rieſiger Geiſt überhaupt in einem zerbrechlichen, viel zernagten Gehäuſe ſteckte. Dramatiſch wäre es doppelt wirkſam, in bewegten Momenten, wo Herrſchaft und Exiſtenz auf dem Spiele ſtehen, die Geſtalt des Mannes ſich aufraffen, den Körper auf Augenblicke von der Größe des Geiſtes getragen und ihr dienen zu ſehen. Im Gegentheil gab Döring den Richelieu faſt zu vernichtet von den hereinſtürzenden Ereigniſſen, zu gemüthsweich. Wir wiſſen, daß er dies ſein konnte, daß er vor Unmuth geweint, kindiſch getobt hat in verzagter Hinfälligkeit, aber nur zwiſchen ſeinen vier Wänden, nur vor dem innigſt vertrauten Pater Joſeph, deſſen Verhältniß zu ihm von Bulwer ſo dürftig benutzt iſt, — nicht vor den verſammelten Höflingen, wie ihn hier die Bulwer'ſche Erfindung dazu zwingt. In dem Momente der Aufraffung gibt Döring den giftigen Prieſter, der ſeinen Fluch, ſeine Verachtung und ſeine lachende Prophetie auf den Nebenbuhler ſeiner Macht, den Herrn v. Baradas, niederſchmettert. In dieſem Momente und in den Conſequenzen der ganzen Situation war Döring meiſterhaft. Auf dieſe Pointe hin ſcheint ſeine ganze Auffaſſung und Durchführung des Richelieu hinzuarbeiten; auch macht ihm die Bulwer'ſche Dichtung jede andere Haltung des Charakters unmöglich.

Man kann wohl im Allgemeinen ſagen, daß Döring's Eigenthümlichkeit in Hervorhebung der feineren, zarteren und liebenswürdigen Nüancen eines Charakters beſtehe. Daß dies bei ſo viel Hinneigung zu ſcharf pointirter Charakteriſtik, zu ſcharfer Phyſiognomik, zugleich möglich und lebendig werden kann, iſt in der That die Bevorzugung eines eigenthümlichen Talentes. Doch darf man nicht hiermit einräumen, als beruhe weſentlich oder lediglich ſeine Kunſt in der Ausmalerei der gewinnenden Charakterſeiten. Seine Darſtellung des Shylok z. B. iſt eine ſehr derbe, ſogar materielle Zeichnung. Döring gibt hier den gemeinen Juden, den gehetzten Juden des Mittelalters, wenn's ſein muß, die Beſtie in der Creatur, die in der Kraft und Möglichkeit auch das Recht zur Rache fühlt. Hier war nichts von Linderung und Milderung des bitterſcharfen Bildes zu finden; Döring gab ſogar in Gang und Körperhaltung, in der Faltung des Roquelors, in dem wilden, gierigen Aufſtreifen der Ärmel vor Gericht, in ſeinem ganzen Weſen die Manieren des gemeinen Juden, der ſich unter den Knoblauchhaufen am Rialto herumwälzt. Der Gernulus der alten Sage, ja der ewige Jude ſelber, der in allen Lebensmartern vergeblich nach dem Tode ringt, kann nicht ſchreckenvoller erſcheinen, als Döring's Shylok, deſſen wilde Natur kaum hinlänglich durch die hohe Sache für ſein »heilig Volk« aus der gemeinen Rache der Perſönlichkeit in ein höheres Gebiet gehoben wird. Am ergreifendſten war ſein gewaltiges Spiel in der Scene mit Tubal, wo er zwiſchen der Luſt geſättigter Nachgier und dem Schmerz des Verluſtes hin- und hergeſchleudert erſcheint. In der Gerichtsſcene war ſein animaliſches Naturell ganz entfeſſelt, die Accentuirung einzelner Momente auf's äußerſte genommen, der Eindruck ſo gewaltig, daß der Darſteller gleich nach der Scene, noch vor dem Schluſſe des Actes, ſtürmiſch gerufen wurde. Ein hier zu Lande ungewöhnliches Ereigniß. Man kann den Shylok ſo nehmen, wie ihn Döring nimmt; Shakſpeare'ſche Geſtalten ertragen überhaupt mannigfache Nüancirungen, und dem Genius des Darſtellenden bleibt mit ihnen jederzeit ein freier Spielraum. Man ſoll nicht ſagen, ſo oder ſo müſſe lediglich ein Charakter genommen werden. Nur bin ich nicht enthaltſam genug, um nicht in Bezug auf Shylok Folgendes zu äußern: Es iſt eine Seite am Juden von Venedig, die das Gedicht Shakſpeare's ungern bei einem Darſteller entbehrt. Shylok hat einen Zug in ſeinem Weſen, der es glaublich erſcheinen läßt, daß er eine Verſchreibung auf ein Pfund Chriſtenfleiſch ſtellen kann. Dies iſt ſein phantaſtiſcher Humor. Was bei dem modernen Juden offenbarer Witz, das iſt beim verſtockten Juden des Mittelalters eine gewiſſe abenteuerliche Phantaſtik. Den Schein und die Verfallzeit ſo wunderlich zu ſtellen, iſt eine humoriſtiſche Grille, kein breit und ſorglich gefaßter Racheplan, iſt überhaupt zu abenteuerlich, als daß man darauf anders als wie auf eine Laune eingehen kann, deren Wirklichkeit und wahrhafte Geltung Niemand, weder Antonio noch Shylok, ahnet. So nimmt es die Dichtung Shakſpeare's, und in dieſem Sinne, ſcheint mir, iſt die erſte Scene, wo Baſſanio und Antonio die Anleihe machen, zu faſſen. — Die ewige Wiederkehr ſeiner Rede: »3000 Dukaten,« »Antonio Bürge ſein ſoll, gut!« u. ſ. w., iſt mit derjenigen Zerſtreutheit zu geben, die einem verdrückten und verkrochenen Gemüth eigen iſt. Hier iſt wirklich, indem Shylok den ſeltſamen Vorſchlag zur Stellung des Scheins macht, von keinem beſonnenen, angelegten Entwurf, ſich auserleſen zu rächen, die Rede. Ambulirend wirft er es nur ſo hin; zumal iſt die anfängliche Unterredung mit Baſſanio dergeſtalt gefärbt, daß ſie nur mit einer gewiſſen Zerfahrenheit, die der müßige Spaziergang mit ſich bringt, zu motiviren iſt. Wird der Vorſchlag mehr humoriſtiſch als höhniſch und in überlegter Bosheit genommen, ſo iſt Shylok auch nur halb die wilde Creatur; er tritt nicht von Anfang an ſo völlig aus dem Bereich menſchlicher Natur. Daß ſpäter, als der Scherz ihm das Mittel zur Rache gibt, als der Humor Wahrheit werden will und zugleich ſein innerſtes Herz durch den Verrath der Tochter wild gepackt wird, der ganze Grimm des in ſeinem Volk und in ſeiner Perſon Gepeinigten zum Ausbruch kommt, verſteht ſich von ſelbſt. Man faſſe aber die Introductionsſcene, die hier ſo wichtig iſt, wie in der Motivirung des Lear die Reichstheilungsſcene, in der angedeuteten Weiſe, ſo gewinnt die ganze Kataſtrophe denjenigen mythiſchen Anſtrich, den Ludwig Devrient der Figur und dem Handel des Shylok zu geben wußte. Wir brauchen dieſe Färbung für den Charakter und für das Drama, das doch immer ſo geſtellt iſt, daß wir in keinem Augenblick eine vollkommen tragiſche Entwickelung fürchten. Selbſt wenn der Jude das Meſſer vor Gericht wetzt, die Sache ſteht doch ſo, daß unſere Gedanken nur die Grenze der Furcht ſtreifen, nie überſchreiten; ſowie die Komödie hier an die Tragödie anſtreift, aber nicht völlig in deren Element überſpringt. — So viel zur Steuer meiner Anſicht vom Spiel des Shylok.

Döring's Nathan zeigt uns die Eigenthümlichkeit dieſes Darſtellers in Harmonie mit der Seele der Dichtung. Wie ſanft und wohlthuend ſind hier die Töne der Humanität, wie athmet in ſeinen Bewegungen alle jene orientaliſche Weichheit, jene milde Weisheit, die ſich in der Kenntniß des menſchlichen Vermögens in Kraft und Schwäche verräth. Nathan gehört in der That zu Döring's ausgezeichnetſten Leiſtungen. Das deutſche Publicum kennt zum Theil noch Eßlair's Herzenswärme und getreue Biedermannsrede in Darſtellung dieſer Rolle; allein erſt ſeit Seydelmann wagte man, auch in der Diction und im Accent zugleich den Juden in der Rolle zu charakteriſiren und ihm gleichſam ſein nationales Recht in Sachen der Humanität einzuräumen.

Mit dem Oheim und dem Oſſip ſchloß Döring ſein Gaſtſpiel. Oſſip's Erzählung ſeiner Liebesgeſchichte war ein Meiſterſtück im Vortrage. Sowie er Arinia's Tod berichtet hat, verfällt Döring in ein ſtilles Brüten. Er hat die Erzählung faſt mit frevelhaftem Leichtſinn, mit der Frivolität des barbariſchen Hofnarren begonnen, aber die Erinnerung an den alten zweiſchneidigen Schmerz packt ihn von neuem, ſein Leid ſteigt mit ſeiner Erzählung langſam aus der Gruft und erwächſt ihm zum geſpenſtiſchen Rieſen, der eine Keule um ſein Haupt ſchwingt. Er ſtockt, er verſtummt vor dieſem Dämon, den er ſelbſt heraufbeſchworen. Seine Gedanken kauern ſich ſtill in einen Winkel, ſein Auge bohrt ſich feſt und feſter an den Boden, die Seele irrt ab; — da ſchnurrt er ein altruſſiſch Lied beſinnungslos vor ſich hin, gleichſam betäubt und betrunken vom alten Schmerz. — Die Wirkung dieſes Singens nach der langen Pauſe einer ſchweigſamen Öde war ergreifend. Soviel ich weiß, nahm auch der verſtorbene Paulmann ſo die Scene.

1842.

Seit dem Sommer vorigen Jahres hatt' ich Döring außer Augen gelaſſen. Jetzt gab er wieder einen Cyklus von Rollen auf der leipziger Bühne. Ich legte damals beſonders an ſeinen Lear und ſeinen Shylok den Maßſtab meiner Überzeugungen, und faßte die Summe deſſen zuſammen, was die Intelligenz von heute in dieſen beiden Charaktergemälden verlangt und was der Darſteller in ihnen gibt. — Döring hat, nicht ſo ſpät wie Seydelmann, aber doch immer eine ſpäte Blüthe; er iſt etwa ein Vierziger; er ſteht in dem Jahrzehend, wo ſein geiſtiger und phyſiſcher Menſch den ganzen Reichthum ſeines Naturells beherrſcht, vielleicht ſogar die ganze Möglichkeit ſeines

Werdens fertig überblickt. Tritt eine ſolche Natur, der wir nach ihrer Tendenz und nach ihren Mitteln die höchſten Wirkungen zutrauen, innerhalb dieſer Blüthe männlicher Kraft nach Jahr und Tag wieder vor uns, ſo ſtellt ſich uns gewiſſenhaft und dringend die Frage: Sind hier die Götter noch lebendig, weht hier noch ein ſchaffender Athem, ſpringt noch ein Quell neuen, unerſchöpften Lebens in dieſer Natur; oder iſt hier ein Gewordener, ein Fertiger vor uns, der ſich begnügt, in einem abgeſteckten Umkreis ſtereotyper Figuren ein Liebling des Publicums zu ſein und nur zu ſpielen, was Glück macht. Der Punct des Stillſtandes ſchleicht ſich oft ungeſehen ein und doch iſt er der verhängnißvolle Moment, wo die Wetterſcheide eintritt, nicht für das, was man Glück nennt; Lorbeeren und Triumphe ſind dann erſt recht im Überfluß da, Bewunderung ſteht bereit und der Weihrauchduft hält den Gefeierten in einem Rauſche des Wohlbehagens feſt. Verhängnißvoll aber bleibt der Moment, wo das Talent nicht ferner den Berg hinanklimmen zu müſſen vermeint. Hört ſein Streben auf, ſo hört es auch auf, ſchöpferiſch zu wirken, es zündet nicht mehr, der Moſesſtab, der aus Felſen Springwaſſer ſchlägt, iſt ihm entwunden, ein breiter Strom trägt es auf ſeinem Rücken, aber der Zauber der Urſprünglichkeit, der Reiz der Entdeckung neuer Welten iſt dahin, es erweckt weder in Andern, noch erfindet es in ſich ſelbſt neue Elemente. — Steht Theodor Döring bereits an dieſer Grenzſcheide, wo er kein neues Leben mehr zündet? Oder iſt er noch ein Werdender und hat er noch eine andere Zukunft, als ſeine jetzige Errungenſchaft? — Ich hörte, daß Döring ſeitdem den Malvolio in der Viola, in dem verwienerten »Was Ihr wollt,« gibt. Er ſpielt außerdem in zwei Gutzkow'ſchen Stücken einen Steele, einen Wolf, in zwei Laube'ſchen Stücken einen Bedienten und einen Abbé. Es iſt dieſem Darſteller damit weder etwas Bedeutendes in die Hand gegeben, noch eine neue Bahn eröffnet. Die Literatur von heute ſollte die Blüthezeit dieſes Talentes nicht vorüberlaſſen, ohne es benutzt, beſchäftigt, beflügelt zu haben. Gerade nach der Seite ſcharfſinniger Charakteriſtik kündigte ſich der jüngere literariſche Zeitgeiſt bedeutend an und erweiſt ſich hier in der Production nicht eben reich und glücklich. Für Emil Devrient z. B. hat die heutige

Literatur einige Helden geliefert, Helden des Gedankens und Helden der Empfindung; die Production des heutigen franzöſiſchen Situationsſtückes, ſowie die bürgerlichen Gemälde einer königlichen Prinzeſſin haben dieſem feinen Charakteriſtiker im Helden- und Liebhaberfache eine ganze Reihe dankbarer Geſtalten der heutigen Welt geliefert. Döring hat dagegen mit ſeinem ſogenannten Charakterfach faſt gar kein neues Repertoire. Es iſt dies einer der vielen Übelſtände, unter welchen keine Schauſpielkunſt beſtehen kann. Nur weil das Repertoire immer friſch und lebendig bleibt, ſterben in Frankreich die großen Schauſpieler nie aus. Die alten claſſiſchen Dramen gehen in Deutſchland ſo ſparſam über die Bühne, das franzöſiſche Situationsſtück übt nur in der Gewandtheit der modernen Converſation; eine eigentliche Schauſpielkunſt kann ſich dabei weder halten noch geſtalten, und wird das Mißverhältniß dieſer Hemmung zwiſchen Publicum, Bühne und Production der Literatur nicht bald gehoben, ſo iſt die nächſte Generation unſerer Schauſpieler ein beklagenswerther Hauſe charakterloſer Schwätzer. Nur am Geiſt des eigenen Jahrhunderts läßt ſich Nahrung finden für die Kunſt. Entziehet ihr das Mark des eigenen Zeitalters, ſo weiß ſie nicht mehr, wo ſich erwärmen, wo Begeiſterung hernehmen, wo die darſtellende Kraft an dichteriſcher entzünden. Iſt es wirklich ſchon ſo weit, daß die Einzelnen, die wir hervorheben und feiern, uns bereits nur als Ausnahmen erſcheinen?

Ich habe Döring jetzt wiederholt in einer Reihe kleiner Figuren aus dem Bereiche des Genre geſehen. Als Banquier Miller im »Liebesprotokoll« iſt er die liebenswürdigſte Geißel eines gottvergnügten modernen Judenthums. Als Elias Krumm überraſcht er durch die Neuheit, wie er den ſeit Ludwig Devrient feſtgewordenen Typus dieſer Rolle umſtößt. Als Commiſſionsrath Froſch im »Verſchwiegenen wider Willen« gibt er ein vortreffliches Muſterſtück provincieller Charakterfärbung; als Shewa die rührende Elegie des alten Bibelthums; als Jolly weiß er die unſterbliche Poeſie der polniſchen Nationalität, ſelbſt auf dem gemeinſten Boden eines miſerablen Gelegenheitsſtückes, feſtzuhalten. Döring beweiſt uns, wie man mit alten Fetzen ſich neu kleiden kann. Ein gewiſſenhafter Darſteller hat mit dem

Jammer der alten Scharteken kein leichtes Spiel; er muß aus der Miſère der flachſten Inconſequenzen ein Menſchenbild herausretten. Aber er kann damit keine Triumphe mehr feiern, die in der Geſchichte der Kunſt dauernde ſind. Döring iſt in der Maske dieſer Figuren ſo fertig, daß der Humor, mit dem er ſie gibt, ihn nur verleiten könnte, ſeine Wirkungen zu überbieten. Schaffen, lebendig ſein, ſich erneuen, das iſt ſo hohe Lebensbedingung der darſtellenden Kunſt, daß ſie, ohne dieſen Proteusdrang zu befriedigen, kein Heil für ſich ſieht. Ich habe alle dieſe Rollen mit Genuß wiedergeſehen und nicht entdecken können, ob in Döring's Natur noch ein eigenthümlicher Schöpfungstrieb lebendig iſt. Er ſcheint namentlich im Luſtſpiel ſo fertig, daß dieſe Anerkennung, dieſes Lob, dieſer ſtürmiſche Jubel der Menge kaum die Garantie gibt, hier ſei für Döring noch eine Zukunft. Iſt noch ein Werden in ihm, ſo hat er es in der Tragödie. Sein Lear beweiſt mir das. Die Art und Weiſe, wie er jetzt die Rolle nimmt und gibt, iſt eine Entfaltung ungeahnter Kräfte, verräth den Schwung einer großartigen Natur.

Ich kannte früher an hervorſtechenden Leiſtungen in dieſer Rolle den Lear Ludwig Devrient's und den Lear von Anſchütz. Der Devrient'ſche war der launiſch krankhafte Greis, der im Aufbäumen der empörten Sinne den tragiſchen Anblick einer ſich ſelbſt zerſtörenden Ruine gab. Anſchütz gibt den Lear in der zweiten Hälfte, den wilden, den aufgelöſten, den kindiſch weinenden Lear vortrefflich. Döring's Lear iſt weder ausſchließlich das Eine, noch das Andere. Sein Lear iſt der Tyrann in voller Blüthe ſeiner höchſten Machtvollkommenheit, er iſt aus Überkraft ſo humoriſtiſch und übermüthig, ſich ſeines Äußeren zu begeben, im Hochgefühl ſeiner Zuverſicht, er werde innerlich derſelbe bleiben, die Majeſtät, die unverlierbare, auch in der Welt behaupten, hat er gleich die Macht zerpflückt und zertheilt. Die ſchmerzliche Täuſchung bringt ihn zu ſich; da ſie aber unüberwindlich iſt, bringt ſie ihn um den Verſtand. Dieſer Lear, ſo in aller Kraft und üppiger Hoheit genommen, iſt der eigentliche Lear Shakſpeare's, iſt auch der wohlthuendſte, weil er nie an Größe verliert, ſelbſt wo er nur Wirkung des Mitleids gibt. In dieſem Sinne gab ihn jetzt Döring; für Alle überraſchend, die ihn früher als Lear geſehen; für ihn ſelbſt eine ganz neue Leiſtung. Gleich der erſte Act entwickelt fertig das Charakterbild; Schlag auf Schlag war hier meiſterhaft; immer üppig, humoriſtiſch, dabei königlich groß, immer launiſch, zerſtreut, ganz im Vollgefühl ſeiner unverlierbaren Hoheit; ohne dieſe Züge wird die Intenſivität ſeines ſpätern Wahnſinns nicht begreiflich. Im zweiten Acte erſchien mir Döring's Spiel, vielleicht nur momentan, an manchen Puncten zu ſchleppend. Er gefällt ſich in der mimiſchen Ausmalung der Übergänge; er entwickelt freilich darin die feinſte Meiſterſchaft, allein die Einzelheit thue nie dem Ganzen Abbruch, und eine Figur, wie Lear, auf dem Boden ſo reichhaltiger Situationen, hat nicht nöthig, am einzelnen Moment ſo lange zu haften, um ihn ganz zu erſchöpfen; bei ſolcher drängenden Fülle großer Eindrücke iſt raſches Spiel doppelt nöthig. Der dritte Act, das Spiel des Wahnſinnes, die Behandlung des armen Tom's, gibt uns die Entfaltung von Döring's eigenthümlichſten Kräften. Die grauſe Schönheit ſeiner Mimik, ſein ſchlürfender Gang, die Macht ſeines Organs, die Hoheit im Schmerz, das dumpfe Murmeln, das leiſe Ziſchen der Stimme, alles das in der Art und Weiſe, wie er den Philoſophen in Lumpen als Schickſalsgefährten behandelt, wie er zu Gericht ſizt und die Schlangen von ſich ſchüttelt, iſt ſo hinreißend großartig, daß es die Leiſtungen aller Darſteller des Lear überflügelt. Weniger gelungen erſchien mir die Begegnung mit Cordelia im vierten Act. Wer ſo groß den Lear faßt, darf jezt auch als kindlich blöder Mann an das Mitleid appelliren, ſogar weniger zurückhaltend, als Döring es hier that. Döring läuft ſonſt eher Gefahr, ſich an die weichen Momente gefangen zu geben; hier iſt er enthaltſamer als nöthig. Seine lezte Scene, ſein Tod, war vollendet.

Döring gab noch den Michel Perrin, eine jener Rollen, in denen er die tiefe Gemüthlichkeit ſeines Humors mit ſo vielem Glück entwickelt, den Shylok und den Richelieu in dem ungeſchickten Bulwer'ſchen Drama. Mit der Wiederholung des Banquier Miller und Commiſſionsraths Froſch, der beiden Lieblingsfiguren in ſeinem Genrefach, ſchloß er ſein Gaſtſpiel.

Philipp Düringer.

1842.

Man beurtheilt Schauſpieler in der Regel nach ihrem Gaſtſpiel, nach einem kleinen Cyklus von Rollen, die man ihre Paradepferde nennt. Gegen die am Orte heimiſchen Darſteller wird man in Bezug auf ihre guten Seiten vergeßlich, weil man an dieſe gewöhnt iſt; man gibt, um auf ſie vortheilhaft zu wirken, meiſt nur Bericht von ihren Schwächen. Um ſich als ehrlich vor dem Publicum zu bewähren, übertreibt die Kritik wohl gar dieſe Tugend der unbeſtechlichen Rechtlichkeit. Wollte Düringer, den ich acht Jahre hindurch immerfort auf den Bretern ſah, nachdem er mit nächſtem Jahre Leipzig verlaſſen, um einem ehrenvollen Rufe nach Mannheim zu folgen, in Jahr und Tag mit einer kleinen Auswahl ſeiner Lieblingsrollen als Gaſt vor uns auftreten, es würde nicht fehlen, wir entdeckten in ihm einen feinen Darſteller menſchlicher Liebenswürdigkeiten, einen Verein von jovialem Humor und biederer Humanität, von ſchöner Herzenswärme und kluger, bedächtiger Einfalt der Seele. Wenn er ſeinen Taſſo, ſeinen Correggio ſpielte, wir würden ſagen, die Elegie des poetiſchen Gemüthes ſei recht eigentlich ſein Element. Sein Lord Harleigh im »Sie iſt wahnſinnig« würde uns durch ſeine Blicke in die Nacht menſchlicher Gemüthsverwirrung überraſchen. An ſeinen biedern Alten, an ſeinen gutmüthigen jüngern Sonderlingen würden wir den Humor dieſes Schauſpielers wohlthuend finden, ſeinen Oheim zu den gelungenſten Leiſtungen zählen. Sein Contreadmiral in Scribe's »Feſſeln,« dieſer Vertreter des modernen Jüſtemilieu, ſowie manche andere Geſellſchaftsfigur von heute, würde uns Düringer im ſocialen Converſationsſtück auf das vortheilhafteſte zeigen. Der Elegie ſeiner Stimmung entſprach ſehr oft die Grazie der modernen Umgangsformen, die uns in Düringer's Spiel lobenswerth erſchien. — Seinem Wirken als Regiſſeur des leipziger Schauſpiels verdankte das Converſationsſtück dieſer Bühne ſein gutes Enſemble.

Druck von C. F. Kius in Hannover.

Drei Novellen.

1. Frau von Brabantane.
2. Jugendſünden.
3. Edelmann und Bauer.

Herausgegeben

von

F. Guſtav Kühne.

Leipzig,
Gebrüder Reichenbach.
1850.

[illegible]

[illegible] CA
[illegible]

2 [illegible]

Inhalt.

Seite
1. Frau von Brabanane 1
2. Jugendſünden 105
3. Edelmann und Bauer 213

Vorwort.

Das Bedürfniß einer für die Geſellſchaftswelt beſtimmten deutſchen Zeitſchrift nach Erzählungen und novelliſtiſchen Darſtellungen war im Laufe der beiden letzten Jahre nicht leicht zu befriedigen. Die Politik beſchäftigte unſere beſten literariſchen Kräfte. Und wen die erſten Strudel der Bewegungen nicht verſchlangen, der verwendete auch andauernd ſeine Feder auf politiſche Stoffe. — Der Zeitſchrift Europa wurden auf dieſe Weiſe eine ganze Reihe Novelliſten entzogen, auf deren Mitarbeiterſchaft ſie bis dahin zu rechnen gehabt. Iſidor Heller, der böhmiſche Novelliſt, ging mit Haut und Haaren unter die Publiciſten. Ernſt Willkomm, Robert Heller leiten in Lübeck, in Frankfurt politiſche Zeitungen u. ſ. w.

Der Herausgeber jener Zeitſchrift ſah ſich, dem Bedürfniß ſeiner Leſewelt zu genügen, auf die franzöſiſche Literatur, dieſe vielgeſcholtene Helena, ſein Auge zu richten genöthigt. Kaum hatte ſich die ſo allgemein und mit Recht verſchrieene Ueberſetzungswuth der Deutſchen gelegt, als der Mangel an deutſchen Erzählertalenten zu neuer Kenntnißnahme franzöſiſcher Arbeiten zwang. Ich ſtaunte förmlich, wie unerſchöpflich dort ſelbſt mitten in den Wirren des politiſchen Umſturzes der Quell novelliſtiſcher Dichtung lebendig blieb, wie unermüdlich der poetiſche Spieltrieb dort in Geſellſchaftsbildern Luſt und Leid der Menſchenbruſt zur Erſcheinung bringt. Zu ſorgſamer Auswahl entſchloſſen, mußte es für mich erſter Grundſatz ſein, Ausgeburten frivolen Uebermuthes oder ſittlicher Blaſirtheit zu verwerfen. Frankreich iſt auch nach drei Revolutionen noch reich an ſolchem Auswurf, wie ihn deutſche Bühnen erſt kürzlich noch z. B. in der Bluette: „Mein Mann geht aus“ uns vorzuführen ſich nicht geſcheut. Auch die Schauer und die Grauen geſpenſtiſcher Proletariatsſchilderungen Eugen Sue's ließ ich gleich ſehr wie die pſychologiſchen Wagniſſe George Sand's bei Seite. Ich ſuchte nach jüngeren, noch unverbrauchten franzöſiſchen Talenten im Felde der Novelle. In Alfred de Menciaux, in A. Achard fand ich zwei mir bis dahin unbekannte Erzähler, und beauftragte mit Hinzuziehung einer Novelle von Souveſtre eine gewandte Feder mit der Uebertragung jener kleinen Geſellſchaftsromane, die nach und nach in der Zeitſchrift Europa erſchienen ſind. Wie auf die Wahl der Producte, ſo wurde auf die Ueberſetzung gleiche Sorgfalt verwendet. Die Uebertragung iſt hier und da eine freie, ſelbſtändige zu nennen; in der Novelle Roche-blanche von Achard wurden z. B. ganze Scenen neu componirt und frei geſchaffen.

Die Meiſterſchaft der Franzoſen in Erfindung und Darſtellung ergreifender Conflicte aus der Wirklichkeit der bürgerlichen Welt beruht in ihrem Inſtinct, in ihrem Tact für Feinheit, in ihrer angeborenen Grazie. Mir war dieſe Entdeckung ihrer unverwüſtlich ſchöpferiſchen Laune und Fähigkeit ſelbſt bei anſpruchloſen, verborgen gebliebenen literariſchen Namen in der That neu. Ich vermiſſe nur allzuſehr bei deutſchen Romanpoeten dieſe ſprudelnde Friſche und dieſen Geſchmack, der ſich weder aus dem Bereich der Menſchenmöglichkeit, noch aus dem Kreiſe der guten Geſellſchaft und Bildungswelt verirrt. — Mit welch' zutreffender Lebenswahrheit iſt uns in der Novelle Frau von Brabantane (von Alfred de Menciaux) auf dem modernen Geſellſchaftsboden der höheren Klaſſen ein Bild der Bedrängniß eines weiblichen Weſens den Intriguen gegenüber entwickelt, die eine Horde blaſirter Kavaliere, zu ihrem Untergang verſchworen, gegen Frauenwürde und Frauenehre anſpinnt. — Souveſtre's Jugendſünden (Péchés de jeunesse) dürften in der graziöſen Behandlung eines an ſich verfänglichen Thema's unter Darſtellungen deutſcher Novelliſtik des Mittelſchlags ſchwerlich in Ueberzahl ihresgleichen finden. — In Edelmann und Bauer (nach Achard's Roche-blanche) iſt der Gegenſatz zwiſchen ariſtokratiſchen und bäuerlichen Elementen der Bevölkerung im Landleben vortrefflich durchgeführt und in der revolutionären Bewegung des Zeitalters zu ſpannenden Conflicten geſteigert.

Der Beifall, den dieſe drei Erzählungen in meiner Zeitſchrift fanden, beſtimmte zu deren wiederholtem Abdruck. Dem Ueberſetzer, der mich zu dieſen einleitenden Worten aufforderte, ſtelle ich damit ſein Eigenthum wieder zu. —

Leipzig, im Januar 1850.

Dr. Kühne.
Herausgeber der Europa.

Frau von Brabantane.

Novelle

von

Alfred de Menciaux.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

1. Ein Ball im Hotel Stopford.

Es war zehn Uhr Abends. Das Geräuſch zahlreicher Wagen rüttelte in ungewöhnlicher Weiſe das Echo der Varenner Straße wach, welches ſeit zehn Monaten geſchlafen hatte. Der Winter nämlich verſammelte auch in den ſtillen Theilen der Altſtadt, was man die ſchöne Welt zu nennen beliebt, eine Welt, die oft genug recht häßlich iſt. — Es war Ball im Hotel Stopford. Nach den vielen, mit Wappen gezierten Wagen zu urtheilen, die ſich vor der weit aufgeſperrten Halle drängten, ſchien das Feſt ein glänzendes zu ſein. Eine reich decorirte Gallerie verſammelte das Centrum der Geſellſchaft. Am Eingang derſelben warfen Huiſſiers Namen und Titel der Eintretenden in das Gewühl der Menge, die wenig darauf achtete, Namen, die in verfloſſenen Jahrhunderten auf Schlachtfeldern oder in den ſtillern Kämpfen des Parlaments laut widerhallten, aber heutzutage auf den Raſenplätzen von Chantilly, auf dem Marsfeld oder in armſeligen Salons nur einſam verklingen. Jeder Ankommende grüßte ernſt den Herrn und die Dame des Hauſes, dann ſchüttelte er zutraulich die Hand eines Mannes von ausgezeichneter Haltung, der ungefähr vierzig Jahre zählen mochte und ſich den Wirthen zur Seite hielt.

„Guten Abend, Marquis,“ ſagten die Männer, „Sie ſind ein prächtiger Menſch; das Feſt verſpricht glänzend zu werden.“

„Wie liebenswürdig iſt es von Ihnen,“ ſagten die Damen, „an unſer Vergnügen zu denken!“

Der ſtrahlende Marquis ſchien der glückliche Amphitryon dieſes Balles zu ſein, zu dem er gleichwohl doch ſelbſt nur eingeladen war. Dies bedarf der Erklärung.

Wer dieſer M. Stopford, der ein ſo ſchönes Hotel bewohnte und einen ſo ſchönen Ball gab, eigentlich ſei: das war eine Frage, die vielleicht keiner der Eingeladenen zu beantworten wußte. Man muß Paris kennen, um eine ſo unwahrſcheinliche Thatſache zu begreifen. Von allen hergebrachten Vergnügungen iſt ohne Widerrede ein Ball die eintönigſte, um nicht zu ſagen die langweiligſte. Aber der Müßiggang in der großen Welt iſt von der Art, daß es, um ſie anzuziehen, nur eines Salons und einiger hundert Wachskerzen bedarf.

M. Stopford war nach ſeiner Herkunft ein Amerikaner, nach ſeinem Gewicht ein Millionär. Ueberdrüßig, ſeine Sonntage mit Nichtsthun zu verbringen, wie es in den Vereinigten Staaten Sitte iſt, andrerſeits müde, ſich den ganzen Reſt der Woche über auszuruhen, machte ſich M. Stopford auf den Weg nach dem herrlichen Frankreich, wo er ſeine transatlantiſche Manier, ſich zu langweilen, fortſetzte. Es genügt nicht, fünfmalhunderttauſend Francs Einkünfte zu haben; die Schwierigkeit iſt zu wiſſen, was man damit anfängt! Schon ſchwankte M. Stopford, ob er nicht wieder nach der neuen Welt zurückkehren ſolle, um ſeiner Langeweile etwas Veränderung zu ſchaffen; da führte ihm der Zufall den Marquis von Récourt zu, den er als Mitreiſenden auf dem Paquetboot kennen gelernt hatte. Der Yankee hatte ſich wie ein Verzweifelter auf den Marquis geſtürzt. Auf dem feſten Lande knüpfte ſich die Freundſchaft, die auf hoher See bei 55 Grad nördlicher Breite entſtanden war, noch feſter. Der Amerikaner erzählte ſeine verzweifelte Lage; der Marquis hatte Mitleiden mit ihm und entrollte vor ſeinen Augen einen herrlichen Lebensplan: es war Rede von einem Hotel, von Feſten, Bällen. Diners, von Logen im Schauſpiel und in der Oper, kurz von allen Freuden, die das moderne Babylon bietet. M. Stopford, ganz überraſcht, erhob nur einen Zweifel. „Sei es ſo“, ſagte er, „aber zu Feſten, Bällen und Diners braucht man Spieler, Tänzer und Eſſer, und ich kenne keine lebende Seele.“

„Ich nehme Alles auf mich,“ antwortete der Marquis, „ich ſchaffe Ihnen das Perſonal herbei.“

„Ich danke Ihnen,“ erwiederte der Amerikaner, „ruiniren Sie mich, wenn Sie können, aber um's Himmelswillen ſorgt, daß ich mich amüſire!“ —

Noch war ſeitdem kein Monat verſtrichen, als M. Stopford in einem prachtvollen Hotel in der Varenner

Straße eingerichtet war, und zwölfhundert Einladungen abdrucken und abſchicken ließ, welche folgendermaßen abgefaßt waren: „Herr und Madame Jerobeam Stopford von Cincinnati haben die Ehre, Herrn ..... und Madame ..... zum Ball einzuladen“ u. ſ. w. Weiter unten las man: „Durch den Herrn Marquis von Récourt.“ Dieſer hatte auch veranlaßt, daß M. Jerobeam Stopford ſeinem Namen den ſeiner Geburtsſtadt beifügte, weil dies ihm das Anſehn eines amerikaniſchen Marquis gab.

Am Tage, an welchem unſere kleine Erzählung beginnt, hatte die ganze ſchöne Welt der Einladung des Bürgers von Cincinnati entſprochen. Anfangs war der Ball ein Gewühl, das nur den unternehmendſten Tänzern erlaubte, einige Contretänze zu gehen; dann regelten ſich die Bewegungen, eine gewiſſe Ordnung entſtand in der Unordnung, und aus dieſem Chaos ging endlich hervor, was man in hergebrachter Redensart eine reizende, herrliche Geſellſchaft nennt.

M. Jerobeam Stopford war auf dem Gipfel des Glückes. „Mein lieber Marquis,“ ſagte er, „Sie bringen Wunder zu Stande, nicht allein daß Sie die halbe Welt aus dem Erdboden ſtampfen; Sie ſchaffen auch hübſche Frauen. Wo Teufel haben Sie dieſe hergekriegt? In den drei Monaten, die ich in Paris bin, habe ich faſt nur mittelmäßige Geſichter geſehen.“

„Mein lieber Stopford“, antwortete Récourt, „die Pariſerin iſt ein abſonderliches Weſen; ſie zieht das Kerzenlicht dem Sonnenlicht vor. Sie iſt eine Treibhauspflanze, die ihr Boudoir nur verläßt, um ſich in den Salon zu verpflanzen. Deshalb verlachen wir Reiſende, die, wenn ſie eine Cigarre auf den Boulevards geraucht haben, mit der feſtgewurzelten Meinung in ihr Land zurückkehren, daß es ſehr wenig hübſche Frauen in Paris gebe."

Während deſſen begegneten ſich an dem engen Eingang einer Thüre, welche die Verbindung der Gallerie mit dem Salon machte, zwei Perſonen. Der Eine war ein ſchöner Mann von etwa 27 bis 28 Jahren, blond, ſchlank, mit ſchöner eleganter Haltung; er hatte ein offenes, friſches Geſicht, blonden Schnurr- und Knebelbart und eine leichte Narbe an der Wölbung der Augenbrauen. Der Andere, ein Mann von ungefähr 30 Jahren, groß, kräftig gebaut, mit harten ironiſchen Geſichtszügen und von einer Eleganz, die an Geckenhaftigkeit grenzte. Man durfte nicht zweifeln, auch wenn man ihn nur wenig kannte, daß er in mehr als einer Hinſicht berühmt war, durch ſeine Siege beim Wettrennen, beim Kreuz von Berny, bei Chantilly ꝛc. und durch Triumphe anderer Art, die mehr als einmal Skandal in der Welt gemacht hatten.

„Ich täuſche mich nicht, Sie ſind es, mein lieber Herzog!" rief der Held vom Kreuz bei Berny. „Welche allerliebſte Ueberraſchung! Ich glaubte, Sie metzelten noch die Kabylen des Atlas nieder!"

„Ja ich bin es wirklich," erwiederte heiter der junge blonde Mann, indem er dem Grafen von Montbryon die Hand reichte. Ich verzichte auf den Ruhm und auf's Fieber und werde wieder ganz Pariſer. Sie ſehen es, ſeit drei Tagen erſt bin ich zurück und ſchon auf dem Ball!“

„Teufel! der Krieg iſt Ihnen vortheilhaft geweſen, Herzog! Dieſer braune Teint kleidet Sie bewunderungswürdig, und dieſes rothe Ordensbändchen auch; Nichts fehlte Ihrer Toilette noch als dieſes; jetzt ſind Sie ganz und gar elegant.“

Dieſes plaudernd, hatte der Graf von Montbryon ſeinen Arm in den des jungen Herzogs von Lairville gelegt. Er führte ihn in ein nebenanliegendes Cabinet, wo ſich Beide auf ein Polſter niederließen. „Aber vor allen Dingen“, fuhr der Graf fort, „müſſen Sie mir den albernen Streich erklären, den Sie vor zwei Jahren begingen. Wie, Sie Einer der Unſrigen, jeder Zoll ein Löwe des Tages, wie man uns in den kleinen Journalen nennt, — Sie, ein Mann von Erfolgen, der das menſchliche Herz in den Herzen vieler Frauen ſtudirt hat, Sie, der Häupter, der einen Skepticismus beſitzt, den ich ſelbſt noch nicht erreiche, Sie, der die Liebe für einen Wahn erklärt hat, — Sie verlieben ſich eines ſchönen Tages wie ein junger Menſch aus dem Collège, kommen, jedenfalls durch die Sprödigkeit der Schönen, in Verzweiflung, und ergreifen die Flucht, ohne ſelbſt Ihren beſten Freunden Lebewohl zu ſagen! Sie, der Sie über zweimalhunderttauſend Livres Renten zu verfügen haben, gehen nach Afrika, um dem edlen Abkömmling der Lairvilles einen abſcheulichen Tſchako aufzuſetzen! Sie laufen Gefahr, auf dem Schlachtfeld zum Corporal ernannt zu werden, und ſelbſt an einem Tage der Noth Pferdefleiſch zu eſſen.

Solche Thorheiten ſind der geſunden Vernunft zuwider, Sie waren toll, lieber Freund.“

„Ich war toll, wie Sie ſagen, Graf. Die letzten Regengüſſe in Afrika haben mir als wohlthätige Douchen gedient, und was waren es für Douchen! Vierzig Tage lang! Sie ſehen mich an Leib und Seele wieder hergeſtellt. Die Hörner habe ich mir abgeſtoßen, das iſt wahr, aber ich bin im Begriff, meine Treſſen als Regimentsquartiermeiſter auf dem Altar des Vaterlandes niederzulegen.“

„Das iſt Alles recht gut, aber erklärt mir noch ganz und gar nicht den Liebesanfall vor zwei Jahren.“

„Die Liebe, mein guter Freund, gehört zu den Dingen, die ſich wohl empfinden, aber nicht beſchreiben laſſen. Wenn dieſer Satz allzuſehr an Ihrem negativen Glauben rüttelt, ſo nenne ich das Tollheit. Ja, ich geſtehe es, ich war bis zur Tollheit verliebt in Frau von Brabantane, wie Sie wiſſen. In ihr ließ mich der Zufall Etwas finden, was mir ſicher bis dahin noch nicht begegnet war: eine unantaſtbare, ſtrenge Tugend. Die Seltenheit dieſer Erſcheinung übermannte mich. Ich wurde dadurch ein abgeſchmackter Menſch, ich reiſte ab, verliebt wie zehn Florian'ſche Schäfer.“

„Und kommen ebenſo verliebt wieder?“

„Was das anbelangt, ſo kann ich ſchwören: nein. Ich kehre vollſtändig geheilt zu Ihnen zurück, lieber Graf. Es war vielleicht mehr Coquetterie als Tugend in dieſer Frau. Sie hätte mit dem ſeligen Prinzen von Benevent einen diplomatiſchen Handel anfangen können. Aber, à propos, eine Frage, Montbryon! Es iſt Nichts als Neugierde, ich ſchwöre es Ihnen: was iſt aus Frau von Brabantane geworden?“

„Lairville, Lairville, das iſt eine Neugierde, die mich an Ihnen irre macht! Sie haben ſie alſo hier auf dem Ball noch nicht bemerkt?“

„Hier auf dem Ball?“ erwiederte Lairville mit einer Aufregung, die er zu verbergen ſtrebte. „Nun das iſt ſeltſam. Warten Sie, Montbryon, ich brenne darauf, ihr zu begegnen; jetzt kann ich Sie von der Aufrichtigkeit meiner Worte überzeugen. Ich wette, daß ich ſie zum Tanz auffordere.“

„Zum Tanz? Sie wird es nicht annehmen.“

„Sie wird es annehmen, ſo wahr ich in Afrika verbrannt bin. Auf dieſem Ball, ſagen Sie? Ich eile, ſie zu grüßen.“ —

Bei dieſen Worten verließ Lairville, mit dem Ungeſtüm, der ſeinem Charakter eigen war, ſeinen Freund, und verlor ſich in der Menge. Endlich fand er Frau von Brabantane in der Ecke eines Saales, beinahe ganz vereinſamt, an der Seite einer älteren Frau mit ernſtem Geſicht. — Frau von Brabantane konnte etwa 23 Jahre alt ſein. Sie war die Wittwe des Generals, deſſen Namen ſie trug, und die Tochter eines alten Waffenbruders ihres Gatten. Als ihr Vater ſtarb, arm wie ſo mancher brave Soldat, empfahl er ſeine Tochter dem Freunde. Der ſechzigjährige General Brabantane, hingeriſſen von ſeiner Neigung zur ſchönen Marie Dupont, heirathete ſie eines ſchönen Tages, ſie, das achtzehnjährige Mädchen. Hierauf verlangte er ſeinen Abſchied. Die Ruhe iſt aber alten Soldaten unerträglich. Nach einem Jahre begrub man ihn. Marie war alſo mit neunzehn Jahren Wittwe, mit einem beſcheidenen Vermögen von ſechstauſend Livres Einkünften. Die Schweſter des Generals rief ſie zu ſich nach Paris. Die vornehmſten Cirkel öffneten ſich der jungen hübſchen Wittwe. Ihre Schönheit gehörte nicht zu denen, die im erſten Augenblick überraſchen und blenden; im Gegentheil entdeckte man ſie erſt, wenn man ihre Züge näher prüfte; ſie waren von einer bewunderungswürdigen Regelmäßigkeit und ausnehmend zart. Ihr Teint war blaß, ohne kränklich zu ſein; ihre braunen Haare hoben die blendende Weiße ihrer Haut noch mehr hervor. Alles dieſes harmonirte vollkommen mit einer anmuthigen ſchlanken Taille. Ihre Augen waren von langen Wimpern beſchattet, die ſie in ein entzückendes Halbdunkel zu verhüllen ſchienen. Aber um zu den Vorzügen auch die Fehler hinzuzufügen: Wenn die junge Wittwe den Blick erhob, warf ſie den Kopf zurück und blinzelte mit den Augen. Dieſe Geberde, die nicht ohne Reiz war, — denn an einer hübſchen Frau iſt Alles reizend, — dieſe Geberde konnte aber eine böſe Auslegung bekommen. Vom Reizenden bis zum Widerlichen iſt oft nur ein Schritt, ebenſo wie vom Erhabenen zum Lächerlichen. Die Feinde der Frau von Brabantane fanden dieſen Blick zuweilen keck, ſpöttiſch, ſogar dreiſt. Und doch war die eigentliche Urſache dieſer Angewohnheit nichts Anderes als ihre Kurzſichtigkeit, da ſie zu nachläſſig war, um jedesmal die Lorgnette zu gebrauchen.

Was Lairville betrifft, ſo konnte er ſich, als er ſeit zwei Jahren zum erſten Male wieder der Frau, die er geliebt hatte, ſich gegenüber ſah, einer tiefen Bewegung nicht erwehren.

Frau von Brabantane ihrerſeits fühlte, indem ſie ihn ſah, ihr Geſicht mit lebhafter Röthe ſich färben.

„Frau von Brabantane,“ ſagte der Herzog, ſie mit erzwungener Kälte grüßend, „werden Sie erlauben, daß ein alter Freund Ihnen ſeine Huldigungen darbringt?“

„Herr von Lairville,“ erwiederte die Wittwe, die ſchon ihre gewohnte Ruhe wiedergefunden hatte, „Sie ſind wieder in Frankreich?“

In dieſem Augenblick präludirte das Orcheſter einen Contretanz; die Herren zerſtreuten ſich nach allen Gegenden. Lairville blieb vor Frau von Brabantane ſtehen, den Augenblick erſpähend, um ſein Geſuch anzubringen.

„Sie tanzen nicht, gnädige Frau?“ ſagte er endlich.

Statt aller Antwort lud ihn die Dame mit einer Handbewegung zu einem Sitz ein, der neben ihr frei geworden war. Der junge Mann ſetzte ſich.

„Ihre Rückkehr, Herr von Lairville“, ſagte ſie nach einem Augenblick der Verwirrung, „wird Ihren Freunden eine Freude ſein, — mir eine traurige Verantwortlichkeit auferlegen.“

„Was ſagen Sie, gnädige Frau, eine Verantwortlichkeit? — ich begreife nicht.“

„Dank ſei es Ihren Freunden, Herr von Lairville, es wird wohl nicht eine Perſon auf dieſem Ball ſein, die nicht verſtände, was ich in dieſem Augenblick ſagen will.“

„Gnädige Frau, ich ſchwöre“ —

„Ich muß mich alſo deutlicher erklären", ſagte Frau von Brabantane mit Anſtrengung. „Sei es, die Zeit iſt koſtbar; dieſer Contretanz geht raſch zu Ende. Sie kommen von Afrika wieder. Weshalb gingen Sie hin? Die Menge da drüben wird es Ihnen im Nothfall ſagen können. Bedachten Sie wohl, mein Herr, als Sie über Hals und Kopf Frankreich verließen, das Unheil, was dieſe Abreiſe hier ſtiften konnte?"

„Gnädige Frau, ich weiß nicht, was für Gründe man meiner Abreiſe untergeſchoben hat, und unmöglich kann ich begreifen, welch hochwichtigen Einfluß meine An- oder meine Abweſenheit hier haben kann. Ich langweilte mich in Paris und ſuchte Zerſtreuungen in Afrika, neue Anregungen."

„Es ſcheint mir, mein Herr, daß wir unſere Erklärung, unſere Unterhaltung auf zu freiem Felde führen."

„Meine Offenherzigkeit gleicht der Ihrigen, gnädige Frau", ſagte der junge Mann ſpöttiſch.

„Ich hielt Sie nicht für ſo boshaft, Herzog."

„Entſchuldigen Sie, gnädige Frau; wenn ich boshaft bin, ſo bin ich es unwillkürlich; es iſt ohne Zweifel noch ein Reſtchen afrikaniſcher Wildheit."

„Ich will mich denn ohne Rückhalt deutlicher erklären. Dieſe Erklärung iſt ungeſchickt von mir eingeleitet, denn ich glaubte mit einem Freunde zu reden; ich muß dafür büßen, und Ihr Spott vernichtet mich. Ich will Ihnen alſo wiederholen nicht was geſchehen iſt, ſondern was alle Welt Ihnen hier ſagen wird: „Der Herzog von Lairville glaubte Frau von Brabantane zu lieben. In Verzweiflung über die Coquetterie dieſer Frau iſt er abgereiſt, ſich in Afrika den Tod zu ſuchen.“ Sie ſehen, die Welt machte mich verantwortlich für Ihr Daſein, verantwortlich für die kleinſte Wunde, die Sie erhalten konnten. Was, mein Herr, hatte ich gethan, daß Sie mich dieſem allgemeinen Vorwurf ausſetzten? Sie ſprachen mir von Ihrer — — Liebe. Ich habe Ihnen zugehört, aber einzig und allein nur um Sie zu bitten, auf jede Hoffnung zu verzichten. Iſt dem nicht ſo, mein Herr?“

„Ich beſchwöre Sie, gnädige Frau, erlauben Sie mir, mich von dieſem Vorwurf zu erholen. Dieſe Angriffe ſind in Afrika nicht unvorhergeſehener. Aber, gnädige Frau, warum Ihrerſeits mich verantwortlich machen für die Pläne der Welt? Ich hatte Niemand beauftragt, Ihnen mein Leben oder meinen Tod vorzuwerfen.“

„Sei dem ſo; aber konnten Sie, mein Herr, nicht wenigſtens bei Ihrer Abreiſe bedenken, daß es hier Menſchen gab, die Ihnen zugethan?“

„Sie meinen jedenfalls meine Mutter“, unterbrach ſie Lairville in ſpöttelndem Ton. — Anſtatt aller Antwort warf Frau von Brabantane einen ſchmerzvollen Blick auf den jungen Mann und begann nach Verlauf einiger Minuten:

„Wenn ich doch aus dieſer peinlichen Unterredung alles Lächerliche tilgen könnte, was ſie gehabt hat! Ich konnte freilich nicht vorausſehen, welche Wendung ſie nehmen würde. Eins jedoch freut mich dabei: Ihre gänzliche Heilung, Herr Herzog.“

Lairville war von dieſen Worten vernichtet. Bis jetzt hatte er eine heimliche Befriedigung der Verwirrung gegenüber gefühlt, in welche Frau von Brabantane gerieth. Einen Augenblick ſogar ſchmeichelte ſich ſeine Eigenliebe mit der Hoffnung, zärtliche Vorwürfe zu hören. Aber die große Coquette war dieſelbe geblieben; nach zwei Jahren Abweſenheit wünſchte man ihm zu ſeiner Geneſung Glück!

„Bewunderungswürdig hergeſtellt,“ antwortete er, „und zu tauſend neuen Tollheiten aufgelegt. Aber — ich denke, Madame, Sie erweiſen mir die Ehre, Ihr Cavalier für den nächſten Contretanz zu ſein?“

Frau von Brabantane zögerte; dann ſagte ſie mit trübem Lächeln: „Der Merkwürdigkeit wegen nehme ich es an, Herr Herzog.“

Lairville verbeugte ſich, und nachdem das Orcheſter präludirt hatte, reichte er ſeiner Tänzerin feierlich die Hand. In dieſem Augenblick trat ganz unvorhergeſehen ein großer junger Mann zwiſchen den Herzog und Frau von Brabantane, und rief: „Madame tanzt mit mir!“

„Verzeihung, mein Herr,“ ſagte Lairville, ihn betrachtend, „ich hatte die Ehre, die gnädige Frau aufzufordern.“

„So iſt es“, ſtammelte die junge Frau, die bleich wie der Tod geworden war.

„Madame ſcheint kein gutes Gedächtniß zu haben,“ erwiederte der Einſpruch Erhebende; „mir hat ſie den Tanz zugeſagt, und wird mir erlauben, darauf zu beſtehen.“

„Herr!“ rief der Herzog, ganz außer Faſſung über eine ſolche Unſchicklichkeit.

„Wenigſtens wird ſie ſonſt vorziehen, gar nicht zu tanzen“, fuhr der Unverſchämte fort.

„Herr, entfernen Sie ſich, oder ich greife Sie hier zur Stelle an“, raunte der afrikaniſche Soldat ſeinem Widerpart in's Ohr. „Wir ſprechen uns ſogleich.“

Lairville's Geſicht war gewiß im Einklang mit ſeinen Worten, denn der Freche gehorchte und wiederholte: „Gut, ſogleich.“

Lairville führte ſeine Dame zu einer der Quadrillen, die ſich eben bildeten. Wie es gebräuchlich iſt, grüßte er mit der Hand den gegenüberſtehenden Tänzer, um ihn zum Beginn aufzufordern; dieſer aber, nachdem er den Gruß erwiedert hatte, drehte ſich auf den Ferſen um und führte ſeine Tänzerin in eine andere Gegend des Saales zu einer andern Quadrille. Schäumend vor Zorn warf Lairville einen Blick auf ſeine Dame und ſah, daß ſie nahe daran war, ohnmächtig zu werden. „Um Gotteswillen, führen Sie mich auf meinen Platz zurück“, flüſterte ſie.

Ihr Tänzer ließ ſich nicht zweimal bitten, und ohne Abſchied zu nehmen ſtürzte er ſich wieder in die Menge. Nach zehn Schritten begegnete ihm Graf Montbryon, der ihn bei der Hand ergriff, ſich zu ſeinem Ohr neigte und ihm ſagte:

„Eilen Sie, verlaſſen Sie augenblicklich den Saal, und treffen Sie mich in einer halben Stunde in meiner Wohnung.

„Laſſen Sie mich, ich habe keine Zeit.“

„Thun Sie, wie ich Ihnen ſage, ich weiß Alles, und eben deshalb muß ich Sie ſprechen. Ihre Beleidiger haben ebenfalls den Ball verlaſſen. Eilen Sie augenblicklich in mein Haus."

„Nun gut, augenblicklich!" — Und Lairville ging ſchnell der Thüre zu.

2. Eine Geſellſchaft ſehr braver junger Leute.

Ehe wir in unſerer Erzählung fortfahren, ſcheint es uns nöthig, einige Einzelheiten im Charakter des jungen Herzogs von Lairville näher zu beleuchten. Er beſtand aus zwei ganz entgegengeſetzten Naturen, aus dem natürlichen und aus dem conventionellen Menſchen. Er war gut, großmüthig, edel. Als Kind, nach dem Tode ſeines Vaters war er ganz der Erziehung ſeiner Mutter überlaſſen, einer Frau von ausnehmender Schwäche des Charakters. Etwas ſpäter wurde er allzufrüh Herr eines beträchtlichen Vermögens und hatte ſo als zwanzigjähriger junger Menſch die Anſprüche eines Dreißigers und eine Zweifelſucht, die ſonſt nur ein Funfziger beſitzt. Ohne Glauben, ohne Ueberzeugung, lachte er über Alles und ſuchte die ſtärkſten Gefühlsbewegungen auf, er, der nie die einfachſten empfunden hatte. Heinrich von Lairville hatte, wie man denken kann, in Politik, Moral und Philoſophie in den Pariſer Kaffeehäuſern ſeine Schule gemacht, im Café Tartoni, Café Anglais, im Sport, in den hohen Cirkeln, in allen Geſellſchaften, wo die Familienſöhne heutzutage ihre anſpruchsvolle Nichtigkeit, ihre übertriebenen Moden und ihre Anglomanie entwickeln, kurz überall wo, nach herkömmlicher Benennung, die ganze »vergoldete« oder »unvergoldete« Jugend, das Glas oder die Karten in der Hand, ſich Tag und Nacht um ſeine Menſchenwürde bringt, in jenem abſcheulichen Kauderwelſch ſpricht, das wenig Franzöſiſch, aber viel Engliſch enthält, einer wahren Stallſprache, die einem Pferdeknecht Ehre machen würde. Es ſind das jene Clubs zwanzigjähriger junger Leute, die ſich für reife, ſogar für ſehr reife Männer halten, und die da glauben auf eine ewige Jugend Anſprüche zu haben.

In ſolcher Umgebung war Lairville geſchult, oft mit ſich ſelbſt im Streit und über ſeine eigenen Thorheiten aufgebracht; und daheim, ſich ſelbſt überlaſſen, in ſeinen eignen vier Wänden voll ausgezeichneter Vorſätze und Entwürfe, die aber verſchwanden, ſobald er ſich mit ſeinen Freudengenoſſen zuſammenfand. In ſeinem ſechsundzwanzigſten Jahre aber war er nichtsdeſtoweniger beſſer geworden. Seine Liebe zu Frau von Brabantane hatte ſeine ſchönen Eigenſchaften entwickelt und ihnen den Sieg über die ſchlechten gegeben. Wie kam es nun, daß dieſe augenſcheinlich ſo ausgezeichnete Frau nicht von der zarten, demüthigen Liebe, die er ihr bewies, gerührt wurde? Wie dem auch ſei, in Afrika war er auf dem rechten Wege geblieben: die Kabylen waren da, und ſeine Kameraden fern; ſo hatte er nichts Anderes denken können als tapfer zu ſein, und er war es geweſen bis zur tollſten Verwegenheit.

Nach und nach hatte ſich das Andenken an Frau von Brabantane in ſeinem Herzen verwiſcht. Vielleicht hatte er ſie gar nicht ſo wahr geliebt, als er ſich eingeredet; oder die Zeit hat wirklich die unumſchränkte Gewalt ſelbſt über die tiefſten Gefühle, wie ſie ihr die Philoſophen zuſchreiben. Jedenfalls war er in durchaus ruhiger, indifferenter Stimmung nach Frankreich zurückgekehrt, mit der Abſicht, eine reiche Erbin aus der Provinz zu heirathen, die er nicht genauer kannte, als man gewöhnlich ſeine zukünftige Frau kennt, aber die ſeine Mutter für würdig erklärt hatte ſeinen Namen zu tragen.

Jetzt zurück zu dem Faden unſerer Erzählung. Lairville verließ alſo das Haus Stopford, wie es ihm Graf Montbryon gerathen hatte. Er ging in Folge der erhaltenen Einladung nach deſſen Wohnung.

In Paris giebt es zwei Arten, ſeinen Weg abzukürzen; man nimmt entweder einen Wagen, oder eine Cigarre. Der Herzog wählte das zweite Mittel. Unterwegs verlor er ſich in Muthmaßungen über die ſeltſame Scene, in der er eine Rolle geſpielt; ebenſo über die Dazwiſchenkunft Montbryons, die ihm nicht minder unbegreiflich war. Wie konnte dieſer ſo plötzlich von Allem unterrichtet ſein? Einen Augenblick fing er an es zu bedauern, daß er ſo ohne weitere Ueberlegung dem Befehl ſeines Freundes gefolgt war, der ſicher nur einen Zuſammenſtoß hatte verhindern wollen. So ſinnend, ſeine Cigarre zwiſchen den Lippen zerdrückend, ſchritt er in ſeidenen Strümpfen und leichten Tanzſchuhen durch den Schmutz und erreichte das Haus des Grafen, der ihn ſchon erwartete. Ein Diener mit einer Leuchte führte ihn in das Zimmer ſeines Herrn. Die Thür öffnete ſich und er ſah ſich Montbryon gegenüber, der von fünf oder ſechs jungen Leuten im Ballcoſtüme umgeben war.

Lairville wurde von Allen wie ein alter Freund empfangen, flog von einem Arm in den andern, und erſtickte beinahe unter den Zärtlichkeiten ſeiner Ball-, Wettrennen- und Kartengenoſſen.

„Lieber Herzog,“ ſagte der Graf, „ich ſtelle Dir hier zwei vortreffliche Freunde vor. Dieſer behaarte und bebartete Mann iſt der Vicomte von Chateau-Renard; dieſer Andere, jung und bartlos, iſt der Baron von Coſtal, ein Weib nach ſeiner Geſtalt, aber ein Mann nach ſeinem Charakter. Alle Beide, die beſten Burſchen von der Welt, haben ſich zwanzigmal geſchlagen, was endlich ſo weit ging, daß, da ſie gar Niemand mehr fanden, der mit ihnen Händel ſuchen wollte, ſie untereinander ſich duellirten, unter dem Vorwand, daß Renard finden wollte, es ſei eine Luft zum Erſticken, und Coſtal behauptete, es wäre kalt. Das geſchah an einem Tage, als es weder das Eine noch das Andere war. Dieſe beiden Helden machen Dir durch mich die ernſteſten Entſchuldigungen wegen der beiden Ballſcenen.

„Montbryon,“ unterbrach ihn Heinrich mit Heftigkeit, „meine Angelegenheiten ſind nicht die Ihrigen, ich habe zwei Unverſchämte zu züchtigen, und danke dem Zufall, der ſie mir alle Beide in die Hände liefert.“

„Lairville, Sie ſind toll, wir ſind nicht mehr in Afrika, wo man nur die Sprache des Degens führt. Hier in Frankreich erklärt man ſich erſt, unter dem Vorbehalte, ſich ſpäter noch weniger zu verſtändigen.“

„Die Beleidigung, die mir dieſe beiden Herren zufügten, betraf mich nicht allein; meine Tänzerin hat darunter gelitten. Ich vertheidige hier eine edle, würdige Dame, die man niederträchtig beſchimpft hat.“

Ein allgemeines ſchallendes Gelächter begleitete dieſe glühenden Worte. Das Auge des jungen Herzogs flammte. Montbryon ſprach ihm zu.

„Wir verlieren hier,“ ſagte er, „eine koſtbare Zeit mit vielem Hin- und Herſprechen, was ſtellenweis mit großer Beredſamkeit getrieben werden kann, aber immer unerquicklich bleibt. Ich verlange den Schluß der Debatte, ja ich trage ſelbſt auf motivirte Tagesordnung an. Hört mich; Ihr habt ja nachher immer noch Zeit, Euch zu ſchlagen. Inzwiſchen da ſind ja die Diener, die uns den Thee bringen; es giebt auch Grog und Cigarren für Liebhaber.“

Als die Diener fort waren, rückten ſich ſieben Stühle um den Tiſch herum; jeder Theilnehmer zündete ſich eine Cigarre an, der Herzog ausgenommen, der mit gerunzelter Stirn voll Ungeduld das Ende einer Scene erwartete, die er anfing für eine Myſtification anzuſehen. Er hielt ſich trotzdem ruhig, indem er ſich vornahm, zur rechten Zeit loszubrechen.

Der Graf Montbryon nahm endlich folgendermaßen das Wort: „Wir Alle, die wir hier verſammelt ſind mit Coſtal und Renard, ſind alte durch das Glück erprobte Freunde, was ſicher ein beſſerer Prüfſtein als das Unglück iſt, was auch die Moraliſten ſagen; wir ſind Freunde endlich, die nur einen Feind kennen und der heißt: Langeweile. Gegen dieſes gräuliche Ungeheuer nun haben wir uns eines Tages verſchworen, wir haben gegen daſſelbe unſere ſämmtlichen Kräfte zuſammengenommen, unſere Vertheidigungsmittel, unſern erfinderiſchen Geiſt und unſere hinreißende Heiterkeit, mit einem Worte wir haben das Vergnügen organiſirt, was gewiß noch ſchwerer iſt als die Organiſation der Arbeit. Ich, Euer Aelteſter und daher auch der Vernünftigſte, bin Euer Chef, Euer Fahnenträger geworden. Soldat und Hauptmann, Jeder hat bis jetzt ſeine Schuldigkeit gethan. Wir wollen beweiſen, daß das luſtigſte Leben eigentlich das weiſeſte iſt.“

Alle Köpfe neigten ſich, zum Zeichen der Uebereinſtimmung. Nur Lairville blieb unbeweglich. „Hier nun,“ fuhr Montbryon fort, „in dieſem Zimmer mache ich den Witz, Euch in dieſem Augenblick feierlichſt anzureden, hier, wo von Anfang an unſer Hauptquartier beſteht. Wenn dieſe Mauern reden könnten, ſie würden, meiner Treu, hübſche Geſchichten erzählen! Machen wir uns übrigens nicht ſchlimmer (wie die Thoren ſagen), als wir ſind. Unſere Verbrechen (immer nur wie die Thoren ſagen) ſind Nichts als allerliebſte Späßchen, die noch Niemand am Schlafen verhindert haben als eine beträchtliche Anzahl von Ehemännern. Und bei alledem ſind wir verſchwiegener als das Grab, wie die Poeten ſagen. Indem Jeder für das Geſammtwohl arbeitete, hat bis jetzt Jeder in den Andern würdige Gefährten gefunden, immer bereit zu wirken, zu ſecundiren, ſich zu ſchlagen, zu leben und zu ſterben für einander. So haben wir unſere ſchönſten Jahre zugebracht, als eines Tages . . . .“

Hier trank der Vortragende eine Taſſe Thee, Jeder folgte ſeinem Beiſpiel, worauf man ſich wieder auf ſeinen Platz begab. „Als eines Tages,“ begann Montbryon wieder, „Einer von uns, der hier anweſende Herzog Lairville, einer unſerer ausgezeichnetſten Mitarbeiter, unſerer luſtigen brüderlichen Fahne untreu wurde.“

„Montbryon,“ unterbrach ihn Heinrich, „ich bin nicht in der Stimmung, länger Euren albernen Späßen zuzuhören. Ich weiß nicht, wo Ihr hinaus wollt. Dieſe beiden Herren haben mich beleidigt, ich fordere Genugthuung. Die Sache iſt einfach, denke ich, und bedarf nicht Eurer redneriſchen Erläuterungen.“

„Lairville, laſſen Sie ſich nicht durch meinen Styl beirren, wir ſind in einem ausgezeichnet parlamentariſchen Zeitalter. Einen Augenblick ſpäter werden Sie mir mit mehr Intereſſe zuhören.“

Statt aller Antwort zuckte der junge Mann mit den Schultern.

„Der Herzog von Lairville alſo,“ fuhr der Graf fort, „wurde lächerlich, d. h. ernſthaft verliebt. Das war nur die Hälfte des Uebels; ſein unverzeihlicher Fehler war, dieſe Krankheit, von der er bis in's innerſte Mark getroffen war, uns zu verhehlen. Indem er ſchwieg, verkannte er unſere Freundſchaft; denn er hat uns verhindert, für ſein Glück zu arbeiten. Endlich wird das Portrait, was ich Euch mit einigen Worten von der Frau entwerfen werde, die er ſo raſend liebte, genügen, Euch von der ganzen Größe ſeines Fehlers zu überzeugen. Wiſſet denn, daß Euer undankbarer Freund für Frau von Brabantane entbrannte, eine Frau, die den Syrenen gleicht an Coquetterie, Schlauheit, Verrätherei und Grauſamkeit. Als junges Madchen ohne Namen und Vermögen, war ihre erſte That, einem alten ſechzigjährigen Greiſe den Kopf zu verdrehen, der bis dahin im ſicheren Gleiſe der Vernunft gegangen war. Als der alte General ſtarb, hinterließ er ihr ſein Vermögen, was zwar beſcheiden war, aber jedenfalls ſeinem Neffen Herrn von Gizeur, der hier eben ſeine Cigarre raucht und dermalen in ſeinen Finanzen etwas heruntergekommen iſt, ſehr willkommen geweſen wäre. Wittwe und alſo frei, dankte ſie es der Familie des Generals, daß ſie in unſere Salons eingeführt wurde. Sie wußte durch die ausgeſuchteſten Kniffe alle jungen Leute von Rang an ſich zu ziehen und ſie durch ihre Gleichgültigkeit zur Verzweiflung zu bringen. Warum? Das iſt leicht zu begreifen; ſie hoffte Beſſeres; eine Herzogskrone ſtach ihr in die Augen. Unſer Freund, der Herzog, ließ ſich fangen wie die Uebrigen, und vielleicht hätte er ſie geheirathet, der Unglückliche, wenn nicht glücklicher Weiſe Frau von Brabantane in ihre eigenen Schlingen gefallen wäre. Sie hatte geglaubt, daß Lairville, um die Frage zum Abſchluß zu bringen, ihr ſeinen Namen und ſeine Hand anbieten würde. Es kam aber anders. Lairville reiſte in Verzweiflung ab und floh nach Afrika, ohne der Coquette Zeit zu laſſen, ſich anders zu beſinnen. Heinrich, wären Sie einen Tag länger in Paris geblieben, ſo waren Sie verloren, Sie wären Ehemann geworden!“

Ein beifälliges Murmeln begleitete die Worte des Redners. Lairville ſelbſt fühlte nach und nach unter der parodoxen Beweisführung des Grafen ſeine Hitze verrauchen.

„Endlich,“ fuhr Letzterer fort, „komme ich auf die heutigen Ereigniſſe. Heinrich, ſetzen Sie bei dieſem Thema nur nicht wieder Ihre erhabene Miene auf. Bald werden Sie mir danken. Alſo auf dem Ball bei dem dummen Stopford treffe ich unſern unglücklichen Freund wieder, unſern vergeſſenen Bruder, unſern geſchwornen Kumpan. Ich rede mit ihm, ich frage ihn aus; er entſchuldigt ſeine Gleichgültigkeit und ſpricht von ſeiner Reue. Ich nenne ihm Frau von Brabantane. Sie iſt auf dem Ball, ſage ich ihm, und ſchnell ſtellt er ſich ihr vor. Ich merke: zwei Verliebte ſehen ſich wieder. Von einer Seite, ſehe ich, wird man blaß, von der andern roth; Aufregung, Verwirrung, Beklemmung, vertrauliche Unterhaltung, alles das folgt ſich, und endlich die Aufforderung zum Tanz. Gewiß, es war hohe Zeit, daß unſere Macht einſchritt. Glücklicherweiſe begegne ich Zweien der Unſrigen; es ſind zwei Neulinge, die erſt ſeit dem Verſchwinden des Flüchtlings zu uns getreten waren. Im Ganzen geſchickt, ſchmiede ich augenblicklich meinen Plan; meine zwei Gehülfen führen ihn aus; das Uebrige wißt Ihr. Heinrich kann nicht böſe ſein, daß wir ihn gerettet haben; es iſt nicht einmal von der Ballgeſellſchaft bemerkt worden; eigentlich bin ja ich der Strafbare, und mir wird Heinrich Verzeihung angedeihen laſſen.“ Bei dieſen Worten reichte Montbryon Lairville die Hand; dieſer gab ihm die ſeinige, ſo war der Graf alſo der Mitſchuldige.

So wurde eine Beleidigung vergeſſen, die unter andern Umſtänden Lairville nie vergeſſen haben würde. Aber die Frau, die ſie getheilt hatte, war vor ſeinen Augen auf eine ſo natürliche und glaubwürdige Art entlarvt, daß er ein gewiſſes Vergnügen darin fand, ſich an der Rache, die ihr geſchworen wurde, zu betheiligen. Nach zweijährigem Soldatenleben fand er ſich plötzlich in Mitte ſeiner alten Vergnügungskameraden wieder, er athmete von Neuem die berauſchende Luft, in der er ſo lange gelebt hatte; die Traurigkeit, die ſich ſeiner Gefühle bemächtigen wollte, verſchwand. Nur ein einziger Zweifel blieb ihm noch.

„Ich erlaube mir nur eine Frage,“ ſagte er. „Ich ſehe nicht die Nothwendigkeit ein, weshalb auf ſo gewaltſame Art mein Contretanz unterbrochen wurde.“

„Kindskopf!“ rief der Graf, „zehn Minuten längere Unterhaltung, und Du bekamſt einen Rückfall! Man mußte die Hunde zurückrufen, wie man auf der Jagd zu ſagen pflegt, und das Manöver war nur auf dieſe Art möglich. Aber das iſt noch nicht genug. Unſere Sache iſt noch unvollkommen. Es handelt ſich darum, ſie zu vervollſtandigen. Frau von Brabantane hat alle ihre fein berechneten Kunſtſtückchen an Euch erprobt, Ihr Alle habt an ihrem Wagen gezogen. Ich bin der Einzige, der ſich ihr kluger Weiſe fern gehalten hat. Mit einem Wort, Ihr Löwen von Paris, dieſe Frau hat Euch die Tatzen beſchnitten, Euch an der Naſe herumgeführt.“

Bei dieſen Worten erhob ſich ein ſtürmiſches Geſchrei.

„Der ſchmeichelhafte Beifall, der meine Rede unterbricht, meine Herren,“ fuhr der Sprecher fort, „dieſer Beifall macht mich ſtolz. Ich habe die ſchmerzhafte Stelle berührt, wie ich ſehe. Es iſt Euch peinlich, zu hören, daß eine Frau ſich über Euch luſtig gemacht hat; ich verletze Eure Eigenliebe, deſto beſſer! Wie Catilina werde ich zu ſterben wiſſen, aber dafür hege ich auch das edle Bewußtſein, Rom aus der verderblichen Unthätigkeit geriſſen zu haben, in der es untergeht.“

„— Quousque tandem, Catilina, mißbrauchſt Du unſere Langmuth?“ ſchrieen die Verſammelten. „Was ſoll das Geſchwätz? Was bedeutet Dein claſſiſcher Schwulſt?“

„Ihr werdet es ſehen! Was, Ihr bewährte Männer, Ihr fühlt den Schimpf und Ihr denkt nicht an Rache?“

Tolles Lachen begleitete dieſe Wendung des Redners.

„Was der Graf da ſagt, ſcheint mir einige Beachtung zu verdienen,“ rief der Baron Coſtal.

„Ich,“ ſagte Preval, „will hier keine Meinung geltend machen, ich füge mich der Mehrheit; man könnte ſonſt glauben, ich beklagte die eingebüßte Erbſchaft. Pfui, mich für einige Louisd'or zu rächen; das wäre erbärmlich! Wenn ich als Liebhaber zurückgeſtoßen wäre, möchte es anders ſtehen; aber ich bin nun als Erbe abgewieſen, ich beſcheide mich!“

„Sei nur ſtill!“ unterbrach ihn Chateau-Renard,

„Du erheuchelſt Tugend. Ich ergreife mit beiden Händen den Plan, den uns unſer Wirth zu ſo guter Stunde vorſchlägt, wiewohl mich dieſe Frau nicht öffentlich lächerlich gemacht hat. Aber wenn Niemand zu mir tritt, ſtehe ich allein.“

„Ich ſchlage mich zu Ihnen,“ ſchrie Einer der jungen Leute. „Eine ſolche Coquette beſtrafen, das heißt hohe Gerechtigkeit üben. Aber wie ſollen wir uns rächen?“

„Das Mittel iſt einfach,“ erwiederte Coſtal. „Wir müſſen um die werthe Frau von Brabantane einen Geſundheitscordon ziehen; wir müſſen junge Leute verhindern, ſich ihr zu nähern. Dazu müſſen wir Ueberredung und Gewaltthätigkeit anwenden und müſſen ſie ſo, weil ſie Huldigungen liebt, durch Hunger nach Weihrauch beſtrafen.“

„Bravo!“ ſchrie der Chor, „ein richtiger Schlachtplan!“

„Das Mittel taugt den Teufel Nichts!“ ſagte Montbryon. „Bei dieſem Handwerk würden wir keine zwei Monate mehr leben, und ich habe noch keine Luſt zu ſterben. Alſo bringt was Anderes vor!“

Einen Augenblick herrſchte tiefe Stille, in welcher man nur den Hauch der Cigarrenraucher hörte. Dann ergriff Heinrich zuerſt das Wort.

„Meine Herren, mir iſt bange um Euch, Ihr ſeid nicht ſtark. Seit zwei Jahren bin ich in Afrika ſtrapazirt, verthiert: ich muß Euch zu Hülfe kommen. Hört mich an. Was Ihr Alle zuſammen unternehmen wollt, kann nur Einer vollführen. Ihr wollt Euch ſo plump rächen? Das muß man mit Geiſt und Zartheit anfangen. Ihr wollt dieſe Frau entlarven, wollt zu ihr ſagen können: „Madame, Sie brüſten ſich mit Ihrer Tugend? Aber Sie erheuchelten nur dieſen Ihren tugendhaften Schein; hier ſind die Proben!“ — Wenn Einer von Euch die Geiſteskraft, Liſt und Gewandtheit dazu hat, ſo muß er ſie in ſich verliebt machen: das ſei unſere Rache.“

„Bravo, Afrikaner, bravo!“ war der einſtimmige Ruf. Der Beifall war übrigens nur eine Eingebung des Augenblicks. Die Frage handelte ſich alsbald darum, ob die Ausführung überhaupt möglich ſei. Alle jungen Männer der Verſammlung waren bereits abgewieſen, und hatten demnach keine Ausſicht auf Erfolg. Wie immer, kam auch hier Montbryon ihnen zu Hülfe. „Alles wohl erwogen,“ ſagte er, „iſt die Sache nur unter einer Bedingung möglich, das iſt: wer den Vorſchlag gemacht hat, der führe ihn auch aus! Er allein kann Glück machen. Heinrich, meine Herren, hat dieſe Frau geliebt; eine ernſthafte Neigung ſchmeichelt immer, ſelbſt einer Coquette; er kehrt von Afrika zurück, zum Entzücken verwundet und reizend geſchmückt. Er iſt geſchätzt, geliebt mit derſelben Wärme; während der zwei Jahre Abweſenheit hat man ihm Nichts entzogen, Nichts vergeſſen; er iſt Herzog und Millionär, was — wie Frau von Brabantane denken wird — Nichts an der Sache verdirbt; ſie hofft endlich Herzogin und Millionärin zu werden. Endlich vergeſſen wir nicht die heutigen Vorfälle; welche

Frau iſt nicht mehr oder weniger entzückt, wenn man ſich für ſie ſchlägt!“

„Das iſt Alles herrlich überlegt,“ erwiederte Lairville, „es iſt nur ein kleines Hinderniß dabei. Ich komme von Afrika wieder, um mich zu verheirathen mit Fräulein von Luberſac, der einzigen Tochter des Herzogs von Luberſac, meines Vetters. Ich will mich nach der Provinz zurückziehen und in der Auvergne wohnen, bei meiner Mutter. Daß ich hier in Paris bin, geſchah nur, weil ich zwei Monate Urlaub erhielt, ehe ich mich von der Welt zurückziehe.“

„Zwei Monate?“ warf der Graf ein. „Das iſt zehnmal mehr, als Du zu Deinem Siege brauchſt. Sieh die Feldzüge Alexanders, Don Juans, Cäſars, Bonaparte's, Richelieu's, aller großen Sieger!“

Heinrichs Eigenliebe konnte eine ſolche Beweisführung nicht widerlegen.

Da der Held einmal gefunden war, brauchte man nur noch den Gang des Treffens anzuordnen. Jeder der Herren ſollte insgeheim am großen Werke arbeiten, aber behutſam und mit Vorſicht. Es wurde beſtimmt, daß Lairville von heute an öffentlich jedem Betheiligten fremd ſein ſolle; man verſammelte ſich nur des Abends. Endlich nach Verlauf des zweiten Monats, oder nach Umſtänden früher, ſollte ein großes Diner der Geſellſchaft die Sache veröffentlichen, d. h. wenn Grund dazu vorhanden war; wo nicht, ſo ſolle es die Verſchwornen über das Mißlingen ihres Unternehmens wenigſtens tröſten.

Die Stutzuhr in Montbryons Cabinet ſchlug die fünfte Morgenſtunde an, als man ſich trennte.

Den andern Tag las man in allen Journalen die Anzeige: „Dieſen Morgen fanden zwei auf einander folgende Duelle ſtatt, das erſte zwiſchen dem Herzog von Lairville und Baron Coſtal, das zweite zwiſchen demſelben Herzog und dem Vicomte von Chateau-Renard. Der Herzog, der einer der beſten Soldaten unſerer braven afrikaniſchen Armee iſt, hat ſeine beiden Gegner leicht verwundet.“

Graf Montbryon war Verfaſſer dieſer erdichteten Anzeige. Der Vicomte und der Baron gingen einige Tage mit verbundenem Arm ſpazieren. Das waren die erſten Vorpoſtengefechte zu dem beſchloſſenen Schlachtplan.

3. Marie Dupont.

Ein Monat war ſeit dem Ball bei Stopford verfloſſen. Lairville hatte einen glänzenden Wiedereintritt in die Welt gefeiert. Sein doppeltes angebliches Duell, während man ihn noch in Afrika glaubte, war vierzehn Tage lang das allgemeine Salongeſpräch. Man wollte die Gründe ermitteln, und blieb endlich dabei ſtehen, das Ereigniß einem hitzigen Streite zuzuſchreiben, über die beſte Art ein Pferd zum Wettrennen einzuſchulen und abzumagern, ein Streit, der in Perſönlichkeiten übergegangen.

Unterdeſſen man ſo plauderte, verlor Lairville nicht ſeine Zeit. Einige Tage nach dem falſchen Duell, von dem Frau von Brabantane allein die wahre Urſache zu kennen glaubte, fand er ſie auf einem Ball beim neapolitaniſchen Geſandten. Er näherte ſich ihr ſchüchtern, demüthig, mit hülfeflehendem Blick. Die junge Frau empfing ihn mit einem ſehr natürlichen Gemiſch von beleidigter Würde und heimlicher Erkenntlichkeit. Heinrich, der ſie beſtochen von der ſchlechten Meinung ſeiner Freunde beobachtete, fand, daß ſie ihre Rolle bewunderungswürdig ſpielte. Er erbat ſich ironiſch Verzeihung für ein Unrecht, das er nicht begangen hatte; man gewährte ſie ihm, indem man, wie er dachte, ſich den Anſchein gab, Thränen zu unterdrücken.

Als er dieſe Scene am andern Morgen den Mitverſchwornen des Hotels Montbryon beſchrieb, verglich der Graf dieſe Thränen mit den Thränen des Crokodils, wenn es ſeine Beute verſchlingt.

Die beiden Gegner hatten ſich alſo perſönlich wieder begegnet. Nachdem Heinrich die anmuthige Verzeihung erhalten hatte, dachte er, wie alle ſeine Freunde, daß der Augenblick des Angriffs gekommen ſei, und er war entſchloſſen, ihn zu beginnen mit der ganzen Geſchicklichkeit, zu der ihn ſeine Kaltblütigkeit befähigte.

Nach dieſem Ball ſah er Frau von Brabantane faſt jeden Abend. Der Carneval war dieſes Jahr ſehr kurz, und in Paris, wo jeder Vorwand, ſich zu amuſiren, willkommen iſt, verſieht man es, ſich raſch zu amüſiren, ſobald man es nicht auf lange kann.

Man kann das nicht verlorene Zeit wieder einholen, wohl aber die eingeholte Zeit angenehm verlieren nennen.

Von dieſer Zeit an umgab er die junge Frau mit der unabläſſigſten, befliſſenſten und zarteſten Aufmerkſamkeit; er heuchelte Schüchternheit, Zurückhaltung, Traurigkeit, ſchien Einſamkeit mitten im Feſte zu ſuchen, ſich von ſeinen Freunden abzuſondern, ja ſie augenſcheinlich zu fliehen; mit einem Wort, er ſtellte alle Anzeichen einer großen unglücklichen Leidenſchaft zur Schau. Frau von Brabantane traf ihn überall, auf dem Ball, im Theater, im Wald, in der Kirche ſogar. Der nächtlichen Verbindung im Hauſe Montbryon, der eifrig ſeine Schliche beobachtete, würzte er die Unterhaltung, indem er ihnen ſelbſt die tollen Manöver jedes Tags beſchrieb, damit ſie nicht glaubten, er ſei wirklich von der Coquette gefangen.

Die junge Wittwe war nie einen Augenblick aus ihrer frühern Zurückhaltung, Lairville gegenüber, gewichen. Zu ihm wie zu jedem Andern nicht mehr und nicht weniger freundlich, ſchien ſie ſeine Leidenſchaft, die er ſo auffallend für ſie zeigte, gar nicht zu bemerken. Die Verſchworenen begannen faſt am Erfolge zu verzweifeln, und Montbryon ſprach davon, ſich das Haupt mit Aſche zu beſtreuen und ſeinem Pferd zum Zeichen der Trauer Flor anzulegen.

Mittlerweile wurde von Neuem das Hotel des Amerikaners Stopford eröffnet. Der Hausherr, von der Liebenswürdigkeit ſeiner Gäſte entzückt, wiewohl Keiner ein Wort an ihn richtete, hatte eine glänzendere

Gaſtfreiheit als jemals entfaltet. Der Herzog traf dort ebenfalls Frau von Brabantane. Dieſen Abend war er, nach ſeiner raffinirten Berechnung, blaß und angegriffen; er hatte matte, träumeriſche Augen; die Kunſt hatte ihm dieſen ſtaunenswerthen Ausdruck gegeben. Wie immer der Schwäche ſeines Charakters nachgebend, war er Montbryons Rath gefolgt, und hatte eine Nacht am Spieltiſch verbracht, wo er eine ziemlich bedeutende Summe verlor. „Das iſt eine gute Vorbedeutung,“ hatte ihm der Graf geſagt, „Lairville, mein guter Junge, Sie kennen das Sprichwort: Unglück im Spiel, Glück in der Liebe!“ — Von den Vorrechten des Balls Gebrauch machend, nahm der junge Herzog, wie das erſte Mal, ſeinen Platz zur Seite der Frau von Brabantane. Bei ſeinem Anblick griff die junge Frau mit der Hand nach dem Herzen und ſagte dann mit trübem Lächeln: „Sie ſcheinen zu leiden, Herr Herzog.“

Heinrich verſtand ſogleich, welchen Vortheil er von den Waffen ziehen konnte, die ihm der Feind ſelbſt in die Hände geliefert.

„In der That, gnädige Frau,“ ſeufzte er, „ich leide an einem Uebel, das ich für unheilbar halte.“

„Unheilbar, mein Herr? Ich verzweifle nicht, wie Sie, an der Weisheit unſerer berühmten mediciniſchen Facultät.“

„Ich zweifle eben ſo wenig, wie Sie, gnädige Frau, an der Weisheit unſerer Aerzte, denn an unſerer Facultät zweifeln, heißt noch halb an ſie glauben; ich glaube aber gar nicht an ſie, alſo kann ich auch nicht an ihrer Weisheit zweifeln. Glücklicherweiſe kenn' ich ein Mittel, mich ihren Verordnungen zu entziehen; die heißen Länder ſind mir zuträglich: ich kehre nach Afrika zurück.“

Bei dieſen Worten warf die junge Frau einen beinahe entſetzten Blick auf Lairville, ſchlug dann die Augen nieder und ſchwieg einen Augenblick. Endlich, nachdem ſie ſich ein wenig erholt hatte, warf ſie den Kopf zurück und ſagte mit einer meiſterhaft verſtellten Gleichgültigkeit: „Herr Herzog, da Sie entſchloſſen ſind, uns ſo bald Ihre Gegenwart zu entziehen, ſo erlauben Sie wohl, daß wir wenigſtens ſo lange noch Ihre Hülfe in Anſpruch nehmen. Sie, der Sie Afrika ſo genau kennen, können mir gewiß bei einem afrikaniſchen Coſtum, das ich auf dem Ball des engliſchen Geſandten tragen will, guten Rath ertheilen. Haben Sie die Güte, morgen zu mir zu kommen. Ich erwarte Sie, wenn Sie nichts Beſſeres zu thun haben, morgen um zwei Uhr.“

„Ich ſtehe zu Ihrem Befehl, gnädige Frau,“ ſagte Lairville, ſich tief verneigend.

Dieſen Abend machte Montbryon keinen Vorſchlag zu einem Trauerflor; im Gegentheil ſprach man davon, ſein Haus mit bunten Lampen zu illuminiren.

Der Herzog verlor ſich nicht weniger in eiteln Muthmaßungen. Was bedeutete dieſe morgendliche Einladung? eine Einladung, die mit lauter Stimme in Gegenwart der alten Baronin von Brabantane gemacht wurde, der Schwägerin des verſtorbenen Generals, deren Haus die junge Wittwe bewohnte. Was ſollte er glauben? War der Augenblick ſeines Triumphes gekommen? War dieſe Aufregung keine Komödie? Hatte er den rechten Fleck getroffen? War er geliebt? Oder hatte ſeine erfahrene Gegnerin nur ein neues artiges Kunſtſtückchen aufgeführt? Wie dem auch ſein mochte, (und er hütete ſich wohl, dieſen Umſtand ſeinen luſtigen und ſkeptiſchen Genoſſen einzugeſtehen) — Frau von Brabantane's Blick, wahr oder geſpielt, hatte ſein Herz aufgeſtört, er hatte eine Erregung zurückgelaſſen, die freilich vorübergehend war, aber der er ſich doch nicht erwehren konnte. Seit einem Monat zum erſten Mal kam ihm der Gedanke, dieſe Frau könne ihn wahrhaft lieben, und ſein Betragen gegen ſie ſei unwürdig, verwerflich. Aber die Erinnerung an die Vergangenheit entgegnete ihm bald, es ſei unmöglich, und die Stimmen ſeiner Freunde genügten, alle ſeine Bedenken ſogleich zu erſticken. Er ſchloß damit, ſeine Schwäche bitter zu belachen. Den andern Tag um zwei Uhr hielt ein Wagen mit zwei Vollblutspferden von ausgezeichneter Schönheit vor dem Thor des Hotel Brabantane. Der Herzog von Lairville, in eleganter Morgentoilette, ſtieg aus. Er war noch bleicher als geſtern, und ſelbſt etwas Aufregung ſchien ſich in ſeiner Haltung zu verrathen. Frau von Brabantane bewohnte allein die untere Etage. Ihre Schwägerin, die ſie zärtlich liebte, hatte ihr ein reizendes Gemach einrichten laſſen, ein auserleſenes Neſt von Sammet und Seide, vollkommen würdig, eine ſo feine und auserleſene Schönheit zu beherbergen.

Nahe dem Kamin lag Frau von Brabantane läſſig ausgeſtreckt in einem großen Lehnſtuhl ihres Boudoirs, in tiefes Sinnen verloren. Ein ſchmerzlicher Ausdruck bedeckte ihr ſchönes Geſicht; ſie war ſehr blaß. Thränen traten ihr in die Augen und rollten langſam über ihre Wangen. Wer ſie nur als Weltdame geſehen hatte, würde ſie in dieſem Augenblick nicht wieder erkannt haben.

Das Rollen des Wagens weckte ſie aus ihrer Träumerei; ſie raffte ſich lebhaft auf wie ein überraſchtes Reh. Ihr Blick flog auf den Zeiger; ſie beſann ſich, trocknete raſch mit dem Tuch, das bis jetzt zuſammengepreßt in ihrer Hand gelegen, die Augen, und erwartete Heinrich.

Nach einem Augenblick öffnete ſich die Thür, und man meldete den Herzog von Lairville, der ſich mit langſamen Schritten näherte. Die junge Frau erhob ſich leicht und ihre Blicke trafen ſich. Beide wurden von demſelben Gedanken ergriffen, Keins erkannte im Andern die Perſon, die er im Geräuſch der Welt zu ſehen gewohnt war. Der Diener brachte einen Stuhl und entfernte ſich. Man grüßte ſich von Neuem und der Herzog ſetzte ſich.

Um ſeine verlorene Sicherheit wieder zu erlangen, ſuchte Heinrich einen humoriſtiſchen Ton, in der Hoffnung, ſich ſo am Beſten zu ermuthigen. „Gnädige Frau,“ begann er, „wie ich mit Bedauern ſehe, kommt hier ein Kranker den andern zu beſuchen; Sie ſcheinen leidend zu ſein.“

„Ach nein, mein Herr,“ erwiederte Frau von Brabantane mit ſanfter, rührender Stimme, „ohne Zweifel macht Sie mein Aeußeres dies glauben. Ich bin nicht vernünftig genug, ich tanze zu viel, das iſt Alles.“

„In dieſem Fall, gnädige Frau, gefallen Sie ſich darin, der Gefahr zu trotzen. Denn wenn mein Gedächtniß mich nicht betrügt, ſo haben Sie ja noch große Ballpläne, worüber ich mich ſehr freue, da ich es ja dieſem Umſtand verdanke, daß Sie mir die doppelte Ehre erweiſen, bei einem afrikaniſchen Anzug meinen ſoldatiſchen Geſchmack zu Rathe zu ziehen, während hierbei der Geſchmack eines Künſtlers nach Ihrem eigenen allein competent wäre.“

„Nein, Herzog, ich habe es aufgegeben, ich gehe nicht auf dieſen vermeintlichen Ball,“ antwortete die junge Frau mit Anſtrengung. Hierauf ſchwieg ſie, ergriff eine kleine Zange und begann in den Kohlen zu rühren, indem ſie die Gluth ungeduldig aus einander trieb.

„Ich muß es Ihnen wohl geſtehen,“ ſagte ſie nach Augenblicken ſichtbarer Verlegenheit, „das algieriſche Coſtum war nur ein Vorwand, ich wollte, ich mußte Sie ohne Verzug ſprechen, ausführlich und freimüthig. Auf einem Ball wär' es unmöglich geweſen; deshalb erſuchte ich Sie, zu mir zu kommen.“

„Ich erwarte Ihre Befehle.“

Das waren die einzigen Nichts ſagenden Worte, die der Herzog vor Ueberraſchung hervorbringen konnte.

„Reden wir frei, Herr von Lairville!“ fuhr Frau von Brabantane fort. „Sie wollen eine neue Thorheit begehen, wollen Ihre alte Mutter zur Verzweiflung bringen und wieder nach Afrika gehen?“

„Beklagen Sie mich, gnädige Frau! Es iſt nur zu wahr; es wird ein Abmarſch vorbereitet, unſere Schwadron ſoll vervollſtändigt werden, der Befehl des Marſchalls ruft mich, die Ehre macht es mir zur Pflicht“ —

„Dem iſt nicht ſo!“ rief Frau von Brabantane mit entſchiedenem Tone. „Ihre Entlaſſung iſt angenommen, mein Schwager, der Freund des Miniſters, ſagte es mir vor vierzehn Tagen.“

„Nun wohl, es iſt ſo, ich geſtehe es; aber was nicht minder wahr iſt, ich reiſe doch nach Afrika, verlaſſe Frankreich, wo Nichts mich zurückhalt.“

„Haben Sie auch die Folgen eines ſolchen Entſchluſſes erwogen, Herr von Lairville?“ fragte die junge Frau mit ſtrengem und kaltem Blick.

„Vollkommen, gnädige Frau; wir ſind nicht verurtheilt, ewig zu leben.“

„Aber wiſſen Sie, Herzog, ob Sie das Recht zu ſterben haben?“

Dieſe kraftvollen Worte warfen einen Freudenſtrahl in Lairville's Augen; was er hörte, war es nicht ein halbes Geſtändniß?

Frau von Brabantane fuhr fort: „Ich habe jetzt den Muth, Ihnen Alles zu ſagen. Schon einmal, Herr von Lairville, gingen Sie fort, und ſetzten damit eine Frau den unwürdigſten Verleumdungen aus. Gott ſei Dank, der Himmel hatte Ihr Leben erhalten und mich vor den Beſchuldigungen der Welt bewahrt, die unaufhörlich auf mich gefallen wären. Was hatte ich verbrochen? Sie liebten mich; ich will es glauben, weil Sie mir es ſagten. Und nun, wenn ich, wie ich Ihnen ſagte, Sie nicht liebte: war das ein Unrecht? Aber laſſen wir das Vergangene! Sie wollen wieder fort, auf die Gefahr hin, mir daſſelbe Uebel zuzufügen, wie früher, nachdem Sie mich ſeit einem Monat ohne Scheu öffentlich mit Aufmerkſamkeiten überhäuft, die ich ſicher bis zu dieſer Stunde nicht geſucht habe. — Dieſe Gerechtigkeit werden Sie mir widerfahren laſſen!“

Heinrich, der die Augen niedergeſchlagen hatte, ſchien vom Gewicht der Reue überwältigt zu ſein. „Barmherzigkeit, gnädige Frau!“ murmelte er, „ich hielt mich nicht für ſo ſtrafbar. Man kann nicht unglücklicher ſein, als ich es bin.“

Es trat ein Augenblick der Stille ein. Lairville hörte nicht mehr die Stimme der jungen Frau, er ſuchte ihren Blick. Er ſah ſie in ihren Lehnſtuhl zurückgeſunken, die Bruſt beklommen, heiße Thränen vergießend, die ſie nicht länger zurückzuhalten vermochte, durch die heftigſte Erſchütterung überwältigt.

Ein ſolcher Schmerz konnte nicht erkünſtelt ſein; Heinrich verſtand Alles. Frau von Brabantane wollte ſeiner Abreiſe entgegentreten, aber ihre angeführten Gründe waren nicht die richtigen. Er war geliebt!

In einem Augenblick war der Ausdruck der Verzweiflung, den er ſeinem Geſicht ſo geſchickt zu geben gewußt hatte, dem ſeiner wahren Gefühle gewichen. Er empfand brennende Reue. Wie ein zerknirſchter Sünder ſank er vor dem Seſſel nieder, in welchem die junge Frau unbeweglich lag. Außer Stande, ein Wort hervorzubringen, begann er die hohe und reine Schönheit Derjenigen zu bewundern, die er ſo heiß geliebt, die er ohne ſein Wiſſen noch ſo heiß liebte, und die ihm in ihrem Schmerz noch ſchöner erſchien, ihm, der ſo große Schmach über ſie bringen wollte.

Einen Augenblick nachdem er dieſe flehende Stellung eingenommen, ergriff Lairville, von unwiderſtehlicher Macht getrieben, ſanft eine ihrer weißen Hände und führte ſie an ſeine Lippen. Dieſe Hand, kalt und erſtarrt, ſchien ſich nach und nach in der ſeinigen zu erwärmen, ein ſanfter Druck ſchien ihm zu antworten.

„Marie, ich liebe Dich," rief er, „mein Leben gehört Dir!"

„Und nicht wahr, Sie reiſen nicht?" hauchte eine ſchwache, ſanfte Stimme. Und Mariens Kopf lehnte ſich verſchämt an die Schulter des jungen Mannes. Beide blieben ſo in dieſer ſtillen Träumerei, in der man ſich verſteht, ohne mit einander zu ſprechen. Endlich erhob Frau von Brabantane ihr bleiches Antlitz, legte ihre Hand auf die Stirn des jungen Mannes und ſah ihm mit einem unbeſchreiblich glücklichen Lächeln in's Antlitz.

„Marie, iſt es wahr, daß Sie mich lieben, iſt es möglich, daß mir eine ſolche Seligkeit beſtimmt iſt?"

„Ja, ich liebe Sie, ich bin ſtolz, es Ihnen zu geſtehen, Ihnen, der Sie ſterben wollten!"

Heinrich hörte dieſe Worte ohne Gewiſſensbiſſe; ſchon ſeit einigen Augenblicken fühlte ſich ſein Herz rein bei der jetzigen Aufrichtigkeit ſeiner wahren Empfindung.

„Heinrich," fuhr die junge Frau fort, „ich werde

Ihnen unbegreiflich erſcheinen. Hören Sie mir zu; Sie ſollen Alles wiſſen. Sie kennen Frau von Brabantane nur ſo, wie die Welt ſie beurtheilt; Sie müſſen aber in ihr die Frau kennen lernen, die Sie liebt.“

Der Herzog wollte widerſprechen, aber eine weiße Hand verſchloß ihm den Mund.

„Still, ich will es ſo!“ ſagte ſie anmuthig, „es muß ſo ſein um meiner ſelbſt willen! Nach dem Gerede der Leute bin ich eine Frau ohne Herz, die nur nach kalter Berechnung lebt.“

„Marie, um Gotteswillen, warum reden Sie das? Wer kann ſo von Ihnen denken?“

„Alle Welt, glaube ich, denkt ſo, oder nein, giebt vor, ſo zu denken. Erwarten Sie nicht, daß ich hier Punkt für Punkt alle Verleumdungen wiederholen werde, die man auf meinen Charakter geworfen hat. Ich werde ſie mit Verachtung beantworten, wie ich es bisher bei den abſcheulichſten Dingen that. Ihnen, Heinrich, den ich liebe, den ich glücklich bin zu lieben, habe ich Anderes zu ſagen.“ — Und Frau von Brabantane erhob ſtolz ihr ſchönes, edles Haupt. — „Sie wiſſen,“ fuhr ſie fort, „ich bin die Tochter des Hauptmann Dupont, des Kameraden, des Freundes vom General de Brabantane. Mit zwölf Jahren wurde ich Waiſe. Mein ſpäterer Gemahl, deſſen Namen ich die Ehre habe zu tragen, fand mich arm, leidend, unglücklich; er vertraute mich ſeiner Schwägerin an, einer herrlichen, vortrefflichen Frau, die mich wie ihre Tochter behandelte. Von Sorgfalt und Zärtlichkeit umgeben, lernte ich wie ein verzogenes Kind mehr zum Vergnügen wie zur Arbeit. So erreichte ich mein achtzehntes Jahr. Von dieſer Zeit an zählt mein Leben, wenn es wahr iſt, daß Leben und Leiden daſſelbe iſt. Eines Morgens trat der General zu mir ein: Marie, ſagte er mir mit ſeinem militäriſchen Freimuth, Sie ſind im Begriff, in die Welt einzutreten. Ich habe Ihnen einen Vorſchlag zu machen, den ich reiflich überlegt habe. Sie brauchen einen Vertheidiger, eine Stütze, einen Gatten; mit einem Wort, Sie haben kein Vermögen, die Ehre bereichert Keinen; oft bringt ſie ſogar Verderben. Ich kann Ihnen keine Mitgift geben; was ich Ihnen anbieten kann, iſt mein einziges Hab und Gut: mein Name. Marie, wollen Sie meine Frau werden? Ich liebe, und werde Sie immer als Vater lieben. Wenn Sie einwilligen, ſterbe ich über Ihr Geſchick beruhigt, und mein alter Freund, Ihr ſeliger Vater, hat mir dort oben Nichts vorzuwerfen. Willigen Sie ein, ſo wird es das Glück meiner letzten Lebenstage ſein. — Ich ergriff die einzige Gelegenheit, die ſich mir darbot, um Demjenigen meine Dankbarkeit zu erweiſen, der Vaterſtelle bei mir vertreten hatte; ich wurde ſeine Gattin, oder beſſer die Gefährtin ſeiner alten Tage. — Bei meinem Eintritt in die Welt lehrten mich zahlreiche Huldigungen, daß man mich ſchön fand. Dieſer traurige Vorzug hat mir viel Thränen gekoſtet. Vielleicht überließ ich mich allzuſehr dem Glück, bewundert zu werden; vielleicht war ich, was man coquet nennt. Wie dem auch ſei, inmitten ſo vieler Verſuchungen blieb Frau von Brabantane ihrer Pflicht treu. Das war es gerade, wodurch ſie ihren

Ruf verlor. Nachdem ſie Gecken gedemüthigt hatte, deren Namen ich nennen könnte, verfiel ſie der Verleumdung der beleidigten Eitelkeit. Ein edler Greis hatte mir ſeine Ehre anvertraut, und ich wollte ſie ungetrübt bewahren. Das, Heinrich, war mein ganzes Verbrechen! Als ich Wittwe wurde, änderte man das Syſtem. O Sie werden ſehen, Heinrich, daß ich um all' dieſe Schändlichkeiten weiß. Frau von Brabantane, ſagte man, übt nun, nachdem ſie den alten General zu der Thorheit, ſie zu heirathen, verführt hat, ihre Anziehungskraft auf Söhne aus großen Familien aus, in der eiteln Hoffnung, einen Titel und ein Vermögen zu erhaſchen! — Da kamen Sie, Heinrich. Ihre aufrichtige Liebe rührte mich, aber wenn ich auch genug Verachtung gegen falſche Beſchuldigungen beſaß, ſo liebte ich Sie doch zu ſehr, um Sie auch dieſen auszuſetzen. Die Ehre machte es mir zur Pflicht, Ihnen ein Gefühl zu verbergen, das ich Ihnen mit Stolz geſtanden hätte. Dieſer Entſchluß machte, daß Sie Frankreich verließen, und Sie wiſſen ſelbſt, Heinrich, welche boshafte Verantwortlichkeit man deshalb meiner Coquetterie machte. Was ſoll ich nun noch ſagen? Sie kamen zurück, die zwei Duells, in denen Sie Ihr Leben für mich in Gefahr ſetzten, Ihre Traurigkeit, Ihre Liebe, die die Abweſenheit nicht verlöſchen konnte, Ihre Verzweiflung, die Sie von Neuem hinwegtrieb, Alles dies, Heinrich, hat mich dem Verſprechen, das ich mir gab, untreu werden laſſen. Als ich Sie plötzlich wieder ſah, ſuchte ich nach harten Worten, ich wollte mir Muth machen, aber ich weiß nicht, welche Schwäche mich überkam;

meine Kraft hat mich verlaſſen, ein Geſtändniß iſt mir entſchlüpft; aber glauben Sie, Heinrich, ich bedaure es nicht: Sie ſehen mich glücklich über meine Schwäche.“

„Marie, mein Engel, mein Weib!“ flüſterte der junge Herzog.

„Ihr Weib?“ erwiederte ſie traurig. „Ach nein! Mein Gott! Was würde die Welt von Ihnen ſagen? Ihre Frau — niemals; aber Ihre Freundin — ewig!“

Lairville antwortete Nichts, er hielt es für unnütz, jetzt einen Streit zu erheben über einen Zweifel, den er mit Sicherheit ſpäter zu beſiegen gedachte. In dieſem Augenblick dachte er nur an das Glück, zu lieben und geliebt zu werden.

Endlich mußte er ſich trennen. Heinrich drückte einen letzten langen Kuß auf die Hand der jungen Frau und entfernte ſich ganz berauſcht und betäubt von ſeinem Glück. Sie folgte ihm mit Aug' und Ohr, und als das Geräuſch des Wagens ſich verlor, ſank ſie zurück in den Lehnſtuhl, und ihre Augen ſtrömten von Thränen über. Diesmal waren es Freudenthränen. —

Eine Stunde, nachdem Lairville in ſein Haus zurückgekehrt war, kam ein Diener und brachte ihm ein Paquet aus dem Hotel Brabantane. Es enthielt ein Buch und dieſes ein Briefchen.

„Sie werden mich für närriſch halten,“ ſchrieb ihm Frau von Brabantane; „ich ſende Ihnen ein Buch, das, wie ich vorgab, Ihnen gehört und das Sie hier liegen ließen. Sie verließen mich wie ein Undankbarer, ohne mehr als ich daran zu denken, darnach zu fragen, wann wir uns wiederſehen würden. Ich bin ſo ausgelaſſen glücklich, daß ich alle Vorſicht verliere. Wie heute, ſo kommen Sie auch morgen um zwei Uhr. Und bis dahin lieben Sie mich recht, denken Sie mein, Heinrich; Sie wiſſen nicht, wie ich Sie liebe. Marie.“

„Da Sie dieſen Abend nicht zu Lord Clarence gehen, werde ich mich krank melden laſſen, um in meinem Zimmer bleiben zu können, wo ich heute ſo glücklich war.“

„Ich vergaß Ihnen zu ſagen, Herr Herzog,“ fügte der Diener hinzu, „daß während Ihrer Abweſenheit der Herr Graf von Montbryon hier war, um Sie zu beſuchen.“

Bei dieſen Worten erblaßte Heinrich. Der Name des Freundes, des Vorſtehers der ſtrafwürdigen Genoſſenſchaft machte ſein Herz vor Kälte erzittern. In heftiger Bewegung ſchritt er lange Zeit im Zimmer auf und nieder. Endlich, nachdem er reiflich nachgedacht hatte, ſetzte er ſich an den Tiſch, ſchrieb, und ſchellte dem Diener. „Bringen Sie dieſe Briefe an ihre Adreſſen,“ ſagte er. Lairville hatte ſeine trefflichen Freunde eingeladen, den folgenden Tag beim Felſen von Cancale mit ihm zu ſpeiſen.

4. Die Löwen halten Fütterung.

Es ſchlug ſechs Uhr, als ein eleganter Wagen aus dem Labyrinth fuhr, welches die zahlreichen Straßen im Quartier des Halles bilden. Im Winter breitet ſich um ſechs Uhr Abends ſchon die Nacht auf dieſe Gegend, und gerade heute vermehrte ein dicker Nebel, der mit dem Londoner wetteifern konnte, eine Dunkelheit, welche die Gaslampen vergeblich zu zerſtreuen ſich bemühten. Der Wagen ging nur langſam vorwärts. — Endlich hielt der Kutſcher beim Felſen von Cancale, dieſem Stelldichein, den ſich die ſchöne Welt in der häßlichſten Gegend von Paris auserwählt hat. Ein junger Mann ſtieg aus. Trotz der rauhen Jahreszeit hatte er nur einen leichten Oberrock an, er hatte es vergeſſen oder verſchmäht, ſich mit einem Mantel aus wärmerem Stoff zu bekleiden, der neben ihm gelegen hatte und deſſen Kragen mit reicher Stickerei in mauriſchem Geſchmack verziert war. Ein rothes Band war in ſeinem Knopfloch befeſtigt; neben dieſem Bande ſteckte eine friſch gepflückte Roſe. Das Geſicht des jungen Mannes ſtrahlte von Freude; — man erkennt in ihm den Herzog von Lairville. In das Gaſthaus eintretend nannte er gleichgültig dem Wirth ſeinen Namen. Dieſer grüßte ihn und geleitete ihn, die Serviette unter'm Arm, nach einem beſonderen Zimmer. Ein reich gedeckter Tiſch erwartete dort die Genoſſen. Heinrich hatte im Lauf des Tages durch ſeinen Kammerdiener das Eſſen beſtellen laſſen. Noch war Keiner der Eingeladenen angekommen, aber es ſchien Lairville nicht unangenehm zu ſein, daß er warten mußte. Er rückte einen Stuhl an's Kamin, wo eine dunkle Kohlenmaſſe glühte. Er ſchürte, um ſich zu zerſtreuen, eine Weile darin herum, dann fiel ſein Blick auf die Blume, die ſein Knopfloch ſchmückte. Ein Liebesangedenken ſpiegelte ſich in dieſem Blick. Zu gleicher Zeit, von einem unbeſchreiblichen Stolz ergriffen, verzog ſich ſein Geſicht, und ein ſpöttiſches Lächeln umſpielte ſeine Lippen. Laute Stimmen und zahlreiche Schritte erſchollen plötzlich im anſtoßenden Vorzimmer. Die Thüre öffnete ſich und der Graf Montbryon mit fünf Genoſſen traten über die Schwelle.

„Ihr kommt ſpät, meine Herren, es iſt halb Sieben, und wenn wir um ein Uhr Morgens ſchlafen gehen wollen, haben wir keine Zeit zu verlieren.“

„Sie haben ſich in Afrika recht verwöhnt, lieber Heinrich!“ rief Montbryon. „Glauben Sie immer noch im Regiment zu ſein, wo Alles nach dem Glockenſchlag geht? Der Magen eines Edelmanns läßt ſich nicht nach der Uhr ſtellen.“

„Ohnedies,“ unterbrach ihn Coſtal, „iſt Preval an unſerm Spätkommen Schuld.“

„Ich ſehe ihn nicht unter Euch, kommt er nicht?“ fragte Lairville.

„Früher oder ſpäter wird er kommen. Er fährt im Fiacre. Zur Rettung ſeiner Ehre iſt es ſehr nebelig; denn wenn man Preval in dieſem abſcheulichen Fuhrwerk ſähe, wäre ſein Ruf dahin.“

„Preval in einem Fiacre!“ ſchrieen die jungen Leute.

„In dem ſchauderhafteſten aller Fiacres, den mein Diener auftreiben konnte,“ ſagte Coſtal. „Ich hoffe ſehr, daß wenn ihn der Gaſtwirth aus dieſem gräulichen Kaſten ſteigen ſieht, er ihm die Thüre weiſ't. Was wird er von dem Zahlungsvermögen eines Menſchen denken, der ſo angefahren kommt?“

„Ja mein Lieber," fuhr Montbryon fort, „Preval fürchtete den Schnupfen für ſeine Pferde, und er ſchrieb mir, ich möchte ihn abholen. Ich antwortete, daß ich mit dem größten Vergnügen bereit wäre; in dieſem Augenblick kam Coſtals Diener, mit dem härteſten, erbärmlichſten, langſamſten numerirten Korbwagen."

Bei dieſen Worten öffnete ſich mit Getöſe die Thüre, und Preval erſchien, bis auf den Rücken beſpritzt; er hatte einen ungeheueren Weg zu Fuß gemacht.

„Nicht ein einziges Cabriolet ſtand mir auf meinem Weg zu Gebot!" rief er. Montbryon, Sie werden mir den ſchlechten Spaß bezahlen. Wenn ich ſo herzlos wäre wie Ihr, ſo hätte ich freilich meine armen Pferde durch das Unwetter getrieben. Glücklicherweiſe blieben mir noch meine Beine. Ihr Fiacre, lieber Coſtal, mit Ihrem Diener geſchmückt, erwartet Sie vor meinem Haus. Ich habe dem Kutſcher Ihre Adreſſe gegeben und ihm befohlen, auf Sie zu warten; ich ſagte ihm, welche Zeit es war, und verſicherte ihm, er würde fünf Francs Trinkgeld bekommen."

Jetzt waren die Lacher auf Preval's Seite. Alle Genoſſen waren indeß beiſammen; die Kellner bekamen Befehl aufzutragen. Montbryon ſetzte ſich an die Seite des Gaſtgebers. Die erſten Augenblicke wurden dem Hunger gewidmet. Tiefes Schweigen herrſchte im Zimmer. Sämmtliche Verbündete ſchienen in ſehr ſorgloſer Stimmung zu ſein, während ſie doch im Gegentheil eine lebhafte Erwartung innerlich aufregte.

Der Brief, den Ihnen Lairville geſchickt hatte, enthielt nichts Beſonderes; es war nur eine einfache Einladung zum Mittageſſen mit der Stunde und dem Ort der Zuſammenkunft. Unter Leuten aber, die, wie wir wiſſen, ein Geheimniß verband, die um derſelben Sache willen zu Felde lagen, demſelben Ziele zuſchritten, konnte das Diner eine Bedeutung haben. War es nur eine Artigkeit des Herzogs, wie er ſie früher wohl in der Gewohnheit hatte? Aber dann hatte er noch mehr Freunde eingeladen, und diesmal waren es nur die ſieben Verbündeten. Lairville mußte alſo ſeine Abſicht erreicht haben, der Tag der Rache mußte gekommen ſein. Aber in der That, das Diner konnte eben ſo gut eine Niederlage anzeigen! — Die ungezwungene Miene des Gaſtgebers hatte genügt, um es aufzuklären. Jeder Eingeladene machte es ſich zur Pflicht, über dies Capitel ganz zu ſchweigen, um Lairville die Initiative zu überlaſſen. Die Unterhaltung ging alſo ihren natürlichen Gang; es erfolgten kecke, anſtößige, bisweilen groteske, ſelten geiſtreiche Geſpräche, wie ſie glücklicherweiſe nur ein gewiſſer Theil unſerer Jugend zu führen pflegt.

„Meine Herren,“ begann Preval, „ich bringe Euch heute durch meine Gegenwart ein großes Opfer, ich hatte ein Pferd zu beſuchen.“

„Und haſt uns den Vorzug gegeben?“ ſagte Montbryon, „das iſt ſchmeichelhaft! Es giebt Leute, die in Geſellſchaft zu gehen, einem Miniſter oder einer Dame aufzuwarten haben: Du hatteſt ein Pferd zu beſuchen; das nenne ich mir die franzöſiſche Sprache gut gebrauchen!“

„Meiner Treu!“ rief Chateau-Renard, „ich ſtimme mit Preval überein; das Pferd iſt, wie Buffon ſagt, die nebelſte Eroberung des Mannes!“

„Du irrſt Dich,“ unterbrach ihn Montbryon; „denn wenn man Dich, mein armer Chateau-Renard, zu Pferde ſieht, wird man viel eher verſucht ſein zu glauben, der Mann ſei die ſchönſte Eroberung des Pferdes.“

„Nun ich bitte die franzöſiſche Sprache um Verzeihung, aber das Pferd, was ich beſuchen wollte, beunruhigt mich. Neulich iſt es im Walde ſo lahm geworden, daß mein Diener die größte Mühe hatte, es beim Haupt bis zu Palmer zu führen, dem Einnehmer von Porte Maillot.“

„Schönen Dank für das „Haupt“ Deines Pferdes,“ erwiederte der Graf, der Einzige, der nicht die Pferdeliebhaberei hatte. „Ich nenne das einen Kopf, und glaube noch ſehr höflich zu ſein. Wenn's beliebt, Herr Preval, wer iſt denn der Schmied, der die Hände Ihrer Herren Pferde beſchlägt?“

„Montbryon, Du biſt unausſtehlich, Du übertreibſt immer. Wenn Du ſo unglücklich biſt fortzufahren, enthülle ich augenblicklich Deine choregraphiſchen Schändlichkeiten.“

„Rede nur, guter Freund! Aber, meine Herren, ein Wort wird genügen, um mich im Voraus zu rächen für Alles, was der hier anweſende Centaur auf meine Rechnung erfinden könnte. Sein Stallknecht hat mir geſtanden, daß er auf Befehl ſeines Herrn Butter in den Hafer thut, den er ſeinen Pferden giebt.“

„Das iſt nicht wahr, ich wette tauſend Louisd'or darum!“

„Bezahle mir erſt die fünfhundert, die Du mir von der letzten Wette her ſchuldig biſt.“

„Haſt Du Angſt, ich ſei banquerott?“ rief Preval, indem er ihm ſeine Börſe zuwarf. „Da iſt das Zeug; was ich zurück bekomme, gieb dem erſten Kellner, der eintritt.“

„Meine Herren, meine Herren,“ ſagte Lairville, „Ihr habt Unrecht. Eines Scherzes wegen erzürnt man ſich nicht in dem Maße!“

„Ich mich erzürnen? Warum nicht gar! Wenn ich Montbryon bezahlte, ſo geſchah es nur, um Gewiſſensfreiheit zu haben und Euch erzählen zu können, was Ihr ſogleich hören werdet.“

Preval trank ein großes Glas Madeira und erzählte folgendermaßen:

„Wenn Ihr weniger blind wäret, ſo hättet Ihr ſchon die unerklärliche, fortwährende, eigenſinnige Abweſenheit eines der Freunde unſerer ſechsſitzigen Opernloge bemerkt, die wir unſerer Funfzehn gemiethet haben, nicht aus Sparſamkeit, ſondern einfach deshalb, weil wir es ſonſt mit vollem Recht für unanſtändig halten würden, hinter den Couliſſen zu erſcheinen. Wir laſſen die andern Logen zu drei oder vier Perſonen unſern Wechſelagenten, unſern „kleinen Freunden,“ — dies iſt der geweihete Name auf dem Boulevard. Ich, der ich ein geborner Beobachter bin, Andere nennen es noch richtiger, aber das iſt einerlei, — ich habe mich auf's Kundſchaften gelegt und habe Folgendes beobachtet: Unſer Freund, eine der ſchönſten Zierden unſerer modernen Geſellſchaft, hat nach glorreichen Siegen ſein Waterloo gefunden. Dieſer Held iſt gefallen und Ihr könnt ihn auf ſeinem Felſen von Sanct Helena ſitzen ſehen, der, ich ſchäme mich, es zu ſagen, links zwiſchen der erſten und zweiten Couliſſe des Opernhauſes ſteht. Der Wellington des großen Mannes iſt Léocadie, die dritte Nonne rechts von Robert dem Teufel. Da habt Ihr's."

Tolles Lachen folgte dieſer Eröffnung. Der Graf ſpielte die verleumdete Tugend und begnügte ſich, die Achſeln zu zucken.

„Deine wichtige Miene, lieber Freund, beweiſt Nichts, denn Du ſiehſt mich bereit, auf der Stelle tauſend Louisd'or zu wetten."

„Eine Wette, meine Herren, beweiſt Nichts."

„Deshalb will ich, ohne zu wetten, Euch was erzählen. Warte nur, ich thue alſo Butter in's Heu für meine Pferde! Gut, aber nun höre, was Du thuſt. Du biſt Nichts als ein alter, verliebter Löwe, ein Akademiker von der Sorte, welcher einer Frau die Zähne ausfeilt. Ich denuncire Euch hier dieſen Menſchen wie er leibt und lebt als toll verliebt in die ſchüchterne Léocadie, die ihn ganz beherrſcht und leitet, ihn ſpazieren führt, ihn bei der Naſe herumführt, ja ihn vielleicht auch prügelt, und ihm verbietet, in unſere Loge zu kommen, weil er dann ihrer Wachſamkeit entwiſchen könnte, und die ihn, wenn ſie auftritt, auf beſagten Felſen verbannt unter die hohe Polizei ihrer Mutter, der koloſſalen Madame Pichard, und die ihm endlich nur ſoviel das Maul aufzumachen geſtattet, als ein dienſtthuender Pumpenmann nöthig hat."

„Nun wohl!" rief der Graf, „Alles das iſt wahr, aber es beweiſt Nichts. Wer ſagt Euch denn, Ihr unwiſſende Menſchen, daß ich aus geheimen Gründen dieſe ſchmachvolle Knechtſchaft trage, und daß der Tag kommen wird, an dem ich Mamſell Pichard wieder an ihren Platz ſtellen werde. Geht und verbreitet, was Preval Euch erzählt hat, ich bitte Euch ſogar darum. Ich zählte auf Euer Aller Verſchwiegenheit, aber diesmal müßt Ihr guten Glauben zu mir haben.“ —

Die Unterhaltung blieb lange Zeit, Dank ſei es den zehnerlei Sorten Wein, die die Runde machten, in dieſem lebhaften Tone. Die Zeit verging. Heinrich ſchien keinen andern Zweck zu haben als zu eſſen und zu trinken. Sicher war das Diner Nichts als eben ein Diner. Montbryon ſelbſt fing an es zu glauben. Das Deſſert kam. Die Diener beſetzten den Tiſch mit neuen Flaſchen und gingen wieder.

Seit einem Augenblick war der junge Herzog ernſthaft geworden. Montbryon, der ihn den ganzen Mittag beobachtet hatte, ſuchte mit ſeinem Blick das Innere ſeines Freundes zu durchdringen. Das Stillſchweigen der beiden Hauptperſonen ſteckte nach und nach auch die Uebrigen an, und eine tiefe Ruhe trat an die Stelle des noch eben herrſchenden Lärmes. Heinrich glaubte, jetzt ſei der rechte Augenblick gekommen.

„Es findet ſich alſo Niemand unter Euch,“ ſagte er, „der mich zur Rede ſtellen will?“

„Sie zur Rede ſtellen?“ fragte Coſtal, „mein Gott, weshalb denn?“

„Ihr habt mich alſo Nichts zu fragen? Dies Mittageſſen läßt Euch Nichts vermuthen?“

Ein allgemeiner Freudenausbruch war die Antwort auf dieſe, Allen ſo verſtändliche Frage. Die ſechs Verbündeten erhoben ſich wie ein Mann, als wenn es ſich darum handelte, einen Toaſt zu bringen. Lairville hatte alle Mühe, den Aufruhr zu dämpfen.

„Dies Diner," ſagte er, „habe ich Euch freiwillig gegeben, hört Ihr? Denn einerſeits iſt unſer Zweck nicht erreicht, andererſeits aber bin ich nicht beſiegt."

„Was bedeutet dieſer Spaß?" rief Montbryon, indem er ſeine Serviette zuſammenwarf.

„Iſt das eine Verrätherei?" fuhr Preval fort.

„Still, meine Herren! reden wir nicht ſo laut, man könnte uns hören. Es iſt keine Verrätherei, noch weniger iſt es ein Scherz; ich will Euch ſagen, was es iſt. Ihr könnt ſelbſt urtheilen: Ich habe mein Verſprechen gehalten, ich habe vor Aller Augen gehandelt; ich habe mir keine Lächerlichkeit erſpart, der ſich ein verliebter Menſch in den Augen der Welt ausſetzt. Nun wohl, ich will es geſtehen, Frau von Brabantane — er konnte dieſen Namen nur mit Mühe hervorbringen — iſt gleichgültig geblieben. Mag ein Geſchickterer oder Glücklicherer mich erſetzen, ich ziehe mich vom Kampf zurück."

„Lairville, Sie täuſchen uns," antwortete Montbryon. „Das iſt unmöglich."

Lairville konnte ſich nicht zurückhalten und rief mit Heftigkeit: „Sei es drum, meine Herren, ich täuſche Sie, aber worüber ich ſchweigen wollte, das zwingen Sie mich zu ſagen. Ein Wort wird Sie es lehren: wir haben eine Schändlichkeit erſonnen, das iſt Alles."

„Er iſt verrückt geworden!“ murmelte der Graf und zuckte die Achſeln.

„Ich bin Soldat, Graf Theodor von Montbryon, ich ziehe meinen Säbel im hellen Sonnenſchein, meine Feinde zu bekämpfen, ich werde nicht den Schatten treffen.“

„Bravo, gut geſprochen,“ erwiederte der Graf. „Das iſt Beredſamkeit, oder ich verſtehe Nichts mehr davon.“

Zum Glück überzeugte ſich Lairville, daß er ſich vom Zorn zu weit hatte treiben laſſen und daß er auf einem gefährlichen Pfade ging. Er beruhigte ſich und erklärte, daß er, ohne ſich beſſer machen zu wollen, als er ſei, nach einiger Ueberlegung einen unwiderſtehlichen Abſcheu empfände, auf ſo grauſame Art Rache gegen eine Frau zu üben, die ihnen eigentlich doch nichts Böſes zugefügt hätte, daß er dieſe ſpäten Bemerkungen den Erwägungen ſeiner Genoſſen unterwerfe, indem ſie als Garantie ſeines guten Willens die Anſtrengung nehmen möchten, mit der er den Angriff begonnen habe. Ein anderer mächtiger Grund habe ihn gezwungen, die Rolle des falſchen Verführers zu verlaſſen. Die Heirath, die ſeine Mutter zwiſchen ihm und ſeiner Couſine ſtiften wollte, und wegen welcher er Afrika verlaſſen habe, dieſe Heirath konnte nicht durch einen Skandal wie der beabſichtigte, bei dem er die Hauptrolle ſpielen ſollte, zurückgehen.

Wie gewöhnlich: was er mit den in Worte gefaßten erhabenſten Gedanken nicht hätte ausrichten können, erreichte Lairville durch dieſe letzte einfache, einleuchtende Erörterung. Seine Freunde fanden keinen Einwurf darauf. Der Herzog wollte ſich vermählen, er heirathete eine unermeßliche Mitgift, dieſer Beleg erſchien unumſtößlich!

„Die Abdankung Lairville's,“ ſchrie Preval, in deſſen Gehirn die zahlreichen Trankopfer aufzulodern anfingen, „dieſe Niederlegung ſeiner Miſſion hat wenigſtens den Vortheil, daß ſie uns ein herrliches Mittageſſen eingebracht hat. Für den Augenblick geſtehe ich ſterblicher Menſch gern ein, daß ich der Rache dieſes Göttervergnügen vorziehe; dieſes Feſt würden ſelbſt die Unſterblichen für ihren Gaumen nicht verſchmäht haben. Alles das hindert mich aber nicht zu bemerken, daß unſer Freund ſeine Zeit eingebüßt, ſeine Kräfte und Mittel verloren hat. Bei Gott, Lieber, es hat Dich angegriffen, Du biſt darüber alt geworden!“

„Was mich anbelangt,“ ſagte Montbryon, „ich nehme die Sache nicht ſo heiter, wie Du, Preval; aber wie Du, finde ich auch, daß Herzog Heinrich ganz und gar würdig iſt, ein Ehemann zu werden. Seine Tugenden werden der Größe ſeiner Aufgabe gewachſen ſein.“

„Alles das ſind Narrheiten!“ ſchrie Chateau-Renard. „In großen Verlegenheiten entwickeln ſich große Charaktere. Hört mir zu, noch iſt Nichts verloren. Ein neuer Einfall erleuchtet meinen Kopf.“

„Ein Vorſchlag, wozu?“ fragte Lairville lebhaft.

„Die Frage iſt naiv! Das Schlechte wird immer leichter als das Gute geglaubt. Nichts iſt leichter, als eine anſtößige Neuigkeit in Umlauf zu bringen, ſei ſie wahr oder falſch. Wenn ſie recht ſkandalös iſt, macht ſich's alle Welt zur Pflicht, ihr Glauben beizumeſſen. Meine Herren, ich habe alſo die Ehre, Euch ein Geheimniß anzuvertrauen. Ihr müßt wiſſen, daß ich der Geliebte der Frau von Brabantane bin. Ich zähle auf Euch, daß Ihr es Euren Freunden und Bekannten mittheilt."

„Lüge!" ſchrie der junge Herzog, indem er wüthend das Weinglas auf den Tiſch warf, ſo daß es in Scherben zerbrach.

„Lüge?" erwiederte Chateau-Renard. „Dieſe Bemerkung macht mir Spaß. Wo wäre denn das Komiſche von der Geſchichte, wenn's die Wahrheit wäre?"

„Heinrich fühlte, wie ihm die Wuth in's Gehirn ſtieg. Er hatte nicht übel Luſt, den Kopf ſeines Gegners durch den Schlag mit einer Flaſche zu zerſpalten. Montbryon fuhr fort, ſeinen Nachbar ſcharf zu beobachten; ein boshafter Strahl ſchimmerte in ſeinen Augen, ein ſpöttiſches Lächeln kräuſelte ſeine Lippen.

„Chateau-Renard, Sie ſind betrunken, mein Lieber," ſagte er, „und im Vertrauen geſagt, Sie ſind nicht geiſtreich im Rauſch. Sie gewinnen im Trinken nur noch mehr Fehler und zeigen einen lächerlichen Dünkel. Sie wollen vollbringen, was Lairville nicht einmal hat zu Stande bringen können? Gehen Sie! Bleiben Sie bei Ihrem Leiſten! Sie haben nur einen Fauſtkampf vor, wenn Sie den Degen ziehen. Es bleibt uns nur Eins übrig; wir ſind Alle Ueberwundene, ertränken wir denn unſere Schande in köſtlichen Weinen. Ich fordere Euch Alle heraus; ich weiß nicht, welcher Moraliſt ſagte: Was den Menſchen vom Thier unterſcheidet, iſt, daß er ohne Durſt trinkt. Meine Herren, ich trinke auf Eure werthen Geſundheiten!“

Alle Welt folgte dem Grafen. Heinrich war glücklich über dieſe Wendung, denn das mußte ſie natürlich von einer weitern Erklärung abbringen. Er wollte ihnen im Trinken mit dem Beiſpiel vorangehen. Montbryon, mit der Flaſche in der Hand, füllte unaufhörlich die Gläſer wieder. Die Toaſte kreuzten ſich, man trank auf das Eine und auf das Andere, auf die Frauen, auf die Pferde, auf die Sonne, auf den Mond und auf Abdel Kader. Eine Stunde ſpäter hatten die Weingeiſter ihre Köpfe völlig verdunkelt. Dahin wollte Montbryon, der nüchtern geblieben und all ſeinen Verſtand beiſammen behalten, es kommen laſſen.

„Ich verlange, für zehn Minuten eine politiſche Debatte eröffnen zu dürfen!“ ſchrie mit ſchwerem Kopf Coſtal; „ich habe einige Anſichten zu äußern über das Recht der Hausſuchung.“

„Ich fordere Coſtals Kopf!“ entgegnete Einer der Kumpane, der ſeinem Vorhemdchen zu trinken gab. „Meine Meinung iſt bekannt, ich verlange das Recht der Hausſuchung von Grund aus, und ich appellire an Jeden in dieſer liebenswürdigen Geſellſchaft, der kein Schneider iſt. Es ſind Leute unter uns, die nicht gelacht haben, es werden Schneider ſein, denen wir einige Aufmerkſamkeit zollen müſſen. Unſere Geſellſchaft iſt gemiſcht, meine Herren, wir nähren Schneider in unſerm Buſen!“

„Und ich verlange,“ ſagte Montbryon, indem er den Betrunkenen ſpielte, „daß man nicht von Politik ſpricht, das könnte dem herzlichen Einverſtändniß ſchaden, in welchem wir mit England leben. Ich will lieber von Botanik reden.“

„Und ich von Frauen,“ unterbrach ihn Chateau-Renard. „Ich werde damit anfangen, Euch den Katalog meiner Triumphe vorzulegen.“

„Bravo!“ rief Preval. „Dies iſt neu, Deine Verſchwiegenheit war bis jetzt ſo groß wie Dein Glück.“

„Wir Alle, die wir hier ſind,“ erwiederte Montbryon, „können ohne Eigenliebe ſagen, daß wir glückliche Schurken ſind.“

„Ich für mein Theil,“ ſagte Lairville, „bin albern genug, — nicht wahr, Montbryon, mein Engel?“

„Schweig, Unglücklicher, Du biſt hier der Letzte, der den Mund aufmachen darf!“

„Und warum denn, Ben Muſtapha-Montbryon-Bey?“

„Weil ich mich an Deiner Stelle vor mir ſelber ſchämen würde. Da, trinke Rheinwein, Du biſt zu nichts Anderem mehr gut. Ein luſtiger Bruder, wie Du, ſchön, verwundet, Ordengeſchmückt, man kann ſich's nicht beſſer vorſtellen, und haſt nicht einmal eine einfache Coquette erobern können!“

Lairville ſchüttelte ſchweigend den Kopf und trank ſein zehntes Glas Rheinwein.

„Ja es iſt ſchändlich!“ rief Preval.

„Es iſt entehrend für unſere Verbindung,“ fügte Coſtal hinzu.

„Meine Herren, wir wollen großmüthig ſein," ſagte Montbryon; „kränken wir nicht die Eigenliebe unſeres Freundes; er will ſich verheirathen; rufen wir nicht ſeine Tugend von Neuem zum Kampf auf! Was uns betrifft, wir verſtehen beſſer unſere Aufgabe in dieſer Welt, wir ſind die einzigen Männer."

„Ihr ſeid Alle gezeichnet, geächtet," erwiederte endlich Heinrich, indem er einen wirren Blick auf die Geſellſchaft warf. „Ich verachte Euch, denn ein Kind kann Euch betrügen. Ihr wäret Männer? Nun gut, dann bin ich ein Halbgott!"

„Meine Herren, er rächt ſich," entgegnete Montbryon, „ich denke ihn zu verſtehen; er will uns glauben machen, was nicht wahr iſt. Gehen Sie, mein Lieber, Sie ſind nicht bei Kräften!"

„Ich wäre nicht bei Kräften, meine lieben Kleinen? Ach, Ihr dauert mich!"

„Das iſt eine Lüge!"

„Eine Lüge, Du Unglücksgraf. Da nimm, ſieh einmal dieſe kleine Roſe, die man mir dieſen Abend gab!"

„Was, Du machſt einer Blumenhändlerin den Hof?" fuhr der Graf fort, „nun das hat man ſeit Anakreon nicht geſehen!"

„Das genügt Euch noch nicht?" fragte Heinrich. „Nun wohl, wartet, meine kleinen Freunde!"

Mit dieſen Worten griff der Herzog, vollkommen betrunken, in ſeine Taſche und warf Montbryon eine Brieftaſche in's Geſicht, rufend: „Such auf!"

Der Graf warf ſich drüber her wie der Tieger über ſeine Beute. Die Brieftaſche enthielt einen einzigen Brief, den von Marie. Ihn öffnen und leſen war das Werk eines Augenblicks. „Ach, ich hatte es wohl errathen!“ ſagte er.

Während dieſer Zeit war der junge Herzog beinahe ohnmächtig auf ſeinen Stuhl geſunken, ſein Kopf hing auf die Bruſt herab. Die Genoſſen konnten mit Muße das unglückliche Schreiben leſen und läſtern; die unerwartete Entdeckung hatte ſie Alle etwas nüchtern gemacht.

„Mein Brief!“ murmelte endlich Lairville, „ich will meinen Brief, meine Trophäe. Auf die Kniee, Ihr von Gott Verlaſſenen! Nieder mit Euch und betet an!“

Niemand antwortete. Montbryon wollte Heinrich beruhigen, indem er ſeine Gedanken auf etwas Anderes lenkte.

„Tauſend Donner, meinen Brief her! Ich will eine Frau nicht Preis geben, die ich liebe!“ Und Thränen ſtürzten ihm bei dieſen Worten aus den Augen. „Meinen Brief, Graf, meinen Brief, ſage ich Euch, oder ich ſchlage Euch Alle todt!“

Montbryon ſah, daß er es ihm nicht verweigern durfte. Seine Augen entdeckten die Rechnung, die ein Kellner auf den Tiſch gelegt hatte. Er ergriff ſie, faltete ſie wie einen Brief und gab ſie dem Herzog, der ſie maſchinenmaßig an ſeine Lippen führte und ſie in die Taſche ſteckte.

Eine halbe Stunde ſpäter ließ Montbryon den ſchlafenden Lairville nach Hauſe bringen.

5. Der Graf von Montbryon.

Zwei Tage waren ſeitdem verfloſſen, daß Frau von Brabantane durch eine Schwäche, die ſie nun ſegnete, dem jungen Herzog geſtanden, ſeine Liebe finde Erwiederung.

Es war ein herrlicher Decembertag, das Straßenpflaſter war trocken, denn es hatte gefroren. Die heitere Sonne warf auf unſere Halbkugel ihre ſchrägen und kaum lauwarmen Strahlen. Ein ſolches Wetter iſt immer ein Feſttag für die müßige Welt. Zahlreiche Wagen wurden in den Champs-Elyſées und im Gehölz von Boulogne ſichtbar. Einige unternehmende Cavaliere ſchoſſen im Galopp die Alleen des Wäldchens hinunter, was im Sommer ſo lachend und jetzt ſo traurig ausſah. Heller Sonnenſchein iſt nämlich zur Winterszeit in Paris eine Seltenheit, alle Welt wird dann von einer Raſerei der Bewegung erfaßt, die die Bewohner der Provinz nicht begreifen würden, ſie, welche mit Sonnenſchein überſchwemmt werden, ſie, die die Annehmlichkeit haben, keine ungeheuere Steinmaſſe zu bewohnen, ſie, die endlich nicht nöthig haben, ihre Wohnung zu verlaſſen, um das kleinſte Stückchen blauen Himmel zu ſehen.

Ihrer Gewohnheit zuwider ſaß Frau von Brabantane ſchon von Mittag angekleidet, einen Hut auf und in einen warmen Pelz gehüllt, ihre kleinen Füßchen auf einen Schemel ſtreckend, und erwartete ihre Schwägerin zur Promenade. Sie verfolgte mit den Augen den Zeiger der Uhr, die zum Verzweifeln langſam, den Tag eher zurück als vorwärts zu bringen ſchien.

Dieſe Ungeduld war ſehr natürlich bei einer Frau, die liebt und die ſich geliebt weiß, und die ohne Zweifel im Wäldchen den Gegenſtand ihrer Zärtlichkeit treffen ſollte. Seit einem Monat hatte Heinrich keinen Tag vorbeigehen laſſen, ohne ſie zu ſehen. Konnte er nicht auch jetzt dort ſein? Dieſe Hoffnung bewegte ſie. Das Leben der jungen Frau war bis jetzt nur ein Leben des Zwangs geweſen. Der Edelmuth ihres Charakters hatte ihr ein peinliches Schweigen auferlegt; endlich hatte ſie es gebrochen, und ihr Gefühl ergoß ſich nun, außer ſich vor Glück, eben ſo leidenſchaftlich, als ſie es früher ſtreng gefeſſelt hielt. Sie überließ ſich nun ohne Rückhalt der Seligkeit, zu lieben, von Dem geliebt zu werden, in welchem ſie die edelſten Gefühle zu finden glaubte. Einige Sorgen miſchten ſich jedoch in ihre ſüßen Gedanken. Konnte der Herzog von Lairville eine Frau ohne Namen und Vermögen heirathen? Hieß das nicht der Welt, die ſie verläumdet hatte, Recht geben, jener Welt, die ſie der Selbſtſucht, der Coquetterie und Eitelkeit beſchuldigt hatte?

Plötzlich wurde Frau von Brabantane durch den Eintritt eines Dieners aus ihren Betrachtungen geriſſen.

„Iſt der Wagen bereit?“ fragte ſie.

„Nein, Madame,“ antwortete der Diener; „es kommt Beſuch; der Herr Graf von Montbryon erbittet ſich von Madame die Ehre, aufwarten zu dürfen.“

Bei dieſem unerwarteten Namen zitterte Marie;

ein Fröſteln ſchüttelte ihre Glieder, ſie glaubte nicht recht gehört zu haben.

„Der Herr Graf von Montbryon, ſagen Sie?"

„Ja, Madame."

Marie blieb einen Augenblick ſtumm, wie von Schrecken überwältigt. Aber bald ſchien ſie ihren Muth wieder zu finden.

„Sagen Sie, ich könne den Herrn Grafen nicht empfangen, weil ich die Baronin von Brabantane zur Spazierfahrt begleite."

Der Diener ging, kam aber nach einem Augenblick wieder.

„Herr von Montbryon läßt Madame ſagen, daß er wegen einer Sache von hoher Wichtigkeit käme; wenn Madame ihn gehört, würden Sie ſicher nicht ſpazieren fahren."

Bei dieſer Unverſchamtheit bedeckte zornige Röthe das Geſicht der jungen Frau. Eine räthſelhafte Unruhe hatte ſich ihrer Seele bemächtigt. Dieſer unbegreifliche Beſuch eines Mannes, deſſen gehäſſigen Charakter ſie kannte, konnte allerdings nichts Gutes bedeuten. Und dieſer Mann hatte etwas Wichtiges mit ihr zu ſprechen? Montbryon war früher Heinrichs Freund geweſen. Kam er von ihm? Neugier und Schrecken trugen den Sieg in ihr davon. — „Laſſen Sie ihn eintreten," ſagte ſie.

Beim Anblick des Grafen ſetzte ſich Frau von Brabantane in ihrem Stuhl zurecht und nahm die Haltung einer kalten Würde an. Der Graf grüßte mit der ausgezeichnetſten Höflichkeit, aber einem Lächeln auf den

Lippen, die junge Frau, die ſich begnügte, ihm einen Sitz anzubieten.

„Verzeihung, gnädige Frau,“ ſagte Montbryon mit einem formellen Ton, „Verzeihung, daß ich beinahe mit Gewalt bei Ihnen eindringe, aber Sie werden mich der Wichtigkeit meiner Gründe wegen entſchuldigen.“

„Herr von Montbryon,“ ſagte Frau von Brabantane ernſt, „ich habe mich entſchloſſen, Sie ſelbſt ohne die Dazwiſchenkunft meiner Leute zu hören, um zu erfahren, was für angenehme und liebenswürdige Dinge Sie mir ohne Zweifel zu ſagen haben.“

Der Graf blieb unbeweglich, als wenn er Nichts gehört hätte. „Es ſcheint mir, gnädige Frau,“ erwiederte er, „Sie haben vergeſſen, Ihre Frau Schwägerin zu benachrichtigen, daß Sie verhindert ſind, ſie zur Spazierfahrt zu begleiten.“

Frau von Brabantane erhob ſich zitternd vor Entrüſtung, um die Klingelſchnur zu ergreifen.

„Ich werde ſchellen, Herr Graf,“ ſagte ſie ſtammelnd.

Statt aller Antwort lächelte Montbryon ſpöttiſch, drückte ſich in ſeinen Seſſel und ſagte: „Das wird mir Vergnügen machen, gnädige Frau.“

„Herr von Montbryon, Sie verletzen mich. Sie vergeſſen, daß Sie mit einer Frau in ihrer eigenen Wohnung reden!“

„Zwiſchen uns, Frau von Brabantane, iſt nicht von Mann und Frau die Rede, wie Sie wohl wiſſen,“ antwortete der Graf, die Achſel zuckend, „es handelt ſich hier nur um zwei menſchliche Weſen, die ſich gegenſeitig verachten. Ich bin nicht hergekommen, um von der geſtrigen Oper, vom heutigen Ball, oder von neuen Moden zu reden. Nein, etwas Anderes treibt mich her; klingeln Sie alſo und laſſen Sie Ihrer Schwägerin ſagen, daß ſie allein fahren kann. Thuen Sie es, ich bitte Sie, denn Sie würden es vielleicht bedauern müſſen, meinem Rathe, einem Freundesrathe, nicht gefolgt zu ſein. Läßt Sie meine Gegenwart hier, wo ich noch nie war, auf Nichts ſchließen?“

„Ich verſtehe Sie nicht, mein Herr.“

„Auf der Stelle werde ich deutlicher ſein.“

Und Montbryon ging an das Kamin, ergriff die ſeidene Schnur und zog ſie mit gebieteriſcher Hand. So viel Frechheit verwirrte Frau von Brabantane. Ein Diener erſchien; ſie zögerte einen Augenblick, ſich einer gerechten Entrüſtung überlaſſend; ſie befahl nicht, den Grafen hinauszubegleiten, denn eine geheime Unruhe erfaßte ſie. Welche geheime Angelegenheit konnte ihrem Gegner dieſe Dreiſtigkeit geben? Sie mußte es wiſſen. Sie ließ ihrer Schwägerin ſagen, daß ſie nicht ausgehen würde.

„Sehr wohl,“ ſagte Montbryon, als der Diener fort war, „ich bin entzückt, Sie ſo vernünftig zu finden.“

Trotz der Angſt, die ſie erfüllte, rang die junge Frau nach Faſſung. „Was mich anbelangt,“ ſagte ſie mit erzwungenem Lächeln, „da Sie nicht erlauben wollen, daß ich ausfahre, Herr von Montbryon, ſo geſtatten Sie mir wenigſtens, daß ich mich dieſes Hutes und dieſes Pelzes entledige, die ich hier beim Feuer nicht nöthig habe.“

Während ſie dieſes that, gelangte ſie wieder zu etwas Zuverſicht; ſie ſetzte ſich und wartete einige Augenblicke. „Ich bin bereit, Sie zu hören, mein Herr,“ ſagte ſie endlich.

„Ich habe Ihnen eine ganze Geſchichte zu erzählen, gnädige Frau,“ ſagte der Graf, „aber ich werde mich ſo kurz als möglich faſſen; ich zweifle nicht, daß die Sache Sie intereſſiren wird.“

„Ich ſagte Ihnen ſchon, daß ich bereit bin, Sie zu hören.“

„Ich will denn als getreuer Hiſtoriker damit anfangen, Ihnen die Perſonen meiner Geſchichte genau zu ſchildern. Vor zwei Jahren glänzte in unſern Pariſer Salons unter Andern eine anmuthige, ſchöne Frau, deren unvergleichlicher Reiz den weiblichen Theil unſerer Geſellſchaft außer ſich vor Aerger brachte. Unter den Männern war, wenn ſie ehrlich ſein wollten, Keiner, der nicht geſtehen mußte, daß er bei ihrem Anblick mehr oder weniger laut geſeufzt hatte. Ich ſage bei ihrem Anblick, denn bis jetzt habe ich blos ihr Aeußeres geſchildert; ich habe es gethan, um Ihnen deſto beſſer begreiflich zu machen, mit welchen Dornen die ſchönſten Blumen umgeben ſind. Aber einer Frau von ſolcher Faſſungskraft, wie Sie gegenüber, iſt das vielleicht überflüſſig. Sie haben ohne Zweifel ſchon errathen, daß dieſes himmliſche Lächeln eine Schlinge war, der wahren Liebe oder der Eigenliebe gelegt, daß dieſer rührende Blick einer Tücke entſprang, die Lieblichkeit dieſer Rede eine Lüge war. Nun gab es in derſelben Geſellſchaft einen Mann, deſſen Bild ich Ihnen eben falls entwerfen werde; ich werde bei dieſer Schilderung nicht mehr ſchmeicheln als bei jener. Dieſer Mann beſaß bei ſeinem Eintritt in die Welt eine Menge herrlicher Eigenſchaften, die ihm ſein Vater durch lange Predigten und namentlich durch Peitſchenhiebe eingetrichtert hatte. Die Erziehung der alten Zeit war außerordentlich edelmänniſch. Die Frauen vollendeten ſeine Erziehung durch Treuloſigkeiten. Sie errathen, was folgt. Sein bis dahin unterdrückter Charakter entwickelte ſich, er wurde heftig, eitel, zweifelſüchtig, der früher von einer evangeliſchen Gutmüthigkeit und Gläubigkeit war. Die Menſchen nannten ihn einen Egoiſten, der ein Weiſer zu ſein glaubte, ſie nannten ihn abſcheulich, was er für eine Schmeichelei nahm.“

„Glücklicherweiſe,“ unterbrach ihn Frau von Brabantane, „iſt die Philoſophie dieſes Herrn nicht Jedermanns Sache. Ohnedies verſprachen Sie kurz zu ſein.“

„Verzeihung, gnädige Frau, die Beleuchtung dieſer beiden Charaktere iſt zur Klarheit meiner Erzählung nöthig. Ich fahre fort. Die Frau, oder vielmehr die Coquette, denn mit dieſem unſchuldigen Ausdruck bezeichnet man dieſe Art Perſonen, — die Coquette lebte von einem zahlreichen Hofſtaat umgeben. Die andere Perſon, der Edelmann, von dem ich ſprach, war der Einzige, der die Kraft beſaß, der allgemeinen Knechtſchaft fern zu bleiben. Dieſe Zurückhaltung verſchuldete vielleicht ſeine ſpätere Schwäche. Nachdem er die eine Thorheit begangen, dem Ideal zu trotzen, beging er die zweite, dies Ideal auf Koſten der Uebrigen erobern zu wollen. Armer Narr! Er hatte nicht überlegt, daß dieſe

Unempfindlichkeit, die ſie ſich mit ſo viel Kunſt der Gefallſucht angeeignet hatte, ein eitles Spiel, eine Verſtellung, eine Komödie war.“

„Mein Herr,“ unterbrach ihn unbeſonnen die junge Frau, „das iſt eine abſcheuliche Verleumdung.“

„Ich danke, gnädige Frau,“ erwiederte mit Ruhe Montbryon. „Dieſer Ausruf erſpart mir zahlreiche Einzelnheiten. Meine Portraits ſind ähnlich: Sie haben ſich ſelbſt erkannt.“

„Es bedarf blos einiger Erinnerungsgabe, mein Herr, denn Sie wiederholen ſich ein wenig; Ihre Verleumdung iſt nicht erfinderiſch, Alles dies haben Sie mir ſchon im Schloſſe Orbigny geſagt.“

„In dieſem Fall haben wir Beide ein treffliches Gedächtniß. Urtheilen Sie ſelbſt, gnädige Frau. Ich nehme meinen Faden wieder auf, und der Leichtigkeit wegen werde ich meine Perſon nennen. Welcher Aufruhr durchtobte damals den Graf Montbryon? Er hat ſich ſelbſt niemals darüber Rechenſchaft geben können. Immer fand er ſeinen Meiſter. Ihre Kunſtgriffe, gnädige Frau, waren geſchickt, denn Sie riefen in ſeinem Herzen Etwas hervor, was er nie für möglich gehalten hätte: eine heftige, tiefe, unerhörte Liebe.“

„Noch einmal, mein Herr, Sie beleidigen mich, indem Sie mir die geringſte Abſicht, Ihnen zu gefallen, zuſchreiben.“

„Sei es, gnädige Frau; ich gebe Ihnen zu, daß Sie nie mit mir coquettirt haben, daß Sie unſchuldig an der Liebe ſind, die ich für Sie gefühlt habe; ich geſtehe Ihnen Alles zu, was Sie wollen, denn darum handelt es ſich jetzt nicht mehr. Ich geſtand Ihnen damals meine Leidenſchaft; Sie ſtießen ſie zurück. War es Berechnung oder Aufrichtigkeit: was thut das zur Sache? Wie geſagt, die Frage iſt jetzt gleichgültig. Ihre Unempfindlichkeit, weit entfernt, meine Tollheit zu dämpfen, ſtachelte ſie nur noch mehr auf. Einzig durch dieſe Schwäche gerieth ich unter die Schaar Ihrer Märtyrer. Es war bemitleidungswerth, oder beſſer, es war lächerlich, den Grafen Montbryon ernſtlich verliebt zu ſehen, verzweifelt und traurig wie einen Schüler. Während dieſer Vorgänge fand ſich in der ſchönen Jahreszeit eine zahlreiche Geſellſchaft auf Schloß Orbigny, bei meinem Onkel, verſammelt. Sie, gnädige Frau, waren auch da, mit Ihrer Schwägerin. Mehrere Wochen mit der Frau ſeiner Liebe zuſammen zu ſein, das iſt mehr als nöthig, um den beſten Kopf zu verdrehen. Der meinige verwirrte ſich.“

„Genug, mein Herr!“ ſagte Frau von Brabantane und erhob ſich ſtolz.

„Sie ſollen mich hören, Madame, und ſollte ich vor Ihren Leuten reden! Eines Tages alſo war ich unſinniger als je, und drang in Ihr Zimmer. Ich erinnere mich, als wär' es in dieſem Augenblick erſt geſchehen. Sie lagen nachläſſig hingegoſſen, den Kopf auf eine Hand geſtützt, Sie ſchienen zu träumen. Niemals, ich geſtehe es, hatte ich Sie ſo ſchön geſehen. Aber wie wurden Sie noch ſchöner, als Sie mir mit einer gebieteriſchen Bewegung befahlen, mich beim erſten Wort, das ich von Liebe ſprach, zu entfernen. Sie ſehen, gnädige Frau, daß ich keine Leidenſchaft in meine Erzählung miſche. Ich fiel Ihnen zu Füßen, ich bat, ich flehte wie ein Kind. Sie harte und gefallſüchtige Frau blieben ungerührt, als ich, der Graf von Montbryon, mich zu Ihren Füßen krümmte. Es war vergebens, und wie ich dabei beharrte zu bleiben, griffen Sie zu einem ſchändlichen Mittel, ſich von meiner Gegenwart zu befreien. Die Klingel, heftig von Ihnen gezogen, rief den Herrn und die Frau vom Hauſe, von ihrem Geſinde begleitet, in Ihr Zimmer. Sie frohlockten: denn Sie hatten mich beſiegt.“

„Warum erinnern Sie mich an dies Alles?“ murmelte die junge Frau. „Das tiefſte Schweigen . . . .“

„Allerdings, gnädige Frau, haben alle Zeugen dieſer unerhörten Scene Schweigen beobachtet.“

„Alle Welt, mein Herr, hat es ohne Zweifel vergeſſen.“ —

„Alle Welt, nur ich nicht!“ unterbrach ſie der Graf mit finſterm, ſchrecklichem Blick. „Wenn Sie vergeſſen können, ich kann mich erinnern! Sie haben wirklich geglaubt, daß Graf Montbryon in ſeiner Liebe gekränkt, in ſeinem Stolz beleidigt, ohne Rache leben und ſterben würde, ohne ſich jemals zu erinnern, daß Sie ihn grauſam mißhandelt haben, da Sie ihn dem Gelächter der Dienſtboten ausſetzten? Sie haben ſich geirrt, Madame.“

„Mein Herr, erklären Sie ſich!“ rief Frau von Brabantane zitternd vor Schreck.

„Auf der Stelle. So wiſſen Sie denn, daß ich eine geheime Beleidigung mit öffentlicher Beſchämung vergelte.“

„Herr von Montbryon, ich will glauben, daß Alles, was Sie bis jetzt ſagten, nur ein Scherz war. Aber ich finde dieſen Scherz von einem abſcheulichen Geſchmack.“

„Das iſt möglich, aber dieſer Scherz, wenn auch von — abſcheulichem Geſchmack, wird wenigſtens viele Leute beluſtigen.“

„In dieſem Fall, mein Herr, befehle ich Ihnen zu reden. Welche neue Lüge haben Sie erfunden? Glücklicher Weiſe hat mein Wandel Nichts zu fürchten von Ihrer wohlwollenden Erfindungsgabe. Die Probe iſt ſeit lange gemacht.“

Es trat ein Augenblick des Schweigens ein; Frau von Brabantane ſtellte ſich ruhig, aber eine unerklärliche Angſt preßte ihr das Herz. Der Graf ſchien zu überlegen. Plötzlich zuckte er, wie ſich ſelbſt antwortend, die Achſeln und griff mit einer Hand in die Taſche ſeines Rocks.

„Ich will Sie zufrieden ſtellen, gnädige Frau. Erkennen Sie dies?“

Er entfaltete vor den Augen der jungen Frau den Brief, den er dem Herzog von Lairville am Abend zuvor geraubt hatte.

Frau von Brabantane war beim Anblick dieſes anklagenden Papiers wie geblendet. Der Graf ſuchte auf dem Antlitz der armen Frau alle Schmerzen zu leſen, die ihre Seele zerriſſen, aber er fand ſich in ſeiner Erwartung getäuſcht. Was Frau von Brabantane erſchreckt hatte, war nicht Angſt vor der Meinung der

Welt, es war ein quälender Zweifel an der Rechtſchaffenheit des Mannes, dem ſie drei Tage zuvor ihr Leben geweiht hatte. Plötzlich ſchüttelte ſie das Haupt, wie um ſich dieſem ſchrecklichen Gedanken zu entreißen, und rief mit entſchloſſener Verachtung: „Wo haben Sie dieſen Brief entwendet, Graf? Welchen Schreibtiſch haben Sie erbrochen?“

Vor dieſer unerwarteten Frage blieb Montbryon ſprachlos; aber er war nicht der Mann, um ſich auf lange einſchüchtern zu laſſen.

„Nur Dumme ſtehlen,“ ſagte er kalt, „nur Einfältige erbrechen Secretäre.“

„Wie kommt denn dieſer Brief in Ihre Hände? Ich habe einiges Recht, darum zu wiſſen. Sie ſehen, ich nehme mir nicht die Mühe, meine Handſchrift zu verleugnen. Rächen Sie immerhin auf nichtswürdige Art Ihre beleidigte Eitelkeit, geben Sie mich Preis, was thut mir das? Aber was ich von Ihnen verlange, iſt, daß Sie mir ſagen, wer Ihnen den Brief gab.“

Bei dieſen Worten zerſchmetterte ſie den Grafen durch die Verächtlichkeit ihres Blickes.

„Sie lieben ihn wohl ſehr, gnädige Frau?“ ſtotterte er.

„So ſehr, als ich Sie verachte.“

„Nun wohl, deſto beſſer, meine Rache wird deſto vollkommner ſein. Ah, Sie beleidigen Ihren Beſieger? Sie denken alſo nicht, daß ich die Waffe gegen Sie umkehren kann? Erfahren Sie denn, Frau von Brabantane, daß der Herzog Ihrer ſpottet, daß ſeine Leidenſchaft Nichts als Komödie iſt, daß die Rolle, die er

Ihnen vorſpielte, jeden Tag ihm von ſeinen Freunden vorgeſchrieben war, daß es eine verabredete Rache war, und daß ich, ich allein alle dieſe Marionetten am Faden hielt. Scheint Ihnen dieſer Scherz immer noch von — — abſcheulichem Geſchmack, gnädige Frau? Ach, Sie wiſſen nicht, mit welchem Feinde Sie's zu thun haben. Ich habe den Haß gegen Sie ſo weit getrieben, eine alberne Leidenſchaft für eine Tänzerin zu heucheln, damit das Geſchrei über dieſe Lächerlichkeit Sie noch ſicherer machte, aber heute endlich erhebe ich mich, heute gebe ich Sie Preis, heute rache ich mich! Frau von Brabantane, Sie ſtrenge Tugend, der Mann, der Sie liebt, ich ſage Ihr Liebhaber, verſtehen Sie mich wohl? der Herzog von Lairville gab uns geſtern bei einem freundſchaftlichen Diner, wo wir unſere Triumphe beſprachen, Ihren rührenden Brief zum Beſten; er iſt es, der ihn mir zum Geſchenk gemacht hat!"

„Nein, mein Herr, das iſt nicht möglich!" murmelte Marie ſchwach, troſtlos, ſterbend.

„Glauben Sie nicht, Madame, daß ich mir die Mühe gebe, Sie zu beſiegen!"

„Um Gotteswillen, mein Herr, im Namen Ihrer Mutter, die Sie, wie man ſagt, lieben, antworten Sie mir: hat Ihnen Herr von Lairville freiwillig dieſen Brief gegeben?"

„Er wird es Ihnen ſelbſt geſtehen, gnädige Frau," ſagte der Graf, die junge Frau aufrichtend, die ſich zu ſeinen Füßen wand.

In dieſem Augenblick überfiel ihn ein Taumel; er neigte ſich und ſtreifte die Stirn der Dame mit einem

Kuß: „Marie,“ ſagte er, „wenn Sie mich erhören wollten?“

Bei dieſen Worten ſtürzte, einer verwundeten Löwin gleich, Frau von Brabantane in den Hintergrund ihres Zimmers und rieb mit unſagbarem Ausdruck von Widerwillen mit beiden Händen ihre ſchöne Stirn. Dann zeigte ſie mit majeſtätiſcher Haltung auf die Thür und ſagte kalt: „Entfernen Sie ſich!“

„Bedenken Sie, gnädige Frau, ich biete Ihnen Frieden,“ ſagte Montbryon.

„Entfernen Sie ſich, mein Herr!“

„Sie wollen es ſo!“ ſagte der Graf, der bei dieſen Worten mit erhobenem Haupt und drohender Haltung das Zimmer verließ.

6. Am andern Tage.

An dem Tage, der dem Mittageſſen unſerer Helden auf dem Felſen von Cancale folgte, trat gegen zwei Uhr Nachmittags der Kammerdiener des Herzogs von Lairville in das Zimmer ſeines Herrn, öffnete die innern Fenſterladen und zog die ſeidenen Vorhänge zurück. Heinrich ſchlief nicht mehr, er hatte eine ſehr unruhige Nacht gehabt und ſeit langer Zeit ſchon den Kopf noch vom Rauſch betäubt, auf den Arm geſtützt, vor ſich hingeſtarrt. Sein erſter Gedanke gehörte der Frau, die er liebte. Die wahre Liebe macht den Menſchen beſſer und weckt ſeine zarteſten Gefühle. Heinrich machte ſich lebhafte Vorwürfe über ſeine geſtrige Tollheit, wiewohl er keine deutliche Erinnerung des Vorgefallenen hatte; er beſann ſich nur auf eine Orgie in ſchlechtem Geſchmack.

Mariens Bild, das immer deutlicher vor ſeine Seele trat, verwiſchte nach und nach die üble Stimmung, die er gegen ſich ſelbſt empfand. Er überließ ſich ganz der Empfindung ſeines Glücks, eines Glücks, das ihm für ſeine Abſicht, Uebeles zu thun, eingetauſcht war, und das ſein Herz mit einer ſüßen Miſchung von Dankbarkeit, Demuth und Zärtlichkeit erfüllte.

Aber ein bitterer Gedanke miſchte ſich in ſeine angenehmen Träumereien. Merkwürdigerweiſe erinnerte er ſich ſeit einem Monat zum erſten Mal wieder an den Grund ſeiner Rückkehr nach Frankreich, an die Heirath, die ſeine Mutter eingeleitet hatte. Ein liebender Menſch betrachtet ſelten eine ſchwierige Sache mit Ruhe. Ein Stecknadelſtich erſcheint ihm wie ein Lanzenhieb. Dieſer Gedanke brachte Heinrich wahrhaft in Verzweiflung. Wie wird es kommen? Was ſollte er thun? Seine und Frau von Brabantane's Ehre waren in dieſe Frage verwickelt. Sein Wort war gegeben; wie konnte er es ohne Grund, ohne Vorwand zurücknehmen? Und hieß es nicht, was Marie anbetraf, der Welt gewonnen Spiel geben, die ſie als eine harte und ehrgeizige Frau, die nur nach Vermögen und Titel jagte, verſchrieen, ſie, die ein Engel an Zartheit und Großmuth war!

Um ſich in ſeinem Kummer zu zerſtreuen, verlangte er ſeine Pferde. Erwartete ihn nicht Marie im Waldchen? In dieſem Augenblick hielt ein Wagen vor dem

Hotel, ein Livreediener ſtieg aus und ſchritt auf den jungen Mann zu, der ſich eben in den Hof begeben hatte, um zu Pferde zu ſteigen. „Herr Herzog,“ ſagte er, „hier iſt ein Brief. Er muß Eile haben, wie es ſcheint, denn man befahl mir einen Wagen zu nehmen.“

Heinrich nahm und öffnete den Brief; aber ſchon bei den erſten Zeilen veränderte ſich ſein Geſicht, er ſchien zu wanken. Folgendes enthielt der Brief:

> „Ich bin verloren, ich bin entehrt, Heinrich. Im Namen Ihrer Ehre und deſſen, was Ihnen das Heiligſte auf der Welt iſt, antworten Sie mir. Erhielt der Graf Montbryon durch Sie den Brief, den ich Ihnen ſchrieb und den er mir zeigte? Heinrich, ſind Sie es, der mich tödtet? Soll ich an einen ſchändlichen Verrath glauben? Iſt es wahr, was er mir ſagte?“

Lairville griff ſchnell mit der Hand in die Taſche; er faßte, ſtrahlend vor Freude, ein Papier. Es war die Rechnung des Gaſtwirths, die der Graf mit dem Brief vertauſcht hatte! Seine Haare ſträubten ſich; jetzt beſann er ſich: es war, um den Verſtand zu verlieren!

Plötzlich ſchwang er ſich in den Sattel, drückte die Sporen ſeinem Pferde in die Flanken und durchflog wie mit Windeseile die Straßen von Paris.

Er trat bei Frau von Brabantane ein. Was ſollte er thun, was ſollte er ihr ſagen? Die Unterredung, die er jetzt mit ihr halten wollte, mußte allein darüber entſcheiden. Er hatte nur einen Gedanken, nicht ſich zu rechtfertigen; denn das war unmöglich; ſondern ſie zu retten und ſie der erniedrigenden Rache des Grafen zu entziehen.

Frau von Brabantane hatte noch nicht das Zimmer wieder verlaſſen, in welchem ſie der Graf faſt ſterbend zurückließ. Heinrich blieb am Eingang des Zimmers ſtehen, und wagte nicht der jungen Frau näher zu treten. Sie war bleich wie Marmor und glich in ihrer Erſtarrung der Schmerzensgeſtalt auf einem Grabmahl. Heinrich ſtand wie vernichtet, Thränen perlten aus ihren Wimpern und rannen langſam über ihre Wangen.

„Marie," ſagte er endlich, „Sie haben mich gerufen: hier bin ich."

Bei dieſen Worten erhob Frau von Brabantane die Augen, die ſchon wieder thränenlos waren, und ohne Verachtung, ohne Zorn ſah ſie Heinrich feſt in's Geſicht, wie wenn ſie bis in's Innerſte ſeiner Gedanken hätte dringen wollen. Was in ihrer Seele vorging, iſt leicht zu ſagen. Ein ſchrecklicher Zweifel regte ſie auf. War der Herzog wirklich der Schlechtigkeit fähig, deren ihn der Graf anklagte? Sein Ankläger ſchien ſeiner Sache gewiß zu ſein, aber Heinrich ſcheute ja nicht, ihr vor die Augen zu treten.

„Ich danke mein Herr," ſagte ſie mit einer Art Erkenntlichkeit und Freude. „Ich war davon überzeugt, der Graf Montbryon iſt ein niederer Verleumder; nicht wahr, Heinrich, Sie lieben mich? Ihre Liebe war kein grauſames Spiel, keine rohe Komödie?"

„Ob ich Sie liebe!" ſagte Lairville mit tiefer Bewegung, „ob ich Sie liebe! — Oh mein Gott!"

„Gut, ſehr gut. Schweigen Sie jetzt, ich habe Sie geſehen, ich bin von Ihrer Unſchuld überzeugt. Aber ich bin thöricht, Sie werden mich nicht verſtehen, Sie können ſich nicht denken, was mich anwandelt. Sie lieben mich, Heinrich, nicht wahr? Sie kommen, es mir zu verſichern, Sie geben mir Muth gegen eine Welt, die mich verſtoßen wird; ich bin ſtark, Sie lieben mich!“

Jedes dieſer Worte traf in das Herz des jungen Mannes wie ein Dolchſtich. Seine Lage war entſetzlich. Mit einem Worte mußte er die letzte Hoffnung zerreißen, an der ſich Frau von Brabantane aufzurichten ſchien. Konnte ſie noch an ſeine Liebe glauben, wenn ſie hörte, wie er in einem Anfall von Eitelkeit das Geheimniß und die Ehre einer Frau Preis gegeben hatte? Konnte die augenblickliche Verirrung ſeines Bewußtſeins eine Entſchuldigung ſein? Einen Augenblick wollte er ſeinen unfreiwilligen Antheil an den Ränken des Grafen läugnen; aber die Offenheit ſeines Charakters hielt ihn davon zurück; eine erliſtete Verzeihung widerſtand ſeinem Herzen.

„Hören Sie, Heinrich,“ fuhr Frau von Brabantane fort, „ich will Ihnen Alles ſagen. Das ſoll die Strafe für meine thörichte Leichtgläubigkeit ſein. Zwiſchen unſer Glück drängt ſich etwas Schickſalvolles. Morgen bin ich vielleicht eine Frau, auf die man mit Fingern zeigt, vielleicht eine Verachtete! Durch Ihre Liebe ſtark, hätte ich Alles ertragen, aber der Mann, der mich unglücklich macht aus Rache für ſeine beleidigte Eitelkeit, dieſer Mann weiß die empfindliche Stelle zu treffen. Er wagte es, mir zu ſagen, Sie hätten ihm meinen

Brief gegeben; Ihre Liebe ſei nur ein zwiſchen Ihnen und Ihren Freunden beabſichtigtes Spiel; Sie wären, ohne es zu wiſſen, nur ein Werkzeug ſeiner Rache geweſen, mit dem er nach Belieben geſchaltet habe. Können Sie ſich vorſtellen, Heinrich, daß ich dieſer Abſcheulichkeit einen Augenblick Glauben ſchenkte? Aber Sie ſind hier, ich ſehe Sie, und glaube Nichts mehr davon!“

„Marie!“

„Nein, nein, rechtfertigen Sie ſich nicht, es iſt nicht nöthig, mein Freund. Ich wiederhole Ihnen, daß ich Nichts mehr davon glaube. Der Graf hat dieſen Brief entwendet, es iſt klar, und alles Uebrige iſt ein Gewebe der abſcheulichſten Lügen.“

Es trat ein Augenblick des Stillſchweigens ein.

„Und wenn der Graf die Wahrheit geſagt hätte?“ antwortete der Herzog mit ſchwacher Stimme und verbarg ſein Geſicht in beiden Händen.

„Gerechter Himmel!“ ſchrie die junge Frau, „Sie liebten mich alſo nicht?“

„Ich liebe Sie mehr als das Leben, Marie; glauben Sie mir!“ erwiederte Lairville lebhaft, auf beide Kniee ſinkend und ihre zitternden Hände ergreifend. „Sie können es nicht faſſen, hören Sie mich im Namen des Himmels!“

„Oh, laſſen Sie mich, Sie flößen mir Schauder ein!“

„Wenn Sie mich geliebt haben, ſo beſchwöre ich Sie, im Namen dieſer Liebe, mir Gehör zu ſchenken. Sagten Sie nicht ſelbſt, daß Sie in allem dem etwas Schickſalvolles finden, und daß ich nicht ſtrafbar bin?“

Noch einmal ſchüttelte Frau von Brabantane begierig die Zweifel ab, die ſich ihrer Seele in Folge des Geſprächs mit ihrem Geliebten bemächtigt hatten. Sie richtete ſich in ihrem Seſſel auf und trocknete ihre Thränen. „Etwas Schickſalvolles,“ wiederholte ſie, — „reden Sie, Heinrich, ſagen Sie mir, daß ich Unrecht that, an Ihnen zu zweifeln. Leſen Sie nicht in meinem Herzen? Nur ein Gedanke erfüllt es. Ich ſagte es Ihnen ſchon; was ficht mich die Welt an, wenn Sie mich lieben!“

„So hören Sie mich, Marie, ich werde Alles erzählen, was mich anklagt und was mich entſchuldigt; Ihr Herz ſoll richten!“

„O, ſprechen Sie, ſprechen Sie!“

Lairville erzählte hierauf mit vollkommener Aufrichtigkeit Alles, was ſeit dem Ball bei Stopford vorgefallen war. Da er jetzt wußte, welches Ziel ſich eigentlich Montbryon geſteckt hatte, konnte er den Gang der Ereigniſſe mit Klarheit entwickeln. Als er zu dem Augenblick kam, wo er, ein Mann von Ehre, eine unwürdige Rolle übernommen und ein noch ſchlimmeres Spiel getrieben, als ſie für möglich gehalten hatte, ſchien ihm die Stimme auf den Lippen zu erſterben; aber er fand glühende Worte, um den Wechſel, der in ſeiner Seele vorging, zu beſchreiben, als er gefühlt, daß er diejenige täglich heißer zu lieben anfing, die er nur ſcheinbar lieben ſollte.

„Ja, Marie,“ ſchloß er, „wenn ich Ihnen an dieſer Stelle ſagte, daß ich Sie liebe, war meine Liebe ſo aufrichtig, als ſie es noch iſt; ich ſchwöre es zu

Gott! Ich hoffte, durch eine unbegrenzte Hingebung, indem ich Ihnen mein ganzes Leben widmete, Sie zu entſchädigen für die ſtrafbaren Ränke, die Sie nie erfahren haben würden. Ach! ich habe nicht die Kraft, weiter zu reden. Ich darf Sie nicht fragen, ob Ihr Herz mich freiſpricht. Eh' ich Ihre Verzeihung beanſpruche, muß ich ſie verdienen. Ich verlaſſe Sie, Marie, ich verlaſſe Sie, um meinen Fehler wieder gut zu machen, und der Himmel wird mir helfen, daß es noch Zeit dazu iſt!"

Während dieſer ganzen Erzählung hatte Marie die Augen niedergeſchlagen; kein Wort, keine Regung hatte ihn ermuthigen oder vernichten können. Sie ſprach kein Wort, als er geendet hatte. Ein düſterer Gedanke überkam Heinrich. Vielleicht ſah er jetzt zum letzten Mal die unglückliche Frau, der er das Herz gebrochen hatte. Er betrachtete ſie ſtillſchweigend eine Weile. Sie hatte ihre Stellung nicht verändert. Er ergriff ſie ſchüchtern bei der Hand; dieſe ſtumme Bitte blieb ohne Antwort.

„Marie," ſagte der junge Mann. „Sie verwerfen mich alſo? Sie glauben nicht meinem Leiden, meiner Liebe und meiner Reue?"

Die junge Frau bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen. Es waren troſtloſe Gedanken, die ſie bewegten. Die Zweifel, die ſie bis jetzt mit aller Kraft eines liebenden Herzens zurückgeſtoßen, hatten ſich nach der Beichte des Herzogs in ihre Seele gegraben. Heinrichs Liebe war alſo erſt eine unwürdige Parodie; er hatte es ſelbſt geſtanden. Gezwungen, an der Vergangenheit zu zweifeln, konnte ſie an die Zukunft glauben? Und dann, konnte ſie wohl die Eitelkeit ganz entſchuldigen, die ſich ſeiner im Rauſch bemächtigt hatte? Der Brief war ihm alſo wirklich nicht entriſſen worden; er hatte ihn freiwillig gegeben. Sie betrachtete ſich demnach als verrathen, verlaſſen, ihren Ruf für vernichtet in den Augen der Welt, der gegenüber ihr nun keine Stütze mehr blieb. Alles fehlte ihr auf einmal.

„Marie,“ begann Lairville wieder, der immer noch harrte, „wollen Sie mich ſo gehen laſſen? Haben Sie kein Mitleid für mich?“

Frau von Brabantane ſchlug noch immer unbeweglich die Augen nieder. Der Herzog ſtürzte in Verzweiflung der Thür zu; aber an der Schwelle blieb er ſtehen, kam langſamen Schrittes zurück und erhob von Neuem bittend die Hände. Als ihm keine Antwort wurde, bemächtigte er ſich ſchüchtern der Hand, die man ihm verweigerte; aber dieſe Hand blieb ſtarr in der ſeinigen.

„Leben Sie wohl!“ rief er, „Sie haben Recht, Marie, ich verdiene nur Ihre Verachtung! Leben Sie wohl, ich werde Sie retten, oder ſterben!“ —

Und er ſtürzte aus dem Zimmer.

7. Der Herzog von Lairville.

Der junge Herzog hatte noch keinen Plan entworfen, als er Frau von Brabantane verließ und ſich zum

Grafen von Montbryon begab. Der Graf war ausgegangen, aber man erwartete ihn jeden Augenblick; er hatte ſogar befohlen, ſeinen Wagen bereit zu halten.

Der Pförtner, der den Herzog als einen der vertrauten Freunde des Grafen kannte, klingelte dem Kammerdiener, der den Beſuch in das Zimmer ſeines Herrn führte. Lairville, allein gelaſſen, begann mit großen Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen. Zwanzigmal ging er mit der fieberhaften Unruhe an's Fenſter, mit der man mit den Augen den Weg durchläuft, welchen Perſonen, die man erwartet, kommen ſollen, als wenn man damit ihren Gang beſchleunigen könnte. Dann ſtellte er ſich maſchinenmäßig vor eine Vaſe, ein Bild, oder vor die tauſend Kleinigkeiten, mit denen die Prunktiſche gefüllt waren, und auf die er hinſtarrte, ohne ſie zu ſehen. Ein einziger Gegenſtand feſſelte wahrhaft ſeine Aufmerkſamkeit: es war eine prächtige Waffenſammlung aus allen Zeiten und aus allen Ländern. Herrliche getriebene Arbeiten waren hervorſtechend; Benvenuto Cellini konnte ſie in Händen gehabt haben. Heinrich hakte ein langes Fechtrapier herunter und preßte den Griff convulſiviſch in ſeine Hand; alsbald aber, wie um ſich vor ſeinen eignen Gedanken zu ſchützen, ſtellte er die Waffe wieder an ihren Platz und begann wieder ſeinen eifrigen Gang durch's Zimmer.

In dieſem Augenblick kam Montbryon zurück. Der Pförtner zeigte ihm Lairville's Gegenwart an. Dieſe Nachricht ſchien dem Grafen verquer zu kommen; er runzelte die Stirn und ſchien nachzudenken, welcher Entſchluß zu faſſen ſei.

„Schon?“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „zum Teufel, daran hätte ich denken ſollen! — Aber warum,“ fügte er laut hinzu, „habt Ihr ihm nicht geſagt, daß ich ausgegangen?“

„Ich hatte die Ehre, es zu thun, Herr Graf,“ antwortete der Pförtner; „aber ich fügte hinzu, wie der Herr Graf es mir befahlen, daß der Herr Graf nicht lange ausbleiben würde; der Herr Herzog wollte warten, es iſt alſo nicht meine Schuld, wenn — —“

„Gut! Schweigt!“ ſagte Montbryon.

Der Graf hätte viel darum gegeben, wenn er nicht ſobald mit dem Herzog zuſammengetroffen wäre, mochte er nun von ſeiner Zuſammenkunft mit Frau von Brabantane wiſſen oder nicht wiſſen; aber er konnte nicht zurück, und wollte ſich auch nicht den Schein, ihn zu fliehen, geben. Er trat alſo ein; die Thüre des Zimmers öffnete ſich, er befand ſich dem Herzog gegenüber.

„Schon aufgeſtanden!“ rief er mit ſchallender, lachender Stimme. „Teufel, mein Lieber, was ſind Sie für ein Mann! Wenn ich ſo ſpeiſe, wie Sie es geſtern thaten, ſchlafe ich achtundvierzig Stunden, ohne mich zu regen, aber ich vergeſſe, daß ich es mit einem Afrikaner zu thun habe, mit einem Numidier, einem Jugurtha. Wie geht's?“

Der Herzog war trotz ſeiner Weltkenntniß doch erſtarrt über die Heiterkeit und anſcheinende Seelenruhe Montbryons. So viel Doppelzüngigkeit erbitterte ihn.

Er hatte ſich das Wort gegeben, ſich zu beherrſchen; aber trotz ſeines Vorſatzes fühlte er, wie der Zorn ihm zu Kopfe ſtieg.

„So wenig man auch ſchläft, Graf, ſo ſchläft man mitunter doch noch zu viel!“ antwortete er mit ſtrenger Stimme.

„Da bin ich nicht ganz derſelben Meinung,“ fuhr der Graf in demſelben nachläſſigen Tone fort. „Schlafen iſt leben! ſagen die Philoſophen, und ich habe immer geglaubt, man könne nie beſſer ſein Daſein ausfüllen, als mit der ſüßen Vergeſſenheit des Schlummers.“

Bei dieſen Worten hielt er Lairville ſeine Hand hin; dieſer zog ſich bariſch zurück.

„Potz! was ſoll das heißen, guter Freund?“ ſagte Montbryon, ſich verwundert ſtellend.

„Das will heißen, Herr von Montbryon,“ erwiederte Heinrich, der ſich nicht mehr zurückhalten konnte, „daß nur ein Ehrenmann einem Ehrenmann die Hand reichen kann, und daß demnach der Herzog Lairville nicht die Hand des Grafen Montbryon drücken kann, denn dieſer iſt ein Nichtswürdiger, der weder Glauben noch Ehre hat, denn er beſtiehlt ſeine Freunde wie ein Feiger, und ſtößt erbarmungslos eine arme Frau in's Grab.“

„Herzog, das wagen Sie zu ſagen?“

„Ich wage zu ſagen, was Sie thun. In dieſem Augenblick weint und verzweifelt eine edle Frau, zerknickt durch öffentliche Beſchimpfung. Und weshalb? Weil ſie Ihren Anerbietungen ein ruhiges, achtbares

Leben vorzog. Ihre gekränkte und beleidigte Eitelkeit hat Ihnen eine Rache eingegeben, die Ihrer würdig iſt. In der Verleumdung bewandert, fangen Sie damit an, ihren Ruf zu untergraben, den Ruf einer Frau, die ſich nicht vertheidigen kann, da ſie ohne Stütze iſt. Im Schloß Orbigny wagten Sie noch mehr, und anſtatt das zarte Schweigeu, das man über dieſen lächerlichen Auftritt walten ließ, mit Dankbarkeit zu entgegnen, legen Sie im Dunkeln Ihrem Opfer eine Schlinge; mißbrauchen die Freundſchaft zu Ihren ſchändlichen Ränken, reizen die thörichte Eitelkeit in einem Manne auf, der ſonſt im Grund ſeiner Seele zu brav iſt, um Schlechtigkeiten zu begehen, und machen einen Niederträchtigen aus ihm, der die Frau, die er liebt, ſelbſt in's Unglück ſtürzt. Graf Montbryon, ich wiederhole es Ihnen, weil Sie es nicht verſtanden zu haben ſcheineu: Sie ſind ein Elender, ein Nichtswürdiger, der mir ſchreckliche Rechenſchaft ablegen ſoll. Graf Montbryon, wo iſt der Brief, den Sie mir geſtohlen haben?"

Statt aller Antwort zuckte der Graf verächtlich die Achſeln, und ſtellte ſich mit ruhigem Geſicht, die Arme über einander gekreuzt, vor Heinrich und ſagte: „Heinrich, Sie ſind toll!"

„Laſſen Sie die Phraſen!" unterbrach ihn der Herzog. „Meinen Brief, geben Sie mir meinen Brief. Ich will ihn augenblicklich haben!"

„Aber in des Teufels Namen, Herzog, welcher Taumel iſt über Sie gekommen? Sind Sie ſicher, allen Verſtand beiſammen zu haben? Nein, ich errathe Sie jetzt. Es bemächtigt ſich Ihrer eine Art mitleidiger Reue, im Augenblick, wo Sie einen großen Act der Rache vollziehen wollen. Sie beſchuldigen mich, Ihnen dieſen Brief geſtohlen zu haben. Sie ſehen wohl, daß ich Recht hatte, es zu thun; Ihre tugendhaften Ausrufungen beweiſen es hinlänglich. Aber ich bin ſelbſt toll, daß ich ſo ernſt mit Ihnen rede; Sie machen mich am Ende auch glauben, daß wir eine Sache von höchſter Wichtigkeit verhandeln. Wir ſpielen einer Frau, die uns zum Beſten gehabt hat, einen kleinen, liſtigen Streich, eine wahre Spiegelfechterei, das iſt Alles. Uebertreiben wir nicht! Sehe ich aus wie ein Blutdürſtiger, wie der Böſewicht im Schauſpiel? Sie nehmen das Alles lächerlicher Weiſe ſehr hochtrabend, mein Lieber!“

„Montbryon, Sie ändern meine Meinung nicht! Sie ſind im Deuten geſchickt, aber ich kenne jetzt Ihre beiden Geſichter. Wenn meine angebliche Rechtlichkeit Ihnen Mitleid einflößt, ſo verachte ich Ihren Verſtand. Geben Sie mir meinen Brief zurück und verzichten Sie, ich rathe es Ihnen, auf Ihre ſogenannte Spiegelfechterei, denn ich verſichere Ihnen, daß zwiſchen Frau von Brabantane und Sie ein Mann treten wird, der entſchloſſen iſt, ſie zu vertheidigen und ihr Achtung zu verſchaffen. Ich warte darauf.“

„Am Ende,“ rief ſein Gegner, „reißt doch auch die Geduld eines Engels über ſolche lächerliche Benommenheit! Sie werden kindiſch, Sie wehklagen laut über das Unglück einer Frau, die Sie ſelbſt der Erſte waren, ruiniren zu wollen! Bin ich es denn geweſen, der dieſen allerliebſten Verführungsplan entwarf, den Sie ſo geſchickt ausgeführt haben? Heute fällt es Ihnen ein, zur Tugend zurückzukehren, jetzt wollen Sie die Kugel, die Sie abgeſchoſſen haben, aufhalten! Das iſt recht ſchön, aber wüthen Sie gegen Niemand, als ſich ſelbſt! Mit welchem Recht trauen Sie mir verwerfliche Abſichten zu? Ich bemächtigte mich Ihres Briefs, das iſt wahr, aber zu welchem Zweck? Wiſſen Sie es? Wiſſen Sie wohl, daß, indem ich ſo handelte, meine Abſichten nicht edler als die Ihrigen waren? Wer ſagt Ihnen denn, daß ich nur zu Frau von Brabantane ging, um ſie ein wenig zu ängſtigen? Wer ſagt Ihnen denn, daß ich nicht ſelbſt erſchrak, was eine ſolche Waffe in Ihren Händen werden konnte? Wußte ich denn, ob Ihre Liebe zu dieſer Frau wahr oder falſch ſei? Ich bin der Aeltere von uns, ich bin der Vernünftigere, wiewohl ich Sie herausfordern ſollte, Sie, der Sie auf Rache ſo ſehr zu brennen ſchienen.“

Wiewohl Lairville die Doppelzüngigkeit des Grafen erkannt hatte, war er doch betroffen über das Einleuchtende ſeiner letzten Worte. Sie erfaßten ihn um ſo mehr, je mehr ſie ſein Herz trafen. Wenn Montbryon wahr ſprach, ſo zeigte er ſich ja beſſer, als er ſelbſt geweſen. Sein Zorn legte ſich.

„Nun gut, ſei es,“ ſagte er, „ich will Ihnen glauben, Montbryon; ich hatte Unrecht, mich zu ereifern. Aber wir verlieren unſere Zeit in unnützen Redensarten. Es giebt ein ſehr einfaches Mittel, mich von Ihren guten Zwecken zu überzeugen: geben Sie mir den Brief zurück, er kann die Ruhe einer Frau gefährden, und dieſe Frau liebe ich, wie Sie wiſſen.“

Montbryon hatte dem Herzog ruhig zugehört, und ein wohlwollendes Lächeln begann ſeine kalten, ironiſchen Züge zu mildern.

„Ich will Ihnen dieſen Brief geben,“ ſagte er. „Nun ſagen Sie, hatte ich nicht Recht, Sie verrückt zu nennen? Sie wollten mich umbringen; Sie ſind ein Kind! Wenn man zu einem Freunde ſpricht, redet man ſanft und mit offenem Herzen. Aber Sie fingen an zu ſchreien, zu declamiren wie ein tragiſcher Schauſpieler, bevor er noch die Scene beginnt. Beruhigen Sie ſich alſo, ich will Ihnen dieſen koſtbaren Brief geben, aber — nur unter einer Bedingung.“

„Eine Bedingung?“ fragte der junge Mann, die Stirn runzelnd.

„Ja, unter der Bedingung, daß wir ihn in dieſem Kamin verbrennen. Sie trauen mir nicht, mein luſtiger Kumpan, und ich, ich habe zu Ihnen nicht mehr Vertrauen. Erinnern Sie ſich, was Sie am Felſen von Cancale thaten. Sie könnten wieder auf ſolche Sprünge kommen!“

Statt aller Antwort nahm der Herzog die Hand ſeines Gegners und preßte ſie in der ſeinigen; eine Thräne glänzte in ſeinen Augen.

„Montbryon,“ ſagte er, „Sie ſind beſſer als ich. Sie haben Einfluß auf Ihre Freunde, Sie werden ihnen die Nothwendigkeit, zu ſchweigen, begreiflich machen.“

„Was das anbelangt, ſo zählen Sie auf mich.“

Der Graf ging bei dieſen Worten an den Schreibtiſch, ſtand dann plötzlich ſtill und ſchlug ſich an die Stirn: „Oh mein Gott!“ rief er. „Sie werden mir doch den Hals umdrehen müſſen; ich vergaß einen recht böſen Umſtand, der unglücklicher Weiſe die Rückgabe des Briefes unnütz macht.“

„Was wollen Sie ſagen?“ unterbrach ihn erblaſſend der Herzog.

„Oder vielmehr,“ fuhr der Graf fort, „ein Umſtand, der mich entſchieden verhindert, ihn herauszugeben! Peſt! Ich verdiene nicht als Fälſcher betrachtet zu werden. Das Original ſteht nicht zu meiner Verfügung, ich kann es Ihnen nicht zurückgeben, beſter Freund.“

Bei dieſer Weigerung, welche den ganzen Hohn einer grauſamen Myſtification allen vorangegangenen Motiven der Aufreizung hinzufügte, erblaßte Lairville, beobachtete ſtarr ſeinen Gegner und drückte mit zuſammengepreßter Hand wie mit einer Schraube deſſen Arm.

„Graf,“ ſagte er mit drohender Stimme, „keine Phraſen, keine Erläuterung; ich wiederhole es Ihnen zum dritten und letzten Male, Sie ſind ein Elender! Antworten Sie nicht, ich befehle Ihnen zu ſchweigen. Meinen Brief! Ich will meinen Brief, zwingen Sie mich nicht, Gewalt anzuwenden!“

„Alſo keine Phraſen, weil Sie es ſo wollen,“ erwiederte Montbryon, „es ermüdet mich endlich mehr als Sie. Ich habe beſchloſſen, mich an Frau von Brabantane, Ihrer tugendhaften Dame, zu rächen; verſtehen Sie? Und ich halte meinen Schwur! Der

Brief iſt da im Schreibtiſch, aber Niemand auf der Welt wird ihn mir entreißen!“

„Iſt dies Ihr letztes Wort?“

„Mein letztes Wort!“

Mit einem Sprung war der Herzog an der Waffenſammlung, die wir vorhin erwähnten, ergriff einen Degen, ſchritt gerade auf den Grafen zu, und hielt ihm die Spitze entgegen. Dieſer entwich bis an's Kamin.

Heinrichs Geſicht war ſchrecklich in dieſem Augenblick. „Meinen Brief, oder ich ſteche Sie nieder!“ ſchrie er.

„Ermorden Sie mich, aber Sie werden drum Nichts erhalten,“ antwortete kalt der Graf.

Dieſe Rede brachte den von Montbryon erwarteten Effect hervor. Das Wort „morden“ brachte Heinrich zu ſich ſelbſt.

Von Neuem ſchritt er den Waffen zu, ergriff einen zweiten Degen und warf ihn den Grafen vor die Füße.

„Vertheidige Dich denn, Schändlicher! Ich werde von nun an auf Nichts mehr hören; Du wirſt mir meinen Brief geben, oder ich nehme ihn, nachdem ich Dich getödtet habe. Denn ich werde Dich tödten, hörſt Du? Gieb alſo Acht und vertheidige Dich, denn hier ſtehe ich und werde Dich am Fliehen hindern.“

Im ſelben Augenblick fuhr Heinrichs Degen in Montbryons Geſicht. Dieſer erhob zitternd vor Wuth die Waffe. Die beiden Gegner legten und fielen aus. Der Kampf ward hitzig. Schon hatte Lairville eine leichte Verwundung, als plötzlich der Graf den Arm ſinken ließ, wankte, ſich drehte und zu Boden ſank. Heinrich hatte ihn quer über die Bruſt getroffen.

Ohne ſich um ſeinen Gegner zu kümmern, ging er an den Schreibtiſch, öffnete ihn und fand den verhängnißvollen-Brief. Sein Zorn legte ſich dann und das Gefühl des Mitleids folgte. Er drehte ſich nach Montbryon um, der ſich mit Mühe auf den Arm geſtützt aufrichtete, und ihn mit haßerfülltem, obſchon verſtörtem Blick anſah.

„Montbryon,“ ſagte ihm Lairville, „faſſen Sie Muth, ich will Hülfe rufen. Mein Gott, warum mußten Sie mich ſo weit treiben?“

„Mörder!“ ſchrie der Graf mit heiſerer, gedämpfter Stimme. „Dein Verbrechen iſt überflüſſig! Armer Thor, Du glaubſt den Brief zu halten, es iſt das Original, ja, aber in dieſem Augenblick iſt er autographirt und in tauſend Abdrücken im Club und in allen Häuſern beider Faubourgs verbreitet. So, Herzog von Lairville, rächt ſich Graf Montbryon.“

„Niederträchtigkeit!“ ſchrie Heinrich vernichtet und von Schreck wahnſinnig betäubt nach der Thür ſtürzend. —

Zwei Tage nachher hatte wirklich ganz Paris Frau von Brabantane's Brief geleſen. Ein einſtimmiger Schrei der Entrüſtung erſcholl. Namentlich die Frauen waren ohne Erbarmen. Der Herzog von Lairville verließ noch an demſelben Abend dieſes Ereigniſſes mit Poſtpferden Paris, und ſchien ſo ſelbſt die Frau, die er geopfert hatte, ohne Vertheidiger zu verlaſſen.

Frau von Brabantane hatte ſich geweigert, ihn noch zu ſehen.

Die Aerzte ſagten gut für das Leben des Grafen von Montbryon.

8. Die briefliche Anzeige.

Während beim Grafen Montbryon die tragiſche Scene vorging, die wir ſo eben beſchrieben, blieb Frau von Brabantane nach Heinrichs Abſchied in ihrem Zimmer. Sie war ganz gebrochen von den ſo unvorhergeſehenen, ſo plötzlich über ſie hereingeſtürmten, durchbohrenden Bewegungen dieſes verhängnißvollen Tages. Ein ſchrecklicher Zweifel peinigte ihr Herz. Heinrich hatte nach ſeinem eigenen Geſtändniß in einer abſcheulichen Komödie eine Rolle geſpielt; er bereute es, wie er ſagte; aber Nichts konnte ihr für die Aufrichtigkeit ſeiner Reue einſtehen. Seine Betheuerungen, ſeine Thränen, ſeine Leiden: konnte das nicht Alles berechnet ſein? Konnten nicht alle dieſe ſchönen Gefühle, die er jetzt ausſprach, eben ſo falſch wie die früheren ſein?

In dieſem Zuſtande der Vernichtung und Zerſtörung fand ſie ihre Schwägerin, welche, beunruhigt durch die Abſage der Spazierfahrt, in ihr Zimmer trat. Die alte Dame errieth Alles an den unzuſammenhängenden Antworten, die ſie erhielt; ſie verſchwendete alle zarten Tröſtungen, die ihr die mütterliche Zärtlichkeit eingab. Nach Tagesablauf und nach dem Ausgang des Duells mit Montbryon, Nichts von dem Vorgefallenen wiſſend, und in der Beſorgniß, Marie würde nicht im Stande ſein, den Beſuch zu empfangen, ließ ſie Heinrich, als er ſich anmeldete, abweiſen.

So verging der Abend. Frau von Brabantane wünſchte allein zu ſein. Die Nacht ſteigert gewöhnlich moraliſche, wie phyſiſche Leiden. Für einen Kranken, ſei er krank am Geiſt oder am Körper, iſt die Nacht furchtbar. Die Dunkelheit bringt, möcht' ich ſagen, ein Gefühl der Verlorenheit über den Leidenden, das an Vernichtung grenzt. Für eine ſo fein fühlende Seele, wie Frau von Brabantane, mußte dieſer Einfluß unſäglich heftig ſein. Was fing Heinrich an? Hatte er Montbryon getroffen? Hatte Dieſer den Brief herausgegeben? Hatte er es verweigert? In dieſem Fall war ein feindlicher Zuſammenſtoß unvermeidlich geworden. Dieſer letzte Gedanke machte ſie vor Furcht erſtarren; ſie ſah Heinrich, deſſen Aufrichtigkeit ſie ſich anklagte, verkannt zu haben, blutend, ſterbend ihr den unglücklichen Brief bringend, ſie ſtarr anſehend und ihr mit vorwurfsvollem Tone: „Marie, ich liebe Dich!“ zurufend.

„Er liebt mich!“ wiederholte ſie laut. „Oh mein Gott, was anfangen! Aber nein, er liebt mich nicht, er hat mich nie geliebt! Komödie, Lüge, Nichtswürdigkeit! In dieſem Augenblick vielleicht wird er mit ſeinen Freunden mich belachen, über meinen Schmerz ſpotten!“

Die Mitternacht überraſchte ſie in dieſer grauſamen Miſchung von Hoffnung und Verzweiflung. In dieſem Augenblick öffnete ihre Kammerfrau die Thür, trat ſachte ein und gab ihr, da ſie ſie wach fand, ein Briefchen, welches ein Diener ſo eben abgegeben hatte. Marie öffnete es zitternd, nachdem ſie ihre Kammerfrau verabſchiedet. Sie las folgende Zeilen:

„Marie,

Tröſten Sie ſich. Wenn ich auch das Uebel nicht verhindern konnte, ſo habe ich es doch wenigſtens beſtraft. In dieſer Stunde, wo ich ſchreibe, iſt Ihr gefährlichſter Feind, Graf Montbryon, tödtlich verwundet, und bereut vielleicht im Todeskampf die Kränkung, die er Ihnen zugefügt. Ich, der ich das Unglück hatte, einen Augenblick vielleicht ſein Mitſchuldiger zu ſein, bin noch grauſamer beſtraft durch die Weigerung, meinen Beſuch anzunehmen, die Ihre Frau Schwägerin mir in Ihrem Namen ſagen ließ, als ich mich vor einigen Stunden in Ihrem Hauſe melden ließ, nicht in der Abſicht, von Neuem Ihre Verzeihung zu erflehen, die ich noch nicht verdiene, ſondern um Ihnen zu erzählen, was ich, wenn auch nicht zu Ihrer Beruhigung, doch wenigſtens für Ihre Rache that. Ich darf mich nicht über meine Verbannung beklagen, denn ſie iſt nur eine zu verdiente Züchtigung. Leben Sie wohl, Marie; ich reiſe; ich verlaſſe Paris noch dieſe Nacht. Sie werden mich nicht eher wiederſehen, als bis ich mich vor Ihnen rechtfertigen kann, indem ich Sie endlich von der Aufrichtigkeit meiner Liebe überzeuge.

Heinrich."

BAYERISCHE

Frau von Brabantane ſtieß, als ſie dieſe letzten Worte las, einen heftigen Schrei aus, drückte lebhaft den Brief an ihre Lippen, ſprang aus dem Bett, zog ſich eilig an und rief: „Nein, nein, er ſoll nicht fort, er darf nicht fort! Wo wird er hinwollen? Nach Afrika ohne Zweifel, ſich den Tod zu holen! Nein, nein, ich glaube an ſeine Liebe! Ich will, daß er bleibt! Ich will ihm ſagen, daß ich ihm verzeihe, daß ich ihn liebe! Ich will es!“

Mit dieſem Entſchluß warf ſich Marie, durch den Taumel getrieben, der ſich ihrer bemächtigt hatte, raſch ein Tuch um, vergaß ſelbſt ſich den Kopf zu bedecken, verließ das Zimmer, ſtieg, ohne von Jemand geſehen zu werden, in den Hof, kam beim Pförtner an und verlangte entſchloſſen das Oeffnen des Thores. Schon halb im Schlaf, gehorchte er maſchinenmäßig ihrem Befehl, und die junge Frau befand ſich auf der Straße. Ein dicker Nebel verfinſterte die Luft, aber weder die Feuchtigkeit, noch die Länge des Weges, nicht Kälte, nicht Furcht hielt Frau von Brabantane zurück.

An der Ecke der Straße von Bourgogne, nicht weit vom Hauſe des Herzogs, wäre ſie faſt von einem Poſtwagen mit vier galoppirenden Pferden umgefahren worden. Ohne ſich daran zu kehren, ſetzte ſie ihren Weg fort und kam endlich zum Ziel.

Nach mehreren Schlägen an die Pforte, die in dem dahinterliegenden Hofe dumpf wiederhallten, ſtützte ſie ſich auf einen Eckſtein und wartete.

Ein Livreediener öffnete die Thür, ſchritt auf ſie zu, und als er eine bleiche, vom Wind zerzauſte Frau ſah, ſagte er mürriſch: „Habt Ihr gepocht?“

Marie erhob den Kopf wie Jemand, den man unſanft weckt. „Was wollen Sie?“ fragte ſie.

„Ob Ihr gepocht habt?“

„Ah ja, ich war's,“ ſagte ſie ſanft. „Ich frage nach dem Herzog Lairville, ich muß ihn durchaus ſprechen.“

„Das iſt keine Stunde, um Beſuche zu machen. Wer ſind Sie?“

„Um Gotteswillen,“ erwiederte die junge Dame, „ſagen Sie Ihrem Herrn, daß — — Frau von Brabantane ihn ſprechen will.“

Bei dieſem Namen, den er genau kannte, betrachtete der Diener die Fremde mit Aufmerkſamkeit, und erkannte ſie alsbald. „Mein Gott, gnädige Frau, Sie hier und zu dieſer Stunde? Treten Sie ein!“

„Wo iſt Herr von Lairville?“ wiederholte Marie. „Ich wünſche ihn augenblicklich zu ſprechen.“

„Aber vor fünf Minuten iſt er mit Poſtpferden abgereiſt.“

„Abgereiſt? und wohin?“ rief Frau von Brabantane in höchſter Spannung.

„Der Herr Herzog kam um eilf Uhr nach Hauſe. Der Kammerdiener bekam den Befehl, ſchnell zu packen, ich mußte die Poſtpferde beſorgen. So iſt der Herr Herzog vor fünf Minuten abgereiſt, ohne uns zu ſagen, wohin er ginge und wann er wiederkäme. Das iſt Alles, was ich weiß, gnädige Frau.“

Marie antwortete Nichts; ſie war in's tiefſte Herz getroffen; ſie erſtickte einen Schrei in ihrer Bruſt und floh wie eine Irrſinnige. —

Um fünf Uhr Morgens brachte eine arme Frau, die ſchon auf Arbeit ging, Marie in's Hotel Brabantane. Sie hatte die Unglückliche ohne Bewußtſein auf der Straße liegen gefunden. Nachdem ſie ihr die thätigſte Hülſe erwieſen, hatte ſie ihr Namen und Wohnung entlockt.

Frau von Brabantane blieb zehn Tage lang in der Gewalt eines hitzigen Fiebers. Als ſie die Augen öffnete, erkannte ſie ihre Schwägerin, die ſie keinen Augenblick verlaſſen hatte. Marie erhob ſich mühſam und umarmte zärtlich die mütterliche Freundin. Dann ſich plötzlich des Vorgefallenen erinnernd, ſank ſie zurück und verbarg ihr Geſicht in beide Hände.

„Marie, mein Kind,“ ſagte die Baronin, „bin ich nicht Deine Mutter? Eine Mutter hat nur Liebe!“

Einige Tage ſpäter konnte Marie aufſtehen. Wenn auch die Sorgfalt, mit der man ſie gepflegt, nicht ihre Seele heilen konnte, ſo hatte ſie doch wenigſtens die körperlichen Schmerzen beruhigt. Die arme Geneſende ſchien bleich und ſchwach wie ein Schatten über den Teppich zu ſchweben. Einige Strahlen der Decemberſonne, ein ſchmerzliches Lächeln der trauernden Natur, lockten ſie an's Fenſter. Ihre glühende Stirn lehnte ſich an die gefrornen Scheiben. Ihr Geiſt ſchien ſich bei dieſer Berührung zu beruhigen und verlor ſich nach und nach in jene ſüße Träumerei, die zwiſchen Wachen und Schlafen ſchwebt. Als ſie ſich aus dieſer moraliſchen Erſtarrung riß, trat ihr die Gegenwart verzweifelter als je vor Augen. Die arme Kranke erreichte mühſam einen Lehnſtuhl und Thränen benetzten zum erſten Male wieder ihre welk gewordenen Wangen.

Auf einmal erhob ſie ſich wie von einem plötzlichen Einfall ergriffen, griff mit vor Aufregung zitternder Hand nach der Klingel und läutete.

„Julie,“ ſagte ſie zu ihrer Kammerjungfer, die eintrat, „während meiner Krankheit ſind doch wohl, ſollte ich denken, Briefe angekommen; wo ſind ſie, mein Kind?“

„Gnädige Frau,“ erwiederte das junge Mädchen, „es ſind mehrere gekommen, unter andern geſtern ein ſehr großer; ſie liegen da im Arbeitstiſch, auf den ſich gnädige Frau lehnen; ich habe ſie immer, wenn ſie ankamen, vorſichtig dahineingelegt.“

„Gut, laß mich!“ — Und Mariens Hand griff krampfhaft nach dem bezeichneten Tiſch. Sie hätte gern alle Briefe zugleich geleſen. Sie mußte ſich aber doch beſcheiden, einen nach dem andern zu öffnen. Bei dem erſten preßte ein verächtliches Lächeln ihre Lippen zuſammen, er war in der Art wie die übrigen, die ſie noch öffnete; zwanzigmal war ſie im Begriff, ſie ſämmtlich ohne weitere Unterſuchung dem Feuer zu überliefern, aber die Furcht, mit den andern den Einen zu vernichten, auf den ſie hoffte, hielt ſie zurück.

In der That enthielten faſt alle dieſe Papiere einige kleine Bosheiten und mehr für die traurige Chronik der großen Welt. Da zeigte unter Anderem die Frau Gräfin von X. Marien an, daß ſie mit ihren vierzehntägigen Geſellſchaften nicht fortfahren könne, da ſie auf's Land ginge. (Im December!) —

Montbryon hatte, wie man ſieht, ſeinen Zweck erreicht. Sein Opfer wurde ſchon von der vornehmen

Welt verſtoßen. Dieſe Gräfin von X., die ſich ſo in hohe Tugend hüllte, war bei alle dem eine Frau, von der mitleidige Seelen, welche die Salons bevölkern, behaupteten, ſie trüge das Herz auf der offenen Hand und biete dieſe Hand Jedermann. Aber ſie hatte die Geſchicklichkeit gehabt, jeden Skandal zu vermeiden. Und man weiß ja, daß dies Wort in den Augen der Welt alle menſchliche Moral umfaßt. An der zunehmenden Traurigkeit, die Mariens ſchöne Stirn verdunkelte, auf der die Hoffnung nur einen Augenblick geleuchtet hatte, war es leicht zu erkennen, wie vergeblich ihre Bemühungen. Es blieb ihr nur noch übrig, den großen Brief zu öffnen, der nach Ausſage der Kammerjungfer den Abend zuvor angekommen war, und den ſie bis dahin vernachläſſigt hatte, da ſie beim erſten Anblick einen jener Briefe in ihm erkannte, die nur als Vorwand dienen, um ſich vor ſeinen Bekannten mit Namen, Titeln und Eigenſchaften zu brüſten. Mit zerſtreuter und gleichgültiger Hand öffnete Marie endlich das Siegel. Der Brief enthielt Folgendes:

„Frau Herzogin von Lairville hat die Ehre, Ihnen die Verheirathung ihres Sohnes, Herzog Heinrich von Lairville, mit Fräulein von Lubeſac anzuzeigen.“

Das war zu viel; keine menſchliche Kraft kann ſolchem Schlage Stand halten. Die junge Frau ſank zuſammen, wie vom Blitz getroffen.

Drei Stunden blieb ſie in dieſem Zuſtand vollkommener Bewußtloſigkeit. Als ſie die Augen öffnete, glaubte ſie zu träumen. Neben ihrem Bete ſaß eine bejahrte Frau, mit edeln, noch ſchönen Zügen; ſie hielt eine ihrer Hände und nannte ſie mit ſanfter Stimme ihre Tochter.

Zu ihren Füßen, bleich und verzweifelnd, lag Heinrich von Lairville, er ſelbſt, der ſie anzuflehen ſchien. Ihr gegenüber ſtand die Baronin von Brabantane, ſie zärtlich anlächelnd und glücklich, ſie wieder in's Leben zurückkehren zu ſehen.

„Sie ſind es, Sie!" flüſterte die junge Frau auf den bittenden Blick des jungen Mannes.

„Ja, ich bin es, Marie, ich, der ich Sie nie mehr verlaſſen will, der mit Einwilligung ſeiner Mutter Ihnen ſein ganzes Leben widmen will, wenn Sie ihm verzeihen."

Statt aller Antwort reichte ſie ihm den Brief, den ſie in ihre linke Hand gepreßt hatte, und den man ihr nicht hatte entwinden können. Ihr Geſicht drückte weder Verachtung noch Zorn aus, nur Furcht ſchien ſie noch zu bewegen.

Der Herzog ergriff ſchnell den Brief. Während er las, ſtieg ihm Zornesröthe in die Wangen. „Sollte man ſolche Schändlichkeit für möglich halten?" rief er aus. „Dieſe Nichtswürdigkeit, glauben Sie, Marie, iſt wie die übrigen von Montbryon angeſtiftet. Marie, dieſe Heirath war im Plane, ehe ich Sie nach meiner Rückkehr von Afrika wiederſah. Aber ich habe nicht gezögert, ich mußte Sie vertheidigen, Ihnen Achtung verſchaffen, ich mußte das Recht dazu haben, ich warf mich in den Wagen, ſtürzte zu meiner Mutter, die Sie jetzt kennen, die Sie liebt, Sie achtet und ſegnet.

Marie, ich bin frei; Marie, werden Sie mich für würdig halten, Ihr Gatte zu ſein?“

Frau von Brabantane konnte nicht antworten; Thränen ſtürzten über ihre Wangen, aber diesmal waren es Freudenthränen; ſie erhob ſich und legte ihre Hand in die Heinrichs. —

Vierzehn Tage ſpäter führte Herzog Heinrich ſeine Frau in die Provinz „fern von den Intriguanten, den Coquetten und den Böſewichtern,“ — wie Scribe ſagt.

Graf Montbryon war mit ſeiner Rache nicht glücklich. Die Pariſer Salons waren bald für ihn verſchloſſen auf die einſtimmige Forderung aller Damen; er ſah ſich beſchränkt auf die Geſellſchaft der Madame Pichard und des Pumpenmachers, von denen ſchon die Rede war. Was Preval, Coſtal und den Reſt der luſtigen Bande betrifft, ſo fuhren ſie fort, ein Engliſch wie ein Jockei, und ein Franzöſiſch wie ein Stallknecht zu ſprechen, zu dampfen wie ein Rauchfang und die Roſenjungfern der nationalen Akademie der Muſik zu verführen, vor allen Dingen aber ſich jeden Abend zu berauſchen. Sie ſind und bleiben junge Leute „von ſehr gutem Ton.“

Jugendſünden.

Novelle

von

Souveſtre.

Der erſte Tagesſchimmer breitete ſich am Himmel aus, das Thal von Cailly erhob ſeine ſchlafenden Glieder, aus dem Morgennebel tauchten ſeine Mühlen, ſeine Dörfer und die Pappeln, die ſeinen Fluß umkränzten, auf. Aber Alles blieb noch öde und ſchweigſam. Selbſt die Vögel unter den Blättern ſchliefen noch, und man hörte Nichts als das Säuſeln des Morgenwindes und zwiſchen den Schwertlilien am Ufer das Gemurmel des Waſſers. Am Abhang des Hügels., der an den Fluß grenzt, ſah man ſchon die hohen Dächer von Schloß Barville vom Strahl der aufgehenden Sonne geröthet, während die Maſſe des Gebäudes noch in halbe Nacht gehüllt blieb. Auch da war noch Alles ſtumm, ſchien noch Alles zu ſchlafen. Ein aufmerkſamer Blick verrieth jedoch im erſten Saale des untern Stockwerks durch die Ritzen eines ſchlecht verſchloſſenen Ladens den blaſſen Schimmer einer matten, vom langen Dienſt der Nacht erſchöpften Oellampe. Ihr Schein fiel auf einen Mann von ungefähr ſechzig Jahren, mit grauen Haaren, rüſtigem Geſicht; ſein Anzug war halb bürgerlich, halb ſeemänniſch. Dieſer Mann war Georg Duret, ein Hochbootsmann in der kaiſerlichen Marine, des Viceadmirals Roſtang alter Gefährte zur See, und jetzt deſſen Factotum auf Schloß Barville.

Der alte Seemann hatte ſich weder durch Gehorſam, noch durch Bravheit des Charakters in dieſe dauernde Gunſt geſetzt. Sehr jung in die Dienſte des Admirals getreten, war er deſſen Kamerad noch mehr bei ſeinen Thorheiten als bei ſeinen Feldzügen geweſen, und hatte ſich unvermerkt jene familiäre Unverſchämtheit angewöhnt, durch welche gefällige Diener die Unordnungen ihrer Herren zu beſtrafen pflegen. Ein zufälliger Umſtand kam dazu, ihn aller Strafbarkeit zu entheben. Als er mit Herrn von Roſtang die Rhede von Rio Janeiro paſſirte, war ihre Schaluppe mit vollen Segeln durch einen plötzlichen Windſtoß umgeſchlagen; der Admiral rettete dem alten Burſchen das Leben mit Gefahr des eignen. Das war ein unzerreißbares Band, welches für immer das Schickſal des Einen an den Andern verknüpfte. Das Andenken an einen großen empfangenen Dienſt kann uns beſchwerlich fallen, aber die Erinnerung an einen großen geleiſteten Dienſt wird uns immer angenehm ſein, weil er uns ehrt. Das Geſicht Georgs wurde für den Admiral eine Art Ehrenkreuz; ſeitdem er ihm das Leben gerettet, war ihm der Menſch erſt recht werth geworden; der Gedanke, ſich von ihm zu trennen, durfte nie auftauchen. Der Hochbootsmann war ſeinerſeits auf ſeine Art auch dankbar, und da er ſich für ſchlechterdings unentbehrlich hielt, würde er nie ſeinen Abſchied angenommen haben. Es entſtanden zahlloſe Streitigkeiten, die aber keinen Bruch, ſondern nur zur Folge hatten, daß Herr und Diener täglich zänkiſcher, aber auch unzertrennlicher wurden; ſie waren wie zwei alte Teufel, die ſich gegenſeitig ertrugen, um damit ihre Sünden abzubüßen, und ſich oft damit tröſteten, ſich dieſelben zu erzählen.

Wir müſſen indeß doch ſagen, daß Georg's ſichtliche üble Laune beim Anfang unſerer Geſchichte diesmal nicht von neuen Zerwürfniſſen mit dem Admiral herrührten. Der alte Bootsmann hatte es heute mit dem Sohne des Hauſes, Herrn Marcell von Roſtang zu thun.

Marcell war das Kind aus erſter Ehe des Barons, und da er nicht in der Nähe ſeines Vaters erzogen worden, war er, wie alle gutgebildete junge Leute, von den eingebildeten Studien des Collége zu den fraglichen Studien der Rechtsſchule übergegangen. Nachdem er in Paris drei Jahre alle Bälle, Concerte und Theater beſucht hatte, wurde er Advokat und kehrte nach Barville zurück mit einem Diplom von Freiheiten und einer Sammlung unbezahlter Rechnungen. Der Admiral hatte in ſeiner Jugend ſelbſt ſo viel Schulden gemacht, daß er ſehr gut alle Verführungen dazu kannte; trotzdem gerieth er erſt in Wuth und wollte Nichts bezahlen, aber die Baronin, die es ſich zur Aufgabe zu machen ſchien, durch Freundlichkeiten für Marcell den Namen Stiefmutter Lügen zu ſtrafen, machte den alten Seemann geſchmeidig.

Die Rechnungen wurden bezahlt, aber unter der Bedingung, daß der Strafbare ſeine Beſſerung bewieſe, indem er ſeinen alten Gewohnheiten und Kameraden entſagte. Jagd und Ausflüge zu Pferde wurden natürlich auch aufgehoben, weil ſie den Vorwand zu ſchlechtem Umgange boten. Seit acht Tagen nun hielt Marcell auf dem Schloſſe Quarantaine, ohne andere Zerſtreuung, als einen Spaziergang mit dem Admiral und der Baronin, oder Bruchſtücke aus Opern, die er mit ſeiner Schweſter ſang. Um aber den ganzen Reiz dieſer ſtillen Freuden zu genießen, fehlte es ihm an einigen funfzig Jahren. So fand er es denn auch unmöglich, ſie länger zu ertragen. Geſtern Abend erreichte ſeine Geduld ihr Ende; Marcell entſchlüpfte aus dem Schloß mit einem Hund und einer Flinte. Der alte Bootsmann, den er in's Vertrauen gezogen, ſollte ihm heute gegen Abend die Thüre des kleinen Hofes öffnen. Aber der Abend war gekommen, die Nacht zog herauf, der Morgen brach an und der Flüchtling war noch immer nicht wieder erſchienen.

Augenſcheinlich hatte ein lockendes Begegniß Marcell ſein Verſprechen vergeſſen laſſen. Vielleicht war die Jagd nur der Vorwand geweſen, und indem Georg in's Vertrauen gezogen zu ſein ſchien, war Dieſer nun der Gefoppte. Dieſe letzte Vermuthung, welche die einleuchtendſte ſchien, verurſachte dem Alten einen Aerger, der leicht auf ſeinem Geſicht zu leſen ſtand. Er erhob ſich, ging an's Fenſter, ſtieß die Läden auf, kehrte zur Lampe zurück, löſchte ſie aus und fing an im Warteſaal hin und her zu laufen, indem er ein leiſes Selbſtgeſpräch führte, das durch heimliche Flüche unterbrochen wurde.

„Schon hoher Tag!“ ſagte er vor ſich hin, „und noch nicht zurück! Und die Frau Baronin band es ihm doch auf die Seele, und mir gab er das Verſprechen! Gleich wird der Admiral herunterkommen, und weiß Gott, welchen Sturm es ſetzen wird, wenn er gewahr wird, daß der junge Mann die Nacht außer dem Schloſſe zugebracht hat! Der hat freilich jetzt gut den Moraliſten ſpielen, ſeitdem ihn die Gicht verhindert, andere Dinge zu treiben! Und doch war er auch einmal jung, der Admiral. O,ich weiß einige Geſchichten, ich, der ich immer Poſten ſtand an ſeiner Thüre! Ich erinnere mich noch, daß er zu Martinique, als er gewiſſe Beſuche empfing, allen Officieren, die ſich ihm vorſtellen wollten, ſagen ließ, er habe das Fieber. Das war ein wunderliches Fieber; ſiebenmal in der Woche kam es wieder!“

Hier unterbrach der Bootsmann ſeine Erinnerungen, um ein Fenſter zu öffnen und Marcell mit den Augen in der Landſchaft zu ſuchen. Zu gleicher Zeit ertönte im Vorſaal der Schall unſicherer Tritte und das Stampfen eines Stockes, eine Stimme rief Georg zu wiederholten Malen, aber der alte Seemann, der den Kopf hinausgeſtreckt hielt, hörte Nichts. Plötzlich erſchien der Baron an der Thüre, auf eine Gichtkrücke geſtützt; er wiederholte ſeinen Ruf mit der ungeduldigen Heftigkeit, welche Leuten eigen iſt, die nicht zu warten gewohnt ſind. Jetzt drehte ſich der Bootsmann um.

„Der Admiral!“ rief er erſchrocken.

„Alle Wetter! ſoll ich eine Flinte losbrennen, damit Du hörſt?“ ſagte der Baron mit Laune. „Wonach ſchauſt Du denn aus?“

„Ich, nach Nichts,“ erwiederte Georg lebhaft.

„Nun dann iſt es der Mühe auch werth, Dich an's Fenſter zu ſtellen!“ ſagte Herr von Roſtang und ergriff einen Lehnſtuhl. „Haſt Du noch nicht die Baronin oder Gabriele geſehen?“

„Nein, Admiral.“

Der alte Officier ſetzte ſich und zog eine Fußbank unter ſein krankes Bein.

„Es iſt wahr,“ ſagte er, „ich bin heute früher als gewöhnlich aufgeſtanden; dieſe verwünſchte Gicht läßt mir keine Ruh. Aber jetzt müſſen doch die Weiber kommen!“

„Sie würden ſchon hier ſein, wenn ſie wüßten, daß der Admiral unpaß iſt,“ erwiederte der Bootsmann.

„Ja, ja,“ murmelte der Baron mit halber Stimme, als wenn er es zu ſich ſelbſt ſagte, „wenn ich ihrer bedarf, ſind ſie gleich da, ſie ſind zwei Engel! Zwei Engel, die ihre Zeit verlieren, ſich mit mir altem Teufel abzugeben, während mein Herr Sohn herumſtreicht, ſich amüſirt und Schulden macht!“

Georg warf entſchuldigend ein, daß er in letzter Zeit keine gemacht habe.

„In letzter Zeit!“ wiederholte der Admiral, „das glaub' ich wohl! Geſtern habe ich die letzten bezahlt;

er müßte denn in der Nacht neue gemacht haben, was übrigens auch nicht zu verwundern wäre!"

Und wie wenn ihm plötzlich ein Zweifel käme, drehte er ſich zum Bootsmann um und fragte: „Er iſt doch wohl zu Hauſe?"

Dieſer antwortete bejahend.

„Dann will ich ihn ſehen!" ſagte der Baron und ſtützte beide Hände auf den Armſtuhl, um ſich zu erheben.

„Verzeihung, Admiral!" unterbrach Georg ihn ſchnell, „aber ich komme von Herrn Marcell; er ſchlief noch."

„Zu dieſer Stunde!" erwiederte der Greis, „ſo will ich ihn wecken, er iſt ein Faulenzer."

„Im Gegentheil, Admiral, er hat einen Theil der Nacht durch gearbeitet."

„Was denn?"

„Nun, jedenfalls — — Rechtsſtudien, ich ſah dieſen Morgen den Code civil auf ſeinem Schreibtiſch aufgeſchlagen."

Herr v. Roſtang ſchüttelte ungläubig den Kopf; Duret ging aber mit ſolcher Beſtimmtheit in die Einzelnheiten ein, daß er ſich überzeugen ließ. Plötzlich öffnete ſich geräuſchvoll die Thüre nach dem Hof, und Marcell erſchien im Jagdcoſtum auf der Schwelle. Ein wahrer Theatercoup! Ein dreifacher Schrei ertönte zu gleicher Zeit, ein Augenblick des Schweigens folgte. Der Admiral betrachtete ſeinen Sohn, Dieſer wandte den Kopf weg, und Georg beſchäftigte ſich angelegentlich, ſeine Weſte abzuklopfen.

„Alſo auf die Art haſt Du ihn den Code civil ſtudiren ſehen?“ ſchrie der Baron dem Letztern zu und ſtieß ihn mit der Fauſt. „Bei allen tauſend Teufeln, dieſe Lüge ſollſt Du mir büßen! Und Du, mein Herr, woher kommſt Du? Wer hat Dir erlaubt auszugehen? Warum hat man die Nacht außer dem Schloß zugebracht?“

„Mein Gott! Zürnen Sie nicht, Admiral!“ ſagte der junge Mann, der ſchon zum Theil ſeine Sicherheit wieder gewonnen hatte; „ich war gewiß Willens, geſtern Abend wiederzukommen, aber ich hatte ein Abenteuer, ich hatte eine Begegnung —“

„Ich errathe ſchon,“ unterbrach ihn hitzig der alte Seemann, „einer der Freunde aus der Nachbarſchaft, die unter dem Vorwand, nach Hafen auszulaufen, zuſammenkommen, um mit luſtigen Frauenzimmern einige Flaſchen Champagner ſpringen zu laſſen.“

„Erlauben Sie, mein Vater —“

„Man ſchweige!“

„Aber ich ſchwöre Ihnen —“

„Ich glaube Ihnen nicht, mein Herr!“

„Dann iſt freilich jede Erklärung unnütz,“ ſagte Marcell und machte einen Schritt nach der Thüre zu.

„Dageblieben!“ rief der Admiral und ſtampfte mit dem Stock auf den Boden, „tauſend Teufel, Du ſollſt mich hören! Glaubſt Du, daß ich mich anführen laſſe? Ich weiß, daß Du eben wieder neue Thorheiten begangen haſt.“

„Nun, und wenn das wirklich wäre?“ unterbrach ihn Georg, indem er ſich auf ſeine täppiſche Manier in's Mittel legte, „ſoll er etwa aus der Art ſchlagen?“

„Schweig, Duret!“ unterbrach ihn ſchnell der Baron, der den Bootsmann loslegen ſah. Dieſer hatte jedoch ein Syſtem, von dem er niemals abging; es beſtand darin, daß er mit dem Roſtang von früher den jetzigen Roſtang bekämpfte; deſſen Vergangenheit war das Seil, das er ſeiner Gegenwart um den Hals legte.

„Und wenn ich auch ſchweige,“ ſagte er mit erhobener Stimme, „ſo ändert das nicht, daß Sie hundertmal mehr als Ihr Sohn begangen haben!“

„Du lügſt!“

„Glauben Sie, ich hätte Ihre ſchönen Ausflüge vergeſſen?“

„Wirſt Du ſchweigen?“

„Da waren zum Beiſpiel die beiden Spanierinnen, die Sie zu gleicher Zeit entführten.“

„Alle beide?“ wiederholte Marcell verwundert.

„Es iſt nicht wahr!“ rief der Admiral.

„Sie überließen mir die Kammermädchen,“ ſetzte Georg hinzu, deſſen Geſichtszüge die Erinnerung verklärte. „Ach, das war noch gute Zeit, man war Ehemann und lebte doch als Garçon!“

„Prahle nur damit, alter Narr!“ unterbrach ihn voller Erbitterung der Baron. „Es hat Dir gute Früchte eingetragen. Während Du in der Fremde Deine Frau vergaßeſt, that ſie daſſelbe in Frankreich!“

Der Bootsmann fuhr zitternd in die Höhe. „Das iſt möglich!“ ſagte er und änderte plötzlich den Ton ſeiner Stimme. „Aber jedenfalls thut der Admiral Unrecht, mich daran zu erinnern.“

„Was Teufel treibſt Du mich auf's Aeußerſte!“ bemerkte Herr von Roſtang etwas beſchämt.

„Wenn ich Strafe verdiente,“ erwiederte Duret mit bitterem Nachdruck, „ſo war ich doch nicht der Einzige!“

„Genug, Georg!“

„Man muß nicht ſo ſtolz ſein, weil man Glück gehabt hat.“

„Donner! wirſt Du endlich aufhören?“ ſchrie der Baron und erhob ſich wüthend.

Der alte Matroſe zuckte die Achſeln, murmelte einige wenig ehrerbietige Bemerkungen über das ſchlechte Gedächtniß alter Sünder, und zog ſich langſam zurück, wie Einer, der es nicht Wort haben will, daß er gehorchen muß.

Der Admiral ließ ſich keuchend in ſeinen Lehnſtuhl zurückfallen. Marcell näherte ſich, um ihm behülflich zu ſein; aber Jener ſtieß ihn zurück.

„Laß mich, guter Freund!“ rief er zornig, „Du allein biſt Schuld an allem Vorgefallenen. Ohne Deine Thorheiten hätte ich nicht die Albernheiten dieſes Herrn anhören müſſen. Du bringſt mich in Streit mit der ganzen Welt, ſelbſt mit der Baronin; denn wenn ſonſt Stiefmütter immer gegen die Kinder ihrer Männer eingenommen ſind, ſo iſt es hier gerade umgekehrt. Frau von Roſtang hat für Dich Nichts als Entſchuldigungen; ſie vertheidigt den guten Sohn, wo ſie kann!“

„Ach, ich weiß es,“ ſagte Marcell mit aufrichtigem Gefühl, „ſeit ich ſie kenne, iſt ſie für mich die zärtlichſte, nachſichtigſte, gütigſte Beſchützerin.“

„Ja,“ fuhr der Baron fort „aber was Du nicht weißt, mein Herr, iſt welch ein Grad von Tugend dazu gehört, um ſich ſo gütig gegen Dich und mich zu bezeigen, vorzüglich gegen mich, den ſie Urſache hätte zu haſſen.“

Der junge Mann betrachtete ſeinen Vater mit erſtauntem Geſicht.

„Höre mir zu!“ fuhr dieſer ernſter werdend fort. „Ich wollte Dir Vorwürfe machen, aber ich will Dir lieber ein Bekenntniß machen. Die Sünden der Väter ſollen wenigſtens den Söhnen zur Lehre dienen.“

Er winkte Marcell auf einen Stuhl und Dieſer ſetzte ſich vor ihn, erſtaunt, aber erfreut über die Wendung, die das Geſpräch nahm. Es entſtand eine lange Pauſe. Das ſchöne Geſicht des Admirals fand ſeinen ruhigen Ausdruck wieder; nur das ſtarre, etwas finſtere Auge ſchien in eine ſchwer zu erkennende Vergangenheit zurückzublicken. Endlich nach einer ſichtbaren Anſtrengung ſagte er, den Blick feſt auf den jungen Mann geheftet:

„Georg hat eben wahr geſprochen, ich war ein Taugenichts, wie Du, noch mehr wie Du! Denn wie Ihr im Allgemeinen ſchlechter geworden ſeid, ſo treibt Ihr auch die Thorheit in kleinerem Maße. Zu meiner Zeit gab es noch Feuer, Originalität und Kühnheit! Man entführte die Frau, die man liebte, ſchnitt ſich den Hals ab wegen eines Wortes, und verſpielte beim trente-et-un ſein ganzes Vermögen!“

„Ah, Sie haben Recht, Admiral,“ ſagte Marcell mit aufrichtiger Bewunderung, „Ihr waret die Männer der großen Epoche!“

„Wir waren Taugenichtſe, guter Freund,“ unterbrach ihn der Baron, der ſeine Zerſtreutheit inne ward, „und ich vor Allen. Wäre Deine Mutter leben geblieben, ich wäre vielleicht anders geworden, aber als Wittwer kehrte ich zu meinen alten Gewohnheiten zurück. Da ließ mich der Zufall im Gewühl der Welt die Tochter eines Fabrikanten aus Havre finden, Fräulein Erneſtine Chatel, Deine Stiefmutter. Es wäre mir gewiß nie eingefallen, ſie zu heirathen, wenn ich nicht erfahren hätte, daß Capitain Ramière ſie liebte. Seit meinen Schuljahren fand ich dieſen Capitain immer auf meinem Wege. Er entführte mir meine erſte Geliebte und gewann mir zwanzigmal meinen letzten Louisd'or ab; wir ſchlugen uns und er verwundete mich, er war für mich mehr als Nebenbuhler, mehr als Feind, er war mein perſonificirter böſer Geiſt. Als ich hörte, er liebe Fräulein Erneſtine, ſchwur ich die Gelegenheit wahrzunehmen, mich gründlich zu rächen, indem ich ſie ihm um jeden Preis entreißen wollte. Da trafen Herrn Chatel unerwartete Verluſte; ſein Sturz wäre ungeheuer, dieſe Schande ſein Tod geweſen. Ich erbot mich, allen Verpflichtungen des Vaters zu genügen, wenn mir die Hand der Tochter zugeſagt würde. Erneſtine willigte ein, die Heirath wurde geſchloſſen, und einige Tage ſpäter befand ich mich mit meinem Geſchwader auf dem Meere. Herr von Ramière reiſte in Verzweiflung nach Amerika, wo er blieb.“

„Sie haben ſich als unverſöhnlicher Feind gerächt, mein Vater,“ ſagte Marcell bewegt.

„Ich hatte mich wie ein Dummkopf gerächt,“ fuhr der Baron auf, „denn ich heirathete Eine, deren Herz nicht mehr frei war, und ſetzte mich wohlverdienter Wiedervergeltung aus. Aber nein, Nichts weniger als das: ich traf auf eine Ausnahme, ein Wunder! Ich fand eine Frau, die ihren Mann mit einer heroiſchen Entſagung ertrug, wie man ein unvermeidliches Unglück duldet.“

„Und Sie fanden noch mehr, bei der Rückkehr eine Tochter, die Sie für Ihren Sohn entſchädigen ſollte,“ fuhr Marcell heiter fort. „Denn was würde aus uns in Barville ohne dieſe liebe Gabriele? Wenn die Mutter im Hauſe den Ernſt und die Würde vertritt, ſo iſt Gabriele ganz Munterkeit und Freude.“

„Und Du ganz die Unruhe und die Unvernunft!“ fügte der Admiral hinzu, der wider ſeinen Willen durch die aufrichtige Bewunderung des jungen Mannes für ſeine Schweſter beſänftigt wurde. „Ohne Deine Unregelmäßigkeiten hätte ich hier nur Grund zur Zufriedenheit, aber Du ermüdeſt meine Geduld.“

„Ei, wer ſpricht hier von Geduld und ſchreit dabei ſo fürchterlich?“ unterbrach hier plötzlich eine lachende Stimme.

„Gabriele!“ riefen Marcell und der Admiral zu gleicher Zeit.

Ein junges Mädchen, friſch wie der Frühling, hatte geöffnet und zeigte ihr lachendes Geſicht von der Thüre eingerahmt und von den Strahlen der Morgenſonne beleuchtet. Marcell und ſein Vater ſtreckten ihr zu gleicher Zeit die Hand entgegen. Mit der Leichtigkeit eines Vogels hüpfte ſie auf Beide zu, drückte einen Kuß auf ihre Stirnen, und ſetzte ſich dann auf eine Ecke des Bänkchens, auf welchem der kranke Fuß des Barons ruhte.

„Nun, Väterchen,“ ſagte ſie zärtlich, „Sie ſind alſo am Schelten?“

Der Admiral erhob ſeine Stimme, wie es Leute zu thun pflegen, die fühlen, daß ſich ihr Zorn legt, aber neuen Lärm machen, um ihren Rückzug zu verbergen.

„Ich ſchelte,“ ſagte er, „weil ich Grund dazu habe.“

„Sie haben gut geſchlafen?“ fragte ſanft das junge Mädchen und faßte ihn bei der Hand.

„Nein,“ erwiederte der Seemann, und ſich zu Marcell umwendend, ſagte er mit donnernder Stimme: „Ich war bisher zu ſchwach gegen Dich, guter Freund, aber rechne nicht mehr auf meine Nachſicht; es iſt Zeit, Deinen Thorheiten ein Ziel zu ſetzen, und ich werde künftig unerbittlich ſein.“

Bei dieſen letzten Worten wurde die Stimme unerwartet weicher. Gabriele war aufgeſtanden, hatte ſich auf den Arm des Lehnſtuhls geſetzt und den Kopf an die Wange des Admirals gelehnt. Er zog ſie zärtlich an ſeine Bruſt und küßte ſie auf die Stirn. Dieſe Bewegung unterbrach die Strafpredigt.

„Fahren Sie fort, Vater, fahren Sie fort,“ ſagte das junge Mädchen mit komiſchem Ernſt, „Sie müſſen nicht nachlaſſen. Und Sie, mein Herr, beachten Sie das wohl! Wir ſagen Ihnen, daß wir in Zukunft unerbittlich ſein werden.“ Und ihre beiden Hände auf die Schultern ihres Vaters legend, neigte ſie ihren Kopf wie ein junges Kätzchen, das ſich zum Schlafen einrichtet.

Der Baron ſah, daß Marcell ein Gelächter unterdrückte; er ſelbſt konnte ſeinen Ernſt nicht behaupten.

„Zum Teufel mit der kleinen Fratze, die es mit dem jungen Herrn hält!“ rief er.

„Ganz und gar nicht!“ erwiederte Gabriele lebhaft. „Ich bin ſehr unzufrieden mit ihm, ich war gekommen, um ihn auszuzanken, aber nach Ihrer Predigt, Admiral, würde die meinige keinen Eindruck mehr gemacht haben.“

„Du biſt alſo eiferſüchtig in der Erziehung?“

„Das iſt es.“

„So muß ich ihn Dir überlaſſen!“

„Ich kam, Ihnen zu ſagen, daß die Mutter in das kleine Gewächshaus gegangen iſt. Mama wartet auf Sie; der große Cactus blüht dort.“

„Der rothe Cactus!“ rief der Admiral, der in Ermangelung von etwas Anderem ein Blumennarr geworden war. „Ei, und man hielt ihn für eine ſchlechte Species! Ich aber wußte wohl, daß wir den erſten an ihm in Blüthe haben würden!“

Als er ſah, daß Gabriele ihm folgen wollte, ſagte er: „Nein, nein, bleibe bei Deinem Bruder. Du haſt mir verſprochen, ihn abzukanzeln; ſchone ihn nicht!“

„Beruhigen Sie ſich,“ ſagte lachend das junge

Mädchen, „ich will ihn auszanken, als wenn ich ſeine Frau wäre.“

„Und Du, junger Herr,“ fuhr der Baron fort, „ſei folgſam!“

„Als wenn ich ihr Mann wäre!“ erwiederte Marcell ſich verneigend.

Der alte Seemann winkte Gabrielen ein freundliches Lebewohl zu, warf auf ſeinen Sohn noch einen Blick, der ſtreng ausfallen ſollte, und verließ hinkend den Saal.

Als ſie allein waren. brachen Bruder und Schweſter in ein herzliches Gelächter aus; dann wollte Marcell ſie umarmen, um ihr zu danken, daß ſie ihm im Sturm ſo glücklich zu Hülfe gekommen war; ſie aber nahm wieder ihr gravitätiſches Weſen an, und begann die moraliſche Rede, mit der ſie ſich nun einmal beauftragt hatte. Sie wußte, daß Marcell den Abend nicht nach Hauſe gekommen war, und ſie hielt ihm die Verſprechungen vor, die er ihr und ihrer Mutter gemacht habe.

Der junge Mann unterbrach ſie ungeduldig. „Nun,“ rief er, „da macht es meine kleine Schweſter gerade wie der Admiral und klagt mich an, ohne hören zu wollen! Ich wette, Du denkſt auch, ich hätte die Nacht in irgend einem Schloſſe der Nachbarſchaft unter Toaſten auf die Junggeſellen zugebracht?“

„Und iſt's nicht in Wahrheit ſo?“ fragte Gabriele.

„Keineswegs, meine Liebe,“ erwiederte Marcell. „Ich habe die Nacht ganz ſchäferlich auf einem Heuboden verlebt, und habe nur von Dir und der Baronin geſprochen!“ — Das junge Mädchen ſtieß einen Verwunderungsruf aus.

„Erſt muß ich Dich fragen,“ erwiederte der Bruder, indem er ſie betrachtete, „ob Du nicht ſeit zwei Tagen einen Fremden um das Schloß haſt ſtreifen ſehen, hauptſächlich in der Gegend der großen Hagebuche, wo Du gewöhnlich ſpazieren gehſt.“

„Ich,“ ſagte Gabriele etwas verwirrt, „in Wahrheit, ich weiß wirklich nicht, es gehen ſo viele Leute an Barville vorbei.“

„Dann, kleine Schweſter, bin ich ein beſſerer Beobachter als Du, denn mir fiel ſein Geſicht und ſein Weſen auf.“

„Und Du haſt ihn geſtern wiedergeſehen?“ fragte das junge Mädchen und ſpielte, ohne die Augen aufzuſchlagen, mit einer Sophaquaſte.

„Auf der großen Haide. Stelle Dir vor, Nimrod lag auf der Lauer; und als ich über einen Graben ſprang, um ihn zu ſuchen, ſah ich mich plötzlich meinem Fremden gegenüber, deſſen Hund in derſelben Stellung wie Nimrod ſchnüffelnd lag. Ohne es zu wiſſen, jagten wir auf daſſelbe Wild. Du kannſt Dir denken, daß bei dieſer Gelegenheit Jeder ſeine gute Lebensart an den Tag legen und dem Anderen den Platz überlaſſen wollte. Feuern Sie, mein Herr! — Ich thue Nichts. — Nach Ihnen! — Nach Ihnen! Ich weiß wirklich nicht, wie wir noch aus einander gekommen wären, hätte nicht das Rebhuhn von unſern Höflichkeiten gelangweilt die Flucht ergriffen!“

„Und dann habt Ihr Euch getrennt?“ fragte Gabriele mit Intereſſe.

„Keineswegs,“ antwortete Marcell. „Du weißt, meine Liebe, daß Widerwärtigkeiten brave Herzen verbinden. Ich ſuchte ihn zu entſchädigen, daß er durch mich das Rebhuhn verfehlt hatte. Ich ſchlug ihm vor, ihn in ein beſſeres Revier zu führen; er nahm es freudig an, und nach einer Stunde gemeinſchaftlicher Jagd waren wir vertraute Freunde.“

„Alſo,“ erwiederte Gabriele lebhaft, „Du fandeſt ihn liebenswürdig?“

„Reizend, kleine Schweſter. Plaudernd verirrten wir uns, und als der Abend kam, wurden wir von einem Hagelwetter überfallen. Wir mußten die Nacht in der Hütte des Jagdpächters zubringen, wo mir mein Gefährte ſein Herz ausſchüttete.“

„Ah, und was hat er Dir geſagt?“

„Erſtens, daß er aus den Vereinigten Staaten käme, um ſich in Frankreich niederzulaſſen.“

„Und er heißt?“

„Herr René.“

Das junge Mädchen konnte ihre Bewegung nicht unterdrücken.

„Kennſt Du ihn zufällig?“ fragte Marcell.

„Ich glaube, es iſt vielleicht derſelbe Herr René, den meine Tante und ich vor ſechs Wochen im Seebad von Havre trafen,“ ſagte Gabriele verwirrt.

„Ah, richtig,“ ſagte der Bruder nicht ohne Abſicht, „nun kann ich mir erklären, was ihm an mir gefiel. Er fand vielleicht eine Familienähnlichkeit. Nun wir werden ja das Wahre erſahren, denn er wird auf's Schloß kommen."

„Heute?"

„Dieſen Morgen. Ich verſprach ihn dem Baron vorzuſtellen."

Gabriele antwortete Nichts, aber ſie ſchien erſchrocken; eine lebhafte Röthe flog über ihre Züge, und ihr Bruder, der ſie mit boshaftem Lächeln beobachtete, fing eben an, ſich über ihre Aufregung zu beluſtigen, als das Rollen eines Cabriolets, welches in den Hof fuhr, ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Er lief an's Fenſter und erkannte Meiſter Bouvard, den Notar des Barons.

Meiſter Bouvard war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, groß, mager, mit verwiſchten Zügen. Auf der Naſe, die wie die jenes frommen Bruders „dem Grabe zuſtrebte," ſaß eine Brille mit blauen Gläſern. Bis ihm die Hinterlaſſenſchaft ſeines Onkels geſtattete, die Kundſchaft eines älteren Praktikanten zu Rouen zu kaufen, war er erſter Schreiber in einer kleinen Stadt der Normandie geweſen, kannte nur, wie er ſich auszudrücken pflegte, „den guten Ton von da herum," und fürchtete immer Anſtoß zu erregen. Als er mit der Clientſchaft der vornehmen Welt beehrt wurde, ſchienen ihm ſeine Manieren in ſeiner Stellung eben ſo wichtig als ſeine wirklichen Dienſte, und er verſäumte Nichts, ſie ſich anzueignen. Zum Unglück geht es aber mit der Eleganz eben ſo wie mit der Natürlichkeit; wer ſie ſucht, den flieht ſie. Die ſteife und abſichtliche Höflichkeit Bouvards glich ſeinen Acten, und diente nur dazu, ihn lächerlich zu machen. Er hoffte dieſer Verlegenheit durch eine Heirath zu entgehen, weil er wußte, daß in den Augen der Welt die Reize einer Frau die Unbehülflichkeit des Mannes vortheilhaft ausgleichen. Aber auch dies ſchlug ihm fehl. Als er bei ſeiner erſten Anfrage abgewieſen wurde, beging er die Unvorſichtigkeit, dies merken zu laſſen, und erhielt eine Schlappe auf die andere. Die zweite Erbin, der er ſeine Hand antrug, wollte nicht das Anſehen haben, Etwas anzunehmen, was die Erſte ausgeſchlagen. Die Dritte, Vierte machte es wegen der Uebrigen eben ſo; es wurde nicht mehr Sache der Wahl, ſondern Sache der Eigenliebe. Bouvard behauptete, daß ſelbſt Mütter, an deren Töchter er nie gedacht, damit groß thaten, daß er bei ihnen vergeblich angehalten. Ihm einen Korb gegeben zu haben, war eine Ehre, die ſo in der Mode war, daß ſie einer wohlerzogenen jungen Perſon nicht fehlen durfte; ſie war das Ehrenkreuz aller heirathsfähigen Damen in der ganzen Landſchaft.

Seit einigen Monaten indeſſen trug ſich der Notar mit einer ernſten Hoffnung. Ein unerhörter Fall! Während alle Mütter ihn zurückſtießen, ſchien ihn die Baronin anzuziehen. Nachdem ſie den wahren Werth dieſer rechtſchaffenen Natur, deren Verdienſten nur die Anmuth fehlte, gründlich erkannt hatte, zeigte ſich Frau von Roſtang ſo gütig gegen den Notar und ſo wenig eitel auf ihre Tochter, daß Bouvard auf den Gedanken kam, ſie wolle ihn ermuthigen. Seitdem ſie bei mehreren Gelegenheiten geſagt hatte, daß ſie Gabrielen ganz frei wählen laſſen wolle, daß Alles auf ſie ſelbſt ankommen ſolle, dachte der Notar ernſtlich daran, ſie von ſeiner Abſicht zu unterrichten. Aber es blieb bei dem Vorſatz. Schon einige Male hatte er ſein Geſtändniß, das bereits unterwegs war, unterdrückt. Einer Frau gegenüber, der er liebenswürdig zu erſcheinen wünſchte, gelangte ſeine geſtachelte Eitelkeit nur immer zu der Frage: „was ſoll ich ſagen?“ Und unfähig, ſie zu beantworten, wiederholte er ſie im Stillen ſo oft, bis er vor Angſt ganz ſchwindelig wurde. Durch die geübte Geſchäftsführung mit der Feder in der Hand weniger ſchüchtern, entſchloß er ſich nach langem Hin- und Hererwägen, zu ſchreiben. Nun blieb nur noch übrig, ein Mittel zu finden, ſeinen Brief geheimnißvoll und doch ohne Inconvenienzen zu überreichen. Meiſter Bouvard rechnete hierbei auf den Zufall und ein wenig auf Marcell, der ihm wegen mehrerer Angelegenheiten, die er ihm in Ordnung gebracht hatte, verpflichtet war.

Der Admiral und die Baronin kamen gerade dazu, als er aus dem Wagen ſtieg. Er entſchuldigte ſich erſt lang und breit, daß er ſo früh am Morgen ſeinen Beſuch mache; aber der Baron ließ ihm keine Zeit dazu; er nahm ihn bei Seite, um ihn zu fragen, ob er die bewußten Acten mitgebracht habe. Bouvard gab ſie ihm, und während der alte Seemann ſich entfernte, um ſie zu leſen, näherte ſich der Notar der Baronin, ihr mehrere Papiere überreichend, die ſie eben ſo eilig durchlas. Beide mußten mit ſeinen Vorlagen gleich ſehr zufrieden ſein, denn ſie drückten ihren

Dank aus und wollten ihn zum Frühſtück einladen. Bouvard, immer gepeinigt von der Frage, ob ſich dies oder jenes auch ſchicke, zögerte, die Einladung anzunehmen, als Marcell, der ihn zu begrüßen kam, ihn beim Arm ergriff und ihn zwang einzutreten.

Unterwegs fragte er ihn ganz heimlich nach ſeinen Wechſeln.

„Saldirt,“ antwortete der Notar.

„Mit den Koſten?“

„Und mit den Unkoſten.“

„Bouvard! ich will Ihnen dieſen Dienſt vergelten!“ ſagte der junge Mann, der die Heirathsqualen dieſes Tantalus kannte.

„Wie das?“ fragte der Notar.

„Ich will Sie verheirathen.“

Bouvard hatte keine Zeit zu antworten, aber er drückte die Hand des jungen Mannes, wie um ihn bei dem Wort zu nehmen, das ihm dieſer lachend gab.

Gabriele, die er im Saale fand, empfing ihn mit Freundlichkeit. Alle Augenblicke wandten ſich ihre Blicke dem Fenſter zu, das nach dem Hof führte, wie wenn ſie Jemand erwarte. Bouvard ſuchte vergebens die Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken; er konnte Nichts thun als huſten und ſeinen Hut abſtäuben; endlich ging man zu Tiſche.

Der Baron, den ſeine Gicht zu der Maßigkeit eines Waldbruders zwang, war übellaunig und immer bereit, aufzufahren, während die Sanftmuth der Baronin alle Stürme beſchwor. Es lag in ihrem geduldigen

Weſen etwas ſo Bewältigendes, daß ſie damit anſteckend wirkte. Ein wilder Blick beruhigte ſich unter ihrem milden Augenſtrahl, die aufgeregte Stimme dämpfte ſich bei dem liebkoſenden Ton der ihrigen, die Atmoſphäre, mit der ſie umgeben war, ſchien alle inneren Stürme zu beſchwichtigen. Wer aber im Grunde der Seele zu leſen verſtand, der mußte erkennen, daß dieſer Ernſt nicht Ruhe, ſondern Entſagung war. Eine geſänftigte Traurigkeit lag in der ſtillen Tiefe dieſes Gemüthes. Ihre Seele glich den Landſchaften Pouſſin's, in denen Alles Frieden, Einklang und Kraft zu verrathen ſcheint, und über denen doch immer ein melancholiſcher Hauch ſchwebt. Die Baronin war ſchön geweſen; ſie war es noch; aber ſie beſaß Etwas von jener kirchlich geweihten Schönheit, die ſich aus Seelenkämpfen entwickelt. Wie ruhig ſie auch für gewöhnlich erſcheinen mochte, ſo war es doch an gewiſſen ſchmerzlichen Zuckungen leicht zu erkennen, daß ſie „ſieben Schwerter im Herzen“ trug.

Das Frühſtück war beendigt. Gabriele, immer noch träumeriſch, benuzte die erſte Gelegenheit, den Saal zu verlaſſen, erſchien aber gleich wieder, um Marcell zu rufen. Dieſer fragte, was es gäbe. „Sieh nur, ſieh nur!“ rief ſie, zog ihn an's Fenſter, und zeigte ihm im Hofe einen ganz neuen Tilbury, an den man ſein Pferd, den Soliman, ſpannte.

„Was iſt das?“ fragte erſtaunt der junge Mann.

„Haben Sie Ihren neulichen Wunſch vergeſſen?“ fragte die Baronin, die ſich ihm lächelnd näherte.

Marcell bebte. „Was ſagen Sie?“ rief er, „iſt das für mich?“

„Für wen denn?“ erwiederte Gabriele munter.

„Das kommt wieder von Ihnen,“ ſagte der junge Mann und ergriff Erneſtinens Hände, die er mit Zärtlichkeit küßte. „Ach es iſt zu viel, ich weiß nicht mehr, wie ich Ihnen danken ſoll!“

„Und ich weiß nicht, wie ich es verhindern ſoll, daß man alle ſeine Launen befriedigt!“ ſagte der Admiral in ſeinem mürriſchen Humor.

Die Baronin nahm ihn beim Arm. „Schelten Sie nicht, Admiral!“ ſagte ſie mit ſanfter Stimme, und fuhr leiſer fort: „Bedenken Sie, daß wir Marcell von ſeiner Zerſtreuungsſucht heilen wollen! Das beſte Mittel hiezu iſt eben, daß wir Alles aufzubieten ſuchen, was ihm das Schloß und die Rückkehr zu uns angenehm machen kann.“

Als der Baron Einwendungen machen wollte, ſagte ſie heiter: „Uebrigens haben Sie hier gar nicht das Recht zu ſchelten, denn der Wagen iſt von dem, was ich erſpart habe, bezahlt.“

„Sehr wohl, Madame,“ erwiederte der Baron. „Aber warum haben Sie mich denn verhindert, meine Erſparniſſe für den Vogelſchlag anzuwenden, den ſich Gabriele wünſchte?“

„Mein Gott,“ ſagte Erneſtine in Verwirrung, „weil das unnütz iſt.“

„Während doch ein Tilbury eine Sache von dringendſter Nothwendigkeit iſt!“ fügte der Admiral ironiſch hinzu.

„Ohne Zweifel,“ fiel Gabriele ein, „denn er kann einen Glücklichen machen.“

„Er ſoll deren Zwei machen,“ ſagte Marcell, „denn ich will, daß wir ihn zuſammen gebrauchen, liebe Schweſter.“

„Alles iſt bereit,“ bemerkte Bouvard, der durch's Fenſter ſah.

„Ach ich werde wohl niemals dürfen,“ ſagte das junge Mädchen, „Soliman iſt zu wild.“

„Komm nur!“ erwiederte Marcell und umſchlang ſie, „wir fahren nicht über die große Waldlichtung hinaus.“ Mit leiſer Stimme fügte er hinzu: „Von dort her wird Herr René kommen.“

Gabriele ſchien es nicht zu hören, aber ſie erklärte mit der freundlichſten Anmuth, daß ihre Mutter darüber zu beſtimmen habe.

„Geh, weil Marcell es wünſcht,“ ſagte dieſe.

„Und weil es Dich freut,“ ſetzte der Admiral hinzu, „denn Deine Mutter denkt nur an den Windbeutel.“

Erneſtine umarmte das junge Mädchen mit einer Zärtlichkeit, die dies harte Urtheil über Marcell widerlegen ſollte, und fragte Bouvard, ob er nicht Luſt habe, die Spazierfahrt mitzumachen. Der Notar nahm es mit Vergnügen an und alle Drei gingen.

Der Admiral öffnete das Fenſter, um ſie einſteigen zu ſehen; er rief Marcell zu, daß er ihn für Alles verantwortlich mache, was ſeiner Schweſter zuſtoßen könne. Der junge Mann verſprach vorſichtig zu ſein und fuhr davon.

„Diesmal wird es ihm leicht werden, außergewöhnlich vernünftig zu ſein," bemerkte der Baron, zurückkehrend und ſich wieder ſetzend, „ſobald es ſich um Gabriele handelt, hält ſein geſunder Verſtand ſeinem flatterhaften Sinne die Stange."

„Ach wenn Sie wüßten, wie gut er gegen ſie iſt!" ſagte Erneſtine mit Wärme, „Sie reden immer nur von ſeinen Thorheiten, aber ſein gutes Herz, ſeine Freimüthigkeit und ſeine Redlichkeit bringen Sie nicht in Anſchlag."

Der Admiral ſah die Baronin lauernd an. „Ich wollte wetten, meine Liebe," ſagte er mit halb mürriſchem, halb ſcherzendem Tone, „Sie haben noch ein Bittgeſuch zu ſeinen Gunſten auf dem Herzen!"

„Nichts, Admiral," erwiederte Erneſtine anmuthig, „wenigſtens nichts Neues! Ich will Sie nur an das Majorat erinnern, das Sie für ihn zu gründen verſprochen haben. Herr Bouvard hat mir das Geſuch aufgeſetzt; es fehlt alſo blos Ihre Unterſchrift."

„Vortrefflich," ſagte der Baron und ſuchte in ſeiner Taſche nach einem Papier, „gerade hat er mir den Entwurf zu einem Document für Gabriele gebracht."

„Für Gabriele?" fragte lebhaft die Baronin, „ein Document? was meinen Sie damit?"

„Sie ſollen es erfahren, meine Liebe," ſagte der Baron, das Papier entfaltend. „Sie verlangen, ich ſolle Marcell zum Dank, daß er mich in Zorn bringt, dreimalhunderttauſend Francs ſichern. Sei es! Es iſt eine herrliche Lehre für mich, und ich habe immer gedacht, der beſte Segen, den man von der Erziehung ſeiner Kinder haben könne, ſei, daß ſie uns Eltern eine Uebung in Geduld, Entſagung und einer Menge anderer chriſtlicher Tugenden verſchaffen, aber daß ich die Schweſter dafür, daß ſie mir von jeher nur Freude gemacht hat, ſtrafen ſoll: das werden Sie ſelbſt geſtehen, wäre doch zu hart!“

„Aber,“ bemerkte Erneſtine zögernd, „bedenken Sie wohl, Admiral —“

„Ich denke, daß wir in einem Jahrhundert der Gleichheit leben, Madame,“ unterbrach ſie der Seemann, indem er mit dem Fuß auftrat, „wenn der Teufel ſein Theil kriegt, kann man doch auch Etwas für die Engel aufheben! Alſo will ich für Gabriele eine Mitgift ſichern, die dem Majorat ihres Bruders gleichkommen ſoll.“

„Was ſagen Sie?“ rief Erneſtine erblaſſend, „das iſt unmöglich, mein Herr, es darf nicht ſein!“

„Und warum nicht, Madame?“ fragte er ſtreng.

„Warum nicht?“ ſtammelte verwirrt die Baronin, „wiſſen Sie nicht, daß Marcell Ihren Namen fortpflanzen ſoll, daß er ihn in dem Glanze erhalten muß, den er bisher behauptet hat? Das Vermögen, welches Sie theilen wollen, kommt nur von Ihrer Seite; deshalb muß auch der Sohn der Erbe des Vaters ſein.“

„Der Sohn,“ wiederholte der Baron, „und Gabriele, Madame, iſt ſie nicht auch meine Tochter?“

Erneſtine konnte Nichts erwiedern.

„Gott ſtraf' mich!“ rief der Admiral und ſchlug auf die Arme ſeines Lehnſtuhls, „iſt das Ihr feſter, unabänderlicher Entſchluß? Jedesmal, wenn ich Etwas für die Schweſter thun will, halten Sie mir den Bruder vor. Für ihn finden Sie mich nie zärtlich, nie großmüthig genug, und für Gabriele halten Sie mich von Allem ab, verweigern Sie Alles!"

„Admiral!"

„Warum das, Madame? Warum opfern Sie Ihre eigene Tochter meinem Sohn, der Ihnen fern ſteht? Warum verhindern Sie mich, zu ihren Gunſten zu verfügen?"

Die Baronin wandte den Kopf weg in ſichtlicher Beklemmung.

„So antworten Sie doch!" rief der alte Seemann außer ſich. „Sie müſſen doch endlich einen Grund auffinden. Lieben Sie Ihre Tochter nicht?"

Erneſtine erhob die Hände und ſtieß einen ſo ſchmerzlich bewegten Schrei aus, daß der Baron davor erzitterte; aber ſein Zorn dauerte fort. „Nein," ſagte er, „Sie lieben ſie nicht, wie ſie es verdient, denn es ſcheint, Sie entziehen ſie meiner Zärtlichkeit und meiner guten Abſicht. Aber ich werde es nicht leiden, Madame, ich werde ſie beſchützen gegen Ihren Willen!"

Die Baronin antwortete Nichts, ſie hatte ſich auf ein Sopha fallen laſſen, und hielt das Geſicht mit beiden Händen bedeckt; das Zucken ihrer Schultern verrieth ihr unterdrücktes Schluchzen. Der Admiral, der, ſeinen Schemel zornig von ſich ſtoßend, ſich erhoben hatte, wollte hinausgehen, als ſich die Stimme

Georg Duret's in dem Vorſaale hören ließ. Der Alte rief die Kammerdiener zuſammen und ſchrie ihnen zu, einen Arzt herbeizuſchaffen.

Erneſtine erhob den Kopf, der Baron ſtand ſtill. „Einen Arzt?“ wiederholten Beide zu gleicher Zeit. Verwirrte Stimmen und das Geräuſch raſcher Schritte ertönten von außen; im ſelben Augenblick öffnete Georg die Thüre des Saals.

„Was giebt es?“ riefen die Baronin und der Admiral.

„Verzeihung!“ ſtotterte Duret verwirrt, „Herrn Marcell's Pferd iſt durchgegangen.“

„Und der Wagen?“ fragte Erneſtine.

„Iſt zerbrochen.“

Ein doppelter Schrei erſcholl; Erneſtinens Angſtruf hatte etwas ſo ſchmerzlich Durchdringendes, daß man ihn draußen vernahm. Sie erhob die Arme und rief: Gabriele! Eine bebende Stimme antwortete ihr, und das junge Mädchen ſtürzte ihr faſt ohnmächtig um den Hals.

Erneſtine nahm ſie auf ihre Arme wie ein Kind, floh mit ihr in den Saal wie eine Löwin, die ihr Junges forträgt, legte ſie auf einen Divan und warf ſich auf die Kniee vor ihr. Vergeblich wollte Gabriele reden; ihre Mutter unterſuchte ſie mit zitternden Händen, ob ſie auch nicht verwundet ſei, drückte ſie mit unterdrücktem Schrei an ihre Bruſt, und bedeckte ihr Haupt mit Küſſen.

Das junge Mädchen, noch ganz aufgeregt, erwiederte ihre Zärtlichkeit, miſchte ſie mit ihren Thränen und nannte ſie mit den ſüßeſten Namen. Während einiger Augenblicke hörten und ſahen Mutter und Tochter nur ſich ſelbſt. Die Baronin, die Gabriele unbeweglich vor ſich hielt, um ſie beſſer ſehen zu können, berauſchte ſich in dieſem Anblick und konnte immer nur die Worte wiederholen: „Ich habe ſie lebend, lebend!“

Das junge Mädchen lehnte ſich auf ihre Schulter, beſchwor ſie, ſich zu beruhigen, und erklärte, nur Marcell ſei in Gefahr geweſen. Erneſtine zitterte bei dieſem Namen.

„Marcell!“ rief ſie, „ach, ich hatte ihn ganz vergeſſen, wo iſt er?“

„Hier iſt er,“ rief fröhlich der Admiral, indem er mit ſeinem Sohn eintrat, den er mit beiden Armen feſthielt, „der Narr iſt friſch und geſund!“

„Dank ſei es dieſem Herrn,“ ſagte Marcell, und wandte ſich gegen einen jungen Fremden, der auf der Schwelle ſtand. „Er fiel Soliman in die Zügel, und obgleich er ſtürzte, hat er ihn doch gebändigt.“

„Aber Sie ſind verwundet!“ fiel Gabriele lebhaft ein.

„Es iſt Nichts,“ ſagte der junge Mann, indem er ſich bemühte, das Blut, womit ſeine Hände bedeckt waren, abzuwiſchen, „einige kleine Ritze, die nicht der Mühe werth ſind zu erwähnen! Ich bin zu glücklich, daß mich der Zufall zu rechter Zeit herbeiführte.“

„In Wahrheit,“ ſagte lächelnd Marcell, „der Herr kam auf meine Einladung in's Schloß, ich wollte ihn Ihnen, Admiral, heute Morgen vorſtellen.“

„Donner! er hat ſich ſelbſt auf eine Art eingeführt, daß er keines Vorſtellers mehr bedarf,“ ſagte der Baron und reichte dem Fremden die Hand.

Dieſer machte eine Bewegung, ſie zu ergreifen, trat aber dann einen Schritt zurück und ſagte: „Verzeihung! Ehe ich die Ehre, die Sie mir erweiſen, annehme, muß ich Ihnen meinen Namen ſagen.“

Gabriele ſah verwundert auf.

„Bis jetzt,“ fuhr der Fremde mit einer innern Bewegung fort, „habe ich ihn noch nicht nennen können. Dieſer Name kann Erinnerungen in Ihnen erwecken, die Ihr Wohlwollen vielleicht in Haß verwandeln; ich will von Ihrer übereilten Güte keinen Vortheil ziehen.“

„Nennen Sie ihn, mein Herr!“ ſagte der Admiral.

„Mein Vater,“ erwiederte der junge Mann mit Anſtrengung, „war der Capitain René v. Ramière.“

Die Baronin ſtieß einen Schrei aus und wurde ſo blaß, daß Gabriele erſchrocken hinzuſprang, ſie zu ſtützen. Die Züge des Admirals waren verändert. Selbſt Marcell, der durch die Mittheilungen dieſes Morgens über die Bedeutung dieſes Namens für ſeinen Vater in Kenntniß geſetzt worden war, ſchien betroffen. Es trat eine peinliche Stille ein. Der Fremde warf einen raſchen ſchmerzlichen Blick um ſich.

„Sie ſehen, daß meine Zurückhaltung Vorſicht war, Admiral,“ ſagte er, die Schulter zuckend, „denn die Hand, die Sie dem Unbekannten reichten, verſagen Sie dem Sohne Ihres Feindes.“

Der Baron zögerte einen Augenblick, aber ſeine

Augen begegneten denen Marcells und Gabrielens, die ihn zu bitten ſchienen; er bezwang ſich und bot mit einer Art freundſchaftlicher Rauheit von Neuem dem jungen Manne die Hand. „Der Teufel hole das Nachtragen!“ rief er, „ich widerrufe es nicht, mein Herr, wir müſſen Freunde ſein! In meinem Alter geht es mit dem Haß, wie mit der Liebe; beide ſind nicht mehr zeitgemäß, und wenn man nicht mehr ohne Krücke gehen kann, muß man Frieden mit der Menſchheit machen.“

„Alſo,“ ſagte René herzlich, „wollen Sie vergeſſen —“

„Alles um deswillen, was Sie für dieſe Kinder gethan haben,“ unterbrach ihn der Baron mit Edelmuth, „und ich verſichere, daß, wenn der Vater hier wäre, ich ihm eben ſo die Hand bieten würde.“

„Wär' es möglich?“

„Ja, mein Herr, Sie können es ihm ſagen. Iſt er Ihnen etwa gefolgt, ſo möge er kommen; Schloß Barville ſoll für ihn das Haus eines Freundes ſein.“

„Dank, Admiral!“ rief bewegt der junge Mann, „Dank für meinen Vater, aber die Freude über eine ſolche Verſöhnung ſollte ihm nicht mehr zu Theil werden: er iſt todt!“

Den Ausrufungen ſämmtlicher Anweſenden folgte ein tiefes Schweigen. Die Baronin lag in einem Ruheſeſſel, die Hände verſchlungen, das Auge ſtarr, die Lippen krampfhaft zitternd. René näherte ſich ihr und ihre Blicke begegneten ſich.

„Todt!“ wiederholte ſie tonlos.

„Ja,“ ſagte der junge Mann leiſe, „und ich bringe Ihnen ſeinen letzten Willen!“

Nach ſeinem Eintritt in's Schloß wurde Herr René von Ramière bald bekannt. Außer Gabrielen und Marcell hatte er ſchon Meiſter Bouvard kennen gelernt, den er ſogleich mit einigen Geſchäften beauftragte in Bezug auf den Nachlaß des Capitains. Was Herrn von Roſtang betraf, ſo war deſſen Bekanntſchaft ſchnell gemacht. Wie alle Menſchen ſeines Charakters konnte der Admiral nicht von einem Vorurtheil zurückkommen, ohne in eines der entgegengeſetzten Richtung zu fallen, und war ſein Widerwille einmal überwunden, verwandelte er ſich unvermeidlich in leidenſchaftliche Neigung. So hatte er denn auch, als René zwei Stunden im Schloß war, tauſend Vortrefflichkeiten an ihm entdeckt, die er Marcell zur Nachahmung anpries.

Auf den Arm des jungen Mannes geſtützt, durchlief er den Schloßpark, zeigte ihm die Anpflanzungen, verwünſchte ſeine Gicht und erzählte ihm ſeinen Feldzug in Catalonien. — Dieſer Feldzug war das Lieblingsthema des Admirals. So giebt es in jedes Menſchen Leben einen Lichtpunkt, dem er immer wieder gern die Blicke zuwendet, eine Sonne von Auſterlitz, deren Andenken ſeine ganze ſpätere Exiſtenz verklärt. Mitten im unfruchtbaren Boden iſt das eine Goldader, die vorhält!

Dieſer Feldzug von Barcelona war der Erzgang im Leben des Barons. Kämpfe und Abenteuer hatten dort für ihn einen wahren Roman geliefert, in welchem die Entführung der zwei Spanierinnen, die ſo ungeſchickt durch den Hochbootsmann verrathen worden war, eine der kleinſten Epiſoden abgab. Während eines ganzen Jahres hatte Herr von Roſtang unausgeſetzt den Jean-Bart und Don Juan geſpielt. Vom Cap Sanct Martin bis zum Cap Sanct Sebaſtian war nur Rede geweſen vom ſchönen Commandanten der Fregatte „die Unüberwindliche,“ deren Namen er Ehre machte, da er ſich eher von den Felſen von Cabrera hinuntergeſtürzt als ſich ergeben hätte. Man begreift daher leicht die Beharrlichkeit des Admirals, das Geſpräch immer wieder auf dieſe glorreiche Zeit zu bringen und in allen Tonarten das alte berühmte Lied zu variiren:

Wir waren — ach, die Jahre fliehn —
Wir waren tapfer, jung und kühn!

Marcell, der Melodie und Wort ſeit funfzehn Jahren genau kannte, benutzte den erſten Kreuzweg der Allee, um zu Gabrielen zu ſchlüpfen, von der er dringend einige Aufklärung in Betreff René's wünſchte. Bei den erſten Fragen aber machte ſich das junge Mädchen ſo emſig mit ihrer Stickerei zu thun, daß er kaum einige Worte aus ihr herausbringen konnte. Er hatte gut fragen; Gabriele antwortete nicht, ſie glich den Wildſchützen, gegen die man kein Feuer unterhalten kann, weil ſie das Gefecht immer abbrechen. Der junge Mann verlor die Geduld, verließ ſie und gab ſich das Wort, ſie für ihre Verſtellung zu ſtrafen.

Er begegnete Bouvard, der von der Baronin kam, und wunderte ſich über deſſen Ausſehen. Der Notar ſtrahlte wie ein Seliger. Er nahm Marcell bei den Armen und führte ihn in den Park, wo er ihm die Urſache ſeiner Freude mittheilte.

Frau von Roſtang hatte ihn in Betreff des Majorats befragt und war ihm noch freundlicher als gewöhnlich entgegengekommen. Sie hatte ſich nach ſeinen Niederlaſſungsplänen erkundigt, ſie hatte ihm ſo viel Vertrauen gezeigt, daß er den Muth gefaßt hatte, ihr ſeine Abſichten auf Fräulein Gabriele zu geſtehen. Die Baronin hatte ihn hierauf gefragt, ob er ihre Tochter ohne Mitgift heirathen wolle, und auf ſeine Antwort, daß er ſich zu glücklich ſchätzen würde, wenn man ſein Geſuch erhöre, um hieran noch irgend ein anderes Intereſſe zu knüpfen, hatte ſie ihm die Hand gereicht und geſagt: „Suchen Sie Gabrielen zu gefallen und den Admiral zu gewinnen; das Uebrige wird ſich von ſelbſt machen.“

Marcell ging beſtürzt; er glaubte erſt, es walte hier ein Mißverſtändniß ob, aber der Notar ging ſo in die Einzelheiten ein, daß kein Zweifel möglich blieb. Sein Entzücken allein war das genügendſte Zeugniß der Wahrheit. Die Neuheit ſeines Erfolgs hatte ihn ſo zu ſagen wie verklärt. Sein Gang hatte unwillkürlich etwas Sieghaftes angenommen, ſein Kopf hob ſich, ſeine Brille, die vor Bewegung heruntergerutſcht war, ſchwebte über dem Abgrund, ohne daß er daran dachte, ſie zurecht zu rücken. Er ſprach laut, ſuchte nicht mehr nach Worten und ſchien ſelbſt von dem heiligen Schrecken vor der Convenienz befreit.

Marcell betrachtete ihn, zwiſchen Verwunderung und dem Reiz zum Lachen ſchwankend. Er wußte ſeit lange, daß die Liebe ſelbſt Löwenkrallen beſchneiden kann, aber er ſah hier zum erſten Male, daß ſie ſelbſt auf einen Notar wirken könne.

Im Gehen fragte ihn Bouvard um Rath, was er nun beginnen ſolle; aber nach Art trunkener Leute ließ er ihm keine Zeit zum Antworten. Er ſelbſt lichtete alle ſeine Zweifel und beantwortete ſeine eigenen Fragen. Nach vielen aufgeſtellten und wieder verworfenen Vorſchlägen war er endlich mit ſich einig, an Gabriele und den Baron zu ſchreiben.

Marcell war es nicht möglich, den Antrag des Notars ernſthaft zu nehmen; er konnte ſich das beluſtigende Schauſpiel, das ſich vor ihm entfaltete, nicht verſagen. Ohnehin war dies ein Mittel, um Gabriele für ihre Verſchloſſenheit zu ſtrafen und ſie zum Vertrauen zu zwingen. Weit entfernt alſo, Meiſter Bouvard abzuhalten, beſtärkte er ihn vielmehr in ſeinem brieflichen Vorhaben und verließ ihn, nachdem er ihm zugeredet, den Moment ſeiner Begeiſterung zum Schreiben zu benutzen.

Der Notar folgte ſeinem Rath und verfertigte die beiden Briefe mit ſolcher Leichtigkeit, als habe er Acten vor ſich. Man ſagt, daß die Häßlichſten ihren ſchönen Tag haben; daſſelbe gilt von ſimplen Geiſtern. Auf ſonſt unfruchtbare Stauden kann ein Regenguß oder ein Sonnenſtrahl ſo verändernd wirken, daß aus ihnen plötzlich eine Blüthe ſprießt, die ſonſt nie zu Tage gekommen wäre. Wie oft geht ein großer Ruf aus Zufälligkeiten hervor, die wir uns ſpäter vergeblich zu erklären ſuchen. Die Welt hat Wellingtons, weil es zufällig Waterloos gab.

Meiſter Bouvard war glücklicher Weiſe zu eifrig, um ſie noch einmal durchzuleſen; er ſiegelte ſchnell die beiden Briefe und ging in den Garten, um ein Mittel auszudenken, ſie anzubringen. Er ging einige Male vor der Façade des Schloſſes hin und her, und blieb dann plötzlich ſtehen. An einem Fenſter des untern Stockwerks ſah er Gabrielen ihre Stickerei unterbrechen und in tiefes träumeriſches Sinnen verſunken. Den Rücken gegen den Garten gekehrt, zeichnete ſie mit ihrer Nadelſpitze auf den noch unzerſchnittenen Mouſſelin zahlloſe Krümmungen. Hinter ihr auf der Fenſterbank ſtand ein Arbeitskorb. Eine plötzliche Eingebung erleuchtete den Notar. Er hemmte ſeine Schritte, deren Geräuſch durch den feinen Sand in den Alleen gemildert wurde, näherte ſich, ohne gehört zu werden, ganz behutſam, ließ den Brief in den Korb fallen und floh hinter einen Hollunderſtrauch. Durch das Geräuſch dieſer Flucht erwachte das junge Mädchen aus der Träumerei, drehte ſich um, ſah den Brief und ſchrie auf vor Ueberraſchung. Sie warf einen raſchen Blick in den Garten, aber Bouvard, der unbeweglich hinter den großen Blättern ſtand, blieb unentdeckt. Gabriele ſchien ungewiß; ſie betrachtete einige Augenblicke den Brief, ohne ihn zu berühren, überzeugte ſich von Neuem, daß Niemand ſie ſehen könne, erröthete, nahm den Korb und verließ das Fenſter. Als Bouvard den Kopf vorbeugte, ſah er, wie ſie ſich entfernte, und verſchwand; dann hörte er eine Thüre ſchließen.

Er konnte eine triumphirende Bewegung nicht unterdrücken und trat lebhaft ein, in der Hoffnung, dem jungen Mädchen zu begegnen. Aber er fand im Saale nur Georg Duret, der ihn ſuchte, um ihn im Auftrag des Barons in Betreff der nöthigen Papiere des Majoritätsgeſuchs zu befragen. Der Notar befand ſich eben in einer Stimmung von Kühnheit und Erhabenheit, wie ſie wohl nach glänzenden Erfolgen im Menſchen entſtehen. Er ließ den Brief an den Admiral in die Rocktaſche gleiten, griff die Gelegenheit bei den Haaren, und vertraute Alles dem Hochbootsmann mit einem ſo triumphirenden und ſtolzen Geſicht, daß dieſer ganz betroffen wurde.

Während Duret nach ſeiner Gewohnheit die verſchobenen Stühle wieder in Ordnung ſetzte, ſuchte Bouvard die Thüre, durch welche das junge Mädchen ſich entfernt hatte, näherte ſich derſelben und verſuchte, ganz vergeſſend, daß er nicht allein ſei, durch's Schlüſſelloch zu gucken.

Duret ſtieß einen Verwunderungslaut aus; der Notar drehte ſich etwas betroffen um.

„Suchen Sie Etwas, mein Herr?“ fragte Georg mit rauhem Ton.

„Ich, nein,“ erwiederte Bouvard, verbeſſerte ſich aber gleich und ſagte leiſe: „das heißt, ja, ich ſuchte — ich wollte gern wiſſen — ſagt mir, mein braver Duret, iſt nicht hier an dieſer Seite Fräulein Gabrielens Zimmer?“

Der Bootsmann ſah ihn aufmerkſam an. „Fräulein Gabrielens Zimmer?“ wiederholte er. „Warum fragen Sie mich das?“

„Nun, zuverläſſig um eine Antwort auf meine Frage zu erhalten!“ ſagte Bouvard kichernd und warf ſich in die Bruſt wie ein Triumphator.

„Und wenn ich ſie nicht geben will?“ erwiederte Duret, deſſen pergamentenes Geſicht einen Ausdruck argwöhniſcher Unzufriedenheit annahm.

Der Notar beging die Ungeſchicklichkeit, dieſes Mißtrauen zu verſtehen; er brach in Lachen aus, klopfte dem Matroſen auf die Schulter und ſagte: „Was, halten Sie mich etwa für einen Don Juan, Vater Duret? Sie ſehen aus, als trauten Sie mir ſchlechte Abſichten zu!“

„Weil ich Erfahrungen davon habe!“ erwiederte Georg mit mürriſchem Ton.

Bouvards gute Ader war erſchöpft und er verfiel wieder in ſein gewöhnliches linkiſches Weſen. „Ich verſtehe,“ rief er mit neuem Gelächter und ſteckte, um ſich ein chevalereskes Anſehen zu geben, die Hände in ſeine Hoſentaſchen. „Der gute Duret gleicht jenem braven Jagdhunde, der, als er durchgeprügelt worden war, ſeinen Freßnapf für einen Stock hielt.“

„Es handelt ſich hier nicht um mich,“ ſagte der Matroſe verdrießlich.

„Warum denn nicht?“ erwiederte Bouvard, der mit ausgeſpreizten Beinen ein möglichſt gewichtiges Anſehen angenommen hatte. „Sie können ſtolz auf Ihr Betragen ſein, guter Freund!“

Georg wollte ihn unterbrechen.

„Ja, ſtolz, das iſt das rechte Wort," wiederholte der Notar und erhob ſeine Stimme, „denn Sie haben gegen Ihre Frau gehandelt wie —"

„Ich habe gegen ſie gehandelt, wie ich mußte," ſagte der Matroſe hitzig, „ſie vergaß mich, und ich vergaß ſie."

„Nun, das iſt es ja gerade, was ich ſo außerordentlich finde," erwiederte Bouvard ernſthaft. „Ein unglücklicher Ehemann, der ſich nicht herumkriegen läßt und dabei doch ſeine Rente zahlt."

Georg betrachtete ihn verwundert.

„Ich weiß ſchon, daß Sie es nicht geſtehen wollen," fuhr der Notar fort, „ich habe auch Niemand Etwas davon geſagt, obgleich Ihre Frau mir kürzlich noch geſchrieben hat, um mir für das Geld zu danken, welches ich ihr in Ihrem Namen geſchickt habe."

„Geld!" rief Duret, „wer hat Ihnen das gegeben, mein Herr?"

„Nun, mein Gott, Sie wiſſen es ja, die Baronin."

Ein Ausruf der Frau von Roſtang, die eintrat, hinderte Georg zu antworten. „O Herr Bouvard, ich hatte Ihnen Stillſchweigen hierüber auferlegt!" ſagte ſie in vorwurfsvollem Tone.

Der Notar ſtotterte verwirrt eine Entſchuldigung. Der Bootsmann ſtand zwiſchen Erſtaunen, Unzufriedenheit und Dankbarkeit getheilt mit niedergeſchlagenen Augen da und knitterte mit den Händen krampfhaft das Papier, welches er Bouvard zuſtellen ſollte.

Erneſtine ging einen Schritt auf ihn zu. „Sie ſind nicht böſe, daß ich ſo gehandelt habe, Georg?“ ſagte ſie mit ſanfter, trauriger Stimme; „es iſt Ihnen peinlich, nicht wahr, daß die Frau, über die Sie ſich beklagen können, Mitleid vorausſetzen konnte?“

„Die Frau Baronin glaubte es gut zu machen,“ ſagte der Matroſe dumpf.

„Es iſt wahr,“ erwiederte Frau von Roſtang mit etwas Bitterkeit, „die Männer müſſen uns verzeihen, daß wir nicht ihre unerſchütterliche Feſtigkeit beſitzen. Die Unglückliche, die für ihren Fehler dadurch, daß ſie verſtoßen iſt, genug beſtraft war, hatte Ihnen mehrmals geſchrieben, ohne Antwort zu erhalten; der Gipfel ihres Elendes machte ſie kühn, ſie wandte ſich an mich.“

„An Sie!“ rief Duret.

„Nur mit einigen Zeilen, die von Thränen halb ausgelöſcht waren,“ ſagte die Baronin. „Es war der Hülfeſchrei einer Mutter, deren Kind Hunger litt. Zum Glück war Herr Bouvard im Schloß; ich bat ihn, mich zu begleiten, und wir reiſten zuſammen.“

„Ah, ich werde dieſen Beſuch nie vergeſſen!“ bemerkte der Notar.

„Und ich wünſchte ihn vergeſſen zu können,“ erwiederte Erneſtine leiſer, bei der Erinnerung erbleichend, „denn ſeitdem glaube ich immer den kalten Winkel zu ſehen, das Strohbett, die Frau, die ein blaſſes, abgemagertes Kind von Gabrielens Geſtalt und beinahe in ihrem Alter an ſich gepreßt hatte. Ich glaubte meine Tochter zu erblicken, und fühlte einen Schauder, der mir das Herz erſtarren machte."

„Sicher war es die höchſte Zeit, daß die Frau Baronin kam," ſagte Bouvard, „Beide waren mit ihrer Kraft zu Ende."

„Ja," ſagte Erneſtine, „und doch, denken Sie, welche Entſagung! Die Mutter wollte ſelbſt alle Entbehrungen tragen, ſie hatte nur Mitleid für ihr Kind, und als ſie Ihren Namen, Georg, nannte, geſchah es weder mit Vorwurf, noch mit Zorn, ſondern nur mit Thränen."

Der Matroſe ſchien bewegt.

„Da, ich geſtehe es," fuhr die Baronin fort, „floſſen die meinigen auch. Als ich das Elend dieſer Verlaſſenen ſah, konnte ich dem Wunſche, ihre Seele zu tröſten, nicht widerſtehen. Ich wollte das Almoſen durch eine Freude verſchönern, und ließ ſie glauben, daß ich von Ihnen abgeſandt wäre. Herr Bouvard ſelbſt glaubte es. Wenn ich Unrecht gethan habe, Georg, ſo verzeihen Sie mir, aber dieſe Lüge gab zwei armen Geſchöpfen, die jetzt ſegnend Ihrer gedenken, den Lebensmuth wieder!"

„Mich ſegnen?" wiederholte Duret.

„O, Sie ſind gerührt!" rief Erneſtine.

Der Matroſe machte eine Anſtrengung, ſeine Bewegung zu bemeiſtern; es gelang ihm aber nicht. „Ja, es iſt wahr," ſtotterte er halb verdrießlich, halb weich hervor. „Die Frau Baronin hat mir Dinge geſagt — die mir an's Herz griffen — und doch — wenn ich daran denke — die Frau Baronin hat leicht gut ſein

— ihr kann das nicht ſchwer werden, ſie iſt nicht gekränkt worden — aber ich — ich kann es nicht vergeſſen — nein, niemals!“

Und als er Erneſtinens ſchmerzliche Bewegung ſah, fügte er hinzu: „Deswegen bin ich der Frau Baronin und Herrn Bouvard nicht weniger verpflichtet. Später vielleicht werde ich Ihnen beſſer danken können!“ Nach einem kurzen Gruß ging er hinaus.

Frau von Roſtang folgte ihm mit den Augen. „Ich hoffe, daß Ihre Eröffnungen, Herr Bouvard, zum Guten ausſchlagen werden; Georg war gerührt. Vielleicht erweckt die ruhige Betrachtung der Dinge verſöhnliche Gedanken in ihm.“

Der Notar erging ſich nun in langen Entſchuldigungen über ſeine unwillkürliche Redſeligkeit; die Baronin, die mit ihren Gedanken wo anders zu ſein ſchien, ließ ihm Zeit, ſich in eine lange Erklärung zu verwickeln. Er kam von einem Nebenumſtand auf den andern, und verlor ſich immer mehr in ein Labyrinth, während Frau von Roſtang, die ſich auf einen Seſſel niedergelaſſen hatte, ihm mit jenem Lächeln zuhörte, wie es höflichen Leuten eigen iſt, deren Gedanken ganz wo anders ſind. Plötzlich hörte ſie eine Uhr ſchlagen. Sie drehte ſich raſch um, ſah nach dem Zeiger und ließ ſich einen ſofort unterdrückten Seufzer entſchlüpfen. Bouvard, der ganz glücklich über eine Unterbrechung war, die ſeiner Rede ein Punktum machte, ſchloß kurz.

„Entſchuldigen Sie, mein lieber Bouvard,“ ſagte die Baronin mit viel Zuvorkommenheit, „ich erinnere mich ſo eben erſt, daß Sie bei unſerm Nachbar dem Grafen von Roverge Geſchäfte haben, und kann es mir nicht vergeben, daß ich Sie ſo lange davon zurückgehalten.“

Der Notar wollte antworten, daß ſein Beſuch beim Grafen aufgeſchoben werden könne, Erneſtine ließ ihm aber keine Zeit dazu, erinnerte ihn, daß der Admiral ihn zu Tiſch zurückerwarte, und klingelte, daß man den Wagen anſpanne.

Bei dieſer liebenswürdigen Eile begriff Bouvard, daß die Baronin allein zu ſein wünſchte, und troß ſeines Wunſches zu bleiben, um den Eindruck der beiden Briefe zu erfahren, verzichtete er darauf und nahm Abſchied.

Frau von Roſtang begleitete ihn lächelnd einige Schritte. Kaum aber hatte er ſich entfernt, als der Ausdruck ihres Geſichts ſich raſch änderte. Sie warf auf die zweite Thüre einen unruhigen Blick und erbleichte plötzlich; es überfiel ſie ein Zittern, daß ſie ſich ſetzen mußte. Spannung und Beklemmung malten ſich ſo lebhaft auf ihrem Geſicht, daß ſie es gewiß ſelbſt fühlte, denn ſie warf ſich auf das Kiſſen des Sopha's und bedeckte die Augen mit ihrem Tuch.

Ein dreimaliges Klopfen an der kleinen Thüre des Saales riß ſie aus dieſer halben Ohnmacht; ſie erhob ſich, fuhr mit dem Taſchentuch über ihr Geſicht, als wollte ſie damit die Spuren ihrer Bewegung tilgen, und zwang ihre Stimme zur Feſtigkeit, um zu antworten.

Herr René von Ramière trat ein. — Er warf einen raſchen Blick um ſich, nachdem er ſich gefaßt zu haben ſchien, und ſchritt auf Erneſtine zu, die er achtungsvoll grüßte. Dieſe wies auf einen Seſſel, ohne die Augen aufzuſchlagen.

„Ich habe die Frau Baronin um eine geheime Unterredung gebeten,“ ſagte er ernſt, „und Sie haben dieſe Stunde dazu beſtimmt.“

„Ich erwartete Sie,“ antwortete Frau von Roſtang mit ſchwacher Stimme, „reden Sie, mein Herr, ich höre.“

Der junge Amerikaner machte eine Pauſe und ſchien ſich zu ſammeln. „Entſchuldigen Sie mein Zögern,“ ſagte er endlich mit bewegter Stimme, „aber ich bin für Sie noch ein Unbekannter, während ich mit Ihren Zügen längſt vertraut bin.“

„Mit meinen Zügen?“ wiederholte Erneſtine überraſcht.

„Wenigſtens mit Ihrem Bilde,“ erwiederte René, „denn es war das einzige, das unſere Wohnung in Arkanſas ſchmückte, und ſeit meiner Kindheit lehrte es mich mein Vater kennen und ehren.“

Die Baronin zwang ſich zum Lächeln. „So hatte alſo Herr von Ramière ſeine Freunde in Frankreich nicht vergeſſen?“ fragte ſie.

„Herr von Ramière hatte Nichts vergeſſen, Madame,“ antwortete der junge Mann mit Wärme, „bis zu ſeinem letzten Tage hat die Erinnerung an die Vergangenheit ihn mit voller Schwere gedrückt; ſeine ſcheinbare Feſtigkeit verbarg eine unheilbare Wunde.“

Erneſtine wollte antworten, aber ihre Lippen zitterten, ſo daß ſie nur ein unverſtändliches Gemurmel hervorbringen konnte.

René fuhr fort: „Sie haben gewiß von den großen Dingen gehört, die in Arkanſas vom Capitain ausgeführt wurden; Zeitungen und Erzählungen Reiſender haben einen Theil davon bekannt gemacht. Wer ihn Wälder urbar, Flüſſe ſchiffbar machen und Fabriken errichten ſah, der hielt ſeine Unternehmungsluſt für Thatkraft, während ſie doch nur das Ergebniß einer großen innern Aufregung war. Er wollte ſein Herz mitten im Geräuſch des Lebens übertäuben, ſich ſelbſt entfliehen, in umfaſſender Thätigkeit die Gedanken, die ſich ihm aufdrängten, erſticken. Was er auch that, ſeine Anſtrengungen waren vergeblich; er rang immer, unterlag aber mit krampfhafter Todesangſt; er lächelte noch, aber dieſes Lächeln brachte, die ihn liebten, zum Weinen.“

„Und konnte die Zeit dieſe Traurigkeit nicht tilgen?“ fragte Erneſtine.

„Sie verzehrte eher die Kräfte des Capitains,“ erwiederte der Amerikaner. „Seine Freunde ſahen, wie er von Jahr zu Jahr ſchwacher wurde. Endlich feſſelte ihn ſein Leiden in den wilden Gegenden an der weſtlichen Grenze, die er eben urbar machen wollte. Er fühlte bald, daß es mit ihm zu Ende ging. Glücklicher Weiſe war ich ihm gefolgt; ich konnte ihm meine Sorgfalt widmen und ſeinen letzten Willen entgegennehmen. Da endlich lehrte er mich das Unglück kennen, welches ſein ganzes Leben verdüſtert hatte.“

„Ihnen?“

„Für viele Andere wäre dieſes Unglück etwas ganz Alltägliches geweſen. Die Frau, die er liebte, hatte einen glücklichen Nebenbuhler geheirathet. Aber der Capitain war eine jener kühnen Naturen, die noch beharren, auch wenn die Hoffnung ſtirbt, und die das Unmögliche zu reizen ſcheint.“

„Sie haben ihn gut gekannt!“ flüſterte Erneſtine.

„Und doch,“ fuhr René fort, „blieb ihm von der Liebe glücklicher Jahre Nichts als einige früher eingetauſchte Unterpfänder, die er erſt wie ein Andenken, dann wie einen Troſt aufbewahrte. Er hatte das Niemand vertraut, aus Furcht, man möchte ſeiner ſpotten; er ſchloß ſich mit den Schätzen ſeiner Jugend ein, und fand die Wohlthat der Thränen.“

„Seien Sie barmherzig, mein Herr, und vollenden Sie!“ ſtammelte die Baronin, die Hände auf das Herz gepreßt, um das Klopfen ihrer Pulſe zu unterdrücken.

„Ich habe nur noch wenig hinzuzufügen, Madame,“ ſagte René, deſſen Stimme die Erinnerung zittern machte. „Als der Capitain ſein Ende nahen fühlte, wollte er die Zeugen eines frühern verlornen Glückes nicht der Neugierde oder der Gleichgültigkeit Preis geben. Er glaubte, ſie müßten zu Derjenigen zurückkehren, an die ſie erinnerten, und er ließ mich ſchwören, ſie ihr ſelbſt zu bringen.“

„So nannte er Ihnen ihren Namen?“ fragte Erneſtine mit Todesangſt.

„Nein, Madame,“ erwiederte René, „aber er gebot mir, zu Ihnen zu reiſen, weil Sie allein ihr dieſes heilige Vermächtniß ohne Gefahr zurückſtellen könnten, und ich komme, das Verſprechen, das ich ihm an ſeinem Todtenbette gab, zu erfüllen.“

Bei dieſen Worten überreichte ihr der junge Mann ein kleines ſchwarz geſiegeltes Paket, auf dem mit unſicherer Hand eine Adreſſe geſchrieben war. Erneſtine erkannte die Handſchrift; mit einer unwillkürlich heftigen Bewegung drückte ſie das Paket an ihre Lippen. Als ſie René's Erſtaunen hierüber ſah, zwang ſie ſich, ihre Aufregung zu bemeiſtern.

„Verzeihung, wenn ich nicht antworten kann, wie ich es wollte,“ ſagte ſie mit gepreßter Stimme, „es giebt Erinnerungen, die uns die Worte, ja ſelbſt die Gedanken rauben; aber Sie bleiben ja, — wir werden dieſes Geſpräch wieder aufnehmen, und wenn ich meiner ſelbſt mehr Herr bin, werde ich beſſer wiſſen, was ich Ihnen ſagen muß.“ Sie drückte hierbei leidenſchaftlich die Hand des jungen Mannes, grüßte ihn mit einem Lächeln, das von Thränen überfluthet wurde, und entfernte ſich eilig.

Wiewohl dieſes ſchleunige Verſchwinden faſt einer Flucht glich, ſchien der junge Amerikaner die Wahrheit doch nicht zu ahnen. Kein Wort in den Eröffnungen des Capitains ließ ſie ihn errathen, und die Verſchwiegenheit des Sterbenden hatte die Baronin nur wie eine vertraute Freundin bezeichnet. So ſah er denn auch in ihrer Bewegung nur den Ausdruck einer Freundſchaft, die weder Abweſenheit noch Zeit hatten ſchwächen können.

Da er nun überhaupt mit ſich ſelbſt jetzt viel zu ſehr beſchäftigt war, um die Gefühle Anderer zu ſtudiren, gingen ſeine Gedanken alsbald von der Mutter zur Tochter über, von der erfüllten Pflicht zu ſeiner Liebe, für die er ſich Gehör zu ſchaffen hoffte.

Die Begegnung mit Gabrielen im Seebad zu Havre ſchien ihm Anfangs nur ein erwünſchtes Mittel, ſeine Sendung an Frau von Roſtang einzuleiten. Seine erſten Annäherungen und die Behutſamkeit, einen Theil ſeines Namens zu verſchweigen, hatten keine andere Abſicht; als er aber das junge Mädchen näher kennen lernte, wurde er bald von ihrer natürlichen Anmuth bezaubert. Die Freiheit des geſelligen Umgangs, zu der ein Badeort berechtigt, beſchleunigte die Vertraulichkeit. Da ſie ſich jeden Tag, ja faſt jede Stunde ſahen, ſchloſſen ſich die beiden jungen Leute bald einander an, und in dieſem gegenſeitigen Verkehre entdeckten ſie bald Einer am Andern tauſend verwandte Herzenszüge. In der Gegenwart glücklich, um die Zukunft unbeſorgt, fanden ſie ſich in ihren gemeinſchaftlichen Freuden, wie ſich Andere in gleichen Leiden finden. Weit davon entfernt, im Schmerz eine Quelle zu finden, ward ihre Liebe in allen Freuden der Jugend groß, ohne daß Beide ſie anders erkannten als in einer Verdoppelung ihrer Genüſſe und ihres Glückes.

Gabrielens Tante mußte plötzlich abreiſen und unterbrach ſo unſchuldigerweiſe dieſen angeſponnenen Herzensroman. Als das junge Mädchen nach dem Schloß zurückkehrte, fühlte ſie ſich zum erſten Male von einer bisher ungekannten Traurigkeit ergriffen. Ihre Gedanken konnten ſich der Erinnerung deſſen, was ſie hinter ſich gelaſſen hatte, nicht entreißen. Anfangs mußte ſie darüber weinen, ohne ſich ſelbſt den Grund dafür angeben zu können; dann kam ſie zu kühneren Betrachtungen. Dieſe ſtillen Prüfungen ließen ſie erkennen, was ihr fehlte; es war weder die Tante, noch Havre, noch das Meer, ſondern Derjenige, deſſen Nähe für ſie das geworden war, was die Sonne der ganzen Schöpfung iſt.

Was René betrifft, ſo hatte er kein langes Studium nöthig, um über ſich klar zu werden. Seit Gabriele fort war, dachte er an Nichts, als ſie aufzuſuchen. Die Schwierigkeit war nur, wie er ſich in Barville einführen könne. Gab er ſich zu erkennen, ſo wies der Admiral ohne Zweifel den Sohn ſeines alten Feindes zurück; fuhr er fort, ſeinen Namen zu verbergen, ſo ſetzte er ſich der Gefahr aus, ſein Herkommen in Zweifel zu ſtellen. Als er im nahen Dorfe eintraf, ſchwankte er einige Tage, was er thun ſollte. Er umſtreifte erſt einige Male das Schloß, wobei es ihm gelang, das junge Mädchen zwei- oder dreimal zu ſehen, aber ohne ſich ihr nahern zu können; endlich als er daran verzweifelte, ſie zu ſprechen, beſchloß er ihr zu ſchreiben. Ohne von ſeinem Auftrag an die Baronin zu ſprechen, enthielt ſein Brief ein raſches, aufrichtiges Bekenntniß. Er entdeckte ſeinen Namen, ſeine Stellung, ſeine Liebe, und ſchloß damit, Gabrielen ſelbſt um Rath zu fragen, unter welchem Vorwand er ſich dem Admiral nähern ſolle, um zu verſuchen, ſeine Vorurtheile zu beſiegen. Er machte ſich auf den

Weg nach Barville, indem er hoffte, der Zufall werde ihm ein Mittel entgegenführen, den Brief abzugeben, als das Begegniß mit Marcell die Ausführung ſeines Vorſatzes aufhielt. Der Leſer weiß bereits die Folgen dieſes Zuſammentreffens und der Eröffnungen gegen den Baron. Der junge Mann befand ſich alſo in befreundetem Bereich. Ohne nun eines übereilten Geſtändniſſes zu bedürfen, konnte er Gabrielens Gefühle erſpähen, konnte ihr nach und nach ſein Herz öffnen, und endlich von Vers zu Vers das heilige Gedicht entziffern, deſſen letztes Blatt man immer zu früh erreicht.

Als er ſich des Briefes erinnerte, den er zwei Tage früher an Gabriele geſchrieben hatte, und der nun überflüſſig geworden war, wollte er ihn aus ſeiner Brieftaſche nehmen, aber dieſe ſelbſt war verſchwunden. Betroffen und unruhig fiel ihm der Sturz Solimans ein, und er ging nach der Waldlichtung. Dort erkannte er leicht am zerſtampften Sand und niedergetretenen Raſen die Stelle, wo ſelbiger ſtattgefunden hatte, aber all ſein Suchen war vergeblich; endlich fiel ihm ein, er könne die Brieftaſche auch in ſeinem Jagdanzuge ſtecken gelaſſen haben.

Während er ſich deſſen genauer zu erinnern ſuchte, ſchlug er den Weg nach dem Schloſſe ein, und ging eine dicke Buchenhecke entlang, als er aus ſeinen Betrachtungen durch das Geräuſch von Schritten geriſſen wurde, die von der andern Seite der grünen Wand herkamen. Im ſelben Augenblick ſah er eine ſchlanke weiße Geſtalt hinter den Blättern hervortauchen und erkannte Gabrielen.

Das junge Mädchen ging mit kleinen Schritten, indem ſie Bouvards Brief mit zitternder Zärtlichkeit und unterdrückter Freude immer und immer wieder las. Ihre Aufregung war das Ergebniß einer unglücklichen Verwechslung. Ueberzeugt, daß er der einzige Bewerber auf Schloß Barville ſei, und ich weiß nicht, von welcher ſentimentalen Eingebung beſtimmt, hatte der Notar den Brief nicht unterzeichnet, und Gabriele, die ſeine Handſchrift nicht kannte, hatte auf den einzigen Namen gerathen, der ihrer Meinung nach dieſes Geſtändniß begleiten konnte. Alle Eröffnungen des unglücklichen Notars kamen alſo durch ſie auf Herrn René's Rechnung. Obgleich er ihr nie geſchrieben, wollte ſie doch ſeine Hand und ſeinen Styl erkennen, ſeine chevalereske Art und Weiſe, ſein erfinderiſches Zartgefühl! Jedes Wort verrieth ihn! Wer ihn vor dieſem Briefe ſchon liebte, der mußte ihn nachher anbeten. Der arme Bouvard rechtfertigte von Neuem den berühmten Vers Virgils: Sic vos non vobis! Das einzige Mal in ſeinem Leben, das er ſich dem Zufall vertraute, geſchah es zu Gunſten ſeines Nebenbuhlers.

Im Augenblick als der junge Amerikaner Gabrielen gewahrte, las ſie noch den Liebesbrief und ſcandirte jedes Wort mit der verblendeten Bewunderung, die nur der Liebe eigen iſt. Bald blieb ſie ſtehen, um ſich die Süßigkeit eines einzelnen Ausdrucks zu wiederholen, dann ging ſie wieder ſchneller wie von dem Ganzen hingeriſſen.

René konnte hinter den Blättern nur unvollkommen dieſe fieberhaften Bewegungen verfolgen. Er ſah indeſſen, wie das junge Mädchen nach beendigter Lectüre den Brief ſchnell in ihren Buſen verbarg. Faſt zu gleicher Zeit trafen Beide am äußerſten Ende der Hecke an und fanden ſich am Anfang der Allee einander gegenüber.

Gabriele konnte einen Schrei nicht unterdrücken; es ſchien, als ſei ihr Geſicht plötzlich von der Gluth der untergehenden Sonne überſtrömt. René grüßte ſie und entſchuldigte ſich, daß er ſie in ihren Träumereien ſtöre.

„Ich ſuche Marcell,“ ſtotterte ſie, und that, als durchlaufe ſie mit den Augen die Gänge des Parks.

„Dann bitte ich um die Erlaubniß, Ihnen helfen zu dürfen,“ ſagte René lächelnd, „vorausgeſetzt, daß meine Begleitung Ihnen nicht unangenehm iſt.“

„Das können Sie nicht denken!“ erwiederte Gabriele, und that, als ſähe ſie in die Ferne, um nicht den Augen des jungen Mannes zu begegnen.

„So geſtatten Sie mir alſo, daß ich meine Vorrechte von Havre wieder in Anſpruch nehme?“ fragte er heiter.

„Aber Sie haben unſerer Freundſchaft einen neuen Titel hinzugefügt,“ bemerkte verwirrt das junge Mädchen.

„So erkennen Sie alſo doch meine Rechte?

„Wie ſo?“

„Hat nicht deren ein Freund? Und wenn ſie auch nur darin beſtänden, Ihre Befehle in Empfang zu nehmen und dafür zu ſorgen, daß Ihre Wünſche erfüllt werden! Dieſe Rechte fordere ich in aller Form zurück, mein Fräulein, und damit ich immer bei der Hand ſein kann, werde ich gar nicht mehr fortgehen.“

„Was ſagen Sie, mein Herr?“

„Ich ſage, daß ich mich hier in der Nähe niederlaſſen will!“

„Iſt es möglich?“

„Das Schloß Verrières iſt zu verkaufen; ich habe es geſehen und will es an mich bringen.“

„Sie!“ rief Gabriele und ſchlug mit kindiſcher Freude in die Hände. „Ach, wie ſchön!“

„So ſind Sie alſo zufrieden mit dieſem Entſchluß?“ fragte lebhaft der junge Mann.

Gabriele erröthete, daß ſie ſich ſo verrathen hatte. „Gewiß, mein Herr,“ ſtammelte ſie, „weil das ein Mittel iſt, Ihrer Neigung — ich will ſagen Ihrem Geſchmack nachzugehen. Sie ſagten ja zu meiner Tante, es ſei Ihr liebſter Wunſch, jeden Sommer auf dem Lande zuzubringen.“

„Stimmen Sie darin nicht mit mir überein?“

„O vollkommen!“ ſagte ſie und gewann nach und nach ihre Unbefangenheit wieder, „was kann man auch in Paris anfangen, wenn die Sonne ſcheint!“

„Alle Leute von Geſchmack reiſen in die Bäder,“ ſagte der junge Mann lachend.

„Die italieniſche Oper iſt geſchloſſen,“ ergänzte Gabriele.

„Man begegnet nur Geſchäftsleuten und Deputirten,“ erwiederte René.

„Paris iſt unbewohnbar,“ fügte ernſt das junge Mädchen hinzu.

Ihr Begleiter näherte ſich ihr. „Alſo,“ begann er wieder mit vertraulicherem Tone, „würden Sie gern darein willigen, jedes Jahr einige Monate in der Einſamkeit zu verbringen?“

„Ich?“ rief Gabriele, „o die Einſamkeit iſt ja reizend! Erſtlich wird man dann die Balle des kommenden Winters beſſer genießen.“

Und dann,“ ſetzte René hinzu, „wie viel Freuden giebt es, die man nur auf dem Lande kennen lernt, die Spaziergänge, die Lectüre —“

„Und vor Allem das trauliche Plaudern,“ warf Gabriele ein. „In Paris faßt uns der Strudel, wir mögen wollen oder nicht, wir müſſen mit der Welt und für die Welt leben, während man in der Einſamkeit zu ſeinen Neigungen zurückkehrt, zu ſeinen Herzensfreuden; man kann da ganz allein ſein, Demjenigen leben —“

Bei dem letzten Worte, das ihr in augenblicklicher Vergeſſenheit entſchlüpft war, hielt ſie inne, erröthete heftig und ſetzte raſch hinzu: „wenigſtens für Diejenigen, die man liebt.“

„Für Einen ganz beſonders und ausſchließlich,“ ſagte René ganz ernſt. „Das Land iſt nur reizend mit einem geliebten Weſen, und wenn es Dieſem ſelbſt gefällt. Darf ich Sie fragen, mein Fräulein, ob Ihnen Schloß Verrières gefällt?“

„Mir, mein Herr?“ ſagte Gabriele ſehr verwirrt, „ganz gewiß, mir ſcheint, es liegt in einer der ſchönſten Gegenden der Normandie.“

„Sie glauben alſo, es kann der Dame gefallen — die ich meine?“

„Aber mein Herr,“ ſtammelte das junge Mädchen, in ſüßer Angſt zitternd und fühlend, daß der verhängnißvolle Augenblick gekommen ſei, „ich möchte freilich den Geſchmack — der Dame kennen!“

„Sie hat Recht,“ unterbrach hier eine ſtarke Stimme. — Gabriele und der Amerikaner drehten ſich um. Sie waren, ohne es gemerkt zu haben, mittlerweile bis an das Platanenwäldchen gekommen, nur zwei Schritte vom Admiral entfernt, der nicht weit vom türkiſchen Pavillon ſaß. Beide blieben ſtehen. Der alte Seemann, der einen Brief in der Hand hielt, erhob ſich mühſelig und ſchritt auf ſie zu.

„Mir ſcheint, Herr von Ramière ſetzte Deine Klugheit auf die Probe?“ ſagte er zur Tochter in ſcherzendem Tone.

„Sie haben uns gehört, Herr Baron?“ rief René.

„So viel mir nöthig war, um Alles zu verſtehen, mein Herr,“ erwiederte der Admiral ironiſch, und ſich zu Gabrielen wendend fuhr er fort: „Man hat Dir ein Räthſel aufgegeben, meine Liebe; ich bringe Dir die Auflöſung.“

In dieſem Augenblick trat der Notar, durch das Geräuſch der Stimmen angezogen, aus dem Pavillon.

„Kommen Sie, kommen Sie, Meiſter Bouvard,“

rief der Seemann, „hier bedarf man Ihres richterlichen Spruches!“

„Wie ſo, was giebt es denn, Admiral?“ fragte der Notar und warf einen betroffenen Blick auf die verwirrten Geſichter Gabrielens und René's.

„Ich habe eine Neuigkeit, eine große Neuigkeit erfahren,“ erwiederte der Admiral, „durch einen Brief, den mir Georg überbracht hat.“

Der Notar zitterte. Es handelte ſich unzweifelhaft um das Schreiben, welches er dem Majoritätsgeſuch beigelegt hatte. Verwirrt und in Todesangſt ſchlug er die Augen zu Boden.

„Es ſcheint,“ fuhr der Baron fort und zeigte den Brief, „beſagtes Liebesbriefchen iſt aus einem Portefeuille gefallen, was Duret bei der Waldlichtung gefunden hat.“

Nun kam die Reihe an René zu zittern. Bouvard hingegen hob den Kopf und ſah den Admiral an, wie einer, der Nichts mehr verſteht.

„Ein Portefeuille?“ wiederholte er bedonnert, „Verzeihung, Herr Baron, erhielten Sie nicht vor Kurzem die Papiere?“

„Das Majorat betreffend?“ fügte der Admiral hinzu, „ich habe ſie auf der Stelle fortgeſchickt.“

„So wie ſie da waren?“

„Ohne ſie zu öffnen!“

Der Notar prallte zurück und ſtieß einen Klageruf aus. Sein Heirathsgeſuch war unter den Acten geblieben und an den Finanzrath geſchickt!

„Nun, was giebt es denn?“ fragte Herr von Roſtang.

„Nichts, Nichts,“ ſtotterte Bouvard, „ein vergeſſenes Blatt — ein unglücklicher Zufall — wem haben Sie das Paket übergeben, Herr Admiral?“

„Teufel, dem Duret!“

„Iſt er fort?“

„Nach dem Poſtamt.“

„Ich hole ihn ein!“ rief der Notar und knöpfte ſeinen Rock zu, „entſchuldigen Sie, Herr Baron — ich werde die Ehre haben, Sie nächſte Woche wieder zu ſehen — aber wenn dieſes Papier abgeſchickt wäre! — Ich empfehle mich dem Fräulein ganz gehorſamſt.“

Und ohne auf den Admiral zu hören, der ihn zurückhalten wollte, lief er dem Schloſſe zu.

„Gott ſtraf' mich, der iſt toll!“ rief der Seemann lachend. „Im Grunde aber brauchen wir ihn nicht; was wir zu erwägen haben, iſt kein gerichtlicher Act, es iſt ganz einfach ein Brief, und ich denke, Herr von Ramière kennt dieſe Handſchrift ſchon.“

Hierbei überreichte er das Blatt dem jungen Mann, der das an Gabriele gerichtete Schreiben darin erkannte und leicht erröthete, ohne jedoch die Augen niederzuſchlagen.

„Ich habe weder meine Worte, noch meine Handſchrift verleugnet, Herr Baron,“ ſagte er mit beſcheidener Sicherheit. „Da ich geſtern noch nicht wußte, ob ich Fräulein Gabriele ſprechen konnte, ſchrieb ich dieſen Brief, um zu fragen, ob ich hoffen dürfte. Seitdem aber hat ſich Alles anders geſtaltet. Sie haben großmüthig Ihre alte Abneigung vergeſſen; ich habe Ihre Hand gedrückt, und da Sie der Zufall bereits von meiner Liebe unterrichtet hat, ſo habe ich nur noch eine Frage hinzuzufügen —“

„Sachte, ſachte!“ unterbrach ihn der Admiral. „Gott's Wunder! was Sie Sturmſchritt laufen, junger Mann! Erſt ſeit einigen Stunden in Barville und haben ſchon die Tochter des Hauſes gerettet und um ſie angehalten! Ich ſehe, Sie halten es mit den alten Klaſſikern, und man muß mit Ihnen alle fünf Acte des Drama's in Zeit von vierundzwanzig Stunden abmachen. Einheit des Ortes und der Handlung!“

René konnte ſich eines Lächelns nicht erwehren. „Verzeihung, Admiral!“ ſagte er ſanft, „ich bin nicht ſo verwegen, eine ſo ſchnelle Gewährung zu hoffen; ich bitte blos um die Erlaubniß, mich Ihnen offener zu zeigen, und das Glück, um das ich flehe, wo möglich zu verdienen.“

„Ah ſo!“ erwiederte der Baron. „Es handelt ſich alſo um eine Probeſchlacht; nun dagegen habe ich Nichts einzuwenden.“

„Sie willigen alſo ein, Admiral?“

„Ein Augenblick, mein Lieber! Bei einer Heirath ſind die Eltern nur die Reſervetruppen und dürfen ſich nicht vor dem Armeecorps übergeben. Da ſteht nun die kleine Duckmäuſerin ſeit einer Stunde, hört nur zu und ſagt ſelbſt kein Wort! An ihr iſt es zu antworten!“

„Mein Vater!“ rief Gabriele und warf ſich dem

Seemann um den Hals, ihre Verwirrung zu verbergen; „ich weiß nicht, was Sie ſagen!"

„Teufel!" rief der Admiral, „ich ſage, mein Kind, daß der Brief an Dich gerichtet iſt, und daß ich nicht Luſt habe, Deine Correſpondenz zu führen. Du kannſt frei reden, wenn Du ja ſagen willſt."

„Mein Vater," hauchte das junge Mädchen beinahe in Thränen.

„Gut," erwiederte der Seemann, „alſo ich verſtehe, Du ſagſt nein?"

„Das habe ich nicht geſagt!" rief ſie ſich raſch erhebend.

„Nun, tauſend Teufel, was ſagſt Du denn?" ſagte der Admiral mit ſcherzender Ungeduld, und zu René gewandt fuhr er fort: „Sehen Sie ſelbſt, wie Sie das Räthſel löſen; ich begebe mich deſſen!"

Der junge Amerikaner beugte mit leidenſchaftlicher Anmuth ein Knie zur Erde; Gabriele ſah es und erröthete vor Freude. „Ach," ſagte er mit einer Stimme, die von Bewegung bebte, „vorher dachte ich Sie zu verſtehen! Aber das Herz wagt nicht an ſolch Uebermaß des Glückes zu glauben. Aus Barmherzigkeit, Fräulein, ein Wort, oder wenn das zu viel verlangt iſt, ein einziger Blick, der mir ſagt, ob ich hoffen darf!"

Das junge Mädchen ſah ihn weder an, noch antwortete ſie ihm; aber ihre Hand ſuchte die René's, der ſie mit einem Freudenruf ergriff und ſie mit Küſſen bedeckte.

Gabriele, von Freude überſtrahlt, barg ihr Antlitz an der Bruſt des Admirals.

„Endlich ſcheint es, daß man ſich verſtändigt hat!“ ſagte Dieſer lächelnd.

„Ach Gabriele, — Herr Admiral,“ — ſtammelte René, der ſich erhoben hatte. „Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen nicht meinen Dank ausſprechen kann, aber das Herz iſt mir zu voll.“

„Warten Sie,“ rief der Baron, „da kommt Jemand, den wir ganz vergeſſen haben und deſſen Einſtimmung unumgänglich nöthig iſt.“

„Meine Mutter!“ unterbrach ihn Gabriele, lief der Baronin entgegen und warf ſich ihr um den Hals.

„Warum das?“ fragte Frau von Roſtang.

„Weil Sie den zukünftigen Gatten Ihrer Tochter anerkennen ſollen!“

„Gabrielens Gatten?“ wiederholte die Baronin zitternd, „ihren Gatten ſagen Sie? Wer iſt es? wo iſt er?“

„Nun, tauſend Teufel, ich denke, man braucht nicht lange zu ſuchen, um Den zu erkennen!“ ſagte der Seemann heiter und deutete auf die leuchtenden Züge des jungen Amerikaners.

„Herr René!“ rief die Baronin und fuhr beſtürzt zurück.

„Der Admiral machte eine bejahende Bewegung.

„Herr René von Ramière!“ wiederholte ſie mit ſtärkerer Stimme.

„Er liebt Gabrielen und wird von ihr geliebt,“ ſagte der Baron.

„Er, von meiner Tochter?“ rief Erneſtine verzweifelnd, „o nein, nein, Sie irren ſich, das iſt unmöglich!“

Hierbei zog ſie ihre Tochter heftig an ſich, ſah ihr mit irren Blicken in's Geſicht und ſagte: „Nicht wahr, Ihr irrt Euch? — Gabriele, warum antworteſt Du nicht? Du wendeſt Dich fort? Du weinſt? Unglückliche, Du liebſt ihn alſo doch?“

„Mutter, Mutter!“ rief das junge Mädchen in Thränen zerfließend.

„Du liebſt ihn,“ wiederholte die Baronin und preßte beide Hände an ihre Stirn, wie wenn ſie fürchtete, wahnſinnig zu werden, „Du, mein Gott, ſie liebt ihn!“

Sie ſchwankte, ſuchte nach einer Stütze, lehnte ſich an die Mauer des Pavillons ‚und ſank dann ohnmächtig nieder.

Drei Tage waren ſeitdem verfloſſen. Nach mehreren nervöſen Zufällen, deren Heftigkeit die Bewohner des Schloſſes erſchreckte, befand ſich die Baronin, wenn auch nicht hergeſtellt, doch ſtark genug, daß Herr von Roſtang endlich daran denken konnte, ſie um eine Erklärung zu erſuchen.

Während dieſer drei Tage hatte er ſich vergebens bemüht, ſich den wunderlichen Auftritt am Pavillon zu deuten. Er beſprach ſich mit René und Gabrielen, ohne daß Einer von Beiden den heftigen Schrecken begreifen konnte, den Erneſtine bei dem Heirathsantrag empfand; Alle quälten ſich vergeblich mit Vermuthungen. Der Baron verlangte alſo eine Unterredung mit ſeiner Frau, mit dem Vorſatz, was ſie auch ſagen möge, ſie zur Einwilligung zu bewegen. Um ſeinen Entſchluß ſelbſt zu befeſtigen, gebot er René, ihn nach der Unterredung bei Frau von Roſtang aufzuſuchen.

Dieſe, noch blaß und ſchwach, empfing den Admiral mit furchtbarer Verwirrung, bewies aber bald, daß ſie dieſe Zuſammenkunft erwartet und ſich darauf vorbereitet hatte.

Sie ließ erſt den Admiral ſein Erſtaunen ausſprechen und die Erklärung verlangen, die er mit Recht beanſpruchen konnte; dann begann ſie mit leiſer Stimme eine lange eingeübte Rechtfertigung. Da ſie immer darauf bedacht ſei, dem Stamme Roſtang ſeinen alten Glanz zu bewahren, habe ſie für Gabriele nur eine beſcheidene Verbindung gewünſcht, welche Marcells Erbſchaft nicht beeinträchtigen würde. Die Wahl ſei getroffen, beinahe Alles in Ordnung und ſie ſelbſt in Begriff geweſen, mit Herrn von Roſtang zu reden, als ſie den Vorſchlag gehört habe, der alle ihre Hoffnungen zerſtören würde. Zu den Aufregungen des Vormittags ſei nun noch der Schreck über dieſe unerwartete Neuigkeit gekommen, und ſie ſei ihrer ſelbſt nicht in dem Grade mächtig geweſen, um ein Erſtaunen zu verbergen, deſſen Ausdruck ihnen Allen ſo befremdlich hätte erſcheinen müſſen, und den ſie ihr zu vergeben bitte.

Nachdem der Admiral dieſe lange, mit Verwirrung vorgebrachte Auseinanderſetzung in wachſender Ungeduld angehört hatte, ſagte er, indem er ſich gewaltſam zwang, ruhig zu bleiben: „Gut, Madame, ich will Ihre Nerven nicht zur Rechenſchaft ziehen, noch will ich von einem Plan reden, von dem ich nicht mit kaltem Blute ſprechen könnte; auch nicht von dem Schwiegerſohne, den Sie mir geben wollten, ohne mich davon in Kenntniß zu ſetzen; Alles das mag für den Augenblick auf ſich beruhen. Dieſe Zweifel ſind einfach gelöſt durch Gabrielens und René's Liebe. Wie Ihre Vorliebe für meinen Sohn, wie ich hoffe, nicht ſo weit gehen wird, daß Sie ihn allein glücklich wiſſen möchten, ſo werden Sie doch nicht eine Heirath für unmöglich erklären, die das Glück Ihrer Tochter ſichert!"

„Mein Herr," ſagte Erneſtine mit zitternder Stimme, „ich beſchwöre Sie, Nichts zu übereilen!"

„Wie ſo, Madame?" erwiederte der Admiral, deſſen Geduld zu Ende war.

Die Baronin rang die Hände. „Barmherzigkeit!" rief ſie mit erſtickter Stimme, „Barmherzigkeit! Laſſen Sie mir Zeit zu überlegen, zu ſehen —"

„Zu ſehen, wie Sie Alles zerſtören können, nicht wahr?" rief der Baron und ſtampfte heftig mit dem Stock auf den Boden. „Bei Gott, Madame, Sie zählen doch zu ſtark auf meine Gutmüthigkeit!"

„Hören Sie mich!"

„Nein, Madame, ich werde es nicht länger dulden, daß Sie den Namen der Stiefmutter auf Koſten der rechten Mutter zu Ehren bringen wollen! Alles zu Allem gerechnet, ſo iſt es nicht Gabrielens Fehler, wenn ſie nur Ihre Tochter iſt, und Sie es nicht für der Mühe werth halten, ſie glücklich zu machen.“

„Was ſagen Sie?“ rief die Baronin ſchmerzlich.

„Ich ſage,“ antwortete der Baron immer heftiger werdend, „daß mich Alles an Ihnen irre macht. Sie ſcheinen Gabriele zu lieben, und weiſen Alles ab, was ich für ſie thun will; Sie behaupten einzig nur für ihr Glück zu ſorgen und verweigern eine Verbindung, die ſie beglücken würde; ſo machen Sie ihr mit Ihrer Zärtlichkeit ebenſo viel Kummer, wie Sie es thun würden, wenn Sie ſie haßten. Beim Himmel, Madame! glauben Sie nicht, daß es dem Prometheus, als er an den Felſen geſchmiedet war, einen großen Troſt gewährt haben würde, wenn ihm ſtatt eines Geiers eine Taube die Leber weggefreſſen hätte?“

„Mein Herr, Sie ſind ohne Mitleiden!“ ſchluchzte Erneſtine und ſchlug ihr Haupt in die Hände.

„So ſagen Sie mir doch einen Grund,“ rief der Admiral, „nennen Sie mir einen Grund Ihrer Weigerung! Was iſt denn für ein Hinderniß?“

„Mein Herr,“ ſtammelte Erneſtine, die ihre Kräfte ſchwinden fühlte, „laſſen wir unſern Streit, ſprechen wir ein ander Mal von dieſer Heirath —“

„Ich will aber nicht warten,“ ſchrie der Baron außer ſich, „ich habe es Herrn von Ramière zugeſagt, und er wird hieher kommen, Madame, um Ihnen zu danken.“

„Mein Herr —“

„Dazwiſchen aber will ich der ganzen Welt meinen Entſchluß verkündigen.“

Er erhob ſich, um zu gehen; die Baronin trat ihm halb ohnmächtig entgegen. „Halten Sie ein!“ rief ſie.

„Morgen wird es öffentlich bekannt gemacht!“ fügte der Seemann hinzu und näherte ſich der Schwelle. Erneſtine drängte ſich vor ihn, ſich gegen die Thüre ſtemmend. Herr von Roſtang blieb unwillkürlich ſtehen beim Anblick dieſes bleichen, ſtolzen Antlitzes, das ein hoher Entſchluß belebte.

„Ich will mit meiner Tochter reden, mein Herr!“ ſagte ſie mit ſicherem, feſtem Ton, „aber allein mit ihr. Weil es ſich um ihr Schickſal handelt, ſo iſt es an ihr, darüber zu entſcheiden; wenn ſie, nachdem ich mit ihr geſprochen, darauf beſteht, ſo haben Sie die Freiheit Ihres Willens!“

„Aber, Madame,“ wollte der Admiral einwerfen.

„Ich bin ihre Mutter, mein Herr,“ unterbrach ihn die Baronin leidenſchaftlich, „man kann mir nicht das Recht verweigern, im Herzen meines Kindes zu leſen.“

„Es ſei!“ ſagte Herr von Roſtang, „ich werde ſie Ihnen ſchicken.“ Er grüßte und ging.

Erneſtine erreichte ihren Stuhl, indem ſie ſich an den Möbeln und Wanden forthalf. Ihr Haupt ſchwankte, als ware ſie im Begriff zuſammenzubrechen; ein krampfhaftes Zittern bewegte ihre Lippen; man ſah um ihre zuſammengezogenen Naſenflügel jene weißen Linien, die ſonſt das Herannahen des Todeskampfes ankündigen. Ihre Augäpfel waren weit hervorgetreten und mit Blut unterlaufen, die durchſichtige Bläſſe ihrer Züge mit dunkelgelben Flecken marmorirt. Eine ganze

Weile kämpfte ſie einen heimlichen Seelenkampf; dann, der Anſtrengung erliegend, ſchloß ſie die Augen, ſank mit einem erſtickten Schrei zurück und blieb ſo unbeweglich liegen. Ein aufmerkſamer Beobachter würde an dem raſch wechſelnden Ausdruck ihrer Züge leicht erkannt haben, daß die Ruhe, die ſich jetzt über ſie breitete, ſich nicht auf ihre Gedanken erſtreckte, daß ſie nur deren Heftigkeit milderte; es war nur, als wenn ſich eine milde Dämmerung über ihre Gefühle legte, um ſie ihren furchtbaren innern Kampf im halben Dunkel beenden zu laſſen.

Ein leiſes Geräuſch im Vorſaal ſchreckte ſie auf. Sie öffnete die Augen, lauſchte, erkannte Gabrielens Schritt und hob den Kopf mit einem unarticulirten Schrei. Im ſelben Augenblick trat das junge Mädchen ein.

Erſt hatte ſie ſich vorſichtig der Baronin genähert, als fürchte ſie dieſelbe im Schlafe zu ſtören; als ſie aber ihrem Blicke begegnete, lief ſie mit ausgebreiteten Armen auf ſie zu.

Erneſtine wandte den Kopf weg und murmelte: „Mein Gott, mein Gott, habe Mitleiden mit mir!“

„Was fehlt Ihnen, meine Mutter?“ fragte das junge Mädchen und ſetzte ſich neben ſie.

Die Baronin ergriff ihre beiden Hände und zog ſie mit irrem Blick heftig an ſich. „Gabriele, höre mich!“ ſagte ſie mit gepreßter Stimme, „wenn ich hätte ahnen können — wenn Du wüßteſt — meine Tochter!“

Und mit einem lauten Schrei die Arme hebend, ließ ſie ſich auf die Kniee nieder und ſtammelte: „Meine Tochter, Gnade!“

„Großer Gott, was thun Sie!“ rief Gabriele, „Sie zu meinen Füßen!“

„Das iſt mein Platz,“ antwortete die Baronin.

„In meinen Armen, in meinen Armen, meine Mutter!“ erwiederte die Tochter laut weinend, ohne noch zu wiſſen warum. Sie hob die Leidende zärtlich in die Höhe; Erneſtine hielt die Tochter in langer Umarmung an ihr Herz gedrückt.

„Ja,“ rief ſie, „laß mich Deine Küſſe noch einmal fühlen, ehe ich rede; — denn es muß ſein! — Damit Du einſiehſt, daß dieſe Heirath unmöglich iſt, ſollſt Du Alles wiſſen!“

Gabriele machte eine Bewegung; ſie betrachtete ihre Mutter. Dieſe ſchloß die Augen.

„Sieh mich nicht ſo an!“ ſagte ſie, „vor meiner Tochter erröthen zu müſſen — ich ertrage es nicht!“ Sie verhüllte ſchluchzend ihr Haupt; Gabriele ſank vor ihr nieder.

„Was haben Sie, meine Mutter?“ rief ſie innig und zärtlich, „was reden Sie von Erröthen? Zweifeln Sie an meiner Ehrfurcht, meiner Liebe? Was Sie mir auch zu ſagen haben, weiß ich nicht im Voraus, daß Alles, was von Ihnen kommt, edel und gut iſt?“

„Mein Gott, laß mich ſterben!“ ſtammelte die Baronin in Thränen.

Das junge Mädchen, immer bewegter, hielt ſie mit ihren Armen umſchloſſen.

„Meine Mutter! meine Mutter!“ wiederholte ſie und bedeckte ihre Hände, ihr Haar mit Küſſen. „Könnte ich je vergeſſen, daß Sie mein Stolz, mein Beiſpiel und mein Glück ſind? Bin ich nicht täglich Zeuge Ihrer Geduld, Ihrer Demuth?“

Erneſtine erhob den Kopf. „Und wer ſagt Dir, ob dieſe Demuth nicht nur eine Buße iſt?“ ſagte ſie verwirrt. „Weißt Du, ob nicht jede Sorge, die ich dem Admiral widme, jede erlittene Unbill, anſtatt eine Prüfung für mich zu ſein, mir ein wahrer Troſt, — ob ich darin nicht ein Mittel ſehe, die Vergangenheit wieder gut zu machen?“

„Sie, meine Mutter?“ ſagte Gabriele betroffen. „Aber wie kann Ihnen die Vergangenheit Reue erwecken! War es denn Ihre Schuld, daß Sie, um Ihre Familie vom Verderben zu retten, in eine Heirath willigten, die man Ihnen aufzwang?“

„Ja, ich habe mich dem unterworfen,“ ſagte Erneſtine niedergeſchlagen, „aber als ich dem Manne, den ich nicht gewählt hatte, meine Hand gab, gehörte mein Herz einem Andern, und ich ließ es in der Gewalt dieſes Andern! Gott iſt mein Zeuge, daß ich das Opfer vollſtändig bringen wollte! Ich hoffte, der Schmerz würde ſeine Bitterkeit verlieren. Aber der Admiral reiſte ab, und ich ſah — Ramière wieder! Auch er verließ Frankreich, allein und verzweifelnd! Er kam, um mir ſein letztes Lebewohl zu ſagen! Ach, ich hätte vorausſehen ſollen, daß der Anblick ſeines Leidens mir die Feſtigkeit raubte, daß, wenn ich ihn wiederſähe — ich verloren ſein würde!“

„Verloren!“ wiederholte Gabriele entſetzt.

„Ja,“ ſagte die Baronin, das Haupt ſenkend. „Und nun wirſt Du verſtehen, warum ich neulich, als Du mit gerungenen Händen und flehenden Blicken vor mir ſtandeſt, Dir doch nicht ſagen konnte: Der, den Du liebſt — iſt Dein Bruder!“

Gabrielens Schrei wurde durch eine Art Gebrüll übertönt, das ſich in der Thüre, die zu des Barons Gemächern führte, vernehmen ließ. Mutter und Tochter drehten ſich zu gleicher Zeit um und waren wie vom Blitz getroffen. Der Admiral ſtand hinter ihnen; ſein Stock war zur Erde gefallen; eine Hand vorſtreckend, zerraufte er ſein Haar mit der andern. Seine Augen in’s Weite ſtarrend, ſprühten Flammen.

Wie durch einen gemeinſamen unwillkürlichen Zug zuſammengeführt, warfen ſich die beiden Frauen einander in die Arme, ſich feſt umklammernd, wie wenn ſie gemeinſam den Todesſtreich empfangen ſollten und wollten.

Der Admiral blieb unbeweglich. Während einiger Secunden hörte man Nichts als das Stöhnen ſeines Athems; endlich ſagte er mit hohler Stimme wie zu ſich ſelbſt redend: „Ich habe es wohl gehört, — ihr Bruder! Ich wurde betrogen — und ſie glaubte, das würde ungeſtraft hingehen können!“

„Ach, meine Mutter, kommen Sie! rief Gabriele, die ſie im erſten Entſetzen fortziehen wollte.

„Sie ſoll nicht von der Stelle!“ rief der Admiral mit fürchterlicher Stimme.

Die beiden Frauen wichen ſchaudernd zurück. Der alte Seemann ging langſamen, aber ſichern Schrittes auf ſie zu und verſperrte ihnen den Weg.

„Was wollen Sie thun?“ fragte das junge Mädchen, vor ſeinem Blick erzitternd.

„Ich will eine Elende beſtrafen für die Schande, die ſie mir achtzehn Jahre hindurch als ein Glück unterſchieben konnte! Ich will ſie zur Rechenſchaft ziehen über meinen Namen, den ich ihr zur Bewahrung gab, ich will meine Schande rachen!“

Und indem er ein Piſtol, welches er bisher verborgen hielt, hervorriß, ſchritt er auf die Baronin zu und rief: „Auf die Kniee, Madame!“

Schneller als ein Gedanke warf ſich Gabriele vor ihre Mutter; aber Erneſtine, bis dahin ganz geknickt, richtete ſich auf.

„Was haſt Du, meine Tochter!“ ſagte ſie mit ruhigem Stolz. „Fürchteſt Du, der Admiral Roſtang werde eine Frau ermorden?“

Der Admiral bebte zurück. Sie ſchob Gabrielen entſchloſſen zur Seite, ging einen Schritt auf ihn zu, ſah ihm in's Geſicht und ſagte: „Hier bin ich, mein Herr!“

„Auf die Kniee nieder!“ wiederholte der Baron mit einer Stimme, die vor Wuth erſtickte.

„Nein, nicht ſo!“ erwiederte Erneſtine mit Würde. „Denn man kniet nur, wenn man um Mitleiden fleht, und ich hoffe und wünſche keines. Wenn ich zu Ihren Füßen liege, mein Herr, würden Sie ſich vielleicht erinnern, was ich litt, noch ehe ich es verdiente, und was ich ſeitdem gelitten habe. Ihre Großmuth könnte erwachen, und ich will ſie nicht aufrufen. Auch werde ich mich nicht rechtfertigen, noch Sie anflehen; ich überliefere mich Ihnen; rächen Sie ſich!“

Indem ſie dieſe Worte ſprach, näherte ſie ſich dem Admiral, der unwillkürlich zurückwich und zu zögern ſchien; dann warf er zornig ſeine Waffe von ſich.

„Ah, Sie treiben Mißbrauch mit Ihrer Schwäche, Madame!“ ſchrie er dann mit krampfhaft geballten Händen. „Sie überliefern ſich meinem Zorne, um ihn zu entwaffnen! Gehen Sie! Laſſen Sie mich, — ich fühle, daß ich die Beſinnung verliere, daß ich meiner ſelbſt nicht mehr mächtig bin!“

Er ließ ſich auf einen Stuhl fallen. Gabriele ergriff ſeine beiden Hände mit einem Ausruf des Dankes, des Schmerzes und der Bitte. „Mein Vater!“ ſtammelte ſie.

Der Admiral fuhr, wie von einem Schlag getroffen, zurück; Erneſtine machte eine Bewegung.

„Nehmen Sie Ihre Tochter, Madame,“ ſagte der Seemann mit gepreßter Stimme, „und erinnern Sie ſie daran, daß ich keine Tochter mehr habe, und daß meine Zärtlichkeit für Diejenige, die dieſen Namen führte, wie der Name ſelbſt, eine Lüge war!“

„Auch hab' ich alles Mögliche gethan, um ſie vorzubereiten, mein Herr,“ erwiederte die Baronin, die wieder Thränen gefunden hatte. „Jetzt werden Sie begreifen, warum ich Gabriele förmlich vor Ihrer großmüthigen Neigung zu ſchützen ſchien, warum ich Ihren Vorwurf, ſie nicht zu lieben, über mich ergehen ließ. Jeder Beweis Ihrer Zärtlichkeit vermehrte meine Zerknirſchung, jede Ihrer Wohlthaten ſchien mir ein Raub, weil ich fühlte, daß das einzige Gut, auf welches ſie Anſpruch zu machen hatte, meine Liebe war!“

Gabriele warf ſich ihrer Mutter in die Arme. „Dieſes Gut,“ flüſterte ſie, „dieſes Gut bleibt mir allein noch übrig!“

Mutter und Tochter hielten ſich umſchlungen; eine troſtloſe, verzweifelte Stille, nur vom Schluchzen der Frauen unterbrochen, lag über der Gruppe der drei Menſchen. Da ließen ſich im Vorſaal Schritte hören. Man klopfte an die Thüre der Baronin, aber in Schmerz verſunken hörten es weder die beiden Frauen, noch der Baron. Endlich öffnete ſich die Thüre leiſe; Herr von Ramière trat ein.

Er kam, wie es der Baron mit ihm verabredet hatte. Seine Gegenwart ſchien jetzt dieſe ſchreckliche Scene zu vervollſtändigen.

Bei ſeinem Anblick mußte ſich Erneſtine an die Wand lehnen; Gabriele verhüllte ſich das Geſicht; der Baron erhob ſich.

Als der junge Mann dieſe allgemeine Erſchütterung ſah, wurde er ſehr bleich. „Verzeihung, Frau Baronin,“ ſagte er mit ſchwankender Stimme, „ich komme auf das Geheiß des Admirals, um mein Schickſal zu erfahren. — Die Beſtürzung, die ich auf allen Mienen leſe, das Stillſchweigen, mit dem ich empfangen werde — lehrt es mich genugſam erkennen!“ Und ſich Herrn von Roſtang nähernd, ſagte er beklommen:

„Es iſt alſo wahr, Herr Baron, Sie haben Nichts erreichen können?“

Ohne zu antworten, deutete der Alte auf Erneſtine, um ihm verſtändlich zu machen, daß es Dieſer zukomme zu antworten. Der Amerikaner wandte ſich ihr mit ſchmerzlicher Lebhaftigkeit zu.

„Von Frau von Roſtang alſo ſoll ich den Grund dieſer abſchläglichen Antwort erfahren?“ ſagte er bitter. „Ich darf doch hoffen, daß ſie ihn mir nicht verſchweigen wird. Wenn man einen Mann von Ehre zurückſtößt, wenn man ihm eine Hoffnung raubt, auf die er ſeine ganze Zukunft baute, hat er doch wohl das Recht zu fragen, warum er ſolchen Schmerz erleiden muß?“

„Fragen Sie mich um Nichts!“ bat Erneſtine und wandte ſich zum Gehen.

Aber René warf ſich ihr in den Weg. „Ich laſſe Sie nicht,“ rief er in Verzweiflung, „ich folge Ihnen überall, bis ich eine Antwort erhalten habe; ich muß den Grund wiſſen!“

Gabriele ergriff ihre wankende Mutter, und mit einer Bewegung hielt ſie René zurück. Ein heiliger Ausdruck jungfräulicher Würde verklärte ihre Züge; man ſah mit einem Blick, daß für ſie jetzt einer jener Augenblicke gekommen ſei, fähig, eine junge Seele zu reifen und mit einem Schlage ein Weſen ganz zu verwandeln. Sie richtete auf René einen feſten offenen Blick und ſagte mit leiſer, aber ſicherer Stimme: „Sie verlangen den Grund zu wiſſen. Ich werde ihn ſagen, mein Herr. Der Grund iſt mein Wille, — ich weiſe Sie ab.“ — Und einer Frage, die René an ſie richten wollte, zuvorkommend, fügte ſie hinzu: „Fragen Sie mich nicht, warum! Wenn Sie das Recht haben, meine Mutter zu befragen, ſo habe ich das Recht, die Urſache meines Entſchluſſes zu verſchweigen. Das Geheimniß unſerer Wahl gehört uns Frauen allein, und Niemand kann uns deshalb zur Rechenſchaft ziehen. Es genüge Ihnen, zu wiſſen, daß mein Entſchluß unwiderruflich iſt.“

„So bin ich Ihnen verhaßt?“ rief René in Verzweiflung.

Dieſe Klage, dieſer ſo ſchmerzliche, leidenſchaftliche und aufrichtige Schrei machte Gabriele erzittern. Ihre Züge erweichten ſich, Thränen traten ihr in die Augen. „Sie mir verhaßt?“ erwiederte ſie mit ſanfter Stimme. „Denken Sie das nicht, Herr René. Von Ihnen getrennt, werde ich immer der glücklichen Stunden gedenken, die wir zuſammen verlebten. Und wenn wir uns nicht wiederſehen ſollten — ſo wird Sie meine Freundſchaft überall begleiten!“

„Ich verlange nicht, was Sie Freundſchaft nennen!“ erwiederte der junge Mann mit Heftigkeit. „Was ich geträumt hatte, war eine innige Gemeinſamkeit in Freuden und Leiden, ein Daſein zweier Weſen, das nur in Eins zerrinnt. Wenn dieſe Hoffnung Täuſchung war, ſo verlange ich nicht, daß Ihr Herz nur Mitleid mit mir empfinde! Meine Gegenwart ſoll Sie nicht länger betrüben, und ich hoffe, daß ſelbſt mein Name bald aus Ihrer Erinnerung ſchwinden ſoll!“

Bei dieſen Worten verließ er das Zimmer und verſchwand. Gabriele hatte die Arme erhoben, als wollte ſie ihn zurückhalten; aber ſie bezwang ſich, wandte ſich um und rief: „Mutter! meine Mutter!“ Dann warf ſie ſich auf die Kniee und barg ihr Haupt in den Kiſſen der Ruhebank, um ihr Schluchzen zu erſticken. Der Admiral näherte ſich Erneſtinen, deutete auf das junge, in Thränen aufgelöſte Mädchen und ſagte mit leiſer Stimme: „Ich bin gerächt, Madame; das iſt Ihre Strafe!“

An demſelben Tage, da ſich in Barville dieſe Familienſcenen entwickelten, begab ſich Bouvard, ohne alle Ahnung von dem Vorgefallenen, in ſehr heiterer Stimmung auf's Schloß, ein prächtiges Pferd mit der Stimme antreibend. Der Notar hatte die Bewilligung des Majoratsgeſuchs erhalten; er konnte jetzt ſeine Heirathsangelegenheit wieder aufnehmen und war, da er „die Convenienz“ nicht länger gefährdet glaubte, einzig und allein mit ſeinen Hoffnungen beſchäftigt.

In der Meinung, Gabriele erwiedere ſeine Liebe, und Marcell ſei ihm behülflich, auch der Fürſprache der Baronin gewiß, blieb ihm ja nur noch übrig, den Admiral zu gewinnen, der doch unmöglich allein dem Willen ſo vieler Andern widerſtehen konnte. So führte denn Meiſter Bouvard in ſeinem Cabriolett ein ſehr triumphirendes, verliebt zufriedenes Selbſtgeſpräch. „Endlich erhört mich Eine!“ dachte er. „Das hat lange auf ſich warten laſſen; aber ich genieße die Frucht der Beharrlichkeit. Nach vierzehn Körben (ich geſtehe nur zehn ein; aber mir ſelbſt kann ich die volle Summe dieſer Errungenſchaften nicht verſchweigen), nach vierzehn Körben hätte jeder Andere ſich des Heirathens begeben; aber ich niemals! Ich habe nicht umſonſt meinen Wahlſpruch gelernt: „Labor improbus omnia vincit!“ Unſtrafliche Arbeit überwindet Alles!“

Dieſen und noch vielen andern Betrachtungen ſich hingebend kam Bouvard nach Barville. Als er eintrat, hörte er, daß der Admiral ſich eingeſchloſſen habe, die Baronin Niemanden empfange, Marcell mit Herrn von Ramière abgereiſt ſei. „Er könne Niemanden ſprechen!“

Dieſe Einzelnheiten wurden ihm ziemlich unwirſch vom Matroſen mitgetheilt, der eine ſichtliche Unruhe nicht verbergen zu können ſchien. Der Notar verſuchte ihn auszuforſchen. Der Alte hatte ſelbſt nur Vermuthungen; geſtand jedoch, daß er glaube, es habe zwiſchen dem Admiral und der Baronin Mißhelligkeiten gegeben. „Es habe einen Sturm geſetzt,“ wie er ſich ausdrückte,“ und nach einigen Worten, die er mit Herrn René und Herrn Marcell gewechſelt, glaube er, es handele ſich um Fräulein Gabrielens Heirath; ſo viel er wiſſe, unterſtütze der Baron die Anſprüche des jungen Amerikaners, den Mutter und Tochter zurückwieſen.“

Dieſe Einzelnheiten, die Duret nach und nach vorbrachte, hatten für Bouvard ein Intereſſe, das jener ſchwerlich ahnte. „Teufel!“ murmelte er, ſeinen klaſſiſchen Erinnerungen getreu; „de nostra re agitur!

es handelt ſich um meine Sache! — Mein guter Duret, iſt es nicht möglich, Jemanden zu ſehen?“

„Unmöglich!“

Der Notar rieb ſich das Kinn mit ſeinem Peitſchenſtiel. „Nun, dann werde ich morgen wiederkommen,“ ſagte er nach einigem Zögern, und ſprach dann weiter zu ſich ſelbſt: „Unterdeſſen ſchreibe ich Briefe. Wenn ich nicht angenommen werde, ſo muß meine Feder für mich ſprechen. Wenn man nicht reden darf, ſo wird man ſich ſchriftlich ausdrücken!“

Er grüßte Georg und ſtieg wieder in ſeinen Wagen, in ſeiner Zuverſicht freilich etwas ſchwankend, doch entſchloſſen, ſich bis zum Ende durchzukämpfen, wenn ihn auch Alles verließe: „Etiam si omnes, ego non!“

Während dieſe Zwiſchenſcene ſtattfand, hatte das Hauptdrama, in welches wir die Leſer einführten, ſeine weitere Entwickelung. Der Gipfel der Verzweiflung war überſtiegen; der Verlauf war ſtill und ruhig geworden. Hinter ſeinem Riegel eingeſchloſſen, hatte der Admiral ſelbſt dem Matroſen zu öffnen verweigert, und dieſer ſah durch die Thürſpalten, wie der alte Seemann beſchäftigt war, Papiere zu ordnen und Briefe zu ſchreiben. Erneſtine gab vor, ſchlafen zu wollen, um Gabriele zu beſtimmen, ſie allein zu laſſen. Das junge Mädchen benutzte dies, um ſich einzuſchließen und ihren Thränen freien Lauf zu laſſen.

So verging die Nacht für alle Drei in ſtummer Verzweiflung; für Georg in unruhiger Beklommenheit. Marcell war noch nicht wieder zurückgekehrt.

Gegen Morgen begab ſich Erneſtine, die ihren Schmerz erſchöpft hatte, zu Gabrielen. Dieſe, vom vielen Weinen ermüdet, war endlich eingeſchlafen. Auf das Sopha hingeſtreckt, und dort vom Schlaf übermannt, fuhr ſie im Traume fort zu ſchluchzen; einige friſche Thränen glitten ihr über die Wangen. Ihre beiden Hände, mit natürlicher Anmuth unter ihr Köpfchen geſtützt, waren halb unter den herabhängenden Locken vergraben; ein nervöſes Fröſteln zuckte von Zeit zu Zeit über ihren müden Leib; ihre Mundwinkel verzogen ſich dann und wann zu jenem ſchmerzlichen Zuge der Kinder, wenn ſie ihre Thränen verſchlucken wollen.

Die Baronin betrachtete lange Zeit das unſchuldige Geſchöpf, das dazu verurtheilt war, unter den Fehlern Anderer zu dulden. Ein Sonnenſtrahl, der erſt auf ihrem Haare ſpielte, drang bis zu ihren Augen und zwang ſie, die Wimpern zu heben. Beim Anblick der Mutter lächelte ſie matt und öffnete ihr die Arme. Erneſtine ſetzte ſich ihr zu Füßen und lehnte das Haupt an ihren Buſen.

Einige Stunden hatten genügt, um zwiſchen dieſen beiden Frauen jeglichen Unterſchied des Alters und der Stellung zu tilgen. Die Eine, ihrer mütterlichen Glorie beraubt, hatte keine andere Macht als die der Liebe; die Andere, plötzlich aus ihrer unwiſſenden Unſchuld geriſſen, hatte den Blitzſtrahl der Leidenſchaft erkannt, der ſie mit ſeiner zerſchmetternden Macht halb vernichtete. Das Leiden machte Beide gleich. — Lange Zeit hielten ſie ſich ſprachlos umſchloſſen.

Was hätten ſie ſich auch ſagen ſollen, das werth geweſen wäre, um ſich aus dieſer ſtummen Erſtarrung zu reißen! War es jetzt nicht ihr einziger Troſt, einander ihrer Zärtlichkeit zu verſichern? Wenn ſie redeten, ſo hätten ſie ſich nur an begangene Fehler oder an entſchwundenes Glück erinnern, nur Schmerz und Reue wieder erwecken können. Für ſie gab es nur Troſt in Küſſen und Thränen. Sie wollten gar nicht reden, nicht in die Zukunft ſehen; der Gedanke daran erſchreckte ſie ſchon. Einer ſchmerzhaften Auflöſung hingegeben, in der ſich die ganze Süßigkeit ihrer liebevollen Herzen entfaltete, dehnten ſie die Minuten des ſtummen Troſtes ſo lange als möglich aus. Die Stimme einer Kammerfrau riß ſie endlich aus dieſer Ruhe des Schmerzes; ſie meldete Georg Duret an.

Duret warf einen forſchenden, neugierigen Blick auf die beiden Frauen, die ſich bei ſeinem Kommen aufgerichtet hatten; er ſchien entſetzt über ihre Bläſſe. Auf Erneſtinens Frage erklärte er, daß der Admiral die Frau Baronin zu ſprechen wünſche.

Dieſe ſtand auf, um ſich in ihr Zimmer zu begeben; Gabriele hielt ſie zurück. „Benachrichtigen Sie Herrn von Roſtang,“ ſagte ſie ſchnell, „daß meine Mutter ihn hier erwartet.“

Und als ſich Georg entfernt hatte, rief ſie, ſich in Erneſtinens Arme werfend: „Ich verlaſſe Sie nicht!“

„Was kannſt Du fürchten?“ erwiederte Erneſtine, obſchon ſie ſelbſt zitterte. „Dieſe Zuſammenkunft iſt unvermeidlich; ich ſah ihr entgegen. Muß ich nicht die Verfügungen des Admirals hören?“

„Da iſt er ſchon!“ unterbrach ſie das junge Mädchen. — Man hörte in der That die langſamen ungleichen Schritte des Admirals. Die Baronin bedeutete Gabrielen, ſie zu verlaſſen. Nachdem Dieſe aber einige Schritte gethan hatte, blieb ſie am Eingang des Zimmers ſtehen, halb verſteckt vom Schatten der Thüre.

Der Admiral ſchien ſie nicht zu ſehen. Er trat langſam ein, grüßte ſchweigend die Baronin und deutete ihr an ſich zu ſetzen. Sein Geſicht war tief gefurcht; ſeine Augen ſchienen noch dunkler als gewöhnlich. Nichts indeſſen an ihm ſprach von Zorn.

„Ich mußte mit Ihnen reden, Madame,“ ſagte er mit mehr ſchwankender als rauher Stimme; „was ich Ihnen zu ſagen habe, wird kurz ſein, — aber dieſe Unterredung — war nothwendig!“

„Ich höre,“ ſagte Erneſtine beklommen.

„Geſtern,“ erwiederte der Admiral, „als ein Zufall mir die Illuſionen von achtzehn Jahren zerſtörte — ließ ich mich von meiner erſten Heftigkeit hinreißen. Ohne Ihre Tochter hätte ich Sie getödtet — und ich hätte Recht gehabt — ich hatte das Recht dazu!“

Gabriele ſchauderte.

„Was ich aber geſtern nicht that,“ fuhr der Seemann fort, „mag ich heute nicht thun. Nur Elende nehmen ihre Rache wieder auf. Sie können daher ruhig ſein, Madame, — ich habe meine Entrüſtung bekämpft, — ich bin jetzt ruhig.“

Erneſtine verneigte ſich, ohne die Kraft zum Antworten zu finden.

„Einen gerichtlichen Skandal," fuhr der Baron fort, „werden Sie wohl nie von mir gefürchtet haben. Ich gehöre nicht zu Denen, die wie Marktſchreier ihre Schande unter die Leute bringen; zwiſchen uns wird Alles ohne Geräuſch abgemacht werden. Ich werde in Ihnen, Madame, wenn auch nicht Sie ſelbſt, doch den Namen ehren, den Sie tragen."

„Was Sie auch beſchloſſen haben, mein Herr," warf Erneſtine ein, „ich unterwerfe mich im Voraus. Und ſo wie ich Ihre Verfügungen kenne —"

„Es kann hier nur Eine geben," ſagte der Admiral, „nur — eine Trennung."

Die Baronin neigte das Haupt, ohne zu antworten, aber Gabriele konnte einen Schrei nicht unterdrücken. Da erſt gewahrte ſie der Admiral.

„Ihre Tochter war zugegen?" rief er und wechſelte die Farbe. „Nun gut, es betrifft Euch Beide. Ich habe meine Befehle gegeben, und der Poſtwagen, in welchem Sie reiſen ſollen, wird noch vor einer Stunde eintreffen."

Gabriele machte eine Bewegung des ſchmerzlichen Schreckens. Der Baron runzelte die Augenbrauen.

„Verzeihen Sie, mein Herr," ſagte die Baronin mit flehender Demuth, „ich war auf Alles gefaßt, aber dieſes Kind nicht! Entſchuldigen Sie, hier wurde ſie geboren, hier wuchs ſie auf und war glücklich."— Thränen überwältigten ſie wider ihren Willen. Der Admiral wurde ungeduldig. — „Wir werden reiſen, mein Herr, wir werden reiſen," ſetzte ſie raſch hinzu,

„und wenn Sie die Muthmaßungen nicht ſcheuen, die man aus einem ſo übereilten Entſchluß ziehen wird —“

„Nun, Teufel! man wird denken, Sie hätten es nicht länger mit mir aushalten können!“ erwiederte der Seemann mit Bitterkeit. „Kennt nicht Jedermann hier zu Lande Ihre Sanftmuth und meinen ſchlechten Charakter? Stimmen nicht Alle überein, daß ich ein wildes Thier bin und Sie ein Engel? Beruhigen Sie ſich daher, Madame, über das, was man ſagen wird; man wird in dieſem Falle wie immer Sie bedauern und mich verwünſchen! Was thut das übrigens!“ — fuhr er nach einer kurzen Pauſe fort, — „ich weiß, was ich zu thun habe. Wenn ich Sie zu ſprechen verlangte, ſo geſchah es, weil dieſe Unterredung die letzte unter uns ſein ſollte, und weil es nöthig iſt, Alles in Ordnung zu bringen. Hier iſt ein Brief, Madame, der Ihnen bei Meiſter Bouvard unumſchränkten Credit verbürgt.“

„Mir!“ unterbrach die Baronin.

„Gebrauchen Sie ihn nach Gefallen,“ fuhr der Admiral fort, während ſein Athem kürzer wurde, „ich werde immer noch genug übrig behalten, ich bin reich und alt — Gott ſei Dank!“

Die Stimme verſagte ihm bei dieſen letzten Worten. Erneſtine rang die Hände. „So will mich alſo,“ ſagte ſie mit ſcharfer Betonung, „während mich Ihre gerechte Entrüſtung verbannt, Ihre Großmuth bereichern? Was Sie auch thun: Ihre Güte trägt immer den Sieg davon über Ihren Zorn!“

„Schließen wir, Madame!“ ſagte der Baron rauh,

„wir ſind nicht hier, um uns Süßigkeiten zu ſagen, ſondern um unſere Angelegenheit zu Ende zu bringen. Hier iſt der Brief, nehmen Sie.“

Er hielt der Baronin ein Papier hin. Gabriele that einen Schritt, um dazwiſchen zu treten, begnügte ſich aber, ihre Mutter geſpannt anzuſehen.

Erneſtine, die gezögert hatte, nahm endlich den Brief. „Geben Sie,“ ſagte ſie, „ich will ihn annehmen, ihn in meine Hande preſſen, dieſen neuen Beweis eines Wohlwollens, das Nichts erſchüttern konnte!“

Sie drückte das Papier weinend an ihre Lippen; dann, als ſie ihre Bewegung bemeiſtert hatte, ſagte ſie mit Würde: „Und nun, verlangen Sie das nicht von mir. Wenn ich für meine Tochter und mich ein ſolches Geſchenk annähme, ſo würde ich mich Ihrer Güte unwürdig zeigen. Ich bewahre meine Dankbarkeit, aber ich kann die Wohlthat nicht annehmen!“

Sie küßte noch einmal den Brief und zerriß ihn dann.

„Habe Dank, meine Mutter!“ rief Gabriele und warf ſich ihr in die Arme.

Herr von Roſtang, der gegen eine unwillkürliche Rührung kämpfte, trat zurück; das Blut ſtieg ihm in's Geſicht. „Wie? Sie ſchlagen es aus?“ rief er betroffen, „ſchlagen es aus, weil meine Hand es Ihnen anbietet?“

„O, glauben Sie das nicht, mein Herr!“

„Sie wollen mir nicht verpflichtet ſein! Ihre Uneigennützigkeit iſt Nichts als Stolz und Haß!“

Mutter und Tochter wollten ſich dagegen ereifern, aber er ſtieß, ohne auf ſie zu hören, den Stuhl, auf dem er ſaß, heftig zurück und erhob ſich.

„Gott ſtraf mich! ich will Nichts mehr davon hören,“ rief er, „reiſen Sie, Madame, mit Ihrer Tochter; ich will Sie nicht mehr ſehen, Nichts mehr hören; gehen Sie zum Teufel, und kommen Sie mir nie mehr unter die Augen!“

Er hatte trotz der Einwendungen der beiden Frauen die Thüre erreicht, ging hinaus und warf ſie mit Heftigkeit hinter ſich zu.

Dieſer letzte Streit richtete ihn vollends zu Grunde. Gegen ſeinen Willen von Erneſtinen und beſonders von deren Tochter durch die Erinnerung an die glücklichen Stunden, die ſie ihm gewährt hatten, angezogen, hatte er ſich ſo zu ſagen durch den Gedanken, ſie wenigſtens durch Erkenntlichkeit an ſich zu feſſeln, wieder aufgerichtet. Wenn er fortfuhr, ſein Vermögen mit ihnen zu theilen, wurde er ihnen nicht fremd; es war dies ein Mittel, ſeinem Unwillen wie ſeiner unwillkürlichen Zärtlichkeit zugleich zu genügen. Die Abweiſung der Baronin zerriß dies letzte Band; ſie zwang ihn zu einer gänzlichen Scheidung.

Er empfand ſolchen Zorn und ſolchen Schmerz, daß er ſich wie gewöhnlich durch Heftigkeit Luft machte. Er ſtieg in den Garten hinab, wo der Gartner herhalten mußte, ging in den Pferdeſtall und fand die Thiere ſchlecht verſorgt, kehrte in's Schloß zurück und ſchalt über Alles, jagte zwei bis drei Diener fort, und ging endlich wieder in ſein Zimmer, wo er ſich in ſeinen Lehnſtuhl warf.

Unterdeſſen trafen die Baronin und Gabriele eilig Anſtalten zur Abreiſe. Sie waren bald damit fertig und der Wagen fand ſie bereit.

Als aber Gabriele aus dem Stall des Vorhofes das Gebell der Rüden hörte und den Poſtillon abſteigen ſah, wurde ſie von einer Art Schwindel ergriffen. Bis jetzt waren die Ereigniſſe ſo raſch auf einander gefolgt, daß ſie ihr wie Viſionen erſchienen waren. Von der einen Angſt in die andere geſchleudert, hatte das junge Mädchen kaum Zeit gehabt, in ihrem Unglück Fuß zu faſſen, und ſich von deſſen Wirklichkeit zu überzeugen. Immer blieb ihr noch im Grund der Seele eine leiſe Hoffnung; es war ihr dunkel, als hätte ſie einen böſen Traum, aus dem ſie jeden Augenblick zu erwachen fürchtete. Der Anblick des Poſtwagens, der ſie von Barville wegbringen ſollte, zerſtörte ihr dieſe Illuſion. Zum erſten Mal begriff ſie den vollen Umfang ihres Unglücks. Erſt erſtarrte ſie davor; dann aber in einer Aufwallung rückkehrenden Muthes, wie es der Jugend eigen iſt, wollte ſie wenigſtens die letzten Augenblicke benutzen, um alle dem Lebewohl zu ſagen, was bisher ihre Lebensfreude ausgemacht hatte.

Sie flog in den Garten hinab, durchlief die Alleen und grüßte mit Stimme und Blick Bäume, Sträucher und Blumen. Sie hielt an der Waldlichtung inne, wo René ihr das Leben gerettet hatte, nahe an der Buchenhecke, wo ihr Begegnen eine Erklärung mit dem Admiral herbeigeführt, an dem Pavillon, wo ein Schrei ihrer Mutter ihr ganzes Glück zerriſſen hatte.

Sie wiederholte ſich Alles mit jener fieberiſchen Zärtlichkeit, wie ſie die Stunden einer ſchmerzlichen Trennung mit ſich bringen; ſie warf leiſe Küſſe rings um ſich her und hätte alle die Zeugen eines auf ewig verlorenen Glückes an ihr Herz preſſen mögen.

Schwankend und aufgelöſt trat ſie in's Schloß zurück und pochte an Marcell's Thüre; aber Dieſer war noch nicht zurückgekehrt. Sie wollte ihre Mutter ſuchen, als ſie ſich plötzlich auf dem Vorſaal befand, der zum Zimmer des Admirals führte.

Bei dieſem Anblick ſchmolz ihr Herz. Der Gedanke, abzureiſen, ohne ihn noch einmal geſehen zu haben, befiel ſie wie eine Sünde; ſie nahm ſich nicht die Zeit zu überlegen, ging vorwärts und überſchritt die Schwelle des Zimmers. Die halb offen ſtehende Thüre geſtattete ihr, den Admiral zu ſehen, ohne geſehen zu werden.

Der alte Seemann war zu gleicher Zeit den Qualen der Gicht und der Bitterkeit ſeiner Gefühle verfallen. In ſeiner Klauſe wieder angekommen, ging er Wort für Wort die letzte Begegnung mit der Baronin und Gabrielen wieder durch, und ſein Unmuth ſtieg von Minute zu Minute. Dieſer wurde in halb unterbrochenen Phraſen laut; was dieſe zurückhielten, ergänzten die Gedanken; es war ein halb lautes, halb leiſes Selbſtgeſpräch.

„Alles abzuweiſen!“ brummte er vor ſich hin, mir dieſen letzten Troſt zu rauben! Die Unglücklichen! Sie bringen mich um's Leben, und ſind noch darüber ungehalten! Es würde ein Dienſt geweſen ſein, den ſie mir geleiſtet hätten!“ — Hier entriß ihm ein ſtechender Schmerz einen Stoßſeufzer. „Und an der Geſchichte,“ fuhr er fort, „hab' ich noch nicht einmal genug; zu Allem, was mich quält, kommt auch noch die Gicht! Tauſend Millionen Teufel!“ — Und dann auf ſeinen erſten Gedanken zurückkommend, ſagte er: „Mich abzuweiſen! Ei was! Schlimm für ſie! Was geht mich's an? Bin ich nicht ein Narr, mir darüber Unruhe zu machen? Als wenn ich nicht hier ganz allein für mich glücklich ſein könnte! Nur für mich leben, wie ein Bär! Teufel! ich habe meine Beſchäftigung: die Gicht, die Zeitung.“ — Er unterbrach ſich. — „Nun, wo iſt ſie denn? Das Thier von Georg bringt ſie mir nicht!“

Er griff nach der Klingelſchnur, die ihm in der Hand hängen blieb, dann fing er an mit ſeiner Krücke auf den Boden zu ſtampfen, indem er ſein ganzes ſeemänniſches Regiſter von Flüchen ausſtieß.

Gabriele glitt leiſe in das Zimmer, nahm die Zeitung, die ſie zwiſchen andern Papieren auf dem Schreibtiſch des Admirals entdeckt hatte, und legte ſie auf ein kleines Tiſchchen, das neben dem Baron ſtand. Dieſer ſah das Blatt, ohne auf die Hand, die es brachte, zu achten.

„Es iſt wirklich ein Glück,“ ſagte er, ohne ſich umzudrehen, in der Meinung, mit Georg zu reden, „daß Du endlich hörſt. Warum laßt Du mich ſo ganz allein? Ohne Zweifel mich daran zu gewöhnen? Ich habe Nichts, was ich brauche, nicht einmal meine Cigarrenbüchſe!“

Gabriele ſtellte ſich ſchnell hinter das Journal. Der Admiral warf ſich in den Stuhl zurück. „Ach,“ murmelte er mit Bitterkeit: „Früher fehlte mir Nichts; da ſorgte die Kleine dafür!“ Und von Neuem von Gichtſchmerzen geplagt, rief er. „Donner, gieb mir doch wenigſtens was, worauf ich mein Bein legen kann!“

Gabriele ſchob behend ein Bänkchen unter den kranken Fuß.

Diesmal trafen ſie die Blicke des Admirals; er drehte ſich verwundert um. „Sie hier?“ ſagte er, „wer hat Sie gerufen? was wollen Sie?“

Das junge Mädchen rang die Hände. „Ich kann nicht abreiſen, wenn Sie noch böſe auf mich ſind!“ ſagte ſie mit rührender Anmuth.

„Was kann Ihnen das ausmachen?“ warf er ein, „Ihnen, die Sie noch Ihre Mutter in der Weigerung beſtärken! Gehen Sie, laſſen Sie mich!“

„Nein,“ flehte Gabriele, „ich beſchwöre Sie.“

„Nun, dann werde ich Ihnen den Platz räumen,“ ſagte er und erhob ſich.

Er wollte einen Schritt thun, um ſich zu entfernen; als aber ſein kranker Fuß die Erde berührte, konnte er einen Schmerzensſchrei nicht unterdrücken; ſein Stock fiel ihm aus den Händen und er wankte. Gabriele ſprang herbei, um ihn zu halten; er war gezwungen, ſich auf ihre Schulter zu ſtützen.

„Geben Sie mir meinen Stock — wieder,“ ſagte er, auf ſeine Krücke deutend, die einige Schritte fortgerollt war. Das junge Mädchen ſah ihn mit feuchtem Blick an.

„Mein Arm wird Sie beſſer ſtützen,“ ſagte ſie bittend.

„Ich bitte Sie — um meinen Stock,“ wiederholte der Admiral mit weniger feſtem Ton.

„Nur einen Augenblick.“

Der Seemann wollte ſie abweiſen, aber er begegnete ihren Blicken.

„Nun, ſei es — um ein Ende zu machen,“ ſagte er, „aber ich wiederhole Ihnen, daß ich fort will.“

„Hier iſt Ihr Seſſel!“ bemerkte Gabriele, die ihn dahin zurückgeführt hatte.

„Um fortzugehen?“

„Nein, um mich zu hören.“

„Was haben Sie mir zu ſagen?“

„Sie hören mich beſſer, wenn Sie ſitzen.“ — Sie zwang ſich, durch ihre Thränen zu lächeln; der Admiral ſetzte ſich.

„Nun, was iſt es denn?“ ſagte er, „Sie wollen Nichts von mir annehmen, was können Sie ſonſt noch von mir zu bitten haben?“

„O, viel mehr, als Sie mir angeboten haben!“ ſagte ſie mit zärtlicher Anmuth. „Denn vorher wollten Sie mich nur reich machen. Um was ich Sie aber bitte, iſt, mir einen Theil Ihrer Liebe zu erhalten!“

Der Baron betrachtete ſie mit Strenge.

„Ich weiß wohl, daß ſie mir nicht zukommt,“ fügte ſie ſchnell hinzu, „und daß ich den Namen

Tochter, den ich, wenn Sie ihn ausſprachen, ſo liebte, nicht mehr hören ſoll; aber verzeihen Sie mir, daß er mich ſo lange ſtolz und glücklich machte, werfen Sie mir in Ihrem Herzen nicht das Glück vor, das Sie mir gewährt haben, und von der Zärtlichkeit, die Sie mir wie eine Pflicht erwieſen, laſſen Sie mir als Almoſen ein klein wenig!“

Sie war mit beiden Knieen auf das Bänkchen zu Füßen des Admirals geſunken und hatte beide Hände auf die Arme ſeines Seſſels geſtützt. In dieſer einfachen, reizenden Stellung hatte ſie ihre Augen feſt auf die des Admirals geheftet, der eine unausſprechliche Rührung ſich ſeines innerſten Herzens bemächtigen fühlte. Er wollte widerſtehen, aber die Probe war zu ſtark, er konnte nur Gabrielens Namen ſtammeln.

„Ah, Sie ſind bewegt!“ ſagte ſie mit unverkennbarer Freude. Herr von Roſtang ſchloß ſie in ſeine Arme.

„Nun ja, zum Donner,“ ſagte er und ſuchte nicht länger ſeine Thränen zurückzuhalten. „Es iſt unwillkürlich — die Gewohnheit iſt zu mächtig! — Wenn man ein Kind hat aufwachſen ſehen, wenn man ſich gewöhnt hat, mit ihr, nur für ſie zu leben, — ſo kann ein einziges Wort das Alles nicht ändern! Man hat gut ſagen: es iſt nicht deine Tochter! Das Herz antwortet: Seit achtzehn Jahren liebe ich ſie! Und was kann ſie dafür? Wozu ſie ſtrafen, wozu ſie fortjagen?“

„Was ſagen Sie?“ rief das Kind, das ſich von einem Freudenſtrahl berührt fühlte.

„Gabriele,“ ſagte der Baron, ſie an ſeine Bruſt drückend, „bleibe bei mir!“

„Bei Ihnen bleiben?“ wiederholte ſie, „und meine Mutter?“

Der Seemann erbleichte; ſeine Arme ließen das junge Mädchen los.

„Ach, Ihre Mutter!“ rief er mit düſterem Antlitz. „Sie haben Recht, Sie müſſen ihr folgen, es iſt Ihre Pflicht.“ Es entſtand eine Pauſe. Gabriele und der Baron blieben mit geſenktem Haupte einander gegenüber; endlich ſagte er mit leiſer Stimme: „So gehen Sie denn, aber wenn Sie eines Freundes bedürfen, ſo denken Sie an Den, den Sie hier zurücklaſſen!“

„So erlauben Sie mir, Ihnen zu ſchreiben?“ fragte Gabriele.

Der Baron, zu bewegt, um zu antworten, nickte bejahend.

Das junge Mädchen erhob ſich raſch; ein ſchneller Einfall überkam ſie; ſie löſte ein kleines Band, das ein Medaillon an ihrem Halſe verbarg.

„Und um ſicher zu ſein, daß Sie mich nicht vergeſſen,“ ſagte ſie, „nehmen Sie dieſes Andenken.“

Der Baron betrachtete es.

„O, Sie werden es mir nicht abſchlagen,“ ſagte ſie und überreichte Band und Medaillon dem Admiral, „es iſt mein Bild, verſprechen Sie mir, es zu nehmen!“

„Ich verſpreche es Dir!“ ſtammelte er in höchſter Bewegung.

Gabriele warf ſich mit einem Dankesruf an ſein Herz. Beide hielten ſich lange umarmt. Endlich ließ ſich Erneſtinens Stimme im Vorſaal hören. Sie rief Gabrielen. Dieſe drückte einen letzten Kuß auf die Stirne des Barons und verließ das Gemach.

Einige Minuten ſpäter hörte man das Rollen des Wagens im Schloßhof. Der Admiral ſchleppte ſich bis zum Fenſter und ſah den Wagen in's Weite verſchwinden. Er kehrte zu ſeinem Stuhl zurück, warf ſich hinein und ſchloß die Augen, als wenn er Nichts mehr ſehen wollte.

Die Abreiſe der Baronin und ihrer Tochter hatte die Bewohner Barvilles in wahre Beſtürzung verſetzt. Die Damen allein waren im Stande geweſen, der barſchen Rauheit des Admirals gegenüber durch milde Begütigung das Gleichgewicht aufrecht zu erhalten. Des alten Herrn ſeemänniſche Gewohnheiten im Verein mit ſeiner Gebrechlichkeit machte ihn wo nicht zum härteſten, doch zum wunderlichſten Gebieter. Was ſollte ohne ſie aus ihnen werden in der Höhle dieſes kranken Löwen? Alle ſahen ſich unruhig an; man ſprach leiſe und geſpannt.

Georg Duret, der die Urſache dieſer eiligen Abreiſe nicht begreifen konnte, theilte das allgemeine Erſtaunen, als man ihm einen Brief brachte mit dem Poſtzeichen „Rouen.“ Der Anblick dieſer Handſchrift machte ihn erſt roth, dann blaß; dann verließ er ſchnell das Zimmer, in dem er ſich befand.

Der Admiral war noch lange die Beute ſeiner innern Kämpfe. Schon einige Stunden waren verfloſſen ſeit dem Verſchwinden der Baronin und Gabrielens, und noch konnte er nicht daran glauben. Immer war es ihm, als müſſe Gabriele eilig zurückkehren, plötzlich wieder in's Zimmer treten. Von dieſer Hoffnung und der ſtets folgenden Enttäuſchung, der er ſich ſo wenig wie jener entreißen konnte, ward er hin- und hergeworfen. In den Schwankungen dieſer Trübſal, von der ſein Herz zerriſſen wurde, ſchien ihm doch eine Trennung durchaus nothwendig; er hielt ſie nicht ſowohl für ſeine Rache, als für ſeine Ehre nöthig; zu verzeihen hätte ihm ſeinerſeits eine Erbärmlichkeit gedünkt. Als er das von Gabrielen erhaltene Medaillon öffnete, hatte er mit unwillkürlicher Aufregung neben dem Bilde der Tochter auch das der Mutter gefunden. Gabriele hatte gehofft, daß, wenn er gezwungen ſei, ſie Beide zu ſehen, er ſie nach und nach in ein zärtliches Andenken verbinden würde. Aber ſie irrte ſich, der Admiral ſchloß das Medaillon und warf es weit von ſich. Er konnte es Erneſtinen nicht verzeihen, daß ſie ihn ſo lange an das Glück, eine ſolche Tochter zu beſitzen, glauben ließ, um es dann in den Abgrund zu verdammen.

Er war ganz in die Bitterkeit ſeiner Gefühle verſieft, als Georg lebhaft eintrat. Der Baron drehte ſich ungeduldig nach ihm um.

„Wer hat Dich gerufen?“ fragte er, „ich will allein ſein, geh!“

Der Matroſe antwortete Nichts, blieb aber unbeweglich.

„Tauſend Donner! hörſt Du?“ rief der Baron und ſchlug auf ſeine Schenkel.

„Admiral!“ ſtotterte Duret.

Herr von Roſtang hob den Kopf und ſtieß einen Verwunderungsruf aus. Der alte Matroſe ſtand vor ihm mit verwirrten Zügen und feuchten Augen und drehte einen Brief in den Fingern herum.

„Nun, was giebt es? was willſt Du?“ fragte der Baron.

„Verzeihen Sie,“ antwortete Dieſer verlegen, „aber ich wollte den Admiral um einen Dienſt bitten!“

„Um einen Dienſt? Laß ſehen; warum handelt es ſich?“

„Um einen Brief, den ich eben bekommen habe, und da der Admiral weiß, daß ich nie in die Schule gegangen bin —“

„Sag' dem Kammerdiener, er ſoll ihn Dir vorleſen!“

„Verzeihung, es iſt ein Brief, den ich Niemand als dem Admiral zeigen möchte, — er kommt von Rouen — es giebt dort nur eine Perſon, die ihn geſchrieben haben kann — auch hab' ich ihre Handſchrift erkannt.“

„Ah, von Deiner Frau!“ ſagte Herr von Roſtang mit finſterem Geſicht. „Nun, haſt Du nicht die Gewohnheit, ihre Briefe uneröffnet zurückzuſchicken?“

„Ja, Admiral.“

„Nun dann thue, wie Du pflegſt!“

Georg ſchien verlegen.

„Es iſt — ſehen Sie, Admiral — man hat mir Dinge geſagt, die mich zum Nachdenken gebracht haben. Und dann — iſt dieſer Brief ſchwarz geſiegelt.“

„Nun, Deine Frau wird keinen rothen Lack gehabt haben.“

„Möglich, aber ich will wiſſen, was ſie ſchreibt!“

Der Baron zuckte mit den Achſeln und nahm den Brief. „Mein Gott, was ſie Alle ſchreiben!“ ſagte er gleichgültig, „Klagelieder! Wenn man ſie hört, ſollte man denken, ſie könnten ihren Kummer nicht überleben, und wir hätten nur noch Zeit, ihrem Sarge zu folgen, während ſie im Gegentheil den unſerigen zimmern. Nichts als Lüge und Heuchelei.“

„Das habe ich bis jetzt auch immer geſagt,“ entgegnete Duret nachdenklich.

Der Admiral löſte das Siegel, faltete den Brief auseinander und las:

„Georg!“

„Ich habe Dich grauſam beleidigt, aber Gott hat mich noch grauſamer geſtraft. Ich habe in funfzehn Jahren durch Verſtoßung, Leiden und Verachtung den Fehler eines Augenblicks büßen müſſen. Aber ich murre nicht; Gottes Walten war gerecht! — Endlich geht meine Prüfung zu Ende. Der Arzt hat mir geſagt, daß ich nur noch wenige Stunden zu leben habe, und ich muß mich oft ausruhen — um dieſe wenigen Zeilen — zu ſchreiben.

„Und doch will ich nicht ſterben, ohne mich Dir noch einmal zu Füßen zu werfen, Georg, ohne Dich um Verzeihung gebeten zu haben und Dir zu danken. Ach! ohne Deine Abweſenheit und Deine Vernachläſſigung wäre ich Deiner würdig geblieben. Gedenke der Vergangenheit, um mit der Gegenwart Mitleiden zu haben. Mögeſt Du aber verzeihen oder nicht, Georg, die unglückliche Sterbende dankt Dir und ſegnet Dich für Alles, was Du je für ſie gethan. — Georg, ich erkenne kaum noch das Papier, auf dem ich ſchreibe, meine Hand ſtockt. — Georg, eine letzte Bitte? Ich hinterlaſſe ein Kind —“

Hier endigte der Brief, weiter unten hatte eine andere Hand die wenigen Worte hinzugeſetzt:

„Unterbrochen durch den Todeskampf, der um ſechs Uhr Abends anfing und um Mitternacht endigte, als ſie ruhig und ſelig im Herrn entſchlief.“

„Raimond, Pfarrer zu Saint-Ouen.“

Der Matroſe hatte mit wachſender Aufregung zugehört; nach den letzten Worten ſtieß er einen Schrei aus. „Alſo iſt es wahr? Admiral! iſt Alles vorbei?“ ſagte er.

„Du haſt das Siegel geſehen,“ antwortete der Baron.

Duret griff ſich mit beiden Händen an die Stirn. „Unglückliche,“ murmelte er, „von mir verſtoßen und noch im Tode für mich betend!“ — Dann von plötzlicher Verzweiflung erfaßt rief er: „Ach, es iſt gar nicht an ihr, um Verzeihung zu bitten!“

„Was willſt Du damit ſagen?“ erwiederte der Admiral.

„Nein!“ rief Georg, „es iſt an mir, ja an mir, der ich ungerecht und herzlos war, der ich mich wie ein Schuft betragen habe!“

„Du vergißt ja ganz, was ſie verbrochen hat!“ unterbrach ihn der Baron.

„Aber ich, ich!“ erwiederte Duret, „verließ ich ſie nicht, um Ihnen zu folgen? Führte ich nicht, während ſie allein blieb, ein Heidenleben?“

„Du? Das iſt ein Unterſchied.“

„Und warum denn?“

„Nun, Teufel! Du weißt es wohl! weil — weil das — ganz was Anderes iſt!“

„Das heißt, wir Männer ſtellen für die Frauen Grundſätze auf unter der Bedingung, daß wir ſie nicht zu befolgen brauchen!“ rief der Matroſe. „So lange wir jung ſind, Admiral, leben wir wie die Wilden; dann, wenn wir genug haben, machen wir es wie der Teufel, wenn er alt wird, und fangen an die Moral zu lieben, weil das dann Niemand genirt als die Andern!“

Herr von Roſtang machte ein Zeichen der Ungeduld. „Nun, Du biſt toll!“ ſagte er rauh.

„Nein,“ erwiederte Duret ſich ermuthigend, „ich bin gerecht! Wenn dieſe Frau ihre Pflichten vergeſſen hat; hab' ich ſie etwa erfüllt? War ich da, um ihr zu rathen und ſie zu ſchützen? Hatte ſie Urſache, mich zu lieben? Während langer zehn Jahre hatte ich ſie vergeſſen, und als ich wiederkam, hab' ich ſie weggejagt; warum? — blos weil ſie es wie ich gemacht hatte. Nun, jetzt ſage ich, daß ich verdient hatte, was mir geſchah, ja, verdient, das iſt die gerechte Strafe für Taugenichtſe, wie wir ſind, Admiral!“

„Was ſagſt Du?“ rief der Admiral.

„Und Sie hätten es noch mehr verdient als ich,“ fügte Georg leidenſchaftlich hinzu, „denn Sie haben noch mehr verbrochen —“

„Genug davon!“ rief der Baron.

„Nein,“ ſchrie Duret, „wenn es eine Gerechtigkeit gäbe, ſo müßten Sie auch —“

„Ich ſage Dir, genug davon, Donner!“ rief der Admiral außer ſich. „Bei meiner Seele, der Narr macht mich toll! Als wenn ſich das ähnlich wäre! Du begreifſt alſo nicht, Du Dummkopf, daß Frauen Pflichten haben, die ſie nicht vergeſſen dürfen.“

„Während ſie ruhig zuſehen ſollen, daß wir ſelbſt ſie vergeſſen, wohl wahr!“ fügte Duret ironiſch hinzu. „Man beſtraft die armen Weiber für das Unrecht, an dem wir Schuld ſind! Wenn ſie um Gnade bitten, halten wir das für Heuchelei; wenn ſie vom Sterben reden, ſagen wir, daß ſie lügen, bis zu dem Tag, wo es ſich endlich findet, daß wir ſelbſt gelogen haben. Dann ſieht man ein, es wäre beſſer geweſen, man hätte es nicht genauer genommen als der liebe Gott ſelbſt, und hätte verziehen wie er — aber es iſt zu ſpät.“

Thränen ſtrömten über das alte Geſicht des Matroſen; ſeine Stimme erſtickte. Der Admiral nahm ihn bei der Hand und murmelte: „Muth!“ — wandte ſich aber ab, um ſeine eigene Bewegung zu verbergen.

Im ſelben Augenblick faſt wurde Herrn von Roſtang gemeldet, Meiſter Bouvard verlange ihn zu ſprechen in Sachen von höchſter Wichtigkeit.

Duret zog ſich zurück, und der Notar trat ein. Er ſah ſo beſtürzt und ſo entſchloſſen aus, wie Jemand, der auf das Aeußerſte gefaßt iſt. Man hatte ihm geſagt, die Baronin und Gabriele ſeien nach einem Streit mit dem Admiral abgereiſt; dies und was er ſonſt bereits wußte, konnte ihm keinen Zweifel über den Grund des Zerwürfniſſes übrig laſſen. Jedenfalls handelte es ſich um ſeine Heirath, die von der Mutter bevorwortet, von der Tochter gewünſcht und vom Baron zu Gunſten des Herrn von Ramière zurückgewieſen wurde. Dieſe Meinungsverſchiedenheit mußte einen Wortwechſel herbeigeführt haben, der bei des Barons bekannter Heftigkeit leicht mit einem Bruch endigen konnte.

Bouvard begriff, daß er ſeine eigne Sache nicht im Stich laſſen dürfe und daß er es der Baronin, Gabrielen und ſich ſelbſt ſchuldig ſei, um jeden Preis dieſe Angelegenheit in Ordnung zu bringen; er war demnach entſchloſſen, Alles aufzubieten.

Der Admiral, der ſich ſo mitten in ſeiner Aufregung überraſcht ſah und der fürchtete, Bouvard würde ſie bemerken, fragte ihn ziemlich barſch, was ihn herführe.

Dieſer, der in dieſer üblen Laune einen neuen Beweis der Mißſtimmung des Barons gegen ihn ſah, rückte ſeine Brille mit einer gewiſſen Entſchloſſenheit zurecht und ſagte mit einem ſichtlichen Anflug von Würde: „Der Herr Baron wird ſich den Grund meines Beſuches gewiß denken können!“

„Nicht im geringſten,“ erwiederte dieſer.

„Sie können aber doch unmöglich ſchon vergeſſen haben, was zwiſchen Ihnen und der Baronin vorgefallen iſt,“ ſagte Bouvard mit noch beſtimmterem Ton.

Der Seemann hob den Kopf.

„Was wollen Sie damit ſagen, mein Herr?“ rief er. „Schickt Sie die Baronin?“

„Keineswegs, Admiral, ich komme auf eigenen Antrieb.

„Nun ſo erklären Sie ſich deutlicher.“

„Mit Vergnügen,“ ſagte Bouvard, der, um ſich ſelbſt Muth zu machen, ſeine Stimme ſtärker ertönen ließ. „Vorher aber geſtatten Sie mir die Frage, ob nicht der Grund der Abreiſe von Frau von Roſtang die Heirath Ihrer Tochter mit Herrn von Ramière betrifft?“

„Woher wiſſen Sie das?“ rief der Seemann.

„So iſt es alſo wahr!“ erwiederte Bouvard. Und indem er ſich einen Anſtrich von ernſter Grandezza gab, fuhr er fort: „Herr Baron, das beſtimmt mich zu einem delicaten, aber nothwendigen Schritt. Ich glaube, daß in ſolchen Fällen ſelbſt die notarielle Verſchwiegenheit höheren Beweggründen weichen muß.“

„Erklären Sie ſich!“

„Nun gut, der junge Amerikaner, dem Sie die Hand Ihrer Fräulein Tochter geben wollen, hat mir

Papiere überliefert, die mir ein Geheimniß offenbart haben."

„Ein Geheimniß!

„Das ich Ihnen, Herr Admiral, eröffnen will."

„Nun?"

„Es ergiebt ſich aus einer dem Actenſtück des jungen Mannes angehängten Mittheilung. Der junge Menſch iſt in Neuorleans geboren, Vater und Mutter waren Sklaven! —

„Fahren Sie fort."

„Er iſt nur der Adoptivſohn des Capitains von Ramière."

Der Baron erhob ſich überraſcht. „Wiſſen Sie das gewiß, was Sie ſagen, Bouvard?" rief er.

„Ganz gewiß!" betheuerte der Notar, der die Verwunderung des Barons erwartet hatte.

„So iſt er wirklich kein Verwandter des Capitains?"

„Er iſt nur Erbe ſeines Vermögens und ſeines Namens."

„Bouvard, an mein Herz!" rief der Seemann und öffnete dem Notar die Arme.

Dieſer, entzückt und gerührt, ſtürzte an die Bruſt des Admirals. „So billigt es der Herr Baron, daß ich ihn davon unterrichtet habe?"

„O Sie haben uns Alle gerettet! Ein angenommener Sohn —"

„Vater und Mutter waren Sklaven."

„Das verändert die ganze Sache!"

„Ich war deſſen gewiß!" ſagte Bouvard, der ganz glücklich war, „und dieſe Heirath wird —"

„Dieſer Heirath ſteht Nichts mehr im Wege!“ jubelte der Baron.

Der Notar prallte zurück.

„Ja,“ fuhr der Seemann eifrig fort. „Sie wenigſtens würden nicht mehr zu leiden haben! Ach ſie müſſen es gleich erfahren — vor Allen Gabriele. Armes Kind, welche Freude! Bouvard, Sie können ſich nicht vorſtellen, wie ſie ihn liebt!“

„Den Amerikaner?“ wiederholte Bouvard.

„Zum Tollwerden!“

„Aber wer ſagt Ihnen das?“

„Sie ſelbſt.“

Der Notar war wie vom Donner gerührt.

Unterdeſſen hatte der Baron, der bis nach ſeinem Schreibtiſch gehinkt war, Alles zuſammengeſucht, was er zum Schreiben nöthig hatte; plötzlich hielt er ein, die Feder erhoben, und lauſchte mit geſpantem Ohr.

Das Geräuſch mehrerer Stimmen ertönte auf der Treppe, aus denen er Erneſtine und Marcell herauszuhören glaubte. Bald konnte er nicht mehr zweifeln, er verſtand ſchon Worte, es war ein Streit zwiſchen dem jungen Mann und der Baronin. Alsbald erſchienen Beide. Marcell zog ſeine Stiefmutter mit ſich fort, die ſich vergeblich anſtrengte zu widerſtehen. Hinter ihnen kamen René und Gabriele.

Der Sohn des Barons war durch den Ritt erhitzt, die Haare hingen ihm verwirrt, Staub bedeckte ſeine Kleider, mit zitternder Stimme rief er: „Sie werden mir folgen, Mutter! Es muß ſein, ich will es.“

Der Baron erhob ſich; bei ſeinem Anblick blieben Alle ſtehen.

„Ich bin es, Vater,“ ſagte Marcell mit Heftigkeit, „ich, der ich Herrn von Ramière überredete, mit mir umzukehren, um meinen letzten Verſuch zu machen, und der ich unterwegs auf einen Wagen ſtoße, der die Baronin und Gabrielen wegführt.“

„Und Du haſt ihnen den Weg verſperrt, junger Menſch?“ fragte der Admiral.

„Weil ihre Abreiſe unmöglich iſt!“ rief Marcell, „weil ich es nicht zugeben werde!“

Herr von Roſtang bebte.

„Ach, ich weiß zwar nicht, was hier vorgefallen iſt,“ fuhr der junge Mann fort mit einem Gemiſch von Weichheit und Trotz, „ich kenne nicht die ſchmerzlichen Kämpfe, die einen ſolchen Entſchluß hervorbringen konnten, ich weiß nur, daß dies meine Schweſter, und dies meine Mutter iſt!“ Bei dieſen Worten hatte er ſeine Arme um Beide geſchlungen. — „Sie haben es ſelbſt geſagt, Admiral! Sie ſind mir Mutter und Schweſter durch ihre Liebe, und ich ſchwöre hier vor Gott, daß Nichts auf der Welt mich von ihnen trennen ſoll!“

„Marcell, und ich beſchwöre Sie!“ unterbrach ihn die Baronin und legte ihm die Hand auf den Mund. Alle bis auf Marcell bückten ſich ſcheu vor dem Admiral. Aber kein Zeichen von Zorn war bei Dieſem zu bemerken.

„Laſſen Sie ihn, Madame!“ ſagte der Alte ruhig. Er ging auf ſeinen Sohn zu und reichte ihm die Hand.

„Recht ſo Marcell!“ fuhr er fort, „Du haſt ein Herz, Junge, ich bin zufrieden mit Dir!“

„So ſollen ſie nicht abreiſen, nicht wahr, Admiral?“ fragte der junge Mann mit Bangigkeit.

Der Baron zögerte; endlich murmelte er leiſe: „Sie mögen bleiben — wenn ſie es ſelbſt wünſchen!“

Die beiden Frauen rangen die Hände, ohne ein Wort hervorbringen zu können.

„Ach, haben Sie Dank, mein Vater!“ rief Marcell und preßte den Admiral in ſeine Arme, „aber damit unſer Glück vollkommen wird, muß dieſe Heirath —“

Erneſtine und Gabriele zitterten; der Admiral ſah Erneſtine feſt an. „Ich hatte ſo eben ein Geſpräch mit Meiſter Bouvard,“ ſagte er, zwiſchen jedem Worte innehaltend, „und da ich von ihm höre, daß Herr von René mit der Familie Ramière gar keine Blutverwandtſchaft hat, ſondern nur der Adoptivſohn des Capitains iſt —“

Mutter und Tochter ſtießen einen Schrei aus, der aus tiefſter Seele kam. Sie drehten ſich zu gleicher Zeit nach René um. Dieſer beſtätigte die Ausſage des Admirals.

„Obwohl dieſe Verbindung die Pläne der Baronin ſtört,“ fuhr der Seemann fort, „und Gabriele ſie aus Gehorſam für ihre Mutter ausgeſchlagen hat, ſo hoffe ich doch, Dieſe wird unſerm gemeinſamen Bitten nicht länger widerſtehen und dem Glücke ihrer Tochter nicht entgegen ſein!“

Erneſtine konnte nur durch Schluchzen antworten;

aber ſie neigte ſich zu René und Gabriele, und zog ſie Beide lebhaft an ihr Herz.

Alle Anweſenden waren bewegt; ſelbſt Bouvard hatte in der allgemeinen Rührung einen Augenblick die Vernichtung ſeiner eigenen Hoffnungen vergeſſen. Der Admiral hatte ſich in ſeinen Seſſel geworfen, den Kopf auf die eine Hand geſtützt. Gabriele kniete vor ihm nieder und winkte mit den Augen ihre Mutter herbei. Dieſe näherte ſich unwillkürlich bebend.

„Ach, mein Herr," ſtammelte ſie leiſe, „wie ſoll ich jemals vergelten!"

„Stille, Madame," ſagte der Admiral und zeigte auf René und Gabriele, „wir wollen auf deren Glück blicken und zu vergeſſen ſuchen!"

Edelmann und Bauer.

Novelle

nach

A. Achard.

Mitten in Frankreich, im ſchönen Thalgebiet der Loire, unfern der Stadt Amboiſe und in der Nähe eines Dorfes, deſſen Häuſer zwiſchen Wieſen und Gebüſch zerſtreut liegen, erhebt ſich ein Schloß, das im Lande unter dem Namen Roche-blanche bekannt iſt. — Trotz ſeines Namens, der einen feudalen Urſprung vermuthen läßt, iſt von allen Schlöſſern, die je ihre Dächer und Thürmchen in den Wellen jenes Fluſſes wiederſpiegeln, Roche-blanche das einfachſte, patriarchaliſchſte und beſcheidenſte. Zum Gegenſatz von ſeinen Nachbarn, mögen ſie noch ſtehen oder eingeſtürzt ſein, hat Roche-blanche keine Geſchichte; der gewandteſte Chronikenſchreiber würde in Verlegenheit kommen, um im Lande auch nur eine Tradition, das Schloß betreffend, aufzufinden. Man wußte nur, daß in der Zeit ſeiner Erbauung, in der Mitte des 18. Jahrhunderts, ſich ein großer Thurm erhob, der ehemals den Grafen von Blois gehörte, ſeit einem Jahrhundert unbewohnt geblieben und eines Nachts durch die Macht der Stürme und der Zeit eingeſtürzt war.

Roche-blanche war ſeit beinahe hundert Jahren das Erbgut einer adeligen Familie, die, ohne das Land zu verlaſſen, allem Mißgeſchick der Schreckenszeit entgangen war. In dieſer Zeit beſtand die Familie in einer Frau und drei Kindern, zwei Mädchen und einem Knaben, die ruhig und zurückgezogen, wie ein Neſt Grasmücken im Gebüſch, in ihrem Schloſſe lebten. Der Orkan war über ihren Häuptern fortgezogen, ohne ſie zu treffen. Die Töchter waren herangewachſen und hatten ſich mit benachbarten Gutsbeſitzern verheirathet, der kleine Knabe war jetzt der Herr geworden; ſonſt hatte ſich Nichts in der Sitte und Gewöhnung der Schloßbewohner geändert.

Das Hauptgebäude des Schloſſes ſtand auf einem untern Stock und lief in zwei Flügel aus, welche kleine Pavillons und Manſarden bildeten. Eine Art Terraſſe, die rund um die Gebäude lief, trennte ſie von einem Raſenplatz, der mit Ulmen, Eſpen und Pappeln bepflanzt war. Auf einer Treppe von drei bis vier Stufen ſtieg man zu ihm hernieder. Dieſer Raſenplatz, der ſich ſanft zur Loire hinunterneigte, verband das Schloß mit einem Park von hundert Morgen Landes, deſſen letzte Bäume ihre Füße in's Waſſer tauchten. Von dieſer Seite her konnte der Blick den Lauf des Fluſſes verfolgen, der ſich mit ſeinen Krümmungen wie eine ſilberne Schlange durch die Gegend windet. Zehn ſpitze Thürmchen durchſtachen mit ihren gelben Pfeilern den grünen Ocean des Parks, und die Landſchaft verſchwand am Horizont in einem ſtrahlenden Licht, in deſſen Glanz ſich die Umriſſe der Gegend verloren. Von der Mittagsſeite her beherrſchte die Façade von Roche-blanche eine vom Pfluge ſtark durchfurchte Ebene, welche ein Gürtel von Wäldern begrenzte. Durch eine ſchmale Oeffnung des Waldes erblickte man, in mattes Licht getaucht, in der Ferne das Thal von Cher, und eine Reihe von Hügeln, die mit Häuſergruppen beſäet waren.

Im Augenblick, wo unſere Erzählung beginnt, neigte ſich der Monat September ſeinem Ende zu. Der Tag war ſchön geweſen, der Abend war ſtill. Hinter der von Nebeln verſchleierten Landſchaft, wo die Loire ſich träge hinter einen Vorhang von Pappeln verbarg, bezeichnete ein ſcharlachener Streif die Gegend, wo ſich die Sonne wie eine Königin in ihren Purpur hüllte. Kleine roſenrothe Wolken verblaßten am Himmel, wenn der Wind über ſie hinfuhr; ſie glichen dann dahinziehenden Schwänen. Wie ein geheimnißvoller Athemzug bewegte der kühle Zephyr der Dämmerung die zitternden Bäume und wirbelte auf die Felder einen Regen gelber Blätter, welche ſich von dem ſchon durch den Herbſt gefärbten Wald gelöſt hatten. — Die Arbeitszeit war vorbei, eine ordnungsvolle und ernſte Bewegung erfüllte den Pachthof und die Ebene.

Vor der großen offenen Hofthür ſaß auf einer Steinbank ein Mann, der mit ſanftem und ruhigem Blick die Gegend betrachtete. Dieſer Mann war mit einem grauen leinenen Kittel und Beinkleidern von Mancheſter bekleidet. Er zählte wohl funfzig Jahre, wiewohl er noch das Ausſehen eines Vierzigers hatte. Er hielt in der Hand einen ſtarken Haſelſtock, auf den er ſein breites Kinn ſtützte, während ſein ſinnendes Auge auf dem großartigen Schauſpiel ruhte, welches das Land beim Sinken des Tages bietet. Aber die Schönheit dieſes Anblicks, wohl des ſchönſten, den uns die Natur gewährt, beſchäftigte nicht die Gedanken dieſes Arbeiters, der daran zu ſehr gewöhnt war, um ihm auch nur die geringſte Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Er beobachtete eifrig die Bewegung auf dem Pachthof und wachte darüber, daß Alles in der Ordnung geſchah, die er anbefohlen hatte. In dieſem Augenblick hörte man in der Tiefe des Wäldchens, deſſen Saum beinahe den Pachthof berührte, das Anſchlagen eines Hundes; ein Flintenſchuß folgte im ſelben Augenblick, und ein junger Hirſch, welcher pfeilſchnell mitten aus den Bäumen hervorbrach, lief durch ein Stoppelfeld und fiel am Eingang des Hofes nieder. Ein roth und weißgefleckter Hund folgte und ſprang keuchend auf das in der Seite verwundete Thier. In dieſem Augenblick erhob ſich der Pächter und blickte nach einer Seite des Waldes hin, wo man eine weiße Rauchſäule ſich erheben ſah.

„Mein Sohn!“ ſagte er mit leiſer Stimme, und die Strenge ſeines Geſichtes verlor ſich. — Ein großer junger Mann erſchien bald nachher und wendete ſich, die Büchſe auf der Schulter, dem Pachthof zu.

Das Gebell des Hundes, der Schuß und der Sturz des Hirſches hatten die Aufmerkſamkeit aller Leute des

Pachthofes auf ſich gezogen; einige der Neugierigſten betrachteten den Todeskampf des Thieres, während der Hund, heftig knurrend, es bei der Kehle gepackt hielt. Der junge Hirſch war bei der Heftigkeit des Schmerzes mit ſeinem Kopfe zurückgeſunken, hob ſich noch einmal auf ſeine Kniee und ſank dann wieder zurück. Einen Augenblick noch ſchlug er um ſich und ſtampfte Stroh und Staub mit den Füßen auf, drehte ſich dann auf die Seite, ſtreckte ſich aus und verendete. — Der Pächter hatte unterdeſſen, aufrecht ſtehend und die rechte Hand auf den Stock geſtützt, fortwährend den Jäger beobachtet, welcher ſich ihm jetzt langſam näherte. Er war ein ſchöner junger Mann, von hohem Wuchs, kräftig und wohlgebildet, ein wenig mager, wie alle diejenigen, welche ſich anſtrengenden Leibesübungen hingeben. Obgleich er mit kleinen Schritten ging, ſo zeugten doch ſeine geſchmeidigen Bewegungen von großer Leichtigkeit. Seine Kleidung ließ einen Wilddieb vermuthen; ſie waren von grobem grünen baumwollenen Sammet, welcher an den Näthen, den Knieen und Ellbogen weiß geworden war. Ein ziemlich ärmlicher, breit genähter Strohhut bedeckte ſeinen Kopf und ſchützte, je nachdem das Wetter war, vor Regen und Sonnenſchein. Eine alte geſchwärzte Jagdtaſche und eine Kürbisflaſche mit Korkſtöpſel hingen auf ſeinem Rücken.

Obgleich ſeine Kleidung, ſeine ſtarken, nackten Hände und ein gewiſſes Schwanken, welches ſich die Fußgänger angewöhnen, einen Landbewohner andeuteten, ſo trug doch der Jäger, wie ein Städter, ſeinen vollen

Bart. Dieſer dichte, fahle Bart vermehrte noch den etwas rohen und wilden Ausdruck eines Geſichtes, deſſen ſcharf ausgeprägte Züge einen auffallenden Anſtrich von Kraft und Entſchloſſenheit hatten. Als der Jäger in der Nähe des Pächters angekommen war, nahm er ſeinen Hut ab.

„Kommſt Du, um mit uns zu Abend zu eſſen, Johann?“ fragte ihn der Pächter.

„Ja Vater, wenn Sie's erlauben,“ erwiederte der junge Mann.

„Du weißt wohl, daß Du auf der Meierei immer willkommen biſt, zu welcher Stunde es Dir auch gefallen möge, dort einzukehren.“

Der Jäger nahm die ſchwielige Hand ſeines Vaters und drückte ſie herzlich.

„Danke, Vater, ich weiß, daß Sie gut ſind,“ ſagte er. —

Der Vater ſchüttelte den ergrauten Kopf. „Ich weiß, Du hörſt das nicht gern, was ich Dir ſagte, und doch iſt Gott mein Zeuge, daß ich nur zu Deinem Beſten rede.“

„Es iſt wahr, Vater,“ antwortete, das Haupt beugend, der junge Mann, „aber es iſt auch wahr, daß wir nicht immer im Stande ſind, guten Rathſchlägen zu folgen.“

„Warum nicht?!“

„Fragen Sie die Diſtel, warum ſie Stacheln hat! Im Frühling blüht ſie, und wenn ein armes Kind ſie berührt, zerreißt ſie ihm die Hand.“

Der Pächter blickte ſeinen Sohn einen Augenblick ſtillſchweigend an. „Ich fürchte ſehr,“ ſagte er dann, „daß die Erziehung, die ich Dir geben ließ, ſchlechte Früchte getragen hat. Du redeſt nicht ſo einfach wie wir, und es iſt Etwas in Dir, was mich beunruhigt, Dein gewöhnliches Betragen, das mich betrübt, ungerechnet.“

„Thu' ich etwas Böſes, Vater?“ fragte Johann, das Haupt erhebend.

„Nein, bewahre; aber was thuſt Du Gutes? Du lebſt in den Wäldern wie ein Wilddieb, ſtatt wie ein Bauer auf dem Felde zu ſein. Wir ſind Alle Bauern, nur Du nicht und Du biſt doch der Jüngſte. Und iſt der Hirſch, den Du eben geſchoſſen haſt, nicht aus den Wäldern von Amboiſe?“

„Eins mehr oder weniger, was ſchadet das dem König. Er hat noch genug!“

Als er eine ſorgfältig gemeſſene Ladung Pulver in den Lauf der Büchſe ſchütten wollte, lief ein junges Mädchen mit rothem Röckchen auf ihn zu, klopfte ihm auf die Schulter und ſagte ihm freundſchaftlich guten Tag.

„Guten Tag, Klärchen!“ erwiederte lächelnd der Jäger. „Du biſt immer freundlich und geſchäftig, wie ich ſehe, und auch hübſch, — was Nichts ſchadet. Erlaubſt Du mir, Dich zu umarmen?“

„Herzlich gern!“ antwortete die kleine Bäuerin. Indem ſie ſich auf ihre Fußſpitzen ſtellte, bot ſie den Lippen des Jägers ihre roſigen Wangen, die er herzhaft küßte. Der Kuß mochte feuriger geweſen ſein, als ſie es gemeint hatte; ſie erröthete bis unter die

Augen, verlor ganz ihre Unbefangenheit und begann den Zipfel ihrer Schürze zwiſchen den Fingern hin und her zu drehen.

„Höre, Klärchen,“ fing Johann an, „jetzt kommt bald die Kirmeß, was ſoll ich Dir ſchenken: einige Tücher, damit Du Dich putzen kannſt, oder eine ſeidene Schürze? Oder was möchteſt Du?“

„Was ich möchte?“ — Klärchen erhob das Näschen, lächelte, drehte ihre Schürze, wandte zwei oder dreimal den Kopf wie ein Vogel, blinzelte den Jäger verſtohlen an, faßte ſich dann plötzlich ein Herz und ſagte ſchnell: „Nun gut, ich will, daß Sie den erſten Contretanz und zwei oder drei Tänze danach zur Kirmeß mit mir tanzen.“

„Ich bin aber ſeit lange aus der Uebung!“ warf der Jäger ein, der dieſe Bitte nicht erwartet hatte.

„Nun ſo müſſen Sie's wieder lernen.“

„Aber ich werde Alles in Verwirrung bringen!“

„Deſto beſſer, ſo werden wir deſto mehr lachen.“

„Nun gut,“ fügte Johann hinzu, „weil das einmal Dein Wunſch iſt, ſo bin ich's zufrieden, wenn man ſich über mich luſtig macht!“

Klärchen klatſchte in die Hände und hatte große Luſt, dem Jäger um den Hals zu fliegen, aber die Gegenwart des Vaters hielt ſie zurück.

Das Lächeln, welches die Züge des jungen Mannes belebte, gab ihm einen ganz andern Ausdruck, als er bei ſeiner Ankunft hatte. Die gewaltſame Spannung, die ein ſchmerzlicher Gedanke in ihm erzeugt haben mochte, ſchien einem freundlicheren Eindruck gewichen zu ſein. Seine braunen Augen, die von breit und buſchig herunterhängenden Brauen beſchattet waren, ſo daß der Augapfel beinahe ganz darunter verſchwand, leuchteten ſonſt ſo eigenthümlich, wie bei Raubvögeln, drückten aber jetzt eine unbeſchreibbare Sanftmuth aus. Es ſchien, als wären mit einem Male die Gefühle einer von Natur braven und guten Seele an's Licht getreten, während vorher eine unſichtbare Gewalt ſie verhüllte. Das Geſicht des Jägers war dergeſtalt verwandelt, daß man glauben konnte, ein anderer Mann zeigte ſich den verwunderten Blicken. Den Pächter freute dieſe plötzliche Veränderung, und ſein rauhes, offenes Geſicht, in dem Alles getreu wiederſtrahlte wie in einem Spiegel, drückte den unerwarteten Jubel aus, den ſein Vaterherz empfand. Er nahm die Hände der beiden jungen Leute in die ſeinigen und drückte ſie vereinigend in einander.

Als Klärchen ihre braune Hand zwiſchen der des Vaters und des Sohnes fühlte, klopften ihre Pulſe, als wenn ihr das Herz erſticken wollte. Sie wendete den Kopf, um ihre Verlegenheit zu verbergen; ihr Blick fiel in der Ebene auf eine Dame zu Roß, der ein Diener folgte. „Seht, ſeht!“ rief ſie, „dort am Ufer, da kommt Fräulein von Fontaine!“

Bei dieſem Namen zog Johann ſchnell ſeine Hand zurück, und wendete ſeinen Kopf dem Fräulein zu; das Lächeln ſchwand von ſeinen Lippen, eine tödtliche Bläſſe malte ſich auf ſeinem Geſicht. Der Pächter und Klärchen blickten nach derſelben Seite hin.

Keines von Beiden bemerkte die ſchnelle Verwandlung, die ſich in den Zügen des jungen Mannes zeigte.

Als ſie nur noch einige Schritte vom Pächter entfernt war, verneigte ſich Fräulein von Fontaine leicht im Sattel. „Mein Vater und mein Couſin haben ſich auf der Jagd verſpätet,“ ſagte ſie, „ich will ſie bei Euch erwarten, wenn Ihr Nichts dagegen habt, Herr Pächter!“

„Das Haus ſteht zu Ihrem Befehl, Fräulein,“ erwiederte Dieſer, und näherte ſich, um den Zügel des Pferdes zu ergreifen.

Die junge Edeldame warf Klärchen einen lächelnden Blick zu, grüßte etwas kalt den jungen Jäger und ſprang auf den Raſen mit der Leichtigkeit eines Vogels. Als Klärchen ihr entgegengehen wollte, faßte ſie Jemand an der Schulter und hielt ſie auf. „Sage meinem Vater,“ raunte ihr Johann in's Ohr, „daß ich nicht auf dem Pachthof zu Abend eſſen werde. Daß man nicht auf mich wartet! Lebe wohl!“

Und dem großen rothgelben Hunde pfeifend, der die Wunden des Hirſches leckte, ging er mit ſchleunigen Schritten dem Walde zu.

Klärchen, ſtarr vor Erſtaunen, ſah, wie er ſich in das Dunkel der Bäume verlor. „Seltſam; jedes Mal, wenn er dem Fräulein begegnet, läuft er fort!“ murmelte ſie, als Johann verſchwunden war, „er muß ſie gar nicht leiden können!“ — —

Fräulein von Fontaine mochte 19 bis 20 Jahre zählen. Das Reitkleid hob bewunderswerth ihre ſchmiegſame Geſtalt hervor, die, obwohl rund, doch ſchlank wie eine Binſe war. Sie hatte olivenbraune Augen, groß und offen wie die Orientalen, leuchtende, lächelnde Augen, deren Blick das Herz weit macht. Die Stirn war hoch und rein, die Naſe fein und leicht gebogen, wie bei den Bourbonen, der kleine Mund hatte ſchmale Lippen, die in den Winkeln ſich leicht hoben, was ihrem Lächeln eine unbeſchreibliche Anmuth gab. Der Aufenthalt in der ſonnigen Luft des Landlebens hatte die Farbe ihrer Haut gebräunt; Wangen und Nacken leuchteten wie Goldbronce; aber am Buſen und an den Händen konnte das durchſichtige Weiß der Haut mit der Schönheit der Kamelie wetteifern. Zwei lange braune Locken fielen ihr über die Wangen, bedeckten halb zwei reizende roſenrothe, wie Schneckenhäuschen gewundene Ohren und fielen auf die Bruſt herab.

Das junge Fräulein trug ein weites, flatterndes blaues Reitkleid, welches an Rock und Leibchen mit Schmelzknöpfen beſetzt war; ein kleiner Kragen und Manſchetten vom weißeſten Linnen ſchmückten das Kleid und gaben der ganzen Erſcheinung den Ausdruck der anziehendſten Munterkeit. Man ſah unter den Falten des Kleides die Spitze eines reizenden Fußes, um welchen eine durchſichtige Fluth von Mouſſelin wallte, der am Knöchel geſchürzt war und mit ſeinen weißen Wellen die ſchwarzſeidenen Stiefelchen halb bedeckte. Ein phantaſtiſcher Einfall hatte dem helmähnlichen Kopfputze von blauem Sammt, den das Fräulein trug, eine lange graue Reiherfeder beigefügt, und dieſe Feder, die ſich bei jedem Windhauch bewegte, erhöhte die

Anmuth des Geſichts. Wer das Fräulein in der dämmernden Beleuchtung des ſcheidenden Tages ſah, wie ſie jetzt ſanft ſich nach dem Halſe des Pferdes zuneigte, das ſein Gebiß ſchüttelte und mit ſeinen harten Hufen den Erdboden ſtampfte, — wer dieſe Erſcheinung vor ſich ſah, der mußte eine jener ſchönen und ſtolzen Schloßdamen aus der Romantik des Mittelalters vor ſich zu haben glauben, wie ſie Walter Scott mit ſo glücklichem Pinſel zeichnet.

Wie das Fräulein auf den Raſen ſprang und ſich Klärchen näherte, die noch unbeweglich daſtand, die Arme herabhängend, die Hände gefalten und den Blick nach der Seite gewandt, auf welcher Johann verſchwunden war:

„Nun Klärchen, woran denkſt Du?“ fragte das Fräulein und legte ihre ſchmalen Fingerſpitzen auf die Arme des jungen Mädchens.

„Ich, Fräulein Bertha, ich dachte, daß — —“ Plötzlich ſtockend, erblaßte ſie, ſchlug die Augen nieder und ſchwieg.

Bertha ließ ihren Arm in dem der kleinen Bäuerin und führte ſie nach den Gebäuden hin, wo die Abendfeuer glühten. Als ſie bei dem von Johann getödteten Hirſch vorbeikamen, erhob Klärchen einen ſchüchternen Blick zu ihrer Gefährtin, nahm ſie bei der Hand und umarmte ſie, wie um ſich Muth zu machen.

„Johann iſt fort,“ ſagte ſie mit halber Stimme, „er ging, ſobald Sie kamen.“

„Ach,“ ſagte Bertha, indem ſie ihre ſchmalen, zarten Augenbrauen runzelte. „Das haſt Du bemerkt, Klärchen?“

„Ja freilich, und es iſt nicht das erſte Mal; man ſagt, er flieht vor Ihnen; warum nur?“

Bertha antwortete Nichts.

„Gewiß hat man ihm ſchlechte Klätſchereien zugetragen,“ ſagte die Bäuerin gutmüthig, „Sie können doch ſicher Niemandem Böſes thun, wer es auch ſei, und wenn Johann auch etwas wild iſt, ſo haßt er doch keinen Menſchen.“

„Ich weiß dafür keine Erklärung,“ antwortete Bertha; „wie ſoll ich auch dazu kommen, da ich Johann nur alle Monate einmal ſehe. Vielleicht war er froh, mit Dir allein zu ſein; und meine Ankunft hat ihn geſtört.“

Klärchen ſchüttelte den Kopf. „O nein, das iſt es nicht. Johann könnte mich allein ſehen, ſo oft er wollte; aber er benutzt ſelten die Gelegenheit.“

Die beiden jungen Mädchen wollten eben in den Pachthof gehen, als ſich eine Art Wächter, der in einiger Entfernung auf einer Bank ſaß, erhob, um ſie zu grüßen.

Es war ein dürrer, ſchlanker Mann von mittler Größe, der eine Bluſe von grober Leinwand über ſeinen Kleidern und lange bis zum Knie reichende Gamaſchen trug. Er nahm die Mütze ab und ſtellte ſich ſteif und ſchweigſam wie eine Schildwache neben die Thür. Bertha lächelte und ſtieß Klärchen leiſe mit dem Ellenbogen an. „Ich glaube,“ ſagte ſie etwas haſtig, wie Jemand, der froh iſt, die Unterhaltung auf etwas Anderes bringen zu können. Ich glaube, der arme Klaus liebt Dich ſehr."

„Ja, ich weiß es," erwiederte die Bäuerin.

„So, und Du, liebſt Du ihn?"

„Ich?" fragte Klärchen mit ganz erſtauntem Geſicht.

„Gut! Deine Ueberraſchung iſt mir Antwort genug."

Klärchen lächelte trotz ihrer Zerſtreutheit. „Es fehlt nicht an hübſchen Mädchen im Dorfe, ſagte ſie. „Klaus iſt ein ehrlicher Burſche, er hat etwas Vermögen und kann ſich alſo Eine ausſuchen."

Sie ſaßen kaum fünf Minuten, als man im Hofe großen Lärm, Pferdegewieher und Hundegeklaffe hörte.

„Mein Vater!" rief Bertha, hob mit einer Hand ihr langes Kleid in die Höhe und ſtieg in den Hof.

Herr von Fontaine kam ſo eben mit einem hübſchen jungen Mann auf dem Pachthof an. Zwei Bediente zu Pferde und ein Jäger, der große Mühe hatte, eine Rotte heulender und ſpringender Hunde in Ordnung zu halten, folgten ihnen. Bündel von Haſen, Rebhühnern und anderm Wild hingen von dem Rücken der Pferde herab. In ſeinem ſiebenundfünfzigſten Jahre war Herr von Fontaine noch ſo behende wie ein junger Mann. Er ſprang gewandt aus dem Sattel und umarmte lebhaft ſeine Tochter, die ihm entgegengeeilt war.

„So ſpät!" ſagte Bertha, und wie unvorſichtig, um dieſe Zeit noch durch die Wälder zu ſtreifen!"

Es war in der That gänzlich Nacht geworden; ein durchſichtiger Nebel netzte die Ebene und vermiſchte ihre unbeſtimmten Umriſſe. Der ungeheuere Wald breitete ſeine dichte ſchwarze Mauer bis zum Horizont aus, die Sterne lugten mit ihren blinzelnden ſilbernen Augen in die dunkle Nacht.

„Wenn Sie im Eifer der Jagd nicht an mich denken,“ fuhr Bertha mit Herrn von Fontaine ſcheltend fort, „ſo ſollte doch wenigſtens Herr von Puiſeux die Unruhe einer Tochter um ihren Vater nicht vergeſſen!“

Dies ſagend, reichte Bertha dem jungen Cavalier ihre Hand, die derſelbe küßte. „Ich bin um ſo ſchuldiger,“ ſagte er, „weil ich die Verſpätung, über die Sie ſich beklagen, veranlaßt habe.“

„Sie, Karl?“

„Ja, ſchilt ihn nur, ſo viel Du willſt!“ unterbrach ſie der Vater. „Er iſt es, der mich um drei Stunden gebracht hat, und weißt Du warum? Sieh nur unſere Pferde an, ſie ſind ganz weiß von Schaum.“

„Karl hat Sie vielleicht verleitet, einen Hirſch zu verfolgen?“

„Dann würde ich dem Hirſch eine Kugel durch den Kopf gejagt haben, und Karl wäre gezwungen geweſen einzuhalten.“

„Dann begreife ich es nicht.“

„Du ſollteſt es wenigſtens errathen.“

„Wenn Sie das wollen, ſo müſſen Sie mir ein wenig helfen.“

„Nun wohl, wir waren in Amboiſe.“

Bertha erröthete bis zur Stirne.

„Ach, jetzt fängſt Du an zu begreifen! Karl hat mich in geſtrecktem Galopp hin- und hergeführt. Es ſcheint faſt, als wäre er in den letzten Tagen zwei- oder dreimal, ohne daß wir es wußten, dort geweſen. Er hat ſo eindringlich geſprochen, daß die Acten fertig ſind. Denke Dir, er hat der traditionellen Langſamkeit unſeres Notars, der anerkannt einer der umſtändlichſten in unſerer Provinz iſt, zwei Wochen abgewonnen. Das iſt ein ſehr bemerkenswerther Sieg. Haſt Du keine Belohnung für ihn?"

„Doch," ſagte Bertha mit reizender Einfachheit; „ich gebe ihm die Hand." Und von Neuem reichte ſie ihre Rechte Herrn von Puiſeur.

„Gut, meine Tochter," rief der erfreute Vater. „Wir wollen noch vor dem Ende der Weinleſe Eure Hochzeit feiern. Noch eh' vierzehn Tage vorüber ſind, werdet Ihr ein Paar ſein. — Laß ihm Deine Hand, mein Kind! Er iſt ein braver junger Mann und wird Dich lieben und beſchützen, wie Du es verdienſt."

Der Vater umfaßte die jungen Leute mit beiden Armen und küßte ſie. „Meiſter Peter!" rief er, ſich an den Pächter wendend, „künftig gebt Ihr Herrn von Puiſeur Eure Rechnungen; er iſt mein Schwiegerſohn, ich lege mein Commando nieder und will Nichts mehr thun als glücklich ſein."

Klärchen, die Bertha gefolgt war, ergriff deren Hand. „Sie verheirathen ſich alſo?" ſagte ſie.

„Ja alle Welt thut das," erwiederte Bertha; Du wirſt auch eines Tages an die Reihe kommen!"

Klärchen hob trotzig ihr Köpfchen und noch trotziger ihr Näschen; „wenigſtens will ich morgen und nicht ſpäter wiſſen, worauf ich rechnen kann!“ ſagte ſie ſchmollend. —

Herr von Fontaine, der ſeinem Pächter ſo ohne Umſchweife die Verheirathung Bertha's angekündigt hatte, war ein kräftiger Mann von unterſetztem Wuchs; ſein volles, blühendes Geſicht ließ auf ein ſanguiniſches Temperament ſchließen. Seine Stimme war ſtark, ſeine Manieren etwas rauh; die ganze Lebhaftigkeit ſeines Charakters aber verrieth ſich in der Schnelligkeit ſeiner Bewegungen, Reden und Blicke. Doch verlor er dabei Nichts von ſeiner Würde. Man ſah ſogleich, daß er von guter Familie war, denn ſelbſt durch das rauhe Aeußere des Landbewohners erkannte man überall den Edelmann. In allen Leibesübungen geſchickt, war der Beſitzer von Roche-blanche beſonders ein leidenſchaftlicher Jäger; er zeichnete ſich auch als ſolcher durch ſeine Gewandtheit aus. Dem edlen Waidwerk widmete er alle Zeit, die ihm die Beſorgung der Domaine, für welche er nie einen Verwalter hatte annehmen wollen, freiließ. Herr von Fontaine hatte Roche-blanche nur einmal während des Kaiſerreichs verlaſſen, wo er zwei oder drei Jahre in Deutſchland diente. Eine Schußwunde, die er bei der Belagerung von Danzig erhielt und deren Heilung langſam und mühevoll war, gab ihn ſeiner Heimath wieder. Er ſah die „hundert Tage“ wie einen Sturmwind vorbeiziehen. Er lehnte es ab, als Capitain in die königliche Garde einzutreten, was ihm wie manchem ſeiner alten Kameraden angeboten wurde. Er begab ſich allerdings nach Paris, um Louis XVIII. zu huldigen, und es war, wie geſagt, nur ſeiner ſchlecht geheilten Wunde zuzuſchreiben, wenn er es ausſchlug, Sr. Majeſtät zu dienen. Er drückte dabei den Wunſch aus, den Reſt ſeiner Tage in Ruhe zu verleben. Darauf kehrte er zu ſeinen geliebten Ländereien zurück, wo ihn ein miniſterieller Brief benachrichtigte, daß ihn das Vertrauen des Königs zum Pächter von Amboiſe ernannte. — Louis XVIII. rächte ſich wie ein Edelmann, und Herr von Fontaine mußte in die ihm geſtellte Falle gehen und die Verwaltungsgeſchäfte übernehmen, die ihm auferlegt wurden.

Da er wohnen blieb, wo er im ganzen Lande geliebt und geachtet war, wo Jedermann ihn kannte, Jedermann wußte, daß er ſtets das Nützliche und Gute wolle, ſo war er bei ſeinem natürlichen, Alles vermittelnden Verſtande bald einer der beſten Landwirthe; er beherrſchte die Gemeinde von Amboiſe, wie Sancho Panſa ſeine Inſel Barataria. Im Jahre 1817 verheirathete ſich Herr von Fontaine. Der Tod ſeiner älteſten Schweſter, die ſich, da ſie Wittwe und ohne Kinder war, auf das Engſte an ihn angeſchloſſen hatte, beſtimmte ihn zu dieſer Heirath; die Einſamkeit, in die er durch dieſen Todesfall plötzlich verſetzt wurde, nöthigte ihn dazu. Er heirathete ein Fräulein von Blois, die von guter Familie war, etwas Vermögen und eine unerſchütterliche Sanftmuth beſaß. Man hätte glauben können, daß die Stille des Ländchens, in welchem ſie immer gelebt hatte, und die plaſtiſche Ruhe dieſes lächelnden Himmels, wie er ſich in den ſchönen Waſſern der Loire ſpiegelt, einen geheimnißvollen Einfluß auf ihre Seele gehabt hätte.

Sie theilte bis zum Jahre 1834 das einfache und regelmäßige Leben ihres Gatten, ohne daß jemals ihre Einigkeit getrübt worden wäre. Die Leidenſchaftlichkeit des Mannes milderte die Sanftmuth der Frau; ſie umgab ihn, wie alle Bewohner des Schloſſes, mit einer unerſchöpflichen Zärtlichkeit; ihr liebenswürdiges Wohlwollen bethätigte ſich tagtäglich in jeder Kleinigkeit. Sie war eine jener vertrauenerweckenden Naturen, die nur lieben, nur Ruhe und Frieden um ſich verbreiten können. Hätte ſie es gewollt, ſo konnte ſie auf den loyalen Geiſt ihres Mannes eine unumſchränkte Macht ausüben; aber ſie benutzte den Einfluß, den ſie beſaß, nur auf die innere Herrſchaft des Hauſes und auf die Erziehung ihrer Kinder. 1834 ſtarb ſie, noch jung und von Allen geſegnet, die ihr nahe gekommen waren. Man kam zu ihrem Begräbniß zehn Meilen weit im Umkreiſe. Der Prediger von Saint-Florentin von Amboiſe, der das Leichenbegängniß hielt, ſagte, daß er während der langen Dauer ſeines Amtes nie ſo viel habe weinen ſehen, daß man hätte glauben ſollen, alle Anweſenden, und es waren mehr, als die Kirche faſſen konnte, hätten zur Familie gehört.

Frau von Fontaine hinterließ drei Kinder, eine Tochter und zwei Knaben. Die Sorge für dieſe kleine Welt, deren Arme ihn umſchloſſen, beſänftigte den Schmerz des Vaters, indem ſie ihm die Pflicht auferlegte, ſeine Gedanken vom Tode abzuwenden. Er übertrug auf ſeine Kinder alle die Liebe, die er für ſeine Frau gefühlt, und indem er ſie wachſen und gedeihen ſah, begriff er, daß ein guter Geiſt, auch wenn er geſchieden iſt, vom Lande Jenſeits noch ſegnend auf uns wirkt.

Von dieſen drei Kindern blieb ihm jedoch nur Bertha übrig. Die zwei Knaben waren geſtorben, der eine mit zwölf Jahren, der andere in Afrika in ſeiner erſten Schlacht. Herr von Fontaine hatte ſeine ganze Neigung auf das Haupt dieſer Tochter ſammeln müſſen, wie ein Geiziger, der ſein Gold in Diamanten umtauſcht, damit es weniger Platz einnehme, und beſſer verwahrt werden könne.

Bertha glich ihrer Mutter; nur hatte ſie wie in ihren Zügen, ſo in ihrem Charakter mehr Entſchloſſenheit. Ihre Heiterkeit und Jugendfriſche war durch einen natürlichen Ernſt gemäßigt, der theils von der Einſamkeit herkam, in der ſie eine Reihe Jahre hindurch in Roche-blanche gelebt hatte, theils von dem aufeinanderfolgenden Schmerz über den Tod der Mutter und der Brüder.

Als Frau von Fontaine ſtarb, mit dem Lächeln eines Engels, der in ſeine Heimath zurückkehrt, zählte Bertha ſieben oder acht Jahre. Von ihrer Kindheit an erkannte man in ihr einen überlegenden Geiſt, der ſich, je älter ſie wurde, noch verſtärkte; gezeitigt durch die Ruhe dieſer von der Welt entfernten Zurückgezogenheit, hatten ihre Gedanken von der Natur, in der ſie frei aufwuchs, dieſe ernſte Heiterkeit angenommen. Die Gewohnheit, durch die Felder zu ſtreifen, der ſie ſich ſchon zeitig hingab, hatte, ohne daß ſie es merkte, ihren Geiſt mit Nachdenken erfüllt. Zwiſchen großen Naturſchauſpielen und großen Gedanken iſt ein geheimer Zuſammenhang, der mächtig auf ſtarke Organiſationen wirkt. Die heiligen Nächte, der weite Himmel, die Stimmen, die aus den Wäldern tönen, das Rauſchen des Fluſſes, das die Stille der Sommerabende durchbricht, all das erweitert den Geiſt und erfüllt ihn mit der Majeſtat des Naturlebens.

Bertha war die Freude und der Stolz ihres Vaters. Indem er ſie Herrn von Puiſeur zuſagte, glaubte er Dieſem ſeinen köſtlichſten Beſitz zu geben, einen Beſitz, den ihm kein König der Erde aufwiegen konnte. Die Liebe des jungen Mannes ſchien die Größe dieſer Wohlthat zu verſtehen und zu würdigen; alle Zärtlichkeit eines Bruders und eines Liebhabers vereinigte ſich in ſeinem Herzen für Fräulein von Fontaine. — Er war ein Landedelmann, deſſen Vermögen durchaus nicht mit dem Bertha's wetteifern konnte, welche die einzige Erbin einer Tante war, die im Umkreis der Loire Ländereien von mehr als hunderttauſend Thalern an Werth beſaß. Wenn man das dem Schloſſe Roche-blanche, der Meierei, die damit zuſammenhing, und einem Hauſe in Blois, das vom Vorgeſetzten ihrer Mutter ſtammte, zufügte, ſo betrug das eine Mitgift von mehr als einer Million. Herr von Fontaine hatte in der That und abſichtlich, als er Herrn von Puiſeur zum Eidam wählte, lediglich die Ehrenhaftigkeit des Charakters, nicht den Mammon entſcheiden laſſen.

Karl, deſſen Wahl von Bertha angenommen wurde, war zehn Jahre älter als ſie. Er war ein großer junger blonder Mann, lauter wie Gold, ſicher, entſchloſſen, von ausgezeichneter Eleganz, voll edlen Anſtandes, muthig bis zur Tollkühnheit, kurz er war, was man ſonſt das vollkommenſte Muſter eines Edelmanns nannte, und wofür man heutzutage, wo die Sitten dieſes Wort verdorben haben, keinen Namen mehr hat. Vielleicht war Herrn von Puiſeux's Bildung nicht ſo groß als die Stärke ſeines Gefühls, welches ihn zu Bertha's Ritter machte. Vielleicht konnte man ihm auch etwas Hochmuth vorwerfen, einige wegwerfende Manieren, die gegen die einfachen Sitten der Landleute verſtießen, und für die Bertha nie unterließ ihn auszuſchelten. —

Als die kleine Geſellſchaft zu Pferde ſtieg, um nach Roche-blanche zurückzukehren, hatte ſich der Nebel gänzlich zerſtreut. Die Sterne brannten in hellerem Lichte, der Mond zeigte ſeine ſchmale Sichel, die wie die Klinge eines türkiſchen Säbels ſtrahlte; die ſilberne Loire war der glänzende Spiegel des freundlich hellen Himmels. Einige rothe Lichter durchbrachen mit ihren ſchwankenden Funken den dunkeln Horizont und bezeichneten die Stelle des Schloſſes, deſſen Mauern im Dickicht lagen.

Herr von Fontaine, Herr von Puiſeux und Bertha ritten durch die Felder, von der Dienerſchaft getrennt, die in einiger Entfernung zurückgeblieben war. Die Hunde, die ungeduldig wurden, heulten der Spur ihrer Herren nach, beſchnoperten die Erde und zerrten am Koppelriemen, an welchem der Diener ſie hielt.

Vater und Schwiegerſohn waren in ein Geſpräch vertieft. Ihre Roſſe, Tagesüber vom ſcharfen Ritt ermüdet, ließen die Köpfe hängen; nur Bertha's Pferd, noch friſch und kräftig, und unruhig vom Gebell der Rüden hinter ihnen her, ſtampfte mit den Füßen den Boden, gewann die Oberhand, ſchnaubte, hob ſich ſtolz und ſprang voraus. Die Reiterin hielt den Zügel locker und verſchwand im Galopp.

Sie ſah ſich bald in der Mitte eines Nußbaumwäldchens, das mit ſeinen finſtern Schatten die Tiefe der Ebene deckte. Das Pferd, durch die Dunkelheit aufgeregt, die dem Geſträuch phantaſtiſche Formen giebt, und ungeberdig gegen den Widerſtand der geſchickten Hand, die es beherrſchte, widerſetzte ſich lebhaft, hob ſich bald nach vorn, bald hinterwärts und warf ſich zur Seite bei jedem Blatt, das zwiſchen ſeinen Füßen raſſelte. Dieſer Kampf und dieſe Bewegung, die ihr Blut lebhafter fließen machte, gefiel der jungen Dame. Sie ließ ſich in die weite Nacht hineintragen, und athmete mit dem geheimnißvollen Reiz, das aufgeregte Thier zu bändigen, mit Entzücken die friſche Luft ein, die ihr durchglühtes Geſicht kühlte.

Herr von Fontaine, der ſie als geſchickte Reiterin kannte, ließ ſie gewähren; ein Satz entzog ſie ſeinen Blicken. Bertha, einmal im Galopp, wollte am Nußholz vorbei, als ihr Pferd einen ſo gefährlichen Seitenſprung that, daß es ihrer ganzen Kunſt und Gewandtheit bedurfte, um ſich im Sattel zu erhalten. Sie zügelte ihr Pferd, das ſich ſchleunig zur Seite wenden wollte, zwang es, auf dem Platz zu bleiben, und ſah nach den Bäumen hin, vor denen es ſcheute.

Am Saume des finſtern Schattens, der ſich auf die Ebene verbreitete, ſtand ein Mann mit beiden Händen auf ſeinen Flintenlauf geſtützt. Bertha erkannte ihn und zitterte. Es war Johann. Der große rothe Hund bellte leiſe vor ſich hin, die Schnauze zwiſchen die Pfoten geſteckt. Bertha hielt auf Johanns Seite ihr Pferd an.

„Was thun Sie hier zu dieſer Stunde?“ ſagte ſie und zwang ſich, ihre Stimme zu befeſtigen.

„Ich?“ erwiederte Johann, ich erwartete Sie, um Sie mit Herrn von Puiſeur vorbeireiten zu ſehen.“

Bertha ſah forſchend dem Jäger in's Geſicht, der zwei oder drei Schritte aus dem ſchwarzen Strich des Baumſchattens getreten war. Er war bleich wie ein Todter. Als er den Kopf nach der Seite hin wandte, wo der Vater und der Bräutigam des Fräuleins herkamen, hatte ſein Blick einen ſolch rührenden und zugleich ſchrecklichen Ausdruck, daß Bertha entſchloſſen ihr Pferd auf ihn zulenkte.

„Johann,“ ſagte ſie ihm, auf den Hals ihres Thieres gelehnt, „ich muß Sie ſprechen, kommen Sie morgen Mittag nach der Zwergenwieſe.“

„Ich komme,“ ſagte Johann.

Fräulein von Fontaine ließ ihrem Pferde die Ziegel ſchießen und verſchwand in die Nacht hinein. Johann und ſein Hund kehrten in die Schatten der Nußbäume zurück; Herr von Fontaine ritt mit Herrn von Puiſeur zurück, ihre Diener folgten ihnen und Alles verſank in geheimnißvolle Stille. —

Eine Stunde nach dieſem Geſpräch trat ein Mann durch das Thor des Pachthofs, den das Schweigen der Nacht umgab. Das Abendbrod war vorbei, alle Arbeiter hatten ſich zurückgezogen und ſchliefen. Als er bei der äußern Thüre war, kehrte Johann, denn er war es, um, und blieb einige Augenblicke unbeweglich ſtehen, die Augen auf die leuchtenden Punkte von Roche-blanche gerichtet; dann ging er in den Hof, erreichte eine Scheune, legte ſich auf einige Strohbündel und ſchlief ein. Der große rothe Hund legte ſich zu Füßen ſeines Herrn und folgte ſeinem Beiſpiel.

Dieſer Scheune gegenüber, hinter einem mit weißen Vorhangen gezierten Fenſter, brannte eine Lampe vor einem großen Bilde der heiligen Jungfrau; zu deren Füßen kniete betend eine junge Bäuerin. Es war Klärchen, die für Johann betete. — Klärchen war eine von den ungekünſtelten und glücklichen Naturen, die noch Befriedigung in ſich tragen. Das blühende Lächeln ihres Mundes, die Heiterkeit, die ihr aus den Augen leuchtete, erweckte ungeſucht in Jedem, der ſie ſah, gleiche Empfindungen. Der Refrain irgend eines ländlichen Liedes ſchwebte ihr immer auf den Lippen, die die Farbe einer blühenden Granate hatten. Thätig, beweglich, zu Allem fertig, friſch und hübſch wie ein Tauſendſchön, ſtand ſie mit den Lerchen auf und man hörte ihre Stimme lachen und trällern bis zur Abenddämmerung. Jeder im Pachthof liebte ſie und betrachtete ſie wie das Kind vom Hauſe, wiewohl ſie kaum die Großnichte vom Pächter Peter Guillard war und noch in ihrer Art und Weiſe die Bretagne verrieth. Sie hätte wie eine Wachtel im ganzen Land durch Felder und Weingärten ſtreichen können, ohne Ungelegenheiten fürchten zu müſſen. Obgleich weich und ſanft wie Lämmerwolle vor der erſten Schur, wußte doch Klärchen bei vorkommender Gelegenheit ihre Arme zu gebrauchen, und mancher junge Burſche, der zur Zeit der Weinleſe beim Tanz allzu munter wurde, hatte ihre Berührung unſanft auf ſeinen Backen gefühlt. Außerdem wußte man auch, daß ſie die Söhne Peters zu Freunden und Beſchützern hatte. Klaudius bewachte ſie, und vor Allem Johann, deſſen gewaltige Stärke beim ganzen Dorf in großer Achtung und in großem Anſehen ſtand.

Bei einem ſolchen Naturell machte natürlich die Traurigkeit einen um ſo ſtärkern Eindruck, je ſeltener ſie war. Man konnte es ohne Rührung nicht ſehen, wenn dieſe Wangen, die ſonſt die Farbe und den Flaum der Pfirſich hatten, blaß waren, und dieſe Augen, ſonſt immer ſo heiter blickend, von Kummer getrübt zu ſein ſchienen. Wenn die Traurigkeit ſie erfaßte, verſenkte Klarchen ihre kleinen Hände in die Taſchen ihrer Schürze, ſenkte das Näschen, das ſie ſonſt reizend aufgeworfen trug, und die Füße in ihren Holzſchuhen irrten die Hecken entlang wie eine Meiſe, die ihre Jungen verloren hat.

„Was fehlt Dir, Klärchen?“ fragten ſie die jungen

Leute vom Pachthof, die ihr begegneten. Klärchen ſtieß einen langen Seufzer aus und antwortete Nichts.

Das größte Uebel kam daher, daß Johann ſie nicht umarmt hatte, als er von der Jagd wiederkam. Aber dieſer große Kummer hielt nicht Stand gegen die kleinſte Freundſchaftsbezeigung, und ſobald ſie Johann auf die Wangen klopfte, kehrten Lachen und Geſang um ſo ſchöner wieder.

Als ſie die bevorſtehende Heirath des Fräuleins von Fontaine erfahren hatte, fühlte ſich Klärchen von einer großen Bewegung ergriffen, oder vielmehr ſie wurde über Etwas recht argerlich. Es ſchien ihr, ſie habe auch das Alter, ſich zu verſagen; ſie war ja ſiebzehn Jahre alt. Jeder war einig, ſie hübſch zu finden, und Johann mußte einen recht ſchlechten Geſchmack haben, wenn er gar Nichts davon bemerken wollte. Vom Aerger kam ſie in die Hitze, ſteckte ihre Hände in die Taſchen, und mit gerunzelten Augenbrauen wie eine Königin im Trauerſpiel lief ſie vor ein Stück Spiegel, das eine vergeſſene Lampe in einer Ecke beleuchtete. Der Anblick ihres Geſichts; für die Staffage einer Landſchaft wie ausgeſucht, machte ſie lachen, und lachend zeigte ſie im Spiegel eine doppelte Reihe von Zähnen, die wie aus Elfenbein gemeißelt waren. Dieſe Entdeckung beſchleunigte ihren Entſchluß; ſie glättete mit ihren runden Fingern ihr kaſtanienbraunes Haar, ordnete ihr Halstuch, rückte anmuthig ihren Kopfputz zurecht und ging in den Hof hinab, feſt entſchloſſen, ſich zu verheirathen.

Der Pächter ging auf der Seite mit kummervollem

Antlitz auf und ab; er fühlte ſich einſam, ein großes Feuer brannte in der Küche und ließ einen ungeheuern Fleiſchtopf brodeln, in welchem das Eſſen für den ganzen Pachthof kochte. Die Arbeiter ſaßen um den Heerd herum, und warteten, daß aufgetragen würde. Der Lärm hatte aufgehört.

Der Weg, den Peter Guillard kam und ging, war theilweis durch den Wiederſchein dieſes großen Feuers erhellt. Er ſah nicht aus, als wenn er an's Abendbrod dächte, und man ſah ſeinen ſchwarzen Schattenriß bald ſich in der Dunkelheit verlieren, bald wieder im Bereich des Lichts auftauchen. Klärchen lief auf ihn zu, pflanzte ſich kühn mitten in dieſen Lichtſtreif, das Geſicht gegen das Feuer gewendet, das durch das offene Fenſter leuchtete, und die Stirn gehoben, und feſt auf ihren kleinen Füßen ſtehend, roth wie ein Franzapfel, in den Wangen Grübchen, die ein unmerkliches Lächeln verriethen; ſo hielt ſie den Pächter an.

„Sehen Sie mich mal an!" ſagte ſie ſtürmiſch.

„Was ſoll ich Dich anſehen; bemerke ich Dich etwa nicht?" antwortete der Pächter, den Klärchens Mienenſpiel etwas betroffen machte.

„Das iſt einerlei, Sie ſollen mich anſehen!" wiederholte das Mädchen.

„Nun und dann?"

„Wie finden Sie mich, Herr Peter?"

„Hübſch wie das hübſcheſte Landmädchen! Man kann Dir das ſagen, weil Du nicht gefallſüchtig biſt wie ſo viele, die den Burſchen den Kopf verdrehen."

„Alſo Sie finden auch, daß man nicht allzu unglücklich wäre, wenn man mich heirathete?" rief Klärchen, die immer vor dem Pächter ſtehen blieb mit der entſchloſſenen Miene eines jungen Kampfhahns.

„Unglücklich? Wenn ich zwanzig Jahr alt wäre, wollte ich keine andere Frau als Dich! Du biſt brav."

„Das iſt wahr."

„Du haſt ein gutes Herz."

„Zu gut. Ich könnte durch's Feuer gehen für Undankbare, die mich nicht einmal anſehen."

„Du biſt thätig und arbeiteſt mit Deinen zehn Fingern wie eine Fee."

„Da Sie ſo von mir denken, würden Sie es wohl zugeben, wenn ich Ihre Schwiegertochter werden wollte?"

„Du weißt, daß das immer mein Wunſch war, kleiner Schlaukopf."

„Nun dann ſagen Sie ſchnell Johann, daß er mich heirathen ſoll!"

Der Pächter ſchüttelte den Kopf.

„Glauben Sie, daß er ſich weigern wird?" fragte Klärchen ſchnell.

„Das ſag' ich nicht, aber —"

„Aber Sie ſind nicht ſicher, daß er es annimmt. Er würde doch nicht ſo ſehr zu bedauern ſein."

„Ja wenn er auf mich hören wollte!"

„Nun dann iſt es ſeine eigene Schuld!" fügte Klärchen trotzig hinzu. „Andere werden nicht die

Koſtverächter ſpielen. Wenn er mich ausſchlägt, nun gut, dann heirathe ich Klaudius.“

„Klaudius iſt ein braver Junge; Du wirſt nicht ſchlecht mit ihm fahren,“ ſagte der Vater.

„Sehen Sie, Meiſter Peter, das muß ein Ende nehmen, das iſt gewiß, — alſo: wollen Sie mit Johann reden?“

„Ich verſpreche es Dir.“

Klärchen flog dem Pächter um den Hals, küßte ihn auf beide Backen, und beluſtigte die Arbeiter mit ihrem Singen.

Den andern Morgen bei Tagesanbruch war Klärchen die erſte Perſon, der Johann, als er ſeine Scheune verließ, begegnete. Sie trabte durch den Hof, umgeben von dem unruhigen Volk der Hühner und Küchlein. Die Ueberraſchung, vielleicht auch die Freude machte, daß die junge Bäuerin die Schürze fallen ließ, in der ſie Gerſte und Hirſe hielt. Der ganze Vorrath fiel auf die Erde, und Klärchen ließ Hähne, Hühner und Küchlein im Stich und lief in's Zimmer, wo Meiſter Peter eben im Begriff war, ſeinen groben Leinwandkittel anzuziehen.

„Heda, Herr Peter,“ ſagte ſie die Thüre aufreißend, „er iſt da.“

„Wer?“

„Nun Johann, wer denn ſonſt?“

„Haſt Du ihn geſprochen?“

„Nein, das iſt Ihre Sache; aber ich habe ihn geſehen.“

„Gut, ich gehe.“

„Eilen Sie! Da pfeift er ſeinem Hunde . . . wenn Sie ihn bis zum Wäldchen kommen laſſen, ſieht man ihn nicht wieder.“

Peter nahm ſeinen großen Hut und ſeine Peitſche und ging.

Im Augenblick, als er in den Hof trat, ging Johann zur Thüre hinaus. Er rief ihn.

„Laß die Rebhühner für dieſen Morgen in Frieden!“ ſagte er, „ich muß mit Dir ſprechen.“

„Ich bin bereit, Euch zu hören, mein Vater.“

Der Pachter nahm den Jäger beim Arm und begleitete ihn bis zum Saum des Waldes. Die Morgendammerung ließ die Landſchaft ganz durchſichtig erſcheinen, aber doch eingehüllt in leiſen Duft, wie eine Braut in ihre Schleier. Die Amſeln pfiffen in den Hecken, die Perlen der Weinrebe ſchimmerten auf den Blättern der Bäume, man ſah das Land in jener ſtrahlenden Feuchtigkeit glänzen, welche die nächtliche Erfriſchung der Erdſcholle giebt. Zu den Füßen der beiden Wanderer ſpritzten aus den Gräſern Millionen Perlen; ſie achteten nicht, was links um ſie ſchimmerte und hüpfte; nachdenklich ſtill gingen ſie den Saum des Waldes entlang.

Der Pächter unterbrach zuerſt das Schweigen. „Johann,“ ſagte er zum Jäger, „Du haſt das Alter zum Heirathen. Ich war in Deinen Jahren ſchon Vater. Haſt Du daran gedacht, Dich häuslich niederzulaſſen?“

„Nein, mein Vater, niemals.“

„Dann muß ich es für Dich thun. Ich habe die Frau ausgefunden, die Dir tauglich iſt.“

„Ich danke Ihnen, mein Vater. Aber als Sie ſuchten, haben Sie da mehr an ſich oder an mich gedacht?“

Die Bitterkeit dieſer Antwort entging dem Pächter nicht.

„Ich dachte dabei,“ ſagte er, „an einen braven Burſchen, den Gott dazu geſchaffen hat, daß ſich eine junge Familie um ihn ſammle. Wenn Du Kummer haſt, wird Deine Frau ihn theilen, und die Drangſale, die wir nicht vorherſehen können, wird ſie mildern, indem ſie ſie theilt.“

Johann ſchüttelte den Kopf.

„Die Frau, die ich Dir beſtimme,“ fuhr der Pächter fort, „iſt gut, ſorgſam, eine brave Wirthin, thätig und in allen Dingen geſchickt.“

„Nennen Sie ſie mir nicht!“ rief Johann, „es iſt unnütz. Ich habe bisher einſam gelebt, und will es auch ferner.“

„Nimm Dich in Acht, Johann!“ ſagte der Vater, „Du biſt hochmüthig, weil Du jung biſt, aber das Alter wird kommen.“

„Kann ſein.“

Der Vater betrachtete traurig ſeinen Sohn. „Ich weiß nicht, welche Gedanken Du mit Dir herumträgſt,“ ſagte er, „aber ſie ziemen ſich nicht für einen Mann. Warum fliehſt Du uns immer? Was fehlt Dir? Welche Geſellſchaft ſuchſt Du in den Wäldern, in denen Du Deine Zeit zubringſt? Der Pflug paßt beſſer für einen Landmann als die Büchſe. Glaube mir, Johann, Du wirſt es eines Tages beklagen, was Du heute ausſchlägſt . . . Die Jugend vergeht, und die Einſamkeit kommt. Dann wirſt Du einſehen, daß Kinder das Einzige ſind, was uns an's Leben feſſelt. Was würde aus den Greiſen werden, wenn ſie Niemand zu lieben hätten? Ich will Dir nicht nur für Dein gegenwärtiges Glück eine Frau geben, ſondern um Dir Obliegenheiten und Pflichten für Menſchen aufzuerlegen, denen Du Alles ſein wirſt. Es kommen Zeiten, wo die Arbeit erquickt und wo man mit Luſt an die Geſchäfte denkt, die uns obliegen. Klärchen, — Du haſt ſie gewiß ſchon errathen, eh' ich ſie Dir genannt; — ſie hat das Herz in den Augen, man lieſt darin Alles, was ſie denkt, ſie wird ſich mit allen Kräften beſtreben, ihren Mann glücklich zu machen, und was fehlte ihr dazu? Könnte man ihr Etwas wünſchen, was ſie nicht ſchon beſäße?“

„Nichts.“

„Heirathe ſie, Johann! Wenn Du darauf beſtehſt, allein zu bleiben, wirſt Du Langeweile bekommen, und die iſt ein ſchlechter Rathgeber.“

„Hören Sie mich, mein Vater,“ antwortete Johann, der, während der Pächter ſprach, ihn nicht einmal unterbrochen hatte; „ich wollte Ihnen gern folgen, aber ich fühle, daß ich es nicht kann. Ich liebe Klärchen wie ein Bruder, aber dieſe Freundſchaft genügt nicht. Ich will meine Frau anders lieben. Ich habe Bücher in Händen gehabt, und das iſt ein ſchlimmer Anfang für Einen, der ſpäter hinter dem Pfluge gehen ſoll. Ich habe mehr Schmerz darüber, daß ich fühle, wie ich bin, als Sie, indem Sie es ſehen, empfinden können. Aber was kann ich jetzt thun? Mit allen ihren Eigenſchaften würde Klärchen mein Leben beengen. Man quält mich von allen Seiten, einen Stand zu ergreifen; — Sie zeigen mir den Spaten, ein Anderer den Hammer. Soll ich es Ihnen ſagen, mein Vater, ich bin dafür nicht gemacht. Ich werde immer Etwas übrig haben, um Pulver und Blei zu kaufen; ich habe eine Büchſe, ſo wird mir nie Etwas fehlen. Wenn die Traurigkeit kommt, nun gut, ſo mache ich ſie zu meiner Lebensgefährtin. Dann werde ich doch nur allein unglücklich. Wenn ich mich verheirathete, wären es Zwei, vielleicht Drei. Meine Zurückgezogenheit iſt keine Selbſtſucht, ſondern Verſicht.“

Der Vater neigte ſeine gefurchte Stirn. „Der Wille des Herrn geſchehe!“ ſagte er und ging. —

Sobald ſie ihn nur ſehen konnte, lief Klärchen, die ihn in einem Winkel des Hofs erwartete und für alles Rufen taub die Minuten zählte, ihm entgegen.

Meiſter Peter ſchüttelte den Kopf zum Zeichen der abſchläglichen Antwort.

Klärchen hielt ihren Lauf inne, Thränen ſtürzten ihr aus den Augen. Eine Minute ließ ſie ſie ſchweigend rinnen; dann trocknete ſie dieſelben mit einem Zipfel ihrer Schürze und ſagte mit entſchloſſener Miene: „Nun gut, ſo heirathe ich Klaudius!“ —

Nachdem ſich Vater und Sohn getrennt hatten, ging Johann mit ſtarken Schritten nach der Gegend der Zwergenwieſe. —

Man bezeichnete mit dem Namen der Zwergenwieſe eine Strecke Landes, die zwiſchen zwei Wäldern lag und mit großen Steinen und mit Stechpalmengeſträuch beſät war. Es war eine wilde Gegend, in der man kein anderes Geräuſch hörte als das Picken des Grünſpechts, wenn er mit ſeinem Schnabel auf die Baumſtämme pochte, und das Geſchrei des Hirſches, wenn er durch die ungeheueren Wälder irrte. Auf den großen Steinen, mit welchen dieſe kahle Stelle im Walde beſtreut war, wuchſen Geſträuch, ſchwarze und finſtere Pflanzen. Sie glichen in der Dämmerung unförmlichen Erdköpfen. Die Sage erzählte, daß früher ein Zwergenvolk dieſe Gegend bewohnt habe, welches durch einen mächtigen Zauberer bezwungen, der ſie in einer Sabbathsnacht überraſchte, und von ihm genöthigt wurden, in die Erde hinunter zu flüchten; blos ihre Köpfe ſahen noch aus dem Boden heraus und erſt am jüngſten Tage ſollten ſie wieder auferſtehen. Die Sage befaßte ſich nicht damit, wie die Zwerge ſo große Köpfe haben konnten, ſie begnügte ſich damit, zu erzählen, was man im Lande ſagte. Die Hirten vermieden dieſe Gegend, die einen ſo kläglichen Anblick gewährte; man fand da niemals Kühe oder Schafe weiden. Das Gras, das in der Nähe dieſer Felſen, deren Kopfbedeckung Brombeerenſträuche bildeten, vertrocknet war, ſchien durch unſichtbare Schritte, die das Erdreich verſengten, verbrannt zu ſein. Die großen Wälder mit ihrem melancholiſchen

Geräuſch dienten als Rahmen dieſer wüſten und traurigen Gegend.

In der Mitte dieſes Landſtrichs, von den Wilddieben wohlgekannt, die die Hirſche von einem Wald zum andern ſicher zu treffen wußten, überſah man die ungeheuere, mit Haidekraut bewachſene Strecke, die ſich wie ein unfruchtbarer Bannzirkel zwiſchen die Wälder lagerte. Gegen Norden zu verſank dieſer unregelmäßige Kreis in einen Abgrund, der plötzlich die Fläche unterbrach und von dieſer Seite her jede Art von Verbindung aufhob.

Johann kam lange vor Mittag auf der Zwergenhaide an. Der Himmel war halb mit grauen Wolken bedeckt, deren gewichtige Maſſen von Weſten her über den Wald zogen. Ein feuchter träger Wind beſtrich die Ebene, ſo daß ſich ein Wirbel von gelben Blättern erhob. Eine Fledermaus flog dicht zu den Füßen des Jägers auf und blieb feſt auf ebenem Boden, indem ſie ihr unheimliches Geſchrei ausſtieß. Johann ſah ihr nach, bis ſie in einen Strauch fiel, und ſtand vor einem Felſen ſtill, von wo aus er die Haidebüſchel in der Luft rauſchen hörte.

„Der Flug dieſes Vogels iſt von übler Vorbedeutung," ſagte er mit bitterm Lächeln; „wenn ich ein Römer wäre, würde ich umkehren, aber ich bin nur ein franzöſiſcher Bauer, ich kann bleiben." Johann lehnte ſeine Doppelflinte an den Stein, und begann auf- und abzugehen. Der große rothe Hund folgte ihm eine Weile, dann ſetzte er ſich neben die Flinte, die Naſe dem Winde zugekehrt, und wedelte jedesmal mit dem Schwanze, wenn ſein Herr an ihm vorbeiging. Nach Verlauf einer Stunde wandte Johann die Augen nach einer alten Eſche hin, die mitten im Landſtrich ſtand.

„Wenn der Schatten dieſes Baumes den Gipfel des Felſen beſtreicht, iſt es Mittag,“ ſagte er. Als er fortfuhr, mit ſich ſelbſt zu reden, erhob der Hund ſeinen Kopf und knurrte leiſe. Indeſſen ſah man und hörte noch Nichts. Bald aber erhob ſich der Hund, bellte heftig und lief nach der Seite des Waldes hin, die dem Schloſſe gegenüber lag.

„Hier, Wolf, hier!“ rief Johann. Im ſelben Augenblick brach eine Frau zu Pferd durch den Wald und ſchoß im Galopp auf den wüſten Landſtrich los. Sie näherte ſich ſchnell dem Jäger, ſprang leicht zur Erde, als ſie ihn bis auf einige Schritte erreichte hatte, und ergriff ihn bei der Hand:

„Johann,“ ſagte ſie, „ich komme als Freundin; iſt es auch ein Freund, der mich erwartet?“

Es war im Blick und in der Miene, die dieſe ſo einfache Handlung begleiteten, ſo viel Vertrauen und Würde, daß Johann ſich bis in's innerſte Herz getroffen fühlte.

„Ihr Freund,“ ſagte er, „werde ich immer ſein.“

Bertha ſchlang den Zügel ihres Pferdes um eine ſtarke Stechpalmenwurzel, die ihre leuchtend glänzenden grünen Blätter ausbreitete, befeſtigte ihren langen Reitrock an ihren Gürtel und winkte Johann, ihr auf die Seite zu folgen, wo die Sonne die Gegend beleuchtete. Aber die Wolken, die den Himmel umkreiſten, bedeckten das Land mit irrenden Schatten, die nur ungleichmaßig von Lichtſtrahlen durchbrochen wurden.

„Wenn es auch nicht gerade warm hier iſt,“ ſagte Bertha, „ſo iſt es wenigſtens nicht zu kalt.“

Sie war ſtillgeſtanden auf einer Strecke Landes, die mit feinen Krautern und Raſen wie mit einem Teppich überwachſen waren. Johann folgte ihr, und die beiden jungen Leute wanderten langſam, Eines neben dem Andern.

„Sie haben mir geſtern Abend viel Kummer gemacht,“ begann Bertha wieder, indem ſie ihre Fingerſpitzen auf Johann's Arm legte.

„Der Schmerz, den ich empfand, iſt alſo auf Sie zurückgefallen?“ erwiederte der Jäger.

„Halten Sie mich für gefühllos, wenn Sie leiden? Wenn Sie das denken, Johann, ſind Sie ungerecht.“

„Sehen Sie,“ unterbrach ſie der junge Mann, indem er dem Fräulein rauh ſeinen Arm entzog. „Sehen Sie, das iſt grobes Baumwollenzeug, und das iſt Tuch von Elbeuf.“

„Was Sie ſagen, iſt grauſam,“ rief Bertha, deren Augen plötzlich feucht wurden; „habe ich Ihnen jemals Anlaß gegeben, mir das zu ſagen, habe ich Sie nicht immer ſo behandelt, um Sie zu überzeugen, daß ſolche elende Gedanken keine Stätte in meinem Herzen haben?“

„Worte vergehen, aber die Thatſachen bleiben. Ich bin ein Bauer, und Sie ſind ein Fräulein —“ erwiederte Johann mit finſterer Heftigkeit; „haben

Sie je mit mir geſprochen, wie Sie es mit Herrn von Puiſeux thun?“

„Herr von Puiſeux iſt mein Verlobter,“ ſagte Bertha mit ruhigem Ton.

„Und das ſagen Sie mir?“ rief Johann und preßte ſeine Hände krampfhaft zuſammen. „Glauben Sie, ich ſei von Stein und fühle dabei Nichts?“

„Weil ich weiß, daß Sie ein edles Herz und einen feinen Verſtand haben, ſpreche ich ſo zu Ihnen. Auch muß das ein Ende nehmen. Deshalb bin ich dieſer Auseinanderſetzung zuvorgekommen. Wenn Sie mich nicht anhören, wird es mich ſchmerzen, Sie nicht richtig beurtheilt zu haben.“

Bertha ſprach mit ſolcher Sanftmuth und Sicherheit; auch übte ſie eine ſo vollſtändige Herrſchaft auf ihren jungen Gefährten aus, daß ſeine Heftigkeit von ſelbſt aufhörte.

„Sie vermählen ſich mit Herrn v. Puiſeux, und lieben ihn doch nicht,“ erwiederte er, den Blick auf Bertha gerichtet.

„Ich ſehe wohl, daß Sie auf Ihre Art aus der Liebe einen Sturm machen wollen,“ antwortete lächelnd Bertha; „ſo ſoll man dieſes Gefühl in Romanen malen, die ich nie geleſen habe. Wenn ich ſo für meinen Gatten fühlen ſoll, ſo iſt freilich Nichts davon vorhanden. Aber wenn eine dauernde Freundſchaft, eine innige Achtung, eine gleichmäßige Zärtlichkeit zum Glücke gehören, ſo glaube ich nicht, daß Herr von Puiſeux mehr verlangen kann.“

„O, halten Sie ein,“ rief Johann, deſſen Geſicht fahl geworden war. „Sicher geſchieht ein Unglück!“

„Wenn das Unglück mich treffen ſoll, ſo vergebe ich es Ihnen.“

„Was wollen Sie denn, daß aus mir werden ſoll?“ erwiederte Johann, deſſen Herz in heftigen Regungen des Zornes und Schmerzes zitterte.

„Sie ſollen Entſagung lernen; ich habe ſie gelernt und bin nur ein Weib.“

„Sie?“

„Hören Sie, Johann!“ erwiederte das Fräulein, die eine tiefe Bewegung erbleichen machte. „Ich will Ihnen einen Beweis von Vertrauen geben, den ich noch Niemand gab; Sie werden dann ſehen, ob ich das Kleid in Betracht ziehe, um mein Herz zu zeigen.“

Ein ungewöhnliches Feuer leuchtete in Bertha's Augen; ſie hatte ihre Hand auf Johann's Arm geſtützt.

„Mein Herz öffnete ſich einmal der Liebe,“ fuhr ſie fort, „jetzt iſt es verſchloſſen. Der, den ich liebte, iſt todt. Sie haben ihn gekannt, Johann, es war der Waffengenoſſe und Freund meines Bruders.“

„Herr von Villequier.“

„Dieſe Liebe entſtand in uns während des Herbſtes, den er auf Roche-blanche zubrachte. Als er ſie eingeſtand, empfand ich weder Unruhe noch heimliche Verwirrung, unſere Herzen waren beide frei. Denſelben Abend ſprach ich mit meinem Vater. — Es iſt gut, ſagte er mir, aber Ihr ſeid Beide noch zu jung; er mag ſeine Laufbahn verfolgen; hat er ſich die Hauptmannsepauletten geholt, ſo wollen wir Euch vermählen. — Ich werde ſie mir mit meinem Blute erkämpfen! rief Villequier. — Ach damals wußte ich nicht, daß er prophetiſch ſprach. Er erwarb die Epauletten, aber ſie koſteten ihm ſein Leben. Mein armer Bruder und er kämpften in derſelben Schlacht; ſie wurden Beide von Kugeln getroffen, als ſie gegen die Araber fochten; ſie fielen nebeneinander zu Boden, um nie wieder aufzuſtehen. Die Verzweiflung, in der ich meinen Vater ſah, gab mir die Kraft, die meinige zu unterdrücken; er hatte Niemand mehr als mich; ich widmete mich ihm ganz. Wenn ich nur meiner innern Stimme folgte und der Macht meiner Erinnerungen, würde ich als Jungfrau, als Waiſe ſterben; aber mein Vater, ohne meine Gefühle zwillen zu wollen, gab mir zu verſtehen, wie glücklich ihn meine Vermählung mit Herrn von Puiſeux machen würde. Es iſt die einzige Hoffnung ſeines Alters. Ich habe entſagt, nicht ohne Anſtrengung, aber mit dem Gedanken, daß ich eine heilige Pflicht erfülle. Seit dem Tage hat mich das Glück meines Vaters für mein Opfer entſchädigt, ich bereue es nicht, ich werde Puiſeur's Gattin.“

„Ich fühle, daß ich mich dieſer Heirath nicht widerſetzen kann,“ antwortete Johann, nachdem Fräulein von Fontaine aufgehört hatte zu reden.

„Bekämpfen Sie ſich, und Sie werden ſiegen.“

„Nein, ich fühle, daß dies unmöglich iſt; der Gedanke, daß Sie einem Andern angehören werden, macht mich raſend!“

„Wenn Ihnen der Gedanke an dieſe Heirath unerträglich iſt, ſo entfernen Sie ſich; reiſen Sie.“

„Das rathen Sie mir?“

„Ja, ich thue es. Wenn Sie meiner wie einer Freundin gedenken, ſo kommen Sie zurück, und Sie werden mich ſo wiederfinden, wie Sie mich verlaſſen haben.“

„Sie nicht mehr ſehen? Nein, ich bleibe. Hoffen Sie Nichts, weder von der Zeit, noch von der Abweſenheit, ich werde Sie morgen wie heute lieben.“

Das Fräulein erröthete tief, aber ſie ſchlug vor Johann's flammendem Blick nicht die Augen nieder.

„Noch dulde ich dieſe Sprache,“ ſagte ſie, „in einer Stunde aber nicht mehr. Geſtern vielleicht hätte ich den Ausdruck einer Liebe, die meinem Vater zu geſtehen unmöglich wäre, nicht ertragen; Sie ſind unglücklich, ich vergebe Ihnen, aber ich muß Ihnen alle Illuſionen rauben. Glauben Sie nicht, daß die Heirath mit Herrn von Puiſeux mich Ihnen entreißt. Niemals wäre ich Ihre oder eines Andern Gattin geworden, hätte nicht die Ruhe meines Vaters von meiner Einwilligung abgehangen. Seien Sie ein Mann, und laſſen Sie ſich nicht vom Mißgeſchick niederdrücken. Gott giebt Denen Muth, die guten Willen haben.“

„Entſagen, — niemals.“

„Meine Achtung und meine Freundſchaft ſind der Preis.“

Johann's Geſicht trug die Spuren eines heftigen

Kampfes. Tauſend verſchiedene Leidenſchaften durchtobten ſeine Seele. Bertha ging neben ihm aufgeregt und ſchweigend. Ihre Farbe wechſelte raſch zwiſchen lebhafter Röthe und matter Bläſſe; man errieth das Klopfen ihres Buſens durch das knappe Leibchen ihres Kleides; ihre feinen Lippen zitterten.

Sie gingen während einiger Minuten neben einander; das dünne Gras beugte ſich unter ihren Schritten, während der Wind in den dichten Blättern des Waldes ein ſanftes Klagelied ſpielte.

Nachdem ſie eine gewiſſe Zeit ſo gewandelt waren, ſtreifte das Fräulein ihren Handſchuh ab, und legte ihre bloße Hand in die des Jägers. Ihre Wangen hatten die reizende Farbe der wilden Mairoſe, ihre leuchtenden Augen ſprühten einen magnetiſchen Strom aus von unſagbarer Sanftmuth.

„Mein Freund,“ ſagte ſie, „verwerfen Sie nicht die Freundſchaft, die ich Ihnen voll Schmerz und Mitleid biete. Nehmen Sie an, was ich Ihnen geben will, was ich Ihnen immer gab, und entſagen Sie für ſich und mich einem Gedanken, den wir Beide nicht ohne Verbrechen nähren dürfen. Wollen Sie? Und lieben Sie mich genug, um mich nicht zu zwingen, mit Bitterkeit an Sie zu denken?“

Die Berührung dieſer Hand, die ſich ihm ſo vertrauensvoll überließ, der Ton dieſer Stimme, die alle Fibern ſeines Herzens aufregte, dieſe feuchten Blicke, die ſo klar und bittend waren, beruhigten Johann's Heftigkeit. Zwei große Thränen traten ihm in die Augen. Er preßte in ſeine rauhen Hände die zarten

Finger des Fräuleins und bückte ſich, ſie an ſeine Lippen zu führen.

„Ich werde thun, was Sie wollen,“ ſagte er, — „wenn ich zu viel leide, nun dann, — Gott befohlen!“

„Sie werden geneſen, mein Freund, Gott kommt edlen Herzen zu Hülfe!“

Bertha nahm von ihrem Buſen einen Zweig weißen blühenden Haidekrauts, eine Blume, die ſie ſehr liebte und faſt immer trug.

„Nehmen Sie,“ ſagte ſie zu Johann, „dieſer Zweig ſei zwiſchen uns das Friedens- und Bundeszeichen. Nehmen Sie, eine Schweſter giebt es Ihnen.“

Auf den Arm Johann's geſtützt, kehrte Bertha zu ihrem Pferd zurück. Das ungeduldige Thier ſtampfte die Haide. Johann half ſeiner Gefährtin in den Sattel. Beide drückten ſich die Hand, und Bertha entfernte ſich. — —

Vierzehn Tage nach dieſer Zuſammenkunft wurde Fräulein von Fontaine Frau von Puiſeux; Klärchen wurde zugleich in der Dorfkirche mit Klaudius getraut. Als ſie aus dem Hauſe trat, hübſcher als ein Tauſendſchön, ſuchte Klärchen überall, ob Johann nicht in der Kirche ſei. Sie wünſchte, daß, wenn er ſie in ihrem Brautkleid ſo reizend ſähe, er ſie bedaure; aber Johann war weder im Dorfe, noch im Schloſſe. —

Die Beziehungen, die zwiſchen dem Fräulein und Johann, einem Bauer und der Tochter des Schloßherrn, ſtattfanden, waren zufällig entſtanden, ohne daß Eins von ihnen Beiden die Vertraulichkeit bemerkt hätte, die daraus erwuchs. Als Kinder fanden ſich Bertha und Johann zu jeder Stunde und überall, bald Nüſſe pflückend, Finken ausnehmend oder nach Schmetterlingen jagend. Zur Zeit der Ernte, der Weinleſe, der Heumahd folgten die beiden Kinder den Arbeitern, Dieſer baarfuß in einer ſchlechten mit zwanzig Löchern verſehenen Bluſe, Jene mit einem Strohhut und flatternden Haaren. Bertha beſchützte Klärchen und Johann beſchützte alle Beide. Man kam zum Pachthof zurück auf großen, mit Garben oder Klee beladenen Karren; man ſpielte auf dem Raſen oder im Stroh, man hielt Nachleſe in den Trauben, man beſchmutzte ſich das Geſicht an den Mauern, man verſchluckte große Näpfe warmer Milch, man plünderte Johannisbeeren und Erdbeeren, man begleitete die Lämmer auf die Weide, man machte herrliche Ausflüge auf den Ackergäulen, und wenn der Abend kam, ſchliefen die Genoſſen im Heu ein, aus dem ſie der Pächter Eins nach dem Andern, ohne ſie zu wecken, herauszog.

Der Winter folgte dem Sommer, und man wurde größer, ohne es zu merken. Später erſetzten andere Spiele die der erſten Kindheit. Herr von Fontaine, der der beſte Herr in der ganzen Provinz war, ließ ſeine Kinder mitten unter denen des Pächters leben, der ein würdiger Mann war und durch unbedingte Unterwürfigkeit und tiefe Ehrfurcht die Güte des Schloßherrn vergalt. Dann kam die Zeit des Studirens für die Knaben. Der Aelteſte ging in's Collegium nach Tour; eine Lehrerin kam auf's Schloß, und Johann's Mutter erlangte es vom Pächter, daß ihr Sohn in ein Penſionat nach Amboiſe kam.

Wie alle Mütter, hatte auch ſie für ihren Sohn mehr Ehrgeiz als der Vater. Johann hatte von Natur einen regſamen Geiſt und lernte leicht. Er machte ſo auffallende Fortſchritte, daß ſeine entzückte Mutter allen Einfluß geltend machte, um ihn in's Collegium nach Tour zu bringen. Johann ſetzte dort ſeine Studien fort, und kam nur zur Ferienzeit nach der Pächterei. Durch ſeine Erfolge geblendet, wollte Frau Guillard durchaus, er ſolle Advokat werden. Man brachte ihn nach Paris; dort blieb aber Johann nur fünf, ſechs Monate; die Krankheit ſeiner Mutter rief ihn nach Roche=blanche zurück. Die erſte Trauerzeit ging vorüber und Johann ſprach nicht davon, nach Paris zurückzugehen. Sein Vater, der es lieber ſah, daß ſein Sohn Landmann als Advokat wurde, trieb ihn nicht ſehr. Johann blieb auf dem Pachthof und unterzog ſich allmälig ländlichen Arbeiten, denen er ein lebhaftes Intereſſe abzugewinnen ſchien. Klärchen, die ſeit ihrer früheſten Kindheit Waiſe war, und die Meiſter Peter an Kindesſtatt angenommen hatte, zeigte ſich am erfreuteſten über Johann's Rückkehr nach Roche-blanche, und fand großes Vergnügen daran, ihn in das ſo arbeitsvolle Landleben einzuführen. Aber Johann verließ oft den Pflug, um mit der Flinte bewaffnet in die Wälder zu laufen. Der Vater ließ es zu und fürchtete nur immer, er möchte ſich der Stadt erinnern und dahin zurückverlangen.

Aber Johann ſchien gar Nichts thun zu wollen.

Auf der Jagd war er einem ſchönen Mädchen begegnet, die auch bald zu Fuß bald zu Pferd das Land durchſtreifte, manchmal von einem Diener gefolgt, öfter aber allein. Das junge ſchöne Mädchen hatte ihn mit freundſchaftlichem Lächeln gegrüßt und hielt an, um mit ihm zu reden. Sie hatte die einfache Güte, die die Herzen gewinnt, und die Freimüthigkeit, die ein gebildeter Geiſt giebt. Fräulein von Fontaine war gerade ſo geworden, wie ſie es in ihrer glücklichen Kindheit verſprach; anmuthig glänzend, würdevoll, erwarb ſie ſich zu gleicher Zeit Liebe und Achtung. Ihr Charakter hielt ihrem Herzen die Waage. Niemand ſtellte ſich ihr gleich, Jeder betete ſie an. Als er die Geſpielin ſeiner Kindheit ſo ſchön geworden wiederfand, war Johann, der gelernt hatte, daß es Standesunterſchiede gäbe, erſt ganz zaghaft. Aber Bertha kam ihm entgegen, und das Vertrauen war bald zwiſchen ihnen hergeſtellt. Die Erziehung, die er genoſſen hatte, glich die Kluft aus, die ihn vom Fräulein trennte; ſie ſprachen mit einander von Dingen, die ihren Geiſt nährten, und ihre frühere Kameradſchaft wurde durch eine ſanfte Vertraulichkeit erſetzt.

Dieſe Vertraulichkeit hatte für Bertha bei der Reinheit ihrer Seele, welche die Durchſichtigkeit und Klarheit des Kryſtalls beſaß, keine Gefahr; aber für Johann deſto mehr. Durch die Erziehung, die ihm im Collegium zu Theil wurde, und durch die Gewohnheiten, die ſich ſein Geiſt angeeignet hatte, war er dem Gedankenkreiſe ſeiner Angehörigen enthoben, die Gleichheit war zwiſchen ihnen geſtört. Seine Verwandten konnten nicht begreifen, warum er nicht mehr mit ihren Empfindungen übereinſtimmte. Die Eintracht blieb zerſtört. Alles, was er ſuchte, was ſeiner Intelligenz gefiel, — Gefühle, Sitten, Sprache, Alles fand er bei Fräulein von Fontaine. Was ſeinen Verſtand verführte, entzückte zugleich ſein Herz. Ohne es ſich ſelbſt zu geſtehen, liebte er bereits.

In der erſten Zeit unterzog er ſich eifrig den Arbeiten der Pächterei, damit ſein Vater nicht von ihm verlange, er möge ſeine unterbrochenen Rechtsſtudien fortſetzen. Aber da dieſe Arbeiten ihn zur Regelmäßigkeit zwangen, verhinderten ſie ihn, das Fräulein ſo oft zu ſehen, als er es wünſchte. Die Jagd näherte ihn ihr; er jagte alſo, erſt ein wenig, dann viel, zuletzt immer.

Meiſter Peter wunderte ſich Anfangs nicht darüber; vielleicht freute ihn ſogar der Gedanke, daß dieſe neue heftige Liebhaberei ihn noch ſtärker an das Landleben feſſele, ſpäter aber fiel ihm die Unabläſſigkeit auf, mit der Johann dieſer Erholung nachhing. Er ſprach mit ihm darüber; Dieſer aber antwortete kaum darauf und ließ ſich nicht hindern, wieder auf die Jagd zu gehen.

Endlich machte der Pächter ihm milde, verſtändige Vorſtellungen, und wollte Johann zur Arbeit zurückführen, aber es war zu ſpät, das Uebel der Unluſt gegen die Arbeit ſaß ſchon zu feſt in ſeinem Herzen.

Was Bertha anbelangt, ſo bemerkte ſie, daß ſie Johann's Herzen allzu lebhafte Gefühle eingeflößt hatte, während ſie ihm doch nur Vertrauen erwecken, Freundſchaft widmen wollte. Von dem Tag dieſer Entdeckung an ſchien ſie ihm auf ihren Spaziergängen ſeltener zu begegnen, und indem ſie in ihren Unterredungen mit ihm zurückhaltender wurde, ſuchte ſie zugleich dieſelben abzukürzen. Johann beklagte ſich über dieſe Veränderung, und in der Aufregung, in die ihn der erſte Schmerz darüber ſtürzte, ſprach er von ſeiner Liebe mit der Begeiſterung eines Herzens, das einzig und allein von dieſem Gedanken erfüllt iſt. Er ward erſt inne, daß er geſprochen hatte, im Augenblick, als Bertha ihn unterbrach. Sie that es, um ihm zu ſagen, daß ſie ihn gerade wegen dieſer Liebe fliehe, und daß ſie ihn nicht eher wiederſehen wolle, bis er aufhöre, ihr davon zu reden. Johann glaubte, des Fräuleins Ruhe gründe ſich auf die Verachtung, die ſie gegen ſeinen Stand empfinde. Anſtatt in dem Betragen ſeiner Kindheitsgenoſſin die Geradheit und Feſtigkeit einer edlen Seele zu finden, glaubte er darin das kalte Doppelweſen eines Verſtandes zu ſehen, der ſich darin gefällt, Illuſionen zu erwecken, um ſie ſpäter zu vernichten.

„Meine Liebe beleidigt Sie alſo in dem Grade,“ rief er, „daß Sie nicht einmal davon hören wollen?“

„Sie beleidigt mich nicht,“ ſagte Bertha, „aber ſie wird uns Beiden Schmerz machen und das Glück unſeres Verkehrs zerſtören. Ich werde nie zum zweiten Male Etwas anhören, was ich meinem Vater nicht wiederholen könnte, ohne ihn zu betrüben. Wenn

Sie alſo wollen, daß ich Sie noch ferner ſehen ſoll, ſo verſprechen Sie mir das Vorgefallene zu vergeſſen.“

„Sie werden mich nie wiederſehen!“ hatte Johann gerufen und ſich mit großen Schritten entfernt.

Seit dieſem Tage bis zu dem, der Johann und das Fräulein auf der Zwergenwieſe zuſammenführte, waren ſechs Monate vergangen, ohne daß ſie ſich begegneten. Jedes von ihnen vermied die Plätze, wo ſie ſich gewöhnlich ſahen. Johann lebte faſt wie ein Wilddieb in den Wäldern, ſchlief nicht immer im Pachthof und aß faſt nie dort.

So ſtanden die Sachen, als Fräulein von Fontaine die Unterredung einleitete, deren Ergebniß wir ſo eben geſehen.

Bertha hatte durch dieſes Zerwürfniß viel gelitten. Sie hatte ein gerades, einfaches Herz, welches vom Anblick jedes Elends und jedes Schmerzes tief ergriffen wurde, um ſo mehr von ſolchen, die ſie ſelbſt, wenn auch ohne ihren Willen, verurſacht hatte. Sie ließ daher Nichts unverſucht, um Johann zurückzuführen, aber indem ſie ihn aufſuchte, zeigte ſie ihm die Grenzen, die ſie nie überſchreiten wollte.

Als Johann ſich dem Willen, oder vielmehr den Bitten des Fräuleins fügte, war er voll Zuverſicht, aber es ging hier wie bei ſo vielen Dingen: die Abſicht war beſſer als die Ausführung. Den erſten Tag, als er Bertha am Arme des Herrn von Puiſeux erblickte, entſank ihm aller Muth.

Er verzichtete darauf, ſie zu ſehen, er floh zurück in die Wälder. Aber die Einſamkeit erbitterte ihn noch mehr; er mußte ſich Bertha's Worte immer wiederholen und kam bald dahin, ihnen nicht mehr zu glauben; es ſchien ihm unmöglich, daß Herr von Fontaine die Heirath ſeiner Tochter ohne ihr Zuthun betrieben. Es ſchlich ſich ihm der Argwohn ein, ſie ſelbſt habe vielleicht den erſten Gedanken dazu gegeben. Wenn man allein iſt und unglücklich, ſo iſt vom Zweifel bis zum Glauben an das Ueble nur ein Schritt. Nach Verlauf eines Monats war Johann der Ueberzeugung, er ſei das Opfer der Ränke eines verſchmitzten Frauenverſtandes.

Bertha's Heirathsgeſchichte würde ihn nicht ſo verwundert haben, wenn er bei einem ganz einfachen Gedanken ſtehen geblieben wäre, den aber ſein von böſem Vorurtheil ergriffener Geiſt außer Betracht ließ. Herr von Fontaine war nicht Ariſtokrat in der ſtrengſten Bedeutung des Worts, aber er hatte in hohem Grad Ehrfurcht vor ſeinem Namen, den er mit Stolz trug; daraus entſprang der legitime Wunſch, ſein Haus fortzupflanzen, zu deſſen Erbſchaft eine von jedem Flecken freie Ehre gehörte. Den tiefen Schmerz, den er beim Verluſt ſeines letzten Sohnes empfand, vermehrte noch der Kummer, den Namen Fontaine verlöſchen zu ſehen. Seit der Zeit dachte er ernſtlich daran, ſeine Tochter zu verheirathen, in der Hoffnung, ſeinen Stamm wieder aufblühen zu ſehen. Herr von Puiſeux, der entfernt mit ihnen verwandt war, beſaß alle Eigenſchaften, die man bei einem Schwiegerſohn wünſchen konnte; man kam überein, daß der erſte Sprößling dieſer Heirath durch Erbfolge den Namen und die Wappen von Fontaine tragen ſollte. Bertha, die keinen andern Wunſch hatte, als die ſchmerzlichen Wunden zu heilen, die ein dreifacher Tod dem Herzen ihres Vaters geſchlagen hatte, ging Alles ein, was er wünſchte, aber man begreift, daß ſie dieſen vorherrſchenden Grund ihrer Verbindung mit Karl von Puiſeux dem unglücklichen Johann nicht mittheilen konnte.

Sechs Monate nach dieſer Heirath lebte Johann in tiefſter Einſamkeit. Schon begannen die Wildmeiſter und Gendarmen auf den unerſchrockenen Jäger aufmerkſam zu werden, der ſeit langer Zeit vergeſſen hatte, ſeinen Jagdvorrath zu erneuern, und der von früh bis ſpät im Lande herumſtrich. Aber Johann hatte hurtige Füße wie der Cooperſche Mohikaner, den man den Schnell-Hirſch nannte. Er kannte das Land beſſer als einer ſeiner Feinde, hatte Kräfte für Drei, und es war keine Kleinigkeit, ihn zu fangen.

Von allen Bewohnern von Roche-blanche kannte Herr von Puiſeux Johann am wenigſten, er hatte ihn einigemal geſehen, ohne auf ihn Achtung zu geben, geſprochen nie. Eines Tags als er zu Pferd durch den Wald von Amboiſe ritt, ſah Puiſeux am Fuße eines Baumes, wie er glaubte, einen Wilddieb ſitzen, der ein grobes Stück Brod und einige Nüſſe zum Frühſtück verzehrte. Ein alter Strohhut bedeckte das Geſicht des Wunderlichen, der, die Füße in der Sonne und den Rücken gegen das Moos gelehnt, ſich ganz in die Wichtigkeit ſeiner Beſchäftigung zu vertiefen ſchien.

Bertha kam in leichtem Galopp hinter Herrn von Puiſeur, der ſich von Herrn von Fontaine und der übrigen Geſellſchaft des Schloſſes getrennt hatte.

„Heda, mein Lieber,“ ſagte Herr von Puiſeur, als er des Mannes mit den Nüſſen anſichtig wurde. Der Wilddieb, ſei es, daß er ihn nicht hörte oder nicht hören wollte, rührte ſich eben ſo wenig als der Stamm, an den er ſich lehnte.

„Hollah, höre doch, Freund!“ ſchrie Herr von Puiſeur mit lauterer Stimme.

Der Wilddieb enthülſte eine Nuß und zerknackte ſie.

„Zum Henker!“ erwiederte Herr von Puiſeur, der nicht die Geduld eines Heiligen beſaß, „ich glaube, der Kerl macht ſich über mich luſtig! Nun, laß ſehen, wirſt Du mir antworten?“

Der Mann mit den Nüſſen erhob jetzt den Kopf, — es war unſer Freund Johann.

„Nun wahrhaftig, das iſt Dein Glück!“ fuhr der Cavalier fort, der mit ſeinem Pferd dicht an ihn herangeritten war. „Laß Deine Nüſſe und lauf nach dem Pachthof! Dort wirſt Du zwei Wagen finden; ſage dem Kutſcher, daß die Geſellſchaft den Wagen erwartet.“ — Er beſchrieb ihm den Ort. „Lauf, guter Freund, hier ſind 100 Sous für Deine Mühe.“ — Puiſeur zog ein Fünffrankenſtück aus der Taſche und warf es ihm zu. „Sage dem Kutſcher, daß Du von Herrn von Puiſeur kommſt,“ fügte er hinzu.

Das Geldſtück fiel Johann auf's Beinkleid und glitt in's Gras. Alles Blut ſtieg ihm in's Geſicht. Er hob das Geld auf und warf es zornig vor die

Füße des Pferdes, es prallte gegen einen Stein an, und flog dem Thier mit ſolcher Heftigkeit gegen den Kopf, daß es ſich aufbäumte.

„Unverſchämter!“ rief Herr von Puiſeur, und zwang mit ſeinem Sporn das Pferd vorwärts.

Aber Johann ſtand ſchon auf ſeinen Füßen; Leichenbläſſe wechſelte mit fieberhafter Röthe in ſeinem Geſicht; mit blitzenden Augen erwartete er den Cavalier. Der rothe Wolf ſtand mit geſträubtem Haar an ſeiner Seite, knurrend zum Angriff.

In dieſem Moment ſprengte Bertha mit ihrem Rappen heran und warf ſich zwiſchen Beide. Bei ihrem Anblick zuckte Johann leiſe; er hielt mit einer Hand ſeine Büchſe, mit der ſeine Finger wie zuſammengewachſen ſchienen, mit der andern hielt er den Hund zurück. Aber er ſtand noch immer am Fuße des Baumes, als wolle er, zur Vertheidigung bereit, ſeine Poſition behaupten.

„Johann,“ ſagte Frau von Puiſeur leiſe zu ihm, „ziehen Sie ſich zurück, ich bitte Sie darum.“

Beim Ton dieſer Alles vermögenden Stimme ging Johann drei Schritte zurück.

„Was haben Sie dieſem Bauer zu ſagen?“ rief Herr von Puiſeur, von Zorn bewältigt, daß er ſeines Pferdes nicht Herr wurde, da des Hundes dumpfes Knurren das Thier aufreizte.

Johann that einen Schritt vorwärts, aber er begegnete Bertha's Blick, der ſo traurig und zugleich ſo flehend war, daß er von Neuem einhielt.

„Dieſer Bauer,“ ſagte er, mit vor Haß zitternder Stimme, „geht, weil eine Dame hier iſt; aber ein ander Mal, wenn's beliebt, ſparen Sie Ihr Dutzen und Ihr Geld für Ihre Lakaien.“

Bertha hatte ſich ihrem Gatten genähert; ſie hielt wie zufällig ihr Pferd dicht an das ſeinige.

Johann warf ſeine Büchſe über die Schulter und verlor ſich in den Wald, ſein Hund folgte ihm und zeigte, indem er die Schritte ſeines Herrn als Nachtrapp behütete, ſeine weißen Zähne.

„Das iſt ein Narr, den ich eines Tags ſchon züchtigen werde!“ ſagte Herr von Puiſeur, nachdem es ihm gelungen war, ſein Pferd zu beruhigen.

„Das werden Sie nicht thun, Karl,“ erwiederte Bertha, „dieſer Narr, wie Sie ihn nennen, iſt ein ſehr braver Menſch.“

„Er ſieht aus wie ein Bandit!“

„Das thut Nichts zur Sache.“

In dieſem Augenblick erſtieg Johann in einiger Entfernung einen Hügel.

„Aber ſehen Sie ihn nur, mit ſeinem verteufelten großen rothen Hunde!“ erwiederte Herr von Puiſeur, „jedenfalls iſt er ein Wilddieb.“

„Dieſer Wilddieb,“ ſagte Bertha lächelnd, „iſt Baccalaureus, — nennt man's nicht ſo? Er wollte Advokat werden. Es iſt Johann Guillard, der älteſte Sohn unſeres Pächters.“ — —

Einige Zeit nach dieſem Vorfalle veranſtalteten die Schloßherren von Roche-blanche, bei denen mehrere Gäſte zum Beſuch waren, eine Schweinsjagd. Denn ſeit der Verheirathung ſeiner Tochter ſah Herr von

Fontaine viele Leute aus den nächſten Städten bei ſich. Die Landwirthe beklagten ſich über die beträchtlichen Verwüſtungen, welche ganze Heerden dieſer Thiere in der Gegend anrichteten; man erlangte vom Oberaufſeher, der die Adminiſtration der königlichen Domaine hatte, die Erlaubniß, eine Jagd zu veranſtalten. Das hieß das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden, und es wurde eine Zuſammenkunft aller Jäger beſchloſſen, in einer Gegend, die für die jagdluſtigſte in ganz Frankreich gilt.

Eine große Zahl Landleute wollten an dieſer Jagd theilnehmen, einige mit Heugabeln, andere mit Stökken bewaffnet. Die Gutsherren der Umgegend kamen mit ihren Jagdwagen herbei, mit kühner Meute und unermüdlichen Pferden. Beim Beginn des Tags bewaffnete man ſich mit Karabinern und Seitengewehren, man fügte die Hunde zuſammen, die Jäger ſtellten ſich in Ordnung, man zertheilte den Haufen, der den Auftrag hatte, den Wald zu durchlaufen, die Jäger ſchwangen ſich in den Sattel, und die Fanfare tönte.

Es war klares, helles Wetter, ein leichter weißer Reif machte die Graſer im Felde glitzern; um die ſchnaubenden Nüſtern der Pferde ſtieg eine Dampfwolke auf; die angebundenen Hunde beſchnoperten die feuchte kalte Erde. Als man vom Walde aus blies, wurde die Meute losgelaſſen, und die Jagd begann. Nach einer Viertelſtunde wiederhallte der Wald vom heftigen Rüdengebell und dem Huſſab der Treiber.

Man hätte glauben können, ein Orkan ſchüttelte die Blätter der Bäume.

Herr von Fontaine und Frau von Puiſeux folgten dem Zuge. Herr von Puiſeux, der in dieſen Uebungen unerſchrocken war, beſtieg ein junges feuriges Roß, das noch ungewohnt von all dem Tumult aufgeregt wurde. Einige Zeit blieb er ſeiner Frau zur Seite, aber durch ſeine eigne Ungeduld fortgetrieben, ließ er ſeinem Pferd die Zügel. „Behüten Sie Bertha!“ rief er noch Herrn von Fontaine zu und verſchwand wie ein Pfeil.

Schon mehr als dreißig Thiere waren aufgetrieben, Eber und Friſchlinge; in ihren Lagerſtätten umzingelt, flohen ſie brummend, lehnten ſich gegen Felſenſtücke an und zeigten den Hunden die Zähne. Wie die gehetzten Thiere bei den Jägern vorbeiſtürmten, die an der Scheidung des Fußwegs aufgeſtellt waren, verdoppelte ſich das Gebell der Rüden und der Büchſenknall. Der Lärm vermehrte ſich, je weiter die Jagd ſich im Walde ausbreitete. Herr von Puiſeux verfolgte die Spuren einer mächtigen Sau, hinter der ein Dutzend Hunde ſich ereiferte.

Johann befand ſich wie zufällig unter den Wilddieben. Seitdem er das gefahrvolle Leben dieſer ſtarken und wilden Menſchen theilte, hatte er im Schießen eine bewundernswürdige Geſchicklichkeit erworben. Keiner ſeiner Gefährten konnte es ihm gleichthun, und alle erkannten in ihm ihr Oberhaupt. Nie ſchoß Johann einen Hirſch anders als im vollen Lauf und mit der Kugel, und ſtets verwundete er nur den Kopf.

Dieſe Geſchicklichkeit, mit einer ungeheuern Kraft gepaart, hatte ihn im Lande berühmt gemacht. Zur Zeit der Jaquerie würde Johann durch die öffentliche Meinung zu einem Hauptführer des Aufſtandes erhoben worden ſein.

Zwei- oder dreimal hatte er ſich mit Frau von Puiſeux gekreuzt, aber ſie hatten ſich nicht bemerkt, oder wenigſtens vermieden, ſich zu ſehen. Die Jagd dauerte ſchon zwei oder drei Stunden, als Herr von Puiſeur, der im Galopp einer lichten Stelle im Walde zuritt, mitten in eine Eberheerde gerieth, die vor einer Meute Hunde floh. Eine Sau, ſchäumend und wüthend, lief im Kreiſe um das Pferd herum. Herr von Puiſeur traf es in der Flanke und zog. Das Thier, hart getroffen, brach in die Kniee; zwei oder drei Hunde ſchoſſen wie Pfeile herbei und bearbeiteten es. Die Sau erhob ſich, ſchüttelte ihren groben Rüſſel, ließ ein Stück Ohr in den Zähnen der Hunde, riß einem den Bauch auf und ſtürzte ſich blutend vor die Füße des Pferdes. Das Grunzen des verzweifelten Thieres, das Heulen der Leithunde, die es in ſeinen Weichen angriffen, der Anblick des Ungethüms, das ſich mit gekrümmtem Rücken am Boden wälzte, wurden Urſache, daß das Pferd, ſchon durch den Lärm aufgeregt und ſchwer zu bändigen, plötzlich ſcheute. Es bäumte ſich, hob ſich auf die Hinterfüße, ſchüttelte ſich mit allen Fibern, ſtampfte und ſchoß dann, trotz der geſchickten Handführung, die bemüht war, es zu beherrſchen, mit der Schnelle des Blitzes, mit den jähen Sprüngen eines Tigers fort.

Herr von Puiſeux hatte Geiſtesgegenwart genug, um es einem Orte zuzutreiben, wo bebautes Land war, aber das Pferd hatte noch nicht fünfhundert Schritte in dieſer Richtung gethan, als das Erſcheinen eines neuen Ebers es dahin brachte, ſich auf die Seite und quer durch's Holz zu werfen. Das Pferd lief, mit erhobenen Nüſtern, die Ohren am Hals; nur die eigne Ermattung konnte es aufhalten.

Wie ein abgeſchoſſener Pfeil flogen Reiter und Pferd an Frau von Puiſeux vorbei. Bei dieſem Anblick ſtieß Bertha einen Schrei aus. Die Richtung, die der Reiter verfolgte, führte im Walde an einen offen liegenden Abgrund.

Es war ein Platz, wo Holzſchläger hie und da in gewiſſer Entfernung friſchgefällte Rüſtbäume aufgeſchichtet hatten. An der äußerſten Stelle dieſer Waldlichtung ſchien die Sonne grell gegen den Abgrund. Ein Pferd, das in voller Schnelligkeit bis an den Rand dieſes Abgrunds getrieben wurde, mußte hinabrollen in eine Tiefe, wo zwiſchen Felſenſtücken die klaren Wellen eines Fluſſes rauſchten.

Im Augenblick, als das tollgewordene Pferd ſich dem wüſten Fleck zuwendete, der durch den Pflug gleich gemacht war, ging Johann am Saum des Waldes dahin. Beim Geräuſch dieſes ſturmſchnellen Rittes drehte er den Kopf um und erkannte mit einem Blick Herrn von Puiſeux, zugleich auch die Gefahr, in welcher derſelbe ſchwebte. Johann blieb ſtehen. Um ſich dem Pferde, ehe es den Abgrund erreichte, entgegenzuwerfen, dazu war die Entfernung zwiſchen ihm und Bertha's Gatten zu groß; in einer oder zwei Minuten mußte es den Rand erreichen, und bei aller Schnellfüßigkeit hätte Johann doch vier oder fünf Minuten bis dahin gebraucht. Eines war ihm klar; das Pferd hatte den Koller, und der Reiter war dem Tode geweiht, blieb er dem Thiere überlaſſen.

Mit der Schnelle eines Gedankens ließ Johann ſeinen Flintenlauf in die Fläche ſeiner linken Hand fallen, und ſtützte den Kolben gegen ſeine rechte Schulter. Aber als er den Hahn drücken wollte, hielt er inne. Konnte die Kugel nicht Herrn von Puiſeux treffen? Er ſenkte den Flintenlauf, — aber das Pferd gewann das Feld, es lagen nur noch einige hundert Schritte zwiſchen ihm und dem Abgrund des ſichern Todes, dem es zuſtürzte. Johann legte von Neuem die Büchſe an. Der Doppellauf blieb während einer Secunde in ſeiner Hand ruhen; Hand und Rohr, beide waren gleich feſt und ſicher. Plötzlich drückte er ab, der Blitz ſprühte, das Pferd brach zuſammen. Es erhob ſich, drehte ſich noch auf den Hinterfüßen, ſchleppte ſich noch einige Schritte, ſchlug aus und legte ſich dann auf die Seite. Herr von Puiſeux war zehn Schritt vom Pferd auf die Erde gerollt.

Die Heftigkeit des Falles betäubte ihn, er lag ohne Regung auf dem Raſen, als Bertha die Spitze des Feldes beſtrich, von Herrn von Fontaine gefolgt, der ihren Ritt zu mäßigen trachtete. Der Büchſenſchuß fiel, als ſie den Vorhang der Bäume durchbrach, der ſie von der lichten Stelle trennte. Sie war am Platze und ſah ihren Gatten neben dem Pferde hingeſtreckt, fünfhundert Schritt zur Seite Johann mit der Flinte in der Hand.

Ein kalter Schauer durchrieſelte Bertha von Kopf bis zu Füßen, ſie fühlte ſich in allen Poren erſtarren, und hatte nicht einmal die Kraft, einen Schrei auszuſtoßen.

Sie hielt auf der Stelle, wo ihr Gatte lag; Herr von Fontaine war zurückgeblieben. Johann, der von einer andern Seite raſcher als ſie herbeigeſtürzt war, ſtand ihr gegenüber. Er las auf ihrem Geſicht den fürchterlichen Gedanken, der ihre Seele befiel. Ein tiefer Schmerz traf ihn bis in's Herz. Er zeigte mit dem Finger das blutende Loch, das die Kugel dem Kopf des Pferdes beigebracht hatte. „Sehen Sie hier!“ ſagte er ihr. In ſelbem Augenblick ſtieß Herr von Puiſeux einen tiefen Seufzer aus; er erwachte und richtete ſich in die Höhe.

Thränen traten in Bertha's Augen, ihr Herz zitterte vor hoher Freude. Sie ſprang aus dem Sattel und lief auf Johann zu.

Aber Johann ſtieß die Hand von ſich, die ſie ihm bot, und einen vorwurfsvollen Blick auf ſie werfend, trat er in den Wald zurück. — —

Monate vergingen ſeit der Zeit und Johanns Stellung blieb dieſelbe; er hatte einen Weg betreten, von dem ihn nur ein wichtiges Ereigniß abbringen konnte. Wie alle bekümmerten Seelen und kranken Herzen war er voll Groll gegen die Ordnung der Welt und machte die menſchliche Geſellſchaft verantwortlich für ſein Unglück. Eine tiefe Schwermuth nagte an ihm, ein bitterer Zorn lauerte in der Höhle ſeines Gemüthes. Bertha's argwöhniſcher Blick ſchmerzte ihn am tiefſten. „Sie hielt Dich ſchnell eines Verbrechens fähig!" ſagte er, wenn er ſich dieſer Jagdſcene erinnerte. „Was haſt Du begangen, um ſo tief in ihrer Meinung zu ſinken?"

Während Johann Bertha beſchuldigte, hätte dieſe Alles darum gegeben, ihn zur Rückkehr zu bewegen; ſie fühlte ſich wegen eines ſchlechten Gedankens gegen ihn ſtrafbar, und ſo klein dies Vergehen auch war, ſo vorübergehend der Gedanke des Argwohns, ſo genügte es doch, um eine ſo reine, klare Seele wie die ihrige zu beunruhigen. Als Mädchen hätte ſie keinen Augenblick gezaudert, ihn aufzuſuchen, wie ſie es ſchon einmal gethan hatte, aber als Frau hielt ſie es für unmöglich, daß ſolches ohne Wiſſen ihres Mannes geſchähe, und ſie durfte nicht daran denken, ihn um Erlaubniß zu bitten. Herr von Puiſeux war der beſte Ehemann. Vollkommen iſt aber kein Menſch, und er neigte etwas zur Eiferſucht. Er hätte ſicher eine Zuſammenkunft mit einem Buſchklepper, auch wenn er Baccalaureus war, verweigert. Bertha blieb alſo Nichts übrig als zu ſchweigen. Ohnehin war ſie Mutter, und dieſe Mutterſchaft, die alle Wünſche des Herrn von Fontaine erfüllte, legte ihr noch heiligere Pflichten auf.

Während deſſen geſchah es, daß die Uebergriffe der Wilddiebe die Klagen und den Hülferuf des Landes hervorriefen. Der Oberaufſeher der Domaine von Amboiſe nahm ſich der öffentlichen Beſchwerden an und die Schultheißen der benachbarten Gemeinden bekamen den Befehl, gegen die Wilddiebe mit der größten Strenge zu verfahren. Die Gendarmeriebrigaden zu Fuß und zu Pferd und die Landhüter hielten ſich bereit, beim erſten Zeichen loszuſchlagen.

Der Pächter von Roche-blanche, der ſeit langen Jahren Schultheiß ſeiner kleinen Gemeinde war, verließ eines Morgens den Pachthof und ging in den Wald. Ein Holzhauer ſagte ihm Johann's Aufenthalt; der Pächter verfolgte ſeinen Weg und fand ſeinen Sohn in einem Gebüſch.

„Johann,“ ſagte er, „ich komme nicht, um zu verſuchen, Dich von dem Leben, das Du führſt, abzubringen, wiewohl Gott mein Zeuge iſt, daß der Tag, an dem Du auf den Pachthof zurückkehrſt, der ſchönſte meines Lebens ſein wird; aber ich komme Dich zu benachrichtigen, daß die Wilddiebe durch's ganze Land angegriffen werden. Der Wald iſt faſt Dein Haus geworden, und Du weißt: mitgefangen, mitgehangen!“

„Ich weiß es bereits, mein Vater, aber ich danke Ihnen deshalb nicht weniger.“

„Es wird Händel geben, man wird ſchießen. Du haſt lebhaftes Blut, mein Sohn; gieb Acht, was Du thuſt, wenn man Dich angreift!“

„Das wird man nicht, mein Vater.“

„Wenn Dich aber das Unglück träfe, daß Du mit den Wilddieben zuſammen —“

„Wer mich angreift, für den hab' ich meine Büchſe; ſie iſt gut und ſicher, mein Vater.“

„Das iſt es gerade, was ich fürchte. Verſprich mir, was auch kommen mag, Deine Waffen nicht zu gebrauchen."

Johann zögerte.

„Wenn Deine arme Mutter noch lebte, würde ſie Dich bitten," fuhr Peter Guillard fort, „ich weiß, daß Du ihr Andenken ehrſt; ſchwöre mir bei ihrem Namen, daß Du Dich nicht vertheidigen willſt, wenn man Dich einfängt. In ihrem Namen bitte ich Dich darum."

„Nun wohl, mein Vater, ich ſchwöre es Ihnen."

Der Pächter betrachtete ſeinen Sohn mit gerührtem Blick. „So lange Du noch die Selige liebſt, gebe ich nicht alle Hoffnung auf. Ihr Gebet und ihr Andenken führen Dich vielleicht noch zu uns zurück."

Johann neigte das Haupt. Vielleichte wünſchte er es ſelbſt im Grund ſeines Herzens, aber Gewohnheit und Kummer verhinderten ihn daran. Auf dem Pachthof würde er täglich Bertha und ihren Gemahl geſehen haben; dazu konnte er ſich nicht entſchließen.

„Ich verlaſſe Dich, Johann," fügte der Vater hinzu. „Denke auf Deine Sicherheit. Ich muß jetzt den Gendarmen der Gemeinde meine Befehle geben."

„Gehen Sie, mein Vater, es iſt Ihre Pflicht."

Peter und Johann trennten ſich.

Noch denſelben Abend ſetzten ſich die Gendarmen in Bewegung. Klaudius führte ſie; ſeine Kenntniß der Gegend befähigte ihn dazu. Heimlich bewegte ihn auch der Wunſch, Johann in ſeinem Verſteck aufzuſcheuchen, ſeinen Zuſammenhang mit den Wilddieben auszuforſchen, ihn einzufangen oder wenigſtens zu nöthigen, die Gegend zu verlaſſen. Klaudius wußte zu gut, daß Klärchens, ſeines Weibes, Herz noch immer heimlich dem wilden Nimrod, wie er den Bruder *nannte*, zugethan war. Er ſelbſt aber, der ſich für einen guten Abel hielt, wollte er am Bruder vielleicht zum Kain werden?

Drei, vier Wilddiebe waren einfangen; die Verfolger, durch dieſen Erfolg ermuthigt, verdoppelten ihre Thätigkeit. In ihren Schlupfwinkeln aufgeſcheucht, in ihrem Erwerb geſtört, aber durch die Gefangennahme ihrer Gefährten zur Rache getrieben, zogen ſich die Verfolgten langſam zurück, ſchoſſen aber, wie die Parther auf der Flucht, aus dem Gebüſch hinter ſich ihre Büchſen ab. Ein erſter Schuß fiel, zwei, drei andere folgten, ein Gendarm bekam Schrot in den Arm, einem andern durchlöcherte eine Kugel den Hut. Dies war das Signal zum allgemeinen Angriff; der ganze Wald hallte wider vom Musketenfeuer.

Johann hielt treulich das Wort, das er ſeinem Vater gegeben hatte. Er vermied das Gefecht; aber der Wald war umzingelt; es kam darauf an, ob man ihn im Rudel der Wilddiebe fangen, ihn zur Nothwehr zwingen werde. Allgemein bezeichnete man ihn als den Führer der Diebe, obſchon er nicht eigentlich zu ihnen gehörte, ſich zu ihrem Handwerk nicht bekannte. Was er zum Spiel und aus böſer Laune getrieben, konnte jetzt verhängnißvoll für ihn werden. Jedenfalls wollte Johann das Zuſammentreffen mit dem Bruder vermeiden.

Der Hinterhalt war geſchickt gelegt. Die Gendarmen mit der Muskete in der Fauſt bewachten alle Ausgänge, es war keine Flucht mehr möglich als auf der Seite nach der Zwergenhaide, deren äußerſte Spitze die lichte Waldſtelle berührte, auf der Herrn von Puiſeux's Pferd getödtet war.

Dort erwartete Klaudius die Flüchtlinge. Sobald ſie ſich am Saume des Waldes zeigten, verſtreut und wie ein Zug Rebhühner aufgeſcheucht, kam ein Trupp reitender Gendarmen hinter den Zwergſteinen hervor und griff die Fliehenden an. Alle warfen ſich der Waldlichtung zu.

Es handelte ſich jetzt nur darum, ob die Gendarmen oder die Wilddiebe zuerſt den Abgrund erreichten, der für Pferde unzugänglich, für Menſchen lebensgefährlich zu paſſiren war. Die Gendarmen ſchloſſen bereits einen Halbkreis um die Lichtung.

Johann vertraute ſeiner Gewandtheit und richtete ſeinen Lauf gerade dem Abgrund zu. Eben wollte er auf die Gefahr hin, den Hals zu brechen, hinunterſpringen, als ihn ein neugieriger Wunſch dazu trieb, ſich zu verſtecken, um zu ſehen, wie die Verfolgung enden würde. Er ließ ſeine Büchſe in einen Dornenſtrauch gleiten, und ſtieß einen Stein hinunter, der bis in die Tiefe des Abgrunds rollte. Während deſſen Gepolter die Wachen glauben machte, er habe den Sprung gewagt, duckte er ſich in den hohlen Stamm eines großen Baumes, deſſen Wurzeln ſich bis zur Rückſeite des Abgrunds erſtreckten.

Klaudius kam zuerſt an und faßte, die Büchſe in der Hand, auf einem Felsſtück Poſto, das weit vorgeſtreckt lag, ſo daß er von da aus den Schauplatz überſah. Die Wilddiebe krochen auf dem Bauch zwiſchen den Steinen die Schluft hinunter. „Hier, hier! Feuer, Feuer!“ commandirte Klaudius, den Gendarmen winkend. Während zwei Kugeln aus dem Verſteck um ſeinen Kopf ſchwirrten, drehte er ſich raſch nach der Stelle um, die Büchſe geſpannt in der Hand. Der Fels, auf dem er ſtand, war feucht, das Moos ſchlüpfrig; ſein Fuß glitt aus, er verlor das Gleichgewicht und fiel, einen lauten Schrei ausſtoßend, in die Tiefe.

Alle Augen richteten ſich nach Klaudius hin, der eben verſchwand. Man lief an den Rand des Abgrunds, und ſah den Führer wie einen zuſammengeballten Klumpen den Abhang hinunterrollen. Einige Secunden lang hörte man das dumpfe Geräuſch eines Körpers, der hie und da von Geſtrüpp und Geſträuch aufgehalten, endlich ſchwer in die Tiefe des Abgrunds fiel.

Johann ſprang aus ſeinem ſichern Schlupfwinkel. Mit Lebensgefahr warf er ſich, mit Händen und Füßen kletternd, zu Boden und glitt, über die Krümmungen der Steine und Wurzeln ſich forthelfend, bis an's Ufer des Baches die ſteile Wand hinunter.

Der Körper des Bruders lag unbeweglich auf einem Bett von Kieſelſteinen; ſein Kopf blutete, das Geſicht war zerfetzt, die Kleider zerriſſen. Johann richtete ihn auf und ſpritzte ihm Waſſer in's Geſicht; Klaudius rührte ſich nicht, aber die Pulſe ſchlugen noch.

Johann ſchrie den Gendarmen auf der Höhe zu, daß er den Verwundeten auf ſeine Schultern nehmen und ihn an den Ausgang der Schlucht tragen wollte. Er hob ihn auf, er trug ihn fort. Der Verwundete ſtöhnte laut. Der Gedanke an die Qualen, die der Unglückliche ausſtehen mußte, machte, daß Johann ſeinen Gang beſchleunigte. Dank ſeiner herkuliſchen Kraft kam er trotz der ſchweren Bürde und der Hinderniſſe des Weges am Ausgang der Höhlung faſt eben ſo raſch als die Gendarmen an. Dieſe hieben mit ihren Säbeln Aeſte ab, flochten ſchnell eine Tragbahre, legten ihre Mäntel darüber, und der Trauerzug bewegte ſich nach dem Pachthof zu.

Klaudius kam gegen Abend zu ſich, aber er verlor ſogleich wieder das Bewußtſein. Sein Leib war mit Wunden bedeckt, Fuß und Schulter waren gebrochen, die Hüften zerſchlagen. Vielleicht hätte man die Brüche heilen, den Verwundeten retten können, aber ein Blutſturz, durch die Verletzung der Hirnſchale verurſacht, führte noch dieſelbe Nacht den Tod herbei.

Die ganze Familie war um das Sterbebett verſammelt. Die Hände in einander geſchlungen und herabhängend, ſtand Meiſter Peter an des Sohnes Lager; ſeine Augen wendeten ſich mitunter vom Angeſicht des Sterbenden zu Johann, der finſter und ſtill an der Wand lehnte. Klärchen ſaß weinend im Winkel. Die Uebrigen ſprachen leiſe und ſchüchtern unter einander.

Man hielt in Gemeinſchaft die Todtenwache, und während dieſer ſtillen Stunden ward bei dem tiefen Weh kein Wort der Anklage, kein Wort des Argwohns laut. — Als der Leichnam auf dem Kirchhof des Dörfchens beigeſetzt war, trat Johann bei der Dämmerung des Abends in Klärchens Wohnung.

Es war ein mit Stroh bedecktes Häuschen. Eine große Hecke von Hagedorn und Flieder ſchützte das Gehöft; Nußbäume beſchatteten es; graue Amſeln niſteten im Gehege des Friedens. Das beſcheidene Haus war ungefahr einen Büchſenſchuß vom Pachthof entfernt. Johann öffnete die Thüre; auf einer Truhe ſtand eine Laterne, die ſparſam den kleinen Raum erhellte. Am Boden lagen noch die ſtolzen Waffen des Gardiſten, der ſo muthig und in Hoffnung auf Siegstrophäen die Häſcher der Gerechtigkeit vielleicht gar gegen den eignen Bruder führte. Dem Lehnſtuhl gegenüber, in welchem Klaudius gern ausruhte, wenn er von der Laſt des Tages ermüdet Abends heimkehrte, ſaß Klärchen ſtill am Boden, die Hände über die Kniee zuſammengeſchlungen, und ſah mit thränenfeuchtem Blick einige Feuerbrände verlöſchen, deren rothe Flammen auf dem Heerde kniſterten.

Johann näherte ſich ſanft der armen Wittwe und ergriff ſie bei der Hand. Klärchen erkannte ihn, ſchrie laut auf und warf ſich ihm in Thränen ſchwimmend um den Hals. Als der erſte Sturm ihrer Bewegung vorüber war, ſetzte ſich Johann in den Lehnſtuhl und zog ſie ſanft an ſeine Seite. „Ich bin nicht Schuld an ſeinem Tode!“ ſagte er, „und doch fühle ich auf meinem Gewiſſen eine Laſt. Du biſt Wittwe, Klärchen, in einem Alter, wo Andere noch Mädchen ſind. Du bedarfſt des Schutzes; wenn es Dir recht iſt, Klärchen: ich will Dein Schirm und Beſchützer ſein!“

Klärchen wußte Nichts darauf zu antworten; ihre Augen waren roth vom Weinen.

In einer Ecke des Zimmers ſtand eine Wiege, in der ein kräftiger Knabe ſchlummerte, dem der Kummer noch fremd zu ſein ſchien.

Johann erhob ſich, ging zur Wiege, und küßte das Kind. „Ich werde den Kleinen beſchirmen,“ ſagte er, „und was auch kommen mag, es ſoll ihm an Nichts fehlen.“

„Ach Johann, mein armer Johann!“ ſchrie Klärchen, und ſich das Geſicht mit beiden Händen bedeckend, brach ſie von Neuem in lautes Schluchzen aus.

Dieſer Schrei erſchütterte Johann auf's Tiefſte. Er konnte ſich nicht in Klärchens Ausruf irren, er klang wie ein Vorwurf, aber wie der Vorwurf eines zärtlichen Herzens. Er fühlte ſich bis in's innerſte Mark ſeiner Seele getroffen. Er trat zu ihr hin, ſie zu tröſten.

Klärchen hatte, wie wir wiſſen, Klaudius eigentlich aus Trotz geheirathet. War ſie dem Manne bei ſeiner Freundlichkeit und Güte anhänglich, ſo hatte dieſe Anhänglichkeit doch keine allzu tiefe Wurzeln in ihrem Herzen geſchlagen. Johann's milde Worte ſenkten ſich wie ein wohlthätiger Thau auf die Blume ihrer Seele; ſie lehnte wie ein Kind ihren Kopf auf des wilden Nimrods Schulter; ſie fühlte ſich ganz beruhigt an der Seite des Mannes, den die Welt einen Wilddieb nannte.

„Du ſollſt mir wie eine Schweſter ſein!“ ſagte Johann zu ihr, als ſie ihre Thränen trocknete; „ich will Dein Bruder ſein!“ wiederholte er ihr und küßte ſie auf die Stirn.

In Klärchens Innerm wogte ein anderes Gefühl; ſie wußte ſich deſſen keinen Rath, ob Johann ihr mehr ſein konnte und durfte. Seufzend gab ſie ihm ſeinen Kuß zurück; ſchweigend trennten ſie ſich.

Der Mond ſchwamm am feuchten Himmel und übergoß mit ſeinem Licht das ſchlafende Land. Von Zeit zu Zeit hörte man den melancholiſchen Ton der Eule und in der Entfernung in den Höfen erſcholl das dumpfe Bellen der freigelaſſenen Hunde. — Johann verfolgte einen Weg, der nach dem Saum des Waldes führte; Wolf trabte, mit Aug' und Ohr lauernd, vor ihm her, im Gras die Spuren des Wildes ſuchend. Der wilde Nimrod kam an ſeines Vaters Pachthof vorbei; er blieb einige Minuten ſtehen, um das freundliche Dach zu betrachten, das die Nacht in ihr heiliges Schweigen hüllte. Die Wachthunde kamen und kauerten ſich freudig und liebkoſend zu ſeinen Füßen; aber die Menſchen drinnen dachten vielleicht übel von ihm und hießen ihn nicht willkommen. Schmerzlich ſtand er an der Schwelle des Hauſes und wagte nicht ſie zu berühren. Da krähte bereits der Hahn, das Erwachen des jungen Morgens verkündend. Es rührte ſich im Hauſe, Johann eilte in's Dickicht des Holzes, wo der Hirſch ſchrie und weidete. Dort ſchlief er auf ſeinem Lager ein, das er ſich mitten im Walde unter einem hohen, von Buſchwerk umgebenen Baum von Zweigen erbaut hatte.

Aber der Tod ſollte ihn bald wieder zu den Seinigen rufen. Der Mann mit der Senſe klopfte auch im Pachthofe an.

Zur Erntezeit, nach einem Tag ſchwerer Arbeit, fühlte ſich eines Abends Meiſter Peter krank. Ein heftiges Fieber erfaßte ihn, ſo wie er im Bett lag, und es zeigten ſich die bedenklichſten Symptome. Ein Arzt, den man aus Amboiſe holte, erkannte es für entzündlich. Beſtürzung verbreitete ſich im Pachthof. Klärchen ging augenblicklich, um Johann zu ſuchen; ſie ſtreifte ſo lange im Wald umher, bis ſie ihn fand, und führte ihn zu ſeinem Vater.

Meiſter Peters kräftige Natur half mehr der Krankheit, als ſie dieſelbe hinderte. Nach drei Tagen verzweifelte man an ſeiner Rettung. Man ließ einen Prieſter kommen, und Peter empfing die Sacramente mit frommem Ernſt. Seine Hände hatten die Erde bebaut; das Unrecht, welches er gethan haben konnte, war aus Unwiſſenheit, aber nie aus Böswilligkeit geſchehen. Als er zum Sterben bereit war, hielt er unter den Seinigen Muſterung und erblickte auch Johann. Er winkte ihn heran an's Lager. „Höre mich, Johann,“ ſagte er mit kaum noch verſtändlicher Stimme, „ich habe Dir noch Etwas zu ſagen. Den Kummer, den Du mir gemacht haſt, vergebe ich Dir; es hat Dir vielleicht, um gut zu ſein, nicht an gutem Willen gefehlt, aber an Muth dazu. Hat Dir Einer von uns auf dieſem Pachthof Uebeles zugefügt, ſo ſage es, daß ich Euch, bevor ich ſterbe, verſöhnen kann.“

Johann ſchüttelte den Kopf. „Nein, mein Vater,“

antwortete er, „Jeder hier war gut mit mir, wie Sie ſelbſt das beſte Beiſpiel gaben.“

„Nun, mein Sohn, wenn dem ſo iſt, warum haſt Du uns denn verlaſſen? Ich habe Dich niemals darum gefragt, aber in dieſem Augenblick, mein' ich, könnteſt Du es mir geſtehen. So nehm' ich ſterbend vielleicht noch die Hoffnung mit, daß Du geheilt werden kannſt von Deinem unſeligen Leben. Willſt Du mir dieſen letzten Troſt verſagen?“ — Als ſein Sohn zögerte, wollte er fortfahren.

„Nein, mein Vater,“ antwortete Johann, „ich will mich Ihnen vertrauen, ich bin krank, aber werde geneſen.“

Der Nimrod neigte ſich zum Ohr des Vaters und beichtete ihm leiſe den Grund ſeines Grames, den Grund ſeiner verzweifelten Seele.

Als er das Geheimniß erfuhr, von dem er nicht eine Ahnung gehabt hatte, ſchloß Meiſter Peter die Augen wie Einer, der ſich fürchtet zu ſehen und zu hören; dann richtete er ſich halb auf, legte die Hände auf Johann's Stirn und ſagte: „Segne Dich Gott, unglücklicher Menſch; Er allein kann Dich erlöſen!“

Johann beugte die Kniee; bleicher noch wie der Sterbende neigte er ſich auf ſeines Vaters Hand. —

Bei Tagesanbruch erhob ſich Meiſter Peter auf ſeinem Lager, und ſtützte den Elnbogen auf das Kopfkiſſen; man hätte denken ſollen, er wolle aufſtehen. Man öffnete das Fenſter, die Morgenfriſche drang herein. Die Thiere brüllten in den Ställen und ſchüttelten unruhig ihre leeren Krippen; die Tauben ſchlugen mit den Flügeln um den Täuberich herum, die Hähne hatten die Ihrigen ſchon um ſich verſammelt. Meiſter Peter athmete mit raſchen Zügen dem quellenden Morgen entgegen, der Alles zur Thätigkeit von Neuem aufrief. Er erhob ſich vom Lager wie ein Arbeiter, den der Tag ruft, und fiel zurück in's Bett; der Tod hatte ihn gerufen, der ihn einem neuen Morgen im Lande Jenſeits entgegenführte. Man legte ein weißes Tuch auf das Geſicht des Vaters; die Familie kniete rings nieder, um zu beten. —

Während der Tage dieſer heftigen Krankheit hatten Herr von Fontaine und ſeine Tochter manche Stunde beim alten Pächter zugebracht. Herr von Puiſeux zeigte ſich auch, aber ſeltener. Wenn Bertha kam, blieb Johann; ſo wie aber Karl eintrat, ſuchte er irgend einen Vorwand, um fortzugehen, obgleich ſeit dem Flintenſchuß auf der wilden Schweinsjagd Herr von Puiſeux Gelegenheit ſuchte, den Nimrod die Fehde vergeſſen zu machen, die ſie ohne Bertha's Dazwiſchenkunft mit einander gehabt haben würden. Aber das Gefühl vornehmer Gewöhnung gab dem Edelmann Anſtoß an dem hartnäckigen Stolz des Bauern, und Herr von Puiſeux ward es bald müde, ihm vergeblich entgegenzukommen. Das Ereigniß auf der Jagd hatte auch eigentlich nicht die Meinung des jungen Schloßherrn geändert. Er war gar nicht überzeugt, ob die Kugel des Landläufers, die ſein Pferd traf, nicht eine falſche Richtung genommen hatte. Der Unwille, mit dem Bertha dieſen Zweifel zurückwies, konnte keinen andern Erfolg haben, als die Eiferſucht des Herrn von Puiſeux zu erregen. Um ſein Gewiſſen abzufertigen, hatte er ſeinem Retter einige Worte des Dankes geſagt, aber auf ſo ſonderbare Art, daß ſich Johann dadurch mehr verletzt als befriedigt fühlte. Er grüßte ſich mit dem Edelmann kalt; das blieb ihr ganzer Verkehr. Was Herrn von Fontaine anbetrifft, der wie alte Soldaten immer ſtreng war, ſo tadelte er laut Johann's Aufführung und richtete ſchon ſeit langer Zeit kein Wort mehr an ihn. So war denn Bertha von der ganzen Familie die Einzige, die immer bereit war, ihm die Hand zu bieten.

Am Todestage ſeines Vaters ſaß Johann am Ende des Bettes. Den Kopf zwiſchen den Händen haltend, vergoß er bittere Thränen, deren unerſchöpfliche Quelle aus ſeinem tiefſten Herzen kam. Er ſchien ſich einmal ausweinen zu wollen und ließ dem Strome ſeiner Thränen vollen Lauf, ohne darauf zu achten, daß zwei kleine ſanfte zarte Händchen ſich um ſeinen Nacken legten. Er hob das Auge und fand zwiſchen ſeinen Fingern den blonden Kopf eines Kindes, deſſen roſiges Geſichtchen ihn anlächelte. Der arme Kleine war auf ein Bänkchen geſtiegen, um die rauhen Hände des Nimrod zu erreichen, und als er ſie öffnete, bot er ihm ſeine ſanften Lippen mit dem heiligen Vertrauen der erſten kindlichen Unſchuld.

Johann ſah auf und erblickte zwei Schritt von ſich das ſchöne bleiche Geſicht Bertha's, die ihn lange ſtill betrachtete. Das Kind, von ſeiner Mutter dazu aufgemuntert, hatte die Arme um Johann's Hals geſchlungen und küßte ihn.

Johann fühlte ſein Herz ſchlagen, er hielt mit der einen Hand den kleinen Schelm, der auf ſeine Kniee gerutſcht war, die andere reichte er Frau von Puiſeur, die ſich ihm näherte. Im heiligen Anblick des Todes, und im freundlich milden Licht des jungen Lebens im aufwachſenden Kinde näherten ſich dieſe beiden leidenden Menſchen, der Eine voll leidenſchaftlicher Liebe, die Andere voll chriſtlicher Liebe und Erbarmen. —

Nachdem man der Leiche Peter Guillard's die gebräuchlichen Ehren erwieſen hatte, verſammelten ſich ſeine Kinder; es waren außer Johann noch vier, um die Theilung der Güter vorzunehmen. Der Aelteſte, der nun Familienhaupt war, erinnerte daran, daß der Vater ſie immer ermahnt habe, als gute Brüder zu leben, und daß das Beſte, was ſie um ſein Andenken zu ehren thun könnten, wäre, wenn ſie auch jetzt wie ſonſt beiſammen blieben.

„Herr von Fontaine,“ ſo ſchloß er, „ſoll nie andere Pächter als uns haben; wir werden das Land, das uns gehört, bebauen, und die Einnahme wird getheilt.“

„Unſer Aelteſter hat Recht,“ ſagte Johann, „wir müſſen zuſammen alt werden, wie wir zuſammen groß geworden ſind. Ich überlaſſe ihm meinen Theil zum Beſten des gemeinſamen Ganzen.“

„Du,“ erwiederte der Aelteſte, „Du haſt keine Uebung im Feldbau und in andern Landarbeiten, aber Du weißt Alles, was wir nicht wiſſen; Du wirſt die Rechnungen des Pachthofs führen, Du wirſt die Ausgaben ordnen und Dich mit Herrn von Puiſeur über Alles beſprechen, was die Pachtung betrifft.“

Bei dieſem Namen lief ein Fröſteln durch Johann's Adern, in Herrn von Puiſeur haßte er noch Bertha's Gatten. Aber er fügte ſich. „Gut,“ ſagte er, „ich will das thun, was für Alle am nützlichſten iſt.“ — Anton, der Aelteſte von Peter Guillard's Söhnen, drückte ihm die Hand und begab ſich nach Roche-blanche, um Herrn von Fontaine und Herrn von Puiſeur von der Einrichtung zu benachrichtigen, die ſie unter einander getroffen hatten.

Am andern Morgen, als ſich Johann anſchickte, ſich mit dem Rechnungsbuche des Pachters vertraut zu machen, ſchlug ihm Anton auf die Schulter. „Johann,“ ſagte er, „laß all die Papiere hier und komm mit mir auf's Feld.“

„Auf's Feld?“ fragte dieſer.

„Ja,“ antwortete Anton, „es bleibt Dir noch Zeit genug, die Bücher unſeres Vaters nachzuſehen. Im Nothfall hilft Dir Klärchen; Du weißt, ſie verſteht das Rechnen gut.“

Johann ſtand auf und folgte dem Bruder, der fortwährend ſprechend einen verlegenen Ausdruck hatte.

„Bruder,“ ſagte Johann, als ſie aus dem Hofe waren, „ſprich ohne Hinterhalt zu mir, Du verbirgſt mir Etwas.“

„Es iſt wahr,“ antwortete Anton. „Es iſt auch vielleicht beſſer, ich ſage es Dir gleich, denn früher oder ſpäter würdeſt Du es doch erfahren.“

„So rede.“

„Geſtern, als ich nach unſerer Uebereinkunft auf's Schloß ging, empfing mich Herr von Fontaine, der zuerſt mit Allem, was ich ihm ſagte, ſehr wohl einverſtanden war; als ich aber zu den Pachtgeldern kam, die Du beaufſichtigen ſollteſt, runzelte er die Stirn. — Meiner Treu! Er wollte von Dir Nichts wiſſen!“

„Er muß doch einen Grund haben, ſo zu verfahren.“

„Ohne Zweifel.“

„Und hat er ihn Dir angegeben?“

„Ja.“

„Dann wiederhole mir, was er Dir geſagt hat.“

„Wozu?“

„Sage es immerhin.“

„Wirſt Du Dich zuſammennehmen?“

„Gewiß.“

„Nun wohl. Herr von Fontaine ſagte mir, Du hätteſt Dich nie zu ſeiner Zufriedenheit aufgeführt, Du hätteſt Gewohnheiten angenommen, die ihn verhinderten, Vertrauen zu Dir zu faſſen, und daß erſt Zeit dazu gehöre, Dir dies Vertrauen wieder zu erwerben. Mag er ſich beſſern,“ fügte er hinzu, „und wir wollen dann ſehen!“

„Iſt das Alles?“

„Frau Bertha, die zugegen war, wollte Deine Vertheidigung übernehmen, ſagte, ſie ſtände für Dich ein, aber als ſie ſprach, unterbrach ſie Herr von Puiſeur. Ihr Vater habe recht, ſagte er, und das ſei eine Angelegenheit, in welche ſie ſich nicht miſchen ſollte.“

„Schwieg Frau von Puiſeux dazu?“

„Was ſollte ſie noch thun? Sie verſuchte noch ihrem Mann einige Worte zu ſagen; mir ſchien, als ſpräche ſie von einem Dienſt, den Du ihm gethan hätteſt, und den er nicht vergeſſen ſollte. Welchen Dienſt kann ſie damit gemeint haben, Johann?“

„Jenen Flintenſchuß, der das tollgewordene Pferd des Herrn von Puiſeux tödtete; aber erzähle weiter.“

Jetzt unterbrach ſie Herr von Fontaine. „Man kann ein ſehr guter Schütze ſein,“ ſagte er, „und kann deshalb doch — — darf ich Dir's ſagen, Johann?“

„Sag' es immerhin.“

„— Und kann deshalb doch ein ſchlechter Kerl ſein.“

„Ach! und was antwortete darauf Frau von Puiſeux?“

„Nichts, ihre Augen leuchteten, wie wenn ſie Thränen in den Wimpern gehabt hätte. Sie neigte ſich zu ihrem Knaben, der zu ihren Füßen ſpielte, und küßte ihn. Man ſprach Nichts weiter, und ich zog mich ſehr betrübt zurück. Aber laß Dich das nicht zu ſehr grämen; es war nur ein böſer Augenblick, und das wird vorübergehen!“

„Ja, Bruder, es wird vorübergehen und ich werde warten,“ ſagte Johann. Er ſprach kein Wort weiter, trat zurück in den Pachthof, nahm ſeine Flinte, die am

Nagel hing, pfiff ſeinem großen rothen Hund und ging. Klärchen ſah es und zitterte vor Schrecken.

„Bruder,“ ſagte Johann zu Anton, wieder aus der Thür des Hofes tretend, „ich überlaſſe Euch meinen Antheil unter der Bedingung, daß Ihr die Hälfte von dem, was er einbringt, Klärchen gebt; wenn ich ſterbe, ſoll ihr Alles gehören. Wildſchütz habt Ihr mich geſcholten; ich will bleiben, was ich bin.“

Es begann eine unruhige Zeit für die Thäler der Loire. Es war Mißwachs eingetreten; die Furcht vor Hungersnoth fing an ſich in einigen Ortſchaften zu verbreiten. Der Preis der nothwendigſten Lebensmittel ſtieg unglaublich ſchnell, die Märkte waren ſchlecht verproviantirt, das Getreide wurde immer ſeltener. Die Pächter brachten kein Korn mehr zur Mühle und kauften ihr Brod bei den Bäckern, deren Vorräthe mit einer erſchreckenden Schnelligkeit ſchwanden. Die übelſten Gerüchte gingen von Hütte zu Hütte, man ſprach von heimlichen Aufkaufungen der Eßwaaren, und die gläubige Einbildungskraft der Armen nahm Alles auf, was man ihr zutrug. In einigen bevölkerten Dörfern waren Unruhen ausgebrochen; in einigen Gegenden hatten Bauern und Arbeiter, mit Heugabeln, Hacken, Stöcken und Dreſchflegeln bewaffnet, Magazine von Eßwaaren geſtürmt und geplündert. Diejenigen Beſitzer, die ihr Getreide noch zur Hälfte beſaßen, ſetzten aus Furcht vor der Zukunft Nichts mehr in Umlauf. Der Schrecken verhinderte die Circulation. So mangelte es zu gleicher Zeit an Getreide und an Geld. Das Uebel war groß, die Furcht vermehrte es noch.

Inmitten ſolcher Volksaufregung, die ſich durch's Land verbreitet, wie ſich auf einem See durch einen Steinwurf Waſſerwirbel erzeugen, ſchreiten dann Männer mit finſtern Geſichtern, Männer, die immer in Zeiten der Bewegung und der Bürgerkriege auftauchen, und die Gemüther verbittern, die ſchon gereizt genug ſind. Verleumdungen werden geſäet, Uebertreibungen zwiſchengeworfen; blinder Haß geht in den Herzen der Landleute als wucherndes Unkraut auf. Der Neid, immer in der Tiefe lauernd, tritt offenkundig heraus; man ſpart nicht Verwünſchungen gegen die großen Pächter und die Beſitzenden, beſchuldigt ſie alles Uebels, ſtößt Drohungen gegen ſie aus. Unermeßliche Haufen Landläufer, die ſich unaufhörlich vergrößern, verbreiten Unruhe in den Pachthöfen und Weilern. Man hat Karren auf der Straße angehalten, Mühlen zerſtört und Feuer in's Getreide geworfen. Das Wort Hungersnoth kehrt immer wie eine dunkle Todtenglocke in den Abendgeſprächen wieder und beunruhigt die gelaſſenſten Seelen. Die Noth iſt da, aber Furcht und Angſt ſteigert ſie bis zur tödtlichen Höhe. Und wie es immer in großen Nöthen geht, man beſchuldigt die Menſchen, wo die Elemente Verbrechen begingen. Die Reichſten ſind dann die Strafwürdigſten; der Haß macht ſie für Aller Leiden verantwortlich. Sonderbarer Weiſe aber ſind es nicht Diejenigen, die am meiſten leiden, welche ſich am lauteſten beklagen. Wenn die Geſellſchaft in ihren Grundfeſten wankt, erheben ſich ſchlechte Leidenſchaften auf allen Seiten, wie Stürme, die während eines Erdbebens aus dem Boden berſten. Es iſt günſtige Zeit für niedere Rache, heimliche Ränke und verborgene Feindſchaften; der Aufruhr hat ſeine Führer, und während er die Thüren der Bäckereien erbricht, nach Brod ſchreiend, werfen die wüthendſten der Empörer, von Branntwein trunken, mitten in der Hungersnoth Säcke voll Mehl in den Fluß. Unter denen, die das Feuer am meiſten ſchüren, ſind kleine eiferſüchtige Beſitzer, die die reicheren erſchrecken wollen, Dorfkrämer und Handwerker, denen Nichts fehlt als der Luxus. Dieſe rufen Plünderung und Brand zu Hülfe. Ihre Hoffnung geht nicht juſt bis zur Theilung der Güter, aber ſie geht gewiß bis zur Möglichkeit, einige Morgen Landes von einer großen Domaine loszureißen und um einen Spottpreis zu kaufen.

An den Ufern der Loire, zwiſchen Tour und Blois, in jenen glücklichen Gegenden, die für den Frieden gemacht ſchienen, war die Aufwallung allgemein. Alle Gewohnheiten waren wie von einem Schlage gelähmt. Die man bisher verehrt hatte, verachtete man; Haß und Neid traten an die Stelle früherer Bewunderung. Alle niedrigen Gefühle kamen an den Tag, es gab keine Liebe, keine Dankbarkeit, keine Rechtlichkeit mehr. Der Zorn gährte, der Aufruhr wuchs, erbitterte Scenen häuften ſich von Tage zu Tage.

Johann lebte in den Wäldern ganz einſam. Er ſchoß Wild, ſo viel er zu ſeinem Unterhalt brauchte, miſchte ſich aber nie in das Geſchrei, den Tumult und die Zuſammenkünfte der Dorfſchaften; der Ruf ſeiner Stärke und ſeines Muthes war dadurch keineswegs gefährdet. Eines Abends beim Sonnenuntergang, als er ſich in einer Waldlichtung befand, kam ein Trupp Menſchen auf ihn zu. Wolf warf ſich nach ſeiner Gewohnheit voran, ſeinen Herrn zu decken, hob den Kopf in die Höhe und zeigte ſein Gebiß.

„Ruf Deinem Hund zu, wenn Du willſt, daß man mit Dir reden ſoll!“ rief ihm einer der Männer zu, ſeinem Stand nach ein Stellmacher, gelegentlich aber auch Wilddieb. Johann pfiff, und der Hund legte ſich ihm zu Füßen. Die Männer näherten ſich; ſie ſahen alle halb furchtſam, halb frech aus.

„Die Gegend iſt hier nicht ſicher,“ ſagte der Stellmacher, „es giebt hier Köhlerhütten; laßt uns nach der Zwergenwieſe gehen.“

„Du ſcheinſt alſo von ſehr geheimnißvollen Dingen mit mir reden zu wollen?“ ſagte Johann.

„Komm nur, Du wirſt es ſchon erfahren.“

Johann, dem die Sache doch von einer oder der andern Seite wichtig ſchien, nahm ſeine Flinte in den Arm und folgte ihm. — Als ſie zur Stelle waren, in deren Mitte die Zwergenſteine bei den Strahlen der untergehenden Sonne leuchteten, ſtanden ſie ſtill.

„Ich bin bereit zu hören,“ ſagte Johann.

„Die Leute von Roche-blanche haben ſich ſchlecht gegen Dich betragen,“ begann der Stellmacher, der

der Anführer und Hauptmann der Bande zu ſein ſchien, „ſie haben Dir alles Böſe zugefügt, was ſie nur konnten.“ —

„Wer ſagt Dir das?“

„Wir wiſſen es. Wenn Du mit uns gehen willſt, ſo ſchlagen wir Dir vor, Dich zu rächen.“

Johann betrachtete ſeine Leute vom Kopf bis zu den Füßen.

„Ah ſo!“ erwiederte er. „Was wollen Sie denn unternehmen, meine Herren?“

„O das iſt ſehr einfach,“ fuhr der Stellmacher fort, „Herr von Fontaine iſt ein Duckmäuſer, der ganze Tonnen Goldes in ſeinen Kellern hat.“

„Er? Er verzehrt die Hälfte von dem, was er beſitzt, den Reſt verſchenkt er.“

„Hör' auf! Biſt Du dumm genug, um das zu glauben? Er verſchenkt die Sous und behält die Louisd'or! Nicht wahr, Ihr Andern?“

„Ja, ja!“ ſchrien die Freunde des Stellmachers.

„Mit dieſen Louisd'or,“ fuhr dieſer fort, „kauft er alles Getreide, was er kriegen kann, und hungert das Land aus. Er hat ganze Haufen, alle Scheunen von Roche-blanche ſind voll davon.“

„Habt Ihr ſie geſehen?“

„Iſt es nöthig, daß man das ſieht? Das läßt ſich errathen. Was denkſt Du, daß er ſonſt mit ſeinem Geld angefangen hat, der reiche Kauz?“

„Donnerwetter!“ unterbrach ihn einer der Zuhörer, „er hat's gebraucht, um das Korn bis zu fünf Francs das Maaß hinaufzutreiben auf dem letzten

Markt von Amboiſe. Es iſt eine Troſtloſigkeit im Lande; wenn das ſo fortgeht, ſo werden unſere Weiber und Kinder kein Brod mehr haben!“

Derjenige, der ſo ſprach, war ein großer Menſch von friſcher Farbe und dick wie ein Mönch. Ein ſtarker Weingeruch gab hinlänglich kund, daß er geradeswegs aus der Schenke der Zwergenwieſe kam.

„Es iſt nöthig, daß Die, die zu viel haben, Denen geben, die zu wenig haben. Iſt das nicht gerecht?“

„Ganz gerecht,“ antwortete der Haufen.

„Du kennſt das Schloß, Du wirſt mit uns gehen, an unſerer Spitze!“ fuhr der Wagner fort.

„Alſo Ihr wollt mich zum Hauptmann?“ antwortete Johann.

„Du haſt reden gelernt, Du wirſt ihnen das ſagen, was uns Noth thut.“

„Und was iſt das?“

„Brod!“

„Weiter Nichts?“

„Und dann Geld für die Unſrigen, die von Allem entblößt ſind.“

„Und wenn die Herren von Roche-blanche Brod und Geld verweigern?“

„So wird man ihnen alles das nehmen, was ſie nicht geben wollen!“

Es kam ein Augenblick ſchrecklichen Schweigens; Johann ſchien zu überlegen. Am Rande des Horizontes bedeckte die Sonne die Zwergenwieſe mit rothem und flammendem Licht. Die großen Felſen, deren Haupthaar, Gräſer und Brombeerſträucher der Wind bewegte, bedeckten die Haide mit ihren unermeßlichen Schatten; neben ihnen in verſchiedenen Stellungen breiteten ſich die langen Schattenriſſe des Stellmachers und ſeiner Kameraden. Wolf, mit der Schnauze auf der Erde, athmete den Wind und ſtieß ein heimliches Bellen aus gegen den feinen Luftzug, der ihm vom Walde herkam.

„Laßt ſehen!“ ſagte endlich Johann mit entſchloſſener Stimme, „wir müſſen offenes Spiel treiben. Gehen wir allein nach Schloß Roche-blanche?“

„Wir gehen zu Tauſenden, die Armen werden nicht fehlen!“

„Das iſt ein Ueberfall!“

„Es wird werden, wie es ein Ungefähr bringt. Kann ich wiſſen, wie es kommt?“

„Du weißt das ſehr gut. Erſt Geſchrei, dann Schläge, und nachher Plünderung, das iſt ein hinterliſtiger Streich.“

Es entſtand Bewegung in der Bande; zwei oder drei fingen an zu murren.

„Ruhe, Ihr Uebrigen!“ rief Johann, „ich habe Euch angehört, jetzt hört auch auf mich.“

„Aber Du hältſt es nicht mit uns?“ unterbrach ihn der Stellmacher.

„Ich halte es mit Niemand, nicht mit Euch und nicht mit ihnen.“

„Du haſt Schulen beſucht, Johann, Du haſt eine gewandte Zunge, aber Du hältſt Dich nicht mehr zu den Deinigen.“

Ja," ſchrie einer der Freunde des Stellmachers, „er iſt ein Judas, er wird uns Alle verrathen."

Johann erhob die Hand und legte ſie auf die Schulter ſeines Gegners. „Wenn ich eine gewandte Zunge habe, ſo habe ich auch eine rauhe Hand; daran denke!" ſagte er.

Der Mann, der vorgeſchritten war, trat ſtrauchelnd drei Schritte zurück. Sein Geſicht verzog ſich ſchmerzlich, er griff mit der Hand nach ſeiner Schulter. „Wir wiſſen zur Genüge, daß Du ſtark wie ein Stier biſt; aber es giebt ihrer, die Dich aufwiegen!" ſagte er.

„Es giebt ihrer, die Fäuſte haben; gut, Fäuſte um zu arbeiten. Und doch wollt Ihr als Bettler hinziehen und um Brod bitten?"

„Wer ſpricht von Betteln!" rief der Stellmacher. „Wir wollen von ihrem Ueberfluß, und werden ihn nehmen!"

„Das heißt, Ihr wollt ſtehlen! Ach, meine Braven, dafür giebt es einen Aſſiſenhof und Galeeren. Und Ihr wollt, ich ſoll mich in Eure Geſchichten miſchen?"

„Gut, miſche Dich nicht hinein; wir werden es allein fertig bringen. Wir wollen nicht davon reden, daß Du Diejenigen liebſt, die Dich ſchlecht behandeln und daß Du Die von Dir ſchleuderſt, die Dich lieben."

„Wenn man mir Unrecht gethan hätte, würde ich allein hingehen und mein Recht verlangen. Aber Ihr wollt Tauſende gegen Drei oder Vier ſein. Was haben Euch die Herren von Roche-blanche Uebles gethan?"

„Sie? Man weiß ja, daß ſie Getreide aufgekauft haben. Nur ſie ſind Schuld, daß Alles ſo theuer wird."

Johann zuckte die Achſeln. „Ich habe ihre Scheunen geſehen, ſie ſind zu drei Viertel leer," ſagte er.

„So ſollen ſie uns geben, was darin iſt, und man wird ihnen kein Härchen auf dem Kopfe krümmen."

„Aber Ihr wollt ihnen den Kopf von den Schultern reißen, wenn ſie es verweigern?" fragte Johann.

Niemand antwortete.

„Und Ihr wollt Arbeiter ſein? Ihr?" fuhr jener fort mit donnernder Stimme. „Räuber ſeid Ihr!"

Die fünf Kameraden des Stellmachers ſahen ſich an, aber Keiner rührte ſich.

„Machen wir doch nicht ſo groß Geſchrei um einige Paar Brode, die wir von den Schloßleuten verlangen wollen!" erwiederte der Wagner. „Aber Du, der Du ſo hochtrabend ſprichſt, was thuſt Du denn, wenn Du, was Dir ziemlich häufig paſſirt, Hirſche tödteſt, die dem König gehören?"

„Wenn ich das thue, ſo thue ich Unrecht."

„Nun gut, ſo wollen wir auch Unrecht thun! Laß uns theilen, ſo ſind wir quitt!" Die Freunde des Stellmachers fingen an zu lachen.

„Er nimmt das Fleiſch," ſagte Einer, „wir nehmen das Brod; jeder nach ſeinem Geſchmack." — Das Wort gab im ganzen Haufen ein großes Gelächter.

„Genug," ſagte der Wagner, „Du willſt das nicht, was man Dir vorſchlägt: das Recht hat Jeder. Nur wirſt Du Nichts von dem ſagen, was man Dir vertraut hat. — Willſt Du's nicht mit uns halten, ſo ſollſt Du's wenigſtens auch nicht mit ihnen halten!“

„Ja,“ ſchrie einer der Kameraden, „Johann muß uns ſchwören, Nichts zu verrathen!“

„Ja, ja, er muß ſchwören!“ ſchrien die Andern.

„Und wenn ich nicht ſchwöre?“ ſagte Johann.

Die Gegner ſahen ſich zögernd an.

„Dann,“ ſagte der Kühnſte, „werden wir Dich dazu zwingen.“

„Wirſt Du Der ſein?“ erwiederte der Wildſchütz, „ſo verſuche es einmal!“ Und ſeine Flinte gegen einen Felſen lehnend ſtellte er ſich mit gekreuzten Armen vor den Schwätzer. Die große Geſtalt des Nimrod machte den Arbeiter doch ſtutzig; er ſchwieg und ſchlug vor Johann's Blick die Augen nieder.

„Hört, guten Freunde!“ fuhr Dieſer fort; „Ihr ſeid Eurer Fünf, aber ich habe zwei Hände, die für zehn gelten; haltet Euch ruhig, ich rathe es Euch.“

„Nun, was giebt es denn?“ ſagte der Stellmacher, der den Unterhändler ſpielte, „muß man ſich gleich ſchlagen, wenn man nicht Einer Meinung iſt? Johann wird Nichts gegen ſeine Freunde unternehmen, Jeder geht ſeinen Weg. Und überhaupt ſcheint ja die Sonne für Jeden.“

Dieſe Rede, die gar Nichts ſagte, bewies nur, daß der Stellmacher das Geſpräch abbrechen wollte. Man trennte ſich, ohne noch ein Wort hinzuzufügen. —

Während dieſer Unterhandlung war die Nacht hereingebrochen. Die Gegenſtände ſchwammen in der ungewiſſen Dunkelheit, die mit ihren durchſichtigen Schleiern Felſen, Haide und Wald bedeckte. Johann hörte noch einige Minuten die Schritte der Bande, die auf den Kieſeln des Angers ſchallten und ſich bald in der Nacht verloren. „Es iſt klar,“ ſagte Johann mit halber Stimme, „daß ſie Furcht haben, und gern ein muthiges Herz und einen tapfern Arm an ihrer Spitze hätten!“ — Nach einer Weile ſtummer Betrachtung dachte Johann daran, in einer Köhlerhütte, wo er ſchon oft die Nacht zugebracht, einzukehren. — „Sie haben den Trieb zum Böſen,“ ſagte er zu ſich, „aber ſie haben nicht die Kraft dazu. Hunde, die bellen, beißen nicht!“

Er mochte eine Viertelſtunde im Wald ſeinen Weg fortgeſetzt haben, als Wolf plötzlich ſtill ſtand, die Luft ſchnoperte und im Augenblick bellend fortlief. „Hier, Wolf, hier!“ rief der Wildſchütz. Kaum hatte er dies geſagt, als ein Blitz den Waldſaum ſtreifte, und ein Knall die Stille unterbrach. Die Kugel zerbrach einen Eichenzweig und ſchlug platt an Johann's Flintenkolben. Das grelle Licht, welches die Dunkelheit erhellte, ließ ihn den Körper eines Mannes erkennen, der im Waldesdickicht verloren war. „Ah,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, als er die Kugel befühlte, — „die Viſitenkarte des Stellmachers!“ Die Gegenviſite ſchien aber der Beſuch nicht erwarten zu wollen; der Mann im Geſträuch verließ ſeinen Schlupfwinkel und nahm ſeinen Lauf quer durch den Wald. Wolf ſcharrte die Erde mit ſeinen Nägeln, ungeduldig und heftig, aber durch Johann's Stimme gebändigt. Einen Augenblick legte Johann auf den Fliehenden an, wie er eben eine lichte Stelle betrat und im Mondlicht ſichtbar wurde. Aber er ſenkte das Gewehr wieder, ſtill für ſich murmelnd: Nein, man ſoll nicht ſagen, daß ich auf einen Menſchen geſchoſſen hätte wie auf ein Stück Rothwild! — Dann wandte er ſich plötzlich und ging auf Roche-blanche zu.

Während die Leute in den Hütten ſchon ſchliefen, war man im Schloß noch wach. Johann wurde von Herrn von Puiſeux empfangen. Herr von Fontaine hütete Unpäßlichkeits halber das Zimmer und ſeine Tochter war um ihn.

„Sie haben mich rufen laſſen, Herr Guillard,“ ſagte der Edelmann in den Saal eintretend, wo Johann wartete; „was ſteht zu Dienſten?“

„Für mich Nichts,“ ſagte ſtolz der Wildſchütz.

„Sie kommen alſo meinetwegen?“

„Für Sie, für Herrn von Fontaine, für Frau Bertha, mit einem Wort für Alle.“

Johann war von Natur ſtolz; ſein Stolz aber hatte nichts Verletzendes; Herrn von Puiſeux gegenüber wurde dieſer Stolz aber Schroffheit. Bertha's Gemahl jedoch hatte, er war dafür bekannt, eine zum Hochmuth neigende Gemüthsart, und eine Regung von Eiferſucht gährte beſtändig in ſeinem Herzen. Dieſe beiden Männer konnten ſich nie begegnen, ohne einander zu verletzen. Edelmann und Bauer überboten einander an Stolz.

„Alſo werden wir Ihnen abermals für einen Dienſt verpflichtet ſein?“ fing Herr von Puiſeux wieder an; ſeine Worte begannen bitter zu werden, ungeachtet der Anſtrengungen, welche er machte, um ſeine Ungeduld zu bemeiſtern.

„Ich weiß nicht, ob es ein Dienſt iſt, es iſt eine bloße Nachricht.“

„Ah!“ ſagte der Schloßherr und runzelte die Stirn.

„Es werden morgen übelgeſinnte Leute vor Rocheblanche erſcheinen; ſie werden vielleicht in großer Anzahl kommen, vielleicht bewaffnet. Wenn die Maſſen vom Zorn bewegt ſind, kann leicht ein Unglück geſchehen; — Sie ſind benachrichtigt; ſehen Sie ſich vor!“

„Ich danke,“ antwortete Herr von Puiſeux, ſich leicht verneigend, — „Sie ſcheinen von den Plänen dieſer Herren ſehr wohl unterrichtet zu ſein, aber geſtatten Sie mir, nicht an eine ernſtliche Gefahr zu glauben. In den Schenken erhitzen ſich die Köpfe, man ſpricht viel, aber nach dem Rauſch verfliegt auch die Aufregung.“

Der Wildſchütz biß die Lippen zuſammen, daß ſie bluteten.

„Beruhigen wir uns,“ fügte Herr von Puiſeux hinzu, „und thun wir dieſen Leuten nicht die Ehre an, ſie für muthiger zu halten, als ſie ſind. Mögen ſie morgen kommen, meinethalben! man wird Denen, die zu viel getrunken haben, Brod geben, den Unverſchämten aber wird man ſo begegnen, daß ihnen die Luſt wiederzukommen vergehen ſoll.“

„Sie ſind Ihr eigner Gebieter, mein Herr, thun Sie, wie es Ihnen gut ſcheint.“

„So denke ich es auch zu thun.“

„Aber auf Koſten der Theilnahme, die ich für Herrn von Fontaine empfinde, der immer ſo gut gegen meinen Vater war, erlauben Sie mir Sie daran zu erinnern, daß hier im Schloß eine Frau und Kinder ſind.“

„Es iſt unnöthig, mich daran zu erinnern, mein Herr!“ entgegnete Herr von Puiſeur raſch und ſtolz.

„Deſto beſſer,“ erwiederte Johann, der leichenblaß geworden war, aber gefaßt blieb. „Wenn der Haß wild macht, vergißt ſich leicht Alter und Geſchlecht! Frauen aber haben nicht nöthig, Gefahren ausgeſetzt zu ſein, die nur der Mann für ſich ſelbſt beſtehen ſollte.“

Johann grüßte Herrn von Puiſeur, drehte ſich raſch um und verließ das Zimmer. Als er die Schwelle des Schloſſes verlaſſen hatte, ſchüttelte er wie der Mann im Evangelium den Staub von ſeinen Füßen, beſchleunigte ſeinen Gang und ſagte: „Ich habe meine Pflicht gethan, jetzt komme, was kommen mag!“ — —

Johann zog ſich in eine Scheune des Pachthofs zurück; die Nacht war zu weit vorgerückt, als daß er noch die Köhlerhütte hätte erreichen können. Alsbald kam auch ſchon der junge Tag mit ſeiner lachenden Schönheit. Die Bauern gingen auf's Feld, die Wäſcherinnen breiteten die Leinwand am Ufer des Fluſſes aus, die trägen Stiere ſchleppten die Karren nach den Hohlwegen; die ſchwarzen Anſchläge der Nacht ſchien der Tag verſcheucht zu haben. Johann athmete auf wie Einer, der von einer großen Laſt befreit iſt. Er warf ſein Gewehr über die Schultern und trat zu Klärchen ein, die er munter wie eine Lerche und in ihren Trauerkleidern friſch wie eine Roſe fand.

Frau von Puiſeux hatte Klärchen vorgeſchlagen, zu ihr zu ziehen, aber Dieſe hatte es nicht angenommen, aus Furcht, dann Johann ſeltener zu ſehen, der, wie wir wiſſen, nie nach Roche-blanche ging.

Als ſie den Wildſchützen ſah, nahm ſie ihr Kind, das ſich im Graſe wälzte, trug es ihm entgegen, gab es ihm in den Arm und ſchüttelte ihm dann herzhaft die Hand.

„Sie werden mit mir frühſtücken,“ ſagte Klärchen zu ihm, „ich habe da einen Kuchen von Maismehl, von dem auch Wolf ſeinen Theil haben ſoll, wenn er artig iſt gegen meinen Jungen!“

Wie Du willſt, Klärchen,“ erwiederte Johann. — Sie hatte ſchon längſt aufgehört, ihn Du zu nennen, obſchon er die alte Gewohnheit der Kinderjahre beibehielt. Seinerſeits war es eine Miſchung von Freundſchaft und Protection, ihrerſeits ein Beweis von Reſpect.

Klärchens Frühſtück beſtand aus Milch, Früchten und einigen Schnitten Schinken. Sie fühlte ſich ſo glücklich; die Freude ihres Herzens ſtrahlte in ihrem Lächeln und in ihren Augen, ſie war ſchön wie der

Morgen, und wußte nicht was thun, um ihr Vergnügen auszudrücken; ſie ging, kam, ſprang, zwitſcherte wie die Bachſtelze am Ufer des Fluſſes. Manchmal ſtand ſie ſtill und ſeufzte, wenn ſie daran dachte, daß dieſes Glück nur einen Augenblick dauerte. Dann begann aber wieder ihr Lachen und Plaudern; das Unglück glitt an dieſer reinen, friſchen Seele vorbei wie ein Regenguß an einem Lilienblatt.

So verſchwand Stunde auf Stunde. Gegen Mittag aber erhob ſich ein dumpfes, wachſendes Geräuſch von der Ebene her. Es ging erſt vorüber, klang aber bald wie das Anſtürmen des Meeres, das von fern her heranwächſt. Johann warf ſein Gewehr über und trat aus dem Gärtchen. Eine feſte Maſſe Männer, Weiber und Kinder kam über die Hügel herab in's Thal. Dieſe finſtere Menge wuchs wie eine Lawine durch alle auf den Feldern zerſtreuten Arbeiter; der Eine erkannte einen Freund in den Reihen, der Andere ſah eine Frau, die er kannte, und Alle, durch den böſen Geiſt der Unordnung getrieben, folgten dem Strom. Viele hunderte von Harken, Heugabeln, Pfählen und Stöcken ſchmückten dieſe Haufen; hie und da blitzte eine Flinte. Furchtbares Geſchrei erhob ſich zuweilen aus dieſer Miſchung von Bauern und Arbeitern, die ihre Arbeitsgeräthe zu Waffen gemacht hatten. Der größte Theil ging in bloßem Kopf und mit nackten Armen, ſingend, ſchreiend, heulend; zuweilen auch warf ein tiefes Schweigen das Todtentuch über dieſe Menge und man hörte Nichts als das Geräuſch der Tritte, die die Erde ſtampften. Dann plötzlich ſcholl ein mächtiger, langer

Schrei aus allen Kehlen. „Brod, Brod!“ ſchrie der Schwarm, und alle Hände ſchwenkten ihre Waffen gen Himmel. Dieſer furchtbare Schrei rollte wie ein Donnerſchlag in die Weite, ſchwieg, um noch einmal zu ertönen, und die Maſſe, von Secunde zu Secunde wachſend, bedeckte mit ihren Wogen die Abhänge der Hügel. Das Schloß ſchien ihr Ziel zu ſein; aber der Pachthof war die nächſte Station.

Johann erkannte auf den erſten Blick die Größe der Gefahr. Klärchen ſchmiegte ſich bleich vor Schrecken an ſeine Seite. „Nimm den Kleinen,“ ſagte er ihr, „und lauf in's Schloß; ſage Herrn von Puiſeux, was Du geſehen!“

Klärchen nahm das Kind auf den Arm; zitternd warf ſie ſich quer durch die Felder. Johann ging in die Meierei zum Bruder.

„Anton“, ſagte er, ihn bei Seite ziehend, „hörſt Du die heranziehenden Burſchen? In fünf Minuten können ſie hier ſein.“

„Haſt Du Angſt? Wir haben Niemand Böſes gethan!“

„Sie verlangen Brod; Du wirſt es ihnen geben,“ ſagte Johann.

„Ich habe es noch Keinem verweigert,“ antwortete Anton.

„Vielleicht werden ſie auch Wein und Geld verlangen.“

„Das zum Beiſpiel werden ſie nicht bekommen.“

„Sie werden ſich's nehmen.“

„Ich habe meine Flinte. Man ſoll nicht ſagen, daß ich mich beſtehlen laſſe,“ ſagte trotzig der Bauer.

„Gieb ihnen Alles frei; es muß ſein!“ rief Johann, „ſie wollen auf's Schloß; halte Du ſie zurück!“

Anton ſah Johann an, als wollt' er fragen: Und ich ſoll für den Schloßherrn das Opfer ſein? — „Sie wollen auf's Schloß, ſo ſo!“ ſagte er langſam, „nun wohl, wir wollen ſie zurückhalten.“

Johann drückte die Hand des Bruders, als wollt' er ihn beim Wort nehmen, und zog ſich durch eine Thüre zurück, die nach dem Walde führte.

Die Bauernmenge erreichte den Rand der Fläche und brach ſich Bahn wie das Meer am Ufer. „Brod, Brod!“ war das wilde Geſchrei. Anton ließ alle Thüren öffnen. „Wenn Ihr Hunger habt,“ nehmt und eßt!“ — Ein Theil der Menge trat in die Gehege und den Hof, und fiel über Alles her, in die Scheunen, in die Speiſegewölbe; Andere liefen von Zimmer zu Zimmer, von den Kellern zu den Böden. Als die Plünderer ſich nach allen Seiten hin zerſtreut hatten, ließ Johann Anton durch einen der Brüder hinausrufen; er harrte noch auf die Entwicklung. „Jetzt ſind ſie für einige Zeit beſchäftigt,“ ſagte er zu Anton, „jetzt nimm ein Pferd und reite im Galopp nach Amboiſe. Dort rufe die Gendarmerie zu Hülfe und führe ſie nach dem Schloſſe.“

„Nach dem Schloſſe?“ wiederholte Anton, that aber ſtumm, wie ihm geheißen, zog ein Pferd aus dem Stall, beſtieg es ohne Sattel und enteilte, ohne daß Jemand ſeine Flucht bemerkte.

Die Plünderung des Pachthofs war inzwiſchen in beſtem Gange. Alles Brod, was ſich in den Brodkaſten fand, wurde in den Hof geworfen. Säcke voll Mehl und Getreide gingen von Hand zu Hand, ihr Inhalt ſchüttete ſich zur Hälfte auf den Boden; man trat ihn unter die Füße. Aus dem Keller wurden Fäſſer gezogen und in den Hof gerollt, in einigen Augenblicken durchſtochen und ausgeleert; man ließ Gläſer und Krüge eiligſt durch die Reihen der Stürmenden gehen, die Hälfte des Weins wurde verſchüttet. Die Leute des Pachthofs leiſteten keinen Widerſtand, ſie ließen die Plünderung über ſich ergehen. Die Hoffnung des Jahres verflog wie Spreu vor dem Winde. Was mühevolle Arbeit hervorgebracht hatte, zerſtörte mühelose Unordnung wieder. In einer Stunde verging unter den wüthenden Händen dieſer thörichten Menge die Arbeit vou hundert Tagen.

Der Genuß des Weines hatte endlich auch die Ruhigen im Haufen fanatiſirt. Die Stimmung war erhöht; wilder wurden die Blicke, wüthender die Geberden, rachedurſtiger das Anfangs blos nach Brod verlangende Geſchrei. „Zum Schloſſe! zum Schloſſe!“ erſcholl es jetzt; „Tod den Kornjuden! Tod Allen, die reich wurden vom Schweiße des Volkes!“ Wie eine Heerde wilder Thiere brach der Schwarm jetzt auf. Johann verließ eilig ſeinen Verſteck und lief im Kreisbogen den Wald entlang, den die Menge gradeswegs durchſchnitt. Er erreichte faſt zu gleicher Zeit das Schloß mit den Aufrührern, unter die er ſich alsbald miſchte. —

Klärchens Botſchaft war nicht gnädig aufgenommen worden. „Noch einmal!“ hatte ihr Herr von Puiſeur geſagt, „Herr Johann, wie er doch nun heißen will, ſollte es endlich wiſſen, daß ich die Anzeiger nicht liebe. Und was wird's am Ende ſein? Eine arbeitsloſe Bande durchzieht das Land und verlangt Brod. Sie haben vielleicht ein halbes Dutzend Trunkenbolde zu Anführern!“ — Er verſtummte jedoch plötzlich, als er an's Fenſter trat und in der Ferne die wild heranſtürzende, vom Wein erhitzte, aber noch mehr vom Fanatismus zügelloſer Rachluſt getriebene Menge erblickte. Er ſah, daß die Gefahr plötzlich herangewachſen war, weil er auf des Wildſchützen Warnung aus halsſtarriger Rechthaberei und Stolz Nichts gegeben. Er hatte Muth genug, Bertha Nichts merken zu laſſen; er bat ſie, zu ihrem Vater zu gehen; er wollte die Leute empfangen und hören, was ſie wollten. Er ſchloß ruhig das Fenſter, begleitete ſeine Frau bis zum Zimmer des Herrn von Fontaine, und ging dann in's unterſte Stockwerk des Schloſſes.

Herr von Puiſeur hatte nur drei oder vier Diener um ſich. Mit einer ſo ſchwachen Garniſon konnte er nicht daran denken, Gewalt mit Gewalt zu unterdrükken. Das hieße eine Kataſtrophe beſchleunigen. Vor Allem fürchtete er die Aufmerkſamkeit ſeines Schwiegervaters zu erregen, deſſen Heftigkeit er kannte. Er mußte alſo verhindern, daß der Lärm bis zu deſſen Zimmer drang. Herr von Puiſeur wollte es verſuchen, vergleichende Mittel gegen die Communiſten anzuwenden. Indeſſen ließ er Waffen für ſich und ſeine Leute zurichten, ſtellte eine Flinte in die Ecke einer ihm nahen Thür und ließ ein Paar geladene Piſtolen in ſeine Rocktaſche gleiten. Dann öffnete er die Thüre, die die Ausſicht auf die Ebene hatte, und trat hinaus auf die offene Treppe, deren Stufen zu einem Grasplatz führten, den eine lebendige Hecke bekränzte. Von der Höhe der Treppe aus überſah man die ganze Fläche der Ebene bis zum Pachthof hin. Der Haufe der Plünderer war nur noch einige hundert Schritt von ihm entfernt.

Als die Erſten der Bande an der Hecke ankamen, entſtand unter ihnen ein Augenblick des Zögerns. Einige zogen längs der Hecke hin; aber neu Hinzukommende ſtießen die Vorderen, die im Gedränge die einfach verſchloſſene Thür zu öffnen ſuchten. Der Stellmacher zerſchmetterte ſie mit einem Fußtritt und trat ein. Funfzig Menſchen folgten ihm; die Menge zögerte einen Augenblick, ging dann längs der Hecke und zerſtreute ſich im Garten.

Herr von Puiſeur ging vor der Treppe auf und ab. Der Anblick dieſes einzelnen Mannes, der mit ſicherem und gemeſſenem Schritt vor der Schwelle dieſes Hauſes Wache hielt, überraſchte die Plünderer. So groß iſt die Macht des Muthes und der Kaltblütigkeit, daß ſie beim Anblick des Schloßherrn ihre Schritte hemmten, unſchlüſſig hin- und herſchwankten. Geſchrei und Singen war verſtummt. Man hörte auf dem Raſenplatz faſt Nichts mehr als dumpfes Gemurmel, das ſich in ſeine Höhle verkriecht. Herr von Puiſeur wendete ſich der Menge zu und betrachtete ſie, wie wenn er ſie jetzt erſt ſähe. Die Menge ſtand ſtill. Er ging einige Schritte auf ſie zu, ruhig, mit erhobener Stirn. „Was wollen Sie?“ fragte er endlich mit feſter Stimme, als Keiner der Stürmenden ſprach.

Diejenigen, welche Herrn von Puiſeux zunächſt ſtanden, ſahen ſich unter einander an und antworteten nicht. „Reden Sie,“ wiederholte der Edelmann, „was wollen Sie?“

„Brod!“ ſchrien diesmal die Verwegenſten. „Ja, Brod!“ wiederholten donnernd die Entfernteſten, und die Menge drängte einige Schritte vorwärts.

Herr von Puiſeux wartete, bis es wieder etwas ruhig geworden war. „Kommt man zu Tauſenden, um Brod zu verlangen?“ fragte er mit lauter, ſtrafender, drohender Miene. Damit war das Eis gebrochen; mit der zornigen Aufwallung gab er nur den Ton an, den die Menge ſuchte.

„Man kommt, wie man kommt!“ ſchrie der Stellmacher mit furchtbarer Stimme. „Auch wollen wir keine ſchönen Worte, ſondern Brod!“ — „Brod, Brod!“ heulte der Haufen ſein vielfaches Echo.

„Gut,“ ſagte Herr von Puiſeux, der keinen Zoll breit gewichen war, „Diejenigen, welche Hunger haben, mögen aus den Reihen treten und man wird ihnen Brod geben.“

„Das iſt Alles nur Gerede!“ ſchrie der Stellmacher, der die Wucht der Drängenden auf ſeinem Rücken fühlte, „wir wollen Brod und Korn und Alles, wofür die Reichen es aufkaufen.“

„Wollt Ihr mich darum bitten, oder es mir mit

Gewalt nehmen?“ fragte Herr von Puiſeux mit juriſtiſchem Scharfſinn.

„Brod, Korn! wir wollen Alles!“ ſchrie die Menge, die bei jedem Schrei einen Schritt näher rückte.

„Man hat es uns genommen, man ſoll's uns wiedergeben,“ rief ein alter Trunkenbold.

„Nicht wir ſind die Diebe, ſondern die Reichen! Eigenthum iſt Diebſtahl !“ ſchrie ein junger Arbeiter, der von Preudhon gehört haben mochte.

„Wohlan,“ ſagte Herr von Puiſeux, „wenn ich Euch nun betheuere, daß hier im Schloſſe Nichts aufgehäuft iſt, weder Getreide, noch Mehl!“

Ein Sturm von Verwünſchungen und Drohungen war die Antwort. Die wüthende Menge warf ſich vorwärts, Herr von Puiſeux wurde Schritt vor Schritt bis zur Treppe gedrangt. Nur noch ein Zwiſchenraum von ſieben oder acht Schritt trennte ihn vom Stellmacher und von ſeinen wilden Genoſſen.

„Es wäre kein Korn im Schloß, ſagſt Du?“ ſchrie der Stellmacher, deſſen mächtiges Organ das Lärmen der Menge durchdrang. „Gut, gut, das wollen wir ſehen, wir werden das Schloß durchſuchen!“

„Hinein in's Schloß!“ tobte die Menge, und eine wilde Jagd ſollte beginnen.

Herr von Puiſeux ſprang die Stufen der Treppe hinauf, öffnete die Thür des Schloſſes, ſtieß die Flügel auf, lehnte ſich aber an den Pfeiler, wandte den Blick der Menge zu und ſagte: „Dieſes Haus gehört mir. Ich ſchwöre beim Allmächtigen, daß kein

Korn unter meinem Dach iſt. Wehe aber dem Elenden, der es wagt, meine Schwelle zu betreten!“

Der Haufen ſtand ſtill, von Erſtaunen bewaltigt, und neugierig, wie viel Gewehre im Hintergrunde dieſe kühne Rede decken konnten.

Johann ſtand mitten unter der Bande. Die Mehrzahl ſeiner Nachbarn bemerkte ſeine Gegenwart nicht; diejenigen, die ihn erkannten, glaubten, er hielte zu ihnen. Der Stellmacher und ſeine Freunde konnten ihn nicht ſehen, weil ſie in der erſten Reihe ſtanden. In einem Augenblick ſtellte er ſich, auf ſeine herkuliſche Kraft bauend, nahe bei der Eingangsthür etwas ſeitwärts hinter dem Stellmacher. Schweigend, aber zum Handeln bereit verfolgte er die verſchiedenen Entwicklungen des Drama's. Zuweilen wandte er den Kopf nach dem Hügel und der Ebene, um zu ſehen, ob noch keine Hülfe käme. Die Rede des Herrn von Puiſeur hatte den Einbruch einige Augenblicke verzögert. Es war ein Moment tiefſten Schweigens, während deſſen ſich die wüthende Menge und der Mann, der ſtolz auf der Treppe wie auf einem Piedeſtal ſtand, mit den Blicken maßen. Johann, der Sinn für großartige Handlungsweiſen hatte, bewunderte die Unerſchrockenheit des Schloßherrn; er fühlte zum erſten Mal für ihn eine Art von Sympathie.

Aber die Haufen, nur einen Augenblick ſtutzig, waren jetzt nach einigem Gemurmel unter einander in ihrer Logik fertig und einig. „Wenn er nicht zugiebt, daß wir eintreten, ſo hat er ſicher von Korn und Mehl alle Speicher voll!“ ſchrie der Stellmacher. — „Sie haben das Land ausgehungert, um ſich zu bereichern,“ ſagte ein Anderer, „alles Getreide kaufen ſie auf den Märkten zuſammen und halten es feſt.“ „In's Schloß, in's Schloß!“ donnerten hunderte von Stimmen.

Herr von Puiſeux verfärbte ſich. „Ich hielt Euch für Bettler,“ ſchrie er, „aber Ihr ſeid Räuber. Wer noch einen Schritt thut, den ſchieße ich nieder wie einen Hund.“ Beide Terzerole vor ſich hinſtreckend, ſtand er kampfgerüſtet da. Der Stellmacher wich beim Anblick dieſer ſchwarzen Rohre zurück.

„Stirb ſelber wie ein Hund!“ ſchrie eine Stimme aus der Menge. Und ehe Johann eine Bewegung machen konnte, fiel der Schuß; der Herr des Hauſes ſtürzte von einer Kugel getroffen zuſammen. In demſelben Augenblick trat Bertha mit ihrem Vater auf die Schwelle der Thüre. Mit einem herzzerreißenden Schrei fing ſie den Körper ihres Gatten in ihren Armen auf.

Johann zertheilte die Menge, die ihn von der Treppe trennte, und mit der Kraft und Gewandtheit eines Tigers auf die Stufen ſpringend, griff er den Stellmacher um den Leib, erhob ihn und warf ihn die Stufen hinunter. Der Zorn verdoppelte die Stärke des Wildſchützen. Schnell, wie man mit den Augen blinkt, hatte er die Stufen der Treppe abgeräumt. Seine Büchſe erhebend ſchwang er ſie wie eine Keule und jagte die Menge vor ſich her.

Ein weiter Kreis bildete ſich um die Treppe; diejenigen, welche ſeine gewaltigen Hände berührt hatten, ſuchten rücklings die Reihen zu durchbrechen.

Der Stellmacher, der ſich von ſeiner Betäubung erholt hatte, erhob ſeinen breiten Hammer, und ſich wie ein antiker Ringer ſtreckend, ſchleuderte er ihn gegen Johann. Die Eiſenmaſſe durchflog die Luft, fiel zwei Zoll vom Wildſchützen nieder und grub ſich in die eichene Thürfüllung im Hintergrund des Zimmers. Johann aber ſchwang von Neuem ſein Gewehr. Der Flintenkolben beſchrieb einen Kreis in der Luft und fiel ſauſend auf den Kopf des Stellmachers, der wie ein Stier niederſtürzte. Ein lautes Geſtöhn noch, und der Führer des Volks lag ſtumm am Boden. Die erſchrockene Menge trat zurück und ließ den blutenden Leichnam des Stellmachers zwiſchen ſich und dem Wildſchützen.

Eine Todtenſtille folgte dem Lärm, als ſich plötzlich von hinten her ein lauter Tumult erhob. „Die Gendarmen, die Gendarmen!“ war plötzlich das Feldgeſchrei Derer, die das Feld jetzt räumten.

Die berittenen Gendarmen von Amboiſe, die Anton auf des Wildſchützen Geheiß herbeigerufen, waren mit Blitzesſchnelle über die Ebene herangeſprengt. Der Platz war jetzt in einem Augenblick geräumt, und die kriegeriſchen Proletarier ſtoben in zerſtreuten Gruppen aus einander.

Johann hatte ſein Gewehr fortgeworfen und ſich zu Frau von Puiſeur gewendet, welche den Kopf ihres Gatten auf ihren Knieen hielt. Die erſchrockenen Kinder ſtanden weinend herum; Klärchen, bleich wie Marmor, wuſch das Blut vom Geſicht des Herrn von Puiſeur.

Herr von Fontaine wollte Johann die Hand reichen, wankte und fiel auf die Treppe nieder.

Die Gendarmen fanden nur zwei Leichname und daneben den zuckenden Körper des Herrn von Fontaine, den ein plötzlicher Schlagfluß befallen hatte.

Bertha ſtürzte von ihrem Gatten zu ihrem Vater, den die Diener von den Stufen der Treppe erhoben und in's Haus trugen. Bertha eilte ihnen nach. Ein Blick noch des Dankes, ehe ſie verſchwand, traf Johann.

Der Wildſchütz war fertig mit ſeinem Thun. Er hatte nicht helfen können, weil der Edelmann den Bauer in ihm mißachtete.

Johann griff nach ſeiner Büchſe. „Halt!" rief der Officier, der die Gendarmen führte, „mein Gefangener!"

Die Gendarmen hatten ihn auf den vermeintlichen Führer der Wilddiebe aufmerkſam gemacht; ſein Aeußeres war ihnen oft genug beſchrieben. Sechs Arme griffen nach ſeinem Gewehr, nach ſeinem Fänger.

Ueberraſcht und erzürnt leiſtete Johann keinen Widerſtand. Er ließ ſich ſelbſt die Arme binden, und zwiſchen zwei Gendarmen in das Gefängniß von Amboiſe führen. Man hatte noch einige Flüchtlinge gefangen; bereits vor dem Abend war das Gefängniß voll.

Unter Denen, welche dem Aſſiſenhof überantwortet waren, erkannte Johann Einen von den Abgeordneten, die ihm vorgeſchlagen hatten, ſich an ihre Spitze zu ſtellen. Sein Geſicht trug noch die Spuren einer wilden Aufregung. Er näherte ſich ihm und flüſterte ihm zu: „Ich bin verloren, wenn Du erzählſt, was Du weißt. Aber wenn Du mich verräthſt, nimm Dich in Acht, ich werde mich rächen!“

„Auf welche Art?“ erwiederte Johann.

„Ich werde es bis zur Guillotine verfechten, daß Du es geweſen biſt, der die Idee zu der Unternehmung gab. Der Stellmacher iſt todt, er kann mich nicht verrathen!“

„Thu was Du willſt!“

„Aber was wirſt Du thun?“

„Die Wahrheit ſagen.“

„Gut denn,“ ſagte der Gauner, „ſo werden wir denſelben Karren beſteigen!“

Die andern Gefangenen waren niedergeſchlagen. Unter ihnen zwei, drei Frauen, die man mit Heugabeln und Hacken bewaffnet gefunden hatte. Mit der Beweglichkeit, die ihrem Geſchlecht eigen iſt, gingen ſie vom Gipfel der Wuth zur tiefſten Zerknirſchung über, rangen in einer Ecke verzweiflungsvoll die Hände und warfen ſich heulend zu Boden.

„Armes Geſindel!“ murmelte der Wildſchütz. —

Die beiden Opfer an jenem Sturmtage waren wie zwei Blitzſchläge, mit welchen das Gewitter ſich entladen und genuggethan. Eine Todtenſtille folgte dem Aufruhr in der ganzen Landſchaft. Den Verhaftungen folgte allgemeiner Schrecken; der Juſtiz gegenüber ſinkt dem Bauern aller Muth.

In Roche-blanche war doppelte Trauer. Herr von Fontaine hatte ſich von ſeiner Lähmung nicht wieder erholt, nach drei Tagen ſtarb er, ohne noch ein Wort über die Lippen gebracht zu haben. Frau von Puiſeux war in kurzer Zeit Wittwe und Waiſe geworden. Aber die Entſchloſſenheit ihrer Natur hielt ſie im Hinblick auf ihre Pflichten ihren Kindern gegenüber aufrecht und ſtark. Klärchen, das betäubte Kind, war um ſie, ſtumm und willenlos den Eindrücken der Schrecken hingegeben.

Johann's Brüder waren in Angſt über deſſen Geſchick. So ſehr er ſie vernachläſſigt, ſich ihnen gegenüber wie ein Sonderweſen gehalten hatte, ſo ſehr fühlten ſie bei der Gefahr, daß ſie ihn liebten. Sie eilten nach Amboiſe; man ließ ſie nicht zum Gefangenen; ſie beſtürmten die Dame vom Schloſſe, und Bertha verſprach ihre Hülfe. Die Gefangenen waren nach Tour gebracht; der dortige königliche Gerichtshof hatte die Führung der Sache übernommen. – —

Auf dem Platze vor dem Gerichtshauſe zu Tour hatte ſich eine zahlloſe Menge eingefunden, tauſende von Bauern aus Amboiſe und der Umgegend ſtanden mit Aufgang der Sonne bereit, den Gang eines Proceſſes zu verfolgen, bei dem ſie Alle mehr oder weniger betheiligt waren, die Einen als Schuldige, die Anderen als Verwandte der Angeklagten.

Die Unterſuchung ſtellte heraus, daß Johann der Rotte vom Pachthofe bis nach Roche-blanche gefolgt war, daß er dem Einbruch in den Garten und den darauf folgenden Scenen bis zum Augenblick, wo die Kugel Herrn von Puiſeux traf, als Zuſchauer beigewohnt, und am Abend vor Ausübung des Verbrechens auf der Zwergenwieſe im Geſpräche mit den Rädelsführern geſehen worden war. Der verworfene

Geſell, mit welchem Johann im Gefängniß von Amboiſe die Begegnung gehabt, hielt Wort. Er behauptete, Johann habe die erſte Idee zum Ueberfall gehabt, den Plan dazu entworfen; freilich habe er bei der Plunderung des Pachthofes ſich der Begegnung mit ſeinen Brüdern entzogen, aber im Schloſſe die Leitung übernommen, bis die Gendarmen angerückt. — Johann's Lebenswandel lag im Schatten. Das Abenteuer auf der Eberjagd war nie recht klar geworden; das Gute findet immer ſchwer Glauben, und in manchen Leuten war der Gedanke haften geblieben, daß der Wildſchütz den Reiter auf's Korn genommen, aber zufällig das Pferd getroffen habe. Bei verſchiedenen Gelegenheiten hatte man Herrn von Puiſeur ſich lebhaft auf Johann's Koſten äußern, Herrn von Fontaine laut deſſen Aufführung tadeln hören. Dieſe Umſtände, dieſe zufalligen Belege, durch würdige und dem Gericht glaubhafte Zeugen beigebracht, legten ein ſchweres Gewicht in die Wagſchale des „Schuldig.“ Schwer laſtete beſonders, daß Johann von dem Verbrechen Kenntniß hatte, und gleichwohl den Gerichten keine Anzeige davon machte.

Johann erhob ſich zu ſeiner Vertheidigung. Er legte von ſeiner Tagesbeſchäftigung einen mathematiſch genauen Bericht ab. Was er ſchon bei der Vorunterſuchung geſagt hatte, wiederholte er vor dem Tribunal; er gab einen treuen Bericht der Unterredung, die zwiſchen ihm und dem Stellmacher auf der Zwergenwieſe ſtattgefunden; er erzählte, wie dieſer Elende aus dem Dickicht einen Schuß nach ihm gerichtet habe und wies die Spur auf, welche die Kugel in ſeinem Flintenkolben eingegraben hatte; wie er, als er daraus geſehen, daß der Stellmacher ſeinen Plänen nicht entſagt habe, gegangen ſei, um Herrn von Puiſeur davon zu benachrichtigen, wie dieſer eine Vorſichtsmaßregel zu nehmen verweigert. Die Nacht über habe er noch immer die Ausführung des Unternehmens bezweifelt. Am Morgen habe er beim Herannahen der Rotten Klärchen in's Schloß, ſeinen Bruder Anton nach Amboiſe geſchickt. „Ich ſelber,“ ſagte Johann, „folgte der Menge, weil ich mir vornahm, die Umſtände zu benutzen. Einen Augenblick wollte ich den Stellmacher mit einem Schuß todten; das wäre aber Meuchelmord geweſen, und war Dieſer auch todt, ſo blieben noch funfzig Andere übrig, die daſſelbe wollten. Das Uebrige wiſſen Sie. Ich war hinter den Stellmacher geſchlüpft, immer bereit loszuſchlagen, ihn unſchädlich zu machen, als der Schuß fiel. Herr von Puiſeur ſank getroffen und ich ſprang vor. Vielleicht diente meine Gegenwart Frau von Puiſeur zu retten, und gab der Gendarmerie Zeit, um vorzurücken. Wenn das iſt, ſo beklage ich nicht, daß ich den Stellmacher niederſchlug, bedauere nicht, daß ich heute auf der Bank der Angeklagten ſitze!“

Dieſe Rede, von Klärchens und Antons Zeugenausſage unterſtützt, brachte eine günſtige Wendung in die Stimmung der Geſchwornen. Indeſſen blieben doch noch einige Zweifel zurück, und der ruhige Bürger iſt ſehr geneigt, einem erklärten, wenn auch nicht überwieſenen Wildſchützen möglichſt viel Schlechtigkeiten zuzutrauen. Das Amt hob die Anklage noch nicht auf.

So ſtand es, als Frau von Puiſeux gerufen wurde. Als ſie erſchien, verbreitete ſich tiefes Schweigen in der Zuhörerſchaft. Von ihrer Ausſage hing die Freiſprechung oder die Verurtheilung des Angeklagten ab.

Sie erklärte mit feſter Stimme, daß ſie um den Beſuch Johann's bei ihrem Mann gewußt habe, ohne aber den Zweck deſſelben zu kennen; ſie zweifle indeſſen keinen Augenblick an der Wahrheit von Johann's Ausſage, da der beſorgte Eifer, mit dem er Klärchen auf's Schloß geſchickt, hinreichend für ſeine Abſichten ſpreche. Der Präſident fragte nach den Aeußerungen des Herrn von Fontaine gegen Johann. Bertha erhob ihr von Bewegung glühendes Angeſicht.

„Ich werde hierauf um ſo freier antworten können," ſagte ſie, „als mein Vater, ehe er fiel, Johann Guillard zum Dank für geleiſtete Hülfe die Hand reichen wollte. Wenn mein Vater noch lebte, würde er kräftiger handeln, als ich, ein Weib, es jetzt vermag. Er würde Ihnen ſagen, daß Johann wohl irren konnte, aber daß ein verbrecheriſcher Gedanke nie ſeine Seele befleckte. Mein Vater war ein ſtrenger, aber aufrichtiger Mann. Er verwarf Johann's Lebensweiſe, aber er bezweifelte nie ſeine Moralität, und die Hand des Dankes, die ihm der Todte reichen wollte, bin ich ihm ſchuldig. — Johann," — fuhr ſie fort, ſich zu dem Angeklagten wendend, — „ich will, daß alle Welt hier wiſſe und erfahre, wie groß die Achtung und Freundſchaft iſt, die ich Ihnen zolle. Schon einmal haben

Sie Herrn von Puiſeux vom Tode gerettet, Sie wollten meinem Vater zu Hülfe ſpringen, und haben mich ſelbſt in der That aus den Händen der Räuber gerettet. Zwei Kinder, die ihren Vater verloren, danken es Ihnen, mein Freund, daß ſie nicht Waiſen geworden ſind. Ich habe Sie immer als gut, brav, freimüthig und edel gekannt. Ich will nicht von meiner Dankbarkeit reden, aber ich ſage Ihnen, Johann: was auch das Schickſal ſein mag, das Ihrer harret, ewig und immer ſind Sie und bleiben mein Freund!“

Vom Zug ihres großmüthigen Herzens fortgeriſſen hatte Bertha mit bewegter Stimme und erhobnem Antlitz geſprochen. Ihr ſchönes Geſicht, das halb den Zuhörern zugewendet war, leuchtete in jenem Glanz, den edle Gedanken geben. Tiefe Bewegung durchflog die Verſammlung, ergriff die Geſchwornen; lauter ſtürmiſcher Beifall ertönte; man erkannte, daß Johann's Sache gewonnen war.

Dieſer, bis in den Grund der Seele erſchüttert, bedeckte das Geſicht mit beiden Händen. Weniger die Wirkung dieſer Worte, als dieſe Worte Bertha's ſelbſt rührten ihn auf's Tiefſte. Als Bertha auf ihren Platz zurückkehrte, kam Klärchen, ganz in Thränen gebadet, und küßte ihr die Hände. — Das öffentliche Gericht hob die Anklage auf und Johann wurde in Freiheit geſetzt. —

Denſelben Tag noch ließ Bertha ihn auf's Schloß rufen.

„Mein Freund,“ ſagte ſie, während Klärchen, die vor Freude nicht wußte, was ſie anfangen ſollte, die

Kinder faſt mit Küſſen erſtickte, — „mein Freund, ich habe Sie um einen Dienſt zu bitten.“

„Sie — mich?“ rief Johann, „bin ich nicht ganz zu Ihrer Verfügung?“

„Nehmen Sie ſich in Acht, Johann, es iſt ein ſchwerer Dienſt.“

„Sie wünſchen ihn!“

„Es handelt ſich nicht darum, ob ich es wünſche, ſondern ob Sie es übernehmen wollen; denn was ich verlange, wird Sie aus all Ihren beliebten Gewohnheiten reißen.“

„Ich habe keine mehr.“

„Nun wohl,“ ſagte Bertha, „wenn es ſo iſt, werden Sie damit einverſtanden ſein, von nun an meine Geſchäfte zu leiten. Danken Sie mir nicht ſo voreilig,“ ſagte Bertha, als ſie ſeine Bewegung ſah, „es iſt ein ſchweres Amt, mit dem ich Sie da belade, Rechnungen abzuſchließen, Bauten nachzuſehen, Aufſicht zu führen über alle Arbeiten, eine Unmaſſe Einzelnheiten, von denen ich Nichts verſtehe. Sie werden kaum Zeit haben, ein wenig zu jagen.“

Dieſe rührende Güte, einen Dienſt vorzugeben, um ihm Pflichten aufzuerlegen, entging Johann nicht.

„Machen Sie mit mir, was Sie wollen,“ ſagte er mit erſtickter Stimme.

„Alſo Sie geben darauf ein,“ ſagte ſie; „ich danke, Sie leiſten mir, ohne es zu wiſſen, damit einen großen Dienſt. Eine Frau kann nicht Geſchäfte leiten, die, wenn ſie gut beſorgt ſein wollen, erfordern, daß man den halben Tag auf den Feldern iſt

Sie werden das Departement der äußern Angelegenheiten haben, ich das der innern. Die Miniſter nehmen, was ſie brauchen, aus dem Kaſſenbeſtand," fügte ſie mit dem ausgeſuchteſten Zartgefühl hinzu, weil es ſich um Geldſachen handelte.

„Wann ſoll ich meine Thätigkeit beginnen?" fragte Johann.

„Morgen," ſagte Bertha, und drückte ihrem Freund die Hand.

Man kann denken, daß dies Bündniß Klärchen entzückte, die vor allen Dingen an das Vergnügen dachte, Johann täglich zu ſehen. Aber nicht alle Welt war derſelben Meinung. Die vornehmen Verwandten aus Blois, die bei der erſten Nachricht vom Unglück, das ſie betroffen, herbeiſtrömten, bezeigten laut ihre Verwunderung über den von ihr gefaßten Entſchluß. Sie hörte ihre Bemerkungen mit Achtung an, aber blieb dabei, den geweſenen Wildſchützen an die Spitze der Verwaltung ihrer Güter zu ſtellen. — —

Einen Monat nach dieſen Vorgängen hätte ein Reiſender, der Roche-blanche berührte, wohl nicht geglaubt, daß Plünderung, Raub und Mord hier gehauſt hatten; Bertha's Trauerkleider waren die einzigen Zeugen der Ereigniſſe. Der Pachthof bot längſt wieder das frohe Bild von Arbeit und Thätigkeit, das Schloß hatte wieder ſeinen ruhigen, lächelnden Ausdruck.

Johann war wie umgewandelt; er hatte, um mit der Schrift zu reden, den alten Adam ausgezogen. Der Erſte auf und der Letzte zu Bette, gab er das

Beiſpiel friſcher Arbeitsluſt und guten Humors. Anton hatte ihn im Ackerbau unterwieſen, und bei raſcher, gewandter Auffaſſungsgabe hatte er bald den einfachen Mechanismus gelernt. Mit dieſem vertraut geworden, unterließ er es nicht, alsbald agronomiſche Verbeſſerungen anzuwenden, die er dann der praktiſchen Führung ſeiner Brüder übergab. Der wohlthätige Einfluß dieſes arbeitsvollen Lebens blieb nicht aus; die Härten ſeines Charakters waren wie verſchwunden, ſein Verſtand, gezwungen, ſich mit der Wirklichkeit zu beſchäftigen, verlor den Hang zur Träumerei, und mit ihr die tödtenden Eindrücke der Einſamkeit, der Schlaffheit und Muthloſigkeit. Hatten früher ſeine Kraft und Gewandtheit Furcht vor ihm erweckt, ſo erwarb ihm jetzt ſeine Sanftmuth und Gerechtigkeit Vertrauen und Liebe. Obgleich er der Sohn eines Bauern und ſelbſt Bauer war, in dem Sinne, daß er es nicht verſchmähte, Senſe, Karren oder Hacke mit eigner kräftiger Hand zu führen, ſo unterwarfen ſich Pächter und Tagelöhner doch willig ſeinem Regiment. Die Bauern erkannten dies Regiment, das Einer Ihresgleichen führte, als ein geſetzmäßig erworbenes Recht. Niemals wurde eine Herrſchaft leichter geführt; niemals fand ſie ſo willigen Gehorſam.

Frau von Puiſeux hatte ihm zur Wohnung einen Pavillon angewieſen, der nur einige hundert Schritte und nur durch einen Baumgarten vom Schloß entfernt war. Klärchen blieb in ihrer nächſten Nähe. Der tägliche Umgang mit Bertha hatte die etwas lebhaften und rauhen Bewegungen der kleinen Bäuerin abgerundet und geſänftigt. Mit jener, den Frauen eigenthümlichen Geiſtesgeſchmeidigkeit hatte Klärchen Sprache und Manieren der Frau von Puiſeux, ſo weit es ihre erſte Erziehung erlaubte, angenommen. Dieſe Umwandlung war ohne ihr Wiſſen mit ihr vorgegangen, und ohne daß es ihrer unbeſchränkten Natürlichkeit Abbruch that, gab es der jungen Mutter einen neuen Reiz, man möchte ſagen, eine harmoniſche Anmuth. Ihre Verheirathung war wie ein Wind über eine Blume über ſie geſtreift, ohne ſie ihres Duftes zu berauben. Es war dieſelbe Unſchuld und dieſelbe Offenherzigkeit, wenn ſie früh, friſcher als der Morgen, ihren Knaben auf dem Arm nach dem Pavillon lief; es war dann in ihr ſo viel ungezwungene Zutraulichkeit, daß Niemand, der ſie ſah, ſich eines Lächelns erwehren konnte. Der neue Reiz, den die junge Wittwe ſeit ihrem Aufenthalt auf Roche-blanche gewann, trug nicht wenig dazu bei, die Wehmuth, die ſich zuweilen Johann's Herzen bemächtigte, wie graue Wolken, die man nach einem Sturm die Hügel umziehen ſieht, zu verſcheuchen.

Seitdem er in dem Pavillon wohnte, war ſeine Liebe zu Frau von Puiſeux in ein Gefühl von ehrfurchtsvoller Bewunderung verwandelt. Der edle Freimuth, den ſie beim Verhör gezeigt, die ernſte Würde, die ſie nach dem doppelten Unglück, das ſie betroffen, behauptete, die Feſtigkeit, mit der ſie, jung, ſchön und unter fremden Einflüſſen nicht aufgehört hatte, ihn zu vertheidigen und zu lieben, ihn den armen, oft heftigen und ungerechten Nimrod, dieſe Güte, dieſe Entſagung, dieſer Muth und dieſes tiefe Gefühl, das zuweilen plötzlich aus ihrer Seele drang, dies Alles erfüllte ihn mit einer grenzenloſen Hingebung, machte ihn zu allen Aufopferungen bereit.

Es kam oft, daß Johann nach einem arbeitsvollen Tagewerk zwei oder drei Stunden mit den beiden Wittwen und ihren Kindern verlebte, friſchen und geſunden Geſchöpfen, die frei im Sonnenſchein wie junge Bäumchen aufwuchſen. Dieſe Abendvergnügen wurden von gemüthlichem Geplauder, von kindlichem Gekoſe unterbrochen. Johann ſchnitzte Flinten, Säbel und hölzerne Pferde für die Kleinen, die um ſeine Kniee ſpielten; Klärchen, beweglicher als ein Vogel, flog durch's Zimmer oder durch den Garten. Bertha ſpielte Klavier, ſang einige ländliche Romanzen, oder erzählte den Kindern wunderbare Geſchichten.

Eines Abends, es war im Mai, hatte ſich dieſe Freundſchaftsfamilie vor dem Schloß auf dem Raſen, der ſich gegen den Park hinneigte, verſammelt. Der Tag war heiß wie im Juli geweſen, die untergehende Sonne entflammte den Horizont, und tauchte ihre goldene Scheibe in einen Purpurſchimmer; einige roſenrothe Wölkchen verſchwammen am Himmel in einer Färbung von Smaragden. Das junge friſche Grün der Bäume zitterte in jenem unſichern Wehen, das beim Sinken des Tages die Erde durchſtreift, die großen Pappeln ſchwammen im feurigen Licht. Allmälig verblaßten die leuchtenden Tinten; Felder und Wieſen, mit grauen Waiden eingefaßt, verloren ihre

Linien und Schattirungen am Horizont, der, wo die Sonne untergegangen war, einen feurigen Kreis bildete, der nach und nach in gelbe Streifen überging. Der Abendwind ſäuſelte über die Erde. Es war die geheimnißvolle Stunde, in der man die Gegenſtände noch erräth, ohne ſie zu ſehen. Einige zitternde Lichter warfen ihre Halbſchatten über die Felder, dann breitete ſich der Schleier der Nacht über die Flur.

Das Geſpräch der drei Menſchen war einſylbig geworden, endlich verſtummt. Sie hatten von den Kindern geſprochen, die bereits ſchliefen, hatten über deren Zukunft Pläne gemacht. Jeder miſchte ungeſucht ſeine eigne Stellung hinein, drängte ſich als unumgängliche Nothwendigkeit in das Bild, das man gemeinſam für ſpätere Tage erfand. Johann verſank mit ſeinen Gedanken in alte Grübeleien. Oft, wenn der Abend mit ſeinen Schatten kam, überſchlich es ihn wie ein noch ungeſühntes Weh.

Plötzlich fühlte er Bertha's Hand auf ſeiner Schulter. Sie ſtand hinter ihm, und während er ſie kaum ſah, fühlte er doch mit der Berührung den ganzen Zauber, unter welchem er ſtand und den er wohl beſchwören, aber nicht ganz bannen konnte. Ob ſie immer ſo beiſammen leben, immer zu einander gehören würden: das war der Gedanke, in welchem ſich Beide berührten.

„Johann,“ ſagte Bertha plötzlich, „warum ſind Sie nicht mein Bruder? Dann würden wir uns nie zu trennen brauchen.“

Und als Johann aufſtand und ihre Hand ergriff, ſagte ſie, zu Klärchen gewendet: „Komm, meine kleine Schweſter; ſag' ihm gute Nacht!“

Johann fühlte ſich bis in des Herzens Tiefe erſchüttert. Er ſtand unbeweglich und fühlte nur, wie beide Frauen ihm die Hand drückten. Wie Geiſter, die über ſein Schickſal verfügten, ſchwanden ſie vor ſeinen Blicken. Ehe ſie in die Thüre des Schloſſes traten, ſah er noch, wie die Eine von Beiden ſich zurückbog, ihn zärtlich mit der Hand grüßend. Er wünſchte, es wäre Klärchen geweſen. Sein Herz zitterte. Es war ihm, als ſtehe der Pendel an ſeiner Lebensuhr ſtill, bis er einen Entſchluß gefaßt. —

Am andern Morgen hüpfte Klärchen aus dem Schloß den Baumgarten hinunter. Johann erwartete ſie, wo die Aepfel ihre weißen Blüthen dicht zu einer Laube verſchlingen. „Klärchen,“ ſagte er, „warſt Du's, die mir noch gewinkt, mir noch Etwas ſagen wollte?“

„Nichts, was Sie nicht längſt ſchon wüßten,“ ſagte die Kleine.

„Bertha war ſo feierlich geſtern,“ fuhr Johann fort, „was habt Ihr noch mit einander geſprochen?“

„Nichts, als was wir alle Tage mit einander ſprechen,“ ſagte Klärchen, entzog ihm ihre Hand und wich verlegen aus.

„Was Ihr Euch täglich wiederholt,“ ſagte Johann, „muß ja wohl eine unumſtößliche feſte Wahrheit für Euch geworden ſein. Ich aber, der karg mit Worten iſt, kann nicht täglich ſagen, was mir noth thut. Find' ich aber das Wort dafür, ſo ſteht's nicht minder feſt für mich als unumſtößliche Wahrheit. — Bertha will uns eine Schweſter ſein. Klärchen, was willſt Du mir ſein? Freundin, Geliebte, Weib?“

„Was Du willſt, auf ewig!“ flüſterte Klärchen. Sie hatte das Du wieder zu ihm gefunden; ſie ſchmiegte ſich an ſein Herz und er hielt ſie feſt mit beiden Armen, ein geſchulter, geprüfter, bewußt und reif gewordener Mann.

Bertha hatte dieſen Augenblick, wo ſich die zwei Herzen frei finden ſollten, längſt herbeigeſehnt. Sie hatte Beide dafür erzogen. Wie ſie zu der Gruppe der Verlobten trat, lächelte ſie gläubig wie gute Geiſter, denen ein Werk gelungen iſt.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Deutſche Männer und Frauen.

Deutſche
Männer und Frauen.

Eine Galerie von Charakteren

von

F. Guſtav Kühne.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1851.

Seiner Freundin,

Frau Ottilien von Goethe,

geb. Freiin von Pogwiſch,

gewidmet.

Vorwort.

Von den nachfolgenden zwölf Charakterzeichnungen fanden bereits vier: Moſes Mendelsſohn, Friedrich Klinger, Georg Forſter und Eliſabeth v. Stägemann, in der Allgemeinen Zeitung vor Jahr und Tag ihre Stelle. Bei Arbeiten dieſer Art forderten meine Freunde mich auf, das ganze literariſche Jahrhundert der Deutſchen von Leſſing bis auf unſere Zeit in ſolchen monographiſchen Standbildern aufzuſtellen. Ich entgegnete, daß dazu ein ganzes Leben gehöre — was ich hier gegeben, aber nur Lücken fülle. Auch entſtanden dieſe Arbeiten zunächſt aus Drang zur Oppoſition gegen herrſchende Meinungen. Wenn ich mich mit Kaiſer Joſeph beſchäftigte und ſein Bild zu zeichnen verſuchte, ſo geſchah es, um beim Erſcheinen ſeiner von Schuſelka herausgegebenen Briefe die Halbheit aufzudecken, mit der ein leicht bewegter Liberalismus die ſchöne Natur des großen Kaiſers feiern wollte. Moſes Mendelsſohn fand ich in Gervinus' Deutſcher Nationalliteratur ungebührlich herabgedrückt, wie denn in dieſem pragmatiſch werthvollen Werke ſelbſt die bedeutendſten handelnden Perſonen gar ſelten als lebendige Geſtalten und Menſchenbilder hervortauchen, oft genug in den Akten begraben bleiben. Georg Forſter war von Menzel ein Verräther an der Sache des Vaterlandes geſcholten. Und wenn ich Eliſabeth v. Stägemann ſchilderte, ſo wollt' ich der Vergötterung emancipirter Weiblichkeiten das ſittlich reine Bild einer ächten, tiefen und ſtillen Frauennatur gegenüberſtellen. Daß ich der Aufgabe, zu der Freunde mir Muth gemacht, ſelbſt auf meinen Wanderungen durch Deutſchland, wo ich Städte und Landſchaften aufzufaſſen ſuchte, eingedenk blieb, mögen die Artikel Hölderlin und Fröbel beweiſen. Und ſo mag denn mit Zuſammengehörigem dieſe Reihe von Charakterbildern ein Vorläufer deſſen ſein, was ich in weiterem Zuſammenhang zu vervollſtändigen gedenke. Dieſe kleine Galerie eröffnet ſich mit einem politiſchen Reformator auf dem Throne und ſchließt mit einem pädagogiſchen Reformator in der Schulſtube und im Kindergarten. Die Vergangenheit des Einen iſt in Oeſtreichs Stürmen zu einer neuen Gegenwart geworden. Die Gegenwart des Andern weiſt anſpruchslos auf das Feld hin, wo wir unſere Zukunft aufzubauen haben.

Leipzig, im December 1850.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite
1 Kaiſer Joſeph 1
2 Moſes Mendelsſohn 52
3 Friedrich Maximilian Klinger 98
4 Georg Forſter 123
5 Hölderlin 161
6 Eliſabeth v. Stägemann 184
7 Henriette Herz 214
8 Heinrich v. Kleiſt 245
9 Karl Seydelmann 285
10 Heinrich Zſchokke 322
11 Peſtalozzi 348
12 Friedrich Fröbel 370

Kaiſer Joſeph.

Sie hatten ihm in Wien ein Standbild errichtet; ſie hofften, ſein Geiſt werde dann nicht mehr umgehen im Volk, und meinten ihn ſo beſeitigt und beigeſetzt zu haben. Aber er war im Herzen des Volkes beigeſetzt, und das Herz eines Volkes iſt ein Mauſoleum, das ſeine Kiefern zum Auferſtehungsfeſt der Todten allzeit gern wieder öffnet. Unter den böhmiſchen Bauern lebte noch lange der Glaube, Kaiſer Joſeph ſei gar nicht todt; aber man hielte ihn, ſagten ſie, irgendwo unterirdiſch in Banden. Wenn alte greiſe Leute in Böhmen ſich das zuflüſterten, halb ſchüchtern, halb mit verſtocktem Trotz, dann ſchüttelten wol Manche das Haupt, hörten es aber doch gern, wenn Andere ſehr weiſe thaten mit ihrer fixen Idee; Alle aber, wenn ſie überlegten was zu thun ſei, hatten ein geheimnißvolles, blödes Lächeln, denn das Unglück der Zeiten lag mitten auf dem ſchönen Traum wie ein Alp auf ſchlaftrunkenen Sinnen. Gab es doch unter uns Leute, die an Napoleon's Tod nicht glaubten und ihn bald in dieſer, bald in jener Geſtalt, zuletzt als Ibrahim Paſcha, wieder erwarteten. Um wie viel mehr hing das Volk in Oeſtreich über Kaiſer Joſeph ſolchen Träumen nach, da Dieſer den Herzen lieb geweſen war, ſie in ihm einen Märtyrer heiliger Zwecke ſahen. Auf dieſe Weiſe war er ihnen aber erſt recht zur bloßen Mythe geworden. Und ſeine kurze Herrſchaft war auch für Oeſtreich kein Morgen, auf den mit hellen wachen Augen ein Lebenstag folgte. Sein Thun und Wirken war mehr bei ſchwülem Abend ein Wetterleuchten, auf das in dunkler Nacht und Ferne auf ganz andern Punkten ein volles Gewitter für die Menſchheit heraufzog. Auf Joſeph's Wetterleuchten von der Freiheit des Menſchengeſchlechts folgte in grauſer Wildheit der Umſturz in Paris, deſſen Blitze auch in Oeſtreich einſchlugen, aber ohne daß ihm die Wohlthat eines befruchtenden Gewitterregens zugutekam. Oeſtreich hat ſeine Revolution erſt in unſern Tagen nachgeholt und es bleibt noch immer in Frage geſtellt, wieviel Reformen ihm daraus erwachſen werden. Wird Kaiſer Joſeph für ſein Land eine Mythe bleiben? — Anders denn als Mythe hat ſich nie eine Wahrheit unter Menſchen angekündigt; ihre Heimat heißt immer erſt Utopien. In unſern Tagen hatten ſie dem ehernen Standbild des edeln Kaiſers zu Wien die ſchwarzrothgoldene Fahne in die Hand gedrückt. Aber was die deutſche Jugend aufpflanzte, haben die Söhne des Kriegsgottes wieder herabgeriſſen. Die Fahne taugt auch nicht in der Hand eines Todten. Der lebendige Kaiſer, der jugendliche Franz Joſeph ſchwinge das Panier, das der Hand des großen Ahnen entglitt! Dann — mit den Erfahrungen des gereiftern Zeitgeiſtes — wird das Utopien der deutſchen Freiheit für Oeſtreich zur Wirklichkeit, die Mythe vom Kaiſer Joſeph zur Wahrheit, ſein gewaltſamer Germanirungsproceß das langſame, aber unabläſſige Werk eines arbeitſamen Friedens werden.

Es thut gut, ſich mit der wirklichen Geſtalt Kaiſer Joſeph's von neuem zu beſchäftigen. Die Leidenſchaften beider Parteien haben ſein Bild entſtellt. Die gelehrte Wiſſenſchaft hat ihn froſtig behandelt, die officielle Politik Oeſtreichs ſeine Regierung zu einem Syſtem von Widerſinnigkeiten gemacht, während das Volk ihn als ſeinen Liebling glorificirte, ohne zu wiſſen, was es an ihm hatte oder heute an ihm haben würde. Oeſtreichiſche Volkskalender brachten den Wienern fortgeſetzt Anekdoten vom Kaiſer. Funfzig „geheime Anekdoten von einem der größten Monarchen des achtzehnten Jahrhunderts", 1799 von der Cenſur verworfen, wagten ſich ſelbſt unter Metternich in den Druck. Schuſelka brachte unter ſächſiſcher Cenſur drei Auflagen der Briefe des Kaiſers. Die Literatur über Kaiſer Joſeph hat nie aufgehört; aber erſt jetzt läßt ſich frei erläutern, was von Joſeph's Planen wirklichkeitsfähig geweſen. Seine Principien waren die edelſten, aber ſeine Maximen waren gewaltſam, weil zwiſchen ſeinem Willen und der Befähigung ſeiner Völker eine weite Kluft lag. Ein Titus, der mit Neroniſcher Gewaltſamkeit der Menſchheit ſeinen Glückſeligkeitstraum verſchaffen möchte, iſt ein Widerſpruch gegen ſich ſelbſt, und doch haben wir an Kaiſer Joſeph dieſen lebendigen Widerſpruch auf dem Throne, wenn wir zuſammenfaſſen, was er als Menſch gedacht, gefühlt, gewollt, und was er als Fürſt verſuchte und wagte. Erſt jetzt iſt, was zu Joſeph's Zeit ein Wagniß war, ein freies und ein einiges Oeſtreich, zur Nothwendigkeit geworden. Joſeph's Nachfolger waren nicht Erben ſeines Geiſtes, aber ſie waren Erben einer grenzenloſen Verwirrung in allen Formen, allem Inhalt, allen Begriffen, ſie waren Erben einer Auflöſung aller nationalen Bande zu einer Zeit des franzöſiſchen Umſturzes, in welchem nicht blos die Monarchie, ſondern auch Gott auf ſeinem Throne fraglich wurde. Dieſe Verworrenheit in Oeſtreichs Zuſtänden war die nothwendige Folge der Joſephiniſchen Maximen, mit denen man ernten wollte, wo noch nicht geſäet war, ſäete, ohne den Boden vorher durchpflügt zu haben. Oeſtreich trug in allen ſeinen Elementen die Nöthigung zu Rückſchritten in ſich, weil der bezweckte Fortſchritt die großartige Liebhaberei eines Fürſten, die ſchwärmeriſche Laune eines einzigen edeln Herzens war. Erſt jetzt iſt die Sache Joſeph's zur Sache der Menſchheit in Oeſtreich geworden. Jetzt, nachdem Blut gefloſſen iſt für die Freiheit und für die Deutſchheit Oeſtreichs, jetzt erſt iſt die Frage reif zur Antwort, jetzt erſt iſt die Zeit da für einen Nachfolger Kaiſer Joſeph's, wofern er der Erbe ſeines Geiſtes und ſeines Herzens, nicht blos der Beſitzer geſammelter Königreiche iſt.

Franz Schuſelka hatte die dritte Ausgabe der Briefe Kaiſer Joſeph's, wie er ſagt, „zeitgemäß eingeleitet und erklärt.“ Sein Vorwort, ſeine Zwiſchenreden und ſein Nachwort erhoben eine Wehklage über die Beſtrebungen, Joſeph's großes Werk zu Grunde zu richten. In der Geſchichte geht nichts was Kern hat zu Grunde. Taucht es auch eine Zeit lang unter, ſo hat es dieſen zeitlichen Tod verdient, und duldet ihn nur um neu und geläutert wieder aufzuerſtehen. Daß Joſeph nicht vergebens gelebt, wollte Schuſelka damit beweiſen, daß es ja noch ein mächtiges Oeſtreich gebe. Er ſagte, Oeſtreich ſei ein todter Körper geweſen, erſt Joſeph habe ihm Leben und Lebensbewußtſein eingeflößt und die ſchlummernden Kräfte ſeiner Völker geweckt. Dieſer Körper könnte alſo nicht todt, er kann blos ſchlafend geweſen ſein. Ein Fürſt gibt einem Volke nicht den Geiſt, da er ſelbſt nur ein Theil des Körpers iſt und die Seele im Ganzen, nicht im Theile ſteckt. Aufgeweckt hat Kaiſer Joſeph die Kräfte, aufgerufen, ſogar aufgewiegelt hat er die Lebensgeiſter, aber wie der Zauberlehrling hat er die halbwachen und durcheinandertaumelnden Schläfer nicht wieder bannen können, obſchon er auch das am Ende ſeines Lebens nothgedrungen verſuchte. Es ſei gewiß eine wundervolle Fügung, ſagte Schuſelka, daß dieſer Kaiſer gerade zur Zeit erſchien, als Oeſtreich in der äußerſten Gefahr der Auflöſung geweſen. Deutſchland, das deutſche Reich war jedoch bereits in völliger Auflöſung begriffen, als Joſeph ſelbſtändiger und wirklicher Herrſcher wurde; der ſiebenjährige Krieg hatte nur die letzten oberflächlichen Bande gelöſt, nachdem der dreißigjährige die Grundſäulen des alten kaiſerlichen Deutſchlands durcheinandergerüttelt. Was in Oeſtreich noch an Licht und Leben vorhanden ſei, ſagt Schuſelka vor der Märzrevolution, das verdanke man Joſeph. Wir wollen das Licht bei Seite laſſen, das vor den Märztagen in Oeſtreich betteln ging, aber wir wollen vom Leben reden. Auch iſt Leben mehr als abſtractes Licht, Leben iſt Farbe. Das Leben kann in einem Volke bis zum bloßen Vegetiren herunterſinken und dieſe Vegetation kann noch immer eine blühende ſein. Hält dieſe bloße Vegetation der Volkskräfte ſehr lange an, ſo liegen die Quellen der nationalen Wohlfahrt entweder ſehr tief oder wenigſtens ganz wo anders, als unſer vormärzlicher Liberalismus meinte. Was aus Oeſtreich geworden wäre, hätte Joſeph den franzöſiſchen Umſturz am Ende des Jahrhunderts erlebt? Eine müßige Frage. Aber einmal aufgeworfen, muß man ſagen: Oeſtreich hätte ſich in daſſelbe Chaos wilder Elemente aufgelöſt, dem es in unſern Tagen in die Arme zu laufen drohte.

Wie ein Aeußerſtes das entgegengeſetzte Aeußerſte fodert, ſo trugen Joſeph's Maximen die Nöthigung in in ſich, in ihr Gegentheil umzuſchlagen, und er ſelbſt, hätte er länger gelebt, war gezwungen in alte Geleiſe wieder zurückzulenken. Gleich nach ſeinem Regierungsantritt erklärte Leopold der Zweite, an die kirchliche Verfaſſung nicht weiter Hand anlegen zu wollen, den weltlichen Behörden nicht weiter zu geſtatten in die Gerechtſame der Geiſtlichkeit einzugreifen. Das ſieht nach einer Nöthigung aus, die auf nationalem Boden wurzelt, eine Nöthigung, die ſich noch heutzutage wiederholte, indem man in Oeſtreich die Rechte der katholiſchen Geiſtlichkeit conſtitutionell ſanctionirte. Leopold ging noch weiter und ſtellte den Biſchöfen anheim, an der Joſephiniſchen Gottesdienſtordnung nach Gutdünken zu ändern. Das klingt ſogar wie Furcht vor Gewalten, die der Herrſcher nicht bezwingen zu können ſchien. Ein klügerer Nachfolger Joſeph's hätte vielleicht von den Neuerungen ſoviel aufrecht erhalten, als der weltlichen Oberherrſchaft frommte, und was Leopold preisgab, hielt in der That Franz wieder ſehr ruhig und kaltblütig feſt. Alles aber bewies nur, daß die Sitte mächtiger iſt als das Geſetz. Zimmermann zu ſeiner Zeit, in ſeinem Buche über die Einſamkeit, lobte höfiſch den Joſephiniſchen Regierungseifer in religiöſen Dingen und ſagte, der Kaiſer habe den Katholicismus von aller Unvernunft gereinigt und ſchiene Luther's Reformation der Deutſchen vollenden zu wollen. Vom Wollen aber iſt bis zum nächſten Schritt, zum Thun, ein großer Spielraum, und die Art der Ausführung edler Abſichten iſt ſo wichtig wie dieſe Abſichten ſelbſt. Der nüchterne Berliner, Nicolai, kam zu Kaiſer Joſeph's Zeit und kritiſirte die öſtreichiſchen Zuſtände in den achtziger Jahren. Joſeph ſei kein Luther, ſagte er einfach und richtig, Luther's Werk ſei von unten auf gebaut, aus dem Volke erwachſen, und das Volk ſei dazu das Fundament. Joſeph's Neubau fing in der That vom Giebel an. Durch Decrete läßt ſich kein Volk reformiren, und Friedrich des Zweiten Wort, Joſeph thue immer den zweiten Schritt, bevor er den erſten gethan, war eine ſchlagende Wahrheit für die Joſephiniſchen Reformen. — In dem Joſephiniſchen Steuergeſetz war der leitende Gedanke, Grund und Boden müſſe die Hauptlaſt der Staatsbedürfniſſe tragen, und die Grundſteuer ganz gleichmäßig ohne Rückſicht auf Stand und Eigenſchaft der Beſitzenden vertheilt ſein. Mitten in feudalen Verhältniſſen, die ſich dem Mittelalter noch nicht entwunden hatten, die Forderung des Naturrechts, die Forderung einer gleichen Beſteuerung aufzuſtellen, war ein großer Gedanke, und die Größe eben reizte den Kaiſer, nur daß ihm die Ruhe fehlte, dieſe Aufgabe auch nach ihrer Schwere zu wägen. Die Kühnheit ſeines Geiſtes mußte Verwegenheit werden, ſobald er durch Gewaltſamkeit erſetzen wollte, wo die ſtetige, nachhaltige Kraft allein zum Ziele führt. „Dieſes wohlgemeinte Geſetz," ſagt Schuſelka, „verunglückte in der Ausführung vollſtändig. Es zeigte ſich, daß die Vorarbeiten zu flüchtig, daß namentlich die Landesvermeſſung höchſt unvollkommen und ſogar zum Theil betrügeriſch geweſen. Die Herrſchaftsbeſitzer ſchrieen über Verletzung ihrer wohlerworbenen Eigenthumsrechte, viele Bürger und Unterthanen klagten, daß ſie jetzt mehr zahlen müßten als früher. Ueberall gab es Streit zwiſchen

Obrigkeiten und Unterthanen, und die zahlloſen Feinde des edeln Kaiſers erſchöpften ſich im bitterſten Tadel über dieſe verunglückte Finanzoperation. Der Tod befreite den Kaiſer von dem Schmerze über das Mißlingen eines ſo großen und ſchwierigen Unternehmens.“ Leopold hob das neue Syſtem gänzlich auf, Franz benutzte die Hauptgrundſätze davon und führte durch ſie, wie Schuſelka ſagt, „eine in vieler Beziehung preiswürdige Steuerregulirung“ durch. — Kaiſer Joſeph machte durch eine neue allgemeine Gerichtsordnung dem Proceßſchlendrian ein Ende, er ſchaffte den alten Wuſt der mittelalterlichen Particularrechte ſo raſch wie möglich bei Seite. „Kaiſer Franz,“ ſagte Schuſelka, „ſtrebte ſeinem großen Onkel rühmlich nach und gab im Jahre 1811 auf Grundlage des Joſephiniſchen Geſetzes ein vollſtändiges allgemeines bürgerliches Geſetzbuch von faſt durchgängiger Muſterhaftigkeit.“ Die Todesſtrafe ſchaffte Joſeph ab und führte ſtatt derſelben das Schiffziehen ein, eine Strafe, die das Mitleid mit den Gequälten bis zur Erbitterung gegen Recht und Geſetz ſteigerte. Die Gleichheit vor dem Geſetz führte Joſeph ſo ſtreng durch, daß es an Verhöhnung grenzte, wenn er Stabsoffiziere und Mitglieder des Geheimen Rathes, Grafen und Barone des Reichs, gleich gemeinen Miſſethätern, mit geſchornen Köpfen in der Verbrecherjacke und mit Ketten an Händen und Füßen in Wien zur Schauluſt des Pöbels die Gaſſen kehren ließ. Es war gut, daß Joſeph davon abging, ſagt Schuſelka, aber er findet es nicht erklärlich, wenn der Adel und die ſogenannte bevorzugte Bildung jede Wendung in den öſtreichiſchen Dingen benutzte, die alten Scheidewände zwiſchen Hoch und Niedrig mit einer erbitterten Eiferſucht wieder aufzurichten. Das Lob, das Schuſelka dem Strafgeſetzbuch ertheilt, welches Kaiſer Franz im Jahre 1803 erließ, iſt von ſächſiſchen, ſelbſt von preußiſchen Rechtskundigen mehrfach beſtätigt. Hörte man dennoch in öſtreichiſchen Landen von Verſchleppung der Proceſſe, von Veruntreuung heiliger Geheimniſſe, von Nichtswürdigkeiten der Advocatur, von ſchmutziger Geldgier der Beamten, ſo war der Buchſtabe des Geſetzes beſſer als der Uſus. Und in der That, die Sitte in Oeſtreich war und iſt jeder Zeit noch ſchlechter als ſelbſt das ſchlechteſte Geſetz. Nicht die Regierenden lediglich klagt an und ihre nothgedrungenen Maximen, wenn etwas faul im Staate iſt. Euer eigenes Verhalten ſtellt vor den inneren Richter und ſäubert den trübgewordenen, faſt erblichenen Spiegel Eures Gewiſſens! Werfet einen Blick in Euer Familienleben, lüftet die dumpfe Schwüle Eurer trägen Gewohnheit, geißelt Euch für den Kitzel der Genußſucht, reiniget Euer Syſtem knechtiſcher Bedürfniſſe und wälzet Euch nicht auf dem Pfühl des ſchwelgeriſchen Wohlbehagens! Werdet zuvor Spartaner, wenn Ihr aus einem verſumpften Capua erſtehen wollt; reformirt Euch ſelbſt, bevor es Euch nach großen, öffentlichen Reformen gelüſtet! Die Freiheit iſt kein Genuß; ſie iſt vor Gott und Menſchen ein ſchwerer Dienſt! — Dies gilt für die nachmärzlichen Oeſtreicher ſo gut wie für die vormärzlichen.

Es war ein ſchöner Zug Kaiſer Joſeph's, von den Herrlichkeiten der deutſchen Natur und des deutſchen Gemüths ſo erfüllt zu ſein, daß er dieſer Herrlichkeiten alle Völker ſeines Reiches theilhaftig machen wollte. Und dieſer Germaniſirungsproceß, eine Schwärmerei ſeines Herzens, ſollte über Hals und Kopf vollzogen werden. In Ungarn war der Adel die regierende Nation.

Dies eigenthümliche Verhältniß strotzte natürlich von Barbareien, wie ſie im Gefolge aſiatiſcher Horden naturgemäß ſind. Der Geiſt der Humanität, der gegen Sitte und Geſchichte das Menſchenrecht aus dem Moder der Zeiten hervorzog, beſchloß die Bauern in Ungarn von der Sklaverei zu befreien. Joſeph ſtieß den Contributionsfuß in Ungarn um und decretirte ein neues Steuergeſetz, nach welchem Bauer und Edelmann gleiche Laſt trugen. „Lediglich von der Entſcheidung über die gleiche Beſteuerung Ungarns mit den übrigen Provinzen wird es abhängen,“ ſchrieb Joſeph eigenhändig in einem Erlaß, „ob Ungarn im Verhältniß zu den übrigen Erbländern auf gleiche Art mit ſelben im Handel und Wandel zu begünſtigen, oder vielmehr im Gegentheil als bloße Colonie zu betrachten ſein werde, aus welcher Colonie man durch die möglichſte Erſchwerung einer mehrern Verbreitung ihrer Kunſterzeugniſſe — nur ſo viel Vortheil, als immer möglich iſt, herauszuziehen trachten müßte.“ Das war ohne Zweifel vom Throne herab ſehr ehrlich geſprochen; dieſe Offenheit, man wolle Ungarn, wenn es ſich nicht füge, blos ausſaugen, war im Munde eines Fürſten faſt allzu naiv! — Außer dem neuen Steuerfuß verordnete Joſeph den Gerichtshöfen die deutſche Sprache. Er beſchied einen Magnaten im Jahre 1785 brieflich hierüber in folgender Weiſe: „Die deutſche Sprache iſt Univerſalſprache meines Reiches; warum ſollte ich die Geſetze und die öffentlichen Geſchäfte in einer einzigen Provinz nach der Nationalſprache derſelben tractiren laſſen? Ich bin Kaiſer des deutſchen Reiches; demzufolge ſind die übrigen Staaten, die ich beſitze, Provinzen, die mit dem ganzen Staat in Vereinigung einen Körper bilden, wovon ich das Haupt bin.

Wäre das Königreich Hungarn die mächtigſte und erſte meiner Beſitzungen, ſo würde ich die Sprache deſſelben zur Hauptſprache meiner Länder machen; ſo aber verhält es ſich anders.“ Schuſelka ſagt, Joſeph's Verfahren mit Ungarn war der Form nach rechtswidrig. Was die Rechtskenntniß Schuſelka's hierbei für Unterſchiede macht zwiſchen Form und Inhalt, iſt mir dunkel. Ungarn vertauſchte in unſern Tagen kraft eigener Willensmeinung das Latein mit ſeiner eigenen Sprache. Aber von oben herab kann man keine Sprache dictiren; hier muß die Sitte walten, der man höchſtens nachhelfen kann der Barbarei der Gewohnheit gegenüber. Schon vier Jahre nach jenem Briefe an einen Magnaten ſprach Kaiſer Joſeph auf dem Krankenlager, das er nicht wieder verließ, zu den Abgeſandten Ungarns folgende ſchmerzliche Worte: „Wir haben in Gnaden beſchloſſen, die öffentliche Verwaltung und die Rechtspflege des Königreichs vom nächſten Monat ab (Mai 1790) wieder ganz auf den Fuß zu ſetzen, auf dem ſie waren, als Wir nach dem Hinſcheiden Ihrer geheiligten Majeſtät, der verwitweten Kaiſerin und apoſtoliſchen Königin, Unſerer geliebteſten Frau Mutter, das Staatsruder übernommen haben. Wir hatten ſeit Unſerm Regierungsantritt in der öffentlichen Verwaltung Eines und das Andere aus Eifer für das allgemeine Beſte und blos in der Hoffnung abgeändert, daß ihr, durch die Erfahrung belehrt, daran ein Wohlbehagen finden werdet. Jetzt haben Wir Uns überzeugt, daß ihr der alten Verwaltungsart den Vorzug gebt und in ihr allein nur Glückſeligkeit ſuchet und findet; Wir wollen alſo nicht anſtehen eure Wünſche zu erfüllen. Dabei iſt es aber Unſer Wille, daß Unſer Toleranzedict, dann die Anordnungen über die Einrichtungen der Pfarrer, ſo wie die wegen der Unterthanen, ſowohl ihre Behandlung, als ihr Verhältniß zu den Grundherren betreffend, in ihrer Kraft verbleiben.“ — Die Ungarn brachen über den Widerruf des Kaiſers in tollen Jubel aus, ein Jubel, dem ſelbſt die Nachricht vom Tode Joſeph's keine Schranken ſetzte.

Zwiſchen dem Erlaß und der Aufhebung des Mandates gegen die Ungarn lagen Vorfälle, die die letztere nöthig machten. Der Briefwechſel zwiſchen dem Kaiſer und dem Kanzler des Königreichs, Grafen Palf̄i, gibt uns den intereſſanten Aufſchluß, wie emſig Joſeph perſönlich bemüht geweſen, die Ungarn von dem Heil ſeiner Maßregeln zu überzeugen. Er läßt ſich mit den Magnaten förmlich in hitzige Disputationen ein, und während auf Seiten Dieſer doch immer trotz dem verſteckten Groll die Ehrfurcht vor der Majeſtät die Sprache zügelt, ergeht ſich der Kaiſer, vom Geiſt der Aufklärung erfüllt, triumphirend über die alte feudale Finſterniß der Welt. Es iſt nicht gut, wenn der Herrſcher zugleich den Docenten machen will. Erzieher des Volkes zu ſein, iſt eine glorreiche Aufgabe; aber ſich ihm als Präceptor aufdrängen, während die Schergen der Macht hinter ihm ſtehen, um ſeine Lehrſätze zu unterſtützen: das zwingt uns immer ein Lächeln ab; die beſte Weisheit eines Fürſten, welche jedoch Lictoren mit Ruthen und Beil vor ſich herſchickt, macht ſchlechte Propaganda.

In der Reform der Kirche nahm Joſeph dieſelbe Stellung wie gegen die Völker ein. Hätte er ſich damit begnügt, Roms weltliche Geltung in ſeinen Staaten aufzuheben, er hätte ſegensreich gewirkt. Aber er ging weiter. Während er den Völkern neue Sitten und Gewohnheiten aufzwingen wollte, erklärte er zugleich ihre

Freiheit von der Kirche. Was war natürlicher, als daß ſich Völker und Kirche gegen ihn verſchworen! Es war ihm nicht genug, den gottesdienſtlichen Uſus von altem Aberglauben zu reinigen: er rief das noch unmündige Volk gegen die Tyrannei ſeiner Seelſorger auf, er hielt die geſunde Vernunft für ſo mächtig, die Menſchheit für ſo reif, daß über Nacht der ganze alte morſche Bau der Welt ſich in ein lachendes Haus voll Glück, Heiterkeit und allgemeiner Bruderliebe verwandeln werde. Wenn er im Zeitraume von acht Jahren 700 Klöſter aufhob und Oeſtreich von 36,000 Mönchen befreite, wenn er 1000 Volksſchulen gründete, ſo war das glorreich für alle Zeit. Aber er that mehr, und das Mehr hob das Etwas, das er wirkte, wieder auf. Er wartete nicht ab, bis die Saat, die er geſäet, aufging; er wollte gleich im Frühling ernten. Er wollte die ganze, im Volksherzen eingeniſtete Herrſchaft der Geiſtlichen über die Gemüther ausrotten. — Schon zur Zeit Maria Thereſia's war der Jeſuitenorden aufgehoben, der Vermehrung der Klöſter Schranken geſetzt, das Vermögen der Mönche beſteuert, deren Zeugenſchaft bei Teſtamenten verboten, die Kloſterkerker geſchloſſen, den Pilgrimen nach Rom Päſſe verweigert, die Bulle In coena Domini entkräftet, keine Excommunication kam in Ausführung, kein päpſtlicher Erlaß hatte Gültigkeit ohne das Placitum regium. Dafür rächte man ſich in Rom und verſagte der geſtorbenen Kaiſerin das Todtenamt im Sanct Peter. „Mir gilt es gleich", ſagte Joſeph, „ob dieſer Biſchof von Rom höflich oder grob iſt!" Aber ſein guter Humor ging nicht ſelten in Erbitterung über, und ſtatt ruhig ſeiner Sache gewiß zu ſein, rief er die geſammte Hierarchie zum Kampfe in die Schranken. Der Erzbiſchof von Salzburg, die Biſchöfe von Königgrätz und Laibach waren treue Gehülfen des Kaiſers. Um Deutſchland von Rom zu befreien, hätte er eine deutſche katholiſche Kirche mit einem deutſchen Primas gründen müſſen. Statt deſſen, berauſcht von der Philanthropie ſeines guten Herzens, rechnete er auf die Aufklärung des Jahrhunderts, die ſich doch von dem Gift des Voltaireſchen Hohnes nährte, wenig Zeugungskraft in ſich trug, und nicht rein genug war, um Joſeph's Bundesgenoſſin zu ſein. „Ein Reich, das ich regiere,“ ſchrieb Joſeph dreiſt und offen, „muß nach meinen Grundſätzen beherrſchet, Vorurtheil, Fanatismus, Parteilichkeit und Sklaverei des Geiſtes unterdrückt und jeder meiner Unterthanen in den Genuß ſeiner angeborenen Freiheit geſetzt werden. Das Mönchthum hat in Oeſtreich überhand genommen; die Anzahl der Stifter und Klöſter iſt zum außerordentlichen emporgeſtiegen. Die Regierung hatte bis nun nach den Regeln dieſer Leute beinahe kein Recht über ihre Perſonen gehabt, und ſie ſind die gefährlichſten und unnützeſten Unterthanen in jedem Staate, da ſie ſich der Beobachtung aller bürgerlichen Geſetze zu entziehen ſuchen und bei jeder Gelegenheit ſich an den Pontifex Maximus nach Rom wenden. — Wenn ich dem Monachismus den Schleier hinweggeriſſen, wenn ich Andromache's Gewebe der Aſcetenlehre von den Lehrſtühlen meiner Univerſitäten verbannt und den blos beſchaulichen Mönch in den wirkenden Bürger umgeſchaffen habe, dann mögen vielleicht einige von der Zelotenpartei anders von meinen Reformen räſonniren. Ich habe ein ſchweres Geſchäft vor mir. Ich ſoll das Heer der Mönche reduciren, ſoll Fakirs zu Menſchen bilden, ſie, vor deren geſchorenem Haupt der Pöbel in Ehrfurcht auf die Knie niederfällt und die ſich eine größere Herrſchaft über das Herz des Bürgers erworben haben, als irgend etwas, welches nur immer einen Eindruck auf den menſchlichen Geiſt machen konnte!" — War hiermit die Schwere der Aufgabe ausgeſprochen, ſo mußte man auch Politiker genug ſein, um ihre Ausführung nicht obenhin zu verſuchen. Statt Prälaten zu gewinnen, weil man ihrer im Kampfe gegen Rom bedurfte, zwang man ſie, ſich hinter den alten Bollwerken der Finſterniß zu verſchanzen. Der Kardinalerzbiſchof von Wien, Graf Migazzi, dem man mit Recht ſein zweites Bisthum entzog, ſtand an der Spitze der hierarchiſchen Partei gegen die Neuerungen des Kaiſers. Der Erzbiſchof von Gran, Graf Bathyany, trat dem verderbenſchwangern Bündniß bei; der Kurfürſt Erzbiſchof von Trier, Clemens Wenzel, hatte die beſten jeſuitiſchen Federn gegen den Kaiſer in Sold. — Joſeph war gutes Muths genug, ſich auf die Proteſte der Biſchöfe eigenhändig in einen Briefwechſel mit ihnen einzulaſſen, und während er die Ermahnungsſchreiben von Rom bald mit lakoniſchem Witz, bald mit der Grazie und Feinheit des Cavaliers, bald mit dem ganzen Selbſtgefühl des aufgeklärten Freigeiſtes beantwortete, zettelte er mit den deutſchen Prälaten gelehrte und ſpitzfindige Dispute an. Und hier überhebt ſich nicht ſelten der Fürſt in ſeiner Leidenſchaft für das Gute und Rechte, er wird in ſeinen Briefen gegen die Biſchöfe zum polemiſirenden Pamphletiſten, wenn er ſie ſchändlicher Geldſchneidereien, der „Meſſe-Schnappereien," wie er ſagt, bezüchtigt und von Bubenſtücken hinter den Kloſtermauern ſpricht. Bubenſtücke hätte der Arm ſeiner weltlichen Gerichtsbarkeit erreichen ſollen; das Oberhaupt des Staates durfte ſich nicht in moraliſchen Disputationen über ſie ausſchütten. Wenn er ſtark als Fürſt war und an einzelnen Fällen die ganze Macht ſeines feſten Willens erhärtete, dann mußte die Scham ſich in ſich ſelbſt verkriechen, ſtatt daß ſie im Bunde mit der Erbitterung, der Bosheit und Finſterniß ſchaarenweis gegen ihn in Waffen trat. Das Volk ſaß noch zu tief in Aberglauben, um plötzlich die Ketten des geiſtlichen Zwanges abzuwerfen und mit lautem Jubel zur Fahne ſeines Kaiſers zu ſchwören. Der Adel zog mit Bewußtſein die geiſtlichen Bande den weltlichen vor, denn die Freiheit, die man vom Throne verkündete, brachte Ketten für ihn. In den untern Gegenden der Geſellſchaft ſchreckte das grelle Licht die blöden, an Dämmerung gewöhnten Augen, und in der geiſtlichen Obhut ward ihnen wieder warm und wohl. In der kühlen Zugluft der ſteilen Höhe, auf die Joſeph ſein Volk erheben wollte, bluteten Viele plötzlich aus allen Poren, und Die ſich mit ihm hinaufgewagt, liefen eilig in den weichen Sumpf des tiefen Thales hinunter.

Es war Joſeph's Fehler, es der Geiſtlichkeit und Ariſtokratie zu leicht zu machen, alle Gewalten Himmels und der Erde gegen ihn aufzurufen. In dieſem Kampf erlag ſein gutes, großes Herz. Ein weniger edler Menſch wäre leichter ein beſſerer Regent geweſen. Er erlebte es, daß ſeine eigenen Völker ſich gegen die Geſetze der Humanität zuſammenrotteten, in den Niederlanden die Edeln der Nation im Bunde mit den Prieſtern ſich an die Spitze des Pöbels gegen ihn ſtellten. Dies hatte ihn ſchon einige Jahre vor ſeinem Tode, wie die Leute ſagen, tiefſinnig, wenigſtens ſchwermüthig gemacht. Schon 1787 ſchrieb er an Trautmannsdorf nach den Niederlanden: „In der That, es kann der Bemerkung eines Philoſophen nicht entgehen, daß ſeit einiger Zeit ein Geiſt der Widerſetzlichkeit ſich über Europa verbreitet, der um ſo mehr Epoche machen muß, da wir in einem Jahrhundert ſind, wo gute Könige regieren. Man war beim Emporkommen der Philoſophie in einem täuſchenden Zuſtande, hatte ſich von der Aufklärung Ordnung im bürgerlichen Leben und mehrere Folgſamkeit für unſere Geſetze verſprochen, da ſie die nothwendige Wirkung des Nachdenkens eines gutgeſinnten Unterthans ſein müßte. Es würde vielleicht zum Labyrinth des menſchlichen Geiſtes ſein, wenn man die Urſachen, die ſo viele unruhige Bewegungen hervorgebracht, hierin aufſpüren wollte.“ — Und an einen Freund ſchreibt er in demſelben Jahre: „Ich habe ſeit dem Antritt meiner Regierung mir jederzeit angelegen ſein laſſen, die Vorurtheile gegen meinen Stand zu beſiegen, mir Mühe gegeben, das Zutrauen meiner Völker zu gewinnen; und ſeit ich den Thron beſtiegen, habe ich mehrmalen Beweiſe davon abgelegt, daß das Wohl meiner Unterthanen meine Leidenſchaft ſei, daß ich zur Befriedigung derſelben keine Arbeit, keine Mühe und ſelbſt keine Qualen ſcheue, und daß ich genau die Mittel überlege, die mich den Abſichten näher bringen, die ich mir vorgeſetzt habe. Und demohngeachtet finde ich in den Reformen allenthalben Widerſetzlichkeiten von ſolchen, von welchen ich es am wenigſten vermuthen konnte. Als Monarch verdiene ich das Mißtrauen meiner Unterthanen nicht. — Wenn ich unbekannt mit den Pflichten meines Standes, wenn ich nicht moraliſch davon überzeugt wäre, daß ich von der Vorſehung dazu beſtimmt ſei, mein Diadem mit all der Laſt der Verbindlichkeiten zu tragen, die mir damit auferlegt worden, ſo müßte Mißvergnügen, Unzufriedenheit mit dem Loos meiner Tage und der Wunſch: nicht zu ſein, diejenige meiner Empfindungen ſein, die ſich unwillkürlich meinem Geiſte darſtellte. Ich kenne aber mein Herz; ich bin von der Redlichkeit meiner Abſichten in meinem Innerſten überzeugt und hoffe, daß, wenn ich einſtens nicht mehr bin, die Nachwelt billiger, gerechter und unparteiiſcher dasjenige unterſuchen und prüfen, auch beurtheilen wird, was ich für mein Volk gethan.“ —

Dreiundzwanzig Jahre alt, ward Joſeph ſchon römiſcher König, ein Jahr ſpäter Mitregent in den Staaten Maria Thereſiens. Er war, ein halbes Jahr alt, das Kind geweſen, mit dem auf dem Arme die erhabene Frau hülfeflehend in der Reichsverſammlung der Ungarn erſchien und die Nation wilder Männer zum Beiſtand in dem großen Leid ihres Hauſes beſchwor. Sie wußten nicht, daß der Knabe, den ſie am Buſen trug, ihnen dereinſt ſo tyranniſch gebieten würde, der Freiheit zu huldigen, wie er ſie verſtand. Sie gedachten auch nicht, daß man je von ihnen den Eid der Treue in anderer Sprache als in ihrer eigenen fordern würde. Die Kaiſerin kam als Weib, und die rührende Geſtalt der Mutterliebe begeiſterte die Magyaren zu ſchwärmeriſchem Enthuſiasmus. — Den heranwachſenden Knaben Joſeph umrauſchte von fern das Waffengeklirr des Erbfolgekrieges und der ſchleſiſchen Feldzüge. Seine raſche feurige Einbildungskraft ſann auf nichts als auf Krieg, und er durfte doch nur davon träumen. Er lernte raſch, faßte heiß und innig auf, was ihn reizte; ihn quälte nichts als das paſſive Phlegma rings um ihn her. Die ungeſtüme Haſt, das feurige Blut in ſeinen Adern war das lothringſche Erbtheil von Seiten des Vaters, und er fühlte ſich im entſchiedenen Gegenſatz zu der ruhigen, gemeſſenen Ehrbarkeit der mütterlichen Seite des Hauſes, deſſen friedfertige Behaglichkeit ſich an Maria Thereſiens Hofe noch ſtark hinter ſpaniſcher Etikette und Grandezza verſchanzt hielt. Der leichtbewegte Sinn in Joſeph war aber nicht wie beim kaiſerlichen Vater lediglich Sanguinismus; ſein Temperament war um ein gut Theil mit der ſoliden Sanftmuth der Habsburgiſchen Mutter verſetzt, und in dieſem Gemiſch hielt ſich ſein heißblutiges Herz von allem fern, was nur die Oberfläche der Erſcheinungswelt berührt. Ihn reizte nicht der Schein, kein Blendwerk der Sinne führte ſeinen Geiſt abſeiten. Er war nicht ſinnlich, aber er war zärtlich und graziös. Er war gewandt, fein und ſanft, ein ſchmeichleriſcher Genius ſpielte um ſeine leiſe geſchwungene Lippe, eine ſtrahlende Anmuth thronte auf der ſchönen hohen Stirn, aber den Aufſchwung ſeiner Gedanken hielt ſchon von früh eine weiche Schwermuth gefangen und in dem blauen ſeelenvollen Auge ſpiegelte ſich der Tiefſinn eines liebevollen Gemüthes. — Joſeph war Jüngling, als der ſiebenjährige Krieg ausbrach. Kurz zuvor hatte eine ſchwere Krankheit ſeinen zarten Körper erſchüttert; um ſo empfindſamer und innerlicher nahm er Theil an den Bewegungen der Welt. Held Friedrich wurde das Bild ſeiner Träume und die Geſtalt ſeines wachen Denkens, und doch war es der Feind ſeines Hauſes, für den er im Stillen ſchwärmte, den er „nicht laut bewundern durfte.“ Mitten im Paradeleben an der Hofburg hatte er im Geheimen ſeinen ſpartaniſchen Cultus, trug ſich ſehr einfach, verachtete und beſpöttelte das Ceremoniel, verſchmähte alle üppige Bequemlichkeit, ſetzte auch gern ſeine Tafel auf Kriegsfuß und ſchlief auf einem kargen Feldbett. Die Weiber beſchäftigten ihn nicht, weil ſein Held ſie nicht mochte, und ſein feurig empfindendes Herz blieb keuſch und rein. Nicht weil die „Keuſchheitscommiſſarien“ der kaiſerlichen „Frau Mutter“ ihn bewachten: weil ſein idealer Schwung ihn über die Bedürftigkeit der Creatur hinweghob, blieb er, ein Apollino an Sinn und Geſtalt, ein ſpartaniſch geſchulter Menſch am Hofe. Eine ſolche Jünglingsnatur iſt um ſo eifriger der Freundſchaft offen; auch der gequälte und geknechtete Königsjüngling Friedrich, deſſen Seele nicht frei blieb von Ausartungen der Creatur, war in ſeiner Blüthe ein ſchwärmeriſcher Freund geweſen. Wir wiſſen nicht, an welches Herz Joſeph in ſeiner Jugend ſich gelehnt; er hatte auch ſpäter Freunde, auch als Kaiſer hatte er Stunden, wo der ganze Menſch in ihm hervorbrach und ſich nach Mittheilung ſehnte. Es ſind Briefe ſolcher Art von ihm vorhanden. Vielleicht trug er ſeine erſten Begeiſterungen ſtill in ſich herum; ſie wurzelten dann um ſo tiefer, auch wohl um ſo eigenſinniger. Der ſiebenjährige Krieg und die Siege ſeines Helden auf der Seite der Feinde hinterließen unvertilgbare Spuren in Joſeph's Gemüth. Für Friedrich, der einer Welt in Waffen gegenüberſtand, kämpfte die öffentliche Meinung in Deutſchland; man hielt ihn, während er für ſeine Hausintereſſen und ſeine Selbſterhaltung den Degen zog, für den Streiter für Licht und Aufklärung. Man fühlte preußiſch in Deutſchland, weil man ſich des Elends des allgemeinen deutſchen Daſeins ſchämte und an dies Preußenthum den Sieg der guten Sache knüpfte. So war es faſt immer in deutſchen Dingen; zur Zeit der Noth und des Kriegsdranges ſchwört man gern zu den preußiſchen Fahnen, und in den Friedenstagen erfüllt Preußen ſelten eine von den Hoffnungen, die man an ſeine Siege knüpfte. Der Jubel über Friedrich's Triumphe hallte in ganz Deutſchland, auch im Feldlager der Süddeutſchen nach, und zu Wien in ſeiner Hofburg zitterte — nicht ein Kaiſer, aber wohl in heimlicher Luſt das Herz des kaiſerlichen Jünglings. Es hat, dünkt mich, ſehr tief in Joſeph's Seele Wurzel gefaßt, daß die öffentliche Meinung, die aufgeklärte Bildung des Zeitalters, auf Friedrich's Seite ſtand, weil ſie in ihm einen Kämpfer gegen Aberglauben und Finſterniß ſah, und Joſeph, ſelbſt ein Sohn dieſer Aufklärung der neuen Zeit, hielt dann ſpäter auf ſeinem eigenen Grund und Boden den Sieg gegen alte Satzung und Sitte, gegen die ſchwüle dumpfe Welt um ſich her, für eben ſo leicht. Leicht war es aber auch jenem Friedrich nicht geworden; erſt in der allerhöchſten Noth, in der Todesgefahr für ſich und ſeinen Staat war er zum Helden erwachſen, davon abgeſehen, welchen urbar gemachten Boden er vor ſich fand, einen Boden, den der große Kurfürſt durchfurcht, ein königlicher Corporal mit ſeiner rechtſchaffenen Ordnungsliebe beſtellt hatte. Friedrich hatte es alſo ſeinerſeits auch wieder leichter. Er hatte keinen Kampf mit Rom und der alten Kirche zu beſtehen, er durfte ungeſtraft auf dem Throne den franzöſiſchen Skeptiker machen, durfte mit Voltaire Arm in Arm den alten Gott im Himmel und in ſeiner Offenbarung verſpotten, und hatte an der rechtſchaffenen Altgläubigkeit und Treue ſeines Volkes doch hinlänglich eine Handhabe, um ſicher regieren zu können. Friedrich's Egoismus konnte ſich auch auf ſich und ſeinen Erbſtaat mit ſeiner ganzen Kraft beſchränken. Joſeph war zu einem Kaiſer des alten deutſchen Reiches berufen, und ſein empfängliches Herz hatte auch dafür Schwärmerei, Liebe und Ehrgeiz genug. Hier waren die alten Bande längſt erſchlafft. Aber es galt hier eben aus Trümmern eine neue Welt zu ſchaffen. Und es war nicht lediglich Phantaſterei, das römiſch deutſche Reich mit neuem Geiſte befruchten zu wollen. Wenigſtens war Joſeph ſeiner Zeit nicht der Einzige, der dieſen Traum zu verwirklichen für möglich hielt. „Im Reiche," ſagt der ältere Moſer (in ſeinem Artikel: Von der Landeshoheit überhaupt, Seite 288), „im Reiche iſt freilich die Thür ſchon aus den Angeln und der Wagen aus dem Geleis. Aber die Geſetze ſind noch da, es kommt nur auf den Willen an, und darin ſteckt die größte Kunſt, das noch nicht entdeckte Geheimniß: die Herren und Häupter unſers deutſchen Vaterlandes zu bewegen, das zu wollen, was ſie wollen ſollten." (S. auch: „Von dem deutſchen Nationalgeiſt.") Und Juſtus Möſer, unſer Advocatus patriae, pries damals die alte Herrlichkeit und beklagte die verfallende. Er machte Entwürfe, die eingeſchlafenen Stadtbürger zu wecken und durch tüchtige patriotiſche Erziehung ein neues Geſchlecht heranzuziehen „das man durch Tractate nicht mehr zu Sklaven machen könne." In Folge despotiſcher Fürſtengewalt, die als eine ungeheure Maſſe alle untern Federkräfte niederdrücke, ſeien wir, ſagte er, ſo gar ruhig und ordentlich geworden, aber dieſe Ruhe ſei Tod, dieſe Ordnung ein Beinhaus. Eine Verfaſſung, die den Leidenſchaften keinen Spielraum gebe, ſagte er, tauge nur für Schafmenſchen. Wohl erfordere es mehr Klugheit und Macht, die Ordnung unter tauſend Löwen zu erhalten, aber es ſei eines muthigen Mannes würdiger, dieſe zu regieren, ja ihr Futterknecht zu ſein, als ein oberſter Schäfer und eine Heerde frommes Vieh vor ſich herzutreiben. „Da hebt der Geiſt ſich nicht aus ſeinem gewöhnlichen Standort, die Seele umfaßt keine große Sphäre und der Menſch bleibt das ordinäre Vieh, was wir täglich ſehen und nach unſern gemeinen Regeln zu ſehen wünſchen.“ Kaiſer Joſeph wollte nicht über „Viecher“ regieren; aber er fehlte eben darin, Menſchen vorauszuſetzen, ſtatt ſie heranzubilden, Menſchen von ſo heißem Wahrheitsdrang, wie er ſelber war. Ein jugendlicher Schwärmer, nicht ein in Menſchenkenntniß gereifter Mann, ergriff er das gewaltige Scepter, vor keinem kühnen Plan ſchreckte ſein in ſich heller Geiſt zurück; aber je umfaſſender ſein Blick, je weitſichtiger ſein Auge, deſto mehr tappte ſeine Hand in nächſter Nähe unſicher umher; die Größe ſeiner Aufgabe reizte, begeiſterte, beglückte, aber ſie betäubte ihn auch. Im Gehirne unſeres großen Dichters dämmerte noch nicht die Geſtalt jenes Marquis Poſa und Deutſchland lieferte ſie ſchon in der Wirklichkeit, lieferte ſie nicht in einem Jüngling, der vor den Stufen des Thrones ſtand, ſondern dieſe Stufen ſelbſt beſtieg. Ein unendlich großes Herz überflügelte in ihm den doch ſonſt auch ſo hellen Verſtand.

So lange Joſeph blos Mitregent ſeiner kaiſerlichen „Frau Mutter“ war, blieb ſeine Schöpfungsluſt in jeder Weiſe gehemmt. Im baierſchen Erbfolgekriege, dem ſogenannten „Zwetſchkenrummel,“ übernahm er ſelbſt das Commando, ſah aber durch den Kriegsrath in Wien jeden ſeiner Schritte hintertrieben, und mußte ſich ohne ſeinem Drange, ſich mit Friedrich zu meſſen, genügen zu können, auf bloße Beobachtung des Feindes beſchränken. Die Jahre vorher hatte er zu Reiſen in allen ſeinen

Staaten und durch Europa benutzt. Seine innern Anſchauungen ſtanden, wie es bei Ideologen der Fall iſt, ſchon feſt, eh' er die Welt ſah; wo er jedoch eingriff, da waren ſeine Wirkungen von ganz neuer, eigenthümlicher Art. Höchſt bezeichnend war ſein Auftreten in Rom. Clemens der Dreizehnte war geſtorben und das Cardinalcollegium trat zuſammen. Kaum hörte man, der deutſche Imperator nahe, als der päpſtliche Generalpoſtmeiſter ſammt einer Legion von Pferden, Abtheilungen von Infanterie und Cavallerie ihm entgegeneilte. Er kam aber ohne den Kaiſer und mit der Kunde zurück, Dieſer werde erſt am nächſten Tage ſeinen Einzug halten. In Rom war Alles in höchſter Spannung, man traf glänzende Vorbereitungen zum Empfang, alle Parteien putzten ſich heraus und die Schlüſſelſoldaten in militaribus und in pontificalibus liefen Tag und Nacht in großem Koſtüm ängſtlich durcheinander. Plötzlich hieß es, der Kaiſer ſei in einer einfachen Kaleſche ſchon angelangt. Das Volk ſammelte ſich auf den Plätzen und umſtürmte in großen Haufen das Haus, nachdem man endlich erfahren, wo der „Graf von Falkenſtein" abgeſtiegen. Ehrenwache und Deputationen, ihn zu bewillkommnen, lehnte Joſeph ab; er wollte ſein Incognito beibehalten. Aber des römiſchen Volkes Staunen ging in lauten Jubel über, wenn er in der einfachen grünen Uniform durch die Straßen ſchritt, die alten Bauwerke beſuchte und ſinnend auf den Trümmerſtätten ehemaliger Größe verweilte. So durch die Straßen ſchlendernd, ſtieß er auch auf Ganganelli, hielt ihn an und fragte, wer er ſei. Ein armer Prieſter und Profeſſor, der das Kleid des heiligen Franziskus trägt! ſagte Ganganelli. Beide ſahen ſich mit ſtiller Bewunderung und mit geheimer Neugier an; der größte Kaiſer und der größte Papſt des Jahrhunderts machten ſich eine ſtumme Verbeugung, und dieſe einfache Begegnung auf der Gaſſe war eben ſo unerhört, wie der Zufall wunderbar. Und in eben dem grünen Rock, aber mit Reiterſtiefeln und den Degen an der Seite, ging Kaiſer Joſeph ins Conclave. Es war bisher niemand geſtattet, es verſtieß gegen alles geheiligte Ceremoniel, bewaffnet im Conclave zu erſcheinen. Die Cardinäle im üppigen Pomp ihres Purpurs ſteckten die Köpfe zuſammen; ſie waren zu ſehr voll Furcht um ihren Unmuth laut zu machen, und waren doch auch wieder zu empört, um aus Furcht zu ſchweigen. War doch die Kirche Gottes in Gefahr, wenn das Vorrecht der heiligen Väter nichts mehr galt, ein weltlicher Herrſcher mitten in Rom, vielleicht nur aus Unwiſſenheit, eine Sünde wider den heiligen Geiſt beging! Joſeph ſagte zu den erſchrockenen Cardinälen, er wiſſe um das alte Geſetz, aber er habe zu ſpät daran gedacht; wenn er Anſtoß errege, ſo wolle er ſeinen Degen abſchnallen. Und er legte ſeine Waffe auf den Tiſch vor den geiſtlichen Herren nieder. Cardinal Albani, voll prieſterlichen Hochmuths im Innern, aber doch voll diplomatiſcher Demuth im Aeußern, fand endlich ein wenig Witz bereit, um dem heiligen Collegium aus der unglückſeligen Klemme zu helfen. Wer die Kirche Gottes zu ſchützen habe, dürfe ſich wohl überall die Waffen erlauben, ſagte er mit etwas Salbung und mit eben ſo viel bonne mine. Der Kaiſer aber ſagte ihnen offen heraus, was er wünſche und verlange. Er erwarte, ſprach er, daß die Cardinäle in ſo wichtiger Zeit ohne Vorurtheil und ohne Parteilichkeit den Geſchickteſten zum Papſt erwählten, und wenn die Wahl auch ein ganzes

Jahr dauern ſollte, ehe ſie den Beſten aus der Chriſtenheit herausfänden. Auch wenn man nur wieder, ſagte Joſeph, einen Benedict, wie der Vierzehnte war, ausmittelte, ſo würde der Gewinn doch ſchon groß genug ſein. — Die Cardinäle empfahlen, als er ging, die Kirche ſeinem Schutze. Ja, ganz gut, erwiderte Joſeph, aber der Papſt iſt auch ein Souverän, muß alſo nicht blind handeln, ſondern mit offenen Augen; er muß nicht blos den alten Uſus der Kirche, ſondern auch Politik verſtehen, d. h. den Nothwendigkeiten Gewicht beilegen, ſich die weltlichen Fürſten zu Freunden und nicht zu Feinden machen. Anders ginge es nicht mehr! — Und die Cardinäle wählten, zugleich auch auf Betrieb der Bourboniſchen Höfe, wirklich jenen Ganganelli, der als Clemens der Vierzehnte den Stuhl Petri beſtieg und vier Jahre darauf die Geſellſchaft Jeſu aufhob.

Gegen dieſen Orden theilte Joſeph den ganzen Abſcheu der aufgeklärten Köpfe ſeines Zeitalters und es iſt, obwohl nicht geſchichtlich nachweisbar, doch begreiflich, daß ſeine Anweſenheit in Rom zur Zeit des Conclave lebhaft mitwirkte, denjenigen Candidaten zu wählen, der einem Pombal, einem Choiſeul und den Höfen von Liſſabon, Madrid und Paris zur alsbaldigen Aufhebung der Jeſuiten eine ziemlich ſichere Gewährſchaft bot. In einem Briefe an den bekannten Granden von Spanien, Grafen Aranda, vom Juli 1773 aus Wien gegeben, bevor noch Clemens Ganganelli die Bulle: Dominus ac redemptor noster erließ, finden wir Joſeph's Anſicht über die Jeſuiten umfaſſend ausgeſprochen. „Ehe ſie in Deutſchland bekannt geworden,“ ſchreibt der Kaiſer, „war die Religion Chriſti eine Glückſeligkeitslehre der Völker. Sie haben ſie zum empörenden Bild umgeſchaffen, zum

Gegenſtand ihres Ehrgeizes und zum Deckmantel ihrer Entwürfe herabgewürdigt. Ein Inſtitut, das die ſchwärmeriſche Einbildungskraft eines ſpaniſchen Veteranen in einer der ſüdlichen Gegenden Europas entwarf, das eine Univerſalherrſchaft über den menſchlichen Geiſt zu erwerben geſucht, und in dieſem Geſichtspunkte alles dem infallibeln Senat des Laterans unterwerfen wollte, mußte ein unſeliges Geſchenk für die Enkel Tuiskon's ſein. Das Synedrion dieſer Loyoliten hatte ihren Ruhm, die Ausbreitung ihrer Größe und die Finſterniß der übrigen Welt zum erſten Augenmerk ihrer Pläne gemacht. Ihre Intoleranz war Urſache, daß Deutſchland das Elend eines dreißigjährigen Krieges dulden mußte. Ihre Principien haben die Heinriche von Frankreich um Leben und Krone gebracht und ſie ſind Urheber des abſcheulichen Edicts von Nantes geworden. Der mächtige Einfluß, den ſie über die Prinzen des Hauſes Habsburg hatten, iſt zu ſehr bekannt. Ferdinand der Zweite und Leopold der Erſte ſind ihre Gönner bis zum letzten Hauche ihres Lebens geweſen. Die Erziehung der Jugend, Literatur, Belohnungen, Ertheilung der größten Würden im Staat, das Ohr der Könige und das Herz der Königinnen, alles war ihrer weiſen Führung anvertraut. Man weiß zu ſehr, welchen Gebrauch ſie davon gemacht, welche Pläne ſie ausgeführt, welche Feſſeln ſie den Nationen aufgelegt. — Es iſt mir nicht unbekannt, daß außer dem großen Clemens die Miniſter der Bourboniſchen Höfe und der Herr von Pombal an ihrer Aufhebung gearbeitet haben. Die Nachwelt wird einſt ihren Bemühungen Gerechtigkeit widerfahren laſſen und wird ihnen in dem Tempel des Ruhmes Altäre errichten. Wenn ich zu irgend einem Haß fähig wäre, ſo müßte ich diejenige Menſchengattung haſſen, die einen Fenelon verfolgt und welche die Bulle In coena Domini hervorgebracht, die ſo viel Verachtung für Rom erzeugt.“ —

Dieſe Bulle, welche am grünen Donnerſtag in allen römiſchen Kirchen alle Ketzer und Beſchützer der Ketzer verflucht, wurde ſchon vor den Jeſuiten erlaſſen, aber von Paul dem Dritten, der die Geſellſchaft Jeſu beſtätigte, erneuert und erweitert. Joſeph ließ ſie aus dem Ritual reißen, Clemens ſtellte ihre Verleſung ein; förmlich aufgehoben wurde ſie noch nie. —

Im Jahre 1780 nach Maria Thereſiens Tode war Joſeph Alleinherrſcher. Gleich im nächſten Jahre erließ er ſein Toleranzedikt. Es war von 276 allgemeinen Verordnungen, die er blos in den erſten drei Jahren ſeiner Alleinregierung erließ, dasjenige Geſetz, das er auch auf dem Sterbebette nicht zurücknahm, ſelbſt gegen die drohenden Ungarn noch erneuerte und beſtätigte. Das Toleranzedikt war das Lieblingskind ſeiner Gedanken. Es räumte den Nichtkatholiken nichts weniger als übertriebene Freiheiten ein; wäre es nicht im Vereine mit andern Maßregeln erſchienen, welche die Völker gegen ihn aufriefen, es würde im Sturme der Zeiten ſich erhalten haben und für Oeſtreich die Baſis eines modernen Lebens geworden ſein. Kaiſer Joſeph's Patent ſtellte die römiſche Kirche als die anerkannt herrſchende und weſentlich bevorzugte feſt und geſtattete den nichtkatholiſchen Chriſten nur unter vielen zurückſetzenden Beſchränkungen freie Religionsübung und bürgerliche Rechte. Faſt erhielten die Juden in gleicher Weiſe wie die Proteſtanten Erleichterungen. Die Leibmauth, dieſe rohe, an türkiſche Despotie erinnernde Steuer, wurde den

Juden erlaſſen, eben ſo die Verpflichtung, doppelte Gerichts- und Kanzleitaxen zu zahlen. In allen Provinzen wurden jüdiſche Schulen errichtet und den Juden zugleich der Beſuch chriſtlicher Schulen freigegeben. Fabrikthätigkeit und Großhandel, Pachtung von Aeckern und Ausübung aller Gewerbe und Künſte ſtand ihnen offen; die Obrigkeiten und Seelſorger wurden angewieſen das Volk zu belehren, die Juden gleich allen andern Glaubensgenoſſen als Mitbürger zu achten. Nur blieb die Anzahl ihrer Ehen noch beſchränkt und Gottes Gebot: ſeid fruchtbar und mehret euch! unterlag einer polizeilichen Controle. Den proteſtantiſchen Chriſten wurden nur Bethäuſer ohne Glocken, ohne Thürme, ohne Eingänge von der Straße aus zugeſtanden. — Bei alle dem war die Aufregung in Wien gerade über die Anerkennung der Proteſtanten eine wahrhaft fanatiſche. Die Kirche eines ehemaligen Nonnenkloſters war den Lutheranern zum Bethauſe eingerichtet und am andern Morgen fand man an den Thüren eine ruchloſe Schmähſchrift gegen den Kaiſer. Dieſer Tempel, hieß es darin, ehedem die Wohnung heiliger Jungfrauen, ſei von einem Verführer der Braut Chriſti, einem Schwächer reiner Weſen, einem Anhänger und Nachfolger Martin Luther's geſchändet. Uneingedenk der göttlichen Barmherzigkeit, die ihn auf den Thron erhoben, habe Kaiſer Joſeph, der berüchtigte Verächter aller Kirchengeſetze, ein Menſch ohne alle Religion, der die Ketzerei aller Art befördere, dieſes Gott geweihte Haus unter der Maske der Tugend in einen Sammelplatz aller Gräuel verwandelt. — Mich dünkt, daß ſich gegen Joſeph kein Clement und Ravaillac fand, daran war das Mönchthum nicht Schuld und wird nur bei dem größten

Phlegma des Volkes erklärlich. Kaunitz hielt für nöthig, eigens ein Decret zu erlaſſen, worin er im Namen des Kaiſers betheuerte, die Reformen bezweckten nicht, die Religion zu untergraben, vielmehr nur den Uſus im Gottesdienſte zu reinigen. Joſeph ſelbſt aber in der heiteren Glorie ſeiner inneren Selbſtbefriedigung drückte in einem Briefe an van Swieten die helle Freude ſeines Herzens über ſein Duldungsgeſetz aus. „Bis nun,“ ſchrieb er, „war die evangeliſche Religion in meinen Staaten niedergedrückt, die Bekenner derſelben wie Fremde behandelt, bürgerliche Rechte, der Beſitzſtand von Gütern, Würden und Ehrenſtellen, alles war ihnen geraubt. Schon beim Anfang meiner Regierung war ich entſchloſſen, das Diadem mit der Liebe meines Volkes zu zieren, Grundſätze in dem Verwaltungsſyſtem zu äußern, die ohne Unterſchied großmüthig und gerecht wären. Dem zufolge erließ ich die Duldungsgeſetze und nahm das Joch hinweg, welches die Proteſtanten Jahrhunderte gebeugt. Der Fanatismus ſoll künftig in meinen Staaten nur durch die Verachtung bekannt ſein, die ich dafür habe. Niemand werde mehr ſeines Glaubens wegen Drangſalen ausgeſetzt, kein Menſch müſſe künftig genöthigt ſein, das Evangelium des Staates anzunehmen, wenn es wider ſeine Ueberzeugung wäre und wenn er andere Begriffe von der Seligkeit habe. Die Scenen der abſcheulichen Intoleranz müſſen ganz aus meinem Reiche verbannt werden. Glücklich, daß es noch keine falſchen Opfer wie Calas gegeben hat und daß dieſer Schandfleck keine vorhergegangene Regierung betraf. Wenn in vorigen Zeiten der Wille des Monarchen Anlaß zu Ungerechtigkeiten war, wenn die Schranken ausübender Gewalt überſchritten worden und der Privathaß ſeine Rolle geſpielt, ſo kann ich nichts mehr thun, als daß ich die Könige bedaure, die weiter nichts als Könige geweſen. Die Toleranz iſt eine Wirkung jener wohlthätigen Aufklärung, die nun Europa erleuchtet, die die Philoſophie zum Grunde und große Männer zu Stiftern gehabt hat. Sie iſt ein redender Beweis von den Fortſchritten des menſchlichen Geiſtes, der durch die Macht des Aberglaubens ſich kühn einen Weg gebahnt, welchen Jahrtauſende vorher die Zoroaſter und Confuze gewandelt und der zum Glück der Menſchheit zur Heerſtraße der Monarchen geworden."

Man hat aus jener Zeit auch ein Toleranzgebet, das gleichſam als ein Formular ſeiner eigenen Gottesandacht dem Kaiſer zugeſchrieben wurde. Ich weiß weder, ob es ächt iſt, noch aus welcher Quelle ich es entlehnte. Es bezeichnet aber ſehr eigenthümlich die Art und Weiſe, wie edle Gemüther damals beten mochten, als Mozart's Saraſtro von den Bretern herunter in herzgewinnenden Tönen Weisheit und Menſchenliebe lehrte. „Ewiges, unbegreifliches Weſen!" lautet dies Gebet, „Du biſt ganz Duldung und Liebe, Deine Sonne ſcheint dem Chriſten wie dem Gottesläugner, Dein Regen befruchtet die Felder des Irrenden, wie jene des Rechtgläubigen, und der Keim zu jeder Tugend liegt auch in dem Herzen der Heiden und Ketzer. Du lehrſt mich alſo, ewiges Weſen, Duldung und Liebe, lehrſt mich, daß Verſchiedenheit der Meinungen Dich nicht abhalte, ein wohlthätiger Vater aller Menſchen zu ſein. Und ich, Dein Geſchöpf, ſoll weniger duldend ſein, ſoll nicht zugeben, daß jeder meiner Unterthanen Dich nach ſeiner Art anbete? ſoll ſie verfolgen, die anders denken als ich, und Irrende durchs Schwert bekehren? Nein! allmächtiges, mit Deiner Liebe allumfaſſendes Weſen, dies ſei weit von mir! Ich will Dir gleichen, ſo weit ein Geſchöpf Dir gleichen kann, will duldend ſein wie Du! Von nun an ſei aller Gewiſſenszwang in meinen Staaten aufgehoben. Wo iſt eine Religion, die nicht Tugend lieben, nicht das Laſter verabſcheuen lehrte? Jede ſei alſo von mir tolerirt, Jeder bete Dich, ewiges Weſen, nach der Art an, die ihm die beſte dünkt. Verdienen Irrthümer des Verſtandes die Verbannung aus der Geſellſchaft? Iſt Strenge wohl das Mittel, die Gemüther zu gewinnen und Irrende zu bekehren? Zerriſſen ſeien von nun an die ſchändlichen Ketten der Intoleranz! Dafür vereinige das ſüße Band der Duldung und Bruderliebe meine Unterthanen auf immer. Ich weiß, daß ich der Schwierigkeiten viele werde zu überwinden haben, und daß die meiſten von Denen kommen, die ſich Deine Prieſter nennen. Verlaß mich alſo nicht mit Deiner Macht! Stärke mich mit Deiner Liebe, ewiges Weſen, auf daß ich alle dieſe Hinderniſſe glücklich überſteige und das Geſetz unſeres göttlichen Lehrers, welches kein anderes iſt, als Duldung und Liebe, durch mich erfüllet werde. Amen!"

Wie er betete, ſo glaubte Joſeph, könne und müſſe jeder ſeiner Unterthanen beten wollen; was er *ſeine* Freiheit und Aufklärung nannte, dieſen Inbegriff von Herzensgüte, Menſchenliebe und Aufopferungsluſt, wollte er der ganzen Menſchheit, oder wie er ſich ausdrückte, ſeinem Volke zu gute kommen laſſen. Er verſchmähte ſo ſehr die Jeſuiten, daß er auch von deren klugem Satz: Nicht Alles für Alle! nichts wiſſen wollte. — Um wie viel mehr jeſuitiſcher Machiavellismus ſteckte in Friedrich von Preußen! Dieſer konnte ſogar, ſobald es ſein Vortheil erheiſchte, den verjagten Vätern Jeſu eine Stätte bereiten, in der Meinung, ſeine Gegner dadurch empfindlich zu treffen. Friedrich war ganz Parteimann, ganz Politiker, ganz berechnender, durchbohrender, kalter Verſtand. Das überwallende Herz aber gibt ſich der Welt im Ganzen und Großen hin und geht lieber mit zu Grunde, als daß es ſich aus dem Strudel der Wogen, aus dem Sturme der Elemente ſeinen Vortheil rettet. An Sturm und Umſturz dachte Joſeph aber nicht in ſeiner kindlichen Natur. Sein Glückſeligkeitstraum baute ſich, wie ſpäter in Frankreich im Kopfe St. Juſt's der Entwurf einer Republik, auf allgemeine Tugend.

Die Berechnung der menſchlichen Schwächen kreuzte niemals Joſeph's ideale Pläne; ihm fehlte die Menſchenkenntniß. Denn unter dieſem Wort begreift man gemeinhin die Kunde von der Jämmerlichkeit der Creatur, die Einſicht in jenes Gewebe von kleinen Hinfälligkeiten, das heimlich alle freie Größe unterbindet. Dieſe Menſchenkenntniß hatte Joſeph nicht, er dachte zu groß von ſeinen Mitgeſchöpfen und mich dünkt, hierin ſei, faſſen wir blos den Menſchen, nicht den Fürſten in ihm auf, der Irrthum edler als das entſchiedene Gegentheil. Der ſogenannte Menſchenkenner in dieſem Sinne irrt ſich ſeltener, weil er nur auf die menſchliche Schwäche rechnet, aber ſein Geſchäft iſt ſelbſt im Gelingen von trauriger Art und ein freies gutes Herz, ſelbſt wo es ſich um ſein Ziel bringt, gewährt uns auch in ſeinen Täuſchungen ein erhabenes Schauſpiel.

Alles für mein Volk! war Joſeph's Wahlſpruch; ſein Herzblut hätt' er frei ſtrömen laſſen, konnte es jenem zum Heil gereichen. Ein Apoſtel der reinſten

Menſchenliebe, wäre es ihm leicht geworden, ſeine große Miſſion als Märtyrer zu beſchließen. Es wandelt uns eine Rührung an, denken wir uns den Kaiſer bei ſeinem Aufenthalt in Paris, wo er Marie Antoinette, ſeine Schweſter, beſuchte und an der Seite dieſes ſpäteren Opfers einer wilden Verwirrung auf dem Pont neuf vor dem Bild des vierten Heinrich von Frankreich ſtand. „Nach ſeinem Beinamen geize ich!“ ſagte Joſeph und entblößte vor dem Märtyrer eines edeln Königthums ſein Haupt; „es gibt keinen ſchönern Namen, als Vater ſeines Volkes zu heißen!“ Joſeph erlebte den Aufruhr wilder Wogen nicht, deren Strudel auch die Geſtalt der königlichen Schweſter erfaßte. Ihn traf kein Dolchſtoß eines fanatiſchen Mönchs; daß die Kerzen, bei deren Licht er die Nächte hindurch ſaß und arbeitete, vergiftet geweſen, konnte wohl nur als ein Gerücht aufkommen, mit dem ſich der Glaube guter Menſchen hinhielt; aber er ſtarb bei alle dem nicht weniger am gebrochenen Herzen, ſehr einſam und verlaſſen, tief verletzt und verkannt; tauſend beutegierige Augen lauerten darauf, daß er die ſeinigen ſchloß.

Die Betrachtung ſeiner Natur drängt immer wieder voreilig auf ſeinen Tod. Und doch war ſein Leben ſo unerſchöpflich reich an einzelnen kleinen Herrlichkeiten, daß Millionen Herzen Nahrung daran fänden und der Reichthum ſeiner Güte und Freundlichkeit, an ſie alle vertheilt, ſie noch immer reich machen würde. Ein Geſchenk von 22 Millionen Gulden geerbter Staatspapiere, die Joſeph, weil an ihnen ein Makel haftete, zum Beſten des Staates verbrennen ließ, macht ihm auch nicht ſo leicht ein Großer von heute nach. Hier und da laſſen ſie eine goldene Börſe fallen, wenn bei der Parade irgendwie ein unglücklich Weib zerquetſcht wird, oder trocknen mit einem kleinen Jahrgehalt blutige Witwenthränen; aber von einer großen Maxime aus eigenen Mitteln, von einem großmüthigen Eingeſtändniß, im Beſitz unrechter Mittel zu ſein, weiß man nichts. Joſeph ging auch darin menſchlich weiter, als er es als Fürſt geſollt. Ein lobſüchtiger geheimer Rath wollte durch einen Schein von Freimüthigkeit ſeine Gunſt erreichen; er gab eines Tages dem Kaiſer zu bedenken, daß man in allzugroßem Eifer, die Böſen zu beſtrafen, ſich auch übereilen könne. Joſeph erwiderte, er wiſſe nicht, wann er ſich deſſen ſchuldig gemacht, wohl aber ſeien ihm Fälle erinnerlich, wo er ſich mit Belohnungen übereilt. Dabei ſah er den Belohnungsſüchtigen mit der ganzen ſiegreichen Offenheit ſeines heiligen Auges an, das Lächeln ſeiner Lippen ſchnitt alle Erwartungen des Ehrgeizes ab. Ew. Majeſtät haben ſchon manche Ihrer Verordnungen widerrufen! warf der Miniſter etwas verletzt dazwiſchen; unſerer Politik und unſerem Anſehen gereicht das nicht ganz zur Ehre! — „Was ich widerrufen,“ fiel ihm Joſeph in die Rede, „hab' ich zuvor als einen Irrthum erkannt. Beſſer, den Irrthum eingeſtehen und meiden, als ihn aus falſchem Gefühl von Unfehlbarkeit feſthalten. Jeder Widerruf eines Monarchen diene den Unterthanen zum Beiſpiel, daß er nicht vergeſſen hat, ſich als einen fehligen Menſchen zu erkennen. Dies kann ihm nie zur Unehre gereichen!“ — Zur Unehre nicht, aber zum Nachtheil! möchten wir hinzuſetzen. Die Menſchen denken nicht edel und groß genug, zumal ſo lange man ſie als Unterthanen behandelt, oder der Fürſt ſich nicht ſelbſt als ein Unterthan des Staates fühlt.

Von Joſeph's Reiſen zur Zeit ſeiner Mitregentſchaft erzählt man hundert ſchöne Züge. Es glaubt freilich jeder Kronprinz die Miſſion zu haben, ſich liebenswürdig zu machen; niemals aber war es der zukünftige Erbe eines Reichs ſo wie Joſeph. An den Edeln der Nation mißfiel ihm die Heuchelei einer falſchen Bildung, mit der man die Rohheit nur übertüncht. Er war ſo national, daß er nach Verabſchiedung der franzöſiſchen Comödianten und auf die Klage des Geſandten von Frankreich, in Wien auf alles Theatervergnügen verzichten zu müſſen, ganz einfach und treffend Dieſem rieth, es wie der öſtreichiſche Geſandte in Paris zu machen, d. h. die Sprache der Nation zu lernen, unter der er lebe. — Joſeph verweilte gern unter dem Volk. Man hat ihn im Prater oft mitten im fröhlichen Tumult geſehen, wo er unter Jodeln und Fingerſchnalzen ein Volkslied mitſang. Augarten und Prater, bisher nur dem hohen Adel geöffnet, wurden der großen Menge freigegeben, und als die Ariſtokratie ihm über ſein Verkehren mit gemeinen Leuten Vorſtellungen machte, ſprach er das bekannte Wort: Wollte ich immer unter Meinesgleichen ſein, müßt' ich halt immer in der Kaiſergruft bei den Capucinern leben! — An feinen Wendungen und Einfällen im Geſpräche mit Leuten aller Stände war er überaus reich, und ſein Verſtand, den ſonſt bei großen Staatsmaximen die Empfindung ſeines Herzens ungeſtüm fortriß und überwältigte, machte ſich hier im perſönlichen Verkehr und Aug' in Auge mit Einzelnen oft genug ſiegreich geltend. — Ein junger Beamte, Geheimſchreiber eines Miniſters, meldete dem Kaiſer einen Unterſchleif. Joſeph überzeugte ſich heimlich von der Richtigkeit der Angabe und ließ den Angeber fürſtlich belohnen. Dieſer aber wurde bald vom Miniſter entlaſſen. Der junge Menſch klagte dem Monarchen ſein Leid. Joſeph fragte, womit ihm zu helfen ſei. Der junge Mann zählte ſeine Kenntniſſe in allen Sprachen, alle ſeine Fertigkeiten auf, und bat um eine Anſtellung in des Kaiſers geheimer Kanzlei. Ei, ei, lieber Freund, unterbrach ihn Joſeph, dort gibt es noch weit wichtigere Geheimniſſe zu verrathen und ich fertige nichts aus in einer Sprache, die Sie nicht verſtünden! — Einen fremden Fürſten ließ Joſeph an ein gegebenes Wort erinnern; Dieſer aber erwiderte ihm, ein Monarch, der Millionen Unterthanen beherrſchte, brauche nicht der Sklave ſeines Wortes zu ſein. Bald darauf machte der Geſandte dieſes Fürſten dem Kaiſer wichtige Vorſchläge. Wer bürgt uns für Ihre Verſprechungen? fragte Joſeph. Mein König! ſagte der Geſandte nicht ohne Staunen. Und wer bürgt mir für Ihren König? fragte Joſeph lächelnd, und der Geſandte ſtand vernichtet da. — Gegen den Geburtsadel verſtieg ſich Joſeph's Humor nicht ſelten bis zum bitterſten Sarkasmus. Einer hohen Dame, die für ihren Sohn um eine einflußreiche Stelle bat, ſchrieb der Kaiſer, er bedauere, kein anderes Verdienſt in dem jungen Manne zu finden, als durch ein Spiel des Zufalls Edelmann geworden zu ſein; nichts als Edelmann und das mit ganzer Seele zu ſein, ſei ein großes Unglück; von einem Menſchen, der blos mit ſeiner Geburt beſchäftigt ſei, könne ſich der Staat keine Dienſte verſprechen. — Ein Mann von hohem Hauſe, der ſein Vermögen verſchwendet hatte und dem Kaiſer klagte, er könne ſein Unglück nicht länger ertragen, gab Joſeph zur Antwort, das wundere ihn nicht, denn Der habe nicht einmal ſein Glück ertragen können

Man iſt erſtaunt, in all den zahlloſen Anekdoten, die man von Kaiſer Joſeph hört und lieſt, ſo viele fines reparties in deutſcher Sprache zu finden. Gegen das ſchöne Geſchlecht war er ſehr galant und doch ſehr ſtreng, ſobald man, wie es mitunter bei Hofe der Fall war, auf ſeine Geneigtheit ſpeculirte. Die Gemahlin eines Hochgeſtellten, eine der ſchönſten Damen Wiens, die ihn zu intereſſiren ſuchte, wandelte einige Tage lang ganz allein in dem Luſtgarten des Kaiſers, um ſich ungeſehen von ihm finden zu laſſen. Der Kaiſer that ihr den Willen und redete ſie an: So ganz allein? Wo iſt Ihr Herr? — Ew. Majeſtät ſind einzig mein Herr! begann die Dame, einen andern hab' ich nicht! — Sie geben mir ein ſchönes Beiſpiel! ſagte Joſeph, auch ich bin gern allein! — Damit ließ er ſie ſtehen. In der Furcht, ihr Gemahl möchte dieſen Auftritt erfahren, erzählte ſie Dieſem die Scene. Er wollte die Geſchichte nicht zur Unehre ſeiner Frau ausgelegt ſehen und eilte, dem Monarchen ebenfalls im Park zu begegnen. Joſeph fragte ihn in derſelben Weiſe: So ganz allein? wo iſt denn Ihre Frau? — Majeſtät, war die Erwiderung, ich habe keine Frau, ich habe nur einen Herrn! Joſeph lächelte und ſagte: Es freut mich, Eheleute von Stande in ſo gutem Einvernehmen zu ſehen, zumal wenn ich der Stifter dieſes guten Einverſtändniſſes bin! — Eben ſo fein wußte er eine andere Dame, deren Schönheit ihn intereſſirte, zu prüfen, um zu erfahren, welche Vorſtellungen von ſeiner Gunſt wohl in ihren Gedanken aufſtiegen. Er hatte ſich im Hofzirkel mehrmals lebhaft mit ihr unterhalten, ſie ausgezeichnet und weil ſie Geiſt genug hatte, ihr wiederholt Aufmerkſamkeiten erwieſen. Die Höflinge, die allezeit auf die Schwächen des Fürſten lauern und an ſeine Menſchlichkeit ihre Hoffnungen knüpfen, rieben ſich ſchon heimlich die Hände, flüſterten ſich ihre Freude und ihre Erwartungen in's Ohr. Joſeph's erſte Ehe, ein Bund, der aus gegenſeitiger Neigung geſchloſſen zu ſein ſchien, war nur von ſehr kurzer Dauer geweſen. Seine zweite, auch nur kurze Vermählung hatte ihm weder innern noch äußern Erſatz für den Verluſt gegeben, und ſein gefühlvolles Herz durfte wohl einem Bedürfniß Raum geſtatten. Bei einem Fürſten, den die Frauen beſchäftigen, hat die Camarilla leichteres Spiel; deshalb ſtand die Hoffnung der Höflinge darauf, Joſeph's Herz möge ſich irgendwie verlieren. Er hatte davon gehört, und weit entfernt von aller Verirrung der Sinne, reizte es ihn, zu wiſſen, wie weit die Dame nach ihren Moralbegriffen reif ſei, um Möglichkeiten ſolcher Art Gehör zu geben. Sie hatte Geiſt genug, um ihn zu feſſeln, ſelbſt wenn ihre Schönheit weniger gefährlich geweſen wäre, als ſie es wirklich war. Auf dem nächſten Hofball ſuchte er ſie angelegentlich auf, war galant wie immer und flüſterte ihr lächelnd zu: Man ſagt mir, es gehe in der Stadt die allgemeine Rede, ich ſei in Sie verliebt; woher mag das kommen? — Zwiſchen Coquetterie und Ehrfurcht ſchwankend, faßte ſie ſich raſch und erwiderte: Da Ew. Majeſtät mir nichts davon geſagt, ſo kann ich auch nichts davon verrathen. — Aber es geht auch das Gerücht, daß Sie mich liebten! fuhr Joſeph fort. — Was kann natürlicher ſein, ſagte die Gräfin, als daß, wo alle Welt liebt, auch ich nicht gefühllos bin? — Sie hatte das mit einem Ernſt geſagt, der etwas nach Beleidigung ſchmeckte. — Wer ſagt Ihnen denn, daß mich alle Welt liebt? fragte Joſeph ſpottend. — Sie verbeugte ſich tief und erwiderte eben ſo ſpottend: Schuldigkeit, Majeſtät! ich bin die Unterthanin Ihres Reiches! — Ungehalten über ihre Empfindlichkeit, mit der ſie an den Tag legte, daß ſie ſich wirklich eingebildet, ihn ausſchließlich zu intereſſiren, ſagte der Kaiſer: Es wäre auch Schade, wenn Sie ſo hartnäckig darauf beſtehen wollten, die Metamorphoſen des Ovid zu vermehren! — Die neuere Mythologie, ſagte die Gräfin, iſt ſchon ſo reich an Götterkindern, daß ſie am Hof Ew. Majeſtät auf Beiträge verzichten kann. — Fürchten Sie vielleicht für das Schickſal des Ovid? lachte Joſeph. — Sie blieb auch darauf die Antwort nicht ſchuldig. Auguſtus, ſagte ſie, ſchickte Ovid vielleicht nur, weil er ihn fürchtete, in's Exil und in's Elend! — Man weiß nicht, ob die Gräfin die nächſte Gelegenheit, Wien auf einige Zeit zu verlaſſen, nicht mit Eifer ergriff. Joſeph wollte auch nicht unnütz im Gerede der Leute ſein. Sein Herz hing zu ſehr an den großen Aufgaben der Welt, um ſeine Erholungen ſo wichtig zu machen, daß ſie der Menſchheit nicht zu gute kamen.

Unermeßlich und unzählbar ſind im Einzelnen die Wohlthaten, welche die Mitwelt der Hand Joſeph's verdankte. Seine Reiſen machten ihn mit tauſendfachem Elend bekannt, die Sklaverei des Bauern und der Hochmuth des Edelmanns empörten ſeine weiche liebevolle Seele; ſeine Blicke in die Hütten der Armuth und in die Paläſte der Großen erhärteten nicht wenig die Grundſätze ſeiner Ueberzeugungen, die der Welt noth thaten. So bereitwillig er dem Landmann zu Hülfe eilte, ſo leutſelig er gegen den Bürger war, ſo hart war er gegen den Adel. Gegen die Geiſtlichkeit miſchte ſich ſeinen Empfindungen eine Erbitterung bei, welche ſich oft genung in ſarkaſtiſchen Ausfällen Luft machte. Sein Humor war ſiegreich genug, ſein Spott machte ſeinem Herzen wie ſeinem Verſtande alle Ehre, aber der Kaiſer in ihm verlor, wo der Menſch triumphirte. Friedrich von Preußen hatte im Uebergewicht ſeines Abſolutismus leichter ſcherzen, ſpotten und verhöhnen; ſeine ganze deutſche Umgebung, ſein ganzer Staat war eine Pflanzſchule ſoldatiſcher Zucht; ſein Witz fand ein tauſendfaches Echo und das proteſtantiſche Deutſchland klatſchte jubelnd Beifall, während in Joſeph's Welt Staroſten und Magnaten in verhaltenem Groll gegen die Aufklärung murrten, Kirchenfürſten entſetzt ihre Hand von ihm zurückzogen. Friedrich's Witz traf die Vorurtheile der Stände, Joſeph's Eifer rief die Vorurtheile ganzer Völker gegen ſich auf und die alte Kirche waffnete ſich wider ihn mit allen ihren Schrecken. Auch den Papſt traf Joſeph's Uebermuth perſönlich. Der eben ſo ſanfte als kluge Clemens Ganganelli war ſchon ein Jahr nach der Aufhebung der Geſellſchaft Jeſu, wie es hieß, ein Opfer jeſuitiſchen Giftes geworden. Als Joſeph Alleinherrſcher war, ſaß Pius der Sechſte auf dem Stuhle Petri. Die Reaction ſtieg in Rom nach Maßgabe der übereilten Reformen in Wien. Eine große Schaar ausgetriebener Mönche ſchrie um Erbarmen, katholiſche Kirchen waren in proteſtantiſche Bethäuſer verwandelt, Roms Bullen gingen erſt in die Hände der weltlichen Behörden, keine Appellation an den Stellvertreter Chriſti hatte mehr Gültigkeit. Hätte Joſeph im Einverſtändniß mit den deutſchen Biſchöfen gearbeitet, er hätte Deutſchland von Rom befreit. Aber er handelte allein, er wollte keinen andern Bundesgenoſſen, als die geſunde Vernunft. Auf Ermahnungsſchreiben des oberſten Hirten an den verirrten kaiſerlichen Sohn erfolgten philoſophiſche Briefe im Style Rouſſeau's, auf Drohungen erfolgte Spott; eine Andeutung auf Bann und Fluch ſchickte ein Geſchäftsmann Joſeph's mit der Bemerkung zurück, der heilige Vater habe ſich wohl in ſeiner Rechnung um einige Jahrhunderte geirrt. Der Papſt ſah den Kaiſer entſchloſſen; er wußte auch, daß ein Bannſtrahl ohnmächtig wäre. Er entſchloß ſich, nach Wien zu gehen, um perſönlich zu wirken. Er ſchrieb jetzt ſchmeichelhafte Briefe, und Joſeph war Cavalier genug, ſich darauf zu freuen, den Papſt in ſeiner Hofburg zu bewirthen. Er meldete ihm, alles ſei zu ſeinem Empfange bereit; er nannte ſich wieder des heiligen Vaters gehorſamſten Sohn in Chriſto. In Ferrara brachte ein Bote dem Papſte den Gruß des Kaiſers. Der Papſt wollte den Kurier mit einem geweihten Roſenkranze belohnen, aber das Geſchenk ward abgelehnt: der Kurier war ein Lutheraner. In Görz ſtand eine Ehrenwache an der Wohnung des römiſchen Biſchofs. Er wollte ihr ſeinen Segen ertheilen und nur der dritte Theil der Mannſchaft kniete nieder: die Mehrzahl waren Calviniſten. Aber das Volk ſtrömte ſchaarenweiſe zuſammen, wo der Fuß des Stellvertreters Chriſti den deutſchen Boden betrat; ſelbſt die älteſte Schweſter des Kaiſers eilte herbei und ſtürzte vor ihm nieder. Der Kaiſer ging ihm bis Neunkirchen entgegen, ſchob das Ceremoniel bei Seite und umarmte ihn mit vertraulicher Freundlichkeit. Kaunitz ſchüttelte dem Papſte die Hand, die ihm dieſer zum Kuß hinſtreckte. In der Hofburg ward Pius mit einer befliſſenen Aufmerkſamkeit bedient; Joſeph war perſönlich gegen ihn die Liebenswürdigkeit ſelbſt. Einen Barbaren, der ſich ſchrecken und betäuben ließe, hatte der Papſt erwartet und fand einen Inbegriff von Freundlichkeit und Güte; ſelbſt die wälſche Liſt erlag vor dieſem Verein von Klugheit und Grazie; der humane Sohn des neuen Zeitgeiſtes hätte eher den Vertreter des hierarchiſchen Mittelalters, als dieſer jenen für ſich gewonnen. Joſeph gab ſich ihm hin mit dem ganzen Zauber ſeines Weſens, lange Stunden widmete er ihm täglich Aug' in Auge, Menſch dem Menſchen gegenüber. Nur wenn Pius auf die Reformen kam, wich der Kaiſer aus und bat, ſich in Geſchäftsſachen an ſeinen Kanzler zu wenden. Einem feierlichen Pontificalamt im Stephan wohnte Joſeph nicht bei; er entſchuldigte ſich, daß der Staat in dem Augenblick ſeiner bedürfe. Für die Ankündigung eines päpſtlichen Ablaſſes erhielt der Erzbiſchof einen öffentlichen Verweis. Pius ſtaunte über die Verweltlichung des germaniſchen Lebens. Nur wenn er öffentlich erſchien und Tauſende auf allen Wegen und Stegen, ſeines Segens bedürftig, vor ihm niederknieten, fühlte er, daß die Macht eines Hohenprieſters noch nicht zu Ende ſei. Pius verließ Wien mit der Ueberzeugung und mit dem Troſte, daß das Volk noch nicht reif ſei für Joſeph's Pläne. Eine Meile von der Stadt, im Kloſter Mariabrunn, nahm der Kaiſer von ihm Abſchied, freundlich und herzlich, aber bald nach der Abfahrt des Papſtes ward das Kloſter aufgehoben, zum Zeichen, daß ſein Beſuch in Sachen der Reform ohne Wirkung geweſen ſei. Von Rom aus begannen dann wieder die bald drohenden, bald wehklagenden Briefe des Papſtes an den Kaiſer und an die Prälaten, und die Wehklagen der leidenden Demuth wirkten nachhaltiger, als ein Bannfluch vom Vatican.

Wie gewinnend des Kaiſers perſönliche Anmuth war, hatte auch Katharina von Rußland an der Seite ihres Potemkin erfahren. Eine kurze Anweſenheit Joſeph's in Petersburg hatte genügt, Rußlands Freundſchaft mit Preußen in ein Bündniß mit Oeſtreich zu verwandeln. Es war freilich für Oeſtreich nicht von Heil, und während es Katharinen bei ihrem Plane zur Stiftung eines ruſſiſch-griechiſchen Kaiſerreichs in Konſtantinopel gelang, Joſeph's Blicke auf Italien zu richten und ihn für ein entſprechendes deutſches Reich in Rom zu gewinnen, fiel der ganze Plan der Eroberung der Türkei zum Nachtheile Joſeph's aus; er ging leer aus bei der Beute. Joſeph war bei allem Gelüſt zum kriegeriſchen Heldenthum kein Sohn des Mars und eben ſo wenig Politiker genug, um mit Rußland zu handeln. An Schwärmerei für eine große Sache fehlte es ihm nicht, als es galt, der alten verſumpften Barbarei des Sultanats ein Ende zu machen; aber er konnte ſeine blos paſſiv tüchtigen Soldaten in keine preußiſchen Eroberer verwandeln.

Die Eiferſucht gegen Friedrich und Preußen war ein merkwürdig hervorſtechender Seitenzug in Joſeph's Charakter. Der Jüngling hatte den Helden des ſiebenjährigen Krieges bewundert, aber aus dem Bewunderer war bald ein Nebenbuhler geworden. Er hatte es ſeiner Mutter nie vergeſſen können, daß ihr Kriegsrath ihn im baierſchen Erbfolgekriege gehindert hatte, ſich mit Friedrich zu meſſen und ſich am Meiſter die Sporen zu verdienen. — Es war ſechs Jahre nach dem Hubertsburger Frieden, als Joſeph den König von Preußen zum erſten Male ſah; er machte ihm im ſchleſiſchen Lager bei Neiße ſeinen Beſuch. Die Vertreter zweier Nationen, die ſich auf den Tod haßten, reichten ſich einfach und ſchlicht die Hand, und der Jüngere, obſchon er Oberhaupt des Reiches hieß und dem gedemüthigten Oeſtreich angehörte, that dazu den erſten Schritt. Auch Friedrich hatte von Joſeph viel gehört und es mochte ihn reizen, den Mann von Perſon kennen zu lernen, der ihn von Jugend auf im feindlichen Lager verehrte. Es war alſo auf beiden Seiten Anziehungskraft genug vorhanden, Bewunderung und Neugier war in Beiden gleich ſtark. Sie waren ſich in ihrem Naturell ſo fremd, wie Nord und Süd, niederdeutſcher Verſtand und oberdeutſches Gemüth. Beide aber waren in verſchiedener Aeußerung ihrer Geiſteskräfte geniale Köpfe, Beide gleich ſehr herausgewachſen aus einer vorurtheilsvollen, aberglaubenſchweren, knechtiſch gebundenen Welt, Beide Söhne der Aufklärung, Beide im Vollgefühl dieſes Bewußtſeins, voll ſcharfer Geiſtesgegenwart, nur verſchieden, je nachdem ſich der Geiſt der Ueberlegenheit bei dem Einen als Witz, bei dem Andern als Humor entwickelt hatte. Der ſchon früh gealterte Friedrich — er zählte damals ſiebenundfunfzig Jahre — empfing den achtundzwanzigjährigen Kaiſer und nahm deſſen Huldigungen nicht ohne Selbſtgefühl, aber doch auch wohl nicht ohne geſchmeichelt zu ſein entgegen. Joſeph war entzückt, ein Heerlager der Preußen zu ſehen und den Uebungen der ſieggekrönten Truppen beizuwohnen. Friedrich zeigte dem Kaiſer auch einige Kunſtgegenſtände, unter andern die Büſten mehrerer Fürſten aus dem Hauſe Habsburg. Joſeph fand darunter die wohlgetroffenen Marmorbilder ſeines Vaters und ſeiner Mutter. Kalt und ohne Gemüth, wie Friedrich war, benutzte er den Moment der Rührung, die ſeinen Gaſt überſchlich. Nicht wahr? ſagte er, meine Leute wiſſen ziemlich gut zu treffen? gleich viel, ob ſie die Muskete oder den Griffel zur Hand nehmen! —

Joſeph faßte ſich raſch. Er ſagte: Es fehlt auch in Wien nicht an Künſtlern und an Talenten, die gut treffen, und was mich angeht, ſo iſt es mein ſehnlichſter Wunſch, Sire, die Ehre zu haben, Sie einmal in ganzer Manneslänge zu treffen. — Der König erwiderte lächelnd, er ſei vielleicht ſchon zu alt, um noch ſtill zu halten, habe ſchon Falten im Geſicht, und es ſei nicht ſo leicht, ihn zu treffen. Oder will man mich vielleicht nicht blos treffen, ſondern übertreffen? — Sire, ſagte Joſeph, ich bin zu jung dazu. — Nun, lenkte Friedrich ein, es wäre nicht das erſte Mal, daß ein Meiſter von ſeinem Schüler übertroffen wäre! — Ich würde mir Mühe geben, ſagte Joſeph, meinem Meiſter Ehre zu machen!

Die erſte Begegnung Friedrich's und Joſeph's iſt vielfach anders erzählt. So wie ich ſie gab, hab' ich ſie ungefähr aus der mündlichen Ueberlieferung ergänzt, wie ich ſie von dem Nachkommen eines Dieners jenes Fürſten von Ligne gehört, der bekanntlich den Kaiſer bei der zweiten Begegnung mit Friedrich begleitete. Im nächſten Jahre (1770) entgegnete der König den Beſuch Joſeph's im kaiſerlichen Lager bei Neuſtadt in Mähren. Karl Joſeph Fürſt von Kremberg-Ligne, derſelbe, der im ſiebenjährigen Kriege auf Seiten der Oeſtreicher bei Leuthen und Hochkirch gefochten, war mit im Gefolge des Kaiſers, und Friedrich war artig genug, die ausgezeichnete Tapferkeit auch am Feinde zu rühmen.*) Dieſe zweite Zuſammenkunft beider Monarchen hatte für Beide, ihre wiederholte perſönliche Berührung ausgenommen, keine ehrenvollen Beweggründe, Sie vereinigten ſich über die Theilung Polens. Auch Joſeph, je mehr ſeine Illuſionen vom deutſchen Kaiſerthum ſchwanden, begann ſich mit dem Intereſſe ſeines Hauſes zu beſchäftigen; er glaubte auch hierin ſeinem Meiſter nicht nachſtehen zu dürfen, wie er ſpäter Katharina's Pläne in Bezug auf die Pforte theilte, ohne dabei Oeſtreichs Wohl zu fördern. — Ich weiß nicht, war es nach der erſten oder nach der zweiten Begegnung mit Joſeph, als Friedrich über ihn an Voltaire ſchrieb: „Er iſt an einem bigotten Hofe geboren und hat den Aberglauben abgeworfen, im Prunk erzogen und hat einfache Sitten angenommen, mit Weihrauch genährt und iſt beſcheiden.“ Es lag darin, wenn man Friedrich's karges Weſen bedenkt, genug perſönliche Anerkennung, ſo tadelnd er ſich auch gegen Joſeph's Regierungsmaximen ſpäter äußerte. In Joſeph nahm jedoch die Eiferſucht gegen Friedrich mit den Jahren immer mehr eine polemiſche Färbung an. Ein Gemüth wie das ſeine, zur Hingebung geneigt, bedurfte der Nahrung und er konnte Friedrich's Freund nicht werden. Preußen ward Urſache, daß Oeſtreichs Plan auf Baiern ſcheiterte, und die Stiftung des Fürſtenbundes ſetzte allen Erbſchaftsgelüſten Schranken; Friedrich erkannte in nichts mehr ein deutſches Reich und ein deutſches Oberhaupt an. Joſeph ſteigerte ſogar ſeinen Unwillen bis zur Ironie; er fand an Friedrich's literariſcher Beſchäftigung ein Aergerniß. „Ich weiß nicht,“ ſchrieb er einmal an van Swieten, „wie einige Monarchen auf die Kleinigkeiten gerathen ſind, ſich literariſche Vorzüge zu verſchaffen, eine Art von Größe darin zu ſuchen, wenn man Verſe macht, einen Riß zum Theater zeichnet, der ein Pendant für die Werke eines Palladio ſein ſolle. Zwar ſehe ich wohl die Obliegenheit ein, daß die Könige im Reiche der Wiſſenſchaften nicht ganz unbekannt ſein ſollen; daß man aber als Monarch die Zeit damit zubringe, Madrigals zu ſchreiben, das finde ich äußerſt unnöthig. Der Markgraf von Brandenburg iſt das Haupt einer Königsſecte geworden, die ſich damit beſchäftigt, Memoirs, Gedichte und Abhandlungen über verſchiedene Gegenſtände zu ſchreiben. Die Kaiſerin Rußlands folgte ihm nach, las Voltaire und ſchrieb Schauſpiele und Verſe, dann einige Oden an ihre Alciden; Stanislaus Lescinski aber Friedensbriefe; endlich der König von Schweden welche im Tone der Freundſchaft. Die Veranlaſſungen hierzu ſind eben ſo ſonderbar, als die Produkte ihres Geiſtes. Der König von Preußen fing ſeine akademiſchen Beſchäftigungen zu Reinsberg an, wohin ihn ſein Vater exilirte und wo er kaum wie ein Oberſter meiner Armee leben konnte. Wie er König wurde, ſetzte er ſeine Gelehrtenbeſchäftigungen fort. Gleich verſammelten ſich eine Menge franzöſiſcher Champions und beſangen ſeine Siege in Schleſien, d. i. die Eroberung eines Landes, das zwei Infanterieregimenter zur Beſatzung hatte und das er mit 40,000 Mann überſchwemmte. Späterhin trieb ihn die Begierde Verſe zu machen an, mit Voltaire Freundſchaft zu ſtiften, die aber unterbrochen, wieder erneuert, getrennt und bis zum Tode des Uhrmachers von Ferney fortgeſetzt wurde. Die Kaiſerin von Rußland unternahm es aus Stolz; ſie ſuchte in jeder Gattung von Ruhm zu glänzen, das übrige thaten Zeiten und Umſtände, Freundſchaft und Leidenſchaft und eine Portion Eitelkeit mitunter. — Sehen Sie, ſo denke ich über dieſe Gegenſtände. Mir ſind weder die großen Griechen noch Römer unbekannt; ich kenne die Geſchichte des deutſchen Reiches und jene meiner Staaten insbeſondere; aber meine Zeit hat mir nie erlaubt, Epigramme zu machen und Vaudevilles zu ſchmieden. Ich habe geleſen, um mich zu unterrichten; ich bin gereiſt, um meine Kenntniſſe zu erweitern, und indem ich die Gelehrten unterſtütze, erweiſe ich ihnen einen größern Dienſt, als wenn ich an meinem Pulte Sonette faſelte.“ —

---

*) Zu Brüſſel geboren, war dieſer Ligne, deſſen Denkwürdigkeiten manchen Leſer beſchäftigten, ſobald Joſeph ſtarb, in Ungnade gefallen, entfernte ſich vom Wiener Hofe, ſcheiterte mit allen ſeinen Plänen und ſtarb erſt 1814, 79 Jahre alt.

Friedrich und Joſeph! Sie waren Beide grundverſchiedene Naturen; auch ohne die eiferſüchtige Stellung ihrer Völker zu einander, konnten ſie ſich nicht auf lange die Hand zu einem Bunde reichen. Sie waren Beide Söhne der Aufklärung, aber was ſie gemeinſchaftlich hatten und wollten, gab eben erſt recht Veranlaſſung, ſich mißtrauiſch zu beobachten. Sie gaben ihren Völkern Beide die Freiheit, ſie gaben ſie Beide gleich willkürlich, gleich despotiſch. Aber der Eine verordnete ſeiner Nation die Medicamente gegen Finſterniß und Aberglauben wie ein kluger, nüchterner Praktikus, ſehr mäßig und tropfenweis. Der Andere verſchrieb allöopathiſche Mittel, er gab Alles mit Einem Male, verſchwenderiſch und leidenſchaftlich. Joſeph war zu ehrlich, um ſeine jugendliche Begeiſterung für Friedrich feſtzuhalten. Mitten in einer noch papiſtiſchen Welt hatte er einen offenen Kampf gegen das Papſtthum eröffnet. Das war groß gedacht, aber wurde nicht klug ausgeführt. In Friedrich's Verhalten und Maßregeln war eine Klugheit vorherrſchend, die oft einer Machiavelli'ſchen Pfiffigkeit glich. Nachdem die katholiſchen Staaten die Jeſuiten vertrieben und aufgehoben hatten, machte Friedrich Miene, ſie zu ſchützen;

er nahm ſie in Schleſien auf, und Lorenzo Ricci durfte ſich ſchriftlich an ihn wenden, an den Zögling Meiſter Voltaire's, deſſen Spott dem Jahrhundert gegen die Ränke des Ordens die Waffen geliefert! Eine unehrliche Taktik dieſer Art mußte Joſeph's Gemüth für immer von Friedrich entfernen. Friedrich kannte nur ſich und ſeinen Vortheil. Dieſer Egoismus machte ihn ſtark. Er war nur groß durch die nüchterne Schärfe ſeines Verſtandes, durch die folgerichtige, eiſerne Energie ſeines Willens. Joſeph war nichts — als der edelſte Menſch auf dem Thron. Durch logiſche Stetigkeit, durch unerbittliche Feſtigkeit hatte Friedrich das Schickſal, das ihm entgegenſtand und das er ſelbſt herausgefordert, ſeinen Zwecken unterworfen. Joſeph war nur groß, ſofern auch das Herz auf Größe Anſpruch machen kann. Er kam mit ſeinem Streben nicht an's Ziel, mußte inne halten und ſtarb am gebrochenen Herzen. Das Herz hat immer Recht im Großen und Ganzen, aber es irrt ſich im Einzelnen. Im Einzelnen irrt ſich der Verſtand weit ſeltener, und das menſchliche Thun und Wirken beſteht aus einer Kette von kleinen Einzelnheiten. Und die Menſchen urtheilen zumeiſt nach den Erfolgen. Friedrich ſtände, wenn er im Kampfe erlegen, nicht minder groß da, aber man würde ſein Wagſtück, das kleine Brandenburg zu einer europäiſchen Macht erheben zu wollen, wenn es mißglückt wäre, höchſtens als eine kühne Verirrung in der Geſchichte bezeichnen. Friedrich aber ſteht gegen Joſeph gehalten in allen Stücken als der Glückliche da; deshalb bleibt ihm bei den Meiſten die Bewunderung, und Joſeph, dem Edleren, der mit allen ſeinen Planen ſcheiterte, zollt man einen Antheil, der an Mitleid ſtreift. Friedrich wurde der Held ſeiner Sache, Joſeph war nur ein Apoſtel, ein Freiheitsapoſtel auf dem Throne, ein Prediger in der Wüſte. Dies gibt ihm wie Keinem in der Geſchichte dieſe rührende Größe. Friedrich verachtete die Menſchheit, und Joſeph's Weſen war die tiefſte Menſchenliebe. Wo Jener Skeptiker, war Dieſer Schwärmer. Beide waren Männer der Aufklärung, Beide von der Milch eines neuen Jahrhunderts genährt, aber ihre Naturen waren doch polartig verſchieden. Friedrich war ein Zögling Voltaire's, Joſeph ein Sohn Rouſſeau's. Friedrich dachte klein von den Menſchen und triumphirte; Joſeph dachte zu groß von ihnen und unterlag.

Moſes Mendelsſohn.

Jeder Deutſche, der aus dem Schooß der glücklichen Unbedeutendheit auftaucht, hat ſich der Nation gegenüber ſehr mühſam die Erlaubniß zur Exiſtenz erobern müſſen. Mendelsſohn mußte ſchon als Jude ſich im deutſchen Leben den Fußbreit Landes ſehr mühſam erkämpfen. Was Klinger und Forſter fortwarfen, galt ihm ſchon als ein mühewerther Preis. Eine Scholle deutſcher Erde, die den Staub zu Staub geſellt, ein ehrlich Kirchhofsplätzchen galt dem ſtillen Manne ſchon als ein hübſches Ziel des Strebens; die Forderung, ſich als Bürger dieſer Welt, als Menſch unter Menſchen frei fühlen zu dürfen, dämmerte damals in einer armen Seele nur ſchüchtern auf. Mendelsſohn blieb, auch als man in ganz Deutſchland ſeinen Namen mit Achtung nannte, während Menſchen von Hoch und Niedrig ihn aufſuchten, Bekenner aller chriſtlichen Kirchen, ſelbſt Katholiken brieflich ihm beichteten und ſeinen Rath in Gewiſſenszweifeln einholten, noch immer bürgerlich und ſtaatsrechtlich der nur geduldete Schutzjude, der im Zeitalter der großen Aufklärung in Berlin, dem ſublimen Sitze der modernen Weisheit, bittweiſe von Jahr zu Jahr die gnädige Erlaubniß um fernere Duldung nachſuchte. Er war ein Fremder in Preußen und bedurfte auch nach zwanzigjährigem Aufenthalt in Berlin (1742 bis 1762) noch immer des Zeugniſſes, im Dienſte eines anſäſſigen Juden zu ſtehen, ſollte der Büttel ihn nicht jeden Augenblick austreiben dürfen. — Ich erinnere mich freilich, daß ein jüdiſcher Freund in Wien noch heutzutage einen alten Onkel als ſeinen Hausknecht einſchreiben ließ, um ihm eine Erlaubniß zur Exiſtenz zu erwirken, weil die geduldete Zahl der Familiengenoſſen in ſeinem Hauſe ſchon ausgefüllt war. Die deutſche Kulturgeſchichte iſt recht reich an kleinen Brutalitäten.

Der Marquis d'Argens, der bekannte philoſophiſche Geſellſchafter des „eben ſo aufgeklärten als großen“ Königs, hörte ganz zufällig von dieſer, an Mendelsſohn verübten deutſchen Barbarei. Er ſchätzte in ihm den Denker, bewunderte in ihm das feine Talent der dialektiſchen Beweisführung, liebte in ihm den beſcheidenen, eben ſo witzigen als graziöſen Geſellſchaftsmenſchen; wie heutzutage, ſtaunte auch damals der Franzoſe über die kleine deutſche Tücke, die wir uns gegenſeitig unter uns erlauben. Mais, notre cher Moise! rief d'Argens am Hofe zu Potsdam, macht er nicht wenigſtens eine Ausnahme in dieſen barbariſchen Zuſtänden? Er wollte es nicht glauben, daß ein ſo weiſer und gelehrter Mann täglich der Gefahr blosgeſtellt ſei, ſich auf ganz niedrige Weiſe behandelt zu ſehen; er fragte Mendelsſohn ſelbſt. „Sokrates — erwiderte Moſes — hat ſeinen Freunden bewieſen, der Weiſe müſſe ſogar ſterben, wenn es die Geſetze des Staates ſo forderten. Ich muß alſo die Geſetze des Landes, in dem ich lebe, noch für gar milde halten, da ſie mich blos austreiben, falls mich in Ermangelung eines andern Schutzjuden auch nicht ein

Trödeljude für ſeinen Diener erklären will.“ Der Franzoſe war betroffen; ich weiß nicht, ſpottete er insgeheim über die deutſche Brutalität, die doch damals nach den Früchten der franzöſiſchen Kultur ſehr lüſtern war, oder ſchämte er ſich ſeiner eigenen Miſſion, Aufklärung und Bildung am Hofe des großen Königs anzupflanzen. Der Marquis drang in Moſes, eine Bittſchrift aufzuſetzen, die er ſelbſt überreichen wolle. „Es thut mir weh, ſagte Mendelsſohn, daß ich um das Recht der Exiſtenz erſt bitten ſoll, welches das Recht eines jeden Menſchen iſt, der als ruhiger Bürger lebt. Wenn aber der Staat überwiegende Gründe hat, Leute meines Glaubens nur in gewiſſer Anzahl aufzunehmen: welches Vorrecht kann ich vor meinen übrigen Mitbrüdern haben, eine Ausnahme zu verlangen?“

Indeß war die Vorſtellung ſeiner Freunde, dieſen Schritt um ſeiner Familie willen zu thun, ſiegreich, und ſo verfaßte Mendelsſohn eine Bittſchrift, die aus den Acten gezogen alſo lautet: „Ich habe von meiner Kindheit beſtändig in Ew. Majeſtät Staaten gelebt und wünſche mich auf immer in denſelben niederlaſſen zu können. Da ich aber im Auslande geboren bin und das nach dem Reglement erforderliche Vermögen nicht beſitze, ſo erkühne ich mich, allerunterthänigſt zu bitten, Ew. Majeſtät wollen allergnädigſt geruhen, mir mit meinen Nachkommen Dero allergnädigſten Schutz, nebſt den Freiheiten, die Dero Unterthanen zu genießen haben, angedeihen zu laſſen, in Betracht, daß ich den Abgang an Vermögen durch meine Bemühungen in den Wiſſenſchaften erſetze, die ſich Ew. Majeſtät Protection zu erfreuen haben.“

Es war gleich nach Beendigung des ſiebenjährigen

Krieges, als das Gefühl des Friedens wieder in allen Gemüthern beglückend ſeinen Einzug hielt, in demſelben Jahre, in welchem die königliche Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin Mendelsſohn's Abhandlung „über die Evidenz in den metaphyſiſchen Wiſſenſchaften" als Preisſchrift zu krönen ſich gedrungen ſah; der beſcheidene Jude konnte alſo wohl leiſe andeuten, daß ſeine Bemühungen in den Wiſſenſchaften den Abgang an ſonſtigem Werth erſetzen dürften. Der Marquis d'Argens überreichte das Geſuch perſönlich dem König; aber die Antwort blieb aus. „Der ſonſt ſo ſanfte Moſes, erzählt Nicolai, wurde [illegible]lich empfindlich darüber und machte uns, die wir [illegible]n zu dem Schritte verleitet, einigermaßen Vorwürfe." Erſt mehrere Monate nachher erfuhr d'Argens durch Zufall, daß Mendelsſohn's Bittſchrift erfolglos geblieben. Er beſtürmte noch an demſelben Tage den König mit Vorwürfen. Es mußte ein Mißverſtändniß bei der Sache obgewaltet haben; König Friedrich hatte ſein Verſprechen, wie er ſagte, gehalten, der Jude müſſe längſt das Privilegium haben. Die Bittſchrift war durch einen ungewöhnlichen Zufall verloren gegangen. Aber der Franzoſe hatte Ehre genug, die Sache für die ſeinige anzuſehen; auf ſein wiederholtes Verlangen ſetzte Moſes das Geſuch um Duldung noch einmal auf, und d'Argens fügte nebſt ſeinem eigenen Namen die Bemerkung hinzu: „Un Philosophe mauvais catholique supplie un Philosophe mauvais protestant de donner le privilége à un Philosophe mauvais juif. Il y a trop de philosophie dans tout ceci pour que la raison ne soit pas du côté de la demande."

Mit einem Bonmot war etwas auszurichten beim großen Friedrich. In jenem Zeitalter der Aufklärung dünkte ſich der Philoſoph der Voltaire'ſchen Schule über alle Religion hinaus zu ſein, der Freigeiſt mit allem religiöſen Inhalt ſpielen zu können; die confeſſionellen Unterſchiede durften, ſollte man meinen, damals wenig in Betracht kommen, nicht weil die Menſchenliebe mehr als die Glaubensformen, ſondern weil der Glaube überhaupt wenig oder nichts galt. Man dünkte ſich aufgeklärter, als man war; die Bildung war nur ein erborgter Schimmer, eine Treibhauspflanze aus fremder Zone, die im eignen Boden nicht Stich hielt. Es ward dem königlichen Weiſen von Sansſouci bei aller ſeiner Philoſophie doch nicht leicht, den Juden Mendelsſohn in ſeine Staaten als Unterthan aufzunehmen. Moſes erhielt endlich das Privilegium auf Betrieb des Franzoſen; der König erließ ihm ſogar die tauſend Thaler, welche die Chargenkaſſe verordnungsmäßig von ihm verlangte; aber er erhielt die Erlaubniß zur rechtsgültigen Exiſtenz nur für ſeine Perſon. Nach einiger Zeit ſupplicirte Mendelsſohn von neuem zum Beſten ſeiner Kinder. Dies Geſuch ſchlug König Friedrich ein- für allemal ab. Es war dies ſieben Jahre vor ſeinem und Mendelsſohn's Tode, denn beide Männer ſtarben zufällig in demſelben Jahre.

Weit früher, vielleicht mit dem Erſcheinen der erſten Auflage des „Phädon," 1767, war die Epoche eröffnet, wo Moſes in deutſchen Landen für berühmt galt. Seine Bücher wurden wiederholt aufgelegt; ſein Ruhm erſcholl im engen Vereine mit Leſſing's Richtungen überall laut und unzweideutig. Seine Beweiſe für die Unſterblichkeit der Seele wurden in dem Zeitalter der Sucht nach einem Jenſeits, während das Dieſſeits unſicher wurde, allgemein bewundert. Mendelsſohn ſtand eine kurze Zeit lang im Wendepunkt der feinſten und ſublimſten Fragen des Jahrhunderts; er ſchrieb mit Leſſing anerkannt das beſte Deutſch; man drängte ſich zu ihm und war entzückt, einen gefälligen, liebenswürdigen Menſchen zu finden, wo man einen verſchloſſenen Rabbiner erwartete. Es war die Epoche, wo der Erbprinz von Braunſchweig, der Hort der Freimaurer, mit ihm in Briefwechſel trat, Graf Wilhelm von Lippe-Schaumburg, der Beſchützer Thomas Abbt's, nach ſeiner Rückkehr aus Portugal ſich mit dem weiſen Juden in kritiſches Detail einließ, Menſchen aus den entlegenſten Winkeln Deutſchlands, wie ein Freiherr von Planer auf der Inſel Rügen, mit dem ganzen Wiſſensdurſt deutſcher Natur ſich in die Geheimniſſe des Phädon einlebten und dies intereſſante Gewebe der Mendelsſohn'ſchen Erläuterungen immer wieder auflöſten, um es von neuem von ihm ſelber geflochten zu ſehen. Dieſer Phädon hatte in dritter Auflage alle denkenden Kreiſe beſchäftigt, Moſes wurde Mode, denn es war noch neu in Deutſchland, an den eſoteriſchen Unterſuchungen der Abſtraction in deutſcher Sprache einen feinen Reiz zu empfinden. Da beſchloß, es war im Jahr 1771, die königliche Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, den Verfaſſer des Buches, der den Sokrates zu einem deutſchen Denker gemacht, als ordentliches Mitglied aufzunehmen. Der Vorſchlag lag dem Könige zur Genehmigung vor; man möchte argwöhnen, daß das Schreiben der Akademie ebenfalls verloren ging. Preuß erzählt jedoch in ſeiner Lebensgeſchichte Friedrich's II., der König habe den Namen Mendelsſohn, ohne einen Grund anzugeben, aus der Liſte der Candidaten geſtrichen. „Aus Religionshaß geſchah es ſicherlich nicht!" ſagte Moſes in einem Briefe an einen Freund in Wien, den er über ähnliche Verkümmerung der Menſchenrechte in der ſogenannten Republik der Geiſter zu tröſten ſuchte.

Religionshaß und jene Aufklärung, die Friedrich mit jedem ſeiner Federzüge als Autor in franzöſiſcher Sprache proclamirte, ſind freilich nicht wohl vereinbar. Man wird aber irre an der Aufklärung jener Zeit, die ſich an den herzloſen Spöttereien Voltaire's weidete, ſich im Umgange mit der boshaften Unverſchämtheit eines la Mettrie gefiel und der heimiſchen Wiſſenſchaft in religiöſen Dingen die ehrliche Unterſuchung verbot, ſelbſt den heitern Spielen der deutſchen Muſe ihre Exiſtenz erſchwerte, ſo daß eine Minna von Barnhelm nur mühſam ihr Leben friſtete, weil einmal „über Politik und Staat nicht dramatiſirt werden durfte." Wer geneigt wäre, in „großen" Charakteren den kleinen Triebfedern aufzulauern, könnte der Vermuthung Raum geben, es ſei vielleicht eine Art Eiferſucht mit im Spiele geweſen, welche die königliche Hand zum Cenſurſtrich in der Liſte der Akademiker verleitete. Der jüdiſche Sokrates von Berlin ſchrieb allerdings ein noch weit beſſeres Deutſch, als jenes Franzöſiſch war, das der Philoſoph von Sansſouci zu Stande brachte. Allein es fehlt am geſchichtlichen Nachweis, um ſo menſchlich zu motiviren, und ſo bleibt uns denn zur Erklärung der königlichen Abneigung nur die Annahme jenes dunkeln, dumpfen Widerwillens der Gemüther, der im Hintergrunde des Zeitalters der ſogenannten Aufklärung niſtete und der, unklar in ſich ſelber, auch im Schooße der Bildung das unbewußte Hinderniß iſt, daß ſich der Menſch zum Menſchen findet, um in ſich und im Andern den Keim des Göttlichen zu pflegen.

Es iſt uns hier gleich in den Wurf gekommen, in Mendelsſohn das Schickſalvolle ſeiner Abkunft als Jude zu bezeichnen. Bei jeder Betrachtung einer Perſönlichkeit bleibt die Frage: woher? weß Landes Kind? welches Bodens Pflanze? immer die nächſte und erſte. Moſes erblickte in jenem kleinen Deſſau das Licht der Welt, deſſen Judenſchaft ſich jetzt ſeit lange ſchon mannigfacher Erleichterungen zur Möglichkeit einer menſchlichen Exiſtenz erfreute. Die freundſelige Herzogsſtadt hatte auch damals keine eigentliche Judengaſſe, in der die milde Chriſtenheit phyſiſchen Schmutz und moraliſchen Ekel zuſammenzupferchen pflegte, um mit Fingern darauf hinweiſen zu können, wie entartet und aller Bildung abhold die Secte des alten Bibelthums geblieben. Wir kennen nicht die deſſauiſchen Judengeſetze, wir bringen nur den allgemeinen Stand der damals in Deutſchland herrſchenden Verhältniſſe in Rechnung, um ermitteln zu können, aus welchem ſumpfigen Boden Mendelsſohn erwuchs, um ſich ſcheu und ſchüchtern an das Licht des Tages hinauszuwagen. Die deutſche Chriſtenheit von damals war in ihren Maximen und Anſichten ſehr zwieſpältig; jedes Ländchen, jede Stadt beinahe hatte ihren beſonderen Leibzoll oder Judenzwang. Allgemein aber war, ſo weit die deutſche Zunge reichte, die Beſchränkung der jüdiſchen Erwerbszweige auf den Wucher und den Kleinhandel mit Schnittwaaren und alten Kleidern. Die Judenkinder lernten hebräiſch, um das alte Teſtament, die einzige Beglaubigung ihres Zuſammenhangs mit Gott und guten Geiſtern, verſtehen zu können. Waren ſie in der Sprache fertig, ſo gingen ſie zum Talmud und deſſen Commentaren über und verloren ſich im Labyrinth dieſer endloſen düſtern Spitzfindigkeiten. Man nahm damals zu Rabbinern und Lehrern im Talmud meiſt polniſche Juden; man hielt dieſe für ſchriftgelehrter, für zäher, feſter, der weichlichen Hingebung, die der halben Bildung eigen iſt, weniger zugänglich. Dieſe polniſchen Lehrer machten durch ihre geiſtige Verfaſſung und Geſinnung, durch Sitte und Gewohnheit, durch ihre Kleidung und ihre ganze körperliche Erſcheinung die Kluft zwiſchen dem, was Deutſch und Jüdiſch hieß, immer weiter. Der deutſche Jude hatte keine Ahnung, daß er den Wohlthaten eines neuen Zeitalters entgegenging. Er wußte nur, daß er mit einem Fluche beladen war, den die Chriſtenheit ſehr ſorgſam wie einen umgekehrten Heiligenſchein um ſein Haupt pflegte, um in dem Fall einer beſonderen Anwandlung für beſondere Raſerei einen Gegenſtand bereit zu haben.

Der Jude in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts glich noch ganz dem deutſchen Juden des ſechszehnten; kaum bot das Gemiſch von Deutſch und Jüdiſch in der Sprache einige Unterſchiede je nach der Farbe der Zeiten. Früherer Fanatismus hatte zu blutigen Verfolgungen geführt; dieſe hatten aufgehört, aber man wußte nicht, ob ſie wiederkehrten, ob man nicht fette Opfer für eine Zukunft aufſparte. Führte doch die Chriſtenheit in ihrem eigenen Schooße noch immer dann und wann einen ſeltſam ungeheuerlichen Hexenproceß. Der Geiſt des Chriſtenthums war matter geworden, aber nicht milder, und die Religion der Liebe trug noch immer auf ihren Trophäen, in ihrem Wappen Menſchenblut. Die Welt der Bildung war delicater, vornehmer geworden, aber nicht humaner. War der Jude früher wüthend gehaßt, ſo ward er jetzt als lächerlich verſpottet; früher ein Geſpenſt des Aberglaubens, war er jetzt zum

Gegenſtand des perſönlichen verächtlichen Ekels geworden. So ſchuf ſich die Chriſtenheit am Judenthum immer, je nach dem Zeitalter, wie ſie es brauchte, ihr Gegenſtück, die zuſammengeballte Schreckgeſtalt ihres eigenen Schattens, ihrer eigenen Thorheiten und blöden Gelüſte. Was ſchmachvoll oder ſeltſam geartet am Judenthum erſcheint, iſt das Ergebniß jahrhundertlanger Grauſamkeit, Willkür und Befangenheit. Ich weiß nicht, was mitten in der bürgerlichen Geſellſchaftsordnung eine empfindlichere Trennung zwiſchen dem Juden und Deutſchen hervorgerufen: der Haß, der ſich auf Augenblicke ſättigt, oder die Verächtlichkeit, die nie müde wird. Der deutſche Jude des achtzehnten Jahrhunderts war als Mitglied einer verfluchten Secte in ſeinen nationalen Formen noch ebenſo ſtarr und ſteif in ſich verknöchert; aber ſobald die phyſiſche Gewalt der Verfolgung nachgelaſſen, wagte er ſich langſam, klug und ſchüchtern aus den Schlupfwinkeln ſeiner Verbannung hervor in's Leben, das ihm voll verbotener Früchte hing. Mit einer Art von Heißhunger fiel er darüber her, wo ihm auch nur eine Schale zu rechtlichem Beſitz zugeworfen wurde. Wo er einen Fetzen Raum gewonnen, da ſetzte er ſich mit einer unerbittlichen Zähigkeit feſt; wo ihm das Gefühl irgend einer Sicherheit aufſtieg, verwandelte ſich die ehemalige Schüchternheit in jenen halsſtarrigen Trotz, der die ganze langverhaltene Kraft eines folgerechten Egoismus entwickelt.

So war die Maſſe. Wir wollen jetzt Den betrachten, der zu ſeiner Zeit unter Seinesgleichen als Ausnahme galt, aber in ſeiner Nation ſelbſt einen ſegensvollen allgemeinen Wendepunkt hervorrief. Moſes Mendelsſohn muß als Derjenige angeſehen werden, der das Judenthum aus ſeinen eigenen inneren Quellen herauf emancipirte, es von der ſtarren, in ſich ſelbſt zuſammengeknäulten Mißform erlöſte, es geiſtig befähigte, ſich an der Geſtaltung der Welt lebendig und mit Hingebung zu betheiligen. Dieſe Selbſterlöſung hat das Judenthum in ihm erlebt.

Der Vater des Moſes, Lehrer an der Anfangsſchule zu Deſſau, trug den ſchwächlichen, wenig über drei Jahre alten Knaben täglich in die Schule, im Winter noch vor Anbruch des Tages, in einen zerlumpten Mantel gehüllt. Der Knabe ſchien geiſtig ſchneller wachſen zu wollen als phyſiſch; der Vater überzeitigte die innere Reife; Moſes machte zehn Jahre alt ſchon hebräiſche Gedichte. Er hat dieſe Zeugniſſe ſeiner Gelehrſamkeit, weil ſie nicht die geringſte dichteriſche Ader verriethen, ſpäter vernichtet. Aber er wurde die Bewunderung ſeines Lehrers, des Rabbi Fränkel. Seine Frühreife zog ihm ſchon in der Kindheit eine ſchwere Nervenkrankheit zu, in deren Folge ſich ſein Rückgrat krümmte. Auch blieb die Schwäche der Nerven zurück, und mit dem höheren Alter nahm die Mißgeſtalt wieder zu, während ſie ſich in der Zeit ſeiner Blüthe ausgleichen zu wollen ſchien. — Der innere Menſch in ihm war geweckt, da wurde Fränkel als Oberrabbiner nach Berlin berufen. Geldgier hieß im gemeinen Juden, den die Chriſtenheit auf den Wucher verwies, die Spannkraft der Seele. Wißbegierde war die gleich ſtarke Regung in Moſes. Mit dem Worte Gewinnſucht bezeichnen wir das Gemeinſte und Edelſte im Menſchen. Moſes wollte im Reiche des Geiſtes Schätze gewinnen, und das Jahrhundert ſchien mit der allgemeinen Verbreitung franzöſiſcher Sprache und Bildung dafür gemacht, ſich ohne alle nationale Anregung oder Bedingung den geiſtigen Intereſſen der Welt zuwenden zu können. Moſes hatte in Deſſau noch kein deutſches Buch geleſen; deutſche Lecture galt im orthodoxen Judenthum von damals als Felonie, als Hinneigung zum Nazarenerthum, als Nationalfrevel. Moſes ſprach mit lispelnder Zunge das Deutſchjüdiſch ſeines Stammes; er hatte nur ſein Hebräiſch gelernt. So mangelhaft geiſtig ausgerüſtet, faßte er den Entſchluß, ſeinem Lehrer nach Berlin zu folgen, vierzehn Jahre alt, ein häßlicher kleiner Judenknabe, ohne Geld, ohne Bekanntſchaft, ſcheu, blöde, ohne Muth, voll Furcht vor der Grauſamkeit und Gewaltluſt der großen Welt, aber doch insgeheim von der brennenden Sehnſucht nach geiſtiger Bereicherung gequält und getrieben.

Die ſeinem Stamme und mehr noch ſeiner Natur angeborene Schüchternheit hat er auch im reifen Vollgefühl ſeiner fertigen Bildung nicht verloren; es hat ihn noch in der Zeit, wo er geſucht war und für berühmt galt, immer erſchreckt, wenn man ihm Achtung bezeigte. Die Zähigkeit des Geiſtes, der Welt ihre Geheimniſſe, den Wiſſenſchaften ihre Quellen, der ganzen Menſchheit ihre oft verdeckten beſſeren Triebfedern abzulauſchen, dieſe unermüdliche Dehnbarkeit der Seele hat er in ſeinem Alter noch weniger verloren, obſchon das Gefühl ſeiner beengten Stellung als Jude ſeine wiſſenſchaftlichen Feldzüge wo nicht kreuzte, doch ſchwächte. Er iſt kein Eroberer im Felde der Wiſſenſchaften geworden, kein Entdecker neuer Welten, neuer Richtungen; er hat ſich vielmehr ſehr mühſam und allmälig im vorhandenen guten Kern der Menſchheit mit ſeinen Gedanken eingeniſtet, um der Welt zurufen zu können, ſie ſolle auf das bisher Errungene ſich beſinnen, um mit dem ſchon gewonnenen Beſitz ſich ein leidlich harmoniſches Daſein zu geſtalten. Er hat ſich ſehr kümmerlich behelfen müſſen, nicht blos mit dem Stück Brot in der Jugend, auch mit der Nahrung, die ihm das Zeitalter für ſeinen Wiſſenshunger bot. Es bleibt, ſieht man ihn ſpäter im Genuß ſeiner Errungenſchaften, bewundernswürdig, wie er aus den einzeln zuſammengeſtoppelten Beſitzthümern leiblich und geiſtig ein harmoniſch gefügtes, menſchlich ſchönes Ganze hervorrufen konnte.

Moſes begann in Berlin ſehr kümmerlich ſeinen Unterhalt zu finden; er lebte vom Abſchreiben und von ſeinem Hebräiſch. Eine ſchlechte Dachkammer barg die dürftige Hülle des kleinen Menſchen; ſein Erwerb war ſo ſpärlich, daß er auf dem Brote, das täglich ſeine Mahlzeit abgab, ſtrichweiſe die Tage der Woche bezeichnete, um zu wiſſen, wie weit er damit reichte, um ſeinem Hunger im voraus Grenzen zu ſtecken. Moſes verſtand, als er nach Berlin kam, zwei Jahre nach der Thronbeſteigung Friedrich's, weder Latein noch Griechiſch. Er ſuchte ſich dieſe Grundbedingungen einer claſſiſchen Bildung zu verſchaffen, ob es ſchon immer fühlbar an ihm blieb, daß er hier nur tropfenweis nachgeholt, wo Andere ſich im vollen Strom erſter Jugendaufregung gebadet. Er ſelbſt ſpürte das Zeit ſeines Lebens, zumal ſpäter neben Leſſing, dieſem vom Mark der alten Claſſiker vollauf Genährten. Das Gelüſt nach modernem Wiſſen, nach neueren Sprachen ward bald ebenſo drängend in ihm; die Zeit der Aufklärung war herangebrochen; Jedermann war voll von den franzöſiſchen Ironiſten, von den engliſchen Skeptikern. Die jüdiſchen Rabbiner verketzerten jede moderne Sprachkenntniß; ſie weiſſagten den moraliſchen Untergang des Judenthums, falls die Parteinahme an den Intereſſen der chriſtlichen Völker um ſich griffe. Nur den Medicinern war der Beſuch einer Univerſität geſtattet. Die Judenſchaft ſelbſt legte dies Verdict auf die Pflanzſtätten der Bildung. Moſes mußte heimlich ſeinen Gelüſten nachgehen. Er drängte ſich an die jüdiſchen Aerzte in Berlin; im Umgange mit ihnen gewann er das erſte Zutrauen zu ſich ſelbſt. Er trieb eifrig die mathematiſchen Wiſſenſchaften, ebenſo eifrig Engliſch; er las Locke mit einer Begier, als ſollte dieſer ihm den Schlüſſel zu den Geheimniſſen der Welt reichen. Nicht Locke, Leibnitz ward der ihm naturgemäße Philoſoph, deſſen Lehre von einer ſeit Urbeginn vorherbeſtimmten, harmoniſch gegliederten Welt ihm die beſte Zuflucht für bedrängte Geiſter ſchien. Locke und die Mathematiker gaben ihm nur die Formen für die damals übliche Dialektik in metaphyſiſchen Dingen. Um einen Satz zu beweiſen, widerlegte man die Annahme vom Gegentheil. In der Frage über Gottes Daſein ſagte man: Geſetzt er iſt nicht, wie dann? Man führte die umgekehrte Behauptung ad absurdum und nannte dieſen Wahrſcheinlichkeitsbeweis mathematiſche Sicherheit. In dieſer Methode des Philoſophirens erwuchs Mendelsſohn in Berlin.

Seine äußeren Verhältniſſe hatten ſich günſtig geſtaltet, ſeitdem ein jüdiſcher Seidenfabrikant, Namens Bernhard, ihn als Erzieher ſeiner Kinder in ſein Haus genommen. In dieſem Hauſe blieb er auch nach Erledigung der pädagogiſchen Aufgabe; er correſpondirte für die Handlung ſeines Principals, er trat in die Functionen eines Buchhalters und wurde in ſeinem hohen Alter nach dem Teſtament des Freundes und der Beſtimmung von deſſen Witwe am Geſchäft betheiligt. Mit dem Aufenthalt im Hauſe des begüterten Fabrikanten begann die gute Epoche für unſeren Philoſophen; er konnte ſich erlauben, bequem zu leben, ob er ſchon den Haupttheil ſeines Tages jetzt an das Comptoir abtreten mußte. Er war noch Lehrer der Kinder, als er 1750, 21 Jahre alt, in hebräiſcher Sprache eine moraliſche Wochenſchrift unternahm. Daß in ihr ſchon moderne Luft wehte, beweiſt das Verbot derſelben durch die Rabbiner. Es waren nur zwei Hefte erſchienen, als ſie unterdrückt wurde. Vier Jahre darauf knüpfte ſich zwiſchen Leſſing und Moſes das für Beide ſegensreiche Verhältniß an, ein früh geſchloſſener Bund, der doch für das ganze Leben Beider, ja über den Tod des Einen hinaus wirkſam und in lebendiger Gegenſeitigkeit ausdauerte. Leſſing war zum zweiten Male in Berlin, das ihn als der Tummelplatz der Freigeiſter anzog. Mendelsſohn ward ihm — als Schachſpieler empfohlen. Nach einem halben Jahre meldete er auswärtigen Freunden: ich habe einen zweiten Spinoza gefunden, Moſes wird dereinſt die Ehre ſeiner Nation ſein! — Der zweite Ausſpruch war eine ſehr richtige Vorausverkündigung. Beide Männer waren von gleichem Alter, in demſelben Jahr geboren; ſie zählten fünfundzwanzig. In allem Uebrigen waren ſie Gegenpole nach Naturell, Beſtrebung, Wollen und Können. Ihre treu feſtgehaltene Freundſchaft lag alſo in dem Reiz der Gegenſeitigkeit und zugleich in dem Gefühl des Bedürfniſſes zu wechſelsweiſer Ergänzung begründet.

In dieſem Verhältniß zu Leſſing reifte Mendelsſohn erſt zu einem fertigen, der Oeffentlichkeit angehörigen Charakter heran; in dieſer Beziehung zu dem claſſiſchen Herkules der Literatur unſerer Altvordern liegt auch der Werth, den wir auf Mendelsſohn legen, bedingt. Leſſing, der Wittenberger Magiſter, hatte ſich in Leipzig die erſten literariſchen Sporen verdient; ſeine Fabeln und Sinngedichte waren erſchienen, ſein Freigeiſt, Schatz, Jude waren damals ſeine erſten, nicht ganz geglückten dramatiſchen Verſuche geweſen, auf den Bretern den hohlen Schwulſt und die leere Tändelei durch die Macht der nächſten Wirklichkeit, durch wahres Leben aus dem Bewußtſein der Zeit zu verdrängen. Er ſchwankte noch immer zwiſchen Theater und Kanzel, ohne zu wiſſen, daß ſein Inſtinkt, zwiſchen beidem nicht zu wählen, ſondern beides ſchöpferiſch zu verbinden, ihn am richtigſten führen werde. Der Reiz nach der metaphyſiſchen Debatte, der heiße Drang, den Wuſt deutſcher Gottesgelahrtheit mit rationellem Beſen auszufegen, der lüſterne Kitzel, in der Bücherwelt Perrücke und Reifrock ſein aber durchdringend auszuklopfen, der große Entwurf, den ängſtlich prüden deutſchen Menſchen auf der Bühne Gemälde ſtarker Leidenſchaften vorzuführen — das Alles gährte damals mächtig, aber noch unklar in Leſſing's feurigem Gehirn.

Wir gewinnen von ſeiner Perſönlichkeit ein unrichtiges Bild, wenn wir ſie uns nach der claſſiſchen Einfachheit und Grazie, nach der gediegenen Fertigkeit und Ruhe, nach der ſicher treffenden, ſcharf und fein geſpitzten Dialektik ſeiner Sprache vorſtellen wollen. Jene Ruhe, wie ſie in der Abfaſſung ſeiner Werke vor uns liegt, war eine erworbene, keine angeborene, jene Virtuoſität in der Kritik, zu ſpielen und zu hänſeln, wo er oft lieber mit Keulen dreingeſchlagen, war das Ergebniß ſeiner Berechnungen, der Kryſtall ſeiner geſchliffenen Rede eine Errungenſchaft tiefer, hartnäckiger, gewiſſenhafter Studien. Die Genialität ſeines Geiſtes hatte im perſönlichen Ausdruck etwas Unſtätes, Ungefügiges. Er dürſtete nach Unternehmungen, denn ſeine größten Thaten ſchliefen damals noch in ihm; er ſchien gleichſam beuteluſtig, gierig nach Stoffen für ſeinen ſchöpferiſchen Drang. Ganz in Allem das Gegentheil zum ſchüchternen Moſes, der ſich gern mit Hamlet in eine Nußſchale verkrochen hätte, um die Welt Gottes in nuce und ohne Lärm und Störung zu durchſchmecken. Dazu kam Leſſing's Reiſeluſt, der quälende Reiz, die Welt zu ſehen; Moſes ſaß gern wie ein Wurm emſig und ſtill am Blatt, noch lieber an einer Wurzel feſt. Er hatte auch geiſtig keinen Hang zur Bewegung; aber er wich auch niemals von der Stelle, er zernagte unabläſſig ſeinen Stoff, und in dieſer unerbittlichen Zähigkeit ſeiner Seele lag für den ſtürmiſch hinſchleudernden Leſſing, der wilde Ausſprüche oft genug zurücknehmen, haſtige Eroberungen ebenſo ſchnell wieder abgeben mußte, eine wohlthuende Art der Ergänzung und Ausfüllung ſeiner eignen Natur.

Daß Mendelsſohn als Menſch und als Denker ihm fortgeſetzt ein Gegenſtand ſolcher Art geblieben, bewies er wol ziemlich deutlich zwanzig Jahre nach der erſten Anknüpfung ihrer Bekanntſchaft in ſeinem Nathan. Man iſt beim Nachweis der Einwirkungen des Juden auf den Chriſten zu weit gegangen, wenn man in der Perſon des Nathan den lediglichen Abdruck Mendelsſohn's geſehen hat, wie ebenfalls der Derwiſch im Stücke das Portrait eines Zeitgenoſſen, eines Lehrers, der in Mendelsſohn's Hauſe ein- und ausging, der Tempelherr aber in der ganzen drallen, ſtürmiſchen und unwirſchen Art, ſich zu gebahren, ein abſichtlich bezwecktes Selbſtconterfei Leſſing's genannt worden iſt. Inzwiſchen, wo die Abſichtlichkeit fehlt, da thut der Inſtinkt oft weit mehr. Der dunkle Inſtinkt iſt ſelbſt in Leſſing's Schöpfungen, die das klare Facit genau abgegrenzter Factoren zu ſein ſcheinen, mächtiger geweſen, als es nach der gewöhnlichen Annahme glaublich ſein will. Das Gedicht Nathan entwickelt uns den ganzen Proceß der religiöſen Debatte in Deutſchland, wie er ſich in jener dunſtbefreiten, vernunfthellen, aber zugleich etwas empfindlich kühlen Aetherregion des Verſtandes geſtaltet haben mochte. In dieſer Aetherluft ſuchten und fanden ſich damals als Vertreter der Aufklärung Chriſt und Jude. Boccaccio's Märchen von den drei Ringen ſchien recht eigens wie dazu gemacht, den Stein der Weiſen, nach welchem Schwärmer und Alchymiſten thörichterweiſe materiell geſucht, ſinnbildlich zu deuten, die Lehre der Humanität, wie ſie in der Menſchenverbrüderung der Freimaurerlogen nach Formen ſuchte, ſymboliſch-mythiſch abzufaſſen und mit Beſeitigung aller überlieferten Offenbarung eine Allerweltsreligion kraft menſchlicher Vernunft ausfindig zu machen.

Es iſt ſehr wohl denkbar, daß Leſſing auch ſeinen Glauben von der Erziehung des Menſchengeſchlechts, ſeine Hypotheſe von deſſen religiöſer Emancipation auch ohne Moſes Mendelsſohn ganz in gleicher Sicherheit, Kraft und Unerſchütterlichkeit in ſich ausgebildet hätte; Leſſing war ja darin nur der Vollzieher deſſen, was ſein ganzes Jahrhundert ihm erbeigenthümlich überliefert, um es frei aus ſich ſelbſt herauszugebären. Aber die Unterſuchung, ob er ohne den jüdiſchen Freund ſeine Univerſaltheorie zu Stande gebracht, wäre ſo unnütz wie die Frage, was aus uns geworden, hätte Adam nicht in den Apfel gebiſſen, ſo unnütz als Leſſing's Annahme einer Entwicklung der Menſchheit ohne alle Vorverkündigung ihrer geheimnißvollen Schickſalsfügungen, ohne allen Mythus im heiligen Bilde Chriſti. Der weiſe Sokrates jüdiſchen

Stammes war einmal da als Genoſſe und Freund ſeines beſten Gedankenlebens, und wenn Leſſing den Kosmopolitismus einer Univerſalreligion zum Thema einer Dichtung machte, ſo konnte es nicht fehlen, daß auch Portraitzüge perſönlicher Art ungeſucht mit einfloſſen. Es ſtellt uns den Werth der Beziehung beider Männer zu einander nicht weniger hoch, auch wenn wir die Unterſuchung verwerfen müſſen, wer von Beiden der vorherrſchend Einwirkende geweſen. Geiſtige Gemeinſamkeit ſolcher Art und von ſolcher Dauer läßt ſich nicht nach mathematiſchen Geſetzen berechnen. —

Wir ſind mit dem Nathan bis ans Ende von Leſſing's Leben übergeſprungen, kehren aber jetzt zum Beginne der Bekanntſchaft mit Mendelsſohn zurück. Als der Dichter damals nach Potsdam ging, um in Ruhe ſein Trauerſpiel Sarah Sampſon zu ſchreiben, war die in Berlin geſchloſſene Freundſchaft bereits unzweifelhaft feſt. Der Briefwechſel ward der fortgeſetzte Umgang beider Geiſter. Für den Philoſophen Mendelsſohn war der ſchöpferiſche Leſſing ein Lebenswecker. Sie arbeiteten zuſammen den in Leſſing's Werken befindlichen Aufſatz: „Pope ein Metaphyſiker". Mendelsſohn's „philoſophiſche Geſpräche" gab Leſſing hinter deſſen Rücken heraus; damit war der ſchüchterne Jude plötzlich in die Oeffentlichkeit gedrängt. Noch in demſelben Jahre folgten ſeine „Briefe über die Empfindungen". Hier mit dieſen Briefen verließ Mendelsſohn die Abſtraction des mathematiſchen Philoſophirens, wie es Berlin und ſein Zeitalter liebte. Er ſpürte zum erſten Male die Pulſe eines warmbewegten Herzens mitten im Calcul des nüchternen Verſtandes. „Ich werde der Metaphyſik etwas untreu jetzt", ſchreibt er aus jener Zeit, „bekomme einen ziemlichen Anſatz von bel esprit. Wer weiß, ob ich nicht noch Verſe mache! Madame Metaphyſik mag es mir verzeihen!“ Er ſpricht auch von der Mühſamkeit des Ausarbeitens, von der Wolluſt des Leſens und Denkens. — Er war in der That eine mehr genießende, die Entdeckungen und die Arbeit Anderer harmoniſch zuſammenfügende Natur. Sein Scharfſinn ſorgte nur immer, daß aus Allem auch der rechte Gewinn für das Daſein der Menſchen erwüchſe, um Leben und Geſellſchaft zu einem freundlichen Ganzen abzurunden.

Es erfolgte für ihn die Bekanntſchaft mit Sulzer, mit Nicolai, der ihn einen edeln, vortrefflichen Menſchen nannte. Es begann ſeine Mitwirkung zur „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freien Künſte“. Er ward Mitglied einer Geſellſchaft von hundert Berliner Gelehrten, die ſich allwöchentlich in einem Kaffeehauſe verſammelten und ſich wiſſenſchaftliche Arbeiten vorlaſen.

In ſolcher Veranlaſſung ſchrieb Mendelsſohn ſeinen Aufſatz „über die Wahrſcheinlichkeit“. Endlich faßte er ſein ganzes Glaubensbekenntniß in einer Widerlegung Rouſſeau's zuſammen. Wir haben in dieſer Polemik den ganzen Menſchen in ſeiner Liebenswürdigkeit wie in ſeiner Beſchränkung bei einander. Mithin verweilen wir bei dieſer Arbeit, um den Kernpunkt ſeiner Eigenthümlichkeit zu bezeichnen. Er überſetzte 1756 Rouſſeau's Abhandlung über die Ungleichheit unter den Menſchen und fügte ſeine Bemerkungen als einleitende Worte hinzu.

Rouſſeau's große Entdeckungen werden von Mendelsſohn nicht entkräftet, vielleicht nur hier und da geordnet und auf den Boden eingeſchränkt, wo ſie volle Gültigkeit behalten. Die Cultur, dies Ergebniß jahrhundertlanger Mühen der Geſchlechter, ſchleppt alle Gebrechen der Menſchennatur mit ſich. Dieſe wachſen mit den Vorzügen alternder Jahrhunderte gleich ſtark in uns auf, alle Triebe raffiniren ſich, die Tugend verliert mit der Bildung der Völker die ſchlichte Einfalt der ſpartaniſchen Kraft, während die Laſter ſich mit dem Schimmer, ſelbſt mit der Grazie der feinen Geſittung ſchmücken. So wird uns der Friede, der Schooß der Bildung und des Glücks, zu einer elenden Knechtſchaft in üppigem Behagen, der Staat, dieſer Verein freier Seelen, zur Despotie, hinter deren ſtarrer Ruhe die Feigheit ſich bequem und ſicher fühlt. Das iſt die Entdeckung Rouſſeau's. Er machte ſie nicht in der abgeſchloſſenen Stille des einſamen Denkers, ſondern mitten im Gewühl einer ſittlich untergrabenen Welt, im Aufruhr eines leidenſchaftlich bewegten Herzens. Wenn er deshalb ſein Wehe! über die Mißformen des modernen Lebens, ſein Sauve qui peut! ausruft, die Wilden in der Wüſte preiſt und die geſammte Civiliſation zur Rückkehr in die Unſchuld der erſten Natur zwingen möchte, ſo müſſen wir ihn im Tumult ſeiner heimiſchen Zuſtände, ſeine Perſon im Conflict ſeines Zeitalters begreiflich finden.

Mendelsſohn begegnete ihm nicht mit dem Spotte Voltaire's, der es lächerlich fand, im Menſchen das Gelüſt erwecken zu wollen, auf allen Vieren zu kriechen. Der deutſche Mendelsſohn corrumpirte nicht die Sätze ſeines Gegners, um ſie zu widerlegen. Er fand in Jean Jacques keine kindiſche Liebe zur Seltſamkeit, er fühlte ſich ergriffen von dem hinreißenden Feuer ſeiner Beredtſamkeit, die uns wider unſeren Willen auf eine Seite hindrängt, die weitab lag von aller bisherigen Denkungsart; er ſchrieb an Leſſing, dieſe Sprache des Herzens, „dieſe mächtige Bezauberin redlicher Geiſter", habe in allen Schriften Rouſſeau's zu untrügliche Merkmale, um ſie für unwahr, für unehrlich zu halten. Dieſer Ehrlichkeit ſetzt er aber doch, obſchon in zagem Ausdruck, die ganze ſtille Feſtigkeit ſeiner eigenen Ueberzeugung entgegen. Er erfaßt ſeinen ſtürmiſchen Gegner an dem Zugeſtändniß, der wilde Sohn der Natur, der ſich frei fühle von den raffinirten Tugenden und Laſtern der Geſellſchaft, ſei bildungsfähig, habe gleichwohl den Trieb zur Vervollkommnung als Bedingung eines vernunftbegabten Weſens in ſich. Dieſen Beruf und dies Ziel zur Vervollkommnung ſichert er nun der ganzen Entwicklung der Menſchheit; er rettet ſeinem Zeitalter die Zuverſicht auf dies Heil, wie verworren auch kreuz und quer der Lauf der Weltgeſchichte ſich geſtaltet habe. Er ſichert uns den Glauben, der Abfall von der Natur ſei in der Entwicklung des Einzelnen wie des Geſchlechts nicht zugleich ein Abfall von Gott. Jede neue Entfaltung von Kräften, dies iſt ſeine Anſicht, beginnt eine Erweiterung unſeres Daſeins, mit jeder neuen Erfindung erwachen neue Bedürfniſſe, mit jedem Bedürfniß neue Schranken, mit jedem Reichthum neue Entſagung, mit jeder Tugend ein neues Gebrechen. Um des Schattens willen verwirft man aber keine Geſtalt, und das Böſe iſt nur der Schatten des Dinges. In der Möglichkeit des Böſen liegt die Tugend und die Freiheit bedingt. Die Welt iſt eine immer reichere Entwicklung von Kräften.

Goethe lobte an Mendelsſohn die autodidaktiſche Bildung. In dieſem Thema kam ſie zur vollen Erſcheinung. Mendelsſohn brauchte nur an ſeine Bruſt zu ſchlagen, um die Wohlthaten der Cultur, den Segen geiſtiger Bereicherung zu preiſen. Aus dem dumpfen Winkel ſeines eingeklemmten Herkommens hatte ihn nur der Trieb des

Wiſſens, der Drang nach Bildung erlöſt. Ihm war nichts überkommen, alſo hatte ihn nichts überſättigt, Alles hatte er ſich errungen, und mit jeder neuen Eroberung im Reiche des Denkens und Empfindens ſtieg das Wohlgefühl einer freien Seele, die ſich ihr gutes Recht an den geiſtigen Schätzen eines vorgerückten Jahrhunderts erwarb. Sein Antheil an der Aufklärung der Geiſter war erworbenes Eigenthum, und dieſer Beſitz war nur im Verkehr und im Austauſch mit ſeinen Nebenmenſchen ein Segen. Rouſſeau wollte den Menſchen wieder zum Einſiedler machen. Mendelsſohn preiſt mit rührender Freude und Dankbarkeit die Reize der Geſelligkeit, ohne die Unſchuld des Geiſtes je eingebüßt zu haben. „Und wie ſollte ich deiner vergeſſen, göttliche Freundſchaft!“ ruft er im Hinblick auf Leſſing, „ſüße Erquickung der Geiſter, ohne welche uns Natur mit allen ihren unſchuldsvollen Herrlichkeiten in der äußerſten Nothdurft ſchmachten läßt!“ — Nur in den Beziehungen zum Menſchen galt ihm der Menſch etwas, und in dieſen Beziehungen ſteigern ſich nach ſeiner Anſicht alle Kräfte, geſtaltet ſich die Familie, erwächſt die Geſellſchaft zum Staat. Reichte die Aufklärung ſeiner Zeitgenoſſen noch nicht aus, um in Familie, Geſellſchaft und Staat die Herrſchaft der Menſchenliebe feſtzuſtellen, ſo blieb es nach ſeiner Meinung einer zukünftigen Stufe der Menſchheit vorbehalten, dieſe freundſelige Schwärmerei eines guten Herzens, dieſe liebenswürdigen Combinationen eines vorſichtigen Verſtandes zu verwirklichen. Es ſei, wie er ſagt, ſchon überhaupt viel gewonnen, wenn man den Glauben an den Beruf der Menſchheit zum Fortſchritt feſthielte, die Zuverſicht, es werde zunächſt immer beſſer und [illegible]ller unter den denkenden Köpfen, nicht preisgäbe.

An dem Zugeſtändniß der Vervollkommnungsfähigkeit, die Rouſſeau ſeinem Wilden nicht abſprach, nahm er deſſen ganze Weisheit vom nothwendigen und heilſamen Rücklauf aller Culturgeſchichte in ihrem nackten, kahlen Anfangspunkt gefangen.

Mendelsſohn war die kindliche Seele, die mit Verſtand zu genießen wußte, was die Aufklärung der Geiſter bereits an Segen über die Creatur gebracht hatte. Rouſſeau's Lehre hinterließ in Deutſchland einen in ſpäteren Jahren erſt fühlbaren ſauern Reſt an trübſeliger Befangenheit. Dies Phlegma nach verflogenem Spiritus wurde von hausbackenen Stubengelehrten wiſſenſchaftlich durchgeknetet. Erſt zu Anfang der ſiebziger Jahre, unter den Einflüſſen von Oſſian, Young und der Schwermuth der unter Thränen lächelnden engliſchen Humoriſten wurde dies gährende Element des Trübſinns in Werther's Leiden wieder flüſſig und mächtig. Die deutſche Wiſſenſchaft käuet oft ſehr lange nach, was der Schwung und Witz des Genies für Augenblicke zum Zünden hinwarf. Es iſt ſchon vorgekommen, daß deutſche Gelehrſamkeit ſolche Schwefelfäden, die zünden ſollten, nach Jahr und Tag ſehr gewiſſenhaft als ſolide Speiſe zu ſich nahm und zu verdauen ſuchte.

Mit Thomas Abbt unter Anderen wurde in den ſechziger Jahren der Rouſſeau'ſche Einfluß in Deutſchland gründlich zerbalgt und bis ins Philiſterhafte zerſetzt. Thomas Abbt, vor dem der gelehrte Gervinus ſoviel Reſpect hat, während er den feinen, geſchmackvollen Moſes ſehr gering anſchlägt, gehörte zu den abſtruſen Grüblern, die in einem ſchauderhaften Deutſch platte Fragen über die Beſtimmung des Menſchen für philoſophiſche Skepſis ausgaben. Der Wuſt gelehrter Beziehungen in ſeinen Schriften kann über den markloſen Jargon dieſes Forſchers nur Denjenigen täuſchen, der ſich in ähnlichen Elementen gefangen ſieht und hier und da ſich um die beſte Wirkung ſeiner an ſich tüchtigen und geſunden Lebenskraft bringt. Thomas Abbt's Zweifel an der Beſtimmung des Menſchen ſind ſo roh und beſchränkt, wie ſie nur je der Philiſter in melancholiſcher Nebenſtunde, der Pedant bei ſchlechter Verdauung äußern konnte. Seine prahleriſch hohlen Beweiſe von der Statthaftigkeit und vom Werth eines Todes fürs Vaterland ſind ebenſo lächerlich, als ſeine Winſelei, daß das echte Verdienſt unbelohnt auf Erden bleibe. Wie ſchön ſind Mendelsſohn's Widerlegungen dieſes faulen Trübſinnes, den er übrigens aus Achtung vor Abbt's Ehrenhaftigkeit als Menſch in ſeinen Aufſätzen für die Literaturbriefe ſehr ſchonend behandelt. Abbt ſtarb ſehr früh, ſchon 1766, in ſeinem achtundzwanzigſten Lebensjahre. Der Hof von Bückeburg mochte nicht viel Freude an ihm gehabt haben; die nächſte Wahl, die auf Herder fiel, war um ſo glücklicher. Wie liebenswürdig und wahr iſt gegenüber jenen leeren Klagen über Mangel an Lohn für das wahre Verdienſt Mendelsſohn's einfache Weisheit, die das tiefe, ſtille Selbſtgefühl des Menſchen als den Triumph der Glückſeligkeit bezeichnet. Wozu? weshalb? wohin? dieſe Fragen eines innerlich bangen Zeitalters nahm damals der blanke Verſtand in die Hand, und er handhabte ſie weit unkluger, als ſpäter das brütende Gemüth, deſſen Losbruch mit Werther (1773) begann. Mendelsſohn ſagte zur Schwermuth des befangenen Abbt: „Wir leiden vielleicht zur Vollkommenheit des Ganzen!" und mit dieſem Vielleicht deutete er die ganze Beſcheidenheit eines tieferen Bewußtſeins an.

Es iſt anzunehmen, daß Mendelsſohn bereits mit ſeiner milden Polemik gegen Rouſſeau, womit er deutſchen Sinn gegen franzöſiſche Skepſis vertrat, unter den denkenden Köpfen unſeres Landes ſtarke Sympathien und den Ruhm gewann, der eigentlich erſt einige Jahre ſpäter ſeinem Phädon zu Theil ward. Deutſch — und franzöſiſch: ſo löſt ſich auch am beſten die Debatte über Heil und Unheil der Cultureinflüſſe. Mendelsſohn hatte für Deutſchland ſo gut Recht, wie Rouſſeau für Frankreich. Deutſchland hat der Verbreitung der Bildung Alles zu danken, gleichviel ob ſie zu Wieland's Zeit Urbanität, in Herder's Epoche Humanität hieß, von Schiller und Goethe unter dem Begriff Cultur zuſammengefaßt wurde, oder in unſeren Tagen ſich als Heranbildung der Maſſen zum Bewußtſein bezeichnen läßt. In Frankreich hatte der Hof gleichzeitig mit ſeiner politiſchen Entwicklung die Bildung gepflegt und in ſeiner Luft heranwachſen laſſen. In der überfeinerten Blüthe ergab ſich dort ein Wurm des Todes, die Königsmacht wurde dort eine launenhafte Despotie, die Geſelligkeit mit ihren Reizen ein Sumpf raffinirter Gelüſte, die feine Bildung ſittenloſe Entartung. In Deutſchland erwuchs die Cultur von unten auf, im Schooß des Volkes, die Bildung ward hier für den Einzelnen wie für die Maſſen ein ſelbſterworbener Gewinn, und was wir Freiheit nennen, iſt unter uns nur durch die Intelligenz, nicht ohne ſie erreichbar. Mendelsſohn fühlte das nicht im ganzen Umfange, aber ſein Inſtinkt und ein Rückblick auf ſeine eigene Entwicklung ließen ihn das verſchwiegen fühlen.

In demſelben Jahre, 1767, in welchem Leſſing zu Hamburg in ſeiner Dramaturgie den Rieſenplan entwarf, den Deutſchen ein Nationaltheater zuvor kritiſch in

Contouren und Abriſſen zu conſtruiren, erſchien Mendelsſohn's Phädon. In dieſem Buche berührte Mendelsſohn mit zarter Hand einen blosgelegten Nerv ſeines Zeitalters. Er ward mit dieſen Geſprächen über die Unſterblichkeit der Seele auf einige Zeit in gebildeten und denkenden Kreiſen der Mann des Tages. Das Bewußtſein, das Gebäude der europäiſchen Geſellſchaft ruhe auf morſchen Säulen, war noch keineswegs vorherrſchend fühlbar in Deutſchland, und gleichwohl begannen ſchon damals unter den Sinnenden und Lauſchenden, die gern mit einer Einkehr in ſich ſelbſt abſchließen, jene emſigen Hinblicke auf ein Jenſeits. Freilich wollte man, ſolange noch Leſſing'ſcher Athem im Zeitalter war, nicht andächtig ſchwärmen, ſondern klar denken. Man wollte Beweiſe über die perſönliche Fortdauer nach dem Tode. Moſes, der chriſtlich fühlende Jude, verſuchte ſie und erwählte ſich zur dialektiſchen Beweisführung jenen Heiden in Athen, in deſſen Reden er die ganze Feinheit der Schulmethode mit der überſichtlichen Milde ſeiner eigenen Denkungsart verband und ohne allen Behelf chriſtlicher Offenbarungslehre der ſogenannten natürlichen Religion einen Triumph zu liefern gedachte. Der Menſch wollte damals noch auf ſich ſelbſt fußen; der Verſtand entwickelte in Philoſophie und Dichtkunſt ſeine Virtuoſität. Welcher Kraft und Feinheit, welcher Genialität der Verſtand fähig ſei, um ſich zum Herrn und Meiſter des Lebens aufzuwerfen, das wolle ein ſpätgeborenes Geſchlecht, in das die aufgezogenen Schleuſen des Gemüths ganz andere Fluthungen brachten, fortgeſetzt und wiederholt am Helden Leſſing lernen und bewundern. Zu welcher freundlichen Harmonie jenes Zeitalter es geiſtig zu bringen im Stande war, das läßt ſich nirgends in ſo ſicheren, wenn auch leiſen Zügen als an Mendelsſohn nachweiſen. In jenen Geſprächen wird uns zu Anfang ganz der platoniſche Sokrates vorgeführt. Er iſt bereits zum Giftbecher verdammt, und in den letzten Unterhaltungen mit ſeinen Schülern und Freunden wird das Leben nach dem Tode ungeſucht zum Thema. Mendelsſohn ſchließt ſich nicht blos den platoniſchen Geſprächen an, er ſcheint ſie wörtlich wiedergeben, nur eine Verdeutſchung liefern zu wollen. Allmälig jedoch gewinnt der Stoff an modernen Bezügen, das Für und Wider erhält jene wärmere Färbung, wie ſie drängende Fragen des Tages mit ſich bringen, die Sprache des Zweifels wird empfindlicher, das Wort der Zuverſicht immer dreiſter; das moderne Bewußtſein, das wir nicht anders, denn als ein allgemein chriſtliches bezeichnen können, erhärtet ſchließlich alle Zuſage, alle Bejahung der Frage mit ſeinem unmittelbaren Wiſſen vom Zuſammenhang zwiſchen Creatur und Gott.

Ich zweifle, ob Mendelsſohn dies eingeräumt hätte, dieſe Behauptung, er ſei ſachlich in ſeinem Gedankengange Chriſt geworden, obgleich ſchon Leſſing den Ausſpruch that, Sokrates ſei ein Chriſt geweſen, ohne ſelbſt darum gewußt zu haben. Hiermit iſt nicht das Chriſtenthum in dieſem oder jenem Bekenntniß mit ſeiner nationalen, geſchichtlichen und localen Färbung gemeint; ſondern die Lehre jenes Jeſu von Nazareth, der einzig in der Weltgeſchichte die Entdeckung machte, was der Menſch ſei am reinen Quell ſeiner ſelbſt. Dieſen Athem des göttlichen Lebens in der Gemeinde als heiligen Geiſt feſthalten, heißt die unſichtbare Kirche Chriſti auf Erden auferbauen. Ich weiß nicht, ob Mendelsſohn, könnten wir ihn mit dieſen Worten eines Bewußtſeins von heute angehen, es in Abrede bringen wollte, wenn wir den Kern ſeiner Ueberzeugungen und ſeiner Perſon für chriſtlich erklärten, ob wir ihn gleich weder auf den Statthalter Chriſti, noch auf Luther oder Zwingli verpflichten könnten. Daß er ſich ſcheu in den faltenreichen Kaftan ſeiner Väter verkroch, als man die Hand brutal nach ihm ausſtreckte und ihm mit Gewalt das Taufbecken aufdringen wollte, verſteht ſich von ſelbſt. Wer in den Momenten ſeiner reinſten Ergüſſe nicht ſchon der Sache nach Chriſt iſt, kann es eigentlich nie werden. Mendelsſohn's Aeußerung in den letzten Jahren ſeines Lebens, die Secte der Unitarier ſei unter allen chriſtlichen Bekennern diejenige, mit der ſich der aufgeklärte Jude allenfalls verſtändigen könne, war nur eine Ablenkung vom Mittelpunkt des Intereſſes. Mit jener Secte wird das Göttliche in der Perſon Jeſu geleugnet, mithin der Nerv des Chriſtenthums, das Hereinreichen des göttlichen Lebens in die Bruſt der Creatur, die große Entdeckung Gottes im Menſchen zerſchnitten und aufgelöſt.

Mendelsſohn's Sokrates lehrt, wie der platoniſche, die Seele ſei einfach und nur das Zuſammengeſetzte ſei zerſtörbar. Hieran drängt ſich eine Polemik gegen d'Alembert und die Encyclopädiſten, welche die Seele in ihrer Abhängigkeit von der Beſchaffenheit der leiblichen Organe, in ihrer Abhängigkeit von äußeren Einflüſſen, Klima und Nahrungsmitteln auffaßten, und ihren Scharfſinn in der Schlußfolge triumphiren ließen: der Geiſt ſei nichts als eine Modification der Materie. Die Seele, ſagten die Franzoſen, werde nichts mitnehmen, wenn ſie ſich vom Leibe trenne, denn die Kräfte und Fertigkeiten, über die ſie im lebendigen Leben zu verfügen gehabt, ſeien ja ganz und gar im leiblichen Naturell bedingt geweſen. Mendelsſohn leugnet das. Er behauptet, die Organe und Werkzeuge der Seele, die ſich allerdings nur leiblich zu bethätigen ſchienen, bildeten ſich zugleich mit der Seele, ſo daß die gewonnenen Begriffe, als Ergebniſſe vergangener Eindrücke, der Seele blieben. Freilich ſeien die Werkzeuge ungleich bei den Menſchen, und da ſich die Geiſter nach ihren leiblichen Organen modificirten, ſo müßte eine Ungleichheit der Geiſter daraus gefolgert werden. Aber das ſtöre nicht die Sache ſelber, ſei nicht von praktiſchem Nutzen, um das menſchliche Daſein in jener Welt zu conſtatiren. Zu jenen Werkzeugen der Seele rechnet Mendelsſohn auch weſentlich die geiſtigen, nicht blos Klima und Nahrungsmittel, ſondern Erziehung, Umgang, Geſellſchaft, Regierungsform ſeien beſtimmend für die Geſtaltung des Geiſtes im Einzelnen. Und in alle dem fühle ſich die Geburt und das Wachsthum der Seele ſchon im Elemente des allgemeinen Geiſtes. Unſterblich ſei die einzelne Seele nur, ſofern überhaupt ein Element des Geiſtes als ein ewiges anzunehmen ſei, ſofern es überhaupt mehr als Natur, ſofern es einen Gott gebe. Mit ihm und in ihm ſind wir unſterblich.

Sokrates beweiſt in jenen Geſprächen den Freunden das Fürſichſein der Seele, wenn ſie ſich fertig fühle mitten in der leiblichen Hülle, ſich auf ſich ſelbſt beſinne und ſich als freies Selbſtbewußtſein empfinde. Simmias iſt unter den Freunden jener Skeptiker, der mit Hülfe franzöſiſcher Weisheit den antiken Zweifler macht. Simmias ſagt, er könne ſich platterdings nicht vorſtellen, daß die Seele irgendwie ſelbſtändig exiſtire, er könne ſie am lebendigen Weſen nur in dem Zuſammenwirken der organiſchen Thätigkeiten des Leibes finden. Sokrates-Mendelsſohn entgegnet ihm, ob er denn glaube, daß eine Maſchine, falls er nicht anders den Menſchen nehmen könne denn als ein ſolches Triebwerk mit harmoniſchem Zuſammengreifen vereinzelter Kräfte, dieſe ihre einzelnen Kräfte zu überſchauen vermöge, ob nicht vielmehr dies Wiſſen um die Theile dem Werkmeiſter eigen ſei. Der Menſch aber ſei dieſer Werkmeiſter im Maſchinenbau, es ſei alſo in ihm ein Etwas, das nicht durch Zuſammenſetzung der Beſtandtheile entſtehe, ſondern über alle Kräfte, Triebe und Begierden hinübergriffe, ſie vereinige und regiere. Dieſe Spontaneität, dieſe Willensfreiheit, ließe ſich in der Maſchine Menſch bei aller Abhängigkeit von den Organen nicht leugnen, alſo auch nicht die Immaterialität der Seele. Iſt die Seele nun immateriell, ſo hat ſie Theil am Geiſte. Der Geiſt aber iſt Gott. Iſt Gott ewig, ſo iſt auch unſterblich, was an ihm Theil hat.

In dieſer Weiſe, wenn ich es zuſammendränge, geſtaltet ſich Mendelsſohn's Gedankengang im Phädon. Im dritten Geſpräche nimmt der ſokratiſche Kebes noch einmal von anderer Seite den Zweifel auf. Irgend wie und wann, fürchtet er, könne die Seele doch wol einmal gleichgültig verloren und untergehen im großen Raum der Welt. Leben, ſagt der Mendelsſohn'ſche Sokrates, iſt Entwickelung. Erſt wenn es ſich im Fortſchritt entwickelt, beweiſt ein Leben ſeine Wahrheit. Man würde dem Leben ſeine Wahrheit nehmen, wenn man es ohne Entwickelung für möglich hielte. Wie aber könnte ein Ding in ſein Gegentheil umſchlagen? Ein Leben, das plötzlich in einem Zeitpunkt fertig iſt, hat ſchwerlich je gelebt, da ihm jetzt der Trieb zur Vervollkommnung ausging. Fortſchritt, Entwickelung, mithin Unendlichkeit iſt der Nerv des menſchlichen Geiſtes. Mißt er die Harmonie des Alls nicht aus, ſo ringe er danach; die Harmonie iſt Gott. Wir erkennen ihn bald dunkler, bald heller, und danach ergibt ſich ſchon hienieden das geringere oder größere Glück der Empfindung. Und je weniger wir körperlich bedingt fühlen, je reiner wir denken lernen, deſto mehr bereiten wir uns zum Tode, d. h. zu einer volleren Entwickelung vor. Warum ſich alſo vor dem Tode ſcheuen, der uns das reinere Leben erſt erſchließt? Warum zittern, einer Harmonie im ganzen Vollgefühl theilhaft zu werden, zu der langſam heranzureifen ſchon hienieden das Ergebniß der Weisheit und die Luſt der Seele iſt! Wo wir uns auf Erden beglückt fühlten, da fanden wir einen Gleichtact von Kräften zu einem ſchönen Ganzen. Wir gefallen uns im Kleinen an der Vollendung im Ebenmaß von einzelnen Theilen. Dieſe Harmonie vom Weltſyſtem vorauszufühlen, ſie im Ganzen und Großen zu ahnen, während wir ſie im Kleinen ins Werk zu ſetzen bemüht ſind, das iſt die große Wolluſt der menſchlichen Exiſtenz, die Seligkeit des werdenden Geiſtes. Wir haben auch Trübſal im Leben; aber das Mißfallen am Gegenſtande vereinigt ſich doch mit einem Wohlgefallen an der Vorſtellung des Beſſeren. Die Summe von unſern angenehmen und unangenehmen Empfindungen zu ziehen, weiſt unſer moderner Sokrates von ſich; das ſei erſt ſtatthaft nach vollendeter Laufbahn. Selbſterhaltungstrieb iſt ſittlich; Selbſtmord unſittlich, denn er ſtört die ſtufenweiſe Entwickelung. Wir reifen langſam der Vervollkommnung entgegen, und unſer Endziel, Theil zu haben am Genuß einer im Ganzen und Großen harmoniſch gegliederten Welt, heißt: Theil haben an Gott. — Dies in Summa der rationelle Senſualismus Mendelsſohn's.

Mit der Verbreitung des Phädon datirt der zum Theil ſachlich wichtige, zum Theil perſönlich glänzende Briefwechſel des Berliner Philoſophen. Bekenner aller Glaubensrichtungen beichteten ihm in Gewiſſensſachen, bedrängte Gemüther forderten Rath, denkluſtige Köpfe lebten Mendelsſohn's Anſichten weiter aus, ergänzten ihn oder ſuchten ihn zu widerlegen. Die nachfolgenden Auflagen des Phädon zogen hieraus Gewinn, denn in dieſer Mittheilſamkeit und Luſt an gegenſeitiger und gemeinſamer Erörterung gefiel ſich dieſer Geſellſchaftsphiloſoph. Fremde, die Berlin beſuchten, wollten nicht blos den großen König, deſſen Franzoſen und deſſen Wachtparade, ſie wollten auch den kleinen freundlichen deutſchen Philoſophen ſehen, der merkwürdiger Weiſe ein Jude war. So erſchien denn um 1769, das Jahr der dritten Auflage des Phädon, auch Lavater in Berlin. Dieſer feurige Chriſt, Proſelytenjäger und Seelenfänger hatte mit Moſes in religiöſen Dingen eine lange Unterredung, in deren Verlauf der Jude unumwunden die Hochachtung bekannte, die er dem Stifter des Chriſtenthums zu zollen nicht umhin könne. An dieſer Aeußerung ſuchte Lavater die obwohl noch zaghafte, doch beinah ſchon reife Seele zu fangen. Im gedachten Jahre erſchien Lavater's Ueberſetzung von Bonnet's Beweiſen für das Chriſtenthum, mit einer Zueignung und Aufforderung an Mendelsſohn, dieſe Beweiſe für das Chriſtenthum entweder zu widerlegen, oder der Wahrheit die Ehre zu geben und ſich taufen zu laſſen. Die feurigen Köpfe in Deutſchland ſind nicht ſelten die bornirten, und der pomphafte Prieſter Jeſu hielt es nebenbei im Stillen für eine Heuchelei, ſich ſo in der Unbeſtimmtheit hinzuhalten. Chriſtusbekenner oder ewige Verdammniß! zitterte dem großen Eiferer auf der Zunge. Mendelsſohn ſchwebte in dieſer Unbeſtimmtheit, aber es war nur tölpelhaft, ihn dieſem Zuſtand als gefahrbringend für ſein Seelenheil, als ſtörend für den allgemeinen Stand der Wahrheit mit Gewalt entreißen zu wollen. Es entwindet ſich Niemand ganz dem Schooße, der Luft ſeines Herkommens. Mendelsſohn fühlte ſich plötzlich, als man ihn zur Entſcheidung drängte, durch und durch als Jude, feſtgewachſen mit dem Schickſal ſeines Volkes, theilnehmend am Kreuz, das er mit ſeinen Brüdern nicht bekannte, ſondern trug. Jene Bonnet'ſchen Beweiſe für das Chriſtenthum, ohne Angabe für welches, waren ſo ſchwach; was Aufklärung und Bildung im damaligen Zeitalter hieß, ſchien ſo ſehr der chriſtlichen Satzung enthoben zu ſein: wie ſollte Mendelsſohn, ſelbſt wenn ſich chriſtlicher Geiſt in ſeinen Gedankengang eingeſchlichen hätte, ſich zu den Formen bekennen, um derenwillen man ſein Volk ſeit Jahrhunderten geknechtet! Er hatte der Welt gezeigt, daß ſeine Nation befähigt ſei, ſich aus ſich ſelber heraus zu emancipiren, d. h. Theil zu haben am Beſten und Heiligſten, das die Menſchheit beſeelt. Sollte er nun blos ſeinen perſönlichen Gewinn davontragen? Hieße das nicht die Seinigen im Unglück verlaſſen? Und Bonnet's Beweiſe, wie geſagt, waren ſchwach; Lavater's Glaube, der die Wohlthaten des Chriſtenthums lediglich in den Wunderwerken ſuchte, konnte nicht Mendelsſohn's Glaube ſein.

Es iſt nicht anzunehmen, daß ihn Furcht vor ſeinen Glaubensbrüdern geleitet. Freilich hatte er von ihnen zu dulden; er las nicht allein, er ſchrieb ſogar deutſche Bücher; von graſſen Vorurtheilen wurde das orthodoxe Judenthum erſt durch ihn langſam erlöſt. Man erzählt, daß polniſche Juden zu ihm kamen, auf der Schwelle ſeines Zimmers ſtehen blieben, ihn verächtlich angrinſten und, als er ihnen freundlich entgegentrat, ihn anſpieen und wieder forteilten. Solche Viſiten mit Verſuchen ſalbungsvoller Werber im Namen Chriſti wechſelten oft genug im Hauſe des friedfertigen Mannes. Er fühlte ſich als Jude; mit ſeinem Volke zu leiden und zu harren war ſeine Aufgabe, ſeine Luſt. Jetzt aber ſollte er öffentlich erklären, warum er nicht Chriſt werden könne. Er fragte beim Conſiſtorium in Berlin an, welchem von deſſen Räthen er ſeine öffentliche Antwort an Lavater vorlegen ſolle. Das Collegium gab ihm den Beſcheid, er könne ſeine Schriften drucken laſſen, ohne ſie zur Cenſur vorzulegen; man ſei von ſeiner „Weisheit und Beſcheidenheit“ überzeugt, er werde kein öffentliches Aergerniß geben. Dieſes allerdings ſehr ſicher motivirte Zugeſtändniß datirte in Preußen vom Jahre 1770. Man trug ſich dort noch jetzt mit dem Begriffe einer perſönlichen Cenſurfreiheit; damals war man ſchon ſo weit, ſie wenigſtens als Ausnahme zu gewähren; der Geiſt der Aufklärung zwang dazu.

An das öffentliche Sendſchreiben an den Diakonus von Zürich ſchloß ſich Mendelsſohn's Briefwechſel mit ihm und andern Zeitgenoſſen, das Thema ſeiner Bekehrung betreffend. „Wie beſchämt — ſchreibt Heine in Göttingen an Nicolai — die Mäßigung, die Würde, der Anſtand, mit welchem ſich der Brief Mendelsſohn's ausdrückt, den raſchen und ſchwärmeriſchen Lavater! Wahrlich, jener würde unſerer Religion mehr Ehre machen, als dieſer hitzige Eiferer!" — „Hochgeſchätzter Mann! — ſchreibt Semler in Halle an Mendelsſohn — wenn ich nicht andere Empfehlungen meines Lehrbegriffs und der daran hangenden großen Glückſeligkeit hätte, als die ich alsdann ergreifen wollte, wenn *Sie öffentlich* ein Chriſt würden, ſo möchte ich der chriſtlichen Religion wol nicht viel Dienſte leiſten können." Mendelsſohn ſelbſt ſagt in ſeiner Rechtfertigung: „Die verächtliche Meinung, die man von einem Juden hat, wünſchte ich durch Tugend und nicht durch Streitſchriften widerlegen zu können." Er äußert, wenn unter ſeinen Zeitgenoſſen ein Confucius, ein Solon lebte, ſo würde er ihn nach den Grundſätzen ſeiner Religion lieben und bewundern dürfen, ohne auf den lächerlichen Gedanken zu kommen, ihn bekehren zu wollen. Ueber die Lehren wollte er ſich mit ihm bald verſtehen, und ob er glaube, ob ein ſolcher Mann ſelig werden könne? „O mich dünkt, wer in dieſem Leben die Menſchen zur Tugend anführt, kann in jenem nicht verdammt werden, und ich habe kein ehrwürdiges Collegium zu fürchten, das mich dieſer Meinung halber, wie die Sorbonne den rechtſchaffenen Marmontel, in Anſpruch nehmen könnte." Er erzählt dann dem Manne Gottes in Zürich, daß ſeine Nation dem aufgeklärten Zuſtande in Preußen einiges zu danken habe. Es würde demnach undankbar ſein, hätte ein Jude in Preußen das Gelüſt, die Religion der Majorität im Lande widerlegen zu wollen, davon abgeſehen, ob er es könne. Anderwärts jagte man damals die Juden, wo man ſie fand, zur Stadt hinaus. „Iſt es doch nach den Geſetzen Ihrer Vaterſtadt, verehrungswürdiger Menſchenfreund, Ihrem beſchnittenen Freunde nicht einmal vergönnt, Sie in Zürich zu beſuchen!"

Fünf Jahre nachher ſchrieb Mendelsſohn im Intereſſe der armen gequälten Juden in der Schweiz an Lavater: „Wie ich höre, gehet die Obrigkeit, unter welcher ſie ſtehen, eben jetzt damit um, ſie noch näher einzuſchränken, ihnen das Fortpflanzen und Vermehren, das erſte Gebot des Schöpfers an die Menſchen, zu verbieten.“ Er bittet den Prieſter Chriſti in Zürich, ſo viel es ihm möglich ſei, ſich als Menſchenfreund der Sache der armen Creaturen anzunehmen. In einem Briefe an Bonnet bedauerte Mendelsſohn, daß die Sache ſeiner Bekehrung dem müßigen Theil im Publikum zum Zeitvertreib, dem Einfältigen zum Aergerniß, dem Verächter des Wahren und Guten zum boshaften Vergnügen gereiche. „Wenn wir, Sie und ich, die Maſſe unſerer Erkenntniß zergliedern, ſo werden wir ſicherlich in ſo vielen wichtigen Wahrheiten übereinſtimmen, daß meines Erachtens wenig Individua von einer Religion harmoniſcher denken können. Die wenigen Punkte, die uns etwa noch trennen, können der Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechtes unbeſchadet noch Jahrhunderte unerörtert bleiben. Noch ſind die Wahrheiten, die wir gemeinſchaftlich erkennen, nicht ausgebreitet genug, daß wir der guten Sache von der Erörterung dieſer ſtreitigen Punkte großen Nutzen verſprechen könnten. In welcher glückſeligen Welt würden wir leben, wenn alle Menſchen die Wahrheiten annähmen und ausübten, die die beſten Chriſten und die beſten Juden gemein haben!“

Hiermit war der Epoche jener Verſtandesaufklärung das Wort geſprochen, die ſich jedoch bald als eine excluſive, d. h. als eine ſolche erwies, an der ſich die Maſſe der Nation nicht betheiligt ſah, die mithin als nicht volksthümlich bezeichnet werden muß. In Preußen folgte jener rationellen Richtung, die unter dem franzöſiſch gebildeten König vergeblich im Volke Fuß zu faſſen ſuchte, eine um ſo ſtärkere Reaction. Auf geiſtigem Grund und Boden rief ſie in Deutſchland, nach einer äſthetiſchen Sturm- und Drangperiode, jene große kosmopolitiſche Literatur hervor, mit der wir uns allerdings in der Reihe der Nationen eine geiſtige Exiſtenz eroberten, in deren Verfolgen uns aber, als der Bau der Welt zu Ende des Jahrhunderts aus ſeinen Fugen trat, jede nationale Haltung unmöglich blieb. Der Begriff einer Weltliteratur blieb Chimäre, der Begriff des Weltbürgers ein leerer, ein unmächtiger, ſobald der Sturm der Völkergeſchichte uns durchſchüttelte. Seitdem hat die Bildung ſich auf die Kraft des Volkes ſtützen gelernt, ſich als eine nationale zu begreifen angefangen; ſie hat ebenſo das Bewußtſein gewonnen, daß ſie nicht außerhalb des Chriſtenthums, ſondern weſentlich in und mit demſelben ihren Fortſchritt zu geſtalten habe. Jene angeblich vernünftige Aufklärung unter dem preußiſchen Friedrich, die ſchließlich auf eine lediglich Berliner Aufklärung einſchrumpfte, war — von ihren unnationalen Ausgangspunkten abgeſehen — auch in ihren Conſequenzen ſo undeutſch, daß ſie für die großen Reformen Kaiſer Joſeph's, der in kirchlicher und ſtaatlicher Beziehung Deutſchland mit neuem Geiſte zuſammenzufaſſen verſuchte, nur Spott und Hohn oder jene kalte Gleichgültigkeit, jenes Phlegma hervorzurufen wußten, die wir als das ſchlimmſte Erbtheil unſeres Naturells kennen. In religiöſer Beziehung hielt ſich dieſe Aufklärung des vorigen Jahrhunderts in ihrem Dünkel für ſo ſicher, daß ſie das Chriſtenthum bezwungen glaubte, indem ſie es ignorirte. Der Lauf unſerer Entwickelung hat ſich mit dem Bedürfniß der Völker als ein ganz anderer herausgeſtellt.

Was den Hauptpunkt in der Streitſache zwiſchen Mendelsſohn und Lavater, den Kern einer Debatte zwiſchen Judenthum und Chriſtenthum betrifft, ſo hat ihn Mendelsſohn in ſeiner äußerlich bedrängten Stellung nur leiſe bei Seite geſchoben, nicht erledigt. Ich zweifle freilich, ob Mendelsſohn, auch wenn er nicht perſönlich beſtürmt wurde, den Nerv der Sache von freien Stücken beſſer erfaßt hätte. Nicht weil er Jude, ſondern weil er Rationaliſt jener Zeit war, konnte er den eigentlichen Lebenspunkt des Chriſtenthums nicht verſtehen. War ihm der Stifter des Chriſtenthums nur jener ſittlich ausgezeichnete Mann, dem er ſeine Achtung bezeigen durfte, ohne ſich weiter um deſſen geheimen Zuſammenhang mit der Entwickelung der Menſchheit zu kümmern, ſo war ihm dieſe ganze europäiſche Entwickelung, die ſich achtzehn Jahrhunderte hindurch weſentlich als eine vom Chriſtenthum beſtimmte ergab, eine rein zufällige. Konnte ſich die Aufklärung des Mendelsſohn'ſchen Zeitalters, die ſich der chriſtlichen Ueberlieferung enthob, als ein ſchließliches Ergebniß aller Mühen und Kämpfe des Geſchlechts anſehen, ſo war damit dies Chriſtenthum, deſſen die Bildung nun endlich los wurde, mindeſtens als überflüſſig erklärt. Das aber hieße wieder die Menſchheit in ihren Kämpfen, Aengſten und Wehen im Stiche laſſen. Dazu kommt, daß Mendelsſohn's Achtung vor der menſchlichen Perſon Chriſti ſich an eine Bedingung knüpfte, deren Stellung ein gänzliches Mißverſtändniß deſſen bekundet, was den Kern des Chriſtenthums ausmacht. Mendelsſohn äußerte in der Berliner

Zuſammenkunft mit Lavater, wie ſehr gern er bereit wäre, die Perſon Chriſti anzuerkennen, hätte ſich dieſer Jeſus von Nazareth „nicht die Ehre der Anbetung, die dem einigen Jehovah gebühre, angemaßt.“ Abgeſehen von dieſer Verdrehung der Sache in der Bezeichnung einer Anmaßung, die von der ruhig und ſtill in ſich gehaltenen Natur des perſönlichen Chriſtus weit ablag, ſo iſt gerade das, was jenen Jeſus von Nazareth zu einem Chriſtus macht, in der Entdeckung zu ſuchen, der Gott ſei nicht blos Herr des Himmels und der Erde, er wettere nicht draußen in den Elementen umher, er ſei nicht blos der große Jenſeitige, der von weiter Ferne her die Geſchicke der Völker regiert. Die Entdeckung, daß Gott auch der dieſſeitige, uns nahe, täglich fühlbare Geiſt, die Entdeckung des Göttlichen im Menſchen macht das Chriſtenthum erſt zu dem, was es iſt. Daß die Menſchheit Jahrhunderte lang aus Mißverſtändniß dieſer Offenbarung gegen ihr eigen Fleiſch und Blut gewüthet, hebt dieſe Offenbarung nicht auf. Mendelsſohn hat namentlich in ſeinen brieflichen Erläuterungen an den Erbprinzen von Braunſchweig-Wolfenbüttel, der ihm geradezu die Frage vorlegte: warum ein Weltweiſer, wenn er als Jude geboren, das Neue Teſtament verwerfen könne, redlich und ehrlich bewieſen, wie wenig ſein rationelles Zeitalter bei dem quälenden Reiz nach dem Unſichtbaren, ſelbſt bei der Sehnſucht nach Unſterblichkeit im Stande war, den Kernpunkt des Chriſtenthums zu begreifen.

Seitdem Mendelsſohn durch Lavater ſo gewaltſam mit ſeiner Perſon in die Oeffentlichkeit gedrängt worden, ward er ſcheuer und hielt ſich ſtiller. Es fehlte ihm nicht an gutem Humor, um ſchlecht geführte Stöße zu pariren, aber er wagte ſelbſt keinen Ausfall mehr. Einen unwirſchen Stürmer, der ſich in die Bekehrungsſtreitigkeit miſchte, und ihn öffentlich aufforderte, ſeine Ueberzeugungen öffentlich zu beſchwören, verwies er lächelnd auf die Thatſache, wie wenig Gültigkeit damals vor Gericht ein Judeneid habe. Nicht ſelten witterte er auch Verrath und fürchtete die Falle, die man ihm legen konne. Durch einen hochgeſtellten Berliner Beamten erhielt er von einem anonymen Manne von Stand einen Entwurf, wie die Juden in Europa zu politiſcher Gültigkeit gelangen könnten. Er dankte dieſem Menſchenfreunde und machte die Gegenvorſtellung, wie er fürchte, ſeine Glaubensgenoſſen hätten ohne ihre Schuld durch den Druck, unter dem ſie ſeit Jahrhunderten gelebt, allen geiſtigen Schwung, ſelbſt den natürlichen Trieb zur Freiheit, eingebüßt. Dabei war er jedoch, trotz ſeiner Kränklichkeit und während die Hälfte jedes Tages ſeinem Comptoirgeſchäft angehörte, unausgeſetzt thätig, im Einzelnen und Kleinen das Licht ſeiner Ueberzeugungen in Kunſt und Wiſſenſchaft wirkſam zu machen. Seine Kritiken und Aufſätze, meiſtens Beiträge zu den „Briefen die neueſte Litteratur betreffend" und zur Berliner Monatsſchrift, füllen in der Sammlung ſeiner Schriften (Leipzig, Brockhaus) zwei ſtarke Bände. Der gefällige Scherz, die humane Freundlichkeit geht hier mit getreuer Sorgfalt, mit gewiſſenhafter Treue Hand in Hand. Eine Auswahl davon würde uns eine kleine Reihe von Muſterſtücken deutſcher Proſa aus einer Zeit liefern, wo der ältere Theil der Nation noch in barbariſchem Deutſch auftrat, die jüngeren erſt in koloſſaler Ungebärdigkeit einen neuen Anlauf nahmen.

Von ganz beſonderem Segen ward Mendelsſohn's Thätigkeit in ſprachlicher Hinſicht für ſeine Glaubensbrüder. Er überſetzte ihnen die fünf Bücher Moſes und ließ dieſe Uebertragung zunächſt mit hebräiſchen Lettern drucken, um ihr in den jüdiſchen Schulen Eingang zu verſchaffen. Seine Ueberſetzung der Pſalmen hatte eben auch nur den Zweck und das Verdienſt, den Jargon ſeiner Genoſſen auszurotten. Widerſpruch, Haß und Verfolgung ward dafür ſein Theil; die Oberrabbiner von Hamburg und Fürth belegten alle die mit dem Bann, die ſeine Bücher läſen. Sein Zweck aber ward erreicht: die Talmudſchulen wurden leer, die jüdiſche Jugend entwickelte ſich deutſch, das Judenthum begann mit der Sprache zugleich deutſcher Bildung und Geſittung entgegenzureifen. Mendelsſohn wurde von den Redactoren des Allgemeinen Landrechts in Preußen bei Abfaſſung der Judenordnung zu Rathe gezogen; Dohm's Schrift über die bürgerliche Verbeſſerung der Juden erſchien Hand in Hand mit den Anſichten über Anerkennung der Gewiſſensfreiheit, wie ſie Mendelsſohn als erſte Bedingung eines ſittlich geordneten Staates forderte und in ſeinem Werke „Jeruſalem" öffentlich niederlegte. Es war im Jahr 1783, als Kant dies Buch „die Verkündigung einer großen, obwohl langſam bevorſtehenden und fortrückenden Reform in der bürgerlichen und ſtaatlichen Geſellſchaft" nannte. „Sie haben, ſchrieb ihm Kant, die Nothwendigkeit einer unbeſchränkten Gewiſſensfreiheit für jede Religion ſo gründlich und ſo hell vorgetragen, daß auch endlich die Kirche unſererſeits darauf wird denken müſſen, wie ſie alles, was das Gewiſſen beläſtigt und drücken kann, von der ihrigen abſondere, welches endlich in Anſehung der weſentlichen Religionspunkte vereinigen muß, denn alle das Gewiſſen beläſtigenden Religionsgeſetze kommen uns von der Geſchichte, wenn man den Glauben an deren Wahrheit zur Bedingung der Seligkeit macht.“

Dies war derſelbe „alles zermalmende“ Kant, wie ihn Mendelsſohn, mit dem Eingeſtändniß, ihn nicht recht zu verſtehen, in ſeinen „Morgenſtunden“ nannte. Dies berühmte Buch erſchien zuerſt im Jahr 1785. Mendelsſohn, bereits von dem abgewendet, was deutſche Speculation mit neuem gewaltigen Impuls bewegte, faßte ſchließlich die Summe ſeines Wiſſens in dieſen Betrachtungen über Gott und göttliche Weltordnung zuſammen. Dieſe Unterhaltungen waren aus den wirklichen Morgenſtunden hervorgegangen, die er ſeinem Sohne und einigen andern jungen Männern widmete, um ihnen eine philoſophiſche Propädeutik zu geben. Mendelsſohn war mit ſich. und ſeiner Welt fertig. Er fühlte, daß ſeine Beweisführungen, noch immer zum Theil mit einem leiſen Geruche aus der alten Wolff'ſchen Schule behaftet, nicht mehr ausreichten, um mit Kant Schritt zu halten. Ihm hatte die Philoſophie des Wahrſcheinlichen, die Philoſophie der mathematiſchen Evidenz und indirecten Beweiſe zeitlebens genügt. Aus Sophiſtik und Schwulſt, wie ſie der alten Schule ehedem eigen, hatte er ſich ſchon in ſeiner Jugend glücklich gerettet. Sein ethiſcher Menſch mit der attiſchen Eleganz des Geiſtes hatte Anmuth und liebenswürdige Einfachheit in die metaphyſiſchen Unterſuchungen gebracht, in denen ſonſt abſtruſe Barbarei und der Dünkel der mathematiſchen Rechthaberei geherrſcht. Des Wiſſens war genug in der Welt nach Mendelsſohn's Meinung; er verlangte Früchte fürs Leben. Die Philoſophie ſollte jetzt den Verkehr der Menſchen unter einander befruchten, Familie, Geſellſchaft, Staat ſollten den Genuß haben von den Ergebniſſen deſſen, was die Philoſophie über Gott und Welt als muthmaßlich ausgedacht. Es war noch wenig erreicht, um das Daſein erträglich zu machen, und dies Wenige war in Deutſchland noch täglich bedroht. Mit dieſem Gefühl der Ueberzeugung: die Summe des Wiſſens müſſe jetzt praktiſch anwendbar werden und der wirklichen Welt zu gute kommen, ſchloß Mendelsſohn ab mit ſich und der Zeit. Er war unter den Philoſophen des alten Schlages der Sokrates, d. h., der ſeine Lehre praktiſch bethätigende Menſch geworden, und zugleich der Künſtler in der Darſtellung. Deutſche Speculation aber, der Verwirklichung ihres Wiſſens für Geſellſchaft und Staat abhold, bohrte immer wieder von neuem nach den Wurzeln des geheimnißvollen Geiſtes. Sie hob mit Kant ihre neue Revolution im Reich der Abſtraction an. Deutſchland verſtand ihn nicht, ignorirte ihn zehn Jahre lang. Endlich begriff man erſt, daß es ſich, während man ſich ſchon auf die praktiſchen Dinge dieſer Welt wandte, um einen ganz neuen weltfremden Anlauf im Bereich deutſcher Wiſſenſchaft handelte. Kant unterſuchte erſt die Mittel, eh' er an den Zweck ging. Er fand ſie unzureichend und zerſtörte ſie. Somit befreite er erſt die Philoſophie von der Sklaverei der alten Begriffsbeſtimmungen, mit denen man zu Felde gezogen war, ohne ſie als Waffen geprüft zu haben. „Kant's Tiefſinn, ſagte Mendelsſohn am Abend ſeines Lebens, wird hoffentlich mit demſelben Geiſte wieder aufbauen, mit dem er niedergeriſſen hat.“

In den „Morgenſtunden“ finden wir auch Mendelsſohn's Verſuche, den Spinozismus zu widerlegen und zu läutern. Er war Leibnitzianer, inſofern er ſich zu dem Glauben an eine vorherbeſtimmte vollkommene Welt bekannte. Aber er fühlte ſehr wohl, daß dieſer Vollkommenheit von Leibnitz gar kein zeitlicher Anfang gegeben ſei, noch weniger die Begriffe des Fortſchrittes, der Entwickelung und der Unendlichkeit ſich damit verbrüdern ließen. Spinoza's ſchwindelnde Tiefe reizte ihn; er hätte gerne Leibnitz mit Spinoza ausgeglichen. Daß die Seele nichts als der ſich denkende Körper, der Körper nichts als die ſich ausdehnende Seele, Intenſität und Extenſität zuſammenfallen, Gott und Welt in ein großes Eins ſich zuſammenfaſſen ſollten, das erſchien ihm freilich ungeheuerlich. Er hatte gegen die franzöſiſche Frivolität geeifert, wonach die Seele nichts als eine Modification der Materie; er ſträubte ſich jetzt mit gleich gutem Rechte, daß der Menſch und alle Natur nur eine Modification des Unendlichen ſein ſolle. Es kam ihn ein Schauder an, wenn er bedachte, daß in dieſem Abgrund von Nothwendigkeiten weder Gott noch Menſch ihre Freiheit fänden. Und dieſer Spinozismus galt in damaliger Zeit mit allen ſeinen Schreckniſſen für ſo verrucht, daß, wer ihn theilte, als Pantheiſt, als Atheiſt gebrandmarkt wurde. Friedrich Heinrich Jacobi machte ſchließlich an Leſſing dieſe Entdeckung. Leſſing habe ihm in einer perſönlichen Beſprechung unumwunden geſtanden, wenn er ſich durchaus zu etwas bekennen ſolle, ſo ſei's zum Spinozismus. Der Streit begann zwei Jahre nach Leſſing's Tode, ſchon 1783. Mendelsſohn war erſchrocken; er ſetzte dem verewigten Freunde, ſeinen Verdienſten um Licht und Tagwerdung in einer dunkeln Welt, in den „Morgenſtunden" ein ſchönes Denkmal. Er ſprach dort von einem geläuterten Spinoziſmus, den zu conſtruiren freilich ſeine Kraft nicht ausreichte. Der Streit ward immer heftiger; der Fanatiſmus der kirchlichen Orthodoxie erwachte. Mendelsſohn wußte, was es hieß um eines Glaubensartikels willen bürgerlich für ehrlos erklärt zu werden. Jacobi ſchrieb ſein ſtürmiſches Buch „über die Lehre des Spinoza, in Briefen an Herrn Moſes Mendelsſohn.“ Hier wurden Pantheiſt und Gottesleugner gleichzeitig an den Pranger geſtellt. Da galt es eine Ehrenrettung Leſſing's. Mendelsſohn, krank und zitternd, ſchrieb ſie mit einer Haſt, als ſtände der Tod hinter ihm. „Mendelsſohn an die Freunde Leſſings“ war ſeine letzte Arbeit. In heißer Eile trug er ſie ſelbſt zum Buchhändler, die kalte Winterluft befiel ihn tödtlich; wenige Tage nachher war er todt. Die Ehrenrettung des Freundes erſchien erſt nach Mendelsſohn's Tode, der am 4. Januar 1786 erfolgte. Engel, Moritz, Friedländer, Marcus Herz umſtanden ſeine Leiche; Leſſing's Büſte, das Palladium ſeines Hauſes, blickte auf den Todten hernieder. Das aufgeklärte Berlin verlor an ihm ſeinen edelſten Vertreter, das Judenthum ſeinen Reformator, mit dem es erſt deutſch zu werden begann.

Friedrich Maximilian Klinger.

Klinger's Werke wurden in zwölf Bänden von neuem zuſammengeſtellt. Sie erſchienen in derſelben Auswahl, wie er ſelbſt ſie in einer Ausgabe ordnete. Es ſind ſeit ſeinem Tode achtzehn Jahre verfloſſen, ſeine deutſche Jugend gehörte der großen Gährung der deutſchen Geiſter an, er war mit Goethe und Schiller jung geweſen, hatte mit ihnen die Sturm- und Drangperiode durchlebt, den Traum der jugendlichen Freiheit unter ruſſiſchem Regiment verlernt, aber immerfort die geiſtige Thatkraft eines großen Wollens, die Erzeugniſſe eines titaniſchen Strebens ſeinem Vaterlande gewidmet. Ein geharniſchter Geiſt tritt er vor uns hin. Wir können ihn wohl wie eine Erſcheinung aus dem Grabe begrüßen und uns mit Hamlet fragen: was will ſein rieſig Bild?

Goethe's und Schiller's Jugendproductionen, die fortgeſetzt ein Bedürfniß deutſcher Bildung blieben, erlebten annäherungsweiſe den Wandel, den die ſpätere Entwicklung ihrer Schöpfer in ihnen ſelbſt hervorrief. Die geläuterte Richtung, die gereiftere Erkenntniß feilte, glättete und milderte, was der erſte Wurf faſt dämoniſcher Eingebungen gewaltig, aber roh zur Welt gebracht. Wir müßten den Götz und die Räuber in ihrer erſten

Geſtalt vor uns erneuern, um gegen die Klinger'ſchen Dramen aus den Siebzigern des vorigen Jahrhunderts gerecht zu ſein. Jene blieben vielleicht noch ein Jahrzehent hindurch gleichſam in der Werkſtätte ihrer Bildner, gingen aus dieſen immer neu und in feineren Umgeſtaltungen hervor. Klinger's Erzeugniſſe erlebten nicht dieſe Gunſt, ſie blieben in ihrer erſten Geſtalt, weil in ihm ſelber nicht dieſe ſtetige Fortbildung war, weil er ſeine Jugendrichtung abbrach, nicht läuterte. An ſeinen „Zwillingen" machte er Neuerungen, als er ſie 1780 in die Sammlung ſeiner Dramen aufnahm; alle andern Stücke ließ er mit den Schlacken der erſten Form behaftet, und als er ſeine geſammten Schriften ordnete, ſchied er mehrere ganz und gar davon aus, aber gab, was er gab, unverändert. Es iſt nicht zu leugnen, daß ſeine eigene Wahl, der man auch in der neuen Ausgabe folgte, die richtige war, wenn es eben galt, eine Wahl zu treffen. Wer aber in Klinger einen Geſchichtsabſchnitt ſeines Volkes ſtudiren, in ſeinen dramatiſchen Erzeugniſſen die literariſche Revolutionszeit deutſcher Geiſter durchleben will, wird noch immer auch die verſchmähten Werke der Klinger'ſchen Jugend aufſuchen und vor ſich hinſtellen müſſen. Manche ſeiner Dramen waren Vorläufer der Schiller'ſchen Dichtungen, andere Nachläufer. Vielleicht war Klinger, als er ſeine literariſche Thätigkeit überblickte und Muſterung hielt, zu ſtreng, um den ſpätern Leſern ſeine Nachahmungen von neuem vorzuführen. Er ließ den „Otto" fort, weil ihm dies Drama wie eine Copie nach Götz erſchien. Und in der That erinnern ganze Partien, ſelbſt einzelne Geſtalten, wie der junge Gebhard, ein übertriebener Knabe Georg, ſehr ſtark an das Goethe'ſche Stück. Im Drama „Stilpo und ſeine Kinder“ hat man die Figur der Seraphine eine Copie von Shakſpeare's witziger dialektiſcher Roſalinde, Pomponius eine Nachzeichnung des Polonius genannt. In einem andern Schauſpiel, das jenen Titel, den man der ganzen Periode gab, merkwürdigerweiſe ſelbſt an der Stirn trug, im Drama „Sturm und Drang“, wird ſchottiſcher Familienhaß nach Romeo und Julie geſchildert, und der alte Berkley im Stück, der aus Unglück und Rachſucht kindiſch gewordene Greis, will uns wie eine Studie nach König Lear bedünken. Alles, was man an dieſen Schöpfungen als Nachahmung bezeichnet hat, iſt aber vielmehr eine grelle Uebertreibung des Originals. Das ganze Zeitalter arbeitete in Shakſpeare'ſchem Styl und gefiel ſich darin, den Meiſter zu carikiren. Wir können uns Schiller's Franz Moor nicht ohne den dritten Richard und den Lear denken. Es fragt ſich nur, ob Klinger in ſeiner ſtrengen Eiferſucht, die Originalität ſeiner Schöpfungen vor der Nachwelt zu retten, nicht zu eigenſinnig verfuhr, wenn er ein ganzes Stück um einer einzelnen Figur willen, die ihm als Copie erſchien, verwarf. Es kann für die Natur ſeiner Jugendpoeſie nichts bezeichnender ſein, als ſein Schauſpiel „Die neue Arria“. Dies titaniſche Weib, Donna Solina, welche die ganze Menſchenwelt verächtlich unter ſich erblickt und nach langer Prüfung den einzigen Julio für würdig erklärt, an ihrer Seite zu ſtehen, iſt ganz ſo geartet, wie Klinger die Frauen wollte und wie er ſpäter blos ſeine Männer zeichnete. Er kannte die Weiber ſo wenig wie die Männer, ſeine Geſtalten treten ſämmtlich aus dem Rahmen der Menſchennatur heraus, wollen den Himmel ſtürmen und bleiben im Sumpf der Erde ſtecken. Das haben ſeine Heroen ſämmtlich mit einander gemein, ſie ſind als

Abbilder menſchlichen Weſens ſämmtlich Fehlgeburten, aber es kommt bei einem Dichter dieſer Art darauf an, zu wiſſen, wie er die Welt geſtaltet wiſſen wollte. Die neue Arria ließ Klinger fort, vielleicht weil die Herzogin Cornelia im Stück eine Nachbildung der Shakſpeare'ſchen Margarethe von Anjou war. Das Drama „Roderico“ erinnert ſchon dem Namen nach an Schiller's Poſa, und der Herzog Alcante im Stück iſt ein moraliſches Ungeheuer wie Franz Moor. Kann aber dieſer ſeinen Shakſpeare'ſchen Ahnherrn nicht verleugnen, beſonders in der erſten Abfaſſung der Räuber, ſo möchten wir uns eigentlich auch nicht die Klinger'ſchen Böſewichte um ihrer Verwandtſchaft willen mit gleichzeitigen Geburten nehmen laſſen. Das ganze Zeitalter, d. h. deſſen ſturmbewegte Jugend, fühlte in dieſen Gluthen, ſchrieb in dieſem Styl. Auch die guten Charaktere in den Dramen jener fanatiſchen Epoche wälzen ſich in qualvollen Dithyramben, ihr Unglück ſtreift gleich an Wahnſinn, ihr Schmerz äußert ſich in lärmender Verzweiflung.

Die ganze geiſtige Welt war damals in moraliſchem Aufruhr, die Genies predigten den Umſturz aller geſellſchaftlichen Ordnung. Sie ſuchten Menſchen, wahre, echte Menſchen, und fanden in der Wirklichkeit lauter Maſchinen und Masken. Diogenes' Leuchte, die ſie ſich angezündet, ward in ihren Händen zur lodernden Fackel, und in der grellen Beleuchtung ſpaltete ſich vor ihrem Blick Tugend und Laſter, Himmel und Hölle, Engel und Teufel, die ganze Welt ſprang in einer klaffenden Wunde auseinander. In einer einzigen Scene von Klinger's „Zwillingen“ ſegnen und fluchen ſich Vater und Sohn hinter einander, bald in Liebe, bald in Haß furchtbar aufſchäumend. In der Angſt der Geburtsſtunde, die der Mutter mit dem Tode drohte, hatte man vergeſſen, wer von den Brüdern der Erſtgeborne war, und der Vater beſtimmte erſt nachher dem Liebling Fernando, deſſen ſanfte Seele ihn für ſich gewann, den Vorrang vor dem wildgearteten Guelfo, deſſen ſtolzer, brütender Geiſt dieſe Zurückſetzung, dieſen Act der väterlichen Willkür nicht erträgt. Er ſieht ſich um die Erſtgeburt betrogen, und die Stimme der Natur beruft ihn zum Herrn. Die Geliebte wendet ſich endlich noch von ihm zu dem beglückten Bruder, und ſo findet nur der Gedanke an Rache in ihm Raum. Vergeblich ſucht ein freundlicher Engel, die Mutter, ihn zu beſänftigen; der Wilde badet ſich im Blut des Bruders, bis ihn der rächende Dolch des Vaters trifft. Daß Guelfo der Erſtgeborne, weil ihn die Natur dazu ſtempelte, ſchwebt um das Ganze wie ein banges Geheimniß. Man ahnet ſein Recht, man fühlt ihm den Beruf zur Größe an. Dieſer ſpannende Zug geht durch das düſtere Gemälde als die Seele des Ganzen. Es iſt mächtig und eigenthümlich genug, aber die Sprache in den „Zwillingen“ mit ihren koloſſalen Wuthausbrüchen iſt die Sprache des Zeitalters, Scenerie und Anordnung des Stoffes ſind ſo verworren und ungeſchlacht, wie ſie nur je nach Shakſpeare'ſchem Maßſtab geſchaffen werden konnten. Bekanntlich hatte Schröder in Hamburg auf das beſte Stück, das Brudermord zum Thema hätte, einen Preis geſetzt. Klinger gab Bruder- und Sohnesmord und errang den Sieg vor dem „Julius von Tarent“, einem nicht allein beſſer gearbeiteten, ſondern auch ſachlich und poetiſch mehr gerechtfertigten Stück von Leiſewitz, der im Leſſing'ſchen Styl ſchrieb. Leſſing hatte freilich den Geiſt des Briten aus dem Grabe gerufen, aber nur um das hohle

Maskenſpiel des franzöſiſchen Kothurns zu zerſtören, hatte auf die zügelloſe Naturkraft Shakſpeare's hingewieſen, um den manierirten Stelzengang der Gottſched'ſchen Tragödie zu vertreiben. Die Wahrheit der Natur, die Kraft der Geſtaltenzeichnung ſollten die deutſchen Poeten in Shakſpeare ſtudiren, aber nicht in ſeinem Styl ſchreiben, nicht die mittelalterliche Roheit ſeiner romantiſchen Confuſion in Anlage und Durchführung ihrer Stoffe nachahmen. Leſſing wollte mit ſeiner Kritik der deutſchen Selbſtſchöpfung Bahn brechen. Seine eignen Stücke mit ihrer ſcharfen Conſequenz einer genialen Verſtandeskraft lagen weit ab von den romantiſchen Fehlern der britiſchen Formloſigkeit in der Haltung der Intrigue, in der epiſodenhaften Zerſtreuung und Ueberhäufung.

Verfehlt iſt Alles, was Klinger an Dramatiſchem ſchuf, verunglückt in Form, Styl, Technik, Sprache und Richtung. Wenn es aber darauf ankommt, den Geiſt jenes Zeitalters, eine der wichtigſten Epochen deutſcher Entwickelung, zu begreifen, dann iſt Alles, was er ſchuf, Document. Wir ſtaunen heutzutage auch über Räuber Moor, möchten ihn als einen Auswürfling des Geſchmacks belächeln und bleiben doch vor der vulkaniſchen Kraft dieſes ſprachlichen und ſittlichen Ereigniſſes wie in Ehrfurcht gefangen. In künſtleriſcher Hinſicht ſind die Schiller'ſchen Räuber ſo verwerflich, als die geſammten Klinger'ſchen Schauſpiele, und gegen jene haben die „Zwillinge" das unbezweifelte Recht der Erſtgeburt. Sie erſchienen 1774; im nächſten Jahr ſchrieb Klinger, vom Erfolg der Zwillinge gereizt, eine ganze Reihe von Stücken, ward 1776 Theaterdichter bei der Seiler'ſchen Truppe und gab 1780 eine Sammlung ſeiner Dramen, noch ein Jahr vor dem Erſcheinen der Räuber. Nur

Gerſtenberg's Ugolino war früher, als alle dieſe Kinder der Sturm- und Drangperiode.

In eigenthümlicher Beziehung ſteht zu Schiller's Räubern ein Luſtſpiel von Klinger, das er auch ſpäter wiederaufnahm, dem er alſo „die Urkraft des Genies“ zuſprach. Ich meine „die falſchen Spieler“, ein an ſich unbedeutendes, geſchmacklos durchgeführtes Stück, ebenſowenig genießlich wie vieles von ihm Verworfene.

Hermann Kurtz erzählte in ſeinen trefflichen Darſtellungen aus Schiller's Heimathsjahren, daß der Dichter bei einem Beſuche Schubarth's auf dem Hohenasperg die Familiengeſchichte eines Gefangenen hörte, die ihm den ſtofflichen Faden zu den Gebrüdern Moor gab. Gervinus machte dagegen früher die Bemerkung, Schiller habe zu ſeinen Räubern die Motive aus Klinger's Spielern entlehnt. Es hat nur den Reiz einer literariſchen Curioſität, wenn wir dies Letztere verfolgen, und wär' es auch nur, um zu zeigen, wie wenig die urſprüngliche Erfindung ſchon das Gedicht macht, wie ſehr es hierbei recht eigentlich nach dem Ausſpruch Goethe's auf das Wie, nicht auf das Was ankommt. Klinger ſchildert in der Sippſchaft ſeiner Spieler eine Lieblingsfigur des Zeitgeſchmacks — eine „edle Canaille“. Sohn eines reichen Kaufmanns in Franken, war er Student, machte Schulden, leichtſinnige Streiche, ward relegirt und zu Hauſe durch einen Schurken von Eindringling, der als Adoptivſohn aufgenommen wurde, aus dem Herzen ſeines Vaters verdrängt. So ſinkt er von Stufe zu Stufe, geräth in die Hände der Glücksritter am grünen Tiſche und lebt nun leichtſinnig „wie ein Halbgott“. Aber er plündert nur Reiche, erleichtert dieſen Gedrückten die Laſt und ſucht wie Karl Moor im Böhmer Walde die Ungerechtigkeit des Schickſals in Vertheilung der Güter auszugleichen, indem der Arme, der aus Verzweiflung ſpielt, ſtets mit voller Börſe vom edeln Bankhalter davonzieht. Der Vater, der dem ungerathenen Sohne fluchte, zieht ihm heimlich nach, tritt unter verändertem Namen in Karlsbad auf, ſpielt, wird geplündert, iſt aber ſchließlich entzückt, als er hört, es ſei zum Beſten eines armen Offiziers geſchehen, den er als Schwiegerſohn verſchmähte. Der falſche Bruder, der den Moraliſten machte, iſt ein weit ärgerer Gauner, als der falſche Spieler, und der verlorne Sohn wird zu Gnaden angenommen, da auch für ihn eine Amalia exiſtirt. Man kann wirklich nur ſagen, daß Schiller von den Spielern Motive entnahm, wie man eine Zeitungsnotiz benutzt. Davon abgeſehen, daß hier burlesk und auf dem Soccus erſcheint, was in den Räubern mit dem ganzen Gewicht einer zermalmenden Kraft auftritt, haben die Geſtalten nicht die geringſte Aehnlichkeit. So führt Gervinus an, Schiller habe aus einem Stücke von Leopold Wagner, demſelben Wagner, dem im Fauſt eine Unſterblichkeit eigenthümlicher Art bereitet wurde, den Stoff zu ſeiner Kindesmörderin entlehnt, und in einem andern Stücke deſſelben Autors: „Die Reue nach der That", ſei der Kutſcher Walz ein Vorbild für den Muſikus Miller in Cabale und Liebe. Bei Gervinus, dem mitunter der Geiſt entwiſcht, während er die Materie durchackert, erſcheint dergleichen als gewichtig. Aber die ſpätere Geſtaltung eines Stoffes, die der ſachlichen Urſprünglichkeit zu ermangeln ſcheint, iſt ſehr häufig erſt die wahre, richtige und echte; erſt der zweiten, dritten Hand gelingt die der Natur des Inhaltes entſprechende Form. Wenn die ſtoffliche Erfindung den Dichter machte und uns den Maßſtab des Urtheils über ihn lieferte, ſo wüßten wir nicht, wie z. B. die alten griechiſchen Dramatiker zu ihrem Rechte kämen, unter denen allein Euripides, der raffinirtere Spätling, materielle Erfindung hat. Selbſt eine Geſtalt kann ſich in den Dichtern des Zeitalters ungeſucht wiedereinſtellen, wenn ſie aus den Elementen deſſelben hervorging, wie der Muſikus Miller, der die allgemeine Empörung des geknechteten Biedermanns in deutſchen Zuſtänden von damals ergreifend, halb rührend, halb komiſch zur Erſcheinung bringt. Klinger ſcheint nicht recht gewußt zu haben, was in ſeinen Dramen den Stempel der Originalität an ſich trug. Seine Schöpfungen ſtanden mit allen andern Geburten der Zeit unter demſelben Stern. Er verwarf ganze Stücke und entzog uns einzelne Eigenthümlichkeiten in ihnen; er nahm andere ganz und gar auf, die nicht wie Copien ausſahen, und bedachte nicht, daß auch dieſe nicht dem Buchſtaben, ſondern dem inwohnenden Geiſte nach entlehnt waren. Den „Roderico" legte er bei Seite, als an Don Carlos erinnernd. Dagegen wiſſen wir es ihm Dank, daß er den „Günſtling", allerdings ein bedeutendes Werk, uns erhielt, obſchon es ebenſo nicht blos auf ſpaniſchem Boden ſpielt, ſondern die Luft des Schiller'ſchen Trauerſpiels athmet. Der Fluch der conventionellen Sklaverei iſt überall in jener Periode das Siegel eines kecken poetiſchen Werkes. Die Könige, an ſich brave Naturen, unterliegen den dämoniſchen Gelüſten ihrer übermenſchlichen Stellung. So werden ſie ein Spiel herzloſer Höflinge, während edle Creaturen, vom Drang beſeelt, die Weltordnung neu zu geſtalten, mit Aufopferung dagegen ankämpfen, ihrerſeits die Fürſten zum Spiel ihrer großen Plane machen wollen und mit dieſen Planen zu Grunde gehen. Dies iſt die Idee im „Günſtling“. Es iſt ein ganz Schillerſches Thema. Brancas im Stück iſt das Muſterbild deutſcher Mannheit, wie ſie ſich ſelbſt bezwingt und ſo der Welt imponirt. So wollte Klinger ſeine Deutſchen, und ſein „Günſtling“ iſt auch wol deshalb ſein bedeutendſtes Drama, weil ſich hier die ganze Energie ſeiner ſittlichen Weltanſchauung mit dem Feuer des ſtürmiſchen Jugenddranges entfaltet. Dieſer Brancas iſt ein proſaiſcher Marquis Poſa, wie Klinger überhaupt ein Schiller in Proſa war. Was ſie gemeinſam mit einander haben, kommt auf Rechnung Deſſen, dem Beide Alles verdanken, auf Rechnung des gewaltigen Geiſtes ihrer Zeit.

Die Stimmung theilten die Talente von damals. Dies beweiſt die Bedeutſamkeit der Epoche. Es mußte Ein großer, voller Drang ſein, der ſie trieb, Ein Feuerſtrahl, der ſie erfaßte und den ſie wie Prometheus den Mitmenſchen einflößen wollten. Dieſe hohe Leidenſchaft bezeichnet ihr Thun und Wollen und galt für die Poeſie des Zeitalters. Der Menſch war erwacht und wollte Geſetzgeber ſeiner ſelbſt ſein. Der Kampf gegen die Convention des Herkommens, der Groll gegen die in Heuchelei, Knechtſchaft und ſüßliches Franzoſenthum verſunkene Etikette, die moraliſche Wuth gegen die ſittliche Feigheit und parfumirte Gemeinheit der Welt — dies war ihr gemeinſames Theil, ihr gemeinſamer Beruf zum literariſchen Wirken. So wurden auch gewiſſe Stoffe, Geſtalten, Manieren Gemeingut Aller. Faſt Alle entwarfen einen Fauſt; ihr rieſenhaftes Wollen, um für den Schauplatz der Mutter Erde Himmel und Hölle zu entriegeln, wollte ſich mit dieſer Nationalgeſtalt deutſcher Geiſtesart ein Denkmal ſetzen. Sie konnten auch Alle, wie mich dünkt, einen gefeſſelten Prometheus dichten, um deutſches Schickſal an ſich ſelbſt zur Erſcheinung zu bringen.

Was den Helden macht, ſittliche Kraft, macht nicht zugleich auch den Dichter. Es iſt in den Siebzigern des vorigen Jahrhunderts wenig geſchaffen, was der Geſchmack von heute noch ertrüge. Rohheit und Unflath und die dämoniſche Sucht, Gemeinheit mit Gemeinheit zu heilen, widert uns zu ſtark an, als daß wir ſagen könnten, es ließen ſich die Erzeugniſſe der Sturm- und Drangmänner noch jetzt genießen. Es fand ſich eben ſelten ein wirklicher Dichter unter ihnen. Aber daß die ſpartaniſchen Tugenden der Männerwelt, Muth, Freiheitsſinn, Haß gegen die Tyrannei der Satzung, ſchon für dichteriſche Mächte galten, ein großes Wollen ſchon wie eine große That, ſittliche Energie für literariſche Befähigung hingenommen wurde, das gibt wol ein rührendes Zeugniß für die Volksthümlichkeit der damaligen Literatur. Man geſtatte mir hier das Wort: Weltſchmerz. Es iſt in unſern Tagen belächelt; der Spott iſt ja wohlfeil genug. Die Stimmung der Jugend hat aber ſtets ihre Berechtigung, ſelbſt wo ſie ſich überbietet, in ihren Zielpunkten ſich vergreift. Der Weltſchmerz unſrer Sturm- und Drangmänner ging auf moraliſche Weltverbeſſerung. Sie waren nicht etwa zahm wie blaſirte, impotente Jugendmenſchen von heute. Sie forderten laut und dreiſt, ſchilderten den Weltlauf in ſchreienden Zügen, hatten dicke Farben, eine plumpe Hand und wieſen hohnlachend auf das Laſter hin, wo es ſich breit zu Tiſch ſetzte oder höher ſtieg und die ſüßliche Gemeinheit des franzöſiſchen ancien régime anbeten ließ. Jene Kraftgenies wollten lehren, nicht ergötzen; ſie predigten Sturm und zerbrachen dem Zeitalter den ambraduftenden

Fächer der falſchen Scham. Aufrütteln wollten ſie das Jahrhundert, nicht ihm ſchmeicheln, die Wangen des Jahrhunderts vor Schreck bleich färben und Schminke und Schönpfläſterchen vom Angeſicht der Menſchheit reißen. Und jene deutſche Jugend blieb ehrlich und offen, denn man wehrte ihr nicht. Sie legte keine heimlichen Minen bei Nacht an, denn man verſagte ihr nicht, auf offenem Markt bei hellem Tage die Glocken zu läuten. — Wozu das geführt hat, was das gefördert? Die Natur wurde mächtiger als die Lüge, der Parfum hörte auf, für deutſche Bildung zu gelten, die Höfe fingen an, deutſch zu werden, der Adel und die Cultur zitterten vor ihrer eigenen Schmach, das deutſche Bürgerthum wurde aus den Federn getrommelt. Was hohler Lärm im Geſchrei der Jugend war, verſcholl. Erſt aber ſeit der Sturm- und Drangperiode jener poetiſchen Naturmenſchen gibt es ein geiſtiges Deutſchland. Das heutige Geſchlecht verſagte ſich die dreiſte Sprache und meinte, auf dieſe Weiſe der Entartung zu entgehen. Es fragt ſich, wo die größere Entartung lag.

Das weltliche Evangelium für die damaligen deutſchen Kraftnaturen war Rouſſeau. Er war der erſte Sohn der Natur, der ſich gegen das verkünſtelte Syſtem einer labyrinthiſch zuſammengebauten Bildungswelt empörte. Seine Wirkungen waren europäiſch. Wir wiſſen das aus Goethe's Bekenntniſſen über den Gang ſeiner eignen Entwicklung, und Klinger ſetzte ihm in der „Geſchichte eines Deutſchen aus der neueſten Zeit“ als ſeinem Lehrer ein Denkmal treuer Ergebenheit. Aber Klinger wurde nicht ſentimental. Goethe ſtellte gleich neben den Götz ſeinen Weißlingen, und im Werther brach der ganze Aufruhr ſeiner männlichen Thatkraft ſchnell zuſammen, löſte ſich ſeine mehr weiblich geartete Seele in jene deutſche Hamletswehmuth, die ſich in Klagen ausweint, ſich in Reflexionen beruhigt, wo es noch kurz zuvor galt, Schwerter zu ſchmieden. Klinger gönnte ſich dieſe Erholung nicht, er hatte kein Bedürfniß der Art, und im Mangel an dieſem Bedürfniß liegt vielleicht der ſicherſte Beweis, daß er keine eigentlich dichteriſche Natur war. Er blieb Tag und Nacht gleichſam in Waffen. Der ſpartaniſche Trotz war nicht Sache des Talents in ihm, war ſein Charakter als Menſch. Für ihn war ſelbſt Leſſing nicht frei und dreiſt genug. Er tadelte ihn, daß er der Meinung geweſen, die ganze Wahrheit tauge dem Geſchlecht nicht; er wolle ſie den Mitmenſchen zeigen, ſie entweder ganz nackt hinſtellen oder ſie für ewig den Augen der Welt verhüllen. Seine Feldzüge gegen die Kränkelei der Empfindſamkeit blieben unausgeſetzt. Er verſpottete die weinerlichen Heirathskomödien, die larmoyanten Kammerjungfernluſtſpiele und die ſüßlichen Trauerſpiele mit heroiſch ſein wollenden erhitzten Marquiſinnen. Die Werther'ſche Stimmung wurde epidemiſch in Deutſchland, ſie graſſirte im Roman, ſetzte die Bühne unter Waſſer. Für Klinger war das eine Entmannung des deutſchen Geiſtes; er lag immerfort zu Felde gegen die Tugend der Schwächlinge, die nicht mehr ſündigen können und mit dem Tode liebäugeln, weil das Sterben Mode wurde. Er war in ſeinen Luſtſpielen kein feiner Spötter, er ſchlug mit Kolben drein, und der kranke Zeitgeiſt wich ihm behende aus. Er ſchrieb immer neue Schauſpiele, wo der Menſch aus Ueberkraft ſündigt, ſein Schickſal herausfordert, zerbricht, aber nicht in Wehmuth ſich löſt. Außer den ſchon gedachten Spielern finden wir in der Sammlung ein zweites Luſtſpiel „Der Schwur gegen die Ehe“ und eine Reihe Trauerſpiele: Conradin, Elfride, Medea in Korinth, Medea auf dem Kaukaſus, Ariſtodemos, Damokles. In dieſen Stücken gab er Menſchennaturen, wie er ſie vom Schickſal verlangte, lauter Spartaner und Römer, die ſich, wohl wiſſend, daß die lebendige Welt außer ihrer Sphäre liegt, unerſchütterlich in ihrem ſteifen Pathos gefallen. Die Romantik der frühern Verwilderung ging bei Klinger allmälig in eine kalte Strenge, in eine herbe Kälte über, die ihm für claſſiſch galt, die aber ſehr leicht in die von Leſſing vertriebene franzöſiſche Tragödie zurückkehren konnte. Seine pathetiſche Beredtſamkeit, ſeine methodiſche Dialektik machte ihn ungenießbar; ſelbſt ſeine Medea, ein weiblicher Prometheus, ließ kalt und gleichgültig. Seine Geſtalten, nachdem ſie ſich als Vulkane ausgetobt, wurden erhabene, aber unzugängliche Bildſäulen.

Klinger ſetzte damit nur ſich ſelbſt fort, der Geſchichte der deutſchen Entwicklung folgte er darin nicht. Die Bühne gab ihn auf, er verließ Deutſchland und war alsbald wie verſchollen. Die deutſche Sturm- und Kraftperiode ſchien in ihr Gegentheil umgeſchlagen zu ſein. Goethe hatte ſie raſch überwunden. Er kehrte nach dem Werther zum Drama zurück, aber auf die Kraftgeſtalt ſeines Götz folgten Clavigo, Stella, jene ganze Reihe von Schwächlingen, die er, auch in ihren Irrthümern der Poet ſeiner Nation, mit der ganzen Fügſamkeit ſeines weichen Herzens, mit der ganzen Meiſterſchaft ſeiner künſtleriſchen Grazie hinſtellte. Er flüchtete ſich gegen den Aufruhr allgemeiner und nationaler Regungen in die Welt der Perſönlichkeiten. Schiller allein ſetzte den großen Kampf der erwachten Menſchheit gegen das Syſtem des Herkommens fort, in ihm wurde der Geiſt der Geſchichte mächtig, für ihn blieb das Volk eine Perſon, der Einzelne nur berechtigt, ſofern er das Leben der Menſchheit in ſich fühlte. Für jene Sturm- und Drangepoche deutſcher Jugend war in Schiller allein die Fortſetzung und die Sühne zu finden. Die rohe Naturkraft wußte kein Ende im Kampf gegen die Welt. Schiller hob ſie über dieſen Zwieſpalt hinweg, indem er ihr Flügel lieh, ihr forthalf über die Schranken, die der Augenblick in Zeit und Raum nicht verwinden konnte, und den Einzelnen gekräftigt und geläutert im Zuſammenhang erhielt mit einem großen Ganzen, ſei dies Ganze nun das Vaterland oder die Welt des Geiſtes, der alles bezwingt. Goethe war der pſychologiſche Poet geworden, und er war das in der feinſten und tiefſten Bedeutung des Wortes. Schiller war ideal geworden, Klinger wurde nüchtern. Es mochte ein Act der Verzweiflung ſein, als er die Seiler'ſche Truppe, ſeine dramatiſche Laufbahn, verließ und, vom Publikum aufgegeben, die Feder mit dem Degen vertauſchte.

Es ſei hier kurz zuſammengefaßt, was über Klinger's Herkunft und erſte Stellung zur Welt bemerkenswerth ſcheint. Er war drei oder vier Jahre jünger, als ſein glücklicher Landsmann Goethe; die Angaben ſeines Geburtsjahres ſchwanken zwiſchen 1752 und 1753. Er gehörte den unterſten Kreiſen der Geſellſchaft in Frankfurt an, und früh ſchon vaterlos, verdankte er es einem Zufall, daß er wiſſenſchaftliche Erziehung genoß, indem ein Lehrer des dortigen Gymnaſiums den Knaben bei einer Handarbeit auf der Gaſſe ins Auge faßte und ſich ſeiner annahm. Der Zufall ſpielt in ſeinen Schöpfungen eine gewaltige Rolle, er iſt überall der Lückenbüßer von oben, wo ſeine Rieſen von Menſchen vor einer Felſenwand ſtehen oder am Abgrund keinen Ausweg wiſſen. Er mußte ſchon als Kind für die Erhaltung der Mutter ſorgen, und während er ſich äußerlich bückte und dienſtfertig ſchien, ſetzte ſich ſein innerer Stolz nur um ſo mehr zu einem unerſchütterlichen Trotz feſt. Gegen die ariſtokratiſchen Reichsfreiheiten ſeiner republikaniſchen Heimath äußerte er ſich ſpäter in ſeinen Romanen eben ſo ſarkaſtiſch bitter, als Goethe, in der Bevorzugung der rathsherrlichen Familienkreiſe erwachſen, liebevoll und mit milder Ironie das Leben in der freien Stadt auffaßte. In Klinger's Fauſt ſagt der Teufel: „Aengſtlich fühlt der Reichsſtädter, und ängſtlich fährt er auch zur Hölle. Hier iſt keine Ernte für den Mann von Geiſt.“ Der parteiiſche Widerwille gegen die Engherzigkeit des Spießbürgerthums machte es ihm ſpäter vielleicht um ſo eher möglich, in einer Deſpotie zu leben, wo die Macht eines Einzigen allerdings den rückſichtsvollen Eigenwillen des Kaſtengeiſtes beſeitigt. Es ergab ſich für ihn nach ſeiner akademiſchen Zeit kein Amt, und ſo trieb es ihn auf das ſchrankenloſe Feld der Literatur, wozu der erſte Erfolg ſeiner „Zwillinge“ den Anreiz bot. Es war im Jahr 1776, als er in Weimar auftrat, wohin ſich alle Genies drängten. Klinger war entzückt über dieſen Tummelplatz der Talente. Allein er ſelbſt, ein ganz ungebärdiger Kraftmenſch, erſchien höchſt unbequem. Goethe ſchrieb an Merck: „Er drückt mich, iſt wie ein Splitter im Fleiſch, ſeine harte Heterogeneität ſchwäret mit uns, und er wird ſich herausſchwären.“ Sogar Merck, der mephiſtopheliſch kalte Menſchenkenner, fluchte über Klinger's ſtarrköpfigen Hochmuth, die Welt nach ſich geſtalten zu wollen. Wieland mit der Miene ſeines ſalbungsvollen Lächelns ſchrieb, Klinger ſaufe Lewenblut und ſpeiſe wahrſcheinlich, wie ſeine dramatiſchen Ungeheuer, rohes Fleiſch. Für Goethe war freilich auch Schiller ſpäter eine ganze Zeitlang ſehr läſtig, und Wieland nannte ihn ironiſch ſeinen tragiſchen Hercules. In Schiller erwuchs die rohe Naturkraft zur geiſtigen Größe, welche die Welt nicht zertrümmert, ſondern im Reich der Idee bewältigt, überwindet und bezwingt. In Klinger ward der Sturm- und Drangmann zum eiſernen Charakter, der freilich in ſeiner ſittlichen Kraft auch die Berechtigung ſieht, ſich ſelbſt feſtzuhalten und die Welt aufzugeben. Größe war nicht in ihm, nur Stärke.

Es war noch im Jahr 1778, als Klinger Thalia's Reich verließ und in den Dienſt des Mars trat. Der Empfehlung des Herzogs von Würtemberg verdankte er ein Lieutenantspatent in der öſtreichiſchen Armee. Allein der baieriſche Erbfolgekrieg ging ohne Thatkraft ſchnell zu Ende, und Klinger trat in Folge derſelben Empfehlung als Vorleſer in den Dienſt des Großfürſten Paul, deſſen Gemahlin eine Prinzeſſin von Würtemberg war. 1780 begann er ſeine Laufbahn in Petersburg und machte zunächſt jene Reiſe nach der Schweiz, Italien und Frankreich, deren reiche Anſchauungen, Genüſſe und Erfahrungen ſo raſch auf die kümmerliche Enge ſeines deutſchen Lebens folgten. Auch Goethe betrat in fürſtlichen Dienſten das Land der ewigen Schönheit. Für Klinger ergab ſich das ironiſche Seitenſtück, daß er in ruſſiſcher Uniform die Welt kennen lernte. Auch an einem Feldzug nahm er an der Seite ſeines Fürſten Theil; es war ein Feldzug nach Polen. Zu einem Zwieſpalt mit ſich führte ihn ſein Leben in Rußland nicht. Er ſchien den Tumult eines ſchrankenloſen Lebens voller Ueberzeugung mit dem Syſtem der militäriſchen Ordnung, den Freiheitstaumel hoffnungsvoll mit der Zucht des blinden Gehorſams zu vertauſchen. Er wollte in äußern Stoffen wirken, und ſeine Strenge, ſeine Feſtigkeit, ſeine Unbeſtechlichkeit machten ihn am ruſſiſchen Hof gefürchtet, man hielt dieſen Spartaner mit Recht für eine Ausnahme. Er ſtieg, ohne es zu wollen. Die Gunſt der Großen blieb ihm treu, weil er ſie nicht ſuchte, und auf ſeine Dürftigkeit folgte ein äußerer Glanz, der ihn nicht blendete, aber ihn doch erkältete und gegen die Gefühle der Welt erſtarren ließ. Er war zuletzt als Generallieutenant Director der Cadettenſchulen und Curator der Univerſität Dorpat. Er ſtand um ſo feſter bei Hof, als er der Gemahl einer natürlichen Tochter der Kaiſerin Katharina wurde. Dieſen Zug aus den Fügungen ſeines Lebens find' ich in keiner der über ihn gedruckten Mittheilungen; ich weiß nicht, verſchwiegen ihn die Berichterſtatter oder wußten ſie nicht darum. Aus mündlicher Quelle hörte ich, ſeine Ehe ſei ein Verhältniß der Neigung geweſen. Bei alledem blieb ſeine Stellung zur Gattin dem Ceremoniel ihrer Abkunft unterworfen; die Wärme des echt Menſchlichen, der eigentliche Inhalt des ſchöpferiſchen Lebens blieb ihm in allen Begegniſſen verſagt, und ſeine Geſtalt blieb immerfort eine geſonderte, einſam in ſich ſelbſt gefeſtete. Zu andern Erlebniſſen gehörte eine andere Natur. Klinger fand ſich ganz zurecht in ſeiner Welt. Er hatte das Drama aufgegeben, weil das „fürchterlich Große", das er zeichnete, dem Geſchlecht der Menſchen nicht gefiel. Er wollte handeln, als Menſch dramatiſch ſein, und was er in der Dichtung fallen ließ, das trat mit Kaiſer Paul's Ermordung als Wirklichkeit an ihn heran. Dies entſetzenvolle Schauſpiel übertraf doch vielleicht alle ſeine Erfindungen. In dieſem Drama war er freilich nur Zuſchauer. Er wurde ſeitdem ein einſamer Stoiker, welcher der Nothwendigkeit ſtill gehorcht. Für die franzöſiſche Revolution hatte er keine Jugendgluth mehr; er war ſchon zu feſt ein fertiges Glied der Soldatendeſpotie. Der Skepticismus wurde ſeine Waffe. Rouſſeau war auch im ruſſiſchen Dienſt ſein weltliches Evangelium geblieben, aber er bezweifelte die Befähigung des Zeitalters, ſich in Freiheit Geſetze zu geben, die nicht in Raſerei ausarten. Er ſchrieb in Bezug auf den Umſturz der geſellſchaftlichen Ordnung in Frankreich ſein Buch: „über das zu frühe Erwachen des Genius der Menſchheit.“

Es iſt ſchlimm um einen ſcharfſinnigen Kopf, der in ſeiner Jugend Schwärmer war und am Ende ſeines getäuſchten Lebens alles, was ihn ehedem durchglühte, bitter belächelt oder als Narrheit verwirft. Noch ſchlimmer aber, wenn er ſich mit dem Allgemeinen verwechſelt, ſeinen eigenen Bankerott der Geſchichte unterſchiebt. Der Genius der Menſchheit iſt noch nie zu früh erwacht, wenn er auch nie wach zu bleiben und immer wieder einzuſchlafen ſcheint.

Klinger's Hang zum thatkräftigen Wirken, ſein Trieb, in feſtgezogenen Kreiſen dem Bedürfniß des Augenblicks nachzugehen, blieb in Rußland ohne eigentliche Befriedigung. Er konnte nicht ſchöpferiſch auftreten, durfte nur dreſſiren. Sein Anſehen am Hof blieb nur ungeſchmählert, weil er ſich paſſiv hielt, jeder Anforderung widerſtand, während er ſelbſt keine machte. Er hielt ſich ſelbſt nur feſt, ſtarr und unveräußerlich, aber er fand auch im Bereich des praktiſchen Lebens keinen gefügigen fruchtbaren Boden, und ſo mußte der deutſche

Sturm- und Drangmann, der ſich mitten im Glanz des Petersburger Hofes ſehr einſam fühlte, doch wieder in ſeinen beſten Stunden zur Feder greifen, um zu ſchaffen, um ſich in der Einſamkeit ſeines Geiſtes mit Gott und der Welt abzufinden. Das jetzige Geſchlecht mag ſtaunen, wenn es hört, daß dieſer Mann, deſſen germaniſches Gemüthsleben unter der ruſſiſchen Soldatenherrſchaft erſtarrte, eine Reihe von zehn großen Romanen gleichzeitig entwarf und, von Einer Idee geleitet, von Einem Geſichtspunkt beherrſcht, mit eiſernem Fleiß durchführte. Der Aufruhr der Leidenſchaft hatte ſich in die Kälte des Stoiciſmus umgeſetzt, und ſo fand er für die Gräuel der Menſchheit, die er jetzt als Epiker ſchilderte, im Roman einen Styl, deſſen körnige Kraft uns ſchüttelt, deſſen entſetzenvolle Ruhe uns ſchreckt. Er eröffnete dieſe Reihe von Werken, deren jedes das andere als Gegen- und Seitenſtück ergänzt, mit „Fauſt's Leben, Thaten und Höllenfahrt.“ Goethe's Fauſt erſchließt uns lyriſch die Tiefe des Geiſtes und findet da die Hölle; Klinger hatte keine innere Lyrik; er war nicht der Poet, der Himmel und Hölle als die Geburten der menſchlichen Seele in uns ſelber aufruft. Klinger's Teufel iſt von Anfang an eine ſo fertige Maſchine wie ſein Gott. Sein Fauſt macht blos eine Reiſe durch die geſchichtliche Welt und ſchildert ſeine Zeitgenoſſen. Er findet in Deutſchland geiſtige und bürgerliche Knechtſchaft, in Frankreich den „heuchleriſchen Mörder Ludwig den Elften,“ in England deſſen Geiſtesbruder, den dritten Richard, in Italien Alexander Borgia, der ſich in Blutſchande badet. Vor dieſen Schreckensgemälden, die Klinger uns entfaltet, muß man ſeine Zuflucht zu den Büchern der Geſchichte nehmen, um zu erfahren, wie

Menſchen menſchlich ſündigten. Klinger läßt ſeinen Fauſt verzweifeln und ruft ihm dann teufliſch zu: „Thor, du glaubteſt das Antlitz der Menſchheit geſehen zu haben? Ich zeigte dir nur ihre Larve!“ Aber das wahre Angeſicht der Menſchen zeigt uns Klinger nicht; dieſe Aufgabe des echten Dichters ſtellt er ſich nirgends. In ſeinem „Raphael de Aquilas“ ſchildert er die fanatiſchen Gräuel des ſpaniſchen Chriſtenthums und vertröſtet uns auf den Koran. In der „Geſchichte Giafar's des Barmeciden“ betreten wir das verheißene Glaubensgebiet Allah's und des Propheten, werden heimiſch in der Welt des Morgenlandes, ſehen aber doch den edeln Barmeciden als ein Opfer der Naturbedingungen des Orients enden. In den „Reiſen vor der Sündfluth“ geißelt Klinger den Glauben der Herrſcher an ihre Göttlichkeit und verhöhnt zugleich die Einfalt der Völker. Im „Fauſt der Morgenländer“ gewinnen wir endlich aus dem Labyrinth der menſchlichen Gräuel einen Rettungspfad. Er führt uns an der Hand des Helden in die Hütte des Einſiedlers. Hier endet der Irrthum, die Lüge, die Täuſchung; hier hört die Dialektik des Teufels auf, und Gott ſpricht wieder vernehmlich, die Leidenſchaft ſchweigt, aber hier ſteht auch die Weltgeſchichte, ſelbſt der Schlag des Herzens ſtill. Der Stoiker pocht auf dieſen Haſen der Ruhe, der Skeptiker ſchlägt die Welt in Trümmer, um dies Ziel zu erreichen, und weiß nicht, daß dies Ziel nur einen neuen Anfang fordert, wie Rouſſeau's Rückkehr in den Schooß der Natur den Kreislauf menſchlicher Entwicklung nur von neuem beginnen heißt, ohne neue Bahnen aufzudecken. Die Tacitiſche Schwere der Klinger'ſchen Weltanſchauung kann Achtung einflößen, aber ſie überzeugt nicht. Klinger wollte mit ſeinen Dichtungen belehren, aber er lehrt überall nur, wohin er ſelbſt gekommen. Dies impoſante Schauſpiel liegt in ſeinen Werken offen vor; ſie ſind die Bekenntniſſe eines ſtarken Geiſtes, der die Welt nur überwindet, indem er ſich ſelbſt bezwingt. Er endete wie Goethe mit ſich ſelbſt, aber nicht im Glück des Behagens, den Reichthum der Welt durchfühlt zu haben, ſondern im moraliſchen Selbſtgefühl, das ſtolz iſt auf den Trotz ſeiner Energie. Klinger war auch hierin ein merkwürdiges, vom Schickſal faſt ironiſch hingeſtelltes Seiten- und Gegenſtück zu Goethe.

Von ſeiner „Geſchichte eines Deutſchen der neueſten Zeit“ ſprach ich ſchon. Das Buch wird für jeden von nachhaltiger Bedeutſamkeit ſein, der Deutſchland zur Zeit der Revolution kennen lernen will. In „Sahir, Eva's Erſtgebornem im Paradieſe“ faßte er die Geſammttendenz ſeiner Romane noch einmal in einem möglichſt heitern Bilde zuſammen. Sein „Weltmann und der Dichter“ ſtellt die Gegenſätze ſeines innern und äußern Lebens noch einmal ausführlich feſt, ohne ſie verſöhnen zu können. In dieſem Platoniſchen Dialog iſt der Mangel an innerer Lyrik eben ſo fühlbar, wie in ſeinen philoſophiſchen Romanen der Mangel des epiſchen Behagens. Er endet ſein literariſches Tagwerk mit ſeinen „Betrachtungen und Gedanken über verſchiedene Gegenſtände der Welt und der Literatur.“ Dieſe Aphorismen ſind das Bedeutendſte, was er gab; ſie ſind das Bleibende unter ſeinen Werken. Was er als Talent ſchuf, verfiel entweder an die Verwilderung der krampfhaften deutſchen Gährung, oder trägt zu ſehr den Stempel der gewaltſamen Vereinſamung ſeiner Natur. Dem eigentlichen Schooß der Menſchheit gehörte er zu wenig an, um als Dichter Leid und Luſt in Einklang zu bringen. Hütte und Palaſt waren die Extreme, die er raſch mit einander vertauſchte; die Mitte der bürgerlichen Geſellſchaft, den echten Inhalt des Lebens, lernte er nicht kennen; er ſchwankte immer nur, wie Gervinus ſich über ihn ausdrückt, zwiſchen Derwiſch und Weſſier. Und ſo endete er damit, der Welt ſein Bekenntniß zu überliefern. Auf dieſe Glaubensſätze darf der Deutſche ſtolz ſein, es ſind Documente eines felſenfeſten Charakters. Er ſchrieb dieſe Aphorismen in den Jahren 1801 und 1802. Was ihm perſönlich noch widerfuhr, konnte ihn erſchüttern und beugen, aber dies Teſtament, das er vor der Welt niederſetzte, nicht umſtürzen. Er verlor in der Schlacht an der Moskwa ſeinen einzigen Sohn; ſeine Gattin weinte ſich blind. Das war ein heimliches Unglück für ihn. Sein ſchwerſtes Mißgeſchick traf die Wohlfahrt der Völker. Er hatte auf Alexander kühne Hoffnungen geſetzt; er ſah ſie mit ihm hinwelken. Mit Alexander ſollte eine neue Epoche für den Oſten Europas beginnen; Alexander wollte damit die Schuld ſühnen, die Paul's Tod dem Reiche hinterließ. Alexander war eine geſchmeidige Natur, die den phyſiſchen Nothwendigkeiten ſeiner Stellung erlag. Er war kein Klinger'ſcher Charakter, der das Schickſal zwingt. An dieſer Enttäuſchung ſtarb Klinger's Glaube an ein nahes Heil der Welt. Die Wendung der franzöſiſchen Revolution, die Napoleoniſche Soldatenherrſchaft ſchien ſeine troſtloſe Satire auf ein zu frühes Erwachen des Genius der Menſchheit beſtätigt zu haben; er verſtummte als Schriftſteller, er wurde auch als Menſch unzugänglich. Während der Zurüſtungen des Feldzugs gegen Polen im Februar 1831 ſtarb er, ein Siebenundſiebziger, unerſchütterlich derſelbe, feſt und ſtreng, aber innerlich arm und karg. Zur griechiſchen Religion war er in Rußland nicht übergetreten. Man ſprach nur vom Wechſel ſeines lutheriſchen Bekenntniſſes in das reformirte. Er änderte in Rußland keine Meinung, keine Ueberzeugung; aber er flüchtete ſich tiefer in ſich hinein und verſchanzte ſich mit den Waffen des Skepticismus gegen Gott und Welt. Er zog vom Standpunkt des ſittlichen Selbſtbewußtſeins den Geiſt der Weltgeſchichte zur Rechenſchaft, und dieſer blieb ihm die Antwort ſchuldig. Dem gemeineren Verſtand iſt der Lauf der Welt verſtändlicher. Klinger flößt uns Ehrfurcht ein, daß er ſich nicht wohlfeil beſchwichtigen ließ. Dieſe achtunggebietende Stelle nimmt ſeine geharniſchte Geſtalt unter uns ein. Aus ſeinen „Betrachtungen" kann das heutige Geſchlecht eine Zuverſicht gewinnen, die es aus ſich ſelbſt nicht ſchöpfen zu können ſcheint — die Zuverſicht auf die Charakterſtärke des moraliſchen Selbſtbewußtſeins. Sie löſt nicht die höchſten Fragen über Gott und Welt, aber ſie macht ſtark, ihre Löſung und im Nothfall ihre Diſſonanz zu ertragen. Dies iſt Klinger's Unſterblichkeit, und das macht ihn in der Geſchichte der Männer unſers Volks bedeutend.

Die neue Sammlung ſeiner Werke iſt mit ſeinem Bild in Stahlſtich geſchmückt. Wir haben hier die Züge des Mannes ganz ſo getreu, wie ſeine Freundin Fanny Tarnow ihn vor Jahren ſchilderte, das ſcharfgeſchnittene Geſicht mit der unerſchütterlichen Muskelkraft, mit der unerſchütterlichen Entſchloſſenheit, an Allem zu zweifeln, was dem Verſtand und dem Herzen des ehrlichen Mannes nicht begreiflich. Fanny Tarnow war in den Jahren 1819 und 1820 in Petersburg; im achten Band der Auswahl ihrer Schriften ſtiftete ſie ihm das ſchöne Denkmal; es iſt der ſechſte ihrer Briefe aus der nordiſchen Hauptſtadt, in dem ſie zugleich den ideellen Zuſammenhang der Klinger'ſchen Romane andeutet und mit der ganzen Hingebung weiblicher Begeiſterung in Klinger's Natur den Heroismus deutſcher Mannestkraft feiert. Die „zwei Jahre in Petersburg, ein Roman aus den Papieren eines alten Diplomaten," waren ſpäter aus derſelben Feder und brachten uns nach Klinger's Tode wiederholt die Schilderung von Klinger's Perſönlichkeit.

Georg Forſter.

Mit Georg Forſter tritt ein zweiter deutſcher Mann vor uns, der, zwanzig Jahre ſpäter als Klinger, ſein Vaterland aufgab, nach Weſten auswanderte, nicht an eine fremde Autokratie, ſondern an die Republik Frankreich ſich hingab und dort, anders als Klinger, ohne Glanz und Würde, ungeehrt vom Feinde, ſelbſt unter der Verwünſchung vieler ſeiner Freunde, ein ſtummes und thränenloſes Grab fand. — Auf Georg Forſter's Namen ruht auch noch die ſpecielle Anklage der Verrätherei; er hat Mainz den Franzoſen in die Hände geliefert. Der ſpecielle Fall darf hier ſo wenig außer Acht kommen, als die allgemeine Frage: was es heiße, ſein Vaterland aufgeben? Man kann hierbei unter Vaterland nicht die Scholle meinen, die uns trägt; ſonſt wäre der Patriotismus der engſte aller Begriffe; auch nicht das geſammte Land in ſeiner phyſiſchen Exiſtenz, ſonſt wäre jeder Auswanderer, der ſeine äußern und ſeine innern Kräfte der Fremde bietet, ein Verräther am Wohl und Vortheil ſeines Landes. Es kann im höhern Sinne nur das geiſtige Vaterland gemeint ſein. Klinger gab das literariſche Deutſchland der ſiebziger Jahre auf, Forſter das politiſche Deutſchland in den Neunzigern des vorigen Jahrhunderts. Daß Jenen die Verzweiflung an ſeinen eignen Kräften, und weit mehr noch als Dieſen freie Wahl dazu trieb, während Forſter mitten im Schmerz über die Zerrüttung um ſich her, mitten in der Erbitterung über die Entartung ſeiner Mitmenſchen, an eine neue Zuverſicht, die ihn täuſchte, die Verjüngung und Wiederherſtellung der Welt knüpfte — das rückt freilich beide Männer in ihrem ganzen Verhalten zu ihrer Zeit ſo weit auseinander, als die fremden Pole, denen ſie ſich zuwendeten. Möchten dieſe beiden Pole der europäiſchen Entwicklung, die Autokratie des Oſtens und die Republik des Weſtens, uns gleich fern bleiben! Ein Geſchlecht aber, das ſich vor beiden Extremen geſichert glaubt, ſollte über die Mitbrüder, die das Opfer der ſeltſamen Verzweigungen unſerer Sympathien wurden, wo nicht milde, doch mit Beſonnenheit zu Gericht ſitzen. So abgeſchloſſen Deutſch, wie Einige es jetzt verlangen, war Deutſchland niemals; die Thore unſeres Herzens und unſerer Gedanken waren von je weltweit offen, auf die Strömungen des allgemeinen Lebens hingewieſen. Die deutſche Bildung des vorigen Jahrhunderts zumal ſtand unter europäiſchen Einflüſſen. An Rouſſeau entzündete ſich die deutſche Jugend der ſiebziger Jahre, in den Shakſpeare'ſchen Formen verſuchte ſich die junge Kraft des erwachenden Deutſchlands, und Klinger blieb am Petersburger Hof dieſen Lieblingen ſeiner deutſchen Entwicklungsjahre getreu. Forſter hat mitten unter den Gräueln der Schreckensregierung in Paris als einſamer, ſtiller, kraftvoll beſonnener Denker die Natur ſeines Volkes in keinem Augenblick verleugnet. Wir wollen ihm feſt ins Angeſicht blicken, ihm ruhig den Puls befühlen, um zu erfahren, wo und wie er im

Stande war, zum Verräther an Deutſchland zu werden. Wenn Gentz ihm den Vorwurf der Apoſtaſie machte, ſo bedarf es wol nur eines einzigen Seitenblicks auf Dieſen, um Forſter's reinen Charakter zu retten. Man ſoll Forſter's That allerdings nicht entſchuldigen, aber erklären, und ein ehrlicher Irrthum, der aus innerer Nothwendigkeit entſprang, tritt für die Fernſtehenden ſchon um deswillen in ein verſöhnliches Licht, wenn er ſich auf reine Beweggründe zurückführen läßt. Daß weiland die Verfaſſer der Xenien ſelbſt nach ſeinem Untergang in der Fremde auf Forſter ein leichtes Geſchoß des Witzes abſchnellten, darf uns nicht irren, denn dieſer Angriff beruhte auf Unkenntniß des Mannes und auf der Leidenſchaft einer bewegten und gereizten Gegenwart. Der Spätling aber ſollte leichter und freier die Geſtalten der Vergangenheit überblicken. Als die Witwe Forſter's nach ſeinem Tode, Thereſe Huber, ſich 1829 mit dem Briefwechſel des Mannes hervorwagte, ſchloß ſie die Einleitung zu ſeinem Leben mit dem zitternden Ausruf: Wer reiner iſt als Er, hebe den erſten Stein auf! — Dies wehmüthige Wort einer Frau, ſcheu und unſicher, könnte wol jemand anreizen, jene Pfeile der Anklage und des Hohnes emſig zu ſammeln und ſie alle auf die Angreifer und zugleich auf jenes Deutſchland zu richten, das ſo oft ſchon unfähig war, ſeine Jünglinge zu Männern zu erziehen, oder das ſie raſch in Greiſe verwandelte.

Gervinus hat eine ausführliche Abhandlung über Forſter's Leben und Schickſale gegeben, die dem ſiebenten von den neun Bänden der geſammelten Arbeiten des Autors beigefügt iſt. Gervinus vertheidigt ſeinen Clienten ſehr warm und eifrig, erſcheint hier aber wie ein

Sachwalter, der unzeitig ein Alibi nachweiſt, wo es ſich um das Räumliche nicht handelt. Er erinnert, daß Georg Forſter, deſſen ſchottiſche Vorfahren ſich im ſiebzehnten Jahrhundert nach Polniſch-Preußen überſiedelten, eigentlich gar kein Deutſcher ſei, „eigentlich kein Vaterland hatte.“ Forſter war auf einem Dorfe bei Danzig geboren, bevor dieſe Stadt und ihre polniſche Nachbarſchaft preußiſch wurde. Preußen, auch damals eiferſüchtig auf den Beſitz bedeutender Köpfe, hätte den Weltumſegler gern zu den Seinigen gezählt; Graf Herzberg, auch nach König Friedrich's Tode noch mächtig, hätte ihn gern für Berlin wiedergewonnen, da er doch eigentlich zu Preußen gehöre. Aber wörtlich genommen, und wenn die Scholle Erde, wo er phyſiſch geboren wurde, entſcheiden ſoll, war er allerdings weder Preuße noch Deutſcher. Als achtjähriger Knabe kam er nach Rußland, wurde bis zu ſeinem ſiebzehnten Jahr in England erzogen, machte dann mit ſeinem Vater Johann Reinhold in den Jahren 1772 bis 1775 die zweite Cook'ſche Weltfahrt mit. „Er würde,“ ſagt Gervinus, „je nachdem das Schickſal gefallen wäre, ein guter Engländer geworden ſein, wie er ſpäter (als ihn der ſpaniſche Geſandte in Wien zur Theilnahme an einer Unternehmung nach den Philippinen zu gewinnen ſuchte) ein guter Spanier werden wollte; und ſo würde er auch ein guter Deutſcher geweſen ſein, wenn man ihn nur zu brauchen verſtanden hätte.“ Das heißt denn freilich den Vorwurf der Abtrünnigkeit von Deutſchland beſeitigen, indem man die ganze Perſon als nicht deutſch beſeitigt und ſie vom Nationalzuſammenhang mit uns lockert und löſ't. Forſter war freilich kein geſchulter Deutſcher; er war dies ſo wenig, als er in ſeinen Kinderjahren ein

Pole, als Knabe ein Ruſſe, als Jüngling auf engliſchen Boden verſetzt, ein Engländer wurde, oder in ſeinem dreißigſten Jahre abermals nach Polen an die Univerſität zu Wilna berufen, ſich dort anbürgerte und heimiſch machte. Forſter war überhaupt kein profeſſoriſch geſchulter Menſch; er war ein Autodidakt, der nirgends die Dreſſur einer Oertlichkeit erhielt. Sein Vater, evangeliſcher Pfarrer im polniſchen Dorf, mußte etwas vom polniſchen Blut in ſich haben; er war ein unruhiger Kopf, der ſich gern mit Naturwiſſenſchaften und phyſikaliſchen Verſuchen abgab, ſeine Stelle aufgab, um dem Drang nach einem bewegten Leben zu genügen, und den Knaben durch all die Länder mit ſich herumſchleppte. Was guten ſoliden Deutſchen das akademiſche Dreijahr, das wurde dem Jüngling Georg die dreijährige Fahrt um die Welt, ſein Aufenthalt in Taiti, auf Neuſeeland, im Feuerland und auf den Freundſchaftsinſeln.

Auf die ſeltſamen Erſcheinungen und Gefahren des Reiſelebens, unter denen er ſein Studium der Naturwiſſenſchaften betrieb, folgte von neuem der große ſyſtematiſche Tumult der Londoner Welt, der eben ſo ſehr wie jene Jugendeindrücke alle ſeine Kräfte nach außen drängte. So kam er nach Deutſchland, nach dem in ſich gedrückten, träumeriſch brütenden, immer rückwärts nach innen blickenden beſchäftigten Deutſchland, halb und halb ein Sohn der Natur, ſtürmiſch im äußern Leben herumgeſchleudert, jedenfalls ein wildfremder Menſch unter uns. Man kann nicht ſagen, daß er eine frohe und glückliche Jugend gehabt. Schon als Knabe war er vom Vater ſtark zu wiſſenſchaftlichen Arbeiten benutzt. Die Mühſeligkeiten der Seefahrt hatten ſeinen Körper raſch entwickelt, ihm aber doch jene Frühreife gegeben, die bald in Abſchwächung überzugehen pflegt; zu ſeiner gichtiſchen Krankheit, die ihn in ſeinem vierzigſten Jahre dahinraffte, hatte er, wie es ſcheint, auf Neuſeeland den Grund gelegt.

Das Leben des Vaters war bei dem reichen Wechſel ein höchſt kümmerliches und ſchickſalvolles; der Drang nach Thätigkeit rächte ſich jeder Zeit an ihm; jede ſeiner Unternehmungen war ein Wagſtück, das mißlang. Johann Reinhold war ein ſtarrer eigenſinniger Mann, der das Schickſal herauszufordern ſchien. Seine Theilnahme an der Cook'ſchen Reiſe war auf Grund von Verſprechungen geſchehen, welche die engliſche Regierung nicht hielt. Mit Cook zerfallen, verſchlimmerte der Alte ſeine Lage, und ſeine Mißhelligkeiten in London endeten für ihn mit dem Schuldthurm. Selbſt die Berechtigung, die Weltfahrt literariſch zu benutzen, ward ihm ſtreitig gemacht, und Georg mußte das Reiſewerk abfaſſen, deſſen Ertrag bei alledem den gefangenen Vater noch nicht frei machte. Georg war 22 Jahre alt, als er dies Werk engliſch ſchrieb. Man hielt es für ſeines Vaters Arbeit, dem man zu einer ſolchen Veröffentlichung der Cook'ſchen Entdeckungen kein Recht gab, und der Sohn mußte in einem engliſchen Broſchürenkrieg ſich und ſein Werk vertheidigen. Er war alſo Engländer genug, um engliſch zu ſchreiben; aber doch zugleich Menſch genug, um die Art und Weiſe, wie damals England die Indianer ausbeutete, mit klopfendem Herzen zu rügen und als einen Reſt jenes Fanatismus und jener Habgier zu ſchildern, womit einſt Spanier und Holländer gegen die Einfalt der Naturvölker zu Felde zogen. Er iſt nicht blind im Gefühl für die Kindheit der erſten Völkerzuſtände, denn neben die freundliche Idylle, die er auf Taiti entwickelt, ſtellt er ein Bild kannibaliſcher Verwilderung auf Neuſeeland. Die Ueberzeugung, er ſei praktiſch in ſeinen Anſchauungen und wiſſe das alles aus Selbſtſchau, führt ihn ſelbſt zu übermüthigen Scherzen über Rouſſeau, der, wie Forſter ſagt, den Menſchen von heute, das Ergebniß einer tauſendjährigen Bildung, ſo gern auf den Orangutang zurückführen möchte. Einige Bitterkeiten gegen Cook wurden ſpäter durch einen Aufſatz ausgeglichen, in welchem Forſter dieſem Helden der Entdeckung ein ſchönes Denkmal ſetzte und den Tribut der freieſten Huldigung brachte. Für die Größe der Thatkraft, für die Kühnheit unerſchrockener Männlichkeit blieb er Zeit ſeines Lebens zugänglich, und er feierte ſie, ſelbſt wenn er unter ſeinen Seehelden, deren Reiſen er überſetzte und beſchrieb, auf planloſe Abenteurer ſtieß. Von ſolchen Elementen aber fand er nichts auf dem Boden des damaligen Deutſchlands; auch ſuchte er es dort nicht. Gedrückt, gequält, hülfsbedürftig und erſchöpft, ſo kam er zu uns.

Ich muß mir denken, daß der erſte Eindruck, den das deutſche Leben auf ihn machte, nach ſo viel phyſiſchen und geiſtigen Strapazen kein ungünſtiger, vielmehr ein erquickender für ihn war. Er mochte ſtaunen, ein Volk zu entdecken, das entweder die Periode ſeiner nationalen Geſtaltung ſchon hinter ſich hatte, ſchon überreif und greiſenhaft war, oder bei einer ungeheuern Fülle von innerm Gehalt, kindiſch und linkiſch, für dieſen Inhalt die ihm gemäße Form noch nicht zu finden wußte. Doch waren es nur die Cirkel der philoſophiſch wiſſenſchaftlichen Bildung, die ihm in ſeiner erſten Epoche in Deutſchland eröffnet wurden. Plötzlich abgezogen vom

Lärm und der rauſchenden Tagesſeite des Lebens, überließ er ſich ganz dieſen Strömungen, deren wohlthuende Wärme, deren mattes Helldunkel für ſeine wunde Seele, für ſeine augenblickliche Erſchöpfung an Geiſt und Leib eine Labung war. Dieſe deutſchen Freundſchaftsbündniſſe, dieſer platoniſche Liebesverkehr der Gemüther, um Hand in Hand den Quell der Wahrheit zu finden, dieſe ewige nächtliche Arbeitſamkeit der Geiſter, die alle Lebensfragen immer bis an den Punkt der Morgenhelle hinanſchleppen und ſie dann fallen laſſen, dieſer tantaliſche Kampf der edelſten Seelen, dieſes Herumwühlen in den geheimnißvollſten Problemen der Welt, dieſes Drängen nach dem innern Mittelpunkt des Daſeins, dieſer Tiefſinn theoſophiſcher Entzückungen, ein immerwährender Wandel an den ſtygiſchen Geſtaden, eine ewige Acheronsfahrt — das alles, was den Fremdling, den Weltumſegler mit der deutſchen Luft überfluthete, mußte ihm wie die Atmoſphäre eines ganz neuen Erdtheils erſcheinen. Deutſch war die Sprache ſeiner Kindheit, ſeiner Familie, denn er hatte im Dorfe bei Danzig das Polniſche nicht gelernt; aber Deutſchland, eine neue Entdeckung für ihn, ward doch jetzt erſt ſeine Heimath. Sein Geſchick fügte es ſo und das Land der Fühler und Denker war, bei allem Drang nach Thatkraft in Forſter's Natur, doch das ihm gemäße, ſo ſehr er auch eine Ausnahme unter uns blieb. Unter jedem andern Volke hätte er ſich verloren, wäre unter den gelehrten Arbeitern nicht als Charakter beſonderer Art aufgetaucht; unſer Hang, das Individuelle zu pflegen, beförderte ſeine Entwickelung als Mann und im edelſten Sinne des Worts als Deutſcher.

Georg Forſter wurde im Jahr 1778, im Vierundzwanzigſten ſeines Lebens, Profeſſor der Naturwiſſenſchaften am Carolinum zu Kaſſel. Bald darauf gelang es, beſonders durch die Bemühungen der deutſchen Freimaurerlogen, eine Summe zuſammenzubringen, die den Vater in London frei machte, der dann in Halle Aſyl und Profeſſur fand, und ſomit war die Familie Forſter ihrem angemeſſenen Boden anheimgegeben. Zu all dieſen guten Erfolgen hatten beſonders der Fürſt von Deſſau und Herzog Ferdinand von Braunſchweig an der Spitze der Freimaurer mitgewirkt. Den Sohn Forſter aber hatte der Landgraf von Heſſen-Kaſſel berufen, weil ſein Hang zu alchymiſtiſchen Studien ſich am Naturforſcher, Weltumſegler und Wunderſchauer einen Gehülfen verſprechen mochte. Auch machte Kaſſel damals Miene zu einem Anlauf; Johannes Müller war dort und man ſuchte ihn zu feſſeln, wie denn das Wort „feſſeln" immer ein Lieblingsausdruck deutſcher Mäcene war. Aus Amerika liefen Gelder ein, und da jeder deutſche Fürſt von damals nach einem Verſailles en miniature ſtrebte, ſo ward Wilhelmshöhe für Kaſſel ein ſolches. Der Ton und die Sitten am Hofe waren dem gemäß, aber immer mit vorherrſchender Gemüthlichkeit. Auch treten Züge dieſer Art keineswegs grell in Forſter's Beobachtungen, wie er ſie in ſeinen Briefen niederlegte. Erſt ſpäter erwächſt die Schärfe ſeiner Wahrnehmung zur Bitterkeit. Er ſpottet dann wol über die Art und Weiſe, wie eine franzöſiſche Marquiſe mit ihrem Chevalier vom Landgrafen bedeutende Summen unter dem Vorgeben zu beziehen weiß, ihm die Geheimniſſe des Lebenselixirs zu verrathen. Dagegen läuft wieder die Schilderung einer gemüthlichen Scene auf offenem Markte dazwiſchen, wo der Landgraf ſeinen Sohn zum Generallieutenant macht und Thränen der Rührung dabei vergießt, ſo daß die ganze Kaſſeler Wachtparade ebenfalls in lautes Schluchzen ausbricht. Dergleichen Züge aus dem Leben der deutſchen Oeffentlichkeit jenes Zeitalters ſind weder beleidigend, noch auch von Gewicht für Forſter. Er lebte damals ſo harmlos mit. Auch nahm ihn eine ganz andere deutſche Welt gefangen; Wiſſenſchaft und Philoſophie übten ihren Zauber auf den friſchen Ankömmling.

In Kaſſel ſelbſt iſt Sömmering ſein College und wird ſein innigſter Freund. Auch andere Punkte in der Nähe werden ihm wichtig. Münſter hatte damals in aller Stille einen eigenthümlichen Kreis von aufgeregten Menſchen. Stolberg wurde dort reif für ſeinen ſpäteren Wandel, Droſte-Viſchering erwuchs dort, derſelbe Prieſter, der in unſern Tagen bald wider ſeinen Willen von Bedeutung geworden wäre. Die Fürſtin Gallitzin, die Charitin Amalie, wie Forſter ſie nennt, war der Mittelpunkt dieſes Kreiſes; ſie ſtand in lebhaftem Verkehr mit Friedrich Heinrich Jacobi in Pempelfort und mit Hamann, dem „Magus des Nordens," dem Verfaſſer von Golgatha und Scheblimini. Kaſſel ſelbſt hatte damals, wie geſagt, eine Anziehungskraft. Goethe erſchien dort mehrmals, bald allein, bald im Gefolge des Herzogs von Weimar, den Forſter im Incognito eines Oberforſtmeiſters kennen lernte. Goethe hatte damals nicht mehr den Nimbus, den ihm früher die Autorſchaft des Werther in ſentimentalen Kreiſen gab. Er war in jener Zeit zum guten Theil Cavalier, zum andern Theil Naturkundiger; ein Weltumſegler mußte für Goethe von Intereſſe ſein. Forſter gibt jedesmal über ſein Erſcheinen in Kaſſel ungeſchminkten einfachen Bericht. Von weſentlichem Eindruck auf ihn war unter jenen Geſtalten Jacobi. Der Verkehr mit ihm legte in Forſter den Grund zu einer ganz neuen Epoche, deren andauernde Bedeutſamkeit uns der reichhaltige Briefwechſel erſchließt. An Jacobi's Philoſophie orientirte ſich Forſter in der Speculation der deutſchen Denker; mit deſſen Schrift über Spinoza, mit deſſen Alwill und Woldemar eröffnete ſich ihm erſt recht eigentlich die deutſche Welt, und die Perſönlichkeit dieſes edeln Geiſtes war für ihn eben ſo übermächtig, als reizend und gewinnend. Die Periode der Empfindſamkeit war für die deutſche Poeſie damals vorüber, aber in Jacobi erlebte die Philoſophie die Oppoſition des deutſchen Gemüthes gegen die Ergebniſſe und die Methode der Kant'ſchen Forſchung. Auf die Erkenntniß des großen Urweſens ging aller Drang des deutſchen Wiſſens. Kant unternahm es, zu dieſem Erkenntnißact erſt die Werkzeuge, die dazu führen ſollten, zu unterſuchen, und dieſe menſchlichen Werkzeuge, Verſtand und Vernunft, fand er dazu unzureichend. Vor der ſtrengen Kälte, vor der unerſchütterlichen Ruhe und Sicherheit dieſer Beweisführung ſchreckte das Gemüth zurück; es gerieth auf den Standpunkt der Verzweiflung. Von dieſer Verzweiflung errettete damals Jacobi das deutſche Gefühl, das abgekehrt von der erſcheinenden Welt ſich ſeinen Antheil an der Unendlichkeit Gottes nicht nehmen laſſen wollte. Jacobi verwarf alles Demonſtriren der Wahrheit. Alle überſinnliche Erkenntniß ſei nur durch einen dunkeln Inſtinct der menſchlichen Vernunft möglich, alles philoſophiſche Wiſſen könne nur aus unmittelbarem Geiſtesgefühl hervorgehen, könne nur Glaube ſein. Ein unmittelbares Vernehmen des Wahren und Ueberſinnlichen ohne Beweis — das läßt ſich wol als Kernpunkt der Jacobi'ſchen Lehre bezeichnen. Das Organ der Wahrheit wurde wol von ihm Vernunft genannt, aber dieſe Vernunft doch nur als ein dunkler Trieb erklärt, als Inſtinct, als geheimnißvolles Band zwiſchen der ſinnlichen und der Geiſterwelt. Und die Gefühlsweisheit dieſer Theoſophie erſchien damals in Jacobi's Natur als ein Ergebniß hoher und feiner Bildung.

So warm fühlend, ſo menſchlich edel, ſo ſittlich ſchön war nicht in jeder Epoche die Philoſophie der Deutſchen, ob ſich gleich jede für den ausſchließlichen Inbegriff der Wahrheit ausgeben möchte. Auch war nicht jede deutſche Philoſophie in ihren moraliſchen und äſthetiſchen Wirkungen ſo unmittelbar. Es war damals die Zeit, wo man auf Anlaß oder in Berückſichtigung der Ausſprüche Jacobi's in Baiern die Leibeigenſchaft und den Frohndienſt abſchaffte. Wer die joy of grief, die Wonne der Thränen, wie ſie ſeit Yorik und Young in Deutſchland an der Tagesordnung war, wer die Werther'ſche Stimmung auf einem höheren Gebiet, auf dem Gebiet des Gedankens feſthalten wollte, war damals ein Anhänger Jacobi's. Und aus dem Weltumſegler Forſter, der ſich mit kindlicher Bedürftigkeit den dichteriſchen Reizen dieſer Lehre hingab, wurde ein aſcetiſcher Einſiedler, den die objective Welt nur wenig kümmerte, der in der Schwelgerei dieſer „Philoſophie der Gefühle“ ſeine Aufgabe ſah, ſeine Befriedigung zu finden ſchien. Aus der Weite der Welt plötzlich in die Stubenluft der deutſchen Krähwinkelenge verſetzt, warf er ſich mit Leidenſchaft auf die Speculationen der metaphyſiſchen Empfindſamkeit und eröffnete ſich mit ihnen nach innen den Geſichtskreis.

In jener Zeit, vielleicht zu Anfang der achtziger Jahre, trat Forſter durch die Verbindung der Freimaurer mit Johannes Müller und Sömmering in den Orden der Roſenkreuzer. So menſchlich edel, ſo ſittlich ſchön Jacobi's Lehre, ſo lag doch auf ihrem Gebiet für kräftige Naturen der Uebergriff zur ſchwärmeriſchen Myſtik ſehr nahe. Setzte doch zu allen Zeiten deutſche Myſtik das Erkennen der Wahrheit in unmittelbare Anſchauung derſelben. Im vierzehnten Jahrhundert war ſie theologiſch geweſen, in ihrer zweiten Epoche, im fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert, war ſie phyſikaliſch geworden; ſie ſtrebte ſeitdem nach der Erkenntniß der geheimen Naturkräfte. Was in der Theologie zum Einswerden Gottes mit der menſchlichen Seele führte, das führte auf dem Boden der Naturkunde zur Annahme einer göttlichen Eſſenz, die unmittelbar auf die Geſtaltung der Dinge wirkte. Was der Aſtrolog am weiten Himmel in der Sternenſchrift geſucht, das trat nun weit näher auf den Schauplatz des Erdreichs; der Weltgeiſt regte ſich jetzt in Pflanzen und Thieren, man lauſchte auf die Erzeugung der Metalle, die man freilich unter planetariſche Einflüſſe ſtellte. Nicht mehr der Sterndeuter: der Alchymiſt war jetzt der wahre Myſtiker, der Machinator der Dinge, der Kenner der urweltlichen Tiefen. Er miſchte die Factoren nach ſeiner Willkür, brachte ſie in andere Bedingungen des kosmiſchen Zuſammenhangs, und dann hatte er die Erzeugung des Productes in ſeiner Hand. Seine Kenntniß der geheimen Kräfte konnte die Metalle nicht erſchaffen, aber ihre Erſchaffung ſtören, durch neuen Zuſatz andere metalliſche Ergebniſſe erzielen. Durch die Roſenkreuzer wurden in Deutſchland Magie und Kabbala von neuem angebaut, um das edelſte der Metalle, den modernen nervus rerum, zu conſtruiren, das Lebenselixir und den Stein der Weiſen zu finden. Es waren im Zeitalter Saint-Germain's und Caglioſtro's nicht blos betrügeriſche Chevaliers d'induſtrie und bettelhafte franzöſiſche Marquiſinnen, die auf dieſem Felde Glück machten. Durch die Ränke planvoller Gauner wurde die Welt ſchließlich von ihrem Wahn befreit. In Deutſchland waren auch die Männer der Wiſſenſchaft von dieſem Gelüſt des hülfsbedürftigen Jahrhunderts erfaßt. Selbſt für Lichtenberg, den witzigen nüchternen Mathematiker in Göttingen, gab es Merkwürdigkeiten in dieſem Gebiet. „Lichtenberg ſchreibt mir mit der letzten Poſt — meldet Forſter ſeinem Vater im Jahr 1782 — daß ein Dr. Price eine Verwandlung von Queckſilber in Gold bewirkt hat, in Guilford in Eſſex, vor einer ſo großen Anzahl competenter Richter, daß er nicht mehr an der Thatſache zweifelt. Er ſagt, es ſei ein Buch darüber erſchienen. Der Mann iſt . . . . . . und Doctor der Arzneikunde, aber ich finde in der Liſte von 1779 keinen andern Dr. Price, als den berühmten Freiheitsmann, der Doctor der Theologie iſt und kein Chemiker. Dies ſcheint mir merkwürdig; Lichtenberg ſetzt hinzu, daß Proben von dem verwandelten Gold dem König vorgelegt wurden — er ſagt, Dr. Price behandle die Sache als Chemiker und Philoſoph, ohne andern Vorwand; auch ſieht man nicht, ob das Ding vortheilhaft iſt oder nicht. Ein Gran röthliches Pulver verwandelt 20 Gran Queckſilber in Gold, welches die ſpecifiſche Schwere von 20 zu 1 hat, wenn das Waſſer 1 iſt; mithin einen beſſern Gehalt als Gold. Ich weiß nicht, was ich von der Geſchichte denken ſoll. Laſſen Sie mich Ihre Meinung darüber hören.“ Drei Jahre ſpäter ſchreibt Forſter aus Wilna: „Von Martiniſten wiſſen wir hier noch wenig. Es kann ſein, daß in Warſchau welche ſind; denn dort gibt es auch deutſche Roſenkreuzer, zu denen ſelbſt der König gehört, der zwar nicht eifrig iſt, aber doch einen Alchymiſten insgeheim beſtändig auf den Stein der Weiſen fortarbeiten läßt — vermuthlich, weil eine Tradition in der Poniatowski'ſchen Familie ſagt, der Vater des Königs habe ihn beſeſſen, daß man alſo die Möglichkeit deſto weniger in Zweifel zieht. Die Anzahl von 2000 ſolcher Schwärmer, Betrogener und Betrüger iſt für eine einzige Stadt, wenn ſie auch ſo groß wie Moskau iſt, immer ungeheuer. Allein unſer Zeitpunkt ſcheint neben dem hellſten Licht auch das tiefſte Dunkel zum Contraſt zu haben.“

Damals war er ſchon frei von aller Gemeinſchaft mit jener Sekte. Die Einſicht in die moraliſche Trüglichkeit Derer, die ſich zu einem großen Bunde vereinigt, um Gott und Natur zu erforſchen, machte ihn an dieſem Zweck irre. Wir finden darüber bei ſeinem Scheiden aus Deutſchland in einem Erguß an Sömmering die bezügliche Stelle. „O wie lieb iſt mir noch der Schmerz, der die Tyrannei des Raiſonnements ſo ſchnell zerſtörte! Durch ihn erwachte mir eine Welt von Erinnerungen. Lebendig ſtand es vor mir da, wo wir zuſammen geweſen, was wir gemeinſchaftlich gethan, wie Einer den Andern gefördert, gebeſſert und gehalten hatte: ein ſchöner, ſchöner Traum! Wie forſchten wir nach Wahrheit ſo abſichtslos und unbefangen! Im Genuß der ſchönen Gegend, wie heiter philoſophirten wir nicht am Abend über das Studium des Tages? Selbſt jener Pfad, wo uns der Anblick eines tief angelegten ſyſtematiſchen Betruges überraſchte, wie lehrreich war nicht der!

Welche Blicke in das menſchliche Herz und in die Schickſale der geſammten Gattung gewährte er uns nicht! Ein wohlthätiges Verhängniß waltete über uns, daß wir einander verſtehen lernten, daß unſer ruhiger hochachtungsvoller Bund der Freundſchaft entſtand und Einer des Andern Schutzengel ward!“

Sömmering war unter Forſter's Freunden derjenige, mit dem er im Verhältniß von Du auf Du ſtand. Um ſo mehr iſt die ſpärliche Mittheilung von Forſter'ſchen Briefen an Sömmering zu bedauern. Gingen dieſe brieflichen Ergüſſe verloren? Oder wurden ſie uns abſichtlich vorenthalten? Wir würden den Planen der Roſenkreuzer, den Verzweigungen des Ordens in jener Zeit mehr auf die Spur kommen. Waren vielleicht zu viel Männer von Rang und Macht in dieſe Beſtrebung verflochten — Fürſtenhäuſer, die preiszugeben man ſich nicht geſtattete? War die Geſellſchaft der Freimaurer, deren humane Verbrüderung noch heute in Niederdeutſchland in Ehren ſteht, vielleicht gegen ihre Abſicht in jener Epoche mit den Roſenkreuzern verzweigt? Oder werden zu viel heimliche Jeſuiten, die ſeit der Aufhebung des Ordens durch Papſt Clemens Ganganelli in Deutſchland thätig blieben, ans Licht gezogen? Oder fürchtet man die Entdeckung, die Roſenkreuzerei ſei eine moderne Amalgamation von Seitenlinien jener beiden Orden? Wie weit die Roſenkreuzer des achtzehnten Jahrhunderts auch an einer Umgeſtaltung der Elemente des bürgerlichen Lebens arbeiteten, liegt hier außer dem Plan der Unterſuchung. Für Georg Forſter gab es damals keine politiſche Sphäre, die ihn anzog. Ihn reizte neben der myſtiſchen Naturkunde der theoſophiſche Gehalt des deutſchen Lebens. Und dieſer ward im Schooß des Ordens der Roſenkreuzer allerdings noch immer gepflegt, ob ſie ſchon ihren Namen vom Kreuz Chriſti und deſſen roſenfarbenem Blut nicht mehr als Bezeichnung einer ausſchließlich religiöſen Richtung führen konnten. In aller Myſtik wird der Fauſt'ſche Grundzug unſeres Naturells lebendig, jenes verwegene Gelüſt, ſich an die Bruſt Gottes zu drängen und ihm die Geheimniſſe der Welt abzulauſchen. Ueber dieſen Reiz ſpricht Forſter ſelbſt in einer ſpätern klareren Zeit ſeines Lebens noch mit überſtrömender Wärme. „Nichts iſt berauſchender, ſagt er, für einen eiteln Menſchen, als das Glück, den großen Zuſammenhang des Schöpfungsplanes zu überſehen, Gott nahe und in ihm gleichſam alles zu überblicken, was in anſcheinender Unordnung vor uns daliegt, ein Vertrauter der Geiſterwelt und ſelbſt ein kleiner Halbgott, ganz Herr der Schöpfung, alle, auch die noch verborgenen Naturkräfte zu kennen, ihnen zu gebieten, und dies alles durch das leichteſte Mittel der Welt, durch grenzenloſe ſeraphiſche Liebe gegen das vollkommenſte Weſen, durch innige Vereinigung im Geiſt mit ihm, Selbſtverleugnung, Verachtung alles deſſen, was die ſchnöde Welt hochachtet, Entſagung aller Eitelkeit, beſtändige Gemeinſchaft mit Gott.“

Wie bei den Illuminaten, ſo führte auch bei den Roſenkreuzern jedes Mitglied einen beſondern Namen. Forſter hieß als Roſenkreuzer Amadeus. In ſeiner letzten Lebensepoche, als er in Paris krank, elend, hülfsbedürftig, von Gott und den Menſchen verlaſſen, unter den Jacobinern herumlief, ſpricht er oft in den Briefen an ſeine Frau, wenn er von ſich und ſeinem Befinden Bericht geben ſoll, um doch nicht geradezu ſich ſelbſt zu beleuchten, mit lächelnder Wehmuth von den Leiden des armen Amadeus. Aus der Zeit ſeines Aufenthalts in Kaſſel aber beſitzen wir unter ſeinen Briefen eine ganze Reihe von religiöſen Bekenntniſſen, die wir zum Tiefſten und Schönſten in der Literatur der deutſchen Confeſſionen zählen müſſen. Man rechne dazu zwei Briefe an ſeine Schweſter, einen andern an Johannes Müller, dem er ſpäter nur franzöſiſch ſchreibt. Natürlich nimmt aber ſein Drang nach Mittheilung am meiſten die Richtung zu ſeiner Quelle zurück, und die Quelle ſeiner religiöſen Beſchaulichkeit war Jacobi. Forſter ſpricht in jener Zeit viel von ſeinem weichen ſchwachen heilsbedürftigen Herzen. Bei alledem fühlt man ihm an, daß er im Grunde durch und durch ein ſtarker Menſch iſt, wenn er ſich gleich dem Strom jener aufgelöſten Stimmung des Zeitalters maßlos hingibt. Man wittert hinter aller Kränklichkeit ſein geſundes Herz. Er iſt in ſeiner Seele allezeit wach, ob es ihn gleich auf Augenblicke überſchleicht und reizt zu träumen und in den Phantaſien philoſophiſcher Entzückungen zu ſchwelgen. Daß es ihn ſo übernahm, lag an der Macht dieſer deutſchen Richtung; daß er auf lange hin ihr keinen Widerſtand zu bieten wußte, hatte zum Theil auch in der frühreifen Entwicklung ſeinen Grund; er war wirklich im Aeußern und Innern als ein ermüdeter Menſch nach Deutſchland gekommen.

Zu Jacobi konnte Forſter's Verhalten kein ſtehendes bleiben. Der leidenſchaftliche Drang, ſich in der innern Welt dieſes „großen Gottfühlers“ heimiſch zu machen, mußte ſeine Kriſis haben, und der Ueberreiz heilte ihn von dieſer Auflöſung ſeiner eignen kraftvoll ſelbſtändigen Natur. Ich weiß nicht, war es mehr die Einſeitigkeit der Jacobi'ſchen Richtung oder mehr die unduldſame

Ausſchließlichkeit, die jedem deutſchen Philoſophen inwohnt, was Forſter aufſcheuchte und zur Beſinnung brachte. Wir wiſſen nicht, wie weit er in die Täuſchungen jener geheimen Sekte ſich einlebte, nicht wann und wie er ſich davon losſagte; aber wir entnehmen aus dem von ſeinem Briefwechſel Mitgetheilten, wie weit er die Speculation der deutſchen Denker jener Periode begriff, wie er, ihrer müßigen Grübeleien müde, ſich dem lebendigen Inhalt der Wirklichkeit wieder zuwandte. Von Jacobi ſagte er ſich nie perſönlich los, der eigenthümlichen Macht und Bedeutung des Mannes war er nach wie vor zugeneigt; blieb doch die Bethätigung ſittlicher Kraft und Schönheit für ihn der höchſte Inbegriff deſſen, was der lebendige Geiſt zu erzielen habe. Auch die Zweifel der deutſchen Forſchung ſchreckten ihn nicht, ſeine tüchtige Natur war im Stande, es mit allen Geiſtern der Verneinung aufzunehmen; nicht Feigheit, nicht Mangel an Ausdauer trieb ihn zurück aus dem Labyrinth der deutſchen Metaphyſik. Die Einſicht in die Erſchlaffung der Kräfte, die für das thatſächliche Leben daraus erwächſt, der endliche Widerwille gegen den Hochmuth und die Selbſtvergötterung der deutſchen Abſtraction war der Stachel, der ihm keine Ruhe ließ, in dieſen Gebieten länger auszuharren. Er ſträubte ſich in den Briefen an Jacobi immer eifriger gegen die Methode des Philoſophirens: mit der Abſtraction zu beginnen, nach beiläufigem Durchzug durch die Stoffe der gegebenen Wirklichkeit zur Abſtraction zurückzukehren und dieſen Kreislauf in ſich ſelber zu einem Spiel der Selbſtgenügſamkeit immer wieder zu erneuen, als ſei die Menſchenwelt nur dazu da, um den Parteien der Philoſophen zum müßigen Wettrennen zu dienen.

Und jene Parteien führten, wo es ſich um das Wohl der Menſchheit handeln ſollte, einen perſönlichen Vernichtungskrieg. Die ſtrengen Denker, die immerfort demonſtrirten, daß ſich nichts demonſtriren laſſe, waren kaum erbitterter, als die ſanften Fühler, die ſich willig den Geheimniſſen Gottes fügten. Herder war eine flammende Heftigkeit, wenn er gegen „Archiſcholaſtiker in Königsberg" zu Felde zog. Die Philoſophen des gemüthlichen Deutſchlands waren damals noch weit freigebiger mit Verdammungen und Bannſprüchen als heutzutage. Hamann, der in Gott glückſelige Schwärmer, brandmarkte Mendelsſohn als Gottesleugner. Jacobi nannte Leſſing einen Spinoziſten, und bewies zugleich, daß Spinozismus nichts als Atheismus ſei, wie denn alle Vernunft, ſich ſelbſt überlaſſen, zum Spinozismus führe, alles Denken mithin Atheismus ſei. Man war damals eben ſo empfindſam als grauſam. Der ſchüchterne Mendelsſohn ſtarb vor Schmerz über dieſe Schrift Jacobi's und aus Gram, ſeinen Freund Leſſing, der ſchon zu den Vätern heimgegangen war, nicht mit mehr Glück vertheidigt zu haben. Forſter blickte um ſich in der Wirklichkeit, und nahm wahr, daß das Volk der Deutſchen bei dieſen Kämpfen ſeiner Weiſen nicht gefördert wurde. Er ſah vom Thron bis zur Hütte Entartung. Die Maſſe wurde nicht aus dem Schmutze herausgearbeitet, und in den Paläſten herrſchte fremder Götzendienſt und die parfumirte Sittenloſigkeit des alten Frankreichs. „Wahrlich," ſchrieb er an ſeinen Vater ſchon 1782 das merkwürdige Wort, „Europa ſcheint auf dem Punkt einer ſchrecklichen Revolution zu ſtehen." Seitdem gewöhnte er ſich an den Blick auf die Maſſe; das Verhalten des Volkes wurde ſein vorzügliches Angenmerk. In den Stoffen der Speculation kam er bis dahin, daß er an Jacobi ſchrieb, er könne nicht ferner einräumen, daß Unglaube ſchädlicher wirke als Aberglaube. Der Unglaube, mochte er vielleicht annehmen, müſſe doch endlich zu einem neuen Glauben führen, der Aberglaube aber niemals. Der Verſtand ward ſeitdem in ihm mächtiger als das Bedürfniß des Gemüthes. Er verkehrte gleichzeitig mehr mit den Männern der Wiſſenſchaft in Göttingen, mit Heyne und Lichtenberg, perſönlich und brieflich.

Eine Erlöſung aus all den Zerwürfniſſen, in die ihn ſeine jetzige Stimmung, ſein jetzt erwachter Menſch verſetzte, war der Ruf nach Wilna. Im Jahr 1784 verließ er Deutſchland. Um aber vom deutſchen Weſen nicht abzufallen, ſo geleitete ihn in die Fremde das Freundſchaftsband mit Thereſe Heyne, der er fleißig ſchrieb. — Seine Briefe ſind überhaupt den beſten Erzeugniſſen ſeiner Feder an die Seite zu ſetzen, zumal die ſpätern an ſeine Frau in der Epoche ſeines Pariſer Aufenthalts, nachdem ſie mit ihren Kindern nach der Schweiz geflüchtet war. Welch ein Gemälde deutſcher Tiefe, Ehrlichkeit, Wärme und Herrlichkeit des Gemüthes in dieſen Ergüſſen! Wie offen legt ſich dieſer Geiſt zur Schau! Welch ein Genuß, ihm in allen ſeinen Regungen bis auf den Grund ſeiner ſpiegelreinen Seele zu ſchauen! Man meint, aus dieſen Briefen leuchte uns ſein ganzes Angeſicht entgegen, ja könne man in den durchſichtigen Adern ſein lebendiges Blut wallen ſehen. Sein Verhältniß zu Thereſe war ein Gefühl von Liebe, das auf dem Boden einer zarten Freundſchaft erwuchs. Bevor der Bund Beider zur Ehe feſt wird, beſchäftige uns noch der Gewinn ſeiner Reiſeberichte.

Von beſonderm Intereſſe iſt hier ſeine Schilderung Wiens unter Kaiſer Joſeph, während ſeine Briefe von früher über Berlin und über die Figuren unter dem alternden Friedrich treffende Satiren enthielten. Sobald er ſich in Wilna feſtgeſetzt hat, holt er Thereſe als ſeine Frau aus Göttingen heim, und die brieflichen Geſtändniſſe vertheilen ſich wieder an Mehrere, bleiben aber ſtets bedeutend genug, um ſeine Entwickelung an ihnen zu verfolgen.

Von der deutſchen Myſtik, von der deutſchen Speculation iſt er jetzt frei, aber nicht vom deutſchen Gemüthsleben. Er hat nun Weib und Heerd, und die polniſche Umgebung drückt ihn ganz auf die Familie zurück. „Es iſt doch einmal hergebracht, daß in der großen Welt man kleine Welten macht!“ Dieſen Spruch hat der Goethe'ſche Mephiſto nur für Deutſche machen können. Immer haben ſie etwas, das ſie vom großen Ganzen abzieht, oder das für dies, wo es fehlt, Erſatz geben ſoll. Die polniſche Wirthſchaft in Litthauen aber war jedenfalls von der Art, daß eine deutſche Profeſſorfamilie ganz auf ſich verwieſen wurde. Die Univerſität bezweckte die Zucht des jungen wilden Adels, war aber nur eine Jeſuitenſchule — womit Forſter nichts Gehäſſiges geſagt haben will, denn er lobt vom Perſonal der Lehrer namentlich die Exjeſuiten, um ihrer Duldung, Feinheit und Fügſamkeit willen. Das Volk in Polen nennt er verthiert, den Adel ſittenlos; dort ſchreckt ihn die verſunkene Stumpfheit, hier widert ihn raffinirte Ueppigkeit und Grauſamkeit an. Er war auch auf dem Reichstag in Warſchau. Der bedrängte König fragte den Weltumſegler, der ſo viele Stürme der Elemente erlebt, ob er je ſolchen Sturm der Leidenſchaften beſtanden. Nach dem Anblick ſo ſtarker, wenn gleich wilder Kräfte, wie ſie ſich im Zwieſpalt der Parteien zu Warſchau entfalteten, hätte man ſchließen ſollen, daß im Lande ſelbſt der öffentliche Geiſt lebendig ſei. Nach jenem Aufruhr leidenſchaftlicher Elemente, der die Kräfte wie zum üppigen Feuerwerk vergeudete, folgte beim Polen daheim politiſche Lethargie, die nur mit ſinnlichen Ausſchweifungen, mit Luxus, Mode und Spiel wechſelte. Der Adel des Landes, die einzig entwickelte Kraft der Nation, blieb ein Gemiſch von ſarmatiſcher Wildheit und franzöſiſcher Superfeinheit.

Für Forſter begann von neuem eine Epoche wiſſenſchaftlicher Arbeitſamkeit. Er war ein Feind des geiſtigen Quietismus der Deutſchen geworden, ein Feind ihres dichteriſchen Epikuräismus, ein Feind ihrer Gedanken- und Gefühlsſchwelgereien, aber er blieb als arbeitſamer Mann der Wiſſenſchaft durch und durch Deutſcher. In jener Zeit entſtanden großentheils ſeine praktiſchen, ſachlich gediegenen Abhandlungen, die der vierte und der fünfte Band ſeiner Schriften zuſammenſtellen, ſeine kräftigen und blühenden Schilderungen von Nordamerika, Neuholland, Taiti, Madagaskar, ſeine naturwiſſenſchaftlichen Aufſätze über die Leckereien, die Pygmäen, ſein Blick in das Ganze der Natur, ſein vortrefflicher Leitfaden zu einer künftigen Geſchichte der Menſchheit, die er der Welt ſchuldig blieb und die uns vielleicht das Meiſterſtück einer ſpeculativen Pragmatik gegeben hätte. Von dieſen und andern Arbeiten heb' ich nur ſeine Abhandlung über die Menſchenracen hervor, weil ſich mit ihr ſein innerer Menſch zu jener Zeit am deutlichſten zum Ausſpruch bringt. Er liegt hier zu Felde gegen Kant, der friſche, muthige Empiriker gegen den quäleriſchen Syſtematiker. Kant führte in einer Darlegung deſſelben Themas ſeine Gedanken im Cirkel herum; er gab vor, als Ergebniß einen Begriff zu finden, den er ſchon in der Vorausſetzung hatte. Das iſt ja überhaupt bis auf unſere Tage herab der Schlangenlauf der philoſophiſchen Methodik. Forſter läßt es als Möglichkeit beſtehen, daß die Völker von Einem Menſchenpaar abſtammen, aber auf die bisherige Art ſei es nicht bewieſen, noch dürfe man thun, als ſei es ausgemacht. Er verwirft Voltaire's ſchnöde Erfindung von einem ſchwarzen Adam, wonach der Neger als eine uns durchaus fremdartige Gattung ausgeſchloſſen wäre vom Inhalt des heiligen Menſchenlebens. Er widerlegt gründlich den Hohn, wonach dieſer erſte ſchwarze Menſch die vom Witz gebrandmarkte Geburt einer Mesalliance zwiſchen Menſch und Affen ſein ſollte. Freilich weiß er den dogmatiſchen Glauben an Einen Urvater für alle Racen weder wiſſenſchaftlich zu erhärten noch zu ſtürzen. Aber er läßt alle Uranfänge, über die Gott und Natur einen Schleier woben, auf ſich beruhen, er hält ſich an die Folgerungen unſerer Annahme, und rügt es mit heißen Worten, daß ſelbſt jener Glaube der religiöſen Ueberlieferung die gerühmte Civiliſation des Weißen vor den Scheußlichkeiten der egoiſtiſchen Verfeinerung nicht bewahrt habe, und der feſte Gedanke, der Schwarze ſei unſer Bruder, noch nirgends die aufgehobene Peitſche des Sklaventreibers ſinken ließ. Hier hebt er dann ſeine begeiſterte Apologie der ſchwarzen Race an, die ein ſo ſtarkes Denkmal ſeines tiefen Herzens, ſeines überlegenen Geiſtes abgibt. Noch wußte man damals nichts von der Möglichkeit eines ſchwarzen Helden auf St. Domingo, noch hatten Freiheit und Gleichheit in der Welt keinen

Klang, noch ſchürte damals der Laut „Menſchenrechte" nicht die Gluth in edeln Seelen. Bei manchen dieſer Ergüſſe, wo der volle Strom der Rede brauſt, iſt es uns, als berührte uns die Hand unſeres **Schiller**, die Hand eines großen Menſchen. In der That erinnert manches in Forſter's Darſtellungen aus ſeiner ſpätern Epoche in Mainz, zur Zeit, als er für die Thalia arbeitete, an Schiller's Natur, ſo wenig er auch vom Dichter hat, er, der eine Heimath in der idealen Welt nicht fand. Von äußern, perſönlichen Berührungen zwiſchen Beiden entdeckte ich nirgends eine Spur.

Drei Jahre nach ſeiner polniſchen Berufung erhielt Forſter von Seite der ruſſiſchen Regierung die Aufforderung, ſich einer Südſeeunternehmung anzuſchließen. Der Drang nach einem thatkräftigen praktiſchen Leben regte ſich wieder in ihm; er ſagte zu, und löſte ſofort ſein Verhältniß in Wilna. Dieſe Unternehmung hatte im ruſſiſchen Intereſſe die Vortheile einer Verbindung der Oſttheile des Kaiſerreichs mit Amerika, Japan und China zum Zweck. Das Anerbieten war äußerlich glänzend; Katharina und der Thronfolger hatten eigenhändig die Bedingungen unterzeichnet; allein nachdem Forſter Weib und Kind in Göttingen untergebracht, zerſchlug ſich der Plan beim Ausbruch eines Türkenkrieges. Gleich darauf bot ſich für Forſter durch den ſpaniſchen Geſandten in Wien Ausſicht zur Theilnahme an einer Seefahrt nach den Philippinen. Europa wußte alſo den Mann zu ſchätzen. Man hätte ihm auch gern in Wien eine Stelle eröffnet. Eine Profeſſur in Peſth ſchlug er aus, und es ſchien vom Schickſal beſchloſſen, daß er wieder dem deutſchen Boden angehörte und die Zerrüttungen des politiſchen Deutſchlands von damals erlebte.

Im Jahr 1788 ward er an die Univerſität und Bibliothek nach Mainz berufen. Es war Joſeph Emmerich, derſelbe Kurfürſt, deſſen Miniſter eine Zeitlang Graf Stadion geweſen war, deſſen Statthalterſchaft Dalberg in Erfurt führte, und der Wieland früher dorthin eingeladen hatte. Man wollte jetzt die Hochſchule zu Mainz heben. Johannes Müller ward berufen, aber bald mit den Staatsgeſchäften des Kurfürſtenthums betraut. Heinſe, der Mann des Ardinghello, war der Privatbibliothekar des Kurfürſten. War das für Dieſen bezeichnend genug, ſo flößt uns auch gleich die erſte Zuſammenkunft Forſter's mit dem geiſtlichen Herrn ein peinliches Intereſſe ein. Der deutſche Kirchenfürſt gefällt ſich in einem Anſtrich von Freigeiſterei.

Kaum fühlte ſich Forſter wieder auf deutſchem Boden, ſo gerieth er auch von neuem in die Controverſen der philoſophiſchen Parteien. Er muß philoſophiren, er mag wollen oder nicht. Aber ſeine Philoſophie beſteht darin, ſich vom Philoſophiren frei zu machen, weil er in ſeiner Entwicklung den Punkt erreicht hat, wo Gott der Herr, das Sicherſte alles Sichern, in ſeinem Daſein nicht bewieſen zu werden braucht, Welt und Leben aber als Möglichkeit vor ihm liegen, in deren Stoffen der reife Mann ſich berufen fühlt, den Gott, den die Weiſen demonſtriren wollen, durch die That, nicht laut und lärmend, ſondern verſchwiegen, aber ſicher und dauernd zu manifeſtiren. Die Grübelei der Fühler und der Denker dringt wieder auf ihn ein. Mendelsſohn iſt daran geſtorben, aber die Andern halten noch aus. Herder radotirt ſchön und weiſe. Kant durchſtöbert die Poren der

Welt, aber Jacobi beweiſt ihm noch immer, daß nichts bewieſen, Gott nicht gedacht, nur empfunden werden könne. Hamann iſt zum Beſuch bei der Fürſtin Gallitzin und wühlt in ſeinem frommen Rothwälſch weiter. Es findet Niemand ein Ende, außer wenn er, wie Hamann in jenem Jahr zu Münſter, ſtirbt. Sonſt geht das metaphyſiſche Gemetzel über Perſönlichkeit Gottes, Atheismus, Unſterblichkeit und ewiges Leben unverwüſtlich fort. Es ſucht jetzt Keiner mehr nach dem Stein der Weiſen, aber ſie durchwühlen alle den Boden nach einem unbekannten Schatz, den Niemand hebt, bis ein Säemann kommt, der in die Furchen des Bodens einen Samen ſtreut, aus dem die Freiheit des Gedankens und die Schönheit der ſittlichen That erwüchſe.

Forſter ſchrieb damals ſeinen merkwürdigen Aufſatz über Proſelytenmacherei. In Berlin, dem damaligen Sitz des nüchternſten Rationalismus, blühte eine Sekte von Auf- und Abklärern, die ſich das Wort gegeben, alle deutſche Schwärmerei bis auf die Wurzel des Gefühls auszurotten, und ſich fanatiſch verſchworen hatten, allen Fanatismus zu tödten. Nicolai, der die Parodie auf Werther machte, ſtand an der Spitze dieſer ewig lächelnden, ewig klugen, ewig platten Berliner. Sie übten ſchon damals in Deutſchland die unerhörte Kunſt des Ridiculiſirens. Dieſe Kunſt ſchrieb ſich vom großen König und ſeinen hämiſchen Franzoſen her. Man durfte damals dort glauben was man wolle, wenn man nur thue was man ſolle. Aus dieſer Gleichgültigkeit gegen den Inhalt des Gefühls entſprang jener Sophismus, an dem die Berliner Natur von je zu leiden hatte; jener Wahn, die That ſei vom Glauben himmelweit verſchieden, man könne frei ſein im Meinen und unfrei im Handeln, revolutionär im Innern und knechtiſch im Aeußern. Die ehrenwerthen Bieſter und Gedicke, zwei ganz tüchtige Gelehrte, glaubten damals an der Spitze ihrer „Monatsſchrift“ von Berlin aus die Aufklärung zu regieren. Sie klärten über alles auf, d. h. ſie beſtreiten den räſonnirenden Menſchen, ernüchterten alle Gebiete des Gefühlslebens und machten die Welt leer und nackt. Die Berliner lagen damals immerwährend zu Felde gegen den Katholicismus, ſie waren, wie man ſich damals ausdrückte, ſtarke Jeſuitenriecher; ſie verketzerten, während ſie gegen Verketzerungen ſchrieben, ſelbſt die großartigen Reformplane Kaiſer Joſeph's; ſie verdächtigten jede Regung der ſüddeutſchen Elemente; die Geſchichte einiger verunglückten Adepten und Glücksritter, die Verirrungen einiger lebensmüden Seelen dienten ihnen zu willkommenen Belegen ihres Geſchreies über die neue Finſterniß, die aus dem Süden hereinbrechen ſollte, während ſie dieſelbe auf ihrem eignen Boden nicht witterten. Für Forſter ließ ſich das Leben nicht in einen Mechanismus des Verſtandes verwandeln; nach Geſetzen, die er als Naturforſcher kannte, hielt er auch die Menſchenwelt für einen Organismus. Forſter ſtrafte jede „Radicalnullität des Herzens“, wie er ſich ausdrückte; er, der die Uebergriffe des Gefühls an ſich ſelbſt erfahren, ſchirmte die Berechtigungen des empfindenden Menſchen, und zeigte, daß, wer frei ſein wolle, auch in der Regung des Gemüths die Freiheit anerkennen müſſe. Mich dünkt, Forſter war im tiefſten Sinne des Worts ein Deutſcher, und er bethätigte dieſe Deutſchheit ſeines Geiſtes ohne beſchränkendes Feſthalten irgendwelcher provinciellen Beſonderung. Das allgemein Deutſche in uns zur Erſcheinung zu bringen, iſt jeder

Zeit, und auch heute, für uns die hohe Aufgabe. Forſter mußte Deutſchland verlaſſen, weil er keine provincielle Heimath für ſich ausfand. Nicht Deutſchland, ſondern Kur-Mainz gab er auf. Seine Verrätherei wird uns als ein Zuſammenwirken trauriger Nöthigungen, und was wir Verbrechen nennen, als ein Unglück jener allgemeinen Verworrenheit erſcheinen. So wie ſpäter deutſche Generale ohne Schwertſchlag dem Feinde ihre Feſtungen überließen, hat Forſter Mainz den Franzoſen nicht überliefert.

Mit ſeiner Geſchichte der engliſchen Literatur in den achtziger Jahren eröffnete ſich Forſter's Thätigkeit als politiſcher Schriftſteller. Von nun an traten die höchſten Aufgaben der Menſchenwelt in das Bereich ſeiner Studien. Er nahm die Literatur der Gegenwart als den Gedankenprozeß einer Nation. Er ſchilderte ſie auf Englands Boden als einen großartigen Zeugungsact, mit dem ein in ſich fertiges Zeitalter ein neues Daſein gewinnen wollte. Das Zuſammenwirken aller Kräfte hatte für ihn die Entwickelung des Gemeingeiſtes, das Bewußtſein der Nationalehre zum Ziel. Iſt eine Literatur das nicht zu jeder Zeit, ſo wolle man Den nicht ſchelten, der ſie groß zu nehmen verſtand, ſelbſt wenn dieſe Größe ſeiner Anſchauung ein Irrthum war. In den deutſchen Köpfen wirkte damals Schiller's Don Carlos; ſein Marquis Poſa war auch nur ein Irrthum! In Frankreich begann jetzt die Revolution, anfangs ein bloßer Nothbehelf der Rathloſigkeit. Sie war noch nicht blutig, noch kein Verbrechen; ſie ſchien noch zu einer Reform des Staates zu führen, der königliche Wille beſtätigte die Berechtigung des dritten Standes, der ſich plötzlich als Kern der Nation fühlte. Klopſtock beſang damals die junge Freiheit; — auch ein deutſcher Irrthum! Daß wir die Dinge der Welt groß auffaſſen, iſt die Schwäche, aber auch die Stärke des deutſchen Gefühls. Klopſtock nahm ſein Lied erſt zurück, als das junge Morgenroth blutig ausartete. Forſter glaubte feſt an den Beſtand des deutſchen Reiches; er hielt dieſen Staatenverband für die „beſte der Republiken", aber er forderte von den Deutſchen die Klugheit, gegen einen Vulcan nicht mit Löſchſpritzen und Lärmtrommeln zu Felde zu ziehen; er hoffte auf die Kraft der Nation, im Anblick des furchtbaren Schauſpiels die Haltung zu behaupten, auf die Stärke, ſich auf ſich ſelbſt zu beſinnen und dem eignen morſchen Gebäude neue Stützen zu geben. Auch das war ein gutmüthiger Irrthum! Deutſchland trug die moraliſche Fäulniß des alten Frankreichs zu ſchwer in den Gliedern, um gegen die Frechheit des neuen Frankreichs mit Ehren beſtehen zu können.

Forſter verkehrte damals viel mit den Gebrüdern Humboldt. Sie waren mehrmals in Mainz, und man muß einen Briefwechſel mit ihnen vermuthen, der uns jedoch vorenthalten wurde. Mit dem jüngern, Alexander, machte Forſter 1790 die Reiſe rheinabwärts nach London. Er ſelbſt kehrte über Paris nach Mainz zurück. Als Ertrag dieſes vierteljährigen Aufenthalts in den Ländern des Aufruhrs lieferte er ſeine „Anſichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich." Sie erſchienen in drei Bänden, deren dritter erſt nach des Autors Tode von L. F. Huber (zwei Jahre lang Redacteur der Allgemeinen Zeitung) zuſammengeſtellt wurde. Sie ſind jedenfalls das Bedeutendſte von Forſter's Feder, mit ihrer Fülle, Kraft und gediegenen Beſonnenheit in der ſparſamen deutſchen Publiciſtik einzig in ihrer Art. Er ſchildert hier den Zuſtand der drei geiſtlichen Staaten am Rhein, die Wirren in Aachen, die der Kaiſer damals noch ſchlichtete, die Gährungen in Lüttich, die ein Vorſpiel deutſcher Umwälzungen abgaben, den wilden Aufſtand des hierarchiſchen und ariſtokratiſchen Brabants, das ſich gegen die freiſinnigen, aber gewaltſamen Reformen des Monarchen auflehnte und ein merkwürdiges Gegenſtück zur Umwälzung in Paris abgab. Das entſetzenvolle Schauſpiel in Frankreich nannte Forſter die Exploſion der lange verſchloſſen gehaltenen, ſich endlich ſelbſt entzündenden Vernunft. In Brüſſel und Mecheln war es nicht der Bürgerſtand, waren es die bevorzugten Stände, welche, um ihre mittelalterlichen Gerechtſame zu ſchirmen, den Pöbel zur wilden Grauſamkeit erhitzten. Nous ne voulons pas être libres! ſchrie in Flandern die Volkspartei, und Kaiſer Joſeph, der ſchon zu ernten gedachte, wo er kaum ſäen gekonnt, ſtarb in bitterm Schmerz, daß die Welt für ſeine großen Plane nicht reif war. Forſter ſah in allen dieſen Ereigniſſen der Zeit Nothwendigkeiten. Aber weit entfernt von jedem Gelüſt, Feuer zu ſchüren, ſprach er vielmehr ſein Wehe aus über jeden Verſuch, die noch durchaus blinde Volkskraft in Deutſchland zu entzügeln. Für Deutſchland ſollte nach ſeiner Hoffnung das Werk der Menſchheit eine Reform werden, eine neue Verbrüderung von Volk und Fürſten. Aber die Verzweiflung im Gefühl der eigenen Schwäche trieb bei dem Anblick der Gräuel in Paris zu einer Uebereilung, einer Ueberhitzung, die das eigene Heil verſcherzte, indem ſie die Wuthausbrüche einer zügelloſen Pöbelherrſchaft in Frankreich beſchleunigte. Forſter theilte nicht die augenblickliche Raſerei gegen Frankreich; er dachte über den dortigen Umſturz der Dinge ſehr kalt, aber ſehr richtig. Das Manifeſt und die Feldzüge des Herzogs von Braunſchweig hielt er für Deutſchlands Verderben, und ehe man ſich unter uns über den Taumel dieſer Verblendung erholte, rückten die Franzoſen gegen Mainz. Jetzt galt es, ſich noch auf dem einzelnen Punkt zu erhalten, nachdem das große Ganze in eine Rathloſigkeit verſunken war, auf die nur das Gefühl der eigenen Sünden und eine allgemeine Feigheit folgen konnten. Noch vor kurzem hatte man am Rhein mit den Flüchtlingen des fremden Landes, die ihren König im Stich gelaſſen, glänzend bankettirt; denn dieſer feine Auswurf der franzöſiſchen Nation war ja der Träger unſerer eignen höhern Geſellſchaftsbildung! Vor dem Heranrücken der Republik ergriff Alles die Flucht. Auch der Kurfürſt von Mainz floh mit ſeinem Hofe. Der Mainzer Adel raffte ſeine Schätze zuſammen, nahm weit mehr, als zur Befeſtigung der Stadt nöthig geweſen wäre, mit fort und folgte dem geiſtlichen Herrn, der jetzt von der Ferne aus ein ſtrahlendes Edict erließ, wonach jede weitere Flucht als Landesverrätherei verboten ward. Cuſtine eroberte Mainz, und Forſter, der das Verbrechen beging, Muth zu haben, und das Unglück hatte, gut franzöſiſch zu ſprechen, imponirte dem Feinde durch eine Rede, die er im Namen der Univerſität hielt und durch die er den Schutz der Anſtalt erwirkte. Cuſtine forderte die Bürger auf, ſich eine freie Verfaſſung zu geben. Man wußte nicht, was das war, wie das anzufangen. Johannes Müller, der Geheimrath des Kurfürſten, eilte nach Wien, kam wieder, nahm ſeinen Abſchied als kurmainzlicher Staatsmann und gab privatim den Rath, gute Miene zum böſen Spiel zu machen; man könne ja ſpäter doch vielleicht wieder gut deutſch werden. War in Mainz Verrätherei im Spiel, ſo lag ſie in der ſchlauen Rathloſigkeit dieſes deutſchen Machiavell. Junge Schwärmer gründeten in Mainz einen Klub der Volksfreunde, und die Bürger erklärten im Zwang der Nothwendigkeit, und weil ſie ja doch keinen Herrn und keinen Adel um ſich ſahen, ſie wollten es einmal verſuchen frei zu ſein. Ein jacobiniſches Krähwinkel könnte auf den Fernſtehenden humoriſtiſch wirken; im heißen Drang der Gegenwart aber mußte es den Zorn hervorrufen, oder auch den Entſchluß eines hohen Muthes, der ſich ſeiner erbarmt. Jetzt erſt nach dem Beſchluß der Bürgerſchaft trat Forſter hervor, und weil er der Mann von Gewicht war, ernannte man ihn zum Präſidenten des Klubs, zum Chef der Verwaltung. Er war nicht geflohen, weil er nicht wußte wohin, und mehr noch, weil ihn die Feigheit der andern Stände anwiderte. Weib und Kind hatte er unter dem Schutz des Freundes nach der Schweiz geſchickt. In der wilden und doch zugleich lächerlichen Gährung der Stadt Ordnung feſtzuhalten, war ſchon von Wichtigkeit genug, im Unglück mit der Menge auszudauern, ſchien eines Mannes würdig. Der briefliche Verkehr mit ſeinen Freunden in Deutſchland blieb unausgeſetzt; er rechtfertigte ſich einfach und ehrlich gegen Heyne. Aber die Verwünſchungen waren in Deutſchland gegen ihn allgemein, ſie wurden zu Flüchen. Man ſetzte einen Preis auf ſeinen Kopf; der Herzog von Braunſchweig ſagte, von Forſter habe er ſich das nicht gedacht, denn Der habe doch ſein Brot gehabt! — In Forſter erwuchs ein Gefühl der Verachtung, wo er nur Liebe gekannt. Die Dinge der

Welt hatten inzwiſchen ihren herben Verlauf. Forſter wurde nach Paris geſchickt, um den Schutz des neuen Staates Mainz zu erwirken. Bald nach ſeiner Ankunft dort nöthigte Kalkreuth die Stadt zur Capitulation. Prinz Louis von Preußen in einer edeln Regung des Herzens ſchützte das Haus des deutſchen Gelehrten; aber ihn aus der Verbannung zurückzurufen, den Preis, der auf ſeinen Kopf ſtand, zu tilgen, dieſen Kopf, dieſen Geiſt weit höher als einen Botenlohn von hundert Ducaten anzuſchlagen, fiel Niemand ein. Er wäre nicht gekommen, hätte man ihn zurückgerufen; denn in dem verdüſterten Gedankengang ſeines Innern war bereits die Ahnung herangebrochen, dieſer blinde Taumel der Schwachen und der Starken ſei wie eine Geißel Gottes über die Völker verhängt. Die Feigheit hatte ſich geflüchtet, die Tapferkeit falſch gerechnet; Eigennutz und Egoismus hatten ſich Hinterthüren geöffnet. Sein ehrlicher Sinn hatte ihn in den Strudel der blutigen Wirren geführt. Mitten im Gefühl der entfeſſelten Wildheit ſuchte er ſich mühſam den Glauben an das Heil der kommenden Geſchlechter zuſammen. Er bezwingt ſeinen Schauder über die Schreckensregierung, er waffnet ſeine Gedanken zu der Zuverſicht, daß nach dem wüſten Uebergang die Einfalt der Sitten wiederkehren werde. Er hält eine ſittliche Reform der Welt als ſchließlichen Gewinn der Revolution feſt. So reißt ihn Charlotte Corday zur Bewunderung hin, ſo nennt er manche Entwickelung der verwilderten Kräfte mitten in der Auflöſung aller Bande der Menſchheit wunderbar und groß, obſchon er ſich ſagen muß, daß der Wahnſinn dicht daneben lauert. Bald wittert er den nahen Gipfel und die höchſte Kriſis der entfeſſelten Raſerei der Leidenſchaften, die Ruhe des Arztes bezwingt in ihm den fieberhaften Zuſtand des Mitleidenden; er rafft ſich auf zu ſeinem großen Glauben, bald aber verzweifelt er wieder an den elenden Werkzeugen der Weltgeſchichte. So ſtirbt er langſam hin, ohne Gemeinſchaft mit dem Fanatismus, einſam mitten in den Gräueln der Leidenſchaft. — Dies Schauſpiel gibt uns die Beichte in ſeinen Briefen. Wir ſehen ein edles Menſchenleben auf der Folter, ein ehrliches Herz unter Zuckungen, eine ſtarke Geiſteskraft, die ſich nicht gefangen gibt, aber langſam zerbröckelt.

Im März 1793 eröffnet ſich uns die Reihe ſeiner Briefe an ſeine Frau. „Du wünſcheſt,“ ſchreibt er ihr, „daß ich die Geſchichte dieſer gräuelvollen Zeit ſchreiben möchte? Ich kann es nicht. O, ſeit ich weiß, daß keine Tugend in der Revolution iſt, ekelt es mich an. Ich konnte fern von allen idealiſchen Träumereien, mit unvollkommenen Menſchen zum Ziel gehen, unterwegs fallen und wieder aufſtehen und weitergehen; aber mit Teufeln und herzloſen Teufeln, wie ſie hier ſind, iſt es mir eine Sünde an der Menſchheit, an der heiligen Mutter Erde und an dem Licht der Sonne. Die ſchmutzigen unterirdiſchen Kanäle nachzugraben, in welchen dieſe Molche wühlen, lohnt keines Geſchichtſchreibers Mühe. Immer nur Eigennutz und Leidenſchaft zu finden, wo man Größe erwartet und verlangt; immer nur Worte für Gefühl, immer nur Prahlerei für wirkliches Sein und Wirken — wer kann das aushalten?“

Und er hielt es nur aus bis zum 12. Januar 1794, wo ein Freund an Huber ſeinen Tod meldet. — Wen nach Rache gelüſtet. Den muß dieſer einſame Tod befriedigen. Er ſtarb ſehr arm an Glauben, äußerlich elend, innerlich tief unglücklich, enttäuſcht über das erträumte Heil der Welt. Er erlebte nicht mehr den Sturz Robespierre's. Aber ſein Wort, das er ſchon im Julius 1792 geſprochen, daß Frankreich, wenn man es zur Verzweiflung triebe, nach kurzem Bankerott der mächtigſte Staat Europas werden würde, dieſe Prophezeihung war keine Täuſchung. Deutſchland lag an dieſer ſchrecklichen Wahrheit lange genug darnieder.

Inzwiſchen, ob er ſich ſchon den Beruf zum Geſchichtſchreiber ſeiner Zeit abſprach, hatte er doch an ſeinen Arbeiten in Paris gefördert, was ſich bei ſo viel innerer und äußerer Niederlage, in Troſtloſigkeit und Krankheit fördern ließ. Es ſind Arbeiten, auf welche die deutſche Literatur ſtolz iſt. Er ſetzte die meiſterhaften Schilderungen in den „Anſichten“ fort, ſchrieb ſeine Aufſätze über Revolutionen und Gegenrevolutionen, über die Beziehung der Staatskunſt auf das Glück der Menſchheit, beides zur Geſchichte des Jahres 1790 gehörig, ſeine trefflichen „Pariſiſchen Umriſſe,“ die das zweite Jahr der franzöſiſchen Republik charakteriſiren, ſeine Darſtellung der Mainzer Revolution. Die letzte Arbeit blieb Fragment; die andern erſchienen in den „Friedens-Präliminarien,“ die Huber herausgab. Man hat auch die Reden, die Forſter in der Geſellſchaft der Volksfreunde zu Mainz hielt, und einige Aufſätze, die er damals bei der Organiſation von Mainz abfaßte, in die Geſammtausgabe ſeiner Schriften mit aufgenommen. Forſter hätte ſie vielleicht als Geburten für den Nothbehelf des Augenblicks beſeitigt, weil ſie ſich von jenen andern Darſtellungen, die er nachträglich mit der Zuſammenfaſſung ſeines ganzen Menſchen ausarbeitete, weſentlich unterſcheiden, ob ſie ſchon von der Kraft und Gewandtheit ſeines Geiſtes nicht minder Zeugniß ſind. Früher, ſchon in Mainz, ſchrieb er ſeine höchſt merkwürdigen „Erinnerungen aus dem Jahr 1790.“ Sie bilden eine Reihe von Portraits damaliger Zeit, und erſchienen als Jahreskalender mit Zeichnungen von Chodowiecki u. A. Das Jahr 1790, der vorzügliche Stoff für Forſter's Geſchichtſchreibung ſeiner Zeit, der Angelpunkt des alten und neuen Jahrhunderts, war beſonders reich an Unglücksfällen für die Entwickelung der Dinge. Benjamin Franklin und Kaiſer Joſeph ſtarben. Forſter ſetzte ihnen würdige Denkmale. Graf Herzberg, der vierzig Jahre lang Friedrich's des Zweiten rechte Hand geweſen, ſchrieb ihm in Bezug auf dieſe „Erinnerungen“ einen Brief voll der gründlichſten Hochachtung; er hätte ihn gern nach Berlin berufen, aber Berlin hatte damals kein Bedürfniß nach hellen und energiſchen Köpfen, Herzberg ſelbſt war beſeitigt, und die Wöllner'ſche Epoche begann. In jenen „Erinnerungen,“ wo Katharina, Guſtav der Dritte, William Pitt ihre Standbilder erhielten, finden wir auch die merkwürdige Charakteriſtik Mirabeau's. Es war ſchwer, daß dies Talent der Revolution von einem Zeitgenoſſen ſeine rechte Würdigung fand, die auch das Zweideutige des Mannes erläutern konnte. Man hat geſtaunt, daß Forſter ihn feierte. Nichts aber mehr als dies bezeichnet Forſtern ſelbſt. Mirabeau war — vom Charakter abgeſehen — das Talent, das, mit hohem Muthe begabt, es ſich zutraute, mitten ins Chaos der

Welt Ordnung zu bringen. Einen ſtarken Geiſt, wie der zugleich ehrliche Forſter war, mußte ein Feuerkopf reizen. Und wenn er Mirabeau Frankreichs Palinurus im Sturm nannte, ſo hat ſich das hinlänglich bewährt. Mirabeau war in Frankreich der letzte Held eines geordneten Königthums.

Friedrich Hölderlin.*)

„Mit ihrem heil'gen Wetterſchlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Noth an Einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt;
Und wenn in ihren Ungewittern
Selbſt ein Elyſium vergeht,
Und Welten ihrem Donner zittern —
Was groß und göttlich iſt, beſteht!"

Wie ich im Tübinger Wirthshauſe ſaß und in meiner Schreibtafel blätterte, fiel mein Blick unter den eingeſchriebenen Denkſprüchen auf dieſe Worte Hölderlin's. Sie ſtanden ſchon ſehr lange da, vielleicht ſeit den zwanziger Jahren, wo ich zuerſt Kunde erhielt von dem tiefſinnig abgeirrten Geiſt. Das Blatt in meinem Gedenkbuche war mürbe und vergilbt. Dicht darunter hatt' ich die Bemerkung geſchrieben: „Im Gefühl und im Bewußtſein der großen Revolution." Die Strophe gehört zu den Gedichten der erſten Periode des unglücklichen Dichters. Seine gereimten Verſe, ganz in Schiller'ſchem Schwunge, ſind aus den neunziger Jahren, in denen er auch den Hyperion ſchrieb. Die Macht jener Zeilen ergriff mich auch von neuem ſo heftig, daß ich unter ihrem Gewicht ſeufzte. Drunten mir zu Füßen plätſcherte der Neckar mit ſeinem Silberſchaum, über mir blaute der Himmel lachend und ſeines Glückes voll. Jenſeits zur Linken die Wellenlinie der Weinberge, die ſich weit hin in die üppige Ebene verliert; zur Rechten in der Ferne die rauhe Alp, die wie zu Schutz und Schirm ihren Arm um den Nacken der Landſchaft ſchlägt, — wie ſicher und ſeines Gottes voll ruht und ſchwelgt dies ganze Stück Erde! Und doch wollte nun die Geſtalt des zerſtörten Geiſtes nicht wieder fort von der Stirn meines Denkens. Ich mochte ihn nicht ſehen; er mußte ſo ſein, wie ich ihn mir dachte; das Zufällige an ſeiner verlorenen Erſcheinung mocht' ich nicht weiter beachten. Tages zuvor hatte mich ein Tübinger Freund bereden wollen, den Unglücklichen aufzuſuchen. Aber noch vor dem Hauſe, wo er wohnte, erfaßte es mich wie Geſpenſterſcheu. Ich ſah mir die Umgebung an, ſah die Fenſter, aus denen der arme Dichter hinunterſchaute in den Neckar, den Zwinger vor dem Hauſe, in dem er ſich täglich erging, ſeitdem man ihn nicht mehr zu weiteren Spaziergängen veranlaßte. Ihn ſelbſt zu ſehen, ſchien mir überflüſſig; an einem geſtürzten Fürſten die Trümmer ſeiner ehemaligen Hoheit betrachten, iſt ein traurig Ding. Ich wußte, was man von ſeinem perſönlichen Verhalten erzählte; die kleinen Seltſamkeiten, in denen ſich die Willkür der Tollheit gefällt, wollen mir überhaupt nicht wichtig erſcheinen. Der gefeſſelte Geiſt hat kindiſche Grillen, die keine Spur mehr von ſeinem Selbſt verrathen. Die Laune und die Tücke des geſetzloſen Zuſtandes kann eher empören, als zur Belehrung dienen. Das Kauderwelſch, womit Hölderlin Fremde empfing, die Narrheit, jeden Beſucher Ew. Majeſtät, Ew. Hoheit, Ew. Heiligkeit anzureden, das Gras, das er im Zwinger zupfte, die Blumen, die er zu Kränzen wand und dann zerknüllt in die Rocktaſche ſteckte, — das alles konnte ja nicht auf die Fährte bringen, die dem Geheimniß ſeiner Abirrung näher führt. Was die Sonne ſeines Bewußtſeins ausgelöſcht, blieb mir nach Allem, was ich über ihn gehört, ein Räthſel, und der Anblick ſeiner zerſtörten Natur, dacht' ich, wird es wol eben ſo wenig löſen. Es iſt ja blos Zufall, wohinaus der Wahnſinn ſchlägt, welche Erſcheinungen und Aeußerungen er bietet. Tief im Innern des Gebirgs muß man einen Quell auffinden; den ſchäumenden Bergſturz, iſt er einmal losgelaſſen, kann man unten, wo er ſich über die Felſen wirft, weder feſſeln, noch über ſeinen Ungeſtüm zur Rechenſchaft ziehen.

---

*) Aus einem Skizzen- und Tagebuche: Wanderungen durch Deutſchland.

Da trat mein Freund, der liebenswürdige M., in's Zimmer. Er führte einen Fremden an der Hand. „Hier iſt der Wirth unſers Hölderlin," ſagte er. — Ich hatte allerdings geſtern den Wunſch geäußert, den guten Tiſchler kennen zu lernen, der ſchon nahe an dreißig Jahre*) der Pfleger und Wärter, Freund und Vormund des Armen war. Wer einem Verwahrloſten ſo treu ſein kann, muß eine unergründliche Güte des Herzens haben. Und danach ſah er auch aus, der biedere Alte mit der zutraulichen Derbheit bei aller verſchwiegenen Liſtigkeit, die den Schwaben eigen iſt.

„I hab'n bei mir g'habt, ſeit 's ihn vom Klinicum loſchgab'n," ſagte der gute Mann, als wir uns auf Hölderlin einließen. „Zwei Jahr habe 's ihn dort g'habt und an ihm doctorirt und herumgeforſcht, ohne etwas herauſchz'kriege. Er hat es niemand nit ſage könne, wo es ihm fehlt. Auch fehlt es ihm eigentlich an nix; an dem Zuviel, das er hatte, iſcht er ebe toll geworde.“

---

*) Damals, 1838.

Es ſtörte mich nicht, den Mann in ſeiner Mundart reden zu hören; ich wollte mehr wiſſen, und ſeine breitſpurige, aber willige Emſigkeit, ſich deutlich zu machen, war mir eher rührend als poſſierlich.

„Von eigentlicher Tobſucht,“ fragt' ich, „iſt wol ſeit lange keine Spur mehr in dem armen Kranken vorhanden?“

„O, er iſcht eigentlich gar nit mehr toll, was man ſo toll nennt,“ war die Antwort. „Leiblich iſcht er gar geſund, er hat guten Appetit und trinkt ſei Schoppe Wein alle Tag zur rechte Stund'. Er ſchläft gut, nur im heiße Sommer nit, da läuft er Nachts Trepp' auf Trepp' ab herum. Aber er thut niemand nix. Er iſcht 'n gar gut'r lieber G'ſell in meinem Haus. Er bedient ſich ſelbſt, er kleid't ſich an und legt ſich nieder, alles von ſelbſten. Er kann auch denke, rede, muſicire, und all die Dinge nach wie vor.“

„Aber ohne Zuſammenhang,“ ſagte M.

„Ja, das iſcht's,“ ſagte der Meiſter Tiſchler.

„Und dieſer Zuſtand konnte ſo lange anhalten!“ war meine Verwunderung, „ohne Kriſis, ohne Unterbrechung.“

„Ja, dafür iſcht er a Schwab,“ lächelte der Alte ſelbſtgefällig. „Was a Schwab iſcht, das iſcht er gründlich.“

Welch ein unglückſeliges Selbſtlob in dieſem Fall! war mein Gedanke.

„'s iſcht kei Mangel an Geiſcht in ihm geweſe, was ihn amens gemacht hat," fuhr der Tiſchler fort, der ſich gemüthlich zu uns geſetzt hatte und ein Glas Wein annahm. „'s iſcht die viele Gelehrſamkeit geweſe, glaube Se's. Wann das Gefäß allzu voll und verſchloſſe iſcht, da muß es berſchte. Sucht mer nu de Scherbe z'ſamme, ſo find't mer, daß alles ausgelaufe iſcht. Alle unſere Magiſchter ſtudiere bis hoch an den Rand, 's fehlt immer nit viel, daß es überläuft! Und dabei ſchreibe ſie die gottloſeſte Sachen von der Welt! Bei ihm iſcht es die Schwärmerei für das blanke Heidenthum geweſe, das ihn hat überſchnappe laſſe. Und mit all ſeine Gedanke iſcht er bei Ein'm Punkt ſtehe gebliebe, und um den dreht er ſich noch immer. 's iſcht, als wenn ſein Gedankenflug wie 'n Taubeſchwarm um die Lärmſtange herumflattert, die man zum Dache 'nausſteckt. Das geht mit dem ganze Schwarm allzeit im Kreiſ' herum, bis er matt niederfällt. Glaube Se's! das hat ihn toll gemacht. Seine unglückſelige Bücher liege alle Tag' bei ihm aufgeſchlage und wenn er allein iſcht, ſo likſt er ſich von früh bis ſpät daraus vor, ganz laut und mit 'nem Schauſpielerpathos, daß me meint, er wolle damit die Welt erobern. 's iſcht ein gar gefährlich Ding, wenn einer ſo hartnäckig bei Einer Sach bleibt. 's iſcht ebe was mer die fickſche (fixe) Idee nennt."

Mein Freund erinnerte hier an die unglückliche Neigung, die Hölderlin's Gedanken aus der Bahn der Ordnung gebracht haben ſollte. Man ſprach bekanntlich von der Mutter ſeines Zöglings, deren Haus in Frankfurt er plötzlich, ohne Abſchied, auf die Weiſung ihres Gatten, verlaſſen mußte. Sie iſt jene Diotima, die er in ſeinen Gedichten und in ſeinem Hyperion feiert.

Der gute Meiſter widerſtritt dieſen Glauben an den Grund von Hölderlin's Wahnſinn. „Glaube S'es, 's iſcht nit an dem!“ ſagte er zutraulich. „In den dreißiger Jahren wird niemand aus verliebter Neigung confus. 's iſcht ſeine gelehrte Schwärmerei geweſe, nit die Leidenſchaft zu dem Frankfurter Frauenzimmer. Kei' Schwab wird in den Dreißigern aus Liebe verrückt. — Sie ſehe mich groß an,“ — fuhr er zu mir gewendet fort, — „See da drauße habe oft curioſe Vorſtellunge von uns im Schwabeland. See meine, mer würde nit klug vor dem vierzigſchte Jahr. Ei ja doch, i ſag im Gegetheil, kei' Schwab' wird mehr verrückt aus Liebe, wenn er die Dreißig auf dem Buckel hat!“

Ich mußte wirklich an mich halten, um den Alten nicht komiſch zu finden und dadurch den Erguß ſeiner Bekenntniſſe zu ſtören. M. brachte ein Gerücht zur Sprache, das ſich durch Waiblinger's frühere Mittheilungen über Hölderlin verbreitet hatte. Waiblinger hatte ſich des Armen lange Zeit bemächtigt, ihn täglich um ſich gehabt, ihn, man kann wol ſagen, in ſeinem Wahnſinn ſtudirt; ſeine Bekenntniſſe über ihn (in den „Zeitgenoſſen“) waren Ergebniſſe anhaltender Forſchungen. Er ſprach den Argwohn aus, Hölderlin ſei nach der langen Qual ſeiner unſelig enthaltſamen und mühſelig bekämpften Liebe plötzlich in wilde Zerſtreuungsluſt, in einen Taumel der Sinnlichkeit übergeſprungen. Sein Aufenthalt in Bordeaux, wohin er ebenfalls wieder als Hauslehrer ging, laſſe darauf ſchließen. Es iſt möglich, daß Platoniſche Liebe, zugleich bei ſo viel Verherrlichung der helleniſchen Lebensformen, plötzlich zu dem Entſchluß kommen kann, für lange Entſagung in heißem Genuß ein Genüge zu ſuchen. Die damalige Feier des Griechenthums blieb überhaupt nicht in der Schwärmerei für die Platoniſche Ideenwelt ſtehen. Nur im Schillerſchen Schwunge erhielt ſie ſich in ihrer idealen Verfaſſung. Mit Goethe ſuchte ſie die Harmonie der leiblichen Form und das ſchöne Ebenmaß der ſüßen Eintracht mit ſich ſelber. Mit Heinſe ſprang ſie über in eine wilde Schwelgerei der Sinnenluſt. Mit Heinſe iſt Hölderlin zufällig auch in perſönliche Berührung gekommen. Die Frankfurter Familie, bei welcher er Hauslehrer war, floh in den neunziger Jahren vor dem heranrückenden Kriegslärm nach Kaſſel. In Kaſſel begegnete Hölderlin dem Dichter des Ardinghello. Seine Schriften blieben rein von allem Schmutz der Sinnlichkeit; ſeine Muſe war jederzeit keuſch. Ob ſeine Perſon davon frei blieb, iſt eine andere Frage. Der Menſchengeiſt iſt ein wunderbar Ding; der Kitzel launenhafter Willkür peinigt ihn oft, auf Augenblicke das Gegentheil ſeiner ſelbſt zu ſuchen; er gefällt ſich in Widerſprüchen, taumelt von Himmel zu Hölle. Der Menſchenkenner, ſelbſt wenn er der tiefſte Menſchenfreund iſt, kann die Möglichkeit ſinnlicher Verirrung in Hölderlin's anerkannt zarter, ſtiller und von je zur Melancholie geneigter Natur nicht in Abrede ſtellen. Je ſchmerzlicher, je gewaltſamer der Riß und Durchbruch, deſto leidenſchaftlicher der Umſchlag, deſto qualvoller der Drang der Verzweiflung. Und wenn ſich die Flucht vom Pol zum Gegenpol als wilde Zuckung in ſeinem Weſen verkündigte, ſo gerathen wir hier vielleicht auf die erſten leiſen Spuren des Irrſinns. Aus den Fugen war ſein Geiſt ſchon durch die nagende Pein einer Neigung getreten, die bei aller Leidenſchaft eine ganz geiſtige, äthergleiche Bahn wandeln wollte. Auf ein plötzliches Losreißen aus dem

Frankfurter Kreiſe erfolgten noch einige geheime Zuſammenkünfte mit Diotima; dann brach der Verkehr ganz ab und der ſchwärmeriſche Menſch, der in ſeiner Entzückung den Werth und die Heiligung ſeines Daſeins fand, war plötzlich wieder ein Fremdling in der Oede. Aeußere Noth kommt immer bei Seelenleiden in Anſchlag; ſie ſteigert den Unmuth mit ſich ſelbſt bis zur Verachtung aller Wirklichkeit. Fehlſchlagende Pläne folgten in Hölderlin's Leben hart aufeinander; auch Schiller in Jena hatte ſich bekanntlich für ihn vergebens verwendet, ihm eine Thätigkeit, eine Stellung zur Welt zu verſchaffen. Hölderlin's Haß gegen die Formen des Lebens, ſeine glühende Schwärmerei für die weltentlegenen, erträumten Zuſtände des claſſiſchen Griechenthums gruben ſich damals tief ein in ſeine wunde Seele. Er hatte in dieſer deutſchen Heimath kein anderes Verhältniß finden können, als das untergeordnete, drückende eines Hofmeiſters in Privathäuſern. Er ward jetzt zum dritten Male Erzieher, zum dritten Male von der Laune eines Privatverhältniſſes abhängig. Das erſte Mal im Hauſe der Frau von Kalb, der Freundin Schiller's, zu Waltershauſen in Thüringen. Dieſe Stelle hatte er auf den eigenen wohlgemeinten Rath dieſer Freundin verlaſſen; ſein innerlich bewegter Sinn, ſein in großen Entwürfen dunkel glühender Geiſt taugte freilich nicht zu dem Geſchäft ſo kleinlicher Arbeitſamkeit, wie ſie die Erziehung junger Buben mit ſich bringt. In Frankfurt ſcheiterte ſein Herz in ſolchen Verhältniſſen, während ſein Verſtand dort zu ankern meinte. Dann hatte ſich ihm eine Stelle als Hofmeiſter in Bordeaux geboten. Seine Freunde wollten wiſſen, daß ſie ihn ganz geſunden Geiſtes von Frankfurt entließen. Eines Abends aber, nach Jahr und Tag, trat er, in Bettlertracht, mit wilden Mienen, mit allen Geberden des ſtieren Wahnſinns bei Matthiſſon ins Zimmer. Er war zurückgekehrt, fortgewieſen oder aus eigenem Antrieb flüchtig: — das hat niemand erfahren. Noch war er zu retten, ſo hoffte man, noch ſchien er für das vernünftige Leben zu gewinnen. Ein deutſcher Fürſt, der Landgraf von Heſſen-Homburg, hörte von der Noth des tiefſinnigen Poeten und ernannte ihn zu ſeinem Bibliothekar. Hölderlin trat ſeine Stelle bei Hofe an, wieder im Gefühl einer unterthänigen Stellung, mit gebückter Haltung, mit gekrümmtem Rücken, mit Kratzfüßen, während ſeine Seele nach Freiheit lechzte, ſein Gehirn von helleniſcher Luft trunken war. Ich weiß nicht: hat ihm das den Reſt gegeben? Ein Taſſo am Hofe hat leicht von je entweder ſein Herz oder ſeine freien Gedanken verloren. Und ſchrieb ſich vielleicht aus ſeiner kurzen Hofzeit die unglückliche Weiſe des armen Wahnſinnigen, jeden Beſucher mit ganz formeller Unterthänigkeit und mit einem ſteifen pathetiſchen Ceremoniel zu empfangen? Dies war ihm treu geblieben, als ihn alle geſunde Vernunft verließ, er hielt es noch mitten im Wahnſinn Tag für Tag feſt. Seine ſchwärmende Jünglingsſeele hatte in ihrem wachen Zuſtande nie eine Form finden können, die ihn mit dem Pedantismus der damaligen deutſchen Kaſtenwelt in ein leidliches Verhältniß brachte. Und nun iſt das Schickſal ſo ironiſch und läßt ihn dies Ceremoniel der höfiſchen Etiquette im Irrſinn feſthalten! Er wirft, erhält er Beſuch, mit Ew. Hoheit und Ew. Gnaden um ſich, ſelbſt mit Ew. Heiligkeit und Ew. Majeſtät iſt er freigebig. Seine älteren Bekannten baroniſirt er wenigſtens; er nennt ſie bei Namen und kennt ſie alſo von Alters her! Ich weiß nicht, ob er bei Hofe in Raſerei gerieth. Genug, der Landgraf entließ ihn ſchnell. Man lockte ihn unter dem Vorwande eines Bücherankaufes nach Tübingen. Dort erfolgten dann im Klinikum die Heilverſuche. Seine Nervenerſchlaffung galt für unheilbar; nach zwei Jahren entließ man ihn und der Meiſter Tiſchler erbarmte ſich ſeiner für ein kleines Jahrgeld, das, glaub' ich, ſeine Freunde zuſammenbrachten. Auch wurde ſeitdem ſein Roman neu gedruckt, ſeine Gedichtſammlung von Cotta neu aufgelegt, um eine Summe zu ermitteln.

„O, 's iſcht jetzo gut mit ihm," ſagte der wackere Meiſter Hobelſpahn, „'s iſcht kei Bös mehr in ihm, er iſcht mild und weich. Zu Anfang, wie ich ihn zu mir nahm, hat er noch ſeine Anfälle gehabt. 'Mal hat er all meine Geſelle zum Haus 'nausgeprügelt. Da hab' i ihn genomme mit beide Fäuſcht, hab' ihn ſtark zuſammegerüttelt und ihn auf'n Stuhl geſetzt, hab' mit de Händ' auf'n Tiſch geſchlage und ihm geſagt, i woll' ſcho fertig werde mit dem Böſen in ihm. Da hat die Beſchtie in ihm, die ſeinen guten Geiſcht bewältige gewollt, Reſpekt vor mir bekomme, iſcht zu Kreuze gekroche und hat ſich nie mehr gemuckſcht."

Ein Weinsberger Geiſterbeſchwörer in anderer Form! dacht' ich bei mir.

„Mer muß ihn wie 'n Kind nehme," ſagte der Meiſter, „dann iſcht er lind und lieb. Ja, ja, 's iſcht 'ne eigne Sach' mit uns Allen, wenn mer alt werde und wieder abwärts ſteige. So denk' i immer, wenn i mi nach Troſcht umſehe. — Früher nahm i ihn mit in die Weinberg'. Hat aber dorten manch närriſch Zeug ausgefreſſe. Jetzo geht er bloſch im Zwinger um. Mit der Sonne ſteht er auf, er hat bei ſich kei' Ruh', und wandelt da um im Garteraum, ſchlägt an die Mauer, pflückt Gras und Blumen ab, macht Sträußer und zerknüllt ſie wieder.“

„Das thun wir deutſchen Poeten alle. Weiter bringt es keiner!“ ſagte M.

„Den ganzen Tag ſchwätzt er mit ſich ganz laut, fragend und antwortend in Einem Ton. Aber die Antworten ſind ſelten bejahend. 's iſcht ein ſtarker Geiſcht der Verneinung in ihm.“

Unſer Aller Schickſal, auch wenn wir wach ſind! ſagt' ich.

„Wenn er dann müd' iſcht vom Wandeln, geht er 'nauf und declamirt zum Fenſchter 'naus in die blaue Luft. Er kann ſei vieles Wiſſe gar nit richtig los werde. Oder er ſitzt am Spinett und muſicirt vier Stunde lang, in Einem Ton als wollt' er den letzten Fetzen herunterſpiele. Und immer daſſelbe ſimple Lied, immer dieſelbe Leier, daß ei'm im ganzen Hauſe Höre und Sehe vergeht. Mer muß ſcho ſtark hobele, ſonſt wird ei'm wüſcht im Kopf. Oft aber ſpielt er auch recht ſchön, nur ſtört einen das Klappern mit dene langgewachſene Nägele. Es hält ſchwer, ſie ihm abzuſchneide.“

„Seltſam!“ ſagte M. „Er ſpielt umgekehrt wie er ſpricht. Er kann in der Rede keinen Gedanken feſthalten. Und am Klavier bleibt er ſtundenlang bei einer einfachen Melodie ſtehen, die er hundertmal ohne Variation wiederholt.“

„Früher, als noch ſei' alte Mutter hat gelebt,“ fuhr der wackere Meiſter fort, „da nahm i ihn vor und ſagt', 's wär bös, daß er nit mehr an ſie dächt'. Und da nahm er ſich z'ſamme und ſchrieb 'nen Brief. Und das geſchah immer ganz ordentlich und klar, wie 'n Gewöhnlicher ſchreibt. Wie geht 's Dir, liebwerth Mütterche, und ſo in der Weiſe ganz einfach. Nur einmal ſchloß er den Brief: Leb' wohl, es überläuft mich, ich fühl', ich muß ſchließe."

„Schreibt er auch Verſe?" fragt' ich.

„Faſcht den ganzen Tag," war die Antwort.

Und hier drängte mich's, eine weitere Nachfrage zu halten. Ich leitete damals ein Leipziger Journal. Im erſten Jahre meiner Redactionsführung, 1835, erhielt ich faſt regelmäßig jeden Monat portofrei durch die Poſt ein ſtarkes Päckchen lyriſcher Gedichte mit der Unterſchrift Friedrich Heinrich. Nach dem Poſtſtempel kamen ſie aus Stuttgart. Das Geleitsſchreiben war ganz in gewöhnlicher Form abgefaßt: Ich beehre mich, löblicher Redaction abermals einige Früchte meiner Muſe u. ſ. w. mitzutheilen. Niemals ward auch nur eine Zeile von den Gedichten brauchbar befunden. Sie waren aber auch zu ſchlaff, zu gewöhnlich und in zu herkömmlichen Phraſen abgefaßt, um in ihnen Erzeugniſſe des Wahnſinns finden zu wollen. Nur die Regelmäßigkeit der Zuſendung ſtreifte an Narrheit, da nichts davon in die Oeffentlichkeit kam, auch keine Entgegnung meinerſeits erfolgte. Das war ſchon vor mir ſeit langer Zeit ſo fortgeſetzt. Mir ward die regelmäßige Zuſendung unheimlich. Es wollte mir wie fixe Idee erſcheinen, daß ſich einer durch dieſe Beiſteuer in der Illuſion erhalten wollte, mit der Welt und der Literatur in Verkehr zu ſtehen. Dieſe matten Ergüſſe eines lahmen Gehirnes ſchienen nicht krank, aber über die Gebühr alltäglich. Eine deutſche Redaction wird lyriſchen Sachen gegenüber waſſerdicht;

hier aber witterte ich dennoch eine abſonderliche Schwäche. Ich machte in der Zeitung ſelbſt meine Mittheilung hierüber und bat die guten Stuttgarter, mich zu verſchonen, falls dort einer darum wiſſe. Auf Friedrich Hölderlin, der ja auch, ſo viel ich weiß, nicht Friedrich Heinrich heißt, wagt' ich aus Scheu vor dem Unglück des Abgeirrten nur leiſe hinzudeuten. Die Note half inſofern, als die Zuſendungen ſeitdem unterblieben. — Ich hatte das ſchon an M. erzählt. Er wußte ſo wenig davon, als der Meiſter Tiſchler. Weitere Erkundigungen hab' ich verſäumt anzuſtellen.

„Er hat itzt kaum eine andere Freud' als ſein Klavier," ſagte der Alte. „Und ſo hab' i mir die Liſcht erſonne, den fremde Herre zu dem neue Inſtrument zu führe. I will ihn dann hole und ihm melde, 's ſei der Herr Inſtrumentemacher da, oder der Herr Stimmer, um es in Ordnung zu bringe."

Es war ſo gut eingeleitet, daß ich mich nicht mehr weigern mochte, wenigſtens den Schauplatz, wo der Arme hauſt, zu betreten. Einen förmlichen Beſuch bei ihm, in der Abſicht, den Unglücklichen zu belauſchen, hielt ich für unerlaubt. — Der Meiſter führte uns alſo nach ſeiner Wohnung. Unterwegs ſprach er noch von der Eigenheit Hölderlin's, jeden Fremden mit hohen Titeln zu beehren.

„'s iſcht ein probates Mittel, ſich jeden vom Leibe zu halten," philoſophirte der Schwabe. „Mer bleibt danebe doch 'n freier Mann, der ſich nix am Zeuge flicken läßt. Sein drittes Wort iſcht: 's g'ſchieht mer nix. Wenn 's ihm zu eng wird und er fort will, und mer ſagt: O bleibe Sie doch noch, Herr Bibliothekar, ſo greift er erſcht recht nach dem Hut, verbeugt ſich tief und erwidert: Ew. Hoheit haben befohlen, daß ich gehe! So gibt er den Leuten recht viel und bleibt für ſich ein freier Mann. 's iſcht wahrlich mit den Titulaturen ſo, daß mer ſich loskäuft!"

Dann wäre etwas Methode in der Tollheit! würde Polonius ſagen. —

Wir ſtanden vor dem Hauſe mit dem thurmartigen Vorbau. Der Meiſter war vorausgegangen und ließ uns draußen warten. Dann kam er wieder und meldete, der Herr Bibliothekar ſei unten im Garten, er ſäße im Pflaumenbaume und knackte die Taſchen auf.

Trübſeliges Bild des Wahnſinns! Statt der vollen Frucht hat er nur den trügeriſchen Schein vom Sinn und von der Wahrheit!

Wir ſollten, meinte der Alte, ihn nicht ſtören, ſollten derweil hinaufgehen ins Zimmer. —

Oben am offnen Fenſter, im Anblick der gottvollen Landſchaft überlief es mich wie ein Schauer unheimlicher Gelüſte. In all dem geſättigten Frieden einer lachenden Schönheit in Feld und Wald blieb der arme Geiſt bei ſeiner Selbſtzerſtörung? Was uns labt und erquickt, hatte für ihn keinen belebenden Athem mehr?

Im Gemach ſelber ſah es eng und kärglich, aber doch reinlich aus. Der Landſchaft gegenüber glich es einem kleinen, wenn auch nicht unfreundlichen Beinhauſe, wo der ſtille Geiſt ſich ſelber beigeſetzt.

Mein Freund und der Schreiner waren hinausgegangen, um das Spinett zu holen. Ich maß die drei Schritte im engen Raume auf und ab. Vor dem Tiſche ſtand ich ſtill. Hyperion lag aufgeſchlagen, das unſelige Buch, wo ein Werther auf claſſiſchem Boden nach Göttergeſtalten tappt und Oſſianiſche Nebelgebilde umarmt.

Eine merkwürdige Stelle lag offen im Buche. Ich las und mir ſtockte der Athem:

„„Mir beugte die Größe der Alten wie ein Sturm das Haupt, mir raffte ſie die Blüthe vom Geſicht, und oftmals lag ich, wo kein Auge mich bemerkte, unter tauſend Thränen da wie eine geſtürzte Tanne, die am Bache liegt und ihre welke Krone in die Fluth verbirgt. Wie gern hätt' ich einen Augenblick aus eines großen Mannes Leben mit Blut erkauft!““

Es iſt ein alter Aberglaube, die Bibel kurz und gut aufzuſchlagen, wenn man bei ſich eine Frage, einen Zweifel hegt. Der Zufall, die Schickung Gottes, gibt dann die Antwort, indem das Auge juſt auf eine paſſende Stelle trifft. Sollt' es mir hier mit dem Buche Hyperion und mit der Frage über ſeines Autors Wahnſinn eben ſo gehen?

Ich blätterte und las:

„„Aber nenne das niemand Schickſal! Wir ſind's, wir! wir haben unſere Luſt daran, uns in die Nacht des Unbekannten, in die kalte Fremde irgend einer andern Welt zu ſtürzen, und, wär' es möglich, wir verließen der Sonne Gebiet und ſtürmten über des Irrſterns Grenzen hinaus!““

Gott im Himmel! das that ſein Geiſt. In ſeinem Buche, in ſeinen Poeſien liegt ſein ganzer Wahnſinn. Dies Gebild der ſchönen Griechenwelt ward ihm zum Irrſtern, dem er zutaumelte!

„„Wohl dem Manne, dem ein blühend Vaterland das Herz erfreut und ſtärkt! Mir iſt als würd' ich in den Sumpf geworfen, als ſchlüge man den Sargdeckel über mir zu, wenn einer an das meinige mich mahnt!““

Der Schmerz über Deutſchlands Wehe hat alſo auch ihn toll gemacht? Hyperion ſpricht viel von ſeinen Deutſchen, und er ſchildert ſie gräßlich genug.

„„Barbaren von Altersher, durch Fleiß und Wiſſenſchaft und ſelbſt durch Religion barbariſch geworden, tief unfähig jedes göttlichen Gefühls, verdorben bis in's Mark zum Glück der heiligen Grazien, in jedem Grad der Uebertreibung und der Aermlichkeit beleidigend für jede gutgeartete Seele, dumpf und harmonielos wie die Scherben eines weggeworfenen Gefäßes — das ſind meine Deutſchen. Ich kann kein Volk mir denken, das zerriſſener wäre wie die Deutſchen. Handwerker ſiehſt Du, aber keine Menſchen, Denker, aber keine Menſchen, Prieſter, aber keine Menſchen, Herren und Knechte, junge und geſetzte Leute, aber keine Menſchen — iſt das nicht wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerſtückelt neben einander liegen, indeſſen das vergoſſene Lebensblut im Sande gerinnt?""

Und wir von heute, dürfen wir die Achſel zucken über die Hypochondrie ſolcher Tollheit? Das damalige Deutſchland hat jene Uebertreibungen eines entzündeten Gehirnes nicht blos bei Hölderlin verſchuldet; der Schmerz um die Sklaverei ſeines Volks hat manchem ſchon das Herz abgedrückt. In Hölderlin geſellte ſich dazu die maßloſe Schwärmerei für das alte Hellas, über deſſen entſchwundenes Freiheitspalladium auch Schiller bis zur phantaſtiſchen Selbſtqual in ſeinen Gedichten aus der erſten Epoche wehklagte. Und der mißgeborene Menſch von damals zog die Gottheit in ſein Bereich herab. Hölderlin dünkte ſich einer verlorenen Welt gegenüber einen ſchwelgenden Gott und erſtieg in ſeinem Dünkel eine Schwindelhöhe, von wo herab nur Selbſtmord den

Ausgang fand, oder jenes Selbſtvergeſſen der Sinne, vor denen die Wirklichkeit wie ein leeres Grab offen daliegt. Vom Hochmuth ſeines Selbſtgefühls herab blickte er auf das heimiſche Volk mit dem kalten Haß der Geringſchätzung. Wehe Dem, der gegen die Fehler ſeines Volks blind iſt! Aber auch wehe Dem, der ſeine Tugenden mißkennt! „„Die Tugenden der Deutſchen,““ ſagt Hyperion, „„ſind nur glänzende Uebel und nichts weiter, denn Nothwerk ſind ſie, aus feiger Angſt mit Sklavenmühe dem wüſten Herzen abgedrungen, und laſſen troſtlos jede reine Seele, die vom Schönen gern ſich nährt, ach! die verwöhnt vom heiligen Zuſammenhang in edleren Naturen, den Mißlaut nicht erträgt, der ſchreiend iſt in all der todten Ordnung dieſer Menſchen.““

So grub ſich ſein Ingrimm ſelbſt ſein Grab, und wie ein Geiſt, der keine Ruhe am Acheron gefunden, kehrte er in ſein Vaterland zurück. „„Aber Du wirſt richten, heilige Natur!““ ruft Hyperion. Sie hatte gerichtet. Wer ſo freveln konnte, mußte freilich ſehr tief beleidigt ſein. In jedem Falle mußten die gütigen Götter ſein Bewußtſein in Nacht hüllen. „„Voll Lieb' und Geiſt und Hoffnung wachſen ſeine Muſenjünglinge dem deutſchen Volke heran. Du ſiehſt ſie ſieben Jahre ſpäter — und ſie wandeln wie die Schatten, ſtill und kalt, ſind wie ein Boden, den der Feind mit Salz beſäete, daß er nimmer einen Grashalm treibt, und wenn ſie ſprechen, wehe Dem! der ſie verſteht, der in der ſtürmenden Titanenkraft, wie in ihren Proteuskünſten den Verzweiflungskampf nur ſieht, den ihr zerſtörter ſchöner Geiſt mit den Barbaren kämpft, mit denen er zu thun hat.““

Da habt Ihr's, da ſteht's; in den glänzenden Stellen ſeines Buches, die Ihr bewundertet, liegt ſein Wahnſinn. An Deutſchlands Philiſterthum und ihm gegenüber am Hochmuth des Selbſtgefühls iſt er zu Grunde gegangen. Die Vergötterung des Schönen ging Hand in Hand mit dem Gefühl der Verweſung des eigenen Volks und in dieſem Gefühl der Unheilbarkeit des alten Jahrhunderts lag ſchon Wahnſinn. Wer dabei ſtehen blieb, in dieſen Schacht ſich grub, in ſeinem feuchten Moder ſchwelgte, war ſchon verloren für ſich und ſein Volk. Armer Geiſt! Du brauchteſt Dich nicht erſt in die Wolluſt der Sinnenwelt zu ſtürzen, um unterzugehen. Wer ſo wie Du das fade Nichts gefühlt, erheitert ſich nur, wenn ſein Bewußtſein dieſem Schauplatz entzogen iſt; ſo tief verletzt vom Leben, kann Dir nur unter Göttern oder im Vergeſſen Deiner ſelber, unter Thieren wohl ſein! —

Der gute Meiſter Hobelſpahn und Freund M. ſtanden ſchon wieder vor mir im Zimmer. Ich hatte mich in den Hyperion ſo hineingewühlt, daß man mich wiederholt anreden mußte, eh' ich aus dieſem See des Unglücks auftauchte und die Stimmen der Gegenwärtigen vernahm.

„Er kommt!“ ſagte der Schreiner, „er kommt! Aber er will nit muſicire, er hat üble Laune. Er ſagt, der Born der Weisheit ſei heut' vergiftet, die Früchte der Erkenntniß ſeien hohle Taſchen, eitel Trug. Merke S'e's? er ſaß auf dem Pflaumebaum und holte das vertrocknete Zeug herunter! 's iſcht oftmals viel Sinn in ſeiner verworrenen Red'!“

Wir wollten hinaus, wir hörten Schritte auf der

Treppe. Schon auf der Schwelle der Thür ſtand der Unglückliche vor uns.

Der Tiſchler ſtellte mich als Inſtrumentmacher vor, der das Spinett ſtimmen wollte.

„Nicht nöthig, nicht nöthig!“ ſagte Hölderlin und jagte ſeine Worte. „Die Verſtimmung muß anders geheilt werden. Schon gut, ſchon gut. Auch kenn' ich Sie ſeit lange. Ew. Ehrwürden ſind mir längſt bekannt. Und wenn das ſo fortgeht, daß mir heut Alles mißglückt — Jupiter wird Rath halten, aber ſelbſt ſeine Schweſter nicht ſchonen. Oui!“

Plötzlich ſchwieg er und ſah ruhig und ſtill vor ſich hin. Auf ſeinem Angeſicht lag die Stille eines Schlachtfeldes. Rings umher Trümmer; verkohlt, verſchüttet aller Wille, zerbrochen alle Spannkraft der Muskeln.

Es gibt ein Vergeſſen alles Daſeins, ein Verſtummen unſeres Weſens, wo uns iſt, als hätten wir Alles gefunden. Das lief wie ein leiſer Hauch von Glück über ſein Angeſicht. — Und es gibt ein Verſtummen, ein Vergeſſen alles Daſeins, wo uns iſt, als hätten wir Alles verloren, eine Nacht unſerer Seele, wo kein Schimmer eines Sterns, wo nicht einmal ein faules Holz leuchtet. Auch das ſtand deutlich in ſeinen Zügen zu leſen. Ein unſäglich Gemiſch von heimlicher Befriedigung und dumpfer Verſchloſſenheit.

Das tief glühende Auge hing wie erloſchen, aber mild, unter der hohen majeſtätiſchen Stirn. Auf den Brauen laſtete es wie ſchweres drückendes Gebirg. In den Höhlen hatte ſich ſein ganzes Leiden eingegraben. Sonſt hatte ſein Geſicht nicht Spuren jener jungfräulichen Schüchternheit, wie ſie bei Schwaben häufig iſt.

Hölderlin war in ſeiner Jugend weich, angenehm, ſtill und ſanft geweſen. — Die Arme zuckten etwas bis zu den Schultern hinauf, wenn er ſprach, aber er ſteckte die Hände in die Seitentaſche und ſchien bemüht, die verrätheriſche Bewegung, die ihn erfaßte, zu verbergen. So ſtand er vor uns im grauen, ſchlichten Rock, die Ruine eines ehedem edeln, guten Menſchen.

Ich ertrug nicht länger den Anblick. Wie wir uns verabſchiedeten, machte der Dichter ſehr tiefe Verbeugungen und murmelte ſeine Höflichkeitsphraſen.

„Adieu, lieber Hölderlin,“ ſagte M.

„Herr Baron von M., ich habe die Ehre, mich zu empfehlen!“ war die Erwiderung.

Man weiß, daß Dutzfreunde, die ſich entzweiten, ſich plötzlich mit „Sie“ tituliren, wenn ſie im ferneren äußerlichen Verkehr bleiben. Sie werden ſich dadurch fremd und erleichtern ſich doch das ſonſt drückende Verhältniß, das nicht mehr eng und vertraut ſein kann. So kam es mir vor, als Hölderlin ſeinen Freund baroniſirte. —

Mir war ſehr bang und trübe, wie wir die Treppe hinunterſchritten. Der ganze Abend mit ſeinem ſanften warmen Schmelz, die ganze Nacht mit dem milden Glanz ihrer Millionen Augen konnten mich nicht begütigen. Daß ich den Quell ſeines Wahnſinns ſo in ſeiner Nähe, in der Atmoſphäre ſeines Weſens, nicht an ſeiner äußern Perſon, vielmehr am Kern ſeiner beſten Natur, entdecken mußte, erſchütterte mich faſt noch mehr, als das Leiden des edeln Menſchen. War ihm doch längſt geholfen von allem was Schmerz hieß! Der bewußtloſe Zuſtand iſt ja eine Milderung gegen allzu großes Weh.

Ich ſchied vom guten Meiſter mit inniger Rührung, mit tiefem Dankgefühl für ſein getreues, jahrelanges, liebevolles Bemühen um einen kranken deutſchen Taſſo.

Nachſchrift. Friedrich Hölderlin fand in der Nacht vom 7. zum 8. Juni 1842 auch ſeinen leiblichen Tod. Er hatte ſich nur wenige Stunden phyſiſch unwohl gefühlt und war dann raſch und ohne Rückkehr eines wachen Bewußtſeins eingeſchlafen. Die Muſik iſt ihm treu geblieben, ihre betäubende Macht ließ nicht los von ihm; er hat ſich noch in der letzten Stunde mit einem Sumſum eingelullt. Daß er nach beinahe vierzig Jahren eines unfreien Zuſtandes ſo hinging ohne alle Kriſis, kann vielleicht die Meinung unterſtützen, ſein Wahnſinn ſei nur eine völlige Nervenerſchlaffung geweſen, die ſich nach allzujäher Anſpannung ſeiner Lebensgeiſter eingeſtellt. Weder verſagte Liebe, noch ein einzelner Unbill hat ihn toll gemacht. Die Vergötterungsluſt eines weltfremden Zuſtandes, der aufgeſtachelte Drang einer eigenſinnigen Phantaſie, der wilde Grimm gegen ſein eigenes Zeitalter, gegen ſein eigen Fleiſch und Blut, das Selbſtgefühl, das ſich zu der gewaltſamen Höhe eines Dämons berechtigt glaubte — das hat ihm das Maß und Gefäß des Denkens und Fühlens zerbrochen. Der Schmerz um ein Weib goß nur Oel in die ſchon unter der Aſche glimmende Gluth. Viele von damals haben ihren Schmerz hinweggelacht. Hölderlin war der Humor verſagt, er konnte nur zürnen, wüthen, ſich ſtolz aufbäumen und zuſammenbrechen. In ſeinen beſten Ergüſſen nagte ſchon der Wurm der Selbſtzerſtörung.

Anfangs erging er ſich ſklaviſch in Schillerſcher Diction aus deſſen Lauraperiode, dann feſſelte er ſich in antiken Maßen voll philologiſcher Wortverrenkung; ſobald er, im Hyperion, ſeine eigne Sprache gefunden, ſchäumte ſein Geiſt ſchon über und zertrümmerte, als er ſich gehemmt fühlte, das Gefäß. —

Man ſprach von einem Briefwechſel, den Hölderlin mit einem ihn überlebenden Halbbruder führte und bis in die Epoche ſeines Unglücks fortſetzte. Auch von einem verloren gegangenen Drama „Agis" war die Rede. — Schiller ſeiner Zeit empfand viel Theilnahme für den Landsmann. Er warnte ihn vor philoſophiſchen Stoffen. „Er hat," ſchrieb Schiller an Goethe, „eine heftige Subjectivität und verbindet damit philoſophiſchen Geiſt und Tiefſinn. Sein Zuſtand iſt gefährlich, da ſolchen Naturen ſchwer beizukommen iſt."

Während Deutſchland in dieſen Tagen Lenau begrub, und in ihm auch einen todten Leib beſtattete, deſſen Geiſt ſchon lange zuvor geſtorben war, — da ziemt es wohl, an Friedrich Hölderlin zu erinnern, um alle die Opfer, die das Vaterland fordert, nach und nach beiſammen zu haben. Auch Nikolaus Lenau hat in die Freiheit „ſpringen" wollen. Er lief nach Amerika hinüber und fand ſie nicht; er rang nach freier Luft im Gefängniß Deutſchland, er tappte nach freier Erde, und wie die Freiheit über uns hereinbrach, konnten ſeine Füße ſich nicht mehr auf dem ſchwankenden Boden erhalten, taumelte ſein verzweifelter Geiſt ſchon im Land der Dunkelheiten. Wäre Lenau's zarter Sinn vielleicht auch wahnſinnig geworden, wenn er erlebt, wie blutig die Sonne der Freiheit über uns aufging, um ſich dann wieder raſch in die alten Nebel zu hüllen? Anaſtaſius Grün pries den geſtorbenen Dichter glücklich, daß ſein Geiſt ſchon längſt am Ufer jenſeits landete. — Mit Hölderlin aber hat Lenau auch gemein, daß wol nicht ein Weib ſein Bewußtſein tödtete. Sie ſind Beide an Deutſchland irre geworden.

Eliſabeth v. Stägemann.

In die Reihe deutſcher Frauen, die der Nation angehören und deren öffentlicher Beſitz geworden ſind, iſt auch dieſe Geſtalt getreten, ungeſucht, aber doch willig und fügſam, vielleicht auch nicht ohne das heimliche Bewußtſein, ſie werde nach ihrem Tode im Pantheon der unſichtbaren Kirche, in welchem die Deutſchen ihre liebſten Todten beiſetzen, ihr beſcheidenes Denkmal erhalten. Die öffentliche Welt hatte von dieſer Eliſabeth nichts gewußt, ſo lange ſie lebte, und als ſie todt war, lernte man ſie auch nur aus ihren Wirkungen auf Andere kennen. Sie hatte der Welt nie anders als auf Grund und Boden der Familie angehören wollen; ſie hat niemals Verſuche gemacht, ſich in einen andern Zuſammenhang zu drängen.

Der alte Satz: mulier taceat in ecclesia! ſcheint nicht mehr ganz feſt zu ſtehen, und wenn Rahel's Gedankenkraft ihrem Geſchlecht in Sachen der Religion ein Recht erwarb, möchte Bettinens ſchweifende Phantaſie gern auch in politiſchen Dingen wo nicht einen Sitz — denn zum Sitzen fehlt es ihr an Ruhe — ſo doch eine Stimme ſich erobern — denn dazu hat ſie Kehlkraft genug. Ein anderer alter Satz: l'esprit n'a pas de sexe, hat ſich uns ſchon längſt als unrichtig erwieſen; denn der Geiſt, davon abgeſehen, daß es gute und böſe Geiſter gibt, iſt ſehr verſchiedener Art, nicht blos quantitativ, auch qualitativ, je nachdem er thätig oder leidend, handelnd oder duldend, ſchaffend oder empfangend, denkend oder empfindend iſt, und mich dünkt, nach dieſen beiden Seiten hin beſtimmt ſich die verſchiedene Geiſtesart des Mannes und des Weibes. Im Grunde hat jede Natur, männlich wie weiblich, das gute Recht, ſich ſelbſt Geſetze zu geben. Es fragt ſich nur, ob ſie damit nur für ſich, oder für ihr Geſchlecht eine Norm findet, ob ſie eine Ausnahme oder eine Regel iſt. Wo ſich ein Frauengemüth freiwillig eine Selbſtbeſchränkung auferlegt, da werden wir wol um ſo eifriger hinhören müſſen, ob ſich hier nicht ein allgemeines Geſetz für die Natur des Weibes verräth. Selbſtbeſchränkung iſt nicht Mangel an Muth, ſondern ſtarke, bewußte, in ſich feſtgehaltene Kraft. Planeten, die ihre Bahnen wiſſen, wandeln ſicherer als Kometen. Die angemaßte Männlichkeit der Frauen zum öffentlichen Wirken rechtfertigt nur ein wirklicher Beruf. Eliſabeth hat niemals dilettiren wollen. In ihrem Tagebuche findet ſich darüber ein eigenthümlicher Ausſpruch. Wer die Kunſt nicht üben könne, ohne ſie zu einem unaufhörlichen Leiden ſeines Lebens zu machen, thue beſſer, ihr heldenmüthig zu entſagen. Ein gewiſſer Grad von Leidenſchaftlichkeit, pflegte ſie zu ſagen, führe ſo leicht hinweg über die harmloſe Beſchäftigung in Stunden der Muße, die man ſich in Stunden der Muſe verwandle, und es ſei in ſolchem Falle beſſer, das Gewöhnliche, das uns im Leben obliegt, vorzüglich gut, als das Außerordentliche mittelmäßig oder ſchlecht auszuführen. Sie war keineswegs frei von poetiſchen

Anwandlungen zum Schaffen; wo viel Unglück iſt, iſt auch viel Hang zur Poeſie. Aber dieſe Anwandlungen, dieſe Stimmungen ſind nicht ſchon Beruf. Nach ausgetobten Stürmen pflegt unſer Gemüth eine gewiſſe Windſtille zu überſchleichen, in der uns ſchon das bloße Gefühl des Daſeins wonnig wie einen Geneſenden durchſchauert. Wir haben dann, wenn der Wogendrang eines ſtürmiſchen Tages nur noch leiſe, eine abendliche Erinnerung, an unſer Herz ſchlägt, die beſeligende Empfindung, uns mitten im Umſturz, mitten unter Trümmern doch noch wieder zurechtzufinden; wir meinen dann für dieſen Zuſtand der innern Lebensrettung auch das entſprechende Wort zu haben. Da hält ſich oft manches erleuchtete Gemüth ſchon für berufen zur künſtleriſchen That. Auch Eliſabeth unternahm es in ſolcher Anregung, die Geſchichte ihres Herzens zu ſchreiben; aber ſie warf traurig die Feder wieder hin, das Gefühl einer ſcheuen Bangigkeit hinderte ſie die Skizze auszuführen. „Ich glaubte einſt,“ ſagt ſie in ihren Fragmenten, „daß in einem weiblichen Herzen nicht allein das heißeſte, das zarteſte Gefühl wohnt, ſondern daß die Frauen es auch am beſten ausdrücken könnten; aber jetzt weiß ich, daß ſie es zwar fühlen, aber ihr Gefühl nicht zergliedern dürfen.“ — „In dem beſchränkten Kreiſe häuslicher Thätigkeit,“ ſagt ſie, „heilt oft der Schmerz wie unter der Bedeckung die Wunde, und die kränkelnde Phantaſie kühlt ſich von ihren Fieberträumen. Die Ausbildung des Dichtertalents in uns würde unſere ſchwache Maſchine zerſtören.“

Ein Philoſoph unſeres Zeitalters bemerkte: die Bildung der Frauen geſchehe, man wiſſe nicht wie, und gleichſam durch die Atmoſphäre der Vorſtellung. Eliſabeth tadelt diejenigen Frauen, die mehr Bücherkenntniß als Lebensklugheit, mehr Worte als Begriffe ſammeln, aus jeder Modeſprache einige Phraſen erhaſchen, ohne ſich mit dem Geiſt einer einzelnen vertraut zu machen, von jeder Kunſt etwas wiſſen, ohne deren Anwendung auf das Leben zu verſtehen. Dieſe Gattung weiblicher Geſchöpfe, ſagt ſie, kündige ſich in der Geſellſchaft mit großen Prätenſionen an, und gleichwohl verbinde ſich mit dieſer Art von Bildung oft genug eine gewiſſe Verachtung der äußern Anmuth und Weichheit in den Bewegungen und Formen, und doch bezeichne ſich eben in dieſen die eigenthümliche Natur des Weibes, und wo dieſe fehlten, höre für denkende Männer wie für Helden der Reiz auf, den die Frauen üben. Eliſabeth war ſehr ſtreng, ſehr bewußt und ſicher in ihrem Verzichten auf jegliche Thätigkeit, in der ſich das Talent gültig machen will. Bei dieſer eben ſo entſchloſſenen als hartnäckigen Entſagung muß ſie den Werth der Frauennatur um ſo ſtärker auf einer andern Seite angeſchlagen haben. Das Talent nöthigt allerdings zur einſeitigen Pflege einer einzelnen Kraft, und Eliſabeth verlangt, daß die Frau nur als Frau, nur in ihrer Geſammterſcheinung wirke. Nicht als einzelne Kraft, ſondern als eine Harmonie von Kräften ſoll das Weib Geltung gewinnen und Theil haben an der Welt. Mit dieſer Bezeichnung läßt ſich, ſoll ich es kurz angeben, Eliſabeth's Glaubensbekenntniß zuſammenfaſſen. In welchem Sinne das zu nehmen ſei, wollen wir weiter unterſuchen, denn Eliſabeth will die Frauen und ihr Wirken nicht beſchränken, ſie will ſie von keinem Bereich der geiſtigen Welt ausgeſchloſſen ſehen. Edle Seelen wirken durch ihr Sein! Dieſen Spruch hat ſie vielleicht ganz und gar für ihr Geſchlecht verſtanden; denn der Mann — darin ſind wir vielleicht alle einig — der Mann wirkt durch das was er leiſtet, die Frau durch das was ſie iſt.

Eliſabeth's Leben war reich an innern Schickungen, arm an äußern Erlebniſſen. Der Kreis Derer, die ihr nahe ſtanden, war nicht ſehr groß; auch ihr Briefwechſel, wie er uns jetzt zum Theil vorliegt, fällt gegen den, welchen Rahel führte, ſelbſt gegen den ſchriftlichen Verkehr vieler Frauen aus derſelben Epoche, keineswegs ſehr ſchwer ins Gewicht. Eliſabeth war weder ein ſo ſtarker Mittelpunkt, noch liefen die Radien ihrer Lebenskreiſe ſehr weit hinaus. Sie wurde der Welt erſt in Stägemann's Sonetten als eine liebenswürdige Geſtalt angekündigt, deren Eigenthümlichkeit ſich nun jetzt, nachdem ihr Nachlaß vor uns liegt, feſtſtellen und bezeichnen läßt. Ihre „Erinnerungen für edle Frauen" hat mit ſonſtigen Tagebuchgloſſen und brieflichen Geſtändniſſen ein emſiger Handſchriftenſammler und wirklicher geheimer Manuſcriptenjäger in zwei Bänden zuſammengeſtellt.*) Hofrath Dorow war ihr Königsberger Landsmann, und die Familienbekanntſchaft erleichterte ihm in vorliegendem Falle das Verdienſt des fleißigen und eifrigen Sammelns; auch ſcheint er ein ſehr ſorgfältiger Verwalter ihrer Papiere geweſen zu ſein. Stägemann hatte ſeinen Gedichten, die er 1835 bald nach Eliſabeth's Tode zuſammenſtellte und für einen Freundeskreis drucken ließ, nur wenige Andeutungen über ihr Leben beigefügt. —

---

*) Erinnerungen für edle Frauen, von Eliſabeth v. Stägemann. Nebſt Lebensnachrichten über die Verfaſſerin, einem Anhang von Briefen, Porträt und Facſimile. Zwei Bände. Leipzig, Hinrichs 1846.

Laura's Geſtalt nach Petrarca's Sonetten zu zeichnen, dürfte kein leichtes Unternehmen ſein; deshalb danken wir dem Sammler von Eliſabeth's Handſchriften für jeden Beitrag zu ihrem Bilde. Wie ſie auf Stägemann gewirkt, bleibt freilich das Hauptmerkmal ihres Weſens, und es geſchieht wol nicht gegen den Sinn der Verewigten, ſie eben danach zu ermeſſen.

Friedrich Auguſt Stägemann kannte man als Sänger ſchon aus ſeinen körnigen, ſtolzen und ſchwungvollen Vaterlandsliedern, die den Leidensjahren Deutſchlands angehörten. Er hatte dieſe Lieder als „hiſtoriſche Erinnerungen" zuſammengeſtellt. Ein ſtarkes Preußenthum erhielt in ihnen den entſchiedenen Ausdruck des kraftvollen Uckermärkers. Als er nun ſeine „Erinnerungen an Eliſabeth" bekannt machte, waren wir erſtaunt, daß der hochtönende Pſalter dieſer Muſe ſich nicht blos dem Vaterlande gewidmet hatte, Zeitlebens noch andauernder, inniger und zarter, und zugleich mit ebenſo viel Pracht und Schwung einer ſtillen, ſanften Frauennatur huldigte. Der Sohn des uckermärkiſchen Landpredigers, ſeit ſeinem zehnten Jahre in Berlin erzogen, hatte in Halle die Rechte ſtudirt und war ſeit der Mitte der Achtziger des vorigen Jahrhunderts als junger Regierungsbeamter in Königsberg angeſtellt. Dort lebte Eliſabeth Graun, mehr als Mutter ihrer Kinder, denn als Frau eines Mannes, der ſie faſt acht Jahre ſich ſelbſt überließ. Graun, der Sohn jenes Kapellmeiſters, der des großen Königs Gunſt genoſſen, war als Juſtizbeamter nach Berlin berufen, und Eliſabeth ertrug das Geſchick einer unverſchuldeten und doch abſichtlichen Verlaſſenheit an der Seite einer alten Mutter und ihrer beiden Kinder. Sie zählte, als Stägemann ſie kennen lernte, dreiundzwanzig Jahre. Der Dichter gab in der Zuſchrift an Eliſabeth's Töchter und Enkelinnen, die er ſeinen Liedern voranſtellte, über die Geſchichte ſeiner Liebe Bericht; er beſchreibt mit der Genauigkeit des Geſchäftsmannes Ort und Stunde, in welcher ſein Gefühl für Eliſabeth und mit dieſem die Poeſie in ihm erwachte. „Eine junge Frau in der Blüthe einer anerkannten Schönheit,“ berichtet er, „ging ſie wie die Dame von Fayel ſtreng und ſtill vor der Schaar ihrer Verehrer vorüber, wenn ſie auch wie jene mit zartem Sinn eines ſchönen Liedes ſich freuen mochte. Der Eindruck des erſten Herzſchlages milderte ſich in der nächſten Zeit, da ich Anfangs nur ſelten Gelegenheit fand, ſie zu ſehen, auch bei meinem faſt gleichzeitigen Eintritt in den Staatsdienſt nicht Muße hatte, einer Leidenſchaft nachzuhangen, die dennoch im Anfange des Jahres 1786 in vollen Flammen ſtand. Erſt im folgenden Jahr wagte ich an ſie zu dichten, meiſtentheils in einer Gattung bald längerer bald kürzerer Epiſteln, deren eine ziemliche Zahl von ihr ſelbſt noch aufbewahrt worden iſt. In demſelben Jahr ward ihr Mann nach Berlin verſetzt, ließ ſie aber mit den Kindern in Königsberg zurück, um zuvor ſeinen Haushalt gehörig zu ordnen. Eliſabeth, die ſich mit ihrer Mutter zu einer gemeinſchaftlichen Oekonomie vereinigte, fing nun ein Stillleben an, worin ſie ſich, nächſt der Sorge für die Erziehung der Kinder, ihrer Neigung zur Kunſt, zur Muſik, Malerei und Literatur mit Bequemlichkeit überließ. Dies unfreiwillige Stillleben währte, von keiner Seite in ſolcher Dauer geahnet, faſt acht Jahre. Erſt im Jahr 1795 folgte ſie ihrem Manne nach Berlin. Eine höhere Hand fügte es hier anders, als ſie dachte. Bei der entſchiedenſten Abneigung gegen eine Trennung ihrer Ehe, auf deren Glück ſie früh verzichtet hatte, ſah ſie ſich dennoch bald nach ihrer Ankunft zu dieſem Schritt unausweichlich gezwungen. Sie hatte, wie ſie mir ſchrieb, nur zwiſchen Wahnſinn oder Tod zu wählen. Sobald ihr Entſchluß ausgeführt war, kehrte ſie nach Königsberg zurück, und im September 1796 erhielt ich ihre Hand, die ſie mir bereits in Berlin zugeſagt hatte.“

Dies das beinahe actenmäßige Document über Eliſabeth, von Stägemann's eigener Hand verfaßt. Die zwei erſten Abtheilungen ſeiner Gedichte beziehen ſich auf dieſe Periode ihres Lebens. Der Dichter verließ in dieſen Ergüſſen einer zehn Jahre lang entſagenden Liebe bald den regelloſen Epiſtolarſtyl und wählte die Form des Sonettes, um ſein ſtarkes Gefühl in ſolchem Bouquett, welches Eros flicht, recht feſt zuſammenzufaſſen. Je voller die Sprache ſeiner Empfindung tönte, deſto mehr gefiel er ſich in dieſem ſtraffen Zügel ſeiner Neigung, den das Sonett auferlegt, weil es bei ſeiner knappen Kürze die Gedanken mehr wie Epigramme entläßt, ſie mehr andeutet als ausmalt, gern Sprüche der Sphinx räthſelhaft in einander legt und bei ſeiner halbverſchwiegenen Sprache ſich keinen Raum zum vollen Strom des Gefühls geſtatten darf. Man könnte meinen, verſagte und gebundene Liebe hätte Stägemann das Sonett können erfinden laſſen, wären die Muſter ſüdlicher Weiſen damals nicht ſchon in Deutſchland bekannt geweſen. — Stägemann nahm das Sonett nicht immer ſtreng in der überlieferten Form; er wechſelte mit trochäiſchem Maß; aber das künſtliche Reimgeflecht, das, eben der Natur des heimlich Liebenden entſprechend, ſo enthaltſam und ſo ſchüchtern, ſo bedeutungsvoll und ſo ſinnreich iſt, hat in deutſcher Zunge neben Stägemann vielleicht nur in Rückert einen gleich glücklichen Pfleger und zierlichen Gärtner gefunden. Den Ausdruck ſtrenger Anmuth und züchtigen Verſagens findet man wol nirgends getreuer, als in folgendem Gedicht, das Stägemann dem Petrarkiſchen Dolci durezze e placide repulse nachbildete:

Süßherbe Streng', holdſeliges Verſagen,
Voll frommer Gunſt, voll züchtigem Geneigen,
Sanftmüthige Verweiſ' um mich zu ſchweigen,
Wenn meine Bruſt in Flammen hoch geſchlagen:

Wie auf des Wohllauts Schwingen ſtolz getragen
Der höchſten Würd' und höchſten Anmuth Reigen,
Schönheit und Tugend wie auf Schweſterzweigen
Woran ſich nie die niedern Wünſche wagen:

Ein Gnadenblick voll jener Seligkeiten,
Ernſt warnend bald auf rechte Bahn zu ſpornen,
Erquickend bald mit Troſtes reicher Milde:

So lebt' ich einſt mein Leben zu bereiten,
Abwechſelnd zwiſchen Roſ' und zwiſchen Dornen.
Erkennſt du dich und mich in dieſem Bilde?

Indem ich jenen Liedern der Liebe, die der Dichter nur ſeinen Freunden übergab, noch ein zweites entnehme, ſei damit zugleich der Wunſch angeregt, Stägemann's ſämmtliche Dichtungen für die Oeffentlichkeit zuſammen zu ſtellen.

Du fragſt bewegt die zürnenden Gewalten:
„Was hab' ich euch gethan? warum verſtießen
„Die Götter mich? was hab' ich ſchwer zu büßen?
„Antwortet mir und laßt uns Rechnung halten!"
Eliſabeth, o laß mit Händefalten
Mich zu dir flehn! o laß zu deinen Füßen
Die bitterſten der Thränen mich vergießen!
Ich bin es, ich der dir das Herz zerſpalten.

Dein Leben glich dem reinſten Harfenklange;
In deinem Buſen ruht des Himmels Friede,
Und dich verfolgt ein Pfeil aus dunkeln Höhen?
O mich, mich ſucht der Zorn der Eumenide.
Sie weiß es wohl, daß ich in deinen Wehen
Den tauſendfachen Todesſchmerz empfange.

Der dritte Abſchnitt jener Gedichtſammlung umfaßt den ganzen Zeitraum einer faſt neununddreißigjährigen Ehe, in welchem das Sonett der Liebe oft vor den Klängen, die dem Vaterlande gehörten, verſtummte, oft vom rauhen wilden Lärm des Kriegs verdrängt, nur ſparſam, aber dann immer nach wie vor gleich zärtlich ertönte. Bald miſchte ſich die patriotiſche Sorge, bald die Freude über den Sieg der deutſchen Waffen in dieſe feierliche Muſik eines wunderbar ſchönen Ehelebens. An einem ihrer Geburtstage, 11. April 1814, erweckte Stägemann ſeine Frau früh Morgens mit der Botſchaft vom Einrücken der Verbündeten in Paris. Sein letztes Lied galt dem Tage ihres Todes, 12. Julius 1835. Damit war ſeine Miſſion als Sänger erledigt.

Die Nachtigallen hörten auf zu ſchlagen,
Der Roſenflor des Jahres war verblüht:
Da war Sie auch verſtummt, mein ſüßes Lied,
Entblättert meine Roſ' aus holden Tagen.

Ihr habt Sie nicht von mir hinweggetragen!
Es gibt ein einſam ſtilles Traumgebiet,
Aus dem Sie nie ſeit fünfzig Jahren ſchied;
Da ruht Sie ſanft, umſpielt von ſchönen Sagen.

Sonſt war umpflanzt von zarter Blumenluſt
Ihr Ruhebett in einer heitern Bruſt.
Nun weht es leiſ' aus ahnungshohen Palmen.

Sonſt klang Ihr ſüß mein fröhliches Idyll.
Nun tönt es innen laut von Engelpſalmen,
Und um mich her iſt alles todt und ſtill!

Reiner, keuſcher, zarter iſt von ſo ſtarker Männerbruſt nie eine Liebe gehegt und beſungen, und wenn ſich in der Art, wie eine Frau vom Manne geliebt wird, ihre eigene Natur an den Tag ſtellt, wenn ſich in ihren Wirkungen auf ihn ihre wichtigſte Miſſion erfüllt, ſo mußte ein Weib das Siegel der Vollendung tragen, das mit ſeinem ganzen Weſen ſo viel Harmonie einflößte. In der That, die Frauen, die beſungen werden, ſtehen noch um eine bedeutende Stufe höher, als die, welche ſelber ſingen. Corinna auf dem Capitol iſt eine impoſante Erſcheinung, aber wenn die Bruſt des Mannes zum Spiegelbild der Frauenſchönheit wird, wenn ſein Herz, vom Strahl einer Sonne berührt, wie die Memnonsſäule tönt und klingt, dann dünkt mich, iſt der Triumph der Frauennatur ein vollendeter. Man hat in unſern Tagen ſo viel gefabelt von einer Emancipation der Frauen, d. h. von ihrer ſelbſtändigen Haltung, von ihrer Stellung, die ohne alle Beziehung zum Manne in ſich ſelbſt wurzeln ſolle. Mich dünkt, die Frauen begeben ſich ihrer ſchönſten Rechte, wenn ſie nicht in ihren Wirkungen auf die Männerwelt ihre tiefſte Geltung ſuchen. Ich weiß nicht, ob die Beſorgniß vor einer ſolchen Emancipationsepoche ſchon vorüber iſt. Wenn es aber noch nicht gar lange her iſt, daß man in fernen Weltgegenden nach dem abſolut freien Weibe ſuchte, ſo wird es Pflicht, darüber Rede zu ſtehen, findet man in deutſchen Landen das Ur- oder das Abbild eines echten Weibes.

Lebt nun Eliſabeth's Name in den Geſängen ihres Dichters fort, ſo hat ſie ſich doch auch ſelbſteigen im literariſchen Tempel der Unſterblichkeit ihren beſcheidenen Platz erworben. Sie führte ihr Tagebuch, und aus dieſem erwuchs eine kleine Reihe von „Fragmenten" und „Phantaſien," die ſie unter ſtrenger Feſthaltung der Anonymität zu Anfang unſers Jahrhunderts der „Flora", einer damaligen Cotta'ſchen Monatsſchrift, übergab, und welche Dorow in den „Erinnerungen" wieder zum Abdruck brachte. Dieſe fragmentariſchen Lebensbetrachtungen, die etwa 60 Seiten umfaſſen, ſind das Angebinde einer deutſchen Mutter für ihre Tochter zu deren ſiebzehntem Geburtstag. Dieſe kleine Moralphiloſophie iſt zur Einführung junger weiblicher Gemüther in die Welt der ſchönſte Leitfaden, den unſere Literatur aufzuweiſen hat. Auch als äſthetiſche Propädeutik können dieſe Fragmente angeſehen werden, und verdienten als Familienbuch, als Confirmationsgeſchenk für die Töchter des Hauſes ihre Verbreitung. Eliſabeth's feiner Sinn legte hier auch über weibliche Beſchäftigung mit den Künſten, über Studien in Muſik und Malerei ihre Maximen nieder; ſelbſt über Toilette gibt ſie jungen Gemüthern kluge Winke, in der richtigen Vorausſetzung, daß an der Erſcheinung der Frauen entweder nichts oder alles wichtig iſt.

Haus und Familie ſind nach Eliſabeth's Aeußerungen nicht blos der nächſte, ſondern auch der günſtigſte Mittelpunkt zur Entfaltung der weiblichen Natur. Auf dieſem Gebiet ſei für ſie kein Amt zu klein, das nicht durch die Art, wie es vollzogen werde, ſelbſt dem geiſtfordernden Manne Beifall abgewänne. Des Weibes Sorgſamkeit in der kleinſten Pflichterfüllung für dieſen ihren nächſten Kreis zwinge den Mann zur Hochſchätzung der weiblichen Thätigkeit, und ein Syſtem von häuslicher Ordnung, das ſich mit Grazie und wie von unſichtbaren Händen in ſich ſelbſt getragen fühlt, ſtimme die Leidenſchaft des Mannes zur Harmonie einer dauernden Neigung, flöße ſelbſt einem unwirſchen Stolz nach und nach eine tiefe leiſe Bewunderung ein. Deshalb thue dem weiblichen Weſen von früh auf eine ſorgſame Uebung noth, um innerhalb der Häuslichkeit ſich eine beſonnene Fertigkeit zu verſchaffen, der es ſpäter ohne Anſtrengung gelingen könne, das Familienleben im ruhigen Verlauf zu erhalten. Geiſt und Bewegung bringe der Mann genug in den regelrechten Gang, aber den Händen der Frau ſei es dann bei Sturm und Mißgeſchick möglich, ohne Aufſehen ſicher und treulich wieder das Geleiſe zu finden. Keineswegs ſoll ſich jedoch nach Eliſabeth's Meinung die Entwicklung und Geltung der Frauennatur lediglich auf das Gebiet der Häuslichkeit und Familie beſchränken. „Das Gefühl häuslicher Glückſeligkeit, womit viele prahlen," ſagt ſie mit ihren eignen Worten, „iſt oft weiter nichts als verſteckte Eigenliebe. Zu Hauſe ſieht man nur uns, in Geſellſchaft werden wir oft überſehen; hier müſſen wir uns Andern bequemen, oder fühlen auch wol hie und da eine Ueberlegenheit, die unſere Eitelkeit beleidigt, und ſo rechnen wir uns oft für Tugend an, was wir billig als Schwachheit erkennen ſollten." Das Weib der modernen Welt iſt zu allen Bildungsſtoffen berechtigt und befähigt; aber Eliſabeth warnt die Frauen davor, mit ihrem Wiſſen und Können unvorſichtig umzugehen. Es gebe Kenntniſſe, durch welche nur der Mann glänzen dürfe, die Frau könne davon höchſtens etwas für ſich ſammeln. Es ſei ihr erlaubt ihre Schönheit, aber nicht ihren Verſtand zu zeigen; jemehr ſie ſich mit dieſem in den Hinterhalt lege, deſto beſſer ſei ſie im Stande, die Schwächen ihres Feindes auszuſpähen. So ſehr Eliſabeth ihr

Geſchlecht auf Duldung und Demuth verweiſt, ſo gibt ſie doch Winke ſolcher Art, die hinlänglich verrathen, daß ſie die Frauen den Männern gegenüber auch gerne mit ſtrategiſchem und diplomatiſchem Scharfſinn ausrüſtet. Wie ſehr trifft ſie in folgender Betrachtung den männlichen Charakter! „Sonderbar iſt es, ſagt ſie, daß die Gattin überhaupt, die doch die nächſte iſt, ſich der Nachſicht und Discretion ihres Mannes zu erfreuen, in den wenigſten Fällen darauf rechnen darf. Sie iſt oft der Blitzableiter ſeiner grollenden Laune, gerade weil ſie ihm die nächſte iſt, und erſt wenn der heftige Sturm ſich an ihr gebrochen, geht er weiter herunter auf Kinder und Geſinde. Die Kinder werden oft geſchont, weil die dunkle Ausſicht auf unſere eigene Hülfsbedürftigkeit im Alter ſelbſt harten Menſchen zuweilen eine Art von Schonung und Achtung gegen ſie einflößt. Die Domeſtiken ſind eine Art von öffentlichen Bewahrern unſeres guten Rufs, wenigſtens ſcheuen wir die Mühe, ſie zu wechſeln; allein diejenige, welche ſich als Gefährtin unſeres Lebens auf ewig an uns band; welche Rückſichten haben wir bei ihr nöthig, wenn ein zartes Herz und Achtung für uns ſelbſt uns nicht an Duldung gegen fremde Fehler gewöhnten, und uns lehrten, über unſere eignen zu wachen?“

Mit ſicherem, behutſamem Tact erläutert Eliſabeth die natürlichen und ſocialen Geſetze über die Beſtimmung der Frauen. Dulden und ſtilles Wirken, ſagt ſie, ſei nicht blos ein hartes Gebot für ſie, ſondern führe ihnen auch am ſicherſten alle Vortheile ihrer Stellung zu. Das Weib hat mehr paſſiven Heldenmuth, als der Mann; ihre ganze Natur iſt befähigter, Schmerzen zu tragen, in der Geduld hat ſie ihre Stärke, in der Ruhe entfaltet ſie ihre Kraft. Eliſabeth räumt dies ein; aber ſie warnt zugleich ihr Geſchlecht vor jener Indolenz, die ſich gegen nichts mehr auflehnen mag. „Es gibt keinen unglücklichern Zuſtand,“ ſagt ſie, „als die Stumpfheit, in welche die Frauen nicht ſelten verſinken, wenn ſie, des Widerſtrebens müde, den Muth verlieren, innere Kräfte oder äußere Mittel zur Hülfe aufzubieten. Das iſt jene ſchöne Tugend nicht mehr, die aus Ueberlegung ſchweigt, mit Güte widerlegt und nicht müde wird, im Stillen mit unerſchütterlicher Beharrlichkeit nur nach einem Ziel zu ſtreben: nach gemeinſchaftlicher Glückſeligkeit.“ Mit der Tugend der Duldung hält ſie beim Weibe Stolz und Gefühl des eignen Werths für vereinbar, ja für nothwendig. Und ſo erläßt ſie denn eben im Gefühl weiblicher Würde an die jungen Gemüther ihres Geſchlechts bei der Wahl und Prüfung des Lebensgefährten ihren Aufruf zur Wachſamkeit.

Man wolle, wenn man dieſe meine Hochſtellung Eliſabeth's lieſt, nicht vornehm lächeln, daß ich, derſelbe der den ſchmerzdurchzuckten Tiefſinn einer Rahel, die bacchantiſche Phantaſtik Bettinens gefeiert, mich hier lobpreiſend über eine Moralphiloſophin verbreite, deren Lehren vor allem ſehr penſionsfähig ſind. Jener weibliche brünette Hamlet, wie ſich Rahel ſelbſt genannt, jenes ſchwärmeriſch verzückte Naturkind, halb Mignon halb Philine, wie ſich uns Bettine vorführte, Beide ſtehen mit ihrem Gedanken- und Gefühlsleben ganz außerhalb der Ehe. Ihre Offenbarungen und Ergüſſe gelten nicht für dies Gebiet, auf welchem die Freiheit nicht anders als mit der Nothwendigkeit Hand in Hand auftritt, die ſinnliche Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen Natur einen Bund eingeht, in welchem beide ihre Harmonie finden.

Die Novellenpoeſie unſerer Tage hat ſich darin gefallen, das Unglück mißlungener ehelicher Bündniſſe zum Thema zu machen. Es iſt allerdings die Aufgabe der Poeſie, ſich der Schmerzen der Welt zu bemächtigen. Wenn ſie aber aus der mißgeſtalteten Wirklichkeit die heimlichen Geſetze der Natur nicht herauszufinden verſteht, wenn ſie uns die Ausnahme als eine Regel gibt, uns die Caricatur als die Norm anpreiſt, ſo trifft ſie ſelbſt der Fluch der Verworrenheit, den ſie uns im Lauf der menſchlichen Dinge aufdecken will. Eine geniale franzöſiſche Marquiſe und eine ſehr aufgeregte deutſche Gräfin haben aus dieſer Verworrenheit faſt eine Doctrin gemacht, welche das Inſtitut der Ehe verwerfen möchte. Le mariage — une institution sans rime et sans raison! ſagt die Dame Dudevant. Die Ehe desenchantirt mich! ſagt die deutſche Dame, und ſpricht damit ein ebenſo ſchlechtes Deutſch als zweifelhaftes Franzöſiſch. — Eliſabeth iſt weit entfernt von allem krankhaften Gelüſt. Ihr iſt die Religion des Herzens ſehr heilig, und doch will ſie die Geſtaltung des Lebens nicht an einen unklaren Aufruhr dunkler Wünſche preisgegeben ſehen. Jene beiden Schriftſtellerinnen, die ihr Zeitalter gegen die Ehe fanatiſiren möchten, verkennen nicht blos das Weſen der Ehe, ſie kennen auch nicht die Natur der Liebe, nicht die Natur des Weibes. Sie wiſſen in ihrem phantaſtiſchen Egoismus nichts vom uralten Spruch jenes morgenländiſchen Dichters Schelaleddin Rumi: „Denn in der Lieb' erſtirbt das Ich, der dunkele Despot!" Sie haben, obſchon ſie Dichterinnen ſein wollen, unter der Decke der ſeltſam geſtalteten Welt nicht das heimlich ſtille Naturgeſetz der Liebe auffinden können; ſie ahnen nicht, daß die Liebe, um zu ihrem Recht, zu ihrer reichſten und vollſten Entfaltung zu kommen, ſich noch täglich, wären ſie nicht vorhanden, die Formen der Ehe von neuem erfinden würde. Eliſabeth hält blinde Liebe nicht für die abſolute Bedingung; ſie hält auch das Gefühl der Achtung, ſtilles Wohlwollen, freundliche Neigung für ſichere Bürgen des ehelichen Glücks. Jene beiden Dichterinnen ſehen einen Fluch in jedem Bündniß, das nicht den Enthuſiasmus der Phantaſie zum Ausgangspunkt hat, nicht wie zwiſchen Romeo und Julie mit einem Blitz des Erkennens beginnt. Freilich iſt die Ehe ein Act der Freiheit. Aber wenn die Liebe mehr ſein will, als ein Reiz der Sinne, ſo muß ſie im Gefühl und im Bedürfniß eines ewigen Angehörens zu einer ſittlichen Macht erwachſen. Ein Rauſch des Entzückens iſt trügeriſch, ein Taumel erſter Aufregung vergänglich. In einer gegenſeitigen Achtung ſieht Eliſabeth eine weit feſtere Zuverſicht zum Glück des Bundes. Unſere Erziehung aber, nicht die Form der Ehe, trägt die Schuld, wird eine junge Seele nicht befähigt zu einer ruhigen klaren Beſonnenheit bei der Wahl und Prüfung des zukünftigen Gatten. Eliſabeth iſt nun darauf bedacht, dem weiblichen Gemüth ſchon von früh ein heiteres, aber ſicheres Bewußtſein über die Stellung der Geſchlechter einzuflößen. Eben weil ſie das Glück der Ehe nicht auf die Willkür und den Zufall des erſten Reizes begründen will, muß ſie die Erziehung um ſo ſorgſamer ins Auge faſſen. Man hört oft die Klage, daß die geſammte Literatur keinen Leitfaden aufzuweiſen habe, der dem jungen weiblichen Gemüth die feineren Beziehungen beider Geſchlechter klug und ſanft, klar und durchdringend erläutere. Dies Buch iſt da in Eliſabeth's Bekenntniſſen. Sie ſchrieb dieſe Fragmente nicht im aufregenden berauſchenden Gefühl, einem Dichter als Lebensgefährtin anzugehören. Eine jener deutſchen Frauennaturen, die der Oeffentlichkeit anheimgefallen ſind, ſuchte in dieſem Gefühl ihren Stützpunkt. Dieſer Stützpunkt erwies ſich als treulos; den Tod umarmte ſie in jener Fatamorganawolke. Die Frau gehört weit mehr dem Mann als dem Dichter an; ſie iſt verloren, wenn ſie ſich vor jenem zu dieſem flüchten muß, um glücklich zu ſein. Der Dämon des Dichters iſt weit mehr quälend als beglückend. — Eliſabeth erläutert die Beziehungen der Geſchlechter für die Gefährtinnen derjenigen Männer, die dem praktiſchen Leben, dem Staat und dem geſchäftlichen Kreiſe der Geſellſchaft angehören. Daher die Allgemeingültigkeit, die große Praxis ihrer Winke. Beruf und Pflicht ſind die Loſungsworte, die ſie gebraucht. Aber ſie ſchirmt dabei das freie Selbſt einer klaren Beſonnenheit, ſie ſtellt die Heiligthümer des Lebens dabei ſicher, und ſucht Freiheit und Nothwendigkeit, Demuth und Stolz, Heiterkeit und Ernſt, Gebundenheit und Selbſtändigkeit zu ſchöner Eintracht zu verbinden.

Sie hatte ein ſolches Bündniß, das für die Ewigkeit gelten ſoll und mit dieſer Ewigkeit des Angehörens ſchon hier beginnt, zweimal geſchloſſen, als unbewußtes Mädchen und als bewußte Frau. Ihr erſter Bund mißglückte; der zweite war um ſo ſicherer ein Triumph über Zufall und Schickſal. Ihr Verſtand wie ihr Herz hat einen großen Schatz von Weisheit geſammelt, ihr kluges Auge wird nie müde, nach Hülfe auszuſchauen; es fehlt ihr ſelbſt da nicht an Rath und Troſt, wo ſich ſelbſt überlaſſen ein verlornes Gefühl auf verſchlungenen Irrpfaden keinen Ausgang zu finden ſcheint. Man fühlt es ihren Worten an, wie ſie im Innerſten erzittert, wo es gilt, über ein weibliches Leben die große Wendung heraufzuführen. Sie möchte, wo ſie ein junges Weſen ein Bündniß ſchließen ſieht, gleichſam mit allen Glocken läuten, nicht blos in feierlicher Stimmung, ſondern um ihren Aufruf zur Wachſamkeit zu unterſtützen. „In dem Alter", ſagt ſie, „wo man uns Mädchen gewöhnlich verheirathet, ſind wir am wenigſten im Stande, von uns ſelbſt zu abſtrahiren. Wir ſetzen bei allen andern Menſchen gewöhnlich unſere Denkungs- und Empfindungsart voraus, und ſollte ein Mädchen einen Roman ſchreiben, ſo würden gewiß alle Männer darin Mädchen ſein. Wie ſollte das gute Geſchöpf auch an alle Nuancen und dunkeln Schattirungen kommen, welche der Charakter des Mannes auf Schulen, im Treiben der Welt, unter Actenſtaub, im Felde, im Handel und Wandel bekommt? Sie heirathet ihrer Idee nach ein ihr gleiches Weſen. Hat ſie eine lebhafte Einbildungskraft, ſo iſt es ſchlimmer noch, denn ſie gibt ihm alsdann noch alle Vollkommenheiten, die ſie ſelbſt nicht hat; und wie groß iſt ihre Beſtürzung, wenn der nähere alltägliche Umgang ihr zeigt, daß in der Seele ihres Mannes beinahe Alles unbekanntes Land für ſie iſt! Wo ſie eine lebendige Fülle, eine lachende Ebene ſich verſprach, findet ſie Gräben und Hügel, Steine und Dornen, oder ein ſandiges leeres Feld. Wie ſchön hat ihre Phantaſie alles aufgeſchmückt! Aber die Erfahrung raubt ihr alles und läßt ſie verwundet und verarmt in dieſer Wüſte. Armes Weib, wer reicht dir ſeine Hand in dieſem Labyrinth, wer trocknet deine heimlichen Thränen? Sie wirft ſich mit zerrüttetem Sinn und mit verblutendem Herzen vielleicht noch einmal an das Herz, das ihr das nächſte iſt — an ihres Mannes Herz — und findet alles wüſt und leer, und nichts als die Ueberzeugung, daß für ſie keine Hoffnung iſt als Geduld, kein Troſt als das Grab."

Dieſen Verlauf nahm Eliſabeth's Leben nicht; ſie fand aus dem Labyrinth ihres erſten verworrenen Lebensverhältniſſes den Ausgang, und ein gütiges Geſchick ließ ſie nach einer 16jährigen Zeit der Duldung und Unterdrückung einen zweiten Verſuch zum Glück wagen. Das menſchliche Herz hat dieſe elaſtiſche Kraft; es kann Tod und Auferſtehung in ſich erleben, es kann zum zweitenmal lieben. Eliſabeth's Weisheit datirt, wie immer, aus der Zeit des Unglücks, denn die Glücklichen ſcheinen keiner Klugheit zu bedürfen. Wir müſſen alſo, um uns Eliſabeth's Geſtalt ganz nahe zu rücken, auf jene Epoche ihres Lebens eingehen, in welcher ſie voller Scheu und Demuth, aber nach und nach mit der ganzen Macht einer ſittlichen Kraft ſich waffnen lernte. Sie zählte 19 Jahre, als ſie ihre erſte Ehe ſchloß. Die ganze zweite Hälfte der 16jährigen Dauer dieſes Verhältniſſes war ſie mit ihren Kindern ſich ſelbſt überlaſſen, ein junges blühendes Weib voll Anſprüche an das Leben, voll Berechtigung dazu nach dem Grad ihrer Bildung. Und es konnte nicht fehlen, daß vor ſo viel geiſtigem Liebreiz die Herzen der Männer laut ſchlugen. Auguſt Stägemann war zwei Jahre jünger als ſie, noch in den Zwanzigern, als er in Königsberg mit ihr in Berührung trat. Neben ihm bemühte ſich Gentz, Eliſabeth's Feſſeln zu zerbrechen. Friedrich v. Gentz war noch ein Jahr jünger als Stägemann, aber mit um ſo mehr Feuerdrang durch raſche Jugendlichkeit erſetzend, was ihm dieſem Genoſſen gegenüber an nachhaltiger Ruhe, Kraft und Stätigkeit abging. Er hatte in Königsberg ſtudirt, auch die nächſten Jahre dort zugebracht, bis er 1786 als Secretär beim Generaldirectorium in Berlin ſeine Stellung fand, ohne damit ſeinen Zuſammenhang mit der ihm werthgewordenen Stadt aufzugeben. Als dritter Werber um ein Herz, das weder ſchon frei war, noch auch das Gelüſt verrieth, das alte Band zu zerreißen, wird uns ein Herzog von Schleswig-Holſtein-Glücksburg von der Beck'ſchen Seitenlinie bezeichnet. Sein reiferes Alter wie ſeine bevorzugte Stellung konnte ſeine Nebenbuhler in den Schatten drängen. Dieſer Prinz, damals Generallieutenant und Chef eines Infanterieregiments in Königsberg, vermählte ſich nachmals mit einer Gräfin Schlieben und trat ſpäter (1797) in ruſſiſche Dienſte. Im Feuer der Bewerbung um Eliſabeth's Gunſt und Hand ſcheint er damals ſelbſt den leicht entzündlichen Gentz überflügelt zu haben, und ſeinem ſtürmiſchen Drängen, die Ketten, die ſie feſſelten, zu löſen, mußte Eliſabeth die ganze Feſtigkeit ihrer ruhigen Haltung unerſchütterlich entgegenſetzen. In dieſem Kampf eines Andrangs von verſchiedenen Seiten ſteht die edle Frau vor uns, während ſie troſtlos im Stillen mit ſich ſelbſt und ihrem Mißgeſchick ringt. Drei Werber ſtreiten um ihr Herz, das doch keinem gehören kann, weil ſie ſich noch immer an ihr Schickſal gebunden fühlt. Ein Briefwechſel, der uns dieſen Conflict mit allem Sturm und aller Nothwehr, mit allen Schmerzen und aller hoffnungsvollen Scheu vor Augen brächte, iſt nicht vorhanden, wenigſtens genügen die brieflichen Mittheilungen nicht, um uns das ganze Schauſpiel dieſes vielſeitigen Kampfs lebendig hinzuſtellen; auch mochte hier der Reiz des perſönlichen Umgangs den ſchriftlichen Verkehr zurückdrängen und ihn an Werth überbieten. Eliſabeth ſtellte jedoch in ſpätern Jahren, was an brieflichen Ergüſſen ihr übrig war und was die Erinnerung ihr überlieferte, zu einem Ganzen zuſammen, das uns ein vollſtändiges Gemälde ihrer damaligen Wirren entfaltet. Dies ſind in Form von Briefen eben die „Erinnerungen für edle Frauen“, wie ſie das Heft benannte, das Dorow in den beiden Bänden der Welt übergab.

Es thut dieſem ſtillen Seelengemälde Eintrag, nimmt man es als Roman; es muß dann blaß und leblos erſcheinen, weil ihm alles fehlt, was die Erfindung bringt; ſtoffliche Fülle, Einfädelung und Entwirrung eines Knotens, das macht hier nicht den Werth aus. Es ſind ſelbſterlebte Denkwürdigkeiten in der dialektiſchen Form des Briefwechſels, gegenſeitige Bekenntniſſe von Perſonen, die ſich auf kleinem Raum zuſammenfanden und das Schickſal einer bedrängten Frauenſeele beſtimmen und löſen wollten, ohne doch den Weg dafür zu finden, bis ſie ſelbſt zum Entſchluß ſtark wird und ihr in langer Pein und Angſt ſcheu und ſchüchtern gewordenes Herz die alte angeborne Selbſtändigkeit wiederfindet. Dieſen Proceß der langſamen Selbſtbefreiung eines gedrückten weiblichen Lebens ſehen wir in dieſen „Erinnerungen“ auf dem Boden bürgerlicher Alltäglichkeit, ohne den Reiz ſpannender Vorkommniſſe, aber voll rührender Einfalt, Treue und Wahrheit. Bis auf Gentz waren Eliſabeth's früheſte Jugendvertraute auch noch die Freunde ihres Alters geblieben. Unter veränderten Namen und Chiffern durfte ſie die Bezüge Aller unter einander und zu ihr in ein Ganzes zuſammenfügen; ſie brachte damit ihr und dieſer Getreuen Leben zu einem überſichtlichen Abſchluß, der Niemand verletzen, Alle erfreuen konnte.

Mitunter ſind uns dieſe Mißverſtändniſſe edler Herzen von etwas peinlicher Wirkung, weil wir uns zutrauen möchten, ſie raſcher zu löſen, das Dunkel entſchiedener zu lichten und die quäleriſche Schwebe in den Verhältniſſen aufzuheben. In all dieſen ſchwerzüngigen Bekenntniſſen bei übervollem Herzen liegt, wie mir ſcheint, der Charakter nordiſcher Oſtſeemenſchen, deren Pulsſchlag ſcheinbar leiſer geht, aber eine nachhaltige intenſive Gewalt verräth. Manches darin will uns jetzt in ſeiner orthodoxen Ehrlichkeit ſteif erſcheinen. Jene ſtolze Ehrbarkeit in Form und Haltung hat aber unſere Altvordern nicht behindert, ſehr glühend zu fühlen, blieb gleich die Gluth oft unter der Aſche verſteckt. — Mit dem Namen Meta ſoll, wie wir hören, in dieſen Briefen keine lebende Perſon, ſondern das Ideal einer weiblichen Freundſchaft verſtanden ſein. Eliſabeth führt darin ihren eignen Namen. H. iſt Johann Friedrich Reichardt, der Componiſt, ihr Landsmann, der für ihre Stimme Lieder ſchrieb. G. iſt Gentz. Mit dem Namen Gerſon wird Stägemann bezeichnet. Jener treffliche Herzog Friedrich Karl Ludwig von Holſtein, der mit ebenſoviel Schwärmerei als hartnäckiger Beharrlichkeit Eliſabeth's bürgerliche Hand in die ſeinige fügen wollte, iſt als Graf Werdenberg eingeführt; Valeska heißt im Briefwechſel deſſen ſpätere Gattin; die Mutter des Fürſten, eine geborne Gräfin zu Dohna-Leiſtenau, liebte Eliſabeth Graun mit einer ſeltenen Zärtlichkeit. Es gehört zur Genialität jener Epoche, daß Menſchen ſo verſchiedenen Standes ſich fanden und über die Schranken der Welt hinüber ſich zum Freundſchaftsbund die Hände reichten.

Ein ausführlicher Brief von Gentz, den Dorow im Anhange mittheilt, und der nicht zu den erdichteten, ſondern zu den wirklichen gehört, ſetzt uns in den Stand, Eliſabeth's Verhalten im Gewirr jener vielſeitigen Anregungen noch beſonders ins Auge zu faſſen. Dieſer Brief iſt aus dem Jahr 1793, nachdem Gentz zwei Jahre lang ſeit ſeiner Abberufung von Königsberg Eliſabeth's perſönlichen Umgang eingebüßt. Natürlich finden wir auch hier, wie immer, in Gentz den verzückten Schwärmer und Schwelger. Es ſind dieſelben Flammen, die in ſpätern Jahren gleich roth für eine Tänzerin loderten; aber ſie ſind noch reiner, ſie haben mehr Unſchuld und die erſte Jugendfriſche; ein leidenſchaftlicher Sybarit fühlt hier zum erſtenmal die Nähe eines Altars, deſſen keuſche Heiligkeit eine Veſtalin hütet. Sein Glaubensbekenntniß, die Beichte, die er ihr ablegt, iſt eine pſychologiſche Merkwürdigkeit. Indem er Herz und Hand ihr anträgt, fühlt er das Wagſtück, das er begeht; indem er ſie zu einem Bunde mit ihm auffordert, weiß er dieſe Kühnheit nicht anders als mit der grenzenloſen Offenheit, mit der er ſich ihr hingibt, zu decken. Dies Gemiſch von verwegener Keckheit und kindlich-kindiſcher Naivität, von berauſchter Selbſtvergötterung und hülfloſer, liebebedürftiger Verzagtheit, dies Gemiſch polartig verſchiedener Regungen gewinnt in ſeinem Munde und in ſeiner Feder einen genialen Ausdruck, der uns wo nicht Bewunderung doch Erſtaunen abnöthigt, und dieſem wie weiland Helena vielgefeierten und vielgeſcholtenen Gentz unſer pſychologiſches Intereſſe ſichert. Eliſabeth ſelbſt iſt von den glänzenden Gaben dieſes leidenſchaftlich bewegten Menſchen nicht unangerührt geblieben. Er darf ſie in dieſem Brief an eine Zeit erinnern, wo ſich beider Seelen verſtanden, wo ſie in ſeinem Umgange gefunden, was ihr ſonſt in ihrem Kreiſe verſagt geweſen, an eine Zeit, wo er ſein Daſein nur achtete, weil er es „wagen durfte ſie grenzenlos zu lieben.“ Nach lange unterbrochenem perſönlichen Verkehr erinnert er ſie an dieſe ſeine Neigung, die unter ſo manchen Schlägen ſeines wunderbaren Schickſals, ſogar unter den heftigſten Stürmen der wildeſten Leidenſchaft, in die nur je der Zauber der Sinne ein beſſeres Herz verwickelt, im Glück und im Elend, in Verzweiflung und Wonne gleich wahr, ſchön und mächtig wuchs und gedieh, und wie er ſich ausdrückt, den „beſſern Theil ſeines zerriſſenen Weſens“ belebte, ſtärkte und erhielt. „Sie wiſſen“, ſagt er wörtlich, „was Sie mir waren, Eliſabeth, wiſſen, daß wir tauſendmal dem kalten, unerbittlichen Schickſal vorhielten, uns nicht für einander beſtimmt zu haben!“

Mich dünkt, ſo kann ein Mann zu einer Frau nicht reden, wenn Dieſe ihm gegenüber jeder Zeit ruhig und feſt blieb. Eliſabeth muß ihm Theilnahme gewidmet; die in der That ſeltene Natur des Mannes, der zur Zeit des perſönlichen Verkehrs in Königsberg kaum in der Mitte der zwanziger Jahre ſtand, muß ſie lebhaft aufgeregt und angezogen haben. Sie iſt nach ſeinem Geſtändniß in der ganzen Schöpfung das einzige Weſen, das alle Revolutionen in ihm überlebte, alle Perioden ſeines Daſeins in ungeſchwächtem Glanze durchwandelt hat. Er habe ſich geändert, geſteht er, ſein Maßſtab für Menſchenwerth ſei größer geworden, er trete manches jetzt mit Füßen, was er ehedem anbetete; ſie nur ſtehe ihm noch eben ſo lieblich und groß da, und im ſtolzen Vorgefühl ſeiner Gewißheit, im Dünkel ſeiner bacchantiſchen Selbſtliebe fügt er hinzu: er ſei ihrer Freundſchaft werth. Sie ſolle den Gerüchten keinen Glauben ſchenken, die über ihn im Laufe der Zwiſchenzeit umgegangen; wäre er ein Böſewicht, er würde es ihr geſtehen, denn ihr gegenüber müſſe jeder wahr ſein; dieſen Zauber übe ſie, und er beſchwöre ſie, ihm zu glauben, daß er in den fünf Jahren ein beſſerer Menſch geworden. Die ſchleſiſche Beredtſamkeit iſt in ihrer Selbſtbeſpiegelung unerſchöpflich. Sein inneres Wachsthum, fährt er fort, ſei ununterbrochen geweſen, ſelbſt in den mißlichen, gefahrvollen Lagen, in die er ſich geſtürzt, ſelbſt bei Handlungen, die im Sinne der Welt Fehltritte waren, ſelbſt bei dem unſäglichen ſtillen Elend, das dieſe Fehltritte über ihn häuften, habe ſeine Natur nicht verloren, nur gewonnen. Im Glück würde ſeine Seele verweichlicht ſein; er habe, faſt möchte er ſagen, durch eigene Wahl, viel gelitten, aber gerade dies, das halbverſchuldete Unglück, habe ihn gebildet und gereift.

Gentz, indem er nur Aufſchlüſſe über ſich ſelbſt geben will, bringt überraſchende Wahrheiten an den Tag. Für ihn ſelbſt iſt es jedenfalls ſehr richtig, daß ſeine Waghalſigkeit ihn in äußere wie innere Kämpfe trieb, in denen ſich die verborgenen Kräfte des Geiſtes erſt entwickelten oder ſtählten. Die menſchliche Seele iſt wie ein Magnet, der ſich an die Tragbarkeit gewöhnt. Gentz hat ſich in den halb verſchuldeten Wirren ſeines hin- und hergeworfenen Schickſals eine ſeltene Geſchmeidigkeit und Keckheit, einen ungewöhnlichen Verein von Elaſticität und Hartnäckigkeit erworben. Daß ſich dies in ſeinem Selbſtbewußtſein ſchon ſo früh, ſchon im 29ſten Lebensjahre ſo entſchieden hinſtellt, iſt ebenfalls ungewöhnlich genug. Er iſt, wie es ſcheint, ſich ſelbſt ſo klar, daß es nur eines kleinen Schrittes weiter bedarf, und er klagt ſich in ſeiner Beichte als den verwegenen Spieler an, der die höchſten Schätze des Mannes, Ehrlichkeit und Redlichkeit, in der Zuverſicht einſetzt, ſie am grünen Tiſche des Schickſals mit Wucher wiederzugewinnen. Dieſer waghalſige Spieler war Gentz; er ſpielte mit ſeinen höchſten Lebensgütern. Ein- für allemal den Stein auf ihn zu erheben iſt hart, aber thöricht ſcheint es, in ſeine buntſcheckigſchillernde Natur verliebt zu ſein und darüber die Forderungen männlicher Würde und Unbeſcholtenheit zu vergeſſen. Die bloße Anklage iſt hier vielleicht ebenſo einſeitig als eine Beſchönigung ſchwächlich. Es gilt hier wie überall eine ſeltſam geartete Natur zu erklären, um ſich an ihr die Möglichkeiten in der wunderbaren Ausweitung der menſchlichen Seele verſtändlich zu machen. Bleibt uns in ſeinem Charakter ein zweifelhaftes Etwas übrig, ſo liegt das in den getrübten Wirren eines an ſich ſelbſt irre gewordenen Zeitalters, deſſen Art und Weiſe, deſſen Kampf und Noth, wie zurechnungsfähig der Einzelne auch bleibt, immer der Factor iſt, als deſſen Producte wir uns erkennen. Bei Georg Forſter, bei General Eickemeier, bei Johannes Müller und Friedrich Schlegel, bei den Convertiten jener religiöſen und politiſchen Stürme, die über ein Zeitalter hereinbringen, ergibt ſich immer in unſerm Facit ein ähnlicher Bruch, den wir, den treibenden Wirren entrückt, nur behutſam und ohne Parteilichkeit ausgleichen ſollten. Wo ſich ein altes Jahrhundert aus den Fugen hebt, die Ströme eines neuen Lebens hereinbrechen, ohne ſogleich ein geordnetes Bett zu finden, bald an ſich irre werden und verſiegen, bald den Lauf zurückzunehmen verſuchen: da wird der Einzelne, vom Widerſtreit dieſer Fluthungen erfaßt, ſelten von Schuld ganz frei bleiben, und wer ſich da als eine ganz abgeſonderte Unſchuld aus dem Treiben der Welt herauszuretten gedachte, wird uns gerade mit ſo ſimplem Egoismus, mit ſo ruhiger Nichtbetheiligung keineswegs als der lediglich und einzig Gerechte erſcheinen. Nicht der Uebergänger, der den ſchickſalsvollen Wechſel einer heiligen Ueberzeugung ehrlich in ſich erlebt, kann uns für verworfen gelten, davon abgeſehen, ob hüben oder drüben nach unſerer eigenen Meinung das Heil ausſchließlich zu ſuchen ſei. Nach dem Sinne der Alten war nur Der ein Verräther, der in kalter Selbſtgenügſamkeit ſich überhaupt zu keiner Partei bekannte.

Friedrich Gentz — um auf ſein Verhalten zu Eliſabeth Graun wieder einzugehen — hatte ſich das Bedürfniß nach moraliſcher und geiſtiger Schönheit erhalten. Nachdem ſeine äußere Lebensſtellung geſichert war, hielt er ſich in ſeiner Eitelkeit für würdig, Eliſabeth's Hand zu beſitzen. „Jetzt,“ ſchreibt ihr der üppige Lebensſchwelger, „jetzt würde mein Umgang zuverläſſig nicht ohne Süßigkeit für Sie ſein; ich muß Ihnen ſchlechterdings jetzt beſſer gefallen, denn Sie werden viele ganz neue Seiten in mir finden.“

Und was hat Eliſabeth ihm zu antworten? Sie ſchreibt ihm, daß die Vervollkommnung ſeines innern Weſens ihre ganze Theilnahme treffe; ſie glaubt daran, und es iſt ihr bei dem Intereſſe, das ſie für ihn hegt, wirklich ernſt, ihm dieſe Zuſicherung zu machen. „Gentz,“ ſchreibt ſie ihm, „ich wußte es, Sie konnten nur vorwärts — nicht rückwärts gehen.“ Sie meint das nicht ironiſch, als kenne ſie ihn auf einer moraliſchen Stufe, von welcher ein Rückwärtsſchreiten gar nicht mehr möglich ſei. Sie iſt überzeugt, daß die Stürme, die er über ſich heraufbeſchworen, ihn nur wohlthätig durchſchütteln konnten. Sein überſeliges Lob nimmt ſie nicht ohne

Erröthen an. Was ſie ſelbſt betrifft, ſo iſt ſie ihrem beſondern Schickſal gegenüber in der Verfaſſung, ſich zu fügen und die Mächte walten zu laſſen, die ihr Leben nun einmal, ehe ſie zum Bewußtſein erwachte, ſo und nicht anders geſtaltet haben. Sich in ihrer innern Ruhe zu befeſtigen, ſei das Einzige, das ihr übrig bleibe. „Ich wünſche" — beginnt ſie mitten in ihrem Brief einen Satz, bricht aber ab und ſpricht ſich die Befähigung zum Wünſchen ab, da ſie als duldendes Weib ihren Willen begraben müſſe. Ihre Lage ertrug kein Einſchreiten von ihrer Seite. Ihr Gatte war ſeit Jahren in Berlin und gebot ihr zurückzubleiben, angeblich weil er den Zwieſpalt ſeiner Mutter mit ſeiner Frau fürchte, und mit Eliſabeth in der Reſidenz kein Haus machen könne. Der Argwohn ließ jedoch noch andere Gründe beſorgen. Gentz ſchreibt ihr geradezu, Graun ſei ihrer nicht werth. Sie duldet und ſchweigt. Aus Stolz, aus einem ſichern Inſtinct und einer keuſchen Einfalt der Seele verbietet ſie ſich, den nähern Beweggründen ihres Mannes, weshalb er von ihr getrennt lebe, nachzugehen. Ihr Brief an Gentz, mit welchem ſie ſtillſchweigend ablehnt, ihn für Den zu halten, der ihr Schickſal ändern und löſen könne, iſt ein Muſterſtück weiblicher Klugheit und Güte. Von beſonderer Zartheit, wiewohl treffend genug, erſcheint uns darin die Stelle, mit welcher ſie auf das Lob aus Gentzens Mund eine Entgegnung findet. „Ich habe Muth und Willen gut zu ſein," beginnt ſie mit beſcheidenem Stolze ihr Selbſtbekenntniß. Es ſei ſchlimm, meint ſie, wenn man darauf angewieſen werde, vor ſich ſelbſt etwas zu gelten, wenn eine Vergleichung mit Andern unſerer Eigenliebe zu Hülfe kommen müßte, denn die glücklichſte Empfindung, deren wir fähig, wenn wir mit ſtiller Prüfung in unſern Buſen blickten, ſei dann noch die, daß wir zu fühlen vermöchten, wie ſehr die Eingeſchränktheit, auf die wir angewieſen, unſer Herz zuſammenenge.

Nicht Gentz, ſondern Stägemann mit der ſichern, unbeſcholtenen Kernhaftigkeit ſeiner Natur, nicht der Sybarit mit glänzendem Geiſt und glühenden Sinnen, ſondern ein Spartaner mit nachhaltiger Kraft, Einfalt und Treue, ward der Mann, der Eliſabeth's Feſſeln nach jahrelanger Duldung löſen half.

Sollen wir nun, nachdem wir einzelne Züge in Eliſabeth betrachtet, ihr Glaubensbekenntniß erläutert, ihre Haltung, ihre Stimmungen beobachtet, ein einziges Wort zur Bezeichnung ihres ganzen Weſens ausfindig machen, ſo heißt dies Wort ſittliche Grazie. Sie ſteht mit dieſer Bezeichnung in ihrer reinen geiſtigen Schönheit als eine eigenthümliche Geſtalt vor uns.

Henriette Herz.

Der geniale preußiſche Prinz Louis Ferdinand hatte einſt die ſchöne Herz bei der Hand genommen, ſie zur Herzogin Dorothea von Kurland geführt und Dieſer geſagt: „Betrachten Sie dieſe Frau! Sie iſt nie ſo geliebt worden, wie ſie es verdiente!“ — Und er hatte Recht, der geniale Prinz! fügt Henriette Herz in ihren Erinnerungen hinzu, die ſie als Matrone niederſchrieb. Darin lag ein Vorwurf, und es fragt ſich, wen dieſer ziemlich bittere Vorwurf treffen ſollte. Schwerlich jenen Prinzen. Sein vielbeſchäftigtes Herz unterlag vielleicht mehr als billig den Gefühlen der Zärtlichkeit, mehr jedenfalls als dem Helden ziemte, deſſen heiligſte Flammen in's Vaterland ſchlagen ſollten. Aber das Verbrechen ſteht da, das Verbrechen, daß ein Weib von ſoviel Geiſt und Schönheit weniger geliebt worden, als ſie gewollt und erwartet. Ein Raub an der Schöpfung dünkt es uns, ein unwiederbringlicher Verluſt, wie wenn ein Stern, der am Nachthimmel vor uns blinkt, plötzlich ſeines Harrens müde, niederfährt und erliſcht. Ein Frauenherz, das liebeleer ausgeht, wird nicht viel mehr ſein als eine Sternſchnuppe, die ſpurlos das weite bodenloſe All verſchlingt. Henriette Herz iſt viel angebetet worden; das galt ihrer Schönheit. Sie hat auch viel Freunde gehabt, die ihrem Verſtande, ihrem Herzen gehuldigt; es gab kaum ein freundſchaftreicheres Leben als das ihrige. War doch damals die Epoche der großen Seelenbündniſſe, die Epoche der großen Freundſchaften. Die Geiſtreichen der ganzen Welt fanden ſich wie zu einer unſichtbaren Loge zuſammen, um dieſe Welt, die allerdings nicht die beſte war, in Gedanken beſſer aufzubauen. Das Leben und Streben der ringenden Geiſter, die ſich von den Feſſeln eines geiſtlos gewordenen Herkommens gegenſeitig erlöſten, umfaßte gleichſam eine formloſe Freimaurerei, unter deren verſchwiegenen Symbolen, aber zugleich unter dem ausgeſprochenen Siegel des Widerſpruches gegen die äußere Welt, ſich Alle geheimnißvoll gebunden fühlten. Da ſanken zwiſchen den Ständen die grauſam feſtgehaltenen Schranken, die Geſchlechter gaben ihre Unterſchiede auf im Geben und Nehmen, Zeugen und Gebären, Schaffen und Genießen. Die Religionen traten zurück vor einer allumfaſſenden, Alles erlöſenden Allerweltsreligion, die Völker der Erde ſchienen ſich die Hand zu reichen zu einem Menſchheitsbunde. Es winken ſich die Geiſter aller Zonen! rief trunken in ſolchem Gefühl Rahel Levin, die über alle Jahrhunderte hinweg ſolche Gemeinſamkeit unter ringenden und aufſtrebenden Menſchen witterte. Unter den Mitlebenden aber drängte ſich Alles, was ſich geiſtreich fühlte, eng an einander, um Theil zu haben an dem, was der große Wechſel des Jahrhunderts, den man heraufbeſchwor, bringen würde. Beim Heranziehen eines ſchweren Gewitters ſtecken freilich auch Schafnaturen ihre Köpfe zuſammen; während ein wirklicher Lenker der Weltgeſchichte, ein Zauberer, Machinator und Wetterprophet, ſtill einſam in ſeiner Höhle ſitzt. Nirgends waren die Freundſchaftsbündniſſe ſo ſehr wie in Berlin zu großen Geſellſchaftsreigen ausgeweitet. Es gab da keine ſchaffenden Einſiedler, deren Einer dem Andern die Hand reicht, um ihm in der Arbeit ſeines großen ſtillen Thuns zu helfen. Schaarenweis ſtoben da geiſtig aufgeregte Menſchen zuſammen, planlos, ziellos, aber unermüdlich geſchäftig im Austauſch der Meinungen, Maximen und Gefühle. Große ſchöpferiſche Naturen waren nicht unter ihnen oder hatten keine Dauer auf jenem Platze; aber die Dilettanten, die geſchäftig Wiederkäuenden, die geiſtreich Genießenden, die den Erwerb der Zeit in tauſend Kanäle Ueberführenden, Die faßten Fuß in der Stadt der nimmerſatten Reflexion und Converſation. Die Wetterſchläge des Jahrhunderts waren längſt gefallen, die Welt hatte ſich von Paris aus neu geſtaltet, nur Deutſchland konnte ſich nicht aus ſeiner feigen Schwerfälligkeit erheben. Aber je elender die Sache des Vaterlandes, je bedrückter das Volk, je dumpfer der politiſche Druck: deſto lärmender, ſprudelnder, üppiger die Geſellſchaft der Geiſtreichen. In glänzenden Sieben ſchien da der Eſprit die Errungenſchaften des Jahrhunderts zu ſammeln, unermüdlich der Eifer, aber bodenlos der Behälter. Und doch gibt es im Reich des Geiſtes keine verlorene Arbeit, keine vergebliche Mühe; ſelbſt die bloße Gymnaſtik iſt folgenreich, und Berlin war allezeit der Platz, wo Virtuoſen in der Gymnaſtik des Geiſtes ſich tummelten. Selbſt in Sachen der Tugend liebte man dort gymnaſtiſche Uebungen. Sittliche und geiſtige Heranbildung, nebſtbei auch Vorſchule in werkthätiger Liebe, war Zweck und Richtung eines zu Anfang des Jahrhunderts in Berlin geſtifteten Vereins, der ſich „Tugendbund“ nannte. Man ſtudirte ſich das förmlich ein, wie man ſich ſpäter auf dem Holzbock unter Jahn Vaterlandsliebe erturnte.

Eine Frau Berlins konnte da mitten in all den weitverzweigten und tiefgreifenden Verbindungen unter bevorzugten Menſchen leben und weben, konnte täglich mit Männern in der Werkſtatt geiſtiger Thaten verkehren, Theil haben an deren innigſtem Thun, an allen Kulturſtätten der europäiſchen Welt, an allen Karavanſereien der großen Bildungsfreimaurerloge der Geiſtreichen Freunde und Brüder, und doch ihr Leben ein halb verfehltes nennen, weil es des ſpecifiſchen Inhalts, der Concentration einer ſtarken wahrhaften Neigung ermangelte. Jene erſten Tugendbündler duzten ſich; ſo eng war ihre Verbrüderung und Verſchwiſterung, und doch fand Henriette Herz nicht den Gefährten, um deswillen ſie vielleicht alle Errungenſchaften ihres Geiſtes, allen Beſitz ihrer reichen Natur, alle Talente ihrer Virtuoſität mit Freuden geopfert hätte. Marcus Herz war nur ihr älterer Freund geweſen; ihre kinderloſe Ehe war mit dem Tode deſſelben, 1803, in ihrem neununddreißigſten Jahre beendet. Es hat nicht an Männern gefehlt, deren Sinne für ſie entbrannten, während ihre dauernden Freunde vom Zauber ihres eigenthümlichen Verſtandes, von der Schlagkraft ihrer Klugheit, von der unbeſtechlichen Lauterkeit ihrer reinen, unberührten und ungetrübten Wahrheitsluſt gefeſſelt blieben. War ihr Herz, während ſie ſoviel Reiz übte, im langen Lauf ihres Lebens ebenſo unbeſtechlich wie ihr gerühmter Wahrheitsſinn? Konnte dieſe Schönheit nicht ſelbſt ſoviel fühlen, als ſie Gefühle weckte? Feſſelte das ſittlich feſtgehaltene, treu und orthodox behütete Band mit dem ältern Freunde, den ſie ihren Mann nannte, ihre Grundſätze ebenſo wie ihre Sinne? Oder war der ſcharfe Verſtand in ihr überwältigend bei allen Gemüthsaffecten, in die ihr Herz gerieth, und fehlte ihr dann zur vollendeten Entfaltung und zum vollen Triumph ihres Weſens doch noch ein geheimnißvolles Etwas, das die Natur des Weibes wider Willen zur Gegenliebe zwingt? Hatte dieſe Frau Berlins bei ihrem überwiegenden Verſtande vielleicht kein Talent zur Liebe? Die Berliner nannten ſie um ihrer ernſten, großäugig dunkeln Schönheit willen „die tragiſche Muſe.“ War das vielleicht tragiſch an der Frau Herz, daß ſie, die dieſen Namen trug, doch mehr Verſtand als Herz hatte, der helle, wache, ewig lauernde Verſtand die Entfaltung ihres Gefühlslebens hinderte?

Wir werfen hier Fragen auf, wo man von uns Antworten verlangt. Ein echter Pſycholog ſollte wie ein gewiegter Seelſorger aus aufgeſchriebenen und nach mündlicher Erzählung wiedergegebenen Erinnerungen die Beichte, auch wo ſie verſchwiegen blieb, zwiſchen den Zeilen herausleſen können. — Henriette Herz ſpricht in den Erinnerungen aus ihrem Leben*) mit außerordentlich ruhigem Ueberblick von leidenſchaftlichen Huldigungen, die ihr geworden, „als ſie ſchön geweſen.“ Das naive Eingeſtändniß ihrer eignen Schönheit könnte faſt den Zweifel erregen, als habe ſie von der Macht, die der Schönheit des Weibes innewohnt, je eine Ahnung gehabt, je darum gewußt, was zauberhaft wirkt auf die Sinne und auf's Gemüth der Männer. Ihr Leben war nicht ſo von Schmerzen überſättigt geweſen wie Rahel's

---

*) Herausgegeben von J. Fürſt. Berlin, bei Wilhelm Hertz.

Leben, aus deren Bruſt ſich der Laut der Natur und der Sinne nur wie ein halb erſtickter Schmerzensſchrei geltend machte, nachdem ihr Herz gebrochen war und der Nothbehelf der Freundſchaft die Liebe erſetzte. War es bei Henriette Herz und ihrer ſtrengen Tugend ein Erbtheil vom Spiritualismus des Judenthums, der ſie daran gewöhnte, bei allen Regungen des Gemüthes den Verſtand gleichſam auf der Lauer zu erhalten? In den Erinnerungen, die die Matrone 1817 in Rom aufzuzeichnen begann, ſchilt ſie ſehr naiv ihre Eitelkeit früherer Jahre, bei der es möglich geweſen, daß ſoviel Männer in Liebe für ſie entbrannten. Die ganze Gallerie der Männerwelt, die in ihren Denkwürdigkeiten ſich vor uns eröffnet, weiſt aber nicht Einen auf bei dem ſie in ihrer getreuen und ſorgfältigen Berichterſtattung eine erhöhtere Wallung verriethe. War die Schönheit ihrer Natur vielleicht ſo befriedigt und harmoniſch in ſich feſt und fertig, daß es für ſie kein Bedürfniß gab, jene Momente ganz fehlten, wo die Schleuſen lange behüteter Sicherheit ſich doch plötzlich eröffneten? Eine Frauenſchönheit mitten im Freundſchaftsverkehr mit vielfach bewegten, reizbaren Männergeſtalten ganz unangetaſtet zu ſehen, hat ſelbſt für tugendbefliſſene Theoretiker etwas Hochmerkwürdiges; ſie uns ganz unberührt zu denken, widerſtreitet faſt unſerem Glauben. Fanatiker der Moral dürften hier ganz auserleſene Triumphe ſuchen, während es uns doch als eine Verſagung und als innere Armuth erſcheinen müßte, daß ein Frauenherz bei ſo viel Gaben der Natur und des Geiſtes vereinſamt geblieben. Es gab und gibt freilich dianenhafte Frauennaturen; aber ſie gehören zu jenen Blondgearteten, von denen es im Goethe'ſchen Fiſchergedicht heißt: „kühl bis an's Herz hinan.“ Hier aber war, wie ihre ganze Erſcheinung verrieth, eine Fülle des Lebens, eine Befähigung zur Leidenſchaft zu vermuthen, nicht blos jene Grazie, welche der blonden Dianennatur die unnahbare Geſchloſſenheit der Selbſtbefriedigung gibt. Henriette Herz hat Momente gehabt, wo ſie die Unbefriedigtheit ihrer Entwickelung und Lebensfügung fühlte. Sie drückte das, keuſch und orthodox, ſtreng und karg wie ihre Weiſe war, als „eine Sehnſucht nach entſchiedenem Wirken“ aus. In Schleiermacher's Briefen an ſie, die uns im Druck bevorſtehen, gibt es aus dem Jahre 1798, aus Henriettens vierunddreißigſtem Lebensjahre, eine Stelle, wo er ſie über dieſen Mangel an Wirkungsäußerungen tröſtet. Er ermuthigt ſie und verweiſt ihren grübelnden Sinn, wie es in ſeiner Art lag, nicht über die Grenzen ihres gegebenen Lebensverhältniſſes hinweg, ſondern recht in die Mitte ihres quellenreichen Daſeins hinein. Dieſer wahrſte Freund Henriettens war wol zugleich, obſchon ohne Bethörung wie ohne Aufruhr der Sinne, doch der Grenze am nächſten geweſen, wo die Freundſchaft des Mannes das rothe Kleid der Neigung trägt. Er ſchrieb ihr damals beruhigend und belebend zugleich auf ihre Klage über ſich ſelbſt. Er nannte ſie eine „Fruchtbare für's Gemüth, eine Vielwirkende, eine wahre Ceres für die innere Natur.“ Sie blieb freilich bei ihrer Klage und bei dem Gefühl ihres nicht ganz erfüllten Lebens. Das Verlangen nach ſtärkerer Betheiligung am lebendigen Schooß der Menſchenwelt blieb in ihr ungeſtillt, obſchon ihre Sehnſucht nach einem Spielraum für die moraliſch ſchaffende und wirkende Liebeskraft des Weibes in ihr vielfach Befriedigung gefunden. „Man hat mich nicht genug benutzt, als ich noch fähig war zu nützen!“ war ihre Aeußerung in ihrem ruhigen Alter, als ſie die Rechnung mit ſich ſchließend, ihre Kräfte mit ihren Thaten, ihr Wollen mit ihrem vollbrachten Thun in Gegenſatz ſtellte. Und ſo blieb denn der Ausſpruch des genialen Prinzen in Berlin: ſie ſei eine Frau, die nie ſo geliebt worden, als ſie es verdiene, noch in anderer Beziehung ein gelinder Schickſalsſpruch über ihr ganzes, 83 Jahre umfaſſendes Leben. Henriette Herz war zu gewiſſenhaft, um über die verſtändigen Bahnen und Grenzen ihres feſtgeſteckten Lebens hinaus ihr Herz zu verlieren; ſelbſt im Strom der freigegebenen Sitten ihres Zeitalters bewahrte ſie ihre ſpartaniſche Haltung. Vielleicht gab ihr das in den Augen des damaligen Berlins den Anſtrich einer ernſten Muſe. Und wie ihr Herz leidenſchaftlos geblieben, ſo hielt ſie auch ihren Verſtand im Zügel. Sie war, kleine Moquerien abgerechnet, auch nicht übermüthig in Witz und Laune. Ernſt ohne Melancholie, keuſch ohne Prüderie, ſo ſteht dies Frauenbild vor uns in einer ſchöngefügten, ſittlich reinen, naiven Harmonie. Mitten im Gefühl des verſagten höchſten Lebensglückes blieb ſie frei von aller ſentimentalen Kränklichkeit. Ein geſunder friſcher Sinn des Berlinerthums, und die orthodoxe Strenge des altbibliſchen Judenthums gab ihr dieſe feſte unzerſtörbare Haltung.

Wer in Spree-Athen ſeine akademiſche Jugend verlebte, erinnert ſich vielleicht, daß vorübergehend von der Hofräthin Herz die Rede war. Hegelſche Studenten gaben sub specie acterni wenig auf die Erſcheinung, aus Princip eben ſo wenig auf die Natur. Was aber bleibt am Weibe übrig, ſtreift man von ihr die Erſcheinung ab, und fällt, was ſie als Natur iſt, nicht in's

Gewicht? Der räſonnirende Esprit hat bei den Frauen auch ſeinen Zauber, aber er ſetzt ſchwerlich Welten in Bewegung. — Wer ſich um Schleiermacher ſchaarte, hatte wol an jenen Sonnabenden, wo er den engeren Kreis um ſich verſammelte, Gelegenheit, der Frau Herz zu begegnen. Schleiermacher war in ſeinem innerſten Bedürfniß ſo ſehr eine geſellige Natur, daß er ſelbſt ſeine Predigten gern im Schooß der Freundſchaft vorbedachte. Es traten dann freilich für ihn Augenblicke ein, wo er, wie weiland Sokrates mitten auf dem Markt, ſtill in ſich verſank. Es waren die Momente, wo er ſich an den Ofen ſtellte und theilnahmlos gegen die Anweſenden mit ſich ſelbſt beſchäftigt war, aber doch, wie eine bekannte romantiſche Dichterin gern ſchreibt, wenn ſie Muſik im Nebenzimmer hört, auf den Wogen des geſelligen Geſprächs ſein Gedankenſchiff auf und niedergleiten ließ. Der Mann, der die „Monologe" geſchrieben, war doch ſo wenig eine monologiſche Natur, daß er es in der Todtenkammer der abſoluten Logik, in der Nacht der vorweltlichen Ideen nicht aushielt. Alles, was er dachte, ging auf die Bedürftigkeit des lebendigen Menſchen hin, und kam aus der Dialektik befreundeter Widerſacher hervor, die ſich um die Wahrheit ſtreiten. Darum erfaßte auch Alles, was er ſagte, den mitbetheiligten, den mithelfenden und mitleidenden Menſchen; ſein ganzer Gedankenproceß war nur wie ein Aufruf zur Selbſtentwickelung und zum Selbſterwerb deſſen, was jedem für ſeine Wahrheit gelten ſollte. Darum aber auch die Schlagkraft ſeiner Rede, die Jeden zwang, den Kampf um heilige Lebensgüter ſelbſt auszufechten. — Wenn Schleiermacher an jenen Sonnabenden ſchweigend am Ofen ſtand, dann pflegte die Herz wol vorzugsweiſe das Geſpräch der Freundesgruppe mit ihrer ſonoren Stimme zu führen. Es waren Erinnerungen aus alter, aphoriſtiſche Betrachtungen aus neuerer Zeit, was ſie vortrug. Ein ſchönes Ebenmaß hielt ihre Gedanken gerundet; erſchöpfend kann wol nie die Tiefe einer weiblichen Seele ſein; aber Frau Henriette wagte ſich auch nicht hinaus in ſteile, keck phantaſtiſche Höhen, nicht auf Vorſprünge, auf die ſich nur — meiſt zu ihrem Nachtheil — eine begeiſterte Leidenſchaft ſchwingt. Sie galt für höchſt klar und klug, obſchon ſie nicht für witzig galt. Wer aber in Berlin nicht witzig iſt, über Den ſind es Andere, bricht man ihnen nicht vorweg die Spitze des Witzes ab. In ihrer Harmloſigkeit erſchien die Frau Herz, von den Berlinern die tragiſche Muſe genannt, oft genug an Schleiermacher's Seite die Linden entlang, oder an öffentlichen Schauſtellungen. Gewohnheit und Bedürfniß hielt Beide Jahrzehende lang täglich an einander gebannt, obſchon dies der Mann war, von dem ſie in ihren Erinnerungen ſagte, es ſei ihm ſo gut wie ihr ſelber klar geweſen, daß ſich in ihre Freundſchaft niemals Liebe gemiſcht. Wir bezweifeln nicht die Richtigkeit dieſer Ausſage; denn wer ſo einfach darüber Rede ſteht, Der muß von Illuſionen frei geblieben ſein, muß ſelbſt in den Fällen Recht haben, wo die Wahrheit einen trockenen Beigeſchmack hat. Was den Berlinern an der Erſcheinung des Freundſchaftspaares auffiel, mochte blos oberflächlich die Ungleichheit der Dimenſionen Beider ſein. Unter den Linden hing eine Caricatur aus, wo die „große" Herz mit dem „kleinen" Schleiermacher ſpazieren geht, indem ſie ihn im Strickbeutel mitſichführt, dergeſtalt, daß ſein Kopf noch eben herausguckt. Darunter ſtand geſchrieben: die

Hofräthin Herz hat ſich einen Ridicule angeſchafft. Beide haben herzlich über den loſen Witz gelacht. Auch erzählt ihn die freundliche Henriette ſelbſt in ihren Erinnerungen, nur daß ſie nichts vom Ridicule erwähnt, den Freund nicht im Beutel getragen, ſondern als Knicker in der Hand gehalten haben wollte. Vielleicht gab's der Varianten mehrere. — Uns von der Hegelſchen Farbe focht auch der Witz nicht viel an. Die ſchöne Herz mit dem orientaliſchen Propheten- und Muſenantlitz war uns keine Erſcheinung von Belang geweſen. Später ward ihre Geſtalt vom geiſtigen Ertrag anderer weiblichen Naturen ganz verdrängt. Wie die Briefe des „brünetten weiblichen Hamlet" erſchienen, wie die Rheinlandsnixe, Mignon und Philine in Einem Stück, ihre erdichteten Briefe brachte, da konnte kaum noch von Gewicht ſein, was innerhalb der befreundeten Kreiſe als Austauſch und Erguß gefangen blieb. Ihren ſämmtlichen Briefwechſel hat Henriette Herz aus prüder Furcht vor indiscreter Benutzung verbrannt; nur von den mit Schleiermacher gewechſelten Mittheilungen ſoll eine Abſchrift vorhanden ſein, von welcher eine Herausgabe bevorſteht. Frau Herz hat durch dies Attentat gegen das, was die Welt als ein Eigenthum des Zeitalters beanſpruchen durfte, ſich ſelbſt den größten Schaden gethan, indem ſie ihre Bedeutſamkeit tilgte, ohne ſich gegen falſche Auffaſſungen ſicher zu ſtellen. Eine tragiſche Muſe aber konnten wir füglich nur in jener eben ſo liebenswürdig wie unſelig ſchwärmeriſchen Charlotte ſehen, die um einen zweifelhaften Dichter, den ſie geliebt, zu erhöhen, ſich ſelbſt den Tod gab, ihr eigenes ſchönes Leben opferte, um ein zweites, egoiſtiſch in ſich befangenes zur freien Thatkraft zu beflügeln.

Es gab in Berlin von Henriette Herz aus ihrer erſten Blüthenzeit ein Oelbild, in welchem die Malerin Therbuſch ſie als Hebe darſtellte. Ein anderes, von Graff, war im Beſitze des nun verſtorbenen Freundes der Frau Herz, Gottfried Schadow's, von deſſen Meiſterhand auch eine Büſte der Frau exiſtirt. Nach Graff's Bildniß iſt der Stahlſtich, den Hr. J. Fürſt, der Herausgeber der Denkwürdigkeiten, dem Buche vorangeſtellt. Hier hat ihr Kopf bei allem bedeutſamen Prophetenernſt der Stirn, der Augen und Brauen, doch zugleich das leutſelig angenehm Vergnügliche, das um ihre lächelnde Lippe ſpielte, ein Lächeln, das der Marmor nicht glücklich feſtzuhalten pflegt, während es im Farbenſpiel weicher Oeltinten ſich warm und ſanft mit dem Ernſt vermählt. In Graff's Bilde lernte Mirabeau, der Kenner weiblicher Schönheit, zuerſt die Frau des Marcus Herz kennen, und ſeinem heißen Verlangen, ſie in Perſon zu ſehen, mögen ganz die Huldigungen entſprochen haben, die er der marmorſchönen und marmortugendhaften Hebräerin widmete. Der Literaturſchreiber ſtößt auf ſoviel häßliche, phyſiſch krankhafte Bedeutſamkeiten, daß ſein porträtirender Pinſel bei einer auch der Erſcheinung nach ſchönen Geſtalt gern auf die Weide geht. Nur in der Welt der griechiſchen Antike barg die ſchöne Form allezeit ſchönen Gehalt und ſchuf ſich dieſer die Form wie von ſelbſt. Dieſe Harmonie an Leib und Seele iſt geſtört, ſeitdem der Geiſt ſo oft das Gefäß entſtellt, wo nicht zerſtört. — Schon als Kind war Henriette de Lemos für das betrachtende Auge eine Erquickung geweſen. De Lemos war der Name der Familie, die ihre Herkunft von Portugal ſchrieb. Ihr Vater, Hamburger von Geburt, hatte in Halle ſtudirt und war lange Zeit in Berlin einer der angeſehenſten Aerzte. Beim Laubhüttenfeſt pflegten ausgezeichnete Fremde, auch Prinzeſſinnen des königlichen Hauſes, dem jüdiſchen Ceremoniel gern beizuwohnen. Dann ward viele Jahre wiederholt die ſchöne Henriette vorangeſchoben und nicht ohne Stolz den hohen Gäſten vorgeführt, denen ſie zum Ruhm der Judenſchaft mit Geſang und Tanz Ergötzlichkeiten bereitete. Schon früh hatte das begabte Kind das alte Teſtament aus der Urſprache zu überſetzen ſich geübt, und während ſie ſpäter nach und nach Latein und Griechiſch trieb, ſprach ſie Franzöſiſch, Engliſch und Italieniſch geläufig, verſtand ſie Spaniſch und Schwediſch ganz gut. Man kennt die Sprachvirtuoſität der orientaliſchen Zunge, die Gefügigkeit des jüdiſchen Geiſtes, ſich in allerlei Völkerkoſtüm zu kleiden, ohne ſich ſelbſt dabei aufzugeben. Noch in ihren letzten Lebensjahren hat Frau Herz unter Bopp Sanskrit getrieben. Literariſchen Gebrauch hat ſie ſelten gemacht von ihrer ſprachlichen Kunſtfertigkeit. Zum Beſten eines wohlthätigen Zweckes hat ſie früher einmal Mungo Park's Reiſe in's Innere von Afrika und Wald's des Jüngern Reiſe in die Vereinigten Staaten von Nordamerika überſetzt und unter Schleiermacher's redigirender Hand veröffentlichen laſſen. Man weiß ſonſt wenig von ihrer Federführung. Ihr Verſtand ſchien zu verwerfen oder nicht für ausreichend zu halten, was ihre Empfindung zu geſtalten verſuchte. Zwei Novellen, die ſie geſchrieben, vernichtete ſie, da ihre Freundin Dorothea Schlegel ein getheiltes Lob darüber äußerte. Um ſo reger, um ſo freier von Einſeitigkeit und eigenſinnigem Egoismus blieb ihre beſchauliche Thätigkeit, ihr genießender Antheil am Thun und Schaffen der literariſchen Koryphäen Berlins in alter wie neuer Zeit. Mit Ramler, Engel, Moritz ward ſchon im väterlichen Hauſe ein reger Verkehr eröffnet; Reichardt und Schadow vertraten die Künſte; ſelbſt ein Nicolai kam eifrig und huldigte „der ſentimentalen Schöngeiſtin.“ Ihm mochte ſie zur Zeit des ſentimentalen Romans in Deutſchland von dieſer Richtung erfaßt und gefärbt zu ſein ſcheinen, während juſt ihre friſche und unter allen Einflüſſen ſiegreich gebliebene Naivität als Grundzug ihres Weſens hervorſtechend blieb, eine Naivität, die gleich ſehr vom ſchalkhaften Berlinismus, wie von der überlegenen Kraft des altbibliſchen Spiritualismus einen Beigeſchmack behielt. Mit weſentlich europäiſchen Namen ſchmückte ſich ihr Umgangskreis, ſeitdem Schleiermacher dauernd ihr Freund geworden, beide Humboldt den ganzen Ertrag ihres reichen Lebensverkehrs der Freundin darbrachten.

Zwölf und ein halb Jahr alt, mithin 1777, da ſie 1764 geboren war, hatte ſie der Vater, altem orthodox jüdiſchen Brauche nach, dem Arzte Marcus Herz als Gattin zugewieſen. Dieſer werthe Hausfreund, der ſeinem Alter nach füglich des Mädchens Vater ſein konnte, kam Abends täglich, um mit den Eltern ſein Partiechen zu machen. Die junge Braut mußte neben ihm ſitzen und zuſehen, da ſie nichts vom Kartenſpiel verſtand. Das feierliche Ceremoniel entriß ſie dann plötzlich den Ihrigen, deren Willen ſie wie eine Schickſalsfügung über ſich ergehen ließ. Sie ward gehorſam Weib, mit frommer Duldermiene, voll Kraft in aller Ergebung. Ihr Bündniß mit Marcus Herz nennt ſie keine glückliche Ehe, aber doch ein glückliches Verhältniß. Sie ward für den Mann, dem ſie zu eigen gegeben, nicht der Mittelpunkt ſeines Lebens. Dies hielt ſie, wie es ſchien, für die Bedingung einer entſchieden glücklichen Ehe.

Wäre ihr das Glück des Kinderſegens zu Theil geworden, ſie wäre, ſagt ſie, eine eben ſo gute Mutter geweſen, als ſie eine gute Gattin war. Marcus Herz, lange Zeit noch ihr Erzieher, bis ihre Bildung fertig und ſelbſtändig war, fühlte ſich glücklich in ihrem Beſitz, in ihrem Umgang. Blieb dennoch ihr Leben an ſeiner Seite ein nicht ganz erfülltes, ſo lag wol die nächſte Schuld an dem ſtarren Patriarchenthum des Stammes Israel, wonach der Vater über Herz und Hand der Töchter mit despotiſcher Willkür und nach ſpeculativem Gutdünken verfügt. Dies war im Judenthum von damals ſo ſehr Brauch, daß ſelbſt der milde weiſe Moſes Mendelsſohn, der doch im Menſchen eben den Menſchen geehrt wiſſen wollte, als Hausvater nicht anders, als auf ſo fataliſtiſch abſolute Weiſe das Schickſal der Seinen feſtſtellte.

Seit Moſes Mendelsſohn hatte das Judenthum angefangen, ſich in germaniſche Sitte einzuleben, ſich von ſeiner ſpröden Beſonderheit zu emancipiren und deutſch zu werden. Mendelsſohn's innige Betheiligung an den Fragen, die Leſſing als Sache der Kultur der Menſchheit aufgeworfen, war auf Dieſen nicht ohne Rückwirkung geblieben. Leſſing arbeitete an einer Selbſtbefreiung des Geſchlechts von aller Ueberlieferung der chriſtlichen Offenbarung. Seine Religion war eine Errungenſchaft der freien, aller Vormundſchaft baaren Vernunft, eine Religion der Menſchheit, die ſich zutraute, ohne allen Blüthenſchmuck des Mythus die Früchte der Humanität ernten zu können. Darauf fußt noch heute gern das Judenthum, will es ſich im Schooß des deutſchen Lebens heimiſch machen. Die deutſche Welt von damals lag in dieſem Widerſtreit zwiſchen weltweiten Freiheitsgedanken für die Menſchheit und ſklaviſchem Herkommen in den nächſten heimiſchen Zuſtänden. Deutſchland ging damals unter, weil ſeine erleuchteten Geiſter das Vaterland zu einem Tempelbau für die Welt ausarbeiteten, ſtatt es zu einer Halle zu geſtalten, die deutſcher Bildung und dem Volksthum unſeres Stammes zum Träger diente. Das Berliner Judenthum griff mit Geiſt und Energie in jene Arbeiten ein, es faßte Fuß auf dem Boden des rationalen Jahrhunderts. Die Kant'ſche Philoſophie öffnete recht eigentlich die Schleuſen für dieſen neuen Zug und Strom der Geiſter. David Friedländer, Salomon Maimon, Bendavid waren in Berlin die Schüler Kant's und die Nachfolger Mendelsſohn's in der Arbeit des Judenthums, ſich an der Kultur des Zeitalters zu betheiligen. Marcus Herz hielt in ſeinem eignen Hauſe philoſophiſche Vorleſungen, und damit ward Henriettens Familienkreis ein Sammelplatz aller ſtrebenden und hervorragenden Geiſter Berlins. Nicht mehr einzelne Gelehrte und Schöngeiſter fanden ſich wie ſonſt bei ihr ein, man drängte von allen Seiten heran, um zu lernen, um zu huldigen, um ſich geiſtig zu erbauen und zu erheben vom Zufall der äußern Welt. Beide Humboldts erwuchſen in jenem Verkehr heran, Graf Chriſtian Bernſtorf, Graf Alexander Dohna, Gentz und alle die ariſtokratiſch wie geiſtig Bevorzugten, die wir aus Rahel's Briefwechſel als eine Gallerie von Zeitgenoſſen kennen lernten, legten in perſönlichem Umgang in Henriettens Nähe den Grund zu jener Gemeinſamkeit einer großen Freundſchaftsloge. Der um ſechs Jahre jüngern Rahel Levin gereicht es zum größten Verdienſt, nicht wie Henriette Herz den prüden Einfall gehabt zu haben, ihren Briefwechſel zu vernichten, ihn vielmehr der Welt als ein Document der Entwickelung jenes bewegten Zeitalters zu erhalten. Der Geiſt, der Witz, der ſtarke Entwickelungs- und Eroberungstrieb des Judenthums ſchuf in Berlin ein reizendes Geſellſchaftsleben. Alles, was Ariſtokratie hieß, nach Geburt und nach Bildung, ſchaarte ſich in den Banquiershäuſern, die zu Pflegeſtätten der freien Kultur und des geiſtigen Umgangs wurden. Vorzugsweis ſchöpferiſche Naturen wieſen jene Cirkel nicht auf; aber in Menge jene ſo nothwendigen Genießer, Verſteher und Verarbeiter deſſen, was das Jahrhundert an Ideen und Schöpfungen brachte. Bis in die Jahre hinauf, wo Götz und Werther erſchienen, reichen die Debatten des geiſtreichen Berlins in Henriettens Erinnerungen. Der Stamm der Aelteren war von Mendelsſohn her in Leſſingſcher Schärfe und Klarheit geſchult, und die aufbrauſende Romantik der jungen Poeſie fand an ihnen eine ſtarke Oppoſition; mit dem Auftauchen eines Novalis ſetzte ſich das Judenthum nur um ſo feſter im Claſſiſchen feſt, während das Geſchlecht der Heranwachſenden, die Frauen ihnen voran, Partei machten für den neuen Strom der Geiſter, der in religiöſer Richtung ſelbſt manchem Kinde echt orientaliſcher Strenge und Einfalt über den Kopf ſtieg. Es war ein gerechter und naturgemäßer Um- und Rückſchlag, daß die orthodoxe Strenge des in Leſſing und Kant geſchulten Verſtandes in einer Tochter Mendelsſohn's an Friedrich Schlegel's Seite den romantiſch katholiſchen Gegenpol ſuchte. Wie ſtark die Bewegung in jenen Kreiſen, lernen wir an der oft gewaltſamen Reaction der literariſchen Schöpfungen jener Auflöſungsepoche. Wie reizend zugleich die Mannigfaltigkeit jenes Berliner „Tugendbundes", der zunächſt nur ſittliche und geiſtige Heranbildung bezweckte, wird uns aus einer Menge kleiner Züge deutlich, wenn wir in Henriettens Erinnerungen leſen, wie Alexander Humboldt es war, der ihr eine neue Menuett einſtudirte, derſelbe Sproß altadeligen Germanenthums, der aus Tegel, „aus Schleß Langeweile“, wie er das Schloß ſeiner Väter nannte, an die ſchöne jüdiſche Donna in hebräiſchen Lettern freundſchaftduftende Briefe ſchrieb. So frei und anmuthig war der Umgang der Geiſter zur ſelben Zeit, wo in Berlin noch kein fremder Jude innerhalb der Stadt übernachten durfte. Und ſo ſchwerfällig langſam holt die politiſche, bürgerliche und ſtaatliche Geſtaltung unter Deutſchen immer erſt nach, was unter freien Geiſtern längſt als „Selbſtverſtändniß“ gilt. Den mitunter ehrenrührigen Widerſprüchen des deutſchen Lebens begegnete man in jenen geiſtreichen Kreiſen Berlins nicht mit Entrüſtung; man ertrug ſie vielmehr mit Ironie; deutſche Bildung iſt oft genug noch heute zu blaſirt, um ſtark und entſchieden da Hand anzulegen, wo es ehrloſe, ſchreiende Mißſtände mit vereinigten Kräften zu beſeitigen gilt. Patriotiſche Regungen kamen erſt ſpäter, erſt nach der gänzlichen Schmach des zerfallenden Vaterlandes über jene ſublime Bildung. Man ſprach damals in den Berliner Kreiſen gut und gern franzöſiſch, nicht blos weil hier Sammelpunkte für Menſchen aus allen Ecken und Enden Europas waren, ſondern weil deutſcher Adel des Franzmanns Sprache beſſer ſprach und ſpricht als die ſeinige. Jakob’s Stamm aber iſt ein Virtuoſe in aller Welt Zunge. Die orthodoxen Alten ließen es geſchehen, daß ihre ſchwarzgeaugten Töchter mit hübſchen blonden Offizieren und glänzenden Hofcavalieren converſirten, mit ſchönthuenden Elegants „die das Geld, das ſie von den Vätern erborgt, oft nur durch die Aufmerkſamkeiten bezahlten, die ſie den Töchtern erwieſen.“ Erzeitel iſt nun einmal der Erzväter Stamm; um jeden Preis bevorzugt zu ſein, dünkt ihm nothwendig; Talente an Geiſt, Talente an Silber, alles muß helfen, das auserleſene Volk, auch wenn es endlich mit den andern ſchwimmen will, aus der Fluth der Maſſe auftauchen zu laſſen. Es mag vorgekommen ſein, daß ein Banquier, um ſeine Töchter glänzen zu ſehen, ein prächtiges Souper gab, und ſeinen Vetter von auswärts am ſelben Abend zum Thore hinausſchickte, weil kein fremder Sohn Abraham's in dem doch eben nicht ſo gar chriſtlichen Berlin übernachten durfte. An Glanz hatten jene Soupers freilich ſelten Ueberfluß. Rührend war ja allezeit die Berliner Sitte und Gewöhnung, daß phyſiſche Kargheit der Ueppigkeit des ſprudelnden Esprit keinen Abbruch thut, jene vielmehr dieſen ſteigert und unermüdet in Feuer erhält. In jenen reizenden Leſegeſellſchaften, die ſich in bedeutenden Banquierhäuſern verſammelten, ſaß man oft bei ſchlechten Talglichtern gemüthlich und geiſtig erleuchtet beiſammen, tractirte die höchſten Ideen, räſonnirte ſich wund, reflectirte ſehr feurig, und aß dann ſehr ärmlich, trocken und gleichgültig ſchlecht zu Nacht. Es gehört dazu ein gewiſſer Heroismus des Geiſtes, eine Bravour der Geſinnung, zu der ſich altbibliſcher Spiritualismus und Berliner Esprit die Hände reichen. Die Berliner Theegeſellſchaften mit Andeutungen von Butterſchnitten, bei denen ſelbſt mancher Cavalier von Adel aus Hunger witzig wird, ſind oft genug und über Gebühr verſpottet. Es gehört eben ſtarker Geiſt dazu, die Bedürfniſſe der Creatur zu ignoriren, während der ſüddeutſche volle Magen bei all dem Behagen des Gemüths ſchier die Spannkraft des Gehirns verliert.

Es konnte nicht fehlen, daß deutſches Judenthum, ſobald es ſich in die Stoffe des Zeitalters einließ, in chriſtlichen Anſchauungen aufgehen mußte. Dabei blieb jedoch ſelbſt in Berlin, wo das Weberſchiff des Geiſtes fleißig hin- und herfuhr, im Gewebe dieſer Gemeinſamkeit mancher Grundfaden echt hebräiſch. Die ſtrenge Zucht alter Sitte, die Pietät der Kinder vor den Eltern, die abſolute Oberhoheit des Familienvaters über die Seinen: dies Patriarchenthum ward um ſo mehr feſtgehalten, als ſonſt die Schranken des Verkehrs mit Chriſtenmenſchen auf dem Boden geiſtreich glänzender Geſellſchaft gefallen waren. Ein Zug aus Henriettens Kinderjahren verdient hier beigefügt zu werden. Lange Zeit galt das Komödienſpiel orthodoxen Juden für ſündhaft weltlich. Die Mädchen einiger Banquierhäuſer brannten auf den „unkauſcheren" Genuß, mit Cavalieren und Schöngeiſtern im Privatkreiſe ein Stück, für das ſie ſchwärmten, theatraliſch aufzuführen. Schon ſind die Rollen vertheilt und ſtudirt, der Abend zur poetiſchen Luſtbarkeit angeſetzt, die Gäſte gebeten: da verbieten die jüdiſchen Gemeindeälteſten die Vorſtellung. Henriette, muthig und entſchloſſen, faßt ſich ein Herz, eilt hin zu den Vorſtänden der Gemeinde und bittet um die Zurücknahme des harten Verbotes. Vergeblich; endlich droht ſie mit Ungehorſam und ſagt den greiſen Vätern keck und verwegen, es ſei ſo hoher Perſonen, ſo hohen Rathes gar nicht würdig, ſich um Kinderſpiele zu kümmern. Das wirkte; die greiſen Väter lächelten; der Zweck ward erreicht, die Theatervorſtellung fand ſtatt. Es war ein Geſellſchaftsabend, an welchem man Henriettens Spiel beſonders bewunderte. — Die Keckheit der kleinen Mädchenſeele hätte das Signal geben ſollen zur Emancipation des Judenthums innerhalb der Gemeinde, und der religiöſen widerſinnigen, nicht ſelten ekelhaften Satzungen. Innerhalb der Familie aber blieb die unbedingte Unterwerfung unter den Willen des Oberhauptes ſtrenges Geſetz. Henriettens Hand ward nach der Verfügung des Vaters vergeben; ihr Herz war gefeſſelt, bevor es noch reif war zum freien ſelbſtbewußten Gefühl. Das war kein Ausnahmsfall, ſondern allgemeiner Brauch. Wie ſehr ihr Denken und Fühlen chriſtlich gefärbt, ihr Geiſt und Herz im Schooße chriſtlichen Lebens erwachſen war, beweiſt ein frühes Wort von ihr über die Madonna Sixtina und über Chriſtusbilder. Sie ſchien früh reif zum chriſtlichen Glauben, im Stillen längſt entſchloſſen zum Uebertritt; aber die Scheu, der orthodoxen Mutter damit wehezuthun, die Furcht vor dem Zorn der Ihrigen war ſtärker; erſt nach deren Tode ward Henriette Chriſtin, erſt im 53. Jahre ihres Lebens, nach ſo langem und innigem Verkehr mit Schleiermacher. Die Bekehrten wurden Abgefallene geſcholten, der ſo natürliche Uebergang vom alten zum neuen Teſtament galt, um der langen Schmach willen, die der Stamm Juda in der Welt der Chriſten erlitten, für einen Treubruch an der Sache des von Gott bevorzugten Volkes, für einen Verrath an der ſchlichten Wahrheit, für eine Entartung von ſtrenger unbefleckter Zucht und Sitte. Iſt es nicht eine tragiſche Satire, daß Börne ſeine übereilte Taufe ſo ſchmerzlich bereuen mußte? Man weiß, wie ſchwärmeriſch, wie treu und lebenslang Frau Wohl der Gegenſtand ſeiner Neigung war. Die verwitwete Frau Wohl, ſpätere Frau Strauß in Paris, hatte ſeine Bewerbung zurückgewieſen, weil ſie ihrer alten Mutter wegen nicht übertreten durfte, der getaufte Börne aber doch nicht wieder zum alten Zebaoth zurückkehren mochte. — Wir theilten in der Zeitſchrift „Europa" (1850 Nr. 27) aus dem Goetheſchen Nachlaß einen Brief der Frau von Grotthuis mit, worin über Moſes Mendelsſohn's halsſtarrigen Eigenſinn bei ſo viel menſchlicher Milde und humaner Fügſamkeit in ſeiner Natur Klage geführt wird. Die Schreiberin jenes Briefes an Goethe war eine der beiden Schweſtern Meyer, Töchter eines damals angeſehenen Berliner Banquierhauſes. Die ältere, Marianne Meyer, hatte das abenteuerliche Schickſal, dem öſtreichiſchen Geſandten, einem Fürſten Reuß, Hand und Herz zuzuſagen, aber mit ihm um ſeines fürſtlichen Geblüts halber nur morganatiſch vermählt zu werden. Auch blieb die Ehe geheim, Marianne ſogar von des Gatten Wohnung in Berlin geſchieden. Der Hochgeſtellte fürchtete das Ridicule, ein bürgerlich Kind und eine getaufte Jüdin als ſein wirkliches und wahrhaftes Geſpons den Ebenbürtigen vorzuführen! Nach dem Tode des um viele Jahre älteren Mannes ſtand die Unglückliche plötzlich verlaſſen und gezeichnet da. Sie hielt ſich für die eheliche und rechtliche Frau des Fürſten Reuß, und galt in den Augen der Welt noch für Mamſell Meyer. Ihr Blut empörte ſich vor dem Gedanken, die Maitreſſe eines Fürſten genannt zu werden. In ihrer Verzweiflung ging ſie nach Wien, that einen Fußfall vor Kaiſer Franz, und ward dann als eine Frau von Eybenberg in den himmelweiten Adel Oeſtreichs aufgenommen. Katholiſche Chriſtin war ſie natürlich ſchon vor ihrem heimlichen Ehebündniß geworden, und ein Wappen Altöſtreichs deckte den Fehl, wo der Mantel der chriſtlichen Liebe und die Humanität der feinen Geſellſchaftswelt nicht ausreichte, ein armes bethörtes und bedrängtes

Gemüth zu ſchirmen. — Von Mariannens Schweſter, der Frau von Grotthuis, ſpricht Henriette Herz nicht eben in ſehr beneidenswerther Weiſe; „es habe Dümmere gegeben“, ſagt ſie, ihre ſonſtige Milde verleugnend. Selbſt der Herausgeber der Erinnerungen ſieht ſich auf Grund des von uns mitgetheilten Briefes genöthigt, Verſtand und guten Willen der Schreiberin freundlichſt in Schutz zu nehmen. — Ein Document bleibt in jenem Briefe die Klage über die ſtarre Zähigkeit Moſes Mendelsſohn's. Es war juſt in ihm, der die innere Emancipation des Judenthums in Deutſchland eröffnete, ein ſtarker Reſt alter Satzung ſitzen geblieben. Dahin gehörte ſein buchſtäbliches Feſthalten an der orthodoxen Sitte, am düſtern, nicht ſelten geſchmacklos barbariſchen Ceremoniel ſeines Glaubens, ſeine prüde, wenn auch ehrwürdige Einfalt in Leben und Wandel; dahin gehörte auch ſein Verfügen über die Hand ſeiner Töchter, nicht aus Handelsſpeculation, ſondern im Gefühl ſeines patriarchaliſch despotiſchen Uebergewichts als Familienhaupt. Er verheirathete ſeine Dorothea wider deren Willen und Neigung mit David Veit in Frankfurt. Nach des Vaters Tode brach der im Stillen gehegte, aber getreulich bezwungene Oppoſitionsdrang im Gemüth der Tochter um ſo vulkaniſcher aus. In Henriettens Hauſe hatte Dorothea zuerſt Friedrich Schlegel kennen gelernt. Mit ihm im geheimen Einverſtändniß wurde die Verſchwörung gegen die karge Orthodoxie und Sklaverei ihrer bisherigen Lebens- und Geiſtesrichtung reif; der Scheidung vom ehrenwerthen, aber aufgezwungenen Manne folgte alsbald der Bund mit Schlegel und ihr Uebertritt mit ihm in den Schooß eines Glaubens, der das Spiel der romantiſchen Phantaſie entfeſſelt und die

Bande, in die er den Verſtand wirft, mit Roſen verbrämt. Auf harte dürre Tyrannei des Verſtandes erfolgt mit naturgemäßer Reaction oft genug eine haltloſe Auflöſung des bisher ſklaviſch gebundenen Gemüthes. In natürlicher Fortentwickelung wird das Judenthum ſich lediglich nur zum proteſtantiſchen Glauben bekennen. Wird der freie Wille widernatürlich in ſtrenger Haft gehalten, ſo geſchieht der Act ſchmerzlicher Selbſtemancipation nicht ohne Uebergriffe, die verwunden, ſtatt zu heilen. In weiblichen Gemüthern durchbricht die Phantaſie, allzu lange aufgeſtaut, alle Bande und ſtürmt hinaus in's Grenzen- und Gedankenloſe. Wir wüßten gern, ob Moſes Mendelsſohn's geiſt- und gemüthreiche Tochter ſich dauernd wohlgefühlt in den katholiſchen Formen, oder ob, nachdem die erſte Luſt phantaſtiſcher Gefühlsſchwelgerei gebüßt, ein zweiter eben ſo natürlicher Rück- und Niederſchlag in ihr erfolgte, der ihr die ſittlich karge, einfach ſtille Verſtandesweiſe des altbibliſchen Vaters vielleicht wie ein verlorenes Paradies keuſcher und reiner Unſchuld erſcheinen ließ. Dorothea Schlegel hat dafür geſorgt, daß ihre Bekenntniſſe der Welt entzogen bleiben; auf ihr Geheiß hat Henriette Herz den Briefwechſel mit ihr vernichtet. Friedrich Schlegel und ſeine ſpätere Entwickelung erſcheint in Henriettens Erinnerungen in keinem günſtigen Lichte; der ſchlichten Wahrhaftigkeit ihrer Natur und ihrer unverfälſchten Einſicht mußte ein Schlemmer zum Aergerniß dienen, der Gott und Welt wie ein indiſcher Nabob genießen und durchſchwelgen wollte, bekanntlich aber nicht Kraft des Geiſtes genug hatte, ſeine neue „Philoſophie des Lebens" vor den Gefahren einer Gänſeleberpaſtete zu ſichern.

Es war in Rom, wo Henriette Herz ſich 1817 mit Dorothea Schlegel wieder zuſammenfand. Auch über Henriettens Leben waren äußere und innere Stürme vielfach hereingebrochen, aber mit der ganzen Tapferkeit ihres reinen unbeſtechlichen Sinnes abgewehrt. Bei dem kläglichen Zerfall des Vaterlandes hatte ſie mit Entbehrungen zu kämpfen gehabt, während ſie nur mit Noth die ſchmerzlichen Widerſprüche ihrer Entwickelung und ihrer Geburt ertrug. Nach dem Tode ihres Mannes auf einen Witwengehalt angewieſen, ſah ſie ſich dieſes Exiſtenzmittels beraubt, da die öffentlichen Kaſſen verſiechten, Hardenberg genöthigt war, ſelbſt die dem Staat anvertrauten Witwen- und Waiſengelder zum allgemeinen Beſten anzutaſten. Schon früher war ihr von Delbrück, dem Erzieher des damaligen Kronprinzen, die Erziehung der älteſten preußiſchen Königstochter Charlotte, der jetzigen Kaiſerin von Rußland, angetragen, ihr Uebertritt zum Chriſtenthum aber dabei als Bedingung vorausgeſetzt. Sie hatte dieſe ehren- und vertrauensvolle Berufung abgelehnt, da der Religionswechſel, vor ihrem Gewiſſen nicht blos gerechtfertigt, ſondern nach ihren Ueberzeugungen längſt ein Bedürfniß für ſie, mit der Liebe zu ihrer altorthodoxen Mutter in Widerſpruch trat. Später ward ihr die Erziehung einer Nichte Joachim Murat's unter der ſeltſamen Bedingung, ihren deutſchen Namen abzulegen, angeboten. Auch dies ſchlug ſie aus; ihr patriotiſches Gefühl erklärte ſich dagegen.*) Als

---

*) Henriette Mendelsſohn, die zweite Tochter des Berliner Moſes, hatte in jener Zeit die Erziehung der Kinder des Grafen Sebaſtiani und nach dem Tode von deſſen Gattin die Leitung ſeines Hauſes übernommen. Später nach Berlin zurückgekehrt, ſtarb ſie in den Dreißigern unſeres Jahrhunderts.

Frau eines Arztes hatte ſie den Verkehr mit Kranken gelernt; als Freundin Reil's, der die Oberleitung der Lazarethe übernommen hatte, ſtand ſie Dieſem hülfreich zur Seite; die typhusgeſchwängerte Luſt der Hoſpitäler ſcheute ſie ſo wenig, daß ſie Hunderten von leidenden Kriegern als mildthätige barmherzige Schweſter, als rettender Engel zu Hülfe eilte. Sie ſchildert in ihren Erinnerungen ſehr lebendig die Zeit Berlins kurz nach dem erſten Siege des preußiſchen Heeres bei Großgörſchen, auf den wie nach einer Niederlage eine allgemeine Flucht in der Reſidenz beſchloſſen und vollzogen ward. Ihr eignes Bleiben ward ihr ebenfalls zur Unmöglichkeit, da ihr aufopfernder Sinn ſich aller Mittel zum Unterhalt beraubte. Sie wollte nach Rußland, nach Frankreich wandern, als Erzieherin eine Unterkunft ſuchen. Wilhelm von Humboldt, an den ſie ſich wendete, ihren Entſchluß zu vermitteln, ſchrieb ihr aus Rom: „Ich muß Sie Deutſchland erhalten! Sollen wir, nachdem ſo viel verloren gegangen, auch noch die beſten Menſchen verlieren?“ So ging ſie zu ihm nach Rom, wo er den Geſandtſchaftspoſten bekleidete, und wohin Dorothea Schlegel ſich zu dem Sohne ihres Mannes erſter Ehe, zum Maler Veit, flüchtete. Die bedrängten deutſchen Gemüther bereiteten dort manches vor, um in einer Zeit, wo die äußere Welt in Trümmern zerfiel, ſich im Glauben und in der Zuverſicht zum Unſichtbaren zu verfeſtigen und zu vertiefen. Dort wo ſpäter Bunſen die evangeliſche Kirche mit katholiſchen Formen zu bekleiden wußte, ſcheint ſelbſt Wilhelm von Humboldt nicht frei von ſolchen verirrten Rettungsmitteln geblieben zu ſein. Es nimmt uns wenigſtens Wunder, wie dieſer helle Kopf auf dem Wiener Congreß ſelbſt im Widerſpruch gegen die Diplomaten katholiſcher Höfe die ſtaatliche Exiſtenz des Papſtthums durchzuſetzen mit eben ſo viel Eifer als Glück bemüht ſein konnte. Die nazareniſche Richtung der deutſchen Kunſt, die orthodox bibliſche Romantik des Frankfurter Veit und des Düſſeldorfer Schadow ſchließt ſich ebenfalls an jene Epoche Humboldt's in Rom.

Henriette Herz blieb frei von dieſen Fluchtverſuchen aus dem Bereich des hellen lichten Verſtandes in's mythiſche Nebelmeer mittelalterlicher Glaubensmächte. Sie war kurz zuvor in der Heimath ſtill und einfach, ſchlicht und ſtreng, ohne Verleugnung ihrer beſten Einſicht, ohne Illuſionen der Phantaſie, zum proteſtantiſchen Chriſtenthum übergetreten. Sie war darin ganz ihrem eignen Gefühl gefolgt, hatte dieſen Entſchluß, nachdem mit dem Tode der Mutter das letzte Hinderniß beſeitigt war, ſelbſt im Widerſtreit gegen des treueſten Freundes Rath und Wunſch vollzogen. Schleiermacher hatte gewünſcht, dieſen Schritt durch einen öffentlichen Act gefeiert zu ſehen. Es war keine Oſtentation, die Schleiermacher daran knüpfte, aber es ſchien ihm heilſam, der Wahrheit des individuellen Menſchen nicht blos einen ſtillen heimlichen Triumph zu bereiten. Henriettens Weiſe widerſtrebte dieſem Plan; ſie verließ Berlin, begab ſich nach Zoſſen, einer kleinen Stadt in der Mark, ließ ſich von dem dortigen Geiſtlichen vorbereiten und bekannte ſich dann zu dem Glauben, dem ſie in ihrer Ueberzeugung längſt gehuldigt hatte. — Schleiermacher war ſonſt Derjenige ihrer zahlreichen Freunde, mit dem ſie am innigſten harmonirte. Der Verkehr mit ihm war der Kern- und Lichtpunkt ihres Lebens. Die Innigkeit ihres Verhältniſſes zu ihm ward von Andern als

Neigung und heimliche Leidenſchaft der Liebe gedeutet. Dies war unſere Freundſchaft nie, ſagt ſie einfach und naiv. Sie hatten es ſich Beide öfters klar gemacht, auch ſchriftlich die Gründe auseinandergeſetzt, welche ſie hinderten, ein anderes Gefühl, als Freundſchaft zu hegen. In Berlin ging auch eine Zeit lang das Gerücht, Schleiermacher habe in einer langen Krankheit die Freundin magnetiſch behandelt. Darüber ſchweigen die „Erinnerungen.“ Wir hätten gern einen Aufſchluß darüber, daß Einer auf den Andern elektriſch magnetiſch einwirken, und dennoch vor dem was man Liebe oder Neigung nennt, bewahrt bleiben könne. Und ſo ſtände denn doch die Klage der Matrone, nicht genug benutzt zu ſein, als ſie fähig geweſen zu nützen, und das Wort des Prinzen Louis Ferdinand, ſie ſei niemals ſo geliebt, wie ſie es verdient, als eine wahre und wehmüthige Inſchrift da auf der Tafel dieſes einfach ſchönen, ſittlich reinen Lebens.

Wer eine Kulturgeſchichte Berlins ſchriebe, würde uns nach Anleitung der Erinnerungen aus Henriettens Leben auch den Kreis ſchildern müſſen, der ſich unter den Linden im Hauſe der Herzogin Dorothea von Kurland verſammelte. Dort hatte Alles Zutritt, was Ariſtokratie hieß nach Geburt und Talent; dieſer Salon war der glänzende Sammelpunkt für die Loge der Geiſtreichen, und er blieb frei von der krankhaften Sentimentalität, womit Dorotheens Schweſter, Eliſa von der Recke, ihren Umgang färbte; der friſche Luftſtrom des Berliner Esprit hielt mit ſeinem Humor alles ab, was nach hinfälliger Elegie ſchmeckte. Dieſe Friſche und dieſe Helligkeit des Verſtandes bei aller Aechtheit und Kraft des Empfindens iſt Henriettens beſtes Erbtheil. Ihr unbeſtochener Sinn hat alle bedeutſamen Erſcheinungen des Jahrhunderts fleißig aufgefaßt, ihre Erinnerungen geben eine vorurtheilsfreie, ſtrenge und doch beſcheidene Kritik über alle die Geſtalten, die ihr aus alter und neuer Zeit begegnet. Wo ſie in ihrem Urtheil unbarmherzig iſt, da trifft die Schärfe ihres unverfälſchten Gemüthes ſicherlich eine geiſtige oder ſittliche Anrüchigkeit. Dieſe Schärfe widerfährt außer Friedrich Schlegel, auch manchem andern Seitenſtück zu dieſem geiſtigen Schlemmer, namentlich Johannes von Müller und Friedrich Gentz. Dieſen aimable roué hat die Koſtbarthuerei einer feinen Biographenkunſt um jeden Preis retten und weißbrennen wollen. Frau Herz nennt Gentz ſchlechtweg einen geſinnungsloſen Menſchen, der nicht in Folge innerer Ueberzeugung, ſondern in Folge der öſtreichiſchen Penſion aus einem Erzliberalen ein Conſervativer geworden. Sie ſchildert ihn, wie er über die franzöſiſche Revolution in Entzücken ausbricht, ſchildert die Gewandtheit und Gewalt ſeiner Rede, ſeine ſinnliche Leidenſchaftlichkeit ohne alles Gemüth, ſeine Genußliebe, die ſelbſt zu Gaunerſtreichen fähig zu ſein ſchien. Gentz war in der That noch preußiſcher Kriegsrath, als er ſchon öſtreichiſches Gehalt bezog.

Zu Schleiermacher blieb die hohe Achtung und die zarte Innigkeit ihres Verhältniſſes die ganze lange Zeit ihres Lebens und ſelbſt da ungetrübt, als ſie über die Art und Weiſe ihres Uebertritts zum Chriſtenthum anderes Sinnes war. Die Bekanntſchaft mit ihm reicht bis in jene Zeit hinauf, wo er aus Gedike's Schullehrerſeminar in Berlin hervorging, dann zwei Jahre in Landsberg a. d. Warthe Hülfsprediger wurde. Es war da noch von keiner Berühmtheit, kaum von ſeiner Bedeutſamkeit die Rede. Seine Luſt, in's große Getriebe der poetiſch philoſophiſchen und weltlichen Geiſter des Jahrhunderts einzugreifen, kämpfte damals noch mit ſeiner anfänglichen herrnhutiſchen Schüchternheit. Der Redner der „Monologe" wagte ſich nur in Gemeinſchaft mit Friedrich Schlegel an den großen Gedanken, Platon deutſch zu geben. Seine Briefe an die Freundin aus der Zeit ſeiner Briefe über die „Lucinde" müſſen Standpunkte offenbaren, die er ſpäter als überwundene bezeichnen konnte. Ueber ſeine Entwickelung und die Geneſis ſeiner literariſchen Schöpfungen geben ſie zweifelsohne mannichfachen Aufſchluß. Sie verrathen jedenfalls den Humor und die Friſche ſeiner urſprünglichen Natur, und neben ſeiner Tiefe auch die ihm eigenthümliche Leichtigkeit und Beweglichkeit ſeines hellen Geiſtes.

Die Gallerie ihrer Bekanntſchaften erſtreckt ſich auch auf Jean Paul, Schiller und Goethe. Von Rom zurückkehrend, erſchrak ſie nicht wenig, den Dichter des Hesperus, der in Berlin ſo ätheriſch aufgetreten war, in einer kleinſtädtiſchen Bierſeligkeit wiederzufinden. Die Begegnung mit Schiller geſchah in Berlin zur Zeit der Aufführung ſeines Tell. Mit einer ſtürmiſchen Gier ſtürzte damals das geiſtreiche Berlin über den großen Schwaben her, und fand ſich freilich von ſeiner gigantiſchen Ungelenkigkeit im Salon wenig erbaut. Goethe's perſönliche Bekanntſchaft machte Henriette in Dresden. Eine deutſche Frau, die in ihren Erlebniſſen Goethe's Sonne auf- und niederſteigen ſah, muß mit ihren Bekenntniſſen jedem Freunde unſrer nationalen Entwickelung eine reine Ehrfurcht und ein Gefühl inniger Dankbarkeit einflößen. Ein Act der Pietät von Seiten der preußiſchen Königsfamilie war es denn auch, was in ihrem Leben ſich als letzter Denkſtein bezeichnete, als ſie 1847 im dreiundachtzigſten Jahre ihres Alters ſtarb.

Heinrich von Kleiſt.

Wenn Einer beim Zwielicht in den Wald ging, bei Nacht und Nebel ſich verlor und beim hellen Morgen nicht wiederkehrte, ſo bleibt es uns gleich geheimnißvoll, ob wir, ſeinen Spuren im Dickicht folgend, die Stelle finden, wo ihn der Sumpf verſchlang, oder wo er in der Irre ſeiner Gedanken am Baum ſich freiwillig den Knoten ſchürzte. War es blos ein Ereigniß, daß er unterging, ſo klagen wir über die tückiſche Macht des blöden blinden Zufalls, der eine planvolle Weltregierung kreuzt und ein heilig Menſchenleben ſinnlos knickt. Iſt der Untergang eine That, die That des freien Willens, ſo müſſen wir doch den tauſend kleinen mitwirkenden Uebeln Rechnung halten, die ſich eben auch nur wie Schickungen, bindend, lähmend und dunkel treibend, zuſammengehäuft, um die helle Lauterkeit des freien Bewußtſeins zu trüben. Was That daran iſt, erſcheint dann doch eben auch nur als ein Gewebe unfreiwilliger Nöthigungen, und wie vor jedem großen Unglück, verſtummt auch vor dem Selbſtmord unſere Anklage, oder ſie greift über die Perſon hinaus, nicht bis an's Firmament und die Sterne, denn dort regieren Zufall und Natur, ſondern mitten hinein in den Knäuel des ſeltſam verſtrickten Menſchenlebens, denn in ihm tief drinnen waltet, vielleicht freilich ſich ſelbſt nicht minder ein Geheimniß, Gott. — Es iſt Mancher freiwillig hingegangen aus bloßem Ekel über die ewige Wiederkehr des ſchlechten Proceſſes, ſich täglich an- und auszuziehen. Es iſt wenig Verluſt, wenn eine leere Exiſtenz ſich ſelbſt aufgibt. Wenn aber lebendiger Reichthum ſich plötzlich bankerott erklärt, ſo ſtellt ſich uns dieſer vielgerühmte Reichthum des Lebens ſelbſt in Frage. Wenn Held Simſon in ſeiner Kraft unter der Hand einer Delila erliegt, ſo iſt das Trauerſpiel fertig und in ſich vollendet. Der die Philiſter ſchlug, die Welt in Trümmer ſtürzte, wird von einer liſtigen, weichen Schlange in der Geſtalt eines kleinen Mädchenarms bezwungen; die Schönheit des Weibes weiß um die Achillesferſe des Mannes; und ſelbſt an Tyrannen wie König Philipp iſt ja die Stelle bekannt, wo Helden und Männer ſterblich ſind. Aber jenes Weib, dem Heinrich Kleiſt das Gelübde gethan, ſie zu tödten, ein Gelübde, das er nur löſen konnte, indem er ſich ſelbſt mit ihr vernichtete, — jenes Weib, ſagt man uns, ſei gar nicht eine Delila für ihn geweſen, die ihn im Rauſch der Liebe bezwungen, die Kraft ſeines Geiſtes überliſtend. Ludwig Tieck widerſprach zuerſt, daß hier eine Verirrung der Leidenſchaft im Spiele geweſen, als Kleiſt ſich und die Frau, die ſeine Freundin war, erſchoß. Die Frau hatte ſich für den Raub einer unheilbaren Krankheit gehalten, und als ſie todt war, ergab ſich auch das als ein Irrthum; nur in ihrem Gehirn, nur in ihren Gedanken war ſie krank geweſen, ihr phyſiſcher Organismus ward geſund befunden. Hat Kleiſt ſie nicht geliebt, ſo fehlte mit den Illuſionen einer unbezwinglichen Liebe auch all der Zauder einer ſüßen Betäubung, die ſinnverwirrend die freie Kraft ſeines Bewußtſeins gelähmt. Nackt und nüchtern ſtellt ſich dann das Furchtbare vor uns hin, der Giftbecher des freiwilligen Todes war nicht einmal mit Roſen bekränzt, und das Ungeheure der That, das Unbezwingliche des Ereigniſſes fällt mit der fertigen Verzweiflung an ſich ſelbſt, mit dem kalten Ueberdruß an allen Schätzen und Heiligthümern des Lebens, um ſo ſchwerer mit ſeiner ganzen Wucht auf dies Leben ſelber, auf das Wirrſal der Menſchen unter einander, auf eine rettungslos entartete Welt, die der Kraft des Mannes keinen Spielraum mehr gab, ſich zu entwickeln, ſeinem Muth keine Luſt mehr machte, ſich zu wagen. Kleiſt's Selbſtmord fällt dann der Welt zur Laſt, die einem Herkules keine Aufgabe mehr ſtellte, ihn blos zwang, ſtatt des Löwen ſich ſelbſt zu erlegen. Daß ein ſentimentales Weib in ihrem krankhaften Irrſinn ihn beim Wort nahm, war dann nur der letzte Tropfen, der das ſchon volle Gefäß überfließen machte. Ohne die Frau, ſagt man, wäre Kleiſt leben geblieben. Das wäre dann wieder nur die tückiſche Macht eines kleinen Ungefährs, was ihm den Tod gegeben. Aber Kleiſt iſt nicht an dieſem Zufall, er iſt an der Verzweiflung über Deutſchland geſtorben! Sein Gemüth war ſchon längſt tödtlich krank vor Scham über die Entehrung der Nation. Was Feige ertragen, erträgt ein Römer nicht; mit der Ehre iſt auch ſein Stolz dahin, und ſo ſtürzt er ſich in ſein Schwert. So gefaßt, wäre die That dieſes Selbſtmordes ein erhabener Act, der heroiſche Irrthum einer großen männlichen Seele. Aber ſo ſteht ſie nicht da; wenigſtens nicht ganz ſo einfach, ſchlicht und groß. Der Ekel, die nationale Schmach zu tragen, ſetzte ſich in Kleiſt erſt feſt, nachdem er ſeine Kraft vergeblich verſchwendet, um die ehrlos gewordene Welt zur Beſinnung aufzurufen. Was in ſeiner Macht lag, hatte er redlich gethan zum Aufgebot der Geiſter. Aber vergeblich blieb ſein Thun, wirkungslos ſein beſtes dichteriſches Schaffen, klanglos war ſeine Stimme verhallt. Niemals iſt Deutſchland ſo taub und todt für einen ſeiner beſten Söhne geweſen. Und dies Gefühl, nichts zu ſein, nicht helfen, nicht wirken zu können, ſpurlos im Sand zu zerrinnen: dieſe Demüthigung hat ihn in den Tod getrieben. Er war ſchon todt mit der Verzweiflung an ſeinem heiligſten Wollen. Aeußere Noth, wirklicher bitterer Mangel, geſellte ſich zu der innern Unfähigkeit, all die Niederlagen ſeiner höchſten Empfindungen zu überleben. Das iſt das Peinliche in der Selbſtzerſtörung dieſes edeln Geiſtes. Wenn es groß war, einen ſtarken Menſchen das Unglück des Vaterlandes nicht ertragen zu ſehen, wenn uns die Größe ſolches Irrthums mit einem rührenden Schauer der Erhabenheit erfüllt, ſo befällt uns mit der ganzen Niedergeſchlagenheit troſtloſer Scham der Gedanke, daß die Nation einen ihrer großen Dichter, um es ohne Umſchweif zu ſagen, verhungern ließ. Und dieſe Ueberzeugung ſteht nun feſt. Wer Heinrich Kleiſt vom Hungertode rettete, hätte ihn der Welt erhalten. Gleich nach ſeinem Tode rief Rahel, die Herzenskündigerin: Alle die ihn jetzt beweinen oder beklagen, hätten ihm nicht das Stück Brot gereicht, wenn er es über ſich vermocht darum zu betteln! — Wer zwiſchen den Zeilen zu leſen verſteht, dem kann das jetzt aus den fertig vorliegenden Acten nicht mehr undeutlich ſein. Solche Beſchämung kann der Nation nicht erſpart werden, falls ſie wiſſen will, weshalb ſie ſo lange und ſo oft hingeſiecht. Ihr tiefſtes Unglück ging immer Hand in Hand mit der Verkennung ihrer beſten Geiſter, ihr größtes Verbrechen war immer nur jener ſtumpfe blöde Sinn der Menge bei Hoch und Niedrig. Keine Nation hat reichere Quellen gehabt, und keine hat mehr gedarbt mitten in der Fülle ihres Beſitzes. Nie hat eine Mutter ſo viele ihrer Söhne verleugnet; an Selbſtverkennung, Selbſtentzweiung, Selbſtzerfleiſchung hat kein Volk ſo ſehr gelitten; die blaſſen Geſtalten der verkümmerten Geiſter ſteigen ruhelos, eine ewig nagende Mahnung, aus ihren Gräbern vor uns auf. Nicht blos der Bruderzwiſt und Bürgerkrieg, nicht blos das Wüthen gegen die eignen Glieder, vornehmlich jene blöde Gleichgültigkeit, die ſich über blühende Geſilde wie ein Hauch des Todes lagert, hat uns jahrhundertelang ſo brach gelegt, elend und ſiech gemacht.

Will man in Bezug auf Kleiſt Troſt für dieſen Gedanken ſuchen, ſo gibt freilich ſeine Natur auch viel Stoff, einen in ſich fertigen Proceß der Selbſtzerſtörung zu verfolgen. Er trug genug Keime zum Tode in ſich ſelber, in der Art ſeiner ſeltſamen Begabung, in dem zerſtückelten Gebrauch ſeiner an ſich wunderbaren Kräfte. Was hierbei Troſt ſein ſoll, daß Kleiſt ſich in ſich ſelber aufgelöſt, bereitet freilich nur neue Trübſal, aber es ſchließt doch die Beruhigung in ſich, daß hier, nachdem alles Geheimniß darüber verſchwunden, ein unentrinnbares Unglück waltete. Faſſen wir es jetzt in allen ſeinen Theilen zuſammen, um uns die Geſtalt dieſes ſeltenen Geiſtes zu vergegenwärtigen. —

Vor zwei Jahren ſtellte Ludwig Tieck, der des

Dichters poetiſchen Nachlaß herausgegeben, wiederholt eine Auswahl von Kleiſt's Schriften zuſammen.*) Er verwies dabei im Vorwort auf eine Lebensbeſchreibung, die ſich auf viele vertrauliche merkwürdige Briefe ſtützen ſollte. Dieſe Briefe, vor langer Zeit ſchon Tieck's Händen übergeben, wurden dann von Eduard v. Bülow mit einigen mündlichen Erzählungen von Freunden, mit Traditionen von Zeitgenoſſen und mit zerſtreuten Verſen und Aufſätzen des Dichters zuſammengeſtellt.**)

Heinrich Kleiſt wurde, ein preußiſches Soldatenkind, am 10. October 1776 in Frankfurt a. d. Oder geboren, wo ſein Vater im Regiment Herzog Leopold von Braunſchweig in Garniſon ſtand. Die Kleiſts ſind Alle von Hauſe aus Soldaten. Mitunter verirrt ſich aber Einer zugleich aufs Feld der Muſen, auch wenn er auf dem Schlachtfelde ſeinen Schauplatz und ſeinen Tod findet. Ewald Kleiſt's, des Frühlingsſängers, Grab lag dem jungen Heinrich von der elterlichen Wohnung aus dicht vor Augen. Er wurde mit einem Vetter, einem jungen Menſchen von weichem, gedrücktem Gemüth, gemeinſam erzogen. Dieſer erſchoß ſich ſpäter. War es derſelbe, dem das Gewehr verſagte, und der mit einer Ohnmacht und Krankheit davonkam; genug, es wiederholten ſich ſeltſamer Weiſe unter Kleiſt's Freunden Gelüſte zum Selbſtmord. Aber ſie machten auf ihn entſchieden den Eindruck von Widerwillen und ſittlicher Empörung; Kleiſt hielt lange Zeit den Selbſtmörder für einen Feigling. — Elf Jahre alt, verließ Kleiſt das elterliche Haus und kam nach Berlin zum Prediger Catel, der ihn für ſeinen nächſten Beruf ausbildete. Von da an fehlen alle Berichte über ihn bis zum Jahre 1795. Kleiſt ward im Regiment Garde zu Fuß Fähnrich und Officier; er machte als ſolcher den Feldzug an den Rhein mit. Er galt damals für einen lebensfriſchen, eleganten Junker, an dem ein nicht unbedeutendes, wenn auch unausgebildetes Talent zur Muſik gerühmt ward. Ein abenteuerlich romantiſcher Streich fällt in jene Zeit. Im Kreiſe von zwei Freunden und ſeiner Schweſter wird die Frage aufgeſtellt, wie lange man wol ohne einen Groſchen Geld in der Taſche als Vagabund in der Welt herumlaufen könne. Als Muſiker verkleidet, machen ſich alle Viere auf den Weg, ziehen von Dorf zu Dorf, ſich bei den Bauern ihr Brot verdienend, und trieben das, man weiß nicht, ob acht oder vierzehn Tage lang. Vielleicht verräth ſich darin der ſchelmiſche Humor ſeiner Schweſter Ulrike, die den Dichter ſpäter nach Paris begleitete. — Man wollte aus jener frühen Zeit von einem Bündniß Kleiſt's mit einer jungen Dame wiſſen, das rückgängig wurde. Seitdem ſei er oft mißvergnügt und tiefſinnig erſchienen, habe ſein Aeußeres vernachläſſigt, habe angefangen Kant'ſche Philoſophie zu treiben.

---

*) Heinrich v. Kleiſt's ausgewählte Schriften. Berlin, G. Reimer. 1846. 4 Bändchen.

**) Heinrich v. Kleiſt's Leben und Briefe. Mit einem Anhange herausgegeben von E. v. Bülow. Berlin, Wilhelm Beſſer. 1848. 286 S.

Dies Studium ward epochemachend für ihn. Seinem ſinnenden Gemüthe ſagte es zu, ſich im Reiche des reinen Gedankens zu verlieren. Mathematik war bisher ſein Lieblingsſtudium geweſen; ein Schritt weiter, und von der Form kam er zum Weſen, von der

Formel zum abſoluten Inhalt Gottes und der Welt. Das „Ding an ſich" zu erkennen, hinter der erſcheinenden Welt den geheimen Grund des Zuſammenhangs zu finden und die nackte Geſtalt der Wahrheit zu faſſen: dieſer deutſche, Fauſtiſche Reiz wandelte auch Heinrich Kleiſt an mit der ganzen Gewalt einer verzehrenden Innerlichkeit. Er entſchloß ſich, ganz der Wiſſenſchaft zu leben; wie er denn ohnedies ſchon, ſagte er, mehr Student als Soldat in Potsdam geweſen. Er fand in ſeinem bisherigen Stande etwas durchaus Ungleichartiges mit ſeinem ganzen Weſen. Alle die größten Wunder militäriſcher Disciplin, dieſe Gegenſtände des Erſtaunens aller Kenner, ſeien für ihn eben ſoviel Gegenſtände der herzlichſten Verachtung. Officiere — Exerciermeiſter, Soldaten — Sklaven; wenn das ganze Regiment ſeine Künſte macht, ſo iſt ihm das ein lebendiges Monument der Tyrannei. — Man rieth ihm ab, eine neue Laufbahn einzuſchlagen; er ſei ſchon zu alt dazu. Darüber lächelte er, ſich bewußt, daß er als Schüler ſterben werde, auch wenn er mit greiſem Haar dereinſt in die Grube führe. Verbindungen bei Hofe habe er nicht und ſuche er nicht, ſeine Denkart heiße ihn Protectionen verſchmähen; ſein kleines Vermögen werde ausreichen für ſeine einfachen Bedürfniſſe. Einem Lehrer ſeiner Jugend ſetzt er ſeinen Lebensplan brieflich aus einander, und wir ſtaunen über die gewiſſenhafte Ehrlichkeit dieſer ſeiner einfachen Geſtändniſſe. Er erhielt ſeinen Abſchied. Jung wie er war, 23 Jahre alt, verzichtete er auf die Freuden der Geſellſchaft, auf die Welt der Genüſſe, auf das was die Menſchen Glück nennen, allem Widerſtande der Seinigen zum Trotz. Ein junger Römer war fertig, und in der That, Römergeiſt ſpricht aus ſeinem erſten jugendlichen Philoſophiren. In einem Briefe aus dem J. 1799 ſtellt er Betrachtungen an über den Lohn der Tugend. Wenn das Glück als eine Belohnung der Tugend erſcheine, ſagte er, ſo ſei die Tugend blos Mittel zum Zwecke, und nicht in ihrer höchſten Würde begriffen. Freilich ſei es auch wol nur wenigen ſchönen Seelen möglich und eigen, die Tugend um der Tugend willen zu lieben. Es dürfe, wie der Stand der menſchlichen Dinge nun einmal ſei, nicht für unerlaubt gelten, ſich ein heimlich Glück als Ziel und Lohn guten Verhaltens zu ſtellen. Für ihn aber beſtehe das Glück im Anſchaun und im Genuß der moraliſchen Schönheit unſeres eignen Weſens. Dieſe Zufriedenheit mit uns ſelbſt, das Bewußtſein guter Handlungen, „das Gefühl erhaltener und geretteter Würde" ſei einzig Glück für ihn. Ein Traum, ein Hirngeſpinſt könne dieſe Vorſtellung nicht ſein, die Gottheit ſelber habe ſie tief in uns gepflanzt! — Nein, Traum iſt dies Glück nicht, vielmehr die Wahrheit und Wirklichkeit einer großen Seele, aber auch ein Stolz zugleich und ein Selbſtgefühl, das bei alle dem, da Zufall und Geſchick die Looſe ſeltſam miſchen, in die Hypochondrie des vereinſamenden Sonderlings gern auszulaufen Miene macht.

Kleiſt ſtand nicht mehr allein in der Welt, als er dieſen Schritt that. Er war mit einer jungen Dame in Frankfurt verlobt, und das Bündniß mit ihr gehörte zum Bedürfniß ſeines Herzens. Der Diogenes in der Tonne war alſo zu jung, zu ſehr Menſch, um aus dem Bereich der bedürfnißvollen Menſchen zu treten; ſein Herz verlangte — dieſen Luxus, ſich geliebt zu wiſſen. Das Bündniß ward in Frankfurt geknüpft, wo Kleiſt, ein ſchon ziemlich alter Student, die Univerſität bezog.

In den Vorkenntniſſen der Studien war er zurück, um ſo mehr Allen voran in Einſicht und Erfahrung. Dieſen Zwieſpalt ſuchte ſein ſtarker Wille raſch auszugleichen. Er ſtudirte eifrig Mathematik und Logik. Wilhelmine nahm an Vielem Theil, er ließ ſich wenigſtens ſehr angelegen ſein, ſie aus den Intereſſen des Geſellſchaftslebens in die Kreiſe ſeiner Gedankenwelt überzuführen. In Frankfurt ſelbſt, wo er ſie täglich ſah, war es ihm doch faſt ſtündlich noch Bedürfniß, ihr zu ſchreiben. Auf ſeinen Wunſch, das Verhältniß geheim zu halten, war ſie nicht eingegangen; die Ihrigen wußten darum und erkannten es an, es war ein öffentliches Geheimniß. Nachdem er Frankfurt verlaſſen, beginnt nun für uns die Reihe ſeiner Briefe, die uns aus Tieck's Beſitz durch E. v. Bülow übergeben ſind. Es ſind ſchwere, reiche, volle Ergüſſe; wir ſteigen hier in den tiefen und weiten Schacht einer ungewöhnlichen Menſchenſeele. Von beſonderem Gewicht iſt ſein Brief aus Würzburg vom September 1800. Sein phantaſtiſcher Plan, ſich in irgend einem Winkel eine ſtille Häuslichkeit zu gründen, wo er für die Wiſſenſchaft und Wilhelmine für ihn leben könne, ſtand vielleicht ſchon damals in ihm feſt und mit dieſer Reiſe in Verbindung. — Er ſpricht in jenem Briefe abermals über die Zweckbeſtimmung des Menſchen. Er erläutert ſeiner Braut, wie dieſe Beſtimmung entweder mit Epikur im Genuß einer Glückſeligkeit, oder mit Leibnitz in der Erreichung einer Vollkommenheit, oder mit Kant in der Pflichterfüllung zu ſuchen ſei. Er iſt mit einer faſt peinlichen Dringlichkeit um Wilhelminens Heranbildung bemüht. Wilhelmine ſcheint nicht blos eine Dame der Geſellſchaft, ſie ſcheint auch das Kind religiöſer Erziehung oder Gewohnheit geweſen zu ſein. Wenigſtens warnt er ſie einmal, über das Ewige doch nicht zugleich das Zeitliche zu vergeſſen. Hienieden ſchon erfülle ſich die Zweckbeſtimmung des Menſchen. Erfüllung der Pflichten ſei das Ziel, das Befriedigung ſchaffe, und Vervollkommnung ſei der wahre, der einzige Genuß. Er für ſeinen Theil fürchte keine Höllenſtrafen, hoffe auf keinen Lohn jenſeits; er werde ſich ſchon im Dieſſeits Alles erwerben, glaube ſein Ziel ſchon hier erreichen zu können. Zweck des Weibes aber ſei, Mutter zu werden und tugendhafte Bürger zu erziehen. Dies Axiom ſetzt er einer Braut ohne alle Schmeichelei der Phantaſie, mit einer gewiſſen Erhabenheit aus einander, die zugleich ſehr dürr und nüchtern iſt. Wohl den Weibern, ſchreibt er, daß ihre Beſtimmung ſo einfach! Die Natur gebiete über ſie; über den Mann gebiete zugleich der Staat, und im Widerſtreit beider Forderungen liege für ihn ein unſeliges Mißgeſchick.

Uns fehlen alle Gegenbriefe Wilhelminens; nur aus ſeiner Anſprache läßt ſich auf ihre Natur und Sinnesart ſchließen. Kleiſt liebte in ihr mehr das Bild, das er ſich von ihrer geiſtigen Vervollkommnung entwarf, mehr das Bild ſeiner Vorſtellungen als ſie ſelbſt in ihrer Perſon, Wahrheit und Wirklichkeit. Es drängt ſich uns zugleich der Zweifel auf, ob ein Stoiker dieſer Art ein weibliches Weſen überhaupt beglücken konnte. Ein Frauengemüth, das ihn treu und dauerhaft geliebt, hätte jedenfalls ein ungewöhnliches ſein müſſen. Nicht das Uebermaß des Phantaſten, nicht die ſchwelgeriſche Ueppigkeit eines lyriſchen Poeten: die dürre Härte des abſtracten Doctrinärs wirkt bei Frauen abſchreckend. Als hätte Kleiſt bisweilen ein Gefühl ſeiner Unzulänglichkeit gehabt, ſchreibt er ſeiner Braut, ſie ſolle und werde noch einſt mit ihm glücklich ſein! Wer Talent zum Glück und zum Beglücken hat, verſpricht das nicht. Welches Glück er von ihr erwarte, malt er ihr zugleich ſehr nüchtern aus, indem er ihr den Zweck der Ehe demonſtrirt. Hier zuerſt drängt ſich uns der Gedanke auf, Kleiſt ſei ohne allen Beruf zum Glück geweſen. Wer ſeiner Geliebten den Endzweck einer Gemeinſamkeit in Liebe ſo unverſchleiert darlegt, der ſtreift den Staub von den Schmetterlingsflügeln, ſo rein und naiv ſonſt immer ſeine Gedanken, ſo ſittlich unverfälſcht ſein Sinn. Stoßen wir hier vielleicht auf einen geheimen Mangel in ſeiner Natur? Heinrich Kleiſt, glauben wir, iſt in geſchlechtlicher Beziehung ein ſehr reiner, vielleicht ein völlig abſtracter Menſch geweſen. Hatte die Natur ihm verſagt, was Andern zum Heil wie zum Unheil ausgeſchlagen, Mutter Natur ihn zum Cölibatär verdammt gehabt? — Eduard v. Bülow ſpricht im Vorworte von einem geheimnißvollen Fehler in ſeinem Organismus, der ewig verſchleiert bleiben ſollte. Er hat uns damit nur ein Räthſel geſtellt, nicht gelöſt. Sollte damit angedeutet ſein, was uns hier aus der Betrachtung ſeiner Natur, ſeiner liebebedürftigen und ewig unbefriedigten Sehnſucht nach Glück, als eine verhängnißvolle Möglichkeit entgegentreten will? — Lag hier ein organiſcher Fehler zum Grunde, oder iſt die Unfähigkeit zum Glück in ſeiner Geiſtesart zu ſuchen? — Weiland Jo fühlte nach der Mythe den perſönlich wirkenden Gott aus der ungeſtalten Wolke hindurch. Kleiſt umarmte in der Begegnung mit einer Geſtalt der leibhaften Wirklichkeit vielleicht nur Nebel und Dunſt. — Er liebte in Wilhelminen mehr das Bild, das er ſich von ihr abſtrahirte, als ſie ſelbſt.

Ein Brief aus Berlin, ebenfalls vom Jahre 1800, gibt uns über ſeinen erſten Widerſpruch mit der äußern Welt Aufſchluß. In einem Gemiſch von Demuth und Hochmuth ſträubt er ſich ein Amt zu nehmen. „Ich ſoll thun, ſchreibt er, was der Staat von mir verlangt, und ich ſoll nicht unterſuchen, ob, was er verlangt, gut iſt! Zu ſeinen unbedeutenden Zwecken ſoll ich ein bloßes Werkzeug ſein; — ich kann es nicht. Ein eigner Zweck ſteht mir vor Augen; nach ihm würde ich handeln müſſen, und wenn der Staat es anders will, dem Staate nicht gehorchen dürfen. Meinen Stolz würde ich darin ſuchen, die Ausſprüche meiner Vernunft geltend zu machen gegen den Willen meiner Oberen!“ Alſo nicht blos der Soldatendienſt galt ihm für Sklaverei. Und war vielleicht der ganze bürgerliche Staat damals von der Art, nur Sklaven brauchen zu können? Aber auch der freieſte Staat, auch das Ideal einer Republik hätte an Kleiſt keinen Diener ſeiner Zwecke haben können. Mit einer Ehrlichkeit, die an Selbſtquälerei grenzt, ſpricht er ſich Ordnung, Genauigkeit, Geduld, Unverdroſſenheit, alle Eigenſchaften ab, die zur Führung eines Amtes unentbehrlich ſind. Dann erſchrickt er wieder vor ſich ſelbſt, indem er ſich damit aus aller menſchlichen Gemeinſamkeit herausrückt. In ſeiner Gewiſſenhaftigkeit hält er ſich zugleich die Pflicht vor, ſeinen Mitmenſchen nützlich zu werden, während er in ſeinem ſchwindelnden Hochmuth die Zwecke des Staats für gemein hält gegen die Zwecke der einzelnen Perſönlichkeit. — Er entſchließt ſich, durch ſeine wiſſenſchaftlichen Arbeiten zu nützen, und entwirft nun einen Plan, wie er ſeine Unabhängigkeit ſich wahren und als Bürger im Reiche des Geiſtes wirkſam ſein kann. Schon von Würzburg aus machte er ſeiner Geliebten Vorſchläge zu einem ökonomiſch einfachen ehelichen Leben. Um mit Gott, der Wiſſenſchaft und Wilhelminen zu leben, bedarf er blos einer Hütte. Reiche ſein kleines Vermögen nicht aus, ſo wolle er in der franzöſiſchen Schweiz dieſe Hütte aufſchlagen, dort Unterricht in der deutſchen Sprache geben und ſo ausreichenden Unterhalt gewinnen. Entbehren ſei ihm Genuß; Entſagung aller Weltfreuden verlange er auch von Der die ihn liebe. Die Laſt der Vorurtheile einer ganzen Welt will er mit Freuden von ſich werfen. Die Reize der Geſellſchaft erſcheinen ihm nichtig; den Adel mit ſeinen Anſprüchen und Vorrechten hält er für Thorheit. „Was Adel!“ ſchreibt er an Wilhelminen, „gute Menſchen wollen wir ſein und mit einander unſerer inneren Vervollkommnung entgegenreifen!“ —

Für ein weibliches Gemüth aus der Geſellſchaftswelt konnte der Plan zu ſo ſpartaniſcher Einfalt reizlos genug erſcheinen. Und doch ſchließen wir aus Kleiſt’s Briefen, daß Wilhelmine auf ſeine Entwürfe einging. Die weibliche Seele iſt fügſam, auch wo es gilt, dem Mann, für den ſie in Liebe oder in Hochachtung ſchwärmt, harte Zumuthungen einzugeſtehen oder bittere Opfer zu bringen. — Kleiſt iſt in mehrern ſeiner Briefe entzückt, daß die Geliebte, wie es ihm ſchien, zu ſeinen Lebensplänen heranreifte. Aber er forderte zu viel; er verlangte, daß ſie, falls ſie ihn liebe, niemals vor ihm erſchrecken ſolle. Dieſer Römergeiſt hatte unerbittlich ſtrenge, winterlich kalte Gefühlsblicke, vor deren nüchterner Schärfe alle Formen der Welt ihren Reiz verloren, aller Inhalt nackt dalag. Nüchtern, ſag’ ich hier wiederholt; das Wort drängt ſich unabweislich auf, wo es doch einen Dichtergeiſt zu bezeichnen gilt, den wir zu den Romantikern, zu jenen angeblich Gefühlsſeligen zählen, die in Duft und Klang aufgehen. Dieſem Romantiker lagen die Geſtalten der Welt ganz hart und ſcharfkantig vor Augen. Und die nüchterne Schärfe ſeiner philoſophiſchen Anwandlungen war ſein größtes Unglück; ſie führte ihn zu jener Skepſis, in welcher der Verſtand zwar aushält, aber dürr wird, und das Gemüth vor dem Skelett erſchrickt, in das ſich ihm die nackte Natur verwandelt. Kleiſt wußte um den Fluch ſeiner nüchternen Hellſeherei; „vielleicht,“ ſchreibt er an Wilhelmine, „vielleicht hat die Natur Dir jene Klarheit zu Deinem Glück verſagt, jene traurige Klarheit, die mir zu jeder Miene den Gedanken, zu jedem Wort den Sinn, zu jeder Handlung den Grund nennt. Sie zeigt mir Alles, was mich umgibt, und mich ſelbſt, in ſeiner armſeligen Blöße; der farbige Nebel verſchwindet, alle die gefällig geworfenen Schleier ſinken, und dem Herzen ekelt zuletzt vor dieſer Nacktheit. O glücklich biſt Du, wenn Du das nicht verſtehſt.“

Sein Wiſſensdurſt war unauslöſchlich geweſen. Schon früh hatte er ſich die Vorſtellung eingeprägt, daß von uns nach dem Tode als unſterblich Theil nur die Errungenſchaft von Wiſſen und Bildung, die wir mitgebracht, fortleben werde. Mit einem reichen Gewinn an geiſtigen Eroberungen war ihm jede Seelenwanderung willkommen. Und bei dieſem Erkenntnißdrang, bei dieſem zehrenden Durſt, am Urquell zu trinken, bei dieſem Stachel, das Abſolute zu ſchauen, überläuft ihn nun plötzlich die Entdeckung der Kantiſchen Philoſophie: Wir wiſſen nichts vom Allewigen, wir erfahren nichts vom Urgrund des Wahren! — Hätten wir grüne Gläſer ſtatt der Augen, ſo würde uns alles grün erſcheinen. Und ſo iſt es mit dem menſchlichen Verſtande; er denkt ſich das Abſolute nach dem Maß ſeiner Begriffe und ſeiner Fähigkeit zum Begreifen. Unendlicher Werkzeuge bedarf es, um das Ewige zu erkennen, und der arme Menſchengeiſt hat nur endliche Inſtrumente. Somit bleibt ihm die Wahrheit ewig fern, ſein Dieſſeits eine Kette endlicher, in ſich zerfallender Bedingungen, das „Ding-an-ſich“ iſt unerfaßbar, bleibt ein fernes Jenſeits für den denkenden Menſchen; wir ſind in dieſer Welt trügeriſcher Vorſtellungen dem Schein, dem Nichts verfallen. Dies der Fluch des Wiſſens: vom Urſein nichts wiſſen. Und wie dieſe bittere Entdeckung Goethe's Fauſt mit Verzweiflung erfüllt, ſo befällt ſie Heinrich's ſturmgepeinigte Seele mitten in ſeiner feurigen Sehnſucht, mitten in ſeinem brennenden Durſt nach Wahrheit. In einem Briefe aus Berlin, vom 22. März 1801, ſpricht ſich das ganze Unglück dieſer irren Qual energiſch aus. — Man hat oft genug nachgewieſen, wie die Kantiſche Philoſophie im Dichter Schiller theils lähmend und abmattend, theils aber auch beflügelnd zum Ideale gewirkt. An Kleiſt ſehen wir die Ergebniſſe der Kantiſchen Abſtraction in ihrer ganzen zerſtörenden Kraft, und der Ausſpruch der Verzweiflung über dies zielloſe Ziel des Forſchens ſucht hier an Energie ſeinesgleichen; die Verzweiflung am abſoluten Erkennen fühlt hier ein ſtarker, römerhaft gearteter Geiſt, der all ſein Heil, all ſeinen Stolz, ſein Streben und ſein Glück auf die Errungenſchaften des menſchlichen Wiſſens geſtellt hatte.

Ein entſchiedener Ekel an aller wiſſenſchaftlicher Thätigkeit war plötzlich die nächſte Staffel in Kleiſt's

Stimmungen. Ein Schritt weiter, und der Dichter wäre ſchon damals in ihm fertig geweſen, und hätte, kam ſeine Thätigkeit zum glücklichen Durchbruch, dieſen verhängnißvollen Widerſtreit zwiſchen Himmel und Erde, Jenſeits und Dieſſeits, Inhalt und Form, Ewigkeit und Erſcheinung, geſühnt. Man weiß nichts vom damaligen Poeten in Kleiſt, auch ſeine dichteriſchen Entwickelungen ſollten Spätgeburten ſein, die Muſen, die ihn ſpäter heimſuchten, fanden die Flügel ſeiner Seele nicht mehr ſo jugendlich ſchmiegſam und gelenkig, um nach wiederholtem vergeblichen Flugverſuch nicht zu erlahmen. Der Zauber erſter Jugend blieb ſeinen dichteriſchen Arbeiten verſagt. Rieſenhaft groß treten ſie ſpät hervor, ſo mächtig an Gehalt wie unbeholfen in der Geſtalt, das Gefäß, das ſie trug, faſt zerdrückend. Mit einer Gewaltſamkeit, die die Bande der Mutter Natur zerreißt, wurden Kleiſt's Dichtungen geboren, Schmerzenskinder ſind ſie in ihrem Urſprung, wie in ihrer Erſcheinung, vulkaniſche Feuerſtröme, die plötzlich ſtarr und kalt als Lava vor uns liegen. Der Segen eines guten Geiſtes blieb aus, wo doch die ungeheuerſte Kraft Gottes und der Natur einzeln und zertheilt zu walten ſchien. Er formte aus Erde, wie jeder Erdengeiſt, und er hatte wie ſelten Einer des Prometheiſchen Feuers ſo viel, daß der Lehmkloß den Strahl vom Himmel nicht ertrug und die Form zerſprengte.

Die Verzweiflung am poſitiven Gehalt der Philoſophie war in Kleiſt's innern Schickſalen der erſte Wendepunkt. Er verlor damit ſeinen erſten Lebensgehalt, und die Muſen waren nicht raſch genug bei der Hand, um ſein brennendes Herz zu kühlen. Er entſagte aus Irrthum der Wiſſenſchaft und fand noch nicht ſogleich die Poeſie. — Er ſucht Zerſtreuung und zieht in die Welt hinaus; er ſuchte Betäubung und fand ſie nicht. Die Welt reizt ihn, aber nur als Erſcheinung; er findet den Zuſammenhang nicht auf, er kettet ſich nirgend feſt, ſeine Phantaſie iſt nur dazu da, ſeinen Schwerſinn auf Augenblicke mit raſchen Illuſionen zu berücken. Er unternimmt von Berlin aus eine große Reiſe und zieht auf Entdeckungen aus. Mit dem Auge des Poeten wirft er einen entzückten Blick auf Dresdens Natur und Kunſt, er ſchildert vom Rheinthal die reizende Scenerie; aber wie eine Phantasmagorie rauſchen die Bilder der Welt an ihm vorüber; er findet keine Heimath mehr für ſeine Gedanken. „Ach, nur ein Tropfen Vergeſſenheit, ſchreibt er aus Dresden', und mit Wolluſt würde ich katholiſch werden!“ Es glückt ihm nicht, dieſen Tropfen Vergeſſenheit auf ſein brennendes Gehirn zu träufeln; er wird den bohrenden Gefühlsblick nicht los, der ihm jedes Ding im Gerippe zeigt. Wilhelmine bleibt ihm treu, und in den Briefen an ſie ſetzt er ſeinen ganzen Menſchen ab. Lang und tief ausholend ſind ſeine Berichte, immer ſchwerhaltiger werden ſeine Geſtändniſſe, faſt erdrückend für ein weibliches Herz, auf das er ſeinen ganzen Tiefſinn wirft. Seine Schweſter Ulrike war ſein Reiſegefährte, ein heiteres Geſchöpf mit raſchem Flügelſchlag und wohl begabt, ihm den nöthigen Gegenhalt zu bieten. Sie hatte ſich ihm aufgedrängt, vielleicht in der Ahnung, wie nöthig ſie ihm ſei. Er verſteht kaum noch die Nothwendigkeit einer menſchlichen Gegenſeitigkeit; er klagt über die Schweſter; ſie ſei achtungswerth, ſchreibt er, bewunderungswürdig in ihrer Art, aber es laſſe „ſich nicht an ihrem Buſen ruhen.“ Dieſe Worte Taſſo's, die er gebraucht, bezeichnen die vergrabene Einſamkeit ſeines Grübelns. Der neckiſche, freundlich tändelnde Liebreiz bot ihm keinen Balſam mehr für ſein Herz. Ulrikens Weſen ſchien ganz geſchaffen, ihm einen bunten Wechſel vorzuzaubern. Dieſelbe Abenteurerei, die zur Muſikantenfahrt Veranlaſſung gab, verließ ſie auch auf der Reiſe nicht. In Männerkleidung geht ſie in Leipzig unter die Studenten, hört Platner dociren, theilt die Mühſal der Reiſe den Rhein entlang, wo ſie Sturm beſtanden, und ſchweift in Paris an ſeiner Seite durch die buntbewegte Menge, wo ſie Dulon, der Flötenſpieler, nach langem Verkehr in der Verkleidung ertappt und Madame anredet. Ihr Liebreiz ward nicht müde an ſeiner Seite. Aber wer die Arznei verſchmäht, iſt unheilbar leidend. Und ſo tief krank, trotz all ſeinem Scharfſinn umdunkelt, ſchreibt er die Briefe aus Paris, dieſe Zeugniſſe eines Tiefſinns, der die Welt nur begreift, um ſie haſſen zu lernen. — Der Haß iſt berechtigt, ſo lange er warm und voll Leidenſchaft bleibt. Schlägt er in Verachtung um, in jene kalte Skepſis, deren heimlich grollend Feuer gemach erliſcht, ſo tritt jener Stillſtand ein, der ſich als ein Erkalten der Lebensgeiſter ſchon mit dem Worte Tod ohne Selbſtmord bezeichnen läßt. — Kleiſt hat gefliſſentlich ſchon früh und wiederholt den Tod geſucht, weil ihn das Gefühl beſchlich, er ſei mit ſeinen beſten Empfindungen geſtorben. Für die Sünde dieſes Zerwürfniſſes mit ſich ſelbſt fehlt der Sprache das Wort. Einen Tod in ſich überdauern, iſt aber um deswillen noch kein Verdienſt, wenn es als Verbrechen gilt, ihn gewaltſam zu ſuchen. Oft iſt es eine ſichtbare Gnade des guten Gottes, oft nur der Zufall einer gütigen Natur, und es beginnt aus geheimnißvoller Quelle im innern Menſchen ein Auferſtehungsfeſt. Den ringenden Geiſt erlöſt oft die Entdeckung eines neuen Gedankens, das Aufgebot aller Kräfte zu einer dichteriſchen That. — Kleiſt hatte aber noch einen leiſen Wunſch, der ihm die Möglichkeit zu einem neuen Leben übrig ließ. Mitten im Grauen und Ekel vor der Welt um ihn her, wie ſeine Briefe aus Paris dieſen Grundzug athmen, trägt er ſich noch mit dem Lieblingsgedanken, in die Schweiz zu flüchten, dort ein Bauer zu werden und im Schweiß ſeines Angeſichts ſein Brot zu eſſen. An der Wiſſenſchaft war er verzweifelt, zur That war kein Spielraum in der knechtiſch entarteten deutſchen Welt; er wollte wie Rouſſeau zurückflüchten in den Urſprung menſchlicher Verhältniſſe. Die Idylle war ſein letztes Ideal für ſeine Exiſtenz als Menſch. Er ließ Wilhelmine noch Theil nehmen an dieſem Plan, er hoffte ihn mit ihr auszuführen, er entwarf ihr, ohne beſtechen zu wollen, das ganze Glück eines freien, einfach thätigen, geſund natürlichen Lebens. Aber er verlangte, daß ſie heimlich, ohne Mitwiſſenſchaft Anderer, ohne Zuſtimmung der Familie fliehen und ihm folgen ſolle. Daran ſcheiterte ſein Verhältniß zu ihr. Ulrike eiferte eben ſo heftig gegen den Plan, und Kleiſt zerfiel mit der Schweſter. Er geleitete ſie zurück bis Frankfurt, dann ging er allein nach der Schweiz.

Mit dem Jahre 1801 hört Kleiſt's Briefwechſel mit Wilhelminen auf. Wir verfolgen ſeine Entwickelung, die „Geſchichte ſeiner Seele,“ nicht mehr ſtetig nach ſeinen Geſtändniſſen, ſondern nur bruchſtücklich nach den zerſtreuten Mittheilungen Anderer und nach der Combination aus ſeinen Dichtungen, in denen ſein perſönlicher Menſch freilich ſehr verſteckt begraben liegt.

Kleiſt's Briefe aus Paris enthalten die beſte „Geſchichte ſeiner Seele“, wie er unter dieſem Titel ſpäter ſeine Bekenntniſſe niederſchrieb, ſie aber mit vielen andern ſeiner Arbeiten vernichtete. Im October 1801 gab er von dort aus folgenden Aufſchluß über ſich ſelbſt: „Wenn ich mich umſehe in der Welt und frage: wo gibt es etwas Gutes zu thun? ſo weiß ich darauf nur eine einzige Antwort. Es ſcheint allerdings für ein thatenlechzendes Herz zunächſt rathſam, ſich einen großen Wirkungskreis zu ſuchen; aber, aber, — Du mußt, was ich Dir auch ſagen werde, mich nicht mehr nach dem Maßſtabe der Welt beurtheilen. — Eine Reihe von Jahren, in welchen ich über die Welt im Großen frei denken lernte, hat mich dem, was die Menſchen Welt nennen, ſehr unähnlich gemacht. Manches, was die Menſchen ehrwürdig nennen, iſt es mir nicht. Ich trage eine innere Vorſchrift in meiner Bruſt, gegen welche alle äußern, und wenn ſie ein König unterſchrieben hätte, nichtswürdig ſind. Daher fühle ich mich ganz unfähig, mich in irgend ein conventionelles Verhältniß zu paſſen. — Die Wiſſenſchaften habe ich ganz aufgegeben. Ich kann Dir nicht beſchreiben, wie ekelhaft mir ein wiſſender Menſch iſt, wenn ich ihn mit einem handelnden vergleiche. Kenntniſſe, wenn ſie noch einen Werth haben, ſo iſt es nur, wenn ſie vorbereiten zum Handeln. Aber auch unſere Gelehrten, kommen ſie wol vor allem Vorbereiten zum Zwecke? Sie ſchleifen unaufhörlich die Klinge, ohne ſie zu gebrauchen; ſie lernen und lernen, und haben niemals Zeit, die Hauptſache zu thun. Unter dieſen Umſtänden in mein Vaterland zurückzukehren, kann unmöglich rathſam ſein. Ja, wenn ich mich über alle Urtheile hinwegſetzen könnte, wenn mir ein grünes Häuschen beſcheert wäre, das mich und Dich empfinge! — — Nahrungsſorgen für mich allein ſind es nicht eigentlich, die mich ängſtigen, denn wenn ich mich an das Bücherſchreiben machen wollte, könnte ich mehr als ich bedarf verdienen. Aber Bücherſchreiben für Geld? — nichts davon. Ich habe mir, der ich unter den Menſchen dieſer Stadt ſo wenig für mein Bedürfniß finde, in einſamer Stunde, denn ich gehe wenig aus, ein Ideal ausgearbeitet. Aber ich begreife nicht, wie ein Dichter das Kind ſeiner Liebe einem ſo rohen Haufen, wie die Menſchen ſind, übergeben kann. Baſtard nennen ſie es. Dich wollte ich wol in das Gewölbe führen, wo ich mein Kind, wie eine veſtaliſche Prieſterin das ihrige, heimlich aufbewahre bei dem Schein der Lampe. Alſo aus dieſem Erwerbszweige wird nichts. Ich verachte ihn aus vielen Gründen, und das iſt genug. Nie in meinem Leben, und wenn das Schickſal noch ſo ſehr drängte, werde ich etwas thun, das meinen inneren Forderungen, ſei es auch noch ſo leiſe, widerſpräche." — Welch ein Verein von männlichem Stolz und faſt weiblicher Zartheit und Prüderie! Nun aber kommt er auf das Erfreuliche, auf die erträumte Idylle, auf das grüne Häuschen; er will mit Wilhelminen nach der Schweiz, will Bauer werden, will im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brot eſſen. — Was Kleiſt's Prüderie betrifft, ſo hatte ſie für ihn nur perſönliche Geltung. Auf dem Gebiet der Kunſt und Poeſie war für ihn die ſchrankenloſeſte Freiheit und Entfaltung ſinnlicher Kraft gültig. Die verfänglichſten Probleme in der Beziehung der Geſchlechter gab er in ſeinen Novellen mit einer unerbittlichen Rückſichtloſigkeit, mit der Unbeſcholtenheit eines Spartaners, mit der Unſchuld eines Kindes; Wahrheit und Wirklichkeit war für ihn noch über Shakſpeare's Maßſtab hinaus ohne Wahrung der Schönheitslinie Geſetz. Er hat damit geſchreckt, ohne zu überzeugen; er hat, indem er das Craſſeſte ohne Arg und ganz ſchleierlos naiv hinſtellte, ſeiner Poeſie vielfach den Zugang verſperrt. Wie er denn auch die Geſunkenheit des Theaters der öffentlichen Prüderie ſeines Zeitalters zuſchrieb und zur Pflege des deutſchen Dramas Bühnen für nöthig hielt, von denen wie bei den Griechen die Frauen ausgeſchloſſen wären.

Wir greifen jedoch zurück, um den Faden wieder anzuknüpfen. — Mit dem Jahre 1801 hören ſeine Briefe, hört ſein Verhältniß zu Wilhelminen auf.*) Nach dem Zerfall mit Denen, die ihm die Nächſten, ging er allein nach der Schweiz. Er lebte eine Zeitlang in Bern, am Thuner See; er verkehrte dort mit dem jungen Wieland, mit Zſchokke; ſein Plan, Bauer zu werden, kreuzte ſich mit dichteriſchen Arbeiten. Der Quell der Dichtung ſprang endlich aus dem harten Boden ſeiner Natur; er ſchrieb die Familie Schroffenſtein, er entwarf den zerbrochenen Krug. — Heinrich Zſchokke ſchreibt in ſeiner „Selbſtſchau" von Kleiſt als einem gemüthlichen, zuweilen ſchwärmeriſchen, träumeriſchen Menſchen, der „immerdar den reinſten Seelenadel offenbarte." Er nennt in einem Briefe Kleiſt eine jener ſchönen Erſcheinungen im Leben, die man ihres Selbſtes wegen liebe. Hinter ſeiner Stimmung, auch wenn ſie fröhlich ſchien, wohnte, ſagt Zſchokke, ein heimliches inneres Leiden. Zſchokke nahm die Verzweiflung an den höchſten Geiſtesgütern, wie er ſie ſelbſt an ſich erfahren, für eine vorübergehende Jugendkrankheit der Seele. — Eine wirkliche Krankheit warf Kleiſt zum erſten Mal plötzlich auf's Krankenbett. Die getreue heitere Ulrike eilte zu ihm, ihn zu pflegen. Phyſiſche Erſchütterungen waren vielleicht für ihn eben ſo ſehr eine Rettung, als der darauf erfolgende neue Aufſchwung ſeines Geiſtes zu dichteriſcher Thätigkeit. Dieſe Thätigkeit hielt Kleiſt von nun an feſt. Im Herbſte 1802 ging er nach Deutſchland zurück, lebte in Jena, in Weimar, war zehn Wochen lang des alten Wieland Gaſt in Osmanſtädt. Aus dem philoſophiſchen Skeptiker, aus dem Lebensverächter, aus dem ſittlichen Stoiker war endlich der Dichter herausgeboren. Der Garten der Muſen war allezeit groß und weit genug, um kranken ringenden Geiſtern ein Beet zu gewähren. Kleiſt war ein Taſſo, aber ein deutſcher, ein nordiſcher. An Goethe's Urtheil über Kleiſt aus jener Zeit hat man die abweiſende Strenge gerügt. „Bei dem reinſten Vorſatz einer aufrichtigen Theilnahme" hat ihm Kleiſt „nur Schauder und Abſcheu" erregt, „wie ein von der Natur ſchön intentionirter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre." Für alles Krankhafte, auch wenn es aus der Nacht der tiefſten Seele ſich in's helle Licht des Tages drängt, hatte Goethe ein Gefühl des Widerwillens; die abſolute Geſundheit duldet eben keine Krankheit um ſich, und doch war Kleiſt ein kranker Taſſo mit der Kraft eines Shakſpeare. — Wieland's Geſtändniß über ihn ſchreibt ſich aus dem April des Jahres 1804. Das Räthſelhafte, das Geheimnißvolle, ſchrieb der Alte, ſchien tiefer in ihm zu liegen, als daß ich es für Affectation halten konnte. „Er ſchien mich wie ein Sohn zu lieben und zu ehren, aber zu einem offenen und vertraulichen Benehmen war er nicht zu bringen. Unter mehreren Sonderlichkeiten, die an ihm auffallen mußten, war eine ſeltſame Art der Zerſtreuung, wenn man mit ihm ſprach, ſo daß z. B. ein einziges Wort eine ganze Reihe von Ideen in ſeinem Gehirn wie ein Glockenſpiel anzuziehen ſchien, und verurſachte, daß er nichts weiter von dem was man ihm ſagte, hörte und alſo auch mit der Antwort zurückblieb. Eine andere Eigenheit und eine noch fatalere, weil ſie zuweilen an Verrücktheit zu grenzen ſchien, war dieſe, daß er bei Tiſche ſehr häufig etwas zwiſchen den Zähnen mit ſich ſelbſt murmelte, und dabei das Air eines Menſchen hatte, der ſich allein glaubt oder mit ſeinen Gedanken an einem andern Orte und mit ganz anderem Gegenſtande beſchäftigt iſt. Er mußte mir endlich geſtehen, daß er in ſolchen Augenblicken von Abweſenheit mit ſeinem Drama zu ſchaffen hatte, und dies nöthigte ihn, mir gern oder ungern zu entdecken, daß er an einem Trauerſpiele arbeite, aber ein ſo hohes und vollkommenes Ideal davon ſeinem Geiſte vorſchweben habe, daß es ihm noch immer unmöglich geweſen ſei, es zu Papier zu bringen. Er habe zwar ſchon viele Scenen nach und nach aufgeſchrieben, vernichte ſie aber immer wieder, weil er ſich ſelbſt nichts zu Dank machen könne.“ — Dies Trauerſpiel war Robert Guiscard, und nach dem Eindruck der Bruchſtücke, die Kleiſt ihm vortrug, ſchrieb Wieland: „Wenn die Geiſter des Aeſchylus, Sophokles und Shakſpeare ſich vereinigten, eine Tragödie zu ſchaffen: ſie würde das ſein, was Kleiſt's Tod Guiscard's des Normannen, ſofern das Ganze demjenigen entſpräche, was er mich damals hören ließ. Von dieſem Augenblick war es bei mir entſchieden, Kleiſt ſei dazu geboren, die große Lücke in unſerer Literatur auszufüllen, die, nach meiner Meinung wenigſtens, ſelbſt von Schiller und Goethe noch nicht ausgefüllt worden iſt; und Sie ſtellen ſich leicht vor, wie eifrig ich nunmehr an ihm war, um ihn zur Vollendung des Werks zu bewegen.“

---

*) Fräulein Wilhelmine v. Zenge in Frankfurt a. d. O. wurde nachmals die Frau des Philoſophen Krug, in jener Zeit Profeſſor an der dortigen Hochſchule, ſpäter in Leipzig. Seit Krug's Tode lebt ſie in Dresden.

Dies Werk blieb als Ganzes ungeſchaffen; zum dramatiſchen Dichter fehlte die dramatiſche Nation, die ſich ſchöpferiſch in den Lebensnerven ihrer heiligſten Aufgaben erfaſſen läßt. Auch der Menſch Kleiſt blieb ein Bruchſtück, das an ſeiner Vollendung, an ſeiner Berechtigung zur Exiſtenz irre wird. Die Fürſten Deutſchlands hatten damals aufgehört, ſich der ringenden dichteriſchen Geiſter zu bemächtigen. Die Nation, vor deren Augen ſich das Talent entwickeln ſollte, war knechtiſch in ſich zerfallen; der gemeinere Anreiz zum Schaffen und Wirken reichte bei Kleiſt nicht aus, oder griff bei ihm fehl, und ſo blieb dem ſtarken Geiſte nur übrig, nach vielfachen Verſuchen zur Exiſtenz ſich für gleichgültig, für überflüſſig zu erachten. Lag der Keim des Sterbens ſo früh in ihm, ſo ſtaunt man eher über das wiederholte Aufgebot ſeiner zerſchmetterten Kräfte, über die wiederholten Verſuche zu Dichtungen, die auch als Bruchſtücke glorreich daſtehen. Uns bleibt nichts übrig, als ihm nachzuſchauen, wie weit er der Grenzlinie des Wahnſinns nahe rückte, bevor ſein zerſtörtes Leben endlich und entſchieden ſich gegen ſich ſelbſt waffnete. Den Tod der Verzweiflung an den Ergebniſſen der Wiſſenſchaft hatte er überdauert; die Verzweiflung am Vaterlande überwand er nicht.

Den eignen Wahnſinn hatte er bezwungen; der fremde Wahnſinn kam ihm wie ein Zufall zu Hülfe, da er ſich mit ſeinem beſten Wollen reif zur Vernichtung erſchien. —

Kleiſt war 1804 von Weimar nach Dresden gegangen, um ſeinen dichteriſchen Arbeiten zu leben. Allein ſein Robert Guiscard wurde nicht fertig. Mit ſeinem Freunde Pfuel; dem preußiſchen General, der in unſern Tagen als Greis an der Vereinbarung zwiſchen Volk und Krone ſcheiterte, wie er früher als Mann an dem Aufgebot des Tugendbundes geſcheitert war; — mit dieſem ſeinem Freunde ging Kleiſt nochmals nach der Schweiz und Frankreich. Die krankhafte Seelenſtimmung des Dichters trat immer ſchärfer und drohender hervor. Er ſchien bereits damals den Tod zu ſuchen; er machte kein Geheimniß daraus und entlief erbittert dem Freunde, der ihm gegen den Wahnſinn eines unmännlichen Gelüſtes ſeinen Abſcheu ausgeſprochen. Völlig entzweit mit Pfuel in Paris, überkam ihn aber doch von neuem eine Sehnſucht nach dem Vaterlande. In Mainz hielt ihn eine tödtliche Krankheit gebunden, die ihn vielleicht geiſtig nochmals rettete. Seinen Freunden ſechs Monate lang ganz entſchwunden, ſoll er nach ſeiner Geneſung eine Bekanntſchaft mit der Günderode und mit der Tochter eines Predigers in Wiesbaden ein zartes Verhältniß angeknüpft haben. Liebedürftig war ſein Herz; vielleicht aber weniger liebefähig. Das iſt der Fluch der Einſamkeit. — Aus einer Aeußerung Wieland's geht hervor, daß Kleiſt damals in Koblenz den Einfall gehabt, ſich bei einem Tiſchler zu verdingen. Vielleicht wollte er verſchwinden und enden, indem er ſich auf dieſe Weiſe der Welt entzog. Plötzlich aber ſteht er Nachts in Potsdam wieder vor dem Bett ſeines Freundes Pfuel. Die Seinigen ſtürzen zu ihm; ſie arbeiten daran, den ſchon verloren Geglaubten für eine menſchliche Exiſtenz in der Heimath zu gewinnen. Er gibt nach, er treibt in Berlin Kameralwiſſenſchaften und geht auf Altenſtein's Verwendung im Finanzfache nach Königsberg. Wie ſein guter Geiſt ſtellte ſich auch dort Pfuel wieder bei ihm ein. Auf die Verſöhnung der Freunde folgten gemeinſchaftliche dichteriſche Arbeiten, deren Ergebniß das Meiſterwerk Kleiſt's, die Novelle Kohlhaas, war. Die Macht und Größe ſolcher Dichtung ſchreckte die Zeitgenoſſen mehr, als daß ſie den Genius in ihr erkennen und bewundern lernten. Die Erſchlaffung der Geiſter ertrug kaum die Gewalt einer Schöpfung, deren Geſtalten, wie aus geſchliffenem Granit gearbeitet, einem markloſen Geſchlecht unzugänglich blieben. — Seine Stelle in der Finanzkammer gab er auf, und ſeine Dichtungen nahm das Zeitalter wie todtgeborne Kinder in Empfang.*) Die Zeit war für allen Schwung einer höhern Kraftentwickelung blind und taub. Das Vaterland Preußen war erniedrigt, es unterlag von außen, weil es von innen der Schmach einer ſittlichen Entnervung anheimgefallen war. —

Daß Kleiſt in politiſchen Dingen kein Träumer war, daß er den Drang der Verhältniſſe mit ſcharfem praktiſchen Blick aufzufaſſen im Stande, beweiſt ſein Wort an Rühle vom Ende December 1805. „So wie die Dinge (in Preußen) ſtehen,“ ſchreibt er, „kann man kaum auf viel mehr rechnen, als auf einen ſchönen Untergang. Was iſt das für eine Maßregel, den Krieg mit einem Winterquartiere und der langweiligen Einſchließung einer Feſtung zu beginnen! Biſt Du nicht mit mir überzeugt, daß die Franzoſen uns angreifen werden, in dieſem Winter noch angreifen werden, wenn wir noch vier Wochen fortfahren mit den Waffen in der Hand drohend an der Pforte ihres Rückzuges aus Oeſtreich zu ſtehen? Wie kann man außerordentlichen Kräften mit einer ſo gemeinen und alltäglichen Reaction begegnen! Warum hat der König nicht gleich bei Gelegenheit des Durchbruchs der Franzoſen durch das Fränkiſche ſeine Stände zuſammenberufen, warum ihnen nicht in einer rührenden Rede — der bloße Schmerz hätte ſie rührend gemacht! — ſeine Lage eröffnet? Wenn er es blos ihrem eignen Ehrgefühl anheimgeſtellt hätte, ob ſie von einem gemißhandelten Könige regiert ſein wollten oder nicht, würde ſich nicht etwas von Nationalgeiſt bei ihnen geregt haben? Und wenn ſich dieſe Regung gezeigt hätte, wäre dies nicht die Gelegenheit geweſen, ihnen zu erklären, daß es hier gar nicht auf einen gemeinen Krieg ankomme? Es gelte Sein oder Nichtſein; und wenn er ſeine Armee nicht um 300,000 Mann vermehren könne, bliebe ihm nichts übrig, als ehrenvoll zu ſterben. Meinſt Du nicht, daß eine ſolche Erſchaffung hätte zu Stande kommen können? Wenn er all ſeine goldenen und ſilbernen Geſchirre prägen, ſeine Kammerherren und Pferde abgeſchafft hätte, ſeine ganze Familie ihm darin gefolgt wäre, und er, nach dieſem Beiſpiele, gefragt hätte, was die Nation zu thun Willens ſei?" u. ſ. w.

---

*) Auch die Marquiſe v. O. ſchrieb Kleiſt in Königsberg, beendete den zerbrochenen Krug, begann die Pentheſilea, bearbeitete den Amphitryo des Molière.

Als nach der Schlacht bei Eilau die Parteigänger auftauchten, wanderte Kleiſt mit Pfuel und zwei andern Officieren zu Fuß nach Berlin. Hatten ſie den Entſchluß gefaßt, ſich den Freiſchaaren anzuſchließen, die den deutſchen Guerillakrieg begannen? Hatte Kleiſt damit einen neuen Lebenszweck, einen Spielraum für ſeine müßigen Sinne gewonnen? War er, der am Wiſſen verzweifelt, an der Poeſie, an aller Lebensthätigkeit bankerott geworden, nicht recht eigentlich berufen zur That, zur That für's Vaterland, ſie mochte zum Siege oder zum Tode führen, der ihm ſchon ohne Ziel und Zweck als wünſchenswerth vorgeſchwebt? Wir erfahren nichts davon. Der greiſe Pfuel könnte hierüber Rede ſtehen; die Mittheilungen kamen durch E. v. Bülow nur aus der dritten Hand. — Kurz vor Berlin trennte ſich Pfuel von den Freunden. Beim Thore angehalten, erwies ſich Kleiſt ohne Paß; er führte nur ſeinen alten Abſchied von ehedem als Lieutenant von der Garde in der Taſche. Dies verdächtigt ihn um ſo mehr; man hält ihn für einen Werber von Schill's Corps und führt ihn nach Frankreich ab, wo er im Fort de Jour, in demſelben Gefängniß, das ſeiner Zeit den kühnen Neger Touſſaint Louverture beherbergt hatte, ein halbes Jahr lang Gefangener war. Er ſoll dort in der Einſamkeit viel gedichtet haben. Schrieb er vielleicht dort „die Verlobung auf St. Domingo", jenes üppig wilde, ſchickſalſchwere Bild vom Negerleben? Das Blut wallt und dampft in dieſer Dichtung bis zum Erſticken. In düſterer Gewaltſamkeit will ſich die Schwermuth befreien, aber die Luft liegt wie ein Samum über allem Thun der Menſchen; ein Wirbelwind regt Alles auf, um es wieder zu Boden zu drücken. — Manche von

Kleiſt's Novellen trägt Kerkerſpuren an ſich. Bei ſoviel Haſt und Qual der Empfängniß ſo wenig Sonnenſchein und Licht zur Geburt! Das Grauſenvollſte und das tief innig Zarteſte gibt er, wie im „Findling", mit der froſtigen Kälte des Zeitungsſchreibers. Nur in einzelnen Blitzen beleuchtet er wunderbar groß erdachte Situationen, geſpenſtiſch räthſelhafte Gruppen, Geſtalten, die aus der Hölle ſteigen, um den Himmel zu ſtürmen, und doch echt menſchlich ſind in all ihrer furchtbaren Größe. Aber wie Kleiſt als Menſch kein Talent zum Glück hatte, ſo fehlte ihm als Dichter auch das Behagen am Schaffen. Er motivirt, aber er entwickelt nicht; er erfindet, aber verſchmäht die Combination der Uebergänge. Als Menſch ohne Sonnenſchein der Liebe, als Dichter ohne jene Lebenswärme, die ſtetig Geiſt und Leib durchwallt: ſo durchſchauert ihn Froſt und Gluth in großen wechſelnden Zuckungen. Mächtig in der Erfindung, zerſtückelt und gebrochen in der Ausführung: ſo ſtehen ſeine tiefſten Schöpfungen fragmentariſch vor uns. Das Einfachſte kann er am wenigſten geſtalten, das Gewöhnliche verachtet er ſelbſt, wo es zur Verknüpfung des Ungeheuern nöthig wird. Nur was aus den Banden der Regel tritt, es ſei Erhabenes oder Verworfenes, reizt, erfüllt und beſchäftigt ihn. Und ſo offenbart dieſer Rieſe an Dichterkraft nicht ſelten die Unbeholfenheit des Dilettirenden; den Reichthum ſeiner Stoffe gibt er in ſtarken Farbenaufwürfen ohne alle Vertreibung mit dem Pinſel auf die Leinwand. Dabei iſt er in einzelnen Gruppen, wie ſelten Einer, ein plaſtiſcher Meiſter. Er beſpricht nichts, die Gebilde ſtehen in feſten Formen da. Er ſelbſt bleibt faſt ſo tief wie Shakſpeare hinter ſeinen Geſtalten verſteckt. Angſt und

Sorge, Gram und Verzweiflung an ſich ſelbſt ziehen nur wie ſtumme Wetterwolken über das Gemälde objectiver Menſchenwelt. Sein Glaube an nationale Geiſtesgröße dämmert nur von fern herüber in eine knechtiſch entartete Gegenwart. — Neben ſeinem Kohlhaas, dem großen Bilde deutſchen Mannestrotzes in alter Zeit, ſteht der „Zweikampf" als eine Feier deutſcher Frauenwürde glorreich da. Auch im Kohlhaas iſt der Tiefſinn nicht ohne Sonderlingslaune, nicht ohne ſkizzenhafte Zerriſſenheit, nicht ohne die Willkür des viſionären Somnambulismus. Aber die Energie, die das Alles trägt und bewältigt, ſucht ihresgleichen, und im „Zweikampf" hat die Kraft und die Tugend des deutſchen Mittelalters in all ihrem Glanz menſchlicher Charakterwürde ihr unerreichtes poetiſch vollendetes Meiſterbild.

Unter dieſer Kraft ſeiner Gemälde erlag der Schöpfer in einer that- und gedankenloſen, kraft- und ehrloſen Gegenwart. Er ſaß im Gefängniß von Joux und bemalte ſich die Wände mit den Träumen ſeiner gramgequälten Phantaſie. Deutſchland in Ketten! Der Gedanke machte ihn wild und hielt ihn zugleich gebunden. Seine eigne Haft erſchien ihm dagegen gering. Was ſind das für Zeiten! ruft er aus Frankreich nach Deutſchland hinüber. — Man hatte ihn immer in der Zurückgezogenheit ſeiner Lebensart für iſolirt von der Welt gehalten, und doch war niemand damit inniger verbunden als er. — „Wie troſtlos iſt die Ausſicht, die ſich uns eröffnet! ſchreibt er auf einen Brief, der ihn tröſten ſollte. Zerſtreuung, und nicht mehr Bewußtſein, iſt der Zuſtand, der uns wohlthut. Wo iſt der Platz, den man jetzt in der Welt einzunehmen ſich erſtreben könnte, im Augenblicke, wo Alles ſeinen Platz in verwirrten Bewegungen verwechſelt? Glücklich ſein? Wer kann auch nur den Gedanken noch wagen, wenn Alles im Elend darniederliegt? Ich arbeite, wie Sie wol denken können; jedoch ohne Luſt und Liebe zur Sache. Wenn ich die Zeitungen geleſen habe, und jetzt, mit meinem Herzen voll Kummer, die Feder wieder ergreife, ſo frage ich mich wie Hamlet den Schauſpieler: was iſt mir Hekuba?" —

Durch geſandtſchaftliche Vermittelung ward Kleiſt wieder frei; ein Freund, der verſtorbene Rühle v. Lilienſtern, verhalf ihm dazu, nach Deutſchland zurückkehren zu können. Kleiſt ließ ſich in Dresden nieder, er widmete ſich von neuem ſeinen dichteriſchen Arbeiten. Im Körnerſchen Hauſe, dem Zufluchtsort bedrängter Poeten, lernte er ein Mädchen kennen, das ihn zu lieben ſchien. Sein Herz dürſtete nach einer Seele, die ſein eigen wäre. Aber ſie ſollte ihm angehören, wie ein freier Geiſt dem freien Geiſte. Abermals quälte ihn der alte übernächtige Kitzel, ein Frauenherz aus all ſeinem ſonſtigen Zuſammenhange zu reißen, ohne ihm eine heimiſche Stätte ſichern zu können. Die Geliebte ſollte ihm insgeheim angehören ohne Mitwiſſenſchaft der Ihrigen; der gemeine Trödel der fraubaſenhaften Zuſammengehörigkeit entadelte für ihn das Verſtändniß der Seelen. Die junge Dame widerſtand ſolchem Bündniß; Kleiſt's krankhafte Stimmung mochte ſie ohnedies ſchrecken. Er brach das Verhältniß ab und dichtete das Käthchen von Heilbronn, um der Geliebten und der ganzen Welt im dichteriſchen Bilde zu zeigen, wie das Weib lieben müſſe, ganz kindlich ſeeliſch, ganz ſomnambul verloren, ganz reine Magd mit verzückter Engelsmiene und mit dem Seufzerhauch: Mein hoher Herr! Eine Zwiſchenträgerin, hieß es, habe aus Abneigung gegen ihn auf die Trennung eingewirkt; er zeichnete ſie in der Karikatur der Kunigunde. — Kleiſt war damals in Dresden von neuem reif zum Sterben. Er nahm, wird berichtet, Gift; Rühle fand ihn halb entſeelt. Gerettet, ſchwebte er wiederholt zwiſchen Wahnſinn und Selbſtmord auf der irren Grenzlinie eines zerſtörten Lebens, das ſein Ende ſucht und es noch nicht finden kann. Rühle's Frau erzählte, Kleiſt habe ſich damals eingebildet, Adam Müller's Gattin zu lieben. In wilder Verrücktheit, während er das Geſtändniß macht, ergreift er den Gatten auf der Brücke, um ihn in's Waſſer zu ſtürzen. Spuren förmlicher Tollheit waren alſo eingetreten. — Und doch war die Macht ſeines Geiſtes ſtärker. Kleiſt überwand auch den Irrſinn, um — dem Zufall zu erliegen.

Um jene Zeit (1808) lernte ihn Tieck in Dresden kennen. Er ſchilderte Kleiſt von mittlerer Größe, ziemlich ſtarken Gliedern, ernſt und ſchweigſam, ohne alle Spur von vordringender Selbſtgefälligkeit, voller Merkmale eines würdigen Stolzes. Kleiſt ſchien ihm mit den Bildern, die man von Torquato Taſſo kennt, Aehnlichkeit zu haben; auch die ſchwere Zunge, ſagt Tieck, war ihm mit Dieſem gemein. Aus zwiſchenlaufenden Bemerkungen anderer Genoſſen des Dichters entnehmen wir, daß er perſönlich verlegen war, leicht ſtotterte, leicht erröthete. Nach einem Miniaturbilde des alten Krüger aus dem J. 1801 gibt uns E. v. Bülow einen Stahlſtich zum Titelblatt der Briefe. Ein Kindergeſicht blickt uns hier entgegen, ehrlich, edel, treu und gut, mit mächtigen Augen, die ihre Brauen wie Schwalbenfittiche über die dunkeln Blicke breiten. Das Lächeln der

Lippe, das er in einem Briefe an Wilhelminen für eine abſichtliche Huldigung, um ihr zu gefallen, erklärte, hat ganz etwas geſchlechtlos Kindhaftes, und ſteht mit dem energiſchen Schwung ſeines Augenpaars um ſo entſchiedener im Widerſtreit. Dieſer Widerſtreit ſchien aber geiſtig wie phyſiſch in ſeiner ganzen Natur zu liegen. Kleiſt war und blieb als Menſch eine nicht fertig gewordene Römerſeele mit dem Gemiſch knabenhafter Gelüſte, die die Würde des Mannes kreuzten, die ſtolze Hoheit ſeines Weſens beeinträchtigten. Steckt hier der von Bülow angedeutete organiſche Fehler? Soviel tiefes, liebeſuchendes Bedürfniß bei ſo viel Unfähigkeit zum Glücke; ſoviel Unſchuld der Kindernatur blieb hier mit ſoviel Männergröße und Männerkraft im unausgeglichenen Streite.

Wieviel Energie in ihm war, beweiſt der wiederholte Aufſchwung ſeiner Natur nach ſoviel Niederlagen. Er war ſchon ſo viele Tode geſtorben, und noch immer lebendig! Ein glühender Haß gegen die Unterdrücker des Vaterlandes ward von neuem in ihm ein Lebensquell. Kleiſt dichtete in Dresden ſeinen Hermann, ein Gedicht, das die Nation aus ihrer Schmach aufrufen ſollte; es ging unter dem Siegel des Geheimniſſes als Manuſcript von Hand zu Hand. Jetzt brach der Krieg des Jahres 1809 gegen Frankreich aus; von den tyroler Bergen flackerten die Wachtfeuer der jungen Freiheit. Kleiſt ſchrieb die Ode „Germania"; alle ſeine Hoffnungen waren wieder wach, ſein Geiſt ſchüttelte die Wolken der Krankheit und des Irrſinns von der Stirne. Der Verkehr mit Adam Müller in Dresden brachte ihn zu dem Entſchluß, von Oeſtreich aus für die Sache Deutſchlands thätig zu ſein. Kleiſt ging nach Prag; fragmentariſche Aufſätze und Gedichte bekunden ſeinen Plan, die geſammte Nation zum Aufſtand gegen den fränkiſchen Tyrannen aufzurufen. Wir ſehen ihn abermals an Pfuel's Seite, mit dem er nach Wien gehen will. Während der Schlacht von Aſpern iſt er im Hauptquartier des Erzherzogs Karl; mit vorſchneller falſcher Siegesbotſchaft eilt er nach Prag zurück. Mit dem ehrloſen Frieden, der auf Oeſtreichs Heldenſchlachten folgte, bricht ſein Muth für die deutſche Sache zuſammen. Er nagt nun wieder an ſeinem perſönlichen Mißgeſchick, er nagt am Hungertuche des eignen Grames, und die Nation erkennt in ihm den Dichter nicht an, der die deutſche Ehre aufzurufen im Stande geweſen wäre; ſein beſtes Dichten verklingt in der Wüſte einer faſt unerſchütterlich verſunkenen Zeit. Seine „goldne Schweſter", wie er die Schweſter ſeiner ehemaligen Braut genannt, ſieht ihn in Frankfurt a.d.O. wieder, ganz gebeugt vom Unglück des allgemeinen Leids, eben ſo geknickt vom eignen Gram. Es waren damals mannichfache Dichtwerke von ihm erſchienen. Sie fragt, was er arbeite; er ſagt ihr Verſe her, die der Nation in's Herz geſchrieben ſein ſollten; ſie iſt entzückt und fragt verwundert, von wem das ſei. Da ſchlägt er die Hände über ſeine Stirn zuſammen und ruft ſchmerzlich weinend: O mein Gott, warum mache ich denn Gedichte? Kennt mich denn Niemand? —

Man weiß nicht wieder von Momenten, wo ihn Wahnſinn beſchlichen hätte. Er war zerrüttet, fertig mit ſich und der Welt; aber er blieb ruhig, gleichgültig, todeskalt. Trotz dem rafft er ſich noch einmal mit all ſeinen höchſten Kräften zu einer Dichtung auf, zu ſeinem letzten groſen Meiſterwerke, dem Prinzen von

Homburg. Auch hier feurige Vaterlandsliebe, heldiſche Kraft, die im Ringen nach dem Höchſten unter dem Druck eines Verhängniſſes zu erliegen droht, während eine Gnade von oben das Mißgeſchick löſt und ſühnt. Auch hier vollendete Plaſtik in heroiſchen Geſtalten wie im brandenburger Kurfürſten; auch hier viſionäre Phantaſtik, die aus der Nacht der traumbefangenen Seele ſich geſpenſtiſch hereindrängt in die helle Tageswelt, aber bezwungen wird vom guten Ungefähr, das als Gottheit waltet. Es galt jetzt brandenburgiſche Vaterlandsliebe für Deutſchland zu erwecken, die Geiſter von dieſer Seite her zu beflügeln, bis ein allgemeiner Schwung die Herzen der Deutſchen zuſammenführte. Die deutſchen Herzen wurden erſt warm, als das ſeinige längſt in Aſche verſtäubt war, ein Doppelhügel die That des zweifachen Mörders deckte. — Kleiſt's Prinz von Homburg ward gleichgültig beſeitigt; die Größe darin erfüllte mit Schrecken, die Seltſamkeit mit prüdem Widerwillen; Tieck allein rettete das Stück von der wahrſcheinlichen Vernichtung, die ihm bei dem Zuſtand der Zeitgenoſſen drohte.

Dies war des Dichters letzter Aufſchwung, ſein letzter Verſuch, zu leben und geiſtig ſeine Exiſtenz zu bethätigen. Er vegetirte ſeitdem in Berlin, in den Kreiſen Adam Müller's, deſſen Sophiſtik auf ein krankes Gehirn nicht eben heilſam wirken mochte. Adolfine Vogel, oder, wie Kleiſt ſie nach ihrem zweiten Namen, Henriette, nannte, die Frau eines Kaufmanns in Berlin, ward ſeine Freundin. — Man hat geleugnet, daß gegenſeitige Neigung ſie zu einander geführt. — War Kleiſt in ſeiner todesmatten Stille zu einer Leidenſchaft nicht mehr fähig, ſo ſteht doch die Traulichkeit der

Freundſchaft zwiſchen Beiden feſt. Sie muſicirten zuſammen, ſie ſahen ſich täglich, ſie wurden einander zum Bedürfniß. Wer will hier ſondern und ſichten, was Freundſchaft, was Liebe in ſolcher Macht der Gewöhnung war? Aus dem Nebel des Trübſinns, der beide Seelen deckte, konnte freilich weder das entſchiedene Glück noch das Unglück einer Verirrung der Sinne erwachſen. Die Freundin war krank in ihren Nerven, vielleicht geſtört in ihrem phyſiſchen Naturell, vielleicht auch nur unerfüllt, unbefriedigt in ihrem ehelichen Verhältniß, ohne doch Grund zu haben, den geſetzlichen Lebensgefährten anzuklagen. Sie hielt ſich für das Opfer einer tödtlichen Krankheit in ihrem Organismus, und hat ſich auch darin getäuſcht. Kleiſt täuſchte ſich mit nichts mehr. Er hielt das elend hinſiechende Vaterland für todt auf ewig, ſich ſelbſt aber für überflüſſig, an der Leiche der deutſchen Nationalehre den müßigen Todtenbeſchauer zu machen. Man ließ ihn darben, er wußte nicht mehr, wie lange er dem drückendſten Mangel ſich noch entwinden könne; Keiner aber ahnte, daß ein großer Menſch ſich gegen den kleinlichen Jammer nur auf eine Zeitlang mit Verachtung waffnet, und dann das Heiligſte endlich für gering anſchlägt, weil ihn das Geringe, das Gemeine überwältigt. Kleiſt wäre verhungert, da er als Kavalier auf der Landſtraße nicht betteln konnte, als Mann ſich zu ſtolz fühlte für gemeine Dienſte, nachdem er mit dem Aufgebot ſeiner höchſten Kraft an dem Zeitalter geſcheitert war. Kurz nach ſeinem Tode ward im Winkel irgend einer Miniſterſchreibſtube zu Berlin ein Erlaß zu ſeiner Unterſtützung im Entwurfe gefunden; Beweis genug, daß ſein Mangel Thatſache war. Hierüber iſt niemand anzuklagen als der Lauf der Welt; der Dichter Kleiſt war für ſein Zeitalter unbrauchbar, und das Gefühl davon gab ihm ſchließlich nüchtern und einfach den Todesgedanken. Was er als Gelüſt des Wahnſinns, als Geburt krankhafter Aufregung wiederholt in ſich bewältigt und beſeitigt hatte, reifte endlich als Ergebniß kalter Gleichgültigkeit. Das Verſprechen, das ein Weib ihm abgeliſtet, ſie zu tödten, weil ſie ſich für einen Raub des Todes hielt, war ihm nur ein willkommener Vorwand. Möglich, daß er den Entſchluß dieſer Frau als ſtille Tollheit erkannte, und ihn doch als berechtigtes Motiv gelten ließ. Noch möglicher, daß er, wie ſeine Dichtungen bekunden, die Grenze zwiſchen Geſundheit und Krankheit der Seele nie feſt zu ziehen wußte. Sein lange angebahnter Weg zum freiwilligen Tode führte ihn durch den Zufall, der ihm die Frau in die Arme trieb, ſchließlich an's geſteckte Ziel.

Deutſchland verlor in ihm freiwillig einen ſeiner edelſten Söhne. Deutſchland iſt reich an ungenutzten Kräften, reich an vergeblichen Opfern, an Opfern, die es gleichgültig hinnimmt. Als das Vaterland endlich aufſtand aus ſeiner Schmach, als es die Ketten vom Nacken abſchüttelte, als es die Stirn erhob im Gefühl und Vorſatz, wieder ehrlich und frei zu ſein, da gedachte es kaum noch ſeines edeln Dichters, der im Gram um den Verluſt der nationalen Heiligthümer und im verworrenen Schmerz über ſich ſelbſt freiwillig hinſank. Und Deutſchland hatte doch nie Ueberfluß an edeln Kräften, auch nicht, als es mit der Fauſt ſich endlich frei gemacht nach außen, um die innere Knechtſchaft noch lange eben ſo duldſam zu tragen.

Unfern der alten Landſtraße, eine Meile vor Potsdam, beim Gaſthauſe, das nach dem Wirth „zum Stimming" hieß, dicht am Wanſee, der auch der Heilige See genannt wird, fiel Kleiſt am 21. November 1811 mit ſeiner Freundin von ſeiner eignen Hand. — Nach alter märkiſcher Landesſitte waren die beiden Gräber lange Zeit mit Föhrenzweigen bedeckt, zu denen mancher Wandersmann, der vorüberging, einen neuen legte. Neben der Eiche an ſeinem Grabe ſteht jetzt ein unbehauener Granitwürfel, den ihm nachträglich alte Freunde ſetzten.

Karl Seydelmann.

Ueber Seydelmann hat das kritiſche Deutſchland in Zeitſchriften, Broſchüren und Büchern eine ganze Literatur aufzuweiſen. Sein Tod, für alle überraſchend früh, ward nur erſt recht Veranlaſſung, ſich über den großen Schauſpieler auszuſprechen, an den die Dichter ihre Hoffnungen knüpften, auf den Philoſophen zum Beleg ihrer äſthetiſchen Axiome hinwieſen, deſſen Erſcheinen auf jeder Bühne Deutſchlands ein ungewöhnliches Feſt geweſen war. Hier und da hatten ſehr laute Stimmen ſogar eine Wiedergeburt des deutſchen Theaters von ihm verkündet. — Ich gehöre in Sachen dramatiſcher Kunſt ſehr leicht zu den Hingeriſſenen und bin einer rückſichtsloſen freudigen Hingabe an Stoff und Form, an Inhalt und Darſtellung gern eingeſtändig. Bei alledem wollte es mir ſcheinen, als rechneten mich die Leute Seydelmann gegenüber zu den Nüchternen, obſchon ich mir ſelbſt bewußt war, ſeine ganze Bedeutſamkeit und Größe zu erkennen. Den Manen des großen Mimen, der nach dem tiefſten Abgrunde der einfachen und nackten, aber durchdringenden Wahrheit rang, weiß ich für meinen Theil kein beſſeres Opfer zu bringen, als wenn ich aus zwei verſchiedenen Lebensepochen, wo ich ihn im Zuſammenhang beobachten konnte, die Eindrücke ſeines Spiels mir zurückrufe und in mir feſtſtelle.

Es war vor fünfzehn Jahren in Berlin, im Frühjahr 1835, als ich Seydelmann bei ſeinem dortigen Gaſtſpiel zum erſten Male in einer Reihe von Rollen ſah. Eine Betrachtung über ihn an jene Epoche anknüpfen, heißt ihm nicht zu nahe treten, denn ſein Gaſtſpiel in Berlin war der Glanzpunkt ſeines Ruhmes. Ein angehender Vierziger, war er damals auf der Höhe ſeiner Entwickelung, durchaus in ſich fertig, und zugleich noch im ganzen Vollgefühl ſeiner Kraft. Er war den Auffoderungen, in Berlin zu ſpielen, ſehr lange ausgewichen. Er kannte den Ort nicht blos, wie er ſich ausdrückte, als „ein Weſpenneſt der Kritik", ſondern auch als den Schauplatz der größten Meiſter in deutſcher Kunſt. Er fürchtete ſich nicht blos vor der Kritik der dortigen Tagesblätter — obſchon er an Ort und Stelle geſtand, ſie ſei wol im Stande zu Tode zu ſtechen, denn ſie ſei ſehr aufdringlich dort, werde einem in die Vorſtube geworfen, bringe allmälig um allen Humor; und was iſt der Künſtler ohne Humor? — Seydelmann fürchtete ſich beiweitem mehr und vielleicht lediglich vor den Schatten der großen Geiſter von ehedem, die noch in den Gedanken der Leute umgingen. Einige lebten in den Erinnerungen an Iffland, der Mehrzahl ſtand noch friſch und leuchtend Ludwig Devrient's geniale Geſtalt vor dem Auge des Geiſtes, Alle wurden noch warm bewegt, gedachten ſie, wie zu gleicher Zeit mit ihm die beiden Wolff, Beſchort und Lemm die claſſiſchen Gebilde der dichteriſchen Heroen in einem ſeltenen Geſammtſpiel vorgeführt. Indeſſen waren die Schatten der großen Todten doch ſchon blaß geworden; die Raupach'ſche Epoche lag dazwiſchen. Es ſei fern von mir, den dramatiſchen Verſtand in Raupach nicht hoch genug anſchlagen zu wollen. Die ſtarke Kraft in „Iſidor und Olga“ kann Niemand leugnen; in einer Gattung des Luſtſpiels, die zur ſatyriſchen Poſſe neigt, und im hiſtoriſchen Genreſtück, wie „Vor hundert Jahren“, hat er eine theatraliſche Virtuoſität entwickelt, die leider oft genug dem ächten Dichter fehlt. Aber dieſe Virtuoſität verführte ihn bei dem Mangel der höhern dichteriſchen Haltung auf dem Boden der geſchichtlichen Tragödie zu einer fabrikmäßigen Schnellſchreiberei, die uns im Zeitraum einiger Jahre den ganzen Cyclus der Hohenſtaufenhelden durch die Schablone ſchlug. Er hatte die berliner Bühne faſt amtlich in Beſchlag genommen, und wie er ſchrieb, ſo ſpielte man. An der Crelinger und einigen andern kraftvollen Naturen fand er tüchtige Träger für ſeine Stoffe; aber der Typus ſeiner Schöpfungen ging allmälig auf die Darſteller über. Seine hiſtoriſchen Tragödien waren nicht ohne ſcharfſinnige Dialektik abſtracter Gegenſätze erdacht und entworfen, aber ohne dichteriſches Leben, ohne individuelle Wahrheit und Wirklichkeit ausgeführt. Den hiſtoriſchen Charakter verwiſchte ſein fließender Jambus, der Schwung der Phantaſie wurde rhetoriſche Hohlheit, Rednerkünſte erſetzten das Feuer der wahrhaften Empfindung, und der Furor der tragiſchen Leidenſchaft verpuffte ſich in Declamationen. Die alte Richtung des Iffland'ſchen Zeitalters mit ihrer Wahrhaftigkeit, der äſthetiſche Schwung eines idealen Vortrags, wie ihn uns die beiden Wolff aus der Goethe'ſchen Schule vorgeführt, der wetterleuchtende Humor einer dämoniſchen Romantik, wie ſie in Ludwig Devrient ihren Vertreter gehabt — alle dieſe verſchiedenen Weiſen dramatiſcher Kunſt, wofern ſie ſich auf der berliner Bühne hätten fortpflanzen laſſen, wurden in der Raupach'ſchen Epoche auf ein mittleres Maß herabgedrückt, bei welchem ſich die rhetoriſche Routine geltend machte. Die theatraliſchen Künſte verdrängten die dramatiſche Kunſt, der Schein die Wahrheit, der Flitter das echte Gold. Die Bildung von Berlin fing überhaupt damals an ſich der Bühne zu entwöhnen. Einzelne Phänomene wie die Sonntag brachten auf kurze Zeit einen Schwindel in die Maſſe; aber ſolche aufflackernde Hitze bewies um ſo mehr die fehlende dauerhafte Wärme. Die Bildung von Berlin trieb damals Philoſophie; das politiſche Intereſſe war ſeit der Julirevolution wach geworden, drehte ſich aber noch nicht um heimiſche Dinge. Und während die Denkenden das Theater gründlich verachteten, kam die Theilnahme der eleganten Welt keineswegs dem Schauſpiel zugute. Spontini beherrſchte mit ſeinem Pomp die Oper, und das glänzende Ballet, die Liebhaberei des damaligen Hofs, war recht eigentlich im Stande, am Theater den Reſt von geiſtiger Bedeutſamkeit abzutödten.

In dieſer Zeit der Ebbe im deutſchen Schauſpiel kam Seydelmann nach Berlin. War der Moment günſtig, inſofern kein Nebenbuhler die Eroberung des Publicums ſtreitig machte, ſo war die Aufgabe, die Gleichgültigkeit gegen das herabgedrückte Schauſpiel zu durchbrechen, nicht gering. Dazu kam, daß die Schrift von Lewald, die Seydelmann mit Lob überſchüttete und ihn als den Vertreter einer neuen Epoche verkündete, ihm zufällig nach Berlin vorausging. Die Kriſis war dadurch nicht wenig geſteigert und das Publicum der norddeutſchen Hauptſtadt empfing den auswärts Gefeierten ſtumm und mit dem Argwohn, ob die Kritik nicht bloßes Schaumgold um ſein Haupt geheftet. Die Bildung Berlins iſt ein Erzeugniß der Kritik, mithin hat die dortige Kritik vor allem das Recht, auf eigenen Füßen ſtehen zu wollen, und der Sitz einer Kritik der Kritik iſt Berlin. Bei alledem und um ſo mehr war gleich der erſte Abend, an welchem Karl Seydelmann als Carlos im „Clavigo" auftrat, ein entſchiedener Sieg, ein Triumph im großen Styl. Das wurde, wie faſt immer Theatererfolge, aus der beſondern Stimmung im Publicum noch mehr erklärlich als durch Seydelmann's Spiel. Dies war nicht darauf berechnet, im Fluge hinzureißen. Er kannte ſehr wohl die Momente, wo die volle Schlagkraft der Kunſt wie ein Naturereigniß wirkt, aber er eröffnete ſehr vorſichtig die Schleuſen der Gemüthswelt, denn ſeine Mittel waren nicht darauf geſtellt, Exploſionen des Gefühls zu erregen. Er eroberte ſeiner Natur nach langſam, aber gründlich; er feſſelte unausgeſetzt, und indem er eine ganze Reihe ſeiner Geſtalten, feſt und ſicher in ſich gefügt, mit der ganzen eiſernen Conſequenz ſeines Weſens hintereinander vorführte, ſtieg die immerfort in Spannung gehaltene Hochachtung vor ſeinem Spiel endlich zu einer Bewunderung, deren lauter Ausbruch um ſo ſtärker wurde, je ſicherer der Grund dazu gelegt war. Seydelmann verſetzte Berlin in eine ſeit lange dort nicht gekannte Bewegung. Dieſe Aufregung ſtieg faſt zum Taumel, weil man ihre Möglichkeit auf den Bretern, wo deutſches Schauſpiel von Oper und Ballet überſchüttet war, nicht geahnt hatte. Selbſt die Beſonnenen nahmen Theil am Aufruhr der Geiſter, weil er diesmal nicht einem günſtigen Zufall von Reiz und Jugend, nicht dem launenhaften Verein glücklicher Naturbegabung, ſondern dem Erzeugniß langjähriger Studien, dem Ergebniß des Denkens, nicht der ſpieleriſchen Kunſt zugute kam. Aus den beabſichtigten zehn Gaſtrollen wurden 24. Und Seydelmann führte lauter Geſtalten vor, die in der Werkſtatt ſeines Geiſtes zwanzig Jahre gebraucht hatten um fertig zu ſein. Es war ihm nicht im Traume gegeben; er hatte ſogar Mühe, an einigen ſeiner Meiſterwerke in der Charaktermalerei, bei denen ihm augenblicklich nicht alle ſeine Kräfte zu Gebote ſtanden, die Schweißtropfen der Arbeit fortzuwiſchen. Ein Blüthenfrühling war ihm weder als Menſch noch als Künſtler gegönnt geweſen; er hatte ſeine Früchte durch einen naßkalten Sommer durchziehen müſſen, manche dieſer Früchte ſahen auf Augenblicke wie überwintert aus. Aber eine goldene Herbſtſonne, dünkt mich, ward ihm vollauf zu Theil; wie denn für den denkenden Schaffer und Künſtler, der das Feld der Ueberlieferungen gründlich durchpflügt, ſehr oft erſt das ſpätere Mannesalter eine Zeit iſt, wo er beim Einſammeln der Früchte den verſagten Frühling nachzufeiern ſcheint. Es war bei Seydelmann nur ſchickſalsſchwer, daß ſein Herbſt ſo kurze Dauer hatte.

Seydelmann's Schauſpielweiſe war den Berlinern etwas durchaus Neues. Hier war nicht die blitzartig wirkende Willkür des romantiſchen Devrient, auch nicht der Hauch der Idealiſtik, den der claſſiſche Zögling Goethe's über ſeine Geſtaltungen zu breiten wußte; mit Wolff hatte Seydelmann höchſtens die ruhige Conſequenz in Feſthaltung der Figuren, die Stärke der Reflexion und die Ruhe langſamer Zurüſtung gemein. Ergebniß tiefer anhaltender Studien war die Kunſt Beider, das rückte ſie in einer Beziehung, die hinter den Couliſſen lag, auseinander; ihre Richtung, ihre Zielpunkte auf den Bretern waren ſehr verſchieden. Seydelmann war ſo originell, daß er jede Reminiſcenz zurückdrängte. Er führte ganz neue Kräfte ins Feld, war ganz nur er ſelbſt, voll, groß, in ſich ſelbſt nur gefügt, aus rückſichtsloſem innern Bedürfniß erwachſen. An ihm machten wir in Berlin, wo die Philoſophie das Theaterintereſſe beſeitigt zu haben ſchien, eine ganz neue Entdeckung, die Entdeckung, daß es eine Schauſpielkunſt gebe, die durch ihren eigenen Geiſt, durch ihre eigene Kraft exiſtire, ſich ſelbſt Zweck ſei. Und dieſe Kunſt ſtellte ſich, ganz unabhängig von der dichteriſchen Schöpfung des Tages, Zielpunkte, die deutlich verriethen, daß ſie ſelbſt einen bedeutenden Aufwand wiſſenſchaftlicher Speculation zu ihrer Verfügung hatten. Iffland, erinnerte man ſich von Seiten der ältern Theaterfreunde, hatte auch Koſtüm und Zeitalter für ſeine Figuren ſtudirt; Graf Brühl, wußte man, ließ Archive und Rüſtkammern durchſtöbern, um dieſe Pappenheimer im „Wallenſtein“ geſchichtlich treu auftreten zu laſſen; in der Oper, im Ballet gab man Volksfeſte und Nationalaufzüge mit einer Opulenz, die zugleich charakteriſtiſch zu ſein den Anſpruch machte. Seydelmann mochte mit dem bittern Scharfſinn, der ihm eigen war, wo er Gebrechen und Eitelkeiten auf ſeinem Felde fand, allen dergleichen blos äußerlichen Apparat belächeln. Freilich ſtudirte er auch Koſtüm und Zeitmode; was in die Erſcheinung fiel, konnte ja nicht in Mißachtung liegen laſſen, wer eine Geſtalt aus innen heraus zur Erſcheinung bringen wollte. Aber er gab mehr als hiſtoriſche Richtigkeiten, er gab hiſtoriſche Wahrheiten, und die ſind allerdings nicht ohne innere Schau der Eingeweide, nicht ohne frommen, gläubigen Augurdienſt, nicht ohne pſychologiſche Erkenntniß des innern Weſens möglich. Seydelmann war auf der deutſchen Breterwelt im tiefſten Sinne des Worts ein Hiſtoriograph und ein Geſchichtsmaler. Wie er Karl XII., Ludwig XI., Cromwell hinſtellte, nicht blos in Maske und als Erſcheinung, ſondern lebendig aus einem Rahmen tretend, der von irgend einem alten Meiſter erſten Ranges, ſei es Tizian, ſei es Rembrandt, herzurühren ſchien: dieſe Art und Weiſe einer lebendigen Malerei, die die Geſtalten in Scene ſetzte und zur Action brachte, war in der deutſchen Schauſpielkunſt durchaus noch unerhört geweſen. Und zu dieſer Kunſt geſchichtlicher Charakterzeichnung geſellte ſich Seydelmann's Gabe, den Nationalgeiſt in der Perſönlichkeit zu verkörpern. Man erinnere ſich ſeines *Riccaut*, ſeines Vatel; wie durch und durch in jedem Zoll franzöſiſch war dort die frivole, hier die inſipide und naive Verlorenheit der Creatur. Sein Oſſip gab die Beſtialität des ruſſiſchen Leibeigenen, in deſſen Seele ſelbſt die zartere Regung die Schandmale der Knute nicht verleugnet und mit lallender Zunge ſie verräth. Sein Marinelli war Hofmann gewordener italieniſcher Bandit; ſein Mohr in „Fiesco" erſchien mit den wilden Sprüngen der afrikaniſchen Tigerkatze. An allen dieſen Geſtalten hatten ſich ſchon hundert Darſteller als Nationalmaler verſucht, weil hier die beſondere Aufgabe ſchon in der Charakteriſtik der Figuren liegt. Allein es hatte noch Niemand die Wahrheit bis zum Erſchrecken getroffen. Dieſe furchtbare Gewalt, die in gewiſſen andern Geſtalten bis zum Entſetzen trieb, übte Seydelmann's Kunſt über uns.

Dies war die eine Kraft in ſeinem Spiel. Sie war nicht denkbar ohne die vorangegangene zwanzigjährige Arbeit eines eiſernen Fleißes, nicht denkbar ohne die Qual der Nachtwachen und jene bange Sorge, die bei großen, keck hingeſetzten Zielen oft um die entſprechenden

Mittel zum Zweck verlegen iſt. Aber ſie beſtand doch nicht blos aus mühſam Erworbenem. Das Gefühl der Unzulänglichkeit angeborener Mittel, die Verzweiflung über Hinderniſſe, die ihm die Natur in den Weg gelegt, und zugleich die große Gewiſſenhaftigkeit ſeiner ſeltenen Energie trieben ihn zu Uebungen, wie ſie in der That nur Demoſthenes ſich auferlegte, um am Ufer bei dem rauſchenden Lärm der Woge mit Kieſelſteinen im Munde ein urſprünglich fehlerhaftes und zähes Organ geſchmeidig und dienſtbar zu machen. Aber jene Seydelmann'ſche Kraft in der Charakterzeichnung lag ebenſowol in einer tiefen Naturanlage begründet, in der angeborenen Fähigkeit, das Weſen des Menſchen bis in ſein verborgenſtes, feinſtes Geäder zu verfolgen, es aus ſeinen geheimſten Tönen zu erlauſchen. Man ſucht die Natur des Dichters und Künſtlers immer zu oft blos in der ſpieleriſchen Phantaſie, in der Fähigkeit der Erfindung, die wie über Nacht kommt. Sie beſteht, wo ſie ſich vollauf entwickelt, ebenſo ſehr in der angeborenen Gabe, den Menſchen zu verſtehen. Die ſogenannte Menſchenkenntniß iſt eine nach außen gerichtete Empfänglichkeit; der Künſtler muß nicht blos *die* Menſchen kennen, ſondern auch *den* Menſchen, er muß die Gattung am Einzelnen verſtehen und den Einzelnen in der Werkſtatt ſeines Werdens belauſchen können. Hierin lag Seydelmann's tiefſte Begabung und ſie ward bei emſigem Eifer ſeines forſchenden Triebes zu einer Virtuoſität, die nicht blos den Einzelnen in der Erſcheinung raſch wie ein Buch zum Durchblättern in die Hand nahm, ſondern auch das Geſchlecht in ſeinem Zuſammenhang mit Gott und Natur durchſchaute. Hier iſt die Größe von Seydelmann's Talent nach der einen Seite hin zu ſuchen.

Die andere Kraft in der Kunſt ſeiner Darſtellung, eng mit jener zuſammenhängend, war der Drang, unter allen Umſtänden wahr zu ſein, ſo wahr wie die Natur, die uns in ihrer ſchlichten Einfachheit oft rührt, ebenſo oft aber mit ihrer nackten Blöße uns erſchreckt, mit ihren Schrecken uns betäubt. Einfache, durchdringende, unerbittliche Wahrheit bezweckte ſein Spiel. Wol weiß ich, daß die Schönheit im Grunde nichts anderes will und nichts anderes iſt als Wahrheit. Beide ſind, wo ein guter Genius ſie behütet, Eins, treten im Kunſtwerke nicht anders als Hand in Hand auf. Aber die Schönheit will die Wahrheit der Natur nicht in ihren Anomalien, ſondern in ihrer Regel, in ihrem Zuſammenhang mit dem Göttlichen; die Schönheit will die Wahrheit des Einzelnen in ſeiner Harmonie mit dem Ganzen. Sie berechtigt das Böſe nicht, in einer dämoniſchen Uebergewalt aufzutreten, in der das Univerſum ſich aus den Fugen hebt. Seydelmann ſchlug die Macht der Schönheit, weil er in ſeinem Sinnen und Brüten ſich nicht von ihrem Genius bevorzugt fühlte, nicht hoch genug an, um ſich innerhalb ihrer Schranken ſeine letzten Ziele zu ſtecken. Er ging über ſie hinaus, er wollte mehr geben als Schönheit; und freilich war ſie auf dem Gebiet der dramatiſchen Kunſt zu ſeiner Zeit zu einer ſchwächlichen, in ſich glücklichen Convenienz herabgedrückt. Die dichteriſche Production ſtennte, die Darſtellung affectirte. Beide gingen entweder auf Stelzen oder waren gemein; der Ausdruck der Schönheit war ſpieleriſche Phantaſie geworden. Es gibt Kunſtepochen, es gibt Künſtlernaturen, die über den Bereich der Schönheit hinausgehen müſſen wie Michel Angelo. Was über den Begriff der Schönheit hinausgeht, kann Größe ſein. Und das Großartige, das Ungeheure war juſt für Seydelmann Ziel der Charakteriſtik in ſeinen bedeutendſten Geſtalten, namentlich in ſeinem Mephiſtopheles. Es war nicht Eigenſinn von ihm, nicht zufällig falſche Auffaſſung, daß er den Teufel des Volksbuchs in die Goethe'ſche Dichtung hereinſchleppte; es war die ſchließliche Conſequenz ſeiner Richtung und Methode. Mephiſto war jedoch in dieſer ganzen Glorie des Satans eine ſeiner ſpätern Leiſtungen. Er gab die Rolle damals nicht in Berlin und ich ſelbſt ſah ſie von ihm erſt einige Jahre nachher, als ich von neuem einen Cyklus ſeiner Geſtalten an mir vorübergehen ließ und die Ueberzeugung gewann, Seydelmann müſſe ebenſo ſehr wie in entgegengeſetzter Weiſe Ludwig Devrient für eine geniale Ausnahme, nicht für einen Prototyp in deutſcher Schauſpielkunſt gelten. In Berlin, bei dem großen Tumult der Aufregung, fühlte ich nur mit Allen gleich ſtark die Wirkungen der ungeſchminkten Wahrheit ſeines Spiels. Wir unterſuchten nicht, ob bei der Macht, die er übte, die Schauſpielkunſt, wie ſie ſollte, nur die Trägerin der Poeſie war oder unabhängig von dieſer ihre Glorie feierte. Wir ſtürmten das Parterre, das lange verſchmähte, und überwanden ſelbſt den Widerwillen gegen Stücke wie „Die Royaliſten", die uns wie eine ungeſuchte Parodie auf ihr Thema erſchienen. Seydelmann hatte ſich in ſeiner geiſtigen Bildung vom Mark der größten Dichtungen genährt, aber ſeine Virtuoſität als Schauſpieler war faſt noch größer, wenn er die kümmerliche oder flüchtige Arbeit von heute mit der ganzen Fülle ſeines Scharfſinns ergänzte und mitten in einem dürftigen Ganzen eine hiſtoriſch und pſychologiſch geordnete, feſte und ſelbſtändige Geſtalt gab. Sein Cromwell war ein ſolches ehernes Gebilde, das ſich als Schöpfung ſeiner ſelbſt, nicht auf dem Boden des Raupach'ſchen Stücks, getragen fühlte. So waren ſeine Geſtalten immer wie in ſich geſchloſſene Naturnothwendigkeiten, die in ihm ſelbſt wurzelten. Er ſchien mir weit mehr der letzte der großen Virtuoſen der Schauſpielkunſt als der Vertreter einer neuen Richtung, bei der es darauf ankommt, die Poeſie zu ihrem Rechte zu bringen. Daß dieſe ſeine Stellung zur Production ihm ſelbſt unbewußt war, hebt die Richtigkeit meiner Behauptung nicht auf.

Seydelmann war in Berlin plötzlich der Mittelpunkt der geiſtigen Tagesintereſſen geworden. Die Anhänger der alten Schule, die Ifflandianer, waren erſt recht voll ſeines Ruhmes; ſie fanden in ihm, was ſie längſt vermißt hatten, Realität, Wahrheit, wie ſie auf dem Felde der Malerei von den Niederländern nicht ſtraffer und ſchlagender gegeben wurde. Die claſſiſchen Idealiſten waren überraſcht, die Romantiker betäubt, die Philoſophiſchen, die Mehrzahl unter den denkenden Köpfen der Bildung, ſahen in Seydelmann den Vertreter ihrer Axiome, der in der einzelnen Erſcheinung den Gedanken verkörpere, im Individuellen nur das Allgemeine hinſtelle. Wo in Seydelmann's Spiel bei aller Größe ſeiner Kunſt phyſiſche Mängel zum Durchbruch kamen, da hieß es in der philoſophiſchen Kritik, der Geiſt habe in ihm die Natur überwunden, er habe ſie wider ihren Willen in ſeinem Dienſt. Daß nur die ungeſuchte Harmonie von Geiſt und Natur wie das Gedicht ſo auch die vollendete Darſtellung liefere, hat die Hegel'ſche Aeſthetik nicht gern eingeräumt. Eduard Gans ſchrieb damals die geiſt- und ſchwungvollen Aufſätze über Seydelmann. Er eröffnete darin bei Gelegenheit des „Kaufmann von Venedig" zuerſt jene Parallele zwiſchen Ludwig Devrient und Seydelmann, eine Parallele, die ſich ſpäter oft genug zum Aergerniß des großen Schauſpielers fortſetzte und in das unnützerweiſe feſtgehaltene Dilemma zwiſchen Genie und Talent, zwiſchen Inſpiration und Verſtandescalcul auslief. Devrient's Leiſtungen wurden als Eingebungen des Genies, Seydelmann's Spiel lediglich als Ergebniß des Verſtandes genommen, Inſtinct und Intelligenz als unzugängliche Gegenſätze feſtgehalten. Gans hatte zuerſt am Shylock die Verſchiedenheit erläutert, ob der Darſteller in dieſer Rolle den Juden oder das allgemeine Judenthum repräſentirte. Mich dünkt, Seydelmann habe ſo wenig wie Devrient in der Charakterrolle des Shakſpeare'ſchen Stücks irgend an Darſtellungs- und Gattungsbegriffe gedacht. Ihre verſchiedene Auffaſſung des Shylock lag in der verſchiedenen Art, wie ſie ſich überhaupt entwickelten und wie ſie im Werk des Dichters ihre Stellung ſuchten.

Mit jener Debatte war Seydelmann in Berlin naturaliſirt. Wir zählten ihn zu den Unſrigen, wir dachten nicht daran, daß er anderswo, zumeiſt durch ſich ſelbſt, dann aber auf einem Boden, der ihm ſeine Entwickelung nicht erſchwerte, geworden war was er war. Eine ſchöpferiſche Literatur unterſtützte ihn nicht und ſo hatte dort der große Schauſpieler nur das philoſophiſche Raiſonnement, an das er ſich lehnte, um geiſtig auszuruhen und geiſtig fortzuleben. „Das Publicum“, ſchrieb er in jener Zeit aus Berlin, „ſcheint es hier ſeit lange verlernt gehabt zu haben, von einem ſoliden Schauſpieler Notiz zu nehmen.“ Es wurde ihm Lob und Ehre in einer Weiſe zu Theil, daß in der That ſein Selbſtbewußtſein eine plötzliche Vollmacht über ſich und ſein Wirken erhielt. Und das geſchieht mir, ſchrieb er, an einem Orte, der mich nur mit Eſſig, nicht mit Wein zu bedienen gedachte, in dem gefürchteten Berlin. „Mit mir iſt Gott!“ ruft er ſchließlich mit der Frömmigkeit des echten naiven Künſtlers; „dafür bin aber auch ich nur ſein Geſchöpf bis zum letzten Athemzuge voll Dankbarkeit und Demuth.“ Die Epoche ſeines berliner Gaſtſpiels, davon abgeſehen, daß ſie ſeinen allgemeinen deutſchen Ruf begründete oder vielmehr flüſſig machte, hatte für den tiefen Ernſt des gewiſſenhaften Seydelmann jedenfalls das Gute, daß er ſich ſeitdem ſicherer fühlte, ſeine Natur, die immer mit ſich ſelbſt beſchäftigt, immer in tiefer Arbeit mit ſich ſelbſt begriffen blieb, nach außen hin ergiebiger machte. In Brief und Wort hat er ſeitdem die oft ſeltene Schlagkraft ſeines energiſchen Geiſtes, den nicht ſelten ſicher zutreffenden Inſtinct ſeiner Einſicht reichlicher entfaltet. Bei alledem ſchrieb er im April 1835 aus Berlin, er ſei mit einer Menge ausgezeichneter Männer dort bekannt geworden, deren Lob ihn endlich wol gar eitel machen könne; „aber ich habe“, fügt er hinzu, „ein unbegrenztes Mißtrauen gegen mich in mir, und immer ſchmecke ich Wein und Waſſer, Waſſer! Es kommt keine Ruhe in mein Weſen und von der unendlichen Wohlgefälligkeit, mit der ſich Tauſende meiner Collegen beantlitzen, ſehe ich nichts in meinem Spiegel, nichts!“ So tief war die gewiſſenhafte, die unausgeſetzte Arbeit mit ſich ſelbſt, ſo ehrlich dieſer Arbeiter im Weinberge ſeiner Kunſt.

Drei Jahre ſpäter, im Herbſt 1838 — Seydelmann war inzwiſchen Mitglied der berliner Bühne geworden — ſah ich ihn in 16 Rollen hintereinander auf dem leipziger Theater und hatte, fern von aller jener Debatte, die ſich doch immer ſchließlich in Abſtraction verflüchtigt, volle Muße, mich den Eindrücken des Seydelmann'ſchen

Spiels rückſichtslos hinzugeben. Ich will hier, um meine bedingte Bewunderung des großen Mimen zu motiviren, das Geſtändniß machen, daß ich in der Schauſpielkunſt überwiegend viel auf den Vortrag der Rede gebe, das Wort mit ſeinem Ton und Accent mir wichtiger iſt als Maske und Charakteriſirung in Geſtalt und Erſcheinung. Im Worte legt der Dichter ſeinen Inhalt nieder, und wer das Wort zu ſeinem Rechte bringt, macht weſentlich die Dichtung geltend. Das Herzgewinnende, das Gemüthbezwingende und alle dauernde Wirkung auf den Geiſt geht vom Ton des Wortes aus, geht ſicher und tief durch das Ohr in die geheime Seele des Hörers. Wir ſind mehr gewohnt das Publicum die Zuſchauer zu nennen; ich *halte* die Wirkungen, die ſich in der Maske und der bildlichen Charakterzeichnung bedingen, nicht für die geiſtigſten noch für die dauerndſten. — Seydelmann mußte in dieſen Wirkungen nachholen, was ihm im Vortrage nicht ganz erreichbar war. Sein Organ war nicht von der Art, daß es mit ſeinem natürlichen Ton die Herzen traf, die Geiſter durchwärmte. Er konnte im bloßen Vortrag der Rede den Affect nicht ſteigern, ſodaß es mir immer ſchmerzlich war, wenn ihn die Leute dennoch zur Declamation in Concertſälen drängten und mißbrauchten. Es war ihm nicht ſo leicht geworden, durch die natürliche Begabung ſchon zu erobern. Hat ihn das auf die andere Seite der Schauſpielkunſt gedrängt, zum großen Charakterzeichner gemacht, ſo geſtehe man ſich das ein und weiſe die Unterſuchung nicht ab, wo ſeine Größe zu ſuchen war. Es iſt ſelbſt vorgekommen, daß dramatiſche Autoren, weil ſein Geiſt ſie entweder ſchwindeln machte oder ihnen für ihre Stücke nöthig ſchien, ihn zwingen wollten, Helden und gar Liebhaber zu machen. Er mußte in Berlin einen Colombo ſpielen und das Pathos heroiſcher Naturen ward in ſeinem Vortrag entweder lahm oder graß. Wäre es ihm vergönnt geweſen, als Wallenſtein, Macbeth, Lear ebenſo wie in diaboliſchen Geſtalten zu glänzen, er würde mit dieſem Kern der Hochtragödie vielleicht für die Feſtſtellung des höhern Dramas in Deutſchland mehr gewirkt haben. Vielleicht hätten ihn dieſe Geſtalten mit ihrer Idealität auch zurückgerufen, wenn ihn ein dämoniſches Gelüſt dazu drängte, in gründlicher Ausmalerei der materiellen und nackten Wahrheit ein Aeußerſtes zu liefern. Dies war bei Darſtellung derjenigen Figuren der Fall, auf die er ſelbſt das größte Gewicht legte, da er mit ihnen in ſeiner Art nicht blos etwas Bewundernswerthes, ſondern das Aeußerſte ſeiner Eigenthümlichkeit leiſtete, das Endziel ſeiner Richtung aufdeckte. Ich nenne zuvörderſt ſeinen Franz Moor. Die „Räuber“ waren damals noch in Berlin verbotene Waare; Seydelmann that ſich auf der Gaſtreiſe gleichſam etwas zugute, im Franz eine Ausgeburt der Hölle zur Erſcheinung zu bringen. Denn darum ſcheint es ſich freilich bei dieſer Geſtalt zu handeln, die Hölle zu verkörpern, ohne einen Teufel zu liefern. Dieſe Verwahrloſung der Creatur, die Verworfenheit, aus Zufall und Abſicht, Blödſinn und bewußtem Kitzel zuſammengewürfelt, will immer noch ein menſchliches Gehäuſe haben. Seydelmann gab gleich beim erſten Auftreten einen geiſtigen und leiblichen Kretin, einen ſchlaff hingeworfenen Fötus, in dem ſich aber ſchon der ganze Miſſethäter regte. Dies Nachtſtück menſchlicher Seele mit Kienfackelbeleuchtung war wie nur irgend eine ſeiner Leiſtungen ein Triumph der Seydelmann'ſchen Malerei à la Höllen-Breughel. Es war deshalb ein abſolutes Meiſterſtück, weil der Sinn des Gedichts nichts Anderes will als losgelaſſene, wenn auch in menſchlicher Form erſchienene Hölle. Seydelmann, faſt immer ſchon in der erſten Erſcheinung fertig mit ſeinem Charakterbilde, war bei der weitern Entwickelung dieſer Figur überaus reich an ſcharfſinnigen Motiven, geiſtvollen Modulationen, kecken Einfällen. In der Scene, wo Amalie ihn entlarvt, nachdem ihr Franz mitgetheilt, Karl habe ihn beſchworen, die Geliebte nicht zu verlaſſen — er kniet noch vor ihr, das Gefühl der Ertappung ſeines heuchleriſchen Plans hält ihn wie gebrochen und doch gleichgültig am Boden feſt; nur eine Art Verlegenheit, ſo ſchnell überraſcht zu ſein, malt ſich in ſeinem verhungerten Geſichte —; da, halb aus Zerſtreutheit, halb aus ohnmächtigem Ingrimm, zerpflückt Seydelmann, um dieſe gemiſchte Stimmung zu verſinnlichen, eine Roſe, die ſich langſam unter ſeinen zerrenden Fingern in ihre Theile auflöſt und zu Boden blättert. Der Moment war von wunderbarer Wirkung. Ebenſo neu unterſtützt erſchien die Scene mit Amalien im Garten. Seydelmann gab ſie halb betrunken. Er fingirte, Franz käme vom Mahle; und nun tritt ſeine ruchloſe und doch nur ſpieleriſche Zudringlichkeit, die Feigheit der ohnmächtigen Wolluſt und die ſchnelle Entwaffnung, wie er ſich über ihre Hingebung täuſcht, in die richtige Beleuchtung und in einen Zuſammenhang, den uns ein Kenner menſchlicher Tiefe in all ihrer geiſtigen und moraliſchen Schwachheit eröffnet. Natürlich war es die Scene in der Nacht mit Daniel, wo Seydelmann alle Schrecken aufzubieten wußte, dies Gemälde auf ſeinem Gipfel zu vollenden. Aber die Erzählung des Traums ließ gerade fühlen, daß ſein Organ nicht Schritt hielt mit ſeiner Geberdenſprache.

Wenn Ludwig Devrient die Schauer der Nacht uns malte, fühlten wir uns faſt mitleidig bewegt für den Verbrecher, den ja ſchon die Strafe der Furien erreicht. Seydelmann gab nicht dieſe Rückkehr zum Menſchlichen, er lenkte nicht ein zu menſchlicher Möglichkeit, er gab ſtarr und feſt die ganze kalte Hölle. Er hatte den Charakter an den Abgrund gedrängt, wo alle Darſtellung aufhört, und fand ſich nicht wieder darin zurecht, daß ſelbſt dieſe excentriſche Dichtung keinen abſoluten Satan hinſtellen konnte. Seydelmann gefiel ſich in zerſtörenden Wirkungen, er liebte es, zu ſchrecken, zu geißeln; ein guter Genius ſchien dieſen großartigen Charaktermaler nicht immer zu behüten, ihn nicht ſtill und unbemerkt auf den Punkt zu führen, wo auch das Ungeheure ſich wieder in die Linien der Schönheit zurückfindet.

Ueber ſeinen Shylock iſt viel geſtritten worden. Ob er mit ſeiner Darſtellung nicht noch etwas Anderes als die Figur des Shakſpeare'ſchen Stücks habe geben, ob er nicht vielmehr den allgemeinen Begriff des Judenthums habe zur Erſcheinung bringen wollen, hätte füglich niemals ein Gegenſtand der Unterſuchung ſein ſollen. Mehr zu geben, als das Gedicht fodert, iſt im beſondern Falle, bei Shakſpeare, nicht gut möglich, und heißt in allen Fällen dem Schauſpieler unabhängige und ſelbſtändige Leiſtungen geſtatten, die über die Dichtung hinausgehen oder außer ihr liegen. Allgemeine Gattungsbegriffe verkörpern zu wollen, iſt einem wahrhaften Künſtler nie eingefallen, weil dieſe Aufgabe eine unkünſtleriſche iſt. Wer ſie ihm ſtellt oder ſie ihm unterbreitet, hat vom Weſen des ſchöpferiſchen wie des darſtellenden Talents eine falſche Grundidee. Rötſcher ſagt in ſeinem verdienſtlichen Buche ſehr viel Wahres und Gutes über den Zuſammenhang des Künſtlers mit dem Geiſt ſeines Zeitalters. Er weiſt das an Fleck, Schröder, Iffland und Devrient nach, aber er ſucht Seydelmann's Bedeutſamkeit auf einem Punkte, wo ſie für den Künſtler niemals zu finden iſt. Die Hegel'ſche Aeſthetik ſpielt zu viel mit dem Aufheben des Einzelnen in die Allgemeinheit und mit dem Zurückgehen des Allgemeinen in die Einzelheit. Der Dichter verkörpert Ideen, weil er lebendige Welten ſchafft. Auch er will mit dem Einzelnen nichts Allgemeines beweiſſen. Der Schauſpieler aber hat keine andere Aufgabe, als die Geſtalten des Dichters zur Erſcheinung zu bringen. Reicht ſein Genius weiter, durchbringt er die ganze Dichtung, ſo ſei er das ordnende und beſeelende Talent des Regiſſeurs, der die Dichtung als Ganzes ins Leben treten läßt. Nur in Epochen, wo die Schauſpielkunſt die Production an Geiſt und Gehalt überflügelt, kommt jene dazu, ſich ſelbſtändige Aufgaben zu ſtellen. Dieſe ſelbſtändigen Aufgaben ſind ſo ſehr als Ausartungen zu nehmen, wie ſich in der Muſik das Virtuoſenthum über die Compoſitionen hervordrängt. Bei einer Geſtalt von Shakſpeare kann es aber für den Darſteller nur darauf ankommen, den Sinn des Dichters zu erſchöpfen. — Seydelmann gab vom Shylok eine Seite, die in dieſem liegt, aber er drängte damit die ganze Geſtalt aus dem Rahmen des Gemäldes. Die Haltung, die die Figur im Sinne des Dichters hat, ſchien ihm zu wenig materiell, zu luftig und mythiſch. Er fürchtete, den Geiſt der Rolle zu verflüchtigen, wenn er nicht ihren Körper in ganz niederländiſcher Wirklichkeit feſthielt. Freilich hat dieſer Shylock im Gedicht faſt etwas Mythiſches. Schon daß dieſe Geſtalt die Schranken des Luſtſpiels durchbricht und

Miene macht, in das Nachtgebiet der Tragödie zu ſchreiten, gibt ihr das Schwankende. Ihm, der ſein „heilig Volk“ rächen will, iſt es Ernſt damit, dem königlichen Kaufmann ein Pfund Fleiſch ſeines Leibes zu entziehen. Die Kataſtrophe vor Gericht entwickelt den ſeltſamen Handel alles Ernſtes vor unſern Augen, aber das gewetzte Meſſer ſchreckt uns nicht, das Urtheil ſchwebt zwar am Haarſeil über dem Haupt des werthen Antonio, aber wir fühlen zuverſichtlich, daß eben dies Haarſeil dem Dichter nicht zerreißt, obſchon er in ſeinem Uebermuthe Komiſches und Tragiſches ſo wunderſam ineinanderſchlingt. Entſchieden tragiſch gefärbt muß dieſer Shylock für ſich ſelbſt in der Darſtellung gehalten werden, denn in ſeiner Empörung gegen Druck und Knechtſchaft iſt er der Märtyrer ſeines Volks. Wenn ihn aber vor Gericht der witzige Spruch des gelehrten Doctors wie eine Ironie des Schickſals überliſtet, wandelt uns ein Hauch von Rührung für ihn an. Bei aller Majeſtät des Zorns, bei allem Fanatismus des Judenthums gab Ludwig Devrient den Shylock in einer gewiſſen Haſt und Zerſtreutheit. Der Entſchluß, vom verhaßten Chriſten ein Stück ſeines Leibes ſtatt der Zahlung zu nehmen, kam uns in Devrient's Spiel wie der Einfall eines barocken Humoriſten vor. Seine Gier nach dem chriſtlichen Pfund Fleiſch entſprang aus humoriſtiſch toller Laune, nicht aus einem ſorgfältig erwogenen Plan. So hielt Devrient die Figur und ſo iſt ſie vom Dichter gemeint. In Seydelmann's Shylock war der gemeine Geldjude mit ſolcher Schlagkraft der Wahrheit ausgearbeitet, als wäre die Figur erſt eben aus den Knoblauchhaufen des Rialto hervorgekrochen. Und dieſer Knecht des Mammon erwuchs vor uns zu einem Rieſen, weil ſeine Frechheit auf ſein gutes Recht pochen durfte. Der Ausbruch ſeines Zorns jagte Schrecken ein, er ſchien der brutale Teufel zu ſein, der im Stande war das Fleiſch aus lebendigem Leibe herauszuſchneiden. Und wie ihn der chriſtliche Witz überliſtete, verfiel Seydelmann rettungslos dem Hohn der Verſpottung. Ludwig Devrient rührte uns in jenem Momente. Dieſer ſtand mit den Worten: „Er haßt mein heilig Volk!" auf dem Gipfel ſeines tragiſchen Spiels; Seydelmann feierte ſeine Triumphe bei der Ausmalerei des Moments: „Ich wollte meine Tochter läge im Sarge todt zu meinen Füßen und hätte die Juwelen in ihren Ohren!" Wer wollte, leugnen, daß Seydelmann ein ſo frappantes, effectvolles Bild in ſeiner Darſtellung gab, wie uns je in Farben Rembrandt es liefern konnte? Allein die letzte Entſcheidung über den Werth der Leiſtung des Schauſpielers wird mit der Frage erledigt, was und wie die Dichtung ſie fordert. Es bleibt kein Zweifel, wem der Preis zuerkannt werden müſſe, will man dieſe beiden Darſteller Shylock's gegeneinander wägen. Es kann gleichgültig ſein, ſich ſchließlich darüber vereinigen zu wollen; aber es iſt, ſo lange man deutſche Schauſpielkunſt pflegen will, von Belang, zu wiſſen, wo die Vorbilder zu ſuchen ſeien.

Seydelmann's Mephiſtopheles war nicht der Goethe'ſche. Er gab eine Figur, die nicht auf dem Boden des Gedichts blieb, er gab den Teufel der alten Volksbücher, den Satan der Hexenmärchen, und das iſt die Goethe'ſche Geſtalt nur in einigen Momenten, wo die moderne Maske fällt und die Tücke des Ungeheuers durchbricht. Seydelmann ſpielte die Rolle zweimal in Leipzig unter einem Jubel der Zuſchauer, der ſich durch den grandieſen Schauder, den er einflößte, nur ſteigerte, fanatiſirte. Wer wollte leugnen, daß Seydelmann's Leiſtung an und für ſich etwas Großartiges, etwas Bewunderungswürdiges war? Gleich ſein erſtes Erſcheinen verbreitete das Gefühl, hier ſei ein dämoniſches Weſen ſoeben erſt genöthigt in ein menſchliches Gehäuſe zu fahren. Seydelmann ſchien gleichſam ganz friſch weg aus den Elementarſtoffen heraus leibhafter Teufel und wider Willen Perſon geworden, um das Princip des Böſen zu vertreten. Daher das Dehnen, Sträuben und Recken der Glieder, als wären ſie noch ungewohnt, ſich in menſchliche Form zu fügen. Dieſe Hände ſchienen in ihren Bewegungen den Kitzel zu verrathen, lieber als Krallen agiren zu wollen; dieſer Hals mit ſeinem Strecken wäre gern aus dem Rumpf weiter herausgewachſen; der Mund ſtieß einen beklemmenden Hauch von ſich, als ſei dem Geiſt des Böſen in der menſchlichen Hülle ſehr widerwärtig zu Sinne. Die Atmoſphäre, in welcher ein leibhafter Teufel athmet, war durch die Zauberei genialer Maske und Mimik um die Geſtalt gebreitet. Im Vortrage des Flohliedes hörte man die ziſchenden, ſprühenden Töne der Hölle. Man begriff es, daß Gretchen ſchwühl zu Muthe wird, wenn ſie auch nur das Zimmer betritt, das der Unheimliche ſoeben verlaſſen; aber man begriff nicht, wie Fauſt mit dem edeln Drang im großen Herzen ſich mit der Hölle in ſo abſchreckender Geſtalt verbinden konnte. Die Begegnung mit den alten Weibern, der Hexe und Martha, ließ vermuthen, daß Seydelmann's Satan auf dem Blocksberg ſeine eigentlichen Triumphe feiern mußte. Mephiſto ſoll aber über Menſchen Triumphe feiern und hier bleiben die Triumphe ohne die ſchlauen Künſte civiler Bildung fraglich. Auf jene Blocksbergſcene berief ſich immer Seydelmann, wenn er ſeine Auffaſſung des Goethe'ſchen Teufels vertheidigen mußte. Aber jene Scene liegt außerhalb des darſtellbaren Stückes. Sobald das große Poëm mit ſeinen weitläufigen Anbauten ein Bühnendrama ſein ſollte, ſobald es mit Beſeitigung der metaphyſiſch-doctrinairen Ausläufe und Ausweitungen auf die dramatiſche Kataſtrophe des Teufels mit Fauſt und Gretchen zurückgeführt werden mußte, konnten auch die theils ins Claſſiſche, theils in mittelalterliche Romantik ſich verlierenden Conſequenzen der Charaktere und Ideen keinen Raum behaupten. Wie ſich Mephiſtopheles in der Walpurgisnacht geberdet, iſt ſo wenig dramatiſch zuläſſig und darſtellbar als ſeine beſtiale Hantirung in der Scene des zweiten Fauſttheils, wo er durch die Engel ad absurdum geführt, „die Rackers ganz appetitlich findet". Das Gedicht hat Partien, die es zu einer Art „Göttlichen Komödie" ausweiten und dieſe Ausdehnung gewinnt auch die Geſtalt Deſſen, der das Böſe vertritt. Drängen wir das Gedicht auf den urſprünglichen Kern der plaſtiſchen Gruppe jener wenigen Menſchenfiguren zurück — und nur auf dieſe Weiſe wird es darſtellbar —, ſo muß ſich auch Mephiſtopheles auf die Rolle beſchränken, die ihm unter Menſchen menſchenmöglich iſt. Und in dieſem Felde iſt er der baroniſirte Teufel eines modernen Zeitalters, ein civiliſirter Satan, ein ſataniſcher Cavalier, der ſchmeichelt und gefällig iſt. Das iſt er unter Menſchen, bis er als vollſtändiger Höllengeiſt in der Scene herausbricht, wo Goethe plötzlich Proſa gebraucht. Mephiſtopheles iſt ſogar voll Reſpect vor Gott Vater, wenn er dem Fauſt verſichert: Doch glaube mir, dies Ganze iſt nur für ihn gemacht, er weidet ſich im ewigen Glanze! Er kann ſich dem alten Herrn im Himmel ſogar wohlgefällig machen und gilt im Vorſaal der ewigen Wohnungen für einen närriſchen Kauz. Der Humoriſt im Goethe'ſchen Teufel darf nicht untergehen. Der Prolog im Himmel fällt freilich auch aus dem dramatiſchen Kern des Gedichtes heraus, allein er zeigt, wie der Teufel nach der entgegengeſetzten Seite ſich hält. Gott Vater iſt ſogar der Hoffnung, der Menſch in ſeinem dunkeln Drange, der Menſch im Umgange mit dem Teufel, werde ſich des rechten Weges wohl bewußt bleiben. Im Verkehre mit Menſchen — darauf beſchränkt ſich das darſtellbare Stück — iſt Mephiſtopheles wie die Erdenwelt zwiſchen Himmel und Hölle in der Schwebe, muß alſo dem Menſchen eine angemeſſene Erſcheinung ſein. Seydelmann beſtand darauf, ganz Teufel ſein zu wollen. Dann hätte er freilich mit Hörnern und Schweif erſcheinen müſſen. Goethe's Teufel und der Teufel überhaupt iſt leider viel feiner. Es liegt ſehr tief im Sinne der Dichtung, daß der Geiſt des Böſen dem Menſchen in allen ſeinen Entwickelungen, im Hange zur Finſterniß und im Streben nach Licht, ganz getreu zur Seite ſteht und mit ihm Schritt hält.

Rötſcher hat in einem umfangreichen Buche*) gleichſam ein Seydelmann-Album zuſammengeſtellt. Er unterbricht ſeine Lebensgeſchichte des Mannes und ſeine Betrachtung über deſſen Kunſt mit Briefen des großen Schauſpielers, die ihm zahlreich von vielen Seiten beigeſteuert wurden. Wir finden darunter kurze Zeit vor ſeinem Tode ein briefliches Geſtändniß Seydelmann's, das ſeine Natur zu bezeichnen ſcheint. Er ſpricht von ſeinem letzten Lieblingswunſch, den Jago wieder zu ſpielen. Er hatte dieſe Rolle wie auch Richard III. ſchon in einer frühern Epoche gegeben; das elende Rollenmonopol machte ihm den Richard in Berlin ſtreitig, obſchon er in der Zeichnung dieſer Geſtalt das Außerordentlichſte leiſten mußte. Zum Jago rüſtete er ſich im Stillen mit einer drängenden Luſt und Liebe. „Woher nur“, ſchreibt er, „mein immer wacher Appetit, die Nachtſeite unſerer Natur ans Licht zu führen! Können Sie mir das zum Abſchied ſagen? Bitte, thun Sie es!“ Er fährt dann fort in der Aeußerung, wie er mannichfach und auf den entſchiedenſten Feldern das inwendige Gehäuſe der menſchlichen Creatur zur Erſcheinung zu bringen bemüht, mit den Narren närriſch, mit den Ehrlichen grundehrlich, in jedes Alter, jede Farbe, jede Maske verliebt geweſen; aber nur wenn es dem böſen Princip galt, offen oder verkappt, dann habe er jede Kraft des Lebens in ſich wach gefühlt, ſein ganzes Weſen ſich doppelt zuſammengefaßt, um der Welt die rechte Larve zu zeigen. Dieſen Hang zum Dämoniſchen theilte er vielleicht mit manchem Charakterzeichner in ſeiner Kunſt, er theilte ihn mit Ludwig Devrient; es fragt ſich nur, ob Seydelmann den geheimen Inſtinct, der den Genius innerhalb der Kreiſe der Schönheit hält und behütet, mit dieſem quälenden Drange nach ſchlagender Wahrheit und Wirklichkeit nicht in ſich übertäubte. Wo er hiſtoriſche Charakterbilder ſchuf, war der Geiſt der Geſchichte, der ihn ganz beſeelte, der ſicherſte Regulator. Cromwell und die ganze Reihe ſolcher Figuren ſind nie vollendeter hingeſtellt. Aber wo es die freiere Schöpfung von Geſtalten wie Mephiſtopheles galt, ließ ihn jener milde Geiſt der Poeſie im Stich, der den Dichter auch im tragiſchen Umſturz zur Verſöhnung führt.

---

*) Seydelmann's Leben und Wirken, u. ſ. w. Berlin, A. Duncker.

Geſtalten wie Nathan, die von Hauſe aus im milden Lichte der Verſöhnung gehalten ſind, liegen außer dem Conflicte; er hielt ſie ganz in muſterhafter Einfachheit; der quälende Reiz, die dunkeln Gewalten über Licht und Liebe triumphiren zu laſſen, konnte ihn hier nicht beſchleichen. Ich weiß nicht, hatte die ſchroffe Weltanſchauung, die ſich in Seydelmann's brieflichen Bekenntniſſen mit der ganzen Schwere eines hart geprüften, wenn auch ſtark gewaffneten Geiſtes ausſpricht, vielleicht doch von Hauſe aus einen krankhaften Anflug? Wie dem auch ſei, die Größe ſeiner Eigenthümlichkeit bleibt unbeſtreitbar. Aber man laſſe ſie als ſolche, als Ausnahme gelten, und wo es darauf ankommt, auf eine Fortpflanzung der Kunſt zu denken, da ſtelle man um ſo ſtrenger das Geſetz hin, daß der Schauſpieler niemals aus dem Rahmen des Gedichts trete, ſich nie eine andere Aufgabe zu ſtellen habe, als die ihm der Dichter liefert. Die Aufgabe, die dem Darſteller zukommt, ordnet ihn dem Gedichte unter; anders bewahrt er ſich nicht den Inſtinct, der ihn ſicher führt. Man lerne dieſe einfache Wahrheit an dem genialſten, ſcharfſinnigſten, raſtloſeſten Arbeiter auf dem Felde der darſtellenden Kunſt!

Ein raſtloſer Arbeiter war er wie niemals vor ihm, wie gleichzeitig mit ihm nicht Einer. Rötſcher's Buch deckt uns den ganzen Proceß ſeiner hartnäckigen Entwickelung auf. Es war eine Laufbahn voller Hinderniſſe, die Seydelmann durchwanderte, um zu ſeiner Vollendung, zur Meiſterſchaft in ſeiner Weiſe emporzuklimmen. Jedes Hinderniß aber befeuerte nur ſeinen Muth, witzigte ſeine erfinderiſche Kunſt, ſtählte ſeine ſtarke Langmuth. Ueberblickt man die ganze Reihe äußerer und innerer Mißhelligkeiten, die ihn geſtört, gekreuzt, gedemüthigt und doch nur immer von neuem zum Wettlauf angeſpornt, ſo findet man die Krone des Gelingens theuer und ehrlich erkauft, in den Triumphen, die er errang, nur einen gerechten, nicht übermäßigen Lohn ſeltener Tugenden des Geiſtes und des Herzens. Seine tiefe Gewiſſenhaftigkeit zwingt zur Bewunderung, ſieht man, wie er ſich, weil ihn Mutter Natur äußerlich nicht bevorzugt hatte, nur mit eiſernem Fleiß unter der Hefe der Genoſſen aus der ſchmuzigen Welt kleiner Winkelbühnen herausarbeitete. Was ihn innerlich bevorzugte, war freilich auch ſelbſt bei Verſagung äußerer Mittel eine freie Gunſt der Natur; dieſer glühende Drang zur Kunſt, dieſe unerbittliche Willenskraft, dieſer felſenſtarke Muth, auch wenn er in Stunden der Schwäche oft genug verzagte. Es hat ihn kein Erfolg, mit dem doch immer auch die Laune des Zufalls ihr Spiel trieb, je zum Uebermuth verleiten können, weil er wußte, für welchen Preis er ſich die Meiſterſchaft erkauft, die ihm endlich die Welt einſtimmig zuerkannte. Wie dornenvoll die Roſe, die er endlich blühend in der Hand hielt, wußte Niemand ſo gut wie er. Je heißer ſein Eifer, je unabläſſiger ſeine Studien, weil die Zunge ihm nicht gehorchte, ſein Organ ihm von Natur nicht fügſam war, deſto mehr lebte er fortwährend in einer aufgeregten Stimmung, und je nervöſer aufgeregt er Zeit ſeines Lebens war, deſto ſchwerer faßte ihn die Miſère des Mißgeſchicks, deſto peinlicher erlag er oft der drückendſten Noth. In einem Theaterroman aus unſern Tagen findet man einen Regiſſeur portraitirt, der Mittags Gäſte bei ſich ſieht und ſich die Löffel dazu vom Nachbar borgt, weil aber der gute Freund ſelbſt ſpeiſen will, ſeine Tiſchzeit verſchieben und die Gäſte durch Erfindung irgend eines Spaßes vertröſten muß. Das ſollte Seydelmann ſein, ich weiß nicht, ob aus ſeiner Kaſſeler oder Darmſtädter Periode. — Georg Knispel theilte in einem Büchelchen einige Briefe Seydelmann's mit, die in ſchreienden, obwol kargen Worten den Jammer ſchildern, ſich und ſeine Familie auspfänden zu laſſen. Die ſcharfe Lauge ſeines Unmuths gegen die Welt ſteigerte ſich ſpäter zur geiſtvollen Satire, hatte aber doch wol an Unbill ſolcher Art ſich reichlich genährt. Laſſen wir dieſe Züge beiſeite, die der Lump mit dem Genie zu theilen pflegt; folgen wir in ſeiner künſtleriſchen Entwickelung dem Mißgeſchick, das hier zu überwinden war. Uns wird hier zugleich die Freude am Anblick eines großartigen Menſchen zu Theil.

Seydelmann ſpielte in Breslau, in Olmütz als junger Menſch natürlich Liebhaberrollen. Durch lyriſchen Schwung, durch gefällige Schmeichelei des Vortrags und der Erſcheinung konnte auch der Jüngling Seydelmann nicht einnehmen, auch nicht durch Kraft, die ſich nach außen wirft, erobern. Er war zart gebaut und ſeine Mittel waren doch ſo hart und ſtörriſch. Die Naturkraft war verſagt und die Grazien ſchienen ausgeblieben. Und er fühlte dennoch von früh auf, daß er zur Kunſt Beruf habe; eine innere Stimme ſagte es ihm in ſtillen Stunden, und dem Ruf des Gewiſſens folgte er jeder Zeit ſeines Lebens. Sein Geiſt hatte, ich möchte ſagen, eine unüberwindliche moraliſche Zähigkeit in der Ausdauer. Er konnte durch allzu frühen Beifall nicht verwöhnt ſein; die verſagte Gunſt hatte nur das Gute, ihn keine Arbeit ſcheuen zu laſſen. Da er durch rhetoriſche Declamation zu wirken nicht die Mittel hatte, in aufbrauſendem Jugendfeuer nicht gefallen, in der abſtracten Idealität des gutgemeinten ſtürmiſchen Aufruhrs der Lebensgeiſter ſich nicht verpuffen konnte, ſo mußte er tiefer graben, um Schätze zu finden. Seine Kunſt richtete ſich nach innen. Innere Menſchenſchau ward ihm beſchieden; aus ihr holte er ſich die Waffen herauf, mit denen er wirken ſollte und die er langſam ſich ſelbſt erſt ſchmiedete. Seine Menſchenkunde war zu beiden Theilen gleich ſehr angebornes Talent und erworbene, aus eifrigen Studien gewonnene Intelligenz. Immer auf ſich verwieſen, mit ſich ſelbſt beſchäftigt, führte er ſchon frühzeitig mitten im Schwarm luſtiger Collegen ein einſames Leben; er galt für einen Grübler und Miſanthropen, ſeine angeſtrengten Studien nahm man lediglich als bloße Aushülfe für angeborne Schwäche. Gedankenloſe Handwerkernaturen ſchalten es Pedanterie, wenn er mit ſorgfältiger, zierlicher Handſchrift jede ſeiner Rollen ſelbſt ſich abſchrieb. Er war von dem Nutzen überzeugt, ſich auf dieſe Weiſe langſam, ſicher und Wort für Wort mit dem Part bekannt zu machen. Während er die Worte niederſchrieb, hatte ſeine Speculation Muße, allen beſondern ſprachlichen Wendungen und Nuancen nachzugehen. Er behielt dieſe Methode, das Studium ſeiner Rollen zu eröffnen, ein für alle Mal bei, unbekümmert gegen das Achſelzucken der Faullenzer, die ſich in ihrer Unwiſſenheit auf ihr Naturell und auf die Gunſt der Zufalls ſtützten. Es konnte aber wol nicht fehlen, daß der lauernde Spott übermüthiger, gewiſſenloſer oder ſchwachköpfiger Collegen jede Schwäche an ihm erlauert, und nicht ſelten mochte ihn der Zorn übermeiſtern, wenn höhniſcher Leichtſinn ſeine Manieren carikirte und dem Gelächter preisgab. Sein Zorn konnte in Berſerkerwuth ausarten. Gegen einen Leipziger Souffleur habe ich ihn hinter den Couliſſen im Zwieſpalte in eine Tobſucht ausarten ſehen, bei deren Anblick die Umſtehenden erbebten. Jener Unglückliche hat ihm bei einer wichtigen Rolle die Worte verdreht. Seydelmann's Aufregung glich einem losbrechenden Orkan, der Alles niederwirft. Da Gewiſſenhaftigkeit die Religion ſeines Herzens war, ſetzte er auch ſeinen höchſten Stolz darein, auf dem Forum der Welt gewiſſenhaft zu ſcheinen. Scheelſucht und kleinlicher Neid haben an ſeiner ehrlichen Seele viel und unabläſſig genagt. Aus Rötſcher's Buch ergeben ſich Züge dieſer Art in Menge. Doch finde ich nicht den letzten Fall angedeutet, der ihn nicht lange Zeit vor ſeinem Tode in Berlin, als er ſchon leidend und phyſiſch hinfällig war, auf das ſchmerzlichſte ergriff. Es war, glaube ich, in einer Vorſtellung des „Tell", wo zwei Mitſpielende ihn in ſeinem Monolog durch Plaudern, leiſes Ziſcheln und hämiſches Witzeln ſtörten. Vor Wuth darüber und in dem Argwohn, es ſei gefliſſentlich geſchehen, war er, nachdem der Vorhang gefallen, kaum ſeiner Sprache, viel weniger der rechten Worte gegen die Störer mächtig. Er nahm ſich den Einen zur Zielſcheibe ſeiner ſchriftlichen Vorwürfe, die mit allem beißenden Witz den Beleidiger geißelten. Dieſer Brief war in Ausdrücken verfaßt, die den Empfänger, aller Pietät gegen den Meiſter baar und ledig, zu dem ruhigen Entſchluß brachten, gerichtliche Klage darüber einzuleiten. Der Jünger, der Anfänger fühlte ſich neben dem Altmeiſter lediglich als königlicher Hofſchauſpieler. Das Gericht mußte in der Injurienſache gegen Seydelmann entſcheiden und er ward zur Haft verurtheilt, die er auch in der Hausvogtei abſaß. Er mochte, zur Beſonnenheit gekommen, über die Ironie des Schickſals lächeln, daß der Schüler den Alten überliſten konnte. Aber der Fall mochte ihm doch bis zuletzt ſein altes Verhängniß beſtätigen, der kleinen Erbärmlichkeit des Lebens erliegen zu müſſen. In der Impietät gegen ihn hatte er die Nichtachtung aller collegialiſchen Empfindung, die ruchloſe Gleichgültigkeit gegen die Kunſt rügen wollen. Jener jüngere Schauſpieler an der Berliner Hofbühne trat ſeitdem mitunter im Rollenfach Seydelmann's auf.

War dieſe Reizbarkeit in ſeinem Alter ſo fieberhaft ſtark, ſo mochte ſie in frühern Jahren, wo er ſich weniger ſicher fühlte, ſich nicht ſelten mit Verzweiflung paaren. Seydelmann war lange Zeit in der Irre mit ſich ſelbſt. Er wußte früh, daß er zum Schauſpieler geboren ſei, aber er konnte, ſelbſt als er die Hinderniſſe ſeines Organs zu überwinden gelernt, lange nicht das rechte Fach finden. Von Olmütz aus, wo er Bühne und Publicum beherrſchte und der anerkannt Erſte war, überlieferte er ſich auf Treu und Glauben an den damaligen Leiter des Theaters zu Prag, Hrn. v. Holbein. Dieſer Brief iſt in ſeiner originellen Gutmüthigkeit zu eigenthümlich, um ihn nicht hier einzufügen. Er ſchrieb:

> Ich ſpiele in einem Fleiſchſcharren, allein, ſo viel ich von Ihnen weiß, ſtoßen Sie ſich nicht daran und Talent beſiegt bei Ihnen alle Vorurtheile. Ich glaube, ich habe Talent, allein ich weiß nicht, wo es hinaus will. Ich glaube, Sie würden es bald ſehen und ihm freundlich den Weg zeigen. Engagiren Sie mich, wofür und für was Sie immer wollen. Ich ergebe mich Ihnen unbedingt. Wenn Sie mich nicht ſo ſtellen können, daß ich brauchbar bin, ſo iſt es nichts mit dem Theater und ich muß einen andern Weg einſchlagen. Ich habe Bildung, Fleiß und ein dankbares Herz. Wagen Sie es mit mir.

Holbein wagte es mit dem Sonderling; auf eine Sonderlingsnatur ſchien allerdings dieſe Gutartigkeit zu deuten. Die Entgegnung des damaligen Prager Directors verdient nicht minder als eine Seltenheit in den Theaterannalen aufbewahrt zu werden. Unter den zahlloſen Sonderbarkeiten dieſer Annalen gebührt der harmloſen Offenheit immer der Vorzug, für eine beſondere Seltenheit zu gelten. Holbein ſchrieb an den ſiebenundzwanzigjährigen Mimen, deſſen Name ihm bis dahin noch unbekannt geweſen, in folgender Weiſe zurück:

> Ein ſo gebildeter Mann, wie Sie mir ſcheinen, iſt hoffentlich auch von dem eiteln Wahne gewöhnlicher Afterkünſtler frei. Iſt dies der Fall und Ihr Talent entweder jetzt ſchon bedeutend, oder eine höhere Ausbildung verſprechend, ſo finden Sie in mir den rechten Mann zur Eröffnung einer angemeſſenen Laufbahn. Paart ſich dies Talent mit redlichem Gemüth, ſo werde ich mich auch mit Vergnügen als Ihren Freund bewähren.

Es war im J. 1820, als Seydelmann in Prag auftrat, wo ſich ſofort ſeine Richtung und ſein Fach feſtſtellte. Holbein erkannte in ihm den Charakterdarſteller und muthete ihm zu ſeinem nicht geringen Erſchrecken gleich die Rolle des großen Preußenkönigs in Töpfer's „Tagesbefehl“ zu. Es erweckt eigene Betrachtungen, daß der ehemalige Viceoberfeuerwerker aus Glatz, der fortgelaufene Kanonier den alten Fritzen ſpielen mußte, und mit dieſer Darſtellung der alten Majeſtät von Preußen ſeiner Laufbahn die entſcheidende Wendung gab. Eckhof und Seydelmann hatten, gleichviel ob jener gezwungen, dieſer freiwillig, in der preußiſchen Soldateska ihre erſte Haltung bekommen, hatten aber Beide alsbald Kehrt gemacht, um den Paradedegen mit dem tragiſchen Dolch, den wenn auch ſtrengen, doch zu ihrer Zeit friedlichen Paradedienſt mit dem alle Zeit kriegeriſchen Dienſt der Muſen zu vertauſchen. Für Seydelmann zumal gab es täglich neue Feldzüge, jeder Sieg mußte ſchwer errungen werden, keiner ſchien dauernde Geltung zu haben. Holbein hatte das Verdienſt, den Charakteriſtiker im Keime erkannt zu haben; der Sklave Sirus in den „Brüdern“ von Terenz war die zweite Rolle, die er ihm zuwies. Was dem Talent ſo noth thut, Zuverſicht zu ſich ſelbſt, dies erweckte Holbein in Seydelmann; noch wenige Jahre zuvor hatte ein Breslauer Dramaturg dem jungen Mimen auf die Schulter geklopft und ihm gutmüthig lächelnd geſagt: „Nein, lieber Freund, das Komödienſpielen ſolltet Ihr ſein laſſen!“ Seydelmann war darüber in einen Strom von Thränen ausgebrochen, und der erſchrockene Rathgeber, der dieſe Inbrunſt, dieſe Leidenſchaft zur Kunſt nicht ahnen konnte, hatte verlegen ſein raſches Wort zurückgenommen. Die Einſicht in den Abſtand zwiſchen hohen Zwecken und beengten Mitteln hielt jeder Zeit bei Seydelmann Schritt mit ſeiner Leidenſchaft für die Bühne. Das Bewußtſein ſchwerer Arbeit zum Siege gab ihm die tiefe Beſcheidenheit, die ihn unter den Genoſſen faſt einzig hinſtellt. In den zwanziger Jahren getraute er ſich nicht, die Burg in Wien neben den Veteranen zu betreten. In den Dreißigern noch hatte er vor Berlin und den Manen der großen Todten dort lange Zeit eine heilige Scheu. So viel Intelligenz und ſo viel naive Beſcheidenheit, ſo viel Geiſt und ſo viel Demuth des Herzens waren ſelten beiſammen.

Auf Seydelmann's Prager Epoche folgte die Kaſſeler, die Darmſtädter, die Stuttgarter. Ueberall eroberte er ſich langſam aber gründlich die Hochachtung des Publicums, überall jedoch ſchien er in ſchwachen Nebenſtunden der Kabale zu erliegen, ſowie ſein Körper ſchon früh den angeſtrengten Studien zu erliegen begann. Er mußte oft pauſiren, Bäder gebrauchen; ſeine äußern Verhältniſſe verfielen nicht ſelten der kläglichſten Nothdurft. Pein aller Art arbeitete unausgeſetzt an ſeiner reizbaren Seele; ſein Gemüth vergrub ſich ſchon früh in ſich ſelbſt, ſein heller Verſtand, ſcharf genug um die Dinge an ihren Eckſeiten zu faſſen, umflorte ſich immer mehr mit dem Nebelſchleier melancholiſcher Laune. Wenn er in ſeinen Briefen jene Städte ſchildert, ſo überläuft es uns faſt, als hätte er an ungeheuerlichen Einfällen, an geſpenſtiſchen Schreckniſſen, die er ſich vormalt, ſein Wohlgefallen. Dieſen Schreckniſſen der eigenen Einbildung erlag er ſo früh. Sein Leben zerſtörte ſich, ſeine Galle dehnte ſich allzu weit aus, ſein Herz hatte den Fehler, daß es zu groß war. Er hatte in den letzten fünf Jahren ſeines Lebens Momente, wo er ſchwermüthig bis zur Todesſehnſucht war. Als am 17. März 1843 ein Nervenſchlag ſein ſchweres Leiden beendete, fand man ſeine organiſchen Fehler auf.

In Stuttgart war Seydelmann hintereinander neun Jahre geweſen. Jedenfalls haben ſich dort die Grundelemente ſeines Spiels am feſteſten zuſammengefügt. Nicht daß er dort ſeinen Geſtalten, wie man ſich ausgedrückt hat, die objectivſte Fertigkeit gab; an dieſer ſelbſtändigen Objectivität ſeiner Aufgaben und Leiſtungen kamen ohnedies Uebergriffe zum Vorſchein, wie ich ſie oben vom Standpunkte der Dichtung aus rügte. Aber ſein Eifer war in Stuttgart, ſo ſcheint es, am blühendſten, ſeine Arbeit jeder Zeit friſch, ſeine Phantaſie ließ ſich noch nicht von der Schwerkraft ſeiner grübelnden Forſchung überwältigen. Er war dort auch als Regiſſeur thätig. Man weiß von ſeinem gerechten Eifer gegen das Rollenmonopol; man erzählt ſich, er habe, obſchon vergebens, auf eine zwiefache Leſeprobe gedrungen, weil es nöthig ſei, daß die Schauſpieler, bevor ſie an das Erlernen der Rolle gingen, dieſe zum gemeinſchaftlichen Verſtändniß des Stücks erſt noch im Emſemble ſelbſt läſen, nachdem der Regiſſeur ihnen das Stück ſummariſch mitgetheilt. Seydelmann's angeblichen Vorſchlag, die Literatur ſolle dem Schauſpieler das Gerippe zu Stücken liefern, das dieſer dann ſelbſt ausführen könne, hat man ſpäter für Fabel erklärt. Ebenſo hat man von ſeinem Plane, ſich zum Director einer herumreiſenden Geſellſchaft, die mit nicht umfangsreichem, aber feſtem und durchgebildetem Repertoire verſchiedenen Städten in Deutſchland immer etwas Neues bliebe, nachträglich nichts wiſſen wollen. Es iſt zu bedauern, daß ſo viel Kenntniß und Einſicht nicht dauernder und umfänglicher der Leitung einer groſen Bühne zugute kam, daß man ihn in Berlin nur eben als Schauſpieler, der ſeinen Part bekam, zu verwenden wußte. Seine Intelligenz reichte weiter. Er fühlte, daß dem Schauſpielweſen groſe Reformen noth thun, ſoll die Kunſt der Darſtellung nicht eine Mythe von ehedem werden. Er fühlte ſehr lebhaft mit Eduard Devrient, der in ſeiner Schrift über Theaterſchulen ſich zuerſt öffentlich über dies Thema ausſprach, daß „inmitten der emſigen Sorgfalt für alle Stände, der Schauſpieler allein es iſt, der *wild aufwächſt*“. Man richtet dabei natürlich auf Wien und Berlin ſeine Blicke, ob es möglich ſei, dort Inſtitute zu gründen, die die Pflanzſchule eines guten Styls würden. Wo die Sorge für das Schauſpiel wie in Wien ſo rege iſt, daß ein ganzes volles Theater lediglich darauf verwendet wird, da bringen die verſchiedenen Talente bei unausgeſetztem Zuſammenſpiel vielleicht noch lange

Gleichtakt und Harmonie heraus. In Berlin ſpielt man ſeit lange in allen Stylarten und Manieren bunt durcheinander. Theaterſchulen könnten Samen für die Zukunft ſtreuen; ſie könnten die große Heerde der Rekruten organiſiren. Aber die Bühnen ſelbſt bedürfen einer Organiſation, nicht Küſtner'ſcher Theatergeſetze, ſondern der äſthetiſchen Leitung eines Regiſſeurs, der ſelbſt kunſtgerecht und literaturfähig iſt. Man ſchien in Berlin einen ſolchen in Seydelmann leider nicht zu ſehen. Und ſo blieb er auch dort darauf beſchränkt, für ſeine Perſon zu ſpielen. Große Einzelheiten aber thun dem deutſchen Schauſpiel jetzt weniger noth als tüchtige Enſembles.

Seydelmann blieb immer wieder von allen Seiten darauf gedrängt, Schauſpieler zu ſein. Auch ſtand die Werkſtatt, die er dazu in Bewegung ſetzte, nie ſtill. Staunenswerth iſt die Zahl ſeiner Verſuche, das Studium ſo verſchiedener Rollen, dem er ſich mit gleicher Freudigkeit unterwarf. Eine Aufzeichnung ſeines Rollenwechſels ſetzt in Erſtaunen. Im „Wallenſtein“ ſpielte er nacheinander in verſchiedenen Epochen den Ottavio, Buttler, Gordon; im „Tell“: Attinghauſen, Geßler, Stauffacher; in „Kabale und Liebe“: Kalb, Wurm, Miller, Präſident; im „Fieſco“: Verrina, Mohr; im „König Johann“: den König und ſpäter den Hubert; in „Dienſtpflicht“: Baruch, nachher Dallner; in den „Spielern“: Lieutenant Stern, nachher Poſert. Mit dem Wallenſtein trug er ſich lange in Gedanken herum. Mir iſt es begreiflich, warum er nicht dazu kam, ihn zu ſpielen. Er konnte der idealen Haltung dieſer Geſtalt nicht genug baare blanke Wirklichkeit, wie er ſie brauchte und gab, abgewinnen. Den Lear verſuchte er mehrmals, ſtand aber davon ab, weil ſeine Mittel nicht dazu ausreichten, das Höchſte darin zu leiſten. Hamlet hat er in früherer Zeit einige Male geſpielt, ihn aber fallen laſſen. Richard III. und Jago konnte er in ſpätern Tagen nicht wieder vornehmen. Zu ſeinem großen Schmerz; denn Arbeit war ſeine Luſt, Fleiß ſein Stolz, Beſcheidenheit ſeine Zierde; das Gefühl des Gewichts ſeiner Aufgabe glich bei ihm einer religiöſen Scheu und Ehrfurcht. Hier iſt die Stelle, wo er — unſterblich iſt. Und je leichtfertiger literariſcherſeits für den Thespiskarren gearbeitet wird, deſto bewundernswürdiger mußte ein Schauſpieler ſein, deſſen Gewiſſenhaftigkeit ihresgleichen ſucht.

Heinrich Zſchokke.

Es war kürzlich unter uns mehr als je die Rede von Literatur aus dem Volke und von Literatur für's Volk. Es iſt nicht glücklich, den Begriff „Volk" noch immer auf die unteren Stände der Nation zu verweiſen und damit einen Gegenſatz zur Bildung feſtzuhalten. England und Frankreich kennen dieſe Sonderung nicht. Aber ſie kann heilſam ſein, ſie wird eine Nöthigung bleiben, ſo lange die Welt der Bildung andere Wurzeln ſucht und beſondere Blüthen und Früchte treiben will. Auch die Fürſten mit ihrer Politik gehören zum Volk; den Prieſtern gehört nicht mehr die Religion, und die Wiſſenſchaft ſoll nicht ferner eſoteriſch ſein. Zum Volk gehört Alles, was dem nationalen Boden entſpringt, der Natur ſeiner Eigenthümlichkeit entſpricht. Will ſich aber noch auf irgend welchem Gebiete Treibhauspflanzenzucht geltend machen, ſo heißen wir allerdings den friſchen Waldwuchs, den uns die Literatur aus dem Volke bringt, doppelt willkommen. Dabei drängt ſich dann freilich die Wahrnehmung auf, daß nicht Alles, was aus dem Volke kommt, auch zugleich für's Volk iſt. Unſere neue Dorfgeſchichtenliteratur hat die Welt der Bildung im Auge, jene Bildung, die des

Patſchuliduftes unſerer Salonluft müde wurde. Ob die Kritik dieſe Dorfnovellen ihrer Form und Geſtaltung nach zu den Meiſterſtücken deutſcher Novellenpoeſie zu zählen habe, fällt dabei kaum in's Gewicht. Unſeren formſeligen Artiſten in der Literatur gegenüber, handelt es ſich in Sachen der Entwickelung weſentlich mehr um die Elemente, als um die formelle Mache.

Allen Formkünſtlern gegenüber hat ſeit dreißig Jahren Heinrich Zſchokke eine gewiſſermaßen verſchwiegene, aber unerſchütterliche Macht und Wirkſamkeit gewonnen. Zſchokke iſt ſelten beſprochen, ſelten oder nie ein Gegenſtand der kritiſchen Debatte geweſen.*) Je ſtiller, um ſo tiefer und feſter vielleicht wurzelte ſein literariſches Thun im Schooße des Volkes, und unter dem, was wir Volk nennen, zunächſt im großen; ſtarken, weitverzweigten Mittelſchlag der bürgerlichen Welt. Wenn wir von der ſchreibſeligen Fingerfertigkeit deſſen, was der Tag bringt und verſchlingt, von dem eitelen Geräuſch, von der Ruhmſüchtelei Derer, die um jeden Preis ſich nach der Speiſekarte des Tages drängen, uns ſchließlich mit Unwillen abwendeten, ſo erſtaunten wir faſt, plötzlich eine Macht im Lande zu entdecken, die ohne jegliche Journalpoſaune geſammelte Novellen und Dichtungen in ſiebenter Auflage brachte, von anderen, dem religiöſen Bedürfniß gewidmeten Arbeiten in ſechs Bänden bereits eine vierundzwanzigſte Ausgabe in die Welt förderte. Zahlen beweiſen nicht, Auflagen wenigſtens nicht den Werth der Bücher. Es hat manche Autorſchaft ſich beliebt gemacht, indem ſie bewußt oder unbewußt mit den Schwächen des Publikums Augendienerei trieb, dem Verderb eines verbreiteten Geſchmacks ſich mit Haut und Haaren verſchrieb. Es ſind das die „populären" Schriftſteller, ein gemeines Wort, das wir mit ſeiner ſchlechten Nebenbedeutung feſthalten müſſen, um den Begriff des Volksthümlichen davon zu ſäubern. Zſchokke war mehr als blos populär, und das echt Deutſche ſeiner „Volksſchriften", die mit der Bezeichnung „für Volksbibliotheken und Leſevereine zu Stadt und Land" in einem wohlfeilen Bande zu Aarau erſchienen, iſt ſammt vielen ſeiner Romane ſogar zur Weltliteratur für alle Völker geworden. Es ſind dies namentlich die ſchon einzeln vielfach verbreiteten, nicht blos in die Nachbarſprachen, auch in's Böhmiſche, Lettiſche und Serbiſche überſetzten Dorfgeſchichten: „das Goldmacherdorf," „die Branntweinpeſt" und „Meiſter Jordan oder Handwerk hat goldenen Boden." Dies ſind wirklich Novellen für's Volk; die erſte ganz beſonders für Leſer auf dem Dorfe. Hier wird uns die Geſchichte des wackern Oswald erzählt, der nach langer Zeit vom Kriege heim in ſein Dorf kommt. Unbill und Drangſal der Kriegsläufte haben ſeine Heimath ganz verwandelt; er kennt ſein „Goldenthal", wie es hieß, kaum wieder. Die Noth hat alles äußerlich wie innerlich verwildert, das Gewerbe liegt darnieder, die Schenken wimmeln, die Arbeiterſtuben ſind leer; der Verarmung iſt Entſittlichung auf dem Fuße gefolgt. Oswald ſitzt in ſeinem Heimweſen, auf ſeiner Habe, und härmt ſich ab um ſein Goldenthal. Aber er hat die Welt geſehen und ſchöpft Muth. Reden und herzliche Zuſprache, die er hält, werden freilich mit Hohn erwidert. Als er auf ſeiner eignen Hufe Hand anlegt und ſein Wohlſtand aufblüht, da ſtaunen die Nachbarn, aber ſie verſchreien ihn; er ſei auswärts, ſagen ſie, mit dem Böſen in Bündniß getreten, wiſſe um die geheime Kunſt, Gold zu machen. Er hält Schule und ſchaart das junge Geſchlecht um ſich. Darob verketzert, überfallen ihn Paſtoren und Conſiſtoren in der Schulſtube, in der Abſicht, ihn auf Irrlehren und Jugendverführung zu ertappen. Wie ſie ihn aber in Liebe ſchalten und walten ſehen, ſeine Weiſe, die Kinder zu regieren und die Kleineren von den Größeren erziehen zu laſſen, bewundern müſſen, da ſind ſie ganz waffenlos, ihm, dem vermeintlichen Atheiſten gegenüber. Nur die fabelhafte Art ſeines Reichwerdens und ſeine geheimnißvolle Zurückgezogenheit erſcheint noch anſtößig und verdächtig. Die Bauern gelüſtet nach den Mitteln ſeiner Hexerei; einzeln drängen ſie ſich zu ihm, mit der Bitte, ihnen das Geheimniß zu verrathen. Einzeln ſagt er jedem zu: ja, ich weiß um dieſe Kunſt und will ſie Euch anvertrauen! Er beſtellt ſie heimlich in der Nacht zu ſich, jeden Einzelnen um dieſelbe Stunde. In die dunkle Stube geführt, hört jeder die Bewegung ſeiner Nebenmänner und fühlt ſich ſchon in's Vorreich der Geiſterwelt verſetzt. Um Mitternacht ſpringen die Thüren auf, und mit Kerzen in der Hand erſcheint ein glänzend gekleideter, ordengeſchmückter Offizier. Die Geiſtererſcheinung iſt Oswald ſelbſt; die Geheimniſſe der Goldmacherei, die er ihnen verräth, ſind nichts als die Ingredienzien guter Zucht, ehrbarer Haltung, getreuen Fleißes, kurz die Moral als Hausmannskoſt für den gemeinen Mann. Verdutzt und beſchämt, halb ärgerlich und ingrimmig, laufen die Bauern nach Hauſe; bedenken ſich's aber, gehen in ſich und thun ſo wie ſie ihm feierlich zugeſagt. Mit Hülfe eines neuen jungen Pfarrherrn bringt Oswald eine Reform des ganzen Dorfes zu Stande, hat Sparkaſſen errichtet, gemeinnützige Anſtalten geſtiftet und waltet anſpruchslos über den kleinen dörflichen Staat, der ſich nun wirklich den Namen Goldmacherdorf verdient.

---

*) Ein beſonderes Verdienſt erwarb ſich Emil Frensdorff, indem er in ſeinem Buche: De l'Allemagne moderne (Brüſſel, 1847) den Franzoſen unſern Hebel und unſern Zſchokke zugänglich machte.

Gewiſſe Momente in dieſer Erzählung ſind charakteriſtiſch genug, um ſich plaſtiſch zu Gruppen und Scenen herausarbeiten zu laſſen. Allein Darſtellung und Entwickelung ſind, um nicht zu ſagen roh, doch ganz in ihrer nackten Einfalt verblieben; die Geſchichte iſt eben für die Faſſungskraft Derer berechnet, die in ihr ſich ſpiegeln ſollen. Und wie dieſe Dorfnovelle ſind auch Zſchokke's andere Erzählungen, die er „Geſchichten für's Volk“ nennt. — Zugleich brachte jener Band Volksſchriften eine Auswahl aus ſeinem „Schweizerboten,“ einem Volksblatte, das jahrelang auf die Entwickelung der Schweizer Zuſtände nicht ohne bedeutende Wirkung blieb. Auch dies iſt ganz volksgemäß gehalten, Nützliches und Ergötzliches ganz zugerichtet für die Koſt des Landmanns und des kleinen Städters. Wir finden da die allerlei Erzählungen, Sprüche und Schwänke des alten Botenmannes, Fabeln mit ernſter Nutzanwendung, luſtige Geſchichten, die eben ſo lehrreich ſind, traurige Märchen und humoriſtiſche Strafpredigten, Abraham Nothnagel's Heirathsgedanken, Habakuk Pumper's troſtreiche Ermahnungen und Anweiſungen zum ſeligen Leben, deſſen Reiſen in Abyſſinien, ſeine Geſpräche mit dem Kaiſer von Japan, bei dem er Bratenwender geworden, ſeine Beweisführung, daß alle Tyroler, Schwarzwälder und Schweizer von Natur hochgeborene Barone ſind. Ernſt getreue Schilderungen Fellenberg's und ſeiner Anſtalt wechſeln mit Stoßſeufzern geplagter Ehemänner, Sendſchreiben über den Freimaurerorden mit wunderſeligen Briefen der Frau Land-, Stadt- und Platzmajorin Anna Quakli an eine Frau Feuerſpritzenlieutenantin, Aufſätze über den Theerauſch der feinen Stände mit kleinſtädtiſchen Neujahrswünſchen und Nachtwächterliedern.

Mit alle dem arbeitete Zſchokke auf eine Reform der untern Stände hin. Die Bedürfniſſe des Volkes machte er zu den ſeinigen, des Volkes Einſicht ſollte Hand in Hand mit deſſen Sittlichkeit gehen, ſich mit ihr heben und ſteigern. Wir müſſen Zſchokke unter den Volksmännern in der Literatur einen bedeutenden Platz einräumen, ſo wenig die Demokratie einer Partei ihn dieſer Ehre theilhaftig machte. Dieſen volksthümlichen Platz behauptet er aber in noch höherem Maße in ſeinen Novellen und Romanen, in ſeinen geſchichtlichen Charakterbildern. Ob er bei dieſen den großen Mittelſchlag der Bildung, in welchem ſie weſentlich Eingang fanden, abſichtlich in's Auge faßte, läßt ſich nicht ſo entſchieden annehmen. Zſchokke wollte auch in ſeinen Romanen lehren, überzeugen, während ſeine Phantaſie ſich hier in freier Schöpferkraft erging. Es läßt ſich nicht feſtſtellen, wie weit das Naturell dieſes Dichters unbewußt dabei einer Tendenz huldigte. Ein ſtarker Drang zur Doctrin iſt auch in den beſten Ergüſſen ſeiner Poeſie bemerkbar. Und wenn es zu den Triumphen ſeiner Dichtungen gehört, die ſittliche Energie eines freien, ſich ſelbſt beherrſchenden Geiſtes aufzurufen, ſo iſt die ſtille, aber getreue Begeiſterung, die dieſer Autor dauernd in Deutſchland genießt, recht eigentlich eine thatſächliche

Verſpottung unſerer Formpoeten, die ſich vermeſſen wollen, die moraliſchen Elemente, die ſittlichen Machtwirkungen aus allem Gebiet der Kunſt und des Schönen hinauszuweiſen. Daß die Sittlichkeit „ſich von ſelbſt verſtehe,“ iſt das naive Glaubensbekenntniß jener blaſirten literariſchen Artiſtik, die von franzöſiſcher Milch genährt, an Frankreich ſelbſt den unſeligen Zerfall erleben könnte, der ſich darin bekundet, daß die Intelligenz ſich dort von der Moralität abgeſchiedene Bahnen ſucht. Jede Erhebung der Seelenkräfte, jede Steigerung der Lebensgeiſter iſt Sache der Sittlichkeit, ſo beim Einzelnen, wie beim Volk. Für die Ablöſung vom Schooße des Volkes, in welchem jeder Aufſchwung der Geiſter ein ſittlicher iſt, kann auch die feinſte Kunſtform nicht entſchädigen, können Kunſt und Literatur nur zur Sache des Luxus, zur Sache des eitelen Spieltriebes herabgedrückt werden.

Es iſt juſt das Ethiſche in Zſchokke, was dieſen Dichter zu einem in der That mächtigen in Deutſchland machte. Mit dieſem Geiſt des Sittlichgerechten, mit dieſer Bravheit in Geſinnung und Thatkraft, mit ſo viel ſtarker männlicher Selbſtändigkeit, in welcher ſich in Zſchokke's Schriften ein Charakter darlegt, ſympathiſirt die Deutſchheit der Maſſe gern und freudig. Von ſolcher Charakterhaftigkeit, welche Zuverſicht einflößt, laſſen ſich die Leſer ſogar gefallen, daß er ſie in's abſtracte Geiſterreich führt, ſie mit metaphyſiſchen Zweifeln heimſucht, wie im „Alamontade,“ mit Zweifeln an Gott und Welt, die mit dem Helden des Buchs niemand mehr theilt. Heinrich Zſchokke hat in den Schweizer Bergen mitten zwiſchen politiſchem Drangſal und Aufruhr, mitten unter religiöſem Zerwürfniß ſich eine ſeltene ſittliche

Keuſchheit und jene Reinlichkeit der Seele erhalten, wie ſie ſich dort in gleicher Einfalt nur etwa in Ulrich Hegner's Dichtungen bekundet. Zſchokke hat von dieſem Schweizerſohn aber nicht die Stille des Geiſtes. Es hat in ihm geſtürmt; äußerlich und innerlich haben die Wogen des bewegten Lebens ſein Herz überfluthet, er hat ſich den Frieden erobern müſſen, ſeine Romane tragen mitunter die Spuren des Aufruhrs und einer mühſamen Beſchwichtigung deutlich genug zur Schau. Um ſo feſter iſt aber ſein Friedensſchluß mit Gott und Welt, tief, ohne die Klarheit einzubüßen, einfältiglich, ohne den Hochſinn des geiſtigen Strebens dranzugeben.

Ich glaube, es ſind beſonders Zſchokke's kleinere Novellen, die in der deutſchen Familie Haus- und Handbücher geworden ſind. Der kräftige Pinſel ſeiner niederländiſchen Malerei iſt in dieſen Erzählungen zu einer derben Geißel ſittlicher und geiſtiger Hinfälligkeit geworden. Es iſt erquickend, ſo viel Kraft der Tugend mit ſo viel Ueberlegenheit in Humor und Komik dichteriſchen Werth gewinnen zu ſehen. Da finden wir Schurken von gutem Ton, Niederträchtigkeit, die ſich eines guten Anſtandes erfreut, Erbärmlichkeit des Geiſtes und des Herzens bei feinen Manieren und gebildeter Herkunft. Die ſittliche Empörung dagegen iſt hier zugleich geiſtige Erhebung, und für dieſe Erhebung iſt der brave Menſch des geſunden Mittelſchlags in allen deutſchen Landen zugänglich. Auch Hogarth macht moraliſche Betrachtungen rege, wenn wir in ſeinen Bildern zugleich die Kunſtfertigkeit der Zeichnung in ſo viel charaktervoller Wahrhaftigkeit bewundern. Zſchokke hält ſich für keinen Artiſten im Schreiben. Die Wahrheitsliebe, meint er, führe ihm lediglich die Feder und nehme die Phantaſie nur zu Hülfe. „So geht's Leuten, bricht er irgendwo einmal durch, ſo geht's Leuten, wenn ſie in's Plaudern kommen, weil ſie nicht künſtleriſch erzählen können!“ Er weiß nicht, daß der kunſtloſe Ton ſeiner Erzählungen, der unmittelbar ſeine Schätze aus dem Schachte hebt, oft auch die künſtleriſche Meiſterhand bewährt, die Urſprünglichkeit ſeiner ſchlagenden Darlegungen eines pragmatiſchen Stoffes ihm nicht blos Vertrauen und Glauben beim Volk, ſondern auch in der weiten Welt Ruhm verſchaffte. Ein geiſtvoller Kopf, der zugleich das Herz auf der rechten Stelle hat, iſt um deswillen noch kein dichteriſcher Virtuos, aber er kann mehr als das ſein, auch wenn ſein künſtleriſches Talent ganz im Dienſte ſeiner ſittlichen Energie ſteht. Dabei ſind in Zſchokke's Dichtungen Partien von ſo vollendeter Plaſtik, daß ſie ihm als Meiſter in Zeichnung und Geſtaltung ſeine Stelle in der deutſchen Romandichtung ſichern. Es ſind namentlich die komiſchen Scenen in ihrer geſunden Kraft und Friſche. Wie meiſterlich iſt im „todten Gaſt“ der naive kindliche Ton im Vortrag eines ſchauerlichen Stoffes! Und was für uns bei erneuter Betrachtung der Zſchokke'ſchen Erzählungen deren eigenthümlichen Werth beſtimmt, iſt die Charakteriſtik der orthodoxen Welt unſerer Vorfahren, die in ſeinen Novellen ihren dichteriſchen Ausdruck findet. Da haben wir gleich im „todten Gaſt“ an dem alten Kauf- und Handelsherrn Bantes in Herbesheim die harte derbe Biedermannstugend in ihrer rührenden Ehrbarkeit und trockenen Komik. Auch die Tugend in ihrer bornirten Kraft, die Bravheit in ihrer Wunderlichkeit, der orthodoxe Trotz alter ſtarrer Sonderlinge aus der guten Zeit unſerer Altvordern: dieſe Züge ſind nirgends charakteriſtiſcher gezeichnet, als bei Zſchokke. In der Novelle „der Fürſtenblick“ ſehen wir die Bravheit auch auf dem Throne, in Geſtalt eines jungen Fürſten. Der Blick des alten Herrſchers leuchtete zündend wie ein Blitz durchs Land; ein Augenwink hob und ſtürzte die bedientenhaften Creaturen, und ſelbſt ein Blick der Kaiſerin Katharina von Rußland trifft den in Deutſchland geſtürzten Günſtling mit eben ſo plötzlicher Wendung für ſein Geſchick. Ein einziger Fürſtenblick machte ihn zum Verbrecher, ein einziger Fürſtenblick zum Glückspilz. Der junge deutſche Fürſt ſeiner Heimath wird dann ſein Freund. Das Experiment, das Beide an den Unterthanen des kleinen Staates machen, um deren Selbſtändigkeit, Werth und Kraft zu prüfen, verdiente dieſelbe ausführliche Beleuchtung, wie man in den Mystères de Paris die Maximen eines angeblich deutſchen Großherzogs kritiſch erläutert hat. Zſchokke's politiſche Satire im „Fürſtenblick“ iſt weit ehrlicher und wahrer. Dieſe ſatiriſche Novelle will allerdings auch lehren, und die Moral in der Fabel ſpricht ſich in der Stellung abſoluter Fürſten in den Worten aus: „Wo der Landesherr das Recht hat, Unrecht zu thun, werden ſeine Schlechtigkeiten eben ſo viele Bewunderer als ſeine Tugenden finden, und iſt überall kein unantaſtbares Recht mehr für Andere vorhanden. Die Moralität des Landesherrn iſt die ſchlechteſte und unſicherſte Staatsverfaſſung; ſie iſt die Staatsverfaſſung der Aſiaten.“

Weit entfernt, bei ſo viel Werthſchätzung der guten Elemente in ſeinen Dichtungen zugleich blind über ihre Mängel zu ſein, bin ich ſehr gern geſtändig, daß ſich zu der Derbheit ſeiner Malereien nicht immer die wünſchenswerthe Feinheit der Pinſelführung geſellt. Wenn er Frauen ſchildert — Zſchokke iſt kein feiner Seelenmaler, — ſo gibt er uns geſunde, natürliche, richtige und wahre Geſtalten, die ſich in ihrer handgreiflichen Feſtigkeit jene Unbeſcholtenheit der Natur erhalten haben, in welcher er gern eine gewiſſe Majeſtät der Unſchuld feiert. Die Conflicte der Geſellſchaftsintereſſen und der Bildungswelt kennt er wenig. In einer ſeiner Geſchichten, die er allen Neuvermählten für den Vorabend ihrer Verbindung empfiehlt, hat er die Nuancen des ehelichen Lebens entwickeln wollen. Aber es gibt unendlich ſchwierigere Lebensverhältniſſe der Ehe, in denen die Feſtſtellung der ſittlichen Idee gegen die Macht der Leidenſchaften weit weniger leicht wird, als es bei den naiven Vorausſetzungen Zſchokke's glaublich iſt. Und wenn er in der Novelle „Tante Roßmarin“ die aus Zufall und Naivität gefallene Mädchenunſchuld zum Thema macht, ſo kann uns die Geſundheit ſeines Sinnes nicht für die fehlende Feinheit bei Schilderung zarter Fälle entſchädigen. In ſeinen „weiblichen Stufenjahren“ gibt er uns ein Bild der ariſtokratiſchen Sphäre der Geſellſchaft, ein Bild, welches — mich eines Magdeburger Ausdrucks zu bedienen — den „hanebüchenen“ Niederſachſen verräth.

In Zſchokke's Derbheit liegen aber zugleich die deutſchen Tugenden dieſes Dichters. Es iſt der Pragmatismus ſeiner Erzählungen, was ihnen ſo viel Antheil ſichert; es iſt das Faßliche, das Spruchliche, die ſinnliche Kraft und Energie ſeiner gleichnißreichen Sprache, was ihm ſo viel Zugang macht. Sein praktiſch handfeſter Witz, der an die Rüſtigkeit der Komik unſerer Altvordern erinnert, hat ſich an der ſchnellkräftigen, ſpruchfertigen Redeweiſe des Volkes genährt und gepflegt. In der größern Novelle „Adderich im Moos" hat ſich Zſchokke in der Ausmalung der Geſtalt des Meiſterſängers Wiri, was man ſagt, ſo recht wohlgethan. Dieſer luſtige Spielmann mit ſeiner ſinnreichen Sprüchwörterrede voll Scherz und Schimpf erinnert faſt an Hans Sachſens Art und Weiſe. Spruch und Schwank des alten Botenmanns in ſeinem Volksblatt „der Schweizerbote" ſind von ähnlichem Schlage. Und in jener Novelle, die uns wie ein großes Reiterſchlachtſtück von Rubens in Saft und Kraft und breiter Fülle den Aufruhr der Schweizer Bauern gegen die Städter zur Zeit der Glaubenskämpfe liefert, iſt die ganze Haltung der Figuren im Styl jenes Niederländers, der zu deutſcher Art und Kunſt gehört. Nicht blos der Meiſter Wiri, auch der Entlibucher Rädelsführer ſammt andern Kumpanen, die da landtagen und ſcharmützeln, ſelbſt der Landsknecht aus ſchwediſchem Dienſt mit der gezierten Vornehmigkeit excluſiver Redeweiſe, ergehen ſich in dieſer volksthümlichen Spruchfertigkeit der deutſchen Weiſe in alter entſchwundener Zeit.

In der Mitte dieſes meiſterhaften Gemäldes vom Schweizer Bauernkriege ſteht als Hauptgeſtalt eine jener Lieblingsfiguren Zſchokke's, ein Empörer wider Gott und ſeine Weltordnung, jener Adderich, der wie Alamontade uns in eine tiefe Werkſtatt voller Seelenkämpfe Einblicke gibt. Schon in einer frühen Ausgeburt wirrer Jugendſtürme, im Räuber- und Banditendrama „Abällino," ſchilderte Zſchokke einen ſolchen Zweifler an Gott, wie ſie uns die Sturm- und Drangperiode unſerer Kraftgenies von ehedem lieferte. Im Alamontade hat er dieſe Elemente eines Aufruhrs aller Lebensgeiſter am meiſten metaphyſiſch vertieft, Elemente, die er in ſeinen betrachtenden Schriften, vorzüglich in ſeiner Entwickelung des Chriſtenthums und aller Religionen der Menſchheit, kräftig, verſtändig und klar überwunden und gelichtet hat. Dichteriſche Geſtalt haben dieſe chaotiſchen Gedankenſtoffe in Alamontade und Adderich gewonnen. Dieſe ſeine beiden Lieblingsfiguren haben zu pantheiſtiſchen Anklagen gegen Zſchokke Veranlaſſung gegeben. Es ſind verwilderte Naturmenſchen, die düſtere Nachtſchauer um ſich breiten, Schickſalsſtürmer, die ihre Geburt, ja die ganze Schöpfung einen Mißgriff Gottes ſchelten, in ihren heiligſten Gefühlen betrogen, in ihren ſüßeſten Hoffnungen getäuſcht, Gott zur Rechenſchaft ziehen und plötzlich die Entdeckung machen, es ſtehe ihnen im verworrenen All der Welt niemand Rede, der große Unbekannte ſei perſönlich nicht faßbar mit Augen von Angeſicht zu Angeſicht. Sie wähnen dann ſein Weſen aufgelöſt in's Allgemeine, zerſtückelt und auseinandergeworfen in die Glieder der Schöpfung, und wo ſie eines dieſer Glieder anrühren und ſchütteln, da tönt ihnen keine lebendig bewußte Seele entgegen. Das froſtige Lächeln atheiſtiſcher Verzweiflung auf den Lippen, ſucht ihr dunkelglühendes Auge nach dem Urgeiſt, den ſie nicht zu finden vermeinen, und der ſich doch ſchon in ihnen ſelbſt, in ihrem tief ſehnſüchtigen Drange zu ihm bekundet. Dieſe Zweifler an Gott, wie Alamontade, wie Adderich, wiſſen nicht, wie ſie ſelbſt ganz verloren in eitel Naturdienſt, dennoch ihres Gottes inne werden, da ſie im großen Aufruhr ihrer Seele wider die mißgeſtaltete Menſchenwelt die Ordnung der Naturrechte herzuſtellen trachten, die Sache der Menſchheit als eine heilige, als eine Sache Gottes verfechten.

Wir ſind damit im Mittelpunkt von Zſchokke's religiöſen Bekenntniſſen angelangt. Zſchokke iſt Proteſtant, ohne jedoch mit dem Proteſtantismus den Kreis der Heilswahrheiten, wie ihrerſeits die katholiſche Kirche es thut, für abgeſchloſſen und für ausſchließend zu halten. Wie Zſchokke in ſeinem „Schweizerboten" an Evangeliſche und Katholiſche ſeine Anſprache richtete und an ſie die Forderung ſtellte, nicht in Formen, dieſe ſeien Bräuche oder Glaubensſätze, das ledigliche Heil zu ſuchen: ſo deutet er in ſeinen geſchichtlichen und wiſſenſchaftlichen Aufſätzen überall auf ein Chriſtenthum hin, das die Parteizerwürfniſſe überwinde und das Urſprüngliche der Ueberlieferung mit dem Allgemeinmenſchlichen wieder friedfertig zuſammenſchließe. Zſchokke's Haß gegen mittelalterliche Myſtik, auch wenn ſie modern werden will, ſein Haß gegen „proteſtantiſche Katholiken" hatte ihm viel Feinde gemacht. Er gehörte zu Denen, die das Chriſtenthum nicht in die Kirche bannen, vom heiligen Kapital des chriſtlichen Glaubens vielmehr die Zinſentragung in der wirklichen Welt unter Menſchen fordern. —

Faſſen wir ſchließlich den Mann perſönlich in ſeiner Entwicklung in's Auge. Daß ich in ihm einen ſpeciellen Landsmann begegne, wird mich nicht hindern, das mir fremd gewordene Element einer Magdeburger Natur richtig zu nehmen. Zſchokke's eigene „Selbſtſchau" gibt uns dazu den ſichern Leitfaden.

Das Jahr 1771 brachte Heinrich Zſchokke in Magdeburg zur Welt. Er war Sohn eines Tuchmachers, der im ſiebenjährigen Kriege wohlhabend geworden. Bald nach der Geburt des Knaben, des letzten in einer Reihenfolge von Kindern, ſtarb die Mutter. Der Heinrich, ein ſtarker, kräftiger Burſch, vom Vater mit ſorgſamer Vorliebe gehegt, verlor auch dieſen bald. Er vermißte dann plötzlich die gewohnte Zärtlichkeit in Haltung und Pflege; das Gefühl der Verwaiſung ſetzte ſich als ſtiller Trotz in ihm feſt. Der ſchwerlöthige Junge, ein „Driebenkiel,“ um mich gut Magdeburgiſch auszudrücken, fing an zu grübeln. Auf dem grauen Kloſter ſagten die Lehrer, er wolle nichts Regelrechtes lernen; aus einer Schule ward er in die andere geſteckt, ohne daß er den Glauben erweckte, es werde noch was Rechtes aus ihm werden; einer ſeiner Lehrer nährte unverſehens den frommen Sinn in ihm, einen Hang zur abſeitsführenden Schwärmerei. In ſeinen Bekenntniſſen wiederholt ſich bei ihm das oft von kräftigen Naturen gemachte Geſtändniß, er habe in ſeiner Jugend nichts gelernt, ſei faul geweſen in allen Zweigen. Dabei war ſein jugendlicher Kopf, freilich auf ſelbſtändige, auf eigene Weiſe, thätig genug. Erzählungen alter Tagelöhner und Knechte waren ihm mehr werth, als ſyſtematiſche Grammatik. Aus Robinſon Cruſoe und Tauſend und einer Nacht ſog er ſeine Nahrung. Nachts ſaß er nach hingelungertem Tage noch auf und machte Arbeiten, die jedermann für dummes Zeug hielt. Schon mit dem zwölften Jahre äußerte ſich ſein Drang, in einem Tagebuche „Selbſtſchau“ zu halten. Es war keine Seele da, die ihn verſtand. Man hielt ihn für einen Querkopf, und für ſo wenig Wohlwollen rächte er ſich durch Trotz. Ein alberner Schülerſtreich trieb ihn endlich zur Flucht. Siebzehn Jahre alt, lief er fort nach Schwerin, ging dort unter die Schauſpieler, und wurde Theaterdichter bei einer herumziehenden Truppe. Dieſe zweijährige Irrfahrt, ſagt er, gab ihm den nöthigen „Leichtmuth,“ der ihm bei ſeiner Kopfhängerei gefehlt. Als die Truppe ſich löſte, ging er auf die Hochſchule zu Frankfurt an der Oder, trieb Theologie, Philoſophie, Geſchichte und Dichtkunſt, und ſchrieb den Banditen Abällino. Mit großem Lärm ging das dramatiſche Ungeheuer über alle deutſche Bühnen. Zſchokke ſchämte ſich ſpäter dieſer Mißgeburt und beſſerte daran, was das Zeug hielt; denn die guten Leute wollten das Ungethüm nicht miſſen; noch vor fünfzehn Jahren ſah ich dieſen zähnefletſchenden „Böſewicht aus Edelſinn“ auf der Joſephſtädter Bühne im luſtigen glorreichen Wien. Zſchokke ſchrieb das Stück in der Zeit ſeiner religiöſen Wirren; der Zweifel hatte den Glauben in ihm getilgt, die Skepſis predigte in Abällino nach der Weiſe Karl Moor's. Vorherrſchend Theolog in ſeinen akademiſchen Studien, beſtieg Zſchokke ſelbſt, nach Ablauf ſeiner theatraliſchen Epoche, die Kanzel in ſeiner Vaterſtadt, wo er ſich wieder als Kandidat meldete. Der große franzöſiſche Umſturz begann jedoch damals in Deutſchland die Gedanken der Welt zu durchſchütteln. Mit ſtarkem Eifer gab Zſchokke ſich den Ereigniſſen hin, die aus Frankreich einen Abgrund ſchauerlicher Größe machten. Die Welt wurde anfänglich durch die Zeitungen belogen, Deutſchland abſichtlich über die Vorgänge in Paris getäuſcht. Zſchokke gewöhnte ſich, immer das Gegentheil von dem zu glauben, was die Zeitungen brachten. „Es gibt,“ ſagte er noch in ſeinem Spätalter, „kein untrüglicheres Mittel, Regierungen um Glauben und Vertrauen eines Volkes, wenn das Volk leſen kann, zu betrügen, als Preßzwang.“ Und als Erbfeind aller moraliſchen Marktſchreiereien, als Erbfreund jedes Unterdrückten, ſah er in allen Gräueln Frankreichs nur „verzweiflungsvolle

Nothwehr einer von hohen Adeligen und hohen Prieſtern zertretenen Nation.“ — Der Kandidat des Predigtamtes hatte gegen Wöllner's Edict geſchrieben; auf Amt und Sold war alſo in Preußen keine Ausſicht für ihn. So griff er zum Wanderſtab und ging von Sachſen durch Deutſchland bis an den Bodenſee. In der Alpenwelt, dachte er, müſſe der Adler der Freiheit horſten; in dieſer Felſenburg hoffte er auch für ſeinen freien Menſchenglauben, für die geſunde Vernunft einen Winkel, eine Heimath zu finden. Er fand dieſe Heimath ſpäter dort mit einem praktiſchen Beruf. Seine Jugendtäuſchung ſchwand damals bald; er ſchrieb in ſein Tagebuch: „Ein geiſtig unfreies Volk der reinſten Demokratie iſt doch ſelbſt im Paradieſe ein blindgeborenes.“ In den katholiſchen Kantonen ſah er rohe Unwiſſenheit, Aberglauben, Arbeitſcheu, Bettelſucht; in Zürich und andern reformirten Kantonen den harten Druck ſtädtiſcher Patricier, der auf dem Landvolk laſtete. Sein Traum von republikaniſcher Gleichheit war vernichtet. Indeß fand er dort Peſtalozzi, Uſteri, Nägeli. Mit Oelsner, dem Verfaſſer der Briefe aus Paris, ging er nach der Hauptſtadt der großen Frankenrepublik. Der alte Schlabrendorf, dieſer Diogenes mit trüber Laterne, ſtörte ihm auch den Glauben an den großen ächten Freiſtaat der Franken. Er wollte fort, er wollte nach Rom, ohne dort ein Ziel zu haben; zuvor aber noch in den zwiſchen den Bergen verſteckten Kantonen Hirtenvölker aufſuchen, um bei ihnen vielleicht die ächte Demokratie zu finden. So kam er über Bern nach Chur. Er beſuchte dort die Reichenauer Anſtalt, dieſelbe, in welcher drei Jahre zuvor der damalige Herzog von Chartres, der ſpätere Franzoſenkönig Louis Philipp, hülflos Unterkunft gefunden. Der Hang zum thätigen Wirken beſtimmte Zſchokke mit Begeiſterung, die glanzloſe Dornenbahn des Schulmannes zu betreten. „Wer zum Beruf der Jugendbildung,“ ſagte er, „die Weihe aus den Händen der Natur empfing, und dieſen Beruf bei Undank und Verachtung, mit Selbſtaufopferung und Inbrunſt lieben kann: Dem wird auch der Schulſtaub zum Heiligenſchimmer.“ Man hat Zſchokke in der Schweiz mit Peſtalozzi, „dem ungeſchliffenen Edelſtein,“ oft Arm in Arm geſehen. Inzwiſchen wichen ſeine Ueberzeugungen von den Maximen dieſes großen Schulreformators in vielen Punkten ab. — Zſchokke ſchrieb damals ſeine „Geſchichte des Freiſtaates der drei Bünde im hohen Rhätien,“ ein Buch, das bald ins Franzöſiſche und Italieniſche übertragen ward und dem achtundzwanzigjährigen Mann das Bürgerrecht erwarb. Die Anſtalt in Reichenau blühte mit ihm auf. Allein ſeinem friedlichen Thun ward bald ein Ziel geſteckt. Die Heere der Franken überzogen die Schweiz. Es war kein Zuſammenhalt unter den Schweizern, jeder Kanton hatte ſich einzeln wehren wollen und fiel einzeln. Die Gährung brach auch innerlich aus. Oeſtreich erklärte, in der Verfaſſung von Chur keine Aenderung dulden zu wollen. Da ſah man, wie die alte Zeit ſtumpf und blöde, eigenſinnig und dünkelvoll ihren eignen Tod beſchloß. In den Wirren, die über Zſchokke's neue Heimath hereinſtürzten, hat ſich weſentlich ſein Haß gegen den Klerus feſtgeſetzt. Dieſer Haß ſtieg bis zu der herben Ueberzeugung, daß immerdar die Geiſtlichkeit das Chriſtenthum und mit ihm die Welt verderbt habe. Im politiſchen Parteikampf ſtand er auf Seiten der maßhaltenden Patrioten. Aber der Adel, auf Oeſtreich geſtützt, wiegelte das Landvolk gegen dieſe Patrioten auf. Mit Salis floh Zſchokke nach Aarau und fand Schutz für ſeine Perſon bei den Franzoſen. Der Präſident gab ihm mit dem Bruderkuß das franzöſiſche Bürgerrecht; er wurde Regierungscommiſſär und ſein praktiſcher Sinn erhielt zum Beſten ſeiner Schweizer Brüder vollauf Spielraum. Als die Ruſſen unter Suwarow in's Land brachen und unſern Schwyz mit Maſſena die Schlacht lieferten, gab es für Zſchokke genug zu ordnen, zu ſchlichten, Wunden zu heilen, Unfug zu ſteuern. Nicht blos die Jugendbildung, auch der Schutz für Gewerbfleiß lag ihm ob mitten im Sturm der kriegeriſchen Zeit. Ein Mann von ordnendem Schaffenstrieb und moraliſcher Energie war damals wichtiger und mehr werth, als Heerführer, die ſich auf blindes Kommando Lorbeeren pflücken und auf das Unglück Tauſender ihren Ruhm bauen. Zſchokke wurde kein blinder Schwärmer für die Sache Frankreichs. — Im Jahre 1800 ſollte er als Regierungscommiſſär den erſten Conſul über den Bernhard geleiten. Er lehnte es ab, blieb aber in ſeiner Beamtung und wirkte zur Vermittelung zwiſchen den franzöſiſchen Heeren und dem Schweizer Volke allerorten zum Guten. Er ſchildert in ſeiner Selbſtſchau die „Blutſaugereien der damals gefeierten Völkervampyre." Maſſena zumal preßte und würgte. — Zſchokke beugte, indem er Getreidezufuhren ermöglichte, mehrmals einer Hungersnoth vor. Er trat in die Adminiſtration Aaraus, wurde Berg- und Forſtrath, machte als ſolcher botaniſche Studien und ſchrieb ſogar ein Lehrbuch: „der Gebirgsförſter." Nach dem Luneviller Frieden, den er mit Kanonen von den Wällen der Stadt begrüßen ließ, nahm er ſeinen Abſchied und trat in den Privatſtand zurück. Er wollte von nun an durch die Feder wirken und lehren. „Zeitgenoſſe einer civiliſirten Barbarei,“ wie er ſich und ſeine Zeit nannte, hatte er vieles auf dem Herzen; das Pult des Schreibenden hielt er für die beſte Lehrkanzel, eine Kanzel, welche die größte Gemeinde hat. 1803 und 5 erſchienen ſeine Denkwürdigkeiten der helvetiſchen Staatsumwälzung. Er hatte ſich inzwiſchen in und bei Aarau häuslich und ehelich niedergelaſſen; charakteriſtiſch für ihn war, daß unter die ihm zu ſeiner Hochzeit Glückwünſchenden Hebel gehörte. Sonſt war er mit Ulrich Hegner, Matthiſſon und Friederike Brun in perſönlichen Verkehr getreten. Den Uebergang von praktiſchem zu literariſchem Wirken machte er in ſeinem Volksblatt „der Schweizerbote“ und in ſeiner „Schweizerlands Geſchichte für das Schweizervolk.“ Eine Menge Ehrenämter begleiteten ihn noch in den Privatſtand. Gegen Kleriſei und Patriziat blieb ſein Eifer fortgeſetzt in Feuer. Er ſchürte damit den Gegenhaß. Neider und Verfolger ſchwärzten ihn vielfach an; Zſchokke wurde in Schriften und von der Kanzel geſchmäht. Als die Behörden ihn zwingen wollten, einen Mitarbeiter ſeines Blattes eines freiſinnigen Artikels wegen zu nennen, legte er alle ſeine Aemter im Aargau nieder; „ich ſchämte mich, ſagt er in ſeiner Selbſtſchau, einer ihrer Beamten zu ſein.“

Chriſtenthum und Geſchichte der Menſchheit wurden neben ſeinem volksthümlichen literariſchen Wirken die Gegenſtände ſeiner Studien. Ein Traum gab ihm den Gedanken, den Heldengeiſt wahrer Tugend in ſeinem tiefſten Elend, in all ſeinem Gram und ſeiner Verzweiflung, und in ſeiner Rückkehr zu Gott zu ſchildern. Aus dieſem Gedanken erwuchs der Galeerenſklav Alamontade. Sein vielbewegtes Leben in Kriegsdrang und bürgerlichen Stürmen hatte ſein religiöſes Bewußtſein jetzt geklärt, gefeſtet und eigenthümlich beſtimmt. Er nahm religiöſe Bedürfniſſe auch im Schooß der menſchlichen Geſellſchaft wahr. 1807 entſtand der Plan zu den Stunden der Andacht. „Es war noch die große Leidenszeit Europas," ſagt er ſelbſt; „den mißhandelten Völkern war bang um Troſt; in Kirchen und Kapellen, bei Predigt, Abendmahl und Meſſe, Proceſſionen, Wallfahrten innige Andacht. Nie ſchien mir die zahlloſe Menge der Duldenden ſo ſehnſüchtig nach jenem Starkmuth der Seele verlangt zu haben, den nur Religion gewähren kann, und nie empfänglicher für Belehrung und Heimkehr in das Innere und Heilige des Jeſusſinnes geweſen zu ſein. Warum erhebt ſich aber für das, was jetzt Tauſenden wohlthätig ſein würde, keine Stimme, keine weittönende eines Geweihten? fragt' ich in gedanklichem Selbſtgeſpräch, und antwortete mit der Gegenfrage: Warum wagſt du es ſelber nicht, wenn Andere ſchweigen? — Die wie von einem andern Munde gekommene, unvorbedachte Frage überraſchte mich. Daß ich wol nicht der Geweihte ſei, fühlt' ich; aber doch lag hier eine ganz neue Bahn großartigen Wirkens vor mir. Kannt' ich nicht ſelbſt das Volk, und weſſen es bedürftig war? Verſtand es nicht ſeit vier Jahren die Sprache, die ich zu ihm redete von Dingen ſeines bürgerlichen Lebens, und war ſie erfolglos geblieben? Hier war es um Erweckung religiöſen Lebens, um Ermuthigung zu dem zu thun, was der Menſch, der ächte, nicht der Scheinchriſt, unter ſchweren Verhängniſſen ſein ſoll. Ich konnte ja den Hochſinn, die Einfalt, die Gottergebenheit des Urchriſtenthums in manches Herz zurückführen! Hatte nicht ſchon mein Alamontade mehr denn einem Heimlichkranken wohlgethan? Die Unruhen unzähliger Familien unter den Schrecken des Zeitalters würden vielleicht meinen Worten eine Macht verleihen, die ich aus mir nicht ſchaffen konnte!" — Die 27 Auflagen dieſes Buches erwieſen deſſen Bedürfniß für die Welt; es erſchienen, von Andern bearbeitet, auch katholiſche Auflagen davon. Eben ſo groß als das Aufſehen, waren die Verfolgungen, die das Buch erlebte. Die Autorſchaft blieb lange Zeit ſtrenges Geheimniß. Bald hielt man den Prälaten Weſſenberg in Konſtanz, bald Paſtor Keller in Aarau, ebenfalls einen Katholiken, für den Verfaſſer; der Letztere hatte mannichfache Anfechtungen deshalb zu beſtehen und ſtarb, ohne ſelbſt den Urheber zu kennen. Erſt in der Selbſtſchau bekannte ſich Zſchokke als Autor. Tholuck in Halle hatte gegen die „Stunden" geſchrieben, Tſchirner in Leipzig ſie vertheidigt. „Dieſe Stunden werden nun," ſagt Zſchokke, „vielleicht nach und nach vergeſſen werden, aber ſie haben ihre Miſſion erfüllt. Dieſe Miſſion lautete: in jenen ſtürmiſchen Zeiten der häuslichen Gottesverehrung, die am Erlöſchen war, einen Halt zu geben und durch ſie Erſatz für die Oede des kirchlichen Lebens."

Sein Familienleben war voll Einfalt und reichem Segen. Seine Söhne erzog er ſelbſt. Von Peſtalozzi's Maximen war er ſchon zur Zeit ſeines Lehramtes darin abgewichen, daß er die Schauſtellungen der öffentlichen Prüfungen vermied. Sonſt waren ſeine Ueberzeugungen mit dem Schulmeiſter von Iferten vielfach übereinſtimmend. Zſchokke's Erziehungsprincip war, nichts in die junge Seele hineinzubilden, alles nur zu entfernen, was ihre Entwickelung zur Selbſtändigkeit ſtört. Es war ſein Zweck, den Menſchen zu ſich ſelbſt zu bringen, d. h. zum Erfaſſen ſeiner beſſern Natur. Kinder ſind ohne Sünde und ohne Tugend, ſagt er; man nennt ſie mit Recht unſchuldig. Die ſogenannte Erbſünde der Theologen iſt nichts anderes, als die Thiernatur des menſchlichen Leibes. Dieſe muß, wie bei allen zähmbaren Geſchöpfen, gezähmt werden; aber das Hauptaugenmerk richte der Erzieher auf das geiſtige Weſen der Unmündigen! Nachahmungstrieb und Einbildungskraft ſind bei Kindern vorherrſchend thätig; Kinder werden nur, was ihre Umgebung iſt; durch Fahrläſſigkeit der Eltern und Erzieher entſteht die Verderbtheit der Jugend. Wahrheit, ſagt er, ſei erſtes Geſetz im Hauſe; keine Verſtellung, auch nicht im Scherze, werde geduldet! — Zſchokke entfernte das lügneriſche und abergläubiſche Geſinde. Arbeit und Entbehrung war ſein zweites und drittes Geſetz. Früh abgehärtet, reinlich, aber faſt ärmlich gekleidet, ſchliefen ſeine Söhne Nachts auf Spreukiſſen. Um ſie an Selbſtändigkeit zu gewöhnen, ſchickte er ſie mit dem zehnten Jahre, erſt paarweiſe, dann einzeln, auf ſommerliche Fußreiſen, erſt in benachbarte Städte zu Freunden, dann in größere Ferne; zuletzt in die Alpen und Gletſcher, um ihre botaniſchen Sammlungen zu bereichern. Der Haberſack hing auf ihrem Rücken; das Geld im Beutel wurde knapp zugemeſſen. Das übte ſie, ſich wochenlang in fremder Welt ſelbſt zu helfen; das machte ſie ſelbſtändig, ohne ſie dem väterlichen Hauſe zu entfremden. Jeder durfte ſich den Beruf wählen, mußte aber neben wiſſenſchaftlichen Studien ein Handwerk lernen, durfte erſt die Hochſchule beziehen, nachdem er zugleich als Geſell eingeſchrieben war und darauf hin wandern konnte. So wurden die jungen Leute praktiſch, ſie blieben friſch an Leib und Seele; ſo blieben ſie fern von jenem in Deutſchland verbreiteten Gelehrtendünkel gegen gewerbliche Menſchen. Dies iſt ein großer Segen ſeiner Erziehungsmaxime. In die Kirche wurde keiner genommen, bevor er vom Chriſtenthum die Heilswahrheiten verſtand; und ſie lernten dieſe nur kennen, indem ſie aus der Geſchichte Urſprung, Werth und Entwickelung aller Religionen erfuhren. Bevor ihr Verſtand nicht fähig, Sinn und Bedeutung der Sache zu faſſen, durften ſie an den frommen Uebungen des Gottesdienſtes, an der öffentlichen Andacht keinen Theil nehmen. Zſchokke erklärt ſich in Sachen der Religion für einen entſchiedenen Feind alles gedankenlos Mechaniſchen. Er führte ſeine Söhne nicht vor dem ſechszehnten bis achtzehnten Jahre in die Kirche. Das Gedächtnißmahl Jeſu, das Liebesmahl Chriſti genoſſen ſie dann nicht als etwas Hergebrachtes, Gewohntes, aber auch nicht in dem Dünkel der Ausſchließlichkeit bevorzugter Menſchen. Sie wußten darum, daß es Millionen gebe, die auch Kinder Gottes ſeien, ob ſie ſchon in anderer Weiſe, unter andern Formen ihrer Gottgemeinſchaft ſich verſichert hielten. Ein edles Wirken ſetzte Zſchokke über alle fromme Uebung, die gute That über den bloßen Glauben.

Von 1817 bis 1823 erſchienen ſeine werthvollen „Ueberlieferungen zur Geſchichte unſerer Zeit;“ ſeit 1811 ſeine „Erheiterungen.“ Von Baiern aus hatte man auf ihn mehrmals das Auge gerichtet. Er ging hin und ließ ſich beſtimmen, die „Bairiſchen Geſchichten“ zu ſchreiben. Seine bürgerliche Unabhängigkeit gab er nicht auf; aus Baiern zumal widerfuhren ihm die ſtärkſten

Anfeindungen, weil dort fortwährend Licht und Schatten ſich gegenſeitig verdrängten. Seine ſchriftſtelleriſche Aufgabe hielt er für die nöthigſte, und ſie hatte in der Freiheit ſeiner Stellung ihren guten Halt. „Mir immer bewußt,“ ſagt er in der Selbſtſchau, „daß ich Zeitgenoſſe einer civiliſirten Barbarei ſei, ſah ich ein, daß die moraliſchen Uebel, und daher alle Leiden der Familien und Nationen nicht aus reiner, natürlicher Bosheit der Menſchen, ſondern aus ihren Irrthümern, Verwöhnungen und ſchiefen Verſtandesrichtungen quellen; daß der Edelſte nicht ſündenlos, der Sündigſte aber auch nicht ganz adellos ſei; daß in der Welt das Sittlichgerechte dennoch im Allgemeinen gegen das Sittlichböſe das Uebergewicht behaupte, weil ſich das Menſchengeſchlecht außerdem ſchon vom Erdboden vertilgt haben würde; daß die meiſten Vergehen und Verbrechen offenbare Unheilsfrüchte der *Volksverbildung* inner den Schranken verderblicher Geſetze, Einrichtungen, Glaubensſatzungen und Herkömmlichkeiten ſind.“

Und ſein vermeintlicher Pantheismus? — Sein Glauben und Denken über Gott und Natur ſtellt ſich in folgendem Bekenntniß feſt. „Wie das uferloſe Weltall nur gleichſam der ſichtbare Schleier der in ihm webenden Natur iſt, ſo erſchien mir die Natur als der Schleier Gottes, in welchem er ſich uns offenbart. Und darf ich das Tiefſte mit dem Höchſten zu vergleichen wagen: Gott erſchien mir im Verhältniß zum Sein und Weſen des allgegenwärtigen Weltalls wie der Menſchengeiſt zu ſeinem beſeelten und belebten Menſchenleib, den er in allen Theilen, ohne ſie ſelbſt zu ſein, durchherrſcht.“

Ein Greis, aber ſich ſtark und freudig fühlend und ſeines Gottes in der Menſchenwelt ſicher, lebte

Zſchokke, ein hoher Siebziger, glücklich und hochgeehrt, wenige Meilen von Aarau entfernt am Ufer des Aarſtroms in ſeiner „Blumenhalde,“ wie er dort ſein Heimweſen nannte. Sein ſtrenger, in ſich geſchloſſener Sinn machte ihn weder für Gunſtbezeigungen noch für die eitele Neugier Fremder zugänglich. Fürſten haben, weil er ſich nie hoffähig machte, nicht für gut befunden, ihn zu ehren. Aber die Schweiz und deutſche Städte haben ihm den Tribut ihrer Achtung dargebracht. Sein heimathliches Magdeburg hat in der Spätzeit ſeiner gedacht; Hamburg feierte noch kurze Zeit vor Zſchokke's Tode ſeine Anweſenheit wie ein Feſt.

Peſtalozzi.

„Man hat Heinrich Zſchokke in Aarau oft Arm in Arm mit Peſtalozzi geſehen.“ — Sonſt hieß es, es ſoll der Dichter mit dem Fürſten gehen. Dieſe Zeit hat aufgehört; der Dichter gehört zum Erzieher des Volkes. Zſchokke ſelbſt war Erzieher geweſen, anfänglich in Amt und Würden, ſpäter innerhalb ſeiner eignen vier Pfähle. Seiner Nation ein Erzieher zu ſein in Schrift und Wort, erſchien ihm dann als ſein höherer Beruf. Daß Peſtalozzi in der Schweiz auf Viele von Einfluß geweſen, iſt natürlich; bei alle dem ſind die Meiſten in ſeiner Anhängerſchaft doch vielfach vom Meiſter abgewichen. Zſchokke ſelbſt billigte unter anderem nicht die Schauſtellung öffentlicher Prüfungen, in denen mehr der Lehrer, als der Lernende ſich vorführt und Ruhm ſucht. Es wird glaublich, daß noch auf andern Punkten der Methode Zſchokke mit Peſtalozzi nicht übereinſtimmte. Sind doch die nächſten Schüler und Mitarbeiter vom Meiſter abgefallen, hat doch die Methode des Alten, die eben ſo vielgerühmte als vielgeſcholtene, ſchon unter ſeinen Augen die entſchiedenſten Wandlungen erfahren müſſen, eine Methode, die epochemachend für das Geſchlecht war und an welche Fichte in ſeinen Reden an die Nation für die Menſchheit den Beginn eines neuen Zeitalters knüpfte. Die Schweiz, nicht blos ein Feuerbrand politiſcher Leidenſchaften, iſt noch immer auch ein Heerd neuer Erziehungsmethoden. Man ſchickt nicht blos die Kranken in die Alpen zur Molkenkur, auch junge Brut aus allen Ecken und Enden Europas trinkt dort ihre erſte geiſtige Lebensmilch. Und ſie wird ihr in der verſchiedenſten Weiſe verabreicht, in den Anſtalten patriarchaliſcher Männer des Volkes und in den Schulen der Jeſuiten. Peſtalozzi aber iſt für halb Europa in der Erziehungswelt ein Vater der Reform geworden. Wir können dieſe Reform nicht verſtehen, ohne des Mannes Perſon in's Auge zu faſſen. Nach eines einſichtigen und begeiſterten Schulmannes Geſtändniß mußte man ſogar den großen Präceptor ſelbſt das Scepter führen ſehen, um ſeine Methode zu begreifen; vielleicht gar den Bakel an ſich ſelbſt gefühlt haben, um den Zauber ſeines Wirkens leibhaft zu empfinden. — Bei Zſchokke war eine „Selbſtſchau" Leitfaden. Auch Peſtalozzi hat ſeine Lebensſchickſale geſchrieben. Aber ſein ſchließlicher Bericht über ſich ſelbſt kann ſchwerlich für abgelagerten, geklärten Wein gelten; bei dieſem Mann der Erziehung, der ſich ſelbſt nicht zu erziehen gewußt, blieb aller Stoff, vielleicht weil er ſo gewaltig war, in der Gährung begriffen. Wir müſſen, um uns Peſtalozzi zur feſten Geſtalt zu machen, herbeiziehen, was Blochmann der Welt über ihn mitgetheilt.

Peſtalozzi war ein Genie in ſeinem Fache, und wenn ſein Fach und Beruf nichts Geringeres war, als der Menſchheit ein neues Geſchlecht heranzuziehen, ſo iſt damit ſeine Bedeutſamkeit genugſam eingeſtanden. Bedenken kann es freilich erregen, den chaotiſchen Verſuchen, die den Schöpfungen des Genies voranzugehen pflegen, die Jugend anheimzugeben. Eine beſonnene Pflege, die in alten Bahnen mit Umſicht waltet, flößt mehr Vertrauen ein, als ein ſtürmiſcher Reformer, auch wenn er der Natur und ihren Heilkräften ganz einfache Maximen ablauſchte. Hat doch ein Rouſſeau, der an den Brüſten der Natur neue Weisheit ſog, die für ein verſunkenes Geſchlecht wie ein Lebenselixir erſcheinen mußte, ſeine eigenen Kinder nicht zu erziehen gewußt! Es iſt Eigenthümlichkeit des Genies, neue Entdeckungen zu machen; aber Sache des Talents, dieſe Entdeckungen zu organiſiren, ſie wohlthätig zu machen, ſie einzuordnen in die Bedingungen und Bedürfniſſe einer thatſächlich gegebenen Welt. Die Talente wuchern oft ſchlecht mit dem Pfunde, das ein Genie dem geheimnißvoll verſchloſſenen Schooß der Erde enthob, ſie ſchwächen ſeine Urſprünglichkeit ab, aber ſie machen ſie zugänglich für die Menſchenwelt. Iſt doch auch das Pfund, das Chriſtus aus den Tiefen Gottes hervorgeholt, von ſeinen Nachfolgern, indem ſie es münzten, vielfach entſtellt, aber auch vielfach angelegt, wenn gleich oft widerſinnig ausgelegt. Nicht anders als auf ſo vielfache menſchliche Weiſe kann die Idee eine Wirklichkeit werden.

Heinrich Peſtalozzi war ein Züricher von Geburt; das Jahr 1746 brachte ihn an's Licht der Welt. Die Familie war wälſchen Urſprungs; italiſches Blut, das in ihren Pulſen klopfte, macht vielleicht auch manche Aufwallung des Jähzorns in dem wunderbaren Manne, manche Eigenheit ſchon im Knaben „Heiri Wunderli" erklärlich. — So hieß man den Jungen der in Zürichs nächſter Umgebung aufwuchs. Die kranke Mutter überließ ſeine Pflege zumeiſt einer Schweizer Magd; die ſchlichte Natureinfalt, die unverwüſtliche Treue dieſes „Babeli“ war von Einfluß für die Gemüthsart des Knaben. Großvater mütterlicher Seits war Landpaſtor. In Deſſen Walten und Thun ſah Heinrich zuerſt ein lebendiges, patriarchaliſches Chriſtenthum in ſeinen unmittelbaren Wirkungen auf's Volk. Blochmann erinnert an dieſe erſten Eindrücke auf den ſonſt täppiſch blöden, formloſen Buben, der ſich nicht blos gegen Grammatik und abſtrakte Studien, auch gegen alle Rechtſchreibung und Schönſchreibung heftig ſträubte. Lavater klagte noch ſpät über Peſtalozzi's orthographiſche Seltſamkeiten, und wer je des Mannes Handſchrift geſehen, wird über ſolch Gewuſel und Geſchmiere der Federführung unwirſch geweſen ſein. Vernachläſſigung in allen Dingen der Etiquette blieb ihm getreu bis an's Ende. Kaiſer und Könige, die den weltberühmt gewordenen Pädagogen in ſeiner Anſtalt aufſuchten, empfing er in einem Aufzug, der von Schmutz ſtarrte, oder doch das ganze Gepräge eines verwilderten Sohnes der Natur zur Schau trug. Aber die Herzlichkeit, mit welcher er den Hoheiten die Hand ſchüttelte, war ſo gewinnend, daß man darüber hinwegſah, wenn ihm das Hemd zum Aermel hervorgukte, unter ſeinen kurzen Beinkleidern die Strümpfe niederſchlotterten, und das Bein, das vor hohen Damen Kratzfuß machte, ungenirt baar und blank zum Vorſchein kam.

Was ihn Schulmann zu werden beſtimmte, war ſein eingefleiſchter Haß gegen den ariſtokratiſchen Druck, der in ſeiner Heimath überall auf dem armen Volke laſtete. Es war alſo, wenn man will, ein politiſcher Stachel, der ihn trieb; nicht ein Gelüſt, die politiſchen oder ſocialen Formen der Welt umzugeſtalten, ſondern ein

Drang, dem Volke in ſeinen Nöthen beizuſpringen, ihm in deſſen eigenem Schooße die moraliſche Kraft zur Selbſtverjüngung und Selbſtgeſtaltung aufzudecken. Rouſſeau's Selbſtverjüngungstrank für das Volk, ſeine Mahnung zur Rückkehr in die Einfalt der natürlichen Grundbedingungen war ja ebenfalls politiſcher Art; das Heil ſittlich aus dem Volke ſelbſt erwachſen zu laſſen, war das ſociale Ziel ſeines begeiſterten Unmuthes. Das ſittliche Elend im Volke und ſeine tiefen Quellen lernte Peſtalozzi in ſeiner eigenen Welt kennen; lag es doch nackt am Tage. Er hatte Rouſſeau früh geleſen; er verwarf aber als Mann der Praxis das „Traumbuch," wie er den Emile nannte.

Peſtalozzi wollte erſt Landmann ſein, bevor er der Lehrer des Landvolks wurde. Er ging in eine Muſterwirthſchaft, lernte ackern und das ganze Bauerngewerk. Er ſiedelte ſich dann im Aargau als Landwirth an. Aber er ſcheiterte in dieſer Vorarbeit zu ſeinem eigentlichen Beruf. Er wollte ſie im Sprunge erreichen, brachte keine ſtetige Ordnung in ſein Heimweſen und erwies ſich alsbald als unpraktiſch in der Landökonomie; die Wirthſchaft in Neuhof ging drauf. Das beugte ihn aber nicht mit ſeiner Frau darnieder; er glaubte damit nur ſeinem Ziele näher zu kommen; er wollte Bettler ſein, um Bettler erziehen zu können. Er nahm in ſein ausgewirthſchaftetes, unwirthlich gewordenes Haus fremde Kinder auf, ließ ſie arbeiten zugleich und lernen; der Ertrag der Händearbeit ſollte den Unterhalt ſchaffen. Er machte für ſich ſelbſt die Rouſſeau'ſche Entdeckung, daß das Syſtem der modernen Bedürfniſſe bis zu einer Unnatur verkünſtelt ſei, in ſeiner Verweichlichung den Keim alles Verderbs der Geſellſchaft in ſich trage. Dies war in dem verſunkenen Jahrhundert des Luxus und der Entartung eine große Entdeckung. Speciell aufgefaßt und zur Hand genommen, führte ſie in Neuhof zu dem Gedanken, daß die Scholle Erde, die wir zur Bewegung brauchen, reich genug ſei, ſich auf ihr alle Bedürfniſſe ſelbſt zu erzeugen. „Süß wie das Säuſeln ſelbſtgepflegter Bäume!“ klang es in der Idylle damaliger Poeſie, und Peſtalozzi ſetzte dieſen idylliſchen Gedanken mit den Kindern in ſeinem Hausweſen in Scene. Die Natur, hieß es, habe genug urſprüngliche Kraft, die einem Jeden den unmittelbaren Dienſt zollen müſſe und könne; der Menſch, mit ſeinen Gliedern, mit ſeiner Hände Arbeit auf ſich verwieſen, aller Künſtlichkeit einer bedürfnißübervollen Welt entzogen, ſollte wieder im Bereich der einfachen, getreuen Natur ſich ſelbſt genugſam ſein. So kehrte Peſtalozzi mit ſeiner Kinderkolonie, wie Jean Jacques es blos geträumt, in den Urſprung der menſchlichen Geſellſchaft, ja bis auf die Bedingungen des erſten Menſchenpaares zurück. Woran Peſtalozzi in Neuhof ſcheiterte, das hat Fellenberg dann ſpäter in Hofwyl folgerechter, maßhaltend und mit mehr Glück in Ausführung gebracht; das Talent wußte einen urſprünglichen Gedanken des Genies bei Vermeidung von deſſen Maßloſigkeit beſſer zu ſyſtematiſiren, gerieth aber wol bald in ein Schema, das nicht mehr in Peſtalozzi's urſprünglichen Ideen blieb. — Die Neuhofer Armekinderanſtalt war bald von kleinen Geſchöpfen überfüllt. Von allen Seiten waren Kinder herbeigeſtrömt; Peſtalozzi hatte ſie von den Hecken aufgeleſen, auf der Landſtraße zuſammengerafft; ein halbes Hundert tummelte ſich hungernd und ſchreiend um ihn. Phyſiſcher Mangel aller Art herrſchte alsbald in der

Anſtalt; Peſtalozzi, der die Entwickelung der menſchlichen Geſellſchaft „vom Ei“ wieder anfangen gewollt, war — kein Oekonom; er mußte die Anſtalt 1780 aufgeben. Aber ſelbſt am Rande des phyſiſchen Unterganges, ſelbſt mit dem naivſten Eingeſtändniß, ſeine und der Ziehkinder Exiſtenz dem tödtlichſten Mangel preisgegeben zu ſehen, ſtieg keine Verzweiflung in ihm auf; mitten in Hunger und Noth ward er nicht irre an ſeiner Miſſion, blieb er friſch voller Entwürfe, die von neuem und beſſer das Ziel in Anlauf nehmen ſollten. Es gab ſchon damals manche ängſtliche und ſtill beſonnene Seele, die die Beſorgniß theilte, dieſer Mann, als Knabe Heiri Wunderli geſcholten, werde in einem Spital oder in einem Narrenhauſe enden müſſen. So ſcharf ging auch hier, wie ſo oft, der Pfad, den das Genie einſchlägt, an dieſen beiden äußerſten Endpunkten menſchlicher Beſtrebungen und Erreichbarkeiten vorüber. Aber „mitten im Hohngelächter der mich wegwerfenden Menſchen, ſagte Peſtalozzi ſpäter von ſich ſelbſt, hat der mächtige Strom meines Herzens nicht aufgehört, einzig und einzig nach dem Ziele zu ſtreben: die Quellen des Elends zu ſtopfen, in das ich das Volk um mich her verſunken ſah; und meine Kraft ſtärkte ſich, mein Unglück lehrte mich immer mehr Wahrheit für meinen Zweck. Was niemand täuſchte, das täuſchte mich immer; was Alle täuſchte, das täuſchte mich nicht mehr!“ Das war, wenn auch nicht immer mit gleichviel Selbſtbewußtſein, allezeit die ächte Sprache des ſich und ſeinem Stern vertrauenden Genies.

Es war im Jahre 1792, als Peſtalozzi eine Reiſe durch Deutſchland unternahm. Verwandtſchaftliche Beziehungen mochten ihn dazu veranlaſſen; er hatte in

Leipzig eine verheirathete Schweſter, ſo viel ich weiß: die verſtorbene Mutter des vorigen Bürgermeiſters der Stadt, Regierungsrathes Groſſ. Peſtalozzi beſuchte damals die Lehrerſeminare in deutſchen Landen, lernte Klopſtock, Goethe, Wieland, Herder kennen. Er ließ ſich auf dieſer Reiſe in den Illuminatenorden aufnehmen, wurde deſſen Haupt für die Schweiz, trat aber enttäuſcht alsbald wieder aus dieſer Gemeinſchaft. Man begrüßte ihn in Deutſchland als Schriftſteller; jeder gährende Kopf erregte damals Aufſehen, und zur Feder hatte Peſtalozzi gegriffen, ſeitdem er die Neuhofer Anſtalt aufgegeben. Sein „Lienhard und Gertrud,“ ein kräftiges Bild des Bauernlebens, wie es iſt, oder wie es ſein ſollte und könnte, ſeit 1781 erſchienen, war mit Jubel aufgenommen. Man verſtand es als Roman; der Kern ſchmeckte dem Zeitalter vielleicht bitter, aber auch auf Arznei war man damals begierig und eifrig. Es folgten dem erſten Buche andere Gemälde Peſtalozzi's in ähnlicher Art, wie „Chriſtoph und Elſe,“ „Abendſtunden eines Einſiedlers“ in Iſelin's Ephemeriden, ein Schweizerblatt für das Volk (1782 und 83), eine Abhandlung über Geſetzgebung und Kindermord, „Nachforſchungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menſchengeſchlechts.“ — Dieſe Schilderungen, wie die civiliſirte Menſchheit im Mechanismus ihrer zum Syſtem gewordenen Gewohnheiten untergehe, waren damals wie jeder Nothſchrei der Natur aus tiefer Bruſt ergreifend.

Im Ganzen und Großen ward dieſer Nothſchrei der unterdrückten Natur im politiſchen Umſturz Frankreichs laut. Peſtalozzi war wieder in der Schweiz, als die Revolution auch dort mit ihren Wirren anhob. Es war die Zeit, als er mit Zſchokke, dem Regierungscommiſſär in Dienſten der Republik, in Verkehr trat. Er für ſeinen Theil konnte und mochte nichts anderes ſein als Schulmann. Gerade jetzt wo jeder Tag die Schaaren hülf- und heimathloſer Kinder mehrte, fühlte er von neuem, wie noth es that, die verwaiſte Jugend um ſich zu verſammeln, ihr ein Lehrer, aber auch ein Erhalter und Nährer, in Summa Vater und Mutter für ſie zu ſein. Ganze Heerden zerlumpter und hungernder Kinder trieb Peſtalozzi von den öden Stätten verbrannter Dörfer und geplünderter Städte zuſammen. Man übergab ihm ein altes leeres Kloſtergebäude in Stanz. Dort richtete er ſich ſofort mit einer Wirthſchafterin ein, und die neue Erziehungsanſtalt war ſchnell fertig. Aber er mußte in dieſem Stall voll wimmelnder Geſchöpfe für ſoviel arme, halb nackte Jugend nicht blos Lehrer und Vater ſein; er mußte auch ihr Knecht werden, er mußte dieſe Jugend ſäubern, waſchen, kämmen; die gemeinſten Dienſte lagen ihm ob. Das Elend der jungen Brut ſtrotzte leiblich wie geiſtig von Schmutz. Von neuem entfaltete der große Schulmann ſein tiefgreifendes Princip, das darin beſtand, allen Segen der häuslichen Erziehung auf die öffentliche zu übertragen. „Wie wohl wird es mir, ſchrieb er ſpäter an Geßner, in meinem Grabe ſein, wenn ich es dahin gebracht, Natur und Kunſt im Volksunterricht ſo innig zu vereinigen, als ſie jetzt in demſelben gewaltſam getrennt ſind!“ Wohnſtubenweisheit, Wohnſtubenkraft nannte Peſtalozzi die Wurzel aller Menſchen-, aller Volksbildung, und die Schulſtube in dieſe erweiterte Wohnſtube zu verwandeln, war die große Maxime dieſes Pädagogen. Wie das Mutterauge die Kleinen umgibt, nicht blos wie die Vaterkraft ſie hält und trägt: ſo wollte er ihnen die Eltern erſetzen. Von früh bis ſpät war er in ihrer Mitte. Was ihnen gereicht ward, ging durch ſeine Hände, jede nöthige Hülfsleiſtung that er ſelbſt, ſeine Thränen floſſen, wo Schmerz ſie drückte, ſein Lächeln ging auf die Geſichter der Waiſen über. Er ſaß an ihrem Krankenbett, weder Anſteckung fürchtend, noch Ekel empfindend; er war ihr Arzt, ihr Diener, ihr Pfleger, ihr Heiland in jeder Art. Er beſtieg unter ihnen täglich zuletzt das Lager, betete ihnen vor und ſie beteten ihm nach. Der Erſte des Morgens wieder auf; war er es, der ſie ermunterte, ſpeiſte, erquickte. So war er mehr noch als ihr Vater, er war ihr Herr und Meiſter in aller Weiſe, ihr Schöpfer faſt, ihr Erhalter jedenfalls. Und ſein religiöſer Sinn, der ihn ſein täglich Werk fromm anfangen und vollenden hieß, breitete für die jungen Gemüther eine Art Weihe um ſeine Perſon; er war ihr Hoherprieſter, mithin ihr Alles.

So kam es, daß ein wilder Haufe von 80 Bettlerkindern, elend und ſiech, unreinlich und voll Entartung, wie ſie ihm überkommen waren, in kurzer Zeit in einen kleinen geordneten Kinderſtaat verwandelt zu ſein ſchien, in ein kleines Paraguai gleichſam, wie ſpäter Doctor Francia einen ſolchen, auf ſich ſelbſt und ſeine eigenen Hülfsquellen gewieſenen Staat von großen Kindern in der politiſchen Welt zu conſtruiren verſuchte. Es durfte in Peſtalozzi's Anſtalt bei loſen, entzügelten Buben nicht an körperlicher Züchtigung fehlen. Aber Alle ſahen, daß was beſtraft wurde unmöglich zu dulden war, weil es geſtatten, auf ſo engem Raum und bei ſo kargen Mitteln die Möglichkeit des Zuſammenlebens aufheben hieß. Peſtalozzi's Züchtigungen flößten nie Haß ein; ſie kamen ſelbſt nach der Ueberzeugung der Beſtraften von der Hand des weiſen, leidenſchaftloſen Mannes, von der Hand der väterlichen Liebe. Seine Methode des Unterrichtens war ganz ſo ohne abſtracte Vermittelung, wie man leiblich in der Anſtalt von der Hand in den Mund lebte. Peſtalozzi lehrte ihnen nicht die Moral, predigte ihnen nicht das Chriſtenthum. Im Schmutz und in der äußerſten Entbehrung zeigte er ihnen thatſächlich, was Tugend und Chriſtenthum heißt; er zeigte es ihnen durch die hülfreiche That, er lehrte handelnd, predigte die Gebote, indem er ſie vollzog; alles Tüchtige und Gute erſchien den Kindern nur wie das natürliche Erzeugniß ihres Bodens und ſeiner Bedingungen. Es war hier die blanke natürliche Nöthigung, brav zu ſein, Allen zu helfen, damit keiner zurückblieb, mit Allen zu theilen, damit keiner hungerte. Und ſie hörten nicht ſowohl die Weisheit von ſeinem Munde, ſie ſahen ſie in ſeinem Thun; er war die perſönlich gewordene Lehre der Kinder, der lebendige Inbegriff der Weisheit, die den kleinen dürftigen Staat in Ordnung hielt. So kam es, daß ſie mit ihren Blicken an dem Manne hingen, wie gleichſam alle Kreatur an der Sonne. Und ſo ward, indem die Zöglinge ſich alles von ihm abſehen mußten, die Anſchauung das Grundprincip ſeiner Methode, das hauptſächliche Mittel und Werkzeug ſeines Docirens. Er ſetzte ihnen nicht Begriffe auseinander, gab ihnen nicht Beweiſe, überzeugte ſie auch nicht durch Ueberredung; er flößte ihnen den Inſtinct zu all den Maximen ein, die er befolgt wiſſen wollte, aus Inſtinct wurden ſie gut, tugendhaft, enthaltſam, liebevoll, hülfreich. Weniger die Logik, als vielmehr der Inſtinct mit ſeinen unmittelbaren Nöthigungen ward von Peſtalozzi gepflegt und ausgebildet. Aller bloße Mauldienſt ſchwand, That und Thun war Alles; auch ohne Befehl, ſchon nach bloßer Anſchauung gehorchen, war die Seele der Anſtalt, die in ihrem geſchäftigen Treiben hin und her einem arbeitſamen Bienenſchwarm im Korbe gleichen mochte. Keiner wurde moraliſch gezwungen, keiner abſichtlich durch Gründe gewonnen zu ſeinem Werk, die Nöthigung zu ſeinem Thun und Verhalten mußte ſich ihm aus der Sache, aus dem Bedürfniß des gemeinſamen Ganzen, zu dem er gehörte, von ſelbſt ergeben. — Nach Aenderung der Hülfsmittel, durch Herbeiführung anderer Bedingungen zur Exiſtenz, hat das Princip des Unterrichts in den ſpätern Schweſteranſtalten und Pflanzſtätten der Peſtalozzi'ſchen Lehrweiſe oft und mannichfach ſich umgeſtalten müſſen. Aber von Peſtalozzi ſchreibt es ſich her, wenn in der Pädagogik den jungen Seelen nichts mehr eingetrichtert wird. — Peſtalozzi hielt ſeine Lehre möglichſt wenig abſtract, möglichſt von Allgemeinheiten fern; er knüpfte ſeine Unterweiſung an den einzelnen, vorliegenden Fall. Und faſt jeder dieſer Fälle war in der kleinen Anſtalt eine Lebensfrage, die ſo nahe lag, daß jeder Zögling die Antwort ſelbſt fand. Hieraus erwuchs für die Methode die Form des Zwiegeſprächs als beſte Art und Weiſe der Fortpflanzung der Lehre, eine Art von jener Sokratiſchen Hebammenkunſt im Unterrichten. Und bei der Menge der Kinder, die auf ihn als den einzigen Lehrer angewieſen blieben, entſprang eben ſo nothwendig die Maxime des wechſelſeitigen Unterrichtens der Zöglinge unter einander. Jeder Aeltere, der ſich in etwas bewährt hatte, erhielt alsbald ſeinen Kreis von Jüngern um ſich und ward deren Meiſter im Kleinen, wie Peſtalozzi in ſeiner hohenprieſterlichen Machtvollkommenheit der Meiſter Aller war.

Alle dieſe Maximen, zu erziehen und zu lehren, hatten in der Anſtalt Peſtalozzi's das Gepräge von Nöthigungen, waren Erzeugniſſe der Nothdurft, nicht Ergebniſſe ausgeklügelter Forſchungen und Experimente. Um deshalb waren ſie ſo vollwichtig, ſo vollgültig, waren wie Naturerzeugniſſe aus dem Schooß des gegebenen Bodens entſprungen. Er kam nicht auf die Idee, die Idee, wie Blochmann ſagt, hatte ihn vielmehr. Ganz verſenkt in ſeine Aufgabe, ſich zu helfen, zu retten, und mit ſo viel kleinem Volk durchzukommen, ganz eingegangen in die Bedürfniſſe der ihm zugewieſenen engen Welt, fand er die Mittel zu ſeinen Zwecken unmittelbar, jede Bedingung ward ihm eine gebotene Nothwendigkeit. Die Entwilderung einer Horde der roheſten Buben in Zeit eines halben Jahres war das glänzende Ergebniß ſeiner Methode. Und hier in Stanz erſchien Peſtalozzi mehr als ſonſt wo ganz im Vollgefühl ſeines Wirkens, ganz im Beſitz und in Ausübung ſeiner „großen Natur und ſeiner großen Schöpferkraft." Nachher hat er über ſeine Idee mehr nachgedacht; dort hatte ſie ihn, trieb ſie ihn unbewußt. Er wußte ſpäter mehr darum, vermochte aber niemals mehr als damals.

Das Jahr 1799 ſetzte ſeinem Wirken in Stanz ein Ziel. Das Kloſtergebäude ward ihm entzogen, in ein Lazareth für Soldaten verwandelt. Unter heißen Thränen entließ er die Kinderſchaar, nachdem er ſie kümmerlich mit Reiſebedarf verſehen. Eine Hauptperiode ſeines Lebens war damit zu Ende. — Und Iferten? Von Yverdun ſchreibt ſich doch eigentlich der europäiſche Ruf des großen Schulreformators!

Peſtalozzi ging zunächſt nach Bern und trat in Burgdorf als unterſter Lehrer in die dortige Anſtalt. Hier mußte er einem beſtehenden Schulplan ſich unterordnen, er konnte hier nicht herrſchen, er mußte fügſam ſein, mußte ſich hier von unten auf annäherungsweiſe geltend machen. Es war für ſeine Methode eine beſondere Prüfung. Auf den Elementarunterricht beſchränkt, hat ſie ſich aber dort erſt recht als brauchbar bewieſen. Indem ſie darin beſteht, allen Begriffen die Anſchauung voranzuſchicken, dem Goetheſchen Spruch angemeſſen: Wenn's einer ſieht, gleich hat er's fort! ſo konnte ſie ſich in Burgdorf als „Abc der Anſchauungslehre" recht ausbilden. Die übergroße Einfachheit ſeiner Lehrweiſe fiel anfänglich auf. Die Mütter, die ihre Kinder in der Anſtalt beſuchten und dem Unterricht beiwohnten, waren faſt unangenehm überraſcht und ſagten: Mein Gott, das können die Kleinen auch zu Hauſe lernen! Dieſen Vorwurf nahm Peſtalozzi als ein Lob, das ihn in ſeinen Grundſätzen beſtärkte. Gerade die Familienſtube iſt nach ſeiner Idee der beſte Schauplatz der Erfahrungen für die kleinen Geiſter, und nur gerade ſo viel, als dieſer kleine Kreis in Haus, Hof und Spielplatz an Wiſſen und Können umſchließt, ſoll das Kindergemüth aufnehmen und ſoll ihm dargeboten werden. Alles künſtliche Pfropfen, alles Aufnöthigen fremder Stoffe, alles gewaltſame Ausweiten der kleinen Hirngefäße hielt Peſtalozzi für das Grundübel der überreizten Kultur, die kein Mittel verſchmäht, aus Jünglingen frühe Greiſe zu machen, Rieſen im Wiſſen und Pygmäen im Wollen und Können heranzuziehen, die Intelligenz auf Koſten des Charakters zu zeitigen. Gerade nicht mehr als ſie zu Hauſe auch lernen konnten, lehrte

Peſtalozzi die Kinder; er erſetzte ihnen als Lehrer den Vater und ältern Freund, und indem er die Schulſtube zur erweiterten Wohnſtube machte, lebte er ſich mit ihnen dort ein, hatte dort den ganzen Schauplatz der Erfahrungen und Erlebniſſe für ſie beiſammen und ließ ſie langſam ſelbſt ſuchen und finden, ohne ihnen die Ergebniſſe raſch und fertig aufzudrängen. „Von der Geburt an beginnt die Erziehung,“ und ſie ſoll im Sinn und in der Weiſe, wie die Mutter die Kleinen unterweiſt, vom Lehrer fortgeſetzt werden. Darin alſo war Peſtalozzi wieder mit einem Rouſſeau'ſchen Satze einverſtanden.

Seine Methode bewährte ſich in Burgdorf; die Anſtalt kam ganz in ſeine Hände, das Schloß ward für ſeine Zwecke eingerichtet. Im Verein mit zwei Gefährten, mit Tobler aus Glarus, mit Buß aus Tübingen, arbeitete er dort ſeine Elementarbücher und Anſchauungstabellen aus. Er ſchrieb auch dort ſein Buch: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt,“ und entwarf ſein „Buch der Mütter.“ Seine „Anſchauungslehre der Zahlenverhältniſſe“ erſchien bald nachher; durch ſeine „Anſichten über die Gegenſtände, auf welche die Geſetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat,“ verdarb er es mit den Vornehmen, aber das Volk ſandte ihn als Anwalt nach Paris zum erſten Conſul.

Das Jahr 1801 galt für die beſte Blüthe der Anſtalt; ein Jahr darauf ward ſie Nationalinſtitut, die Lehrer erhielten dann feſtes Gehalt. Damit hörte ſie nach und nach auf Armenſchule zu ſein; die Kinder wurden gegen Penſion aufgenommen, die Zöglinge lernten außer Franzöſiſch auch Latein und Engliſch. Mit der Erweiterung der Kreiſe des Wiſſens und Lernens hob ſich eigentlich die Methode in ihrer Strenge und idylliſchen Eigenthümlichkeit auf.

Peſtalozzi mußte abermals wandern, ſeine Anſtalt verlegen, und zwar nach Iferten (Yverdun) am Südende des Neuenburger Sees. Von hier aus und mit dem Jahre 1804 wurde ſein Ruf in Europa allgemein. Schüler von ihm wurden Lehrer und gründeten in Paris, Petersburg, Madrid und Neapel Anſtalten in ſeinem Sinne, aber mit Aenderungen, wie ſie ſich jedem als Erweiterung und folgerechte Fortbildung der Methode ergeben mochten. Nach Yverdun kamen Fürſten und Staatsmänner gezogen, um den Mann, der ſo gewaltigen Umſchwung in der Jugendbildung hervorgerufen, am Schauplatz ſeines Wirkens ſelbſt zu ſehen. Und damals war es auch, als Fichte auf Peſtalozzi's Methode, auf die Spontaneität ſeines Princips, auf dieſe freiwillige und naturgemäße Herausbildung des Ichs aus dem jugendlichen Menſchen, mit der ganzen Macht ſeines Wortes hinwies. Weil Fichte das Ich in ſeiner Selbſtbeſtimmung zum Herrn und Herrſcher ſeines Schickſals und der ganzen Weltgeſtaltung machte, mußte ihm eine Erziehungsweiſe zuſagen, in welcher das kleine Subject ſich ſelbſt das Richtige ſuchen lernt, die Wahrheit ihm nicht als Object feſt und fertig überliefert wird.

Die Anſtalt zu Iferten war inzwiſchen ſo groß geworden, daß Peſtalozzi immer mehr ſtellvertretender Gehülfen bedurfte. Unter dieſen war Schmid von beſonderer praktiſcher Tüchtigkeit. Johannes Niederer, früher Geiſtlicher, ein mehr philoſophiſcher Kopf, war bemüht, in die Maxime Folgerichtigkeit hineinzubringen. Was beim Meiſter aus Inſtinct entſtanden war, ſollte jetzt regelrechte Logik, der Wildwuchs der Methode, die ſich nach jedem Naturell beſonders einrichtete, ſollte geſchult, ſyſtematiſirt, in allgemein gültige feſte Formeln eingezwängt, in Paragraphen abgefangen werden. „Ich verſtehe mich ſelbſt nicht mehr! Da müßt Ihr den Niederer fragen!“ pflegte Peſtalozzi damals lächelnd zu ſagen. Dem Alten war alle Reflexion, alles logiſche Raiſonnement völlig zuwider. Alles war bei ihm guter Griff, urſprüngliche Intuition, großartiger ſtummer Blick in die Natur geweſen. Mit Johannes Niederer, der ſich auswärts auch in gelehrte Streitigkeiten einließ, zerfiel Peſtalozzi immer mehr; dem Gefährten Schmid, der lediglich praktiſch war und die ökonomiſche Verwaltung mehrmals rettete, ſchenkte er immer unbedingter ſein Vertrauen. Haushalt, Wirthſchaftsweſen, Geldgeſchäft waren eben auch nicht Peſtalozzi's ſtarke Seiten. Je mehr er bei der Ausdehnung der Verwaltungsſorgen in der Anſtalt gegen Schmid ſich zu Dankbarkeit verpflichtet ſah, deſto ausſchließlicher ergab er ſich Dieſem, deſto entſchiedener ließ er Niederer den Unwillen fühlen, der ſich gegen deſſen Logiſicirung ſeiner Methode in ihm regte. Je mehr ſich das Alter als einer Stütze bedürftig in Peſtalozzi geltend machte, deſto mehr ward er gegen Schmid, der das äußere Beſtehen der Anſtalt ſicherte, faſt zum willenloſen Sklaven, während er von Niederer, deſſen Widerpart, ſagte: unter dieſem und deſſen philoſophiſchem Gedüftel werde die Anſtalt und die Methode in ihren Wurzeln verfaulen. Zu Niederer's Eiferſucht geſellte ſich ein Haß, der nach Rache dürſtete. Niederer verging ſich ſo weit, in einer Abendmahlsrede den Greis zurechtzuweiſen, dergeſtalt, daß dieſer, jedoch erſt nach einem Gegenverweiſe, vom Altar zurücktrat. Beide ſtanden dann vor Gericht einander gegenüber. Ein harter, herzverwundender Brief Niederer's machte den Vater Peſtalozzi faſt unſinnig und wahnwitzig vor Zorn und Schmerz. Man mußte ihn nach einem ſtillen Ort auf dem Jura bringen, um ſeine zerrütteten Nerven zu heilen.

Schmid war unabläſſig bemüht, das Oekonomiſche in den bedrohten Verhältniſſen der Anſtalt zu ordnen und herzuſtellen; die Finanzen waren wirklich mehrmals in Auflöſung begriffen geweſen. In den Zeiten der Noth vermittelte Schmid bei Cotta die Herausgabe von Peſtalozzi's Schriften. Die gelöſten 50,000 Francs kamen der bedrängten Pädagogik zu Yverdun ſehr zu Statten. Lavater hatte in alter Zeit in Bezug auf Peſtalozzi's Mangel an ökonomiſchem Sinn ein hartes Wort geäußert. Es hätte ſich bewahrheiten können, falls Schmid nicht ſein Retter wurde. Nach zwei Seiten hatte dem Alten die Natur, die ihn zu ihrem beſonderen und geheimen Liebling erkoren zu haben ſchien, doch unerbittliche Grenzen geſteckt. Mangel an Folgerichtigkeit im Denken, und Mangel an praktiſchem Haushaltungsſinn wären dem Genie der Pädagogik faſt zum Verderb ausgeſchlagen. Während Peſtalozzi den Philoſophen von ſich wies, rettete ihn der Oekonom, ihn wenigſtens äußerlich vor Untergang ſichernd. Die Verhältniſſe der Anſtalt waren indeß bald wiederhergeſtellt, das berühmt gewordene Inſtitut hatte innere Hülfsquellen genug zum Beſtande. Jene 50,000 Francs benutzte der Alte zur Gründung einer neuen Armenſchule, die er ganz nach ſeinen urſprünglichen Grundideen einrichtete. Ein zweiundſiebzigjähriger Greis, fühlte der

Unermüdliche, der Unverwüſtliche noch immer Trieb und Kraft genug in ſich, der armen, der hülfsbedürftigen Menſchheit beizuſpringen und ihr in dem neuen Geſchlecht eine neue beſſere Zukunft zu liefern. Erſt 1825 zog ſich Peſtalozzi von ſeinen Schulen zurück; das Zerwürfniß mit Niederer hatte ihn doch vielleicht geknickt und gebrochen. Er ging nach Neuhof, auf den Platz ſeiner erſten Thätigkeit und Unternehmungsluſt, ſchrieb ſeine Lebensſchickſale und ſeinen Schwanengeſang, ein Buch voll heftiger Selbſtanklagen, und ſtarb, ein Einundachtziger, 1827 zu Brugg im Aargau. Dem alten heißblutigen, leidenſchaftlichen Stürmer ward es ſchwer zur Ruhe zu kommen, bis er ſie endlich unter der grünen Decke fand. Es kam ihn hart an zu ſterben; ſeine ſtarke Kraftnatur ſchien noch nicht mürbe, ſein thatluſtiges Herz noch nicht müde zu ſein.

Blochmann in Dresden, ſein Schüler und dann ſein Mitarbeiter im Werke, hat uns des Alten Perſon leibhaftig geſchildert.*) Peſtalozzi ſuchte in der ſtraffen Kraft ſeiner Glieder, in der Stärke der Muskeln Seinesgleichen. Ein gewaltiger Nacken trug einen gigantiſchen Kopf. Sein Geſicht ſpielte ohne geregelte Enthaltſamkeit in allen Tönen der Freude und des Schmerzes, gab allen Wechſel von Licht und Schatten grell und ohne Uebergang. Seine Affecte hatten die Unmittelbarkeit und die ungezügelte Fülle des Naturmenſchen. Peſtalozzi war ein großgewordenes Kind. Allem erſten

---

*) „Heinrich Peſtalozzi. Züge aus dem Bilde ſeines Lebens und Wirkens." Leipzig 1846. — Von Chriſtoffel erſchien in Zürich in demſelben Jahre ein wortgetreuer Auszug aus ſeinen Schriften.

Eindrucke erliegend, ihm mit aller Macht hingegeben, aber ſchöpferiſch ihn benutzend, den vorliegenden Fall ausbeutend, entfaltete er alle Herrlichkeiten, aber auch alle Unarten einer Kindernatur. Dieſer große Erzieher hatte ſich ſelbſt nicht erziehen können, dieſer tiefe und getreue Kenner der Kinderwelt kannte die Welt nicht, verſtand den concreten Menſchen, „die civiliſirte Barbarei" nicht, wie Zſchokke ſein Zeitalter und ſeine Mitwelt nannte. Peſtalozzi war heftig und aufbrauſend wie ein Löwe; er war aber zugleich fügſam, weich und hingegeben wie ein Lamm. Wo irgend eine Unbill ihn empörte, bot er zur Steuer des Unrechts, zur Erhärtung der Wahrheit blind alle Mittel auf, die nächſten die beſten. Er war im Stande, gegen einen Mitlehrer, den er auf einem Unrecht ertappte und ſtörriſch erfand, ſelbſt deſſen eigene Zöglinge als Zeugen aufzurufen. So wenig war er Diplomat. Er hätte wie jener römiſche Feldherr gegen einen Lehrer, der geſündigt zu haben ſchien, die Kinder mit Stöcken bewaffnen und ihn heimpeitſchen laſſen können. In ſeinem Antlitz hatte die Wahrheitsliebe jenen ſtierartigen Ausdruck, wie er uns bisweilen aus Schweizerköpfen entgegenſtarrt. Die Gorgo kann nicht ſchreckhafter blicken als ein urkräftiges Schweizer Bauerngeſicht, wenn es für ſein Recht in Wuth geräth. Dabei war Peſtalozzi in ſeinen Stimmungen kindlich bis zu einem Grade, wo das Kindiſche beginnt. Blochmann ſchildert die komiſche Freude, die der Alte über den Wladimirorden gehabt, mit welchem ihn Kaiſer Alexander in ſeiner Spendeluſt beſchenkte.

So wenig Peſtalozzi ſeine Gemüthsbewegungen beherrſchen gelernt, ſo viel Gewalt hatte er über ſeinen Körper. Mag er auch darin unſern Pädagogen als

Muſter daſtehen, um in geſundem Leibe die Geſundheit der Seele zu pflegen! Sein Körper diente ihm wunderbar, war ſeinem Willen und Streben auf ſeltene Weiſe unterthan. Er achtete freilich wenig auf ſeine Pflege, zu wenig auf ſeine Zierde. Schmutzig, halb zerfetzt, ſtaubbeſudelt ſchlenderte er meiſt einher; ſtruppigen Haares, unraſirten Geſichts erſchien er oft zum Schrecken fremder und hoher Beſucher. Die überſtrömende Fülle ſeiner Gemüthskraft riß aber jeden hin. Für ſeine Zöglinge und Genoſſen, für Schüler und Lehrer war er unwiderſtehlich in der tiefen Einfalt und Ehrlichkeit ſeiner großartigen Natur. Dieſe Liebeskraft, mit der er lebte, ſchaffte, ſorgte und wirkte, war der eigenthümliche Zauber, den er um ſeine Perſon und über ſein Wirken breitete. Er wußte um das Geheimniß dieſes Zaubermittels; vielleicht pochte er zu ſtark darauf. Seine übertriebenen Selbſtanklagen verſöhnen aber wieder übergenugſam mit ſeinen Schwächen. Für ſeine Genialität ſteht feſt, daß er in der Jugenderziehung epochemachend war. Von Peſtalozzi ſchreibt ſich her, daß auf die jungen Seelen nichts mehr gepfropft wird.

Es bedurfte eines neuen Anlaufs, um das Menſchengeſchlecht von der Wiege auf zu erziehen. Dieſen neuen Anlauf macht Friedrich Fröbel. Fröbel iſt das Talent neben und nach dem Genie der neuen Weisheit, die ſorgſame Mutter des neuen Princips neben dem ſtürmiſchen Vater, der die Idee ſchuf. Fröbel hat in ſeiner Perſönlichkeit manches gemein mit ſeinem Vorgänger, die Haſt der Unruhe, die auf hundert Stellen zugleich ſäen will, den Mangel an Stetigkeit in Heranbildung, Pflege und Vollendung eines einzelnen

Inſtitutes. Er hat wie Jener alle ſein Hab und Gut, ſein ganzes Leben ſelbſt, dem Einen großen Gedanken zum Opfer gebracht, und während ſich ſeine Sonne neigt, ſteht er noch beim Abc ſeines Wirkens. Aber dies Abc ſeiner Wiſſenſchaft hat er mit funfzigjährigem Fleiß, wo nicht zu einem fertigen Syſtem, ſo doch zu einem zuſammenhängenden Ganzen ausgearbeitet, das er der Welt zur Heranziehung eines neuen Geſchlechts übergibt. — Zugleich freilich hat Fröbel's Princip bei aller Gleichartigkeit der Methode doch eine verſchiedene Quelle der Ueberzeugungen. Peſtalozzi's Erziehungsweiſe entwickelte ſich aus ſeiner Ueberzeugung von der Noth und dem Elend der hülfsbedürftigen menſchlichen Natur. Fröbel baut auf deren urſprüngliche Reinheit und Güte, auf deren ausreichende Fähigkeit, ſich ſelbſt zu helfen.

Friedrich Fröbel*).

Wir waren Nachmittags zu Fuß von Liebenſtein aufgebrochen, eine Geſellſchaft von Badegäſten der verſchiedenſten Art, lauter Deutſche, aber aus allen Ecken und Winkeln der deutſchen Welt zuſammengewürfelt. Der Eine trank mitgebrachten Ragoczi, der Andere den örtlichen Sauerbrunnen oder Molke. Einige badeten in Stahl, Andere genoſſen blos die reine Kryſtallfluth aus der Felſenquelle; einige heitere Gemüther tranken nichts als die Luft und befanden ſich am wohlſten dabei. Es waren mehr Menſchen mit verſtimmten Nerven als wirklich leidende; und auch wer ſich den halben Tag in naſſe Lappen wickeln ließ und innen wie außen kalt Waſſer auf ſeinen ſchadhaften Menſchen goß, fand ſich doch Nachmittags, wenn auch vor Froſt mit blutroth angelaufener Naſe, ziemlich munter zu den Partien ein, die irgend ein faiseur veranſtaltete. Nachmittags Partien, Abends im Kurſaal allerlei improviſirtes Komödienſpiel. Der heutigen Partie hatte ich mich angeſchloſſen ohne zu wiſſen wohin es ging. Man konnte ſich auch unterweges verlieren, mit einer müden Seele zurückbleiben, oder mit einer ſtillvergnügten, welcher die Cauſerien der Geſellſchaft zuviel wurden, abſeits in's dunkle Waldgrün ſchweifen.

---

*) Siehe meine Thüringer Wanderungen in der Zeitſchrift Europa. 1850. Nr. 70, 80, 81 u. 82.

Ich war hinter den Andern mit einer Dame zurückgeblieben, deren Unterparlament leider mehr einer Walze zum Hinundherſchaukeln als zweien Stelzen zum Steigen glich. Sie ſtand oft ſtille, trocknete ſich die edle runde Stirn und blickte in das ſchöne Waldgebirg ſo ſehnſüchtig hinüber, als wenn ſie nach ihrer verlorenen Jugend ſuchte. Sie hätte auch eben ſo vergeblich nach einem zweiten verlornen Gut ſuchen können. — Mein Auge ſchweifte über die Landſchaft hin; die Dame ſtand jetzt mehr horchend da. So ſucht ein Jeder was er braucht. Ich badete mich im Anblick der grünen Wildniß, ſog den Duft der Tannen ein, die ein leiſer Windhauch herüberbrachte. Sie ihrerſeits war mehr Ohr als Auge. — In den geſangreichen Thälern der Thüringer Berge löſen ſich die befiederten Concertgeber, Soliſten wie Ripieniſten, nach der Jahreszeit ab. Im Mai und Juni flötet vorherrſchend die Nachtigall. Ihr folgt die ſchwarze Amſel, die Weindroſſel mit der halbzerbrochenen Flöte in der Kehle. Dazwiſchen aber wetteifert ohne Ablöſung, ſingt und jubelt Finke und Zeiſig, kehlt und jodelt in bunten Chören all das Gevögel niederen Schlages in dichtgedrängten Schaaren Jahr ein Jahr aus. Die Dame wußte jedem Sänger des Waldes ſeine Stelle anzuweiſen, ſie hatte muſikaliſche Bildung genug, allen ſelbſt die Noten zu ſetzen und den Text zu ſchreiben. Sie war ehedem ſelbſt ein guter Sangvogel geweſen, hatte in Oratorien für gemeinnützige Zwecke geſungen, als junge Mädchenſeele vielleicht wie eine Lerche, und nachdem Schmerzen des Lebens ſie erfaßt, mehr wie eine Nachtigall. Nun war ſie vielleicht die Weindroſſel mit halb zerbrochenem Flötenton. Eine Menſchenſeele iſt dazu beſtimmt allerlei Metamorphoſen zu erleben; ſie kann, eh' ſie auf dem letzten Loche pfeift, auch noch lange wie ein Käfer im Rohre brummen. Es liegt darin ein Hinweis zur Unſterblichkeit des Menſchen. Er bedarf keiner Seelenwanderung, er erlebt den Wandel ſchon in ſich ſelbſt.

Ich fand die Unterhaltung der Dame umdeswillen ſo ausgezeichnet, weil man in ihrer Geſellſchaft gut ſchweigen konnte, während geiſtreiche Converſation meiſt darin beſteht, daß ſich zwei trockene Hölzer ſolange frottiren, bis Funken ſprühen. „Es hat mich Wunder genommen", unterbrach ſie eine lange Pauſe unſeres gemüthvollen Schweigens, „Sie hier in einem müßigen Badeleben zu finden."

Ich ſchämte mich, einzugeſtehen daß ich juſt den Müßiggang ſuchte. „Wo glaubten Sie mich, wenn ich bitten darf?" fragt' ich.

„Ueberall eher als hier", entgegnete ſie, „in Frankfurt zum Beiſpiel, beim Friedenscongreß."

„Um mit dem ſchwarzen Doctor Pennington, den Heidelberg creirte, auf allgemeine Menſchheit und Brüderſchaft anzuſtoßen? oder mit einer Rothhaut eine Friedenspfeife zu rauchen? Ich glaube, Bruder Jonathan hat ſich mit John Bull und Robert Macaire verſchworen, uns armes „Volk von Denkern" um unſer letztes bischen Thatkraft zu bringen!"

„In Weimar naht ja wol das Herderfeſt?" ſagte ſie nach einer Weile, als ſuchte ſie gelegentlich mich etwa dort unterzubringen. Ich ſchien durchaus mein Daſein in loco motiviren zu ſollen. „Wer ſeine Nerven, ſeine Knochen und ſeine Gedanken beiſammen hat“, ſagt' ich, „und ſie nicht wie dürres Reis im Walde erſt zuſammenſuchen muß, Dem ziemte es wol am meiſten in Schleswig-Holſtein den Brüdern gegen fremde Schmach beizuſtehen. Einem Apoſtel der Humanität ein Denkmal ſetzen zu helfen, und drunten im Lande die Humanität mit Füßen treten zu ſehen: das mag in den Annalen der deutſchen Geſchichte als der neueſte Beitrag unſerer praktiſchen Befähigung gelten.“

Ich hatte damit nur mein Alibi widerlegt, gedachte aber in der Badeliſte unter der Rubrik: „Grund des Aufenthaltes“ wie jener Spaßvogel zu ſetzen: pour acquérir un bon appétit.

Die Dame war immer ſo gefällig zu ſchweigen, wenn Einer Diſſonanzen anſtimmte, die nicht gleich zu löſen waren. Das machte ihre Nähe ſo wohlthuend, während Andere ſich zu geiſtreicher Gymnaſtik forciren; es bewies ihre muſikaliſche, ihre harmoniſche Seele. So ließen wir denn die Sänger des Hains um uns her weiter jodeln. Sie ihrerſeits mochte darin ein zuſammengreifendes Concert empfinden; mir kam es vor, als wenn eine Menge deutſcher Kehlen das Lied durcheinanderſchwirrten: Schleswig-Holſtein noch mehr umſchlungen, Schleswig-Holſtein ſtammverbannt. —

Inzwiſchen war die Geſellſchaft, die uns vorangeeilt war, von einem Abſtecher auf die nahe Anhöhe zurückgekehrt. Ein Theolog, der gern den poetiſchen Cicerone machte, hatte ſie dort hingeführt. Während man ſich ausruhte, ſich gruppirte und einen Plan zur weiteren Wanderſchaft berieth, hatte ich Zeit, mit dem Nachmittagsprediger jenen Vorſprung zu gewinnen, der einen Blick in das Steinbachthal gewährte. Es war lohnend genug, die eigenthümliche Schlucht wie im Bilde eingerahmt vor ſich zu ſehen. Die Steinbacher ſind Bauern ohne Ackerbau. Ihr rußiges Dorf liegt kunterbunt im Gerüll der Felſen, die das Gebirgswaſſer durcheinanderwürfelte. Ihr Kirchhof ſteht auf nacktem Geſtein; ſie müſſen ihre Todten förmlich in den Fels hauen. Sie ſind Ziegenhirten und Meſſerſchmiede, gelegentlich auch Wilddiebe, die ſich die kurze Epoche der freien Jagd zu Nutze machten. Ihre Heerden bedecken die mooſigen Abhänge des Thales; bergan zu beiden Seiten des kleinen kargen Bergwaſſers ſtehen ihre Hämmer. Sie erinnerten mich faſt an die Enneper Straße in Weſtfalen. Nur wohnen die Steinbacher beiſammen im Dorf, während ſie in den Hütten mit dem Räderwerk, das der Bach treibt, zerſtreut und vereinzelt ihrem Geſchäfte obliegen.

Unſer Paſtor hatte mit einigen Heumähern, die grüßend vorüberzogen, einige Worte über das bedenkliche Wetter gewechſelt. Der hohe „Baier“, das Haupt der Rhöngebirgskette hinter uns, ſtand verſchleiert; das gilt dort untrüglich für ein böſes Anzeichen. Inzwiſchen meinten die Leute doch, es würde nicht zum Gewitter kommen, höchſtens zu einem „Störmelchen.“ Das Wort „Sturm“ im verkleinerten Maßſtabe zu nehmen iſt poſſierlich genug. „Wir ſind hier mit der Mundart der Leute“, ſagt' ich zum Theologen, „ſchon ganz im deutſchen Süden.“ — Der Thüringer in jener Landſchaft ſagt g'ſien ſtatt geweſen; ich kann's nit gemache; er ſetzt zu: wollen, dürfen, können, die Participia ſtatt der Infinitive. — Der gelehrte Mann beſtätigte mir, daß die Ausläufe des Thüringer Waldes bei Liebenſtein ſchon in's biſchöfliche Gebiet von Würzburg griffen, mithin ehedem auch politiſch zum Süden gehörten. Der Harz mit ſeinen ſchaurig wilden und nackten Felſenpartien, mit dem Blocksberge ſeiner geſpenſtiſchen Kobolds- und Hexenſagen, iſt nordiſch; der Thüringer Wald mit ſeinen weichen warmen grünbedeckten Höhen, ſeinen Legenden und Märchen hat gegen den Harz durchaus ſüdlichen Charakter. Beide unterſcheiden ſich, auch nach der Art ihrer Sagenſtoffe, wie Ballade und Romanze. Gegen den Harzer Tölpel iſt der Thüringer Menſch, trotzdem er nicht minder ſtarrköpfig ſein kann, ein poeſievergnügter Schwärmer. Das Element der Schwärmerei wird wol nicht leicht ein Thüringer verleugnen können; wenn's gut geht: ein geborner Poet, bei conträrem Winde: ein verbranntes Genie. Wer wollte leugnen, daß in der höchſten Potenz dieſer Nationaleigenthümlichkeit, in Martin Luther, der halb Harzer, halb Thüringer war, dieſer Typus ſich gipfelte, nur mit dem Unterſchiede, daß, wo Gott und Natur den Genius ſtempeln, die Schlacken des Provinziellen abgeſtreift erſcheinen, wenigſtens nur den Schemel ſeiner Füße bilden.

Wie ich dem werthen Mann das ſagte und ihn näher anſah, glaubte ich in ein thüringiſches Bergwerk zu blicken. Nicht anders hing ſein faltenreiches, gangartig gehöhltes Antlitz vor mir, Schlacke und ungemünztes Gold ſaß chaotiſch beiſammen. Ich merkte jetzt erſt, daß er ein Thüringer Menſch ſein mußte, erfuhr dann ſpäter, daß er in poetiſchem Schwunge mehrere Bücher über ſein Land geſchrieben, in zehn Zeitſchriften correſpondirte, alſo vielfache Grubengänge literariſch und wiſſenſchaftlich bearbeitete und anonym eine ſtaunenswerthe unterirdiſche wie oberirdiſche Thätigkeit entwickelte. Als Theolog ſchien er zu den abgeblaßten Romantikern zu gehören, zu jenen ſüßen, aber vereinſamten Nachmittagspredigern, die ſentimentale Naturanſchauungen auch gern für Gottesdienſt halten. Als ehemaliger Burſchenſchafter hatte er für kaiſerlich deutſche Einheit empfunden; war alſo auch in Sachen der Politik nicht aus der Schwärmerei herausgekommen. Er hatte mir früher von Friedrich Fröbel erzählt, ohne daß ich danach Luſt bekommen, Dieſen, der ebenfalls ein Thüringer iſt, perſönlich kennen zu lernen. Wie mich der werthe Mann jetzt anſah mit ſeinen grollenden Maulwurfsaugen, ſchien er mir ſagen zu wollen: Was wühlſt Du mir in meinem Thüringer Lande herum? Im Grunde war er ſelbſt ſpeculativer Wühler genug, um ſich die Hiſtorie des Landes als eine Geburt phyſiſcher Nothwendigkeiten zu deuten, Gott und Natur ſymboliſch zu erläutern. Er führte gern von Altenſtein aus die Geſellſchaft zur Luthersbuche, zur Bonifaciuseiche, und knüpfte an Ort und Stelle gern ſeine Beobachtungen an, wie das heidniſche Thüringen chriſtlich, das katholiſche aber dann evangeliſch geworden; die Eiche galt ihm als beziehungsreich für die eine, die Buche für die andere Wiedergeburt des deutſchen Geiſtes. Man nennt auch noch einen dortigen Quell den Luthersquell; aus ihm ſoll der große Reformator getrunken haben, als ihn Friedrichs des Weiſen Ritter Hundt im Walde überfiel und nach der Wartburg entführte, wo er als Junker Görg in Sicherheit gehalten ward und den Deutſchen die Bibel überſetzte. Leider iſt die Buche, wo er gefangen genommen wurde, faſt ganz die Beute eines Sturmes geworden, der zu Anfang der vierziger Jahre über Deutſchland ſchnob.

Und reiſende Engländer haben auch den Stumpf verſchnitten, eben ſo gut wie den Familientiſch von Luther's Eltern in Eisleben, der ſchon mehrmals aufgefriſcht und erneut werden mußte, um der heiligen Plünderungswuth der Söhne Albions Widerſtand und Stoff zu geben. Nach Möra aber, Luther's Geburtsdorf, kann noch jedermann, der die Stätte ſeiner Kindheit beſuchen will, ungeſtört wallfahren. Luther wollte bekanntlich juſt ſeine Eltern in Möra beſuchen, als er von Worms wieder heimzog nach Wittenberg, und ſein Kurfürſt ihn im beſten Sinn heimlich fahen und ſicher unterbringen ließ. Möra, Mora, M. Ora, Roma. Die Symboliker gefallen ſich noch immer in dieſem Anagramm des Namens. Ich tauſchte all mein Bischen romantiſcher Myſtik mit dem Thüringer Mann Gottes getreulich aus; wir ärgerten uns heimlich, wenn der Eine den Andern auf demſelben Wege entdeckte und ihm den Pfad abſchnitt, waren aber doch unermüdlich uns gegenſeitig unter die Arme zu greifen. Natürlich wußte der gelehrte Theolog mehr in ſeiner Landſchaft Beſcheid; ich machte ihm blos das Auge über dem I. Er war zu ſehr Thüringer, um mit andern als thüringiſchen Augen die Dinge anzuſehen. Wir ſtritten uns natürlich alsbald über das, was deutſch ſei.

„Sie ſcheinen", ſagte er, „das, wie Sie fürchten, verlorengegangene oder ausgeartete germaniſche Naturell in Deutſchland am wenigſten in den Thüringer Landen zu finden."

„Auch nicht zu ſuchen", entgegnete ich. „In Weſtfalen iſt am meiſten noch germaniſcher, oder wenn Sie wollen altſaſſiſcher Typus zu finden, und abwärts in der Weſerebene die ganze Nordſeeküſte entlang, ſo wie in den Ebenen der Elbe von Magdeburg bis Hamburg und in Nordalbingien. Unter den Süddeutſchen hat Schwaben am meiſten ächt deutſche Phyſis. Am kräftigen Schlag der Baiern hat das Mönchthum viel verdorben, und unter den Gebirgsvölkern würden die Tyroler am meiſten von deutſcher Art ſich erhalten haben, hätten nicht auch dort ultramontane Elemente das Blut verſetzt und verfälſcht. Diejenigen, die heutzutage Sachſen heißen, haben wol am wenigſten vom altſaſſiſchen Erbe, wie ſie denn auch, zumal die Sachſen der Albertiniſchen Lande, ganz und gar auf ehedem ſlaviſchem Boden ſtehen. Wo Markgrafen wie in Meißen geſetzt wurden, da galt es eben erſt die Grenzen zu ziehen und gegen ſlaviſches Geſindel zu ſichern. Die vielen Burgen im Harz und in Thüringen hatten urſprünglich eben auch nur die Aufgabe von Grenzwehren und Landhütern. Ich denke von Miſchracen keineswegs übel; iſt doch dies Sachſenland, Thüringen weſentlich miteinbegriffen, Jahrhunderte lang recht eigentlich die Wiege deutſcher Kultur geweſen. Und das Gemiſch deutſchen und ſlaviſchen Elements kann ſich uns ſelbſt in Luther nicht verleugnen. Der ſtandhafte Kernmann Gottes wider Pfaffentrug und Roms Satzungen war der Deutſche in ihm; ſein burlesker Humor hatte ſlaviſchen Beigeſchmack, dünkt mich."

Mein Widerpart geſtand wenigſtens im Blut ſeiner Landſchaft die Miſchung der Elemente zu. „Seltſamer Weiſe", ſagte er, „finden ſich in Thüringen ſelbſt Zigeunerkolonien. Der Sage nach iſt jenes Steinbach ſammt Ruhla und Cabarz von ſolcher Abkunft. Dabei zeigt ſich jedoch in alten überbliebenen Sitten und Gebräuchen jener Dorfſchaften manches Altgermaniſche, das uns faſt an Altengliſches gemahnt. Die Steinbacher, die Ruhlenſer, die Cabarzer und Andere haben in ihrer Gemeindeverfaſſung ſelbſt die alte Stabgerechtigkeit, nach welcher jedes Gemeindemitglied, das den geweihten Stab ergreift, das volle obrigkeitliche Anſehen übt und den treueſten ehrfurchtvollſten Gehorſam findet. Den Steinbachern machte man bei Verleihung der Verfaſſung dieſe alte Gerechtſame zur Selbſtregierung ſtreitig. Sie jagten die conſtitutionellen Beamten fort und ſchickten nach Frankfurt, ſich dort ihr Recht zu holen. Es dauerte lange, ehe ſie begriffen, daß dort kein Recht zu holen war. 1848 hat der Herzog von Meiningen ihnen die alte Stabgerechtſame von neuem verliehen."

„Franken", ſagt' ich, „gilt für ächt deutſchen Geblütes, und doch gibt es auch dort Striche Landes mit Menſchen von ſchwarzem Haar, dunkler Haut und entſchieden orientaliſchen Zügen. Geht doch unter den Juden eine Sage, daß ſie aus gewiſſen Theilen von Franken ſtammen."

„Alte Mutter Germania!" ſagte der Theolog nicht ohne burſchenſchaftliche Feierlichkeit, „was birgſt Du alles für Gevögel und Gewürm im Buſen Deines weiten Mantels!"

Ich dachte den werthen Mann für einen Ausflug zu irgend einem jener eigenthümlichen Stämme zu gewinnen; für heute war's freilich zu ſpät. „Heute", ſagte er, „hat ohnedies die Baronin das Programm entworfen; ſie hat ſich eine Ueberraſchung vorbehalten."

Die Geſellſchaft war ſchon aufgebrochen, als wir nach dem Ruheplatz zurückkehrten. In langer Karavane bewegte ſich der Zug, nachdem der Wald hinter uns lag, den Bergabhang hinunter durch wogendes Kornfeld auf einem ſchmahlen Raine hin; die Baronin mit einem hagern großgewachſenen, breitſchulterigen Herrn im lebhaften Geſpräch voran. Ihre eifrigen Bewegungen ließen vermuthen, daß ſie ihr Lieblingsthema verhandelte; vielleicht machte ſie wieder in ihrem ſtürmiſchen Eifer für das, was ſie für Wahrheit hielt, Propaganda. Einige der hinter ihr Gehenden nahmen Theil am Streit; es galt, wie es ſchien, den Neuangekommenen, der ihr zur Seite ſchritt, zum Proſelyten zu machen. Es war ein ſehr ungleiches Paar, auch äußerlich. Seine hohe Geſtalt überragte die zierliche Figur der Dame eben ſo koloſſal, wie ſein Schritt immer zwei der ihrigen maß.

Die Baronin, aus einem ſehr alten gefeierten Geſchlecht, hatte bisher im Ceremoniel eines kleinen Hofes gelebt; erſt ſeit kurzem, nach dem Arrangement ihrer Familie, nach der fertigen Erziehung ihrer Kinder, konnte ſie von beengenden Feſſeln ſich freier fühlen, ſich geiſtig freier bewegen. Nachdem ſie ſtreng und mit gewiſſenhafter Sorgfalt ihren Pflichten gedient, glaubte ſie die zweite Hälfte eines bisher nur äußerlich glänzenden Lebens ihren Neigungen widmen zu dürfen. Sie gehörte nicht zu Denen, die ſich von den Geſetzen des Lebens emancipiren, ſie war nicht nach dem gewöhnlichen Maßſtab eine Emancipirte. Der freie Athemzug ihres Geiſtes war ein ſittlicher Aufſchwung des Gemüthes. Eine Freundin der Gräfin Ida Hahn, eine Bewundrerin der Romane George Sand's, war ſie doch, obſchon eine ſtürmiſche Anfechterin der Feſſeln der Geſellſchaft, von der reinen Ueberzeugung durchdrungen, es bedürfe eines neuen reinen Anfangs, um das Geſchlecht aus den Wirren einer raffinirten Ueberbildung zu erlöſen. Dieſen reinen Anfang glaubte ſie in Friedrich Fröbel's Menſchenerziehung gefunden zu haben. Sie ließ ſich nicht gern auf Reformen der vorhandenen menſchlichen Geſellſchaft ein; ſie predigte auch nicht die Revolution, die aus den Trümmern des Beſtehenden keinen Neubau zu geſtalten weiß; ſie wollte mit dem neuen Geſchlechte einer heranwachſenden Kinderwelt einen ſittlich reinen Anfang, einen neuen Pflanzengarten für naturgemäße, geiſtig und leiblich geſunde Kultur, einen paradieſiſchen Kindergarten, in welchem, wie ſie glaubt und denkt, kein Unkraut wuchert. Daß der Menſch von Uranfang gut ſei, war das A und das O ihrer Religion, und wenn ſie ſich auf den göttlichen Menſchenfreund berief, der da ſprach: Laſſet die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht! ſo wußte ſie vielleicht ſehr gut, wo die tiefſten Stützpunkte für ihr Räſonnement zu ſuchen ſeien. Es gehört zu ſolchem Glauben ſelbſt eine Kinderreinheit der Seele. Soll es mehr als blos paſſiver Glaube ſein, ſo bedarf es außerdem, um Propaganda zu machen, einer aufopfernden, nie raſtenden Thätigkeit, einer Allgeſchäftigkeit des Geiſtes, wozu die einzelne Kraft kaum ausreicht. Einer Loge Mitwirkender bedarf es, die ihre Miſſion vielfach verzweigt. Aus der geiſtreichen Haſt, Proſelyten zu machen, müßte eine langathmige weitgreifende Unermüdlichkeit werden, die den harten Stein des Lebens langſam, aber millionenfach tropfenweis durchhöhlt. — Der lange Geheimerath, mit dem die Dame jetzt diſputirte, ſchien für das Paradies ihres Glaubens wenig Empfänglichkeit zu verrathen. Sie gab ihm ihre Doſen Ueberzeugung vielleicht nicht tropfenweis, ſondern in der Form einer Brauſe. Kaltwaſſertrinker war er ſonſt ſo gut wie ſie, ließ ſich auch alle Morgen Glock Drei naßkalt wickeln und ging nicht anders als mit

Thränen im Bart und den Becher in der Hand ſpazieren.

„Geheimerrath a. D. aus Berlin", ſo war er in der Badeliſte, wie man zu ſagen pflegt, charakteriſirt. Es gab deren Charaktere mehrere in Liebenſtein, auch einen ausgedienten alten Berliner Cenſor unter dieſem Titel. Mit dieſem hatte der Geheime, der hier in Rede iſt, nichts gemein als die grüne Brille, die er ebenfalls trug, und, wie geſagt: das „Geheime a. D." Von welcher Art das Geheime in ſeinem Weſen, ließ ſich nicht leicht ermitteln. Ein preußiſcher Geheimerrath iſt zwar noch nicht ſo populär, daß er zugleich ein Schuſter ſein könnte; aber wie in Wien jeder Menſch von Anſtand als Herr Von auftritt, ſo wird man bald von jedem gebildeten Berliner auf Reiſen erwarten dürfen, daß er ſich als Geheimerrath producire. Er kann dabei noch alles Mögliche ſein. Iſt er Kaufmann, und hat man ihm den an ſich ſchon leeren Titel eines Commerzienrathes mit dem noch leereren „Geheimen" verbrämt, ſo läßt er auf Reiſen den Commerz fallen und ſteht blank als Geheimerrath vor uns. Auch daheim iſt jedermann Bediente genug, das geheime Nichts zu reſpectiren. Heißt er Geheimer Juſtizrath, ſo hängt er auf Reiſen die Juſtiz an den Nagel und iſt ohne alles jus Geheimerrath. Auch die Profeſſoren der Wiſſenſchaft zu Berlin laſſen ſich gern mit dieſem leeren Schwall decoriren und heißen Geheime Regierungsräthe, trotzdem ſie, ſelbſt wenn ſie der Regierung wirklich Rath zu geben hätten, dies füglich nicht geheim, ſondern vor den Augen der Welt thun ſollten. Neben Geheimen Medicinalräthen hat die ironiſch romantiſche Laune des Allerhöchſten Einfalls von heute auch noch Geheime Sanitätsräthe geſchaffen, um damit der deutſchen Sprache, die ſich der „Geſundheit“ ſchämt, eine neue Bereicherung zu gewähren. Meiſt ſind preußiſche Geheimeräthe nichts als potenzirte Hofräthe, und wenn ein Hofrath nur ſelten ein Mann iſt, der ſeinem Hofe einen Rath gibt, ſo ſchwindet dieſe illuſoriſche Function, hüllt man ſie in's Geheime, bis in's Aſchgraue. Solche Räthe ſind äußerſt wohlfeil; ein guter Rath bleibt dabei immer noch ſehr theuer, und der wirklichen Räthe, die ihrer Krone einen Rath, ſei's geheim oder ehrlich und offen zu geben wiſſen, ſind ſehr wenig, der viceſupernummerären aber gar zuviel. Wenn ein kleiner Staat ſeine ſchlechten Beſoldungen mit einem Titelſchwall verbrämt, ſo ſollte ein großer Staat nicht mit ſo leerem Formelprunk ſeinen glänzenden Bedientenſchwarm vergrößern. — Doch bis zu welchen wahrhaft wühleriſchen Revolutionsideen führt mich mein „Gedankenflug!“ Iſt das noch das Bischen Freiheit, von der der Dichter ſagt, ſie wohne auf den Bergen? Ich glaube, ich bin zur kalten Douche reif. Kehren wir eilig zurück zu unſerm Geheimenrath, der zwar als Staatshämorrhoidarius Kaltwaſſer für ſeinen Leib, aber ſchwerlich für ſeinen inwendigen Menſchen braucht.

Der Mann hatte etwas vom Schulmeiſter, aber mit vornehmem bureaukratiſchen Anſtrich. Vielleicht war er Schulrath — geweſen, weil er ſich „a. D.“ ſchrieb. War er etwa von der Eichhorn'ſchen Farbe, von jener frommen Sekte, die den Dieſterweg beſeitigen half, um den Volksunterricht in die Hände evangeliſcher Jeſuiten zu bringen? Bei alle dem war etwas Tüchtiges in dem Manne, ein gewiſſes Maß wiſſenſchaftlicher Intelligenz, wie es preußiſchen Regierungsbeamten eigen iſt, die noch aus jener Zeit ſtammen, wo der Staat durch

Freigebung der Wiſſenſchaft, durch Gründung von Hochſchulen, durch Pflege des Volksunterrichtes ſich aus ſeiner innern Erlahmung wieder aufſchwang und der Welt ein Beiſpiel gab, was ein Volk, deſſen innere Quelle man erſchließt, der fremden Despotie gegenüber zu leiſten vermag. Auf der Stein'ſchen Epoche beruht noch immer Preußens geiſtige Kraft. Der Geheime außer Dienſten hatte etwas von jener preußiſchen Tüchtigkeit; es war ſchon der Mühe werth, an ihm für den Glauben an die Freiheit des Menſchen einen Proſelyten zu machen, wie denn die Baronin in ihrem lobenswerthen Eifer ſich das eiligſt zutraute.

Sie hatte ihn ſchon den ganzen Weg über, um hin auf Fröbel vorzubereiten, in's Gebet genommen. Der Bach zur Seite war das Symbol ihres ſchönen Eifers. Ein Felsblock auf der Mitte des Weges bot aus dem Schooß der Berge einen ganz reinen kryſtalliniſchen Quelltrunk; das durfte zum Nutzen der leidenden Menſchheit nicht außer Acht gelaſſen werden, und eine Virtuoſin in Benutzung der Umſtände, hatte ſie raſch den Felsblock erſtiegen, ſchöpfte und trank auf's Wohl der Freiheit und des Zeitalters von der friſchen klaren Fluth. Der Geheime außer Dienſt zog gehorſam ſeinen Becher aus dem Rockſchoß, ließ ihn ſich füllen und nippte, während Prinz X., ein ritterlicher Weſtfale, die Dame an der Hand hielt und ihre Balance mit der Kraft aus dem Teutoburger Walde unterſtützte [illegible] ganze Geſellſchaft ſtand um die ſchwebende H[illegible] verſammelt, und ich kam noch juſt zurecht, um ein Stück ihrer kleinen Bergpredigt zu hören. Sie ſprach von der Freiheit des Menſchen und war dann ſo frei, auf gewiſſe beſcheidene Nothwendigkeiten, auf Erziehung und Bildung überzugehen.

„Iſt es denn ein Wunder“, ſagte die begeiſterte Frau, „wenn den Völkern von heute abermals die Freiheit zu Schanden wurde? Weil ſie ſie nicht begriffen, haben ſie ſie auch nicht geſtalten können. Und die Fürſten, die ihnen die Geſtaltung eines neuen Lebensganzen aus der Hand genommen, wiſſen eben ſo wenig damit zum Ziele zu kommen, weil ſie nur den Zwang verſtehen und von der Freiheit, die ſich ſelbſt Geſetze gibt, keine Ahnung haben. Völker und Fürſten waren nicht zur Freiheit erzogen, und den freien Staat kann nur erbauen, wer in ſich ſelbſt der Freiheit einen Tempel errichtet. Die Lüge iſt der Leute Verderben, und Völker und Fürſten ſind nur Erben morſcher Traditionen, die in ſich leer und nichtig wurden. Die Revolution hat im bittern Grimm das geſammte alte Herkommen zertrümmern wollen, aber der Umſturz in unſerer Zeit war wie bisher alle Revolutionen nur ein Kind des Haſſes. Der Haß aber kann nur zerſtören, die Liebe allein kann aufrichten und geſtalten. Und wohnte in dem Grimme gegen Unrecht und Lüge noch ſoviel ſittliche Triebkraft, und ſchlüge der Haß die ganze Welt in Trümmern, hätte er alles niedergeriſſen: es bliebe ihm zuletzt nur übrig ſich ſelbſt zu zerſtören. Und das that und thut die Revolution des Haſſes. Eine Revolution der Liebe muß über die Welt kommen, und vor ihrer zeugenden Kraft werden die falſchen Götzen von ſelbſt in ihr Nichts ſtürzen. Solange aber der Geiſt, der da herrſchen will, ſich der Natur gegenüber fühlt, wird des Zwiſtes kein Ende. Liebend muß der Geiſt in die Natur aufgehen, ſich in ſie verſenken, mit ihr Eins den Altar des Lebens erbauen, zu welchem Geiſt und Natur ſich als Brautpaar bekennen. Der Wuſt der alten überlieferten Erbſchaften, die ſich wie Krankheiten von Geſchlecht zu Geſchlecht fortpflanzen, muß beſeitigt werden, will man in Einigkeit mit den Forderungen der Natur ein Geſchlecht heranziehen, das in den Geſetzen nicht bloße Hemmniſſe, in der Moral nicht bloße Verbote ſieht. Zu dieſer neuen Welterlöſung bedarf es einer neuen Erziehung, die das Geſchlecht dazu reif macht. Chriſtus iſt nicht in die Welt gekommen, um die Welt zu zerſtören, in der Natur das böſe Princip zu verfolgen. Unſer falſches Wiſſen von ihm hat das Chriſtenthum zu einer bloßen Strafanſtalt gemacht. Am falſchen überlieferten Wiſſen liegt unſer ganzes Unglück. Unſere Geſetze geben Verbote, und den Menſchen reizt es Verbote zu überſchreiten. Unſere ganze bisherige Erziehung beſtand im Einengen des freien Willens, indem man unſern Geiſt mit trocknem Wiſſen überlud und erdrückte. Da rühmen ſich die Frommen ihrer innern Miſſion, welche dahin geht Noth und Elend zu lindern, nachdem Noth und Elend nothwendige Folgen unſerer Erziehung geworden ſind! Es muß eine Erziehung erfunden werden, welche Beſſerungsanſtalten und Gefängniſſe überflüſſig macht, der Verwahrloſung der Menſchen vorbaut und den von Anfang geſetzten Frieden zwiſchen Gott und Natur nicht erſt zerſtört, um ihn hinterher mit Gebet und allerlei frommer Buß ſehnſuchtsvoll zu beweinen. Der Staat wird erſt ein freier ſein, wenn er aufhört Geſetze zu octroyiren, und die Erziehung wird erſt die rechte ſein, wenn ſie den Menſchen lehrt das Geſetz ſelbſt zu finden. Wahr iſt nur, was zwiſchen Geiſt und Natur harmoniſch iſt; ſchön, was die Einheit der Form mit dem Gehalt aufweiſt; gut nichts als was der Menſch aus freier Wahl zu ſeinem Heile erkannt hat. Die Wahrheit, die Götter von oben herab ſprechen, mag für Götter paſſend ſein; die Schönheit, die ich nach gegebenen Regeln bilde, mag gedrechſelte Puppen kleiden; das Gute, das ich der Seele gewaltſam nach dem Münzfuße einpräge, mag Geld ſein das Kaiſer und Könige brauchen. Der freie Menſch läßt ſich nicht münzen und prägen nach Geſetzen, die von außen kommen, der freie Menſch, ein Abbild Gottes, trägt nur den Stempel, den ihm Gott ſelber gibt, und die Stimme ſeines Gottes fühlt der reine Menſch in ſich ſelber. Seine Natur ſagt ihm, was ihm heilſam, und die Stimme der reinen Natur in ihm iſt Gottes Geſetz."

Der Geheime a. D. ſah bei dieſem Evangelium aus, als hätte ihm der reine Felſenquell Wermuth geboten. Er goß ſeinen Becher aus und ſteckte ihn ſorgfältig in die Kapſel. „Und das alles will Friedrich Fröbel?" ſagte er mit bitterm Nachgeſchmack; — „da wird er ſich wol erſt vom Pantheismus reinigen müſſen!"

Schlimm! dachte ich, daß man dieſen ſchweren Streit in eine an ſich harmloſe Sache miſchen will! Hat ſich die Philoſophie vergeblich abgemüht, in der Verſöhnungslehre zwiſchen Gott und Natur den Menſchen dieſen falſchen Beigeſchmack von Pantheismus zu benehmen, ſo wird die Pädagogie, welche unſchuldig einfache Verſuche am werdenden Menſchen machen will, dieſe Furcht vor Geſpenſtern und dieſen Aberglauben der Mißverſtändniſſe auch wol nicht tilgen können!

„Fröbel will ein neues Geſchlecht zur Freiheit erziehen", ſagte die Baronin, die von ihrem Felsblock herunterſtieg, „er iſt der Prophet, der den Menſchen ſagt, Gott könne nichts Unnatürliches wollen. Er iſt der Erlöſer, der die Welt von jenem Wahne befreien muß, zwiſchen den Geſetzen des Geiſtes und den Geſetzen der Natur ſei ewig Streit!"

„Wenn Fröbel erziehen will", ſagte der ernſte Mann ſehr ſcharf, „ſo iſt die Zucht ſein Geſchäft."

„Aber die Liebe", eiferte die Baronin, „macht den Menſchen frei und den Zwang überflüſſig."

„Ja", ſagte der Geheime, „wenn wir lauter indiſche Menſchen wären, die ſich von Milch und Pflanzen nährten, dann wäre auch unſer Blut wie Milch und Honig. Solange wir fleiſchverzehrende" —

„Und deſſen bedarf es nicht einmal!" unterbrach ihn Frau von Suhl, eine joviale Brünette, die längere Zeit in Baden gelebt; „der Struve aß nichts als Gemüſe und hatte doch die blutdürſtigſten Plane, um aus Deutſchland eine Republik zu machen" —

„Gegen die, wie Räuber Moor ſagt, Athen und Sparta nur Nonnenklöſter waren!" — Ich ergänzte das und war froh, die bitterböſe philoſophiſche Debatte ins geſellſchaftliche Redeſpiel überſpringen zu ſehen.

„Der Struve", ſagte der Geheime mit ſarkaſtiſchem Lächeln, „war wenigſtens nicht der Thor, einen Staat aus Liebe conſtruiren zu wollen."

„Zunächſt", erwiderte ich, „wollte die Revolution den feudalen Staat zerſtören, und das wird dem Haſſe, wenn er ehrlich und gründlich geworden iſt, doch irgendwie gelingen, hört der Staat nicht auf, ſich ſelbſt egoiſtiſch als Zweck und die Nation nur als Mittel zu ſeinen Zwecken anzuſehen. Die einzig gültigen Geſetze ſcheinen mir allerdings diejenigen zu ſein, die ſich die Freiheit ſelber gibt."

„Lauter Freiheit und immer Freiheit!“ ſagte der Geheime, „Freiheit und kein Pflichtgefühl! Aus lauter Freiheit wird der Staat zu einem Utopien.“

„Sehr wahr“, ſagte ich, „und aus lauter auferlegten Pflichten bleibt er eine Strafanſtalt.“

„Das verlorne Paradies wird ſich nicht erkünſteln laſſen!“

„Sicherlich nicht; unſere fromme und romantiſche Diplomatie künſtelt ja ſchon lange genug daran, den verlorengegangenen patriarchaliſchen Frieden zwiſchen Fürſten und Völkern wiederherzuſtellen! Und in der Erziehung ein Paradies erkünſteln, hieße Rouſſeau's Rückkehr zur Natur, wie Voltaire ſagte, auf allen Vieren bewerkſtelligen. Das kann niemand wollen, der ſeine fünf Sinne hat, weder im Staat noch in der Familie, wie in der Erziehung. Ehe wir an den Staat gehen, bedarf es aber in der That noch einer andern Reform, und mich dünkt, daß Fröbel zunächſt nur auf Grund und Boden der Familie ſeine Erziehung des Menſchen beginnt. Er will nicht wie Fichte, der Politiker in der Pädagogik, große Erziehungshäuſer, in welchen der Staat ſich Bürger erzieht. Er knüpft an Peſtalozzi an, den man, wird das nicht auch mißdeutet, den Socialiſten in der Erziehung genannt hat. Unſere weiſen Staatskünſtler und unſere unweiſen Staatsſtürmer von heute haben das miteinander gemein, daß ſie von außen und von oben her geſtalten wollen. Ein wahrhafter Freund der Menſchheit baut von unten.“

„Es iſt auch für die Familie eine Lüge, daß die Liebe frei macht!“ ſagte barſch der Geheime außer Dienſt, ſo barſch als ſei er wirklich noch im Dienſt. „Und hat nicht der unſinnige Zeitgeiſt auch die Familie aufheben wollen?“

„Laſſen wir doch ja den franzöſiſchen Communismus und Socialismus bei Seite!“ eiferte ich, in Sorge, hier abermals einer unſchuldig reinen Sache fremdartig feindliche Stoffe beizumiſchen.

„Es iſt nicht wahr“, wiederholte der Geheimerath, „daß die Liebe frei macht, im Gegentheil iſt ſie recht eigentlich das Band der Familie. Oder Sie müßten denn“, ſetzte er boshaft hinzu, „die Ehe aufheben wollen?“

„Mit nichten“, ſagt' ich, „weder die Ehe, noch die Familie, vielmehr ſie erſt naturgemäß in der Ueberzeugung der Menſchen feſtſtellen und gründen. Macht die Liebe frei, ſo legt ſie ſich doch zugleich, ſobald ſie Sprache gewinnt und natürliche Entwickelung findet, ganz freiwillig und von ſelbſt das Geſetz der Ehe auf. Erſt die Ehe iſt die Heiligung und die in ſich geſchloſſene ſittliche Form der Liebe. Nicht weil ſie von außen oder nach der Ueberlieferung geboten wird, ſondern weil die freieſte Liebe das Geſetz der Zuſammengehörigkeit zu Luſt und Leid ſich ſelbſt auferlegt, iſt die Ehe der Grundanker des Lebens, die Baſis der Familie, wie die Familie die Baſis des Staates. Fragt ein liebendes Weib: ſie wird nichts anderes wollen als mit dem Mann, den ſie liebt, auf Leben und Tod treu vereint zu ſein! Geſetze aber, die ſich die Natur der Sache gibt, Geſetze, die ich freiwillig mir auferlege, ſind gültiger wie Gebote, die ich nur aus Furcht anerkenne, nur mit paſſiver Trägheit und ohne innere Luſt vollziehe. Und ſo wird auch wol diejenige Erziehung die beſte ſein, die die Menſchen lehrt die Geſetze ſelbſt zu finden. Wenn Fröbel das will und thut, ſo hat er damit nichts Neues erfunden, aber er iſt dann der Vollender deſſen, was Peſtalozzi begonnen und als Bruchſtück liegen ließ.“ —

Damit war denn eigentlich, was theoretiſcher Streit an der Sache war, beendet. So ſchwer hält es, Menſchen von heute, ſelbſt wenn ſie Geiſt und Gemüth beſitzen, für eine einfache Sache zu gewinnen, ſie dem Fanatismus der Vorurtheile zu entreißen! Wieviel Schuppen müſſen da erſt fallen um die blinde Leidenſchaft zu bewältigen, wieviel harte Schalen und Panzer erſt zerſchlagen werden um auf den geſunden Sinn zu bringen! — Der Geheime a. D., der endlich ſtillſchweigend kleinbeizugeben ſchien, war gleichſam gebunden und in gebundenem Zuſtande als halb willfähriger Convertit der Baronin in die Hände geliefert. Dieſe war indeſſen vorausgeeilt und ſtand ſchon wieder auf einer Anhöhe, von wo herab ſie mit einem wehenden Tuch in der Hand die Geſellſchaft haranguirte. Sie blickte von ihrer Hügelſpitze hinunter in den Marienthaler Grund, nach ihrer Abſicht das Ziel unſerer heutigen Wanderung. „Voilà des Propheten Haus!“ rief ſie zu uns herunter, „introite, nam hic Dii sunt! Ziehe die Schuhe ab, wer eintreten will, denn die Stätte iſt geweiht!“

Die Geſellſchaft war faſt Willens, dies humoriſtiſch und ohne bildliche Auffaſſung zu verſtehen; einige brünette und blonde Grazien ſahen ſchalkhaft genug aus, um in Strümpfen die Wallfahrt zu beenden und aus dem halben Scherze der Baronin einen ganzen Ernſt zu machen. Inzwiſchen drückten ſich doch einige ſolide Männer, denen der Humor wie der Ernſt der Sache gleich ſehr unbequem wurde. „Was!“ wurde eine Stimme unter uns laut, „zu dem alten närriſchen Schulmeiſter, der mit den zerlumpten Bauernkindern herumſpringt?“ — Der Gute, der alſo ſeine Stimme erhob, mochte ein Magdeburger Cichorienhändler ſein. Aber auch ein ſolider Inſpector aus Halle widerſetzte ſich dem Entſchluß, Fröbel in ſeinem Kindergarten zu beſuchen. „Der gibt den Rangen einen ledernen Spielball in die Hand und ſagt, damit überliefere er ihnen das Geheimniß der Weltſchöpfung! Und die Göhren thun denn auch wirklich, als ſpielten ſie mit der Weltkugel Fangeball!“ Alſo die Stimme des Salzinſpectors, und Arm in Arm mit der Cichorienwurzel wanderte er heimwärts, während wir ſchon die Höhe erſtiegen und das heitere kleine Jagdſchloß, in welchem Fröbel hauſt, vor uns lag.

In Liebenſtein hat Fröbel noch ein Bureau für ſeine Schriften, ſeine Apparate und Spielfiguren, die käuflich zu haben ſind; er ſelbſt wohnt bereits ſeit längerer Zeit in dem Marienthaler Hauſe, das ihm die Meiningiſche Regierung auf drei Jahr eingeräumt hat. Eine dauernde Stätte, geſchweige einen Centralpunkt zur Entfaltung einer größern Anſtalt hat der Mann nach einem langen Leben voll ſeltener Thatkraft und Ausdauer nicht finden können. Er lebt noch immer auf der Wanderung; begeiſterte Anhänger ſehen auch darin ſeinen Apoſtelberuf, mit dem Sack unter'm Arm von Ort zu Ort zu pilgern und den Armen ſein Evangelium zu predigen. Der letzte Winter ſah den Jünglingsgreis in Hamburg, der vorletzte in Dresden; überall wo er auftrat, ſtifteten ſich und pflanzen ſich Gemeinden fort, und in zwanzig, dreißig Kindergärten wächſt bereits der Same, den er geſtreut, wachſen die Gärtner und Gärtnerinnen mit ihren Pflegeanſtalten gedeihlich weiter; aber zu einer umfaſſend ausreichenden Anſtalt, die neben der kleinen Praxis zugleich theoretiſch ſeine Erziehungsweiſe lehrte und Gehülfen heranbildete, hat es der Mann nach der Aufopferung aller ſeiner zeitlichen und geiſtigen Güter noch nicht bringen können. Das Erziehungsinſtitut zu Keilhau bei Rudolſtadt, jetzt unter der Leitung von Middendorf und Barop, zwei wackern Weſtfalen, iſt die einzige Pflanzſchule des alten Meiſters in größerm Styl. Keilhau zählt 70 Schüler in 5 Klaſſen, hat ſich aber aus Mangel an Mitteln der höheren Ausbildung ſeiner Zöglinge zur Univerſität begeben müſſen.

Fröbel ſelbſt iſt ein Rudolſtädter von Geburt. Sohn eines Landpaſtors, hörte er in Jena einige cameraliſtiſche Vorleſungen, ward aber bald aus Mangel an Unterſtützung genöthigt, im Mecklenburgiſchen zur Praxis der Landwirthſchaft überzugehen. Er beſchäftigte ſich dort als Oekonom weſentlich mit der Ausbeſſerung alter Bauten, bis ihm in Frankfurt bei einer Zuſammenkunft der Architekten der alte Gruner zurief: Nicht Pflanzen müſſen Sie ziehen, nicht Häuſer aufbauen, ſondern Menſchen und Geiſter! Es muß ihm da plötzlich wie Schuppen von den Augen gefallen, es mag ihm wie dem Sohne Kis zu Muthe geweſen ſein, der auszog des Vaters Eſelin zu ſuchen. Ein Königreich freilich hat Fröbel nicht gefunden, für ſeine Zwecke auch nicht ein kleines Fürſtenthum gewonnen, das ihm den Spielraum gegeben, ſeinen Menſchenerziehungsplan im größern Zuſammenhang zu verſuchen. Im Lärm der Welt muß die Wahrheit, je anſpruchlos ſchlichter ſie auftritt, um ſo mehr von Haus zu Haus betteln gehen. Geſchah das noch heute: wieviel mehr im Sturm der Kriegsjahre von ehedem. In Frankfurt hatte man eine Muſterſchule gegründet und den Landwirth Fröbel ohne alle Vorbereitung zum Lehrer angeſtellt. Seine Klaſſe ward die Muſterklaſſe in der Muſterſchule. Der Inſtinct in ihm trug den Sieg über alle Diſciplin davon. Seine Macht über die Gemüther war von Anfang an ſo groß, daß eine Frau v. Holzhauſen ihm den Unterricht ihrer Kinder antrug. Es dämmerte jedoch ſchon damals ein ganz neues Syſtem des Erziehens in Fröbel. Er ſtellte die Bedingung, die Kinder auf dem Lande zu unterrichten, ſie ausſchließlich zu bilden. Und um lehren zu können, wollte er erſt lernen, wie man lernt. Er ging mit ſeinen Zöglingen nach der Schweiz zu Peſtalozzi. Dort wollte er mit den Schülern erſt ſelber Schüler ſein. Er ſah Peſtalozzi's große Pläne; er bewunderte die Kraft, die dazu gehörte ſie zu entwerfen; aber er ſah zugleich, daß aus einem Chaos keine fertige Schöpfung werden könne, wenn das Genie, das auf den Uranfang der Dinge zurückging, nicht ſelbſt fertig geſchult iſt. Fröbel ſchlug an ſeine Bruſt, ging in ſich und mußte ſich ſagen, daß er ſein zerſtreutes Wiſſen als Oekonom und Forſtmann, als Mathematiker und Architekt erſt feſt zu ordnen und wiſſenſchaftlich auszubauen habe, um ein Syſtem voll allſeitigen Zuſammenhangs zu gründen. Er verließ die Schweiz, als der Krieg ausbrach, machte als Lützower Jäger den Feldzug gegen Frankreich mit, ging aber dann nach Göttingen, nach Berlin und ſtudirte die dort ſorgſam gepflegten Zweige der Mathematik und der Naturwiſſenſchaften. Unter Weiß bekleidete er in Berlin die Inſpectorſtelle am Muſeum der Mineralogie. Sein Trieb, die Geſetze der Natur im Menſchengeiſte wiederzufinden, blieb aber in ihm vorherrſchend. Seine in Berlin geſchloſſene Ehe war kinderlos; um ſo ſpeculativer und intenſiver ward ſein Drang, Menſchen zu erziehen. Verwaiſte Neffen und Nichten riefen ihn nach der thüringer Heimath, und wie er weſentlich die Frauen bei der Erziehung betheiligt wiſſen will, ſo ward bei der Gründung der Keilhauer Anſtalt ſeine Gattin die erſte Gehülfin in der Verwirklichung des Rouſſeau'ſchen Gedankens: L'éducation doit commencer dès la naissance. Der jungen Brut leiblich nicht blos, ſondern auch geiſtig wieder Mütter zu geben, war der Sehnſuchtsgedanke Jean Jacques' mitten im Raffinement einer in Genußſucht verſunkenen Welt geweſen. Peſtalozzi's Streben ging dahin, die Schulſtube zur Familienſtube umzuwandeln, damit die Kleinen lebend lernten, der Unterricht Erziehung ſei. Fröbel hat die Spiele der Kinder in ein ſinnreiches Syſtem gebracht, ſo daß die kleinen Geiſter mitten im Spielwerk langſam der Ernſt des Lebens überkommt. Die Sinnigkeit ſeiner Symboliſtik reizt und beſchäftigt zugleich die Führer und Hüter der Jugend. Bisher mochten Männer und Frauen von Bildung ſich nur ungern mit der Erziehung der eigenen Kinder befaſſen; Geiſt und Gemüth der Lehrenden fand bei der bisher mechaniſchen Lehrmethode allzu wenig Nahrung. Fröbel's Methode öffnet Lehrenden wie Lernenden einen weiten Spielraum zur freien und ſinnigen Thätigkeit. Das Spiel wird zum ahnungsvollen Ernſt, und der Ernſt ſchmeichelt ſich ein wie anmuthsvolles Spiel. Dies die eine Seite der neuen Methode. Jungfrauen wie Frauen, die ſich der Erziehung widmen, nach Geiſt und Herz zu wahren Müttern der Kinder zu machen: das iſt die zweite Seite und Richtung der Fröbelſchen Kindergärten*).

---

*) In Keilhau erſchien auch Fröbel's umfaſſendſtes, ausführlichſtes Buch: Die Menſchenerziehung, die Erziehungs-, Unterrichts- und Lehrkunſt u. ſ. w. Erſter Band. (Bis zum begonnenen Knabenalter.) 1826. 497 S. (Leipzig, in Commiſſion bei Wienbrack.)

Es war einer jener Donnerstage, die Fröbel in Marienthal nach gethaner Arbeit Abends zu kleinen Vorträgen für Freunde und Fremde beſtimmt. Er iſt jedoch zu jeder Stunde von Sonnenaufgang bis nach Mitternacht bereit, ſelbſt jedem einzelnen Beſucher Sinn und Ausübung ſeiner Methode zu erläutern. Aus den umliegenden Dörfern und Städtchen wallfahren Schullehrer in zahlreicher Menge zu ihm, Tag aus Tag ein wird das Haus nicht leer, und ſtatt ſeine Kräfte in geſammelten Vorträgen zu concentriren, muß der Greis ſie zerſtreuen, um jedem zu jeder Zeit dienſtbar zu ſein. Was Wunder daß ihn mancher in erſchöpftem Zuſtande findet, ſo ſehr auch ſein jünglingsfriſcher Geiſt und ein Körper von unermüdlicher Dauerbarkeit allen Anſtrengungen zu trotzen weiß. Von Männern der „hohen" Wiſſenſchaften, von ſtolzen Präbendariern der Facultäten unſerer Hochſchulen ſieht man nur wenige hier einen Quelltrunk friſchen Lebens ſich holen. Und doch ſollten juſt ſie in der Demuth ihrer Weisheit hier wallfahren gehen; ihnen zumeiſt gilt es: hic Rhodus est, hic salta! Von Philoſophen war Hiecke aus Merſeburg hier, ein Kopf, der ſinnig genug iſt, den ſpeculativen Inſtinct der oft inarticulirten Naturlaute Fröbel's mit den Problemen des philoſophiſchen Denkens zu vermitteln.

Wir trafen den Greis auf dem Platze vor dem Hauſe noch in den kleinen Uebungen ſeines Kindergartens, mitten in einem bunten Knäuel von Geſtalten, aus Bauerkindern des Dorfes, jungen Lehrern und Lehrerinnen gemiſcht. Singend zogen ſie Hand in Hand in langer Kette, in verſchlungenen Zügen kreuz und quer um ihn herum; mit Eins war der ſcheinbare Wirrwar gelöſt, auf ein leiſes Tempo die Figur geſchloſſen und der Alte ſtand, von Groß und Klein ſymmetriſch eingerahmt, wie in einem Blumenkorbe in der Mitte. Ich weiß nicht, hieß das Spiel der Blumenkorb, und ſtellten die Kinder und die Erwachſenen Knospen und Blumen dar, die ſich mit den Armen als den Stengeln und Fäden verbunden, zu ſolchem Rundbeet um ihn gruppirten. Wie er in die Hände ſchlug, ſchwieg der Geſang; das Spiel war zu Ende. Bei der Auflöſung der Gruppe drängten ſich die Kleinen noch freiwillig zu dem Alten hin und umklammerten ſeine Knie, während er mit dem roth leuchtenden, jugendfriſchen Antlitz ſich hier und da zu ihnen neigte, ſeine Hände allgeſchäftig herumreichte, und das greiſe ſtarke Haupthaar, das er geſcheitelt hinter den Ohren trägt, in langen Strähnen über die Stirn fiel. Der Nachmittag war um; aber der Alte durfte noch nicht ſchließen, die Kleinen umdrängten ihn jubelnd, er mußte noch einige Spiele machen laſſen, und ſo ſahen wir noch mehrere dieſer heitern Uebungen, die bei leichter Gymnaſtik des Körpers alle Sinne „ſinnreich“ in Anſpruch nehmen, den moraliſchen Ernſt der Lebensverhältniſſe ſanft und gefällig andeutend.

Der Greis hatte, indem er zu uns trat und die angekommenen Gäſte leicht und freundlich begrüßte, die Kleinen ſich ſelbſt überlaſſen. Raſch war der Reigen wieder gebildet und ein Ringelkranz geſchloſſen, während die jungen Kehlen das Lied ſangen: „Wie fein und lieblich — Wenn unter Brüdern, — Wenn unter Schweſtern — Die Eintracht wohnt; — Wenn Hand in Hand, — Durch's ſchöne Land — Des Lebens Alle gehn; — Dann wird es noch einmal ſo ſchön, — Wo wir ſie wandeln ſeh'n!“ — Eben ſo raſch hatte ſich aber auch wieder, nachdem der Alte aus dem Kreiſe getreten war, ein neuer Mittelpunkt gefunden. Ein friſcher Bauerburſch, eben ſo keck wie beſcheiden, hatte ſich als Centrum hingepflanzt und begann, als der Reigen aufhörte, mit beiden Händen ein Manöver zur Uebung der Finger. Er war gleichſam der Vorkämpfer und Alle im Kreiſe thaten's ihm nach, während ſie jeden Fingerſatz mit einem paſſenden Verſe ſingend begleiteten. „Du, Däumchen, neig' Dich, — Du, Zeiger, ſtreck' Dich, — Du, Mittler, buck' Dich, — Du, Goldner (Goldfinger oder Ringfinger), heb' Dich, — Du, Kleiner, duck' Dich, — Ja ja, füge Dich! — Ihr Alle möget durch zierliches Beugen — Euch freundlich des Grußes Ehre bezeigen!“ — Es war für fünfjährige Weſen alles Mögliche, wie ſie ihre Diener und Knickſe zu Wege brachten, während ſonſt der Tanzmeiſter bei ſchon ſteifgewordenen jungen Böcken mit den Bücklingen ſeine Noth hat. — Ein anderer Burſche hatte den vorigen als Mittelpunkt und Muſtergymnaſt abgelöſt. Er machte nach eignem Behagen und Einfall Armübungen, Beinwendungen, Schwenkungen mit dem ganzen Körper, und die ganze Schaar machte ihm unter zutreffendem Geſange die Exercitien nach. Häschenjagen, Vogelfangen — alles Spiel erfolgt in Begleitung von geſungenen Verſen. Endlich zogen ſie, wie ſie gekommen waren, paarweiſe und ſingend ab, von einer Lehrerin begleitet, die ſie auf dem Sammelplatz im Dorfe wieder entließ.

„Geſang muß überall dabei ſein!“ ſagte Fröbel zu uns in der treuherzigen, ernſt ſinnigen Jovialität ſeines Weſens. „Man muß ſingend ſeine Frau Mutterſprache lernen, wie weiland die alten Griechen ihr Griechiſch vom Homer!“ — Dabei lachte er ſelbſt ſchelmiſch über die gewaltige Bedeutſamkeit, die er ſeinem kleinen

Thun gab. — Es liegt bei allem poetiſchen und ſymbolſüchtigen Schwung ſeiner Stimmung etwas unendlich einfältiglich Schlichtes im ganzen Thun und Laſſen des Mannes. Konnte Fröbel je den Menſchen, wie ſie's im böslichen Sinne nehmen, für einen Schwärmer gelten, ſo ſollte der reine, uneigennützige, aufopferungsfreudige Sinn ſeines Gemüthes, ein langes unermüdetes Leben voll Entbehrung ihn vor Anfechtungen endlich ſicherſtellen! In jedem ſeiner Worte, ſeiner Bewegungen und Blicke verräth ſich das glühende Verlangen, den Menſchen die ſo nahe Quelle des Glückes entdecken zu helfen. Ein ganzes Leben hindurch Ein Ziel zu verfolgen: wie könnte und ſollte das ohne Schwärmerei der Seele möglich ſein? Alles dem Einen Gedanken opfern, alle Erſcheinungen, Ereigniſſe, Thaten und Begebenheiten, allen Gewinn unſerer Erfindungen in den geſammten Zweigen der praktiſchen und theoretiſchen Wiſſenſchaften für das Eine Ziel einträglich und nutzbar zu machen: dazu gehört im Grunde mehr, als was man der Schwärmerei zutrauen kann, die nur ſchwelgen will in vorgefaßten und fixen Empfindungen, während Fröbel ein halbes Jahrhundert lang daran gearbeitet hat, ſeinen Glauben den Menſchen klar und faßlich zu machen, die Entdeckungen ſeines Denkens, die Sätze ſeiner Kinderſeelenlehre dem organiſchen Lebensgange der Menſchheit einzuordnen. Daß er ein achtundſechziger Greis geworden, ohne damit zu Ende gekommen zu ſein, daß er in der Haſt ſeines ſtürmiſchen Blutes, in der Unruhe ſeines Weſens, die überall Saat ſtreuen möchte, keinen einzigen Centralgarten bis zur Vollendung durchgepflegt hat, iſt eben ſo beklagenswerth, als daß es keine Fürſten mehr gibt, die wie ehedem in Deutſchland für Dichtung und Kunſt, jetzt für das weit nöthigere

Lebensbrot der Menſchenerziehung ein volles Verſtändniß und die nothwendige Energie des Willens zeigten. Fröbel iſt Greis geworden, und die Volkserziehung iſt in Deutſchland Stückwerk geblieben. Daß der Mann durch manche Eigenheit ſeines Weſens ſein Werk hie und da geſtört haben mag, will ich eben ſo gut glauben, als ich weiß, daß fahrige Enthuſiaſten ſeiner Lehre den Weg eher verſperrten als ihn bahnten. Daß er in ſeiner Perſon den Enthuſiasmus entzünden kann, wird wol jedem leicht begreiflich, der da weiß, wie ſelten der goldne Eifer für heiliges Menſchenglück ſich in reiner Schale darbietet. Wie der Alte die Kleinen beim Kopfe nimmt und jedes Einzelnen Eigenart verſteht und herausfühlt, wie er im Geſpräche mit uns unverſehens und bei ganz gewöhnlichem Anlaß, mit anbetungsvoller Rührung das Wort: Mein Kind! ausſpricht: da fühlt Jedermann, daß der kinderlos gebliebene Mann ſein Gefühl der Vaterſchaft über die ganze Sippe der lebendigen Creatur um ſich her ideal ausbreiten und vertheilen mußte. In all ſeiner Behabung und Geberdung liegt die Weihe eines reinen Naturprieſters, die auf empfängliche Gemüther, namentlich auf weibliche, ungeſucht übergeht. Ich dachte beim Alten unwillkürlich an Rahel's ſtrahlende Freude, wenn ſie, wie ſie's nannte, im Menſchen das Kind entdeckte. Während er uns erzählte, wie er zufällig auf dies und jenes Geſetz ſeiner Methode gekommen, verlor er nicht ſelten den logiſchen Zuſammenhang, um uns den Proceß ſeiner Entdeckung zu erläutern; er verſank vielmehr ganz zurück in den Augenblick des Findens, als ſei er ihm ſelber noch jede Stunde neu und unerhört. Dann glich er, in ſeiner ganzen Art ein groß gewordenes Kind, jenem Weiſen des Alterthums, der im Bade ein Naturgeſetz entdeckte, triefend aus der Wanne ſtieg, mit leuchtenden Augen das bekannte *Εὔρηκα*! ausrief und den Göttern eine Hekatombe ſchlachtete.

„Hat er nicht etwas vom göttlichen Menſchenfreunde?“ ſagte die begeiſterte Baronin, mich am Arme ergreifend.

„Sagen wir lieber von einem der Hirten an der Krippe des Chriſtkindes!“ entgegnete ich, ihren Ausbruch meiſternd und behütend. —

Wir hatten das Wohnhaus Fröbel's betreten und die Frauen begrüßt, die ſich in Marienthal zu ihm eingefunden, um ſich in Theorie und Praxis dem ſchönen Berufe zu widmen. Dieſterweg's Tochter aus Berlin gehört zu ihnen, auch eine Frau Schmieder aus Dresden, die früher als Novellendichterin bekannt, und als ſolche den Leſern der „Europa“ unter ihrem Vornamen Ottilie vorgeführt wurde. Sie ſtudirte mit ihrer bereits erwachſenen Tochter die Erziehungsmethode Fröbel's und hatte den kühnen Plan, nach Wien die Kindergärten zu verpflanzen, will aber vor der Hand, wie ich jetzt höre, in Jena, wo die Bewahranſtalt ſolcher Hülfe bedarf, ſich ihren Wirkungskreis eröffnen.

Im großen Saale des Hauſes war eine lange Tafel aufgeſchlagen, auf welcher allerlei Arbeiten, von fern und nah aus den zwanzig, dreißig bereits blühenden Kindergärten als Ertragniſſe des Fleißes und als Früchte der Erfindung der Kinder eingeſandt und in Mappen vertheilt, ausgebreitet lagen. Es war keine Schauſtellung zum Glänzen und Ueberraſchen: es waren Belegſtücke für den Lehrkurſus des Alten, die er für uns gelegentlich herauszog. Hört die Gymnaſtik im Freien auf, ſo beginnt für die Kleinen die Beſchäftigung im Zimmer. Immerwährende Thätigkeit des Kindes iſt Hauptgrundſatz der Fröbel'ſchen Erziehung. Dabei muß die Beſchäftigung ſtets einem Spiele gleichen, das den jungen Seelen Luſt und Behagen gibt. Jedes äußerliche Thun muß aber zugleich das Symbol für ein göttlich Inneres ſein, auf daß die höheren Begriffe ſich unmerklich leiſe dem Sinn einflößen. Jedem Außending in der Natur, ſagt Fröbel, wohnt ein Gedanke inne, der es mit dem All und mit dem Geiſt des Alls verknüpft. Die Gedanken des Kosmos an kleinen Stoffen und einfachen Formen ahnen zu laſſen, iſt Aufgabe der Methode, die ſpielend lehrt. Von oben herab wird kein Geſetz octroyirt, das Geſetz muß aus der Fügung der nächſten Verhältniſſe, die vor uns die Sinne wahrnehmen, ſich wie von ſelbſt geſtalten. Disciplinariſche Strenge iſt nicht nöthig, ſobald jeder die Nothwendigkeit aus freien Stücken und als wäre ſie ſein eignes Geſetz gefunden hat. Einen Menſchen erziehen heißt nach Fröbel überhaupt: ihm das Gute, Schöne und Wahre entdecken helfen, dergeſtalt daß das Gute, Schöne und Wahre der natürliche Ausdruck der Dinge wird, die ſich um uns her geſtalten. Es iſt ſelbſt des großen Urgeiſtes Wille und Abſicht, nur ſolche Geſetze zu geben, die aus der Natur des menſchlichen Geiſtes hervorgehen, vorausgeſetzt, der Grund des Menſchlichen ſei von Uranfang gut. Die Moral beſteht nach dieſer Methode alſo nicht in Ge- oder Verboten. Sie iſt kein Poſtulat des nach dem Himmel titaniſch ringenden Geiſtes; ſie iſt ein Naturgeſetz, das ſich als Bedingung für ein geſundes, freies und fröhliches Daſein von ſelbſt ergibt, ſich von ſelbſt verſteht. Wird nun die ganze geiſtige Entwickelung des Menſchen wie ein Naturerzeugniß genommen, ſo muß um ſo mehr der ganze Menſch und ſeine Entfaltung Zweck der Erziehung ſein. Und beſteht in der Harmonie der Kräfte der Triumph dieſer Bildung, ſo muß die allſeitige und gleichzeitige Pflege leiblich wie geiſtig der

Weg zu dieſem Ziele ſein. Gott hat ſein Wohlgefallen am Gleichgewicht der Kräfte, denn nur im Gleichgewicht fühlt ſich der große Organismus ſeiner Welt getragen, und der Mikrokosmus, die kleine Welt des Menſchen, ſoll möglichſt ein Abbild des Makrokosmus, des großen Ganzen ſein. Wird die Einheit der Geſetze der Welt mit den Geſetzen des menſchlichen Geiſtes, wie des großen Geiſtes überhaupt, als das offenbare Geheimniß eines geſunden und richtigen Daſeins hingeſtellt, ſo folgt von ſelbſt, daß alle Erziehung und Entwickelung eine natürliche, eine naturgemäße ſein werde. Eben ſo ſehr geht daraus hervor, daß die Naturwiſſenſchaften ſich ganz weſentlicher Pflege im Syſteme Fröbel's zu erfreuen haben. Die Mathematik, die μαϑησις der Alten, ſteht hier mitten drin; ſie iſt die Logik der geſammten Naturwiſſenſchaft. Aber auch in ihr werden die Elemente ſpielend beigebracht, und eine heitere Formlehre iſt die Brücke zur ernſten Größenlehre. Wie aber ſchon draußen im Freien bei der körperlichen Gymnaſtik der Kleinen kein Glied ſich regte ohne begleitenden Geſang, und das Wort vom Aeußern zum Innern den Uebergang machte, ſo geſchieht auch beim Zeichnen und Formen mit Stäbchen und Papierſtreifen kein Strich, kein Zug ohne leiſe Andeutung eines tieferen Sinnes. Unbewußt, ſagt Fröbel, während unſere Hand etwas formt, bildet die auch innerlich ſchaffende Seele zugleich ein Gedankending. Nicht nachahmend aber ſoll das Zeichnen ſein, nicht zur Maſchinerie des Copirens ſoll die Zeichnenkunſt führen; ſelbſtthätig und erfinderiſch, ſchaffend und ſchöpferiſch ſoll ſich der junge Sinn beim Führen des Stifts entwickeln.

Zeichnen und Malen „im Netze“ iſt die erſte Hauptthätigkeit der Kleinen. Senkrecht und wagrecht ſind die einfachſten Linien, die Grundlinien aller Dinge; zur Auffaſſung mit dem Auge iſt das Hülfsmittel des Netzes ſelbſt gelernten Malern bequem. Fröbel gibt den Schülern lauter Tafeln und Blätter mit Linien im Geviert. Danach übt ſich in kurzen Strichen zunächſt am beſten die Hand des Zeichners. Er gibt dann als Aufgabe zwei, drei Striche ſenkrecht oder wagrecht; dieſe fortzuführen durch die ganze Fläche, aber frei nach eignem Gelüſt, nur unter Feſthaltung der gegebenen Beſtimmung, läßt dann dem Zeichner allen Spielraum zur Erfindung und ſteigert ſeine innere Thätigkeit. Er ahmt nicht nach, ſondern ſchafft. Aber er lernt ſich frei bewegen innerhalb eines Geſetzes. Dies ſind die zwei Hauptgeſichtspunkte der Methode. Die bisherige Erziehung machte die Geiſter blos empfänglich für die Stoffe, die ſie ihnen einſchüttete oder einflößte, nicht ſelten auch förmlich eintrichterte. Fröbel will aber weſentlich die eigne Schöpferkraft des Menſchen wecken und entwickeln. Und frei ſein nicht ſowohl unter, als vielmehr im Geſetz: dies iſt die andere Seite ſeiner Erziehungskunde. Danach iſt auch draußen im Freien der ganze Kindergarten mit der Abtheilung der Beete eingerichtet. Rings herum iſt jedem kleinen Mitgliede ein Stück Raum zugemeſſen, das ihm eigen bleibt zu freier Verfügung. Mitten inne aber liegt der Allen gemeinſame Platz, wo nur geſäet, gepflanzt und gewirkt wird für ein größeres Ganzes. Auch in dieſer architektoniſchen Spielerei der Anlage und Abſteckung der Plätze im Garten wird der Sinn für das Beſondere mit dem Sinn für das Gemeinſchaftliche erzogen. Das deutſche Einzelleben kann ſich nicht früh genug gewöhnen, ſich in einem ſtaatlichen Ganzen, wo Alle mitwirken, zu fühlen. Die Iſolirung vom großen Ganzen war ja von je des Deutſchen Fluch. Fichte wollte die Einzelbildung gänzlich aufheben, er wollte in einer Zeit, die der Mangel am Gemeinſinn zu Grunde gerichtet, die ganze Erziehung in großen, militäriſch organiſirten Anſtalten für den Staat und von dem Staate betrieben wiſſen. Er brach damit zwiſchen Schule und Familie den Zuſammenhang ab. Dieſen Zuſammenhang hält Fröbel durch ſeine Kindergärten feſt. —

Es lagen aus den Zeichnenmappen Blätter vor uns, die Staunenswerthes leiſteten. Nach drei gegebenen Strichen, die im Netzraume nach freiem Belieben geſtellt und wiederholt wurden, waren ganze Häuſer, Kirchen, Tempel, Pagoden zu Stande gebracht; ſchlichte ſechsjährige Bauernkinder hatten ſie nach ihrer Erfindung geſchaffen, jedes nach ſeiner Art und Neigung. In der That, höchſt erfreuliche Ergebniſſe von der entwickelten Schöpferkraft kleiner Weſen! Und welch wohlthuender Anfang zur Weckung des Kunſttriebes! Die Kunſt ſoll wie die Wiſſenſchaft Eigenthum Aller werden, denn der Spieltrieb, wie Kant die äſthetiſche Kraft im Menſchen nannte, liegt in jeder Menſchenſeele gegeben. Man wecke nur dieſen techniſchen Trieb, und er wird in den unterſten Klaſſen des Volks bewundernswürdige Thätigkeit entwickeln, den Erfindungen im Gebiete der Formſchönheit ein großes Feld eröffnen und im Proletariat ein Geſchlecht heranziehen, das unermüdlich in der Luſt des Schaffens und Bildens ſeinen Sinn veredelt und ſeine Nothdurft in der Betriebſamkeit befriedigt. Freilich muß auch in der Kunſt, wie in aller Wiſſenſchaft und in der Moral, die Fortpflanzung der Begriffe nicht octroyirt werden, als ſei, was ſchön heißen ſolle, ein Eſoterium Eingeweihter. Der geſunde Sinn des Volkes muß zur Schönheit herangebildet werden, ſo jedoch daß, was ſchön heißt, ſich ihm als das Erzeugniß ſeiner eignen Willenskraft ergibt. Begriffe fortzupflanzen, ohne die Fähigkeit, ſie ſelbſt zu finden, im Geſchlecht zu wecken: das führt zu den ſtolzen

Syſtemen von Abſtractionen, die Kunſt und Wiſſenſchaft zu todten Herbarien machten. Nichts ſoll und kann im Geiſte ſein, was nicht zuvor in den Sinnen geweſen! Mit dieſem Satze, dem Nerv ſeiner Anſchauungslehre, ſagt Fröbel durchaus nichts Neues; es iſt der Fundamentalſatz Peſtalozzi's. Ihn aber bis in's Spezielle ausgearbeitet, hundert Erfindungen zu ſeiner Durchführung im Unterricht gemacht zu haben: das iſt Fröbel's Verdienſt. Wie eine emſige Mutter hat er im Einzelnen ausgebrütet, was Vater Peſtalozzi gezeugt. Fröbel iſt das Weib zu dieſem Mann in der neuen Schöpfung der Erziehungskunſt.

Nichts iſt im Geiſte, was nicht zuvor in der Anſchauung war! „Wenn's Einer ſieht, gleich hat er's fort!“ ſagte Goethe, welcher plaſtiſcher Künſtler genug war, um der philoſophiſchen Abſtraction wenig Zugang zu ſich zu geſtatten. Die Sinne müſſen alſo vorzugsweiſe lebendig, ſtark und hell gemacht werden. Was die Sinne thun, muß aber nicht blos ein Sinnliches ſein, ſondern ein Sinniges. Der Sinn macht ſich von ſelbſt, nach ſeiner Wortbedeutung ſchon, dieſen Uebergang von außen nach innen. Entwickelt aber werden die Sinne wie der Magnet durch ſtete Uebung. Luſt und Freude zur Uebung behalten die Kräfte dadurch, daß man ſie frei gibt. **Freude — Freiheit!** — haben die Worte, ſagt Fröbel, nicht eine Aſſonanz, die ſie als zuſammengehörig erweiſt? Der freie Wille im techniſchen Thun führt zur Erfindſamkeit, und was ich unter den eignen Händen nach eignem Willen forme, das weiß ich nicht blos, ich kann es. Zwiſchen Wiſſen und Können liegt für die deutſche Welt dieſe Kluft, weil jenes, das Wiſſen, als todte Ueberlieferung fortgeſchleppt wird. Zwiſchen Wiſſen und Können liegt aber auch ſprachlich das Kennen, das lebendige Wiſſen, das lebendige Geſtalten, das Beherrſchen und

Fortpflanzen des Stoffes, als verbindendes Glied mitten inne. Das Wiſſen wird nicht unklar bleiben, bietet man dem Geiſt nur das, was die Sinne faſſen; lebendige Geſtalt aber wird annehmen, was ich nicht blos weiß, ſondern auch kann und vermag. Das an Wiſſen ſo reiche Deutſchland war ja immer ſo unfähig im Thun, ſo arm an Thatkraft! Sein Wiſſen war unklar geblieben. —

Die Geſellſchaft, die um den langen Tiſch in Fröbel's Saale ſtand, ſchien ganz erfüllt von den hundertfachen Arbeiten, die der Alte uns vorlegte; auch unſere ſchalkhafte brünette Grazie war ganz eingenommen von den Ergebniſſen des ernſten Spiels und des ſpielenden Ernſtes; ſelbſt der ſcrupulöſe Geheime außer Dienſten hatte ſein faltenreiches Beamtengeſicht glatt geſtrichen und lauſchte aufmerkſam auf den nicht immer logiſchen, oft kreuz und quer umſpringenden Vortrag des alten Kinderfreundes. Die theilnehmendſte Seele unter uns aber war die Dame, mit der ich auf der Wanderung die erſte Zwieſprache gehalten. Sie war erſt nachträglich angelangt; irgend ein kleiner Kobold der Berge hatte ſich ihr unterwegs wieder aufgehockt auf die Schultern, drum kam ſie ſo mühſam hinterdrein. Jetzt aber ſaß ſie, das Schweißtuch in der Hand, ganz ſtill vergnügt und liebreich verſunken in all die ſinnige Wirthſchaft, die ſich hier zwiſchen Geiſt und Natur vor uns ausgebreitet; ſie glaubte ſicherlich in Fröbel's Erziehungsweiſe die verlorengegangene Harmonie der Welt wiedergefunden zu haben, aber ſie fanatiſirte ſich nicht, ſie ſtritt ſich nicht darüber, ſie trug ihren Glauben ſtill im Pompadour und im Herzen mit nach Hauſe.

Der Geheimerath benutzte eine Pauſe mich bei Seite zu ziehen. „In der That“, meinte er, „der mathematiſche Unterricht vor allem müßte und könnte nach dieſer Methode in den Schulen umgeſtaltet werden. Erſt die handgreifliche Anſchauung und dann die abſtracten künſtlichen Beweiſe!“ — Es war ganz meine Anſicht. „Ich habe zu Hauſe“, ſagt' ich, „einen Burſchen, der für das Schemen- und Schattenweſen der geometriſchen Conſtructionen und arithmetiſchen Berechnungen ganz verſchloſſen zu ſein ſcheint. Welche Noth wird es koſten, ihn für den Pythagoräiſchen Lehrſatz zu intereſſiren! Und bei den alten Griechen durfte keiner heirathen, der nicht den magister matheseos beweiſen konnte! Was kümmert es im Grunde einen Buben, ob die Gevierte der beiden Katheten zuſammengenommen dem Geviert der Hypotenuſe gleich ſeien! Hat er's aber hier in der Fröbel'ſchen Figur erſt ſinnlich wahrgenommen, hat er's mit Augen geſehen, iſt's unter ſeinen eignen Händen bei der Zuſammenlegung der Quadrate richtig und leicht herausgekommen, ſo weiß er, daß der lange Buchſtabenbeweis einem feſten Ziel zuſteuert und die künſtlichen Begriffe nichts, als was in die Sinne fällt, deduciren.*)“ — Der Geheimerath bemerkte, die

---

*) Dabei fragt ſich freilich noch, bis zu welchem Grade dies feſtzuhalten möglich. Fröbel iſt uns noch den Beweis ſchuldig geblieben, bis wie weit über das Abc der Wiſſenſchaften hinaus ſeine Methode ausreicht. In der Mathematik z. B. ſtößt man bald auf diejenige Grenze, wo die ſinnliche Wahrnehmung aufhört und die ganz abſtracte Speculation beginnt. An dieſer Grenze ergibt ſich immer erſt beim Unterricht, wer von den Schülern eigentliche Befähigung zur Mathematik hat. Es ſind ihrer immer nur wenige. — Heilſam wäre aber jedenfalls eine Unterſuchung, wo dies Gebiet anfängt. Das mathematiſche Wiſſen und Beweiſen möglichſt zu erweitern und höheren Problemen dienſtbar zu machen, iſt gewiß von großem Werth. Es könnte auch unſere Philoſophien, die Hegelſche und die Herbartſche, die ſich ſo feindlich gegenüberſtehen, näher an einander bringen und in etwas ausgeichen, wo nicht verſöhnen.

Mathematik müſſe künftig überhaupt mehr phyſikaliſch und dynamiſch, mehr als Natur- und Krafterzeugniß behandelt werden, dann werde ſie nicht allein zur Erkenntniß der Natur und ihres Stofflichen, der Chemie, ſondern auch zur Erkenntniß der Wirkungen des Geiſtigen, der Denk- und Empfindungsgeſetze des Menſchen belehrender und erſprießlicher ſein. Damit ſprach er aber ganz und gar eine Forderung der Fröbel'ſchen Methode aus. — Die Baronin drückte ihm ſo herzlich die Hand, als ſei ſie jetzt endlich des neuen Proſelyten gewiß. Fröbel ſelbſt ſah dankbar mit ſeinem ſchwärmeriſchen Auge auf uns drein, wie Einer der ein halbes Jahrhundert in einſamer Höhle auf Anerkennung gewartet, aber in ſeiner kindlichen Erwartung, die neue Lehre werde noch zum Durchbruch kommen, keinen Augenblick müde geworden.

Hab' ich hier bei Schilderung eines erſten Beſuches in Marienthal zugleich die Ergebniſſe wiederholter Beſprechungen, Zuſammenkünfte und Forſchungen zuſammengefaßt, ſo muß ich hier nach Andeutung der Heilſamkeit der Methode für Gymnaſtik des Körpers und Geiſtes, für mathematiſche Studien, für die Naturwiſſenſchaften und für die techniſchen Künſte, noch beſonders hervorheben, wie ſie auch den *ſprachlichen* Unterricht ſich ſelbſt getreu und folgerecht reformirt. Wie öde und mechaniſch abtödtend iſt in der bisherigen Unterrichtsweiſe die Grammatik der Sprachen mit ihrem Heer von Regeln! Welch' ein mühſamer Höhlenbau voll abſtracter, despotiſch aufgeſtellter, rabbuliſtiſch ausgeklügelter und pedantiſch ausgeführter Ordonnanzen, Befehle und Verbote! Die Fröbel'ſche Methode räumt auch hier heilſam auf und führt auf den einfachen Naturweg zurück. Und weil ſie nicht erſt mit den Begriffen und dann mit den Sachen, ſondern umgekehrt ſich beſchäftigt, damit der Begriff und die Beziehung ſich aus der Bekanntſchaft mit den Dingen von ſelbſt ergebe: ſo quält ſie die Kinder nicht mit dem Buchſtabiren vorgelegter Wörter. Sie müſſen zuvörderſt das Wort dem Laute nach verſtehen; das Zerſetzen in Sylben und Buchſtaben iſt eine viel zu künſtliche Anatomie für die jungen Köpfe. Bevor ſie aber die Worte faſſen, müſſen ſie die Dinge kennen lernen, die damit bezeichnet werden. Die Sprache iſt kein todtes Reſervoir, kein ſtillſtehender Sumpf, wie man namentlich die alten Sprachen anſieht. Werden die Dinge, nach der Anſchauungslehre Peſtalozzi's und Fröbel's, wie Blumen und Pflanzen in einem Garten kennen gelehrt, wie lebendige Weſen, deren Entſtehung man ſieht, erlebt und verfolgt, ſo kann auch die Sprache nicht anders als in ihrer natürlichen Entwickelung erkannt werden. Die Wörter werden *an* den Dingen und *mit* den Dingen erlernt, denn ſie ſind ja nur die *tönenden* Abbilder derſelben, und während das Zeichnen den jungen Augen die *ſichtbaren* Abbilder der Sachen vorführt, nimmt die Sprachlehre weſentlich das Gehör in Anſpruch. Wie die Wörter ſich bilden, eine gute Sprache in ihrem Gefüge ſich einrichtet, iſt den Dingen und der Art der Anſchauung derſelben ganz entſprechend. Das Wort iſt ja nur das *Gewordene*; ſeine *Wurzel* das, was von Anfang *wurde*. — Vor der *Buchſtabenſchrift* gab es *Bilderſchrift*; die Hieroglyphen der Aegypter, dünkt mich, weiſen nach Champollion-Figeac und andern Sprachforſchern in ihrer Fortentwickelung den Uebergang aus jener zu dieſer auf. Es iſt zweifelsohne Naturvölkern leichter geweſen, durch ein wirkliches Bild den Gegenſtand hinzumalen, als ſofort künſtliche Zeichen zur Andeutung deſſelben zu erfinden.

Mithin iſt es folgerichtig, im Unterrichte das Zeichnen jeder andern Beſchäftigung voranzuſtellen und erſt ſpäter zur Buchſtabenſchrift der Sprache überzugehen. Der Methode gemäß muß nun aber auch dieſe Buchſtabenſchrift nicht mechaniſch gelehrt und nachgeahmt, ſondern erfunden werden. Zur Vermittelung der Begriffe und Dinge trägt unſere Buchſtabenſchrift in der That auch jetzt noch, nach ſoviel Umgeſtaltung durch Gewöhnung und durch Verflüchtigung der urſprünglichen Charakterbezeichnung, die Spuren des Strebens: das wirkliche Ding zu zeichnen, zu zeigen, mindeſtens anzudeuten. Gehen wir auf die urſprüngliche Vermittelung des Dinges durch Zeichen, durch Stäbe (Buchſtaben) zurück, ſo lernen wir dieſe Zeichen als nothwendige kennen für die Signatur der Dinge. Dieſelben hölzernen Stäbe, mit welchen Fröbel beim mathematiſchen Unterricht die Figuren zuſammenſetzen läßt, um ihre Verhältniſſe ſinnlich greifbar zu machen, dieſelben Stäbe liegen ihm auch beim Sprachlichen zu Grunde. Auf unſere ſogenannte gothiſche Druckſchrift gleich anfangs einzugehen, wäre thöricht. Iſt doch die gothiſche Buchſtabenſchrift trotz ihrer gehäuften Verzierungen und in der That gothiſchen Architektur nachweislich aus der römiſchen erſt entſtanden. Iſt es nun, wie Fröbel meint, für den erſten Schreibunterricht höchſt zweckmäßig, die alten lateiniſchen Verſalbuchſtaben vorzulegen und ſie nachzeichnen oder mit Stäben zuſammenlegen zu laſſen, ſo müſſen wir beim Erlernen der Laut- und Wortfügungen und ihrer Zeichen ebenfalls, wie in allen Unterrichtsgegenſtänden, an die Wiege der Dinge zurück; ihre Entſtehung muß uns friſch vor Augen und Ohren lebendig werden, um uns nichts willkürlich Geſuchtes und kein Syſtem von müßigen Zufälligkeiten aufnöthigen zu laſſen. —

Wie der Alte ſo daſaß und uns aus den einfachen Stäben die Urbuchſtaben zuſammenſtellte, ſo ſimpel wie ein alter Hirt im Homer, der die Stäbe einer zerſchnittnen Rohrpfeife, die er nicht mehr ſpielen mag, zur Bezeichnung der Wörter, die ſein Mund verſchweigt, nebeneinanderlegte, fiel mir's bei, wie Ulfilas weiland, der Erfinder des gothiſchen Alphabets, ihm zürnen würde, ſäh er, daß ihm da nachgewieſen wurde, er habe eigentlich nichts erfunden, ſondern nur die vorhandenen römiſchen Buchſtaben verziert und verſchnörkelt. Der Alte winkte mir ſeinen Beifall zu, verſank aber gleich wieder in ſein ſinnig Spiel, deſſen Momente des Zufalls ihn ſo beherrſchen, daß er verloren und abweſend und der Gegenwärtigen uneingedenk, wie ein Magier über ſeinen Experimenten brütet. Er wollte uns Vorträge halten über den Zuſammenhang ſeiner Doctrin; ſtatt deſſen nahmen ihn kleine Verſuche und augenblickliche Entdekkungen ſo in Beſchlag, daß jeder ſich ſelbſt überlaſſen ebenfalls zu den Stäben griff und die Symbol- und Zeichenſprache verſuchte. —

Auch den Ton der Buchſtaben nimmt Fröbel wie ihr Zeichen als ſinnvoll, nicht als zufällig oder gleichgültig. Vorzüglich ſind für ihn die Selbſtlauter bezeichnend für den Sinn der Wörter, ſo bunt und vielfach auch deren Klang- und Tonmiſchung durch den Gebrauch geworden. An den Uranfang und Quell der Dinge verſetzt, wird uns die Bedeutſamkeit der Elemente unſrer Sprache klar und verſtändlich. Im Selbſtlaut e liegt nach Fröbel der Begriff des Lebens, des Lebendigen, wie ihn außer dem Worte „Leben" ſelber auch die Wörter: See, Meer, regen, ſchweben, heben und die Endung der deutſchen Zeitwörter en an den Tag legen.

Dagegen bezeichnet **a** das Räumliche, das fertig und offen Daliegende, wie in: Wand, Band, Laſt, Waare, Maß, Gabe, Habe. Der Ton des **i** deutet auf die Mitte der Dinge, die ſich in ſich verliert, wie bei: in, Sinn, Mitte, Sitz u. ſ. w. Der Ton **o** bezeichnet völlig in ſich Abgeſchloſſenes und Vollendetes, z. B. Ton, voll, Mond, Sonne, Kopf. In vielen Wörtern mit **o** iſt zugleich das Runde die vorherrſchende Form, wie denn die Kugelform eben auch den in ſich vollendeten Abſchluß macht. Und zur Bildung des Lautes **o** ſind in der That die Lippen gezwungen, die runde hohle Form des Buchſtabens zu machen, der lateiniſch entſchieden dem Ei gleicht. Der Vokal **u** geht mit ſeinem Ton tief nach innen auf Inhalt, Weſen, Mittelpunkt und Geheimniß des Dinges. Dieſe Bedeutſamkeit tönt uns aus Wörtern wie: Grund, ur, Bruſt, Muth, gut, Bund, Kunde u. ſ. w. entgegen. — An dem Wandel und der Conjugation unſerer Zeitwörter ließe ſich nicht minder dieſe Tonbedeutung der fünf Selbſtlaute nachweiſen. Wir wählen das Verbum: ſprechen. In dieſer allgemeinen Faſſung des Unendlichen, Unbeſtimmten (des Infinitivs) deutet ſich blos das lebendige Element und ſeine Bewegſamkeit an. Sprach ſtellt den Begriff als etwas nach Zeit und Abfaſſung Fertiges hin; wie auch das Hauptwort: Sprache den geſammten, offen und äußerlich vorhanden daliegenden Schatz an Wörtern und Redeweiſen eines Volkes bezeichnet. Mit dem Laute **i** wird aus dem Sprechen: ſprich, und mit dieſem Imperativ ſtellt ſich ein inneres Verlangen an den Tag, wie der Laut **i** es oft bekundet. Als geſprochen tritt das Sprechen in ein vollendet abgeſchloſſenes Präteritum; mit dem Laut **u** gibt es als Spruch den weisheitsvollen tiefen Sinn eines Inhalts, den der Geiſt eines Volkes oder ein Gerichtshof verkündet.

Die Mitlauter ſind eben ſo wenig bedeutungslos, weder in ihrem Tone, noch in ihrem Zeichen. Der Laut **m** gibt den Begriff eines zuſammengefaßten Stoffes, wie bei: Mehl, Milch, Mahl, Menge, im, am, Raum, Zaum, Reim. Der Buchſtabe **m** erfordert ein Zuſammenfaſſen der Lippen; das römiſche Zeichen M hat ſogar ſichtlich die Figur der Lippenpreſſung. Das lateiniſche S hat die Form und den Begriff des in ſich ſelbſt Zurückkehrens, gleichſam ein Berühren in ſeinen Enden, wie in den Wörtern: Sich, ſelbſt, Seele, Sinn, Saum. Unſer **ſch** dagegen hat dieſe Function der Berührung in ſeinen Enden als entſchiedene Durcheinanderrührung wie in: Miſchen, waſchen, Schaum, Maſche u. ſ. w. Der Laut **z** bezeichnet den Begriff der Trennung und Spaltung wie in: Zahn, zwar, Zank, Zange, Zunge, zwei. Der Laut **ch** hat, namentlich wie ihn die Bergvölker ſprechen, den Klang des Hindurchdringens aus dem Innern, wie in: Hohl, hoch, hauchen, Sprache, Rache. Der Laut **h**, der dem **ch** ſo nahe iſt und ſo oft mit ihm zuſammentritt, verräth dagegen die Function der Verbreitung eines allgemein geiſtigen Lebens, wie eben in: Hauch, — einzeln in: Huld, Herz, Held, hin, her. Unſer **r** deutet nach ſeinem Klange und ſeinem Zeichen auf lärmende äußere, unſer **l** auf innere Bewegung, wie in: Renken und lenken, raufen und laufen, wirr und will, ranken und langen, ſcharren und ſchallen. Unſer **d** und **t** begrenzen und deuten mit dem Finger gleichſam dem Dinge den Platz an, wie in: Der, die das, da, dort, Dach, Feld, Wand, — Zeit, Ort, ſpät, Taſte, Tritt; **b** und **p** umſchließen und umfaſſen das Ding, wie in: Buch, Bauch, Bach, Becher, Becken, — platt, plump, packen; g und k bezeichnen ſelbſtthätige Kraft, das eine mehr innerlich, weil es das weichere iſt, das andere mehr äußerlich und ſtärker hervortretend, wie in: Gehen, Gott, Glaube, Gnade, gut, Gatte, glimmen, — Kampf, Kraft, Kern, Keim, Keil, Knall, Klippe, klimmen; f und w deuten auf geſtaltendes Leben, das aber bei dem einen mehr einzeln hervorſtrömt, bei dem andern mehr innerlich wirkt, webt und wogt, wie in: Friſch, frei, fein, fort, feil, Freund, Feind, — Wille, Wunſch, Würde, Werth, Wonne, Wunder, wogen, weben, wirken. —

Unter ſolchen Studien verlebt man bei Fröbel Stunden, Tage. Er lehrt das nicht ſowohl, als er es in uns erweckt. Ganz an ſeinen Stoff verloren, ganz in ſeine Verſuche zur Erweiterung des Gebietes ſolcher Entdeckungen vertieft, zwingt er zur ſelbſtthätigen Betheiligung am Werke. Jeden Beitrag, den Du ihm bringſt, ſieht er für einen Gewinn für die Sache an; den Kreuz- und Querfragen, die der Humor ſich erlaubt, ſetzt er, wo die Logik vor der Hand nicht ausreicht, ſeinen guten Glauben an den Zuſammenhang der Außen- und Innenwelt tapfer und unermüdlich entgegen. Iſt der Zuſammenhang für den Augenblick noch ein geheimer, ſo wird der noch mangelhafte Zuſtand unſrer Sprachforſchung ihn überall noch offenbaren; zumal in der deutſchen Sprache, denn die deutſche Sprache iſt für Fröbel weſentlich die deutende, ob er ſie ſonſt ſchon mit Teut und Zeit (Chronos) zuſammenrückt und ihren Urſprung ſomit als einen göttlichen erkennt.

Im Bereich der Natur aber tritt die Symbolik noch weit mehr zu Tage. In der Natur, heißt es, waltet freilich ſehr craß der Zufall, und nach Hegel's düſterer

Hypochondrie iſt ſie ſogar „das gleichgültige Auseinander“, „der Abfall vom Geiſt“, „die ſchlechte Unendlichkeit.“ Wie aber, wenn es gar keinen Zufall gäbe? Wie dann, wenn, wie der Dichter ſagt, was uns als Ungefähr erſchien, juſt aus den tiefſten Quellen ſtiege? — Dann müßten wir eben warten, bis unſere Schulweisheit, die mit Hegel am Ende der Tage zu ſtehen glaubte, nicht blos die Höhe und Tiefe, ſondern auch die volle Breite des Lebens ausgemeſſen hat, um einen Abſchluß zu machen. Sind die Geſchlechter doch immer noch ſuchende und forſchende. Und wenn es in den Sternen den abſoluten Geiſt zu finden nicht gelingen wollte, vielleicht gelingt's am Grashalm beſſer, in der Structur eines ſo kleinen Dinges, ein Abbild des großen Ganzen zu deuten. Halten wir es wenigſtens nicht für überflüſſig; gleichgültig iſt nichts im All, nutzlos kein menſchlich Forſchen und Mühen.

Wenn Fröbel ſo daſitzt und mit den fünf Stäben das Pentalpha der alten Myſtiker zuſammenlegt, da ſeufzt er, obſchon er nicht Freimaurer iſt, daß uns die Symbole verloren gegangen ſind. Er weiß die geheimnißvolle Fünfzahl ſehr gut an der Architektur unſrer germaniſchen Bauten, eben ſo gut in der Vorkommenheit der Pflanzenwelt zu deuten. Dennoch ſeufzt er nach den verlorenen Symbolen. — Vielleicht genügte aber blos den Weiſen kindlicher Völker und Zuſtände die Sprache der Symbolik; und vielleicht ſind die Völker von heute bald reif, auf die Sache ſelber einzugehen. Daß Sinn in jedweder Erſcheinung, daß hinter und in allem Aeußerlichen ein Innerliches als die treibende Macht erkannt werde: das dem jungen Geſchlechte begreiflich zu machen, iſt jedenfalls ein Segenswerk. — —

Wie wir aufgebrochen waren und der Alte mit ſeinen Töchtern — wie er die lernenden Lehrerinnen nennt — uns begleitet hatte, ſank die Sonne hinter die Kette des Rhöngebirges. Die rauſchenden Wipfel umwogte noch ihr goldner Schein; unten im Wald war es ſchaurig ſtill. Nach einem vielfach ſtürmiſchen, gewitterdrohenden Herbſttage ein freundlich milder Abend.

Wir hörten noch, daß die Weimariſche Regierung in Hrn. v. Wydenbrugk einen Abgeſandten nach Marienthal ſende, das Syſtem des Mannes zu prüfen. Vielleicht leuchtet dem alten Hirten an der Krippe der jungen Menſchheit von dort noch ein Abendſchein herüber auf den Spätherbſt ſeines Lebens und auf ſein greiſes Haupt.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Converſations-
und
Reiſebibliothek.

XXI.

F. Guſtav Kühne.

Von Cöln bis Worms und Speyer.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1856.

Von

Cöln bis Worms
und
Speyer.

Rheiniſche Städte und Landſchaften.

Von

F. Guſtav Kühne.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1856.

[illegible]

Inhalt.

I. Das heilige Cöln.

Seite
Erſtes Kapitel. Der Cölner Dom und der Cölner Klüngel 1
Zweites Kapitel. Phyſiognomie und Charakter der Stadt. Das heutige Cöln und das mittelalterliche. Cöln im Jahre 1790; der Pöbel und die Kappengecken. Cöln im Jahre 1800; die Capuze und die rothe Mütze 7
Drittes Kapitel. Die Cölner Mundart, das Cölner Hänneschen und die Frau Heezig im „Elend“ 17
Viertes Kapitel. Die Dombauſteuern, die Ketzer und die Cölner Heiligen. Urſula und die 11,000 Jungfrauen. Das Dombild von W. Kalf. Die heiligen drei Könige, Apollinärſch, Zint Alewiſes, Panteljuhns, das Geckenberndchen, Sanct Maternus 24
Fünftes Kapitel. Cöln im Mittelalter. Der Kampf der Erzbiſchöfe mit den Bürgern, der Geſchlechter mit den Gaffeln. Der religiöſe Fanatiſmus 33
Sechstes Kapitel. Der Dom, die Geſchichte ſeines Baues und das Myſterium ſeiner Architektur 40

II. Rheinfahrt.

Erſtes Kapitel. Eine Wein- und Liederprobe auf dem Rhein 55
Zweites Kapitel. Eine Geſpräch in der Kajüte: Das wahre Deutſchland und der Rhein 72

Seite

III. Im Rheingau und in den „Weinbergen des Herrn“ 81

IV. Das goldne Mainz.

Erſtes Kapitel. Das goldne Mainz und die deutſche Einheit 97

Zweites Kapitel. Der Dom. Der romaniſche und der germaniſche Bauſtyl. Mainz als Feſtung 105

Drittes Kapitel. Der Charakter des Mainzers. Der Gutenberg. Die Geſchichte der Stadt, der geiſtliche Hof, der Adel und das Bürgerthum 112

V. Eine Wallfahrt nach Worms und nach Speyer.

Erſtes Kapitel. Die Franzoſenwuth im Rheinland. Der Luthertag zu Worms und die Lutherulme. Der Dom. Das veränderte Strombett des Rheins 123

Zweites Kapitel. Speyer und ſeine römiſchen Alterthümer. Der Dom, die Geſchichte ſeiner Architektur und ſeiner Zerſtörungen, ſeine Wiederherſtellung und Schraudolphs Fresken 131

Das heilige Cöln.

Erſtes Kapitel.

Der Cölner Dom und der Cölner Klüngel.

„Alaaf Cöln!“ rief der begeiſterte König, ließ ſich von dem alten Krahn 200 Fuß hoch auf den Thurm des Domes ziehen, griff oben nach Kelle und Mörtel und legte zum Weiterbau — wie er denkt: ſogar zur Vollendung — der alten Ruine den erſten Quaderſtein. Und alſo geſchah's am 4. September 1842. Alaaf Cöln! rief Friedrich Wilhelm der Vierte und meinte damit mehr noch als Cöln; er meinte damit das ganze große heilige Vaterland, das Land aller Deutſchen, die ſich in Gottesbegeiſterung und in Bruderliebe zu einem gemeinſamen Werk zuſammenfinden ſollten. Aus den innerſten Tiefen der germaniſchen Gemüthswelt herauf ſollte dieſe Eintracht der deutſchen Stämme für heute erwachſen; aus dem Schooße deſſen, was uns ehedem groß und ſtark gemacht, ſollte uns eine neue Blume des nationalen Bewußtſeins erblühen. In dieſem Sinne faßte es der König. Aus dem Mittelalter hervor ſollten wir den Neubau deutſcher Nation beginnen. Wenn es gelänge, alles das zu vollenden, was von der alten Glorie zur Ruine geworden, ſo meinte der König, dann würde ein Deutſchland von heute zu Stande kommen!

Aber damit war, wie es ſchien, weit mehr zur Zwietracht ein neuer Grundſtein gelegt in deutſchen Landen. Man füllt nicht neuen

Wein in alte Schläuche! riefen Die ſich klug und weiſe dünkten. Sollen wir den alten Adam, den wir ſchon halb losgeworden ſind, wieder anziehen? fragten die Boshaften. Will Preußen aufhören Schutzmauer und Schirmvogt des Proteſtantismus zu ſein? runzelten die freiſinnigen Preußen die Stirn. Haha! meint der Rationalismus mit ſeiner nüchternen Pfiffigkeit, unter'm Krummſtab war gut wohnen geweſen, und mit dem Krummſtabe, hat man zugleich das weltliche Scepter in der Hand, iſt ſehr gut regieren! — Wie dem auch ſei: Erhebe dich, alte Ruine! hatte der König geſagt, ich will die Trümmer gebliebene Glorie der Väter vollenden! — Und es war als ob er die Gebeine der Vorfahren zur Auferſtehung rufen wollte, vielleicht nicht bedenkend, daß deren Geiſter, ſtänden ſie auf und wandelten wieder, uns und ihm zu Geſpenſtern werden könnten. Ein neues Jahrhundert kann an den Gräbern des alten wohl trauern und an deſſen Schutthaufen den hingeſunkenen Glanz beweinen; aber es kann die Todten aus der Gruft nicht wieder zum Leben heraufbeſchwören. Die Todten ſchlafen gar ſo tief und feſt.

Die heiligen drei Könige,
Die liegen im deutſchen Rom,
Sie ſchlafen ſo feſt wie Wenige
Im alten Cölner Dom.

Der Krahn der knarrt ſo bleierſchwer;
Wie einer ſich reckt und dehnt,
Die heiligen Drei die ſchnarchen ſehr.
Sie haben laut gegähnt.

Ja, ſchreie nur, guter Königsmann!
'S ſind ihrer Drei die ruh'n!
Ob Einer wohl beſſer ſchreien kann
Als Dreie ſchnarchen thun?

Die heiligen drei Könige
Die ſchlafen im ſichern Schrein,
Als Deutſchland ſchläft wie Wenige,
Es ſchläft ſo feſt wie Stein.

Es iſt ſo oft ſchon angeführt
Vom falſchen Morgenſchrei.
Der Krahn iſt lange nicht geſchmiert,
Drum liegt er ſchwer wie Blei!

So lautete mein eigener Cölner Gaſſenhauer*), den ich zum Feſt der neuen Grundſteinlegung gedichtet, und den die Cölner Buben nicht hatten ſingen wollen; ſie ſangen ganz andere Lieder in den Gaſſen zu Ehren der todten drei Könige, aber nicht zu Ehren des lebendigen Königs. Undank iſt der Welt Lohn! Der dritte Friedrich Wilhelm, ein ſtrenger Proteſtant, hatte Kanoniere mit brennenden Lunten vor den Palaſt des Erzbiſchofs rücken und den Prälaten mit Huſaren transportiren laſſen, weil er nicht trauen und ſegnen wollte, wie es das Recht des Landes, das Recht der Krone und die Forderung eines humanen Chriſtenthums gebot. Und der vierte Friedrich Wilhelm, der ſo viel Sympathien für die Glorie des mittelalterlichen Glaubens und des alten germaniſchen Lebens hegt, ſollte es entgelten? Auch er kann den Groll gegen den preußiſchen Adler nicht bezwingen, ſo daß Buben und alte Weiber, wo ein Helmträger mit rothem Kragen erſcheint, laut kreiſchen wie noch immer beim Gottſeibeiuns: „Dat eß en Prühß!“ Die Krone Preußen baut ihnen das Heiligthum der Stadt fertig, und ein kleines Handgemenge zu Steuer der Kirmeßfreiheit genügte, das vergeſſen zu machen? Was wollen dieſe ehedem freien Pfahlbürger des weiland heiligen römiſchen Reiches? Welche Selbſtändigkeit träumen ſie ſich der bewaffneten Idee des Preußenthums gegenüber? Wie heißt der Dünkel der ſie beſeelt?

Ich war im Sommer darauf in Cöln. Auf allen Wegen und Stegen hörte man noch leidenſchaftlich reden vom Kirmeßkrawall. Die Buben hatten ſich die Freiheit, mit Schlüſſelbüchſen auf dem Markt zu ſchießen, nicht wollen nehmen laſſen; einige Soldaten hatten, als man ſie verhöhnte, ſcharf eingehauen, mehrere wehrloſe ruhige

---

*) S. Cölner Lieder. Leipzig, Otto Wigand. 1842. (Anonym erſchienen.)

Bürger waren von Säbelhieben getroffen worden. Die Aufregung ſtieg, die bewaffnete Macht wurde zurückgezogen, die Bürger traten zu einer Garde zuſammen und hielten die Ruhe aufrecht. Die gerichtlichen Folgen der gegenſeitigen Uebergriffe des Pöbels und der Soldatesca waren noch nicht bekannt, die Unterſuchungen ſchwebten, die Aufregung war noch allgemein als ich Cölner Bürger über die Vorfälle reden hörte. Es waren gute Leute, Gevatter Schneider und Handſchuhmacher, aber kernig Volk mit dem ganzen Selbſtgefühl von Freibürgern, mit der ganzen kirſchrothen Luſtigkeit, wie ſie die Rheinluft gibt.

„Met Verläuf!“ rief mir ein breitſchulteriger Goliath zu, „met dä Stad Göllen aam Rhing eſ nit jobt ſpaßen! Mer halden dat Geſtricke und Geknäbbele (Geſtreite und Gezänke) nit uns!“

Ei, dacht' ich, Euern Erzbiſchof habt Ihr Euch ruhig abführen laſſen, und die Schlüſſelbüchſenfreiheit wollt Ihr ſo tapfer vertheidigen? Die Blauröcke mit den rothen Kragen, ſagt' ich, ſind doch auch Landeskinder, ſind ſogar rheinländiſch Blut, mit Ausnahme der Officiere!

„Gnäh!“ riefen die Cölner, „mer han och dat Bataillon Donnerkiel, dee Hacke-tau-Brauer uns Weſsfalen! Dee ſüün uns (ſehen kanſt de ov ſe allzick (alle Zeit) Sorekappes met Schnüßcher gäſſen hätt'n!“

Das ſechzehnte Regiment in Cöln, Bataillon Donnerkeil aus der Zeit der Franzoſenkriege, „Hacke-zu-Brüder“ mit Nachäffung ihrer Mundart genannt, beſteht aus Weſtfalen. Sie ſind, wie der ganze proteſtantiſche Theil des Weſtfalenlandes durch und durch königlich geſinnt. „Sorekappes“ iſt ihr Sauerkraut, ſammt „Schnüßchern“ (Schweineſchnäuzchen) ihr Lieblingsgericht. Bei der Eiferſucht, bei der Spannung zwiſchen Rheinländern und Weſtfalen wäre der Conflict zwiſchen Bürgern und Soldaten leicht ein tödtlicher geworden: aber dies ſechzehnte Regiment war beim Kirchweihkrakehl zum Glück gar nicht commandirt.

„Hört ens!“ rief der Goliath, „hätt'n ſe jeſchoſſen, meer hätt'n de janze Jarniſon jemaſſakrert!“

Hoho! dacht' ich, eſ dat nu wohl jahr der Cölſche „Klüngel?“ — Klüngel, was haſt du 'nen jrohßen Mungk, zu deutſch: ein großes Maul! — In der That, es wird in Cöln ſehr ſtark „geklüngelt.“ —

Dies geheimnißvolle Wort, das ſich mit keinem andern vertauſchen läßt, weil es ein Pilz iſt, der nur auf eigenem Boden wächſt, dies myſtiſche Wort verdiente, daß man ſeinem Urſprung nachginge.

Wie ich das erſte Mal in Cöln war, ſaß ich mit meinem Reiſegefährten, einem Franzoſen, in einem jener Gaſthäuſer zuſammen, die am Ufer liegen. Wir hatten ein gemeinſchaftliches Zimmer und wollten gemeinſchaftlich den genius loci ſtudiren. Qu'est- ce que ça ce Klüngel? fragte der Franzoſe. Es war ein junger Pariſer Philoſoph, der ſich auch gern in den Hegelſchen Begriffen zurechtgefunden hätte. Klüngel iſt ein ſo dunkler Begriff. Jedermann führt das Wort im Munde, und Keiner kann es definiren. — Wir wollen einen Lohndiener fragen! ſagt' ich. — Bon, ſagte der Franzoſe, il faut tirer la sonnette! — Geſagt, gethan; ein Oberkellner erſchien. Nun muß man wiſſen, was ein rheiniſcher Oberkellner zu beſagen hat. Ein rheiniſcher Kellner iſt ein aus engliſcher Steifheit und franzöſiſcher Eleganz zuſammengeſetztes Mixtum; vom deutſchen Element hat er nur die Eigenheit, ſich mit den fremdländiſchen Fetzen zu brüſten. Der geklingelte Oberkellner ſtand vor uns, ſchielte in den Spiegel, ſchob ſeine gedrechſelte Figur zurecht und ſagte: Messieurs, vous avez commandé! — Der franzöſiſche Herr, ſagt' ich, möchte gern wiſſen, was Klüngel iſt. — Mais, mon Dieu! ſagte der Oberkellner, vous avez tiré déja la clochette! — Er wies auf den Klingelzug, der noch in Bewegung war.

Ah, c'est Klingel, rief der Franzoſe, mais Klüngel!

Wat eſ en de Cöl'ſche Klüngel? erläuterte ich das Mißverſtändniß.

Der Oberkellner wurde roth vor Zorn. Mais Messieurs! ſagte er unwillig, Klüngel, fi donc, c'est un mot plebejen. Ich werde nach dem Commiſſionär ſchicken. Qu'on fasse venir le Lohndiener!

Der erzürnte Oberdandy des Hotels verſchwand. C'est un mot problématique! ſagte der Franzoſe. Wie der Lohndiener nicht erſchien, zog er wiederholt heftig die Schelle.

Diesmal kam das Stubenmädchen. Ah c'est charmant! rief der Philoſoph, aus der Schule St. Marc-Girardins. Sag Sie mir, ma chère, où est-ce que vous avez votre Klüngel?

Die Rheinnixe mit dem Stubenbeſen ſtand verblüfft, wie der feine Herr aus Paris ihre Hand ergriff und nach ihrem Klüngel fragte. Ich machte ihr Muth, zu reden, und ſagte: Was heißt bei Euch der Klüngel? — Das Mädchen biß ſich in die Unterlippe, kreiſchte laut lachend auf und huſchte fort.

Der Franzoſe ſah mich groß an. C'est une chose mystique, ce Klüngel! ſagte er.

Keiner will es geſtehen, erläuterte ich, vielleicht weil es Jedem an's Herz geht. Klüngel iſt wahrſcheinlich das alter Ego der Cölner, das ihnen objectiv gewordene Selbſtbewußtſein, das ihnen gegenſtändlich gewordene Andersſein ihres Fürſich, in dem ſie ſich gleichwohl erfaſſen, ſich gleichſam ertappt ſehen.

Haha! ſagte der Schüler Marc-Girardins, c'est un des problèmes de Hegel, problème infini!

Infini et indéfini, ſagt' ich. —

Der Franzoſe ſetzte dann ſeine Studien nach dem Cölniſchen Klüngel in ſeiner Weiſe praktiſch fort, ohne daß ich erfuhr, wie weit er es darin brachte. — Ich nahm mir vor, dem verſteckten genius loci ebenfalls näher auf den Leib zu rücken.

Zweites Kapitel.

Phyſiognomie und Charakter der Stadt. Das heutige Cöln und das mittelalterliche. Cöln im J. 1790; der Pöbel und die Kappengecken. Cöln im J. 1800; die Capuze und die rothe Mütze.

„Dat grohſſe hellige Cöllen am Rhing“ ſteht auf der weiten Ebene recht breit und ſtolz da. Die Ebene iſt auch ganz dazu gemacht einer herrſchenden Capitale den weiten Raum zu gönnen, wie es denn ſcheint, daß auf großen Flächen ſich am liebſten die Lebenskräfte zu einem Mittelpunkt zuſammendrängen. Und mit dieſer Concentration der Menſchen iſt die Cultur aller Lebenszweige bedingt, während das Gebirge trennt und den Einzelnen auf ſich ſelbſt hinſtellt. Die Gemeinſamkeit der Menſchen ſteigert die Bedürfniſſe wie die Genüſſe, macht erfinderiſch und treibt die geiſtigen Elemente zur Blüthe wie zur Frucht. So wird die Stadt nicht blos der Markt für das Land, auch der Heerd der Cultur, der Hort alles höhern Lebens, die Pflanzſtätte aller Seelenkräfte; ſie wird zur natürlichen Herrſcherin, die über Wohl und Weh gebietet, aber auch ein Tyrann, der alles Mark des Landes einſaugt. Das Leben der Stadt wird mit der Steigerung der Bedürfniſſe immer künſtlicher, ihr Selbſtgefühl wird zu jenem Dünkel, der ſich für den Zweck, das Land für das Mittel hält, bis ihre Cultur in ſich ſtumpf, faul und träge wird und der friſchen Naturkraft vom Lande bedarf, will ſie nicht in ſich verſumpfen. Iſt die Blüthe des geiſtigen Lebens gebrochen, ſo wird die Stadt zugleich zum Heerd alles geiſtigen und ſittlichen Verderbens. Der Dünkel aber bleibt mit den einmal geſteigerten Begriffen des Selbſtgefühls. Die Sitze der Bildung werden zu Sitzen des tyranniſchen Aberglaubens und der ſchwelgeriſchen Lüſternheit, und die Reiche der Erde, Länder und Völker leiden an der Verwahrloſung ihrer Hauptſtädte, wie Frankreich immer an Paris litt, und die Gräuel der ſittlichen Verwüſtung, den Umſturz alles heiligen Menſchenlebens dem großen Mittelpunkt ſeiner Cultur verdankt. Preiſen wir die Mannichfaltigkeit des deutſchen Lebens, daß ſich unſere Nationalblüthe nicht ſo raſch gipfelte, um dann eben ſo raſch zu welken! Je mühſamer unſere Heranbildung zur Nation, deſto weniger werden wir die Beute eines jäh heranſchwellenden Localgeiſtes, der die Volkskraft überholt und ausſaugt.

Zur Zeit als das Rheinthal vorzugsweiſe der Schauplatz unſerer Geſchichte war, hatte Cöln ſchon bei ſeiner Lage als Mittelpunkt für den ganzen Strom, für die Schweiz und die Niederlande, vielleicht am meiſten den Beruf zu einer mittelalterlichen Capitale des germaniſchen Lebens. Der Vielſeitigkeit und dem Widerſtreit unſerer Intereſſen verdanken wir es, daß auch damals hier die Hauptſtadt und mit ihr vielleicht ein zweites, ein deutſches Rom, nicht fertig wurde. Daß das heilige Cöln wie ein rotten borough in Trümmer zerfiel, iſt vielleicht eine recht heilſame Lehre für die deutſche Entwickelung. —

Schon oberhalb des Stromes haben die Niederungen begonnen; die Gegend iſt flach und platt, wie die Mundart der Leute. Ueber die ſchwarzgrauen Häuſermaſſen erſtrecken ſich die Thürme weit hinweg über's Land. Von der Landſeite bietet die alte Stadt keinen lockenden Empfang. Die vielen Windmühlen auf der Ebene gemahnen faſt an Holland; allein keine freundliche Vorſtadt mit reinlich netten Landhäuſern kommt uns entgegen. Thore mit altem Mauerwerk, morſches Gerüll von zerfallenen Häuſern, rußige Trümmer ehemaliger Paläſte, unorganiſch zwiſchen Schutthaufen durch neue Gebäude unterbrochen, drängen uns in das Gewühl des weitläufigen Cöln. Man ſtolpert in engen, finſtern Kreuz- und Querſtraßen umher. Will man ſich im Labyrinth der ſchmuzigen Gaſſen zurechtfragen, ſo tönt uns mit dem Rothwälſch des gemeinen Mannes das ſeltſamſte Deutſch und die ſeltſamſte Bezeichnung der Orte entgegen. Haufen von Bettlervolk lagern an den Kirchen. Alte Weiber von ſiechem, ſcheußlichem Ausſehen plärren einen litaneiartigen Singſang, und wenn du die Schaaren ſpottluſtiger zerlumpter Buben dazu nimmſt, haſt du das Gemiſch von Fanatismus und Uebermuth gleich in Summa beiſammen. An den Ecken der Gaſſen lungern die Lazzaroni, die Eckenſteher, die „jrohßen Hannes“ von Cöln. Es ſind ſtarke, robuſte Kerle, hochgeſtirnte, krummnaſige Köpfe mit ſtieren Augen, bäueriſch, aber bigott, kraftvoll, aber tückiſch und voll jener reichsſtädtiſchen Selbſtgenügſamkeit, die zum Cölniſchen Klüngel gehört. So ſcheint es Dir beim erſten Anblick wenigſtens. „Nix zu dhune?“ fragt Dich der breitſchulterige und doch ſchlotterichte Menſch, den Du in's Auge faſſeſt; er fragt es ohne Luſt zu haben zur Dienſtfertigkeit. Gehſt Du auf die Frage ein, ſo iſt er freilich willig Dich zu führen, aber ein Haufe Brotneider läuft mit und trödelt als Gefolge neben Dir her mit allerlei Kurzweil. „Dat eß dee Cöl'ſche Drückes!“ ſagt man Dir daheim, und Du haſt für Dein deutſches Wörterbuch eine neue unerquickliche Bereicherung. Der Drückes iſt, einzeln genommen, der Druckſer, der luſtig brummende Murrkopf, der lieber Poſſen treibt als arbeiten mag[*]). Der Drückes in Maſſe möchte alle Tage Carneval haben, und auch die Bildung ſucht zum Faſching im Hang zum Grotesken und zur luſtigen Fratze ein Genüge. —

Von der Waſſerſeite empfängt Dich im großen ſtolzen Halbkreis die Majeſtät der alten Stadt; aber es iſt eine verwitterte ſchwarzrußige Herrlichkeit in der großen Reihe von Lagerhäuſern und Emporien. Drüben, durch eine loſe bretterne Schiffbrücke verbunden, ſteht Deutz mit ſeinen langen grauen Feſtungswerken, Caſernen, Militärſtällen und mit der entſprechenden großen Schnur ſoldatiſch aufgeſtellter Pappelalleen. Auch vom Ufer aus gelangſt Du bald nach innen zu in ein Gedärm verſchlungener Gaſſen. Die Stadt hat keinen Mittelpunkt; der Dom wäre ihr Herz und ihr Haupt, aber er blieb Ruine, und um ihn her iſt ein Werkelplatz weitläufiger Arbeiten. Auch das winkelig gebaute Rathhaus hat kein Antlitz, wie es Dir die belgiſchen Städte in ihren prachtvollen Stadthäuſern bieten. Die Plätze in Cöln, der Heu- und der Neumarkt, ſind ohne Fronte, ohne architektoniſche Idee, ohne feſſelnden Schmuck, um den ſich als einen Schwer- oder

---

[*]) Drückes oder Drickes und Drickesche, eine Abkürzung von Hendrik (Heinrich), iſt ſo gut wie Hannes und Hännesche, in Cöln ein Gattungsname geworden.

Schönheitspunkt das regelloſe Gemiſch der großen Steinmaſſen gruppirte. Die Häuſer ſind hoch, ſchmahl und eingeſchwärzt, die Gaſſen finſter, ſchmuzig und nicht ſelten ſo eng, daß die ſchweren breitſpurigen Karren die Rinnſteine zu ihren Geleiſen machen. Die engſte iſt die Bechergaſſe am Domplatz; man mißt ſie unten mit ausgeſpannten Armen und kann ſich oben aus den vorgebauten Stockwerken von hüben nach drüben die Hände reichen. Dabei durchzieht die volkreichen Straßen ein ſtechender Duft von all den Oel-, Talg- und Theermagazinen. Das ſchreckt uns nicht ab, denn wir wittern in dieſen Düften eine vielbewegte bürgerliche Thätigkeit. Cöln iſt reich; und die vielen Unternehmungen wie die Neubauten bezeugen, daß ſein alter Reichthum flüſſig iſt. Der jetzige Bau der großen und erſten ſteinernen Brücke über den Rhein, die contractlich in drei bis vier Jahren fertig ſein wird, iſt Staatsbau. Allein das neue Muſeum, das der Bürger Richarz mit 120,000 Thalern ſtiftete, iſt das Werk des genius loci. Ein anderer Bürger, Hr. Frank, beſtimmte kürzlich 80,000 Thaler zum Bau einer neuen gothiſchen Kirche an der Stelle der alten zerfallenen romaniſchen Mauritiuskirche; während jenes Muſeum auf dem Kreuzgange der Minoritenkirche ſich erheben und im Treppenhaus Fresken erhalten wird. Der größte Neubau und das größte kaufmänniſche Unternehmen Cölns iſt ohne Zweifel was die Baumwollenſpinnerei-Aſſociation jetzt in Angriff nimmt. Dieſer Verein hat über 20 Millionen zu verfügen, und davon bereits 3 Millionen verwendet. Er beſtreitet nicht blos die Fabrication, auch den Transport mit eignen Kräften; eigne Schiffe gehen und kommen nach und von America mit den Erzeugniſſen des Cölner Gewerbfleißes. Der Fabrikſaal, den die Geſellſchaft jetzt baut, umfaßt mehr Quadratraum als der Cölner Dom in ſeinem Innern. Vorſtand dieſer mächtigen Aſſociation iſt Herr Guſtav Meviſſen, Derſelbe, der neben Reichenſperger in den politiſchen Sturmtagen mit Macht und Eifer ſich hervorthat*).

---

*) Dieſem größten finanziellen Talent in Cöln verdankt jetzt der Dombau einen Vorſchlag, wonach die mercantilen Geſellſchaften der

Cöln war immer wichtig als Speditionsplatz. Sein altes Stapelrecht, aus dem dreizehnten Jahrhundert, war ein tyranniſches Privilegium. Es ward im Laufe der neuern Zeit in ein bloßes Umladungsrecht verwandelt und endlich beſeitigt. Allein Cölns Lage macht die Stadt noch immer zum Hauptplatz des Rheinhandels zwiſchen der Schweiz und dem Elſaß einerſeits, und den Niederlanden abwärts. Cöln iſt das Thor des Zollvereins vom Weſten und Nordweſten her. Cöln, ſagt man mir und belegt es mit Zahlen, trägt ein Drittel der indirecten Steuern des preußiſchen Staates. Dahinter ſteckt freilich eine Illuſion, denn nicht blos für Preußen, für den geſammten Zollverein iſt Cöln die Hauptzollſtätte, jedenfalls in Preußen die größte. Eine einzige Firma, die der Herren Vom Rath, Joſt und Caſtagne, erſt ſeit funfzehn Jahren in Cöln anſäſſig, hat einen Steuercredit von 2⅓ Millionen. Als Speditionsplatz kann Cöln nur noch ſteigen, ſeitdem es Mittel- und Knotenpunkt ſoviel neuer Eiſenbahnen geworden. Der hieſige Creditverein hält es mit Paris in enger Geſchäftsverbindung. Spedition und Credit ſind hier die Loſungsworte ſteigender Größe, während die Fabrikation, auf die der kleine Pfahlbürger ſo ſtolz iſt, ſich nur auf untergeordnete Zweige erſtreckt. Cöln macht viel in Zucker. Gegen dreißig Fabriken liefern das Cölniſche Waſſer, das meiſt unter der Firma des alten Hauſes Maria Farina durch die ganze Welt ſeine Wohlgerüche verbreitet.

Cöln hat immer gern „in gutem Geruch“ ſtehen wollen, nicht

Stadt jährlich 60,000 Thaler zur Kathedrale beiſteuern, während die Eiſenbahnen ſie immer ſchon jährlich bedachten, die Lebensverſicherung ſie erſt kürzlich mit 2000 Thlrn., die Geſellſchaft Colonia ſie mit 10,000 Thlrn. beſchenkte. Erwägt man die Energie dieſer Leiſtungen, ſo darf man nicht zweifeln, daß ein künſtleriſcher Sinn in der kaufmänniſchen Welt Cölns lebendig iſt. Auch das Gedeihen des Muſikvereins, unter Ferdinand Hillers Leitung, gibt ein Zeugniß dafür. Nur auf das ſich ſelbſt überlaſſene Theater richtet ſich nicht der Kunſtſinn der Cölner. Die meiſten Kunſtmäcene dort ſind leider Antiquare, die ſich Rumpelkammern voller Curioſitäten halten.

blos durch ſeine Talg- und Theermagazine, nicht blos durch ſein wohlriechendes Waſſer: es hat auch die Thonpfeife erfunden und lieferte Jahrhunderte hindurch dies Inſtrument des Parfüms für ganz Holland. Auf dieſe Erfindung iſt es nicht mehr ſtolz, denn die Cigarre hat „de Flöppen en der Muhl“ verdrängt. Aber Cöln rühmt ſich auch das Pulver erfunden zu haben. Berthold Schwarz war ein Cölner von Geburt, theilte freilich den Venezianern, nicht ſeinen Landsleuten, ſeine Erfindung mit. Wäre Rubens, wie ſich Cöln lange Zeit rühmte, hier wirklich geboren, ſo hätte er doch nur dem Zufall hier ſeine Geburt verdankt; durch ſein großes Bild in der Peterskirche, wo er getauft ſein ſollte, hätte er ſich mit ſeiner angeblichen Vaterſtadt abgefunden *). In Antwerpen ward der Ritter Peter Paul das Haupt der großen Malerſchule, dort blühten die Künſte, während Cöln, das heilige Cöln, ſeinen Dom liegen ließ, und der Welt damals nur fertige Thonpfeifen lieferte. In unſern Tagen, als Cöln ſich wieder fühlen lernte, gleich nach den Franzoſenkriegen, haben begeiſterte Alterthümler hier den Ruf einer Altcölniſchen Malerſchule in die Höhe zu bringen verſucht, aber es hat dem Cölniſchen Klüngel doch nicht gelingen wollen. In Flandern feierten die Künſte zugleich mit dem üppigen Bürgerthum eine Blüthenzeit. In Cöln hat das Mittelalter, obſchon es uns noch auf allen Seiten entgegentritt, doch keinen Gipfelpunkt der Schönheit erringen können. Das Mittelalter errang in ganz Deutſchland nur eine

---

*) Das Haus, in welchem der große Maler geboren ſein ſollte, war zugleich daſſelbe, in welchem Maria von Medicis thatſächlich ſtarb. Rubens iſt jedoch, wie ſich neuerlich feſtgeſtellt hat, in der damals naſſauiſchen Stadt Siegen an der Sieg (Regierungsbezirk Arnsberg) geboren. Sein Vater, ein wegen religiöſer Verfolgung nach Cöln geflüchteter Vlamländer (aus Brabant) wurde in Siegen vom regierenden Grafen von Naſſau, wegen ſeiner Liebſchaft mit einer Prinzeſſin des gräflichen Hauſes, gefangengehalten. Man geſtattete ſeiner Frau aus Cöln herüberzukommen, um ihren Mann im Kerker zu pflegen, und dort, nicht in Cöln ſelbſt, hat Peter Paul das Licht der Welt erblickt.

zerſtückelte, gebrochene Größe. Vielleicht weil Deutſchland noch eine Miſſion für die Zukunft hat. Dann thut es um ſo mehr noth, aufzudecken, wo und wie noch mittelalterliche Fetzen an unſern Kleidern herumtrödeln. Cöln aber, ſo ſcheint es, war in's Mittelalter ſo ſehr verſunken, daß es ſich aus den ſteifgewordenen Formen von ſelbſt nicht erlöſen konnte. Es hatte ſich gegen den Geiſt des ſechzehnten Jahrhunderts, gegen den Geiſt der religiöſen Aufklärung, mit einer gewiſſen blöden Hartnäckigkeit hinter fanatiſchem Aberglauben verſchanzt, es war mit dieſen Verſchanzungen faſt zur Ruine geworden und ſchleppte ſeine alten ſteifen Glieder in die neue Zeit hinüber, bis die Franzoſen kamen und das faſt ſpaniſch bigotte, faſt ägyptiſch verſchloſſene Cöln mit gewaltſamer Fauſt wach rüttelten.

Georg Forſter hat uns Cöln kurz vor dem franzöſiſchen Umſturz in ſeinen „Anſichten vom Niederrhein“ im Jahre 1790 geſchildert. Er nennt es das finſtere, traurige, menſchenſcheue und menſchenöde Cöln. „Es hat,“ ſchrieb er, „ſoviel Thürme, Kirchen, Klöſter, Capellen und Altäre, daß die Zahl meinen Glauben überſteigt!“ Forſter hat ſie nicht gezählt, erinnert auch nicht an die mittelalterlichen Angaben, die wohl zu den Prahlereien des Klüngels von ehedem gehörten, wonach Cöln ſoviel Kirchen und Klöſter gehabt als Tage im Jahre. Es waren deren, wie wir aus anderen Mittheilungen erſehen, über 200 geweſen. Jedenfalls wimmelte es hier von alten „Steefen,“ wie die Cölner ſagen, von Stiftern, Abteien, Commenden des deutſchen und malteſiſchen Ordens, von Mönchs- und Nonnenklöſtern, und zählt man die kleinen Capellen und Capellchen hinzu, ſo fanden die Franzoſen ſicherlich ihrer 150 vor. Die Bevölkerung belief ſich damals auf nicht mehr als 40,000 Menſchen, ſodaß alſo auf je 266 Seelen ein Kloſter, eine Kirche oder Capelle kam. „Gleichwohl,“ ſchrieb Forſter, „iſt neben ſo vielen kein Plätzchen übrig, wo die Chriſten, die den Papſt nicht anerkennen, ihre Andacht frei verrichten dürfen!“ Der Magiſtrat, der den Proteſtanten die Religionsübung innerhalb der

Stadt bewilligt hatte, mußte ſeine Erlaubniß kurz vor Forſters Zeit zurücknehmen, weil der katholiſche Pöbel mit Aufruhr, Mord und Brand gedroht. „Dieſer Pöbel,“ ſagt Forſter wörtlich, „der beinahe die Hälfte der Einwohner, alſo einen Haufen von 20,000 Menſchen ausmacht, hat eine Energie, die einer beſſeren Leitung bedürfte, um Cöln wieder in einiges Anſehen zu bringen.“ Forſter fand das müſſige Geſchäft der Bettelei förmlich organiſirt. Bettlerhorden waren ja immer eine Miliz der Prieſter. Sie trieben im heiligen Cöln ihr frommes Handwerk mit einem ſeltenen Raffinement. Alte Bettler hinterließen hier erblich den Ihrigen die ihnen durch Verjährung rechtlich zugehörigen, einträglichen Plätze an den Kirchthüren, oder ſchlugen ſie als Heirathsgut für ihre Töchter hoch an. In der Oſterwoche war es üblich, daß auch verſchämte Arme, in ſchwarze Kittel vermummt, Flortücher über den Köpfen, haufenweiſe die Gaſſen durchzogen, niederknieten, den Roſenkranz beteten und von den Vorübergehenden um der Reinheit der heiligen Jungfrau und der Todesnoth Chriſti willen Almoſen forderten. Dieſe verſchämten Armen hießen Kappengecken. Ihren widerlichen Aufzug ahmten die halbnackten Kinder auf den Gaſſen nach, ſchlugen die zerriſſenen Hemdchen über den Kopf und übten ſich die heilige Mummerei ein. Mit dem Aberglauben wurde Unwiſſenheit und Trägheit von der Religion unterſtützt und geheiligt, und ein Pöbel dieſer Art, von herrſchſüchtigen Prieſtern geleitet, mußte dann freilich aller Cultur der Jahrhunderte trotzen. Damals erging von der Cölniſchen Kleriſei an den Kurfürſten die dringende Bitte, einem Profeſſor der Philoſophie in Bonn den Gebrauch eines Feder'ſchen Handbuchs bei ſeinen Vorleſungen zu verbieten. Und war das nicht noch in unſeren Tagen gegen die Hermeſianer der Fall, gegen den Hermeſianismus in Bonn, der nichts bezweckte, als den katholiſchen Glauben auf Kant'ſche Grundſätze zurückzuführen und denkgemäß zu machen! War der Erzbiſchof Droſte-Viſchering nicht in den Händen ultramontaner Mönche, die gegen alle weltliche Gewalt heimlich oder offen Krieg führen? Forſter fand zu ſeiner Zeit auch noch ein Trappiſtenkloſter in Cöln. Er ſprach mit einem Mönche dieſes Ordens. Dieſer Orden hatte nämlich das Gelübde des Schweigens — ſtillſchweigend abgeſchafft, und der fromme, geiſtig abgetödtete Bruder ſchwatzte allerlei elendes Zeug zuſammen; er hatte mit dem Reden natürlich auch das Denken verlernt. Das Gelübde war beſeitigt, aber das Kloſter beſtand. Das iſt ja überhaupt der Fluch des menſchlichen Witzes. Haben ſeine Erfindungen ihre Bedeutſamkeit verloren, iſt die Seele in ihnen erſtorben, ſo bleiben noch Jahrhunderte lang die Rudera des Leibes ſtarr und feſt, und mit dieſem unüberwindlichen Phlegma, iſt der Spiritus verflogen, ringt ein jugendlicher Geiſt nicht ſelten einen bittern Todeskampf.

Man hat auch aus dem Jahre 1800 ein Schilderung Cölns *). Ihr Verfaſſer zählt 83 Thürme, 24 große und kleine Thore, 11 Stifts- und 19 Pfarrkirchen, 49 Capellen, 19 Manns- und 39 Nonnenklöſter. Von der Summe von 3000 geiſtlichen Perſonen, die er angiebt, kommen alſo faſt 10 Seelen auf einen Seelſorger, die Quaesolae, devote Krankenwärterinnen **), und die Blaffertarii eingerechnet, die für einige Blafferte (eine Groſchenmünze) Meſſe laſen. Das Domcapitel des Erzſtifts hatte 50 Präbenden, aber die ehrenwerthen Domherren und Capitularen waren vor den Franzoſen geflohen und hatten in ihrer Vorſorge für den Himmel die Domſchätze mitgenommen. In dem alten Plunder von reichsfreiſtädtiſchen Rechten und frommen Stiftungen, die dem Bauche des Müſſiggangs dienten, räumten dann die Franken ſchnell genug auf. Von den 150 Gotteshäuſern ſind jetzt nur noch 25 übrig. 50 Kirchen, 58 Capellen ſchaffte die Republik bei Seite und zog 200 Millionen Gulden vom Kirchengut ein *).

---

*) A. Klebe, Reiſe auf dem Rhein durch die deutſchen Staaten von Frankfurt bis zur Grenze der bataviſchen Republik, und durch die franzöſiſchen Departemente des Donnersberges, des Rheins, der Moſel und der Roer im Sommer und Herbſt 1800. 2 Thle. Frankfurt 1801 und 1802.

**) Quae solae, d. i. iſolirte Betſchweſtern. Der gemeine Mann ſagt: Quiſſele. Die Conventsbewohnerinnen heißen hier: Cunväntskrakele. — Mönchsklöſter hat man noch nicht wieder in Cöln, aber die fünf Nonnenklöſter ſind übervoll.

Mit dieſem einfachen Gewaltſtreich brachten die Franzoſen in den Trödel der heiligen Wirthſchaft eine grenzenloſe Verwirrung der Begriffe, eine Auflöſung aller moraliſchen Bande. Manche geiſtlichen Schlepprööcke ſprangen nach der Aufhebung der Klöſter plötzlich mit einem ausgelaſſenen Heißhunger ins weltliche Leben; Schaaren frommer Schweſtern, die den Altar der heiligen Jungfrau verlaſſen mußten, warfen ſich plötzlich der Venus vulgivaga in die Arme. Der Hauptſtapelplatz des alten heiligen römiſchen Reiches verwandelte ſich mit einem Male in einen Schauplatz zügelloſer Verwilderung. Gegen die plötzlich entfeſſelte Emancipationswuth frommer Jungfrauen, die um den Freiheitsbaum tanzten und die Jacobinermütze küßten, iſt die Doctrin der cigarrenrauchenden freien Weiber von heute nur ein Kinderſpiel. Die Capuze und die rothe Mütze haben vielleicht nirgends ein ſo ſeltſames Carnevalsfeſt gefeiert wie in Cöln, als die Republik Frankreich zum erſten Male wieder im Faſching zu „klüngeln“ geſtattete. Als damals altes und neues Jahrhundert Stirn gegen Stirn aneinanderſtießen, hat der Witz der Cölner in grotesken Funken geſprüht und der plötzlich gottvergeſſene Drückes ſich weltlich ein Bene gethan!

---

*) Dies ſind die Güter, die durch den Pariſer Frieden in das preußiſche Krongut übergingen. Die Geiſtlichkeit weiß das, die Ultramontanen rechnen mithin den Neubau des Doms nicht allzu hoch an, halten das noch für keinen genügenden Ausgleich für das verlorne Kirchengut!

Drittes Kapitel.

Die Cölner Mundart, das Cölner Hänneschen und die Frau Heezig im „Elend.“

Nach römiſchen Alterthümern darf man hier nicht viel ſuchen; ſie ſind in der Colonia Agrippina ſeltner als auf andern Punkten am Rhein, welche die claſſiſche Bezeichnung nicht ſo ſtolz auf der Stirn tragen. Der Druſenſtraße kann man es nicht ſtreitig machen, ehedem platea Drusi geweſen zu ſein. Von der Hahnpforte ſagten mir dortige Alterthümler, ſie verdanke ihren Namen nicht dem galliſchen Hahn, ſondern dem alten Janus der Römer, die Ehrenpforte rühre nicht von deutſcher Ehre, ſondern von der Göttin Hera (Juno) her. Die Griechenpforte nennen ſie verdorben die „Kreechpoz.“ Ein gelehrter Thümler behauptet ſteif und feſt, die Vipsgaſſe, die freilich auch Vopsgaſſe heißt, leite ihren Urſprung von Marcus Vipſanius Agrippa her. Was iſt mir Hekuba, daß ich um ſie ſoll weinen! Das germaniſche Mittelalter hat das Antike hier ganz überwuchert. Auch ſind die römiſchen Benennungen im Munde der Leute ſchon früh verunſtaltet. Wer will die Maatpforte für eine porta Martis halten, da die Cölner „Maat“ für Markt ſprechen? Durch das Paphenthor (porta Paphia) mag die paphiſche Frau Venus oft genug ihren Einzug gehalten haben; die Pforte kann aber ebenſo leicht nach verdorbenen „Pfaffen“ ſich nennen. Aus dem lacus Mummius haben ſie eine Mummerslaache gemacht, wie denn Vieles hier im ganzen heiligen Mittelalter zu einer ſumpfigen Lache wurde. Je weniger man hier antike Studien treiben kann, deſto mehr bereichert man ſich in ſeiner Kenntniß chriſtlich römiſcher Heiligen. Aber man hat auch hierbei mit dem Dialekt der Cölner zu kämpfen.

Iſt der Rhein die Straße zwiſchen der Schweiz und Holland: was Wunder, wenn am beiderſeitigen Ufer Sprachfetzen von der Schweiz und Holland hangen blieben, Ober- und Niederdeutſch in den rheiniſchen Mundarten ſich verſchmolzen, hier das Eine, dort das

Andere mehr auftaucht, je nach Lage und Verbindung der Ortſchaften, obſchon man Königswinter mit dem Siebengebirge als allgemeine Grenzſcheide zwiſchen Nord und Süd am Rhein feſthalten kann. Viele Schweizer Laute hört man den ganzen Fluß hinunter bis nach Holland zu. Unterhalb Mainz verlieren ſich die Kehllaute, oberhalb beginnen ſchon die ziſchenden ſch. Der Rheinpfälzer näſelt das n am Schluß der Wörter wie der Franke, der die Sonne die Sunnh nennt; oder er läßt das n fort und ſchwäbelt: er iſch komme, hat mir'ſch gebe. Das Cölner jet für etwas wird oberhalb Mainz ſchon von dem ebbes verdrängt, oder dem eppas, wie die werthen Sachſenhäuſer bei Frankfurt belieben. In den Dörfern des Elſaß kann man die Predigt vom Säemann alſo vernehmen: „Guck, 's iſch amol a Saymann g'ſin, der iſch nuusgange zu ſayn. Und derwielſt er g'ſayt hat, iſch ebbes dervohn an den Wäg g'falle, doa ſinn die Bejel kumme, un hän's uffg'freſſe!" — Das „g'ſin" ähnelt dem Schweizeriſchen „g'ſy" für: geweſen. In der Pfalz drängt ſich verdorbenes Franzöſiſch mit ſeinen Naſenlauten dazwiſchen, und neben Ausdrücken wie Paſſeltangh (passe-le-temps) klingen dann kerndeutſche Flüche wie: „Krieg' du die Kränk!" um ſo poſſierlicher. Hat man doch von der pfälziſchen Mundart eine Grammatik, deren Verfaſſer das Zeitwort „Hopfen zupfen" als Paradigma abbeugen läßt. Ich hoppezoppe, du hoppezoppeſt u. ſ. f. beginnt die conjugatio verbi, und zum befehlenden Modus nimmt man den beliebten Fluch zu Hülfe: „Krieg' du die Kränk' und hoppezoppe!" Kaiſer Napoleon wußte dieſe fluchenden Pfälzer in ſeinem Heere ſehr wohl zu ſchätzen; er rief bei Leipzig mit dem Fuße ſtampfend: Les Kränkkrieger en avant! Die „Kränkekrieger" aus der Pfalz waren aber ſchon zu den Brüdern übergegangen und dem Kaiſer blieb nur die „Kränke."

Am Cölniſchen Niederrhein herrſcht das Platt vor, das uns an unſern Stiefbruder Mynherr gemahnt. Aber auch Weſtfalen liefert zur Mundart des Rheins dort ſeine liebenswürdigen Beiträge. Preußen hält gern getreue Kinder aus Weſtfalen am Rhein in Garniſon, und die „Hacketau-Brauer" in Cöln, allezeit „praht" (parat), haben mit ihrem ſtarkherzigen Phlegma auch wohl ihr weſtfäliſches Flickwort als dort eingeſchmuggelt, ein Wörtchen, das ſo überflüſſig und doch ſo charakteriſtiſch iſt, wie das halt der Oeſterreicher. Die Cölner weiche Mundart mit den platten Mitlautern hat eine eigenthümliche Scheu vor allen r und t. Ihre Erde iſt Ähd, ihr Herz klingt wie Heez, ihre Wurzeln ſind Wozel, ihre Dornen Döner. Die Cölner eſſen Keeſch ſtatt Kirſchen, Fröhch ſtatt Früchte. Und die „Cölſche Jongen," zu denen ſich auch die Alten zählen, ſind auf ihr Deutſch ſo verſtock (verſtockt) wie die Braunſchweiger, die, weil ſie mit den Hannoveranern und Nordſeeküſtenländern das ſt ſein ausſprechen, ſich im Beſitze des „rainſten Daitſch" dünken. —

Es dunkelte bereits, als ich, von meinen Wanderungen und Alterthumsſtudien müde, in den verſchlungenen Gaſſen den Weg nicht mehr allein zu finden glaubte. Es lag mir nicht daran, im coquetten und ſteifen Hotel zu Nacht zu ſpeiſen; wie Shakeſpeare's Prinz Heinz nach Dünnbier, hatte ich ein Gelüſt nach einer ſtillen unterirdiſchen Höhle, wo man ſein „Dröppchen" mit Gemüthlichkeit ſchlürft. Ich denke, es war an der „Vierwindsecke," wo allerlei luſtiges Geſindel, das der Ecke vielleicht den Namen gab, zu flattern pflegt. Ich erſah mir aus dem Haufen großer Hänſe einen hübſchen flotten Burſchen zum Führer. Es war ein ächtes „Cölner Hänneschen." Im Hänneschentheater, wo ſie die goldene Hochzeit des Beſtevaters, den Eckenſteher Hannes im Verhör und ähnlichen Kurzweil ſpielen, ſieht man kaum ein beſſeres Exemplar vom Cölniſchen Drückes im Kleinen. Dieſe Jungen an der Ecke ſind hiſtoriſch in Cöln. Als Cöln noch finſter und dunkel war, ich meine, als es für ſeine engen Gaſſen noch keine Laternen hatte, ſtanden die Burſchen Abends mit Fackeln für den Dienſt der Fremden bereit, um ſie in all die Spelunken zu führen, an denen das heilige Cöln zu heidniſchen Ergötzlichkeiten ſo reich war. Ich nahm den Jungen in Lohn und er trabte „flöck genöhch" (flink genug) neben mir her. Auf meine Frage, was ſein Geſchäft ſei, ſagte er: „Nu, ich bin ja Päckelchesträger!" — Päckelchesträger iſt, was wir Magdeburger Sackföbder, die allgemein Deutſchen einen Sackträger nennen. — „Du biſt doch noch zu jung dazu!“ ſagt' ich ihm, „willſt Du nichts lernen?“ — „Enä,“ war die Antwort, „Daachlöhner will ich wähden. Un de Lück ze amüſire!“ ſetzte er hinzu. — Ich hatte Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß mein Sinn nach all den Herrlichkeiten, die er mir aufzählte, nicht ſtand. Leider traf ich kein Hänneschentheater; das große Theater war ebenfalls geſchloſſen; mich verlangte nach einer gemüthlichen Kneipe. „O dafür wähden ich wahl ſorge!“ ſagte der Junge. — Wo man ein einfaches Abendbrot bekommt! — „Morzapper!“ rief Hänneschen und jubelte laut. Es ergab ſich, daß „ſeike Frau Moh“ (ſeine Frau Mutter) einen Weinſchank hielt, die Frau Herzig an der Joſephſtraßenecke, unfern von der Schnurgaſſe, wo ehedem die heilige Mutter Gottes eine Kirche hatte. „Meer hann Wing (Wein) uus alle Zone!“ rühmte der Burſch, „en Bleichertche ze föhr Silberfroſchen dat Quartchen, un Böckemme (Bücklinge), Lefferwooſch, Blootwooſch, un Alles, wozo 'nen Minſch äckes (nur) Ammelung (Verlangen) hät. Dat drockene Couvertche koß fünf Jroſchen!“ — „Eß et wiet, mien Jung?“ fragt' ich. — „O jahr nich wiet, mie lievs Herrche,“ war die Antwort, „meer ſinn hie bahl ahnet Elend!“

Das „Elend,“ wie das Stadtviertel heißt, dehnte ſich aber doch weit genug hin. Der Burſch war redſelig und „aandöhnlich“ (zuthunlich); er erzählte mir ſeine Streiche vom letzten Kirmeßkrakehl. Er war einer von „de rächte Hänneſcher gewäs, dä met Trumme, Fleute un Lawumme,“ wie er eine Art von Tamburin nannte, auf dem Markte gelärmt und mit den Schlüſſelbüchſen gefeuert. „O Jes Maria, ſinn meer da jeck-gewäs!“ rief der Junge ganz ausgelaſſen. „Do hätt eer ens dat Mötzegeſchwänke un Schreien un Gebälke ſiehn un höre ſolle!“

„Hat es keine Prügel geſetzt?“ fragt' ich den Buben.

„Tackermoht!“ rief er, „ich bin ooch kee Heezbrenner (Herzbrenner, Memme), övver meer mahten us op de Lappen, wammer de Pratullje ſahen, un ich war de Eeſte, dä ſich durch de Koth jemaht üvver der Rüümaat!“

„Hat es zu Hauſe Strafe gegeben?“ fragt' ich.

„Vam mie Vah?“ (von meinem Vater) ſagte der Junge traurig. „Mie Vah hann ſe eingeſteck, un hä is noch nit los!“

„Hat er mit revoltirt?“

„Hä hätt mem Oßepiſſel (mit einem Ochſenziemer) dem eine Prühß den Röckſtrank ſchwatz un bloh geſchoht (ſchwarz und blau geſcheuert)! O dä Prühß ſinn ſu grippig un ſinnig!“

Grippig und ſinnig ſoll gewiß boshaft heißen. Der Vater alſo eingeſteckt, und der Junge entwiſcht! Es ſchien, ich ſollte hinter einige Cölniſche Familiengeheimniſſe kommen. Ich ging mit dem Jungen zu Frau Herzig tiefer ins „Elend“ hinein.

Bei der ehemaligen Mutter Gottes auf der Schnurgaſſe im Elend wimmelte es von Gäſten. Weil der Ort doch ehedem ein geweihter geweſen, hing nicht blos am Pfoſten der Thür ein Marienbild, ſondern war auch der mittlere Pfeiler, der die Decke des gewölbten Saales trug, zu einer Art von Altar hergerichtet, und mit Tüchern, Borden und Schnitzwerk „beſtivvelt“ (ausgeſchmückt). Hänneschen, der mich durch das Gedränge der Leute führte, machte hier ſeinen Knix, dort ſeine Reverenz, und hatte weiter kein Arg dabei, wie er ſah, daß ich ihm nicht Beſcheid darin that. Der Junge hatte Lebensart genug, mich ſeiner „Frau Moh“ vorzuſtellen; ich folgte ihm ins kleine hintere Zimmer, wo die Frau Heezig von einem höhern Sitze aus als dame du comptoir das Schankgeſchäft leitete und durch die offene Thür die Bewirthung der Gäſte im Saal überwachte. Es wurde mir bald klar, warum die rüſtige Frau ſitzend ihre Herrſchaft führte und aus der Ferne Diener und Mägde durch Blick und Zuruf lenkte. Ihre Füße ruhten auf einem Schemel, und im vertieften Schooß hielt ſie leicht überdeckt einen Säugling am Buſen. Hänneschen machte mich in ſeiner Weiſe mit ihr bekannt. Sie konnte den Jungen nicht verleugnen; Mutter und Sohn trugen die ächten Kennzeichen der Cölner Menſchheit zur Schau, die hochgeſtirnten, krummnaſigen Köpfe mit dunklen Blicken und ſcharfen Augenbrauen. Nur der weiche Singſang der naiven, liſtigen Mundart milderte die ſtrenge Härte im Weſen der Frau. Wie ſie ſo daſaß in ihrem natürlichen Mutterberuf, das einſchlafende Knäblein im Arme, und der große Bube ſich über den kleinen bückte, war faſt das lebende Bild einer heiligen Familie fertig. Nur war das Bild ins Platte überſetzt, wie es die Niederländer malten. Der Joſeph in der Gruppe fehlte dazu; der „Pitter Juſſep“ ſaß als Revolutionär in der Haft. „Sedde Se ſich nedder!“ ſagte die Frau. — „Eß et an Prühß?“ flüſterte ſie dem Hannes zu, der es zu bejahen ſchien. Ich ließ die keineswegs ſchmeichelhafte Meinung der Leute, für einen Preußen zu gelten, gut ſein, und dachte nur ſtill für mich, wie ſchlimm es ſei, wenn Preußen nach dreißigjährigem Beſitze der Rheinlande es noch nicht dahin gebracht hat, daß die Cölner ſich als Preußen fühlen. Wie dem Italiener Engländer und Ketzer ein gleichgeltender Begriff iſt, ſo verſtehen die Cölner unter Prühß den Proteſtanten und den Soldaten; das eigene Landeskind, das dienen muß, iſt nur ſo lange Prühß, als es die Uniform und die Zaldatenboß (Soldatenhoſe) trägt, hernach iſt es wieder 'nen Cöl'ſche Jung'. Ebenſo wenig mag unter dem Volke der Begriff eines Deutſchthums lebendig ſein. Es fehlt in dieſen katholiſchen Ländern noch ſehr an der Schulbildung, um dem Gefühl irgend einer anderen großen Gemeinſchaft als der kirchlichen entgegenzureiſen. Der alte Wahlſpruch Cölns:

„Un fall et ſöhß, ov fall et ſoor,
Bliew noor biem dütſche Rich!“

iſt wohl mit dem alten Reich beſeitigt.

Ich ſagte zur Frau Heezig, ihr Hänneschen hätte mir vom Kirmeßaufruhr erzählt. „O, dat ſinn jecke Dahge gewäs!“ ſagte ſie, „un wenn de Faaſtezick (Faſtenzeit) eraan kütt (herankommt), ſahl et wedder losjehn mit Revolt et Oprohr, o du mie Jes Marie! Äwwer dat Hänneschen ſahl mie nich wedder unter dee Gerißdiener; meer kann plöſtige Broder ſinn, wie et frödderhin wahr, äwwer Ehr iroße Jecke von hüte, Ehr meent wahl jahr, Ehr könnt' allein durch Cölle trecke! Et eß keen Döppchen eſu (ſo) klein, et paß n' Deckelche drop!“

Hänneschen vertheidigte ſich; die Anderen hätten ihn „ahngeſteef" (angeſtiftet) und ihn ausgezankt, wenn er nicht mitgemacht.

„O dat Schängjen (Schimpfen) mooß meer joht verdragen könn!" ſagte die Frau. „Un' wat vun meer 'nen Eſſel ſprich, dat acht' ich nit!"

Die Frau war in der That verſtändig, und wie ich ſagte, die Bürger, nicht die Buben, hätten gegen die Obrigkeit ihre Rechte auszufechten, rief ſie: „Dat eß janz rechtig, meer darf nit jegen 'nen jlöhenden Backoffen jappen! Se han et jleich em Anfang zoo bunk (bunt) gemaht, un mer fällt nit met der Döhr en et Huus!"

Das war nun ſo die praktiſche Weisheit der Frau Heezig im Elend. — „Und Ihr Mann, der Pitter Juſſep?" fragt' ich, als der Bube ſich entfernt hatte.

„O mie Mann," ſagte die Frau, „hä äß 'nen dröglichen (verträglichen, heezensjohden Mann, 'ne johde Flöpp, wie mer ſähd. Åwwer hä komm met mallig (Jedermann) jern in Tiſpetack (Disput). Zwor bin ich och nit op de Muhl jefallen un nemme och keen Blatt vör der Munk, meer künne ſu zemlich ſage, meer ſinn Speck un Schwaht (Schwarte) vun eener Aht (Art). Ich hatt Leid un Möhden (Mühe) inn zo tuſchen (beſchwichtigen) un zo halde. Ich ſag imm: Geck, loß Geck elans (vorbei)! Åwwer da ſinn dä Giefelmühler (Lachmäuler), Klaafbröder (Plauderbrüder) un Uzvüggeln (Spaßvögel), der' Göllen bahl (bald) eſu vill hät. Hä kunnt ſinger Neuſcheerigkeet platterdings nit Heer wäde un da eß hä binnelopen de Gurjöſcheteht halver. Ich ſag: wä en't Jeſtrüp jeiht, dä bliew aan den Döner hange! O hellige vehzehn Nuhthälfer (vierzehn Nothhelfer)! noo ſett hä feſt! Un en de ſelwen Nahch (Nacht) eß dä klei Klatterjöhnche op de Welt jekommen!"

Das „Klatterjöhnche," der kleine Balg, den ſie an der Bruſt hielt, war inzwiſchen aufgewacht und ſchrie nach Nahrung. Sie ſchwenkte das Kind auf ihren Armen in die Höhe und hielt es mir ſingend entgegen.

„Hopp Marjänche, hopp Marjänche!
Loß dat Pörrchen danze!
'nen jobden Mann, 'nen abd'gen Mann,
'nen Mann vun Cumpleſanze. —
Drückchen, Drückchen, ſtör dich an nicks
Un ſchmeer ding Schob met Eierwicks!"

So ſang ſie luſtig auf den Buben ein, und legte ihn dann, wie das Lied ihn nicht beſchwichtigte, von neuem zurecht, um ihn zu ſtillen. Halb brummend ſprach ſie über ihn gebeugt:

„Mie liew Dierche,
Hänn ich e Bierche,
S' kriechſt oh det Stäßche.
Schmeckt äwwer det Stäßche,
So juht as det Bierche,
Kriechſt ooch ke Spierche!

Ich zog mich in das Gaſtzimmer zurück, labte mich an Lefferwooſch mit „Schlooht," wie ſie den Salat nennen, und trank meinen Schoppen Bleichert. Dann ſcharrte ich die Zeitungen zuſammen, die auf den Tiſchen zerſtreut lagen, und ſuchte mich in den rheiniſchen Journalen zurechtzufinden, um zu erfahren, wie ſich auf dieſem, nicht immer ſichern und zuverläſſigen Boden die Welt ausnimmt.

Viertes Kapitel.

Die Dombauſteuern, die Ketzer und die Cölner Heiligen. Urſula und die 11,000 Jungfrauen. Das Dombild von W. Kalf. Die heiligen drei Könige, Apollinärſch, Zint Alewiſes, Panteljuhns, das Geckenberndchen, Sanct Maternus.

„Han Se denn jar keen Krückchen Verſtand för unſe Duhmbauverein?" ſagte die Frau Heezig, die hinter mir ſtand und mir ſchon lange von fern zugeſchaut, wie ich mich in die politiſchen Zeitungen verlor. Es war ſpät geworden, die Gäſte hatten den Raum verlaſſen, ich ſaß faſt allein noch da und die gute Frau ſtand neben mir. Sie reichte mir jetzt das Dombaublatt; noch ganz feucht, war es ſoeben aus der Druckerei gekommen. Sie putzte mir „dat Leech" und ſetzte ſich mir gegenüber, mich gutmüthig, aber befremdet anblickend. Ich betheuerte ihr mein Intereſſe an der Sache des großen Baues. Im Blatte ſtand die Berechnung der Einnahmen und Ausgaben bis damals getreulich verzeichnet.

Aus Staatsmitteln hat der König im Laufe der erſten vier Baujahre die Summe von 200,000 Thalern auszahlen laſſen. Von ſämmtlichen 117 Dombauvereinen waren bis 1846 etwa 124,000 Thlr. eingegangen, die Kathedralſteuer von 26,000, und der Beitrag des großen bayriſchen Vereins von 48,000 Thlrn. mit eingerechnet. Mit den Beiträgen der Fürſten ließ ſich die geſammte Einnahme von 1842—1846 auf beinah eine halbe Million anſetzen. Aber die Koſten beliefen ſich auch hoch; auf den Ausbau des Nordportals waren allein faſt 100,000 Thlr. verwendet worden. Im Ganzen ließ dann der Eifer nach, ſelbſt die Freimaurer mochten in den Logen nicht mehr ſammeln. Wir wiſſen nicht, wie es jetzt mit der Collecte des Domgroſchens in Cöln ſteht; aber wir ſind der Meinung, der Kirchenſchatz der heiligen drei Könige, wollte man ihn münzen, würde ausreichen, den ganzen Dom zu vollenden. Könnte man einen todten Schatz beſſer anwenden? — Ein gutes Zeichen für den Fortgang der Sache war es, als bei der Erneuerung der Vorſtandsmitglieder des Centralvereins zu Cöln neben ſieben Katholiken die Wahl zugleich auf drei Evangeliſche fiel. Allein ein Antrag, den Schatz der heiligen drei Könige anzutaſten, würde von dieſen drei Evangeliſchen nicht gewagt worden ſein. Hat doch der proteſtantiſche Baumeiſter, der treffliche Zwirner, von Anfang an mit ſeiner Perſon viel Anſtoß erregt und in ſeinen Bauvorſchlägen noch in den letzten Tagen viel Aergerniß gegeben. Nord- und Südportal ſind jetzt (1856) fertig; in zwei Jahren ſoll das Schiff der Kirche fertig gewölbt und überdacht ſein. Herr Zwirner beſtand auf einen Dachſtuhl von Eiſen. Das gab heilloſen Zank mit den katholiſchen Vorſtandsmitgliedern. Nach dem bekanntlich in Darmſtadt aufgefundenen alten Urplan des

Doms ſollte der Dachſtuhl auch wieder von Holz ſein. Eiſen für Holz: das ſchien Gewiſſensſache, gehörte dem heidniſchen, wenigſtens weltlichen Fortſchritt der Zeit an! „Meine Herren,“ ſagte Zwirner, „wenn unſere Altvordern ſo weit wie wir in der Eiſenfabrikation geweſen wären, ſie hätten ſicherlich keinen hölzernen Dachſtuhl beſchloſſen!“ — Dies entſchied. Ein Dachſtuhl von Eiſen iſt ohnedies leichter als ein hölzerner, weil er weniger Material erfordert. Ein eiſerner iſt ohnedies billiger, und auch das mochte entſcheiden.

Bei der neuen Grundſteinlegung (1842) hatte Erzherzog Johann von Oeſterreich das große Wort geſprochen: „Kein Oeſterreich, kein Preußen, — ein einiges Deutſchland!“ Sechs Jahre ſpäter (1848) feierte König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen das Feſt der ſechshundertjährigen Grundſteinlegung des Doms unter Friedrich II. von Hohenſtaufen; Erzherzog Johann war als Reichsverweſer der „Gaſt“ Preußens. Damals hieß der Bau ein Symbol der deutſchen Einheit. Aber die Thatſache deutſcher Einheit, das Parlament zu Frankfurt, wurde ſchon angezweifelt und des Reichs Verweſer wußte nicht mehr ein und aus vor dem Einfluß Preußens, das ſich die Kaiſerkrone bieten ließ, um ſie auszuſchlagen. Symbol deutſcher Einheit! Ja, zum Symbol iſt zurückgedrängt, was Thatſache ſein ſollte. Nicht einmal confeſſionelle Verträglichkeit iſt am gemeinſamen Werke des Baues erzielt. Die proteſtantiſche Welt hat Illuſionen genug gehabt, um dem katholiſchen Gotteshauſe zu ſeiner Herrlichkeit zu verhelfen! Wir brauchen blos die Beiſteuern im Dombaublatt nachzuſehen. Königin Victoria ſteht mit 3500 Thlrn. verzeichnet, der verſtorbene Großherzog von Baden mit 2000 Gulden, die Könige von Holland und Hannover mit je 1000 u. ſ. w.

Das zählt' ich der Frau Heezig auf, wie ſie darauf ſchalt, daß die Chriſtenheit nicht genug thue für das große Werk; ich nannte ihr die ganze Reihe proteſtantiſcher Fürſten, die beigeſteuert.

„Sinn dee och johte Chreßmenſchen?“ fragte ſie mit ihren großen Augen und hochgezogenen Brauen.

„Ja, das wohl, aber ſie ſind, was Ihr Ketzer nennt.“

„Un et eß keene Uutſich dabie, dat ſe ſich bekehren un bekregeln wöll'n?“

„Gott behüte!“ ſagte ich übereilt. Die Frau Heezig machte ein verſtecktes Kreuz, runzelte aber nicht weiter ihre ſchönen buſchigen Brauen, und blieb freundlich, munter und gefällig.

„Dat hänn de jrohßen Heerſchaften afzomaaken bie ehrer ewwigen Seligkeet!“ ſagte ſie wohlgemuth. „Wenn ſe bieſtöern zo unſe Duhmbau, ſe wähden dä Heergott en Inſehn han!“

Sie meinte alſo wirklich, Ketzer könnten ſelig werden, wenn ſie römiſche Kirchen ausbauen hälfen.

„Et kann och nit fehlen,“ fuhr ſie mit Selbſtgefühl fort, „dat ahle Welt bieſtöert, wenn et de jroße Stad van Cöllen am Rhing jilt!“

Aha! dacht' ich, der Klüngel regt ſich. Ich lächelte der Frau ins ſtolze Angeſicht. Ich ſagte ihr, es gebe ja viel größere Städte als Cöln, ganze mächtige Reiche, in denen kein katholiſcher Chriſt etwas gelte und die trotzdem ihre Herrſchaft über den ganzen Erdboden erſtreckten.

„Dat mach wahl ſinn!“ erwiderte ſie trocken, „äwwer merr hän dü villen Helligen, un bis op den hückigen (heutigen) Daach eß et dat jroße hellige Cöllen.“

Ich äußerte, ich ſei juſt nach Cöln gekommen, um die vielen Heiligen kennen zu lernen.

„Sir de, wat de kloog biß!“ rief ſie neckend. „Morgemötz! Ehr ſinn wohl da hinten innet jrohße Prühßenland rech an Helligen afjebrannt?“

Ich fragte, um welches Heiligen willen ſie denn in Cöln den Dom ausbauten; wenn Proteſtanten dabei hälfen, ſo geſchäh' es doch nur zu Ehren einer neuen und doch ſehr alten Heiligen, der heiligen Germania.

„O jömming! dat muhß 'ne wonderliche Hellige ſinn!“ ſagte ſie ſpottend, „dä hänn meer nit, un meer hänn doch able! Meer hänn dä hellige Jongfrau, dä helligen Jereon, ahle Zint (Sanct) Apoſtle un avſundeſch unſe liewe hellige Urſchel. Hee kann dat jroße Schildren im Duhm beſehn!"

Ich kannte bereits das ſorgfältig mit einem Vorhang geſchützte, alte werthe Bild im Dom, das die drei Schutzpatrone der Kirche darſtellt, die Mutter Gottes, den heiligen Gereon, der mit der thebaiſchen Schaar hier den Martyrtod ſtarb, und die heilige Urſula, die nach der Sage mit ihren 11,000 Jungfrauen in Cöln begraben liegt. Urſula war eine ſtolze Britin, die mit ſo viel Gefährtinnen den britiſchen Kriegern, welche die galliſche Küſte erobert hatten und ſich nicht mit fremdem Blut vermiſchen wollten, von England nachgeſandt wurde, um ihnen vermählt zu werden. Allein ſie wurden an die deutſche Küſte verſchlagen, geriethen an den Rhein bis nach Cöln und wurden hier von den Hunnen niedergemetzelt, da ihr Geſchmack zu gut und ihr Vollblutsdünkel zu ſtark war, um hunniſche Weiber zu werden. Daß ihre Jungfräulichkeit ſo hochgefeiert wurde, während ſie doch ihren britiſchen Bräutigamen nachzogen, iſt vielleicht eine ſpätere Erdichtung der römiſchen Cölibatäre. Eine Wanderung britiſcher Jungfrauen nach dem Rhein, die erſte Touriſtenſchaar aus England, mag 300 Jahre vor Chriſti Geburt zur Zeit des römiſchen Kaiſers Gratianus ſtattgefunden haben. Nur hat man ihre ungeheure Zahl ſchon früh bezweifelt. Sancta Ursula et X. I. M. V. lautet die Urkunde. — Es war eine ſchöne, kindlich beſcheidene Zeit, als man am Chriſtenthum nichts weiter in Zweifel zog als die Zahl der heiligen Jungfrauen. Unſer großer Leibnitz verſuchte ſich ſchon in einer ſchüchternen Conjectur der Handſchrift. X. I. M. V., war ſeine Hypotheſe, könnte Xim. V., Ximilla Virgo, eine Gefährtin der Urſula, geweſen ſein; daß ihrer Zwei den zukünftigen Männern nachgezogen ſeien, meinte Leibnitz, ſei glaublich. Weniger ſubtil waren andere Erklärer, die nur XI. als Zahl gelten ließen und M. V. als Martyres Virgines verſtanden. Damit war die Anzahl der heiligen Jungfrauen wenigſtens auf Elf zurückgebracht, und mich dünkt, daran hätte man ſchon genug gehabt. Eine Taube hatte ſich auf der Stelle niedergelaſſen, wo ihr Blut gefloſſen, und da baute man die Urſulakirche in Cöln. Durch eiſerne Gitter erblickt man dort einen großen Haufen von Menſchen- und vielleicht auch Pferdeknochen, die für die Gebeine der 11,000 Heiligen gelten. Auch Anatomen, nicht blos Philoſophen, haben ſich angeſtrengt, hier Unterſuchungen zu machen. Man hat finden wollen, daß die Schädel der engliſchen Mädchen in Sancta Urſula den Römerſchädeln ſehr ähnlich ſeien, wie ſich denn die römiſchen Begräbniſſe ganz in der Nähe befinden. Der Kopf der Urſula wird noch immer in Cöln ſehr heilig gehalten, aber man wird vom Cölniſchen „Drückes“ jetzt wenigſtens nicht mehr todtgeſchlagen, wenn man die Aechtheit der übrigen, mit Sammet und Treſſen überzogenen Schädel bezweifelt. So iſt denn doch das Zeitalter allerwegen und alſo auch in Cöln „jet“ fortgeſchritten. Nur die gute Frau Heezig auf der Schnurgaſſe im Elend ſaß mit ihrem Schädel noch ſtark im Mittelalter, nicht aus Schwärmerei, ſondern nur ſoweit als es zum Ruhme der „jrohßen helligen Stad van Cöllen“ nöthig ſchien.

Das große Bild im Dom aber iſt ein ſicherer Schatz der Cölner, eine Augenweide für alle Welt. Der verſtorbene Wallraff, der für Cöln dieſelben Verdienſte hat, wie der Bürger Städel für Frankfurt, iſt der Retter und Bewahrer des Bildes geweſen in der Zeit der franzöſiſchen Bilderſtürmer. Kalf ſteht hieroglyphiſch auf dem Säbel des einen Standartenträgers im Gemälde, und ſo hält man Wilhelm Kalf, aus dem Anfang des funfzehnten Jahrhunderts, für den Maler. Es ſoll die Schule der alten Florentiner verrathen. Einige waren der Meinung, es ſei in Waſſerfarben, und von Fra Giovanni (Johann von Fieſole) weiß man, daß er mitunter auch noch ohne Oel gemalt und ſeine Farben mit Eiweiß und Kräuterſaft angefeuchtet. Vielleicht hat eben ein Cölner, der unter dieſem Meiſter in Rom arbeitete, das Bild für ſeine Vaterſtadt gemacht, ein braver „Cöl'ſcher Junge,“ der die ganze innige, aber unbeholfene, an van Eyck erinnernde Treuherzigkeit darin zur Schau gab, meinetwegen ein Willem Kalf, der ſonſt ſpurlos in Italien verloren ging. Das Antlitz Maria's hat die ganze knospenhafte Mädchenfriſche; der dünne Knöchelbug der Hände und die ſperrbeinige Stellung der Männer verräth die ganze Dürftigkeit, wie wir ſie in Bildern aus dieſer Schule kennen, die Wallraff in dem ſtädtiſchen Muſeum zuſammenſtellte.

Für die Frau Heezig war es eine Ehrenſache, mir den Reichthum Cölns an Heiligen aufzuzählen, deren Gebeine und Reliquien dieſe Stadt zu einem deutſchen Rom gemacht. Oben an im langen Regiſter ſtanden Caspar, Melchior, Balthaſar, die heiligen drei Mohrenkönige, die nach Mailands Zerſtörung im Cölner Dom ihre Schlafkammer erhielten. Frau Heezig bedauerte mich, nicht einige Zeit früher nach Cöln gekommen zu ſein, um der achttägigen Andacht, zu Ehren des heiligen „Apollinärſch“, wie ſie ſagte, beizuwohnen. Ein heiliger Apollinaris fehlte mir noch in meinen ikonographiſchen Kenntniſſen, die ich, nicht um das Himmelreich, ſondern um das Bereich menſchlicher Bedürftigkeiten zu verſtehen, mir ſeit Jahren ſammelte. „Wofür iſt dieſer Heilige gut?“ fragt' ich Frau Heezig.

„I jömmig! für de fahlende Seech!“ ſagte ſie zuverſichtlich. In der Lazarethgeſchichte der mittelalterlichen Menſchheit war alſo Apollinaris den Cölnern, was den Mainzern der heilige „Fallentin“ (Valentin) war.

An einigen Kirchthüren in entlegenen Stadttheilen fand ich auch noch zu Ehren des Sanct Aloyſius von Gonzaga vollkommenen Ablaß offerirt.

„Zint Alewiſes eß 'nen meldheezigen johten Helligen!“ verſicherte mich Frau Heezig.

Lieber Himmel! dacht' ich, ein ſo weit hergeholter Heiliger, der Aloyſius von Gonzaga! Daß ein Volk in einem kindlichen Zeitalter ſich ſeine eignen Götter macht, die Kräfte ſeines Lebens ſich in den Himmel rückt, iſt begreiflich, iſt rühmlich; ſich auch in der Religion von draußen her das Heil bringen zu laſſen, iſt troſtlos genug. Mit unſern eignen Gottheiten wären wir längſt fertig.

hätte uns Rom nicht immer neue fremde Wunderthäter geſchickt, vor deren Altären unſer Volk gekniet, ohne deren Heilkräfte an ſich zu erfahren. Das Volk in Deutſchland war immer gutmüthig genug ſie ſich in ſein Deutſch zu überſetzen, aber dem Himmel konnte damit nicht gedient ſein, und die Erde nicht glücklich werden. Und ſo iſt's denn wohl erklärlich, daß die Mundart der Leute die fremden Heiligen ſo verunſtaltet. „Zint Klumbach, Zint Klumbach!“ ſchreien mir die Leute in die Ohren; ich laufe hin, den heiligen Klumbach und ſeine Kirche zu ſehen, und finde ein armſelig Tempelchen für die taubenfromme Sancta Maria Columba. — Alte Weiber in Cöln ſprechen noch immer mit Verzückung von der „Märgenkirche.“ In den kleinen verrotteten Winkelkapellen, wo es ſchmutzig, ſchaurig und düſter iſt, da beten ſie am liebſten; der große Tempel, der wahrhaft gottvolle Dom iſt ihnen zu hell, zu hoch, zu erhaben. — Die Märgenkirche gehörte zu dem wüſten Baugerümpel zu beiden Seiten des Doms, das man abriß, um dieſem Luft zu machen. Sie ſtand am Abhang einer Erhöhung, wo ehedem Venus Paphia ihren Altar gehabt. Sancta Maria ad gradus nannte man das Kirchlein, weil Stufen hinanführten. Daraus iſt dann ſtufenweis Mariagraden und „Märgen“ geworden. Je verkommner der Name, deſto ſchauriger lockt das Myſterium. — „Zint Vring“ heißt hier der heilige Severin; die heilige Gertrud iſt eine Geedrück und ein Drückchen geworden. Je komiſcher, deſto traulicher.

„Aewwer Sint Jörres eß 'nen ſcharmanten Helligen!“ ſagte Frau Heezig.

Ach was! rief ich unwillig, der heilige Görres iſt ja längſt in München.

„Sahl dat wahl ſinn?“ ſagte Frau Heezig zweifelnd, machte aber ſchnell ein Kreuz, wie ich lachte; ich hatte freilich nicht gleich an ihren Georg, ſondern an Joſeph von Görres gedacht.

„Sinn Se als gewäs en Panteljuhns?“ fragte die Unermüdliche nach einer Weile.

Panteljuhns? fragt' ich. — Sie ſuchte den Namen beſſer zu ſprechen, gab ſich Mühe zu buchſtabiren und es kam dann wie Pantalons heraus. Ich dachte beinah an eine heilige Hoſe, als Seitenſtück zum Aachner Rock. Ich hatte von einem Hansnarren gehört, der in bunten Kleidern bei ganz ernſten Kirchenfeſten eine Rolle ſpielte. „Das eß dat Geckenberndchen,“ ſagte die Gute, „eß hät fröderhin in der Faſtezick vörjedanzt und et-eß da unger all de löſtige Bröder zo Grunne jejangen!“

In der That, das Geckenberndchen war eine humoriſtiſche, ſpottluſtige Volksfigur, die den Proceſſionen mit allerlei Grimaſſen und Kurzweil voranſchritt. Man beſchränkte dann dieſen Spaß auf die Carnevalszeit und das Geckenberndchen verlor ſich allmählich. So hat ſich die Narrethei der Cölner immer mitten in ganz heilige Dinge gedrängt. Hätten ſie unter ihren Malern einen Teniers gehabt, er hätte ihnen das Leiden der Märtyrer in Burlesken darſtellen müſſen.

„Panteljuhns“ iſt der heilige Pantaleon mit ſeiner Kirche in Cöln. Dort ruhen die Gebeine der griechiſchen Kaiſertochter Theophania, des zweiten Otto Gemahlin. Die Kirche wird zum evangeliſchen Gottesdienſt der Garniſon verwendet. Nach der Meinung der Frau Heezig iſt damit der Heilige abgeſchafft. Den Oberſten aber und Erſten aller ihrer Stadtheiligen ſcheinen die Cölner faſt vergeſſen zu haben. Es iſt der erſte Biſchof von Cöln, Sanct Maternus, ein Schüler des Apoſtel Petrus, der hier das Chriſtenthum predigte und in einer Zelle der Lys- oder Lyſolphskirche begraben liegt. Er ſcheint ſo ziemlich vergeſſen zu ſein und thut keine Wunder mehr, beinahe wie Chriſtus, der in der Kirche von all den Heiligen verdrängt und beſeitigt wurde. Meine Frau Heezig wußte vom Stifter des Chriſtenthums nicht viel mehr, als daß ihn die Mutter Gottes geboren, die Juden ihn gemartert und ans Kreuz geſchlagen.

„Ahngenähme Rau (Ruh)! — Op Wiedderkiekens (auf Wiederſehn)!“ ſagte ſie freundlich, als ich meinen Schoppen geleert und ſchied; ich glaube, ſie machte aber doch ein verlornes Kreuz hinter mir her.

Fünftes Kapitel.

Cöln im Mittelalter. Der Kampf der Erzbiſchöfe mit den Bürgern, der Geſchlechter mit den Gaffeln. Der religiöſe Fanatismus.

Cöln hat mehr Heilige als große Männer, auf die es ſtolz ſein könnte. Die heilige hieß die Stadt ſchon in ganz alter heidniſcher Zeit, als die erſte Bevölkerung im Lande der Ubier hier den Mittelpunkt für ihren Gottesdienſt hatte; Cöln bewahrte und hütete die heiligen Geräthſchaften. Unter den Erzbiſchöfen weiß man dann von Otto des Großen Bruder, einem Bruno, der das Erzſtift hob und deſſen Freiheiten gründete. Ein Engelbert, der Erſte ſeines Namens, auch Martyr genannt, wird wegen ſeiner Geſetzgebung geprieſen. Unter dem Hochaltar im Dome liegt er in Marmor ausgehauen. Er ſieht nicht danach aus, als hab' er ſich ſeine Heiligkeit ſauer werden laſſen. Behaglich, in prachtvollen Gewändern, wie auf ſorgloſem Polſter, liegt der gute Mann da; zwei Engel bedienen ihn rechts und links. Chriſtus trank einen bittern Kelch und weinte Blut. Ihr ſtellt ſeinen todten Leib an allen Ecken und Enden auf in ſeiner zitternden Blöße; und Eure Prälaten ruhen ſo gemächlich in ihrem ſtolzen Pomp! In der Capelle ruht ein Erzbiſchof, dem man in Marmor einen Hirſch zugeſellte. Der Mann war gewiß ein Jagdliebhaber und ſie gaben ihm ſein Steckenpferd mit auf die Reiſe nach dem Lande Jenſeits. Dort ein anderer, der ſich gern Schlöſſer baute; ſie drückten ihm in Alabaſter ein Schlößchen in die Hand, um ihm auch für den Himmel ſein Spielzeug zu gönnen. Iſt das alles nicht ſo heidniſch, oder doch ſo kindiſch, wie man den alten Gothenkönigen Schwert und Lanze in's Grab legte, auf daß ſie auch noch im Himmel zu ihrem Plaiſir Krieg führen konnten? Der römiſche Glaube hat jeder Zeit das ganze Leben in die Kirche getragen und es zum Opfer dargebracht. Der Proteſtantismus trägt umgekehrt die Kirche hinaus in die Welt, in's Leben der Menſchen. Das iſt der Inbegriff und der große Gegenſatz beider Richtungen des Chriſtenthums.

Die Geſchichte Cölns weiß von keinem glorreichen Kirchenfürſten, dem das Geſchlecht von heute noch einen Tribut des Dankes ſchuldig wäre. Jener Konrad von Hochſtedten, der den Grundſtein zum Dom legen ließ, war ein herrſchſüchtiger, prachtliebender, üppiger Tyrann, der ſich einen Salomo ſeiner Zeit dünkte und die freie Stadt mit Krieg überzog, weil die Patricier ſich ſeiner Willkür widerſetzten. Er wiegelte die Plebejer in der Stadt gegen ſie auf, und in einem allgemeinen Aufſtand wurden die Wollenweber, die auch ſenatfähig werden ſollten, maſſacrirt, deren Webſtühle, 17,000 an der Zahl, zerſtört. — Konrads Nachfolger, der zweite Engelbert, war Cölns ärgſter Feind. Gewalt und Liſt galt ihm gleich, um die Bürger zu knechten, bis er endlich vertrieben ward. Eberhardt hieß der tapfere Meiſter, der wider ihn die Bürger zu den Waffen rief, und allem Bann und Interdict zum Trotze die Sache der Stadt führte. Seitdem mußten die Kurfürſten von Cöln auf dem ſogenannten ſtillen Biſchofswege um die Stadt in ihren Hof ziehen; die krummſtabigen Herrſcher, die dann ihren Sitz in Bonn nahmen, durften geſetzlich nur auf vierundzwanzig Stunden in Cöln übernachten. — Wer wollte die Kraft des Mittelalters verkennen, das Bürgerthum tadeln, das ſich die Stadtfreiheit erkämpfte! Cöln wurde durch die Entwickelung ſeiner bürgerlichen Kräfte in der germaniſchen Welt die erſte, wichtigſte Stadt. Zwiſchen Ungarn und Griechenland einerſeits und den Nordſeeküſtenländern andererſeits war Cöln der Mittelpunkt des Handels geworden. Augsburg war die Tranſitoſtadt zwiſchen Venedig und Cöln. Die ſtolze Venezia richtete ſich in ihrem Münzfuße nach der deutſchen Colonia. Cöln hatte 80,000 Webſtühle im Gange, und fuhr Jahrhunderte lang mit eigenen Schiffen zur See, nahm ſtarke Zölle auf dem Rhein und ertrotzte ſich das Recht, die fremden Waaren auf ſeinen Fahrzeugen weiterzuführen. Die Cölner Kaufherren hatten in London ihren großen eigenen Waarenhof und legten damit zur Hanſe den Grund. Wenn Cölniſche Kaufleute zum Kaiſer an den Hof zogen, machten ihnen Junker und Edelleute Platz; es hieß: Da kommen die „Herren von Cöln! — Das alles war kraft eines Bürgerthums möglich, das ſich ſeiner Kirchenfürſten erwehrte. Allein das Bürgerthum brachte es zu keiner in ſich ſelbſt getragenen Feſtigkeit und Haltung. Der Reichthum machte die Cölner üppig, gab ihnen aber keine Kunſt. In Cöln blieb dieſer Bürgerſtolz ein ſtörriſcher Trotz, er machte die Cölner nicht gewandt und ſchöpferiſch, ließ ſie nicht einmal klug und bewußt ihre innere ſtaatliche Ordnung feſtſtellen, während die belgiſchen Städte ihren Haushalt ſo einſichtsvoll und natürlich gliederten, daß das Communalweſen noch jetzt bei ihnen feſter begründet erſcheint, als ſelbſt die politiſche Form ihres Staates. An Bürgerkriegen war Cöln ſo geſegnet, wie nur je eine Stadt Italiens. Hatte Florenz ſeine Buondelmonte und Cavalcanti, ſo hatte Cöln ſeine Overſtolzen und Weiſen, von denen jene es mit den Geſchlechtern, dieſe es mit den Gemeinden hielten. Patricier und Plebejer lebten in Cöln laut der Chronik wie Hunde und Katzen. An dem Verfaſſer dieſer Reimchronik, am Stadtſchreiber Meiſter Godefrid Hagen, hatten die Cölner ihren Machiavelli. Es erwuchs ihnen aber aus ihren üppigen Kaufherrlichkeiten kein Geſchlecht der Medici, ein Geſchlecht, das nach dem Austoben der rohen Gewalten, nach Erſchlaffung des gemeinen Weſens, die Bürgerrepublik zeitgemäß in ein bürgerliches Fürſtenthum verwandelte. Seiner Kirchenfürſten hatte ſich Cöln um der Münzſtreitigkeiten willen erwehrt, aber mit dem geiſtlichen Fürſtenthum Hand in Hand, hätte Cöln in vernunftgemäßer Ordnung ſich feſt in ſich ſelbſt gliedern und zum Bewußtſein über das gemeinſame Heil kommen müſſen, um den größeren Zuſammenhang mit der politiſchen Welt nicht gänzlich zu verlieren. In Mainz hatte ſich der Biſchof die Stadt unterworfen; das Bürgerthum ſank dort zur Schleppe des geiſtlichen Hofes herab. Cöln, das kräftiger und kriegeriſcher war, verjagte ſeine Erzbiſchöfe; aber ſein Bürgerthum verſchrumpfte in ſich ſelbſt, aus dem täppiſchen Trotz ward nicht jener Stolz der zugleich klug und menſchlich iſt. In den blutigen Bürgerkriegen zwiſchen den Geſchlechtern und Gemeinden unterlag immerfort dem kaufmänniſchen Ariſtokraten der gewerbliche

Plebejer. Ein Fürſt hätte das demokratiſche Element ſtützen, das Gleichgewicht in der Wagſchaale erhalten können. Es fehlte unter ſämmtlichen Kurfürſten Cölns das Talent, das dieſen Ausgleich zum Heile des Ganzen auch nur in der Ahnung verſtanden. Mitten in der Zeit der äußern Blüthe floß das Blut der Parteien ſtromweis in den Gaſſen, und doch wurde nichts ausgefochten, der Bürgerkrieg blieb ein dumpfes Gewühl, ein blödes Maſſacre. In Münſter, der furchtbar düſteren Capitale des katholiſchen Münſterlandes, ſieht man an den Thürmen die eiſernen Käfige, in denen die Wiedertäufer zu Tode gehungert wurden. Wir entſetzen uns über dieſe fanatiſche Grauſamkeit. Aber hier in Cöln fehlte es auch nicht an Käfigen, hat man ſie gleich nicht aufbewahrt zum Schrecken für die nachfolgenden Geſchlechter. Ein Graf von Jülich ſperrte den Erzbiſchof Engelbert in einen ſolchen Vogelbauer. Der Papſt wollte den Biſchof frei haben. Ei, ſagte der Jülicher, ich hab' mir da einen Vogel eingefangen, der mir mein Land verwüſtet, meine Leute geſchunden, einen Raubvogel, keinen Biſchof hab' ich im Bauer; wer ihn haben will, komme ihn zu holen! — Und Engelberts Nachfolger nahm einen Grafen von Berg gefangen, ſetzte ihn zum Gegendienſt gleichfalls in den Käfig, beſtrich ihn mit Honig und hing ihn im Freien auf, alſo daß die Vögel und Fliegen kamen ihn zu peinigen. — An mittelalterlicher Niedertracht hat's im gottgefälligen heiligen Cöln nicht gefehlt.

Der hohe Rath der freien Stadt hätte allezeit Roms Conſuln vor Augen; d. h. die Bürgermeiſter hatten auch ihre Lictoren, welche den beiden „eihrſamen, wyſen un vurſichtigen“ regierenden Herren Fasces und weiße Stäbe vortrugen. Senatus populusque hat ſich die Republik von Cöln nie gezeichnet, Senat und Volk waren nie recht beiſammen, und die Erzbiſchöfe verſtanden es ſchlecht das Volk gegen den furchtbaren Druck der Väter der Stadt zu ſchützen. Der Senat beſtand aus Bürgern von den Alten, den Patriciern. Aber das Volk, in deſſen Händen die Gewerbthätigkeit war, begann ſchon im dreizehnten Jahrhundert ſich zu fühlen. Es kam zwiſchen den Geſchlechtern und den Gaffeln, wie hier die Zünfte hießen, ſchon früh zu tumultuariſchen Auftritten. Mit dem J. 1396 datirte eine neue Verfaſſung ſcheinbar eine neue Ordnung der Dinge, in welcher auch Demokraten ſenatfähig wurden*). Die zweiundzwanzig Zünfte hatten im blutigen Aufruhr eine furchtbare Macht entwickelt, mehrere Rathsherren waren verjagt, einige hingerichtet. Die Gaffeln erhielten Zugeſtändniſſe, d. h. es wurden die Privilegien in etwas erweitert. Mit dem J. 1513 erſtand in Folge neuen Aufruhrs ein neues Privilegienbuch. Das ging ſtoßweiſe ſo fort, ohne entſchiedenen Ausgleich der Parteien, ohne Feſtſtellung der Elemente eines Bürgerſtaates. Waren die Parteien nach beiderſeitigen Wuthausbrüchen des Abſchlachtens müde, ſo riefen ſie Kaiſer und Reich herbei, und kaiſerliche Commiſſarien ſuchten dann unter den freien Bürgern eine Ordnung herzuſtellen, die nichts werth war, weil die kämpfenden Theile ſie ſich nicht ſelbſt gaben, und die nur ſo lange dauerte, bis der verſtockte Hochmuth der Patricier von neuem die wilde Rohheit des Pöbels in den Harniſch trieb.

Zu dieſen Kämpfen zwiſchen dem Vollblut und Halbblut der Bürger geſellte ſich natürlich auch die Glaubenswuth mit ihren Gräueln. Es iſt begreiflich, daß ſich die Kinder Israels durch Wucher und Verrätherei verhaßt machten, zwiſchen den Vätern, dem Volk und dem erzbiſchöflichen Hofe die Spione waren. Im J. 1349 ward um des Glaubens willen ein großes Autodafé an den Juden vollzogen; 1424 wurden ſie gänzlich zu den Thoren hinausgepeitſcht. Aber der fromme Fanatismus erſtreckte ſich auch auf die chriſtlichen Ketzer. Im J. 1618, zu gleicher Zeit als die Böhmen in Prag zum Beſten des neuen Glaubens eine freilich ſehr furchtbar helle Fackel anzündeten, wurden in Cöln zum Gegenſtück ſämmtliche Proteſtanten, gewerbfleißige und wohlhabende Bürger, verjagt und verbannt; 1400 Häuſer ſtanden plötzlich leer, und in Mühlheim, Crefeld, Elberfeld blühten bald zum Nachtheil Cölns unter den Händen dieſer Flüchtlinge Manufacturen und Fabriken.

---

*) Dieſe Conſtitution ſiehe in: Respublica Ubio-Agrippinensis ab urbe condita. Dissertatio historica per Gerardum Ernestum Klamm, j. u. d. in alma universitate Coloniensi professorem ord. et publ. Coloniae typis 1747. p. 102.

Dies war ein Wendepunkt in der Geſchichte Cölns. Die Nemeſis iſt hinreichend thätig geweſen, dies als verhängnißvoll und folgenreich in der Entwickelung dieſer Stadt zu bezeichnen. Aber wir wiſſen von Georg Forſter, daß evangeliſche Chriſten auch 1790 noch kein Gotteshaus in Cöln hatten, der Senat ſeinen Freibrief für ſie aus Furcht vor dem mit Brand und Aufruhr drohenden Pöbel zurücknahm. Vier Jahre darauf ward Cöln franzöſiſch, pflanzte den Freiheitsbaum mit der Jacobinermütze auf und ſicherte den Proteſtanten die Ausübung bürgerlicher Rechte. Allein die Geflüchteten kamen nicht zurück, ſie hatten eine Heimath gefunden, an deren Aufblühen der Fleiß ihrer Hände ſich betheiligte. Der katholiſche Pöbel hätte ſie vielleicht auch noch zerriſſen, wenn ſie Miene gemacht ſich eine Kirche zu bauen. Die Wenigen, die ſich wieder in Cöln anſiedelten, hätten noch 1802 kein Gotteshaus, und gingen, wenn ſie beten wollten, nach Mühlheim hinüber *).

Dies hat das heilige Cöln mehr gezeichnet als die Gräuel ſeiner Bürgerkriege zwiſchen den Geſchlechtern und Zünften. Nicht blos die ſchlechte Politik ſeiner Bürger, auch die dumpfe Befangenheit eines finſtern Glaubens ſtürzte Cöln von ſeiner alten Höhe. Während ſie ſich ihrer Erzbiſchöfe erwehrten, ihre Kirchenfürſten zum Thore hinauswieſen, verfielen die Cölner um ſo ſicherer den Händen der niederen Kleriſei und ihrer mönchiſchen Gevattern. Nirgendwo ſonſt hat ſich die Capuze beim Philiſter ſo tief eingeniſtet und eingevettert. Patricier und Pfaffen theilten ſich hier brüderlich in die Herrſchaft über den Pöbel, und während der Erzbiſchof in Bonn reſidiren mußte, blieb doch der päpſtliche Nuntius im heiligen Cöln und wachte über die moraliſche Finſterniß. Cöln iſt heruntergekommen, weil es gegen

---

*) Siehe Klebe's Reiſe auf dem Rhein. 1802.

den Geiſt des proteſtantiſchen Zeitalters verſtockt blieb. Es brauchte nicht den alten Glauben abzuſchwören, aber es durfte ſich nicht gegen alle Folgerungen eines neuen Zeitgeiſtes verſchließen! — Man weiß von zwei Cölniſchen Erzbiſchöfen, die dem Lutherthum zugeneigt waren. Ein Graf von Wied, als Kurfürſt Hermann der Fünfte, beförderte die neue Lehre; Gebhard Truchſeß von Waldburg nahm ſie ſogar an und ertheilte ſeinen Unterthanen Glaubensfreiheit. Sein Verhältniß mit der Agnes von Mansfeld iſt eine eigenthümliche Romanze in der Geſchichte von Cöln. Beide Kurfürſten wurden vom Papſte abgeſetzt und in den Bann gethan; ihre Geſtalten verſchwanden ſpur- und wirkungslos. Cöln ſelbſt war taub und ſtumpf auch gegen größere Mahnungen jenes Zeitalters, es war blind gegen die Zeichen am lichtgewordenen Himmel, ſein Glaubenseifer konnte, als ihm die Kraft zum Fanatismus ausging, nur ſtarr in ſich verknöchern. In allen Formen des Lebens, in Sitte und Gewohnheit blieb Cöln hinter den Bollwerken der frommen Barbarei in ſeinem ſteifen Dünkel befangen, ſein „Klüngel“ war zur Zeit der Reformation ein abſcheuliches Gewebe von ſatter Faulheit, verſchloſſener Kraft und unüberwindlichem Hochmuth. Colonia barbara, nicht sacra, konnte Cöln damals heißen, denn es blieb auf erſchreckende Weiſe in aller Cultur zurück. Die Cölner Univerſität war ein Sitz dumpfer Finſterlinge geworden. Gerade die Magistri et Doctores Colonienses waren die viri obscuri, die Dunkelmänner, gegen welche zu ſeiner Zeit Ulrich von Hutten die Geißel der Satyre richtete. Und nicht blos Hutten, auch Reuchlin und Erasmus eiferten gegen dieſes Bollwerk der Scholaſtik, ein Bollwerk, das Hochſtraaten mit ſeinen Dominicanern beſetzt hielt. Scholaſtiker ſind es geweſen, die in Cöln geblüht, ein Duns Scotus, Abertus Magnus, Thomas von Aquino, Petrus von Ravenna. Als es aber galt, der Welt durch die Wiſſenſchaften ein Licht anzuzünden, da war die Cölner Hochſchule der ſchweigſamſte Sitz der tiefſten Barbarei. Ihr dürft nicht ſtolz ſein auf Eure geiſtlichen Herren, denn als ein heimiſches Licht in Eurer Nacht auftauchen wollte, da haben ſie die Capuze zum Leuchterknecht benutzt. Alles was unbequem iſt vertreiben: das war immer ein ſchlechtes Polizeiprincip. Selbſt den Polyhiſtor Cornelius Agrippa, Euer Stadtkind, deſſen Tractat über die Bettelmönche dem Lutherthum einige gute Seiten abgewann, habt Ihr damals fortgejagt. Hättet Ihr doch lieber den „Apollinärſch“ vertrieben und dem „Alewiſes,“ der gar nicht allweiſe war, die Kerzen ausgeblaſen! Ihr habt nicht allzu viel Stadtkinder, auf die Euer Klüngel hinweiſen könnte. Den Peter Paul Rubens, den Ihr gern den Eurigen nanntet, habt Ihr den Niederländern gegönnt, und Berthold Schwarz, der kluge Mönch, mußte für die Venezianer das Pulver erfinden. Dafür freilich konntet Ihr Euch mit Sanct Bruno begnügen, der ſeine Erfindung, den Karthäuſerorden, recht weidlich in Eurem gottſeligen Philiſterthum einniſtete.

Der Proteſtantismus in Deutſchland hatte das mittelalterliche Cöln auch in allen weltlichen Dingen überflügelt. Hamburg und Bremen nahmen ſeine Hanſe in die Hand, Elberfeld überflügelte es gewerblich, Frankfurt kaufmänniſch. So blieb es bis auf unſere Tage, wo es erſt unter Preußens Adler neu aufblühte.

Sechſtes Kapitel.

Der Dom, die Geſchichte ſeines Baues und das Myſterium ſeiner Architektur.

Worauf die Cölner ſtolz ſein dürfen, iſt das, was ſie nicht ſelbſt zu Stande und zu Ende gebracht, ihr Dom. Es war in der Zeit ſeiner höchſten Blüthe als Cöln den Gedanken zu dieſem Tempel faßte. Stände er vollendet da, er wäre das höchſte, das edelſte und reichſte Bauwerk des germaniſchen Kirchenſtyls. Die Zeit der Blüthe Cölns iſt die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, das Zeitalter jenes zweiten Friedrich von Hohenſtaufen, der den großen Kampf der weltlichen Majeſtät gegen den Statthalter Gottes auf die Spitze trieb, der Hierarchie ein weltliches Heldenthum entgegenſetzte, wie Cöln ſeinem oberſten Prälaten gegenüber ſein ſtarkes Bürgerthum in's Feld ſtellte. Barbaroſſa hatte noch Städte eingeäſchert. Der zweite Friedrich erkannte in den Städten das Bollwerk gegen die geiſtliche Gewalt; er bedurfte ihrer, und Cöln war unter allen in Deutſchland die mächtigſte. Hätten die Fürſten mit den Städten ſich enger verbrüdert, Krone und Bürgerthum die Nothwendigkeit ihres Zuſammenhaltes gegen Adel und Prieſterſchaft ſchon damals feſter in's Auge gefaßt: der Kampf der Hohenſtaufen hätte nicht den Ausgang einer Tragödie Deutſchlands genommen. Aber es ſchien erſt dem proteſtantiſchen Geiſte vorbehalten zu ſein, dem deutſchen Städteleben zu ſeinem entſchiedenen Bewußtſein zu verhelfen, leider zu ſpät, um dem verfallenden Kaiſerthum die fundamentale Stütze im Volke zu geben. Im zweiten Friedrich tauchte der Gedanke dieſer Verbrüderung auf; Cöln war zu ſeiner Zeit ein Hort des Königthums. Friedrich gab den Cölnern das Stapelrecht, das die Stadt ſpäter zur Knechtung des freien Vekehrs auf dem Rhein ſo trotzig und tyranniſch feſthielt. Er führte den Cölnern ſeine dritte Gemahlin zu, Iſabella von England, die dort ſechs Wochen hindurch die glänzendſte Feier erlebte, von der die Chroniken berichten. Zehntauſend ſchönbewaffnete Bürger holten die Fürſtin feierlich von Aachen ein, ganz Cöln glich die Zeit über einem fortgeſetzten Hochzeitsgelag. Orgeln auf Wagen in Schiffsgeſtalt, von Pferden geführt, welche Purpurdecken verhüllten, zogen durch die reichgeſchmückten Straßen mit melodiſchem Getön umher, Chöre von Jungfrauen ſangen Tags und Nachts vor Iſabellens Fenſtern Triumphlieder. Das Bürgerthum hat nie mit mehr Selbſtgefühl, Pracht und Pomp dem Fürſtenthum gehuldigt. Es geſchah das funfzehn Jahre vor Friedrichs Tode, 1235. Um dieſe Zeit entwarf ein Cölner Meiſter den Plan zum Dom; 1248, zwei Jahre vor des großen Kaiſers Hinſcheiden, ward der Grundſtein zum Bau gelegt. Und heutzutage war es ein proteſtantiſcher König, der deſſen Neubau begann; den Bürgern Cölns deſſen Vollendung verhieß.

Der Cölner Dom ſtellte ſich auch in ſeinen Trümmern als das räumlich Größte hin was germaniſche Architektur entworfen. Der

Dom zu Speier mißt 60.330 Fuß im Geviert, der Straßburger Münſter nur 48.000; der Cölner Dom nimmt 60.400 Fuß Flächenraum ein. Wir legen darauf wenig Gewicht. Unterliegt doch ein Gedanke, der ſich ſelbſt aufgiebt, leicht dem Verdachte, ſich übernommen zu haben; ſein Können ſteht mit ſeinem Wollen im Widerſpuch. Wir kannten dieſen mächtigſten deutſchen Bau nur als Ruine; Jahrhunderte hatten ihr Nothwerk zwiſchen dem fertigen Chor und den Thürmen aufgeſtapelt und aus dem erhabenen Torſo eine gleichgültig verwilderte Rumpelkammer gemacht. Von den beiden Thürmen, welche in der Höhe auf daſſelbe Maß berechnet waren, welche die Kirche in ihrer Länge aufweiſt, ein Maß von 525 Fuß, erhob ſich der eine kaum aus den Grundmauern, der andere ragte 200 Fuß in die Luft empor. Dieſer ſtellte ſich uns mit ſeinem Krahn als ein Wahrzeichen hin, daß über die Menſchheit die ſich und Gott zu Ehren dergleichen unternommen, ganz andere Zeiten herangebrochen. Manche fanden in der Ruine des Cölner Doms ſogar die tiefe Bedeutung, daß das Mittelalter in ſeinem letzten und höchſten Bauwerk eben Bruchſtück geblieben, weil die Menſchheit fortan ganz anderer Bauten bedürfe. Wie man an Goethe's Fauſt das Fragmentariſche der Form auch als Nothwendigkeit für ſeinen Inhalt nachgewieſen, ſo fand man die allerhöchſte mittelalterlich germaniſche Kirche eben als etwas Unvollendetes beziehungsvoll. Nur das Chor mit dem Allerheiligſten, der Kern des Ganzen, ſtand fertig da. Mit dem Jahr 1322, alſo vierundſiebzig Jahre nach der Grundſteinlegung war es fertig; es iſt in der That ſelbſt die für ganze Ausdehnung eines kirchlichen Feſtes geräumig genug. Die hundert Pfeiler im Schiff der Kirche, 52 auf der Nord-, 52 auf der Südſeite, waren bisher wie ein Wald von Säulen die ein rauher Winterſturm in ihrem Wachsthum plötzlich erſtarren ließ. Bis zum Gewölbe ſtanden ſie da, trugen aber nichts als den Nothbehelf des bretternen Verſchluſſes.

Dieſe Bruchſtücke der großen Kathedrale in ihrem Beſtande zu erhalten, hatte jedoch ſchon immerwährend ſtarke Bauten nöthig gemacht. Je weniger der Bau geſchloſſen war, deſto mehr war er dem Zahn der Zeit, der Verwüſtung der Elemente blosgeſtellt. Das Chor, durch eine Querwand mit dürftigem Portal von dem wüſt liegenden Schiff der Kirche abgeſchieden, konnte für eine Kirche für ſich, jedenfalls für eine Capelle im allerhöchſten Style gelten. Allein dies Kleinod germaniſcher Kunſt, dieſes Herz des ganzen Baues, ſtand nicht ſo feſt in ſich geſichert, als wenn ihm links und rechts die Mauern des Schiffes die Stützen boten, die eigne Tragkraft durch das Gewicht des Widerſtandes eine ſtärkere Gewährſchaft des Beſtandes erhielt. Das Chor mit der ſchlanken Majeſtät ſeiner Pfeiler und Wölbungen ward mit der Zeit immer zerbrechlicher; es bedurfte im Stützwerk fortwährender Erweiterungen, die an ſich ſchon unaufhörlich große Bauten erheiſchten. Bedenkt man dies, ſo iſt der Gedanke, die Kirche fertig zu bauen, keinesweges aus der Luft gegriffen; das Unternehmen hatte alſo auch ſeine architektoniſchen Nöthigungen.

Wie, ich zu wiederholtem Male die oberſten Galerien von außen und innen beſtieg, mich auf den vorläufigen Treppen durch die Gänge und Engpäſſe hindurchwand, hab' ich mich erſt recht von der Heilſamkeit eines Fortbaues im Ganzen und Großen überzeugt. Der Bau dieſes Chors hat auch in der That nie ganz ſtill geſtanden. Zur Franzoſenzeit drohte dies Heiligthum deutſcher Kunſt langſam, aber ſicher dem Verfall entgegenzugehen. Das ganze Außenwerk der Strebepfeiler und Strebebäume erſchien uns, von unten aus rings herum betrachtet, wie ein bloßer Schmuck, wie ein Kranz von zierlicher Zuthat; wie ein Spitzenkragen von Stein umgiebt das Strebewerk das Chor. Aber es war mehr als Schmuck, es war ein Nothwerk zur Verfeſtigung des Innern, eine Arbeit, die der Dom der Fürſorge des dritten Friedrich Wilhelm verdankt. Dieſer Ausbau wurde zur Sicherſtellung des Chors, nicht aus willkürlicher Liebhaberei unternommen. Bloße Bauliebhaberei aus dilettantiſchen Gelüſten lagen dem praktiſch-bürgerlichen Sinne des verſtorbenen Königs fern. Er hatte weder für den Katholicismus, noch für die Rheinländer Hinneigung genug, um ein Außerordentliches zu thun und den Fortbau einer römiſchen Kathedrale zu unternehmen; aber um das Chor zu erhalten wurden Summen nöthig, die er jährlich herſchoß. Durch Abbrechen zu nahe liegender Gebäude ſtellte man damals die Kirche freier hin; allem Schönheitsſinn zuwider war ſie von Häuſern der gemeinen Werkelthätigkeit ringsherum ganz „verbaut und verdrückt. Die Erhaltung des Domchors hatte ſich die preußiſche Königsfamilie ſchon ſeit dem Frieden, vielleicht auch als Gewiſſensſache für die eingezogenen Kirchencaſſen, zur Aufgabe gemacht. Wie ich früher einmal mit dem Küſter an den Strebepfeilern im Außenwerk herumkroch, zeigte man mir da und dort die ehedem ſchadhaften Stellen, an deren Herſtellung ſich das eine oder andere Mitglied des königlichen Hauſes beſonders betheiligt. Jetzt freilich, nachdem der rieſenhafte Gedanke einer gänzlichen Vollendung der Kirche und beider Thürme dem Herrſcher Preußens nicht zu übergroß erſchien, nachdem in die Baucaſſe ſeit wenigen Jahren eine halbe Million gefloſſen, da freilich mußte in den brach gelegenen Theilen des ganzen ungeheueren Gebäudes ein neues Leben erwachen. Hunderte von Arbeitern ſind nun ſchon vierzehn Jahre lang unter Zwirners Leitung thätig geweſen. Das Gerüll der todten Maſſen wurde raſch geordnet, die verſchütteten Grundmauern haben ſich aufgerichtet, der erſtorbene Säulenwald, deſſen Stämme nackt und kronenlos in die Luſt ſtarrten, hat in ſeinen Gliedern plötzlich neue Kraft zum Wachsthum verſpürt; der alte Titane, der vergeblich gen Himmel gewollt und jahrhundertelang am Boden lag, hebt Bruſt und Stirn endlich in die Höhe. Das Nordportal ſteht mächtig da in ſeiner ſchlichten Hohheit, die zweiundfunfzig Pfeiler der Südſeite des Kirchenſchiffs haben ihre ſchlechte hölzerne Bedachung mit einem feſten und doch freien Gewölbe vertauſcht. Die zweiundfunfzig Pfeiler der Nordſeite waren 1846 bereits bis zum Laubwerk der Capitäler herangewachſen. Jedes der hundert Säulenbänder der Kirche trägt nun ſein eigenes Haupt, ſeinen eigenthümlichen Kopfſchmuck. Hier zeigt man das Fenſter, das der Cölner Dombauverein ganz allein für ſich gebaut; das andere dort verdankt der Dom dem Männergeſangverein. Jener Pfeiler wurde von den Prinzen des Hauſes Hohenzollern hergeſtellt; dieſer, mit dem Wappen und den Farben Bayerns geziert, iſt ein Denkmal vom architektoniſchen Schönheitsſinne König Ludwigs. — Und das alles rief ein königliches Wort in's Leben, der Hammerſchlag des proteſtantiſchen vierten Friedrich Wilhem am 4. September 1842.

Ich habe ganze Tage in der großen Bauhütte des Doms zugebracht und mich am Werkeln der Arbeiter geweidet. Um wie viel raſcher baut doch unſer Zeitalter als ein früheres, das blos aus Frömmigkeit baute! Nur brauchen wir Geld ſtatt der Frömmigkeit. „Stecke nur Geld genug in deinen Beutel!“ ſagt der Shakeſpeariſche Intriguant im Stücke. Geld iſt das Stichwort unſerer Zeit geworden, das Herzblut unſerer Unternehmungen, der Nerv und die Seele unſerer ganzen Lebensmaſchine. Früher hatten die Menſchen ihren Glauben, ihre heilige Zuverſicht zum Himmelreich. Sie bauten Gott für ſeine Gegenwart unter uns ein Haus; er war ſonſt nirgends da als in ſolchem Stein und Schrein. Nicht Kunſttrieb, nicht äſthetiſcher Schöpferdrang war es, was die Menſchen zu den großen Bauten trieb. Von Kunſt wußten ſie wenig; ein Bewußtſein hatten ſie davon nicht. Ein großer künſtleriſcher Inſtinct war in ihnen mächtig, ihre Kunſt war weit mehr ein Handwerk, aber ihr Gedanke war von einem heiligenden Feuer beſeelt; ſie bauten um Gottes willen!

Die fromme Bauwuth der mittelalterlichen Menſchheit kannte keine Grenzen. Mitten in der Blüthenzeit für den Dom zu Cöln ſtiegen unter den Händen derſelben Werkleute zahlloſe Kirchen in die Höhe. Von der äußern Galerie weiſt uns der Führer dort zur Seite auf die Minoritenkirche. Dieſe war gleichzeitig ein Werk der Arbeitsleute des Doms. In den abendlichen Feierſtunden, wenn ſie vom Dienſt des Tages am Dombau müde waren, gingen ſie hin und bauten auch noch den Franciscanern das Gotteshaus weiter, vielleicht damit ſie, falls das Gebet der Domherren nicht ausreichte, auch noch durch die Fürſorge dieſer frommen Brüder ſich den Himmel und die ewige Seligkeit ſicherten. Heute kann man Alles bauen, Tempelhallen und Luſthäuſer, Eiſenbahnen und Spielhöllen, man baut Gott und dem Teufel Häuſer. Man kann heutzutage Alles, aber man kann es nur, wenn man Geld hat. Die Bewunderer der alten Zeiten ſagen freilich, wir könnten nicht mehr gut bauen, wir wären in der Kunſt, in der Technik zurückgekommen. Ich kann das von einem Zeitalter nicht glauben, das Tunnel und Viaducte baut und es unternimmt die Landenge von Suez zu durchſtechen. Man ſpricht von gewiſſen Geheimniſſen der architektoniſchen Kunſt des Mittelalters, die uns abhanden gekommen ſeien. Man ſagt, die Werkmeiſter der alten gothiſchen Kirchen hätten ſo künſtlich zu bauen gewußt, daß ſie den Schall im großen Raume nicht blos unterdrückten, ſondern ihn nach ihrem Willen an gewiſſe Stellen feſſelten und gebannt hielten. Die Flüſtergalerie in der Weſtminſterabtei zu London wird als Beiſpiel aufgeführt, daß es die Architekten im Einverſtändniß mit den Mönchen zu veranſtalten gewußt, in den Kirchen das Beichtgeheimniß im entgegengeſetzten Winkel zu hören und abzufangen. Ich denke, man hat über dieſen Schallbau der alten Klöſter und Capellen viel gefabelt. Schinkel, der große Architekt unſeres Jahrhunderts, hat freilich einmal in Berlin eine Kirche, die Werderſche, gebaut, in welcher die Kanzel ſo falſch angebracht iſt, daß die Rede des Predigers einen vielfachen Wiederſchall weckt. Die Berliner hielten es für einen Witz von Schinkel, daß das Wort Gottes nur durch einen falſchen Bau der Kanzel ſein Echo und einen Nachklang unter ihnen finden ſollte. Ich dachte nicht daran, mir vom Regierungsrath Zwirner, einem gefälligen Schleſier, der ja ein Schüler Schinkels iſt, über dieſen Baufehler ſeines Meiſters einen Aufſchluß zu erbitten. Es war auf der großen Bauſtätte des Doms der Schau- und Erkenntnißluſt gar ſoviel geboten.

Ein Steinmetz führte uns in der Werkſtätte ſeiner Genoſſen umher. Wir ſahen unter dem Meiſel aus dem groben Stein einen jener zahlloſen kleinen Baldachine entſtehen, deren zackige feine Arbeit ſich von einiger Ferne wie eine Brüſſeler Spitze ausnimmt. Es kommt hier nur darauf an, das Alte zu copiren. Mitunter mochten ſich die Steinmetzen im blumigen Schnörkelwerk der Arabesken auch eigene Erfindungen erlauben; ſie blieben mit ihren Leiſtungen hinter der Arbeit unſerer Altvordern hoffentlich nicht zurück. Aber wie emſig und ſauber war doch dieſe deutſche Kunſt in der kleinen Einzelheit, während ihr Sinn auf's Große und Koloſſale ging! Bekanntlich lieferte der Drachenfels das Material zum Dom. Auch jetzt gibt der alte Steinbruch ſeine Maſſen wieder her und ſcheint auszureichen. Wenigſtens ſind die Steine im innern Neubau aus dem Siebengebirge. Für Wetter und Regen aber eignet ſich der ſpröde Drachenſtein nicht; er blättert, wie man mir ſagte, in der Näſſe ab. Wir von heute ſind in ſolcher Erkenntniß weiter und holen uns aus weitern Bezirken den Stoff herbei. Zu den Heiligenbildern, die unter ihren Baldachinen am Außenbau zu ſtehen kommen, nimmt man Sandſtein aus Rochefort. Dieſer iſt unter dem Meißel weich und hat die Eigenthümlichkeit, in der Näſſe langſam bis zur Feſtigkeit des Eiſens zu erhärten. All das Gewühl von Steinbildern, Spitzbögen und Blenden, all das Gewimmel von Galerien, Thürmchen und Säulenknäufen an den neuen Außenſeiten des Domes ſind von dieſem franzöſiſchen Stein.

Ganz mit der lieblichen Schönheit all dieſer Einzelheiten im Ausſchmuck der Arbeiten beſchäftigt, vergißt man beinahe, wie hier aus all dem bunten Mannichfaltigen eine große Einheit erwuchs, die tauſendfache Willkür im kleinen Zierrath von einem einzigen Gedanken getragen wird. Dieſe Moſaik im Bauwerk eines germaniſchen Domes wird, wie die Ausgeſtaltungen in der Dichtung des Fauſt von Goethe, von einer Grundidee zuſammengehalten, und gerade am Cölner Dom, deſſen Grundriß wieder aufgefunden wurde, rühmt man die Eigenthümlichkeit, daß ſich auch das Kleinſte zum Ganzen fügt, alle ſubjective Willkür der Nachfolger Meiſter Gerhards ſich ſeinem Grundgedanken harmoniſch unterordnete. Der Laie, der den Plan nicht kennt, hatte nur das fertige Chor vor ſich, und ahnte doch ſchon das ganze Wunderwerk Meiſter Gerhards. Zu Gerhards Zeit war Cöln die Hauptbauhütte der von Papſt und Kaiſer beſtätigten Steinmetzenbrüderſchaft. Er ſelbſt lebte bis gegen das Ende des 13. Jahrhunderts; die Vollendung des Chores erlebte er nicht; doch bleibt es wahrſcheinlich, daß dieſer Kern des Baues der reinſte Ausdruck ſeines Gedankens iſt. Aber im ganzen Werke konnte man nach der Anlage und nach den Bruchſtücken dieſelbe ſyſtematiſche Folgerichtigkeit erſehen, in jeder abgeſchloſſenen Einzelheit die Idee ſeiner Unendlichkeit wieder erkennen. In Länge, Höhe und Breite der Kirche, in den Beziehungen der Pfeiler zu ihren Gewölben, in den Verhältniſſen der Gurte zu ihren Bögen, in der Stellung der Altäre zum Tabernakel und zum Allerheiligſten, überall, verſtehen wir es richtig, tritt uns ſinnreich nach dem Salomoniſchen Weisheitsſpruch die Siebenzahl im Cölner Dom entgegen. Alles in dieſer ſteinernen Apokalypſe ſcheint wie Signatur jenes ewigen Geheimniſſes zu ſein, wie der Menſch ſich zu Gott erhebt, Gott aber Menſch wird, auf daß uns ſein ewiges Jenſeits als ein wunderbares Dieſſeits gegenſtändlich werde. — Laßt uns noch einen Wandel machen durch dieſen Säulen-, Pfeiler- und Pyramidenwald im Schiff der Kirche, laßt uns dann das Chor betreten, dem Allerheiligſten uns nahen, aber zuvor die Schuhe abthun, denn hier, wenn irgendwo, hat ſich Göttliches im irdiſchen Stoff offenbart, der menſchliche Gedanke einen Himmel erſtiegen.

Das Chor iſt bekanntlich ſchon lange fertig wiederhergeſtellt, und die Kunſt von heute hat ſich das Wagniß erlaubt, ihn bunt zu färben. Ein Wagniß, ſag' ich. Hätte man mir früher verkündigt, eine gothiſche Halle gefärbt zu ſehen, ich wäre davor erſchreckt wie vor einer verderbten modernen Ueberreizung des Geſchmackes. Wir waren von jung an gewöhnt, uns die alten Dome nicht anders als in dem ſchlichten Grau des Urſteins zu denken. Damals kam ich gerade aus Belgien zurück, und die impoſante Empfindung der ſchmuckloſen, einfach erhabenen Größe der Antwerpner Kathedrale ſtand noch in meinen Gedanken als ein ächter Typus der germaniſchen Bauart feſt. Das Gefühl der Ueberraſchung war darum das Erſte was mich anwandelte, als ich in Cöln die Chorhalle in ihrem Farbenſchmuck ſah. Der graue Stein des Drachenfelſens hat ſich hier in Bronze verwandelt, die Capitäler der Säulen haben die Farben ihrer Blumen angenommen, golden und purpurn ſtrahlen die Kelche, im Schmelz der Lichter prangen und leuchten uns die Kronen und Laubbüſchel der großen Pflanzenpfeiler entgegen. Und ſiehe! zum Duft, der Geſtalt angenommen hat, geſellt ſich auch die Muſik mit ihren Gebilden. Es ſind die Leib gewordenen Töne im Chor ſeliger Geiſter; in den Bogenfeldern ſchweben ſie auf und ab. Einige haben noch volle Körper und nur Einen Flügel, mit dem ſie mühſam ſchweben. Aber ſie ſind ſtufenweiſe geordnet wie ja die Cherubim und Elohim auch ihre Rangordnung im Himmel haben. Die Leiber ſchwinden, die Seelen werden mächtiger; auf die einflügeligen Engel folgen lichtere Geſtalten, körperloſere mit gedoppeltem, mit dreifachem, mit vielfachem Flügelpaar. Je näher dem Allerheiligſten, deſto raſcher der Schwung, deſto höher der Flügelſchlag, deſto reiner die vom Staub und vom Leib befreite Seele!

Dieſe Wandmalereien ſind von Steinle aus Frankfurt. Man hat bei der Wiederherſtellung des Chors hinter dem Putz der Wände alte Farben entdeckt und die verblichenen Geſtalten getreu nach den Urkunden wiedergegeben. Nicht nur die Sculptur, auch die Malerei iſt hier in den Dienſt der Architektur getreten, um die ſtrenge Einfalt und Erhabenheit des Baues zu dämpfen, die ſtarre Größe durch Mannichfaltigkeit zu beleben und zu erwärmen. Dieſe Verſchwiſterung von Körper und Farbe, Architektur und Malerei will uns als der höchſte Triumph der Künſte erſcheinen. Es iſt in der That als habe die Chorhalle erſt ſeitdem ihren wahren und letzten Ausdruck erhalten.

Die Sonne warf ihr Abendlicht durch die bemalten Fenſter. Dieſe ſind wir gewohnt in farbigem Schmuck zu ſehen; die Farbe nimmt hier dem Licht den grellen Ton. Der Glasmalerei hatten wir längſt das Recht zugeſtanden, zur Schmückung der gothiſchen Kirchen. Es iſt aber nur ein Schritt weiter, und die weißgrauen Wände beleben ſich mit derſelben farbigen Geſtaltenwelt, der kalte Fels nimmt Leben an, das Todte wird licht, und in Glanz und Blüthenſchimmer getaucht, möchte ſelbſt der Stein Wärme hauchen und mit lebendigen Tönen zu uns ſprechen.

In ihrem ſanften dunklen goldbraunen Glanz ſteht die ganze Halle wie das Gebilde eines morgenländiſchen Märchens vor dir. Und das Helldunkel der gedämpften Abendſonne gibt dir erſt recht die Beleuchtung für das in Stein hingebaute Traumgeſicht. Das iſt die ſüße heilige Dämmerung, bei der man nicht ſagen kann, ob die Seele, die ſich ihr hingibt, ſchlummere oder wach ſei. Das iſt das Licht, in welchem die Heiligen ihre Verzückung hatten, Propheten der Kirche, Anachoreten der Wüſte die Stunde ihrer Verklärung feierten, ganz aufgelöſt in trunkene Andacht, voll Sehnſucht und Liebe ſich leibhaft in den Himmel verſetzt fühlten.

Drüben im Schiff der Kirche, wo die Arbeit ihr Tagewerk vollendet hat, verklingt der letzte Hammerſchlag. Der Schall einer fallenden Thür tönt von draußen noch herein in die Säulenhalle; am Hochaltar zittern die Becken leiſe nach. Du biſt allein im ſteinernen Eichenhain. Du ſtehſt und lauſcheſt. Es iſt ſo ſtill, du könnteſt das Aechzen dieſer ſteinernen Bäume hören, die von neuem den Schmerz des Wachſens fühlen. Wenn du hier Gott nicht gegenwärtig haſt, ſo iſt er dir niemals von außen nahe getreten. Sieh dir dieſen in Felſen gearbeiteten frommen Gedanken genau an! Heiliger Glaube hat dieſen Tempel Gottes erſonnen, felſenfeſte Zuverſicht, eine Kunſt die wie ein Trotz gegen die Elemente erſcheint, ihn auszuführen unternommen. Und du ſiehſt hier die Größe Hand in Hand mit lieblicher Kindlichkeit, Arm in Arm mit tändelnder Unſchuld und ſüßer träumeriſcher Grazie. Aus den Wipfeln dieſer Bäume knoſpet überall ein buntes Frühlingsleben. Blumen ſprießen aus der Kraft der ungeheuern Stämme, deren gewölbte Zweige das Dach dieſes Kirchenhimmels tragen. Und wo die Aeſte in der Spitze der Wölbungen ſich finden und umſchlingen, da bricht in Roſenform das Auge eines Engels auf.

Soviel ſpielende Freundlichkeit flicht der ernſte Glaube in ſeine Zuverſicht. Blumen windet er ſich in's Haar, und wenn die bloßen Schläfe eine Dornenkrone umzieht, ſo bedenke doch, arme Seele, daß auch irdiſche Roſen ihre Dornen haben und die Kirche jeden Tropfen Blut auf deiner Stirn in ewig blühende Roſen wandelt! Nur eine kurze Spanne Zeit, — man nennt ſie Erdenleben, — gibſt du hin und ernteſt eine ewige Wonne. Und ſchau den Tempel an! Du haſt an ihm ſchon hienieden einen Vorhof zum Himmel; in Liebe und Güte umfängt das Reich der Seligen ſchon hier die gläubige Seele! Oder ahneſt du Schlangen unter den Blumen der heiligen Freude? Dort hinten im ſtillen Winkel ſiehſt du ſeltſam geartet ein ſteinern Bildwerk. Abtrünnige Seelen reiten auf wilden Säuen in's Thor der Hölle ein. Juden werden in der Angel gequetſcht, Ketzer von Furien geſpießt. Eine grauſame Wolluſt, oft ſogar ein tückiſcher Humor liegt in der Beſtrafung irrender Seelen, wie ſie uns die guten ehrlichen Steinmetzen ihrer Zeit in Arabesken und Allegorien ausgemeißelt. Iſt denn die hohe Freude der ſeligen Geiſter nicht denkbar ohne die Gräuel ſinnlicher Leidenſchaft? Mußte denn das mittelalterliche Chriſtenthum, gleich fanatiſch im Haß wie in der Liebe, nach beiden Seiten hin die menſchliche Natur zum Ausdruck bringen? Iſt Gott immer nur ſo wie ihn die Menſchen ſich denken, und der Glaube an ihn immerdar gebunden an die Schwäche der Creatur? —

Das Licht das von draußen durch die Scheiben bricht, wird immer bläſſer; aber die Traulichkeit im Hauſe wird um ſo ſüßer, das Gefühl der Gottesnähe nur um ſo zuverſichtlicher; für den Gläubigen gibt es keine Nacht, auch wo ihn Dunkel umfängt. Tritt nur ſeitwärts, ſuchende Seele! Im Widerſchein ewiger Wonne wie zur Gemeinſchaft mit dem Allerheiligſten einladend, lockt dich hier die ſtille Laube, wo Gott ſich dir ganz erſchließt. Beachte wohl dieſe Abſtufungen im Bau des Tempels! Das Sanctuarium iſt eng und klein. Selten iſt ja unter Menſchen eine vollkommene Reinheit des Lebens. Größer iſt ſchon das Chor, der Aufenthalt der Enthaltſamen. Weiter und geräumiger noch das Schiff der Kirche, wo das bunte Leben der Geſchlechter ſich einfindet, in der Welt gemiſcht, hier aber, wo alles Weltliche ſchweigt, getrennt, rechts die Männer, links die Frauen. Von der ſtillen traulichen Laube in die du mit deinem Gedanken dich auf Augenblicke geflüchtet, blick' nun hinauf zu den Wölbungen, in die Wohnungen der Seligen. Die Engel ſteigen auf und feiern ihre Wandelung zu reinen Geiſtern. Immer körperloſer wird ihr Weſen, immer flügelreicher ihr Leib, bis ſie ganz Seele ſind, ganz Flügelſchlag zum Ewigen. Dieſe Seligen ſtört nichts mehr in der Anſchauung Gottes, kein Körper und ein Erdenſtoff, ja ſie haben, ganz Luft und Geiſt, ſchon Theil an ſeinem Weſen. Alle Bewegung irdiſcher Glieder hat für ſie aufgehört, ſelbſt die Sprache, in der ſich Menſchen verſtändigen, verſtummt; Muſik beginnt, die Welt löſt ſich auf in Eine tönende Wonne. Mit dem Blick nach oben, mit der Sehnſucht nach dem Ewigen biſt du hinaufgeſtiegen. Nun ſchwindet dir alle ſichtbare Welt, deine Sinne helfen dir nicht weiter. Schließ' alſo das Auge; nur dein Ohr ſei noch wach die Geſänge der Engel zu hören! So ganz ſtummes Lauſchen, ſterblicher Menſch, ſo ganz Auflöſung und Hingebung, erfährſt du an dir das Geheimniß der Magd des Herrn, das ſüße Geheimniß der benedeiten Jungfrau, die in Schmerz verloren doch ganz Seligkeit iſt, als ſie der Herr mit ſeiner Umarmung überſchattete.

Das iſt die Spitze der katholiſchen Empfindung, die Hingebung der jungfräulichen Liebe iſt der Triumph dieſes Chriſtenthums. Maria iſt der Hort der Sehnſucht, der Act ihrer gottinnigen Gemeinſchaft, das Allerhöchſte menſchlicher Gefühle.

Wenn du aus dieſem Rauſch der Andacht erwachſt, richteſt du dich auf und blickſt verwundert auf die dir fremdgewordene Erde. Dein Auge ſieht wieder eine Menſchenwelt um ſich, deine Hand fühlt die harte Wirklichkeit. Ja freilich, die Weihe des Augenblicks reicht nicht aus für ein ganzes Erdenleben; du beſinnſt dich auf Zeit und Ort, auf Körper und Geſtalt. Wenn du Proteſtant biſt, wirſt du dann wiſſen, daß es noch ein anderes Chriſtenthum gibt, ein Chriſtenthum, das die Wirklichkeit nicht den Momenten der Erleuchtung zum Opfer bringt, ein Chriſtenthum, das ſich nicht vor der Welt in die Stille flüchtet, ſondern hinauszieht in das Leben der Menſchen, in's Fleiſch der Welt ſchaffend und geſtaltend eingeht, auf daß die Erde nicht dem Himmel dargebracht werde als bloßes Rauchwerk dem Herrn, ſondern umgekehrt der Geiſt auf die Erde eingehe und die Welt mit ſeinem Athem durchdringe. Das Chriſtenthum, das die Welt in die Kirche trägt, war das Eine; das Chriſtenthum, das die Kirche hinaus in die Welt bringt und zur Wirklichkeit unter Menſchen macht, das Zweite. Sage dir nun ſelbſt, ſpätgeborener Sohn der Erde, welches Chriſtenthum dir und deinem Zeitalter Noth thut!

Dieſer Tempel aber ſoll nicht erneuert und hergeſtellt werden, auf daß wir uns in den Rauſch der Entzückung alter Zeiten zurückverſetzen. Er ſoll auch nicht den Zwieſpalt der Bekenntniſſe im Glauben erneuern. Er ſoll, ſo ſprach ein König beim Feſte, das Werk des Bruderſinnes aller Deutſchen, ein Denkmal der Eintracht aller chriſtlichen Religionen werden. Es war im Jahre 1814 als Görres die Vollendung des Cölner Doms als ein Dankopfer für die Befreiung des Vaterlandes forderte. Seine Mahnung verſcholl. Sulpiz Boiſſerée war es dann, der alle ſeine Studien, ſein Leben faſt, daran ſetzte, uns zur Erkenntniß der Structur dieſes Domes zu verhelfen. 1831 ſchloß er ſeine Geſchichte, Beſchreibung und Abbildung der Kirche, die er uns ſo überlieferte, wie ſie nach dem alten Plane ſich geſtaltet haben müßte. Es war der Plan zu einem Gotteshauſe, das alle Dome der Chriſtenheit überflügelte, das Ergebniß alles Schönen und Erhabenen, was die deutſche Kunſt erſonnen, der Schlußpunkt aller germaniſchen Herrlichkeiten des Mittelalters. Von dieſer Herrlichkeit erfüllt nahm ein König in unſeren Tagen den Hammer der Steinmetzenzunft zur Hand und ſprach: Belebe dich, Ruine, werde fertig, Haus Gottes!

Es ſtände ſchlimm mit uns, wenn ſich damit der nationale Bruderſinn begnügte, die Eintracht der Bekenner des Chriſtenthums zu weiter nichts führte als zum Ausbau einer römiſchen Kirche! Deutſcher Bruderſinn und Eintracht bedürfen, ſollen ſie nicht blos Momente eines flüchtigen Rauſches ſein, in der freien Entwickelung aller Kräfte feſter, ſtarker, unerſchütterlicher Grundmauern. Der Cölner Dom iſt blos ein Symbol für die Sache, wie uns ja das alte Chriſtenthum das Symbol ſtatt der Sache gab.

II.

Rheinfahrt.

Erſtes Kapitel.

Eine Wein- und Liederprobe auf dem Rhein.

„Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſre Reben!“ ſang der alte Claudius. Gott hab' ihn bei einem Glaſe Nektar ſelig, wie er ſchon oft hienieden beim Glaſe Rheinwein ſelig war. „Geſegnet ſei der Rhein!“ — Er iſt geſegnet und bedarf kaum unſerer Reime. Es wäre weit gereimter, wir beſängen, wenn uns der Rheinweingeiſt erfüllt, nicht ihn, den Geber der guten Gabe; wenn wir verliebt ſind, nicht die Liebe, wenn wir traurig ſind, nicht die Traurigkeit. Aber ſo iſt der Deutſche! Wenn er ſich heiter fühlt, ſo ſingt er feierlich der Heiterkeit ein wehmüthig Lied. Statt Heiterkeit auszuſtrömen, nimmt er ſich vor, heiter zu ſein, und ſtatt heiter zu werden, erſtickt er die Heiterkeit mit einem lauten Lobſalm. Selbſt die Kriegslieder unſerer Poeten athmen wenig Schlachtluſt, ſind mehr Gebete. —

Wir fuhren mit dem Dampfer ſtroman. Eine ſtrahlende Auguſtſonne hing am Himmel, die Höhen zitterten im glühenden Schein der bangen Luft. Die Berge ſtreckten links und rechts dem Strom entlang ſo wonnig ihre Glieder, in den Rebhügeln kochte und ſchmorte der würzige Saft der Traube; der goldgrüne Rhein ſah uns leuchtend an und warf hinter uns her freudeberauſcht den weißen Schaum ſeiner Wogen durch einander.

Die Geſellſchaft auf dem Deck war ein Gemiſch von Ständen und Nationen. Das Rheinthal iſt nun einmal für alle Völker Europa's zum Corſo geworden. Einige Franzoſen, unter ihnen zwei junge Profeſſoren der Pariſer Univerſität, eilten geſchäftig hin und her, ſich bald von Dieſem, bald von Jenem Raths erholend, um hier an einer Kloſterruine, dort an den Trümmern einer alten Burg deutſche Romantik zu ſtudiren. Die blonden Söhne Albions mit ihren hoch- und langgezogenen Töchtern hielten unter der aufgeſpannten Leinwand die ſchattigſten Plätze feſt, ſtreckten ſich rechts und links und ſtarrten in's Blaue; die Ladies lorgnettirten die Gegend und blätterten emſig in ſchönen Stahlſtichen, um nachzuſehen ob die Natur da draußen auch wohl richtig ſo wäre, wie ſie im Buche verzeichnet ſtand. Wir Andern waren ein unorganiſch kunterbunter Hauſe deutſcher Nation, Preußen und Oeſterreicher, Sachſen und Franken. Uns geſammten Deutſchen gehört dies paradieſiſche Stück Land, Waſſer und Luft, und doch thaten wir ſehr blöde gegen einander, als können wir uns über den Beſitz deſſelben auch heute noch nicht recht einigen. Ein rheiniſcher Weinhändler — er nannte ſich ſelbſt einen fidelen Weinwirth — hatte jedoch das rechte Mittel zu deutſcher Eintracht gefunden. Der Mann war ein runder Mann und alſo, wie Cervantes ſagt, ein guter Mann. Er war ein Cölner und alſo ein luſtiger Menſch, der allen Leuten gern die Carnevalskappe auch mitten im Sommer über die Ohren zieht. Ich weiß nicht, hieß er Herr Mumm oder war er nur ein Seitenſproß des großen Handlungshauſes dieſes Namens, das mit dem Jahrgang Elf vom Johannisberge das große weltbekannte Geſchäft machte. Herr Mumm, ich will ihn ſo nennen, hatte zahlreiche Weinproben bei ſich, ließ auf dem Tiſche, den er dazu in Beſchlag genommen, ein Fläſchchen nach dem andern aufmarſchiren und ſeine Sorten Revue paſſiren. Ich war zweifelhaft ob ſeine Laune ſo liberal war, — ſein ſplendides Haus am Rheine gilt in der That für einen Verſammlungsort aller liberalen Köpfe, — oder ob er mit ſeiner Weinprobe eine Speculation verband. Ich gehörte zu den Eingeladenen und probte mit, hielt mich aber wohlweislich an gewiſſe Sorten die mit einander harmonirten. Vielerlei Weingeiſter durch einander genoſſen, geben juſt ſolch ein babyloniſches Sprachgewirr, wie man es weiland am lieben heiligen römiſchen Reich erlebte, für deſſen Fetzen wir noch heute nach einem Schneider ſuchen. Ein Kenner ſaurer Weine, ein Conrector aus der Gegend von Meißen, gehörte mit zu den eifrigen Jungen, die ſich hier ſpitzten, aber nach und nach ſtumpf wurden, die Kritik verloren und Gott einen guten frommen Mann ſein ließen, der vielleicht am jüngſten Tage mit all den Weinſorten auch nicht mehr aus und ein weiß. Der Conrector war ſehr gründlich im Studium und lief vielleicht um ſo eher Gefahr die gelehrte Haltung zu verlieren, obſchon er immerfort lachte und dabei ſehr weiſe that. Das Schleckern mit der Zunge, das Herumwälzen des Mundvolls bis zum Gaumen und wieder vorwärts bis an die Zähne, dies eigenthümliche Experiment eines gewiegten Kenners hatte er ſich in der kurzen Zeit, wo er am Rhein war, gut zu eigen gemacht; nur ein gewiſſer ſentimentaler Augenaufſchlag verrieth den gelehrten Thebaner. Es gibt fromme Mienen die nur dem Frömmler eigen ſind; aber auch der Weltliche hat ſeine frommen Augenblicke; ein Weinprüfer, wenn ihm der würzige Duft durchs Gehirn ſteigt, ein Conrector, wenn ein ſchlagender Spruch ſeines Horaz ihm à propos über die Lippe ſpringt. Der Conrector aus der Gegend von Meißen ſenkte bei jeder neuen Sorte wohlgefällig ſein Haupt; ſein Auge fuhr dann über die Brille hinweg gen Himmel. Er ſah jeder Zeit aus als wollte er eindringlich ſagen, einem Kenner Horazens ſei nichts neu unter der Sonne. Er war ſonſt ein beſcheidener kleiner blaſſer Mann. Sein ſtereotypes Lächeln wurde mir nach und nach verdächtig, doch hielt er ſich durchaus brav; einige Flecke Karmin auf der gelehrten Naſe waren offenbar ſchon ein alter Schaden aus dem Lande Meißen. Als ſattelfeſter Lateiner war er uns auf der Rheinfahrt äußerſt nutzhaft und lehrreich. Er war ſchon mehrmals gründlich am Rhein geweſen, das heißt in Gedanken und in ſeinen Büchern, und er ſprach in der That ſo gelehrt wie ein Buch.

wenn eine Römerſchanze oder irgend ein Gemäuer aus alter claſſiſcher Zeit vor unſern Blicken rechts und links auftauchte. Druſus allein hat fünfzig Caſtelle im Rheinthal erbaut; was Wunder! wenn da ein deutſcher Conrector alle Hände voll zu thun hat. Als wir bei Bacharach hielten, um einige Paſſagiere zu wechſeln, nahm der liebwerthe Mann mit beſonderer Salbung ſein Glas zur Hand und ſagte mit einer Schwenkung als wollt' er den Unterirdiſchen den Tribut zollen laut und feierlich: „Bacharach, Bacchi Ara!“ Er ſchlürfte den Reſt Hochheimer im Glaſe aus und ließ dann die letzten Tropfen als Libation auf den Boden fließen. Dann lachte er wieder ſehr weisheitsvoll, als ſei er auch darüber erhaben und wolle nur den alten Uſus geneigteſt in Erinnerung gebracht wiſſen. Wir thaten ihm Beſcheid, und wer's noch nicht wußte, erfuhr nun bei guter Gelegenheit woher Bacharach ſeinen Namen führt.

„Der Jahrgang Sechsundvierzig ſoll leben!“ ſagte Herr Mumm und füllte von neuem unſere Römer.

„Neben dieſem Elfer ſoll er leben!“ rief Einer von der Geſellſchaft und erhob ſein Glas. Herr Mumm nahm das Compliment ſchmunzelnd hin, das ſeine Sorte für Elfer erklärte. „Wenn der Wein heuer eine Art Elfer wird,“ ſagte er, „dann wäre ſeine Unſterblichkeit geſichert!“

„Woher es nur kommen mag,“ ſagte ein breitſchulteriger Mann mit eben ſo breiter Mundart, „daß der Wein hier zu Land ſo duftig wird wie nirgend in der Welt!“

„Ja und ſo ſüffig!“ ſagte ein Stämmiger aus Bayern, der mit dem Ellbogen ſeinen ebenfalls breiten Rücken auf den Tiſch ſtützte und ſeinen Hals zwiſchen die Schultern nahm. — Beide Männer, der Frager und der Antworter, ſaßen einander gegenüber und blickten ſich groß und ſchweigend an. Es waren zwei ſchwere diplomatiſche Fragen, die Oeſterreich und Bayern mit einander wechſelten.

„Noi!“ ſagte der Oeſterreicher, — er ſchien ein Deutſchungar zu ſein, — „wos dos Trinkbare betrifft, da haben wir ah halt gute Sorten; aber dos Gedüftel dieſes gottvollen Safts am Rhein, dös ſucht ſeinesgleichen! I woiß nit, iſt's der Nebel hier herum der ihn ſo würzig macht, iſt's der Spiegel des Stroms, der die Sonnenſtrahlen par ricochette auf die Rebhügel zurückwirft, — i woiß nit, wos es iſt, ober es iſt wos!"

„Das thut die Luft, Herr von Achtelhalter!" ſagte lachend unſer heiterer Weinwirth.

„Erlauben's! wos thu i mit der Luft?" erwiederte der Deutſchungar, der durchaus den Forſcher machen wollte.

„Es iſt der Strom, der Strom!" ſagte der Conrector. „Ein bloßer Spaziergang am Rhein hat ſchon was Würziges, was Erquickendes. Der Strom thut's, er hat was ganz Eignes an ſich, er hat was —, genug, er hat was an ſich."

Darüber ſchweigt aber Horaz! ſagte ich.

„Ja und die Chemie auch!" fügte der Oeſterreicher hinzu, „die Wiſſenſchaft iſt a Lump, doß ſie uns dos nit ausmitteln kann!"

„Iſt kein Dalberg, kein Chemiker da?" rief ein junger Trinker, der gern witzig ſein wollte.

„Wir werden es auch ohne Chemie ausmitteln!" ſagte Herr Mumm und goß die Flaſche Hochheimer leer. — Wir ließen die alten Geiſter in der Tiefe, Herrn Mumm's Weine in ſeinen Kellern in Mainz und Cöln leben, dann auch die neuen, die werdenden Geiſter die im heiteren Sonnenlicht ihrer Zukunft entgegenreiſen; wir ließen die Erde leben die die Rebe trägt, die Luft die ſie tränkt, die Sonne die ſie wärmt. Im Lob auf Vater Rhein insgeſammt vereinigten ſich unſere Toaſte.

Wenn die Wiſſenſchaft, nahm ich das Wort, ergründen will, wo der Quell des Segens ſprudelt, ſo ſoll ſie nicht auseinanderzerren was zuſammengehört. Waſſer und Erde, Luft und Licht, alles mit einander macht den deutſchen Nektar, und zum Feuer des Himmels kommt auch noch das Feuer aus der Unterwelt, denn auf vulcaniſchem Boden wächſt der beſte Wein. Das alles, auch die vulcaniſche

Kraft, faſſen wir mit dem Namen Rhein zuſammen und wenn wir den Strom perſönlich machen und „Vater Rhein“ ſagen, ſo verſtehen wir eben damit den geheimnißvollen Geiſt, dem all dieſe einzelnen Elemente dienen. Darum beteten auch die alten Völker am Fluſſe; ſie ſchrieben dem Rhein wunderbare Gaben zu. Am Vorabend zum Johannistage gingen die Frauen in alter Zeit an's Geſtade und wuſchen ſich Bruſt und Arme unter feierlichem Gebährdenſpiel und leiſe hingemurmelten Sprüchen. Sie glaubten ſich von aller Schuld in der heiligen Fluth zu reinigen, und beim dämmernden Mondlicht, beim Schweigen der träumeriſch webenden Johannisnacht alle Sündenlaſt des Jahres loszuwerden.

„Ach! das iſt ſchon ſo lange her,“ rief ſpottend Herr Mumm, „daß es gar nicht mehr wahr iſt!“

Und wir wüßten es auch nicht, erwiderte ich, wenn es uns nicht Petrarca erzählte. In ſeinen ewig dauernden Worten ſteht es verzeichnet. Petrarca hat Aachen und Cöln beſucht; er ſchildert uns das Schauſpiel am Vorabend des Johannistags am Rhein. Das ganze Ufer war mit einer Schaar von Frauen und Mädchen bedeckt, und der Sänger Laura's war von ihrer Schönheit ſo entzückt, daß er ſein Herz hätte verlieren können, wenn er es nicht ſchon an Laura verloren gehabt hätte. Einige von den Frauen und Mädchen, erzählt er, waren mit wohlriechenden Kräutern umrankt, alle aber wuſchen ſich mit zurückgeſtreiften Gewändern die weißen Glieder im Strom, Gebetſprüche flüſternd. Wie beneide ich Euch, ſagte der Dichter, glückſelige Anwohner des Rheins, daß der Fluß Euer Leid hinwegnimmt, während uns weder Po, noch Tiber davon reinigen können!

Der Conrector unterſtützte mich mit Citaten und ſagte: Recte, bene! obſchon er der Meinung war, ich hätte nicht „ſtricte vertiret.“

„Der Glaube thut's!“ ſagte ein bisher ſchweigſamer Mann, der, während ich auf dem Feldſtuhl ſaß, hinter mir geſtanden und ſich jetzt über meine Schulter herunterneigte. Ein brauner, bis an den Hals übereinander geknöpfter Rock deckte die mittlere, angenehme, mäßig beleibte Geſtalt des Fremden, der ſich zum erſten Mal mit dieſem Wort in unſer Geſpräch miſchte. Sein ernſtes, aber behäbiges Geſicht war freundlich geröthet, die volle Wange war bis über die Schläfen hinauf glatt raſirt, ſein ſchwarzes langes Haar in Locken hinter's Ohr zurückgeſtrichen, das weiche Schmunzeln um die Lippen hätte faſt ſeinen Stand verrathen. Ich blickte nach ſeinen Füßen. Der geiſtliche Kanonenſtiefel fehlte; der Mann trug ein einfaches ſchwarzes Beinkleid; den runden ſchwarzen Hut, für einen Weltlichen eine ſonſt ungewöhnliche Kopfbedeckung auf Reiſen, hatte er noch nicht gelüpft. Seine Theilnahme an der Unterhaltung war bisher eine ſtumme Aufmerkſamkeit geweſen; er war ausgewichen, als Jeder von uns ſein ſpecielles deutſches Vaterland eingeſtand. Vom edlen Rebenſaft des Herrn Mumm hatte er nur wenig genippt.

„Der Glaube thut hier wie immer im Leben das Beſte!" wiederholte er jetzt mit ſeiner wohltönenden Stimme. „Den Völkern iſt der Strom heilig geweſen, und darum blieb auf ihm der Segen ruhen. Nicht die Rebe iſt's allein, denn die iſt häufig aus andern Orten, ſogar aus Bordeaux hergebracht; nicht die Scholle Landes thut's allein, nicht die Sonne, nicht die Lage der Berge. Es iſt eben alles zuſammen, und wo alles Einzelne richtig zuſammengreift, da haftet der Glaube daran, unzerſtörbar, geheimnißvoll."

„I ſo ſchlag' aner dös Faß entzwei!" rief der Oeſterreicher, „dös iſt halt umgekehrt! Weil mir der Woin ſchmeckt, glaub' ich an ihn; er ſchmeckt mir nit, weil ich an ihn glaub'!"

„Ein Hyſteron Proteron!" lächelte der Conrector.

„Beides greift in einander über," ſagte der Mann im braunen Oberrock, „Urſache und Wirkung laufen zuſammen, die eine trägt die andere und beide rufen ſich wechſelsweiſe hervor."

„Da muhß i ſchön bitten!" rief Herr von Achtelhalter.

„Erlauben!" unterbrach ihn freundlich der Braune. „Sie geben ſchon mit dem guten Glauben an dies Glas Wein. Schon der Anblick des grünen Römers erweckt gewiſſe Vorſtellungen, reizt die Phantaſie und erſt mit dieſer Empfänglichkeit ſind Sie im Stande den Werth des Weines zu ſchätzen. Das erſte Glas Wein, die erſte Pfeife Tabak hat ſelten Jemandem gemundet; es gehört eine geiſtige Vorbereitung dazu, und eben der Glaube an die Sache iſt es, der die Sache werth macht und zu ihrem Genuß befähigt. Ich habe ſelbſt im Lande Meißen manch gut Glas Rothen getrunken. Er war von Burgunder Reben, er war vortrefflich, aber weil man ihn Meißner nannte, hatte er keinen Credit. Das iſt eben der Glaube, der Credit. Die Weinhändler in Sachſen verkaufen ihn als Bordeaux und dann ſchmeckt er den Leuten ausgezeichnet. Mit dem Schaumwein iſt es nicht anders.“

„Das hat was für ſich!“ ſagte der Conrector, der für ſein Meißner Gewächs eine Chance eröffnet ſah.

„Ja, ja, der Glaube thut's, der Glaube macht ſelig!“ ſagte Herr Mumm mit einer verſteckten Parodie. „Wie iſt doch gleich die Geſchichte von der Heiligen zu Coblenz, die trocknen Fußes über den Rhein ging? Das Waſſer trug ſie, ſolange der Glaube ſie hielt; es wich unter ihren Schritten, ſobald ein Zweifel in ihr aufſtieg. Und unſere guten Vorfahren ließen auch ihre neugeborenen Kinder die Waſſerprobe beſtehen, falls ſie deren Aechtheit beargwöhnten. Sie tauchten ſie in den Strom; die ehelichen ſchwammen ſacht an's Ufer, die unächten riß der Strudel mit ſich fort. — Das iſt auch ſchon ſo lange her, daß es nicht mehr wahr iſt!“ fügte er lachend hinzu.

„Kamen unächte Kinder wirklich ſo früh ſchon am Rheine vor?“ flüſterte mir der Conrector zu.

Ich wollte ihn fragen, ob ſich nicht wenigſtens im Petrarca eine Beweisſtelle dazu finden ließe; aber unſer Oeſterreicher hatte den Scrupel des Conrectors vernommen. „O Ihr da von Niederdeutſchland!“ rief er zornig, „thut nur nit ſo ſtolz mit Eueren orthodoxen Sitten und dünkt Euch nit ſo tugendhaft! Dös Leben in Oberdeutſchland iſt leichter und freier, und Ihr ſcheltet uns ſanguiniſch. Die Frauen am Rhoin ſind heiterer, hingebender, ſie ſind halt geradeſo was man mundrecht nennt. Die Frauen am Rhoin ſollen leben!“

Das Hoch fand ſtürmiſchen Anklang, ſo ſchlecht es eingeleitet war. Der Contrector kicherte über das Wort „mundrecht,“ drückte die Augen zu und ſchnippte mit den Fingern, als hätt' er im Text eine anſtößige Lesart entdeckt. Der Braune hatte ſich entfernt, während Andere, auch Leute vom Platze der zweiten Cajüte, von der lärmenden Luſtigkeit herbeigelockt, ſich zu unſerem Tiſch geſellten, der auf der Grenzſcheide zwiſchen den Paſſagieren erſter und zweiter Claſſe ſtand. Unter den Perſonen, die zu dieſer letztern gehörten, trat auf Herrn Mumm's Einladung ein junger blonder friſcher Burſche heran, und that ihm mit dem dargebotenen Römer Beſcheid. Es war ein Tiſchlergeſell aus der Oberpfalz, der lange in Cöln gearbeitet hatte und nun nach Luxemburg wollte. „Wer mittrinken will, muß auch eine Rede halten, ein Vivat ausbringen!“ hieß es von allen Seiten.

Der junge Oberpfälzer ſah uns verdutzt an und lächelte blöde drein. Zwei Bonner Studenten, die ſchon längſt ihre Kehlen gewetzt hatten, ſtimmten plötzlich das alte Beckerſche Lied an:

Sie ſollen ihn nicht haben
Den freien deutſchen Rhein!

Aber man ließ ſie nicht ungeſtört weiter ſingen. Einige von der Geſellſchaft fielen ſpöttiſch ein, verhöhnten mit lachender Gebährde den wimmernden Ton der Melodie und zerrten den Schluß: Schöner freier deutſcher Rhein! proſaiſch platt und breitmäulig auseinander.

„Und da möcht' i wohl wiſſen,“ ſchrie der Oeſterreicher dazwiſchen, „worum der Rhoin halt frai haißen ſollt' und der Donaufluhß es nit eben ſo gut ſain kann!“

Die Bonner Muſenſöhne lachten Chorus. „Die Donau!“ riefen ſie, „die iſt ja halb ungariſch und türkiſch!“

„Und die Ruſſen verſtopfen ihr mit Koſakenpiken die Mündung!“ ſchrie ein Anderer dazwiſchen.

„Und der Rhoin,“ entgégnete Herr von Achtelbalter, „den könnten's die Mündung mit Baumwollenballen zuſtopfen, wenn er noch

Luſt hätt', 's Maul aufzuthun und ſich nit lieber im Sand verlör'! Und die Schwaiz, wo er geboren iſt" —

„Seine Quellen ſind deutſch!" riefen die Studenten mit Andern.

„Ja, ſcheen daitſch!" lachte der Oeſterreicher und ſchlug ſich auf die Schenkel. „Sich d' Kopf zerzauſen und d' Jacke ausklopfen, döß es nur ſo raucht: haißt dös daitſch ſain? Und a Daitſch verführen die Herren Schwaizer! — na, i bidaure den ormen Vatter Rhoin, doß er ſolch Wiegenlied hören muhß, und frai iſt er ah nit!"

„Die Holländer binden ihm die Füße, — Die Schweizer halten feſt ſein Haupt!" ſang ein luſtiger Menſch aus dem Haufen heraus das Heine'ſche Spottlied, das ſchallenden Anklang fand.

Der Conrector nahm mich beim Arme und flüſterte mir leiſe zu: „Im Grunde iſt der Rhein auch gar nicht deutſch!"

Was? Weil der Elſaß nicht mehr zu uns gehört? fuhr ich auf.

„Ich meine den Namen des Stromes," ſagte der gelehrte Mann. „Rhenus kommt vom Keltiſchen hrên!"

Hol' dich der Kukuk, Philologie! ſchrie ich und drehte ihm den Rücken.

Herr Mumm hatte mit dem Korkzieher gegen ſein Glas das Zeichen gegeben; er bat um's Wort und wir hofften auf eine verſöhnende Rede. „Meine Herren!" begann er, „es kann keine Frage ſein, ob der Rhein deutſch iſt. Der Mittelrhein war und iſt es. Von da an, wo die größere Schifffahrt beginnt, von Speier bis über Bonn hinunter, hatten und haben noch deutſche Völkerſchaften ihre Sitze. Anders aber ſteht die Frage, ob der Rhein frei iſt, und wem er dieſe ſeine Freiheit verdankt. — Ich habe Ihnen den Rheinfels gezeigt, auf welchem die Grafen von Katzenellenbogen gehauſt, um den Schiffern fauſtrechtlich den Zoll abzunehmen. Der rheiniſche Städtebund belagerte weiland vierzehn Monate lang das Raubneſt, aber der deutſche Kaiſer beſtätigte ſeinen Getreuen den Zoll. Solcher rechtmäßig von Kaiſer und Reich anerkannter Raubzölle zählte man am Rhein, ſo lange er deutſch war, dreißig. Die Franzoſen erſt haben den Rhein frei gemacht, frei von der Nichtswürdigkeit all der vertragsmäßig eingeführten Zollplackereien, mit denen die Deutſchen ſich gegenſeitig ihren Verkehr belegten. Die Franzoſen haben auch im Jahre 1800 das Verdienſt gehabt, den großen Unkelſtein zu ſprengen. Und mit der Beſeitigung der natürlichen Hinderniſſe ging die Aufhebung der künſtlichen Sperren bei ihnen Hand in Hand. Die Abgaben die die Deutſchen unter einander erhoben, waren faſt hinderlicher für die Rheinfahrt als Stromſchnellen, Felſenbänke, Bingerloch und all das wilde Gefähr und Geſtrudel. Dazu gehörte das Unterſchlagerecht in Cöln und Mainz, die Gilden, die Rangfahrten und wie all der gezwungene Stapel hieß. Napoleon, meine Herren, hat das zuerſt eingeſehen und in dem 1804 zwiſchen Deutſchland und Frankreich geſchloſſenen Rheinſchifffahrtsvertrage wurden die Abgaben weſentlich vermindert, der Willkür der Beamten in Erhebung derſelben wurde ein Ende gemacht. Es gab bis dahin in der That am Rhein ein ſyſtematiſirtes Fauſtrecht und Raubhandwerk, gleichviel ob es die Regierung oder die Raubritter und die Gilden trieben. Nach dem Falle Napoleons, — er hat nicht lange genug gelebt für die Welt! — ſahen die Fürſten nun wohl ein, daß ſie dabei recht ſchlecht fuhren; es gehen nach den Erleichterungen im Verkehr jährlich fünf Millionen Centner ſtromab und auf. Man ließ das Napoleoniſche Syſtem — denn es war nun ſchon eingebürgert und eingewohnt — „beim Alten“ bewenden, und ordnete darin noch weiter was nachträglich nöthig ſchien. Im Pariſer Frieden that man ſehr groß mit der Acte von der freien Schifffahrt auf dem Rhein; man decretirte ſogar die Ausdehnung dieſer Freiheit jusqu' à la mer. Aber Mynheer hat das nicht verſtehen wollen, er hat nicht: *bis in's Meer*, ſondern *bis an's* Meer überſetzt. Mynheer nimmt Zoll an den Mündungen; die Herren vom Wiener Congreß überließen jedem Fremdling die Deutung ihrer Beſtimmungen. Geſtehen Sie aber ſelbſt, meine Herren, wem der freie Rhein, *wenn* er frei iſt, dieſe ſeine Freiheit verdankt!“

Eine peinliche Stille lag auf der Verſammlung als der Rheinländer ſchwieg; er hatte damit ein Glaubensbekenntniß abgelegt, das Viele theilten, das Einige beſchämte, Jedem aber für den Augenblick den Muth nahm, ein Gegenwort zu ſprechen. Alsbald wälzte ſich die politiſche Debatte von neuem chaotiſch heran; die einmal entfeſſelten Geiſter wollten nicht zur Ruhe kommen, wußten keinen Abſchluß zu finden.

Laßt uns ein Lied ſingen, rief ich, ein Lied das Allen mundrecht iſt!

Viele ſtimmten bei. „Aber nur a naies!“ rief der Deutſchungar, „nur a naies Lied!“

„Bei einem Glaſe alten Weines,“ entgegnete ihm der Conrector, „da ziemt ſich wohl auch ein altes gutes Lied.“

„Dann ſing i nit mit!“ brummte Herr von Achtelhalter und ſuchte ſchläfrig mit ſeinem breiten Rücken nach einer guten Poſition.

„Wie wär's?“ fuhr der Conrector fort, wenn wir auf den guten Hölty zurückkehrten, der den Rhein nicht geſehen haben mag, aber doch ſo ſchön zu dichten wußte:

Ein Leben wie im Paradies
Gewährt uns Vater Rhein!
Ich geb' es zu, ein Kuß iſt ſüß,
Doch ſüßer iſt der Wein!“

„Dös iſt gar a dummes Lied!“ fuhr der Oeſterreicher auf. „Wer den Woin beſingen will, braucht mir den Kuß nit zu läſtern. Es iſt halt mit der Freiheit ah an übles Ding, wenn der Eine den Andern über Bord werfen will.“

Liebe deutſche Verwirrung! dacht' ich. Sie können ſich nicht-einmal über ein Lied vereinigen! — Die Bonner Muſenſöhne erbarmten ſich der kritiſchen Verlegenheit und wußten Aushülfe. Sie ſtimmten an und Chorus fiel ein:

Man brauet Bier im Land zu Meißen,
In Baiern, Pommern und in Preußen,
Gott Lob, die edle Pfalz allein
Gibt uns und ihnen guten Wein!

Wir können vieler Ding' entbehren,
Auch dies und jenes nicht begehren;
Doch werden wenig Männer ſein.
Die Weiber haſſen und den Wein!“

Obſchon das auch kein Bundeslied iſt, das alle deutſchen Stämme gern mitſingen, ſo war doch der Oeſterreicher wenigſtens zufrieden, daß man die Weiber nicht ausſchloß, wenn man den Wein leben ließ. „So laſſ' i mir's g'fallen!“ rief er und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch; „dös Eine thun und dös Andere nit laſſen; ſo iſt's halt bei uns Stylus! Wer nit liebt Woin, Weib und G'ſang, der bleibt ein Nahrr ſein Lebelang!“

Ein Spruch vom Ketzer Luther! raunte ich ihm in's Ohr, da ich dicht hinter ihm ſtand. Er blickte auf, ſah mich groß an, wandte ſich aber unwillig fort und murmelte: „Ah wos! Ketzer oder Chriſt, Jud' oder Haid'! Wann der Menſch nur g'ſund iſt! Beim Woin iſt's alles ains!“

Wie ich zurücktrat, ſtand der Mann im braunen Oberrock hinter mir; ſein dunkles Auge ſah mich aus dem runden blühenden Geſicht ruhig fragend an. Ich hab' ihm den Dichter ſeines Reimſpruches genannt, ſagt' ich, auf den Oeſterreicher deutend, — und er meint, beim Wein ſei alles eins, alles gleich viel, Lutherthum oder Römerthum!

„Er meint: gleich wenig!“ verbeſſerte der Braune meine Rede.

Sie ſcheinen von dem alten Spruch: In vino veritas! nichts zu halten? fuhr ich fort.

„Der Wein thut's nicht!“ lächelte der Mann mit beſcheidener Zurückhaltung. „Der Wein iſt ſchon ſo oft beſungen, jedes Zeitalter hat andere Lieder und Sprüche auf Gott Bacchus gedichtet, bald ſtark, bald ſchwächlich, je nachdem die Menſchen waren.“

Sehr wahr! ſagt' ich, und Luther, däucht mir, hat das ſtärkſte Lied beim Glaſe Rheinwein geſungen, ein Lied das uns das Mark durchſchüttelt, uns Herz und Nieren ſtärkt.

„Der Reformator Martin Luther hat manches gute Tiſchlied gedichtet!“ ſagte der Braune und lugte mich forſchend an.

Ich meine kein Loblied auf Gott Bacchus! fuhr ich fort, ich meine ein Lied, dem alten Gott Zebaoth geſungen in Sturm und Todesnoth, ich meine das glaubensſtarke heilige Lied: Ein' veſte Burg iſt unſer Gott! Das Lied hat Luther da unten in Oppenheim bei einer Kanne Nierenſteiner gedichtet. Ich war dort, ich habe mir die Kunde beſtätigen laſſen und ich glaube daran, und wenn es der Glaube thut, ſo thut er's eben und es iſt richtig!

„Es war vielleicht, als Martin Luther nach Worms zum Reichstage ging?“ ſagte fragend der geiſtliche Mann aus Belgien mit einem unſichern Blick.

Ganz richtig, nach Worms, in das er ſich hinein wagte, und wenn auch dort ſoviel Teufel wären als Ziegel auf den Dächern! Sein braver Kurfürſt ſorgte für einen guten Trunk und ſo hat der Glaubensheld wenigſtens nicht Durſt gelitten. An Luther kann man wahrnehmen, wie der Rheinwein auf eine ſtarke Seele wirkt.

Und wenn die Welt voll Teufel wär',
Und wollten uns verſchlingen,
So fürchten wir uns nicht ſo ſehr:
Es ſoll uns doch gelingen!

Das hat er damals auch gedichtet und mich dünkt, das ſei ein Wort wie ein Felſen, — ein weit feſterer vielleicht als der Felſen —

Ich ſprach es nicht zu Ende. Die Geſellſchaft erhob wieder lauter ihren Streit; wir waren bei Seite an den Rand des Schiffes getreten und konnten doch nicht mehr zu Worte kommen. Herr Mumm hatte den Tiſchlergeſellen aus der Oberpfalz bei der Hand ergriffen und in den Kreis gezogen, gebot jetzt mit klingendem Glaſe Stillſchweigen und rief: „Hier hat Jeder geſprochen; auch der Burſch aus Franken muß zu Worte kommen! Friſch, eine Rede gehalten! Wer mittrinken will, muß auch mitreden! Der Franke hat das Wort!“

Alles horchte hin und blickte auf den jungen blonden Menſchen, der mitten im Kreiſe ſtand, den Hut abnahm und ſchüchtern um ſich blickte. „Ja, reden kann i nit,“ ſagte er lächelnd, „blos ſingen.“

„Na, an Lied, an naies Lied!“ rief der Oeſterreicher.

Es ward Stille geboten und der Jüngling aus der bayeriſchen Pfalz begann mit heller lauter Kehle:

„Es war einmal ein Zimmerg'ſell —“

„Worum denn kein Schreinerg'ſell?“ fuhr Herr von Achtelhalter dazwiſchen.

„Friede, Oeſterreich!“ geboten mehrere Stimmen. Oeſterreich wurde zur Ruhe verwieſen, und der Pfälzer konnte zu Worte kommen, das heißt zum Geſang. Sein Lied war die beſte Feier des Rheinlands, das beſte neue Rheinweinlied nach dem wir geſucht. Es beſingt nicht den Wein, ſondern die Wirkungen des Weines*).

Es war einmal ein Zimmerg'ſell,
Ein jung friſch vrächtig Herz.
Der baut dem alten Markgrafen ein Haus,
Das bracht' ihm Harm und Schmerz.
Sowie das Haus zu Stande war,
Viel hundert Klaftern tief,
Da ward er müd' und legt ſich hin,
Der Zimmerg'ſell, und ſchlief.
Die Frau Markgräfin kam und ſchaut',
Den Zimmerg'ſelln zur Stund'.
Sie bückt' ſich über ihn und ſrach!
Hier küß mich auf den Mund!

---

*) Ich gebe es möglichſt allgemein deutſch ohne ihm ſeine naive Provinzialfarbe zu nehmen. Bisher anderswo gedruckt, findet ſich das Lied nur mit Zuſätzen und Ausweitungen, die es ſtören. Karl Simrock ſagt, es würde am ganzen Rhein von den Quellen bis zu den Mündungen, aber überall anders geſungen. Mag es denn Jeder ſingen wie er will; wie es mein Tiſchlergeſell gab, kommt die Ballade am meiſten zu ihrem Rechte.

Ach nein, ach nein, Frau Markgräfin,
Das brächt' uns Beiden Schand'!
Er wehrte ſich, er ſträubte ſich
Und küßt' ihr g'ſcheidt die Hand.
Doch wie ſie nun beiſammen war'n,
Sie meinten, ſie wär'n allein,
Der Zimmerg'ſell faßt ſich ein Herz
Und küßt ihr d' Lippen fein. —
Ach mein Herr Markgraf! ſchreit der Bub',
Der heimlich das geſchaut. —
Das Donnerwetter ſoll ihn hol'n!
Raſch einen Galgen g'baut!
Der Galgen ſtund. Der Markgraf rief
Zu ſeinen Mannen all'n,
Und hat er nicht den Tod verdient?
Sprach er zu ſein'n Vaſall'n.
Doch wie ſie nun die Frau Gräfin ſah'n
So ſchneeweiß jung und fein,
Da ſprachen ſie, da riefen ſie:
Herr Markgraf, haltet ein!
Der Zimmerg'ſell der büßt den Tod,
Weil er ihr küßt' den Mund.
Herr Markgraf, ſchaut die Lippen roth:
Wir thäten's all zur Stund!
Da ſtutzt der Markgraf ſehr und ſprach:
Wir woll'n ihn leben lahn,
Weil keiner unter uns Allen hier,
Der dos nit auch gethan!

Unſer Dampfſchiff hielt in Bingen. Der Tiſchlergeſell verließ uns; mehrere ſeiner Genoſſen griffen ebenfalls zu ihren Ränzeln und ſprangen in den Nachen. Der wortkarge und geſangreiche Franke gab beim Abſchied noch ein Lied zum Beſten, als Herr Mumm ihm die Hand bot. Es war das bekannte Handwerksburſchenlied, das in ſeiner komiſchen Treuherzigkeit den Rhein mehr feiert als manche ſtolze Ode, die ihm geſungen iſt.

Es iſt eine harte Nuß
Daß ich vom Rheine ſcheiden muß!

So ſang der luſtige Menſch mit ſchmetternder Stimme in's Gebrauſe der Dampfräder, die von neuem mit voller Kraft zu arbeiten begannen. — Wie beneide ich dieſe wandernden Handwerksburſchen, dieſe Arbeiter und Proletarier! Nicht weil ihnen die Zukunft Europa's gehört, — das iſt nur eine von den utopiſchen Gedankenquälereien unſerer müßigen Abſtraction, — ſondern weil ihnen in ihrer culturloſen Heiterkeit die Welt ſo frei und offen daliegt. Dieſe Handwerker feiern auf der Wanderſchaft ihre Studentenjahre, während die jungen Gelehrten auf der Hochſchule kaum noch ſingen: Ein freies Leben führen wir! Das Wandern hält Leib und Seele friſch, und der Verkehr in vieler Herren Ländern macht gewandt und klug. Wer fleißig iſt, braucht nicht zu fechten, nicht zu betteln, und wer wenig Bedürfniſſe hat, dem gehört auch ohne Communismus die Welt.

Ich hab' mein Sach auf nichts geſtellt, juchhe!
Drum iſt ſo wohl mir in der Welt, juchhe!

So klang es noch von Bingen zu uns herüber, als die wandernden Geſellen landeten. Sie ſchwenkten die Hüte, und riefen das Juchhe ſchmetternd hinaus in die Luft.

Wie die flotten Burſche das köſtliche Goethiſche Lied genießen, ohne von Goethe ein Wort zu wiſſen! dacht' ich für mich. Das iſt auch ein Rheinweinlied, nur daß es die Deutſchen ſo ſelten beim Weine ſingen! In Goethe's Dichtungen waltet ächter Rheinweingeiſt. Sein Fauſt ſchmeckt wie alter, ſchwerer, Jahrhunderte lang gelagerter Markobrunner. Und jene kleinen Lieder, die ihm von früh bis ſpät in's hohe Alter leichtbeſchwingt und flügelſchnell aus dem frohen Herzen ſtiegen: es ſind die kleinen angenehmeren Rebſorten die hier und da an den grünen Bergabhängen im wehenden Luftzug unter der lachenden Sonne gedeihen. Süße Heiterkeit duftet ihre Blume; trauter Frohſinn und eine jubelnde Luſt, die Welt in ihrer ganzen Schönheit zu fühlen, durchſtrömt ſie. Der Menſch im Rheinland iſt einmal ſehr fromm, tief und ſtark geweſen; da hat er ſich jene Dome gebaut, die gen Himmel ragen. Dann ſchien die Welle des rheiniſchen Bluts leichter zu fließen; der Charakter des Rheinländers von heute iſt ſprudelnder geworden, — vielleicht auch leichtſinniger? — Ja, da liegt's. Und ob dereinſt noch Stürme kommen mögen, wenn wir den Drang des Ernſtes abgeſchüttelt? — Dieſe meine Hamletſchwermuth war vielleicht auch nur eine Wirkung des Hochheimers.

Zweites Kapitel.

Ein Geſpräch in der Kajüte. Das wahre Deutſchland und der Rhein.

Am Lurleifelſen ſcheitert heutzutage Niemand mehr. Die Macht der Schönheit in unſerem Jahrhundert iſt nicht mehr ſo ſinnbethörend, daß wir in ihren Anblick verloren die Felſenriſſe nicht merkten und mit Mann und Maus zu Grunde gingen. Wäre ein Odyſſeus unter uns, er brauchte ſich nicht mehr an den Maſt binden zu laſſen, wenn der Geſang einer Lorelei-Sirene ertönte. Der Staat, die Geſellſchaft, der Einzelne, Alles iſt Geſchäftsmann, das ganze Menſchenleben eine Rennbahn zum reellen Gewinn geworden. Im Intereſſe des bürgerlichen Nutzens ſind im Binger Loch die Felſen weggeſprengt, die die Rheinfahrt behinderten. Es ſteigen auch keine Raubritter mehr von den Burgen herab, um die Kaufherren zu zwingen, ihre Dienſtleute zu bemannen. Auch dieſe Romantik hat aufgehört; der Staat hat die Raubzölle in ein Steuerſyſtem verwandelt, um das man ſich nur noch in den Kammern zankt. Freilich nimmt der Staat mehr an Steuern als die Raubritter ehedem an gewaltſamen Zöllen. Aber der Kaufmann weiß woran er iſt und zahlt gern für das Gefühl der Sicherheit. — Auf den Polſtern in der Kajüte lagen und hingen die ausgeſpreizten Söhne Albions. Zur Seite am Tiſche ſaßen zwei junge Franzoſen von der Pariſer Hochſchule, mit dem Mann im braunen Oberrocke in ein lebhaftes Geſpräch begriffen. Sie hatten ſich dem Bacchanal auf dem Deck entzogen und ſchienen nicht deutſch genug zu wiſſen, um den babyloniſchen Wirrwar dieſer deutſchen Eintracht verſtanden zu haben. Ich brauchte mich alſo über die Rede des Rheinländers vor den Franzoſen nicht zu ſchämen. Aber der Mann im braunen Rock hatte den Streit oben gehört und verſtanden; er war ein Profeſſor aus Löwen, aber ein Rheinländer von Geburt. Vielleicht ließen ſich die beiden Franzoſen von dem deutſchen Belgier die querelle d'Allemagne nachträglich erklären.

Ich ſetzte mich an den Mitteltiſch, auf welchem Zeitungen und Bücher lagen, und blätterte. Ich las den Reiſebericht eines Franzoſen in der Gazette de France. „In Belgien," hieß es da, „glaubt man nicht in einem fremden Lande zu ſein. In Cöln und Tournai hat die franzöſiſche Monarchie angefangen; ſie muß dahin zurückkehren. Frankreich wird nicht eher zur Ruhe kommen, bis die unbeſiegbare Nation ihre volle Herrſchaft wieder anſichgebracht hat, bis ſie am Ufer des Rheins auf ihren Lorbeeren ausruhen wird." Das klang nicht eben als ſtäke im Hintergrunde ein ewiger Friede. Weiterhin lautete es: „Der einzige definitive Friede den Frankreich je geſchloſſen hat, iſt der pyrenäiſche, und die einzigen Friedensverträge, deren Abſchluß noch übrig iſt, ſind der Alpenvertrag und der Rheinvertrag. La France sur le Rhin, c'est la France au-delà du Rhin!"

„Das iſt unſere Zukunft, wenn Deutſchland ſchläft!" ſagte der belgiſche Profeſſor. Ich hatte ihm, während die Franzoſen die Kajüte verließen, die Stelle laut vorgeleſen.

Vor der Hand, ſagte ich ruhig, ſteht Preußen als bewaffneter Trabant am Rhein.

„Preußen iſt nicht Deutſchland," rief der Mann kopfſchüttelnd, „wird nie Deutſchland werden."

Freilich iſt es zu beklagen, nahm ich das Wort, daß Oeſterreich ſeine Hand vom Rheine zurückgezogen hat. Bis auf die kleine Beſatzung die es Anſtands halber in der Bundesfeſtung hält, hat es am Ober- und Unterrhein ſeine Vorpoſten gegen den Weſten zurückgezogen und damit den unmittelbaren Zuſammenhang mit dem Schickſal Deutſchlands wenigſtens nach dieſer Seite hin verloren. Deutſchlands

Wohlfahrt iſt nicht mehr ganz die ſeinige, es braucht nicht mehr in Freud und Leid mit Deutſchland zu halten. Als ſich Oeſterreich auf ſeine Hauptmaſſe beſchränkte, ſicherte es ſich ſeine europäiſche Stellung, fing aber an, die Sache deutſcher Nation aufzugeben.

„Wohl möglich," pflichtete mein Gegner bei;" aber wenn Oeſterreich hinten im Oſten beſchäftigt ſein wird, wer ſteht dafür, daß nicht auch Preußen, ſei's von den Polen oder Ruſſen, in ſeinen öſtlichen Ländern bedrängt werde! Wie ſteht es dann um die Wahrung deutſcher Ehre und Selbſtändigkeit im Weſten? Ich will nicht davon reden, daß der Ruſſe ſich mit dem Franzoſen verbinden werde; aber ſeinen Vortheil ſucht Jeder und England hilft oder ſieht zu."

Rechnen Sie denn, unterbrach ich ihn, neben Oeſterreich und Preußen das übrige Deutſchland für nichts?

Mein Gegner zuckte die Achſeln, aber verwahrte ſich dagegen. „Die Politik ſo vieler Staaten iſt zerbrechlich," ſagte er, „Regierungen denken oft anders als Völker. Und ſo lange es ſich um Kriege zwiſchen Staaten und Staaten handelt, läßt ſich diplomatiſch verfahren. Etwas Anderes iſt ein Völkerkrieg, und wenn in Frankreich das Volk erwacht und fordert" —

Nun dann; Volk gegen Volk! ſagt' ich. Dann gilt kein Preußen, kein Oeſterreich, ſodann ein geſammtes einiges Deutſchland!"

„Noch immer blos ein ſchöner Toaſt!" lächelte der belgiſche Profeſſor. Sein ſo rundes, gemächlich blühendes Geſicht ſtand in boshaften Flammen und in ſeinen dunklen Augen ſprühten Funken, die einem verborgenen Focus entſprangen.

Sie ſcheinen den Gedanken der Einheit der deutſchen Nation zu bezweifeln? fragte ich. Wem es noch eine Fabel dünkt, daß in Zeiten der Noth Deutſchland wie Ein Mann daſtehen werde, Dem muß es vor der Hand eine Genugthuung ſein, daß Preußen ſeine gewaffnete Hand am Rhein hat. Preußen iſt, wo nicht der Zionswächter unſerer Volksthümlichkeit, doch der Trabant an der Pforte, der unſere Selbſtändigkeit bewacht!

Der Belgier ſah mich von unten auf ruhig an. „Preußen,“ entgegnete er, „iſt wie Oeſterreich eine europäiſche Hausmacht geworden, es iſt wie dieſes kein Volksſtaat. Friedrich der Zweite war der ächteſte Preußenkönig und er hat eben ein geſammtes Deutſchland unmöglich gemacht.“

Preußen, entgegnete ich, hat Dreizehn und Funfzehn bewieſen, daß es nicht für ſich, daß es für Deutſchland zu fechten verſteht.

„Das war allerdings nur die That des Volkes,“ ſagte der Braune.

In Zeiten der Noth, ſagte ich, ſind Fürſt und Volk Eins.

„Wenn die Politik der Cabinette nicht ausreicht, ruft man das Volk in die Schranken und dann erſt wird ein volksthümliches Intereſſe — möglich!“

Der Zollverein, erwiederte ich, war mitten im Frieden ein allgemein deutſcher Gedanke, deſſen Ruhm Preußen gebührt. Es iſt nicht ſeine Schuld, iſt daraus noch immer kein geſammtes Nord- und Mitteldeutſchland erwachſen.

Mein Gegner ſchüttelte das Haupt; er bezweifelte, ob Preußen mit der Gründung des Zollvereins etwas anderes bezweckt habe, als ſeine lang hingedehnte Zollgrenze abzurunden. Er zuckte wieder die Achſel über die Gutmüthigkeit, das als eine nationale That begrüßt zu haben. „Und dieſe Gutmüthigkeit,“ ſagte er,“ hat denn doch auch, Gott ſei Dank, ihre Grenzen. Das Rheinland, das trotz der franzöſiſchen Formen im Rechtsverfahren deutſch geblieben iſt, läßt ſich ſchwerlich preußiſche Inſtitutionen aufnöthigen; es ſchwört mit Hand und Herz auf den Code Napoléon.“

Geſchwornengericht, ſagte ich, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit darf man auch als altes deutſches Recht in Anſpruch nehmen, das in früherer Zeit durch ein fremdes Geſetzbuch, das römiſche, verdrängt wurde.

„Darf man es endlich?“ fragte er liſtig ſpottend. „Nun dann ſehe man zu, daß man ſich dieſe Rechtsformen wahrt. Dem Rheinländer hat ſie der Franzoſe gebracht, und er läßt ſie ſich nicht nehmen. Ich ſelbſt bin von Geburt ein Rheinländer, und Herr Rumm hat Recht. Man ſollte dem Rheinlande nicht die Wahl ſtellen, ob es lieber den Code Napoléon oder den Zuſammenhang mit Deutſchland aufgeben wolle. Ich ſage, man ſollte es nicht verſuchen. Aber man hat ſchon die Verſuche gemacht, den Code zu beſchränken, zu beſchneiden; man wollte ihm jetzt von neuem die altpreußiſche Gemeindeordnung aufdrängen.“

Ich ſchwieg beſchämt und wagte nicht aufzublicken. Wir waren allein in der Kajüte, auch die Engländer hatten das Feld geräumt; ich mußte mir ein Wort des Vertrauens mit meinem Gegner geſtatten. Mein Herr, ſagte ich, ihm näher rückend, Sie ſind katholiſcher Geiſtlicher. Ihre Antipathie gegen Preußen, während Sie deutſch fühlen, ſtützt ſich auf Vorurtheile die veraltet und in ſich nichtig geworden ſind. Die alte Parteiung zwiſchen katholiſchen und proteſtantiſchen Deutſchen muß aufhören, und Preußen hat ſogar Selbſtverleugnung genug, ſein altes Anrecht, die Schutzmauer des Proteſtantismus zu ſein, aufzugeben. Wir finden das um einer größeren Idee, der Idee eines auch in religiöſer Hinſicht geſammten Deutſchlands willen erklärlich, erträglich, ja wünſchenswerth, und Preußen will das. Preußen hat angefangen deutſch zu werden. Das katholiſche Rheinland ſollte das nicht verkennen. Es ſollte mit Ehrlichkeit zwiſchen ſeiner früheren Franzoſenherrſchaft und ſeinem jetzigen Preußenthum den Vergleich mit Aufrichtigkeit anſtellen. Das jetzige Königthum iſt ſogar mittelalterlicher als Viele wünſchen, wenn es ſelbſt die ritterlichen Autonomen wieder in ihre altgermaniſchen Rechte einſetzt, die Stiftung von Majoraten befördert, —

Ein langgedehntes „Oh!“ unterbrach meine Rede. „Das Rheinland,“ ſagte der Fremde, „hatte den faulen Unterſchied zwiſchen Adel und Bürgerthum längſt vergeſſen. Es gehörte ja zu den Wohlthaten der Franzoſenzeit, daß der Geburtsadel nichts galt. Will man jetzt alten Sauerteig wieder umrühren, um germaniſch zu ſein! Heutzutage, mein Herr, gilt Jeder ſoviel als er iſt, nicht ſoviel als er durch ſeine Vorfahren ſcheint.“

Ich ſah betroffen zu Boden. Der belgiſche Katholicismus iſt um deswillen im Lande mächtig und herrſchend, weil er die Errungenſchaft eines allgemeinen, gleichberechtigten Bürgerthums anerkennt. Eben darauf fußt auch das liberale Bewußtſein im katholiſchen Rheinland.

Der Braune war näher zu mir herangetreten und flüſterte mir zu: „Gehörten Sie vielleicht zu jenen Männern in der Paulskirche, welche Preußen die Kaiſerkrone anboten?“

Ich verneinte kurz. Der belgiſche Profeſſor fuhr fort: „Wenn Preußen angefangen hat deutſch zu werden, ſo ſollte Deutſchland nicht aufhören deutſch zu ſein! Die Mitte Deutſchlands war der Rhein zu Zeiten als der Jura, der lothringiſche Landrücken und die Ardennen weſtlich die natürlichen Grenzmauern bildeten. Solange Burgund, Lothringen und Elſaß, Luxemburg, Hennegau, Brabant und Flandern dem römiſch-deutſchen Kaiſerſcepter unterworfen waren, reichten die deutſchen Gauen vom Rhein aus weſtwärts ſo weit als öſtlich bis zum Fichtelgebirge. Hinter dem Böhmerwalde begannen die ſlawiſchen Völker. Nimmt man das als Grenzgebiet, ſo war natürlich der Rhein die Hauptader des deutſchen Lebens, das Rheinland Deutſchlands Herz und Mitte. Und der Mittelrhein iſt der eigentliche Träger unſeres beſten Volksthums. Die Rheinfranken waren von je das edelſte deutſche Volk, ihr Herzog der erſte weltliche Fürſt Germaniens, wie ihr Biſchof der Primas des Reiches. Auf fränkiſchem Boden mußte das Oberhaupt des Staates, der oberſte Schirmherr der Kirche, gewählt werden, fränkiſche Erde wurde ſogar nach Aachen gebracht, damit die Krönung auf geweihtem Boden vollzogen ward. Wes deutſchen Landes Sohn er war; wie ein Rheinfranke mußte der Kaiſer ſich tragen, nach fränkiſchem Rechte leben. Wie das Rheinthal die Mitte deutſchen Lebens, ſo war in dieſem wieder das goldne Mainz der Mittelpunkt. Im Erzkanzler concentrirte ſich die nationale Machtvollkommenheit, in dem rheinfränkiſchen Kurfürſten, der zugleich über Straßburg, Speyer und Worms ſeine Hoheitsrechte übte, den Wahlact leitete, die Kaiſer ein- und abſetzte. Als Erzbiſchof Werner den Rudolph von Habsburg ſalbte, ſprach er das Wort: Ich weihe Dich ein zum Oberhaupte, ich, fortan zwar Dein Lehnsträger und Vaſall, aber — ich habe noch mehr Kaiſer in der Taſche! — Die alten Zeiten, der alte Glanz kann wiederkehren, aber Eins thut erſt noth, die Kirche muß erſt wieder in ihre Rechte treten, ſouverän ſein über Fürſten und Völker!"

Ich athmete auf; jetzt begann es mir zu dämmern, wohinaus mein deutſcher Prieſter aus Belgien wollte.

„Auf der Grenze von Mainz und Worms," fuhr er fort, „ſtand der älteſte fränkiſche Königsſtuhl. Der erſte rheinfränkiſche Kaiſer, Konrad der Salier, wurde dort in jener Volksverſammlung gekürt, die unſer Uhland in ſeinem Herzog Ernſt von Schwaben feiert. Bei Wiesbaden ſtand dann der zweite deutſche Königsſtuhl, und hier, im Angeſichte von Mainz, wurden der ſächſiſche Lothar wie die Hohenſtaufen Philipp und der zweite Friedrich auf den Schild gehoben. Erſt ſpäter verlegte man den Wahlplatz nach Rhenſe im Lande Trier. Mainz, der Mittelpunkt des Rheinthals, war in guter alter Zeit immer die Capitale Deutſchlands; ſelbſt der Barbaroſſa und ſeine Enkel hielten im Angeſicht der Stadt, unter den Auſpicien des Kanzlers, ihre großen Reichstage. In dieſem Rheinthale ſteht die Geſchichte Deutſchlands in ihrer Glorie verzeichnet. Wie ſich im mittleren Thale des Ganges Indiens Religion und Sitte concentrirte, ſo iſt der Rhein der geheiligte Strom deutſchen Lebens. Mainz war das alte Haupt, Frankfurt und Aachen waren die Wahl- und Krönungsſtädte unſerer Kaiſer, und in Speyer liegen ſie begraben."

Sie liegen begraben! wiederholte ich, und werden ſchwerlich wieder auferſtehen, ſie ſchlafen ſehr feſt, denn ſie ruhen aus von ihren Kämpfen mit der Kirche. Die Sonne alſo ſtrahlte uns nicht mehr! Fortan muß eignes Feuer uns erleuchten!

„Was meinen Sie damit?“ fragte er barſch; ihm mißfiel die Parodie des Spruchs aus Wallenſtein.

Ich meine nur, ſagte ich, daß es gefährlich iſt die Geiſter der Vergangenheit wieder heraufzubeſchwören; ſie werden uns unter der Hand zu Geſpenſtern. Das Rheinland iſt nicht mehr das Herz und die Mitte Deutſchlands. Wir haben in Oſten erworben was wir im Weſten eingebüßt. Möglich, daß dieſe Erwerbungen keine Entſchädigung für dieſe Einbuße ſind; aber verloren iſt verloren, vergangen iſt vergangen. Wenn Kaiſer Karl der Große in Aachen wieder aufſtände, er würde Deutſchland nicht mehr dort, nicht mehr im heiligen Cöln, nicht mehr im goldnen Mainz ſuchen. Was hatte ſich denn Deutſchland, als der Sturm eines neuen Zeitalters über die Welt heranbrach, mitherübergeſchleppt aus dem alten Jahrhundert? Was war denn aus der germaniſchen Herrlichkeit des Mittelalters hier am glorreichen deutſchen Ganges geworden? Nichts als ein ſchwelgeriſches Pfaffenthum mit der üppigen Wirthſchaft ſeiner geiſtlichen Höfe! An der geiſtigen und ſittlichen Auflöſung der geiſtlichen Sardanapale in Weiberröcken iſt das alte Deutſchland hier am Rhein zu Schanden geworden. Erinnerungen an das alte Germanenthum mochten freilich auch jenen Franzoſen Cuſtine beſchleichen, als er in Mainz einzog und ſeine Siegesbotſchaft nach Paris „aus der Mitte Deutſchlands“ datirte. Seitdem iſt Mainz, dieſe ehemalige Mitte des Reiches, zu einer bloßen Grenzfeſte herabgeſunken!

Mein Gegner war aufgeſtanden und ſchüttelte ſich als wenn er ſich plötzlich vom böſen Geiſt angetaſtet fühlte. Ein dunkler Zorn ſtand auf ſeinem Angeſicht. „Mein Herr,“ ſtotterte er, „Sie ſind ein Deutſcher und ſpotten der Herrlichkeit Deutſchlands. Ich finde das — ſehr modern deutſch.“

Ich ſuchte nur Ihre Erinnerungen zu ergänzen, war meine Entgegnung. Ueber ein zukünftiges Deutſchland kann man verſchiedentlich phantaſiren, aber über die Vergangenheit kann man nicht blind noch blöde ſein. Und Sie würden ſich, mein Herr, mit Ihren

Anſprüchen und Bedürfniſſen von heute auch gar nicht zurechtfinden in dem alten Gehäuſe des feudalen Germaniens. Wo wollen Sie nur Ihre belgiſchen Begriffe von einer Gleichſtellung des Bürgerthums mit dem Adel in dem hierarchiſchen Bauwerk des Mittelalters unterbringen! Belgien iſt ein induſtrielles Land —

„Belgien iſt eine Theokratie!“ ſagte er mit großtönender Emphaſe.

Ah! — Die das Königthum blos zuläßt? fragte ich.

Er hatte ſeinen Hut haſtig aufgeſetzt und tief über die Stirn geſtülpt. Er raffte ſich zuſammen wie einer der Abſchied auf ewig nimmt. „Ich glaube, ich redete mit einem“ — er ſprach das Wort nicht aus; ich weiß nicht, wollte er ſagen: mit einem Thoren oder Ketzer. Ich meinestheils glaubte mit einem Hierarchen geſprochen zu haben. Er ſuchte ſtürmiſch die Thür.

Wie ich mich in die Kiſſen des Sopha lehnte und die Augen ſchloß, trat weiland Görres leibhaft im Traume vor mich, der ſelige Mann, der dereinſt mit der Jacobinermütze und der Kapuze ſo raſch wechſelte, beide aber zum Nothbehelf in der Taſche behielt. Der belgiſche Profeſſor ging nach München. Belgien, Bayern, und mitten inne das Rheinland — ein Complex des Deutſchthums, aber doch nur in römiſchen Farben!

Wie ich auf das Deck hinaufſtieg, hatte ein leichter Regen die Ufer erfriſcht; die Sonne neigte ihr Bild im goldgrünen Spiegel des Stromes. Das breite Rheinthal lag in ſeiner heitern Schönheit frei und lachend vor mir. Wohl wird es mit Recht ein Paradies genannt. Aber im Paradieſe gab es freilich auch eine Schlange.

III.

Im Rheingau und in den „Weinbergen des Herrn.“

Schon von Lorch beginnt das Ufer des Rheingaus. Fährt man ſtroman, ſo wird von da das Thal des Stromes zwiſchen dem Niederwald und dem Hundsrück immer enger, die Felſen drängen ſich immer mehr zuſammen. Bei Asmannshauſen pflegt ein Theil der Geſellſchaft das Dampfboot zu verlaſſen, um den Niederwald zu beſteigen und in Rüdesheim wieder zu Schiff zu gehen. Auch bei Bingen landet man gern, im Winkel des grünen Rheins und der braunen Nahe, um die Ruine Klopp und den langgeſtreckten Rochusberg mit der Wallfahrtscapelle zu beſteigen, von wo ſich über die nächſten Spitzen hinweg der Blick in die blauen Höhen des Nahegaus eröffnet. Iſt dieſe Ausſicht an lieblichen Schönheiten reich, ſo gewährt uns die Ruine Roſſel von ihrer Höhe einen Einblick in die ſchauerliche Enge des Felſenthals hinab, das der Rhein mit wildem Zorn durchbricht. An den überhangenden Felsblöcken ſitzen die Burgen wie Adlerneſter, und wo jetzt der Fuß des Wanderers zitternd taſtet, hauſte ehedem behaglich der Raubritter im Familienſchooß und lugte beim Gebrüll des Stroms zu ſeinen Füßen nach Beute. Schloß Ehrenfels nahm gewaltſam Zoll, und der Mausthurm gegenüber, wie die Pfalz am Rhein ein Waffenthurm und Wächterhaus, zwang die ſteuerpflichtigen Schiffe anzuhalten und ſich durchſuchen zu laſſen. — Die Sage, daß in jenem Thurm ein hartherziger Biſchof Korn aufgeſpeichert habe und dafür von den Mäuſen aufgefreſſen ſei, iſt längſt widerlegt. Der Mäuſethurm war ein Musthurm (von Muſerie), wie in Mainz ein Zeughaus, in Braunſchweig ein alter Thurm des Schloſſes auch dieſen Namen führte*).

Nach Niederingelheim wandert man auch gern von Bingen aus, und wär's auch nur um auf dem Hofe einer Landwirthſchaft unter dem runden Thorweg zu ſitzen, wo weiland Kaiſer Karl in ſeine Burg einzog. Er hatte ſich dies Schloß erbaut, um von der Laſt der Weltregierung müde, im Garten Kohl zu pflanzen. Von den hundert weißgrauen Marmorſäulen dieſer Kaiſerburg iſt nur noch ein einziger dürftiger Stumpf übrig. Wenn Carolus Magnus in Aachen wieder auferſtände, er würde ſich in Niederingelheim nicht wieder anbauen, ſondern drüben am rechten Ufer, im Rheingau ſelber. Dort wächſt der Wein erſten Ranges. Der alte Herr hat ſich nicht recht auf ſeinen Vortheil verſtanden; er würde beſſer thun ſich jetzt beim Fürſten Metternich drüben auf dem Johannisberg ein Stübchen zu miethen. Der große lange Karl mit dem Reichsapfel und dem Scepter in der Hand würde heutzutage Diplomat werden müſſen, um ſich das beſte Plätzchen auf der Erde auszufinden. Nur das rechte Ufer von Biberich bis um Bingen herum und nach Lorch hinunter iſt wahres ächtes Vollblutland für die Traube. Von Biberich bis Bingen hat der Strom einen weſtlichen Lauf; er gibt da ſein rechtes Geſtade der ganzen Wärme der Mittagsſonne preis, während Niederwald und Taunus die ſcharfe Nordluft von ihm fernhalten. — Hat man das Felſenthor bei Bingen, den brauſenden Stromkeſſel mit dem geſpenſtiſchen Mausthurm hinter ſich, ſo öffnet ſich uns aufwärts der breite Spiegel des Rheins wie ein See mit ſeinen Auen und Inſeln. Die Ritterburgen hören auf, friedliche Schlöſſer wechſeln mit zahmen Klöſtern, Abteien, Probſteien; die Schluchten und Felsſpalten ſind verſchwunden, und die mit hellem Rebgrün bekleideten Höhen laufen langſam und ſchmiegſam in den Fluß hinunter. Der Blick iſt wieder licht und weit geworden, die Fernen löſen ſich in Glanz und Duft. Hier iſt das Paradies, für Gott Bacchus wenigſtens; hier ſtehen die Altäre, an denen Ritter und Bürger, Mönche und Bauern alle Zeit Prieſter waren und Tempelhüter, hier, wo nur Ein Dienſt gilt und der liebevolle Gott ſeine Arme um Alle ſchlingt. Auf dem ſchieferigen Boden, im Wiederſpiegel der Sonne im Strom, hier ſchmort und kocht der Weinſtock ſeine köſtlichen Beeren; hier iſt der Keller Deutſchlands, die hohe Schule der Weinpflege, das von Gott geſegnete Rheingauland. Im glücklichen Zuſammengreifen dieſer Naturbedingungen liegt das Geheimniß, — wenn es ein Geheimniß ſein ſoll, — daß der Wein gedeiht; und unſer Oeſterreicher, der Herr von Achtelhalter, hatte nicht nöthig, die Chemie aufzubieten, um uns das Verſtändniß vom beſten Wein zu eröffnen.

---

*) S. Karl Simrocks Rheinland, S. 299; im maleriſchen und romantiſchen Deutſchland.

Ich ſah mich vergeblich nach dem werthen Rheinweinforſcher aus Oeſterreich um; ſein College, Herr Mumm, hatte in einem Nachen mit ihm und dem Conrector aus Meißen das Dampfſchiff verlaſſen, während ich mit dem braunen Prieſter aus Belgien mich in der Cajüte über Deutſchlands Zukunft geſtritten. Die glücklichen Drei ſaßen vielleicht ſchon auf claſſiſchem Boden drüben in Rüdesheim, im Schatten der heurigen Rebe, und forſchten in den Schönheiten der antiken Welt und der alten Jahrgänge. Ehrlicher Achtelhalter! der Du, ganz Philoſoph, die Wahrheit im Weine ſuchſt, — liebwerther Spender Mumm! der Du bei all Deiner Heiterkeit die Geiſter aus der Tiefe und das Alterthum kennſt, und Du, edler Lateiner! der Du ſo gründlich und ſo praktiſch Deinem Wiſſensdurſte am Rheine nachläufſt, — lebt alle Drei wohl, ich ſeh Euch für dies Mal nicht wieder!

Ich ſuchte den Führer des Schiffes auf, deſſen Bekanntſchaft ich ſchon auf einer frühern Fahrt gemacht hatte. Er war ein Mann von Bildung und ungewöhnlichem Wiſſen. Anfänglich Kaufmann, hatte ihn mehrmals Unglück betroffen. Nach ſeinem letzten Bankerott war er Schiffer geworden und führte nun die Waaren anderer Leute beſſer als die ſeinigen. Ich ſtieg zu ihm auf die Leiter hinauf.

Wir werden heuer ein gutes Weinjahr haben! ſagte ich fragend.

„Wird die Hitze nicht allzu trocken,“ war ſeine Antwort, „ſo ſteht ein Gewächs zu erwarten das ſeines Gleichen ſucht. — Es iſt freilich mißlich,“ ſetzte er hinzu, „die Jahrgänge mit einander zu vergleichen; jeder hat ſeine Eigenthümlichkeit.“

Ueberall wo man hinblickt, ſagt' ich, ſcheint die Rebe ſehr üppig zu ſtehen.

„Die Ueberfülle der Frucht,“ erwiederte der Kenntnißreiche, „iſt nicht ſelten der höchſten Reiſe hinderlich; die Menge ſchadet oft der Güte. Jahrgang Vierunddreißig z. B. gab nicht viel, aber Fäſſer von der allerfeinſten Sorte. Der Zweiunddreißiger war dagegen reichlicher und machte auch ein gutes Jahr. An Feuer und Arom wird es bei der Wärme den heurigen Weinen nicht fehlen; die Feuchtigkeit des Winters hielt lange an und gab den Stöcken eine beſondere Tragkraft. Ob aber, ſtellt ſich kein Regen ein, der Moſt ſo dick und ſchmalzig ſein wird wie Anno Zweiunddreißig, ſteht ſehr in Frage.“

Auf dem Johannisberge, ſagt' ich, herbſtet man ſpäter als auf andern Strecken. Warum zieht man nicht überall die ſpäte Leſe vor?

„Weil man zu Ende October,“ lautete die Antwort, „mit den Beeren auch leicht Nebelnäſſe und Regen mit auf die Kelter bringt. Es muß ja Jeder ſehen wie es ihm gut däucht und je nachdem die Lage der Berge und die Art der Rebe iſt. An der Haardt zieht man meiſtens die weicheren Rebſorten, Ruland und Traminer; die gedeihen auch bei ungünſtiger Witterung leicht beſſer als die Rieslingstraube, die man hier zu Lande gern zieht. Wenn der Rheingauer um Sonnenſchein betet, iſt der Rheinheſſe oft mit Näſſe zufrieden. Ein vernünftiger Wechſel von Hitze und Regen iſt wohl für alle Welt das Gedeihlichſte. Man muß Gott einen frommen Mann ſein laſſen, aber ſich auch auf die Laune der Witterung verſtehen.“

Das iſt wohl, ſagte ich, überall in der Welt die beſte Politik, und die beſte Religion! — Ich verſank in den Anblick des ſchönen Wechſels den die Gegend unſeren Augen bot.

Auf Rüdesheim mit ſeinem Hinterhäuſergewächs ruht zunächſt wohlgefällig der Blick. Dann folgt Geiſenheim, das muntere Handelsſtädtchen mit ſeiner neuen üppigen Kirche und ſeinem Rothenberge. Hier iſt Geiſt und Gemüth beiſammen von verſchiedenſter Art. Fräulein Adelheid von Stolterfoth machte hier ihre Verſe und das Haus Dreſel damals ſein ebenfalls geiſtreiches Weingeſchäft. Der Dreſelſche Keller, zwei Stockwerk hoch voll köſtlicher Stückfäſſer, iſt eben ſo ſehenswerth wie die Villa der Dichterin und vielleicht noch geſchmackvoller als deren Geſänge. — Am öſtlichen Eingange von Geiſenheim ſteht ein Landhaus das der Wanderer begrüßen ſollte. Dieſe Villa war der Lieblingsaufenthalt jenes Kurfürſten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, der in der Religionsgeſchichte unſeres Volkes ſo denkwürdig iſt. Hier hielt der aufgeklärte Kirchenfürſt ſeine Mußeſtunden; aber ſeine Muße gehörte einer großen Arbeit, dem großen Unionswerke der religiöſen Parteien. Er arbeitete hier für den weſtfäliſchen Frieden das instrumentum pacis. Dieſer Friede war in politiſcher Hinſicht nichts weniger als glorreich; aber er brachte doch einem entehrenden Kriege das langerſehnte Ende. Und Johann Philipps Beſtrebungen zum Ausgleich der Bekenntniſſe waren damit nicht beſchloſſen. Mit ſeinem Miniſter Boineburg und dem damals jungen Leipziger Philoſophen Leibnitz arbeitete er hier an einem Entwurf zur Union zwiſchen katholiſchen und evangeliſchen Deutſchen, einem Werke das ſich mit dem Jahre 1660 bezeichnen läßt, aber ununterbrochen bis an ſeinen Tod, dreizehn Jahre ſpäter, fortgeſetzt wurde. Johann Philipp war von ächtem Nationalſinn erfüllt; er war zugleich der Mann der in der katholiſchen Chriſtenheit die wunde Stelle herausfühlte; er war ein entſchiedener Gegner des Hildebrandſchen Cölibats. Der Menſch kann kein Engel ſein! ſagte er, nicht aus Spott, ſondern in der ehrlichen Ueberzeugung der geſunden

Vernunft. Und weil er kein Engel ſein kann, ſo ſoll der Prieſter Menſch ſein, der Menſchheit und der bürgerlichen Geſellſchaft angehören, nicht ihr gegenüberſtehen mit der Einbildung einer höheren Natur. Wir können keine Engel ſein! ſagte Johann Philipp, die Wälſchen mögen zuſehen wo ſie Engel hernehmen! — Er war auch ein heiterer Mann, weil er in ſich feſt und klar das Chriſtenthum nicht in der Weltentfremdung und Weltentzweiung ſuchte. Er liebte, ſagt man, wenn er auf ſeiner Villa bei Geiſenheim ſaß, auch den grünen Römer, aber mäßig, nicht maßweiſe, zur Erfriſchung des Geiſtes, nicht zur Uebertölpelung der Sinne. Er trank gern ein Glas Wein, wie wir's einem Biedermann nachrühmen. Es gibt, ſoll er geſagt haben, zuviel Wein für die Meſſe, und zu wenig um Mühlen zu treiben: ergo bibamus! — Sein großes chriſtlich-nationales Unionswerk ſcheiterte an den Ränken der Wälſchen und der Erſchlaffung der Fürſten ſeiner Zeit.

Das kleine beſcheidene Haus bei Geiſenheim verdient um dieſes geſchichtlichen Werthes willen eine Gedenktafel. Der jetzige Beſitzer, ebenfalls ein Graf Schönborn zu Reinhardshauſen, wollte es 1846 dieſer ſeiner Bedeutung würdig wiederherſtellen. Schloß Reinhardshauſen liegt nur eine geringe Strecke nach Mainz hinauf entfernt. Es ſpiegelt ſich mit dem ſchweren altmodiſchen Dach im Rhein; man ſchifft dicht an ihm vorüber. Es beherbergt in ſeinen Sälen eine bedeutende Gemäldegalerie; man rühmt als Hauptſtück derſelben eine heilige Familie von Overbeck, durch Felſings Stich bekannt. Man erzählte ſich damals, der jetzige Graf, der auch im Beſitze eines großen Theils vom Niederwald iſt, wolle mit ſeiner Galerie nach München überſiedeln. Der heutige Adel hält auf den kleinen zerſtreuten Sitzen nicht mehr aus und ſucht das gedrängte Leben der großen Städte. — Das Haus Schönborn verdiente ſeinen Geſchichtſchreiber. Es lieferte mehrere Biſchöfe und zweimal einen Erzkanzler des Reiches. Johann Philipp iſt der Stolz des Hauſes.

Auch ein Graf von Weſtfalen, in dem Lande anſäſſig, deſſen

Namen ſeine Familie trägt, hat hier am Rhein Beſitzungen; unter Anderm gehört ihm die „Au“, eine Inſel mit trefflicher Schnepfenjagd, ehedem ein Luſtort für die Anbewohner. Die alte verſtorbene Gräfin hatte auf der Au breite Wege ſchlagen und allſonntags „für die Bürgersleut Muſik zu dere Gelüſt aufſpiele“ laſſen. Der jetzt lebende Graf iſt meiſt in Weſtfalen; es iſt Derſelbe der dem Könige von Preußen in Berlin die ſo übel aufgenommene ultramontane Adreſſe der Ritterbürtigen überreichte. Der Graf von Weſtfalen reiſte ſpornſtreichs nach Hauſe mit dem Entſchluß, aus Preußen auszuwandern. „Das Geſchäft ſollte die vornehme Herre dene arme Leut' überlaſſe!“ ſagte mir ein alter Naſſauer, den ich auf dem Deck nach dem Herrn Grafen fragte. „Die Jeſuitter mache ihn ſo viel irr!“ ſagte der alte Mann und ſenkte betrübt ſeinen eisgrauen Kopf.

. . . Eine andere Au, die ich im Rheine ſuchte, die Lützelau, auf der die Rheingauer in uralter Zeit tagten und ihre Gaudinge hielten, findet man ſeit lange nicht mehr; der Strom hat ſie verſchlungen. Aber auf einem Weidicht am naſſauer Ufer weilte mein Blick mit Trauer. Am weſtlichen Ende des Städtchens Winkel ſteht das Brentano'ſche Landhaus. Dort hat Bettina, das verzückte Kind des Rheins, mit den Wellen geplaudert, mit den Lüften gekoſ't, mit den Sternen geliebäugelt und all die berauſchende Seligkeit des Geiſtes bis zum Taumel der Sinne in ſich geſchlürft. Und dort im Weidicht endete die edle ſanfte Günderode freiwillig ihr Leben. So nah bei einander die Hymnen der entfeſſelten Lebensluſt und der verſchleierte Trübſinn, der ſich vor ſich ſelbſt und vor der Welt verkriecht! Es ſind oft die feinſten zarteſten Seelen die ſich ſo rettungslos in ihre Gedanken einſpinnen und ſich ſo tief verpuppen, daß ihre Bande ſich erſt jenſeits löſen. Unter den Schmetterlingen gibt es auch Trauermantel, wenn es auch ſeltene Vögel ſind.

Glück und Freude gibt es ſonſt hier zu Lande ſo vollauf, daß der Becher überſchäumt. Oeſterreich hat ſeine Hand vom Rhein zurückgezogen, aber es hat ſeinem Kanzler hier das ſchönſte Plätzchen ausgemacht; es war Oeſterreichs letzte That am Rhein. Da hebt ſich gleich hinter dem Städtchen Winkel der kegelförmige Vorſprung des Gebirges glatt und nett, rund und lachend in die Höhe. Glückſeliger Johannisberg! Für jede Thräne die die Völker geweint, hängt an deinen Reben eine ſüße goldne Beere, und Gott läßt ſeine Sonne ſcheinen über Gerechte und Ungerechte, über Thränen und Weinbeeren.

Gelehrte Benedictiner ließen ſich zuerſt hier nieder, denn die Gelehrſamkeit dieſer Herren war nicht blos Bücherweisheit; ſie verſtanden ſich auch auf praktiſche Zwecke. Ihr Kloſter ward zur Abtei erhoben, denn der Wein den ſie bauten, war gut. In der Klauſe, am Abhange, wohnten die Johannisberger Nonnen. Im Jahre des Herrn 1716 kam der Weinberg an den Fürſtabt von Fulda. Einer von den Fürſtäbten die mit ihrem Krummſtab aus ſo weiter Ferne den Johannisberg regierten, hatte einmal, mehr mit dem Himmel als mit der Erde beſchäftigt, den Befehl zur Weinleſe zu geben vergeſſen. Die Trauben waren an den Stöcken beinahe ſchon faul, als man endlich zur Ernte ſchritt. Und ſiehe, die faulen Trauben gaben den allerbeſten Wein! O Wunder! Den geiſtlichen Herren gereichte ſelbſt ihre Vergeßlichkeit zum Segen! Seitdem hält man ſtets auf dem Johannisberge ſo ſpät die Weinleſe und ſondert auch dann noch die überreifen Beeren von den blos gewöhnlich reifen; die leicht angefaulten geben noch immer den Wein erſter Sorte. Dieſe erſte und allerhöchſte Sorte von den „faulen“ Beeren iſt der ſogenannte Cabinetswein, der nur an die Keller der höchſten Potentaten verabreicht wird. Der Sorten auf Johannisberg gibt es außerdem noch gar manche; ſie theilen ſich nach der verſchiedenen Lage des Gewächſes, wie denn das Schloß ſelbſt auf der Sonnenſeite des Berges beſſere Weine liefert als die Klauſe an der Seite und das Dorf am Fuße. Die Flaſche von der erſten Sorte mit blauem Lack koſtet an Ort und Stelle 11 Fl., mit Goldbroncelack 7½ Fl., mit Goldlack oder Silberbronce 7 Fl. Die zweite Sorte wird mit 4, 3 und 2½ Fl. bezahlt. Dieſe litterargeſchichtlich wichtigen Notizen verdanke ich einem erprobten Kenner der dortigen menſchlichen Tiefen und Höhen. — Der Oberberg faßt 63 Morgen Weinland; zu ihnen kommen 100 Morgen Ackerland und 1000 Morgen Waldungen. Die Weinernte beläuft ſich durchſchnittlich auf 23 Stückfaß; jedes zu 1300 Flaſchen gerechnet, macht einen jährlichen Ertrag von 23 bis 24,000 Fl. Und ein gutes Jahr leiſtet, wie man mir ſagt, das Doppelte. — Fürſt Metternich Durchlaucht verzeihe, wenn wir ſo indiscret ſind, ihm ſeine Johannisberger Einnahme nachzurechnen!

Wie war's doch mit dem Jahrgang Elf? fragt' ich meinen Schiffscapitän der eben wieder zu mir trat. Die Hiſtorie iſt nicht neu, ſie kennt dort Jedermann. Im Jahre 1807 verſchenkte Napoleon den Johannisberg, nachdem derſelbe fünf Jahre lang an Naſſau-Oranien verfallen war, an einen ſeiner Marſchälle. Der Marſchall hieß Kellermann und trug in ſeinem Namen eine Berechtigung, Beſitzer des Johannisbergs zu ſein! Hat Kaiſer Karl der Große die Pfalz ſeine Tafelprovinz genannt, ſo konnte doch wahrlich ein Napoleon einen Marſchall der Kellermann hieß auch zum Kellermeiſter des Johannisbergs machen! Dieſer Marſchall aber war, weil ſich Kriegszucht und Weinzucht nicht gut vertragen, ein nicht ſo guter Weinzüchter wie weiland ein Abt oder jetzund ein Diplomat. Der Marſchall brauchte Geld, wollte nichts als Geld. Neue Feldzüge ſtanden bevor und dem Beſitzer des Johannisberges war es gleichviel, ob ihm daheim ein gut Glas Wein heranwuchs, während er in den Pyrenäen verdurſten oder in der Bereſina erſaufen mußte. Alſo ſuchte der Marſchall ſchon mitten im Sommer 1811 einen Käufer für die zukünftige Ernte. Ohne zu wiſſen ob der Wein juſt reif werden würde, zahlte der Herr Mumm aus Cöln an den franzöſiſchen Marſchall die Summe von 32,000 Fl. für die Ernte. Und der Jahrgang ward ſo übergut, wie ſeit Menſchengedenken nicht. Der Herr Mumm erntete 65 Stückfaß, und ließ ſich für ein einziges 11,000 Fl. zahlen. „Nit wahr, das war gut!“ ſagte lächelnd mein braves Schiffspatron. „Auf die Weiſ hat ſich der Deutſche doch einmal am Feinde, der ihm das Land abnahm, recht gut gerächt! Der ſachverſtändige Pater Keller, noch einer von dene alte gelehrte Benedictiner, hatte den Unterhändler gemacht. Nit wahr, das war patriotiſch? Und der Herr Mumm aus Cöln hat ſich ſeitdem am Fuße des Johannisbergs das ſchöne Landhaus erbaut. Da drüben liegt's!“ —

Schloß Johannisberg ſelbſt ſteht lachend und glänzend da mit ſeinen weißen Mauern in Gottes herrlicher Sonne. Es iſt die Krone des Rheingaus, wie ſein Wein deſſen Blume. Statt des ehemaligen biſchöflich Fulda'ſchen Wappens prangt das fürſtlich Metternichſche am Altan des Hauſes. Das Gebäude, das ein Fürſtabt errichten ließ, ſieht ganz friſch und modern aus. Fürſt Metternich hat ihm die ſchwere hohe Kloſterbedeckung abgenommen und ein neues ſchlichtes Dach aufgeſetzt. Ließe ſich doch ein alter Staat eben ſo leicht durch eine neue Bedachung moderniſiren! Die Grundſäulen ſtehen ja auch bei ihm vielleicht feſt; es fehlt nur — oben an der modernen Bedachung!

Hinter Johannisberg liegt Schloß Vollraths, den Freiherren von Greifenklau gehörig. Noch höher im Lande, tiefer in den Bergen, liegt Rauenthal mit ſeinen eben ſo ausgezeichneten Weinen, deren Gewächs, vielleicht weil der Name auswärts abſchreckend klingt, meiſt unter anderer Benennung verſendet wird. Das kleine Markebrunn gibt vielen andern Sorten die Etiquette; es hat nur 23 Morgen Weinberg, von denen 14 dem Herzog von Naſſau, die andern 9 dem Grafen von Schönborn gehören. Steinberg mit ſeinen 80 Morgen Weinland erfüllt mit ſeinem Duft und ſeiner Würze die ganze durſtige Welt; es gibt Steinberger Wein den man noch höher ſchätzt und verkauft als die erſte Sorte vom Johannisberg. Und wer dort wallfahrten will von einem Bacchusaltar zum andern, der darf Kloſter Eberbach nicht verſchmähen, denn dort iſt die Wiege der Weincultur im Rheingau. Das Kloſter iſt längſt aufgehoben; einige Gebäude ſind zu einer Beſſerungsanſtalt, andere zu einem Irrenhauſe verwendet. Vor der Abtei ſteht aber noch eine kleine Capelle mit dem Steine, Bernhardsruhe genannt, wo der Heilige ſich niederließ, ſeine Hände faltete, eine Viſion hatte und das große Wort ſprach: Hier iſt's gut ſein, hier wollen wir Hütten bauen! Und nicht blos Hütten, ſondern auch Keller! Die Viſion war eines Heiligenſcheines wohl werth, und mancher fromme Ciſtercienſer hatte ſeitdem, um es ſeinem Meiſter nachzuthun, ebenſo gottgefällige Eingebungen. Wir meinen das in allem Ernſt. Die Welt iſt undankbar und vergeßlich; es denkt Niemand mehr an die guten fleißigen Kloſterbrüder, wenn ihn der Geiſt des Eberbachers und Erbachers erfüllt, alſo daß er in allerlei Zungen redet. Man ſpricht immer nur von den faulen Bäuchen in den Klöſtern. Die Ciſtercienſer der Abtei Eberbach ſchürzten das Gewand auf, griffen Tag aus Tag ein zur Hacke und Schaufel und verdienten ſich ihr gut Glas Wein im Schweiße ihres Angeſichts. Sie brachten den Weinbau in Flor, hatten ihre eigne Schifffahrt auf dem Rhein und hielten in Cöln ihre großen Geſchäftsführer. Der Bauernkrieg verdarb ihnen den ganzen Segen ihres Fleißes; die groben Flegel, die Bauern, ſoffen einmal, laut bewährtem Bericht, auf der Wachholderhaide 80 Stückfaß Wein aus und zerſchlugen nachher die Fäſſer. Seitdem iſt das ganze Geſchäft ſehr weltlich geworden; der Herzog von Naſſau betreibt es. Bei alledem, ſagt der Rheingauer, iſt der Segen der Natur unverwüſtlich, und bei alledem, wenn du die Kirche zu Eberbach betreten willſt, lege deine Schuhe ab, denn die Stätte iſt noch heilig! Mutter Natur hat da ihre ſchönſten Koſtbarkeiten beiſammen. In dieſen heiligen Hallen kennt man die Rache nicht, und iſt ein Menſch gefallen, führt der ebenfalls taumelnde Nebenbruder ihn zur Pflicht, — zur Pflicht, ſich auszuſchlafen, um von neuem beginnen zu können. — Und welch ein würziger Duft von Myrrhen und Ambra durchſtrömt die Kirche! Wo früher Altäre ſtanden, liegen jetzt die koloſſalen Schraubenkeltern, Zuber und Butten, die Kirche iſt in einen Keller verwandelt und die ſchöne Säulenhalle der Sacriſtei birgt den herzoglichen Cabinetswein. Alle Jahre im Herbſte iſt hier für Kenner und Gönner, für Freunde und Kunden, für

Frankfurter und Mainzer Weinhändler und für den geſammten Rheingau ein ſolenner Freudentag. Zur Zeit des Abſtichs wird die Ernte faßweis verſteigert, der Cabinetswein flaſchenweis. Für alle Fremde iſt offene Tafel, denn man meint, wer gern trinkt, der kauft auch gern.

Laſſen Sie uns das, ſagt' ich, dem geiſtlichen Herrn da unten, dem Mann mit den dunklen Augen und im braunen Oberrock, verheimlichen! Er möchte Anſtoß daran nehmen, er möchte ſchreien: Gott, was iſt die Welt — verweltlicht, dieſelbe Welt die ehedem ſo herrlich, d. h. des Herrn war!

„Bei uns hat Niemand ein Arg dabei," ſagte der Schiffshauptmann, „wenn's im Kloſter Eberbach munter zugeht! Die Erde iſt überall, auch in den Händen der Bauern, des Herrn, und die Luft im Rheingau macht frei!"

Er verließ mich und ich ſtieg die Treppe ebenfalls hinunter ſobald der Profeſſor aus Löwen Miene machte ſich zu nähern. Ich miſchte mich unter die Leute der zweiten Claſſe auf dem Vordertheile des Schiffes; ich wollte der vornehmen Doctrin entgehen und Luft vom Rheingau athmen. Die Menſchen von der zweiten und dritten Claſſe haben ihre Weisheit auf der flachen Hand. — Es waren mehrere Rheingauer unter ihnen. Die friſchen Geſichter verriethen ſie; nicht weniger ihre halb lotterhafte, halb keck zugeſpitzte Mundart. —

Der Rheingau iſt ein eigenthümlich verſchanztes Land. Die Leute hatten an ihrer natürlichen Schutzwehr nicht genug, ſie ſchufen ſich mit dem „Gebück," wie ſie's nennen, noch ringsherum eine künſtliche, walldicht gewordene Hecke, die jeden Eindringling zurückhält. Wie hinter einer chineſiſchen Mauer hielten ſie ſich hinter dieſen Gräben und Gehegen; im dreißigjährigen Kriege ſtanden mehrmals Heere vor dieſen Waldhecken ſtill. Sie waren allezeit ein ſtörriſches Völkchen, dieſe Winzer und Weinbauern. Einige Ritterfamilien hielten zu ihnen; eigentliches Bürgerthum wollte nicht recht im Rheingau gedeihen. Früher hatte das Land ſeine eigenen Rheingrafen, bevor es die Erzbiſchöfe von Mainz an ſich brachten. Die Rheingauer huldigten dem geiſtlichen Herrn von Mainz, aber er mußte zu ihnen kommen und ihren zuvor in Ellfeld oder Eltvill (alta villa) ihre Gerechtſame beſtätigen. Sie gaben ihm keinen Zins; er hatte blos ſeinen geiſtlichen Kammerforſt. Die Rheingauer waren Niemandem hörig; noch heute, obſchon blos im leichteren, ſanguiniſchen Sinne, gilt hier das alte Sprüchwort: Die Luſt im Rheingau macht frei! Jedermann der einen rauchenden Heerd im Lande hatte, oder nur ſoviel Boden ſein nannte, um einen dreibeinigen Seſſel darauf zu ſtellen, durfte auf ihren Landtagen mitrathen und thaten. Dieſe Gaudinge hielten ſie auf jener Inſel im Rhein. Zum Kriege ſtellten ſie dem geiſtlichen Herrn von Mainz ihre Truppenzahl, hatten aber für dieſelbe eine eigene Kriegsverfaſſung und wählten ſich ſelbſt die Hauptleute. Und ſoviel Selbſtändigkeit erhielten ſich dieſe Bauern des Rheingaus bis zum Bauernkriege. Die Religionsfreiheit die Luther verkündigte, hatten ſie nicht recht verſtehen können; ſie verſtanden ſein Wort nur ſehr grob im Sinne des Thomas Münzer. Und die Parteinahme für die Sache der aufwiegleriſchen, plündernden und verwüſtenden Bauerhorden brach ihrer Freiheit den Hals. Die Erzbiſchöfe von Mainz behandelten die Rheingauer von nun an wie Knechte; ſie verloren gemach alle ihre Rechte; nach Auflöſung des Erzſtiftes kamen ſie an das Haus Naſſau, das ein Nachkomme der alten Rheingrafen iſt.

Es hat ſich ſeitdem im Rheingau mehr Bürgerthum entwickelt, der Handel blüht und die Naturerzeugniſſe des Landes werden ſorgſamer als ſonſt gepflegt. Aber der Bauer iſt der vorherrſchende Stand geblieben; den deutſchkatholiſchen Neuerungen blieben die Leute hier abhold. Seit Ronge's Beſuch im Rheingau haben die Bauern ein Scheltwort mehr. Wenn auf der Viehtrift ein Stier die Planke niederreißt, oder ein Bube ſolches Gehege betritt, dann heißt es: Na warte du, „Ronge!“ Es klingt wie bei uns: du „Range!“ und mag wohl auf Eines hinauslaufen. Bei alledem war in Rüdesheim eine deutſchkatholiſche Gemeinde gegründet und die Regierung war klug genug, die Leute ſich ſelbſt zurechtfinden zu laſſen. — Naſſau hat ſeine

Verfaſſung, alſo zwiſchen Regierung und Ständen ſeine Streitigkeiten, an denen der Unterthan ſeine Rechte kennen und wahren lernt. Der vorige Herzog ließ ſich von einer Ständeverſammlung, die über ſeine Zumuthung empört halb auseinanderlief, die Domänen des Landes zuſprechen. Außer der Civilliſte belaufen ſich dieſe Einkünfte auf anderthalb Millionen. Der verſtorbene Herzog ließ ſie ſich von dem Recht der funfzehn Abgeordneten, die noch beiſammen geblieben, rechtlich zuerkennen.

„Doch bei alledem: Vivat unſer weltlich Herrſcherhaus!" ſagte auf dem Schiff ein fröhlicher Alter mit ſchneeweißem Haar, aber blühendem Antlitz, dem der Wein die Adern friſch erhalten. Er hatte lange in Frankfurt gelebt und dort ſeine Handtierung betrieben; ſeine Mundart ſchien in etwas zu frankfurtern. „Bei alle dem," ſagte er, „iſt's gut, deß wir's geiſtliche Regiment los worde ſind!"

„I kann dös nit behaupte!" ſagte ein Anderer. „Unter'm Krummſtab, hat mir mein Großohm 'ſagt, war gut wohne! Wir zahle jetzt die ſechsfache Steuer und werde nit mehr ſo leicht ſelig ſproche. So ein geiſchtlicher Herr regierte mit dem Becher in der Hand und ließ Gott e' gute Mann ſein. Es iſt auch nit mehr ſo arg mit der Verfinſterung der Leut'!"

„Ah was! Mainz iſt noch alle Tag' voll vom falſche Pfaffethum!" rief der Alte zornig. Da hatte mer den Herrn Rüffel; der hat ſchon ſo oft e' Rüffel kriegt von dene großherzogliche Miniſter in Darmſtadt und bei alledem ſcharwerkt er gege Licht und Aufklärunge. Der machte oft dos klareſte Waſſer trüb. In Gieße habe ſ'en abſetzt von wege verſchiedene Wuthausbrüche gege die Proteſtante. Aber bei alledem hat er im ganze Lande für das Trierſche Hemd gewirkt. In Mainz, da is e' Blättel; „der Katholik" heißt's. Himſope heißt ſich der's ſchreibe thut. Iſt auch n' geiſtlicher Herr. Wie er mal in Mainz predigt, hat Gott's Kreuzdonnerblitz in die Thürm' 'nei ſchlage. Alles wollt' aufſpringe und heimlaufe, nit blos aus Furcht, die Thürm' möchte z'ſammeſtürze, ſondern um zu löſche; man hat doch nit umſonſt ſeine beld' Händ'! Noi, wos thut der Pfaff'? Laßt uns bete! hat er 'ſagt, der Pfaff'. Die Thürm' brannte lichterloh und der geiſtliche Herr, ſtatt zum Löſche zu commandire, hat nieder'kniet und 'bet!“

„Noi,“ ſagte der Andere, „es iſt nit ſo bees mit dene geiſtliche Herre! I kenn' den Herr Himjope ganz gut, und 's iſt kei Arg in ihm. Wie der Herr Chownitz aus Ulm nach Mainz komme iſt, derſelbe der erſt zu dene Deutſchkatholike über'laufe und dann zu dene Altkatholiſche zurück'laufe iſt, da hat der Herr Himjope dem arme verlaufene Menſche e' Bruderkuß gebe.“

„Ja und da hat's Stank 'gebe weit und breit!“ ſagte ein junger übermüthiger Burſch.

„O daß dich über die Quertreibereie im Land!“ rief der Alte ſchmerzlich und kraute ſich mit der Hand im greiſen Haar.

„Da habe ſe,“ fuhr der Jüngere tobend fort, „wieder eine neue Dienſt auf'bracht mit dene heilige Fallentin“ (Valentin)!

„Nun ja,“ ſagte der Fromme, „der Fallentin iſt gut gege die fallende Sucht und hat ſeine Name rechtſchaffe und in der That.“

„O ja doch, der Fallentin heilt von allerlei Weh!“ ſchrie der Alte zu mir gewendet. „Eine Glock' an ſeiner Capell' muß man juſt mit dene Glieder läute, an dene man Schmerze hat. Hat man's in dene Zähne, muß man mit dene Zähne den Strang ziehe und ſo fort!“

„Iſt auch nit ganz ohne!“ brummte der Begütiger dazwiſchen. „Wer Zahnreiße 'habt hat, weiß davon zu ſage! Der Zahnreißer von Profeſſion hat mir an die ſechs Zähn' raus'zoge und 's hat nit helfe wolle. Dann ging i zum Schäfer in die Berg'. Der hat mir's Maul halb zerdroſche mit allerlei ſchlechte Kurzweil. Wie ich den Strang beim heilige Fallentin hab' in's Maul 'nomme, ſind mir alle Sinne vergange, aber da war's gut!“ —

Wie ich mich umwandte, ſtand der belgiſche Hierarch, der Profeſſor aus Löwen, hinter mir; er hatte den Streit der Leute mit angehört. Er ſah mich verlegen an. „Der Glaube thut's,“ ſagte ich leiſe vor mich hin. Er kniff die Augen ein und drehte mir den Rücken zu; ich war ja ein Thor, nicht mehr an das Mittelalter, d. h. an die Macht des Glaubens zu glauben! —

Wie ich an den Rand des Schiffes trat, ſtieg Mainz mit ſeinen Kuppeln vor uns auf, das goldne Mainz, das ehemalige Herz Deutſchlands, der Sitz ſeines oberſten Prieſters der die Kaiſer ein- und abſetzte, die Welt ſelig ſprach oder verfluchte, den Leuten Zahnweh heilte oder machte.

IV.

Das goldne Mainz.

Erſtes Kapitel.

Das goldne Mainz und die deutſche Einheit.

You know, — hm, hm! ſtotterte ein Engländer der auf dem Deck mir gegenüber ſaß, möcht' ich nohl niſſen ueshalb Mainz das goldne heiße!

Es hieß, war meine Entgegnung, in alter Zeit ſo, als man Straßburg das ſilberne, Cöln das eiſerne nannte.

You know, Cöln hieß auch das heilige! ſagte der Sohn Albions.

Wohl wegen der heiligen drei Könige, ſagt' ich, deren Gebeine Kaiſer Barbaroſſa aus Mailand dorthin geſendet.

Ah! glaubt' ich, wegen Keuſchheit der Sitten! ſagte der Brite. Mein Vetter in Edinburgh, Sir John Philpot Blabberton Esquire, der ſchon dreimal die große Tour gemacht, ſchrieb mir in mein Skizzenbuch: Cöln, heilig — keuſche Sitten! —

Der Mann hielt mir ſein ſchwarzgebundenes, goldbeſchnittenes Notizenheft hin; der ſchottiſche Vetter hatte ihm mit großmächtigen Lettern die Keuſchheit Cölns als Merkwürdigkeit empfohlen. Ich hatte es vielleicht mit einem Puritaner aus den Hochlanden zu thun.

Wohl möglich, ſagt' ich, daß Cöln ſich in alter Zeit durch eine gewiſſe Ehrbarkeit den Namen erwarb, zumal dem üppigen, ſchwelgeriſchen Mainz gegenüber, das ſchon um vieles ſüdlicher iſt, und deſſen ſchmeichleriſche Luft man ſogar eine goldne nannte. Deutſcher Norden und deutſcher Süden liegen oft nur wenige Meilen aus einander, bieten ſich oft auf ſchmahler Grenzſcheide die Stirn. Cöln war früher ernſter, thatkräftiger, kriegeriſcher als Mainz; jenes hatte ein Bürgerthum, das mit ſeinen Biſchöfen in ewigem Streit lebte, während Mainz ſich ſchon früh als ein behaglicher, weicher Sitz eines hohen geiſtlichen Herrn geſtaltete. In der Architektur beider Städte hat ſich gothiſcher und romaniſcher Geiſt entſchieden feſtgehalten, Cöln hat den erhabenſten Dom in germaniſchem Styl, Mainz die ſchönſte byzantiniſche Kathedrale. Beinamen aber wie heilig, oder eiſern und golden, haben nur Gültigkeit für gewiſſe Zeiten; ſie entſtanden, als die Städte wie Individuen und Nebenbuhler ihre Charaktere im Wetteifer entſchiedener herausbildeten, wie in Italien Rom das ewige, Venedig das herrſchende, Mailand das große, Bologna das behaglich feiſte, Florenz vorzugsweiſe das ſchöne hieß.

Der Vetter des Herrn Blabberton in Schottland dankte für die Notizen, ging bei Seite und ſchrieb eifrig in ſeinem Skizzenbuch weiter. Es war ihm zum Unterſchied gegen ſeine Landsleute durchaus darum zu thun, mit Nutzen die große Tour zu machen. Nach einem Schriftſteller ſah er nicht aus, doch auch nicht nach einem der aus Müßiggang reiſt.

Ich mußte an Ulrich von Hutten denken, der Mainz gern das goldne nannte, weil ihm hier das Dichten ſo gut von Statten ging, weil er ſich, ein Flüchtling der nirgends Ruhe gehabt, hier allein wohlgefiel, die Luft ihn hier ſo üppig und goldig anwehte, der Wein ihn hier funkelnder als irgendwo anlachte. „Wenn ich's nur ſehe, dies Mainz,“ ſagte er, „ſo wird mir ſchon friſcher und wohler im Herzen!“ Und zur goldnen Luft, zum goldnen Wein gehört auch die Gunſt der Frauen. Webt die Liebe nicht einen goldnen Verklärungsſchein um's arme ſterbliche Haupt? Und wo ein Frauenlob gehauſt, jener glückliche Prälat, der die Frauen nicht lieben durfte und ſie voll Entſagung als unerreichbare Sterne am Firmament des Lebens feierte, alſo daß ſie ihn, wie er todt war, ſelbſteigen zur Gruft trugen, ſein Grab mit Blumen bekränzten und es mit ſoviel Wein begoſſen, daß die ganze Kirche, wo nicht in Thränen, doch in Rebenſaft ſchwamm; — wo ein prieſterlicher Frauenlob gelebt und vielleicht verſchwiegen geliebt, da mußte doch wohl ein ritterlicher Dichter für ſein heißes Blut Erhörung finden! Erſcheint dem Dichter im Glück der Liebe alles goldig, weil ſie ihm alles in ihr Licht taucht, ſo hat er auch das Recht, das Leben in ihre Farbe zu kleiden. Mainz war das goldne, weil ein Dichter in ihm ſich wohlgefühlt. Und Ulrich von Hutten fand hier mehr als Frauengunſt. Die Liebe iſt ja dem Dichter doch nur die Fee, die ihm die Schwingen löſt, nicht ſeine Gottheit, die er anbetet. Die Götter gehen noch über die Feen, Genien, Nixen und Kobolde. Der „Auferwecker deutſcher Nation,“ wie Ulrich ſich ſelbſt genannt, fühlte ſich hier zuerſt in einer „aufgeweckten“ Welt, die nicht blos zum Sinnengenuß, auch zur Freiheit des Geiſtes die Schranken offen hielt. Gegen Nacht und Aberglauben zog Hutten zu Felde, Papſtgewalt und Pfaffengräuel hießen ihm die Ungeheuer der Welt, gegen Dunkelmänner und Finſterlinge zog er das ſcharfe Schwert ſeiner Rede. Tief zwiſchen rauhen Bergen auf dem Schloſſe Stackelberg hatte er ſeine Heimath gehabt, in dem mönchiſchen Fulda hatte er ſtudiren ſollen und war fortgelaufen. Nach langen Wanderungen in Deutſchland und Italien hatte ſein ritterliches Herz, ſein ſchwungreicher Geiſt ſich manche Freunde, manchen hohen Gönner gewonnen; zur ſelben Zeit als Luther ſeine 95 Sätze an die Schloßkirche zu Wittenberg ſchlug, krönte Kaiſer Max den Hutten zum kaiſerlichen Dichter. Aber dieſer Freiheitsſänger konnte im Dienſt eines kaiſerlichen Herrn keine Verſe machen. Nur am glänzenden Hofe des kunſtliebenden Erzkanzlers ſchien er eine Welt zu finden, wie er ſie wollte. Die Künſte gehen mit der Aufklärung Hand in Hand, ſo lange die Sonne eines Zeitalters im Steigen iſt; ſie buhlen mit der Knechtſchaft und lullen ſich in weiche Schlemmerei, hat das Zeitalter ſeinen langen Schatten vor ſich. Der Hof des Kurfürſten Albert ſchien Hutten ein Schauplatz für das neue

Werden des Jahrhunderts. Er fand in Mainz nicht blos als Sänger und Ritter, auch als ein Mann der Freiheit ſeine Geltung. Am Tiſche des Kurfürſten, obſchon er nur als Gaſt ſeinen Platz einnahm, erhob er ſich, pries das goldne Mainz, feierte die geiſtliche Capitale des deutſchen Volkes, aber rief zugleich ſeinen erlauchten Wirth zum Schutze des Auguſtiner Mönchs auf, welcher der deutſchen, in Nacht begrabenen Welt eine Leuchte angezündet, die über Rom hinaus gen Himmel flammte. Ein ruheloſer Kämpfer für Licht und Freiheit, konnte freilich auch in Mainz ſeines Bleibens nicht lange ſein. Er wanderte und wanderte, ward überall flüchtig, verkroch ſich wieder in die heimiſchen Berge und fand dort beim ritterlichen Franz von Sickingen ein Aſyl. Die Ebernburg hieß damals eine „Herberge der Gerechtigkeit.“ Dort errichtete Ulrich ſeine Preſſe, dort ſchrieb er und druckte es ſelbſt, und ſchleuderte aus dem ſtillen Verſteck alle jene Pfeile in das verworrene Gewühl der Menſchenwelt. Als er auch dort keine Ruhe mehr hatte, ging er nach der Schweiz, zog ſich auf die Inſel Ufnau im Züricher See zurück und ſtarb ſiechen Körpers, aber unermüdeten Geiſtes. Ich hab's gewagt, jacta est alea! war ſein letzter Ruf. Und dieſer Ruf verhallte nicht anders als mit tauſendfachem Echo im ganzen großen Vaterlande. Einen gleichen Verein von Ritterlichkeit und Freiheitsſinn hat unſere Zeit nicht aufzuweiſen. Unſere Freiheitsſänger ſind nicht Cavaliere genug, um unſern Fürſten Stand zu halten, und unſere Cavaliere, die die Feder führen, haben für den Freiheitsdrang der Welt eine hohle Bruſt. Dieſe ſind entweder Dandies oder Artiſten, wenn's hoch kommt, Sonderlinge; und Jene denen das Wort der Begeiſterung gegeben iſt, ſcheinen es nicht zu wiſſen, wie wahrheitsdurſtig auch Fürſtenherzen ſind; oder ſie verſtehen es nicht, die Wahrheit cum grano salis zu ſagen. —

Das iſt ein ganz confuſes Exemplar von reiſendem Engländer! redete mich ein Mann aus Berlin an, der mir unter dem Titel eines Geheimrathes namhaft gemacht war. Er konnte unter dieſer Titulatur noch alles Mögliche ſein, ein ſubalterner Beamter, ein Schreiber den man mit ſolcher Rangerhöhung los ſein wollte, ein inhaltleerer Hofrath, ein nichtsbeſagender Commercienrath, oder auch ein Mann der Juſtiz, den man einmal um Rath gefragt und dem man zu dem eingeknüpften Bändchen auch noch die Schamſchürze des Geheimen vorgehängt. Ich könnte ihm nichts weiter abmerken, als daß er ein Berliner war, d. h. ein Mann von hellem Verſtande und von nüchterner Einbildung. — Der Menſch, der fragt einem ein Loch in den Leib! ſagte er und wies lachend auf den Engländer, der auch ihn ſchon wiederholt mit Fragen angezapſt hatte und jetzt im Winkel kauerte, um ſein Notizenbuch, auf's Knie geſtemmt, zu bereichern. Er thut ſo verzweifelt naive Fragen! klagte der Mann aus Berlin. Er bedachte nicht, daß die eigentlichen Frager auf Reiſen mit ihrem ſtehenden: „Hören Sie mal, ſagen Sie mal!“ vorzugsweis die Berliner ſind. Es ſind die wahrhaft Löcher in den Leib fragenden Reiſenden. An den tiroler und den bayeriſchen Seen, zählten die Schiffermädchen immer auf, wieviel „Hören Sie mal, ſagen Sie mal“ heuer dageweſen.

Dieſer Gentleman, entgegnete ich meinem Frager, macht einmal eine Ausnahme unter Seinesgleichen; er will mit Nutzen reiſen. Vielleicht iſt er auch gar kein Engländer, war meine Entgegnung. Es fehlt ihm das Aplomb des Selbſtgefühls, die gleichgültige Sicherheit, die kalte indifferente Höflichkeit und jenes große nationale Selbſtgefühl, ſich überall für geprellt zu halten!

Er lebt karg und ſchlecht genug, meinte der Hofrath, er iſt vielleicht ein Schotte.

Oder ein Irländer, ſagt' ich; ich hörte mehrmals von ihm den Ausdruck: „mächtig groß,“ „mächtig ſchön!“ An dieſem mighty erkennt man den guten Padd. Für einen Briten hat er genug Deutſch ſich angeeignet. Er ſpricht ganz leidlich; bis auf das W mit dem ſich der uerthe Gentleman quält.

Un des is auch des einzige Noble an ihm! ſagte der Berliner.

Die Herren Engländer ſind coquetter als wir glauben; die Ausſprache des W nach unſerer Weiſe halten ſie für pöbelhaft.

Ja und des is nu ſo des Schickſalsvolle, ſagt' ich, meinem Berliner Geheimenrath nachäffend, deß Jeder etwas Staub von Hauſe mit ſich herumſchleppt! —

Unſer, gleichviel ob ſchottiſcher oder iriſcher Engländer, der in der Brüdergemeinde zu Neuwied längere Zeit als Penſionär gelebt, ſtand mit aufgehobenem Stift ſchon wieder vor uns. Uas iſt uohl Schinderhannes? fragte er mit ehrbarem Ernſt. Der Berliner drehte ſich auf dem Abſatz herum; als „jebildeter“ Mann wollte er doch dem Fremden nicht gerade in's Angeſicht lachen.

Auch eine von den geſchichtlichen Merkwürdigkeiten des goldnen Mainz, ſagt' ich, vielleicht die letzte; im Jahre 1803 ward hier der Räuberhauptmann Schinderhannes, der deutſche Rinaldo Rinaldini, hingerichtet.

Ah! ſehr merkuürdig! ſagte Mr. Blabberton mit denkender Kopfbewegung, aber noch nicht uohl die letzte hiſtoriſche Merkuürdigkeit! Hier im Buche meines ſehr ehrenuerthen Vetters in Edinburgh ſteht noch eine mit der Jahreszahl 1819; aber ich verſtehe nicht genug, um das Monſtrum zu ſprechen. Ich habe die Tour ſchon früher gemacht, aber Sir Edward Philpot Blabberton hat mir aufgetragen, ſie noch einmal mit mehr Nutzen zu machen!

Der Gentleman hatte mir das Heft gereicht und ich las allerdings als geſchichtliche Denkwürdigkeit ein Monſtrum verzeichnet. Im Buche ſtand: „1819 im goldnen Mainz Bundescentralunterſuchungscommiſſion, wegen geheimer Unterſuchung geheimer Volksverſchwörungen in Deutſchland.“ — Uas iſt dos uohl? fragte Mr. Blabberton, bitte!

Ich biß unwillkürlich auf die Lippe; — ich ſchämte mich darüber einem Engländer Rede ſtehen zu müſſen. — Es iſt recht traurig, vielleicht ſogar boshaft, ſagt' ich, daß Ihr Vetter in Edinburgh Sie anhält ſo gründlich in Deutſchland zu reiſen! In gedachtem Jahre, bald nach den Befreiungskriegen, hatte man hier in Mainz einen

Ausſchuß niedergeſetzt, um gewiſſen patriotiſchen Verirrungen der deutſchen Jugend auf die Spur zu kommen.

Uas für Aufſchluß, bitte, kann ich Sir Edward geben darüber?

Aufſchluß? ſeufzte ich und zuckte die Achſeln. Die Commiſſion hat neun Jahre geſeſſen und geforſcht, — nun, ſie hat eben geforſcht.

Ja, aber uas waren die Erfolge?

Erfolge? Man hat viel ſcheinbar Verdächtige bei Seite geſchafft, viele wieder entlaſſen, viele eine Zeitlang behalten. Der Erfolg war eben, daß eine nicht geringe Anzahl junger thatkräftiger Männer durch die lange Haft leiblich zerſtört oder geiſtig abgewelkt unter uns wandelten.

Aber uas uaren die Nothwendikkeiten dazu? fragte der Engländer.

Nöthigungen? ſagte ich, — Argwohn!

Sand's und Löning's Thaten waren doch wohl Nöthigungen genug um einzuſchreiten! brach der Geheimerath, der ſich wieder zu uns geſellt hatte, eifrig dazwiſchen; er verrieth ſich plötzlich als Juriſt von der Schule des ſeligen Herrn von Tſchoppe.

Sand und Löning, entgegnete ich ruhig, waren doch wohl nur ein Vorwand! Durfte man die geſammte deutſche akademiſche Jugend für die Tollheit einzelner Schwärmer verantwortlich machen?

Schwärmer! unterbrach mich Mr. Blabberton! Uar uohl Räuberhauptmann Schinderhannes auch Schwärmer? Uas iſt Schwärmerei?

Ich unterdrückte die heitere Stimmung die der Engländer wider Willen in das trübe Thema brachte. Schwärmerei, ſagt' ich ihm, iſt eine Cardinaleigenſchaft des deutſchen Naturells. Sie ſchleicht ſich meiſt in die edelſten Regungen deutſcher Köpfe.

Uollten die Männer vom Frankfurter Parlament vielleicht auch als Schwärmer mit dem Kopf durch die Uand?

Heinrich von Gagern, ſagt' ich, war Burſchenſchafter und glaubte die Idee ſeiner Jugend verwirklichen zu können. Ideen, wie ſie der Tugendbund, die Burſchenſchaften, der Jünglingsbund hegten, werden nie ausſterben in Deutſchland. Sie knüpfen ſich geſchichtlich an die deutſchen Befreiungskriege. Was war natürlicher, als daß ſich an die Thatſache der Freiheit Deutſchlands nach außen der Gedanke einer deutſchen Geſammtheit und Einheit nach innen anreihte? Die Fürſten theilen auch in der Zeit der Noth dieſen Gedanken, allein ſchon der Wiener Congreß ging von der nationalen Eintracht und Einheit wieder auf die ſelbſtändige Trennung der deutſchen Staaten über. Ehedem ward jene Idee von der aufgeregten Jugend die zum Theil mitgefochten hatte, feſtgehalten. Daß der Traum von nationaler Einheit, der keine Wirklichkeit fand, ſich in den Gemüthern fortſpinnt, daß ſich zu dieſem Traum auch die Einbildung geſellt, jener Gedanke den die Politik der Höfe aufgegeben, werde ſich auch ohne dieſe Politik verwirklichen laſſen: das wird, däucht mir, bei unſerer Idealitätsphiloſophie erklärlich ſein. Nach Träumen die Welt geſtalten wollen, iſt ja überhaupt ſehr deutſch.

Erlauben Sie, ſetzte der Geheimerath hinzu, daß ich behaupte, es ſei eben ſo deutſch und eben ſo vernünftig, wenn die Polizei ſolche Träume ſtört, ſolche Schwärmer nüchtern macht! Die Schwärmer verfielen auf Sonderbarkeiten; ſie entwarfen Pläne wie Hirngeſpinnſte und ſuchten die fehlende Sicherheit mit ganz einzelnen Kleinigkeiten und lächerlichem Beiwerk zu verdecken. Statt die Einheit als eine Thatſache feſtzuſtellen, nahmen ſie dieſelbe als Doctrin, zergliederten ſie und brachten die Streitigkeiten darüber zu Buche.

Sehr wahr! ſagte ich, Mann der Acten, wir ſind einiger als es den Anſchein hatte.

Die Einheit Deutſchlands wird immer Sache der Demagogen ſein! brach der Geheime aus dem Geleiſe.

Dann würde auch der Toaſt eines edlen Erzherzogs in Cöln nichts als Demagogie geweſen ſein! ſagt' ich, ihm auf die Achſel klopfend. Der Geheime rümpfte die Naſe, runzelte die Stirn, wühlte mit beiden Händen im Buſen und in den Taſchen herum, aber er unterdrückte den Aufruhr ſeiner Empfindungen; ſeine gepeinigte Oberhoheit nahm wieder zu jenem weiſen Lächeln ihre Zuflucht, das ſo oft den Hochgeſtellten aushelfen muß. Die Schiffsglocke die eben unſere Landung verkündete, verſchlang mit ihrem gellenden Ton unſer weiteres Geſpräch. Ich war froh, daß wir Land hatten. Mr. Blabberton aber ſtand mit offenem Munde noch vor uns. Sehr eine merkwürdige Geſchichte das, dieſe wunderbare deutſche Einheit! ſagte er. — Ja wohl, ſehr merkwürdig, ſehr wunderbar! Schreiben Sie das in Ihr Denkbuch über Deutſchland: Bundesunterſuchungscommiſſion, Schwärmerei, deutſche Einheit!

Ja, aber es iſt mir nur noch ſehr mächtig unklar, — ſagte der iriſche Engländer, weshalb und warum. — Mir auch, mir auch! rief ich und griff nach meinem Reiſeſack. — Ich war bald am Ufer und fand harrende Freunde.

Zweites Kapitel.

Der Dom. Der romaniſche und der germaniſche Bauſtyl. Mainz als Feſtung.

Man ſollte Mainz das rothe, nicht mehr das goldne nennen. Nicht blos weil an ſeiner goldnen Vergangenheit manches unächt war, und unächtes Gold, wenn es alt und verbraucht iſt, leicht in's Röthliche ſchimmert. Es iſt der rothe Sandſtein aus den Brüchen des Frankenlandes, der den Städten am untern Main ſein eigenthümliches Gepräge gibt. Gleich vorn am Ufer das Ordenshaus der deutſchen Ritter, in welchem Napoleon wohnte, und die ganze Reihe üppiger Paläſte das Geſtade entlang, prangt in dieſem leuchtenden rothen Glanz; nicht minder der Dom.

Man nennt die Bauart der Kathedrale von Mainz byzantiniſch. Sie gehört zu den älteſten chriſtlichen Denkmälern, deren Structur ſich aus dem Sinne des Zeitalters vor den Kreuzzügen erklärt. Schon an die Mutter Konſtantins knüpft ſich der Sage nach dieſer Bauſtyl, an jene Helena, die am Rhein Kirchen ſtiftete, um die Bekehrung ihres

Sohnes, des oberſten Herrn der Welt, auch in den deutſchen Provinzen zu manifeſtiren. Karl der Große baute den Münſter zu Aachen, Ludwig der Fromme den Saalhof zu Frankfurt in dieſem, an den Orient erinnernden Styl. Eigentlich byzantiniſch aber iſt im Abendlande nur der heilige Marcus in Venedig und zwei Kirchen in Ravenna und San Vitale. Byzanz ward freilich mit ſeinen ſchweren, abgeſchloſſenen Kuppeln und Rundbogen Muſter für ein niedergedrücktes, dumpf hingekauertes, in ſich betäubtes Chriſtenthum. Allein in Rom hatte man ſchon die Baſilikenform für den chriſtlichen Tempelbau erwählt. Die Baſiliken, öffentliche Gebäude für die Rechtspflege, waren für den neuen Gottesdienſt tauglich befunden. Die doppelte Säulenreihe dieſer Häuſer im Innern machte ſehr paßlich die Abgrenzung des Schiffes und der Abſeiten, die halbrunde Tribunalniſche, in der die Bildniſſe der Kaiſer ſtanden, ließ ſich leicht in die Form des Altars verwandeln, die verhältnißmäßig kleinen Fenſter zwiſchen ſchweren Pfeilern und ſtarken Mauern waren einem düſteren Chriſtenthum willkommen, um die Helle des Tages von draußen abzudämpfen und den Sonnenſchein des Himmels durch die künſtliche Beleuchtung des hierarchiſchen Kerzenlichtes zu verſcheuchen. Das Mittelſchiff dieſer Gebäude war urſprünglich mit Balkenwerk gedeckt, wie jetzt Ziebland in München ſeine Baſilika ganz und gar im alten Styl erbaute, wo der Dachſtuhl offen über uns liegt, Malerei und Vergoldung die Balken verzieren. Statt dieſer Holzdecken gab man dann ſpäter den Schiffen ſteinerne Gewölbe zur Bedeckung. Mit dieſen Gewölben näherte ſich die Baſilika dem byzantiniſchen Rundbogenſtyl und Kuppelbau. Aber man brauchte im neunten und zehnten Jahrhundert immer größere Kirchen, die Gewölbe erhielten immer weitere Spannung; das Bedürfniß führte zu neuen Nöthigungen. Man ſah ein, daß der reine Halbkreis für weitgeſprengte, ſtarkbelaſtete Gurtbogen nicht genug Sicherheit bot; die Widerlagen konnten weichen, die Wölbſteine ſich verſchieben, es war ſogar das Einſtürzen des Gewölbes zu fürchten. Dies ward Grund, daß die Baumeiſter in den Rundbogenſtyl das

Element des Spitzbogens aufnahmen, indem ſie den Scheitel des Halbkreiſes, Anfangs unmerklich, dann immer entſchiedener, ſpitz in die Höhe laufen ließen. Dagegen ſträubte ſich zu Anfang die Geiſtlichkeit; als wenn Dieſe ahneten, daß die himmelanſtrebenden Hände des germaniſchen Spitzbogens das niederdrückende Gewölbe ihres alten Syſtems lüften und wie Fragezeichen ſich bis in die Wolken heben würden. Die empiriſche Nöthigung war aber zwingender als die Orthodoxie der Prieſter und ſo drängte ſich denn allmählich der neue chriſtliche Styl, der Styl der Kreuzzüge, in die byzantiniſchen Kuppelbauten der Kirchen. Dieſer Spitzbogenſtyl war eine Neuerung; wir nennen ihn fälſchlich den gothiſchen Styl, da er der germaniſche heißen muß. Er ſtreckte die Hände betend gen Himmel, ſchloß ſie oben leiſe an den Spitzen, aber drückte ſie nicht mehr rund zuſammen. Er ſchielte nicht trüb und bang durch gedrückte Bogenfenſter, er machte die Augen weit auf, um die Welt zu erfaſſen; der forſchende Geiſt erhob mit ihm, wie Fauſt, ſeine Stirn gen Himmel, ein betender Titane, dem nichts verſchloſſen ſein ſoll, ſelbſt nicht die Höhen der Gottheit. So geſtaltete ſich dieſer Styl im Schiff, im Seitengang, im Thurm. Iſt das germaniſch, ſo heiße der Styl danach! Was man aber byzantiniſch am Rhein nannte, das iſt man jetzt übereingekommen romaniſch zu nennen, denn der Rundbogenſtyl der Kirchen am Rhein trägt weit mehr Elemente vom römiſchen Baſilikenbau an ſich. — Germaniſch und romaniſch! So ſcheidet ſich ja überhaupt unſer tiefſtes Weſen, das wir nach beiden Seiten hin als deutſch gelten laſſen müſſen; es ſcheidet ſich nach Nord und nach Süd, wie Philoſophie und Poeſie, Proteſtantismus und katholiſcher Glaube; unſere ganze nationale Entwickelung theilt ſich mit dieſem Gegenſatz. Das Lutherthum hatte zur Zeit als es aufkam, in der That etwas von jenem Fauſt, der gegen die höchſten Höhen der Welt ſeine Stirn erhebt und den verloren gegangenen Gott in der ſelbſteignen Erhebung des Gedankens ſucht. Der Cultus der alten Kirche hat noch immer viel vom romaniſchen Styl mit engem Fenſterbau und ſchwerer Kuppelbedachung. Iſt es nöthig, den Gegenſatz feſtzuhalten, den Gegenſatz zwiſchen Proteſtantismus und Katholicismus, zwiſchen Philoſophie und Poeſie, ſo laſſe man nur die Zwieträchtigkeit fahren, für die wir hüben und drüben keine Nöthigung mehr anerkennen mögen, und arbeite daran, daß Nord- und Süddeutſchland ſich über die Gegenſätze hinaus die Hände reichen! Gegenſätze die ſich ausgelebt und bis an ihr Endziel ſich durchgebildet haben, müſſen ſich zu einem höheren Dritten zuſammenſchließen. Das iſt die Aufgabe des nationalen Deutſchlands. Der entgegengeſetzten Pole bedarf die Achſe, aber um die Achſe, nicht um die Pole handelt es ſich zum Beſtande; die Achſe iſt das Gefühl der Zuſammengehörigkeit.

Am Rhein ſind auch in den Mundarten des Nieder- und Oberdeutſchen dieſe deutſchen Pole zu beachten. Die Mundart der Provinzen gibt den treueſten Abdruck der geiſtigen Verfaſſung des Stammes. Ganz am Unterrhein ſpricht man ein Deutſch, das uns faſt an das platte Holland gemahnt. Zwiſchen Cöln und Coblenz tritt der Unterſchied hervor; Königswinter gibt man als den Scheidepunkt an, und von da ſtromab verlieren ſich die weichen, geſchliffenen Töne, beginnen die Kehllaute des Oberdeutſchen. Und wenn man die Richtungen der heutigen Architektur am Rhein überblickt, ſo ſieht man ſelbſt auf dieſem Gebiet, wo man doch meint, der dilettantiſche Eklekticismus der Neuzeit habe ſich ausgleichen können, den Gegenſatz feſtgehalten. Am obern Rhein, wo Hübſch aus Carlsruhe, Molle aus Darmſtadt, Laſſaulx aus Coblenz die neuen Bauten leiten, wird im romaniſchen Styl gearbeitet, während Zwirner die Structur des altdeutſchen Spitzbogens wieder in Blüthe bringt und mit ſeiner Apolliniskirche unweit Bonn das erſte ganz neue Werk in germaniſcher Bauart lieferte.

Der Mainzer Dom, der ganz in romaniſchem Sinne entworfen wurde, hat das Eigenthümliche, uns den Uebergang des Rundbogenſtyls zur germaniſchen Structur geſchichtlich aufzuweiſen. Ich habe ſchon angedeutet, wie ſolcher Uebergang ſich als eine Nöthigung ergab, während doch ſonſt jeder Styl den andern auszuſchlieſſen ſcheint. Solch ein Bau, aus dem Kopfe eines Meiſters entworfen, der ganz im Dienſte ſeines Zeitalters fühlte und dachte, dauerte Jahrhunderte lang. Man kennt nicht einmal die Namen jener erſten alten Werkmeiſter, die ohne ſubjectives Selbſtbewußtſein, ganz nur vom Inſtinct der Sinnesart ihrer Zeit geführt, die Pläne entwarfen. Der Charakter eines neuen Zeitalters ſchlich ſich ungeſucht in den Weiterbau ein. Heutzutage kann man ſo oder auch anders bauen, wie man dilettantiſch ſeinen Studien nachgegangen iſt. Damals ging man der Nothdurft nach und ließ ſich ohne Sträuben auch vom Eindruck des neuen Zeitgeiſtes beſtimmen. Deshalb mitunter der Wirrwarr in alten Kirchenbauten. Die Werkleute eines neuen Geſchlechts konnten entweder nicht mehr nach dem alten Plan fortarbeiten, oder gaben ſich ohne Wahl den Neuerungen einer andern Zeitſtimmung hin. So hat ſich auch im Mainzer Dom der Spitzbogen in den Rundbogenſtyl gedrängt. Schon die Gewölbe des Mittelſchiffes verſuchen mit ihren Gurten den Halbkreis zuzuſpitzen; das Kreuzgewölbe mit der Kuppel des biſchöflichen Thurmes wagt ſich noch mehr in die Höhe, wie die geſchloſſenen Hände des Prieſters, des Beters, ſich heben und die Fingerſpitzen ſich aneinanderlegen. Der weſtliche Chor und die Seitencapellen ſind ganz gothiſchgermaniſch. — Da ſteht man nun als Sohn einer ſo ſehr klugen ſelbſtbewußten Neuzeit und will in ſolchem Bau die durchgreifende, folgerichtige Idee eines einzelnen Styls, die individuelle Geiſtesart eines einzelnen hochbegabten Kopfes auffinden! Während das alles inſtinctartig nach dem Drang der Jahrhunderte, gleich unſeren mittelalterlichen Heldengedichten, faſt objectiv und als Werk der Maſſen und des allgemeinen Geiſtes, der dieſe beſeelte, ſich ſchuf und geſtaltete.

Auch die Schickſale muß man hinzurechnen, die ſolch altes Bauwerk durchlebte. Sechsmal iſt der Mainzer Dom von der Flamme ausgebrannt. Stürme haben das Außenwerk verheert. Die Blitze des Himmels, die der thörichte Aberglaube bei Gewittern durch Glockenläuten zu beſänftigen meinte, haben ſich durch die Schwingung der

Luft eher anlocken laſſen, um den Thurm zu treffen. Oftmals wurde der Tempel in Kriegsſtürmen geplündert, von den eignen Vertheidigern gegen die anrückenden Feinde in ein Bollwerk verwandelt. Das alles brachte Verwirrung in den Weiterbau des Werkes, Neuerungen und Ergänzungen, die lediglich Nothbehelfe waren. Die Schweden wollten die Kirche in die Luft ſprengen, um auf ihrer Stelle eine Sternſchanze zu errichten. Schon waren die Pfeilerecken fortgebrochen: da ritt Guſtav Adolf ſelbſt herbei, ſah das alte Gotteshaus und verſchonte es. Aber er lenkte ſein Pferd mitten hinein, ließ es aus dem Weihbecken ſaufen und ſchlug, zum Zeichen, daß er es könne, wenn er wolle, mit eigner Hand aus den Pilaſtern einige Stücke heraus. — So ſagt die Mähr, und die Leute zeigen noch heute dieſe „Schwedenhiebe.“ Am meiſten litt der Dom, nicht als ſich Mainz den Franzoſen unter Cuſtine ergab, ſondern als es die Preußen unter Kalkreuth wiedereroberten. Die Wuth der Soldaten, daß die große Grenzfeſte gefallen war, ſchien ſich an der Stadt ſelbſt Luft machen zu wollen; man weiß, daß nur als Ausnahme, nur auf ausdrückliche Verwendung des Prinzen Louis von Preußen, das Haus des Weltumſeglers Forſter verſchont ward. Der deutſche Patriotismus gegen die Republik hatte plötzlich einen Anſtrich von Vandalismus und ergab ſich doch in dem Feldzuge des Herzogs von Braunſchweig als ſehr ſtumpf und machtlos! In den nachfolgenden Jahren iſt der Dom mit ſeinen 14 Altären und 20 Nebencapellen ſehr leer und wüſt geworden. Nach dem letzten Brande 1797 war er mehrere Jahre lang ein Futtermagazin, ein Schlachthaus für die Garniſon der Republikaner. Nur ſo, indem man den Tempel nutzbar machte, entging er in der Zeit des Umſturzes der Zerſtörung. Napoleon wurde dann ſein Retter und Erhalter. Aber noch im Jahre 1813 diente er 6000 Franzoſen zur Zuflucht, die ſich hinter ſeinen Mauern verbarricadirten.

So haben die Dome, dieſe parteiloſen Häuſer Gottes, dieſe Freiſtätten und Aſyle, immerfort im Ausbau wie in der Zerſtörung den Wandel der menſchlich bürgerlichen Zuſtände mitdurchlebt, — eben ſo wie die Religionen, die Offenbarungen des Himmels, durch die Labyrinthe der menſchlichen Leidenſchaften und Begierden wandern mußten. Und Mainz, ſo vielgeprieſen und vielgeſchmäht faſt wie weiland Helena, war jeder Zeit ein begehrenswerther Punkt. Schon die Römer hatten den Werth des Platzes erkannt. Von den 50 Caſtellen, die Druſus am Rhein erbaut, ſtand hier das letzte und ſtärkſte, der Käſtrich. Drüben bei dem Dorfe Zahlbach ſieht man auch noch die alten Pfeilerreſte einer römiſchen Waſſerleitung, und der vielbeſprochene Eigelſtein auf einer Baſtion der Citadelle gilt für des römiſchen Feldherrn Grabdenkmal, — wie das Eigelthor in Cöln, wie der Ygel bei Trier, nach dem römiſchen Adler (aquila) benannt iſt, der als Ganymed auch wohl ein Sinnbild der Unſterblichkeit ſein konnte.

Das zweite Fundament für Mainz war geiſtlich. Nach der Zeit der verwüſtenden Vandalenzüge gründete Winfried-Bonifacius hier das Bisthum. Aber man erkennt an Mainz nur wenig dieſen geiſtlichen Urſprung; es war und blieb ein Zankapfel kriegeriſcher Parteien. Nach einer Eroberung durch Adolf von Naſſau baute es ſich immer mehr als Feſtung aus. Im dreißigjährigen Kriege ward es der Schauplatz aller Parteien. Die Schweden errichteten die Guſtavsburg, die Kaiſerlichen, die es wiedereroberten, ließen die Bollwerke von italieniſchen Baumeiſtern verſtärken; was die Franzoſen doch nicht abhielt, ſich abermals zu Meiſtern des Platzes zu machen. Vierzig Jahre nach dem weſtfäliſchen Frieden war Mainz ſchon wieder in ihrer Hand bis es Sachſen und Bayern zurückeroberten. Von der Revolutionszeit ſprach ich ſchon. An Cuſtine ergab ſich Mainz im October 1792 ruhig und ohne Schwertſtreich, bis es Kalkreuth im Juli des nächſten Jahres mit Sturm nahm. Deutſchland behauptete es aber nicht; ſchon 1794 ward es von den Franken eingeſchloſſen, bis Clairfait es wieder mit Sturm gewann. Bei dem großen Brande, der es 1797 verwüſtete, ward es von dem franzöſiſchen Heere ausgehungert und verblieb im Lüneviller Frieden den Feinden des Reiches. Nach abermaligen Blockaden in den Jahren 1813 und 1814 beſtimmte endlich der Wiener Congreß die Stadt dem Großherzogthum Darmſtadt, die Feſtung zur Bundeswarte gegen den Weſten. 8000 Mann Bundestruppen, halb Oeſterreicher, halb Preußen, garniſoniren ſeitdem in Mainz und vertreten hier die deutſche Eintracht, die ſich freilich unter den Soldaten in den Schenken wenig bewährt. Oeſterreich liefert die Artillerie, Preußen das Geniecorps; Gouverneur und Commandant werden abwechſelnd von jeder Macht zu gleicher Zeit ernannt.

Drittes Kapitel.

Der Charakter des Mainzers. Der Gutenberg. Die Geſchichte der Stadt, der geiſtliche Hof, der Adel und das Bürgerthum.

Wie ich auf der neuen Anlage, der ehemaligen „Favorite" der Erzbiſchöfe, bei Wein und Muſik in guter Stimmung ſaß, hört' ich die Bürger viel ſchlechte Streiche von öſterreichiſchen Soldaten erzählen. Während Preußen unter ſeinen Landeskindern den Dienſt zur Ehrenſache macht, ſchickt Oeſterreich Italiener und Stockböhmen hieher, mitunter alte gedienten Soldaten, aber auch unter der Fuchtel erzogenes Volk mit ſchwarzgebräunten Gaunergeſichtern. Man erzählte mir von förmlich organiſirten Räuberbanden, die unter den kaiſerlichen Waffenröcken ihre Mitglieder hatten. Man wußte von einem Reiſenden, der von der Unſicherheit der nächſten Umgegend unterrichtet, in der Nacht an[illegible]nend hinter ſeinem ſchwerbepackten Wagen in Perſon herſchritt und erſt vor der öſterreichiſchen Wache den Wagen beſtieg und ſich nun ſicher dünkte. Bei alledem kam er kofferlos im Hotel an: gerade bei der Wache, während er hielt und ſeine Päſſe viſiren ließ, hatte man ihn geplündert. Man legt dergleichen Entartung dem illyriſchen, ſlowakiſchen und italieniſchen Geſindel zur Laſt, das Oeſterreich zu Soldaten, aber nicht zu Bürgern machte. Dennoch erwächſt den Mainzern keine Vorliebe zu den Preußen, wenn auch der gemeine Mann unter Dieſen ſich beſſer hält. Ordnung, Pflichtgefühl, Ehrgefühl iſt beim preußiſchen Soldaten ſtärker; es ſind Söhne deutſchen Blutes; man erkennt das an, mag aber dem Dünkel, der ſich daraus erzeugt, nicht das Wort reden. Dem gemächlich heitern Mainzer iſt der öſterreichiſche Offizier doch weit lieber als der preußiſche; wo der Rheinländer Junkerthum, Prätenſionen und Vornehmthuerei wittert, fühlt er ſich abgeſtoßen.

Nirgends iſt das Philiſterthum behaglicher und jovialer als in Mainz; hier ſitzt es auf üppigem Boden, in lachender Luſt, unter einer ſüdlichen Sonne. In München ſieht man die Zwanzigmäßer wie Pagoden mit den Schemelbeinen in die Erde wachſen, ſich auf den Tiſchen hinter den Bierkrügen wie hinter Bollwerken verſchanzen. In Mainz gibt es ebenſo breitſchulterige Zwanzigmäßer, und das Mainzer Maß, die Mainzer Flaſche, ragt über alle Maße, alle Flaſchen in Deutſchland um einen Mannskopf hinweg. Das Naturell iſt hier eben ſo kräftig wie in München, das Geſchütz auf den Tiſchen eben ſo ſchwer; aber die Ladungen ſind ſpiritueller, die Salven leichter. König Gambrinus macht denkfaul, centnerſchwer an Leib und Seele. Vater Bacchus läßt die Welt mit ihren Sorgen ebenſo gern im Stich, aber nicht aus Schwerfälligkeit, ſondern aus Leichtſinn. Vater Bacchus ſprudelt von Leben, verpufft es freilich und verdunſtet allen Inhalt der Welt, hält ſich aber friſch und fröhlich und bleibt zu jedem Wandel fähig und geneigt. Das Pfaffenregiment von ehedem hat den Mainzer üppig und ſchwelgeriſch gemacht, hat ihm aber nicht den Kopf und die freien Sinne benommen. Der Mainzer hat eine Munterkeit, die ſich allezeit gut auf den Strümpfen hält, er hat Gegenwart des Geiſtes, er hat Witz. Der Witz iſt freilich ein Ding, das nicht weit reicht; der Witz hat in der Welt Nichts ſchaffen können, nur die Luft hält er rein, den Sinn frei und offen für die Strömungen des Lebens. Der geſunde Mutterwitz der Mainzer hat immer nur ſo weit ausgereicht, um das, was mit ihnen vorging, zu verlachen. Er hat ihnen weder einen feſten Gehalt, noch für ſolchen Inhalt eine feſte Form gegeben. Unter einem ſtarken Regiment, in der Schule eines entſchiedenen, großen, mächtigen Gedankens wäre der Mainzer zu einer kräftigen Exiſtenz herangereift. Ein ſolches Regiment, ein ſolcher Gedanke war der Napoleonismus. Für Napoleon hat der Mainzer zuletzt noch geſchwärmt, in ihm ſich zum letzten Mal getragen und gehoben gefühlt; auch wurde ſein Selbſtbewußtſein nicht wenig geſchmeichelt, daß Napoleon dieſe Stadt zu ſeinen Lieblingsſtädten zählte. Es gibt hier noch Leute, die unter dem Kaiſer in Spanien und Rußland gefochten. Ein alter Bürgersmann, mit dem ich durch die Straßen ſchlenderte, zeigte mir mit einer Rührung, die faſt ſo that, als wenn ſie eine nationale Berechtigung hätte, das Hospice Joséphine, das ſehr verödet und verwüſtet daſteht. An dem eiſernen Gitter vor dem Palaſt, den der Chef der preußiſchen Ingenieure bewohnt, zählte er mir auch noch mit kindiſcher Freude alle die vergoldeten N. auf, welche die Cenſur des deutſchen Bundes hier überſehen hat und duldet. Der Franzoſenſinn ſtirbt mit dem alten Geſchlechte am Rhein ab, aber er ſteckte doch den Leuten noch lange in den Gliedern; der Patriot Karl Andree z. B., der eine Zeitlang die Mainzer Zeitung ſchrieb, war ihnen noch viel zu deutſch geweſen. Und iſt es nicht ſchmerzlich, daß ein abſterbendes Geſchlecht uns Söhne von heute immer noch auf die verwitterten Spuren eines Zeitalters hinweiſen muß, das, ſobald es aufhörte, eine Neugeburt der Menſchheit zu erſtreben, für das poſitive Völkerleben aller inneren Berechtigung ermangelte? Es iſt ſchmerzlich für uns, aber doch nöthig, das alte Geſchlecht zu ſchelten, denn dieſer Napoleonismus war ja für die guten Deutſchen kein Erzeugniß ihrer Kraft, ſondern ihrer Schwäche; er ward ihnen zugetragen, von außen aufgenöthigt, wenn auch innerlich bei ſo viel Leere am eigenen Leben gern und freudig aufgenommen. Sie hatten doch an der großen ſtolzen Exiſtenz der franzöſiſchen Kaiſerzeit keinen ſchöpferiſchen Theil, kein Verdienſt; ſie haben ſich dieſe Form doch nicht ſelbſt erzeugen können, ſie ſind unfähig geweſen, einer großen Geſammtheit für ſich und für die ſtammverwandten Brüder eine Geſtalt zu geben. An der Errungenſchaft aus der Franzoſenzeit halten die Rheinländer noch immer eifrig feſt. Sind denn Geſchenke der Freiheit ſo begehrenswerth, auch wenn ſie der Feind des Hauſes bringt? — Sie ſind begehrenswerth, und in deutſchen Landen wird es nicht eher gut werden, als bis wir das Ausland in keinem Beſitze ſehen, um deſſen Segen und Gewinn wir es beneiden dürfen.

Aber das bürgerliche Mainz muß ſich ſeine Quellen wo anders graben als in Erinnerungen und Illuſionen von ehedem. Es kann nicht wieder die Reſidenz eines unabhängigen Prälaten werden, an deſſen Hofe ſich ein ſchwelgeriſcher Adel tummelte, nicht der Sitz eines hierarchiſchen Fürſten, der Kaiſer ein- und abſetzte und wie weiland Erzbiſchof Werner zu Rudolf von Habsburg ſprach: Ich habe noch mehr Kaiſer in der Taſche! Mainz kann auch nicht wieder die Lieblingsſtadt eines Napoleon werden, ſchon weil ein Napoleon, der die Welt nach ſeinem Dünkel geſtaltet, nicht wieder möglich iſt. Mainz muß ſich, was die äußere Geſtaltung betrifft, damit begnügen, Municipalſtadt eines kleinen Großherzogthums zu ſein. Sein hierarchiſcher und ariſtokratiſcher Glanz iſt für immer dahin, Mainz muß ſich lediglich als deutſche Bürgerſtadt fühlen. Und als ſolche hat es alle Hände voll zu thun. Dem Schimmer ſeiner frühern Herrlichkeit verdankt es auch ſeine Niederlagen; es iſt unter dem üppigen Pfaffenregiment faſt ſo erſchlafft wie der Spanier, der ſeit der Epoche ſeines Stolzes ſich noch immer mit dem Gefühl ſeiner Nervenabſpannung herumſchleppt. Unter dem Krummſtab war gut wohnen, d. h. gut ſchwelgen und faul ſein. Der Krummſtab hat es verſchuldet, daß Mainz, dieſe glückliche Stadt, deren Lage beim Zuſammengreifen zweier Ströme ſie zum Mittelpunkt für das ganze Rhein- und das ganze Frankenland macht, von der proteſtantiſchen Emſigkeit und Thätigkeit des ſpeculativen Frankfurt ſchon ſeit Menſchengedenken überholt und überflügelt wurde. Daß man die Lage der Stadt militäriſch ausgebeutet hat, um ſie weſentlich als Feſtung zu geſtalten, war freilich für das Aufblühen des Handels eine Störung, aber doch kein unüberſteigliches Hinderniß. Militäriſche Bollwerke werden überflüſſig oder treten immer mehr mit ihrem Bedürfniß zurück, je reicher, voller, thatkräftiger ſich das Bürgerthum mit ſeinen Bedingungen Platz macht. Darauf arbeitet das jetzige Zeitalter von allen Seiten hin. Der bürgerliche Sinn muß in Mainz wieder zum ſtarken Bewußtſein eigener, innerer Quellen kommen, und wenn er ſich thatluſtig und induſtriell unternehmend auch nur als Stadtpatriotismus, nur als Nebenbuhler gegen Frankfurt entfaltet, ſo hat er ſeine Berechtigung. Oder waren denn dieſer kräftigen Stadt die Sehnen noch immer heimlich unterbunden, ſelbſt nachdem ein geiſtlicher Hof aufgehört hatte, die Selbſtthätigkeit des bürgerlichen Lebens zu untergraben? Waren noch Einflüſſe hier dauernd, die man auch im neuen weltlichen Regiment benutzte, um die Entwickelung der freien Regſamkeit niederzuhalten?

Man erzählte mir, wie der Boden von neuem hier unterminirt wurde, wie ein Mann des Fortſchritts, deſſen Geſinnung vielfach in deutſchen Landen bei patriotiſchen Feſteſſen gefeiert wurde, und deſſen Namen zum „rechten Glauben" nur noch der Schlußbuchſtabe fehlt, plötzlich über Nacht ultramontan geworden, wie der Freiherr von L., der Verfaſſer mehrerer ultramontanen Broſchüren, das Heft der Gewalt zu ſeinen Zwecken verwendete. Ich mochte das nicht glauben, denn es ſetzte das ein ſchwaches Bürgerthum von Mainz, ein ohnmächtiges Gefühl der Heſſen am Rhein voraus. Iſt Wahres daran, dann deſto ſchlimmer für Euch, ſeid Ihr nicht auf der Hut. Wahret Euer Recht und habet wachſame Augen! Ihr waret trotz der Pfaffenherren, die Euch regierten, ſchon einmal als Bürger kräftig und machtvoll. Es war in alter Zeit, als jener Arnold von Waldpott Eure Stadt zum Sitz des rheiniſchen Städtebundes machte. Verpufft Euren Witz nicht in Carnevalsfeuerwerken, bedenkt, daß Euer Spiritus auch für den Ernſt des ganzen Lebens ausreichen muß! Hat Euer eigenes Regiment jetzt das Für und das Wider zum Streite aufgerufen, ſo laßt Eure Geiſteskräfte ſich im ernſten Kampfe entwickeln.

Sehet zu, wie Ihr vor Deutſchland beſteht, denn Deutſchland hat ſein Auge auf Euch gerichtet! Laſſet den Vorwurf nicht auf Euch laſten, die alte Pfaffenwirthſchaft von ehedem habe Euch erſchlafft und Ihr hättet für Nichts Sinn als für das Nichts und das Schaumgold des Carnevalswitzes! —

Ich ſtand mit einem guten, ehrlichen, ja ſelbſt feingebildeten, gemüthvollen Mainzer Bürger vor der Bildſäule Gutenbergs, als ich ſo dachte. Von jenem Arnold von Waldpott wiſſen die Mainzer Nichts mehr! Man kann ihnen das nicht verdenken. Man ſoll nicht nach vermoderten Alterthümern graben, um für den Vaterlandsſinn nach einem Halt zu ſuchen. Wenn die Geſchichte mit ihren Wirkungen in unſere Gegenwart nicht hineinreicht, ſo iſt ſie todt und gleichgültig geworden. Aber Gutenberg! — „Wenn Sie verlangen, daß der Mainzer im Gefühl ſeines Bürgerthums ſtolz ſein ſoll,“ ſagte mein ehrenwerther Mann, „nun, hier ſteht das Denkmal unſeres Stolzes!“ — Ja, dieſer gute Gensfleiſch von Sorgenloch reicht mit ſeinen intriguanten Gefährten Fuſt und Schöffer freilich bis in unſere Zeit herein, er iſt ſogar ein Pfahl in unſerem Fleiſche geworden, der gute Gensfleiſch, ein rechtes Sorgenloch unſerer Drangſale.

Es hat ſich nachträglich feſtgeſtellt, daß Gutenberg die Kunſt, geſchriebene Gedanken durch den Druck zu vervielfachen und die ſtillen Ueberzeugungen einzelner Köpfe zum demokratiſchen Gemeingut Aller zu machen, zwar nicht von ihren erſten Elementen, aber doch von den beweglichen Lettern an erfunden hat. Bis auf dies techniſch wichtige Hülfsmittel wurde die Kunſt ſchon vor dem Mainzer gewerbmäßig betrieben, und gleichzeitig mit ihm erfanden auch Andere ſchon den Buchdruck mit beweglichen, ſogar mit metallenen Typen, ohne jedoch bis zur letzten Vollendung der Typographie durchzudringen, wie ſie in Folge einer betrüglichen Abliſtung und der nachmaligen Eroberung der Stadt von hier aus ſich über die Welt verbreitete. Auch Straßburg hat dem Gutenberg eine Bildſäule errichtet, und ein Volk mit freier Preſſe hatte rationell genommen mehr Recht den Gutenberg zu feiern. Aber man ſoll der guten Stadt Mainz das Recht nicht ſtreitig machen, Gutenberg den Ihrigen zu nennen. Auch den Harlemern, die ihren Koſter für den Erfinder der Buchdruckerkunſt halten, kann man das materielle Recht und die Richtigkeit der geſchichtlichen Thatſache nicht einräumen. Mainz hat alſo allen Grund gehabt, zu jubeln, daß es einen Gutenberg hatte, und daß Der ein Jubiläum erlebte, war der größte Jubel. Die Mainzer jubelten, daß ſie überhaupt wieder einmal jubeln konnten. Deutſchland hatte mitten unter dieſem Jubel eine geknechtete Preſſe. Und die Wichtigkeit der Erfindung Gutenbergs liegt doch wohl lediglich in ihrer Benutzung, in ihren Wirkungen. Was hatten die Mainzer, was hatte Deutſchland von ihr? Dieſer Keim iſt für unſer Völkerleben ſehr ſpät, vielleicht zu ſpät ein voller Baum geworden. Und pflegten die Mainzer dieſen Keim? Pflegen ſie jetzt die Litteratur? Welchen Grad der Bildung, welchen Schwung patriotiſcher Kraft und Gediegenheit gab und gibt ihnen die freie Preſſe? — Bei dem großen Feuerwerke am Gutenbergsfeſt leuchtete in diamantnen Flammen ein Fiat lux! in die Nacht hinaus und in die Welt hinein. Iſt es denn jetzt licht unter uns, licht in unſeren Köpfen? Die Antwort lautet auch jetzt noch ſehr beſchämend. Aber ſchon damals hört' ich klagen über den Mangel nicht blos an litterariſchem Sinn in Mainz, ſondern auch an Benutzung der litterariſchen Mittel ſelbſt zu praktiſchen Lebenszwecken. Keine Stadt in der geſammten deutſchen Welt, hieß es, kümmere ſich weniger um Litteratur als Mainz, das ſo ſtolz auf die Buchdruckerkunſt iſt. Den Ludwig Kaliſch, einen witzigen Kopf mit gutmüthigem Herzen, halten ſie warm, ihn tragen ſie faſt auf Händen, weil er ihnen den Esprit zu ihren Carnevalsſpäßen liefert, für ihre wohlgenährte Faſchingslaune ihnen bunte Feuerwerke abbrennt, loſe Feuerwerke, deren greller, verpuffender Schimmer die langen Nachtſchatten des Ernſtes nur auf Augenblicke wie Geſpenſter verſcheucht. Das glänzende Mainz, das goldne Mainz, das Mainz jenes Ulrich von Hutten, iſt ſonſt aller Poeſie, faſt auch aller litterariſchen Sympathien baar und ledig.

Selbſt für ihre örtlichen Bedürfniſſe, für ſtreitige Stadtrathswahlen, — ſo klagte man — benutzten die Mainzer zu wenig die Erfindung ihres Gutenberg. Wozu feierten ſie alſo dieſe Erfindung? Oder iſt die Mainzer Zeitung, die man allerdings am großen Feſttage auf offenem Markte feierlich druckte, ein ſo ungeheurer Triumph der politiſchen Preſſe in Deutſchland? — Das heißt, ich frage; ich kenne die Zeitung nicht. Ich möchte überhaupt in deutſchen Dingen mehr fragen als antworten. Man fragt, ſo lange man im Dunkeln tappt, man antwortet, wenn es hell wird. Fragen konnte man überhaupt, wo ein Volk, das ſo lange eine cenſirte Preſſe ertrug, die Stirn hernahm, das Jubiläum dieſer Erfindung zu feiern! Es war denn auch wohl danach! Es war ein Innungsfeſt mit Anſchluß frommer Wünſche. Ueber Gutenberg hat man nach ſo langen Jahrhunderten ſeiner Erfindung in deutſchen Landen wenig zu jubeln gehabt.

Aber Mainz iſt bei alledem eine ſchöne Stadt. Schade, daß der Wein zu gut und der Sinn zu üppig iſt. Man ſoll es mir nicht nachſagen, daß ich für einen Punkt deutſchen Lebens kein Gefühl gehabt. Auf den Stephansthurm müßt Ihr ſteigen. Dort und von der neuen Anlage aus, wo des Kurfürſten „Favorite“ ſtand, dort und da mit all den Thürmen und Kuppeln, goldig und roth ſchimmernden Paläſten und Bauten, mit dem prachtvollen Strom und der ſaftigen Landſchaft rings, habt Ihr ein Paradies zu Euren Füßen. Keine Spur, daß ein inſichgekehrtes, ſtilles, oder auch ein heldenſtarkes Chriſtenthum mit Winfried-Bonifacius, der die Welt einer Religion der Entſagung unterwerfen wollte, zuerſt auf dieſem Platze ſich niederließ! Alles ward hier Genuß und Pracht. Und zu dieſem gefürſteten Prälatenthum mit all den Aebten, Stifts- und Domherren und Pfründnern aller Art geſellte ſich zu Mainz ein reicher weltlicher Adel. Es fand ſich hier zu jeder Zeit viel vornehme Welt zuſammen; die Schönheit der Frauen wurde nirgends mehr gefeiert. Alles war hier unter dem milden Scepter der weichen geiſtlichen Hand üppige Natur, blühendes Leben, ſtrahlende Heiterkeit. Und der Sinnengenuß machte bis zu einem gewiſſen Grade aufgeklärt; an den kleinen geiſtlichen Höfen in Deutſchland hatte ſich der ſpottſüchtige Esprit des Voltaire'ſchen Jahrhunderts tiefer eingeniſtet als irgendwo. Mainz war damals ein Muſterort feiner, zeitgemäßer Bildung, für geiſtigen und phyſiſchen Genuß der angenehmſte Ort von der Welt. Da war, als das Jahrhundert zur Neige ging, keine Spur von einem düſtern Kirchendienſt mit Aſceſe und Kaſteiung, auch keine Spur von Gewiſſenszwang. Im Gegentheil, Emmerich Joſeph, der letzte Kurfürſt, und ſein Kanzler, Benzel-Sternau, hatten die Jeſuiten von allen Lehrkanzeln verdrängt. Nicht blos Georg Forſter, der Weltumſegler, und Sömmering, der Naturforſcher, wurden hierher an die Hochſchule berufen, auch Johannes Müller, der ſchmeichleriſche Hofhiſtoriker mit ſo viel großen weiten Blicken und ebenſo weitem Gewiſſen; auch Ardinghello-Heinſe vertrat hier bei Hofe Kunſt und Litteratur. Der Kurfürſt liebte es, ſich allabends von Heinſe eines ſeiner lüſternen, gluthhauchenden Gemälde vortragen zu laſſen; biſchöfliche Gnaden konnten Nachts ohne eine gewiſſe, Geiſt und Sinne kitzelnde Emotion nicht ſchlafen gehen. Das Mäcenenthum von Kunſt und Wiſſenſchaft niſtet ſo oft und ſo gern im Schooße eines epikuräiſchen Luxus, und die geiſtlichen Sardanapale in ſchleppenden Weiberröcken pflegten und hegten nicht blos den Bauch, auch den Geiſt, um alle Quellen für den Genuß auszuſchlürfen und das ganze Daſein in einen grenzenloſen Sybaritismus aufzulöſen. Wie mark- und ehrlos dieſe Welt in ſich zerbrach und zerſtob, als der Kanonendonner der Franken ertönte: das leſen wir in General Eickemeyers Lebensgeſchichte. Der Geiſt des alten freigeiſteriſchen Frankreich hatte ſich tief in Deutſchland eingebettet und vor dem Rufe des neuen Zeitgeiſtes der Franken ſtand ganz Deutſchland mit ſchlotternden Knieen da.

Der Hof des Kurfürſten war mit dem reichen Adel der Stadt vor den Franzoſen ausgeriſſen. Die Flucht war ſo koſtſpielig und mit ſolchem Luxus betrieben, daß „man mit der Hälfte der Gelder, die auf die Reiſegeräthſchaften verwendet wurden, die Stadt in Vertheidigungszuſtand verſetzen konnte.“ Seit jener ſchmachvollen Flucht hat ſich faſt aller Geburtsadel ganz und gar von hier verzogen; Mainz iſt jetzt mit ſeinen 50.000 Menſchen durchaus eine Bürgerſtadt. Um ſo mehr hat es ſich dann auch umzuſehen nach denjenigen Elementen, die das deutſche Bürgerthum ſichern und vertiefen.

Wir wandelten auf den „großen Bleichen“ auf und ab. Hier drängen ſich zu beiden Seiten aus der glänzenden Zeit die Paläſte alter Adelshäuſer. Der Dalberg'ſche Hof, der Stadion'ſche Hof, die Paläſte Schönborn, Erthal, Breitenbach, Wolf-Metternich geben eine Galerie von ehemaligen Sitzen der Ariſtokratie. Man könnte hier die Geſchichte deutſcher Adelshäuſer aus dem vorigen Jahrhundert ſchreiben, wenn es dem Patrioten nicht allzu weh thäte, dieſe Epoche unſerer Entartung zu beleuchten. Tiefer hinein in die Vorzeit greifen in Mainz unter den Bauwerken nur wenige Erinnerungen. Die Stadt hat durchaus keinen mittelalterlichen Charakter; alle dieſe Gebäude weiſen auf die vom franzöſiſchen Geiſt erfüllte Rococozeit. Dieſer ehemalige Sitz eines geiſtlichen Herrn ſieht ganz danach aus, als ſei er nur zu Bacchanalen und Feſtlichkeiten beſtimmt geweſen. Und wo Mainz nicht der Zankapfel kriegführender Mächte war, gibt ſeine Geſchichte auch in der That nichts als eine Reihe von Feſtgelagen. Im Jahre 1792 fand hier unter Emmerich Joſeph das letzte Fürſtenbankett ſtatt. Gleich nach der letzten Krönung in Frankfurt fanden ſich der Kaiſer mit dem Könige von Preußen und vielen Fürſten hier zuſammen; der Kurfürſt machte aufs glänzendſte den Wirth und beſchämte mit dem Luxus ſeines geiſtlichen Hofes die weltlichen Herrſcher, und gleich noch im Herbſt deſſelben Jahres lief er vor Cuſtine's flüchtigem Streifcorps mit ſeiner ganzen Staatsherrlichkeit davon.

Als Heinrich Koenig hier für ſeine „Clubbiſten“ die Zeit der Revolution ſtudirte, lebte noch ein alter Thürmer von Sanct Stephan, der zu jener Zeit ein getreues Tagebuch führte. Der Mann faßte die Ereigniſſe des Tages von ſeiner Thurmhöhe auf. Erſt vor zehn Jahren ſtarb das alte Weibsbild, das in der Peterskirche hier die Göttin der Vernunft geſpielt. Ihr Sohn iſt ein Tiſchlergeſell, der vielleicht auch noch zu erzählen weiß. Der Mittelpunkt des Marktplatzes, auf dem Pflaſter mit einem Kreuz und einem Kreis von Steinen bezeichnet, iſt geſchichtlich und auch für heute noch denkwürdig. Hier ſtand in der Revolution der Freiheitsbaum. Der alte Dom zitterte in ſeinen Grundfeſten, als man dieſen Baum dicht unter ſeinen Augen pflanzte. Und heutzutage? Nun, heutzutage verſammelt man ſich hier zu den Kirchenfeſten; auf derſelben Stelle hat aber auch, ſo erzählte uns Ludwig Kaliſch, der Faſching ſeinen Mittelpunkt. Hier nimmt man die würdigſten Candidaten in den Schooß der alleinſeligmachenden Narrheit auf. Ernſt und Scherz drängen ſich hier grell aneinander.

V.

Eine Wallfahrt nach Worms und nach Speyer.

Erſtes Kapitel.

Die Franzoſenwuth im Rheinland. Der Luthertag zu Worms und die Lutherulme. Der Dom. Das veränderte Strombett des Rheins.

Wir waren in Worms, in der todtenſtillen Stadt, und wollten nach Speyer, in eine Stadt der Todten.

Es hatte mich beim Anblick von Worms nicht länger auf dem Dampfſchiff geduldet. Es wollte ſchon dunkeln, als wir hielten. Der Tagesarbeit müde, ſank die Sonne wie in einen Ruheſeſſel zurück, den graue Wolken und blaue Berge bildeten. Nur von Zeit zu Zeit blickte ſie im Dämmerſchlafe noch einmal auf, um nachzuſchauen, ob auch Alles ihrem Winke gehorche. Die Nebel ſtiegen thalauf, die feuchten Wieſen des Wormſerfeldes dampften, und in dem Wonnegau, wie es die Minneſänger nannten, lag magiſch und myſtiſch, ein Traum untergegangener Größe, eine Fatamorgana germaniſcher Frömmigkeit, ein vielthürmiges, vielkuppeliges deutſches Alhambra, — der alte Dom von Worms vor unſeren Augen. Vielthürmig, das war ein Beiwort für ganz Worms geweſen; die Wuth der Franzoſen, die mit Mord und Brand den feigen Raub des Elſaß decken, ihre Grenzen unnahbar machen wollten, indem ſie das ganze Rheingebiet verwüſteten, hat dafür geſorgt, daß Worms nicht mehr die Vielthürmige heißt. Die Stadt, zur Hohenſtaufenzeit ein großer Tummelplatz von

60,000 Menſchen, ſelbſt nach den Schrecken des dreißigjährigen Krieges noch mit 30,000 bevölkert, hatte ihre hundert Thürme aufzuweiſen, als das große Mordbrennerjahr der Franzoſen, das Jahr des Herrn 1689, ſeine Schrecken über das deutſche Rheinland brachte. „Alle Hundert mußten ſich vor dem großen Louis beugen!“ ſagten die Mordbrenner der Pfalz unter dem ebenſo großen Louvois, der mit ſeinem Herrn und Fürſten die erſte deutſche Sylbe Lu— gemein hat. Hundert Thürme beugten ihr Haupt; zu jedem dieſer Monde zehn Trabanten, zehn Häuſer, gerechnet: macht in Summa einen Schutthaufen von tauſend Häuſern in Worms. Nur der Dom blieb ſtehen, nicht weil ſie ihn ſchonten, ſondern weil dieſer Bau von germaniſcher Kernkraft den Pulverminen der Franzmänner widerſtand. Hier und da an den Mauern des Langſchiffes ſieht man Capellen, Galerien und Thürmchen fortgeſprengt, nur Kuppel und vier Hauptthürme, Gewölbe und Säulen im Innern blieben vor der Tücke der Barbarei unverwüſtlich ſtehen.

Der „kühne Griff“ der Franzoſen, die Grenze zehn Meilen breit zu verwüſten, gab der Macht und Größe von Worms den Todesſtoß. An dieſen Schauplatz unſerer Nibelungenhelden, an den Roſengarten, an das Minne- und Wonnefeld, wo Karl der Große tagte und ſeine Züge gegen die Sachſen vor verſammeltem Volke beſchloß, Kaiſer Max den Landfrieden ſtiftete, Kaiſer Karl den kühnen Mönch Martin Luther vor den Männern der Kirche Rede ſtehen und ſich vertheidigen hieß, an die ehedem freie Reichsſtadt, die auf der rheiniſchen Städtebank den vierten Platz einnahm, hat ſich ſeit Louis und Louvois nichts von Belang mehr knüpfen wollen. Von der alten Größe und Ausdehnung der Stadt zeugen nur noch Ruinen. Kirchen, ehedem mitten in Stadtvierteln gelegen, ſtehen jetzt, wie halbzerſchoſſene Trümmer, weit weg auf offenem Felde. Namentlich die Liebfrauenkirche, ebenfalls wie der Dom byzantiniſch, jetzt im Innern für große katholiſche Feſttage wiederhergeſtellt, im Aeußern ein ſchwarzer Koloß, der ſeine Thürme wie aufgehobene Hände, nur daß an jeder Hand die

Finger verſtümmelt ſind, als Zeuge ſtumm gen Himmel hebt. Dieſe ehemalige Stadtkirche liegt durch lange Strecken von der jetzigen Stadt Worms geſchieden. Nur der Segen der Mutter Natur iſt ihr treu geblieben; ihr Patron, von allen Mächten Himmels und der Erde verlaſſen, hat ihr den Weinſtock erhalten; die Reben der Liebfrauenmilch, ſo duftig wie Myrrhen des Morgenlandes, ſchmiegen ſich um den Fuß der alten, ſonſt nur für Krähen und Dohlen eine Heimath gewordene Kirche.

Die zweitbeſte Weinlage bei Worms hat der Katerlöcher, der Wein am Katerloche; die drittbeſte der Luginslander. Zum Luginsland, dem Vorſprung einer alten Baſtion der Stadt, wandert man gern, um die üppige Vegetation der Wormſer Wallgänge und Wallgräben zu genießen und den Blick in das Wonnegau und den jenſeitigen Roſengarten zu gewinnen. Eine Stunde von da ab vor demſelben Thore ſteht auch das einzige Denkmal und Zeugniß von Luthers Auftreten vor Kaiſer und Reich. Der alte Biſchofſitz mit dem Saale, wo die Prälaten und Herren vor Kaiſer Karl verſammelt waren, iſt ein Raub der Flammen geworden; die Bilder von der großen Sitzung des Reichstages in der evangeliſchen Stadtkirche halten einige locale Erinnerungen daran feſt, ſind aber neu. Es gibt kein ſicheres Bauüberbleibſel vom 18. April des Jahres 1521, dem großen Tage, wo der Auguſtinermönch, vier Jahre nach ſeinem erſten Auftreten in Wittenberg, hier vor Gericht ſtand. Weder Fürſten noch Städte dachten daran, Reliquien vom Wormſer Reichstage zu erhalten. Franzoſen ſchoſſen den Saal zuſammen, wo er geſtanden, und Deutſche gingen gleichgültig an der verwüſteten Stätte vorüber, wo er das Wort geſprochen: Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen! Dies Wort, ſein geiſtiges Denkmal, hat er ſich ſelbſt hier geſetzt, wie er denn vom Worte überhaupt geſagt: Das ſollen ſie laſſen ſtahn! Auch manch Kirchenbuchlied mit der ſtarken Wucht des tapfern Gottvertrauens: „Und wenn die Welt voll Teufel wär'," ſelbſt „Ein' veſte Burg iſt unſer Gott," hat er auf der Wanderſchaft nach Worms, vielleicht bei einem Humpen Liebfrauenmilch, zu ſeiner innern Stärkung gedichtet. Glücklich der deutſche Mann, der ſich ſeine Monumente ſelber ſetzt. Nichts iſt in Worms vom Wiederherſteller des freien Glaubens und des gereinigten Chriſtenthums aufzufinden als eine Ulme, eine Stunde vor dem Thore beim Luginsland, an die ſich ein ſtiller Volksglaube knüpft. Wie Martin Luther, mit Bann und Reichsacht belegt, aber doch der Huß'ſchen Feuertaufe entgangen, die Stadt Worms verlaſſen hatte, da machte er an einem Kreuzwege, auf einem Platze, wo er rücklings hinter ſich das Kreuz ſchlug, Halt und Raſt. Ein Haufe Volks war ihm gefolgt, um dem wunderbaren Manne das Geleit zu geben, der vor Kaiſer und Reich, vor der Kirche und vor dem Teufel nicht gebangt, nicht ſeinen Gott verleugnet, nicht ſeine Ueberzeugung abgeſchworen. Auf dem Platze, wo die Wege ſich kreuzten und er heim nach Thüringen zog, hielt er noch eine Anrede an die Menge, die er hier endlich entließ. Der Volksmann ſprach hier zum Volke von ſeinem Wort und Werk, das, dafern und wieweit es Gottes Wort und Werk, von den Pforten der Hölle nicht überflügelt werden könne. Etliche aber unter dem Volke, Phariſäer und Schriftgelehrte, wollten ihn verſuchen; Andere, wandelbare Gemüther, konnten nur glauben, wenn ſie Zeichen und Wunder ſähen. Sie eiferten und ſagten, ſein Werk ſei doch wohl ſo zerbrechlich und dürr wie der Stecken in ſeiner Hand, den er ſich im Walde zum Reiſeſtab geſchnitten. Da aber habe, ſagt der Volksmund, der Auguſtiner dieſen ſeinen Stab erhoben, ihn mit gewaltiger Fauſt in die Erde geſtoßen und flammenden Blickes geſprochen: So wahr dieſer Stecken grünen und blühen werde, ſo wahr werde ſein Wort ſein, und ſein Werk beſtehen! Und ſiehe, noch im ſelben Frühling ſchlug der Stecken Luthers aus und ward gemach die ſtattliche Ulme am Wege, eine Stunde hinter Worms, noch heutzutage der Lutherbaum genannt, vielfach von Leuten aus dem Volke, gleichviel welches Glaubens, beſucht, vielfach auch in Abbildungen verbreitet.

Der Wormſer Dom, im achten Jahrhundert begonnen und im zwölften, hundert Jahre früher vollendet, bevor der gothiſche, der reindeutſche Styl, aufkam, iſt wie der Dom zu Speyer und zu Mainz das Pracht- und Muſterſtück einer gewölbten Pfeilerbaſilika. Das Mittelſtück iſt überhöht, das Hauptthor vertieft, das Querſchiff ſtark ausladend; die Kuppel über der Kreuzung der beiden Schiffe iſt achteckig, wie die Kuppel in Aachen, in Speyer und in anderen byzantiniſchen Kirchenbauwerken. Die Dome zu Freiburg, Straßburg und Cöln ſind aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert her die Triumphe des germaniſchen Spitzbogenſtyls, während Speyer, Worms und Mainz die größten Dome der von Karl dem Großen am Rhein eröffneten byzantiniſch-romaniſchen Epoche aufzuweiſen haben, Aachen in ſeinem Dom ein widerſtreitig Miſchwerk aus beiden Stylen mit romaniſcher Kuppel und mit gothiſchem Chor componirte. Der Wormſer Dom macht den Eindruck, den alle byzantiniſche Bauarten auf uns üben. Der Spitzbogen erhebt; Kuppel und Rundbogen wirken niederdrückend. Am gothiſchen Styl rühmt man zumeiſt die Erhabenheit; aber die Größe verliert bei ihm alle Ungeheuerlichkeit theils durch den kühnen Schwung der Freiheit, die ſich ein Wagniß keck in die Luft hinaus zutraut, theils durch die Individualiſirung aller Einzelheiten, unter denen jedes Eckchen, Pfeilerſpitzchen und Knäufchen eine kleine Unendlichkeit von hervorknoſpenden Zierden entfaltet. Im freien Schwung und in der gemüthlichen Selbſtverlorenheit, die ſo ſicher macht, verliert der gothiſche Styl die Schrecken ſeiner Größe. Der byzantiniſch-romaniſche wölbt den antiken Rundbogen gemächlich über uns; er will nicht gen Himmel, muthet alſo nicht ſo Ungeheures dem Menſchenſinne zu; aber er drückt tief nieder, eben weil er der Erde und ihrem Gewürm keinen Aufblick ins unendliche Jenſeit, dem Geiſte nicht den Aufſchwung gönnt, ihm nichts läßt, nichts gebietet als die Anbetung der Creatur im Staube. Wer San Marco, das Hauptwerk aller Kuppelbauten betritt, kann dieſe Anwandelung orientaliſcher Gottesanbetung an ſich erfahren. Auch

Juden und Mohamedaner können ihre Tempel im Styl der Baſiliken mit Rundbogenwölbung bauen; der wahrhaft chriſtliche Styl wird immer der gothiſche ſein, ſolange davon die Rede iſt, Tempel zu bauen, die dem Gefühl der Anbetung des Höchſten auch äußerlich entſprechen, nicht Betſäle wo der Geiſt Einkehr hat in ſich ſelbſt, ſondern Bauwerke, die ſelber daſtehen wie gen Himmel dringende Gebete in Stein. Wir brauchen eigentlich ſolche ſteinerne Manifeſtirungen nicht mehr, wenigſtens keine neue, um unſern Gottesglauben zu bethätigen. Ein ſolch frommes Abthun im äußern Stoffe iſt überhaupt nur Sache des mittelalterlichen Chriſtenthums, nicht eines Chriſtenthums, wie es die Zukunft der Menſchheit verlangt. Solange man aber Kirchendienſt braucht, ſchon um das Gefühl der Zuſammengehörigkeit der Gemeinde zu pflegen, ſolange darf man die alten Dome nicht in Trümmer ſinken laſſen.

Der Wormſer Dom iſt innerlich ganz ſauber reſtaurirt, die alten Steingefüge ſind neu eingeſetzt, alles Marſche herausgebrochen und friſch erſetzt. Ohne übertriebenes Zuwerk von heute kann er in der Wiederherſtellung ſeines Innern als ein beſcheidenes Muſter von Reſtauration gelten. Zweifelsohne hat der Dom aus alter Zeit in liegenden Gründen noch eigene Mittel genug, um die Koſten ſeiner innern Herſtellung zu tragen; die Gemeinde, die ganze Stadt Worms mag wenig beigeſteuert haben.

Es war juſt ein Kirchenconcert für Orgel und Geſang im Dome, als wir eintraten. Pſalme von Paläſtrina und Mendelsſohn ertönten aus dem Stiftschore durch den weiten, freilich von den ſchweren Pfeilern akuſtiſch geſtörten Raum. Es war für ein geringes Eintrittsgeld Jedermann geſtattet theilzunehmen. Aber nur ein ſpärlich Häuflein Wormſer Muſikfreunde, an den zehn Fingern herzuzählen, hatte ſich eingefunden. Das arme kleine Worms von heute treibt Ackerbau und einige Spedition im Kleinhandel; es hat ſich, ſoviel auch die großherzogliche Regierung in Darmſtadt thun mag, nicht wieder heben können. Seitdem das Rheinthal nicht mehr die Mittelſtraße des deutſchen Lebens, hat das alte Worms mit dem Ritter Georg dem Lindwurmtödter im Wappen ſeine Aufgabe eingebüßt; es hatte ſchon damals kein Deutſchland mehr gegeben, das es gegen die Wuth der Franzoſen ſchirmte, und ſo iſt es die Ruine ſeiner Herrlichkeit von ehedem geblieben.

Worms liegt für die Dampfſchifffahrt eine Station über Mannheim; von Mannheim nach Speyer fährt man auf der rheinbayerſchen Eiſenbahn für einundzwanzig Kreuzer. Ihr laßt Euch am Rhein ſo oft ausſetzen, um ein altes Euleneſt von Burgruine zu beſteigen. An den zwei großen Gräberſtädten, wo deutſches Leben eingeſargt liegt, das hier ſeine Mittelpunkte gehabt, geht der Strom der Reiſenden vorüber. Wo Städte ſtanden, da ſind die Trümmer aufgeräumt; nur daß Hütten ſich hinſetzten, wo ehedem Paläſte voll Bürgerglück geſtanden. Darum bieten die beiden Städte dem romantiſchen Touriſten nicht den epheubewachſenen Trödel, den er in Burgruinen findet, nicht jene maleriſchen Vedutten und pittoresken Vorwürfe für Lady-Albums. Aber die beiden alten Dome ſind ja doch mächtiger als alles Burgruinenweſen mit Verließen und Hungerthurmmoder. An den Domen zu Worms und zu Speyer rankt der Epheu wehmüthig großer Erinnerungen von faſt einem Jahrtauſend deutſcher Weltgeſchichte. In der Burgruine hauſte Raubgeſindel, und Rudolf von Habsburg zerſtörte die Neſter mit dem Schwerte der Gerechtigkeit. Oder der Glaubenseifer hielt ſich darin verſchanzt, und Schweden oder kaiſerliche Kroaten legten die Mauern wüſt. Was die Schweden am Rhein übrig gelaſſen, das brannten endlich die Franzoſen nieder*). Städte haben etwas Unverwüſtliches;

---

*) Mitunter gab es freilich auch noch ein anderes Motiv der Zerſtörung in Deutſchland, ein ächt deutſches Selbſtzerſtörungsmittel. Mitunter wurde eine Burg, weil ſie eine Herberge der Freiheit war, von den geiſtlichen und weltlichen Fürſten mit reactionärer Hand zerſtört. So in Rheinbayern Landſtuhl, die Veſte, die mit Franz v. Sickingen fiel, und ſeine Ebernburg, die Freiſtätte der Bedrängten,

ſie laſſen ſich, ob das ſchon ein preußiſcher Junker und Vertreter der Kreuzzeitungspartei wünſchte, nicht gut vom Erdboden vertilgen. Freilich aber kann ihr Leben vom Strome bis zum Bach verſiegen. Kleinen Landſtädten gleichen Worms und Speyer von heute, und in ihren Mauern ſaß ehedem der Glanz aller Weltlichkeit, die Hoheit aller Kirchenwürde beiſammen. Bevor ſich Beide von ihren Schutthaufen erhoben, hatte ſich der Strom des bürgerlichen Verkehrs andere Wege gegraben. Auch der Strom ſelbſt, der Rhein, hat ſich ſeit der tauſendjährigen Dauer beider Städte mählich ein anderes Bett geſucht. Man behauptet die Abnahme des Waſſers auf dem Erdball; nicht blos im Meere, dergeſtalt daß ehemalige Küſtenſtädte neuer Ha-

---

jene „Herberge der Gerechtigkeit," von welcher Ulrich v. Hutten gegen Knechtſchaft und Mönchthum ſeine litterariſchen Pfeile abſchoß. Huttens Briefe an Kaiſer Karl, an Moritz von Sachſen, an den deutſchen Adel, an die Fürſten und ans Volk, wurden meiſt auf der Ebernburg (eine Meile oberhalb Kreuznach an der Nahe) geſchrieben und mit Handpreſſen gedruckt. Aquila, Sickingens Feldprediger und Erzieher ſeiner Kinder, welcher Luther in der Bibelüberſetzung behülflich war, Bucer, der pfälziſche Hofprediger in der Reformationszeit, Oekolampadius (Joh. Hausſchein), der ſchweizeriſche Reformator und Ueberſetzer des Chryſoſtomus, Dieſe fanden ihre Zuflucht auf der Ebernburg. Auch Melanchthon war eine Zeitlang dort, als Abgeſandter Luthers. Dieſer ſelbſt ſoll (vielleicht auf ſeinem Wege nach oder von Worms) in der Kirche des Dorfes zu Füßen der Burg gepredigt haben. Sickingen wollte keineswegs eine Kirchenſpaltung; ſelbſt die Klöſter wollte er nicht unbedingt beſeitigen, aber Reform wollte er vor Allem, und nationale Umgeſtalt des wälſchen Uſus. Schwebel, ſein Caplan, las auf der Ebernburg in deutſchen Landen zuerſt eine deutſche Meſſe. Es bedurfte kaum noch der Wormſer und der Trier'ſchen Fehden, in denen Sickingen den Richter machte auf eigene Fauſt; die Fürſten von Heſſen, Pfalz und Trier verbündeten ſich, belagerten und brannten die Ebernburg nieder, alsbald nach Sickingens Tode, der zu Landſtuhl 1528 erfolgte. — Die Pfalz iſt neben Sachſen zur Zeit der Reformation Luthers der bedeutendſte Heerd der Bewegung geweſen.

ſenvorſtädte bedürfen, um den Verkehr bis zu ihren Füßen zu behalten; auch in den Flüſſen, ſo daß man z. B. bei fortgeſetztem Verſanden der Elbe deren Schiffbarkeit für die nächſten Jahrhunderte in Frage ſtellt. Speyer und Worms haben auch mit einander gemein, daß ſie nicht mehr hart am Rheine, für den raſchen Verkehr alſo nicht mehr bequem liegen. Der Rhein rauſchte vor Jahrhunderten zweifelsohne mit üppigerem Wogenſchwung an ihren Mauern hin. Jetzt liegt Sumpfgebiet, coupirtes Terrain mit allerlei Canalwerk, bei Worms ein ganzes Stromweſen, die Fließe genannt, zwiſchen Rheinufer und Stadtwall.

Wie ich vom Heidenthürmchen in Speyer, dem alten Römerüberbleibſel hinter dem Dome, die Gegend überblickte, fiel mir heiß ein, wie weit zurück im Lande, wie weit fort von der Waſſerſtraße des Rheins die alte öde, trotz aller Fruchtbarkeit des Bodens faſt in eine Wüſte verſetzte Stadt daliegt. Es mag das nur nebenbei ein Grund mehr ſein von der gänzlichen Verödung und Verlorenheit beider Städte. Canaliſirungen und Uferbauten würden nur mit großen Koſten die unbequem gewordene Lage beider Städte beſſern.

Zweites Kapitel.

Speyer und ſeine römiſchen Alterthümer. Der Dom, die Geſchichte ſeiner Architektur und ſeiner Zerſtörungen, ſeine Wiederherſtellung und Schraudolphs Freſken.

Römiſches iſt von der alten Stadt der Nemeter, der civitas Augusta Nemetum, wenig übrig. Was man bei Ausgrabungen an einzelnen Stücken von Grabſteinen, Ampeln, Vaſen, Säulenſchaften und Capitälern gefunden, iſt in einer kleinen Halle im Hain des Domes aufgeſtellt. Stehen geblieben aus der Römerwelt iſt außer dem ſchon erwähnten Heidenthürmchen Nichts als ein mittelalterlicher Wartthurm, der mit ſeinem verballhornten Namen: „das Albertl-

(das alte Pörtel) an die ehemalige alta porta der Stadt gemahnt, dem Portal des Domes gegenüber auf dem andern Ende der langen Straße, der einzigen von Belang, die Speyer hat. Neben dieſer großen breiten Straße hat Speyer, trotzdem es Sitz eines Biſchofs, Regierungsſitz der bayeriſchen Pfalz iſt, nur eine beſcheidene Anzahl armſelig kleiner Gaſſen, die einem Landſtädtchen von Ackerbauern anzugehören ſcheinen. Seit der Einäſcherung von der Hand der Franzoſen hat ſich Speyer nicht wieder heben können; mitten in einer volkreichen Landſchaft, mitten unter der rührig aufgeweckten, gewerblich eifrigen Bevölkerung der weinluſtigen Pfälzer iſt Speyer eine todtenſtille Stadt geblieben. Wie ein Traum, der nur noch ein großes Merkmal von ſeiner Wirklichkeit hat, iſt die alte Herrlichkeit der deutſchen Kaiſerzeit zurückgeſunken ins Reich der Todten. König Ludwig hat dem kühnen Gedanken, den Dom im Innern glänzend zu beleben, Raum und Ausführung gegeben. Die todten Hallen ſtrahlen vom Abglanz einer neuen Kunſtbegeiſterung, eine Geſtaltenfülle wogt auf den Feldern der Wände auf und ab, ſteigt aus den Gräbern gen Himmel und ſenkt ſich vom Goldgrund der Kuppeln und Gewölbe wie mit den Fittichen der Seraphim hernieder. Speyer bleibt aber doch die ſtille, lebloſe Stadt, die Zeit hat ſie wüſt und brach gelegt und keine irdiſche Macht, ſelbſt nicht poetiſch künſtleriſche Begeiſterung, kann dem Strome des Menſchenlebens gebieten. Die alten, halb noch dämmernden, halb längſt verſunkenen und vergeſſenen Mythen des katholiſchen Glaubens wollen auf den Wänden der Kirche wieder lebendig, noch einmal Gegenwart werden; wir ſind überraſcht wie von einem Wunder und ſtehen wie gebannt, die Götter des alten Lebens locken uns mit dem Scheine ihrer Wiederauferſtehung; — und doch iſt es nur ein Schein von Leben, nur ein ſchöner Trug der Sinne, höchſtens ein Traum der Seele, der vor dem nach Wahrheit forſchenden Geiſt ſo wenig wie vor dem auf Wirklichkeit geſtellten Bedürfniß der Zeit Stand hält. Der ruhmvolle König hat in deutſcher Kunſt eine neue Epoche, die monumentale Epoche in Stein und

Farbe, ins Leben gerufen; aber das deutſche Leben ſelber ſtand und ſteht noch nicht feſt. Hundert Maler wurden für eine hohe Idee beflügelt und beſchäftigt, aber tauſend Schulmeiſter gingen im Lande betteln. Die Kunſt geht nach Brot; aber das Brot muß doch eben auch da ſein. Straßen-, und Wegebau lag danieder, ſelbſt ein Feſtungsbau blieb beſeitigt, damit ein Tempel gebaut und geſchmückt werden konnte. Die Franzoſen hätten die Pfalz vielleicht von neuem überrumpeln können, und die Preußen mußten die Pfalz von den Freiſchärlern ſäubern! Erſt Panem und dann Circenses! ſagten ſich ſelbſt die Imperatoren des alten Rom.

Wie ein bergartiger Koloß, eine ausgegrabene vorweltliche Rieſenleiche, aber mit Händen und Füßen und geſammten Gliedern zuſammengeballt: ſo liegt, von der Ferne geſchaut, der Dom von Speyer vor uns. Man zieht vom „Albertl“ die lange, breite, todte Straße der Stadt hinauf; das Weſtportal mit ſeinem Gemiſch von morgen- und abendländiſchem Styl ſteht vor uns. Zu beiden Seiten der Glockenkuppel erhoben ſich ehedem Thürme, ganz entſprechend den beiden Thürmen, die auf der Oſtſeite des großen Bauwerks als Paladine und hohe Wächter neben der Kuppel über dem Altar im Querſchiff ſtehen. Auf der Weſtſeite ſind dieſe Thürme zerſtört; eine Façade erſetzt ſie mit einem Vorbau, der in ſeiner Compoſition an abenteuerlicher Seltſamkeit Seinesgleichen ſucht. Die Mauern, die den Glockenthurm tragen, werden durch eine Vorhalle, durch das ſogenannte Paradies, gedeckt; die Kuppelthürmchen ſteigen ſchüchtern und ſpieleriſch empor, an den vier Ecken ſtehen vierſeitige Pyramiden, Kinder des Orients, traute Wächter alter geheimnißreicher Königsgräber. Auf dem Dach im Giebelfeld der Vorhalle ſtehen die Patrone des Doms, der heilige Papſt Stephan und der heilige Bernhard; „ſie ſteh'n und ſeh'n ſich fragend an;“ zwiſchen beiden, etwas tiefer in einer Niſche des Kuppelbaues, ſteht die Mutter Gottes, ruhig und engelmild, an all die Anbetung in jeder Form gewöhnt. Mich dünkt, ſie würde, langmüthig wie ſie iſt, ſich auch nicht unbequem placirt fühlen, fände ſie ſich plötzlich in einer Moſchee oder in einem indiſchen Göttertempel wieder. Einer Moſchee aber ähnelt in der That der Speyerer Dom. Nicht genug, daß uns Byzanz den Baſilikenbau überlieferte: Kuppel und Minarets vereinigten ſich hier mit dem Pyramidenbau, um den chriſtlichen Gottesdienſt ganz auf orientaliſchen Fuß zu ſtellen. Wir müſſen uns erinnern, daß Karl der Große den byzantiniſchen Styl nach dem Rhein verpflanzte, der Bau des Speyerer Doms dem elften Jahrhundert angehört, erſt zweihundert Jahre ſpäter der germaniſche Geiſt den gothiſchen Spitzbogen für ſeinen Aufblick zum Himmel erfand. Die Thürme des byzantiniſchen Doms weiſen nur ſchüchtern nach der Höhe, ſein antiker Rundbogen hält ſich in einer glücklichen Schwebe zwiſchen Dieſſeits und Jenſeits, aber ſeine Kuppeln drücken allen Verſuch, Gott in der Höhe zu finden, mit ihrem laſtenden Gewicht zu Boden. Selbſt das Auge wagt die Creatur, die unter dem Kuppelgewölbe kniet, nicht aufzuſchlagen. Die Fenſter des gothiſchen Doms ſind offene, freie Fragen an das Menſchenſchickſal hüben und drüben; ſelbſt die Glasmalerei mit der Myſtik ihrer Dämmerungen gibt dieſen hochgewölbten Augen nur Wimpern, verſagt ihnen nicht den Aufſchlag nach oben. Die Rundbogenfenſter am Langhauſe des Speyerer Doms ſind bei der maſſenhaften Breite der Wände ſehr unbedeutend; am Querſchiff ſind ſie reicher gegliedert, auf deſſen Südſeite mit ſehr ſchöner Ornamentik geziert. Die Arkaden am Dachgeſimſe dürfen für den ſchönſten Schmuck des Hauſes gelten; auf freiſtehenden Säulen ruhend, laufen ſie als offene Galerie hoch oben um das ganze Gebäude herum. Ein Rundgang um das Chor, eine Halle, die wie ein Mantel das halbe Schiff der Kirche von außen noch umhüllte, läßt ſich nur noch in wenigen Bruchſtücken erkennen; beides hat die Wuth der Gallier in die Luft geſprengt, ſo daß, rechnet man die Trümmer im Außenbau alle zuſammen, von der Architektur des Ganzen eigentlich nur noch der Kern und Rumpf übrig blieb.

Doch leg' die Schuhe ab, bevor Du eintrittſt in das Heiligthum!

Der ganze chriſtliche Olymp nimmt Dich auf in ſeine Mitte; links und rechts an den Wänden leuchten in Schraudolphs Farben die Thaten und Leiden Mariä und der Heiligen des Tempels.

Das Langhaus der Kirche iſt mit Kreuzgewölben im Rundbogen überdeckt. Vierundzwanzig Arkadenpfeiler, aus Halbſäulen und Pilaſtern gruppirt, tragen das Mittelſchiff, das auf zwei hintereinander liegenden Stufenreihen zum Königs- und zum Stiftschore führt. Hier iſt der Boden für den deutſchen Menſchen heilig, und wär' er ſeines Glaubens ein Türke oder ein Freigeiſt. Acht Häupter, welche die deutſche Kaiſerkrone trugen, drei Kaiſerinnen und eine Königstochter ungerechnet, ruhen hier in zwei Reihen von je vier Gräbern. Vor allen waren es vier fränkiſche Kaiſer, die ihre Gebeine hier betteten, der zweite Konrad, der Gründer des Doms, der 1039 ſtarb, und die drei Heinriche, die ihm folgten, der Dritte, Vierte und Fünfte, die letzten beiden, Vater und Sohn, trotz Feindſchaft und Kirchenbann hier endlich doch im Staube friedlich beiſammen. Nicht blos lebend, baarfuß im Büßergewand zu Canoſſa, hatte der unglückliche Heinrich IV. den Zorn der Kirche zu tragen; auch im Tode verfolgte ihn noch jener Fluch, der nur ſo lange gilt, als die Menſchen an ihn glauben. Nach langer Gefangenſchaft in des kirchlich, aber nicht menſchlich geſinnten Sohnes Händen, ward ihm im Tode ein ehrlich Begräbniß verſagt. Die St. Afracapelle an der Nordſeite des Doms barg fünf Jahre lang die Gebeine des todten Kaiſers; die Speyerer allein wagten es, dem Kirchenbann zu trotzen und ihrem Wohlthäter Seelenmeſſen zu leſen. Die Herrſchſucht der Prieſter iſt unerbittlich und unerſättlich. Die fränkiſchen Kaiſer verſäumten es, ſich eine Reſidenz für ihren lebendigen Leib zu bauen; ſich im Tode gut mit der Kirche zu ſtehen, galt ihnen für mehr als Leben, Vaterland, Thron, Macht und irdiſche Seligkeit. Ein Nacht- und Todtendienſt, kein Dienſt für Gottes heilige Tagesſonne war das Chriſtenthum der Mönche, und ſelbſt in der eigenen Todtenhalle verhöhnte die frommen Kirchenbauer noch die Wuth der Knechte Gottes. Iſt es nicht tragiſch, daß deutſche Kaiſer aus dem Frankenſtamme es waren, die dies Mauſoleum bauten, und dem fränkiſchen vierten Heinrich dies von ſeinen Vätern erbaute Aſyl im Tode verweigert wurde? Mich dünkt, dies werden in Speyer die Steine predigen, falls Menſchenſtimmen darüber verſtummen ſollten! — Es hat unſerm Mittelalter nicht an Herrſchern gefehlt, die den Kampf mit den Päpſten aufnahmen; leider vergaßen ſie darüber Deutſchland und deſſen nächſte Bedürfniſſe! Das Heldengeſchlecht der Hohenſtaufen ging in dieſem Kampfe unter, ohne dem deutſchen Reiche einen Halt und ein Centrum gegeben zu haben. Die fränkiſchen Kaiſer bauten ſich in Deutſchland Nichts als ein Campo santo; die Hohenſtaufen hatten nicht einmal ein Grab in deutſcher Erde gefunden.

Von den Hohenſtaufen ruht nur Einer, der vom Wittelsbacher ermordete Philipp, im Dom zu Speyer. Von den Habsburgern Rudolf, des öſterreichiſchen Hauſes Stifter, der zufällig in der Nähe von Speyer ſtarb, mithin leicht und bequem auf der Stätte beigeſetzt werden konnte, die von den fränkiſchen Kaiſern zum Kirchhof für die deutſchen Kronenträger beſtimmt war. Außer Rudolf auch ſein Sohn Albrecht, ebenfalls ein Ermordeter, den in der Schweiz der Stahl der Parricida traf. Zwiſchen ihm und dem Vater ruht ſein Gegner im Leben, Adolf von Naſſau. — So einigt die Kirche im Tode, was ſie lebend in Zwieſpalt hält.

Der Gründer des Doms, der ſaliſche Konrad, auch der Speyerer genannt, hatte dem Dome mit der Beſtimmung, die Grabſtätte der deutſchen Kaiſer zu ſein, zugleich eine Bruderſchaft zugeſellt, wie ſie ſich außerdem nirgends wiederfindet: die Stuhlbrüder, zwölf an der Zahl, die über den Gräbern der Kaiſer täglich ſiebenmal für die Seelen der Entſchlafenen Gebete zu verrichten hatten. Neben den prächtigen Sarkophagen ſaßen ſie auf beſonderen Stühlen, wovon ihr Name, — hielten Wacht auf Erden und ebneten durch Bittgeſänge den armen Seelen den Weg zur Pforte des Paradieſes. Von alle dem iſt keine Spur mehr hier zu finden. Dagegen erheben ſich im

Königschore zwei Denkmale aus neueſter Zeit, auf der Evangeliumſeite aus weißem, feinem Sandſtein im ſchwarzen Marmorſarge Adolf von Naſſau, aus den zwanziger Jahren vom Herzog Wilhelm dem Ahnherrn errichtet, und auf der Epiſtelſeite, vom König Ludwig 1843 geſtiftet, ein Werk Schwanthalers: Rudolf der Habsburger, auf dem Throne ſitzend mit Kaiſerkrone, Reichsapfel und Schwert. Als in unſeren Sturmtagen der Brand von Ludwigshafen herauf zum Kaiſerdome leuchtete, der Kanonendonner von Waghäuſel und Ubſtadt an den heiligen Mauern wiederhallte, da ſaßen hier König Ludwigs Maler und arbeiteten mitten im Chaos des verworrenen Aufruhrs in dieſem ſtillen Tempel des Todes ruhig weiter. Es war im Mai und im Juni 1849: da tobten die Freiſchaaren des Volksheeres in der Pfalz bis an die Pforten des Speyerer Doms. Es war mit den Lumpen und Blouſen, mit der bartumbuſchten Wildheit der Geſichter, mit der blutrothen Fahne der Republik ein Volksheer, wie es Deutſchland ſeit den Bauernkriegen nicht geſehen. Aber es war nur dem Anſchein nach ſo wild und blutdürſtig. Die fränkiſchen Mordbrenner der Pfalz, unbedingte Diener und Vollſtrecker des abſoluten Königswillens, hatten Städte und Burgen verwüſtet, Kinder und Greiſe im Namen und zu Ehren ihres Herrn erwürgt. Vor den Stätten, die den alten Sitten heilig waren, hat das fanatiſche Heer des Volkes von heute eine veſtaliſche Scheu gehegt. Kein Gelüſt zur Bilderſtürmerei wandelte dieſe angeblichen Barbaren an. Höchſtens ſchüttelte der Skeptiker unter ihnen den Kopf; dem todten Rudolf von Habsburg mit dem Scepter und Apfel des Reiches ließen ſie ſeine Symbole, während die königlichen Söldlinge von Frankreich die Gräber der deutſchen Kaiſer in der Krypta ſprengten, die geweihte Aſche in die Luft ſtreuten.

Vom Königschore führt eine Treppe von neun Stufen zum Hauptchor. Hier kreuzen ſich Haupt- und Querſchiff der Kirche; vier Pfeiler, durch Rundbogen mit einander verbunden, tragen das 160 Fuß hohe Kuppelgewölbe. Das Mittelſchiff ſetzt ſich nach Oſten im Stiftschore fort und ſchließt mit halbkreisförmiger Apſis. Stiftschor, Querſchiff und beide Seitenchöre waren in der Malerei ſchon ſeit 1847 vollendet, zwei Jahre nach dem Beginn des großen Werkes. Hier im Stiftschor, groß genug für die Gemeinde von Speyer, war Jahrelang Gottesdienſt, während im Langhauſe und in den Seitenſchiffen die Arbeiten fortgeſetzt wurden. Nach König Ludwigs Abdankung ließ König Maximilian II. das Werk zu Ende führen.

Beginnen wir noch einmal vom Hauptportal im Weſten die Wanderung durch die Kirche, um die Reihefolge der Fresken in ihrem Zuſammenhange aufzufaſſen.

Die Wände des Langhauſes enthalten in vierundzwanzig großen Fresken das Leben Maria's in allen ſeinen Momenten. Maria's Leben iſt nach katholiſcher Anſchauung ſo ewig von Anfang her geſetzt wie das Wort, von dem es heißt, es ſei ſchon zu Anfang alles Anfangs geweſen. Wie Chriſtus unſer zweiter, geiſtiger Adam, ſo iſt Eva die ſinnliche und die ſündhafte Maria. Der Sündenfall iſt ſehr nothwendig für's Geſchlecht der Menſchen, ſoll die Erlöſung für ihr Heil Stoff und Grund vorfinden. Aus der Sündfluth ragt — das ewig Weibliche, das uns hinanzieht, wie Goethe ſagt, — der Regenbogen herauf, Gnade verkündend, Frieden ſtiftend. Auch Abrahams Viſion, der Segen der Verheißung, der ihm und ſeinem Samen wird, iſt ein weiblicher Act, Empfangen und Hingebung. Männlich ſind im Leben des Menſchen nur die Momente der Selbſterrungenſchaften. Der katholiſche Dienſt feiert in den Momeniten der Sehnſucht, der Auflöſung, der Hingabe, der Demuth und des ſeligen Uebergangs in Paradies und Frieden die weiblichen Seiten des Chriſtenthums. Der Gang zum Siege durch Kampf und Tod, die Herkulesarbeit der Manneskraft auf dem Schauplatz dieſer Erde, iſt Sache des proteſtantiſchen Chriſtenthums, wie denn auch der katholiſche Cultus Maria über Jeſus ſtellt, während der Evangeliſche in Wort und Werken der Apoſtel das einzig wahre Nachgefolge Chriſti ſieht. Die bildende Kunſt im Dienſt der römiſchen Kirche iſt ſehr ſinnreich in der Prophetie und

Auslegung des angeblich ſchon im alten Teſtament vorverkündeten Mariencultus. Schraudolphs Pinſel gibt uns hier ſelbſt den brennenden Dornbuſch als ein Sinnbild der jungfräulichen Mutterſchaft Maria's. Jeſaias' Weiſſagung von der Jungfräulichkeit der Mutter des Herrn, auf Jeſaias VII. 14. geſtützt, gab ihm den Vorwurf zu einem beſondern großen Bilde. So füllen ſich ſechs Wandfelder mit Maria's Verherrlichung, bevor ihre Geburt die Engel und Seraphim herbeilockt. Die Momente aus Jeſu Kindheit liefern eine ſchöne Reihenfolge von lieblichen Scenen für kindliche Gemüther. Nicht weniger als dreizehn Bilder geben Scenen aus dem Familienleben Joſephs und Maria's; dagegen findet der katholiſche Maler in des Religionsſtifters Leben, Lehren und Wirken nur zwei Momente von Belang für ſeinen Pinſel. Mit der Hochzeit zu Cana und einer Scene aus der Lehrthätigkeit des Menſchenfreundes Jeſus iſt dieſem Theile von Chriſti Exiſtenz auf Erden ein Genüge gethan. Für die Art der katholiſchen Auffaſſung iſt es auch bezeichnend, daß die Ausgießung des heiligen Geiſtes am Pfingſttage, auf dem Schlußbilde des Langhauſes, ſich auf Mariä Haupt erſtreckt. So ſehr zieht der katholiſche Glaube alles Wirken des Geiſtes als Gnadensact auf das Gebiet des Weibes hinüber, indem er die Thatkraft, alles Wirken und Schaffen des Mannes, Selbſtentwickelung und Selbſthülfe, hinter die Tugend der Hingebung und hinter die Demuth des Empfangens zurückſetzt *).

---

*) Die Reihe der Bilder beginnt auf der nördlichen Wand zunächſt der großen Orgel, ſpringt dann mit Nr. 2 auf die ſüdliche Wand, und ſo fort wechſelnd mit hüben und drüben, ſo daß die ungeraden Zahlen auf der Nordſeite den geraden auf der Südſeite gegenüberſtehen. Der Cyclus der Bilder hat folgende Ordnung: 1) Erſchaffung der Eva. 2) Zuſtand der Menſchen nach dem Sündenfall. 3) Noah's Dankopfer. 4) Abrahams Verheißung. 5) Der brennende Dornbuſch. 6) Die Weiſſagung des Jeſaias. 7) Mariä Geburt. 8) Mariä Darbringung im Tempel. 9) Mariä Vermählung mit Joſeph. 10) Mariä Verkündigung. 11) Mariä Beſuch bei Eliſabeth. 12) Die Geburt des Herrn. 13) Die Beſchneidung Jeſu. 14) Die

Was der Mailänder Dom mit ſeinen Sculpturwerken, das will der Dom zu Speyer mit ſeinen Fresken ſein, eine Darſtellung des ganzen chriſtlichen Olymps. All das hundertfache Enſemble der Geſtalten, die ſich dort auf dem Dache des Hauſes auf- und abwärtsſteigend um Maria gruppiren, kommt hier, nach innen gekehrt, auf den Wandfeldern im Innern zur Erſcheinung. Mariä Leben iſt der Kern des katholiſchen Chriſtenthums. Was die vierundzwanzig Bilder unter den Fenſtern des Mittelſchiffes zur Darſtellung bringen, ſetzt das Stiftschor mit ſeinen vier Scenen fort. Es ſind Romanzen in Farben, dieſe Momente aus dem letzten Leben der Mutter Gottes. Wie ſie mit Johannes verkehrt, den ihr der Sterbende am Kreuze als ihren Sohn überwies, wie ſie zum ewigen Leben entſchläft, von den Apoſteln im Thal Joſaphat begraben wird, wie ſie endlich über dem offenen Grabe, das der Jünger leer findet, im Chor der Cherubim gen Himmel ſteigt, das iſt der Inhalt dieſer gemalten Romanzen*). Ueber und unter dieſen Scenen ſind alle Heiligen, die als das Nachgefolge Mariä bezeichnet werden, verſammelt. Die Krönung der Königin aller Heiligen ſchließt den Cyclus der Marianiſchen Bilder. Die zwölf Apoſtel**),

---

Anbetung der Weiſen. 15) Simeons Weiſſagung bei der Darbringung Jeſu im Tempel. 16) Die Flucht nach Aegypten. 17) Der zwölfjährige Jeſus im Tempel. 18) Jeſus im Schooße ſeiner Familie zu Nazareth. 19) Joſephs Tod. 20) Die Hochzeit zu Cana. 21) Jeſus als Lehrer, die Seligpreiſung ſeiner Mutter beſtätigend. 22) Stabat mater. 23) Der Heiland erſcheint ſeiner Mutter. 24) Die Sendung des heiligen Geiſtes.

*) Von dieſen vier Bildern hat Johann Schraudolph das dritte, ſein jüngerer Bruder, Claudi Schraudolph, das vierte gemalt. Das erſte und zweite ſind nach den Cartons beider Brüder von Möſl und Mayr ausgeführt. Auch die Krönung Mariä iſt von Johann Schraudolph ſelbſt.

**) Unter dem Krönungsbilde im Halbkreiſe: Petrus mit dem Schlüſſel, Jakobus der Aeltere mit dem Pilgerſtabe, Bartholomäus mit dem Meſſer, das ihn ſchindete, Judas Thaddäus mit der Keule, die ihn erſchlug, Simon mit der Säge, die ihn tödtete, Thomas mit die vier Kirchenväter *) und die vier großen Ordensſtifter **) umſtehen wie Zeugen das Schlußtableau. Neun Engelchöre ordnen ſich um Gott Vater im Gewölbe von einem Geſims zum andern. (Gott Vater von Schraudolph ſelbſt, wie auch die drei Erzengel Gabriel mit der Lilie, Raphael mit dem Wanderſtabe und Michael mit dem Schwerte.)

Für den evangeliſchen Chriſten iſt Chriſtus ſelbſt, ſein Leben, Lehren und Wirken Inhalt der Religion. Chriſtus iſt für das römiſche Chriſtenthum von all den Heiligen zurückgedrängt oder nur als Symbol gefaßt. Im Kuppelgewölbe des Doms zu Speyer macht das Lamm Gottes den Schlußſtein, gerade über dem Hochaltar; das Lamm mit der Siegesfahne. Das iſt das Sinnbild Deſſen, der nach dem ewigen Rathſchluß Gottes als Mittler für uns eingetreten iſt, d. h. durch ſein Opfer und ſein Wort uns der Seligkeit theilhaftig macht. Auf dies Opferlamm hofften die Menſchen des alten Bundes, in der Flamme der Sehnſucht nach ihm ſtanden die vier Vorbilder des neuteſtamentlichen Opfers: Abel, der ein Opferlamm über dem Altar erhebt, Abraham, der den Sohn darbringen will, Melchiſedech, der nach Abrahms Sieg mit Brot und Wein opfert, und das geſammte Volk Israel, das nach dem vom Himmel gefallenen Manna, dem Brot des Lebens in der Wüſte greift. Das ſteht in Farben geſchrieben auf Goldgrund im Kuppelgewölbe. An den ſenkrechten Wänden

---

dem Richtſcheid, mit dem er Alles zweifelnd maß, Johannes mit dem Kelch, den der Herr ihm geweiſſagt, Andreas mit dem ſchrägen Kreuz, an das er geſchlagen ward, Jakobus der Jüngere mit der Walkerſtange, die ihn tödtete, Matthäus mit dem Buche, das er ſchrieb, Philippus mit dem Kreuz, an dem er ſtarb, Mathias mit dem Beil, das ihn erſchlug.

*) Auguſtin, Gregor, Hieronymus mit dem Löwen, mit dem er in der Wüſte Arabiens verkehrte, und Ambroſius mit dem Bienenkorbe, als Symbol ſeiner honigſüßen Beredtſamkeit.

**) Baſilius, der Patriarch der griechiſchen, Benedict von Nurſia, der Patriarch der abendländiſchen Mönche, Franciscus von Aſſiſi mit den Wundenmalen als Zeichen ſeiner brennenden Liebesgluth, und Ignatius Loyala mit dem Buche der Miſſion in der Hand.

weiter unten erblickt man die vier Propheten auf blauem Grunde: Jeſaias, der wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt wird, Jeremias mit der Verkündigung des wahren Sprößlings aus dem Stamm Davids, Ezechiel, der da ſagt, Gott wolle wie ein Hirt die Heerde heimſuchen, und Daniel, der auf den Meſſias deutet. Dieſen vier Propheten entſprechen die vier Evangeliſten Matthäus, mit dem Menſchenbilde zur Seite, weil er menſchlich vom Sohne Gottes deſſen Abkunft und Daſein meldete, Markus mit dem Löwen, weil er zuerſt von der Stimme des Rufenden in der Wüſte ſprach, Lukas mit dem Stier als dem Opferthier, das die Prieſter darbrachten, und Johannes mit dem Adler, der zuerſt von dem beflügelten Worte, dem Logos, redete. (Die Propheten wie die ſitzenden Evangeliſten haben 16 Fuß Höhe.)

Die beiden Seitenchöre der Kirche haben in ihren Malereien die beiden Patrone der Kirche zu Helden. Das ſüdliche Seitenchor iſt mit dem Kampfe des Chriſtenthums wider Juden und Heiden beiden Stephanen gewidmet, dem heiligen Diakon Stephanus, wie Petrus die Hand auf ihn legt, wie er vor dem hohen Rathe Chriſtum bekennt, und ſeine Steinigung; dann dem heiligen Stephan als Papſt und Märtyrer, der in den Katakomben Roms unter den Händen der Schergen der Kaiſer ſein Haupt verlor. (Sämmtliche Bilder nach Johann Schraudolphs Entwürfen.)

Das nördliche Seitenchor iſt dem h. Bernhard von Clairvaux geweiht. Er predigte den Kreuzzug vor Kaiſer Konrad III. 1146 am dritten Weihnachtsfeiertage im Dom zu Speyer. Der Kaiſer empfängt ihn am großen Portal des Hauſes, ein feſtlicher Hymnus bewillkommnet den Geſandten des Herrn, und vom feierlichen Jubel hingeriſſen, bricht Bernardus in einen Lobgeſang auf „die ſüße Jungfrau Maria“ aus. In der großen Altarniſche hat der heilige Mann auf Goldgrund die Viſion, wo ihm Maria in ihrer roſigen Glorie von Engeln erſcheint. Der heilige Lorenz mit dem Roſte iſt Zeuge der Scene; Kaiſer Konrad, den Dom im Modell als Weihgabe darbringend, kniet daneben. Dieſe Momente der Entzückung und der

Viſion, ächt katholiſche Momente, ſind von Schraudolphs Malerei in ihrer ganzen Innigkeit erfaßt, obwohl ſeine Heiligen mitunter zu wenig Blut, Leben und Feuer haben und wie geiſterhafte Schatten ausſehen, die leicht Heilige werden konnten, weil ſie nicht empfanden wie ſüß und wie ſchön, aber auch wie ſchwer das Leben der Menſchen iſt. Die Köpfe mit ihrer Hingebung und Ekſtaſe ſind zart und ſein, ſie bezeichnen Sonntagsmomente des Chriſtenthums, wo die Phantaſie die Arbeit einer ganzen Woche überflügelt.

Wir glauben nicht mehr recht an dieſe Feiertagslaunen der Religion; ihr Werth wenigſtens wiegt nicht mehr ein langes Leben in Mühe, in Selbſterkenntniß und Selbſtentwickelung auf. Arbeite und bete! nicht mehr umgekehrt, iſt der Wahlſpruch eines Jahrhunderts geworden, das die Kräfte der Natur zur Ehre Gottes, aber auch zur Manifeſtation des Glaubens ausbeutet: daß in der Entwickelung der Menſchenkraft Gott ſeine liebſte Offenbarung habe. Wir ſind proteſtantiſch geworden im Leben und Streben; wie ſollten wir uns noch einmal mit der ſüßen Schwelgerei heiliger Phantaſien begnügen! — Auch iſt Speyer mit dem neuen Bilderdienſt, den König Ludwig ſtiftete, nur ein äſthetiſcher Wallfahrtsort geworden. Der Kunſt, nicht der Religion iſt hier ein neuer Altar erbaut. Man kann hier den geſammten katholiſchen Olymp der Chriſtenheit ſtudiren; aber was man ſtudirt, füllt eben nicht mehr das Leben der Chriſtenheit.

Vom Reichstage zu Speyer weiland datirt der Name der im Geiſt der Wahrheit und des gereinigten Glaubens proteſtirenden Chriſten. Was Wunder, wenn dieſe unſere Wallfahrt nach Speyer proteſtantiſcher Art iſt!

Druck der Ries'ſchen Buchdruckerei in Leipzig.

Die
Verschwörung von Dublin.

Drama in fünf Acten

von

F. Guſtav Kühne.

(Bühnen gegenüber Manuscript.)

Leipzig,
Verlag von Eduard Heinrich Mayer.
1856.

113 B.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Perſonen.

Lord Edward Fitzgerald, aus dem herzoglichen Hauſe Leinſter, Mitglied des Parlaments von Dublin.
Pamela, ſeine Gattin, aus dem Hauſe Orleans in Frankreich.
Robert Stewart, Lord Caſtlereagh, Staatsſecretär von England, Pitt's Bevollmächtigter.
Flimmerton, ſein Agent.
Arthur O'Connor, Herausgeber der „Preſſe,“ früher Mitglied des Parlaments.
Bally Toole,
Wolfe Tone,
Oliver Bond,
Napper Tandy,
Mac Nevin,
Mitglieder der Geſellſchaft der „Vereinigten Irländer.“
O'Leary, Prieſter vom Orden der Franciscaner.
Antrim, Unterpächter aus Wicklow.
Tipper, Mann aus dem Norden.
O'Muff, Mann aus dem Süden.
Ein königlicher Herold.
Ein Diener Lord Fitzgeralds.
Eine Kammerfrau Lady Pamela's.
Ein Wachtpoſten der „Vereinigten Irländer.“
Diener und Gefolge, Verſchworne, Volk und Soldaten.

Schauplatz: Dublin. Zeit: 1796.

(Irland hat zur Zeit noch ſein eignes Parlament.)

Erster Act.

Jahrmarkt auf einem öffentlichen Platze in Dublin. Schenk- und Tandelbuden. Volk tritt auf und ab. Links die ſechs Mitglieder der Vereinigten Irländer: **O'Connor**, **Bally Toole** ꝛc. (in dunkeln Mänteln und breiten Hüten) ſitzend und trinkend. Rechts zur Seite: Lord **Caſtlereagh** und **Flimmerton** (Beide leicht friſirt, in Strümpfen und Schuhen) ſtehend.
In der Mitte ſitzend: **Tipper** und **O'Muff**.

Erſte Scene.

Tipper, O'Muff, O'Connor, Bally Toole, Caſtlereagh, Flimmerton.

Tipper. He hollah, Whiskey her!

O'Muff. Mir Poteen, würzigen warmen Punſch! — Das iſt ein ſchlechtes Wirthshaus das, eine wahre Schmiere. Der Küfer ſchmiert den Wein und der Wirth ſchmiert die Gäſte! Dafür ſchmieren wir vielleicht den Wirth, was?

Tipper. Oho, Ihr müßt weit her ſein, daß Ihr ſo läſtert!

O'Muff. Aus dem Süden, aus dem Herzen der grünen Inſel.

Tipper. Aus dem Herzen Irlands, und könnt ſo herzlos ſchimpfen? Wenn Ihr den Wirth ſcheltet, ſo ſcheltet Ihr auch die Gäſte, die ſich an ſeiner Waare erquicken.

O'Muff. Ach! Wenn ich den Wein ſchelte, ſo ſchelte ich auf die Steuer, die England darauf legt. (Er trommelt mit dem Prügel auf dem Tiſche.)

Tipper. Nun, darin ſind Norden und Süden einig. (Sie trommeln Beide und werden bedient).

Tipper (nachdem er getrunken). Aus dem Süden, ſo, ſo! Gegen die Steuern, die England darauf legt, hm, hm! Rückt zu uns heran und trinkt einmal von unſerem! Es gibt in den Bergen auch heimliche Brennereien, die ſteuerloſen Whiskey liefern. Da! Verſucht's und ſchwört dann bei Sanct Patrik, ob Gottes Welt nicht noch mächtig ſchön iſt, da wenigſtens, wo der Angelſachſe nicht hinkömmt mit ſeinem langen gierigen Geſicht und uns in den Topf guckt.

O'Muff. Ja, wo die Angelſachſen im Süden Irland's was angeln können!

Tipper. Ach was Süden! Wo arme liebe Menſchheit hauſ't, ſei's auch ohne Haus und Hütte, wo liebe Sonne den Ferkelſtall des armen Mannes beſcheint: überall Eins, Nord und Süd, Oſt und Weſt, Weltgegend genirt nicht, Alles Ein Herz und Eine Seele. Es gibt nur Ein Irland. Die grüne Inſel, unſer Smaragd, ſchwimmt im glückſelig lieben Meere; ſie ſoll leben, hoch!

O'Muff. (Zögernd) Irland ſollte leben! Darauf trink' ich (Sie ſtoßen an).

(In der Gruppe links: O'Connor und Bally Toole).

O'Connor. Sie laſſen Irland leben!

Bally Toole. Sollten wir nicht Beſcheid thun?

O'Connor. Mit ſolchen Zungen werden Nord und Süd leicht einig!

Bally Toole. Könnten wir den Süden ſo leicht für uns gewinnen! Wir nennen uns die Vereinigten, aber wir ſuchen erſt Einigung und Eintracht.

O'Connor. Im Sekt wird ſie leicht gefunden. Mancher von uns freilich berauſcht ſich in Hoffnungen, in Vorſtellungen und Illuſionen. Es iſt dieſelbe Trunkſucht, hier wie dort, nur feiner und gröber. Aber das bloße trockne Zähneknirſchen der Verzweiflung thut's auch nicht! Dem Volk iſt der Rand des Glaſes ein Uferrand, über den hinweg es ſein Elend in Vergeſſenheit taucht. — Kennt Ihr den Burſchen aus dem Süden?

Bally Toole. Er nennt ſich O'Muff, ein Kerl von altem heruntergekommenem Adel, aber von der neueſten Sorte der Schlechtigkeit. War Mitglied des Convents im Süden, ward aber ausgeſtoßen. Jetzt ſucht er vielleicht im Norden ſein Heil.

O'Connor. Iſt der Schurke zuverläſſig?

Bally Toole. Er iſt zuverläſſig ein Schurke.

O'Connor. Ich meine, ob er als Schurke zuverläſſig, tactfeſt und conſequent iſt. Es gibt wankelmüthige Schurken, Burſche, die vorher das Couliſſenfieber, nachher Anwandlungen von ſchwächlicher Tugend bekommen. Die *halben* Schurken, die elegiſch weich werden, *die* taugen nichts. Wir brauchen Kerle, die hartgeſotten ſind, ſei's in Bravour, ſei's in Schurkerei. Mir ekelt vor dem Jahrhundert der Halbheiten! — Bleibt ſitzen, Freunde, miſcht Euch nicht unter ſie, laßt ſie reden! —

O'Muff (gähnend). Eure Jury hier in dem alten Euleneſt von Gerichtshof ſitzt auch wieder ſehr lange.

Tipper. Was lange währt, wird gut, Freund!

O'Muff. Ach, ſchnelle Procedur beſſer als lange Tortur! Was gibt's denn wieder zu richten bei Euch? Ein Paar Weißburſchen, die den kurzen ſchnellen Tod am Galgen dem langſamen Hungertod in der bürgerlichen Geſellſchaft vorzogen? Soll mir das Fegefeuer wie ein ewig Sodbrennen neun Klafter tief in's Eingeweide ſchlagen: aus Hunger thu' ich nichts, aber aus Durſt, aus Durſt Alles! (trinkt) Was lange währt, wird gut: ſagt Ihr? Nicht immer, Freund! Wie ging's bei der letzten Jury? Die Geſchwornen waren 36 Stunden lang ohne Speiſe und Trank eingeſperrt; ſie konnten ſich nicht einigen. Da brachten ſie ärztliche Zeugniſſe bei, daß ſie ohne Lebensgefahr nicht länger ſo trocken ſitzen könnten. Der Eine wollte nicht ſein Schuldig ſprechen, weil ſein Gewiſſen ihn abhielt; es war ächt irländiſch Blut in ihm, aber des Leibes Nothdurft trieb ihn doch endlich dazu. Sein Gewiſſen ſchwieg, aber ſein Magen ſprach und ſagte Ja, wo das Gewiſſen Nein geſagt hätte. (Vertraulich) Höre, Freund, haſt auch wohl ſchon Wolle gekratzt bei verſchloſſenen Thüren?

Tipper. Pfui Dich an!

O'Muff. Na, na, ich kenne die Bewegungen, die Einer macht (Pantomine mit dem Elbogen) vom langen Wollekratzen.

Tipper. Ich kann das Wort nicht hören! Bin einmal verurtheilt und mußte Induſtrie treiben für die hohen blenden angelſächſiſchen Baumwollenlords. Was thut's? Und Du? Du kommſt mir auch nicht ganz kauſcher vor!

O'Muff. Nun, was ſiehſt Du mir denn an?

Tipper. Haſt wohl gewildert, Burſche?

O'Muff. Haſt es getroffen, wie ein guter Schütz! Brauchſt deshalb nicht ſchlecht von mir zu denken. Das Wildern hat auch ſein Gutes. Der Wildſchütz iſt des Bauern Freund, er ſchließt ihm die Böcke fort, die ſein Korn verwüſten. Wir müßten das Geſchäft nur gemeinſam betreiben, Bauer und Schütze, müßten gemeinſam die Jahrmärkte abweiden.

Tipper. Still! Wir ſind hier im Gehäge des Henkers. Siehſt Du da hinten nicht den hoffnungs- und blätterloſen Baum mit ſeinem dürren Arm?

O'Muff. Ja, wer ſich fangen ließe! Was ein ächter Wildſchütz iſt, der ſtirbt lieber im grünen Holz als am dürren!

Tipper. Alle Heiligen wollen uns gnädig ſein hier ſchon bei lebendigem Leibe! (trinkt.)

O'Muff. Neulich hatten wir unter den Burſchen auf der Anklagebank einen Mitſchuldigen, der in Hoffnung auf Begnadigung gegen ſein Gewiſſen zeugte! Er ward abtrünnig ſeinen Göttern in Irland, ging zu den Angelſachſen über und erhielt als Lohn den großen Pachthof einer ausgeſtorbenen Abtei hier im Norden. Dafür, Bruder, muß Rache ſein! Und ſie wird über ihn kommen! Zum nächſten Jahrmarkt fallen wir wie die Heuſchrecken über ſeinen Pachthof her.

Tipper. Sanct Patrik bewahre uns, Ihr ſeid ein Räuber von Profeſſion!

O'Muff. Nicht doch, es geſchieht nur nach Landesbrauch. Ein Schuft, wer nicht gaſtfrei iſt! (Er ſchwenkt den Prügel) Ein Schuft, wer zum Jahrmarkt und zum Feſt des heiligen Patrik nicht offne Tafel hält und die Armen ſpeiſ't!

Wir plündern und rauben nicht; aber wir quartieren uns in hellen Haufen bei ihm ein und zehren ihn arm in aller Luſtigkeit, laſſen nicht locker von der Scholle bis der Pachthof ohnmächtig daliegt, ſoll mich Einer neunundneunzigmal ſtrafen! Ein irländiſch Herz will Rache haben, und mir ſitzt mein Herz im Magen. Viele Magen zuſammen machen einen Heuſchreckenſchwarm. Wollt Ihr mitmachen? Der verfehmte Pachthof des Abtrünnigen liegt da hinten zwiſchen den Gütern Lord Edward Fitzgeralds.

Tipper. Den laß mir nur ungeſchoren mit Deinem Schwarm! Lord Fitzgerald hält Jahr aus Jahr ein offene Tafel; kein Kloſter gibt ſo reichlich wie ſeine Küche.

O'Muff. Ja, die Klöſter! Wenn ſie nur noch könnten! Die engliſche Hochkirche ſcharrt den Zehnten ein, weidet die von den Staatspächtern abgeweideten Triften noch einmal ab. So ein angelſächſiſcher Zehnteneintreiber ſteckt ſelbſt Kirchenſchätze in den Sack, kann das Kloſter nicht mehr zahlen und zollen. 'S iſt auch 'ne Räuberei, ſo wie ſo, wenn auch buchſtäblich geſetzlich. (Sie ſprechen leiſe weiter.)

(In der Gruppe rechts Caſtlereagh und Flimmerton, Letzterer lauſchte auf das Geſpräch.)

Caſtlereagh. Unſer Standpunkt iſt hier ganz gut gewählt um dieſe Volksgruppen zu beobachten. Wer ſind die Männer drüben in dunkler Tracht? Sie halten ſich fern vom Gewühl, haben die grüne Schleife im Knopfloch mit dem Kleeblatt, dem Symbol des Landes.

Flimmerton. Sind Männer von der Geſellſchaft der Vereinigten.

Caſtlereagh. Ha, Clubiſten von Irland! Möchten gern auf franzöſiſch die Catilina's ſpielen, feiern in Belfaſt alljährlich die Erſtürmung der Baſtille. Dieſer Bund der Vereinigten hat auch in England ſeine Verzweigungen. Mancheſter, ein beſonders thätiger Mittelpunkt dieſer ſtillen Bewegung, zählt allein achtzig Filialclubs. Jeder Club theilt ſich in kleinere Cirkel von wenigſtens fünfzehn Mitgliedern, die ſich wieder abzweigen, ſobald ihre Anzahl Sechsunddreißig überſchreitet. Auch vereinigte Schotten gibt es. Alle ſtehen unter einander in Zuſammenhang und Alle blicken hinüber nach Frankreich, nach der Republik, die der Welt das neue Heil bringen ſoll.

Flimmerton. Iſt das nicht ſchon genug zum Hochverrath, Mylord?

Caſtlereagh. An Sympathien dieſer Geheimbündler mit der Republik Frankreich iſt nicht zu zweifeln. Vielleicht gelingt es, ſie aus ihren Schlupfwinkeln zu locken, ſie zu Uebereilungen zu reizen! Die Furcht vor Verſchwörungen iſt den Regierenden auf die Dauer läſtiger als die Verſchwörungen ſelbſt. Beſſer Entſcheidung als dieſe ungewiſſe Gährung, beſſer ein Ausbruch mit Donner und Blitz als dieſe dumpfe Schwühle!

Flimmerton. Verſtehe! England zieht offne Widerſetzlichkeit vor, um dann mit dem Bayonett, oder auch mit dem ebenſo kalten und ebenſo eiſernen Buchſtaben Rechtens einſchreiten zu können!

Caſtlereagh. Seit einiger Zeit, ſeitdem gewiſſe denkende Köpfe an die Spitze des Bündniſſes getreten ſind, zügelt dies Volk der Irländer ſeine wilde Tücke!

Flimmerton. (bei Seite) Und er iſt doch ſelbſt ein

Irländer von Geburt! Schmäht ſich ſelbſt, wenn er Irland, ſeine Mutter, verläſtert!

Caſtlereagh. Fünf von ihnen ſtehen auf meiner Liſte; doch ich fürchte, es ſind nicht die rechten.

Flimmerton. Die wahren Fünf, welche die Verbindung leiten, ſind geheim.

Caſtlereagh. Kennſt Du Lord Edward Fitzgerald, den jüngern Sohn des Hauſes Leinſter?

Flimmerton. Wer kennt ihn nicht, Mylord! Ihn nicht kennen, hieße Irland nicht kennen. Das Volk betet ihn an, er iſt die Quinteſſenz aller unſerer Tugenden, die Perle, das Juweel der grünen Inſel!

Caſtlereagh. Du ſprichſt ſo bildergeſchmückt, ſo ausgelaſſen verſchwenderiſch, geräthſt ja ganz in Feuer!

Flimmerton. Mylord, Ihr habt mir meine Wiſſenſchaft bezahlt; was mein Herz dazu gibt, habt Ihr umſonſt.

Caſtlereagh. Gehört Lord Edward zu der Geſellſchaft der Vereinigten?

Flimmerton. Nicht daß man's wüßte, Mylord.

Caſtlereagh. Er war in America, bankettirte in Paris mit den Jacobinern.

Flimmerton. Seit ſeiner Rückkehr von Paris wollte man in ſeinem Verhalten eine ſtarke Veränderung finden. Die joviale Laune die ſeine Feinde für Leichtſinn, ſeine Freunde für Genie halten, wechſelte ſeitdem mit Ausbrüchen des Unwillens. Der lachende Ton ſeiner Rede ward nicht ſelten ſchroff und bitter; er verletzte, wo er früher wohlthat und begütigte; es iſt augenſcheinlich, daß ein drückender Ernſt die glatte Stirn ſeiner Heiterkeit furcht. Leinſterhouſe iſt nach wie vor der Sammelplatz der beſten Geſellſchaft, der Lord entzieht ſich auf keine Weiſe ſeinen bisherigen Kreiſen, und ſeine Gemahlin, — er hat ſie ſich aus Frankreich mitgebracht, die edle ſchöne Pamela, eine geborne Demoiſelle d'Orleans —

Caſtlereagh. Eine Orleans, ich weiß.

Flimmerton. Eine Tochter, eigentlich ein Seitenſproß jenes Herzogs, der ſich Philipp Egalité nannte, und den ſie denn auch, weil er einen Kopf größer war, juſt um eine Kopflänge gleich machten und egaliſirten. Doch was ich ſagen wollte, — die edle Pamela, ebenſo rührend wegen ihrer Schickſale wie anziehend und liebenswürdig wegen ihrer Feinheit und Schönheit, auf den Gütern des Lords der wahre Abgott der Armen und Nothleidenden, — ſie würde in Leinſterhouſe nach wie vor der Mittelpunkt der höchſten Cirkel von Dublin ſein, wenn nicht Lord Edward —

Caſtlereagh. Nun, wenn er nicht?

Flimmerton. Er iſt das beſte Herz von Irland, allein ſpät Abends ſind im Hauſe des Lords auch noch andre, verhüllte Geſtalten geſchäftig, Fremde gehen aus und ein in Leinſterhouſe, Fremde, deren Weſen nicht auf Vorbereitungen zu Banketts und Luſtbarkeiten ſchließen läßt. Alles was für Irland fühlt, ſammelt ſich um Lord Edward, er iſt der Hort der Patrioten, reines Waſſer, dieſer Diamant der Volksliebe!

Caſtlereagh. Er war früher Offizier in der Armee des Königs, und nahm ſeinen Abſchied, als man ihn zwang, ſein politiſches Glaubensbekenntniß abzulegen. Man hätte ihn ohnedies aus der Liſte der Offiziere Sr. Majeſtät geſtrichen. Die Armee ward um einen liebenswürdigen Cavalier ärmer, die Partei der Revolutionäre vielleicht um einen leichtfertigen Kopf reicher, voilà tout.

Flimmerton. O er ſteht noch überall an der Spitze der Cavaliere, dieſe Blume der Ritterſchaft von Irland! Ueberall wo es zu wetten, zu wagen, zu fechten gibt, iſt er obenan. Wo er auf den Wettrennen laufen läßt, gewinnt er ſicher den Preis. Und wo es Elend gibt im Volk, da fühlt man ſeine warme Hand, Mylord! Er bietet Niemand eine kalte Schulter, er iſt Niemand's Feind als ſein eigener.

Caſtlereagh. Genug, genug mit Deiner Ueberſchwänglichkeit! Dein Auftrag iſt, ſeine Verbindung mit den Clubiſten auszuforſchen. — Wer iſt der Prieſter?

Zweite Scene.

O'Leary tritt auf mit zwei Chorknaben, die eine brennende Kerze und eine Klingel in der Hand tragen; die Vorigen.

Flimmerton (nachdem er ſich beim Schall der Klingel wie der ganze Volkshaufe gebückt hat). Es iſt Pater O'Leary, der Mäßigkeitsapoſtel. Predigt armer Creatur liebe Mäßigkeit! Oh, oh! (Er legt, als die Klingel abermals erſchallt, ſeine Hand an Kopf und Bruſt. O'Leary wendet ſich zur Menge und tritt in die Mitte vor. Die Chorknaben bleiben im Hintergrunde.)

O'Leary. Find' ich da die liebe Menſchheit wieder beim Bechern und Schmauſen! Kinder des grünen Eiland's, wollt Ihr denn ewig Kinder der Finſterniß bleiben? Gott der Herr hat ſeine Gaben über die Welt weiſe vertheilt, damit wir ſie ebenſo weiſe genießen. Die Natur bietet ſie, aber der Menſch in ſeiner Laſterhaftigkeit verſetzt ſie mit allerlei ſcharfen Doſen, die ihn um das Bißchen Verſtand bringen. Aus Mangel an Spiritus greift er zu Sprit. Söhne Irlands, haltet zu Rathe für die Zeit der Noth! Armer Padd, Du willſt dem blonden Bruder John, dem Sohne Englands gleichgeſtellt ſein! Aber wie kannſt Du obenauf bleiben, trinkſt Du Dich unter'n Tiſch? Du willſt von der Welt geachtet ſein, und die nüchterne Welt achtet Dich gering. Emancipation! hör' ich auf allen Gaſſen. Der arme Mann des grünen Eilands will ſein Recht der Ebenbürtigkeit neben Albions regelrechtem Sohne; ebenbürtig will er ihm ſein, aber er macht ſich ihm durch Brandy, Whiskey und Bergthau höchſt unterbürtig. Der Angelſachſe, Kinder, ſtreicht ſich das Haar glatt, und Euch wächſt es wirr durcheinander! Gott der Herr wird kommen und Euch ſäubern und große Schafſchur unter Euch halten! Emancipation! ſetzt Ihr auf die Fahne Eurer Schenken und Buden, und könnt Euch nicht emancipiren von des Leibes ſündhafter Begier. Nur im reinen Leibe eine reinliche Seele! So ſpricht der Herr Zebaoth, und wenn die Ruthe nicht ausreicht, Euch auszuklopfen und zu reinigen von Eurer Sündhaftigkeit, ſo wird er's mit Scorpionen thun, daß Sanct Patrik ſich Euer erbarme! Amen! Ich ſegne Euch, wofern Ihr ablaßt von Eurem Unmaß. Hört auf die Stimme Eures Vaters, er räth Euch Gutes, er bittet: Thut des Guten nicht zuviel!

Tipper. Ehrwürdiger Vater, ich möchte Euch gern meiner Sünden Uebermaß beichten: aber ich hielt Maß, bei Sanct Patrik, ich trank erſt einen Tropfen über'n Durſt.

O'Leary. Auch ſchon vom Uebel, mein Sohn! Ich ſage Dir, Du wirſt den Tropfen Uebermaß dereinſt bereuen, ſitzeſt Du in ewigem Schwefel und Pech, und ſeufzeſt im Höllenbrand nach dem einen Tropfen wie nach Erlöſung!

Tipper (weinend). Was er rührend ſprechen kann, der hochliebe Mann! Kinder, Freunde, der ehrwürdige Vater O'Leary ſoll leben! Ihr Jungen, ihm ein Hoch gebracht! Noch ein Glas Sekt, Ihr Schlingel! Unſerm Mäßigkeitsapoſtel zu Ehren, hoch!

O'Leary. Halt! Nicht einen Tropfen mehr, armer Sohn irrer Gedanken! Wo iſt Dein Gelübde? Wird das ſo ſchnell vergeſſen?

Tipper (für ſich). Vergeſſen nicht, aber vertrunken!

(O'Leary wendet ſich zur Gruppe links; O'Connor tritt zu ihm).

O'Connor. Ehrwürdiger Herr, ich möcht' Euch gern beichten, ob ich ſchon für Euch ein Andersgläubiger bin. Hier unter Gottes freiem Himmel, mitten im armen Volk das ſein Elend in Sekt erſäuft, laßt mich Euch Rede ſtehen, denn Ihr ſeid das Gewiſſen Irlands, Euch vertraut alles Volk wie einem guten Anwalt ſeine Sache. (Sie treten bei Seite).

O'Leary. Ich höre.

O'Connor. Ich bin Arthur O'Connor, Mitglied der vereinigten Irländer. Aber die Geſellſchaft nennt ſich blos noch die Vereinigten, Irland iſt noch nicht einig. Der Süden des Landes, und Ihr ſeid ein Mann des Südens, hat einen Convent gebildet, der uns, die Männer des Nordens, noch immer beargwöhnt, uns nicht als Brüder, nicht als Genoſſen derſelben Sache erkennt. Und doch fühlen wir, ob wir uns ſchon zur anglicaniſchen Kirche bekennen, ſo gut wie Jeder der ein irländiſch Herz im Buſen trägt, fühlen es heiß und tief, daß Irland der Paria von England iſt. Ehrwürdiger Herr, der Römiſche muß im Parlament Sitz und Stimme haben! Das iſt's was wir fordern, wir fordern es für unſere Brüder im Süden. Gebt uns dazu unſern Segen! Irlands Einigkeit, Ein Herz und Eine Seele, wes Glaubens Kinder wir auch ſind! Das wollen wir, das glauben wir.

O'Leary (nach einer Pauſe, ihn muſternd und prüfend, dann mit erhobnen Händen, murmelnd und ſchließend). Gott erhebe ſein Antlitz auf Euch und gebe Euch ſeinen Frieden!

O'Connor. Frieden, ehrwürdiger Vater? Wenn wir aber Krieg fordern? Wir haben, was wir wollen, mit unſerm Blut unterzeichnet.

O'Leary. Mit Eurem Blut! Aber auch mit dem Blut der Millionen die Ihr zur Schlachtbank führen wollt? Hebet Euch von mir, Euer Werk iſt nicht das meinige! (Er tritt von ihm zurück in die Mitte). Herr des Himmels, Du allein weißt hier das Rechte. Sprich Du mit Donner und Blitz; die Zunge des armen Erdenmenſchen findet das Wort nicht das hier noththut. Des Volkes Elend iſt groß, aber Deine Barmherzigkeit noch größer! (Er wendet ſich nach rechts, O'Connor iſt nach links unter ſeine Genoſſen zurückgetreten).

Bally Toole. Was hat er Euch zugeſagt?

O'Connor. Er ſpricht Frieden und immer Frieden! Aber laßt ihn ſprechen. Wenn wir ihm die That hinſtellen, die That, die Irland erlöſt, ſo wird er ſie gutheißen und ſegnen.

Bally Toole. Wir ſind beobachtet. Dort drüben, wer iſt der Mann mit der ſteilen geraden Stirn?

O'Connor. Der neue, friſch von England angekommene Staatsſecretär für Irland, William Pitt's Abgeſandter und Vertrauter. Seht den Blick dieſes kalten Anatomen! Der bringt Scheermeſſer zur Schafſchur mit für die arme Inſel.

Bally Toole. Thut uns nichts, dieſer Narciß von Dublin, den man den ſchönſten Mann des Jahrhunderts ſchilt! Mag er ſeine Siege auf dem Parkett feiern; hier im Schooße des Volks fühlt er ſeine Ohnmacht.

O'Connor. O es kann Einer tändeln und den Dandy ſpielen und doch gefährlich ſein; eine hartherzige Seele ſteckt ſich gern hinter eine glatte Larve. In London nannten ſie ihn den Herzenbrecher; es iſt Manche um ſeinetwillen am gebrochenen Herzen geſtorben, Lady wie Zofe. Und er zieht die Frauen nur in ſein Netz, um deſto ſicherer die Köpfe der Männer zu fangen.

(Die Klingel erſchallt aus dem Hintergrunde. Alle beugen ſich, nur Caſtlereagh nicht. O'Leary bleibt vor ihm ſtehen).

O'Leary (bei Seite.) Ein Fremder, vermuthlich ein Sohn Englands, vielleicht ein reiſender Künſtler, der Scenen in ſein Skizzenbuch zeichnet. (Er tritt zu ihm.) Gott grüß' Euch, Herr!

Caſtlereagh. Dank Euch, Herr, zum Wiedergruß!

O'Leary. Ihr beobachtet das Volk, wie es ſcheint?

Caſtlereagh. Jeder nach ſeinem Beruf, ehrwürdiger

Herr. Ihr macht ja auch den Beobachter auf Euerm Umgang, um zu erſahren, wie das Volk zu erretten wäre für den Himmel. Andere bemühen ſich, es für die Erde zu erziehen.

O'Leary. Für die Erde? Ach ja, dieſe Erde könnte ein blühender Garten ſein, in welchem Gott der Herr ſäete und erntete, wenn der Menſch ſie ſich nicht ſelbſt verwüſtete! Dieſe Erde ſollte der Schemel ſeiner Füße ſein, aber der Menſch iſt gekommen und hat ſie zum Fußſchemel der Tyrannei gemacht. Dies Stück Erde, Irland genannt, könnte eine kleine Inſel der Glückſeligen ſein, wenn — wenn — ach Herr, dieſes Wenn iſt eine lange Liſte von trübſeligen Hinderniſſen!

Caſtlereagh. Ihr ſcheint an die Möglichkeit eines Paradieſes auf Erden zu glauben. Mir däucht, der Sündenfall ſei ſehr alt, ſehr begründet in der Natur des Menſchen und täglich neu.

O'Leary. Um ſo mehr thut die Sorge für den Himmel noth. Wer aber nicht wie die anglicaniſche Hochkirche zu Gott betet, den verwirft England!

Caſtlereagh. Nicht Englands Regierung, ehrwürdiger Herr. Das gehört zu den Vorurtheilen die hier zu Lande ſo unglücklich wuchern!

O'Leary. Ja, Irland iſt ein rechtes Miſtbeet unglücklicher Vorurtheile! Wuchern ſagt Ihr? Ja, Wucherer beuten ſeine Erde aus und — ſo lange das iſt, erlaubt uns — (die Klingel erſchallt) für den Himmel zu arbeiten. (Er wendet ſich fort, ſchreitet durch's Volk und geht mit den Chorknaben im Hintergrunde ab.)

Flimmerton. Mylord, Ihr ſteht in Gedanken?

Caſtlereagh. Ich möchte mich gern mit dem Manne verſtändigen. Wir müſſen mit ihm Hand in Hand gehen. England iſt Herr des Bodens in Irland, aber der Prieſter hier iſt Herr der Atmoſphäre; ſeinem Winke gehorcht Alles.

Flimmerton. O er iſt die Blume aller Prieſterſchaft auf der Inſel, alle Creatur im Süden des Landes iſt ihm unterthan.

Caſtlereagh. Schweig, ich weiß genug; laß uns von hinnen! (Sie wollen aufbrechen, bleiben aber; Fitzgerald tritt auf: Bewegung unter der Menge, ihm entgegen.)

Dritte Scene.

Fitzgerald, die Vorigen.

Tipper. Ha, da kommt das Juweel von Irland! Heda, Wirth, eine neue Bowle! Das iſt der wahre Irlandsſohn. Der nimmt's nicht übel, wie ein Mäßigkeitsapoſtel und Waſſerdoctor, trinkt ihm die Creatur Eins zu, ein Gläschen über die Linie!

Caſtlereagh. Dieſe blühende Heldengeſtalt mit dem heitern Glanz der muntern Laune?

Flimmerton. Iſt Lord Edward. Seht ihn Euch recht an, Mylord: ſo blickt ein Mann, den die Liebe des Volkes krönt! Seht, wie er die Lumpen behandelt! Das iſt das wahre Wohlwollen, die liebreiche Herzlichkeit einer guten Natur. Und immer fröhlichen Muthes! So kam er aus Paris zurück, in dem leichten ſchwarzen Sammetrocke mit dem offnen Buſentuche. Die grüne Halsbinde mit dem gordiſchen Knoten, wie ein irländiſch Kleeblatt geſchlungen: die hat er erſt hier zu Lande wieder angelegt, zum Zeichen, daß er der Sohn der grünen Inſel geblieben. Er war der Erſte in Dublin, der die Perrücke ſammt Etiquette des alten Jahrhunderts von ſich that.

Caſtlereagh. Nun um deswillen wirſt Du doch nicht Partei für ihn ſein?

Flimmerton. Ihr meint, weil ich ehedem meines Zeichens Friſeur war! Bin auch gegen die Rundköpfe, Mylord; ſie haben mein Geſchäft ruinirt, mich außer Brot gebracht! Aber ſeht nur, das geſchnittene Haar, das trägt er nach Art der Franken, und alle Welt thut es ihm nach in Dublin.

Caſtlereagh. Die Mode à la Brutus!

Flimmerton. Es iſt aber nicht Jeder, der à la Brutus geht, ein Tyrannenmörder, Mylord!

Caſtlereagh. O nein, man kann auch blos den Jacobiner ſpielen!

Tipper (mit dem Becher ſalutirend.) Lord Edward Fitzgerald hoch!

Das Volk (Fitzgerald umringend, der in den Mittelgrund getreten.) Lord Edward hoch!

Fitzgerald. Dank Euch, Ihr guten Leute! Grüß' Euch wieder, Herz vom Herzen! Kenn' Euch Alle noch gut, Kinder! Da iſt ja auch Euer Sokrates wieder mit dem weißen kahlen Schädel!

Tipper. Warum Ew. Herrlichkeit ihn nur immer Sokrates ſchimpfen!

Fitzgerald. Das verſtehſt Du nicht, Burſche. Er hat was vom alten griechiſchen Philoſophen.

Tipper. Hat was vom alten griechiſchen Philoſophen? Aber was hat er?

Fitzgerald. Ein altes keiſendes Weib daheim, die Xantippe hat er! Und Der da mit dem Dreizack, wie iſt doch ſein Name?

Tipper. Das iſt der Gabelfritze, Eurer Lordſchaft und lieben Herrlichkeit zu dienen!

Fitzgerald. Weil er, ſtatt des Schilleleh, des Prügels, eine Heugabel führt? Gott's Wunder, ſo ein Hieb mit dem Dreizack: dreimal drei machen neun! iſt eigentlich unbeſcheiden. Hand und Schlag, Schlag und Loch in den Kopf, ſeht, das iſt ehrlicher und anſtändiger.

Tipper. 'S iſt wahr, beim lieben Herrgott, Schlag um Schlag und Loch um Loch iſt anſtändiger.

Fitzgerald. Nun Du biſt allezeit da, Tipper, alte trockne Seele! Dich kenn' ich von Kindesbeinen an! Immer noch der alte Durſt, Freund?

Tipper. Ewige Sandwüſte in der Kehle, ſchluckt alles in ſich und hilft nichts.

Fitzgerald. Hört, Kinder, ich bring' Euch gute Botſchaft, Eure Lage ſoll verbeſſert werden!

Tipper. Gute Botſchaft? Lord Edward hoch, ein wahrer Johannes!

Fitzgerald. Nur nicht ſo ſtürmiſch, Freunde!

Tipper. Ja, Mylord, Tod und Elend machen Sturm auf arme Leute, denn arme Leute ſind für Tod und Elend ſichere Beute.

Fitzgerald. Ihr ſeid zu ungeduldig!

Tipper. Hunger und Geduld, Mylord, liegen ſchlecht zuſammen in Einem Bett!

Mehrere. Ruhe! Hört!

Fitzgerald. Kinder, das Parlament von Dublin hat eine Million beſchloſſen zur Verbeſſerung der Wohnungen der Arbeiter. (Allgemeine Stille.) Ihr ſchweigt dazu? Erkennt das nicht an? Iſt es nicht lobenswerth, was das Parlament Euch bietet?

Tipper. Eine Million zur Verbeſſerung der Wohnungen der Arbeiter — ach Herr! wir fürchten, unſre Wohnungen ſind unverbeſſerlich.

Fitzgerald. Wie ſo?

Tipper. Wir haben keine.

Fitzgerald. So müßt Ihr Euch welche verdienen.

Tipper. Geſtern ſprach ich einen Herrn auf der Gaſſe an; ich ſagte: Herr, ſagt' ich, wißt Ihr nicht wo es einen Schluck gibt für 'nen armen ausgedörrten Menſchen? Ich bin ſo hungrig, daß ich vor Durſt nicht weiß, wo ich die Nacht ſchlafen ſoll. Scheert Euch nach Hauſe, ſagte der große Herr. Es war ein Angelſachſe! Als ob Padd wüßte was das heißt: zu Hauſe!

Fitzgerald. Was der Herr ſprach, war nur eine Redensart, ſowie die Prinzeſſin von Frankreich ſagte: Warum denn die armen Leute, wenn ſie kein Brot hätten, nicht lieber Kuchen äßen! Vornehme Leute, Kinder, wiſſen oft nicht wie Armuth thut! Da ſolltet Ihr hübſch Nachſicht haben. — Heda Schwammjacke, biſt Du auch da, mein Junge?

Warum heißen ſie ihn Schwammjacke? Weil er ſo leicht Feuer ſängt?

Tipper. Ach nein, Mylord, weil er als Schwamm alles Flüſſige einſaugt. Wer ein Sieb im Leibe hat, Herr, iſt noch ſchlimmer d'ran.

Fitzgerald. Läufſt auch ſo ohne Hörigkeit, ohne Boden herum?

Tipper. Ja er hat nirgends einen Boden, Herr, hinten wie vorne!

Fitzgerald. Melde Dich bei meinen Pächtern, ſie ſollen Dich anſtellen.

Tipper. Ach Herr, er hat ſich ſchon gemeldet, aber ſie ſagten, ſeine Figur ſei nicht anſtellig, ſei nicht zum Arbeiten gemacht.

Fitzgerald. Das lügen ſie! Jeder iſt brauchbar, den Gott gemacht hat. Gott ſchuf uns Alle, und jede Creatur lobt Gott den Herrn dafür! Aber ſie lobt ihn am beſten, indem ſie zeigt, was ſie mit den Kräften vermag, die er ihr gegeben! Faullenzen verdirbt Leib und Seele. Schäme Dich, Schwammjacke, melde Dich in Leinſterhouſe bei meinem Intendanten; er ſoll Dich, biſt Du ſonſt zu nichts tauglich, als Vogelſcheuche anſtellen. So wie Du da biſt, wirſt Du uns ſchon die Spatzen von den Beeren verſchüchtern! — Jeder iſt nur ſoviel werth, Kinder, als er thut und erwirbt. Arbeit! das iſt die Loſung des Zeitalters! Seht, Leute, was hat England ſo groß und ſtolz gemacht? Es ſchlägt an ſeine Bruſt und ſagt: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie die Müßiggänger, ich habe gearbeitet, Jahrhunderte lang gearbeitet! Ich ſage Euch: Müßiggang iſt aller Laſter Anfang. Und eh' wir die Welt verbeſſern wollen, Freunde, müſſen wir Hand an uns ſelber legen; eh' wir den Staat reformiren, uns ſelbſt reformiren! Wenn es dann einmal gilt, dann werden meine Jungen nicht flau ſein, und wenn ich rufe, werdet Ihr ja wohl wiſſen, wo Weißdorn und Schwarzdorn am beſten blühen.

Alle (indem ſie die Prügel ſchwingen.) Halloh, hoch!

Fitzgerald. Ich weiß daß ich auf Euch zählen kann, Leute; zählt Eurerſeits ebenſo auf mich! Mein Kopf bürgt Euch dafür: Euch ſoll von England werden, was Euer iſt vor Gott und Menſchen! Ich ſetze mich Euch zum Pfande, und Ihr habt mich wie ich bin in Eurer Hand! Aber Eins fordere ich: thut nichts ohne mich, thut nichts ohne Verſtand! Seht, Kinder, ich bin ſelbſt kein ausnehmend beſonnener Menſch, bin ein Sohn Irlands wie Ihr; aber ich will mir Mühe geben, für Euch der Verſtand zu ſein. Fangt nichts ohne mich an, ſag' ich, auch keine Händel! Eure Raufereien und Schlägereien machen Euch unfähig für die große Sache. Das freche Weſen der Weißburſchen in mehreren Grafſchaften der Inſel greift wieder um ſich. Ich ſag' Euch, ſchlagt die Weißburſchen nieder, wo Ihr ſie trefft beim Sengen und Brennen. Legt ihnen das Handwerk gründlich, alſo daß man ohne Gefahr, es zu verlieren, ein goldnes Armband an die Pappeln der Landſtraße binden kann, wie ehedem in alter Zeit und in England unter König Alfred's Regiment. Kinder, heilig das Eigenthum! Erſter Satz, erſte Grundbedingung! Ich meinestheils danke für Gäſte, die mit dem Prügel in der gehobenen Hand ſich bei mir einquartieren wollen und freie Zeche fordern. Ich hetze meine

Hunde auf Den der mich in meinen vier Pfählen anrührt. Seht, Kinder, dem Angelſachſen iſt ſein Haus ſeine Burg, und ſein Burg- und Hausrecht iſt ihm heilig. Wer kein Haus hat, Ihr Jungen, der verdiene ſich eins, arbeite bis er ſagen kann: das iſt mein, iſt erworben! Arbeiten, das iſt die Bedingung freier Menſchen. Sich ſelbſt ſein Schickſal machen, die Scholle Erde, die man braucht, ſich ehrlich ſelbſt verdienen: das iſt der Anfang zum Selbſtregiment. Erſt der Welt zeigen, daß man ſich ſelber führen und regieren kann: dann ihr ſagen, was man verlangt und braucht! Wenn dann die Zeit kommt, wo unſre Sache reif iſt, — und ich ſage Euch, ſie wird kommen, dieſe Zeit, und ſie wird reifen, dieſe Sache! — dann, Freunde, Brüder, dann werd' ich rufen, und mein Ruf wird ſein: Kinder, die Zeit iſt da! Irland für immer hoch!

Alle. Halloh, die Zeit iſt da! Irland für immer hoch!

(Unter Hochrufen tritt Fitzgerald ab, der Lärm verhallt; rechts und links treten die Gruppen vor.)

Caſtlereagh (Fitzgerald nachblickend.) Er hat das Volk in der Hand, er und der Prieſter; — ich muß ſie Beide gewinnen!

O'Connor (zu den Gefährten.) Freunde, ohne ihn, ohne Fitzgerald glückt und gedeiht unſere Sache nicht. Er muß der Unſere ſein!

(Vorhang fällt.)

Zweiter Act.

Empfangzimmer in Leinſterhouſe; weite Halle, offner Balcon in der Mitte mit dem Blick zur Straße hinaus.

Erſte Scene.

Fitzgerald (in demſelben Anzuge wie im erſten Act, in kurzem ſchwarzem Sammetrock mit grünem Halstuch und Schleife) tritt von rechts auf.

Fitzgerald (allein. Er tritt zum Balcon hin.) Ein leuchtender Oſterſonntagmorgen iſt über Dublin aufgegangen. Der Menſch feiert die Auferſtehung des Herrn und die Natur hat zur feſtlichen Stimmung ihr beſtes Kleid angethan. Wie ſchön dieſe Eintracht! Wie ſchön, wenn, was die Religion gebietet, die Natur des Menſchen freiwillig und wie von ſelbſt leiſtet, der Staat nur fordert, was das Volk für ſein eignes Bedürfniß hält! Der Himmel leuchtet mit ſeinen hellſten Farben, und die Erde in ihrem friſcheſten Grün, der Farbe der Hoffnung. Farbe meines Volks! Ja, Irland hofft. Aber es ſollte nur auf ſich ſelbſt hoffen. Hilf Dir ſelbſt, Menſch, dann hilft Dir der Himmel!

(Die Glocken läuten.)

Zweite Scene.

Pamela tritt von links ein.
Fitzgerald, Pamela; ſpäter ein Diener.

Fitzgerald (ihr entgegen.) Glockenruf führt uns am Oſtermorgen zuſammen, Pamela, wie am Tage unſrer Vermählung! (Er küßt ſie auf die Stirn.)

Pamela. Es liegt im Ton der Glocken die freudige Zuverſicht die uns zuſammenführte, aber auch die bange Erwartung der Zukunft.

Fitzgerald. Wolken auf der Stirn, Pamela?

Pamela. Nicht Wolken, Edward, nur das Gefühl vom Werth und Gewicht unſrer Zuſammengehörigkeit. Wolken liegen ſeit einiger Zeit weit eher auf Deiner Stirn!

Fitzgerald. Wann hätteſt Du ſie nicht fortgeküßt, Pamela?

Pamela. Ehedem war es ſo, mein Freund! Dein häusliches Glück iſt nicht mehr der Inbegriff Deiner Wünſche.

Fitzgerald. Weil ich für das große Ganze fühle und ſorge? Würd' ich wohl Deiner werth, Deiner Liebe würdig ſein, wenn ich unbeſorgt um Leid und Unglück meines Volkes in den ſtillen Winkel häuslicher Glückſeligkeit mich flüchtete, mich da einen Gott dünkte, blind und taub für das Elend von Millionen? Lieb' ich denn im Vaterlande nicht auch Weib und Kinder? Und will ich Denen, die nach mir ſind und meinen Namen tragen, Anderes im Vaterlande erkämpfen als die Zukunft eines freien Bodens, eines freien Menſchenglücks? Die Welt iſt in Gährung. Ein altes

Jahrhundert läuft ab, liegt im Verenden und ſeufzt und ſtöhnt; ein neues Zeitalter will heranbrechen und die Wehen ſeiner Geburtsſtunde ſind ebenſo ſchmerzvoll. Es gibt kein Glück für Wenige mehr, wenn Millionen elend ſind. Es muß Jeder ſeinen Tribut zollen, auch der kleinſte Winkel der Erde muß ſein idylliſches Glück opfern, um Theil zu haben am Durchbruch einer neuen Zeit.

Pamela. Tribut zollen und opfern! Sah ich nicht das mir theuerſte Haupt fallen? Und Du, in der Heimath Frankreich mein Hort, mein Helfer in der Noth, mein Retter in Umſturz und Verzweiflung, willſt Du jetzt nun ſelbſt der Inbegriff meiner Angſt und Sorgen ſein?

Fitzgerald. Beruhige Dich! Was Irland mit England auszufechten hat, ruft keine blutigen Schrecken, keine Geſpenſter aus grauenvoller Vergangenheit auf, Rache fordernd für ungeſühnte Verbrechen! Hier wird nicht Himmel und Erde in Frage geſtellt, hier iſt es ein Rechtshandel der ſich einfach ſchlichten läßt. Wirren über falſche Begriffe von Mein und Dein, ein alter Unbill, der an meinem Volke vom herriſchen England verübt wird: das iſt hier unter ſtreitenden Brüdern auszugleichen. Komm, ſetze Dich und trübe nicht die Morgenſonne des Oſterfeſtes mit fernabliegenden Gedanken! Es iſt der Glaube an die Auferſtehung, was heute die Menſchen erfüllt, der Glaube, daß der Geiſt der Wahrheit nicht ſterben kann ohne ſich zu verjüngen. Was machen die Kinder, Pamela?

Pamela. Sie ſind wohl, ſie ſchlummern noch.

Fitzgerald. Schlummern dem Auferſtehungs- und Verjüngungstag entgegen! So wird das junge Geſchlecht in ſeiner Unſchuld unbewußt der Erbe deſſen ſein, was wir, die ſorgenvollen Menſchen, mit Mühe erkämpfen! Die Zukunft der Kinder iſt Dein Werk, Pamela. Mich laß für das größere Ganze arbeiten. (Sie ſetzen ſich.) Laß uns der Zeit gedenken, wo wir hier, ein junges Paar, den Frieden ſüßer Glückſeligkeit fanden, wo Du entzückt warſt über mein Irland, wo Du es glaublich fandeſt, daß Padd ſein Land die grüne Smaragdinſel nennt und bei all' ſeinem Elend den Zauber einer tiefen Seligkeit im Schooß ſeiner Heimath empfindet. Die Mährchen meines Volkes erfreuten, erquickten Dich!

Pamela. Und doch lernte ich auch die böſen Geiſter kennen, die hinter der lachenden Anmuth dieſer Mährchen Deines Landes lauern! Mir träumte dieſe Nacht vom Capitän Rock!

Fitzgerald (lachend.) Vom alten Klopffechter, Hauptmann Unſichtbar, dem alten Adam Irlands! Der geheime Schutzpatron der grünen Inſel ſtirbt auch nicht, ſein Geiſt dampft aus jedem würzigen Punſchnapf, guckt auf der Haide um Mitternacht aus jedem Buſch!

Pamela. Und hebt ſich mit jedem Schilleleh in der Fauſt des wilden, trunkenen Ungeſtüms! Ueberall im Lande dieſe wachſame Stille, hinter der ſpielenden Harmloſigkeit dieſe brütende Abſicht, hinter jeder Hecke der lauernde Verrath!

Fitzgerald. Fürchte Dich nicht! Wo Jeder ſeinen Prügel ſchwingt, iſt Jeder vor dem Andern ſicher. Das alte volksthümliche Inſtrument des Irländers iſt doch wahrlich beſſer und ehrlicher als der nationale Banditendolch des

Italieners! Sieh her, hier iſt der meinige (er ergreift einen kurzen Knüttel der an der Wand hängt), das Erbſtück eines guten Pachters, der ihn mir hinterließ mit dem Bemerken, er habe auf zwölf Jahrmärkten ſeine Schuldigkeit gethan und manchen verſchloſſenen und harten Kopf offen und weich gemacht. Blutige Köpfe und geſchundene Naſen, Liebchen, ſind die Signale daß die Volkskraft in Blüthe ſteht!

Pamela. Mich dünkt, die Bildung müſſe ein Volk abhalten von wüſter Gewaltſamkeit!

Fitzgerald. Laß uns nicht allzu ſtolz ſein auf die gerühmte Civiliſation andrer Völker oder der höheren Stände! Mein Volk iſt noch ein Kind und hat die Unarten und Träume der Kinder.

Pamela. Aber die Führer und Lehrer des Landes füttern den Aberglauben, und verfinſtern das Volk!

Fitzgerald. Schlimm für die Lehrer und Führer, geſchieht das! Und ſo lange das geſchieht, will ich nicht auf mein Volk um ſeines Aberglaubens willen ſchelten laſſen. Laßt die Natur eine gute Mutter ſein für Alle, und der Glaube an ſie wird nicht zur Caricatur! — Wie wir mit einander nach den ſturmvollen Tagen in Paris die Mährchen und die Dichtungen Irlands ſtudirten, wie Deine Liebe zu mir zugleich eine Liebe zu meinem Lande und Volke wurde, — und ich fürchte, Du wirſt aufhören mich zu lieben, Pamela, wenn Du anfängſt von Land und Volk gering zu denken, — ach! damals, wie Du ganz erfüllt warſt von der Schönheit des grünen Eilands: wollten wir das Höchſte und Süßeſte das ſich Menſchen ſagen können, ausdrücken, dann ſprachen wir in der Sprache Padd's zu einander: O du Pulsſchlag meines Herzens! — Bin ich es Dir nicht mehr, Du mir nicht mehr, das Herz meines Herzens? (Umarmung. Von der Straße herauf durch den Balcon tönt Geſang im Chor junger Männer:

„Bald wird die Freiheitsſtunde ſchlagen — “)

Pamela. Horch, Geſang!

Fitzgerald. Die Schüler vom Trinity-College, ſingen herumziehend das Oſterlied!

Der Geſang von außen:

„Bald wird die Freiheitsſtunde ſchlagen
Und Irlands grüne Fahne weh'n,
Im Oſten wird es blutroth tagen,
Will Irland aus ſich ſelbſt erſtehn!“

Fitzgerald (aufſpringend.) Im Oſten wird es blutroth tagen — will Irland aus ſich ſelbſt erſtehn! Iſt das Oſtergeſang?

Pamela (ebenfalls aufgeſtanden.) Blutroth ſoll es tagen, wenn Irland's grüne Fahne weht, und die Freiheitsſtunde ſchlägt?

Fitzgerald. Haltet ein, Ihr thörichten Knaben! Wie leicht tragt Ihr Euer junges Blut zu Markte! (tritt an den Balcon) Was für Blut habt Ihr dem Vaterlande zu bieten? Von der Schulbank zur Schlacht?

(Ein Diener tritt ein.)

Diener. Der ehrwürdige Pater O'Leary wünſcht Mylord allein zu ſprechen.

Fitzgerald. Willkommen! (Diener ab.) Ich will den Prieſter fragen, wie es Schülern des Collegs zukommt, ſolch Oſterlied zu ſingen. Männern geziemt es, den Glockenſtrang zu ziehen, ſoll die Freiheitsſtunde ſchlagen.

Pamela. Gehört es vielleicht auch zu den Mährchen und Dichtungen Irlands, daß Knaben zum Schwert greifen?

Fitzgerald. Mährchen und Phantaſien, nichts weiter!

Pamela. O Edward, es gibt auch blutrothe Mährchen, Sagen, die ſo lange umgehen im Gehirn eines Volkes, bis aus dem tändelnden Spiel ein blutiger Ernſt und eine bitterböſe Wahrheit wird!

Fitzgerald. Laſſen wir Männern das auszugleichen!
(Er begleitet ſie bis zur Thüre links. Pamela ab.)

Fitzgerald (für ſich.) Es hat ſie erſchreckt. Die Geiſter der Vergangenheit ſteigen in ihr auf; ſie gedenkt der alten Lieder, unter deren Klängen in Paris die Mitglieder ihres Hauſes bluteten!

Dritte Scene.

O'Leary (von rechts eintretend), Fitzgerald, ſpäter ein Diener.

Fitzgerald. Nun, Mann Gottes, kommt Ihr zu mir —

O'Leary. Der Mann Irlands kommt zum Freunde ſeines Volkes. Ich ging vorbei, ich hörte was für ein Morgenſtändchen man Euch am Oſtertage ſingt!

Fitzgerald. Es muß im Lande übel ſtehen, wenn die Küchlein wie Hähne krähen.

O'Leary. Es *ſteht* auch übel im Lande, Mylord, und ich komme zu Euch, wie ich längſt gewollt! *Euch* ward das Lied geſungen. Nicht als wollt' ich Euch zur Rechenſchaft ziehen und anklagen! Wer will hier Kläger, wer Richter ſein, iſt die ganze Welt aus den Banden! Rath möcht' ich, Hülſe möcht' ich von Euch, denn auf Euch richtet Greis wie Kind ſein Auge, auf Euch blickt der Irrende, wenn er frevelt, der Verzweifelnde in ſeinem Elend, der Patriot in ſeiner letzten Zuverſicht!

Fitzgerald. Ehrwürdiger Vater, Ihr tragt für das Volk Himmel und Hölle in den Buſenfalten Eures Gewandes, Ihr ſchüttet aus, was Ihr wollt, und das Volk nimmt es gläubig an. Ihr, die Ihr wunderthätig durch Irland ſchreitet, alſo daß die Menge Euch den Weg mit Palmen breitet, Ihr habt Macht über das Volk. Gebietet: es folgt; befehlt: es gehorcht. Welche Macht gleicht der Macht des Prieſters über ein gläubig Volk!

O'Leary. Ich weiß, Mylord, das Volk iſt willig, zu Allem bereit, was die Kirche gebietet. Aber ein weltlich Haupt iſt herzgewinnender für die Dinge dieſer Welt. Euch gehorcht man mit der Hingebung einer brüderlichen Liebe. Euch folgt das Volk mit der Sympathie die das Glück mit Händen greift, mit der Zuverſicht, die ſchon hienieden Glück will und ſucht. In Euch ſieht und feiert das Volk ſich ſelbſt, ſeine Eigenart und Sitte iſt in Euch Perſon geworden, Ihr fühlt und denkt wie das Volk, nur höher, edler, Ihr ſeid ja wie Padd's König, Mylord; ſo ſehr baut und hofft das Volk auf Euch!

Fitzgerald. Mann Gottes, wenn ich Padd's König, König in Irland wäre, ſo würd' ich Manches thun, was Euch und Euern Genoſſen mißfiele. Ich würde, — doch laſſen wir das!

O'Leary. Laſſen wir Alles, was Streit iſt, Mylord! Suchen wir, was uns einig macht, denn die Gefahr iſt groß, die grüne Inſel bedroht von wilder Zwietracht. Die Männer, die ſich die Vereinigten nennen, ſpinnen ihr Netz immer weiter, haben in allen großen Städten der drei Königreiche ihre Clubs; ſie haben es mit ihrem Blut unterſchrieben und gelobt, Irland von England freizumachen! — Ihr ſchweigt, Mylord, Ihr ſagt mir nichts zu ſolchem Unternehmen?

Fitzgerald. Ich ſchweige, weil ich hören will. Habt Ihr die Verbindung jener Männer hinreichend erforſcht, um ihr Ziel zu kennen? Wollen ſie Irland losreißen vom britiſchen Zuſammenhange, ein ſelbſtändiges Irland geſtalten? Oder heißt ihnen Irland von England freimachen: unſer Volk von den Mißbräuchen, von dem Druck und dem tyranniſchen Uſus Englands erlöſen? Das, dünkt mich, Pater O'Leary, iſt Zweierlei. Eben ſo fragt ſich's, ob rechtliche, ob verwerfliche Mittel zum Ziele führen ſollen.

O'Leary. Ach, Herr, mein Spürblick reicht nicht ſo weit. Aber es dringt bis in meine Zelle, was da gährt und umgeht in den Clubs der Verſchwornen. Ich thue keinen Schritt unter's Volk und es gemahnt mich, daß etwas Unheilſchweres im Werke. Mündlich und ſchriftlich werd' ich aufgefordert in allerlei Rede und Sendung, ich ſolle die Sache des Nordens auch zur Sache des Südens machen, das glaubenstreue Volk im innern Lande befähigen für die Sache jener Beſtrebungen. Wie weit aber reichen die Zwecke jener Genoſſen? Sie ſtehen mit den Franken in Verbindung!

Fitzgerald. Es ſteht kein Volk mehr iſolirt, die Völker ſind zu Sympathien erwacht, welche die Welt umfaſſen.

O'Leary. Aber mit jenen Jakobinern von Paris, welche Thron und Altar umſtürzten, Gott ab- und wieder einſetzten in ihrem Frevelmuth, die alten Götterbilder ſtürzten und Hetären auf die entheiligten Poſtamente ſetzten!

Fitzgerald. Wer Irland kennt, der weiß daß das Herz des Volkes niemals den Altar der Kirche antaſten wird. Ich ſage gut für unſer Volk.

O'Leary. Aber es kann bethört werden von Irrlehrern! Die Empörung über den Druck, den Englands Regiment übt, iſt auch allgemein genug, und im Gefühl der Erbitterung, im ſchmerzlichen Gefühle, ſich in den mäßigen Forderungen um ſein Recht gekränkt zu ſehen, könnte das Volk weiter gehen, als vor Gott und edlen Menſchen ſich rechtfertigen ließe. Sollen auf der grünen Inſel die Schrecken und Gräuel von Frankreich, im Schooß unſers gedrückten, aber von Gott nie abgefallenen Volkes jene Schauder ſich erneuen, ſollen wir ſehen, wie der Süden Irlands, der nichts als ſeinen Glauben und ſein Recht dazu vertheidigen möchte, in die Strudel fanatiſcher Köpfe geriſſen wird, mein gläubig Volk im Süden, das der Herr demüthigt, aber das er nicht verwildern laſſen kann!

Der Diener (tritt ein und meldet) Mylord Caſtlereagh wünſcht aufzuwarten.

Fitzgerald. Ha, wie gerufen! Willkommen! (Diener ab.) Sagt ihm nichts vom Zwieſpalt zwiſchen dem Norden und Süden der Inſel. Er muß uns einig glauben, wie wir es noch zu werden hoffen, um England gewachſen zu ſein.

Vierte Scene.

Caſtlereagh (elegant coſtümirt) tritt haſtig ein, Fitzgerald ihm ceremoniell entgegen, O'Leary zur Seite.

Caſtlereagh. Ich habe mich dem Augenblicke entgegengeſehnt, Mylord, wo es mir vergönnt ſein dürfte, Euch zu begrüßen, ja Euch die Hand zu drücken.

Fitzgerald. Mylord Staatsſecretär, Ihr überraſcht mich. (Er verbeugt ſich, ohne die trauliche Annäherung zu entgegnen.)

Caſtlereagh. So förmlich hätt' ich mir Euch nicht gedacht, Mylord. Wo bin ich denn? Find' ich mich denn nicht mehr in Irland zurecht, in dem Lande der offnen Gaſtfreundlichkeit, wo Jedem das Herz auf der Zunge ſitzt, jede Schwelle Willkommen ruft, der Heerd des Hauſes Allen winkt?

Fitzgerald. Den Kindern Irlands gewiß.

Caſtlereagh. Mylord Edward, auch ich bin Irländer.

Fitzgerald. Von Geburt, ich weiß es; — ich bin Irländer von Geſinnung, Mylord. Beliebt es zu ſitzen —

Caſtlereagh. Bitte! Weil mich die Regierung Sr. Majeſtät des Königs nach der Inſel ſendet; haltet Ihr mich weniger für Irlands Freund?

Fitzgerald. Wofür man Euch wird zu nehmen haben, Mylord, das hängt ja von Euch ſelber ab.

Caſtlereagh. Ich hörte Euch reden im Parlament, auf dem Markt, zum Volk, — und ich komme, nicht trotzdem, ſondern eben deshalb, Euch den Tribut meiner Achtung zu bezeigen. — Ihr ſeid nicht allein, ich ſtöre?

Fitzgerald. Nicht doch, Mylord, — der ehrenwerthe Bruder vom Orden des heiligen Franciscus, Pater O'Leary —

Caſtlereagh. Dem ich geſtern ſchon begegnete, mit dem ich unbekannter Weiſe bereits eine Zwieſprache gehabt —

O'Leary. Ich konnte nicht vermuthen, daß der Fremde, der nur müßig das Volk zu beobachten ſchien, Mylord Staatsſecretär ſei. (Er verbeugt ſich.) Ich hielt Euch für einen Künſtler der mit dem Crayon in der Hand das Volk ſtudiert.

Fitzgerald. Die Staatsweisheit ſollte dieſe Kunſt ſein, alter Freund!

Caſtlereagh. Studieren, lernen müſſen wir Alle. Wer darf ſich blind von ſeinem dunkeln Inſtinct führen laſſen! Und England gibt ſich Mühe, Irlands Eigenart kennenzulernen; England hat die beſte Abſicht, die Bedürfniſſe und Wünſche dieſer Inſel zu verſtehen.

Fitzgerald. Da werdet Ihr alle Hände voll zu thun bekommen, Mylord!

Caſtlereagh. Und auch gar ſehr der Mithülfe edler Männer bedürfen, die des Volkes Natur kennen, ſeine Zuſtände begreifen.

Fitzgerald. Euch ſendet Pitt, der denkende Staatsmann!

Caſtlereagh. Wenn Ihr ihm dieſen Tribut ehrlich zollt, ſo werdet Ihr auch wiſſen, Mylord, daß Pitt, der *denkende* Staatsmann, auch gern und freudig Denen, die für das Volk *fühlen*, die Hand reicht. Ich bin mit der

Miſſion betraut, zu prüfen was hier noththut, zu ergründen was eigentlich im Lande gährt, wo zu helfen, wie dem Elend des bedrückten und vernachläſſigten Volkes beizukommen.

Fitzgerald. Dann müßtet Ihr vor Allem Grund und Boden in den Zuſtänden dieſes, wie Ihr ſagt, vernachläſſigten Volkes kennen lernen, mit dem Volke leben, mit ihm fühlen, ja mit ihm leiden. Wie weit reicht bis jetzt Euer Studium, Eure Kenntnißnahme?

Caſtlereagh. Ihr werdet es einen Gemeinplatz ſchelten, wenn ich ſage: Müßiggang iſt auch hier alles Elendes Anfang. Ihr, ehrwürdiger Prieſter, ſagt zum Volke: Bete und arbeite. Erlaubt uns Männern der Welt Euern Wahlſpruch, — nicht zu entkräftigen oder anzutaſten, — aber umzukehren und zu ſagen: Arbeite und bete!

O'Leary. Ihr ſtellt die Arbeit voran, Mylord, um das Volk an ſeiner irdiſchen Wohlfahrt zu betheiligen. Wie aber wollt Ihr denn dem Volke die Luſt erwecken, durch ſeiner eigenen Hände Fleiß ſich aufzuhelfen, wenn alles Ergebniß dieſer ſeiner Arbeit in den Schooß einzelner ſtolzer hochgeſtellter Herren fließt? Wie ein Stick am Pfluge kann doch Padd nicht ackern! Ohne die Zuverſicht, daß ihm Segen daraus erwächſt, kann der Menſch nicht wirken und thätig ſein. Denn die ſchwielige Hand ſoll's doch nicht allein ſein, die thätig iſt; der gute Wille, Mylord, das Herz muß dabei ſein, wollt Ihr Segen erzielen. Mit Frohſinn muß ſelbſt der Knecht an ſein Tagewerk gehen. Wenn der Schweiß von ſeiner Stirne rinnt, muß er ſich ſagen können: Siehe, das iſt für die Deinen, für Weib und Kind!

Sonſt nicht, Herr. Eure weiſe Staatskunſt in Ehren; aber wenn Ihr Staatsbürger haben wollt, bitte, erkennt doch erſt den Menſchen im Menſchen an!

Caſtlereagh. Ehrwürdiger Herr, das thut, das will England. Nur wollen wir der leidenden Menſchheit nicht mit Palliativen, nicht mit Mitteln die nur hinhalten und das Uebel füttern, beiſpringen. England will daß der Menſch ſich ermanne, ſich ſelbſt und ſeinem Schaffenstriebe ſeine Exiſtenz verdanke, in ſeiner Thätigkeit den Quell ſeiner Wohlfahrt ſuche. England will den Menſchen im Menſchen anerkennen; nur ſoll, was ſich Menſch nennt, ſich auch der Rechte eines ſolchen fähig zeigen. Macht den Irländer moraliſch reif zur Freiheit, dann wird ihm die politiſche Form dafür nicht abgehen. Freilich gehört dazu vielleicht noch die Arbeit eines vollen Jahrhunderts.

O'Leary. Und unterdeſſen ſchreitet der hohläugige Hunger mit Rieſenſchritten durch's Land, ein Würgengel der leiblich und geiſtig, zeitlich und für die Ewigkeit die arme Creatur verſchlingt! Armuth muß doch ein großes Verbrechen ſein, denn ſchon Hiob betete: Herr, mein Gott, mach' mich nicht arm, damit ich nicht ſchlecht werde! Allen Reſpect, Mylord, vor Euern weiſen Geſetzesfabriken im Parlamente; wo dem Volk der Schuh drückt, wiſſen die großen Herren auf dem Wollſack doch ſelten. Sie ſtimmen nach Köpfen ab, aber die Herzen zählen nicht mit. Und die Köpfe, klug wie ſie ſind, ſchmieden auch für jedes Geſetz hinreichende Luftlöcher und Hinterthürchen, Cautelen für pfiffige Advocatenſeelen. So machen ſie Geſetze Jahr aus Jahr ein an die Hunderte, der künſtliche Bau des Codex thürmt ſich immer höher zu einem babyloniſchen Thurme; aber das Naturrecht, das Recht der armen Creatur, liegt tief unten und kommt nicht auf! Ihr ſagt, England ſinne darauf, den Schauplatz der Erde meinem Volk zu verbeſſern. Aber auch den Himmel haben uns ja die ſtolzen Herren von der Hochkirche Englands verſchloſſen! Auch zu Inhabern und Erben der ewigen Seligkeit haben ſich die Anglicaner gemacht, auch falſche Pächter von Abrahams Schooß ſind ſie geworden, eigenſinnige Thürhüter Sanct Petri, die dem armen Sohn Irlands um ſeines Glaubens willen die ewige Pforte ſperren. Gezehntet wird er im Lande dieſſeits und ausgeſchloſſen vom Lande drüben. Vom Dieſſeits und Jenſeits habt Ihr Beſitz genommen, uns Himmel und Erde geraubt und dem armen Padd nichts als das Fegefeuer des Jammers übriggelaſſen. — Verzeiht, Mylord, daß der Menſch in mir laut geworden! Im Winkel der armen Menſchenſeele ſitzt etwas, das allezeit Trübſal bläſt.

Castlereagh. Verzeihen ſoll ich, wo ich danken möchte, werthe Herren! Der Regierung iſt es lieb, ſpricht ſich das Herz des Volkes offen aus. Und William Pitt weiß um die Tugenden, um die Verdienſte dieſes ehrwürdigen Prieſters; weiß, wie er wohlthuend, ja wunderthuend wirkt, Mäßigkeit der Begierden predigt, mit ſtaunenswerther Sparſamkeit aus den Beichtſporteln, die ihm zufielen, eine eigne Kapelle baute.

Fitzgerald. Ja wohl, Mylord, unter den Augen und gegen den Willen des proteſtantiſchen Biſchofs. Es gibt hier Kirchſpiele wo nur eine einzige Seele anglicaniſch iſt, während Hunderttauſend anders zu Gott beten, und dieſe eine anglicaniſche Seele iſt zufällig proteſtantiſcher Biſchof, beſetzt alle Pfründen, genießt alle Beneficien und bezieht mit pünktlicher Strenge den Zehnten für ſeine Kirche, die er mutterſeelenallein in ſeinem Sprengel vertritt!

Caſtlereagh (iſt auf O'Leary zugegangen.) Wo Ihr Recht habt, Mann Irlands, ſoll und wird Euch Recht werden. Meine Hand zum Pfande, das Inſiegel der Regierung Pitt's zur Bürgſchaft! Sagt das Jedermann, edler Vater! Recht iſt der Wahlſpruch Pitt's und Englands. Und wir werden Euch beiſtehen ſelbſt gegen die Uebergriffe anglicaniſcher Biſchöfe. Die Koſten für den Bau der Kapelle ſollen Euch erſtattet werden, Pitt's Regierung ſagt Euch gut dafür. Nennt mir den Betrag.

O'Leary. Mylord, das kleine Gotteshaus ward aus frommen Spenden erbaut. Ich zweifle gar nicht daß der allmächtige Pitt über volle Säckel zu verfügen hat; aber Ihr irrt, wenn Ihr meint, die Beiſteuer gläubiger Seelen ließe ſich durch profane Geldſäcke erſetzen. Nein, danke, Mylord! Laßt uns Bettler bleiben, die ihr letztes Stück Brot opfern um Gott wohlgefällig zu ſein. Erlaubt, verzeiht!

(Er zieht ſich zurück.)

Caſtlereagh. Kein Mißverſtändniß trübe uns, werther Prieſter! England will das Beſte für Irland.

O'Leary. England hat, wie Ihr ſagt, noch ein Jahrhundert dazu nöthig. Erlaubt, ich will bis dahin für mein Volk beten! (ab.)

Fünfte Scene.

Caſtlereagh und Fitzgerald. Diener beſetzen den Tiſch und gehen ab.

Fitzgerald (für ſich.) Mit dem Säckel in der Hand glaubt der Abgeſandte Pitt's werben zu können!

Caſtlereagh (für ſich.) Eine zähe Prieſterſeele! Werd' ich bei'm Cavalier mehr Eingang finden?

Fitzgerald. Alſo Recht ſoll uns werden, Mylord, Recht iſt William Pitt's, iſt Englands Wahlſpruch? Es wäre gut, Mylord, wüßten wir nur erſt, was Recht ſein ſoll im Handel zwiſchen England und Irland!

Caſtlereagh. Es kommt darauf an, Mylord, ſich darüber zu verſtändigen. England bietet dazu die Hand.

Fitzgerald. Ihr ſprecht immer von England. Sprecht lieber von den regierenden Claſſen, die England ausbeuten, von den privilegirten Tories und Whigs, die ſich wechſelweis in das Regiment des Staates theilen. Ob Jene ob Dieſe am Ruder ſind: Irland bleibt der Galerenſklav am Bord von Englands ſtolzem Staatsſchiff.

Caſtlereagh. Ihr gebraucht ächt irländiſch ſehr ſtarke Bilder, Mylord!

Fitzgerald. Seit Jahrhunderten dauert bereits dieſer Streit. Nennt ihn einen Racenkampf, einen Religionskrieg: — England wächſt auf unſerm eigenen Boden. Der kluge egoiſtiſche Verſtand überwältigt das ſorglos duldende Gemüth; aber aus jahrhundertlang gewaltſam angemaßten Vorrechten wird nimmermehr ein Recht, kein Recht vor Gott und gutem Gewiſſen. Faſt alles Grundeigenthum hat England auf der Inſel thatſächlich in ſeine Hände gebracht. Wie lange iſt es her, da galt der Irländer alles Eigenthums, des Erbrechts, ja der Ehe für unfähig! Auch das erſte, das natürlichſte Recht des Menſchen ſtelltet Ihr unter den Zwang Eurer mißliebigen Controle!

Caſtlereagh. Wie lange iſt es her, ſagt Ihr, Mylord! Alſo iſt es doch ſchon Vergangenheit. Es iſt mithin bereits etwas geſchehen.

Fitzgerald. Die Ketten ſind locker geworden, aber ſie klirren um ſo lauter!

Caſtlereagh. Es kann kein Vorwurf ſein, werden die Ketten, wie Ihr's nennt, nicht mehr ſo ſtraff angezogen.

Fitzgerald. Drei Millionen Bewohner der Inſel ſind politiſch rechtlos. Blos weil er anders zu ſeinem Gott betet, hat der Irländer kein Petitionsrecht; die proteſtantiſche Majeſtät von England hört römiſchgläubige Unterthanen nicht, darf ſie nach dem engliſchen Recht nicht hören. Der Irländer hat kein Recht zu Sitz und Stimme im Parlament für ſein Land. Und das Parlament von Dublin iſt ein Börſenclub privilegirter Wucherer.

Caſtlereagh. Das ſagt Ihr ſelbſt, ein Mitglied dieſes Parlamentes?

Fitzgerald. Ich ſelbſt, Mitglied dieſes Parlaments, und habe kein Hehl gehabt, es dieſem Parlament in's Geſicht zu ſagen.

Caſtlereagh. Es iſt mir unter ſolchen Umſtänden lieb, Mylord, trennt Ihr Pitt's Regierung von Eurem Parlament von Dublin. Pitt geht auf eine neue Ordnung der Dinge in Irland aus; es kommt nur darauf an, ob die

Denkenden unter den Patrioten vorurtheilsfrei genug ſind, ihm die Hand zu bieten. Der Prieſter und der Cavalier, ein O'Leary und ein Lord Edward, meint Pitt, würden mit ihm gehen. Und auf welchem Wege ihm das erreichbar ſcheint, bleibe Euch kein Geheimniß. Mein Auftrag geht direct an Euch, Mylord. Habt Ihr Zeit und Luſt mir Gehör zu geben?

(Fitzgerald ladet zum Sitzen ein. Sie ſetzen ſich.)

Caſtlereagh. England iſt bereit, Irland an ſeiner ganzen Freiheit zu betheiligen. In dem bisherigen halben Verbande mit England, nur als loſes Glied der drei Königreiche konnte die grüne Inſel auch nur halb in den Genuß der Wohlthaten engliſcher Bürgerfreiheit treten. Irland werde ganz unſer, dann hat es Theil an unſerm beſten Beſitz, an unſrer Größe, Sicherheit und Wohlfahrt. Pitt entwirft den Gedanken eines Geſammtſtaates der drei Völker des Königreichs, den Gedanken eines Geſammtparlaments für die britiſchen Inſeln. Hat Irland mit England Ein Parlament, — dies iſt der Gedanke Pitt's, — dann iſt Irland gleichgeſtellt mit England, hat mit ihm Ein Recht, Einen Willen, dieſelbe Größe, dieſelben Intereſſen.

Fitzgerald (für ſich.) Ob William Pitt's Werbeoffizier vielleicht auch für mich die Hand im offnen Säckel hat? Laß ſehen! (laut) Irland Eins mit England und Schottland: dies der Gedanke Pitt's? — Mylord, ich weiß nicht, wie weit der Vortheil Englands dieſen Plan dictirt. Pitt's Nützlichkeitsprincip in Ehren; nur geſtatte man uns ebenfalls unſern Vortheil in die Wagſchaale zu legen und zu ſehen, wohin die Zunge neigt!

Caſtlereagh (eifrig.) Euer Vortheil, Mylord, iſt dabei ein ganz entſchiedener! Hier in Irland ſeid und bleibt Ihr im Hauſe Leinſter ein jüngerer Sohn. Die Krone würde Euch, ſtimmt Ihr für Pitt's Entwurf, eine *engliſche* Pairie mit den Dotationen eines Herzogthums zuſichern.

Fitzgerald (aufſtehend, für ſich.) Alſo doch! Der Mammon ſoll die Welt regieren, Beſtechung die Canäle flüſſig machen! Beſſer, wir ſtürzen Euch und Euer geſammtes Corruptionsſyſtem! (laut.) Dank, Mylord, für Eure Zuſage im Namen Pitt's. Ich ſprach nicht von *meinem* Vortheil. Ich für mich bin lieber in Irland auf angeſtammter Scholle Bauer unter Bauern, als auf fremdem Parkettboden ein glänzender Schildträger für Englands Wappen. Ich hatte Irland vor Augen, ſprach ich von Vortheilen. Wir, ein armes Häuflein Irlandsſöhne, in einem gemeinſamen Parlament zu London! Sollen wir da die Kippe und Wippe Eurer Parteiſchwingungen entſcheiden helfen? Uns ſelbſt aber, wolltet wir *unſer* Recht, würde, ſo fürcht' ich, die große Staatsmaſchine mit ihren Rädern zermalmen. O Ihr Staatskünſtler, müßt Ihr denn ewig leimen und flicken? Laßt Irland ſeine Thränen für ſich ſelber weinen, ſeine Wunden, ſind ſie ſelbſtgeſchlagene, ſelber heilen!

Caſtlereagh (hat ſich ebenfalls erhoben.) Mylord, der Traum einer iſolirten Glückſeligkeitsinſel iſt eitel. Ein Volk, das ſich dem Strome der Geſchichte entzieht, iſt verloren, bleibt im Winkel ſitzen oder ſchwimmt ſteuerlos in's Ungewiſſe.

Fitzgerald. Beſſer: ſteuerlos in's Ungewiſſe, als ſicher an die Galeere geſchmiedet!

Caſtlereagh. Mylord, das heißt die Verzweiflung zum Wahlſpruch machen, ſein Land aufgeben, deſſen organiſche Rettung unmöglich machen!

Fitzgerald. Verzweiflung? Vielleicht! Sein Land aufgeben? Nimmermehr! Gott iſt groß, und wenn die Creatur zu ihm aufſchreit, ſo hat Er, aber nicht England, ein Herz für die leidende Menſchheit.

Caſtlereagh. Mylord, ſollten wir dieſen Satz nicht dem Prieſter überlaſſen? Männer handeln, helfen mit der That!

Fitzgerald. Handeln? Ja, das habt Ihr an mir verſucht. Was aber die That betrifft: die That wird nicht ausbleiben; das Jahrhundert iſt bald reif dazu!

Caſtlereagh. Männer, däucht mir, warten nicht, ſondern einigen, verſtändigen ſich über Mittel und Wege.

Fitzgerald. Irland wartet auf die Stimme die da ruft, und wie Jericho's Mauern auf den Schall der Tuba zitterten und fielen, ſo werden auch für uns die Zwingburgen ſtürzen, ſind ſie reif zum Fall!

Caſtlereagh. Mylord, Euer Freiheitsidealismus beruht auf Illuſionen!

Fitzgerald. Und Englands Freiheitsbegriff auf Eigennutz!

(Ein Diener tritt ein und macht an Fitzgerald eine leiſe Meldung.)

Caſtlereagh (für ſich.) Er weicht aus! Steckt im Hintergrund ſeiner Seele ein geheimer Plan, ein verderbenbrütender Gedanke?

Fitzgerald. Mylord, laſſen wir den Streit ruhen, und geſtattet meiner Gattin, die Pflichten der Frau des

Hauſes wahrzunehmen. Sie will ſich um einer Verſtimmung willen uns entziehen. Beſſer, man zwingt ſie aus ihrer Vereinſamung heraus. Erlaubt daß ich ſie ſelber hole. Man ſoll nicht ſagen, daß Irland aufgehört hat, gegen England gaſtfreundſchaftlich zu ſein.

Caſtlereagh. Sollte für Mylady nicht zu anderer Zeit meine Aufwartung gelegener ſein?

Fitzgerald. Ihr ſeid Irländer von Geburt, Mylord, und wißt als ſolcher, daß ein erſter Beſuch ohne gaſtliche Aufnahme keinen Segen bringt; erlaubt!

(Er geht mit dem Diener ab.)

Sechste Scene.

Caſtlereagh allein.

Caſtlereagh. Auch bei ihm ſcheitert meine Miſſion! Er und der Prieſter ziehen ſich in Dunkelheiten zurück. — Man muß ſie ſchrecken, damit ſie aus den Höhlen ihres Hinterhalts hervortreten!

(Nach der Seite hin wo Fitzgerald abging.) Glücklicher Liebling der Nation! Jeder Zoll in ihm Irländer, ſorglos, behaglich, den bleichen Ernſt der mühevollen Arbeit ſcheuend, ſcherzend und tändelnd ſelbſt am Abgrund der Gefahr. Er wiegt ſich im Traum eines ſogenannten Völkerfrühlings der Freiheit, der eines Morgens fertig daſtehn ſoll, ein Geſchenk für übermüthige, unſchuldige, weil unwiſſende Kinder! — Im Süden der Convent, im Norden die Clubs. Er hat, offen eingeſtanden, weder an jenem, noch an dieſen

Theil, und doch huldigen ihm beide Parteien, Alles jubelt ihm zu, und er ſchaukelt ſich auf der Woge der Volksgunſt. Ein Wink von ihm und Irland ſteht auf, um in einem Chaos Englands Regiment zu erſchüttern! Wir müſſen, was wir wollen, raſch wollen, eh' uns der blind wüthende Sturm erfaßt, die Republik Frankreich die glimmenden Funken zur Flamme anfacht. Die geheimen Fäden der Geſellſchaften reichen hinüber nach dem Heerd des Unheils. Wie weit hat er Theil daran? Er briefwechſelt mit General Hoche, dem Beſieger der Vendée. Boten gehen und kommen, und während er den Harmloſen ſpielt, iſt der Plan eines Bundes zwiſchen der Republik und Irland vielleicht ſchon entworfen. Ich muß ihn auftreiben aus der Höhle ſeiner Sicherheit, ich muß ihn ausſinden in ſeinen geheimen Wünſchen.

(Auf- und abgehend.) Dies alſo das gerühmte Leinſterhouſe, der ungeſuchte Mittelpunkt für die Patrioten! Eine ſtattliche Reſidenz für Einen der auf der grünen Inſel den Volkskönig ſpielen möchte! Wie beherrſcht das Haus Markt und Straße! Von dieſem Altan läßt ſich trefflich ſprechen zum verſammelten Volk. Die Schüler des Trinitycolleges ſangen dem Liebling Irlands zur Oſterfeier ein begeiſterndes, ein blutiges Freiheitslied. (Er blickt zum Balcon hinaus.) Sieh da, wieder ein Haufe von der ungeſchlachten Verwogenheit dieſes Volkes, ein Haufe vermummter Geſtalten! (Er fährt zurück.) Sie blicken herauf, ſie winken, — ſie zerſtreuen ſich. — Was geſchieht? Was iſt das? (Ein Stein mit einem Zettel fliegt von der Straße in's Gemach; er nimmt ihn auf.) Ein Stein mit einem Zettel, ohne Adreſſe, ein Brief zugleich mit einem Briefbeſchwerer! Gilt das mir? Mir, im Hauſe der heimlichen Verſchwörung? Laß ſehen! — (Er öffnet den Zettel und lieſt:) „Brutus, Du ſchläſſt nicht, aber Du träumſt mit offnen Augen!“ — Ein Liebesbrief des Volks an ſeinen Liebling Edward! Eine Mahnung: Auf, erwache, ſchlag los, ſtelle her! — So gährt's, ſo wühlt's im ganzen Lande. Es fehlt nur der Führer, der die Fahne ſchwingt. Die Fahne der Freiheit, nicht? Was ſie ſo Freiheit nennen, ein Reich verworrener Träume, eine wilde Wirthſchaft von Sklaven, die ſich Herren dünken, vom Paradieſe träumen und im Chaos ſtecken bleiben! — Ha, er kommt. Sie mit ihm, Lady Pamela, die Tochter Frankreichs! In Trauerkleidern. — Welch ein Zauber, wenn ſich die Grazien in die Farbe der Wehmuth hüllen!

Siebente Scene.

Fitzgerald führt Pamela in's Gemach.

Fitzgerald, Pamela und Caſtlereagh.

Fitzgerald. Meine Gattin — Sir Robert Steward Caſtlereagh! — Sie ſaß in Thränen, aber ſie gibt meiner Bitte nach, die Pflichten der Gaſtfreundſchaft zu üben.

Caſtlereagh. Mylady zu begrüßen, hätt' ich zu paſſenderer Stunde, — ich würde freilich jederzeit außer Stande ſein, dieſe Trauer zu verſcheuchen, — ich erſcheine in Myladys Augen nicht als Freund des Hauſes, als Feind vielmehr.

Pamela. Als Feind? Als weſſen Feind, Mylord?

Als Feind meines Geſchlechts? Die Welt behauptet von Euch das Gegentheil!

Caſtlereagh. Mylady ſpottet. Mir iſt ernſt und weh zu Muth. England iſt Frankreichs Feind. Ein Botſchafter William Pitt's —

Pamela. Ich weiß, der mächtige Miniſter wurde vom Convent zu Paris nicht blos für Frankreichs, ſondern für den Feind der ganzen Menſchheit proclamirt.

Caſtlereagh. Als in Paris ein geheiligtes Haupt fiel, Mylady, da erklärte England an Frankreich den Krieg, und es wird dieſen Krieg führen mit dem Aufgebot aller Mittel, die ihm die Herrſchaft des Meeres und die Hülfe ſeiner Bundesgenoſſen bietet.

Pamela. Und Ihr könnt wähnen, ich ſei mit dem Geſchick dieſes, des jetzigen Frankreichs ſo verwachſen, daß Frankreich den Krieg bieten, zugleich mir ſelbſt Feindſchaft erklären hieße? Es geſchieht nicht ohne Schmerz, wenn ein Kind Frankreichs von ſeiner Mutter ſich für immer abwendet; aber es iſt geſchehen. Ich habe gelitten, Mylord, unter dieſem Frankreich; man nennt mich eine Orleans, Ihr begreift.

Fitzgerald. Mylord, erſpart ihr Rückerinnerungen dieſer Art!

Caſtlereagh. Während Eurer Abweſenheit, Mylord, kam hier ein Brief an, ohne Adreſſe; er fand ſeinen Weg von draußen in's Gemach. Bevor die Taubenpoſten organiſirt ſind, muß man ſich mitunter ſo behelfen! Verzeiht, ich glaubte den Brief an mich gerichtet; ich öffnete und las, er ſcheint aber an Euch zu ſein. (Er überreicht Stein und Zettel.)

Fitzgerald (lieſt:) „Brutus — Du träumſt mit offnen Augen, erwache!“ — Thorheit! In Irland gibt es keinen Brutus.

Caſtlereagh. Gibt es keinen Brutus in Irland?

Fitzgerald. Weil es keinen Cäſar zu ſtürzen gibt. Irland braucht kein Verbrechen zu begehen, um von England ſeine Freiheit und ſein Recht einzufordern.

(Pamela nimmt ihm Stein und Brief ab.)

Pamela (für ſich.) Heut früh eine blutige Marſeillaiſe, — und jetzt!

Caſtlereagh. Kein Brutus, ſagt Ihr, Mylord, weil kein Cäſar? Es käme darauf an, was Schwärmer unter einem Cäſar verſtehen!

Fitzgerald. Irlands Freiheit beſteht in Irlands Menſchenrechten.

Caſtlereagh. William Pitt iſt bereit, Irland gerecht zu werden. Ich theilte Euch ſeinen Plan mit. Ihr würdet ihn liebgewinnen, faßtet Ihr ſeine ganze Größe, ſeinen ganzen Umfang. Irlands Forderung politiſcher Mündigkeit, Irlands Ziel iſt erreichbar, Mylord, iſt nur erreichbar in dieſer Gemeinſamkeit mit einem größeren Ganzen. Irland ſei ganz unſer, und England theilt mit ihm Macht, Glück, Größe, Reichthum. Und welch ein Schauſpiel geben wir damit der Welt! Alle Völker und Staaten des Erdtheils in Aufruhr und Auflöſung begriffen, halb Europa in Verworrenheit, Ohnmacht und Elend, da Frankreich mit ſeinen Adlern immer verwegener auftritt, die Beſtürzung der Staaten zu einer neuen Herrſchaft des Schreckens benutzt, — und England, all' dem Wirrwar gegenüber, in ruhiger Machtentfaltung ſeinen Völkern die Gerechtſame ihrer Selbſtregierung erweiternd, das Hinderniß im religiöſen Bekenntniß, das den Bürger vom Bürger noch trennt, beſeitigend, in den drei Nationen der britiſchen Inſeln eine Geſammtmonarchie hinſtellend, gegen deren meerumſpühltes Felſenbollwerk die Anarchie und die Willkür, der Umſturz und der Wahnſinn des Jahrhunderts ihre Stirn zerbrechen und zerſchellen! — Mylord, ich ſage, welch' ein Schauſpiel bieten wir damit der Welt!

Pamela (für ſich.) Er denkt frei, ſtolz und ſicher. Wenn ich nicht wüßte daß eine Frau ihn nicht achten dürfte, weil Sünden wider mein Geſchlecht ihn belaſten —

Fitzgerald. Mylord, wenn ich Engländer wäre, ſo würde ich dem Gedanken Pitt's meine Bewunderung zollen. Verzeiht, ich bin nur ein Sohn des armen Irland. Geſetzt, Pitt habe den Entſchluß, Irlands verfallene Rechte wiederherzuſtellen —

Caſtlereagh. Mein Ehrenwort als Cavalier, daß es Pitt's feſter Wille iſt.

Fitzgerald. In Sachen der Politik genügt nicht Ehrenwort, nicht Cavalierparole, in der Politik gelten Thatſachen. Aber angenommen, Pitt wolle, wie Ihr ſagt: ſo fragt ſich, ob er kann, was er will. Geſetzt, er will drei Millionen, nicht engliſch zu ihrem Gott betenden Irländern zu wirklichen Bürgern des engliſchen Staates machen! Nach welchem Maße ſollen dieſe Millionen wahlfähig und wählbar werden in einem allgemeinen Parlament von Großbritannien? Nach dem Maße ihres Beſitzes! wird die Antwort lauten. Wie aber, wenn dieſe drei Millionen Bettler ſind, Bettler wurden in Folge des bisherigen Syſtems der Knechtſchaft und der entnervenden Macht jahrhundertelanger Tyrannei? Pitt, ſagt Ihr, will daß Irland gleichſtehe mit England; aber nach dem in England gültigen Geſetze! Dies Geſetz aber iſt eine Summe von Privilegien, und die Zeit der Herrſchaft einzelner Bevorzugter über Millionen Sklaven iſt vorüber. Eine Freiheit wie ſie Sparta mit ſeinen Heloten beſaß, verwerfen wir. Die Sonne der Freiheit ſoll leuchten über Alle, ſoll wiederſtrahlen im Antlitz der Menſchen ihr Antlitz mag weinen oder lachen. Hinwegſcheuchen ſoll ſie aus den Mienen der Bekümmerten Leid und Jammer, tilgen Elend und Noth, eine Kraft ſoll ſie ſein, Leben zu ſäen und Segen zu ernten!

Pamela (für ſich.) Sein Herz reißt ihn hin, — und der Verſtand ihm gegenüber?

Caſtlereagh. Mylord, Ihr wähltet vorhin ein Bild: Ihr ſagtet, Irland ſei der Galeerenſklave am Staatsſchiff Englands. Ich will blos von Sklaven reden. Sklaven, Mylord, können nur allmählich frei werden.

Fitzgerald. Wollt Ihr warten bis die Völker zur Freiheit reif ſind, ſo ſetzt den jüngſten Tag zum Termin! Nein, die Freiheit iſt nicht blos der Beſitz der Freien, ſie iſt auch die Fähigkeit, freizumachen. Sie verwandelt Knechte in ſelbſtbewußte Weſen. Ein Erlöſungswerk iſt ſie, die That des Wunders, ein Wunder des Augenblicks. Wie ein Zauber wird es die Welt erfaſſen, wenn ihr Glockenruf durch's Land ertönt, die Ketten fallen, die Kerkerthüren ſpringen. Die Welt ſteht vielleicht auf Minuten in Brand, aber aus dem Brande wird ſich der Phönix zur Neugeſtalt erheben.

Allmählich, ſagt Ihr? Allmählich mit der Macht der Lähmung aller beſſern Kräfte, allmählich, im Stumpfſinn der Gewöhnung, in der Erſchlaffung die der Druck übt, allmählich, Mylord, wird die Knechtſchaft fertig, ſie iſt ein Werk von Jahrhunderten. Frei wird der Menſch im Moment göttlicher Erleuchtung. An ſolche Freiwerdung glaub' ich, ich und mein Volk. Ihr klügelt hin und her, Ihr Staatskünſtler, Ihr rechnet zu und ab. Markten und feilſchen läßt ſich nicht mit dem Volke. Es kann lange ſchlafen, Jahrhunderte lang ſich beugen laſſen; denn ſo lange es ſchläft, fühlt es nicht den Fußtritt des Uebermüthigen. Wenn er aber aufwacht, der Löwe, wenn er ſich erhebt und ſeine Mähne ſchüttelt, dann werdet Ihr ihn in ſeiner Majeſtät erkennen!

Pamela (für ſich.) Wer wird hier ſiegen, und wer unterliegt? Verſtand oder Herz?

Caſtlereagh. Mylord, Ihr ſeid ein Poet der in Bildern malt!

Fitzgerald. Staatskünſtler ſind Händler die mit profaner Elle heiligen Inhalt meſſen!

Caſtlereagh. Dächtet Ihr doch etwas größer von der Staatskunſt!

Fitzgerald. Und Ihr etwas beſſer vom Volk!

Caſtlereagh. Im Nothfall hat Pitt die Mittel in Händen, Irland zu zwingen, mit England zu gehen.

Fitzgerald. Alſo Zwang, und immer Zwang, das iſt Euer wahres Wort, Euer angemeſſenes Mittel, vielleicht ſogar Zweck und Ziel!

Caſtlereagh. Es gibt Weltconflicte, die der Dictatur bedürfen, um einen Rettungsgedanken zu vollführen. Pitt denkt nicht an Zwang, er rechnet auf die Vernunft der Menſchen. Und Englands Freiheit iſt keine Willkür, kein Chaos von Rachſucht und Verworrenheit, Englands Rechte, Mylord —

Fitzgerald. Sind Vorrechte Einzelner, einzelner Stände und Kaſten. Irland verlangt Menſchenrechte, Rechte die dem Menſchen als ſolchem gebühren.

Caſtlereagh. Das wäre Auflöſung aller Bande, eine Herrſchaft Aller, wo Niemand gehorcht, ein Krieg Aller gegen Alle! Dieſe Art von Freiheit lerntet Ihr in Frankreich kennen!

Pamela (laut ausbrechend.) O mein unglückſeliges Frankreich, Schooß meines Unglücks, Inbegriff meiner Schmerzen!

Fitzgerald. Auch in America, Mylord. Ich ſah dort die Pflanzſchule vorurtheilsloſer, geſund tüchtiger Zuſtände in ihren rohen, aber ſichern Anfängen.

Caſtlereagh. Anfängen! Und wir ſtehen am Ende der Dinge, am Ende des Jahrhunderts, mitten im Gewebe tauſendfach verſchlungener Fäden! — Und Mylady ſchweigt? Lady Pamela hat kein Wort zur Löſung des Streites unter Männern? Und doch iſt es das ſchöne Vorrecht der Frauen — auch ein bloßes Vorrecht, dies Recht! — Milde und leidenſchaftloſe Ruhe ſiegen zu laſſen über das Unglück einer verworrenen Welt!

Pamela (für ſich.) Er muß mir der Leuchtthurm ſein in dieſer klippenvollen Bucht, wo Alles brandet! Ich rette Edward damit, vielleicht Irland!

Fitzgerald (vom Tiſche herüber, wo er ſich neben den wieder eingetretenen Dienern zu ſchaffen macht.) Sehr wahr, Mylord! Streit zu ſchlichten iſt das Vorrecht der Frauen, und ihre Ehrenpflicht iſt, den Gaſt willkommen zu heißen, auch wo die Männer im unausgefochtenen Streite ſind. (Er bringt und überreicht Pamela das volle Champagnerglas.)

Pamela. Ich kredenze es Euch, Mylord Staatsſecretär. Sanct Patrik, der Schirmvogt Irlands, ſegne Euch und Euern Eintritt in unſer Haus! So pflegt der Irländer ſeinen Gaſt zu begrüßen.

Caſtlereagh (nimmt das Glas aus ihrer Hand.) Franzöſiſcher Schaum, von den Grazien Frankreichs und der Gaſtlichkeit Irlands gereicht!

(Sie ſtoßen an und trinken.)

Caſtlezeagh (im ſingenden Tone:) „Trinke mir zu mit dem hellblauen Aug'!"

Pamela (lächelnd.) Ihr ſeid mehr Irländer als Ihr denkt, Mylord! Erinnerungen tauchen in Euch auf mit dem Klang eines alten Liedes! Erinnerungen aus der Zeit wo Ihr vielleicht nicht blos von Geburt, auch von Herzen Irländer wart?

(Fitzgerald kehrt an den Tiſch zurück.)

Caſtlereagh. Ja, ich fühl' es in dieſem Augenblick, daß ich mehr Irländer bin als ich glaubte. Mylady, nie war ich ſo aufrichtig wie heute; ich ſetzte Lord Edward Englands Anſichten und Pläne, Pitt's geheime Wünſche und Zwecke auseinander.

Pamela. Und Ihr bereuet vielleicht ſchon ſoviel Aufrichtigkeit?

Caſtlereagh. Ich könnte es, denn ich bin abgewieſen, habe volles Vertrauen eingeſetzt und eine Niete gezogen; aber ich bereue es nicht, ich handelte wie mein Gefühl es mir eingab, und ich ahne daß ich in Eurer Nähe nicht unwahr ſein kann.

Pamela. Iſt das ebenfalls Aufrichtigkeit, Herr Diplomat, oder auch nur ein Uſus der Galanterie, in der man Euch als Meiſter rühmt?

Caſtlereagh. Rühmt, Mylady? Man rühmt was man ſchilt und lieber ſtrafen möchte. Mylady, — dürfte ich Euch ein Gelübde thun und es auf dem Altar Eures Herzens niederlegen!

Pamela. Das wäre?

Caſtlereagh. Ich möchte Euch, möchte mir ſelbſt geloben, nie gegen Euch anders als aufrichtig zu ſein.

Pamela. Viel von einem Diplomaten, nicht vielleicht zuviel?

Caſtlereagh. Mylady, ich meine es ernſt. Spottet nicht fort, was in meinem Innern als wahr und heilig aufſteigt!

Pamela. Dann bleibe Sanct Patrik unſer Schirmvogt, Mylord!

Fitzgerald (vom Tiſche auf.) Darf ich bitten? (Beide nehmen Platz; Fitzgerald bleibt ſtehen.) Ich hörte von Sanct Patrik ſprechen. Sanct Patrik iſt aber nur der alte kirchliche Schirmvogt der grünen Inſel. Im Grunde geht es heidniſch bei uns her; Gott Bacchus iſt Irlands wahrer Schutzgeiſt. Sei dem Gaſte Hebe, Frau! Bacchus hilft dem armen Padd von Noth und Mühſal. Wie manche arme

Irlandsſeele verſetzt ſich täglich mit Hülfe des Whiskey und Poteen an Lethe's Ufer, Vergeſſenheit trinkend!

(Er ſetzt ſich.)

Pamela. Ein trauriges Mittel, um mit ſeinem bekümmerten Herzen auf Augenblicke in den Strom des Nichts zu tauchen! Iſt der Rauſch vorüber, dann ſitzt der Arme jenſeits am Geſtade und um den Erwachenden ſammeln ſich wieder die alten entſetzenvollen Geſtalten wie traute Freunde. So lange der Rauſch anhält, iſt Padd König dieſer Welt, im wahren Zuſtande Bettler.

Caſtlereagh. O einen Rauſch, einen Rauſch der Seele! Auf Augenblicke König ſein, einen Gott ſich dünken und dann als Bettler dafür büßen eine lange Ewigkeit hindurch! Ein Augenblick wiegt Ewigkeit und Seligkeit auf. (Er erhebt ſich.) Mylord Edward, die Freiheit iſt kein Rauſch. Es gehört zur Freiheit die ſtarke jahrhundertlange Arbeit der Völker. Aber die Liebe, Mylord, ſie iſt Rauſch, ganz wonnetrunkene Empfindung. Euch, edle Frau, zur Entgegnung: der Liebe, dieſem Rauſch der Seele, mein Hoch!

Pamela. Verzeiht, Mylord, darauf trinkt keine Frau! Was Euch Männern Rauſch iſt in der Liebe, wird wohl eben ſo vergänglich, wo nicht eben ſo trüglich ſein als ein Freiheitsrauſch. In der Liebe, Mylord, iſt treue Duldung, Opfer des eignen Ichs und Hingebung durch's ganze Leben daſſelbe was Ihr von der wahren Freiheit als die lange, gewiſſenhafte Arbeit der Völker fordert. Dieſer Liebe, der ächten, die über den verfliegenden Moment hinaus getreu ausharrt bis in den Tod, dieſer Liebe, Mylord, bringt Euer Hoch!

Caſtlereagh (für ſich.) O auch die lange Ewigkeit hin betteln um die Gunſt eines Augenblicks muß göttlich ſein!

Fitzgerald (nach einer Pauſe.) Mylord, was ſagt man in England zu Frankreichs jetzigen Zuſtänden? Was denkt William Pitt von der Republik?

Caſtlereagh. Seit der Beſiegung der Vendée iſt Frankreich im Innern beruhigt. Der Beſieger der Vendée, General Hoche, — gehört er nicht zu Euern Freunden in Frankreich?

Fitzgerald. In welcher Eigenſchaft, Mylord, fragt Ihr das? Ein General der Republik, die der erklärte Feind Englands, — mein Freund? (heiter) Eine Criminalfrage, Mylord! Wollt Ihr mich darauf hin vor Englands Gericht ſtellen, ſo bitt' ich um die Actenſtücke, um Beweiſe dieſer beargwöhnten Freundſchaft!

Caſtlereagh. Wo denkt Ihr hin, Lord Edward? Ich frage, — ich darf noch nicht ſagen als Freund des Hauſes, ich frage unter vier Augen, als Cavalier!

Fitzgerald. Darauf hin, warum ſoll ich es leugnen? Ich liebte General Hoche, wir nannten uns Freunde.

Caſtlereagh (aufſtehend, für ſich.) Sein Weib eine Orleans und der Beſieger der königstreuen Vendée ſein Freund!

Fitzgerald (iſt aufgeſtanden und in den Vorgrund getreten.) Ihr meintet?

Caſtlereagh. Ich meine daß England die innere Ruhe der Republik mehr fürchtet als ihren kriegeriſchen Lärm. Hat der Krater der Revolution ſich erſchöpft, ſo trägt Frankreich ſeine Unruhe mit gewaffneter Hand über die Grenzen; Kriegsruhm muß die Gemüther in Spannung erhalten, die Dämonen beſchwichtigen, die Nation in Athem erhalten.

Fitzgerald. Fürchtet England nicht das am Horizont Frankreichs wie ein Wunder aufſteigende Meteor des Tages, jenen Corſen, General Bonaparte, der in Italien Lorbeer auf Lorbeer um ſeine Stirn ſchlingt?

Caſtlereagh. Wir fürchten an der Republik nicht die kriegeriſchen Triumphe. Was Schwindel daran iſt, Rauſch, Fanatismus der Begeiſterung, das verdampft. Wir fürchten weit mehr den ruhigen Sieg der allmächtig ſtillen, ſich gleisneriſch einſchmeichelnden Ueberzeugungen. So lange die Republik, nach Trophäen gierig, ſich abhetzt, wird ſich ihre Kraft verbrauchen. Die ſtille Macht der Meinungen, die leiſe über die Welt hinſchleicht, iſt gefährlicher.

Fitzgerald. Aber der Corſe könnte ſein Haupt gegen England erheben. Das dünkt Euch nicht bedrohlich?

Caſtlereagh. Nicht das, Mylord!

Pamela (ſich erhebend, aber am Tiſche ſtehen bleibend.) Die Männer beginnen von neuem zu ſtreiten! Erlaubt der Frau das Hausrecht des Friedens zu wahren. Mylord Caſtlereagh iſt noch zu meiner Erwiderung den Toaſt ſchuldig geblieben.

Caſtlereagh (zum Tiſche zurücktretend.) Wem bring' ich lieber ein Hoch, Mylady, als eben dem Recht der Frauen, Göttinnen des Friedens zu ſein? Ihr Panier iſt jener farbenſchimmernde, leuchtende Bogen, der Himmel und Erde verſöhnt. Euch, edle Frau, trink' ich zu: Lady Pamela vor Allem und für immer!

(Er ſtößt mit ihr an.)

Fitzgerald. Mein Weib, Dein Wohl vor Allem und für immer; dann der Kinder Wohl! (Er ſtößt mit ihr an, ſich zärtlich zu ihr neigend und flüſternd.)

Caſtlereagh (ſie beobachtend, für ſich.) Hier alſo die Achillesverſe dieſes Lieblings der Götter? Sein Weib ſein Himmel! Hier biſt Du ſterblich und verwundbar!

(Alle entfernen ſich vom Tiſche. Caſtlereagh ergreift ſeinen Hut.)

Caſtlereagh. Wenn ich der Herrſchaft der Frauen mein Hoch brachte, ſo war es zugleich mein Zweck, den Gottheiten des Friedens in Irland mehr Macht zu wünſchen. Ich finde auf der Inſel einen gährenden Unfrieden. Mylord, glaubt Ihr auch an die Exiſtenz von Verſchwörungen, geheimen Verbindungen, die es mit dem Feinde der Wohlfahrt Englands halten?

Fitzgerald. Ihr fragt zuverſichtlich wieder nicht als Staatsſecretär von England. Aber fragt wie Ihr wollt: ich will Euch antworten, Mylord, wie ich muß. Ich weiß nichts von Verſchwörungen gegen Englands Wohl, ich kenne nur Patrioten, im Süden und im Norden, Patrioten, die Leib und Leben einſetzen für des Landes Heil. Thun ſie's geheim: ſchlimm für Euch, die Ihr die Oeffentlichkeit zum Aushängeſchild Eurer Rechte und Eurer Freiheiten nehmt, und doch die Vaterlandsfreunde zwingt, vor Euch auf der Hut zu ſein! Ueber die Thatſache heimlicher Bündniſſe kann ich Euch nicht berichten, denn ich bin in deren Exiſtenz nicht eingeweiht. Aber einen guten Rath, Mylord, will ich Euch geben für jeden Fall, und der Weisheit Pitt's biet' ich, ein ehrlicher Sohn Irlands, dieſe gute Meinung: Nehmt an, Mylord, es gäbe geheime Verſchwörungen im Lande, aber kommt dem, was ſie wollen und erſtreben, kommt den Verſchwornen zuvor, gebt dem Volk was des Volkes iſt und Ihr macht den Umſturz unmöglich.

Caſtlereagh. Zuvorkommen, ſie unmöglich machen, im Keim erſticken! Fürwahr, das will, das wird Pitt, und ich denke, die nächſten Tage werden es Euch beſtätigen. Ich nehme Euch damit beim Wort, Mylord: zuvorkommen, das ſei mein Loſungswort!

Pamela (tritt mit Caſtlereagh zur Seite.) Mylord, dieſe Eure Freundlichkeit iſt nicht ächt. Ihr gelobtet Aufrichtigkeit und Ihr ſinnt auf Verderben!

Caſtlereagh (zu Pamela.) Mylady, Euch gegenüber — es wäre Verbrechen!

Pamela (zu Caſtlereagh.) Lord Edward iſt weder Mitglied des Convents im Süden, noch der Clubs im Norden.

Caſtlereagh (zu Pamela.) Und doch blicken beide Parteien auf ihn, nur auf ihn! In ſeiner Hand ruht der Zauberſtab; ein Wink von ihm und ganz Irland ſteht in Flammen.

Pamela (zu Caſtlereagh.) Mein Gott, Ihr ſtellt ihn ſo hoch, um ihn deſto tiefer zu ſtürzen!

Caſtlereagh (zu Pamela.) Mylady, ein Wort von Euch, und ich lege Englands Strategie gegen Irland in Eure Hand!

Fitzgerald (für ſich, Beide beobachtend.) Der Narciß von Dublin, der heimliche, aber wie man ſagt, wetterwendiſche König der Frauen! Er ſcheint an Siege gewöhnt!

Pamela (laut, Caſtlereagh in's Auge faſſend.) Und ſo begrüßen wir Euch nochmals, Mylord, als den Freund des

Hauſes, als ächten, als wahren, als aufrichtigen Freund Irlands. Thut zu Leinſterhouſe wie daheim, bitt' ich.

Caſtlereagh. Wo Ihr herrſchet, Mylady, werd' ich allezeit gern der Sklave ſein!

Fitzgerald (zu Beiden tretend.) Alſo Friede? Hausfriede? — Waffenſtillſtand wenigſtens, bis der Streit der Männer von neuem beginnt?

Caſtlereagh. Mylord, er könnte beginnen! England hat geſprochen, offen und frei. Es wird danach handeln, ſeid deſſen gewiß!

(Während der Begrüßung fällt der Vorhang.)

Dritter Act.

Leinſterhouſe, der Saal mit dem Balcon.

Pamela und ihre Kammerfrau treten von links auf.

Erſte Scene.

Pamela und die Kammerfrau.

Pamela. Ein Bote Lord Caſtlereagh's will mich ſprechen? Der Lord iſt täglich in unſerm Hauſe, er weiß wann wir frühſtücken, er kennt unſre Theeſtunde: was kann es am frühen Morgen ſo Eiliges, ſo Dringendes geben?

Kammerfrau. Er behauptet, es ſei der ausdrückliche Wunſch ſeines Herrn, daß Mylady die Güte haben möchte, die Botſchaft perſönlich zu empfangen.

Pamela. Du kennſt den Boten?

Kammerfrau. Es iſt Mr. Flimmerton.

Pamela. Ah, eine alte Bekanntſchaft von Dir; daher Deine Fürſprache! Ich ſehe Mr. Flimmerton häufig in Leinſterhouſe ſich zu thun machen. Gelten Dir ſeine Beſuche, meine Gute? Ich kann nicht ſagen daß mir Deine Wahl gefiele. Der Menſch hat etwas Springendes und Schleichendes; er iſt bald hier, bald da, bald aller Orten. Du kennſt ihn von Deinem frühern Dienſt bei Lady Winterſet?

Kammerfrau. Mr. Flimmerton war dort Friſeur; er hatte Zutritt in den höchſten Häuſern.

Pamela. Ich begreiſe, weshalb die Diplomatie ſich ſolche Agenten hält, die mit den „Häuptern" der Geſellſchaft verkehren und in der That deren Hauptangelegenheiten beſorgen. Zwiſchen dem Friſeurkamm fällt im Boudoir ſo manches Geheimniß ab, und es wäre nicht das erſte Mal, daß durch Kammerdiener, für die es keine Helden gibt, weil ſie Alles bei der Toilette durchſchauen, Staatsaffairen in Gang geſetzt wurden. Seit meinem letzten Ausflug auf's Land, wo ich Dich in Leinſterhouſe zurückließ, beſucht Flimmerton Dich täglich. Was für Anliegen hatte er an Dich?

Kammerfrau. Mylady verzeihen, es war lediglich eine Toilettenſache; zugleich ein Auftrag Sr. Lordſchaft des Staatsſecretärs.

Pamela. Lord Caſtlereagh und Toilettenangelegenheiten? Ein Staatsmann und der Staat für Damen?

Kammerfrau. Beim letzten Dubliner Rennen hatte Lady Winterſet gegen Lord Caſtlereagh den Wunſch geäußert, ein gleiches Stirnband wie Mylady zu beſitzen.

Pamela (für ſich). Lady Winterſet, die größte Coquette von Dublin!

Kammerfrau. Um dies möglich zu machen, erbat ſich Mr. Flimmerton im Namen und im Intereſſe ſeines Herrn Mylady's Stirnband auf ein Paar Stunden für den Juwelier. Ich glaubte in Mylady's Abweſenheit dem Begehren nicht entgegenſein zu dürfen; Mr. Flimmerton traf mich juſt, wie ich das Stirnband in der Hand hielt um es einzupacken.

Pamela. Es wird das für mich Grund ſein, den Schmuck nie wieder zu tragen. Hab' ich mit Lady Winterſet daſſelbe Stirnband, ſo freilich noch nicht dieſelbe Stirn! Und was kann Mr. Flimmerton jetzt von mir wollen? Ich hätte Luſt den Zudringlichen auf eine ſpätere Stunde zu beſcheiden! — Halt, nein! (Für ſich.) Die Zeiten ſind nicht danach, Jedermann fühlen zu laſſen, was man von ihm denkt. Wer weiß, ich könnte dieſes Flimmerton noch benöthigt ſein! (laut.) Laß ihn eintreten!

(Kammerfrau nach rechts ab.)

Alſo Lady Winterſet der Gegenſtand der Huldigungen, zu denen ſich Lord Caſtlereagh verſteht. Der Geſchmack iſt verſchieden. Bei Diplomaten aber iſt das wohl mehr als Sache des Geſchmacks, vielleicht Sache der Politik, Mittel zum Zweck? Lady Winterſet gibt für die haute volée von Dublin den Modeton an, beherrſcht ein ganzes Heer von Männerköpfen, die ſogenannte Blüthe unter den Cavalieren der Dubliner Geſellſchaft!

Zweite Scene.

Flimmerton von rechts eintretend; Pamela.

Flimmerton. Mylady haben gnädigſt erlaubt —

Pamela. Ihr nennt Euch Flimmerton, ſeid Agent beim Lord Staatsſecretär, ehedem Friſeur?

Flimmerton. Das Zeitalter der Adonisateurs du genre humain iſt vorbei; ich ſuchte, als die Herrſchaft der Rundköpfe anbrach, eine andere Beſchäftigung — pour travailler dans une autre manière, dans un autre champde-bataille, Madame.

Pamela. Und fandet Euch bald zurecht auf dem neuen Felde? Vom Friſeur zum diplomatiſchen Agenten iſt auch wohl nur Ein Schritt! In der That, ein ſehr verwandter Zweig der Thätigkeit: Ihr beſchäftigt Euch mit dem Staat, gleichviel ob für Damen oder für Miniſter. Geheimniſſe der Toilette — Geheimniſſe der Politik!

Flimmerton. Würde es mir jeder Zeit zum Ruhme anrechnen, für Mylady's Haupt- und Staatsangelegenheiten bemüht ſein zu dürfen.

Pamela. Euer Auftrag?

Flimmerton. Iſt ganz perſönlicher Art unter vier Augen, beſteht meinerſeits in eigenfüßiger Ueberbringung dieſer eigenhändigen Zeilen an Mylady.

(Er blickt ſpähend um ſich und überreicht ein Billet.)

Pamela (öffnet, tritt vor und lieſt:) „Mylady, man kann „auch ohne die Clubs zu beſuchen, Clubiſt und Jakobiner „ſein. Man duldet es daß man dazu gezählt wird, läßt ſich „die Beſchlüſſe des geheimen Bundes zuſtellen, weiß um deſſen „Intereſſen, Pläne, Mittel und Zwecke! Der Fall „liegt vor. Aber England wird zwiſchen Freund und Feind „kein Mittelding anerkennen. Entweder — oder, für oder „wider: in entſcheidenden Momenten gibt es kein Drittes. „Mylady, möchtet Ihr fühlen, daß es mir ſehr ernſt um's „Herz war, als ich Euch das Gelöbniß ablegte, gegen Euch „nie anders als aufrichtig zu ſein! Möchtet Ihr Bundesge-

„noſſin ſein in einer Sache, wo es ſich um das Heil eines „Edlen handelt! — — Robert Stewart Caſtlereagh." —

(Für ſich.) Um das Heil eines Edlen? — Um Edwards Heil? Es iſt doppelſinnig; — um das Heil eines Edlen: kann auch heißen um das Heil einer edlen Sache. Gleichviel, es ſteht etwas auf dem Spiele und ich ſoll ein Unglück verhüten helfen! Es iſt klar, England contreminirt gegen die Minen der Clubiſten. „Man kann auch Clubiſt ſein ohne „die Clubs zu beſuchen!" Das geht auf ihn, auf Fitzgerald! (laut:) — Mr. Flimmerton, Ihr wißt um den Inhalt der Zeilen?

Flimmerton. Quelle idée, Madame! So weit reicht mein Vertrauen noch nicht bei'm Lord Staatsſecretär!

Pamela. Ich muß den Lord ſprechen!

(Sie geht an den Schreibtiſch, ſetzt ſich und ſchreibt. Dann ſteht ſie auf und lieſt ihre Zeilen:)

„Mylord, Ihr ſprecht für mich in Räthſeln. Ihr laßt mich „ein Unglück ahnen und zugleich vermuthen, ich könnte hel„fen es abzuwenden! Was vermag eine Frau? Fordert, „Mylord, ich bin bereit, Euch die Hand zu bieten. Redet, „laßt mich mündlich erfahren, wo ich helfen, wie ich nützen „kann!"

(Sie faltet und ſchließt den Brief; dann wendet ſie ſich an Flimmerton, ihn fixirend; für ſich.)

Ich muß mir des Menſchen Vertrauen verſchaffen!

(Sie nimmt eine Geldbörſe aus dem Tiſche.)

(laut.) Mr. Flimmerton, wie lange ſeid Ihr ſchon in engliſchen Dienſten?

Flimmerton. In engliſchen Dienſten? Das heißt: ich diene dem Lord Staatsſecretär für Irland.

Pamela. Und wenn der Dienſt beim Lord Staatsſecretär verlangt, gegen Irland zu arbeiten?

Flimmerton. Mylady, Ihr erſchreckt mich. Ich kann den Fall mir nicht denken.

Pamela. Der Fall liegt bereits näher als Ihr glaubt!

Flimmerton. Ich habe dem Lord Staatsſecretär meine Kundſchaft zugeſagt, mein Wiſſen und Können verſchrieben; mein Herz, Mylady, mein Herz bleibt gut irländiſch.

Pamela. Armer Mann, Ihr könntet bei dieſem Dienſt in argen Widerſtreit mit Eurem irländiſchen Herzen gerathen.

Flimmerton. Wie das, Mylady?

Pamela. Flimmerton, könntet Ihr gegen einen Mann Irlands, könntet Ihr gegen Lord Edward agiren?

Flimmerton. Lieber Himmel, niemals! Gegen Lord Edward, die Perle, das Juweel der grünen Inſel, gegen ihn agiren?

Pamela. Indirect, Flimmerton, unverſehens! Man trägt Euch auf, ihn zu beobachten, alle ſeine Schritte zu belauſchen, alle ſeine Verbindungen auszuforſchen, zu melden, wer in Leinſterhouſe ein- und ausgeht, zu inſpiciren was für Briefe — etwa aus Frankreich ankommen.

Flimmerton. Mylady, Ihr denkt ſchlecht von mir!

Pamela. Nicht von Euch, nur von Denen die Euch vielleicht mißbrauchen, Euer Herz täuſchen könnten. Ich ſage auch nicht daß man Euch Aufträge dieſer Art gab; ich ſage nur daß man ſie Euch geben könnte. Tretet näher, Flimmerton! Ich weiß daß in Eurem Buſen ein Herz ſchlägt, das keinen Patrioten kränken wird. Seht her, Ihr könnt

mir vertrauen. Auch ich bin die Agentin Lord Caſtlereaghs. Seht hier ſeinen Antrag im Briefe, leſet dieſe Stelle: —
„Geſtändniß ablegte, aufrichtig gegen Euch zu ſein. Möchtet
„Ihr Bundesgenoſſin ſein in einer Sache, wo es ſich um das
„Heil eines Edlen handelt!“

Flimmerton. Um das Heil eines Edlen, Mylady? Nein, um Fünf handelt es ſich.

Pamela. Um Fünf? Um welche Fünf?

Flimmerton. Um die fünf geheimen Lenker der Clubs. Wenn Ihr meines Herrn Vertrauen beſitzt, ſo müßt Ihr wiſſen —

Pamela. Ganz recht, und wie weit ſeid Ihr, um dieſe Fünf ausfindig zu machen?

Flimmerton. Es iſt ſchwer, Mylady, ihnen auf die Fährte zu kommen. Keiner gibt etwas ſchriftlich von ſich. Die Tauſende, die Mitglieder dieſes Bundes ſind, ſchwören auf das Wort dieſer Fünf und wiſſen doch nicht ihre Namen. Dieſe Fünf herrſchen wie eine Gottheit; Keiner kennt ſie, Keiner hat ſie geſehen, und Jeder gehorcht ihnen blind. Sie gehen in Leinſterhouſe ein und aus, doch immer nur als einzelne ſimple Menſchen. Neulich waren wir Einem auf der Spur, der vom Directorium der Vereinigten mehr wußte, aber es war vergeblich, ihn auf einem Geſtändniß über die Perſonen der Fünf zu ertappen. Ohne Folter geht's auch nicht, ſagte Mylord, mein Herr!

Pamela. Nicht ohne Folter! Ein Staatsmann des freien Englands, der ſeine Zuflucht zur Folter nimmt? Flimmerton, Ihr ſeht, wie England mit Irland verfahren will. Nehmt Euch in Acht, daß Ihr Euer ewiges Seelenheil nicht verſcherzt in Dienſten Englands!

Flimmerton. Eher könnt' ich ein armes Opfer heimlich befreien helfen.

Pamela. Flimmerton, bei allem was Euch heilig iſt, gelobt mir, über die Perſonen der Fünf Eurem Herrn nichts zu hinterbringen, was Ihr zuvor nicht mir vertrautet! Ich bin, wie Ihr, verpflichtet ſie ausfindig zu machen, der Lord Staatsſecretär zählt auf meine Hülfe. Laßt mich wiſſen, was Ihr erforſchtet, täglich, ſtündlich! Wollt Ihr das?

Flimmerton. Kein Haar ſoll einem Patrioten, dem Ihr wohlwollt, gekrümmt werden!

Pamela. Schwört mir's zu bei Sanct Patrik!

Flimmerton. Ich ſchwör's bei Sanct Patrik!

Pamela. Es ſoll Euch gelohnt werden, Flimmerton, verlaßt Euch auf mich!

(Sie hält ihm die Börſe hin.)

Flimmerton. Wo denkt Ihr hin, Mylady?

Pamela. Une bagatelle, pour travailler dans une autre manière, dans un autre champ-de-bataille.

Flimmerton. Nimmermehr! Mylord Staatsſecretär zahlt mir Geld, und ich diene ihm dafür mit meinem Kopfe, mit Hand und Fuß. Bei Euch, Mylady, geh' ich mit meinem Herzen in Dienſt, Ihr werdet mich nicht mit ſchnödem Sold gewinnen wollen.

Pamela. Macht damit, was Ihr wollt; gebt es den Armen, überliefert es der Caſſe der Patrioten — gleichviel, es wird ſeinen Mann ſchon finden!

(Sie läßt die Börſe fallen und wendet ſich ab.)

Und hier der Brief an Euern Herrn! (Flimmerton nimmt ihn.) Seid bei der Hand wenn ich Euch rufe, Euer bedarf, Flimmerton! Straft Euer irländiſch Herz nicht Lügen, Euer Herz bleibe gut und treu, auch wo Euer Kopf ſündigt!

(Sie tritt vor, für ſich.)

O mein Gott, auf welchen gefährlichen Boden wagt ſich mein Fuß! Edward's Schritte belauſchen! Darf das eine Frau? In ſchwerer Zeit: vielleicht! Geſchieht es doch zu ſeinem, zu unſerm Heil!

(Sie geht an den Tiſch und klingelt.)

Der Prieſter muß mir dieſen Zweifel löſen!

(Ein Diener tritt ein.)

Schickt nach dem Pater O'Leary, ich laſſe den ehrwürdigen Vater bitten, in mein Gemach!

(Diener ab.)

Pamela (für ſich.) O'Leary iſt das Gewiſſen Irland's, er wird mir rathen, mir helfen! (zu Flimmerton:) Flimmerton, habt hundert Augen und Ohren, und Eure Zunge nur für mich. Unſre Parole iſt: Für Irlands Wohl auch mit Englands Hülfe!

Flimerton. Irland für immer!

(Er verbeugt ſich und folgt ihr einige Schritte, während ſie links abgeht.)

Dritte Scene.

Flimmerton allein; dann Fitzgerald, von rechts eintretend.

Flimmerton (im Begriff ſich nach rechts zu wenden.) Und die Börſe? — Sie kann doch nicht liegen bleiben; irgend ein Schnapphahn von Bedientem würde ſie unverdienter Weiſe haſchen! Ehedem, als ich hohe Häupter in andrer Weiſe bediente, Gelegenheitsmacher für den Staat vornehmer Herrſchaften war, ehedem hätt' ich mit ganzer Fauſt zugegriffen. Jetzt — (er ſchleicht hinzu) — in meiner jetzigen Eigenſchaft als geheimer Agent — muß man ſchon feinere Fühlfäden und Zangen haben. (Er hebt mit den Fingerſpitzen die Börſe in die Höhe.) Pour travailler dans une autre manière? An die Armen? Da wär' ich mir ſelbſt der nächſte Arme! In den Fonds der Patrioten, in die Caſſe der vereinigten Irlandsmänner, bon ça!

Fitzgerald (im Eingange, ohne von Flimmerton bemerkt zu werden.) Caſtlereaghs Agent? — (näher tretend.) Flimmerton, Ihr hier?

Flimmerton (rafft die Börſe zuſammen und läßt vor Schreck den Brief zu Boden fallen.) Ah, Mylord, Euch zu dienen!

Fitzgerald. Was habt Ihr? Was gibt's?

Flimmerton. Einen Beitrag für die Caſſe der Patrioten, für den Fonds der Vereinigten, voilà. (Er hebt die Börſe hoch.)

Fitzgerald (für ſich.) Pamela's Börſe!

Flimmerton. Beitrag eines edlen Herzens, aber heimlich, — unter uns, im Vertrauen, von Mylady!

Fitzgerald. Von meiner Gattin? Und ſeit wann ſammelt Ihr Geld für Irländer? Ihr ſeid in Englands Dienſten!

Flimmerton. Nie ohne Irland zu nützen, Mylord! Ich hab's geſchworen. Alles für Irland, ſelbſt mit Hülfe Englands?

Fitzgerald. Ihr ſcheint zum Diplomaten reif, guter Freund! Glück auf den Weg!

Flimmerton. Für Euch ging ich durch's Feuer, Mylord! Ihr ſeid Irlands Hort und Zuverſicht! (ab.)

Fitzgerald. Er ließ einen Brief fallen. (Er hebt ihn auf.) Pamela's Hand? „An Mylord Caſtlereagh!“ Sie gibt Beiträge zur Caſſe der Patrioten und — briefwechſelt zugleich mit dem Staatsſecretär von England! (Er legt den Brief wieder auf den Boden.) Wer ihn liegen ließ, mag ihn holen, der Brief wird ſeine Adreſſe finden. (Er wendet ſich links zur Thür; wie er zurückblickt, ſchleicht Flimmerton herein.)

Flimmerton. Lieber Himmel, der Brief der Lady! Dort! Mein Glück! Ich hätte eher die Börſe liegen laſſen ſollen, ſie brennt mir in der Hand pour travailler dans une autre manière!

(Er ſchlürft fort ohne Fitzgerald zu bemerken.)

Fitzgerald. Pamela — Hand in Hand mit Englands Spähern? — Soll ich ihn zurückrufen, ihn zur Rede ſtellen?

(Er eilt an den Balcon und blickt hinaus.)

Vierte Scene.

O'Leary, von links auftretend; Fitzgerald; nachher der Diener.

O'Leary (vortretend, für ſich.) Die Gewiſſensfragen häufen ſich aller Orten. Ein edles Frauenherz iſt mit ſich ſelbſt im Gedränge. Zum Heil des Gatten hinter ſeinem Rücken thätig ſein, wider ſeinen Willen ſich in ſeine Geheimniſſe drängen: was Recht, was Unrecht daran! — Sie kann nicht unſchön handeln; ſie fühlt zu wahr und warm für alles Gute! Ich habe ſie auf ſich ſelbſt verwieſen; Gott ſpricht zum reinen Herzen, wenn es ſich an ihn wendet in ſeiner Noth!

Fitzgerald (am Balcon; für ſich.) Da eilt er fort, das Gewühl der Straße deckt ihn ſchon. — Pamela mag mir ſelbſt, freiwillig geſtehen, was ſie ihm auftrug! (Er wendet ſich nach vorn.) Ah, der Prieſter! Er kommt aus Pamela's Zimmer. Hat auch er einen Auftrag von ihr, ein Geheimniß, um das ich eben ſo wenig als um ihren Briefwechſel wiſſen darf?

O'Leary. (zu ihm tretend.) Mylord!

Fitzgerald. Grüß' Gott, alter Freund! Was macht Irland in ſeiner Bedrängniß?

D'Leary. Es beichtet, Mylord; das Gefäß meines Herzens iſt übervoll von Leid und Sorge.

Fitzgerald. Ich glaub's; der Prieſter ſoll für Alles Sühne und Löſung haben, und er kann doch nur warnen und rathen, ſelten helfen.

(Der Diener tritt ein.)

Diener. Mylord, in der Halle des Hauſes ſteht ein

Trupp Leute, Männer, Weiber und Kinder, die Euch zu ſprechen begehren. Wir werden ihrer nicht länger Herr, ſie beſtehen darauf, ihr Anliegen ſelbſt vorzubringen.

Fitzgerald. So bedeute ſie, einen Abgeordneten zu ſenden; in hellen Haufen kann ich ſie nicht empfangen.

Diener. Sie ſind bereit dazu; der Alte, der Führer des Trupps, bittet um Einlaß.

(Fitzgerald winkt gewährend; der Diener ab.)

Fitzgerald. Armes Volk aus dem Süden, Euch vielleicht bekannt, O'Leary. Gut, daß Ihr daſelb; es könnte ein Anliegen, eine Sache ſein, in der Ihr zu entſcheiden habt. Ich kann nicht Gewiſſensrath, nicht Anwalt in Glaubensſachen ſein.

Fünfte Scene.

Antrim; die Vorigen.

Antrim. Habt Dank, daß Ihr mir geſtattet, uns zu Euch zu flüchten, hoher Herr! Wir ſind armes Volk, das dieſen letzten Schritt der Verzweiflung thut.

Fitzgerald. Was iſt Euer Begehr? Ihr ſeid in Noth?

Antrim. Wir ſind proteſtantiſcher Pächter katholiſche Afterpächter, arme Opfer auserleſener Henker. Ja, wir wollen Euch unſre Noth, aber auch unſere Sünden beichten.

Fitzgerald. Zum Beichten ſteht hier ein Mann Eurer Kirche.

Antrim. O nein, Herr! Der ehrwürdige Prieſter mag uns hören; es kann uns Jeder hören, dem Gottes heilige Sonne leuchtet; aber ich wollte Menſch zum Menſchen, Sünder zum Sünder ſprechen, zu Einem dem das Herz juſt da ſitzt, wo es bei uns zu ſuchen iſt, zu Einem der da weiß, an ſeinem eigenen lebendig blühenden Leibe weiß, was es heißt: ſündigen, und doch nicht anders können!

Fitzgerald. Haſt Du eine Klage vorzubringen: ich bin als Mitglied des Parlaments bereit, Deiner Klage, iſt ſie ſtatthaft, Gehör zu verſchaffen.

Antrim. Als Bruder Menſch wollt' ich zum Bruder Menſchen reden, Padd ſpricht zu Einem der mit ihm gleiches Blut in ſeinen Adern fühlt, mich richtet wie er gerichtet ſein möchte von Seinesgleichen. — Ich bin der Aeltervater der geſammten Schaar, die draußen harrt. Meine zwölf Söhne ſammt deren Weibern, Kindern und Kindeskindern, wir machen zuſammen einen hübſchen Haufen Volks, das weiß Gott, der uns geſegnet! Wir brauchen eine anſtändige Kartoffelgrube, das weiß der Böſe, der ſie uns entzieht! Wenn ſie Alle ihr Futter haben, wenn die Creatur ſo recht bis in's Gekröſe hinein glücklich iſt, und wenn lieben Herrgotts Sonnenauge in die Hütte zwiſchen Torf und Schilf auf all' das Gewimmel des kleinen Gethiers, Kindlein und Ferkel durch einand', hereinſchaut von ſeinem großen Himmel: ja dann iſt's ein rechtſchaffnes Gefühl von Kraft und Leben, ſo Aeltervater des ganzen Schwarmes zu ſein, und man ſpürt großmächtig eine Welt voll Luſt und Liebe in ſich, eine Welt voll Hunger und lieber Sättigung, — wenn's eben Sättigung gibt, Herr! Seit den letzten Mißernten ging's nicht mehr, der Pacht war nicht mehr zu erſchwingen. Das brachte uns böslich in's Gedränge. Einige von uns legten ſich heimlich auf den Trunk, um Schmerz und Kummer auf Augenblicke loszuwerden. Da löſte ſich das Regiment in der Colonie, und Elend und Verderbniß brachen über uns herein. Ich berief die Glieder der Geſammtheit und ſprach als Oberhaupt: Kinder, wir gehen Alle vor Gott dem Herrn zu Grunde, wenn Ihr nicht ablaßt vom Uebel! Ich verpflichtete ſie Alle, und ſie mußten mir Whiskey und Branntwein abſchwören. Wir hatten von dem herumwandernden Apoſtel gehört, der alle Welt zur Enthaltſamkeit verpflichtet; wir ſtifteten unter uns einen Mäßigkeitsverein.

Fitzgerald. Hier ſteht er vor Dir, der würdige Apoſtel der Mäßigkeit!

Antrim. Pater O'Leary? Gott geſegn' es ihm; aber Menſchen wandelten uns ſeinen Segen in Fluch! Wir wollten dem Schickſal nüchtern trotzen, das Unglück ſollte ſein Müthchen an uns kühlen, ohne daß uns der Böſe in ſeine Schlingen zog. Geſagt, gethan; unſer Tugendbund war geſchloſſen. Ueber keine Lippe kam ein Tropfen brennenden Waſſers mehr. Statt aber den Zorn des Geſchickes dadurch abzulenken, begann nun erſt unſer Leiden. Der angelſächſiſche Pachter der den Zehnten einforderte, ſah ſich in dem Nutzen ſeiner Brennereien verkürzt; er ſchalt uns eine verderbliche Secte, er fürchtete, unſer muſterhafter Entſchluß werde in der ganzen Landſchaft Proſelyten machen; ſeine Brennereien begannen ſtillzuſtehen. Er trieb ſeitdem Zehnten und Steuern unbarmherziger ein [und quälte uns bis auf's Blut, als er für den proteſtantiſchen Biſchof des

Sprengels eine neue Abgabe für den Abendmahlswein verlangte. Herr, wir römiſchen Chriſten trinken nicht vom Kelch, und werden für den Wein den der proteſtantiſche Angelſachſe trinkt, gezehntet! Der Hunger nagte an uns; wir hätten die Thränen der Weiber und Kinder ſammeln und ſie dem Herrn Biſchof von der Hochkirche Englands als Wein zum Altar darbieten ſollen! Hatten kein Brot und ſollten für Wein zahlen!]*) Wir ließen uns pfänden und wieder pfänden; man trieb uns das letzte Stück Vieh aus dem Stalle. Wir ſchrieen zu Gott, aber der Hunger ſchrie noch lauter in uns; Weiber und Kinder lagen im Sterben. Eines Nachts ſteh' ich auf und irre verzweifelnd umher. Siehe, da zerwühlt uns ein vornehmer Rehbock mit ſeinem Rudel Kleinen das letzte Ackerſtück, das noch unſer. Ich hol' die Büchſe, ſchieße, und der Rehbock rettet Sieben von uns vor dem Hungertode. Bei uns war Mangel, drüben im Wald Ueberfluß an übermüthigem Wild; — ich Nachts hin, ſchoß und ward Wilddieb, aber nicht aus Erwerb, nur aus Nothdurft, und Niemand von der ganzen Sippe ſonſt! Es ſollte mein Vorrecht ſein, die Familie zu retten, und den Tod dafür auf mich zu nehmen für die Andern. Und ſo ſetzten wir's ein, wie ein Familieninſtitut. Der juſt Aelteſte der Sippe ſollte der Sünder und der Retter für die Andern ſein. Ich ging immer wieder hin und ſchoß, wenn die Noth am höchſten. Mein Haupt war verfehmt; ich wartete auf den Kläger und Richter, auf den Strick des Henkers oder auf die Kugel des Rächers. Aber es wagte ſich Keiner an mich, denn ich galt, ſo weiß auch mein Haar, für den beſten Schützen in der Gegend. [Der Zehntenpächter ſchickte mir Drohungen auf Drohungen, denn es war des proteſtantiſchen Biſchofs Forſt wo ich wilderte. Ich ließ ihm ſagen, er pfände meine Kartoffelgrube und ich ſeinen Wald; für Abendmahlswein hätt' ich nichts übrig, ich müßt' ihn mir erſt erwerben. War ich dem Galgen reif, ſo wollt' ich mir doch den Strang vollſtändig verdienen.] Da, eines Tages, alle Mannen waren ausmarſchirt aus der Lehmgrube, wo unſre Hütten liegen, um ein Stück Vieh auf dem nächſten Markt einzuhandeln. Rückkehrend ſahen wir vom Berg herab die Hütten in Flammen. Wir hin wie der Wind. Ich witterte eine Schlechtigkeit; richtig! Der Zehntenpächter hatte mit ſeinen Knechten die Gelegenheit benutzt, unſer Dorf zu überfallen, uns nochmals zu pfänden an Hab und Gut. Nicht das Brett ließen ſie am Boden, nicht den Sparren im Dach. Zum Uebermuth aber, um der Drohung Nachdruck zu geben, wirft die Räuberſchaar Feuer in ein ausgeplündertes Neſt. Die Flamme ſteigt jäh auf, greift gierig um ſich, und unſer Familiendorf geht auf in Rauch und Aſche. Sechs arme Kindlein erſtickten im Qualm. Da dacht' ich an die Fehme in alter Zeit; ich hielt von unſern Feinden als Opfer der Rache Einen für verfallen, nahm meine Büchſe, hieß die Weiber für eine ſchnöde Seele beten und wanderte Nachts hin zur Wohnung Sr. Ehrwürden des anglicaniſchen Oberpächters. Der Morgen graute kaum, als ich über die Mauer des Pachthofs ſtieg. Die Hunde, die mir entgegenfuhren, hatten faſt Reſpect vor mir, wie ich ſie anſah mit dem ruhigen Blick einer todbringenden Sicherheit. Das Unglück, wißt Ihr, hat mitunter ſo was von Majeſtät, wenigſtens für die Beſtien, die es wittern. Der Knecht im Pachthof ſtaunte über mein frühes Kommen, und wollte mir den Einlaß zum Herrn Oberpächter verweigern, obſchon ich ſagte, ich käme, um endlich meinen Zehnten zu bezahlen. Wie er mir zuwiderthat, drückte ich ihm den Daumen in die Kehle, nur ganz ſacht und gelinde, aber doch genugſam daß er für einige Zeit ſtill liegen blieb. Ich wollte nicht behindert ſein, meinen Decem zu bezahlen. Ich ſtieg hinauf in's Schlafgemach des Sir Ehrenwerth Raub- und Mordbrenners Hochwohlgeboren. Ich öffnete leiſe das Cabinett. Da lag die anglicaniſche Sünde und ſchlief, im ſchneeweißen Bett und im ſchneeweißen Hemd, wie eine pure liebe Unſchuld. In der grauen Dämmerung ſchwamm Alles um mich her wie im Traume, ich wußte plötzlich ſelbſt nicht recht, wie ich meinen Zehnten zahlen ſollte. Ich huſtete, ich räuſperte mich; er erwachte nicht. Aber das Kniſtern des Hahns an der Büchſe, — Ihr wißt, das iſt ein eigner Ton, ein verdammt kichernder Ton, ein ſchelmiſcher Nervenkitzel, klingt wie leiſes Gelächter und durchdringt doch die finſterſte Ritze der verborgenſten und ſchlechteſten Seele! Und wie ich ſo kniſtere mit dem Hahn am Gewehre, da gähnt der ſchlechte Menſch, Sir Ehrenwerth, der Staats- und Oberpächter, reibt ſich die Augen und ſchaut in's Ungewiſſe d'rein. Reib' Du nur, dacht' ich, und guck' in's Zwielicht einer ungewiſſen Zukunft! Sechs arme unſchuldig verbrannte Kindlein gegen Eine ſchlechte Seele: ich meinte, der Handel ſei mehr als billig! Was willſt Du, Antrim?

---

*) Die hier und nachfolgend eingeklammerten Stellen fallen bei der Darſtellung auf den Brettern fort.

ſchreit er entſetzt, wie er mich gewahrt. Edler Herr, meinen Zehnten zahlen! lach' ich ihm in's Angeſicht. Er ſpringt auf im Bett, greift nach der Büchſe an der Wand, und hantirt mir entgegen. Oho! ſag' ich, Lauf gegen Lauf, Kugel gegen Kugel! und ſtreck' ihm mein Rohr entgegen. Hinaus, hinaus! ruft er. Erſt meinen Decem! ſag ich. Wie er den Hahn ſpannt, ſag' ich: Meiner iſt ſchon lange geſpannt! In der Wuth will er mich überholen, drückt vor mir los, ſchießt aber fehl, ich ihm aber ſicher durch's weiße Hemd und durch's ſchwarze Herz. So zahlt' ich ihm meinen Zehnten, und ſtieg geſund und froh zum Fenſter hinaus in den friſchen kühlen Morgen. Im Hof war Lärm und Getümmel; mir aber, wie ich über die dampfende Flur ſchritt, mir war, als hätt' ich ein richtig Morgenopfer dargebracht und der Welt eine Wohlthat gethan, indem ich ihr eine Ader, die ſo dickblütig war, geöffnet. — So ward der Wildſchütz auch zum Mörder, wie ſie's nennen. Ich wollte hingehen und mich vor Gericht angeben. Allein da dacht' ich: ſo ein angelſächſiſches Gericht iſt Partei in der Sache. [Setzen ſie doch die Jury meiſt aus engliſchen Männern zuſammen, und ich bin nur ein armer Irländer und Afterpächter. War ich doch auch kein eigentlicher Mörder der hingeht und meuchelt, ſchoß ich doch nur, weil er ſchoß, und traf, nachdem er gefehlt. Schoß er beſſer, ſo war er der Menſchentödter. Seine Kugel, Herr, die mich fehlte, ſitzt im Getäfel des Zimmers, wo die That geſchah. Aber ſolche Spur läßt ſich vertuſchen, und die Leute im Pachthof haben im Lärm vielleicht nur Einen Schuß gehört, zeugen nur wider meine Kugel, und ſo werde ich vielleicht blos gehängt, weil ich ein beſſerer Schütze als Sir Ehrenwerth der Oberpächter.] Ich will gehängt ſein, muß es gehängt ſein; aber ich will von einem unparteiiſchen Manne gerichtet ſein, und wenn Der mich zum Hängen verurtheilt, gut, ſo will ich gehen und ſelbſt den Strick dazu liefern. Vor Gott, den allerhöchſten Richter Himmels und der Erden, kann und will ich nicht freiwillig, nicht vor der Zeit treten. Da dacht' ich denn, der König von England und ganz Britannien ſei des Herrgotts allernächſter Stellvertreter. Aber ein armer katholiſcher Menſch darf ja der proteſtantiſchen Majeſtät von Altengland keine Bittſchrift überreichen, 's iſt gegen das Geſetz, das ſie gemacht haben zu eignem Profit. Und dieſerhalb bin ich gekommen, Mylord, Euch zu befragen, da Ihr ein edelmögender Mann und ein Mann des Volkes ſeid, mit der Bitte, mir zu rathen wo ich meinen Richter finde, dem ich ſagen kann: So und ſo iſt meine Sache! Hier ſteh' ich; bin ich ſchuldig, ſo bitte ich gehorſamſt gehängt zu werden. Ich ſage nicht Amen, ich ſage blos: Abgemacht ſela!

Fitzgerald (tritt zu O'Leary, ſeine Schulter ergreifend.) Alſo doch auch im gläubigen Süden Aufruhr der Elemente, alter Freund!

O'Leary. Bringt Ihr, Mylord, die Sache des Mannes vor den oberſten Gnadenrichter; die Kirche kann hier nicht Recht ſprechen.

Fitzgerald (zu Antrim.) Ich bringe Eure Sache vor das Parlament, Antrim. Ich will Euer Anwalt und Fürſprech ſein, nehmt meine Hand darauf! Vorläufig aber geht und meldet Euch mit Weibern und Kindern bei meinen Beamten; ſie ſollen Euch Wald zu roden geben, Ihr ſollt ohne

Zins und Zehnten im Schweiß Eures Angeſichts Euer Brot eſſen, Euer greiſes Haupt ſoll nicht mit Unehren in die Grube fahren!

Antrim. Nur was Recht iſt, Herr! Ich könnte ſonſt nicht vor den ewigen, vor den alleroberſten Richter treten, hätt' ich mich nur ſo durchgeſchwindelt. Muß ich gehängt werden: gut? wo nicht: nicht! Den Strick hab' ich gefälligſt bei mir. (Er zeigt ihn vor.)

Fitzgerald. Euch ſoll werden was vor Gott und guten Menſchen gerecht iſt. Nehmt ihn mit Euch, Vater O'Leary, ſorgt für die Unterkunft der Leute; wer weiß wie bald wir ihrer bedürfen!

(O'Leary mit Antrim ab.)

Sechste Scene

Pamela von links auftretend; Fitzgerald.

Pamela. Edward, Ihr hier? In der Halle des Hauſes bis hinauf zu den Stufen des Vorſaals ſteht ein Haufe zerlumpten Volks, hohläugige, rußige Geſtalten, Elend und Verwilderung in den Mienen, ungewiß, ob ſie betteln oder plündern ſollen.

Fitzgerald. Armes Volk aus dem Süden; ich laſſe ſie ſpeiſen und auf's Land bringen.

Pamela. Man hört von neuen Mordthaten!

Fitzgerald. Ein Unterpächter hat einen Oberpächter erſchoſſen. In ſchweren Zeitläufen wird leicht das Unterſte zu oberſt gekehrt.

Pamela. Und Ihr nehmt das ſo leicht, Edward?

Fitzgerald. O nein, Pamela, nicht leicht; mir iſt ſehr ſchwer und weh um's Herz. Nicht die Ausſchreitungen der Fauſt ſind es, die mich trüb ſtimmen. Die Zerwürfniſſe greifen tiefer, Haus und Heerd ſind nicht mehr ſicher vor Spaltungen unter Menſchen, die bisher Hand in Hand und Herz am Herzen, ohne Ahnung, es ſei anders möglich, mitſammen gelebt. Es werden Bande gelöſt, die für die Ewigkeit geſchloſſen zu ſein ſchienen.

Pamela. Wie weit wird England gehen?

Fitzgerald. England weiß das ſelbſt noch nicht. Man hat die Clubs geſchloſſen, und ſie ſind erſt ſeitdem für England gefährlich. Was nicht im Sonnenlicht aufſprießen kann, wuchert geheim in der feuchten Tiefe weiter.

Pamela. Edward, man wird ſich der geheimen Fünf welche die Clubs leiten, bemächtigen!

Fitzgerald. Wenn man ſie ausfindig machen kann!

Pamela. Sind ſie Dir ein Geheimniß, Edward?

Fitzgerald. Wozu die Frage? Wenn ich ihre Namen erführe, ſo würde ich ſie abſichtlich vergeſſen, um nicht zu lügen, wenn ich ſagen müßte, ich kennte ſie nicht. Sie *wollen* Geheimniß ſein. Wozu alſo, wenn man nicht ein Kundſchafter Englands iſt, ſie ausſpähen?

Pamela (für ſich.) O mein Gott! Er ahnt nicht, um was es ſich handelt!

Fitzgerald. Pamela, Du briefwechſelſt mit Lord Caſtlereagh. Darf ich fragen, in welchen Angelegenheiten?

Pamela. In Toilettenangelegenheiten. Flimmerton, ſein Agent, war hier. Lady Winterſet wünſchte mein Stirn-

Band als Muſter, das Stirnband das Du mir neu faſſen ließeſt mit den Steinen aus dem Diadem des Herzogs von Orleans.

Fitzgerald (für ſich). Sie verſchweigt mir die Spende für die Patrioten; ſie iſt nicht mehr ganz wahr und offen!

Pamela (für ſich). Sanct Patrik ſchirme mich! Es iſt meine erſte Lüge. — Ha, Lord Caſtlereagh!

Siebente Scene.

Caſtlereagh von rechts auftretend; die Vorigen.

Caſtlereagh. Die geſammte Dienerſchaft iſt in den Hof geeilt, um meinen Renner, den ich Euch vorführen wollte, zu bewundern. Verzeihung, daß ich unangemeldet eintrete. Ich hatte längſt den Wunſch, Euch meinen Wallach Apollo vorreiten zu laſſen, von dem ich hoffe, er gewinnt bei'm nächſten Rennen den Preis. Ihr erinnert Euch, Mylord?

Fitzgerald. Ihr ſagtet mir davon.

Caſtlereagh. Zwar nur Halbblut, Normann und Araber, Miſchrace von Wilhelm dem Eroberer und Suleika, der Vater Normann, die Mutter ächte Araberin. Miſchehen, wo ſich die Racen nicht ſowohl kreuzen als ihre Tugenden austauſchen und verſchmelzen, ſind oft mehr werth als beiderſeitig und einſeitig Vollblut. Meine Leute führen das Thier ſo eben auf den Platz. Bitte, Mylord; vom Balcon des Hauſes könnt Ihr es noch erblicken.

(Fitzgerald tritt zum Balcon.)

Caſtlereagh. Mylady belieben nicht meinen Apollo in Augenſchein zu nehmen?

Pamela. Mylord, iſt es jetzt Zeit zu derlei? Ich habe gehofft, Ihr würdet auf meine Zeilen in andrer Angelegenheit kommen.

Caſtlereagh. Gehofft? Das klingt beinahe wie gefürchtet!

Pamela. Schlimm genug, begegnen ſich Hoffen und Fürchten in demſelben Punkt! Es handelt ſich um ſehr ernſte Dinge, Mylord, und Ihr ſchriebt mir in dieſem Sinne. — Ihr ſchweigt? Worauf ſinnt England?

Caſtlereagh. Man wird ſich der Häupter bemächtigen, und die Verſchwörung hat ein Ende.

Pamela. Der Häupter? Und wen nennt man die Häupter? Ihr ſprecht das mit ſo entſetzlicher Ruhe, als wäret Ihr gar nicht verlegen um die Wahl Derer, die für die Häupter gelten ſollen.

Caſtlereagh. Es handelt ſich darum, die fünf geheimen Führer des Complotts ausfindig zu machen. Gelingt es nicht, die rechten zu finden, ſo kann es leicht ſein daß ein Paar unrechte mitunterlaufen. Fünf müſſen es ſein, ſchon Anſtands halber, denn alle Welt weiß um Fünfe; Pitt's Regiment darf nicht unwiſſend ſcheinen. Die Papiere, die man in Beſchlag nimmt, werden ja das Uebrige ergeben.

Pamela. Mylord, Ihr ſeid entſetzlich in der Art, die Sache zu nehmen! Ihr ſinnt auf einen Gewaltſtreich, und habt dabei die Miene eines gleichgültigen Spielers!

Caſtlereagh. Politik, Mylady, iſt Haſardſpiel.

Man ſetzt ein, man wagt, gewinnt, verliert, wie's kommt. Ich habe hier bei Denen, auf deren ehrliche und ernſte Mithülfe William Pitt rechnete, keinen Anklang, eher Abweiſung, Hohn und Spott gefunden.

Pamela. Mylord, die Aufrichtigkeit, die Ihr mir gelobtet, nimmt eine Maske, eine Miene an, die mich empört.

Caſtlereagh. Mylady, geſtattet mir, bei dem Spiel, bei dem Turnier das hier beginnen wird, in Euch die Schutzherrin, die Dame des Kampfſpiels zu ſehen, die dem Sieger den Preis ertheilt, — und ich ſalutire, ja ich ſtrecke vor Euch die Waffen, wenn Ihr's beliebt! Seid mir Bundesgenoſſin und ich verbürge Euch die Wohlfahrt Eures Hauſes! Es gilt die geheimen Fünf ausfindig zu machen.

Pamela. Und auf den Zufall, ob ich darin behülflich ſein kann, ſtellt Ihr das Wohl der Meinigen?

Caſtlereagh. Die fünf Leiter und Häupter der Clubs gehen in Leinſterhouſe ein und aus, Madame.

Pamela. Doch nicht als ſolche, nicht als Verſchworne, nicht in der Eigenſchaft von Directorialmitgliedern! Jeder Patriot hat Zutritt in Leinſterhouſe.

Caſtlereagh. Mylady, Ihr kennt die Bedingung unſerer Alliance. Hiemit endet die Aufrichtigkeit, die ich gelobte. —

Fitzgerald (tritt vom Balcon zurück.) In der That, Mylord, ein treffliches Thier, Euer Wallach Apollo; ich wünſche Glück zum nächſten Rennen.

Caſtlereagh. Ihr würdet alſo nicht mein Gegner, eher mein Partner bei'm Wettſpiel ſein? Es ſind bereits zehntauſend Pfund eingeſetzt. Ihr werdet doch auch laufen laſſen zum nächſten Rennen?

Fitzgerald. Ich bewundere, Mylord Staatsſecretär, wie Euch Dinge dieſer Art erfüllen können, jetzt, wo es ſich um Andres unter uns handelt, Eure Miſſion darauf geht, Irlands Stellung zu England zu reformiren, die wichtigſten Angelegenheiten des Staats, ja die heiligſten der Menſchheit auf dem Spiel ſtehen und all' Eure Sorge in Anſpruch nehmen!

Caſtlereagh. Und wer ſagt Euch denn, daß um deswillen, weil der Tag ſeine Eitelkeiten fordert, dieſe wichtigſten Angelegenheiten des Staates, dieſe heiligſten der Menſchheit ſtillſtehen oder außer Acht bleiben? Der Menſch hat einmal dieſe Doppelnatur. Die Religion gebietet ihm die Beſchäftigung mit dem Himmel, während er als Creatur mit ſeinen Bedürfniſſen an die Scholle Erde gebunden iſt. Der Staatsmann ſieht in der Politik ſeine Religion; nebenbei iſt noch Spielraum genug übrig für die kleinen Freuden des Augenblicks. Und Pitt's Regiment iſt keineswegs müßig. Wir kennen unſer Ziel, ja haben es faſt in der Hand. Aus der Sicherheit, den Anſprüchen der Geſellſchaft nebenbei zu genügen, mögt Ihr entnehmen daß wir unſrerſeits gar nicht verlegen ſind weder in der Wahl der Mittel, unſer Ziel zu erreichen, noch um dieſes Ziel ſelber. Wir ſind jetzt beinahe ſo weit, zu wiſſen, wer für und wer gegen uns iſt.

Fitzgerald. Beinah, ſagt Ihr; alſo doch noch nicht ſicher?

Caſtlereagh. Wer und was iſt ſicher unter dem

Monde! Es gibt immer noch Chancen, ſteht man am Vorabend einer Entſcheidung.

Fitzgerald. Ihr ſeid nicht überall glücklich geweſen mit Eurem Geſchäft, für Pitt's Pläne zu werben!

Caſtlereagh. Werben? Wie verſteht Ihr das Wort, Mylord?

Fitzgerald. Habt Ihr dem Prieſter O'Leary, habt Ihr mir nicht den Preis geboten, der uns zufallen ſollte aus Englands Ueberfluß?

Caſtlereagh. Ihr nehmt das in einem für mich beleidigenden Sinne!

Fitzgerald. Daß Ihr die Anerbieten machtet, beweiſt daß Ihr ſie nicht für beleidigend haltet. Mißfällt Euch das Wort „werben": es gibt noch ein andres dafür. England ſcheut mitunter auch nicht das Mittel der Beſtechung.

Caſtlereagh. Unerhört!

Pamela (zwiſchen ſie tretend.) Haltet ein, ich beſchwöre Euch! Soll es dahin kommen? Soll es Sache des blinden Mißverſtändniſſes, des gereizten Ehrgefühls werden? Iſt es möglich, Lord Caſtlereagh, der ein Freund des Hauſes zu ſein gelobte! Edward, dahin ſoll es kommen? England und Irland, feindliche Brüder, dürfen ſich nicht bekämpfen!

Fitzgerald. Dürfen nicht, warum nicht?

Caſtlereagh. Genug des Wortſtreites! Mylord ſagte ja ſelbſt, in Sachen der Politik genüge nicht Ehrenwort, nicht Cavalierparole; in Sachen der Politik ſeien nur Thatſachen gültig. Mögen Thaten ſprechen, hat die Vernunft ihre Gründe erſchöpft!

Pamela. Mylord, was werdet Ihr thun?

Caſtlereagh. Nichts, Mylady, als den Vorſchlägen Lord Edwards Gehör geben. Annehmen, eine Verſchwörung ſei da im Lande, ihr zuvorkommen, ihr vorgreifen! Sagtet Ihr nicht ſelbſt ſo, Mylord? Wohlan, es ſei!

Pamela. Mylord, bleibt, eilt nicht ſo von hinnen!

Caſtlereagh. Der Vertrag unter uns, Mylady, bleibt gültig!

(Er grüßt und geht.)

Pamela. Edward, hör' auf meine warnende Stimme!

Fitzgerald. Madame, Ihr dürft den Briefwechſel mit Lord Caſtlereagh über Toilettenangelegenheiten fortſetzen; ich erlaube es Euch!

(Er wendet ſich.)

Pamela. O Ihr Mächte des Himmels!

(Während ſie nach dem Seſſel wankt, fällt der Vorhang.)

Vierter Act.

Vor dem Parlamentshauſe mit einer Säulenhalle. Auf den Treppenſtufen und zwiſchen den Säulen vor der Thür viel Volk.

Erſte Scene.

Tipper und O'Muff treten im Vorgrunde auf.

O'Muff. Siehſt Du, Freund, ſo bin ich heruntergekommen, und ich ſtamme doch vom Geſchlecht der alten Könige von Irland ab!

Tipper. Was Könige von Irland! Wer iſt König von Irland? Der Strick iſt König von Irland, er regiert. Stamme woher Du willſt, und ſchieß Dir was und wo Du willſt! Bei mir gibt's nichts zu ſchießen, bin ſelber arm wie 'ne Kirchenmaus.

O'Muff. O, o, Sanct Patrik und Dein Wort in Ehren, aber es guckt Dir da zum Rockfutter eine langhalſige Schönheit heraus; hu, hu, möchte ſie wohl mal umarmen und küſſen!

Tipper. Gieß' auf Deine ſchlechte Geſinnung nicht noch mehr Brandy, es hilft Dir nichts, es wächſt doch nichts auf dem Boden Deiner dürren Seele! Auch Lord Edward ſagt: Trinken iſt unſer Nationallaſter!

O'Muff. National? Ja! Aber Laſter? Das kömmt auf die Umſtände und auf die Zuthat an! Bei uns trinkt Jeder; der Gentleman trinkt, der Bettler trinkt; nur daß der Gentleman noch andre Paſſionen hat, die ihn im Gleichgewicht erhalten. Außer der Flaſche hat der Gentleman auch noch andre Götter neben ihr, denen er huldigt; da theilt es ſich weiſe ein, und er hält im Syſtem der Laſterhaftigkeiten Balance.

Tipper. Balance, Freund, iſt die Hauptſache; bei Dir auch, wie es ſcheint.

O'Muff (taumelnd.) Hauptſache? Was Hauptſache! Es ſcheint mir mehr Sache der Beine zu ſein. Auf den Kopf freilich fällt Einer, wenn er fällt, zuerſt; aber ich bin, bei Sanct Patrik, bis dato noch nicht auf den Kopf gefallen. (Er hat ihm die Flaſche heimlich von hinten aus der Rocktaſche genommen, dreht ſich ab und trinkt.)

Tipper. Ha! Verrätherei, meine Flaſche!

O'Muff. Ich nahm mir die Freiheit, Bruder. Siehſt Du, ſo macht es das Volk; es nimmt ſich, was man ihm nicht gibt; ich handelte volksthümlich!

Tipper. Räuber, Du, Dieb, Staatsverräther!

O'Muff. Sei ſtille, ich gebe Dir auch halb ab, da! Man nennt das Communismus!

Tipper. Beim lebendigen Tod, halb ausgetrunken! (trinkt ſelber.)

O'Muff. Sei ſtill! Man kommt! Wo ſind wir? Vor dem Parlamentshauſe. Parlament! Was ſoll uns das? Was thut das für uns?

Tipper. Das Parlament? Es ſitzt da drinnen und parlirt, Parlament parlirt!

O'Muff. Schwätzt und ſchwätzt!

Tipper. O, es iſt nicht blos die Zunge für uns, es iſt auch das Gehirn des Landes, es denkt für uns, Thor!

O'Muff. Selber Thor! Es iſt der Magen des Volks, es frißt für uns. Was iſt denn aus der Million geworden, die für uns decretirt iſt? hm?

Tipper. Die iſt nicht bis zu uns heruntergekommen.

O'Muff. Nun, ſiehſt Du? Die iſt einigen Herren auf dem Wollſack beim Auszahlen zwiſchen den Fingern ſitzen geblieben.

Tipper. Ja, da auf dem Wollſack ſitzt ſo Mancher, dem ich mit meinem Schilleleh gern ſein ſchlechtes Geſicht beſſer zeichnen möchte. Ich bin nur ein gemeiner dummer Kerl, aber auf gewiſſe Geſichter verſteh' ich mich. Da iſt der neue Staatsſecretär, Mylord Caſtlereagh; Der hat ſo ein langgezogenes, blaſſes, ſeifenſiederartig geſottenes Geſicht, ein ſo angelſächſiſches Geſicht wie nur je eins erfunden worden. Solch' ein Geſicht möcht' ich zum Frühſtück fricaſſiren, ihm höchſt anſtändig, wenn's ginge, die Kinnlade zur Carbonade breitſchlagen. Was ein braunes, ſchwarzes und rothköpfiges Geſicht iſt, ſiehſt Du, das hat Gott gezeichnet mit ſeiner heißen Flamme; aber wenn Einer weiße egale Leinwand aushängt ſtatt Geſichtstapeten, wenn Einer ſo freudenſtörſam wie der Neid dreinblickt, ſiehſt Du, ſo ſpüre ich allezeit den geheimen Kitzel, ein ſolch Geſicht rothbraun unterlaufen zu laſſen.

O'Muff. Die Sitzung iſt aus, die Thüren öffnen ſich, der Tempel der Wohlfahrt für uns wird wohl weiter für unſer Fortkommen Sorge tragen!

(Bewegung in der Halle. Das Volk wird hinausgetrieben.)

Tipper. Die Thürhüter mit den Stäben treiben die Menge hinaus! Was iſt? Was geſchieht? Da kommen Männer des Clubs, die müſſen wiſſen, was vorgeht!

Zweite Scene.

O'Connor, Bally Toole und andere Clubiſten treten mit dem Volk aus dem Parlamentshauſe; die Vorigen.

O'Connor (auf der Treppe, laut zum Volk.) Hört, hört! Die Gallerien werden geräumt, die Zuſchauerräume gefegt, das Parlament hält geheime Abſtimmung!

Mehrere im Volk. Hört, Hört!

O'Connor. Der Staatsſecretär hat die Aufruhrbill auf die Tafel des Hauſes gelegt, England will Kriegsrecht über die Inſel verhängen!

(Gemurmel im Volk.)

Tipper (ſich zu O'Connor hindrängend.) Was ſoll das heißen, Sir? Kriegsrecht, heißt das: Kriegſt Recht?

O'Connor (iſt herabgeſtiegen.) Soll heißen, daß alle Rechtsführung auf der Inſel in militäriſche Dictatur verwandelt wird. Die Habeascorpusacte, dieſe Schutzmauer perſönlicher Freiheit, wird aufgehoben, und Du erfährſt, wirſt Du eingeſteckt, Dein Urthel, den Grund, warum, nicht in vierundzwanzig Stunden, ſondern bleibſt in Verwahr, ſo lange es Denen beliebt die Dich einſteckten und unſchädlich machen, wie der Ausdruck iſt.

Tipper (mit Seitenblick auf O'Muff.) Unſchädlich machen! Das könnte mir für gewiſſe Taſchenräuber ſehr wohl gefallen! (zu O'Connor.) Aber Kriegsrecht verhängt? Wo ſind denn die Feinde, Sir, daß Krieg ſein ſoll? Mit wem führen wir Krieg, Sir?

O'Connor. Thor, der Du biſt! England will unſer Feind ſein und Irland führt ja wirklich ſchon ſeit Jahrhunderten Krieg mit ihm. In Dir, in mir, in uns Allen ſieht England ſeine Feinde, alle Patrioten von Irland ſind Feinde Englands!

Tipper und **Mehrere** (mit geſchwungenen Prügeln.) Hoho! Da müſſen wir auch noch dabei ſein! Da gibt's was auszufechten, auszuklopfen!

O'Muff. Die Geſetze ſind unſer Feind!

Tipper. Nein, nicht die Geſetze, ſondern die langen blaſſen Geſichter, die ſich und die Geſetze erſt in Falten wickeln, um ſie dann auszulegen! Dieſe ſchlechten Geſichter müſſen wir verbeſſern, müſſen ſie anders zeichnen und färben! Iſt es denn ſchon ausgemacht, das Kriegsrecht über die Inſel?

O'Connor. Sie ſitzen und berathen, beſchließen und ſtimmen ab in geheimer Sitzung.

Tipper. Ich liebe nicht das Geheime! Fort mit dem Geheimen! Wir wollen Oeffentlichkeit und Mündlichkeit!

O'Muff. Freund, wenn man Dir öffentlich auf's Maul ſchlägt, ſo iſt das auch Oeffentlichkeit und Mündlichkeit.

Tipper. Oho, es iſt noch nicht aller Tage Abend! Es gibt noch Männer im Parlament, die was dawider zu ſagen haben werden. Lord Edward ſitzt im Parlament! Hoho! Dem geht das Feuer nicht aus, Der lacht ſie Alle zum Tempel hinaus. Ich will gehängt ſein, wenn ſie Dem was anhaben! Ich will gehängt ſein, wenn's Der nicht durchſicht; ich will gehängt ſein —

O'Muff. Nu, nu, kannſt Du's denn nicht erwarten? Wirſt ſchon dran kommen!

O'Connor. Mit dem Lachen wird's zu Ende ſein; Freunde, es geht bald an's Weinen!

Tipper. Ich wollt', es gäbe Thränen von anderem Inhalt als Waſſer, dann wollt' ich weinen.

O'Muff. So weine Gift!

O'Connor. Freunde, es wird bald blutige Thränen zu weinen geben! Und wenn da noch Einer von Euch lachen will und nicht Ernſt macht aus dem Spiele — (Er wendet ſich nach der Thür zurück.)

Tipper. Das Lachen laſſ' ich nicht, ich gehe lachend zum Galgen und bitt' mir zum letzten Nachtmahl noch einen luſtigen Einfall vom Gevatter Henker aus.

O'Muff. Und ich bitt' mir vor der Hand noch einmal Deine Flaſche aus, Gevatter!

Tipper. Hand weg vom Leibe, oder ich ſchlag' Dich zwölf Klaftern tief in die Erde 'nein!

(Sie ringen um die Flaſche.)

O'Muff. Nicht ſo eigenſüchtig, Freund!

Tipper. Nicht ſo eigenmächtig, Freund!

O'Muff. Nord und Süd müſſen einig ſein, es lebe die Einigkeit!

Tipper. Die Einigkeit lebe, aber Tod dem Communismus. Es iſt ſehr commun von Euch!

(Die Flaſche zerbricht.)

O'Ruff. Siehſt Du, ſo geht's beim Mangel an Eintracht! Das Vaterland bricht aus einander!

(Eine Glocke erſchallt aus dem Hauſe.)

O'Connor (ſteht wieder auf der Treppe zur Säulenhalle.) Hört, hört! Die Thüren öffnen ſich, es iſt abgeſtimmt! (Er tritt in die Halle zurück, die Glocke erſchallt wieder. Pauſe, Gemurmel im Innern des Hauſes.)

O'Connor (tritt wieder hinaus zum Volk.) Ihr Männer Irlands, die Aufruhrbill iſt vom Hauſe angenommen, das Kriegsrecht wird verkündet, England will Krieg mit Irland!

(Die Menge ſtürmiſch durch einander; während ſie ſich nach rechts und links hinten verläuft, treten die Clubiſten O'Connor, Walſh Toole u. d. A. in den Vordergrund.)

O'Connor. England will Krieg, Freunde! Unſre Maßregeln ſind getroffen, wir ſind bereit, den Kampf aufzunehmen. England wagt das Aeußerſte. Es ſei! Ihr kennt die Parole. . Nur noch einmal den Verſuch gemacht, Lord Fitzgerald für uns zu gewinnen! Ohne ihn — ohne den Liebling des Volks — iſt keine Vereinigung der Maſſen möglich. Auf, verſuchen wir's, er muß für uns oder gegen uns ſein!

(Alle ab.)

Verwandlung. Die Halle in Leinſterhouſe mit dem Balcon.

Dritte Scene.

Pamela allein; ſie tritt links auf und blickt nach dem Balcon hinaus.

Pamela. Meine Boten kehren nicht zurück, meine Kundſchafter laſſen mich im Stich. — Edward, kehrſt Du nicht heim, Dein harrendes Weib zu beruhigen? — Er iſt nicht mehr Derſelbe zu mir; ſein Weſen iſt verwandelt. Ich bin ihm nichts mehr, während ich ſonſt ſeine ganze Seele füllte. Er liebt Irland mehr als mich. Und was iſt das Weib an der Seite des Mannes, bleibt ſie ausgeſchloſſen von ſeinem beſten Theil? Er verheimlicht mir ſeine Pläne. — Die Geſellſchaft der Vereinigten hat ihre Clubs für permanent erklärt. Was der Ausſchuß in Dublin beſchließt, wird in den Grafſchaften pünktlicher als eine Parlamentsacte vollzogen, als heilige Gewiſſensſchuld betrachtet. Hundert Sendboten eilen von Dublin zu den Filialclubs, die ſich bis in die kleinſten Dörfer verzweigen. Der Mann der Lehmhütte und der Obdachloſe ſind bereit, auf den erſten Ruf zu den Waffen zu greifen. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Das wird wie im unglücklichen Frankreich der Loſungsruf ſein, das unſelige Zauberwort, das Pandora's Büchſe erſchließt und mit großen Wundergaben auch die Gräuel des Tartarus entfeſſelt! Blutiger Schatten meines Vaters, armes Opfer jenes Wahlſpruchs! Du ließeſt die Freiheit leben, und ſie nahmen ſich die Freiheit, Dein Haupt zu fordern. Du trankſt mit ihnen Brüderſchaft, und ſie thaten Dir Beſcheid und ſagten: Vor dem Henker ſind Alle gleich! — Dieſe Nacht ſtieg ſein Bild vor mir auf, drohend und kummerſchwer. Ich rief zu Edward im Traume. Edward erſchien mir freundlich, lächelnd, gütig, aber er war ſo blaß, und ich merkte lange nicht, daß hinter ſeiner bleichen Wange kein Blut mehr pulſte; der Kuß ſeiner Lippe ſchmeckte nach Staub und Aſche. — Wie ohnmächtig iſt ein Weib! Was vermag ſie mit ihrem beſten Wollen, ihren heißeſten Wünſchen! Fitzgerald — Caſtlereagh! Ich habe gehofft, beide Männer würden Freunde werden, ein Austauſch ihrer Vorzüge Jedem von Heil ſein! Der Eine ganz ruhige, feſte, eiſerne Entſchließung; der Andere liebevolles Gemüth, ganz Herz, ganz Seele, aber ſorglos und willenlos der Strömung folgend, die ihn erfaßt. Der Eine ganz England, der Andere ganz Irland; Beide vereint: ein Halbgott ſtände da! Getheilt, geſchieden, — eine Säule und eine Kugel! Die Säule ſteht, die Kugel rollt — wohin? bergab? mich und die Kinder im Bergſturz mit ſich reißend? — (Aufſchreckend) Ha, ſein Tritt, Edwards Stimme, er kommt!

Vierte Scene.

Fitzgerald und die Vorige, ſpäter ein Diener.

Fitzgerald (von rechts auftretend, hinter ſich Befehle gebend, zur Thür hinaus:) Die reitenden Boten laßt warten! Sattelt friſche Pferde! Seid meines Winks gewärtig! — (Vortretend) Ah, Pamela!

Pamela (ihm entgegen.) Haſt Du für mich noch Augen, noch Sinne?

Fitzgerald. Heiße Stunden durchlebt! (Für ſich in Gedanken:) Vielleicht iſt es nur ein Schreckſchuß von England! Ein Verſuch, um zu ſehen, wie weit es wirkt, wenn man anfängt Ernſt zu machen. Vom Gedanken bis zur Gewaltthat ſelber wäre dann noch ein Schritt, ein Schritt des Bedenkens! — (Laut zu Pamela, die ſeinen Arm ergreift) Ich war lange von Leinſterhouſe abweſend.

Pamela. Du biſt noch nicht hier!

Fitzgerald. Allezeit war ich in Gedanken bei Dir!

Pamela. In Gedanken, nicht mehr in Wahrheit und Wirklichkeit, nicht mehr mit Deinem Herzen, Edward!

Fitzgerald. Doch, doch! Es gibt freilich Gedanken —

Pamela. Die weiter reichen, als der Kopf der Frauen es faßt? Dann ſind die Frauen der Männer nicht werth, Edward!

Fitzgerald. Pamela!

Pamela. Das Weib des Brutus ſchlug ſich die Hüfte blutig, um ihrem Gatten zu zeigen, daß ſie ſtark genug, um an ſeinen beſten Unternehmungen Theil zu haben. Du biſt der Brutus nicht, der ihr Gehör geben würde!

Fitzgerald. Pamela!

Pamela. Ehedem war es anders, mein Freund! Ehedem warſt Du eiferſüchtig, wenn Du wähnteſt, ich fände nicht ganz in Dir meine Welt. Jetzt bin ich Dir überflüſſig, Du überläſſeſt mich mir ſelbſt! Soll ich jetzt anfangen, für Dich Eiferſucht zu fühlen

Fitzgerald. Wie das, Pamela? War er hier?

Pamela. Anfangen Eiferſucht zu fühlen auf eine Nebenbuhlerin, die Politik?

Fitzgerald. Weib!

Pamela. Ehedem klang das beſſer von Deinen Lippen.

Fitzgerald. Beſſer?

Pamela. Ehedem war ich der ganze Inbegriff Deiner Wünſche, Edward! Abends, wenn Du von der Jagd kamſt, die Verwaltung der Güter des Hauſes Dich den Tag über fern gehalten, und nun die Stille des Familienfriedens Dich umgab: wenn die Kinder um Dich ſpielten, Edward, —

Fitzgerald. Niemals war der Gedanke an's Vaterland in mir erſtorben, auch dann nicht, wenn er ſchlief; er träumte von Irlands Heil, von der Zukunft des Volks und ſeiner Erlöſung.

Pamela. Kein Brutus, weil kein Cäſar? Aber ſtatt des Cäſar der eiſerne Arm der Geſetze Englands! O am Steuerruder dieſes England ſteht ein Mann, der mit der Ruhe des Weltweiſen, mit ſtarker, kalter, grauſamer Hand den Elementen gebietet!

Fitzgerald. Dem Schiffe gebietet, aber nicht Sturm und Wellen!

Pamela. Auch Sturm und Wellen beſchwört er mit ſeinem beſonnenen Wort, ein Pilot iſt er, der mit der Majeſtät des Meergottes die Fluthen bannt, den ausgetretenen Strom des Aufruhrs in ſein Bett zwingt!

Fitzgerald. Welche Begeiſterung für Englands Pitt, Pamela? Von wem kommt Dir dieſe Weisheit, dieſer Eifer? Sprichſt Du das aus Dir, oder biſt Du Caſtlereagh's Echo?

Pamela. Begeiſterung und Liebe dem Patrioten, der ſein Alles in die Schanze ſchlägt, um Vaterland, Weib und Kinder, ſind ſie bedroht, zu retten. Aber Achtung, ja Ehrfurcht dem Staatenlenker, der mit dem Blick der überlegenen Verſtandeskraft dem Schiff zwiſchen Klippen den Weg ausfindet, unerbittlich gegen Alles, was ſeinen Willen kreuzt!

Fitzgerald (halb für ſich.) Das Parlament hat es genehmigt; Irland wird unter Englands Kriegsrecht geſtellt.

Pamela. Edward, treib' es nicht aufs Aeußerſte mit dieſem England! Seine Größe verwandelt ſich in kalte Grauſamkeit, die Alles mit Füßen tritt, was ſich der Conſequenz ſeines Willes widerſetzt. Treib' es nicht zum offnen Kampf mit ihm!

Fitzgerald. Zum Kampf mit ihm, mit wem?

Pamela. Verſtand und Gemüth ſollen ſich nicht bekämpfen auf Tod und Leben! Jenem gehören unſre Wünſche, unſre Liebe, unſre Thränen; aber es unterliegt, und der Verſtand, der triumphirende, erringt unſre Bewunderung.

Fitzgerald. Du meinſt? Er — triumphiren — und ich unterliegen? Himmel und Erde biet' ich auf, ich unterliege nicht! Ihm Deine Bewunderung? — Er ſoll nicht triumphiren mit der blaſſen, ewig lächelnden, ewig kalten Miene!

Pamela. Du meinſt — England?

Fitzgerald. Caſtlereagh, England, gleichviel!

Pamela. Er iſt Pitt's rechte Hand, und dieſe Hand, Edward, iſt mächtig, ſo mächtig wie ſein Verſtand, wie ſein unbeugſamer Wille!

Fitzgerald. Mächtig? Aber nicht unüberwindlich;

ich beſiege ihn! Du ſollſt mir zujauchzen, liegt er vor mir im Staube, dieſer Narciß von Dublin!

Pamela. Großer Gott, Du ſprichſt von Caſtlereagh!

Fitzgerald. Er ſcheint an leichte Siege gewöhnt, ſcheint erobern zu können, bevor er noch den Krieg erklärte!

Pamela. Was meinſt Du? Du ſprichſt irre, Edward!

Fitzgerald. Irre? Noch bin ich's nicht, aber es könnte mich irre machen! Alſo England, ſagen wir England! England will allen Ernſtes Krieg mit Irland, Entſcheidung auf Tod und Leben, gut! Er oder ich, Einer muß ſiegen, und wer ſiegt, mag triumphiren. Aber nicht eher, beim allmächtigen Gott, nicht eher!

Pamela. Edward, Du ſpielſt mit dem Ungeheuern, und das Ungeheure wird ſich über Dich erheben und Dich verſchlingen. Denk' an Frankreich! Der Löwe erhob ſich und zerfleiſchte die mit ihm geliebäugelt! Denk' an die Buthochzeiten der Jakobiner! Edward, rette Dich, fliehe, verlaß das Land, bis der Streit entſchieden!

Fitzgerald. Ich fliehen? (Für ſich) Was war das? Iſt es ſchon ſo weit mit mir, mit ihnen? (Laut) Ein Mann fliehen, ſeinen Platz verlaſſen, bis der Streit ausgefochten? Nimmermehr! Es wäre Verrätherei an der Sache des Landes. — Oder ſteckt der Verrath wo anders? — Pamela, fliehe Du, verlaß Du Irland, geh' nach London mit den Kindern, geh' und rette Dich, Dich ſelber, dann bin auch ich gerettet — o mein Gott!

(Der Diener tritt ein.)

Diener. Lord Caſtlereagh wünſcht aufzuwarten. Zugleich bitten fünf Männer Irlands um Gehör.

Fitzgerald (für ſich.) Lupus in fabula!

Pamela (für ſich.) Fünf Männer Irlands? Die geheimen Fünf?

Fitzgerald (für ſich.) Caſtlereagh noch einmal hier?

Pamela (für ſich.) Ich muß ſie auskundſchaften, ich muß wiſſen wer ſie ſind!

Fitzgerald (für ſich.) Man parlamentirt noch! Der Feind wagt ſich noch einmal in Perſon in's feindliche Lager!

Pamela (laut zu Fitzgerald.) Was gedenkſt Du zu thun, Edward?

Fitzgerald (zum Diener.) Sämmtlich willkommen! Den Lord führ' in die Gallerie, die Männer Irlands hieher!

(Diener ab.)

Pamela. Edward, was ſinnſt Du?

Fitzgerald. Muth! Muth! So lange der Krieg auf dem Parkett geführt wird, iſt er noch ein bloßes Spiel, — ein Spiel bei welchem auch die Frauen ihren Antheil haben, den Preis entweder ſelbſt erringen oder vertheilen! — Mylady, Ihr werdet den Lord empfangen! Das Spiel ſoll nicht Ernſt werden, ſagſt Du? Wenn Du meinſt, ſo ſpiele, hör' ihn aus, tändele mit ihm, bis ich ihm allen Ernſtes zum Tanz aufſpielen werde!

Pamela (haſtig ihm in den Arm greifend.) Edward, wär es nicht beſſer, Du empfingſt den Lord hier im Saale? Könntet Ihr Euch nicht noch verſtändigen? Edward, laß mich mit ihm nicht allein!

Fitzgerald (für ſich.) Sie zittert vor ihm? Sie fürchtet bereits in ihm den Sieger? (Laut.) Ich mich mit ihm verſtändigen? Ja wohl, Madame! wir werden uns verſtändigen, wenn auch anders, als man denkt! — Mylady, thut den Pflichten des Hauſes Genüge und empfangt den Lord in der Gallerie! Ich will hier die Pflichten für Irland erledigen. England für Dich, Irland für mich! Verſtand und Herz im Kampfe: ſagteſt Du nicht ſo? Wohlan, laß ſehen, wer Sieger ſein wird!

(Während die fünf Männer rechts eintreten, ergreift Fitzgerald Pamela's Hand und führt ſie links zur Thür. Pamela ab.)

Fünfte Scene.

Fitzgerald, O'Connor und vier andere vereinigte Irländer.

Fitzgerald. Willkommen, Ihr Herren! Genoſſen der guten Sache, denk' ich!

O'Connor. Wir begrüßen Euch als Freund Irlands, Mylord!

Fitzgerald. Ich habe Eurer Hülfe ſeit lange entbehren müſſen, Sir Arthur O'Connor; Ihr fehltet auf der parlamentariſchen Wahlſtatt, und England ſiegte. Ich ſtand faſt allein im Hauſe.

O'Connor. Ich ſtellte vor Jahren den Antrag auf Irlands Mündigkeitserklärung. Englands Pfründner und Sinecurenjäger lärmten und tobten. Ich wiederholte jahrelang meinen Antrag; das Haus, das ſich Parlament nennt, wies fortgeſetzt dieſe Zumuthung mit Spott und Hohn von ſich. Da trat ich von jener Wahlſtatt zurück, wo die heiligſten Fragen des Lebens nichts gelten.

Fitzgerald. Und ſchaltet mich einen Thoren, weil ich Sitz und Stimme behielt?

O'Connor. Nicht das, Mylord. Im Gegentheil, wir ſchätzten Eure Thätigkeit, Euern guten Muth. Ihr habt die Gegner Irlands unaufhörlich beſchäftigt, herausgefordert, in Schach erhalten.

Fitzgerald. Man ſoll keine Handbreit vom Rechtsboden aufgeben!

O'Connor. Ihr thatet mehr, Mylord; Ihr ſtelltet England zur Rechenſchaft, als es die Clubs ſchloß; Ihr fordertet Rechtsbeweiſe, Genugthuung. Ihr wichet nur Schritt für Schritt, warft für jeden neuen Fall die Frage nach der Berechtigung auf. Mylord, Ihr fochtet auf verlorenem Poſten bewundernswürdig!

Fitzgerald. Ihr wähltet Euch ſeitdem einen andern Weg der Wirkſamkeit, ich weiß. Ihr ſuchtet das Volk über ſeine Intereſſen aufzuklären, für die Ideen des Jahrhunderts, für die Neugeſtalt des Staatslebens zu gewinnen. Sir Arthur, ich bewunderte meinerſeits den Fleiß, die Ausdauer, ja die Mäßigung, in der Ihr ſeit Jahren mit der Feder gewirkt; ich ſtaunte über Eure Danaidenarbeit.

O'Connor. Auch dies iſt erſchöpft. Die Canäle des geſetzlichen Herkommens ſind verſumpft, dem Volkswillen muß ein neuer Durchbruch werden.

Fitzgerald. Was nennt Ihr einen neuen Durchbruch?

O'Connor. England erklärt Irland für ſeinen Feind, erklärt uns den Krieg. Wohlan denn, auch wir entfalten die lange zuſammengebauſchte Toga und ſprechen: Krieg!

Fitzgerald. Ihr haltet es für mehr als bloße Drohung?

O'Connor. England hat ſein letztes Wort damit geſprochen.

Fitzgerald. Von der Drohung bis zu deren Ausführung iſt noch ein Schritt, ein Schritt des Bedenkens! Wer bricht dieſe Brücke vorſchnell ab?

O'Connor. Wer ſiegen will, Mylord! Er überſpringt ſogar ohne Brücke die Kluft, um den Gegner anzugreifen, ſtatt zu warten, bis derſelbe auf ſeinem Boden ſteht. Ein kluger Feldherr gibt die Vortheile der Offenſive nicht aus der Hand.

Fitzgerald. Der erſte Schritt iſt verhängnißvoll. Wer den erſten Pfeil abſendet in's feindliche Lager, übernimmt die Verantwortlichkeit für Wohl und Weh von Millionen guter Herzen. Laßt England den erſten Schritt thun, Freunde! Wenn Ihr ihn macht, ſo ſeid Ihr die Rebellen, die ſich außerhalb des Geſetzes ſtellen. England wünſcht vielleicht nichts ſehnlicher als eine Uebereilung, auf welche dann die Schärfe des Schwerts nach dem Buchſtaben Rechtens folgt.

O'Connor. Mylord, wir ſind die Geforderten. Ueber die Wahl der Waffen kann keine Frage ſein, wir haben den erſten Schuß. Die Herausforderung geſchah von Seiten Englands mit der Kriegserklärung, die ſie Standrecht nennen. Sollen wir warten bis die Inſel von Rothröcken wimmelt, unſre Widerſtandskraft erſtickt iſt?

Fitzgerald. Das arme kleine Irland gegen die Königin der Meere!

O'Connor. Kein Volk ſteht mehr allein! Elektriſch durchzuckt die Welt Ein und derſelbe Gedanke; um die

Menſchheit handelt es ſich, für die heiligſten Geſammtgüter aller Nationen wird und muß auf jedem kleinen Punkt der Erde gefochten werden, — und die Kanonen Frankreichs werden helfen.

Fitzgerald. Wie weit ſeid Ihr mit Frankreich?

O'Connor. Das Directorium der Republik weiß was Irland will. Frankreich erkennt in uns ſeine Bundesgenoſſen, General Hoche, der Beſieger der Vendée —

Fitzgerald. General Hoche, mein Freund!

O'Connor. Er beruft ſich auf die Freundſchaft mit Euch, aber er klagt, daß keiner ſeiner Briefe von Euch beantwortet wurde.

Fitzgerald. Ich wußte keine Antwort auf ſeine Fragen. Nicht ich, Irland muß ihm antworten; aber Irland weiß noch nicht, was es will, was es kann.

O'Connor. Mylord, die Nothwendigkeit zwingt uns, zu wollen; es bleibt keine Wahl mehr. General Hoche liegt in Breſt mit ſeiner Hülfsflotte bereit, um an unſerer Küſte zu landen. Es iſt nur noch die Streitfrage offen, wer die landenden Truppen commandiren ſoll, ob wir unter den franzöſiſchen Adlern, oder Frankreichs Hülfstruppen unter unſerer Fahne fechten.

Fitzgerald. Freunde, laßt uns Irland nicht zur Provinz der ehrſüchtigen, habgierigen Republik machen! Die Republik ſoll bezahlt werden für ihre Hülfe, ihre Truppen werden Sold von uns erhalten; aber ein Sohn Irlands muß die Sache ſeines Landes ſelber führen, ſo wahr Gott uns helfen wolle und ſeine heilige Schaar!

(Bewegung unter den fünf Männern.)

O'Connor. Gelobt ſei Sanct Patrik! Der Führer iſt uns gewonnen, der Führer der Sache Irlands ſteht vor uns: Lord Edward Fitzgerald!

Die Fünf. (Die Hände in die Höhe ſtreckend.) Lord Edward führt uns!

O'Connor. Er wird die grüne Standarte Irlands entfalten, das Volk aufrufen zu Kampf und Sieg! Die Kanonen Frankreichs werden das Signal geben; wir ſtürmen das Caſtell von Dublin und ſchreiben auf den Zinnen der alten Königsburg England Bedingungen und Geſetze vor, Bedingungen und Geſetze zur Anerkennung unſerer Freiheit, Gleichheit, und Brüderlichkeit!

Fitzgerald. Haltet ein! (Er bleibt ſinnend ſtehen mit vorgeſtrecktem Arm.) Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! So ſagt Ihr. Und damit ſteigen Geſpenſter von Frankreichs Boden auf, alle jene Opfer der wilden Tücke, jene Ungethüme jahrhundertlang aufgeſparter Rache, die umgehen die Welt zu verwüſten, weil ſie unter ihrer Decke nicht ruhen können. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ſind zum Spott und Hohn geworden, wo die Menſchenliebe nicht die Mutter dieſer Kinder war. Nicht den Ruf, ich bitt' Euch, Freunde! Es iſt nicht unſer Ruf! Jedes Volk hat ſeine eignen Götter, ſein eignes Unglück, ſein eignes Stichwort, an dem es ſich erkennt. Irland für immer! Daran wollen wir uns erkennen: wollt Ihr?

Die Fünf. Wir wollen es.

Fitzgerald. Und leiſe töne der Ruf, dumpf wie Grell, der noch nicht weiß wohinaus ſein Weg! Noch iſt es nicht Zeit, an's Geſtade zu treten, um den Hülferuf zur blutigen

Entſcheidung über's Meer erſchallen zu laſſen, daß es die ſchäumende Woge übertönt! — Noch ſteigen auch allerlei Bedenken auf. — Ihr kommt und ſagt mir das Alles, ſagt mir Dinge, die England als Hochverrath bezeichnen wird. Ich gehörte nie zu Eurem Bunde, warum mir?

O'Connor. Weil auf Euch Alles im Lande blickt, Mylord, an Eurem Auge, an Euren Mienen das Herz des Volkes hängt. Euer Mund öffne ſich und rufe, und Irland ſteht unter Waffen!

Fitzgerald. Viel Dank, Ihr Herren, viel Dank! Und ich will Euch mit gleich ehrlicher Münze bedienen; ein Schuft bietet Beſſeres als er hat. Es gibt Bedenken, ſag' ich Euch, laßt ſie mich erwägen!

O'Connor. Noch immer Cunctator!

Fitzgerald. Wann und wo verſammelt Ihr Euch wieder? Hört auf meinen Rath!

O'Connor. Noch dieſe Nacht in der Kloſterruine zum eichenen Herzen.

Fitzgerald. Die Eichenherzen müſſen helfen und die Weißburſchen nehm' ich in Sold, damit ſie Mannszucht halten und nicht plündern. Aber erſt muß das Aeußerſte daſein, Freunde!

O'Connor. Das Aeußerſte England überlaſſen, hieße ihm den erſten Schuß geſtatten, während wir ihn haben nach dem rechtmäßigen Uſus unter Völkern und Einzelnen.

Fitzgerald. General Hoche in Breſt mit der Flotte ſegelfertig, ſagt Ihr?

O'Connor. Dreizehntauſend Mann auf elf Schiffen mit Waffen und Vorrath. Vielleicht kreuzt er dieſe Nacht ſchon, um den engliſchen Wachtſchiffen die Fährte abzulauſchen. Nur die Frage über den Sold und das Commando auf dem Lande iſt noch offen.

Fitzgerald. Was den Sold betrifft: Franzoſen machen ſich von ſelbſt bezahlt, und das Commando —

O'Connor. Iſt erledigt, ſobald Ihr an die Spitze tretet!

Fitzgerald. Wenn Irland ruft, ſoll es mich finden!

O'Connor. Es ruft, Mylord, es ruft ſchon lange!

Fitzgerald. — Sir Arthur O'Connor, ſie ſagen immer, Irland habe mehr Gemüth als Verſtand. Laßt uns die Beſonnenheit mit in die Wagſchaale legen. Laßt uns Frankreich nicht *rufen*, Freunde! Laßt Frankreich *kommen* und dem Volke, das ſein Recht fordert, aus eignem Antriebe zu Hülfe eilen! Dann iſt hier Niemand Hochverräther. Es iſt Frankreichs Pflicht, bedrängten Völkern den Arm zu leihen; ſchreibt es doch die Freiheit der Welt auf ſeine Fahnen, will es doch die Sache der Menſchheit zur ſeinigen machen! Laßt mich die Unterhandlung mit General Hoche erledigen. Ja, ſie ſollen kommen, ſie ſollen landen, ihre Truppen ausſchiffen! Dann gilt unſer altes Recht, Milizen im Lande aufzurufen; Freiſchaaren greifen dann zur Selbſtvertheidigung Irlands zu den Waffen, wir ſind dann keiner fremden Sache verfallen.

O'Connor. Wenn wir zögern, Mylord, iſt England im Vortheil, und wir überflügelt. Sobald das Kriegsrecht auf der Inſel proclamirt iſt, entwaffnet man uns!

Fitzgerald. Sir Arthur O'Connor, Ihr nennt Euch Vereinigte Irländer. Und doch ſeid Ihr blos Männer des

Nordens, proteſtantiſche Männer des Denkens. Der Süden, das Herz Irlands muß mit uns gehen, für uns ſich ſchlagen. Aber der Süden, Freunde, macht mit der Republik Frankreich nicht gleiche Sache, mit der Republik die vom alten Gott abfiel, Gott den Herrn ab- und wieder einſetzte nach freventlichem Belieben. Der Süden ſteht nur auf, wenn es gilt, den heiligen Altar zu ſchirmen. Vereinigte Irländer! *ſeid*, was Ihr heißt, und laßt uns die Fahne der Eintracht aufpflanzen von Port zu Port, vom Rieſendamm im Norden bis zur Bantrybai im Süden! Ein Volk, das ſich fühlt, baut auf ſich ſelbſt und ſeinen Gott. Die Kanonen Frankreichs mögen uns helfen, aber wir wollen ſie nicht rufen zum heiligen Kampf für Menſchenrecht und Glaubensfreiheit! Von England frei zu ſein, iſt unſer Ziel, aber wir dürfen dies Ziel nicht eintauſchen wollen um die Knechtſchaft unter Frankreich!

O'Connor. Mylord, laßt uns über Begriffe klügeln nach der That, nach dem Siege! Die Sache iſt gerechtfertigt, wenn ſie gelingt; ſonſt nimmer!

Fitzgerald. Sie iſt allezeit gerechtfertigt, behalten wir Recht vor Gott und Menſchen! So ſei's, ich hab's geſchworen. Noch dieſe Nacht, Freunde, im Kloſter zum eichenen Herzen! Unſer Stichwort: Das dreifaltige Kleeblatt Irlands und unſre gerechte Sache! So wahr uns Gott helfen möge und Sanct Patrik! Wir ſehen uns wieder. Noch dieſe Nacht, noch dieſe Nacht!

(Die Fünf ab.)

Fitzgerald. (allein.) Noch iſt das Aeußerſte nicht geſchehen. Noch ſteht ein Wort mit England offen, mit William Pitt, — mit Caſtlereagh. Ha! mit ihm? Während ich hier mit Irland verhandle, hat er mit ihr verhandelt! Ich will zu ihr, will zu ihm. „Laß mich nicht allein mit ihm!“ Sagte Pamela nicht ſo? Ich ließ ſie allein im Kampf! Laß ſehen, wer ſiegte, die Tugend eines Weibes oder die Künſte eines Zauberers! Sie und er? Nein, ich und er, wir ſind die Kämpfer, Pamela und Irland ſind der Preis des Siegers!

(Im Begriff fortzueilen, hält er inne.)

Sie ſind in der Gallerie, wo die Ahnenbilder meines Hauſes hangen. Das eine Wandbild macht eine Thür in der Tapete, ein geheimer Gang führt dahin. Wie wär's, wenn ich ungeſehen ſie belauſchte? Pamela, Krone der Frauen, Du ſiegſt und er ſteht entwaffnet vor Dir! England und Irland, es gilt, wer vor dem Andern die Waffen ſtreckt! Es ſei!

(Er geht raſch ab.)

Verwandlung. Große Gallerie mit alten Bildern und Mittelthür. An dem einen Pfeiler ein Bild mit Angeln als Thür.

Sechste Scene.

Pamela, ein zuſammengefaltetes Papier in der Hand, und Caſtlereagh, eintretend, im Geſpräch begriffen; nachher erſcheint Fitzgerald in der Tapetenthür.

Pamela. Mylord, ich bin bereit, Euch die Liſte, die Namen der geheimen Fünf zu überliefern. Es ſind die

Männer, mit denen Lord Edward ſo eben verkehrt. Ich bürge Euch für die Richtigkeit der Namen. Ich darf ſie Euch nennen, denn ich erfuhr ſie nicht von Lord Edward ſelbſt. Ach, beſitz' ich doch ſeit lange nicht mehr ſein Vertrauen!

Caſtlereagh. Denkt an Euch ſelbſt, Mylady! Es gibt außergewöhnliche Fälle, wo die Frau ohne des Mannes Vormundſchaft frei über ſich und ihr Schickſal entſcheiden muß.

Pamela. Ihr vergeßt nicht die Bedingung, unter der ich Euch das Geheimniß auskundſchaftete, Ihr habt es gelobt, Mylord; Ihr werdet das Vertrauen einer Frau nicht mißbrauchen!

Caſtlereagh. Was ich Euch gelobt, iſt mir heilig, Mylady. Ich ſage gut für Lord Edward bis zu dieſer Stunde; das Geſetz wird ihn bis heute nicht in Frage ſtellen.

(Sie übergibt ihm die Liſte; er ſieht ſie flüchtig durch.)

Ich bürge Euch für die Wohlfahrt Eures Hauſes. Aber das Standrecht auf der Inſel, das die Militärgerichte an die Stelle der bürgerlichen ſetzt, dürfte unruhige Tage über Irland bringen. Wollt Ihr Euch dieſen Wirren nicht entziehen, Mylady? Eine zeitweilige Entfernung von Irland, ein Aufenthalt in London, — Ihr werdet dort Alles bereit finden, Euch zu empfangen —

Pamela. Ohne ihn, ohne Edward? Welche Zumuthung! Ihn preisgeben und mich flüchten? Was ſetzt das für Begriffe von weiblicher Standhaftigkeit voraus!

Caſtlereagh. Er ſeinerſeits könnte doch Alles, ſelbſt das Heiligſte, einem Terrorismus ſeiner politiſchen Leidenſchaft opfern! Nicht blos in Paris, auch in America hat er dies Syſtem von waghalſiger Freiheit, ein Syſtem von Rechthaberei gelernt.

Pamela. Nein, Mylord, kein Syſtem von Rechthaberei, dem er zur Beweisführung blutige Exempel liefern möchte! Es ſteckt kein Robespierre in Edward, kein Funke jener Unholde, die Frankreichs Schoß gebar, um die Welt mit der Wolluſt der Grauſamkeit zu verwüſten. O Ihr verkennt ihn durch und durch! Sein Herz iſt der Inbegriff ſeines Weſens, Mittelpunkt und Umkreis ſeiner Gedanken. Was in ihm lacht und jauchzt, es iſt ſein Herz; was in ihm ſündigt und irrt, wenn er ſündigt und irrt, es iſt ſein Herz!

Caſtlereagh. Als er nach America ging, ſagt man, habe er ein ſchmerzliches Andenken geflohen.

Pamela. Eine leichte Aufwallung erſter Jugend, die bald von ſelbſt verflog. Ihr meint eine verlaſſene, aufgegebene Liebe? Mylord, *wer* iſt dreiſt genug, ihn deshalb vor den Richterſtuhl zu ziehen?

(Ihn fixirend; Caſtlereagh blickt zu Boden.)

Es war in Paris, wo wir, Edward und ich, uns fanden. Er hatte nichts zu bereuen, nichts zu bedauern; rein, ein Tempel der Veſta, war ſeine Seele, ein Hauch wie auf Flügeln des Morgenwindes zog durch die Hallen ſeiner Bruſt. Wir lernten uns kennen in Umgebungen, die nicht geeignet waren, an die Möglichkeit eines Glückes zu glauben, in Paris, dicht am Krater des Vulcans, der zu ſpeien begann, im erſten Jahre der Republik, als die Schöpfung der Menſchenwelt neu beginnen zu wollen ſchien, Schmerzen und Wehen dieſe Neugeburt verkündeten. Dieſe Wehen, dieſe Schmerzen hatten aber auch ihre Jubelgefühle, denen die bange Menſchenbruſt ſich bis zum Rauſche hingab. Freiheit, Brüderlichkeit, Gleichheit hießen die drei Zauberworte —

Caſtlereagh. Die Hölle, Mylady, gebar dieſe Dreieinigkeit; ob in Schmerzen, ob mit Jubel, gleichviel! Frei ſein wollen ſie! Wer iſt abſolut frei, frei von den Elementen, die uns binden? England hat in ſeiner Selbſtbeherrſchung ſeine Freiheit; was darüber geht, iſt Mißgriff. Brüderlichkeit? Die Religion lehrt allgemeine Menſchenliebe; ſie mag predigen mit Engelszungen und ſehen, wie weit ſie es damit bringt. Ich glaube, es reicht nicht aus. Und Gleichheit? Eine Lüge, Mylady! Die Menſchen ſind nicht gleich unter einander, weder von Natur, — Gleichheit wäre unnatürlich! — noch nach Verdienſt und Errungenſchaft, denn ſonſt hörten Tugend und Laſter auf unterſchieden zu ſein.

Pamela. Ach, daß ich Euch Recht geben und Euch doch nicht ohne Widerſtreben die Hand zum Bunde geben kann! — Es war in Frankreich die Zeit, als der Geiſt allgemeiner Verbrüderung ſich der Gemüther bemächtigte. Auch Lord Edward gefiel ſich darin, ſich Bürger Fitzgerald zu nennen —

Caſtlereagh. Als Bürger Fitzgerald, losgeriſſen von allem, was ihn zu dem macht, was er iſt, ein Phantom, eine Grille, ein ſchemenhaftes Gedankending, als Bürger Fitzgerald war er Mitglied jener ſansculotten Jakobinergeſellſchaften und gab den Clubiſten von Paris Bankette, als Bürger Fitzgerald —

Pamela. Verzeiht, auch mein Vater, Herzog Philipp von Orleans, zollte dieſem Wahn ſeinen Tribut. Es war ein allgemeiner Schwindel, der Glaube, die in ihren Grundelementen aufgelöſte Menſchheit könne ſich im Bürgerthum einer gleichberechtigten Verbrüderung wiederfinden. Ach der Wahn iſt ja blutig gebüßt! Laßt mich der Schmerzen nicht gedenken, die es mich gekoſtet, Tochter des Mannes zu ſein, der ſich in der Rolle gefiel, Bürger Egalité zu heißen. Ich war von Kindheit auf Demoiſelle d'Orleans genannt, als ſolche in allen Reizen und Verwöhnungen der raffinirten Geſellſchaftswelt erzogen. Plötzlich, als mein Vater, der Herzog, an den bäuriſchen Manieren der Jakobiner Wohlgefallen fand, mußt' ich mich eine Tochter des Volks nennen. Ich war zu jung, um mich zu widerſetzen, aber ich ſehnte mich hinweg aus dem Machwerk dieſer gefährlichen Lüge, und Edward wurde meine Zuverſicht, mein Retter aus Verzweiflung und Noth.

Caſtlereagh. Als Bürger Fitzgerald?

(Das Bild mit der Tapetenthür öffnet ſich, Fitzgerald erſcheint im offnen Rahmen.)

Pamela. Vom Verſteck unſrer Gitterloge im Theater erblickte ich ihn zuerſt. Seine lebhafte Betheiligung zog Aller Augen auf ihn; er war der Verlacher bei jeder Komödie, ſein irländiſch Herz ſchlug in Flammen auf, ſeine helle Stimme wirkte belebend und zündend bei jedem Wort das an den Menſchen im Menſchen appellirt; ein Echo aus hundert Kehlen im Hauſe antwortete ihm. Er beſuchte täglich, wie wir ſelbſt, mein Vater und ich, das Theater. Mitten im Umſturz aller Säulen, die bis dahin die Welt gehalten, floh man Abends den dunklen Ernſt des Tages; mein Vater ſuchte Erholung, im Voraus Erholung für die Erſchütterung der nächſten Tage! Edward beſuchte mit ihm denſelben Club. Sorglos für ſich, ahnte er für den Herzog einen wilden, tückiſchen Umſchlag der Volksgunſt. Er mahnte, aber ſeine Mahnung verklang. Mitten im Gewühl des ſtürmiſchen Volkes ſtand ich plötzlich wie eine Salzſäule von Schmerz erſtarrt, als Edward meine Hand ergriff und mich fortriß. Der Strom der Menge kam vom Schaffot zurück, wo das Haupt des Herzogs gefallen war. Ich ſtand und blickte ſtarr hinaus in den Sturm der lärmenden Bewegung. Ich hatte es nicht glauben wollen, war hinaus auf die Gaſſe geſtürzt, bis die unerbittliche Wahrheit mich faßte und erſtarrte. Der Schreck, das Grauen, mußten lesbar auf meinem Antlitz ſtehen, denn die Menge bog vor mir aus, der Tumult erſtarb um mich her, bis die Scheu vor der Tochter des ſo eben gefallenen Mannes in neuen Zorn umſchlug. Der Strom wälzte ſich über mich fort, da erfaßte mich Edward's Arm; er zog mich aus dem Gewühl und rettete mich vor den Wuthausbrüchen des Volks. Seine helle Commandoſtimme hatte auch hier das Signal gegeben, wie im Luſtſpiel zur allgemeinen Heiterkeit, ſo hier unter dem Blutgerüſt einer grauſen Wirklichkeit. Er führte mich von der Schauderſtätte der Erinnerungen hinweg, er ward mein Retter aus Tod und Verzweiflung. Ich meinerſeits glaubte ihn vom Wahn, der mir den Vater geraubt, retten zu können, und die dunkle Angſt ſagt mir jetzt, daß nach Jahren des Glücks die alten Schreckgeiſter wieder auftauchen, wieder umgehen und neue Opfer in ihren Blutbann ziehen. Ich habe aufgehört, Edward's ganze Seele zu füllen, ich bin ausgeſchloſſen von den Geheimniſſen ſeiner Plane; aber ich höre, ich ſehe, ich fühle mit allen Sinnen um mich her das namenloſe Werk, die unheimlich geſchäftige Thätigkeit von fürchterlichen Händen, die den Boden unterwühlen —

Caſtlereagh. Um neue Opfer dem Abgrund, der ſich nie ſchließt, zu überliefern! Der Wahn hat Euch den Vater gekoſtet, Mylady. Es iſt derſelbe Wahn, der auch bereit iſt Weib und Kinder zu opfern; ihm iſt nichts heilig genug. Rette ſich wer kann, und wer noch heilige Pflichten für ſich, für die Seinigen kennt!

Pamela. Ihr entſetzt mich, Mylord!

Caſtlereagh. Freiheit, Brüderlichkeit, Gleichheit! England bietet ſeine Freiheit, und Irland verſchmäht ſie. Es bietet ihm Brüderlichkeit, wie ein älterer Bruder dem jüngern ſie zu bieten hat, und Irland ruft bis zum Schwindel des Wahnſinnes: Nieder mit der Ungleichheit unter Menſchen! Die Frauen, Mylady, ſollten ſich waffnen gegen ſolch Verlangen! Die Frauen wählen nach ihrem Herzen, ſie können nicht in das Geſchrei nach Gleichheit einſtimmen. Die Frauen *lieben*, und damit ſcheiden ſie den Gegenſtand ihrer Liebe von Millionen ab, die nicht werth ſind, nach der Krone ihres Herzens zu ringen. O daß ſie lieben konnten, ohne der Illuſion einer erſten Aufwallung ihr ganzes Selbſt für immer zum Opfer zu bringen! O, daß ſie ſich ſagen konnten, der Augenblick der Wahl, die Leidenſchaft des Momentes konnte fehlgehen, und die eine Wahl, die eine Täuſchung dürfe nicht bindend ſein für eine lange Ewigkeit voll Irrthum, Selbſtqual und Reue!

Pamela. Wie meint Ihr das Mylord? Wie verſteht Ihr das Frauenherz? Hätte Euch jemals über den Reiz des

Augenblicks hinweg ein weibliches Weſen ein Gefühl von Liebe gegeben: o dann wüßtet Ihr, wie in dieſem Augenblick das ganze Gewicht einer Ewigkeit hereinbricht über das Menſchenherz, der Zauber einer unſterblichen Empfindung Euch hält und trägt mitten im Wandel aller Vergänglichkeiten!

Caſtlereagh (niederſtürzend vor ihr:) Pamela, ich fühl' es, fühl' es zum erſten Mal mit der ganzen Gewalt eines Unſterblichkeitsglaubens, mit der heiligen Ahnung einer gottgeweihten Ewigkeit. Wie ich Euch liebe, iſt noch kein Weib von mir geliebt. Nebel ſinken vor meinen bisher umflorten Blicken, zum erſten Mal erfaßt mich das Gefühl der Heiligkeit des geliebten Weſens; ich fühl's an den Schauern eines ewigen Gerichts, die über mich hereinbrechen mit dieſem Bewußtſein, — Pamela, ich liebe Dich!

Pamela (zurücktretend:) Mylord!

Caſtlereagh. Wie ich vor Dir kniee, Pamela, im Staube vor Dir liege, ſchwebſt Du über mir, ein Bote des Lichts, ein Seraph, der mir die Fackel eines neuen beſſern Daſeins zündet! Ich wachſe, ich fühle die Flügel, die mich zu einem reineren Daſein erheben, Du läuterſt mich mit Deinem Licht!

(Er ergreift Pamela's Hand.)

Pamela. O mein Gott, welche Prüfung!

Caſtlereagh. Pamela, ein Blick Deines Auges, daß Du mich nicht verwirfſt, nicht verachteſt!

(Pauſe. Die Tapetenthür oben ſchließt ſich; Fitzgerald verſchwindet.)

Pamela. Steht auf, Mylord; Ihr kniet vor dem Weibe eines Andern, und Gottes Augenlicht blickt auf uns herab; es könnte ſich das ewige Gericht, das Ihr anruft, über Euch und mich vollziehen!

Caſtlereagh (aufſtehend, ihre Hand feſthaltend:) Mylady, verfügt über mich, über mein Leben, meinen Tod! Verfügt über Alles, was ich vermag —

Pamela. Rettet Edward! Das vermögt Ihr, denn er iſt nicht ſchuldig vor Englands Geſetz!

Caſtlereagh. (Er läßt ihre Hand los.) Was ich vermag, Mylady, ſoll geſchehen; ich gelobte es. Aber über die Möglichkeiten hinaus reicht meine Macht nicht. Ein Chaos bricht über uns herein: wer will noch Freund und Feind ſondern im wilden Gewirr, im blinden Krieg Aller gegen Alle! O daß mir ein Stern leuchtete, der Stern Eures Auges, der Stern der Gnade drüber hinaus und hinweg über Tod und Untergang, und mir ein Anrecht bliebe, Euch rettend meine Hand zu bieten!

Pamela. Ueber Tod und Untergang hinweg, Mylord, reicht ein Verzweifelter die Hand zum Bunde, aber nicht über die Hölle hinweg. Deren Abgrund liegt zwiſchen uns. Was Rauſch iſt, Mylord, Rauſch in der Freiheit, ſagtet Ihr nicht ſo? das ſei vergänglich! Was Rauſch im Gefühl der Männer iſt, Mylord, wird nicht minder vergänglich ſein. Vergeſſen wir dieſe Schwäche; dieſe Anwandlungen ſcheinen mir ſehr vergänglich.

(ab.)

Siebente Scene.

Caſtlereagh allein; gleich darauf Fitzgerald.

Caſtlereagh. (Pamela nachblickend.) Scheinen ſehr vergänglich? Sind ſie es auch? Dann iſt es lächerlich, an Wahrheit und Treue zu glauben, dann gibt es keine ewigen Gefühle, keine Empfindung, die auf ein Jenſeits weiſt, dann iſt alles nur vorüberfliegender Sinnenreiz! — Ueber Tod und Untergang hinweg reicht man die Hand zum Bunde, aber nicht über die Kluft hinweg, die die Hölle wirft? — Was iſt Hölle? Ein tückiſches Ungefähr zuſammentreffender Dinge, deren jedes noch nicht Tod und Untergang bringen würde! Und den Retter ſoll ich ſpielen? — Ich gelobte es. Ich würde das Gelübde nicht halten, könnt' ich den Himmel hinwegſpotten, der mir wie eine ewige Sonne glänzt in ihrem Beſitz! — Beſitz? Wer beſitzt ſie? Kann eine freie Perſönlichkeit Eigenthum eines Andern ſein? Thorheit, das freie Selbſt eines Menſchen zum Sklaven, zur bloßen Sache zu machen! Aber ſie fühlt ſich gebunden an ihn! — So lange das Gefühl dafür, der Glaube daran dauert, ja. Aber der Gatte, der ſogenannte Beſitzer, hat Anſprüche, heilige Anrechte nach der Meinung der Welt. Sie füllt ſeine ganze Seele! — Wer ſprach hier mit? Was bewegte ſich hinter mir? Die Bilder der Ahnen an der Wand? Waret Ihr Zeuge, Ihr armen ſtummgewordenen Schatten? Was habt Ihr noch mitzuſprechen, Ihr, die Ihr längſt zur Ruhe gingt? Du ſtrenger Rächer dort oben, greiſes Haupt des Hauſes, ſieh, wie bleich Du ſchauſt! Oder wie? Zitterte Deine Geſtalt, ſchüttelte Deine Stirn ihre Locken, wie ich die Hand nach ſeinem Weibe, nach dem Weibe ſeines Enkels ſtreckte?

(Fitzgerald tritt durch die Mittelthür.)

Ha! Hinweg von dieſem Ort! Der alte Ahne in junger Geſtalt! Hinweg, hier hab' ich nichts mehr zu ſuchen.

(Er will an Fitzgerald vorbei zur Thüre.)

Fitzgerald. Halt! Nicht über dieſe Schwelle, oder Ihr müßtet ſie denn fliehen wollen. Feige fliehen im Bewußtſein, den Altar des Hauſes entehrt zu haben.

Caſtlereagh. Mir das?

Fitzgerald. Euch das! Warum nicht? Und für Euch doch wohl weder ſo ganz unerhört, noch ſo ganz neu! Eine Kleinigkeit in Abrechnung bringen; eine kleine Sünde im Facit mehr, was thut's?

Caſtlereagh. Mylord, was beliebt?

Fitzgereald. Ich habe Euch Fragen vorzulegen.

Caſtlereagh. Ich werde zu Gebot ſtehen.

Fitzgerald. Ihr werdet mir ſtehen, dafür ſteh' ich Euch. — Wir ſprachen uns nicht ſeit der letzten Parlamentsſitzung. England bietet Irland den Krieg. Wer war es denn, der mir Pitt's Willfährigkeit betheuerte, Pitt wolle Irland gerecht werden, ſeine Forderungen zur politiſchen Mündigkeit gewähren? Iſt das Standrecht der Anfang der Segnungen, welche Ihr verhießet? Ihr gabt Euer Ehrenwort, daß Pitt Gutes mit Irland vorhabe!

Caſtlereagh. Der Zweifel an meinem Ehrenwort wäre eine Beleidigung, Mylord, —

Fitzgerald. Halt! Ich verlange Aufſchluß, bevor ich das Recht habe, zu beleidigen. Iſt die Kriegserklärung der Anfang der Segnungen, die England der grünen Inſel bietet?

Caſtlereagh. Das Kriegsſtandrecht iſt das Mittel, Diejenigen zu beſeitigen, die den Segnungen hinderlich ſind, mit welchen William Pitt Irland zu beſchenken bezweckt. Kann Euch das Wunder nehmen? Sagtet Ihr nicht ſelbſt: Man nehme an, die Verſchwörung ſei da; man handle ſo als ſei der Vorabend zur Empörung gekommen; man thue ſo, und komme dem Umſturz zuvor! Die Hinderniſſe beſeitigen, iſt ein Mittel zum Zweck, ein Mittel der Gewalt: zugegeben; aber ein geſetzlich zugeſtandenes Mittel.

Fitzgerald. Nur ſchwierig in der Durchführung, Mylord; ſchwierig nach dem, wie zwiſchen England und Irland die Dinge ſtehen. Es wird zu Mißverſtändniſſen führen; man wird Mittel und Zweck verwechſeln, man wird wähnen, das Mittel ſolle Zweck und Ziel ſein zu größerer Knechtung der Inſel. Ihr wollt das Volk entwaffnen; aber das wird täglich blutige Händel geben, die bewaffnete Macht wird ſich im ganzen Lande, in jedem Dorf, in jeder Hütte in tauſend kleine Feldzüge verwickelt ſehen. Oder es müßte denn zu Pitt's Weisheit gehören, die Bauern — erſt im Kampfe recht gut einzuſchulen!

Caſtlereagh. Ihr ſeid ein Meiſter im Scherzen, Mylord, Irländer durch und durch.

Fitzgerald. Wenn Ihr Engländer genug ſeid, Mylord Staatsſecretär, ſo bitt' ich, gebt bei der Forderung allgemeiner Volksentwaffnung zugleich eine Erklärung, **welche** Waffen als hochverrätheriſche gelten ſollen. Der

Schilleleh, der eiſenbeſchlagene Knüttel, iſt in Irland, wie Ihr wißt, die volksthümliche Waffe; damit ſchlägt das Volk ſeine kleinen Schlachten in jeder Schenke, auf jedem Jahrmarkt. Dieſe Waffe wächſt dem Irländer in's Haus, der Knüttel ſitzt ihm am Handgelenk wie angeboren. Iſt der eiſenbeſchlagene Prügel Hochverrath, ſo nimmt er Kupfer zur Löthung des Stocks.

Caſtlereagh (lachend.) Unvergleichlich ſcharfſinnig! Ihr macht einem Advocaten alle Ehre, Mylord. (Ernſt.) Es wird uns auf ein Paar Raufereien mehr nicht ankommen, die Gefängniſſe werden ſich füllen.

Fitzgerald. Bis ſie übervoll ſind und berſten! Ihr verbietet dem gemeinen Manne das Feuergewehr, das ſich ihm ohnedies von ſelbſt verbietet, denn das Volk führt keine Flinten in ſeiner Armuth. Ihr gebt mit der Entwaffnungsbill der Muthmaßung Raum, Englands Soldatesca wolle blos mit Prügeln bedient ſein.

Caſtlereagh. Sehr luſtig, bei Gott, Ihr ſeid erfinderiſch in Scherzen für das Volk!

Fitzgerald. Mylord, ich bin ſehr wenig zu Scherzen aufgelegt; ich frage noch einmal: Will England in der That die Inſel wie einen Kriegsfeind behandeln?

Caſtlereagh. England fragt nie, Mylord! Pitt ſpielt nicht, er handelt; er macht nicht Vorſchläge zur Kurzweil, er will Irland gründlich reformiren.

Fitzgerald. Dann ſollte William Pitt bedenken, daß es auch blutige Mißverſtändniſſe gibt; William Pitt, oder wer ihn vertritt, wird für das Blut, das fließen wird, verantwortlich ſein.

Caſtlereagh. Zuvorkommen, Mylord, dem Blutvergießen, dem Umſturz, der Revolte, dem Hochverrath zuvorkommen und ſie entkräften, das will und wird Pitt. Doch wozu länger Wortſtreit! Irland weiß was England will. Ich bitte, erlaubt —

(Er will ſich empfehlen.)

Fitzgerald. Noch Eins, Mylord! Wenn England mit Irland im Klaren zu ſein glaubt; wir Beide, Ihr und ich, ſind noch nicht mit einander fertig. Ich fordere von Euch perſönlich Genugthuung, fordere Euch auf Waffen, die Ihr ſelbſt wählen mögt und deren Führung Ihr nicht für Hochverrath erklären werdet; ich fordere den Cavalier in Euch!

Caſtlereagh. Für welche Beleidigung?

Fitzgerald. Für die Ehrverletzung, die hier auf dieſer Stätte mir geſchah.

Caſtlereagh. Mylord?

Fitzgerald. Ihr habt als Freund des Hauſes die Ehre dieſes meines Hauſes, mein Recht als Gatte verletzt!

Caſtlereagh. Beweiſe?

Fitzgerald. Thorheit, Beweiſe zu fordern; noch thörichter, ſie liefern zu wollen! Der verletzte Gatte fordert Genugthuung, weil er ſich verletzt *glaubt*; ſein Glaube genügt ihm.

Caſtlereagh (für ſich.) Und ich muß hier *noch* den Retter ſpielen! (Laut.) Mylord, wer klagt mich an, und weſſen bin ich geziehen?

Fitzgerald. Ich bin hier Kläger und Rächer in Einer Perſon. Ihr müßt an ſehr leichte und ſchnelle Triumphe

Frauen gegenüber gewöhnt ſein. Mir genügt die Abſicht; ich räche den bloßen Verſuch, den bloßen Verdacht, die Ehre meiner Frau zu kränken. Nennt die Waffen! Schußwaffen?

Caſtlereagh. Wie Euch beliebt, zu jeder Stunde; nur fordern die nächſten Tage meine Pflicht.

Fitzgerald. Mich ſelbſt binden Pflichten, die wichtiger ſind, als die Beleidigung meiner Perſon an Euch zu ſtrafen; aber die Ehre einzulöſen behalt' ich mir vor als das Koſtbarſte! Ich löſe ſie ein, ſo ſicher als Ihr die Eurige zu wahren habt.

Caſtlereagh. Seid deſſen gewiß, wir treffen uns!

Fitzgerald. Treffen uns, deß ſeid gewiß!

(Sie ſalutiren. Caſtlereagh ab.)

Achte Scene.

Fitzgerald allein; dann ein Diener.

Fitzgerald. Nur Blut kann hier ſühnen! Erſt aber will ich Irland, dann mich ſelber rächen. Ein Schleier des tiefſten Schweigens decke dann das Unglück, daß zwei Herzen, die ſich heilig geliebt, ſich auf ewig anzugehören glaubten, ſich für unantaſtbar gewähnt, — in ihrem Glauben erſchüttert werden konnten. — Eine todte Stelle hier in meinem Innern? Nein, noch nicht, noch nicht erſtorben, und ich dünge ſie mit Blut. Ich hielt Pamela's Herz für zweifellos, ihre Atmoſphäre für gefeit, ihre Geſtalt für unnahbar. In dieſem Glauben beſtand mein Glück. Beruhte mein Glück und mein Glaube auf Hochmuth? — Der Feind hat mich ausgefunden auf dem Punkte, wo ich ſterblich bin.

(Der Diener bringt einen Zettel mit leiſem Bericht.)

Fitzgerald (öffnet den Zettel.) Haſtig mit Bleiſtift geſchrieben — von dem Herrn, der ſoeben den Saal verließ?

(Der Diener bejäht und geht dann ab.)

Hier und eben jetzt im Vorſaal geſchrieben? Caſtlereagh's Hand ohne Unterſchrift! (Er lieſt:) „Mylord, die Regierung „wird Sorge tragen, daß ſämmtliche Häfen im Süden des „Landes Euch offen ſtehen. Verlaßt Irland, räth Euch ein „Wohlmeinender, verlaßt Irland bis die Kriſis vorüber iſt!" — Er will den Warner ſpielen, gutgemeinten Rath geben! Vielleicht um meiner Rache zu entgehen? — Gefehlt, Mylord Staatsſecretär; Ihr ſollt mir ſtehen, ich weiche nicht! — Irland verlaſſen, Pamela verlaſſen, im Moment der Noth und Gefahr? — „Bis die Kriſis vorüber iſt!" — Schön ausgeſonnen von der Diplomatie und Staatsweisheit! — Ein Vorſchlag zur Flucht: — wo nicht, vielleicht das erſte Opfer des Kriegsſtandrechts? Jetzt gilt's, jetzt, Irlands Sohn, waffne Dich ganz in Stahl, zeige Dein Antlitz in Deiner ganzen Strenge! Die Sache will's und die Welt iſt reif zur Entſcheidung. Kommt jetzt heran, Ungethüme, langgebändigte! Oeffnet Euch, Ihr aufgeſtauten Schleuſen des Grolls! Brecht, Ihr Dämme, und ergießt Euch in Wuth? Schüttele endlich Dein Schlangenhaupt, Nemeſis, und entlaß die Sturmvögel, die in Deinen Locken niſten! Geiſter der Rache, langſam aufgenährt und großgezogen, ſteigt hervor aus Euern Höhlen! Und Du, Elend meines Irland, Du Jammer meines Volks, — Du haſt lange geharrt, lange gefaſtet, — kommt Alle und ſättigt endlich mit Grimm Eure Gier! England will es! Jetzt, Ihr Männer der Vereinigten im Verborgenen, jetzt bin ich Euer, und Du, Frankreich, gib Dein Zeichen mit dem Donner Deiner Kanonen!

(ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Fünſter Act.

In den Ruinen eines Kloſterhofes. Nacht. Zur Seite zwiſchen Geſtrüpp und Gemäuer ſteckt eine Fackel im Boden. Verhüllte Männergeſtalten in Gruppen und als einzelne Wachtpoſten auf und abſchreitend.

Erſte Scene.

Fitzgerald, in einen Mantel gehüllt, tritt von links auf; dann rechts Bally Toole und Vereinigte Irländer.

Fitzgerald (für ſich:) Meine Schnellſegler gingen noch vor Abend in See, um das erſte Wachtſchiff der Franzoſen zu erreichen. General Hoche, jetzt ſei wieder mein Freund, für Irland der Helfer in der Noth! Segelfertig, wie Du biſt, haſt Du meinen Willen, den Pact mit Irland in Händen. Ihr Wellen und Winde, Neptun und Fortuna, ſeid günſtig! — Meine geſammten Bauern ſind auf meinen Wink bereit. Antrim hat die Scharfſchützen der ganzen Gegend zuſammengezogen. An die Weißburſchen in Wiklow gingen meine Boten mit dem Anerbieten, in meinen Sold zu treten. Die Eichenherzen von Kildare, eine Schaar friſcher verwegener Burſche, ſtoßen noch dieſe Nacht zu uns und lauern hinter den Hecken auf mein Commando. An O'Leary ging ein Caplan mit der Mahnung, jetzt gelte es, den Altar Gottes und des Volkes zu retten. Während Frankreich glaubt, in Irland für den Verluſt ſeiner Colonien Erſatz zu finden, wird der Norden Irlands für Freiheit, der Süden für ſeinen Glauben fechten: So ſind wir die wahrhaft Vereinigten Irländer! Wer will uns kopflos ſchelten? Weil wir ganz Herz, ganz Seele, ganz Gefühl, hält uns die ſuperkluge Welt für arm an Verſtand. Aber ein bedrängtes Herz auf dem Gipfel der Verzweiflung kann auch verſchmitzt ſein. Liſt gegen Liſt: wohlan, laßt ſehen, wer Sieger iſt! — Hier alſo tagen oder nachten die Vereinigten. Mein Stichwort galt beim erſten und zweiten Poſten.

Wachtpoſten (tritt auf ihn ein.) Halt! Wer da? Die dritte Parole?

Fitzgerald. Irland für immer und das dreifaltige Kleeblatt!

Wachtpoſten. Freund der guten Sache! Paſſirt!

Fitzgerald. Sind Alle beiſammen?

(Er ſpricht leiſe mit dem Poſten.)

(Bally Teele mit einem neuen Trupp eilt von rechts herein; Alle ſtürzen ihm entgegen.)

Bally Teele. Freunde, hörtet Ihr die Kunde? Das Aufruhrgeſetz iſt in ganz Dublin noch ſpät Abends verleſen, zugleich fünf Wohnungen beſetzt, fünf Männer geſucht, aber nur Einer gefunden!

Mehrere. Fünf Männer geſucht? Unſere Fünf?

Fitzgerald. Wo iſt Arthur O'Connor?

Bally Teele. Seine Wohnung iſt durchſucht, ſeine

Preſſen mit Beſchlag belegt, ſeine Papiere verſiegelt, er ſelbſt flüchtig nach England.

Fitzgerald. Wo iſt Wolfe Tom?

Bally Toole. Zu Schiff nach Frankreich.

Fitzgerald. So kommt er mit der Flotte und mit General Hoche zurück. Was weiter? Oliver Bond?

Bally Toole. Gefangen in ſeinem Hauſe; alle Eingänge beſetzt.

Fitzgerald. Napper Tandy? Mac Nevin?

Bally Toole. Beide ſeit einer Stunde auf der Flucht, in die Acht erklärt als Feinde Englands.

Mehrere (ſtürmiſch.) Es iſt Verrätherei im Spiel! Wir ſind verloren!

(Verworrene Bewegung. Fitzgerald tritt unter ſie.)

Fitzgerald. Verrätherei im Spiele? Hört mich, Freunde! Seit Jahrhunderten iſt Verrätherei im Spiel zwiſchen England und Irland! Wen nimmt das Wunder? Und verloren, ſagt Ihr? Wer iſt verloren? Irland? Unſre Sache? Eine Sache die gut iſt vor dem allmächtigen Gott? Niemand iſt verloren, der auf ſich ſelber baut!

Bally Toole. Juſt die Fünf, die geheimen Fünf ſind verrathen, die Seele des Bundes!

Fitzgerald. Die Seele des Bundes iſt Jeder, der ſich ihr verſchrieben hat.

Bally Toole. Der Staatsſecretär erhielt die Kunde von den geheimen Fünf in Leinſterhouſe; er ging dort aus und ein, von Lady Pamela ſelbſt —

Fitzgerald (ſeinen Mantel abwerfend.) Wer zeiht mich und mein Haus des Verraths?

Mehrere (mit der Fackel ihn beleuchtend.) Lord Edward!

Fitzgerald. England wird gut und raſch bedient, wer zweifelt daran! Seien wir ſelber raſch zur That, eh' uns die Liſt umgarnt, die Gewalt uns feſſelt!

Bally Toole. Wär' es nicht beſſer, wir zögen uns zurück, warteten, wie weit England geht und dienten unſrer Sache mit mehr Nutzen im Stillen?

Fitzgerald. Noch warten, Freunde? Bis England ſeine Rothröcke in Maſſe herüberſendet und uns Alle niederhält? Warten bis das Kriegsgericht die Runde macht und ſich an jedem Einzelnen von uns vollzieht? Und nützlicher? Mit der Elle des Vortheils können wir nicht meſſen: Für uns heißt es: Alles wagen, je mehr Alles auf dem Spiele ſteht!

Bally Toole. Mylord, Ihr verlangtet ſelbſt noch Erwägung, Aufſchub! O'Conner hinterbrachte uns Eure Meinung.

Fitzgerald. Gott der Allmächtige weiß, daß ich zum Warten rieth bis alle Mittel erſchöpft wären. Sie ſind erſchöpft, in's innerſte Herz unſeres Herzens greift die Gewalt, der Verrath. Jetzt gilt es, für immer gedemüthigt zu werden oder zu ſiegen ein für alle Mal! Sich freiwillig aufgeben, hieße ſich freiwillig tödten, hieße Selbſtmord begehen. Wohl weiß ich, daß man dem Vaterlande, hat man ihm kein Leben mehr zu bieten, den Tod ſchuldig iſt. Erſt aber ſei das Leben gewagt, um ſeine heiligſten Güter zu ſchirmen. Müſſen Opfer fallen, und ſie werden fallen, ſo fallen ſie nicht nutzlos, ſie fallen dem Gedeihen der guten Sache, und aus allem Unſturz ſteigt der Phönix auf, der alte Gott, der neues Leben ſpendet! Jetzt oder nie. Jetzt, wo Alles auf dem Spiele ſteht, Ehre. Leben, und was mehr iſt, die ſüßeſten und heiligſten Rechte des Herzens, die freventlich am eignen Altar bedroht ſind, jetzt, Freunde, laßt uns die große Prüfung beſtehen, und gen Himmel wie ein Feuerzeichen die Frage aufrichten, ob in dieſem Himmel für Irland noch ein Gott lebt! Ich habe gerungen in den bitterſten Qualen, lange geharrt, ob noch ein Ausweg, noch eine Möglichkeit frei war. Frei, ja vogelfrei ſeid Ihr, wenn Ihr ſie nicht wirklich erkämpft, die goldene Freiheit für die grüne Inſel! England ſtraft den Verſuch zur That wie die That, und ob Ihr ſie jetzt wagt: Ihr ſeid des Gedankens dazu ſchuldig. Eure Häupter ſind verfehmt, nur mit dem Gelingen der That iſt die That ſelbſt gerechtfertigt. Menſchen entſcheiden ſo, Gott anders.

(Gemurmel in der Verſammlung, theils Murren, theils Beipflichten.)

Fitzgerald. Fünf von uns ſind zerſprengt. Was ſind Fünf, wo drei Millionen ihr Recht einfordern? Auch ſind die Fünf nicht verloren, Freunde! Ging O'Conner nach England, ſo ging er dahin, um frei zu bleiben, dort unſerer Sache zu dienen. Ging Wolfe Tone nach Breſt, ſo kehrt er als Geleitsmann mit den Hülfstruppen Frankreichs zurück. Wenn Ihr wollt, ſo erſetzt die Fünf durch neue Wahl, oder beſſer, wählt Einen mit der Vollmacht von Fünfen und ſchaart Euch um ihn, damit er der Gedanke und die Seele Euer Aller ſei und Ihr ihm folgt wie dem Propheten, als er vom Sinai ſtieg, dem Volk das Geſetz verkündend. —

Ich bin fertig, ich bin bereit! Dreihundert meiner Pächter und Bauern ſind bewaffnet. Mein Arſenal in Leinſterhouſe, mit den Waffen aller Art, lange aufgehäuft, — zur Liebhaberei, wie ſie ſagten, aber es war, bei Gott! wie ich's im Stillen betrieb, eine Liebhaberei für den Augenblick, wo Irland ruft und das Volk aufſteht, — mein Arſenal vertheilt ſeinen Vorrath noch dieſe Nacht an die Vorſtädte; das Volk von Dublin wird ſich bewaffnen, die Weißburſchen ſind meines Rufs gewärtig, die Eichenherzen bereit, loszuſchlagen. Zieht Eure Schaaren zuſammen, und mit dem Anbruch des Tages ſtürmen wir das Caſtell, um England Bedingungen zu ſtellen zum weitern Verkehr mit uns, während meine Boten im Süden den Aufruf zu den Waffen verbreiten. Sie werden heranziehen, die Schaaren des Südens, zur Hauptſtadt heranziehen, ſchneller, hoff' ich, als England ſeine Miethlinge herüberſchickt. Unter uns iſt kein Miethling; Jeder warb ſich ſelbſt zur That für's Vaterland. Wir fechten für Weib und Kinder. Unſere Ehre ſteht auf dem Spiele; nur mit Blut können wir ſie einlöſen!

Bally Toole. Und Frankreich, Mylord? Ihr verſchmähtet das Bündniß mit der Republik!

Fitzgerald. General Hoche, mein Freund, iſt mit ſiebzehn Schiffen in See, bringt 15,000 Mann, mit Waffen und Geräth für 40,000. Was Verrath daran iſt, Verrath gegen England: ich nehm' es auf mich, mich allein treffe die Schuld, auf mein Haupt, Freunde, die Rache! Ich zahle den Franzoſen den Sold, heute Nacht noch ſchwimmen ſie heran zu uns; landen ſie, ſo iſt England beſchäftigt und wir können ihm mit den Waffen in der Hand die Friedenspunkte dictiren. Laßt ſie kommen, laßt ſie landen, die Batterien von Dublin einäſchern! Die Kanonen Frankreichs ſollen uns accompagniren, während wir dem ſtolzen Albion unſer Lied vorſpielen, unſre eigne Sache erkämpfen. Gelingt ſie, ſo iſt ſie gerechtfertigt; mißlingt ſie, ſo bin ich allein der Hochverräther,. der Frankreich rief. Aber mit uns iſt Gott, der Hort der Bedrängten! Mit Gott für Irland und unſer Recht!

Alle. Mit Gott für Irland und unſer Recht!

Bally Toole. Und Lord Edward iſt unſer Führer und General des vereinigten Irlands; ihm ein Hoch!!

Alle. Ihm ein Hoch!

Fitzgerald. Zittre, großmächtiges England, das Du Deinen Dreizack über die Meere ſtreckſt, zittre, während Du die Welt beherrſcheſt, zittere wie weiland Rom vor den armen Sklaven daheim, die an Deine Pforte klopften! Irland für immer, Irland und unſer Recht!

Alle. Irland für immer und unſer Recht!

(Alle ab.)

Verwandlung. Leinſterhouſe. Pamela's Schlafgemach mit Gardinenbett, Mittelthür mit Vorhängen, Seitenthür und Fenſter links. Eine Ampel von der Decke herab erhellt mäßig den Raum.

Zweite Scene.

Pamela (im Nachtkleide) tritt auf mit der Kammerfrau, die ihr mit dem Armleuchter folgt. Nachher Fitzgerald.

Pamela (tritt, während die Kammerfrau ſich am Tiſche beſchäftigt, in den Vorgrund). Er kommt nicht; ich ſandte Boten, ſandte Briefe; er iſt taub für meine Klage, meine Angſt. Wo mag er umſchweifen, in welcher Höhle mit den Gefährten Pfeile gegen England ſchmieden? Pfeile gegen Englands meerumſchirmte, felſengepanzerte Bruſt! — (Zur Kammerfrau:) Geh' ſchlafen, meine Gute, ich bedarf Deiner nicht, ich bedarf der Ruhe; die letzten Nächte waren ſchlaflos genug, und die Tage fieberhaft ſtürmiſch. Löſch' das Licht, die Ampel genügt. Sieh nach den Kindern; ach, ſie ſchlafen ſo ſüß!

(Kammerfrau ab. Pamela tritt an's Fenſter.)

Ein ſchwühler, banger Nachthimmel, ſo ſchwühl und bang wie er über meiner Seele hängt. — Lord Caſtlereagh, Ihr gelobtet, ihn nicht zu den Schuldigen zu zählen für das was zur Stunde geſchehen! Was aber geſchah und geſchieht ſeitdem? Drüben der Tumult im Hofe! Im Arſenal, in den Magazinen, in den Kellern arbeitet es wie mit hundert geſchäftigen Händen unſichtbarer Gnome. Hier und da taucht ein Kobold auf, und ſchreckt, ſelbſt wo er freundlich ſein und lächeln will. Edward, wenn Du, wie weiland mein Vater, mit dem Ungeheuern ſpielteſt, bis es Dich verſchlingt! — Ruhe, Ihr gepeinigten Gedanken! Es waltet im Schickſal ein Etwas, das wir nicht ergründen und vielleicht eben nur, weil es uns verſchleiert iſt, anbetend verehren.

(Sie lehnt ſich auf's Bett.)

Schlaf, komm, wohlthuender Gott! Schütte Deinen Mohn über meine Sinne, berauſche mich, wie Padd im Becher, den ihm Bacchus reicht, Lethe trinkt und ſich in ſüße Vergeſſenheit taucht.

(Sie ſchläft ein. Pauſe. In der Ferne ein leiſer Donner. Fitzgerald tritt auf durch die Mittelthür.)

Fitzgerald. Komm nicht zu früh mit Deinem Groll, zürnende Nacht! Die Flotte Frankreichs ſchwimmt auf dem Meere; am Morgen muß ſie landen. Donner des Himmels, komm den Männern der Republik nicht zuvor; vereine Dich mit ihnen, wenn ſie auf die Batterien am Strande und auf Englands Wächter treffen!

(Er ſchreitet vor.)

O ſüßer Raum meines für unantaſtbar gehaltenen Aſyls! Alle Schauer der erſten Brautnacht beben in Deiner Luſt! Ein Rauſch ungeahnter, bangerſehnter Freuden webt um meine Sinne, ein Engelsfittich hebt und ſenkt hier jeden Athemzug und küßt die keuſcheſte der Lippen! — Iſt ſie noch keuſch, dieſe Lippe? noch unentweiht der Gedanke, der ihren Buſen hebt und ſenkt? O Veſtatempel heiliger Frauentugend, wie berückt mich der Zauber, der in Deinem Geheimniß lebt!

(Er tritt an Pamela's Bett.)

Sie ſchläft. So ſchläft die Unſchuld in ihrem tiefſten Gottesfrieden. Und iſt ſie denn nicht ſo rein wie je? Was kann die Lilie dafür, haucht ein giftiges Inſect ſie an? Ach, ſchon die Frage über Schuldig und Nichtſchuldig iſt hier Beleidigung für die Ehre des Mannes; [er unterſucht nicht, er ſtraft ſchon den fernſten Verſuch, einem Zweifel Grund zu geben.] Frauenehre, Du Augapfel, den ſchon ein Stäubchen verletzt! Reiner Spiegel, deſſen Fläche ſchon der Hauch eines fremden Mundes trübt! Dein Heiligthum beſteht im Glauben an Dein unbeſtrittenes Daſein. [Wehe dem Manne, der hier prüfen ſoll; die Unterſuchung wird zur Verſuchung! Darum will ich die fremde Vermeſſenheit rächen, die ſich frech an ſie drängte; das Wagniß ſtraf' ich, gleichviel ob es gelang oder gelingt!] — Wie ſie daliegt, rein und ſchön, eine Geburt der erſten Schöpfungsſtunde. Und doch durfte er vor ihr knien? durfte es wagen, ihre Hand zu faſſen, während ſein Mund Liebe heuchelte? —

Pamela (im Schlafe:) Edward!

Fitzgerald. Sie ſpricht im Schlafe!

Pamela (im Schlafe:) Du liebſt mich nicht mehr; ſonſt wärſt Du eiferſüchtig!

Fitzgerald. O mein Gott, welche Mahnung!

Pamela (im Schlafe:) Geh' nicht weiter, Edward! Tritt ihm nicht entgegen!

Fitzgerald. Ihm? wem?

Pamela (im Schlafe:) Reicht Euch die Hand zum Bunde!

Fitzgerald. Das ſpricht England, das ſpricht Caſtlereagh aus ihr! Ihm die Hand zum Bunde reichen? Vielleicht auch handeln um die Kleinodien des Lebens, um Freiheit und Liebe, uns theilen in ihren Beſitz? — Wenn er mir mit ſeinem Blute genug gethan, — dann vielleicht! —

Pamela (im Schlafe:) Lord Caſtlereagh, Ihr gelobtet mir —

Fitzgerald. Er gelobte ihr, was?

Pamela. Die Zukunft der Kinder zu ſchützen, dies die Bedingung —

Fitzgerald. Die Bedingung? Ein förmlicher Vertrag? — Ob ich ſie wecke, ſie Aug' in Auge offnen Sinnes frage, daß ſie mir Rede ſteht? Dies die Bedingung? — Für mich iſt Blut die Bedingung. So ſei's! Aber erſt räch' ich Irland, dann mich! — Morgen im Strahl der Sonne weck' ich Dich, Pamela! Ich, ich erkämpfe Dir und den Kindern die Zukunft eines freien Vaterlandes! Morgen, Pamela, tret' ich von neuem vor Dich hin und werbe um Dein Herz, morgen im Glanz der Freiheitsſonne!

(Er wendet ſich ab zur Mittelthür. Das Gewitter iſt heraufgezogen und entledigt ſich jetzt in ſtarken Schlägen. Dann Waffenlärm hinter der Scene. Fitzgerald ſteht lauſchend an der Mittelthür.)

Fitzgerald. Horch, Waffengeklirr! — Verrätherei! Das Haus wird beſetzt. Meine Diener wehren dem Eindrang. England, Du biſt ſchnell! Lord Caſtlereagh, kommſt Du mir doch zuvor?

(Er eilt links durch die Seitenthür ab. Neuer Waffenlärm und Donner.)

Pamela (erwachend.) Edward, wo biſt Du? (Sie ſpringt auf.) Edward!

(Die Kammerfrau ſtürzt herein.)

Welcher Lärm! Welch' Getümmel! Iſt es wahr? Das Ungeheure dringt über uns herein?

Kammerfrau. Das Haus iſt beſetzt, die Magazine erbrochen, die Diener entwaffnet, man fragt nach dem Lord! Er war hier, er ſchlich durch das Vorgemach, winkte mir, ruhig zu ſein! Er kam nicht zurück, er muß durch die Seitenthür geeilt ſein! (Sie weiſt auf die offene Thür.)

Pamela. Auf! Den Mantel her!

Kammerfrau. Rettet Euch, Mylady! Man bietet Euch freies Geleit; traut ihnen nicht!

Pamela. Lord Edward's Gattin bedarf keines Geleites. — Eile, den Schleier her! — Ich will ihnen entgegentreten und für die Verletzung des Hausrechts Genugthuung fordern!

(Mit der Kammerfrau zur Mittelthür ſich wendend. Wie Dieſe den Vorhang zurückſchlägt, ſteht das Vorgemach, hellbeleuchtet, voller Soldaten.)

Pamela (zur Kammerfrau:) Rette die Kinder! Ich trotze der Gewalt!

(Beide ab durch die Mittelthur. Donnerſchläge folgen.)

Verwandlung. Ein Hof im Caſtell von Dublin. Im Hintergrunde gehen engliſche Truppen vorüber. Vorn treten Lord Caſtlereagh und Flimmerton auf, von entgegengeſetzter Seite. Das Ungewitter dauert fort, der Waffenlärm ſteigt.

Dritte Scene.

Caſtlereagh und Flimmerton.

Caſtlereagh. Die Vorſtädte ſtehen in Brand. Schlug das Gewitter ein?

Flimmerton. Die Vorſtädter ſteckten ihre eignen Häuſer und Hütten an, ſie ſtrömen in bewaffneten Haufen zu den Inſurgenten. Die Thore der Stadt ſind geſprengt, Schaaren Landvolks mit Piken und Flinten drängen von allen Seiten heran, die Weißburſchen werfen Feuer in die verſchloſſenen Höfe!

Caſtlereagh. Laßt die Kanonen vom Caſtell auf ſie richten, auf dem Markt unter Glockengeläut die Aufruhracte nochmals verleſen; dann hat der Befehlshaber der Truppen Vollmacht, einzuſchreiten; er wird, denk' ich, volle Salven geben. Iſt Leinſterhouſe beſetzt!

Flimmerton. Zu ſpät, Mylord! Ihr zögertet zu lange, trotz der Kunde von den Waffenvorräthen des Lords. Eine Stunde zuvor war das Arſenal geräumt, die Waffen ſind unter's Volk vertheilt, alle herumſchweifenden Horden ſtehen in Fitzgerald's Sold; eine Compagnie Wildſchützen unter Führung des Pächters Antrim iſt ſeine Leibwache.

Caſtlereagh. Iſt der Lady die Schutzwache geſtellt?

Flimmerton. Sie lehnte es ab; Lord Edwards Gattin, ſagte ſie, bedürfe keiner Wache! (für ſich:) Arme Lady, ich konnte nichts für Dich und Irland thun!

(Ein Kanonenſchlag.)

Caſtlereagh. Wer löſ't die Kanonen vor dem Befehl? Sieh hinaus!

(Flimmerton ab.)

Caſtlereagh. Fitzgerald frei! Lady Pamela, Ihr könnt nicht ſagen, daß ich mein Wort gebrochen! Was bis zu jener Stunde geſchehen, ſoll nicht in's Gericht gezogen werden. Jetzt iſt der Aufſtand da, jetzt gilt die Entſcheidung des Schwertes, jetzt gebietet die eiſerne Nothwendigkeit.

Flimmerton. (Zurück.) Es ſind die Kanonen Frankreichs, Mylord! Die franzöſiſchen Schiffe, — die Dunkelheit der Nacht hat ſie gedeckt, — dringen in die Bucht, aber ſie kämpfen zugleich mit Sturm und Wogen, nur wenige feuern auf die Baſtionen. Ein Hauſe Volks ſtürmt die Zugbrücke zum Caſtell.

Caſtlereagh. Die Kanoniere des Caſtells ſeien bereit ſie zu empfangen! Die Schotten halten am Pulverthurm. Wir ſprengen ihn in die Luft, ſind die Brücken überrumpelt! Eile!

(Flimmerton ab.)

Die Kanonen der Republik! Von den Rebellen gerufen, oder freiwillig? Gleichviel, Lord Edward, Euer Kopf iſt verfallen! (Donner.) Zürnender Himmel, komm England zu Hülfe wider Frankreichs Schiffe! Mit dem Volk von Bauern und Schwärmern wird England ſelbſt fertig werden!

Verwandlung. Marktplatz von Dublin; im Hintergrunde das Caſtell mit Thürmen und Baſtionen. Während des Glockengeläutes bewegt ſich ein Volkshaufe mit Tipper, O'Muff und Andern, mit Knütteln bewaffnet, von links her auf die Bühne. Ein Herold mit Begleitern in rothem Talar mit Stab und Schrift tritt von rechts in die Mitte. Später Fitzgerald mit Antrim und Bewaffneten.

Vierte Scene.

Herold, Tipper und Volk; ſpäter Fitzgerald.

Herold. Im Namen Sr. britiſchen Majeſtät, Volk von Irland, höre die Acte des Parlaments von Dublin!

Tipper. Se. Majeſtät lebe hoch, aber nieder mit dem Parlament!

Herold. Im Namen Sr. britiſchen Majeſtät, die den Parlamentsbeſchluß zum Geſetz erhebt, hört den Befehl!

Mehrere. Hört, hört!

Herald. Das Geſetz als Befehl! Irland iſt in Kriegszuſtand erklärt, die Habeascorpusacte aufgehoben, ein Kriegsgericht urtheilt! Jedermann ſtrecke bei Todesſtrafe die Waffen, ſie ſeien irgend welcher Art!

Tipper. Waffen irgend welcher Art? Was nennt Ihr Waffen irgend welcher Art? Hier, von der Art ſind unſere Waffen, ſie wachſen uns in jedem Buſch in jeder Weißdornhecke! Halloh!

Das Volk (die Prügel ſchwingend.) Halloh, hoh!

Herold. Jedwede Waffe, iſt ſie eiſenbeſchlagen, iſt bei Todesſtrafe verpönt!

Tipper. Halloh! Meine iſt mit Kupfer beſchlagen!

Wer will Kupfer beſehen, ſchmecken, fühlen? Das Kupfer iſt von Lord Edward erfunden! Lord Edward Fitzgerald hoch!

(Fitzgerald mit Federhut, Schärpe und gezogenem Degen tritt von rechts auf mit Antrim und Bewaffneten. Der Herold mit Begleitern zieht links in den Hintergrund ab. Kanonendonner aus der Ferne. Alles ſammelt ſich um Fitzgerald.)

Fitzgerald. Volk von Irland, Freunde, Brüder, hört auf mein Wort! Dem König von England alle Ehre, ſein Scepter herrſche! Aber die Aufruhracte des Parlaments tritt außer Kraft vor einem älteren, ſeit Jahrhunderten beſtehenden Geſetz. Dies alte Geſetz Irlands befiehlt jedem Irlandsmann zu den Waffen zu greifen, wird die Inſel vom Feinde beſtürmt. In der Bucht landet der Feind, der Feind Englands! Er ſtürmt die Baſtionen des Caſtells; Ihr hörtet den Donner ſeiner Kanonen! Das Vaterland iſt in Gefahr, jetzt gilt das alte Geſetz, es ruft uns auf zur Nothwehr, zur Selbſtvertheidigung. Freunde, Brüder, wer uns daran hindert, iſt unſer Feind! Wer unſer Recht ſtreitig macht, iſt unſer Widerſacher! Auf, zu den Waffen, Männer Irlands! Meine Boten eilen durch die Inſel und rufen die Milizen zuſammen. Freiwillige ſammeln ſich auf allen Punkten in Stadt und Land, das iſt alter Brauch, altes Recht! Irland für immer! Sanct Patrik für uns! Schaart Euch um mich, es gilt der Welt zu zeigen, daß Irland fähig iſt, ſich ſelbſt zu ſchützen, ſich ſelbſt zu helfen! (Er ergreift die grüne Fahne.) Auf zum Caſtell! Auf ſeinen Höhen und unter dem Donner unſerer eignen Kanonen ſchreiben wir der Welt Geſetze vor! Irland hoch für immer!

Die Menge: Irland und Lord Edward hoch!

(Trompeten und Hörner. Fitzgerald mit Antrim und dem bewaffneten Volk ab. Sturm, Donner und Kanonen, Feldgeſchrei, Waffengeklirr, Trommelwirbel und Hörnerruf hinter der Scene. Auf der Bühne eilen hin und her der bewaffnete Haufen, mit Weibern und Kindern. Der Lärm zieht ſich in den Hintergrund. Donner und Kanonenſchüſſe ſchwächer.)

Schlußſcene.

Im Vorgrund Caſtlereagh und Flimmerton mit bewaffnetem Gefolge von rechts. Dann links Pamela mit der Kammerfrau. Später Fitzgerald, der Herold, O'Leary, Soldaten und Volk im Hintergrunde.

Caſtlereagh. Die Schiffe Frankreichs können nicht landen, ſie ſcheitern im Sturm; der Himmel und ſeine Donner ſind mit England!

Flimmerton. Sie feuern noch unaufhörlich gegen die Landbatterien.

Caſtlereagh. Es ſind Nothſchüſſe, Flimmerton, Signale ihres Untergangs!

(Neuer Waffenlärm mit Hörnern. Flimmerton eilt in den Hintergrund und zurück.)

Flimmerton. Das Caſtell wird vom Volk geſtürmt!

(Er eilt wieder fort.)

Caſtlereagh. Die Schotten auf der Pulverbaſtion werden ihre Schuldigkeit thun!

(Pamela ſtürzt mit der Kammerfrau herein.)

Caſtlereagh (eilt auf ſie zu.) Ihr hier, Pamela, ohne Geleit? Ihr verſchmähtet die Ehrenwache!

Pamela. Edward ſtürmt das Caſtell. Mit der Fahne Irlands ſteht er als Sieger da und wird über Euern Kopf gebieten, Mylord! In ſeiner Glorie werdet Ihr ihn ſehen und ein Act der Gnade, die Ihr nicht übtet, wird vielleicht Euch retten!

(Der Pulverthurm hinter der Scene wird in die Luft geſprengt; eine Feuergluth ſteigt auf; ein Theil des Caſtells ſtürzt zuſammen.)

Caſtlereagh. Die treuen Schotten thaten ihre Pflicht, die Sache Englands iſt gerettet.

(Schaaren Volks kommen fliehend und ziehen vorüber mit Geſchrei.)

Volk. Flieht, flieht, Irland iſt verloren!

Flimmerton (ſtürzt vor.) Die vom Volk eroberten Baſtionen ſind in die Luft geſprengt. Lord Edward ſtand mit der Fahne ſchon auf dem Wall; er ſtürzte ſchwer verwundet nieder!

Pamela. (nach dem Hintergrund eilend.) Zurück! Helft, rettet, Euer Held iſt in Gefahr! — Allmächtiger Gott!

(Auf Gewehren, zu einer Bahre zuſammengelegt, wird Fitzgerald herbeigetragen; Kanonen und Waffenlärm ſchwächer und ferner. Pamela ſtürzt auf die Bahre zu. Der Verwundete wird vorn in der Mitte niedergeſetzt.)

Pamela. Edward, mein Held!

(Sie ſinkt über ihn hin. Pauſe.)

Herold (vom Hintergrunde aus.) Die Schiffe des Feindes ſcheitern in der Bucht. Im Namen Sr. britiſchen Majeſtät, Männer von Irland, ſtreckt die Waffen! Volk von Irland, England iſt Herr der Inſel, England will es, nur England gebietet!

(Während das Volk nach links und rechts hin- und herwogt, ſchließen engliſche Soldaten die Gruppe um die Bahre; Caſtlereagh zur Seite, ihm gegenüber O'Leary.)

Pamela. (Vor der Bahre knieend.) Er lebt, er ſchlägt die Augen auf. Edward!

Fitzgerald. (Sich halb aufrichtend.) Du hier, Pamela, mein Weib! Wo ſind die Kinder?

Pamela. Gerettet, in Sicherheit! Und Du lebſt!

Fitzgerald. Nur um Dir Lebewohl zu ſagen. Du mir treu zur Seite? Ich wußt' es! Ein Dämon verfinſterte mich auf Augenblicke. Pamela, ich habe Dich, ganz mein, wie in den erſten Tagen unſeres Glücks, wo der Strom unſrer verhängnißvollen Liebe alle meine Gedanken verſchlang, alle meine Sinne durchfieberte, meine ganze Seele durchrauſchte.

Pamela. Du ſchloſſeſt mich aus von Deinem Vertrauen!

Fitzgerald. Ich wollte Dein Herz ſchonen, und erkannte, daß Du ſtärker biſt als Du ſchienſt, Deine Liebe mächtiger in Dir als Alles. Ich nicht mehr eiferſüchtig auf Dich? O ich beneidete den Windeshauch, der Deine Wangen küßte! Fliehe hin, Leben, ich ſchmeckte noch einmal Deinen ganzen Werth!

(Umarmung. — Wie Fitzgerald ſich wendet, erblickt er O'Leary.)

Fitzgerald. Ihr da, alter Freund? Die Schüler vom Collegium hatten doch Recht, wenn ſie vom blutigen Morgenroth der Freiheit ſangen. Aber die Sonne der Freiheit bleibt am Himmel ſtehen und wird allen Völkern, auch dem armen Irland leuchten! Eure Hand, Prieſter Gottes! (O'Leary reicht ſie ihm.) Und Antrim todt! Er ſchützte mich vor dem Hieb, der mich vernichten ſollte, aber der Brave ſtürzte todt zu Boden, als die Mine ſprang und uns zerſchmetterte. Antrim ſteht nun bald vor Gott, vor dem höchſten Richter, den er in ſeiner Sache forderte!

(Er erblickt Caſtlereagh.) Ihr hier, Mylord? Wir wollten uns anders treffen, und treffen uns nun ſo! Es kam anders als wir dachten. Ich forderte Blut, Euer Blut, und meines floß. Ich wollte die Hand ſtrafen, die ſich nach meinem Heiligthum ausſtreckte.

Caſtlereagh. Mylord!

Pamela. Flieht, Unglückſeliger, dieſe Stätte: Ihr entweiht den heiligen Augenblick. Ihr, Ihr triebt ihn zum Aeußerſten. Verzweiflung und ſelbſtmörderiſche Reue ſei Euer Loos!

Fitzgerald. Keine Rache, kein Zorn mehr! Der Himmel hat entſchieden. Ich forderte Blut und es ward mir. Das Blut, das vergoſſen ward, mag den Boden bereiten. Mylord, entwaffnet Irland, aber übt keine Rache! Ich bin, ich allein, der ſchuldige Theil. (Er richtet ſich auf.) Hört mich, Ihr Männer Englands, Ihr Richter und Vollſtrecker des Geſetzes! Niemand rief den Feind in's Land, niemand als ich hat Frankreich gerufen! Ich allein bin ſchuldig, Mylord, und ich habe Euer Wort! William Pitt will Irland ebenbürtig machen mit England. Ein Volk und Ein Parlament, Irland gleichberechtigt mit England! Eure Hand darauf, Eure Hand, Mylord!

(Caſtlereagh reicht ſie ihm.)

Ich nehme das Handgelöbniß mit vor den Thron des Ewigen, wo die allmächtige Freiheit gilt und die allmächtige Liebe!

Pamela. O ewiger Himmel, er ſtirbt!

Fitzgerald. Nicht ohne mich noch einmal zu baden im ſüßen Licht Deiner Augen! Ach, den reinen Spiegel Deiner Seele ſollte kein fremder Hauch trüben, — und nun iſt Dein Antlitz umſchleiert, von Thränen verhüllt! Ich aber halte Dich feſt, Juweel, Herz meines Herzens! So ſpricht der arme Padd. Küſſe mich, Pamela! Wie vom Fittich eines Engels bebt Dein Athemzug, — er hebt, er trägt mich hinüber in's ewige Reich! Freiheit! Liebe!

(Er ſtirbt.)

Caſtlereagh. (Nach einer kurzen Pauſe.) Er ſtarb als Soldat. Rührt die Trommeln!

(Unter einem Wirbel von gedämpften Trommeln
fällt der Vorhang.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

[illegible]

Kaiser Friedrich in Prag.

Schauſpiel in vier Acten.

Von

Guſtav Kühne.

(Als Manuscript gedruckt.)

Univ. Bibl.
München

Perſonen.

Friedrich der Dritte, römiſch-deutſcher Kaiſer.
Erzherzog Maximilian, ſein Sohn.
Wlaska.
Ulrike, Tochter Wladislaw's, Königs von Böhmen und Ungarn.
Der Voigt von Prag.
Sebastiano, Leibarzt des Kaiſers.
Florio, Page des Kaiſers.
Wackerbart, Säckelmeiſter des Kaiſers.
Pater Burda*), Erzieher des Erzherzogs Max.
Rolla, Wlaska's Dienerin.
Ein Kammerdiener des Kaiſers.
Deutſche Studenten in Prag.
Kaiſerliche Ritter und Knappen.
Ungariſche Trabanten.

(Schauplatz: Prag. Zeit: 1475.)

---

*) Burda kann auch als Magiſter, ſtatt Pater, vorgeführt werden. Dann haben die Herrn Regiſſeure die entſprechenden Aenderungen im zweiten und dritten Acte zu machen. D. Verf.

4247

her.

Erſter Act.

Erſte Scene.

Platz in Prag. Abenddämmerung. Kaiser Friedrich, Sebastiano, Florio, Wackerbart, Ritter und Knappen, Alle in Reiſekleidern, mit Gepäck.

Kaiser. Nun bringt die Thiere fort, jagt ſie zum Teufel, die Beſtien. So'n böhmiſcher Gaul iſt halsſtarrig, widerſpenſtig wie ein Gemsbock, — wie's ganze Böhmenland mit ſeinen ſchwarzen Kiefern und Fichten. Straf' mich Gott! (Eine Betglocke tönt. Alle nehmen die Hüte ab und murmeln.)

Einige Ritter. Segn' uns der heilige Nepomuck!

Kaiser. (Seine Mütze wieder aufſetzend.) Er wird uns ſegnen, wenn wir ihm gebieten. Die Heiligen des Landes ſind Dem hold, der's Land in Händen hat. Als ich der Vormund war von Böhmen, da lächelte ſein Bild von Stein. Heut ſtand er trotzig auf der Brücke und ſah mich an, als wollt' er ſagen: Du abgeſetzte Vormundſchaft, ſchutzloſer Schutzvoigt!

Ein Ritter. Die Sonne ging recht dunkelfarbig unter und malte wie mit zornigen Flammen uns ſein Bild.

Kaiser. Ach was! kommt mir nun auch noch mit der Sonne! Sobald Du Glück haſt, lächelt ſie. Und Glück haſt Du, wenn Dir die Macht gehört. Und dann ſind Sonne, Mond und Sterne beſtechlich. Alles iſt zu haben in der Welt. Wär' ich nur Herr im Lande hier! — Doch gut, daß wir vor Nacht noch in's Quartier einrücken. In Deutſchland iſt die Nacht keines Menſchen Freund; in Böhmen ſteckt ſie voller Geſpenſter und Kobolde. (Auf ein Haus deutend.) Hier alſo habt Ihr Euern Herrn und Kaiſer eingemiethet. Ich wollt', ich wohnte auf dem Wiſchehrad. Doch ſtreckt man ſich nach der Decke, — wenn man Kaiſer iſt, erſt recht!

Sebastiano. Ew. Majeſtät gedenken doch nicht lange hier zu weilen?

Kaiser. Je nach dem, wie die Geſchäfte gehn. Man thut was man kann. Man thut etwas, ſo lange man kann, und wenn man nichts mehr kann, dann will man doch noch etwas. Will man nichts mehr — nun ſo begrabt den Kerl. — Habt Ihr die Maulthiertreiber auch bezahlt? — He, Junge, Florio! Schläfſt im Gehen, Bübchen? Seht mir den Burſchen! Hing im Maulthierkorb wie ein welker Strunk, den man vom Markte heimbringt, weil ihn Niemand mochte. Schlaftrunken! Kopfhänger! Jung, Du rührſt uns. Ihr, Säckelmeiſter, gebt ihm doch ein Stück Geld, weil er den Feldzug in die böhmiſchen Wälder ſo tapfer mitmachte. (Leiſe.) Gebt ihm von den italieniſchen Ducaten einen, der gilt hier nicht.

Wackerbart. Hier Freund, 'ne wälſche Nuß.

Florio. Die knackt man hier zu Lande nicht. Ein böhmiſcher Kreuzer iſt mir lieber hier als goldne Florentiner.

Kaiser (lachend.) Der Burſche wird ſackgrob. He Jung, man zahlt Dir doch mit Deiner Landesmünze!

Florio. Ja ländlich ſittlich. In Deutſchland zahlt man deutſch.

Kaiser. Seht mir, er hat ſchon was gelernt im deutſchen Lande. Gebt dem wälſchen Jungen 'nen harten Thaler. — (Zu Wackerbart) — Ihr zuckt die Schultern; nichts mehr im Beutel, was? — Nun, Gott befohlen! So nimm hier meinen Segen. Geh, Kerl, biſt müde. — Bringt ihn ſchlafen. Geht alleſammt, ich folg' Euch nach.

(Wackerbart, Florio mit Gefolge ab ins Haus. Sebaſtiano bleibt)

Kaiser. Nun, Meiſter Medicus, Ihr wollt nicht ohne mich zur Ruh? Ihr Wächter meines Leibes!

Sebastiano. Die Nacht wird kühl.

Kaiser. Ja wohl, für ſpaniſch Blut. Ich hab' 'ne deutſche Seele. Bin zäh und dauerhaft, Gott ſoll mich ſtrafen! (Er huſtet.)

Sebastiano. Ew. Majeſtät, bedenkt. —

Kaiser. Geht nur, ich komm' Euch nach. Macht mir den Inbiß fertig. Und nennt mich nicht. Ich bin der Herr von Habsburg hier zu Lande. Nichts mehr, nichts weniger. Die Majeſtät ließ ich daheim in Deutſchland. Da hängt ſie auf allen Zäunen, in hundert Fetzen, ein zerrißner Mantel! — Ich komme, komme!

(Sebaſtiano ab. Der Kaiſer ſieht ihm nach.)

Zweite Scene.

Der Kaiser allein.

Kaiser. Mein Burſch ein wälſches Kind, mein Arzt ein Spanier!
So zieht der Kaiſer Deutſchlands durch die Welt.
Mein Säckelmeiſter iſt, will's Gott, ein Deutſcher.
Ein mag'rer Kerl — die Form an ihm iſt gut —
Zäh wie der Teufel — hätt' er nur mehr Inhalt!
's geht ſpärlich zu im heil'gen röm'ſchen Reich!

(Die Betglocke tönt. Er entblößt ſein Haupt, murmelt und ſchließt mit den Worten:)

Und gebt dem Kaiſer was des Kaiſers iſt.

(Er bedeckt ſich, geht in den Mittelgrund, ſchaut ſich um;)

Grüß Dich, Du alte Czechenſtadt! Du warſt
Mein eigen ſchon! Da wählten ſie den Polen,
Der auch auf Ungarns fetten Triften weidet.
Und diesmal zieh' ich wie ein Bettler ein.
Bettler? — Nun ja, doch bettl' ich nur um Kronen.
Der goldne Preis, der muß das Handwerk adeln.
Ein Bettler? Nein, ein guter Sämann bin ich,
Der grad' ſein Beſtes in die Furche ſtreut,
Freilich in Ausſicht auf Gewinn. Ich warf
Den Böhmen meinen Sohn in's Land, den Max.
Will ſeh'n, wie dieſe Saat nun aufgegangen.
Er holt ſich Weisheit von der hohen Schule.
Mir ſoll er mehr als Weisheit bringen, denk' ich.
— Da ſchau'n die Mauern des Collegs herüber.
Da alſo hauſt der Max, ſtudirt in Büchern.
Der Jung' iſt brav und ehrlich, ſtraf mich Gott!
Ich denk', die Böhmen lieben meinen Jungen.
Und iſt er röm'ſcher König, findet ſich
Wohl auch ein Land zum inhaltsloſen Titel,
'ne Erbſe für die Hülſe, ſo Gott will
Und Böhmen nichts dawider hat, ja ja!
— Du altes Slawenhaupt voll hoher Pracht!
Du altes, dunkles Land voll Gold und Silber!
Hätt' ich Dich erſt in meinem Schubſack wieder!

(Die Betglocke tönt. Er zieht die Mütze, murmelt und ſchließt;)

— Und gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt! (Ab ins Haus.)

Dritte Scene.

Deutſche Studenten kommen die Straße gezogen, lärmend und ſingend.

Chor der Studenten.

O ich betrübter Freiersmann,
Ich ſuch' nach meiner Braut,
Die ich doch nirgends finden kann,
Iſt ſie mir ſchon getraut.
Du biſt nicht fern, Du biſt nicht nah,
Wo find' ich Dich, Germania?
Germania!

Du biſt nicht ſchön, Du biſt nicht jung,
Und doch lieb' ich Dich ſehr.
Daß ich Dich lieb', iſt mir genung,
Und das betrübt mich ſchwer.
Ich ruf' nach Dir, Du alte Braut,
Ich ruf' Dich ſtill, ich ruf' Dich laut,
Germania!

Ich ſuchte Dich am Donauſtrand,
Und auch beim Vater Rhein,
Ich ſuche Dich im Böhmerland,
An Elbe, Weſer, Main.
All überall Germania,
Und doch nicht hier, und doch nicht da,
Germania!

Ach biſt Du Mumie ſchon, derweil
Mein Herz noch glüht und blüht?
O komm' doch endlich alleweil'
Bevor die Jugend flieht.
Jungfrau, Jungfrau Germania,
Annoch ſind Deine Freier da!
Germania!

(Hinter der Scene wiederholt eine Stimme:)

Jungfrau, Jungfrau Germania,
Annoch ſind Deine Freier da!
Germania!

(Prinz Maximilian, in der Tracht der Studenten, ſpringt aus der Gaſſe auf den Platz und mitten unter den Haufen.)

Max. Vivat Germania, Brüder!

Alle. Vivat, Prinz Max! (Sie umringen ihn ſtürmiſch.)

Max (lachend.) Ich ſtahl mich wieder fort vom Lotterbett.
Mein Pater Burda ſchläft und ſchnarcht. Er träumt
Vom Paradies und von Gott Amors Wundern,
Mit denen er ſein Jenſeits ſich bevölkert.
Er hat gut träumen, er iſt alt und dürr.
Ich aber ſtieg zum Fenſter 'naus, die Wand
Entlang und athme Luft. Da ſchlägt der Hofhund
Laut an, und eh' ich ihm die Kehle würge,
Zerreißt er mir das Wams. Seht her, ſeht her!
Wie'n Lotterbube lief ich durch die Gaſſen.
Doch bin ich frei für dieſe Nacht, und morgen
Ganz früh miſch' ich mich unter das Geſinde,
Noch eh' der Hahn gekräht.

Chor der Studenten.

Jungfrau, Jungfrau Germania,
Annoch iſt hier Dein Freier da,
Germania!

Max (lachend.) Ihr ſingt für mich das Lied. (Ernſt) 'ne alte Schöne,
Bei Gott! das heil'ge römiſch=deutſche Land!
Könnt' ich es faſſen nur mit beiden Armen!
Ich höb' es hoch bis an die Sternenwelt!
Doch hört, im Grunde lieb' ich friſche Wangen.
Das alte Deutſchland grämelt gar zu ſehr.
Und dort im alten finſtern Räuchernеſt,
Wo man ſich Weisheit kauft für theure Jugend, —
Ein ſchlechter Handel! —
Hört, ſaht Ihr ſie nicht wieder?

Einer. Wen, mein Fürſt?

Max. Die räthſelhafte Kleine. Dort, dort wohnt ſie,
Im hohen Erker dieſes ruß'gen Bau's.

Student. Sie lebt mit einer alten Dienerin
Wie Uhu und ſein Kamerad. Mein Prinz,
Wir ließen Euch den Spielraum frei.

Max. Hoho!
Weil Ihr 'ne andre Fährte habt? Wir leben
Auf Raub, weil wir geſetzlich nichts erwiſchen.
Hier, hier! Die Fenſter ohne Licht! — Wer da
Ein Kater wär', den Giebel zu erklettern!
Bei Gott, die Krone dieſes Erkers reizt

Mich mehr als meines Erblands Diadem.
Wlaſka!

Student. Sie geht, wie Eulen, nur des Nachts ſpazieren.
Ihr könnt ſie hier erlauern, kommt ſie heim.

Max. Iſt ſie Minerva's Eule, gut, ſo könnt Ihr,
Student von Prag, um ihre Gunſt wohl buhlen.
Ich geb' ſie preis, ich hab' kein Recht auf ſie.

(Wlaska tritt auf im Hintergrunde mit einer Dienerin, die eine Leuchte trägt.)

Max. Da kommt was hergewandelt. Still, Raubritter,
Wir wegelagern!

(Wlaſka will über die Bühne.)

Max. Sie will in's Haus, ſie iſt's.
Macht einen Kreis, wir wollen ſie umzingeln,
Und ſteht mir bei, ich fürchte mich vor Weibern.

(Die Studenten ſchneiden ihr den Weg ab, ſingend:)

Wir ſind die Könige der Welt,
Wir geben ihr Geſetze! –

Student. Ihr müßt Tribut uns geben, ſchönes Kind.
Gebt jedem einen Kuß der Reihe nach.

(Die Alte ſchreit und will fliehen.)

Alle. Halt, halt! Wer ſchreit, den binden wir.

(Sie ſchließen den Kreis.)

Student. Die Alte ſchreit nur, weil ſie neidiſch iſt.
Sie fürchtet überſehn zu werden.

Wlaska. Bleib, Rolla, bleib!

(Sie ſieht ſich ſtolz im Kreiſe um.)

Wer wagt es, Frauenehre anzutaſten?

(Sie nimmt der Alten die Leuchte, geht feſt und ſtolz im Kreiſe herum. Alle ſchweigen erſchreckt, indem ſie ſo Muſterung hält und vor Max ſtehn bleibt.)

Euch, Herr, vertrau' ich mich. Ihr ſeht mir aus
Darnach, daß Ihr ein Weib beſchützen könnt.
Schirmt mich vor Zumuthungen ſchnöder Art!
Deutſche ſeid Ihr? Was heiſcht die Ritterpflicht,
Die man den Frauen ſchuldet? Soll ich fechten
Für meine Freiheit? Wohl, ſo nehmt den Handſchuh!

Max. Haltet! Hier iſt der meine. Doch bedarf's
Auch deſſen nicht. Ich geb' mein Wort als Pfand.
Gebt Raum, Ihr Herrn, die Dame ſchütz' ich ſelber.

Student. Nun, Gott befohlen, Herr! —
(Lachend zu den andern Studenten:)
Gott Amor mein' ich.
Dem blinden Gott mag er empfohlen ſein,
Der führt ihn ſicher in ein warmes Neſt!
(Die Studenten ziehen ſingend ab. — Wlaſka will gehen.)

Wlaska. Ich dank' Euch, Herr. Gehabt Euch wohl.

Mar. Wlaſka!

Wlaska. Ihr kennt mich, wie?

Mar. Der Wlaſka gibt es Viele,
Bleibt doch des Vaters Name noch verhüllt! —
(Er nähert ſich ihr.)
Könnt Ihr verzeihn?

Wlaska. Verzeihn? Ich hab' zu danken.

Mar. Daß ich Euch ſchützte, that ich dem Geſchlecht,
Das ehren ſoll des Ritters Herz und Hand.
Was ich verbrach an Euch, galt der Perſon.

Wlaska. Verbrach, ſagt Ihr?
(Sie winkt der Dienerin; dieſe entfernt ſich.)
Ihr ſeht, ich ſtaune.

Mar. Ich hab' Euch lange ſchon verfolgt, hielt Euch
Für Beute, wie ſie Abenteurer lieben.
Ich nahm Euch für ein flatternd Ding, 'nen Vogel,
Der rechtlos, heimathlos kein Neſt beſitzt,
Sich fangen läßt, iſt nur der Käfich golden.

Wlaska. Ihr irrt Euch, frei iſt rechtlos nicht. Ich leb'
So ſtill, weil ich den Glanz der Welt mißachte
Und unberührt ſein will vom Lärm des Lebens.

Mar. Ich folgt' Euch lang' auf Euern Wegen. Geſtern
Gingt Ihr zum Dom. Ich wollt' Euch beten ſehn.
Ihr aber ſeid vielleicht zu ſtolz, um Euch
Vor Gott zu neigen. Ihr ſaht Euch trotzig um.
Ihr ſeid zu ſchön, geſchloſſen und vollendet.
Wo Glück und Schönheit Eins, da braucht kein Gott
Vom Himmel erſt zu ſteigen. Ihr tragt ihn in Euch,
Nicht ſchmerzenreich, nicht angſt- und gramgequält,
(Wie er am Kreuz der Welt Mitleid erbittet,)
Rein, ſelbſtgenugſam, Glück und Freude ſtrahlend.
— O wendet Euch nicht fort. Ich könnte beten,

Derweil Ihr ſo im Glanz des dunkeln Aug's
Euch zu mir neigt. Fürwahr, ich habe Andacht,
Drum haltet ſtill und laßt mich tiefer ſchaun.
Ich fühl's, wie ſchwer ich an mir ſelbſt geſündigt,
Euch ſo zum Spiel nur in Eur Aug' zu blicken,
Wie ich gethan, naht' ich zufällig Euch.

Wlaska. Darf ich nicht wiſſen, wer Ihr ſeid?

Max. Was Name!
Ich bin ich ſelbſt, ein Menſch aus Gottes Hand,
Von Gottes Gnaden, wenn Ihr wollt — und Ihr?

Wlaska. Von Gottes Ungnad, könnt' ich eher ſagen.

Max. Wozu ein Aushängſchild, das man den Gaffern,
Die nie ſich um den Inhalt gern bekümmern,
Hinhält.

Wlaska. Den meinen wißt Ihr doch!

Max. Hab' ihn
Erlauſcht, als Ihr mit Eurer Dirne ſpracht.

Wlaska. So lebt denn wohl, bis ich den Euern zu
Erlauſchen Luſt bezeige. Lebt wohl, Herr Unbekannt.

Max. Ich heiße Max.

Wlaska (ſpottend.) Der Maxe gibt es Viele,
Bleibt doch des Vaters Name noch verhüllt.

Max (ſcherzend.) Mit meinen eignen Waffen wollt Ihr fechten?

Wlaska. Für ebenbürtig halt' ich Euch, Herr Max,
Und ſchlag' Euch in die Flucht mit gleichen Waffen.

Max. Beſiegt nennt mich, nicht in die Flucht geſchlagen.
Und wollt Ihr im Triumph von dannen ziehn,
Ich folg' Euch als Gefangner nach. Darf ich?

Wlaska. Genug des Spiel's! Ich bin zu ernſt zum Spielen,
Und Ihr — Ihr ſeid zu ſpieleriſch zum Ernſt.
Gehabt Euch wohl, Herr Max.

Max. Wlaska!

(Wlaska wendet ſich im Abgehen und ſtreckt ihm die Hand entgegen. Er eilt auf ſie hin und küßt ihre Fingerſpitzen.)

Wlaska. So lebt denn wohl auf Wiederſehn!
Am Tag beſucht Ihr mich. Ich wohne hoch,
So hoch, Ihr könntet dort nach Sternen ſuchen.

Max. Nach Deinen Augen ſuch' ich, holder Stern!

(Wlaska geht ins Haus.)

Mar. Ich bin beſtraft. Der Pfeil hat mich getroffen.
Ich lockte ihn zum Spiel aus dem Geſchoß,
Nun ſitzt er feſt und brennt. (Oben iſt Licht.)
Dort brennt's im Stübchen.
In ihrem Herzen brennt es nicht, ſie iſt
Sich ſelbſt genug, unbeugſam ſtolz und feſt.
Drum eben lieb' ich ſie. Ernſt wird das Spiel.
Du Krone dieſes Hauſes wirſt mein Ziel.
Laß dich erfaſſen, laß mich König ſein!
Glück, leuchte mir mit deinem Sternenſchein. (Ab.)

Vierte Scene.

Halle in der Wohnung des Kaiſers. Der Kaiser kommt mit Florio, den Knaben an der Hand. Gleich darauf Sebastiano.

Kaiser. Sieh, Burſch, was biſt Du trunken, rein vor Schwäche.
Steh, Junge! Ganz betäubt. — Da ſetz' Dich nieder.

(Er hat ihn zu einem Seſſel geführt. Florio ſinkt ſchlafend zuſammen.)

Die liebe Sünde, ſtill und fromm wie Unſchuld!
Man hat ihn mir aus Wälſchland nachgeſchleppt.
Man trägt uns Alles nach, ſelbſt unſre Liebe.
Gutmüthigkeit war ſeiner Mutter Schwäche,
Dafür muß ich zum Lohn leichtgläubig ſein.
Du lieber Gott, die Unſchuld weiß von nichts.

(Sebastiano tritt ein.)

Gebt mir 'nen Tropfen von dem Balſam ein,
Der hier das kleine Hirn zu ſchwer bewältigt!

(Sebastiano zuckt die Schulter.)

Ihr trauriger Baſall des Henkers Tod,
Nichts könnt Ihr hindern, und auch ſchaffen nichts,
Ihr Arzt, Ihr Mittelding von Macht und Ohnmacht!

(Er ſchleicht huſtend und gebückt über die Bühne und lehnt ſich erſchöpft auf das Ruhebett.)

Sebastiano. Wie lang' gedenkt Ihr hier in böhm'ſcher Luft —

Kaiser. Ihr wollt mich immer nach dem Süden ſchleppen.
Ich hab' hier Staatsgeſchäfte, Menſch, ich wart'
Auf Kund' aus Ungarn von dem Wladislaw.

Die Tochter Ungarns will ich mit dem Max
Vermählen. Machte ſelbſt den Vorſchlag. Schickt er
Das Kind, ſo zieh' ich gleich, wohin Ihr wollt.

(Huſtet und keucht ſehr heftig.)

O, o, gib mir Geſundheit, Freund, Geſundheit.
Befiehl, ſei Herr, ich bin gehorſam Knecht.
Ein Roß, das wild, beißt ſich die Adern auf.
Es heilt ſich ſelbſt. Der Menſch nur hilft ſich nicht.
Er will der Weiſe ſein und bleibt der Thor.
Gib mir vom Ueberfluß in der Natur.
Was hier zuviel, iſt anderswo zu wenig.
Das Thier, der Stein lebt beſſer und vernünft'ger.
Bring' Ordnung ins Gewirr des tollen Lebens.
Kein Mittel gegen Tod? Dann laß Dich hängen.

Sebastiano. Ew. Majeſtät bedürfen Ruhe, Ruhe.

Kaiser. Tod forderſt Du für Leben. Ruh' iſt Tod.
Das Dein Recept? Pfui, ſchäm' Dich, kluger Mann.
Haſt das Naturreich ein- und ausſtudirt
Und willſt am Menſchen Tod mit Tod curiren!
Ich will nicht ruhen, leben will ich, leben.

Sebastiano. Der Wille liegt im Streit mit Eurem Können.

Kaiser (tief ernſt und ergriffen.)
Ja, wie in meinen Staaten. Heil'ger Himmel!
Ich möchte König ſein, ganz Herr, ganz Ich,
Möchte den Himmel faſſen mit der Hand,
Die Erde unter mir mit Füßen halten.
Die Fürſten machen mir die Erde ſtreitig.
Bin Kaiſer Deutſchlands und faſt länderlos,
Ich lauf' herum und ſuche Unterkunft.
Und ſitz' ich feſt, dann kommt die Geiſtlichkeit
Herangeſchlichen mit dem Pfauenſchweif,
Macht mir und allem Volk den Himmel ſtreitig.
Ich bin von Gottes Gnaden. Aber ſie,
Sie halten Gottes Gnade feſt in Händen,
Und ſind noch geizig mit dem Himmelsbrot,
So geizig wie die Städte mit dem Gold,
So geizig wie die Fürſten mit der Stimme,
Wie Du mit Deinem Lebenselixir.
Hätt' ich das Bischen zähes Leben nicht
Von ſelbſt, von Gottes Gnade, nun beim Himmel!
Ich konnte längſt bei Euch ſchon Hungers ſterben.

Sebastiano. Der Trank, den ich Euch gab, iſt lindes Oel,
Er wird den Drang der Unruh Euch beſchwicht'gen.

Kaiser. Du friſteſt mich nur hin, belügſt Dich ſelbſt
Wie mich. Mein Uebel iſt ſo einfach doch.
Die Welt iſt ein betrügeriſcher Arzt.
Ich habe Hunger, Menſch, nach Leben Hunger,
Hunger nach Gold, nach Macht, nach Land und Leuten.
Statt mich zu ſättigen, läßt man mich faſten.
Ich möchte herrſchen und muß Handel treiben,
Muß borgen, betteln um die Macht der Krone.
Möchte gebieten über meine Kräfte,
Möchte geſund ſein bis ich wirklich todt —
Und ſchleppe mich ſo hin halb todt, halb lebend.
(Er lehnt ſich auf das Ruhebett.)
Ich bitt' Euch, Medicus, zwingt die Natur,
Beugt mir zu Gunſten ihren ſtarren Sinn.

Sebastiano. Man herrſcht nicht wenn man trotzt, wenn man gehorcht,
Wo die Nothwendigkeit Bedingung iſt.
Fügt Euch in die Geſetze der Natur.
Geſund wird, wer ſich fügt.

Kaiser (halb im Schlaf.) Sich ſchmiegt und biegt?
Verdammt! Das that ich all mein Lebelang,
Und kam doch nie zu Kräften, nie zur Macht.
Doch ſei nur ſtille, Mann, ich hoffe doch
Dies Böhmen zu gewinnen, ſei nur ruhig!
Nicht mit Gewalt, nein, mit Hausmittelchen.
Der Max, der ſoll die Ungarntochter frei'n.
Das gibt uns Grund im Lande. Meint Ihr nicht?

Sebastiano. Ihr nehmt die Edelſteine Böhmens wie
'ne Medicin.

Kaiser. Sie ſoll mir gut bekommen.
Doch ſtill, was ſchwatz' ich da mit Dir, Du Narr!
Quackſalbert nur ſoviel Ihr immer wollt,
Ich lach' Euch aus, bleibt mir Fortuna hold!

(Vorhang fällt.)

Zweiter Act.

Erſte Scene.

Zimmer in Wlaſka's Wohnung, ärmlich und eng; mit einem Fenſter. **Rolla** tritt auf, ſchleicht an die Thür links und horcht. Bald darauf tritt **Wlaska** ein.

Rolla. Schon wach! — Sie legte kaum ſich ſchlafen, und nun ſchon wieder fertig mit der Ruhe, die arme Herrin! So auch mit Speiſ' und Trank, mit alle dem, was Seel' und Leib zuſammenhält, — kaum weiß man's recht, wovon ſie lebt. Luft? Die zehrt, die ſättigt nicht. Von Thränen und von traurigen Gedanken! Ach Gott, davon wird man wohl ſatt, wohl überſatt und lebensſatt. Mir iſt's ein Räthſel, wie ſie ſo beſteht. Ein Weſen höheren Standes hat doch ganz anderes Bedürfniß, andre fünf Sinne. Auch Herz und Kopf ſitzt, glaub' ich, auf ganz andrer Stelle bei den Hohen als bei uns gemeinen Leuten. Ich wär nicht mehr lebendig, wenn ich wie Wlaſka lebte.

(Wlaſka tritt ein.)

Rolla (ihr entgegen gehend und ihr die Hand küſſend)
Schon fertig angekleidet, Herrin?

(Wlaſka ſetzt ſich und winkt der Alten ſich zu entfernen. Rolla ab.)

Wlaska (aufſtehend.) Ich ſchlief die Nacht nicht. Geiſter hielten Wache
Und ſchüttelten mich auf aus wilden Träumen.
Mein Vater, ach! Wir waren ſchon geſtürzt,
Verjagt aus unſren königlichen Hallen.
Wir irrten tief im Thal. Hoch oben ſtand
Das Königsſchloß in dunkelrothen Flammen,
Und über ihm am weiten Himmelsbogen
Ein feurig Norblicht hing die goldne Krone.
Wir kletterten den Felſenpfad hinan
Zum Radſchin durch's Gewirr der bangen Nacht.
Der König vor uns — plötzlich ſtand er oben,
Hell leuchtend auf den Zinnen ſeiner Burg.
Helft, Böhmen, helft! Mein Königsmantel brennt!

So ſchrie er laut und ſtand in lichter Glorie,
Im Flammenmeer, das durch die Lüfte zuckte.
Ich ſank mit Felsgeröll hinab zur Tiefe,
Klomm wieder aufwärts, bis ein jäher Blitz
Mein Haupt zerſpaltet und ich ſinnberaubt
Hinunterſchwindle, und mein eigner Schrei
Mich aufjagt aus dem Traum der wüſten Qual.
— — Du armes Königskind! Die ſchwühlen Bilder,
Die Dir der Schlaf durch Deine Sinne taumelt,
Sind all Dein Erbtheil von der goldnen Zeit,
Da Podjebrad auf Böhmens Throne ſaß.
— O laß doch ab von dieſem Feuerſtrahl,
Und ſieh Dich um in Deiner Wirklichkeit!
Hülle in Dunkel Deine wilden Wünſche
Und kleide Deinen Sinn in ſtilles Schwarz.
Was will Dein Himmel immer noch gewittern,
Wenn Dein Veſuv ſchon längſt ſich ausgetobt!
(Sie ſetzt ſich. Pauſe.)

Zweite Scene.

Max tritt raſch ein. Bleibt auf der Schwelle ſtehn.

Max. Wlaska!
Wlaska (aufſpringend) Herr Max!
Max. Ihr habt es mir geſtattet.
Wlaska. So früh ſchon wach?
Max. Ich ſchlief nicht dieſe Nacht.
Wlaska. Ihr ſchlieft nicht?
Max. Nein, ich ſchwärmte an der Moldau,
Schaut' in den Mond und in die Well' hinunter,
Und dachte nach, wie ſchön die Schöpfung iſt,
Daß doch in ihr ſich ſtets zwei Weſen finden.
Kann ſich der Mond nicht in den Fluthen ſpiegeln,
Was nutzt da oben ihm im leeren Raum
Der Luft ſein einſam freudenloſes Funkeln?
— Und Ihr, Wlaska, was dachtet Ihr die Nacht?
Wlaska. Ihr fröhlich heitrer Mann! — Ich dachte nichts.

Max. Nichts, — nichts? — Das iſt doch gar zu wenig. Nichts
Im reichen, übervollen Strom des Lebens!
Glaubt mir, es gibt nichts, das ein Nichts blos wäre.
Es ſteckt doch etwas ſelbſt im kleinſten Raum.
Und in den Zwiſchenräumen, in den Poren
Der Welt, da ſitzen juſt erſt recht die Götter.
Das iſt griechiſche Weisheit, wie's die Bücher
Uns lehren. Nichts iſt nicht.
Wlaska. — Ich dachte nicht an Euch.

Max. Nun ſeht, das ſagt Ihr mir im vollen Zorn.
Nicht meiner denken, Wlaſka, heißt mir zürnen.

Wlaska (für ſich.) Was drängt er ſich in meines Herzens Stille!

Max. — Ich lieb' Euch, Wlaſka.

Wlaska. Habt Ihr ein Recht dazu?

Max. Ein Recht? — Die Frage ſtellte kein Gelehrter,
So lang' die Menſchheit ſich Geſetze ſchmiedet,
Ketten für Willkür und für wilden Grimm.
Gott ſchuf die Welt. — Ob er ein Recht dazu?
Hat ſie das Recht, zu fragen, ob Er Recht?
— 's gibt einen ſtillen Grundvertrag für Alles,
Was Leben heißt, da gilt nicht Frag' und Antwort,
Und wer nach Recht da fragt, der hat ſchon Unrecht.
Des Daſeins tiefſter Rechtsgrund bleibt Geheimniß.
Gott ſchuf die Welt. Aus Liebe ſchuf er ſie.
Zur Liebe rief er ſie aus Chaosnacht.
Stellt Ihr den Zweck des Lebens erſt in Zweifel,
So zweifl' ich lieber an dem Recht des Zweifels.
— Zu Häupten Euch ſteht hell und ſchön ein Stern.
Zu Euern Füßen blüht in Luſt die Blume.
Er leuchtet und ſie blüht, und Ihr — Ihr lächelt!
Das iſt der ſtille Grundvertrag des Glücks.
Ihr laßt es Euch gefallen, Blühn und Leuchten,
Und fühlt Euch groß im Wunderglanz der Welt.

(Wlaſka wendet ſich ab und ſinkt ſchreiend aufs Ruhebett. Max eilt beſtürzt ihr zu Hülfe.)

Max. Um Gott, was iſt Euch, Wlaſka?

Wlaska (weinend) Ihr ſpottet mein!

Max. Ich Euer ſpotten?
Wenn ich das Recht mir ſichre, Euch zu lieben?

Wlaska (hat ſich ſchnell wieder zuſammengerafft.)
Ihr preiſt den Sonnenſchein des Glücks. Wer ſtill

Und ſcheu in Nacht ſich hüllt, ſcheint Euch verdammt.
Wen nicht der Gott berührt mit ſeinem Stab,
Gilt Euch Verbrecher. Geht, Ihr Schmetterling,
Ihr buhlt um Glück, um Schein und bunten Schimmer.
Was drängt Ihr Euch in meine dunkle Nacht!
Hier iſt kein Spiel des Glücks, kein Farbenglanz,
Hier iſt kein Sonnenſchein voll Luſt und Liebe.

Max. — Nach Regenſchauern ſteigt der Friedensbogen,
Der erd- und himmelwärts die Welt verſöhnt.
(Wie er ſie berührt, fährt ſie zurück.)

Wlaska. — Ich lieb' Euch nicht.

Max (mit Adel und Würde, doch ohne Kälte.)
Wer könnt' Euch zwingen wollen?
Ich wärme mich am Glanz der eignen Flamme,
Die mir ein Gott in meinem Herzen zündet.
Und ob verſchmäht, bin ich doch der Beglückte.
Ihr ſeid nicht reif zum Glück, drum liebt Ihr nicht! —
Seid wie Ihr ſeid, Ihr kränkt nicht mein Gefühl.
Kommt, plaudern wir von minder wicht'gen Dingen,
Sonſt wird uns Herz und Zunge ſchwer.
(Stummes Spiel mit den Augen. Wlaska ſtarrt ihn an.)
Ihr ſtarrt
Mich an, als müßt' Eur Blick mich erſt zerſpalten,
Um mir ins Herz, in eine Felſenkluft,
Zu ſpähn! — (Wlaska ſchweigt.) Lebt wohl, laßt mich von hinnen
ziehn.
Ihr ſtört mich nicht; doch neidet Ihr mein Glück,
Deß Quell Ihr ſeid, ohn' ſeine Kraft zu kennen.
So mag's der Sonne ſein, die Kälte fühlt
Und Wärme weckt im ganzen Kreis der Schöpfung.
(Er reicht ihr die Hand, ohne ſie anzublicken.)

Wlaska. Max!

Max. Wlaska! (Sie ſtürzt an ſein Herz.)

Wlaska. Verzeiht mir, bring' ich Unglück Euch.
Es hängt ein ew'ger Thau an meinen Wimpern.
(Max drückt ſie ſtumm an ſich.)
Unglück iſt doch ein Frevel der Natur!
Es ſperrt den Herzensſchlag, gießt Blei ins Hirn,
Es lähmt den Fittich, hält am Staube feſt.
— Ihr flattert über mir, ein lichter Aar!

Max. Der Aar wird ſeine Beute ſicher tragen,
Kenn' ich Euch ganz, und weiß um Euern Schmerz.

Wlaska (ernſt, ſich ſeinen Armen entziehend.)
Den berg' ich Euch, den ſollt Ihr nimmer tragen,
Ich lieb' Euch nur, ſo lang Ihr mich nicht kennt.

Max. Geheimniß hab' auch ich. Und was ich Euch
Verhehlen muß, will mir kein Glück mehr dünken,
Jetzt, wo ich Euch mit meinen Armen faſſe.

Wlaska. So ſchweigt, und laßt den Zauber ruhig walten,
Der wie ein Bann auf unſern Seelen liegt. —
Dem Gott des Schweigens baute man Altäre.
Ihm laßt uns opfern. Schweigend halten wir
Das Glück, den ſeltnen Gaſt, im Hauſe feſt.

Max. Du ſtolzes Böhmenherz, komm, laß Dich küſſen!
Die Lippenſprache wirſt Du lernen müſſen.
Die Liebe löſt die Geiſter, die gebannten,
Die Liebe ſchmilzt ſelbſt feſte Diamanten.

(Umarmung)

(Nach einer langen Pauſe blickt **Rolla** durch den Vorhang der Thür.)

Rolla (flüſternd.) Man ruft nach Euch. — Sie hören nicht, — ſo ganz in Glück verſunken! (Sie iſt eingetreten und ſchleicht näher.) Hört, hört! (Max und Wlaska fahren auf.) Ein Prieſter ſchickt und harrt auf Euch.

Max. Um uns zu trauen?

Rolla (für ſich.) So raſch, wie junges Blut doch iſt!

Max. Doch nein, mein Prieſter Beichtiger, der Pater Burda läßt, mich rufen. O, mein Gewiſſensrath! Ich ſoll ihm beichten, — daß ich Dich liebe, beichten, einem Prieſter, der nie gewußt, wie heilig Liebe iſt! — Hört, Ihr müßt wiſſen, ich bin ſo jung noch, unerzogen wie ein Reis, das man, damit der Wind es nicht zerknickt, an einen alten knorrigen Stamm feſtbindet. Hahaha! Es iſt ein luſtig Bündniß zwiſchen uns; mitunter nur zerreißt der Baſt, der Alt und Jung zuſammenknötet! — (Zur Dienerin) Nun gut, ich komme gleich! — (Zu Wlaska.) Der Pater, hört! macht mir die Hölle heiß. Dafür mahl' ich ihm meinen Himmel aus ſo ſchön und lockend, daß ihm angſt wird und er ſchier vor Neid verſtummt. — Leb wohl, mein Paradies, mein Herz! (Er küßt Wlaska und geht.) Wo iſt der Burſch, der nach mir ſucht? (laut im Abgehen zu Rolla gewendet. Wlaska gibt der Dienerin einen Wink; dieſe folgt dem Prinzen; Wlaska ſelbſt geht raſch zur Linken ab.

Dritte Scene.

Dieſelbe Halle, wie zu Ende des erſten Actes. **Florio**, auf ſeinem Lager erwachend. Gleich darauf der **Kaiser**.

Florio. 's iſt Morgen, ha!
(Springt auf, reibt ſich die Augen und ſchüttelt ſich)
Ach, ach! Nun friert mich wieder
Im kalten Land. Der Traum war gut und lieb;
Er täuſchte mich zurück ins Vaterland.
Ach, hier im Norden, — ſind's die goldnen Träume,
Wovon ein armer Geiſt ſich einzig nährt? —
Wo mag der Kaiſer ſein? Der alte zähe Mann
Mit ſeinem hungrigen Geſicht! — Wär' ich
Daheim!
(Der **Kaiser** ruft hinter der Scene aus dem Zimmer links:)
He! Wackerbart, mein Säckelmeiſter!
Iſt niemand da? Gott ſoll Euch Alle ſtrafen!
(Florio will nach der Thür. Der **Kaiser** tritt ein)

Kaiser. — Du da, mein Teufelsjung! Nun ſag, wie geht's?

Florio. Es ſchläft ſich beſſer als ſich's geht in Deutſchland.

Kaiser. Man ſagt hübſch guten Morgen, dummer Burſch!
(Kammerdiener tritt ein.)

Kammerdiener. Mein Fürſt, der Voigt von Prag, wie Ihr befahlt. —

Kaiser. Nicht zu befehlen hab' ich hier dem Voigt.
Er kommt ſehr früh. — Ich laſſe bitten. Geht.
(Kammerdiener und Florio ab.)

Kaiser. Ich hab' den Max hierher ins Land geſäet;
Laßt ſehn, laßt ſehn, ob ich ſchon ernten kann!

Vierte Scene.

Der **Voigt** von Prag tritt ein. Der **Kaiser**.

Voigt. Ew. Majeſtät den unterthän'gen Gruß.

Kaiser Nichts da von Majeſtät, Herr Voigt von Prag.

Voigt. Ich komm' allein, ohn' alle Form, geheim.

Kaiser. Ich bin der Herr von Habsburg, Euer Freund.
Ich ließ Euch bitten, lieber Bürgermeiſter.

Voigt. Befehlt, als wenn Ihr hier im Lande herſchtet.

Kaiser. „Als wenn“ ganz recht, das iſt der Brauch bei Euch.
Auch wer hier herrſcht, er thut nur ſo, „als wenn“ —
So lang er nur gewählter König iſt.

(Der Voigt iſt beſtürzt.)

Setzt Euch. Sagt, ſeid Ihr Voigt auf Lebenszeit?

Voigt. Gewählt auf Lebenszeit.

Kaiser. Ihr ſeid auch Vater,
Familienvater, nicht? Nun ſeht, ſeid Ihr
Gewählter Voigt nur, ſeid Ihr doch zu Haus,
Als Erbherr deſſen, was daheim Ihr habt,
Weit mehr, weit mehr, wohl tauſendmal. Ihr ſeid's
Durch Gottes Hand. Draußen im Staat, als Voigt,
Seid Ihr durch Menſchengnade, Gunſt und Willkür.
— Hört mal, ich wünſcht' Euch Erblichkeit als Voigt.
Seht, wo Ihr erblich, wie im Kreis der Euern,
Da wächſt Euch Liebe und Gehorſam zu
Wie Gartenfrucht, wie Lilien auf dem Felde,
Frei und aus Gottes Hand. Es iſt was werth,
Erblich, erbeigenthümlich was zu ſein.
Ich lieb' das Wählen nicht, wer Wahl hat Qual.
— Ich war ſchon einmal Vormund dieſes Landes.
Ihr wüßt, ich war Euch gut, Ihr mir, nicht, nicht?
Da wähltet Ihr den Herrn von Podjebrad
Zum König. Pfui, 'nen bloßen Edelmann!

Voigt. Verzeiht, Hoheit, er war ſchon Reichsverweſer.

Kaiser. Menſch! zwiſchen Euch und Uns, gebornen Fürſten,
Iſt eine Kluft wie zwiſchen Erd' und Himmel.
Wie weit ſich jene ſtreckt, — der Himmel wölbt
Sich unerreichbar ewig über ihr.
— Seid ruhig, Mann, ich denke gut von Euch.
Ich meint' nur ſo im Allgemeinen, denn
Im einzeln Fall rückt man ſich näher ſchon.
Verſteht mich recht. Wie Erd' und Himmel, — Volk
Und Fürſt — getrennt, das iſt ſo klar, ſo hell
Wie Sonnenlicht. Und doch, ſeht nur recht hin,
Am fernen Horizont da rückt ſich Beides
Dicht auf den Leib, ſie ſchwimmen in einander,
Ganz augenſcheinlich, nicht?

Voigt. Ganz augenſcheinlich.

Kaiser. Nun ſeht, wie dort am Saum der fernen Welt
Der Himmel ſeinen Mantel eng und feſt
Um ſeine Erde ſchlingt mit ſicherm Arm —
'ſ iſt augenſcheinlich — und doch ſcheinbar nur —
So faßt der Fürſt ſein Volk mit weiten Armen.
Nicht anders könnt Ihr's nehmen. Erde ſteigt
Nicht himmelan, der Himmel iſt es, der
Sich neigt und ſeine Hände weithin breitet.
So eint ſich Volk und Fürſt, ſo Erd' und Himmel —
(zornig) Ein Menſch von Euch kann nie das Scepter führen.

Voigt (nachdem er eine Weile geſchwiegen.)
Georg Podjebrad, den wir zum König wählten,
War nicht ein Menſch ſo aus der wüſten Maſſe,
Er war ein kluger Kopf, das Auge Böhmens.

Kaiser. Klugheit iſt gut, Vorſicht iſt Goldes werth.
Iſt einer klug, ſo dien' er ſeinem Fürſten.

Voigt. Er war der Tapferſte in Böhmens Heer.

Kaiser. So ſei er Feldherr, König nicht. Was Aug'!
Was Arm und Bein! Die Glieder ſind kein Haupt.
Ihr Alle ſeid zuſammen noch kein Fürſt.

Voigt. Verzeiht, ich ſpreche wie es ländlich ſittlich —
(Verbeugt ſich und zieht ſich zurück.)

Kaiser. Nun, nun! Ich mein's nicht böſe. Seht, ſo barſch
Verfahrt Ihr mit 'nem kränklich alten Mann.
(Er geht auf ihn zu und gibt ihm die Hand.)
Müßt nicht ſo poltern, Mann. Seid ſtolz auf Eur
Wahlrecht. Und das mit Recht, nach Landesbrauch.
Nun freilich: ländlich ſittlich! So in Polen,
In Ungarn und im Böhmenland, ich weiß.
Bin ich nicht ſelbſt, ich Herr der Chriſtenheit,
Ich Kaiſer Roms, von Petri Hand geſalbt,
Wahlkönig nur in römiſch-deutſchen Landen!
Wie könnt Ihr denken, alter guter Freund,
Ich hielt das Wahlrecht für kein rechtes Recht!
Ihr wähltet ganz mit Recht den Podjebrad.
— Doch weil er Ketzer, bannte ihn der Papſt.
Doch war er nun einmal gewählt. Wer ihn
Gewählt, der that ganz recht. Er war Eur König.
Ganz gut. Doch weil er nicht rechtgläub'ger Chriſt,

War er Partei im Lande. Seht, das darf
Ein Fürſt nie ſein. Allen geneigt und gnädig,
Muß er doch über Allen ſtehn. Und er —
War Ketzer, nicht? Altgläub'ge hatten nicht
Denſelben Gott mit ihm. Er ſtarb im Bann
Vor Gott und Menſchen kläglich und verkümmert.
— Da kamt Ihr nun und wähltet Euch den Polen.

Voigt. Und Wladislaw iſt ein geborner Fürſt.

Kaiser. Ja was man Fürſten nennt im wilden Knäul
Der Polenwirthſchaft. Doch gut, er war ein Fürſt,
Ganz gut, nicht aus der Maſſe hergeholt,
Nicht von dem Straßenkehricht aufgeleſen,
Kein Bierſchenk, der im Lotto eine Krone
Als großes Loos ſich zog von tauſend Nieten.
Eur jetz'ger Herr iſt mehr als Kartenkönig.
Gut, gut, ich ſtreite nicht, ich geb' Euch Recht.
Doch hatte Podjebrad im Volk noch Anhang.
Der rief den Hunyad herbei ins Land.
Nun lagt Ihr Euch ſchon wieder in den Haaren!
Der Hunyad, ei, der war auch ein Held,
Das ſpürt' ich baß an meinen eignen Rippen.
Der hatt' 'nen eiſern Arm, ein Schwert wie Feuer.
Mir brennt's in meinen Eingeweiden noch,
Denk' ich an Hunyad. Doch — er ſtarb, der Held.
Wie denn der Herrgott ſtärker iſt als Alle, —
(Gelobt ſei Jeſus Maria!)
Nun ward der Wladislaw auch Herr von Ungarn.
Er zog dorthin und ſchlägt ſich mit den Türken,
Verließ Euch, ſcheint's, auf immer. Seid ihn los,
Seid herrenlos, — verſteht, der Sache nach.
Dem Namen und dem Recht, der Urkund' nach
Habt Ihr 'nen König, — woll' ihn Gott erhalten! —
— Geht's ihm denn gut im Feld?

Voigt. Er kämpft zum Heil
Der Chriſtenheit. Und Böhmens Heldenherzen
Sind ausgerückt mit ihm, der Welt zur Ehre.

Kaiser. Er kann ſchnell ſterben, wie? Die Türken haben
Ganz krumme Säbel, geben nie Pardon.
— Er hat 'ne Tochter, — Freund, gebt mir die Hand, —
Wenn Die der Max bekommt, ſo wählt Ihr ihn
Zum König, — dann iſt Euch gedient und Uns.
Stirbt Wladislaw, dann iſt der Max ſein Erbe.

Ihr ſollt ihn wählen, ja, ganz gut; doch wißt,
Er würd' als Erbſchaft Euch in Anſpruch nehmen,
— Des ſeid gewiß! — als Eidam Eures Königs.
— Nun, wie gefällt Euch denn mein Max? Ich borgt'
Ihn Euch und ließ ihn hier ſtudiren. Sagt,
Ein hübſcher Junge, was? (Ein Diener tritt ein.)

Diener. Der Pater Burda.

Kaiser. Gut! — (Diener ab.)
Des Prinzen Pfleger,
Der gute Pater, der Latein ihm lehrt
Und gute Sitten und Gott weiß was ſonſt.
(Pater Burda tritt ein.)

Fünfte Scene.

Pater Burda. Die Vorigen.

Kaiser. So früh ſchon auf den Füßen, guter Vater?

Pater (im Verbeugen für ſich.)
Der Prinz blieb aus die ganze Nacht — meld' ich's?

Kaiser. Wo habt Ihr denn den Max?

Pater. Zunächſt wollt' ich —

Kaiser. Bericht erſtatten hinter ſeinem Rücken?
Gut, gut. Erzählt mir, wie es geht mit ihm.
Lernt er brav Amo und die Kirchenväter?

Pater. Gleich ſtark in Beidem iſt der Prinz, mein Fürſt,
Doch was das Amo anbetrifft —

Kaiser. Lernt ſich
Von ſelbſt, meint Ihr? Müßt das am beſten wiſſen.

Pater. Weil ich den Lauf des eiteln Blutes kenne, —
's iſt der gemeine Lauf der Welt.

Kaiser. Nun, nun!
Ein Prinz iſt nicht verdammt zum Kloſtermönch.
Ich hoffe, Ihr kaſteiet ihn nur mäßig.
Ich wählte Euch zu ſeinem Führer aus,
Weil Ihr die Frühlingsluft der muntern Jugend
Nicht gleich verhängt mit Herbſtes Nebelſchauern.
Kopfhänger will ich nicht im Regiment.

Pater. Beruhigt Euch, mein hoher Herr. Prinz Max
Iſt grad' ſo weltlich, um die Welt zu fühlen.
Er fühlt mit ihr, um ihre Macht zu kennen.
Er lernt ſie kennen, wie ein Freund den Freund,
Deß Schwächen man um ſeine Tugend duldet.

(Der Kaiſer nimmt den Voigt bei Seite, den er ſchon immer von Zeit zu Zeit mit den Augen fixirte.)

Kaiser (zutraulich lauernd.) Iſt noch vom Podjebrad Anhang im Lande?

Voigt. Nicht daß ich wüßte, Herr!

Kaiser. Nur ſtill! Man ſpricht
Von einem Sohne Podjebrads in Rom,
Von einer Tochter Podjebrads, die hier
Verſteckt ihr Leben friſtet. — Iſt dem ſo?

Voigt. Das Auge des Geſetzes ſah ſie nicht,
Der Arm des Richters fand ſie noch nicht aus.

Kaiser. Nun, nun, ſeid doch nicht wunderlich! Wer wird
Dem armen Königskind ein Haar nur krümmen!
Wär' ſie ein Mann, ſie könnt' im Stillen werben,
Partei im Lande machen, — oder hat ſie
Anhang bei Euch? (Der Voigt ſchweigt.)
— Ich red' als Freund zu Euch.

(Stummes Spiel mit den Augen.)

Herr Voigt, Herr Voigt, Ihr ſeid ein Utraquiſt,
Ihr ſeid Huſſit! In beiderlei Geſtalt
Nehmt Ihr das Abendmahl. Eur kecker Blick
Scheint mir zu fordern, wo Rechtgläubigkeit
Mit ſtillem Zagen ſich begnügt. Ich bitte,
O fürchtet nichts! — bin nicht Partei im Lande,
Drum bin ich Kaiſer, ſtehe über Euch!
Seht Ihr, wie gut, wie noth ein Oberhaupt,
Das Leidenſchaft verſchmäht, die Wage haltend!
— Ich liebe Männer, die zu fordern wiſſen, —
Wenn ſie nur auch zum Geben ſich verſtehn.
Ich liebe die Huſſiten, ſind ſie brav.
Und wenn Ihr Podjebrad's Anhänger wär't,
Ich bin Euch ſchlechter nicht geneigt deshalb.
Mein guter Voigt, ich bitt um Eure Liebe.
Wär' ich Erbherr, ſo hätt' ich ſie auf ewig
Für mich und für mein Haus, und liebt' Euch wieder
Naturgemäß. So aber bitt' ich Euch,
Seid uns nicht gram!

Voigt. Ew. Majeſtät, dies Wort
Der Gnad' und Huld ſteht feſt mit goldnen Lettern
In meines Herzens Buch. Hoch leb' Eur Haus
Für Euch und uns in ſeiner Weisheit Milde!

Kaiser. Nun laſſ' ich Euch in Frieden ziehn, Herr Voigt.

(Voigt ab.)

Und nun, Herr Pater, ſprecht vom Prinzen weiter.
Der Junge iſt ein ausgewachsner Mann,
Nicht wahr? Wieviel von hoher Weisheit,
Sagt mir, wie viel erhabne Tugenden
Habt Ihr ihm beigebracht? Und wie viel Laſter?
Denn ſeht, aus beiden doch beſteht der Menſch.
So rein wie Aether kann doch Keiner ſein!
Prometheus ſelber nahm den Kloß von Lehm
Und knetete den Teich erſt hin und her.
Dann ſtahl er ſich das Feu'r vom heilgen Himmel.

Pater. Wohl wahr, mein Fürſt, aus Zweierlei beſteht
Der ſünd'ge Menſch, ſo lang er lebt und irrt.
Der Himmelsfunke und der Stoff von Erde,
Das liegt im Kampf mitſammen, und der Kampf,
Der macht den Inhalt unſres armen Lebens.
Erziehung lehrt die rechte Mitte finden.
Ein Jüngling ſchwankt, ſo lang er Jüngling iſt.

Kaiser. Nun, ſtraf' mich Gott! das leb' ich mir, Herr Pater,
Daß Ihr nicht ſchwindelhoch die Forbrung ſtellt.
Alſo, der Menſch beſteht aus Lehm und Aether.
So ſagt mir erſt, was Lehm an meinem Prinzen:
Zählt mir die Fehler auf!

Pater. Er iſt leichtfertig raſch,
Ein heitrer Kopf, ein luſtiges Gemüth,
Kein Wurm, der an der Weisheit Wurzeln zehrt,
Ein Schmetterling, der nach der Schönheit flattert.

Kaiser. Ei, ei, mein beſter Pater!
Ein muntrer Zeiſig iſt mehr werth als Uhu.
Sind das die Laſter, deren Ihr ihn zeiht?
So ſprecht mir doch von ſeinen Tugenden!

Pater. Gutmüthigkeit, — ein warmes, weiches Herz,
Das Alles opfern könnte, wo es gilt.

Kaiser. Ei ſtraf mich Gott! So windelweich — das nennt
Ihr tugendhaft? So lammgeduldig zahm,
Daß er für jede Schafſchur Wolle gibt?

Beim Zorn des Allerhöchſten! Was Ihr Tugend,
Und was Ihr Fehler nennt, mein guter Pater,
Das kehrt nur um, dann ſteht's auf feſten Füßen.
(Für ſich.) Ja, ſtraf mich Gott! der Prieſter macht mich wirr!
(Laut.) Holt mir den Prinzen, will doch ſelber ſehn,
Was Ihr Geſcheutes aus dem Jungen machtet!
(Er geht ab. Der Pater tritt zur Seite.)

Sechste Scene.

Prinz Max tritt eilig mit Wackerbart ein. Pater bei Seite.

Max. Haltet mich nicht, ich will den Vater ſehen.
Und ohnedies kam er als Kaiſer nicht.
Sohn will zum Vater, und ein Säckelmeiſter
Sollt' ihm die Wege ſperren? Kargt und geizt,
Seid klebrig unverſchämt doch wo Ihr wollt. —
(Er ſchleudert Wackerbart, der ihm den Weg verſperrt, bei Seite und
eilt auf das Gemach nach links zu. Pater Purva tritt ihm entgegen.)
Max (verlegen zurücktretend.)
— Euch ſucht' ich eben, frommer Vater, ja!
Pater. Ich Euch, mein Prinz, an allen Eck' und Enden.
Max (lachend.) Und finden uns, wo wir uns nicht geſucht. —
Pater (nach einer Pauſe der Verlegenheit.)
Ich wünſche wohl geruht zu haben, Hoheit.
Max. Wünſch' ich Euch nicht. Ihr ruht ohn' allen Wunſch.
Man wünſcht dem Andern, was ihm eben fehlt.
Pater. Kam't geſtern Nacht ſehr ſpät nach Haus, mein Prinz.
Max. Kam geſtern gar nicht, deſto früher heut,
So früh, daß es zu früh zum Schlafengehn. —
Ich ſucht' am Himmel mir die Sterne auf,
Und macht' mir deren Stellung ſo begreiflich,
Daß ich vergaß, nach Haus zurückzukehren.
Laßt das, laßt das! — Ein ander Mal davon!
Pater (bückt ſich und ſchleicht herum mit Seitenblicken.)
— Es war 'ne ſchöne Nacht. Die Venus ſtand —
Wo ſtand die Venus dieſe Nacht, mein Prinz?
Max (verlegen) Sie ſtand — beim Widder, nicht?

Pater. O pfui, beim Widder!
Beim Sirius ſtand die Venus dieſe Nacht.

Max. Laßt mich, mein Kopf glüht heiß und ſchwer. Iſt hier
Mein Vater?

Pater. Wohl, mein Prinz, doch Staatsgeſchäfte —

Max. Erſt Himmelskund', dann Staatsgeſchäfte! Geht
Zum Henker! Kommt denn Niemand zu ſich ſelbſt?
(Stürmiſch ab ins Kabinet.)

Siebente Scene.

Wackerbart und **Pater Purda.** Sie ſtehen ſich gegenüber, geben ſich Winke und machen Verbeugungen.

Wackerkart. Der jungen Hoheit Pater Beichtiger. —

Puter. Der alten Hoheit Säckelmeiſter, — nun?

Wekerbaart. Was meint Ihr denn zu unſerm Prinzen Max?
Iſt er einſt Herr, wie ſteht's denn mit dem Beichten?

Pater. Wie ſteht's dann mit dem Zahlamt, guter Freund?
Ein abgeſetzter Säckelmeiſter iſt
'ne Hülſe ohne Kern, ein leerer Beutel,
Den man den Leuten um die Ohren ſchlägt.

Wackerbart. Beichtväter, abgedankte, ſcheinen mir
Dem Schornſtein gleich, in dem die Schinken fehlen.
Der Wind heult hin und her und hat kein Ziel.

Pater. Freund, wie Ihr geizig ſeid mit Euern Münzen,
Seid ſo verſchwendriſch nicht mit luft'gen Worten!

Wackerbart. Ja freilich Ihr kämpft nicht mit luft'gen Worten,
Ihr laßt ſie Euch vergülden, daß es klingt!
Es klingt nach was, wenn Ihr den Mund aufthut!

Pater. Satan! Wer biſt Du! Hebe Dich von hinnen!

Wackerbart. Weiß ſchon! Man pflegt zu ſchimpfen, fehlt's an Gründen.

Pater. Was willſt Du, Menſch?

Wackerbart. Die Kunſt nur von Euch lernen,
Wie man die Seelen zwickt, und die Gewiſſen

Hübſch wie Citronen drückt, ſo lang es tröpfelt.
Ein Beicht'ger iſt der beſte Säckelmeiſter.

Pater (pathetiſch, die Hände ausſtreckend.)
Du redeſt irre — ich vergebe Dir!

Achte Scene.

Der Kaiſer, Floris an der Hand, und Max ſind während der Scene ſchon eingetreten. Die Vorigen.

Kaiſer. Seht mir, zwei Deutſche da! Gleich in den Haaren
Liegt ſich das brüderliche Volk des Teut!
Was habt Ihr denn?

Wackerbart (ſich verbeugend) Ich beichtete und Er
Vergab mir alle meine ſieben Sünden.

(Pater und Wackerbart ziehen ſich zurück.)

Kaiſer. Nun, Sohn, erzählt, wie ging es Euch in Prag?
Fleißig ſtudirt? Die Bücher ſtark geritten?
— Die Wiſſenſchaft, das Leben zu erfaſſen,
Lernt ſich wohl ſpäter erſt, aus Büchern nicht,
Als Mann erſt, wenn die Hirngeſpinnſte ſchwinden.
Ich habe nie aus Büchern viel gelernt.
Ich ſuchte immer nur zu handeln, Max.
Das Wiſſen lähmt, nur Thaten ſind lebendig.

Max. Mein Fürſt und Vater, ja, ich fühl's mit Euch.
Vom Kopf zum Arm, vom Herzen zum Entſchluß
Iſt noch der Weg zu lang, ein Sprung thut noth.

Kaiſer. Ein Sprung? — da muß man erſt die Kluft ausmeſſen.

Max. Der Muth reicht aus, wird der Verſtand zu Schanden.

Kaiſer. Der Muth? Nun ja, man muß ihn nie verlieren.

Max. Wir ſind das Edelſte von allen Völkern,
Sind für das Höchſte immerdar erglüht,
Nur wird es uns nicht raſch genug zur That.

Kaiſer. Raſch zwingt man nichts, man muß ſehr langſam handeln,
Nie heftig, aber unabläſſig, ſtetig,
So wie der Tropfſtein ſein Gebild erſchafft;
Es tropft, es tropft, und wird doch hart wie Stein.

Max. O ſagt das nicht! Es muß ſich raſch geſtalten.
Was Millionen heiß und ſtark bewegt,
Das wird Ein Strom, der nur in's Meer ſich mündet.
Hemmt ihn — er ſpottet Euer, lacht und ſchäumt.

Kaiser. — — Von wem denn ſprichſt Du, lieber, guter Sohn?

Max. Eur Bild iſt falſch, mein kaiſerlicher Vater.
Queckſilber nehmt, theilt es in Kügelchen,
Und ſeht, es faßt ſich wieder raſch und heftig.
So werden ſich die deutſchen Stämme finden,
Ertönt der Ruf der Ehre und der Pflicht.
Man ſchilt uns träg. Wir thun's um große Zwecke,
Um heil'ger Zwecke willen ſtehn wir auf!

Kaiser. — Als hätt' er ſchon ganz Deutſchland in der Taſche!
— Zuvor biſt Du noch nicht 'mal röm'ſcher König.

Max. Wer es auch wird, ich leih' ihm Herz und Hand.

Kaiser Thor, Thor! Ein Erbſtück muß die Krone werden!
— Auch gaben mir die Fürſten ſchon ihr Wort.
Man ſtimmt für Dich.

Max. Herr, Euern Plan in Ehren,
Nicht als Eur Sohn will ich das Wort der Fürſten.
Frei ſei die Wahl! So ſtell' ich ſelbſt mich hin.

Kaiser (für ſich.) Ein hübſcher Junge! Trubadur und Ritter!
— War auch mal ſchlank, und ſtrebte in die Höhe!
— Spricht Der beim Reichstag ſo, dann ſtimmen ſie
Erſt recht für ihn, — ich kenne meine Deutſchen, —
Sie ſind allein durch Edelmuth zu zwingen!
Sonſt ſind ſie eiſenſtarr und lederzäh.
Bei Gott! Der flotte Burſch' hat Ehr' im Leibe.
Das iſt ſehr ſchätzbar, wo es nutzbar iſt.
(Laut.) Nun hört mal, Max! Seid Ihr nun röm'ſcher König,
So ſeid Ihr doch — verzeiht! — noch weiter nichts.
Von ſolchem Titel — ſtirbt man, lebt man nicht.
Man muß dazu ſich Land und Leut' erwerben.
Bin lieber Erbherr vom geringſten Dorfe,
Als Kaiſer aller Deutſchen länderlos!
Ja, wenn zur Titelkrone ſo ein Böhmen,
Ein Ungarnland hinzugeſchlagen würde!
So aber — pfüt! — ein Ding wie Luft und Schaum.
Sei ruhig, Max! Ich ſorge für den Inhalt,
Sonſt ſtirbt die hohle Form den Hungertod.
Böhmen und Ungarn — ſeht! Euch ſchwillt der Kamm!

Max (empört.) In Böhmen wie in Ungarn wählt das Volk.
Für heilig unantaſtbar gilt dies Recht.

Kaiser (zornig.) Wer will ein Recht antaſten! Frevel wär's! —
(Schlau, doch ſcheu)

Ein Recht iſt wie ein Stahl. Biegt man, es bricht.
Man muß es erſt im Feuer langſam glühn,
Um es zu ſchmieden — (Er ſchweigt.)

Max. Nun, die Schmiede heißt?

Kasier (vertraulich, mit lauernder Freundlichkeit.)
— Der König Wladislaw, mein guter Freund, —
Der wahre Pylades zu mir Oreſt! —
Hat längſt den Wunſch gehegt, ſein einzig Kind
Uns anzutrau'n, dem Hauſe Habsburg, mein' ich.
Hätt' ich den Huſten nicht — den böſen Huſten —
Ja, ſtraf mich Gott! Ich könnt' — nun ſei nur ruhig,
Du ſollſt ſie haben, ſei nur nicht ſo ſtürmiſch!
(Max wendet ſich ab.)

Da ſind die Briefe von des Königs Hand.
Er liegt zu Felde mit den Türken, ſein
Gemahl iſt krank, Ulrike kommt allein.
Bis Prag ging ich auf halbem Weg entgegen
Dem ſchönen Königskind vom Ungarnland.

Max. Nie, nie, mein Fürſt, geb' ich die Hand zum Bunde,
Bin ich nicht ihre freie Wahl. Auch hier
Iſt mir das Wahlrecht heilig. Es verletzen —

Kaiser. Sie wird Dich wählen, ſei nur unbeſorgt!

Max. Ich leg' den Eid Euch ab: ohn' ihre Wahl —

Kaiser. Ei ſtraf mich Gott! Man ſieht ſich, ſpricht ſich, man
Gefällt ſich leicht.

Max (für ſich.) Wohl, ſtraf' Dich Gott dafür!

Kaiser. Sie wird ſchon morgen hier ſein, ſchreibt man mir.

Max (für ſich.) O Wlaska, Wlaska!

Kaiser. Nun, was habt Ihr denn?

Max. Ulrike heißt ſie, ſagtet Ihr nicht ſo?

Kaisre. Ulrike.

Max (für ſich.) Ich werd' es ihr entdecken, daß
Mein Herz nicht mehr mir ſelbſt gehört. Bei Gott!
Sie wird's verſchmähn, Hand ohne Herz zu fordern.

Kaiſer (für ſich). Was ſo ein Jüngling ſchwärmt und tobt und kocht.
Und doch — der Jugend nur gehört die Welt.
Wir Alten ſorgen uns in Aengſten ab,
Erraffen mühſam, halten zäh zuſammen,
Wo Jugend raſch im Flug das Feld erobert.
Max. Mein Vater!
Kaiſer. Sohn?
Max. Hat man die Hand noch frei,
Wenn man das Herz vergab?
Kaiſer. Herz, was iſt Herz?
Der fleiſch'ge Klumpen mit dem Uhrwerk drin?
Max. Herz freilich iſt der ganze, volle Menſch!
Kaiſer. Nun, den vergibt man nicht, der bleibt uns eigen.
Dem leih' ich die Gedanken, dem die Hand,
Dem ſteht mein Fuß zu Dienſten, — doch Ich ſelbſt
Bleib' nur im eignen Dienſt. So iſt's, mein Sohn.
Max. O Ihr ſeid alt und klug. Jugend iſt Unglück.
Ich bin unglücklich, Vater, ein Gefühl —
Kaiſer. Das gibt ſich, iſt die ſchöne Braut erſt da.
Max. Nennt ſie nicht ſo, bevor ich ſie gewählt
Aus freiem Drang der innerſten Natur!

(Der Kaiſer mißt ihn kalt und ſtreng von oben bis unten, dann wendet er ſich ab und ſagt ſpottend:)

Kaiſer. Aus freiem Drang der innerſten Natur!

(Er wendet ſich zu Florio, ergreift deſſen Hand und ſtreicht ihm den Scheitel)

Das iſt ſo'n Burſch aus freiem Drang des Innern.
Haha! — (ernſt) Verzeih mir Gott den freien Drang! —
Nun, Burſch, was machſt? Sag', haſt mich lieb?
Florio. Euch lieb?
Wofür? Weil Ihr mit falſcher Münze zahlt?
Kaiſer. Haha! die wälſchen Gulden! Nimm ſie doch
Als Schaugepräng! Bin ich Dir doch nichts ſchuldig!
Florio. Wär' ich Euch ſchuldig, Herr, ſo liebt' ich Euch.
Man liebt nur, wo man ſchuldig iſt.
Kaiſer. Seht mir!
Die Kreatur wird dreiſt. Der Junge thut,
Als hätt' er ſchon den Lauf der Welt geſehn.
Max (vortretend). Auch mir iſt fremd der kluge Lauf der Welt.
Den Lauf des Bluts, der Ehre Herzſchlag kenn' ich,

Und der ſagt mir, daß Hand und Herz nicht feil.
Die Tochter Ungarns denkt gewiß wie ich.
Verhandeln läßt ſich nicht ein Königskind.
Und was mich ſelbſt betrifft, — ich lieb' ein Weib —
Ich weiß, ſie iſt nicht ebenbürtig uns,
Doch reiß' ich nicht ſo ſchnell die Seele los;
An ſie iſt all mein Lebensglück gefeſſelt.
Wenn Ihr —

Kaiſer (ſtreng). Nicht weiter, Prinz von Oeſterreich!
Den Trödel, den Ihr mit 'nem Weibe habt,
Den werft bei Seit'. Pfui doch, ſich zu verlieben!
Haſt Du wohl Zeit dazu? Fühlſt Liebesdrang?
Lieb' Sonne, Mond, das ganze Firmament,
Die Millionen lieb', die Du beherrſcheſt,
Die Länder lieb', das weite, große Meer,
Den Raum, wo's kreucht, die Luft, wo's fleugt, das lieb!
Ein Weib füllt doch wohl nicht die Welt Dir aus!

Max. Was Herz zu Herzen treibt, das führt zu Gott.
Ich fühle mich gehoben und geſühnt,
Wenn ich mich finde in dem zweiten Selbſt.
Euch ward das Aug' nie feucht, kein Glaubenslicht
Hat wie 'nen Tempel Euch den Geiſt erhellt,
Blieb Euch der Drang der Seele fremd, mein Vater!

Kaiſer (ſchweigt und ſieht ſich rund um). Dann mit einer Handbewegung kalt und feſt)
Ihr ſeid entlaſſen, Prinz, gehabt Euch wohl.

Max. Es fall' Euch läſtig nicht, was ſchwer mich drückt.
Ich berg' es ſtill, wie einen heil'gen Schmerz.
(Verbeugt ſich und geht ruhig, gefaßt und edel ab.)

(Der Kaiſer ſpielt mit der Hand auf Florio's Stirn. Dann wendet er ſich und winkt den Pater Burda herbei.)

Kaiſer. Sagt mir, wie hält's der Prinz im Punkt der Liebe?

Pater. Meint Ihr die Liebe zu den Wiſſenſchaften —

Kaiſer. Ja ſo, Ihr Prieſter dürft mich nicht verſtehn.

(Er nimmt Florio bei der Hand und geht durch die Mittelthür ab. Der Säckelmeiſter ſteht an der Thür und hält den Vorhang auseinander. Der Pater folgt dem Kaiſer. Säckelmeiſter und Pater meſſen ſich mit ſtolzen Blicken. Jener macht ihm den Vorrang ſtreitig und läßt den Pater hinter ſich hergehen.)

(Vorhang fällt.)

Dritter Act.

Erſte Scene.

Wlaska's Gemach, wie im vorigen Act. **Wlaska** und **Rolla** treten auf von verſchiedenen Seiten.

Wlaska (unruhig, drängend).
Wer war's? Ich hörte Stimmen. Kommt er nicht?
Rolla. Der Diener fragte nach dem deutſchen Herrn.
's iſt ſelbſt ein Herr, ſo ſtattlich tritt er auf.
Ja, ſo erſcheint Herr Max, ein Herr der Herren,
Daß wer ihm dient, beglückt und reich ſich fühlt. —
O legt nun ab das dunkle Trauerkleid!
Verhüllt den Gram, könnt Ihr ihn nicht bezwingen.
Glück auf! das alte gute Bergmannswort,
Ich ruf's Euch zu. Blickt heiter, traute Herrin,
Das Glück klopft endlich nun an unſre Pforte.

(Wlaska ſchweigt.)

Rolla (für ſich). Sie bleibt verſchloſſen wie mit ſieben Siegeln.
Hat ſie's verlernt, auf Gott und Welt zu bauen?

(Rolla beſchäftigt ſich mit Wlaska's Anzug. Wlaska läßt es ruhig geſchehen. Sie bleibt ſtumm und regungslos, bis die Alte, die noch hin und her wirthſchaftet, abgeht. — Wlaska tritt feſt und ſicher in den Vordergrund.)

Wlaska. Ich rief dich nicht, du längſt verſunknes Glück.
Du ſteigſt ſelbſteigen auf aus deiner Gruft,
Nimmſt Flügel von der lichten Morgenröthe
Und flatterſt um mein ſtreng behütet Herz.
— Ach, gehſt du um, ein irrer Schattengeiſt,
Der ſeinen Körper ſucht und nirgends findet?
Dann, ſchönes Trugbild, ſteig' nur raſch hinab
In's dunkle Reich der weſenloſen Wünſche,
Bevor mein Herz, von Morgenluft berauſcht,
Tag! ſchreit, Tag, Tag! vor irrer Freude kindiſch,
Derweil die alte Nacht dieſelbe blieb,
In deren Gruft der Vater ſchläft, ſammt Allem,
Was Glück uns hieß, Glück, Ehre, Glanz und Ruhm.

(Rolla tritt wieder ein.)

Rolla. Wollt Ihr den Kaiſer ſehn, den hohen Nachbar?
Da geht er über'n Platz, 'ne Handvoll Menſchen,
Ein ſpan'ſcher Medicus, ein wälſcher Knabe,
Beichtvater, Säckelmeiſter trödeln nach.
Er ſelbſt im ſchlechten, abgetragnen Mantel, —
Er ſchleicht gebückt, als wittert' er Metalle,
Als wollt' er aus des Bodens Eingeweiden,
Aus neuen Schachten Silberfäden ziehn.
(Geht über die Bühne ab.)

Wlaska. Ihm muß ich mich vertraun, er wird mich ſchützen.
Der Kaiſer iſt der Schirmvogt unſers Landes.
Gibt er mir Schutz, bin ich vom Bann befreit,
Der qualvoll auf der Königstochter ruht. —
Weil ich ſo hieß, hat mich die Welt verfehmt,
Nichts als der Nam' iſt meine Schuld, mein Fluch.
(Vortretend) — O der Du, Vater, über Sternen wandelſt,
Vergiß, begrab' Dein armes Königskind!
Ach, von dem Mantel, da Du ſtiegſt zum Himmel,
— Er ſank von Deinen Schultern raſch hinab, —
Von aller Pracht, die Dich geſchmückt, blieb mir
Auch nicht ein Saum, die Blöße zu bedecken.
Schlag' über mich zuſammen, Letheſtrom.
Löſch' mir die goldne Schrift des Angedenkens
Hier auf der Stirn; — das heiße Diadem
Hat's eingedrückt mit flammenrothen Malen! —
Nicht auf den Markt des Lebens dräng' ich mich.
Vom alten Glanz und Stolz begehr' ich nichts.
Buch der Geſchichte, ſchließ für mich die Blätter!
Laßt mich ein Kind ſein, mehr und minder nicht!
Nimm mich zurück in Deinen Schooß, Natur!
Laß mich noch einmal werden ſtill und ſcheu,
Ein Erſtling, der die ſchöne Welt betritt
Und noch nichts wählt im Uebermaß des Staunens.
— O ich will nichts von aller Herrlichkeit,
Nichts, als ein Stückchen Raum, ein Stückchen Leben,
Wo ſich die Liebe birgt mit ihrem Glück.
Ihr nahmt den Thron. Könnt Ihr die Hütte geben,
So kehrt für mich ein Paradies zurück!
(Sie geht ab.)

Zweite Scene.

Größere Halle in der Wohnung des Kaiſers. Der Kaiſer, im Hauskleide, Briefe in der Hand, tritt eilig auf, mit Florio, Pater Burda, Wackerbart und Kammerdienern, die ihm Mantel und Federhut nachbringen.

Kaiſer. Eilt, eilt! Prinz Max iſt ihr zu Pferd entgegen.
Die Herrin naht. Ich will ſie hier empfangen.
Gebt her! Wir ſind, bei Gott! im Reiſekleid.
Macht feſt! der Mantel ſchlottert um die Schultern,
— (für ſich) Wie's ganze heil'ge röm'ſche Reich, beim Himmel!
(laut) Komm, Junge, Florio, haſt Du Dich gepuzt?
Nun, Pater Burda, nimmt der Max ſich nicht
Ganz prächtig aus im ſchönen ſpan'ſchen Wams?
Legt Ehre mit ihm ein, zogt gut ihn, Freund!

Pater (für ſich). Wär' ich ſein Schneider, könnt' ich Lob einernten.

Kaiſer. Ihr ſeid ein Meiſter im Erziehungsfach.

Pater (für ſich). Ich zog ihn gar nicht; das gefällt dem Alten.

Kaiſer. Ich ſage nicht, daß ſeine Bildung fertig —

Pater. Ich zog ihn langſam für den Himmel auf.

Kaiſer. Iſt mir nur lieb, daß ich dazwiſchen kam,
Sonſt zögt Ihr webl noch lange Zeit an ihm?
Für's Himmelreich? daß Gott erbarm'! Man hat
Auf Erden alle Hände voll zu thun.
Beten mögt Ihr, Herr Pater. Wir, wir leben.
— Auch will wohl Eure Weisheit nicht recht fangen?
Der Jung' iſt ſtörriſch, hat viel Blut im Herzen.
Er iſt noch vag, ſchäumt auf wie junger Wein.

Pater. Iſt noch nicht abgelagert, wird ſchon werden.

Kaiſer. Heirathet er, ſo wird der Jahrgang gut.

(Wendet ſich zu Andern.)

Seid luſtig, Kinder, Hochzeitſchmaus iſt morgen.
He, Säckelmeiſter! — Hört mal, Medicus,

(heimlich und auf Wackerbart deutend)

Könnt Ihr den Bruder Schmahlhans nicht curiren?
Seht das Spalier, an dem die Früchte fehlen.
Ein Hungerleider das, ein ſchlaffer Beutel,
Ein Vampyr, o ein Danaidenfaß —

(Ein Diener tritt ein und macht leiſe eine Meldung. Flüſternd bringt man die Botſchaft bis zum Leibarzt, der ſie dem Kaiſer zuſteckt.)

Kaiſer. Verſchleiert, eine Dame? Will uns ſprechen?

(Er winkt.)

Dritte Scene.

Wlaska tritt ein, eine Rolle in der Hand, ſchreitet langſam, aber ſicher vor und läßt ſich vor dem Kaiſer aufs Knie nieder.

Wlaska. Dem Herrn der römiſch deutſchen Chriſtenheit,
Schirmvogt der Kirche, Zuflucht der Bedrängten, —
Der ſeine Arme weit hat über's All —

Kaiſer (für ſich). Und ſeine Händ' in leeren Taſchen, ja!
(Laut) Steht auf! Was habt Ihr?

Wlaska (ſteht auf). Ein Geheimniß, Herr!

Kaiſer. Wer ſeid Ihr?

Wlaska. Das iſt eben mein Geheimniß.
Verzeiht, ich beichte nur für Euer Ohr.

(Der Kaiſer winkt, das Gefolge tritt ab. — Der Kaiſer muſtert ſie mit forſchenden Blicken.)

Wlaska (nimmt ihren Schleier ab).
Ich wage ſcheu und ſchüchtern mich hervor
Aus meiner Stille, die dem Weibe ziemt
Und Jedem, iſt ſein Haupt mit Bann belaſtet.
Nicht von der Kirche mag ich Sühne fordern,
Rein iſt mein Herz von Sünde gegen Gott.
Vor Menſchen nur erſchien ich ſchuldbeladen;
Doch iſt mein Name einzig mein Verbrechen.
Ich lebte ſtill, weil mir die Menſchen fluchten;
Jetzt möcht' ich gern von Euch geduldet ſein.

Kaiſer. Ihr ſeid —

Wlaska. Die Tochter König Podjebrad's.

(Sie überreicht das Pergament. Der Kaiſer greift haſtig danach und durchſpäht die Schrift.)

Kaiſer. Beſetzt die Thüren! — halt, ein ſchwaches Weib!
— Ich halt' Euch feſt, Ihr ſeid Gefangene.

Wlaska. Ich kam freiwillig. Eure Ehre fordert,
Daß Ihr mich frei laßt, gebt Ihr keinen Schutz.

Kaiſer. Ich geb' Euch Schutz, damit ich ſelber ſicher.
Ihr ſeid ein Edelſtein, den muß man faſſen.
Wlaska. O Welt voll Haß und Zwieſpalt! — Hört mich, Herr.
Kaiſer. Was ſucht Ihr Schutz nicht bei dem Wladislaw?
Wlaska. Der König iſt Partei im Böhmenlande.
Den Kaiſer Deutſchlands hielt ich für den Herrn,
Der keinen Haß und keine Zwietracht kennt,
Der, zwar nur Menſch und menſchlich fühlend auch,
Doch über der Parteiung wirrem Streit
Erhaben daſteht, eine Sonn' am Himmel,
Die allen Zwiſt der Elemente ſchlichtet.
Kaiſer (beſinnt ſich, geht zu ihr und berührt ſie mit der Hand).
Ihr irrt Euch nicht in mir. Ich will Euch ſchützen,
Euch und Eur Haus. — Ihr habt Anſprüch' in Böhmen,
Ihr ſammelt Anhang, hofft auf andre Zeiten.
Wlaska. Wir hoffen nur, daß man uns nicht Verbrecher,
Verräther an dem Wohl des Landes ſchilt.
Was Glanz und Macht, das liegt tief in der Gruft
Beim Vater Podjebrad. Wir wollen nichts
Als was wir hatten vor der Königswahl.
War unſre Krone ſträflich, bleibt uns doch
Das Recht des Menſchen. Nehmt den Bann von uns,
Dann ſind wir ehrlich wieder, freie Menſchen.
Kaiſer. — Ihr ſeid faſt zu beſcheiden, gutes Kind.
Ihr müßt mehr fordern, wollt Ihr etwas haben.
So viel als einer will, erreicht er nie.
Wollt alſo viel, damit Ihr etwas kriegt.
— Und wer auf einem Königsthrone ſaß,
Der iſt gezeichnet, kann nie mehr zurück
Ins dunkle, klanglos ſtille Menſchenglück.
— — Ihr habt 'nen Bruder. Sagt, wirbt er im Lande?
Wlaska. O denkt das nimmer, kaiſerlicher Herr!
Kaiſer. Wo iſt Eur Bruder?
Wlaska. Möglich, jetzt in Rom,
Den Kirchenbann von unſerm Haupt zu wenden.
Kaiſer. — Ihr ſeid Huſſiten?
Wlaska (zögernd). Nein, wir ſind es nicht.
Kaiſer. So war's der Vater, heimlich?
Wlaska. Er war Chriſt.
Kaiſer. Das wollen Alle ſein, — und ſind's — vor Gott!
— — Was nur Huſſit hieß, war ihm zugethan.

Wlaska. Weil er den Menſchen im Huſſiten liebte.
Menſch war ihm Menſch. Das war ſein heil'ger Glaube!

Kaiſer (nach einer Pauſe). Und darum herrſchte er ſo lang' in Böhmen?

Wlaska. Und herrſcht auch jenſeits, denn ſein Glaube gilt
Am Throne Gottes!

(Kanonenſchläge.)

Kaiſer. Der Prinz mit ſeiner Braut.
— Seid ruhig, Kind. Ich halt' als Fürſtin Euch.
Gering'res könnt Ihr doch nicht wieder werden.
Doch muß ich wiſſen erſt —

Wlaska. O laßt uns nichts
Als freie Menſchen ſein, die ſich ihr Glück
Selbſt ſuchen dürfen, ſich nur ſelbſt es danken.

Kaiſer. Wer eine Krone trug, der bleibt ein Fürſt!

Wlaska. O reißt mich nicht zurück zum Wirbelſtrom!
Laßt mir die Hütte in der ſtillen Bucht!

Kaiſer. — Doch muß ich wiſſen erſt, wie weit im Land
Ihr Anhang reicht, wieviel ſie werth mir iſt!

Wlaska. Heiland der Welt! ich bin verkauft, verrathen!

(Fanfare.)

Kaiſer. Kommt, Liebe, kommt und tretet hier bei Seit.
Wir haben Hochzeit hier. Nun, ſeid nur ruhig!
Ihr könnt mir nützlich ſein, verlaßt Euch drauf.

(Er führt ſie ab ins Nebengemach.)

Kaiſer (zurückkommend, ſtellt ſich nachſinnend in den Vordergrund).
Schad', daß der Florio nicht das Alter hat.
Sie wär' juſt recht für einen Nebenſproß!

Vierte Scene.

Trompetenſtöße. Feſtlicher Zug. Edelknaben und Fahnenträger voran. Prinz Max führt Prinzeſſin Ulrike. Pagen tragen die Schleppe. Glänzendes Gefolge. Der Kaiſer ſchleicht gebückt und huſtend dem Paare entgegen. Begrüßung.

Kaiſer. Ihr findet hier 'nen armen alten Mann —
Verzeiht, daß der Empfang nicht feſtlicher.

Ulrike. Heißt mich Eur Herz willkommen, hoher Herr,
Bedarf es nicht des äußern Schimmerglanzes.

Kaiſer. Es blitzt und ſchimmert gern der Diamant.

Ulrike. Doch ſchätzt Ihr ihn wohl nicht nach ſeinem Schein.
Ihr legt die Feile an, prüft ſeine Härte.

Kaiſer (für ſich). Die weiß Beſcheid. Ich hoff', ſie iſt ſo ächt,
Doch nicht ſo hart, wie ihre Diamanten.

(Ulrike hat Max beobachtet, der in ſich verſunken daſtand)

Ulrike. Ihr ſeid verſtummt, mein Prinz.

Max. Verzeiht, Hoheit.

Ulrike. Verſtummt? Verſchloſſen ſollt' ich ſagen, geizig
Mit Eures Lebens innerem Gehalt.
— So hab' ich mir die Deutſchen wohl gedacht.
Bergwerke ſeid Ihr, ſagt die Welt. Viel Muth
Gehört dazu, in Euern Schacht zu ſteigen.
Und fördert Ihr edles Metall zu Tage,
So weiß man nicht, ob Ihr auch münzen könnt.

Kaiſer (für ſich, die Fingerſpitzen reibend).
Das Münzen, nun, das wollt' ich übernehmen,
Hätt' ich nur ſicher erſt die Silberminen.

Ulrike. Wißt Ihr, wie man in meinem Heimathland
Stets von den Deutſchen ſpricht? In der Ukräne,
Dort, wo ſie jährlich wie ein Schwalbenzug
Das Land beziehn: da kommt ein Herz gegangen!
Sagt man zu jedem deutſchen Wandersmann.
Zieht einer fort, ſagt man: da geht ein Schmerz!
Ein Schmerz verläßt uns und ein Herz klopft an.

Kaiſer (lachend). Nun ſeht mir, Hoheit, was Ihr ſpaßhaft ſeid!
Eu'r königlicher Vater ſchreibt mir da
Von Eurem ſtrengen Ernſt, er macht mir Furcht,
Und nun, ſeht mir, bei Gott! Ihr liebt 'nen Spaß.
Ein Herz, ein Schmerz! Haha! das reimt ſich juſt.

Ulrike. In Euern Reimen iſt ein trüglich Spiel.
Auch Scherz reimt ſich zu Schmerz, dem Klange nach,
Und beider Inhalt iſt doch feindlich fremd.

Kaiſer. Nun, aber Herz umſchließt dafür auch Beides.

Ulrike (iſt zu Max getreten, der ſinnend für ſich ſteht; leiſe zu ihm, zärtlich
Herz oder Schmerz? — Woran, da Ihr ein Deutſcher,
Tragt Ihr ſo ſchwer?

(Max ſieht ihr treuherzig ins Auge.)

Max (nach einer Pauſe). Von Schmerz ſo übervoll,
Daß das Gefäß, das Herz, mir brechen möchte.
Ulrike (tritt bewegt vor und ſieht von ihm fort, ſtarr ins Publikum).
Wollt Ihr mir beichten, Prinz, ſo eilt, — ich höre!
Max (nach einer Pauſe, in der er ſie mit Blicken durchforſchen will, zärtlich).
Mögt Ihr die Hand, an die kein Herz ſich fügt?
Die Hand iſt frei, das Herz iſt nicht mehr mein.
Ulrike (tritt erſchrocken und zornig von ihm zurück, ihn anſtarrend).
Ihr liebt? — (Pauſe. Max ſchlägt den Blick zu Boden.)

Fünfte Scene.

Wlaska ſtürzt herein bis in die Mitte der Scene.

Wlaska (ſchreiend). Heiland der Welt! er iſt's, er iſt's!
(Wie ſie ſinken will, eilt Max auf ſie hin und fängt ſie in ſeinen Armen auf.)
Ulrike. Verrätherei! Schützt mich, Trabanten Ungarns!
— Wer iſt das Weib?
Kaiſer. Die Wlaſka Podjebrad.
Ulrike. Die Podjebrad?
Kaiſer. Prinz, Prinz! was ſoll das heißen?
Max. Sie iſt die Braut, die mir der Himmel gibt!
Ulrike. Die Podjebrad iſt Staatsverbrecherin.
Im Namen meines königlichen Vaters —
Trabanten, führt ſie fort ins Burgverließ!
Kaiſer. Halt, halt! ſie iſt Gefangne ſchon, die meine!
Ulrike. Wer ſoll gebieten hier im Böhmenland?
Kaiſer. Die freie Böhmin ſchützt mein Kaiſerwort.
Max (zieht das Schwert).
Sie ſchützt mein Schwert, ſie ſchützt die deutſche Bruſt!

(Vorhang fällt.)

Vierter Act.

Erſte Scene.

Gewölbte Halle als Gefängniß. Nacht. Eine brennende Ampel ſchwebt in der Mitte von der Decke herab. **Wlaska** ſitzt zuſammengeſunken auf dem Ruhebett. Nach einer Pauſe tritt **Pater Purda** ein; er geht langſam auf ſie zu. Sie bleibt ſitzen.)

Pater. Geſegnet ſeid im Herrn!

(Wlaska neigt das Haupt. Pauſe.)

Pater. Die Kirche ſendet mich.

Wlaska. Ich bin Gefangene des Kaiſers.

Pater. Der Kirche Arm reicht weiter, als des Kaiſers Scepter.

Wlaska. Was will von mir die Kirche?

Pater. Was kann ſie wollen? Das Verlorne ſuchen.

(Wlaska ſteht auf.)

Wlaska. So ſucht und ſeht, ob Ihr es findet.

Pater. Ein böhmiſch Herz iſt trotzig und verſtockt. — Wollt Ihr mir beichten?

Wlaska. Ich habe nichts zu beichten.

Pater. Ihr glaubt Euch rein von aller Schuld?

Wlaska. Nennt mir den Fehl und ich will Buße thun.

Pater. Ihr liebt den Prinzen.

Wlaska. O geht, Euch ſandte nicht die Kirche Gottes.
Ihr Herz iſt mild und Ihr bringt Hohn und Spott.

Pater. Der Kaiſer ſendet mich.

Wlaska. Ich bin in ſeiner Hand. Was will der Kaiſer?

Pater. Er läßt Euch bitten, ob Ihr nicht freiwillig
Verſchwinden wollt. Die Zelle eines Kloſters
Steht offen und bereit, Euch zu empfangen.
Ihr ſeht, die Kirche iſt auch hier zur Hand.
Ihr Mantel, glaubt mir, iſt ſehr faltenreich.

Wlaska. Iſt das des Kaiſers Wille? Nun wohlan,
Will er mich an die Kirche überliefern,
So ſend' er die Trabanten ſeines Reichs.
Ein ſchwaches Weib muß der Gewalt dann weichen;
Freiwillig geh' ich nicht. Schleppt mich von hinnen!

Pater. Verzeiht, man wird Euch nimmer zwingen wollen.
Beruhigt Euch; ich ſtellte nur die Frage,
Ob Ihr nicht ſelbſt den milden Schutz der Kirche
Euch wählt, denn Staat und Welt ſind hart und karg.
Der Kaiſer meinte nur, ob Ihr nicht meint —

Wlaska. Die Majeſtät befiehlt. Wo nicht, ſo ſchweigt.
Ihr ſeid kein Abgeſandter Kaiſer Friedrich's.
Eur Kleid iſt trügeriſch, wie Euer Sinn.
Die Fürſtin Ungarns hat Euch abgeſandt —
Sprecht wahr! — in ihrem Namen ſollt Ihr mich
Gewinnen, nicht?

Pater. Verzeiht, die Fürſtin nicht.

Wlaska. So ſprecht, wer ſeid Ihr und in weſſen Dienſt?

Pater. Ich bin der Beichtiger des Prinzen Max.

Wlaska. O Himmel! (ſie verhüllt ihr Haupt und ſinkt aufs Ruhebett. Pauſe.)

Pater. Wie? iſt denn ein Wort ſo tödtlich? — —
Sie iſt nicht zu bereden, noch zu zwingen.
Ein allzu feſtes Herz zerbricht im Trotz!
(Er ſchleicht fort. Pauſe. Wlacka erhebt ſich langſam von ihrem Sitz.)

Wlaska. Der lichte Schein, der mir den Tag geheuchelt,
War nur ein Wetterleuchten in der Nacht.
(Sie iſt aufgeſtanden.)

O der Du mir die helle Sonne ſchienſt,
Die alle dunkeln Schreckgeſtalten ſcheuchſt,
Max, Max, ſo wahrheitsvoll — Du ſchienſt mir nur.
Ich nahm den Schein für Etwas, — und die Lüge
Umwob mein Herz mit ihrem Spinnennetz.
— Nicht zürn' ich, daß mein Loos ſo dunkel fiel.
Selbſt Unglück, iſt es ehrlich, wird uns Freund,
Ein harter, karger, aber doch ein Freund,
An den, iſt er nur treu, das Haupt ſich lehnt.
Man ſchließt doch ab mit jedem Ungemach!
Nur tückiſch ſollt' uns nicht das Glück belügen,
Mit frechem Hahnenruf den Morgen kündend,
Mit Fackelſchein uns nicht vom Schlaf aufrütteln,
Uns grell vom Lager ſchrecken und ein Spuk
Mit höhniſchem Gelächter raſch verſchwinden!
Die Nacht iſt dann erſt Nacht, wenn man es fühlt,
Wie ſüß der Morgenſtrahl das Herz durchzuckt. (Sie weint.)

Zweite Scene.

Prinz **Max**, in einen Mantel gehüllt, tritt ein.

Max (für ſich). Wo er gefangen ſetzt, will ich befrein.
Ich hab' hier ält'res Anrecht als der Kaiſer.

Wlaska. Ich bin belauſcht.

(Sie tritt bei Seite. Max geht auf ſie zu. Sie weicht aus. Stumme Pauſe, während ſich die Geſtalten verfolgen und fliehen. Wie er in den Schein der Ampel tritt, ſchreit ſie auf.)

Wlaska. Max, Max! — Heiland der Welt!

(Sie bedeckt ihr Haupt mit beiden Händen)

Max. Wlaska! — Du ſchweigſt? Kennſt mich nicht mehr, Geliebte?

(Wlaska richtet ſich auf, ruhig und ſtreng.)

Wlaska. Was habt Ihr mir zu ſagen, Prinz von Oeſtreich?

Max. Max ſpricht zu Wlaska. Doch Ihr ſeid nicht Wlaska,
Ihr ſeid die Königstochter Podjebrad's.
Ihr drängt Euch in den wüſten Lärm des Marktes,
Ihr ruft den Kaiſer auf, Eur Recht zu ſchirmen,
Ihr ſucht Euch Kronen! — Und ich konnte glauben, —
Ich Thor, ich Thor! — Ihr ſuchtet nur ein Herz.

Wlaska (mit bitterm Spott). Ihr hättet mich im Stillen wohl geliebt
Und mit der Fürſtin Ungarns Euch vermählt?

Max (empört) Wer hat Dir die Gedanken ſo vergiftet?
Weib, Weib! was ſenkſt Du mir den Dolch ins Herz?

Wlaska. Ich zeihe Euch der Lüge, Prinz von Oeſtreich.
Ihr ſtahlt Euch in die unbewachte Stille,
Die der Verbannten ziemt, Ihr bargt den Namen,
Bargt mir den Stand, bargt Euer Schickſal mir.
Ja, Schickſal iſt es, Fürſt zu ſein! Doch kommt Ihr,
Und wollt auf Eures Schickſals Rad mich flechten!
Ich rief Euch nicht, Ihr drängtet Euch mir auf.
(weich) Was that ich Euch, daß Ihr mich zwingt, Euch ſo
Zu lieben, daß es in die Welt mich trieb,
Um rein vor Euch zu ſcheinen, rein vom Fluch,
Den eine Königskrone auf mich drückte!
(ſtreng) Ihr habt an meiner Seele hart gefrevelt.
Hätt' ich geahnet, wer Ihr ſeid, ich hätte
Mich ſcheu verhüllt in ſiebenfache Schleier.
So aber lockte mich der Wahn der Liebe.
Ihr habt falſch Spiel geſpielt, voll Lug und Trug!

Max (nach einer Pauſe). O Himmel! will die dumpfe Kreatur
Den hellen Geiſt umdunkeln! — Wlaſka, Wlaſka!
— Wohl war's ein Trug, daß ich mit meinem Selbſt,
Nicht ahnend, was das Schickſal dran verſchuldet,
Dein Herz erobert. Unbewußte Lüge
War's, daß ich aus dem Strom des vollen Lebens,
Aus dem glückſeligen Gewühl des Volks
Auftauchend, namenlos und unbekannt
Mich hingab, wo ich rein und heilig fühlte.
Es war Betrug, — ich bin kein Menſch der Maſſe,
Ich bin von Gott vor allem Volk gezeichnet, —
Es war Betrug, doch unabſichtlicher.
Du aber, Wlaſka, — wo beginnt bei Dir
Die Lüge ſich von Wahrheit abzuſondern?
Wo biſt Du Trug, wo heilig wahres Leben,
Wenn Du, vom Unglück ſo betäubt, Dein Herz,
Dein Fühlen und Dein Denken nun verfluchſt?
War ich Betrug, o mein Gefühl blieb wahr.
Du aber übſt Verrath an Deinem Herzen.
Ich hab' verläugnet, was ich ſcheine, — Du,
Du haſt den Gott verläugnet, der mir heilig!
(ſtolz und ſtreng) Die Fürſtin Ungarns weiß, daß ich Dich liebe,
Daß ich die Hand, nicht mehr mein Herz frei habe.
Ich ſtehe für mich ein. Wie es ſich fügt,
Ich bin mein Schickſal ſelbſt, das nie mich trügt.
(Pauſe. Wlaſka ringt mit ſich. Dann ſtürzt ſie zu ihm)

Wlaska. Max, Max, laß mich an Deinem großen Herzen
Die Scham verhüllen, die ſich ſchuldbewußt
In meine Wangen drängt. Ich frevelte
An Dir, weil ich nicht heilig hielt Dein Herz.
(Sie verbirgt ihr Geſicht an ſeiner Bruſt)

Max. Hier will ich ſtehn, hier ſollen ſie mich finden,
Wo die mir fluchte, die ich heiß geliebt.
Hier, feſt in dieſen Boden will ich wurzeln,
Stand halten hier und trotzen dem Geſchick.

Wlaska. Du biſt berufen, Völker zu beglücken, —
Ich trete klanglos in mein Nichts zurück.
— Ich habe Dich verkannt — ich geb' Dich frei:
Das ſei die Buße, die ich ſelbſt mir ſtelle.
Ewig bleibt all mein Fühlen Dir geweiht.
Doch wer an Deiner Liebe zweifelte,
Verdient es nicht, Dich ſein zu nennen. — Max!

Leb' wohl, leb' wohl! Beherrſch', beglück' die Welt,
Ein Frauenherz iſt viel zu klein für Dich.

Max. Dein Herz verengt mir nicht, erweitert mir
Die Welt. Verſtoß mich nicht vom Paradies!

Wlaska. Leb' wohl, leb' wohl!

(Sie reicht ihm abgewendet die Hand.)

Es wäre Frevel, wollt' ich Lippen küſſen,
Auf die ein Gott ſein heilig Siegel drückt,
Wollt' ich den Buſen, der für Tauſend fühlt,
Den Arm umfaſſen, dem die Welt gehört.

Max. Ich ſcheide nicht von Dir. Ein Fürſt will Glück,
Bedarf des Glücks, ſoll er die Welt beglücken.

Wlaska (ſich zu ihm wendend, zärtlich und heimlich).
Max! ſei ſo groß wie ſchön Du biſt. Ade!
Küß mich noch einmal und fahr' wohl auf immer!

(Umarmung. Pauſe. Geräuſch hinter der Scene.)

Wlaska. Tritt ſchnell zurück, ich höre Tritte, eil'!

(Sie drängt ihn fort; er tritt zur Seite in den Hintergrund.)

Wlaska (für ſich). Die Stimme kenn' ich. Waffne Dich, mein Herz!

Dritte Scene.

Prinzeſſin Ulrike erſcheint in der Vorhalle. Die Vorigen.

Ulrike (rückwärts zu den Wächtern gewendet).
Im Namen deſſen, der hier herrſcht im Lande,
Im Namen König Wladiſlaw's, gebt Raum!

(Sie tritt ein mit Gefolge und Fackelträgern, die an der Thür ſtehen bleiben — Wlaska ſteht ruhig da. Ulrike tritt mit Pauſen, in denen ſie jene ſcharf beobachtet, in den Vordergrund. Max bleibt im Hintergrunde verborgen.)

Ulrike (für ſich). Das troh'ge Böhmenherz, ich will es brechen!

(Pauſe.)

Ulrike. Ihr glaubt Euch hier in kaiſerlichem Schutz?

Wlaska. Ich bin's.

Ulrike. Dem König ſeid Ihr unterthan.
Der Kaiſer iſt nur Gaſt im Lande Böhmen,
Die Majeſtät gebührt ihm, wo er herrſcht.

Wlaska. Rechtet mit ihm, ich bin in ſeinem Schutz.
Ulrike. Gefängniß heißt der kaiſerliche Schutz,
Die Mauer ſchirmt Euch, Ihr ſeid Sklavin hier!
Wlaska (ruhig). Würd' ich in Euern Händen ſichrer ſein?
(Ulrike ſchweigt betroffen.)
Ja ſichrer freilich! Doch was ſoll das mir?
Ich habe abgeſchloſſen mit der Welt.
Theilt Euch in ird'ſche Rechte wie Ihr wollt,
Mein ewiger Beſitz bleibt unverſehrt.
Ulrike. Was wollt Ihr thun? Wollt Ihr ins Kloſter gehn?
Wlaska. Abthun, was irdiſch iſt, — es wird mir leicht,
Da Ihr mit gier'gen Händen danach trachtet, —
Mich löſen von der Welt und ihren Wünſchen,
Mit ihm allein ſein, den ein großes Herz
Weit über das Gewühl der Menſchen ſtellt.
— Das Kloſter iſt zu weltlich noch für mich.
Der guten Schweſtern fromme Eitelkeit
Iſt zu geräuſchvoll für mein einſam Sinnen.
Auch würde man für Götzendienſt verſchreien,
Wenn mein Gebet nur meinem Helden gilt.
Ihn denken, fühlen, ganz nur ihm gehören,
Das macht mich einſam mitten in der Welt.
Ihm geiſtig treu ſein, ganz verſenkt in ihn,
Derweil er frei die Bahn des Lebens mißt
Und ungebunden ſeinem Volk gehört, —
Iſt das Gebet, ſo bin ich ſchon im Kloſter.
(Mit erhobenen Händen) Max, Max!
Ulrike. Allmächt'ger Gott! Helft, Engel, mir!

(Sie ringt die Hände, ſtürzt hin und her; dann beſinnt ſie ſich, geht in den Hintergrund und winkt dem Gefolge. Diener und Fackelträger verſchwinden. Es iſt dunkel, nur das Licht der Ampel leuchtet von oben.) Ulrike im Kampfe zwiſchen Stolz und Schmerz. Sie überwindet ſich und geht mit gefalteten Händen auf Wlaska zu.)

Ulrike. Biſt Du gelöſt, wie ein geſchiedner Geiſt,
Der Alles abthut, was hienieden bindet,
O ſei barmherzig, gib das Herz heraus,
Das Deine Liebe, ach! mit feſten Ketten
Gebunden hält. Du wirſt ihn jenſeits haben.
Laß mir den Mann für dieſes Erdenleben.
Ich liebe Max und ich muß leben, leben.
Ich liebe Max, gib mir ſein Herz heraus.

Wlaska. Was Gott uns gibt, iſt heiliger Beſitz.

Ulrike (kniet vor ihr nieder). Sieh mich zu Füßen Dir, errette mich!
Nimm meine Schätze, nimm mein Königreich,
Laß mir den Mann! — Hab' ich Dir wehgethan,
Ich laß Dir Kirchen baun, ſei gnädig, Engel!

Wlaska. Ich mach' ihn ſtreitig nicht. Laß ihn entſcheiden.

Ulrike. Fleh' Du für mich! Sieh, allen Stolz leg' ich
Zu Füßen Dir. Ich will in Demuth harren,
Bis Dir der Gott der Gnade anbefiehlt,
Mich zu erretten vor mir ſelbſt. Sprich, ſprich! —
— O, ſieh, ich könnt' erzwingen, was Du weigerſt.
Ich flehe, wo ich doch gebieten dürfte!
Gib mir ſein Herz heraus, Max iſt mein eigen,
Ich habe Theil an ihm, weil ich ihn liebe!

Wlaska. Ich hab' ſein Herz. Es bleibt Dir ſeine Hand.

(Ulrike ſpringt auf.)

Ulrike. Helft, Furien, mir! der Gott hilft nicht. Stirb, ſtirb!
Fahr' hin ins Reich der Sel'gen, bleicher Schatten!
Sei ſelig dort, ich will hier glücklich ſein!

(Sie ſtößt Wlaſka den Dolch ins Herz. Max ſpringt aus dem Hintergrunde hervor.)

Max. Halt' ein, halt' ein!

(Wlaſka ſinkt ihm taumelnd in die Arme.)

Ulrike (zuſammenſchreckend). Max, Max, Du hier?

Max. Wlaſka! Geliebte! — Hör' mich an, ich bin's!

(Pauſe.)

Wlaska. In Deinen Armen ſtirbt es ſich ſo ſüß!
Wie Lerchenſchlag hebt ſich mein Herz gen Himmel.
Beſiegle mir die Lippen, eh' mein Geiſt
Sich Dir entſchwingt. Leb' wohl, leb' wohl, Geliebter!

(Sie ſtirbt. — Pauſe.)

Max. Todt, todt! Für dieſe Welt vernichtet. Brich
Zuſammen, Menſch! Dein Edelſtes verließ
Den Schauplatz Deiner Thaten. Wlaſka, Wlaſka!
Was übrig iſt, das mag ein Gott behüten.
Ich ſag' mich los von dieſem Lebensreſt!

(Er erblickt Ulrike.)

Du hier? Flieh' von dem Rand der Erde! Flieh
Mein Augenlicht! Ich fluche Dir!
(Ulrike ſtürzt vor ihm aufs Knie.)
Knie' nicht!
Kein Gott hilft Dir vom niedern Staube auf!
Steh' aufrecht, eine Säule, werde Stein,
Erſtarre, Weib, ob der verruchten That!
(Ulrike erhebt ſich.)
Ulrike. Max, Max, Geliebter! haſt Du kein Verzeihn? —
— Ich kann nicht weinen, willſt Du Blut für Thränen?
— — Du ſchweigſt!
Max. Fahr' wohl! Gott ſei Dir gnädig!
Ulrike. Max, hilf mir ſterben, hilf mir ſterben, Max!
Max. Brich in Dir ſelbſt zuſammen!
Ulrike. Helft, gute Geiſter!
Verſöhnung, Max!
(Max reicht ihr abgewendet die Hand.)
Max. Ich ſeh Dich niemals wieder.
Ulrike. Die Hand iſt mein. Nie, nie ſein Herz! Fahr wohl!
(Sie ſtürzt wild ab. Pauſe. Max entblößt ſein Haupt.)
Max. Der Menſch will Gott ſein, macht er ſelbſt ſein Schickſal!
Doch böſe Geiſter helfen ihm zur That.
Blut düngt den Boden, wo ich wachſen ſoll!
Ich kann nicht weinen Rückwärts drängt die Thräne
Zum Herzensquell zurück, wird feſt und ſtarr.
O Wlaska, mußteſt Du das Opfer ſein? —
Der Tropfen fällt und wird doch ſchwer wie Stein.
(Er tritt bei Seite und verhüllt ſein Geſicht.)

Vierte Scene.

Der Kaiſer (noch hinter der Scene).
Sich ſelbſt gerichtet, ſagt Ihr? Herr des Himmels!
Die Fürſtin Ungarns Mörderin und Henker
Am eignen Leib! Blut gleich mit Blut geſtraft!
Max (ſtürzt hervor). Ulrike todt? Furchtbarer Gott! ſo raſch
In Deinem Zorn?

(Er tritt wieder zur Seite in die alte Stellung, während der Kaiſer mit Sebaſtiano und dem geſammten Gefolge eingetreten iſt.)

Kaiſer. Kommt, Medicus, helft, helft!

(Sebaſtiano kniet zur Todten hin. Der Kaiſer ſchreitet langſam und ſcheu an der Leiche vorüber bis in den Vordergrund.)

Kaiſer. Zwei Bräute todt! — Hör', Max, Max! — Starr vor Schrecken!
Der Schmerz iſt mächt'ger als des Vaters Stimme!
Mein guter Sohn! — Er ſchweigt. — Hört, Medicus,
Ich bin ſehr krank. Böhmen und Ungarn todt.
O laßt die Todten! Helft den Lebenden!
Kommt her! Ich armer, alter Mann bin krank.

(Er ſteht ſinnend und bohrt den Blick in den Boden.)

Was bleibt mir übrig? — Herzog von Burgund
Schrieb mir ſchon längſt von ſeiner Erbin Tochter. (Er huſtet.)
— Hört, Medicus, gebt mir ein Mittelchen.
Seht, den Burgunder hätt' ich gern zur Hand.
Ich könnt' ihn brauchen, ſtraf' mich Gott!

Sebaſtiano. Hoheit!

So ſchweren Trank!

Kaiſer (weinerlich). Schweig, Narr, was weißt Du davon!
(ſchmerzlich zu Max) Behüt' Dich Gott, mein lieber, lieber Sohn!

(Er grüßt den Prinzen, mit der Hand ihn ſegnend, und wendet ſich zum Abgehen. Vor der Todten, die Sebaſtiano wieder in den Arm genommen hat, bleibt er gefeſſelt ſtehen und nimmt ſein Barett ab. Max bleibt regungslos zur Seite. Die Fackelträger links und rechts beleuchten die Gruppe. Pauſe.)

Schlußſcene.

(Hinter der Scene, vom Fenſter herauf, tönt laut und vernehmlich das Lied der Studenten.)

Chor der Studenten. O ich betrübter Freiersmann,
Ich ſuch' nach meiner Braut,
Die ich doch nirgends ſinden kann,
Iſt ſie mir ſchon getraut.

Du biſt nicht fern, Du biſt nicht nah,
Wo find' ich Dich, Germania?
Germania!

Du biſt nicht ſchön, Du biſt nicht jung,
Und doch lieb' ich Dich ſehr.
Daß ich Dich lieb', iſt mir genung,
Und das betrübt mich ſchwer.
Ich ruf' nach Dir, Du alte Braut,
Ich ruf' Dich ſtill, ich ruf' Dich laut.
Germania!

(Max erwacht aus ſeiner Starrheit und tritt vor.)

Max. Von Allen, die ich liebe, die mich lieben,
In aller Welt iſt mir mein Volk geblieben.
Ja, Dir gelob' ich, biet' ich Herz und Hand,
Du deutſches Volk, heilig, unſterblich Land!
Sei Du die Braut in allen Sturmeswettern.
Laß nie Dein Haupt vom Schickſal niederſchmettern.
Der Bund ſei feſt, in jedem Herzen neu,
So lang' Du, deutſches Volk, Dir ſelber treu!

(Vorhang fällt.)

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

P. o. germ. 2080 7

Kuss und Gelübde

oder

Die Geheimniſſe von Venedig.

Schauſpiel in vier Acten nebſt einem Vorſpiel.

Von

F. G. Kühne.

Den Bühnen gegenüber Manuſcript und nur aufführbar
mit des Verfaſſers Einwilligung.

Leipzig
Ries'ſche Buchdruckerei (Carl B. Lorck).
1859.

10 A

Perſonen:

Der Doge von Venedig.
Gradenigo, Procurator der Republik.
Filippo, } Senatoren, Mitglieder des geheimen Rathes
Zanetti, } der Zehn.
Roſadora, eine reiche Erbin aus dem Hauſe Loredano.
Iſabetta, ihre Dienerin.
Bernardo, } Geſchwiſter.
Giulia, }
Tedeſco.
Papagallonetto, Barbier.
Ein Tuneſe.
Der Meſſer grande, Haupt der Sbirren.
Florio, Student von Padua.
Zwei Senatoren.
Eine weibliche Maſke.
Senatoren, Mitglieder der Signorie und des geheimen Rathes der Zehn.
Studenten von Padua, Soldaten und Volk.

Schauplatz: Das Vorſpiel in Venedig. Act I. und II. in Padua. Act III. und IV. in Venedig. Zeit: Ende des 17. Jahrhunderts.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorſpiel.

Erſte Scene.

Der Marcusplatz mit dem Dogenpalaſt und der Marcuskirche. Zu beiden Seiten Arcaden mit Hallen. Abendbeleuchtung mit einigen Lichtern und Laternen. Maſkirte und unmaskirte Perſonen in allerlei Tracht wandeln auf und ab. Melonen- und Aquavithändler halten feil. Domino's miſchen ſich unter Griechen, Armenier und Albaneſen. Landleute und Gondoliere gehen ab und zu. Matroſen ſtehen in Gruppen um Maccaroniverkäuferinnen. Alles ohne Geräuſch.

Im Vordergrund: **Tedesco.** Gleich darauf **Papagallonetto.** Dann eine weibliche Maske und **Signor Filippo** in ſchwarzem Domino mit Maske.

Tedesco. Hier alſo das Centrum der geheimnißvollen Republik, der Mittelpunkt des räthſelhaften Netzes, das dieſe Seeſpinne über Völker und Könige wirft. Da ſteht der Dogenpalaſt, mit den Bleikammern oben und den Brunnen tief unten. Mitten inne hauſt in ſeinen goldenen Zimmern der Fürſt dieſes Staates, ohne zu hören, wie Die über ihm nach dem Himmel rufen, Die unter ihm nach der Hölle jammern. Dort Sanct Marcus! Unter dieſer Kuppel ruhen die Gebeine des Heiligen. Man ſagt, hier hätten die Steine Ohren, aber Sanct Marcus ſchläft ſehr feſt und hört die Seufzer der Menſchen von heute nicht, weiß nicht, welche Ungethüme über ſeinem Grabe hauſen. — Zaghaften Fußes bin ich von den deutſchen Alpen heruntergeſtiegen in dieſe Lagunen, deren Schlamm ſo viele Opfer der Politik deckt, in dieſe ſchleichenden Canäle mit ihren ſchwarzen Gondeln, wo jeder bleiche Fährmann und jedes verhüllte Frauengeſicht ſchweigend auf geheime Ränke deutet. Und zu den Geheimniſſen gehören auch die Abenteuer! Bin ich doch ſelbſt wider Willen dieſe Nacht in eins verwickelt, das mir nicht den Hals, aber meine ganze Baarſchaft koſtet, drüben auf der Inſel am Kloſter der Barmherzigen Schweſtern. Der arme junge zarte Bube, der aus der Gondel an's Ufer ſprang und mich fußfällig bat, ihn mit auf's feſte Land hinüberzunehmen; er müſſe ſeinen Feinden entfliehen, wolle nach Padua zu ſeinem Bruder! Ich gab dem zitternden Bürſchchen meine letzte Zechine. Nun werde ich ſelber betteln müſſen, um als fahrender Schüler nach Padua zu kommen, wenn mir der Chirurg hier kein Viaticum giebt. Da iſt die Halle des Mannes, und da kommt er ſelbſt; ich will ihm als reiſender Student der Medicin mein Zeugniß geben. (Er überreicht dem vortretenden Papagallonetto ein Schreiben.)

Papagallonetto. Ein Schüler des Aesculap? Nach Padua zur hohen Schule, empfohlen von einer Facultät im hohen deutſchen Norden, von da hinten jenſeit der Berge, wo auch noch Leute wohnen! Verlangt ein Wandergeld als fahrender Scholar und klopft bei mir an, um weiter zu kommen? Ja, junger Mann, hier iſt nichts umſonſt, höchſtens der ſtumme Tod in den ſchweigenden Lagunen, hier muß man ſich jeden Athemzug mühſam verdienen.

Tedesco. Ihr habt hier viel Praxis, ſagt man.

Papagallonetto. Mehr wie beim Großtürken, wo doch Alles glatte Schädel trägt und ſelbſt den Frauen die Augenbrauen raſirt werden.

Tedesco. Ihr treibt auch Barbiergeſchäfte?

Papagallonetto. Was Ihr wollt, und Alles zur größeren Ehre der Republik. Wenn es die hohe Signorie befiehlt, raſir' ich auch Köpfe. Wer nicht Haare bei mir laſſen will, Dem laſſ' ich zur Ader oder ich ſchröpfe ihn. Denn wiſſe, junger Mann, wer hier nicht ſchröpft, Der wird geſchröpft. Schröpfen und geſchröpft zu werden, iſt hier das Loos des Sterblichen auf Erden. Als Staatsbeamter geb' ich mich meiſtens nur mit Hauptſachen ab. Ich raſire die Häupter der hohen Kleriſei, und den Mitgliedern vom geheimen Rath der Zehn zieh' ich die Zähne aus. Bei mir, junger Mann, kannſt Du Politik und Staatsweisheit lernen. Die Hauptſache iſt: man muß die Leute nur zu nehmen wiſſen. Ich meines Theils nehme ſie beim Kopfe. Das große Zeitalter der Malerei liegt hinter uns; es müſſen jetzt andere Künſte die Rolle der Kunſt übernehmen. Und ich bin Künſtler; ich beſſere die Geſichter aus, die der große Tizian nur copirte. Wo er ſeine Venusbilder malte, da fallen für uns

Epigonen, auch wenn wir den Pinſel mit dem Meſſer vertauſchten, noch immer einige Kleinigkeiten ab. Als Großbarbier der Republik bin ich Diplomat; ich ſchlichte alle Unebenheiten auf dem Antlitz der Menſchheit. Der Menſchenkopf iſt gleichſam mein Erdglobus, meine Weltkugel en miniature, und ich raſire und beſſere dieſe Weltkugel aus. Als Barbier ſteh' ich im Mittelpunkt der Intereſſen. Meine Bude, — will ſagen mein Atelier, mein Studio, mein Salon, iſt der Sammelplatz der ſchönen Welt Venedigs, denn ich bin beliebt und geſucht. Mein Meſſer fliegt über die Wange ſo leicht hin, wie die Schwalbe über den Teich. Ich ließ einmal in den öffentlichen Blättern ankündigen: wer mir beweiſen könne, von mir geſchnitten zu ſein, ſolle zwanzig venetianiſche Ducaten bekommen. Ich ſagte nicht: er kriegt ſie; ich ſagte nur: er ſoll ſie kriegen. Zwiſchen kriegen ſollen und wirklich kriegen, iſt ein wirklicher großer Unterſchied. Ein Fürwitziger kam auch, meldete ſich und wollte geſchnitten ſein.

Tedesco. Der war wohl erſt recht geſchnitten?

Papagallonetto. Und die Ducaten ſoll er heute noch kriegen.

Tedesco. Es ſcheint, hier muß man fein auftreten, und ich komme aus Deutſchland.

Papagallonetto. Fein auftreten, nie mit Bärentatzen, guter Jüngling aus dem Teutoburgerwalde, bei Männern und bei Weibern. Glaube mir, ich weiß, wann jeder Vater und jeder Vormund einer hübſchen Tochter in's Kaffeehaus geht, ich ſorge für Strickleitern, drücke Schlüſſel in

Wachs ab, laſſe mich, wenn wir erwiſcht werden, ſogar prügeln ſtatt des Signor Amante, aber Alles anonym.

Tedesco. Sokrates ſagte: Mögen ſie mich prügeln, wenn ich nicht dabei bin!

Papagallonetto. Und wenn ich anonym Prügel bekomme, bin ich, ideell genommen, auch gar nicht dabei, blos mein Buckel; mein beſſeres Ich, mein'e höhere Würde, mein eigentliches Selbſt leugnet ſie bekommen zu haben. Ich mache Sonette und ſpiele die Mandoline dazu, ich mache Alles und am liebſten anonym; nur zu anonymen Theaterkritiken hab' ich es noch nicht gebracht, ſo weit bin ich noch nicht heruntergekommen. Lieber mache ich in Theriak, Abkochung von Vipern und Droguen, — ſehr gangbarer Handelsartikel nach der Levante.

Tedesco. Paracelſus ſagt —

Papagallonetto. Ja, was kann uns Bombaſtus Paraphraſtus Paracelſus hier ſagen? Er kann höchſtens ſagen: Lerne wie man den Menſchen um den Bart geht, um ſie zu beherrſchen, als Staatsmann die Bürger raſirt, um ſelber glatt durchzukommen. Dieſe hohe Schule der Politik, mein Sohn, kannſt Du hier lernen, hier kommſt vor die rechte Schmiede. Venezia la dominante iſt der Mittelpunkt der Welt, und der Mittelpunkt dieſes Mittelpunktes, der Nabel gleichſam, an dem Alles hängt, iſt der Marcusplatz. Hier ſtoßen alle Nationen zuſammen, alles was Macht, Reichthum, Hoheit, Stolz beſitzt, kommt hierher und huldigt, handelt und wandelt, Levantiner und Tuneſen, Chriſten aller Bekenntniſſe, Türken und Juden, auch die Gauner und Fälſcher aller Zonen ſchlagen hier ihre Bude auf. Schau nur hin, wie das da wogt und wallt, und dazwiſchen die ſtolzen Stadtherren, die gravitätiſchen Cittadini, ſtolz wie weiland die Römer, die auch von ihrer urbs den orbis, von ihrer Stadt aus die Welt beherrſchten. Alles findet hier wie in einem ewigen Carneval ſeine Rechnung. Am Canal tönt der melancholiſche Geſang des Gondoliers, an der Ecke ſchauſpielert das Pathos des aufgeſtelzten Improviſators mitten im Geſchrei der Melonenverkäufer und dem Juchhe des Volks. Dort lockt der Liebreiz einer Flöte und hier der Sirenenton einer ſüßen Schönen —

Tedesco. Die Facultät der deutſchen Hochſchule ſchickt mich nach Padua; aber ich bin ganz abgebrannt, ich verlor dieſe Nacht meinen letzten Zehrpfennig.

Papagallonetto. Beim Spiel am grünen Tiſch?

Tedesco. Nein, drüben auf der Inſel beim Kloſter der Barmherzigen Schweſtern. Der Mond ſpiegelte ſich ſo wohlgefällig in der ſchweigenden Fluth. Aus einer Gondel, die an der Pforte hielt, ertönte zur Laute ein ſchmelzender Geſang, wie wenn ein girrender Täuberich ſein Täubchen lockt, und — richtig: es wirkte. Nicht blos die Sterne lauſchten mit ihren hellen offenen Augen, die Töne waren ſo ſüß als könnten ſie auch eine fromme Schweſter aus dem ſteinernen Grab der Kloſterzelle locken. Und ſiehe: das Pförtchen öffnet ſich, eine leichte Geſtalt gleitet die Stufen der Treppe hinab und ſchlüpft in die Gondel, wo der Sänger harrt. Dann lautes Geſchrei! Die Glocke im Kloſter läutet, und auf den Hülferuf rudert ein bewaffnetes Fahrzeug herbei. Ich höre Degen klirren und wilden Tumult, ziehe mich behutſam in das Schilf des Ufers zurück. Da plötzlich ſpringt ein junger Menſch aus der Gondel zurück an's Ufer, ſtürzt auf mich zu, ringt die Hände und bittet mich fußfällig ihn zu retten. Die rührende Stimme des Knaben — (Eine weibliche Maske iſt zu Papagallonetto heran getreten, winkend und rufend.)

Maske. Pſt, pſt! He, Papa!

Papagallonetto (rührt ſich nicht). Darauf höre ich noch nicht. Hätte viel zu thun, wenn ich auf Alle, die Papa rufen, hören wollte; ein ganzes Stadtviertel nennt mich ſo, wenn ich über die Straße gehe.

Maske. Pſt, pſt! Papagallo —

Papagallonetto (zur Maske). Papa heiße ich vorne, gallo iſt mein Mittelſtück. Du mußt meinen vollen Namen ſagen, holde Maske. Netto bin ich ſchließlich, mache alles netto lieber als brutto, Papagallonetto iſt mein ganzer Name.

Maske. Ein Wörtchen ins Geheim!

Papagallonetto. Ein Pülverchen ganz fein? (Beide treten zur Seite und flüſtern.)

Tedesco (für ſich). Da bin ich ſchön angekommen! Das iſt ja ein wahrer Charlatan, dieſer praktiſche Doctor der Arzneikunſt!

Papagallonetto (zur Maske). Was Ihr ſagt! Die Frau Aebtiſſin in Krämpfen vor Schreck über die entführte Nonne, die in Männertracht entwiſchte, braun mit grünen Puffen? Die junge Novize, die nicht gut thun wollte?

Nun, ich komme, ich komme presto prestissimo! (Die weibliche Maske ab.)

Tedesco. Was ſagtet Ihr? Eine Nonne, in Männertracht entflohen, drüben auf der Inſel bei den Barmherzigen Schweſtern?

Papagallonetto. Die Frau Aebtiſſin hat darüber ihre Zufälle bekommen.

Tedesco. Und braun mit grünen Puffen? Wie mein junger Menſch, dem ich zur Flucht verhalf!

Papagallonetto. Junger Mann, in welches Staatsgeheimniß haſt Du Dich eingelaſſen, in welches Labyrinth biſt Du hineingerathen! Du kannſt leicht über die Seufzerbrücke wandern müſſen.

Tedesco. Ueber die Seufzerbrücke?

Papagallonetto. Junger Mann aus dem Teutoburger Walde, biſt Du noch nicht in zweifelhafter Stunde, wenn die Sterne blaß werden und der erſte Streif der Morgenröthe —

Tedesco. Sterne blaß werden und der erſte Streif der Morgenröthe —?

Papagallonetto. Biſt Du noch nicht am Ufer der Sclavonier um die Stunde hingedämmert — Mitternacht iſt nichts dagegen, — um die Stunde, ſage ich, wo Nacht und Morgen ſich ſtreiten, Alles zu Bett ſchleicht und die Hähne noch nicht Luſt haben den Tag zu verkündigen? Junger tedesker Mann, in ſolcher Stunde ſchau mal dort hinauf was da hängt und ſchwebt zwiſchen Dogenpalaſt und Staatsgefängniß. Es iſt der Schwibbogen, es iſt die Seufzerbrücke. Geſchäftig, aber lautlos geht es hin und her, hüben und drüben ein Flüſtern und Wiſpern, — ich ſage Dir, Freund, die Brunnen ſind tief und die Bleidächer hoch, und die Seufzerbrücke führt zu beiden oder auch in die ſtille Lagune. Die Welle iſt willig, öffnet ſich, ſchließt ſich, breitet ihre Arme liebend aus, und das Opfer, eine Kugel am Halſe, — noch ein Seufzer; noch ein Ach! dann plumps hinunter auf ewig nimmer Wiederſehen. Stumm wie 'n Fiſch! Auch darf da Niemand angeln gehen, denn da giebt's lauter faule Fiſche. Junger Mann, Du haſt einer Nonne zur Flucht verholfen. Beklagenswerthes Opfer der Inquiſition, ich ſage mich los von Dir, ich waſche meine Hände in Unſchuld, ich weiß von nichts. Der Meſſer grande, das Haupt der Sbirren, iſt mein guter Freund, denn warum? Im Grunde greifen unſere Metiers in einander, ich raſire Bärte, er Köpfe, er cenſirt die Menſchheit, ich blos ihre Backen — aber wenn ich dächte, daß das Tribunal der Inquiſition Dir nachſetzt — (Signor Filippo ſteht hinter ihm und klopft ihm auf die Schulter.) Um Gottes willen, da iſt ſchon einer! Ich habe nichts geſagt, ich weiß von nichts, Der da war's, der weiß Alles!

Tedesco (zurücktretend). Schurke!

Filippo. Iſt Dein Meſſer gut?

Papagallonetto. Mein Meſſer? (Für ſich) Hilf Himmel, mein Stilett! Er hält mich für einen Bravo. (Laut.) Ha, bravo braviſſimo, Signor! Doch wie befehlen Eure Gnaden mein Meſſer? In der Manier? (Er greift an ſeine Backen.) Oder belieben Sie anderweitig? (Er macht eine Pantomime an den Hals.)

Filippo. Du mußt mich noch vor der Rathsſitzung bedienen.

Papagallonetto (leiſe). Raſiren alſo, ordentlich und rechtſchaffen bedienen? (Laut.) O, ich weiß mit dem Stahl umzugehen in jeder Manier.

Tedesco (für ſich). Mit dem Stahl in jeder Manier? Läßt ſich der Schuft dingen?

Papagallonetto. Mein Salon iſt hier unter den Arcaden gleich zur Hand, allein wenn ich Eure Gnaden bitten dürfte: — als Barbier bin ich gegen das Maskenrecht, es thut ſich ſonſt halt nimmermehr. (Filippo nimmt die Maske ab.) Ah, Signor Filippo! Halten zu Gnaden, ich bin ſonſt ſehr für das Maskenrecht der hohen Nobili. Venedig geht unter, wenn es keine Geheimniſſe mehr giebt, und dieſe Nacht, Signor, die Entführung aus dem Nonnenkloſter —

Filippo. Iſt es ſchon ruchbar geworden?

Papagallonetto. Ja, aber ich weiß von nichts, keine Sylbe!

Filippo. Die Donna iſt entflohen, nicht entführt. Ein Mann in der Tracht eines Tuneſen iſt eingezogen; man weiß nicht, ob er der Dame behülflich war. Vielleicht war's nur ein Maskenſcherz. Daß die Donna entflohen, ſpricht für ſchlechte Polizei; es gab einſt beſſere Stilette in Venedig.

Papagallonetto. Aber mein Meſſer iſt gut, belieben Sie nur einzutreten. (Beide ab.)

Tedesco. Sie ſind einig, wie es ſcheint. Soll wieder einmal Einer heimlich bedient werden? — Fort von dieſem Schauplatz voll ſchleichenden Gewürmes, das zu feig iſt, um der Welt die offne Stirn zu zeigen. Ich will Menſchen, denen man ins Geſicht ſehen kann. Fort nach Padua! So lange ich meinen Degen an der Seite habe, kann ich mich durchfechten. (Ab.)

Verwandlung.

Zweite Scene.

Ein gewölbter Saal im Dogenpalaſt mit großer Flügelthür in der Mitte und einer Pforte in der Seitenmauer. Eine Ampel erleuchtet das dunkle fenſterloſe Gemach. Der Meſſer grande (in ſchwarzem Mantel mit ſchwarzen glänzenden Stulpſtiefeln und Handſchuhen, einen weißen Stab in der Hand) läßt durch Diener Tiſch und Stühle ordnen; der Tiſch iſt mit einem grünen Tuche bedeckt. Der Tuneſe ſteht als Gefangener zur Seite.

Der Meſſer grande und der Tuneſe.

Meſſer. Macht hurtig! Die Herren vom geheimen Rath der Zehn erſcheinen ſogleich. Dort das Crucifix vor den Präſidenten des Tribunals, hier die Acten für die Secretäre, die Geſetzbücher links und rechts, ſo! Beſetzet draußen die Thüren und die Treppe! Ihr kennt das Zeichen, das den Eintritt geſtattet, und ſalutirt im Namen der Erlauchten Republik. Den Gefangnen überlaßt mir; ich will ihn ſchon bewachen. (Diener ab durch die große Mittelthür. Zu dem Tuneſen ſich wendend.) Nun, Du Nonnenräuber? Wir ſind allein; rede, was kann ich für Dich thun?

Tuneſe. Du kannſt lachen, Du biſt ein Mann in Amt und Würden!

Meſſer. Daß ich Dich verleugne, kannſt Du mir nicht übel nehmen; ich handelte nach Geſetz und Pflicht.

Tuneſe. Wir gemeinen Leute nehmen es nicht ſo genau mit einander; aber wenn Signor Zanetti, in deſſen Sold ich bin, mich preisgiebt, ſo nehme ich kein Blatt vor den Mund.

Meſſer. Warum machſt Du auch ſolche Streiche!

Tuneſe. Ei, Du ſprichſt ja zu mir, einem ehrlichen Spitzbuben, ſchon wie ein wirklicher geheimer und höherer Spitzbube! Weß Brot ich eſſe, Deß Lied ich ſinge, und wenn die Nobili allein das Vorrecht haben, die Flöte zu blaſen, ſo iſt's kein Wunder, daß wir armen Kerle nach ihrer Pfeife tanzen. Ich habe lange genug bei den Sarazenen gedient, um zu wiſſen wie ein Tuneſe kapert. Mein Herr wollte die junge Dame aus dem Kloſter entführen, und damit es heißen könne, ein Corſar habe ſie geraubt, ſteckte er mich in dieſe Tracht; aber da kamt Ihr mit der Staatsgondel dazwiſchen, ließet die Dame entwiſchen und hieltet mich feſt. Nun kann ich als Pirat gehängt werden, wenn ich nicht ausſage, wer mich gedungen.

Meſſer. Beruhige Dich! Man hat nichts Böſes mit Dir vor, Dein Weizen kann noch blühen.

Tuneſe. Mein Weizen? Meinſt Du vielleicht deutſche Gerſte, orzo tedesco, (mit einer Pantomime des Schlagens.) wie die deutſchen Landsknechte zu ſagen pflegten?

Meſſer. Sei ruhig, die großen Herren können Dich brauchen; alſo biſt Du um höherer Rückſichten willen unentbehrlich.

Tuneſe. Ich wollte, ſie ließen mich frei und in See. Bei den heidniſchen Türken iſt mehr Ehre zu verdienen. Heidniſche Türken! Sie nennen ſich hier chriſtliche Kaufleute, aber treiben auf der Börſe jüdiſchen Wucher und leben in ihren Paläſten wie der Großtürke. Wenn ſie mir einen Kaperbrief ausſtellen, wollte ich ihnen ein gutes Geſchäft machen; ich kenne das Handwerk. Die chriſtliche Republik Venedig braucht ebenſo gut Corſaren.

Meſſer. Sei ruhig; ich glaube, ſie haben was Gutes mit Dir vor und wollen Dich nach Candia ſchicken. Tritt bei Seite, ſie kommen; wir kennen uns nicht.

Tuneſe. Menſch, vergiß nicht Deine Herkunft als Mann der Lagunen und werde nicht unehrlich im höheren Dienſt! Hier ſoll ich hinein? Kann man da horchen?

Meſſer. Die Wände, weißt Du, haben in Venedig überall Ohren, horchen kann Jeder, aber es iſt indiscret davon zu ſprechen.

Tuneſe. Indiscret? Du ſprichſt ſchon ganz wie ein Hochgeſtellter. (Der Meſſer grande ſchiebt ihn zur Seitenthür hinaus.)

Dritte Scene.

Meſſer. Filippo. Zanetti.

Die Diener öffnen die Flügelthüren. Zanetti, ſchwarz und maskirt, tritt ein.

Meſſer (für ſich). Ein Neuling, ein friſches Mitglied des geheimen Tribunals; ſein Eifer iſt noch jung und treibt ihn ſo früh zur Sitzung. (Wie er ſich ehrerbietig nach dem Eingang zurückzieht, tritt Filippo, ebenfalls maskirt, ein.)

Meſſer. Ah, Signor Filippo!

Filippo (heimlich zum Meſſer). Die Donna iſt nach Padua entflohen, aber ſie darf nicht erwiſcht werden, — hörſt Du? um keinen Preis.

Meſſer. Um keinen Preis, Signor?

Filippo. Doch, doch, um jeden Preis, den Du willſt.

Meſſer. Und der Tuneſe?

Filippo. Wir werden für ihn ſorgen, die Sache muß beigelegt werden.

Meſſer (für ſich). Beigelegt? wenn nur nicht der arme Menſch auch beigelegt wird, d. h. bei den Galeeren? (Ab durch die Mittelthür.)

Zanetti. Signor Filippo, wenn mir recht iſt?

Filippo. Ha, Signor Zanetti! Zum erſten Mal in der Sitzung des hohen Tribunals der Inquiſition. (Sie nehmen die Masken ab und ſchütteln ſich die Hände.)

Zanetti. Wir trafen uns früher anderswo.

Filippo. Am grünen Tiſch. Nun, hier iſt die Tafel ebenſo für uns gedeckt. Möchte die Farbe uns nicht im Stiche laſſen!

Zanetti. Wir ſpielten bisher um Ducaten.

Filippo. Hier vielleicht um Länder und Königreiche. Wenn die Republik nur nicht va banque! rufen muß! Es ſteht ſchlimm mit den Dingen da draußen; all unſer Hab und Gut ſteckt in der Handelsflotte, die der Paſcha in der Bucht von Candia feſthält. Es wäre am beſten, wir machten uns ſelber auf und verhandelten mit ihm in Frieden.

Mit Eurer Entfernung würde ſich auch die Sache mit Eurem Tuneſen beilegen laſſen.

Zanetti. Mit meinem Tuneſen! Hat der Schuft mich ſchon verrathen?

Filippo. Mit nichten, es darf nicht zum Verhör kommen, aber Ihr müßt ihn auch nicht preisgeben. Ich bitte, folgt meinem Rathe! Ihr ſeid ein Neuling in der Politik. Da gilt es vor Allem: ſeinen Leidenſchaften die rechte Maske vorzuhalten. Das Spiel hinhalten, heißt gewinnen. Wenn Ihr den Tuneſen aufgebt, ſo zweifelt das Volk an unſerer Ehrlichkeit gegen die Schurken, die wir brauchen. Verbrecher, die man nicht ſtrafen kann und will, muß man belohnen, und aus der Noth eine Tugend machen: heißt die Welt regieren. Der Tuneſe iſt der talentvollſte Kerl, den ich kenne, der ſchlauſte Kopf unter allen Burſchen der Lagunen, der beſte Seemann in der ganzen Marine.

Zanetti. Und der beſte Tenor bei Serenaden! Auf meine rauhe Stimme wäre die kleine Donna nicht gekommen: ich ließ alſo den Menſchen für mich ſingen, alle Nächte, immer zu derſelben Stunde, und ſeinen ſchmachtenden Liedern gelang es ſie aus dem Kloſter zu locken. Sie war ſchon in unſern Händen, als der Meſſer grande mit ſeinen Häſchern dazwiſchenkam, meinen Tuneſen feſthielt und das Mädchen entwiſchen ließ.

Filippo. Zu Eurem Glücke, Freund! Wäre die Donna zur Stelle, die Sache würde für Euch ſehr ſchlimm enden. Mit dem Kloſter müßt Ihr Euch abfinden durch fromme Geldbuße. —

Janetti. Wie ſteht es denn mit Eurer Unternehmung? Ihr hattet ja ein Auge auf die reiche Erbin Loredano.

Filippo. Pah! Mit Stolz und Hochmuth verſchmäht! Donna Roſadora möchte gern die Amazone ſpielen und das ganze Männergeſchlecht verachten. Ich hoffe, die hohe Signorie wird mir beiſtehen, denn der Staat iſt zum Vormund eingeſetzt, und die Donna kann weder über ihre Hand, noch über ihre Million Ducaten ohne Einwilligung der Signorie verfügen.

Janetti. Ich fürchte, der greiſe Sittenrichter Gradenigo ſteckt dahinter; der alte Rabe wittert gleich Arges.

Filippo. Er wird uns auch noch um das Vorrecht der Maskenfreiheit bringen! Er hat letzthin im Rath der Dreihundert den Antrag geſtellt, das Maskenrecht der Nobili auf die Carnevalszeit zu beſchränken oder es auf alle Bürger Venedigs auszudehnen.

Janetti. Das heißt den Staat umwälzen. Ohne das Vorrecht der Maske giebt es keinen Adel und keinen Pöbel mehr, mit ihm ſtehen und fallen alle unſere Rechte, ſteht und fällt die ganze Staatsverfaſſung unſerer Erlauchten Republik.

Filippo. Soll das Recht der Maskenfreiheit erweitert werden, ſo bin ich dafür, daß es nur für Geld, für eine Tonne Goldes verliehen werde.

Janetti. Dann wäre man wenigſtens ſicher, daß es kein Lump erhält.

Filippo. Der alte Cato Gradenigo meint aber, Ehren dürften nie käuflich ſein.

Zanetti. Daß Graukopfe noch ſo ſchwärmeriſche Ideen haben!

Filippo. Still, man kommt! (Sie nehmen die Masken vor.)

Dritte Scene.

Der Meſſer grande öffnet die Flügelthüren. Sieben Senatoren, ſchwarz und maskirt, treten ein, theils einzeln, theils in Gruppen, zuletzt Gradenigo. Allgemeine ſtumme Begrüßung. Gradenigo geht die Reihe durch, grüßt und wird begrüßt; dann tritt er an den Präſidentenſtuhl und ordnet die Papiere, Alle nehmen auf ſeinen Wink Platz.

Gradenigo (ſtehend). Sanct Marcus ſei mit uns, Ihr Herren und Senatoren der Republik, Mitglieder des geheimen Raths der Zehn, des oberſten und letzten Tribunals im Staate, von deſſen Spruch kein anderer Appell mehr möglich als bei Gott. Seine Hoheit der Doge iſt krank und leidend; zitternd ſuchte er ſein Bett, als ihm aus Candia die üble Kunde wurde. Die Noth des Staats erheiſcht die ſchleunige Sitzung. Das greiſe Oberhaupt der Republik geht beten; um ſo mehr dann gilt es, zu handeln, zu beſchließen, und in San Marco's Namen eröffne ich dieſe Sitzung. (Zum Meſſer grande) Man ſchließe die Thüren! (Meſſer grande ab mit Verbeugungen. Gradenigo nimmt die Maske ab, die Meiſten nach ihm. Filippo, Zanetti und zwei Andere bleiben maskirt.)

Gradenigo. Mitglieder des heimlichen Gerichts, unſer Amt iſt geheim, nicht unſere Meinung. Verſtecken wir nicht hinter Larven unſere Gedanken! Jeder ſchaue dem Andern klar ins Angeſicht, Aug' in Auge müſſen wir über die Rettung der Republik, über die Nothſtände des Staates, über die Verbrechen im Innern rathen und thaten.

Filippo (die Maske abnehmend, während ihm Zanetti und die Andern folgen). Es ſei! Doch mit dem Vorbehalt, daß das Recht der Maske Allen bleibe, die im goldenen Buch der Republik verzeichnet ſind.

Zanetti. So denk' auch ich.

Die Andern. Wir Alle.

Filippo. Wer dieſes Recht antaſtet, rüttelt an des Staates Grundmauern. In Venedig herrſcht die Maske und mit ihr das Geheimniß.

Gradenigo. Das Geheimniß, doch nicht das Verbrechen!

Filippo. War es nicht ein Gradenigo, der vor Jahrhunderten dieſen unantaſtbaren, unverantwortlichen und geheimen Rath der Zehn einſetzen half, dies Tribunal, das ſelbſt dem Dogen keine Rechenſchaft zu geben braucht, den Fürſten des Staates zu Gericht zieht, das Amt des Todtenrichters übt und ſeine Allmacht insgeheim vollſtreckt? Dieſer Gerichtshof hätte keine Allmacht, müßte er ſeine Gründe offen vor dem Volke deuten. Allmacht übt Gott, weil unergründlich iſt, was er verhängt

Gradenigo. Ihr läſtert, Signor!

Filippo. So unergründlich, weil es keiner Gründe bedarf, iſt auch das Maskenrecht der Nobili. Venedigs Macht und Anſehen ſteht und fällt mit dieſem Recht. Aufwiegler und Empörer nenne ich Jeden, der das alte Recht antaſtet. Es iſt ein Vorrecht —

Gradenigo. Ein Vorrecht, ja, doch kein Deckmantel, um Verbrechen zu begehen, Einbruch zu üben im Aſyl der Frömmigkeit!

Filippo. Wir verſtehen nicht ganz, worauf das zielt.

Gradenigo. Aus dem Kloſter der Barmherzigen Schweſtern iſt eine Dame entführt. Iſt das vielleicht auch Vorrecht unſerer Masken, ein Maskenſcherz, ein Faſtnachtsſpaß, nur etwas außerhalb der Zeit und etwas über die Gebühr der Luſt und Laune die der Carneval geſtattet? Herrſcht das Geheimniß als Vorrecht der Nobili noch, wenn offen und frei Recht und Sitte mißachtet werden?

Filippo. Ihr ſcheint nur halb unterrichtet, Signor; das Mädchen wurde nicht geraubt, ſie entfloh ſelbſtändig, aus freien Stücken. Daß ſie entkam, ſpricht freilich nicht für gute Polizei und muß geahndet werden.

Gradenigo. Der Helfershelfer, der Tuneſe, iſt in unſerer Hand; man bringe ihn zum Verhör!

Filippo. Es eilt wohl nicht, bis wir der Donna habhaft werden.

Gradenigo. Es iſt Bernardo's Tochter, des alten Freundes, der Tauſenden geholfen, ſolang' er lebte und das Glück ihm hold. Er ſtirbt. Es ſchwimmen ſeine Güter auf dem Meere, und dieſen Unſtern nutzen ſeine Gläubiger, treiben ſeine Schulden ein, geben für verloren, was er ausſtehen hat in der Levante, erklären für bankerott ſein Haus und tragen an, ihn aus dem goldenen Buch zu ſtreichen! Ihr Herren, er iſt der Einzige nicht, der all ſein Hab und Gut den Wellen anvertraute. Man nennt treulos das Meer.

O ſeid doch nicht treuloſer als die See, die ihre Launen mit dem Monde wechſelt! Gebt Friſt, ich bitte, ſeid nicht erbarmungsloſer als Neptun, der ſeinen Dreizack jetzt uns will entwinden und ſeinen Herrſcherſtab dem blonden Volk im Norden anvertraut! Venedig iſt nicht mehr die Königin der Meere, und kann es ſeine Handelsflotten nicht mehr ſchützen, verſpotten Türken und Corſaren unſere Macht, dann iſt nicht blos Bernardo's Haus, dann iſt der Staat bankerott, dann ſind wir Alle Bettler mitten im Schooß des alten Reichthums. O edler Freund Bernardo, Wohlthäter Tauſender! Er ſtarb vor Schreck, daß ihm die Winde ihre Gunſt verſagten; zwei ſeiner Schiffe gingen unter, und die andern hält der Paſcha feſt in Candia.

Filippo. Sein Haus kann nicht mehr zahlen, und es iſt Sache des geheimen Tribunals, den Bankerottirer aus dem goldenen Buch zu tilgen: doch nehm' ich meinen Antrag gern zurück.

Gradenigo. Den Sohn Bernardo's bracht' ich auf die hohe Schule nach Padua, die Tochter in's Kloſter.

Filippo. Es iſt nicht unſeres Amtes hier, entfloh'nen Mädchen nachzuſetzen. —

Gradenigo. Ihr Herren, die Signorie iſt auch noch Vormund einer zweiten Mündel. Die Nichte Loredano's tritt die Erbſchaft an, iſt mündig heute und muß erfahren, welche Klauſel ihr der Oheim ſterbend in dem Teſtament geſetzt. Ihr kennt die Donna Roſadora, Herr!

Filippo. Mehr als ich ſollte. Eine eitle Thörin, verſchmäht ſie das männliche Geſchlecht, ſpielt die Diana und iſt kalt und ſpöttiſch.

Gradenigo. Ein Mädchenherz will Zeit, ſich zu bedenken: es iſt vielleicht nicht reif genug, um eines edlen Mannes Werth ganz zu verſtehen.

Filippo. Doch ich verſtehe Euch. Zur Sache! Der Staat iſt in Gefahr, ſagt Ihr; drum rief't Ihr uns ſo ſchleunig zu der Sitzung. Die Mündelgelder eilen nicht. Bernardo's Sohn laßt fleißig lernen auf der hohen Schule, und auf Entdeckung des entflohenen Mädchens ſetzt einen Preis. Was weiter: der Feind, ſagt Ihr, pocht draußen ſchon an unſer Thor!

Gradenigo. Und innen nagt der Wurm an unſerm Leben. Die Welt ſagt: unſere Größe iſt dahin. Wohl möglich, haben wir kein Ohr mehr für den Rothſchrei der verfolgten Unſchuld. Mit der Gerechtigkeit ſinkt auch die Macht; drum wird Venedig zum Geſpött der Feinde.

Filippo. Genug der Phraſen! Wen klagt Ihr an? Die Form des Staats ruht auf Geſetzen, die Jahrhunderte geheiligt; an ihnen haftet Ruhm und Glanz der alten Zeit.

Gradenigo. Und auch der Roſt armſelig kleiner Gegenwart. Anklagen, nein, Wehklagen möcht' ich nur erheben, ein Wehe rufen über unſern Untergang.

Zanetti. Der alte Cato!

Ein andrer Senator. Ein Jeremias unter Trümmern!

Ein zweiter Senator. Ein Prediger in der Wüſte!

Gradenigo (ſich bekämpfend). Zur Sache denn! — Venedigs ganze Handelsflotte iſt im Hafen Candia's von den Türken eingeſchloſſen. Wagt ſie ſich hinaus, ſo wird ſie eine Beute der Corſaren; bleibt ſie länger in der Haft und Sperre, ſo verdirbt der Reichthum von Millionen. Wir müſſen Hülfe ſenden. Wo aber Schiffe und Matroſen finden? Griechenland iſt zweifelhaft, Corfu in Aufruhr, Raguſa in bedenklicher Bewegung; es fehlt an Mannſchaft, um die abgetakelten Galeeren flott zu machen. Es fehlt uns nicht an deutſchen Söldnern, aber wohl an ſegelfertigem, tüchtigem Volk. Die Dalmatiner werden ſchwierig, bezwecken wir zu einer neuen Flotte neue Werbung. Ein Aufruf an das Volk —

Filippo. Das wär' ein Eingeſtändniß unſerer Schwäche!

Gradenigo. Es drängt die Noth! Der Paſcha will das Unterſuchungsrecht ertrotzen. Seeräuberbrauch iſt das, nicht Staatsvertrag. Sie ſperren uns den Weg zu der Levante, hemmen den Verkehr mit unſern Inſeln —

Zanetti. Man gebe ihnen einen Theil der Beute, man werfe ihnen einen Knochen hin, damit der Hunger der Harpyen ſich ſättigt!

Gradenigo. Seeräubern den Tribut zu zahlen, wie?

Zanetti. Manch großes Haus ſtellt ſeine Zahlung ein, wir ſind verloren, wenn der Nothſtand bleibt.

(Beiſtimmende Bewegung unter den Mitgliedern.)

Filippo (aufſtehend). Hört mich, Ihr Herren! Man will uns auf die Probe ſtellen. Wir ſind noch nicht ſo ſchwach, um uns nicht ſelbſt zu helfen. Venedigs Adel iſt noch reich an Mitteln. Ich ſtell' den Antrag, daß die Nobili ſämmtliche Gondoliere ihrer Barken liefern, damit wir die Galeeren raſch bemannen. Ich ſtelle fünfzig mit Zanetti, ſtelle hundert, wenn man uns die Vollmacht giebt, ſie auszuheben wie und wo wir können, und unter der Bedingung, das Geſchwader ſelbſt zu führen und mit dem Paſcha zu verhandeln.

Gradenigo. Verhandeln? Wollt Ihr mit der Krämerelle fechten? Es gilt den Türken eine Schlacht zu ſchlagen!

Filippo. Gebt uns die Vollmacht, Herren! Beruft den großen Rath, ich ſtell' den Antrag bei der Signorie. Ein gütlicher Vergleich —

Gradenigo. Wär' Schimpf und Schmach!

Filippo. Wär' räthlicher als neue ſchwere Kriegsnoth mit den Sarazenen.

Ein Senator. Filippo und Zanetti ſeien Führer! Man gebe ihnen Vollmacht für die Türken!

Filippo. Ich ſtell' den Antrag bei der Signorie, iſt's Euch genehm. Wer für den Antrag iſt, erhebe ſich von ſeinem Sitz!

Alle (aufſtehend). Im Namen der Republik und ihres Vortheils!

Gradenigo (in ſeinen Seſſel zurückſinkend). Im Namen der Republik und ihres Unterganges!

Filippo. Nehmt es zu Protokoll! Ihr, Procurator, ſorgt indeſſen für die Mündelgelder und die Waiſen!

Gradenigo. Und den Tuneſen ſtell' ich vor Gericht.

Filippo. Den nehmen wir in Dienſt, Der geht mit uns zur See. Auf, auf, Ihr Herren! Beruft den großen Rath, wir gehn zu Schiff, Eile thut Noth, — ſagt unſer Cato Gradenigo!

(Alle ab, bis auf Gradenigo, der in den Vorgrund tritt.)

Gradenigo.

O heil'ger Marcus, ſind das Deine Söhne?
Haſt Du's gehört in Deiner ſtillen Gruft?
Dein Staat iſt morſch und ſeine Säulen wanken.

(Indem er ſich abwendet, fällt der Vorhang.)

Erſter Act.

In Padua, vor einem Landhauſe, das mit einem Gitter verſehen iſt. Abenddämmerung. Bernardo, in ſchwarzer, halb geiſtlicher Tracht, lehnt am Gitter und blickt nach den Fenſtern.

Erſte Scene.

Bernardo; gleich darauf Giulia.

Bernardo.

Die Sonne ſinkt. Mir aber glänzt kein Stern
In meiner Nacht! Verlaſſen, arm, verſtoßen,
Mein Name aus dem goldnen Buch getilgt. —
Ich ſelbſt in dieſer Tracht. Die gute Mutter
Beſtimmte mich der Kirche zum Vermächtniß,
Weil anders nicht die angſtbedrängte Seele
Sich mit dem Himmel auszuſöhnen wußte.
Friede mit ihr! Ich trage mein Verhängniß.
Und Giulia, holde Schweſter, — auch vielleicht

Dem frommen Wahn zum Raube? Armer Vogel,
Zerſchlage nicht am Gitter Deine Flügel!
(Giulia, in Männertracht, tritt auf.)
Was ſeh' ich? Schweſter, Du in Padua?
Erſcheinſt Du mir, ein Phantaſiegebild,
Weil ich Dich denke?

Giulia (in ſeine Arme ſtürzend).
Nein ich bin es ſelbſt.
Und mein Gedanke hatte Adlerkraft.
Ich ſuchte Dich und wußt' es wohl, ich finde
Rettung und Schutz bei Dir, in Deinen Armen!

Bernardo.
In Männertracht? Du ſollteſt Buße thun!

Giulia.
Ich hatte nichts zu büßen, zu bereuen,
Ich that getreu den frommen Kloſterdienſt,
Doch konnt' ich nicht ſo früh vom Leben ſcheiden,
So jung noch, Bruder, ohne Fehl und Schuld!

Bernardo.
Es iſt genug des einen armen Opfers, —
Ich bin's, — den Wunſch der Mutter zu erfüllen.
Auch Abraham wollte den Sohn darbringen —

Giulia.
Da ſprach der Engel aus der Höh': halt ein!

Bernardo.
Kein Engel ſpricht für uns.

Giulia.
O könnt' ich Dir

Die Flügel löſen, das Gelübd' erfüllen
An Deiner Statt! Jetzt möcht' ich's, denn jetzt drückt
Mich eine Schuld. Die Scham nur hält mich ab
Zurückzukehren zu den frommen Schweſtern.
Sie meinten's gut mit mir; ſie ſagten zwar,
Der Menſchen ganzes Leben ſei voll Sünde,
Die Welt ein Schauplatz nur von Laſtern. Ach!
Es mag wohl ſein, nun glaub' ich's ſelber, denn
Ich lieh mein Ohr der Stimme des Verführers.
Sie drängten mich, den Schleier bald zu nehmen.
Ich bat noch um Bedenkzeit. Ernſt war mir
Es nicht damit, denn der Verſucher klopfte
Schon an die Pforte und beſtach mein Ohr.
Nachts klang vor meinem Fenſter vom Canal
Geſang herauf zur Mandoline ſüß und zart.
Ein Mann in einer Gondel ſang mir Lieder,
Er nannte meinen Namen, ſchwur mir zu,
Auf jedem Schritt und Tritte mir zu folgen;
Ich könn' ihm nicht entgehn, er liebe mich,
Und Liebe ſei allmächtig in der Welt.
Ich kannte nicht die Stimme, doch ich horchte
Dem Ton, und Sehnſucht nach der ſchönen Welt
Beſchlich mein Herz. Früh Morgens fand ich Briefe
Vor meiner Kammerthür, Betheurungen,
Den Schleier nicht zu nehmen; ſtehe doch
Die Welt mir offen an der Hand der Liebe.
Ich ſah den Mann nicht anders als beim Schein
Der Nacht. Er hielt mit ſeinem Diener in

Der Gondel. Da die frommen Schweſtern mich
Bedrängten, lauſcht' ich dem Sirenenton,
Der mich in's bunte Menſchenleben lockte:
In einem jener Briefe war der Plan
Zur Flucht beſtimmt; des Gärtners Bube ſei
Bereit, mir ſeine Tracht zu leihen; Ort
Und Zeit, ſie waren feſt genannt. So ſchlich
Ich Nachts vom Lager in den fremden Kleidern,
Ich ſchlüpfte in die Gondel, die ſo oft
Schon meiner harrte. Ein Mann in türk'ſcher Tracht
Nimmt in Empfang und ein Maskirter heißt
Willkommen mich. Ich ſchrie laut auf: das war
Des Sängers Stimme nicht, der mir das Herz
Bezwungen. Vor dem fremden Willkommsgruß
Beb' ich zurück. Auf meinen Hülferuf —
Vielleicht daß ich ſchon längſt Verdacht erregt,
Ward Lärm im Kloſter. Wie die Glocke läutet,
Eilt eine Gondel mit der Wach' herbei.
Die Männer ziehn den Degen, ich entſchlüpfe.
Ich ſpring zurück an's Ufer, finde Hülfe
Bei einem fremden Mann, an deſſen Arm,
Mit deſſen Baarſchaft ich hierher entfloh.

Bernardo.

Bleib' in der Tracht! Sie kann allein Dich ſchützen,
Denn wir ſind bettelarm, und weil zum Betteln
Zu ſtolz, drum doppelt elend. Ja, den Reichen
Gehört die Welt. Wir, Schweſter, ſind verwaiſt

(Iſabella erſcheint auf dem Balcon des Landhauſes.)

Iſabetta (für ſich). Da ſchleicht der gute Jüngling wieder ums Haus, ein Nachtfalter, der um das Licht meiner Herrin flattert, und nicht müde wird ſich die Flügel zu verbrennen. Er könnte eben ſo gut Erhörung finden, wenn er ſeine Seufzer nach dem Monde ſchickte. Ach, was er mir leid thut, der arme Schwarzrock! Die Seufzer, die er verkneift, drücken ihm noch das Herz ab, und meine Herrin iſt grauſam und verſpottet den armen Jungen. Ich könnt's nicht auf mich nehmen, wenn er ſich ein Leid anthäte. (Laut.) Pſt, pſt! Signor Bernardo, getreuer Nachtwächter, ſeid Ihr wieder da? —

Giulia. Wer ruft Dich?

Bernardo. Die Zofe der Signora.

Giulia. Welcher Signora?

Bernardo. Der Donna Roſadora, die hier wohnt.

Giulia. Und die Du des Nachts bewachſt? —

Iſabetta. Wen habt Ihr heute bei Euch? Auch ein feiner Knabe! Wir können Männer brauchen. Fremde, verdächtige Horden ſtreifen des Nachts herum, die Gegend wird unſicher.

Bernardo. Ein Knabe ſucht als Page Dienſte. Könnt Ihr ihn als Wächter brauchen? Es iſt ein Freund von mir, ein Vetter, ſein Name Giulio.

Iſabetta. Willkommen, tretet ein! Vielleicht gefallt Ihr meiner Donna; ich will das Gitter öffnen. (Ab vom Balcon.)

Bernardo.

Nimm das als einen Fingerzeig des Himmels!
Verſuch Dein Glück hier bei der Donna, Schweſter,
Wo mir mein Unſtern folgt.

Giulia.

Du liebſt die Donna?

Bernardo.

O ſprich's nicht aus, es wär' Vermeſſenheit!

Iſabetta (das Gitter öffnend). Kommt, tretet ein, junger Page! Ich will Euch zu meiner Herrin führen. Euer Glück iſt gemacht, wenn Ihr eine gute Klinge ſchlagen könnt, d. h. nicht blos bei Tiſche. Gott zum Gruß, Signor Bernardo: nehmt es als eine Gunſt für Euch ſelber an, wenn wir den kleinen Seitenſprößling von Euch hegen und pflegen.

Bernardo (zu Giulia).

Leb, Schweſter, wohl! Und was kein Kloſter giebt,
Das ſei dies Haus Dir, ein Aſyl des Friedens!

(Iſabetta und Giulia ab ins Haus.)

Zweite Scene.

Im Hintergrunde von der einen Seite Florio mit Tedesco Arm in Arm; von der andern Seite ein Hauſe Studenten. Alle mit Degen bewaffnet.

Florio. Hier bring' ich Euch den Mann aus Deutſchland! Ein tapfrer Degen, ein Sohn des Aesculap, der aber lieber mit der Spitze des Schwertes als mit der Lanzette zur Ader läßt.

Die Studenten. Willkommen in Padua!

Tedesco. Wäre faſt ſtecken geblieben in den ſumpfigen Canälen der Lagunenſtadt, bin kaum den Quackſalbern auf dem Marcusplatz, den Sbirren und Werbern auf dem Lido entronnen. Pah! Hier fühlt man wieder feſten Boden, athmet friſche Luft und blickt in freie offne Geſichter ohne Larven.

Florio. Ja, Freund, die Maske gehört zu den Regierungsinſtrumenten der Erlauchten Republik. Wer ſein Geſicht verſtecken darf, darf auch ſeine Gedanken verbergen.

Tedesco. Um heimliche Tyrannei zu üben! Wie erträgt nur das Volk dieſe dumpfe ſchwüle Despotie?

Florio. Ha, Fröſchen iſt wohl im Sumpf. Forellen, mein Freund, wollen klares friſches Waſſer, Unken ſumpfiges; je trüber, deſto wohler iſt ihnen.

(Während deſſen iſt Gradenigo im Hintergrunde aufgetreten und unbemerkt Zeuge der Scene.)

Florio. Seht, Kinder, da ſchleicht der Bernardo wieder um's Gitter, der verliebte Licentiat! Er betet die Donna Roſadora an und bewacht ihr Landhaus mit dem Mond um die Wette. Aber er bringt es dabei nicht einmal zum Vollmondsgeſicht, iſt keuſch wie Luna im erſten Viertel und verduftet ſeine Gefühle in Sonetten: jeder Seufzer ſeiner Bruſt iſt ein ſchwermüthiger Reim. Aber laßt ihn, er iſt ſonſt der bravſte Burſch in allen vier Facultäten von Padua.

Tedesco. Apollo und die neun Muſen gehören ja auch zu unſerem Handwerk; ich freilich ſchwöre lieber zum Mars als zu unſerm Schutzpatron, und wollte, es gäbe Händel und Arbeit auf ſein Commando.

Florio. Daran fehlt's nicht, weder zu Lande noch zur See. Guelfen und Ghibellinen liegen ſich noch immer in den

Haaren, auch wenn die Parteinamen und die Stichwörter wechſeln.

Tedesco. Stellt mir den Großtürken, und ich will ihn auf krumme Säbel fordern!

Florio. Dazu könnte ja in Candia Rath werden!

Tedesco. Aber ich weiß nicht wofür ich hier fechten ſoll, ich muß eine ehrliche Standarte haben.

Florio. Um Geld wird gefochten, Freund! Geld iſt die vierte Grazie, die zehnte Muſe, der nervus rerum, der Mammon die einzige Gottheit der Welt geworden. Venedig ſitzt im Verſteck ſeiner Lagunen, fiſcht im Trüben und führt ſein Schäfchen ins Trockene. Die Welt ausbeuten und ſich hinterher ins Fäuſtchen lachen: das iſt der Wahlſpruch der Republik.

Tedesco. Ein ächter Krämerſtaat!

Florio. Der Vortheil war immer Venedigs einziger Altar. Als die Chriſtenheit wie beſeſſen nach Paläſtina zog, um den Ungläubigen das heilige Grab zu entreißen, da gab Venedig die Schiffe dazu her und die Levante ward ſeine Beute. Venedig eröffnete ſich blos neue Handelswege, um der Welt die Schätze des Orients zugänglich zu machen. Die Republik iſt der Jude für ganz Europa geworden, und alle Könige und Fürſten borgen bei ihr. Wir ſind auch fromm; wir beten noch zum heiligen Marcus, aber wir verſtehen darunter den Gott Mercur.

Tedesco. Freund, ein zweideutiges Lob, ſo zweideutig wie das Symbol Venedigs. Ein geflügelter Löwe! Welch naturgeſchichtlicher Unſinn, einen Löwen zu einem Vogel zu machen!

(Gradenigo iſt vorgetreten.)

Gradenigo. Junger Mann, auch Mercur bei den Völkern Griechenlands und Roms hatte Flügel, und wenn Venedigs Löwe des Vogels Schwingen ſich zugeſellte, ſo geſchah es, um dem Adler im Flug an Schnelligkeit nichts nachzugeben. Scheint er zu ſchlafen jezt, San Marco's Löwe? Brutus, Du ſchläfſt, erwache! So hieß es einſt in Rom. O Jugend Venedigs, an Dich ergeht derſelbe Ruf: Erwache, ſtelle wieder her die alte Treue und die alte Kraft, den Ruhm und Glanz der alten Meerbeherrſcherin! O nein, nicht Klugheit war's allein, was dieſe Republik zur Königin des Mittelmeeres, ja, zur Beherrſcherin des vierten Theils der Welt machte. Und weiland Dandolo, der auf die Zinnen von Byzanz San Marco's Fahne und das Kreuz des Chriſtenthums gepflanzt, war nicht ein Sohn Mercurs allein. Der Vogel nicht mit ſeiner Schnelle blos, der Löwe mit dem Marke ſeiner Kraft war's, was uns groß mit unſern Helden machte. Ja, ächte Größe hat den Adlerblick weitſchau'nden Auges. Weh' uns, wüßten wir nicht mehr das Schwert, nur noch den ſchlangenumwundenen Stab Mercurs zu ſchwingen! Dann gäb' es keine Jugend mehr, dann wär', Mutter Natur, die Zeugungskraft in Deinem Schooß verſiegt, dann, Jugend, wärſt Du matt und greiſenhaft zur Welt gekommen, und nur in einigen ſchneebedeckten Köpfen leuchtete wie mattes Silber noch der Abglanz unſerer großen Zeit. Laßt mich's nicht denken, Jünglinge, daß unſer Staat nicht auf Euch rechnen kann! Und altert ſie, die Mutter, die Euch zeugte, — täuſcht ſie nicht! Iſt ſie in Noth, hat ein Geſchlecht vor Euch in ſeiner Sünden Uebermaß, verweichlicht und entartet, ſie um Macht und Ruhm, um Ehr' und Kraft gebracht, aus Liſt und Klugheit, aus den Nothbehelfen eine Tugend machend: dann thut es doppelt noth, daß in dem jüngeren Geſchlecht Venedigs Löwe neu erwacht und mit dem Muth der Ehrlichkeit und Treue den ach! geſunknen Glanz des Vaterlandes ſchirmt. Söhne Minerva's, Studenten Padua's, ein alter Procurator der Erlauchten Republik, ein Greis, der ſchön're Tage ſah, er ruft Euch zu: Seid Männer, wenn Venedig Eures Arms bedarf!

Florio (mit den Andern den Degen ziehend). Signor, gebietet über uns, wir ſtehn zu Dienſten, wenn Venedig ruft.

Gradenigo (zu Tedesco). Und Du, mein Sohn, der Du die Zeichen ſchmähteſt, unter denen wir geſiegt, als wir den Küſtenländern unſ're Herrſchaft brachten, — der Du es ſeltſam findeſt, daß Venedigs Löwe ſich zu ſeiner Kraft auch noch des Vogels Schnelligkeit geſellt —

Tedesco. Noch Fremdling bin ich hier im Land, ſtieg von den Alpen aus den deutſchen Gauen hernieder.

Gradenigo. Germaniens Sohn alſo! O möchte doch der deutſche Aar dem Löwen ſeine Flügel leihen, um Feinde zu zerſchmettern, die von Außen drohen und im Innern ſchleichen! Einſt ſtreckte ſich die kaiſerliche Hand bis über Rom, und Eine Sonne leuchtete mit Kraft und Glanz in Süd und Nord der Chriſtenheit. In ſeiner höchſten Noth rief Dante nach dem deutſchen Adler. Germaniens Ehrlichkeit und Treue, ſtehſt Du nicht mehr zu uns, wenn wir in Noth und hülfsbedürftig ſind?

Tedesco. Gebietet über meinen Arm, Signor!

Florio. Sprecht, Herr, wo iſt Venedig in Gefahr?

Gradenigo. An allen Orten, Kinder, lauert der Verrath. Von Außen droht der Feind, und tief im Innern — weh mir, daß ich's Euch ſagen, Euch vertrauen muß! — im Innern hinter der Maske von Vorrechten, die zum Mißbrauch wurden, nagt Liſt und Tücke an den morſchen Pfeilern des Gebäudes, das über unſere Häupter bald zuſammenbricht. Mein Haar iſt bleich, gefurcht ſind meine Wangen; mich hält nur noch der Glaub' an eine Jugend, die ihr Blut einſetzt, die Schuld des jetzigen Geſchlechts zu ſühnen.

Florio. Sprecht, Herr, wo gilt es zu helfen und zu retten? Ruft uns die Signorie?

Gradenigo. Es fehlt dem Staat an einer Form, Euch aufzurufen zu den Waffen, Kinder. Doch wißt Ihr ſelber, daß Minerva Schild und Speer zu führen pflegt. Ferntreffer iſt Apollo, nicht blos Lautenſchläger; zu helfen und zu retten giebt es täglich, ſtündlich. Venedig ſandte ſeine letzte Flotte aus, die Stadt hat ſich entblößt von Truppen, und auf dem Feſtland ſtreift das Raubgeſindel wilder Horden. Auch Padua iſt bedroht. Die akademiſche Jugend wird die Stadt zu ſchützen wiſſen, auch dieſe Villa, die ein Kleinod birgt, Venedigs Perle, des alten edeln Hauſes Loredano letzten Sprößling. Bewacht die Villa Nachts, macht eine Liga gegen Raubgeſindel, ſtellt Wachen aus und bietet der edlen

Donna Roſadora Eure Ritterdienſte in allen Formen Rechtens und der Sitte. Wollt Ihr's geloben?

Florio. Wir ſchwören und geloben es!

Alle. Signor, wir Alle!

Gradenigo. Beſchützt mir dieſes Kleinod!

Die Studenten. Hoch Gradenigo, dem edlen Procurator, hoch!

(Gradenigo ab durch's Gitterthor in die Villa.)

Dritte Scene.

Die Studenten treten in den Vordergrund.

Florio. Brüder, laßt uns gleich daran denken, der Donna eine Schutz- und Ehrenwache zu ſtellen. Zehn Mann von uns genügen, Nachts die Villa zu beſetzen und den Andern das Signal zu geben im Fall der Noth.

Tedesco. Es ſcheint mir paſſend, der Donna förmlich unſere Dienſte anzubieten.

Florio. Gut, gut; wir haben dann das Glück, der Donna, die ſo koſtbar mit ſich ſelber thut, in's Angeſicht zu ſchauen. Sie geht verſchleiert, als wenn ſie ſich zum Kloſterdienſt beſtimmte, ſteht in dem Ruf, die Männer zu verachten, und ihre Schönheit ſoll betäubend, niederſchmetternd wirken. Bernardo weiß vielleicht ein Lied davon zu ſingen: er flattert wie die Motte um ihr blendend und verzehrend Licht.

Tedesco. Wir müſſen nicht die Pflicht nur, auch das Recht, ſie zu beſchützen, haben; den Ritterdienſt, den wir ihr bieten, muß ſie anerkennen. Laßt 'ne Geſandtſchaft uns zu ihr entbieten mit unſerm Gruß, daß ſie auch das Gelübde kennt, das wir uns auferlegen. Florio, Ihr an der Spitze führt das Wort und ſtellt den Antrag im Namen Aller. Ihr ſcheint ein Mann, der Glück und auch Erfahrung bei den Frauen hat.

Florio. Bei Frauen Erfahrung? Wer kennt die Weiber aus und ihre Launen! Doch es ſei; ich übernehm's mit Euch, Tedesco. Gebt uns den Theologen als Dritten zur Geſandtſchaft! Ich bin der Themis Schüler, Ihr des Aesculap, und nehmen wir als Theolog' und Philoſophen den Schwarzrock noch dazu, ſo ſind die Facultäten alle vier vertreten. Bernardo, der ja ohnedies ſchon, wie Minerva's Eule, alle Nacht um's Gitter dieſer Villa flattert, giebt unſerer Sache 'nen feierlichen Anſtrich; wollt Ihr?

Alle. So ſei es!

Bernardo (der inzwiſchen aus dem Hintergrunde hervorgetreten iſt. für ſich). Könnt' ich mit Engelsflügeln ſie beſchirmen!

Florio. Und weil ich doch der Mann des Jus in der Geſandtſchaft bin, ſo laßt uns den Vertrag in allen Formen Rechtens mit der Donna ſchließen, ſo wie es Brauch und Sitte iſt. Sein Ceremoniell hat und verlangt jedweder Ritterdienſt. Es iſt hier Brauch in Padua und auf dem ganzen Strich des feſten Küſtenlandes, daß eine Dame, die empfängt in ihrem Hauſe, den zum erſten Mal bei ihr Erſcheinenden mit einem Kuß willkommen heißt. Laßt uns auf dieſe alte gute Sitte halten! Wir leiſten das Gelübde treuen Ritterdienſtes, und ſie erkennt uns an mit einem Kuß des Willkomms: es iſt gleichſam die Belehnung und Inveſtitur für unſern Dienſt.

Tedesco. Iſt das hier Brauch im Lande?

Florio. Von Alters her. Die Neuzeit hat den Brauch beſeitigen wollen, doch laßt uns halten auf das gute alte Recht Man ſagt der ſchönen Erbin nach, ſie ſei ſehr ſtolz, kalt und gefühllos. Laßt uns den Kuß des Willkomms als Bedingung ſtellen, ihn als Zeichen fordern zur Anerkennung unſerer Pflicht!

Tedesco. Jenſeit der Alpen heißt es: Einen Kuß in Ehren kann Niemand wehren; — doch hier bei Euch —

Florio. Wir wollen ſehen wie weit ihr Hochmuth reicht, im Namen Aller fordern wir den Act der Huldigung.

Alle. So ſei es! So ſei es!

Florio. Dann raſch zur Sache! Beruft die Comilitonen insgeſammt, holt ihre Stimmen ein! Beſchließen ſie's: dann feierlicher Aufzug, Antrag, Anerbietung in ehrenwerther Form galanter Ritterdienſte. Schließt die Signora dieſen Pact mit uns, ſo ſoll Venedigs Perle ſicherer nicht in ihrer Muſchel als in unſerm Schutze ſein; zwölfhundert Degen ſteh'n ihr dann zu Dienſt.

(Alle jubelnd ab, bis auf Bernardo.)

Bernardo.

Was Spiel in Eurem Thun, iſt mir vergällt;
Mich färbte dunkel meines Schickſals Wille.
Doch könnt' ich einer Welt in Waffen trotzen,
Um Dich mir zu erobern, Roſadora! (Ab.)

Verwandlung.

Ein Saal in der Villa.

Vierte Scene.

Roſadora in Trauerkleidern, und Gradenigo, eine Rolle in der Hand, treten ein.

Roſadora.
Ihr kanntet meinen Oheim, war't ſein Freund!
Gradenigo.
Und bin auch Freund der Nichte, iſt ſie willig
Und fügt ſie ſich dem Wunſch des Sterbenden.
Roſadora.
Signor, man ſchilt mich ſchon die reiche Erbin,
Schilt einen Vogel mich im goldnen Käfig.
Gradenigo.
Man ſchilt Euch, Kind? Ei, beſſert Eure Rede!
Laut Teſtament des edlen Ohms ſeid Ihr
San Marco's Tochter, und der hohe Rath
Venedigs, der Eu'r Hab und Gut verwaltet,
Iſt Vormund Euch, vertritt die Vaterſtelle
Und ſorgt leiblich und geiſtig für Eu'r Wohl,
Bis —
Roſadora.
Bis ich mündig bin?
Gradenigo.
Bis Hand und Herz
Ihr Dem gegeben, den der Staat Euch wählt.

Roſadora.
Signor Filippo? Eher todt als ihn!
Ein Sprung in den Canal wird mich befrein.

Gradenigo.
Sei ruhig, Kind, wir wiſſen Dich zu ſchützen.

Roſadora.
Doch alſo Einem, den ich ſelbſt nicht wähle,
Doch alſo Sklavin eines fremden Willens?
Was iſt der Staat mir! Eine dunkle Macht.
Man wittert ſie geſpenſtiſch überall,
Und dieſem unſichtbaren Weſen ſoll,
Statt ſichern Aug's leibhaftiger Gewähr,
Ein Mädchenherz ſein Schickſal anvertraun?

Gradenigo.
Der Wille eines Sterbenden iſt heilig.
Der letzte Zweig des Hauſes Loredano
Macht Euch zur Erbin aller ſeiner Schätze,
Wenn Ihr den Gatten wählt, den Euch der Staat
Nach ſeiner Weisheit vorſchlägt und beſtimmt.
Er war ein Bürger, werth der beſten Zeit
Der Republik, als es noch Männer gab,
Die ihres Hauſes mit des Staates Glück
So eng und innig zu verſchmelzen wußten, —
Werth jener Zeit, wo eine Königin
Von Cypern Land und Reich dem Staat vermachte.
Ja, ſolcher Großthat, ſolcher Opfer braucht
Die Republik, will ſie beſtehn in Stürmen.

Roſadora.

Nehmt alle meine Schätz' und gebt mich frei!
Ein Mädchen will um ihrer ſelber willen
Geliebt, gefreit, umworben ſein. Ihr Selbſt
Sei Preis des Werbens, nicht ihr Hab und Gut,
Das blinder Zufall für ſie aufgehäuft.

Gradenigo.

Iſt Zufall, Theure, was Euch Gott beſcheert?
Kein bloßer Zufall iſt Beſitzthum, Kind.
Dein eignes Selbſt erweitert ſich mit ihm
Und ſchafft Dir Raum zum Gutesthun, giebt Dir
Die Möglichkeit, Dich ſchöner zu entfalten.
Kind, grolle nicht, verkenne nicht den Werth
Der Gaben, die das Schickſal Dir verliehen.
Es wird die Zeit ſchon kommen, wo Du frei
Zum Beſten Aller über ſie verfügſt.

Roſadora.

Und wenn ich mich nicht füge, die Bedingung
Des Teſtaments nicht anerkenne? Wie?

Gradenigo.

Dann erſt verfällſt Du jener dunklen Macht
Die Du ſo ſcheuſt, dem Tribunal der Zehn,
Das ſtill und im Geheimen Alles ſchlichtet.

Roſadora.

Warum verſagt man mir ein ſtilles Kloſter?
Laßt mich den Schleier nehmen, hab' ich gleich
Vor Gott und Menſchen keine Schuld zu büßen!

Gradenigo.

Der Stamm der Loredano darf nicht ſterben.
Der Name, der im goldnen Buche ſteht,
Ein Glanz Venedigs aus der alten Zeit,
Geht auf Den über, dem die Hand Du giebſt:
So ſteht's im Teſtament. Frei ſei die Hand,
Dein Herz, bis Du Dir ſelbſt den Würdigſten
Erwählt mit Zuſtimmung der Signorie.

Roſadora.

Ich will nicht wählen, haſſe das Geſchlecht
Der Männer!

Gradenigo.

Noch immer, Kind, die Amazone,
Die Du ſo gern in Mädchenlaune ſpielteſt?
Gehorchen iſt des Weibes ſchönſte Pflicht,
Und einem Manne folgen, den man liebt —

Roſadora.

Ich liebe Keinen, will mein Herz nicht zwingen.
Zeigt mir den Mann auf, dem ich gern mich beuge,
Der, in der Bruſt den Muth zur kühnen That,
Sein Schickſal auf die Degenſpitze ſtellt,
Nicht eingepfercht, geſchult in alten Formen,
Nicht engen Herzens, aus Gewohnheitstrieb
Nur Regelrechtes ſchafft in Gut' und Böſem:
Zeigt mir den Mann, und frei will ich bekennen,
Daß ich ihn liebe, weil ich hoch ihn achte.

Gradenigo.
Stellt nicht zu ſchwindelhoch die Forderung!
Wer treu und redlich ſeiner Pflicht gehorcht —
Roſadora.
Ich will ihm Schätze geben, nicht mein Herz.
Gradenigo.
Wer liebevoll Euch huldigend ſich naht —
Roſadora.
Er zeige ſeine Liebe durch die That,
Durch eine That, dem Vaterland geleiſtet,
Durch eine That, voll heldenmüthiger Opfer,
Die über allen Zweifel groß und ſchön!
Gradenigo.
O nun erkenn' ich Loredano's Stamm!
Er ſchlägt noch aus in Dir, er grünt und blüht.
Venedig braucht ſolch' kühne Heldenherzen.
Als Sparta unterging, bewahrten noch
Die Frau'n der alten Sitte ſtarke Kraft.
Venedigs Tochter wie ſie Tizian malte:
So ſtehſt Du vor mir! Komm, laß Dich umarmen!
Ich drücke meine Lippen auf die Stirn,
In deren Glanz Venedigs Sonne leuchtet.

(Er küßt ſie.)

Und nun noch Eins! Empfangt die Ehrenwache,
Und nehmt die Ritterdienſte an, die Euch
Die akademiſchen Bürger Padua's bieten.

(Gradenigo ab. Iſabella iſt eingetreten und begrüßte ihn an der Thür. Roſadora ſetzt ſich auf ein Ruhelager.)

Fünfte Scene.

Roſadora und **Iſabetta**; gleich darauf **Florio**, **Tedesco** und **Bernardo**.

Roſadora. Iſabetta, Du ſprachſt mir von einem jungen Mann, der als Page bei mir dienen will.

Iſabetta (für ſich). Den jungen Menſchen möcht' ich eigentlich lieber für mich behalten, da ſie mit den Männern ſo grauſam umgeht, ſo hart iſt und nicht einmal ſchmilzt, wenn Einer Sonette auf ſie macht! (Laut.) Es ſind der Pagen nicht mehr denn drei da, Signora, die Euch ihre Aufwartung machen wollen und um Einlaß bitten im Namen der vier Facultäten und im Auftrag des Procurators der Erlauchten Republik.

Roſadora. Ich weiß. Die Gegend wird unſicher, Raubgeſindel ſtreift des Nachts umher, ſagt man. Aber können wir nicht unſere eigne Dienerſchaft bewaffnen? Giebt es keine deutſchen Landsknechte mehr, die man in Dienſt nimmt?

Iſabetta. Signora, Einer von den Dreien iſt ein Deutſcher, aber wohl mehr Ritter als Landsknecht, ein ſchöner junger Mann; aber da Ihr alle Männer ſo abſcheulich findet, ſo wage ich Euern Zorn, wenn ich Einen lobe! Es iſt auch der ſchöne blaſſe Licentiat darunter, der die ſchmachtenden Sonette an Euch macht.

Roſadora. Sie mögen als Schulexercitien, als Uebungen im guten Styl recht werthvoll ſein.

Iſabetta. Ach, Signora, in ſeinen Reimen liegt ſeine ganze Seele.

Roſadora. Dann ſteht es ſchlecht mit ſeiner Seele, dann liegt ſie darnieder und ſtreckt in den Verſen alle Füße von ſich. Ich kann die Poeten nicht leiden, ſie ſind eitel und weichlich.

Iſabetta. Großer Gott, Ihr verſündigt Euch an den guten Gaben Gottes und der Natur!

Roſadora (aufſtehend). Laß die Herren eintreten! Der Procurator der Republik, der auch über mich die Procura führt, hat ſie mir ſchon angemeldet.

(Iſabetta öffnet die Thür.)

Iſabetta. Ich bitte einzutreten, edle Herren!

(Florio, Tedesco, Bernardo treten ein, Begrüßung.)

Florio. Signora, Venedigs edle Tochter, glorreiche Erbin des Hauſes Loredano, —

Roſadora (für ſich). Und Millionärin? Kennt er auch ſchon mein Teſtament?

Florio. Die akademiſchen Bürger Padua's entbieten Euch ihren Gruß. Sie ſind bereit, für Eure Perſon, Euer Hab und Gut bewaffnet einzuſtehen, falls Ihr dies Anerbieten zu Schutz und Trutz annehmt und dieſe unſere Huldigung geſtattet.

Roſadora.

Ich find' es rühmlich, daß Minerva's Söhne
Wehrloſen Frauen, alter Sitte treu,
Den Cavalier- und Ritterdienſt anbieten.

Florio.

Jedwede Nacht hält eine Mannſchaft Wache
In Eurem Haus, in Euerem Gehöft,
Und es bedarf dann eines Winkes nur
Und tauſend Klingen ſtehn Euch zu Gebot,
Sechshundert Mediciner und Juriſten,
Die Philoſophen, Theologen nicht
Gezählt. Ihr habt nur zu erklären, Donna,
Ob Euch die Huldigung genehm und lieb.

Roſadora.

Ich kann Euch nicht verhehlen, werthe Herrn,
Daß ich, der Männerhülfe nicht benöthigt,
Viel lieber ſelbſt mich ſchützte; doch wir Frau'n,
Damit der Mann der Herr der Schöpfung bleibt,
Sind ja, und ſollen ſein das ſchwächere Geſchlecht.

Florio. Signora, es iſt die Schönheit, der wir im Geſchlecht der Frauen huldigen.

Roſadora. So wollte ich, Schwäche und Schönheit wären nicht Zwillingsſchweſtern, und die Schönheit ſtark genug, ſich ſelber zu beſchützen! Aber die Welt iſt einmal ſo verkehrt! Die Armen müſſen für die Reichen arbeiten, und dafür ſind die Reichen ſo gnädig und knechten die Armuth. Die Männer huldigen den Frauen, und dafür müſſen die Frauen die Sklavinnen der Männer ſein!

Florio. Umgekehrt, Madonna, wir geloben Eure Sklaven zu ſein, wenn Ihr geruhen wollt über uns zu gebieten, und wir ſind beauftragt, für das Gelübde der Studentenſchaft zu Eurem Schutz und Schirm förmlich den

Pact mit Euch abzuſchließen: es kommt nur darauf an, daß Ihr Eurerſeits den Vertrag beſiegelt.

Roſadora. Ich nehme die Ehrenwache an. Was fordert die Studentenſchaft von Padua für Gegendienſte? Wollt Ihr meine Farben tragen? Soll ich Euch eine Schärpe ſticken? Wer die Wache hat, ſoll willkommen ſein auf meinem Grund und Boden, mein Gaſt im Hauſe. Was noch ſonſt?

Florio. Madonna, ſind wir Gäſte in Eurem Hauſe, ſo verfallt Ihr auch dem Gaſtrecht, das hier Brauch und Styl. Es iſt Brauch und Sitte, daß des Hauſes Dame, empfängt ſie einen Gaſt zum erſten Mal, ihn mit dem Kuß des Willkommens begrüßt.

Roſadora. Iſt das in Padua Sitte?

Florio. Alte gute Sitte auf unſerm ganzen Feſtland an der Küſte.

Roſadora. Ich bin Venedigs Tochter, in Venedig gilt die Sitte nicht, und wird ein Uſus eingeführt erſt, ſo bedarf's der Zuſtimmung von beiden Theilen; ein Geſetz, dünkt mich, wird nicht einſeitig nur erlaſſen.

Florio. Signora, wenn wir die Sklaven Eurer Schönheit ſind, ſo müßt Ihr auch die Herrin unſerer Sklaverei ſein!

Roſadora. Dann wäre ich die Sklavin Derer, die mir dienen wollen.

Florio. Ihr ſeid nur unſere Herrin, unſere Königin, wenn Ihr den Ritterdienſt annehmt: Ihr müßt Euch huldigen laſſen, und dieſen Act der Huldigung beſiegeln durch das Zeichen Eurer Gunſt.

Roſadora. Müſſen und immer müſſen und immer Zwang! (Zu Iſabetta.) Iſabetta, iſt es nicht unerhört? Ich ſoll Jemand geben, was mir noch Niemand zu rauben wagte.

Iſabetta. Zur Nacht, Signora, kommen Kriegsknechte und Straßenräuber, die nehmen ſich vielleicht noch mehr!

Roſadora. Die Studenten von Padua haben ſelbſt etwas von Wegelagerern, wenn ſie erpreſſen wollen, wozu eine Dame ſich nur freiwillig verſteht. (Laut zu der Geſandtſchaft.) Meine Herren, eine Dame läßt ſich nicht die Art der Gunſt, die ſie einem Ritter gewährt, vorſchreiben. Ich will Denen, die mir ihre Dienſte anbieten, einen Handkuß geſtatten.

Florio. Signora, wir halten auf die alte gute Sitte und zwar in allen Ehren.

Roſadora. Wenn aber, was Ihr Eure Ehre nennt, gegen die Ehre der Dame ſtreitet?

Iſabetta (zu Roſadora). Wenn man nur ſtill zu halten hätte! Sich küſſen laſſen, das ginge ſchon eher!

Roſadora. Zu Neujahr reicht man einem Vetter die Wange hin, ein Ohm und Vormund küßt uns auf die Stirn —

Florio. Eine Dame, iſt ſie mündig und empfängt im Hauſe, küßt den Gaſt zum Willkomm einmal auf den Mund.

Iſabetta. Sollen wir denn die ganze Studentenſchaft von Padua küſſen?

Florio. Einen nur von uns im Namen der vier Facultäten.

Iſabetta. Vier Facultäten! Ich dächte, ein Mann, der eine Dame küſſen will, brauchte nur eine Facultät dazu!

Florio. Im Namen Aller und als Anerkennung nur des ritterlichen Dienſtes, den wir bieten. Alle leiſten das Gelübde, mit ihrem Blute, mit ihrem Leib und Leben Euch zu ſchützen; Ihr beſiegelt dies Gelübde formell mit einem Lippendruck. Es iſt das Siegel gleichſam zum Vertrage; doch mag es frei Euch ſtehen, den Einen von uns auszuwählen, dem die Ehre wird zu Theil, denn, jeden falſchen Nebenſinn bei Seite, ein Act der Ehre iſt's, nur eine Form.

Iſabetta. Die Herren ſind uns ja noch nicht einmal vorgeſtellt!

Florio. Ich heiße Florio, bin Venedigs Sohn; der Name meines Hauſes hat einen Klang in der Geſchichte und im Buch der Republik. Hier ſteht Signor Tedeſco, deutſches Blut und tapferer Degen; dort, der Mann im ſchwarzen Kleide, ein Sprößling aus dem alten Haus Bernardo.

Iſabetta (zu Roſadora). Wählt Den, Signora, der Euch in Sonetten, ach ſo ſchön beſingt und Nachts vor unſern Fenſtern Wache hält.

Roſadora. Wohlan, Ihr Herren, um in allen Ehren der alten Sitte zu genügen und zugleich die Freiheit mir zu wahren, wähl' ich dieſen Herrn als Den von Euch, mit dem ich ob der Punkte des Vertrags noch weiter in Vernehmen trete. Er wird als Cavalier nur fordern, was eine Dame ihm gewähren kann.

Bernardo (für ſich). O ſtürze nicht zuſammen, heiliger Himmel!

Iſabetta (für ſich). Dem armen Jungen wird ſchon ganz beweglich zu Muthe.

Florio (zu Tedesco). Nun ſeht einmal! Der Theolog mit ſeiner ſchüchternen Einfalt erhält den Vorzug, Jus und Medicin müſſen mit langer Naſe abziehen.

Tedesco. Gönnt es ihm, er ſchwärmt ja für die Dame!

Roſadora. Der Procurator der Erlauchten Republik befiehlt, den Schutz der Ehrenwache anzunehmen; die Leiſtung deſſen, was Ihr zur Bedingung ſtellt, iſt Nebenſache, bloße Form. Es bleibt dabei, und ich verhandle mit dem Herrn allein, um Euch in aller Form genugzuthun. Laßt ihn zurück, geht und verkündigt den Genoſſen das mit meinem Gruß!

Florio (zu Tedesco). Wie? Unter vier Augen, ohne Zeugen ſoll Bernardo den Tribut in Empfang nehmen?

Tedesco. Laßt ſie gewähren!

Florio. Er wird ſich äußerſt linkiſch dabei benehmen.

Tedesco. Das fragt ſich, und iſt ſeine Sache. Laßt ihn, er wird ſchon eincaſſiren, was uns zukommt.

Florio (zu Roſadora). Signora, wir bringen der Studentenſchaft Gruß und Beſcheid, den Willkommskuß nimmt unſer Freund für uns hier in Empfang. (Ab mit Tedesco.)

Bernardo (für ſich). O namenloſe, zaubervolle Qual!

Roſadora (für ſich). Poeten ſind nur halbe Männer. Er wird ſich nichts herausnehmen, nichts ertrotzen. (Laut) Signor, Ihr wollt als Ritter einer Dame Euch widmen und tragt kein Schwert an Eurer Seite!

Bernardo. Der Wunſch der Mutter, als ſie ſtarb, beſtimmte mich zum ſchwarzen Kleide. Doch gab es Zeiten ſchon, wo auch der Geiſtliche zum Schwerte griff, den Harniſch trug, galt es, das Vaterland, die Frauen zu beſchützen.

Roſadora (für ſich). Ich muß ſehen, wie er ſich abfinden, welches Abkommen ſich mit ihm treffen läßt. (Laut zu Iſabetta.) Geh und bewirthe die Studenten Padua's!

Iſabetta (für ſich). Ich dächte, ſie machte zuviel Umſtände mit einem blos formellen Lippendruck. Indeß, unter vier Augen kommen ſie vielleicht weiter! (Ab.)

Sechste Scene.

Roſadora. Bernardo.

Bernardo (für ſich). Mit ihr allein! Der Boden wankt mir unter meinen Füßen.

Roſadora (für ſich). Ich könnte ihm den Schwur abnehmen, den Genoſſen zu betheuern, es ſei geſchehen, der Tribut geleiſtet, während er ihn mir erläßt; doch hieße das zur Lüge ſeine Zuflucht nehmen. (Ihn muſternd.) Wie hölzern und wie ſteinern er daſteht! (Laut.) Signor, es ſcheint, Ihr ſeid beſtürzt, daß eine Frau Euch eine Gunſt erweiſen ſoll, — ich ſage ſoll! — Ihr ſchweigt?

Bernardo. Signora, wüßtet Ihr, was hier im Innern wogt und fluthet, —

Roſadora. Es iſt nur eine Förmlichkeit, die zwiſchen uns erledigt werden ſoll, eine Förmlichkeit — ich will's annehmen — die der Brauch verlangt, die aber Euch kein

Recht mir gegenüber giebt. Man könnte ſagen, es ſei ein bloßes Spiel, ein gleichgültiges Ceremoniell. Ihr aber ſolltet jedenfalls bedenken, was es heiße eine Dame zwingen, zu gewähren, was nur Werth hat, giebt ſie es freiwillig. Signor, Ihr ſeid bei Frauen ein Neuling, ſcheint es; könnt Ihr auch in der Ahnung wohl begreifen, was eine Dame thut, berührt ſie eines Mannes Lippen?

Bernardo. Den Athemzug vom Paradieſe würd' ich fühlen!

Roſadora. Ihr ſeid ein Schwärmer oder, was nur halb ſo ſchlimm, — ein Kind. Ich lieb' die Schwärmer nicht. Nehmen wir's als Kinder wie ein Spiel der Sitte, das weiter nichts bedeutet! Ihr habt Sonette, ſagt man mir, an mich gedichtet. Offen geſtanden, ich liebe dieſe Form der Dichtung nicht, es wird darin viel geleimt und geſchnörkelt. Es ſoll Poeten geben, die ſchon auf eine mögliche zukünftige Geliebte Verſe machen, Philoſophen, die eine Art abſtracter Anbetung für das Höchſte halten und feiern, ſie nennen es Platoniſche Liebe. Signor, ich verlang' vom Manne Thaten.

Bernardo (vor ihr niederknieend). Verlangt mein Leben, Donna!

Roſadora (lachend). Das wär' zu viel! So grauſam bin ich nicht, und ſo gefährlich ſoll es zwiſchen uns nicht werden. Steht auf, Signor. (Er erhebt ſich.) Doch möcht' ich wahrlich eine Buße von Euch fordern für die Demüthigung, die man mir auferlegt.

Bernardo. Ich ſchwör's, mich Eurem Dienſt zu weihn für ewige Zeiten.

Roſadora. Nein, auf ſo lange möcht' ich Euch doch nicht verpflichten. (Für ſich.) Der arme Menſch, er dauert mich! (Laut.) Signor, die Sache ernſt genommen: Ihr widmet Euch dem heilgen Dienſt. Iſt es nicht gut dann, Ihr gewöhntet Euch früh an Verſchwiegenheit? Wohlan denn, macht die Probe! Ich verlang' von Euch den Schwur, an Niemand zu verrathen, wie ich die Bedingung Euch erfüllte. Ihr ſollt erklären, die Form der Huldigung ſei vollzogen, der Tribut gezollt, jedoch mit keinem Wort geſtehen, im Scherz nicht, nicht im Ernſt, wie ich mich mit Euch abgefunden.

Bernardo. Madonna, ich verſtumme auf ewig.

Roſadora. Und wenn ich nun wirklich ewiges Verſtummen, das Gelübde forderte, daß Eure Lippen, die ich jetzt laut Vertrag berühren ſoll, für Jedermann, für alle Zeit ſich ſchlöſſen?

Bernardo.

Ich ſchwör's und halte meinen Schwur, Madonna.
Was Euer Mund berührt, es ſei geweiht,
Auf ewig feſtgebunden und verſiegelt!

Roſadora. Bedenkt es wohl, Signor, ich könnt' es allen Ernſtes von dem Manne fordern, der mein Ritter ſein will, laſſ' ich mich herab, und drücke ihm ein Siegel auf den Mund!

Bernardo.

Ich fühl's wie eines Engels Athemzug,
Neigt Ihr Euch zu mir, Herrin Roſadora!

Roſadora. Das iſt ſchon wider die Abrede. Es gilt hier nur eine Form zu erfüllen, und Ihr ſchwört mir, immerdar es zu verſchweigen, nie und gegen Niemand es über Eure Lippen zu bringen, wie ich dieſer Form genügt. Euer Mund verſtummt für jede Zeit und jeden Ort! Euer Schutz- und Ritterdienſt gilt ohnedies ja nur für Padua; hier ſeid Ihr mein Cavalier, ſonſt überall und in Venedig kennen wir uns nicht, Ihr aber haltet das Gelübde treu an jeder Stätte.

Bernardo.

Gebietet über mich, wie, wo und wann!

Roſadora.

So haltet ſtill und rührt Euch nicht, Herr Ritter!
Es werde denn der leeren Form genügt!

Bernardo (niederknieend).

Ihr legt den Bann auf mich und ich verſtumme.

Roſadora.

Ich drück' Euch jetzt das Siegel auf den Mund.

(Bernardo legt die Hand auf ſein Herz.)

Roſadora.

Auf ewig? Nein, das wär' zu hart, zu grauſam.
Ewig? Ein kleines Wort, das viel umſchließt.
Verſtummt ſolang' bis ich Euch wieder küſſe
Und dieſen Bann von Euren Lippen nehme!
So ſei's! (Sie küßt ihn auf den Mund.)
(Für ſich.) Der arme Schelm. (Laut.) Steht auf, Signor!
Nun, ſtummer Ritter? Wir ſind fertig jetzt.
Gehabt Euch wohl, die Zung' iſt Euch gelähmt.
Sprecht mit den Augen, redet Fingerſprache;
Auf Euren Lippen liegt der ſchwere Bann.
Und hier die Waffe, — nehmt, tragt ſie für mich.

(Sie übergiebt ihm einen Dolch; er macht eine Pantomime des Verlangens.)

Herr Ritter, was noch ſonſt? Die Schleife hier?
Wohlan, damit Ihr meine Farbe tragt:

(Sie knüpft ihm eine Schleife an die Schulter und erblickt die an der Thür lauſchende Iſabetta.)

(Lachend) Seid Ihr's? Kommt her und ſchaut ſein ſtummes Spiel!
Kuß und Gelübde, Beides iſt geleiſtet.
Fragt Ihr ihn ſelbſt: er wird's nur halb geſtehn,
Denn das Geheimniß einer Dam' iſt heilig
Für Den, der treu und ächt im Ritterdienſt!

(Sie geht lachend, aber mit drohender Pantomime ab. Bernardo hat ſich erhoben, folgt ihr zwei Schritte, die Arme nach ihr ausſtreckend, die er dann plötzlich, wie ſie beim Abgehen den Blick nach ihm wendet, ſinken läßt. Er tritt zur Seite, ſinkt in einen Seſſel und bedeckt mit beiden Händen das Geſicht.)

Iſabetta (Beide mit Staunen beobachtend). Was ſoll denn das heißen? Was iſt denn hier vorgegangen? Stummes Spiel — Geheimniß einer Dame, dem treuen und ächten Ritter heilig! Sollten die Beiden hier unter vier Augen weiter gekommen ſein, als formell üblich iſt? (Zu Bernardo.) Signor, Ihr ſollt es nur halb geſtehen und halb verſchweigen, was hier vorgefallen iſt! — Er verſchweigt es ganz. Das iſt mir räthſelhaft, das müſſen die Herren von den vier Facultäten unterſuchen, meine Facultät iſt zu ſchwach dazu.

(Sie geht ab, während Bernardo eine Brieftafel hervorgezogen hat und ſchreibt.)

Siebente Scene.

Iſabetta kommt nach einer Pauſe mit Florio und Tedesco zurück. Nachher Roſadora.

Iſabetta. Ja, kommt nur ſelbſt und ſeht wie er verwandelt iſt! Ich bekomme nichts aus ihm heraus.

Florio. Bernardo, nun, wie weit ſeid Ihr gekommen? Hat ſie die Form erfüllt? (Bernardo bejaht ſchweigend und ſchreibt weiter.) Iſt der Tribut entrichtet? (Bernardo bejaht abermals, ſteht auf und tritt ſchweigend zur Seite. Zu Iſabetta.) Was iſt ihm widerfahren?

Iſabetta. Der Schlag hat ihn gerührt, ihm die Zunge gelähmt! Wer weiß was ihm die Donna unter vier Augen gewährt hat; ſie hat es ihm verboten, es auszuſprechen. Ach! ach! wie Manche wünſchte ſich einen ſtummen Ritter, der nie ausplauderte, was in der Schäferſtunde vorgefallen iſt!

Florio. Er war vielleicht ein allzu blöder Schäfer.

Iſabetta. Nun, nun, man kann nicht wiſſen.

Florio. Er hat ſich zum Trappiſten machen laſſen! Er iſt nun gut zum Prediger in der Wüſte. (Bernardo ſtreckt das geſchriebene Blatt hin.) Gebt her das Blatt! (Bernardo verweigert es ihm und überreicht es Tedesco, der es ſtill lieſt.) Aber wir müſſen doch wiſſen was hier in der Stille vorgefallen iſt. Zum Wetter! Den Facultäten iſt damit nicht gedient.

Tedesco. Die Signora hat den Tribut geleiſtet, er aber das Gelübde, nichts davon über ſeine Lippen kommen zu laſſen, gegen Niemand davon zu reden. Der Form iſt genügt, der Pact iſt geſchloſſen, die Donna iſt unſer Schützling.

Florio. Aber das ſchriftliche Geſtändniß hat ſie ihm nicht verboten; alſo leſ't das Blatt, wir müſſen doch den Facultäten ein Zeugniß ſtellen!

Tedesco (lieſt).

Was war's? Ein Kuß. Was gab ſie in dem Kuſſe?
Den Lufthauch gab ihr Lippendruck dem Mund,
Von ihrem Selbſt war nichts im Hochgenuſſe,
Kein Athemzug aus tief'rem Herzensgrund.
Wo werd' ich Licht in Finſterniſſen finden,
Soll mir der Tag nicht mehr die Leuchte ſein?
Will leuchten nicht die Sonne, nur entzünden:
O nehmt hinweg des Lichtes Heuchelſchein.
Mich traf ihr Blitz, und wie gerührt vom Schlage
Legt mir ihr Kuß ein Siegel auf den Mund.
Nun wandl' ich auf dem blüh'nden Erdenrund
Lebend zum Tod verbannt, zur Nacht am Tage.
Die Eiche, die der jähe Blitz getroffen,
Sie ſteht erſtarrt, hat keinen Lenz zu hoffen.

Iſabetta. Ach, das klingt ja erſchrecklich! Der arme Junge iſt ja für immer zu Grunde gerichtet!

Florio (lachend). Guter Freund, Ihr habt die Gelegenheit ſchlecht wahrgenommen.

Iſabetta. Laßt ihn! Er ſchreibt noch andere Gedanken nieder, die bei der zärtlichen Berührung in ihm aufſteigen.

Florio. Schreibt ſeine Denkwürdigkeiten wie ein Diplomat, der ſie nach ſeinem Tode hinterläßt, weil ihm die Junge

Zeitlebens gebunden war! Ei, Bernardo, wem in zärtlicher Begegnung der kleine Finger gereicht wird, Der muß nach der ganzen Hand greifen. Der arme Kerl! Hat bisher in der Gunſt der Frauen gedarbt, und nun ihm das Glück einen Augenblick lacht, bekommt er gleich den Sonnenſtich davon.

(Florio zeigt mit dem Zeigefinger ſeine Stirn; Bernardo ſtürzt auf ihn ein und entreißt ihm ſeinen Degen.)

Tedesco. Die Waffenſprache, ſcheint es, hat er nicht verlernt, blos die Zungenſpitze iſt ihm ſtumpf geworden.

Florio. Das fordert Blut! Gebt mir mein Schwert zurück!

Tedesco. Halt, halt! nicht hier! Ich rufe die Genoſſen ſchnell zuſammen, ſie ſollen Richter ſein, den Streit entſcheiden. Kommt, Freunde, kommt! (Ab mit Florio und Bernardo, welche Tedesco beſchwichtigt und von einander abwehrt.)

Iſabetta. Mein Gott, nun geſchieht noch ein Unglück. Sie ſollen uns ſchützen, und nun raufen ſie ſich und bringen ſich ſelber um!

(Sie ſchleicht furchtſam an die Thür, während Roſadora von der Seite eintritt.)

Roſadora. Ich höre laute Stimmen; ſag', was giebt's?

Iſabetta. Ach, Signora, er hat Rede ſtehen ſollen und da er nicht mit dem Wort heraus konnte, ſo geht er nun mit dem Degen heraus, und da Ihr ihm die Zungenſpitze genommen habt, kommt nun Alles auf die Degenſpitze!

Roſadora. Was liegt dort für ein Blatt am Boden?

Iſabetta (indem ſie ein zweites Blatt, das Bernardo fallen ließ, aufhebt). Ach, Signora, es ſind Worte Eures ſtummen Ritters, Ihr habt, als Ihr ihm die Sprache raubtet, vergeſſen, ihm die Empfindung zu verbieten! (Sie überreicht das Blatt.)

Roſadora (lieſt).

Gebt mir ein Paradies und heißt mich ſchweigen:
So ſterb' ich unter'm Füllhorn alles Glücks.
Läßt ſich die Sonne huldvoll zu mir neigen:
Sie küßt mich und verſengt mich hinterrücks.

O Amors Pfeil, Du biſt mit Gift umwunden,
Du weckſt zum Leben und giebſt Tod zugleich.
Du ſchnöder Gott, laß bluten doch die Wunden,
Aufſchrei'n das Herz, iſt es ſo ſchmerzenreich!

In tauſend Blumen will ein Frühling ſprießen:
Da ſtellt ein Bann als Wächter ſich davor.
Im Lerchenchor will ſich die Bruſt erſchließen:
Ein Schwur verriegelt meiner Seele Thor.
O Luſt, ſo ſchmerzvoll, Liebesgram ſo ſüß,
Bleibt ſtumm das Glück, erſtarrt ſein Paradies!

(Roſadora hat ernſthaft geleſen und bricht dann in lautes Lachen aus.)

Hat ſich je ein Mann ſo leicht fangen laſſen!

Iſabetta (für ſich). Großer Gott, ſie kann noch lachen, und mir bricht's das Herz ab!

Roſadora. Ich halte einen Vogel am ſeidnen Faden, und der arme Vogel zappelt und ſingt ſich zu Tode.

Iſabetta (für ſich). Nun, ſolcher Uebermuth wird ſich doch wohl rächen, oder der Liebesgott müßte ja gar keine Pfeile mehr in ſeinem Köcher haben.

(Beide ab, während der Vorhang fällt.)

Zweiter Act.

Platz vor dem Landhauſe in Padua. Sonnenaufgang.

Erſte Scene.

Florio und Tedesco mit einer Anzahl Studenten lagern im Vorgrunde. Bernardo, ſchwarz gekleidet, aber bewaffnet, ſteht im Hintergrunde; nachher Iſabetta.

Florio. Die roſenfingerige Eos, um mit Vater Homer zu reden, nickt uns zu, Kameraden. Ich dächte, unſer Hauptmann, der ebenſo ſtumm iſt, könnte uns auch den Wink geben, die Nachtwache zu beenden. Unſer Feldherr redet ebenfalls nur die Fingerſprache.

Tedesco. Auch die Sprache der Fauſt mit dem Degen!

Florio. Ich weiß es und erkenne es an.

Tedesco. Wir müſſen ihm auch das Zeugniß ſtellen, daß es ſeiner Wachſamkeit gelang, das Geſindel in der Nachbarſchaft und die Horden herumziehender, aufgelöſter Truppen zurückzuſchlagen.

Florio. Ein Sonderling bleibt er doch, der Bernardo. Eine Dame küßt ihn ex officio, und dafür läßt er ſich ein

Schloß vor den Mund hängen! Die göttliche Circe weiland verwandelte ihre Freier in gewiſſe Thiere; Donna Roſadora ihren Anbeter in einen Fiſch, in einen Ritter von ſehr trauriger und zugleich ſehr ſchweigſamer Geſtalt.

Tedesco. Ein Gelübde iſt Gewiſſensſache; es läßt ſich darüber nicht rechten.

Florio. Aber was iſt ein Kuß, wenn auf den Lippendruck nichts weiter folgt? Ein Präludium, das ſein Thema ſchuldig bleibt, eine Ouvertüre, die nichts eröffnet, weil nichts dahinter ſteckt.

Tedesco. Sagen wir lieber: eine Ouvertüre, bei der ſich die Inſtrumente veruneinigten, disharmoniſch auseinander gingen, weil die Diſſonanzen ſchreiend wurden.

Florio. Nun, er ſeinerſeits bringt die Diſſonanzen in ſeinen Reimen zur Sprache, während die Donna den ſtummen Ritter verſpottet und verlacht. Beim Ovid hat er die Kunſt, zu lieben, nicht gelernt.

Tedesco. Bei Eurem Boccaz noch weniger. Auch erlernt ſich dieſe Kunſt nicht nach fremden Muſtern. Im Fach der Liebe iſt Jeder ſein eigner Lehrmeiſter und bleibt ſein eigner Schüler und Stümper. — Seht, er giebt das Zeichen zum Aufbruch.

(Auf Bernardo's Wink ertönt in der Ferne ein Horn.)

Florio. Der Ruf zum Abzug der Nachtwache! Unſer Feldherr giebt das Commandowort mimiſch. Stummer Hauptmann, wir ſalutiren!

(Alle ab, bis auf Bernardo. Er tritt zum Landhauſe. Auf dem Balcon erſcheint Iſabetta.)

Iſabetta (für ſich). Die Wache zieht ab; er aber weilt noch und ſchmachtet herauf. Er möchte ſo gern noch ſeine Sonne begrüßen, aber ihr Herz iſt eine recht kalte nordiſche Winterſonne, die ſich in Wolken und Nebeln vor ihm verbirgt. Großer Gott, ein Mönch mit drei Gelübden, mit dem Gelübde der Armuth, der Keuſchheit und des Gehorſams, kann nicht enthaltſamer ſein. Aus Gehorſam iſt er ſtumm. Und er ſpricht doch ſo deutlich mit den Augen! Ich will ihm das Bildniß der Signora bringen; er hat es ſich gewünſcht, und da ſie ihm ihr Antlitz entzieht, kann man dem armen Menſchen, damit wir nur nicht ſeine Gunſt und Hülfe verlieren, ein Surrogat wohl gönnen. Ich hab's der Donna heimlich weggenommen.

(Ab vom Balcon. Bernardo iſt inzwiſchen in den Vorgrund getreten.)

Bernardo (zur Villa gewendet).

Wär' Maler ich, ſo würd' ich ſtumm Dich preiſen,
Da mir der Laut in meinem Mund erſtarrt,
Der ganzen Welt die ſtummen Bilder weiſen
Von Dir, ſo ſchön, ſo grauſam und ſo hart!

So aber haſt Du in dem Wort getödtet
Mein ganzes Selbſt. Ich darf es Niemand klagen.
Die Nacht iſt taub, und wenn der Tag ſich röthet,
Muß ich, verdammt zum Scheintod, ſtill es tragen.

Zum Starrkrampf wird mein ſtummes Schmerzgefühl,
Zum Grab mein Herz, zur Leiche meine Liebe,
Und ach, ſie lacht zu dieſem Schattenſpiel,
Verlacht und höhnt den ſüßeſten der Triebe.

Pygmalion gab dem Bild im Kuß ein Sein;
Ihr Kuß macht mich, den Lebenden, zum Stein.

(Iſabetta iſt unterdeſſen aus dem Landhaus getreten, ein Bild in einer Kapſel in der Hand.)

Iſabetta (für ſich). Da ſteht er nun wieder und hält einen Monolog. Mit ſich ſelbſt zu reden, hat die Grauſame ihm nicht verboten. (Laut.) Signor Bernardo, tapferer Ritter und Schirmvogt unſerer jungfräulichen Villa und Perſon, hier iſt das Bildniß meiner Gebieterin. Da ſie ſich Euch nicht ſelber ſchenken will, ſo bring' ich Euch wenigſtens ihr Conterfei. Es hat dies Bild ein Mann gemalt, deſſen Vater noch Farbenreiber und Stiefelputzer beim großen Tizian war. Treibt Bilderdienſt und Abgötterei damit, wie Ihr wollt! Wer ſich der Gottheit nicht nähern darf, betet ſie wenigſtens im Bilde an.

(Bernardo hat das Bild genommen und küßt es.)

Iſabetta (für ſich). Ach, lieber Gott, er küßte ſie lieber ſelber! Wenn er ſich doch ein Herz gefaßt und ſie wieder umarmt hätte, als ſie ihm den pflichtſchuldigen, tributären Kuß gegeben! Am Ende haben wir Frauen eine gewiſſe Dreiſtigkeit, wenn ſie mit Manier auftritt, bei Männern lieber als abſolute Blödigkeit, auch wenn der gute Schäfer in den ſchönſten Verſen die Flöte bläſt. Wenn ich nur wüßte, wie ich ihm etwas Muth beibringen könnte, denn ein blöder Hund, ſagt man, wird nie fett. (Laut, während Bernardo mit dem Bilde fortgeht.) Signor Bernardo! — Er hört nicht, iſt nur ganz Auge für das Bild meiner grauſamen Herrin. Ich muß es einmal mit dem

Pagen, dem Giulio, verſuchen, wie man einem Manne Dreiſtigkeit beibringt, ohne daß er gerade unangenehm wird.

(Ab ins Haus.)

Verwandlung.

Der Saal im Landhauſe.

Zweite Scene.

Giulia in Männerkleidung, gleich darauf **Iſabetta.**

Giulia (allein).
Mein armer Bruder! Zehrſt Dich ab in Sehnſucht
Und opferſt einem marmorkalten Herzen,
Derweil das Schickſal ſchon Dein ganzes Leben
Zum Opfer fordert nach der Mutter Wunſch! —
Ich muß mich ſtill verbergen, muß das Licht
Des Tages meiden; man entdeckt mich ſonſt.

(Iſabetta tritt auf.)

Iſabetta. Giulio, guter Page, ich habe ihm das Bild gebracht, und er hat es geherzt und geküßt. Ach ſo ein treues pflichtergebenes Herz, eine Zunge, die ſich beherrſcht, ein Mund, der nicht überſtrömt von dem, wovon das Herz voll iſt! Höre, Kleiner, ich hab' gemeint, Fiſche, eben weil ſie ſtumm ſind, könnten nie recht lieben; ſie haben gar zu kühles Blut: mit der Sprache, dacht' ich, ſei ihnen auch das Gefühl verſagt. Es muß wohl anders ſein; aber wenn mir Liebe widerführe, ich würde mein Herz nicht ſo einſargen, meine Zunge nicht ſo binden können, ich würde eben im vollen Gefühl meines Glückes an alle Welt ausplaudern müſſen, wie mir zu Muthe iſt. Und zur Liebe gehört auch Talent. Ein Vogel, ſiehſt Du, hat ſchon eben weil er ſingt, mehr Talent zur Liebe. Vögel können ihr Gefühl nicht bezwingen, ſie müſſen es hinaustönen laſſen in alle Welt.

Giulia.

Ja, wenn die Lerche ſich gen Himmel ſchwingt:
Ihr ſchmetternder Geſang iſt ein Gebet
Am frühen Morgen, eine laute Bitte
Um einen neuen Tag voll Liebesglück.

Iſabetta.

Ja, und nun erſt die Nachtigall im dunklen Hain!

Giulia.

Ihr Lied iſt wie ein klagend-Nachtgebet,
Wie eine Sehnſucht nach verlorner Liebe.

Iſabetta. Ach, ich möchte jammern und weinen, wenn ich bedenke, daß dem armen Bernardo das Gelübde des Schweigens noch das Herz brechen könnte. Wie kann man einen Kuß für eine Beleidigung anſehen, um eine ſo harte Buße darauf zu ſetzen! Höre, lieber Page Giulio, offen geſtanden, ich würde es gar nicht übel nehmen, wenn ein Mann, dem ich einen Kuß gegeben, — geben mußte, denn es war ja contractlich einbedungen, — ſich das Recht der Erwiederung herausnähme, nach dem alten Sprüchwort: Wurſt wider Wurſt; ich würde es natürlich finden, wenn der

Mann mich wieder küßte, würde es für eine Pflicht halten, —

Giulia. Aber von Gegenliebe iſt ja hier keine Rede, gute Iſabetta.

Iſabetta. O es iſt auch eine Sache der Pflicht, guter Giulio, einen jungen Menſchen vor Schmachten nicht umkommen zu laſſen, und ich bitte, mich in der Liebe für recht pflichtgetreu zu halten. Liebe iſt freilich Geſchmackſache; man muß ſie ſchmecken, und im Schmecken, ſagt man, kommt der Appetit. Und ich würde es ſtets für meine Pflicht halten, guten Geſchmack zu haben. Wenn ein junger Mann bei mir die Initiative ergriffe und mich zuerſt küßte, ich würde ihm um den Hals fallen und ſagen: Herzlich gern, lieber junger Mann, aber nun auch raſch zum Pater: Herr Pater, hier iſt ein Paar, das Eile hat! Wahrhaftig, wenn mich Einer küßte, gut küßte, ehrlich küßte: nicht das Gelübde ewigen Stillſchweigens würd' ich ihm auferlegen, ſondern das Gelübde ewigen Heirathens und immerwährenden Liebhabens. Lieber Page Giulio, ſüßer Junge, ich bitte Dich, wenn Dir's möglich iſt, gieb mir einen Kuß und ich gelobe Dir dafür — (Giulia bricht in Lachen aus.) Du lachſt, böſer Menſch? Verachteſt mich, ſtolzer Knabe? Willſt Du etwa hoch hinaus? Bin ich Dir zu niedrig, zu ungleichen Standes?

Giulia. Im Gegentheil, Iſabetta, Du biſt mir zu ebenbürtig, zu gleich an Rang, Stand und Geſchlecht.

Iſabetta. Du kannſt Dich freilich höherer Abkunft rühmen, ſtammſt von einem größeren, älteren Geſchlecht!

Giulia. Ich ſtamme von einem ſehr großen und ſehr alten Geſchlecht, und ich will Dir anvertrauen, wer und was ich bin. Komm, Iſabetta, zuvörderſt — (ſie umarmt und küßt Iſabetta). Siehſt Du, ich küſſe Dich, aber ich verlange von Dir ebenfalls ein Gelübde des Schweigens dafür. Dich lieb haben: herzlich gern; aber Dich heirathen: wollt' ich auch, ich könnt' es, dürft' es nicht, es wäre gegen Sitte und Recht, gegen Staat und Kirche, gegen das heilige Gebot, nach welchem es heißt: Es thue ſich zuſammen ein Männlein und ein Fräulein! Ich bin vom alten und ſehr großen Geſchlecht der Weiber, bin ein Mädchen wie Du!

Iſabetta (laut aufſchreiend). Ach mein Gott!

Giulia (ihr den Mund ſchließend). Still! Verſchwiegenheit, Kuß und Gelübde, ſo! Stumm wie ein Fiſch! Nicht gemuckſt, nichts verrathen, auch nicht der Signora. Still! ſie ruft nach uns.

(Roſadora ruft von innen: Iſabetta!)

Iſabetta. Gleich, Signora! — Ach wie ſchade, daß Du kein ſüßer Junge für mich biſt! Wir wollten uns ewig liebhaben, uns ein Neſt bauen und dabei wie die Vögel immer von unſerer Liebe zwitſchern und plaudern.

(Roſadora tritt ein.)

Dritte Scene.

Roſadora. Die Vorigen.

Roſadora (für ſich). Die Zärtlichkeiten der Zofe mit dem Pagen überſchreiten, wie mir ſcheint, das übliche Maß.

Wär' es nicht unter meiner Würde, ich könnte Eiferſucht empfinden. Der Knabe iſt edel und gefällt mir, und da ich Herrin im Hauſe bin, ſo dünkt mich, ich könnte auch über die Gefühle meiner Diener Wache halten. (laut.) Iſabetta, geh hinaus und ſieh nach den Dienern im Hofe; ich will mit Giulio allein ſein.

(Iſabetta geht mit Seitenblicken ab. Roſadora lehnt ſich aufs Ruhebett.)

Roſadora. Giulio!

Giulia. Signora?

Roſadora. Tritt näher, Knabe, — noch näher! — Ich bin mit Dir unzufrieden. Ich habe Dich zu meinem perſönlichen Dienſt, gleichſam zu meinem Leibtrabanten in Sold genommen, und ich finde, Du bedienſt mich ſchlecht.

Giulia. Signora, weſſen zeiht Ihr mich?

Roſadora. Du vernachläſſigſt Deine Herrin ſeit einiger Zeit.

Giulia. Seit wann bin ich läſſig im Dienſt?

Roſadora. Seit Du — verliebt biſt.

Giulia. Ich, Signora, verliebt? in wen?

Roſadora. Schalk, mich noch zu fragen! Du meinſt vielleicht, es kümmere mich nicht, wenn Du für Jemand anderes Augen haſt und Zärtlichkeit verſchwendeſt. Kummer macht es mir juſt nicht, doch üble Laune, und ich fühle mich beeinträchtigt. Deine Aufmerkſamkeit theilt ſich; ſie ſchweift ab, haſt Du noch eine andere Gottheit neben mir.

Giulia. Signora, meine Liebe zu Euch trägt alle Farben der Hochachtung und Ehrerbietung.

Roſadora. Solche Liebe meine ich nicht, ich will eine andere Liebe von Dir, eine ausſchließliche.

Giulia. Ich verſtehe Euch nicht, Signora.

Roſadora. Das iſt eben ſchlimm und das macht Dich unfähig, die Empfindungen einer Dame zu begreifen. Wo ſind die ſchönen Zeiten hin, wo die Männer, Ritter und Edelknaben ſich dem Dienſte der Frauen ganz widmeten und ihnen zu Gefallen Rieſen und Lindwürmer erlegten, Trubadure ewig um ſie minnten und ſchmachteten!

Giulia. Signora, Ihr würdet das lächerlich finden und verſpotten.

Roſadora. Und ſoll es nun deshalb umgekehrt werden? Sollen die Frauen um die Gunſt der Männer werben?

Giulia. Donna, ſprecht offen, was Ihr wünſchet.

Roſadora. Ich will, daß Du nur für mich Gedanken und Gefühle haſt.

Giulia (für ſich).

Und ſie kann ihn verſchmäh'n, der eben nur
Für ſie Gefühle und Gedanken hegt?

Roſadora.

Schilt eine Thörin, doch verlach' mich nicht!
Ich möchte gern Dich meinen Liebling nennen.
Hochachtung, Ehrerbietung paßt nicht recht.
Ich bin zu jung, um Dir das einzuflößen.
Ich haſſe Dein Geſchlecht, die Männer alle,
Sie ſind verſtrickt in Ehrſucht, Eitelkeit.

Nur Du biſt rein und gut, Dich könnt' ich lieben.
Ich brauche wen, mit dem ich ſpielen könnte.

Giulia (für ſich).
Spielzeug zum Tändeln, das man dann zerbricht?

Roſadora (ſie bei der Hand ergreifend und an ſich ziehend).
Komm', Knabe Giulio, komm' und küſſe mich!

Giulia.
Das wär' gefährlich, ein gefährlich Spielwerk!
Die Hand, Madonna, gern, aus Herzensgrund.
(Sie greift nach ihrer Hand, um ſie zu küſſen.)

Roſadora.
Du darfſt Dir mehr erlauben, und ich will's.

Giulia.
Wenn ich es darf, ſo ſteht es noch bei mir.
Signora, wahre Liebe darf nicht blos,
Sie muß, ſie wagt, ſetzt Alles auf das Spiel!

Roſadora.
Du weichſt mir aus, willſt mich verſchmähen, Knabe?
Küſſ' mir die Wange, küſſ' die Lippen mir!

Giulia.
Die Lippen? Nimmermehr, die ſind gefeit.

Roſadora.
Gefeit? Was fällt Dir ein, Du thöricht Kind!

Giulia.
Ihr drücktet ſie auf eines Mannes Mund,
Und ihm erwuchs, ſtatt Freude, Glück und Segen,
Der Fluch daraus, auf immer zu verſtummen!

Roſadora (aufſtehend).
O kleiner Thor, das war ja nur zum Scherz!

Giulia.
Wenn Amor ſcherzt mit tödtlichen Geſchoſſen:
Wer ſteht dann für das Unheil, das er ſtiftet!
Ihr ſeid ja wie Libuſſa, jene Heldin
Im Böhmenland, von der die Sage geht,
Sie habe ihre Freier ſtill getödtet.
Ja, einen Seelenmord habt Ihr begangen, Donna.
Ihr tödtetet mit Eurem Lippendruck
Den edlen Mann, der Euch ſo glühend liebt.
Die Sprache tödten heißt die Seele tödten.

Roſadora.
Der Sonderling! Warum iſt er ſo blöde!
Und das Gelübde gilt ja nicht für immer.
Küſſ' ich ihn wieder, iſt der Bann gehoben.

Giulia.
Das ſagt Ihr nur aus Spott. Er wird Euch flieh'n.
Verzweiflung treibt ihn noch in Schmach, in Tod.

Roſadora.
Du willſt mich quälen, mich erſchrecken, Knabe!

Giulia.
Und käm' er wieder, würd' er es verſchmäh'n,
Von Euch entſühnt zu werden vom Gelübde.

Roſadora.
Er iſt ein Mann, er wird's zu tragen wiſſen.
Auf die Bedingung einzugeh'n, ſtand ihm
Ja frei, warum war er der Thor, der Narr!

Giulia.
Ihr fragt: warum? Aus Liebe nur zu Euch!
Wollt Ihr ihn ſchmäh'n, ſo ſchmähet doch Euch ſelber,
Daß Ihr ſo ſinnbethörend auf ihn wirkt.
In ſeiner Lieb' erblickt Euch ſelbſt im Spiegel;
Die Frauen wirken das nur, was ſie ſind!
Roſadora.
Du ſprichſt verwegen, Knabe Giulio!
Giulia.
Jedweder Creatur iſt es vergönnt,
Laut aufzuſchreien, wenn ſie Schmerz empfindet.
Ihr habt aus Hohn zum Stummſein ihn verdammt.
Roſadora.
Giulio, Du biſt ſein Vetter. Sei nicht böſe!
Ich will ja Dir zu Liebe mich bemühen,
Bernardo's Verſ' und Reime ſchön zu finden.
Giulia.
Die Dichtung lieben und den Dichter haſſen?
Wer liebt den Strom und kann den Quell verachten!
Roſadora.
Das Bild iſt falſch, mein Freund, ich geb' ein andres.
Ich lieb' die Melodie der Nachtigall:
Muß ich darum den Vogel ſelbſt ſchön finden?
Man nennt ihn dumm und ſein Gefieder häßlich.
Giulia.
Wär' ich ein Mann, Signora, — würd' ich einer:
Ich ſuchte das Geſchlecht an Euch zu rächen.

Roſadora.
Ei, ſieh! Du haſt ja Thränen ſelbſt vor Zorn!
Giulio, haſt Du den Vetter denn ſo lieb?

Giulia (in Weinen ausbrechend).
Bernardo iſt — mein unglückſel'ger Bruder!

Roſadora.
Dein Bruder, wie?

Giulia.
Und ich — bin ſeine Schweſter.

Roſadora.
Kein Mann? Ein Mädchen in der Männertracht?

Giulia.
Verzeiht die Täuſchung! Ach, wir ſind die Kinder
Des weiland reichen, mächtigen Bernardo,
Der Tauſenden ein Helfer in der Noth,
Um, plötzlich arm, vor Schreck und Gram zu ſterben,
Daß ihm die Welt mit ſchnödem Undank lohnte,
Für Lieb' und Segen hat er Haß geerntet.
Sein Nam' iſt aus dem gold'nen Buch geſtrichen,
Wo er glorreich Jahrhunderte geleuchtet;
So ſind wir arme Waiſen! Ich entfloh.
Die hohe Signorie, ſtiefmütterlich
Beſchützt ſie uns, —

Roſadora.
Auch Dich? Iſt's möglich, Mädchen?

Giulia.
Armuth ſcheint ein Verbrechen —

Roſadora.
Reich wie arm:

Will ſich die Tyrannei auf All' erſtrecken,
Mit ihrer Obhut Arm' und Reiche ſtrafen?
O wunderbare Politik der Männer!
Dich will man knechten, weil Du ohne Anwalt,
Mich, weil mein Hab und Gut die Herrſchſucht lockt.
Dann ſind wir wahlverwandte Schickſalsſchweſtern!
Laß uns ein Bündniß freier Mädchen ſchließen
Zu Schutz und Trutz, ein Bündniß gegen Zwang
Und gegen alle Satzung dieſer Welt!
Laß Dich umarmen, Freundin, Schweſter, Liebling!
(Iſabetta blickt während der Umarmung zur Thür herein.)

Vierte Szene.

Iſabetta. Die Vorigen.

Iſabetta (für ſich). Ei, ſieh da! Signora glauben auch wohl einen Mann in ihm zu umarmen, trotzdem der Flaumen auf der Lippe noch nicht recht gedeihen wollte? Wie doch die Natur ſpielt! Schon die Vorſtellung, die Einbildung von einem Manne iſt angenehm. Angeführt, Madonna! Wir Mädchen ſind hier noch ganz unter uns. (Laut.) Ein Brief aus der Stadt an den Pagen Giulio! Da! — wenn Du wirklich der Page biſt.

Giulia. Von meinem Bruder! (Sie öffnet und lieſt für ſich.)

Iſabetta. Signora, es ſieht ſchlimm draußen in der Welt aus! Türkiſche Corſaren kreuzen im Hafen von Venedig. Wie es in Candia mit der Handelsflotte ſteht, weiß kein

Menſch. Wir chriſtlichen Mädchen werden noch damit enden, von einem Paſcha geraubt, auf den Sklavenmarkt gebracht und in den Harem des Sultans verkauft zu werden. Signora, es fehlt uns an Männern.

Roſadora. Iſabetta, Du kannſt die Zeit gar nicht erwarten, bis irgend ein Mann, ſei er Chriſt oder Türke, Dich kapert und als ſeine Beute heimführt.

Iſabetta. Irgend eines Mannes Beute zu werden iſt der Mädchen Beruf, Signora, und beſſer, man ſperrt ſich nicht erſt lange und legt einem Cavalier kein Gelübde auf, das ihm das Herz abdrückt. Und ein Kuß, Signora, iſt auch kein Verbrechen, auf das ſo ſchreckliche Buße folgen müßte. Wenn dem ſo wäre, ſo müßtet Ihr jetzt Buße thun, denn Ihr habt hier, ohne ex officio dazu angehalten zu ſein, ganz von freien Stücken einen jungen Burſchen geküßt.

Roſadora (lachend). Auf dieſen Jüngling brauchſt Du nicht eiferſüchtig zu ſein.

Giulia (mit ſchmerzlichem Ausbruch). Mein armer Bruder, er will fort, weit in die Welt!

Roſadora. Um Gott, was iſt?

Iſabetta. Signora, Ihr ſeid an Allem ſchuld, Ihr habt Beide geküßt.

Roſadora. Laß hören, lies!

Iſabetta (über Giulia's Schultern in den Brief guckend). Ach, es ſind keine Verſe mehr! Der Vers iſt dem armen Menſchen ausgegangen. Wenn ihm nur nicht der Athem und der ganze Lebensfaden ausgeht!

Giulia (lieſt). „Mein Zuſtand iſt nicht länger mehr erträglich. Oft geh' ich in den tiefſten Wald und berge mich in ſeine düſtern Schatten; dort finde ich wenigſtens ein Echo für meinen Schmerz.“

Iſabetta. Signora, in Eurem Herzen hat der arme Junge kein Echo gefunden!

Giulia. „Blumen und Gräſer kennen Erbarmen, ſie werden feucht unter meinen Thränen.“

Iſabetta. Ach, wer möchte nicht ſelbſt dabei zur naſſen Blume werden!

Giulia. „Der Wind nimmt meine Wehklagen auf ſeine Schwingen, Berg und Wald erwiedern mein Gefühl, nur das Herz einer Frau weiß nichts davon. Nachts ruf' ich im Traume ihren Namen aus, halte alſo wider Willen ſchlecht meinen Schwur. Die Gefährten wecken mich dann und lachen mich aus, daß ich ein Gelübde gethan, welches keine Frau fordern, kein Mann halten ſollte. Ich will es halten, Allen zum Trotz; aber ich will der Welt hier nicht länger zum Spott dienen. Ich will ſtumm ſein für immer, aber der Boden brennt mir unter den Füßen und mein Herz verkohlt in ſeiner dumpfen Qual. Vielleicht bin ich jetzt reif zum Kloſterdienſt, ich könnte jetzt nicht blos das Gelübde der ſterbenden Mutter getreulich erfüllen, ich könnte ſelbſt zu den Mönchen von la Trappe gehen. Aber es tobt, es ſtürmt in mir, ich muß hinaus in die Welt! — Oft hab' ich mich gefragt: Iſt denn die Donna, weil ſie mich küſſen mußte, wirklich entehrt, daß ſie die Beleidigte ſpielen darf und das Recht hat, mir eine ſo grauſame Buße aufzuerlegen? Doch genug, ich bin in der nächſten Stunde an Bord und gehe in See! Lebe wohl, Schweſter, — wenn nicht auf immer, ſo doch auf lange Zeit! Das Vaterland braucht Männer.“

Iſabetta. Aber die Frauen brauchen auch Männer; das bedenkt ſo ein junges Blut nicht. Nun geht er zur See, wird Corſar oder kommt vielleicht als Paſcha wieder und raubt uns. Lebe wohl, edler Jüngling, auf Wiederſehen beim Großtürken!

(Tedesco tritt ein.)

Fünfte Scene.

Tedesco. Die Vorigen.

Iſabetta. Ach da iſt noch ein Mann, ein wirklicher Mann!

Tedesco.

Verzeiht, Signora, tret' ich ungemeldet
Zu Euch, die Noth erheiſcht es. Hört, Signora, —

Giulia (Für ſich).

Wie? Seh' ich recht? Derſelbe Mann, der mir
Zur Flucht in jener Nacht behülflich war!

Tedesco.

Die Noth, die Eiſen bricht, verlangt auch Eiſen.
Es ziehen Wolken auf am Horizont.
Vor Malamocco kreuzen Türkenſchiffe:
Die Euch hier Schutz gelobten, könnten leicht
Zum Schutz Venedigs aufgeboten werden.

Iſabetta. Ach über das Unglück! Wenn die Studenten abziehen, ſind wir ganz ohne Männer, und was ſind Frauen ohne Männer? Unbemannte Schiffe!

Tedesco.
Es ſteht zu fürchten, daß die letzte Flotte,
Die jüngſt nach Candia geſendet ward,
Den Türken ihre Beute zu entreißen,
Ein Raub der Stürme ward. Venedig ſelbſt
Iſt dann bedroht. Signora, der Vertrag
Zu Eurem Schutz iſt hierdurch aufgehoben
Im Namen der Studentenſchaft. Bernardo —

Roſadora.
Wo iſt er? Warum ſtellt er ſich nicht ein?

Tedesco.
Bernardo legte das Commando nieder
Und läßt Euch bitten, Dem Euch zu vertrauen,
Den Ihr für minder unwerth dazu haltet.
Er legt zu Füßen Euch den Waffenſchmuck.
(Er überreicht Dolch und Schleife.)

Roſadora (für ſich).
Ich hab' ein edles Männerherz gekränkt.

Tedesco.
Bernardo war der treuſte Mann im Dienſt,
Ein tapfrer Degen, wachſam, klug als Führer.

Roſadora (für ſich).
Weil Liebe ſeinen Arm, ſein Aug' beſeelte?

Iſabetta. Da haben wir's! Den beſten Ritter laſſen wir gehen, als ob Liebe und Treue ein Verbrechen wären.

Tedesco.
Signora, die Studentenſchaft fragt an:
Was er verſchuldet, was im Dienſt verbrochen,
Das Eure Ungunſt, Euren Spott verdiente.

Roſadora (für ſich).

Ich habe mich verſündigt, ich geſteh' es.

Tedesco.

Es iſt Geheimniß zwiſchen Euch und ihm;
Verzeiht, Signora, daß ich davon ſpreche.
Wenn ſich zur Ritterpflicht, die man Euch bot,
Auch ritterliche Neigung noch geſellte,
So mein' ich, ſei die Huldigung geſteigert,
Die Euch mit Gunſt ein Cavalier gewidmet.
Ich klage Euch nicht an; doch läßt er melden,
Er werde ſein Gelübde treulich halten,
Ob auch die Welt, Ihr ſelbſt es Thorheit ſcheltet.

Roſadora.

O eilt ihm nach, und ſagt ihm laut und offen,
Wie es mich ſchmerzt — —

Tedesco.

Er ging bereits in See,
Hat abgelegt ſein dunkles Prieſterkleid
Und ward Soldat im Dienſt der Republik.

Roſadora.

Ich will ihm Aug' in Auge frei betheuern,
Daß keinen beſſern Mann ich je erkannt —

Iſabetta (zu Giulia). Ja was, Auge in Auge! In der Bibel ſteht: Zahn um Zahn, und im Codex der Liebe heißt es: Mund auf Mund.

Roſadora.

Helft mir mit Rath und That, Signor Tedesco,
Helft Mittel mir erſinnen — (Gradenigo tritt ein.)

Sechſte Scene.

Gradenigo. Die Vorigen.

Roſadora (dem Eintretenden entgegen).

Gradenigo!
Bernardo ging an Bord, wißt Ihr von ihm?
Könnt Ihr ihn noch erreichen? Sprecht, Signor!

Gradenigo.

Ich hoff' auch ſeine Schweſter hier zu finden.

Giulia (für ſich).

Ich bin entdeckt! Wer hilft mir, mich verbergen!

Iſabetta (heimlich zu Giulia). Steckt Euch hinter mich! Die Männer laſſen uns im Stich; wir Frauen müſſen uns ſelber vertreten. (Sie tritt breit vor Giulia hin.)

Gradenigo.

Doch drücken größ're Sorgen meinen Geiſt.
Das Wohl und Weh der ganzen Republik
Steht auf dem Spiel. Ihr ſeid nicht ſicher mehr,
Ihr müßt zurück, Signora, nach Venedig.
Der Staat iſt in Gefahr, es hilft kein Leugnen,
Jeder hat Theil daran, iſt Theil des Ganzen,
Geht mit ihm unter, oder ſteigt mit ihm.
Und iſt für uns im hohen Rath des Schickſals
Ein Untergang beſchloſſen: — ſei's ein würd'ger!
Jeder für Alle, Alle für das Ganze:
Das iſt der Wahlſpruch jetzt. Ja, Roſadora,

Einſt gab es Zeiten, Völker gab es, wo
Alle ihr Alles für den Staat einſetzten.
Am Abend ſeines letzten großen Tages
Ergriff Karthago noch ein heil'ger Muth,
Das Letzte für das Höchſte kühn zu wagen.
Vom eignen Hauſe trug der Mann die Balken,
Um eine Rettungsflotte herzuſtellen,
Von ihrem Buſen nahm das Weib den Schmuck,
Ihr Haupthaar ward zur Sehne für den Bogen.
Zum Schutz und Trutz in allerhöchſter Noth
Wird auch ein Mädchenherz jetzt lernen müſſen,
Auf dem Altar zum Heil des Vaterlandes
Ihr Alles darzubringen.

Roſadora.

Nehmt mein Hab,
Die Barren Goldes, die ſo müßig liegen,
Die Edelſteine nehmt, nehmt Alles hin:
Ich ſtell' es gern der Republik zum Dienſt.

Gradenigo.

Wir ſandten unſ're letzte Flotte ab;
Das letzte Mittel, es erweiſt ſich trüglich.
Man nennt die Namen der Verräther ſchon;
Ein eingefang'nes Schiff gab uns die Kunde.
Sie wollen mit dem Paſcha ſich vereinen,
Sich in die Beute, in die Güter theilen.
Der Paſcha ſchlug es vor, ſie gehn es ein.
Signor Filippo —

Roſadora.

Wen ein Mädchenherz
Verabſcheut, kann und wird auch ehrlos handeln!

Gradenigo.

Signor Zanetti —

Giulia.

Wer Verrath geübt
An einem Mädchenherzen im Spiel,
Kann auch die Mutter, die ihn trug, entehren!

Gradenigo.

Venedigs Jugend kann allein uns retten.

Tedesco (vortretend).

Ruft zu den Waffen ſie und ſeid gewiß,
Sie iſt bereit, für Ehr' und Ruhm zu fechten.

Gradenigo.

Tedesco, ſeh' ich Euch, den Sohn Germaniens?
Verrätherei, die Hyder, hundertköpfig,
Erhebt ihr Haupt, uns Alle zu vernichten.
Heimlich bei Nacht geſponnen iſt ihr Werk;
Des Löwen Kraft, des Adlers raſche Schwingen,
Sie können nur vereint den Sieg erringen.
Komm, deutſcher Aar, und hilf dem Löwen ſiegen,
Soll nicht das Kreuz dem Halbmond unterliegen!

(Er legt beide Hände auf Tedesco's Schultern.)

Tedesco.

Signor, es giebt noch ungeprüfte Kräfte.
Verlaßt den Schlangenpfad der Politik,

Werft ab die Maske heimlicher Getriebe,
Sagt frei dem Volk: Wir brauchen Deine Hand!

Gradenigo.
Volk, Volk? Was nennſt Du Volk? Die dunkle Maſſe,
Die blind nur nach dem nächſten Vortheil greift?

Tedesco.
Volk iſt der Schooß der unverbrauchten Kraft,
Die willenlos bisher ein Spiel der Großen.
Gebt dieſer Kraft die Richtung hin auf's Ganze:
Sie hält, ſie trägt, ein Atlas, Eure Welt,
Die jetzt die Beute weniger Nobili.
Ja, dächten dieſe Wenigen wie Ihr!

Gradenigo (für ſich).
O daß ich vor dem Fremdling muß erröthen!

Tedesco.
Volk iſt die ungemeſſne große Kraft,
Die Euch die Zukunft Eures Daſeins bürgt.
Der Quell iſt rein noch, wenn der Strom verſumpft.
Das Herz des Volkes ſcheint Euch felſenhart?
Greift nur zum Moſesſtab: der Fels giebt Waſſer.

Gradenigo.
Sohn, Sohn, in welch' Gewirr, welch' Labyrinth
Stürzt unabſehbar Dich Dein Feuergeiſt?

Tedesco.
Ruft Alle zu den Waffen, die noch ehrlich,
Noch für den Staat des heiligen Marcus fühlen,
Die Politik der Kunſt und Liſt verſchmähn
Und unter dem Panier der Freiheit fechten.

Vertrau'n erweckt Vertrauen: hört mich, Herr,
Vertraut dem Volk, den Männern der Lagunen.

Gradenigo.
Welch' Wagniß, Jüngling, gegen Recht und Brauch!

Tedesco.
Ihr trautet Männern, die am grünen Tiſch
Das Wagniß lieben; wagt es jetzt mit Andern!

Gradenigo (für ſich).
O daß er Recht hat, dieſer Sohn des Nordens!
(laut) Es gilt, den Staat im Augenblick zu retten.
Die Jugend Padua's ruf' ich zu den Waffen.
Es ſind darunter Söhne, deren Namen
Das goldne Buch der Republik uns nennt.

Tedesco.
Für Ehr' und Ruhm erglüht das Herz der Jugend,
Gleichviel welch' Blut in ihren Adern ſtrömt!

Gradenigo (Tedesco bei Seite ziehend).
Euch, Sohn des deutſchen Nordens, ſei's vertraut,
Es bleibt Geheimniß zwiſchen Euch und mir.
Es gilt, der Felonie zuvorzukommen,
Eh' ſie es wagt an's Licht herauszutreten.
Des Paſcha Einverſtändniß mit den Unſern
Wird aus den Briefen, die ich auffing, klar.
Noch zögern ſie, das Werk der Schmach zu thun,
Noch ſchaudern ſie vor ihrer eignen That.
Es gilt, ſich in ihr Bündniß einzuſchleichen,
Eh' der Verrath vollbracht iſt, einzugreifen.
Klugheit und Vorſicht heiſcht das kühne Werk,

Mitwiſſer dürfen Wenige nur ſein.
Ihr geht zur See, nehmt Dienſte auf der Flotte,
Der Brief hier giebt Euch Zutritt, giebt Euch Vollmacht,
Und Ihr bemächtigt der Verräther Euch,
Erſtickt im Keim das drohende Verderben.
Vertraun erweckt Vertrauen, ſagtet Ihr?
Wohlan, laßt ſeh'n was Treue noch vermag,
Vereint mit unſrer Vorſicht und Erfahrung,
Hier wo es gilt, die Liſt zu überliſten.
Tedesco.
Wagt es mit uns!
Gradenigo.
Es ſei mit Euch gewagt!
Ich geb' Euch Vollmacht. Handelt wie Ihr könnt!
Tedesco.
Um jeden Preis?
Gradenigo.
Mit jedem edlen Mittel.
Auf, auf, an Bord! Und Euer Feldruf ſei:
Die Ehre retten, den Verrath entlarven!
Tedesco.
In dieſem Zeichen wird Sanct Marcus ſiegen!
(Während ſie ſich zum Abgang wenden, fällt der Vorhang.)

Dritter Act.

Ein Zimmer im Dogenpalaſt zu Venedig.

Erſte Scene.

Der Doge, gebückt am Krückſtock, tritt von der Seite ein; **ein Diener** ſteht an der Mittelthür. Gleich darauf **Gradenigo**.

Doge.
Der Procurator will mich ſprechen, ſagſt Du;
So früh am Tage? Geh, ich heiß' ihn eilen.
(Der Diener ab.)
Es muß was ungewöhnlich Großes ſein,
Daß er mich aufſtört von dem Ruhelager.
Mir zittert das Gebein vor Schreck, vor Hoffnung.
(Gradenigo tritt ein.)
Seid Ihr es, Procurator, ſprecht! Botſchaft
Von Candia, von unſrer Handelsflotte?

Gradenigo.
Ein Sieg zur See! Die Handelsſchiffe frei,
Gerettet, Herr, ſind alle Kaufmannsgüter!
San Marco lebt noch in dem Staat Venedig!
(Der Doge läßt die Krücke fallen.)

Doge.
Gelobt ſei Gott! Mein Fuß, der ſchon zur Gruft
Hinſchlich, fühlt neue Kraft bei dieſem Ruf.
Die Schiffe frei und Candia wieder unſer?
Gradenigo.
Morea ſammt Athen und allen Inſeln.
Doge.
Der Löwe ſiegreich noch im Mittelmeer!
In meine Arme, Procurator! — Helft mir,
Erſt war's der Schreck, nun iſt's die jähe Freude,
Die ſchwach mich macht und taumelnd. Gradenigo,
Nun kann mein Haupt friedlich zur Grube fahren,
Sanct Marcus ſchützt noch unſern Staat, und wem —
Wem danken wir's nächſt Gott?
Gradenigo.
Der Jugend, Herr,
An die Ihr keinen Glauben haben wolltet.
Ihr zittertet vor dem Gedanken, Herr,
Jünglinge von den Büchern fortzurufen,
Sie aufzubieten. Nein, ich hab' mich nicht
Getäuſcht. Solang ein Staat noch Jugend hat,
Wird er nicht untergehn. Ich rief ſie auf,
Die akademiſchen Bürger Padua's.
Die Ehre flammte hell in ihren Herzen,
Scham auf den Wangen über den Verrath,
Und unſer kühnes Wagſtück, es gelang.
Sie haben der Verräther ſich bemächtigt,
Die mit dem Paſcha feilſchten um den Preis,

Sich in die Beute theilend mit den Feinden.
Noch in der Nacht, bevor der Paſcha ſich,
Zur Unterzeichnung des Vertrags bereit,
An Bord begab, in der Kajüte ſelbſt
Ward mein Vertrauter Zeuge des Complots.
Die Uebelthäter wurden raſch bewältigt,
Und als der Paſcha jetzt das Schiff beſteigt,
Wo der Verrath den Bund beſiegeln wollte,
Sieht er ſich abgeſchnitten von den Seinen
Und muß gefangen in die Punkte willigen,
Die man ihm vorſchlägt für die eigne Freiheit.
Er ſtellt die Geißeln und geht heim beſiegt.
Es iſt geglückt, die Liſt zu überliſten.
Die Flott' iſt frei, der Türke räumt die Inſeln,
Die See iſt wieder offen zur Levante.
Hier die Papiere, die den Frieden ſichern!

Doge.

Weiß es die Signorie ſchon und die Stadt?

Gradenigo.

Ihr ſeid der Erſte, Herr, der es erfährt;
Drum komm' ich vor der Sitzung ſchon zu Euch.

Doge.

Filippo und Zanetti?

Gradenigo.

Sind in Ketten
Am Bord des Schiffs, das mir die Kunde bringt.
Ihr Anhang iſt noch groß im hohen Rath,
Und es iſt wider Brauch, Geſetz und Sitte,

Mitglieder des geheimen Tribunals,
Bevor es ſelbſt geſprochen, zu verhaften.
Kriegsrecht geht über Recht, Noth wird zur Tugend.
Der Helfershelfer, der Tuneſe, ward gehängt;
Der Paſcha ſtellt' ihm Kaperbriefe aus
Zum Lohn für den Verrath. Der Admiral —
Die Flotte rief den Führer der Studenten
Zum Admiral aus, — harrt bereits an Bord
Und iſt des weiteren Befehls gewärtig.
Matroſen und Soldaten jubeln laut,
Zeigt ſich der neue Feldherr auf dem Deck,
Die Ruderknechte der Galeeren jauchzen,
Daß Gott Neptun in ſeiner Tiefe lauſcht,
Das Meer mit ſeinem Wellenſchlag verſtummt.

Doge.

Der neue Admiral! Hat ſich die Flotte
Mit Fug und Recht den Führer ſelbſt zu wählen?

Gradenigo.

Er harrt an Bord, tritt eher nicht an's Land,
Bis wir ihn feierlich im Amt beſtätigt.
Er fordert —

Doge.

Fordert? Das gefällt mir nicht.

Gradenigo.

Nennt's ein Naturrecht: immer iſt's ein Recht,
Und was er fordert, iſt vielleicht ſo keck —
So keck wie ſeine That, kühn wie ſein Sieg.
Ja freilich hätt' er uns erſt fragen ſollen,

Ob es ihm auch erlaubt ſei, uns zu retten.
Er ſieht uns ſinken, ſpringt hinein und rettet
Das Schiff, das rettungslos verloren war.
Jubelnd ruft ihn das Heer zum Feldherrn aus;
Es anerkennt die That. Wir zweifeln, ob er
In allen Formen Rechtens uns gerettet!
Doge.
Ihr ſprecht der kecken Neuerung das Wort?
Gradenigo.
Des Staates Wohl iſt oberſtes Geſetz.
Der neue Admiral ſtellt die Bedingung, —
Doge.
Stellt die Bedingung? Unſer Ruhm iſt hin,
Wir gehen unter ſelbſt im Siege noch!
Gradenigo.
San Marco's Glanz iſt hin, wenn wir zu feig,
Den Roſt vom Schild des Ruhmes zu entfernen!
Doge.
Am Eingang vor der Schwelle unſerer Größe,
Da ſteht Falieri's ſchreckenvolles Bild.
Sein blutig Haupt rollt von der Rieſentreppe,
Im großen Saale hängt der Trauerflor —
Gradenigo.
Bald wird ein Trauerflor uns All' umhüllen,
Fehlt uns der Muth, die Zeiten zu begreifen.
Ja, Staat des heiligen Marcus, ſteig' hinab,
Wo die Gebeine Deines Schutzherrn ruhen,
Und Ihr, der letzte Doge, folgt ihm nach,

Gebt ſchlotternd das Geleite ihm zur Gruft.
Der Letzte, weil er ſeine Zeit verkannt
Um alter, leerer, morſcher Formen willen,
Die Rettung, die der Geiſt der friſchen Jugend
Ihm bot, verſchmähte. Alter, blöder Mann,
Zum letzten Gang nimm Deine Krücke wieder!
Doge.
Verlaßt mich nicht! Ihr ſpottet, und ſollt helfen!
Gradenigo.
Geholfen iſt bereits. Mit welchen Mitteln?
Es kommt auf uns an, wie wir ſie beſtät'gen.
Benutzen wir den Rauſch der feurigen Jugend,
Erkennen an, freiwillig, That und Thäter.
Die Flotte fordert ihn zum Admiral;
Zu Dank verpflichtet ſind wir doch dem Sieger!
Doge.
Ich Schatten nur von einer Fürſtenmacht!
Beſchränkt in meinem Thun, und wär's das beſte,
Ich Oberhaupt des Staats bin nur die Puppe,
Das ausgehängte Schild nur, das man braucht,
Bald ſo, bald anders hin es wendend.
Ich kann, von Formen rings umher behindert,
Das Unrecht nicht verhüten, Recht nicht fördern.
Gradenigo.
Doch, doch, Ihr könnt's. Ihr ſeid als Fürſt des Staates
Gebunden mehr als Alle, habt kein Recht,
Geſetzeskraft zu üben, zu vollſtrecken.
Nichts blieb dem Dogen unſrer Republik

Von Hoheitsrechten als das Recht der Gnade,
Das iſt Eu'r Recht: handhabt es raſch, bevor
Die Signorie nach alter Form es kreuzt,
Die Forderung der Flotte zu bewilligen.
Rom ging nicht unter, weil ſein Heer ſiegreich
Vor ſeinen Thoren ſtand, den Eingang fordernd.
Gewährt den Siegern, eh ſie ſich's ertrotzen,
Freiwillig eine Gnade: den Triumph.
Den Act der Gnade habt Ihr in der Hand;
Kommt dem Beſchluß der Signorie zuvor,
Laßt Gnade raſch vor Recht ergehen! Kommt,
Empfangt den Sieger auf dem Marcusplatz
Mit allen Ehren, die dem Sieger ziemen.
Verweigern wir der Flotte den Triumph,
Dann lähmen, dann entkräften wir den Arm,
Der ſich für uns gewaffnet, dann, ja dann
Gehn wir nicht unter blos, verdienen es
Aus blindem Eigenſinn, aus Selbſtverblendung.
Streng' Deinen Witz an, Doge von Venedig,
Eh' Du in alter Form zur Grube ſteigſt!
Empfang' den neuen Admiral der Flotte
Mit offnen Armen auf dem Marcusplatz.
Die Signorie, betäubt vom Rauſch des Sieges,
Wird Dir zujubeln, biſt du raſch zur Hand,
Und Recht und Sitte triumphirt mit uns.
Friſch auf zum Werk! Die Jugend macht uns jung,
Ob ſilbern auch die alten Häupter leuchten!

(Sie gehen ab.)

Verwandlung.

Der Marcusplatz.

Zweite Scene.

Hinten und in der Mitte auf- und abwogende **Volksmaſſen**; vorn **Papagallonetto**, bald darauf **Iſabetta**.

Volk. Heil dem Türkenbeſieger! Heil dem Helden von Candia! San Marco hoch, Venedig hoch!

Papagallonetto. Na ja, nun giebt's wieder Feſttage in Venedig. Der heilige Marcus wird nicht ſchlafen können vor all dem Lärm; er dreht ſich vielleicht wieder einmal auf die andere Seite und ſchnarcht dann ruhig weiter.

Volk. Die Inſeln ſind gerettet, der Handel wieder frei, Venedig frei!

Papagallonetto. Ein neuer Schwindel! Der Handel frei? Dann hört ja der Schmuggel auf und ein ganzes blühendes Gewerbe, auf das Mancher ein Privilegium hat. Und Venedig frei? Dann hörte ja die Herrſchaft der Geheimniſſe auf! Man windet um die alten Ketten neue Blumen, und dann ſchleppen ſie an dem Joch allgemach wieder eine gute Strecke weiter. (Vom Hafen aus ein Kanonenſchlag und der Ruf hinter den Kuliſſen: Der Admiral der Flotte hoch!) Es ſtand uns eine Hungersnoth bevor, und nun geht's zur Abwechſelung wieder einmal an's Hochleben. San Marco hoch? Wenn die Türken geſiegt hätten und landeten, dann riefen die guten Leute ebenſo gern: Gott iſt groß und Mohamed ſein Prophet! Für dies Mal alſo noch wieder chriſtliche Feſttage. Gut! Auf die tauſend Thränen chriſtlicher Wittwen und Waiſen gießen wir nun wieder Lacrymä Chriſti. Küche und Keller der Reichen öffnen ſich nun wieder, Dalmatiner Wachteln fliegen uns wieder gebraten in's Maul, und die Maccaroni, eben noch nach Zollen verkauft, werden wieder ellenweis gemeſſen. Es iſt etwas morſch bei uns, aber eine Weile hält's nun wieder vor. Sehe Jeder zu, wie er ſein Schäfchen in's Trockne bringt!

Iſabetta (maskirt, tritt auf). Pſt! Pſt! Papa —

Papagallonetto. Ei ſieh da! Dies Schäfchen wünſcht vielleicht von mir in's Trockne gebracht zu werden. (Er ſtreicht um ſie herum.)

Iſabetta (für ſich). Der Großbarbier der Republik, das Factotum in allen Sachen der heimlichen Courtoiſie — (Laut.) Was umſegelt Ihr mich ſo? Bin ich eine feindliche Galeere, die Ihr zu kapern gedenkt?

Papagallonetto. Blos kapern, meine Schöne? Das langt nicht; entern, liebe Dame, wenn Ihr für einen Enterich die Dame dazu ſeid. Gutes Segelſchiff, Dein Takelwerk gefällt mir. Ich möchte gern auf Euer Verdeck ſpringen und Euch für gute Priſe erklären.

Iſabetta (die Maske abnehmend). Ihr ſolltet mich doch kennen.

Papagallonetto. Ach wir jungen Leute ſind ja alte Bekannte.

Iſabetta. Ihr wißt für ſo Vieles guten Rath.

Papagallonetto. Gegen Zahnweh, weiße Haare, kahle Stellen; wo fehlt's denn?

Iſabetta. Ach, es fehlt in Venedig an Jungfrauen.

Papagallonetto. Ei, da iſt guter Rath theuer. Verlangt Ihr eine Diogeneslaterne, um darnach zu ſuchen? Und hier im Gedränge, ich bitte, bedenkt doch Eure Hühneraugen! Wo habt Ihr denn Eure Herrin?

Iſabetta. Donna Roſadora iſt mit den edelſten Jungfrauen Venedigs aufgeboten, den neuen Admiral in weißen Kleidern zu begrüßen. Sie iſt im Gefolge des Dogen, der hier den Sieger von Candia empfangen will. Wißt Ihr was Näheres vom neuen General der Flotte? Wie heißt er? Wer iſt er?

Papagallonetto. Anonymus heißt er, vielleicht Sanct Anonymus, ein neuer geheimnißvoller Heiliger, vielleicht auch ein wunderlicher. Student von Padua iſt er. Man munkelt allerlei, aber Gewiſſes weiß man nichts, und das iſt auch in der Ordnung, das Geheimniß regiert in Venedig.

Iſabetta. Ach, wir hatten die Studenten in Padua ſo gern! Sie gaben uns auf der Villa eine Ehrenwache.

Papagallonetto. Spielten ſie die Tugendwächter bei Euch? Da hatten ſie viel zu thun, und mancher Bock war da wohl zum Gärtner geſetzt?

Iſabetta. Ihr habt ein loſes Maul, mein Beſter.

Papagallonetto. Und Ihr vielleicht das beſte Maul, meine Loſe.

Iſabetta. Es waren ſo hübſche Leute, ſo ehrenwerthe Cavaliere, die Studenten von Padua! Der Eine war ein

Bayerische
Staatsbibliothek
München

prächtiger Deutſcher, Tedesco, ein tapferer Degen: man hätte mit ihm durchgehen mögen, ſo ehrenhaft war er. Der Andere, der Hauptmann von der Ehrenwache, junges venetianiſches Blut, ſehr zart und ſchüchtern. Der brannte uns ſelber durch, weil wir ihn nicht edel genug behandelten.

Papagallonetto. Ließ er etwa den Mantel zurück, wie weiland Joſeph bei Potiphar's Frau?

Iſabetta. Geht, Ihr ſeid gottlos.

Papagallonetto. Wenn ich ginge, wäre ich nicht Gott, ſondern blos Euch los, und das möchte ich nicht. Liebe Schöne, ich wollte, es wäre noch die Zeit der großen Malerei; da würde ich einem Tizian Modell ſtehen als keuſcher Joſeph, und Euch bitten, Potiphar's Weib bei mir zu ſein. Aber nein, ich würde ein ſchlechter keuſcher Joſeph ſein, ich ließe Euch weder meinen Mantel zurück, noch liefe ich überhaupt davon.

Iſabetta. Still, da kommen die hohen Herrſchaften! Seine Hoheit der Doge mit der gehörnten Mütze und der geſammten Signorie, in der Mitte meine Herrin mit den weißgekleideten Jungfrauen!

Papagallonetto. Die gehörnte Mütze ſteht dem hohen Herrn ſehr gut, aber ich würde doch für ſolche Mütze danken. Komm, liebe Schöne, gute Betta!

Iſabetta. Geht fort, Ihr Papa —

Papagallonetto. Papa? Ach wäre ich nur erſt Euer Netto!

Dritte Scene.

Der Doge und **Gradenigo** mit einem Zuge von Senatoren und Würdenträgern treten auf. **Roſadora** und **Giulia**, dieſe jetzt in Frauenkleidern, mit einer Schaar weißgekleideter, mit Blumen geſchmückter Mädchen. Gruppe zur Seite um den Seſſel, der dem Dogen nachgetragen wird. Wie der Doge in der Mitte der Bühne ſteht und die Hand erhebt, erſchallen Trompeten.

Volk (in der Mitte und vorn). San Marco hoch! Venedig hoch! (Im Hintergrunde und hinter den Kuliſſen mit ſtärkerem Ruf) Heil dem Sieger von Candia, dem Retter der Republik!

Doge.

Wohl ruft Ihr Heil! Die Türken ſind beſiegt,
Der Halbmond ward vom Kreuze überwunden,
Verrath ging unter, Treue ward gekrönt,
San Marco lebt noch in dem Staat Venedig.
Laßt Glocken tönen und empfangt den Sieger!

(Zu Gradenigo, während Glocken ertönen.)

Bleibt mir zur Seite, werther Procurator.
Ich ſehe ſcheele Blick' auf mich gerichtet,
Die mir's verübeln, greif' ich ihnen vor!

Gradenigo (zum Dogen).

Beſſer, Ihr heißt freiwillig ihn willkommen,
Als wenn das Volk uns zwingt, ihn zu beſtät'gen!

(Der Doge nimmt Platz. Ihm gegenüber auf der andern Seite im Vordergrund mit einem Volkshaufen **Papagallenetto** und **Iſabetta** mit **Giulia**, die zu ihnen getreten iſt.)

Iſabetta. Kommt, Giulia, ſtellt Euch hier zur Seite,
Ihr könnt den Vorgang hier am beſten überſehen.

Giulia. Mir ſchlägt das Herz ſo voll, ſo bang, ſo ſchwer!

Iſabetta (zu Papagallonetto). Könnt Ihr denn gar nichts Näheres über den neuen Admiral erfahren?

Papagallonetto. Ich will den Henker befragen und meinen guten Freund, den Meſſer grande. Dieſe Raubvögel wittern Unrath immer ſchon von ferne.

Er tritt unter die Menge zurück. (Ein Kanonenſchlag vom Hafen, eine Fanfare im Hintergrunde. Sbirren und Hartſchiere machen Spalier. Tedeſco und Gefolge treten auf mit türkiſchen Fahnen und Roßſchweifen, die ſie vor dem Dogen ſenken und niederlegen. Filippo und Zanetti, gefangen und gebunden, im Zuge. Unter den Waffen und Trophäen, die niedergelegt werden, auch Ketten. Tedeſco tritt vor und ſalutirt.)

Gradenigo (zum Dogen).

Er iſt's, mein Jüngling aus dem deutſchen Norden!

Tedeſco.

Erlauchter Doge und erhab'ne Herren
Vom Rath Venedigs, Heil und Segen Euch!
Der Sarazenen krieg'riſche Trophäen
Vom Sieg bei Candia leg' ich Euch zu Füßen.
Die See iſt offen und Morea frei,
Die Inſeln wieder unterthan dem Löwen,
Deß Flügelſchlag das Mittelmeer beherrſcht.
Was wir an Schätzen ſonſt erbeuteten,
An Waffen und Gefangnen, liegt an Bord.
Nur zwei Gefangne liefern wir gleich jetzt;
Es ſind Venedigs Söhne, Ausgeburten
Des trüben Sumpfs, den die Lagunenſtadt
Im trägen Schooß des Friedens um ſich häuft.

Neptun in ſeinem Zorne ſtößt ſie aus;
Wir liefern ſie gebunden, als Verbrecher.
Hier der Bericht, der den Verrath beweiſ't.
(Er überliefert Gradenigo eine Rolle.)

Filippo.

Kein Nobile darf Ketten tragen, eh'
Der Spruch der Signorie ſie ihm erkennt!

Tedesco.

Kein Nobile darf ſeinen Staat verrathen,
Sich mit dem Feind verſchwören, — dachten wir.
Wir ſind Soldaten, und entſchieden raſch,
Wie es im Drang des Kriegs die Noth erheiſcht.
Venedigs Handelsflotte war verloren,
Blieb dieſen Führern freie Hand gelaſſen.
Wir liefern ſie in Ketten ihren Richtern,
Und hier *die* Ketten, welche Sklaven trugen,
Die Euch den Sieg von Candia erſtritten!
(Er hebt eine Kette auf und wirft ſie klirrend wieder nieder. Bewegung im Volk.)

Doge (nach einer Pauſe).

Des heiligen Marcus Senatoren, ſprecht!
Wollt Ihr beſtät'gen, was an Bord beſchloſſen?

Gradenigo (nach einer Pauſe).

Der Schreck hält ihren Widerſpruch gefeſſelt.

Doge.

Ich frage nochmals: wollt Ihr Einſpruch thun?

Ein Senator.

Dem Heere iſt die Republik verpflichtet,

Es hat auf ihre Dankbarkeit zu zählen;
Ueber die Angeklagten ſpricht der Richter.

Doge (auf Filippo und Janetti deutend).

Führt ſie hinweg! Ihr Anblick ſtört das Feſt:
San Marco's Kammern und San Marco's Brunnen
Sind hoch und tief genug, die Schmach zu bergen,
Iſt ſie erwieſen für den Spruch der Richter.

(Filippo und Janetti werden abgeführt. Gradenigo tritt zu Tedesco.)

Gradenigo (zu Tedesco).

Ihr ſeid's, Tedesco, dem die That gelang!

Tedesco (zu Gradenigo).

Nicht mir, Herr, einem Sohn der Republik
Gebührt der Ruhm, ihm danken wir's, ich bin
Sein Abgeſandter, biet' Euch Gruß von ihm,
Den ſich das Heer zum Feldherrn auserwählte.
Die Flotte fordert, daß man ihn beſtätigt;
Bernardo iſt's, der Euern Plan vollführte.
Dem Brief von Eurer Handſchrift ward mißtraut;
Man nahm in Dienſt mich, doch man hielt mich fern.
Bernardo ſann den neuen Kriegsplan aus.
Er übernahm die Rolle eines Stummen,
Der ſcheinbar blöde ihr Vertrau'n gewann.
Nicht ahnend, daß er ſtill mit mir im Bunde,
Gab man ihm freien Zutritt zur Kajüte.
Er war's, der Nachts, noch eh' der Türk' erſchien,
Die drei Verräther einzeln niederwarf,
Und auf ſein Zeichen ſtürzten wir herbei,
Sobald der Paſcha unſer Schiff beſtieg.

Doge.

Weshalb erſcheint nicht in Perſon der Held?
Des Vaterlandes Dank iſt ihm gewiß,
Weß Landes und weß Volkes er ſich nennt.
Wie Rom den Triumphator einſt empfing,
So ſei'n ihm Ehrenpforten auferbaut,
Und wenn kein Hinderniß die Abſicht kreuzt,
Werde ſein Nam' in's gold'ne Buch geſchrieben!

(Bewegung unter den Senatoren.)

Tedesco.

Er iſt kein Fremdling, iſt Venedigs Sohn.
Das gold'ne Buch, es zählte ſeine Ahnen
In langer Reihe bis zu ſeinem Vater,
Der treu der Republik gedient, bis ihn
Das heimliche Gericht in Anklag' ſtellte,
Ihn ehrlos machte, ihn, der Hab' und Gut
Den Armen und dem Vaterland geopfert.
Der Sohn nennt's eine unverdiente Schmach,
Er fordert eine off'ne Unterſuchung,
Einblick in den geheimen Gang des Rechts.
Klar wie die Sonne ſei Geſetzes Spruch,
Klar wie die Sonne ſeien Schuld und Strafe!

Gradenigo (zu dem Dogen).

Es iſt Bernardo's Sohn!

(Gemurmel unter den Senatoren, welche Gradenigo beſchwichtigt: Bernardo's Sohn?)

Giulia (zu Iſabella). Mein Bruder iſt der Held von Candia?

Papagallonetto (der aus dem Volkshaufen wieder herausgetreten iſt). Und der Sprecher, ſein Abgeſandter, iſt ein College von mir, der fahrende deutſche Schüler. Was es doch gut iſt, wenn Einer mit dem Meſſer umzugehen weiß! Er wollte bei mir keine Dienſte nehmen, aber er hat nun Türkenköpfe raſirt.

Tedesco (von neuem vor den Dogen tretend).

Ihr wollt mit hohen Gnaden ihn bedenken,
Den Ihr als Retter Eures Staats begrüßt;
Er aber fordert nur das Recht des Bürgers.
Legt ihm die Acten vor, ſprecht offen Recht!
Ich bitt' um Euern baldigen Beſcheid;
Sonſt bleibt an Bord der General der Flotte.

Ein Senator.

Er bleibt an Bord und geht vielleicht in See?
Hört! hört! Verhüten wir ein größ'res Unglück!

(Die Senatoren verhandeln mit einander, während Lärm und Getümmel im Volke ſteigt, und Kanonenſchläge vom Hafen aus erſchallen. Der Doge erhebt ſich und ſtreckt beide Arme beſchwichtigend aus.)

Doge.

Venedigs Bürger, höret Euern Fürſten!
Einſtimmig wird die Signorie beſchließen,
Falls dieſem Antrag nichts im Wege ſteht,
Den General der Flotte zu beſtät'gen,
Den ſich das Heer nach eigner Wahl geſtellt.
Wir werden ihn im Amte anerkennen,
Eidlich beſiegeln und rechtskräftig machen.
Auch ſage Niemand, daß San Marco's Ohr
Sich hart verſchließe gegen Bitt' und Klage,

Sein Richterſpruch das Aug' der Sonne ſcheut.
Es ſei gewährt, was unſer Held verlangt.
Das Buch der Acten werd' ihm aufgeſchlagen,
Einſicht gewährt in des Proceſſes Gang,
Und findet man den Spruch der Richter falſch, —
Will ſagen ohne Billigkeit und Milde, —
So ſei von neuem ein Termin beraumt,
Von neuem der Gerichtshof einberufen,
In höherer Inſtanz den Fall zu ſchlichten.
Nicht ziemlich wär's, — ſo denkt die Signorie
Nach Stimmenmehrheit, wie ich hoffen darf, —
Nicht ziemlich wär's, die Acten zu verweigern,
Kann eines edlen Sohns gerechter Schmerz,
Der um den Vater weint, gemildert werden.
O hätte nur der Staat der Söhne mehr,
Die ſolcher Art die todten Väter ehrten,
Nicht ruhten, bis der alte Glanz des Namens
Neu hergeſtellt, vom alten Roſt gereinigt!
Recht ſoll ihm werden, ruft ihn zu uns her
Und kündet ſeinen Namen laut dem Volk!

Tedesco.

Der Feldherr ſtellt noch eine Forderung.

Doge (zu Gradenigo).

Noch eine Ford'rung, Procurator, wie?

Tedesco.

Er gab die Freiheit Allen, die ihm halfen,
Er gab die Knechte der Galeeren frei,
Erklärte ſie für Bürger von Venedig.

Doge.
Verbrecher aus dem Bagno — freie Menſchen?
Tedesco.
Sie haben ſich den Bürgerbrief erkämpft.
Doge.
Galeerenſklaven — Bürger unſres Staats?
Tedesco.
Aufs neu' ſind ſie getauft mit Türkenblut.
Doge (zu Gradenigo).
Wie, Procurator? Seneca ſchon ſagte:
Weh uns, beginnt der Sklave uns zu zählen!
Der deutſche Mann iſt ein Phantaſt, ein Schwärmer.
Gradenigo (zu Tedesco).
Ihr ſpieltet ein gewagtes Spiel, Tedesco.
Tedesco.
Wie ſeine Schiffe einſt Cortez verbrannte,
Damit ihm nur das eine Ziel vor Augen,
Kein Rückhalt blieb, ſo uns: Sieg oder Tod.
Va banque! Wir wagten es, und ſeht, es glückte,
Wie manchem Nobile am grünen Tiſch.
Entweder die Galeerenſklaven frei,
Oder wir ſelbſt zu der Galeere reif!
In dieſem Falle waren wir bereit
Uns mit dem Hauptſchiff in die Luft zu ſprengen.
Entweder Sklaven folgten unſerm Ruf,
Der in Verbrechern Ehrgefühl erweckte,
Oder wir gingen unter in dem Wahn,
In den Verlor'nen Brüder aufzurufen.

Sie jubelten bei dem Gedanken auf,
Das ſchon verbüßte Leben einzulöſen,
Sich durch die That der Freiheit werth zu zeigen.
Der Glaube an das Edl' im Menſchen ſiegte.

Roſadora (in den Vordergrund tretend, für ſich, mit jubelndem Ausbruch).

Das iſt die That, die ich von Männern fordre!

Tedesco.

Der Admiral tritt eher nicht an's Land,
Bis Ihr gewillfahrt dieſer ſeiner Bitte.
Sonſt leiſtet er freiwilligen Verzicht,
Was Ihr an Ehren ihm erſtatten wollt.

Doge (zu Gradenigo).

Das iſt Empörung!

Tedesco.

Hoheit, nehmt's nicht ſo!
Wir haben unſer Ehrenwort verpfändet
Und gaben frei, die uns zum Siege halfen.
Die Freiheit war der Sporn zur kühnen That;
Wer will ſie jetzt um Ziel und Lohn betrügen?

Roſadora (wie eben).

O eine That, des größten Mannes werth!

Tedesco.

Wenn Nobili nicht mehr den Staat erretten,
Dann ruft zum Volk! Aus ſeinem Schooß erwächſt
Euch neu und ungeahnet Kraft und Heil!
Als Ihr die Gondoliere uns nicht ſtelltet,
Kein freier Mann mehr auf der ganzen Flotte,
Der nicht ſchon lüſtern nach des Türken Sold,

Da ſagt ich: Retten Bürger nicht den Staat,
So muß der Sklav es thun, doch macht ihn ehrlich,
Gebt dem Verbrecher Möglichkeit zum Guten,
Die Luſt zum Leben und zum freien Selbſt!
Ruft in ihm auf verlor'ne Menſchenehre,
Und ſein verwirktes Daſein ſchafft ſich neu
Den Glauben an ſein Selbſt und ſeinen Werth!
Mit Vollmacht übernahmen wir das Werk;
Den Aufruf an das Volk habt Ihr verſchmäht:
So ſtiegen wir hinab in die Galeeren,
Wo an den Ruderbänken, angeſchmiedet,
Das bleiche Elend und die blaſſe Reue,
Der wilde Trotz und die Verzweiflung ſitzen,
Und lebenslang Verdammte an der Kette
Die Schuld verbüßen, tief zerknirſcht in Scham,
Daß keine Möglichkeit zur Beſſerung,
Kein Morgenlicht die ewige Nacht verſcheucht.
Frei ſei, wer ſich der Freiheit würdig macht
Und ſich das Recht zum Leben neu erwirbt!
So ſprachen wir zu den Galeerenſklaven.
Da jubelten zum erſten Mal Verdammte,
Und ihre Ketten fielen klirrend ab,
Die bleiche Wange färbte ſich hochroth,
Die finſtre Braue des Verbrecherauges,
Sie wölbte ſich zum freudigen Gebet,
Und tauſend Arme halfen uns zum Siege.

(Zu Gradenigo.)

Ihr gabt die Vollmacht, Herr; entſcheidet ſelbſt!

Wer Feldherr iſt, muß ſeine Mittel kennen;
Drum bitten wir: beſtätigt den Beſchluß.

Gradenigo (vortretend).

Ich gab die Vollmacht, ja, in höchſter Noth,
Ich bin der Schuldige, laßt mich es büßen,
Nennt Ihr Verbrechen, unſ'rem Staat zu dienen
Um jeden Preis, der edel iſt und gut.
Die Freiheit adelt ſelbſt gemeine Seelen,
Und wer den Menſchenwerth ſich neu erkämpft,
Hat ſich den Bürgerbrief mit Recht erworben.
Die Ketten hängt zum ewigen Gedächtniß,
Wem wir die Rettung danken, feierlich
Noch heut' im Dom des heiligen Marcus auf!

Volk (in ſtürmiſcher Bewegung herandrängend und die Mützen ſchwenkend. Ein Haufe:) Gradenigo hoch! Der edle Procurator hoch! (Ein anderer Haufe:) Die Studenten von Padua hoch!

Papagallonetto (im Vordergrund). Kinder, es iſt was faul in der Geſchichte. Hinten werden ſchon einige Stilette ſichtbar. Volk und Matroſen, Fiſcher und Schiffer, Alles was rothe Mützen und nackte Beine hat, ſteht auf Seiten des neuen Admirals. Mein Meſſer iſt nur für den Civildienſt gemacht, nicht für Staatsſtreiche; ich für meine Perſon raſire Hoch und Niedrig, bediene Jedermann gleich gut, ich bin unparteiiſch, ich ſuche die rechte Mitte und drücke mich.

(Er drängt ſich durch die Menge und verſchwindet. Einige Kanonenſchläge vom Hafen und Rufe aus der Ferne. Das Volk drängt nach dem Hintergrund.)

Doge (aufſtehend).

Volk von Venedig. Bürger, hört mich an!

Kraft meines Amtes, Gnade zu ertheilen,
Sei frei, wer Theil am Sieg von Candia!

Volk (wieder nach vorn drängend).

Der Doge hoch! San Marco hoch!

Tedesco (wieder vortretend zum Dogen. Pauſe).

Der Feldherr bittet noch um eine Gunſt,
Bevor er ſeinen Degen vor Euch ſenkt.
Bis ſeines Hauſes Ehre hergeſtellt,
Will er ein Namenloſer ſein und bleiben.
Er bittet um das alte Maskenrecht,
Wie's ihm als einem Nobile gebührt.
Er bittet ferner, huldreich zu geſtatten,
Daß er — verzeiht! — daß er ſich ſtumm verhält;
Nur ſchriftlich kann er Red' und Antwort geben.

Ein Senator. Wie? Ein Stummer ſoll General der Flotte ſein? Unerhört!

(Gemurmel unter den Senatoren.)

Tedesco.

Ein blinder Held hat auch ſchon Sieg' erfochten;
Denkt nur an Dandolo, der halb erblindet
Siegreich die Mauern von Byzanz erſtieg.

Der Senator. Zur Abwechſelung hätten wir dann einmal einen Stummen zum Feldherrn! Iſt der neue Admiral vielleicht auch taub?

Tedesco.

Den Donner der Kanonen hört er gut,
Sieht ihre Blitze, weiß ihr Feu'r zu lenken,
Und in der Seeſchlacht funkelte ſein Auge,

Sein Blick, ſein Wink war uns Commandowort.
Stumm iſt er nur, — weil ein Gelübd' ihn bindet.
Nehmt ihn für einen jener Tempelritter,
Die, ob ſie ſchon auf Frauengunſt verzichtet,
Doch einer Dame Wunſch getreu erfüllten.
Laßt ſein Geheimniß ihm! Sein Sinn iſt gut,
Sein Herz iſt offen, nur ſein Mund verſchloſſen.

Roſadora (vortretend, für ſich).
Mein Ritter iſt's, mein Sänger und mein Held.
Auch über mich hat er geſiegt, ich fühl's.
Er ſchlägt nicht blos die Leier, ſchlägt auch Schlachten,
Und was die Mährchen alter Zeit gemeldet
Von edlen Rittern, die im heißen Kampf
Der Farbe ihrer Dame treu geblieben:
Es wird mir wahr, wird mir zur Wirklichkeit.
Frohlocke, Herz, dein Held, dein Sieger naht!
(Sie tritt zu Tedesco.)
Signor, ich bitt', ein Wort geheim mit Euch.
Ihr wißt um das Gelübde, um den Schwur,
Den Euer Feldherr einer Dame that?

Tedesco.
Was einer Dame übermüth'ge Laune
Als Zwang ihm auferlegte, war ein Scherz.
Frei ſprachen vom Gelübd' ihn die Genoſſen;
Er aber hielt den Schwur, damit kein Weib,
Und wär's auch nur im Spiel der Eitelkeit,
Eidbrüchig nenne das Geſchlecht der Männer.
Die ſtumme Rolle, die Bernardo ſpielte,

Dem Staat hat ſie zum Heil gereicht, doch, hoff' ich,
Der Dame nicht, die ihn dazu gezwungen.
(Er wendet ſich von ihr ab.)

Roſadora (für ſich).
Mir nicht zum Heil? Wer wagt mir das zu bieten?

Doge.
Venedigs Volk erwartet ſeinen Helden.
Er komme! Er erſcheine im Triumph,
Den Dank des Vaterlandes zu empfangen.
Geht, feierlich ihn einzuholen, eilt!
(Tedesco mit ſeinen Gefährten ab, ein Haufe Volk ihm nach.)
Was unſer Staat an Ehren je erſann
Für einen ſieggekrönten Sohn des Landes,
Es werde ihm zu Theil: Triumph, Regatta,
Ein Fiſcherſtechen, eine Gondelwettfahrt.
San Marco ſtrahle Nachts mit tauſend Fackeln,
Und wenn der Feldherr naht, laßt Glocken läuten,
Den Donner des Geſchützes es verkünden.
Venedigs Jungfraun ſollen ihn begrüßen
In weißen Feierkleidern, reich mit Blumen
Den Weg ihm ſtreun, dem Helden Candia's!
Und von den Jungfraun allen ſoll die Perle —
(Roſadora an der Hand ergreifend und vorführend.)
Hier ſteht die Perle von Venedigs Töchtern —
Den Lorbeerkranz und auch den Kuß des Willkomms
Dem Türkenſieger auf die Stirne drücken.
San Marco will's, ſo iſt es alter Brauch.
(Die Schaar der Jungfrauen ordnet ſich hinter Roſadora. Sie ſelbſt tritt in den Vordergrund zu Giulia und Iſabetta.)

Roſadora.

Ich bin betäubt. Ach, Schweſter Giulia,
Hilf mir es tragen, ſag', wie ſoll das enden?

Iſabetta. Ach, ſeid doch gutes Muths, Signora! Jetzt habt Ihr's ja in der Hand, ihm das Gelübde wieder abzunehmen.

Roſadora (zu Giulia).

Ich hab' geſpielt mit ſeinem edlen Herzen;
Ich fürchte jetzt ihm wieder zu begegnen.

Iſabetta. Nehmt nur erſt das Siegel von ſeinen Lippen, damit der arme Menſch wieder reden kann!

(Kanonenſchläge und eine Gewehrſalve vom Hafen, dann Fanfaren.)

Vierte Scene.

Ein kurzer Zug Bewaffneter tritt von hinten bis in den Mittelgrund. Ritter führen gefangne Türken, Knappen legen Roßſchweife und Trophäen zu Boden. Dann **Bernardo** in voller Rüſtung und geſchloſſenem Viſir mit **Tedesco** und bewaffneten Studenten und Rittern. **Die Vorigen.** Bernardo ſenkt vor dem Dogen den Degen und beugt das Knie.

Tedesco (hinter Bernardo ſtehend).

Der Sieger Candia's beugt ſein Knie vor Euch
Und legt zu Füßen Euch des Sieges Beute.

Doge.

Willkommen, Feldherr, General der Flotte!
Heil unſerm Staat! Venedig hat noch Söhne,
Auf die es ſtolz ſein kann. Steh' auf, mein Held,
Und was die Stadt an Schönheit und an Glanz

Nur anzubieten weiß, ſoll Dich begrüßen,
Bekränzen mit dem Lorbeer, der Dir ziemt!

Papagallonetto (der ſich wieder zu Giulia und Iſabetta in den Vorgrund eingefunden hat). Er hat ſich das Maskenrecht ausbedungen, aber er trägt ja eine eiſerne Maske.

Giulia.

Es iſt die Maske, die dem Krieger ziemt,
Harniſch und Helm, geſchloſſenes Viſir.

(Roſadora empfängt aus des Dogen Hand den Lorbeerkranz und tritt zu Bernardo, der wieder aufgeſtanden iſt.)

Roſadora (für ſich).

Er iſt's! Er iſt's! Mir zittert Hand und Fuß.

Doge.

Schlag' das Viſir zurück und laß Dir huld'gen!
Von allen Töchtern unſ'rer Republik
Iſt keine würdiger, Dich zu begrüßen,
Und mit dem Kuß des Willkomms auf die Stirn
Dir Dank zu ſagen für Venedigs Sieg.

Iſabetta. Ach was auf die Stirn, auf den Mund muß ſie ihn küſſen!

Papagallonetto. Ja wohl, es ſchmeckt da beſſer.

Iſabetta. Was wißt denn Ihr davon?

Papagallonetto. Nun, nun, es käme darauf an.

Roſadora (für ſich, während Bernardo das Viſir zurückſchlägt und das Haupt vor ihr beugt)

Sühn' ich mit einem Lippendruck die Schuld,
Die ich an ihm beging? — Er hat's verdient.

(Laut, doch mit zitternder Stimme.)

Im Namen des Senats der Republik —

(Sie ſetzt ihm den Kranz auf und beugt ſich zu ihm hinab, während er auf einem hohen Kiſſen vor ihr das Knie ſenkt. Leiſe zu Bernardo.)

Mein edler Ritter, Ihr habt treu gehalten
Den Schwur, den jüngſt Ihr einer Dame gabt,
Und ſie erkennt in Euch den Mann von Ehre.

Bernardo (für ſich).

O halte feſt, mein Herz, ſei kalt und ſtolz!

Roſadora (wie oben).

Ich glaubte nicht, daß es noch Männer giebt,
Die ein Gelübde treu und heilig halten.

Bernardo (für ſich).

Und Frauen, die mit Männerherzen ſpielen?

Roſadora.

So kommt und haltet ſtill, wie ehedem,
Als Ihr mein Ritter war't in Padua!

(Sie legt die Hand auf ſeine Schulter und blickt ihn an; er ſenkt die Augen.)

Iſabetta (flüſternd). Wenn ſie ihn auf den Mund küßt, dann wird noch Alles gut.

Papagallonetto. Die Männer beim Kopf zu kriegen, ſcheint Euch wohl immer die Hauptſache?

(Roſadora bückt ſich zu Bernardo nieder und hält inne; wie er mit geſchloſſenen Augen ſein Haupt zu ihr erhebt, drückt ſie ihm den Kuß auf den Mund.)

Roſadora.

So ſühn' ich, was ich an Euch frevelte,
Entbind' Euch vom Gelübde Eures Schweigens
Und löſe wieder Eurer Zunge Band!

Bernardo (aufſtehend, bewegt, aber ſtreng und gefaßt).
Im Namen des Senats der Republik —
Ich dank' Euch, Donna. Iſt der Form genügt?

Roſadora.
Der Form nur, Signor?

Bernardo.
Nur der Form zur Gnüge
Gabt Ihr in Padua den Lippendruck.
Es galt Euch gleich, was Ihr damit entzündet
Und ob ein Herz daran zu Aſche brannte.
Ich hielt den Schwur, den Ihr mir auferlegt.
Jetzt habt Ihr des Gelübdes mich entbunden
Im Namen des Senats; was mehr noch, Donna?

Roſadora.
Wie? Habt Ihr keinen Vorwurf, keine Klage,
Daß ich Euch Schmerzen ſchuf? Ihr hättet mir
Nichts mehr zu ſagen? Seid Ihr nicht Derſelbe,
Der mich beſang in glühend heißen Verſen?

Bernardo.
Des Lebens Ernſt beſeitigt manche Thorheit;
So nanntet Ihr die Spielerei der Reime.
Was mir die Seele damals tief durchzuckte,
Nahmſt Ihr für den Tribut der Schmeichelei.
Der Form zu Liebe hab' ich Euch gehuldigt,
Der Form zu Lieb' Ihr mich des Schwurs entbunden.
Ich danke Euch. Dem Staat gehört mein Dienſt.
Gehabt Euch wohl, mich ruft die höhere Pflicht.

(Er tritt von ihr zurück).

Roſadora (für ſich, indem ſie in den Vorgrund tritt).

O unerhört! Mein Stolz liegt ihm zu Füßen,
Und er verſchmäht, verachtet mich! Iſt's möglich?

Doge (der mit Gradenigo zu Bernardo vorgetreten iſt).

Ihr ſeid nicht ſtumm mehr, habt die Sprache wieder!

Bernardo.

Man hat mich des Gelübdes ſchnell entbunden.

Doge.

O edler Held! o guter Sohn des Hauſes,
In meine Arme, edler Sproß Venedigs!

(Umarmung.)

Roſadora (für ſich).

O Schmach! Ich muß die Frauenehre rächen!

(Wie ſich der Zug, ohne Roſadora, die allein im Vorgrunde ſtehen bleibt, zum Abmarſch ordnet, fällt der Vorhang.)

Vierter Act.

Zimmer in einem Palaſt.

Erſte Scene.

Iſabetta tritt ein, ſpäter von der andern Seite **Roſadora**.

Iſabetta (allein). Wie traurig und öde ſieht es im Palaſt Loredano aus! Ganz Venedig jubelt; nur wir ſind einſam und verlaſſen wie betrübte Wittwen, zwei Mädchen, die Wittwen geworden ſind, ehe ſie Frauen wurden! Draußen iſt goldener Sonnenſchein, und hier drinnen regnet es Thränen der Verzweiflung und Reue. Die ganze Nacht hat meine arme Herrin kein Auge geſchloſſen, und den Tag über die Hände gerungen und doch nichts erfaſſen können, was uns im Schiffbruch retten könnte. Ich bin zu Signor Gradenigo gelaufen, aber er iſt mit dem heutigen Feſte beſchäftigt; ein Staatsprocurator hat jetzt keine Zeit für die Herzens-Procura ſeiner Mündel. Ich bin zu Papagallonetto gelaufen, der immer für Alles Rath weiß; aber Der hat auch nur Staatsſachen im Kopfe. (Roſadora tritt ein.) Da iſt ſie! Mein

Gott, wie blaß! Ganz in Gedanken, ganz von ihrer ſtolzen Höhe heruntergedrückt.

(Roſadora iſt in den Vorgrund getreten.)

Roſadora (für ſich).

O Amor's Pfeil, kannſt Du denn rückwärts treffen
Und da verwunden, wo Du abgeſendet?
O Scham, o Gram! Ein Mann verachtet mich.
Und iſt denn jeder Pfeil aus Amor's Köcher
Verbraucht, verſchoſſen, keiner mehr zurück?
Muß er verachten jetzt, wo er geliebt,
Und wo ihm Liebe blüht, das Auge ſchließen,
Als wär', wie einſt ich ſeine Lippe ſchloß,
Stumm nun ſein Blick, ſein Auge todt für mich?
Acht' ich die Röthe meiner Scham für nichts,
Daß ich, ein Weib, ihm Liebe muß bekennen,
Ich, eine Bettlerin, die einſt mit Schätzen,
Mit ſeinem Herzen loſes Spiel getrieben,
Den edlen Reichthum ſpieleriſch vergeudend?
Könnt' er mich haſſen, wollt' ich mich bezwingen,
Wüßt' ich dann doch in Flammen noch ſein Herz.
Verachtung aber, kalte, mitleidsloſe,
Ich trag' ſie nicht. Soll ich um Liebe betteln?
Gebt mir den Tod, doch nicht mit kalter Hand!
Sagt, daß ich um den Himmel mich betrog:
Und ich will gehn, im Kloſter es zu büßen.

(Sie verhüllt ihr Geſicht.)

Iſabetta (für ſich). In's Kloſter? Ei, das leidet die Signorie nicht, ſteht auch nicht im Teſtament des letzten

Loredano. Wir müſſen Männer bekommen, es mag biegen oder brechen; wir ſind von Staatswegen dazu verpflichtet. (Laut.) Signora! Liebe Donna! — Hört mich an!

Roſadora.

Ach, Iſabetta, biſt Du da? Komm her
Und ſteh' mir bei, hilf mir, nach Rache dürſt' ich.

Iſabetta (für ſich). Ach wenn ſie doch lieber nach einem Manne dürſtete!

Roſadora.

Ich muß mich rächen! Bin gekränkt, verhöhnt,
Verſchmäht auf offnem Markt, vor Aller Augen!

Iſabetta. Ach, Signora, das klingt ja, als liebtet Ihr Signor Bernardo?

Roſadora. Ich haſſe ihn!

Iſabetta. Haß ſteht der Liebe ſchon weit näher als die kühle Verächtlichkeit, mit welcher Ihr ihn früher behandeltet.

Roſadora.

Schlagt mir die Bücher der Geſchichte auf:
Iſt je ein Weib, das einen Mann geküßt,
Zweimal geküßt, wie ich gekränkt, verſchmäht?

Iſabetta. Zweimal, Signora? Aber es war ja beide Male nur Ceremoniell. Einmal, weil die Facultäten von Padua es verlangten, und das zweite Mal von Staatswegen. Ihr habt Signor Bernardo nur formell geküßt; ein formeller Kuß, Signora, iſt nur ein halber Kuß. Erſt ein Kuß aus eignem Antriebe, ſo was man ſagt, ein ächter, rechtſchaffener Kuß —

Roſadora.

Geh', Schwätzerin, mir aus den Augen! — Herz,
Wie willſt Du's tragen? Giebt es Niemand mehr,
Niemand, um ein beleidigt Weib zu rächen?

(Sie bedeckt beide Hände vor ihr Geſicht; dann, ſich die Augen trocknend, zu Iſabetta, die ſchon bis zur Thür zurückwich.)

Hör', Iſabetta, hör' mich an! Er darf
Nicht fort von hier. Er will in See, ſchon morgen.
Ich trag' Dir auf, die Liſt mir auszuſinnen,
Die ihn zurückhält. Wenn es Dir gelingt, —
Du, Glückliche, darfſt Dir den Gatten wählen,
Du haſt das Vorrecht, ich bin eine Sklavin;
Doch will ich Dich mit Schätzen überhäufen,
Dein Hochzeitbett mit Gold und Silber ſchmücken,
Gelingt es Dir, Bernardo feſtzuhalten.
Du ſcheuſt kein Mittel. Rede muß er ſtehen,
Noch einmal ſich rechtfertigen vor mir
Für dieſe Schmach, die er mir angethan!

Iſabetta. Signora, er hat den Schwur, den Ihr ihm auferlegtet, als Ritter höchſt ehrenhaft und treu gehalten, er hat Alles gethan, —

Roſadora.

Aus kaltem Stolz vielleicht, aus Liebe nicht,
Nur weil die Ehre, trockne Männerehre,
Es forderte, gegebnes Wort zu halten.
Muß ich's noch einmal offen ihm geſtehen,
Was nie ein Mädchenherz bekennen ſollte,
Nicht ſich, und nicht dem keuſchen Mond bei Nacht?

Wie, oder lebt ein anderes Gefühl
In ihm jetzt? Was er glühend heiß mir ſang,
Hat es ein andres Ziel? Ich muß das wiſſen.
Eil' hin zu Giulia, geh' zu ſeinen Dienern,
Forſche ſie aus, heimlich und ſtill, hör' hin,
Was ſie von ihm erzählen, ob in Candia
Ein andres Weib ihn feſſelt, ob ſein Herz
Sich von mir wandte. Wankelmuth der Männer!
Um jeden Preis muß er mir Rede ſtehn!
Und wenn es Noth thut, ruf' ich laut um Hülfe
Den Staat, die Signorie! Er darf nicht fort!

(Heftig ab.)

Zweite Scene.

Iſabetta allein, dann Papagallonetto.

Iſabetta. Mit Gewalt ihn feſthalten? Nachdem ſie ihn mit Gewalt von ſich geſtoßen hat? Da müßte ſchon die hohe Signorie ein Einſehen haben und ihn auf Befehl mit ihr copuliren, was doch juſt meine Donna ſo ſehr verabſcheut! Aber er muß um jeden Preis in Venedig zurückgehalten werden, es koſte, was es wolle. Sie müſſen ſich noch einmal ſehen, und er muß ihr Auge in Auge noch einmal ſagen: Gute Donna, ich hatte eine Schwärmerei für Euch, aber es iſt vorüber damit, leben Sie wohl! Es wäre eine Schuſterei von ihm ſonder gleichen! Und das geheime Tribunal der Inquiſition müßte ſich drein legen, um an einem Manne ſolche Felonie zu ſtrafen. Wenn ihm ein anderes Frauenbild vor Augen ſchwebte: es wäre gottlos!

(Papagallonetto iſt leiſe eingetreten.)

Papagallonetto. So nachdenklich, liebe Schöne?

Iſabetta (für ſich). Ach da iſt er ja! Er weiß um alle Schliche. Wenn ich nur wüßte, ob er es ehrlich meint und ein guter Menſch iſt.

Papagallonetto. So betrübt, liebe Betta? Ich bin immer noch für Euch Netto.

Iſabetta. Ach, wir ſind ſehr unglücklich! Und wenn eine gewiſſe Signora in's Kloſter geht, dann gehe ich mit.

Papagallonetto. Donna Roſadora?

Iſabetta. Das ſage ich nicht, denn ich weiß ja nicht, ob ich Euch trauen darf. Ich ſage blos: Eine gewiſſe Dame hat mit dem neuen Admiral einen gewiſſen Ehrenhandel, und es muß um jeden Preis herausgebracht werden, ob es ihm Ernſt iſt, ſie zu verſchmähen, und ob er ſchlecht genug iſt, ſie ſitzen zu laſſen. Er darf nicht eher von Venedig fort, bis der Ehrenhandel geſchlichtet iſt. — Sagt mir einmal offen und ehrlich: Gehört Ihr zu den guten oder zu den ſchlechten Menſchen in Venedig?

Papagallonetto. Lieber Himmel, Ihr erſchreckt mich! Was iſt gut, was iſt ſchlecht unter'm Monde? Zumal in der Erlauchten Republik! Wir leben hier wie die unſchuldigen Kinder im Paradieſe, wo kein Menſch weiß, was abſolut gut oder ſchlecht iſt. Und eigentlich hat darüber auch nur die hohe Signorie zu entſcheiden. Wir Dummköpfe, Volk genannt, machen nur ſo mit; der Staat prägt die

Münze und wir vertreiben ſie. Gut und Böſe, als getrennte Parteien, giebt es hier nicht in Venedig, es giebt hier nur zwei Menſchenclaſſen, Solche die intriguiren, und Solche die mit ſich intriguiren laſſen.

Iſabetta. Zu welcher Claſſe gehört Ihr?

Papagallonetto. Liebes Kind, es gehört zu meiner Intrigue, dies niemals einzugeſtehen.

Iſabetta. Ihr bekommt aber jedenfalls Geld dafür!

Papagallonetto. Lieber Himmel, wer bekommt nicht Geld in dieſer Welt! Ich theile die Menſchen wiederum in ſolche die Geld geben, und in ſolche, die Geld nehmen. Geben und nehmen iſt der Tauſchhandel des Lebens, und Gott Mercur der Schutzheilige von Venedig.

Iſabetta. Ihr verſündigt Euch! Sanct Marcus iſt unſer Schutzheiliger.

Papagallonetto. Mercur, der Schutzheilige der Kaufleute, iſt älter als Sanct Marcus, und die Republik war von Anfang an ein Handelsſtaat. Hier, wenn irgend wo, iſt Geld der nervus rerum, und ich — (mit den Fingerſpitzen wirbelnd) ich bin auch ſehr nervös. Bei uns wird der dritte Menſch bezahlt für das, was er über die beiden andern herausbringt. In Venedig haben die Wände Ohren, um herauszukriegen, nicht blos was einer thut und ſagt, ſondern auch was er unterläßt und verſchweigt.

Iſabetta. Auch was er verſchweigt? Wie läßt ſich das erlauſchen?

Papagallonetto. Hm! Seufzer ſind auch Reden. Da müßt' es ja keine Seufzerbrücke in Venedig geben! Und was eine arme Seele Nachts im Schlafe vonſichſtößt, das verräth was er am Tage verheimlichte. Mit dem neuen Admiral z. B. iſt es auch ſo 'n eigen Ding. Anfangs hieß es, er ſei ſtumm, aber mein guter Freund, der Meſſer grande, hatte ſchon herausbekommen, daß er Nachts ſeufzt, im Schlafe ſtöhnt und im Traume einen Namen ausruft.

Iſabetta. Einen Namen? Den Namen einer Frau?

Papagallonetto. Möglich und wahrſcheinlich. Vielleicht aber auch einen Namen generis communis, ſächlichen Geſchlechts. Auf geſchlechtliche Verhältniſſe kommt es dem Meſſer grande nicht an; aber genug, der glorreiche Held hat nicht immer geſchwiegen. Man ſagt, eine gewiſſe Dame hätte ihm ſymboliſch ein Schloß vor den Mund gelegt, dergeſtalt, daß er zu Allem, was man ihm ſagte, nur mit dem Kopfe nicken durfte. Liebe Schöne, es giebt Ehemänner, die an ſolchem Gelübde Zeitlebens Karre ſchieben. Die Zunge iſt dem neuen Admiral nun wieder gelöſt; doch was hilft's! Heute ſteht ſeine Sonne hoch, morgen iſt ſein Schatten um vieles ſchon länger; es iſt für ihn noch nicht aller Tage Abend.

Iſabetta. Wer könnte ihm etwas anhaben, dem ſiegreichen Helden, den die Begeiſterung des Volkes trägt!

Papagallonetto. Des Volkes Gunſt iſt flüchtiger Dunſt! Er hat den Galeerenſklaven die Ketten abgenommen; das verzeihen ihm die hohen Herren nicht, auch wenn ſie es für den Augenblick gutheißen. Er hat den geheimen Gang der Staatsinquiſition angetaſtet. Heute iſt ihm Alles bewilligt, aber heute roth, morgen todt, und dann kommen die Krebſe, die rückwärts kriechen; die kneifen ihn. An's

Zeug flicken kann man Jedem was! Er ſoll auch eigentlich ein entlaufener Theologe ſein, ein Licentiat, der gar kein Schwert tragen darf, und wenn die Kirche ihr Eigenthum zurückfordert, dann iſt's mit ſeiner Herrlichkeit aus, und er kann bei der Flotte höchſtens Feldkaplan werden. Und die Inquiſition braucht nicht darauf zu warten, kann ſich über ihn hermachen, ſchon weil es heißt, er ſei ein Ketzer, ein Tempelritter.

Iſabetta. Wie das?

Papagallonetto. Der Orden der ehedem verbrannten Templer iſt längſt aufgehoben, aber im Stillen freimauern ſie noch immer am Tempel Salomonis. Dieſe Templer haben heidniſche Gebräuche aus dem Orient, beten die Sonne der Wahrheit an, und ſind der Meinung, dieſe Sonne müſſe Jedermann leuchten. Auch beten ſie Nachts zu einem Bilde, das ſie am Tage ſorgfältig verſchleiern, und der junge Admiral hat in ſeiner Kajüte ein ſolches Bild, zu dem er heimlich betet, mit dem er alſo heimlich Götzendienerei treibt.

Iſabetta. Das wäre ja ſchrecklich!

Papagallonetto. Ja und darauf ſteht, wenn nicht der Tod, doch eine lebenslängliche Unterſuchung.

Iſabetta. Ach, Ihr gehört doch wohl zu den ſchlechten Menſchen in Venedig?

Papagallonetto. Schlechter Menſch: das muß ich mir verbitten, das ſteht in keinem Lexikon von Venedig, in keinem Buch der Republik, weder im goldnen noch im ſchwarzen. Und wenn Einer im ſchwarzen Buche ſteht: wer kann wiſſen, ob ſein Name nicht auch zugleich im goldnen ſteht!

Wozu hätten wir denn die italieniſche doppelte Buchhaltung? Jeder hat ſein doppeltes Conto, auch der junge Admiral, und wenn er als heimlicher Templer notirt iſt, und das Bild, das er Nachts anbetet und küßt —

Iſabetta. Er küßt es auch?

Papagallonetto. Die Templer hatten ein Bild, das ſie Baſſomet oder Mohamed nannten; es könnte aber auch eine Baſſometa ſein, die er ſich aus dem Orient mitgebracht hat.

Iſabetta. Darüber muß er ſich rechtfertigen und Rede ſtehen; er darf nicht fort von Venedig, wir müſſen das verhindern um jeden Preis, mit jedem Mittel!

Papagallonetto. Er hat im Senat eine ganze Partei gegen ſich. Man müßte ihn anſchwärzen, ihn gelinde verdächtigen, ihn wie von ferne der heimlichen Templerei anklagen; dann würde er hier bleiben, um Rede zu ſtehen.

Iſabetta. Wie wollt Ihr das möglich machen?

Papagallonetto. Anderwärts, mein Kind, bedient man ſich heimlicher Inſerate; man ſchickt ſie in ein Journal, und verſucht es mit dieſem ſchleichenden Gift in der Preſſe. Man macht indirecte Muthmaßungen, läßt von fern eine Anſpielung fallen, oder, wenn man Einen recht ſicher anſchwärzen will, ſo vertheidigt man ihn aus heiler Haut, als bedürfe er der Vertheidigung um Gottes willen; enfin, man verleumdet anonym, und etwas — der Lateiner ſagt: aliquid, bleibt doch immer hangen So weit ſind wir bis dato hier zu Lande noch nicht; aber wir haben dafür den Löwenrachen, den offenen großen Schlund zu geheimen Anklagen da hinten bei der Rieſentreppe. Da ſchmeißen wir unſere Inſerate hinein: anonyme Verdächtigungen, indirecte Beargwöhnungen, hochnothpeinliche Gerüchte, im vorliegenden Falle einen zweideutigen, wenn auch ganz gemüthlich und milde gegebenen Hinblick auf den heimlichen Götzendienſt des Admirals. Es wird ihm nicht den Hals koſten, auf eine Anklage im Löwenrachen hängen wir noch Keinen, aber er muß Rede ſtehen, ſich rechtfertigen, — und wenn es auch nur eine türkiſche Dame aus Candia iſt, die er im Bilde anbetet —

Iſabetta. Er darf nicht eher fort von Venedig, bis das klar iſt! Papagallonetto, es ſoll Euch gelohnt werden.

Papagallonetto. Mit Eurer Hand, liebe Schöne? Ja? (Sie ſieht ihn ſchelmiſch und bejahend an.) Bekomme ich nichts pränummerando? (Er will ſie umarmen; ſie wehrt ſich und treibt ihn fort.) Es bleibt ja doch Alles unter uns!

Iſabetta. Fort, fort!

(Papagallonetto ab. Roſadora tritt ein mit Mantel und Maske.)

Iſabetta. Signora, der Admiral geht nicht fort von Venedig, bis er ſich rechtfertigt und Rede ſteht.

Roſadora. Komm, Iſabetta! Ich will zum Procurator. Gradenigo muß mir Schutz, Rath und Hülfe leihen.

Iſabetta. Wenn er nur jetzt Zeit hat für Frauenzimmerangelegenheiten!

Roſadora. Der Staat will ja Alles ordnen und regieren, — und wo es ſich um ewiges Heil oder Verderben handelt? Komm, komm!

(Beide ab.)

Verwandlung.

Schmahles Zimmer in einem andern Palaſt mit Balcon zum Canal hinaus; zur Seite ein Ruhebett mit einer Ampel, welche zwei Diener anzünden, während es von draußen dunkel wird. In der Niſche über dem Bett ein verſchleiertes Bild.

Dritte Scene.

Giulia mit Dienern, welche ihr bei der Anordnung des Zimmers behülflich ſind; dann **Tedesco**.

Giulia (am Balcon).

Sie kommen, bringen im Triumph ihn her.
Glänzend und ſchön, wie nie, war die Regatta. —
Stellt hier den Seſſel hin, und dort den Tiſch!
So hat er es geliebt ſchon in der Kindheit,
So ſtand ſein Ruh'bett in der Schiffskajüte,
Das Bild zu Häupten ihm, die Ampel drüber.
Zündet ſie an! Es ſoll ihn überraſchen.

(Tedesco tritt ein, die Diener ab.)

Seid Ihr's, Tedesco? Edler Freund, ſeht her!
Ich hab' die Stätte heimlich ihm bereitet.

Tedesco.

Ihr macht's ihm heimiſch wieder in Venedig.

Giulia.

Und duldet es ihn in Venedig nicht,
Soll's doch im Haus der Väter wohnlich werden.

Tedesco.

Deshalb habt Ihr dem Feſte Euch entzogen?

Giulia, ich glaubte ſchon, Ihr wolltet fliehen —
Giulia.
Doch Euch nicht! War't Ihr nicht mein Retter ſchon,
Mein Freund, Bernardo's Waffenbruder! — Hört,
Sie kommen heim! Hier vom Altan könnt Ihr
Den Zug der Gondeln prächtig überſchauen.
Von Schiffen wimmelt weithin der Canal,
Die Nachen drängen ſich, dort hinten ſchwebt
Der Bucentoro mit den goldnen Rudern.
Seht wie die Fahnen wehn, die Wimpeln flattern! —
Er ſteigt an's Land, die Senatoren bücken
Sich tief vor ihm —
Tedesco.
Er hat den Staat gerettet.
Giulia.
Er wendet ſich zum Volk —
Tedesco.
Das Volk liebt ihn,
Derweil die hohen Herren ihn nur fürchten.
Giulia.
Die Sieger der Regatta bieten ihm
Die Preiſe an, die ſie im Kampf gewannen.
Tedesco.
Das Höchſte, was die Armuth ſpenden kann!
Giulia.
Er lehnt es ab, — ſie ſchütteln ihm die Hände.
Tedesco.
Er war der Held und Sieger in der Schlacht,

Und ſie die Sieger bei dem Gondelfeſt.

Giulia.
Er ſpricht zum Volk. — Sie lachen, weinen, jubeln,
Schwenken die Mützen, bringen ihm ein Hoch!

(Von außen: Hoch, Bernardo, der Admiral der Republik! — Giulia und Tedesco treten vom Balcon zurück.)

Giulia.
O ſchöner Tag, wie ſtürmiſch klopft mein Herz!

Tedesco.
Ihr ſeid nur Ein Gefühl für ihn, den Bruder.

Giulia.
Der beſte Theil von dieſes Tages Ruhme
Iſt doch für ihn des Hauſes Ehrenrettung;
Wir ſind nun wieder heimiſch in Venedig!

Tedesco.
Dürft' ich es mit Euch ſein, an Eurer Seite!
Der Rauſch des Feſtes wird vorüberziehn,
Dann aber fragt Euch, Giulia, ob Eu'r Herz
Noch Raum für mich hat neben Eurem Bruder?

Giulia.
Ihr ſeid ſein Freund, ein edler deutſcher Mann,
Ihr ſtandet ihm zur Seite in Gefahren.
Italien und Deutſchland ſind verbündet.

(Sie reicht ihm die Hand, er zieht ſie an ſich und umarmt ſie. Bernardo tritt ein.)

Vierte Scene.

Bernardo, die Vorigen.

Bernardo (für ſich).
Sieh da, der Waffenbruder fand ein Herz!
Freundſchaft kann ſich in Liebe leicht verwandeln.
Ich muß mein Herz in ſeiner Gruft behüten!
(laut) Heil Euch, Ihr Treuen! Habt Ihr Euch gefunden?
In Sturm und Sonnenſchein Ihr mir die Liebſten!
Kein Vater- und kein Mutterauge wacht!
Nehmt meinen Segen! (Er legt ihre Hände zuſammen.)

Tedesco.
Theurer Freund und Bruder!
(Bernardo entzieht ſich ihren Umarmungen und tritt bei Seite.)

Bernardo.
Der Tag des Feſtes neigt ſich ſeinem Ende.

Giulia.
Von neuem ſchmückt San Marco ſich zur Nacht
Im Licht der Girandolen und begrüßt
Des Tages Helden.

Bernardo.
Held von Einem Tage!
Morgen in See, falls nicht die Kirche mich
Zurückberuft in ihren ſtillen Dienſt,
Dem ich geweiht nach unſrer Mutter Wunſch.
Mich drückt die Schwühle dieſer dumpfen Stadt;
Wie athmet angſtbeklommen meine Bruſt!

Hinaus ins Element der wilden Stürme!
Laßt mich zur See mit Ungeheuern kämpfen,
Nicht mit dem Ränkeſpiel der liſtigen Schlangen,
Die hier im Innern ſchleichen! Holde Schweſter,
Des Vaters Nam' iſt wieder hergeſtellt
Und glänzt von neuem an Venedigs Himmel.
Sie mußten mir das ſchwarze Buch der Acten
Aufſchlagen, und da ſtand es klar geſchrieben:
Nur Neid und Scheelſucht gingen hier zu Werke,
Um Unglück als Verbrechen ihm zu ſtempeln.

Giulia.

Nun blicke froh auf das gelungne Werk,
Reich ſiehſt Du da an Ehren und an Ruhm!

Bernardo (vor dem Lager mit einem Blick auf das verſchleierte Bild. Für ſich).

Und arm an Liebe! Mein verſchleiert Bild,
Du bleibſt verhüllt, es ſchlägt in ihr kein Herz!

(zu Giulia.)

Du haſt die Stätte mir bereitet, Schweſter,
So wie ich's liebe; habe Dank dafür.

Giulia.

Es ſoll im Haus Bernardo wohnlich werden,
Es ſtand verwaiſt.

Bernardo.

Macht Ihr Euch heimiſch hier!
Mich duldet es nicht lange in Venedig. —
Ich will ausruhen von dem Glanz des Tages,
Bevor die Nacht mit ihrem Marcusfeſt

Mich neu verlangt. — O ſüßer Traum, kehr' wieder!

(Er hat ſich aufs Ruhebett gelehnt und ſchläft ein. Giulia und Tedesco winken einander zu und treten bei Seite in den Vordergrund.)

Giulia.

O holder Schlaf, auch ruhmgekrönten Stirnen
Biſt Du willkommen! Schütteſt Deinen Mohn
Auf Leid und Luſt der vielbedrängten Seele.
Vorbote Du des Todes, der wie Du
Auch Alles löſ't und ſühnt!

Tedesco.

So traurig? Wie?
Mitten im Glanz des hergeſtellten Glücks?

Giulia.

In Noth und Mühſal war ich guten Muths.
Ich wußte, daß ein heiliger Wille lebt,
Der nie die Guten ganz verläßt.

Tedesco.

Und nun?

Giulio.

Nun es gelungen, was wir heiß erſehnt,
Nun fürcht' ich mich vor all dem hellen Glanz,
Und ihm, ihm leuchtet nicht der Stern der Liebe!
Er liebt ſie nicht mehr!

Tedesco.

Er geſteht ſich's nicht,
Er will nie wieder ihren Namen hören,
Und doch, wenn ihm ein Strahl von ihrer Gunſt —

Giulia.

Er regt ſich. — Auf der Stirn ſo ſchwere Wolken! —
Sie ſcheuchen ihm ein ſüßes Traumbild fort,
Das ſanft und lind ſein Herz beſchleichen möchte.

Tedesco.

Still! Er bewegt die Lippen, ſpricht im Schlaf. — —

Bernardo (ſchlafend).

O Roſadora! Ach, wie ich Dich liebte!

Giulia.

Er liebt ſie noch! O all ihr guten Engel,
Ich muß ihr's künden, laßt mich fort zu ihr!

Bernardo (erwachend).

Wer da! Seid Ihr's, Ihr meine treuen Wächter?

Giulia.

Du ſchliefſt recht ſüß, Du ſprachſt im Traume, Bruder.

Bernardo (ſich vom Lager erhebend).

Nur eine ſchöngeſchminkte Lüge war's,
Was mir den Sinn berückte; fahre wohl! —
Es regt ſich im Canal. Kommt, macht Euch fertig!
Das Feſt beginnt. Die Stern' am hellen Himmel
Sind neidiſch auf San Marco's Girandolen.
Schaut dort die Gondel mit dem Fackelzug!
Man ruft uns, Schweſter; ſchmücke Dich zum Feſte.
Morgen in See! Ja, wär'ſt Du noch ein Mann,
Ein Page in des Kloſterbuben Tracht:
Ich nähm' Dich mit mir in den Tanz der Wellen!
Neptun erweitert uns die ſtarke Bruſt,
Derweil Mercur mit ſeinem Schlangenſtab

So heimlich ſchleicht und uns den Athem drückt.
Kommt, Schweſter, Waffenbruder! Eure Hand!
Mit Euch hab' ich genug an Glück und Segen.

(Alle ab.)

Verwandlung.

Der Marcusplatz bei Nacht mit Fackeln und bunten Lampen; Masken und Volk wogen hin und her.

Fünfte Scene.

Papagallonetto im Vordergrunde; dann **Iſabetta.**

Papagallonetto (allein, für ſich). Was eine gute, was eine wirkſame anonyme Inſertion ſein will, muß möglichſt anrührig und anrüchig ſein für den Betreffenden, aber nicht belangbar für den Einſender. Was ich ſchrieb und in den Löwenrachen ſteckte, war verdächtigend genug; ich ſchrieb von heimlicher Templerei, Abgötterei, verbotenem Götzen- und Bilderdienſt, nächtlichem heimlichem Cultus u. ſ. w. Ob er zu Mohamed oder zu Baffomet oder zu einer Baffometa betet, bleibt ſich gleich; er kann ſich ja leicht reinigen und das corpus delicti muß es ja ausweiſen. Auf dem Schiffe in der Kajüte war es verſchwunden; Beweis genug, daß ein Geheimniß dahinter ſteckt. Im Haus Bernardo wird es der Meſſer grande mit ſeinen Sbirren ſchon finden. — (Mit einem Blick auf die Volksmenge.) Was ſich das wieder drängt und ſtößt, kichert und lacht! Ja, ja, alle Nacht eine Luſtbarkeit, dann trägt das Volk gern die Hitze des ganzen Tages. Etwas Carneval mit Schwindel dazwiſchen, dann trägt es die Kette bis an ſein Lebensende. Die Römer weiland rieſen: Panem et circenses, Brot und Spiele! In Venedig heißt es immer nur: Circenses' denn die Spiele werfen was ab, auch Brot für die Taſchendiebe. Aber wartet nur, ich habe Euch einen Brocken in die Suppe geworfen, der Euch den Geſchmack daran verleiden ſoll. In den neugebacknen Admiral iſt das Volk wie vernarrt. Signor Filippo und Signor Zanetti ſitzen feſt, aber ihre Partei iſt nicht faul, und wird auftauchen, wenn die Volksmeinung nur erſt wieder Ebbe hat. Jetzt natürlich iſt hohe Fluth. Aber ich will Euch die bunten Lampen ausblaſen und Euch ein ganz andres Licht aufſtecken! An's Zeug flicken kann man Jedem etwas. Abſolut gut iſt Keiner, und ſoll Keiner ſein. Dem guten Admiral wollen wir wenigſtens bange machen, und wenn mein guter Freund, der Meſſer grande, die Löwenanklage ins Feſt hineinſchleudert, dann wird Alles wie Spreu vor dem Sturmwind auseinanderſtieben. Die Trompeten werden Rückzug blaſen, die Trommeln ihr dummes Kalbfell mit Flor ausfüttern, die Thürmer die Glockenſtränge wechſeln und die Sterbeglocke ziehen.

(Iſabetta tritt zu ihm.)

Iſabetta. Papagallonetto, um Gottes willen, Ihr ſeid doch nicht zu weit gegangen?

Papagallonetto. Zu weit? Wie weit? Wie ſo? Womit?

Iſabetta. Mit der geheimen Anklage im Löwenrachen.

Papagallonetto. Geheime Inſertion im Löwenrachen? Was wollt Ihr damit ſagen?

Iſabetta. Bei meiner Ungnade, wenn Ihr Unheil angerichtet habt, —

Papagallonetto. Gute Schöne, bei Eurer Ungnade habt Ihr mir geſagt: Um jeden Preis verleumdet ihn! Bei Eurer Ungnade wollt Ihr nun die geheime Inſertion zurücknehmen. Meine Beſte, der Löwenrachen giebt nichts wieder heraus: ich habe kein Vomitiv für ihn.

Iſabetta. Böſewicht! Meine Donna liebt ja den Signor Bernardo.

Papagallonetto. Nun eben, meine Gute, im Geſetzbuch der Liebe heißt es: Ihr ſollt keine andern Götter oder Göttinnen daneben haben, und wenn er nun Türke genug iſt —

Iſabetta. Wenn es ſchlecht abläuft, zeige ich Euch an!

Papagallonetto. O pfui! — Und Ihr habt ja nicht einmal Zeugen; ich leugne Alles, ich weiß von nichts, ich kenne Euch ja gar nicht.

Iſabetta. Was, Ihr unterſteht Euch?

Papagallonetto. Ja ich unterſtehe mich; denn wenn Geheimbündler, die ſich unter Vorausſetzung discreteſter Verſchwiegenheit zu einer geheimen Inſertion verbrüderten, ſich gegenſeitig preisgeben wollen, ja dann hört — wenn nicht Alles, doch Verſchiedenes in Venedig auf, wenigſtens die Herrſchaft ehrlicher und wirklicher Geheimniſſe. Und wie ſollen wir Staatskünſtler die Welt regieren, wenn es keine Geheimniſſe mehr giebt? Unſere Diplomatie ginge ja ganz zu Grunde!

Iſabetta. Meine Herrin iſt aus verzweifelter Liebe ganz verwirrt.

Papagallonetto. Liebe muß ſein, Verzweiflung muß auch ſein. Und verwirrt? Verwirrung muß auch ſein; denn ſonſt gäbe es ja keine Auflöſung. Irrthümer, Mißverſtändniſſe, alles das würzt ja erſt die Suppe des Lebens. Und anonyme Inſertionen, geheime Annoncen zu Heirathsanträgen und Heirathsvermeidungen müſſen auch ſein; denn wovon wollten wir leben, wir offnen Geheimagenten und Büreaudirectoren in Staat, Litteratur und Barbiergeſchäft? Wir Künſtler verbeſſern und raſiren die Welt, d. h. wir nehmen ihr die Stoppeln ab. Die Geſchichte iſt einmal im Gange, die Geſchichte muß zu Ende geſpielt werden. Ich leugne furchtbar. Meine Handſchrift iſt dabei nicht compromittirt, denn ich ließ die Annonce von meinem dümmſten Barbierjungen ſchreiben. Der Junge kann dreiſt zur Folter gelaſſen werden, denn er weiß von nichts. Ihr braucht freilich nicht zur Folter gebracht zu werden, denn Ihr ſchwatzt auch ohne Folter, daß es einem zur Folter wird.

Iſabetta. Nun, Euer Maulwerk läuft auch gut von Stapel!

Papagallonetto. Wenn Ihr eine Indiscretion begeht, ſo werdet Ihr darauf ſitzen bleiben! (Ein Trompetenſtoß.)

Sechſte Scene.

Der **Doge** mit **Bernardo** an der Hand. **Gradenigo**, Senatoren und Gefolge treten auf, darunter **Tedesco** mit Rittern und Bewaffneten. **Giulia** und **Roſadora**, Letztere ungeſehen im Hintergrunde. Im Vordergrunde **die Vorigen**.

Doge.
Volk von Venedig, nochmals führ' ich Dir
Des Vaterlandes Sohn und Retter zu.
San Marco lebt noch in der Republik,
So lang' in unſern Kindern Helden wachſen,
Der alte Baum in jungen Zweigen grünt,
Ein neu' Geſchlecht den alten Ruhm verjüngt.
Es iſt Bernardo's Sohn, den heut wir feiern.
Sein guter Nam' iſt wieder hergeſtellt
Und glänzt erneut in unſerm goldnen Buche.
Komm, Du getreuer Sohn, der Du nicht ruhteſt,
Bis Deines Hauſes Ehre anerkannt.
Lern' unter uns Dich wieder heimiſch fühlen
Als Held und Sieger, wie als Menſch und Bürger.
Morgen ſchon wieder willſt Du fort in See?
O feſſelte Dich doch ein Band des Herzens
An unſre Stadt, damit wir Deiner ſicher,
Und für die Zukunft wüßten, daß Dein Stamm
Uns nicht erliſcht, uns und dem Vaterlande!
Sohn, wirf Dein Auge auf Venedigs Töchter!
Wo Tizian und all die hohen Meiſter

Die Ideale ihrer Kunſt gefunden,
Urbilder ihrer Phantaſiegeſtalten,
Da iſt des Lebens Schooß noch reich genug
An Reiz und Schönheit, wie an Kraft und Fülle.
Die Kunſt blüht ab, das Leben keimt und wächſt,
Und endlos bleibt Natur in ihrem Segen.
Sohn, fändeſt Du die Perle für Dich aus:
Es wär' ein Doppelfeſt voll neuen Jubels.

(Zu Gradenigo.)

Wo iſt die Donna, Loredano's Nichte,
Die uns das Teſtament zur Tochter gab
Und über deren Hand der Staat verfügt?

Gradenigo (zum Dogen).

Mein Aug' erreicht ſie nicht, ſie iſt verſchwunden.

Bernardo.

Mein hoher Fürſt und all Ihr edlen Herren,
Ihr lohnt den Dienſt, den ich dem Staat geleiſtet,
Mit Ehr' und Würden über die Gebühr.
Laßt es genug ſein, denn die Zeit iſt ſchwer
Und neuer, größ'rer Thaten noch bedürftig.
Der Halbmond wird bald wieder triumphiren,
Das Kreuz von neuem Ritterdienſte fordern.
San Marco's Löwe ſchlief; er muß wach bleiben,
Und ſeine Templer brauchen Schwert und Helm.
Ein Ungefähr hat mich des Eids entbunden,
Der wie ein Bann auf meiner Zunge lag;
Ein zweit' Gelübde bindet meine Hand.
In ihrer letzten bangen Lebensſtunde

Hat mich die Mutter dem Altar gelobt.
Nicht anders konnte ſie die müde Seele
Vom Ird'ſchen löſen und den Himmel kaufen,
Als wenn ſie mich dem heil'gen Dienſt verpfändet.
Schwer trug ich an der Mutter Schickſalſpruch,
Der auf mein Leben einen Stempel drückte,
Den ich nicht freien Herzens ſelbſt gewählt.
Allein es iſt ſo. Braucht der Staat mich jetzt, —
Die Republik braucht ihrer Söhne Arme, —
Und ſoll ich Feldherr, ſoll ich Kriegsmann bleiben,
So fehlt mir Ablaß noch vom Heiligen Vater.
Ich bat ſchon, mich des Bannes zu entheben,
Den eine Sterbende auf mich gelegt.
Bis dahin, ſeht, bin ich nicht frei, nicht ledig,
Kann ich die Hand nie einem Weibe reichen.

Doge.

Hätt' ich ein Kind, das Dir gefiele, Sohn,
Ich wanderte nach Rom zum Heiligen Vater,
Und flehte knieend, Dich vom Spruch zu löſen.
Jedweder Vater möcht' als Sohn Dich grüßen,
Das Liebſte, was er ſein nennt, gern Dir bieten,
Denn Du biſt unſer Aller Freude, Stolz.
Es ſoll nicht ſein. Du bleibſt Venedigs Zierde,
Auch wenn Dein Stamm nicht neue Zweige treibt.
Wohlan, nehmt ihn in Eure Mitte, Kinder,
Laßt Glocken tönen, Freudenſchüſſe hallen,
San Marco's Dom erwartet ſeinen Helden!

(Wie ſich der Feſtzug ordnen will, ſteht der **Meſſergrande** mit drei maskirten, ebenfalls ſchwarzgekleideten Geſtalten, welche lange Stäbe in den Händen, in der Mitte der Bühne. Alles weicht ſcheu zurück und verſtummt.)

Meſſer.

Halt ein, mein Fürſt! Das heimliche Gericht,
Das über aller Bürger Tod und Leben,
Ihr Dies- und Jenſeits urthelt und entſcheidet,
Thut Einſpruch in den weitern Gang des Feſtes.
Das heimliche Gericht erhebt Anklage
Wider den Feldherrn-Admiral Venedigs,
Anklag' auf Templerei und Götzendienſt.
Er betet Nachts vor einem Zauberbilde,
Das tief verſchleiert ihm zu Häupten hing
Ob ſeinem Lager, erſt in der Kajüte,
Dann in des Hauſes eignem Schlafgemach.
Das Tribunal nahm alſofort Beſchlag
Von dieſem Bild, wir liefern es zur Stelle.

(Die Begleiter des Meſſer führen das verhüllte Bild vor.)

Bernardo.

O haltet ein! Es iſt ein blöder Irrthum.

Meſſer.

In ſeiner Rede ſprach er ſelbſt, Ihr Herren,
Von Templerei, vom Tempeldienſt der Ritter.

Bernardo.

Sprach ich davon, es war nur ein Symbol
Vom Tempel, den die ganze Menſchheit baut.

Meſſer.

Man ſah ihn heimlich knie'n vor dieſem Bilde.

Das Tribunal verlangt die Unterſuchung:
Wir fordern die Entſchleierung des Bildes.

Bernardo.

Nein, nimmermehr! Es iſt und bleibt Geheimniß!

(Er will den Trägern das Bildniß entreißen, während ſie ihn abwehren.)

Papagallonetto (zu Iſabetta im Vordergrunde). Nun ſeht einmal! Erſt forderte er von der Juſtiz Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, und nun? Liebe Betta, ich fordere von Euch keine Oeffentlichkeit, wohl aber Mündlichkeit.

Iſabetta. Schweigt, Ihr gottloſer Menſch!

Bernardo.

Ihr hohen Herrn, hört meine offene Beichte!
Ich betete des Nachts vor dieſem Bilde,
Das mein Idol in bangen, ſchweren Stunden,
Mein Stern am dunklen Wolkenhimmel war.
Es ſchien mir wie ein lockend Paradies,
Das meinem Herzen nie im Leben wurde
Und fern mir bleibt am Horizont der Wünſche.
Drum nennt nicht Ketzerei den ſtillen Dienſt,
Den ich mir ſelbſt erfand für bittern Kummer.

Doge.

Wer gab das Bild Euch? Sprecht, wo ſtammt es her?
Die Templerei ſtand weiland in Verdacht
Ein Götzenbildniß heimlich anzubeten.
Wen ſtellt es vor? Laßt uns den Schleier heben!

Bernardo.

Es iſt das Bildniß einer Dame, Herr,
Die ich geliebt —

(Roſabera i [illegible] iſchen in den Vordergrund getreten.)

Roſadora (für ſich).

Geliebt? Und dennoch, dennoch?

Doge.

Schämt Euch des Cultus nicht, den Ihr geübt!

Bernardo.

Man braucht Gewalt, ich kann es nicht verhindern.

Doge.

In Eurem eignen Sinne nur geſchieht's.
Ihr werdet angeklagt: offen Gericht
Verlangt Ihr ſelbſt, ergebt Euch willig drein!

(Das Bild wird entſchleiert; Alle ſtaunen, flüſtern und winken ſich zu.)

Doge.

Wie? Donna Roſadora, die Ihr liebtet?

Iſabetta (im Vorgrunde). Wahrhaftig, das Bildniß der Signora, daſſelbe, das ich ihm heimlich in Padua zuſteckte.

(Aller Blicke wenden ſich auf Roſadora; Gradenigo tritt zu ihr.)

Gradenigo (zu Roſadora).

Nun? Aller Blicke ſind auf Euch gerichtet.

Roſadora (zu Gradenigo).

Mein Bildniß hat er angebetet, Herr.
Er liebte mich, und liebt — liebt mich nicht mehr,
Schilt Götzendienſt vielleicht, was er geübt.
Ich hab' auch bitter Tag und Nacht gerungen,
Ich betete, daß all' der Schmerz, den ich
Ihm ſchuf, mir nicht zur ew'gen Strafe würde.
Ihn bindet ein Gelübde an die Kirche;
Mich läßt es büßen ſtill im Kloſterdienſt.

(Eine Trompete erſchallt. Ein Bote bringt einen [illegible]; Gradenigo nimmt ihn und lieſt die Aufſchrift

Gradenigo. Vom Cardinal-Geſandten Sr. Heiligkeit dem Admiral der Republik. (Er überreicht den Brief an Bernardo.)

Bernardo. Erlaubt! (Er lieſt und ſchließt nach einer Pauſe allgemeiner Spannung und Wechſelblicke.)

Entbunden vom Gelübde meiner Mutter!
Der römiſche Stuhl befreit mich von dem Spruch,
Den eine Sterbende mir auferlegt.

Gradenigo.

Vom Bann des Schweigens ſeid Ihr längſt entbunden,
Den eine Dam' Euch auferlegte, — hier!
(Auf Roſadora zeigend.)
Ihr ſcheint die Zunge ſelber jetzt gelähmt.
(Zu Roſadora.)
Jetzt iſt es Zeit, dem Staate und dem Herzen
Zugleich zu dienen. Hört mich, Roſadora!
Der Staat, der über Eure Hand verfügt,
Beſtimmt zum Gatten Euch den Admiral.
Ihr ſeht ſo bleich, Signora, ſeid ſo ſtumm!

Roſadora (vortretend mit lautem Ausbruch, aber niedergeſchlagenen Augen).

Ich bin's nicht werth, die Lippen zu bewegen,
Da ich im Uebermuth den Mund ihm ſchloß.

Bernardo (mit einer Bewegung zu Roſadora).

O all' ihr Himmel, ſtürzt nicht über mich!
Du liebſt mich, Roſadora, — liebteſt mich
Vielleicht ſchon eh' des Eiſes Rinde ſchmolz?

Roſadora (ihm die Hand reichend).

O ſtolzer Held, o edles Männerherz!

Bernardo.

O Roſe, glänzend ſchön in lauterm Golde,
Mit Deinen Dornen haſt Du nur bewaffnet
Dein beſſ'res Selbſt.

Roſadora.

Und doch Dein Herz verwundet!

Bernardo.

Der Liebe Wunden heilt nur, wer ſie ſchlug.
Du ließeſt wandeln mich in ſtummer Nacht,
Doch in der Nacht des Schweigens lernt' ich denken,
Mann ſein, den Augenblick zur That ergreifen.

Roſadora.

Du lehrteſt mich des Lebens Ernſt erkennen,
Im ſtillſten Thal den reinſten Quell der Liebe.

(Sie reichen ſich die Hände.)

Papagallonetto (zu Iſabetta). Na, Kind? Kuß und Gelübde?

Iſabetta. Nein, erſt das Gelübde, und dann —

Papagallonetto. Vedremo!

Doge.

So laßt den Glanz des Feſtes uns erneuen,
Der Freude dieſe Nacht Venedigs weihen!

Der Vorhang fällt. Ende.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Mein Tagebuch in bewegter Zeit.

Kühne

Tagebuch

53 g

Mein
Tagebuch in bewegter Zeit.

Von

Gustav Kühne.

Leipzig
Ludwig Denicke.
1863.

Vor- und Nachwort.

Der Wunſch des Verlegers meiner geſammelten Schriften, die Reihe der Romane und Novellen mit Aufſätzen und Charakterſkizzen meiner Feder zu unterbrechen, wurde Veranlaſſung zur Zuſammenſtellung der nachfolgenden Blätter, die ich zuvörderſt einzeln in die Welt ſchicke. Auf meine Arbeiten im Felde der Kritik zurückgehend, fand ich nämlich, daß von 1848 bis zu 1850 hinauf faſt nur politiſche Stoffe mich beſchäftigten. Ich ward, nicht aus Beruf und Talent, ſondern nur als Patriot und weil ich in dem, was die Nation bewegte, mitlebte, politiſcher Schriftſteller.

Der allgemeine Ruf und Drang hatte mich ins Vorparlament geführt. Im Herbſt jenes Jahres erblickte ich zu Frankfurt bereits den Anfang des Endes, die Auflöſung im neuen Werden der Dinge. Zur Zeit der Kaiſerdeputation war ich für Zuſtände und Perſonen ein Beobachter an der Spree. Kurz vor dem Tage in Olmütz, wo Preußen ſich der Verſuchung begab, ohne Oeſterreich ein Deutſchland geſtalten zu helfen, war ich Zuſchauer in Wien. So faßte ich von den Hauptpunkten der Bewegung aus, mit Ergänzungen aus dem, was ich meinem Tagebuche oder Privatbriefen anvertraute, meine patriotiſchen Aufſätze zuſammen, die im leidenſchaftlichen Sturme jener Zeit als allzu mäßig befunden wurden und wirkungslos blieben, während ich jetzt dieſen Schilderungen, nach reiflicher, objectiver Prüfung, den Charakter einer gewiſſen Treue, Aufrichtigkeit und Offenheit zuerkennen muß. Es ſtellt ſich in ihnen die Geneſis vom angeſtrebten und mißglückten Aufbau eines politiſch und bürgerlich neu geeinten Deutſchlands zuſammen. Die Sprache der Parteien iſt ſeitdem klüger geworden, vielleicht aber nicht ſo offen und ehrlich geblieben.

Soviel als Vorwort zur Erklärung, — wenn's noththut zur Entſchuldigung, — daß ſich dieſe Blätter, die der Tag erzeugte und verſchlang, ungeſucht zu einem Ganzen zuſammenfügen. Ihnen den Stempel nachgeborner Ueberzeugung eines Beſſern aufdrücken wollen: hieße ihre Urſprünglichkeit, ihre harmloſe Unmittelbarkeit ſchmählern; in einem Nachworte das Ergebniß unſerer Irren und Wirren ausſprechen: dem Leſer vorgreifen. Jedermann hat ſich ſeine eigne Schlußfolge gemacht. In der meinigen würde ich nur unvollſtändig wiederholen müſſen, was das Buch Schritt für Schritt an den Ereigniſſen nachweiſen kann. Sollte ich dennoch ein Endurtheil fällen, ſo würde dies in einer Reihe von Anklagen und Vorwürfen, den Hauptgebrechen unſerer nationalen Entwicklung gegenüber, beſtehen. Die nationale Arbeit in Feſtſtellung eines politiſchen Deutſchlands dauert aber noch fort, und ſomit thut es vielleicht gut, verſtändigt ſich der Einzelne mit Parteigenoſſen und Parteigegnern.

Die erſte Quelle des Unheils, das den Verſuch ſcheitern ließ, der alten aufgelöſten Germania zu einer Neugeſtalt zu verhelfen, entſprang gleich im Schooße des nachträglich ſogenannten Vorparlamentes. Dies erſte Parlament, höchſt unvollſtändig zuſammengeſetzt, mußte ſich mit Preußen und Oeſterreichern ergänzen, aber es mußte ſeine Permanenz beſchließen und feſthalten, ſollte an der Bewegung und Beſtrebung nicht der Urſprung verleugnet werden. Statt deſſen warfen die Badenſer ihre blos örtlich begründete Parteileidenſchaft in den Vorgrund und brachten über ganz Deutſchland den Schreck vor einer Republik. An Stelle des aufgehobenen Bundestages ſuchten wir und ſuchen noch heute ein Etwas, das über die Geltung der Einzelſtaaten hinwegragt. Die Majestas populi durfte nicht vom Parlament deutſcher Nation getrennt werden, Senatus und populus, nach römiſchem Brauch zu reden, mußten verſchmolzen bleiben. Das Schreckhafte, das dem Worte Republik anklebt, durfte nicht als falſche und leere, wenn auch drohende Furcht auftauchen: England iſt mit ſeinem Königthum, weil das Volk ſich in ſeinem Parlament regiert, die beſte der Republiken. Respublica Germanorum mußte frei erhalten bleiben von der Corruption des Begriffs auf franzöſiſchem und polniſchem Boden. Dieſer Begriff in ſeiner Reinheit iſt nicht blos antik, ſondern auch germaniſch. Und die Fürſten und Einzelregierungen waren ja bereit, einen nationalen Geſammtwillen, wie ehedem unter Kaiſer und Reich, anzuerkennen. (Zur Zeit der Blüthe des alten Griechenlands hätten ſich ſelbſt Götter vom Areopag richten laſſen; zehn fremde Könige erbaten und erhielten in Athen das Bürgerrecht.) Ohne Verſündigung gegen die rechtliche und geſchichtliche Exiſtenz deutſcher Fürſten mußte ſich die Respublica deutſcher Nation im Parlament feſtſtellen. Den wiedereingeſetzten Bundestag in ſolchen Areopag zu verwandeln, iſt noch heute das Ziel einer Reform Deutſchlands. Rechtlich gültig iſt aber von den Beſchlüſſen der Paulskirche nur das Reichswahlgeſetz.

Der Neugeſtalt in einem erblichen Kaiſerthum die Spitze geben wollen, hieß Deutſchlands Eintracht unmöglich machen.

An dieſem Gebrechen im Programm der Gagern'ſchen Partei bei Ausſchließung Oeſterreichs ſcheiterte gründlich das große Werk jener Epoche. Preußen hatte Gelüſte zu einem Kleindeutſchland, obſchon es darunter nur ein Großpreußen verſteht. Mit dem Muthe hat ihm auch der Beruf dazu gefehlt. Das Hohenzollern'ſche Preußen würde ſeiner Natur nach aus den deutſchen Ländern nur preußiſche Provinzen machen können.

Der Krater einer Revolution will allerdings geſchloſſen ſein. Und das vermag nur die Hand des Soldaten. Frankreich hat das gewußt und weiß das noch; beide Male hat es einen Napoleon an die Spitze der Bewegung getrieben, um ihrer Herr zu werden, beide Male mit noch ſtärkerer Concentrirung der Macht als Staat und Nation ſeine Weltſtellung behauptet. Parlament und Reichsverweſer ſchufen ſich kein deutſches Reichsheer. Und unſere Profeſſoren in der Paulskirche hatten ſo wenig wie unſere Volksmänner, welche die Bewegung zu leiten glaubten, das Zeug zu einer militäriſchen Dictatur. Einer ſolchen bedurfte es vorübergehend, um der Revolution die Reform, dem Umſturz die Neugeſtalt abzugewinnen. Die Neugeſtalt Deutſchlands in einem Erbkaiſerthum wollen und bezwecken, heißt, ſtatt einen Bundesſtaat, einen Einheitsſtaat machen. Ein Einheitsſtaat birgt und bewältigt nicht die Mannichfaltigkeit und die Fülle des deutſchen Lebens. Das alte Kaiſerthum Deutſchlands ging daran zu Grunde, daß es ſich ſchließlich in Einem Hauſe feſtſetzte. Man beließ es Anfangs trotz dem Recht der Wahl eine Zeit lang, um es ſtark zu machen, bei den Sachſen, bei den Franken, bei den Hohenſtaufen; aber man überließ es dann nur den Habsburgern, um es, gleichgültig geworden gegen ſeine Machtvollkommenheit, ſchließlich zu entkräften und abzutödten.

Es waren nicht die ſchlechteſten Männer Deutſchlands, die ein Kleindeutſchland mit erblichem Hohenzollernthum anſtrebten, aber mich dünkt, ſie haben den Irrthum, Oeſterreich auszuſchließen, eingeſehen, oder werden, ſind ſie noch nicht bekehrt, vom Lauf der Zeiten überholt. Ein ſtarkes Preußen und ein ſtarkes Oeſterreich ſind die Grund- und Vorbedingungen, aber nicht Ziel und Zweck des Deutſchthums. Solange der Ruf: „Hie Welf, hie Waiblingen! Hie Preußen, hie Oeſterreich!“ noch als Schlacht- und Parteiruf erſchallt, ſolange iſt vom Aufbau Deutſchlands keine Rede.

Dresden, den 1. Mai 1863.

Dr. Guſtav Kühne.

Inhaltsverzeichniſs.

I.

1847. Das Jahr der Vorbereitung.

Seite

Der deutſche Bund und ein deutſches Parlament. 1. . . 3
2. . . 10
Die neue Epoche in Preußen 19
Das preußiſche Verfaſſungspatent 28
Ludolph Wienbarg in Sachen Schleswig-Holſteins . . 34
Die preußiſche Thronrede und die deutſche Preſſe . . . 41

Zur Litteratur über den preußiſchen Landtag.

    1. Gervinus 51
    2. Poetiſcher Adel in der preußiſchen Herrencurie . . 53
    3. Welcker . . . . —
    4. Florencourt 55
    5. Freiherr v. Vincke und Fürſt Solms-Lich 57
Der preußiſche Reichstag. 62
Papſt Pius IX. 68
Die böhmiſchen Stände 70
Der Mecklenburger Landtag 71
In Baden 72
Aus den Hochalpen der Schweiz 73
Auf dem Preßburger Landtag 75
Pillersdorf in Wien. 76
Polen und Deutſche 77

II.

1848. Das Jahr des Heils und des Unheils.

Seite

Deutſchland hat kein Parlament 87
Dorpat und Fürſt Lieven 94
Der ungariſche Reichstag 99
Italiens Zukunft 106
Die böhmiſchen Stände 107
Auf dem mecklenburgiſchen Landtag 108
Die Frauen . . . . —
Der preußiſche Strafgeſetzentwurf 110
Die philoſophiſche Facultät der Berliner Hochſchule . . . 112
Während im mittleren Italien . . . . —
Der böhmiſche Landtag 114
Görres' Tod 115
Lola Montez 116
Die Reformbanketts und die Kriſis in Frankreich 118
Die Republik iſt in Frankreich erklärt 123
Der Volksaufſtand in Palermo 124
Die Auspeitſchung einer Hannoveranerin 126
Die Regierung der Republik 127
Die Allgemeine Preußiſche Zeitung 131
„Oeſterreich, du ſchlafſt ſehr lang" 132
Graf Batthianyi 134
Ungarn 135
Die Wirkungen der Republik Frankreich 136
Der Erzbiſchof von Paris 137
Louis Philipps Wort 138
Lamartine's Umlauf 139
Die Ereigniſſe in Süd-, Weſt- und Mitteldeutſchland . . 140
Graf Dönhoff 141
Leipzig feierte am 17. März 142
Die Berliner Revolution . . . . —
Die ſüddeutſchen Bevollmächtigten 144

Seite
Deutſchlands Wiedergeburt. 1. 2. . . . . 145. 156
Ueber die Märztage Berlins 170
Paris 171
Zu Berlin 172
Mundt 173
In Leipzig 174

Zum deutſchen Parlament.

1. Der Zug nach Frankfurt . . . . —
2. Der erſte Tag in Frankfurt 180
3. Die zwei erſten Apriltage in Frankfurt 186
„Es iſt zu ſpät", von Roderich 213
In Lindenau (Dorf bei Leipzig) 214
Fickler 216
Preußen thut jetzt alles 217
Der edle Fürſt v. Leiningen 219
In Polen 222
Der Stolz und Luxus von Paris 229
Jacob Grimm und die Deutſchheit Schleswigs 230
Eine halbe Million Deutſche in Poſen 232
„Greift den Mittelſtand nicht an!" Wiek, Fr. Harkort. . . 233
Die preußiſchen Truppen in Schleswig-Holſtein 234
Der Ruſſe Bakunin 235
Mizkiewitz und Williſen 236
Oeſterreich conſtituirt ſich. 237
Fürſt Friedrich Schwarzenberg 238
General v. Gagern bei Kandern 239
David Strauß, Viſcher, Löwenthal 240
Zu Anfang Mai 241
Die 17 Vertrauensmänner 242
Die Times meint 243
In Leipzig — Rob. Blum . . . . —
Würtemberg hat ſeine Koryphäen 244
Will Oeſterreich deutſch oder ſlaviſch werden? . . . . . . —
Es ſcheint, daß in Böhmen 245

Seite
Im Hirtenbrief des Erzbiſchofs von Poſen 246
England für Cobden . . . . —
Der däniſche Krieg und eine deutſche Flotte 247
Lamartine, ein Prophet des Friedens . . . . —
Den radicalen Republikanern in Frankreich 248
Die Wahlen für Frankfurt 249
Die neueſten Heldenthaten Polens 250
104 deutſche Studenten . . . . —
Der Fünfzigerausſchuß 251
Heinrich v. Gagern 252
Friedr. v. Gagerns Tod 253
Die Rückkehr des Prinzen von Preußen 254
Die Fürſten Thüringens 255
Der Kirchenſtaat — ein weltlicher Staat . . . . —
Die octroyirte Verfaſſung Oeſterreichs. . . . . —
Ein Kaiſer, ein Königreich für einen Kaiſer! 256
Der Bundestag und H. v. Gagern 257
Aus Frankfurt wird mir geſchrieben 258
Republik oder Monarchie? . . . . —
Oeſterreich ſetzt den Krieg in Italien 259
Pillersdorf hat die alte wälſche Praktik 260
In Leipzig ſtudieren etwa 17 Sachſen aus Siebenbürgen . 261
Rußland hat in der däniſchen Sache 262
Fr. Hecker in Sachen Fr. v. Gagerns 263
Heinrich Stieglitz, Erinnerungen an Rom ꝛc. . . . . . . —
Der Exminiſter v. Kamptz und die deutſche Cocarde . . . 269
Aus Paris 270
Frensdorff über Lamartine 271
Der letzte Pariſer Aufſtand und die Republik der Lumpe . 273
Die Polen in Paris 275
David Strauß in der Polenſache 276
In Sachen Böhmens 277
Der Adel des Königreichs Sachſen. 278
Gegen die Wahl eines Erbkaiſers 279

Seite
Der Berliner Witz kommt wieder auf die Strümpfe . . . 280
Die Frankfurter Nationalverſammlung und ihre Parteien . 281
Fürſt Czartoryski 285
H. Heine . . . . —
Dahlmann brachte in Frankfurt 287
Man weiß daß Louis Philippe 288
Der Slavencongreß in Prag . . . . —
Graf Leo Thun 290
Dr. Groß, Abgeordneter aus Böhmen für Frankfurt . . . 291
Die Hinfälligkeit des Nationalgefühls der Deutſchen in England —
In der Adreſſe der Poſener 293
Ein gemüthliches Manifeſt Kaiſer Ferdinands 294
Während Wien — in Berlin 295
R. Blum gab an ſeine Wahlmänner in Leipzig 296
General v. Wrangel erſtattet Bericht an den Bundestag . 298
Das Geſchrei nach Republik 299
Die kirchlichen Wühler 301
Das Programm der Linken und des Centrums in Frankfurt 302
Der Ruſſe ſteht vor den Thoren 304
Oeſterreich ſucht endlich ſeine Stütze in den deutſchen Elementen 305
Oeſterreich beginnt wieder ſtark in der Defenſive 307
Die Staaten Thüringens 308
Ruge's „Reform“ . . . . —
In Sachen des Buchhandels hat uns Rußland 309
Warnung vor verkappten Tſchechen . . . . —
Ein Blick auf Paris und auf Frankfurt 310
Hamburg ſieht Millionen auf dem Spiele 311
Die Tſchechomanen in Prag 312
Johann von Oeſterreich's Wahl 313
Das verwüſtete Paris 315
Muttenz, der Heerd der badiſchen Republikaner 316
Cavaignac 317
In beiden ſächſiſchen Kammern . . . . —
Der Bundestag hat den Reichsverweſer anerkannt . . . . —

Seite

318
Der demokratiſche Congreß zu Frankfurt . . . . —
In Berlin ſieht es ſehr confus aus 321
England und ſeine Reform 322
In Paris — alle Klubbs geſchloſſen . . . . —
Englands Vorſchläge in Sachen Schleswig-Holſteins . . . 323
Rußlands Pläne 324
Der Miniſterpräſident v. Auerswald . . . . —
Erſparniſſe in Monarchien 326
Oeſterreichs Friedensbedingungen in Italien . . . . . —
Die Times gegen das Feſtland 327
Die radicale Partei der conſtituirenden Verſammlung . . . 328
Frankreich, Thiers, Cavaignac 330
Die Ruſſen beſetzen die Donaufürſtenthümer . . . . . —
Radowitz über Preußen und Deutſchland 335
Die deutſche Sache in Böhmen 336
Bunſen, Bülau, Gervinus über einen deutſchen Kaiſer . . 337
Leipzig ſchmeichelt ſich — Leipzig prangt 338
Hecker und die Republikaner 339
Berlin braucht Militär 340
Die Arbeiter in Paris 341
Der Belagerungszuſtand in Paris 342
Erzherzog Johann in Leipzig . . . . —
Metternich in Anklageſtand zu ſetzen 344
In der neuen Verfaſſung von Luxemburg . . . . . . —
Vom Erzherzog Johann hat man Briefe 345
Die Gemahlin des Erzherzogs Johann 346
Thiers über das Zweikammerſyſtem 347
Des Reichsverweſers Einzug in Frankfurt 349
Hannover und das deutſche Reich 350
Die Soldatenherrſchaft in Paris 352
Heinrich v. Gagern 358
Ein Hülferuf gegen die Magyaren 359
Johann Jacoby . . . . —
Der Waffenſtillſtand mit Dänemark . . . .

Seite
Die Privatdomänen Louis Philippe's 360
Hecker und die Republikaniſirung Deutſchlands . . . . . —
Luiſe Aſton und die Republik 361
Lola Montez am Genfer See 362
„Seht, da ſteht der große Hecker!“ 363
Poſens Reorganiſation 365
Pio Nono, in den Hintergrund gedrängt 366
In Sicilien und Toscana 367
In Petersburg die Cholera und der Fortſchritt 368
Der Reichsverweſer. Der Bundestag 369
Die königlich-hannoverſche Drohung 370
Prinz Adalbert . . . . —
König Leopold 371
Zur Geſchichte der polniſchen Sache in Poſen 1. 2. . 371. 374
Sicilien in der Wahl ſeines Wappens und eines Fürſten . 379
An den Magyaren bewundern wir wieder 380
Die Wallachen in einer Adreſſe an Rußland 381
Jedes in der Paulskirche geſprochene Wort 382
Die Anfänge der deutſchen Flotte . . . . —
Die Tſchechomanen in Prag 383
Das Miniſterium Weſſenberg in Wien 384
In Paris, in Berlin 387
Die Abſchaffung der Sklaverei 388
Sechs Volksreden von Strauß . . . . —
Arnold Ruge's neuer Einfall 393
Karl Roſenkranz und die deutſchen Feſtungen . . . . . —
Die Berliner und der preußiſche Hochmuth 394
Das Miniſterium Weſſenberg-Doblhoff 396
Bangolds Entwurf zu Deutſchlands Neugeſtaltung . . . 397
Die Paulskirche in Sachen Polens 402
Das ſpecifiſche Preußenthum 405
Rußland über das deutſche Problem . . . . —
Die polniſche Frage in der Paulskirche 406
Leipzig als Sitz des deutſchen Parlamentes 407

Seite
Fürſt Karl v. Leiningen 410
In Preußen der König — der deutſcheſte Mann 411
Ein Vaterunſer für die Sachſen in Siebenbürgen . . . 412
Mit dem Siege bei Cuſtozza 414
Proudhon und Thiers 416
Die Selbſtändigkeit Ungarns 417
Die Schleswig-Holſteiniſche Sache beigelegt zu ſehen. . . . —
Die deutſche Nationalverſammlung 418
Deſſau hat den Adel abgeſchafft . . . . —
Preußen läßt nicht huldigen 419
Der Preußenhaß in der Paulskirche 420
Die Ungarn . . . . —
In Leipzig war die Huldigungsfeier . . . . —
Preußens neue Sondergelüſte 421
General Wrangel und Dänemark 422
Eine heitere Epiſode in Mecklenburg 423
Die italieniſche Sache . . . . —
Oeſterreichs Finanzen 424
Die Sitze der katholiſchen Vereine . . . . —
Antrag auf Abſchaffung des Cölibats 425
Aut Caesar aut nihil in der deutſchen Sache . . . . . —
Ein Preußenbund 426
In den Reußiſchen Landen Republikaner und Demokraten . 428
Robert Blum in Leipzig 429
Die Oeſterreicher wieder in Mailand 433
In Berlin eine ganz beſondere ſchwarzrothgoldne Idee . . —
Frankreich, Oeſterreich und die römiſche Kirche . . . . —
Proudhon durchgefallen. 434
Das Bankett in Cöln . . . . —
Duckwitz' Memorandum über Zoll und Handel 435
Robot in Oeſterreich 436
Metternichs Schulden 437
Die Koſten einer deutſchen Flotte 438
Die Koſten der deutſchen Centralgewalt . . . . —

Seite
Prinz Louis Napoleon und ſeine Schriften 440
Die deutſche Sache in Siebenbürgen und Ungarn 441
Der Wiener Kasperl auf der Leipziger Bühne 444
Der Sieg der Oeſterreicher in Italien 447
In Wien Beginn der Reaction. 448
Die deutſchen Flüchtlinge in der Schweiz 449
In Paris Beginn der Reaction . . . . —
Held Wrangel in Jütland und der Waffenſtillſtand . . . 450
Die Lombardei 452
Das engliſche Parlament 453
Die Paulskirche entrüſtet über den preußiſchen Waffenſtillſtand 454
Varnhagens Schrift über die Aufgabe des Tages 456
Die Paulskirche ſtimmt ab über den Waffenſtillſtand . . . 460
Ungarn erliegt den Kroaten 462
Auerswald und Lichnowsky, die Opfer in Frankfurt . . . 463
Ein Handbüchlein für Wühler 464
Wolfgang Müllers ſatyriſches Mährchen „Germania“ . . . 466
Ruge wühlt ſeit einiger Zeit 468
Die erſte ſächſiſche Kammer; v. d. Pfordten 469
Frankfurter Scenen (im Oct. 1848) 471
Aetzbilder aus Frankfurt a. M. 490
In der 2. ſächſiſchen Kammer: Freihandel und Schutzzoll . 496
Heckers Abſchiedswort an Deutſchland 498
Berlin und ein neues Vorparlament 500
Der Banus von Kroatien 502
Windiſchgrätz bombardirt Wien 503
„H. v. Gagern, ein öffentlicher Charakter“ 504
Der Demokratenklubb in Berlin 506
Uhlands Rede in der Paulskirche über ein Kleindeutſchland 508
Baierns Stellung zu Deutſchland 510
Die deutſchen Biſchöfe in Würzburg und Füſter in Wien . —
Liberales Maulheldenthum 511
Die Manöver der deutſchen Linken 514
In Wien ein Trauerſpiel, in Berlin eine Komödie . . . 523

Seite
Die Reform der ſächſiſchen Kammern 526
Rob. Blums Hinrichtung in Wien und ſeine Todtenfeier in Leipzig 535
Wuttke's Bericht über die Wiener Kataſtrophe 538
Man ſchreibt mir (über Fröbel) aus Wien 540
In Wien kein Ende der Wirren abzuſehen 541
Leipzig erweiſt Robert Blum die letzte Ehre 543
Im Stadtgraben zu Wien — Becher und Jellinek . . . 549
Deutſche Kriegsſchiffe 550
Gutzkows politiſche Phantaſien 551

III.

1849. Das Jahr der Verwirrung.

Gevatter Süddeutſch und die Republik 565
Uhland über ein Erbkaiſerthum 582
H. Wuttke's Bericht über ſeine Stellung in Frankfurt . . 584
Die Grundrechte des deutſchen Volkes 586
B. Auerbachs Tagebuch aus Wien 589
H. Pröhle: „Aus dem Kaiſerſtaat“ 598
In Berlin. (Ende Februar, März und April 1849) . . 606
„ 1. Politiſche Empfindungen im Theater . . . 607
„ 2. Hurrah! die Republik iſt überwunden! . . 612
„ 3. Die preußiſchen Kammern 618
„ 4. Politiſche Briefe und Charakteriſtiken . . 619
„ 5. In beiden Herzkammern der Monarchie . . 624
„ 6. Parlamentariſche Helden ꝛc. 636
„ 7. Die Kaiſergeſandtſchaft iſt heimgeſchickt. Varnhagen 660
Leipzig, den 7. Mai. Die Barricadennacht 663
H. Laube: „Das erſte deutſche Parlament“ 665
F. v. Raumers Briefe aus Frankfurt und Paris . . . 670

Seite
A. Meißners revolutionäre Studien aus Paris 675
K. Biedermanns „Erinnerungen aus der Paulskirche“ . 694
Dahlmann in der erſten preußiſchen Kammer 696
Zur Litteratur des deutſchen Parlamentes 704
Oeſterreichiſche Schriften über Oeſterreich 707
Die Liguorianer in Wien und ihre Correſpondenz . . . 714
Die Leipziger Aſſiſen 721
Görgey, Bem und die ungariſche Sache 724
Was wird aus Deutſchland? 727

IV.

1850. Das Jahr der Auflöſung.

Zum Erfurter Parlament 731
Max Schleſinger: „Aus Ungarn“ 749
Georg Klapka's Memoiren 757
Bruno Bauer und ſein Untergang 763
K. Jürgens: Zur Geſchichte des deutſchen Verfaſſungswerkes 771
Füſters Memoiren 778
Guſtav Struve und der „Verräther“ Brentano . . . 785
Fenner v. Fenneberg über die Demokraten 788
Wien, den 8. November. Drei Miniſter. 791
Der Gang nach Olmütz 793
Ohne Oeſterreich kein Deutſchland 797

I.

1847.

Das Jahr der Vorbereitung.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Der deutſche Bund und ein deutſches Parlament.

1.

Leipzig, den 16. Januar.

Zu Frankfurt in der Eſchenheimer Gaſſe haben wir Deutſchen den Sitz unſerer Diplomatie. Wir nennen das mit Erlaubniß der europäiſchen Großmächte den deutſchen Bund. Das heißt: unſere Fürſten haben unter einander einen Bund geſchloſſen, ſich gegenſeitig, falls auswärtige Beziehungen nicht als gebieteriſche Nothwendigkeiten dazwiſchen treten, ihre Rechte zu ſichern. Sie ſchicken ihre Betrauten nach Frankfurt, vermitteln dort ihre Familienangelegenheiten und ſchlichten etwa ſtreitige Meinungen in Erbſchaftsſachen. Inſofern das Intereſſe der Höfe es bedingt, wird auch auf die Ruhe Deutſchlands in der Eſchenheimer Gaſſe Bedacht genommen. Die Wohlfahrt Deutſchlands, ſeine materielle Blüthe in Handel und Wandel liegt nicht unmittelbar innerhalb der Aufgaben unſerer Diplomatie zu Frankfurt. Jeder deutſche Staat hat ſich kraft und in Folge ſeiner Souveränität die Quellen ſeines leiblichen Wohlergehens ſelbſt zu graben. Sind dieſe Quellen nicht anders zu reguliren, als wenn ſie ihre Gewäſſer naturgemaß zu einem großen Geſammtſtrom vereinigen, ſo läßt unſere Diplomatie das zu; der deutſche Zollverein hat ſich neben dem deutſchen Bunde und ohne ſein Wirken geſtaltet. Das geiſtige Wohlergehen Deutſchlands nimmt ſich der Bund zu Herzen, ſobald hier und da eine Erſcheinung auftaucht, die den Anſchein hat, das Intereſſe der Höfe zu ſtören. Zu einer Geſammtmaßregel über das Univerſitätsweſen, über die Preſſe, über die religiöſen Bewegungen kommt es jedoch nicht leicht, weil in all den Dingen jeder deutſche Staat Herr auf ſeinem Boden iſt, und die deutſche Eiferſucht iſt weit mächtiger als die deutſche Bruderliebe. Und ſobald man in Handhabung der geiſtigen Angelegenheiten ſich zu vereinbaren Miene macht, ergiebt ſich leicht das große Schisma, daß der eine deutſche Staat wirklich aufgeklärter iſt als der andere. Bringt man aber das Licht der Aufklärung in dem einen mit der Finſterniß in dem andern näher zuſammen und will man Tag und Nacht zuſammenrühren, ſo giebt das eine gewiſſe verlorne gräuliche Dämmerung, mit deren Zwielicht weder dem einen deutſchen Staate, der von der Aufklärung lebt, noch dem andern, der ſich in der Finſterniß wohl fühlt, gedient ſein kann. Gegen Frankreich hatte Deutſchland Feſtungen nöthig. Im Pariſer Frieden wurden Ulm, Raſtadt, Ingolſtadt zu deutſchen Feſtungen erklärt. Mit den franzöſiſchen Contributionsgeldern ſollten dieſe Städte verſchanzt und verbollwerkt werden, allein die Gelder blieben auf Zinſen liegen und erſt als Herr Thiers in Paris eine Stimme erhob, die bis an den Rhein Bewegungen hervorrief, erſt 25 Jahre nach jener Beſchlußnahme hat man die Bauten betrieben. Was nicht unmittelbar das Familienwohl der Höfe berührt, wird in Frankfurt ſehr langſam erwogen, noch langſamer ausgeführt. Unmittelbar allerdings berührt das fürſtliche Familienintereſſe jeder ſtreitige Handel, der in einzelnen deutſchen Bundesſtaaten zwiſchen Fürſt und Volk ſich erhebt. Es exiſtirt ſeit 1834 ein Bundesſchiedsgericht, das über Störungen ſolcher Art entſcheidet. Von den 17 Stimmen des engern Rathes unſerer Bundesregierung ernennt jede auf drei Jahre einen rechtskundigen und einen geſchäftlich bewährten Mann von Fach zu dieſem Gerichte. Es gab Fälle genug, die der Bund zu ſchlichten hatte. Gleich 1817 waren Differenzen zwiſchen dem Kurfürſten von Heſſen und einem ſeiner Domänenkäufer auszugleichen. Der ſouveräne Herr von Heſſen-Caſſel nahm aber ſeiner Zeit den Beſchluß des Bundes ſehr mißfällig auf. Das hat den Bund vielleicht eingeſchüchtert, denn er will und darf nicht die ſelbſtändige Machtvollkommenheit irgend eines deutſchen Herrſchers beeinträchtigen. Auch ein Fürſt von Reuß-Greiz oder Schleiz oder Lobenſtein-Ebersdorf, auch ein Fürſt von Liechtenſtein, der in Waduz über drittehalb Meilen im Geviert gebietet, hat kraft ſeiner Machtvollkommenheit das Recht, auf ſeine Unabhängigkeit in innern Angelegenheiten zu pochen. Nur in Zeiten der Noth würde ihn der Wille der Mächtigen mitbeſtimmen und fortreißen. Rechtsſtreitigkeiten zwiſchen Fürſten und Ständen gelten aber dem hohen deutſchen Bunde vielleicht nur für örtliche Uebel, und der Kurfürſt von Heſſen dürfte nicht der Einzige ſein, der einen Rechtsſtreit mit den Ständen ſeines Landes für Privatſache hält. Ob dem ſo ſei, iſt für die Diplomaten zu Frankfurt ein ſehr kitzliger Punkt. Wären ſie Staatsmänner, ſo würden ſie ſolche Punkte entſchieden erledigen; da ſie aber nur als Diener ihrer Höfe auftreten, ſo wird ihre Einſicht in die Enge getrieben. Als demnach das Land Holſtein ſchon 1822 für Wiederherſtellung der Stände, die der Fürſt verſprochen, Hülfe in Frankfurt ſuchte, gab der Bund ſo wenig wie ſpäter in der hannoverſchen Verfaſſungsfrage eine zwingende Entſcheidung. Anderes war es in der Streitfrage des Herzogs Karl von Braunſchweig mit ſeinen Ständen und mit König Georg von England; hier war fürſtliches Familienintereſſe im Spiel, hier war man ſogar nahe daran eine deutſche Executionsarmee auf die Beine zu bringen, wie in den alten guten Tagen ewiger Zänkereien zwiſchen dem Reichskammergericht und dem ſouveränen deutſchen Hochadel. In Sachen Schleswig-Holſteins hat der deutſche Bund ſich der Erbfolgeordnung in den Herzogthümern angenommen, weitere Entſchließungen aber ſich vorbehalten, als wäre ein Fall der Noth noch gar nicht da, der Nothſtand jener deutſchen Länder noch nicht ſchreiend genug.

Wir wiſſen ſo blutwenig von dem was der Bund thut, daß es ſchwer halten würde, aufzuzählen was er nicht thut. Und wir wiſſen ſo wenig vom deutſchen Bunde, weil der Bund ſo wenig von Deutſchland weiß. Im engern Rathe des Bundes wird beſchloſſen was reif zur Abſtimmung im Plenum iſt; im vollen Rathe aber findet keine Debatte, keine Erörterung ſtatt, jeder Geſandte giebt ſeines Hofes Stimme und iſt der lebloſe Willensträger ſeines Fürſten. Was jede deutſche Regierung daheim, ſei's mit ihren Ständen, ſei's in ihren Organen offen und ohne Hehl verhandelt, das wird in Frankfurt erſt wieder zum Cabinettsgeheimniß, verſchwindet dort im Labyrinth der diplomatiſchen Kreuz- und Querzüge, verliert ſich in den ägyptiſchen Katakomben der Eſchenheimer Gaſſe. Wie dort die Stimmen zu Stande kommen, darüber liegt ein Schleier, der undurchdringlich bleibt; daß überhaupt Abſtimmungen dort noch möglich, iſt dem eifrigſten Vaterlandsfreunde ein Räthſel; das Stimmrecht iſt blos dynaſtiſch, gegen alles Machtverhältniß der Staaten. Der engere Rath der Bundesregierung zählt 17 Stimmen, die 11 größeren und mittleren deutſchen Staaten haben je eine Stimme; Oeſterreich gilt da ſo viel nur wie Darmſtadt, Preußen nicht mehr als Kurheſſen. In die ſechs übrigen Stimmen müſſen ſich die kleinen Staaten theilen. Daß die ſächſiſchen Häuſer Erneſtiniſcher Linie daſſelbe Intereſſe, mithin dieſelbe Meinung haben, iſt naturgemäß. daß die beiden Mecklenburg ſich einigen zu ihrer Geſammtſtimme, iſt erklärlich. Braunſchweig aber muß ſich ſchon mit Naſſau vertragen, und im Fall jenes preußiſch, dieſes öſterreichiſch fühlte, bekämen beide Herzogthümer mit ihrer je halben Stimme keine ganze heraus. Oldenburg hat die Aufgabe, ſich mit drei anhaltiſchen und zwei ſchwarzburgiſchen Cabinetten zu vereinigen, um eine

Stimme beim Bunde zu haben. Schwer iſt es auch, daß ſich die drei freien Seeſtädte mit Frankfurt, das ganz andere Intereſſen hat, zuſammenthun und einſtimmig ſind, um überhaupt ſtimmfähig zu ſein. Waldeck und die beiden Lippe gehen wohl leicht mit einander Hand in Hand, aber ſie müſſen ſich mit drei reußiſchen Fürſten in Einvernehmen ſetzen, müſſen ſich mit zwei hohenzollernſchen Herrſchern ſammt dem fürſtlichen Herrn von Liechtenſtein in ihren Anſichten vereinbaren, um ihre Curiatſtimme beim Bunde herauszubekommen. Es ſind ihrer neun *) Fürſten, die ſich zu dieſer 16. Stimme zu vereinigen haben. Die Länder dieſer regierenden Herren liegen im Nordweſten, im Südweſten und im Oſten Deutſchlands zerſtreut, ſind nach der Religion ihrer Bewohner, nach der Natur ihrer Bedürfniſſe himmelweit von einander verſchieden. Haben ſie zuſammen einen Geſandten am Bunde, ſo muß dies ein unerhörter diplomatiſcher Odyſſeus ſein, um in ſtreitigen Fällen die neun (jetzt ſieben) Meinungen ſeiner hohen Auftraggeber in eine einzige zu verwandeln. Ich halte die Höfe von Waldeck, Detmold, Schaumburg, Greiz, Schleiz, Ebersdorf (Hechingen, Siegmaringen) und Vaduz für höchſt gemüthliche patriarchaliſche Landedelſitze, wo man entweder gern auf die Jagd geht oder meinetwegen auch Muſik macht und vielleicht ſogar alle Künſte, ſammt Bildung und Humanität im Schooße eines vergnüglichen Friedens anmuthig hegt und pflegt. Ich glaube auch

---

*) Nach Abtretung der hohenzollernſchen Länder an Preußen noch 7.

herzlich gern, daß jedes dieſer Fürſtenthümer ſein nettes Contingent liefert, die drei Reuße ihr wackeres Schützencorps ſtellen, Vaduz unter ſeinen 55 Grenadieren gute Mannszucht hält. Die Cultur, die bekanntlich alle Welt beleckt, iſt auch ſo weit vorgerückt, daß kein deutſcher Hof, wie weiland bei der Reichsarmee geſchehen, ſeine Soldaten ohne Hoſen ins Feld mehr ſtellt. Aber man denke ſich das Vaterland in Gefahr, den Feind vor den Thoren des Reichs! Kommt es in Frankfurt zu einem Plenum, ſo hat Liechtenſtein-Vaduz eine ganze, volle Stimme, wo Oeſterreich, wo Preußen je nur vier Stimmen haben. Was Wunder, wenn Oeſterreich, wenn Preußen jedes auf ſeine Hand Krieg führt und Deutſchland ſeinem Nichts überlaſſen bleibt!

Aber in Friedensſachen könnte der Bund doch ein allgemeines Deutſchland zur Erſcheinung bringen; in Handel und Wandel und in der Geſetzgebung die materielle Einheit wie die geiſtige anbahnen? Er kann es nicht; der Zollverein iſt ohne ihn und außerhalb aller Bundesbeſchlüſſe ins Leben getreten. Was bleibt dem Bunde nun noch übrig, will er mehr als die Erbfolgeordnung und die Familienſachen der fürſtlichen Häuſer in Pflege nehmen? Es iſt ganz gut, daß die deutſchen Fürſten unter einander Vettern ſind, ſich „Couſins" nennen. Aber die deutſchen Völker möchten gern unter einander Brüder ſein; Brüder ſtehen ſich näher als Vettern! — Der deutſche Bund zu Frankfurt könnte ein Areopag deutſcher Staatsmänner ſein, wie auch abſolute Staaten ihren Staatsrath haben. Iſt das Conſeil der deutſchen Diplomaten ein ſolches Collegium? — Wer wollte zweifeln, daß die Verſammlung der deutſchen Geſandten in Frankfurt ausgezeichnete, einſichtsvolle, kenntnißreiche, in den Schickſalen der Staaten und Völker gewiegte und gewitzigte Köpfe zählt! Aber wer dort Sitz und Stimme hat, bringt blos die Meinung ſeines Hofes zur Sprache; ſeinen Sitz hat er, ſeine Stimme giebt er, aber ſeine Einſicht, hat er welche, behält er für ſich. Stimmen kann man zählen, aber Meinungen wollen gewogen ſein. Es ſind nur Diplomaten, die dort verhandeln, keine Staatsmänner, die kraft ihrer Ueberzeugung laut und offen um den Preis der Wahrheit kämpfen. Der deutſche Bund iſt kein Staatsrath und Deutſchland hat kein Parlament.

2.

den 23. Januar.

Deutſchland hat kein Parlament! Auf dieſe Einſicht ſteuern jetzt von mehreren Seiten ſelbſt Männer hin, die Zeit ihres Lebens mehr Diplomaten als Staatsmänner waren. Zwiſchen beiden iſt ein Unterſchied. Der Diplomat vertritt die Intereſſen ſeines Hofes, der Staatsmann die Intereſſen ſeines Landes. Jener hängt von der Perſönlichkeit ſeines Fürſten ab, dieſer tritt für die Perſon des Herrſchers nur ein, wo Fürſt und Land daſſelbe verlangen. Dieſer handelt nach Grundſätzen, die im Wohle ſeines Landes wurzeln; jener agirt nach mißlichen Umſtänden, die er freilich zwingende

Nothwendigkeiten nennt, und erkennt nichts Feſtes an als was nicht zu ändern ſteht, den fait accompli. Oeſterreich hat unter ſeinen Staatsmännern gewandte, ſeine Diplomaten. Preußen hatte unter ſeinen Diplomaten, zieht man ſie ſtreng vor Gericht, vielleicht nur einen wahrhaften, in ſich feſten und vollendeten, den man, als er ſich bei der Stiftung des deutſchen Bundes zum Geſandten anbot, nicht mehr brauchbar fand. Dieſer Eine war Stein. Hätte ſich der deutſche Bund zu einem Parlament geſtaltet, wir würden damit auch eine Schule für Staatsmänner gewonnen haben, und ein Oberhaus, zu dem die Fürſten entweder ſelbſt oder ihre Stellvertreter ſich einfänden. Zu einem Oberhauſe gehört freilich auch ein Unterhaus, wie Juſtus Möſer ſchon neben dem Regensburger Reichstag ein ſolches wollte und forderte. Greift der Zollverein dereinſt über alle deutſchen Lande, ſo ergiebt ſich uns, ſchon zur Schlichtung der Wirren im Handel und Wandel, die Nöthigung zu einer deutſchen Kammer der Gemeinen. — Dies ſind patriotiſche Phantaſien von heute.

Und dieſe frommen Wünſche lagen vor dreißig Jahren ſchon ſehr nahe, obwohl ihnen die Nöthigungen von heute fehlten, und erſt Nöthigungen, meiſtens ſachlich zwingende, bringen in der politiſchen Geſtaltung der Völker die ſchlummernden Kräfte zur Erſcheinung, drängen den Inhalt zur Form. An jene frommen Wünſche erinnert Varnhagen im Bd. 7 ſeiner „Denkwürdigkeiten“, in denen er aus dem Jahre 1815 nach dem Wiener Congreß ſeinen Aufenthalt in

Paris und Frankfurt am Main erzählt. Varnhagen von Enſe war, nachdem er ruſſiſcher, dann öſterreichiſcher Officier geweſen, in die Staatskanzelei des Fürſten Hardenberg getreten. Er war damals auch Journaliſt, und ſeine publiciſtiſche Feder war diplomatiſch genug, um Wünſche und Beſtrebungen preußiſcher Staatsmänner zum Ausdruck zu bringen. Er führt uns jetzt aus jener Zeit Artikel vor, die den damaligen Patriotismus bekunden, der ein Parlament für Deutſchland wollte. Der deutſche Bund wurde, wie Varnhagen ſagt, zu einem gewöhnlichen diplomatiſchen Bündniß, wie ſie in auswärtigen Verhältniſſen die Politik auch zwiſchen den fremdeſten Staaten ſchließen kann, und man fühlte, daß in dem Innern der verbundenen Staaten noch ein anderes Bindemittel beſtehen müſſe, damit nicht blos in den Regierungen, ſondern auch bis ins Volk hinein die Vereinigung lebendig werde. „Jedermann, ſchrieb Varnhagen 1816, kennt die Umſtände, die bei Abfaſſung der Bundesacte obwalteten, und wird es daher mit der ſyſtematiſchen Ordnung und Vollſtändigkeit derſelben nicht ſo genau nehmen: aber der Geiſt, der den 13. Artikel derſelben eingegeben hat, der leuchtet hell und klar in die Zeit. Dieſer merkwürdige Artikel, der in der Bundesacte jetzt eine auffallende Erſcheinung macht, und mit den übrigen Artikeln ſo wenig gemein hat, daß er wie aus einem ganz andern Syſtem von Grundſätzen herrührend und hierher gleichſam nur verſchlagen ſteht, dieſer Artikel zeigt in ſeiner jetzigen Iſolirung gleichwohl das Gebiet von Grundſätzen, aus welchen die durch mehrjährige Bundestage umgeſtaltete künftige Bundesacte ganz und gar hergeleitet ſein wird. Verhehlen wir es denn nur nicht, da doch ſchon der Keim dieſer Erkenntniß durch die höchſten Staatsmänner ſelbſt mit weiſer Hand ausgeſtreut worden, ſagen wir es heraus, daß es mit dem deutſchen Bunde nicht eher etwas Rechtes werden kann, als bis, wie jetzt die Abgeſandten der deutſchen Fürſten und freien Städte ſich mit den Inſtructionen der Regierungen zum Bundestage verſammeln, eben ſo auch die Abgeordneten der deutſchen Völker als höchſte Reichsſtände des gemeinſamen Vaterlandes mit den Inſtructionen der Stände ſich zu einem großen Landtage verſammeln und mit jener Verſammlung gemeinſchaftlich das Vaterland berathen. Wenn dann die Regierungen nicht mehr ein Staatenband zu trennen vermögen, das zugleich ein Volksband iſt, und alle Verſuche des Auslandes unmittelbar auf die große Körperſchaft des geſammten deutſchen Volkes treffen, dann werden die Deutſchen erſt wahrhaft verbunden ſein und eine Einheit bilden, die weit entfernt, wie man bisher fürchten wollte, den jetzigen Fürſtenrechten gefährlich zu ſein, gerade deren ſicherſte Befeſtigung werden muß."

Der Gedanke eines deutſchen Parlaments erregte damals Aufſehen. Gneiſenau gab der Sache vollen Beifall, Humboldt meinte, bis dahin ſei noch ein weiter Weg, und Diejenigen, die den Anfang des jetzigen Bundestages ſahen, würden den Anfang des verheißenen nicht erleben. Eine in Leipzig 1816 erſchienene Schrift: „Vom deutſchen Nationalſinn“ verſuchte die weitere Ausführung. Adam Müller merkte Unheimliches und ſprach in den deutſchen Staatsanzeigen dawider, und Gentz, der gern ſein Stichwort vom „bewaffneten Jacobinismus“ im Munde führte, berührte die Sache in einem ſpäteren, gegen Lindner gerichteten Rundſchreiben. Bignon in ſeinem Buche „Les cabinets et les peuples“ erwähnt ihrer gleichfalls. Ein durch ſeine Geſinnung wie durch ſeine Schickſale die lebhafteſte Theilnahme anſprechender Schriftſteller, Wilhelm Schulz, hat — leider zu ſeinem Schaden — den Gegenſtand nachdrücklich aufgenommen, und Droyſen erinnert in ſeinem Buch über die Freiheitskriege an Juſtus Möſers Forderung eines Unterhauſes neben dem fürſtlichen Oberhauſe zu Regensburg.

Varnhagen deutet ungefähr darauf hin, wie Preußen um die Initiative gebracht wurde, der deutſchen Nation damals die erſehnte Stellung nach außen, den gehofften Zuſammenhalt nach innen zu geben. Tiefere Blicke in dies deutſche Zerwürfniß eröffnet uns Karl Hagen, Profeſſor der Geſchichte in Heidelberg, in der zweiten Abtheilung ſeiner Entwickelung der „öffentlichen Meinung in Deutſchland von den Freiheitskriegen bis zu den Karlsbader Beſchlüſſen.“ Im vorigen Jahrgange des Raumer'ſchen hiſtoriſchen Taſchenbuches ſchilderte Hagen die allgemeine Stimmung des deutſchen Volkes zur Zeit der Kriege gegen Frankreich; jetzt giebt er uns ein Bild unſerer geſcheiterten Hoffnungen in Folge des zweiten Pariſer Friedens, der uns die früheren deutſchen Provinzen nicht wiedererwerben, unter den Völkern Europa's uns die verlorne politiſche Stellung als eine ſtaatliche Geſammtheit nicht wieder einnehmen ließ. Oeſterreich hatte ſich ſchon auf dem Wiener Congreß auf die geographiſche Sicherung ſeiner Ländermaſſe beſchränkt, in den Friedensverhandlungen zu Paris ſich mit einer paſſiven Haltung begnügt. Die deutſche Begeiſterung, die ſich laut genug für das alte Kaiſerhaus ausgeſprochen, hatte ſich dann erſt auf Preußen gerichtet. Preußen hatte ſchon auf dem Congreß freiſinnige Vorſchläge gemacht, ſeine Heere hatten im Vereine mit den engliſchen Truppen faſt allein im zweiten Freiheitskriege den Kampf bendet, in den Pariſer Verhandlungen ſuchte Preußen vorzugsweiſe die Ehre und Wohlfahrt der deutſchen Nation in's Auge zu faſſen, der öffentlichen Meinung ſchon mit dem Cabinettsbefehl vom Mai 1815, welcher dem Volke, und zwar in kürzeſter Friſt, eine Verfaſſung verhieß, die größten und erſten Zugeſtändniſſe gemacht. Preußen ſtand, als ſeine ſiegreichen Krieger aus Frankreich zurückkehrten, auf dem Gipfel der öffentlichen Meinung; laut und entſchieden war die Forderung, die Erwartung, es werde an die Stelle eines Beſchützers des aufgelöſten Rheinbundes treten, während Oeſterreich zur erledigten Rolle eines Königs von Italien berufen und befähigt ſchien. — Wer die Geſchichte der Sehnſucht des deutſchen Volkes nach politiſcher Einigkeit ſchreibt, hat uns das verſtrickte Gewebe unſerer endloſen Zwieträchtigkeiten zu entwirren. — Schon hinter dem Rücken unſerer ſiegreichen Heere begann in unſerm Schooße der Same der Eiferſucht aufzuſchießen, das Gift der Verdächtigung die

Pulsadern unſers beſten Wollens zu durchdringen; Heimtücke iſt das Wort, für das man in jeder andern Sprache vergebens nach dem entſprechenden Ausdruck ſucht. Preußen, weil es fühlt, daß ſein Heil mit der Aufklärung Hand in Hand ging, macht ſehr gern Verſprechungen und giebt dann eben ſo gern Einflüſterungen offnes Ohr, um was es verſprach nicht zu halten. Deshalb in der preußiſchen Politik der Widerſtreit noch unausgeſöhnter Gegenſätze, für deren Pole nur das Bewußtſein einer entſchiedenen Nationalkraft eine feſte Achſe iſt. — Sobald die Thaten der Begeiſterung geſchehen waren, tauchte auch ſchon in trüben bureaukratiſchen Sümpfen die Furcht auf, das *Volk* werde den Staat machen wollen, und dieſer in ſeinen alten Formen dem Andrang von unten auf nicht Stand halten können. König Friedrich Wilhelm III. war über Yorks Uebergang zu den Ruſſen wie „vom Schlage“ gerührt, gab aber dann „klein nach“ und rief die Begeiſterung für ſich auf, ehrlich, gewiſſenhaft, aber engherzig wie er war. Die Begeiſterung des Volkes hatte den Kampf gegen Napoleon zu einem Nationalkriege gemacht, aber ſie mußte als ſchuldiger Gehorſam bezeichnet werden, damit die Liebe um ihre ſtürmiſche Kraft, der Geiſt um ſeine Schwingen kam. Dies war der Wendepunkt in den Stimmungen der Zeit, die Schrift von Schmalz das Signal zur Retirade, ein würtembergiſcher Orden das erſte Document, daß ſolche Verdächtigung des nationalen Aufſchwungs in Deutſchland willkommen ſchien. Es fehlt unter uns auch nie, daß die Begeiſterung ſich hitzig überläuft und ſich um ihr Ziel bringt. In den erdichteten Briefen der ſogenannten „Sächſiſchen Actenſtücke“ ward Preußen eine Stellung zugewieſen, vor der jeden wohldenkenden Patrioten ſchwindelte. Der Gedanke einer Vertretung Deutſchlands durch Preußen konnte nicht beſſer parodirt werden, als wenn man Berlin als den Sitz des neuen deutſchen Kaiſerreichs, ja als einen Centralpunkt Europa's feierte. Dadurch riß man Preußen aus ſeinen Angeln, entblätterte man die Knoſpe deutſcher Hoffnungen, hetzte man den Gedanken an eine Vertretung deutſcher Einheit zu Tode. Auf die Denunciation des Tugendbundes durch die „Schmalzgeſellen“ erfolgte deſſen Aufhebung, und Luden ſprach in ſeiner „Nemeſis“ das Wort, die Schrift des Geheimraths habe Preußen mehr Niederlagen bereitet, als es Siege mit ſeinen kriegeriſchen Helden errungen. Der deutſche Bund trat mit dem Argwohn gegen preußiſche Uebergriffe zuſammen, und Preußen gab ſich alle mögliche Mühe, dieſen Argwohn zu widerlegen. Der Rheiniſche Mercur ward unterdrückt, die Männer der nationalen Partei wie Niebuhr, Gruner, Stein, Gneiſenau, auch York und Blücher traten aus dem Vorgrunde zurück, der friſche Geiſt der Freiheitskriege wurde von den Polizeimeiſtern auf Flaſchen gezogen, als Spiritus beigeſetzt oder gemach in Stubenluft abgedämpft. Nachdem es gelungen, Preußen an ſich ſelbſt und ſeinem Berufe ſchwindelig zu machen, ſchienen die deutſchen Hoffnungen ſchon in ihrem Keime getödtet, während Baiern und Würtemberg nur um ſo geſchäftiger wurden, die Stimmung ſich zuzuwenden. Die

„Allemannia", das Organ des baieriſchen Miniſters Grafen Montgelas, das Anfangs in das heiſere Gekrächz der Schmalziaden eingeſtimmt, pflanzte plötzlich die Fahne des Deutſchthums auf. Baiern und Würtemberg gaben, was Preußen nicht zu thun wagte, ihren Völkern eine Verfaſſung, der rheiniſche Flüchtling Görres erhielt nach München und ſogar nach Stuttgart eine Berufung. Das ſchwanke Preußen war an ſich ſelber irre geworden, um langſam, aber ſicher büreaukratiſch zu verknöchern. Das deutſche Feuer verkroch ſich in die Höhlen der Burſchenſchaften und glimmte rathlos, richtungslos unter der Decke hin. Die Mordthat eines Schwärmers nahm man dann als den Ausbruch der verkohlenden Gluth, und die ſonſt uneinigen deutſchen Gewalthaber waren darin einig, in dieſem iſolirten Verbrechen die Ausartung des Nationalſinns zu ſtrafen. Preußen ging ſogar voran in den Maßnahmen gegen eine angebliche Verſchwörung deutſcher Jugend, die den Beſorgten höchſtens möglich, bornirten Finſterlingen aber willkommen ſchien.

So kam es, daß nach den äußern Freiheitsſiegen aus Deutſchlands innerer Freiheit nichts wurde. Die Fürſten hatten nicht den Muth zu ſolcher; ſie brachen ihr gegebenes Wort oder ließen den Anfang des Werks verkümmern.

Die neue Epoche in Preußen.

Im März 1847.

Im Siegesgefühl der Freiheit nach außen hätte ſich Deutſchland zur politiſchen Einheit geſtalten müſſen, war ſchöpferiſche Kraft in uns. Aber auch 1830, als von Frankreich ein Sturmwind über uns fuhr, wichen nur kleinere und mittlere Staaten dem Drang der Noth, in Verfaſſungen das Volk am Staatswohl zu betheiligen; die beiden großen deutſchen Staaten verharrten in ihren despotiſchen Formen. Oeſterreich erinnerte ſich nicht der großen Schuld, in ſeinen Erbländern berechtigte Stände zum Schweigen gebracht zu haben. Preußen gefiel ſich in ſeinem ſteifen Schematismus, verketzerte alle Beſtrebungen politiſcher Art, legte aber halb wiſſentlich, halb unwiſſend mit ſeinem Zollverband für eine deutſche Geſammtheit einen wichtigen Grundſtein. Friedrich Wilhelm der Dritte war ſonſt in jeder Beziehung ebenſo einſeitig preußiſch, wie er einſeitig proteſtantiſch war. Das freie, ſelbſtändige Städteleben, ein ganz deutſcher Gedanke des Miniſters Stein, blieb in halber Entwickelung, die Provinzen wurden uniformirt, alle individuelle Entfaltung mußte ſich unterordnen, unter einem rationellen Mechanismus von Soldatenthum und Büreaukratie lag Alles wie unter einer ſtarren Decke gebannt. Die Uniformirung ſämmtlicher Provinzen des Reichs war ein Hauptprincip Preußens. Der Gedanke an eine Reichsverſammlung galt für tödtend, weil man eine Auflöſung des Reiches fürchtete, ſobald die provinziellen Widerſprüche und Gegenſätze jene abſtracte Gleichmachung, die man erzielte und erreichte, mit Einem Mal von ſich warfen. Die geiſtige Thätigkeit verkroch ſich in Schulen und Secten, die Abſtraction griff mit ihrem trockenen und blaſſen Terrorismus in allen Gebieten um ſich, an die lebensvolle Wirklichkeit der verſchiedenen Provinzen, an eine mit freiem Willen und mit Bewußtſein zuſammentretende Betheiligung der Nation am Staate wagte ſich kein Gedanke. Wer Preußen in der alten Zeit kannte, wird wiſſen, welch ein obſchon gewiſſenhafter, doch kalter, nur nach Zahlen rechnender Formalismus alle Lebensregungen beherrſchte. Es war zu einer regelrechten Ordnung gekommen, aber dieſe Ordnung war ſoldatiſch, wo nicht knechtiſch. Der Staat beförderte die Schulbildung, aber er legte auf die Früchte dieſer Bildung für die Ausübung Beſchlag. Die Wiſſenſchaften blühten, aber ihre Wirkungen blieben abſtract. Für die Künſte wurden jährlich Summen ausgeſetzt, aber ihnen im Schooß des Volkes geiſtige Quellen zu eröffnen, fiel niemand ein. Die Finanzen waren in geregeltem Zuſtande, d. h. der Bürger zahlte blind und mußte blind überzeugt ſein von der guten Verwendung. Einblicke in die Verwaltung zu geſtatten erſchien unerhört. Der Bürger zahlte Steuern, als ſtände alles noch auf dem Kriegsfuße; konnte er dabei beſtehen, ſo beſtand er; wo nicht, ſo ging er „mit Gott für König und Vaterland" zu Grunde. In der Vertheilung der Steuern ſaß niemand aus dem Volke mit zu Rathe; der Beamtenſtand verfügte über

Handel und Gewerbe. Der Fürſt war Herr und Gebieter und doch mußte er, weil er Menſch und kein Gott war, es zulaſſen, daß jeder ſeiner Miniſter und Diener auf ſeinem Gebiete ebenfalls in gleichem Sinne Selbſtherrſcher war. Niemals gab es abſolutere Miniſter als damals; jeder war auf ſeinem Bereich Alleinherrſcher. So ging eine feſte Kette des Befehlens und Gehorchens von oben bis unten, aber der Gehorſam war ein ſtarrer, die Ordnung eine bewußtloſe. Es glaubte jeder an die ewige Dauer dieſer Maſchine, man hatte ganz vergeſſen, daß eine Verſtändigung zwiſchen Regierung und Volk in den Zeiten der Noth, in den Zeiten der Kriegsjahre ſehr nöthig und die einzige Rettung des Staates geweſen war. Das Volk war nur Mittel, der Staat der Zweck.

Ein Charakter auf dem Throne, ſagt man, irre ſeltner. Der dritte Friedrich Wilhelm hatte einen gewiſſen Inſtinct in der Wahl ſeiner Diener; in ſittlicher Beziehung nannte man ihn, ſeinem Vater und deſſen königlicher Wirthſchaft gegenüber, eine Römernatur.

Ein Talent auf dem Throne will mehr. Es ſucht nicht blos zuſammenzuhalten, was es hat, es macht Entwürfe, es ſpeculirt auf die Gemüther, es ruft zur Mitbetheilignng auf, es weckt die Kräfte, es fordert Begeiſterung für das ſchöne, volle Leben. Wenn etwas, ſo iſt das nicht mehr preußiſch, ſondern deutſch, — es ſteckt ſogar deutſche Schwärmerei darin. Die ſteife Decke des altpreußiſchen Lebens ſprengte Friedrich Wilhelm der Vierte, der vom Throne einige Stufen herunterſtieg und „ſein Volk“ zur Begeiſterung für ſich und für deutſches Leben aufrief. Denn deutſch war dies ſein Thun, obſchon ſehr ſpecifiſch romantiſch; deutſch war auch die Bewegung, die er aufrief, obſchon ſie ſich entſchieden blos preußiſch gebährdete. Es giebt wohl einen Staat Preußen, aber keine preußiſche Nation, die Nation iſt die deutſche. Der königliche Wille glaubte Herr der Bewegung zu bleiben, die er aufrief, und war ſofort darob erzürnt, wenn die lange gebundenen, jetzt verſuchsweis entfeſſelten Geiſter auch mißliebig laut wurden; der lange Dienſt des Mechanismus, die lange, ſtarr und ſtereotyp gewordene Gewöhnung hatte ſie unfähig gemacht, ſich ſelbſt die Bahnen zu eröffnen und zu meſſen. Der Goethe'ſche Zauberlehrling hatte die Macht, die Geiſter zu rufen, aber nicht, ſie zu bannen. — Man wird aller Folgewidrigkeiten ungeachtet auf das Jahr 1840 als auf den Beginn einer deutſchen Entwickelung in Preußen hinweiſen.

Friedrich Wilhelm der Vierte traute ſeinem künſtleriſchen Schöpfungsdrang, er ließ dem Verſtande gegenüber Gemüth und Phantaſie Sprache gewinnen, er entfeſſelte die bisher in öffentlichen Dingen ſchlummernden Kräfte. Er tadelte die Engherzigkeit in der Auslegung der Geſetze, er ſtörte den Mechanismus der Verwaltungsmaſchine, er ſelbſt zuerſt rüttelte an der Unfehlbarkeit der Beamtenhierarchie. Die Büreaukratie horchte zum erſten Mal auf; ſie mußte denken, oder wenigſtens fühlen lernen. Das ſtarre Geſetz iſt flüſſig geworden; nach dem Willen des Königs gilt im Geſetz nicht mehr der Buchſtabe, ſondern das Wort, ſeine Deutung und ſein Sinn. Selbſt die Cenſoren, früher ſubalterne Beamte, haben jetzt eine Behörde über ſich, die nicht über den Buchſtaben, ſondern über den Geiſt richtet. Während ſonſt ein Herr von oben befahl, Bediente ihm gehorchten, beruft jetzt der königliche Wille Verſammlungen und giebt ihnen die Entſcheidung anheim. Dabei wird freilich der Wunſch und die Hoffnung im Stillen gehegt, eine Geſammtheit werde beſchließen, was bisher der königliche abſolute Wille kraft ſeiner eignen Vollmacht commandirte, und ſo lange ein königlicher Wunſch ſchon als Befehl gilt, ſo lange ſtehen wir auch bei Verfaſſung und Ständen noch mitten im abſoluten Staat. Aber in der Form iſt mit dem neuen Regiment viel gewonnen; man regiert nicht mehr dictatoriſch, nicht der König für ſich, jeder Miniſter und jeder Diener unter ihm abwärts für ſich; man hat angefangen collegialiſch zu regieren und zu verwalten, und die collegialiſche Form iſt ein Uebergang zur conſtitutionellen. Was jene noch Schwankendes an ſich hat, wird ſchwinden, wenn der Bürger zum Bewußtſein und zu einer Freiheit die ſich ſelbſt zügelt heranreift. Das Princip des Selſgovernment hat in Preußen angefangen ſich zu entwickeln, und mich dünkt, die dortige Bevölkerung ſei darin der Regierung keineswegs in allen Stücken voraus. Unter dem vorigen Regiment wurde dictatoriſch beſeitigt wer in den Organismus nicht paßte. Unter Eichhorns Miniſterium iſt Bruno Bauers Entfernung vom Lehrſtuhl erſt nach dem Gutachten der Facultäten in's Werk geſetzt worden. Auf dies Gutachten konnte man freilich ſicher rechnen; man kann bei deutſchen Gelehrten auf noch mehr als das rechnen. — Unter der vorigen Regierung wurde die Union der Lutheraner und Reformirten decretirt. Der königliche Wunſch erhielt wenigſtens nach Sitte und Brauch in Preußen das Gewicht eines Decretes, und die Mehrzahl gehorchte mehr dem menſchlichen als dem göttlichen Willen, mehr der weltlichen Autorität als dem innern Gewiſſen. Der jetzige König berief eine Generalſynode, er ſprach das Wort, die Kirche ſich aus ſich ſelbſt entwickeln zu laſſen, und Eichhorn leitete in dieſem Sinne die Verſammlung. Es ging das Gerücht, man habe ſich hohen Ortes in dieſer Synode getäuſcht, nachdem ſich ergeben, daß in ihr das liberale Element wie das orthodoxe gleich ſtark vertreten war; man habe eine Verſammlung bezweckt, die ſich die Vollmacht einer Kirchenverſammlung zuſprechen, nach Form und Art des biſchöflichen Proteſtantismus in England eine Staatskirche entwerfen würde. Halten wir dann die Thatſachen feſt: das thatſächliche Wort der weltlichen Majeſtät, die Kirche ſich frei aus ſich ſelbſt entwickeln zu laſſen, das thatſächliche Ergebniß, daß die Synode jeden Symbolzwang mit der Freiheit des evangeliſchen Glaubens für unverträglich erklärte, den evangeliſchen Prieſter nicht auf eine Formel vereidete, die Auffaſſungsarten des Chriſtenthums frei gab. Iſt das nur ein negativer Gewinn, ſo iſt die Vermeidung des Irrthums ſchon wichtig genug, um daran mit Freude und Zuverſicht weitere Entwickelungen im Sinne des Zeitbewußtſeins zu knüpfen. Die Ueberzeugungen des Königs ſind in religiöſen Dingen ſtreng orthodox, und die von ihm zuſammenberufene Synode entwickelte ſich frei und rückſichtslos nach eigner innerer Ueberzeugung. Die Berliner Verſammlung des Guſtav-Adolph-Vereins war ohne allen königlichen Einfluß aus der Nation heraus in's Leben getreten, und gleichwohl ergab ſie ſich nicht als freiſinnig genug, um Rupp als Mitglied anzuerkennen, der das Chriſtenthum anders deutet als die orthodoxe Theologie, aber noch nicht aufgehört hat evangeliſcher Chriſt zu ſein. Dies beſtätigt ebenfalls, es ſei nicht recht beſtellt mit der Freiheit, die man giebt; die Freiheit allein iſt von Heil, zu der das Volk ſich ſelbſt kraft ſeines eignen Entſchluſſes heranbildet. In dieſer Heranbildung zum ſelbſtändigen, verfaſſungsmäßigen Bewußtſein iſt die Menge bisher keineswegs der Regierung voraus. Träte eine Reichsverſammlung von lauter Pommern und Brandenburgern zuſammen, wir würden das Schauſpiel einer Verſammlung haben, die aller ſelbſtändigen Haltung und Würde baar und blank iſt. Hätte man unter dem vorigen Regiment, der alten Zuſage getreu, die Form einer Reichsverfaſſung gegeben, wir würden vielleicht ein troſtloſes Schauſpiel erlebt haben. Bei dem Geiſt einer ſoldatiſchen Büreaukratie, bei höfiſcher Stellenjägerei, bei Knechtſchaft nach oben und Despotie nach unten, iſt überall die Verfaſſung eines Landes nur ein ſyſtematiſches Gewebe von Intriguen, ſtatt eine freie Verſtändigung zwiſchen Fürſt und Volk. Man poche nicht zu ſtark auf den angeblichen germaniſchen Biederſinn, auf germaniſche

Ehrlichkeit, Offenheit und Wahrheitsliebe! Der Engländer hat dies, bei aller Schroffheit ſeines Egoismus. Unſere Selbſtſucht iſt geheimer, ſitzt tiefer, ſie täuſcht ſich mit Phraſen und niſtet im Stillen ſehr feſt. Zum öffentlichen Leben, zur freien Staatsform gehört weit mehr Hingabe an das Allgemeine, als der Deutſche mit ſeinem egoiſtiſchen Familienſinn bis jetzt in ſich entwickelt hat. Selbſt das Gemeindeleben in den Städten ermangelt noch der öffentlichen Theilnahme. Sinn für Oeffentlichkeit geht bei freien Nationen immer Hand in Hand mit vernünftigem Tact, und im Maßhalten erprobt ſich beim Engländer erſt recht das Selfgovernment, während der Franzoſe bei ausſchweifenden Phraſen über Freiheit mit der Regierung Hand in Hand ſich heimlich von der Freiheit ſeinen Vortheil ſichert.

Leſſing ſagte bekanntlich, wenn Gott vor ihn hinträte, in der rechten Hand die volle, fertige Wahrheit, in der linken den bloßen Drang nach Wahrheit mit der Luſt und der Fähigkeit, ſie zu erringen, und Gott Vater ſtellte ihm anheim was er wolle und ſagte: wähle! — er würde ihm in die Linke fallen und rufen: Vater, gieb! denn hier iſt für mich die Möglichkeit, mich erſt der Wahrheit werth zu machen! — Auch die Befähigung zum freien Staatsleben iſt mehr werth, als die feſt gegebene Form dafür. Die Möglichkeit aber, zum Bewußtſein der Selbſtändigkeit heranzureifen, iſt in Preußen ſeit 1840 gegeben. Nur Kurzſichtige ſuchen die Freiheit nicht in ihrer eignen Haltung, ſondern in äußeren Zugeſtändniſſen. Die Menſchen von heute wollen die Freiheit lieber genießen als ſie ſich verdienen und erwerben; ſie verlangen ſie als fertiges Schema und ſuchen ſie nicht in der Entwickelung der Selbſtändigkeit. Viele erwarten ſie ſogar wie auf dem Präſentirteller ein Geſchenk, ſtatt daß die Freiheit eine Arbeit der Geiſter iſt, ſich ſelbſt zu führen. Ausſchweiſend in der Freiheit iſt nur der losgelaſſene Sklave; der wirklich Freie hält und regiert ſich ſelbſt.

Seit 1840 iſt überall ein neues Leben bis zur Leidenſchaftlichkeit in Preußen rege, der königliche Wille ſelbſt hat die Geiſter wach gerufen, hat den Kampf, das Ringen um die höchſten Güter für deutſch, für national erklärt. Störungen und Verkümmerungen im Einzelnen, wo die Leidenſchaft nach beiden Seiten hin irrt, hindern nicht mehr den Glauben und die Einſicht, daß der Staat für das Volk, das Volk nicht für den Staat da ſei. Unter dem ancien régime galt alles, was in den Mechanismus des Staates nicht paßte, für überflüſſigen Ballaſt. Daß man vier Millionen Katholiken zu Genoſſen des preußiſchen Staates zählte, erſchien faſt als ein Unglück, wenigſtens als ein Mißverhältniß. Jetzt wurde der Glaube der alten Kirche in einer Weiſe freigegeben, daß Preußen ſich faſt nicht mehr in dem Gedanken wiegen zu wollen ſcheint, das Protectorat des Proteſtantismus zu führen. Unter dem Scepter des Zöglings der romantiſchen Schule werden uns jetzt die großen Inſtitute, die herrlichen Bauten, die glorreichen Denkmäler des Mittelalters als Wahrzeichen des Nationalſtolzes erneuert. Unter dem vorigen König wurde ein widerſpenſtiger Erzbiſchof mit militäriſcher Gewalt zur Ruhe abgeführt. Jetzt ſind poetiſche Sympathien mit dem mittelalterlichen Chriſtenthum erwacht, katholiſche Kirchenfürſten ſitzen in Preußens Angelegenheiten mit zu Rathe. Daß vier Millionen katholiſche Chriſten berechtigt ſein könnten, für irgend ein Miniſterium einen Candidaten zu ſtellen, wäre unter dem vorigen alten Herrn ein unerhörtes Preisgeben der proteſtantiſchen Haltung des Staates geweſen. Man lebte damals noch in dem befangenen Wahne, daß der Staat ein confeſſioneller ſein müſſe. Heutzutage erwuchs beſorgten Köpfen ſogar der Argwohn, als wolle man in Preußen auf religiöſem Gebiet um ſo mehr einräumen, als man auf dem Boden der Politik Zugeſtändniſſe zur Entwickelung der Nation verſage. Aber der Argwohn irrt ſich. Dieſer Monarch, ob ihn ſchon die alte überkommne Form des Staates dazu führen könnte, will nicht Selbſt- und Alleinherrſcher ſein im ruſſiſchen oder türkiſchen Sinne. Seiner innern Natur widerſtreitet es, ohne ſtändiſche Mitwirkung des Volks zu regieren.

Das preußiſche Verfaſſungspatent.

Der fünfzehnte October und der achtzehnte October, der Geburtstag des Königs und der Jahrestag der Leipziger Völkerſchlacht, verfloſſen im vorigen Jahre, ohne eine preußiſche Verfaſſung zu bringen. Jetzt geht das Gerücht, die Verfaſſungsurkunde liege an Allerhöchſter Stelle von allen Seiten unterzeichnet und unterſiegelt fertig im Pulte. Es iſt ja auch leicht thunlich, aus dem Schooß der Provinzialſtände eine Verſammlung herzuſtellen, die man Reichsſtände nennt. Daß man zögert eine ſolche Reichsverſammlung ins Leben zu rufen, läßt vielleicht ſchließen, man wolle dieſelbe nicht blos für eine berathende gelten laſſen, ſondern ihr das Steuerbewilligungsrecht zugeſtehen. Für den Fall einer neuen Anleihe hatte ja auch Friedrich Wilhelm der Dritte Reichsſtände für nöthig erklärt. Bevor aber die Nöthigung, ſich neue Geldquellen zu eröffnen, vorliegt, will man das Bewilligungsrecht nicht ohne Noth aus der Hand geben. Tritt der Zeitpunkt ein, ſo werden die Provinzen ſich raſch mit Bewußtſein zuſammenfinden und alte langgehegte Ueberzeugungen plötzlich in ihrer Reiſe daſtehen. Wir für unſern Theil würden eine Verfaſſung ohne ein neues Wahlgeſetz für ein Unglück halten. Jetzt wird in Preußen nur eine geringe Minderheit vertreten, nur der Grundbeſitz und der Adel der auf ihm fußt. Aus dieſem Verhältniß erwächſt ſelbſt in den alten Provinzen des Reiches eine zu ſtarke Ungleichheit in der Vertretung. Im Regierungsbezirk Königsberg (Vergl. Schneer: „die Dismembrationsfrage“) beträgt die Geſammtheit der Bauergüter 3,500,000 Morgen, die der Rittergüter 2,000,000. In Gumbinnen iſt die Ueberzahl der Bauergüter noch ſtärker, 3,500,000 gegen 800,000 Morgen Rittergut. Im ariſtokratiſchen Poſen dagegen umfaſſen die Rittergüter 3 Millionen, die Bauergüter nur etwas mehr als 2 Millionen Morgen. Wie kann man unter dieſer Ungleichheit der Verhältniſſe bei der jetzigen Beſchaffenheit der Wahlen der Meinung ſein, das Land und der Landbeſitz ſei richtig vertreten? Davon abgeſehen daß die Ariſtokratie des Verdienſtes jener materiellen Ariſtokratie das Gleichgewicht halten müßte, ſoll überhaupt nur von einer conſervativen Vertretung des Reiches die Rede ſein! Für jetzt iſt in Preußen alle Intelligenz, die nicht zehnjährigen Land- oder Stadtbeſitz hat, ausgeſchloſſen. Alle Vorzüge des Geiſtes, ja alle ſonſtige Stellung und Wirkſamkeit wird von dem einſeitig engen Wahlgeſetze für nicht befähigt erkannt, zum Wohl des Staates das Wort zu führen und die Stimme abzugeben.

Bülow-Cummerow wird in der preußiſchen Publiciſtik als der bedeutendſte Stimmführer für dieſe Epoche genannt werden müſſen. Sein Geſichtskreis iſt freilich nicht weit, aber wenn dieſer Mann der Oppoſition gegen die Bureaukratie zum Schrecken der Beamten zur königlichen Tafel gezogen wurde, wenn man ihm nicht blos Artigkeiten erwies, ſondern Gehör gab, ſo iſt ſeine Wirkſamkeit ſchon unerhört. Dieſer royaliſtiſche Ariſtokrat hat an der Unfehlbarkeit der Beamtenhierarchie gerüttelt, hat deren ausſchließliches Monopol geleugnet, das, wo nicht eine chineſiſche Verpuppung, doch jenen „eingefrornen Dünkel", von dem Heine ſingt, in ſich hegt und pflegt. Miniſter Stein ſagte ſchon, unſere Beamtengewalt ſei auf die politiſche Nichtigkeit der Bürger gegründet, und dies wird ſo lange der Fall ſein als im Staate die Mittel noch immer für höher gelten als der Zweck. Wir theilen das nicht, was Bülow-Cummerow will; aber in dem was er nicht will, ſind wir mit ihm einig.

Werden in Preußen die Miniſter vor den Ständen nicht verantwortlich gemacht, ſo kann vom Heil eines Verfaſſungslebens nicht die Rede ſein. Bülow-Cummerows Buch über „Preußen, ſeine Verfaſſung und Verwaltung“ war vielleicht in Berlin ſchon vergeſſen, ſobald der Reiz der Neuheit dahin war; in den Provinzen greifen dieſe Fragen noch unausgeſetzt um ſich, und ſuchen am Beſtehenden ihre Löſung.

Nach den Provinzen hat man aber lediglich zu ſehen, will man in den Stand der Dinge geſunde Einſicht gewinnen. Hier ſind es Männer aus dem Kern des Volkes, Männer der praktiſchen Thätigkeit, die ſich die Fragen über die Wohlfahrt der Monarchie näher rückten als die Gelehrſamkeit wiſſenſchaftlicher Juriſten, der leidenſchaftlich principielle Eifer theoretiſcher Publiciſten es je vermag. Die rheiniſchen Stände in Coblenz ſtanden an der Spitze des Bewußtſeins über die Verfaſſungsfrage. Ich verweiſe auf Camphauſen, auf Merkens, die beiden Abgeordneten von Cöln, ich verweiſe auf Hanſemann von Aachen, auf den Abgeordneten des Ritterſtandes v. Lon. Hanſemann iſt bekannt als Vertreter der Minderheit des Petitionsausſchuſſes für allgemeine Reichsſtände. Er trat der Mehrheit des Landtags entgegen, die der Meinung war, das Rheinland werde durch die Verfaſſung verlieren, wie es ſelbſt ſchon durch die Gemeinſamkeit mit Weſtfalen verloren habe. Hanſemann legte als preußiſcher Patriot den Satz in die Wagſchaale, daß die Oſtprovinzen nur gewinnen könnten und mithin im nothwendigen Gefühl der Zuſammengehörigkeit der Monarchie die

Sache der allgemeinen Reichsvertretung feſtzuhalten ſei. Mit dem Freiherrn von Lon ſtellte eine ganz andere Verfaſſungspartei ihren Kämpfer ins Feld. Lon erklärte ſich gegen alle tabula rasa der allgemeinen Gleichmacherei, gegen alles Centraliſiren, Nivelliren, Reglementiren, ſowie gegen die Vertretung des Volks durch Köpfe. Er will eine geſchichtliche Grundlage für die Verfaſſung und ſucht ſogar nach den ehedem deutſchen Reichsſtänden als nach einer rechtmäßigen Wurzel für preußiſche Stände. Lon will provinzielle und corporative Selbſtändigkeit, ſo kirchlich wie weltlich. Und dies iſt ein Punkt, über den die Monarchie Preußen, will ſie ſich verfaſſungsmäßig feſtſtellen, noch nicht einig mit ſich iſt, ſelbſt wenn ihr Oberhaupt es wäre. Im franzöſiſchen Conſtitutionalismus werden nicht die organiſchen Stände vertreten, ſondern Meinungsparteien. In Frankreich treten nicht die Abgeordneten eines Handelsſtandes, des großen Grundbeſitzes, der Gewerbe, Städte und Dörfer zuſammen, ſondern Deputirte der äußerſten Rechten und Linken, der gemäßigten Rechten und des linken Centrums. Die franzöſiſchen Kammern beſtehen aus Stellvertretern der verſchiedenen Parteien, die ſich auf dem Felde der Preſſe bilden, und dort ihr Feuer ſchüren. Der Wahlcenſus in Frankreich ſcheidet blos Gebildete und Ungebildete, und das Miniſterium hält ſich je nachdem es in der Mehrheit der herrſchenden Stimmung des Augenblicks ſeine Stütze hat, oder für ſeine Meinung ſich künſtlich dieſe Mehrheit verſchafft. Dieſer Zuſtand liegt uns fern; er iſt, glaub' ich, nur erträglich bei vollſtändiger

Preßfreiheit. Preußen will ſich aber, ſo ſcheint es, ohne dieſe volle Preßfreiheit verfaſſungsmäßig geſtalten. Es will alſo nicht in der öffentlichen Meinung, ſondern in organiſchen Elementen der bürgerlichen Thätigkeit die Wurzeln zu ſeiner Verfaſſung finden. Lon's Richtung entſpräche dieſer Form des Verfaſſungslebens, und was mittelalterlich darin zu ſein ſcheint, wird gewiß von der Liebhaberei des höchſten Willens begünſtigt. Bei alle dem wird die ſchwere Frage laut, ob Preußen nicht bereits in allen ſeinen Einrichtungen wie in der Stimmung und Geiſtesart ſeiner Bewohner zu modern iſt, um ſich provinziell und corporativ zu conſtitutioniren; es fragt ſich, ob die bisherige Centraliſation des Staates, die man bis jetzt für ſeine Grundbedingung hielt, unter dieſen Formen nicht gefährdet werde. Auf der andern Seite verſtößt es gegen den deutſchen Grundbegriff von Reichsſtänden, kommt dabei das provinzielle und das corporative Element gar nicht zur Geltung. — Preußen iſt mit ſeinen Begriffen und Bedingungen, mit ſeinem Wollen und Können weder nach der einen, noch nach der andern Richtung ſchon reif, eine Verfaſſung von Gehalt und Gewicht abzuſchließen; es iſt blos reif, die Bedingungen dazu in ſich aufzuſuchen und die dabei gegebenen Nöthigungen ſich zum Bewußtſein zu bringen. Nur bei der unbeſtechlichen Selbſtändigkeit der preußiſchen Gerichte war es bisher möglich und erträglich geweſen, daß ein Staat, der den Fortſchritt anbahnte, in den politiſchen Formen hinter den kleinern deutſchen Staaten zurückblieb.

Ludolf Wienbarg in Sachen Schleswig-Holſteins.

Der deutſche Bund hatte 1846 eine Sache, welche das geſammte Deutſchland mit lebendiger Einmüthigkeit für die ſeinige erklärt, dahin zu erledigen geſucht, daß er die Zuſammengehörigkeit des Herzogthums Holſtein mit Deutſchland und deſſen dynaſtiſche Verbindung mit dem Herzogthum Schleswig öffentlich anerkennt und ſich in der Erbfolgeangelegenheit für gewiſſe Möglichkeiten die Entſcheidung vorbehält. Hieraus ließe ſich entnehmen, daß der deutſche Bund dem Vorwurfe, Schleswig in der Bundesacte ganz vergeſſen zu haben, damit begegnet, indem es unter Holſtein mitbegriffen, wie ja auch die däniſche Krone unter dem Herzogthum Holſtein die Stadt Altona und mehrere Herrſchaften mitverſteht, die nur anhangsweiſe zum Herzogthum gehören und früher deutſche Selbſtändigkeit hatten. Es ließe ſich aus dem Protocolle des deutſchen Bundes ferner entnehmen, daß in den Herzogthümern lediglich die Seitenlinie des Mannsſtammes folgen dürfe, falls die Krone Dänemarks auf einen weiblichen Erben übergehen ſollte. Hiermit wären eigentlich die Wirren, wie es ſcheint, geſchlichtet, wenigſtens für jene Möglichkeiten, die freilich noch im Schooße der Zukunft verhüllt liegen. Es war Friedrich der Sechſte, der Verbündete der Franzoſen, der im Jahre 1806 über dem Rendsburger Thore die ſteinerne Inſchrift: Eidora Romani terminus Imperii (die Eider des deutſchen Reiches Grenze) herunterſchlagen ließ. Zehn Jahre ſpäter jedoch gab der däniſche

König der Einladung Gehör, zum deutſchen Bunde zu treten, eine Einladung die ſich für einen Herzog von Holſtein von ſelbſt verſtanden hätte, für einen König der Dänen, falls er deutſches Land behalten wollte, eine nothgedrungene Zuſage zur Folge haben mußte. Seit der Zeit iſt die Eider ſtillſchweigend wieder als die Grenze Deutſchlands anerkannt, obſchon am Rendsburger Thore die Inſchrift nicht erneuert wurde. Haben die beiden Herzogthümer, wie es der Fall iſt, ein eigenes Erbfolgerecht, ſo gilt das bei ihnen, die däniſche Königsfamilie mag ſich Hausgeſetze geben welche ſie wolle, denn die Herzogthümer ſind ſouverän ſo gut wie die däniſche Krone. Soweit wäre der Handel ganz einfach und klar, und die däniſche Staatsphiloſophie räumt auch ein, daß nicht davon die Rede ſein ſolle, die Herzogthümer vom deutſchen Zuſammenhang zu trennen. Aber wohl gemerkt: die Rede ſoll nicht davon ſein! Man läßt die Herzogthümer dem Namen nach deutſch ſein, ſucht ſie aber durch böslich gezogene Eiſenbahnlinien vom deutſchen Verkehr zu entwöhnen und ſie als däniſche Provinzen zu behandeln. Dies iſt die Sache, und der deutſche Bund verwahrt die Selbſtändigkeit der Herzogthümer und ihre ſouveräne Erbfolge nur für Fälle der Möglichkeit, die noch fern liegen. Es iſt jedoch nicht genug, die ſtaatsrechtlichen Begriffe zu ordnen, wie die neun Kieler Profeſſoren in ihrer Schrift dies mit wiſſenſchaftlicher Gründlichkeit gethan. Es iſt Thatſache, daß die däniſche Krone Schleswig und Holſtein in der Praxis für eroberte Provinzen hält und bei allen Zuſicherungen in der Theorie, deren

Selbſtändigkeit und Zuſammengehörigkeit nicht anzutaſten, ſie fortwährend unbedingt als däniſches Krongut behandelt. Will man wiſſen, in welcher Lage ſich Schleswig-Holſtein befindet, welcher Zukunft unſere deutſchen Brüder entgegengehen, ſo höre man nur dies Eine, daß der deutſche Bundesbeſchluß in dieſer Sache von dem Cenſor der ſchleswig-holſteiniſchen Landeszeitung damals geſtrichen wurde, der deutſche Bund alſo nach däniſcher Dialektik ſelbſt in Holſtein keine Gültigkeit hat. Schleswig-Holſteins Exiſtenz war ſomit in ihren Grundfeſten thatſächlich untergraben, und dem Bunde konnte dies Verbot ſeines Beſchluſſes nicht gleichgültig ſein, ſelbſt wenn er den Schilderungen einer Gütergemeinſchaft zwiſchen Dänemark und den deutſchen Ländern an der Eider kein Gehör geben wolle.

Mit dem einen Fuße ſchon am Bord des Schiffes, das ihn nach Nordamerica führen ſollte, machte ſich Ludolf Wienbarg 1846 zum litterariſchen Anwalt der Sache ſeiner heimiſchen Brüder. Mitten in dem journaliſtiſchen Gekläffe perſönlicher Eitelkeiten, mitten in der eiferſüchtigen Jagd egoiſtiſcher Talente, mitten in der verzweifelten Abſtraction philoſophiſcher Maulwurfsgänger, mitten in dem Gewuſel der theologiſchen Doctrinen, mitten in den polizeilichen Verhetzungen zwiſchen Bureaukratie und Schriftenthum, mitten in alle dem, was uns Deutſchland verleiden könnte, gab es noch ein nationales Deutſchland, deſſen Zukunft dem reinen, ungetrübten Willen angehörte, und zu deſſen Geſtaltung alle Kräfte zuſammengreifen ſollten, um ſie aus der Idee, wie ſie in uns ſchlummert, zur Wirklichkeit herbeizuführen. Das litterariſche, das philoſophiſche, das theologiſche, ſelbſt das politiſche Deutſchland hatte Wienbarg für ſeine Perſon aufgegeben; das nationale hielt ſeinen Schritt gebannt, und zum nationalen arbeiteten ohnedies ſelbſt jene Wirren unabweisbar auch wider ihren Willen hin. Fürſt und Völker dürfen dieſem Deutſchland getroſt ins Auge ſchauen, denn auf dieſem Boden wird ſich ihr Bund von neuem ſchließen, der kleine Trödel zwieſpältiger Jämmerlichkeiten von ſelbſt verſchwinden.

Wienbarg wohnte als guter Holſteiner jener Nortorfer Volksverſammlung bei, die ſich bei der Unfähigkeit ihrer Führer in nichts auflöſte. Faſt gleichzeitig mit der Schrift der neun Kieler Profeſſoren Falck, Tönſen, Herman, Chriſtianſen, Madai, Droyſen, Waitz, Ravit, Stein, welche das Staats- und Erbrecht des Herzogthums Schleswig erläuterten und das Gutachten der däniſchen Reichsräthe einer Kritik unterwarfen, erſchien „Der däniſche Fehdehandſchuh, aufgenommen von L. Wienbarg“, eine 316 Seiten umfaſſende Schrift. Sie wird durch jene nicht überflüſſig gemacht. Kam es den neun Männern der Hochſchule Holſteins darauf an, die ſtaatsrechtlichen Begriffe und Ausdrücke zu unterſuchen und zu ordnen, ſo iſt Wienbarg befliſſen, den wirklichen Sinn und Nachdruck, welchen die handelnden Perſonen in ihre Schritte und Worte legten, einfach und naiv aufzufaſſen, die Zweideutigkeiten gewiſſer Wörter und Erlaſſe im däniſchen Gebrauche aufzudecken, und die gegenwärtige Gefahr der

Herzogthümer in ihrem wahren Lichte zur Erkenntniß zu bringen.

Auf dem Grundvertrage mit Chriſtian dem Erſten von Dänemark beruht noch heute das geſchichtliche Staatsrecht der Herzogthümer. Als die damaligen Stände, Ritterſchaft und Städte, im Jahre 1460 den däniſchen König, denſelben, den die Schweden die bodenloſe Taſche nannten, zum Herzog von Schleswig und Grafen von Holſtein und Stormarn frei erwählten und ihm, nicht als König von Dänemark, ſondern als ihrem Herzoge huldigten, beſchwor Derſelbe in zwei Urkunden die volle Anerkennung der vollen Unabhängigkeit und Getrenntheit Schleswigs und Holſteins vom Königreiche Dänemark und beſchwor die ewig dauernde ungetheilte Vereinigung der Lande Schleswig und Holſtein, nach den Worten des niederſächſiſchen Urtextes: dat ſe bliven ewich toſamende ungedelt. Den erſten Bruch des Grundvertrags von der Ungetheiltheit der deutſchen Lande ließen die Stände gleich nach Chriſtians Tode geſchehen, weil das Erſtgeburtsrecht den herrſchenden Familien damals fehlte und jeder Prinz am Lande betheiligt wurde. Die Stände ließen es geſchehen, ſie verzichteten auch auf ihr Wahlrecht, aber immer mit dem Bewußtſein, es bleibe ihnen vorbehalten, und jede Huldigung des neuen Fürſten aus demſelben Stamme wurde, wenn auch nicht unter ſtrenger Beobachtung der Formen, doch unter ſtillſchweigender Anerkenntniß des Grundvertrags vollzogen. Die Fürſtengewalt wuchs überall im Laufe der Zeiten über die ſtändiſche hinaus und die Ritter trugen in Schleswig und Holſtein die Schuld, wenn etwas verſäumt wurde, die Rechte, die das Land gemeinſam mit den Städten hat, zu wahren. Aufgehoben ſind die Grundbedingungen, unter welchen ein däniſcher König zugleich Herzog von Schleswig-Holſtein iſt, noch niemals und nimmermehr. Dehnten die nachfolgenden Könige von Dänemark ihre Hoheitsrechte in den deutſchen Landen aus, ſo thaten ſie es eben als Herzöge des Landes, nicht als Könige von Dänemark, und Dieſen kann nicht zu gute kommen, was dem Lande eigenthümlich verbleibt, es mochte nun nach der Sitte der Zeiten mehr der Perſon des Fürſten oder mehr den Ständen und dem Volke übertragen werden. Die Zuſammengehörigkeit mit Dänemark iſt aber nur zeitweiſe, beruht nur in der Perſon des Fürſten, iſt keine Unterwerfung unter däniſches Scepter, iſt keine Anerkennung einer däniſchen Geſammt-Monarchie. Es gab eine Zeit, wo die deutſchen Elemente kraft geiſtigen Uebergewichts ſo ſtark in Dänemark waren, daß in Copenhagen am Hofe, in den geſelligen Kreiſen, in der Litteratur, in den Miniſterien und der ganzen Beamtenwelt ſich alles deutſch geſtaltete. Selbſt das Commando im däniſchen Heere war deutſch, während man jetzt die deutſchen Truppen in Holſtein däniſch befehligt. Mit Struenſee ſcheiterte dieſe geiſtige Uebermacht des deutſchen Elements. Seitdem will Dänemark Repreſſalien ergreifen, und das Dänenthum, vielfach im Laufe der Geſchichte zurückgeſetzt, ſcheint ſich an den deutſchen Elementen entſchädigen zu wollen. Von England wurde es niedergeworfen, von Frankreich im

Stiche gelaſſen, durch die heilige Alliance auf ſeine Inſeln beſchränkt. Eine däniſche Geſammtmonarchie hätte vor allen Dingen Norwegen, das mit den Dänen Eine Sprache ſpricht, zurückzufordern. Dänemark muß ſeine großen Schiffe in den Häfen verfaulen laſſen und kann ſich nicht entſchließen, aufzuhören eine große Macht zu ſein; es hält mit zäher Gewalt am Sundzoll feſt.

Man legt dem Herzog von Auguſtenburg die Worte in den Mund: die Herzogthümer müſſen eine Verfaſſung haben, ſo geht es nicht länger! — Berathende Stände ſind keine Verfaſſung, ſie ſetzen eine Verfaſſung voraus und dieſe fehlt Schleswig-Holſtein, es fehlt für die alten, nicht erloſchenen Rechte des Landes eine moderne Abfaſſung, eine Erneuerung des alten Vertrages. An den alten Rechten des Landes haben Wind und Wetter genagt, aber ihre Grundpfeiler ſind nicht morſch geworden, wenn auch die Welle der Zeit ſie überſpühlte, erſchlaffte Jahrhunderte und das Unglück des Nothſtandes Schutt über ſie häuften. Dieſe Grundpfeiler ſtehen unterwärts feſt und das Bewußtſein des heutigen Zeitalters darf ſie zum Bau einer Verfaſſung tauglich finden. Dieſe Grundpfeiler ſind einfach folgende Sätze. Schleswig-Holſtein iſt nicht unbedingt an Dänemarks Geſchick geſchmiedet, denn Holſtein iſt deutſch, und Schleswig, in welchem die h. Alliance die deutſche Grenze zu ziehen vergaß, iſt unverbrüchlich mit Holſtein als ein Geſammtherzogthum verbunden. Schleswig-Holſteins Verwaltung kann in dem däniſchen Staatshaushalt nicht aufgehen; die Regierungsgewalt beider Länder liegt nicht im däniſchen Königsgeſetz, ſondern in dem Vertrage begründet, den jener Chriſtian der Erſte als Herzog mit den Ständen Schleswig-Holſteins einging; auf Grund und Boden beider Länder iſt nur der Mannsſtamm erblich herrſchend. — Das ſind die Grundzüge einer Verfaſſung, die ſich Schleswig-Holſtein zu erkämpfen hat, nicht mit dem Schwert, ſondern mit dem feſten Willen und mit dem Geiſt, der das Werk des Eiſens nicht aufkommen läßt.

Die preußiſche Thronrede und die deutſche Preſſe.

Den 16. April.

Man erzählt einen Scherz aus dem Weißen Saale in Berlin. Bei Beſichtigung des Raumes einige Tage vor der Eröffnung der Verſammlung äußerte der Prinz von Preußen, der Saal ſei ſo eng, daß er höchſtens die Mitglieder der Herrenbank und die Ritter faſſen werde. Nun, die Bürger ſollen ſich auch hier nicht breit machen! entgegnete der König.

„Es iſt ein herrliches Vorrecht des königlichen Amtes“, ſagte der Monarch in der Thronrede officiell, „die Dinge jederzeit und unerſchrocken bei ihrem rechten Namen zu nennen!“ Für die Krone, für die Regierung iſt die freie, unerſchrockene Sprache alſo ein Privilegium. Die Preſſe iſt nicht in dem glücklichen Fall dieſes Vorrechtes. Die Preſſe möchte es auch nicht als Privilegium, ſie verlangt es als ein allgemeines, als ein natürliches Recht, als eine Vor- und Grundbedingung gegenſeitiger offener Verſtändigung. Da dies natürliche Recht der freien Rede in Deutſchland fehlt, ſo iſt die Preſſe leicht verſucht, einem königlichen Worte und der Sprache der Regierung gegenüber zu verſtummen. Wenn ſie dennoch ſpricht, ſo geſchieht es auch bei der beſten Abſicht nicht ohne Unwillen gegen das alleinſeligmachende Vorrecht, die Dinge jederzeit und unerſchrocken bei ihren rechten Namen zu nennen. Könige haben als ultima ratio auch noch Kanonen, die Preſſe hat nur ihr Gewiſſen und ihre Zunge. Das Verhältniß iſt ungleich, zumal wenn die Zunge noch immer halb gebunden iſt und nur lallen kann. Lallen wir indeß, was wir können! Das Gefühl der Unfreiheit nimmt leider beſten Falles die Luſt, laut zu preiſen, was in einer neuen Wendung der Dinge ſich als glorreich hinſtellt, einen Fürſten zu feiern, der den Ruhm der Väter nicht abſchließt, ſondern der Nation ein neues Zeitalter eröffnet. Dies that Friedrich Wilhelm der Vierte, Preußen datirt mit ihm eine neue Epoche ſeiner Entwickelung, gleichviel was davon dem allgemeinen Geiſt der Zeit und ſeinen unumgänglichen Nöthigungen, gleich viel was der freien Entſchließung des königlichen Willens davon beizumeſſen iſt. Auch der Monarch iſt nicht blos eine treibende, er iſt eben ſo ſehr eine getriebene Macht. Hält er ſich bei ſeinen Entſchließungen vom Geiſt Gottes getrieben, ſo iſt das nur ein anderer Ausdruck für daſſelbe, wenn wir ſagen, er ſei vom Geiſt erfaßt, der in den Geſchicken der Menſchheit waltet. Vom Geiſt eines neuen Zeitalters ſich mit Bewußtſein, klar und ſicher getragen zu fühlen, iſt jedenfalls das ſchönſte Loos eines Staubgeborenen, ſelbſt wenn er ein Herrſcher iſt; es iſt ein Hochgefühl für ihn, es iſt, um einfach zu ſprechen, zugleich die Pflicht des ehrlichen Herzens, die Nöthigung des klugen Verſtandes. Friedrich Wilhelm der Vierte eröffnete ſeiner Nation ein neues Zeitalter, indem er am Huldigungstage nicht ſtill und ruhig auf dem Throne ſitzen blieb, ſondern einige Stufen herunterſchritt, die Hand nach ſeinem Volke ausſtreckte und es aufrief, mit ihm unter Gottes Schutz das Geſchick Preußens zu vollführen. Das iſt das Edle, Gemüthreiche in ihm, mit dem Volke anzubinden. Ob die Geiſter ſchon aufgewacht waren, ob er ſie erſt aufgerufen, gleich viel; ſie ſind mit ihm wach geworden. Der Fortſchritt wurde im neuen Regiment von allen Seiten angebahnt. Je verſchiedenartiger die Verſuche waren, dem neuen Leben gemeſſene Bahnen zu eröffnen, deſto mehr lag der Eifer dafür am Tage, auch wo ſich der eine Entſchluß mit dem andern kreuzte. Friedrich Wilhelm der Vierte hat die gute Abſicht, was im Staate Maſchine geworden war, in einen lebendigen Organismus zu verwandeln. Der alte Schematismus der Büreaukratie hörte mit ihm auf; er zwang durch Beiſpiel und Gebot die eingeſchulten Beamten zum ſelbſtändigen Denken, die ganze faſt ſtarr gewordene Eintönigkeit zwiſchen Befehlen und Gehorchen löſte ſich in freiwillige Gegenſeitigkeit, die Pflicht wurde wieder freie Entſchließung, das Selbſtbewußtſein wurde lebendig, nicht einen Herrn gab es mehr, der befahl, und Diener, die ſtumm gehorchten, ein König fing an mit den Bürgern den

Staat zu bauen: eine Fülle friſchen, warmen Lebens durchdrang die Adern des Staatskörpers mit des Königs begeiſtertem, die gebundenen Kräfte entfeſſelndem Wort. Dieſe Thatſache mag in ihren Beweggründen der Deutung unterliegen, ſie ſteht bei alle dem feſt, und ſo lange die Geſchichte der Völker mit den Königen Hand in Hand geht, wird man dieſen Beginn einer neuen Ordnung der Dinge für Preußen an den Namen des vierten Friedrich Wilhelm knüpfen. Hat die Preſſe dies nicht ſo voll und freudig anerkannt, ſo lag das an der halben Gebundenheit, mit der ſie aus ihrer ganzen Verkümmerung nicht recht zum freien Ausdruck der öffentlichen Meinung erwachſen konnte. Hätte die Preſſe trotz dem „beſchränkten Unterthanenverſtande“ das Recht, „die Dinge jederzeit und unerſchrocken bei ihren rechten Namen zu nennen“, ſie würde dem freimüthigen Tadel auch das freimüthige Lob zugeſellen. Gebt die Preſſe *ganz* frei und Ihr werdet für Euer Recht, für das Beſtehende, für das geſchichtlich zur Ehre der Nation Gewordene in allen deutſchen Landen mehr Stimmen ſich erheben ſehen als Ihr gehofft und geahnt! Die Preſſe würde, wenn ſie ehrlich frei wäre, in ihren eigenen Reihen ſtrengere Muſterung halten. Sie würde die Freiheit deutſcher Nation nie von der Ehre trennen. Dürfte ſie die ſtörriſche Verdumpfung, die ſich hinter den Wall knechtiſcher Vorurtheile flüchtet, vor ihr Forum ziehen, ſo würde ſie auch über ſich ſelber ſtrenger zu Gerichte ſitzen. Sie würde die hohle Frechheit der Phraſe vom ehrenhaften Freiſinn zu ſondern, ſie würde einen gewiſſen fidelen, ſchwatzhaft liederlichen, luſtig betrunkenen, in ganz Deutſchland ausgebildeten Tabagieliberalismus vor dem Freimuth zu ſcheiden wiſſen, der im Stande iſt den Staat zu lenken und das Recht des Volks zu ſchirmen. Daran würde der Charakter der öffentlichen Meinung in Deutſchland ſich erſt erproben, erſt mit der freien Preſſe würde ſich die öffentliche Meinung ſchulen.

Der König hat mehr Zuſtimmung von der Preſſe erwartet. „Vor allem“, ſagt er, „ſollte man meinen, müßte gerade die Preſſe mir in beſonderem Maße ihren Dank ſchulden!“ — „In einem Theile der Preſſe“, heißt es in der Thronrede, „iſt ein finſterer Geiſt des Verderbens, ein Geiſt der Auflockerung und frechſten Lüge, ſchmachvoll für die deutſche Treue und die preußiſche Ehre!“ Wir ſchrecken auf, wir beſinnen uns. Unwillkürlich müſſen wir an einige Brandbriefe, an Broſchüren denken, die in kindiſchem Aberwitz Umſturz predigen. Iſt dergleichen durch die öffentliche Meinung, durch die Preſſe trotz ihrer Gebundenheit, nicht mit entſchiedenem Unwillen geſtraft und vernichtet? Eine freie Preſſe würde die Frechheit nicht blos widerlegen, ſondern ſogar unmöglich machen, weil mit der Geſtattung der Freiheit der Frechheit jedes Motiv genommen wird, die Frechheit ihre moraliſche Wirkung und ſelbſt ihre Exiſtenz verliert, ſobald ſich die Freiheit ordnen und geſtalten kann. Die Thronrede beklagt ſich über „offenen Ungehorſam, geheime Verſchwörung, erklärten Abfall von allem, was guten Menſchen heilig iſt, über verſuchten Königsmord.“ — Das Beil des Henkers, däucht mir, iſt eine triftige Antwort geweſen auf ein Verbrechen, das ein iſolirter Wahnſinn beging. Die Geſetze des Landes ſind gehandhabt. „Von allen Unwürdigkeiten, ſprach der König, denen ich und mein Regiment ſeit ſieben Jahren ausgeſetzt geweſen, von allen ſchnöden Erfahrungen, die mir vielleicht noch vorbehalten ſind, appellire ich im Voraus an mein Volk!“ — Nun wohl! Dieſen Ruf vernimmt das Volk, und die Geſchichte wird zeugen, die Zukunft wird reden, wenn die Stimme der Gegenwart nicht gehört wird. Geſchichte und Zukunft werden beſtätigen, daß man auf das deutſche Volk nicht vergebens baute und rechnete, wenn man es ehrlich aufrief und hält was man ihm verſprach. Je mehr Fürſt und Volk ſich die Hand bieten, deſto feſter wird der Bau eines Staates. Je mehr der Staat ein Gemeingut der Beſtrebung Aller wird, je mehr jeder Einzelne am Wohl des Ganzen ſich betheiligen lernt, deſto feſter und klarer wird die öffentliche Moral der Nation. Je heller der Luftkreis oben, deſto mehr verſchwinden auch die Sümpfe unten. Es iſt ſchön, auf die Liebe des Volkes zu bauen, auf den Inſtinct der Menge, auf die germaniſche Treue. Es iſt aber noch ſchöner und ſicherer, zu der Wärme des Herzens auch die Klarheit des Verſtandes zu geſellen, alſo daß Herz und Verſtand, Wärme und Licht Hand in Hand den Segen der heiligen Sonne geben, nicht blos warm gefühlt, auch klar begriffen werde, was öffentliches Recht, öffentliche Ehre, öffentliche Sittlichkeit ſei. Ein guter Staat iſt nichts als der Inbegriff der öffentlichen Moral. Das Verbrechen verſchwindet nach Maßgabe deſſen, wie Jeder ſich betheiligt fühlt an der allgemeinen Ehre, Sitte und Sittlichkeit. Das iſt die Ueberzeugung der Preſſe. Giebt es eine Preſſe, die Unſittliches will, ſo handhabe man das Geſetz. Es iſt der Preſſe nie eingefallen, zu verlangen ohne Strafe ſündigen zu dürfen. Sie behauptet ſogar zum Beſten der allgemeinen Sicherheit, daß die Mittel, ihre Verſündigung zu verhindern, den Reiz zur Verſündigung ſteigern. Man klagt über ihre Verwilderung und begreift nicht, daß nur der Knecht wild wird, und zwar da, wo er ſich trotz der Ketten unbewacht glaubt. Man verachtet die kindiſchen und die wüthenden Ausbrüche der Preſſe, und bedenkt nicht, daß man auch einen Mündigen kindiſch oder grimmig machen würde, wenn man bösartig genug wäre ihn für unmündig zu halten. Die deutſche Preſſe wird ſogar zahmer werden, wenn man ſie frei macht. Mit der Zwanzigbogenfreiheit habt Ihr der Zügelloſigkeit des Unwillens eine Thür offen gegeben, aber nicht die Freiheit anerkannt. Iſt die Preſſe frei, ſo wird ſie beſonnen ſein müſſen, wird aufhorchen lernen auf das Geſetz und auf die öffentliche Ehre. Aber in der That, es iſt kaum noch ehrenhaft, ſeine Mündigkeit zu behaupten, wenn man für unmündig gilt.

Die Preſſe ſollte eigentlich ſchweigen und ruhig zuſehen, wie ein verſteckter, in ſich unklarer Groll in allen Claſſen der Geſellſchaft wühlt. Aber ſie thut es nicht, ſie möchte auch dieſen geheimen Groll an's Tageslicht ziehen und öffentlich über ihn Gericht halten. Die Preſſe will keine Geheimniſſe;

das iſt ihr Beſtreben. Sie ſtellt ſich dem Staate nur da gegenüber, wo er Geheimniſſe hat. Sie will auch in der bürgerlichen Geſellſchaft den Dunſtkreis lichten, die verſteckten Sümpfe austrocknen. Sie will nichts als Oeffentlichkeit, weil nur auf offenem Forum die nationale Sittlichkeit ihren Platz findet, ihre Erziehung erhält, ihre Kraft entwickelt. Und im Grunde will das der Staat, will das Preußen ebenfalls. Preußen hat Aufklärung gewollt, indem es dem Volke Schulen gab; Preußen hat die Selbſtändigkeit der Bürger gewollt, indem es ihnen die Städteordnung gab; Preußen hat mit der allgemeinen Wehrpflicht die Betheiligung Aller am Staate zum Geſetz gemacht. Der Staat hat dann eine Zeit lang gezaudert, auf dieſem Wege fortzuſchreiten, ſich lange furchtſam beſonnen und den Fortſchritt doch in gleicher Weiſe, freilich ſchwankend und zaghaft wieder aufgenommen. Die Provinzialſtände ſind der Sache nach zu Reichsſtänden erwachſen, der Staat will keine neuen Steuern erheben, will ſeinen Haushalt controliren laſſen, hat im Gerichtsverfahren Oeffentlichkeit und Mündlichkeit angebahnt, hat den Diſſidenten die Civilehe geſtattet. Das alles hat die Preſſe ſeit Jahren angeſtrebt. Hat ſie es trotzig verlangt, ſo geſchah es, weil man ihr das Recht, eine Meinung zu haben, hartnäckig und hochmüthig verſagte. Im Grunde aber iſt geſchehen, was der Kern ihrer Forderungen war. Warum alſo zwiſchen Staat und Preſſe noch ein Geſpenſt des Argwohns feſthalten? Die Ausartungen der Preſſe geſchahen trotz ihrer Zügelung, zum Theil weil man ſie gängelte. Für ihre Verbrechen hat man das Schwert des Geſetzes, und ihre Irrthümer ſind unſchädlich, ſobald ihre Wahrheiten zur Wirklichkeit werden. Und dies geſchieht. Weshalb alſo noch der qualvolle Mangel an Logik, der ſich in gewiſſen Mißverſtändniſſen faſt zu gefallen ſcheint?

Was wir ſonſt noch über die königliche Thronrede auf dem Herzen haben, erledigt ſich leicht. Es kommt darauf an, ſich über die Sache zu verſtändigen. Die Majeſtät hat freimüthig eingeſtanden, daß „der Mangel an Einheitsquellen im ſtändiſchen Leben Preußens empfunden" ſei. Aber das ſoeben verſuchte Werk ſolle nicht gleich durch „Neulingshaſt" in Frage geſtellt werden; man müſſe Zeit und Erfahrung walten laſſen. Die Wohlfahrt der Völker iſt freilich nicht das Facit eines Rechenexempels, die Handhabung des Rechtes will gelernt ſein, die Freiheit iſt kein Spiel, ſie iſt ein ſchwerer Dienſt, den das Volk ſelbſt übernehmen muß. Erklärlich iſt auch in der Thronrede die Antipathie gegen das conſtitutionelle Leben Frankreichs, das zu einem Ränkeſpiel ehr- und gewinnſüchtiger Parteimeinungen herabgedrückt iſt. Wir bedürfen auch nicht des Wortes „Conſtitution"; wir haben Stände, die die Rechte des Volkes vertreten. — Die Rechte des Volkes? Hier ſtoßen wir wieder auf Argwohn und Mißverſtändniſſe. Der König warnte vor dem „Gelüſt nach der Rolle ſogenannter Volksrepräſentanten". Verſtehen wir unter Volk eine wilde dumpfe berauſchte Menge, die ſich für ſouverän dünkt, ſo ſoll und will dieſe niemand vertreten, und wenn der Rauſch zu Ende iſt, ſoll man ſie erziehen und belehren. Aber die Majeſtät verſteht ja auch das Volk nicht als Pöbel, ſondern im höhern Sinn als Nation, als nationales Ganze. Die Majeſtät appellirte an das Volk, und der Landtagsmarſchall ſprach ganz richtig: Wir die wir hier als Vertreter aller Claſſen des Volkes verſammelt ſind! — Meinungen ſollen die Abgeordneten nicht vertreten, ſondern Rechte, ihre Standesrechte! Wir verſtehen das ſo: Der Landtag ſoll nicht ein eiteles dialektiſches Schaugefecht werden, keine Arena, auf der ſich glänzende Redner auf Schulroſſen tummeln. Der Ernſt der Zeit, die Noth der Gegenwart iſt eigentlich ſchon zu groß, um dieſer Beſorgniß Raum zu geben. Und was nun das Stück Papier betrifft? Es giebt allerdings gemachte, künſtlich und willkürlich zuſammengeſetzte papierne Verfaſſungen. Und das Recht im Lande ſoll nicht Recht ſein, weil es auf dem Papiere ſteht, ſondern weil es Sitte iſt. Das iſt das Treffende in den Worten des Königs, wenigſtens nach ihrem Sinne. Das ſtändiſche Leben ſoll nicht ein Schema ſein, ſondern nationale Sitte. Englands Beiſpiel wird uns vorgehalten, deſſen Verfaſſung „die Jahrhunderte und eine Erbweisheit ohne Gleichen“, aber kein Stück Papier (auch keine magna carta?) gemacht haben! Wir lieben keine Vorbilder, wir wollen lieber die eigne Haut zu Markte tragen, uns mit eignen Hausmitteln heilen. Auch ein Hinweis auf altes deutſches Ständeweſen trügt. Die alten deutſchen Stände hatten ihren Fürſten gegenüber Rechte, die ihnen ein König von Preußen bei noch ſo viel germaniſchen Sympathien für das Mittelalter nicht einräumen würde; ſie verſammelten ſich auf eigenen Betrieb, kraft eigner Machtvollkommenheit. Wir wollen uns alſo nicht in Illuſionen mißverſtehen! Und das Stück Papier? „Kein beſchriebenes Blatt", ſprach der Monarch, „ſoll ſich zwiſchen Gott und das Land drängen, um uns gleichſam wie eine zweite Vorſehung mit ſeinen Paragraphen zu regieren!" Wenn es kein Papier iſt, ſo würde vielleicht ein altes vergilbtes Pergament mehr Credit haben! Aber es bedarf deſſen nicht. Und Preußen hat ja nun doch ein Stück Papier Schwarz auf Weiß, das Patent vom 3. Februar iſt ja gedruckt, als Geſetz vorhanden, es iſt da mit ſeinen Zugeſtändniſſen und Eingeſtändniſſen. Dieſe Eingeſtändniſſe und dieſe Zugeſtändniſſe ſind Schwarz auf Weiß ein Act der Geſchichte, ein Act zur preußiſchen Verfaſſung. Schwarz und Weiß ſind die Farben Preußens. Schwarz und Weiß ſind auch die Farben der Preſſe, denn wir ſchreiben mit Dinte auf Papier und drucken auch ſo. Schwarz und Weiß ſind keine ſchlechten Farben. Halten wir ſie nur reinlich! Durcheinander gerührt ſind ſie gräulich.

Zur Litteratur über den preußiſchen Landtag.

1. Gervinus.

Gervinus' kleine Schrift „die preußiſche Verfaſſung und das Patent vom 3. Februar" iſt unter badiſcher Cenſur erſchienen. Gervinus greift immer mit ſtarker Hand in ſeinen

Stoff. Er hat eine ſeltene Kraft, geſchichtliche Materien zu behandeln, aber er macht ſich aus ihnen immer erſt eine Rumpelkammer, um dann aufräumen zu können. Wie in ſeinen Litteraturſtoffen, muß er immer erſt Schutt und Trödel um ſich haben, um dann zu ordnen. Um genetiſch aufzubauen, fehlt ihm doch die eigentliche Begabung. Er ſieht auch in Preußen einen verworrenen Stoff vor ſich, voll ſchreiender Gegenſätze, voll Abſolutismus und Demokratie, beides im ungeheuerſten Zwieſpalt, alle Schichten wüſt und wirr durch einander. Er hat ganz Recht, wenn er ſagt, in Preußen ſei nichts fertig geworden, lauter Anfänge, lauter Verſuche. Aber dieſer Hiſtoriker ſollte klar nachweiſen, wie ſich dieſe Gegenſätze geſchichtlich erzeugten, wie die königliche Dictatur und die Demokratie die beiden Grundpfeiler des Preußenthums wurden. Daß er keine theoretiſchen Vorſchläge macht, wie dieſe Gegenſätze formell zu vermitteln, daran thut er wohl. Aber er hat auch keinen Sinn für das Naturell dieſes ſpecifiſchen Preußenthums. Er hält die Exiſtenz dieſes Staates für ſchwach, ſeine Organiſation für ſehr gebrechlich. „Es iſt nicht wohl denkbar," ſagt er in ſeiner unantaſtbaren Zuverſicht, „daß irgend einem denkenden Kopfe erſt erwieſen zu werden braucht — daß Preußen keinen irgend bedeutenden Zuſammenſtoß erleben könne, ohne ihm zu erliegen oder ohne ſeine Zuſtände fundamental zu verändern." Wir denken, Preußen iſt der ſtärkſte Staat in Deutſchland. Es iſt nur ſchwach und unzureichend, ſtellt man ihm Aufgaben, denen es nicht gewachſen iſt.

2. Poetiſcher Adel in der preußiſchen Herrencurie.

Fürſt Lichnowski, wegen ſeiner Abenteuer in Portugal und ſonſtwo und wegen ſeiner Schriften über Spanien bekannt, gab früher über Beſchleunigung der ſtenographiſchen Berichte ſein Gutachten ab. — Fürſt Lynar, Verf. des „Letzten Ritters von Rhodos“ und anderer, freilich wohl nach Houwald verfaßter und verunglückter Dramen und Gedichte, ſprach neulich das wichtige Wort, in unſeren Tagen ſeien Vertrauen und Oeffentlichkeit ſynonyme Begriffe geworden. Es war die Rede davon, den Weißen Saal für Beſuche auf den Gallerien zugänglich zu machen. — Graf Dyhrn, ſchleſiſcher Standesherr, Verf. eines Drama's: „Konradin von Schwaben“, äußerte bei derſelben Veranlaſſung, der Druck der Reden mit Namensnennung ſei nur halbe Oeffentlichkeit; die Wirkung einer gehörten Rede ſei noch eine ganz andere als die einer geleſenen. Man fühlt das Bedürfniß, dem Weißen Saal Galerien zu geben.

3. Welcker.

Zur Beurtheilung der preußiſchen Verfaſſungsfrage iſt Karl Welcker's Artikel „Grundgeſetz und Grundvertrag“ aus dem Staatslexikon beſonders abgedruckt und mit einem Vorworte begleitet erſchienen. Ein Wort von Livius iſt der Schrift vorgeſetzt: „In der Zuſtimmung der Gehorchenden beruht die wahre, ganze Macht der Herrſchaft.“ Welckers Anſicht vom Staate iſt bekannt; man kann ſie weſentlich als die conſtitutionelle bezeichnen; der gegenſeitige Vertrag macht nach ſeiner Meinung erſt den wahren Staat, den Rechtsſtaat. Dieſe Theorie des Juriſten mag als ſolche gelten. Für Preußen ſtellt ſich dann immer noch die Frage, wie ein geſchichtlich gewordener Staat den Uebergang dazu finde, ob und wie die königliche Dictatur ſich entſchließen wolle ihrer Machtvollkommenheit ſich zu begeben. Die Ereigniſſe haben bereits darauf geantwortet. Die abſolute Königsherrſchaft begiebt ſich nicht ihrer Machtvollkommenheit, ſie behält ſich alle Initiative vor. Gleichwohl ſieht der königliche Wille in der „Zuſtimmung der Gehorchenden“ das Heil des Staates. Auf dieſer Spitze ſteht die Frage für Preußen; das Problem iſt ganz eigenthümlicher Art. Der Macht des allgemeinen Zeitgeiſtes bleibt es überlaſſen, wie ſich dieſer Widerſpruch löſe, wie berathende Stände durch ihre geiſtige Haltung formgebend auf den Herrſcher, moraliſch auf das Volk wirken werden. Rechtsboden kann den Allgemeinen Ständen erſt der Uſus geben; contractlich zuerkannt haben ſie ihn nicht erhalten. Welcker gehört zu Denen, die eine fertige Verfaſſung verlangen, nur das Ziel wollen, den Weg zu dieſem Ziele gering anſchlagen. „Norwegen, Belgien, Baden, ſagt er, erhielten auf einmal neue fertige Verfaſſungen. Sind ſie nicht glücklicher, befriedigter, politiſch reifer als wenn man ſie mit bloßen Bruchſtücken von Verfaſſungsrechten hätte hinhalten wollen?“ Wir wollen das Glück, die Befriedigung, die politiſche Reiſe jener drei Länder hier nicht in Frage ſtellen; auch Baiern erhielt eine fertige Verfaſſung, Heſſen-Caſſel hat eine ſo gute, daß man ſie ſchont, in den Schrank hängt und gar nicht gebraucht; Hannover hat ſie gehabt ohne fähig zu ſein ſie zu benutzen, zu behaupten. — Für Preußen iſt der Weg, die Arbeit, die Befähigung und Erziehung der Nation zu einer Verfaſſung eröffnet. Und der Weg, die Arbeit, die Befähigung, die Erziehung dazu ſcheint uns faſt wichtiger, jedenfalls nöthiger als das Ziel. Der Uſus, nicht ein „Stück Papier“ wird Preußens Verfaſſung feſtſtellen.

4. Florencourt.

Franz v. Florencourt hat verſchiedene Journalaufſätze zu einem Buch von mehr als 400 Seiten zuſammengeſtellt. Er ſpricht ſich in der Vorrede das Recht und die Befähigung ab, ein Buch zu ſchreiben, d. h. ein Ganzes, deſſen einzelne Theile ſich gegenſeitig bedingen. Ihm fehlt vielleicht in ſeiner ganzen Natur die folgerichtige Haltung. Einen Journaliſten nennt er ſich, der ſich vom Augenblicke beſtimmen laſſe und heiß und einſeitig ſein Glaubensbekenntniß nach dem Momente geſtalte; ein Mann der That hätte aus ihm werden müſſen, kein Dogmatiker. — Man kennt den „paſſiven Widerſtand“ der Naumburger in Bezug auf ihre Landtagswahl. Florencourt giebt uns dies hier im Zuſammenhange. Seine Beurtheilung der Schrift eines Oeſterreichers (Schuſelka's) über die preußiſche Verfaſſungsfrage führt dann zu einer Zuſammenſtellung verſchiedener Aufſätze über dies Thema, in denen ſich Florencourts ganzes Naturell zum Ausſpruch bringt. Naturen von ſo viel Erregbarkeit und Schwung ſollten ihre Memoiren ſchreiben, denn über ſubjective Liebhabereien mit Perſonen und Ideen kommen ſie nicht hinaus, ihre Anſchauungen haben nur dieſen bezugsweiſen Werth. Die Huldigung, die der Perſon des Königs von Preußen im Buche widerfährt, gehört zu Florencourts merkwürdigſten und intereſſanteſten Ueberzeugungen. Die eigenthumliche, ſchwungvolle Natur des Königs erlebt hier eine begeiſterte Lobrede, wie ſie hervorragenden, Zeit ihres Lebens unberechenbaren Charakteren ſonſt nur am Grabe zu Theil wird. Florencourt iſt rührend wie ein Leichenbitter. Er ſchildert den König als den letzten abſoluten Monarchen, in deſſen Phantaſien ſich die ganze Romantik des Mittelalters in ihrem reichen Farbenſpiel zu einem Abendroth am Horizonte Deutſchlands verkläre. Chriſtliche Tiefe und griechiſche Heiterkeit ſeien nicht leicht in ſo wunderbarer Miſchung erſchienen. Florencourt ſieht aber den König zugleich in einem tragiſchen Conflict mit den Elementen des modernen Staatslebens. Er deutet zugleich die Nothwendigkeit an, daß dieſe modernen Mächte den Sieg davontragen; er dringt auf eine Verfaſſung, auf deren Boden der abſolute Monarch verſchwinde: Wie reimt ſich das zuſammen?

5. Freiherr v. Vincke und Fürst Solms-Lich.

Herr von Vincke war Krankheitshalber der Letzte, der die Wahlſtatt des Vereinigten oder eigentlich Veruneinigten Landtags in Berlin verließ. Seiner harrt kein Empfang in Hagen; ſtumm und verſchloſſen, wie er als Landrath des dortigen Kreiſes zu leben pflegt, werden ihn die Wähler begrüßen. Sein verſtorbener Vater, Oberpräſident von Weſtfalen, war im Gegenſatz zum Sohne dort ein höchſt populärer Mann, der in der blauen Blouſe herumzuwandern liebte und jedem Biedermann aus dem Haufen die Hand drückte. Dabei war aber der alte Vincke abſoluter Royaliſt, während der ſcharfſinnige und ſcharfzüngige Sohn aus oppoſitioneller Ariſtokratie liberal iſt. So ſeltſam miſchen ſich oft die Farben und die Elemente in den Charakteren. — Man erzählt von einer Audienz, die der Freiherr Vincke noch ſchließlich in Berlin gehabt. Man drückte ihm das tiefe Bedauern aus, daß der Sohn eines Vaters, deſſen Treue gegen das königliche Haus ſo feſtſtand, in der Reihe der Oppoſition getroffen werden mußte: von einem ſolchen Vater habe man ſich einen ſolchen Sohn nicht verſprochen! — Ja, erwiederte Vincke, die Söhne halten auch nicht immer was die Väter verſprechen! — Der Freiherr v. Vincke iſt über Wien nach Italien gegangen; es iſt ungewiß, ob er auf ſeinen bisherigen Poſten als Landrath des Hagener Kreiſes zurückkehren werde. Dies war, wie wir aus guter Quelle hören, ſchon vor der Eröffnung des Landtages zweifelhaft. Herr von

Vincke iſt durch den Tod eines Oheims, der General in hannöverſchen Dienſten war, zum Antritt eines großen Majorats berufen. Hoffentlich wird er dem zukünftigen Allgemeinen preußiſchen Landtag nicht entzogen werden, weil er nun vorzugsweiſe als hannöverſcher Majoratsherr auftreten wird.

Unter den Geſtalten der erſten preußiſchen Reichsverſammlung muß unſer Blick vorzüglich auf dem Landtagsmarſchall verweilen. Je weniger Fürſt Solms in den Verhandlungen, die er geleitet, als Redner ſein Glaubensbekenntniß umfaſſend und unmittelbar dargelegt, deſto mehr thut es noth ſich im Zuſammenhang die Anſichten des Mannes zu erläutern, der mit ſo hoher Aufgabe von der Majeſtät ſelbſt betraut war. Den Ausſpruch ſeiner Anſichten haben wir nicht im Weißen Saale zu Berlin, ſondern in der erſten Kammer des Großherzogthums Heſſen und in der Litteratur zu ſuchen. Im Kreiſe Wetzlar liegen die Beſitzungen die ihn zum preußiſchen Standesherrn machen, in Oberheſſen das Städtchen Lich, der Sitz des Fürſten. Der heſſiſchen Heimath gehört ſeine erſte parlamentariſche Entwickelung, der neuen Ordnung in Preußen wie ſie im Sinne des jetzigen Königs heranreifte, gehören ſeine Ueberzeugungen an. Ein Zweiundvierziger, 1805 geboren, ſteht Fürſt Ludwig Solms jetzt in der Blüthe ſeines Mannesalters. Seine parlamentariſche Gewandtheit verdankt er der Praxis in Darmſtadt; ſtaatsrechtliche Kenntniſſe unterſtützen die Theorie ſeiner Ueberzeugungen, für die er in Preußen den größeren, fruchtbareren, noch uneingenommenen Boden ſieht. Feinheit des Geiſtes und jene Wärme und Innigkeit, die germaniſchen Ideologen eigen iſt, erſetzen, ſofern ſie das vermögen, was ſeinen Anſichten an Klarheit, Entſchiedenheit und Energie gebricht. Fürſt Ludwig Solms erſcheint uns recht eigentlich als ein Organ König Friedrich Wilhelms des Vierten. — Siebenundzwanzig Jahre alt, im Jahre 1832, nahm er in Darmſtadt zum erſten Mal ſeinen Sitz als Standesherr ein. Sein Eifer, der Homöopathie das Bürgerrecht im Lande Heſſen zu erwirken, bezeichnete ſein erſtes Auftreten in der dortigen Kammer. Bald genug entwickelte jedoch ſein parlamentariſcher Kampf mit dem Freiherrn von Gagern, dem Veteranen unſerer Publiciſtik*), ſeine weitere Bedeutung und Eigenthümlichkeit. Fürſt Solms bekämpfte die Uebergriffe der Repräſentativverfaſſungen in deutſchen Landen. Dieſe Conſtitutionen, welche kleinern und mittlern deutſchen Staaten bald nach dem Befreiungskriege verliehen wurden, können als nachgeborene Kinder jenes Geiſtes gelten, der die Freiheitsſchlachten ſchlug. Aber ſchon das nächſte Geſchlecht ſtand nicht mehr unter den Nachwirkungen dieſes Geiſtes. Und die Verfaſſungen blieben vereinzelte Geburten in Deutſchland. Preußen lenkte zurück, glaubte in jenen Gewährungen, bei ſoviel Betheiligung der Staatsbürger an der Lenkung des Ganzen, namentlich an der Geſetzgebung, ſein Heil bedroht. Es entſtand ein Bruch mit den deutſchen Verfaſſungsländern, Preußen blieb trotz einiger liberalen Inſtitutionen abſolute Monarchie. Die

---

*) Dem Vater Heinrichs v. Gagern, Verf. des Buchs: „Mein Antheil an der Politik.“

Partei des jüngern Geſchlechts wollte aber nicht die Formen eines abſoluten, ſondern eines ſtändiſchen Monarchismus. Sie verſchmähte das neuere Conſtitutionsleben als nicht deutſch, ſie ging auf das alte ſtändiſche Weſen zurück und knüpfte an dieſes die Vertretung des Landes vor der Krone. Die Wiederbelebung mittelalteriger Inſtitutionen und Kunſtgeſtaltungen war für dieſe politiſche Richtung die ſittliche, geiſtige und volksthümliche Bethätigung. Das Schöne, Würdige, Edle dieſer nationalen Richtung zu leugnen, liegt mir fern. Wenn ich von Unklarheit ſprach in den Anſichten jener Schule, zu welcher Fürſt Solms gehört, ſo mein' ich damit nur die ſchickſalsvolle Verwirrung, die im Drang der Weltgeſchichte ſich hier von ſelbſt eingeſchlichen. Man will doch nicht ernſtlich auf das alte deutſche Ständeweſen zurückkehren, wenn man das neue Deutſchland an den alten Mutterſchooß unſeres Nationallebens anzuknüpfen beſtrebt iſt. Man kann nicht wollen, daß die Kirche wieder den Staat überwachſe. Und man iſt weit entfernt den Ständen Rechte einzuräumen, kraft deren ſie z. B. befugt waren, ohne Anſehen der fürſtlichen Perſon aus eigner Befugniß zuſammenzutreten und für ſich zu tagen. Man iſt auch ſchwerlich gewillt, der Krone alle die abſolute Machtvollkommenheit zu nehmen, welche ſie, die Selbſtändigkeit der adeligen und geiſtlichen Gewalten im Staate überragend, ſeit den Tagen der franzöſiſchen Ludwige errungen. Hier liegt die Halbheit und das Unwahre, das ſelbſt bei ſonſt reinem, edlem Willen auf Selbſttäuſchung beruht. Man will mittelalterliche Stände neben der Fürſtengewalt wie dieſe das achtzehnte Jahrhundert herangebildet. Der erſte Allgemeine preußiſche Landtag hat ſich uns aber als eine vollſtändige Ueberwindung des mittelalterlichen Ständeſtaates hingeſtellt. Die Folge wird lehren, wie und ob er zur Schlichtung der entgegengeſetzten Parteien den Grundſtein legte zu einer wahren, zeitgemäßen Reichsverfaſſung, die deutſch iſt ohne mittelalterlich und ohne modern franzöſiſch zu ſein. — 1838 erſchien des Fürſten Solms Schrift: „Deutſchland und die Repräſentativverfaſſungen.“ Er beklagte darin, daß die deutſchen Fürſten ſtändiſche Verfaſſungen gewollt und repräſentative ertheilt hätten; „ſie glaubten ſich in der Mitte ihrer Stände und hatten einen gleichberechtigten Inhaber der geſetzgebenden Gewalt vor ſich.“ Er bedauerte daß man auf die Vorſchläge Preußens, das ſtändiſche Verfaſſungen bezweckt, nicht eingegangen ſei; Preußen allein habe durch einſtweilige Einführung von Provinzialſtänden die rechten Elemente zu einer ſolchen Verfaſſung, zu einem lediglich deutſchen Staatsleben entwickelt. — Fürſt Solms war noch 1835 auf dem heſſiſchen Landtage Vicepräſident, enthielt ſich aber mehr und mehr der Theilnahme am dortigen Ständeleben. Er wurde Marſchall des rheinpreußiſchen Provinziallandtags und Mitglied des preußiſchen Staatsraths. Daß wir ihn bei der Leitung des Allgemeinen Reichstags im Sturm der Kämpfe das eine Mal hart im Gedränge geſehen, vermindert nicht die Hochhaltung ſeines Talentes, das eine ſolche Verſammlung frei und ſicher, ſein und mit Würde zu lenken wußte.

Der preußiſche Reichstag.

Die erſte allgemeine preußiſche Reichsverſammlung iſt mit Diſſonanzen begonnen, mit Diſſonanzen geſchloſſen. Die Thronrede hatte auch die edelſten, die ruhigſten Gemüther mit Schrecken belaſtet, und die letzten Sitzungen boten ein Schauſpiel erſchütternder Auftritte, die Ausſchußwahlen Scenen von großer zwieſpaltiger Leidenſchaft. Unter den Ständen von Poſen gewann der Unmuth faſt einen heftigen Ausbruch. Die Abgeordneten von Preußen ſiegten durch feſte, maßvolle und ihrer Mäßigung bewußte Haltung. Die Gründe ihres Verhaltens waren bei den Ausſchußwahlen dieſelben wie beim Entwurf der Adreſſe. Man wollte nicht den Weg einer conſtituirenden Verſammlung gehen, die damit anfinge, den Thron der Nation feindlich gegenüberzuſtellen. Es war eine gute Doſis ſtaatsmänniſcher Einſicht, die ſich zu der Gutartigkeit eines beſonnenen Maß- und Tacthaltens geſellte. Dieſe Stände der Provinzen Preußen, die dem Reichstage in ſeiner Haltung auch ſchließlich den entſcheidenden Stempel aufdrückten, hatten der Nation zugleich das Beiſpiel einer ſeltenen Enthaltſamkeit, einer Verzichtung auf ihr beſonderes Intereſſe gegeben; ſie hatten zum Beſten der Principienfrage, die nicht feſtzuſtehen ſchien, gegen die Oſtbahn geſtimmt. Dieſer großartige Act der Selbſtgenügſamkeit und Selbſtüberwindung befähigte die Vertreter der Provinzen Preußen, Männer wie Auerswald und Andere, tonangebend in der Ausſchußwahl zu ſein, während Vincke, Hanſemann, Milde und Alle, welche die Wahl mit ihrem Gewiſſen nicht für vereinbar hielten, um nichts weniger deshalb als hochehrenwerth daſtehen.

Der Staatsminiſter v. Bodelſchwingh hatte den Reichstag mit dem Bedauern geſchloſſen, daß derſelbe nicht fruchtbringender für das Land geworden. Es iſt wahr, die Wohlthat einiger Geſetze iſt dem Lande nicht zu Theil geworden. Die Einführung der Vermögensſteuer, welche die Wahl- und Schlachtſteuer beſeitigt hätte, die Oſtbahn nach Preußen, welche die Oſtſeeküſten mit Deutſchland feſter verknüpfen ſollte, ein Werk, ökonomiſch wie ſtaatlich gleich ſehr wichtig, iſt wenigſtens in die Ferne gerückt. Man hat das Darlehn für dieſe Bahn verweigert, weil man das Recht der Steuerverwilligung nicht als feſtſtehend, nicht principiell als entſcheidend und unumgänglich anerkannt ſah. Aber man hat trotzdem die Ausſchüſſe gewählt. Die Finanzfrage der Monarchie iſt alſo mit dieſer Folgewidrigkeit noch unerledigt geblieben. Der Ausſchuß beſteht, er beſteht geſetzlich, aber mit einer moraliſchen Halbheit. Die ſogenannten „acht Schuldenmacher“ werden ohne Credit Ja ſagen, aber die Regierung wird ſie nicht allzuſtark in Unbequemlichkeit ſetzen dürfen. Die Hälfte der Ausſchußmitglieder iſt von Solchen gewählt, die dem Wahlact einen Vorbehalt oder eine Definition der Ausſchüſſe beifügten, auf Befehl, aber zugleich im vollen Vertrauen auf die ertheilte Allerhöchſte Zuſicherung der Fortbildung der ſtändiſchen Verfaſſung wählten.

Der Reichstag hätte „fruchtbringender“ werden können, ſagte der Miniſter v. Bodelſchwingh. Man hätte die Geſetzesvorſchläge, welche die Regierung ſchon wie fertige Geſetze in die Curien brachte, ſämmtlich gutheißen können, und das Land würde ſich, das leidet keinen Zweifel, in materieller Hinſicht ebenſo gut dabei befunden haben. Man hätte auch die Oſtbahn, die doch über lang oder kurz eine Nothwendigkeit für die Monarchie ſein wird, man hätte das Anlehn zum Bau der Bahn nach Preußen genehmigen können. Der Regierung wäre damit eine Erleichterung, aber dem Könige nicht die Ueberzeugung erwachſen, die er für ſich und für die Nation doch ſelbſt zu gewinnen gehofft, die Ueberzeugung, daß die Stände in Sachen des Staatshaushaltes, in Sachen der Steuern und ihrer Verwaltung, volle Einſicht üben, volle Selbſtändigkeit des Willens und Urtheils bethätigen ſollten. Es wäre, hätte man alle Vorlagen der Regierung gutgeheißen, den preußiſchen Provinzen, der deutſchen Nation nicht der Glaube und die Zuverſicht erwachſen, daß der Fortſchritt ſich an die Reichsverſammlung knüpfe, die politiſche Unfähigkeit dort ihre Schule habe, die politiſche deutſche Trägheit und Gleichgültigkeit dort ihre Triebkraft erhalte, der planlos umſchweifende, die Nation und alle geſchichtliche Entwickelung überſpringende Geiſt der Unzufriedenheit dort ſein Maß, ſeine Bahn und ſeine geſetzmäßige Kraft finde. Dies der Segen für Deutſchlands Entwickelung, dies das Fruchtbringende, das kein Staatsmann, wenn er Vaterlandsfreund iſt, leugnen kann. Der Segen für das Staatswohl liegt nicht in dem Stillſchweigen der Völker, nicht in der laut gebotenen oder ſtill vorausgeſetzten Zuſage und Jaſage der Nation. Der Segen der erſten preußiſchen Reichsverſammlung lag in dem frei und ohne Zwang zum Ausdruck gebrachten Widerſpruch, der ſich aus dem bisher und ſonſt noch vielfach verſchloſſenen Buſen des Zeitalters zur lauten moraliſchen Geltung brachte. Das im Weißen Saale geſprochene Wort drang frei durch alle Lande. Man hatte Stände zuſammenberufen, hatte Provinzen und Stämme vor ſich zu haben geglaubt. Statt der Vertreter der Standesintereſſen traten Staatsbürger auf mit vollem gereiftem Bewußtſein, aus den Provinzen erhob ſich das Reich, aus den Stämmen ein großer Bruchtheil deutſcher Nation. Der Monarch verſchmäht es eine moderne Conſtitution mit argwöhniſch abgezirkelten Rechtslinien zu geben, eine Karte voll Hader und Streit, einen Zankapfel zwiſchen Krone und Volk. Aber die Stände, die er berief, haben ihrerſeits thatſächlich dargethan, daß der mittelalterliche Ständeſtaat für unſere Zeit ein überwundenes Element iſt, der preußiſche Reichstag hat damit die Baſis gelegt zu einer wahren, zeitgemäßen Reichsverfaſſung. Warum ſie eine Verfaſſung wollen? Der Abgeordnete von Aachen hat es geſagt: Weil die im Oſten nicht Ruſſen, die im Weſten nicht Franzoſen werden wollen. Dies einfache Wort hat für Fürſten und Völker ſchlagendes Gewicht. Grollt der Monarch vielleicht über dies Wort? Im Stillen gewiß nicht. Grollt er um anderer Reden willen mit ſeinen Ständen? Groll iſt nicht unmännlich. Er hat das Recht für den Acker der Könige erklärt und das Recht haben die Stände des Reichs beanſprucht, nichts weiter als das, und zwar mit all der Hochachtung vor der Krone, mit all der Sympathie für preußiſche Größe, mit all der Begeiſterung für ein geſammtes Deutſchland. Der preußiſche Landtag kann als muſtergültig daſtehen in den Reichsverſammlungen aller Völker und Zeiten.

Die ſogenannten Ultra's unter den ſogenannten Liberalen in Deutſchland fordern, daß Advocaten und Schriftſteller liberal denken und zu ſprechen verſtehen; das wußten wir längſt. Der preußiſche Reichstag hat uns mehr als das gezeigt. Er hat uns bewieſen, daß was wir als die Summe der Aufklärung des Jahrhunderts halten, ſchon in weit tiefer liegenden Schichten der Nation Fuß gefaßt und concretes Leben gewonnen hat. Der preußiſche Reichstag hat uns das Schauſpiel vorgeführt, daß Männer des Beſitzes, Ariſtokraten der Geburt wie des Eigenthums, Grundherren und Männer des Handels, Bürgermeiſter und Landräthe, trotz ihrer bureaukratiſchen Stellung, Herkunft oder Zuſammengehörigkeit den freien Gedanken zum freien Ausdruck bringen, die Wohlfahrt der Nation mit warmem Herzen hegen, das Heil und Ziel des Zeitalters mit hellem Blick ins Auge faſſen. Die Männer der Wiſſenſchaft waren nicht zunftgemäß vertreten. Männer der Wiſſenſchaft ſaßen weit mehr auf den Bänken der Miniſter, und Männer des praktiſchen Lebens haben ſie widerlegt. Selbſt die Herrencurie hat ſich nicht als ausſchließliche Kaſte entwickelt, wie in andern deutſchen Verfaſſungsſtaaten, wo man mit künſtlich feſtgeſtellter Abſonderung eines Hochadels und Höher- und Höchſtgeſtellter ohne Noth und ohne Bedürfniß eine erſte Kammer conſtruirte. In der preußiſchen Herrencurie galt weſentlich das freie Wort der freien Ueberzeugung, das Gutachten des einzelnen Mannes, der nach Bildung und Erfahrung ſpricht und ſtimmt. Keine Stimme war erkauft, keine durch Rückſicht auf Stellung und Amt geworben und beengt. Das Princip eines dogmatiſch chriſtlichen Staates fand im Weißen Saale nicht mehr Anklang als in der Preſſe, als im Volk. Ergötzliche Epiſoden aber, wie ſie der Pommer und Premierleutnant a. D. der Herr v. Thadden aufgeführt, möchten wir um der nöthigen Erfriſchung willen bei ſoviel ſchwerem Ernſt der Sache keinenfalls einbüßen.

Gervinus' Frage: Wird eine ſolche Kammer, mit ſoviel freiem Schwung bei ſoviel Hochachtung für das Beſtehende, erfolglos ſein können? iſt mit entſchiedenem Nein zu beantworten, auch nach Erlaß der Landtagsabſchiede. Keine Schlußthronrede, klagt man, habe die Eröffnungsthronrede zurückgenommen oder berichtigt. Welche Zumuthung! Wo das Volk und ſeine Vertreter erſt zu lernen haben den Staat zu faſſen und zu begreifen, wird auch der Höchſte in der Nation der Schule bedürftig ſein. Eingeſtändniſſe darüber zu fordern, hieße zuviel fordern. Der Landtagsabſchied iſt allerdings nichts als eine geſchäftsmäßige Erledigung. Er beläßt alle Lebensfragen, alle Principien bei den vorläufigen Beſcheiden, behält ſelbſt die regelmäßige Wiederkehr des allgemeinen Landtags der Krone vor. Allein man überſehe nicht, daß die Könige auch in der Form des Schweigens Zugeſtändniſſe zu machen pflegen. Der Landtagsabſchied räumt ſchweigend ein, daß die Competenz des Reichstages in allen Lebensfragen, in Zurechtſtellung ſeines Rechtsbodens feſtſteht. Die Krone ſagt es auch nicht andeutungsweiſe, daß im Weißen Saale die Linie der Geſetzlichkeit irgendwie überſchritten, der Boden der Treue verlaſſen ſei. Die Krone anerkennt vielmehr ſtillſchweigend das Verhalten Derer, welche die Ausſchußwahlen als gegen ihr Gewiſſen verweigerten. Sie wird den Rentenbriefen keine Staatsgewähr mehr zuſichern und iſt damit eingeſtändig, daß jede Anleihe der ſtändiſchen Zuſtimmung bedarf. Sie hält es für rechtlich, daß ein Darlehn für die Oſtbahn verweigert werden mußte, weil die Principfrage über das ſtändiſche Recht noch für eine ſchwebende gelten konnte. Es kann nicht fehlen, daß die Krone dieſe Frage nach und nach im Sinne der Stände erledigt, bleiben anders die Stände Preußens dem Geiſte getreu, in dem ſie ihr Wirken begonnen. Die Krone iſt nicht mehr Partei, wie ſie es in der Thronrede ſein zu wollen Miene gemacht. (Auguſt 1847.)

Papſt Pius IX.

Blicken wir auch nach außen hin! In Italien bereiten ſich Reformen. Pius IX. überraſcht uns als Fürſt und weltlicher Herrſcher. Er verſpricht nicht, er gewährt ſofort. Freilich war der morſche Kirchenſtaat auch ſchleuniger Hülfe benöthigt. In Jahr und Tag hat dieſer hinfällige politiſche Körper in der wahrhaft kindlichen Begeiſterung des Volkes für den heiligen Vater eine neue Stütze erhalten. Und dieſe Stütze ſcheint kein todtes Holz, ſondern ein grünender Baum zu werden, der vielleicht noch Früchte trägt: Italiens geſunkener Genius iſt vielleicht noch zu retten. Gregor XVI. war ein ſtolzer und furchtſamer Aſcet, von einer Soldatesca vor dem Volk geſchützt, von einer fanatiſch dumpfen Prieſterſchaft umgeben, die für düſtere Kloſter- und Kerkerwände zu den 6000 politiſchen Sträflingen täglich neue Opfer ſuchte. Pius iſt ein ſchlichter Mann, umgeben von Räthen aus dem Laienſtande ſämmtlicher Legationen, entſchloſſen, den Staat zu erfriſchen und das Volk zu ermuthigen, um aus ſeinem lethargiſchen Müßiggang zu erwachen. Pius thut nur das Allernöthigſte; und das Volk iſt ſchon berauſcht. Es ſteht in Rom niemand mehr am Pranger, weil er am Freitag Fleiſch gegeſſen, es ſtreicht kein Ceremonienmeiſter für einen leeren Dienſt von fünf Minuten 18,000 Thaler in die Taſche, brutale und dumme Mönche ſind nicht mehr Criminalrichter, es wird im Kirchenſtaate möglich von einem Gerichtshof an einen zweiten zu appelliren, die Unterſchlagung öffentlicher Gelder wird nicht mehr mit dem Kreuz Chriſti von Schurken eingeſegnet und geweiht. Alles das ſind Anfänge eines beſſern weltlichen Lebens. Gebe Gott der Herr dem heiligen Vater dazu ſeinen weltlichen Segen! — Eine andere Frage iſt: Was wird Pius als Papſt thun? Wird er die Kirche reformiren? — Wir finden von J. Georg Köberle, der als geweſener Jeſuitenzögling ſchon manche intereſſante Aufſchlüſſe über Rom gab, in der Schrift: „Warum reformirt Papſt Pius, und wie weit kann, wie weit wird er gehen?" dieſe Frage beantwortet und zwar entſchieden verneint. Köberle weiſ't zugleich nach, daß ſämmtliche politiſche Verbeſſerungen des Papſtes Nöthigungen ſeien, ohne deren Erledigung der tief verſchuldete, ſeit der Einbuße der ſpaniſchen Einkünfte in ſeinen Finanzen grenzenlos zerrüttete, in mittelalterlichen Barbareien ganz vermorſchte Kirchenſtaat weder innerlich exiſtiren, noch nach außen hin den Anmahnungen Englands und Frankreichs gegenüber ſein Daſein und ſeine Ehre behaupten könne. Das nimmt dieſem Pius nicht die Bedeutſamkeit, denn bei aller klugen Einſicht handelt er zugleich, wie es ſcheint, aus friſchem Herzen, aus lebendig gefühltem Bedürfniß; und wer den Augenblick ergreift, das iſt der rechte Mann, ſelbſt wenn er eine dreifache Krone trägt. An einen Neubau der Kirche, meint Köberle, ſei bei dem heruntergekommenen Zuſtand der italieniſchen Nation noch lange nicht zu denken, und Pius werde ſich hüten, ſich als einen „Jacobinerpapſt" verſchreien zu laſſen und für voreilige Reformen im Dogma die Liebe des Volks einzubüßen. Voreilig ſei alles, was in der Liebe des Volks nicht wurzele.

Die Böhmiſchen Stände verwenden mehr als eine halbe Million Gulden, um dem Kaiſer Franz auf dem neuen Quai zu Prag ein Ehrendenkmal zu errichten, und man zwingt ihnen jetzt eine Kleinigkeit von 50,000 Fl. ab, die man gerade braucht! Oder handelt es ſich um mehr als klägliche 50,000 Fl.? Handelt es ſich um das Princip der Steuerverwilligung? Soweit unſere beſcheidene Kenntniß in böhmiſcher Geſchichte reicht, iſt aber dieſe Gerechtſame ſeit drei Jahrhunderten von allen Regenten ohne Vorbehalt beſchworen. Die gutmüthigen böhmiſchen Stände! Sie ſetzen dem Kaiſer Franz ein Denkmal, demſelben Kaiſer Franz, der in Czaslau nicht eher einziehen wollte, als bis man die Gebeine des großen Ziska ausgrub und entfernte. Die Todten ruhen ja in Böhmen! Laßt ſie doch ſchlafen! Eide können zu bloßen Formeln werden und die Stände in Böhmen haben längſt nur ein Scheinleben. Wird auch das ihnen genommen werden?

Der Mecklenburger Landtag ſcheint neue Kämpfe zwiſchen den adeligen und bürgerlichen Rittern eröffnen zu wollen. Die letztern haben ſich auf den letzten Landtagen die Gleichheit des landſtändiſchen Rechts erkämpft und begingen, wie ein dortiger adeliger Schriftſteller ſagt, „die Unſchicklichkeit, davon ſofort Gebrauch zu machen.“ Sie wählten mit zum engern Ausſchuß und bekamen durch ihre Thätigkeit faſt die ganze Leitung der ſtändiſchen Geſchäfte in ihre Hände. Ueber die Verfügung des reichen Kloſterguts ſteht der Entſcheid der Regierung bevor. Nach Antrag der bürgerlichen Ritter ſoll daſſelbe nicht mehr blos Nießbrauch einzelner bevorzugter Familien ſein, ſondern daſſelbe zum Theil zur Hebung des Volksunterrichts verwendet werden. — Symboliſch und andeutungsvoll war zur Eröffnung des Landtags gleich eine Scene beim Hinausfahren der Herren Stände nach dem Judenberg bei Sternberg, wo gelandtagt wird. Ob der Wagen des Landmarſchalls von Schwerin oder der des Landmarſchalls von Güſtrow den Vorrang habe, wurde Gegenſtand des bitterſten heftigſten Streites. Dem Landſyndicus Dr. Boldten gelang es endlich ein Auskunftsmittel zu finden: beide Marſchälle ſollten in Einem Wagen fahren. Da erhob ſich freilich alſogleich ein zweiter Scrupel, ſintemal und alldieweil die Frage eintrat: welcher Wagen beide Herren Marſchälle führen ſolle, ob der des Herrn Landmarſchalls von Schwerin, ob der des Herrn Landmarſchalls von Güſtrow. Die Frage erledigte ſich durch die Beſtimmung für den letztern, der allein groß genug war, beide Herren Marſchälle mit ihrem Ornate zu faſſen. Alſo auch Mecklenburg in Aufregung!

In Baden treten nächſtens die Stände zuſammen. Die Augen ſind dorthin gerichtet, wo offenbar die lebendigſte Entwickeluug der ſtändiſchen Formen in Deutſchland iſt. Dort war der liberalen Stimmung des Landes mit Entfernung eines Miniſters ein Zugeſtändniß gemacht. Blittersdorf war mehr, oder vielmehr weniger als conſervativ, er war offenbar reactionär. Baden lief Gefahr Rückſchritte zu machen, es begann dort eine polizeiliche Bevormundung, welche den Zwieſpalt zwiſchen dem Miniſterium und der öffentlichen Meinung gefahrdrohend ſteigerte. Blittersdorf ſchied aus. Das Miniſterium Bekk wurde allgemein freudig begrüßt. Charakter wie Talent des Mannes flößte Vertrauen ein. Sind die Hoffnungen erfüllt, die man von ihm gehegt? — Die Stände werden dieſe Frage beantworten. Deutſchland iſt darauf begierig.

Den 4. Decbr.

So ſoll denn aus den Hochalpen der Schweiz der Anſtoß folgen für die Lawine! Friburg iſt gefallen; auch Luzern. Friburg's Fall, ſchreibt man mir, war unſchwer vorauszuſehen, obgleich es Viele überraſchte, die Stadt nach allerdings ſo energiſcher Demonſtration ſo wohlfeilen Preiſes die Waffen ſtrecken zu ſehen. Friburg rings von Bern und Waadt eingeſchloſſen, höchſtens in dem am Neuenburgerſee gelegenen Gebiete mit einer Hinterthür nach dem den Siebnern geneigten Neuchatel hin verſehen, war von vorn herein eine verlorne Schanze des Sonderbunds, wofern nicht durch das obere, zu Bern gehörige Saanethal über den Sanetſch, oder durch das waadtiſche Val des Ormands und pays d'en haut eine Verbindung mit Wallis zu ermöglichen war. Wer aber die Schwierigkeiten der Päſſe des Sanetſch und der Cheville ſelbſt zur Sommerzeit, oder den ſchwer zu bewältigenden Widerſtand der Vaudois im Oſten, die von Walliſerhaß, Radicalismus und hitzigem Yvorner (dem beſten Weine des Landes, der bei Aigle wächſt) glühen, kennt und erwägt, muß es den Walliſern Recht ſprechen, daß ſie den gefährlichen Hülfezug nach Friburg unterlaſſen haben. Die

Stadt Friburg iſt bekanntlich zu drei Viertheilen liberal geſinnt, doch auch die Landbevölkerung, ſo vielfach in Berührung mit Waadt und Bern, und den Einflüſſen des Fremdenverkehrs offen liegend, ungleich weniger bigott als das Volk der deutſchen Urcantone. Für Friburg ſtand und ſteht der Verluſt des Jeſuitenpenſionats zu befürchten. Dies erklärt und rechtfertigt wohl auch ſein Halten am Sonderbunde. Friburg die Jeſuiten nehmen, heißt eine ſeiner Lebensadern zerſchneiden, heißt eine ſeiner Handerwerbsquellen verſtopfen. Friburg iſt ein vergleichsweiſe armer Canton, deſſen Hauptnahrungszweige ſeine Wälder und die Jeſuiten ſind. Das Jeſuitenpenſionat hat ſeit ſeiner Gründung, trotz der ſonſt ſo gewichtigen Stimme des aufgeklärten P. Girard, eine Menge reicher Zöglinge nach Friburg gezogen; nach der Juliusrevolution ließ ſich zunächſt aus Frankreich eine Anzahl legitimiſtiſcher Familien daſelbſt nieder, deren Gold für Stand und Land verloren ginge, ſobald für ihre Söhne das Penſionat geſchloſſen würde. Aus Rückſichten der Billigkeit connivirte man, bei aller Abneigung gegen hh. Väter, in der reformirten Eidgenoſſenſchaft. Man beutet allenthalben ſo gern in der Schweiz die Gelegenheiten aus, welche ihr finanzielle Vortheile bieten und ſichern, und gönnt daher auch Andern gern den Nutzen, der ihnen unbeſchadet eignen Gewinns zufließt. Anders geſtaltete ſich die Meinung, als nach ertrotzter Aufnahme der Jeſuiten in Luzern deren Ausweiſung aus dem geſammten eidgenöſſiſchen Gebiete zu einer Forderung der Conſequenz wurde. In Friburg, wo die Erziehung junger Ausländer in der Jeſuiten Hände gelegt iſt, erſchien, abgeſehen von dem finanziellen Geſichtspunkt, die ganze Angelegenheit als rein cantonaler Natur; in Luzern dagegen mußte ſie als Sache des Bundes angeſehen werden, ſofern die ihnen daſelbſt angetraute Erziehung eines Theiles der ſchweizeriſchen Jugend das jetzige und künftige Geſchlecht mit einem Syſteme von Verfinſterung und Unduldſamkeit bedroht, und ſomit auch die übrigen Cantone gefährdet, geſchähe dies auch nur in unzuſammenhängenden Wirkungen und Erſcheinungen. Luzern iſt das Hauptbollwerk des Sonderbunds und des Jeſuitismus. Mit Luzerns Fall iſt der Sonderbund thatſächlich aufgelöſt, eine Fortſetzung des Bürgerkriegs jenſeit des Vierwaldſtädterſee's ſchwer denkbar.

Während man auf dem Preßburger Landtage neuen Angriffen auf die Cenſur entgegenſieht, während in Italien der Papſt und der König von Sardinien der „gepreßten" Preſſe Luft geben, ſtellt Oeſterreich raſch eine neue Obercenſurdirection zuſammen, von der keine Ausſicht iſt, ſie werde eine ähnliche Thätigkeit wie das preußiſche Obercenſurgericht entwickeln. Es ſind zu den alten Hinderniſſen der Preſſe nur neue hinzugekommen: die Cenſur iſt nicht Männern der Wiſſenſchaft, nicht Männern des Rechts, ſondern Polizeibeamten überlaſſen. Die neue Akademie der Wiſſenſchaften in Wien hat ebenfalls gezeigt, wes Geiſtes Kind ſie nach der Mehrheit ihrer Köpfe iſt. Sie hat mit Ausnahme dreier Stimmen beſchloſſen, ihre Schriften nicht ſelbſt zu überwachen, ſondern ſie der Polizeiſtelle zur Begutachtung zu übergeben. **Erzherzog Johann**, Hammer-Purgſtall und Heidinger machten die Minderheit bei dieſem Beſchluß.

Der Freiherr von Pillersdorf in **Wien** iſt entlaſſen, nachdem er das Verfahren gegen die böhmiſchen Stände mißbilligt. Auf ihm ruhte die Hoffnung der Aufgeklärten, die Zuverſicht der Patrioten; von ihm dachte man, er werde in Wirklichkeit ſein und vollführen, was Kollowrat immer nur zu werden verſprach und Ausſicht gab.

Und während man Böhmens Rechte beanſtandet, ſo altbewährt und anerkannt ſie auch ſind, macht man in Wien den Ungarn Zugeſtändniſſe. Böhmen iſt träg und argwöhniſch gegen ſeine eigene Kraft; Ungarn iſt keck und dreiſt. Jenes hat die Zuverſicht zu ſich ſelbſt eingebüßt; dieſes hat friſches Feuer in den Adern. Die Magyaren ſchreien mit donnernder Stimme ihrem König ihr Eljen zu, ſchlagen aber mit der Fauſt auf die Ständetafel und fordern ihre Rechte. Selbſt **Koſſuth**, der radicalſte Führer der Oppoſition, hält eine glänzende Denkrede auf den vorigen Palatin und verknüpft dreiſt und ſicher die Sache des Fortſchritts mit der Sache des Königthums im Lande. Die Oppoſition iſt in der Mehrheit trotz alles Macchiavellismus. Und man fühlt die impoſante Kernkraft Ungarns, ja man erkennt ſie an. Unter den elf Vorlagen der Regierung ſind einige von hohem Gewicht. Dazu gehört die Erweiterung der Stimmberechtigung der königlichen Freiſtädte und Bergwerksſtädte, eine Ablöſung des Robbot „unter Ehrenhaltung des Beſitzrechtes", und die Aufhebung der Zolllinie zwiſchen Ungarn und den deutſchen Erbländern. — Wird dies letzte die deutſchen Länder Oeſterreichs noch mehr und vielleicht für immer von deutſcher Gemeinſamkeit in gewerblichen Dingen abtrennen?

Polen und Deutſche.

„Polen und Deutſche" nennt ſich die in zweiter vermehrter Auflage erſchienene Schrift von Heinrich Wuttke, die in unſern halbſchürigen Begriffen über die polniſch deutſche Grenzſtreitigkeit als epochemachend anzuſehen iſt. Wuttke hat die nöthige Schonungsloſigkeit um einem falſchen Enthuſiasmus' die Maske abzureißen, er hat gegen die deutſchen Schriftſteller des Panſlawismus, gegen Jordans Jahrbücher und andre halbe Frechheit und halbe Kopfloſigkeit die nöthige Erbitterung des empörten Nationalgefühls; er hat nebenbei zugleich das hiſtoriſche Rüſtzeug um ſeine Gegner aus dem Felde zu ſchlagen. Wuttke's Feldzug, um deutſches Recht und deutſche Geſittung auf polniſchem Boden nachzuweiſen, wird durch eine ſeltene Beleſenheit unterſtützt. Wo uns der Stoßwind ſeines Eifers noch nicht fortriß, pflichten wir nachträglich ſeinen Argumenten bei, deren Reichthum nicht geringer wie ihre Schlagkraft iſt. — Ich hätte das Buch in ſeiner neuen Erſcheinung geordneter gewünſcht. Es zerfällt, ohne daß der Verfaſſer ſeinen Stoff kunſtgerecht abſondert, in drei Theile. Der Feldzug gegen ſeine Widerſacher polniſcher und deutſcher Art iſt ein mannichfaches Scharmützel und Vorpoſtengefecht; der polemiſche Scharfſinn ergeht ſich hier zu ſeinem eignen Behagen und unſerm Ergötzen. Wichtig iſt jeder Zug, treffend jeder Schlag. Die Entwickelung der Sache des Panſlawismus macht den zweiten Theil der Schrift. Wuttke zeigt ſich uns hier in der gerechteſten Unparteilichkeit; er anerkennt die Rechte der Slawen, an ſich ſelbſt, d. h. zunächſt an ihrer Sprache, zu arbeiten. Der dritte Theil iſt eine pragmatiſche Darlegung des letzten Aufſtandes mit ſeinen geheimen Fäden in Paris. Der kriegeriſche Charakter der Schrift drängt dann zu wiederholter, überall eingemiſchter Polemik. Die Schrift, als Vorläufer betrachtet, begründet des Verfaſſers Beruf die ganze Geſchichte Polens, wenigſtens die Geſchichte ſeines Untergangs in allen ſeinen Aufſtänden zu ſchreiben. Wuttke gab jetzt, was vorläufig noth thut, eine Orientirung unſeres nationalen Bewußtſeins. Er zieht ſich auch meiſt auf den preußiſchen Boden zurück, bleibt in der Sache Polens die Verhältniſſe zu Rußland und Oeſterreich noch ſchuldig. — Er ſagt im Vorwort, ein Umſchlag zum Beſſern habe in der öffentlichen Meinung ſtattgefunden ſeit ſeinen erſten Artikeln in der Allgemeinen Zeitung, die das Verhältniß Deutſchlands zu Polen in ein neues Licht geſtellt. Die ſchiefe Selbſttäuſchung und die lügenhafte Phraſe unſeres Liberalismus in ſeinen Sympathien für Polen hat in der That niemand ſchärfer gegeißelt, niemand zugleich klarer dargelegt. Für uns, die wir dichteriſch ergriffen für jedes Völkerunglück geſchwärmt, weil das deutſche Herz dafür geſchaffen zu ſein ſcheint alles Leid der Welt zu feiern und einzuſargen, für uns ergab ſich in unſerem Gefühl für die Polen ſeit ihrem Auftreten im Gerichtshofe zu Berlin die entſcheidende Wendung. Niemals im Laufe der Weltgeſchichte war ihnen ein ähnlicher Schauplatz frei und ehrlich eingeräumt; dort vor den Augen der Welt konnten ſie offenbaren wes Geiſtes Kinder ſie ſind. Solange ſie als Helden im offenen Felde ſtanden, hatten ſie unſere Bewunderung, ſangen ihnen unſere Dichter Lieder; ſo lange eine geheime Inquiſition ſie in den Kerkern hielt, die Spelunken im Spielberg und die Bergwerkſchluchten Sibiriens das Echo ihres Schmerzgeſtönes wiedergaben, konnten ſie auf Sympathie rechnen, konnten hoffen, daß, wo jede menſchliche Verſchuldung des Patriotismus Verbrechen genannt wird, im Herzen der Völker ein helfender Rächer ihnen auferſtand. Preußen gab ihnen offene Schranken, freie Vertheidiger. Preußen forderte aber auch Ehrlichkeit, die Welt erwartete ſie. Statt ehrenhafter Eingeſtändniſſe: ja wir ſind Patrioten, wir wollen die Freiheit und ſollten wir ſie mit unſerem Tode beſiegeln! ſtatt jener Ehrlichkeit, die auf ihre gute Sache trotzt: welch ein Gewebe kleinlicher Ränke, feiler Ausflüchte, feiger Lügen! Das hat für uns der Polenſache den Todesſtoß gegeben. Unſer Liberalismus iſt anderer Meinung. Er nennt dieſe Forderung offener Ehrlichkeit eine deutſche Dummheit. Nun, die Dummheit eingeſtanden, die im guten Vertrauen auf ächt

Menſchliches beruht: unſere dichteriſche Schwärmerei für Polens Fall hatte dieſelbe Grundlage; ſie wird im Nothfall dem allernächſten Triebe der Natur, dem Triebe der Selbſterhaltung, weichen. Wir ſtellen uns zur Vertretung deutſcher Intereſſen nicht auf den Boden Oeſterreichs. Oeſterreich war bis jetzt kein richtiger Anwalt der deutſchen Sache in ſeinen weiten Gebieten. In Siebenbürgen giebt es die Sache der deutſchen Sachſen auf; in ſeinen deutſchen Gebieten fehlt ihm der Anſchluß an deutſchen Geiſt, deutſche Sitte, deutſches Bewußtſein der Gegenwart. Wir ſtellen uns hier auf Seite Preußens und nehmen Poſen, Schleſien und Weſtpreußen als deutſchen Rechtsbeſitz auf ewige Zeit in Anſpruch. In dieſen Ländern ſtehen mehr als 4 Millionen Deutſche gegen 2 Millionen Polen; die Sache der Cultur, die Sache der Menſchheit würde auch ohne die Mehrzahl der Köpfe überwiegend in die Wagſchaale fallen. Wir laſſen Brunnenvergiftung und Mordverſuche bei Seite, wir faſſen das Ziel des polniſchen Aufſtandes ins Auge; über die Mittel dazu mag ländlich ſittlich die Zunge der Wagſchaale entſcheiden. Die Polen fordern die Oder als Grenze zwiſchen Deutſchland und einem Polenreiche. Frankreich fordert den Rhein, nachdem Schweiz, Holland, Belgien, Lothringen, Elſaß in ſeine Hände gefallen. Was unſere Schwäche dort verſchuldet, ſoll oſtwärts unſere Sentimentalität einbüßen, und in der That, zwiſchen Rhein und Oder eng eingefaßt, würde Deutſchland von einem Frankreich mit polniſchen Sympathien und von einem franzöſirten Polen rechts und links leicht in die Weichen gegriffen, bliebe es unter uns ſelbſt bei den innern Zerwürfniſſen, bei dem Verkennen deſſen was das Zeitalter will, bei dem Hader zwiſchen Fürſten und Völkern, bei dem Haarausraufen zwiſchen Polizei und Litteratur. Denkt Euch Frankreich in Waffen am Rhein, Polen ihm verbrüdert an der Oder: Deutſchland mit ſeinen ungeordneten Zuſtänden, Deutſchland mit ſeinem Werden beſchäftigt, würde Rußlands bedürftig ſein! Dies iſt der Punkt, der ins Auge ſpringen muß, ſoll die Frage politiſch erörtert werden. Ihr wollt Politiker ſein, und Ihr klebt an einer Phraſe der Humanität! Ihr wollt Philoſophen ſein, und der Aufruhr irgend eines guten lyriſchen Herzens iſt Euch ein bequemes Gedankenbett, ein Lotterbett um darauf groß zu thun mit einer Sonntagslaune, die für die Werkeltage, für die Arbeit des Jahrhunderts nicht vorhält.

Auf jenen Punkt rückt Wuttke die Frage. Die Antwort kann keine zweifelhafte ſein. Wuttke erledigt die Entſcheidung bis zur Behauptung, daß das ruſſiſche Zarenthum einen tüchtigern Grund und Boden hat als das polniſche Bojarenthum. Und in der That, wie ſeltſam geartet und von Naturnothwendigkeiten bezwungen Rußlands Entwickelung auch ſein mag: deutſche Kräfte, ſo oft ſie auch ſich in ihrer Weichheit als ſchlaff und aufgelöſt kundgaben, haben an Rußland arbeiten helfen, wirken an ſeiner Aufgabe, den Orient durch den Occident zu bezwingen, fördernd mit. Der Pole dagegen, eben ſo wenig wie der Ruſſe im Stande ſich aus ſich ſelbſt heraus zur Erſcheinung zu bringen, iſt franzöſiſcher Cultur verfallen und würde, gäbe man ihm freie Luft, in keinem Falle germaniſcher Geſittung zuneigen. Vom Deutſchen in ſeiner Treuloſigkeit entlarvt, hat er ſich auch jederzeit lieber dem Ruſſenthum in die Arme geworfen, um mit Aufgabe ſeines Gedankens an Freiheit und Selbſtändigkeit, im Bankerott aller ſeiner Tugenden und Kräfte wenigſtens ſeinem Haſſe gegen deutſches Element ein verzweifeltes Genüge zu zu ſchaffen. Die Begebniſſe bei der Beſitzergreifung Krakau's haben dies von neuem dargelegt. Die Sache der Verzweiflung geht dort aus den Händen von Helden leicht in die Hände eiteler Knaben über; mit den großen Todten, die auf den alten Schlachtfeldern fielen, müſſen wir nicht die Sache Polens, wohl aber ihre ariſtokratiſche Romantik begraben.

Wuttke weiſt geſchichtlich nach, daß die Deutſchen in Poſen nicht Fremdlinge von geſtern ſind, daß ſie dort wie in Schleſien und Weſtpreußen längſt Beſitzesrechte haben, ſeit dem 13. Jahrhundert auf dem dortigen Boden heimiſch ſind. Wir ſind nicht vorherrſchend kriegeriſcher Art, uns fehlt die Schlagkraft der Geiſtesgegenwart. Pochet nicht auf die Freiheitskriege! Wir ſind nur kriegeriſch, wenn wir zehn Jahre lang geknechtet waren, und uns nach ſo langer Schmach das Blut in die Wangen ſtieg. Das Phlegma deutſcher Natur führt aber zu Siegen anderer Art, die es im Oſten Europa's wahrzunehmen hat. Es iſt der Sieg im ruhigen Uebergewicht des Geiſtes. Dies Uebergewicht, dieſe Schwerkraft bei der fehlenden Schlagkraft der Gegenwart des Geiſtes, dieſen Triumph der andauernden Ueberwindung der Welt dürfen wir nicht für den Oſten Europa's aufgeben, hat das Germanenthum außer ſeiner ſpeciellen heimiſchen Aufgabe irgendwie noch eine Aufgabe für die Welt. Polen iſt an ſich ſelbſt untergegangen; dies der Inhalt ſeiner Geſchichte, der Refrain ſeiner Leiden, nach dem Zeugniß ſeiner beſten Köpfe der Richterſpruch über ſich ſelbſt. Die Nation beſteht ſeit lange nur noch aus dem Adel des Landes; der Bürger iſt deutſch; der Bauer, ſelbſt der galiziſche, richtet ſeine mörderiſche Senſe gegen den Gutsherrn, um das kaiſerliche Recht gegen das Recht des Bojaren zu ſchützen. Ein Hohngeſchrei der Bauern war die Antwort, als der Dictator von Krakau ihnen das Ende der Adelsherrſchaft, den Beginn der Freiheit des Menſchen verkündigte und anbot. Im Adel allein war noch der Traum von Nationalfreiheit vorhanden; ein Traum der ſich in manchem Heldenherzen ſchön und edel ſpiegelte. Unſere Publiciſten ſind recht armſelige Politiker. Der Eine von ihnen, der den Geiſt Deutſchlands „ſoweit er bis jetzt zur Erſcheinung gekommen“, für niederträchtig erklärte, Arnold Ruge, ſtellt jetzt die politiſchen Lyriker unſerer Zeit zuſammen; wir finden darin auch Lenau's, Grüns und Platens Polenlieder. Die deutſchen Polenlieder ſind edle Zeugniſſe unſers guten Herzens. Für den Kopf iſt es aber ſchlimm, wenn er ſich zu den Illuſionen der Poeten flüchten muß, und eine bankerotte Philoſophie macht noch keinen Politiker. — Ein Anderer fordert Achtung für das Unglück der Polen. Achtung iſt eine Sache des Anſtandes; der Politiker ſollte Gerechtigkeit fordern, ſollte das Recht im Laufe der Dinge finden. Achtung iſt ſehr wenig; unſere Poeten hatten für die Sache Polens Begeiſterung. Der polniſche Adel aber hat beim Bauern ſeines Landes nicht blos die Achtung, ſondern allen Glauben verloren. Die deutſche Publiciſtik reitet auf Phraſen herum, auch wenn die Wirklichkeit ſie Lügen ſtraft. Hängt alſo nur die Harfen an den Trauerweiden der Weichſel auf! Nachts im Mondenſchein, wenn Geiſter, aber auch die Geſpenſter umgeben, dann ſinget dem hingeſchwundenen Leben ein Oſſianiſch Lied! Für die Wirklichkeit von heute, für die dringendſten Aufgaben der Weltgeſchichte, für die nächſten Zielpunkte der Menſchlichkeit iſt Polen für jetzt noch todt.

II.

1848.

Das Jahr des Heils und des Unheils.

Deutſchland hat kein Parlament!

Leipzig, im Januar.

Mit dieſem Stoßſeufzer im alten Jahre ſchlafen gegangen, und mit dieſem Neujahrsgedanken wieder aufgeſtanden. Und liegt denn der Gedanke ſo gar fern? Wird er nicht erſt zu einem Utopien, je länger man ſich ſperrt, ihn zu verwirklichen? — Daß in Hamburg die Eiſenbahnintereſſen zu einer Verſammlung führten, in Dresden ein Poſt-, in Leipzig ein Wechſelcongreß ſeine Arbeiten eröffnete, beweiſt ja nur ſtückweis die allgemeine Nöthigung, daß ein deutſches Unterhaus zuſammentritt. Der deutſche Bund iſt kein Anwalt der deutſchen Wohlfahrt; der Zollverein hat ſich neben ihm und ohne ihn geſtaltet. Ueber die Preſſe werden die Geſandten in Frankfurt ſich nicht vereinigen; in Streitigkeiten zwiſchen Fürſten und Ständen traut ſich der Bund keine entſcheidende Stimme, geſchweige eine vollziehende Machtvollkommenheit zu. Er traut es ſich nicht zu, weil ihn das Gefühl deſſen was ihm fehlt unſicher macht. Er iſt kein Areopag, er iſt nur entſcheidend in Erbſchaftsſachen der fürſtlichen Familienhäuſer, in allem andern iſt er bindend, aber nicht hülfreich, er iſt hemmend, aber nicht fördernd. Ihm fehlt die ſchöpferiſche Triebkraft, die treibende Macht zum Geſtalten und Ordnen, die Fähigkeit, Leben zu geben und den Gedanken der nationalen Einheit durch Gemeinſamkeit in Berathung und Ausführung gemeinnütziger Bedürfniſſe zu verwirklichen. Dem Bunde zu Frankfurt, dieſer Kammer deutſcher Fürſten und Geſandten, fehlt das deutſche Unterhaus.

Der Eiſenbahncongreß hat ſeine vorläufigen Dienſte geleiſtet; der Wechſelcongreß hat mit Grundlage der preußiſchen Beſtimmungen ſeine Arbeiten feſtgeſtellt. Vom Poſtcongreß haben wir zur Erleichterung des Verkehrs beſſere Ergebniſſe erwartet. Wir ſtützen uns ſo oft auf Erfahrungen Englands und Frankreichs. Nicht unſere Geſittung und Geſinnung, wohl aber unſer praktiſcher Vortheil ſollte in den Erfahrungen beider Völker ſich heimiſch machen. Englands Beiſpiel in Herabſetzung des Briefporto's auf einen Penny hat die Verzehnfachung des Briefverkehrs und die Verdoppelung des Ertrags ergeben. Wir ſcheinen nicht den Muth zu haben, dieſe Erfahrung zu benutzen. — In Frankreich iſt dem Publicum die große Annehmlichkeit geboten, Geldſummen, ich glaube bis auf zehn Francs herab, nicht verpacken und verſchicken zu müſſen, ſondern ſie an das örtliche Poſtamt auszahlen zu können, ſo daß ſie dem Empfänger durch das Poſtamt ſeines Ortes ausgemittelt werden. Hat der Dresdner Poſtcongreß nicht Kunde genommen, welch eine Erleichterung dem Verkehr dadurch erwächſt?

Lord John Ruſſell's Rede für Zulaſſung der Juden zum Parlament iſt das wichtigſte Ereigniß in Sachen der Emancipation der Juden. Wir laſſen dahingeſtellt, ob der Premier von England den drei oppoſitionellen Elementen im Parlament gegenüber damit eine Röthigung verrieth, ſich nach dieſer Seite hin neue Sympathien zu erwecken; wir laſſen dahingeſtellt daß in England der Jude nationaler iſt als bei uns, bei ſeiner geringen Anzahl dort ſchon nicht auf Feſthaltung einer Nation in der Nation hinarbeitet, die imponirenden Inſtitute des Staates ihm dort die Waffen zum journaliſtiſchen und geſellſchaftlichen Kampf entwinden, ſeine Emancipation in England mithin leichter iſt als ſonſtwo: ein hohes Zeugniß vourtheilsfreier, ächt ſtaatsmänniſcher Geſinnung liegt bei alle dem in Ruſſell's Worten, zumal er damit die Orthodoxie des episcopalen Chriſtenthums zum Kampf herausforderte. Der Miniſter hat einige Anhaltspunkte in der öffentlichen Meinung; vor wenig Tagen war ein Jude als Alderman der City von London vereidet; 7000 Wähler der Hauptſtadt haben einen Abkömmling des verfolgten Volkes zu ihrem Vertreter erwählt. Ich zweifle nicht, daß Rothſchild nur durch „beſondere Anſtrengungen" ſeinen Sitz im Unterhauſe errungen hat. Um ſo mehr thut es aber noth, dem Juden ohne dieſen „beſondern" Weg den Zutritt zum Parlament zu bahnen. Im Namen der Verfaſſung, die „ein Feind aller Beſchränkungen und Ausſchließungen" ſei, im Namen der Freiheit und der heiligen Gerechtigkeit, im Namen des Chriſtenthums als der Religion der Milde und des Friedens, forderte John Ruſſell das Unterhaus auf, die Juden zu allen Privilegien und Rechten zuzulaſſen, auf die der Brite ſtolz iſt.

Aus den ſchweizeriſchen Actenſtücken will ſich ergeben daß Frankreich trotz der geſetzlichen Verbannung des Jeſuiterordens in der Provinz Lyon allein 527 Mitglieder der Geſellſchaft zählt. Die gute Stadt Lyon beherbergt nicht weniger als 18 geiſtliche Orden neben jenen Jeſuitenklöſtern und andern mildthätigen geiſtlichen Körperſchaften. Louis Philipp's Frankreich hat weit mehr Klöſter als das Frankreich der Bourbons vor der Revolution. Louis Philipp's Geldherrſchaft ſucht zugleich in der Geiſtlichkeit ſeine Stütze.

Der Reichstag Schwedens verdient Aufmerkſamkeit. Unſere deutſchen Touriſten haben uns von König Oscar ein ſehr ſchmeichelhaftes Bild entworfen. Ein deutſcher Schriftſteller iſt im Auslande ſo leicht beſtechlich. Weil ihm draußen der nationale Halt fehlt, die Beziehung auf das Heimiſche in ſeinen Blicken ſo ſchlaff iſt, ſo ſind Eindrücke entgegengeſetzter Art leicht überwältigend. Er entdeckt in König Oscar's Arbeitszimmer eine Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften, und ſein gutmüthig haltungsloſes Herz iſt ſofort von einer litterariſchen Sympathie blind eingenommen. Als ob man nicht in den Wiſſenſchaften blos dilettiren, die Künſte aus Ruhmſucht unterſtützen, aus leerer Eitelkeit Verſe machen, die Bildung nur als Sache des Luxus pflegen könnte! Die dilettirenden Fürſten unſerer Zeit trifft der Fluch, das was noth thut zu überſehen. Möglich daß König Oscar ein ſehr feines Franzöſiſch ſchreibt, in Sachen der Banken mehr als ein bloßer Dilettant iſt: möglich ſogar daß er noch nicht ganz die bürgerliche Herkunft des Vater Bernadotte vergeſſen. Die Schweden ſelbſt wurden in den letzten Augenblicken des alten Königs auf überraſchende Weiſe daran erinnert. Als der Arzt dem Leidenden das Hemd aufſtreifte, um dicht am Oberarm die Ader zu ſchlagen, entdeckte man die rothe Inſchrift im Fleiſche: Liberté, égalité, fraternité. Auf dem Arm eines Königs die eingebrannten Signale der franzöſiſchen Revolution! — In Schweden hat eine längere Verſtimmung den Grad der Unzufriedenheit erreicht. Die Vorlagen der Regierung auf dem Reichstage erklären uns jetzt dieſen Zuſtand. Man erwartete Einſchränkungen, und die Krone macht Forderungen zu neuem Aufwande, nicht um intellectuelle oder materielle Unternehmungen zu befördern, ſondern um Luxus zu treiben. Heer und Hof ſollen auf einen höheren Fuß geſtellt werden. Eine neue Flotte von Kriegsdampfſchiffen bezweckt die Regierung zu bauen; ſie fordert für den Kronprinzen, einen noch ſtudierenden Jüngling, dem der vorige Reichstag 25,000 Thlr. beſtimmte, eine jährliche Dotation von 100,000 Thlrn. In allen 4 Ständen haben ſich jetzt auf dem Reichstage ſtarke Stimmen dagegen erhoben. Im Ritterhauſe der alte Graf Anckarswärd; im geiſtlichen Stande der Probſt Sandberg. Letzterer ſtellte eine Schilderung der traurigen Lage des Landes, der fehlgeſchlagenen Ernten, der ſteigenden Armuth im Volke, den Forderungen der Miniſter entgegen.

Ein Norweger, der ſeit längerer Zeit in Deutſchland lebt, giebt mir folgenden Aufſchluß über König Oscars Stellung in Schweden. König Oscar iſt ein Bürger- und Bauernfreund; ſein ganzes Streben geht dahin, die Adelsvorrechte in Skandinavien zu beſchränken. Die ganze Oppoſition in Schweden iſt lediglich ariſtokratiſcher Art. Nur der ſchwediſche Adel ſtemmt ſich gegen die Reformen, um ſo mehr als der König die Norweger den Schweden vorzieht. Norwegen hat ſeit 1818 gar keinen Adel, beſteht ganz aus einem Volk von Bürgern und Bauern. Die 1818 noch lebenden Ariſtokraten wurden in der Verfaſſung bedacht; ihr nächſtes Geſchlecht hat aufgehört ein adeliges zu ſein. Der letzte Ariſtokrat in Norwegen, mit dem der Adel dort ganz ausſtirbt, iſt ein alter Herr v. Wedell.

Merkwürdig, daß der Oeſterreichiſche Beobachter in dieſen Tagen in einem Artikel über den Stand der Schweizer-Sache auf die Heilighaltung der Wiener Verträge von 1815 hinweiſt. Das Organ der Metternich'ſchen Staatsweisheit bemerkt, zu der bevorſtehenden diplomatiſchen Vermittelungsconferenz in Neuenburg ſei um ſo mehr Anlaß, als die Schweiz durch den Sonderbundskrieg ihrer garantirten Grundlage von 1815 untreu geworden ſei, ſich in verſchiedene Elemente geſpalten und aufgelöſt habe, und darum einer Zurückführung auf den legitimen status quo des Jahres 1815 durch die Großmächte bedürfe. Wunderbar, daß noch jemand den Muth hat an die Verträge von 1815 zu appelliren! Die officielle Publiciſtik Oeſterreichs that ſich im vorigen Jahre beſonders darin hervor, daß ſie die Einverleibung Krakau's in den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat mit den ſubtilſten Argumenten vertheidigte; — und das ſelbſtändige Beſtehen Krakau's war doch gerade durch die Wiener Verträge von 1815 ſo gut als irgend ein anderes politiſches Beſtehen in Europa garantirt! Der ſarkaſtiſche Lord Palmerſton ſoll gegen den franzöſiſchen Botſchafter in London die witzige Aeußerung gethan haben, daß man doch nicht aus der affaire de Suisse eine affaire de Cracovie machen möchte!

Das Journal des Débats brachte in ſeinem Blatt vom 20. December v. J. einen intereſſanten leitenden Artikel über die deutſche Politik, beſonders über die vorausſichtlichen neuen Verfaſſungswirren in Kurheſſen. Dieſer Artikel beginnt mit den in einer franzöſiſchen Zeitung außerordentlich frappirenden deutſchen Worten: „Das ſtärkſte Mittel gegen das Heimweh iſt: aus Kurheſſen zu ſein." Es iſt dadurch ein Witz des Glasbrenner'ſchen Volkskalenders in der franzöſiſchen Publiciſtik zu Ehren gekommen. Der Artikel iſt aller Wahrſcheinlichkeit nach von Hrn. Thomas, der zur Zeit des Vereinigten Landtags längere Zeit in Berlin verweilte, und dort manches deutſche Bonmot aufgeſchnappt haben mag. Die Ausführung hinſichtlich eines muthmaßlichen heſſiſchen Verfaſſungsbruchs bietet übrigens manches ſehr Treffende dar;

ſchlagend iſt unter Anderm die Betrachtung, daß, je mehr die Bevölkerungen der kleinen deutſchen Staaten mit ihren Regierungen entzweit werden, dies um ſo mehr die Herſtellung eines großen einheitlichen Central-Deutſchlands begünſtigen und hervortreiben heiße. Der heutigen franzöſiſchen Politik möchte es aber ſchwerlich angenehm ſein, Ein großes ſtarkes politiſches Deutſchland ſich gegenüber zu erblicken!

Dorpat und Fürſt Lieven.

Wie das Gerücht von der Aufhebung der Univerſität Dorpat entſtanden? — Es iſt Thatſache, daß der Kaiſer den Abgeordneten des livländiſchen Adels am 23. Febr. 1846 erklärte, ſeit 150 Jahren ſeien die deutſchen Provinzen des Reiches zu Rußland gehörig, mithin ſeien ſie ruſſiſch und vom Deutſchthum ſolle keine Rede mehr ſein. Möglich daß Hr. v. Uwarow im Moment einer Aufwallung irgend wann das Wort fallen ließ, er wolle die Univerſität Dorpat, wenn ſie ſich nicht füge, aufheben. Der ſehr wohl deutſch redende, auf der Hochſchule zu Göttingen gebildete Miniſter des Unterrichts ſcheint aber nicht ernſtlich des Deutſchen entbehren zu können. Man wird ſich hüten, dem Deutſchen den Todesſtoß zu geben. Im Gegentheil hat man jetzt eingeſehen, daß die Gräcoruſſificirung der Lutheraner keine gute Politik iſt; man iſt davon abgekommen. Daß der einwandernde deutſche Handwerker in den Oſtſeeprovinzen nicht ferner Aufnahme findet, hat aber doch ſeine Richtigkeit. Dagegen geht man mit Erweiterung der Univerſität Dorpat, nicht mit ihrer Aufhebung um.

Unter den Hochſchulen Deutſchlands, von denen Dorpat ſeine wiſſenſchaftliche Rekrutirung zu vollziehen pflegt, ſteht Leipzig oben an. Der Mediciner und Orthopäde Carus, der Archäolog Stephani der auf ſeiner Reiſe in Griechenland gewonnen wurde, waren die letzten Leipziger Erwerbungen; auch den, eine Berufung nach Dorpat mit der nach Zürich vertauſchenden Mediciner Haſſe ließ man ſich ungern entziehen. Der vor drei Jahren verſtorbene Fürſt Lieven hatte vorzüglich Leipzig im Auge; auch die Berufung Heinroth's lag ihm früher ſehr am Herzen, weil ihn der wiſſenſchaftliche Ruf des Mannes nicht blos reizte, ſondern auch religiöſe Sympathie ihn zu Heinroth zog. Die „Gedächtnißrede auf den Fürſten Lieven" erinnert daran; ſie erſchien voriges Jahr in Dorpat auf Verfügung der Kaiſerlichen Univerſität im Druck.

Lieven war Klingers Nachfolger im Curatorium einer Univerſität, die ſich, obſchon unter ruſſiſchem Scepter, doch immer zu den deutſchen zählen muß. Friedrich Klinger war ein Mann von antikem Guß und Gepräge. Karl Lieven erhält von Dr. Friedrich Buſch, Profeſſor der Theologie, der die Denkſchrift verfaßt hat, wenigſtens das Epitheton: homo antiqua fide. Ob der Theolog damit die alte Treue gegen das Herrſcherhaus, oder den gläubigen Sinn meint, kann dabei nicht zweifelhaft ſein. Fürſt Lieven war ein treuer Diener ſeines Herrn, aber zugleich ein treuer Lutheraner.

Die von der Univerſität herausgegebene Polyglotte der Augsburger Confeſſion in lateiniſcher, eſthniſcher und lettiſcher Zunge überreichte er dem Kaiſer und erhielt die Zuſicherung des Schutzes, der dem evangeliſch-lutheriſchen Glauben nie entzogen werden ſolle. Fürſt Lieven war unter Alexander Präſident des evangeliſchen Conſiſtoriums. Er war Director der ruſſiſchen Bibelgeſellſchaft ſo lange ſie erlaubt war, bis zum J. 1826. Zwei Jahre ſpäter ward den Lutheranern, nachdem der Argwohn geſchwunden war, von neuem geſtattet eine Bibelgeſellſchaft zu ſtiften, und Fürſt Lieven ward vom Kaiſer ſelbſt zu deren Präſidenten ernannt. Der Steindruck, welcher der Denkſchrift vorgeſetzt iſt, giebt uns, ſoweit dies lithographiſch möglich iſt, das getreue Bild des Fürſten; beſonders iſt der freundlich menſchliche Zug, auch wohl die etwas in Frömmigkeit geſenkte Augenbraue ſprechend wiedergegeben. — Karl Andrejewitſch Lieven iſt ein Sproß des alten in Liv- und Kurland, einſtmals auch in Eſthland angeſeſſenen Geſchlechtes, das mit der Geſchichte der Baltiſchen Provinzen ſehr eng verflochten war. Die ſieben Nordſterne in ſeinem Wappen — ſo berichtet uns Arndt in ſeiner livländiſchen Chronik — ſind dieſelben, die Caupo, der alte heidniſche Livenkönig, in Rom beim Uebertritt zum Chriſtenthum vom Papſt erhielt. Der Heermeiſter Plettenberg belehnte den einen Zweig des Hauſes; ein andrer Zweig wurde mit den getreuen Gefährten König Karls des Zwölften in den ſchwediſchen Grafenſtand erhoben, ſtarb aber aus. Der Zweig Lieven-Berſen, dem unſer Curator angehörte, war von

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Alters her eine gute Stütze der Lutheriſchen Gemeinde in Kiew. Karl Andrejewitſch war 1767 geboren, als älteſter Sohn einer etwas verarmten Familie. Die verwittwete Mutter zog ſich mit ihren Kindern in der Nähe von Riga in ländliche Einſamkeit zurück. Katharina erkannte jedoch ihren Werth und berief ſie an ihren Hof zur Leitung der Söhne des Großfürſten Paul. Die Fürſtin ward als Staatsdame und durch ihre Einflüſſe auf Alexander, Conſtantin, Nikolaus und Michael ſehr geehrt. Ein nach ihrem Tode erſchienenes Hommage à la mémoire de Madame la Princesse de Lieven brachte das zum Ausſpruch. Der junge Fürſt, damals noch Graf Karl, wurde Adjutant Potemkins des Tauriers, machte in Beſſarabien und in der Moldau die Feldzüge mit und heirathete eine Baronin Oſten-Sacken, Tochter eines preußiſchen Cavallerieofficiers der unter Friedrich dem Großen gedient. 1807 gab Alexander ihm auf ſein Verlangen den Abſchied aus der Armee, überließ ihn eine Zeit lang ſeinem Landleben auf Senten in Kurland, um ihn jedoch bald genug wieder zu hohen Civildienſten zu berufen. Elf Jahre lang war Lieven Curator von Dorpat, der zweite der Univerſität, der unmittelbare Nachfolger Klingers, der 1817 dieſe Stelle niederlegte. Kaiſer Nikolaus machte ihn zum Mitglied des Reichsrathes und 1828 zum Miniſter der Volksaufklärung. Als ſolcher ſorgte er drei Jahre lang unermüdlich für Verbeſſerung ſämmtlicher Lehranſtalten des Reiches. Als Curator lag ihm ausſchließlich das Wohl und der Ruhm Dorpats am Herzen, ja der Ruhm dieſer Hochſchule war ſeine

„wunde Seite", wie er ſelber ſagte. An Guſtav Ewers, Profeſſor des Staats- und Völkerrechtes (aus dem braunſchweigiſchen Weſerlande gebürtig, Zögling Göttingens, Verfaſſer der Schrift über den Urſprung des ruſſiſchen Staates), hatte er bis 1830 den getreueſten Mitarbeiter in ſeinem Werke. Fürſt Lieven ſtiftete in Dorpat das Fach der ſlawiſchen Litteratur, erhöhte den Etat der Univerſität faſt um das Dreifache, gründete vier neue ordentliche Profeſſuren, machte koſtbare und glänzende Erwerbungen für die wiſſenſchaftliche Ausrüſtung der Anſtalt, vermehrte die Sternwarte durch den großen Frauenhofer'ſchen Refractor, ein damals einzig daſtehendes Kunſtwerk, das 26,000 Rubel koſtete. Mit dieſem Inſtrument hat Struve, der „Sternenfalke", wie ihn der Curator nannte, tüchtig am Himmel operirt, dergeſtalt daß ſeine „Sternenernte", wie Lieven ſagte, einen Katalog von 3112 Doppelſternen aufwies, von denen Herſchel 1778 nur 340 verzeichnet hatte. Für ſoviel Sterne am Himmel die neu entdeckt wurden, regnete es dann natürlich auch Ordensſterne. Rußland befördert ſehr großartig die indifferenten Wiſſenſchaften. Grund genug für die Deutſchen in Rußland, indifferent zu werden. Sie werden faſt Alle „Sternenfalken".

Die Denkſchrift auf Fürſt Lieven iſt auch mit einem Steindruck von Ewers und mit Handſchriften beider Männer geſchmückt. Des Fürſten Briefe, die der Anhang giebt, laſſen uns einen Blick thun in das Gemüth eines ſorgſamen Pflegevaters der deutſchen Wiſſenſchaften in Rußland.

Der ungariſche Reichstag.

Die letzten Monate des vorigen Jahres, ſchreibt mir ein Freund aus Ungarn, haben mehr Geſchichte gemacht als manches ereignißreiche Jahrzehn. Zu den großartigen, in ihren Folgen unabſehbaren Bewegungen in der Schweiz und Italien geſellten ſich noch merkwürdige Entwickelungen im Innern des ſo lange verſteinerten Oeſterreich. Aber während jeder Schritt auf der Bahn der Völkeremancipation in der Schweiz und Italien durch die Welt hallte, gaben die Zeitungen, dieſe großen Länderglocken, nur ſchwache Kunde von den kühnen und unermüdlichen Kämpfen an der Oſtmark des deutſchen Oeſterreichs, in dem geſegneten und zukunftreichen Lande der Magyaren. Seltſame Vorliebe für den Weſten, der uns ſo oft getäuſcht, und für das romaniſche Element, das Deutſchland nie hold geweſen! Die Magyaren, mag ihre Sprache noch ſo ſehr von der deutſchen verſchieden ſein, ſind die Söhne deutſcher Bildung, deutſcher Geſittung, deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft, ſie ſtehen unter einem deutſchen Scepter, ſind unſere Vorkämpfer gegen das Slaventhum, ſind die Wächter der Donau und haben die Beſtimmung und die Energie, die Mündungen dieſes deutſchen Stromes, der Deutſchland mit der Levante verbindet, wieder zu gewinnen, nachdem ſie durch diplomatiſche Feigheit und Ohnmacht verloren gegangen. Und abgeſehen von den perſönlichen Bezügen zwiſchen Deutſchland und Ungarn: verdient nicht der Muth und die Ausdauer, womit eine kleine Schaar entſchloſſener

Männer ſeit einigen Jahren kämpft, den Beifall der Welt und die kräftigſte Ermunterung aller Freiſinnigen?

Seit wenigen Wochen hält in Preßburg, vor den Thoren Wiens, der ungariſche Landtag ſeine Sitzungen und hat in dieſer kurzen Zeit mehr erlebt, als ſich mancher benachbarte Landtag in langen Seſſionen rühmen kann. Ein deutſcher, zu Conceſſionen durchaus nicht geneigter Monarch eröffnet ihn und hält, um der fremden Nationalität zu ſchmeicheln, die Eröffnungsrede in ungariſcher Sprache. Der Landtag ruft ſein endloſes Eljen! aber es gilt keiner Perſon, ſondern dem Siege der nationalen Sache. Zum Beweiſe, daß man dieſe Huldigung nur als ſchuldige Pflicht hingenommen, ohne ſich von den ſchmeichleriſchen Tönen bethören zu laſſen, beſchließt der Landtag dem „König" eine Adreſſe zu überreichen. Es iſt das erſte Mal, daß der ungariſche Landtag eine Adreſſe überreichen will. In dem Brauch des Landes iſt das nicht begründet, aber der Landtag eignet ſich dieſes Recht zu, der Abgeordnete des Peſther Comitates, Ludwig Koſſuth, der Führer der Mehrheit in der Deputirtenkammer, legt den Entwurf der Adreſſe vor, die nach einigen einleitenden Complimenten eine Reihe von Beſchwerden und Anklagen im entſchiedenſten Ton ausſpricht, wie ſie wohl noch nie an die Stufen des öſterreichiſchen Thrones gebracht wurden. Wer iſt dieſer Ludwig Koſſuth? Man hat in Deutſchland kaum von dieſem jetzt ſo wichtigen und mächtigen Mann gehört, der an der Spitze einer Bevölkerung von 14 Millionen Menſchen der Regierung gegenüber ſteht. Man kannte nur Wiener

Berichte voll Schmähungen über dieſen Vorkämpfer ſeines Landes. Ludwig Koſſuth hat von dem Geſchick keine Reichthümer, von der Regierung weder Titel, noch einträgliche Aemter erhalten. Aber die Natur gab ihm alle Eigenſchaften des Geiſtes, des Herzens und der äußern Erſcheinung zu einem großen Redner und Volksführer. Er iſt jetzt kaum 40 Jahre alt, aber ſeit ſeiner früheſten Jugend iſt der Fortſchritt und die Hebung ſeines Vaterlandes ſeine ausſchließende Beſchäftigung, ſein unverrückbarer Gedanke. Als die Preſſe in Ungarn noch vollkommen geknechtet war, gab er eine handſchriftliche Zeitung heraus, die in vielfachen Abſchriften verbreitet wurde. Die Regierung ließ ihn verhaften und gerichtlich verurtheilen, obgleich in dem ungariſchen Geſetz die Cenſur nicht begründet iſt. Später leitete er eine liberale Zeitung, die in kurzer Zeit auf 5000 Abonnenten kam, eine ungeheure Anzahl bei dem damals noch engen Leſerkreiſe in der magyariſchen Bevölkerung. Durch Intriguen wurde er von der Redaction des Blattes, das Eigenthum eines Buchhändlers war, verdrängt. Bei allen Vereinen zur Hebung des Handels, der Kunſt und Wiſſenſchaft ſteht Koſſuth als Schöpfer und Führer an der Spitze. Das Land erkannte aber auch das Talent dieſes Mannes; er wurde bei der bedeutendſten Abgeordnetenwahl des Landes in der Hauptſtadt Peſth, trotz den angeſtrengteſten Gegenbemühungen der Regierung, mit ungeheurer Mehrheit zum Vertreter erwählt. Man erſchrak in Wien nicht wenig bei der Nachricht von der Wahl dieſes entſchiedenen, unbeugſamen, hochbegabten

Mannes. Man hätte gern gegen die Wahl Proteſt eingelegt, geſtützt auf den Grund, daß Koſſuth einſt wegen ſeiner geſchriebenen Zeitung verurtheilt worden. Auch hatte man nicht übel Luſt, den Wahlact anzufechten, da nicht blos die geſetzlich berechtigten Edelleute des Comitates, ſondern auch einem noch nicht lange üblich gewordenen Brauch zufolge nichtadelige Capacitäten mitgeſtimmt hatten; aber es fehlte an Muth dazu. Gewiß eine neue und lehrreiche Erſcheinung in ſonſt ſo abſoluten Zuſtänden. Die Furcht vor einem Kampfe iſt aber gefährlicher als die Niederlage nach demſelben. Es blieb nichts übrig als ſich nach einer Waffe umzuſehen, die man dem gewaltigen Führer der Oppoſition entgegenſetzen konnte. Graf Szechenyi, ein reicher altadeliger Magnat, ſcheint ſich zu dieſem Werkzeug hergegeben zu haben. Szechenyi genoß einige Zeit ziemliche Popularität. Es war damals, als auf die ſiegreichen Kämpfe für Herrſchaft der magyariſchen Sprache und Gleichſtellung aller chriſtlichen Bekenntniſſe ein Moment der Ermüdung und Abſpannung im Lande eintrat, die Idee eines gemäßigten Fortſchrittes und materieller Verbeſſerungen im Lande Platz griff. Szechenyi rief damals mit Guizot dem Lande zu: enrichissez vous! und dieſer Ruf fand offene Ohren. Vergebens warnten Koſſuth und ſeine Freunde vor dem ſogenannten gemäßigten Fortſchritt in einem Lande, wo noch Alles zu thun, zu erkämpfen war; vergebens lehrten ſie daß eine Locomotive, mit lauem Waſſer gefüllt, nicht vorwärts komme; vergebens prophezeiten ſie daß man die Hinderniſſe, welche man jedem ſelbſtthätigen Streben entgegenſetze, nicht mit halber Kraft werde überwinden können. Graf Szechenyi gewann die Oberhand; der Geiſt ſeines kalten Kopfes wurde für überlegene Weisheit genommen, die Berechnung eines ſtarken Herzens machte ſich als praktiſche Einſicht geltend. Man triumphirte in Wien, man glaubte ſchon gewonnenes Spiel zu haben, man ſah das Land ſchon zu beliebiger Verfügung geſtellt, man mißbrauchte die günſtige Zeit mit einer Unbeſonnenheit, die ihre Strafe bald finden ſollte. Die Zwiſchenzeit vom vorigen Landtag bis zu dem gegenwärtigen wurde mit allerlei reactionären Maßregeln ausgefüllt, und ſtatt adminiſtrativer Verbeſſerungen führte man Adminiſtratoren ein, Kreishauptleute, die vom König ernannt und beſoldet, bei allen adminiſtrativen und richterlichen Collegien der Comitate den Vorſitz führen und ſo in jedem Kreiſe auf den Gang der Verwaltung, auf die Verhandlung der Kreiscongregationen und vorzüglich auf die Landtagswahlen einen miniſteriellen Einfluß üben ſollten. Aber eben dieſe Uebergriffe gaben aller Welt das Vorgefühl großer Gefahr für die Verfaſſung Ungarns; die Agitation der Liberalen fand wieder große Theilnahme. Die Vorgänge in Italien und in der Schweiz, welche alle Herzen Europa's mächtig bewegten, machten auch in Ungarn nicht wenig Eindruck. Unter dieſen Umſtänden fanden die neuen Landtagswahlen ſtatt, und aus den Urnen ging eine gewaltige liberale Mehrheit hervor, der durch Koſſuths Wahl in Peſth die entſchiedenſte Färbung und Bedeutung gegeben war. Sollte nun Graf Szechenyi dem furchtbaren Koſſuth die Spitze bieten, ſo mußte er ſich ihm Mann gegen Mann ſtellen können. Zu dem Zweck gab Szechenyi — wie einſt Mirabeau — ſeinen Sitz in der Kammer der Magnaten auf und ließ ſich im Eiſenburger Comitat, deſſen Territorium größtentheils dem Fürſten Eſterhazy gehört, zum einfachen Abgeordneten der Ständetafel wählen. In der That konnte für Koſſuth kein gefährlicherer Gegner gefunden werden. Graf Szechenyi hat Geiſt, Witz, Kenntniſſe, unverwüſtliche Ruhe, und was das Schlimmſte: er hängt den Mantel des Patriotismus und einer gemäßigten Freiheit aus. Gleich bei der Debatte über die von Koſſuth entworfene Adreſſe ließ er ſeine Künſte ſpielen. Nachdem der edle Graf verſichert hatte, er ſei ein ehrlicher Mann und halte es weder mit der Regierung noch mit der Oppoſition, legte er einen andern Adreßentwurf vor, der ebenfalls liberal gefärbt war, aber die wichtigſten Stellen des frühern Entwurfs umging. Es war offenbar darauf abgeſehen, Koſſuth den Sieg aus der Hand zu winden. Aber mit zwei Worten ſchlug Dieſer den Gegner: „Ihr Entwurf, ſagte er, führt nach Wien und nicht nach Buda (Ofen)!“ Eine Anſpielung auf einen Paragraphen in Koſſuths Adreſſe, der den Wunſch ausſprach, der Landtag ſolle künftig in der Hauptſtadt und nicht in Preßburg gehalten werden. Darauf wurde Koſſuths Entwurf angenommen. — Ein anderer ruhmreicher Beſchluß der Ständetafel iſt die auf Koſſuths Antrag angenommene Betheiligung des Adels an der Grundſteuer, die bisher auf den Bauern allein laſtete. Da der Adel zwei Drittheile des Bodens in Beſitz hat, ſo hat der nichtadelige Landmann in Zukunft nur ein Drittheil des bisherigen Steuerquantums zu bezahlen. Auch gegen dieſen Antrag hatte Szechenyi einen paralyſirenden Entwurf, eine Art halber Maßregel eingebracht, blieb jedoch in der Minderheit. — Faſt einſtimmig ging ferner die Gründung einer Landescaſſe durch zum Behuf öffentlicher Bauten, die bisher meiſt durch Frohndienſt beſorgt wurden. In einer andern Sitzung wurde auf Koſſuths Antrag die „Aviticität“ abgeſchafft, der zufolge jedes verkaufte adelige Grundſtück von dem frühern Beſitzer oder deſſen Erben gegen den bezahlten Kaufſchilling wieder zurückgekauft werden kann ohne Rückſicht auf den mittlerweile geſteigerten Werth des Grundſtückes und ohne Entſchädigung für die von dem interimiſtiſchen Beſitzer gemachten Verbeſſerungen. — In gleichem Geiſte und mit gleich entſchiedener Schnelligkeit wurde ein ſehr freiſinniges und tolerantes Geſetz über die Einwanderung und Einbürgerung in Ungarn beſchloſſen. Die Bedingungen machen es Jedem, der ſich als ehrlicher Mann ausweiſen kann, möglich, in Ungarn heimiſch zu werden. Ein Amendement, welches fremde Israeliten und Deutſchkatholiken ausſchließen ſollte, wurde verworfen. Gleiches Schickſal erfuhr ein Amendement, welches die Kenntniß der ungariſchen Sprache zur Bedingung des Incolates machen wollte.

Mit dieſen wenigen Angaben iſt der Eifer, der aufopfernde, wahrhaft liberale Geiſt, die kräftige entſchiedene Richtung der ungariſchen Deputirtenkammer hinreichend bezeichnet.

Dieſes Land, welches man ſich noch vor kurzem als die Heimath von Panduren und Mongolen dachte, tritt in den Ideenkreis der gebildeten Völker ein. In der Kammer der Magnaten ſteht Ludwig Batthianyi an der Spitze einer Phalanx, die daſſelbe will. — (Freilich ſteht das alles bis jetzt nur auf dem Papier.)

„Italiens Zukunft“ nennt ſich ein neues Buch von Friedrich Kölle, dem wir bereits werthvolle Arbeiten über Paris und Rom verdanken. Der Verfaſſer war längere Zeit würtembergiſcher Geſandter in Rom; ſeine innige Theilnahme, ſeine tiefe Kenntniß und Einſicht ſchreibt ſich aus jener Zeit. Er ſtellt den Italienern eine Zukunft, wie ſie ſich für Deutſchland bereits angebahnt hat. Er empfiehlt zur Feſtſtellung einer Einheit Italiens als Bindemittel einen Zollverein, ein gemeinſames Poſtſyſtem, Vereinbarung in der Geſetzgebung für Handel, für Gewerbe und litterariſches Eigenthum, Beſchränkung des läſtigen Paßweſens, wechſelſeitige Muſterung der Truppen die zu einem Bundesheer zuſammentreten, ein Bundesſchiedsgericht, gleiche Münze, Maß und Gewicht. Die alte Eiferſucht der Städte und Landſchaften will er auf weſentliche, unumſtößlich feſte Eigenthümlichkeiten zurückgeführt ſehen. Rom bleibt die Metropole in religiöſen Dingen, Florenz die wiſſenſchaftliche, Mailand die induſtrielle, Turin die militäriſche Hauptſtadt, wie denn Sardinien ſich als das italieniſche Preußen ergiebt. Venedig hat keine entſchiedene Rolle mehr; in der Schifffahrt wetteifern das ſtolze Genua, das liebliche Neapel, das arbeitseifrige Trieſt.

Als die Vorkämpfer für das Recht der *böhmiſchen Stände* nennt man die Fürſten Lamberg und Wilhelm Auersperg, die Grafen Friedrich Deym, Leopold Thun, Albert und Erwin Noſtiz, und Lazansky, ſowie die Ritter v. Bergenthal und v. Neuberg. Als Servile im Bürgerſtande bezeichnet man die beiden Prager Bürgermeiſter Müller und Keller, den Abt des Prämonſtratenſerſtiftes Strahof, Zeidler, und den Domdechant Waclawiczek. Graf Deym war es, der ſeinen Genoſſen in einem gediegenen Vortrag in Erinnerung brachte, daß es die Schuld der läſſigen Stände ſelber ſei, wenn ſie von Regierung und Volk mißachtet ſeien. Dies Eingeſtändniß iſt wahr und edel. Die Stände müſſen nun den zweiten Schritt thun und förmlich erklären, daß ſie nicht fürder ſich auf die Ariſtokratie der Geburt beſchränkt ſehen wollen, daß ſie zur vollen Vertretung des Volkes des Bürgerthums bedürfen. So lange von den vielen Städten Böhmens ſo wenige, und dieſe wenige meiſt nur durch Beamte vertreten werden, kann von einer wirklichen Landesvertretung nicht die Rede ſein. Die bürgerlichen Gutsbeſitzer und der Bauernſtand ſind in Böhmen ganz ausgeſchloſſen von der Mündigkeit. Der Adel muß jetzt das Geſuch ſtellen, auf dieſe und auf alle Städte das Recht der Mitſtandſchaft ausgedehnt zu ſehen. In allen deutſchen Landen haben die Regierungen die Initiative zu dieſer Reform des ſtändiſchen Lebens ergriffen.

Es ſcheint daß Oeſterreich ſie dem uneigennützigen und heldenmüthigen Entſchluß ſeines Adels zu verdanken haben ſoll.

Auf dem mecklenburgiſchen Landtag iſt die Sache der Eiſenbahn an den Sonderintereſſen der Gutsbeſitzer und Städte geſcheitert; die angefangenen Bauten bleiben zum Theil ganz liegen. Dagegen iſt mit Hülfe der bürgerlichen Gutsbeſitzer, welche zum erſten Mal eine entſchiedene Mehrheit behaupteten, manches Heilſame durchgeſetzt. Dazu gehört: die Einführung des preußiſchen Münzfußes, die Ausdehnung der Rechte der Juden, die Befreiung der Matroſen vom Militärdienſt, ſobald ſie eine gewiſſe Zeit auf mecklenburgiſchen Schiffen gefahren. Auch die künftige amtliche Bezeichnung der bürgerlichen Mädchen mit Fräulein gehört zu den erfreulichen Entſchließungen, das Rauchen auf den Straßen zu den Annehmlichkeiten der auf dem Landtag erfochtenen Freiheiten. Einen wichtigen Antrag ſtellte H. Pogge-Roggow; er ging auf eine Reform der Landesvertretung, auf Wählbarkeit der Abgeordneten. Zahlreiche Adreſſen aus allen Claſſen der Geſellſchaft unterſtützten den Antragſteller.

Die Frauen machen jetzt ſtark mit in Politik. Die Ankunft der Fürſtin Belgiojoſo in Rom iſt epochemachend. In Paris fand man leicht Zutritt zu dem gaſtlichen Hauſe dieſer geiſtvollen italieniſchen Prinzeſſin, welche die letzten zwölf Jahre ununterbrochen in der Seineſtadt zubrachte und dort ein Mittelpunkt alles höheren geiſtigen und artiſtiſchen

Lebens geworden war. Bekannt iſt ihre Freundſchaft mit Georges Sand; unter den deutſchen Geiſtern, die in ihrem Hauſe ſtets eine ausgezeichnete Aufnahme fanden, iſt beſonders Heinrich Heine zu nennen. In der letzten Zeit aber glich ihr Haus in Paris einem politiſchen Klubb, zu dem ſich viele ihrer bedeutendſten Landsleute und andere für das Geſchick Italiens intereſſirte Männer regelmäßig verſammelten. Plötzlich aber verläßt die Fürſtin Paris; der Moment, den ihre glühende Begeiſterung und Vaterlandsliebe längſt erſehnt, ſcheint ihr endlich gekommen! So erſcheint ſie, als eine für die italieniſche Freiheit bedeutungsvolle Geſtalt, zu Rom im Circolo Romano, und wird von allen Patrioten mit einer enthuſiaſtiſchen Feier begrüßt. Ihre politiſche Thätigkeit hat ſie dort zuerſt mit einer Reihe glänzend geſchriebener Zeitungsartikel in dem Journal La Speranza begonnen, worin ſie den Hoffnungen und Berechtigungen des neuen Italiens eine Sprache leiht, wie ſie kaum noch ein italieniſcher Publiciſt angeſchlagen. Als die Fürſtin neulich Abends in das Café delle belle arti eintrat, wurde ſie mit Reden, Gedichten und Ausrufungen gefeiert. Selbſt ein Geiſtlicher hielt eine Anrede der Verehrung an ſie. Die jubelnde Volksmenge begleitete ſie darauf bis zum Circolo Romano, wo ſie auf den Balcon hinausgerufen wurde und, ein weißes Taſchentuch ſchwingend, das Volk grüßte.

Dagegen ſcheint in München Lola Montez, Gräfin Landsfeld, wenn auch keinen europäiſchen Krieg, doch einen Cabinettsconflict zwiſchen Frankreich und Baiern erzeugen zu können. König Ludwig beabſichtigt im Lauf des Februar einen Ball zu geben, bei welchem die Gräfin Landsfeld die Honneurs machen ſoll, und zu dem bereits auch alle Mitglieder des in München anweſenden diplomatiſchen Corps Einladungen erhalten haben. Unter den diplomatiſchen Damen iſt es aber beſonders die Gattin des franzöſiſchen Geſandten in München, Herrn v. Bourgoing, welche ſich durchaus nicht entſchließen kann ihre Polka's und Maſurka's mit der ihr ohne Zweifel darin weit überlegenen Lola Montez zu theilen, um dabei mit der Letzteren in unvermeidliche Berührungen zu kommen. Dies hat nun Hrn. von Bourgoing veranlaßt bei ſeinem Cabinett um Abberufung auf einen Monat einzukommen, um dadurch der gefürchteten Conſtellation ſeiner Gemahlin mit der gefährlichen Andaluſierin zu entgehen!

Leipzig im Febr.

Soweit der neue preußiſche Strafgeſetzentwurf bekannt ſein kann, will man weſentliche Unzulänglichkeiten in ihm entdecken. Die Rechte eines freien Volkes: Freiheit der Preſſe, Recht zu Petitionen, Recht zu freien Verſammlungen der Bürger des Staates, fehlen dem Entwurfe gänzlich. Die ſeit zehn Jahren beſtehenden Ausnahmegerichte für politiſche Verbrecher ſind beibehalten. Seit 1835 iſt das Kammergericht ausſchließlich befugt über Hoch- und Landesverrath Recht zu ſprechen; am Rhein wurde die Mehrzahl der politiſchen Verbrechen den Geſchworenen entzogen, um mit Ausſchluß der Oeffentlichkeit einer beſonderen Abtheilung der Landgerichte übergeben zu werden. Bei politiſchen Verbrechen, in welche die beſte Kraft der Jugend oft nur aus Ueberkraft und Schwärmerei guter Wünſche geräth, ſind Geheimrichter niemals mit dem Vertrauen des Landes belohnt. Die Ueberzeugung von den Vorzügen der Schwurgerichte hat ſich durch Einführung freierer Formen im Gerichtsverfahren ſelbſt ſchon im Oſten des Reiches feſtgeſtellt. Wir begrüßten darin die Ueberzeugung weiſer Staatsmänner, daß der Oſten Theil haben müſſe an den Errungenſchaften des Weſtens, bezweifeln aber daß die Rheinländer, bleibt man bei dieſen Verſuchen zur gerichtlichen Oeffentlichkeit ſtehen, ſo leichten Kaufes zu gewinnen ſeien, ſich die freie Form ihres Rechtsbrauches ſchmählern zu laſſen. — Was das Recht betrifft, ſeine Meinung auszudrücken in Wort und Schrift, ſo läßt der Entwurf die alten Beſtimmungen ſtehen. Wartet man auf eine Vereinbarung des geſammten deutſchen Bundes? Möglich. Aber willkommener wäre es, Preußen ginge hier voran. — Oder hält man die Beſtimmungen über die Preſſe, das Verbot, ſelbſt in erlaubten Verſammlungen politiſche Reden zu halten, für genügend? Das wäre zu beklagen. In Zeiten der Noth wird man es ſchmerzlich bedauern, daß man die öffentliche Meinung unterdrückte; ſie wird nicht dankbar ſein, wenn man ſie erſt im Drange der Gefahr des Vaterlandes frei giebt. Und das Verbot politiſcher Reden ſelbſt in erlaubten Verſammlungen datirt aus einer Zeit des Mißtrauens und der kleinmüthigen Furcht. Ein

Geſetzbuch von heute ſollte Zeugniß ſein von der Reiſe des Bewußtſeins, oder dies Bewußtſein bei den Staatsbürgern vorausſetzen, um ſie dafür zu befähigen.

Die philoſophiſche Facultät der Berliner Hochſchule hat ſich faſt einſtimmig für Zulaſſung der Juden zu akademiſchen Lehrämtern erklärt. Der Widerſpruch war geradezu — einſtimmig; Hr. Huber war die Eine Stimme dagegen.

Während im mittleren Italien Fürſten und Völker zum Beginn einer neuen Ordnung der Dinge ſich die Hände bieten, im untern Italien die Majeſtät nach gewaltſamem Aufruhr ſich auf Zugeſtändniſſe einläßt, ſcheint der Norden Italiens, außer einigen witzigen und blutigen Neckereien, in ernſter verſtändiger Weiſe mit den Machthabern um die Reform zu parlamentiren. Der Lombarde ſcheint zu wiſſen was er will. Wenigſtens verräth er eine ſonſt ungewöhnliche Selbſtbeherrſchung. Schon ſeit dem November datirt die Aufforderung an alle junge Patrioten, dem Genuß des Tabaks zu entſagen. Das feuchte Klima Mailands fordert dieſen Genuß; trotzdem iſt die Cigarre in Kaffeehäuſern und Straßen verſchwunden. (Der reine Gewinn der Regierung betrug im J. 1846 mehr als 1 Million Thlr.) — Die Scala war bisher immer der Schauplatz eiteler Demonſtrationen geweſen. Bei der Eröffnung der Stagione (26. December) traf die Regierung ungewöhnliche Anſtalten, ſolchem Ausbruch des Unwillens vorzubeugen. Diesmal war das Theater leer und blieb ſeitdem leer; kleine Zettel, im Parterre zerſtreut, forderten die Patrioten auf, ſich aller Demonſtration zu enthalten. — Dies alles ſind Züge feſter Enthaltſamkeit. Von Bewußtſein und Umblick zeugt in Mailand die Beſchwerdeſchrift. Graf Fiquelmont ſelbſt ſah ſich genöthigt, um die Gründe des Mißmuthes gegen Oeſterreich zu bitten. Die Regierung erbat ſich alſo eine Petition. Advocat Bobecchi und Graf Giuilini haben die Beſchwerdeſchrift abgefaßt. Der Lombarde klagt über Verwahrloſung in allen Zweigen der Verwaltung, Verſchwendung des Geldes, Druck hoher, ſchlecht vertheilter Steuern, Vernichtung von Handel und Gewerbe durch unvernünftige, maßlos hohe Zölle und zahlloſe Formalitäten bei Empfang und Verſendung von Waaren. Der Lombarde klagt über die unverantwortliche, nur bei der größten Geldgier erklärliche Vertheuerung des Salzes, das bei den Nachbarn, den Piemonteſen, nur ein Fünftel des Preiſes koſte. Der Lombarde klagt über die ſyſtematiſche Beraubung der Armuth durch das Lottoſpiel, gegen die endloſe Häufung ſchlecht beſoldeter Beamten, welche bei der Geringfügigkeit ihres Gehaltes zu Blutſaugern am Volke würden. Die drei Forderungen der Lombarden ſind: Stände mit entſcheidendem Gewicht in Verfaſſungs- und Verwaltungsſachen des Landes, Preßfreiheit und öffentliches Gericht. Sie berufen ſich darauf, daß der Kaiſer von Oeſterreich zugleich verfaſſungsmäßiger König von Ungarn iſt.

Der böhmiſche Landtag iſt ſeit zwei Jahrhunderten zum erſten Male ſeiner Mehrheit nach verfaſſungsmäßig geſinnt. Zu den Vertretern der böhmiſchen Rechte gehören außer den ſchon von uns angeführten: Fürſt Karl Auersperg, die Grafen Franz Thun, Vater und Sohn, Graf Wilhelm Wurmbrand, der die geſammte Politik Oeſterreichs in der Verſammlung ſtreng beleuchtete, Baron Zeßner, Ritter von Bohuſch. Fürſt Lamberg hatte ſeinem Votum über die 50,000 Fl. eine Kritik des Schulweſens in Oeſterreich beigefügt. Graf Johann Lazansky gab auf die Einſchüchterungsverſuche des Vorſitzenden, Robert Altgrafen von Salm-Reifferſcheid, die Erklärung, daß er ſich durch Drohungen nicht ſchrecken laſſe, und wenn auch plötzlich Bajonette in den Saal der Stände einbrächen.

Eine Adreſſe der böhmiſchen Stände an die liberalen Mitglieder des ungariſchen Landtags giebt uns das Zeugniß, daß jetzt zum Heil der Geſammtmonarchie unter den verſchiedenen Völkern Oeſterreichs eine Gemeinſamkeit beginnt. Zum erſten Mal haben die ungariſchen Stände die Verhältniſſe des Geſammtſtaates ins Auge gefaßt. Die böhmiſchen Stände bieten in der Adreſſe jenen die Hand gegen die Omnipotenz eines Beamtenthums, das zwiſchen Herrſcher und Volk Scheidewände aufrichtete in Zeiten der Gewalt und Geſinnungsloſigkeit, welche „an die Stelle des Vaterlandes den Hof, an die Stelle der Bürgertugend die Galanterie, an die Stelle des Patriotismus den Egoismus“ ſtellten. „Ungarns urkräftige Völkerſchaften — heißt es in der Adreſſe — ſind von der Giftſeuche einer ſolchen Civiliſation weniger berührt worden. Blieb auch dafür die Cultur ſeines Bodens, die Entwickelung ſeiner mercantilen und induſtriellen Kräfte zurück, ſo hat es dafür den kräftigen Schatz ſeiner Freiheit, vor allem aber den ſeiner Thatkraft, ſeines Patriotiſmus ungeſchmählert bewahrt. Dieſes ſtolze Selbſtgefühl hebt und veredelt jede Nation und iſt die Quelle der Begeiſterung, womit der Ungar an ſeinem Vaterlande, an ſeinen freien Inſtitutionen hängt. Mit ſolchen Kräften, ſolchen Mitteln aber iſt Ungarn gegenwärtig unſtreitig berufen und befähigt, den entſchiedenſten Einfluß auf die öſterreichiſche Geſammtpolitik zu nehmen und namentlich in ſeinem eigenen Intereſſe dahin zu wirken, daß überall das geſchriebene verfaſſungsmäßige Recht zur Geltung gelange, ſofort aber die Geſammtheiten nicht länger im abſoluten, ſondern im conſtitutionellen Geiſte regiert werden.“

Während der Beſchäftigung mit Koenigs „Klubbiſten“ kommt uns die Kunde von Görres’ Tod Schade daß der Jüngling Görres nicht in Koenigs Roman auftritt; er war ſeiner Zeit in Coblenz ein ächter Klubbiſt, ein Volksredner im feurigſten Styl, ein Tagesſchriftſteller voll Schwung, Witz und Fanatiſmus. Sein „rothes Blatt“ machte ihn zu einer Macht, die ein Napoleon reſpectirte. Man hat den ehrlichen Forſter einen Verräther an Deutſchlands Sache geſcholten, weil er zum Beſten ſeiner Mitbürger ſich nach Paris ſenden ließ. Warum traf der Vorwurf Menzels nicht zugleich

Görres, der im November 1799 ebenfalls an der Spitze einer Deputation nach Paris ging, um die Vereinigung des Rheinlandes mit Frankreich nachzuſuchen? In Paris war der 18. Brumaire eingetreten; die Deputation konnte keine Audienz beim erſten Conſul erhalten. Nach ſeiner Rückkehr ließ Görres die politiſche Rolle fallen, ergab ſich als Lehrer in Coblenz der Naturgeſchichte, in Heidelberg den Mythen der aſiatiſchen Welt, in Gemeinſchaft mit Brentano der Myſtik des Mittelalters. Der Aufſtand Deutſchlands gegen Napoleon machte ihn zum Mitglied des Tugendbundes; 1814 bis Februar 1816 erſchien ſein Rheiniſcher Mercur. Nach dieſen Uebergängen ward aus dem genialen Mann der rothen Mütze ein Mann der Kapuze.

Der 11. Februar, an welchem Lola Stadt und Land räumte, iſt juſt der Tag, an welchem ein Jahr zuvor durch ſie (durch ihr Verdienſt?) das Miniſterium Abel in Baiern geſtürzt worden. Dunkel bleiben uns noch die Vorgänge an Görres' Grabe; wie weit die etwa 20 Mann ſtarken Allemannen, welche das Verbot des Fackelzugs (durch Lola) zu Wege brachten, als Märtyrer der Aufklärung daſtehen, während 1560 Studenten dann als Finſterlinge erſcheinen müßten. An die Studentenſchaft war (von hoher Seite?) die Forderung geſtellt, die Allemannen außer Verruf zu erklären. Dies geſchah nicht; im Gegentheil folgte den Günſtlingen der Spanierin überall ein Pereat, dem das Volk beiſtimmte. Als Graf H. einen Dolch zückte, wagte jedoch kein Gendarm ihn zu verhaften. Hierbei geſtaltete ſich das erſte Getümmel auf den Straßen, welches, wahrſcheinlich auf Betrieb der mächtigen Lola, den königlichen Befehl zur Schließung der Hochſchule zur Folge hatte. (War dieſer Cabinettsbefehl vom Miniſter v. Berks gegengezeichnet? Oder erließ Hr. Thierſch den Anſchlag am ſchwarzen Brett in Folge eines nicht miniſteriell contraſignirten Handbillets? Hier iſt abermals ein Dunkel, das uns die „innere“ Preßfreiheit Baierns aufhellen ſollte!) Die Schließung der Univerſität berührte die Bürgerſchaft zu tief; 1500 Biertrinker weniger war ein unerhörter Fall. Nicht der Ehrenpunkt, der Nutzen berührte die Bürgerſchaft; man ertrotzte den Widerruf der Schließung, ſetzte aber auch die Landesverweiſung der gefährlichen Tänzerin durch. Die Mitwirkung der Reichsräthe kam post festum; die verſammelte Bürgerſchaft hat ſich alles ſelbſt errungen. (Hier fragen wir wieder einfach zur Aufhellung der Sache: Wie war es möglich, eine anerkannte baieriſche Gräfin des Landes zu verweiſen ohne Anklage, ohne Richterſpruch? Auch die Allemannia, dieſe vom König beſtätigte, von Hrn. v. Berks beglückwünſchte Studentenverbindung, iſt landesverwieſen. Was iſt ihr Verbrechen? wer iſt ihr Ankläger und Richter? Wir fragen nicht aus Theil- oder Parteinahme, wir fragen nur um zu wiſſen was in Baiern Rechtens iſt.) Um 8 Uhr hatte der König noch die Gräfin Landsfeld beſucht. Um 9 Uhr kam die Deputation zu ihm. Er ließ ſie warten und ging noch einmal nach der Barrerſtraße. Inzwiſchen jedoch war vom Fürſten Wallerſtein bereits an

Lola die Weiſung geſchehen, Stadt und Land zu verlaſſen. Der König fand einen Haufen Volks, der das Haus der Spanierin zu verwüſten begann. Der König machte dem Einhalt, indem er das Haus für das ſeinige erklärte. Ein Hoch erfolgte; nur ein fremder Menſch, der die Mütze nicht zog, (meldeten glorreich die Zeitungen) wurde als Majeſtätsbeleidiger eingeſteckt. — Dies alles iſt novelliſtiſch ſehr amuſant; für ein „Mährchen aus der Gegenwart" außerordentlich glücklicher, humoriſtiſcher Stoff. Es bleiben freilich bei all dem Jubel der guten tapfern Stadt München jene obigen Rechtsfragen noch übrig. Wo iſt die rechtliche Begründung, die miniſterielle Verantwortlichkeit für all die Entſchließungen? Auch das Einhauen der Gendarmen auf die Studenten will criminell erledigt ſein. — Das ſind freilich Kleinigkeiten, wird die Schmach, die dem Ganzen anhaftet, nicht gefühlt. — Die öffentliche Erklärung einiger Mitglieder der Allemannia ſpricht von ihr als der Dame, deren Salon in München der Mittelpunkt der Aufklärung war! Sind die Allemannen wirklich die baieriſchen Märtyrer der Aufklärung? Der Styl ihrer Noten macht uns das freilich nicht klar.

Die Reformbanketts und die Kriſis in Frankreich.

Leipzig, d. 26. Februar.

Die Franzoſen waren dieſes Jahr nahe daran ihr Privilegium einzubüßen: die Spalten der deutſchen Zeitungen zu füllen und die Köpfe der Politiker in Deutſchland zu beſchäftigen. Italien, das lange begraben, erhob ſich plötzlich verjüngt und lebenskräftig; es begann mit Rieſenhänden die herrlichſte Geſchichte zu ſchreiben, die den rauſchendſten Beifall Europa's eroberte. Da wurden die franzöſiſchen Kammern eröffnet. In Italien waren Conſtitutionen nach franzöſiſchem Muſter errungen worden; in Frankreich wurde bewieſen, daß die Conſtitution nicht ausreichend ſei. Siebzehn Jahre hat das ſogenannte „Syſtem", „der unverrückbare Gedanke" — wie die Franzoſen aus Furcht vor dem Advocaten des Königs die Selbſtſucht Ludwig Philipps nannten — alle politiſchen Größen Frankreichs abgenutzt, alle Kräfte des Landes ausgebeutet, alle Schutzmauern der Karte untergraben, und in ſiebzehn Sitzungen der Adreßberathung hat dies Syſtem einen Todesſtoß erhalten, von dem es ſich nicht wieder erholen wird. Der Kampf bot ein merkwürdiges lehrreiches Schauſpiel. Auf der einen Seite der ſchlaueſte König der Welt, der am Rand des Grabes für ſeine Familienintereſſen kämpft, ein hochbegabter Miniſter, der ſich mit Rieſenkraft an ſein Portefeuille klammert, eine Stimmenmehrheit von Beamten und Begünſtigten, die wie Blutigel ſich an den großen Geldſack des Budgets feſtgeſaugt; — auf der andern Seite ſteht Alles was Frankreich an Talent, Hochherzigkeit, Unabhängigkeit, Freiheitsliebe, Ruhmbegierde, Thatendrang und Ideengluth beſitzt. Dieſe Partei, die Oppoſition, war in der Kammer in der Minderzahl, aber ſie hatte hinter ſich die furchtbare Schaar der Journaliſten und die ungeheure Mehrheit der Nation. Da zeigte ſich nun ſichtbar der

Fehler der franzöſiſchen Conſtitution. Dieſe ſprach das Princip der Volksſouveränität aus und doch vermag ſich die öffentliche Meinung auf geſetzlichem Wege nicht Geltung zu verſchaffen, man müßte denn eine neue Revolution machen. Aber wehe dem Lande, das bei jeder nothwendigen Reparatur erſt das ganze Gebäude einreißen muß! — Der ſiebzehntägige Kampf in der Kammer iſt ein doppelter: es gilt die ſchlimmen Intentionen der Regierung aufzudecken und die Mittel zu finden, dem Mißbrauch der Gewalt auf immer ein Ziel zu ſetzen. Es wird gezeigt wie die Künſte des unverrückbaren Gedankens, die Dynaſtie auf Koſten des Landes zu befeſtigen, das Deficit der Finanzen zu einem Abgrund gemacht, der Frankreich zu verſchlingen droht. Es wird bis zur Evidenz nachgewieſen, daß die Intereſſen der herrſchenden Familie zu einer Politik getrieben, die der Nation fremd und gehäſſig iſt. Zwei Ausſprüche ſtellen ſich mit flammender Schrift der Regierung anklagend gegenüber. „Ueberall wo ein Land frei wird, hatte Frankreich einen Feind verloren und einen Freund gewonnen, und doch hat ſich in Italien die Regierung gegen die Bewegung geſtemmt!" — „In der Schweiz kämpfte das Princip der Contrerevolution gegen die Ideen der Revolution; die Regierung von 1830 hat auf der Seite der Contrerevolution geſtanden!" Dieſe Anklagen ruft die ganze Nation dem Wortführer der Oppoſition nach, aber die Mehrheit in der Kammer ſtimmt für den Wortlaut der unter dem Einfluß des Miniſteriums verfaßten Adreſſe. Mit dieſen Abſtimmungen hat ſich die Mehrheit ſelbſt ihr Verdammungsurtheil geſprochen. Es war offenbar daß die Mehrheit der Kammer nicht mehr die Mehrheit der Nation vertrat, daß das Miniſterium und ein Haufe von 220 obſcuren, namen- und talentloſen Menſchen ihre eigenen jämmerlichen Intereſſen dem Wohl des Landes gegenüberſtellten, und nun begann in der Kammer ein furchtbarer Kampf, der die Reihen der Majorität moraliſch vernichtete und über ihre Häupter glühende Kugeln gegen das Königthum ſelbſt ſchleuderte. Die Kammer war nicht mehr eine geheiligte Verſammlung berathender Geſetzgeber, ſondern ein erhöhter, den Augen der ganzen Nation ſichtbarer Kampfplatz, wo der beſtehenden Verfaſſung in der Perſon der Machthaber unheilbare Wunden geſchlagen wurden. In der Hitze des Kampfes ward die bisher gemäßigte Oppoſition immer mehr gegen die äußerſte Linke gedrängt, und als die Abſtimmung über den letzten Paragraphen der Adreſſe die Theilnehmer an den Wahlreformbanketten mit den Ausdrücken „Blinde und Feinde der Verfaſſung" brandmarkte, wurden die bisherigen Gegner des Miniſteriums wirklich zu Feinden des hinter ihm ſtehenden Königthums. Man ſprach laut von der Tribüne, daß man an die Nation appelliren und trotz des Verbotes der Regierung in Paris ſelbſt ein Reformbankett geben und unter dem Schutz der Bevölkerung der bewaffneten Macht trotzen werde. Die erſte Demonſtration feindlicher Geſinnung von Seiten der Oppoſition ward ſchon am andern Tag gemacht. Fünf ihrer Mitglieder, welche das Loos für die Deputation beſtimmt, die dem König die Adreſſe der Kammer überbringen ſollte, ſchloſſen ſich aus und der König ſah um ſeinen Thron nur eine Schaar jener einexercirten Anhänger, die, wie er wohl wußte, nur durch ihre Stellung, aber nicht durch ihre Anſichten und ihr Anſehen die Nation vertraten. Mittlerweile begann in Paris und in ganz Frankreich eine furchtbare Agitation. Von vielen Städten liefen beifällige Adreſſen an die Oppoſition ein. Die Zahl der Theilnehmer an dem beabſichtigten Bankett ſtieg in die Tauſende, und aus Mangel an Raum konnte man nur an 1500 der erſten Männer Frankreichs Karten ausgeben. Hundert Deputirte und mehrere Pairs ſtellten ſich an die Spitze. Zwanzigtauſend Mann Nationalgarde in Uniform wollten die Bankettgäſte in ihre Mitte nehmen, um ſie gegen die Gewalt zu beſchützen und ihrer Demonſtration den Charakter einer Nationalmanifeſtation zu geben. Die große Maſſe des Volkes bereitete ſich zu einem Schlage vor. Jetzt entfiel der Regierung der Muth; ſie ließ ſich mit der Oppoſition in Unterhandlung ein. 40 Mitglieder der Majorität verbanden ſich ſchriftlich, das Miniſterium in der nächſten Sitzung zu ſtürzen, wenn das Bankett aufgegeben werde. Die Oppoſition glaubte, ihre Ehre erfordere es, nicht nachzugeben. Nun ließ ſich das Miniſterium in Unterhandlung mit der Bankettcommiſſion ein; es verſprach, dem Bankett kein Hinderniß in den Weg zu legen, wenn die Oppoſition durch ihre Journale und Veranſtaltungen dahin wirken wollte, die Maſſen zu beſchwichtigen und einer Emeute vorzubeugen. Die Oppoſition ging darauf gern ein, da ſie ſelbſt keinen

Kampf in den Straßen und nur das Recht der Verſammlung begründen wollte. Die Oppoſition forderte in hundert Artikeln zur Ruhe auf und berichtete ſelbſt von der ungeheuren Machtentwicklung der Regierung. Endlich kommt nach acht Tagen der Angſt und Aufregung der ganzen Stadt der 22. Februar, der Tag des Banketts. Da werden plötzlich Ordonnanzen des Polizeipräfects und des Commandirenden der Nationalgarde an allen Ecken angeſchlagen, welche die Abhaltung des Banketts und die Theilnahme der Nationalgarde unter Androhung bewaffneten Einſchreitens verbieten. Die Oppoſition ſieht ſich betrogen, ſie hat ſelbſt die Maſſen beſchwichtigt und iſt im Augenblick beſtürzt und machtlos. Sie ſchiebt das Bankett auf, erklärt aber daß ſie die Miniſter in Anklage verſetzen und den Kampf nicht eher beendigen werde, als bis den Rechten der Nation der Sieg geſichert iſt. Das Miniſterium hat offenbar va banque! geſpielt; es mußte entweder eine Dictatur erringen oder unterliegen. Im letzten Falle dürfte es unter ſeinen Trümmern vielleicht das Julikönigthum begraben. Beides würde für Europa von unberechenbaren Folgen ſein.

Leipzig, im März.

Die Republik iſt in Frankreich erklärt. Das Königthum Louis Philipp's hat zu ſpät dem Geiſte des Fortſchritts Zugeſtändniſſe gemacht; die Klugen ſind wieder nicht klug genug geweſen — Andere für klüger zu halten. Zu ſpät! hieß es, als Guizot endlich der allgemeinen Entrüſtung geopfert wurde; zu ſpät! als Thiers und Odilon-Barrot den Sturm zu beſchwichtigen berufen wurden; zu ſpät! als Adjutanten des Königs mit weißen Fahnen unter das Volk ſprengten; zu ſpät! erſcholl es ſogar in der Deputirtenkammer, als Louis Philipp abgedankt zu Gunſten des Grafen von Paris und die Herzogin von Orleans dort erſchien, die Regentſchaft für ſich zu fordern. Möchte dies donnernde Zu ſpät! an die Ohren der Welt dringen! — Odilon-Barrot's dynaſtiſche Rede erklang machtlos; die lange angeſtauete Waſſerfluth des Zornes brach ſich über ihr nächſtes Ziel hinaus Bahn. Das nächſte Ziel, Ordnung und Freiheit vereinigt und Frankreich parlamentariſch regiert zu ſehen, war in der Regentſchaft der Herzogin geboten: dies nächſte Ziel iſt überſprungen: die proviſoriſche Regierung hat die Republik erklärt; Dupont de l'Eure (Präſident), Arago (Marine), Lamartine (Auswärtiges), Louis Blanc, Flocon, Redacteur der Reform 2c. ſind Mitglieder der Regierung. Die erſte Proclamation verſichert der Welt Frieden, aber Schutz zugleich den — ſchwachen Völkern. — Wir fragen: Iſt dieſe Republik eine Geburt des Augenblicks? Oder giebt ſie Gewähr, und hat Frankreich die Kräfte, die Tugenden und den enthaltſamen feſten Charakter, welche zur Republik gehören?

Charakteriſtiſch für den Volksaufſtand in Palermo, bezeichnend zugleich für den Geiſt der Humanität des Jahrhunderts iſt Ruggiero Settimo's Aufruf an das Volk. Im

Augenblick wo der greiſe Führer, ehedem/Contreadmiral der Flotte, Sturm auf das Schloß befehligt, mahnt er zugleich an Menſchlichkeit. „Meine Söhne, heißt es im Aufruf, mit Anbruch des Abends muß der Pallaſt genommen ſein. Ich werde an Eurer Spitze ſtehen, wenn Ihr's wollt, bei dieſem letzten Werke, aber wenn wir drinnen ſind, laſſet, bitte ich Euch, ſchweigen den herben Schmerz Eurer Verwundeten, vergeſſet den Todeskampf Eurer ſterbenden Waffengefährten, ſehet in den Soldaten nicht die Mörder unbewaffneter Mönche, nicht die Schänder wehrloſer Frauen. Hineingedrungen, dürft Ihr keine andern Waffen herſchaffen als Brot für die Hungernden und Eingeſchloſſenen, Becher mit reinem Waſſer für die Dürſtenden, Binden für die Verwundeten, Bahren und ehrenvolles Begräbniß für die Leichname. Kein Tropfen werde vergoſſen von dieſem koſtbaren Blut, Eurem Blut, italieniſchem Blut! Und vor allem achtet die Frauen; laßt ſie nicht ſein jammernde Wittwen und verwaiſte Jungfrauen, laßt ſie empfohlen ſein, die Einen Euren Müttern, die Andern Euren Schweſtern, und Aller Ehre ſei in den Gewahrſam gegeben der Nationaltreue. Die Soldaten, die mit Kartätſchen Viele von Euch vernichteten, verdienen mehr Eure Achtung als Eure Rache. Bedenket wie ſie geweſen wären, welche Beiſpiele von Tapferkeit ſie Euch gegeben haben würden, hätte das Geſchick gewollt daß ſie Eure Sache, die des Vaterlandes, der Menſchheit, vertheidigten! Kein Groll bleibe zurück! Betrachtet dieſe Mauern nicht mit Abſcheu, ſondern mit Liebe, nur als ein Hinderniß, das Euch lange Zeit abhielt Eure Brüder zu umarmen. O ich bitte Euch drum flehentlich, und die Reinheit Eures Ruhmes ſei der einzige Lohn für mein Greiſenalter. Fallet anbetend nieder! Prieſter Gottes, ſegnet unſre Banner! Zu den Waffen! Zu den Waffen! Sterben ohne Schmach, leben ohne Reue! Zu den Waffen!“

Die Auspeitſchung einer Hannoveranerin in Bukareſt erinnert die Hannoveraner daran, unter welchem mächtigen Schutz im Auslande ſie ſtanden, ſolange ſie brittiſch waren, wie ſie jetzt, ſeitdem Hannover ſelbſtändig iſt, aller Vertretung ihrer Rechte draußen entbehren. Immer mehr thut es noth, daß der deutſche Bund, der bis jetzt blos Geſandte fremder Mächte in Frankfurt aufnimmt, auch Bevollmächtigte im Auslande hält. Baſſermann, Welcker, Itzſtein in Karlsruhe redeten in dieſem Sinne.

In der badiſchen Kammer ſtellte Baſſermann die Forderung, die deutſchen Ständekammern beim deutſchen Bunde vertreten zu ſehen. Der greiſe Itzſtein erhob ſich und ſprach: Es herrſche in ganz Deutſchland nur Eine Stimme, daß der Bund mehr werden müſſe als ein bloßer Bund der Fürſten und Höfe. Nach den Befreiungskämpfen habe die Verſammlung der Bevollmächtigten, die Deutſchlands Geſtaltung zu berathen gehabt, ihre Sendung nicht erfüllt. „Viele Jahre ſind ſeitdem verfloſſen, und was iſt für Deutſchland, für das Herz Europa's, für ein treues, redliches, gebildetes Volk geſchehen? Welche Stellung nach Außen nimmt Deutſchland ein? Hat man dem Volke die feierlichen Verheißungen erfüllt? Deutſchland wird von den großen Mächten nicht geachtet, weil man ein Volk, dem die Kraft der Einheit fehlt, nicht als Nation anerkennt. — Eine Umgeſtaltung des Bundes iſt nöthig; das Bürgerthum muß beim Bundestag vertreten werden."

Man kann nicht leugnen, daß die Regierung der Republik in Paris ſehr gute Styliſten beſitzt. Außer Lamartine, dem Talente des lyriſchen Schwunges, hat ſie an Louis Blanc, dem Verfaſſer der dix ans, an Marraſt, dem Leiter des National, an Flocon, dem Leiter der Réforme, drei ausgezeichnete Proſaiſten zu Secretären. Ledrü-Rollin, der Miniſter des Innern, iſt der hervorſtechende Advocat. Den Miniſter der Marine, Dominique François Arago, den Freund Alexander v. Humboldts, kennt Europa als Mann der Wiſſenſchaft, als Mathematiker und Phyſiker. Sein jüngerer Bruder Etienne Arago, der Poſtmeiſter der Republik, iſt Luſtſpieldichter; ſeine Komödie „die Ariſtokratie" wurde in dieſen Tagen mit Molière's Arzt wider Willen zum Beſten der Verwundeten im Theâtre français geſpielt. (Welche ironiſche Geltung hat zufällig Molière's Luſtſpiel! Iſt nicht dieſe ganze, Alle überraſchende Republik ein Arzt wider Willen?) So ſind in der That faſt alle Zweige der Litteratur in der Regierung vertreten; der Poet der Tragödie, Victor Hugo, nimmt in der Republik nur einen kleinen Nebenpoſten ein, er iſt Maire eines Pariſer Kirchſpiels geworden. Zur Lyrik, zur Geſchichtſchreibung, zur Journaliſtik, zum Luſtſpiel, zur Mathematik, geſellten ſich dann noch mit der Advocatur für die Juſtiz und die Finanzen zwei Männer des aufgeklärten klugen Judenthums, Cremieux und Goudchaux. Wir ſehen alle treibenden Elemente des Zeitalters im Regiment der Republik vereinigt. Auch die Provinzen Frankreichs ſind wohl vertheilt; der Präſident Düpont iſt Normand, Lamartine ein feuriger Burgunder, Arago ein Mann vom pyrenäiſchen Bergland. — Die Regierung der Republik hat mit ſehr regem Eifer ihre Thätigkeit eröffnet. Es iſt ihr für den Augenblick gelungen die Ordnung herzuſtellen, die Ausſchweifung zu hindern. Sie hat die Todesſtrafe für politiſche Verbrechen aufgehoben. Aber ſie hat zugleich die Arbeiter mit der Garantie für Brot und Arbeit — beſchwichtigt! Die Civilliſte des Exkönigs reicht dafür nicht aus. Die Republik hat mit dieſer Garantie die communiſtiſchen und ſocialiſtiſchen Sympathien für ſich gewonnen, aber die arbeitende Claſſe zugleich zu Anſprüchen verhängnißvoller Art berechtigt. Die Regierung der Republik will die bisher theoretiſchen Probleme des Socialismus praktiſch zur Löſung bringen. Sie hat damit die ungeheuerſte Aufgabe des Zeitalters auf ihre Schultern genommen. Wird ſie der Laſt gewachſen ſein?

In Raſpail hat die Regierung der Republik bereits den ſchärfſten Gegner auf dem Boden der Demokratie gefunden. Raſpail iſt als Arzt durch ſeine Charakteriſirung der Fieberkrankheiten berühmt. Er iſt Republikaner; die Republik eröffnet bereits in ihrem eignen Schooße die litterariſche

Oppoſition. Raſpail's Blatt: l'ami du peuple übt eine ſcharfe, ſchneidende Kritik gegen die Mitglieder der Regierung.

Lamartine hat durch ſeine begeiſterte Rede dem Volke die blutrothe Jacobinerfahne entwunden, der Republik die dreifarbige erhalten. Er ſiegte endlich durch die Schmeichelei des Ehrgeizes; die rothe Fahne ſei nicht über das Marsfeld hinausgekommen, die tricolore habe in allen Ecken der Welt geflattert. Das Signal des Schreckens und der Guillotine iſt vor der Hand für die junge Republik beſeitigt. Lamartine iſt in Paris der gefeierte Held des Tages. — Wer dieſen Dichter nach ſeinen ſchwärmeriſch religiöſen Méditations, oder gar nach ſeinem royaliſtiſch hierarchiſchen Chant du sacre kennt, worin er Karls X. Krönung feierte, wird ſich nicht gleich in die Rolle des republikaniſchen Regierungsmannes verſetzen können. Auch noch ſeine vielgefeierten Harmonies litten an abſtractem Phraſenthum, und ſein Jocelyn, das poetiſche Tagebuch eines Dorfpfarrers, das chriſtliche Entſagung und die Tugend reiner keuſcher Menſchlichkeit beſingt, flüchtete aus der Wirklichkeit in eine arkadiſche Welt. La chute d'un ange war das am meiſten phantaſtiſch in's Blaue aufgelöſte Poem Lamartine's. Allein die poésie humanitaire erhielt in ihm immer feſtere Form, immer ſtärkeren, wirklichkeitsvolleren Inhalt. In der Kammer von 1833 durfte Cormenin, der praktiſche Rechner, ihn noch um ſeine kosmopolitiſche allgemeine Menſchenliebe, mit der er regieren wolle, verſpotten. Lamartine nannte ſich démocrate-conservateur, er hielt ſich von allen intriguanten und intriguirten Parteien des Julikönigthums fern, er ſprach oft ins Blaue, aber das reine Blau des Himmels ſtand zukunftverheißend als Horizont über ſeiner poetiſchen Begeiſterung gegen Sklaverei, für die freie Preſſe, für die Abſchaffung der Todesſtrafe, für die Erweiterung des Wahlrechts. Er widerſetzte ſich aufs heftigſte der Befeſtigung von Paris, die Thiers ſo weiſe und nun ſo nutzlos durchgeführt. Uns Deutſchen antwortete Lamartine 1840 auf Becker's Rheinlied mit ſeiner „Friedensmarſeillaiſe“. In der Regentſchaftsfrage 1842 ſprach er ſich für die Herzogin von Orleans aus. Nach dieſem allem hat auch ihn die Form der Republik überraſcht; aber ihr Inhalt, ihre Geſinnung war in und mit ihm vorbereitet. Die Gründung einer geſellſchaftlichen Demokratie mit einem conſtitutionellen Throne war bisher ſchließlich das Ziel ſeiner Gedanken geweſen. Seine Lauterkeit hat ihn mächtig gemacht; ſein innerer Wandel vom Legitimismus zur Demokratie war rein das Ergebniß ſeiner Entwickelung, blieb den Machinationen des ränkevollen Juſtemilieu des Julithrones fern. Seit 1843 war er die populäre Größe, die der ehrlichen Oppoſition das Programm dictirte; man hatte an ihm mehr als einen zukünftigen Miniſter, man hat an ihm „ein ganzes Miniſterium“. — Ob dies ehrliche Herz mit ſeinem lyriſchen Schwunge die Republik vor Zwietracht, Leidenſchaft und Intrigue bewahren werde, lehrt uns die nächſte Zukunft. (So eben erhalten wir das erſte Heft von Emil Frensdorff's „Männern und Frauen des Auslandes“. [Berlin, Alex. Dunker.] Lamartine eröffnet die Reihe; doch wird erſt das zweite Heft auf die jetzige politiſche Stellung dieſes Dichters Bezug nehmen.)

Louis Blanc ſchrieb vor einigen Jahren in dem republikaniſchen Journal la Réforme (vom 18. Sept. 1843) einen Aufſatz, worin er zuerſt die ſeit der Julirevolution in der franzöſiſchen Nation eingetretene beſtimmte Scheidung zwiſchen bourgeoisie und peuple gründlich erörtert hat. Dieſe Scheidung, die ſchon in der Conſtitution von 1791 angedeutet geweſen war, hat ſich jetzt in der Februarrevolution von 1848 wieder einheitlich zuſammengefügt, und ihre einheitliche Organiſation iſt die Republik, die zugleich die ſocialiſtiſchen Keime der letzten Zeit zwar vorſichtig und mit großem Tact, aber doch in entſchiedener Richtung in ſich aufgenommen hat. Die Bourgeoiſie machte die Julirevolution von 1830. Das peuple aber hat die Revolution vom 24. Febr. 1848 gemacht. Es erfolgt damit zum erſten Mal die Aufnahme des Proletariers in den Staat. Wie die Löſung dieſes ungeheuern Problems der Menſchheit gelingen werde, dies iſt das Hauptintereſſe, welches die neueſte Staatsbewegung Frankreichs für Europa hat.

Die Allgemeine Preußiſche Zeitung vom 1. März ſpricht in ihrem leitenden Artikel über die Ereigniſſe in Frankreich, wie es ſcheint, die officielle Stimmung des preußiſchen Cabinets, zugleich mit Rückſicht auf die ganze Stellung Deutſchlands zu der neueſten franzöſiſchen Revolution aus. Dieſer Artikel (wie man mir aus Berlin ſchreibt, vom Staatsminiſter v. Bodelſchwingh) ſucht alle tiefer greifenden Wirkungen einer franzöſiſchen Republik auf Deutſchland als unmöglich hinzuſtellen, und ſtützt ſich dabei namentlich auf die „unerreichte Wehrverfaſſung Preußens“, die in dem entſcheidenden Augenblick die nöthige und unüberſteigliche Kluft zwiſchen Deutſchland und der franzöſiſchen Republik aufzurichten im Stande ſein werde! Zugleich wird aber beſtimmt jede Intervention in die inneren Angelegenheiten Frankreichs abgewieſen. Wir haben alſo vor der Hand nur einer kriegeriſchen Defenſivſtellung gegen die Republik Frankreich entgegenzuſehn.

— Oeſterreich, du ſchlafſt ſehr lang,
Daß dich nicht wecke der Vogelgeſang!

So ſang nach einem alten Liede in unſern Tagen Hermann Rollet. Vogelgeſang hat Oeſterreich nicht wecken können; den Vogelgeſang ſeiner Lyriker nahm Oeſterreich wie Fliegengeſumme im Morgenſchlaf, es griff hin und her mit der Hand, — es legte ſich nicht einmal auf die andere Seite. Was wird es wecken? — Ein Donnerwort? — Der zerſchmetternde Ruf für das Königthum in Frankreich war: Zu ſpät! Das Königthum iſt in Oeſterreich nicht gefährdet. Aber Oeſterreich ſoll mehr ſein als bloße Erbſchaftsmaſſe geſammelter Königreiche. Es ſoll uns mit ſeiner Schwerkraft ein Hort ſein gegen den Oſten, ein Centrum und Halt als europäiſche Großmacht. Deshalb fordern wir daß ſeine Größe ſich verjünge, daß es in der Freiheit ſeiner Völker ſeine neue Stärke, in dem freien Bunde Böhmens, Ungarns und der Lombardei zu ſeiner erlahmten Schwerkraft neue Triebkraft gewinne. Oeſterreich hat ſeit der großen Revolution aufgehört Deutſchlands Führer zu ſein, es hat damals ſeine Vorpoſten am Rhein und an der Schelde aufgegeben, Deutſchland war ſeitdem ſich ſelbſt überlaſſen, Oeſterreich zog ſich in ſich ſelbſt zurück. Die Wiener Acte reihte es wieder als erſte deutſche Macht ein; aber Preußen überflügelte es, Mitteldeutſchland mit ſeinen kleinen Staaten entwickelte, wenn auch zerſtückelt und getheilt, ſeinen Kampf um Errungenſchaften, auf welche Oeſterreich grollend blickte. Ein Stern des Heils iſt über Preußen aufgegangen, es hat ſich verfaſſungsmäßig zu gliedern begonnen, bevor das Donnerwort: Zu ſpät! erklungen. Es hat, wenn auch zögernd, den Fortſchritt nicht aus der Hand gegeben; es iſt mächtiger als je; es beſetzt mit ſeinen Armeecorps die weſtliche Grenze und kann ſich raſch und zuverſichtlich entſchließen die Republik Frankreich ſich ſelbſt zu überlaſſen, es kann die Ehre und die Freiheit nach außen ſchirmen, denn es hat der Freiheit im Innern eine Gaſſe gebahnt. Jetzt wo es ſich darum handelt ein deutſches Parlament zuſammenzuberufen, ſehen wir Oeſterreich mit ſich ſelbſt beſchäftigt, ſtatt für Deutſchland vorzutreten als Schirm und Wacht, als Herold der Ehre und Selbſtändigkeit. Oeſterreich iſt auch im Oſten verkürzt; für die verlorenen Donaumündungen iſt Krakau ein ſchlechter Erſatz. Es hat in Mittel- und Süditalien ſeine Hegemonie verloren; England, das ſeine Stärke in der Freiheit *hat, zeigt ihm den Fehdehandſchuh, wenn es eingreifen wird.* Es bedurfte deſſen kaum; Oeſterreich muß ſich beſcheiden, ſeine Lombardei zu halten. Sardinien, Toscana, der Kirchenſtaat haben durch Reformen die Revolution unmöglich gemacht; Neapel hat ſeine Exiſtenz durch Zögern und Hinterliſt aufs Spiel geſetzt. Noch iſt es Zeit, daß Oeſterreich die Lombardei ſich erhält. Wer Oeſterreich als europäiſche Großmacht für nöthig erachtet, muß es wünſchen. Es iſt noch möglich, die Reform kann noch überall die Revolution hindern, ein Bund freier Völker unter Söhnen des Kaiſerhauſes kann Oeſterreich noch als einen Staatenbund großartig in die Geſchichte eintreten laſſen. Deutſchland bedarf Oeſterreichs gegen den Oſten, wie es Preußens gegen den Weſten bedarf; Nachhut und Vorhut, beide ſind uns gleich nothwendig. Daß Deutſchland waghalſig vorangeeilt, kann niemand ſagen, macht die Spötter nur lachen. Der alte Spruch: Nur langſam voran daß die öſtreich'ſche Landwehr folgen kann! hat ſelbſt Preußen innegehalten. Es iſt nicht unſere Art, über unſerer Triebkraft unſere Schwerkraft zu vergeſſen. Mag nun Oeſterreich nicht ſeinerſeits den alten Spruch A. E. I. O. U. vergeſſen: Aller Ehren Iſt Oeſterreich Voll!

Daß Despotismus immer in religiöſer Unduldſamkeit ſeinen Halt geſucht, dazu iſt der Vorfall mit dem Grafen Batthianyi in Ungarn ein neuer Beleg. Caſimir Batthianyi, einer der erſten Magnaten Ungarns, eines der einflußreichſten Mitglieder des ungariſchen Oberhauſes, war vor einem Jahre zur proteſtantiſchen Kirche übergetreten. Das haben ihm einige Damen am Hofe nicht verzeihen können. Der Palatin, Erzherzog Stephan, erhielt die Weiſung, den Grafen nicht zum Hofball einzuladen. Des Palatins Gegenvorſtellungen fruchteten nicht; er war ſo ſchwach, fromme Wünſche für einen Befehl zu nehmen. Mehr als hundert der erſten Edelleute, ohne Unterſchied des Glaubens und der politiſchen Ueberzeugung, ſchickten in Folge dieſer Ausſchließung ihres Genoſſen die Einladungskarten zurück; der Ball beim Palatin war leer. — Kleine Ereigniſſe dieſer Art ſind nicht mehr unwichtig.

Ungarn ſcheint entſchloſſen zu ſein ſich einer unwürdigen Bevormundung zu entziehen, obſchon es nicht aufhören wird und will ſich zum Völkerbunde unter Oeſterreich zu halten. — Mit ſtarker Mehrheit forderte die Ständekammer die ſofortige Abſchaffung der ſeit einigen Jahren vom Könige eingeführten Comitatsadminiſtratoren. Die ungariſchen Zeitſchriften führen eine furchtbare Sprache, die bis ins Cabinett dringt; den deutſchen Blättern in Ungarn iſt die Zunge gefeſſelt. Jetzt haben die meiſten Congregationen der Comitate ihren Vertretern beim Landtag den Auftrag gegeben, die Rückberufung ſämmtlicher ungariſcher Truppen aus Italien und allen öſterreichiſchen Erbländern unter Androhung der Steuerverweigerung zu fordern. Zugleich beantragt man die Entfernung aller nicht ungariſchen Truppen aus Ungarn. Hierin liegt der Knotenpunkt zur Löſung der

Wirren; hiermit wird das künſtliche Syſtem gebrochen, das nur indem es die verſchiedenen Völker gegen einander in Schach hielt, über ſie triumphirte. Man wird nicht mehr mit Völkerhaß regieren können, Oeſterreich wird mit ungariſchen Truppen in Ungarn, mit deutſchen Truppen in Deutſchland regieren müſſen. — In dieſem Zuſtande der Aufregung traf Ungarn die Nachricht von den Ereigniſſen in Frankreich. Eine Deputation des Landtags an den König fordert jetzt ein verantwortliches Miniſterium, aus Ungarn beſtehend, unabhängig vom Geſammtminiſterium der Monarchie. Hiermit iſt Ungarn in das Stadium getreten, wo die zurückgedrängte Reform nothgedrungen den Charakter einer „friedlichen Revolution" annimmt.

Es iſt wichtig die Wirkungen der Republik Frankreich zu verfolgen. Die Republik will Frieden, und ſomit hält ſie ſich die militäriſche Dictatur noch fern. Der Geſandte der Vereinigten Staaten von Nordamerica hat zuerſt und ganz brüderlich den jungen Freiſtaat begrüßt. Der päpſtliche Nuntius hat ſofort ſeine Freude bezeugt, daß die Revolution nicht zugleich gegen den Altar gerichtet war wie ehedem. Belgien, dieſe Tochtermonarchie des Julikönigthums, hat ſich beeilt die neue Ordnung der Dinge in Paris anzuerkennen; der Miniſter Rogier hat zugleich den niedrigſten Wahlcenſus verheißen, ſomit die beſte und ſicherſte Nutzanwendung für die Monarchie aus dem Umſturz in Frankreich gezogen. Lord Ruſſell hat unter donnerndem Beifall im Parlament erklärt, die Regierung Englands ſei in keinerlei Weiſe gewillt ſich in die Organiſation Frankreichs einzumiſchen. England hat für ſich ſelbſt ſoviel Freiheit, daß es der republikaniſchen Form nicht bedarf; es hat zugleich in dieſer ſeiner Freiheit ſoviel Kraft, Halt und Selbſtgefühl, daß es auch den ſchmerzlichſten Wirren in der Entwickelung anderer Völker unbekümmert und ruhig zuſehen kann. — Der Deutſche Bund hat faſt wider unſer Erwarten ſchnell das Daſein einer deutſchen Nation begriffen. Einmüthigkeit ſei unſer *Heil!* ſagt er in ſeinem Aufruf an die Nation, einträchtiges Zuſammenwirken unter allen Stämmen thue noth! (Möchte das den Schleswig-Holſteinern, die der Bund ſich ſelbſt überläßt, zu gute kommen!) Der Deutſche Bundestag erklärt, er werde von ſeinem Standpunkt aus Alles aufbieten, um gleich eifrig für die Sicherheit Deutſchlands nach außen, ſowie für die Förderung der nationalen Intereſſen und des nationalen Lebens im Innern zu ſorgen. „Deutſchland, ſagt der Bund *in aller Eile*, wird und muß auf die Stufe gehoben werden, die ihm unter den Nationen Europa's gebührt; aber nur der Weg der Eintracht, des geſetzlichen Fortſchritts und der einheitlichen Entwickelung führt dahin.“ Die Bundesverſammlung beruft ſich plötzlich „auf die *reife Einſicht*“ des deutſchen Volkes, auf unſern bewährten geſetzlichen Sinn und unſere alte Treue!

Der *Erzbiſchof von Paris* hat ſich raſch in die Republik gefunden; er fraterniſirt mit ihr wie der Soldat Ludwig

Philipps mit dem Volke. Er beweiſt die Geſetzlichkeit der Volksregierung aus dem heiligen Auguſtin. „Diejenigen die befehlen, ſagt dieſer Kirchenvater, dürfen dieſes nicht thun aus Herrſchſucht, ſondern um dem allgemeinen Wohl zu dienen. Das iſt die wahre Ordnung der Natur, und alſo hat Gott das menſchliche Geſchlecht eingerichtet.“ Ferner beweiſt der Erzbiſchof aus dem Evangelium, daß die Völker das Recht hätten ſich eine beliebige Verfaſſung zu geben. Chriſtus habe geſagt: Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt! Hiermit habe er erklärt, daß er keine Regierungsform anbefehle und vorſchreibe. — Aus dieſer raſchen und warmen Anhänglichkeit des Pariſer Erzbiſchofs gehen zwei Dinge deutlich hervor: daß der Legitimismus in Frankreich verloren iſt, und daß die Prieſterſchaft in der Republik ihren Vortheil wahrzunehmen weiß. Pater Lacordaire bewies in Notredame das Daſein Gottes. Was bedarf es einer Beweisführung! rief er aus. Es brauchen ſich blos die Pforten der Kirche zu öffnen und Euch das heldenmüthige Volk zu zeigen, das in ſich ſelber und in ſeinen Thaten die glorreichſte Offenbarung des ewigen Weſens iſt! — Ein ungeheurer Beifallsſturm folgte in der Kirche dieſen Worten.

Louis Philipps Wort, als er am Hofe zu London empfangen wurde, war: Ich komme wie Karl X.; nur wurde dieſer verjagt weil er die Verfaſſung verletzte, ich weil ich ſie feſthielt! — Verſtändigen wir uns mit dieſem Exkönig! Freilich hielt er die Verfaſſung feſt; ſein Miniſter Guizot war der Musjö Haltefeſt in der Shakſpeareſchen Komödie. Eine Verfaſſung iſt kein eiſerner Reif, in welchem man Zeit und Nation feſſeln ſoll, ſo wenig wie ein religiöſes Bekenntniß, ſei es das römiſche, ſei es das augsburgiſche, ein Mittel ſein darf die Geiſter einzuzwängen. Den Fortſchritt anbahnen iſt der Beruf der Fürſten. Die Entwickelung der Nationalkraft fördern iſt der erſte Schwur, der zu halten iſt. Sind ſie unfähig ihr neue Quellen zu öffnen, ſollen ſie dieſe wenigſtens nicht ſtopfen. Eine Verfaſſung iſt eine feſte Errungenſchaft der Geſchichte, aber ſo wenig wie dieſe ein ſtillſtehender Sumpf. Die Wahlreform zu befördern war Louis Philipps heiligſte Pflicht; daß Guizot ſie hinderte, hat dem König die Krone gekoſtet. Karl X. wollte die Verfaſſung offen umſtoßen. Louis Philipp that mehr, er wollte ſie öffentlich feſthalten, nachdem er ſie 17 Jahre lang heimlich durch Intrigue untergraben. Dies iſt die Moral von der Fabel.

Die engliſche Hypochondrie hat in Lamartine's Umlauf an die europäiſchen Geſandten eine verſteckte Kriegserklärung geſehen. Wir finden dieſe nicht im Manifeſt. Die Republik, ſagt Lamartine, bedarf der Anerkennung nicht, um dazuſein, ſie beſteht durch ihr natürliches Recht. Sie iſt der Wille eines großen Volkes, welches nur ſich ſeine Berechtigung abverlangt. Sie ſtellt ſich aber als eine geregelte Macht in die Reihe der Staaten, wünſcht nicht wie ein die Ruhe ſtörendes, ſchreckhaftes Phänomen einzutreten. Nicht das Vaterland ſei es, was im Kriege die meiſte Gefahr laufe, ſondern die Freiheit; der

Krieg fordere Dictatur. Der Krieg der frühern Revolution war der Gedanke der Monarchiſten und Girondiſten, nicht der Republik. Die Revolution, die jetzt ihre Schlußperiode begonnen, ſei nicht mit der von 1792 zu verwechſeln. Damals war das Volk nur das Werkzeug der Revolution, heute iſt es deren Ziel und ſein Wohl iſt ihr Zweck. Die Republik ſtellt Arbeit, Ackerbau, Gewerbfleiß und Handel, Wohlſein, wohlſeiles Leben, ſittliche Ordnung und Unterricht als Inhalt des Staatslebens, als Inhalt des Volkslebens hin. Die geſunde Vernunft, die Mäßigung, das Gewiſſen und die Klugheit der Republik können, ſagt Lamartine's Manifeſt, für Europa beſſere und ehrenhaftere Bürgſchaften bieten als der Buchſtabe der alten Verträge. Zugleich anerkennt die Republik die Grenzen Frankreichs, falls man ſie nicht gegenſeits verletzt. Die Dynaſtie nahm die Gefahr des Kriegs mit ſich hinweg. Die Republik, ſagt Lamartine, hat keinen Ehrgeiz.

Die Ereigniſſe in Süd-, Weſt- und Mitteldeutſchland laſſen ſich als ein entſchiedener Sieg der öffentlichen Meinung über eine gewiſſe Miniſterkaſte bezeichnen. Sollen wir die geſtürzten Miniſter einzeln aufzählen? den Darmſtädtiſchen Hrn. v. Linde, den katholiſch jeſuitiſchen Curator der proteſtantiſchen Hochſchule Gießen, den aus München verjagten Hrn. v. Berks, den Protector der königlichen Tänzerin, charakteriſiren? Es wäre eine unerquickliche Arbeit. Faſſen wir ſie ſummariſch als eine Kaſte zuſammen; ihre Perſönlichkeiten ſind ohnedies zu unbedeutend, um über ſie zu triumphiren. Mächtig ſind ſie nur als Maſſe; ihre Vertheilung an die vielen kleinen Reſidenzen Deutſchlands war verhängnißvoll. Es iſt eine Kaſte von Männern jener comfortablen Bildungswelt, die in den faulen Schlupflöchern des feigen Behagens ihre Zuflucht findet, in der Pflege der Kunſt ein Betäubungsmittel gegen den geſunden Geiſt der Entwickelung ſucht, auf Ausartungen der Litteratur und des Bürgerthums lauert, um darauf hin die Luſt zu Rückſchritten allgemein zu machen. Es ſind Finſterlinge die nicht Muth genug haben hinter Kanonen ihre Stellung zu nehmen, vielmehr ſich mit der Polizei als Trabanten ihres kleinlichen Jeſuitismus begnügen. Es iſt eine Camarilla von meiſt adeligen Hofleuten, die keine Ahnung von den Aufgaben deutſcher Staatsmänner haben. In der Bequemlichkeit der Fürſten finden ſie ihre Stütze, deren Launen machen ſie zu ihren Grundſätzen. Daß die Fürſten ſie ſo ſchnell fallen ließen, der empörten öffentlichen Meinung ſo raſch dieſe Opfer brachten, iſt kein beſonderer Triumph für die Sache des Volkes, zeigt uns blos in welchen Händen wir ſind, beweiſt uns blos unſere eigene Fahrläſſigkeit, das alte Phlegma, den alten Fluch, die alte Schmach Deutſchlands.

Graf Dönhoff, der preußiſche Geſandte, hat jenen Bundeserlaß unterzeichnet, der nicht blos ein deutſches Geſammtvolk, ſondern auch deſſen „reife Einſicht" ſo plötzlich anerkennt. — Wie ſteht es da mit dem „beſchränkten Unterthanenverſtande", der beliebten Redensart von geſtern? Iſt ſie heute noch gültig? — Ueber Nacht, wie es ſcheint, kommt guter Rath!

Leipzig feierte am 17. März durch feſtliche Beleuchtung den Beginn eines neuen politiſchen Lebens für Sachſen. Das alte Regiment iſt beſeitigt. In Advocat Braun für die Juſtiz, in Profeſſor von der Pfordten für das Innere, im Landtagsabgeordneten Georgi für die Finanzen begrüßen wir ein zeitgemäßes Miniſterium, das die Aufgaben der Gegenwart zu begreifen den Muth, die Entſchloſſenheit und die Ehrlichkeit beſitzt. Vereidigung der Soldaten auf die Verfaſſung, wahrhaft freie Preſſe ohne die heimlichen Vorbehalte von Conceſſionen und Cautionen, öffentliche Juſtiz mit Schwurgerichten, Wahlreform, Freigebung der Volksverſammlungen und Betheiligung Sachſens in der Vertretung des Bürgerthums am deutſchen Bunde: dies die Zuſicherungen der neuen Diener des Königs, der nicht länger in Zweifel zog, daß das Heil der Krone nur im Heil des Landes, das Heil des Landes nur in der freien Entwickelung der Volkskraft beruht.

Auf die Wiener iſt die Berliner Revolution gefolgt, will man anders den plötzlich eingeſtellten Straßenkampf zwiſchen Bürgern und Soldaten ſo nennen, ein Gemetzel das, ohne ein weſentliches Ziel erreicht zu haben, zu Ende ging. Die Ereigniſſe in Berlin begannen mit zahmen Stadtadreſſen, die den Fehler hatten, nicht gleich Anfangs die Sprache freier Männer zu führen; es erfolgten Deputationen, die der König nicht annahm, Bittſchriften von Vereinen, die „in Volksverſammlungen auszuarten drohten,“ wie der preußiſche Polizeiſtyl ſich verlauten ließ. Das erſte Zuſammentreffen zwiſchen Soldaten und Volk zeigte den Berliner Bürger noch in ſeiner kalten Indifferenz. Die Antworten der Majeſtät wurden bitterer, ſpottender. Erſt die Wiener Ereigniſſe weckten den Ehrgeiz Berlins; entſcheidend wirkte endlich die Erklärung der Rheinländer, ſie würden ſich als Republik organiſiren, wenn Preußen ſich an der Neugeſtaltung Deutſchlands nicht betheilige. Schon hatte der König nach dem erſten blutigen Straßengefecht Bewilligungen gemacht, als zufällig von neuem Schüſſe auf die Menge fielen. Jetzt ging das Gefühl, ſich betrogen zu ſehen, in allgemeine Wuth über; der lang genährte Haß zwiſchen Soldatenregiment und Bürgerthum brach in hellen Flammen aus. Tags zuvor waren aus dem Zeughauſe die Waffen nach Spandau abgeführt. Die Gewehrſalven der Garden ſtreckten die Reihen einer wehrloſen Menge nieder. Raſch hatten ſich jetzt Bürger, Geſellen, Studenten bewaffnet, Barricaden wurden errichtet, die Dächer abgedeckt, Steine und Balken in der Königſtraße auf die Truppen geſchmettert. Im Handgemenge waren meiſt Studenten die Führer der Haufen. Auf den großen weiten Plätzen, beſonders dem Dönhofsplatz, begann ein mörderiſches Kartätſchenfeuer, allein der König weinte über ſein „liebes Berlin“; vergebens ſprach ihm der Prinz von Preußen Muth und

Standhaftigkeit zu, um die Sache zu Ende zu bringen: die Garden räumten plötzlich die Stadt. Faſt wie in Paris: noch eine gehörige Salve und die Kanonen machten tabula rasa! Es ſcheint aber nicht, als wären die Kanonen noch die ultima ratio der Könige.

Die am 20. d. nach Dresden gegangenen ſüddeutſchen Bevollmächtigten ſind von Würtemberg Geheimrath v. Sternenfels, von Rheinheſſen General Graf Lehrbach, von Wiesbaden Max v. Gagern, Bruder des rheinheſſiſchen Miniſters. Der badiſche Bevollmächtigte war Tags zuvor durch Leipzig gereiſt, der baieriſche folgte am nächſten Tage. Es ſind nicht Diplomaten, welche die Cabinette ſenden, es ſind Bevollmächtigte der ſüddeutſchen Völker mit ausdrücklicher Zuſtimmung der ſüddeutſchen Fürſten. Ihre Vollmacht lautete noch dahin, Preußen eine Art von Hegemonie durch den Vorſitz im Oberhauſe anzubieten. Ein Parlament bedarf eines Präſidenten; das Bundesheer eines Oberfeldherrn; einen Kaiſer hat ein freier Bundesſtaat nicht nöthig. — Es fragt ſich, ob nach den Vorgängen in Berlin Preußens Vorſitz noch ſtatthaft, noch möglich iſt. Für Oeſterreich, ſcheint es, fehlte den Bevollmächtigten noch die Botſchaft. Wahrſcheinlich war die Neugeſtalt Deutſchlands bereits entworfen, bevor Oeſterreich in Folge der Wiener Ereigniſſe mit Deutſchland wieder mitrathen und thaten konnte.

Es tauchen in Deutſchland bereits Arbeitervereine auf, welche vom Staate die Organiſation der Arbeit fordern. — Es kann nicht fehlen daß die ſocialen Fragen, die ſich die Republik Paris waghalſig ſtellte, ſoweit ſie Fragen der Menſchheit ſind, auch für uns zu Aufgaben werden. Umſomehr thut es noth, daß ſich Deutſchland erſt in ſeiner politiſchen Wiedergeburt feſtſtelle, damit im Unterhauſe ein Bürgerthum da ſei, das ſich von der deutſchen Blouſe nicht übertölpeln läßt. Bevor Polen ſich erhebt, bevor Frankreich den Rhein bedrängt, ſtelle ſich in Eintracht das deutſche Bürgerthum frei und ſich ſelbſt beſtimmend im Unterhauſe feſt. Darin liegt jetzt Deutſchlands Rettung gegen Oſten und Weſten, Deutſchlands Heil nach innen.

Deutſchlands Wiedergeburt.

1.

Der feurige Sanguinismus des franzöſiſchen Hahns hat das ſchläfrig in ſich dämmernde, ſtill in ſich grollende Deutſchland wach gerufen. Die Thaten an der Seine haben uns raſch zu der Beſinnung gebracht, daß wir zu heiligen Lebensgütern berechtigt ſeien, ohne deren Feſtſtellung wir allzu lange ehrlos hingelebt. Ehrlos, in der That! Es iſt Zeit, das rechte Wort zu gebrauchen. Wer über Nacht ein Geſicht gehabt hat, dem vergeht am frühen Morgen die Luſt, vor den Spiegel zu treten und ſein bleiches Wangenpaar zu ſchminken.

Reden wir ohne Schminke! Nicht ohne den Hahnenſchrei Frankreichs iſt Deutſchland zu der Beſinnung gekommen: es müſſe tagen! Möglich daß die Bewegung der Geiſter unter allen Völkern jetzt mehr wie je elektriſch wirkt. Trotzdem bei uns mehr als je der Nationalgeiſt ſich als Perſon begreifen lernt, ein falſcher Kosmopolitismus nur noch abſtracte Köpfe bethört: iſt die Wechſelwirkung der Völker mächtiger geworden als je in der Weltgeſchichte. Möglich daß auch das lange von Intriguen beſtrickte, in Treuloſigkeiten aller Art ſich auflöſende Frankreich nicht ohne die italieniſchen Vorgänge ſich auf ſein altes ſchickſalvolles Vorrecht beſann, in neuen Experimenten zur Freiheit der Welt eine Fackel anzuzünden. Ich zweifle nicht daß der heldenmüthige Kampf der Sicilianer das franzöſiſche Blut in Wallung gebracht. Und Italiens Vorgänger im Abſchütteln von Feſſeln war die Schweiz. Vom Hochland donnerte die Lawine herunter, und ſo war in den Händen des ſtarkmüthigen Schweizervolkes der Urſprung der Bewegung mehr deutſcher als wälſcher Art. Uns aber hat erſt der Sturm in Paris durchzittert. Für die Schweizer, die unſere Brüder, hatten wir nichts als litterariſche Theilnahme, für die Völker Italiens dichteriſches Mitgefühl. Erſt Paris, der entſchiedene Heerd der Feindſchaft unſerer Volksthümlichkeit, erſt Paris greift uns mit kecker Hand ans Herz, es ſchüttelt uns auf bis zum Zwieſpalt mit uns ſelbſt, dergeſtalt daß wir in wildem Kampf zwiſchen Vaterlandsgefühl und Freiheit Gefahr laufen, uns die Gaſſe zu ſperren. War es je anders ſeit

Menſchengedenken? So feindlich entgegengeſetzt deutſcher und franzöſiſcher Geiſt, ſo nothgedrungen, wie ſich Pole bedingen, iſt dieſe Gegenſeitigkeit. Das bon plaisir der franzöſiſchen Ludwige ward bei all unſerem gerühmten tiefen germaniſchen Gemüth die Staatsmaxime unſerer Fürſten; gegen die Despotie der Cabinette hielt die auf deutſchem Boden erkämpfte Glaubensfreiheit wenig Stich. Unſer weiches, ſchlammiges Herz nahm willig mit den Culturformen Frankreichs die ganze ſittliche Entartung des ancien régime in ſich auf. Dem blieben wir treu, ſelbſt als Frankreich ſich ſchon häutete und ſich glänzend neuſchuf. Der Sturm des großen Umſturzes fand uns elend und ſiech; die furchtbarſten Schläge des Schickſals konnten uns jahrzehenlang nicht zur Beſinnung bringen; wir trugen die fremden Feſſeln mit einer Treue, die wir nie den eignen Tugenden gezollt. Das dauerte ſo lange als die Fürſten die Völker führten. Es änderte ſich, als das Volk die Fürſten zu führen begann. Das Volk war in den Jahren Dreizehn und Fünfzehn Deutſchlands Retter. Aber es ergab ſich, gemüthſelig bis zur Läſſigkeit wie es iſt, abermals den Händen der angebornen Fürſten; immer hat es mit dem Herzen gekämpft, immer iſt ſein Herz unterlegen. Das Jahr Dreißig war wieder durch Frankreichs Anſtoß maßgebend für die deutſche Entwickelung. Unſere kleinen Verfaſſungen ſchreiben ſich vom Sturz der alten Bourbonen. Aber wir waren ſaumſelig und ließen es bei den einzelnen Verſuchen zu parlamentariſchen Regierungen bewenden. Die deutſchen Mittelſtaaten erlahmten an dem ſchwerfällig zähen

Gewicht der beiden großen, die ſich nicht entſchließen konnten ihr abſolutes Regiment zu verlaſſen, den Thron mitten ins Volk zu ſtellen und in der Kraft der freien ſelbſtbewußten Mitbethätigung der Nation das Heil der Fürſtenkronen zu begründen. Wir verſanken von neuem in den Hader der Zwietracht, das bon plaisir abſoluter Fürſtengelüſte gefiel ſich wieder in ſeinem ganzen Dünkel, der Kampf unſeres Liberalismus gegen die Schergen der Hofintereſſen lähmte allen Fortſchritt, auch wo ihn die Regierungen bezweckten; der Aufbau Deutſchlands blieb bei der Erbitterung der Parteien ein troſtloſes, ein jämmerliches Stückwerk. Wir gingen einer neuen Verſumpfung der Nationalkraft entgegen; der Argwohn, die Tücke, die Beſchränktheit unſerer Regierungsmänner hielt Fürſten und Völker in einer Täuſchung feſt, deren Endſchaft nur vollkommene Knechtſchaft, oder Auflöſung aller Verhältniſſe ſein konnte. Der Sturz des Julikönigthums hat uns jetzt wach geſchüttelt. Frankreich zerriß mit raſcher Hand das ganze Gewebe eines erkünſtelten Machiavellismus, in welchem ſich das Fürſtenthum ſo gern gefällt. Was half uns unſere deutſche Pietät, unſere geprieſene Erziehung, unſer tiefer Familienſinn, unſere Ehrbarkeit im Hauſe, unſer Wandel vor Gott und gutem Gewiſſen! Was halfen uns alle die germaniſchen Tugenden, die als das Gepräge unſerer Volksthümlichkeit, als der Grundzug eines ehrlich ſtarken Daſeins gelten! Alle die Elemente unſeres Volksſinnes, um einen germaniſchen Staat neu hinzuſtellen wie ihn unſer Mittelalter glorreich erzeugte, alle die Grundtriebe und Kräfte unſerer Natur blieben unbenutzt, ungepflegt; Fürſten und Völker konnten ſich nicht einigen zu einem Geſammtbau deutſcher Nation. Frankreich mußte erſt wieder waghalſig ſein Daſein in die Schanze ſchlagen, Frankreich mußte uns erſt ein wie über Nacht gekommenes Ding, ein nach Paragraphen des blanken Naturrechts verſuchtes Staatsgebäude, die Form der nackten Republik vor Augen ſtellen, ehe wir, in tauſend Vorurtheilen der Gewohnheit verſtrickt, in tauſend kleinen Tücken des Argwohns geknebelt, den Muth freier Männer fühlten, die den Staat nicht als ein Ding über ſich, ſondern in ſich und unter ſich mit beſtem Wiſſen und thatkräftigem Willen feſtſtellen. Dieſe Selbſtbeſtimmung und Selbſtgeſtaltung des Staates geht auf das Volk über, wenn die Fürſten ſie aufgeben oder den Trieb des Fortſchrittes mit ihren Intereſſen nicht zu einigen wiſſen. Für uns würde vielleicht ein Uebergang von Fürſtenherrſchaft zur Volksherrſchaft nicht ohne die wüſte Verwilderung der Anarchie möglich ſein. Frankreich aber macht bereits den Verſuch, daß dieſer Wandel ohne blutigen Bürgerkrieg ſich feſtſtellt.

Der Schreck vor der Republik hat auch unſere Fürſten aufgejagt. Aber in unſern Völkern, die freudig zur Waffe greifen gegen den Feind des Rheins, iſt die Vaterlandsliebe nicht ſtärker als die Liebe zu dem was ſie ihre Freiheit im Innern nennen. Die Fürſten haben es ihnen lange genug vorenthalten; jetzt, mit Ungeſtüm gefordert, wird es im Drange der Noth einzeln und ſtückweis zugeſtanden. Kinder

der Noth ſind dieſe Errungenſchaften. Hat der Geber für ſo lange vorenthaltene Gaben bei endlicher Gewährung noch ein Recht, auf Dank zu rechnen? Für das nothgedrungene Zugeſtändniß natürlicher Rechte, die mit dem Knüttel in der Hand errungen ſind, iſt niemand zu Dank verpflichtet. Man ſei ehrlich und geſtehe ſich offen die gegenſeitige Stellung ein! Die Preßfreiheit iſt geſtattet. Nachdem ſich die gefeſſelte Preſſe jahrzehenlang wund geſprochen, hat man endlich dem lauten Schrei des Volkes Gehör gegeben. Aus Furcht vor Frankreich hat man die Cenſur, dieſen Schergen des Argwohns zwiſchen Fürſten und Völkern, abgeſchafft. Was organiſch ein Werk des Friedens und Vertrauens ſein mußte, ein Preßgeſetz mit Schwurgerichten, das hat der Bund in ſo langer Zeit nicht zu Stande bringen können. Da es nicht Werk des Augenblicks ſein kann, wird es die Arbeit des nachträglichen Beſinnens ſein. Seien wir auf der Hut, daß nicht zwiſchen Fürſten und Völkern hinterrücks wieder die Saat des bureaukratiſchen Mißtrauens durch ein allgemeines Preßgeſetz mit heimlichen Knebeln und Daumſchrauben zu Stande komme!

Baden, Würtemberg, Baiern, beide Heſſen, Naſſau, Thüringen und Sachſen haben dem Unwillen der öffentlichen Meinung die bisherigen Miniſter geopfert. Baden, der „beſte" Feuerheerd des deutſchen Fortſchrittes, hat nicht die Gelegenheit vom Zaune gepflückt um ſich gewiſſe unveräußerliche Rechte zu ſichern. Auf der Grenze der deutſchen Gauen, am unbeſchützten Rhein, bedarf Baden am ſtärkſten der freien Herausbildung deutſcher Volkskraft, ſoll es gegen Frankreich beſtehen. Baden hat in den Märztagen nur folgerichtig ſeine langjährig in den Kammern verfochtenen Forderungen durchgeſetzt, und der Fürſt des Landes hat dort von der Stimme des Volkes nicht überraſcht ſein können, er hat wohl in beſter Einſicht zur Förderung des Nationalwohles dem Volke zugeſtanden was des Volkes iſt. In Würtemberg herrſchte Verblendung am Hofe; aber der deutſche Sinn des Königs fand ohne ſchmerzliche Wendungen alsbald die rechten Männer heraus; er wechſelte die Perſonen, er brauchte das Syſtem nicht zu ändern; Männer wie den lange verſchmähten Paul Pfizer berief er ans Ruder; den Stolz der Nation, den lange Zeit verdroſſenen Uhland ſucht er für das öffentliche Leben des Volkes zu gewinnen. In Baiern mußten die erſt unlängſt halb in Breſche geſchoſſenen Bollwerke der Finſterlinge von neuem geſtürmt werden; im Gefühle der eignen Unwürdigkeit wurden ſie dem Volke preisgegeben. In München ſchien erſt die Empörung die Reformen zu ermöglichen. In Heſſen-Darmſtadt hatten einzelne Ultramontane die Harmonie zwiſchen Fürſten und Volk untergraben; offen und freimüthig hat dort der neue Mitherrſcher den deutſchen Bundestag als Hemmniß zur Wohlfahrt Deutſchlands angeklagt. In Heſſen-Kaſſel iſt nicht ohne verzweifelte Gewaltſamkeit die Dictatur des willkürlichen Eigenſinns gebrochen. In Naſſau bedurfte es nur des kurzen Entſchluſſes, um Mißverhältniſſe zu beſeitigen. In Sachſen zauderte der Fürſt im Gefühl ſeiner beſten Gewiſſenhaftigkeit; ſobald die Täuſchung, in die man ihn gehüllt, verſchwunden war, trat die Camarilla vom Regiment zurück; der Bürgerſinn Leipzigs erkämpfte dem Lande eine neue Wendung der Dinge. In Weimar, dem ehemaligen glorreichen Sitze dichteriſcher Medici, ging die Sache der Nation vom Bürgerthum auf die Bauern über. Der thüringiſche Bauer, ſeit den Zeiten Thomas Münzers nicht mehr genannt, zog mit Knütteln zum Schloß hinauf und parlamentirte mit der höchſten Perſon des Staats über neue Miniſter. Als man ihnen bewilligte, das Kammergut zum Eigenthum des Landes zu machen, zogen ſie noch einmal hinauf, forderten den Großherzog heraus und fragten, wieviel denn nun auf Jeden käme! — Michel hat lange geſchlafen und ſtiert dann furchtbar drein. — In Cöln ſtürmten die Herren Annecke und Willig, ehedem Leutenants, jetzt Zimmergeſellen, mit einem Haufen arbeitloſer Geſellen das Rathhaus, alſo daß ein Rathsherr aus dem Fenſter ſprang und beide Beine brach. Die Proletarierhelden forderten mit der Axt in der Hand Garantien für die Arbeit. Was ſich die Republik Frankreich als ein gewagtes Rieſenwerk zur Aufgabe ſtellt, das Problem der Menſchheit für ein nächſtes Jahrhundert, das fordert eine Handvoll deutſcher Blouſen vom nächſten Augenblick! Wo das Bürgerthum gehindert iſt die Fragen der Zeit zu den ſeinigen zu machen, tritt plötzlich der Arbeiter ein. Wo das Bürgerthum fehlt, übernimmt der Bauer den Proceß des Jahrhunderts. In Deſſau zogen Schaaren ſeng- und brennluſtiger Landleute durch die Stadt, nach Preßfreiheit ſchreiend. Als ihnen der gute Herzog den Wunſch gewährt, ergab ſich daß ſie unter Preßfreiheit den Erlaß aller Steuern meinten; ſie wollten nicht mehr mit Abgaben gequält und „gepreßt“ ſein! Und auf dem alten Schauplatze des Bauernkrieges, im Odenwald, im würtembergiſch-badiſchen Unterlande, iſt die wilde Wuth der Raub- und Plünderſucht wie eine Furie über die Häupter des Adels gefahren, alle Schrecken des Mittelalters ſind da wieder losgelaſſen und die frühern Pfade blutiger Gräuel ſind wie ehedem mit rothen Feuerſäulen gezeichnet. Das iſt der Fluch, wenn die verſagte Reform gezwungen wird Revolution zu werden! Wird man noch länger zögern, im Bürger den Halt des Staats zu ſehen? Wird ihm, wenn Schlöſſer und Städte brennen, das Recht endlich zugeſtanden werden, zu den Waffen zu greifen, ſich in freien Verſammlungen zu berathen, in ſich ſelbſt den Halt und Schutz für das Ganze zu ſuchen? Der lange gehemmte Fortſchritt wird Auflöſung, der aufgeſtauete Strom bricht verwüſtend ſich Bahn; wo die Reform verſagt iſt, beginnt Umſturz und Anarchie. — Und dieſe Stufenfolge iſt natürlich. Erſt wurde die Stimme der Preſſe überhört, geſchmäht, mißachtet, geſtopft, den Kanzeln und Lehrſtühlen das freie Wort verkümmert, die Reden der deutſchen Kammern als Verrätherei beargwöhnt, die Verſammlungen der Bürger mit Gewalt geſchloſſen. Die Preſſe that ihre Pflicht, die Rednerbühne ihre Schuldigkeit: die Bürger übernahmen die allgemeine Sache. Die Fürſten blieben taub. Erſt der Bauer mußte, vom Pfluge getrieben, in Schaaren heranziehen: die natürlichen Rechte der Nation werden endlich mit allen Schrecken der blinden Wuth gefordert. Unverſtanden macht der Bauer die Sache des Zeitalters zur ſeinigen, dumpf und blöde ſieht er in ihr die Befriedigung wilder Begierden. Was Anfangs Sache der Intelligenz war, iſt plötzlich Sache des Naturtriebes, die Sache der Feder zur Sache des Knüttels und der Senſe geworden.

So ſteht für Deutſchland bereits der Fall. Die Fürſten beſchloſſen endlich die Preſſe frei zu geben, das Bürgerthum ſich in einem Parlament vertreten zu laſſen. Wozu dreißig Friedensjahre nicht ausgereicht, muß jetzt eine Geburt der Nothdurft werden. Preußen hat einen Congreß der Fürſten in Dresden verkündet. Aber die ſüddeutſchen Fürſten ſind ſchon raſcher mit einer Neugeſtaltung des Bundes beſchäftigt, während deutſche Bürger, Abgeordnete der Kammern und Führer der öffentlichen Meinung, am 30. März in Frankfurt zuſammentreten wollen zur Feſtſtellung eines deutſchen Unterhauſes. Werden die ſüddeutſchen Regierungen ſich mit dieſer Volksverſammlung einigen, dann geſtaltet ſich dort ein einiges Süddeutſchland. Wollen die oſtdeutſchen Fürſten einen Bund für ſich ſchließen? Dann iſt Deutſchland getheilt, gebrochen, eine Beute der Zwietracht im Innern, eine Beute des Feindes von außen. Preußen hat den Argwohn gegen ſich, ein ſelbſtändig Leben führen zu wollen, ſich nicht entſchließen zu können ganz deutſch zu ſein. Es würde ſonſt zu Frankfurt an die Spitze der deutſchen Bewegung treten. Preußen ſah geſtern, als es den Congreß verkündete, noch mit Troſt auf Oeſterreich. Heute iſt dort der alte Hort der Politik des ränkevollen Zauderns geſtürzt, in Oeſterreich iſt das lammgeduldige, gemüthſelig freundliche Volk in offenen Aufſtand ausgebrochen um ſeine Ehre einzufordern. — Preußen hat, da es Fortſchritte wollte, Rußland fahren laſſen. Aber es hat, indem es Rückſchritte wollte, ſich noch auf Oeſterreich geſtützt. Der Sturm der Geſchichte unterwühlt alle künſtlichen Minen. Wir hätten die Gültigkeit der Fürſtenbeſchlüſſe zu Dresden in Zweifel gezogen; jetzt iſt der ganze Congreß in Frage geſtellt. Mit der Revolution in Wien ſteht endlich Deutſchlands Wiedergeburt feſt. Preußen hat nicht den Muth und Freiſinn gehabt, ſich an die Spitze der deutſchen Bewegung zu ſtellen; es hat ſich abermals um die Hegemonie in Deutſchland gebracht. Zu Rückſchritten hat es jetzt die Stütze an Oeſterreich verloren, und was es bedarf, freie Preſſe und öffentliches Recht mit Geſchworenen, wird es im Wege der Reform gewinnen. In Oeſterreich hat die Stimme des Volkes geſprochen, Oeſterreich kann jetzt zur deutſchen Sache mitrathen und thaten. Wozu alſo ein Dresdner Sonderbund? Jetzt gilt es, daß Oeſterreich und Preußen zu Frankfurt eintreten, ſich entſchließen mit dem Südweſten zu halten, den Bund gemeinſam neugeſtalten, in der freien Volksverſammlung deutſcher Bürger zu Frankfurt die Elemente eines deutſchen Unterhauſes anerkennen. Kein Fürſtencongreß, nur ein Parlament mit Oberhaus und Unterhaus kann jetzt Deutſchland politiſch einig feſtſtellen.

2.

König Ludwig von Baiern hat abgedankt, „Karl V. darin ähnlich ſeiend". Ein überraſchend aufrichtiger Act ſeines Lebens. Er ſagt zum Abſchied: „Treu der Verfaſſung regierte ich; als wenn ich eines Freiſtaates Beamter geweſen, ſo gewiſſenhaft ging ich mit den Staatsgeldern um. Ich kann Jedem offen in die Augen ſehen." — Ich weiß nicht ob ſich die Preſſe jetzt für befugt halten ſoll, mit den Königen ins Gericht zu gehen. In gewiſſen Fällen würde ſie aus Unwillen dies Richteramt ablehnen. — Privatnachrichten aus München melden, König Ludwig habe im Familienkreiſe geäußert, er danke ab weil er kein Schattenkönig ſein wolle. Aber geſetzt, mit dem bon plaisir der Könige wär' es zu Ende: hat denn das königliche Amt: des Staates erſter Bürger zu ſein, keinen Werth? Soll Deutſchland beſtehen, ſo müſſen die Fürſten etwas über ſich wiſſen und anerkennen, das der Willkür die Spitze bricht. Einzelne hatten ſich Verfaſſungen gegeben, um mit dieſen Formen oder auch unbekümmert um ſie ihr ancien régime fortzuführen. Noch weniger hat das Verfaſſungsleben der einzelnen deutſchen Staaten Deutſchland zu einer feſten Geſtalt verholfen. Einige unſerer Souveräne ſtellten die Kammern *neben* ſich, andere brachten ſie *unter* ſich. Es kommt jetzt darauf an, Etwas *über* die einzelnen Regierungen zu ſtellen, die Fürſten als Lords im Oberhauſe zu verſammeln, ihnen ein Unterhaus des deutſchen Bürgerthums zur Seite zu ſetzen. Welchergeſtalt ſoll nun dies Etwas ſein, das über den Fürſten und über beiden Häuſern des Parlamentes ſteht, deren Beſchlüſſe beſiegelnd, deren Machtvollkommenheit abſchließend? — Ein Kaiſer? — König Ludwig in Baiern würde Recht haben, auch die Rolle eines ſolchen Schattenkaiſers zu verſchmähen. Ein gewählter deutſcher Kaiſer würde nur eine Decoration ſein. Seiner Herkunft nach Einer inter pares, würde er den Eiferſüchteleien der Bruderfürſten unterliegen, ſein Wahlact hundertfachen Intriguen verfallen. Die Exiſtenz eines Kaiſers, ſeine Hofhaltung ſei in Frankfurt, ſei daheim, oder ſei wie ehedem im Reiche ambulirend, würde uns die Majeſtät Deutſchlands, in ſolcher Perſon gefaßt, zum Schein und Schatten machen. Hüten wir uns, an ſolche Wahngeburt das Heil der deutſchen Eintracht zu knüpfen! Deutſchland bedarf keines Kaiſers. Die Majeſtät des allgemeinen Deutſchlands muß höher geſtellt, tiefer begründet werden; ſie bedarf nicht der Figuration einer Perſönlichkeit, ſie muß deren Zufälligkeiten entzogen, muß in der Sache, in der Idee erfaßt, aus dem Nationalglauben deutſcher Eintracht geſchöpft, ohne leibliche Manifeſtation zur Erſcheinung gebracht werden. Ein Volk das ſich ſelbſt regieren will, geſteht damit ein, daß die Majeſtät des Allerhöchſten Willens nicht in einer ſouveränen Perſon zu finden ſei. — „Alſo Republik? Föderativ-Republik?“ — Wir verſchmähen auch das, wir verſchmähen es wenigſtens, Deutſchlands Neugeſtalt ſo zu nennen. Der „*freie deutſche Bundesſtaat*“, den wir jetzt auferbauen, bedarf einer Benennung nicht, die an die Irren und Wirren Frankreichs erinnert. Wollt Ihr das alte Wort Respublica zur Geltung bringen, ſo haben wir nichts dagegen; der Römer verſtand darunter die Sache Aller, den Staat, der freilich ein Freiſtaat war. Republik iſt franzöſiſcher Art und wir weiſen deren Namen, Sinn und Geltung von uns. Die Vereinigten Staaten von Nordamerica bieten vielleicht eher ein Gleichbild unſerer Bedürfniſſe. Die Senatoren von Nordamerica, freilich wählbare Perſonen, während bei uns erbliche Fürſten ihre Stelle einnehmen, vertreten dort im Oberhauſe die Souveränität jedes Einzelſtaates, und das Unterhaus iſt die Kammer der Gemeinen. Republik nach dem heutigen Begriff in Frankreich iſt die Herrſchaft der Blouſen. Herkommen, Eigenthum und Intelligenz ſind nur zufällig dabei betheiligt, nicht rechtlich, nicht kraft ihres geiſtigen oder ſachlichen Beſitzes. Wir ſind nach Bedürfniß und Eigenart weit mehr darauf gewieſen, uns auf engliſchem Fuße ſtaatlich einzurichten, denn England iſt germaniſcher Art, iſt unſer Bruderſtamm. In England regiert ſich das Volk durch ſeine beiden Inſtitute nach Herkommen, Intelligenz und Beſitz, nach den Potenzen, die im Menſchenleben Macht und Geltung haben. Neigt dies England zur Oligarchie, ſo ſind deren Gefahren zu vermeiden, gehen wir jetzt daran uns zu conſtituiren. Die Ochlokratie Frankreichs ſteht unſern Verhältniſſen und Neigungen jedenfalls fern. — „Aber England hat einen König!“ — Es hat ihn als den Punkt über dem I. Das Königthum regiert in England nicht, das Parlament regiert. Das Königthum hat dort den Schwerpunkt von ſich abgewälzt, darum ſteht es dort ſicher; es iſt dort nur die Spitze des Pyramidenbaues, und als ſolche iſt es in England geſchichtliches Herkommen, berechtigte Exiſtenz wie jedes andere Element. Das Königthum abſchaffen iſt ein treuloſer Verrath an der hiſtoriſchen Entwickelung des Volkes. Aber es künſtlich geſtalten, wäre gefährlich, wäre für Deutſchland entweder verhängnißvoll oder unnütz. — „Aber ein Parlament mit zwei Häuſern bedarf des letzten entſcheidenden Machtwortes, das den Widerſtreit jener beiden geſetzgebenden Gewalten ſühnt, ihre Entſcheidungen zum Abſchluß bringt!“ — Somit bedürfen wir für ein deutſches Parlament eines Präſidenten wie Nordamerica, im Namen der Nation einer machtvollkommenen executiven Gewalt in einer Perſon. — „Einer Perſönlichkeit verfiele ſomit immer wieder die Vertretung der Majeſtät des Bundesſtaates!“ — Aber die Perſon der Allerhöchſten Vollziehung der Entſchlüſſe beider Häuſer ſei auf Jahre gewählt, damit der Begriff der Majeſtät ſich nicht an die Perſon gewöhne, ſondern von dieſer und ihrer Zufälligkeit alsbald immer wieder zurücktrete an die vollmachtgebende Nation und ihre Vertreter. Der Name eines Kaiſers kann zu Irrungen, zu Verlockungen verführen. Iſt der Name „Präſident“ zu profan, ſo ſuche man einen deutſcheren dafür, gebe aber das Weſen und die Function eines ſolchen: die Majeſtät des Nationalwillens zeitig zu vertreten, nicht auf. Außer einem Präſidenten bedarf das Reich eines oberſten Feldherrn. In Zeiten der Noth that auch dem Freiſtaat Rom ein Dictator noth. In Zeiten der Noth wähle man einen Obmann, der zugleich ſouveräner Befehlshaber des geſammten Bundesheeres iſt. Aber ſeine Verantwortlichkeit vor dem Parlamente höre damit nie auf!

Dies iſt, nach meinem Ermeſſen, was uns noth thut. Und was thun wir anders mit ſolcher Umgeſtaltung Deutſchlands, als daß wir die Grundelemente unſeres nationalen Staatenweſens wieder aufſuchen? Daß der Kaiſer ehedem im Reiche eine Schattengeſtalt wurde, lag an der dreiſten Herausbildung ſouveräner Despotien, zu denen unſere Kurfürſten und Herzöge nach Art der franzöſiſchen Ludwige das Gelüſt anwandelte. Vor der Willkür dieſer Souveränitäten im Reiche ſank die Macht der Kaiſer zurück; und mit dem Reichstag zu Regensburg, mit dem Reichskammergericht zu Wetzlar ſank der ganze Grundbau unſerer Verfaſſung zuſammen, löſte ſich aller Zuſammenhalt deutſcher Eintracht ſchließlich auch in der Form auf. Der Lüneviller Friede entſchädigte den Eigennutz weniger Einzelner unſerer Fürſten durch die Aufhebung der Reichsunmittelbarkeit vieler Anderer. Dieſen Gewaltſtreich ſanctionirte Napoleon mit dem Rheinbunde. Das alles geſchah auf Geheiß des Feindes, nach Willkür des franzöſiſchen Despoten. Sühnen wir dieſen Unbill, tilgen wir dieſes Unrecht! Nur wenn die deutſchen Fürſten von dieſer mit Hülfe Frankreichs errungenen Souveränität auf das natürliche Maß ihrer Macht zurückgewieſen werden, nur wenn ſie freiwillig wieder unter das Reich zurücktreten, um einen höhern Geſammtwillen anzuerkennen, iſt fortan noch ein Deutſchland möglich. Die Souveränität wurde willkürlich ertheilt; die Fürſten können im Oberhauſe nicht perſönlich zählen, denn ein Liechtenſtein,

ein Hechingen und Andere ſind nur durch vaterlandsfeindliche Verfügungen ſouverän geworden, während Andere, gleich ſtark dazu berechtigt durch Umfang des Beſitzes, ihre Reichsunmittelbarkeit eingebüßt. Die Fürſten ſollen in all ihrem Beſitz verbleiben, aber ſie können im Parlamente, das über Deutſchland regiert, nur nach Maß und Macht der Landſchaften, denen ſie angehören, zählen und ſtimmen!

Damit treten dann, wie G. v. Struve neuerdings daran erinnerte, die deutſchen Kreiſe wieder in ihre alte Geltung. Deutſchland ſtellt ſich uns wieder dar in der natürlichen Gliederung ſeiner provinziellen Geſammtheiten, wie ſie ſich nach den Stämmen der Nation geſtaltete. Solcher Kreiſe ergeben ſich 24; jeder hat in ſeinem Schooß als Hauptſammelplatz der landſchaftlichen Elemente eine Hauptſtadt. Für Oberdeutſchland 8: Oeſterreich mit Wien, Steiermark mit Gräz, Kärnthen und Krain (Illyrien) mit Trieſt, Tyrol mit Insbruck, Baiern mit München, Schwaben mit Stuttgart, Oberrhein mit Mannheim, Mittelrhein mit Mainz. Für Mitteldeutſchland 9: Niederrhein mit Cöln, Weſtfalen mit Münſter, Franken mit Würzburg, Heſſen mit Frankfurt, Thüringen mit Erfurt, Oberſachſen mit Leipzig, Böhmen mit Prag, Mähren mit Brünn, Schleſien mit Breslau. Für Niederdeutſchland 7: Niederſachſen mit Bremen, Schleswig-Holſtein mit Hamburg, Mecklenburg mit Lübeck, Brandenburg mit Berlin, Pommern mit Stettin, Preußen mit Königsberg, Poſen mit Poſen.

Hier bei Poſen rühren wir an eine wunde Stelle für

Deutſchland. Wie ehedem der deutſche Bund, als er ſich nach dem Pariſer Frieden feſtſtellte, die Sünde beging Schleswig zu vergeſſen, ſo mußten jetzt die ſüddeutſchen Männer, welche die Umgeſtaltung Deutſchlands beriethen, nachträglich durch Welcker erklären laſſen, es ſei nicht gemeint, Poſen nicht als zugehörig zum neuen deutſchen Völkerbunde zu erachten. Die Polen haben bereits die rothweiße Fahne in Poſen aufgeſteckt. Will ſich das ruſſiche Polen mit neuem Blut ſein ſelbſtändig Leben erkämpfen: wir können es nicht hindern, Deutſchland kann nicht mehr Rußlands Bundesgenoſſe ſein. Aber es fragt ſich: wie weit will dies Polen reichen? welche Grenzen ſteckt es ſich? Gleichviel, welche Geſtaltung das polniſche Bojarenthum anſtrebt, eine Republik des Adels mit oder ohne fürſtliches Haupt: uns kümmert füglich nur was deutſch in Polen iſt. Dem adeligen Polen hat ſich ſeit Jahrhunderten dort deutſches Bürgerthum zur Seite geſtellt. Sollen wir ein Polen bis zur Oder anerkennen? halb Schleſien, ganz Weſtpreußen für polniſch anſehen? Das Deutſchthum hat hier vor aller Eroberung und Theilung, welche durch die Politik der Fürſten geſchah, ſeine friedlichen Eroberungen in Geſtaltung deutſcher Sitte vollzogen. In Schleſien, Weſtpreußen und Poſen ſtehen vier Millionen Deutſche gegen zwei Millionen Polen. Und mehr noch als die Zahl der Köpfe fällt die Sache der Cultur ins Gewicht. Der freie Bauer und das ganze Bürgerthum, Ackerbau, Gewerbe, alle Künſte und Thätigkeiten des bürgerlich geordneten Lebens treten gegen die Adelskaſte mit Leibeignen in die Schranken.

Will Polen mit Frankreich im Bunde frech genug ſein, bis zur Oder zu fordern was polniſch war und deutſch geworden, ſo muß ſich ganz Deutſchland waffnen gegen dieſe Forderung des Uebermuthes, der ſich mit den Urfeinden deutſcher Nation verbrüdert. So lange deutſche Ehre gilt, ſo lange Deutſchland an ſich ſelbſt nicht verzweifelt, werden wir die 700,000 Deutſche im Lande Poſen nicht an die wilde Verworrenheit eines polniſchen republikaniſchen Bojarenthums preisgeben! Poſen, ſo gut wie Schleswig ein Miſchland, trete zum deutſchen Bunde ein; ſonſt iſt Polen unſer Feind und mag an Rußland verfallen wie es mag und kann!

Nachſchrift 1 *). Es geht das Gerücht, Preußen habe Poſen — freigegeben. Die Allg. Preuß. Zeitung ſpricht nur von einer Reorganiſation des Großherzogthums. Geſetzt, Poſen würde unabhängig von Preußen: was würde damit zu Tage kommen? Nichts als die augenblickliche Hinfälligkeit und Auflöſung des Preußenthums. Preußen könnte ſelbſt Schleſien, vielleicht mit einem preußiſchen Prinzen, ſich als ſelbſtändiges Herzogthum, die preußiſchen Rheinlande in ähnlicher Weiſe ſich conſtituiren laſſen. Es würde nur ein Ergebniß der Verlegenheit ſein, wenn die Krone Preußen das Großherzogthum Poſen aufgäbe. Die polniſche Frage wäre damit nicht erledigt, vielmehr nur eröffnet. Dieſen Verſuch Poſens zur Selbſtändigkeit für ſich würde das ruſſiſche Polen, wenn es ſich frei machte, ſofort aufheben. Das

---

*) Ebenfalls geſchrieben im März, gedruckt zum 1. April 1848 in Nr. 14 der Europa.

Bojarenthum Polen, das ſich als Adelsrepublik erheben wird, verſchlingt alsbald Poſen und ſteigert dann, iſt es gegen Rußland mit den Waffen glücklich, ſeine Forderungen auf Weſtpreußen und Schleſien. Wir beſtreiten Polen nicht ſein gutes Recht zur freien Exiſtenz, ſo wenig wir Dänemarks Exiſtenz beſtreiten, wenn wir Schleswig-Holſteins deutſche Rechte, ſeine Zugehörigkeit zum Bunde behaupten. Ebenſowenig wie die deutſch-däniſchen können wir die deutſch-polniſchen Miſchländer aufgeben, einem König von Preußen nicht das Recht zuſprechen, 700,000 Deutſche dem polniſchen Schickſal preiszugeben. Wird durch die Anerkennung von Poſens Losſagung der Bürgerkrieg zwiſchen Deutſchen und Polen vermieden, ſo iſt dieſer Act der Politik nur als ein Ergebniß der Verlegenheit gerechtfertigt. Die heilige Sache der Freiheit Polens werde zwiſchen Ruſſen und Polen ausgefochten. Zwiſchen Deutſchen und Polen liegt kein Schuldbrief vor, der auf unſere Seite die Rache des Himmels herabriefe. Giebt Preußen die deutſchen Brüder in Poſen auf, ſo appelliren wir in deren Namen an das deutſche Parlament. Nicht zufällig, nicht willkürlich hat Welcker Poſen zur deutſchen Verbrüderung mit aufgerufen. Ueberhört das Parlament dieſe Stimme, iſt es bei Feſtſtellung ſeiner Formen jetzt nicht im Stande, das Recht der Deutſchen ſo in Schleswig wie in Poſen zu wahren, ſo berufen wir uns an ein weiteres Gericht, an eine zukünftige deutſche Nationalverſammlung und übergeben der Zukunft Deutſchlands die Sache der Brüder.

Wohl möglich, daß Poſen dereinſt im Gedränge ſeiner Exiſtenz gegen Rußland freiwillig die Hand nach Deutſchland ausſtrecken wird. Möchte dann der Bund deutſcher Nation ſtark genug ſein, in dem Miſchvolk Poſen ein Bundesvolk zu ſchützen! — Wir gehen weiter. Deutſchland reicht für uns ſo weit als die deutſche Zunge laut wird, deutſche Abkunft im Blut und in der Sitte ſich regt. Nicht die Eroberungen unſerer Könige, nicht die egoiſtiſche Willkür früherer Politik wollen wir damit rechtfertigen, wohl aber die Eroberungen deutſchen Geiſtes, deutſcher Sitte und Cultur. Dieſe friedlichen Eroberungen, dieſe Errungenſchaften in den ehedem ſlawiſchen Ländern können wir nicht aufgeben, ſolange Deutſchland ſich ſelbſt nicht aufgiebt. Die Feinde Deutſchlands — die ſchlimmſten nähren wir im eignen Buſen, — werden doch wohl Böhmen dem Slawismus nicht preisgeben wollen, Böhmen als deutſches Bundesland anerkennen? Aber auch Ungarn, ſolange ſein Verband mit Oeſterreich beſteht, hat Theil am deutſchen Leben. Auch Galizien, ſo dünn ſeine deutſche Bevölkerung iſt, kann von der großen Familienverbrüderung germaniſcher und mit Deutſchland verwandtſchaftlich gemiſchter Stämme nicht ausgeſchloſſen bleiben, ſobald und ſo lange ſich dort der Sinn dafür regt. Die Sachſen in Siebenbürgen gehören ganz eigentlich zu uns; es war ein Verrath Oeſterreichs ſie zurückzudrängen. Wir gehen weiter; wir ziehen auch die deutſchen Oſtſeeländer unter ruſſiſcher Herrſchaft in das Bereich jener großen Völkerverbrüderung, welche Deutſchland ſich als ſein unverrückbar Ziel zu ſtellen hat. Bleibt das als Thatſache der Zukunft vorbehalten, ſo ſtehe es jetzt als Gedanke feſt. Oder Deutſchland müßte ſeinen Beruf verkennen, eine europäiſche Völkermacht zu werden! Was das Kaiſerthum Deutſchlands aufgab, muß jetzt oder dereinſt dem freien Bundesſtaate deutſcher Nation möglich werden. Nur ein Bund freier Völker, die ſich zur deutſchen Verbrüderung bekennen, ſichert Europa's Heil.

Nachſchrift 2. Zöpfl in Heidelberg, Biedermann in Leipzig haben Vorſchläge gemacht zur Geſtaltung des deutſchen Parlamentes. Beide beſſern und flicken mehr oder weniger den Bundestag nur aus. Zöpfl will eine Volksvertretung (ein Unterhaus) von 69 Stimmen, gerade ſo vielen und eben ſo vertheilten wie ſie bisher das Plenum des Bundestages ausmachten. Oeſterreich würde danach 4, Preußen 4, Baiern 3, andere Staaten einen Abgeordneten ſenden. Und zwar ſollen dieſe Abgeordneten der deutſchen Nation nach Zöpfl von den Kammern der einzelnen Staaten gewählt werden. Das iſt keine Volksvertretung. Biedermann's Geſtaltung des Unterhauſes verdient den Vorzug. Er verlangt von je 100,000 Deutſchen 1 Abgeordneten, von 44 Millionen alſo (einbegriffen Oſt- und Weſtpreußen und Poſen) 440 Vertreter. Er verlangt Urwahlen, ohne Beſchränkung der Wahlfreiheit, mit Wählbarkeit und Wahlfreiheit jedes Gemeindebürgers in allen deutſchen Bundesländern. Auf 3 Jahre ſollen die Wahlen gültig ſein, alle 3 Jahre die ganze Kammer ſich erneuern. Das macht ein Unterhaus. — Aber mit Biedermann's Geſtaltung des Oberhauſes können wir uns nicht einverſtanden erklären. Zöpfl fordert für den mediatiſirten höhern Adel Curiatſtimmen. Er weckt damit alte, halb und halb vom Wiener Congreſſe wieder verheißene Rechte. Biedermann weiſt die ehedem Reichsunmittelbaren ins Unterhaus und ſagt, ein Fürſt v. Leiningen würde ſich gern zum Volke zählen, gern Volksvertreter und eine Zierde des Unterhauſes ſein. Zöpfl leugnet wenigſtens ſtillſchweigend die richtige Vertheilung der Souveränität, welche von der Willkür des Lüneviller Friedens verſchuldet, von der Despotie Napoleons beſtätigt wurde. Biedermann läßt das unnatürliche Verhältniß in Vertheilung der Stimmen unter den ſouveränen Fürſten beſtehen. Unnatürlich iſt es, daß die größeren Staaten je 4, 3 oder 2, ſämmtliche kleine bis zu winzigen herab je 1 Stimmen haben, dieſe 70 Stimmen nach Macht und Gewicht ganz falſch vertheilt ſind. Wer kann es für richtig halten, daß Oeſterreich 4 Stimmen hat und ein Liechtenſtein für ſein Bischen Vaduz 1 Stimme? Hat Preußen 4 Stimmen und ein Reuß 1, ſo haben 4 Reuße, d. h. vier Gutsbeſitzer die für Souveräne gelten, mit einer großen, ſtarken, mächtigen Geſammtheit wie Preußen gleiche Gewalt in der Abſtimmung. Das kann nicht ſein. Wir leugnen die dauernde Berechtigung der vom Lüneviller Frieden und von Napoleons Fremdherrſchaft willkürlich ertheilten und falſch vertheilten Souveränitäten der deutſchen Fürſten und Länder. Sie iſt der Sache nach beim Bunde nie gültig geweſen, denn nach natürlichen Bedingungen waren die kleinen Staaten Deutſchlands immer auf die größeren verwieſen, theilten deren Loos, mehrten deren Stimme. Oeſterreich z. B. machte ſich indirect eine Stimme mehr am Bunde, indem es Liechtenſtein als ſouverän anerkannte; deſſen Beipflichtung war ihm gewiß. Preußen z. B. hatte die Anhaltiſchen Fürſten u. A. ſtets im Schlepptau, wie das nicht anders möglich war. Hindern wir dieſe indirecte Stimmenhäufung für die größeren Staaten! Erkennen wir lieber freiwillig und ehrlich die ſtärkere Machtvollkommenheit der großen deutſchen Staaten an! Auf das richtige naturgemäße Verhältniß kommen wir nur, wenn wir die Souveränität als falſch vertheilt anerkennen, jedem Fürſten im Oberhauſe nur ſoviel Stimmen geben, als die Landſchaft die er vertritt in Anſpruch nehmen darf. Oeſterreich werde nicht als Kaiſerthum vertreten, aber als Land Oeſterreich, als Land Böhmen, Mähren, Tyrol, Steiermark, Kärnthen-Krain. Preußen lege ſich nicht als Geſammtſtaat in die Wagſchaale, ſondern habe Stimmen für Brandenburg, Pommern, Schleſien, Preußen, Poſen, Weſtfalen und Niederrhein. Soviel die Landſchaft gilt, gelte die Stimme der ſie im Senat, im Oberhauſe, vertretenden Perſon. Dies führt uns zu der geſunden und richtigen Gültigkeit unſerer alten Stammeseintheilung zurück. Hat nicht Hannover mit Oldenburg und Bremen daſſelbe Intereſſe? Schon daß ſie zuſammen ſich vom Zollverein ausſchließen, beweiſt daß ſie natürlich auf einander verwieſen ſind. Ob Hannover Königreich heißt, Oldenburg Großherzogthum, Bremen eine freie Bürgerſtadt, iſt gleich viel, ſobald es ſich um ihre eigentliche wahrhafte Geltung handelt. Faſſen wir dieſe drei zuſammen, ſo haben wir Niederſachſen mit dem Hauptort Bremen. Und es iſt billig, wenn z. B. dies Niederſachſen nicht mehr Gewicht als Oberſachſen mit dem Hauptort Leipzig hat. Zu Holſtein-Schleswig gehört Hamburg, zu Mecklenburg Lübeck ganz nach denſelben Grundbedingungen ihrer Wohlfahrt. Jeder Fürſt habe im Oberhauſe nur ſoviel Stimmen, als die Landſchaft Geltung und Werth hat, die er entweder allein oder mit Andern gemeinſam vertritt. Die Eintheilung Deutſchlands in die alten 24 Kreiſe war ſachgemäß, hat geſchichtliche und natürliche Grundlage. Wir leben als Sachſen, Schleſier, Pommern, Weſtfalen, Niederrheinländer, Mittelrheinländer, Oberrheinländer, Schwaben, Franken, Baiern, Thüringer, Böhmen, Mähren, Oeſterreicher, Tyroler, Steiermärker, Kärnthner. Als ſtammverwandte Deutſche machen wir dieſe 24 Geſammtheiten, ſie ſind in unſerer Natur und Geſchichte, in unſerem Charakter und unſerer Geſittung begründet. Nur die Laune der Politik hat ſie willkürlich zerriſſen, oder hie und da aufeinandergehäuft. Die Vertheilung der Souveränitäten war ein Act der Willkür. Man hebe dieſe Unbill auf, man laſſe die deutſchen Völker ſich vertreten, will man für Deutſchland ein Parlament errichten. Unſere Fürſten haben nur Geltung ſoweit ſie deutſche Länder und Völker vertreten; auch im deutſchen Oberhauſe müſſen dieſe, jene nur ſofern und ſoweit ſie dieſe vertreten, Sitz und Stimme haben. Bis zum Lüneviller Frieden hatten wir deren ſoviel faſt wie Tage im

Jahre, in der That dreihundert und einige ſechzig reichsunmittelbare Herren. Beſſer ſoviel kleine, die ein Oberhaus machen, als ſo wenig mittelmächtige, von Napoleon „arrondirte“, die zu ſtark geworden ſind, ſich einem Oberhaupte zu beugen, und doch zu ſchwach bleiben, ſelbſtändig zu exiſtiren.

Ueber die Märztage Berlins erhalt’ ich täglich Briefe, von M. und L. M., aus dem Tagebuche einer deutſchen Frau. Sie ſchildert, etwas ſtark erhitzt, die Barricaden, die ſich durch die ganze Stadt erſtreckten; ſie wurden, ſchreibt ſie kindiſch genug, „ſo meiſterhaft ausgeführt, daß ihre Ueberbleibſel noch jetzt in Erſtaunen ſetzen“. Ohne Zweifel waren Polen die Virtuoſen dabei. Auch erzählt unſere Berichterſtatterin, daß die Polen an die Arbeiter Geld vertheilten. Hüten wir uns vor ſolchen „meiſterhaften“ Virtuoſen!

Einen tragiſchen Moment bot der 21. März in Berlin. Man trug zweiundzwanzig Leichen mit ihren offenen entblößten Wunden in das Schloß und legte ſie vor der Haupttreppe hin. Es war ein ſchauerlicher, herzergreifender Anblick. Ein feierliches düſteres Schweigen herrſchte Anfangs unter der Maſſe, alsdann rief man wie aus Einem Munde: „der König, die Königin!“ — Nach langem Rufen erſchienen ſie. Hand in Hand ſchwankte das Königspaar die Treppe hinunter zu den blutigen Leichnamen hin. „Das iſt Dein Werk!“ rief man aus tauſend und tauſend Kehlen, indem man auf die Leichen wies. Tief erſchüttert ſtand der König an der Seite ſeiner wankenden Gemahlin. „Mütze ab!“ ſchrie und brüllte das Volk. — Und der König entblößte ſein Haupt! In Paris weiland forderte man den Kopf; in Berlin hieß es blos: Mütze ab! Die Zeiten, kann man ſagen, ſind milder geworden; wenn ein König weinend ſein Haupt entblößt, ſo iſt die Monarchie damit — nicht geſtürzt, aber doch erſchüttert. — Ein Anderer hätte die Straßen mit Kartätſchen ſäubern laſſen und dann dem Willen des Volkes und der Zeit ſich gefügt und die Verfaſſung erlaſſen, weil ſie ſein Vater verheißen, nicht weil das Volk ſie ertrotzt!

Paris gewinnt immer mehr eine düſtere Geſtalt. Vom Luxus des Hofes und der Fremden hat Paris exiſtirt; außer jenen flieht auch der reiche Franzoſe, der Beſitzende ſucht die Provinz auf. Das ſteigert den Unmuth der Arbeiter; man hört jetzt ſchon den Ruf: à bas les riches! es beginnen auf der Straße Inſulten der Blouſe gegen den Gutgekleideten. Auch mit der fraternité iſt es nicht weit her. Die ſchwarz-rothgoldne Fahne iſt dort eine bloße Decoration, die Adreſſe der Pariſer an die Wiener ein bloßer Dünkel; man weiſt zugleich die engliſchen und deutſchen Arbeiter aus dem Lande. Paris kommt herunter, es muß von ſeiner angemaßten Höhe ſtürzen. Möchten die Provinzen die abgöttiſche Verehrung von Paris fahren laſſen, ſich emancipiren und aufhören die Knechte von Paris zu ſein! Die Republik kann nicht ein Freiſtaat der Blouſen von Paris werden! Hat die Republik Beſtand, ſo hat ſie doch nicht in gleicher Form für ganz Frankreich Gültigkeit. Lyon mit andern Bedürfniſſen, Bordeaux mit andern Grundlagen der Exiſtenz und Thätigkeit, jeder Hauptort mit ſeiner Landſchaft hat das gleiche Recht zur Selbſtregierung. Frankreich löſe ſich in einen föderativen Freiſtaatenbund auf; dann kommen ſeine Kräfte zur Geltung, dann kann die Republik beſtehen.

Je düſterer Paris wird, deſto mehr ſteigert ſich der Terrorismus. Ledru-Rollin erklärte, er habe 40,000 Hunde in Sold, die er jeden Augenblick loslaſſen könne. Cauſſidière, der neue Polizeichef, kommt mit geladenen Piſtolen zum Miniſterconſeil. (Die Piſtolen ſind, nach Arnold Ruge, wahrſcheinlich mit „reinen Gedanken“ geladen.) Mais mon Dieu, ruft man in der Sitzung, was ſoll das heißen? — Nichts, ſagt Cauſſidière, ich will blos den erſchießen, der mich auffordert abzudanken. Rien que ça! — Gott erhalte der Republik den guten Geiſt. Ihr guter Geiſt iſt Lamartine. Noch immer wirkt er begeiſternd, beflügelnd, für die Ideen der Humanität und Menſchenliebe gewinnend. Aber Lamartine iſt leidend; er hat alle Anzeichen eines Bruſtkranken.

In Berlin ſehnt man ſich nach dem Militär zurück. Nachdem die Arbeiter der Soldatesca getrotzt, tritt der Bürger wieder vor, ruft dem Könige Vivat und ſchimpft auf die Bewegung. So bleiben die Früchte des Sieges, den das Volk erfochten, dem Volke, dem Staate entzogen! In keiner Stadt Deutſchlands iſt das Bürgerthum ſo ſchwach; nicht blos an Zahl, 30,000 auf 400,000 Seelen, ſondern auch geiſtig und moraliſch. Berlin ſteckt in politiſcher Unfähigkeit.

Mundt forderte mich auf, nach Berlin zu gehen, um mich als Preuße an dem gährenden Brodel des neuen Werdens der Dinge zu betheiligen. Ich antwortete ihm, nicht in Berlin, ſondern in Frankfurt ſei unſere Stelle; Deutſchland kann nicht ohne Preußen, aber Preußen ſicherlich nur mit Deutſchland neu geſtaltet werden. Deutſchland kann nicht in Preußen, wohl aber muß Preußen in Deutſchland aufgehen, ſoll aus uns was werden.

In der That halte ich Max von Gagerns Aufforderung nach Frankfurt indirect auch an mich gerichtet, und nachdem ich geſehen, wie Biedermann und Zöpfl das Ding anfaſſen, muß ich wünſchen mitwirken zu können. Ich ging zu Robert Blum, ihm meinen Entſchluß mitzutheilen. Seitdem er ſich vom Schriftſtellerverein losgeſagt, der deutſchkatholiſchen Bewegung ganz angehörte, ja, wie ich fürchte, polniſche Gelder verwalten hilft, bin ich mit ihm auseinander. Als ich ihm den Styl ſeiner Aufſätze für das Blatt, das ich leitete, verbeſſerte, war er mir ein ſehr dankbarer Mann. Sein Schauſpiel aus dem griechiſchen Freiheitskriege hatt' ich ihm ſtark gerüffelt und er hatte den Rüffel nicht blos demüthig, ſondern mit gerührtem Dank hingenommen. Jetzt freilich ſtützt er ſich auf das Gefühl der Maſſen, und als Volksmann wird er bald für unantaſtbar gelten. — Der ehemalige Cölner Klempnergeſelle, nachmalige Theater- und Hausſecretär Ringelhardts — Ringelhardt ließ ihn im Garten ſeines Hauſes mitunter harken und jähten — empfing mich in Hemdsärmeln und trug ſeine ſokratiſch geformte Naſe höher ſchon als ehedem. Seine Gutmüthigkeit aber, ſeine kluge Umſicht, praktiſch Alles zu geſtalten, iſt unermüdlich. Er ſprach von der Heilſamkeit, das Parlament nur in Einer Kammer zuſammenzuſtellen, ließ aber doch im Nothfall ein Oberhaus zu. Halb Deutſchland würde ja auch gegen uns ſein, wenn wir den Beſitz, den materiellen und den geiſtigen, mit dem Proletariat in Einen Topf würfen! — Ich bin jetzt doppelt entſchloſſen, mit nach Frankfurt zu gehen.

In Leipzig erſcheint zwanglos in einzelnen Bogen: Der Volksfreund, ein Arbeiterblatt, von E. O. Weller herausgegeben. Es ſtellt ſich der Bourgeoiſie gegenüber auf Seite der Ouvriers. Das war auf franzöſiſchem Boden eine wichtige Stellung des Fortſchritts, ſolange die Bourgeoiſie mit dem Julikönigthum den Fortſchritt hinderte. In Deutſchland gilt dieſe Spannung noch nicht. In Frankreich muß ſie ausgeglichen werden, indem man die Bourgeoiſie zwingt ſich umzugeſtalten. Die Republik kann ſo wenig ein Freiſtaat der Blouſen wie ein Luftding abſtracter Köpfe ſein.

Zum deutſchen Parlament.

1.

Der Zug nach Frankfurt.

Den letzten Eindruck eigenthümlicher Art gab uns Leipzig mit ſeinem Bankett Krackrügge. Der Mann von Erfurt, den man, weil er ein Verbrechen entdeckt, ins Zuchthaus ſperrte, war zu uns gekommen, ſich Leipzig anzuſehen. Ein

Bankett feierte ſeine Befreiung; es gab Vielen die willkommne Gelegenheit, wieder einem deutſchen Märtyrer die Hand zu drücken. Krackrügge, ein Weſtfale ſeines Stammes, hat die geſunde Kraft und die friſche Freudigkeit, die Männern ſeiner Landſchaft eigen iſt. Wohlgemuth und fröhlich, hat ſeine Natur ſich nicht von vier Monaten Kerkerhaft beirren laſſen; die Gefängnißluft hat ſeinen Humor nur geſteigert und geſchärft, ſie iſt ihm an Leib und Seele nicht ſchlecht bekommen. Ueberraſcht von dem freudigen Jubel, der ihn am Abend in Leipzig begrüßte, geſtand er, noch mehr überraſcht zu ſein von der plötzlichen Verwandlung, die in ſo kurzer Zeit mit Deutſchland vorſichgegangen. Uns Alle haben die Ereigniſſe überholt, Thaten haben alle unſere Gedanken überflügelt, das Volk hat plötzlich handelnd Probleme gelöſt, die unſerem doctrinirenden Verſtande zu ſchwierig ſchienen, an denen unſer Gemüth, unſere Trägheit geſcheitert war. Die vier Monate im Gefängniß, ſagte Krackrügge, wollen mich ein halbes Jahrhundert bedünken! Wie richtig! Und Deutſchland iſt dergeſtalt verwandelt, daß wer früher aus dem Zuchthaus trat, ſich noch in der öffentlichen Meinung für gerichtet hielt, jetzt aber diejenigen verdammt und geächtet ſind die zum Zuchthaus verurtheilen. Wir ſind ſo weit, Dank dem Volkswillen, der ſich als geſetzgeberiſch anzukündigen begonnen. Ihn als geſetzgeberiſch feſtzuſtellen, ihn mit Vollmacht auszuſtatten gegen Uebergriffe von oben und unten, ein Bürgerthum zu organiſiren, das ſich ſelbſt bewaffnet und ſich ſelbſt regiert: das iſt die Aufgabe unſerer Tage.

Es war am 29. März als wir, etwa zwanzig Mann Sachſen ſtark, von Leipzig aufbrachen, um der Frankfurter Verſammlung zuzueilen, die es ſich zum Ziel geſetzt, Deutſchland ein Parlament zu geben. Aus Landtagsabgeordneten, aus Männern und Freunden des Volkes beſtand unſer Häuflein; ob eingeladen oder nicht vom Ausſchuß der Sieben im badiſchen Lande, ob mit Mandaten verſehen, ob nicht: das ſchien gleich viel; was über alles Mandat von Auftraggebern, ſtand als Mandat und Auftrag in unſerer Bruſt geſchrieben. Wenn Feuer ausbricht, fragt ſich niemand erſt ob er befugt ſei zu löſchen, zu retten; ſelbſt iſt der Mann und legt Hand an je nach ſeiner ſtarken oder ſchwachen Kraft. Wir hielten uns Alle für berechtigt zur Rettung Deutſchlands in den Tagen der Auflöſung, für bevollmächtigt kraft der Stimme in uns zum Aufbau eines neuen deutſchen Lebens.

Bei Naumburg ſtand der alte Jahn im Hofe, unſern Zug erwartend. Sich anſchließen mochte er nicht; er ſchützte vor, an Ort und Stelle ſehr nöthig zu ſein. Er war zur Todtenfeier in Berlin geweſen und ließ ſein Wort drucken, das er dort geſprochen. Auch dieſen alten Kämpen ſchüttelt der Sturm der neuen Zeit; auch alte Eichſtämme rührt die Luft des Frühlings an. Wie der Schlehdorn nur von ſcharfem Wind geſchüttelt zu blühen ſich entſchließt, ſo heben jetzt Manche, die alt und mürbe geworden, von friſchem ihr Haupt. Jahn hat den Berlinern mit Zuverſicht ins Herz geſprochen. Mit einer Waldſchlacht, ſagte er, habe das alte Deutſchland vor vielen hundert Jahren begonnen; mit einer Stadtſchlacht, denkt er, müſſe in Berlin das neue Deutſchland ſein Zeitalter eröffnen. Ich will hoffen, daß Preußen eine Zeit politiſcher Reiſe mit dem Kanonendonner datirt, der in den Straßen Berlins Bürgerblut forderte. Vergangenes ſei meinetwegen vergangen, die Zeit hinter uns der Nothwendigkeit anheimgegeben: wenn nur die Zukunft der Freiheit gehört! So der alte Jahn, ſein Gutachten, ſeine Rede in Berlin, die er zum Druck befördert.

In Eiſenach empfing uns ein zahlreicher Hauſe Volks. Eine Anrede begrüßte uns; Robert Blum erwiederte den Gruß mit einem Hinblick auf die grauen Zeugen der alten Wartburg, wo ehedem in tiefſter Stille das große Document der Glaubensfreiheit mit Luthers deutſcher Bibel reifte. Ganz Eiſenach war auf den Beinen, ein Zug der Bürger mit dreifarbigen Fahnen bahnte uns den Weg zur Wartburg, die Liedertafel begrüßte uns dort mit ihren Geſängen. Heinrich Wuttke von uns ſprach ein Wort zur verſammelten Menge, an die drei bedeutungsvollen Momente erinnernd, welche die Mauern der Wartburg erlebt, die Zeit Luthers, die Zeit der deutſchen Jugend, der man die drei Farben zum Verbrechen gemacht, die Zeit des noch ungewiſſen, aber unverkennbar herangebrochnen neuen Jahrhunderts, wo Bürger aus allen Gauen des Vaterlandes zuſammenſtrömen, um dem alten Deutſchland eine neue Geſtalt zu geben. Wislicenus, der Stifter der freien Gemeinde, nahm das Wort zu Gunſten der deutſchen Bauern. Sie hätten in dem Kriege, den man nach ihnen benennt, die chriſtliche Freiheit in die That überſetzen, die Freiheit des Lebens erkämpfen wollen, während Luther ihnen nur die Freiheit des Glaubens geben und gönnen wollte. Der Redner rief damit, während jetzt im Odenwalde und ſonſtwo der Bauer ſeine Sache mit der Senſe als ſeiner Waffe vertheidigt, ein verhängnißvoll ſchweres Thema auf. Uns drängt die Zeit, feſtzuſtellen was vor Allem noth thut. Der Bauer wird ſein Recht finden, wenn der Bürger regiert, der Bauer und der Arbeiter werden zu ihrem Menſchenrecht kommen, wenn Deutſchland erſt einen neuen bürgerlichen Halt und Mittelpunkt gefunden. Es iſt nicht wahr, daß in Deutſchland wie drüben im Frankenlande bourgeois und ouvrier neidiſch und gewaltſam ſich um ihre Befugniß, Menſchen zu ſein, erſt blutig ſtreiten, ihre Gültigkeit im Bereiche des Staats ſich ertrotzen müſſen. Der Begriff der „Brüderlichkeit“ greift bei uns tiefer als daß wir fürchten dürften, mit der Feſtſtellung deutſchen Bürgerthums werde dem Arbeiter eine neue Despotie errichtet.

Unſer Zug nach Frankfurt hatte ſich inzwiſchen vergrößert. Schleſier hatten ſich uns angeſchloſſen, die Sachſen ſich mit Todt und Biedermann vervollſtändigt; Weſtpreußen und Mecklenburger ſtießen in Eiſenach zu uns; Dahlmann und Jakob Grimm langten an; die Karavane war zu etwa Sechzig angewachſen. Aus Schleſien waren unter Anderen Graf Reichenbach, Stadtgerichtsrath Simon und Ronge zu uns geſtoßen; der Letzte, ein Liebling auch im Lande Sachſen-Weimar, wurde wiederholt vom Volke begrüßt und erwiderte den Gruß mit einer Anſprache vom Balkon des Gaſthofs.

Das politiſche Bedürfniß hat das religiöſe überflügelt; aber einen Mann des freien Glaubens zählt das Volk gern zu Denen, die ihm ein freies Staatsleben begründen helfen.

Unſer Zug glich einem Triumphe, je näher wir dem Ziele kamen. Im katholiſchen Lande Fulda wagten ſich die Dorfſchaften heraus, uns neugierig anſtarrend; unſere vier Wagen waren von Eiſenach aus mit dreifarbigen Fahnen geſchmückt. Hoch den deutſchen Bürgern! tönte es immer lauter auf beiden Seiten des Weges. Sobald wir mit dem Berge Schlüchtern das alte karge Biſchofsland hinter uns hatten, ward der Jubel allgemein. Jene Wetterſcheide zwiſchen Norden und Süden überblickt nach Südweſten hin ein ander Land, ein ander Volk. Es iſt als ſei plötzlich der Süden uns eröffnet mit tauſend feurig ſchlagenden Herzen, hat man die Höhe von Schlüchtern hinter ſich. Zahlreiches Militär ſchwärmte auf allen Wegen; kurheſſiſche Soldatesca, ganz in preußiſchen Waffenröcken mit Pickelhauben, war auf den Dörfern ſtationirt, weil Hanau, die Stadt eines ſtarken freien Bürgerthums, ſie von ſich gewieſen. Nicht ohne Herzklopfen, nicht ohne freudige Wallung über den raſchen Sieg über Despotie und launiſche Zwangherrſchaft, rückten wir in Hanau ein. Bewaffnete Bürger, friſche Jugend mit Kampfesmuth, fröhliche Freiſchaaren mit deutſchen Farben zogen uns entgegen, tauſend Kehlen riefen dem zukünftigen Deutſchland ein Hoch, hundert Büchſen feuerten zur Bethätigung ihren Zuruf in die Luft, tauſend Frauen wehten mit weißen Tüchern und dreifarbigen Fahnen den deutſchen Bürgern, die nach Frankfurt zogen um über Deutſchlands Wohl zu tagen, ihr freudeberauſchtes Willkommen zu. Blum ſprach von der Imperiale des Wagens herab den Tauſenden unſern Dank aus. Hanauer! rief er, wir ſind ſtolz auf Euch! Was man Euch dreißig Jahre lang entzogen, wußtet Ihr in drei Tagen zu nehmen!

Das deutſche Parlament zählt auf ein Volk, dem die That über Nacht fertig wird. Unſer Zug nach Frankfurt war für uns die beſte Einleitung und Vorbereitung zum deutſchen Parlament. In dieſem Zuruf Tauſender lag eine Vollmacht.

2.

Der erſte Tag in Frankfurt.

Frankfurt ſelbſt bietet den Anblick einer freudeberauſchten Stadt, die Siegern ihre Thore öffnet, zu deren Empfang ſie ihren beſten Feſtesſchmuck angethan. Zahlreiche Gäſte hat ſie ſchon geſtern am 30. aufgenommen, der Südweſten Deutſchlands iſt vielfach beiſammen; deſto mehr fehlt Oeſterreich, fehlt Preußen mit Vertretern ſeiner öſtlichen Länder. Zahlloſe Fahnen hat jedes Haus, jedes Fenſter ausgeſteckt; mit Kränzen, ſo grün wie ſie das winterliche Nadelholz bietet, ſind alle Straßen geſchmückt, die ſchöne alte und immerdar neue Stadt hat ſich geputzt wie eine Braut, die lange des Bräutigams harrte. So ſtark iſt der Glaube, in ihrer Mitte werde Deutſchlands neue Ordnung begründet! Einer Hochzeit gleich erachtet ſie dieſe Zeit, einer Vermählung mit dem Geiſt der Freiheit, der ſo lange auf ſich warten ließ. Man halte die Kunde von ſolchem Enthuſiasmus nicht für übertrieben in dieſem Ausdruck meiner Worte. Der ſanguiniſche Sinn des Rhein- und Mainlandes iſt an Feſtlichkeiten gewöhnt; aber der ehrbare Charakter, den Frankfurt zu gleicher Zeit in ſeiner Bewohnerſchaft behauptet, ſteigerte diesmal die Feſtluſt zum ganzen Ernſt einer feierlichen Wichtigkeit. Mit dem Jubel des Empfangs ſteigt auch der Ernſt der Erwartung deſſen, was 500 deutſche Männer über das Schickſal Deutſchlands beſchließen. Eine offene Stadt, reich und lebensluſtig, aber dem aufgeregten Sturmandrang der badiſchen Freiheitsmänner, dem wilden Geplänkel der Odenwalder Bauern, wie bei der Nähe der Grenze der Furcht vor franzöſiſchem Einbruch von verſchiedenen Seiten gleich ſehr preisgegeben, erwartet Frankfurt ſtatt des alten Bundestages eine geſetzgebende Verſammlung, die ſich über die planlos aufgelöſten deutſchen Einzelſtaaten, über einen Bund ſtelle, der bisher die Aufgabe gehabt, Deutſchlands Wohl zu lenken, und in ſeiner Trägheit an Rath und That ſich als arm und bankerott erwieſen.

Im Kaiſerſaal empfing uns der Senat der Stadt. Der Alterspräſident, Bürgermeiſter Smidt von Bremen, leitete die Wahl eines Präſidenten ein. Sie fiel auf Mittermaier, auf deſſen Vorſchlag Dahlmann, v. Itzſtein, Blum und Sylveſter Jordan zu Vicepräſidenten ernannt wurden. In feierlichem Zuge ſchritten wir dann Arm in Arm nach der Paulskirche, dem Schauplatze der Berathungen. Sie ſollte gleich in den erſten Stunden ein Schauplatz wilder Debatten werden. Wir wußten im voraus, daß die altgewordenen Vertreter des badiſchen Liberalismus mit dem jungen Geſchlecht der badiſchen Oppoſition ſchon längſt in hartem Strauß begriffen ſeien. Wir ahnten aber nicht, daß dieſer Zwieſpalt in der allgemein deutſchen Verſammlung zum offenen Ausbruch kommen werde. Der Kampf der Parteien, welche conſtitutionelle Monarchie und Republik zum Feldgeſchrei machen, iſt allgemein principieller Art, aber thatſächlich nur auf franzöſiſchem Boden gültig. Baden hat ihn auf ſeinen Boden herübergewonnen; er iſt dort localer Principienſtreit geworden. Wir theilen dieſe Verhetzung der Leidenſchaften nicht, wir ſtellen uns gar nicht jene Frage zur Entſcheidung, weil ſie ſich nicht in der Hitze des Gefechtes entſcheiden läßt, weil ſie ſich ruhig und von ſelbſt aus der Natur unſerer Bedürfniſſe und Zuſtände erledigen wird. Für das was von demokratiſchen Formen uns noth thut, giebt uns England weit eher, Nordamerica weit eher ein Gleichbild als Frankreich, wo man unter Republik die Herrſchaft der Blouſe verſteht. Frankfurt ſelbſt würde ein Schauplatz des Bürgerkrieges werden, ſtellte man auf der einen Seite in frechem Gelüſt die Standarte der Republik auf. Ein freier vereinigter Bundesſtaat will Deutſchland werden, Einheit will es in einem Parlament, Errungenſchaften der Freiheit will es für Alle feſtſtellen, die ſich Deutſche nennen, aber keine terroriſtiſche Centraliſation, die jedem Einzelſtaat die Formen des geſchichtlich gegebenen Monarchiemus zu Verbrechen macht. — Dies der kurze Inhalt meiner Ueberzeugungen, wie ich ſie bereits ausſprach.

In einen heftigen Kampf gerieth die Verſammlung der Paulskirche, als die alten Badenſer ihr die Reihenfolge der Berathungen aufdrängen, die jungen Badenſer ihr Anträge aufnöthigen wollten, welche den Principienſtreit beider Parteien zur Hauptaufgabe der 500 deutſchen Bürger machen ſollten. G. v. Struve ſtellte dieſe Anträge, Hecker unterſtützte ſie. Heinrich v. Gagern vertheidigte das monarchiſche Element; der alte Welcker bekämpfte die junge Partei mit der Gereiztheit eines entrüſteten Löwen, der die letzte Schlacht kämpft. In der That, die Kämpen des alten Liberalismus ſcheinen ihre letzte Schlacht zu ſchlagen. Uns lag dieſer Streit fern. Unſer Wortführer empfahl vergebens eine friedliche Prüfung der Vorſchläge des Siebenerausſchuſſes. Gleichwohl wurden die Vorſchläge dieſer Sieben verworfen; ſie waren der Verſammlung aufgedrungen. Aber die Verſammlung erhob ſich nicht zu der Höhe der Stimmung, ſich für berechtigt zu halten das Parlament, das Deutſchland will, ſelbſt zu ſein und als ſolches ſich geſetzgebend feſtzuſtellen. Die Verſammlung beſchloß eine conſtituirende Nationalverſammlung erſt zu berufen, aber für eine ſolche den Wahlmodus zu beſtimmen. Damit hat ſie ſich mittelbar das Recht zugeſprochen, die Grundzüge des Parlaments ſelbſt zu bilden und machen. Auch wird ſie dieſe ihre Vollmacht nicht eher abgeben, bis die geſetzgebende Verſammlung in Frankfurt ihren Sitz aufgeſchlagen. Wir kamen mit der Ausſicht nach Frankfurt, harte

Kämpfe für und gegen ein Oberhaus, für und gegen ein fürſtliches Oberhaupt beſtehen zu müſſen. Dieſe Fragen ſind nicht erledigt. Oder die conſtituirende Verſammlung müßte ſich als das Parlament erklären, mit ihrer einen allgemeinen Kammer, einen Präſidenten an der Spitze, Deutſchlands Einheit vertreten. Vor der Hand ſteht nach dem heutigen ſturmbewegten Tage, dem 31. März, als Ergebniß heftiger Kämpfe feſt, daß Deutſchland in kürzeſter Friſt aus allen ſeinen Gauen, von je 50,000 Seelen einen Abgeordneten wählend, dieſe conſtituirende Nationalverſammlung, dies ſein Parlament berufen wird*). Schleswig, als unzertrennbar mit Holſtein verbunden, Weſt- und Oſtpreußen ſammt den öſterreichiſchen Ländern deutſcher Zunge wurden mit einbegriffen in dies Deutſchland, das Vertreter des Volks nach Frankfurt ſendet. Der Beſchluß, Polens Erhebung im Namen freier Völker nicht zu hindern, ſeine Theilung vielmehr als ein Unrecht aus alter Zeit zu proclamiren, hatte zur Folge daß für Poſen mit ſeinen 700,000 Deutſchen noch in Frage gelaſſen ward, ob und wie ſich dort das Deutſchthum als zum deutſchen Völkerbund gehörig erweiſen werde.

---

*) Hierzu erfolgt noch der Zuſatz daß ein ſouveränes deutſches Land von weniger als 50,000 Seelen doch einen Vertreter zu ſtellen habe. — Heute früh, Freitag d. 31., überraſchte uns die hohe Bundesverſammlung durch Mittheilung ihres Protokolls von geſtern mit dem bereitwilligen Zugeſtändniß, daß es „zu beſchleunigter Entwerfung der Grundlagen einer neuen Bundesverfaſſung“ hochnoth und zweckmäßig ſei, von je 70,000 Seelen einen, von Staaten, deren Bevölkerung nicht dieſe Anzahl erreicht, ebenfalls einen Abgeordneten zur Volksvertretung zu ſtellen. — Man wird keine neue Volkszählung veranſtalten können, will man die Zuſammenſetzung des Parlamentes beſchleunigen.

Mitten im Sturm der Berathung erſcholl plötzlich die Kunde, auf den Straßen Frankfurts ſei der Bürgerkrieg ausgebrochen. Herwegh, erſcholl es, ſei mit 10,000 Arbeitern hereingebrochen, um die Beſchlüſſe der Verſammlung, die er für gefährdet gehalten, mit gewaffneter Hand zu unterſtützen. Ein paniſcher Schreck befiel die Verſammlung; auch der Präſident verlor für den Augenblick den Kopf; der alte liebenswürdige Mittermaier ließ ſich hinreißen, Alle aufzurufen, die dem Straßenkampf gebieten könnten. Robert Blum mußte an die Römer gemahnen, deren Senat ruhig beiſammen blieb, ſelbſt als der Feind die Thore ſtürmte. Alsbald jedoch erwies ſich das Gerücht als falſch. Eine republikaniſche Rotte hatte ſich den Bürgern gegenüber in der Bockenheimer Gaſſe aufgeſtellt; ein Handgemenge entſtand, der Anführer jener Haufen, der „den Spottnamen Metternich" führt, erlitt wie ſein Antipode in Wien eine alsbaldige Niederlage auf friſcher That. An Ausbruch einer blutigen Parteiung, oder gar an Einbruch bewaffneter Schaaren von außen war nicht zu denken geweſen. Die deutſche Ruhe, Beſonnenheit und Eintracht ſteht aber auf ſchwachen Füßen, ſolange kein machtvollkommnes Parlament achtunggebietend den Zuſtand unſerer politiſchen Auflöſung beendet. Das Parlament braucht ein Parlamentsheer.

3.

Die zwei erſten Apriltage in Frankfurt.

Der letzte März ſchloß mit einem glänzenden Fackelzug, dem Präſidenten der Verſammlung deutſcher Männer dargebracht, der erſte April mit einer feſtlichen Beleuchtung der Stadt, wie man ſie kaum in Paris und London mit mehr Aufwand, mit mehr feinem Geſchmack geſehen. Frankfurt war freudeberauſcht, — ich wiederhole das Wort um die Stimmung zu bezeichnen. Die Erwartung von den Beſchlüſſen einer Verſammlung, die dem troſtloſen Schwanken des öffentlichen Vertrauens ein Ende machen ſollte, hatte ſich zu einer ſchwungvollen Zuverſicht, durch die Beſorgniß vor Gefahren im Innern und Aeußern faſt zu einer ſchwindelnden Höhe geſtimmt. Auf ein feſtes, raſches Ergebniß war man in Frankfurt, im ganzen Südweſten Deutſchlands gefaßt. Der Siebenerausſchuß hatte nach ſeiner Geſchäftsordnung ſogar in zwei Tagen die große Sache Deutſchlands erledigt wiſſen wollen; mithin mußte die Illumination am 1. April ſtattfinden, ſie mußte der Ausdruck der erfüllten Hoffnung, der unbedingten Freude werden, die Stimmung mochte an jenem Tage ſein wie ſie wollte. Möchte Deutſchland nicht in den April geſchickt ſein! Das war nach den Ergebniſſen des erſten April in der Paulskirche zu Frankfurt meine und meiner Freunde Beſorgniß, als wir Nachts durch die glänzenden Straßen zogen und hier die ehrlich gutmüthige Freude, hier die ſolide Pracht der Stadt, dort die erfinderiſche, ſinnreiche Feinheit in all den zur Schau geſtellten Herrlichkeiten betrachteten. Die Transparente, die Inſchriften mit Sinnbildern waren theils gemüthlich liebevoll, theils ehrbar orthodox, theils witzig mit und ohne attiſches Salz. Hier ein Londoner Congreß der geflohenen Fürſten und Miniſter, die ſich gegen die Völkerfreiheit verſchwören; dort Jeſuiten und Pietiſten, die ſich freiwillig nach Sibirien zurückziehen, die Knute als ultima ratio anbeten, nachdem die Kanonen nicht mehr gegen das Volk ihre Dienſte gethan. Hier ein König, der als Fuchs nach der deutſchen Krone trachtet, ſie aber für eine bittere Traube erklärt, weil ſie ihm zu hoch hängt; dort ein anderer, der gegen den Mitbewerber proteſtirt, ſeinen letzten irdiſchen Act damit vollzieht und am Arm der bereitpeitſchten Nymphe ſich vom irdiſchen Getümmel in den Ruheſtand der Seligen zurückzieht. Einfach ſchön und wirkſam war der transparente Leichenſtein auf der Zeile, deſſen Epitaph den Tod der Frau Cenſur verkündet, geweſenen Streicher, geb. d. 20. April 1819, geſtorben den 3. März 1848. Der Witz der Sachſenhäuſer war ohne litterariſche Tendenz, aber politiſch bezeichnend, nicht ſelten bitter aus Naturgefühl, immer aber ehrlich und derb. Ihr Stadttheil jenſeit des Main glich einem Walde von Fichten und Tannen, den die bunten Lampen und Fahnen feenhaft ſchmückten. Die derben Geſichter, die zwiſchendurch blickten, glichen den derben Inſchriften und bildlichen Transparents; dieſe leuchteten von Lichtern und Fackeln, die rothen Geſichter vom guten „Aeppelwoin“. Die Sachſenhäuſer, dies Gärtner-, Weinbauern-

und Schiffervolk jenſeit des Main, ſind eben ſo orthodox wie die ſtarke Zunft der Frankfurter Metzger, wie der geſammte gute Bürgerſchlag Frankfurts. „Tod der Republik!“ lautete die Polemik ihrer Inſchriften gegen die unſinnigen Gelüſte einer ſüdweſtdeutſchen Propaganda. Die Frankfurter Freibürger wollen keine Herrſchaft der Blouſe; „man habe ja in Frankfurt ſchon genug Republik!“ ſchrien die Sachſenhäuſer in einen Straßentumult hinein, der die Anarchie bezweckte. Im Winkel einer engen Sackgaſſe ſtand mit Flammenbuchſtaben:

Wir hier in der Welt am End
Woll'n nichts als deutſches Parlament!

In einem Kranz, den Genien hielten, ſtand in rührendem Verein von Nützlichem und Schönem, Freiheit und Wahrhaftigkeit:

„Hoch deutſches Bürgerthum!
Hier trinkt man Aeppelwein.
Einigkeit ſei unſer Ruhm,
Hier, Brüder, kehret ein!
Fort mit Euch Ihr Sappermenter!
Herein Ihr Herren Parlamenter!“

Allen Tollköpfen des Umſturzes haben die Metzger den Tod geſchworen; alle Verſuche der Republikaner belauerten die Sachſenhäuſer mit ihren kraftvollen Fäuſten; wie die Löwen ſtanden ſie in Reih und Glied vor ihren Häuſern, wenn Schaaren badiſchen, heſſiſchen, naſſauiſchen Geſindels, das ſich zahlreich in Frankfurt eingefunden, durch ihre Gaſſen zogen. Wir machten in Frankfurt die Erfahrung, daß die deutſche Freiheit dicht am Abgrund der Anarchie ihre Straße wandelt. Haben die Fürſten ſie doch ſo lange unterdrückt, daß ihr plötzliches Aufathmen wie ein ſchmerzlicher Schrei der Rache klingt. Wir machten aber zugleich im Süden jetzt die Erfahrung, daß die Erklärung der Republik einen Bürgerkrieg hervorrufen würde, der jedoch ſchon in den Gaſſen von Frankfurt zum entſchiedenen Siege der orthodoxen Männer der alten Ordnung führen würde. Hüten wir die junge Freiheit Deutſchlands! Laſſen wir die veſtaliſche Flamme nicht zur blutrothen Lohe gen Himmel aufſchlagen! Den treuloſen Feuerwerkern, die ſie zum bloßen Schauſpiel verpuffen wollen, denjenigen Fürſten und ihren Helfern, die es nicht ernſtlich meinen mit der Wiedergeburt des deutſchen Lebens, ihnen werde die ganze Gewalt der entfeſſelten Volkskraft entgegengeſtellt!

Binnen vier Wochen wird in Frankfurt die geſetzgebende Nationalverſammlung eröffnet werden; wo nicht, ſo hat der Ausſchuß der jetzigen Verſammlung die Befugniß, dieſelben Männer, die in dieſen Tagen hier beiſammen ſind, wieder zu berufen! Dies das Ergebniß der zweiten Sitzung, will man das Heilſame, das Poſitive der Beſchließung gutwillig für ſich allein in's Auge faſſen. Dies war auch der ungefähre Zweck der Siebenercommiſſion im Einverſtändniß mit den Regierungen. Aber dieſer Ausſchuß ſollte ſich mit dem Bundestage in Vernehmen ſetzen; er ſollte, ſtatt eine Macht zu ſein, die den Willen der Nation vollzieht, ein bloßer Beirath der fürſtlichen Geſandten werden, er ſollte die „Männer des

Vertrauens", die man ſich beigeſetzt, verſtärken, ſich benutzen laſſen wo es nöthig ſchien, mit dem Volke für's Volk zu handeln, in Fällen aber wo dem hohen Bund ein Aufruf der Nationalkraft nicht nöthig, nicht räthlich ſcheint, unnütz zur Seite bleiben. Die Männer des Volks ſollten die Revolution unterdrücken helfen, aber die Reform nicht ſelbſtändig in Händen haben! Dies die Beſorgniß, dies das Negative im Ergebniß der Beſchließung vom 1. April. — Geben wir den Gang der Berathungen, um das Verhängnißvolle der Lage Deutſchlands nach dieſer Beſtimmung zu ermeſſen! Das nach Einheit und Einigkeit ſtrebende Deutſchland zeigte ſich uns heute in der Paulskirche zu Frankfurt als ein ſehr zwieſpältiges, als ein nach verſchiedenen Seiten hin verzweifelt kämpfendes, vielfach zerriſſenes Deutſchland. Nicht blos der Unterſchied der Stämme der großen, weithin verzweigten Nation, nicht blos die Gegenſätze ihrer Bedürfniſſe, die Spaltung ihrer Wünſche nach Grad ihrer politiſchen Reife: auch die Leidenſchaft der Parteiung lieferte uns dies Bild eines nationalen Zerwürfniſſes.

Mit der Berathung des Wahlmodus zur Berufung einer geſetzgebenden Nationalverſammlung wurde die Sitzung des 1. April eröffnet. Schaffrath's Antrag auf unmittelbare Wahlen mit Anerkennung der Wahlfähigkeit jedes Fünfundzwanzigjährigen, einem deutſchen Staate Angehörigen, fand lebhafte Unterſtützung. Vogt aus Gießen (Profeſſor der Phyſiologie, ein junger feuriger Kopf) erklärte ſehr richtig die meiſten Abgeordneten in unſeren landſtändiſchen Kammern für blind gewählt; er ſchreckte jedoch durch ſein unverholenes Eingeſtändniß, es thue noth, möglichſt viel Jugend zur conſtituirenden Verſammlung der Deutſchen zu berufen. Ich ſage: er ſchreckte. Bei der ausbrechenden Redekrankheit halfen einige unbefugte Redner, die für die directen Wahlen ſprachen, dieſen Schrecken vermehren; eine Furcht, die in allgemeinen Humor umſchlug, als ein breiter, wohlbeleibter, alſo wie Cervantes ſagt ſehr guter Mann aus Mainz ſeine Phantaſie ſoweit anſchwellte, die Platoniſche Liebe zur Regierung und Ordnung der verworrenen deutſchen Welt heraufzubeſchwören. (Dieſer Mann, mit Humor wider Willen ausgeſtattet, iſt Präſident eines Obergerichtshofes. Gott ſchütze die deutſche Gerechtigkeit!) Niederdeutſchland legte in ſeinen Rednern eine offenbare Scheu vor unmittelbaren Wahlen aus dem Volk an den Tag; Männer aus Mecklenburg, Hannover, Oldenburg und Hamburg begreifen weder die Röthigung, noch die Möglichkeit directer Wahlen; Niederdeutſchland iſt noch unfähig zu begreifen, daß mittelbare Wahlen zu beſchließen ein Mißtrauensvotum gegen das Volk abgeben heißt. Norddeutſchland hängt noch immer an den Fäden der bureaukratiſchen Bevormundung, kann nicht begreifen daß das Volk ſich jetzt unmittelbar betheiligen will und muß; das deutſche Phlegma im Norden ſtaunt daß im Süden das Syſtem der alten Einſchachtelung, der alte Fluch, vernichtet iſt, daß die Revolution ausbricht, bleibt die Reform verſagt. Welcker fand bei dieſer Stimmung in der einen Hälfte der Verſammlung neuen Boden, ſeinen Mittelsvorſchlag wiederholt einzubringen. Er bat, nicht allzu abſolut den Modus feſtzuſtellen, um den einzelnen Staaten nicht Verlegenheiten zu bereiten. Er ſchlug als praktiſchen Mittelsweg die Form des badiſchen Wahlactes vor, wonach je 100 Seelen einen mündigen, fünfundzwanzigjährigen Wahlmann und dieſe Wahlmänner für je 50,000 Seelen einen Abgeordneten ſtellen. Vater Jahn war in der Verſammlung erſchienen und ward, die Rednerbühne betretend, mit Jubel begrüßt. Er ſagte: daß Einundzwanzigjährige wählen, ſei altes urſächſiſches Recht, und wenn die zerſtreut wohnenden Leute zu Urwahlen von weit her zuſammenkommen müßten, ſo ſei's eben gut und thue noth daß heutzutage jedermann friſch auf den Beinen ſei. Blum, Vertrauen einflößend durch die ruhige Geſundheit, durch die gewinnende Zuverſicht zur guten Sache, hatte ſchon am Tage zuvor das Verdienſt, der Verſammlung in Augenblicken wo ſie auseinanderzubrechen drohte, durch kluge und biedere Zuſprache neue bindende Kraft zu erwecken. Er ſchlug vor, die unmittelbaren Wahlen den Gemeinden zu übergeben, ſie aber raſch, augenblicklich anzuordnen. Durch Mittelswahlen die Nationalverſammlung zu berufen, ſei ein Eingeſtändniß der Unmündigkeit des Volkes, und ſolch Eingeſtändniß ein ſchlechter Dank für das Vertrauen, mit dem man vom Volke hergeſchickt ſei. Es iſt falſch, die Urwahlen für unmöglich zu halten. Möglich iſt alles Natürliche, ſchwierig iſt alles Künſtliche. Gemeinden und Kirchſpiele giebt es überall; ihnen übergebe man die Forderung, auf 50,000 Seelen einen Vertreter des Volkes herzuſtellen. — Dr. Wirth warnte vor dem Polizeiſtaat, der noch nicht todt, nur ſcheintodt in Deutſchland ſei; durch indirecte Wahlen ſei der „Liederlichkeit des Polizeiſtaates" abermals Thor und Thür geöffnet. Dies traf den wunden Nerv der Sache, ſchreckte aber durch die Bitterkeit des Ausdruckes. Bei der namentlichen Abſtimmung ergaben ſich dann 317 Stimmen gegen die directen Wahlen, nur 194 dafür; doch ward zugleich dieſer Wahlmodus als Grundſatz und Regel, wenn auch nicht als Vorſchrift feſtgeſtellt für die Berufung der geſetzgebenden Volksverſammlung. Kein Cenſus, kein Glaubens-, kein Standesunterſchied ſei bindend bei der Wahl, jeder Volljährige wahlberechtigt und wahlfähig. Auch iſt die Wahl des Volksvertreters zu jener Verſammlung nicht auf die Landſchaft beſchränkt; jeder Deutſche iſt wählbar für jede deutſche Landſchaft. Die politiſchen Flüchtlinge, die wieder heimiſch ſein wollen in Deutſchland, ſind nicht auszuſchließen von der conſtituirenden Verſammlung. — So hatte ſich alſo gegen eine Minderheit von beinahe 200 Stimmen dieſer Sieg der alten Partei, ein ſehr ſpärlicher Sieg über die Freunde der entſchiedenen Neugeſtalt Deutſchlands, feſtgeſtellt. Außer Biedermann und Brockhaus ſtimmten alle Sachſen für directe Wahlen, auch v. Watzdorf, auch Todt, der ſächſiſche Bundestagsgeſandte.

In der zweiten Hälfte der Sitzung wiederholte ſich eine tumultuariſche Scene, wie ſie ſonſt nur auf polniſchen Reichstagen erlebt wurde. Hecker aus Mannheim ſtellte den Antrag der Permanenz der Verſammlung bis zum Eintritt des geſetzgebenden Körpers. Dieſen Vorſchlag hat nicht die Herrſchbegier leidenſchaftlicher Köpfe gemacht, nicht der Uebermuth der Willkür; die Noth der Zeit rief ihn hervor, das Vertrauen des Volkes, das auf die Verſammlung mit Muth und gutem Willen blickte, berechtigte dazu. Wozu wurden dieſe Hoffnungen erweckt, wollte man ſie zugleich täuſchen? Wozu außer den „Männern des Vertrauens“, welche die Regierungen dem ohnmächtig gewordenen Bundestage zur Seite ſetzten, noch eine Volksverſammlung herbeirufen, wenn man dieſe zugleich für incompetent erklärt, den Nationalwillen ſo lange zu vertreten bis die geſetzgebende Verſammlung aus geordneten Wahlen zuſammentritt? Wozu die Reiſen der Herren Max v. Gagern, v. Lehrbach nach dem Oſten und Norden Deutſchlands? Nicht blos das Einvernehmen der Höfe zur Feſtſtellung einer Volkskammer war Zweck dieſer Reiſen; man ſuchte die Männer des Volkes eigens auf, zog ſie in's Vertrauen, war eingeſtändig daß Deutſchland bei der drohenden Auflöſung der beſtehenden Gewalten eines Parlamentes bedürfe, in welchem der Wille der Nation ſeine Machtvollkommenheit zuſammenfaßt. Wenn morgen Franzoſen über den Rhein, Ruſſen über die Oder, Dänen über die Eider brechen: wer beſchließt die Volksbewaffnung, die Freiſchaarenzüge? — Der Bundestag? — Heinrich v. Gagern geſtand auf der Rednerbühne ein, der Bundestag in ſeiner bisherigen Verfaſſung ſei „eine Leiche“! — Und dennoch, ſtatt die Leiche beizuſetzen, mit ihr „in Vernehmen treten“! — Wer beſchwört den Aufruhr der Gemüther? Wer hindert, die Bewegung, in Anarchie umzuſtürzen? — Die Regierungen der einzelnen Staaten? — In Wien, in Berlin iſt Bürgerblut gefloſſen, der Aufruhr kaum gedämpft. Die Auflöſung droht, die Verlegenheit herrſcht in Oeſterreich und Preußen. Nichts als der Nationalwille kann Deutſchland zu Hülfe kommen! Heinrich v. Gagern erklärte die Verſammlung, die der gute Wille des Volkes zu ſolchem guten Zweck berufen, für unfähig, für incompetent. Und doch befähigte er ſie, einen Ausſchuß hinzuſtellen der dem Bundestage dieſe Hülfe leiſten könne! Iſt Logik in dieſem Widerſpruch? — O ja, aber keine ganz ehrliche. Eine für incompetent erklärte Verſammlung ſollte 50 Männer hergeben zu neuen Stützen für den morſch gewordenen Fürſtencongreß. Iſt der Bundestag in ſeiner jetzigen Verfaſſung „eine Leiche"; wie iſt es möglich, wie iſt es räthlich dieſe Leiche zum Schein in's Leben zu bringen? Die 50 Männer des Volkes ſollten Hülfe leiſten, wenn der Aufſtand losbräche; ſie ſollten Rath ſchaffen, wenn der Feind über die Grenze träte, ſie ſollten die Arme der Bürger bewaffnen, wenn der Bauer, der Arbeiter zur Senſe, zum Hebebaum griffe. Aber ſie ſollten bei Seite bleiben, wo die Herren der Diplomatie der Volkskraft nicht bedürfen! Dies der Sinn der Maxime, die alten Gewalten mit friſchen Kräften aus dem Volk zu recrutiren. So ſchien es wenigſtens, und ſchon dieſer bloße Schein war ein Unglück, wo nicht ein Fluch, den dieſe Verſammlung über das bedrängte Deutſchland heraufbeſchwören konnte. Der Sieg der Regierungskunſt, der Triumph der Diplomatie am erſten

April iſt aber nur halb errungen. Traurige Errungenſchaft über den guten Willen einer deutſchen Nationalverſammlung! Wehe der geſetzgebenden Verſammlung, wahrt ſie nicht ſtärker ihre Rechte! Wehe dem einigen Deutſchland, ruft man ſo die Hülfe der Nation auf, blos um die Nothfriſt zu überwinden! — Das erſte Parlament der Fünfhundert war nicht vollſtändig, aber nicht incompetent; es mußte ergänzt und vervollſtändigt (namentlich aus Preußen und Oeſterreich), aber nicht beſeitigt werden; man entkräftete damit den Kern und Keim des beſten Freiheitsgeiſtes.

Heckers Antrag ward mit 268 gegen 143 Stimmen verworfen; die Oppoſition hatte ſich um 50 vermindert. Die Sachſen ſtimmten hier wie bei der erſten Frage. Der ſüddeutſche Adel, zahlreich vertreten, ſchien den Verſuch, ſich populär zu machen, theilweis aufzugeben; ſein Liberalismus war nicht ſtichhaltig. Die zahlreichen Landtagsabgeordneten aus Heſſen und Würtemberg, juſt Männer, die nach Beruf und Pflicht an die Handhabung der Rechte des Volks gewöhnt ſein ſollten, führten zu dieſer Halbheit. Es ergab ſich, wie dürftig in den kleinen Verfaſſungsländern der Cenſus iſt, um einen Vertreter des öffentlichen Wohles herzuſtellen. Heſſen-Darmſtadt, das ſehr ſtark in Frankfurt beiſammen war, hat ein dreifach geſiebtes Wahlgeſetz und liefert doch Philiſter, die, gut dotirt, die Ruhe wollen. Wer will die Ruhe nicht? Aber die Unruhe iſt da; und es gilt der Bewegung ein Bett zu graben, die beſten Kräfte daran zu betheiligen, die Nation für ihr eigen Wohl und Wehe verantwortlich zu machen.

Die Welt iſt nicht ruhig, ſie iſt in Aufruhr, und nur ein ſtarkes Centrum der ſich zuſammenfaſſenden Nationalkraft kann Deutſchland retten. Wir nehmen von den Heſſen, heben wir ſie einmal hervor, die jungen Männer der Wiſſenſchaft aus, Hildebrandt aus Marburg, Vogt und Carrière aus Gießen. Preußen war in geringer Anzahl vertreten; und von den Wenigen gingen nur die Männer von Cöln, Raveaux und Andere, entſchieden in's Gefecht, von der Nothwendigkeit durchdrungen, daß außergewöhnliche Zuſtände außergewöhnliche Schritte nöthig machten. Hamburg lieferte in Rießer, in Wurm gute Kämpfer für Fortſchritt und Freiheit; ſonſt legte faſt ganz Niederſachſen (Mecklenburg, Hannover, Oldenburg), dies Land und Volk voll nachhaltiger Dauerbarkeit, das Zeugniß ab daß ſeine inſichgehaltene Ruhe und derbe Kraft noch wenig den Heranbruch eines neuen Zeitalters ſpürt. Daß in Wien, in Berlin Bürgerblut in Strömen floß, hat die feiſte Ruhe in den breiten Niederungen des deutſchen Nordens noch zu wenig geſtört. Zahlloſe Redner von dieſer Seite ſprachen ihre Verwundrung aus, daß man in Süddeutſchland behaupte, die Welt ſei aus den Fugen; ſie begriffen es nicht warum das Volk endlich ſeine Rechte ſelbſt feſtzuſtellen, bei der Ohnmacht der alten Regierungsgewalten Vaterland und Freiheit zu ſchirmen unternimmt! Das Phlegma des deutſchen Nordens begreift es nicht, daß der Sanguinismus des Rheinländers und des Badenſers Feuerlärm ruft und mit allen Glocken Sturm läutet, damit das Volk frei ſei, weil nur ein freies Volk ſtark gegen außen und einig im Innern iſt. Die Oppoſition war, wie geſagt, um 50 Stimmen geringer geworden, und der Darmſtädtiſche Miniſter Heinrich v. Gagern wußte ſehr wohl den Reſt von Vertrauen, Sicherheit, Trägheit und Orthodoxie für ſich zu benutzen, er wußte durch den Schwung ſeiner Beredſamkeit das norddeutſche Gemüth in den Harniſch zu jagen, um den Uebergriffen der badiſchen Freiheitsmänner die Stirn zu bieten. Gegen die ſtürmiſche Gewalt dieſer Uebergriffe der Freiheitsluſt ließ ſich die ſteife und ſtumpfe Orthodoxie waffnen: dies der Wendepunkt der Frankfurter Kämpfe. Die Verſammlung, ganz dazu berufen, ſich für permanent zu erklären, um nicht blos zu berathen, ſondern zu beſchließen und zu handeln, hat den Muth nicht gehabt, ſich den Beruf dafür zuzuſprechen; der Schreck vor republikaniſchen Gelüſten hat die Mehrheit theils gelähmt, theils zu einem Fanatismus erbittert, zu dem Welcker durch ſeine Herausforderung aufrief. Welcker und Hecker brachten die Leidenſchaft ihres Principienſtreits in die Paulskirche, ſie trugen die Schuld, daß die erſte Verſammlung der Paulskirche ſich auflöſte!

Faſſen wir die Kämpfer perſönlich in's Auge, die der Berathung dieſe Wendung gaben! Wir fanden hier den fertig organiſirten Parteikampf Süddeutſchlands vor uns; dieſer Wettſtreit erbitterter Heerführer drängte ſich im Schooß einer allgemein deutſchen Verſammlung leider in den Vorgrund des Kampfplatzes. Die Paulskirche wurde das Schlachtfeld der badiſchen Parteiung. Hecker, der kecke Held der freiheitdürſtenden Jugend, iſt Advocat in Mannheim. Er commandirt die Turner in allen benachbarten Landſchaften. Der junge Rheinwein, der in ſeinen Adern tobt, iſt feurig, die ganze Jugend des ſüdlichen Rheinlandes ſchwört auf ſein Wort, und jedes ſeiner Worte iſt ein Piſtolenſchuß. Blond, mit flatternden Locken und keckem Bart, mit blitzenden Augen und feurig geſpannten Sehnen, Herr der Rede, die er tyranniſch zwingt dem Augenblick und ſeinem Zwecke zu dienen, herausfordernd bis zur Beleidigung, aber ſeines Sieges bis zum dünkelhaften Stolz gewiß: ſo ſteht er vor uns, ein Mann in der Mitte der Dreißiger, kein eigentlicher Redner im Sinne Cicero's, der langſam durch wohlgefügte Darlegung der Sache gewinnt, aber wie der Sturmwind im Moment fortreißend, jeden Widerſtand überflügelnd, keck bis zur Anmaßung, gebieteriſch bis zum Terrorismus, kein Mittel ſcheuend, um der Freiheit die Gaſſe zu bahnen. Man kann entrüſtet ſein über die Keckheit ſeiner Maximen, aber man kann nicht von der Ueberzeugung laſſen, hier ſei ein ſcharfes Feuer, das der Welt die alten Schäden gründlich ausbrennen will, eine Verachtung aller unmannhaften Schwäche, eine ſittlich ſtarke Erbitterung gegen alle Illuſionen der Halbheit, gegen alle ehrloſe Hinterliſt der blos Klugen und der Feigen. — Ihm zur Seite ſteht Dr. Zitz von Mainz, ein Freibürger der neuen Zeit, der vielleicht nicht ſcheuen würde mit Frankreichs Hülſe die Freiheitsfahne aufzupflanzen, wenn Deutſchlands Hand zu ſchwach wäre ſie ſelbſt als Standarte hinzuſtellen. — Guſtav Struve, wie er ſich mit Verleugnung ſeines Familienadels nennt, alter Burſchenſchafter und junger Journaliſt, iſt der Dritte im Bunde. Seine norddeutſche Natur hat mehr Zähigkeit als Feuer, mehr paſſiven Hinterhalt als heraustretende Eroberungsluſt. Was ihm an Schlagkraft fehlt, erſetzt die Intrigue, bei ihm vielleicht ein Erbtheil ſeiner früheren diplomatiſchen Laufbahn in der ruſſiſchen Geſandtſchaft. Märtyrerthum für burſchenſchaftliche Zwecke und Richtungen hat ſeine hartnäckige Natur im Feuer der Drangſal gehärtet, aber ſeine Waffenführung iſt nicht immer ganz offen, noch weniger fein. — Das ſind die Männer der äußerſten Linken, die Führer einer Partei, welche die Freiheit um jeden Preis will. Ihr Ernſt hat bis auf einen gewiſſen Grad ſpartaniſche Feſtigkeit und Einfalt, ihre Erbitterung gegen die Heuchelei alter Regierungskünſte iſt ein ſtarker, ehrlicher, geſunder Fanatismus. Es ſind die Camille Desmoulins auf deutſchem Boden. Sie ſind keine Schwärmer für die Freiheit, ſie fordern nur die allernächſten Menſchenrechte, ſie fordern ſie nüchtern und kalt, ſie fordern ſie, wenn's nöthig iſt, mit der Fauſt, mit dem Schwert, wo das Wort nicht mehr ausreichen ſollte. In ihrem Klubb iſt das Freibürgerthum mit allen ſeinen Formen feſtgeſetzt; offen vor der Welt ſprechen ſie nicht minder unverholen als ſtünden Tauſende bewaffnet hinter ihnen, ihr Wort zur That zu machen; durch weitverzweigte Anhängerſchaft ſind ſie mächtiger noch als durch ihre Propaganda auf der Tribüne und in der Preſſe. Die kecken Speculationen der Philoſophie, die Freiheitsträume der Poeten ſind hier zu Forderungen des nüchternen Verſtandes geworden.

Begreift ſie der Bürger nicht, der Mann des Beſitzes und ordnungsmäßigen Wandels, ſo begreift ſie die Jugend, der Arbeiter, der Mann der Blouſe. Das iſt die Furcht, die mit dieſer Partei über die Welt gekommen. Dieſe Partei hat allen Illuſionen der Welt den Krieg erklärt. Sie ſetzt dem Herkommen die nackte Wahrheit entgegen; alle Hüllen ſtreift ſie ab, allen Hinterhalt ſtört ſie auf, alle Täuſchungen tritt ſie kalt mit Füßen. Sie wäre unüberwindlich, — litte ſie nicht an einigen Eitelkeiten und Selbſttäuſchungen. Sie iſt nur ſolange eine furchtbare Macht, als die Welt feig und träge ſich hinter falſchen Bollwerken verſchanzt.

In Welcker, dem grau gewordenen Kampfhahn des alten Liberalismus, ſehen wir den Mann, der ſein letztes Leben dranſetzen zu wollen ſcheint, der Partei dieſer Jugend, die ſeine Theorien überflügelt hat, den Todesſtoß zu geben. Itzſtein, der greiſe Veteran der liberalen Praxis, hat nicht mit ihr gebrochen. Er hat es noch nicht aufgegeben, dieſe Jugend, die ihn Vater nennt, zu behüten; er geht nicht mit ihr in's Gefecht, er nimmt ſie am Arm bei Seite, ihr zuzureden, ſie um das Heil des Vaterlandes zu beſchwören zur Eintracht und Gemeinſamkeit im großen Werk. „Vater“ Itzſtein hofft noch immer, auch dieſer junge Wein werde alt werden müſſen, an geſetzter Kraft gewinnen was er an aufbrauſendem Schaum verliert. Welcker kann dieſe Jugend nicht mehr leiten, alſo will er ſie ſtürzen. Er iſt wie ein unnatürlicher Vater der ſein eigen Blut verdammt. Welcker weſentlich war Schuld, daß die ganze Gewaltſamkeit des badiſchen Parteikampfes ſich mitten in der allgemein deutſchen Verſammlung in den Vorgrund drängt. Wir ſtaunten daß man die Bedürfniſſe Badens dem ganzen Deutſchland aufnöthigen wollte; die deutſche Verſammlung wurde faſt das Opfer der Erbitterung dieſes localen Parteikampfes. Welcker's Heftigkeit grenzte an Jähzorn. Er warf ſeinen Gegnern vor, unter der Toga heimlich Waffen zu führen, und doch war ſeine eigne Art der Kriegführung der furchtbarſte Gebrauch von unerlaubten Waffen. Mit einer Gewaltſamkeit, die nur der Verzweiflung zu verzeihen iſt, lud er die badiſche Jugend mit Vorwürfen, die ſich bis zur Anklage auf Hochverrath ſteigerten, vor das Forum Deutſchlands, ſie auffordernd offen vor aller Welt verbrecheriſcher Pläne geſtändig zu ſein. Ihr wollt Republik! lautete ſeine Herausforderung. — Er ſprach ein großes Wort — nicht gelaſſen — vielmehr im wilden Zorne aus. Republik! — Ein blindes, unverſtandenes Wort! Unter Kaiſer und Reich hatte Deutſchland ſeine Republik, denn der Kaiſer wurde gewählt. Die Res publica der Römer war ein Inbegriff und eine volle Majeſtas ſtaatlicher Ordnung. In der Republik Venedig deckt die Geſchichte eine ariſtokratiſche Tyrannei auf, deren Gräuel alle Grauſamkeiten der monarchiſchen Deſpotien überbieten, und die polniſche Adelswirthſchaft nannte ſich Republik mit einem Monarchen! Wollen die Aechter des Wortes Res publica jetzt nun vielleicht unter Republik die Anarchie einer Pöbelherrſchaft verſtehen? England mit ſeinem König auf der Spitze ſeines Pyramidenbaues ſcheint uns die beſte der Republiken! Und der Geſchichtskenner Welcker involvirt mit dem Wort Republik Anklage auf Hochverrath? — Wenn wir in Frankfurt zuſammentreten, ein deutſches Parlament über die Fürſten zu ſtellen als Obhut unſerer Einheit, als Schirm gegen äußere Feinde, als Schutz gegen innere Tyrannei: wer ſteht dafür daß die Anklage trotzdem nicht auch auf uns fällt, ob wir ſchon nichts anderes wollen als die Fürſten, wie ſie ehedem unter Kaiſer und Reich geſtanden, jetzt unter ein Parlament zu ſtellen, das die vereinigte Kraft der Nation vertritt und vollzieht! Ein Volk, das Tugend und Kraft in ſich hat, ſich ſelbſt zu regieren, giebt ſich für die Demokratie der Geſinnung auch demokratiſche Formen. In ſolcher Kraft beruht Englands Bürgerfreiheit; ſein Königthum iſt unantaſtbar und das Volk hat ſeine ariſtokratiſch-conſervativen und ſeine demokratiſch-freien Formen, um über ſich ſelbſt zu herrſchen. Es iſt kein Verbrechen, ſolcher Mündigkeit des Volkes nachzuſtreben. Aber Republik im Sinne Frankreichs heißt Herrſchaft der Blouſen. Dann beſteht die Republik in der Abſetzung der Fürſten, in der Mißachtung jedes geſchichtlichen, in der Vernichtung jedes ſittlichen Herkommens. Dann iſt Republik der launenhafte Umſturz ſelbſt der Geſetze, die ein Volk ſich ſelber giebt, eine Umkehr aller Verhältniſſe, eine Löſung aller Bande, eine Impotenz, die mit dem leeren Nichts endet, eine Negation, die durch den Kitzel des fanatiſchen Dünkels die fehlende Zeugungskraft erſetzen will. Ich zweifle ob Deutſchland auch hierin der Affe Frankreichs ſein möchte. Welcker's Anklage aber ging darauf hin, deſſen eingeſtändig zu ſein. Eine naive Aufforderung, ſich zum Hochverrath zu bekennen! Die angeklagte Partei konnte ruhig entgegnen, es ſei ihr nicht bewußt, das je gewollt zu haben, je eingeſtehen zu können. So ruhig die Jugend, ſo leidenſchaftlich war hier das Alter. Welcker uſurpirte mehrmals ſtürmiſch die Rednerbühne. Der Aufruhr ſtand in ſeinem blutroth ſchwellenden Geſicht; wilder Jähzorn war der Ausdruck ſeiner Bewegungen und Mienen. Ihr wollt den Umſturz! rief er, mit Fingern auf ſie deutend, aber die Welt waffnet ſich gegen Euch! Revolutionen könnt Ihr machen, aber Deutſchland wird Euch doch zertreten in ſeinem Grimm! — Damit war der Schrecken des Bürgerkrieges über die Verſammlung gebracht, und Herr v. Gagern war der Mann, um das in ſolchem Sturm aufgeregte Deutſchland in der Paulskirche für ſeine Sache zu gewinnen. — Heinrich v. Gagern war der dritte Kämpfer im Streit.

Iſt Welcker ein Greis mit grauen Haaren, der mit Verzweiflung gegen die Freiheit kämpft, wo ſie Anarchie zu werden droht, ſo iſt Gagern ein Mann in der Blüthe der Jahre, der mit Schwung und Phantaſie und nicht ohne das ſichere Gefühl des Sieges für die Monarchie in's Feld zieht. Sieht er vielleicht in einem Kaiſerthum das einzige und letzte Heil eines allgemeinen und einigen Deutſchlands? Dann thäte mir leid daß er mehr Staatskünſtler als Staatsmann wäre, ſein ſonſt geſunder Sinn an Illuſionen verfiele. — Gagern iſt Miniſter eines Fürſten, der die Forderungen der Zeit zu begreifen ſcheint, indem er eingeſtand, der deutſche Bund habe ſeine Aufgabe, Deutſchland zu leiten, nicht erfüllt. Damit war die Auflöſung des Fürſtengeſandtencongreſſes, der ſich hoher deutſcher Bund genannt, auch von fürſtlicher Seite feſtgeſtellt. Heinrich v. Gagern hat früher ſelbſt zur Oppoſition ſeines Landes gehört; ſeinetwegen wurde die darmſtädtiſche Kammer wiederholt aufgelöſt; aus dem Kampf gegen despotiſche Willkür iſt dieſer Fechter für die Sache der Fürſten hervorgegangen, im Feldlager Derer die er jetzt bekämpft, hat er ſich die Waffen geſchärft. Er hat damit nicht die Fahne gewechſelt; er ficht noch für den Fortſchritt, aber er ſieht die Freiheit nur im Bunde mit den Fürſten vor der Anarchie ſichergeſtellt. — Eine hohe dunkle Geſtalt voll Kraft und Schwung ſteht Gagern vor uns, das Auge hinter buſchigen Brauen groß und feurig, der Blick treffend, zündend, aber kein kalter Wetterſtrahl, jedes Wort ſchlagend, aber nicht ſchneidend, die ganze Haltung nobel, ſelbſt in der Aufwallung des Zornes noch getragen von einem ſichern Tact, von einer innern Zuverſicht. In der That, einen Redner im großen Styl haben wir vor uns, einen Staatsmann der aus den Reihen des Volks hervorging, vielleicht das glänzendſte Talent in der ganzen Verſammlung deutſcher Männer. Dies Eingeſtändniß machen wir unſerem Feinde. — Unſerm Feinde? — Man mißverſtehe uns nicht. Gagern iſt kein Feind des Volkes; wie könnte er dann noch jetzt der Hort der Fürſten ſein! Gagern hat die Miſſion, die Sache der Cabinette mit der Freiheit der Völker zu verſchwiſtern. Das zwingt uns neben der Bewunderung ſeines Talentes zugleich die Sprache des

Argwohns auf. Wenn er nicht täuſcht, ſo iſt er der Getäuſchte, der Verblendete, der von einem alten Götterbilde ſeiner Jugendträume entzückt, ſich in den Harniſch wirſt und — fürcht' ich — gegen Windmühlenflügel Lanzen zerſplittert. Nur der Zwang hat die Fürſten getrieben, die Rechte der Nation, langvorenthaltene, einfach natürliche Rechte, anzuerkennen. Weil ſie unſeres Armes bedürfen, haben ſie uns plötzlich über Nacht für reif erklärt; die bürgerliche Freiheit Deutſchlands iſt ein Kind der Noth. Und Gagern muß um jeden Preis den neuen Bund zwiſchen Fürſten und Völkern ſtiften! Um den Preis alſo handelt es ſich? Und nach dreißigjähriger Zwangsarbeit fechten wir, um die Freiheit einzulöſen, leider mit ungeübten, aber erbitterten Kräften. — Wenn Hecker in der Offenſive ſich in gewagten Vorpoſtengefechten verplänkelt, Welcker aus verſchanzter Höhle hervor verzweifelte Ausfälle macht, die ſelbſt von der Verſammlung zurückgeſchlagen werden, ſo erſcheint Gagern in wohlgeordneten Feſtungswerken vor uns. Das Bollwerk ſcheint aber nur in Ordnung zu ſein. Es iſt allzu weitläufig angelegt. Dem andringenden Feinde muß der kluge Vertheidiger eine Schanze nach der andern preisgeben; aber bevor er ſie räumt, ſprengt er ſie in die Luft, um dem heranſtürmenden Feinde keine neue Stellung zu laſſen. So mußte er den alten Bundestag opfern, ſo wich er nur Schritt für Schritt, um den Kern der Feſtung ſicher zu behaupten. Es galt, gegen den Aufruhr der Welt ein Kleinod zu vertheidigen. Und es gelang. Gagerns Begeiſterung iſt klug, und ſeine Klugheit weiß Begeiſterung zu wecken. Was in der norddeutſchen Bruſt von Vertrauen, von Pietät, von gutmüthiger Hingebung noch vorhanden, das rief er vom Schlummer wach, die Funken in der Aſche des verkohlten Herzens zur Flamme zündend. Wo Hecker durch anmaßende Keckheit verletzte, Welcker durch gewaltſame Ausfälle die Sache, die er verfocht, zweifelhaft machte, da ſtand Gagern, Schritt für Schritt weichend, aber Schritt für Schritt zugleich erobernd als Sieger da. Wo Jene ſchreckten, gewann er die Gemüther, wo Jene beleidigten, verſöhnte er durch die Verkündigung eines neuen Bundes zwiſchen Fürſten und Völkern! Ich haſſe dieſen Gagern, indem ich ihn bewundere, und ich bewundere ihn, ohne aufzuhören ihn zu haſſen.

Das war der Sieg und die Niederlage des erſten April, der Anfang der Verwirrung! Die Verſammlung verzichtete auf ihre Permanenz, dieſelbe Verſammlung der Nation, die Gagern durch Volksmänner berufen ließ, räumte willig ein, keine Vollmacht zu haben um ſelbſtändig zu ſein; und dieſelbe Verſammlung, die ſich für unfähig erklären ließ Deutſchlands Heil feſtzuſtellen, beſchloß durch einen Ausſchuß von Fünfzigern dem Bundestage neue Werkzeuge zu liefern, um (ſcheinbar) mit dem Volke für das Volk zu handeln. Das Programm der Sieben, die der Nation ein fürſtliches Oberhaupt geben wollten, war verworfen; allein der Plan, die Nationalkraft von neuem in Dienſt zu nehmen für die Diplomatie der Fürſten, ſchien gelungen. Die fünfzig „Beſten" in der Verſammlung ſollten ein Beirath des Bundes ſein. Und welche unter uns „die Beſten", das ſchien nach den bereits umlaufenden, heimlich verbreiteten Wahlliſten nicht zweifelhaft mehr. Der Sieg war nicht ohne Liſt errungen; die Tactik der Sieger war im Einverſtändniß mit dem Präſidenten, der Präſident mit den Siebnern, die Siebner mit dem Bunde im Bunde. Wir hätten gegen Escamotage eine gerechte Klage erheben können, aber wir fühlten, daß die verlorne Sache damit nicht wiederzugewinnen war. Das Gefühl der Ueberrumpelung in der Führung der Debatte war allgemein; aber die Niederlage der Oppoſition ſtand feſt.

Dennoch traten wir von neuem unter die Waffen. Blum ſtellte den Antrag, nicht ferner mit dem Bundestage in Vernehmen zu treten, bevor nicht dieſer die Beſchlüſſe von Wien und Karlsbad aufgehoben, ſeine alte Schmach getilgt, die Theilhaber an dieſer Knechtung der Nation von ſich ausgeſchieden. Eine Reinigung des Bundes war die Bedingung eines ferneren Verkehrs mit den Vertretern des Volks. Dies war die Rettung der Sache vor den Augen der Nation. Der Ungeſtüm Hecker's erklärte es ſogar für ehrlos, wenn Männer des Volkes anders als nach Gewährung dieſer Forderung noch Theil haben wollten am Neubau Deutſchlands. Er nahm den übereilten Ausdruck zurück, aber die Verſammlung blieb gegen ihn geſtimmt. Baſſermann's Vorſchlag zur Milderung dieſer Erklärung fand Anklang. Wir ſahen die Sache damit gerettet; wir ſtimmten dafür, nachdem die ſchärfere Faſſung des Poſtulates verworfen war. Daraus erwuchs die Spaltung der Minderheit; die Fraction Hecker erhob ſich im Gefühl der Beleidigung, 64 Mitglieder verließen mit ihm den Saal. Wir glaubten retten zu müſſen was zu retten war; wir blieben.

Im Bewußtſein dieſer Niederlage erſchien uns das Freudenfeſt der Stadt Frankfurt wie ein unwillkürlicher Spott auf Deutſchlands Einheit. So kam Mitternacht heran und wir erſchöpften uns in Verſuchen, die Spaltung der Oppoſition zu beſeitigen. Einige Vierzig an der Zahl, den alten ſchlauen Itzſtein an der Spitze, gingen wir in den Klubb der Fraction Hecker. — Freiheit, Brüderlichkeit, Gleichheit gelten für die Grundzüge der Republik. Wir fanden genug Freiheit im Klubb der Badenſer, aber wir vermißten das Gefühl der brüderlichen Eintrüchtigkeit, das Gefühl der Nothwendigkeit, daß zwei Nüancen einer Partei noch immer als Partei zuſammengehören. Itzſtein ſprach zu den abgefallenen Söhnen und Brüdern, die die Sache der Nation nicht für höher und heiliger hielten als ein Phantom ihres Ehrgefühls. Die Badenſer mit ihrem Anhang blieben bei dem Entſchluß, ſich als eigentliches Parlament feſtzuſtellen, die Spaltung dauernd zu machen. Ueber die Freiheit läßt ſich aber nicht mehr rechten, ſobald es feſtſteht daß die Fauſt das Wort erſetzen ſoll. — Unſer Verſuch war geſcheitert, ein Ausgleich unmöglich. Noch bis zwei Uhr Nachts waren wir, eine Minderheit in der Minderheit, beiſammen; wir beriethen ob es noch räthlich ſei, zu den Wahlen mitzuwirken.

Der nächſte Tag in der Paulskirche brachte uns eine überraſchende Wendung der Sache. Der Präſident eröffnete die

Sitzung mit der Kunde, der alte Bundestag habe ſich aufgelöſt, die Ausnahmebeſchlüſſe von Wien und Karlsbad ſeien aufgehoben, die Theilhaber an ihnen ſämmtlich aus dem Staatsdienſt entlaſſen. Damit war die Urſache des Austritts jener 64 geſchwunden; ihr Eintritt war wieder möglich. Aber die Wahlen hatten ſich ſchon feſtgeſtellt, ſie wurden nicht allgemein von neuem vollzogen. Itzſtein gab ſich den Auftrag, die Ausgetretenen wieder zur Theilnahme einzuladen. Die Verſammlung erkämpfte jedoch ohne Mitwirkung der 64 ihren bedeutendſten Sieg. Soiron machte den Antrag, die Souveränität des Volkes für die geſetzgebende Nationalverſammlung als Grundſatz feſtzuſtellen. Nord- und Süddeutſchland wogte zu neuer Spaltung auf, die Leidenſchaft der Meinungen drohte wieder bis zu jenem Fanatismus zu ſteigen, wo die Sache der Entſcheidung ſchließlich der Raub des letzten Redners wird. Nicht ohne die Fürſten will der deutſche Norden, unabhängig und frei will der deutſche Süden über die Neugeſtaltung Deutſchlands tagen und beſchließen; Fürſtenrecht und Volkswille wogte wieder auf zu neuem Sturm, die Fluth der Bewegung ſtieg über ihr Bett, die Intrigue und die Gewalt der Leidenſchaft kämpften von neuem heimlich und offen den erbitterten Streit. Hr. v. Soiron wußte ſchließlich dem für Norddeutſchland herben Begriff der Volksſouveränität eine milde Erklärung zu geben, die ihn annehmbar machte. Das war der entſcheidende Triumph in den Errungenſchaften, das ſicherte vielleicht den Fortſchritt ohne die Einheit zu gefährden, das rettete wenigſtens die Ehre der Verſammlung, das hat den Nationalconvent, der mit dem erſten Mai zuſammentreten ſoll, als unabhängigen Geſetzgeber für Deutſchland feſtgeſtellt. Hat der Convent die Neugeſtaltung Deutſchlands beſchloſſen, ſo bleibt ihm überlaſſen mit den Regierungen darüber in Vernehmen zu treten, aber ſeine Stellung iſt als frei und unabhängig anerkannt. Die Freiheit kann kein Terrorismus ſein, ſie iſt ein Sieg der Ueberzeugungen. Das hat die Wahrheit mit der Liebe, das hat die Wahrheit mit dem Lichtſtrahl der Sonne gemein; ſie will nicht zwingen, indem ſie die Welt durchdringt, ſie will nicht ſchrecken, ſie will gewinnen. Die Wahrheit will überflügeln, aber nicht niederwerfen: die Freiheit will nicht zerſtören, ſondern auferbauen. Nur muß man ſie ehrlich bauen laſſen!

In hellen Haufen hielten jetzt die Vierundſechzig wieder ihren Einzug. Hecker ſchwang ſich mit der ganzen Anmaßung eines Triumphators auf die Rednerbühne, ſeinen Wiedereintritt in Folge der Einladung verkündend. Er ſchloß mit einem Hoch auf das „befreite Deutſchland". Die Tribünen ſtimmten mit donnerndem Zuruf ein. Der alte Bundestag war aufgelöſt, — aber der neue Völkerbund für Deutſchlands Einheit war ohne Betheiligung jener Partei geſchloſſen! Und Deutſchland iſt nicht von Hecker befreit! Ohne ſeinen Austritt wären die Wahlen zum Ausſchuß beſſer ausgefallen; ohne ſein Mitwirken war die unabhängige Grundlage der geſetzgebenden Nationalverſammlung feſtgeſtellt.

Es wurden noch weitere Beſchlüſſe in der Paulskirche geſaßt; allgemeine Volksbewaffnung, Sicherung der Grenzen Deutſchlands, freiwillige Betheiligung der Deutſchen in Poſen am Vaterlande, freier Durchzug der polniſchen Auswanderer durch die deutſchen Gebiete, die Gewährſchaft einer Magna charta für die Nation. Mit Soiron's Antrag ſind die Grundzüge für die geſetzgebende Verſammlung, iſt die Freiheit ohne Terrorismus, die Nationalehre ohne Gewaltſamkeit feſtgeſtellt. Es fragt ſich nur, ob dieſe Beſchlüſſe Thatſachen werden. Freilich ſcheint damit eine Partei geſiegt zu haben, die hartnäckig für die Freiheit kämpft, aber nachgiebig iſt wo es gilt dieſe Freiheit für das zwiegeſpaltene Vaterland als Hort und Heil zu ſichern. Sie bietet Gewährſchaften nur in ihrer Geſinnung; das Vertrauen krönt ihre verſöhnlichen Abſichten. Sollen wir Namen nennen die dieſe Partei bezeichnen, ſo ſteht Soiron aus Baden an ihrer Spitze; Blum aus Sachſen, Raveaux aus Rheinpreußen ihm zur Seite. Sie gehören zu den Männern des Ausſchuſſes; Soiron führt den Vorſitz, Blum iſt Stellvertreter. — Solange es gilt, die Freiheit in Deutſchland möglich zu machen, wird die Partei an ihnen ihre Sachwalter haben. Aber dieſe Partei wird aufhören müſſen, Partei zu ſein, und wenn ſie das Vaterland umfaſſen und neu geſtalten will, muß ſie herrſchen können. Jeder Umſchwung braucht eine Dictatur. — Dies war mein Stoßſeufzer, mit dem ich aus der Paulskirche und aus Frankfurt ſchied.

Leipzig, im April.

Von Frankfurt zurückgekehrt, iſt mein erſtes Buch, das ich leſe: „Es iſt zu ſpät!“ ein politiſches Trauerſpiel von Roderich, dem Dichter tiefſinnig zarter Terzinen an das junge Italien: „Dante in Ravenna“. Das Drama faßt die jetzigen Conflicte der deutſchen Stürme allegoriſch in einem ſcharfen Brennpunkt zuſammen. Wir ſind noch ſo ſehr mitten im Strom der politiſchen Bewegungen, daß es gewagt iſt ſie ſchon jetzt in einem poetiſchen Bilde abzuſchließen. Unſere Verwunderung über die Dichtung ſteigert ſich aber zu einem Schrecken, ſehen wir, zu welchem Ziel die Hypochondrie des Dichters unſere Wirren drängt. König Abſolut hat ſeine Tochter Germana von ſich geſtoßen, weil ſie Herz und Hand an einen Vagabunden verſchenkte. Aus dieſem heimlichen Bündniß iſt das Kind Libertas entſproſſen. Den König gereut ſeine Härte; er beruft ſeine Tochter zurück, aber Fürſt Mitternacht hintertreibt den Plan. Germana trifft der Dolchſtoß der Verfolger und König Abſolut, der „zu ſpät“ die Verſtoßene wieder zu Ehren bringen wollte, erntet den Haß der Enkelin. Libertas flucht ihm und flieht mit ihrem Vater nach dem freien Nordamerica, während das Volk gegen den König aufſteht, bis Dſchingiskhan, der Mongolenfürſt, Beſitz vom Reiche nimmt. — Welch ein bitteres Ziel für unſere Wirren! Deutſchland zu ſpät in Ehren wiederhergeſtellt, das übermächtige Baſtardkind Freiheit flüchtig vom Boden der Mutter, und das Vaterland ein Raub der Ruſſen! — Die Dichtung leidet an der Trockenheit aller Allegorien.

Schlemihl und Don Quixote ſind ſehr ergreifende Figuren in der ſinnigen Skizze. Jener verzweifelt am politiſchen Heil ſeines Volkes und wünſcht ſich vom Grauen ſeinen Schatten zurück um ſich verbergen zu können. Don Quixote ſehnt ſich nach der Geſtalt der Freiheit.

„O Freiheit (ruft er), wenn du mehr biſt als ein Traum,
Mehr als des Volkes tief lebend'ge Sage,
Wenn du uns biſt der unbekannte Gott:
O ſo erſcheine mir in deinem Glanz
Und laß mich noch der Erde Heiland ſchauen,
Eh' ſich zur Nacht mein müdes Auge ſenkt!“

In Lindenau (Dorf bei Leipzig) im Hauſe Dr. J.'s einer Verſammlung von aus Frankfurt zurückgekehrten Männern und ſonſtigen Vaterlandsfreunden beigewohnt. Dr. J. eine ſchweigſame, zurückhaltende, aber im Stillen ſehr geſchäftige, auf Thatſachen wartende Natur. Deſto lärmender Andere in Phraſen. Beſonders Günther, Blums Schwager, der die Monarchie Preußen ſchon als aufgelöſt und als zerſtückelte Theile vor ſich ſieht, den König nur als einen Herrn von Hohenzollern behandelt ſehen will. Ich nahm das Anfangs für Uebermuth des Humors, ſtaunte aber dann über den verwegenen, blinden Ernſt, mit dem es gemeint war. Dieſer Art von Demokratie, die ſich auf den nackten Anfang der Dinge ſtellen will, fehlt aller Reſpect vor einer hiſtoriſchen Idee, die ſich ſeit Jahrhunderten als Thatſache hingeſtellt hat. Jede Thatſache fußt auf innerer Nothwendigkeit, und auf ſolche gründet ſich Preußens Wachsthum, ſchon wegen ſeiner proteſtantiſchen Lebenselemente, freilich nur faute de mieux, wie denn das ganze Lutherſche Chriſtenthum nur ein Nothbehelf war bei der verſagten allgemeinen Fortbildung der überlieferten Religion. Fürſt S., der Oeſterreicher, hält Kirchenraub und Majeſtätsverbrechen für die Baſis von Preußens Machtenfaltung; es lehnte ſich unter dem zweiten Friedrich, von Glück und Zufall begünſtigt, gegen Kaiſer und Reich auf und ſäculariſirte dann die Klöſter. So erwarb es Schleſien, ſuchte dann in den Rheinlanden ſich abzurunden; die Hälfte von Sachſen fiel ihm zu, weil die hohen Mächte den Fehler einer Dynaſtie an einem Volke zu ſtrafen beliebten! Trotzdem iſt Preußen noch immer ein dünner, ſchmahler Körper, der unter den Großmächten das fünfte Rad am Wagen Europa's bleibt. Aber zu ſagen, Kirchenraub und Majeſtätsverbrechen ſei Preußens Baſis, heißt die ganze Entwickelung unſerer neuern Geſchichte Lügen ſtrafen, ihr allen Sinn, alle Berechtigung abſprechen. Wenn man Prof. v. d. Pf. hört, iſt Preußen freilich nur durch Schwindel in die Höhe gekommen. Seltſam, wie hier die beiden Extreme, die äußerſte Rechte und die äußerſte Linke, harmoniren! Andererſeits übertreibt die angeblich ſolide Mittelpartei ihre Zuverſicht zu Preußen. Selbſt die wiſſenſchaftliche Demokratie hat den Cultus des „großen“ Friedrich unſinnig gehegt und gepflegt. Freilich war dieſer Zögling franzöſiſcher Doctrin der aufgeklärteſte Despot, der mit dem Seufzer endete, er ſei es müde, über Sklaven zu herrſchen. Freilich ſtößt die dreiſte Schnellkraft ſeines Geiſtes Bewunderung ein, aber ſeine Siege waren doch zugleich nur das Ergebniß der Hinfälligkeit dreier in Erbärmlichkeit und kleinlicher Eiferſucht befangener Höfe. Schwindler war er in ſeinen Feldzügen nicht, aber ein waghalſiger Abenteurer, der in ſeiner Verzweiflung die Hülfsmittel der Energie findet, einer Energie, die Preußen zu einer europäiſchen Macht geſtaltete, um Deutſchlands Ruin zu vollenden. Seine Ueberſchätzung, dünkt mich, ſollte aufhören, ſeitdem ſeine Schöpfung mit der Schlacht bei Jena begraben wurde. Seine neue Größe verdankt Preußen der Thatkraft des Volkes in den Befreiungskriegen. Aus dieſer Energie des Volkes hat ſich freilich kein Deutſchland, ſondern nur wieder eine vergrößerte Monarchie Preußen geſtaltet. Man kann dieſe Thatſache bedauern; aber ſie leugnen heißt blind ſein. Die äußerſte Rechte und die äußerſte Linke ſind blind. Und was Gagern in Frankfurt die „rechte Mitte“ nennt, wird nichts ſein als ein Streit — um des Kaiſers Bart.

Der von Mathy gefänglich eingezogene Fickler iſt der Verrätherei der deutſchen Sache an Frankreich bezichtigt worden. Für Alle, denen der Schreck vor der Republik in die Glieder gefahren iſt, eine willkommene Wendung der Sache! Wir halten füglich unſer Urtheil zurück bis jene Anklage erwieſen iſt. Die Briefe, welche Fickler mit dem demokratiſchen deutſchen Vereine in Paris gewechſelt hat, ſind ſelbſt von Welcker, dieſem Mann des leidenſchaftlichſten Argwohns, als unverfänglich befunden. Stellt ſich ein Verrath an Frankreich heraus, ſo war es — in den Köpfen jener badiſchen Klopffechter — mit der Republik ſehr ſchwach beſtellt. Eine Republik, die nicht in ſich ſelbſt ihren Halt findet, iſt ein eben ſo ſchwächlich Ding als jene Deutſchheit, die nicht in ſich ſelbſt fußen kann und ſich wieder hinter Preußen oder Oeſterreich verkriecht. Eine Republik iſt ſolange unmöglich als es keine Republikaner giebt. Verrätherei wäre jetzt doppelt zu beklagen, weil ſie auf die Wahlen der guten Sache zum Nachtheil wirkt, die Furcht vor ſolcher Nichtswürdigkeit die halbſchürige, ſchwankende, politiſch unklare Geſinnung ins entgegengeſetzte Aeußerſte treibt. Die gute Sache muß büßen, was ſchlechte Köpfe verſchulden. — Und es ſieht in der That nach Reactionen in der Stimmung der Deutſchen aus. Man ſucht die kaum verſuchsweiſe aufgetauchte politiſche Deutſchheit hinter Preußen zu verſchanzen. Nachdem Robert Mohl für die Hegemonie Oeſterreichs geſprochen, eifern Andere, Paul Pfizer und Gervinus, um ſo mehr für Preußen.

Preußen thut jetzt alles um ſich mit Deutſchland auszugleichen. Das Königthum ſcheint dort rein demokratiſche Stützen zu ſuchen. Auch die Wahlen für Frankfurt ſind nach der vom Vorparlament feſtgeſtellten Regel angeordnet; der privilegirte preußiſche Landtag hat blos die Anleihe von 40 Millionen für die Monarchie gewährſchaften ſollen. Stellen die preußiſchen Waffen die deutſche Sache an der Eider feſt, ſichert uns die preußiſche Politik die deutſchen Elemente der Provinz Poſen: ſo werden die 190 Preußen in der conſtituirenden Nationalverſammlung zu Frankfurt nicht blos gegen die 190 Oeſterreicher, welche zweifelhaft gewählt ſein werden, ſondern auch gegen die Oppoſition des Südweſtens ein entſcheidendes Uebergewicht geltend machen.— Bei dieſem Stand der Dinge — er mag in der Natur der augenblicklichen Verlegenheiten begründet ſein — rufen wir um ſo lauter: Kein Kaiſer für Deutſchland! — Deutſchland braucht ein Parlament, in welchem die Nation ſich ſelbſt regiert. Und man hüte ſich, dieſem ſouveränen Parlamente, das über Fürſten ſtehen ſoll, eine erbliche Spitze zu geben! Eines vollziehenden Obmannes (Präſidenten) bedarf das Parlament. Er ſei meinetwegen ein ehedem reichsunmittelbarer Fürſt (wie der Fürſt v. Leiningen), er ſei der Prinz eines regierenden Hauſes, aber er ſei kein Monarch! Sonſt geht die Souveränität des Parlamentes auf dieſen Vollſtrecker des Nationalwillens über, und die Majeſtät gewöhnt ſich wieder an eine Perſon, ſtatt daß unſer Bewußtſein uns ſagt, ſie beruhe in der nationalen Geſammtheit. — Und neben einem Obmann ſtehe ein Feldherr der Nation. In Zeiten der Noth erwählte Rom einen Dictator. Iſt Preußen kriegeriſch der mächtigſte deutſche Staat, ſo gebührt ihm die Feldherrſchaft des deutſchen Heeres, die in Zeiten der Noth zur Dictatorwürde für gewiſſe Zwecke und Ziele ausgedehnt werde. Aber nur auf Zeit werde ſolche Dictatur feſtgeſtellt! — Was drüber iſt, iſt vom Uebel!

Der edle Fürſt v. Leiningen, deſſen Brief an König Ludwig die gute Wendung der Dinge in Baiern hervorrief, hat freiwillig ſeine geſammte Gerichtsbarkeit niedergelegt und ſie dem Staate übertragen. Sämmtliche ehedem Reichsunmittelbare ſollten ihm folgen und damit beweiſen, daß ſie am Neubau Deutſchlands mitzuwirken Beruf haben. Sie würden ſich damit ihre Stellung zum deutſchen Parlamente ſichern! — Die einzelnen Regierungen ſcheinen ſich nicht zuzutrauen, die ſchiefe Zwiſchenſtellung des mediatiſirten hohen Adels aufzuheben. Und doch iſt der Aufruhr der Bauern nicht anders zu beſchwichtigen.

Die Denkſchrift des Fürſten Emil Karl zu Leiningen über die Reform des Adels (1847) war ein ſehr wichtiges Actenſtück von der klaren, geſicherten und klugen Geſinnung eines Ariſtokraten unſerer Zeit. Fürſt Leiningen, derſelbe baieriſche Standesherr der unlängſt ſeine Genoſſen zu einer Berathung über die nothwendige Aufhebung der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit berief, macht kein Hehl daraus wie lächerlich es ſei, wenn der Adel ſich jetzt noch darin gefallen wolle ein klein wenig den Landesherrn zu ſpielen. Getäuſcht ſeien die ehedem reichsunmittelbaren Häupter der alten Adelshäuſer von ſo vieler Seite; ſie möchten ſich ſelbſt nicht auch noch Illuſionen machen, als könne der Adel noch ohne ſich zu reformiren beſtehen. Getäuſcht ſei er von den Souveränen, die bei der Mediatiſirung gelobt die ehedem Reichsunmittelbaren für ebenbürtig zu halten. Eben dieſer Art ſind ganz außer Gebrauch; der mediatiſirte Fürſt und Graf hat an den Höfen nichts zu erreichen als ſonſt jeder dienſtthuende Cavalier. Zwiſchen Fürſt und Volk in der Schwebe, ſagt Fürſt Leiningen, ſolle der hohe Adel ſich nicht einbilden eine Zwiſchenſtellung zu behaupten, der Fortbeſtand einer halben herrſchaftlichen Hoheit ſei unmöglich. Troſtlos ſei es, die nachgeborenen Söhne mit den Prädicaten von Durchlauchten und Erlauchten zur Unthätigkeit zu verdammen, ſie von Handel und Gewerbe, ſie vom Bürgerſtande auszuſchließen. Aufhebung der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit und Forſtpolizei, Ablöſung aller Gefälle und Leiſtungen der Mediatunterthanen ſeien nothwendige Forderungen des Zeitgeiſtes. Dem Zeitgeiſte unbedingt zu huldigen, ſei gefährlich; noch gefährlicher aber und unklüger, der Gewalt der Ideen ſich unbedingt entgegenzuſetzen. Die Politik der Fürſten ſei jetzt übergegangen in die Politik der Völker, wenigſtens könnten jene nur durchführen, was mit den Intereſſen dieſer in Einklang ſtehe. Das unumſchränkte Regierungsſyſtem mit ſeiner Bureaukratie habe den demokratiſchen Geiſt der Völker gegen ſich. Es würde, ſagt Fürſt Leiningen, zur gewaltſamen Entſcheidung gekommen ſein, wäre dem Patriotismus nicht mit ſeinem Drang zur deutſchen Einheit ein neuer Weg zur Entwickelung gegeben. Und dieſen neuen Weg bahnte, ſagte er, der Zollverein. „Zum erſten Male, heißt es wörtlich in der Denkſchrift, ſah ſich Deutſchland nicht dem Namen nach, ſondern gerade durch diejenigen Intereſſen vereinigt, welche dermalen überall den Ausſchlag geben. Die Vortheile welche dieſer Verein darbietet, das raſche Aufblühen des Handels und der Gewerbe, das Gewicht, welches auswärtige Staaten auf deſſen Entwickelung legen, haben dem Volke nie gekannte Dinge gezeigt und zu der praktiſchen Betrachtung geführt, welche hohe Stellung Deutſchland unter den Nationen einnehmen könne ſobald es vereint ſei! Patriotismus, deutſcher Patriotismus, ein Gefühl welches in Deutſchland bisher nur unter dem Namen „Anhänglichkeit an den Fürſten“ gekannt war, iſt erwacht, und bemächtigt ſich ſichtlich der Nation. — Der Uebergang von den ſtändiſchen Verfaſſungen im älteren Sinne zu dem Repräſentativſyſtem in ſeiner vollſten Ausdehnung bringt die Regierungsgewalt de facto in die Hände der Kammern, vorzüglich der zweiten Kammern. Dieſe letzteren repräſentiren faſt ausſchließlich den Mittelſtand, wozu unter den jetzigen Verhältniſſen der in Deutſchland ſo bedeutende Bauernſtand mitzuzählen iſt, und dieſer ſo mächtige Mittelſtand erſtarkt täglich mehr durch das Aufblühen des Handels, der Gewerbe und des Ackerbaues. — Wie die Geſinnungen des Mittelſtandes ſind, und nach welchen Grundſätzen er regieren würde, darüber wird wohl niemand in Zweifel ſein. Abſchaffung der Ueberreſte des Feudalweſens, auf dem früher in Deutſchland faſt alles baſirt war, Abſchaffung aller Privilegien, parlamentariſche Verfaſſungen im ausgedehnteſten Sinne, Preßfreiheit, Geſchwornengerichte, Miniſterverantwortlichkeit, endlich — Einheit Deutſchlands! denn es liegt ganz nahe, daß die Entwickelung dieſer Inſtitutionen in kleinen Staaten unpraktiſch, oft lächerlich iſt, hauptſächlich aber daß der deutſche Handel und die Induſtrie — Leib und Seele der Mittelſtände — nur dann volle Größe und Ausdehnung erlangen werden, wenn Deutſchland nöthigen Falles mit gewaffneter Hand geltend machen kann was ihm noththut.“

Es iſt eine bloße Phraſe unſeres Liberalismus, in Polen jemals eine Vormauer gegen den Oſten zu ſehen. Polen ſei frei! Aber blutige Forderungen ſtehen ihm nur gegen Rußland zu. Ob Polen gelernt habe vernunftgemäß zu exiſtiren, mag es erſt beweiſen. Preußen hat in Poſen nur Segen geſäet und wird Undank ernten. Der Bürger und der frei gewordene Bauer ſind deutſch und wollen ihr Heil nicht an Polen verlieren. Mag Deutſchlands Stimme ſprechen, wo Preußen ſchwankt. Wir können weder dem ruſſiſchen Zarenthum, noch dem polniſchen Bojarenthum auch nur eine deutſche Scholle Landes gönnen, auch nur eine deutſche Seele preisgeben. — Unter den jetzt zuſammengeſtellten Beſchlußnahmen des Frankfurter Vorparlamentes vermiſſen wir zu unſerer Verwunderung die Entſchließung der Verſammlung, die Deutſchen in Poſen aufzufordern Vertreter nach Frankfurt zu ſenden. Was und wer ſteckt hier dahinter? Die Auslaſſung dieſes Beſchluſſes kann nur ein Irrthum ſein. Ich berufe mich auf die Zeugen. — Robert Blum ſchwieg auf meine Anfrage.

Aus Poſen lief folgende Denkſchrift bei uns in Leipzig ein:

„Einer polniſchen Deputation aus dem Großherzogthum Poſen iſt Seitens des Königs Majeſtät die nationale Reorganiſation der Provinz zugeſichert worden, und es ſteht nicht zu bezweifeln, daß dieſer Zuſicherung Folge gegeben werden wird. Die deutſche Bevölkerung iſt ſowohl ihrer Zahl nach, als durch das Uebergewicht der Bildung und geiſtigen Kraft, welches in ihr repräſentirt iſt, berechtigt, eine völlige Gleichſtellung ihrer Nationalität mit der polniſchen zu verlangen; ſie iſt berechtigt, auf das beſtimmteſte Verwahrung dagegen einzulegen, daß in der Verwaltung der Provinz dem polniſchen Element ein Uebergewicht beigelegt werde, welches dahin führen könnte, die deutſche Bevölkerung einer polniſchen Herrſchaft unterzuordnen. Eine ſolche iſt mit deutſchem Weſen und deutſcher Sinnesart nicht in Einklang zu bringen. Die polniſche Herrſchaft würde eine Herrſchaft des polniſchen Adels ſein, der nebſt ſeinem Anhange, beſtehend aus einem Theile der katholiſchen Geiſtlichkeit und einigen Litteraten, die polniſch-nationale Bewegung faſt ausſchließlich repräſentirt. Dieſe Partei hat durch ihre außerordentliche Rührigkeit und ihren Enthuſiasmus für die mit der politiſchen Wiederherſtellung Polens von ihr als identiſch angeſehene Nationalitätsfrage das Ausland an Zuſtände eines auf breiten Grundlagen ruhenden nationalen Volkslebens glauben gemacht, die in Wirklichkeit hier gar nicht exiſtiren. Der polniſche Bürgerſtand iſt in hieſiger Provinz an Zahl und noch mehr an Intelligenz und Beſitz dem deutſchen gegenüber ſo ſchwach vertreten, daß derſelbe faſt als gar nicht vorhanden anzuſehen iſt, und dies tritt namentlich um ſo entſchiedener hervor, als die jüdiſche Bevölkerung durch Sprache und Bildungsgang in der deutſchen aufgegangen und mit ihr als ein Ganzes zu betrachten iſt. Der polniſche Bauernſtand iſt im Allgemeinen völlig indifferent gegen die nationale Bewegung, und wird nur durch häufig unlautere oder gewaltſame Mittel, ohne eigenes ſelbſtändiges Bewußtſein, in dieſelbe hineingezogen. Somit iſt der polniſche Adel, der ſeinen durch Grundbeſitz und privilegirte Stellung geſicherten Einfluß auf ungebührliche Weiſe ausbeutet, der eigentliche Träger der nationalen Bewegung. Der polniſche Adel hat aber nie Gewähr dafür gegeben, daß wahre Volksfreiheit und Civiliſation, daß insbeſondere Achtung vor den Rechten aller Volksclaſſen und Anerkennung fremder Nationalität grundſätzlich durch ihn vertreten werde. Er hat ſtets das Gegentheil bewieſen, und ſein Verhalten in allen Beziehungen des öffentlichen und Privatlebens bis auf den heutigen Tag giebt noch immer keine Gewähr dafür, daß die Wiederherſtellung ſeiner Herrſchaft nicht einem Siege der Unfreiheit, der Geſetzloſigkeit und veralteter Standesprivilegien gleichkommen würde.

Dies ſind die Gründe, weshalb die deutſche Bevölkerung der Provinz gegen jede Art von polniſcher Herrſchaft ſich auf das entſchiedenſte erklären muß. Die neueſten Ereigniſſe haben dieſen Widerſpruch nicht nur gerechtfertigt, ſondern mit zwingender Gewalt dargethan, daß überhaupt die deutſche und polniſche Bevölkerung der Provinz unter einer umfaſſenden, einheitlichen Leitung nicht ferner beſtehen kann. Die dem Polen von dem Deutſchen dargereichte Bruderhand hat jener mit Verachtung zurückgewieſen. Im Widerſpruch mit den in Berlin den Deutſchen kundgegebenen Sympathien, im Widerſpruch mit den erſten öffentlichen Erklärungen des polniſchen Nationalcomite's zeigt der plötzliche Ausbruch von Höhnung und Haß gegen die Deutſchen, daß die vorgebliche Bruderliebe auf der Vorausſetzung fußt, es würden die 50,000 Deutſche des Großherzogthums ihre eigene Nichtigkeit als Deutſche anerkennen und erklären, daß ſie in der polniſchen Nationalität aufgegangen. Und dies muthete man uns in dem Augenblick zu, wo Deutſchland ſelbſt den Tag ſeiner Auferſtehung feierte, unſere Bruſt von dem ſtolzen Gedanken ſchwoll, auch Glied des großen deutſchen Volks zu ſein. Als den Polen kund ward, daß wir bei allen Sympathien für ihre Sache doch deutſch bleiben wollten, verfolgten ſie ſofort den Deutſchen mit entſchiedener Feindſeligkeit und ſchritten zu Thaten der Beraubung und der Gewalt gegen Perſonen und Eigenthum in einem Umfange, daß dieſen nur da Einhalt geſchah, wo den Polen die Macht dazu gebracht. Der alte unſelige Hang zu Druck und Willkür beſteht alſo leider noch ungeſchwächt. Wie ſoll da ein einmüthiges Zuſammenſtehen beider Nationalitäten möglich ſein?

In dieſem Sinne ſind bereits energiſche Proteſtationen von Seiten der Bevölkerung des Netzediſtricts und der weſtlichen Grenzkreiſe des Poſener Departements erfolgt mit dem gleichzeitigen Antrage auf Lostrennung von der Provinz Poſen, und zwar ſind die diesfälligen Anträge in ſolcher Form geſtellt, daß nur durch die Anwendung von Gewaltmaßregeln denſelben zu begegnen wäre. An ſolche aber iſt unter den gegenwärtigen Verhältniſſen nicht zu denken: die deutſchen Grenzkreiſe haben ſich der Unterſtützung der benachbarten deutſchen Provinzen verſichert, und kein deutſcher Soldat würde ſich dazu hergeben, ſeine deutſchen Mitbruder unterdrücken zu helfen, wenn es überhaupt der Regierung in den Sinn kommen könnte, dies zu wollen. Damit iſt von ſelbſt die Nothwendigkeit gegeben, eine Demarcationslinie zu ziehen zwiſchen den unter deutſcher Verwaltung zu belaſſenden Theilen der Provinz und dem vorherrſchend polniſchen Theile, der eine Reorganiſation im nationalen polniſchen Sinne erſtrebt, unverkennbar in der Abſicht, um damit den Grund für die künftige Wiederherſtellung eines freien Polenreichs zu legen. Von dieſem politiſchen Gedanken iſt die nationale Bewegung der Polen in keiner Weiſe zu trennen.

Es bleibt dem deutſchen Element in der Provinz Nichts übrig, als dieſem Gedanken die rechte Anerkennung widerfahren zu laſſen, ſei es auch auf Koſten mancher und ſelbſt vielfacher Sonderintereſſen, nimmermehr aber auf Koſten weſentlicher Geſammtintereſſen der deutſchen Nationalität, oder mit Hintenanſetzung ſolcher politiſchen und militäriſchen Rückſichten, von denen die Exiſtenz des ganzen preußiſchen Staats und die Sicherheit Deutſchlands abhängig iſt.

Dies vorausgeſchickt bringen wir im Namen der geſammten deutſchen Bevölkerung des Großherzogthums, von der wir mit Sicherheit erwarten, daß ſie in der überwiegenden Mehrzahl ſich unſeren Anſichten anſchließen wird, folgende Grundlagen für die nationale Reorganiſation der Provinz in Vorſchlag:

1) Seitens der Staatsregierung iſt eine Abgrenzungslinie für den unter deutſcher Verwaltung zu belaſſenden nördlichen und weſtlichen Theil der Provinz feſtzuſtellen, wobei ſowohl das Uebergewicht der deutſchen Nationalität in dieſem Landestheile, als die dem Geſammtintereſſe Preußens und Deutſchlands entſprechenden militäriſchen und politiſchen Rückſichten zu beachten ſind.

Innerhalb der gedachten Linie muß jedenfalls die Stadt Poſen fallen, und zwar ſowohl aus wichtigen militäriſchen Gründen, als wegen des entſchiedenen Uebergewichts, welches die deutſche Bevölkerung hier behauptet. Dies Uebergewicht beruht ſowohl in der Kopfzahl — es leben hier 18,000 Polen mit 24,000 Deutſchen — als wie darin, daß die polniſche Bevölkerung der Stadt Poſen vorherrſchend den niedern, ungebildeten und unbemittelten Claſſen, umgekehrt aber die deutſche Bevölkerung vorherrſchend den wohlhabenden und gebildeten Mittelclaſſen angehört. Die polniſche Bevölkerung der Stadt Poſen trägt gewiß zu den öffentlichen Staats- und Communallaſten kaum die Hälfte von dem bei, was die deutſche leiſtet, während nichts deſto weniger die Mittel der Communalarmenpflege vorzugsweiſe polniſchen Armen zu gute kommen.

2) Einrichtung einer polniſchen Verwaltung und einer national-polniſchen Militärorganiſation in dem abzugrenzen-

den öſtlichen, vorherrſchend polniſchen Theile der Provinz, ſelbſtredend unter genügenden Garantien für die deutſche Nationalität, ſowie für die freie Religionsübung der Evangeliſchen und Juden.

In der gedachten Landesſtrecke, deren Hauptſtadt die altpolniſche Königsſtadt und erzbiſchöfliche Reſidenz Gneſen ſein könnte, möge die polniſche Nationalität unter deutſchem Schutz, ſo lange ſie deſſen noch bedarf, ſich frei und ungehindert entwickeln. Auf den übrigen Theil der Provinz aber, der durch nicht rückgängig zu machende geſchichtliche Ereigniſſe der Herrſchaft der deutſchen Nationalität anheimgefallen, muß Polen für immer verzichten, und dies offen und beſtimmt ausgeſprochen werden.

3) Die preußiſche Staatsregierung übernimmt die Vermittelung, um die Ueberſiedelung polniſcher Gutsbeſitzer aus dem unter deutſcher Verwaltung bleibenden Theile der Provinz in den polniſchen, und umgekehrt die Ueberſiedelung deutſcher Eingeſeſſenen aus dem polniſchen Theile in den deutſchen, auf alle Weiſe zu erleichtern und zu befördern. Zu dieſem Ende würden namentlich die Staatsgüter in dem polniſchen Diſtrict gegen Privatgüter innerhalb des deutſchen Diſtricts auszutauſchen ſein.

4) Die durch Urwahlen gewählten Volksrepräſentanten (Wahlmänner) entſcheiden durch Abſtimmung darüber, ob der unter deutſcher Verwaltung bleibende Theil der Provinz dem deutſchen Bunde beitreten ſoll, oder nicht. Es iſt nicht zu bezweifeln, daß die überwiegende Mehrheit der Wahlmän-

ner, ſobald vorerſt der polniſche Theil der Provinz abgegrenzt iſt, ſich für den Anſchluß an den deutſchen Bund ausſprechen wird.

Dies ſind unſere wohlerwogenen Vorſchläge, bei denen wir unbedingt zu verharren feſt entſchloſſen ſind. Wir legen ſie der Allerhöchſten Regierung Seiner Majeſtät des Königs zur Genehmigung vor, und rufen die Völker Deutſchlands auf, insbeſondere aber unſere deutſchen Brüder in allen preußiſchen Landen, uns bei der Ausführung derſelben mit der ganzen Kraft ihrer Sympathien und ihres beiſtimmenden Willens zur Seite zu ſtehen."

Das deutſche Nationalcomité zu Poſen.

Der Stolz und der Luxus von **Paris** iſt hin! Aber auch ganz Frankreich wird mit republikaniſcher ſchwarzer Suppe fürlieb nehmen müſſen. Der Moniteur macht bekannt, daß die Steuern aus Staatseinnahmen im erſten Vierteljahr 1848 um 46 Millionen Francs weniger ergaben als im entſprechenden Vierteljahr 1847.

In Paris iſt ein Verſuch, die Regierung zu ſtürzen, an der Entſchiedenheit des Volkswillens geſcheitert. Lamartine, der gute Geiſt der Republik, iſt noch nicht von Ledru-Rollin, ihrem böſen Genius, verdrängt. Wir entnehmen einem kaufmänniſchen Privatbriefe aus Paris vom 17. d. folgende Stelle: „Hier iſt es ziemlich ruhig, und man bemerkt ſogar eine kleine Beſſerung in den finanziellen Verhältniſſen. Die guten Arbeiter fangen an einzuſehen, daß die Utopien eines

Louis Blanc, Cabet und Conſorten Nonſens ſind und ſie ins Elend ſtürzen. Dieſe Arbeiter fangen an gegen dieſe Leute und den Communismus überhaupt ſich auszuſprechen, und wenn die am 4. Mai zuſammentretende Nationalverſammlung dieſelben Geſinnungen gegen Communiſten und Anarchiſten an den Tag legen ſollte, ſo kann es hier beſſer gehen, als man im Anfange hoffen durfte. Die Nationalgarde iſt ſehr ſtark (wohl 200,000 Mann), und wenn ſie zuſammenhält, wie es jetzt der Fall zu ſein ſcheint, ſo iſt der Reſt der Arbeiter keineswegs zu fürchten."

In der Berliner Voſſiſchen Zeitung vom 17. April tritt Jacob Grimm gegen Einen auf, der in demſelben Blatte die Deutſchheit Schleswigs beſtritten hatte. „Nein — ſagt er — Schleswig iſt kein urſprünglich däniſches Land, in dem die Deutſchen Gäſte ſind, wie hier ſchmachvoll vorgegeben wird, ſondern ein urſprünglich deutſches, in welches umgekehrt die Dänen ſich eingedrängt haben. Die geſammte cimbriſche Halbinſel war ehemals von Germanen, nicht von Scandinaven bewohnt, und ſelbſt die Jüten, wie ich in meiner Geſchichte der deutſchen Sprache glaube erwieſen zu haben, waren unſcandinaviſch; es läßt ſich gar nicht denken, daß die Germanen unter ſich fremde Völker geduldet hätten, es ſchiene unglaublich daß die nach Britannien ziehenden Sachſen, Angeln und Jüten, welche Beda, der älteſte Gewährmann für dieſen Auszug, ſämmtlich Germanen nennt, nicht Eines Volks geweſen wären. Die thörichten Verfechter der däniſchen Sache wiſſen nicht weiter hinauf als bis zu Adam von Bremen, zu deſſen Zeit das däniſche Gebiet ſich an die Eider erſtreckte. Aber noch bis auf heute ſind in der jütiſchen Sprache deutſche, undäniſche Beſtandtheile, die auf das wahre Verhältniß hinweiſen. Haben ſich nun die Jüten allmählich der däniſchen Sprache bequemt, ihr Fleiſch und Blut däniſch werden zu laſſen: der größte Theil der Schleswiger will es nicht; hat es nicht gethan und wird es nie thun. Feſtgeknüpft durch heilige Verträge und Sitten fühlen ſie ſich an Holſtein und Schleswig. — Sollen ſich die Deutſchen immer ſelbſt in's Geſicht ſchlagen und nur den Fremden die Haut ſtreicheln? ſollen ſie nicht auf die ſehnſüchtige Stimme ihrer Brüder in Holſtein und Schleswig hören? Schon iſt Schleswig's Einverleibung in den deutſchen Bund zu Frankfurt feierlich ausgeſprochen, ſchon ſtehen Preußen an der Eider und jenſeits der Eider, vor Begier brennend ihre Scharte auszuwetzen. Nein, die ſeit zwei Jahren in allen Theilen Deutſchlands geſungenen Lieder ſind nicht in die leere Luſt erſchollen, keine erlogene Begeiſterung iſt es geweſen, die nach Schleswig entſandten frommen Gaben tragen ihre Frucht, und ein deutſches Land wird jetzt befreit werden, allen Dänen und die es mit ihnen halten, zum Trotz. Keinen Deutſchen aber rühren oder täuſchen im mindeſten die Verheißungen, die der däniſche König halb verſchlafen und halb gezwungen von ſich gegeben hat!"

Während wir den Schleswig-Holſteinern zu Hülfe eilen, laſſen wir eine halbe Million Deutſche in Poſen in Stich. In Dresden hat ſich ſogar ein Verein gebildet, der die Sache der Polen gegen Deutſchland betreibt und öffentlich erklärte, in jener „ſtockpreußiſchen Bevölkerung von Kimmerien“ ſteckten die alten verwitterten Ideen der Reaction, weil — ſie nicht polniſch werden will! In der That, wir fangen an, ſehr national zu fühlen! Aber der Kampf zwiſchen Deutſchen und Polen in Poſen iſt bereits blutig eröffnet. Die Polen haben mit wilder Grauſamkeit den Waffenſtillſtand gebrochen; General Colomb hat von Mieroslawski die Mörder und Räuber verlangt. Es gilt jetzt zu retten was zu retten iſt!

Im Lande Poſen ſind 6 oder 7 ganz polniſche Diſtricte, die hinter der Stadt Poſen gelegen von Deutſchland abzutrennen ſind. 10 Diſtricte ſind ganz deutſch: kein polniſcher Blutstropfen iſt in Bromberg und im Netzegebiet. 10 andere Gebiete ſind gemiſchter Art, und hier gilt es, ob eine Handvoll tollkühner Edelleute mit räuberiſchem Geſindel gegen freie Bauern und geſetzmäßig organiſirte Bürger triumphiren dürfen! Liſſa liegt im polniſchen Diſtrict, hat aber als große Stadt, in der ſich Bürgerthum, Deutſchthum und Cultur geſammelt, denſelben Kampf zu beſtehen wie die Stadt Poſen, wo das Polniſche ſich auf die Vorſtädte beſchränkt. Die Maſſacres gegen die Deutſchen und Juden zeigen, wie die polniſche Freiheit beginnt!

„Greift den Mittelſtand nicht an!“ lautete von Wieck Mitherausgeber der Leipziger Gewerbezeitung, ein Aufſatz im Leipziger Tageblatt, welcher die künſtliche Spannung zwiſchen Bürgerthum und Arbeiterſtand beleuchtet. Zwiſchen den großen Börſenmännern und den Arbeitern liegt ein Mißverhältniß zu Tage, denn das Capital iſt ungleich bevortheilt gegen die Arbeit. Der Mittelſtand aber, der Kern der Bevölkerung, iſt gleich ſehr Beſitzer und Arbeiter. Hier Samen der Zwietracht ſtreuen, heißt ehrlos handeln. Meiſter und Geſellen haben Ein Ziel und können und müſſen ſich über ihre Betheiligung am Gewinn vereinbaren, geben ſie nicht falſchen Quertreibereien Gehör.

Auch der Deutſche Verein zu Leipzig und andere Geſellſchaften haben Aufrufe zur Ordnung und Ruhe erlaſſen. — Friedrich Harkort, Fabrikbeſitzer zu Wetter in Weſtfalen, längere Zeit in Brüſſel im Intereſſe einer deutſchen Donaudampfſchiffahrtsgeſellſchaft, jetzt nach ſeiner Heimath zurückgekehrt, hat an die Meiſter und Fabrikarbeiter im Lande Berg und der Grafſchaft Mark Ermahnungen zur Eintracht und zur Friedfertigkeit erlaſſen. Wir kannten bisher von dieſer Feder kleine Broſchüren: Zur Verbeſſerung der Schullehrerſtellung u. A. Seine Zuſprache an die Arbeiter in ſeiner Heimath geht uns im Hagener Kreisblatt zu, das im Kreiſe des Freiherrn v. Vincke als das amtliche Organ gilt. Der Artikel widerlegt den Irrwahn einer communiſtiſchen Gütergemeinſchaft. „In Berg und Mark leben 40,000 Metallarbeiter. Geſetzt, ſie wollten von Raub und Mord leben und plünderten einen Kaufmann, der 40,000 Thlr. beſitzt, rein aus; dann hätte jeder Dieb 1 Thlr. Geſetzt, das ginge ſo ein halbes Jahr lang luſtig fort, dann wäre kein Kaufmann mehr im Lande, kein Bauer ginge mehr zu Markte. Dann müßten die Schelme Hungers ſterben, oder gleich den Wölfen ſich unter einander freſſen. Merkt Euch die alte Erfahrung: Tauſende können weder von Almoſen noch von Raub leben; es muß tapfer gearbeitet werden. 10,000 Mann à 10 Sgr. täglichen Lohn brauchen jährlich 1 Millionen Thlr., und möchte ich den Spitzbuben ſehen, der die anſchaffen kann. Redliche Leute aber, die können es durch ihre Arbeit! Dieſen muß man aber nicht von Gütergemeinſchaft reden, denn die Zeit wird nie kommen, wo der Kluge und Fleißige für den Faulen und Dummen mit arbeiten will. — Denkt Euch Weihnachten und die Chriſtbeſcheerung! Unter den Lichtern ſtehen ſechs Schüſſeln mit Pfefferkuchen, Aepfeln, Birnen und Nüſſen; jedes Kind trägt ſeinen Teller weg. Nach drei Tagen ſchaut wieder zu, dann hat ein Kind ſich alles verwahrt, das zweite die Hälfte, ein drittes nur wenig, und die andern drei haben alles verzehrt. Seht, da habt Ihr ſchon Arme und Reiche binnen drei Tagen!“

Die ſiegreichen preußiſchen Truppen in Schleswig-Holſtein ſingen in ihren Lagern jetzt ein Lied, worin der Prinz von Preußen mit bedeutungsvollen Lobpreiſungen genannt wird, während des Königs darin auf eine bei weitem weniger hingegebene Weiſe Erwähnung geſchieht. Dies Lied ſoll ein Leutnant O'Etzel gedichtet haben. Man will darin eine charakteriſtiſche Stimmung der preußiſchen Garden erkennen, in welcher dieſelben bei der Berliner Märzrevolution unwandelbar zu verharren ſcheinen. Bei der nationalen Reorganiſation des preußiſchen Heeres möchte doch wohl die Auflöſung und Verſchmelzung der bisherigen Garden mit den übrigen Heerestheilen unerläßlich ſein.

Der Ruſſe Bakunin, der ſich ganz der polniſchen Nationalſache gewidmet hat, um vermittelſt der Wiedererhebung Polens auch eine freie Volksbewegung in Rußland zu entzünden, kam vor einigen Tagen aus Paris unter dem falſchen Namen Rieglewski in Berlin an, und wurde, nachdem er mitten in der Nacht einen Beſuch bei Herwegh's Schwiegervater, dem Hoflieferanten Siegmund, gemacht, verhaftet. Sowohl ſein als falſch erkannter Paß, wie auch der Verdacht, daß er mit den Herwegh'ſchen Republikanern in Verbindung ſtehe und vielleicht ein Agent derſelben für Berlin ſei, hielten ihn einige Tage im Polizeigefängniß feſt. Seine Freunde, die er durch ſeinen früheren, wiſſenſchaftlichen Studien gewidmeten Aufenthalt in Berlin erworben, fürchteten ſeine Auslieferung an Rußland; die preußiſche Behörde hat ſich jedoch ſehr human gezeigt und, nach einer Feſtſtellung ſeiner perſönlichen Verhältniſſe, ihn blos zur Rückreiſe nach Paris unter Begleitung eines Polizeibeamten bis zur Grenze veranlaßt. Bakunin aber beabſichtigt ſich nach Krakau zu begeben, um ſich der polniſchen Revolution thätig anzuſchließen. (Tauchte dann nächſtes Jahr in Dresden auf.)

In Florenz hielt Adam Mizkiewitz eine Rede an das popolo toscano. Auch das in italieniſchen Blättern erſchienene Simbolo politico polacco ſpricht offen die polniſchen Abſichten aus. Das wiedererſtandene Polen, ſagte Mizkiewitz, wird es für ſeine erſte Pflicht halten, Böhmen von Deutſchland loszureißen und dem ruſſiſchen Brudervolke die Hand zu bieten.

Die Erklärung des Netzebezirks an den Deutſchen Bund beſtätigt uns wie falſch die Vorausſetzung, in Polen eine Vormauer gegen Rußland zu ſehen. — Während eine Handvoll Edelleute und Prieſter das Blutbad gegen Deutſche in Poſen eröffneten, halten ſich edle Polen noch immer ſtill. Dembinski bleibt in Belgien, Chlopicki, Skrzinecki laſſen nichts von ſich hören. Mieroslawski wurde verſpottet, als er ſagte, er ſei den Preußen Achtung ſchuldig. Trentowski, der Edle, predigte in Krakau zwei Tage lang Mäßigung und wurde verhöhnt.

Die Berliner Voß'ſche Zeitung brachte über Williſen's angeblich nationale Reorganiſation Poſens einen mit Eckert unterzeichneten Artikel. Er ſetzt auseinander, wie geſetzwidrig und unausführbar die den Inſurgenten gemachten Zuſagen ſind. Williſen iſt Willens, alle oberſten Stellen, ſelbſt in der Juſtiz nur mit Polen zu beſetzen, alle deutſchen Beamten die den Polen mißliebig ſind, abzuſetzen, der Landwehr die polniſche Fahne zu geben! Treuloſer handelte nie ein Deutſcher gegen ſein Volk, in einem Lande, das 700,000 Deutſche aus einer Wüſte in ein bewohntes Land verwandelten.

Oeſterreich hat ſeine geſammelte Erbſchaftsmaſſe als conſtitutionelle Monarchie nun organiſirt — auf dem Papiere zunächſt, und glaubt damit genug gethan zu haben für den Zeitgeiſt, bezweifelt das Heil ſeines Anſchluſſes an Deutſchland und will ſeine Sonderſtellung behaupten. Seitdem Oeſterreich keine deutſche Kaiſerkrone in Ausſicht hat, iſt es kopfſcheu geworden. Die 3000 Fahnen die in Wien flattern, ſind alſo doch mehr Decoration, das Wort des Erzherzogs: Kein Oeſterreich, kein Preußen, ein einiges Deutſchland! war eine Phraſe. Fiquelmont iſt aus der Metternich'ſchen Schule.

Oeſterreich conſtitutionirt ſich. Jede Nation der Monarchie, bis auf die Polen in Galizien, behält ihren Provinziallandtag. Der allgemeine Reichstag iſt jährlich. Der Senat deſſelben beſteht aus den Prinzen des Hauſes, vom Kaiſer lebenslänglich ernannten Mitgliedern und 150 Vertretern des großen Grundbeſitzes, je für die Dauer der Wahlperiode gewählt. Die zweite Kammer beſteht aus 383 Abgeordneten, deren Wahlgeſetz der Reichstag ſelbſt feſtſtellen wird. Die Krone iſt nach der pragmatiſchen Sanction von 1713 im Hauſe Habsburg-Lothringen erblich. Der Kaiſer, mit zurückgelegtem 18. Jahre volljährig, leiſtet den Eid auf die Verfaſſung, kann den Reichstag auflöſen, muß aber in

90 Tagen einen neuen berufen. Der Reichstag beſtimmt ihm für die Dauer ſeiner Regierung eine Civilliſte. Grundſätzlich zugeſagt ſind: Verantwortlichkeit der Miniſter, Abſetzbarkeit der Richter nur in Folge richterlicher Erkenntniß, öffentliche und mündliche Rechtspflege mit Schwurgerichten, volle Glaubensfreiheit mit gleicher perſönlicher Berechtigung, Preßfreiheit mit einem vom Reichstage geſtellten Preßgeſetz, Freizügigkeit, Unverletzlichkeit des Briefgeheimniſſes. — Letztere Zuſage ſcheint nöthig, beſonders gemacht zu werden; die Ehrloſigkeit, über Privatbriefe zu verfügen, war unter Metternich zu unverſchämt getrieben. — Wir wollen wünſchen daß dieſe Karte eine Wahrheit werde.

Fürſt Friedrich Schwarzenberg, der geniale Landsknecht, iſt nach Tyrol gegangen, den Freiſchaaren ſeine Dienſte anzubieten. Er findet dort eine beſſere Sache als unter den jeſuitiſchen Sonderbündlern der Schweiz. Mitten unter Flintenkugeln hat er in Wien ſeiner greiſen Mutter die Augen zugedrückt.

Von den Oeſterreichern, welche zur Ergänzung des Fünfzigerausſchuſſes nach Frankfurt zogen, ſind Profeſſor Endlicher, Graf Auersperg (Anaſtaſius Grün) und Baron Andriani (Verfaſſer von „Oeſterreichs Zukunft“) wieder nach ihrer Heimath zurückgekehrt. Wiesner, bisher bei der Deutſchen Zeitung von Gervinus beſchäftigt, übernimmt in Frankfurt die Oberpoſtamtszeitung. Kuranda wurde in Begleitung des Kanzlers v. Wächter nach Prag geſendet zur

Betreibung der Wahlen für das deutſche Parlament. Ihr Bemühen ſcheiterte in Prag. Palazki hat ſich aus Furcht vor der Partei der Tſchechomanen geweigert, Böhmen im deutſchen Parlament zu vertreten. Will Palazki, der ſeine Aeſthetik, ſeine Geſchichte deutſch ſchrieb, wollen die Panſlaviſten den Zuſammenhang Böhmens mit Deutſchland leugnen! Sie würden damit zugleich den Zuſammenhang mit der Sache der Cultur, mit der Sache der Menſchheit in Böhmen leugnen. — Uffo Horn figurirt unter den Tſchechomanen.

Es iſt wohl kaum einem Zweifel unterworfen, daß General v. Gagern bei Kandern meuchlings erſchoſſen wurde. Die Schüſſe fielen, bevor der parlamentirende Gagern zu ſeiner Linie zurückgekehrt, der Waffenſtillſtand zwiſchen den Kämpfern beendet war. Hecker's Erklärung aus Baſel ſucht vergeblich dieſes Brandmal ſeiner Partei fortzudiſputiren; Meuchelmord klebt an den Händen dieſer badiſchen Republikaner. — — Ungewiß bleibt uns nur folgendes. Hat die Partei auf Hülfe von der franzöſiſchen Regierung gehofft? Oder war der Ausbruch bloße Verblendung des Selbſtgefühls, ein Dünkel, der ſich bis zu kindiſchem Trotz ſteigerte? — Im erſten Falle wäre die Schamloſigkeit der Verrätherei, im zweiten Falle die Kopfloſigkeit größer. Wir wiſſen nicht, welcher Fall weniger traurig wäre. Möglich bleibt es, daß dieſe Handvoll badiſcher Tollköpfe von der franzöſiſchen Regierung in Stich gelaſſen wurde. Die Denunciation Fickler's an die badiſche Kammer ſpricht dafür. Dieſe badiſche Republik hätte dann alſo mit der Verrätherei des Vaterlandes begonnen und geendet.

David Strauß hält in Ludwigsburg politiſche Vorleſungen. Er erklärt ſich gegen die Republik. Auch einige Artikel im Schwäbiſchen Merkur, mit D bezeichnet, in gleichem Sinne, könnten von ſeiner Feder ſein. Seine Argumente gegen die Republik ſind aber nicht ſehr glücklich. Er ſagt, Sprünge ſeien nie von Heil, und die Republik ſei ein Sprung. — Der Sprung von der Göttlichkeit der Perſon Chriſti zur bloßen Göttlichkeit des Begriffs und der Sache war größer, härter und ſchwieriger! — In der Politik befangen, in religiöſen Dingen Freigeiſt: — vielleicht ſöhnt ſich Strauß jetzt wieder mit dem Zeitalter aus.

Der Schwäbiſche Merkur brachte auch vom Tübinger Viſcher politiſche Aufſätze. Viſcher erklärt ſich, im Gegenſatze zu Paul Pfizer, gegen Preußens Hegemonie. Die Annahme der Nothwendigkeit einer ſolchen ſei eine künſtliche Berechnung; politiſche Berechnungen aber, die gegen das moraliſche Gefühl ſeien, täuſchten.

Sehr geſund und richtig ſcheint uns in der Didaskalia Dr. Löwenthal's politiſches Räſonnement. Er will nur Eine Kammer für das deutſche Parlament, erklärt jedoch die Fürſten in allen einzelnen Ländern für die berechtigten erblichen Verwalter des Staates. — Bei dem jetzigen Stand der Dinge und der Stimmung der Gemüther wird man aber in Frankfurt zwei Kammern feſtſtellen, der Fürſtencongreß wird das Oberhaus bilden; die Furcht vor der Republik wird die Deutſchen dazu führen, denn die Furcht regiert die Welt!

Im Deutſchen Verein zu Leipzig ſtellte Profeſſor Weiße den Antrag, der conſtituirenden Nationalverſammlung zu Frankfurt die Verpflichtung auf das Zweikammerſyſtem aufzuerlegen. Anders würden wir die Sorgen vor der Republik nicht los! — Der Antrag wurde einem Ausſchuß zur gelegentlichen Begutachtung überwieſen, d. h. beſeitigt. Die Verdächtigung jedes Andersmeinenden wies Dr. Wuttke mit Proteſt zurück. — Profeſſor Weiße's Philoſophie hat Zeit Lebens zwiſchen Schelling und Hegel furchtſam hin und her geſchwankt; es iſt begreiflich daß auch ſeine Politik nur ein Kind der Furcht iſt.

Leipzig, im Mai.

Zu Anfang Mai erwarten zwei große Nationen von ihren Vertretern die Geſtalt ihrer nächſten Zukunft. Frankreich und Deutſchland eröffnen ihre Nationalverſammlung: gleichzeitig wird in Paris und in Frankfurt über das Wohl und Weh beider Völker getagt werden. Wie verſchieden ſind die Verhältniſſe und die Stimmungen, unter welchen die 900 Bürger Frankreichs und die 600 Abgeordneten Deutſchlands an der Seine und am Main zuſammentreten! Frankreich iſt aus Mangel an fürſtlicher Anwartſchaft Republik geworden. Deutſchland läuft Gefahr aus übergroßem Reichthum an

Fürſten in der Republik ein Heil zu ſuchen. Frankreich kämpft gegen die Schrecken des Communiſmus, vor welchen aller Wohlſtand flieht, Handel und Wandel ſtockt. Deutſchland hat die nichtswürdigen Verſuche einiger republikaniſchen Tollköpfe zu beklagen, und läßt ſich jetzt von den 17 Vertrauensmännern die Frage vorlegen, ob es nicht räthlich, einen Erbkaiſer zu wählen, damit man — vor der Republik ein für allemal ſicher ſei! — Wie verſchieden ſind auch die Bedürfniſſe beider Länder! Frankreich, der tyranniſchen Concentration hoffentlich endlich müde, bedarf einer Emancipation der Provinzen von Paris. Deutſchland, umgekehrt, der zerfahrenen Vielheit ſeiner ſelbſtändig gewordenen Provinzen überdrüſſig, bedarf der zuſammenfaſſenden Kraft und Einheit im Parlament. Allein in Frankreich ſträubt ſich der Nationalſtolz gegen die heilſame Decentraliſation. In Deutſchland lahmt die deutſche Eintracht an Oeſterreichs zaghafter Scheu vor den Slawen! Oeſterreich bleibt ſonderbündleriſch geſinnt.

Die ſiebzehn Vertrauensmänner haben ihren Entwurf zu einer deutſchen Reichsverfaſſung zu Tage gefördert. Der Vorſchlag, einen Erbkaiſer zu wählen, würde ſich vor vier Wochen noch nicht an's Licht gewagt haben: jetzt verhilft uns die Furcht vor der Republik dazu. Selbſt die Siebzehn haben es nicht zur Einſtimmigkeit unter ſich bringen können, dem deutſchen Parlamente künſtlich dieſe Spitze aufzuſetzen. Mögen die 600 deutſchen Männer, die über die Form eines einigen Deutſchlands tagen werden, ſich nicht von falſcher

Furcht beſtimmen laſſen! Die Macht der Eintracht liegt im Parlament; ein gewählter Erbkaiſer bleibt der Zwietrachtsapfel zwiſchen unſern hohen Häuſern! — Der Entwurf der Siebzehn trägt alle Spuren jener hiſtoriſchen Schule an ſich, die mit Dahlmann, Albrecht und Gervinus bezeichnet iſt. Der Entwurf warnt uns vor dem „plötzlichen Bruch mit unſerer Vergangenheit.“ Hiſtoriker ſind keine Staatsmänner; dieſe ſollen die Bedürfniſſe der Gegenwart erwägen, nicht die abgethanen Nöthigungen der Vergangenheit uns von neuem aufbürden.

Die Times meint, der Entwurf der deutſchen Reichsverfaſſung verrathe Männer von großer politiſcher Gelehrſamkeit, aber geringer politiſcher Erfahrung. Sie beſäßen Weisheit, Patriotismus, wohl auch Tugenden und Verdienſte, allein der menſchlichen Befähigung, den materiellen Nothwendigkeiten und ſachlichen Elementen ſei in ihrer gelehrten Arbeit nicht Rechnung getragen. Die Engländer bewähren damit wieder ihren praktiſchen Blick.

In Leipzig iſt nicht ohne Schwierigkeit Robert Blum zum Nationalvertreter für Frankfurt erwählt. — Leipzigs Wahlkreis hätte dergeſtalt ausgedehnt werden ſollen, daß er zwei Vertreter zu ſtellen hatte. Die Bedeutung der Stadt verlangt das. Wahrſcheinlich fühlt ſich Leipzigs Bildung und Intelligenz nicht in Robert Blum, dem Manne des Volkes, vertreten. Aber Bildung und Intelligenz in Leipzig ſind doch nicht im Stande geweſen einen Gegencandidaten durchzubringen. Biedermann war bereits von Zwickau, Albrecht von Harburg gewählt. Baſſermann in Mannheim wurde wie aus Verlegenheit kurz vor der Entſcheidung noch aufgebracht, erhielt aber auch bei der Erſatzmannswahl gegen Wuttke nur die Minderheit. — Die Partei des Volks iſt organiſirt, und hat mehr Vertrauen zu ihren Organen; deshalb wird ſie überall die Partei der Bildung und der Intelligenz überflügeln.

Würtemberg hat ſeine Koryphäen für Frankfurt ins Treffen geſtellt. Uhland, Schott, Paul Pfizer, Viſcher ſind abgeordnet; David Strauß unterlag einem Pietiſten in Ludwigsburg. Aus Baiern und dem Münſterland kommt viel katholiſche Geiſtlichkeit. Ein eigenthümliches Schauſpiel unter den Wahlkämpfen bot Düſſeldorf. Das katholiſche Düſſeldorf hat ſich von der kleinen proteſtantiſchen aufgeklärten Fraction überflügeln und überſtimmen laſſen. Advocat Weſendonk, ein Proteſtant, iſt gewählt. Nicht die größte, ſondern die thätigſte Partei trägt überall den Sieg davon.

Will Oeſterreich deutſch oder ſlawiſch werden? So iſt die Frage zu ſtellen. Die Regierung muß ſich entſcheiden; es läßt ſich nicht mehr laviren. Die Völker Oeſterreichs haben entſchieden und werden ſich entſcheiden. Nicht die Tſchechen in Böhmen, ſondern die Tſchechomanen in Prag ſind es, welche ſich von Deutſchland losſagen wollen, ſich hinter der

Geſammtmacht Oeſterreich verkriechen, um panſlawiſtiſch Rußland in die Hände zu arbeiten. Prag hatte ſich überraſchen und überrumpeln laſſen. Ein Herr, der ſo eben aus Prag zur Leipziger Meſſe kommt, erzählt uns von einer Reaction gegen die Tſchechomanen. Faſter iſt der Name ihres Hauptagitators; ſein Haus iſt geſtürmt. Die Studenten in Prag halten die Ordnung aufrecht. Einige heimlich gedruckte Proclamationen der Tſchechomanen werden der Regierung über die wahren Zwecke dieſer wühleriſchen Partei wohl die Augen öffnen. Die eine derſelben ſtellt die Erblichkeit der Monarchie in Frage, während dieſe Tſchechomanen ſich öffentlich den Schein geben, zu Haus Habsburg in jedem Falle zu halten. — In Raudnitz, dem Sitze der Lobkowitz, iſt auf die deutſche Flagge, mit welcher die „Bohemia" vorüberfuhr, geſchoſſen; ſeitdem fährt das Dampfſchiff auf der Elbe ohne Fahne. — In Wien hat ſich das Regiment bebereits geändert. Es ſoll der Befehl nach Böhmen ergangen ſein, unverzüglich für Frankfurt zu wählen. Am beſten: die Deutſchen ermächtigen ſich ſelbſt dazu, und wählen mit den Waffen in der Hand!

Es ſcheint, daß in Böhmen zwei Fünftel, in Prag ſogar zwei Drittel der Bevölkerung ſich die Berechtigung ihres Daſeins erſt erkämpfen ſollen! Ihrer Saumſeligkeit, ihrem Mangel an patriotiſchem Bewußtſein verdanken die Deutſchen in Oeſterreich den ſchnöden Uebermuth, mit welchem die Tſchechomanen ihnen entgegentreten. Oeſterreich war ein läſſiger Vertreter des deutſchen Elementes. Mit den ſlawiſchen Liebhabereien des böhmiſchen Adels that es ſchön und dachte nicht an Kräftigung des Bürgerthums, der Stütze des deutſchen Lebens. Die Sache der Deutſchen in Siebenbürgen gab man auf und duldete panſlawiſtiſche Wühlereien, deren Endziel ein ſlawiſcher Univerſalſtaat unter Rußland iſt. Auch jetzt iſt die öſterreichiſche Regierung blind genug, nicht in der Kräftigung der deutſchen Elemente ihr Heil zu ſuchen. Die Deutſchen werden den Ungarn die Hand reichen müſſen, um Herr zu werden der wüſten und brutalen, unklaren und dumpfen Wühlerei der Slawen.

In dem jetzt veröffentlichten Hirtenbriefe des Erzbiſchofs Przyluski von Poſen heißt es ausdrücklich: Kinder, mit dem Anſchluß an Deutſchland iſt das Intereſſe der katholiſchen Kirche in Gefahr! — Jetzt bezweifele man noch den lügneriſchen Fanatismus der polniſchen Prieſter! — An die Stelle Williſens iſt General v. Pfuel getreten. Von Dieſem erhielt der Leipziger Verein „zur Wahrung der deutſchen Sache im Oſten“ ein Dankſchreiben. Der deutſche Ausſchuß für den Czarnikauer Kreis bevollmächtigte den Vorſtand des Leipziger Vereins zur fernern Handhabung der deutſchen Intereſſen in Poſen.

England hat durch Privatbeiträge für Hrn. Cobden eine Summe von 79,000 Pf. St., über eine halbe Million Thlr., zuſammengebracht. Für ſeine freiwilligen Bemühungen zum

Nutzen des engliſchen Handels im Auslande zahlt man ihm 500 Pf. St. Unkoſten, für den Reſt der Summe kauft man ihm ein Landgut. Wie beſchämt fühlen wir uns, denken wir an Friedrich Liſt, den wir bei ſeiner eben ſo freiwilligen patriotiſchen Bemühung verkümmern ließen, um nach ſeinem Tode ein Sümmchen zuſammenzutreiben, den Seinigen ein Stück Brot zu geben und ihn mit einem Stein zu ehren!

Der däniſche Krieg wird uns zu einer Flotte verhelfen. Dänemark muß füglich mindeſtens die Hälfte ſeiner Flotte uns abtreten, da dieſelbe ſo lange von Schleswig-Holſteiniſchem Gelde erhalten wurde. Und das bedrohte Hamburg hat endlich patriotiſche Regungen. Hr. Slomann, der Gründer der hanſeatiſchen Dampfſchiffgeſellſchaft, erbot ſich ſchon unlängſt mehrere der großen Huller Dampfſchiffe mit Sechsundachtzigpfündern zu bewaffnen, ohne daß der Hamburger Senat darauf einging. Jetzt haben die Hrn. Slomann und Godefroy einen Verein geſtiftet zur Gründung der deutſchen Flotte. Jeder von ihnen hat bereits ein Kauffahrteiſchiff zur Verfügung geſtellt. — Beſſer jedoch: Dänemark würde gezwungen, ganz und gar mit Deutſchland zu gehen und unſer Admiralſtaat zu werden!

Lamartine iſt noch immer ein Prophet des Friedens! In ſeiner letzten Rede ſagte er, die Geſchichte kenne Revolutionen von zweierlei Art, Gebietsrevolutionen und Revolutionen der Ideen. Eroberung, Umſturz von Reichen, Unterjochung von Völkern ſei der Lebenstrieb der Einen, Krieg ihre Nothwendigkeit. Die Revolution der Ideen ſei die Mutter der Inſtitutionen, der Arbeit und der bürgerlichen inneren Freiheit. Freilich ſeien Ideen anſteckend, mithin geiſtig erobernd; allein die Republik Frankreich werde ſich mit einer „bewaffneten Diplomatie“ begnügen, ſolange der Friede möglich und ehrenhaft ſei. — Inzwiſchen iſt Lamartine doch ſehr geneigt, Piemont an Frankreich zu bringen, wenn Karl Albert die Lombardei für ſich behält! Frankreich, ſagt Lamartine, iſt dort gar ſo ſehr offen, Lyon allzu ſehr ausgeſetzt!

Den radicalen Republikanern in Frankreich iſt die Republik nur Mittel zum Zweck, nur Durchgangspunkt für den Communismus und den Terrorismus der Proletarier. Barbès ſteht an ihrer Spitze; er hat in der Nationalverſammlung ſeinen Sitz auf der äußerſten Linken, auf dem Gipfel des Berges, des Sinai, wie die Partei ſagt, von welchem aus der Blick ins gelobte Land — in Cabet's Icarien — frei wird. Merkwürdig iſt der ganz bibliſche Ton, den dieſe Partei, den alten Puritanern Cromwell's gleich, in ihren Reden jetzt anſtimmt. Auch halten ſie ſich für die ächten Vertreter des Chriſtenthums, für die endlichen Vollſtrecker des Neuen Teſtamentes, das lange genug in den Archiven der Theologen gemodert, in den Händen der Heuchler und Phariſäer zur Unterjochung der Welt gedient habe.

Sind die Wahlen für Frankfurt in Baiern, im Münſterlande hierarchiſch katholiſch, in andern Gebieten Deutſchlands politiſch reactionär ausgefallen, — die Namen Phillips, Döllinger, Hoffmann bürgen für beides, — ſo erhalten ſie durch Wahlen im Sinne des entſchiedenen Fortſchrittes das nöthige Gegengewicht. In Berlin ſind die Wahlen gemiſchter Art. Wir finden unter den Gewählten Vertreter des gemäßigten, conſtitutionellen Fortſchrittes, den Miniſterpräſidenten Camphauſen, den Stadtverordneten Buchhändler Dr. Veit. (Rieſſer, Moritz Hartmann, Cohn und Veit ſind bis jetzt die einzigen Juden in der Nationalverſammlung.) Berlin wählte jedoch auch Dr. Nauwerk und Bruno Bauer, Letztern unter den Erſatzmännern. Halle wählte Profeſſor Dunker, in der Zeit der demagogiſchen Verfolgungen als Märtyrer der ſchwarzrothgoldnen Farben bekannt. Hannover wählte den radicalen Kopf der witzigen „Randgloſſen“, Advocaten Detmold. Eine eigenthümliche Phalanx bildet der geſchichtlich geordnete und begrenzte Liberalismus mit Arndt, Dahlmann, Albrecht, Gervinus, denen ſich aus Süddeutſchland noch Paul Pfizer und Uhland (?) zugeſellen. In Sachſen trugen faſt überall die Kammermitglieder der entſchiednen Oppoſition den Sieg davon. Dr. Schaffrath, Dr. Joſeph, von Dieskau, Henſel, der Deutſchkatholik Rewitzer, der Fabrikbeſitzer Eiſenſtuck ſtehen in ihrer Reihe. (Bürgermeiſter Todt von Adorf iſt als Geh. Leg. Rath Bundestagsgeſandter geworden.) In Leipzig wurde trotz vielfachen, aber rathloſen Gegenbemühungen der Mann der Volkspartei Robert Blum gewählt, in Dresden

Profeſſor Wigard, als Deutſchkatholik bewährt, in Glauchau Günther, als Journaliſt in Sachen der nationalen Induſtrie hier zu Lande bekannt. Nur in Zwickau und Borna ſiegten Vertreter des gemäßigten Fortſchrittes, dort Biedermann, hier Advocat Koch, Vicebürgermeiſter von Leipzig. Faſt überall ſonſt hat der entſchieden als Partei des Volkes organiſirte Vaterlandsverein in Sachſen ſeine Candidaten durchgebracht. Dr. Arnold Ruge, als Buchhändler in Leipzig anſäſſig, ſiegte in Breslau über Heinrich Simon, den Verfaſſer von „Ablehnen oder Annehmen“. Dieſer Vertreter Deutſchlands ſiegte in Breslau durch die dortige Polenpartei.

Meuchelmord und Mordbrennerei ſind die neueſten Heldenthaten Polens. Während uns die Gräuel der polniſchen Wirthſchaft in Buk das Blut erſtarren machen, die lügenhaften Berichte der Polen in den Pariſer Blättern die Franzoſen für ihre Sache zu bearbeiten ſtreben, exiſtirt in Leipzig und Dresden ein Polenklubb (die Schriftſteller Ruge und Günther ſind Mitglieder), um dieſen Polen die Hand zu bieten!

In Berlin haben 101 deutſche Studenten eine Adreſſe an das Miniſterium gerichtet, um Herſtellung Polens und Einſtellung des Kampfes zu fordern. Die politiſche Unfähigkeit vergißt, daß der ehrloſeſte Friedensbruch in Poſen die neueſte Heldenthat Polens iſt. Polen ſei frei! Aber gegen

Rußland nur hat es ſeine Rechte auszufechten. Iſt Polen vom Blödſinn befallen, ſich in deutſchem Blut baden zu wollen, ſo gehe es an dieſem Blödſinn unter! — Zur Ehrenrettung der deutſchen akademiſchen Jugend in Berlin zeichneten ſich gleich zu einer Gegenadreſſe in wenigen Tagen viele hundert Namen.

Iſt Berlin noch immer der Heerd abſtracter Phraſe und der geiſtreichen Schönthuerei? — Seit kurzem erſcheint dort ein Blatt: „die Freiſchaar für Polen“, das die Sache der polniſchen Wirthſchaft in Poſen auf Koſten deutſcher Ehre feiert. Dies Blatt hat politiſche Einſicht genug, einen Bund zwiſchen Deutſchland und Frankreich zu fordern, um gemeinſam Polens Herſtellung zu betreiben. Es wird nicht geſagt, ob Polen bis zur Oder reichen ſoll. Ruge wird das in der Nationalverſammlung den Deutſchen ſpeculativ entwickeln! Wahrſcheinlich aber ſoll ſich Frankreich am Rhein entſchädigen, während Deutſchland ſich an der Weichſel mit Rußland ſchlägt!

Zu unſerer Verwunderung ſitzt der Fünfzigerausſchuß zu Frankfurt noch immer beiſammen. Seine Aufgabe, dünkt uns, ſchien erledigt mit dem Zuſammentritt der Nationalverſammlung. Schmeckt das Regieren ſo ſüß? Oder will er noch immer beſchließen, die deutſche Sache in Poſen offen zu laſſen? In der That heißt das Deutſchland eine Wunde offen laſſen! Mit dem Polenenthuſiasmus auf Koſten deutſcher Ehre hat ſich der Fünfzigerausſchuß gezeichnet. Schließlich erklärt er jetzt, in der Sache Polens vor der Hand nichts thun zu können und zu wollen.

So lange die Freiheit Verſuche macht, die ehrlos ſind, ſo lange wird natürlich die Reaction neuen Grund und Boden gewinnen. Der Bundestag hat nicht übel Luſt, ſich von der Nationalverſammlung die Verfaſſung für Deutſchland nicht mehr unbedingt octroyiren zu laſſen! Hiermit iſt der Anfang des Endes angedeutet!

Heinrich v. Gagern war im Frankfurter Vorparlament der glänzende Anwalt der Fürſten. Er vertheidigte jetzt in der Darmſtädter Kammer gegen Mohr die Siebenercommiſſion. Dieſe habe jener Volksverſammlung das Recht zuerkannt, über die Bedürfniſſe Deutſchlands ein Gutachten zu geben, aber ſie zugleich wohlweiſe vor der Uſurpation einer Autorität verwahrt. Eben ſo erkenne jetzt der Bundestag den Beruf der Nationalverſammlung an, für Deutſchland eine Verfaſſung zu entwerfen. Wieweit aber dieſe Nationalverſammlung auf Anerkennung des Volkes und der Regierungen rechnen könne, werde davon abhangen, wieweit ſie den Wünſchen und Bedürfniſſen der Mehrheit in Deutſchland Rechnung trage. Die Mehrheit der Deutſchen wolle Freiheit und Einheit. Aber die Decrete einer Republik, ſie ſei Eine untheilbare oder eine föderative, würde keinen Beifall bei der öffentlichen Meinung finden. — Hiermit iſt die Machtvollkommenheit der Nationalverſammlung geleugnet, der Grundſatz von der Souveränität des Volks, den das Vorparlament feſtſtellte, aufgehoben. Heinrich v. Gagerns Anſichten ſind ſo ziemlich die Quinteſſenz deſſen, was der Bundestag will und meint. — Mohr erwiederte in Darmſtadt: Alſo ſtatt einer ſtarken demokratiſchen Bundesverwaltung mit centraler Macht wollt Ihr einen kaiſerlichen Hof mit Civilliſte und Apanagen, mit all den dynaſtiſchen Eiferſüchteleien, all den Ränken der Fürſtenhäuſer und Höfe unter einander, ſammt den Verſchleppungen der Geſchäfte, ſammt all dem alten Trödel der Kaiſerzeit von ehedem!

Die Reaction gewinnt in Deutſchland ſolange neuen Boden, als die Freiheit in den Händen der politiſchen Unfähigkeit bleibt oder ehrloſe Verſuche macht. — Hecker's Darlegung über Friedrich v. Gagern's Tod zwingt mich, die Beſchuldigung der Ehrloſigkeit in dieſem Punkte zurückzunehmen. Hecker weiſt nach daß Gagern nicht meuchlings erſchoſſen wurde, zwiſchen dem Parlamentiren und dem gegenſeitigen Feuern faſt eine Stunde verſtrichen war. Gagerns Truppen gaben die erſte Salve, die Republikaner die zweite; die Behauptung des Meuchelmordes nennt Hecker eine „ſchändliche Erdichtung, zu den ſchlechten Mitteln der monarchiſchen Reaction gehörig.“ Hecker beklagt ſich daß der Fünfzigerausſchuß dieſe Beſchuldigung ſo leichtfertig als Thatſache angenommen. Die Erklärung eines badiſchen Soldaten in einer Karlsruher Zeitung ſei lügenhaft erkünſtelt; die Badenſer hätten hinter dem Treffen geſtanden, das zwiſchen den Republikanern mit den Heſſen geliefert wurde, und als deſſen Opfer Gagern fiel, indem er ſich vor die Fronte wagte um heſſiſche Ueberläufer zurückzurufen. Dieſe heſſiſchen Ueberläufer, könnte man meinen, hätten aber nur in Folge neuer Aufforderungen von Seiten der Republikaner ihre Reihen verlaſſen können. Dann müßte von neuem ein Waffenſtillſtand eingetreten, ein neues Parlamentiren eröffnet ſein. Hierüber verbreitet ſich Hecker nicht. Er ſelbſt habe mit dem Piſtol nie geſchoſſen, da er als Anführer ſeiner Stellung nach im ganzen Verlaufe des Kampfes keine Gelegenheit dazu haben konnte. — Die republikaniſche Schilderhebung, ſagt Hecker, ſei aus Begeiſterung für Volk und Volksfreiheit geſchehen. Aber doch wohl auch im frevelhaften Dünkel eines Eigenſinns, der die Wohlfahrt des Volkes opfert, ſtatt ihr zu dienen! — Von Struve, welcher franzöſiſche Hülfe zur Fortſetzung des Bürgerkrieges ſucht, hat ſich übrigens Hecker getrennt.

Das preußiſche Miniſterium Camphauſen erklärt die Rückkehr des Prinzen von Preußen für nothwendig zur Berathung und Anerkennung des neuen Wahlgeſetzes! — König Ernſt Auguſt von Hannover hatte in England ſoviel gelernt um die Hannoveraner zu verlachen, daß ſie ihn ins Land gelaſſen ohne zuvor ihr Staatsgrundgeſetz zu beſchwören!

Das Dampfſchiff Waſhington brachte aus Nordamerica einen Gruß der Deutſchen in Neuyork an das deutſche Volk.

Das Schiff führte die ſchwarzrothgoldne Flagge neben dem Sternenbanner der Vereinigten Freiſtaaten. In dem Glückwunſche heißt es: „Kein Oeſterreich, kein Preußen — ein Einiges Deutſchland! Ein Fürſt ſprach es — und es blieb ein leerer Schall. Ein Volk will es — und es wird zur That!“

Das in Hildburghauſen erſcheinende Deutſche Volksblatt will wiſſen, daß die Fürſten Thüringens Willens ſind ihre Ländergebiete zu verſchmelzen und ſie einer Geſammtregierung zu übergeben, in welcher die einzelnen Dynaſtien der Reihe nach den Vorſitz führen. Dieſe Aſſociation der thüringiſchen Fürſten wäre ein ſchöner Anfang zur allmählichen Verſchmelzung des zerriſſenen Deutſchlands. Wir wünſchen nicht die provinziellen Eigenthümlichkeiten unſeres Vaterlandes vertilgt, wohl aber die Provinzen mit ihren Völkerſtämmen einheitlich und ſelbſtändig zu ſehen.

Der Kirchenſtaat iſt endlich ein weltlicher Staat. Der Papſt hat ſich des Rechtes begeben, Krieg zu erklären und zu führen. Er hat ein ſelbſtändiges weltliches Miniſterium eingeſetzt. Damit hört er auf, Souverän des römiſchen Staats zu ſein, der ſich nun — falls die Furchtſamen darüber nicht erſchrecken — ſehr wohl Republik nennen kann.

Die octroyirte Verfaſſung, ſchreibt mir Max Schleſinger aus Wien, iſt zurückgenommen und eine conſtituirende Reichsverſammlung einberufen; ohne Cenſus irgend einer Art ſind alle Claſſen und Stände in Einer Kammer verſchmolzen. Die Ariſtokratie hat den Todesſtoß bekommen. Die Nachwirkungen dieſes Gewaltſtreiches jedoch können traurig ſein und die Stimmung in Wien iſt in der That eine gedrückte. Galizien kann ſich dadurch zu einem furchtbaren Aufſtand ermuthigt fühlen, mehr aber noch können die Tſchechen in ſcheinheiliger Sorge für den Schutz des Kaiſers von dem Vorfall Veranlaſſung nehmen, auf einer Reſidenzverlegung des Kaiſers nach Prag zu beſtehn. Dies wäre der erſte Anfang zur Gründung eines Slawenreiches und das nächſte Mittel dazu — der Bürgerkrieg.

„Ein Pferd! ein Königreich für ein Pferd!“ — Eine Partei in Deutſchland ruft: Ein Kaiſer, ein Königreich für einen Kaiſer! — Wo aber das Königreich hernehmen? Preußen allein, heißt es, wäre das Königreich, das einen Kaiſer liefern könnte, Oeſterreich iſt aus allen Fugen und weiß nicht ob es ſlawiſch oder deutſch ſein ſoll. Aber Preußen, ſag' ich, würde nicht in Deutſchland aufgehen, vielmehr würde Deutſchland preußiſch werden müſſen, wenn es den Preußenkönig zum Kaiſer machte. Auch Baiern wehrt ſich heftig gegen ein Vaſallenthum unter Preußen. In der That, der kaiſerliche Reichsapfel würde der Zankapfel Deutſchlands ſein. Was bleibt? — „Ein ſtehender Cyclus von wechſelnden Oberhäuptern“, ruft man aus München. Soviel iſt gewiß, nicht in der Machtvollkommenheit eines Einzelnen, ſondern in der Vertretung des deutſchen Volkes liegt die ſichere Gewährſchaft unſerer Einheit. Eine ſtarke demokratiſche Centralgewalt thut uns noth; ſie iſt am einfachſten mit Einer Kammer im Frankfurter Parlamente möglich, aber auch mit zwei Kammern, mit einem Oberhauſe für die Abgeſandten und Bevollmächtigten der Fürſten, denkbar.

Der Bundestag weiſt „feierlich und offen“ jede Verdächtigung zurück, als wolle er „die freie Entwickelung eines einigen kräftigen Deutſchlands“ hemmen. Den Entwurf der Siebenzehn hat er wie jeden Vorſchlag eines Einzelnen den Regierungen zur Kenntnißnahme mitgetheilt. Er überweiſt in dieſer wie in jeder andern Angelegenheit ſeine Handlungen ruhig der unbefangenen Beurtheilung des „deutſchen Volkes und ſeiner Vertreter“, ſpricht aber in ſeinem Erlaß vom 16. d. nicht entſchieden aus, ob er die jetzt eröffnete conſtituirende Nationalverſammlung für die entſcheidende Vertretung des Volkes, das ſich ſouverän ſeine Verfaſſung giebt, anerkennt. Der Darmſtädtiſche Miniſter, Heinrich v. Gagern, räumte das nur für den Fall ein, daß die Beſchlüſſe dieſer Nationalverſammlung der Mehrheit der Regierungen und des Volkes entſprächen. — Mit einer „genialen“ Wendung hat er ſich jetzt als Präſident der Verſammlung zur Souveränität der Nation bekannt, und glaubt ſomit von neuem die Sache des Volks mit der Sache der Fürſten vereinbart zu haben!

Aus Frankfurt wird mir geſchrieben, wie jetzt in Aller Munde die Frage ſei, ob die Maiverſammlung ihre Aufgabe löſen werde. In den gebildeten Kreiſen werde die Frage verneint. Zugleich wird die Beſorgniß laut, es hätten zuviel Männer der Feder und der Gelehrſamkeit Sitz und Stimme in der conſtituirenden Nationalverſammlung. Nicht aus den Meinungen des Zeitgeiſtes, aus den Bedürfniſſen des Volkes müſſe die Reichsverfaſſung hervorgehen; auch den Vorurtheilen im Volke müſſe man Rechnung tragen; eine blos papierne Verfaſſung, eine Uebereinkunft der Doctrinen, könne der Kern der Nation nicht annehmen.

Bei der jetzt ſchwebenden Frage: Republik oder Monarchie? erinnert das Leipziger Abendblatt an ein Wort von Zſchokke. Nur kleine Völkerſchaften, lautet deſſen Anſicht, könnten in republikaniſcher Form beſtehen; die unmittelbare Theilnahme an der Leitung des Staates ſchwinde nach dem Maß der Größe des Landes. In großen Staaten, bei vervielfältigten Intereſſen, Verhältniſſen und Reibungen der bürgerlichen Zuſtände ſei eine ſtärkere geſetzliche Schutzwehr, mithin eine engere Begrenzung der Freiheit des Einzelnen wie der Gemeinden und Stände unvermeidbar; für große Staaten ſei das monarchiſche Princip eine Naturnothwendigkeit. Es war, ſagt Zſchokke, ein unglücklicher Einfall, Frankreich mit ſeinen 32 Mill. Menſchen zu einer einzigen Republik umzugeſtalten. Er ſagte das von der Republik, welche in Napoleons Despotie umſchlug. Der heutigen Republik Frankreich, ſoll ſie Beſtand haben, möchte man die Selbſtändigkeit der Provinzen wünſchen, damit Paris nicht länger ganz Frankreich knechtet. Was dagegen Zſchokke's Anſicht betrifft, Republiken ſeien mit ausgedehnten Räumen nicht vereinbar, ſo iſt ſie einſeitig. Die Republik beſteht nicht darin daß der Staat ohne Fürſten iſt, ſondern darin, daß die Majeſtät im Volke beruht, der Begriff ſtärker iſt als die Perſon, der Bürger ſich ſelbſt regiert. Und dies iſt mit und neben Fürſten möglich; England iſt eine beſſere Republik als Rom, Athen und Sparta waren, Frankreich je ſein wird. In England regiert der Bürger ſich ſelbſt durch ſein Parlament. Dies thut Deutſchland noth, man mag das Republik nennen oder nicht. Hat Deutſchland Muth, Kraſt und Einſicht, ſich zu dieſer Nothwendigkeit zu bekennen, ſo wird es frei ſein ohne Despotie und ohne Anarchie.

Oeſterreich ſetzt den Krieg gegen Italien noch immer fort. Es hat in dieſer Sache die Meinung der ganzen Welt gegen ſich, und dem Bankerotte nahe, treibt es neue Geldmittel zuſammen, um das Heer gegen die Lombarden zu unterhalten. Welche Halsſtarrigkeit! Welche Verzweiflung ohne die Tugenden des Muthes und der Entſchloſſenheit, welche Verzweiflung giebt! Man kann Mailand nicht wiedergewinnen. Und geſetzt, die braven, aber ſchlecht geführten Truppen eroberten Mailand oder Venedig; glaubt Oeſterreich, daß die Republik Frankreich dies ruhig anſehen würde? Hat nicht Lamartine ſchon erklärt, Frankreich nach Italien hin ſei zu offen, könne Piemont ſehr gut als Mauer brauchen! — Der ſtreitige Handel zwiſchen Oeſterreich und Norditalien iſt doch ſo einfach! Oeſterreich wird nicht mehr glauben die Lombardei beſitzen und genießen zu können; es muß dieſe Erbſchaftsmaſſe fahren laſſen. Es handelt ſich blos um ein Stück Geld, um eine Abfindungsſumme. Warum nun nicht ehrlich ſagen: Lombarden, wir erkennen Eure nationale Selbſtändigkeit an; falls Ihr Euch aus dem bisherigen Staatszuſammenhang mit uns anſtändig und als Ehrenmänner löſen, d. h. an einem Theile unſrer Schuldenmaſſe Euch betheiligen wollt! – Statt deſſen ſchraubt man die Frage als Ehrenſache in die Höhe und ſchreibt die halb ſchwachköpfigen, halb ſtolzen Proclamationen Radetzki's: Italiener, kehrt zurück zu Eurer Pflicht, zu Eurem liebevollen Kaiſer, der ſeinen Völkern freie Verfaſſungen giebt, kommet und ſtrecket die Waffen! — Welch ein Gemiſch von Bornirtheit und Dünkel! — Auch Pfordten iſt der Meinung, Oeſterreich müſſe die Lombardei aufgeben, dann aber mit ſeiner geſammten, von deutſchen Elementen durchwachſenen Ländermaſſe in den deutſchen Bund treten.

Pillersdorf hat noch ganz die alte wälſche Praktik des Metternichſchen Syſtems, die Perfidie des Zuwartens, dies Schmiegen und Biegen nach dem Vortheil, während man die Welt glauben machen will, man handle nach einem unverrückbar feſten Princip. Pillersdorf wendete ſich plötzlich den Slawen zu, weil dieſe eine Sympathie für das alte Kaiſerhaus „affichirten“. Man glaubt den Slawen weniger Zugeſtändniſſe machen zu müſſen, und drückt ein Auge zu, daß dieſe Slawen den Kaiſerſtaat Oeſterreich nur vorläufig benutzen, um an einer Zukunft zu arbeiten, die kein Haus Oeſterreich mehr zuläßt. So geht man trüglich auf Trüglichkeiten ein. Pillersdorf ſagte zu den deutſchen Abgeordneten aus Böhmen: Wartet's doch nur erſt ab, wie der Palazki regieren wird! — Wie ehrlos, den Slawen Palazki auch nur abnutzen zu wollen! — Palazki war klug genug den Antrag abzulehnen.

In Leipzig ſtudieren etwa ſiebzehn Sachſen aus Siebenbürgen. (Auch in Berlin und Halle iſt unter den Studenten eine ähnliche Anzahl.) Sie ſind Mitglieder des Vereins zur „Wahrung der deutſchen Sache im Oſten“. Als wir den Aufruf an die Magyaren beſchloſſen, regte ſich in ihnen ein augenblicklicher Unmuth. Die Sachſen in Siebenbürgen ſtehen faſt auf dem verzweifelten Punkt, ſich mit den Slawen zu verbinden, um ſich der Anmaßung der Magyaren zu erwehren. Die augenblicklich drohende Gefahr iſt ſo dringend, daß die ſpätere Gefahr, die ſicher von den Slawen bevorſteht, überſehen wird. — Seit ſieben Jahrhunderten haben dieſe 300,000 Deutſche in ferner Abgeſchiedenheit ihre Verfaſſung, Sprache und Sitte bewahrt, trotzdem Oeſterreich ſie preisgab oder wenig that, ſie gegen die Nachbarn zu ſchützen. Sie ſind im Grunde nicht abgeneigt gegen eine Einverleibung mit Ungarn, aber ihre Rechte als Nation wollen ſie um jeden Preis ſichergeſtellt ſehen. Es ſteht zu hoffen, daß die Magyaren ihren Vortheil im Bunde mit den Deutſchen, den gemeinſamen Feind in den Slawen ſehen. Die Magyaren dürfen, 4 Millionen Menſchen ſtark, gegen eben ſoviel Slawen, gegen 3 Millionen Wallachen und faſt 2 Millionen Deutſche nicht die Herren ſpielen wollen. Dies thun ſie aber, wenn ſie im Gerichtsweſen, in der Heerverfaſſung wie im Münzweſen eine Sprachtyrannei üben. — Wie ſich auch dies ſeltſame Völkergewühl in den Donau- und Karpathenländern organiſiren werde: ohne Anerkennung der freien nationalen Eigenthümlichkeit wird ſich kein Wirrwar löſen. Die Sachſen in Siebenbürgen wollen und müſſen Deutſche bleiben!

Rußland hat in der däniſchen Sache gegen Deutſchland offen aufzutreten verſchmäht. Es arbeitet im Stillen deſto fleißiger. Es verbot jede Ausfuhr von Gold- und Silbermünzen. Es läßt in den Warſchauer Blättern, ſagt man, Artikel erſcheinen, welche den Polen darthun ſollen, wie ſie in Poſen und Galizien die Opfer der Deutſchen wurden. Es hat ſeine Hände geheim in allen ſlawiſch gemiſchten Ländern. Werden wir nicht bald Ruſſen und Polen Hand in Hand gegen Deutſchland ſich waffnen ſehen? — Gott erhalte Deutſchland ein ſtarkes Preußen! Den deutſchen Heerbann zu führen wird Preußen immer den erſten und beſten Beruf haben. Für Zeiten der Noth würden wir dem Preußenfürſten ſogar die Dictatur gern und vertrauensvoll zugeſtehn, ſo wenig wir ihm in bürgerlichen Dingen als erblichem deutſchen Kaiſer huldigen möchten.

Friedrich Hecker hatte die Heſſen aufgerufen zum Zeugniß wider ihn; badiſche Truppen ſeien gar nicht mit ſeinem Haufen im Gefecht geweſen. Jetzt treten heſſiſche Officiere gegen ihn auf mit dem erneuten Zeugniß des an Fr. Gagern verübten Meuchelmordes; mitten im Zwiegeſpräch mit den heſſiſchen Soldaten, die Gagern vom Ueberlaufen zurückrufen wollte, gaben die Republikaner die erſte Salve. Was antwortet der Republikaner Hecker darauf?

Heinrich Stieglitz bringt uns ſeine „Erinnerungen an Rom und den Kirchenſtaat im erſten Jahre ſeiner Verjüngung.“ Das Vorwort iſt zu Venedig im December 1847 gegeben. — Stieglitz gehört zu Denen, deren poetiſches Herz für die ewigen Schönheiten Italiens ſchwärmt; aber nicht blos die Ruinen der ehemaligen Herrlichkeit, nicht blos die Kunſt und ihren Dilettantismus: die unverwüſtlichen Kräfte des Volkes, Italiens politiſche Wiedergeburt zieht er in das Bereich ſeiner liebevollen Sorgſamkeit. Und ſo erhalten wir denn in ſeinen Betrachtungen ein anſprechendes Bild von jenem Manne, der den alten Kirchenſtuhl Petri mitten hineingeſetzt hat in das friſch bewegte Menſchenleben, nicht für den Himmel ſorgt, indem er die Erde verkümmern läßt, ſondern die Segnungen eines ewigen Jenſeits ſchon hienieden auf der Scholle der Wirklichkeit eröffnet. Papſt Pius IX. iſt unter den Statthaltern Chriſti ſeit Jahrhunderten wieder der erſte Staatsmann. Das römiſche Chriſtenthum, das der Kirche die Welt, dem Tode das Leben opfert, hat mit dieſem Prieſter einen neuen Prometheus aufgeſtellt, der dem Himmel wieder etwas Licht für die arme dunkle Erde abgewonnen. Die Blitze des Vatican, die bisher nicht mehr zünden und niederſchmettern wollten, könnten Sonnenſtrahlen werden; der Mann Gottes, der ſich den Pantoffel küſſen läßt, iſt zum erſten Mal ein Mann des Volkes, der den Nothleidenden die Hand drückt, den Armen nicht blos das Evangelium predigen läßt, ſondern ihnen das Chriſtenthum zur Wahrheit und zur Wirklichkeit macht. — Wer heutzutage, ſagt Stieglitz, den Kirchenſtaat betritt, glaubt nicht daſſelbe Gebiet zu berühren! Welch ein Unterſchied in der Stimmung des Volkes ſeit ſechs Jahren, wo ich zum erſten Mal in Rom war! An die Stelle von Verdächtigungen und Spionen iſt ein offenes freudiges Vertrauen getreten; lebenslänglich Eingekerkerte ſind den Ihrigen und der Freiheit wiedergegeben; das dem Todtendienſte der römiſchen Religion und dem kindiſchen Uebermuth des ſinnlichen Augenblicks überlaſſene Volk iſt zu den heiligſten Aufgaben des Lebens berechtigt; aus der chriſtlichen Kirche iſt ein chriſtlicher Staat geworden. Mit der Anerkennung der Menſchenrechte ſind Kinder plötzlich zu Männern erwachſen, die ſich wie in Deutſchland im Gefühl einer brüderlichen Einheit die Hände reichen. So der verzückte Stieglitz.

Er ſchildert uns auch ſeine Wanderungen durch die Romagna, Mark Ancona, Umbrien und den Apennin. Er betritt noch manche öde Stätte, wo das neue Menſchenleben nicht auftauchen kann vor der morſchen Herrlichkeit der alten Ruinen. Auf Piſa ruht noch lähmend der Schatten einſtmaliger Größe. Durch Aſſiſi's öde Gaſſen ſchreitet noch heute die hagere Geſtalt des bußfertigen Franciscus, der von der Eitelkeit des Staubes predigte und das warme blühende Menſchenherz um alle ſeine wahrhaften Tugenden täuſchte. Wunderbare Gegenſätze! Gerade hier an der Geburtsſtätte der heiterſten, genußfrohſten Dichter, des Properz und des Metaſtaſio, dicht neben den prächtigen Säulen des alten Minervatempels erhebt ſich mit allen Schauern einer chriſtlichen Unterwelt die Doppelkirche des heiligen Franciscus. Der Ernſt und die Strenge der gedrückten Bogen, das gedämpfte, gebrochene Licht in dieſem gewaltigen Bau macht die dort umherwandelnden lebendigen Menſchen zu körperloſen Schatten, wenn die Weihrauchwolken des alten Opferdienſtes aufſteigen, vom Chor ein De profundis herniederſchallt. In der Kirche Degli Angeli gedenkt Stieglitz der Malereien unſerer Overbeck, Cornelius und Veit. Ueberall zieht unſer Wanderer die heutige deutſche Kunſt in das Bereich ſeiner Studien und Betrachtungen. Er erinnert uns an Joſeph Anton Koch's „Rumfortiſche Suppe“, wie derſelbe mit bitterem Sarkasmus ſeine moderne Kunſtchronik nannte; er ſchildert uns Riepenhauſens und Thorwaldſens Arbeiten, die Bildhauer, Geſchichtsmaler und Landſchafter von heute.

Als Stieglitz Rom betrat, ſah man noch überall die erſten Triumphbogen, welche das begeiſterte Volk ſeinem Vater Pius errichtet hatte. Wo der Papſt ſich nur irgend blicken ließ, beim Beſuch einer Kirche, bei der Rückkehr von einer Landpartie, da umwogten ihn jauchzend alle die Tauſende, die vom Segen ſeiner ausgeſtreckten Hand nicht blos den jenſeitigen Himmel, ſondern auch für das heilige Menſchenleben auf Erden Glück und Freiheit forderten. Dazwiſchen wurde allerlei Beängſtigendes erzählt von den geheimen Umtrieben einer im Finſtern ſchleichenden Partei, die Alles aufbot die ſegensreichen Maßregeln des neuen Kirchenfürſten zu hintertreiben. Der Zuruf des Volkes bei Pius' erſtem Beſuch des Kloſters al Gesù: „Heiliger Vater, hüte Dich vor der Chokolade der Jeſuiten!“ ging von Munde zu Munde. Bei derſelben Nachricht hatte eine Frau ſeufzend ausgerufen: „Ein ſchöner Mann, ein herrlicher Mann! Nur ſchade, er wird nicht lange leben!“ — und auf die Frage: warum? ihren Nachbarn erwiedert: „Ja nun, er hat ſich in Krieg mit den Pfaffen eingelaſſen!“ Aehnliche Aeußerungen hörte man von verſtändigen Männern mit bedenklicher Miene wiederholen. Auch war allgemein bekannt, daß ſich an verſchiedenen Orten, namentlich in den öſtlichen Provinzen, nicht undeutliche Spuren böswilliger Volksaufwiegelung gezeigt, deren ſchlau berechnete Pläne auf Verdächtigung der neuen Regierung zielten. Vielfältige Uebertreibungen trugen dann das Ihrige bei, dieſe Gerüchte zu ſteigern. So ſollten mehrere Cardinäle nächtlicher Weile vermummt in die Staatsgefängniſſe gebracht, andere von hohen Poſten plötzlich ins Exil geſandt ſein, während gar manchem noch ein ähnliches Schickſal drohe. Auch wollten Viele bei den ſpätern Ausfahrten des Papſtes in ſeinen Zügen Kummer und Sorge gewahren.

Zu Anfang November ſchien der glückliche Einklang der Gemüther einen Augenblick geſtört. So manche geſpannte Erwartung war nicht raſch genug erfüllt; man hörte dem Preiſe des neuen Herrſchers auch Laute des Unmuthes beigemiſcht auch von Solchen, die noch kurz zuvor in ſeinem Lobe am verſchwenderiſchſten geweſen; es liefen Spottverſe um und ein Freund Stieglitzens fand es natürlich, daß auf das begeiſterte Hoſianna ſo ſchnell ein „Kreuzige!“ folgte, als gerechte Vergeltung für den ungebührlichen Enthuſiasmus, der ſich ſo vorſchnell als Pränumeration unerfüllbarer Erwartungen kundgethan. Allein dieſer Peſſimiſt wurde Lügen geſtraft. Am Morgen des 8. November, wenige Stunden vor dem feierlichen Zuge des Poſſeſſo, wurde ebenſo klug wie wohlwollend das Decret veröffentlicht, welches die Errichtung der Eiſenbahnen für den Kirchenſtaat verordnete. Im December folgten von neuem jene freudigen Aufzüge, in deren glänzender und geſchmackvoller Anordnung die Römer ſo geſchickt ſind. — Im März unterlag das Vertrauen des Volkes abermals einer Probe, als das Cenſuredict mit ſeinen ſtarken Ausdrücken gegen die jüngſten Uebertreibungen der Preſſe erſchien. Man glaubte den Papſt von neuem in den Händen der Finſterlinge. „Muth, heiliger Vater, vertraue Deinem Volke!“ rief man ihm öffentlich zu. Pius erließ ein neues Edict, nach welchem fünf weltliche Männer ein Collegium über die Preſſe bilden, der bisherige Obercenſor, der Maestro del sacro palazzo, ein Dominicaner, nur über das Religiöſe zu entſcheiden hat. Die Oſterfeierlichkeiten wurden jubelnd begrüßt: durch Abgeordnete aus dem Laienſtande aller Provinzen iſt die Vertretung des Volkes vor dem Stuhle Petri ſicher geſtellt. — Stieglitz erzählt viele Züge aus dem Leben des Papſtes, welche die begeiſterte Liebe des Volkes ins Wunderbare ſteigerten, von ſeinem plötzlichen Entſchluß in der Jugend, ſtatt Soldat Geiſtlicher zu werden, von den Erlebniſſen auf ſeiner Miſſionsreiſe in America, deſſen Boden er bis jetzt der einzige von allen Päpſten betreten hat, von ſeinem Unwillen gegen die alte Demagogenſpürerei zu Anfang der dreißiger Jahre in der Zeit ſeines Episkopats in Spoleto. Seine unermeßliche, aber umſichtige Wohlthätigkeit, die Vereinfachung ſeiner perſönlichen Bedürfniſſe, ſeine Hintertreibung alles Nepotismus, ſeine Unterſuchung der Krankenhäuſer, die er von unnützen Pfründenverzehrern ſäuberte, ſeine unvermutheten Beſuche in den Schulen und in den Hütten der Armuth, ſein überraſchendes Erſcheinen auf der Kanzel, wo er ſeit undenklichen Zeiten wieder der erſte Papſt ohne alles Gepränge das Wort ergreift und die Lehre Chriſti den Menſchen menſchlich deutet: — alle dieſe Züge machen Pius IX. ebenſo bedeutſam als liebenswürdig. Als Fürſt des Staates hat er durch die Bildung der Nationalgarde das Volk für mündig erklärt und die Staatslaſten bedeutend erleichtert. Zur Aufhebung des Lotto, des privilegirten Haſardſpiels, das das müßige Volk auf die Gunſt des Zufalls liederlich bauen läßt, hat er ſich noch nicht entſchließen können. Auch wird er die Freiheit nicht über die Faſſungskraft ſeines Volkes, nicht über die nationalen und nächſten Bedingungen ſeines Landes ausdehnen. Er hat die Jeſuiten nur fortgeſchickt, um ſie — dem Zorn des Volkes zu entziehen. Eben weil Pius ein kluger, beſonnener Fürſt ſeines Staates iſt, wird er nicht ſogleich die Kirche Chriſti auf den Grundſäulen der reinen Lehre des Erlöſers wieder herſtellen. Ein guter Staatsmann kann nicht zugleich ein großer Reformator ſein. — Stieglitz iſt uns hierüber ſein Bekenntniß ſchuldig geblieben.

Aus Berlin ſchreibt man mir: Der Exminiſter v. Kamptz lebt, wie Sie wiſſen, immer noch hier in Berlin, obwohl ſein Reich längſt zu Ende gegangen, und die allgemeine Stimme den berüchtigten Demagogenriecher und Burſchenſchaftenverfolger längſt gerichtet hat. Er war natürlich am 18. März, gleich dem größten Theil unſerer Ariſtokraten, nach Potsdam entflohen, kehrte aber nach einigen Tagen in ſein Haus hieher zurück. Ein nothwendiges Geſchäft veranlaßte ihn auszugehen. Der Herr Exminiſter war aber in großer Verlegenheit, da ihm das wichtige Kennzeichen eines guten Patrioten, da ihm die dreifarbige Kokarde fehlte. Finſter ſinnend ging er auf und ab, unſchlüſſig, was er thun ſollte. Plötzlich erhellte ſich ſein Blick; ſein erfinderiſcher Kopf hatte Rath geſchafft. — Wenige Minuten ſpäter verließ Herr von

Kamptz mit eiligen Schritten ſein Haus; an ſeinem Hute prangte eine ungeheure Rieſenkokarde. Da begegnete ihm ein Bekannter: „Himmel, wo kommen Sie her, Herr von Kamptz? und was haben Sie denn da? Das iſt ja ein Monſtrum von einer Kokarde, und wie kommt es, daß ſie ſchon ſo alt und verblichen iſt, während wir doch erſt ſeit drei Tagen gute dreifarbige Deutſche ſind? Ihre Kokarde ſieht ja aus wie ein altes bemooſ'tes Haupt!“ — „Das iſt ſie auch, ſagte Herr von Kamptz lachend, ſie iſt faſt zwanzig Jahre älter, als Eure moderne Freiheit. Weil ich ausgehen mußte, und nicht gleich eine Kokarde zur Stelle hatte, habe ich mir dieſe da aus den frühern Burſchenſchaftsacten hervorgeſucht!“

Aus Paris: Der tollkühne Verſuch der Ultrarepublikaner und Communiſten vom 15. Mai bringt die Franzoſen zur Beſinnung. Wir nennen es ein Heil, daß das Treiben jenes Pöbels ſchon ſo bald an's Licht getreten iſt. Man ſieht nur, was hinter dem erheuchelten Enthuſiasmus ſteckt, und wird ſich hüten Truppen in's Ausland zu ſchicken; unſere Nationalgarde aber wird ſich nicht in Sicherheit wiegen laſſen. Sie zahlt die Reformſchreierei vom Februar jetzt ſchon theuer genug, und ſieht leider nur zu gut ein, daß es unmöglich, zugleich mit der Regierungsform auch die Menſchen zu ändern. — Lamartine hat durch die Vorgänge des 15. viel an Popularität eingebüßt. Wir fürchten, die Unterſuchung dieſes Complottes wird ſeinen Collegen Verlegenheiten bereiten. Hier fehlt ein Robert Peel, um das Staatsſchiff bei ſolchen Stürmen ſicher zu lenken. Versmacher ſind zu ſolchem Handwerk nicht geboren. — Die Arbeitercommiſſion hat viel Unheil geſtiftet, und ordentliche Leute gradezu an's Nichtsthun gewöhnt. — Baares Geld iſt hier ſeit kurzem wieder viel häufiger.

Von Frensdorff's „Männern und Frauen des Auslandes“ (Berlin, Alex. Dunker) bringt das 2. Heft den Schluß über Lamartine. In der Begeiſterung für ſeinen Helden ſagt Frensdorff, Lamartine habe ſchon 1831 die jetzigen Geſchicke Frankreichs mit ſeinem dichteriſchen „zweiten Geſicht“ erblickt und prophezeit. Dieſe briefliche Aeußerung findet ſich in einer kleinen Broſchüre, die Graf Merode in Brüſſel sur la politique rationelle veröffentlichte. „Wo ſind wir?“ heißt es in dieſem Briefe Lamartine's. „Gewiß nicht am Ende der Zeiten, nicht am Beginn einer jener ſchändlichen Epochen ohne Hoffnung und Ausgang, wo die Menſchheit in einer langen und niedrigen Corruption ihrer Verweſung entgegengeht. Nein! Wenn wir die Geſchichte und das Evangelium aufſchlagen, wenn wir den kurzen Weg ſehen, den der Menſch bis jetzt zurückgelegt hat, und die unendliche Straße, welche die Vernunft und das göttliche Wort ſeiner Vervollkommnung eröffnen, ſo fühlen wir, daß die Menſchheit kaum das Alter der Vernunft erreicht hat. Wohin gehen wir? — Wir gehen einem der erhabenſten Anhaltpunkte der Menſchheit entgegen (à une des plus sublimes haltes de l'humanité), einer fortſchreitenden und vollkommenen Reorganiſation der geſellſchaftlichen Ordnung, gegründet auf das Princip der Freiheit und Gleichheit. Wir ſehen in der Zukunft für die Kinder unſrer Kinder eine Reihe von Jahrhunderten voll Freiheit, Religion, Sitte und Vernunft, ein Alter der Wahrheit und Tugend: oder, ſchreckliche Alternative! wir ſtürzen Frankreich und Europa in einen jener Abgründe, die zuweilen zwei Epochen trennen wie das Meer zwei Continente, und wir hinterlaſſen ſterbend unſern Söhnen die Zerſtörung der geſellſchaftlichen Ordnung, neue, zweifelhafte, beſtrittene und mit Blut befleckte Grundſätze, eine unmögliche Regierung, eine unausführbare Freiheit, eine verfolgte und erniedrigte Religion, eine retrograde Geſetzgebung, einen allgemeinen europäiſchen Krieg ohne Frucht und Ende, die Geſetzmäßigkeit des Schaffots, die Civiliſation des Bivouacs, die Moral des Schlachtfeldes, die Freiheit der Satrapen, die Gleichheit der Räuber, und in der Mitte dieſer Kataſtrophe eine Idee, im Blute erſtickt, durch den Säbel zerfleiſcht, hier und da in einigen edlen Seelen knoſpend, auf der Erde erſt wieder aufblühend nach zwei Jahrhunderten voll Unfruchtbarkeit, Sklaverei, Verbrechen und Ruinen. Das iſt die Wahl, die in dieſem Augenblick getroffen wird. — Wer den Krieg aus den Falten ſeines Mantels wirft, übernimmt die Verantwortlichkeit für ein Jahrhundert des Chaos, des Meuchelmordes, des Blutvergießens und der Sklaverei!" — Man hat Lamartine den Girondin der Revolution von 1848 genannt. Die Geſchichte der Girondiſten hat Lamartine als Girondiſt begonnen, aber als ein Mann von der Bergpartei beendet. Wie wird ſein Ende als Mann der Regierung ſein? — Frensdorff ſagt: „Er kann fallen, unterliegen; aber er wird auch dann bleiben was er war: der Jünger und Apoſtel des menſchlichen Ideals." — Wir unſererſeits, gleich ſehr erfüllt von Lamartine's hohem Werth, wünſchten ſeiner Humanität einen beſonnenen Rechenmeiſter wie Cormenin zur Seite!

Die engliſche Preſſe bringt über den letzten Pariſer Aufſtand wieder das geſündeſte Urtheil. Die Times ſagt: Das Attentat auf die Nationalverſammlung geſchah ohne alle Herausforderung von Seiten dieſer. Kein Votum, keine reactionäre Maßregel der Regierung hatte die Bevölkerung verletzt. Mehr als 100,000 Menſchen empfangen für Nichtsthun öffentliche Gelder, und dieſe müßigen Arbeiter liefern zum großen Theil die bewaffneten Arme, um in die Nationalverſammlung einzubrechen! Und als wenn die Polenfreunde die Sache Polens auch bei Denen in Mißcredit zu bringen bezweckten, welche für dies unglückliche, irregeleitete Volk unbemeſſene Sympathien gezeigt, machte man die Herſtellung Polens durch kriegeriſche Intervention zum Feldgeſchrei von ehrloſen Räubern und Communiſten! — Drei Stunden ſpäter konnte Jeder für den Ruf: Es lebe Polen! nur Verwünſchungen ernten.

Aus der Republik der Nationalgarde ſollte in Frankreich durch das Complott der Communiſten eine Republik der Lumpe werden. Die ſchon fertigen Decrete, die man in Sobrier's Hauſe fand, ſind im Sinne Babeuf's. Sie verordnen die Confiscation des Eigenthums aller Bürger, die ſich nicht zu einer Zwangsſteuer bequemen, eine Schätzung alles Vermögens durch die Arbeiter, beſtimmen jedes Privateigenthum zum Staatseigenthum, vertheilen aber die Summen an die Arbeiter. „Brennen und ſengen wir, heißt es in einem Aufruf, bis die Theilung der Güter errungen iſt." Das Geld iſt abgeſchafft, die Familie hat aufgehört! Alle Vorzüge, gleich viel des Beſitzes und des Geiſtes, ſind abgeſchafft! Gleichheit und Brüderlichkeit ſoll allgemein herrſchen. Alles ſoll in den großen Sudelbrei der Einigkeit eingekocht werden. Vor der Hand aber ſollte „die verfluchte Stadt Paris 500 Mill. Franken zahlen!" —

Unter den Arbeitern in Frankreich heißen jetzt diejenigen, die ehrlich, brav und tüchtig ſind, Arbeit ſuchen, Arbeit finden und wirklich arbeiten — ouvriers aristocrates. Demokraten unter den Arbeitern nennen ſich diejenigen, die noch immer auf Staatsunkoſten leben.

Die Franzoſen eifern jetzt gegen die Sucht Deutſchlands, ſich zu vergrößern. Dieſe Ehre iſt unſerer Beſcheidenheit noch nicht geworden! Lamennais betitelt in ſeinem Peuple constituant einen Artikel: de l'hypocrisie germanique; Zorn, Perfidie und völlige Unkenntniß der Sachlage ſind wunderlich in dieſem Artikel durcheinandergemiſcht.

Es ſteht feſt, daß die Polen in Paris bei dem Attentat auf die Nationalverſammlung ſtark betheiligt waren. Jetzt ergiebt ſich, daß die Polen in Poſen gegen die Trennung der deutſchen und polniſchen Elemente des Großherzogthums, wozu Preußen geneigt iſt, ſich ſträuben. General v. Pfuel hat den Gutsbeſitzer Dr. v. Kraszewski, auch als Schriftſteller bekannt und geachtet, zum Präſidenten der neu einzurichtenden polniſchen Regierung für die polniſchen Theile berufen. Allein die Polen weigern ſich ihre verworrene Nationalſache auf dieſe Weiſe löſen und lichten zu laſſen. Sie wollen Verwirrung; ihre Wühlereien bezwecken chaotiſche Zwietracht und leidenſchaftliche Verfinſterung. Die Prieſter miſchen ihren Fanatismus hinein. Polniſch gilt ihnen gleich mit katholiſch, und evangeliſch für gleichbedeutend mit deutſch. Seid Polen! rufen ſie, denn nur dann ſeid ihr wahre Chriſten! Es iſt bekannt, daß ſich der Erzbiſchof von Poſen weigerte zum Frieden zu ſprechen. — Der ſächſiſche katholiſche Biſchof Hr. Dittrich weigerte ſich wenigſtens, jenen Irrthum zu widerlegen.

* * *

Preußen gegen Rußland, Frankreich gegen Deutſchland zu hetzen, war der letzte Trumpf, den die Polen ausſpielten. Sie haben ihn vorſchnell geſpielt und für jetzt verloren. — Der franzöſiſche Botſchafter in Berlin lieferte an die Nationalverſammlung Berichte, welche dieſen Plan enthüllen. Dieſer Diplomat, ein ſorgſamer und als Franzoſe ſeltener Beobachter der Zuſtände in Poſen, begann ſeine Berichte mit unverhohlener Sympathie für Polen und endete mit dem ſchroffen Urtheile: Die ſlawiſchen Völker ſind unfähig zu einer ſelbſtändigen Organiſation. — Der franzöſiſche Botſchafter iſt der Anſicht, der von Preußen ſo edel und großmüthig behandelte Mieroslawski habe es mit einer Emeute in Berlin verſuchen wollen. Jedenfalls hatten auf den letzten Aufruhr in Paris die Polen ihre vorzügliche Hoffnung geſetzt. Die Sympathie für ſie war die treibende Macht bei dem Attentat auf die Nationalverſammlung. Vive la Pologne! war das Feldgeſchrei, mit welchem die Aufrührer heranſtürmten; hinter dieſen Ruf verſteckte ſich das Gelüſt nach der Schreckensregierung, der Blödſinn des Fanatismus, die wilde Gier der ſchlechteſten Leidenſchaften. Frankreich hat dieſe Revolte unterdrückt. Frankreich wird einſehen, daß ſeine Wohlfahrt nicht ein Opfer des polniſchen Unglücks, nicht ein Spielball der polniſchen Tücke ſein kann.

David Strauß hat in der Polenſache über den Fünfzigerausſchuß das rechte Wort im Schwäbiſchen Merkur geſprochen. Es war eine principloſe Inconſequenz, nach Böhmen zur Wahrung der deutſchen Sache Abgeordnete zu ſenden, und die Sache der Deutſchen in Poſen — offen zu laſſen. Jetzt kommt der „rührende Flüchtling" Venedey und erklärt in der Nationalverſammlung zu Frankfurt die Wahl eines Abgeordneten der Stadt Poſen für unberechtigt! Daß 100,000 Deutſche ihre Vertreter ſtellen: eine „offenbare Ungerechtigkeit gegen das polniſche Volk!" — Der ſonſt ehrenwerthe Venedey hat die Haltungsloſigkeit aller Flüchtlinge; ſie rühren uns durch ihr Unglück, aber ihre kosmopolitiſche Sentimentalität iſt draußen eine Caprice geworden. Venedey glaubt es den edlen Polen, mit denen er in Paris fraterniſiren mußte, ſchuldig zu ſein, der Phraſe der Freiheit die deutſche Ehre zu opfern. Dieſer Kosmopolitismus iſt ehrlos. Aber er findet noch Anklang in Deutſchland. Arnold Ruge, der Vertreter der philoſophiſchen radicalen Phraſe, wird den Antrag unterſtützen. In der Herſtellung Polens eine Rettung für Deutſchland zu ſehen, iſt Sache der Feigheit.

In Sachen Böhmens hat, wie uns ſcheint, die Erklärung des Grafen Deym die jetzige Phaſe hervorgerufen. Deym ſtellte ein ſpecifiſch böhmiſches Nationalbewußtſein auf. Wer vorherrſchend tſchechiſch fühle, wer vorherrſchend deutſch ſei, könne kein wirklicher ächter Böhme ſein. Der ächte Böhme kenne nur Ein Vaterland, Böhmen, nur Eine Monarchie, die öſterreichiſche. Wir wiſſen nicht wie weit dies künſtlich conſtruirt iſt, aber Deutſchböhmen und Slawen ſcheinen ſich jetzt in Prag die Hände zu reichen. Dieſe Combination ſteht unter ariſtokratiſchen Einflüſſen. Die Ariſtokratie iſt es, die durch den Anſchluß an Deutſchland, wohin Böhmen ſeiner Cultur und Entwickelung nach gehört, ihre unter Slawen noch immer allzu ſehr bevorzugte Stellung einzubüßen fürchtet. Graf Wurmbrandt hielt eine donnernde Rede gegen die letzten Wiener Ereigniſſe. Palazki mußte klug daran gemahnen, durch das Bedauern, daß der Kaiſer nicht nach Prag gekommen, nicht die Luſt zu verrathen Prag zum Mittelpunkt der großen Slavia zu machen; damit würden den „Feinden der Tſchechen für ihre Vorurtheile gegen die Begründung eines großen Slawenſtaates neue Waffen in die Hände gegeben!“ — Und bei all der vielfach geäußerten Sympathie für Oeſterreich erklärt zugleich Graf Leo Thun, dem die deutſchen Farben zuwider ſind, vom Wiener Miniſterium „nur unter gewiſſen Bedingungen“ Befehle annehmen zu wollen!

Der Adel des Königreichs Sachſen verdient unſere Aufmerkſamkeit und Anerkennung. Iſt es blos die Fügſamkeit und Schmiegſamkeit des ſächſiſchen Naturells, iſt es ein tieferer ſittlicher Inſtinct: genug, der Rittergutsadel beantragt die Aufhebung der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit. Sie war, wie wir hören, ſchon unter dem geſtürzten Miniſterium, einem Miniſterium des Hofadels, beſchloſſen, hat aber doch wohl erſt in Folge der letzten Bewegungen die Geſtalt der Nothwendigkeit gewonnen. Wir wiederholen die hier ſchon einmal ausgeſprochene Ueberzeugung: Der Bauer kann nicht mehr zwiefach Unterthan ſein, außer der Landesregierung nicht auch noch den Gutsbeſitzer als Herrn über ſich erkennen! — Die erſte Kammer in Dresden ſpricht in der Adreſſe an den König unverholen aus, ſie ſei bei Berathung des neuen Wahlgeſetzes bereit, alle bisher bevorzugten Standes- und Sonderintereſſen fallen zu laſſen, und das Wohl der Geſammtheit des Volkes in's Auge zu faſſen. Nur durch Kräftigung des ſittlichen Elementes in allen Schichten der Bevölkerung würden die Nationen der wahren Freiheit entgegengeführt; und Sachſen wolle unſerem geſammten Vaterlande voranſchreiten, um aus der Gährung der Zeiten kräftiger und einiger hervorzugehen.

Viele von den alten Märtyrern der ſchwarzrothgoldenen Farben ſind als Veteranen wieder eingetreten in die neue Bewegung der Zeit. Nur der hannoverſche Advocat Dr. König, von Oſterode, aus den hannoverſchen Wirren von 1841 bekannt, ſtarb in der Mitte des Mai.

Nicht blos Baiern, auch Hannover erklärte ſich gegen die Wahl eines Erbkaiſers. Miniſter Stüve gab in der hannoverſchen Kammer der dortigen Stimmung den Ausdruck, indem er erklärte, der Entwurf der ſiebzehn Vertrauensmänner „verſchiebe das föderative Syſtem," das den deutſchen Völkern noth thue. Ein Kaiſerthum, ſagt Stüve, werde von den Fürſten nie anerkannt werden. Von Oeſterreich und Preußen nicht, wenn nicht das Eine oder das Andere den Kaiſer lieferte. Und was würde Berlin dazu ſagen, wenn der König von Preußen als Kaiſer in Frankfurt reſidiren ſollte! In den Nordſeeküſtenländern regt ſich auch der ſeparative Geiſt, der ſich ſträubt ſich den Binnenländern zu unterwerfen. Dieſer Sondergeiſt iſt Deutſchlands Unglück geweſen, gehört aber ſo zu unſrer Natur, daß wir ihn nur durch Vertrag, durch friedlichen Ausgleich überwinden, nicht ihn durch die Decrete eines Kaiſers uns beſeitigen laſſen.

Der Berliner Witz kommt wieder auf die Strümpfe. Strumpf war ja Nante's Familienname! Wie katzenmuſikaliſch Berlin geworden iſt, hören wir täglich. Ein Privatbrief aus Berlin ſchloß mit dem ſtolzen Selbſtgefühl: Heute erwarten wir wieder ſechs Katzenconcerte; unſere Bürgerwehr rückt aus, um nöthigenfalls mit dem Kuhfuß zu accompagniren. — Glorreicher Zuſtand! Auf jede Serenade, die der Royalismus bringt, folgt ein Katzenconcert als Gegendemonſtration. — Auch in neuen Blättern iſt Nante wieder da, Nante, der politiſch Wiedergeborene. Zu Glasbrenner's Freien Blättern hat ſich Hoſemann geſellt. Drei Männer des Fortſchrittes, mit langen Fortſchrittsbeinen, wie Heine ſagt, Louis Philippe, Metternich und der P. eilen nach London. — Kladderadatſch heißt ein zweites Blatt. Da aſſociiren ſich die Säuglinge und ſammeln Unterſchriften zu einer Petition für directe Mutterbruſt und gegen indirecte Lutſchbeutelnahrung. Sonſt wimmelt das Blatt von localen Obſcönitäten. — Der Berliner Krakehler, ein drittes Blättchen, bringt witzige Inſertionen. Da wird ſchleunigſt ein Lehrer geſucht, der in der Katzenmuſik gründlich unterrichten kann. Der Berliner Krakehler hat die dunkle Ahnung, daß es für einen Miniſter ſchwerer iſt durch Krakehl 400,000 Menſchen auf die Beine, als auf die Strümpfe zu bringen. — Während der Wahlverſammlungen, rückt jemand ein, iſt mir der linke Lungenflügel abhanden gekommen; der ehrliche Finder wird erſucht, ihn gegen eine angemeſſene Belohnung in meiner Wohnung abzugeben.

Leipzig, im Juni.

Der erſte wichtige Moment der Nationalverſammlung zu Frankfurt war die Erledigung, oder wenn man will Beſeitigung der Mainzer Unruhen. Das Gelüſt, zu regieren, ſtatt zu conſtituiren, war im Fünfzigerausſchuß rege. Er hatte zur Schlichtung von Wirren Bevollmächtigte abgeſandt. Während er aber in Cöln, Straßburg, Prag auf dieſe Weiſe einſchreiten wollte, ließ er in Poſen die Sache offen. Dieſe Folgewidrigkeit hat den Fünfzigerausſchuß gezeichnet. Das Gelüſt, zu herrſchen, drängte ſich jetzt in der Mainzer Sache auf. Wäre die Verſammlung darauf eingegangen, Maßregeln zur Schlichtung der Mainzer Wirren zu beſchließen, ſo wäre aus der geſetzgebenden Verſammlung eine vollziehende Regierung geworden. Die Verſammlung beſchied ſich, nach Erwägung der Mainzer Sache von ihrer Erledigung und Entſcheidung abzuſtehen. Sie ging auf ihr Geſchäft über, die Verfaſſung für Deutſchland feſtzuſtellen.

Welcker kämpfte in Frankfurt wieder gegen Anarchie und Umſturz wie ein alter Löwe. Er brachte wie im Vorparlament auch jetzt wieder durch die Gewalt ſeines donnernden Wehe! erſchütternde Wirkungen hervor. Er habe, rief er, die Schmeichler der Fürſten und ihre unſeligen Theorien nicht deshalb 30 Jahre lang bekämpft, um jetzt feig den

Tagesmeinungen des Volkes zu ſchmeicheln. Wohl ſei die Nationalverſammlung eine Macht, aber ſie ſolle ſich hüten dieſe Macht zu mißbrauchen! Vereinbarung mit den Regierungen habe ſchon das Vorparlament beſchloſſen! Die Regierungen herabwürdigen heiße den Wühlern in die Hände arbeiten! — Welcker war auch jetzt wieder der Eckſtein, an welchem ſich die ſtürmenden Wogen brachen. Er ruft ſein donnerndes Halt in die brauſende Bewegung. Er ſetzt ſeinen Willen nicht durch, aber er ebnet der Gagern'ſchen Richtung die Bahn, zumal da jetzt kein Hecker da iſt, der ſich ihm in den Weg wirft und, findet er dieſen verrammelt, ſeitwärts durchbricht. Welcker's Herausforderung trieb im Vorparlament die äußerſte Linke der Badenſer zu ihren verzweifelten Schritten, Alles zu wagen oder Alles zu verlieren.

Der zweite wichtige Moment in der Nationalverſammlung zu Frankfurt iſt auf den Werner'ſchen Antrag die Entſcheidung, alle Beſchlüſſe der einzelnen Landtage in den deutſchen Staaten, die den Entſchließungen der geſetzgebenden Nationalverſammlung widerſprechen würden, für ungültig zu erklären. Damit iſt die Reichsverfaſſung, welche die Nationalverſammlung feſtſtellt, über alle einzelnen Verfaſſungen erhoben und bindend für die verſchiedenen deutſchen Staaten. Bei der Mainzer Debatte galt es eine Ehrenrettung der preußiſchen Waffen. Sie gelang, weil die Gegner allzu leidenſchaftlich verfuhren, obſchon Fürſt Lichnowsky in ſeinem Eifer für Preußen die Leidenſchaftlichkeit noch zu überbieten ſchien. Bei der zweiten großen Debatte galt es den preußiſchen Sondergeiſt zu brechen. Freiherr v. Vincke und Graf Arnim-Boitzenburg waren die bedeutendſten Kämpfer zur Wahrung des preußiſchen Particularismus. War die Mehrheit geneigt geweſen, die Ehrenrettung der preußiſchen Waffen zuzulaſſen, ſo war ſie jetzt entſchloſſen jeden preußiſchen Vorbehalt zu beſeitigen. Die beiden gefeierten Preußen hatten nur eine geringe Minderheit für ſich. Der epigrammatiſche, ſcharfſinnige Vincke, der Schrecken des Hofes und des Miniſteriums auf dem erſten Vereinigten Landtage zu Berlin, erregte ſogar Gelächter als er ſagte, noch gebe es keine deutſche Nation, noch beſtehe Deutſchland aus 38 Nationen.

Der alte Hort der Verfaſſung Sachſens, v. Lindenau, ſtellt in Frankfurt ſtatt eines Kaiſers ein kaiſerliches Triumvirat in Antrag. Dieſer hohe Rath, der die Beſchlüſſe des zukünftigen Parlaments zu vollziehen habe, ſoll aus den Souveränen Oeſterreichs und Preußens und aus einem dritten, unter den übrigen deutſchen Fürſten vom Parlament auf Lebenszeit gewählten kaiſerherrlichen Obmann beſtehen. Dieſe Dreimänner wählen in Zeiten der Noth einen Dictator. Der Lindenau'ſche Entwurf beſtimmt für das Parlament zwei gleichberechtigte Kammern. Die vorerwähnte Sanction des hohen Rathes ſoll nur eine ſuſpenſive Kraft haben; einem zum dritten Male mit Dreiviertel der Stimmen gefaßten Beſchluß kann die Sanction nicht länger entzogen werden. Die bisherige landesherrliche Unverantwort lichkeit der Fürſten hört von nun an auf; die Fürſten haben vor dem Parlament der Nation ihr Forum.

Nach dem Programm der Linken in der geſetzgebenden Nationalverſammlung zu Frankfurt ſoll an Deutſchlands Spitze ein aus directen Wahlen hervorgehender Reichstag treten, der als vollziehender Körper ein Reichsminiſterium mit einem Präſidenten erwählt. Die jetzige Nationalverſammlung iſt nach Anſicht dieſer Partei ermächtigt den Bundestag völlig zu beſeitigen und eine vorläufige Centralgewalt hinzuſtellen. Die Anzahl dieſer äußerſten Linken, meiſt aus Rheinländern und Süddeutſchen beſtehend, giebt man gegen 50 an; Blum und Eiſenſtuck aus Sachſen, Nauwerk aus Berlin, Weſendonk aus Düſſeldorf, Vogt aus Gießen gehören zu ihnen. Zu ihren Entſchließungen bekennen ſich etwa 50 andere, die daſſelbe bezwecken, wenn auch weniger ſchroff durchführen wollen. Durch den jetzt erſt erfolgenden Eintritt der badiſchen Abgeordneten wird die Partei noch etwa um 12 vermehrt. Das „deutſche Haus“ zu Frankfurt iſt ihr Verſammlungsort.

Die äußerſte Rechte in Frankfurt beſchränkt ſich auf 20—30 Mitglieder, eine Partei von Hochblut nach Geburt oder wiſſenſchaftlicher Gelehrſamkeit. Graf Arnim-Boitzenburg, Freiherr Vincke (der in Berlin für radical oppoſitionell galt), Dahlmann gehören zu ihr. Dieſe Partei ignorirt vornehm das Blut, das in München, Wien und Berlin gefloſſen, leugnet, ſo hiſtoriſch ſie iſt und ſein will, die Thatſachen der revolutionären Bewegung unſrer Tage und wird weder dem Volke geben was des Volkes iſt, noch die Sache der Fürſten retten.

Das Centrum, die große Mehrzahl der Verſammlung, die Partei Gagern, möchte gern die Sache des Volkes mit der Sache der Fürſten ausgleichen. Sie erkennt die Revolution als Thatſache an, ſucht ſie aber geſetzlich als Reform Deutſchlands feſtzuſtellen. Sie möchte gern den Pelz waſchen, aber ſich nicht naß machen.

Ein gut unterrichteter Briefſteller der Leipziger Zeitung ſpricht von 100,000 Thlr., welche Fürſt Czartoryski aus Paris nach Berlin, von einer gleichen Summe die er nach Wien geſchickt, um „polniſche Wirthſchaft" zu treiben. Er macht auf die gleichzeitigen Bewegungen des 15. Mai in beiden Städten aufmerkſam. Der Zufall hatte ſein Spiel, daß der 15. Mai auch in Paris und Neapel der Tag der letzten Attentate war. Polen aber haben zweifelsohne auf allen Poſten ihre Hand in dieſem „Spiele". — Die nationale Reorganiſation der polniſchen Theile des Großherzogthums Poſen wird unmöglich, da die Polen jede Uebernahme eines Amtes dabei verweigern.

Heinrich Heine erhielt aus den geheimen Fonds des Miniſteriums Guizot eine Penſion. Da er nichts für Guizot, nichts für Louis Philippe geſchrieben, ſo hat man gemeint, er habe eben um zu ſchweigen die Unterſtützung bezogen. Die Deutſchen haben kein Recht über das Unglück Derer zu läſtern, die an fremdem Heerde eine Zuflucht geſucht. Heine erklärt in der Allgemeinen Zeitung ſehr einfach den Nothbehelf, zu dem er ſich verſtehen mußte. Mit Heine hat Deutſchland über andere Dinge zu rechten! „Die Unterſtützung, ſagt er unter anderem, die ich vom Miniſterium Guizot empfing, war kein Tribut; ſie war eben nur eine Unterſtützung, ſie war — ich nenne die Sache bei ihrem Namen — das große Almoſen, welches das franzöſiſche Volk an ſo viele Tauſende von Fremden ſpendete, die ſich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in ihrer Heimath mehr oder weniger glorreich compromittirt hatten und an dem gaſtlichen Heerde Frankreichs eine Freiſtätte ſuchten. Ich nahm ſolche Hülfsgelder in Anſpruch, kurz nach jener Zeit als die bedauerlichen Bundestagsdecrete erſchienen, die mich, als den Chorführer des ſogenannten jungen Deutſchlands, auch finanziell zu verderben ſuchten, indem ſie nicht blos meine vorhandenen Schriften, ſondern auch alles was ſpäterhin aus meiner Feder fließen würde, in voraus mit Interdict belegten, und mich ſolchermaßen meines Vermögens und meiner Erwerbsmittel beraubten, ohne Urtheil und Recht.“ Daß man dieſe Unterſtützung auf den Penſionsfonds anwies, der keiner öffentlichen Controle ausgeſetzt war, geſchah um ſich gegen deutſche Regierungen, die oft genug Reclamationen erhoben, nicht in Mißhelligkeiten einzulaſſen. Heine hat Guizot ein einziges Mal geſehen und ihm ſeinen Dank, aber auch ſeine Verwunderung ausgeſprochen, daß man ihm bei ſeiner nicht miniſteriellen Geſinnung dieſe regelmäßige Ausgabe zuwende.

Dahlmann brachte in Frankfurt folgende Erklärung im Namen des Verfaſſungsausſchuſſes zu Protokoll: „Die verfaſſunggebende deutſche Nationalverſammlung erklärt feierlich, daß ſie im vollen Maße das Recht anerkenne, welches die nichtdeutſchen Volksſtämme auf deutſchem Bundesboden haben, den Weg ihrer volksthümlichen Entwickelung ungehindert zu gehen und in Hinſicht auf das Kirchenweſen, den Unterricht, die Litteratur und die innere Verwaltung und Rechtspflege ſich der Gleichberechtigung ihrer Sprache, ſoweit deren Gebiete reichen, zu erfreuen, wie es ſich denn auch von ſelbſt verſtehe, daß jedes der Rechte, welche die im Bau begriffene Geſammtverfaſſung dem deutſchen Volk gewährleiſten wird, ihnen gleichmäßig zuſteht. Das fortan einige und freie Deutſchland iſt groß und mächtig genug, um den in ſeinem Schooße erwachſenen andersredenden Stämmen eiferſuchtslos in vollem Maße gewähren zu können, was Natur und Geſchichte ihnen zuſpricht; und niemals ſoll auf ſeinem Boden weder der Slawe, noch der däniſch redende Nordſchleswiger, noch der italieniſch redende Bewohner Süddeutſchlands, noch wer ſonſt, uns angehörig, in fremder Zunge ſpricht, zu klagen haben, daß ihm ſeine Stammesart verkümmert werde oder die deutſche Bruderhand ſich ihm entziehe, wo es gilt.“ — Welche Sprache dagegen führt Böhmen!

Man weiß daß Louis Philippe als Kind für eine rechtmäßige Tochter des Herzogs Egalité untergeſchoben ſein ſoll. Das Buch, welches dieſe Enthüllungen gab, erſchien 1830 und wiederholt 1839, wurde jedoch von den Agenten des Königs dergeſtalt beſeitigt, daß in Frankreich kein einziges Exemplar aufzutreiben war. Es ſind die Memoiren der Maria Stella, von ihr ſelbſt geſchrieben: Maria Stella ou échange criminel d'une demoiselle du plus haut rang contre un garçon de la condition la plus vile, welche jetzt von neuem in Paris gedruckt ſind. In Toscana geboren, an einen Engländer verheirathet, erhielt Maria Stella, wie ſie ſelbſt erzählt, erſt ſpät die Kunde und die Ueberzeugung von ihrer eigentlichen Abkunft. Die Nachſtellungen, die ihr in Italien, England und Deutſchland widerfuhren, erhärteten in ihr den Glauben an ihre höhere Geburt; gleich nach dem Erſcheinen ihrer Memoiren war ſie verſchollen, beſeitigt, wie man in Frankreich glaubt. — Maria Stella iſt ein Seitenſtück zum Uhrmacher Naundorf, dem muthmaßlichen Dauphin der aus dem Tempel gerettet und einem Schuſter übergeben wurde, und zu dem unglücklichen Kaſpar Hauſer, den man in Baden allgemein für den wirklichen Sohn der Großherzogin Stephanie in Mannheim hält.

Der Slawencongreß in Prag, in der Teynkirche feierlich mit einer Meſſe eröffnet, bietet auf der Sophieninſel ein Schauſpiel ſeltſamer Art. Wir fechten keinem Volke das Recht an, ſeine Selbſtändigkeit zu organiſiren. Aber was mit Heuchelei beginnt, kann von uns nicht mit Großmuth und Vertrauen begrüßt werden. Heuchleriſch iſt es, die öſterreichiſchen Farben auszuhängen, um hinter dieſer angeblichen Aufopferung für das Kaiſerhaus den geheimen Plan zur Stiftung eines Slawenreiches weiter auszubrüten. Seltſam aber erſcheint uns das Schauſpiel jenes Slawencongreſſes in doppelter Art. Wie zu einem Faſtnachtsſpiel kommen ſie aus allen Ecken und Enden in ihren Nationaltrachten zuſammen und glauben an ihrem unverſtandenen und unredlichen Haß gegen Deutſchland eine Baſis zur nationalen Exiſtenz zu haben. In Spottliedern auf Kuranda und Schuſelka erledigt ſich die Poeſie ihrer Begeiſterung. Der Ruſſe Bakunin ſpricht in ſeinem Dialekt; kein andrer Slawe verſteht ihn, Alle aber ſchreien: Slawa, Slawa! — Die Slawen haben zunächſt nur ſprachliche Aufgaben, wie ſich denn Profeſſor Kaubek auf dem Congreß bemüht, die ruſſiſchen Slawen zur Annahme des lateiniſchen Alphabets zu bewegen. Die Serbier ſprechen in ihrer Mundart und müſſen dollmetſchen laſſen was ſie meinen. Palazki, zum Staroſta ernannt, bittet um Gottes willen, man ſolle ihm erlauben deutſch zu reden um ſich verſtändlich zu machen. Wir zweifeln gar nicht daß Palazki, der ſeine Bücher alle deutſch ſchrieb, des Deutſchen mächtiger iſt als des Slawiſchen. — Aus ſolcher babyloniſchen Sprachverwirrung will ſich das große Slawenreich geſtalten!

Das große Völkergewühl des öſterreichiſchen Staates iſt allerſeits ein gährendes Chaos. Die Serbier und die Wallachen wollen ſelbſtändig ſein, aber Beide fühlen daß ſie bei der mit Fug und Recht beanſpruchten Anerkennung ihrer Selbſtändigkeit doch zugleich der Anlehnung bedürfen. Die Serbier erklären ſich für den freien Anſchluß an Oeſterreich: die Wallachen fühlen ſich ruſſiſch und verlangen einen Großfürſten oder den Herzog von Leuchtenberg zum Fürſten. In den Böhmen, die am wenigſten ohne Deutſchland denkbar ſind, ſteckt der trotzige Dünkel einer deutſchfeindlichen Exiſtenz.

Graf Leo Thun, der Statthalter von Böhmen, hatte erklärt, nur unter gewiſſen Bedingungen von Wien aus Befehle annehmen zu wollen. Welches ſind dieſe „gewiſſen“ Bedingungen? Offene oder geheime? Vielleicht beides. Zu den offen eingeſtandenen und ausgeſprochenen Bedingungen, welche die Slawen ſtellen, gehört Anſchluß an das Kaiſerhaus. Damit haben die Tſchechen bereits die Sympathien der polniſchen und ruſſiſchen Slawen eingebüßt, Hohn und Verachtung von dieſen geerntet. Zu den geheimen Bedingungen der Slawen in Böhmen gehört Widerſetzlichkeit gegen die Beſchlüſſe der deutſchen Nationalverſammlung. Wenn nun Oeſterreich, wie zu erwarten ſteht, ſich mit Deutſchland verſtändigt, wenn der Kaiſer die Beſchlüſſe des deutſchen Reichstags anerkennt? So iſt das ſlawiſche Böhmen als widerſetzlich und als Feind der deutſchen wie der öſterreichiſchen Sache entlarvt. Der Kaiſer hat bereits die proviſoriſche

Slawenregierung zu Prag durch ſein Miniſterium für ungeſetzlich erklären laſſen.

Dr. **Groß**, Abgeordneter aus Böhmen für Frankfurt (wo vorläufig erſt ſieben Vertreter Böhmens eingetroffen ſind) ſprach bei ſeiner Durchreiſe in Leipzig ſeine feſte Zuverſicht zum Siege der Deutſchen in Böhmen aus. Alfred **Meißner** dagegen, der Sänger des Dſchiſchka, ebenfalls in Leipzig anweſend, ſcheint die deutſche Sache in ſeiner Heimath für eine verlorene zu halten. Er meint, wer deutſch ſei, laufe in Prag Gefahr todtgeſchlagen zu werden. Und dieſer Meinung ſeien in Prag — 50,000 Deutſche! — Geſetzt, die deutſchen Kreiſe Böhmens müßten ſich trennen von den ſlawiſchen Bezirken um Prag herum, geſetzt eine Demarcationslinie ſchiede die tſchechiſchen und die deutſchen Elemente in Böhmen, ſo wären die Tſchechen, ringsum von deutſchen Kreiſen umſchloſſen, in einem Keſſel gefangen und von allem Verbande mit den ſlawiſchen Völkerſchaften außerhalb Böhmens abgeſperrt. Die 50,000 Deutſche in Prag und auf dem Lande zerſtreut, wären ihnen freilich dann preisgegeben. Deutſchlands Pflicht aber iſt es dann, dieſen hülfreiche Hand zu leiſten, kommt es zum offenen Bruch mit den Waffen in der Hand.

Die Hamburger Börſenhalle ſchildert die Hinfälligkeit des Nationalgefühls der Deutſchen in England. Zur Förderung der deutſchen Flotte aufgerufen, kamen in London von 40,000 Deutſchen nicht mehr als 2 bis 300 zuſammen. Der deutſche Börſenmann dort iſt wüthend über den däniſchen Krieg und verſagt ſeine Beiſteuer. (Von den 1400 Pfd. St., welche zuſammengeſchoſſen wurden, waren 1000 Pfd. vom Prinzen von Preußen.) Die angeſehenſten und reichſten Häuſer verweigerten ſelbſt ihre Firmen auf die Liſte Derer, zu ſetzen, die ſich für die patriotiſche Sache intereſſirten. Einige ſchrieben, ſie wären britiſche Unterthanen und möchten ſich nicht in deutſche Dinge miſchen! Einer erklärte, er ſei kein Deutſcher, ſondern „nur ein Südöſterreicher, deshalb habe das Unternehmen kein Intereſſe für ihn!“ (Auch nicht ſeit der Blokade von Trieſt?) Ein großes Haus drohte mit einem Proteſte, wenn man ſeine Firma mit der deutſchen Sache compromittirte. Der öſterreichiſche Conſul erklärte ſich mit der Angelegenheit eines fremden Landes nicht befaſſen zu können. Der Vertreter der drei Hanſeſtädte ſchrieb, er habe die Einladung ſeinen Behörden mitgetheilt; der badiſche Conſul entſchuldigte ſich mit dem Mangel an Verhaltungsbefehlen; der weimariſche befürchtete, die engliſche Regierung würde nicht erlauben Beiträge zu ſammeln; der frankfurter meinte, Deutſchland hätte, wenn es ſich zu Hauſe gut aufführte, keine Flotte nöthig, und übrigens hätte ja Oeſterreich eine Flotte! — So verworren können Deutſche in der Fremde werden aus Mangel an nationalem Ehrgefühl! Und ſo peinliche Demüthigungen bereiten ſie ſich und unſerem Namen! — Nur der preußiſche Conſul, Firma B. Hebeler und Comp., erklärte ſich bereit zur Annahme von

Beiträgen wie zur Verwaltung der Gelder; er bot alle Mittel auf, die Sache der Deutſchen vor den Augen der Engländer vor gänzlicher Herabwürdigung zu retten.

Wie die Magyaren, haben auch die Sachſen in Siebenbürgen Abgeordnete nach Frankfurt geſendet. Sie kamen in dieſen Tagen durch Leipzig. Im Vaterlandsvereine trat einer derſelben, Rector Geltch, auf, hielt eine Anſprache an die deutſchen Brüder und wurde mit patriotiſchem Eifer bewillkommnet.

Während Venedey in der Nationalverſammlung wiederholt den ſchwächlichen guten Rath giebt, die Preußen ſollten in Poſen den Polen die meuchelmörderiſchen Hände drücken und nicht ablaſſen, deren Freundſchaft um jeden Preis zu erringen, haben die Polen in Poſen bereits die ruſſiſche Fahne neben der polniſchen aufgeſteckt. Wird man endlich einſehen, von welcher Art die Vormauer gegen den Oſten iſt, welche uns Polen gewähren ſoll und von welcher unſere Liberalen noch immer fabeln!

In der Adreſſe der Poſener an die Nationalverſammlung in Frankfurt finden wir eine amtliche Beleuchtung der Streitſache zwiſchen Deutſchen und Polen in der Stadt Poſen. „Ja, heißt es darin, erobert iſt Poſen durch die Deutſchen, aber nicht durch die Wiener Tractate, nicht durch verjährten Beſitz, ſondern durch deutſchen Gewerbfleiß, deutſche

Intelligenz." Dieſe deutſche Eroberung des Friedens machte überhaupt in Poſen aus einer Wüſte ein bewohnbares Land. Von den 43,000 Einwohnern der Stadt ſind 24,000 Deutſche, 18,000 Polen. Die Stadt iſt deutſch, die Vorſtädte ſind polniſch; 783 Grundſtücke im Werth von 6,900,000 Thlr. ſind in deutſchen, 408 im Werth von 680,000 Thlrn. in polniſchen Händen; zu Stadtverordneten wählbar ſind 720 Deutſche, und 330 Polen. Nicht das Beamtenthum blos, das Bürgerthum iſt überwiegend deutſch, der Pöbel überwiegend polniſch; von 2123 Handwerkern ſind 1442 Deutſche, 691 Polen. Wollte man, weil Grund und Boden ehedem polniſch war, Poſen von Deutſchland abſchneiden, ſo müßte man auch Sachſen für ſlawiſches Eigenthum erklären. Wir ſtehen an der Oder bis zur Elbe überall auf ehedem ſlawiſchem Boden.

Ein eben ſo kräftiges wie gemüthliches Manifeſt Kaiſer Ferdinands ſagt den Völkern Oeſterreichs eine geſetzgebende Reichsverſammlung mit Einer Kammer und den Wienern die Rückkehr des Monarchen zu. Man nennt Weſſenberg als den Verfaſſer des kaiſerlichen Handſchreibens. Wien und Oeſterreich iſt entzückt. Deutſchland aber kann dem öſterreichiſchen Cabinett wohl nicht eher mit vollem Vertrauen die Hand bieten als bis Italien freigegeben iſt. Dort wird eine ſchlechte Sache ſchlecht geführt. Womit der Führung der italieniſchen Sache durch Karl Albert nicht weiter das Wort geredet ſein ſoll!

Während Wien ſich zu neuen Feſtlichkeiten vorbereitet, um dann ſeine politiſche Arbeit erſt recht zu beginnen, ſind in Berlin in ſehr heftiger folgerechter Parteiung die Gegenſätze der Meinung und Stimmung hervorgetreten. Das Miniſterium iſt ein möglichſt verſöhnendes. Camphauſen und Hanſemann feierten auf dem Landtag Triumphe, jener indem er ſich als Schild für die Dynaſtie hinſtellte, dieſer durch den ſcharfen Einblick in die Nöthigungen und in den praktiſchen Stand der Dinge. Der Prinz von Preußen hatte, als er ſich offen und frei in Perſon dem Landtag ſtellte, auf mehr Anklang gehofft; jedenfalls ſind die Hoffnungen derjenigen Partei, die in ihm den altpreußiſchen Monarchismus vertreten ſehen möchte, geſcheitert. Das Bravo der Rechten wurde vom Ziſchen der Linken erſtickt. Als der Prinz den Saal verließ, gab ſich die royaliſtiſche Leutnantswuth in einem Schlabrendorf kund, der über einen Ruheſtörer blind herfiel. Auf der entgegengeſetzten Seite iſt eben ſoviel tobende Leidenſchaft entfeſſelt. Die Miniſter, namentlich Arnim, wurden vor den Thüren des Sitzungsſaales von einem Rudel Proletarier inſultirt; Studenten und Bürger gewährten ihnen Schutz. Abends erleuchteten in Potsdam mehrere Royaliſten ihre Wohnungen zu Ehren des Prinzen; ſchwärmende Pöbelhaufen riefen: Lichter fort! und warfen die Fenſter ein. Auf dem Landtage feiert die Linke mit Aſſeſſor Jung und dem Grafen Reichenbach keine Siege. Mit dem großen feierlichen Zuge zum Friedrichshain aber hat Berlin bekundet wie es ſeine Todten zu ehren weiß. Das im Kampf wider Soldatenherrſchaft vergoſſene Blut wird eine Mahnung bleiben für König und Volk, eine Mahnung, welche keine Treuloſigkeit der Geſinnung beſtricken und betäuben kann! Auf dem Landtage kam es darauf an, die in der Thronrede ganz und gar ignorirten Thatſachen in der Wendung der Dinge politiſch zu Ehren zu bringen. Das Miniſterium Camphauſen erklärte ſich dahin, die Macht dieſer Thatſachen zu erkennen, will aber mit keiner eigentlichen Revolution die neue Ordnung in Preußen eröffnet ſehen. Der Antrag von Behrends ward beſeitigt, man ging zur Tagesordnung über. Selbſt Johann Jacobi drang mit der Aufpflanzung des Grundſatzes der Volksſouveränität ſo wenig durch, daß er unter dem wüthenden Lärm der Rechten die Rednerbühne verließ.

Zur Tagesordnung übergehen, heißt für den Landtag in Berlin ſich mit der Regierung über die Verfaſſung vereinbaren. Der Entwurf zu dieſer Verfaſſung iſt aber vielfach dürftig, eine naive Fortſetzung der alten halben Verfaſſung. Erbliche Pairs ſind für Preußen eine künſtliche Schöpfung, für den Zeitgeiſt ein Gegenſtand des erbitterten Haſſes. Solange ein Monarch ſich verfaſſungsmäßig vorbehält, Bürgertugenden und Verdienſte für den Staat durch Erhebung in den Adel zu belohnen, ſteht er mit ſeinen Regierungsmaximen auf einem ſchiefen Boden.

Robert Blum gab an ſeine Wahlmänner in Sachſen einen Rechenſchaftsbericht. Er erklärt ſein Auftreten in der Mainzer Sache, und klagt daß der Ausſchuß nur die halbe

Wahrheit habe hören wollen, wo eine der ſchönſten deutſchen Städte einer brutalen Soldatesca gegenüber gefährdet geweſen ſei. „Mit der zweiten bisherigen Haupt- und Lebensfrage, ſagt Blum, mit der zweiten Frage, die Gültigkeit jetzt geſchaffener Verfaſſungen betreffend, wenn ſie mit der allgemeinen Reichsverfaſſung in Widerſpruch ſtehen, mußte die Stellung und Bedeutung der conſtituirenden Nationalverſammlung überhaupt entſchieden werden. Rings in Deutſchland regt ſich der Particularismus, die alte Zerriſſenheit, das verderbliche Sonderintereſſe auf eine entſetzliche Weiſe. Preußen legt eine vormärzliche Verfaſſung vor und ſieht in ſeiner ſogenannten Nationalverſammlung ein „Gegengewicht“ gegen die wirkliche Nationalverſammlung; Hannover hält feſt an ſeiner Sonderſtellung; Baiern will ſich nicht unterwerfen; ſelbſt die kleinſten Fürſten der kleinſten deutſchen Ländchen behalten ſich ihre Zuſtimmung vor. Dagegen gab es kein Mittel als die runde Erklärung der vollen Volksſouveränität, der Alleinberechtigung der Verſammlung: wenn die Verſammlung nicht die Kraft und den Muth hatte, dies auszuſprechen, wenn ſie nicht die Kraft und den Muth hat, ſich an das Volk zu wenden und mit Hülfe der entſchiedenen Willenserklärung deſſelben jeden Widerſtand gegen ihren Ausſpruch zu beſiegen, dann iſt die Hoffnung auf die Einheit des Vaterlandes zerſtört, es ſei denn, daß man dieſelbe auf Koſten der Freiheit bauen wollte. Beſſer aber die Freiheit in den Einzelſtaaten, als Einheit in neuer Knechtſchaft. Faßte die Verſammlung ihre Aufgabe nicht ſo auf, wie ich dieſelbe bezeichnet habe, dann war es beſſer nach Hauſe zu gehen und dort für die Freiheit zu arbeiten, ehe es „zu ſpät!“ wurde, denn „der Freiheit Mai blüht einmal und nicht wieder“! In dieſem Sinne habe ich auf die Entſcheidung einzuwirken geſucht und ich darf mir ohne Ueberhebung ſagen, nicht ganz ohne Erfolg. — Der dritte Beſchluß endlich, die Anerkennung des Rechtes nichtdeutſcher Volksſtämme, war eine Handlung der Gerechtigkeit, die von der Verſammlung einmüthig geübt worden iſt; ſie wurde ohne Verhandlung und ohne Widerſtreben von irgend einer Seite ausgeführt. — Die nächſte Zeit wird uns ebenfalls zwei wichtige Gegenſtände bringen: 1) Die Feſtſtellung der Volksrechte und 2) die Einſetzung eines Vollziehungsausſchuſſes. Die erſtern werden im Verfaſſungsausſchuſſe jetzt berathen, und man wird gewiß dem Volke gerecht werden, wozu ich nach meinen Kräften mitzuwirken für Pflicht erachte. Der Vollziehungsausſchuß, ohne welchen die Beſchlüſſe der Verſammlung todte Urkunden ſind, muß nach meiner Anſicht durch die Verſammlung und aus der Verſammlung gewählt werden, wenn dieſelbe die ihr vom Volke vertraute Souveränetät nicht auf's Spiel ſetzen will. In dieſem Sinne werde ich handeln und ſtimmen.“

In der letzten Sitzung des deutſchen Bundestages ſtattete General v. Wrangel brieflich Bericht ab über ſeine Stellung gegen die Dänen. Die Bundesverſammlung erwiederte daß keine politiſchen Gründe vorlägen, die der Wiederbeſetzung der geräumten Landestheile entgegenſtänden. Darauf hin rückte das zehnte Armeecorps der Bundestruppen wieder vor und lieferte den Dänen das neueſte Gefecht. Was die deutſche Diplomatie verſchuldet, muß nun die deutſche Tapferkeit von neuem wieder gutmachen. — Es iſt das erſte Mal daß ein preußiſcher General ſich vom deutſchen Bunde Verhaltungsmaßregeln einholt. Wenn aber der deutſche Bund die Erklärung abgiebt daß keine politiſchen Gründe vorlägen zur Wiederbeſetzung der bereits geräumten Landesſtrecken von Schleswig, ſo thäte er wohl, uns auch die Gründe, welche das Zurückziehen der Truppen veranlaßten, und den Notenwechſel zwiſchen London, Berlin und Petersburg mitzutheilen. Durfte das Berliner Cabinett das Zurückziehen der deutſchen Bundestruppen einſeitig und ohne Genehmigung des Bundes beſchließen? Den preußiſchen Soldaten, dem Feinde gegenüber, alle Ehre! aber die preußiſche Diplomatie — ſetzte wenigſtens ganz Holſtein und Schleswig in Verzweiflung.

Das Geſchrei nach Republik iſt in Deutſchland bereits ein ſinnloſes geworden, aber ebenſo die Furcht vor der Republik. Man bedenkt nicht daß alle Feſthaltung von Unterſchieden zwiſchen Freien und Sklaven wie zu Sparta, alle Anmaßlichkeiten einer bevorzugten Ariſtokratie wie zu Venedig, alle Gewaltherrſchaft Einzelner wie ſie je nur die erbliche Despotie lieferte, unter dem Begriff Republik ſich feſtſtellen können! Ich meinerſeits habe lediglich der Demokratie der Geſinnung das Wort geredet; ſie kann ſich auch in der Monarchie vollgültig ausbilden, ihre Formen rechtskräftig feſtſtellen. England iſt die beſte Republik, eine beſſere als Rom geweſen und Frankreich je werden wird. — Von welcher Art die Republik Frankreich, iſt ſchon jetzt kein Zweifel mehr. Die Republik der Nationalgarde hat allerdings die Verſuche zu einer Republik der Lumpe bisher niedergehalten. Das jetzt mit großer Mehrheit beſchloſſene Geſetz gegen Tumulte iſt aber drakoniſch genug, jedenfalls härter als es jetzt z. B. in Berlin erträglich ſcheinen dürfte. Der franzöſiſche Bürger iſt des ewigen Dienſtes unter der Muskete müde und erklärt „endlich der Canaille das Ziel ſetzen zu wollen.“ Dabei verräth er aber wenig Sinn für Feſtſtellung bürgerlicher Freiheiten. Nirgends ſind die Provinzen despotiſcher von der centraliſirenden Hauptſtadt geknechtet als in Frankreich. Nirgends ſind die Gemeindefreiheiten ſchwächer. Paris iſt ſeit dem 24. Februar ohne alle Municipalrechte; Marraſt, der Maire, regiert als Dictator die ſtädtiſchen Angelegenheiten; Lamennais, der für Municipalfreiheit ſtimmte, hat aus dem Ausſchuß zur Feſtſtellung derſelben austreten müſſen, weil er ſich bei dem Mangel an Anklang für ſeine Ideen ohne alle Unterſtützung fühlte. Mit den bürgerlichen Freiheiten einer Republik ſteht es ſchlimm, wo die Richter ohne Urthel abſetzbar ſind, das despotiſche Gelüſt eines Miniſters einen Inſpector der öffentlichen Arbeiten, Hrn. Thomas, ſtatt ihn öffentlich vorzuladen, heimlich entfernen darf. Die Herrſchaft der lettres de cachet unter den Königen von Frankreich konnte nicht ſchlimmer ſein als dieſer Gewaltſtreich eines republikaniſchen Miniſters!

Mitten in den politiſchen Kämpfen wolle man nicht die Beſtrebungen der Ultramontanen aus den Augen verlieren! Man ſpricht immer nur von politiſchen Wühlern. Es giebt auch kirchliche. Wie die Prieſter der römiſchen Kirche in Polen den Nationalhaß benutzen, iſt bekannt. Aber auch in Deutſchland nehmen Hierarchen Zeit und Gelegenheit wahr. Der Erzbiſchof von Cöln zieht plötzlich wieder das älteſte römiſche Geſetz über gemiſchte Ehen hervor, nach welchem deren Gültigkeit nicht wie in der bisherigen Praxis vom betreffenden Pfarrer abhängt, ſondern vom Biſchof eingeholt werden muß, ſelbſt wenn der Pfarrer alle von den letzten Päpſten vorgeſchriebenen Cautionen, namentlich die katholiſche Kindererziehung, erlangt hat. Meint Hr. v. Geißel, bei gewiſſen politiſchen Verlegenheiten könne die Kirche wieder einen Schritt vorwärts gehen? Glaubt er, im weltlichen Regiment ſei mit den Berliner Barricaden etwas Anarchie eingeriſſen? Und hofft er darauf hin die ausſchließliche Heerde enger zuſammenzuhalten? — Während in Oeſterreich die Hierarchie durch die politiſche Bewegung geſtürzt zu ſein ſcheint, ſucht ſie am Rhein die Erſchütterungen des Staats zu benutzen. Wunderbare Einigkeit Deutſchlands! In Braunſchweig geſtattet man die Ehe zwiſchen Chriſten und Juden, und in Cöln ſucht man Proteſtanten und Katholiken zu trennen. In Tirol bereden die Pfaffen zu Proteſten gegen die

Preßfreiheit, welche der Kaiſer zugeſagt, gegen die Zulaſſung der Proteſtanten, und in der geſetzgebenden Nationalverſammlung zu Frankfurt ziehen die Abgeordneten aus Baiern, die Herren Laſſaulx, Phillips u. ſ. w. die Glaubensfreiheit für Deutſchland von neuem in Zweifel!

Das Programm der Linken in Frankfurt litt an oberflächlicher oder zweideutiger Unbeſtimmtheit. Es verrieth eine Indifferenz in der Entſcheidung über Monarchie und Republik. Es ſagte jedem Einzelſtaate zu, ſich in jener oder dieſer Form zu geſtalten, ließ aber ungewiß für welche von beiden im Stillen gearbeitet werden ſollte.

Das Programm des Centrums, wie es uns jetzt bekannt geworden, erledigt die Forderungen und die Wünſche Deutſchlands. Es ſichert die Freiheit der Perſon, Gleichheit vor dem Richter, gleiche Geltung aller Bekenntniſſe. Binnen 24 Stunden erfolgt die gerichtliche Vernehmung auf eine Verhaftung. Die gutsherrliche Gerichtsbarkeit, ſelbſt das Jagdrecht hört auf; der Grundbeſitz iſt von allen Laſten außer den Verpflichtungen für Staat und Gemeinde befreit; die Entſchädigung wird nach den einzelnen Landesverhältniſſen normirt. Für das Proletariat wird geſorgt durch Abnahme der Verbrauchſteuer von nothwendigen Lebensbedürfniſſen, durch Anſtalten zur Erleichterung des Erwerbs, Sparcaſſen ꝛc. und durch wohlfeile Jugenderziehung. Für die Gemeinde ſteht Selbſtregierung in möglichſter Ausdehnung feſt, ſowie für ihre Vertretung Urwahl ohne Cenſus. Aus Urwahlen beruht auch die Vertretung des Volkes in den Kammern; doch iſt jedem Einzelſtaate die Entſcheidung über Ein- und Zweikammerſyſtem überlaſſen. Preßfreiheit, Geſchwornengericht, Vereinigungsrecht bleiben die Hauptſtützen der Freiheit, die conſtitutionelle Monarchie auf demokratiſcher Grundlage die beſte Form für Feſtſtellung von Freiheit, Ordnung und Recht. Was die Gemeinden und Staaten nicht zweckmäßig verwalten und beſorgen können, übernimmt das Reich. Es ordnet die Wehrverfaſſung, leitet den Oberbefehl über die Landmacht; in der Seemacht wird vorausgeſetzt daß ſie ebenfalls nicht einzelnen Staaten, ſondern dem Reiche zugehört. Der Binnenhandel iſt von allen Schranken zu befreien. Handel, Zölle, Maß, Gewicht, ſowie Leitung der auswärtigen Angelegenheiten gehören ausſchließlich zur Verwaltung des Reichs. Die Volksvertretung in der Nationalkammer beruht wie in den Kammern der einzelnen Staaten auf Urwahlen. Das Oberhaus wird von den Staaten zuſammengeſtellt. Die ausführende Behörde (Oberhaupt und verantwortliches allgemeines deutſches Miniſterium) wird von den Staaten beſtellt. — Hiermit iſt Deutſchland in ſeiner natürlichen Gliederung belaſſen, in ſeiner geſchichtlich gewordenen Organiſation nicht geſtört und erhält zugleich diejenige demokratiſche Centraliſation die ihm noth thut. Das Programm ſpricht nicht entſchieden für den Erbkaiſer. Wir ſind noch immer gegen einen ſolchen. Eines Dictators aber bedarf es für Zeiten der Noth, alſo auf Zeit.

Der Ruſſe ſteht vor den Thoren; der Franzoſe erklärt es für einen casus belli, falls Preußen noch länger Poſen beſetzt hält, d. h. — den Ruſſen vorenthält! Der Fall iſt verwickelt; ſicher aber bleibt für Deutſchland die drohende Gefahr von Oſten und Weſten. Der Feind pocht an die Pforte. Werden jetzt unſere Senatoren und Tribunen, unſere Profeſſoren und unſere Volksmänner endlich die Wortzwiſte aufgeben, ob Republik, ob conſtitutionelle Monarchie die beſte Staatsform? Vielleicht ſtreiten wir, ohne das Ende zu finden, theoretiſch ſo lange, bis uns die Franzoſen und die Ruſſen wechſelsweiſe, aber praktiſch dieſe Frage erledigen! Rußland kann Breslau überrumpeln, ſowie Hamburg in Friſt einer einzigen Nacht ſeewärts ſeine Beute iſt. Rußland hat ungeheure Maſſen angehäuft; die Grenzen von Schleſien, Poſen und Preußen ſind für ſie offen. Wir zweifeln nicht daß ganz Deutſchland ſich wie Ein Mann erheben würde, die ruſſiſchen Truppen von unſerem Gebiete zurückzuwerfen. Allein mehr als ſie zurückwerfen vermögen wir nicht; Rußland iſt für uns unangreifbar, mithin nie völlig zu beſiegen. Brand und Verwüſtung, alle Schrecken der Barbarei wären für unſere Oſtländer das ſichere Loos, auch wenn wir die Eindringlinge von unſern Marken wieder abſchüttelten. Dies ſteht uns bevor, falls Rußland die Grenzen überſchreitet. Was der Zar will? Wer iſt hier Politiker und Pſycholog genug! Sein königlicher Schwager iſt Gegenſtand ſeines gründlichen Haſſes geworden, ſeitdem derſelbe dem Volke Zugeſtändniſſe gemacht. „Keine Macht der Erde ſoll mich zwingen!“ Dies Wort Friedrich Wilhelms IV. in ſeiner erſten Thronrede im Weißen Saale war gleichſam eine Zuſage für den abſoluten Kaiſer aller Reußen. Dieſe Zuſage hat er nicht halten können, der Wille des Volkes iſt dieſe Macht der Erde geweſen, die ihn zwang. Und je aufrichtiger er nach vertragsmäßiger Vereinbarung mit der Nation zu ſtreben begann, deſto ſchwerer muß der Groll des Zaren auf ihm laſten. Jetzt ſteht dieſer nun furchtbar gerüſtet vor Thorn und Breslau. Und in Berlin herrſcht Anarchie des Pöbels. Fürchtet man in Sansſouci den Zaren oder hofft man auf ihn? Man iſt läſſig, man ſteuert kaum den Exceſſen in Berlin. Soll der Ruſſe die Berliner Wirren löſen helfen?

Oeſterreich ſucht endlich ſeine Stütze in den deutſchen Elementen, den Süd- und Nordſlawen gegenüber. Die Wallachen in Siebenbürgen und Ungarn wollen in Gemeinſchaft mit ihren Stammgenoſſen in der Walachei und Moldau ein romaniſches Reich unter ruſſiſchem Scepter gründen. Zugleich rüſten ſich die Serbier, um mit Dalmatien, Kroatien, Slawonien und Syrmien, mit Bulgarien und Bosnien in einem umfaſſenden ſerbiſchen Reiche, zunächſt unter „vorläufiger“ Anerkennung der öſterreichiſchen Oberhoheit einen südſlawiſchen Mittelpunkt feſtzuſtellen. Wie weit auch hier ruſſiſche Sympathien im Stillen walten, iſt ungewiß, liegt wenigſtens nicht auf der Oberfläche. Daß ſeit Jahren ruſſiſche

Sendboten bie Macedonien wirkſam waren, ſteht feſt. Die Politik des ruſſiſchen Cabinettes wird allerdings dieſe Sendlinge nicht anerkennen; allein deren Zuſammenhang mit der nationalen altruſſiſchen Partei in Moskau iſt um ſo ſichrer. — Eben ſo wenig läßt ſich leugnen, daß auch in Böhmen bei den panſlawiſtiſchen und tſchechomaniſchen Beſtrebungen Rußland ſtill und ſicher im Hintergrunde ſteht. Die offenbare Politik des Kaiſers, die perſönliche Willensmeinung des Zaren, hat allerdings nur die Aufrechthaltung der Dynaſtien im Auge, aus dem einfachen Grunde, weil er die Intereſſen der Völker nur im Dienſte der regierenden Häuſer ſieht. Allein die verwandtſchaftlichen Sympathien aller Slawen unter einander dienen der Macht des weißen Zaren zur verſchwiegenen Unterlage. Und es kommt darauf an, ob das Cabinett in Betersburg nicht jetzt für gut erachtet, der altnationalen Stimmung in Rußland, der moskowitiſchen Partei im Reiche, die ſich nach ſlawiſcher Verbrüderung ſehnt, plötzlich Zugeſtändniſſe zu machen. Will ſich Rußland mit den Zugeſtändniſſen der europäiſchen Fürſten an ihre Völker in Einklang halten, ſo giebt es nicht Verfaſſungen, ſondern proclamirt die allgemeine ſlawiſche Verbrüderung; der Kaiſer haßt die conſtitutionellen Staaten mehr als die Republik. Und gleichwohl wäre Kaiſer Nicolaus, wie bereits das Gerücht verlautete, im Stande den Polen Gewährungen zu machen, die „alle bisherigen Erwartungen überträfen!“ — Dem allen ſteht Preußen mit der Halbheit ſeiner Stellung und Stimmung ziemlich rathlos gegenüber; trotz ſeinem ſtarken Soldatenthum — es hat ſeine Kräfte am Rhein und an der Eider zerſtreut — liegen ſeine offenen Flanken gegen Rußland blos.

Oeſterreich beginnt wieder ſtark in der Defenſive zu ſein. Es wird ſich in Italien auf Friaul beſchränken müſſen; Radezky ſcheint Schritt für Schritt nur ſoviel vertheidigen zu können und zu wollen, um mit Uebernahme eines gerechten Theils der öſterreichiſchen Staatsſchuld einen ehrenvollen Frieden zu ſchließen. Der Angriff der italieniſchen Flotte auf Trieſt iſt durch die Strandbatterien zurückgeſchlagen. Trieſt muß als ein deutſcher Punkt am adriatiſchen Meere feſtgehalten werden. Alle Conſuln, mit Ausnahme des franzöſiſchen, ſelbſt der ruſſiſche, ſchwediſche, americaniſche, ſpaniſche, u. ſ. w. haben dort dem Proteſt gegen feindſelige Angriffe auf dieſen Freihafen des deutſchen Bundes ſich angeſchloſſen. Von einer Erklärung des deutſchen Bundestags hören wir erſt jetzt, und in der Frankfurter Nationalverſammlung, in welcher faſt ſiebenhundert Vertreter deutſcher Nation ſitzen, hat ſich — wo wir nicht irren — noch nicht Eine Stimme für jene große Frage, die einen Lebenspunkt der Hoffnungen auf eine deutſche Marine bildet, erhoben. Noch nicht Eine Stimme! Fünfzig und mehr Stimmen aber für Polen, Tſchechen, Franzoſen, Italiener! Auch dieſe Erſcheinung gehört zu denen, welche Dahlmann zu dem Ausruf veranlaßten: ob die deutſche Schwäche und Zerſplitterung unſterblich ſein ſolle!

Der ſchon früher in der Preſſe verhandelte Plan, die zehn einzelnen Staaten Thüringens in eine einheitliche Regierung zu verſchmelzen, reift ſeiner Ausführung entgegen. Auch die dortigen politiſchen Vereine machen die thüringiſche Einheitsfrage zu der ihrigen; die Regierungen ſcheinen die Sache praktiſch und volksthümlich machen zu wollen. Wir wünſchen dieſem Gedanken Fortgang und Nacheiferung. Die geſetzgebende Nationalverſammlung zu Frankfurt und der Bund werden in dieſer freien Entſchließung der Fürſten und Völker Thüringens hoffentlich einen guten Anfang zum Selbſtbewußtſein in Deutſchland ſehen.

Ruge's „Reform", auf der Wartburg in zahlreichen Nummern verbreitet, forderte die ſtudierende Jugend auf, ihre Sympathien für die Republik auszuſprechen; Deutſchland, hieß es darin, erwarte eine ſolche Erklärung! Das Anſinnen wurde mit Gelächter begrüßt. Eine kleine Partei ſtudentiſcher Republikaner brachte dem durchreiſenden Ruge ein Hoch; der Mann dieſer „Reform" hielt vom Poſtwagen eine Rede; er erklärte jeden Andersdenkenden für einen „romantiſchen Schwindler, für einen unklaren Kopf." Nach Ruge iſt nur die tollgewordene Abſtraction im Beſitz der Klarheit. — Den eigentlichen Mittelpunkt des Wartburgfeſtes machte die Rede des Studenten Aegidi aus Berlin, der eine Adreſſe an die Nationalverſammlung im entgegengeſetzten Sinne beantragte. In dieſer Adreſſe heißt es: „Gegenüber den lauten Manifeſten einer Faction, welche im fanatiſchen Glauben an eine alleinſeligmachende Staatsform das Heil und die Ehre des Vaterlandes ſo weit aus den Augen ſetzt, daß ſie, verblendet von doctrinärem Eifer für die Republik, gewaltthätigen Verrath am Vaterlande billigt, erklären wir, frei von ſolchem politiſchen Fanatismus, daß wir das Vaterland über Alles lieben, und ſeine Freiheit, Macht und Größe, ja die Freiheit unſeres Volkes, die unveräußerlichen Rechte der Nation, nur geſichert erachten durch die volle Verwirklichung des conſtitutionellen Princips. Wer heute ſchweigt, iſt ein Feiger. Ueberzeugungstreue war es allein, was uns bewogen hat, dieſes unſer offenes männliches Bekenntniß vor den Vertretern unſeres Volkes niederzulegen."

In Sachen des Buchhandels hat uns Rußland förmlich ſchon die Kriegserklärung gemacht. Es ließ die deutſchen Bücher ein, verbot aber alle Bezahlung. Petersburg, Riga, Dorpat, Warſchau, große Abſatzquellen, haben nicht zahlen dürfen. Dazu kommt jetzt noch das Verbot, die bezogenen, aber nicht bezahlten Bücher zurückzuſenden, und ein neuer Zoll auf Bücher. Jede Flugſchrift zahlt 1¾ Sgr., jeder Roman 5 Sgr.

Eine Anzahl patriotiſcher Männer in Leipzig. Moritz Haupt, Wuttke, Göſchen, Klee, Hermann Schletter, Kuranda, Georg Wigand, Guſtav Mayer, warnt vor gewiſſen Berichten in der Deutſchen Allgemeinen und in der Schleſiſchen Zeitung, als von verkappten Tſchechen oder von abtrünnigen

Deutſchen herrührend. Die Erklärung lautet zum Schluß: „Falſch iſt das Vorgeben der Redactionen, daß ſie parteilos beiden Theilen das Wort gönnen, denn in jenen Gerüchten werden nicht Principien erörtert, ſondern Thatſachen mit jeſuitiſcher Schlauheit entſtellt. Dazu die Hand zu bieten, iſt ſchmachvoller Verrath an der deutſchen Sache.“

Leipzig, im Juli.

Ein Blick auf Paris und auf Frankfurt, die beiden Mittelpunkte franzöſiſcher und deutſcher Politik, gewährt uns zwei ſehr verſchiedene Schauſpiele. Dort wilder, verworrener Straßenkrieg, hier ſtürmiſcher, aber großartig und ehrlich geführter, geiſtiger Kampf im Parlamente. In Paris drängt die Republik zur Militärdespotie; in Frankfurt einigen ſich die Parteien mit Schwung und Feuer zur Wohlfahrt des Vaterlandes. In Paris gilt es ſchon für reactionär der Republik zu huldigen. Die Nationalgarde befällt die Furcht vor Anarchie und vor der republique rouge; ſie kämpft gegen die Arbeiter der aufgelöſten Nationalwerkſtätten hartnäckig und mit Aufgebot aller Kraft, bis ſie zu erlahmen ſcheint und General Cavaignac, der Kriegsminiſter, wie es heißt, als Dictator Herr von Paris iſt. — In Frankfurt haben ſich die Parteien entſchieden gruppirt. Es gilt die Centralgewalt proviſoriſch feſtzuſtellen. Die Linke wird von ihrem Inſtinct geführt, der Nationalverſammlung das Recht der Wahl zu ſichern. Die Rechte will nicht brechen mit der Geſchichte Deutſchlands, ſie räumt das Recht nur den Fürſten ein. Es wurde mit Feuer, mit Leidenſchaft, aber mit Ehrlichkeit drei Tage lang gekämpft. Endlich erhebt ſich Heinrich von Gagern und bringt in's Gefecht den Sonnenſchein des hellen Sieges. Er hält die Nationalverſammlung allein für berechtigt die oberſte Gewalt zu wählen; damit ſtellt er die Volksſouveränität feſt. Allein wie Dupin 1830 bei der Wahl Louis Philippe's, verlangt er einen Fürſten zum Reichsverweſer; damit hält er den Fürſten Rechnung. Er bezeichnet zugleich Johann v. Oeſterreich als den Vertreter der oberſten Gewalt. Jubel von beiden Seiten durchſchallt die Paulskirche. Das Fürſtenthum, ſagt man, iſt gerettet, aber nicht auf Koſten des Volkes. Vielmehr wähle das Volk kraft ſeiner Machtvollkommenheit einen deutſchen Kaiſerſohn zum Statthalter des Reichs. Iſt der Kampf damit beendet?

Hamburg ſieht Millionen auf dem Spiele; hunderte von Schiffen, die dorthin beſtimmt waren, liegen im Canal, das Mißtrauen erſchüttert die feſteſten Handelshäuſer. Dabei lacht ſich John Bull in's Fäuſtchen, ſchraubt die Transportpreiſe in die Höhe und ſegelt luſtig im Hafen ein und aus. Hamburg beginnt einzuſehen, daß Englands Freundſchaft eine zweideutige iſt; Hamburg fängt an, den Anſchluß an Deutſchland zu wünſchen! Mit den Beiträgen zur Flotte bethätigt es bereits ſeine gute Willensmeinung.

Faſter, Baron Villani und Graf Bucquoi ſind die drei gefangenen Führer der Tſchechomanen in Prag. Der Bierwirth Faſter war der Redner unter ſeinen Gäſten. Aus dieſen Zuſammenkünften entwickelte ſich der Wenzelbadklubb, aus dieſem das Nationalcomité. Faſter machte bereits Anſpruch auf Nationalbelohnung; er ging wie ein alttſchechiſcher Herzog mit Theaterputz einher, und kleidete ſeine Töchter als Amazonen à la Libuſcha. — Der eitele Baron Villani machte tſchechiſche Verſe und prunkte in weißen Gewändern als Führer der Swornoſt; er träumte davon, König von Böhmen zu werden. — Graf Bucquoi hat als Ehrenmann auf den Landtagen eine unerſchrockene Sprache gegen Kaiſer Franz geführt, dem man eine Bildſäule ſetzen wollte, nachdem er „mit den Geldern der Nation zweimal Bankrott gemacht.“ Bucquoi wurde ſeiner Sonderbarkeiten ungeachtet vom Volke geehrt. Aber ſeine Familie klagte über die kindiſche Verſchwendung des Greiſes. Man ſagt, er habe eine halbe Million Fl. für die Erhebung der Slawen gegen Oeſterreich und die Deutſchen vergeudet. — Die Familien Bucquoi und Villani ſind wälſchen Urſprungs, wurden mit den Heeren der katholiſchen Ferdinande im dreißigjährigen Kriege in Böhmen heimiſch, indem ſie die Güter vertriebener Patrioten zum Lohn erhielten.

Rußland macht zu Lande an der Grenze von Poſen und Schleſien den bewaffneten Zuſchauer. Es hofft auf der See zu gewinnen; bei den Bewegungen unter den Südſlawen auf der türkiſchen Grenze die freie Fahrt durch den Bosporos; bei einem Frieden in der däniſchen Sache oder durch eine ſkandinaviſche Union die Befreiung vom Sundzoll.

---

den 2. Juli.

Mit 436 Stimmen iſt zu Frankfurt Johann von Oeſterreich zum unverantwortlichen Reichsverweſer erwählt; mit 399 Stimmen Gagern von neuem zum Vorſitzenden der Nationalverſammlung. — Ueberblicken wir den Gang der Beſchlüſſe zu Frankfurt, die Stellung der Parteien im Parlament, ſo müſſen wir die unbeugſame Zähigkeit der äußerſten Rechten wie den ſtarren Eigenſinn der äußerſten Linken gleich ſtark rügen. Entſchieden geſtürzt iſt der alte Bundestag; mit 510 gegen 35 Stimmen iſt ſeine Abſchaffung beſchloſſen, ſobald die vorläufige Centralgewalt zuſammentritt. Unter dieſen 35, welche — wunderſamer Weiſe! — den Bundestag noch neben der Centralgewalt aufrecht erhalten wiſſen wollen, finden wir weſentlich Männer aus Baiern und Preußen, unter jenen Laſſaulx, Phillips, Beiſeler, unter dieſen Radowitz, Vincke, Diepenbrock. Es ſind das dieſelben Dreißiger, welche für den Vincke'ſchen Antrag ſtimmten und unter Vorgang des General von Radowitz wiederholt zu Protokoll erklärten, daß ſie auch den unverantwortlichen Reichsverweſer nur im Vertrauen auf die Zuſtimmung der Regierungen gewählt. Es iſt dies die kleine äußerſte Rechte. Die Linke hatte zum Lohn für ihre Nachgiebigkeit, wie ſie ſagte, erwartet, daß man die Unverantwortlichkeit des Reichsverweſers fallen laſſen werde. Mit 373 gegen 175, alſo mit einer Mehrheit von etwa 100 Stimmen iſt dieſe Unverantwortlichkeit des Reichsverweſers beſchloſſen. Auch Uhland ſtimmte dagegen. Die Linke hält dieſe Unverantwortlichkeit mit der Volksſouveränität nicht vereinbar, auch wenn der fürſtliche Obmann die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung durch ein verantwortliches Miniſterium vollziehen läßt. Deutſchland indeß jubelt Johann von Oeſterreich zu. Preußen ſtellt ihm bereits ſeine ganze Truppenmacht zu Gebote. Beſſer wäre freilich ein deutſches Parlamentsheer zur Sicherung gegen die Willkür der Sonderintereſſen. — Moritz Haupt's Trinkſpruch beim Feſtmahle der Generalverſammlung der deutſchen Vereine zu Leipzig lautete: „Vor acht Jahren klang ein Wort durch die deutſchen Lande und ballte in unzähligen Herzen wider, das Wort: „Kein Oeſterreich, kein Preußen, ein einiges mächtiges Deutſchland!“ Der Mann, der dies Wort ausſprach, iſt in einem Kaiſerpalaſte geboren, aber er hat immer beim Volke geſtanden. Er hat gegen den Feind des Vaterlandes mit dem Volke gekämpft, er hat unter'm Volke gelebt. Er zog ſich zurück aus dem Kreiſe der Hofſchranzen und aus der von Metternich verpeſteten Luft; er lebte als Bürger im heiteren Graz, als freier Bauer und Waidmann auf den Bergen Tirols und der Steiermark. — Jetzt hat ihn das Parlament zum Reichsverweſer erwählt. Sein Wort von der Einheit Deutſchlands wird jetzt in ihm und mit ihm eine Wahrheit werden. Es lebe Johann von Oeſterreich!"

Das verwüſtete Paris ruht endlich aus auf ſeinen Schutthaufen. Ganze Stadttheile wie St. Antoine ſind zerſtört, viele Straßen von den Kartätſchen völlig raſirt, im entehrten Pantheon ſind die Prachtwerke der Kunſt, die Bildſäulen der Freiheit und Unſterblichkeit — verhängnißvoll! — zertrümmert. Es war für das Bürgerthum ein verzweifelter Kampf um die Exiſtenz; das lange geſchmeichelte Proletariat — Dank den Theorien Louis Blanc's! — war zu einer furchtbaren Macht herangewachſen; 20,000 Mann ſtanden als Aufrührer in Waffen. Die Nationalgarde hat mit ungeheurem Verluſte und doch nur mit Hülfe der Linie die rothe Republik niedergeworfen; dem Bürgerthum kommt der Sieg ſo wenig zu gut als der Freiheit; auf das Regiment der Ideologen iſt die Herrſchaft der Soldaten gefolgt. Arago, Lamartine ſind beſeitigt, Cavaignac iſt Miniſterpräſident, Lamoricière Kriegsminiſter. Nicht mehr die Feder, nicht mehr das Wort; der Degen regiert. Girardin iſt eingeſperrt, la Preſſe nebſt zehn andern Journalen unterdrückt. Man will, meiſt auf Seiten der Bürger und Soldaten, 5000 Todte, 10,000 Verwundete zählen, 6500 ſoll die Zahl der Gefangenen ſein. Wer nicht füſilirt iſt, wird deportirt nach Tahiti, nach den Marqueſasinſeln; Frankreich will ſich „reinigen". Die Jurisdiction der Soldatesca wird ermitteln, an welchen geheimen Fäden dieſe Revolution der Proletarier hing. Im

Hoſpital de la Pitié fand man bei den Gefangenen eine Summe von 159,000 Francs; einer ſagte aus, jeder Arbeiter der Nationalwerkſtätten habe 25 Francs Sold für jeden Kampitag erhalten. Standen die Napoleoniſten mit Rußland in Zuſammenhang? Oder wittert man ſchon auch Intriguen des Hauſes Bourbon?

Muttenz iſt für die Republikaner der Hecker'ſchen Farbe ein Wallfahrtsort. Dort predigt „der Volksfreund“ die trügeriſche, an Frankreich von neuem zu Schanden gewordene Lehre von der Republik als der wohlfeilſten Staatsform. Dort iſt ein neuer Aufruf geſchmiedet, der die Fürſten, zunächſt den Großherzog von Baden, einfach als Räuber bezeichnet. (Mathy heißt in der neuen Schrift natürlich ein Volksverräther; Zittel mit ſeinen Verſuchen zur Erleichterung des Volkes wird ein eiteler Thor geſcholten.) Muttenz iſt der Heerd der Bewegung für den badiſchen Seekreis; und die Agenten Hecker's ſind bereits bis Baiern eingedrungen. Würtemberg war jetzt der Hauptplatz ihrer Wühlereien; die Vorgänge in Heilbronn und Stuttgart ſind die Ergebniſſe ihres Wirkens. Dieſe Partei verfügt dabei über Geld aus Nordamerica. Sie weiß nicht blos die Sprache des gemeinen Mannes zu führen. Sie iſt erfinderiſch, auch im Gebiete der Dichtung. Ein Brief aus Baden meldet uns, daß man jetzt das Mährchen verbreite, Hecker, der Mann des Volkes, ſei fürſtlichen Geblütes, ein Sohn der Großherzogin Stephanie in Mannheim, — mithin — wie man verblümt hinzuſetzt

— ein Bruder Kaſpar Hauſer's. Während dieſe Partei die Fürſten beſchimpft, verſchmäht ſie doch nicht ihrem Helden durch fürſtliche Abkunft beim Volke Credit zu verſchaffen!

Unter rauchenden Trümmern jubelt Paris über die Gloire ſeiner großen letzten Revolution. Cavaignac ſcheint ein braver Soldat zu ſein; allein er gefällt ſich ſchon in dem Gedanken, für Frankreichs Waſhington zu gelten. Schein, Schimmer, rauſchende Phraſe — mitten in der wüſten Gewalt der tückiſchen Leidenſchaften! Eine Phraſe (Louis Blanc's) führte zu der Empörung der Arbeiter, und mit einer neuen Phraſe ſchwingt ſich Frankreich wieder hinweg über die Gräuel der Verwüſtung. An die richtige Löſung der Arbeiterfrage denkt Paris ſo wenig, als Cavaignac an die Löſung des Verſprechens, Frankreichs Waſhington zu werden.

In beiden ſächſiſchen Kammern wurde durch die Staatsminiſter das Decret des Königs mitgetheilt, die Anerkennung des großen Wahlactes zu Frankfurt betreffend. Miniſter Braun ſprach: Sachſens edler Fürſt zaudert nicht die Rechte ſeiner Krone zu opfern, wo es gilt die Einheit des großen deutſchen Vaterlandes zu erzielen! —

Die deutſche Bundesverſammlung hat den Reichsverweſer anerkannt; ſie erklärt ſogar dieſe Wahl vorausgeſehen und im Voraus genehmigt zu haben. Der Bürgermeiſter in

„Zar und Zimmermann“ ſingt: O ich bin klug und weiſe! Hoffentlich hat der alte deutſche Bund auch den Beſchluß ſeiner Auflöſung ſchon im Voraus anerkannt und beſtätigt. Mit dieſem Acte der Selbſterkenntniß beſchließe der Fürſtenbund ſein Daſein, und beginne der deutſche Völkerbund!

Der demokratiſche Congreß zu Frankfurt zählte, wie man ſagt, 192 Abgeordnete von 88 Vereinen. Was will dieſer Verein: la république rouge oder die Republik Ruge? — Dieſer Verein hat Berlin zu ſeinem Centralſitz erwählt. Will er von dort aus unter den Märkern, Pommern und Mecklenburgern Propaganda machen? Der Republik Frankreich hat er die Verbrüderung der deutſchen Demokraten zugeſichert. Zu ſeinem Manifeſt an die deutſche Nation hat er ſich die Unterſchriften vieler Reichstagsmitglieder dergeſtalt verfälſcht, daß es eine Erklärung jener zu ſein ſcheint.

In Berlin ſieht es ſehr wunderlich confus aus. Niemand weiß, wer und was herrſcht. — Die 60 Abgeordneten aus Weſtfalen und Rheinland ſtaunen über dieſen Zuſtand. Sie überreichten dem Miniſter das Geſuch, er möge um jeden Preis die Ordnung in der Hauptſtadt herſtellen. Hr v. Auerswald antwortete in allgemeinen conſtitutionellen Phraſen. Hanſemann ſcheint nicht recht Rede ſtehen zu wollen. Nur der Kriegsminiſter Schreckenſtein weiß zu antworten. Man ſtellte bei ihm das Geſuch, durch Bürgerwehr wieder das Zeughaus bewachen zu laſſen. Sehr wohl, meine Herren, war ſeine Antwort, aber dann will ich das Zeughaus erſt räumen laſſen! — Die ſtolzen Berliner! Sahen ſo herab auf die Bürgerwehr benachbarter Länder. Und nun ließen 24,000 Mann eine zweiſtündige Plünderung des Zeughauſes zu. Es war kein „Diebſtahl“, dieſe Plünderung, erklärte die Volksverſammlung unter den Zelten, ein Fehler war es, eine Scharte, — aber eine große Nation kann und darf auch ihre ſchwachen Stunden haben! — Der Führer der Bürgerwehr, Major Bleſſon, hat in jener Nacht vom 14. zum 15. Viſionen gehabt; er ſchickte Mannſchaften nach allen Seiten aus, weil er glaubte, die Republik ſollte an allen Ecken und Enden zugleich ausbrechen. — Jetzt handelt es ſich, ob Minutoli oder Held Befehlshaber der Bürgerwehr wird. Hr. Bahn, der Redacteur des „Krakehlers“, iſt mit Errichtung einer Bürgerartillerie beſchäftigt. Im Ernſt oder Spaß? Vor der Hand bombardirt dieſer Krakehler mit Witzen. — Die Placatenlitteratur wird in Berlin immer ſtärker. Ob Muskete, ob Pike? iſt jetzt eine Hauptfrage der Berliner Straßenlitteratur. Der Wohlfeilheit wegen iſt die Mehrheit für Pike. Die witzigen Berliner verſtehen ſich auch am beſten auf Pikantes.

England und ſeine Reform.

Während auf dem Feſtlande die Throne wankten, hielt Königin Victoria einfach ruhig und glorreich ihre Wochen. Der Bürger von England iſt ſtolz darauf, er iſt ſtolz auf ſein Eiland, an welchem ſich die Brandung des Meeres bricht, deſſelben Meeres, das er überbrückt und beherrſcht. Irland gährt, Schottland geizt, die Chartiſten wühlen. Bei alle dem iſt Englands Größe noch unerſchüttert. Englands Macht beſteht in ſeiner Zuverſicht zu ſich ſelbſt. Wenn 10,000 Chartiſten heranziehen zu einer Monſtredemonſtration, laſſen ſich ſofort in London 10,000 Bürger freiwillig zum Wachdienſt einſchreiben, und der Sturm der Empörung bricht an dem Stolz dieſes feſten Rechtsgefühls. Es fehlt nicht an Bewegung, an Gährung in England; das Naturrecht iſt ſogar auf Seite Derer, die eine andere Ordnung der Dinge wollen. Das Selbſtgefühl des Engländers bleibt ſogar an Mißbräuchen haften, wenn ſie geheiligt ſind. Die Reformen haben dort mit der gepanzerten Macht der Vorurtheile zu kämpfen. Um ſo gründlicher aber hält der Bürger von England Schritt für Schritt feſt an dem was ſeine Größe begründet.

Das Unterhaus wird ſeit einiger Zeit mit Bittſchriften um ein neues Wahlgeſetz überfluthet. Hume übergab unlängſt deren 211 und ſtellte darauf ſeinen Antrag auf Reform der Volksvertretung. Die Zahl Derer, die eine Reform wünſchten, ſagte er, ſei größer als die Zahl der jetzigen Wähler des Königreichs. Unter ſechs Erwachſenen habe nur Einer, von ſechs Millionen nicht ganz Eine das Stimmrecht. Er ſchilderte die Ungleichheit der Vertretung in den einzelnen Landſchaften. Er ſeinerſeits ſitze im Hauſe ohne daß er nöthig gehabt ein Vermögen nachzuweiſen; er ſei ſchottiſcher Wähler und das genüge, um gewählt werden zu können. Er wünſche daß jeder Mann Englands und Irlands ſich dieſes Vorzugs erfreue; Recht und Vernunft verlangten dieſe Reform. Er wünſche daß jeder Mündige, der einen feſten Wohnſitz habe, Wähler ſei. Nur die Herumtreiber ſeien ausgeſchloſſen. Die Dauer des Parlamentes dürfe aber nicht auf ſieben, müſſe auf drei Jahre feſtgeſtellt werden.

Ihm antwortete drauf der hochehrwürdige Lord John:

Die engliſche Verfaſſung ſei die beſte, welche die Welt geſehen, ſagte Lord Ruſſel; ſie allein widerlege die Behauptung des Tacitus, wonach es unmöglich ſei Monarchie, Ariſtokratie und Demokratie auf die Dauer zu verſchmelzen. Seit der Reform von 1832 habe das Unterhaus aufgehört von der Ariſtokratie gegängelt zu werden, es ſei möglichſt ein Ausdruck der öffentlichen Meinung. Das beweiſen die großen Maßregeln des Hauſes: Abſchaffung der Sklaverei, Eröffnung des Handels mit China, Ablöſung der Zehnten, Erleichterung der Diſſenters, neue Stadtordnungen, Verbeſſerung der Zölle, Vereinfachung der Poſtſätze*), Aufhebung der Korngeſetze. Dennoch erklärte ſich John Ruſſel nicht ganz abgeneigt gegen jede neue Reform. Nur ſei jetzt der Augenblick nicht dazu. Englands Feſtigkeit mitten in den Stürmen der Zeit habe die Bewunderung der Welt gewonnen, ſelbſt unter den Feinden des britiſchen Namens ihm die Achtung geſichert. Er hoffe, das Haus werde nichts thun dieſe Hochachtung der Welt zu verwirken! — Auf dem Feſtlande macht man Reformen aus Haß gegen das Beſtehende; in England aus Liebe für das Beſtehende und im Hochgefühl für's große Ganze. —

---

*) In England zahlt jeder Brief, gleichviel für welche Entfernung, 1 Penny. Die Staatseinnahme durch die Poſt hat ſich dadurch verdoppelt.

den 3. Juli.

In Paris, auch in den Provinzen, ſind alle Klubbs geſchloſſen, alle kleinen Blätter verſchwunden; Girardin's Beiſpiel ſchreckt die größeren, ſie reden ſehr zahm von der jetzigen Ordnung der Dinge, die freche Preſſe iſt in Frankreich durch die Hand des Soldaten bezwungen. — In der halb eingeäſcherten Vorſtadt St. Antoine leben 30,000 Deutſche, meiſt Handwerker. Sie nahmen, heißt es, meiſt gezwungen Theil an der Proclamirung der rothen Republik. Unter den Gefangenen zählt man 700 Deutſche; Deportation ſcheint auch ihr Loos zu ſein.

Aus Altona ſchreibt mir ein Freund über Englands Friedensvorſchläge in Sachen Schleswig-Holſteins. England ſchlug vor, Schleswig ganz in den deutſchen Bund aufzunehmen, aber die Perſonalunion bis zum Erlöſchen des Mannesſtammes feſtzuhalten. Es wies auf den Prinzen Ferdinand hin, der zwar Däne, aber im Staatsrathe zu Kopenhagen ſich gegen die däniſche Einverleibung erklärte. Die proviſoriſche Regierung, ſchlägt England vor, bilde das künftige conſtitutionelle Miniſterium der Herzogthümer. — Dieſe proviſoriſche Regierung, in welcher Männer wie Beſeler und Olshauſen ſitzen, iſt nicht blos von General Wrangel, ſondern von allen an der Kriegführung gegen Dänemark betheiligten Höfen und Regierungen ſchnöder Weiſe gänzlich ignorirt. England iſt umſichtig und human genug ſie zu bedenken und anzuerkennen. So brav die preußiſchen Truppen, ſo wenig ehrlich iſt das preußiſche Cabinett in der däniſchen Sache. Ginge es mit rechten Dingen zu, ſo erhielten die Herzogthümer und mit ihnen Deutſchland die halbe däniſche Flotte, die zur Hälfte eben von ſchleswig-holſteiniſchem Gelde erbaut und erhalten wurde. Statt deſſen verweigert Dänemark jetzt die Rückgabe der genommenen deutſchen Schiffe, will die Blokade der preußiſchen Häfen nicht aufheben und zwingt ſogar die Mannſchaft eines gekaperten Handelsſchiffes aus Emden, auf däniſchen Schiffen Dienſte zu nehmen. Es iſt hohe Zeit, die Sache dort zu Ende zu führen!

Die Berliner Zeitungshalle will aus dem Briefe eines Abgeordneten aus Kaliſch über Rußlands Pläne Aufſchluß erhalten haben. Der Kaiſer werde alsbald Petersburg verlaſſen und bei der Armee erſcheinen, allgemeine Amneſtie ertheilen und ein großes Slawenreich proclamiren, zu dem ſich alle losgetrennten Theile von der Türkei, Oeſterreich und Preußen zuſammenfinden und deſſen König Großfürſt Conſtantin ſein ſolle. — Schwerlich liegt ſo klar ſchon zu Tage was im Schooße der Zeiten ſchlummert. Etwas Anderes wäre es, zu fragen wieviel davon ſchon reif ſein würde, hätte Fürſt Windiſchgrätz in Prag nicht mit Kartätſchen das Schlangenei der großen Slawa zerſchmettert!

Der jetzige preußiſche Miniſterpräſident, v. Auerswald, iſt ein älterer Bruder des früheren Miniſters des Innern; der älteſte der drei Brüder Auerswald, der Cavaleriеoberſt, iſt Abgeordneter in Frankfurt. Der jetzige Miniſterpräſident wurde erſt vor kurzem Oberpräſident der Provinz Preußen. Auch er war Anfangs Soldat; er machte als ſehr junger Menſch den kurländiſchen Feldzug des York'ſchen Heeres und die Befreiungskriege mit. Er trat dann in den Civildienſt, wurde 1840 Oberbürgermeiſter in Königsberg und war eine Zeitlang Präſident in Trier, bis er nach Königsberg zurückverſetzt wurde. — Man ſagt, Auerswald ſei ein Jugendfreund des Königs; doch wohl in anderem Sinne als General v. Radowitz; vielleicht aus der Zeit wo der jetzige König die Hochſchule zu Königsberg beſuchte.

Auch Preußen läßt ſich jetzt endlich auf Erſparniſſe ein. Bornemann, der ſeiner wankenden Geſundheit wegen jetzt abgetretene Juſtizminiſter, war der Erſte der auf die Hälfte ſeines Miniſtergehaltes verzichtete. Sechs Oberpräſidenten werden plötzlich für Luxus erklärt und auf Wartegeld geſetzt. Camphauſen hatte ſo wenig durchgreifend an Reformen gedacht, daß er faſt ſämmtliche alte Oberpräſidenten auf ihren Poſten beließ. Nach der Anſicht des jetzigen Miniſteriums iſt das ganze Inſtitut der Oberpräſidentur überflüſſig. Der Staat erſpart damit jährlich eine Million. Iſt in ſchlechten Zeiten mitzunehmen!

den 6. Juli.

Den Monarchien thut es noth, die Lehre vom wohlfeilſten Staate auf ihrem eigenen Grund und Boden zu vollziehen. Preußen zumal muß aufhören den unverantwortlichen Luxus in ſeiner Bureaukratie und ſeinem Militär zu treiben. In der zweiten ſächſiſchen Kammer kamen für Sachſen Erſparungen zur Sprache. Die abgetretenen Miniſter beziehen allein 22,000 Wartegelder. Worauf warten ſie oder wir? fragte Abg. Tzſchirner aus Bautzen. Die Penſionen der Staatsdiener haben eine Höhe, die beleidigend wirkt. Die Monarchie, will ſie die Republik unmöglich machen, muß dieſe in allen Tugenden, alſo auch in der Sparſamkeit beſchämen. — Auch Würtemberg macht Erſparungen. Es hält keine Miniſter mehr, ſondern nur Staatsräthe mit 4000 Fl. Gehalt, während jene 10,000 Fl. bezogen. Der König hat ſich außerdem bereit erklärt, die Civilliſte von 800,000 auf 500,000 Fl. herabzuſetzen.

Oeſterreichs Friedensbedingungen in Italien waren: Uebernahme von 100 Millionen an der gemeinſamen öſterreichiſchen Staatsſchuld und Beſtätigung des venezianiſchen Gebiets. Dagegen forderte die proviſoriſche Regierung von Mailand Wälſchtirol und den Iſonzo als Grenze. Mit Wälſchtirol (Trient, Roveredo u. ſ. w.) würde Oeſterreich von ſeinem deutſchen Hauſe die Schwelle abtreten. Der Iſonzo trennt das Venezianiſche und Friaul und iſt ſomit allerdings die richtige Grenze zwiſchen Deutſch- und Wälſchland. Oeſterreich will jedoch alles venezianiſche Gebiet, bis zum Gardaſee und Po, behaupten. Der Krieg beginnt von neuem. Die Sardinier haben ſich einen franzöſiſchen Marſchall aus Paris verſchrieben.

Die Times iſt gegen das Feſtland bitterer als je. Sie meint, die plötzlich freiheitstrunkenen Völker ſollte man wie die Spartaner die Heloten behandeln. Nach engliſchen Begriffen iſt allerdings die Freiheit eine Arbeit, kein Bacchanal. „Neunhundert Volksvertreter, ſagt die Times in ihrem beißenden Spott, 900 Volksvertreter, vom ganzen Volke gewählt, von keinem Könige, keiner Ariſtokratie belaſtet, mit unumſchränkter Machtvollkommenheit ausgerüſtet, finden ſich völlig außer Stand, Handel und Wandel zu erhalten, Ruhe und Glück zu ſichern, das Vertrauen unter einander herzuſtellen!“ Sehr voll Lob iſt die Times über die Ereigniſſe in Frankfurt, namentlich preiſt ſie Heinrich von Gagern als Staatsmann und Redner im großen Styl. England hat in ſeinem

Urtheil den Maßſtab dafür. Nie ſah ich, ſagt der Frankfurter Berichterſtatter der Times, eine Rednerkraft von gleich elektriſcher Wirkung. — Um ſo bittrer und verächtlicher äußert ſich das Blatt über das Treiben in Berlin. Sie findet die Vorgänge auf den Gaſſen wie in der dortigen ſogenannten Nationalverſammlung gleich unwürdig.

Die radicale Partei der deutſchen conſtituirenden Verſammlung erklärt in ihrem Manifeſt an das deutſche Volk die Wahl des Reichsverweſers, durch vier Fünftheile der Nationalverſammlung vollzogen, als ein bloßes Spiel, den heißen Kampf der Parteien und Leidenſchaften, aus dem ſich das Ergebniß zur Eintracht Deutſchlands hindurchgerungen, vielleicht für — bloßen Lärm! „Die alte verwerfliche Politik, heißt es im Manifeſt, ſcheint, nur unter anderem Namen, in unſerem Vaterlande wieder Platz greifen zu wollen.“ — Es leidet keinen Zweifel, daß das Verhältniß des Reichsverweſers zur Nationalverſammlung ſchärfer beſtimmt ſein müßte. Was hier beim vorläufigen Obmann Deutſchlands verſäumt wurde, hole man bei Feſtſtellung der Permanenz nach! Aber der Reichsverweſer ſoll auch nicht als bloßer Automat zur Vollziehung der Beſchlüſſe der Nationalverſammlung daſtehen. Erwählt vom Volke, wird er lediglich von der öffentlichen Meinung getragen und gehalten; er ſoll nur nicht deren Maſchine, nicht der Knecht ihres Buchſtabens ſein.

---

den 7. Juli.

Während der letzten vier Monate, ſagt das Journal des Débats, hat Frankreich dreimal am Rande des Abgrundes geſtanden. Am 16. April ſchien die Sache der Ordnung für immer geſichert zu ſein, zum erſten Mal hatte die Nationalgarde in ihrer Vereinigung der Anarchie eine feſte Schranke gezogen. Aber kaum ein Monat verging, und am 15. Mai brachen die Arbeiter in die Nationalverſammlung ein. Die Republik der Nationalgarde ward abermals vor der rothen Fahne gerettet. Wir glaubten uns endlich geſichert; aber die letzten Schreckenstage haben ſchnell Europa eines Andern belehrt. — Das Journal des Débats ſpricht ſich ſehr günſtig aus über die jetzige Soldatenherrſchaft. Der Soldat hat den Bürger in Aufrechthaltung der Ordnung und im Regiment abgelöſt. Cavaignac hält den jetzigen Aufſtand für den letzten. Aber Elend und Ehrgeiz werden wühlen; davor ſchützt keine Republik. Und die Prätendenten ſind ſo wenig für Frankreich abgeſchafft als die Theoretiker eines abſtracten Fanatismus. Dieſe Theoretiker haben wir auch in Deutſchland. Prätendenten würden wir haben, wenn wir die Thorheit durchſetzen wollten, in der Abſchaffung der Fürſten die Republik zu ſehen.

Thiers hat den Franzoſen endlich reinen Wein eingeſchenkt wegen ihrer Selbſtbelügung in Sachen der Organiſation der Arbeit. Er iſt Präſident eines der 15 Bureaux der Nationalverſammlung. Er ſprach über das „Recht zur

Arbeit". Auf die Hülfe der Geſellſchaft dürfe jeder rechnen, allein der Staat könne keine Arbeit geben, wenn ſie nicht da ſei. Verſprechen was man nicht leiſten könne, hieße neues Blutvergießen motiviren. Man ſolle ſich mit den Socialiſten in Discuſſion einlaſſen, ſie auffordern das angeblich in ihrem Beſitze befindliche Geheimniß, allen Leiden des Volks ein Ende zu machen, mitzutheilen; wo nicht: ſo ſollte man nicht das Unmögliche unter die Wünſche des Volkes heraufbeſchwören. Eine Regierung könne durch geſchickte Benutzung ihrer Hülfsmittel die Steuern beſſer vertheilen, durch Begünſtigung der Production die Lage der Arbeiter verbeſſern: Arbeit aus Nichts ſchaffen könne ſie nicht. Frankreich ſtaunt über dieſe Sprache. Sie iſt einfach und praktiſch. Es gehört aber Muth dazu, einfach und praktiſch wahr zu ſein in Frankreich. Erſt nach ſoviel blutiger Enttäuſchung ſcheint dieſe Sprache erlaubt und möglich.

Cavaignac iſt der Sohn eines in der Verbannung geſtorbenen Conventsabgeordneten, der für den Tod Ludwigs des Sechzehnten geſtimmt hatte. Seine Mutter war ebenfalls eine eifrige Republikanerin. Cavaignac hat alſo republikaniſche Milch getrunken. Seiner politiſchen Meinung wegen blieb er unter Louis Philippe zurückgeſetzt; erſt die Februarrevolution machte ihn zum Diviſionsgeneral. Die Republik ernannte ihn zum Kriegsminiſter, dann zum dictatoriſchen Vollziehungsbeamten, dann zum Präſidenten des Miniſteriums. Es bleibt ihm noch die Würde eines Präſidenten der

Republik übrig. — Vielleicht deutet ſein eigner Wunſch darauf hin, wenn er ſich zum Ziel ſetzt, Frankreichs Waſhington zu werden.

Die Ruſſen beſetzen die Donaufürſtenthümer. In Bukareſt iſt alles voll Angſt, die Bojaren flüchten. Der Hoſpodar der Wallachei, Fürſt Bibesco, hat ein heuchleriſches Spiel getrieben. Er ſtellte ſich an die Spitze der liberalen Bewegung, machte ſcheinbare Gewaltanſtrengungen und gab ſo den Ruſſen, einem alten Vertrage zufolge, Vorwand einzurücken. — Bukareſt iſt für Rußland die Schwelle zu Conſtantinopel. Rußland verfolgt ſeinen Plan, die Türkei zu nehmen, ſobald Europa mit revolutionären Wirren beſchäftigt iſt.

Radowitz über Preußen und Deutſchland.

In der Paulskirche zu Frankfurt gehört General v. Radowitz zu denjenigen Männern, welche zu ihrem Eifer für die Wiedergeburt Deutſchlands gleich ſtarke Einſicht geſellen. Wir ſehen ihn in Sachen der Flotte thätig. Zugleich erlebt ſeine ſchon im April geſchriebene Flugſchrift „Deutſchland und Friedrich Wilhelm IV.“ eine zweite Auflage. Ziehen wir dieſen Verſuch zur Vermittelung zwiſchen Preußen und Deutſchland in Erwägung.

Vergeſſen wir die Jugendverſuche des Hrn. v. Radowitz, ſeinen Uebertritt zur römiſchen Kirche, ſeine „Ikonographie der Heiligen". Nicht als mache das Hrn. v. Radowitz unfähig, an der allgemeinen Sache Deutſchlands mitbauen zu helfen; aber was dem romantiſchen Bedürfniß des Einzelnen freigegeben bleibt, kann nicht gültig ſein für's Allgemeine. Vergeſſen wir auch daß damals der Major v. Radowitz es war, den der vorige König von Preußen aus der Nähe des damaligen Kronprinzen entfernte. Friedrich Wilhelm der Dritte konnte ſozuſagen das Katholiſche nicht riechen; für mittelalterliche Sympathien aber hatte der geiſtvolle Radowitz zweifelsohne Propaganda gemacht, und der Romantiker auf dem Throne iſt nicht ohne ſeine Einflüſſe denkbar. Das alles hat freilich der Drang der Zeit als gleichgültig beſeitigt. Laſſen wir auch die „Geſpräche aus der Gegenwart über Kirche und Staat" bei Seite.

Halten wir uns an die praktiſchen Vorlagen von heute. Radowitz wurde zu Sendungen verwendet, er war nicht blos Geſellſchafter in Berlin, er war Militärbevollmächtigter am Bunde, erhielt Aufträge nach Paris und nach Wien. Das preußiſche Cabinett betraute ihn mit ſeinen Lieblingsplänen. Radowitz weiß um vieles; wir müſſen um ſo eifriger auf ihn hören als ſelbſt die Linke zu Frankfurt die Ehrenhaftigkeit preiſt, mit der v. Radowitz bei tiefer Einſicht ſich der Praxis der patriotiſchen Sache Deutſchlands hingiebt. Er hat mit dem Unwillen zu kämpfen, den ſeine religiöſe Vergangenheit erwecken muß. Trotzdem feiert er Triumphe, weil ſeine nationale Geſinnung imponirt. In der öſterreichiſch-ſlawiſchen Frage rügte er die Schmählerungen des deutſchen Gebietes.

Früher habe Deutſchland durch Feſtſtellung der ſ.g. natürlichen Grenzen gelitten; jetzt wo die Sprache entſcheiden ſoll, ſchmählere man ihm auch da ſeine Exiſtenz. Von Schleswig dürfe kein Dorf abgetreten werden! Die Hälfte von Poſen preisgeben hieße ſich in einen Krieg einlaſſen, der Deutſchland zum Felde des Zuſammenſtoßes der öſtlichen und weſtlichen Nachbarn mache. Das nothwendige Bedürfniß ſeiner Grenzen könne eine große Nation nicht auf ſein Sprachgebiet beſchränken. Wälſchtirol abtreten hieße die Schwelle des eignen Hauſes dem Feinde überliefern. Wenn Deutſchland allen Einfluß auf Italien aufgebe, würden ſich England und Frankreich darein theilen. In Böhmen die ſechshundertjährige Verbindung löſen, hieße die Bildung, den Fortſchritt der Menſchheit der rohen Naturgewalt überlaſſen.

General Radowitz räumt ein, daß die Vernachläſſigung der nationalen Sache Deutſchland an den Rand des Abgrundes führte, einen Abgrund, den wir plötzlich überblickten als Frankreich über Nacht aufſtand und mit Eins ſein Fürſtenthum los ward. General Radowitz wird auch nicht verſchweigen können, daß es die Regierungen geweſen die den langen Frieden zum Ausbau eines nationalen Bundesſtaates unbenutzt gelaſſen. Dies ſteht feſt vor Gott und aller Welt. Eben ſo gewiß iſt daß, was uns nach Frankfurt zuſammentrieb, das Bedürfniß nach einer demokratiſchen Centraliſation war; drängt ſich in die Art wie ſich dieſe feſtſtellen will, vielfache Unbeſonnenheit, Unfähigkeit, Ueberhitzung, ja ſelbſt Verrätherei am Heil des Vaterlandes, ſo thut es wohl noth an das zu erinnern, was von Seiten der Fürſten und Regierungen im Plane war, aber nicht reifen konnte bevor die Ereigniſſe in München, Wien und Berlin das Volk zur Selbſthülfe nöthigten.

Hr. v. Radowitz zählt auf, was die Regierungen ſeit 1840 zur Wiedergeburt Deutſchlands im Schilde führten. — Der weſentliche Grundſtein zur Einigung der deutſchen Intereſſen bleibt der Zollverein; allein ſeine Fortentwickelung ſtockte. Die vielfachen Vereinigungen der Deutſchen bewieſen den Drang, ein allgemeines Deutſchland aufzubauen; allein ſelbſt die Verſammlungen der Germaniſten, ſelbſt der Eiſenbahncongreß blieben vereinzelte Verſuche von Körperſchaften. Die Regierungen beſchickten nach Dresden einen Poſt-, nach Leipzig einen Wechſelcongreß. Dieſe ergebnißloſen Verſuche bewieſen, daß gelehrte Herren und Regierungsmänner auf das Einfachſte und Natürlichſte am ſchwerſten kommen. Es fehlten Männer aus dem Volke, um zu der Einſicht, die immer klügelt, Schwierigkeiten macht und Rückſichten nimmt, die Energie des entſchiedenen Willens zu bringen. Hr. v. Radowitz ſpricht aber von den Plänen ſeines Königs. Preußen allein, ſagt er, habe den Aufſchwung von 1840 benutzt, um das deutſche Heerweſen neu zu ordnen, Gleichheit im Reglement, im Kaliber zu beantragen. Preußen hatte ſeine Feſtungen in Ordnung und drängte auf den Ausbau der zwei Bundesfeſtungen. Es forderte ſogar gemeinſame deutſche Landeszeichen, Wappen und Fahnen. Friedrich Wilhelm der Vierte, ſagt Radowitz, arbeitete in Gedanken eifrigſt an einer

Neugeſtalt des Bundes; er wollte Oeſterreich um jeden Preis bewegen, einzuſtimmen daß der Bund als europäiſche Großmacht auftrete. Oeſterreich zögerte, und Preußen wollte nicht „den Vorwurf der Eigenmächtigkeit auf ſich laden." Da kam die Schweizer Geſchichte, — eine Lawine für die Völkerbewegung, eine Störung für die Cabinette. Radowitz ging nach Paris. Nachdem die Schweizer Sache mit den europäiſchen Mächten geordnet, wollte Preußen, zu Anfang Februar, die Umgeſtaltung des deutſchen Bundes ſchleunigſt wieder aufnehmen. Das ſtand, ſagt Hr. v. Radowitz, im Kopfe des Königs ſchon vor dem Sturz der Julidynaſtie in Frankreich feſt. Am 2. März erhielt Radowitz, immer vertraut mit den beſten Gedanken Friedrich Wilhelms, eine Sendung nach Wien. Man nahm Rückſichten auf Oeſterreichs Verlegenheiten in der italieniſchen Sache; aber man war, ſagt Radowitz, entſchloſſen, die deutſche Sache, wenn Oeſterreich zurücktrat, allein an den Bund zu bringen. Gleich nach dem Wiener Umſturz der Dinge, gleich nach der Auflöſung des Metternich'ſchen Syſtems hätte Preußen mit großen Reformen an die Spitze Deutſchlands treten müſſen, um dem plötzlich haltungslos gewordenen Ganzen raſch und mit Schlagkraft von neuem Schwung und Halt zu geben. Statt deſſen kamen die Kartätſchen an „meine lieben Berliner". Die Zugeſtändniſſe des Berliner Cabinets vom 18. März hält aber Radowitz nicht für erzwungen: ihre Grundzüge, ſagt er, lagen nicht blos für Preußen, ſondern für Deutſchland — ich weiß nicht ob im Kopfe oder ſogar im Pulte des Königs —

vor. Um ſo mehr bedauern wir dann, daß die Könige ſo ſchlecht und ſo falſch bedient werden. Preußen, ſo voll Kraft und Talent, iſt ohne alle ſtaatsmänniſche Virtuoſität. Es hatte von neuem die Anwartſchaft zur Hegemonie in Deutſchland; es hat ſie abermals verloren. Es wird ſie ſich immer wieder erringen, um ſie abermals wieder zu verlieren. Beſſer alſo, man verzichtet darauf und ſucht das Centrum Deutſchlands in Inſtituten der deutſchen Nation.

---

den 8. Juli.

Wie wenig ſicher der Sieg der deutſchen Sache in Böhmen, beweiſt der Zwang der öffentlichen Meinung, dem die Prager Zeitung unterliegt. Sie bringt jetzt über die Prager Revolution einen Artikel, in welchem ſie alle tſchechiſche Betheiligung leugnet. Das iſt eine gepreßte Preſſe, unter der die Ehrlichkeit der Thatſachen nicht auftauchen kann. Steht doch der ſo zweideutige Leo Thun noch an der Spitze der Regierung! Die Deutſchen in Prag werden aufhören müſſen neutral zu ſein. Was der Soldat gegen den aufwiegleriſchen Tſchechomanen nicht hat zu Ende ausfechten können, muß der deutſche Bürger jetzt mit der Ueberzeugung, mit dem Schwert der Rede aufnehmen. Die Deutſchen müſſen ſich in Prag als Partei organiſiren; der conſtitutionelle Verein muß ihr Centrum werden. Der „Wegweiſer“ im Leitmeritzer Kreiſe, die „Wochenblätter für Freiheit und Geſetz“ im Elbogener Kreiſe, ſind bis jetzt, laut Leipziger Zeitung, die einzigen aufrichtigen Organe der Deutſchen in Böhmen.

Bunſen, in ſeinem Sendſchreiben an die Nationalverſammlung, hält die Erblichkeit der Kaiſerwürde für unmöglich in den gegenwärtigen Umſtänden. Er findet die Wahlmonarchie für geeignet, und zwar will er die Wahl des Kaiſers von den Fürſten ausgehen laſſen. Er ſchlägt den König von Preußen für den erſten deutſchen Kaiſer vor; dann den zunächſt regierenden Kaiſer von Oeſterreich, welchem dann ein aus der Mitte der andern deutſchen Fürſten gewähltes Oberhaupt folgen ſolle. Als Sitz der künftigen Reichsregierung hält er Nurnberg für die paſſendſte Stadt. — Auch Bülau, in ſeiner Schrift: Zur deutſchen Reichsverfaſſung, iſt für die deutſche Wahlmonarchie.

Die Deutſche Zeitung von Gervinus zieht Gagern ſtreng vor Gericht, daß er jede Mitbetheiligung der Fürſten bei der Wahl des Reichsverweſers ausgeſchloſſen. Bunſen und Bülau haben keine Ahnung, daß der Wahlact nun vor den Vertretern der Nation ausgehen mußte, ſoll von Wiederherſtellung Deutſchlands im nationalen Sinne die Rede ſein. Im Jahre 1815 ſtand es den Fürſten zu, ſich ein Oberhaupt zu wählen. Nachdem ſie dreißig Jahre lang gezaudert, dem Bedürfniß der deutſchen Einheit Form und Geſtalt zu geben, haben ſie das Recht dazu verwirkt. Die Reform Deutſchlands iſt Sache des Volks geworden. Wählen die Vertreter einen Fürſten, ſo iſt es der Mann ihrer Wahl und er trägt kraft des Nationalwillens die Würde, die ihm ſeine fürſtliche Geburt nicht giebt.

Leipzig ſchmeichelt ſich der Sitz der deutſchen Centralregierung zu werden. Es iſt auch von Erfurt, von Nürnberg die Rede. Wir halten Frankfurt juſt der weſtlichen Lage wegen für nothwendig; davon abgeſehen, daß die alte Erinnerung auch ihr Anrecht geltend macht. Nur im Südweſten konnte dem Hader der Zwietracht, dem Gelüſt republikaniſcher Auflöſungsproceſſe, der Kopf zertreten werden. Sitzt die Nationalverſammlung weiter nach Oſten, ſo laufen wir Gefahr, daß ſich ein ſüdweſtliches Deutſchland ſcheidet. Bei unſrer Saumſeligkeit, bei unſrer hinterpommerſchen Trägheit thut es juſt noth, den Centralſitz unſerer Gemeinſamkeit ſo nahe an der Gefahr, ſo nahe dem Krater der franzöſiſchen Bewegung zu haben.

---

den 2. Juli.

Leipzig prangt heute im patriotiſchen Feſtesſchmuck. Die deutſchen Fahnen flattern an den Thürmen, die Bürgerwehr iſt bereit, den Reichsverweſer Johann von Oeſterreich, den man gegen Mittag erwartet, zu empfangen. — In Wien war die Begegnung zwiſchen dem Erzherzog und der Geſandtſchaft, die ihm die Kunde von der Wahl der Nation brachte, eben ſo einfach wie herzlich. Es giebt aus dem Munde Johanns, den Raveaux den „edelſten Biedermann Deutſchlands" nannte, gewiſſe ſimple Schlagwörter, die nicht prahlen, aber wohlthuend ergreifen. Nach gegenſeitigem Austauſch ſagte er traulich zu den Frankfurter Abgeſandten, ſie bei der Hand ergreifend: Nun ſind wir Alle Brüder! — Unter den Abgeſandten machte Raveaux aus Cöln den lebhafteſten Eindruck. Unerſchöpflich war der Jubel, als der Erzherzog mit den deutſchen Geſandten auf den Balcon vor die verſammelte Menge trat; hinreißend der Tumult der Freude, als Raveaux ſagte: Wir haben ſo lange das Lied geſungen „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ Jetzt wollen wir das Lied zur That werden laſſen!

Die Republikaner, ſagte im Vaterlandsverein Treumund Welp, Eduard Pelz, die Republikaner wachſen am Rhein wie der Spargel aus dem Boden. Er wollte nicht ſagen: wie die Pilze, denn unter den Pilzen ſind auch giftige. — In den preußiſchen Rheinlanden, namentlich in Trier und Cöln, wird von neuem für das Heckerſche Corps geworben. Mainz ſcheint eine Hauptniederlage der Werber zu ſein, dorthin werden am Rheine viele Päſſe verlangt, geradezu unter dem Vorgeben, in die Dienſte Heckers zu treten, der 20 Fl. Handgeld zahlt. — In Straßburg iſt unter den Republikanern Zwieſpalt ausgebrochen. Eine Anzahl deutſcher republikaniſcher Flüchtlinge — nur 63 haben der Eile wegen unterzeichnet, — ſagen ſich von Hrn. Heinzen und Conſorten in einem öffentlichen Schreiben förmlich los. Karl Heinzen hatte ſich in Straßburg beklagt, daß der Ausſchuß durch die im Gaſthof zum Rebſtock eingelaufenen Gelder ſich nur „nothdürftig durchſchleppen“ könne. Die Unterzeichneten rühmen dagegen Corvin, ſeinen Eifer, ſeine Hingebung an die Sache der Republik. Corvin v. Wiersbitzki war früher ein Genoſſe des Berliner Held. Beide dienten als Lieutenants in demſelben preußiſchen Regimente, bevor Held Schauſpieler wurde, Stücke à la Räuber Moor ſchrieb und dann in Leipzig die Locomotive ſchrieb, ein Blättchen das zuerſt mit ungeheurem Erfolge den Weg der Colportirung durch Handels-, namentlich durch Weinreiſende wählte. Corvin legte ſich in Leipzig ohne Erfolg auf die Glyphographie, gewann dann in Gotha Unterſtützung und Gunſt für dieſe neue ſchwarze Kunſt, verſchwand aber plötzlich um unter der Heckerſchen Bande wieder aufzutauchen, und zwar als deſignirter Kriegsminiſter der zukünftigen Republik. Herwegh nahm unſeres Wiſſens kein Portefeuille an, er begnügte ſich der Tyrtäus der Republik zu ſein. Der Trompeter hält ſich ſeiner Function nach hinter der Fronte. Von unſerm Tyrtäus aber ſagt man böslicher Weiſe, daß er ſich auch hinter dem Kutſchleder ſeiner Frau verſteckt gehalten, als das Heer der Republikaner geſprengt und flüchtig wurde. — Es iſt zu verwundern, daß Held in Berlin, ſtatt in Straßburg iſt. Er ſchien ſchon vor Jahr und Tag im Plan zu haben, aus Deutſchland à la Räuber Moor eine Republik zu machen, gegen die Sparta und Rom wahre Nonnenklöſter.

Berlin braucht Militär. Das leidet keine Frage. Die ſchamloſe Plünderung des Zeughauſes beweiſt es nicht allein; Berlin fühlt auch ſonſt, daß es der Truppen bedarf. Die Klubbs wehren ſich principiell dagegen, weil ſie ſonſt bald kein

Princip hätten um darauf herumzureiten. Die Bürgerwehr wird gern mit dem Militär fraterniſiren, das den ſchweren Dienſt mit ihr theilt. Sie iſt nur verletzt, daß der Magiſtrat nicht bei ihr angefragt ob es ihr Wunſch ſei, neue Regimenter aufzunehmen. — Uebrigens haben Magiſtrat und Stadtverordnete in Berlin den Entſchluß gefaßt, fernerhin dem Prädicat „hochweiſe“ und „hochedel“ zu entſagen. — In Folge der letzten Spannung gegen den Magiſtrat wächſt die Placatenlitteratur wieder aus dem Boden, wie die Regenwürmer nach dem Regen. — Held, der Berliner Volksmann, hat jetzt einen Verein geſtiftet zur „Radicalreform der Erwerbsverhältniſſe“. Auf Politik ſpeculirt dieſer Verein nicht; Held erklärt jetzt dem Volke, man müſſe „primär für den Magen ſorgen.“

Die Zahl der Arbeiter in den Nationalwerkſtätten zu Paris belief ſich auf 106,000; 50,000 fochten beim letzten Aufſtande unter der rothen Fahne. Der Grund zum Aufſtande war ein bloßer Fehler der Regierung, der Fehler, mit den Arbeitern ſchöngethan, ihnen Verſprechungen gemacht zu haben, die keine Regierung, kein Staat, erfüllen kann. Man laſſe die Regierung von Frankreich große Fehler begehen, und der Aufſtand kann bei ſtärkerem Beweggrunde noch jeden Tag über dieſelben Mittel gebieten. Paris hat den Kampf des Bürgerthums und des Eigenthums gegen das Proletariat im Namen und im Intereſſe von ganz Frankreich durchgefochten. Lyon, Bordeaux, alle großen Handels-

und Fabrikſtädte der Provinzen werden jetzt fühlen, daß Paris hierin Frankreich vertreten habe. Allein Paris hat ſich faſt ſchon daran gewöhnt, nicht anders mehr als durch Barricadenkampf jede politiſche Frage zu entſcheiden. Die Discuſſion iſt ganz und gar vom Straßengefecht verdrängt. Dazu gehört eine politiſche Liederlichkeit. Freilich hat der Franzoſe auch, was dem Deutſchen fehlt, den elaſtiſchen Schwung, um in dieſer leichtſinnigen Liederlichkeit nicht zu Grunde zu gehen. Deutſchland würde dabei moraliſch und politiſch untergehen.

Der Belagerungszuſtand in Paris ſoll aufgehoben werden. Ob auch die Preßfreiheit wieder eintritt? Bleibt die Preſſe von Soldaten noch gefeſſelt, ſo wird ſich Paris auch darüber tröſten und ſagen, das gehöre zur militäriſchen Organiſation. Der Franzoſe weiß ſich leicht zu tröſten über den Verfall der heiligſten Errungenſchaften. — Chateaubriand's Mémoires d'outre tombe wird jetzt niemand mehr leſen, obſchon der alte Romantiker endlich todt iſt; der Schauder über die Gräuel des letzten Bürgerkrieges hat ihn entſeelt. — Girardin ſoll ſich in ſeinen Papieren als einen der thätigſten Agenten Rußlands erweiſen. — Die Theater ſind noch geſchloſſen in Paris. Sie ſind in fliegende Spitäler verwandelt. Die Schauſpielerinnen machen die barmherzigen Schweſtern. — Von den 15 Bureaux der Nationalverſammlung ſind auffällig mehrere dynaſtiſche Männer gewählt, nicht blos Thiers, deſſen Rede über den Unſinn, die

Arbeit zu garantiren, Allen die Augen aufriß; auch Dupin der Aeltere; von alten Republikanern lediglich François Arago. Wunderbares Zeichen!

---

den 10. Juli.

Erzherzog Johann war an der Seite des Königs von Sachſen höchſt erfreut über den Empfang in Leipzig. In einem reichgeſchmückten Zelte auf dem Bahnhof hielt er offene Tafel. Der Jubel des Volks, die Huldigungen der Bürgerwehr, das Geläute der Glocken, der Tuſch der Fanfaren wechſelte mit den einfachen Worten, die Johann von Oeſterreich ſprach. Er betrete hier den alten Boden, ſprach er, auf welchem die Völker Deutſchlands ſich die Freiheit vom Feinde erkämpft. Er komme zum Frieden, — wenn's noth thue, zur Wehr, jedenfalls jetzt vor allem zur Sühne! Dies ungefähr der Inhalt ſeiner Worte. Die ſchlichte Erſcheinung des Mannes in der nicht eben kleidſamen öſterreichiſchen Generaluniform hatte zugleich den Stempel einfacher Biederkeit und einer unbeſcholtenen Ehrbarkeit der Geſinnung, die Vertrauen einflößt. Sein Aeußeres verräth rüſtige Kraft; ſein Auge blitzt lebendig; der Ausdruck ſeiner Rede iſt gewandt und raſch.

Nach den Eröffnungen der Wiener Abendzeitung bezog **Metternich** von Kaiſer Alexander für eine Privatcorreſpondenz jährlich 50,000 Dukaten. Nikolaus ließ Anfangs dies Verhältniß fallen, nahm es aber nach gänzlicher Erkaltung beider Höſe gegen einander plötzlich wieder auf und drang dem Staatskanzler 75,000 Dukaten auf. Dieſen Sold, ſagt das Wiener Blatt, bezog Metternich bis zum 12. März d. J. Hiermit ſei der Schlüſſel geliefert zu der öſterreichiſch-ruſſiſchen Politik in Bezug auf die Donaufürſtenthümer, den türkiſchen Krieg und Frieden, und beſonders die Preisgebung der Donaumündungen. — Wir ſind ſehr wohl der Meinung, den Advocaten Friedrich Hecker, der mit den Waffen in der Hand wider Deutſchland betroffen, als Landesverräther vor Gericht zu ziehen. Nicht minder ſind wir aber der Ueberzeugung, das jetzige Parlament zu Frankfurt werde es ſich zur Pflicht zu machen haben, den Fürſten Metternich in Anklageſtand zu ſetzen. Hat die Stimme der Nation einen öſterreichiſchen Prinzen aus freier Wahl und Neigung zum Obmann des Reiches gemacht, ſo ziemt es ihr um ſo mehr, einen Staatsmann zur Verantwortung zu ziehen, der ſo lange Schuld war, daß Oeſterreich nicht zu Deutſchland hielt. Die Mündungen des großen deutſchen Stromes ſind durch Metternichs Verwenden in ruſſiſcher Hand!

Hannover wahrt ſeine Selbſtändigkeit, indem es den Reichsverweſer anerkennt. Die Perſönlichkeit Erzherzog Johanns beſtimmt die dortige Regierung über die Form der Frankfurter Beſchließung hinwegzuſehen. — Aehnliche Nüancen in der Anerkennung der Centralgewalt werden auch anderswo laut werden. Einem verantwortlichen Präſidenten hätten die Höfe ihre Anerkennung verweigert. Mit der Wahl Johanns iſt ein deutſcher Bürgerkrieg vermieden.

In der neuen Verfaſſung von Luxemburg heißt es: „Der Gebrauch der deutſchen und franzöſiſchen Sprache iſt frei und darf nicht beſchränkt werden.“ Die Verwaltung ſpricht nämlich franzöſiſch und will ſich dieſe Sprache nicht nehmen laſſen, obſchon das Volk von Luxemburg, ſeit Abſchneidung des ſcharf abgegrenzten walloniſchen Theiles der Bevölkerung, in Sitte, Gewohnheit und Sprache rein deutſch iſt, auf dem Lande die Leute das Franzöſiſche nicht einmal verſtehen. — Deutſchland, Du biſt erwacht! Auch nicht das geringſte Häuflein von Brüdern darfſt Du im Stiche laſſen!

Der volkswirthſchaftliche Ausſchuß der Nationalverſammlung zu Frankfurt verhandelte über das öſterreichiſche Verbot der Geldausfuhr. Dieſe Unredlichkeit, für bezogene Waare die Geldzahlung zu verbieten, begeht ſonſt nur Rußland gegen Deutſchland. In Oeſterreich geht dieſe Unredlichkeit mehr von den betheiligten Privatperſonen als von der Regierung aus. Faſt der ganze Buchhandel bekennt ſich dazu.

---

den 12. Juli.

Vom Erzherzog Johann hat man Briefe aus dem J. 1804. In einem derſelben heißt es: „Oeſterreich und Preußen ſind geographiſche Mittelmächte zwiſchen Frankreich und Rußland, und dadurch von Natur zu Dämmen gegen eine Univerſalmonarchie beſtimmt, möge dieſe von Frankreich oder von Rußland ausgehen. Zwiſchen Preußen und Oeſterreich muß gegenwärtig eine Verbindung geſchloſſen werden, bei deren Eingehen man nicht die alte Politik der heimlichen Rückhalte und Hinterliſte walten laſſen darf, ſondern man muß eine Rechtlichkeit, Offenheit und Aufrichtigkeit beobachten, die beider Staaten würdig und die allein fähig ſind dieſer Verbindung Dauer zu geben. — Bei einer engen Vereinigung zwiſchen Oeſterreich und Preußen kann man die Franzoſen lehren, was die vereinigte deutſche Nation iſt, wenn ſie will!"

Die Gemahlin des Erzherzogs Johann iſt bekanntlich die Poſtmeiſterstochter zu Auſſee, einem Marktflecken in Steiermark. Metternich hintertrieb es, als der Hof den Erſtgebornen dieſer Ehe zum Herzog von Mödling machen wollte; der junge Sohn mußte ſich mit dem Titel eines Grafen v. Meran begnügen. Erſt nach langer Zeit legte ſich die Spannung zwiſchen dem Prinzen und dem Hofe. Die aufopfernde Treue, mit der ihn ſeine Gattin in einer ſchweren Krankheit gepflegt, rührte endlich ſelbſt den Kaiſer Franz und man verſuchte Ausgleichungen und Annäherungen, auf die jedoch Johann wenig einging; er blieb der freie Bauer in der Steiermark. — Die Freifrau von Brandhof, die ehemalige „Poſtmeiſter-Nanni" zu Auſſee, wurde erſt nach Kaiſer Franzens Tode die rechtmäßige Frau des Erzherzogs. Auſſee, ein

Marktflecken, liegt in der obern Steiermark in einem tieſen Thalkeſſel am Fuße der Pötſchen, deren Waſſerſcheide die Grenze macht zwiſchen den ſteieriſchen Landen und Oeſterreich ob der Enns.

Thiers, Republikaner von neuem Datum, wie er ſich nannte, hielt eine lange Rede zum Beſten des Zweikammerſyſtems. Er gab zu, das Zweikammerſyſtem ſei einfach; aber, ſagte er, wiſſen Sie was das einfachſte Regierungsſyſtem iſt? Die Despotie. Einer befiehlt, die Andern gehorchen, das iſt einfach. In der Mechanik ſei Einfachheit Barbarei; auch der politiſche Mechanismus, wie der phyſiſche, werde mit der Zeit immer complicirter, aber dadurch vollendeter. Mit Einer Kammer werde die Republik despotiſiren; die Eine Kammer werde der Despot ſein, wenn der Präſident ſchwach; wenn Dieſer ſtark, ein Liebling des Volks, werde er der natürliche Despot ſein trotz der Einen Kammer und durch dieſe Eine Kammer, der alles Gegengewicht im Staate, alle verſöhnende, vermittelnde, den Zuſammenſtoß mildernde Behörde fehle. Das Volk ſei nicht immer weiſe, auch das Volk könne, wie die Könige, ſich Thorheiten zu Schulden kommen laſſen; auch das Volk müſſe, wie die Könige, gewarnt und zu ruhiger Ueberlegung genöthigt werden. (Nach den Gräueln des letzten Blutvergießens hört das ſouveräne Volk der Franzoſen dies an, ohne mit Pflaſterſteinen darauf zu antworten! Vor acht Tagen durfte Thiers weder dies, noch irgend etwas ſagen.) Thiers ſagte, Napoleon, Karl X., Louis Philippe hätten zwar auch zwei Kammern gehabt und ſeien doch geſtürzt; aber ſie hätten eben im Senat und der Pairskammer zu wenig Hinderniſſe für die Despotie ihres Willens gefunden. Und nicht blos die Monarchien, auch die Republiken bedürften ein Gegengewicht der Gewalten. Thiers wies auf den Senat von Nordamerica hin; der Staat Waſhington's habe ſich gehütet vor der Tyrannei eines Einkammerſyſtems.

Am 11. Juli zwiſchen 6 und 7 Uhr Abends hielt der Reichsverweſer ſeinen Einzug in der alten Krönungsſtadt unſerer Kaiſer. Frankfurt faßte in dieſem Sinne die Erſcheinung des Erzherzogs in ſeinen Mauern. Die Küperinnung, unter anderem, überreichte ihm auf der Allerheiligengaſſe alter Sitte gemäß den Ehrentrunk in einem ſilbernen Becher mit den ausdrücklichen Worten, es ſei derſelbe Pokal, aus welchem des Reichsverweſers Vater, Kaiſer Leopold II., und des Reichsverweſers Bruder, Franz II., den Willkommentrunk gethan. (Man erinnerte ſich daß juſt vor 42 Jahren Kaiſer Franz nach Stiftung des Rheinbundes abdankte.) Erzherzog Johann leerte den Becher auf Frankfurts, auf Deutſchlands Wohl. Im ſchwarzen Frack, ein dreifarbig Band im Knopfloch, erſchien er am 12. Vormittags 11 Uhr in der Paulskirche und gab auf Gagerns Anrede die Entſchließung kund, ganz und ungetheilt ſich ſeinem hohen Amte zu widmen. (Oeſterreich wird ihn ſeiner bisherigen Stellung dort und der Function zur Eröffnung des Wiener Reichstags entheben.)

Zu Gagern ſagte der Erzherzog in der Paulskirche noch beſonders, ihm die Hand drückend: Ich habe das Amt übernommen, und will ihm ganz angehören; dieſen Händedruck der ganzen Nation! — Auf dem Balkon vor dem Volke am Abend zuvor hatte er, umgeben von dem Ausſchuß der Abgeordneten, das Wort geſprochen: Unter Leitung dieſer meiner Brüder will ich zum Beſten Deutſchlands das hohe Amt verwalten! — Nun bin ich ganz der Eurige! hatte er geſagt, als er die Abgeſandten der Verſammlung bei der Bewillkommnung um ſich ſah und traulich in ihre Mitte trat. — Von ſeiner Reiſe verdient noch ein Zug aus Halle Erwähnung. Ein Privatmann, Lithograph Stein, war an den Wagen getreten und hatte die Frage an ihn gerichtet, ob er die Reichsverweſerſchaft mit oder ohne Verantwortlichkeit übernommen. Ruhig und feſt erwiederte Johann von Oeſterreich, es ſei ungegründet daß er die Verantwortlichkeit zur Bedingung gemacht; übrigens ſtehe ja auch er unter dem Geſetz und werde nach dem Willen der Nationalverſammlung handeln. — Die erſte Regierungshandlung war die Auflöſung des Bundestages, zu welchem Behufe der Reichsverweſer ebenfalls zu Fuße, ſchlicht im ſchwarzen Frack, ſich nach der Eſchenheimergaſſe in das Bundespalais begab. Es war Punkt 12 Uhr Mittags den 12. Juli, als der Bundestag den Reichsverweſer begrüßend ſeine Endſchaft ſelbſt verkündete und an die proviſoriſche Centralgewalt ſeine bisherigen, ſchlecht genug vollzogenen Functionen förmlich überwies. Seine 71. Sitzung war ſeine letzte.

Aus des Reichsverweſers erſter Anſprache an die Nation heben wir folgende Stelle als die bezeichnendſte hervor, welche Deutſchlands Neuzeit anerkennt und ſicherſtellt: „Deutſche! nach Jahren des Druckes wird Euch die Freiheit voll und unverkürzt. Ihr verdient ſie, denn Ihr habt ſie muthig und beharrlich erſtrebt. Sie wird Euch nimmer entzogen, Ihr werdet wiſſen ſie zu wahren!“ — Anton v. Schmerling aus Wien iſt Miniſter des Innern, Generalmajor v. Peucker aus Schmiedeberg, bisher preußiſcher Bevollmächtigter der Militärcommiſſion des Bundes, Kriegsminiſter. Dr. Heckſcher aus Hamburg, der Juſtizminiſter des Reiches, wird dem Reichsverweſer bei ſeiner letzten Anweſenheit in Wien als verantwortlicher Begleiter zur Seite ſtehen. Des Erzherzogs nochmaliges Auftreten in Wien zur Eröffnung des dortigen Landtags iſt nothwendig; es gilt die Deutſchen und die Slawen Oeſterreichs, die Magyaren mit den Kroaten und ſiebenbürgiſchen Sachſen zu verſtändigen; es gilt, die Pforten des Reiches im Oſten, an welche Rußland pocht, ſtark zu machen.

Die 22 hannöverſchen Abgeordneten der Nationalverſammlung in Frankfurt (zwei andere waren nicht zugegen) haben den Vorbehalt des Königs von Hannover, ein Bedenken gegen die Wahl des Reichsverweſers blos für dies Mal nicht erheben zu wollen, für unzuläſſig und wirkungslos erklärt. Für die Abgeordneten ſelbſt ſei das königliche Bedenken nichts weniger als bindend. Der Abgeordnete

Lang äußerte zu allgemeiner Heiterkeit, die Drohung des Königs, die Krone niederzulegen, werde der Nationalverſammlung keine Beſorgniß erregen. Wydenbrugk meinte, wenn es dem Könige zu deutſch in Deutſchland werde, ſo ſolle er hingehen von wannen er gekommen, ins Land der Ultratories. — Die Centralgewalt wird aufgefordert der hannöverſchen Regierung die Frage zu ſtellen, ob ſie die Centralgewalt anerkenne oder nicht. — Der König von Würtemberg und der Herzog von Naſſau wohnten dieſer Sitzung der Nationalverſammlung bei. Gagern war nicht anweſend; Soiron leitete die Verhandlung.

Die Soldatenherrſchaft in Paris will dem Staate mit Gewalt wieder zum Credit verhelfen. Sie hat mit dem vorigen Syſteme, dem Syſtem der Ideologen und Phraſeurs, dem Syſtem der ſchönthuenden Verſprechungen und Vorſpiegelungen gebrochen; ſie übernimmt nur Verpflichtungen die ſie halten kann. Sie wird mit der Partei der Schulen und mit der Partei der Leidenſchaften zu kämpfen haben; ſchlimm iſt es immer, wenn der Soldat der Letzte iſt, der die Geſundheit des Staates wiederherſtellen ſoll. Es iſt erklärlich und nicht zu tadeln, wenn die Republik des General Cavaignac die Klubbs juriſtiſch ſtreng überwacht; es mag proviſoriſch bei der Gährung feindlicher Elemente begründet ſein, daß dieſe Klubbs durch Anweſenheit eines Beamten, dem ein officieller Platz freibehalten bleibt, faſt unter Cenſur geſtellt, jedes dort geſprochene Wort beſtraft wird, als ſei es ſonſt an einem öffentlichen Orte laut geworden, die Verbindung der Klubbs unter einander durch Abſendung von Abgeordneten unterſagt iſt. Die Herrſchaft des Soldaten ſcheint aber auch mit dem Princip der Humanität und der freien Meinung brechen zu wollen. Auch Proudhon's Blatt le Représentant du peuple, das dreizehnte bereits, iſt unterdrückt. Lamennais' Journal le Peuple constituant iſt zum letzten Mal mit einem Trauerrande erſchienen; es zeigt an daß es aufhört zu exiſtiren, da die Caution der Journale wieder in Wirkſamkeit tritt. Flocon erhob in der Nationalverſammlung vergeblich ſeine Stimme zum Widerruf dieſes Geſetzes. Der Miniſter Senard beklagte ſich bitter über die heftigen Angriffe der Zeitungen gegen die ſociale Ordnung, über gedruckte Beleidigungen und Infamien gegen die Nationalverſammlung. (Wozu ſind die Geſetze als um die Beleidigungen zu ſtrafen?) Die Geſellſchaft, der Staat dürfe nicht wehrlos ſein, durch raſche Unterdrückung müſſe den Scandalen vorgebeugt werden! (Das glorreiche Frankreich, die Republik der Freiheit, wandelt den Weg zur Cenſur!) Die Energie der Vertheidigung, ſagte der Miniſter, müſſe der Heftigkeit der Angriffe entſprechen! — Ein Bravoruf folgte ſeiner Rede; die Cautionen werden eincaſſirt. — Wir bezweifeln gar nicht, daß die Phraſe in Frankreich tyranniſirt, die Eitelkeit der Theorien das öffentliche Vertrauen unterwühlt, die freie Preſſe bei ſoviel Leichtſinn in eine freche ausgeartet iſt. Aber wir fragen ob es einer großen, freien Nation würdig iſt, lediglich durch Strafgelder die öffentliche Meinung zu erziehen, d. h. einzuſchüchtern, und der raſchen Bequemlichkeit wegen bei jedem Journal durch die Cautionsſumme gleich den Strafſatz in Händen zu haben! Wir fragen nur ob das die Nation iſt, die den andern die Freiheit bringen darf!

In Paris arbeiten jetzt zwei große Parteien neben und gegen einander. Der Klubb de la rue de Poitiers will eine conſtitutionelle Republik mit zwei Kammern und Thiers zum Präſidenten. General Baraguay, O. Barrot und die Mitglieder der ehemaligen Linken gehören zu ihm. Der Klubb des Palais National will die nordamericaniſche Republik mit Cavaignac als Präſidenten. Maraſt leitet ihn. Zwiſchen dieſen beiden großen Parteien ſuchen ſich etwa 40 Mitglieder der äußerſten Linken unter Flocon, Cauſſidière, L. Blanc, Lagrange und A. feſtzuſtellen und die Indifferenten für ſich zu gewinnen.

Heinrich von Gagern.

Die Familie Gagern iſt ein Geſchlecht tapferer Männer. Während der General den meuchleriſchen Kugeln der Landesverräther erliegt, ſcheint ſein Bruder in der Paulskirche wie ein Fels in der brandenden Woge der ſtreitenden Leidenſchaften zu ſtehen, ein Hort zugleich für die Freiheit des Volkes wie für die Ehre des Fürſtenthums. Die Fürſten aus dem ſelbſtverſchuldeten Schiffbruch gerettet zu haben, ohne die junge Freiheit des Volkes zu gefährden: dies iſt der Wahrſpruch auf dem Schilde Heinrich v. Gagerns. Er hat der deutſchen Einheit einen Fürſten zum Obmann gegeben, doch hoffentlich nicht weil Derſelbe Fürſt, ſondern obſchon. Oder hat Gagern in dieſem Reichsverweſer vielleicht den künftigen Wahlkaiſer angebahnt? Weil dieſer Stellvertreter der Majeſtät der Nation der Mann der freien Wahl des Volkes iſt, ſo hat ſich damit der Nationalwille ſeiner Souveränität nicht begeben. Unverantwortlich, iſt Johann von Oeſterreich doch lediglich durch den Willen des Volkes, das ihn durch ſeine Vertreter erwählte, getragen und gehalten. Auch der Präſident der Freiſtaaten von Nordamerica iſt für die Zeit ſeines Regiments unverantwortlich; der deutſche Reichsverweſer kann ſo wenig wie jener ſeinen Willen anders bekunden als durch verantwortliche Miniſter. Und in Zeiten der Gefahr, in Zeiten inneren Zwieſpaltes und äußerer Bedrohung iſt ſchon viel, iſt alles gerettet, wird die Einheit feſtgeſtellt. Mit Johann von Oeſterreich iſt für die Einheit Deutſchlands eine Perſönlichkeit gefunden. Und weil ihn die Nation gewählt ohne ihn perſönlich verantwortlich zu machen, ſo muß ſie doppelt wachſam ſein, ihre Rechte, die ſie ſelbſt feſtgeſtellt, handhaben zu lernen. Dieſer Wachſamkeit würden wir nicht enthoben ſein, hätten wir einen verantwortlichen Präſidenten gewählt. Ob Reichsverweſer, ob Präſident, ob unverantwortlich oder verantwortlich: die Majeſtät, die der Obmann des Reiches in ſeiner Perſon vertritt, beruht im Willen der Nation, die ihn dazu berief.

Heinrich v. Gagerns „genialer Griff“ hat vorläufig in die Wirren der Meinungen Halt und Ziel gebracht, den Leidenſchaften der Parteiung eine Sühne geboten.

Gagerns Familie gehört zu jenen rheinheſſiſchen Geſchlechtern, die vom Berge Taunus die Kraft, vom Rhein den Schwung beſitzen. Jene Kraft macht ſie ächt deutſch und patriotiſch, dieſer Schwung erhält ſie offen für den freien Sinn eines neuen Jahrhunderts. Gagerns Vater, Hans Chriſtoph Ernſt, war ein offener Gegner der Politik Napoleons. Als der Kaiſer der Franzoſen auf dem Gipfel ſeiner Macht ſtand, ging er nach Wien um den Plan zur Erhebung Tirols zu befördern. Bei den Friedensverhandlungen zu Paris beſtand er auf Herausgabe des Elſaſſes, auf dem Wiener Congreſſe ſprach er den Rechten des Volks das Wort, in der erſten Kammer Rheinheſſens kämpfte er gegen die verwitterten Vorrechte des Adels und eiferte für Oeffentlichkeit der Gerichte. Erſt 1830 erſchrak er vor den Bewegungen der Zeit, die ſich überſtürzen wollte. In ſeinen „Reſultaten der Sittengeſchichte“ liegen in Aphorismen die Grundzüge ſeines freiſinnigen, aber ernſt und ſtreng gehaltenen Denkens. Dieſe Freiſinnigkeit war ſo gut des Sohnes Erbe wie der Hang zum ſtrengen Zuſammenhalt, der für die Nation ein Centrum ihrer Kräfte ſucht.

Heinrich Freiherr v. Gagern iſt 1799 am 20. Auguſt geboren. In der Militärſchule zu München erzogen, trat er in das naſſauiſche Heer; ein ſechzehnjähriger Soldat focht er und ward verwundet bei Waterloo. Er ſtudirte dann in

Heidelberg, Göttingen, Genf und Jena. Er war ein eifriges Mitglied der Burſchenſchaft und gehörte zu den Abgeordneten, welche in Jena die Grundlinien zu einer allgemeinen deutſchen Burſchenſchaft entwarfen. 1821 ward er Aſſeſſor beim Landgericht zu Lorſch in Rheinheſſen, 1829 Regierungsrath. Eine glückliche Ehe, die er geſchloſſen, trennte ein raſcher Tod. Der Sturm, der mit dem Juli 1830 die Gemüther durchſchüttelte, riß ihn auf aus dem perſönlichen Leid, das ihn niedergedrückt. Er ſchrieb „über Verlängerung der Finanzperioden und Geſetzgebungslandtage“. Es erregte allgemeine Verwunderung, daß ein Beamter ſo entſchieden für das Wohl des Volkes den offenen Kampf gegen heimliche Regierungskünſte in Heſſen-Darmſtadt begann. Vom Wahlbezirk Lorſch in die Kammer gewählt, erlangte er die Zurücknahme von zwölf miniſteriellen Verordnungen als nicht zu Recht beſtändigen; er erhob in dem Verfahren gegen den Pfarrer Weidig Beſchwerde wegen Mißbrauch der Amtsgewalt und Verletzung der Verfaſſung. Die Kammer, die ihm beipflichtete, ward 1833 aufgelöſt. In Folge deſſen ward er nebſt allen Staatsdienern der Kammermehrheit ſeines Amtes entſetzt und mit kargem Ruhegehalt beſeitigt. Er verzichtete auf das Gnadenbrot; aber er dankte auch für die freiwillige Gabe, die ihm ſeine Mitbürger zur Entſchädigung boten. Er zog ſich zurück und ward eifriger Landmann. Seine freie Unabhängigkeit befähigte ihn doppelt, für das Wohl des Volks zu arbeiten. Abermals in die Kammer gewählt, nahm er den Kampf von neuem auf. Er focht für die Unabhängigkeit der Richter; er erklärte 1837, „die Partei, die gegenwärtig die Geſchäfte des Staates führe, verſtehe das conſtitutionelle Princip nicht und ſcheine in ihren einzelnen Mitgliedern auch vergeſſen zu haben was Recht ſei.“ Die Kammer ward Gagerns wegen zum zweiten Male, ſie ward unter gleicher Veranlaſſung zum dritten Male aufgelöſt. Der Verfaſſungsſtaat in Heſſen beſtand nur noch dem Namen, nicht der Sache nach; die Miniſter hatten endlich die Minderheit der Kammer zu ihrer Mehrheit erhoben. Wie die würtembergiſche, begab ſich auch die rheinheſſiſche Oppoſition des weiteren Kampfes. Gagern lebte ſtill bei Worms auf dem Lande. Erſt 1847, nach elfjähriger Pauſe, erſchien er als Vertreter von Worms wieder auf dem Landtage; es galt, das Kleinod der rheiniſchen Rechtspflege zu ſchirmen, ein Kleinod, das bei dem Drucke heimiſcher Gewaltherrſchaft den Männern des Rheinlandes werth und theuer blieb, ob es ſchon das Geſchenk des fremdländiſchen Unterdrückers war. Gagern ſiegte nicht, aber er wirkte. Ein Mann des lebendigen mündlichen Wortes, griff er zugleich von neuem zur Feder. In jenem Jahre erſchienen ſeine „Rechtlichen Erörterungen über den Inhalt und Beſtand der der Provinz Rheinheſſen landesherrlich verliehenen Garantie ihrer Rechtsverfaſſung.“ Trotz der gemäßigten Schreibart, dachte man auf eine Hochverrathsklage. Ein Scandal kam den Regierenden gegen Gagern zu Hülfe. Georgi, der bekannte Unterſuchungsrichter, der, wie das Land ſagte, den Pfarrer Weidig im Kerker zum Selbſtmord getrieben, fand ſich beleidigt und forderte auf Bedingungen, die ein wilder Blutdurſt dictirte, Genugthuung im Zweikampf. Weidig's Brüder waren gegen den Richter klagbar geworden; das Geſetz ſprach ihn frei; das Geſetz war zu ohnmächtig um den Richter zu richten. Welcker, Wilhelm Schulz ſchrieben gegen Georgi, eine ganze Litteratur war unfähig, in Heſſen-Darmſtadt unſchuldig vergoſſenes Blut zu ſühnen. Gagern erſt hatte den ſo lange Unantaſtbaren getroffen. Das Duell unterblieb. Gagern ſtellte Gegenbedingungen, wie ſie Uſus und Ehre forderten. Damit ſchien das Gelüſt des Gegners nicht zufriedengeſtellt, aber Georgi konnte dem Polizeiſtaate den Dienſt nicht leiſten, einen Mann wie Gagern fortzuſchaffen.

Es ſind andere Zeiten über Heſſen-Darmſtadt, über Deutſchland heraufgezogen. Gagern ward im Sturm der Bewegungen als ein Tell erkannt, der das Steuer führen könne. Er ward in Rheinheſſen Miniſter; der junge Regent des Landes ward ſein Freund. Aber zu Höherem berufen, legte er ſein Heft in der Heimath nieder und ſteht in Frankfurt als Deutſchlands zukünftiger Reichskanzler da. Möchte er nicht an alten hartgeſottenen burſchenſchaftlichen Illuſionen kauen, ſein berechtigtes Selbſtgefühl ihn nicht blind machen!

Soll ich ſein Aeußeres bezeichnen? Alle Bilder von ihm geben die oft beſprochene buſchige Braue, hinter der ein kraftvoll ſtarkes, und doch mild gewinnendes Auge blitzt und leuchtet. Mit der imponirenden Kraft geſellt ſich in ſeiner Erſcheinung die warme trauliche herzenbewegende Gewalt des Mannes. In ſeiner Haltung liegt ein Adel der Gewohnheit und Sitte, und mehr als das, ein Adel des Gemüthes. Seine Rechtskunde eröffnet ihm die Bahn, wenn er im Parlamente ſpricht, die biedermänniſche Kraft und Fülle erwirbt Vertrauen; der Schwung ſeiner Begeiſterung bei ſoviel Ehrlichkeit der Geſinnung führte zu Triumphen, wie nur er ſie in der Paulskirche feiert. — Und doch ſah mir der Mann gleich Anfangs, im April, wie das Verhängniß aus, das gutmüthig, aber blind über das freie Werden der Dinge in Deutſchland hereinbricht. Er verdächtigte Diejenigen, die weiter blicken wollten als er, und Diejenigen, die er ſchützt und die hinter ihm zurückbleiben, werden ihn ſchließlich verleugnen!

---

den 14. Juli.

Von der ſlawoniſchen Militärgrenze erſcholl in der Agramer Zeitung ein Hülferuf gegen die Magyaren an den Thron des Kaiſers von Oeſterreich. „Kaiſer! heißt es darin, wiſſe daß uns die ruſſiſche Knute ſogar lieber iſt als der magyariſche Uebermuth! Kaiſer, bedenke daß unſere Grenze nur den 35. Theil Deiner Monarchie ausmacht, und dennoch ein Drittel Deines Fußvolks herſtellt!“ — Aus Hermannſtadt bringt der „Siebenbürgiſche Bote“ eine Erklärung der Sachſennation, wonach dieſelbe feſt entſchloſſen iſt allen dreiſten Uebergriffen der Magyaren Widerſtand zu leiſten. Die Sachſen in Siebenbürgen beklagen ſich daß die Deutſchen in Ungarn ſich nicht regen, gar nicht zu fühlen ſcheinen, es gelte jetzt das Deutſchthum in Ungarn zu retten. Sie erklären die Freundſchaftsverſicherungen der Magyaren für „leere Spiegelfechtereien“.

Welch verzwickten Antrag ſtellte Johann Jacoby der Berliner Verſammlung! Sie ſollte erklären, die Frankfurter Verſammlung habe einen ſchlechten Beſchluß gefaßt, aber ſie dürfe ſchlechte Beſchlüſſe faſſen, die für ganz Deutſchland bindend ſeien! Von der moraliſchen Abſurdität hierbei abgeſehen: wie unparlamentariſch, eine ſolche Doppelfalle zu ſtellen! In der That wußten die aufgeſcheuchten Mäuſe nicht, in welches Loch ſie kriechen ſollten. Man verwarf die ganze müßige Unterſuchung.

Aus Berlin, d. 18. Juli.

Man verſichert auf das beſtimmteſte, daß die Ratification des Waffenſtillſtands mit Dänemark dem Reichsverweſer und dem Parlament in Frankfurt völlig anheimgeſtellt ſei. Doch kann ich Ihnen sub rosa mittheilen, daß die ſogenannte Frankfurter Ratification reine Formſache iſt: factiſch wird der Waffenſtillſtand mit Hamlets böſen Landsleuten von Preußen auf eigne Fauſt ausgeführt. Wrangel hat nur deshalb erklärt lediglich einem Mandat aus Frankfurt nachzukommen, weil er ſich ſeine Stelle als künftiger Oberbefehlshaber der Reichsarmee wahren wollte. Ebenſo ſprach ſich die hannöverſche Regierung dahin aus, ſie betrachte die Sache, was Hannover beträfe, für beendigt. Sehn Sie, das iſt die deutſche Einheit! O, ihr armen vorlauten Glocken und Kanonen, die ihr euch eine ganze Woche lang vor übergroßer Freude heiſer geſchrieen habt! „Habemus papam!“ kritzeln tauſend und tauſend Gänſekiele auf's geduldige Papier, habemus papam! zirpen die Lyriker in Morgen- und Abendblättern, aber die Fürſten bleiben in ihren Sondergelüſten. Wer lacht ſich in's Fäuſtchen? Ich weiß es. Rußland lacht, die Anarchiſten lachen wo möglich noch lauter und herzlicher. Auch Friedrich Hecker wird bald eine gellende Lache aufſchlagen. Und dann? Dann wird Jemand weinen müſſen, deſſen Schickſal Weinen geweſen iſt ſeit dreiunddreißig Jahren.

Leipzig, d. 19. Juli.

Die Republik Frankreich will die Privatdomänen Louis Philippe's zum Staatseigenthum ſchlagen; ſie verauctionirt ſogar die Pferde und Equipagen der Herzogin von Orleans und des kleinen Grafen von Paris. — Sehr großartig und großmüthig! Thiers erhob ſich gegen den Vorſchlag in der Nationalverſammlung. Er hält das Volk für ermächtigt jede Regierung abzuſetzen, die Regierungsform zu ändern; allein zu einer Beraubung des Privatvermögens ſei kein Staat berechtigt, die Republik Frankreich ſolle dieſe Schmach nicht auf ſich laden!

In der Schweizer Tagſatzung wurde behauptet, die deutſchen Flüchtlinge verhielten ſich ruhig. Hecker erklärt es für eine Lüge daß er Werber ausſende. Die Baſeler Zeitung ſagt aber: „Vor uns liegt ein, wie es heißt, in unſerer Nähe gedruckter „Plan zur Revolutionirung und Republikaniſirung Deutſchlands von G. Struve und K. Heinzen.“ In demſelben wird zum Rieſenkampfe aufgefordert, durch energiſche Handhabung der Gewalt und ſchonungsloſe Behandlung der Gegner, namentlich Confiscation des Vermögens aller Derer die ſich im Dienſt der Fürſtenpartei hervorgethan. Ein Aufruf an das deutſche Volk verſpricht demſelben alle möglichen Herrlichkeiten; es folgt ſodann eine Organiſation des Aufſtandes, Organiſation der republikaniſchen Behörden und allgemeine Verhaltungsmaßregeln für die Beamten der Revolution und die Officiere des Volksheeres, alles im Sinne des revolutionären Terrorismus.“ — Rührt das mit von Heinzen her, ſo verſtehen wir wieder nicht den offen zwiſchen Heinzen und Hecker ausgebrochenen Zwieſpalt. Es geſchehen im Feldlager der Republikaner ſeltſame Dinge. Graf Oerindur, wer löſt dieſen trockenen Zwieback der Natur?

Frau Luiſe Aſton hat in Schleswig die Lazarethe der verwundeten Freiſchärler verlaſſen und wohnt wieder vorläufig in Magdeburg; in der Nähe, im Städtchen Burg, iſt ihr geſchiedner Mann, der Fabrikant Aſton, geborner Engländer, anſäſſig. Ihr patriotiſcher Eifer, ſchnell verraucht, macht dem republikaniſchen Platz. Luiſe Aſton iſt jetzt Republikanerin. Sie hat geſchwankt ob ſie ſich für die Republik Ruge oder für die Republik Hecker oder für die Republik „die zu ſchmutziger

Geſinnung führt", entſcheiden ſoll. Die Republik Ruge iſt die Republik der uneingeſchränkten Vernunft, die ihre Kanonen mit abſtracten Einfällen ladet. Die Republik Hecker hält es lieber mit dem Dreſchflegel als mit der Logik der Philoſophen, greift aber freilich mitunter auch zu den praktiſchen Hülfsmitteln der Wilddiebe und Gauner. Die Republik „die zu ſchmutziger Geſinnung führt", wie jemand im deutſchen Verein zu Leipzig ſagte, exiſtirt bis dato weniger als Partei denn als Fluidum in der Atmoſphäre. Frau Luiſe Aſton hat ſich vorläufig für die Republik Hecker erklärt, ſammelt in Magdeburg für den Guerillachef der Republik und will mit einem Trupp blutjunger Menſchen nach Muttenz wallfahren, wo ſie ſich dann zugleich wieder zum Lazarethdienſt für die Republikaner erbietet. Sicherlich wird ſie die Wunden heilen, die Herwegh unter dem Kutſchleder ſeiner Frau empfing. Sie wird die Magdalene der Republik ſein. Durch Hoſentragen und Cigarrenrauchen hat ſie ſich dazu ſchon in Hamburg hinlänglich vorbereitet. — Zuvor beſchenkt ſie jedoch das unwürdige, weil noch nicht republikaniſche Deutſchland mit einem Roman, „Lydia", der das Berliner Salonleben ſchildert. Sie wird ſich mit dem Roman beeilen müſſen, denn wenn die Republik in Deutſchland proclamirt iſt, hört alles ancien régime und natürlich auch alle erbärmliche Romanlectüre auf.

Die verſchollene Lola Montez taucht am Genfer See wieder auf. Sie wohnt dort am nördlichen Ufer im château de l'Impératrice, nach Joſephine alſo benannt. Sie hat ſich wieder hübſch eingerichtet und ſcheint hohe Gäſte empfangen zu wollen.

---

den 21. Juli.

Seht, da ſteht der große Hecker,
Eine Feder auf dem Hut,
Seht, da ſteht der Volkserwecker,
Lechzend nach Tyrannenblut!
Waſſerſtiefeln, dicke Sohlen,
Säbel trägt er und Piſtolen,
Und zum Peter ſagte er:
Peter, ſei Du Statthalter!

Peter, ſprach er, Du regiere
Conſtanz und den Bodenſee.
Ich zieh aus und commandire
Unſre tapfere Armee.
Mit Polacken und Franzoſen
Wird der Herwegh zu mir ſtoßen,
Und der ſtirbt lebendig eh'r,
Als daß er ein Hundsfott wär'! —

Hecker's Geiſt und Schimmelpfennig
Machten da den Schwaben warm:
Herwegh ſah's, er fuhr einſpännig,
Und es fuhr ihm in den Darm.
Unter ſeinem Spritzenleder
Forcht' er ſich vor'm Donnerwetter;
Heiß fiel es dem Herwegh bei
Daß der Hinweg beſſer ſei. u. ſ. w.

In dieſem Tone ſingt ein Bänkelſänger, ein Spielmann bei den Heſſen, das neue Lied vom großen Hecker, nach bekannter Melodei mit Drehorgelbegleitung. — In Stuttgart erſchien von einem Schwaben, man nennt Guſtav Pfizer, eine gar ernſt und ſchwer gehaltene Broſchüre: „Die Glorie Hecker's.“ Der uns auffällige Ernſt dieſer Widerlegung eines knabenhaften Dünkels hat vielleicht an Ort und Stelle ſeine gute Begründung, ſcheint vielleicht nöthig bei dem fabelhaften Antheil, den man da zu Lande einer verbrecheriſchen Waghalſigkeit ſchenkt. Der blonde Hecker mit der Hahnenfeder auf dem Sturmhut iſt den Bauern im Oberlande zum Popanz geworden, der aber nicht blos ſchreckt, ſondern auch lockt und reizt. Die urſprüngliche Friſche eines Jugendmuthes hat noch Reiz, auch wenn er in Frechheit umſchlug, zu unſerem Staunen ſelbſt dann noch wenn er meuchelmörderiſch Blut vergoß. Daß Hecker der Retter ſein ſoll, beweiſt nur für Baden und Würtemberg den langangehäuften Groll des gemeinen Mannes, der ſich ſelbſt noch ein Räthſel iſt. An Friedrich Hecker knüpft der zu Myſterien geneigte Schwabe allerlei Spuk und Geheimniß. Ein ſomnambuler Schäfer predigt dort von ihm prophetiſch und die Bauern, die von ſeinen Schätzen fabeln, reden von Heckethalern nicht anders als von ſolchen die Hecker vertheilt. Hecker's Zeit iſt aber ſchon um; er hätte zu den Bauern im Odenwalde ſtoßen müſſen, um der neue Thomas Münzer und als ſolcher zeitgemäß todtgeſchlagen zu werden. Guſtav Pfizer's Broſchüre erläutert die Erſcheinung eben ſo ſachgemäß als pſychologiſch. In letzter Beziehung iſt uns dieſer Held kein Räthſel. Wir bedauern Hecker's urſprünglich ſchöne friſche Kraft. Seine Partei hat ihn verdorben; die Bewunderung ſchlechter Köpfe hat ihn ſchwindeln gemacht. Das iſt das Loos dieſer Volkshelden. In Sachſen bewahrt die hier herrſchende Nüchternheit davor. An übertriebenem betäubenden Weihrauch für die Volksmänner fehlt es ſonſt auch hier nicht. Schreibt doch in Leipzig ein hohler Parteikopf von einem Helden der Partei: Laßt ihn nur wiederkommen! Dann ſteht er wie Wallenſtein da und darf ſagen: Das wagten ſie ſolang ſie mich nicht ſahen, aber laßt ſie nur mein Antlitz ſehen, meine Stimme ſie hören! — In Deutſchland hat die Freiheit noch immer ihre Bedienten und Stiefelputzer.

Zu den unnützen Quertreibereien der Berliner geſetzgebenden Verſammmlung gehört auch die Abſendung eines Ausſchuſſes nach Poſen, der unterſuchen ſoll, wie die beabſichtigte Reorganiſation des Großherzogthums zu ſolchem Blutvergießen führen konnte. Als wenn das die Frage entſcheiden könnte, ob Poſen zu Deutſchland gehörig! ein jämmerlicher Liberalismus je Recht haben könnte, der eine Feſtung, auf welche viele Millionen deutſches Geld verwendet wurde um ſtark im Oſten zu ſein, Miene machte den Polen abzutreten! Im Norden des Landes iſt die Bevölkerung zum größten Theile deutſch, drei Viertel des Grundbeſitzes in den Händen der Deutſchen, die ſeit 7 Jahrhunderten hier wohnen, das Land aus einer Wüſte herausarbeiteten und weit mehr darauf Anſprüche haben als die eingewanderten Nordamericaner auf das Land, das ſie den Rothhäuten nahmen, um es der Menſchheit zugänglich zu machen. In der Stadt

Poſen war die deutſche Bevölkerung ſchon 1284 ſo bedeutend, daß der Bürgermeiſter und zwei Rathsherrn aus ihr gewählt wurden. Zu Ende des 15. Jahrhunderts beſaßen bereits die meiſten Städte des Landes deutſches Recht. Das ſind Thatſachen, die ein ſchiefer Liberalismus mit ſeiner oberflächlichen Leidenſchaft nicht hinwegſchilt; davon abgeſehen daß unter den Polen die in Poſen wohnen, ſehr viele nichts weniger wünſchen als ein polniſches Reich!

Iſt es nicht tragiſch daß in Italien der Vater der Bewegung, Pio Nono, ganz in den Hintergrund gedrängt, faſt ganz beſeitigt iſt? Aus liebevollem Herzen, aus Nothwendigkeiten zum Fortbeſtehen des Kirchenſtaates ging ſein Entſchluß hervor, für die Italiener ein friſches, fröhlich patriotiſches Leben zu beginnen. Mit dem patriotiſchen Selbſtgefühl erwachte, natürlich genug, auch die politiſche Ehre. Das ſo lange Zeit kindiſche und feige Volk der Italiener wurde kriegeriſch. Je mehr der Papſt jedoch alle Reformen von der Kirche abhielt und ſie ganz auf das weltliche Gebiet beſchränkte, je weniger blieb er Herr der Bewegung. Er ſah ſich in die Nothwendigkeit verſetzt, ſein conſtitutionelles Miniſterium in Sachen über Krieg und Frieden ſelbſtändig zu machen, um nicht als Kirchenhaupt, als Verkünder des göttlichen Friedens, den Panzer anzulegen und gegen Oeſterreich zu Felde zu ziehen. Damit hatte er faſt ſchon aufgehört Fürſt ſeines Staates zu ſein. Jetzt wird er kaum noch der ſouveräne Biſchof im römiſchen Lande bleiben können.

Der Ruf des Volkes und der Kammern geht dahin, die Kirchengüter einzuziehen um die Kriegskoſten zu beſtreiten. Zunächſt ſtellt man dem Papſt die Forderung, die Güter der Jeſuiten zu verweltlichen. Er hätte das aus eigner Machtvollkommenheit thun müſſen um die Bewegung nicht aus der Hand zu geben. Hoffentlich zwingt ihn auch das Volk, oder vielmehr die Uebereinſtimmung der Nobili, der frei und vernünftig Denkenden, zur Reform der katholiſchen Kirche!

Das ſogenannte Königreich beider Sicilien bleibt in ſeiner gänzlichen Auflöſung. Der König, auf Neapel beſchränkt, macht creditloſe Verſuche, ein von ihm verwüſtetes Land und Volk wieder herzuſtellen. Die proviſoriſche Republik Sicilien iſt von Frankreich anerkannt, aber England dringt auf einen Fürſten für die Inſel. Man ſchwankt zwiſchen einem toscaniſchen und einem ſardiniſchen Prinzen. Der Klubb der Sechziger in Palermo und Serra di Falco, der Präſident der Pairskammer von Sicilien, ein Verehrer des Zars, arbeitet für den Herzog von Leuchtenberg.

In Toscana hat der Fürſt ſich an der Spitze der Bewegung zu erhalten und ſie zu regeln, ſie geſetzmäßig und human zu machen gewußt. Bei alle dem iſt ſelbſt die Sprache des Senates zu Florenz eine ſo kühne, wie ſie bisher in einer Pairskammer nicht gehört wurde. „Wir wollen, heißt es in der Adreſſe des Senates, eine volksthümliche Monarchie in den weiteſten Grundlagen, und das Fürſtenthum nur als die nothwendige Grenze der politiſchen Freiheit und zugleich als deren beſtändigen Wächter.“ In Bezug auf den Krieg gegen Oeſterreich heißt es: „Es wäre zu wünſchen daß Deutſchland, ſtark im Bewußtſein ſeiner Nationalität und ſeiner Rechte, auch die Unverletzlichkeit der unſrigen fühlte und einen ſeiner würdigen Entſchluß faßte.“ — Haus Habsburg muß die alte Erbſchaft Oberitaliens fahren laſſen. Allein Trieſt, Illyrien, Iſtrien, Südtyrol kann Deutſchland nicht aufgeben, den Italienern nicht zum Geſchenk machen, obſchon vielleicht unſere kosmopolitiſchen Liberalen ihre ehrloſe Generoſität auch ſo weit treiben möchten.

In Petersburg fordert die Cholera ihre Opfer auch ſchon in höheren Kreiſen; der Secretär der Kaiſerin, Hr. Chambeau, wurde fortgerafft. Die ruſſiſche Hauptſtadt bietet wie im J. 1831 ein ödes Bild; Alles iſt von Angſt und Sorge erfüllt, daß hinter der tückiſchen Naturgewalt die dumpfe Gährung des abergläubigen Volkes von der politiſchen Leidenſchaft benutzt werden könne. Dies bannt die Gemüther, feſſelt ſelbſt die etwaigen Pläne des Cabinettes. Man ſpricht von erneuter Ueberwachung einiger Adelshäupter in Petersburg und Warſchau. Und aus bedrohten Stimmungen dieſer Art erwächſt, was man in Rußland den Fortſchritt nennt. Der Kaiſer verhängt mehrere gerichtliche Unterſuchungen über Civilbeamte; den Juden wird wieder eine allmähliche Erweiterung im Gewerbebetrieb, und ausnahmsweiſe auf ſpeciellen Befehl der Beſuch der Moskauer Meſſe geſtattet.

Die Entſcheidung der däniſchen Frage hat Rußland aufgegeben, eben ſo alle Abſichten an der preußiſch-polniſchen Grenze. — Die Deutſche Zeitung in Heidelberg weiſt die Ohnmacht des ruſſiſchen Heeres nach. Die Flotte ſei noch mehr in einem glänzenden Elend; ſie diene nur zum Spielzeuge des Zaren, könne nur Parademanöver beſtehen. Eben ſo täuſchend ſei der Finanzzuſtand Rußlands, ſeine Schuldenlaſt zu ſeinen Mitteln in einem gefahrvollen Mißſtande, der Credit des Staates vollkommen vernichtet. Es ſcheint dem jetzigen Kaiſer doch der Geiſt einer Katharina, und ein durchgreifender großer Plan zu fehlen. Der Moment, wo Deutſchland in ſeinen Wirren und ſeiner Blöße überraſcht werden konnte, iſt für dies Mal ſchon vorüber.

Der Reichsverweſer wird ſpäteſtens binnen 14 Tagen wieder in Frankfurt ſein. Heckſcher begleitet ihn. Die Vervollſtändigung des Reichsminiſteriums hat für den Handel Schwierigkeiten; Duckwitz aus Lübeck iſt entſchiedener Freihandelsmann. Welcher Ausgleich wird hier für Nord- und Süddeutſchland möglich ſein? — Der Palaſt Thurn und Taxis in der Eſchenheimer Gaſſe iſt Sitz der Centralgewalt geblieben. In Caſſa beim Bundestage fanden ſich nur 300,000 Fl. Das Haus Bethmann ſoll jetzt, ſtatt Rothſchild, Bankier des Bundes werden.

So hat denn der alte deutſche Bundestag ſein mühſam und träg hingeſchlepptes Daſein doch noch auf Welcker's Betrieb durch eine gute That beſchloſſen. Welcker erſchien als Bundestagsgeſandter in Lauenburg und ſtellte dies Land, ſolange der Krieg zwiſchen Deutſchland und Dänemark dauern werde, feierlich und förmlich unter deutſche Adminiſtration.

Das Osnabrücker Tageblatt faßt die Möglichkeit einer Ausführung der königlichen Drohung ganz einfach ins Auge. Es ſagt: „Würde die ausgeſprochene Drohung ausgeführt, ſo geht unſere Anſicht dahin: das hannöverſche Volk ſetze dem Allerhöchſten Willen Sr. Majeſtät keinen Widerſtand entgegen, begleite vielmehr die Reiſe mit den heißeſten Segenswünſchen und übertrage ſofort die Regierungsgewalt dem Reichsverweſer und ſeinen dem Parlament verantwortlichen Miniſtern. Es werden durch dieſen Schritt die Koſten einer doppelten, durchaus unnöthigen Regierung geſpart, und es wird zur Begründung der feſteſte Grundſtein gelegt, indem der Widerſpruch der einzelnen Regierungen gegenüber der Geſammtregierung des deutſchen ſouveränen Volks in dieſer einfachen Verſchmelzung ſeine naturgemäße Löſung findet.“

Prinz Adalbert von Preußen, ſeit langer Zeit dem Seeweſen zugewendet, hat in einer Druckſchrift die Bedürfniſſe einer deutſchen Flotte erläutert. Er warnt vor halben Maßregeln und entwirft im großen Styl den Plan zur deutſchen Marine. Um der ruſſiſchen Flotte mit 27 Linienſchiffen gewachſen zu ſein, hält er 20 Linienſchiffe, 10 Fregatten und 30 Dampfer für das Minimum; damit aber würden wir die vierte Seemacht der Erde ſein. Als Kriegshafen in der Nordſee empfiehlt er Glückſtadt, für die Oſtſee aus ſtrategiſchen Gründen Danzig.

König Leopold hat einen außerordentlichen Landtag in Belgien mit den Worten eröffnet: „Meine Herren, ich bin glücklich mich wieder in der Mitte der Vertreter der Nation zu ſehen. Angeſichts der Europa tief aufregenden Bewegungen iſt Belgien ruhig, vertrauend und ſtark geblieben.“ — Ein ſeltnes Land, das ſich ſtark und ruhig, ein ſeltner Fürſt, der ſich „glücklich fühlt“ inmitten der Vertreter des Volkes! Worauf beruht das Glück in der Haltung und Stimmung Belgiens? Der Gründe ſind viele; aber der Hauptgrund ſcheint uns dieſer: Belgien hat weder eine äußerſte Linke von eigenſinnigen Ideologen, noch eine äußerſte Rechte von ſtarren Royaliſten und Junkern.

Zur Geſchichte der polniſchen Sache in Poſen.

1.

Zwei Officiere des preußiſchen Generalſtabs haben nach den Acten Beiträge zur Beleuchtung des polniſchen Aufſtandes in Poſen geliefert. Major v. Olberg erläutert Mieroslawski's Denkſchrift. Dieſe Schrift war nichts weiter als lächerlich. Sie beginnt mit der Erzählung wie der Held Mieroslawski, aus dem Kerker befreit, das Berliner Volk in franzöſiſcher Sprache haranguirt, ihm ſeine Anſicht über den Wiederaufbau Polens mitgetheilt, und wie die verſammelte Menge, von welcher ihn freilich nur ein ſehr kleiner Theil verſtand, ihm zugejubelt, ihm die Freiheit Poſens zugeſtanden habe. Er nennt dieſe Scene einen feierlichen Vertrag mit dem Berliner Volke und betrachtet dieſen Act als die Baſis zur Wiederherſtellung Polens. „Ein einziger ungeheurer Schrei der Zuſtimmung", ſagt er, „ſchien uns Bürge für die Aufrichtigkeit unſerer Befreier zu ſein!" Faſt gleichzeitig kam die Deputation des Nationalcomité's nach Berlin. Mieroslawski wohnte den Conferenzen mit den Miniſtern bei; er nahm den Eindruck mit fort, daß die preußiſche Regierung nicht offenbar in Polen ſich eine unabhängige Macht gegen Rußland ſchaffen könne, daß ihr aber nichts lieber ſein könne als dieſe Macht von ſelbſt entſtehen zu ſehen, und ſich nachher den Anſchein geben zu können, die Thatſache anzuerkennen. In General v. Williſen erkennt er unter allen aufgeklärten Männern Preußens den Einzigen, der es begriffen, welchen „Nutzen man von dem polniſchen Patriotismus ziehen" könne, um Deutſchland den Ruſſen gegenüber „mit geringen Koſten die nöthige Sicherheit zu geben". „General v. Williſen", ſagt Mieroslawski, „hatte mich zwar nicht beauftragt, aber durch die edelmüthige Aufrichtigkeit ſeiner Sprache doch angefeuert in dieſem Sinne die Aufregung im Großherzogthum Poſen zu regeln." Inzwiſchen, meint er, habe die Ankunft des General Williſen in der Lage der Dinge nicht viel ändern können. Die Polen hatten, ohne nach der Meinung dieſes Generals zu fragen, 20,000 Senſenmänner und Jäger aufgebracht; Mieroslawski machte ſich blos die Aufgabe, dieſe Maſſen in der Art zu regeln, daß ſie nicht in Freibeuterſchaaren ausarteten; er war der Meinung, mit ſeinen Senſenmännern „die Avantgarde des deutſchen Liberalismus“ zu machen *). „Da plötzlich“, ſagt er, „brachen die unerhörten Exceſſe der preußiſchen Truppen aus! Die ſchleſiſche und die pommerſche Landwehr haben den preußiſchen Namen entehrt, und General Williſen war eben ſo wenig wie jeder Andere im Stande die Provinz zu pacificiren, ſo lange ſie den Schrecken dieſer undisciplinirten Banden preisgegeben blieb!“ Gleich in den nächſten Zeilen entſchlüpft ihm aber eine Schilderung der polniſchen Schaaren, die Mieroslawski organiſiren wollte. „Ich fand in unſerm Lager eine tobende Maſſe von Bauern zu einem ſolchen Grad von Wuth aufgeregt, wie ich ſie bisher bei uns für unmöglich gehalten hatte; ein einziges Wort vom Niederlegen der Waffen würde dem Unbeſonnenen, der es ausgeſprochen, das Leben gekoſtet haben.“ — Man weiß ohnedies, daß Ludwig Mieroslawski nur mit genauer Noth den polniſchen Mordbrennern entging. Welche Ehrlichkeit aber das polniſche Nationalcomité den Deutſchen gegenüber im Schilde führte, ergiebt ſich aus der folgenden Aufforderung, welche dem Hrn.

---

*) Der deutſche Liberalismus aller Farben, gleichviel ob Ruge'ſchen, Blum'ſchen, Biedermann'ſchen od. Venedey'ſchen, iſt hierin einig, Hrn. v. Mieroslawski zu danken, daß er ihre Avantgarde machen wollte.

von Olberg im Original vorlag: „Das Verhältniß der deutſchen Bevölkerung zur polniſchen befindet ſich in einem vorzugsweiſe gereizten Zuſtande. Es muß vermieden werden die Deutſchen zu ſehr zu allarmiren, um nicht dadurch eine zu große Reaction ins Leben zu rufen; jedoch iſt es durchaus wichtig die Suprematie über ſie zu behaupten. Deshalb wird Angeſichts der Deutſchen ein offenes, aufrichtiges, freundliches Benehmen, das ſie unſerer Zuneigung und Verbrüderung verſichert, anempfohlen; hinter ihrem Rücken iſt aber das Volk zu bewaffnen, ſein Enthuſiasmus anzufeuern und daſſelbe in bedrohender Haltung darzuſtellen", u. ſ. w.

„(gez.) Moraczewski. v. Berwinski."

Und während die wilden Horden die Heuchelei ihrer Führer zu nichte machten, ſengend und mordend die Wohnungen der Deutſchen überfielen, ſollten wir, wie der Frankfurter Fünfzigerausſchuß mit wohlfeiler Großmuth und nach der Phraſe der Freiheit verlangte, die deutſche Frage in Poſen offen laſſen!

2.

Major C. v. Voigts-Rhetz lieferte eine actenmäßige Darſtellung des letzten polniſchen Aufſtandes in Poſen. Er zieht die nächſtliegenden politiſchen und militäriſchen Fragen in ſeine Beleuchtung. „Das nationale Bewußtſein, ſagt er, welches in Deutſchland neu belebt zur Einheit ſtrebte, mußte bei einem gerechten und edlen Volke nothwendig auch die Sympathien für die polniſche Nationalität erwecken, welche nach lange verlorener politiſcher Selbſtändigkeit die große Stunde begrüßte, die ihr die ſelbſtverſcherzte, aber darum nicht minder ſchmerzlich vermißte Freiheit anzukündigen ſchien. Nie gab es einen ſo günſtigen Moment für die unter Preußens Scepter wohnenden Polen als gerade jetzt, um ihre Nationalität frei und verbrüdert mit einem ſtarken, zu ihrem Schutz bereiten Staate entwickelt zu ſehen, und nie iſt eine ſo lachende Zukunſt ſchneller mit trübem Gewölk verſchleiert, im erwachenden Sturm verweht, als es hier in den verfloſſenen Tagen geſchah. — Wir dürfen mit Ueberzeugung behaupten, daß der polniſche Aufſtand nicht durch die preußiſchen Waffen allein beſiegt wurde, ſondern durch die geſchwundene Sympathie der Völker. Ein Jeder frage ſich ſelbſt ob es in heutigen Tagen möglich geweſen wäre, einer Nation, die auf geſetzlich moraliſchem Wege ihr Recht ſuchte, dieſes Recht vorzuenthalten, wenn daſſelbe durch die Zuſtimmung der Völker getragen wurde! Gewiß nicht. Aber was hat dieſe Sympathie ſo ſchnell verſchwinden laſſen, die von allen Seiten und in der Provinz ſelbſt den Polen ſo warm entgegenkam? Nichts anderes als der unabläſſige Trug. die Täuſchungen, die Gewaltſamkeit und die vollendete Unwahrheit, durch welche ſich die Polen zu heben ſuchten. Wer die letztvergangene Zeit hier durchlebte, der weiß daß dies eine traurige Wahrheit iſt. Die Völker haben ſich von dieſer Wahrheit überzeugt, denn das Aechte unterſcheidet ſich heute, wo die Oeffentlichkeit und die Preſſe ein künſtliches Verhüllen der wahren Verhältniſſe unmöglich machen, in kurzer

Friſt.“ — Zuerſt mißbilligte man die Ungerechtigkeit, mit welcher die Polen ohne Rückſicht auf 500,000 berechtigte Deutſche und 80,000 Juden das ganze Land für ſich in Anſpruch nahmen. Dann empörten die Mittel, welche in Anwendung gebracht wurden. Ferner überzeugte man ſich, daß neben den Deutſchen auch der ganze grundgeſeſſene Bauernſtand von einem Abfall von Preußen nichts wiſſen wollte, weil er unter preußiſcher Regierung erſt wahre Menſchenrechte und ein geſichertes Eigenthum erlangt hatte. Endlich ſah man ein daß das Großherzogthum Poſen, von Preußen getrennt, nur eine Brücke für Rußlands Heere ins Innere von Norddeutſchland ſein würde. „Es gehört, ſagt Major v. Voigts-Rhetz, nur geringe militäriſche Einſicht dazu, dies zu begreifen. Preußen würde durch ein tief bis gegen die Oder hinreichendes unzuverläſſiges Land auseinandergeriſſen, Schleſien von Weſtpreußen getrennt ſein, wenn man die Feſtung Poſen, dieſe ſtarke, mit deutſchen Kräften erbaute Grenzwarte, aufgeben wollte.“ Die philanthropiſche Sentimentalität, die kosmopolitiſche Schönthuerei würde unſerm Vaterlande eine Wunde geſchlagen haben, die wahrſcheinlich niemals heilte. General von Williſen, vom Miniſterium Camphauſen belobt, war von der alten Verblendung erfüllt, in einem unabhängigen Polen eine Vormauer gegen Rußland zu ſehen. Es ſcheint daß dieſer General, welcher früher ſchon längere Zeit in der Provinz als Chef des Generalſtabes vom fünften Armeecorps eine dienſtliche Stellung bekleidete, vielfache Gelegenheit zu perſönlichen Beziehungen mit polniſchen Familien fand. Eingenommen durch die allgemein anerkannte Liebenswürdigkeit, beſtochen durch die geſelligen Talente der Polen, ließ er ſich verleiten dieſe Eigenſchaften des Umgangs mit den Fähigkeiten zu verwechſeln, welche eine Tüchtigkeit im Staatsleben fordert. General v. Williſen war blind für den Mangel an Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit unter den Polen; ſonſt würde er nicht, bevor er die preußiſchen Behörden in der Provinz zu Rathe zog, mit den polniſchen Führern über die Freiheit Polens verhandelt haben. Im Widerſpruch mit dem commandirenden General ſchloß er mit den Polen eine Convention ab, die dieſe nicht hielten, während er den Abgeordneten zur deutſchen Nationalverſammlung wegwerfend entgegnete: ſie möchten die ihm gemachten Anträge in zweimal vierundzwanzig Stunden erſt beſchlafen und dann wiederkommen! Die Convention beſtimmte ausdrücklich, die militäriſchen Maßregeln einzuſtellen. Währenddeſſen wurde der Aufſtand im ganzen Lande organiſirt, das Landvolk unter Drohungen bewaffnet, der Landſturm auf Signale eingeübt, der Ausbruch eines religiöſen Bürgerkrieges auf alle Weiſe vorbereitet. Bei jeder Plünderung, bei jeder Schändung der Perſonen und des Eigenthums erklärte Williſen die Beſorgniß erweckende Nähe der preußiſchen Truppen als den Grund der ſcheußlichen Barbareien, welche der polniſche Fanatismus verübte. Die Führer der Polen waren ſelbſt nicht mehr im Stande die raub- und mordſüchtigen Rotten zu zügeln; hatten doch dieſe Führer, Adel und Geiſtlichkeit, Alles gethan die

Sache der Freiheit zur Sache des blinden Fanatismus zu machen! Der Beichtſtuhl und die Kanzel wurden von neuem benutzt, um blutigen Haß gegen die Deutſchen zu einer Forderung der Religion zu machen. „Wie viele, ſagt Major v. Voigts-Rhetz, wie viele von den bedauernswerthen Opfern der Verführung, die wir in den polniſchen Lazarethen auf ihrem Schmerzenslager um ſie zu beruhigen und zu tröſten beſucht, haben uns unter Thränen verſichert daß ſie niemals den Edelleuten geglaubt haben würden, weil ſie von dieſen ſchon ſo oft betrogen wären, aber wem ſie denn glauben ſollten, wenn nicht ihren Geiſtlichen!“ Im Kreiſe Gneſen und Mogilno hatte man dem Landvolk eingeredet, daß das Blücherſche Huſarenregiment die rothen Dollmans zum Andenken trage, weil durch dieſes Regiment der heilige Adalbert ermordet ſei. — Die Geiſtlichen fuhren fort Polniſch mit Katholiſch, Deutſch mit Proteſtantiſch für gleichbedeutend zu erklären und den Bauern die Beſorgniß zu erwecken, daß ſie evangeliſch werden ſollten, wenn ſie länger zu Preußen hielten. Zwiſchen dem Edelmann und dem Könige entſchieden ſich die Bauern leicht; „wir wollen“, ſagten ſie, „lieber königlich bleiben als wieder adelig werden, denn der Edelmann bringt uns wieder unter die Knute und nimmt uns, was uns der König gegeben!“ Die Junker tanzten wieder mit den Landmädchen, die gnädigen Fräuleins mit den Bauerburſchen; aber die Verheißungen des Adels und die brüderliche Vermiſchung der Stände konnten das Mißtrauen nicht beſiegen, das eine lange Gewaltherrſchaft begründete. Der grundgeſeſſene Bauernſtand betheiligte ſich wenig oder gar nicht an dem Aufſtande gegen die Deutſchen zum Beſten der Edelleute. Nur die Macht der Geiſtlichen machte Proſelyten zum Religionshaß gegen Deutſchland. Generallieutenant v. Colomb bat den Erzbiſchof von Poſen, den fanatiſchen Predigten amtlich entgegenzutreten, er machte ihn verantwortlich für jeden Tropfen Blut, er bat ihn inſtändigſt die Gemüther zum Frieden zu bekehren. Statt dieſen Brief zu beantworten erließ der Erzbiſchof Leo Przyluski an die geſammte Geiſtlichkeit der Diöceſe ein Rundſchreiben, vor dem deutſchen Bunde warnend, in welchem „die Intereſſen der Poſener, insbeſondere aber ihre religiöſen Sachen vielleicht Bedeutung und Schutz verlieren möchten!“ — Durch Adel und Geiſtlichkeit iſt Polen abermals untergegangen.

---

den 24. Juli.

Sicilien hat in der Wahl ſeines Wappens und in der Wahl eines Fürſten geſchwankt. Den Adler hatte es vom zweiten Friedrich, dem Hohenſtaufen. Aber es kehrte zum alten thrinakriſchen Wappen zurück, das die dreigeſtaltete Inſel Thrinakria zur griechiſchen Zeit gehabt. Dies ſeltſame Wappen beſteht in drei nackten, wie in einem Rade geſchwungenen Menſchenbeinen, deren Mittelpunkt das Haupt der dreigeſtalteten Hekate macht. — Unter den Throncandidaten, einem Sohne Karl Alberts, einem Sohne Leopolds von Toscana, dem Napoleoniden Fürſten von Canino, und Eugen Leuchtenberg, der ebenfalls von Geburt Italiener, hat man jetzt, wie es heißt, dem Erſten den Vorzug gegeben, troß der Beſorgniß vor Karl Alberts Uebergewicht in Italien. Dieſer zweite Sohn des Sarderkönigs, Herzog Ferdinand von Genua, iſt 26 Jahre alt, noch unvermählt. Ob Karl Alberts Ehrgeiz ſich nun damit zufriedenſtellt, iſt die Frage. Den Jalienern thut wie uns Deutſchen Einigkeit noth; aber dieſe wird für Italien zu demüthigend und zu ſchmerzlich erkauft, wenn man einem ränkevollen Jeſuitenkönig die Krone oder die Hegemonie überträgt. Die Römer und Florentiner ſind gegen Alberto la Spada, die Lombarden ſind der Kriegsſteuern müde, mit der ſie die Freiheit von Oeſterreich bezahlen müſſen, um zugleich die Knechtſchaft unter den Sardiniern einzuhandeln. Vor der Hand iſt Karl Albert eilig und heimlich nach Turin gereiſt, um dort einen Aufruhr zu unterdrücken.

An den Magyaren bewundern wir wieder den patriotiſchen Schwung und ein nationales Hochgefühl, das ſie freilich zum Hochmuth gegen die Nebenvölker verführt Dieſer Uebermuth iſt aber nur denkbar bei der Hinfälligkeit Derer, die er trifft. Die Magyaren halten ſich in Ungarn für die regierende Nation, ihre Herrſchaft gründet ſich auf die moraliſche Schwäche Derer, die ſich knechten laſſen. Die Deutſchen in Ungarn ſind ohne alles nationale Selbſtgefühl, ein kriechendes, geiſtig aufgelöſtes Geſchlecht. Aber die Sachſen in Siebenbürgen ſtehen jetzt mannhaft da und werden ihre Rechte wahren. Die Kroaten und Slawonier wollen jetzt als ſelbſtändige Nation gleichberechtigt ſein. In der Wallachei ſtehen die Ruſſen da; die Türken rüſten. — Während dieſe Stürme über uns heraufziehen, ſagt Koſſuth auf dem Reichstage, iſt England, das uns wohlwill, fern, Frankreich mit ſich beſchäftigt; Magyaren, wir ſind auf uns ſelbſt verwieſen! — Unter einem Sturm der Begeiſterung und des Hochgefühls beſchließen die Ungarn 200,000 Mann neue Truppen auszuheben und bewilligen 42 Millionen. — Ich beuge mich vor der Größe meiner Nation! ſagt Koſſuth, das Vaterland iſt gerettet! — Auf das Gerücht hin, daß neue ungariſche Truppen nach Italien gehen ſollten, erhob ſich bald darauf im Unterhauſe zu Peſth ein ſolcher Sturm, daß der Kriegsminiſter eiligſt gerufen werden mußte und das Gelübde leiſtete, keinen einzigen Sohn Ungarns für jenen Krieg Oeſterreichs gegen Italien herzugeben. Vor der Hand ſetzte es die Linke noch nicht durch, die jetzt in Italien ſtehenden Regimenter zurückzuberufen.

Die Wallachen erklären in einer Adreſſe an den Kaiſer von Rußland, ihre Revolution, die den Fürſten Bibesco beſeitigt, ſei aus dem Willen der Nation mit Bewußtſein hervorgegangen; ſie proteſtiren zugleich gegen die Eingriffe Rußlands und wollen an ganz Europa appelliren, falls die Gewalt der ruſſiſchen Bajonette dieſes ihr Gutachten mißachten will. Die Ruſſen ſcheinen ohne Zuziehung der Pforte eine Reorganiſation des Landes zu bezwecken. Die fremden

Conſuln haben ihre Päſſe verlangt; es fragt ſich ob Rußland ernſtlich den Krieg will.

Früher hatte ein guter Rechenmeiſter ausgerechnet, wie theuer dem Publicum jede Note im Munde einer großen Sängerin zu ſtehen kam. Jetzt hat ein ebenſo gewiſſenhafter Mann ausgerechnet, daß jedes in der Paulskirche zu Frankfurt geſprochene Wort 36 Kreuzer koſtet. Das hat Humor erregt in der Nationalverſammlung, die großen Gernſprecher aber nicht vermocht den Werth der Zeit gegen den Gehalt ihrer Worte abzuwägen. Die Wuth des Antragſtellens iſt noch immer ſehr in Blüthe, viele Redner, langweilig breite von der Rechten, unverwüſtlich eigenſinnige von der Linken, ſtehen noch immer mit einem Fuße auf der Rednerbühne, hangen die ganze Sitzung über in der Schwebe zwiſchen ihrem Platz und der Tribüne. Man hat ſich jetzt endlich über ein Schutzmittel gegen die Redekrankheit geeinigt! Jeder ſelbſtändige Antrag muß mindeſtens von zehn Mitgliedern unterzeichnet ſein, bevor er auf der Tafel des Vorſitzenden niedergelegt werden darf. — Die deutſche Nationalverſammlung hat jetzt endlich Artikel I. der Grundrechte des Volkes fertig berathen und feſtgeſtellt.

Welcker hat bei ſeiner Anweſenheit in Hamburg die Anfänge zur deutſchen Flotte in Augenſchein genommen. Der unermüdlichen, aufopfernden Thätigkeit des dortigen Ausſchuſſes zur Herſtellung einer Kriegsmarine wird es in wenigen Wochen bereits gelungen ſein, eine Fregatte, eine Corvette und drei Dampfer von mehr als 200 Pferdekraft vollſtändig ausgerüſtet und bemannt aufzuſtellen. — Man fabelte ſo viel von den Schiffen, die der Prinz von Preußen aus London mitbringen und der deutſchen Nation zum Geſchenk darbringen ſollte. In Hamburg haben einige deutſche Bürger binnen drei Monaten den Anfang zur deutſchen Marine in anſehnlicher Weiſe begründet. — Am 15. Juli lief auch in Kiel das erſte der dort in Bau begriffenen Kanonenböte unter freudigem Hurrah der zahlreichen Volksmenge vom Stapel.

---

den 25. Juli.

In **Prag** iſt der Belagerungszuſtand vorläufig aufgehoben. Die Tſchechomanen werden keinen offenen Aufſtand von neuem verſuchen, aber ſie lachen ſich heimlich in's Fäuſtchen. Von den Führern ſind nur die compromittirten Narren eingezogen; die eigentlichen Häupter der Partei blieben unangefochten. Die Parteihäupter tyranniſiren nach wie vor die öffentliche Meinung in Prag. Von den Beſitzenden unter den Tſchechen hat ſich niemand der Partei der Deutſchhaſſer angeſchloſſen; aber die Parteihäupter gebieten unbedingt über die Proletarier, über die Arbeiter vom Podskal, die kein Wort deutſch ſprechen und zu jedem Attentat bereit ſtehen. Es wagt in Prag noch immer kein deutſches Blatt die deutſche Sache entſchieden zu verfechten; Redacteur und Buchhändler liefen ſtündlich perſönlich Gefahr, die Druckerpreſſen wären im Augenblick zertrümmert. Die Furcht vor der rohen Gewalt der Tſchechomanen regiert die öffentliche Meinung, ſoweit ſie ſich an's Licht wagt. Weder die unter den Auſpicien des Präſidiums ſtehende Prager Zeitung, noch das neue Conſtitutionelle Blatt aus Böhmen hat den Muth ſich dem Terrorismus des tſchechiſchen Proletariats entgegenzuſtellen. Nur Oſt und Weſt macht eine ehrenhafte Ausnahme; es erklärt ſich offen gegen die Heuchelei, im Baumgarten ſich heute die Hand zur Verbrüderung zu reichen und morgen die Preſſe eines deutſchen Blattes mit hundert tobenden, brüllenden Proletariern zu umlagern. An offenen Inſulten auf der Straße fehlt es nicht. Die Soldatesca des Fürſten Windiſchgrätz hat nichts als den rohen Ausbruch im Großen und Ganzen unterdrückt. Zugleich iſt der Sieg der öſterreichiſchen Waffen der deutſchen Sache noch keineswegs zu gute gekommen. Die Deutſchen ſtehen vielmehr in ihrer ſchlaffen Neutralität wie mit Feigheit gebrandmarkt da. So lange dies deutſche Element in Prag ſich nicht in ſich ſelbſt erkräftigt und ermuthigt, iſt an keine beſſere Geſtaltung der Dinge in Böhmen zu denken. (Wir entnehmen dieſe Thatſachen und Meinungen brieflichen und mündlichen Mittheilungen aus Prag.)

Das Programm des unter **Weſſenberg** in **Wien** zuſammengetretenen Miniſteriums iſt vertrauenerweckend. Es erklärt mit allen gerechten Wünſchen und Anſprüchen des Volkes Hand in Hand gehen zu wollen, will ſich jedoch auf keine

Weiſe irgend etwas abdringen laſſen was ſeiner Ueberzeugung nach mit der Freiheit und dem Wohle der Geſammtheit unverträglich wäre. (Es iſt ſchlimm wenn ein Miniſterium erſt dieſe Erklärung geben muß; man ſetzte das ſonſt voraus; es ſcheint aber in Wien nöthig zu ſein.) Das neue Miniſterium will die verfaſſungsmäßige Freiheit in allen Provinzen gleichzeitig zur Geltung bringen. Eben ſo iſt es von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Oeſterreich als Grenzwacht der europäiſchen Geſittung im Oſten groß, ſtark und einig bleiben müſſe. Um aber die Idee der Größe und Einigkeit, mit den vollſten Garantien ſtaatsbürgerlicher und nationaler Freiheit verbunden, zur Wahrheit werden zu laſſen, muß das Miniſterium nicht allein ein Miniſterium der politiſchen, ſondern auch der durchgreifendſten adminiſtrativen Reform ſein. Redlichſte Offenheit ſolle herrſchen zwiſchen Nation und Regierung, vollkommen unparteiiſche Oeffentlichkeit in allen nationalen Angelegenheiten der Provinzen. Innige Verbindung mit Deutſchland ſtellt ſich das Miniſterium eben ſo ſehr zum Ziel als volle gleiche Berechtigung aller Nationalitäten im öſterreichiſchen Verbande. Es hofft auf die Billigung der Reichsverſammlung, will alſo nur mit der conſtitutionellen Mehrheit Beſtand haben. — Es fragt ſich nun, wie bei der ſtarken numeriſchen Ueberlegenheit der ſlawiſchen Elemente auf dem Reichstag die moraliſche Mehrheit ſich geltend machen werde.

Auf dem Wiener Reichstage giebt es keine Rechte, keine Linke, keine Centren nach hier- und dorthin, es giebt nur

Deutſche und Slawen. Dieſe ſuchen zunächſt den Sprachenkampf, der nur vorläufig entſchieden wurde, wieder aufzunehmen. Palazky iſt ihr Haupt, der Geſchichtſchreiber Böhmens der ſeine Bücher nur deutſch ſchrieb und auf dem Prager Slawencongreß um Gotteswillen bat ihn doch deutſch reden zu laſſen, weil er ſich in dem babyloniſchen Gewühl nicht zurechtfinden könne. Palazky ſpricht ſelten und wenig; Rieger, Trojan und Borroſch deſto häufiger, der Letzte mit einem Fanatismus der oft ſeine eigne Partei zum Gelächter nöthigt. (Eben ſo fanatiſch, aber weit glücklicher für ſeine Partei wirkend iſt Hawlitſchek in Prag, ein kaum Mann gewordener Jüngling, der beſonders durch ſeine Flugreiſen nach Rußland und zu den Südſlawen das Zuſtandekommen des Prager Slawencongreſſes betrieb.) Die deutſchen Abgeordneten Zimmer und Böhme gründen eine Zeitſchrift zur Bekämpfung des ſlawiſchen Princips.

Zum Vorſitzenden des Wiener Reichstags iſt mit entſchiedener Mehrheit Dr. Franz Schmidt, ein ganz junger Mann, gewählt; der Slawe Strobach und ein italieniſcher Abgeordneter mit deutſchem Namen, Hagenau, ſind Vicepräſidenten.

Hawlitſchek, der einige Tage lang in Prag verhaftet war, iſt bereits als Abgeordneter nach Wien gegangen. Er iſt der Held der bekannten Deviſe: Tauſendmal lieber die ruſſiſche Knute als die deutſche Freiheit!

In Wien erſcheinen Pamphlete, die ihres Gleichen während der zügelloſeſten Epoche der franzöſiſchen Preſſe vergebens geſucht hätten. Das Gegengewicht zu halten wagen die Wenigſten, weil man um jeden Preis den Namen eines „Schwarzgelben“ nicht auf ſich laden möchte. Unter dieſem Ausdruck bezeichnet man nämlich Alle, welche nicht mit in das Geheul gewiſſer Wüthender einzuſtimmen geſonnen ſind. Männer wie Lamartine, Thiers oder die engliſchen Staatsmänner wären hier entſetzlich „ſchwarz-gelb.“ — Auf Schubkarren und in raſch aufgeſchlagenen Buden wird die Straßenlitteratur in Wien colportirt; die Kreuzerblätter drohen alle andere in Wien zu beſeitigen. Dem „Ohnehoſe“, einem völlig jacobiniſchen Blatte, wurde der Verkauf in wandernden Büreaux unterſagt, der doppelt anſtößige Titel verboten. Der Ohnehoſe heißt ſeitdem Proletarier. Die Schabracke des Gauls, der den Karren zieht, iſt ſo blutroth wie die Mütze des Ausrufers und die Farbe des Blattes. Blumberg iſt der Name des Litteraten, der es ſchreibt.

In Paris iſt der Palaſt der Deputirtenkammer durch eiſerne Gitter vor einer frechen Ueberrumpelung des Pöbels geſchützt. In Berlin ſind am königlichen Schloſſe die Eiſengitter ebenfalls eingehängt. Der Krakehler krakehlt darüber in folgender Weiſe: „Seitdem die Gitter hangen, iſt die Frage über den Volkswillen nicht mehr im Schweben. Eine kurze Zeit hatte die öffentliche Meinung Sitz und Stimme; jetzt hat ſie nur noch den Sitz, aber keine Stimme mehr; ſie wird durch Sitzen zum Schweigen gebracht. Schlöſſel ſitzt, Moneke ſitzt, Siegriſt, Lövinſohn, Korn und Urban ſitzen. Die Zeit des Ernſtes tritt ein. Das Volk war eine kurze

Zeit fröhlich, drum muß es nun geſetzt werden. An die Stelle der Ausgelaſſenheit tritt nun die Sitzſamkeit. Das Sitzen der Volksmänner iſt leider erfolgreicher als die Sitzungen der Volksvertreter.“

Auch die *Abſchaffung der Sklaverei* war von der Republik Frankreich blos theoretiſch, von oberflächlichen Ideologen, beſchloſſen und in Ausführung genommen. Jetzt ſcheint die Freiheit der Neger mit der Republik der Soldaten nicht recht zu paſſen, und General Cavaignac iſt nicht abgeneigt die ſchief angefaßte Sache in den Colonien von Oekonomiſten, ſtatt von Philanthropen ordnen zu laſſen. — Das vorherrſchend materielle England hat dieſe Sache der Menſchheit längſt erledigt, nach Grundſätzen der Humanität, aber zugleich mit der praktiſchen Einſicht der Sachkenner, die ländlich ſittlich nach Maßnahme örtlicher Lebensbedingungen die große Angelegenheit behandelten.

Sechs Volksreden von Strauß.

Sechsmal hat David Friedrich Strauß über ſein politiſches Glaubensbekenntniß Rede ſtehen müſſen „Sechs theologiſch-politiſche Volksreden“ nennt er das Büchelchen, das ihm daraus erwuchs. (Stuttgart, Cotta.) Seine Anſprache an die Wähler iſt ſo einfach, klar, verſtändig und lauter wie Volksreden ſein ſollten, aber nur ſelten ſind. Strauß iſt ein Volksredner ohne alle Leidenſchaft. Ein ausgezeichneter, faſt — bedenklicher Fall. Es giebt allerdings unreine Leidenſchaften, die bei der Menge Glück machen; eine anſteckende Grippe der Tagesmeinungen, die launiſche Herrſchaft der Mode, der Fanatismus des Augenblicks nimmt entweder die geſunde Vernunft oder auch die patriotiſche Ehre beim Kragen, ſteckt beide in den Sack und ſchlägt mit Fäuſten darauf. Das macht in deutſchen Volksverſammlungen noch immer mitunter Glück. Straußens lautere Natur, ſeine ſtille tiefe Wahrhaftigkeit verſchmäht das nicht blos, ſondern kennt es ſo wenig wie eine kinderreine Seele. Allein Strauß entbehrt auch im beſſeren Sinne aller Leidenſchaft, alles Schwunges, um mit ſtarken Händen nach einem heißerſehnten, noch unſicher flatternden Ziel zu greifen. Er iſt frei von aller Erbitterung gegen die Hinfälligkeit unſerer Zuſtände, aus der ſich die Gegenwart aufrafft, frei von Haß gegen die treuloſe Schwäche unſerer Diplomaten, gegen die jammervolle Saumſeligkeit der Fürſten, die Deutſchland ſo tief ins Fahrloſe gebracht, daß die Helfer, die plötzlich aus dem Buſch herbeiſpringen den Wagen zu retten, voll Eifer ins Handgemenge gerathen und gegen einander wüthen. Strauß tritt aus der einſamen Studierſtube in die Volksverſammlung; er iſt wirklich unſchuldig wie ein Kind. Er glaubte den jahrhundertlangen Hader der Phariſäer und Schriftgelehrten geſchlichtet, aus dem Wuſt der Verwilderung das reine Chriſtenthum gerettet zu haben; und nun es gilt das Vaterland zu retten, vermeint er eben ſo ſchlicht und einfach die Lesarten der verſchiedenen Parteien erklären und über den leidenſchaftlichen Streit hinaus ein ideales Etwas rein und nüchtern hinſtellen zu können. Mit den Einzelſtaaten ging es in Deutſchland nicht mehr! ſo ſagt er ſich. Der Wirrwarr ſo vieler Souveräne nimmt kein Ende; das Vaterland geht darüber verloren. Nun, ſo begeben ſich die Fürſten ihrer Einzelſtellung, wählen unter ſich einen Kaiſer und geloben, ſich ihm unterzuordnen. Voilà tout! Sehr einfach und ſehr nüchtern. Strauß hat keine Ahnung was für Mächte heraufgeſtiegen ſind, die es nebenbei zu bewältigen gilt, Mächte der Finſterniß die keck genug ſind mit dem Lichte zu buhlen, Geſpenſter die die Frechheit haben noch Morgens beim Aufgang der Sonne umzugehen. Auch ſcheint er nicht zu wiſſen welch eine tiefe Verſchuldung die Fürſten um ihr Recht und ihre Befähigung gebracht, Deutſchlands Neubau aufzuführen. Hätte vor dreißig Jahren ein wohlweiſes altes Weib ihnen geſagt, wie es kommen würde: ſie hätten ſich beeilt ſelber Hand anzulegen, hätten nachgeholt was ſie 1815, mit freudetrunkenen, vertrauensvollen Völkern ſiegreich heimkehrend, ſchmachvoll verſäumt und verſchmäht. Aber auch da ſchon hätte es gegolten dem Volke ſein Recht ſtaatlich feſtzuſtellen. Dem Ochſen der da driſcht, ſollſt du's Maul nicht verbinden! heißt's in der Bibel, und die Fürſten feſſelten den Völkern, die für ſie gekämpft und geblutet, Hand und Mund. Der Schrei, der jetzt durch die Welt geht, klingt wie Wahnſinn. Aber ein Schmerz, der bis zum Wahnſinn ſich ſteigern konnte, hat ſein gutes Recht. Er hat auch die Macht, die thatſächliche Gewalt. Das Volk hat ſich die

Souveränität zugeſprochen, die von den Fürſten ſchlecht gehandhabt wurde. Das Volk will nicht blos mitrathen, mitthaten; es will ſelbſtbeſtimmend den Grundbau ſeines neuen Lebens aufführen. Das iſt die demokratiſche Concentrationskraft, die alle Stämme nach Frankfurt treibt, ſich nun unter einander zu vereinbaren. Die Fürſten hatten in guter Zeit nicht den Muth, nicht die Klugheit gehabt, ſich einen Kaiſer zu ſtellen. Jetzt will das Volk ſich ſeinen Obmann ſelber wählen, der als Schlußpunkt des Ganzen, als Punkt über dem J, die unter den Völkern beſchloſſene Einheit und Freiheit in ſichtbarer Perſon figürlich darſtelle. Macht und Wucht liegt im Parlament, im Parlament regiert ſich die Nation.

Das fühlt und meint Strauß nicht. Er wünſcht und will all die Errungenſchaften der Freiheit, Einheit, Mündigkeit, die das Volk zum Theil erſt in Barricadenkämpfen den Fürſten abgewonnen; aber er will ſie von einem Kaiſer decretirt haben. Wunderbar! Im Chriſtenthum, auf dem Boden des Glaubens und des ahnungsreichen Gefühls, hat uns Strauß die ſeligmachende Perſönlichkeit faſt mit ruhiger Grauſamkeit genommen, die Perſon des Gottmenſchen, die den Zauber ihrer Macht über die Jahrtauſende bethätigte, verleugnet. In Sachen des Herzens ſollte der Begriff mehr gelten als die lebendige warme wunderwirkende Perſon, — und in Sachen der Politik ſoll die Idee ganz wieder drangeben an den Zufall der Perſönlichkeit! So will es Strauß.

Strauß mußte ſich in ſeinen Volksreden eifrig gegen den Glauben der guten würtemberger Bauern wehren, er ſei ein

Stück vom Antichriſten. Und die Ludwigsburger, ſeine vaterſtädtiſchen Landsleute, zogen in der That einen Pietiſten vor, der ihnen zu Herzen und zu Maule geredet. — Strauß eifert mithin gegen die directen Wahlen. Er ſagte zu den Bauern ehrlich und aufrichtig: Fünf Sechstel von Euch ſind unmündig; es thun Euch alſo Zwiſchenmänner noth, die da wiſſen wer tüchtig ſei zur Uebernahme des großen Amtes, für Volk und Vaterland zu reden und zu ſtimmen. Strauß iſt für indirecte Wahlen; und je weniger beſchränkt das Wahlrecht, je größer mithin die Maſſe der Wähler, deſto nothwendiger, ſagt Strauß, iſt der indirecte Wahlmodus. — Wir ſind in Sachſen eines Andern belehrt. Jeder, auch der Geringſte, kennt Einen, dem er ſein Vertrauen ſchenkt. Es wird ihm aber ſchwer, Zwölfe herauszuſuchen, die für ihn den Einen wählen ſollen. Das verdeckte Spiel macht unwillig, ſtört alle ſittliche Einfachheit des Wahlactes und giebt den Parteien, die ſich auf politiſche Umtriebe legen und den Kitzel des Ehrgeizes bis zum krankhaften Fanatismus aufgeblaſen haben, zu allen Intriguen und Wahlbeſtechungen die Möglichkeit und die Veranlaſſung. Wenn Bauern orthodox fromm ſind, ſo ſollen ſie auch einen Frommen wählen dürfen. Ihre Erziehung geſchehe durch Predigt, Schrift und Lehre. Stellt Ihr ihnen Mittelsmänner für den Act politiſcher Aeußerung, ſo erklärt Ihr damit ihre dauernde Unmündigkeit.

den 26. Juli.

Arnold Ruge's neuer Einfall in der Nationalverſammlung war, man könne eben ſo gut Abgeordnete aus Norwegen als deutſche Abgeordnete aus Poſen zur Berathung über Deutſchlands Wohl und Weh zulaſſen. — In ſeiner letzten unermüdlichen Rede trug Ruge auf einen Völkercongreß an zur Feſtſtellung des ewigen Friedens. Nach des abſtracten Philoſophen Meinung ſind die Völker nur dazu da, um in ſolchen Experimenten müßige Theorien dieſer Art zu conſtatiren. Nach Ruge iſt der Friede nicht zur Wohlfahrt der Nationen da, ſondern die Nationen ſind dazu da, um den allgemeinen Satz und Paragraphen vom ewigen Frieden zu beweiſen. Alles Concrete wird nach dieſer verdorbenen Hegelei der Abſtraction geopfert. Dieſe Abſtraction begreift nicht, daß es eine Thorheit wäre, wenn Deutſchland ſeine Truppen entließe, während Frankreich 300 neue Bataillone aufſtellt. Sie erklärt ſtehende Heere für eine Barbarei, Feſtungen für eine Dummheit. Sie ſchlägt uns vor, Poſen preiszugeben, das Bollwerk Deutſchlands im Oſten, findet es aber natürlich, wenn Frankreich es lachend abwieſe, wollten wir Straßburg fordern, wie die Polen die mit deutſchem Geld erbaute Feſtung Poſen fordern!

Karl Roſenkranz ſoll als Unterrichtsminiſter in Berlin unmöglich geworden ſein, nachdem er ſich in einem Miniſterrathe bei der Feſtungsfrage in entſchieden deutſchem Sinne ausgeſprochen. — Die jetzige Bundesregierung unter dem Reichsverweſer Johann v. Oeſterreich ſoll die Anforderung geſtellt haben über die Feſtungen frei verfügen zu dürfen; anders laſſe ſich eine Einheit in den kriegeriſchen Anordnungen zum Schutze Deutſchlands nicht erzielen. Johann ohne Land, du biſt auch ohne Heer!

Die Berliner ſind empört, daß mit der Wahl des Erzherzogs zum Reichsverweſer Preußen von Oeſterreich in der deutſchen Sache überflügelt ſei. Begreift Berlin es nicht, daß man ſich für einen öſterreichiſchen Prinzen vorzüglich deshalb entſchied, um keinen preußiſchen zu wählen? Und hat Berlin nicht ſelbſt dazu weidlich beigetragen, den perſönlichen Credit der Hohenzollern herabzudrücken? — Das „Aufgehen Preußens in Deutſchland“ iſt ein ſchmerzlicher Act der Selbſtüberwindung. Jene Phraſe im königlichen Munde ringt wehmüthig nach Verwirklichung. Der Nationalſtolz tritt mit allem Selbſtgefühl, aber auch nicht ohne Selbſtüberhebung von neuem hervor, und der Witz des Volkes, jeder Zeit gewetzt gegen die eignen Potenzen, unermüdlich gegen Perſonen des heimiſchen Herrſcherhauſes, hat plötzlich ein anderes Ziel. Die Straßenlitteratur ergießt ſich in Schmähungen gegen den Reichsverweſer, gegen Oeſterreich, gegen Frankfurt. Man ſcheint gar nicht zu fühlen wieviel man durch ſchnöde Verhöhnung aller Mittel und Zwecke des Staates dazu beigetragen, Preußens Credit herabzudrücken. Bisher ohne allen Patriotismus, hält es die radicale Preſſe plötzlich mit dem ſpecifiſchen Preußenthum, das mit Herſtellung ſeiner Selbſtändigkeit nichts als Reaction bezweckt. Der Preußenverein predigt in ſeinem Aufruf an das Volk offene Widerſetzlichkeit gegen die Frankfurter Nationalverſammlung. Einzelne Bürgerwehrabtheilungen in Berlin ſind entſchloſſen den Eid der Treue gegen den Reichsverweſer zu verweigern. Die Deutſche Wehrzeitung, von einer militäriſchen Fraction der Potsdamer Rückſchrittsmänner herausgegeben, ſagt geradezu, die preußiſche Waffenehre ertrage dieſen Eid nicht; ſie geht aber noch weiter und erklärt, nur dem Könige könne die Armee gehorchen, ein Eid auf die Verfaſſung ſei eine Komödie.

Im Programm des demokratiſchen Centralausſchuſſes zu Berlin heißt es: „Ohne Dünkel können wir es behaupten, in theoretiſcher Bildung ſind wir allen Völkern der Erde voraus." In dieſer beſcheidenen Naivität liegt doch der ganze Stolz jener unfruchtbaren Abſtraction, an der Berlin leidet. „Wir begreifen alles was da geſchieht!" heißt es im Programme; unter wir ſollen die Deutſchen verſtanden ſein. „Aber werden wir mit gleicher Sicherheit in die praktiſche Geſtaltung der Welt eingreifen?" heißt es in Form der Frage, die wir nach den Proben dieſes demokratiſchen Ausſchuſſes am wenigſten bejahen können. Dieſe demokratiſche Abſtraction Berlins iſt jetzt im Stande mit dem ſpecifiſchen Preußenthum Queue zu machen. Dieſes glaubt um jeden Preis die preußiſche Sonderſtellung mit dem abſoluten König feſthalten zu können; es würde im Stande ſein mit

Hülſe der Ruſſen die Abſolutie wiederherzuſtellen. Die philoſophiſchen Demokraten Berlins halten es mit einem angeblichen Worte Napoleons: Europa wird entweder republikaniſch oder koſakiſch! Die Berliner Cato's würden, da ſie die Republik nicht aufſtellen können, aus trotzigem Aerger gegen die deutſche Entwickelung lieber ruſſiſch ſein als deutſch.

Das Miniſterium Weſſenberg-Dobblhoff in Wien beſitzt einige junge, in Staatsgeſchäften unerfahrene Mitglieder. Der Wiener Seidenwaarenhändler Hornboſtl, ein angeſehener, allgemein geachteter Mann, wird zweifelsohne zur Hebung des Fabrikweſens praktiſch wirkſam ſein. Der „Vorwurf“ der Jugend trifft weſentlich den Miniſter der Juſtiz, Dr. Alexander Bach, bisher Advocat in Wien, und den Journaliſten E. v. Schwarzer, der durch die demokratiſche Haltung ſeiner Allg. Oeſterr. Zeitung populär wurde und nicht übel Luſt bezeigte, für die arbeitenden Claſſen gewiſſe Zuſagen von Seiten des Staates zu fordern. Es iſt möglich, daß ein Miniſterium der Jugend Fehler begeht. Aber das Alter hat lange genug in Oeſterreich tyranniſirt, ſeine Fehler bis zu Verbrechen feſtgehalten, den ganzen Staat an den Abgrund gedrängt, den Strom des Fortſchritts dergeſtalt geſtaut, daß er endlich plötzlich alle Uferlande verwüſtend durchbrach. Après nous le déluge! war der Wahlſpruch dieſer alten Herren. Die Sündfluth iſt da: ſchwimme nun wer kann! Die Jugend wird Fehler begehen, aber ſie auch wieder mit dem Muth der friſchen Lebenskraft begütigen.

Generallieutenant v. Bangold's Entwurf
zu Deutſchlands Neugeſtaltung.

Dr. v. Bangold, würtembergiſcher Generallieutenant a. D., hat die in der Deutſchen Vierteljahrsſchrift niedergelegten Vorſchläge zu einer Verſchmelzung der deutſchen Einzelſtaaten auch in einer Broſchüre veröffentlicht, um ſie der Nationalverſammlung zu Frankfurt zur Prüfung vorzulegen. Als Soldat ſieht er in der ſtaatlichen Zerſplitterung der deutſchen Kräfte unausbleibliche Gefahren für Deutſchland. Die jetzigen Nöthigungen, im Norden und Süden gegen Dänen und Italiener die deutſche Grenze zu wahren, ſind Kleinigkeiten. Wenn einmal Frankreich und Rußland beſſer ihren Vortheil verſtehen, ſo iſt Deutſchland leicht ihre gemeinſame Beute. Nach Weſten und Oſten ſind unſere länderweit offenen Grenzen den Feinden bloßgelegt. Die Weſtgrenze, ſoweit der preußiſche Arm reicht, iſt durch eine Reihe feſter Plätze, Saarlouis, Luxemburg, Jülich, Weſel, Cöln und Coblenz, gedeckt. Durch den Zuſammenhang der ungetheilten Maſſe ſeiner Rheinprovinz mit Weſtfalen kann Preußen hier Widerſtand leiſten. Allein von der preußiſchen Grenze bis nach Baſel rheinaufwärts ſollen fünf Staaten und zwei Städtlein die ganze lange bloßgelegte Flanke gegen Frankreich decken. In einer „hektiſch ſchwächlichen Längenausdehnung" liegt Baden ſchutzlos hingeſtreckt. Es bildet mit Würtemberg, den beiden winzigen Hohenzollern und mit Rheinheſſen ein Armeecorps. Rheinheſſen gehört nicht füglich organiſch zu dieſem Complex, es würde weit beſſer mit Naſſau, Kurheſſen und den angrenzenden kleinen Stücken zu einer Geſammtheit zuſammentreten können; allein Naſſau und Kurheſſen müſſen ihre Truppenauszüge zu den mitten in Deutſchland liegenden ſächſiſchen Soldaten ſtoßen laſſen, bilden mit dem Königreich Sachſen ein Armeecorps, das ſeine Glieder nicht beiſammen hat. Dieſe Gruppirung der Kräfte nennt General v. Bangold im militäriſchen Sinne höchſt zweckwidrig. Geſchloſſene, organiſch entwickelte, ſelbſtändige Heerhaufen hält er in Kriegsfällen für die einzige Rettung Deutſchlands. Um ſolche Heerhaufen herzuſtellen, iſt es nöthig, daß der Stamm mit ſeinen Maſſen zuſammentritt, das zu einander Gehörige auch politiſch eine Geſammtheit bildet. Aus jenen am Oberrhein und im deutſchen Südweſten planlos getrennten ſieben Staaten, meint General v. Bangold, müſſen zwei geſchloſſene, organiſch ſelbſtändige Königreiche gebildet werden, ein Königreich Schwaben aus Würtemberg, Baden und beiden Zollern, ein Königreich Heſſen aus ſämmtlichen heſſiſchen Ländermaſſen, Naſſau, Wetzlar, Waldeck, Schmalkalden und Schaumburg. In der That gehören dieſe Stücke geographiſch und naturgeſchichtlich, provinziell und ſtammverwandtlich zuſammen. Der Soldat will Heerhaufen je aus Einem Guſſe. Durch eine Rückkehr zu der alten Eintheilung der Deutſchen in Stämme kommen wir zu dieſer natürlichen Organiſation. Die Intereſſen der Höfe, der Fürſtenfamilien, welche uns eine falſche politiſche Zertheilung gaben, können in der That jetzt nicht mehr ſo ſtarke Geltung haben, um die Exiſtenz und Wohlfahrt Deutſchlands ferner aufs Spiel zu ſetzen. Unſer Verfaſſer rechnet naiv und getreu auf das patriotiſche Hochgefühl unſerer Fürſten und Höfe, ſich gegen Apanage ihrer Souveränität zu begeben, wo es auf die Rettung und die einzig mögliche Neugeſtalt Deutſchlands ankomme.

General Bangold bleibt freilich mit ſeinen Vorſchlägen nicht bei dem Plane ſtehen, mit Herſtellung der alten Stämme der Schwaben und Heſſen zwei Königreiche zu bilden. Er will auch anderweit die willkürliche politiſche Zerſplitterung, die unſer Unheil geworden, durch Verſchmelzung des natürlich Zubehörigen aufgehoben ſehen. Er will den Stamm der Sachſen auf drei Staaten zurückführen. Neben dem Königreich-will er aus ſämmtlichen thüringiſchen Ländermaſſen das Großherzogthum Weimar bereichert, Coburg zu einem Großherzogthum ausgedehnt und erhoben ſehen; Meiningen, Altenburg, die Reuße und die Schwarzburger ſollen, als zu keiner politiſchen Selbſtändigkeit berechtigt, in dies allgemeine Sachſen aufgehen. Was wir Niederſachſen nennen, ſoll ebenfalls zu einem geſchloſſenen Ganzen zuſammenwachſen. Hannover ſoll Braunſchweig, Bremen, die Lippiſchen Länder und was darum und daran hängt, in ſich ſchließen und mit Oldenburg zuſammen eine politiſch zweigetheilte, militäriſch aber einheitliche Maſſe bilden. Mecklenburg ferner ſoll, wie billig, zu Einem Staate verſchmolzen, Holſtein-Schleswig-Lauenburg ebenſo wie Luxemburg ſeine Selbſtändigkeit, die jetzt noch mit fremden Kronen verknüpft iſt, behaupten. Hamburg und Lübeck aber theilt Bangold Preußen zu, giebt dieſem auch das ganze Emsgebiet, Oſtfriesland mit Emden, wofür Hannover ſchon anderweit entſchädigt wäre. Preußen ſoll nämlich in der Oſt- und Nordſee den Primat der deutſchen Seemacht führen. Oeſterreich und Baiern haben nichts weiter auszutauſchen; ſie treten ſchon als fertige Glieder in dieſen in der That natürlichen Zuſammenhang deutſcher Stämme und Kreiſe.

Deutſchland wäre mit dieſer neuen Gliederung auf ſeine alte Stammeseintheilung zurückgekehrt. Wir hätten auf dieſe Weiſe ſieben Königreiche mit ſechs an dieſe ſtammgemäß vertheilten Herzogthümern. Wir hätten ſieben zuſammengehörige Völkergemeinden und ſieben aus ihnen organiſch hervorgehende Heerhaufen. Dieſe ſieben, auf provinzieller Gemeinſamkeit beruhenden volksthümlichen Geſammtheiten unter einem Obmann des deutſchen Reiches, der zu Frankfurt, einem neutralen Gebiete, ſeinen Sitz hat, zieht General Bangold jeder Totalverſchmelzung zu einem erzwungenen Ganzen vor. Er hält das in dieſer Weiſe auf ſeine naturgemäße Gliederung zurückgekehrte Deutſchland für beſſer und glücklicher organiſirt als jedes Großreich mit einer ausſaugenden, unnatürlich geſteigerten, die Kräfte des Landes künſtlich gipfelnden Hauptſtadt. „Es würde, ſagt er, das Uebermaß politiſcher Unklugheit ſein, wenn Deutſchland durch ein träges Beharren in ſeiner bedauernswerthen Zerſplitterung ſich auf ewige Dauer zu ſeiner gegenwärtigen Inferiorität ſchmählich verurtheilen wollte, gegenüber von den drei großen compacten

Nationen, den Franzoſen, Engländern und Ruſſen, welche von ihrem Uebergewichte in beſtändiger Steigerung einen drückenderen Gebrauch machen und ſich eigenſüchtig in die Vortheile des Welthandels theilen.“ An dem guten Willen der betheiligten Fürſtenhäuſer, ſich mediatiſiren zu laſſen, zweifelt General Bangold nicht. Er beruft ſich auf deren patriotiſches Gefühl, er beruft ſich auf den Nothſtand des Vaterlandes. „Uebrigens ſtreng genommen, ſagt er, beſteht das Regierungsrecht einer Dynaſtie nur ſo lange als von Seiten des Volkes ein Bedürfniß, von derſelben regiert zu werden, vorhanden iſt. Die Vocation zum Regieren erliſcht, ſobald die ſpecielle Regierungsthätigkeit nicht mehr mit dem Intereſſe der zu Regierenden und mit dem Geſammtintereſſe von Deutſchland übereinſtimmt.“ Was bisher für die Entwickelung der deutſchen Natur erſprießlich geweſen, in kleineren Abtheilungen unter ſpeciellerer Leitung zu ſtehen, könne bei erlangter politiſcher Mündigkeit, bei dem dringenden Bedürfniß größerer Kraftentfaltung nach außen, nur hemmend wirken. Und ſo ſei manche wohlbegründete Gerechtſame der Vergangenheit für die Gegenwart zum Unrecht geworden. Die Mediatiſirungen, welche Hr. v. Bangold vorſchlägt, würden übrigens jedenfalls auf dem gleichen Rechtsgrunde beruhen wie die vor einigen Jahrzehen bereits vorgenommenen und wie die dermaligen Zwangsablöhnungen der Gefälle und Zehnten, Aufhebung der Jagdrechte und anderer. General Bangold ſagt: „Die Vorausſetzung einer unwandelbaren Befugniß der Dynaſtien, auch dann noch fortzuregieren, wenn dies nur zum offenbaren und bleibenden Nachtheile der Staatsmitglieder geſchehen kann, würde mit den ſtrengen Grundſätzen der Philoſophie im Widerſpruche ſtehen. Bei einem ſolchen Verhältniſſe würde es auch einem edlen Gemüthe unmöglich ſein, das Regieren für eine Ehre und ein Vergnügen zu halten."

Dieſe Sprache iſt kühn, um ſo kühner im Munde eines hochgeſtellten Mannes. Dieſe Kühnheit iſt aber edel, denn ſie entſpringt aus drängenden Ueberzeugungen für das Heil des Vaterlandes.

den 29. Juli.

In Sachen Poſens und Polens boten die letzten Sitzungen in der Paulskirche ein bewegtes Schauſpiel. Robert Blum wiederholte den hergebrachten Irrthum, Polen wäre in früheren Jahrhunderten ein Wall zwiſchen der Barbarei des Oſtens und der Cultur des Weſtens geweſen; wir wären den Polen Dank ſchuldig für dieſe Wohlthat aus früheren Jahrhunderten. — Wilhelm Jordan, ein Mann der Linken, hat auf die Gefahr hin, mit der Partei ſeiner politiſchen Freunde zu brechen, den Muth gehabt ehrlich einzugeſtehen, daß die Polen den Preußen Dank ſchulden, einen Dank, den ſie mit der ganzen Tücke ihrer Heuchelei, mit der ganzen Sünde ihres alten Leichtſinns abbezahlt. Jordan ſprach von „unbewußten Volksverräthern", die ganz kaltblütig, aus Generoſität, eine halbe Million Deutſche an das Schickſal eines polniſchen Bojarenthums preisgegeben wiſſen wollen. Niemand leugnet den begeiſterten Schwung des polniſchen Heroismus in der Schlacht. Unſere Dichter haben dieſen Helden im Trauerſpiel der Weltgeſchichte ihren Tribut gezollt. Etwas anderes aber iſt es, das Rad der Weltgeſchichte zurückſchrauben zu wollen. Die Theilung Polens, ſagte Jordan, war nur die Proclamation einer Thatſache, die Beſtattung einer Leiche. Im Jahr 1772 nannte Rouſſeau die Fortexiſtenz des polniſchen Staates ein Wunder. Das Wunder war denn auch in ſelbem Jahre zu Ende. Die Reformpartei war zu ſchwach; ein großer Theil des Adels warf ſich Rußland in die Arme, und da blieb nichts übrig, als Rußland den Raub ganz zu laſſen mit Gefahr für die eignen Provinzen, oder ihn zu theilen. Man ſagt, die politiſche Klugheit rathe, die Gerechtigkeit gebiete, die Humanität verlange die Wiederherſtellung Polens. Es heißt, Deutſchland bedürfe einer Vormauer gegen Rußland, gegen die öſtliche Barbarei. Es wäre eine Schmach, wenn ein compactes Volk von 45 Millionen gegen ein Volk, welches auf ſo ausgedehntem Raume nur um ⅓ ſtärker iſt, überhaupt einer Vormauer bedürfte. Und von demſelben Augenblicke, wo es Polen gelänge, einen definitiven Frieden von Rußland zu erzwingen, würden Polens und Rußlands Intereſſen Hand in Hand gehen. Man predigt uns Ruſſenhaß. Die, welche es thun, wiſſen nicht, was ſie thun. Ein Haß gegen ein Volk iſt gegen alle Civiliſation. Das Aeußere der Ruſſen mag verdorben ſein durch falſchen Schein der Civiliſation; der Kern aber iſt geſund. Der Haß kann nur gegen das

Syſtem der Despotie gehen. Der Ruſſenhaß aber kann nur der Despotie eine Waffe geben. Auch in Rußland bereitet ſich etwas Anderes vor, und es kann vielleicht in wenig Jahren in die Reihe der freien Völker treten. Polen aber freigeben hieße Rußland bereichern, ohne Dank dafür zu ernten. Poſen freigeben iſt unſinnig. Poſen war ſchon vor Preußens Herrſchaft zum Theile deutſch. Die Eroberung des Schwertes kann man herausgeben, die Eroberungen des Pflugſchaars, die Eroberungen der Cultur kann man, darf man nicht herausgeben! — Dies der Nerv der Rede Jordan's.

Die Linke hat in der polniſchen Sache eine entſchiedene Niederlage erlitten. Der beſte Vertheidiger Polens war der polniſche Prieſter Janiczewsky; ſonſt hat die Linke ſchlecht ihre Sache geführt. Wilhelm Jordan's kraftvolle Wahrheitsſprache hat ihr den Stoß verſetzt; Venedey's eitle Rede hat ihr nicht aufhelfen können; Ruge durch platte Uebereilungen hat ihr ſelbſt einen anſtändigen Rückzug verdorben. Ruge wollte auch Italien aufgefordert haben, ſeine Tyrannen zu ſtürzen, die Radetzky's aus dem Lande zu jagen. Ein furchtbarer Tumult brach in der Paulskirche aus. Gagern ließ den Sturm austoben, dann ſagte er: Ich kann den Redner nicht zur Ordnung verweiſen, und muß ihm ſeine Weltanſchauung laſſen. Zu wünſchen aber, daß deutſche Streiter geſchlagen werden, iſt *halber Volksverrath*. Dies das Ende der deutſchen Advocatur für Polen gegen Deutſchlands Recht und Ehre. Auf Wilhelm Jordan's Wort von „unbewußten" Hochverräthern an der deutſchen Nation drückte Gagern den Stempel der Beſtätigung.

Auf Graf Dyrrhn's Anſprache brachte man in Berlin auf dem conſtitutionellen Congreß dem Reichsverweſer ein Hoch. Allein es naht der 6. Auguſt; die preußiſchen Truppen ſollen huldigen. Man beſorgt die Weigerung des in ſeinem Stolz verletzten ſpecifiſchen Preußenthums. Das alte Preußen iſt jetzt durch die undeutſchen Sympathien der Radicalen in Preußen verſtärkt, äußerſte Rechte und äußerſte Linke gehen plötzlich dort Hand in Hand, um gegen die deutſche Vereinbarung eine preußiſche Sonderſtellung zu verſuchen.

---

den 30. Juli.

Rußland begnügt ſich jetzt ſeine beſcheidenen Zweifel und Beſorgniſſe über die Ergebniſſe des großen „Verſuches" zu äußern, den Deutſchland jetzt mache, um ſeiner Nationalität einen größern Grad von Stärke und Zuſammenhang zu geben. Dieſe Zweifel und dieſe Beſorgniſſe, ſagt Neſſelrode in einem Rundſchreiben an die ruſſiſchen Geſandtſchaften in Deutſchland, hätten aber nie die Grenzen des beſondern Gebietes von „Privatanſichten" überſchritten. Rußland wünſcht nichts anderes, als uns darüber beruhigt zu ſehen: und „wenn" Deutſchland, heißt es in dem Schreiben, „wirklich" dahin käme, das Problem ſeiner Organiſation zu löſen ohne Nachtheil für ſeine innere Ruhe und ohne daß die neuen, „ſeiner Nationalität aufgedrängten Formen“ der Art ſind, daß ſie die Ruhe der anderen Staaten gefährden, ſo werde ſich Rußland aufrichtig Glück dazu wünſchen, aus denſelben Gründen, die es Deutſchland ſtark und einig wünſchen ließ unter ſeinen vormaligen politiſchen Formen. Rußland begnügt ſich jetzt zu wünſchen, wir möchten unſer Gebiet nicht ausdehnen; in unſere inneren Angelegenheiten, ſagt es, will es ſich nicht miſchen!

Die polniſche Frage zog der Linken in der Paulskirche auch bei der Schlußdebatte wiederholte Niederlagen zu. Verworfen wurde Ruge's Antrag, der der Nationalverſammlung die Competenz darüber abſprach; verworfen bei namentlicher Abſtimmung mit 333 gegen 139 Stimmen Blum's Antrag, nach welchem die Sache aufgeſchoben werden ſollte. Von der Linken ſtimmten dagegen: Uhland, Freudentheil, Jordan aus Preußen, Jordan aus Marburg. Verworfen wurden ferner Schuſelka's und Schaffrath's Anträge; nach dem letztern ſollte die Theilung Polens (die Linke erklärte auch die jetzige Löſung der Sache für eine neue ſchnöde Theilung Polens) für eine Schmach und die Wiederherſtellung Polens für eine heilige Pflicht anerkannt werden. Gegen dieſen Antrag ſtimmten unter Andern Arndt, Uhland, Mittermaier, Jahn, Baſſermann, Leue, Biedermann; der Letzte war, deucht uns, früher der Meinung, in einem wiederhergeſtellten Polen ſolle ſich Deutſchland eine Vormauer bauen. Die Einverleibung Poſens in Deutſchland, mit Ausſchluß derjenigen polniſchen Bezirke, welche Preußen bereits ſchied, ſteht alſo feſt. Die letzte Entſcheidung über die Abgrenzung behält ſich die hohe Centralgewalt vor.

Leipzig, im Auguſt.

„Leipzig, der Sitz des deutſchen Parlamentes“: ſo benennt ſich ein kleines Druckblatt, das „von einem Rheinländer“ der hohen deutſchen geſetzgebenden Nationalverſammlung unterbreitet und hier in zahlreichen Exemplaren vertheilt wurde. Ein Rheinländer drängt uns dieſe Frage auf, und wir Leipziger verwahren uns dagegen, ſie ſelbſt erhoben zu haben. Um ſie aufzunehmen, wäre vor allem die Aeußerung nach einem Bedürfniß zur Verlegung des Reichstages nöthig. Es iſt uns nicht bekannt, daß in Frankfurt dies Bedürfniß laut wurde. Von andrer Seite iſt ganz auf's Ungefähr hin Erfurt vorgeſchlagen, weil dieſer alte Sitz einer ehedem geiſtlichen Hoheit, der jetzt lediglich zu einer preußiſchen Feſtung geworden, geographiſch recht bequem in der Mitte Deutſchlands gelegen. Nach der Elle und dem Meilenmaße beſtimmt ſich aber nicht eine moraliſche oder ſtaatliche Nöthigung. Dann hieß es, Nürnberg, der Sitz eines alten Bürgerthums von ehedem, trachte danach, Sitz des Reichsverweſers zu werden. Die um das Schickſal der deutſchen Sache im Oſten bekümmerten Gemüther ſchlugen, zur Zeit als Oeſterreich noch ſchwankte, Prag vor, den Heerd des Zwieſpalts zwiſchen Deutſchthum und Slawenthum. Damit aber war der Rhein mit ſeinen Gefahren, das loſe Demokratenthum Badens ganz ſich ſelbſt überlaſſen; der Abfall des ſüdweſtlichen Deutſchlands wäre damit angebahnt! Für Frankfurt ſpricht mehr als die bloße Erinnerung an alte Kaiſerzeiten. Nur in Frankfurt, nur in der Nähe der Gefahren war und iſt den Gefahren zu begegnen, nur in Frankfurt konnte der heiße Streit zwiſchen republikaniſchen Gelüſten und monarchiſch conſtitutionellen Sympathien aufgenommen, zum Conflict gebracht und ſiegreich durchgefochten werden. Ungebührlich drängte ſich ſchon im Vorparlamente die verwegene Gewalt des badiſchen Ultraliberalismus in die allgemein deutſchen Intereſſen. Dieſer Fanatismus konnte nur an Ort und Stelle überwunden werden. Er wagte eine Stellung außerhalb der Bahnen des Geſetzes, er machte verbrecheriſche Verſuche gegen die deutſche Wohlfahrt und Eintracht, er ward mit gewaffneter Hand zurückgeworfen. Aber es gährt noch immer im ganzen Südweſten Deutſchlands, und die Centralgewalt mit dem Parlament muß im Angeſicht dieſer Wetterwolken das große Werk der Organiſirung des Vaterlandes vollenden. Für Leipzig als Sitz des Reichsverweſers liegt ſo wenig Nöthigung vor wie für irgend einen andern Ort. Jener „Rheinländer" rühmt die Vortheile der Lage Leipzigs. „In Leipzig, ſagt er, finden Freiburg und Memel, Wien und Oldenburg, Aachen und Breslau, Trieſt und Flensburg ihren Mittelpunkt, nach allen Seiten hin ſind die ſchnellſten Verbindungen. Leipzig war mit die erſte Stadt des Vaterlandes, welche Eiſenbahnen ins Leben rief, ſie iſt jetzt nicht nur einer der wichtigſten Knotenpunkte derſelben, ſondern es ſchließen ſich auch daran in directer Verbindung die Poſten nach allen Himmelsgegenden, und mit Hülfe elektriſcher Telegraphen kann Leipzig mit den äußerſten Grenzen Deutſchlands in wenigen Stunden Mittheilungen wechſeln." — Es fällt uns nicht ein die Gunſt der Lage zu verkennen, welche Leipzigs Bedeutſamkeit als Handelsſtadt, als die große Emporie und Karavanenſtadt zwiſchen dem Oſten und Weſten, Norden und Süden feſtſtellt. Mittelpunkt für jene weitgezogenen Kreiſe iſt Leipzig aber, außer in geographiſcher, nur in commercieller Hinſicht. Dies kann nicht maßgebend ſein, es zum Mittelpunkt unſrer Politik, zum Sitz der deutſchen Centralgewalt zu machen. Selbſt daß auf unſeren Ebenen die große Völkerſchlacht, die Europa's Schickſal entſchied, geſchlagen wurde, giebt Leipzig dieſe Bedeutung nicht. Leipzig war dabei nur der paſſive Theil, ganz Sachſen, mit Schmerz ſagen wir es, war dabei nur leidend bethätigt. Auch hat ſich nicht auf den Errungenſchaften jener Völkerſchlacht die junge Freiheit Deutſchlands und eine ſtaatliche Verbrüderung der deutſchen Völker auferbaut. Auf dem Monarchenhügel hätten die Fürſten Europa's 1819 mit einer Feier des Schlachttages einen ſolchen Act der Verbrüderung freier Völker proclamiren ſollen! Dann wäre Leipzig ein natürlicher Anknüpfungspunkt geweſen zur Gründung eines Parlaments deutſcher Nation. Was die Fürſten verſäumt, iſt aber jetzt Sache der freien Triebkraft der Völker geworden.

Waren die Völker gezwungen, von den Thaten ihrer Fürſten abzuſehen, waren ſie auf ſich verwieſen, um die deutſche Einheit zur lebendigen Wirklichkeit zu machen, ſo war es natürlich, daß ſie in ihren Erinnerungen weiter hineingriffen in ihre Vergangenheit und in Frankfurt den Anknüpfungspunkt fanden, in Frankfurt, wo es galt, den alten Bund zu ſtürzen, um einen neuen Bund zu ſchließen.

Leipzig begnügt ſich vor der Hand, ein Mittelpunkt für deutſchen Binnenhandel und ein Mittelpunkt für deutſche Muſik zu ſein.

Fürſt Karl Leiningen, derſelbe Mann, der in ſchlimmen Tagen für Baiern den rechten Weg ausfand, theilt ſeine Betrachtungen über den jetzigen Wendepunkt in der deutſchen Einheit mit. Er ſagt, das große Ereigniß, daß die Nation durch ihre Vertreter die Centralgewalt erwählte, ſei jetzt einer Kriſe entgegengeführt. Es gelte entweder fortzuſchreiten und alles Sonderintereſſe niederzuwerfen, ſei es preußiſch, ſei es hannoveriſch, oder ſträube es ſich gegen den Zollverband wie bisher die Nordſeeküſte und Oeſterreich; oder den Centralſtaat nicht in der Halbheit zu belaſſen, vielmehr zu dem bloßen Staatenbund zurückzukehren. — Fürſt Leiningen will die Alternative mit Einem Schlage entſchieden ſehen. Ein Wagniß verhängnißvoller Art! Wir ſind für langſame Gewöhnung. Auch zum Zollverein nach der vorherrſchend preußiſchen Linie gehörte Gewöhnung. Auch die große Streitfrage: ob Handelsfreiheit, ob Zollſchranken, die große Streitfrage zwiſchen Handel und Gewerbe, zwiſchen dem deutſchen Norden und Süden iſt noch nicht reif zur ſchließlichen Löſung.

In Preußen iſt der König — der deutſcheſte Mann! Wir theilten ſeine mittelalterlichen Sympathien nicht; aber wir wußten daß ſie, vom allerhöchſten Willen in dieſer Monarchie dictirt, geeignet waren, das altpreußiſche Bureau- und Gamaſchenſyſtem zu untergraben. Das hat Friedrich Wilhelm IV. wider Willen gethan und geleiſtet. Seine eigenthümliche Huldigung des Reichsverweſers überraſcht niemand, der das preußiſche Naturell und die jetzt klar zum Vorſchein gekommene Sonderſtimmung der Bevölkerung Berlins kennt. Der König hat den Uebergang gefunden ohne Verletzung der Nationaleitelkeit. Er ſpricht ſich für die Wahl des Prinzen von Oeſterreich aus, nicht nur weil dieſer Fürſt ſein perſönlicher Freund, ſondern auch weil derſelbe in Krieg und Frieden einen glorreichen Namen erworben. Preußen wiſſe, ſagt der König, wie ſehr Deutſchland der erprobten Tapferkeit der preußiſchen Truppen vertraue, wie weſentlich auf ihrem treuen Schwerte Deutſchlands Geſchick beruhe. Borussia la Spada ſagt Deutſchland den Schutz zu. Mit dieſer Wendung will es ſelbſtbewußt der deutſchen Centralgewalt huldigen!

Die undeutſche, ſpecifiſch preußiſche Bewegung in Berlin ging von den Soldaten aus. Ein Berichterſtatter der

Leipziger Zeitung, ein äußerſt wohlunterrichteter, giebt die Mittheilung, die Reiterei beſonders, in der das Junkerthum vorherrſchend, ſei entſchieden gegendeutſch, ſonderbündleriſch geſinnt. In den Fußtruppen hat das Bürgerthum ſeine breite Baſis. Der König, deſſen Verdienſt es ſeit Antritt ſeiner Regierung war, das Syſtem des altpreußiſchen Ladeſtocks zu brechen, hat den Regimentern die Huldigung am 6. Auguſt anbefohlen. Studenten und Bürger Berlins beſinnen ſich bereits und finden ſich hoffentlich im Deutſchthum wieder zurecht. Im alten Preußenthum fühlte ſich der Bürger als Soldat, unter den deutſchen Farben wird der Soldat zum Bürger. Die Soldatesca hört auf in Preußen zu regieren, ſobald ſich Preußen deutſch fühlt.

Aus Hermannſtadt erhielt ich Nr. 58 der „Transſilvania“, eines Beiblattes zum „Siebenbürger Boten“, mit folgendem Vaterunſer für die Sachſen in Siebenbürgen.

Vater unſer, der Du biſt im Himmel. — Was iſt das? — Gott iſt auch unſer Vater, auch Vater der Deutſchen, uns ſo gnädig als allen Völkern des Oſten und Weſten; und thronet nicht blos im Himmel über den Wohnſitzen eines dünkelhaften Volkes, ſondern auf all ſeinen Welten.

Geheiliget werde Dein Name. — Was iſt das? — Gottes Name iſt heilig; ſelbſt die Kraft unzählbarer ungriſcher Flüche vermag ihn nicht zu entweihen, und in denſelben

Landen der Flüche ſinget man auch fromm und deutſch: Herr Gott Dich loben wir!

Dein Reich komme. — Was iſt das? — Gottes Reich; das iſt nicht der alte Druck der Pfaffen-, Beamten- und Soldatenherrſchaft, mit Preßzwang, Willkür und Knechtſchaft; aber auch nicht die neue Flittermacht eines ungriſchen Reiches ohne Freiheit, Gleichheit, ohne Brüderlichkeit, unter ſeinen freien, gleichen, verbrüderten Völkern; das iſt ein einiges Oeſterreich, ein freier, feſter Bund ſelbſtändiger Völker.

Dein Wille geſchehe, wie im Himmel, alſo auch auf Erden. — Was iſt das? — Gottes Wille iſt, daß jedes ſeiner Geſchöpfe ſich frei entwickle, jedes ſeine Beſtimmung erfülle; daß jedem gleiche Rechte gegeben, nicht blos eine Religion, ein Stand, ein Volk begünſtigt ſei, daß alles blühe in Freiheit und Friede.

Unſer tägliches Brot gieb uns heute. — Was iſt das? — Unſer Brot, das iſt deutſches Brot, vom deutſchen Bauer gebauet, vom deutſchen Bürger gebacken, vom deutſchen Prieſter geſegnet, vom deutſchen Richter bewacht, vom deutſchen Kaiſer beſchützet. O, daß es uns lange ſo bliebe!

Und vergieb uns unſere Schulden, wie wir vergeben unſeren Schuldigern. — Was iſt das? — Unſere Schulden, das ſind die alte deutſche Unſchlüſſigkeit, Scheelſucht und Zwietracht. Wie anders ſtände es, wenn deutſcher Muth und Eintracht uns Vergebung verdienten. Drum blicken wir in der Reue unſeres Herzens auch mitleidig auf die verblendeten Landesbrüder, denen leere Eitelkeit das Grab verdeckt, das ſie ſich ſelbſt gegraben.

Führe uns nicht in Verſuchung. — Was iſt das? — Gott bewahre uns vor Feigheit wie vor Uebermuth, vor Kriecherei wie vor reizendem Stolze, vor Uebereilung wie vor zaudernder Vorſichtigkeit, vor Haß gegen fremde Völker wie vor Verachtung des eigenen.

Sondern erlöſe uns von dem Uebel. — Was iſt das? — Gott erlöſe uns vor ungriſcher Willkür, Miniſterherrſchaft, Centraliſation, Repräſentation, vor ungariſchen Steuern, Banknoten, Freiwilligen und Commiſſären, auf daß wir unter Oeſterreichs Kaiſerkrone in Stadt und Land, Schule und Kirche, Geſetz und Gericht uns deutſche Selbſtändigkeit wahren.

Denn Dein iſt das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit. — Was iſt das? — Gottes iſt das Reich über alle Völker der Erde und keines darf ſeinen Arm erheben wider das andere; Gottes iſt die Kraft, und ſie ſtützt die Verfolgten und Schwachen; Gottes allein iſt die Herrlichkeit, die Pracht und die Macht, und wer ſich frech und ſchamlos erhebet, den zerſchmettert die göttliche Gerechtigkeit.

In Ewigkeit, Amen! Geſegnet ſei Gottes heiliger Name! Geſegnet Freiheit, Recht, Friede! Heil Oeſterreichs Völkerbunde! Heil unſerm Deutſchthum!

Mit dem Siege bei Cuſtozza hat die öſterreichiſche Sache in Italien einen Schwung genommen. Der Jeſuitenkönig Alberto la Spada, der ſchon die ſiciliſche Krone für ſeinen zweiten Sohn, für ſich ſelbſt die Krone des Vereinigten Italiens für ſicher hielt, iſt auf der Flucht vor Radetzky; ſeine Blätter und Creaturen tröſten ihn: auch Napoleon habe nicht alle Schlachten gewonnen. Wir ſind nicht ſo patriotiſch entartet, um den öſterreichiſchen Waffen von dieſem Sarderkönig eine ſchmachvolle Niederlage zu wünſchen, wie Arnold Ruge, Abgeordneter von Breslau in der deutſchen Nationalverſammlung. Dieſe Radetzky's müſſen zum Lande hinausgejagt werden! ſagte dieſe „uneingeſchränkte Vernunft", und die Proletarier in Leipzig, die ſich Republikaner und Demokraten zu nennen wagen, brachten ihm für dieſen neuen Verrath an der deutſchen Sache einen Fackelzug. Wir ſind der Meinung, daß Oeſterreich ſich loswickeln muß von der alten erbſchaftlich überkommenen Ländermaſſe in Oberitalien. Wir können aber nicht wünſchen, daß es mit Schmach und Schande heimgejagt werde. Verſchaffen ihm jetzt ſeine Waffen das Uebergewicht über den König von Sardinien, ſo ſoll es auch fortan die Lombardei mit Venedig verwalten, bis Oberitalien, das jetzt frei ſein wollte, zugleich mündig iſt, um ſeine Freiheit zu handhaben. Mit Ehren beiderſeits muß dieſer Handel gelöſt werden, nicht zur Schmach des einen Theiles, nicht zur Schmach deſſen Theils, auf deſſen Seite wir unſere Brüder ſehen. Man kann keinem Bruder wünſchen, daß er ſich aus einem verſchleppten Ehrenhandel feig zurückzieht. Deutſchlands Intereſſe aber fordert, daß Oeſterreich uns mit Südtyrol die „Schwelle unſre eignen Hauſes“ nach Wälſchland zu behauptet, und mit Trieſt als deutſchem Hafen die Küſte des Mittelmeeres uns ſichert. Dies zu verlangen fordert unſere Ehre, unſer einfaches Rechtsgefühl. Nach Arnold Ruge gehört wahrſcheinlich auch dieſe Forderung zu den „deutſchen Niederträchtigkeiten“. Ruge hat eben ſeine „beſondere Weltanſchauung“.

Proudhon, der principielle Vertreter des Proletariats, der das Eigenthum abgeſchafft haben will, hatte in der franzöſiſchen Nationalverſammlung ein Drittheil des Beſitzes als Steuer vorgeſchlagen. Der Beſitz iſt nämlich nach gewiſſen franzöſiſchen Theoretikern ein Diebſtahl. Abſtracte Philoſophen ſind blind genug, in dem Triebe zum Erwerben alle moraliſche Triebkraft zu verkennen. Proudhon's Rede erregte viel Heiterkeit. Entweder, ſagte er, wird die Republik das Eigenthum, oder das Eigenthum die Republik begraben! Auf das Gelächter, das dieſer Prophezeiung folgte, äußerte er: Ich bedauere, meine Herren, daß meine Worte Sie lachen machen, weil das, was ich ſage, Sie tödten wird!

Thiers' Zeit iſt bei alle dem noch nicht in Frankreich gekommen. Er hat den Muth gehabt, für Louis Philippe's Privateigenthum zu fechten; allein das lohnt ihm niemand; eben ſo wenig als Wahrheiten, die Grobheiten ſind und auf die man erröthen mußte. Bei der Wahl der Präſidenten und Secretäre der 15 Bureaux der Nationalverſammlung iſt Thiers nicht wieder gewählt. Barrot's Partei ſiegte nur in vier Bureaux.

Die Selbſtändigkeit Ungarns iſt nicht ſo entſchieden gelungen, als es Anfangs nach dem Aufſchwung dieſer Nation den Anſchein hatte. In dem patriotiſchen Schwung der Ungarn fehlt nie etwas Prahlerei und Selbſtüberhebung. Daraus entſpringt die vielfache Verletzung ihrer Nebenvölkerſchaften, gegen die ſie ſich ſtets als regierende Nation verhalten möchten. Ungarn regiert ſich ſelbſt, ſein Parlament iſt getrennt vom allgemein öſterreichiſchen. Für dieſe Zuſicherung von Wien ſtellt Ungarn, wie es ſcheint, 200,000 Mann Truppen für Oeſterreich. Und zwar werden dieſe nicht für ſich ein ungariſches Heer bilden, ſondern nach dem alten Syſtem unter die Fahnen und das Commando Oeſterreichs treten. Die ſpecifiſch nationale Partei in Ungarn erhielt damit eine Niederlage.

Auf Englands und Schwedens Wunſch, die Schleswig-Holſteiniſche Sache beigelegt zu ſehen, hat Dänemark erklärt, nur mit Preußen Frieden ſchließen zu wollen, einen deutſchen Reichsverweſer, eine deutſche Centralgewalt, ein geſammtes Deutſchland nicht anerkennen zu wollen. Auch jene beiden Mächte glauben es nur mit Preußen zu thun zu haben. Man ſetzt ſeine Hoffnungen auf den Particulargeiſt der einzelnen deutſchen Regierungen. Das Gerücht, Preußen habe ſich zu einem Separatfrieden bereit erklärt, iſt zweifelsohne unrichtig. Preußen hat nicht aus eignem Betriebe, ſondern nur im Namen, im Intereſſe und im Auftrag Deutſchlands den Krieg geführt. Das Berliner Cabinet hat allerdings mit dem engliſchen und ruſſiſchen Cabinet über die Schleswig-Holſteiniſche Sache Noten gewechſelt, was, ſolange es keine deutſchen Geſandten an den Höfen giebt, natürlich iſt, allein Frieden kann Preußen für ſich nicht ſchließen, wo es nicht für ſich Krieg geführt hat. Wrangel hatte längſt ſchon erklärt, von Frankfurt Befehle zu erwarten.

Die deutſche Nationalverſammlung hat mit 288 gegen 146 Stimmen die Todesſtrafe, mit Ausnahme wo das Kriegsrecht ſie fordert, abgeſchafft; desgleichen die Strafen des Prangers, der Brandmarkung und der körperlichen Züchtigungen. — Durch die Ernennung des Fürſten v. Leiningen zum Miniſterpräſidenten und Verwalter des Auswärtigen, und durch die Ernennung Beckerath's zum Finanzminiſter iſt das Reichsminiſterium vollſtändig.

Deſſau hat in Folge eines Landtagsbeſchluſſes den Adel aufgehoben; Altenburg, ſagt man, werde folgen. Ein Land wie Deſſau, wo der Fürſt beinahe der einzige güterbeſitzende Edelmann iſt, kann das leicht thun. Seit den, nicht ſelten gewaltſam erpreßten Güterankäufen des alten Deſſauers, des Fürſten „Schnurrbart“, wie er hieß, giebt es dort nur noch in Zerbſt, das erſt 1797 an Deſſau fiel, einen einzigen adeligen Gutsbeſitzer. — Die Zeit fordert, dem Adel die Gerechtſame, Privilegien, Bevorzugungen zu nehmen. Den Adel ſelbſt und mit ihm die Erinnerungen der Familien aufheben zu wollen, iſt eine überflüſſige Grauſamkeit. Haben nicht auch bürgerliche Patricierfamilien ihre gutbegründete Geſchichte, ihre ehrenhaften Erinnerungen? Wer taſtet Familienehre an? — In der Nationalverſammlung zu Frankfurt ſprach Beſeler für die Abſchaffung der Standesprivilegien, aber gegen die Abſchaffung des Adels. Jacob Grimm ſprach ſehr ſchulmeiſterlich über das „von"; er machte grammatikaliſche Scrupel, er meinte, was in der Grammatik nicht Stand halte, ſei auch in der Politik nicht haltbar. Beſeler's Antrag ging durch. — Wenn die kleinen Staaten fortfahren ſollten, durch Landtagsbeſchlüſſe den Adel abzuſchaffen, d. h. ihn zu beleidigen und von ſich zu entfernen, ſo wird das blos eine Auswanderung des Adels zur Folge haben. Wien und Berlin würden ſich mit Adel füllen, Oeſterreich und Preußen würden ſeine großen Heerlager werden.

Für Spötter giebt die lückenhafte deutſche Einheit noch immer viel Stoff. Der König von Preußen ſteckte mit zuerſt die deutſche Kokarde auf, ritt mit dreifarbigen Fahnen durch die Straßen Berlins, — und läßt die Truppen jetzt nicht huldigen. Oeſterreich ſcheint kaum nöthig zu haben, die Truppen dem Reichsverweſer huldigen zu laſſen, denn der Reichsverweſer iſt ein Erzherzog. Aber die Truppen tragen noch immer nicht die deutſchen Farben. Die Miniſter wollen dieſe — Frage(!) erſt ihrer Nationalverſammlung vorlegen, einer Verſammlung, deren numeriſches Uebergewicht auf Seiten der Slawen liegt. (Zur Feier des 6. Auguſt hat die Wiener Garniſon deutſche Schleifen an die Fahnen geheftet.)

Von der Stärke des Preußenhaſſes in Süddeutſchland giebt Brentano's Wort in der Nationalverſammlung abermals ein Zeugniß. Es war der Antrag geſtellt, die bei dem Hecker'ſchen Aufſtand in Baden Betheiligten zu begnadigen. Brentano brach in die Worte aus: Meine Herren, Sie werden Diejenigen, die in Baden gegen die Bürger zu den Waffen griffen, doch nicht gegen einen Prinzen von Preußen zurückſetzen wollen? — Der Sturm der Aufregung, der dieſen Worten in der Paulskirche folgte, nöthigte den Präſidenten Soiron, die Sitzung aufzuheben.

Die Ungarn haben in ihrem feurigen Aufſchwung abermals einen Entſchluß gefaßt, dem ſie ſchwerlich ohne Bedingungen Folge leiſten werden. Sie haben einſtimmig den Anſchluß Ungarns an Deutſchland beſchloſſen! Unter welchen Bedingungen? — Vielleicht unter der Bedingung, ihnen die Sachſen in Siebenbürgen, die Deutſchen in Ungarn ſammt Slawen und Croaten zur Knechtſchaft zu überlaſſen?

In Leipzig war die Huldigungsfeier am 6. Auguſt ein ſchönes Verbrüderungsfeſt zwiſchen Bürgern und Soldaten. Unſere Schützen ſind nebſt Dresdener Gardereitern mit zum däniſchen Feldzug beſtimmt. Nach Verordnung des Reichsminiſteriums ſtellt Oeſterreich 4 Regimenter und 8 Schwadronen, Baiern eben ſo viel, Württemberg die Hälfte dieſer Maſſen u. ſ. w. Ueberall, wo die Truppen durchziehen, wird man ſie mit Jubel begrüßen. Es iſt eine allgemeine deutſche Sache, den Brüdern in Schleswig-Holſtein zu Hülfe zu ziehen, die deutſche Ehre zu rächen, die hohen Mächte, die noch daran zweifeln ſollten, von der Exiſtenz einer deutſchen Centralmacht zu überzeugen. — Preußen hätte im deutſchen Intereſſe den däniſchen Feldzug vollenden können und wäre mit Jubel dafür in Deutſchland begrüßt. Preußen hatte die Gelegenheit, allen Groll, den man irgendwie hegt, zu überwinden. Statt deſſen hat Preußen es vorgezogen, ſeinen ehedem ſeparat Verbündeten, England und Rußland, gegenüber die Sache aufzugeben. Preußen hat ſeine Truppen nicht huldigen laſſen, — man hat aus Stolz und aus Furcht vor der Stimmung der Soldaten nicht gewagt den Befehl zu erlaſſen, — Preußen macht halbe Miene in einer Sonderſtellung zu beharren.

In Preußen ſind plötzlich die Preß- und Majeſtätsproceſſe wieder in Blüthe. Generalmajor Plümicke heißt der Mann, der an der Spitze des „Preußenvereins" die Denunciation zu ſeinem Berufe gemacht hat. — Hr. v. Griesheim, der die deutſche Huldigungsceremonie in ſeiner Broſchüre zu einer ſo peinlichen und ehrenrührigen Haupt-, Hals- und Lebensfrage für Preußen emporgeſchroben, iſt ſeiner Stelle als Director im Kriegsweſen zu Berlin noch nicht enthoben. — Die „Neue Preuß. Zeitung" erklärt, durch eine allzu große Willfährigkeit in Sachen des einigen und geſammten Deutſchlands würde ſich das preußiſche Miniſterium des „Landesverrathes" ſchuldig machen!

Der Reichskriegsminiſter Peucker hat in einem langen Schreiben auseinandergeſetzt, wie man in Preußen ein Hurrah der Truppen, das er anbefohlen, fälſchlich als einen politiſchen Huldigungsact, ſtatt als eine gewöhnliche militäriſche Begrüßung aufgefaßt habe. — Durch den General Below iſt jetzt der Reichsverweſer eingeladen, bei Gelegenheit des Dombaufeſtes in Cöln die Huldigung der preußiſchen Truppen perſönlich entgegenzunehmen.

General Wrangel verbittet ſich jetzt den Zuzug neuer deutſcher Truppen. Es ſteht überhaupt zu fürchten, man werde, wenn man in Jütland einrückt, gar keine Feinde finden. Die Dänen ſind im Stande, ſich auf ihre Schiffe zurückzuziehen, wie ſchon einmal in früherer Zeit unter König Erich, wo ſie rings von Feinden umgeben, wie der Biber ſicher im Waſſer ſaßen. Erſt im Winter, wenn der Belt gefroren, kann man ſie in ihren Neſtern auffinden. Derweil aber ſetzen ſie die Blockade der deutſchen Strommündungen fort und ſtören allen Handel. Ohne Schiffe hilft uns hier die Tapferkeit unſerer Soldaten nichts. — Es heißt, ohne daß wir es verbürgen wollen, aus Rußland ſei eine Million Silberrubel in Kopenhagen angekommen, und Dänemark habe dafür Bornholm verpfändet.

Eine ſehr heitere Epiſode in der gegenwärtigen deutſchen Entwickelung macht eine allergnädigſte Erklärung des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz. (Der alte Herr iſt ein Bruder der Königin Luiſe von Preußen.) Einige Reformvereine hatten dem Fürſten eine Bittſchrift überreicht, in welcher ſie gegen die Regierung der Miniſter Beſchwerde führen. Der Großherzog läßt ihnen ſchriftlich erwiedern, ihre Abſicht möchte gut geweſen ſein, darum habe er ihre Schrift geleſen, allein um über ſeine Regierung und ſeine Miniſter zu urtheilen, dazu hätten ſie wohl nicht Kenntniß genug; „dazu reiche überhaupt bloßer Menſchenverſtand nicht aus!“ — Es iſt das ein kleiner Nachtrag zu dem ehedem in Preußen von der Majeſtät beliebten „beſchränkten Unterthanenverſtand“.

Venedig, Mailand und Turin haben jetzt gemeinſchaftlich um Hülfe bei Frankreich nachgeſucht. Die Sardinier werden mit den Oeſterreichern nicht fertig. Karl Albert fürchtet nur den Durchzug franzöſiſcher Hülfstruppen durch Savoyen und Piemont; er fürchtet ſich vor dem Aufſtand in ſeinen Erblanden, während er auswärts ſchon eine Menge Kronen in die Taſche zu ſtecken wähnte. Laut Allgemeiner Zeitung hat der König bereits ſein Heer verlaſſen und iſt nach Hauſe geeilt.

Der öſterreichiſche Finanzminiſter Kraus ließ die Nationalverſammlung in Wien einen Blick in ſeine Pläne thun. Die Staatsſchulden Oeſterreichs ſind im Augenblick größer als je, weil Ungarn und Italien noch keinen Theil an denſelben tragen. Die Ausgaben für die Armee ſind auch noch auf übertriebener Höhe. Auf die Grundſteuern, ſagte der Miniſter, könne Oeſterreich ſtolz ſein; kein Staat ſei im Stande, ſolche Kataſter aufzuweiſen. Die Lotterie, die Judenſteuer und die Salzſteuer werden aufgehoben: eine Einkommenſteuer eingeführt. Einer ſtarken Umänderung werde das ſehr mangelhafte Zollſyſtem unterworfen werden, ohne die Induſtrie zu lähmen und ohne den Anſchluß an Deutſchland zu beeinträchtigen. Das Münzausfuhrverbot ſoll in den nächſten Tagen aufgehoben werden.

Am Niederrhein, in Schleſien und im badiſchen Freiburg ſind die Sitze der katholiſchen Vereine. In Franken, aus Schwabenried datirt, zog man jetzt ein geheimes Actenſtück des Capitels Arnſtein ans Licht. Dies faßt die Forderungen der katholiſchen Geiſtlichkeit zuſammen. Sie fordert alle Spiritualia, einſchließlich den Unterricht, der „angemaßten“ Controle des Staates enthoben zu ſehen. Sie fordert, weil das Episcopat unmittelbar von Chriſto eingeſetzt ſei, unbeſchränktes Beſetzungsrecht aller kirchlichen Stellen, die Schulſtellen einbegriffen. Sie fordert die Verwaltung der Seminare, Spitäler, Stifte, Gründungen, Wittwen- und Waiſengelder frei von der Aufſicht des Staates; — ſie fordert ein Staat im Staate zu ſein.

Der Reichstagsabgeordnete Gritzner aus Oeſterreich hat in Frankfurt mit 111 Genoſſen den Antrag auf Abſchaffung des Cölibats geſtellt. Drei Biſchöfe nebſt 65 anderen Abgeordneten reichten ſofort eine Verwahrung ein gegen dieſe Einmiſchung der Nationalverſammlung in „innere Verhältniſſe“ der Kirche. Zu dieſen inneren Verhältniſſen zählen dieſe Römlinge außer dem Cölibatszwang: die Verſtümmelung der Kirchenſänger in Rom, früher auch in Dresden u. ſ. w., die Ueberlaſſung des Unterrichts an die Jeſuiten und Jeſuitengenoſſen und mehreres, das Staat und Nation in ihrer Geſundheit gefährdet, nicht äußerlich, aber um ſo ſicherer allerdings „innerlich“ hinſiechen macht. Zu dem katholiſchen Proteſte bekennen ſich außer den Baiern Phillips, Laſſaulx, Döllinger, Dieringer, auch Radowitz, Linde, Max v. Gagern, Schmerling, Lichnowsky. — Flottwell gehört zu Denen, die Gritzners Antrag unterſtützen, zum Troſt einer großen Anzahl römiſch-katholiſcher Geiſtlichen und aller Freunde der Wahrheit und Freiheit.

H. B. Oppenheim ſagt in der „Reform“, es gebe nur zwei denkbare Formen der deutſchen Einheit: die monarchiſche und die republikaniſche. Bei jener müßte Deutſchland in Preußen aufgehen, was durch Krieg möglich würde; bei der andern ginge Preußen in Deutſchland auf, im Wege der allſeitigen Revolution, Entthronung der Fürſten ꝛc. „Tertium non datur!“ ſagt das Blatt, das ſich irrthümlicher Weiſe „Reform“ nennt. „Wie aber, ſchließt es ſeine luſtige

Gaunerrede, wie aber, wenn nun gar nichts aus der deutſchen Einheit würde, weder Monarchiſches, noch Republikaniſches?! Und das iſt das Wahrſcheinlichſte." — Alſo aut Caesar aut nihil, und dies Nichts iſt dieſem Berliner Nihilismus das Liebſte.

In der Paulskirche war neulich wieder ein ſehr dreiſtes Wort des Preußenhaſſes geſprochen. Andrerſeits fehlt es auf preußiſcher Seite nicht an beleidigenden Ausfällen gegen Deutſchland Man ſendet uns das Programm eines angeblich aus dem ſchleſiſchen Adel hervorgegangenen Preußenbundes zu, der bereits ſeit dem Juni dieſes Jahres beſteht und ſich einer brutalen Geringſchätzung der allgemein deutſchen Verbrüderung ſchuldig macht. Nach Art des Tugendbundes vom J. 1811, legt dieſer Preußenbund jedem, durch drei einfache Zeichen (bei Tage, im Gedränge und in der Nacht) zu erkennenden Verbündeten die Pflicht auf, eine Zehnmannſchaft anzuwerben; er zählt, laut Programm, bereits 100,000 Mitglieder (!). Dieſer Bund beſtreitet dem Könige das Recht, Preußen mit Deutſchland zu verbrüdern, denn „Aufgehen in Deutſchland" wäre „Preußens Untergang als europäiſche Großmacht", und der Fürſt habe die Pflicht, das preußiſche Staatsgebiet ſeinem Nachfolger ſo frei und unabhängig, wie er es übernommen, zu überliefern, und nie „der Willkür eines Deutſchlands" anheimzugeben, „eines Deutſchlands, das eigentlich nur in den Köpfen verdorbener, für das wahrhafte ſtaatsbürgerliche Leben unbrauchbarer, feiler, nicht ſelten feiger und ſelbſt wahnſinniger Litteraten“ beſtehe, eines Deutſchlands, „welches in den preußiſchen Schlachten gegen Napoleon ſeine deutſchen Mitbrüder für franzöſiſches Geld im Stiche ließ, bis es bei Leipzig auch den Rheinbundsprotector treulos verrieth“, eines Deutſchlands, „welches ſeit 1815 thatſächlich bewieſen daß es, gleich Polen, nie einig ſein kann“, eines Deutſchlands, „welches ſich durch wahnſinnige, dummtrunkene Litteraten, ſogar durch angebliche Dichtungen (Was iſt des Deutſchen Vaterland? Holſtein-Schleswig meerumſchlungen! Herwegh'ſche Dummheiten u. ſ. w.) verleiten ließ, Holſtein-Schleswig zu einem Aufſtande gegen den rechtmäßigen Beſitzer aufzuwiegeln“, eines Deutſchlands, „deſſen freche, nur von Selbſtſucht und Sonderintereſſen erfüllte und übermüthige Litteraten innere Unruhen und Bürgerkrieg durch ſogenannte Volksrednerei anfachen, faſt gänzliche Geſetzloſigkeit herbeiführen und es noch dahin bringen werden, daß Franzoſen und Ruſſen nochmals Deutſchland rein auffreſſen, was nach dem Stande der Gegenwart unfehlbar ſchon in wenigen Monaten der Fall ſein wird, woran nur noch deutſche Kurzſichtigkeit und deutſches Michelthum zweifeln kann“, eines „übermüthigen Deutſchlands, das gegenwärtig durch ſeine ſogenannten Vertreter in Frankfurt das Preußenvolk faſt verhöhnt, in Mainz ſelbſt mordet, während eigentlich Preußen allein Deutſchland von ſeinem Zwingherrn Napoleon befreite.“ In dieſem Tone geht es fort. 9 Millionen Deutſche, heißt es, ſollen und wollen jetzt 16 Millionen Preußen knechten und beſchimpfen!—

Trotz der Verſicherung des Ueberſenders, es beſtehe ein ſolcher Preußenbund und mache Propaganda, ſind wir verſucht, dieſe wahnſinnige Uebertreibung des preußiſchen Selbſtgefühls für eine bloße Erfindung, für eine Parodie zu halten.

Die Reußiſchen Lande hießen eine Zeitlang ſcherzweiſe, ich weiß nicht warum, die Raubſtaaten. Sie könnten füglich erſt jetzt ſo titulirt werden wegen des dortigen, aus allen Ecken und Enden zuſammengehäuften Geſindels. Hat die Regierung in Gera vielleicht Arbeit verſprochen, und haben ſich auf dies Zugpflaſter ſchlechte Säfte dort hingezogen? Vom Königreich Sachſen ſind jetzt Truppen eingerückt um die Ordnung herzuſtellen. Miniſter Oberländer hat von der Centralgewalt Vollmacht in Sachen der Reußiſchen und Altenburgiſchen Lande. Auch dieſe Alarmiſten nennen ſich Republikaner, Demokraten mindeſtens. Gott verzeih' ihnen, ſie wiſſen nicht was ſie thun! Wie verbraucht die Wörter werden! „Republik", ehedem der Inbegriff der höchſten bürgerlichen Tugenden, iſt ein heruntergekommener zerſetzter Mantel, mit dem ſich die ſinnloſe Blöße decken möchte. Demokratiſch ſein, heißt jetzt nach Blum's Privatbrief an Jäkel: 700,000 Deutſche in Poſen an die Nichtswürdigkeit eines polniſchen Bojarenthums preisgeben. Nach Arnold Ruge heißt Demokrat ſein, dem Jeſuitenkönig Karl Albert wünſchen daß er die deutſchen Radetzky's zum Teufel jage. — Was Wunder, wenn ſich der Patriot zur Reaction wendet, oder ſie zuläßt!

Leipzig, den 17. Auguſt.

Robert Blum war geſtern bei uns der Mann des Tages. Er legte vor einer zahlreichen Volksverſammlung über ſeine Stellung in der Paulskirche Rechenſchaft ab. Abends ward ihm von der Partei ſeiner Freunde ein ſolenner Fackelzug gebracht. Seit dem Fackelzug für Arnold Ruge ſind freilich Fackeln in Leipzig wohlfeil geworden; Herbergen und Gilden erhalten ſie gratis oder das Geld dafür zugeſchickt. Der Zug für Ruge war lediglich Demonſtration einer Clique. Für Robert Blum fühlt lebhaft und aufrichtig die ganze große Menge der Proletarier, Lehrburſchen, Geſellen, Handwerker und Bürger aller Art, die ganze große Menge die ſich vorzugsweiſe gern das Volk nennt. Blum iſt ein Volksmann im guten Sinne des Wortes, er ſucht wenigſtens als ſolcher möglichſt ſeine Stellung zu begreifen. Dies hebt ihn aus der gewöhnlichen Cliquenſphäre heraus. Aber er ſteht bei alle dem unter der Herrſchaft der Phraſe, unter der Botmäßigkeit deſſen was bei der Menge gilt, die ihm zujubelt. Er ſagte in ſeiner Rede im Schützenhauſe, er ſei derſelbe geblieben. Wir bedauern das; wir würden es beklagen, ſollte in ihm kein Fortſchritt, keine Entwickelung mehr möglich ſein. In der Nationalitätsfrage hat Blum nichts gelernt. Hier huldigt er der leeren Phraſe: Polen müſſe frei werden um jeden Preis. Die Freimachung Polens wird aber für den Deutſchen eine ehrloſe Sache, giebt er zugleich eine halbe Million ſeiner Brüder dem ungewiſſen Schickſal und dem Fluch einer polniſchen Freiheit preis. Wird Blum künftig Abgeordneter für den Dresdener Landtag, dann werden die Fragen der Judenemancipation und der Gewerbefreiheit für Leipzig und Sachſen neue Prüfſteine für ihn ſein, Prüfſteine, ob er der Wahrheit die Ehre giebt oder der Mehrheit ſeiner Committenten. Für jetzt giebt ihm ſein leidenſchaftliches Auftreten gegen Preußen für Sachſen noch eine ſichere Popularität. Und Blum hat Verdienſt um die Wendung der Dinge in Sachſen. An ihn und ſeinen Aufruf an's Volk knüpft ſich der Sturz eines Hofjunkerminiſteriums. Nicht Biedermann's und der Stadtverordneten Bittſchrift und Botſchaft; Blum's Verkündigung vom Söller des Rathhauſes: Dieſe Miniſter müſſen geſtürzt werden! rief zu dem großen Rieſenzug nach Dresden auf, und aus Furcht vor dieſer „Wallfahrt des Volkes" traten in Dresden die Hofjunker ab vom Regiment. Dies ſteht in den Annalen der Geſchichte unſerer Tage feſt; nur die Beſchämung, die ſich das nicht eingeſtehen mag, kann dieſe Thatſache leugnen. Dies ehrliche Eingeſtändniß hindert uns freilich nicht in andern Dingen gegen Blum zu ſtimmen. Er hält die Centralgewalt mit einem Fürſten als Reichsverweſer an der Spitze für ein Unglück. Wir unſrerſeits ſehen darin nicht blos die einzige Möglichkeit, ſondern auch das einzige Heil eines centralen Deutſchlands. Nach Blum's Meinung wäre Vater Itzſtein der richtige Präſident der Centralgewalt geworden, Hecker, der Landesverräther, in's Parlament, Männer wie Brentano vielleicht in's Reichsminiſterium berufen. Wir ſehen, wie der Gang der deutſchen Entwickelung ſich geſtaltet, in ſolcher republikaniſchen Centralgewalt keine

Möglichkeit, keine organiſche Fortbildung, kein Heil Deutſchlands, ſelbſt wenn Vater Itzſtein Robert Blum zum Kriegsminiſter oder zum Miniſter der Arbeit gemacht hätte. Ebenſo wünſchen wir in der Nationalitätsfrage die deutſche Ehre anders gewahrt zu ſehen, als es nach Ruge und Blum möglich iſt.

Ueber den geſtrigen Act der Feier Blums in Leipzig, über dieſe rein locale Stadtſache, kann die Litteratur ganz parteilos ſein. Wenn der Beſitz, die Bildung und Intelligenz von Leipzig in Blum nicht den geeigneten Vertreter ſieht, ſo muß es ſehr ſchwächlich mit dieſer Bildung und Intelligenz beſtellt ſein, wenn ſie zu ohnmächtig war gegen dieſen Mann des Volkes keinen Candidaten aufzubringen. Seine Wahl für unter terroriſtiſchen Einflüſſen vollzogen zu erklären, wäre ein neues Eingeſtändniß der Furcht und Schwäche. Blum war und iſt der geſetzmäßige Vertreter Leipzigs beim Parlament. Er kam, um ſeinen Wahlmännern Rechenſchaft abzulegen. Seine Partei hatte ihm ſein Auftreten erſchwert. Laßt ihn nur kommen! rief einer ihrer Sprecher, die Mißgunſt wagt nur hinter ſeinem Rücken laut zu werden! Laßt ihn nur kommen, laßt ſie ſeine Stimme nur hören, ſein Antlitz ſchauen! Das war wie vom Wallenſtein geſagt. Dr. Lippert sen. kündigte Blum an im Schützenhauſe. 28 Wahlmänner, die Mehrzahl der Wahlmänner Leipzigs, erklärten dieſe Verſammlung nicht beſuchen zu wollen, denn dieſer Act einer Rechenſchaftsablegung ſei zur Parteiſache gemacht. Es mochten 5000 Menſchen ſein, die Blum zu hören im Garten des Schützenhauſes verſammelt waren; 500 unter ihnen waren mit Jubel dicht um die Rednerbühne geſchaart. Blum faßte dort ſeine Stellung ſogleich richtig auf; nicht vor die Wähler, ſondern vor's Volk gehöre was er zu ſagen habe! Er ſprach mit ſeiner Stentorſtimme und mit der ihm eignen Klugheit, Ruhe, Sicherheit und Wärme fünf Viertel Stunden lang über die Lage Deutſchlands, über ſeine Betheiligung an dem Gang der Dinge in der Nationalverſammlung. Die Punkte, wo ſein Glaubensbekenntniß ſchwach und löcherig iſt, hab' ich ſchon angedeutet. Ich zweifelte bei Robert Blum nie an der Stärke ſeines Rechtsgefühls, aber ich wünſchte, ſein Geſichtskreis ſei weniger eng, weniger eng als die Phraſe und der Inſtinct ſeiner Partei. In ſein Rechtsgefühl miſcht ſich auch mehr Argwohn als ſtatthaſt. Er ſprach im Schützenhauſe ohne Leidenſchaft und Uebereilung; er entſchuldigte ſogar ſehr gemüthlich ſeine Stellung auf der Linken in der Paulskirche; aber er flößte doch der Menge gegen die Rechte das Mißtrauen ein, als gehe dieſe damit um, die Linke aus der Verſammlung zu drängen. Die Verſuche, das kaum begonnene Heil der Centraliſirung Deutſchlands zu ſtören, die Verſuche, die Nationalverſammlung auseinanderzuſprengen, liegen uns weit mehr auf Seiten Derer vor Augen, die zum kindiſchen Eigenſinn der brutalen Willkür die ganze Leidenſchaft der Verzweiflung an ihrer geſcheiterten Sache geſellen.— Blum's Aufruf an die Menge, ruhig zu bleiben, erſchien uns überflüſſig. Leipzig iſt ſehr ruhig.

In der Wiener Nationalverſammlung ſagte der Miniſter Doblhoff, er denke, die öſterreichiſchen Soldaten würden für die Lombardei die wahren Befreier ſein! Dies Wort ſcheint eingetroffen zu ſein. Nach dem ſchimpflichen Abzug des Sarderkönigs, der in Mailand ſeinen Schnurrbart im Stiche ließ, aber dafür die 8 Millionen aus der Stadtcaſſe mitnahm, begann der Pöbel die Paläſte zu zerſtören. Der Podeſta ſchrieb wiederholte Bittbriefe an Radetzky, einzuziehen und die Stadt zu ſchützen. Juſt am 6. Auguſt, am Tage der Huldigung des Erzherzogs Johann als Reichsverweſer in Deutſchland, zogen die Oeſterreicher mit klingendem Spiel in Mailand ein.

In Berlin hatten die Arbeiter die ganz beſondere ſchwarzrothgoldne Idee, das eiſerne Denkmal auf dem Kreuzberge mit den drei Farben von oben bis unten beſtreichen zu wollen. Mit Farbentöpfen, Stangen, Pinſeln und Bottichen zogen ſie in hellen Haufen die lange Friedrichsſtraße hinunter vor's Thor; allein Konſtabler und Uhlanen hielten das Denkmal beſetzt und zerſtreuten dieſe „Humoriſten aus dem Volke".

Frankreich ermäßigt die Gehalte und die Zahl der hohen Geiſtlichen; die Erzbiſchöfe werden von 15 auf 10 zurückgeführt. — Während in der Nationalverſammlung zu Frankfurt ſich Stimmen erhoben welche die Abſchaffung des Cölibatszwanges fordern, fühlt auch Oeſterreich endlich das

Gelüſt, von Rom frei zu werden. In der Wiener Nationalverſammlung laufen eine Menge Bittſchriften von Kloſtergeiſtlichen ein um: Aufhebung der Klöſter, Religionsfreiheit, Aufhebung der kirchlichen Verbindung mit Rom, und Organiſation einer Staatskirche für Oeſterreich. Die Brünner Geiſtlichkeit liefert die Stimmführer in dieſer Sache.

Proudhon iſt in der franzöſiſchen Nationalverſammlung mit ſeinem Antrag, den Gläubigern 33 ⅓ Proc. ihrer Zinſen auf 3 Jahre zu entziehen, faſt einſtimmig zurückgewieſen. Die Pariſer Journale ſind gegen Proudhon ſo entrüſtet, daß ſie ihn als Franzoſen verleugnen und zum — Deutſchen ſtempeln.

Seit dem letzten Reichstage Maximilians I. und den Tagen Kaiſer Karls V. hatte der alte Gürzenich in Cöln kein ſolch Bankett geſehen, wie es jetzt am 15. Auguſt gefeiert worden. Kein Oeſterreich, kein Preußen, ein einiges Deutſchland! Dieſer Toaſt Johanns von Oeſterreich, beim Dombaufeſt zu Cöln an ſelbiger Stelle geſprochen, iſt ſeitdem in der Perſon des Sprechers zur leibhaften Wahrheit und Wirklichkeit geworden, und Oeſterreich und Preußen feierten zu Cöln ihre Verbrüderung, als beide Fürſten ſich vor der jubelnden Menge umarmten, der König den Reichsverweſer zur Rechten nahm, ihm die Ehre zuerkennend, die Dieſer dem Regierenden zuzuwenden gewillt geweſen. Dieſer ſcheinbar gleichgültige, ſcheinbar complaiſante Act war doch das Signal zur Feſtſtellung des Verhältniſſes. — Des Königs Schlußwort an Gagern: Vergeſſen Sie nicht, daß es noch Fürſten in Deutſchland giebt und Jch Einer von ihnen bin! war freilich wie eine abſolute Bombe in das Freudenfeſt der Verbrüderung gefallen. Allein die Bombe war nicht gefüllt. Des Königs Toaſt auf den Reichsverweſer: Er gebe uns einige und freie Völker, er gebe uns einige und freie Fürſten! war eine neue, mit donnerndem Jubel aufgenommene Beſiegelung des großen Actes, daß Preußen, auf Deutſchlands Koſten groß geworden, fortan nur deutſches Leben in ſeinen Adern fühlen wolle. —

Die Conſecration des Domes geſchah dem katholiſchen Brauche nach bei geſchloſſenen Thüren; dann folgte vor dem Reichsverweſer und dem Könige die nationale Einweihung der Kirche. Am 15. Auguſt 1248 geſchah die erſte Grundſteinlegung unter dem zweiten Friedrich von Hohenſtaufen; nur das Chor war im Laufe der Jahrhunderte fertig geworden, der übrige Bau Stückwerk geblieben. Jetzt faßt das Schiff der Kirche 10,000 Menſchen. Die letzten 6 Baujahre wiegen faſt eben ſoviel Jahrhunderte auf.

Senator Duckwitz von Bremen, jetzt Reichsminiſter des Handels, hat in einem „Memorandum über die Zoll- und Handelsverhältniſſe von Deutſchland“ ſein Programm gegeben. Vollſtändigſte Einheit in Zoll- und Handelsſachen iſt der Grundſatz ſeiner Ueberzeugungen; ſowie gleiche Berechtigung aller Staaten bei der Steuerentrichtung und Benutzung der Transportmittel. Um die Forderung gleicher Berechtigung deutſcher Schiffe mit Schiffen fremder Völker durchzuſetzen, dazu gehört dem Auslande gegenüber eine commercielle Wehrhaftigkeit, und eine Organiſirung der Landesgrenzen namentlich gegen Holland, Belgien, Frankreich, Italien. Zu den gewöhnlichen Tarifſätzen dürfen über nichtdeutſche Häfen nach Deutſchland nur ſolche Waaren zugelaſſen werden, durch deren conſulariſch beglaubigte Papiere nachgewieſen iſt, daß ſie ſchon vom Abſendungsorte nach einem deutſchen Platz beſtimmt waren. So nur bekommt es Deutſchland in ſeine Hand, die Erzeugniſſe und Schiffe eines fremden Landes bei der Einfuhr über fremde Häfen mit der gleichen Steuerfreiheit zu treffen, welche auf indirecte Einfuhren aus den holländiſchen, belgiſchen und franzöſiſchen Häfen gelegt wird. Dies iſt der Weg, durch Repreſſalien die Gleichheit der Beſteuerung zu erlangen. Für die Rheinſtädte ſoll daraus nur für die Uebergangszeit Unbequemlichkeit erwachſen, ſpäter aber nach Feſtſtellung der neuen Ordnung werde ihnen, wie Duckwitz behauptet, der ganze Umſatzmarkt von Amſterdam, Rotterdam und Antwerpen zufallen. Zum Beſten der Seeſtädte dringt Duckwitz auf ein beſchränktes Freihafenſyſtem mit Entrepot für Erzeugniſſe, die bei der Einfuhr vom Auslande einer Steuer unterworfen ſind.

Je mehr ſich Wien durch Arbeiterkrawalle und litterariſche Alarmiſten den Anſtrich giebt, der „Brennpunkt der europäiſchen Demokratie“ zu ſein, deſto conſervativer ſcheint ſich die Stimmung des Wiener Reichstags in ſeiner Mehrheit zu geſtalten. In der Ablöſung der Robotpflichtigkeit haben ſich jetzt der Unterſtaatsſecretär Mayer und die Juſtiz- und Finanzminiſter für Entſchädigung ausgeſprochen. Der Ausgleich der Ablöſung ſoll auf den Provinziallandtagen geſchehen. (Kudlich, der Antragſteller, hatte ſich für die Entſchädigung nur als Ausnahme, nicht als Regel erklärt.) „Recht, Billigkeit, Ehre, Politik fordern die Entſchädigung“, ſagte Hr. Bach. Damit ſteht und fällt nun das Miniſterium Doblhoff.

Das Miniſterium Doblhoff zieht die beiden böhmiſchen Herrſchaften Metternichs, Plaß und Königswart, als Staatsgut ein. Metternich hat jedoch eine halbe Million Schulden darauf haften laſſen. Eben ſo auf dem Johannisberg, wo er die Steuern an Naſſau ſeit Beſitznahme des „Geſchenkes“ ſchuldig geblieben iſt. Die Naſſauiſche Regierung ließ, wie es ſcheint, aus Discretion die Schuldenſumme ſtehen und anwachſen. Jetzt hat ſie ſich natürlich ein Herz gefaßt und den Johannisberg mit Beſchlag belegt.

Nach den Geſtändniſſen der „Sibylliniſchen Blätter aus Oeſterreich“, deren Verfaſſer der öſterr. Artilleriehauptmann und Parlamentsabgeordneter Möring, iſt die Seegeltung der öſterr. Flotte im Mittelmeer ſo gut als Null geweſen. An den norddeutſchen Ufern mußte der Gedanke einer deutſchen

Seemacht in's Leben treten. Der Marinecongreß, aus ſachkundigen Männern der deutſchen Nordſeeſtädte zuſammengeſetzt, ſtellt in ſeinem Berichte nach ſeinem Gutachten als Minimum einer deutſchen Flotte 12 Segelfregatten mit 40 bis 60 Kanonen, 6 Dampfſchraubenfregatten und 6 Dampfſchaufelrädercorvetten. Die Koſten zu deren Einrichtung werden auf 10 Mill. Thlr., zur Erhaltung ohne die Marinecollegien, Seeſchulen, Arſenale und Docks jährlich auf 3,600,000 Thlr. angeſetzt. Sieben Jahre reichen hin ſie herzuſtellen. Mit 9000 Mann etwa wird die Flotte bemannt. Der Congreß iſt der Meinung, daß eine geringere Marine für Deutſchland nutzlos wäre. Das vorgeſchlagene Minimum aber ſei auch ausreichend, den Sund zu reguliren.

Eine der Berliner Zeitungen beſchäftigte ſich mit den Koſtenſätzen der deutſchen Centralgewalt. Dieſelbe hat ſich in Frankfurt bei Rothſchild einen Credit von 2 Mill. Gulden eröffnet, um ihre laufenden Ausgaben zu beſtreiten. Die Taggelder der 712 Abgeordneten betragen im Durchſchnitt täglich 2400 Thlr. Für den Präſidenten ſind 24,000 Gulden jährlich bewilligt; die Vicepräſidenten ſollen 10,000 Gulden, die Secretäre 6000 Gulden erhalten. Die Bureaukoſten, einbegriffen der Druck der ſtenographiſchen Berichte, werden auf 80,000 Gulden berechnet. Als Miniſtergehalt will man 12,000 Gulden in Vorſchlag bringen, als Repräſentationsgelder für den Präſidenten des Cabinetts noch außerdem 50,000 Gulden. Die einzelnen Staaten können bei dem Wegfall ihrer Geſandten im Auslande füglich dazu beitragen, die allgemein deutſchen Geſandtſchaftsposten um ſo würdiger auszuſtatten. Freilich denkt jetzt jeder einzelne Staat auf Erſparniſſe und die Höfe ſehen dies ein. Bis jetzt hat Preußen, das von Süddeutſchland vielgeſchmähte Preußen, das zur Führung des däniſchen Krieges ſeine Millionen hergab, auch den Aufwand der deutſchen Centralgewalt beſtritten. Oeſterreich hat die Ehre, Preußen die Koſten davon: ſo war bis jetzt die Vertheilung der Functionen in der deutſchen Vereinbarung. Es hat ſo kommen müſſen, und wir klagen nicht darüber. Man wolle nur billig ſein und dem preußiſchen Selbſtgefühl Rechnung tragen, theilen wir auch keineswegs das brüske Sondergelüſt, zu welchem das an ſich berechtigte Selbſtbewußtſein des preußiſchen Nationalgefühls ſich gern verſteigt.

Der Reichsminiſter der Finanzen, v. Beckerath, machte unlängſt in der Nationalverſammlung die Mittheilung, daß die von Frankfurt gezahlte Entſchädigungsſumme im Betrage von mehr als 20 Mill. Gulden ſeiner Zeit dem Hauſe Rothſchild zu 3½ Proc. überlaſſen wurde, womit das berühmte Haus allerdings ein ſchönes Geſchäft machen konnte. Für die neuern Feſtungsbauten wurden verausgabt: für Ulm 10,560,000, für Raſtadt 8,800,000 Gulden. Am 10. Aug. betrug die Geſammtſumme aller Reichscaſſen 2,880,000 Gulden; doch waren einzelne Staaten noch im Rückſtande.

„Joinville ſoll den Herzog von Bordeaux als König in Frankreich einführen, Dieſer aber dem Grafen von Paris die Nachfolge zuſichern!“ — So künſtlich dieſe Combination erſcheint, ſo liegt in dieſer Ausgleichung und Tilgung aller Prätendentengelüſte ſoviel Pikantes daß wir den Franzoſen, ſobald ſie die Republik ſatt haben, dieſen Wandel der Dinge zutrauen. Der Franzoſe giebt ſich damit ſogar den „Schwung“ zu einem großen patriotiſchen Verbrüderungsfeſt aller Parteien! Denn die Republik meint er vielleicht als Demokratie der Geſinnung, zu der ihm aber nicht weniger als alles fehlt, auch unter der neuen monarchiſchen Spitze feſtzuhalten! England iſt mit ſeinem Königthume allerdings eine beſſere Republik als die Republik Frankreich. — Cavaignac iſt Ehrenmann genug, um zu wiſſen und auszuführen was noth thut. Sein Miniſterconſeil, in welchem man ſich über den Beſtand der Republik berieth, beweiſt uns das von neuem. Jedenfalls ſteht Cavaignac's Entſchluß feſt, die rothe Republik, die Herrſchaft der Alarmiſten und Proletarier, mit allen Mitteln zu unterdrücken. — Prinz Louis Napoleon ſucht jetzt durch eine Sammlung ſeiner Schriften in Paris zu — wirken! Ein Berichterſtatter der Allg. Zeitung iſt ſo gefällig, auch deutſchen Leſern die Galerie dieſer Schriftwerke vorzuführen. Rêveries politiques, ein Verfaſſungsvorſchlag zu Gunſten des damals (1831) noch lebenden Sohnes des Kaiſers, erklärt der Autor ſelbſt für eine Jugendarbeit. Seine Considérations politiques et militaires sur la Suisse erwarben ihm das Ehrenbürgerrecht in der Schweiz. Von der

Regierung dort zum Artilleriehauptmann ernannt, ſchrieb er ſein Manuel d'artillerie, das auch von Kennern gerühmt wurde. Von 1835 bis 39 feierte ſeine Feder; das Straßburger Attentat, die Ueberſiedelung nach America und Rückkehr nach Europa nahmen den Prinzen in Anſpruch; erſt in London gewann er wieder Muße und ſchrieb ſein bekannteſtes Buch: Idées Napoléoniennes, Studien über das Kaiſerreich. Im Gefängniß zu Hamm machte er neue geſchichtliche, fragmentariſche Studien. In ſeiner „Analyſe der Zuckerfrage“ ſuchte er als praktiſcher Oekonom die Nation zu gewinnen; in ſeiner Extinction du paupérisme ſchlägt er Ackerbaucolonien als die einzige Rettung gegen den Pauperismus vor. Jetzt arbeitet er wieder an einem Werke über das Geſchützweſen. In ſeinen Mélanges dilettirt er in allerlei Fächern, überſetzt aus dem Italieniſchen und Deutſchen ꝛc. Schiller, heißt es, iſt ſein Lieblingsſchriftſteller.

Leipzig, im Sept.

In Siebenbürgen hauſen 300,000 Sachſen und 600,000 Magyaren neben einer Million Wallachen. Die Letzten wollen ein ſelbſtändig daciſches Reich gründen, um ſich gegen die anmaßenden Unionsgelüſte der Ungarn ſicherzuſtellen. Die Sachſen proteſtiren und wahren feierlich ihre Rechte, wie ſie in der Denkſchrift dargethan, die durch unſern Leipziger Oſtmarkenverein der Nationalverſammlung zu Frankfurt überſendet wurde. Sie ſind entſchloſſen, dem Hochmuth der Ungarn, ihnen ihre Sprache für Schule und Gericht aufzudrängen, einen feſten Widerſtand zu bieten. Die Frankfurter Nationalverſammlung wird dieſen Entſchluß der fernen Brüder beſiegeln. Haben ſich die Ungarn durch eine Geſandtſchaft mit uns in Vernehmen geſetzt, ſo ſende jetzt die Centralgewalt nach Peſt Botſchaft und Gruß, und thue ihre entſchiedene Willensmeinung kund, daß die Sache der gekränkten Sachſen in Siebenbürgen die Sache von ganz Deutſchland iſt.

Auch in Ungarn ſelbſt bedarf die Sache der Deutſchen unſerer Hülfe. Unter 5 Millionen Slawen, unter 4—5 Millionen Magyaren und 3 Millionen Wallachen hauſen dort 2 Millionen Deutſche. Bildung, Gewerbfleiß, Handel ſind in ihrer Hand, aber zerſtreut und verſprengt fehlt ihnen Muth und Bewußtſein nationalen Zuſammenhanges. Selbſt Koſſuth, als er vom Anſchluß Ungarns an den deutſchen Zollverband ſprach, geſtand ein daß die ungariſchen Städte trotz aller gewaltſamen Magyariſirung dem größten Theil nach deutſch ſind. Es gilt auch hier dem treuen Fleiße des ſchüchternen deutſchen Bürgerthums ſein Recht zu geben, die übermüthige Adelsherrſchaft der Ungarn zu ſtürzen. Die Croaten mit Jellachich ſcheinen das im Stande zu ſein. Wir ſind noch von Alters her ſeit den rührenden Romanen der Frau Karoline Pichler, geb. v. Greiner, gewohnt von „edlen, hochherzigen“ Ungarn zu ſprechen. Dieſe Hochherzigkeit iſt zugleich ein Hochmuth, der durch den Kleinmuth der Mitvölker verwöhnt und verzogen wurde. Koſſuth hat mit 200,000 Mann geprahlt, Millionen von Caſſenſcheinen in die Welt geſchleudert, die niemand anerkennen will, und durch ein Verbot der Silberausfuhr der Willkür die Krone aufgeſetzt. Selbſt mit der Pforte haben ſich die Ungarn überworfen; in ihrer Anmaßung ſtehen ſie ohne Bundesgenoſſen und vereinzelt da. Oeſterreich muß jetzt den Croaten und ihrem Banus Jellachich Spielraum gönnen, um die nationale Adelsherrſchaft in Ungarn zu brechen. Freilich iſt dieſer Nationalkampf ein Kampf roher Naturkräfte. Um ſo mehr thut aber das deutſche Element als ſchiedsrichterliches Amt in der Hand Oeſterreichs noth. Altöſterreich hat die Miſſion des germaniſchen Geiſtes im Völkergewühl des Oſtens nicht begriffen. Auch in Sachen der Moldau und Wallachei hat Oeſterreich neben Rußland und der Pforte die Stimme und Geltung verloren. Das verjüngte, das neugeborene Oeſterreich wird ſeine Aufgaben in den Donau-, und Karpathenländern begreifen lernen. Metternich hat verrätheriſcher Weiſe die Donaumündungen den Ruſſen preisgegeben. Deutſchland iſt aber auf dieſen Strom und auf die Ebenen an ſeinen Ufern weſentlich angewieſen.

Eine Denkſchrift des Hrn. Golesco, Mitglied der proviſoriſchen Regierung der Wallachei, „über die politiſche Stellung der Rumänen“, weiſt die Unrechtmäßigkeit des ſeit dem Frieden von Adrianopel uſurpirten ruſſiſchen Einfluſſes nach, und ruft offen die deutſche Intervention an.

Der Wiener Kasperl auf der Leipziger Bühne.

Hr. Neſtroy hat als Rhapſode der Wiener Freiheit einen Triumphzug über die deutſchen Bühnen angetreten. „Freiheit in Krähwinkel“ heißt der Geſang dieſes mimiſchen Rhapſoden, der die Heldenthaten einer Revolution beſingt, die Errungenſchaften eines politiſchen Umſturzes in Knittelreime brachte. — Es kann uns, auch ohne allzu ſtarker Hypochonder zu ſein, bedenklich ſcheinen daß die Freiheit in Wien ſo ſchnell zu einem bloßen Jux werden kann! Unter den Opfern eines Martyrthums hatten die Lyriker Oeſterreichs in edelſter Begeiſterung die Freiheit beſungen, ſolange dieſe Freiheit ein Bild der Zukunft, eine Geſtalt der Sehnſucht war. Nun die Freiheit Form gewinnen will und muß auf dem Boden der Wirklichkeit, hat ſich noch kein Sänger dort für ſie gefunden. Vielleicht iſt ſie dort ganz in den Händen praktiſcher Organiſationsköpfe, vielleicht braucht ſie nicht mehr Sang und Klang. Vielleicht, — in Reime bringt ſie jetzt der Wiener Jocus. Nicht der alte Humor der Kaiſerſtadt; dieſer gemüthliche Freund iſt längſt vor der Freiheit geſtorben und mit ihr nicht erwacht. Ein grotesker Wildfang, ein Wüſtling aus der Taverne, der noch die Hacke in der Hand mit ſeinen Barricadenthaten prahlt, ein tollgewordner Hausknecht, der ſich nicht mehr mit ſchlechten Wirthsherren, ſondern mit betrügeriſchen Fürſten und Staatskanzlern herumzankt: ſo ſpringt Herr Neſtroy, der

Liebling des Wiener Komus, vor uns auf die Bretter. Man kennt den ſtarken und dicken Strom ſeiner Laune; ſie ergießt ſich nun jetzt feſſellos über Kirche und Staat. Der Wiener Jocus hat Scharfſinn genug, ſeine Einfälle ſind oft ſo treffend und ſchlagend, daß man fortgeriſſen für den Augenblick gern in das wiehernde Gelächter einſtimmt, das ſeinen koloſſalen Witzen folgt. Hinterher erſt befällt es uns, auf welchem verwüſteten Boden der tollgewordene Kasperl ſein Weſen treibt!

Eberhard Ultra — unter dieſem Namen führt ſich Neſtroy ſelbſt im Stücke ein — geboren — im deutſchen Bunde linker Hand zwei Treppen; alt — fünf Monate, denn was vor den Märztagen war, zählt nicht! Naſe — freiheitſchnüffelnd; Mund — ein Schwert; Statur — mittlere Barricadenhöhe; Charakter — polizeiwidrig! Dies iſt das Signalement ſeines Paſſes, wie er ihn ſich ſelbſt ausſtellt. Er iſt Schriftſteller, dieſer Ultra, und zum Mitarbeiter eines Blattes berufen, kommt er nach Krähwinkel und findet hier, wo Alles en miniature iſt, doch Zündſtoff genug zu einem Revolutionerl, aus dem ſich ein Freiheiterl und ein Conſtitutionerl entwickeln dürfte. Zu den Bürgern in der Schenke, die dem Amtsdiener den Haſelſtock zerbrechen, ſagt er: Seid Ihr mit dieſer Errungenſchaft zufrieden? — Wir ſind mit nichts mehr zufrieden! ſchreien die Bürger. — Ha! ſagt Eberhard Ultra, das iſt die rechte Stimmung, wo ich meine Wirkſamkeit eröffnen muß! — Er ſteigt auf den Schemel und beginnt: Meine Herrn! — Bravo! donnert der Haufe.

Er beginnt zum zweiten, zum dritten Mal mit der Anrede: der Beifall ſteigt bis zum Tumult. Bei ſolchem Enthuſiasmus, ſagt Eberhard Ultra, kann ich meine Rede und meine Vernunftgründe ſparen! — Es kommt dann zu einer Katzenmuſik. Eberhard Ultra iſt entzückt über Krähwinkel: Katzenmuſik! ſagt er, o du erſter Lerchenſchlag der Freiheit! — Der Bürgermeiſter flieht, und als er ermattet einſchläft, ſteigen die Bilder unſrer Tage in den Hauptſtätten der Revolution als Träume vor ihm auf. (Der Barricadenkampf und die Beſchlagnahme eines Palaſtes als Nationaleigenthum waren ſehr gut ausgeführte Tableaux auf unſrer Bühne.) — Die Schlagkraft der witzigen Einfälle iſt jedoch mit dem erſten Acte des Stückes ziemlich erſchöpft. Eberhard Ultra tritt als Jeſuit auf, um ein Teſtament zu erſchleichen, als moskowitiſcher Fürſt, und ungenannt, aber kenntlich genug als Fürſt Metternich, um in Krähwinkel zu interveniren. Die Polemik wird immer wohlfeiler und platter, obwohl der Hanswurſt ſich in ſeiner Tollheit des Höchſten vermißt. Mit dem Strom ſeiner koloſſalen Stentorſtimme ſingt er noch in einem Gaſſenhauer den ganzen europäiſchen Stand der Weltgeſchichte ab, ſetzt aber doch der Aufregung den Dämpfer auf: daß Deutſchland ſich nun beruhigen könne, es habe alles was es wolle, es gebe keine Reaction! Dieſe Moral aus dem Munde Kasperls könnte faſt ſchon in den Dienſt eines neuen Metternich treten. Das „Zopfenſyſtem“ iſt geſtürzt, aber die Freiheit damit noch nicht auferbaut. Die Perſonen des Metternichſchen Regimentes werden dem tollen Volkshumor zum Gelächter preisgegeben, aber im verjüngten Maßſtabe könnte das alte Princip in dem losgelaſſenen Wirrwar, wie es ſcheint, ſehr gut wieder ſeine Stelle finden. Wir ſchelten nicht den Zorn des Volkswitzes der ſich hier bene thut. Aber wahrhaft freie Männer rächen ſich nicht durch fanatiſche Saturnalien; nur freigelaſſene Sklaven feiern ſo ihr Bacchanal. — Wir finden die Stimmen gerechtfertigt, die ſich zum Schluß des Stückes zwiſchen dem Beifall hindurch mit Ziſchen laut machten.

---

den 5. Sept.

Der Sieg der Oeſterreicher in Italien ſchadet uns mehr, als es ihre Niederlage gekonnt hätte. Wären Ungarn und Italien ſelbſtändig geworden, ſo hätte Oeſterreich, dieſer großen Hülfsquellen beraubt, ſich unbedingt Deutſchland in die Arme werfen, wenigſtens uns die Hand zum innigen Bruderbunde bieten müſſen. Ungarn wird von den Croaten bedrängt, es muß ſich Oeſterreich verbindlich machen. Radetzky hat Oberitalien in Händen, und mit der Tapferkeit des alten Oeſterreichs iſt auch die Schlauheit des alten Princips wieder erwacht. Noch vor kurzem ſagte das Miniſterium: die öſterreichiſchen Soldaten werden in Italien die wahren Befreier ſein! Man kann auch nicht leugnen, daß der ehrenwerthe Marſchall in Mailand außerordentlich klug und brav organiſirt, ſogar zum Wohlgefallen der untern Volksclaſſen. Allein Oeſterreich giebt die alte, neugewonnene Beute nicht wieder heraus, wie es ſcheint, und es irrt ſich, wenn es auf die innern Verlegenheiten Frankreichs rechnet, um gegen deſſen Widerſpruch die Lombardei zu behaupten. Die Republik hat ſich zu weit eingelaſſen, ihre Ehre verpfändet, und die ſcheinbar gerechtfertigte Veranlaſſung zum Losſchlagen muß General Cavaignac willkommen heißen, um dem innern Gährungsſtoff nach außen den Strom zu geben.

In Wien hilft den Ultraradicalen das Geſchrei über Reaction zu nichts. Im Gegentheil ſehnt man ſich den fanatiſchen Wuthausbrüchen dieſer Partei gegenüber nach Verſtändigung mit dem verjüngten Princip der alten Herrſchaft. Das Wort Reaction fängt an ſeine Schrecken zu verlieren; man will ſich arrangiren und ordnen, und alles neigt ſich, wie es ſcheint, einem Miniſterium Stadion zu. Graf **Stadion** ſchreibt inzwiſchen in dem Journal „die Preſſe“ in Wien die ſatyriſch feinen Artikel gegen die Ultra's. Deren Geſchrei und kindiſcher Fanatismus verſchuldet es, kommt der Bürger mit ſeiner geſunden Vernunft ſo bald darauf, ſich mit einem Manne des alten Syſtems zu — verſtändigen. Daß der Kaiſer im Schloßhofe zu Schönbrunn unter den verſammelten Nationalgarden herumgeht, und perſönlich die Verſicherung giebt, es ſolle den Bürgern von den neuen Freiheiten nichts entzogen werden, beweiſt nur daß es ſolcher Verſicherungen bedarf und ein Miniſterium im Anzuge iſt, das ſolcher kaiſerlichen Vorrede benöthigt zu ſein ſcheint.

Der letzten Verſammlung deutſcher Flüchtlinge in der Schweiz wohnte Hecker nicht bei; Struve führte den Vorſitz. Die Verſammlung geſtand ſich ein daß gegenwärtig, namentlich ſeit Radetzky's Siegen, „nichts mit Deutſchland zu machen" ſei! Ehe nicht in Frankreich eine neue Umwälzung beginne, müſſe man die Beſtrebungen in Deutſchland aufgeben; bis dahin könne aus Deutſchland nichts werden! — Herwegh iſt wieder in Paris; Ruge's Reform brachte ſein neueſtes Gedicht: „Huldigung", eine Verhöhnung der Deutſchen daß ſie einen Fürſten, und nun gar einen Tyroler, zum Reichsverweſer gewählt. — Nachdem die Thaten kläglich abgelaufen, greift Herwegh wieder zu ſtolzen Verſen; der Säbel wollte dem Tyrtäus nicht ſtehen; jetzt iſt der Declamator wieder in vollem Zuge. — Hecker wollte trotz ſeiner Gegenerklärung zu Anfang September nach Texas gehen, hat ſich aber einſtweilen nach Genf gewendet.

In Paris iſt man jetzt im Begriff, alle von der proviſoriſchen Regierung erlaſſenen Decrete nach und nach zu widerrufen. Die Fleiſchſteuer iſt geſtern abgeſchafft, heute erhöht man die auf zehn ermäßigten Arbeitsſtunden auf elf, morgen ſoll die Schuldenhaft wiederhergeſtellt werden. In vier Wochen wird von den Thaten der proviſoriſchen Regierung keine Spur mehr übrig ſein.

---

den 6. Sept.

Held Wrangel war ſchon nahe daran geweſen, die Dänen in Jütland zu brandſchatzen. Noch acht Tage Zeit, und er hätte die Summen zuſammengebracht, welche der Wegnahme deutſcher Kaufmannsgüter entſprachen. Da kommt die ruſſiſche Note, und Wrangel muß mit langer Naſe und leerem Beutel, unter Verhöhnung der Dänen, abziehen. Nun legten ſich England und Frankreich drein; die Kaufleute von Hamburg, Bremen, Stettin jammerten, der Nothſtand blieb, der Handel ſtockte, Dänemark kaperte nach wie vor deutſche Schiffe. Preußen hatte ſeine tapfern Soldaten und ſeine Millionen zur Führung des Krieges hergegeben, und war der Sache müde. Preußen überließ ſie der Centralgewalt, und Wrangel hielt ſich für den Feldmarſchall des Reiches. Heckſcher, Welcker und Max v. Gagern ſchienen die tüchtigſten Führer in der diplomatiſchen Leitung der Sache, und neue deutſche Truppen rückten von allen Seiten, ſelbſt aus dem deutſchen Süden ſchleunigſt nach Schleswig heran. Allein die Centralgewalt mochte doch fühlen, daß Preußen die Sache, die es bisher geführt, am ſchicklichſten beenden müſſe. Außerdem war Preußen über die Huldigungsformen, über Peucker's vorlaute Forderung, die Feſtungen an die Centralgewalt zu überliefern, ſchwierig und unwirſch geworden. Genug, die Centralgewalt ging auf den Stand der Sache ein, wie ihn Preußen eingeleitet, wollte Preußen, weil es den Krieg geführt, deſſen Abſchluß nicht aus der Hand nehmen. Und ſo ſehen wir den unglücklichſten Waffenſtillſtand ins Leben treten, der je geſchloſſen werden konnte! Der König von Preußen ſagte ärgerlich, der Krieg mit Dänemark komme ihm vor als wenn ein Hund mit einem Fiſche Krieg führen wolle. Der Witz war gut, aber die Sache damit nicht erledigt. Iſt der Belt zugefroren, dann kann die Dogge ſo gut wie zu Lande hinüber und den Biber in ſeinem Bau packen. Die welterklugen Dänen haben einen ſiebenmonatlichen Waffenſtillſtand gewollt. Warum? Weil, ſind ſie über den Winter hinaus, der Seekrieg ihrerſeits mit Glück wieder eröffnet werden kann, wir dann wieder das leere Land beſetzen ohne die Küſten ſchützen, ohne über den Belt gehen zu können. Preußen, ſelten oder nie glücklich mit ſeinen Diplomaten, hat ſich abermals überliſten, überrumpeln, übervortheilen laſſen, und diesmal zum Schaden und im Namen von ganz Deutſchland. Vergeblich hat Preußen ſeine tapfern Soldaten verwendet, vergeblich Millionen zur Führung des Krieges hergegeben: um dem augenblicklichen Nothſchrei der Kaufmannſchaften zu Hamburg, Bremen, Stettin abzuhelfen, geht es auf einen Waffenſtillſtand ein, den Dänemark nicht ſchlauer erſinnen konnte, um ſich über den Winter, wo es allein angreifbar war, hinwegzuhelfen und zum Frühjahr uns jeden Frieden zu dictiren, ſtehen ihm Rußland, England, Frankreich nach wie vor zur Seite. — Dieſe erſte Handlung der Centralgewalt nach außen müſſen wir als eine entſchieden verunglückte bezeichnen. Fern ſei es von uns, mit der Linken ein Hohngeſchrei darüber zu erheben. Wäre es nach der Linken gegangen, ſo hätten wir mit dem Bürger Itzſtein als Präſidenten der Centralgewalt nicht blos dies einzelne Mißgeſchick, ſondern in allen Gauen Deutſchlands einen blutigen Bürgerkrieg zu beklagen. Jetzt gilt es, die noch ohnmächtige Kraft der Centralgewalt zu ſtärken. Preußen gebührt der Ruhm, den Krieg gut geführt zu haben, aber es hat durch ſeine Diplomatie verdorben, was es durch die Tapferkeit ſeines Armes errungen. Die Herzogthümer ſind in Aufruhr; ſie fühlen die Schmach und die Thorheit dieſes Waffenſtillſtands.

Das Vertrauen, das die Centralgewalt in Preußen geſetzt, indem ſie ihm den Waffenſtillſtand mit Dänemark abzuſchließen übertrug, iſt bitter getäuſcht. Preußen hat die Gelegenheit nicht wahrgenommen, die Centralgewalt vor den Augen Europa's zur Geltung zu bringen. Es hat einen Waffenſtillſtand geſchloſſen, der die Wohlfahrt der Herzogthümer beeinträchtigt, die verpfändete Ehre Deutſchlands kränkt. Dahlmann's Entrüſtung in der Nationalverſammlung war das Signal, dem Gefühl der Empörung Worte zu geben. Die Nationalverſammlung hat den Waffenſtillſtand verworfen, das Reichsminiſterium iſt (am 5. d.) abgetreten.

Was den Stand der italieniſchen Sache betrifft, ſo können wir Frankreich und England kein anderes Einſchreitungsrecht einräumen als die Wiederherſtellung des Status quo ante bellum zu fordern. Danach würde Oeſterreich das Recht haben die Lombardei zu behalten. Allein wir fordern von dem verjüngten Oeſterreich, daß es die Italiener frei über ſich ſelbſt verfügen laſſe. Wird ihm die Entſchädigung der Kriegskoſten und eine theilweiſe Uebernahme der Staatsſchuld zugeſtanden, ſo muß es, will es vor den Augen Deutſchlands mit Ehren beſtehen, die Lombarden über ihr Schickſal ſelbſt beſtimmen laſſen. Sonſt ſteht es ſchlecht mit dem neuen Lebensprincip in Altöſterreich. Von den italieniſchen Provinzen kann und darf es nur ſoviel behalten, als zur Deckung ſeiner und Deutſchlands Grenzen nöthig iſt. Wälſchtyrol kann als die Schwelle des deutſchen Hauſes nimmermehr abgetreten werden. Trieſt iſt deutſche Hafenſtadt; darüber kann eben ſo wenig Streit ſein. Allein es fragt ſich, ob Venedig öſterreichiſch ſein müſſe, wenn Deutſchland gedeckt ſein ſoll. Dieſer ſchwierige Punkt muß mit Ehrlichkeit erledigt werden.

Die Sitzung des engliſchen Parlamentes naht ihrem Ende. D'Israeli beklagte daß die geſchichtlichen Traditionen im Hauſe verſchwinden, die Parteien der Tendenzen ganz und gar dem praktiſchen Nothbehelfe weichen. Das Whigthum, ſagt die Times, hat für beſtimmte politiſche Zwecke aufgehört zu exiſtiren, und die Whigs fühlen das noch nicht. Daher ihre Mißgriffe und ihre Unfähigkeit, das Haus zu leiten. Sie hatten Freunde, welche ſie nicht ermuthigten, und Majoritäten, welche ſie nicht zu benutzen wußten. Eine Folge der Neuheit des Parlaments iſt die Redewuth. Sie kam in das Haus mit der Reformbill, und iſt der große Uebelſtand einer Repräſentation auf demokratiſcher Grundlage. Jeder denkt, er müſſe über alles Mögliche etwas ſagen. Niemand denkt daran, Jemanden zu überzeugen oder einen neuen Grund anzuführen. Eine unzuſammenhängende, hin- und herfahrende conventionelle Plauderei, die weder Würde der Redekunſt noch Gründlichkeit der Beweisführung beſitzt, verdrängt die ſchnelle Handlung und ächte Beredſamkeit, welche dem alten, verfaulten, mit „Wahlflecken ſchachernden Hauſe" in den Augen Europa's zum Anſehen verholfen. Das Parlament wird ein Redeübungsverein mit den ſchlechteſten Copiſten der ſchlechteſten Muſter. — Tout comme chez nous! könnte man ſagen.

---

den 11. Sept.

Die Welt iſt aus den Fugen! Bleiben unſere Volksvertreter die ſäumigen, träumeriſchen Hamlete, die da wehklagen daß ſie zur Welt gekommen ſie wieder einzurichten? Die Frankfurter Nationalverſammlung hat den Waffenſtillſtand verworfen, den Preußen im Namen Deutſchlands abgeſchloſſen haben wollte. Es läßt ſich noch nicht ermeſſen, zu welchen Folgerungen dies bei dem heranſteigenden europäiſchen Gewitter führen könne. Wir leugnen auch nicht die Nothwendigkeit eines Friedens mit Dänemark; der Nothſchrei unſerer Küſtenſtädte, unſerer Handelswelt ſoll gehört werden, falls wir nicht noch die Träumer ſind, über einem Gedankending die Dinge dieſer Wirklichkeit zu vergeſſen. Hat man nicht Preußen, und mit Recht, jeder Zeit den Vorwurf gemacht, es nehme das Heil der bürgerlichen Welt nur als Mittel zum Staatszwecke, während umgekehrt die Staatsmaximen nur der Wohlfahrt jener dienen müßten? Es war auch gerechtfertigt, daß die Centralgewalt Preußen die Einleitung zur Schlichtung der deutſch-däniſchen Sache übertrug. Die Centralgewalt gab beſtimmte Vollmachten; ſie hegte ohne Zweifel zugleich das Vertrauen, Preußen werde, da Dänemark an der Stelle des alten Bundestages die neue Staatsform des vereinten Deutſchlands nicht anerkennen wollte, die Gelegenheit wahrnehmen, der Oberhoheit der deutſchen Centralgewalt vor den Augen Europa's die Ehre zu geben, und damit deren ſtaatliche Anerkennung in der Politik der Mächte feſtſtellen helfen. Dieſe Gelegenheit hat Preußen nicht wahrgenommen, dieſes Vertrauen hat es nicht gerechtfertigt. Es hat einen Vertrag mit Dänemark geſchloſſen, auf deſſen Bedingungen hin die Herzogthümer im Aufſtand ſind, einen Vertrag, der die Centralgewalt nicht zur Anerkennung bringt, die Ehre Deutſchlands beeinträchtigt. Nicht die Linke in Frankfurt: der loyale ſchweigſame Dahlmann brachte die Entſcheidung hervor, indem er ſeiner Entrüſtung Worte und damit das Signal zu einem Beſchluſſe gab, der verhängnißvoll, aber von der Ehre geboten iſt. Nicht die Linke, die oft ihr beſtes Feuer verpufft und nicht zu organiſiren verſteht, das Centrum in der Paulskirche rief den allgemeinen Aufſchwung der Nationalverſammlung ins Leben.

Wird dieſe Aufraffung nationalen Gemeingeiſtes elektriſch wirken auf die conſtituirenden Verſammlungen in Berlin und Wien, die bisher an gehäſſigen Kleinigkeiten ihre Schule gemacht?

In Berlin iſt ein Schriftchen erſchienen unter dem Titel „Schlichter Vortrag an die Deutſchen über die Aufgabe des Tages“, das man Varnhagen von Enſe zuſchreibt. Die Buchhändler fügen ſogar an ihren Schaufenſtern dieſen Namen der anonymen Broſchüre hinzu, wenngleich die Bemerkung am Schluſſe, daß der Verfaſſer des Werkchens dem Könige, „den er aus aufrichtigem Herzen preiſt“, ganz unbekannt ſei, dem allerdings widerſpricht(?). Jedenfalls, ſchreibt uns ein Freund aus Berlin, ſehen Sie aus dem Angeführten, daß man auf dieſe Flugſchrift Gewicht legt, und ich beeile mich, Sie in der Kürze mit derſelben bekannt zu machen. — „Die politiſche Aufgabe — ſo heißt es in der kurzen Einleitung — bedarf keines Adlerfluges, ihr genügt ein freies und nahes Schweben über den vorhandenen Thatſachen, ein gewiſſenhaftes Zuſammenfaſſen der zerſtreut umherliegenden Wahrheiten.“ Der Verfaſſer entwirft dann zunächſt ein ziemlich trübes Bild von den deutſchen Verhältniſſen, und es handelt ſich nach ſeiner Meinung ſchon weit weniger um das Maß der Freiheit und um die Formen der Verfaſſung, durch welche der künftige Zuſtand geordnet und geſichert werden ſoll, als um das politiſche Daſein der Deutſchen als einer Geſammtheit, welches neuerdings in Frage geſtellt ſei, um die Bundeseinheit, von welcher Freiheit und Verfaſſung ihre beſten Kräfte empfangen müſſen. Die Nationalität ſei von jeher bei uns ſchwer feſtzuhalten, ſie ſei von den früheſten Zeiten in ſtetem Fluſſe und von der Nation ſelbſt oft gar nicht beachtet geweſen. Aber die Nationalität iſt nach des Verfaſſers

Meinung auch keineswegs die alleinige Grundlage des Staats, nicht die alleinige und nicht die weſentlichſte! Geſetzgenoſſenſchaft und Freiheitsgenoſſenſchaft ſtehen ihm höher als Stammesverwandtſchaft, beſonders wenn dieſe noch vielfach gebrochen und verdunkelt iſt. Hieraus erklärt er es ſich, daß wir die Stammeseinheit ganze Zeiträume hindurch ſo vernachläſſigt haben. Indeſſen freut er ſich, daß ſie nie ganz verſchwunden iſt, und tadelt es daß man den Bundestag, „früher nur ſchlecht verwaltet und gebraucht, in neueſter Zeit aber unbedacht und fahrläſſig fallen laſſen“. An die Stelle des Bundestages ſetzte die Nationalverſammlung einen proviſoriſchen Reichsverweſer mit verantwortlichen Miniſtern. „Die getroffene Wahl erfreute ſich, was die Perſon betrifft, gerechten Beifalls; die Vergangenheit gab volles Vertrauen in die Geſinnung des Mannes, ſeine Ehrenhaftigkeit und Selbſtwürde fanden auch auf gegneriſcher Seite, wo man ein ſolches Amt überhaupt nicht wollte, bereitwilliges Anerkenntniß.“ Doch in Staatsſachen ſeien guter Wille und Redlichkeit, wenn auch unerläßliche Erforderniſſe, doch nicht allein entſcheidende Mächte. „In den allgemeinen Zuſtänden, in der beſtimmten Lage der Dinge macht ſich eine Gewalt geltend, die von dem Willen und Talent der Menſchen unabhängig nach eigenen Geſetzen verfährt. Nicht der Reichsverweſer mit ſeinen Miniſtern, noch die Nationalverſammlung, nicht die Fürſten, noch die Völker vermögen die thatſächlichen Verhältniſſe zu leugnen oder zu beſeitigen, die der Gegenwart aus der Geſchichte überkommen ſind und auf deren Grund und aus deren Stoff das neue Volks- und Staatsleben der Deutſchen zu errichten iſt.“ Es wird nun ein Widerſpruch aufgewieſen, der allerdings darin liegt daß der Reichsverweſer ſeine namentliche Macht von der Nationalverſammlung, ſeine wirkliche dagegen von der immerfort zu erneuernden Zuſtimmung und Willfährigkeit der einzelnen Staaten empfängt. — Die Macht des Reichsverweſers ſteht demnach in den Augen des Verfaſſers völlig in der Luft. Der Fall, daß die Verwaltung der Reichsmacht nicht unbedingtes Zutrauen einflößt, daß die Schritte der Reichsminiſter mißbilligt oder bedingt und beaufſichtigt werden, liege ſchon jetzt vor Augen; er werde häufiger eintreten und immer größer, je mehr ſich die Wirkſamkeit der Reichsmacht ausbilde, je mehr die Reichsmacht ſelbſtändiger und kräftiger die äußern Verhältniſſe gegen fremde Staaten oder die innern gegen die eignen Bundesglieder zu ordnen unternehme. „Wer ſoll dieſe Lücke ausfüllen, wer das Band zwiſchen den Einzelſtaaten und der Einheitsvertretung ſo knüpfen, daß es feſt und tauglich und ohne zu beſchädigen das Geſonderte zuſammenhalte? Die Nationalverſammlung? Fragt ſie, ob ſie ſich deſſen getraue! Sie könnte es vielleicht, aber unter Bedingungen, die ſie in ihrer jetzigen Zuſammenſetzung nie wollen wird.“ Durch alle dieſe Umſtände ſei nun das bewirkt, daß die Einheit Deutſchlands nur noch mehr als früher in die Ferne gerückt ſei. Der Verfaſſer ſieht hier nur einen einzigen Ausweg: eine preußiſche Hegemonie. Um dieſe zu empfehlen ſchildert er die Perſon des Königs und die Anſichten Preußens. „Allen Anzeichen nach — ſagt er — erhält Preußen die freiſinnigſte Verfaſſung, ja die Grundlagen derſelben ſind ihm ſchon ein zugeſicherter Beſitz. Die Gabe wird um ſo reicher und vollſtändiger ſein, als ſie die Verzugszinſen einer dreißigjährigen Wartezeit in ſich trägt, während die früher entſtandenen deutſchen Verfaſſungen meiſt nur den knappen Betrag des damals Unverſagbaren und auch dieſen nicht ohne ſtarke Abzüge geliefert haben. Preußen bringt daher dem großen Gemeinweſen nicht allein den Beitrag der Macht, ſondern auch der Freiheit."

Ich erwiederte: Der Verfaſſer jener Schrift verkennt in der deutſchen Natur die Macht der Gewöhnung. Daß der Reichsverweſer ſeine Function von der Nationalverſammlung erhalten und dazu in jedem einzelnen Fall die Zuſtimmung und die Willfährigkeit der einzelnen Staaten zu erzielen hat, iſt für ſeine Stellung ein Zwieſpalt, den die Macht der Zeit und Uebung zu verwinden haben wird. Fürſten und Staaten werden ſich mählich an die Ausübungen der Macht des centralen Deutſchlands gewöhnen. Ein Bürgerpräſident an der Spitze dieſer Centralgewalt wäre dieſer Vermittelung ohne blutigen Bürger- und Bruderkrieg nicht gewachſen geweſen; deshalb ſahen wir in dem „Griff" Gagerns, der einen Fürſten dazu beſtimmte, das Heil Deutſchlands. Ueber den öſterreichiſchen Prinzen vereinigte ſich die Nationalverſammlung ſchon aus Antipathie gegen Preußen. Dieſe Antipathie rechtfertige ich nicht, aber ſie iſt eine deutſche Thatſache. Der Verfaſſer jener Schrift ſcheint ſie nicht zu kennen. Wie weit das Maß der Freiheit gehe, zu welchem Preußen ſich willig verſteht, das zeigte uns ja wohl erſt jetzt wieder der Bruch zwiſchen der Berliner Nationalverſammlung und dem Miniſterium Auerswald. Preußen hat noch viel nachzuholen, eh' es die ihm gebührende Hegemonie antreten kann. Vielleicht iſt ſchon der nächſte Reichsverweſer ein preußiſcher Prinz vom heutigen Geſchlecht. Wir bezeichnen als ſolchen den Prinzen Adalbert, den Verfaſſer des Buches über die deutſche Flotte.

den 19. Sept.

Das Zünglein zur Abwägung der Sache nach Stimmenmehrheit hat in der Paulskirche hinüber und herüber geſchwankt. Waitz ſtimmte erſt gegen, dann für den Waffenſtillſtand von Malmoe, den Preußen einſeitig abſchloß. Waitz, Profeſſor in Göttingen, iſt Holſteiner. Ich weiß nicht ob er den Ausſchlag geben half; nur ſoviel ſteht feſt, daß der Aufruhr gegen die beeinträchtigte Ehre Deutſchlands ein edler, für Preußen ein warnender war, daß bei alle dem der patriotiſche Enthuſiasmus, ſelbſt wenn ihm ein Dahlmann den Ausdruck und Nachdruck giebt, nicht immer ausreicht in verworrenen Fällen. Preußens Diplomaten haben verdorben was ſeine Krieger gewonnen. Dieſe Schmach ſteht feſt in der Geſchichte, und ſie ſteht nicht einzeln da. — In der Debatte war Wilhelm Jordan's Rede die eingreifendſte. Seine Worte waren ſchon früher in der Sache Poſens von ſtarkem Gewicht; ein Mann der Linken, hatte er den Muth, auf die Gefahr hin, mit den politiſchen Freunden ſeiner Partei zu brechen, der Wahrheit die Ehre zu geben.

Seine Stellung in der däniſchen Sache war dieſelbe. Er fand den Waffenſtillſtand nicht beſonders ruhmvoll, aber doch auch nicht unehrenhaft. Wenn man ihn verwerfe, ſo ſei die deutſche Ehre im Auslande zum Kindermährchen geworden. Jordan legte die Ueberzeugung in die Wagſchaale, daß in Preußen die ganze Nation für den Waffenſtillſtand ſei; Temme und Waldeck hätten dem König verſichert, in dieſer Frage dürfe die Regierung auf den einſtimmigen Beifall der Berliner Nationalverſammlung rechnen. (In der That hatte Auerswald in der Singakademie den Waffenſtillſtand verkündigt ohne irgend eine Aufregung zu wecken.) Von 16 Millionen Preußen würden 10 Millionen ſich gegen Deutſchland erklären, verwerfe man den Pact, den Preußen geſchloſſen. Preußen ſei nicht ſo deutſch, um vom Kaiſer Rothbart zu reden und zu wiſſen; aber es ſei ſonſt nach Sitte und Gewohnheit, es ſei unbewußt deutſch. Für den großen Friedrich ſchlage noch jedes Herz in der Hütte wie im Palaſt, dieſer Zauber ſei in Preußen noch mächtig, und an ihn knüpfe ſich das Bewußtſein, daß Preußen der Welt allein gegenüber geſtanden, und allein ſtark und groß geworden ſei. Solch Selbſtgefühl bringe man nicht ohne Weiteres zum Opfer. Lächerlich ſei die Schwäche der Centralminiſter geweſen, Huldigungen und Complimente zu verlangen, um zu renommiren. Auf Thaten werde der Reſpect Preußens vor der Centralgewalt von ſelbſt folgen.

Wilhelm Jordan verlangt Thaten von der deutſchen Centralgewalt und benimmt ihr doch das Recht und die Macht, zu handeln! — Am 16. erkannte die Paulskirche den Waffenſtillſtand an. „Das iſt ihr Grabgeläute!“ rief Zimmermann von der Rednerbühne. Finis Germaniae für dieſe Epoche!

Leipzig, im October.

Ungarn erliegt dem Andrang der ſlaviſchen Bewegung, deren kriegeriſcher Häuptling, der Banus von Croatien Jellachich, die Gewalt der Ueberzeugung gleicher Volksberechtigung und die ſiegreiche Gewalt der Waffen für ſich hat. Verliert Ungarn ſeine Selbſtändigkeit, tritt es in die Reihe der Völker, die ſich neben einander zur neuen Centraliſation eines kaiſerlichen Oeſterreichs vereinbaren zu wollen ſcheinen, ſo fällt mit dieſer vereinzelten Ausnahmeſtellung der Magyaren mitten im Völkerverbande Oeſterreichs eine Schwierigkeit hinweg. Allein mit dieſem Verbande ſo verſchiedenartiger Stämme vermehren ſich auch von neuem die Schwierigkeiten für die Exiſtenz eines neu centraliſirten Oeſterreichs, will daſſelbe eine deutſche Stellung behaupten. Welche Zuſammengehörigkeit mit Deutſchlane ſollen die deutſchen Länder Oeſterreichs in Anſpruch nehmen? Kann Deutſchland dieſe aufgeben? Kann Oeſterreich ſie trennen vom Verbande mit Slaven, Croaten, Magyaren, Galiziern und Italienern? — Das jetzige Miniſterium in Wien ſcheint bereits auf einen Anſchluß an den deutſchen Zollverein verzichten zu wollen, namentlich aus dem Grunde, daß der „unabweisliche“ Beibehalt der Salz- und Tabaksmonopole mit einem Ertragniß von 24 Millionen ſich demſelben entgegenſtellt. Doch will man das bisherige Prohibitivſyſtem in ein Schutzzollſyſtem verwandeln. Dagegen erhoben jedoch die öſterreichiſchen Induſtriellen ein Zetergeſchrei. Ihre ſchlechten Fabrikate würden allerdings trotz Schutzzöllen die Concurrenz mit deutſchen Waaren nicht aushalten.

Auerswald, das eine der Opfer des 18. Septembers in Frankfurt, gehörte jenem zahlreichen Geſchlechte der Provinz Preußen an, welches jahrhundertelang in Treue, Vaterlandsliebe, preußiſcher Kraft und deutſcher Geſinnung ſich ausgezeichnet. Der durch die Hand der Meuchelmörder Gefallene war der älteſte von drei Brüdern, welche in den Unglückstagen Preußens die Geſpielen des jetzigen Königs waren. Einer der Brüder war der vorige Miniſterpräſident. Der Gefallene war General ſeinem Range nach.

Felix Lichnowsky war der Sohn des durch ſeine ausführliche Geſchichte des Hauſes Habsburg bekannt gewordenen Fürſten. Der Sohn war eben ſo preußiſch, wie der Vater öſterreichiſch geſinnt geweſen war. 1814 geboren, verließ Felix im Jahre 1837 Deutſchland, weil ſein jugendlich bewegter Sinn im Zwang der damaligen Zuſtände unſrer Heimath keinen Spielraum fand. Sein romantiſcher Hang führte ihn wie Friedrich Schwarzenberg nach Spanien. Auf Seiten des Don Carlos glaubte er das Nationalintereſſe Altſpaniens vertheidigen zu müſſen. Seine Kriegsluſt ging Hand in Hand mit der Sucht nach Abenteuern. Wilhelm Jordan feierte ihn in ſeiner Grabrede als einen Antinous an Schönheit und ritterlicher Bravour. Manche hatten bei aller Anerkennung ſeiner Tugenden als Cavalier Zweifel an ſeinem höheren ſittlichen Werth. Er war unter Don Carlos Brigadegeneral und ſchrieb ſeine „Erinnerungen aus den Jahren 1837, 1838 und 1839“ in zwei Theilen. Iſt es nicht ewig denkwürdig, daß ein mit 20 bis 30 Orden decorirter Cavalier, ein General der für die Sache der Abſolutiſten in Spanien gefochten, in mehreren Staaten unſeres damaligen Deutſchlands noch für zu freiſinnig gelten konnte, um ihn zu dulden? Fürſt Lichnowsky wurde aus mehreren deutſchen Vaterländern ausgewieſen. Er ging nochmals nach der pyrenäiſchen Halbinſel, nahm portugieſiſche Dienſte und beſchrieb auch ſeine diesfallſigen Kriegs- und Polizeiabenteuer. Seit 1842 lebte er in Schleſien und widmete ſich den Intereſſen ſeiner Landſchaft. Als Mitglied der Herrenkurie auf dem vereinigten Landtag Preußens gehörte er der Linken an. In Frankfurt war es nicht Mangel an Freiſinnigkeit, was ihm den Haß des Pöbels auf der Gaſſe und auf der Linken zuzog, ſondern ſeine zum Kampf herausfordernde, verwegene Vertretung Preußens.

„Handbüchlein für Wühler, oder kurzgefaßte Anleitung, in wenigen Tagen ein Volksmann zu werden“, das neue Schriftchen des Frankfurter Struwwelpeter (Dr. Heinrich Hoffmann), bringt etwas Heiterkeit in die trübe Geſchichte. Ein Freiſchärler mit zottigem Bart ſteht als Vignette auf dem Titelblatt, wie er das Scepter zerbricht, um es mit dem Knotenſtock zu vertauſchen; eine Krone nimmt er zum Schemel ſeiner Füße und ſeiner Erhöhung; die Unterſchrift: se ipse fecit, bezeugt ihn als ſelbſteignes Fabrikat. Man habe, ſagt der Verfaſſer, Complimentirbücher aller Art, auch für Hofſchranzen; derlei müßte es jetzt auch für Volksſchranzen geben. Das ergötzliche Buch giebt dem gründlichen Wühler unter den Verhaltungsregeln auch Diätvorſchriften. Ein redlicher Wühler, heißt es, ſoll Lieblingsgerichte haben, z. B. Wildbrät, weil deſſen Vertilgung eine Wohlthat für den Landmann iſt. Um ſeine Sehnſucht nach der République rouge zu bewahrheiten, ſoll er ſein Beefſteak „recht blutig“ verlangen, rothe Rüben, Blutwurſt, Rothkraut verzehren, nur Rothwein trinken. Auch Trüffeln ſind ſehr gut, weil ſie herausgewühlt werden. Die wichtigſte Toilettenfrage betrifft den Bart. Ein ächter Wühler muß möglichſt auf den Zähnen oder auch um die Zähne herum Haare haben. Die Charakteriſtik der Bartgattungen ſtellt ſich dann in folgender Weiſe auf.

„1) Kein Bart: Philiſter, Epicier, Bourgeois. Iſt der Menſch ſehr elegant gekleidet, trägt er gar Glacéhandſchuhe, ſo gehört er unter die diplomatiſchen Reactionäre; kann aber grob behandelt werden.

2) Kleiner, ſorgfältig gewichster Schnurrbart; Kinn glatt: Ariſtokratiſcher Reactionär. Schießt zuweilen gern mit Piſtolen; deshalb mit Vorſicht zu behandeln.

3) Schnurrbart mit kleinem Zwickelbart an der Unterlippe: Dürfte mitunter der Polizei angehören, deshalb gleichfalls mit der nöthigen Vorſicht zu behandeln; es ſei denn, daß man viele gute Freunde bei ſich hat.

4) Schnurr- und ſtarker Knebelbart ohne Backenbart: Gehört dem linken Centrum an. Keine entſchiedene politiſche Farbe. Durch etwas Raſiren: Uebergang zur Reaction. Muß wo möglich gewonnen werden, man darf ihm aber nicht zu viel trauen.

5) Gar nicht raſirt, Bart von einem Ohr zum andern: a) mit der Scheere gleichmäßig abgeſchnitten, ſteife Haare, mehr in's Borſtenreich ſpielend: Entſchiedener Volksfreund. Mehr in der Praxis als in der Theorie zu verwenden. b) Naturwuchs, unberührter Haarurwald; nie nahete ihm ein ſchneidendes Werkzeug; herabwallend, meiſt mehrfarbig: Edler Volksfreund, communiſtiſcher Träumer, radicaler Verbeſſerer ohne allen hiſtoriſchen Boden, aber zuweilen doch mit praktiſcher Selbſtbeſtimmung. Meſſias des vierten Standes, verſpricht Wunder zu thun — nächſtens."

Wolfgang Müller aus Düſſeldorf, der Sänger der Rheinfahrt, hat in einem ſatyriſchen Mährchen „**Germania**" die verſchiedenen Racenunterſchiede und Miſchgattungen im deutſchen Blut und im deutſchen Charakter humoriſtiſch gedeutet. Jungfrau Germania ſaß in alten Tagen im Eichenhain; ſich ſelbſt überlaſſen ſehnte ſie ſich nach Gefährten. Und ſiehe, ſie kamen mit der Völkerwanderung epochenweis. Zuerſt ein ritterlicher Held, Gothe genannt. Kräftig ſchön, blond und nobel war an ihm Geſtalt und Weſen; Jungfrau Germania, bei der er im Quartier lag, fühlte Leidenſchaften, erlebte Eindrücke, ſpürte Wirkungen, und ein Büblein, das dieſem Liebesbunde entſprang, ward, ſeinem Vater ganz ähnlich, Ariſtokraticus getauft. Aus Rom kam dann ein zweiter Beſuch. Schwarz angethan, mit ſcheu geſenkten Augen trat der Schleicher auf, that ſehr loyal, Einige nannten ſein Benehmen ſogar loyolal. Auch mit ihm ließ ſich Germania in ein Bündniß ein; und das Kind zweiter Ehe nannte ſie Pietiſticus. Ein gelehrter Bücherwurm aus Byzanz kam dann und freite um die Wittib. Der Sohn dieſer Ehe ward Bureaukraticus benamſet. Banknoticus kaufte ſie ein viertes Kind von einem Manne des Orients, der aus Paläſtina nach Deutſchland gewandert war, ſich in Germania's Reich anzuſiedeln. Ein fünftes Mal, als weitere Freier ausblieben, verehelicht ſich Frau Germania, beſchämend genug, mit — ihrem Kutſcher Johann, und das Letztgeborene im langen Proceß dieſer Entwicklungen heißt Michel. Zärtlich ſorgt nun die liebende Mutter für all dieſe verſchiedenartigen Söhne, die Stammväter verſchiedener Racen auf deutſchem Boden. Dem Einen erbaut ſie eine hohe ſtolze Burg, dem Andern ein Kloſter ꝛc. Und die Söhne blicken unter den Töchtern des Landes um ſich und führen der Mutter ihre Weibchen zu. Ariſtokraticus freit ein Fräulein Adelgunde, Freiin von Hochhinaus; ſie trägt die Naſe hoch bis in die Wolken und ſtolpert über irdiſche Hinderniſſe; das Feigenblatt im Wappen deutet auf die alte Zeit im Paradieſe. Pietiſticus heirathet eine Magdalena Mucker, Tochter eines Königsbergers und einer Wupperthälerin, „alſo in einer heiligen Gegend geboren, wo es mehr Krummacher als Grademacher giebt, wo die Menſchen die Augen verdrehen, wenn ſie beten, und blöken wenn ſie gerührt ſind.“ Bureaukraticus freit eine geborene Juſtinian aus dem Hauſe Code; Banknoticus ein, Dukatche Rothſchild genanntes Mägdelein, Verwandte eines reichen Mannes aus dem Orient, dem man wegen ſeiner Schätze den Spitznamen eines Königs der Juden oder eines Juden der Könige gegeben. Das ſchlichteſte Paar war Michel und ſein Weib, Anne Marie Thorheit, genannt Weisheit, Tochter eines Mannes Namens Recht, und einer Frau Namens Wahrheit, deren Familie aber in letzter Zeit etwas heruntergekommen. Michel trägt aber mit ſeinem Weibe ſchließlich den Sieg davon, denn er hat die meiſte Geduld und Dauerbarkeit. — Etwas mehr Kürze würde den Humor Wolfgang Müller's noch anmuthiger gemacht haben.

Ruge wühlt ſeit einiger Zeit ſpecifiſch und ſyſtematiſch. Als Maulwurf ein Ueberall-und-nirgend, wirft er bald hier, bald da auf, in Halle, Dresden, Wien, Berlin. Die Centralgewalt nennt er eine „Centralgendarmerie“, die Popularität Johann's von Oeſterreich hält er für das „größte Malheur“ das der Freiheit (d. h. der Ruge'ſchen Weltordnung) paſſiren konnte; überall herum in Volksverſammlungen flucht er auf die „Frankfurter Wirthſchaft“; und das alles ohne eigentliche Leidenſchaft, ohne Erhitzung, ohne Wärme, nüchtern, kalt, blos „aus abſtracter, uneingeſchränkter Vernunft“. Der Fanatiker der da wild wird und wüthet, iſt mir noch ehrenwerth; ſeine Leidenſchaft, auch wenn ſie blind iſt, verräth Wärme, flößt Achtung ſelbſt vor dem Irrthum ein. — Ruge hat im demokratiſchen Klub zu Berlin erklärt, Frankfurt ſei ein hinter der Weltbewegung zurückgebliebenes Dorf. Von Wien und Berlin müſſe das Heil kommen. Warum das? Weil die Freiheit nur gedeihen könne, wo ein für ſie glühendes Volk hinter der Nationalverſammlung ſtehe. Das heißt: weil Wien und Berlin den meiſten Pöbel haben, die meiſten Arbeiterfäuſte bewaffnen und bezahlen, ſo ſei dort, alſo an den beiden größten Heerden der Anarchie, die einzige Geburtsſtätte der Freiheit. Von der Mehrheit des Volkes will die Republik Ruge nichts mehr wiſſen, ſeitdem ſie dieſe gegen ſich wittert. Auch die Dresdner Linke hat ſich von dieſem Philoſophen beſchwatzen laſſen, wenn ſie die Erklärung unterzeichnete, wonach das „alte deutſche Parlament in Frankfurt der Lächerlichkeit anheimzugeben ſei" und aus der Linken aller deutſchen Nationalverſammlungen in Berlin ein neues deutſches Vorparlament zuſammentreten müſſe. Dies Vorparlament wird wie vor Adams Sündenfall ohne Hoſen auftreten, in der Farbe der nackten république rouge, ganz in naturalibus und in uneingeſchränkter Vernunft. — Alles iſt beſchmutzt und verdorben!

Das bröſelnde Waſſer der Zeit treibt alte und neue Blaſen. Die alten wie die neuen müſſen platzen, und es wird dafür geſorgt, daß die einen die andern ausgleichen. — Die erſte ſächſiſche Kammer entwickelt zu guter Letzt noch in ſtarken Zügen ein ſtarres, zopfig ſteifes, bis zur Verblendung hartnäckiges Junkerthum. Es war in der neulichen Verhandlung über das Vereins- und Verſammlungsrecht. Da ſprach ein Herr v. Zehmen dagegen, weil das Recht des Volkes der Regierung zu wenig Recht verleihe. Hr. v. Welck bezweifelte, ob es der ſächſiſchen Regierung gelingen werde, mit Preßfreiheit und freiem Verſammlungsrecht zu regieren. Der Hr. v. Thielau hielt alle Wechſelbeziehung, allen Zuſammenhang zwiſchen der Regierung und der Meinung im Schooß der Geſellſchaft für unnütz. Der Hr. v. Frieſen (von Rötha), der das Bürgerthum par distance nicht riechen kann, vermeinte, das Volk habe ja das Verſammlungsrecht von Alters her gehabt, z. B. bei Jahrmärkten, bei Volksfeſten, beim Einzug gekrönter Häupter; der Mißbrauch habe zu ſeiner Aufhebung geführt; „die Ruhigen und Beſonnenen treten nicht in Vereine, nur die Exaltirten; keine Wechſelwirkung mit ihnen!“ — Miniſter v. d. Pfordten hielt dieſen geſchmäheten Exaltirten in ehrenhafter Weiſe Rechnung, indem er daran gemahnte, daß ihnen die Eroberungen der Zeit, Preßfreiheit u. ſ. w. zu danken ſeien. England und Nordamerica bewieſen, daß die Kraft der Regierung bei freiem Verſammlungsrechte möglich ſei. Ohne Wechſelwirkung mit dem politiſchen Gefühle des Volkes, deſſen Organe die Preſſe und die Vereine, ſei eine Regierung nicht mehr denkbar. Partei nehmen müſſe jetzt jeder gute Bürger; und er für ſich ſei der Meinung, daß eine dreißigjährige Sehnſucht nach Freiheit die Deutſchen doch wohl endlich hinlänglich vorbereitet haben müſſe zur

Handhabung derſelben. Wenn die alten Regierungen nicht auf hohlem Boden geſtanden hätten, würde ſie nicht ein einziger Sturm von vierzehn Tagen geſtürzt haben. Den Zeitgeiſt in die alte Zwangsjacke ſtecken, würde einen neuen größern Sturm hervorrufen. — Graf von Hohenthal-Püchau fragte keck: ob der Miniſter mit einer Revolution drohen wolle. Hr. v. Schönberg-Bibran ſpottete der „kindlichen" Lehren des Miniſters. Pjordten erwiederte, wenn ſeine Anſichten ſo einfach wären, daß ſie ein Kind begreifen könne, ſo nähme er das als ein Lob des Miniſteriums auf.

Frankfurter Scenen.

(Im October 1848.)

Frankfurt im Belagerungsſtande, ein ganz ungewohntes Bild! Das eben ſo ehrwürdig alte, wie elegant moderne Frankfurt, die Stadt der Erinnerungen aus der Zeit unſerer Kaiſer, wenigſtens deren Krönungs-, Schau-, Theater- und Paradeplatz, und der Sitz der Geldſäcke, der chriſtlichen Wechsler und jüdiſchen Couponſchneider, das alte warme Neſt unſerer ſchleichenden Diplomatie von geſtern und das Centrum unſerer zwieträchtigen Einheit von heute, — plötzlich unter der Herrſchaft der Bomben und Granaten! Das in ſeinem Parlamente zwieſpältige Deutſchland — plötzlich einig unter der Gewalt des Säbels! George Dandin, tu l'as voulu.

Ich fand die Gemüther theils von Sorgen, theils noch von den Schrecken der blutigen Tage, von der Trauer um die meuchleriſch gemordeten Opfer erfüllt. In der Paulskirche müde Kämpfer, bleiche Mienen, ermattete Geſichter, die edelſten Kräfte abgehetzt, die Gemüther von der Gewalt der Ereigniſſe gebeugt, ſelbſt Gagerns großartig ſtarke Natur von der Tücke des täglichen Muthwillens auf Momente gepeinigt und getrübt. Die Reihen der Rechten waren ſtark gelichtet. Die beiden Centren, in denen der Halt der geſunden Vernunft, der Mittelpunkt der guten Geſinnung, der Kern der Nation Platz haben ſollten, waren zahlreich beiſammen, aber ſchwankend, uneinig, ſelbſt wo die Funken des Vaterlandsgefühls zu Einer Flamme aufſchlagen mußten. Die Linke erſetzt an wüſtem Tumult, was ihr an feſter Kraft gebricht. Die Linke hat ſich verworfen. Ich fand einen Schwarm von Wühlern und Wieglern, von Ränkern und Stänkern, wie der alte Jahn zu ſagen beliebte; ich glaubte im anfänglichen Schreck, die Tribünen hätten ihr Proletariat in den Schooß des Parlaments entledigt.

In gewiſſen ſächſiſchen Blättern, deren Parteiloſigkeit an Ehrloſigkeit grenzt, hat man es abgeleugnet, daß die Frankfurter Linke, als Gagern einfach von der „Niederträchtigkeit“ des Meuchelmordes ſprach, mit dem Gebrüll eines tobenden Widerſpruchs geantwortet. Aber das Hohngelächter der Linken gellt mir noch in den Ohren, als am Montag vor acht Tagen im Namen des Reichsverweſers die Feſtſtellung des Miniſteriums verkündet wurde. Hohngelächter, Brüllen, Pfeifen, Scharren, Stampfen ſind die Aeußerungen dieſer parlamentariſchen Oppoſition. Doch nein, ſie hat auch noch andere Mittel und Werkzeuge. Ein ſächſiſcher Advocat reitet tagtäglich auf dem Steckenpferde der Geſchäftsordnung herum. Ruge, mit der verkehrten Weltanſchauung, den Kopf zwiſchen die Beine geſteckt, zieht froſtig lächelnd die Guillotine aus der Taſche, das einfach abſtrahirende Gedankending. Venedey, eine urſprünglich feine, jedenfalls ehrliche Natur, verkündet von der Tribüne: Nicht in einem Polizeiſtaat ſtecken wir mehr, ſondern in einem Bajonettenſtaat! — Ja wohl hat uns ſo weit die Linke gebracht, und noch weiter; der deutſche Bürger vertraut ſich lieber der Fauſt mit dem Säbel als dem nüchternen Gedankenbeil der „uneingeſchränkten Vernunft“ an. — Blum erklärt; er und ſeine Freunde wollten den Miniſtern auch nicht einen Groſchen anvertraun. Er und Günther klagen in ihrer Reichstagszeitung das Miniſterium der Schuld des Blutvergießens an. Von dem ordentlichen Richter vorgefordert, darüber Rede zu ſtehen, verweigern ſie zu erſcheinen und hüllen ſich und ihre journaliſtiſchen Injurien in den Mantel der Unantaſtbarkeit des Volksvertreters! Daß das Oberhaupt des centralen Deutſchlands dem Streit der Parteien entzogen und unverantwortlich ſei, iſt ihnen ein Verrath an der Sache des Volkes; unverantwortlich ſoll nur der Volksvertreter ſein, nur ein Volksmann, ſagte der ſächſiſche Juriſt, braucht nicht was er ſage zu beweiſen. Der Vogt von Gießen ſchreit ſich heiſer nach einem Convent. Man muß die Wuthblicke der aufgepluſterten Kampfhähne ſehen; Geſten und Gebährdenſpiel ſtehen ſo wenig wie das wilde Getümmel der Schreier und Stampfer im Protokoll der Sitzungen. Die Beſchönigung der Meuchelthaten des Pöbels hat aber die Chronik des Zeitalters Schwarz auf Weiß. Der unabläſſige Verſuch, die Verſammlung zu ermüden, der faſt täglich wiederholte Antrag zur Aufhebung des Belagerungsſtandes mit ſtundenraubender Namensabſtimmung, ſind Thatſachen in den Annalen unſerer politiſchen Entwickelung zur Eintracht und Einheit. Der Klub des deutſchen Hofes iſt Jeſuit genug, dem Volke zu erklären wie ſehr er bemüht geweſen, die Feſtſtellung der Grundrechte der Nation zu beſchleunigen. Täglich ſtraft er durch ſein Thun und Gebahren ſein Wort Lügen. — Der Reichsminiſter Schmerling beſteigt die Tribüne. Er beginnt: bei der Nothwendigkeit des Belagerungsſtandes, hervorgegangen aus dem dringenden Geſuch der Stadt Frankfurt, die ſich außer Stande gefühlt die Nationalverſammlung zu ſchirmen, ſei es natürlich und gerecht, daß auch Reichstagsmitglieder in Unterſuchung zu ziehen, wenn und ſofern — Das Wenn und Sofern ſchneidet ihm die Linke mit einem Halloh des wilden Aufruhrs ab. Das iſt eine Schmach! ſchreit der Volks-Vogt aus Gießen. Niederträchtig! donnern Andere, das beliebte Epitheton der Linken, das ſie nur im Munde des Präſidenten über Meuchelmord verpönt. Die Linke iſt aufgeſprungen, die äußerſte Linke, die gern „Miniſter des Aeußerſten" wäre. Der Reichsminiſter läßt den Sturm vorüber und ſetzt ſeine Periode, deren Komma man ihm abgebrochen, ruhig fort. So ſchülerhaft in der deutſchen Sprache und Satzbildung ſind dieſe Männer von der äußerſten Linken, daß ſie bei einem Komma die Periode zu Ende glauben. „Gefänglich einzuziehen ſind während des Kriegsſtandes auch; Reichstagsmitglieder, wenn und ſofern die Nationalverſammlung ſelber dazu die Beſchließung faßt.“ — Ah ſo! ruft die Linke, und wälzt ſich vor Vergnügen über den Triumph. Ein knabenhafter Triumph über ſich ſelber, ein Triumph über die eigene ſchlechte Syntax und Grammatik, die ein Komma von einem Punctum nicht zu unterſcheiden weiß. — Man wollte wiſſen, Hr. Schmerling, ein trockener Satyriker, ein wortkarger Redner, aber nicht thatarmer Kopf, habe ſeine Widerſacher aufs Glatteis führen wollen. Vielleicht hat er in ſeiner Periode ein Semikolon gemacht, wo ein Komma, oder beſſer noch ein Kolon laut werden ſollte! Was folgt? — Daß wir Deutſchen in der Rechtſchreibung und in der Interpunction der Freiheit noch ſehr uneins und große Kinder ſind. —

Wir ſind, wie es ſcheint, weit einiger in der Entwickelung einer Reichsarmee; — nur iſt es kein Heer Johann's, ſondern ein Heer, das ihm die Souveräne borgen! — Auf dem Roßmarkt tummelt ſich bunt gemiſcht wie in Wallenſteins Lager allerlei deutſches Kriegsvolk aus Nord und Süd. Preußiſche Helmträger, Allen voran, claſſiſch geſchult, Muſterbilder in Erſcheinung, Haltung und Führung, mehrſtimmige, faſt kunſtfertig eingeübte Lieder die halbe Nacht hindurch beim Bivouac ſingend. Es iſt ſchleſiſch und rheiniſch Blut, was hier aus Preußen beiſammen iſt; ich weiß nicht, ſingen ſie vom Rübezahl und der Lorleinixe? Sie wechſeln ab, hüben und drüben, wie Echo von der Oder und vom Rhein; dann greifen die Stimmen beider Regimenter zuſammen und es tönt allerſeits „Schleswig-Holſtein, meerumſchlungen,“ — das freilich noch immer nicht von Deutſchland umſchlungen iſt. Einige Lieutenants aus der Mark näſeln und ſchnarren dazwiſchen. Sonſt ſind die „Frankforter Borjer“ ganz erſtaunt, daß die „Leit von dene Preiße“ ſo „civil“ ſind, ſo beſcheiden und anſpruchslos brav. „Nur nit mit dene Preiße!“ ſchrieen die Bürger, als man nach Mainz hülfeſuchende Blicke wandte. „Habbe Se ſcho Preiße kriegt?“ flüſterte der Eine dem Andern zu, als wirklich die behelmten Blauröcke einrückten. Hieß es zur Antwort: „noi, noi! bei Loibe nit!“ ſo ſagte ſich der Spießbürger tröſtend: „Honette Leit kriege auch nimmer Preiße!“ Die Barricadenhelden, Bockenheimer Tölpel und Odenwälder Teufel, ſtellten, als man mit ihnen parlamentiren wollte, die Bedingungen: Amneſtie und die Preußen fort! Und doch waren es Heſſen geweſen, welche die erſten Barricaden nahmen, Darmſtädter Kartätſchen ſtreckten die frechen Straßendämme nieder, welche ein toll gewordener Pöbelſchwarm, der ſich ſouveränes Volk dünkte, aufgerichtet. Die Zeche beim Blutbad haben freilich auch hier vornehmlich die Preußen zahlen müſſen. Sind ſie brav hinterher, ſo wird ſich das Vorurtheil gegen ſie legen, Deutſchland ſich an die „bärbeißigen“ Macedonier des Nordens gewöhnen! — Baiern hat hellblaue Jäger geſchickt, friſche Burſche mit keck leuchtenden Geſichtern aus dem Rheingau. Die öſterreichiſchen Weißröcke vom Regiment Erzherzog Rainer lagern um die Wachfeuer und ſingen grauſe Lieder vom König Tſchech und von Libuſcha's eben ſo grauſen Reizen; die Officiere ſchlendern nobel bequem herum in ihren ſchwarzgrauen Interims-Schlafröcken und den Komodkappen auf dem linken Ohr. Das roſſebändigende Schwabenland hat Lanzenreiter geſchickt, alte Knebelbärte, zehn Jahre im Dienſt, bequem, aber feſt im Sattel, mit dem Roß verwachſen von Kindes Beinen an. Sie haben die ſchwarzrothen Fähnlein zu bunten Pyramiden zuſammengeſtellt, hocken, wie die Schwaben, auch die Nationalvertreter, immer thun, im räucherigen ſtillen Winkel, und wälzen ſich leiſe knurrend, aber ſtill vergnügt im Stroh herum. Auf dem Poſtament des ehernen Goethe hangen Schabracken und Striegeln, der Dampf der Pferdeſtälle ſteigt dem hohen Olympier in die Naſe, und er blickt verwundert herab auf all das lärmende Kriegsvolk des unter dem Säbel einig gewordenen Deutſchlands. Das dichteriſche, das ätheriſche Deutſchland iſt vom nationalen, vom „reellen" verdrängt, und die Vertreter des Volkes müſſen unter dem Schutz der Kanonen die Einheit des Vaterlandes berathen. Eine Stadt der Muſen, ein Athen, iſt Frankfurt nie geweſen, eher ein reiches, bequemes deutſches Korinth, trotz dem ſchelmiſchen Witz ſeiner Juden, trotz der tölpelhaften Naturkraft ſeiner Sachſenhäuſer. — Die Kameradſchaft der bunt zuſammengewürfelten deutſchen Soldateska mag nicht allzu ſtark unter einander geweſen ſein, wenigſtens nicht ſo lebhaft wie in Schleswig-Holſtein. Dort ging es gegen einen offenbaren, Allen gemeinſamen Reichsfeind. Hier gilt es einem geheimen, unſichtbaren inneren Feind, dem Geiſt des unklar wühleriſchen Aufruhrs, der die alte morſche Ordnung ſtürzte, um auch jede Neugeſtalt der Dinge zu hintertreiben. Man weiß nicht wieviel Unverſtand und wieviel Bosheit hier im Spiele. Wohl war er hier und dort offenbar und handgreiflich geworden, der wühlende Ueberall- und -nirgend, der Maulwurf der hier Barricaden aufſtieß, dort weitergreiſende Minen grub. Mit Struve's Einfall ſollte das ganze Rheinthal von Baſel bis Bingen aufſtehen, die Paulskirche geſprengt werden, die rothe Fahne von den Thürmen flattern, der rothe Hahn von den Dächern flammen. In Thüringen, in Naſſau weigern ſich Soldaten zu marſchiren, in Cöln hauen ſie auf wehrloſe Bürger ein, in Würtemberg arbeitet — höchſt gefahrvoll — ein fromm thuender, ein puritaniſcher Radicalismus, in Baden proclamirt offen und frank eine Räuberbande das Ideal der Republik, verkündet feierlich die Freiheit Aller, ſchlägt aber zunächſt die Royaliſten todt, hebt die Steuern auf und brandſchatzt vor der Hand die Bauern, verkündet: heilig ſei das Eigenthum! und plündert naiv und dreiſt die Caſſen. Bei alle dem läuft das Heckerlied, das Lied von der Republik als dem wohlfeilſten Staat, von Lippe zu Lippe, ſinnbethörend, vielverkündend; ſelbſt den ſtill beſonnenen Bürger, der ſolange der Knecht der Gewohnheit war, ſelbſt ihn am Heerd der Seinen erfaßt der Wahn wie ein Schwindel. Der

Soldat, der Sohn des Bürgers und des Bauern, wird irre. Bleibt er dorten, ſo ſchilt man ihn einen verthierten Söldling, hier nennt man ihn Bruder, Menſch, Bürger in Waffen, Hort und Schirm des Vaterlandes. Was wunder, daß ſeine Begriffe ſchwanken, die Bande des alten Gehorſams ſich löſen, wenn die Fahne des Soldaten, auf den Ruf des Fürſten bisher entfaltet, ſich vor der Majeſtät der Nation jetzt ſenken ſoll! Man wußte in Frankfurt nicht, wie weit die geheimen Minen reichten, als die Barricaden ſich erhoben, der Bürger ruhig zuſah und ein Haufe wilder Freibeuter, mit dem man ſogar parlamentiren wollte, ſein tolles Spiel trieb. Die Soldaten ſtanden verdutzt. Preußiſche Kolben warfen die Meuterer nieder, welche die Paulskirche ſtürmten. Aber aus der Paulskirche ſelber, ſo ſchien es, liefen Emiſſäre keuchend in Geſchäftseile zwiſchen dem Reichsverweſer und den Klubs hin und her, um mit dem ſouveränen Volk auf der Gaſſe einen „ehrenhaften" Waffenſtillſtand abzuſchließen. Zitz hatte auf der Pfingſtwieſe theoretiſch Barricaden gebaut, einige rheiniſche und frankfurter Blätter meuchelmordeten in abſtracto, aber ſyſtematiſch ſchon ſeit geraumer Zeit. Es fehlte nicht viel, und die Fragen der Nationalverſammlung wurden auf der Gaſſe mit der Fauſt, mit der Senſe, mit der Büchſe, mit Kanonenkugeln entſchieden. Das Heckerlied ſchallte in Süddeutſchland von tauſend Lippen, der wahnſinnige Kitzel der rothen Republik lief im ganzen Lande um. Ich ſage, es fehlte nicht viel. Nur Hecker fehlte, und der Aufruhr war organiſirt. Wenn es aber nach der Linken ging, ſo ward die Wahl von Thiengen, wie der Klub im deutſchen Hofe ſagt: ein einfach bürgerlicher, formell richtiger Act der unabhängigen Wähler, einfach vollzogen; der ſchöne blonde Hecker ſaß im Parlament und die Linke war ſein Convent, der blonde Halliſche Philoſoph ſein Arzt Guillotin und der blonde dicke Volksmann ſein ſalbungsvoller Faſtenprediger; drei harmloſe germaniſche Blondins machten ein hübſches Triumvirat! —

Die Soldaten ſtanden lange unthätig in den Frankfurter Gaſſen den Barricaden gegenüber, nicht wie vom Donner gerührt, ſondern wie auf den Donner wartend. Erſt als man auf ſie ſchoß, wußten ſie, wer hier Herr ſein müſſe. Die ganze Stadt war ſchon voll Fußvolk und Reiterei. Man ſchickte ſich bereits an, die Barricaden zu ſtürmen, weder Mann noch Pferd wollte man ſchonen. Da rückte aus dem nahen Darmſtadt Geſchütz heran. Als die erſte heſſiſche Kanone über den Roßmarkt raſſelte, brachen ſämmtliche Truppen, Fußvolk und Reiter, Preußen und Oeſterreicher, Baiern und Würtemberger, in ein jubelndes Hurrah aus. Man hatte ſchon einige Barricaden in der Schnurgaſſe mit dem Bajonet genommen und das Menſchenleben nicht geſpart. Jetzt genügten einige wenige Kartätſchen, die loſen Werke eines liederlichen Fanatismus niederzuwerfen. Das einſtimmige Hurrah der Soldaten, womit ſie die Stückſchützen begrüßten, klang wie ein Ruf zu deutſcher Einheit im Handeln, wo die Zwietracht der Meinungen den Knäuel der Verwirrung unlösbar zuſammenzog. Der gordiſche

Knoten, der ſich nicht löſen läßt, muß jederzeit zerhauen werden. Zwieſpältig in den Parlamenten, einig unter den Kanonen! So ſteht's mit dem jungen neugebornen Deutſchland. Fluch Denen, die wiſſend und unwiſſend dieſe ultima ratio heraufbeſchworen!

Wären nicht aus der Nationalverſammlung die zwei Opfer gefallen, Opfer, die der tückiſche Zufall in den Rachen des Verderbens geführt, es wäre vielleicht ein Straßenkrawall geweſen wie andere mehr. Freilich ſpricht man von Proſcriptionsliſten, die ſyſtematiſch vollſtreckt werden ſollten. Auch dem Reichsminiſter des Aeußern, der den Waffenſtillſtand mit Dänemark gutgeheißen, hatte man zu Leibe gewollt; nach Höchſt und Soden entflohen, entging Heckſcher auch dort nur durch die Bravheit eines klugen Ehrenmannes den Mißhandlungen der Buben und Weiber. Wilde Kerle in Blouſen mit Freiſchaarhüten und Aexten, welche die Thüren zur Paulskirche ſtürmten, hatten es auf Soiron gemünzt, weil Hecker Dieſen einen Baron geſcholten. Der alte Jahn ſollte vom Dache der Weſtendhalle geſtürzt werden und hielt ſich noch tagelang im Verſteck. Wilhelm Jordan ſtand vor Allen auf der Liſte der Verfehmten, derſelbe Jordan, der auf die Gefahr hin, mit der Partei ſeiner politiſchen Freunde zu brechen, in der Sache Deutſchlands gegen Polen und gegen Dänemark der Wahrheit die Ehre gab. Die Gefahr ſcheute er auch bei der Leichenrede nicht; ihm war zunächſt und noch immer, ſo hieß es, der Tod geſchworen, und in der Nacht nach dem Begräbniß traten zwei Sachſenhäuſer

Burſche, mit krummen Säbeln bewaffnet, auf ihn ein, er aber, logiſch ſattelfeſt, bewies ihnen mit zwei Piſtolenläufen, daß der gerade Weg der beſte, ein Terzerol directer als ein krummer Säbel ſein Ziel zu finden wiſſen würde; worauf die Freibeuter der Freiheit vor dem „Gottesleugner von ehedem“ entwichen. — Das alles waren vielleicht nur vereinzelte Banditenſtreiche. Aber die rothe Ruhr der Republik ging anſteckend um; das war Thatſache in Baden, Schwaben, den Rhein hinunter. Frankfurt war nicht der Heerd, nicht der Quell des Aufruhrs, aber ſein Ziel. Thatſache war ferner das Eingeſtändniß, die Stadt könne weder ſich, noch die Verſammlung der Geſetzgeber Deutſchlands ſchirmen. Auf entſchiedenen Antrag der regierenden Stadtbehörden erklärte die Centralgewalt den Belagerungsſtand. Die Empörung der Linken darob warf einen ſtarken Verdacht auf ſie. Tagtäglich eiferte ſie lärmend, tobend, blind wüthend, gegen dieſen Stand der Dinge, den die einfache Nothwendigkeit gebot. Ihr Gebahren erweckte ihr den Schein der Betheiligung. Sie hat ſich verworfen, ſie hat ihre Aufgabe verloren.

Welches war ihre Aufgabe? — Müde von all dem Lärm der Gaſſe und dem Gebraus der Debatte in der Verſammlung, ſaß ich in meinem Hinterſtübchen auf dem Roßmarkt, all den Knäuel der Verwickelung durchdenkend, ihn in Gedanken der Möglichkeit entwirrend. — Die Aufgabe der Linken war geweſen, durch Kraft, Maß, Haltung, Sicherheit und Würde beide Centren in der Paulskirche für ſich und ihre Sache zu gewinnen; ſie mußte die Mehrheit in der Verſammlung werden. Sie hat im Gegentheil bewirkt, daß die Rechte ſich jetzt der Sache der Entwicklung und des Fortſchritts bemächtigt; ſie hat die Sache ſich aus der Hand winden laſſen. — Das iſt mein Glaubensbekenntniß; ich bin ein Mann der Vermittelung.

Und ſolches bei mir denkend, ſchlief ich ein. Der ſtößige Frankfurter Aeppelwein, der bei Andern aufreizend wirkt, machte mich ſchläfrig. Der ſchurkiſche Saft war vielleicht an Allem in Frankfurt Schuld! Heuer giebt's Krakehl im Land, der Aeppelwein iſt zu gut gerathen dies Jahr! ſo ſagte mir ein alter grauer und weiſer Frankfurter Bürger. Und das gilt vom ganzen Weinland am Rhein, Main und Neckar. Hätte Hecker's Republik nicht die Taufe des Siebenunddreißigers empfangen, ſo wäre ſie vielleicht ein blaſſes Gedankending geblieben und hätte nicht das rothe Blut den friſchen Burſchen in die Wangen getrieben. Die Backen waren ihnen ſo prall geſchwollen, daß man ihnen, wie der Irländer ſagt, mit einer Binſe die Blutstropfen aus der Haut kitzeln konnte.

Wie ich einſchlief, ſtieg ein Genius der Vermittelung in fragwürdiger Geſtalt vor mir auf, ein dicker, gemächlich ſalbungsvoller Freund vom Gevatter Handſchuhmacher und all den werthen Bierbrüdern daheim, die ſich, wenn ſie plötzlich Wein trinken, ſouveränes Volk dünken. Der Aeppelwein färbte mir das Traumbild etwas qualvoll und blutrünſtig. Ganz Frankfurt ſtand in Rauch und Flammen vor mir, und wie ein Windſtoß von oben den Dampf niedertrieb, ſtreckten rieſenhafte Barricaden frech und furchtbar ihre breite Stirn in die Höhe. Die Luft war ſchwühl, eine ſchwebend bange Stille lag wie ein Samum über der Stätte, auf der hüben und drüben die Kämpfer ruhten. Aber ſiehe! über die ſteile Wand der nächſten Barricade wälzte ſich ein zuſammengewickeltes, lebendiges, perſönliches Etwas, langte wohlbehalten oben an und kletterte behend und geſchickt herunter. Wie es aufrecht ſtand, erkannt' ich in ihm den runden, blonden Volksmann, den gefeierten Liebling der guten Gevattern daheim. Ueber den breiten Buckel — breit geworden, weil er die Laſten des Volkes trug — hatte er einen Frack, über die fleiſchigen, ſouveränen Fäuſte Glacéleder gezogen. Er ſchwitzte zum Wohl des Volkes, aber es bekam ihm gut; wohlgenährt wie ſonſt, bleichte keine Hamletsſchwermuth das gut ausgepolſterte Bacchusgeſicht. Er ſah vergnügt rundum, winkte noch um die Barricadenecke traulich brüderlich, wickelte kräuſelnd mit der Hand das Apollogelock, das ſchön toupirte aus der Theaterbude, und lief dann keuchend die Zeil hinunter, Straßen auf, Straßen ab, immer weiter zur Stadt hinein, zur Reſidenz des Reichsverweſers. Ein Abgeordneter des Volkes, trat er raſch ein; das Vaterland war in Noth. Die Thüre ließ bei der Haſt eine Lücke frei, und als ich hinter ihm her die Treppe hinan, durch die Spalte lugte, ſtanden ſie ſich ſchon gegenüber, die beiden Unverantwortlichen, das „leider" unverantwortliche Oberhaupt und der „natürlich" und „verſteht ſich!" unverantwortliche Volksvertreter. Ich hörte noch den Schluß der Rede. Frieden! Frieden! rief der dicke Freund des Volkes, ſonſt werden Sie das himmliſche Auge der Freiheit ſich brechen, mein gekräuſelt Haar ſich ſträuben ſehen! Frieden mit dem ſouveränen Volk, Sie, des Reiches nicht-ſouveräner bloßer Verweſer!

Der milde, greiſe Sohn Oeſterreichs, trotz ſeiner Beſonnenheit ſtiller Würde, hob erſchreckt das Haupt in die Höhe; ſein ſanftes, blaues Auge muſterte den theatraliſchen Declamator, von dem man ihm ſo wunderbare Dinge geſagt. Frieden? fragte Johann, das Reich hat keinen Krieg mit dem Volke. Das ſouveräne Volk tagt durch ſeine Vertreter in der Paulskirche!

Das Volk ſteht in Waffen! Es fordert laut wie der Donner Gottes ſein Recht! ſagte der Liebling populi.

Das Volk? ſagte der Erzherzog, welches Volk?

Der Mann aus dem bocksfüßigen Bacchustempel flüſterte ihm heimlich zu: Die Bockenheimer!

Dieſe Vertraulichkeit überhörte diplomatiſch ſein der Reichsverweſer. Das Volk will ſein Recht? fragte er. Ihm ſoll und wird ſein Recht werden!

Nein, kein Recht! ſchrie der Volksredner, es iſt zu ſpät zum Recht: Gnade, Gnade!

Gnade? fragte der milde Greis, ich bin kein Souverän, obſchon „leider!“ unverantwortlich. Ich bin nur des Reichs Verweſer, und Der verleiht nicht Gnade, nur Recht.

Verfluchte Geſchichte! flüſterte der Volkstribun, der hat

Dialektik im Leibe! hier ſcheitern alle Monologe! — Unmündige Knaben, begann er laut, ſchmelzend und flötend, — unmündige Knaben bauten verſuchsweiſe, gleichſam zum Spielzeug, Kartenhäuſerbarricaden. Verführte Jungfrauen trugen die Steine herbei, Säuglinge klammern ſich daran wie an der Mutterbruſt und wimmern nach der rothen Milch der Republik. Aber noch iſt es Zeit! Noch können die Verirrten durch Milde, durch Vatermilde zurückgeführt werden zum Pfade des Heils. Mein Kopf zum Pfande, es wird noch Alles gut, wenn wir Gnade verkünden, Vergeben und Vergeſſen! Meinen Kopf zum Pfande!

Der Reichsverweſer beſah ſich den Kopf, der ſich ihm hier zum Pfande bot. Es war ein hübſcher, runder, fleiſchiger Kopf. Der Reichsverweſer iſt kein Phrenolog; aber wie der Volksmann vor ihm den Scheitel ſenkte, betaſtete er dennoch mit ſeiner Kennermiene die Hornhaut dieſer Stirne. Er fand knotenvolle Beulen, talentverſprechende, die Vorſprünge links und rechts nicht unbedeutend, links durch Gewohnheit mehr ausgebildet, rechts aber ſehr viel hinter den Ohren. Beſonders überraſchend war die ungewöhnliche Stärke der wiederkäulichen Backenknochen und Unterkiefern. Napoleon weiland hatte keine ſtärkeren Kinnladen aufzuweiſen; doch milderten beim Volksmann Suavis — ſo iſt ſein mythiſcher Name — gemüthliche Hamſterbeutelſäcke zu beiden Seiten der Wangen dieſer zermalmenden Verdauungswerkzeuge ſtrenge Unerbittlichkeit.

Wie der Reichsverweſer den betaſteten Kopf des Volksmanns in die Höhe ſchob, und zweifelnd drein blickte, ungläubig, der ſonſt ſo kindlich Gläubige: da ſtellte der Abgeſandte ſich wieder in Poſitur und ſein flötendes Redewerk begann von neuem. Ich bin der Miniſter des Aeußerſten, ſagte er, ich bin die Capacität von allem Möglichen, der Mann der Zukunft. Ja, und die Zukunft Deutſchlands ſitzt auf den Barricaden Frankfurts. Morden wir nicht durch verthierte Söldlinge die Zukunft Deutſchlands, die auf den Barricaden ſitzt, hoffend, harrend, bangend in ſchwebender Pein!

Ein hölliſcher Chor der Rache ſtand unſichtbar im Hintergrund der Scene und ſchlug eine gellende Lache auf. Reichsverweſer und Volksvertreter ſahen ſich verdutzt und furchtſam an.

Wer lachte da? fragte der Erzherzog.

Ich nicht! flötete der Volksmann, mein Herz iſt in beiden Säcken voll Schmerz und Trauer, ich weine den Opfern, die da fallen werden auf beiden Seiten, mein Herz hat zwei Kammern, ich weine rechts und links ihnen nach.

Ihr Herz in Ehren, aber Thränen, mein Lieber, helfen hier nicht mehr! ſagte Oeſterreichs alter Sohn des Krieges; — Worte konnten helfen, und Ihr ſprachet ſie nicht; jetzt müſſen Männer handeln!

Ich möchte auch gern handeln, — unterhandeln! entgegnete des Volkes dicker Freund, das Volk ſtellt Bedingungen, es parlamentirt.

Es parlamentirt in der Paulskirche, unterbrach ihn der

Reichsverweſer, es parlamentirt nicht auf den Mauern des aufgeriſſenen Pflaſters!

O Pflaſter, Pflaſter! heulte der Favorit der Menge wehmuthsvoll, es ſind ja nur Heft- und Heilpflaſter für die Wunden des Volkes!

Quod medicamenta non sanant, sanat ferrum, ſagte Johann.

O ferrum, terrum, o coena, coenum! O Erd' und Himmel! klagte ſchmerzlich der Autodidakt aus dem Volke: Reue, ſchrie er, die Hände ringend, Reue rief ſchon Karl Moor, Reue und keine Vergebung!

Wenn die Aufwiegler bereuen, ſagte der Erzherzog, ſo werden ſie milde Richter finden.

Ach, es thut noth, rief der Volksmann, es thut noth, Säuglinge im Kampfe mit verthierten Söldlingen —

Da erſcholl von neuem der unſichtbare Chor hölliſch lachender Geiſter. Diesmal klang es aber zweifellos als Gebrüll von der Straße herauf. Der Reichsverweſer eilte ans Fenſter. Drunten ſtand ein Hauſe Fradiavolo's aus dem Odenwalde, wilde Kerle mit Sturmhüten und Freiſchaarenkutten, Stutzen ladend, Keulen ſchwingend, Senſen wetzend.

Das ſind die Säuglinge? fragte ruhig mild der Erzherzog. —

In dem Augenblicke donnerte eine Kanonenſalve, welche die Barricaden in der Schnurgaſſe niederſchmetterte.

Und das — ſagte der Reichsverweſer, — das ſind die verthierten Söldlinge! wollte er ſagen; — die heſſiſchen Kanonen ſind es! Gehaben Sie ſich wohl, mein Freund, falls ſie mein und des Volkes Freund ſein können.

O ja, o ja! rief der Volkstribun, aber nur parlamentiren, parlamentiren!

Der Soldat, ſagte der Erzherzog, parlamentirt nur mit ehrlichen Feinden! —

Man hatte wirklich parlamentiren wollen. Amneſtie für Mörder und Räuber, und die „Preiße' nausgeſchmiſſe!" — ſo lauteten die Bedingungen. — Der Erzherzog winkte mit der Hand; die Audienz war zu Ende. Am Arm eines Kammerhuſaren wankte der Volksmann die Treppe hinunter. Unten ſtanden die baumſtarken Kerle, die Säuglinge der Zukunft. — Nu was iſch? was iſch mit ihm? ſchnaubten die Odenwäldler, Sachſenhäuſer, Bockenheimer.

Er hat ſich verantwortet, der Unverantwortliche! ſagte der Freund dieſes ſouveränen Volkes.

Solle die Preiße 'naus?

Der Apollolockige mit dem Bocksfuß ſchüttelte das Haupt.

Noi? noi? – Nu, dann widder hinoi in's Gefecht!

In's Gefecht, in's Feuer? flötete der Volkstribun; — na, Kinder, verbrennt Euch nur die Fingern nicht!

Sprach's und zog das Kalbsfell vom eignen, den Frack vom Leibe; im Fracke ſpricht, in Hemdsärmeln handelt ſich's beſſer! Mir'ne Wurſcht! Das Leben iſt bunt. Jacke wie

Hoſe! Mir einerlei! Alles verſucht, Alles vergebens! Ich waſche meine Hände in —

Der Volksfreund ſtolperte und ſtürzte mit beiden Händen voran in den Rinnſtein. Waſche meine Hände in Unſchuld! führte er ſein Selbſtgeſpräch zu Ende. —

Um die Straßenecke aber guckte Samiel mit dem Sturmhut und der ſchrillen rothen Feder.

Aetzbilder aus Frankfurt a. M.

Komus und Jocus haben ſich auch ſchon in den Ernſt unſerer „Frankfurter Scenen" eingeſchlichen. Sie drängen ſich noch weit mehr dem Charaktermaler auf, der mit dem Stift die Geſtalten der Gegenwart ſchildert. In Frankfurt wimmelt es von Caricaturen aus der Paulskirche. Sie ſind oft wohlfeil erfunden, nicht immer glücklich aufgefaßt, eben ſo häufig plump ausgeführt. Jetzt bringt uns ein feinerer Kopf *Aetzbilder aus Frankfurt* a. M. — Wir ſind ungewiß, ob man uns nicht des Leichtſinns verdächtigen werde, ſprechen wir, nach ſo ernſten Ereigniſſen, die Blut gekoſtet, in ſo bedrängten Momenten und Kriſen, welche den Zuſammenhalt der Verſammlung in der Paulskirche zu löſen drohen, dem Hang zur Satyre, der Caricatur, das Wort. Ein witziger Kopf hat bemerkt, die jetzigen Sitzungen der deutſchen Nationalverſammlung ſeien parlamentariſche Katzenmuſiken, die ſich die Parteien gegenſeitig bringen. Und doch thut der Ernſt ſo noth, die deutſche Einheit hat ihre hochnothpeinliche Kriſis. — Jedenfalls dürfen wir den Künſtler jener Aetzbilder bei ſoviel Geſchmack und Feinheit, bei ſoviel „glücklichen Griffen" ſeiner Phantaſie und ſeiner Zeichnung von aller Anklage der Frivolität freiſprechen. Wenn jene vielen, von Frankfurt aus verbreiteten Pasquillzeichnungen den Vorwurf erleiden, den Sinn des Ungebildeten in ſeinem ohnedies ſchon nur halben Glauben an deutſche Einheit und Eintracht zu ſtören, nicht ſelten ſogar der Gemeinheit Vorſchub, der Trivialität Recht zu geben, ſo wendet ſich unſer Künſtler an die Bildung, und die Bildung, das Rechtsgefühl und der Ordnungsſinn unter uns iſt, dünkt mich, bereits ſo weit, an der Nothwendigkeit deutſcher Einheit auf Grund und Boden der Freiheit nicht zu zweifeln, in ihr vielmehr das einzige Heil der Wohlfahrt unſeres Jahrhunderts zu ſehen. Dieſe Sicherheit der Ueberzeugung als Vorausſetzung genommen, dürfen wir dem Humor den freien Spielraum gönnen, ſtellt er ſich uns in künſtleriſchen Leiſtungen dar. Anmuth und Grazie ſind ſein Geleit, ſelbſt der Uebermuth, der eine ſatyriſche Rache übt, gewinnt uns durch das wohlgefügte Maß ſeiner Linien, durch die erfinderiſche Kraft ſeiner Einfälle.

Das erſte Blatt zeigt uns das Frankfurter Theater, aus dem Perſonal der Paulskirche beſetzt. „Durch die auf einander folgenden Todesfälle der Herren Malß und Guhr, heißt es im Texte, ſchien das Fortbeſtehen der Frankfurter Bühne in Frage geſtellt. Es ſoll deshalb im Werke geweſen ſein, daß die Nationalverſammlung das Theater übernehme," und ſie liefert in der That hier mit Vorführung ihrer hervorſtechendſten Mitglieder den Nachweis reicher und mannichfaltiger Schauſpielerkräfte. Der Entwurf zur Beſetzung der verſchiedenen Rollenfächer lautet nach der Einbildungskraft unſeres zeichnenden Humoriſten alſo: Heinrich v. Gagern, als Director und Dramaturg obenan, ſitzt am Schreibtiſche, calculirt und ſimulirt. Er iſt auf dieſem Poſten als Impreſario älter geworden als wir ihn in den Actionen des Staatslebens kennen; ſein Haar noch geſträubter, ſeine buſchige Braue noch ſtruppiger. Gleich hinter ihm ſteht mit Helm und Schwert als erſter Held und Liebhaber der Hr. v. Boddien. Moritz Hartmann mit der Bezeichnung: „Keine Helden, aber zweite Liebhaber", folgt ihm mit der Zither im Arme; der ſichere Lorbeerkranz guckt ihm aus der Sammtrocktaſche. General v. Radowitz iſt für edle Väter und heroiſche Greiſe engagirt; Welcker, im beblümten Schlafrock mit der Brummbaßgeige, für polternde Alte. Naturburſchen giebt Vogt von Gießen, mit geballter Linken, die Knallpeitſche in der Rechten. In das Fach der Intriguanten theilen ſich brüderlich Blum und v. Itzſtein, jener in der Bettelmönchskutte mit Hängeſack, dieſer in der Tracht der Söhne Loyola's, mit weißen Bäffchen auf der ſchwarzen Robe. Die Function der zärtlichen Mütter hat Mittermeier, wie in der Paulskirche ſo bei der Truppe für den Thespiskarren, mit gleich viel zärtlicher Sorgfalt und liebevoller Verſöhnlichkeit übernommen. Für komiſche Geſtalten, Provinzial- und Dialektrollen hat der muthwillige Jocus des Pinſels die

Hrn. v. Vinke, Roßmäßler und Zimmermann aus Stuttgart herangezogen. Ruge ſteht im Fache der „gelehrten Hanswürſte“, trotz all ſeinem Radicalismus, mit papierner Nachtmütze und gewundenem Zopfe auf dem Katheder und docirt hartnäckig ſteif: Da tritt der Philoſoph herein und beweiſt Euch: ſo müßt's ſein! Biedermann iſt Anſtandsdame, Graf Schwerin eben ſo ganz in jedem Zoll biederer Pachter. Ein Schrecken der Paulskirche, ein Redner von bekanntlich „fortlaufender“ Wirkung, ſteigt Nauwerck im Todtenhemd aus einer offenen Gruft der Bretterwelt vor uns auf; Geſpenſtererſcheinungen, Stimmen aus dem Grabe ſind ihm vom Theaterdirector anvertraut. Für Hausknechtsrollen iſt Schlöffel wie gemacht. Wurm, Tanzpas einübend, iſt Balletmeiſter. Logenſchließer im Hauſe Apoll's ſind die Hrrn. v. Möring und Jucho. Der reichtoupirte, haarſträubende Moritz Mohl iſt Theaterfriſeur, und Soiron, in der Geſtalt des wohlhäbigen und ſein Kellerrecht gut wahrnehmenden Küpers, hat die Beſorgung des Büffets übernommen.

Ein zweites Blatt giebt uns in einem Doppelbilde den wohlgenährten, runden Volksliebling aus Sachſen. Eine Lärmſtange, mit einem martialiſchen Gliedermann mit Windfangmantel auf der Spitze, trennt das Bild in zwei Scenen. Links ſpricht der Volksmann zum wild jubelnden Schwarm des Volkes von der Feſthaltung der conſtitutionellen Monarchie; rechts droht er der Paulskirche mit den Schrecken der Republik. Links gewinnt er liebevoll verheißend und lockend, rechts ſucht er durch den Fanatismus eines heranrückenden Chaos niederzudonnern. Die Gruppen des verſchiedenen Publicums ſind eben ſo charakteriſtiſch wie die Wirkungen dieſes „Unverantwortlichen“ aus dem Volke.

Ein drittes Blatt bringt uns den Schwebeproceß in Abwägung der Schwerkraft der Rechten und der Linken in der Nationalverſammlung. Die Parteien ſitzen zu beiden Enden eines Brettes, das Gagern über dem Holzblock hin und her balancirt, die Karte Deutſchlands hinter ihm an der Wand mit mehreren Fetzen nach Frankreich und Rußland zu, die beiden Vicepräſidenten ihm zur Seite, Soiron zutraulich auf Poſen hinweiſend, Hermann mit beiden ſpannenden Händen über das breite Vaterland taſtend. Alte, nach ihrer Richtung, nach ihren Grundſätzen und ihrem Glaubensbekenntniß ſcharf ausgeprägte Geſichter, ſind es doch lauter Knabengeſtalten, die hier als Rechte und Linke ihr Spiel treiben und durch Abwippen das Geſchick Deutſchlands entſcheiden. Die Linke, hier beſonders zahlreich vertreten, drückt ſtark nach unten; auf beiden Seiten aber klammern ſich die Häuptlinge verzweifelt feſt, denn Gagern balancirt gewiſſenhaft ſtreng, ohne Anſehen der Perſon; links und rechts ſtürzen Haltungsloſe vom Brett hinunter in die bodenloſe Tieſe. Der Text legt Gagern einige Verſe in den Mund:

Heiſa, juchheiſa, dudeldumdei!
Der Teufel hole die Schaukelei u. ſ. w.

Das vierte Blatt bringt das Gefühl des Patriotismus in zornige Wallung; doch mildert ſich deren Ausbruch durch das glückliche Zutreffen des Humors; der patriotiſche Zorn dämpft ſich ab zu künſtleriſchem Wohlbehagen. Einen ſolchen Wandel der Empfindung und des Eindrucks giebt uns dies Blatt. — Der „blonde Pommer“ von der Inſel Rügen ſteht vor uns als Paſtetenbäcker mit aufgeſtreiften Hemdsärmeln, mit Schürze und Schlappantoffeln; eine Nachtmütze ziert ſein abſtractes Haupt, am Zopf des ſpröden Blondkopfs flattern luſtig ſchelmiſche Bandſchleifen. Er ſteht vor einem Tiſch, um den ſich Käufer drängen. Ruſſe, Pole, Italiener, Franzoſe, Engländer kaufen ein. Die Paſtete „Deutſchland“ iſt längſt zerlegt und zerſchnitten, zwei Buben am Tiſche haben Stücke fortgerafft, wie's ſcheint ohne Zahlgeld; Limburg, Lauenburg, Schleswig heißen die Paſtetenſchnitte, die die Brut ſo eben zu verſpeiſen im Begriff iſt. Der Franzos, ein militäriſcher Geck, der die Gruppe lorgnettirt, hat Lothringen und Elſaß längſt ſicher in der Taſche, ihn gelüſtet aber nach mehr, ob er ſich ſchon im Hintergrunde hält und ſich für den Augenblick nicht vordrängt. Auch John Bull beſieht ſich den Handel durch den Augenkniffer von fern. Der Ruſſe hat ſeine Tatze dem Polen auf die Schulter gelegt, dieſer aber empfängt vom Paſtetenbäcker Michel ſo eben ſeine Portion. Der Italiener zeigt gierig auf Wälſchtyrol als auf das Ziel ſeines Gelüſtes. Michel-Ruge ſchneidet friſch weiter und treibt den Vaterlandsverrath ſehr generös. Die Frage in der Unterſchrift lautet: Aber, Gevatter Michel, was bleibt denn übrig von Eurer deutſchen Paſtete, wenn Ihr ſo fortmacht? — **Antwort:** Nu, die Philoſophie werden ſie mir wohl laſſen!

Leipzig, den 17. Oct.

In der zweiten ſächſiſchen Kammer hat man bei Berathung eines Geſetzentwurfes, die Zollzuſchläge bei einigen ausländiſchen Waaren betreffend, die große Streitfrage über Freihandel- und Schutzzollſyſtem berührt. Dieſe Kammerdebatte war ein kleines Vorſpiel zu der großen Entſcheidung, welche uns zum Ausgleich der widerſtrebenden Intereſſen des deutſchen Nordens und des deutſchen Südens bevorſteht. Im vorliegenden Falle kam es nur darauf an, zu entſcheiden ob ſich Sachſen allein einer Maßregel widerſetzen könne, welche von den andern Zollvereinsſtaaten bereits angenommen. Bei der Abſtimmung wurde der Zollzuſchlag auf einige franzöſiſche Waaren als Retorſion gegen 9 Stimmen genehmigt. Bei alle dem iſt das Minderheits- und Separatgutachten des Abgeordneten Harkort von Leipzig ganz geeignet, fortgeſetzt Gegenſtand der gründlichſten Erwägung zu werden. Wird der deutſchen Induſtrie, um ſie zu heben, Schutz auf Schutz zugeſtanden, ſo verirren wir uns ſtufenweiſe in ein Prohibitivſyſtem, und wir wiſſen daß Oeſterreich damit in ſich ſelbſt auf eine Weiſe verſtrickt wurde, bei der alle Bewegung, aller freie Zuzug, alle Wechſelwirkung mit dem Auslande erſtickte. Graf Cancrin, der Schöpfer des Abſchlußſyſtems für Rußland, erklärte die Schutzzölle für eine „Finanzſchinderei", und geſtand damit ein, daß die ruſſiſche

Regierung hinter dieſer Handelsſperre eigentlich nur die Gedankenſperre mit dem Auslande ſucht und will. Eine ſolche hätte Deutſchland nicht zu fürchten, käme es darauf an, dem deutſchen Gewerbfleiße zum Aufathmen erſt Spielraum zu ſchaffen, bevor das dem Princip nach von faſt allen Seiten als richtig eingeſtandne Freihandelsſyſtem allgemein europäiſch feſtgeſtellt würde. Der genannte Abgeordnete machte als Freihandelsmann in ſeinem Vortrage beſonders geltend, daß eine richtig geleitete Induſtrie eines künſtlichen Schutzes nie bedürfe. Er erinnerte daran, daß die ſchleſiſche Linnenfabrikation nicht durch Mangel an Schutzzöllen, ſondern dadurch heruntergekommen ſei daß man das Erzeugniß ſelbſt vernachläſſigte, unreell verfuhr, Baumwolle in die Linnen miſchte, überhaupt den Anforderungen der Zeit nicht zur rechten Zeit nachzukommen verſtand. (Den zweiten Grund geſtand der Gegner in der Kammer, der Schutzzöllner Evans, zwar als Thatſache, aber nur als Nothbehelf und Act der Verzweiflung zu.) Der Abgeordnete Leipzigs brachte bei ſeiner Warnung vor dem Prohibitivſyſtem zur Kenntniß, daß die Schweiz bereits mit dem 15. October auf preußiſche und ſächſiſche Tuche einen Zoll von 50 Procent zu legen bezweckt habe; das ſei der Anfang einer Retorſion, die man provocirt habe. Er machte darauf aufmerkſam wie hohe Zölle den Todfeind alles ehrlichen Verkehrs, den Schmuggel, ins Leben rufen. Wenn ſich Deutſchland mit einem Schutzzollſyſtem abſchließe und nur die Hanſeſtädte als Freiſtätten belaſſe, ſo bleibe dem Handel nichts übrig als dorthin auszuwandern. Leipzig berührte der Geſetzentwurf wegen plötzlicher Zollzulage franzöſiſcher Waaren ganz bedrohlich; die laufende Meſſe ſchien damit untergraben, zumal das Staatsminiſterium die Geheimhaltung der Maßregel für gut befunden, Hr. Georgi den Leipziger Handelſtand nicht um ſein Gutachten befragt, während Preußen, dem man ſonſt einen Ueberfluß an Oeffentlichkeit in miniſteriellen Maßnahmen nicht vorwerfen kann, über vorliegenden Fall alle ſeine Handelskammern zu Rathe gezogen. Die Einwendungen hatten zur Folge daß die Zollerhöhung bis zum 1. October ausgeſetzt blieb, zum theilweiſen Nutzen des dermaligen Meßverkehrs.

Friedrich Hecker's Abſchiedswort an Deutſchland iſt ein Document in der Zeitgeſchichte. Es beſtätigt nur unſere Ueberzeugung von ſeiner grundehrlichen Natur, zugleich freilich von ſeiner eben ſo erhitzten wie bornirten Selbſttäuſchung, ſich und ſeine Ueberzeugung mit der Sache der Nation zu verwechſeln. Hecker hat die deutſche Entwickelung für jetzt aufgegeben, weil er ſie auch in ihrer Fortſetzung und Vollendung nur durch Revolution für möglich hält; die Revolution iſt aber nach ſeiner Meinung verdorben, weil ſie nicht vollſtändig, nicht permanent wurde. Sagen wir lieber: die Quelle der Bewegung wurde getrübt, das ſogenannte Vorparlament traute ſich nicht die Permanenz zu, weil Hecker und Conſorten, die ihre badiſche Localſache in den Vorgrund ſchoben, die Verſammelten mit dem wüſten und unklaren

Begriff einer Republik ſchreckten. „Jede Revolution, ſagt Hecker, welche vom Gebiet der That hinübergleitet auf den Boden der Discuſſion, zehrt ſich auf und wird von derjenigen Macht, welche durch die Revolution geſtürzt werden ſollte, - mit den Mitteln der Intrigue, der Beſtechung, des Zögerns und Hinhaltens, mit einem Wort: durch das Spiel politiſcher Betrügerei ausgebeutet und zu Grunde gerichtet.“ — Das iſt offen geſprochen, und leider ſehr wahr. — „Ihr klagt über Reaction! ſagt Hecker. Was iſt Reaction? Reaction iſt nichts anderes als die Entfaltung der Thätigkeit der friedlichen politiſchen Partei.“ — Mit dieſer Erklärung im Munde Hecker's wird das verpönte Wort „Reaction“ faſt geſühnt; friedlichen Ausgleich in Feſtſtellung heiliger Rechte will das Volk, mithin will es eine in dieſer Weiſe geſühnte und gerechtfertigte Reaction. Wer auf die Fauſt rechnete, wird an der Fauſt und am Fauſtrecht verzweifeln müſſen, wie Hecker. Er ſah ſich mit heißem Ingrimm, mit berſtendem Groll, wie er ſelbſt ſagt, im Stiche gelaſſen. Er hatte ein Volk in Waffen zu finden gedacht, — Struve und Conſorten hatten ihm das vorgeſpiegelt, — und er fand einen Haufen Meuterer und Freibeuter. Das Volk will aber nicht im Fauſtkampf ſein heilig Menſchenrecht erkämpfen. „Iſt eine Reaction, ſagt Hecker, möglich, wenn das Volk wachſam und thätig iſt? Nimmermehr! Wer über Reaction klagt, der klagt nur über ſeine eigene Feigheit und Unthätigkeit, ſtellt ſich ſelbſt ein Armuthszeugniß aus.“ — Lear ſagt: Ein bitterer Narr!

Berlin iſt für würdig befunden worden zum Sitz des neuen Vorparlaments. Es bereitet ſich ſchon vor zum Congreß der linkiſchſten Linken aus allen Ecken und Enden der deutſchen Welt. Der Abſtracteſte aller Abſtracten, der kahle Philoſoph mit der beſondern Weltanſchauung, iſt von dem Rollenfach „gelehrter Hanswürſte“ in Frankfurt zurückgetreten und widmet ſich lediglich dem abſtracten neuen Vorparlament. Das Frankfurter Vorparlament war ein Kind der Revolution. Das Kind iſt aber durch die Erziehung falſch aufgepeppelt, ſagt der Philoſoph. Frankfurt iſt ein hinter der Bewegung der Zeit zurückgebliebenes Dorf geworden. Auf dem Dorfe iſt das Kind der Freiheit vernachläſſigt; das Kind muß noch einmal mit ſtädtiſchen Hülfsmitteln, mit Hülfe der Arbeiter und Proletarier, erzeugt werden, aber ganz rein in Gedanken, ganz in abſtracter Luft und in „uneingeſchränkter Vernunft“. Der philoſophiſche Quackſalber aus dem Fauſt wird den „Menſchen an ſich“, das Vorparlament, mit Retorten präpariren. — Es iſt bereits Ausſicht vorhanden, daß dieſer Congreß aller Linken mannichfaltig wird. Berlin an ſich iſt reich an Hamlets, die mit Ruge den Kopf durch die Beine ſtecken, um den Herrgott von unten auf und gründlich zu verachten, reich an Denkern, die ſich auf den Kopf ſtellen und dann meinen, die ganze Welt ſtehe auf dem Kopfe. Ruge hat jedoch ſchon erklärt, er werde im Berliner Vorparlament auf der äußerſten Rechten erſcheinen, blos aus Rückſichten des europäiſchen Gleichgewichts, damit die Balance noch möglich ſei. Wenn nun ſogar ſchon verlauten will, das Vorparlament wolle aus dem demokratiſchen Frauenklubb in Berlin keine Abgeſandte zulaſſen, ſo thut es uns leid, dieſen Congreß aller Linken im voraus der inhumanſten Intriguen, ja der ſchwärzeſten Reactionsverſuche anklagen zu müſſen. Falls, wie wir nicht bezweifeln, in emancipirten Damen das lange geſuchte „freie Weib“ gefunden iſt, ſo wäre es eine Rückwärtswühlerei ſondergleichen, das freie Weib vom freien Manne zu ſcheiden. Es iſt jedoch noch Hoffnung vorhanden, daß Frau Aſton, Frln. v. Haak und Frln. Lenz Sitz und Stimme im Vorparlament erhalten. Sie werden im Congreß aller Linken auf der äußerſten und linkiſchſten Linken ihren Platz nehmen. Hr. Held, ein Held von Gottes Gnaden, da er nicht für ſeinen Namen kann, — erklärte ſich Frln. v. Haak gegenüber für's Centrum. Von Leipzig aus wird ein Dr. Mertens als Abgeſandter auftreten. Vom Deutſchen Vereine daſelbſt einſtimmig ausgeſchloſſen, trat derſelbe zum Bertling'ſchen Vaterlandsverein über, erklärte demſelben jedoch alsbald, ſein Standpunkt ſei noch nicht der rechte, d. h. noch nicht links genug; nur das Jäkel'ſche Vaterland könne die Heimath ſeiner Gedanken ſein. Bei alledem wird Dr. Mertens im Berliner Vorparlament ſich für's Centrum erklären, um Halt in die Sache zu bringen. — Wir werden nun gut thun, uns bei Zeiten an die verſchiedenen Kategorien, die dort auftauchen werden, zu gewöhnen, und wär' es auch blos, um die feineren Fractionen der Partei zu begreifen. Wir werden im Parlament aller

Linken zunächſt Männer haben, die von Hauſe aus links ſind; ſie ſind, ohne daß ſie's wiſſen, von Gottes Gnaden links. Dieſe werden auf der Rechten erſcheinen. Einige aber ſind links aus Princip; dieſe werden das rechte Centrum bilden. Andere aber müſſen ein linkes Centrum machen. Dies werden Die ſein, die noch linkſer ſind als links, denn ſie ſind immer links, ſie mögen vorwärtſeln oder rückwärtſeln. Etwas Kamäleonsſchillerei wird dabei unterfließen, aber nur zur Erhöhung des Farbenſpiels beitragen. Nur entſchiedene und abſolute Linke, nur ſolche, die noch linkſer ſind als die Linkſeren, mit Einem Worte die Superlative aller Linkſe und Sphinxe werden die wahre Linke im Parlament aller Linken machen. Und auf dieſer äußerſten Seite der Linkiſchen werden wir vorzugsweiſe eine Gallerie weiblicher Porträts zu ſchildern haben.

Der Bannus von Kroatien, Joſeph Freiherr Jellachich, wird nicht blos als der Abgott der Soldaten und aller gegen die Ungarn erbitterten Südſlawen geſchildert; ihm wird eine große Zukunft zugeſprochen. Seine Reden hatten den Hof zu Innsbruck dergeſtalt begeiſtert, daß das von den Ungarn betriebene Manifeſt des Kaiſers, das ihn als Hochverräther aller ſeiner Würden entkleidete, ſchnell zurückgenommen wurde. „Mein lieber Bannus“, ſchrieb Erzherzog Johann an Jellachich; die Erzherzogin floß brieflich in Schmeicheleien über. Als er im Juli in Wien auftrat, riß er die ganze Stadt zur Begeiſterung hin. Ein einiges, ſtarkes Oeſterreich, ein großes, einiges Deutſchland! tönte durch ſeine Balconrede, die das Volk mit Jubel aufnahm. Und nun? — Die große Zukunſt, die ihm ein enthuſiaſtiſcher Biograph zuſpricht, hat er ſich als Pandurenführer mit ſeinen Räuberhorden noch nicht eröffnet. Er hat weder die Ungarn beſiegt, noch in Wien triumphirt.

In den älteren Zeiten des ungariſchen Reiches gab es in deſſen Süden und Weſten mehrere Banate (d. h. Grenzprovinzen, Marken), von welchen ſich jedoch nur das Banat des vereinigten Königreichs von Kroatien, Slawonien und Dalmatien erhalten hat. Der Ban (deutſch: Herr) iſt der dritte der ungariſchen Reichsbarone, hat in ſeinen Landen die Stellung des Palatin und präſidirt die Banattafel zu Agram, wie Jener die königliche zu Peſth. Die ungariſche Geſchichte iſt reich an berühmten Namen, welche dieſe Würde zierten; vor Allen glänzen die beiden Niklas Zrinyi, der Leonidas von Szigeth und deſſen Urenkel.

Windiſchgrätz bombardirt Wien, um Ordnung zu ſchaffen. Schlimm genug, daß nichts anderes übrig bleibt, der Soldat auch hier den Säbel als Scepter nehmen muß; wer ſich nicht ſelbſt regieren kann, muß regiert werden. Die Wiener werden ſich unterwerfen und — witzig ſein. Sonſt war ihr Wort: Na, dös is indiſchkret! Jetzt können ſie beim Einzug des Generaliſſimus ſagen: Na, dös is windiſchkrät! — Die Oſtdeutſche Poſt ſchilt jetzt auch auf die Ungarn. Vielleicht weil ſie ſich fürchtete: gelatourt zu werden? (Lieblingsausdruck der Wiener.) — Wir ſtehen der Sache zu fern, um das Einzelne richtig zu erkennen, ſowie wer zu nahe ſteht, den Ueberblick verliert. An Eines aber möchten wir erinnern, um das Ausbleiben der Ungarn zu erklären. Wir halten ſie für egoiſtiſch; ein Thor, wer ſeine Freiheit auf ſie baut! Allein wir glauben, daß das ungariſche Miniſterium ehrlich Willens geweſen, das Heer gegen Jellachich und den Wienern zu Hülfe zu ſchicken. Es gehörte aber zur alten öſterreichiſchen Politik, ungariſchen Regimentern deutſche Officiere, italieniſchen böhmiſche u. ſ. f. zu geben. Dieſe Ueberliſtung und Gängelung der Volkskraft, dies Inſchachhalten der verſchiedenen Nationalitäten unter einander bewies ſich jetzt probat. Die Regimenter, über die das ungariſche Miniſterium verfügen wollte, waren vielleicht Ungarn, aber mit deutſchen Officieren. Dieſe erklärten, gegen Jellachich, aber nicht gegen Auersperg zu ziehen, oder waren heimlich einverſtanden, gegen Kameraden nicht zu fechten. Das ungariſche Miniſterium hatte alſo vielleicht eine völlig desorganiſirte Armee, und mit den wilden Schaaren des Landſturms durfte man nicht wagen nach Wien vorzurücken. Man hätte damit der Stadt eine Hülfe gebracht, die nicht beſſer war als Jellachich's Rothmäntel, Hannaken und Panduren.

Wir finden in der ausführlichen Schrift: „Heinrich v. Gagern, ein öffentlicher Charakter“ (Stuttgart, Cotta) die früheren Momente ſeines Lebens mit den wichtigſten Reden ſeiner parlamentariſchen Thätigkeit in Darmſtadt zuſammengeſtellt. Seine Stellung in der Paulskirche iſt im Buche nur angedeutet, und die wichtigſte ſeiner Reden, diejenige welche aus der Revolution Deutſchlands eine Sache der Reform machen wollte, fehlt. Es iſt dies Gagerns Rede im Vorparlament, wo es zur Feſtſtellung und Bethätigung der Volksſouveränität galt, freiwillig einen Bund zwiſchen Fürſten und Völkern neu zu ſtiften, den alten Bundestag zu begraben, um ſofort den neuen Bund zu gründen. Der Bund iſt todt, es lebe der Bund! Damit wollte er der negirenden Macht des Umſturzes ihr Recht geben, aber auch ihr Ziel ſtecken. Es galt ihm beim Niederreiſſen zugleich aufzubauen. Er baute jedoch ſchon, bevor er hinreichend niedergeriſſen. Das thut kein guter Werkmeiſter. Der Grundſtein der neuen Freiheit ward auf unſicheren Schuttboden gelegt. Neu waren uns in der Schrift nur zwei kleine Züge. Wir wußten daß Gagern, fünfzehn Jahre alt, in der Schlacht von Waterloo mitkämpfte und verwundet wurde. Die Schrift citirt zugleich eine Stelle aus dem Buche ſeines Vaters: „Mein Antheil an der Politik", wonach der Jüngling Gagern die Compagnie ſeines heſſiſchen Regimentes, nachdem deren Officiere ſämmtlich gefallen waren, ins Feuer führte. — Wir erfahren ferner daß der vor einigen Jahren in Darmſtadt verſtorbene Dichter Kekule, Advocat daſelbſt, ein Buſenfreund Heinrich Gagern's war. Kekule's ſinnige Gedichte erſchienen unlängſt geſammelt. Auch in der eignen Familie

Gagerns fehlten die Kränze nicht, mit denen die Muſen die Stirn der Sterblichen ſchmücken. Sein Bruder Friedrich, derſelbe der in Madagascar dem Tode entging, um ihn im Vaterlande von Meuchelmörders Hand zu finden, der General Gagern, war Dichter. Seine an Heinrich gerichteten Verſe ſind dem Buche als Vorwort beigefügt. Als Motto aber auf dem Titelblatte ſteht Goethe's Spruch:

Er ſteht männlich an dem Steuer.
Mit dem Schiffe ſpielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit ſeinem Herzen.
(Wohl aber mit ſeiner Phantaſie!)

Leipzig, im Nov.

Aus einem neuen Vorparlament aller Linken hat in Berlin nichts Rechtes werden wollen. Auch als Congreß der deutſchen Demokratie iſt die Verſammlung ziemlich dürftig ausgefallen. Das Frankfurter Nationalparlament und den dortigen Aufbau deutſcher Einheit in Verruf zu erklären, blieb eben ſo wohl ein „frommer Wunſch", als die Bemühung, die zerſprengten Bruchſtücke der Oppoſition zu einem Gegenparlament in Berlin zu ſammeln. Die Demokratie iſt ſogar naiv genug ihre Blamage offen darzulegen. Der Bürger Kriege ſagte, die demokratiſche Republik habe ſich auf ein „ideales Proletariat" ſtützen wollen, allein weil ſie nur ungebildete Maſſen vorgefunden, vorläufig das Bürgerthum heranziehen müſſen. Auch an fremde Völker habe man ſich gewendet, beſonders nach America um Geld geſchrieben, allein bis Dato keines bekommen! Bürger Hexamer rügte dieſe Offenheit des Geſtändniſſes, allein ſein Bericht über den Stand der Caſſe war eben ſo naiv; daraus ergaben ſich 4 Thlr. 4¾ Sgr. als Ergebniß der Demokratenkräfte in Deutſchland. Mehrere Redner traten für die rothe Republik auf. Das ſei leeres Gerede, ſagte Ruge, ob für rothe, ob für blaue Republik, das ſei gleichviel, es handle ſich um Thaten. Und die That, zu der Ruge aufforderte, war eben auch nichts als eine — Phraſe und ein „guter“ Wille. Alle ſchworen Wien retten zu wollen. Ueber das Wie ſpaltete ſich der Congreß. Die Berliner, Sachſen, Mecklenburger u. A. erklärten ſich für die „honette Republik“, für die Republik welche nicht mit dem Kopf durch die Wand rennen wolle. Sie machten gleichſam die Rechte im Congreß aller Linken. Diejenigen die am weiteſten links unter den Linkiſchen, wollten mit den 4 Thlr 4¾ Sgr. und allen ihren moraliſchen und phyſiſchen Kräften Wien retten. Männer des Centrums, wie Held, erklärten den Arbeitern, das Berliner Volk habe lediglich zu Hauſe auf die „reine Anarchie“ ihre Hoffnung zu ſetzen. Den Beweis für die Reinheit dieſer reinen Anarchie blieb er ſchuldig. Der Bürger Sennin aus Dresden ging im Schwung ſeiner extremen Freiheitsbegriffe ſo weit, in der Verſammlung den Hut auf dem Kopfe zu behalten. Er ſagte heroiſch genug: nur vor Gott und vor dem Geſetze(?) nehme er den Hut ab, und höchſtens um den ariſtokratiſchen Staub herauszuklopfen. Bürger Braklow, Führer eines Freicorps von Schleswig-Holſtein, ſagte in der Volksverſammlung unter den Zelten, die Soldaten dürften nicht länger dazu gebraucht werden, gekrönten Puppen zu Liebe die Völker in den Staub zu treten. Dieſe Volksverſammlung leitete Bayrhoffer aus Marburg. Die Nacht darauf ſollte Braklow's Verhaftung erfolgen; er war jedoch entflohen. Die Bürger Sennin und Silberſtein, ſagt man, ſind eingeſteckt. Dies das Ende vom Liede.

Am 26. October, in der 103. Sitzung der Nationalverſammlung, hat der große Schweiger in der Paulskirche, hat **Ludwig Uhland** ſein Wort erhoben. Es mußte hohe Noth ſein, daß die geſchloſſenen Lippen des Mannes aus dem Schwabenwinkel ſich öffneten. Sein gepreßtes Poetenherz hat ſich längſt eingeſargt, wie es ſcheint.

> Wenn Verrath, was Gott verhüte!
> Einen edlen Sänger trifft:
> Stirbt ihm aller Dichtung Blüthe —

So ſang er ſelbſt, ohne zu wiſſen, daß er ſich ſelbſt beſang. Goethe probezeite von ihm: Der Politiker von ihm wird den Poeten freſſen! Aber auch der Politiker iſt einſylbig geworden, auch ihm iſt nun zum dritten Mal der Glaube an einen neuen Völkerfrühling für das Land Germaniens verdorrt. Jetzt trat er auf die Rednerbühne und rief ſein Veto über den unſeligen Beſchluß der Partei Gagern und Derer, die mit ihr den Compromiß zu einem Kleindeutſchland wollen. Bisher, ſprach Uhland, war es die Fremdherrſchaft, die Deutſchland zerſtückelte, und nun für uns der

Tag der Ehre und der Freiheit angebrochen, ſollen wir Hand an uns ſelber legen, die Verſtümmelung Deutſchlands verſchulden? — Sein Wort klang wie die Stimme des Einſiedlers in der Wüſte. Die herrſchende Gegenpartei ließ die Frage offen, wie weit Deutſchland in Poſen reiche, und deutſche Demokraten verleugneten verrätheriſch das gute Recht des deutſchen Pflugſchars und des deutſchen Fleißes, der Jahrhundertlang in Polen germaniſirte und jetzt dem frechen Anſinnen gegenüberſteht, ein Polen zu erlangen, das das ganze Weichſelgebiet und die Oder fordert. Jetzt will die Partei Oeſterreich ſprengen, zu Deutſchland ſchlagen, was ihr an Oeſterreich deutſch ſcheint, obſchon auch Böhmen von den Tſchechen beanſprucht wird. Fallen die deutſchen Erbländer an Deutſchland, dann fällt Oeſterreich in die Hände der Slaven! Dann freilich iſt ein kleines Deutſchland fertig. Dann reicht Germanien nur ſo weit als die Fremden wollen, dann ſind wir am Arndt'ſchen Liede zu Lügnern geworden, dann giebt es für Deutſchland keine Aufgaben mehr für den Oſten, dann ſteht Finis Germaniae feſt! — Uhland hat ſeine Warnerſtimme erhoben. Er ſprach auch als Poet, als Bruder, als Menſch. In jedem Wort aus dem Munde eines Oeſterreichers, ſagte er, höre er einen Gießbach aus den tyroler Bergen, oder die Adria rauſchen, die uns noch gehört. — Der Beifall, der in der Paulskirche ſeinen Worten folgte, erſcholl ſo hohl wie das Schollern der Erdhaufen, die man in die Gruft wirft.

Im vorigen Jahre tauchte über Baierns Stellung zu Deutſchland eine Denkſchrift auf, welche jetzt von neuem zu München in Druck erſchien. Oeſterreich und Preußen, letzteres mit ſeinen Enclaven in den Oſtprovinzen, ſollen danach europäiſche Großmächte bleiben. Preußen ſoll aber den „unnatürlichen“ Beſitz ſeines Rheinlandes aufgeben, und dies mit dem ganzen Weſten Deutſchlands unter Baierns Protectorat und Hegemonie ein geſammtes, und zwar das eigentliche Deutſchland abgeben. — So wird von allen Seiten daran gezettelt und gezerrt, um den Gedanken der Einheit Deutſchlands zu entkräften. Wann wird die Gewalt der Thatſachen alle dieſe Theorien überflügeln?

Die deutſchen Biſchöfe ſind jetzt in Würzburg beiſammen. Sie berathen eine Anſprache an die Nation und eine Erklärung ihrer Unterwerfung unter Rom. Denken ſie nicht daran, eine germaniſch katholiſche Kirche hinzuſtellen, wie Frankreich ſeine gallicaniſche Kirche von Rom frei machte? Wird man nicht in Würzburg über Aufhebung katholiſcher Mißbräuche berathen? Nicht den Cölibatzwang abſchaffen als mit Forderungen Gottes und der Natur unvereinbar? — In Wien hat Füſter, der bekannte Demokratenführer und Kaplan, vor etwa vierzehn Tagen von der Kanzel herab über das Cölibat gepredigt. Allein es miſcht ſich in Wien leider immer etwas vom Kasperle mit ein; Kasperle im Frack, Kasperle in der Kutte, Kasperle als Bürgerwehrcommandant. Füſter eiferte gegen die Verblendung ſeiner Amtsbrüder, die ſich noch immer für die Eheloſigkeit der Geiſtlichen erklärten. Er begriffe ſeine Collegen nicht! ſagte Füſter auf der Kanzel zu den verſammelten Andächtigen. Er ſeinerſeits ſchlöſſe jetzt mit hoher ſtolzer Vaterfreude einen wohlgerathenen, hoffnungsvollen, ſechszehnjährigen Sohn in ſeine Arme! (Man ſchrieb mir das privatim aus Wien.)

Leipzig, im Nov.

In der Politik treten wir Deutſche noch die Kinderſchuhe, auch jetzt noch wo der Boden der Freiheit mit Blut gedüngt wird. In unſerem Liberalismus ſteckt von Alters her viel Phraſe, in unſerem Patriotismus viel Maulheldenthum. In einer guten Bürgerſtadt, die wir nicht nennen, weil ſie uns ſonſt lieb und werth iſt, ſteht das liberale Maulheldenthum in Blüthe. Auf dem Muſeum — einer allgemeinen Leſeanſtalt, die aber durch Begünſtigung der Lügenzeitungen zu einem radicalen Klubb heruntergedrückt wird, — ſtand mit großen Buchſtaben angeſchlagen: Noch iſt Wien, noch iſt die deutſche Freiheit nicht verloren! Der Redacteur einer großen Zeitung ſteht mit geſpreizten Beinen auf der Straße und declamirt: Eine Nation, die da nicht mit allen Fäuſten dreinſchlägt, iſt der Knechtſchaft würdig. Ein gewitzigter Jude ſchlägt einem Vereine eine höhniſche Dankadreſſe an das Reichsminiſterium vor, für die Hülfe die es Wien mit Reichstruppen geleiſtet. Ein anderer meint, es ſei überhaupt nichts mit der deutſchen Einheit, die Freiheit müſſe Jeder auf ſeinem Miſte bauen. An allen Ecken der

Stadt ſteht die Adreſſe an das Reichsminiſterium. Sie will gründlicher ſein; ſie iſt von einem Profeſſor entworfen, der ſo lange radical ſein will als man ihn zurückſetzt und übergeht. Als die Stimme des beſten und geſündeſten Theils der deutſchen Nation, ſo beginnt die Adreſſe, könne ein Hohes Reichsminiſterium es anſehen, wenn der unterzeichnete Verein ihm verſichert, es habe ſich ſehr unmännlich und ſchwach in ſeinen Maßregeln erwieſen. Aber das deutſche Volk ſei mündig geworden und durchſchaue die Truggebilde der Lüge mit Leichtigkeit. (Wird eben nicht mit dieſer Adreſſe bewieſen.) „Als Wiens Heldenmuth allen Deutſchen ein großes Beiſpiel gegeben, als feindliche Schaaren in großer Zahl herangezogen wurden, um Wien für ſeinen freien und deutſchen Sinn zu züchtigen, da — ſagt der Profeſſor — erwarteten wir daß ſelbſt in Denen, welche kühne Entſchloſſenheit noch niemals, deutſchen Geiſt aber ſelten bewährten, große Entſchlüſſe, Entſchlüſſe, wie die inhaltſchwere Zeit ſie begehrte, zu ſchneller Reife gedeihen würden. Dem Reichsminiſterium wird durch die Erhebung Wiens eine große Aufgabe geſtellt, die Aufgabe, die Freiheit und das Deutſchthum unter ſeinen Schutz zu nehmen. (Ein zurückgeſetzter Profeſſor hält die Freiheit noch immer für ſo ſchwach, daß ſie der miniſteriellen Unterſtützung bedürftig iſt.) Wäre das Reichsminiſterium aufgetreten und hätte es aller Welt verkündet, daß es keine Reaction, keine Ariſtokratie dulden (der hiſtoriſche Profeſſor vergißt, daß die Frankfurter Nationalverſammlung den Adel nicht abgeſchafft hat), daß es nicht zugeben werde daß das deutſche

Oeſterreich von Slaven bedrängt und bekämpft werde, ſo würde ein einmüthiger Jubel ſich durch alle Gauen Deutſchlands erhoben haben. (Der Profeſſor verlangt alſo vom Reichsminiſterium Phraſen in ſeinem Style.) Das Reichsminiſterium hätte kaum nöthig gehabt zu ſorgen, woher die Mittel zu einem ſolchen Kampfe kommen ſollten. Hunderttauſend Schwerter würden ſich freiwillig zum Dienſte der Centralgewalt geſtellt haben. (Da lob' ich mir faſt Hrn. Held's guten Rath an die Arbeiter in Berlin, ſie ſollten ſich mit nichts befaſſen als mit der reinen Anarchie zu Hauſe.) Ein deutſches Heer, ſagt der Profeſſor, mußte ſofort an die Ufer der Donau und nach Wien geſendet werden. (Der Profeſſor meint wahrſcheinlich Preußen, dieſelben Preußen, von denen Vogt, Blum und Zitz im Parlamente ſagten, ſie hätten die deutſche Ehre in Holſtein und Mainz geſchändet.) — Mit der Offenheit und Geradheit, welche deutſchen Männern geziemt, müſſen wir dem hohen Reichsminiſterium ſagen, daß wir ihm ſtets nur ein ſehr geringes Vertrauen gewidmet haben. (Blum vertraut ihm ſogar nicht Einen Groſchen an.) Daß aber die Sache Deutſchlands von ihm ſo vollſtändig preisgegeben werden würde, als es in dem vorliegenden hochwichtigen Falle geſchehen, hätten wir doch weder geglaubt, noch für möglich gehalten!" (Der Profeſſor meint die Pöbelherrſchaft in Wien, die freilich jetzt einer Kroatenherrſchaft weichen mußte.)

Die Manöver der deutſchen Linken.

Die deutſche Linke hat in ihren Bewegungen etwas Schlangenhaftes. Erſt ſchreit ſie nach der Einheit Deutſchlands und ſpottet der 34 kleinen Vaterländer. Kaum faßt die Centralgewalt Fuß, ſo erklärt ſie der Einheit den Krieg, um die Sonderintereſſen zu unterſtützen. — Betrachten wir genauer dieſe Schlangenwindungen und Schlangenhäutungen.

Als ein patriotiſcher Nothſchrei das Frankfurter Vorparlament zuſammentrieb, da theilten wir die Sympathien der Linken. Sie wollte deutſche Einheit auf den Grundſäulen eines allgemeinen deutſchen Bürgerthums. Der deutſche Bürger ſollte ſich ſelbſt regieren, die Bevormundung mußte aufhören: wir ſtimmten für directe Wahlen, denn die indirecte Wahl iſt ein Argwohn gegen die gute Geſinnung und geſunde Vernunft des Bürgers. Der alte Bundestag ward begraben, ein neuer Bund zwiſchen Fürſten und Völkern trat in's Leben. Wir hatten für die Permanenz des Vorparlaments geſtimmt, aber nicht für die badiſche Fraction, welche austrat und mit Bürgerkrieg drohte. Der Bürgerkrieg brach einſeitig aus, in Ausſicht vorläufig auf eine badiſche Republik. Die Gewalt der Waffen ward zum erſten Mal nöthig um Deutſchlands Einheit zu retten. Aber der Kitzel zur Republik griff weiter, und der Bürgerkrieg wäre allgemein geworden, hätte die Linke der Frankfurter Nationalverſammlung ihren Plan durchgeſetzt, den Bürger Itzſtein zum Präſidenten, zum Obmann des Reichs zu machen. Wir pflichteten der Mehrheit bei, die auf Gagerns Betrieb einen Fürſten zum Reichsverweſer wählte. Alter Erinnerungen eingedenk, und in der freilich vielfach getäuſchten Hoffnung, Oeſterreich werde deutſch ſein können, fiel die Wahl auf Johann von Habsburg; die Antipathie gegen Hohenzollernſche Perſönlichkeiten wollte ihr Recht. — Bis dahin iſt die Oppoſition der Linken, konnten wir ihr auch nicht mehr ganz beiſtimmen, doch eine organiſche, eine geſetzmäßige und geſetzwollende geweſen. Die fehlgeſchlagene Hoffnung, mit einem oppoſitionellen Parteihäuptling zur Herrſchaft zu kommen, hat die Linke erbittert, und in dieſer Erbitterung ging ſie bis an die Grenze verrätheriſcher Ehrloſigkeit. Sie hörte auf patriotiſch zu fühlen. Sie wollte jetzt um jeden Preis populär ſein. Nicht Deutſchlands Neubau war jetzt noch ihr Ziel die Freiheit aller Völker, ſelbſt auf Koſten des eignen Vaterlandes, ward ihr kosmopolitiſches Feldgeſchrei. Die Linke wollte 700,000 Deutſche in Poſen, gleichviel ob dem polniſchen Bojarenthum oder dem ruſſiſchen Zarenthum, preisgegeben wiſſen. Sie forderte für einen Landesverräther Sitz und Stimme im Parlament, für Hecker, der die Fackel des Bürgerkriegs in die Hütten geſchleudert. Sie forderte, ſtatt von Anfang an ein Parlamentsheer aufzuſtellen, die Beſchränkung der ſtehenden Heere in einem Augenblicke, wo Frankreich, Dänemark, Italien und Rußland drohend an unſere Pforten klopften. Mit Radowitz' ſachlicher Darlegung der Nothwendigkeit unſerer Grenzen zur Exiſtenz gewann in

Frankfurt ſogar die Rechte den Glauben des Patriotismus für ſich. Die Maximen der Linken durften ſeitdem, ungeſcheut und gelind geſagt, als unbewußte Verräthereien bezeichnet werden. Sie fühlte das; ſie fühlte zugleich daß ſie eines neuen patriotiſchen Credits bedurfte, wollte ſie in ihrer Schmach nicht klanglos untergehen. Der Waffenſtillſtand mit Dänemark gab ihr dieſen neuen Aufſchwung. Selbſt Dahlmann, ein Danebrog und ein Mann der hiſtoriſchen Fürſtenrechte, trat gegen die Willkür der preußiſchen Diplomatie zur Wahrung deutſcher Ehre in die Schranken. Dahlmann wies jedes Lob einer ſchmähſüchtigen Reichstagszeitung mit Verachtung von ſich, aber es war doch im Feuer des Dranges eine Möglichkeit erzielt, wo Linke und Centrum Eins ſein konnten. Die Gewalt der Umſtände war jedoch ſtärker als der gute patriotiſche Wille. Die Centralgewalt hatte Preußen in Sachen Schleswig-Holſteins ein Vorrecht eingeräumt; die Nationalverſammlung willigte ein, und nachträglich erkennt es Holſtein ſelbſt für ein Heil, den Waffenſtillſtand feſtgehalten zu haben. Oeſterreich war in Italien beſchäftigt; man mußte Preußen willfahren; die deutſche Centralmacht fühlte ſich noch nicht ſtark genug; der deutſche Patriotismus hatte ſich mit ſeinen frommen Wünſchen übernommen. Stand Deutſchland in Flammen gegen Dänemark, gegen Rußland, gegen Italien und Frankreich, ſo war nicht abzuſehen wie wir unſere Exiſtenz nach außen retten konnten, während wir zunächſt unſern innern Bau zu vollführen hatten. Iſt es der Linken Ernſt mit der Organiſation deutſcher Einheit und Freiheit, ſo trifft ſie der Vorwurf gänzlicher Unfähigkeit, aus der Revolution eine Reform, aus der Negation eine poſitive Geſtaltung zu gewinnen. Will ſie um jeden Preis, auch auf Koſten der Ehre, die Freiheit feſtſtellen, ſo trifft ſie der Argwohn, die Anarchie ſcheine ihr der beſte und der geradeſte Weg zu dem was ſie Freiheit nennt. Die Linke hat ſeit dem Waffenſtillſtand mit Dänemark den Haß gegen Preußen in Süddeutſchland in jeder Weiſe ausgebeutet, noch immer jedoch unter dem Deckmantel der nationalen Einheit. Das Frankfurter Attentat war ein Verſuch zur Anarchie unter dieſem Deckmantel patriotiſcher Ehrverletzung. Dieſen mörderiſchen Verſuch hat die Linke beſchönigt, die Nothwendigkeit kriegeriſcher Mittel zur Unterdrückung des wüſten Fanatismus hat ſie als Verrätherei am Volke bezeichnet. Hinter dem Aufruhr in Baden und Thüringen ſteckte entweder planloſes anarchiſches Gelüſt, oder planmäßig die Republik. In jedem Falle gab die Entwickelung kriegeriſcher Kräfte der Centralgewalt jetzt Hand und Fuß, ſie gab der deutſchen Einheit ſelbſt bei Denen Glauben und Zuverſicht, die bisher dieſe Einheit für den Traum der Phantaſten oder für die Grille der Doctrinäre gehalten. Preußen, das dem Reichsverweſer nicht unbedingt und allgemein huldigen ließ, ſtellte jetzt ſein geſammtes Heer als Reichstruppen zur Verfügung. Damit ſchien für den Augenblick der fromme Wunſch der deutſchen Einheit zur hiſtoriſchen Thatſache geworden. Das war der Linken zu arg! So mächtig hatte ſie die Einheit nicht gewollt! Sie hatte ſie nur angeſtrebt, ſo lange ſie noch verſagt blieb und durch Verſagung Stoff gab zur Schürung des Unwillens. Ganz kurz zuvor erſt hatte ſie die Reichsminiſter verhöhnt wegen der verſagten Huldigung. Der Widerſtand der Souveräne hat ſich gelegt, die kleinen Herrſcher machen ſogar Miene abzudanken, ſei's zum Beſten des großen Ganzen, ſei's weil ſie im eignen Hauſe das gefräßige Gezänk nicht mehr bewältigen. Die Centralgewalt wird Herr der Intriguen, iſt endlich im Stande die Grundrechte deutſcher Nation, die Grundrechte der äußern nationalen und der innern bürgerlichen Freiheit mit Nachdruck feſtzuſtellen und ins Leben zu führen. Der Gedanke der deutſchen Einheit beginnt endlich Thatſache zu werden; Anfangs Sache der Linken, wird er jetzt Sache beider Centren; noch ein Zuſammenfaſſen gemeinſamer Kraft und Deutſchland ſteht da einig, mächtig, frei. Da ſpringt die Linke plötzlich ab. Die deutſche Einheit wird ihr zu mächtig! Will ſie keinen Organismus der zugleich mit der Freiheit die Ehre und die Ordnung verbürgt? Sie proteſtirt gegen die um ſich greifende Macht der Eintracht und Einheit; ſie drängt den Liberalismus wieder auf die Seite der Sonderintereſſen, ſie, die Feindin aller Sonderbündlerei, iſt plötzlich im Stande die „kleinen Tyrannen“ gegen das nationale Ganze zu hetzen, iſt naiv genug von der Tribüne zu erklären, jetzt wolle ſie lieber die particularen Staaten unterſtützen, läuft mit Ruge im Land herum und nennt die Centralgewalt eine nationale Gensdarmerie. So hetzt ſie die Kräfte durch einander, wirrt die Intereſſen zuſammen, ſtört die organiſche Entwickelung. Nur daß ſie ihr Ziel nicht erreicht, den deutſchen Einheitsgedanken nur raſcher, und wenn es ſein muß mit Hülfe des Soldatenſäbels, jetzt zur Verwirklichung zwingt!

Das war die letzte Stellung der Linken bis vor kurzem; gegen die Einheit, die ſie angeſtrebt, wollte ſie plötzlich wieder den Particularismus fördern. Da bricht die Wiener Kataſtrophe herein. Reaction und Anarchie haben ſich dort in zwei großen Maſſen aufgeſtaut. Zwei Revolutionen waren im deutſchen Sinne ſanctionirt, und dennoch erlag Oeſterreich, wie es ſchien, dem Gewicht ſeiner Nothwendigkeiten, und begann ſich von neuem (aber ſlaviſch) zu centraliſiren; es trat damit ſchon halb und halb aus dem Bereich des deutſchen Verbandes. Wien macht ſeine dritte Revolution. Wir verkennen nicht den Trieb der ſittlichen Empörung gegen die Intrigue der Camarilla, gegen die Kopfloſigkeit des Regimentes, gegen die Tücke der ſlaviſchen Partei, die lieber abſolut kaiſerlich ſein will, um nur nicht deutſch zu werden. Wien will deutſch ſein. Aber es denkt nicht daran daß es dann aufhören muß über Slaven zu herrſchen. Es will die Freiheit wie ein Bachanal genießen; es hatte lange keine Ahnung daß die Freiheit eine Arbeit iſt. Metternich war raſch beſeitigt, und Wien glaubte frei zu ſein. Es ſteckte dreifarbige Schärpen an, und glaubte deutſch zu ſein. Wiens Preſſe aber beſudelte dieſe Farben; freigelaſſene Sklaven wüthen ſo mit Schaum auf den Lippen aus Scham- und Rachegefühl nach langer Knechtſchaft. Ein Bürgerkrieg der

Meinungen, ein Kampf des Bürgerthums gegen den Pöbel der Preſſe und der Arbeit war die zweite Revolution. Die Regierung war irre geworden am Wiener Deutſchthume, ſie warf ſich ſchwach und haltlos den Ungarn, ſie warf ſich verzweifelnd den Slaven in die Arme. Wien griff gegen ſolche rathloſe Perſidie zum dritten Male zu den Waffen. Aber es war nicht mehr das Bürgerthum das opponirte, der Pöbel hängte Latour für ungariſches Geld. Als die Kroatenſchwärme herbeizogen, der Hof geflohen war und aus der Ferne ſeine Acht auf Wien ſchleuderte, trat der Bürger mit dem Proletarier nothgedrungen zur gemeinſamen Sache zuſammen. Aber der Anarchie wurden ſie nicht Herr. Die Aula herrſchte, die Mörder Latour's gingen frei herum, der fanatiſche Pöbel triumphirte; als Windiſchgrätz einrückte, ſtand die Bürgerwehr in erſter Reihe, aber die Proletarier mit geſpannten Büchſen hinter ihr. Der Verzweiflung iſt viel zu gute zu halten, tritt ihr das Schwert des Geſetzes mit der Miene der Wuth und Rache entgegen. Aber was deutſch an dem Aufſtande war, iſt zweifelhaft. Unſer Patriotismus ſoll ſich nicht täuſchen! Nicht Deutſchland rief Wien zu Hülfe, an den Erzherzog, nicht an den Reichsverweſer ging die Deputation nach Frankfurt; die Reichscommiſſare wurden verhöhnt, auf die Ungarn ſetzte man ſeine Hoffnung und die Ungarn, die ſtolz eine Handvoll Geld hingeworfen hatten, ließen Wien im Stich.

Das deutſche Gefühl blutet beim Anblick der Verwüſtung Wiens. Ein Schreck des Unwillens befiel uns, ſobald ſich die Sache der Freiheit in Wien als Gewaltherrſchaft des Pöbels geſtaltete. Ein Schrei der Entrüſtung lief durch ganz Deutſchland, als ein verblendeter Hof durch fanatiſche Albas das Verbrechen Einzelner zum Verbrechen Aller machte, die Verzweiflung einer Stadt zur Todesluſt ſteigerte. Die Linke hatte das raſch wahrgenommen, ſie warf ſich plötzlich wieder auf die Seite der deutſchen Einheit, ſie beutete das nationale Brudergefühl aus und war ſchnell bei der Hand, ein neues patriotiſches Feuer zu ſchüren. Sie lief hin und ließ ſich von der Aula beklatſchen, von derſelben Aula die den Mördern Latour's das Wort gegönnt, oder ſie ſaß im Demokratencongreß zu Berlin, ſchrie Fluch den Königen und predigte einen Kreuzzug für Wien. Für uns war die Hoffnung längſt nicht mehr vorhanden, den Kampf zwiſchen Slaven und Deutſchen in Wien ſich rechtlich löſen zu ſehen. Sobald ſich Oeſterreich ſlaviſch centraliſirte, hörte Oeſterreich auf deutſch zu ſein. Ob ſich Deutſchöſterreich von der Geſammtheit der Erbſchaftsmaſſe löſen könne: die Frage ſchwebte in Frankfurt und man ließ ſie offen. In Wien aber kämpften Reaction und Anarchie, und hier konnte nur Blut die Wirren löſen; die Wuth ſinnloſer Leidenſchaft iſt auf beiden Seiten gleich groß. Die Centralgewalt ſchickte Vermittler, und Ihr ſpottet daß man vermitteln wollte, wo gegenſeitig die blinde Leidenſchaft nach Blut lechzte. Die Centralgewalt hätte 100,000 Mann Reichstruppen nach Wien ſenden ſollen! So verlangt Ihr jetzt. Nur gegen Altenburg hat ſie Muth! ſo ſchrien Eure Adreſſen. Die

Preußen, die Ihr noch in Mainz als die verthierten Söldlinge des Abſolutismus verſchrieet, die Ihr verwünſchtet, wo ſie in den kleinen Jammerländern Recht und Ordnung herſtellten, die waren Euch plötzlich gut genug den ſchwarzgelben Fanatismus zu bekämpfen! Die 100,000 Preußen, die Ihr verlangt, würden in Wien allerdings für die deutſchen Farben, aber nicht für die Anarchie des Pöbels, der ſich hinter ſie flüchtete, gekämpft haben. Weder als Preußen, noch als Reichstruppen hätten die 100,000 Mann in Wien anders als in Baden die Ordnung hergeſtellt, um die freche Gewaltherrſchaft zu ſtürzen und der Reichsvermittelung den friedlichen Spielraum zu öffnen. Für uns war der Kampf in Wien ein particularer, Oeſterreich centraliſirt ſich ſlaviſch und will und kann nicht deutſch ſein. Nach den Ungarn rufen die Wiener. Am 30. ſchon haben ſie capitulirt. Da heißt es: die Magyaren, um deretwillen ſie Latour erſchlugen, ziehen heran! Im Augenblick beginnt der Kampf gegen Windiſchgrätz von neuem. Hier war kein deutſcher Aufruhr gegen fremde Unterdrücker, hier war ein Völkerkrieg der verworrenſten Art im vollen Gange, hier war der Fanatismus mit ſeinem Blutdurſt losgebrochen zwiſchen Camarilla und Rebellen. Die Vermittelung des Reiches iſt verhöhnt worden, und Reichstruppen hätten nur im Namen des Kaiſers die Anarchie in Wien beendigen können, um ſodann der deutſchen Sache zu ihrem Recht zu verhelfen, falls und wie weit ſie deutſch war und werden will und kann. Wir bedauern daß die deutſche Einheit nicht ſo ſtark war, um den öſterreichiſchen

Gräueln vorzubeugen; wir bedauern, daß die Centralgewalt noch nicht Fuß genug faßte, um auch die Wirren brüderlich verbündeter Völker zu ſchlichten. Ihr aber, die Ihr dieſe Centralgewalt untergrabt, die Ihr den Particularismus erſt von neuem wieder aufgerufen, um die deutſche Einheit machtlos zu machen. Ihr habt nicht das Recht dies zu fordern. Ihr ſpielt wie mit allen Phraſen ſo auch mit dem Worte des Dichters: „Untergang der Lügenbrut!“ Ihr treibt ein Spiel mit Euch ſelber.

---

den 13. November.

In Wien alſo ein Trauerſpiel, und in Berlin eine Komödie, wenngleich eine ſehr ernſthafte! *Berlin* bleibt diesmal ſeinem Charakter getreuer, als in abstracto, auf dem Felde der reinen Idee, eine Revolution — in Gedanken durchzumachen. Die Bürgerwehr giebt ſich das Wort, dem Militär keinen Widerſtand entgegenzuſetzen. Wrangel reicht dem Rimpler auf dem Gensdarmenmarkt die Hand, der Bürgerwehrmann ſagt zum Soldaten: Du *wrangelſt* mir nich, und ich *rimplere* dir nich, alſo jut Freund! Die Nationalverſammlung weicht der Gewalt und legt feierlich Proteſt ein gegen das Anrücken der Truppen, gegen die Vertagung und Verlegung des Reichstags, wie gegen die Auflöſung der Bürgerwehr. Allein ſie beſchließt damit nicht ihre Abſtraction, ſie wiederholt ihre Maxime, ſetzt ihren paſſiven Widerſtand fort, zieht vom Concertſaal nach dem Hotel de Ruſſie, vom Hotel de Ruſſie ins Schützenhaus. Damit ſchwächt ſie die moraliſche Wirkung ihres Entſchluſſes, und um die Komödie vollſtändig zu machen, fehlte nur noch, daß Wrangel ihr überall nachließe, von Stadtviertel zu Stadtviertel, und ſie überall cernirte bis ſie vor Hunger und Müdigkeit auseinandergeht. Es iſt die gelindeſte Gewalt die ihr angethan wird; während ſie ihrerſeits auch die gelindeſte oppoſitionelle Haltung behauptet.

Faſſen wir den Ernſt der Sache ins Auge! Der abſolute Herrſcher iſt im König nochmals zum Durchbruch gekommen. Factiſch beſteht noch in Preußen die Abſolutie; ohne fertige, gegenſeitig vereinbarte Verfaſſung exiſtirt noch kein fertig conſtitutioneller König, obſchon er ſo thut als ſei er ſogar mehr als conſtitutionell, als verhalte er ſich pedantiſch conſtitutionell. Dies ſein eigner Ausdruck in Bezug auf den Empfang der Deputation, bei der Johann Jacoby ziemlich plump und unverſchämt war. Auf ſolche Weiſe erzieht man nicht einen abſoluten Herrſcher zu einem conſtitutionellen Fürſten. Es hätte nur noch gefehlt, daß der Volksmann die Majeſtät beim Schlaffitchen genommen und feſtgehalten. Darauf hat ein König noch immer ſeine Bajonette. Und die noch immer ſiegestrunkenen Berliner vergaßen, daß nur die aufgelöſte Weichheit des Königs in den Märztagen Urſach wurde, wenn er nicht halb Berlin in einen Schutthaufen verwandeln und ſeine Garde auf den Trümmern triumphiren ließ. An Windiſchgrätzen fehlt es in Preußen am wenigſten, falls die Natur des Monarchen danach iſt, ſie ſich entwickeln zu laſſen.

Es iſt manches geſchehen von Seiten des Königs, um die Parteiung gegen ſeine Perſon von neuem in Leidenſchaft zu bringen. Dazu gehört ſein Wort, man ſolle froh ſein noch Obrigkeiten von Gottes Gnaden zu haben. Man hätte gut daran gethan, die religiöſen Sympathien des Königs zu ſchonen. Ein ſelbſtbewußtes Volk, das feſt ſeine Freiheit aufbaut, kann und darf großmüthig ſein. Auf der andern Seite iſt ebenſo viel gefehlt. Eine Nationalverſammlung die ſich nicht damit begnügt den Adel politiſch unberechtigt zu machen, die es den Deſſauern nachmacht, ihm ſeine geſellſchaftliche Geltung zu nehmen, iſt übermüthig und unnütz grauſam. Daß man dem Ordensunweſen Schranken zieht, iſt billig; aber wenn eine preußiſche Nationalverſammlung nicht eingedenk iſt, daß Preußen einen Orden, den Orden des eiſernen Kreuzes, aufzuweiſen hat, an dem die Ehre der Nation haftet, ſo ſündigt ſie gegen patriotiſche Gefühle. Eine Verſammlung von Volksvertretern, die nicht blos am Jagdgeſetze die Feudallaſten, ſondern auch alle noch geſtern perſönlich geſchloſſenen Verträge vernichtet, hat keinen Sinn und Begriff vom Eigenthum. Thatſache iſt ohnedies, daß ſie in ihren Beſchlüſſen ſeit einiger Zeit unter dem Terrorismus des Pöbels ſtand. Die nächtlichen Scenen am und im Schauſpielhauſe beweiſen gleich ſehr die Demoraliſation des Volkswillens wie die Confuſion der Volksvertreter. Die Krone hatte Fug und Recht, dieſen Zuſtand der Desorganiſation aufzuheben. Allein ſie war ihrerſeits leidenſchaftlich. Sie will das Miniſterium Brandenburg gegen den Willen der Mehrheit behaupten, und muß ſich von Juriſten hinterher ſagen laſſen, daß ihr Recht, die conſtituirende Verſammlung zu verlegen, zweifelhaft ſei. Der „pedantiſch conſtitutionelle“ König fühlt ſich der Sache nach noch als abſoluter, und hat ſeit des würdigen und klugen Pfuel Entlaſſung nicht die Rathgeber, um für den Conflict der Uebergänge die richtigen Formen zu finden. Die Krone hat ſich ohnedies verrechnet, denn 250 Mitglieder der Nationalverſammlung ſtehen ihr in Oppoſition gegenüber. Dieſe aber beſinnt ſich jetzt erſt auf geſetzliche Schritte; erſt beim Heranziehen der militäriſchen Kräfte, erſt bei dieſem ernſthaften Aufgebot der abſoluten Monarchie unterdrückt ſie die Gelüſte, einen Convent zu ſpielen. Ihre Haltung unter Unruh's Leitung iſt würdig, aber wirkungslos; ſie hätte ihre Würde dem Andrange des Pöbels gegenüber beſſer behaupten ſollen. Ihre jetzige Erklärung, alles zu vermeiden, was ihr den Anſchein eines Convents geben könnte, iſt ein Eingeſtändniß, daß ſie dieſer Regungen nicht ganz Meiſter geweſen. Es fehlt ihr aber der Beruf und die moraliſche Macht, zum Aeußerſten zu greifen, denn das Volk läßt ſie im äußerſten Conflict im Stich.

Die Reform der ſächſiſchen Kammern.

Die franzöſiſche Nationalverſammlung hat mit 530 gegen 289 Stimmen das Zweikammerſyſtem verworfen. Frankreich ſcheint genug Revolutionen hinter ſich zu haben, um jetzt einſach und organiſch das Einkammerſyſtem zu ſeinem Grundgeſetz machen zu können. Wer nicht dieſelben Erfahrungen hat, kann auch nicht dieſelben Bedürfniſſe haben. Behüte uns ein guter Gott, daß Frankreich uns Muſter ſei! Wir können nicht England, nicht America, nicht die glänzendſten Beiſpiele, geſchweige Frankreich, als Muſter brauchen. Aus der Lage der heimiſchen Dinge ſelber muß die Neugeſtalt unſeres Lebens, ſoll ſie geſund und natürlich ſein, hervorgehen. Und Frankreich gegenüber hält Deutſchland an dem Glauben feſt, nicht den Revolutionen ſeine Geſtaltung verdanken zu wollen. Die Stürme des März waren nur ein ſtarker Durchbruch für die Eröffnung unſeres politiſchen Lebens. Aus der Revolution die Reform zu gewinnen, bleibt Deutſchlands Aufgabe. So denk' ich wenigſtens noch heute.

Bei einem Blick auf die heimiſchen Zuſtände ſehen wir von Oeſterreich, von Preußen ab. Da wogt es in der Geſtaltung der Dinge noch gar ſehr chaotiſch, weil dort die Begriffe noch wenig geläutert ſind, was man will und was man kann, Freiheit und Nothwendigkeit, noch einen harten unausgefochtenen Kampf führen. Die mittleren deutſchen Staaten wollen ſich nicht überheben, wenn ſie eine Summe von Erfahrungen unter ſich für erledigt halten. Das conſtitutionelle Deutſchland hat ſeit den dreißiger Jahren eine Schule durchgemacht, die es in vielen einfachen Dingen der Freiheit und Nothwendigkeit als ein gereifteres erſcheinen läßt. Sachſen hätte den mittleren Staaten Deutſchlands glänzend vorangehen können, wenn es einfach, geſund und kräftig das Einkammerſyſtem als die Grundlage der neuen Geſtaltung des bürgerlichen Lebens aufſtellte. Es hätte dazu eines kühnen Griffes, es hätte dazu der Zuſammenberufung einer conſtitutionellen Verſammlung bedurft. Dieſer kühne, gewagte Schritt iſt nicht gethan; das Miniſterium hat ſeinen erſten Entwurf zur Reform der Kammer zurückgenommen, es hat vorgezogen ſich mit der Krone und den beſtehenden Kammern über eine Wahlreform zu vereinbaren. Es fällt uns nicht bei, das Beſſere zu ſchmähen, weil wir das Beſte noch nicht erreichen können. Im Gegentheil; aber prüfen wir ehrlich das uns Gebotene, das ja ohnedies vom Miniſterium nur als eine proviſoriſche Gabe angeſehen wird. Dies Eingeſtändniß, nur etwas Vorläufiges zu bieten, iſt wenig politiſch; es beweiſt das Schwanken, in welchem man befangen iſt, es erregt neue Wünſche und befriedigt nicht die ſchon rege gewordenen. Es verräth eine innere Schwäche, mit der radicalen Partei liebäugeln zu wollen, ohne doch den entſchloſſenen Muth zu haben, dieſer Partei zum geſetzlichen Siege zu verhelfen. Dies Schwanken bezeichnet weſentlich die Haltung des Miniſters Oberländer. Das Miniſterium hat ſeinen Wahlgeſetzentwurf zur Reform des Zweikammerſyſtems als einen vorläufigen bezeichnet. Es überläßt die definitive Entſcheidung der Frage: ob die Vertretung Sachſens künftig in Einer oder zwei Kammern ins Leben treten ſolle, einer volksthümlicher zuſammengeſetzten Kammer als die jetzigen beiden Kammern ſind. Dies ſein eignes Geſtändniß. Was man uns alſo jetzt bietet, iſt nur als eine Stufe zur weitern Entwickelung anzuſehen. Oder der Zeitgeiſt, der Bewegung müde, müßte ſich denn ein für alle Mal damit befriedigen!

Als ein Hauptgrundſatz des neuen Entwurfs ergiebt ſich entſchieden die Ueberzeugung, von einer Zuſammenſetzung der erſten Kammer nach ihrer gegenwärtigen Geſtalt ſei vollſtändig abzuſehen. Es iſt dies dieſelbe erſte Kammer, die nur nothgedrungen, nur unter dem ausdrücklichen Eingeſtändniß eines ihr auferlegten moraliſchen Zwanges ihre Zuſtimmung abgab; dieſelbe Kammer, deren Junkerthum Miniſter v. d. Pfordten durch kräftigen Hinweis auf den Geiſt der Zeit ſtürzte; aber auch dieſelbe Kammer, die ihm einhelligen Dank votirte als er, der ſonſt freie deutſche Mann, die Beſchlüſſe des Frankfurter Nationalparlaments der Discuſſion aller einzelnen kleinen Kammern in Deutſchland unterbreitet wiſſen wollte*). Laut Entwurf geht nun die erſte Kammer gleich

---

*) Auch Todt hat dem Particularismus, der jetzt wieder neu ausbricht, in Sachſen das Wort geredet. Er wolle, ſagte er, lieber ein *freier Sachſe* als ein *deutſcher Sklave* ſein! Das klingt außerordentlich gewuchtig, und hat doch nur den Schein von Energie und Selbſtbewußtſein. Es iſt damit nur ein neuer Beitrag zur politiſchen Winkelwirthſchaft geleiſtet. Die Deutſchen Blätter (herausgegeben vom Ausſchuß des Deutſchen Vereins zu Leipzig und in deſſen Auftrag von Alexander Göſchen, Moritz Haupt und Julius Klee) ſagen darüber in Nr. 41: „Hr. Todt wünſcht, daß die Sachſen frei ſein ſollen auf ihre eigne Hand. Daß jemand auf ſeine eigne Hand ein Narr ſein kann, hat ſchon Goethe bemerkt; aber frei können wir nicht werden hier in Sachſen auf unſre eigne Hand, frei werden wir nur in und mit ganz Deutſchland. Wir

der zweiten aus der unmittelbaren Wahl des Volks hervor, ſie erſcheint fortan nicht mehr als Vertreterin eines bevorzugten Standes oder einzelner Claſſen. Directe Wahlen rufen beide ſächſiſchen Kammern zuſammen. Das Land wird in 76 Wahlbezirke getheilt; jeder volljährige, unbeſcholtene Sachſe wählt, jeder Dreißigjährige iſt wählbar für die zweite, für die Volkskammer. Dagegen iſt nun, um doch eine erſte Kammer zu ermöglichen, dem Grundſatz Raum gegeben, daß der Beſitz zur Betheiligung am Staatswohle eine beſondere Befähigung und Berechtigung gewähre. Nicht aber ſoll die Quantität, ſondern die Qualität des Beſitzes dieſe beſondere Betheiligung begründen. Die erſte ſächſiſche Kammer tritt

---

können zwar die ganze Summe der obligaten Freiheitsgeſetze für unſer Land erlaſſen und die nagelneueſten, blankgeputzteſten Freiheiten uns zulegen; allein alles das macht uns blos zu einer freien Commune. Damit die Commune zum Staat werde, müſſen wir uns auch als Nation fühlen, und wer kann das in Naſſau oder Anhalt, in Baden oder in Sachſen? Wer kann ſich begeiſtern, ſich aufopfern für eine dieſer ſpecifiſchen Nationalitäten? — Ein freier Staat iſt etwas mehr noch als ein Land mit freier Verfaſſung; ein freier Staat iſt nur der, deſſen Bürger das Gefühl haben, einer Nation anzugehören die auf ſich ſelber ſteht und in ihren feſten Grenzen keinen Feind auf Erden fürchtet. Nur in einem ſolchen Lande ſtehen Alle für Einen und Einer für Alle. Sachſen hat es erfahren, welche Freiheit in Europa die Staaten zweiten und dritten Ranges beſitzen. So iſt nun wer ein „freier Sachſe“ ſein zu wollen prahlt, in der That nichts als ein arger ſächſiſcher Philiſter, der nicht begriffen hat, daß alle kleinen Staaten nothwendig unfrei ſind, der, weil er individuelle und Communalfreiheiten erhalten hat, in dem Wahne ſteht, politiſch frei zu ſein.“

künftig zuſammen, indem der Grundbeſitzer Einen erwählt, der jährlich mindeſtens 10 Thaler an directer Steuer zahlt. Und zwar wählen von den 76 Wahlbezirken je zwei einen Abgeordneten zur erſten Kammer. Daraus erwachſen 38 Mitglieder für unſer kleines Oberhaus; zu ihnen treten dann von der Hochſchule ein Abgeſandter, von der Geiſtlichkeit drei, von den Gymnaſien und höhern techniſchen Anſtalten des Landes drei, von den Volksſchullehrern ebenſalls drei Abgeordnete. Zu den 38 Zehnthalermännern geſellen ſich alſo, die volljährigen Prinzen des Hauſes ungerechnet, zehn Geiſtliche und Lehrer.

Wir ſehen aus ſolcher Compoſition eines ſächſiſchen Oberhauſes, daß die Prärogative noch beſteht, allein ſie iſt mit Beſeitigung der Sonderintereſſen herabgeſetzt, allgemeiner gemacht, zugänglicher geworden für die Kräfte des Bürgerthums. Dem Grundbeſitze, heißt es im Entwurf, iſt „nach tiefwurzelnder germaniſcher Anſchauungsweiſe“, ohne Unterſchied ob er ſtädtiſcher oder ländlicher ſei, eine Prärogative eingeräumt, jedoch nur bei dem activen Wahlrechte zur erſten Kammer, und für die paſſive Wahlfähigkeit iſt nur ein geringer Cenſus bedingt; daneben aber der Hochſchule und den andern höhern Bildungsanſtalten, der Geiſtlichkeit und den Lehrern der Volksſchule Antheil an der erſten Kammer gegeben. Beſitz und Wiſſenſchaft, die beiden Haupthebel des bürgerlichen Lebens, machen ſomit die erſte ſächſiſche Kammer. Und da nun auch für ſie durch keinerlei Beſchränkung auf Stand oder Bezirk den Wählern die freie Bewegung verſagt wird, ſo hofft das Miniſterium, einer ſo zuſammengeſetzten Kammer werde die weſentlichſte Bedingung für Kraft und Thätigkeit, die Volksthümlichkeit und das allgemeine Vertrauen, nicht fehlen. — Wir bezweifeln das nicht. Aber wir fragen, warum es glaublich ſei, daß die ſo zu einer erſten Kammer gewählten Mitglieder nicht ſchon zur zweiten, zur Volkskammer, erwählt ſein werden! Iſt der Zuſtand im Volke geſund, — und nur auf die Annahme einer geſunden Stimmung und Geſinnung im Volke kann ſich das Vertrauenswerk einer neuen Verfaſſung gründen! — ſo werden dieſe 38 Zehnthalerſteuerpflichtigen ſammt den 10 Geiſtlichen und Lehrern ſchon für die zweite Kammer gewählt. Sie würden nur dann von der Volkswahl ausgeſchloſſen bleiben, wenn ſie nach Richtung, Haltung und Geſinnung als unvolksthümliche Männer bekannt und gezeichnet wären. Dann aber iſt etwas faul in den Zuſtänden. Dann ſuchen Diejenigen, die Beſitz und Bildung vertreten, krankhaft ängſtlich nach Winkelſtützen, die einen morſchen Bau halten ſollen; oder aber das Volk iſt von dem krankhaften Gelüſt befallen, lauter Proletarier in die zweite Kammer zu wählen.

Und hier ſtoßen wir, glaub' ich, auf die ſchadhafte Stelle im neuen Reformentwurf. Man beſeitigt eine erſte ariſtokratiſche Kammer, weil ſie in der That hinter den Begriffen der Zeit zurückgeblieben; aber man ſetzt an deren Stelle eine Kammer der Bourgeoiſie. An der zweiten Kammer betheiligt man Alle, um eine Volkskammer zu haben. Käme hier aber lauter Proletariat zuſammen, ſo hätte man an der erſten Kammer, an Beſitzenden und Intelligenten, ein Bollwerk gegen Umſturz und ſinnloſe Zerſtörungsſucht. Bisher hatte man eine Kammer der Ariſtokratie und eine Kammer des Bürgerthums. Die Ariſtokratie ſollte bisher das Bürgerthum zügeln. Nun ſoll das Bürgerthum die Stelle der Ariſtokratie einnehmen, das Bürgerthum, hofft man, werde das Proletariat zügeln. Das beruht Alles auf Furcht und Angſt. Solange es ſich um bloße Zügelung des Zeitgeiſtes handelt, ſo lange beruht das Staatsgebäude nicht auf gutem Glauben, ſtarker Zuverſicht und Vertrauen. Eine neue Staatsform ſoll aber nicht aus Furcht zuſammengelöthet, ſie darf nicht das ſchwächliche Kind der Angſt und Sorge, ſie ſoll eine freie Geburt des Zutrauens ſein, ſoll aus der Zuverſicht zu der Geſundheit in der Stimme des Volks erwachſen. Nichts als ein Nothbehelf iſt die neu zu conſtruirende erſte Kammer, ein Nothbehelf für den ſchlimmen Fall, daß das Volk lauter raſende Kopfüber in die zweite Kammer wählt. Unſere Wahlen für Frankfurt haben allerdings bewieſen, daß wir uns überraſchen ließen von der allezeit betriebſamen Partei der Linken. Sachſen hat mitunter gewählt, daß man an ſeiner gerühmten politiſchen Gewiſſenhaftigkeit ſtark zweifeln kann. Sind nun die Staatsmänner, welche uns den neuen Entwurf geliefert, der Meinung, Sachſen bedürfe ein für alle Mal und für alle Zeiten einer Verfaſſungsform, die Staat und Volk gegen anarchiſche Gelüſte des Proletariats ſicherſtelle, ſo verlange ich blos das Eingeſtändniß, daß das Volk zum Einkammerſyſtem nicht reif, und das Zweikammerſyſtem lediglich dasjenige ſei, welches gegen unmündige Handhabung der Freiheit Gewährſchaft leiſte. Dies Glaubensbekenntniß über alleinige Heilſamkeit und Statthaftigkeit des Zweikammerſyſtems gab das Miniſterium nicht. Im Gegentheil, es ſchlägt vor, nach dem neuen Entwurf verſuchsweiſe zwei Kammern zu berufen, um dann durch dieſe nochmals und definitiv berathen zu laſſen, ob das Einkammerſyſtem für Sachſen die natürliche und abſolut richtige Vertretungsform des Volkes ſei. Für Fälle, ſagt der Entwurf in ſeinen Erläuterungen, wo beide Kammern ſich nicht einigten, könnten ſie zuſammentreten und Eine Verſammlung bilden. Bei wichtigen Fragen hätten wir dann doch alſo Eine Kammer! Warum nun nicht umgekehrt? Warum nicht anerkennen, es könne, weil es nur Einen Volkswillen giebt, durch die Mehrheit der Vertreter zum Ausſpruch gebracht, auch nur Eine Kammer geben? Warum dies Princip der neuen Zeit nicht als Grundſatz aufſtellen, wo es ſich darum handelt der Monarchie die demokratiſche Baſis zu geben? — Außerdem läßt der Entwurf einen Hinblick auf die Beſtimmungen der Frankfurter Nationalverſammlung fallen. Man müſſe doch abwarten, ob ſie nicht etwas beſchließe, was für die einzelnen Staaten maßgebend ſei! Aus den letzten Dresdner Kammerverhandlungen wiſſen wir nun ſchon, daß es den Miniſtern doch nicht Ernſt damit iſt, indem ſie ja die Beſchlüſſe von Frankfurt jedenfalls den einzelnen Kammern zur Begutachtung unterbreitet wiſſen wollen. Sachſen konnte, hatte es dazu

Muth, Kraft und Entſchloſſenheit, mit Feſtſtellung des Einkammerſyſtems in Deutſchland vorangehen und ſtand damit glorreich da in der politiſchen Entwickelung des Zeitalters. Möglich daß ſich das Land bei der jetzigen Reform ſeines Zweikammerſyſtems befriedigt, möglich daß Sachſen innerhalb dieſer Formen ſeinen ſchönen Beruf zur bürgerlichen Wohlfahrt erfüllt. Aber dem miniſteriellen Entwurfe in ſeiner Halbheit, dem ſchielenden Hinblick auf das Einkammerſyſtem, der den Entwurf zum bloßen proviſoriſchen Nothbehelf macht, verdanken wir dieſen Glauben an das Glück und die Wohlfahrt des Landes nicht.

Robert Blum's Hinrichtung in Wien

und ſeine Todtenfeier in Leipzig.

Ich habe nicht allzu viel auf die neue, noch ſehr junge Deutſchheit Wiens gegeben. In Sklaven, denen man plötzlich die Ketten abnahm, ſteigert ſich das Schamgefühl über die alte Schmach leicht in Wuth. Hinter die deutſchen Farben in Wien ſteckte ſich die ganze Anarchie losgelaſſener Heloten. Um ſo mehr that es noth, daß die alte Herrſchaft, die doch jetzt die Völkerfreiheit ausgeſprochen, in Herſtellung des Regiments nicht die ganze Gewalt der Rachegelüſte zu Hülfe nahm, um zu triumphiren. War die Freiheit in Wien zu geſetzloſer Willkür geartet, ſo that es doppelt noth, die Herrſchaft der Geſetze ohne die Willkür tyranniſcher Härte aufzurichten; doppelt that das noth, damit die Welt nicht zu dem Glauben käme, gegen die Willkür der Tyrannei ſtehe der Freiheit kein ander Mittel zu, als ihrerſeits Willkür, Anarchie und Entfeſſelung der Leidenſchaften. Nachdem die Hand des Kaiſers die deutſche Fahne in Schönbrunn aufgepflanzt, durfte kein Kroatenhäuptling im Dienſt deſſelben Kaiſers dieſe Fahne herunterreißen. Vom Stephansthurm iſt das Signal, daß Wien deutſch ſein wollte, heruntergeſtürzt, und Windiſchgrätz nimmt raſch mit Pulver und Blei die Gelegenheit wahr, der Welt zu beweiſen, daß er kein Deutſchland kennt. Mit dem Kriegsſtandrecht war es ihm, ſchon weil er Herr des Erfolges war, geſtattet, über Blum das Urtheil auszuſprechen. Blum hatte ſich an der Vertheidigung Wiens betheiligt; man hatte ihn in der Tracht der Arbeiter in den Schanzen kämpfen geſehen, man wies Zettel auf von ſeiner Hand, in denen er Pulver und Kugeln vom Commandanten der Bürgerwehr forderte, er war faſt ſo gut wie mit den Waffen in der Hand ergriffen und hatte deſſen kein Hehl. Er war der Verurtheilung verfallen; das Urtheil aber zu vollſtrecken, nachdem er ſich als Mitglied des Parlaments von Deutſchland unter deſſen Schutz geſtellt, es zu vollſtrecken, nachdem das Reichsminiſterium die Mahnung gegen die Verhaftung erlaſſen, iſt ein Spott gegen das Parlament, eine Tücke gegen die deutſche Einheit, eine Verhöhnung der deutſchen Nationalehre. Das Urtheil wurde vielleicht um ſo raſcher vollſtreckt, um kein Bedenken ſolcher Art aufkommen zu laſſen. Fröbel, zum Strange verurtheilt, iſt raſch auf

Befehl aus Ollmütz entlaſſen; für ihn, heißt es, ſprach ſein Buch über die Nothwendigkeit der Centraliſation Oeſterreichs. Blum theilte dieſe Ueberzeugung nicht; er ward alſo für ſeine politiſche Ueberzeugung erſchoſſen. Er legte ehrlich ſein Glaubensbekenntniß ab. Ueberall wäre man über ſolche Ehrlichkeit ſtutzig geworden, hätte gezögert, ſich beſonnen. Mit Blum's Hinrichtung hat man ſich principiell beeilt; aus Oeſterreich ſelbſt wird uns zugeſtanden, hier habe nicht die Leidenſchaft des Augenblicks, hier habe die Berechnung der Politik gewaltet. Es iſt derſelbe Windiſchgrätz, der nach der Beſiegung der Tſchechen in Prag die deutſchen Adreſſen mit der Beſchränktheit des Soldaten abweiſt: er kenne keine deutſche Sache! derſelbe Windiſchgrätz, der den Sendboten des Reichsverweſers erklärt, er ſei blos ein Diener ſeines Kaiſers, er wiſſe von einem Deutſchland nichts! Metternich leugnete Deutſchland nie offen, er lähmte es im Geheimen, ſchmiedete die heimliche Klammer, die uns band und niederdrückte; die heimliche Diplomatie Altöſterreichs iſt jetzt zum offenen Martialgeſetz geworden.

Der Schrei der Entrüſtung über Blum's Tod geht durch ganz Deutſchland. Dieſe Entrüſtung hat einen doppelten Ausdruck. Wo Blum für den Parteihäuptling in der Sache des Volkes galt, iſt das Gefühl der Empörung bis zur Wuth geſteigert. Wir rechtfertigen es nicht, die Sache des Volkes blind an die Perſon ihres Führers geknüpft zu ſehen, wir rechtfertigen weder die Beſchlüſſe in der Thomaskirche, noch das Attentat gegen das Haus und die Inſignien des öſterreichiſchen Conſuls zu Leipzig. Volkswuth iſt immer blind; und ſie traf in der Irre nach einem Ziel zum gerechten Ausbruch diesmal zugleich das Haus eines ehrenwerthen Patrioten der Stadt, der für Volkswohl und Linderung des Elends ſich vielfach Verdienſt erworben. Wo das Gefühl der Rache aufgereizt wird, werden immer unſchuldige Opfer fallen. Nicht ſelten fallen auch Die als Opfer der Wuth des Volkes, die eine Zeitlang für deſſen Lieblinge galten.

Die Entrüſtung über Blum's Hinrichtung hat für den Patrioten dieſen zweiten Ausdruck: Genugthuung von Oeſterreich zu fordern, das bisher in der Paulskirche am Bau Deutſchlands ſcheinbar mitarbeiten half und in der Hinrichtung eines deutſchen Parlamentsmitglieds eine offenbare Verhöhnung alles Völkerrechtes und der nationalen Einheit Deutſchlands an den Tag legte. Will Oeſterreich ſich für ſich centraliſiren, ſo hört für ſeine Vertreter in Frankfurt alle fernere Berechtigung auf. Behalten ſie Sitz und Stimme, will dennoch Oeſterreich zu Deutſchland gehören, ſo ziehe die Nationalverſammlung Denjenigen, der mit der Hinrichtung ihres Mitgliedes ihr und der deutſchen Nation offen Hohn ſprach, öffentlich zu Gericht!

Es iſt noch immer ungewiß ob Blut das beſte Mittel iſt, den Boden der Freiheit zu düngen. Daß aber Blut der Tyrannei nicht zum Segen gereichen darf, das ſteht feſt.

In der geſtrigen Sitzung des Deutſchen Vereins zu Leipzig (d. 17. Nov.) gab Heinrich Wuttke ein ausführliches, klares und anſchauliches Bild von der Wiener Kataſtrophe. Seine Anſchauungen und Anſichten ſtützten ſich auf dreiwöchentlichen Aufenthalt daſelbſt. Frei von der Leidenſchaft der Parteien, nur mit dem heißen Wunſche des Patrioten beſeelt, es möchte der deutſchen Sache Gewinn aus dem Unheil erwachſen, machte Wuttke den Beobachter. Leider fand er, daß nur in ihrer erſten Aufwallung die Erhebung eine deutſche, im rechten Sinne eine antiſlaviſche zu nennen war. Polniſche und italieniſche Emiſſäre, ungariſche Werber und ungariſches Geld gaben der Bewegung bald eine Farbe, die ſie trübte und verwirrte. Die Herrſchaft der Aula war doch nur in einem Zuſtande völliger Confuſion, beim Bankerott aller Männer der Bewegung, die zu regieren verſtanden, möglich und denkbar. Der Impuls der Bewegung gehörte allerdings der Jugend, allein in ſeiner Fahrläſſigkeit nahm das gereiftere, bewußtere Alter die Sache nicht in die Hand. Die alte Saumſeligkeit, das alte träge Zuwarten befiel die Wiener ſelbſt mitten in der Revolution, wo es für die heiligſten Güter zu kämpfen galt; Rauſch und alte ſchlaffe Gutmüthigkeit wechſelten und führten zur unbegrenzten Rathloſigkeit. Bei ſoviel Kampfluſt gegen die Kroaten war die Kopfloſigkeit in den Maßregeln zur Vertheidigung der Stadt um ſo beklagenswerther. Die waghalſigſten Entwürfe wechſelten mit der Carnevalsluſt, in der ſich das Freiheitsgefühl erging. — Profeſſor Wuttke erzählte unter anderem, daß um die Stadt herum jede Anhöhe, auch die bei Döbling, dem Feinde zur Beſetzung überlaſſen blieb. Mit Recht trifft ſein hauptſächlicher Tadel den Reichstag. Daß vierzig tſchechiſche Abgeordnete ihn verließen, mit der Angabe, in Wien ſei Anarchie, war eine feige Niederträchtigkeit. Desorganiſation war in Wien, weil Keiner den Muth und die Befähigung zeigte, die Zügel zu ergreifen. Aus einer ſtürmiſchen kräftigen Anarchie wäre vielleicht ein Dictator hervorgegangen. Paris erzeugt in jedem Umſturz naturgemäß ein Talent, das dictatoriſch zum Steuer greift. Daß Wien, daß Berlin rathlos ohne Centrum bleiben, daß die Revolution in beiden Städten jedesmal wie ein Brei auseinandergeht, beweiſt daß ſie gar nicht den Beruf haben, durch gewaltſame Umſchüttelung ihrer Elemente, d. h. durch Revolution, ſich einen neuen Organismus zu geben. Dies meine eigne Anſicht. — Mit großem Recht fällt Wuttke's Tadel auf den Reichstag. Dieſer war die Behörde, die im Aufſtande entſchieden heraustreten mußte. Entweder mußte der Reichstag den Mord Latour's auf das entſchiedenſte ahnden, um zu zeigen, daß er die Anarchie und Geſetzloſigkeit zu bannen wiſſe; oder an die Spitze der Bewegung treten und den Aufſtand organiſiren und geſetzlich machen; aus einem Aufſtande Wiens mußte ein Aufſtand ganz Oeſterreichs werden. Der Reichstag that keines von beiden und ſo ging Alles an ſeiner Saumſeligkeit und Charakterloſigkeit zu Grunde.

Man ſchreibt mir aus Wien: „Fröbel, wie Blum zum Strange verurtheilt, iſt durch die kräftige Einſprache des ſchweizeriſchen Geſandten gerettet worden. Fröbel, ein Deutſcher, aus Rudolſtadt gebürtig, war glücklicher Weiſe Bürger von Zürich. Der Proſoß der ihm das Todesurtheil und die Begnadigung verkündete, die Soldaten, die unter Trommelwirbel dieſer Verkündigung beiwohnten, umarmten Fröbel mit lauten, ſtürmiſchen Freudenthränen. Von Blum hatten die Officiere den ſtandhaften Muth zu rühmen. Leider war Blum — kein Bürger eines Schweizer Kanton. Er war Bürger von Leipzig, und Hr. v. Könneritz, der Bruder des geſtürzten Miniſters, verwendete ſich am 9. Nov. — zufällig! — erſt zwei Stunden nach der Hinrichtung für den ſächſiſchen Mitbürger. Er erfuhr dann, daß ſein Bemühen zu ſpät!" — Die Stimme des Volks und der Gerechtigkeit fordert, Hrn. v. Könneritz ſofort nach Dresden zu berufen, um ſich zu rechtfertigen. Wir fügen hinzu wie hoch noth es iſt, unſer Geſandtſchaftsweſen der Centralgewalt zu übergeben, damit wir Bürger und Geſchäftsleute auf jenen Poſten erhalten, wo es gilt, ſachlich unterrichtet zu ſein und die Ehre der Nation, nicht blos den Hof zu vertreten.

In Wien iſt kein Ende der Wirren abzuſehen. Der jetzige Durchbruch der alten Reaction iſt nur der Anfang vom Ende. Ob Ungarn unterworfen wird, ob Italien ſich von neuem erhebt, ob Oeſterreich in ſeiner neuen martialen Centraliſation den Schein deutſchen Weſens ſich erhält oder entſchieden ſich jetzt als ſlaviſcher Staat conſtruiren wird: für die hereingebrochenen Kämpfe dort iſt kein Ziel, kaum eine Richtung abzuſehen. Der Reichsminiſter Schmerling ſagte in der Paulskirche, in Wien ſei es nach öſterreichiſchem Uſus unter Windiſchgrätz „nicht ungeſetzlich“ hergegangen, es beſtehe noch das alte Geſetz, das dazu berechtige. Auch möcht' ich hinzuſetzen: Blum hatte da nichts zu ſuchen, er war nicht Abgeſandter kraft Parlamentsbeſchluß, er ging hin im Auftrag ſeiner Partei, er fühlte den Boden in Frankfurt für ſich nicht mehr fruchtbar und wirkſam. Schmerling geſtand indeß ein, daß nach den Märztagen in Wien ein Geſetz nicht habe in Anwendung kommen ſollen, wonach „die Armee zu einer Strafanſtalt herabſinke“!

Man ſpricht bereits davon, daß Schmerling abtreten werde; ſeine Sendung nach Berlin wird als ſeine letzte Aufgabe bezeichnet. Und dieſe Botſchaft hat nichts Geringeres zum Inhalt als die Ankündigung, daß der Reichsverweſer ſein Amt niederlegen werde. Eine Maßnahme mit Preußen über dieſen Schritt iſt die tranſitoriſche Einleitung dieſes Actes, mit welchem das centrale Deutſchland ſeinen proviſoriſchen Zuſtand abſchließt. Beſtätigt ſich dies, ſo lebt im Erzherzog Johann die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer beſondern Centraliſation Oeſterreichs. Mit ihm ſcheiden dann zugleich die öſterreichiſchen Abgeordneten aus der Paulskirche. Nach dem Zurücktritt Oeſterreichs wäre dann Preußen der natürliche und berechtigte Vorort Deutſchlands. Damit käme Einfachheit in die Sache. Auf Grund und Boden des zollvereinigten Deutſchlands müßte ſich dann das centrale Deutſchland politiſch organiſiren. — Allein ich glaube nicht, daß Oeſterreich ſich löſt von Deutſchland; ſomit müſſen wir mit ihm zur Neugeſtalt Germaniens kommen.

Ueber Blum ſchreibt mir M. Ch. noch Folgendes: Für den Gang der Dinge hier war Blum völlig unbedeutend geweſen. Seine Beredſamkeit wirkte wenig; ſie war zu ruhig, zu farblos; man war hier an ſtärkere Tinten und Leidenſchaften gewöhnt. Fühlte er das, und trieb ihn das über ſeine Natur hinaus? Wirken wollte er in jedem Falle. Oder war es ein böſer Dämon in Geſtalt jenes Chaſſé (Chaiſé) der ſein Ohr mit Schmeicheleien belagerte, ihm zuraunte, er ſei der Mann zur Präſidentſchaft? Dieſer galiziſche Jude hat ihn die Zuſtände hier in einem falſchen Lichte erblicken laſſen. Blum ſprach hier plötzlich von der Republik, an die niemand dachte. Blum war leichtgläubig wie ein Kind. Seine Stellung als Führer einer Elitenſchaar war untergeordnet, die Vertheidigung einer Brücke war ihm anvertraut. Man rühmt die entſchiedene Kaltblütigkeit, mit der er ſtand und focht. Auch ſeine Standhaftigkeit im Tode war rühmenswerth; er glaubte bis auf den letzten Augenblick an ſeine Unverletzbarkeit, an die Unmöglichkeit, daß man Hand an ihn legte. Vor Gericht hat er ſich offen zur Republik bekannt(?), obſchon man ihm Antworten nahe legte, die ihn gerettet hätten.“

---

den 27. November.

Leipzig hat am geſtrigen Sonntag Robert Blum die letzte Ehre erwieſen. Ich war als Mann der Bürgerwehr dazu commandirt; Blum ſtand in derſelben Compagnie mit mir. Ich hatte die Ehrenwache in der Nicolaikirche, wo Pfarrer Rauch auf der Kanzel die geiſtliche, Prof. Flathe im Schiff die weltliche Rede hielt. Die Wittwe Blum's wohnte in feſter, würdiger Haltung der Feier bei; die beiden Söhne waren mit im feierlichen Zuge.

Es war ein Volksfeſt, dieſe Todtenfeier, wie ſie unſere Stadt, unſer Land noch nie den Manen eines Geſtorbenen in gleichem Umfang zu Theil werden ließ. Keinem Helden, der auf dem Felde der Ehre fiel, keinem Dichter, keinem Genius irgendwelcher Art, der für Deutſchlands Ruhm verblutet, keinem Könige und Fürſten hat noch je deutſches Volk ſo im Tode gehuldigt. Erkenne man daraus die Macht des Volkswillens, der jetzt im Stande wäre, ſeinem erkorenen Lieblinge dieſe höchſte aller Ehrenbezeigungen, wollte man ſie ihm ſtreitig machen, mit Gewalt zu ertrotzen. Am 7. November des vorigen Jahres gab Leipzig einem Liebling der Muſen, Felix Mendelsſohn, das letzte Geleit. Er war dahingegangen, nachdem er den jugendlichen Geiſt in Tönen ausgeſtrömt, die Welt der Bildung mit ſeinen Gebeten und mit dem Zauber ſeiner kindlich reinen und tiefen Kunſt erfüllt. Am geſtrigen Tage beſtatteten wir in Gedanken ein Opfer der Politik, einen eben ſo raſch Dahingeſchiedenen, auf deſſen Thaten das Volk mit der ganzen Raſerei einer fanatiſchen Liebe den Stempel der Weihe gedrückt. Welch ein Umſchwung der Dinge im Laufe eines Jahres! Die Kamönen ſind verſtummt; der wilde Zwiſt der politiſchen

Meinungen iſt über Deutſchland hereingebrochen. Was die Fürſten der Welt ſolange vorenthalten, die Freiheit der Selbſtregierung, iſt jetzt dem Hader der Parteien im Volke preisgegeben; im blutigen Bürgerkrieg will ſich jetzt das Panier der Freiheit feſtpflanzen, und was im raſchen Aufſchwung der Geiſter errungen war, droht jetzt im permanenten Aufruhr der Erbitterung wieder zu Grunde zu gehen. In Robert Blum glaubte die Menge einen Hort gefunden zu haben für alle Nothwendigkeiten einer neuen Ordnung der Dinge. Der Glaube iſt es der ſelig macht, und in der Zuverſicht auf Blum's Wort und Meinung lag die ganze Gewalt einer blinden Liebe, die eben weil ſie blind, um ſo mächtiger iſt. Wirklich freie Völker ſind ſtolz auf Errungenſchaften, auf Inſtitute, die ihnen dieſe ſichern. Ein Volk das frei werden will, wirft mit einer eigenſinnigen Eiferſucht ſeine ganze Leidenſchaft der Liebe auf die Führer der Sache, die für das noch ungelöſte Räthſel das Wort gefunden zu haben ſcheinen. Blum hatte für die Menge das Wort gefunden, das aufzurufen und zu beſchwichtigen wußte. Sein Zorn gegen alles was er als Tyrannei bezeichnete war eben ſo ſtark und aufrichtig, wie ihn das angeborene Phlegma ſeines Naturells immer wieder antrieb das Maß der Beſonnenheit feſtzuhalten. Er war Volksredner im ſeltenen Grade. Der unterſten Claſſe der Geſellſchaft entſprungen, kannte er deren Bedürfniſſe und Triebe, und beſaß Bewußtſein genug, dieſe Bedürfniſſe zu wecken, wo ſie ſchlummerten, dieſe Triebe, wo ſie wach waren, zu regieren. Er hatte als Redner die ſalbungsvolle Breite, die langſam, aber ſicher die Haut durchdringt; er hatte juſt ſoviel Biederkeit als das Volk ſie für eine gute Sache vorausſetzt, er hatte juſt ſoviel Klugheit als beim gemeinen Mann der Argwohn giebt, ein Argwohn, der jetzt nach ſo langer Knechtſchaft ein ganzes Volk ergriff. Blum's Einſicht ging eben nur ſoweit als der Gedankenkreis des großen Haufens reicht. Wo ſie weiter reichte, beſchränkte er ſich abſichtlich, und hatte Selbſtüberwindung genug, kaltblütig über die hitzigen Wallungen der Menge zu gebieten. In dieſer Berechnung war er Meiſter, während ihn nur der Inſtinct zu treiben ſchien. Er hatte die Macht, die er übte, noch nicht überſchätzt, noch nicht mißbraucht. Ob etwas Poſitives in ihm für die Zukunft dämmerte, iſt ungewiß; für jetzt hatte er nur vor Augen gehabt, die Empörung gegen Knechtſchaft und Tyrannei allgemein zu machen. Vielleicht ſchwamm er nur ſo auf dem Strom der Aufregung hin ohne bewußtes Ziel. Das Gute, das er hatte, wie der Mangel an Erkenntniß, der ihm beiwohnte, waren Tugenden und Fehler des großen Haufens, er theilte alles mit dem Volke und war nicht beſſer und nicht ſchlechter als dieſes. Auf die großen Gegenſtände kam es ihm weniger an als auf die Art, wie ſie auf die Menge wirkten. Schiller war ihm gut genug, um an ihm ſoviel geſunde Vernunft als ſie der Bürger braucht, nachzuweiſen. Er zog alles in ſein Bereich und machte es der Menge mundrecht. In ſeiner letzten Schillerrede hatte er ſtundenlang auseinandergeſetzt, wie der große Dichter hungern und darben mußte. In der Religion geißelte er die alten morſchen Gebrechen und ſetzte voraus, der Menſch würde die Wahrheit erkennen, wenn er frei von Irrthümern wäre. Mit dem Deutſchkatholicismus wollte er keinen neuen Glaubenscodex, ſondern nur eine Oppoſition gegen Satzungen aller Art. Er wollte in der Politik keine Republik, weil er dafür noch keine Republikaner fand. Negation des Schlechten iſt noch kein poſitiv Gutes, aber in einer Welt der Mißbräuche, der Erſchlaffung, der eingewohnten Knechtſchaft und der künſtlichen Hemmungen für die Freiheit, mußte der Zorn gegen das Beſtehende, ſelbſt wenn er unfähig blieb Neues zu ſchaffen, eine Macht werden, die ſich als eine unwiderſtehliche bekundete. Blum hatte und wußte nichts, als was der gemeine Mann hat und weiß, den ſittlichen Inſtinct, der ſich gegen das Unrecht empört. Für Sachſen hatte er den richtigen Moment zu erfaſſen verſtanden, wo dies Gefühl der Empörung reif war zum Ausbruch. Als Blum vom Rathhausſöller zu Leipzig ſprach, da ſtand er auf dem Gipfel den er erreichen konnte. Und er wirkte auch da noch beſchwichtigend; die bloße Furcht vor dem Rieſenzuge nach Dresden genügte, um die alte Ordnung der Dinge zu ſtürzen. Im Zorn gegen altes Unrecht war er ſtark, wie das Volk im unbeſtimmten Gefühl gegen Unbill ſtark iſt. Um Neues aufzubauen reichte ſeine Einſicht ſo wenig aus, wie das Volk ſich darin Rath weiß. Blum hatte in Frankfurt die Endſchaft ſeiner Miſſion gefühlt. Dort galt es zu bauen, und er war nur ſtark in der Wegräumung des Alten. Trieb ihn dies Gefühl ſchon über ſeine Sphäre hinaus? Oder ſtachelte ihn der Eifer der Partei, das Unmögliche zu wollen? In Frankfurt war der Boden für ihn unſicher geworden, in Wien ſchwand er ihm unter den Füßen; er kannte dort nicht mehr die Bedingungen zum Wirken, verfehlte Richtung und Ziel. Jetzt hat nun der Tod die Weihe auf ihn gedrückt, und im Schrei der Empörung ſind alle Parteien dahin einig, daß ſein Tod, für ſeine Partei vielleicht ein unwiederbringlicher Verluſt, jedenfalls den Feinden der Freiheit nicht zum Segen werden dürfe.

Die Todtenfeier in Leipzig erfolgte ziemlich ſpät. Andere Städte waren ſchon vorausgegangen. Der Grund der Verſpätigung war darin zu ſuchen, daß man hier eine erſte Feier ſchon über Hals und Kopf begangen hatte. In der Thomaskirche hatte unter ſtarken Zuzügen aus der Nachbarſchaft bereits eine Volksverſammlung getagt und unter Gebet und Chorälen Entſchlüſſe gefaßt, die, wie ein hieſiges Blatt ſagte, mehr dem Gefühl der Entrüſtung als der Beſonnenheit entſprangen. Sachſen, forderte man, ſolle dem öſterreichiſchen Geſandten in Dresden die Päſſe zuſtellen, d. h. an Oeſterreich den Krieg erklären. Man glaubte durch Werbungen von Freiſchaaren gegen das Miniſterium Brandenburg im Sinne des Todten zu handeln. Im rathloſen Schmerz wollte man die in Wien gemordete Freiheit wenigſtens in Berlin retten. Sachſen ſollte alſo den Landfrieden brechen und auch an Preußen den Krieg erklären. Sachſen ſollte, ſo ſchien es, ſich ſogar von Deutſchland losſagen, wenigſtens vom Parlament, und ſeine Abgeordneten aus der

Paulskirche zurückrufen. Dem öſterreichiſchen Conſul das Haus zu demoliren, ward als unwürdig in der Thomaskirche verworfen; aber die aufgeſtörte Menge vollzog gleichwohl dieſen Act der Rache.

Um ſo würdiger war die Feier des geſtrigen Tages. Beide Hauptkirchen waren dazu hergerichtet. Unter dem Geläute der Glocken hielt der unabſehbare Zug aller Gewerke, Vereine, Körperſchaften und Behörden ſeinen Um- und Einzug, um dem in Wien wider deutſches Gefühl, wider deutſches Recht Gemordeten die letzte Ehre zu erweiſen. In der Thomaskirche hielten Paſtor Zille und Dr. Joſeph die Reden.

Dem Volke, kann man ſagen, iſt ſein Recht geſchehen; es hat ſeinem Lieblinge die höchſte Ehre zugewendet. Möchte nun die Sache des Volkes in Deutſchland reifen auf der blutgedüngten Erde, möchte es einen Bau der Eintracht vollenden lernen, an welchem die Tyrannei ihre Stirn und die Leidenſchaft ihren Aberwitz zerbricht! Bis jetzt haben die Männer des Volkes nur immer erſt recht die Männer der Tyrannei gewaffnet. Wien iſt gefallen, ſagte Pfarrer Rauch, weil es uneinig war; die Kroaten ſiegten, weil ſie unter dem Geſetz der Zucht einträchtig handelten. Sollen wir von wilden Horden lernen, worin die Stärke zu ſuchen iſt?

Im Stadtgraben zu Wien hat die Militärpolizei ohne alles Bedenken und ohne allen parlamentariſchen Einſpruch des in Kremſier eröffneten Reichstags von neuem die Schußlinie aufgeſtellt. Man kann nicht Alle niederſchießen, die zum

Schutz der Stadt die Waffen gegen Kroatenhorden ergriffen. Auch hat man nur exempli gratia herausgegriffen nach Luſt und Laune. Jetzt geht man von Denen, welche die Flinte trugen, zu Denen über, welche blos die Feder führten. Auch hier greift man heraus und decimirt. Becher und Jellinek, Herausgeber und Mitarbeiter des „Radicalen", traf zunächſt Kugel und Blei. Jenen ſchützte ſelbſt nicht, daß ſeine Geburt ihn zum engliſchen Bürger machte; er war in Mancheſter geboren, in Bonn erzogen, ſchrieb eine Zeit lang muſikaliſche Kritiken, bis ihn die Ereigniſſe der Zeit erfaßten. Hermann Jellinek war uns in Leipzig aus der Zeit des Redeübungsvereins als ein confuſer, aber harmloſer Kopf bekannt.

Und während all der Wirren und Gräuel in Wien ſehen wir Gagern nach Berlin ziehen, mit der Vollmacht ausgerüſtet, für Deutſchland eine Wendung, für die es jetzt reif ſei, einzuleiten. Wird der große Moment nicht kleine Menſchen finden?

Bis Anfang September waren folgende deutſche Kriegsſchiffe ausgerüſtet: An Segelſchiffen die Fregatte „Deutſchland" mit 34 Kanonen, die Corvetten „Amazone" und „Franklin", jede mit 12 Kanonen, der Schoner „Elbe" mit 8 Kanonen; an bewaffneten Dampfbooten: „Hamburg", „Lübeck" und „Bremen", jedes mit 160 Pferdekraft, „Königin Eliſabeth", „Kiel" und „Eider", jedes mit 50—60 Pferdekraft. Wir zählen ſomit 4 Segelſchiffe mit 70 Geſchützen, 6 Dampfboote mit 31 Geſchützen, die Kanonenboote, Jollen und Schaluppen nicht mitgerechnet, deren Anzahl von 10 mit je zwei Geſchützen ſich bald verdoppelt hat, da der Bau in Holſtein und Preußen unausgeſetzt betrieben wird.

Gutzkow's politiſche Phantaſien.

Es will mir vorkommen, als würden die Menſchen von heute immer klüger, die Bücher jedoch von Tag zu Tag immer dümmer. Jene werden vielleicht noch ganz überklug, indem ſie mit athemloſer Haſt die Ereigniſſe überholen; die Bücher aber, die ſich auf die Thatſache des Tages ſtützen, bleiben weit hinten zurück; ſie verlieren faſt die Berechtigung zur Exiſtenz, denn was der heutige Abend dictirt, ſtößt der nächſte Morgen wieder um. Darin aber ſind Menſchen und Bücher von heute einander ſehr gleich, daß ſie alles beſſer wiſſen wollen, jede aus dem Schooße der Zeit mit Mühe und Noth herausgerungene Thatſache hinterher immer klüger conſtruiren. Steht nun vielleicht der Journalartikel mitten inne zwiſchen lebendigen Menſchen und todten Büchern, zwiſchen dem geſprochenen und dem gedruckten Worte, ſo darf er ſich auch nicht beider überheben wollen, er kann höchſtens das, was geſchieht, mit dem, was gemeint wird, die Thatſachen des Tages mit der Doctrin der Denkenden vermitteln. Gutzkow's Buch mit dem ſtolzen Titel: Deutſchland am Vorabend ſeines Falles oder ſeiner Größe iſt vielleicht, wie das nicht anders ſein kann, vor acht Wochen fertig geſchrieben, ſeine Anfänge reichen noch weiter, noch über das Frankfurter Mordattentat hinaus; natürlich ſind ſeine Vorausſetzungen in der Stellung von Frankfurt, Wien, Berlin zu einander unrichtig geworden. Was nun Jedermann darin ſchon beſſer weiß, iſt als Ergebniß der letzten Tage nichts weniger als beneidenswerth. Oeſterreich machte ſeitdem Miene, ſich den Czechen in die Arme zu werfen. Das widerſtritte nicht den etwaigen Ueberzeugungen, die Gutzkow hegt, noch den politiſchen Betrachtungen, die er anſtellt. Sein norddeutſcher Verſtand ſchließt Oeſterreich entſchieden aus vom Zuſammenhange mit der innern Entwickelung Deutſchlands. Ich halte das für ein ſündhaftes Unrecht, für ein Verkennen des eignen Blutes, für einen am eignen Fleiſch, am eignen Bruder, und wär's auch ein verirrter Halbbruder, begangenen Verrath. Ich halte es für einen Fehler, den größten vielleicht, den wir begehen können; ich halte es endlich für eine Unmöglichkeit; Deutſchland wird Oeſterreich nie los. Und geſetzt auch, Oeſterreich wolle ſich heimlich oder offen, mit Gewalt oder mit Ueberlegung aus dem Zuſammenhang mit Deutſchland herausſtellen; — darüber würden noch mehr Herzen brechen, als im Stadtgraben und in der Brigittenau Opfer fielen, tauſend Arme würden ſich täglich verzweifelnd zum Himmel heben; — was dann weiter? Iſt uns damit gedient? Fördert ſich damit die deutſche Sache? Die deutſche Centralgewalt hat Oeſterreich gegenüber ihre Ohnmacht eingeſtanden, dort deutſches Leben zu organiſiren. Dies Eingeſtändniß hat nur Sinn, wenn eben Oeſterreich als von Deutſchland geſchieden anerkannt wird. Das Miniſterium zu Olmütz erklärte Oeſterreich bis auf die Beiträge zur Bundescaſſe für losgebunden von Deutſchland, aber es beruft noch immer nicht die Abgeordneten ſeines Landes aus der Paulskirche zurück. Hierin liegt das Unglück des Augenblicks, das Unglück der zähen Entſchließungsloſigkeit der deutſchen Natur. Und was wäre damit gewonnen, würde dieſer Schritt als logiſche Nothwendigkeit beſchloſſen? — Mit einem Verluſte gewinnt man nicht, und ein Verluſt, ein ſchmerzlicher, bleibt es ja doch immer, müßten wir auch den kleinſten Bruchtheil unſerer ſelbſt opfern. Liegt aber Nothwendigkeit darin, ſo muß der Verluſt, wird er entſchieden anerkannt und überblickt, zu neuem Gewinn führen; die halb eingeſtandene, nur halb zugegebene und durchgeführte Einbuße ſchleppt nur neue Täuſchungen ohne neuen Gewinn mit ſich. Werden wir mit dem centralen Oeſterreich einen Schwerpunkt mit ſeinem ganzen Bleigewicht los, ſo bedarf Deutſchland eines neuen Schwerpunktes. Und dieſen hat es, denkt Ihr, dann in Preußen. Konnte eine Neugeburt des ganzen Germaniens nicht zu Stande kommen, ſo thue jetzt die Feſtſtellung eines modernen Deutſchlands um ſo mehr noth. Wir bauen damit nicht in's Bodenloſe, noch in die Luft hinaus! ſagt Ihr, und es ſcheint praktiſch nichts näher zu liegen, als daß das zollvereinte Deutſchland ſich mit Preußen als freies, politiſches Deutſchland ausbaue und fertig werde. Schon wiederholte ſich das Gerücht vom

Entſchluß des Reichsverweſers, abzudanken; es wäre damit der Abſchluß des proviſoriſchen Zuſtandes unſerer deutſchen Einheit gegeben; da geht Gagern nach Berlin und kehrt alsbald ohne Ergebniß zurück! Gagern findet Preußen ganz mit ſeinen ſpeciellen Wirren in ſich verſtrickt. In dem Momente alſo, wo Deutſchland Preußens bedarf, um mit ihm abzuſchließen, in dem Momente, wo Preußen in einer völligen Hingebung an die deutſche Sache zugleich die Löſung ſeiner eigenen Verlegenheiten fände, fehlt abermals die Schwungkraft des ſchöpferiſchen Gedankens, der uns aus Noth, Wirrſal und Zerriſſenheit erlöſt. Preußen, mit ſich beſchäftigt, verkennt abermals ſeine deutſche Aufgabe. Sie bleibt ihm vorbehalten — ſagt Ihr, — der Drang der Noth wird doch einmal dazu führen — meint Ihr, — aber ſegenbringend vollführt ſich die Nothwendigkeit nur durch den Aufſchwung der freien Entſchließung. Daß wir abermals an der Schwelle einer neuen Ordnung der Dinge ſtehen, und wiederum der gute Genius ausbleibt, der zu Deutſchlands politiſchem Abſchluß den Moment ergreift: das iſt das Niederdrückende im jetzigen Stand der Sache.

Doch wir wollten Gutzkow's Buch beleuchten. Es mußte nur angedeutet werden, was in der Stellung der Elemente ſchon über daſſelbe hinweggeführt. Es bleibt übrig, das Glaubensbekenntniß ſeines Verfaſſers zu erledigen. Ein Theil des Buches ſchildert Gutzkow's Miterlebniſſe an der Berliner Märzrevolution. Erlebniſſe ſind immer das Willkommenſte, was jemand zu bieten hat, ſie bezeugen aufrichtige Mitbetheiligung, ſtehen außer dem Hader der ſtreitenden Meinungen, haben ihre Berechtigung in der Perſönlichkeit. Gutzkow hat an der Wiege der Berliner Bürgerwehr geſtanden. Volksbewaffnung! war das Zauberwort, das er einem unſchlüſſigen Haufen ſagte, der im Trubel der Aufregung weder Ziel und Zweck, noch Mittel fand. Ich glaube, der ſtürmiſche Haufe hob ihn auf die Schulter und deputirte ihn zum Schloß hinauf. Gutzkow hätte das ausführlicher ſchildern ſollen; er hätte es bei mehr Unbefangenheit gethan. Im feſtumrahmten Bilde, das Einer von ſeinem Erlebniß giebt, ſchließt ſich ein Stück Zeitgeſchichte richtig ab und hindert das Hin- und Herflackern des ruheloſen Räſonnements, das doch immer nur, ſoweit die Thatſachen reichen, Gültigkeit hat und in jenem Abſchluß ſeine Einfriedigung findet. Erledigt würde freilich damit nichts am großen, wogenden Stoff der Zeitfragen. Gutzkow erzählt, wie Lichnowsky den geſchäftig eiteln Zwiſchenträger zwiſchen der Krone und dem Volke hatte machen wollen, vom Schloß herunterkam und bald ein Miniſterium Schwerin, bald ein anderes der verſammelten Menge bei ſeinem „fürſtlichen“ Wort verkündete. Volksbewaffnung! war in jenem Momente der Zauberſchlüſſel. Gutzkow ſprach es vor dem Miniſter aus. Was denken Sie ſich unter Volksbewaffnung? entgegnete Arnim, gegen wen, für wen ſoll ſich das Volk bewaffnen? — Dieſe Frage war damals ſehr nüchtern. Die Skepſis des Staatsmanns beleidigte, aber die Frage war richtig geſtellt, ſie iſt noch jetzt nicht gelöſt; die Bürgerwehr wartet in Preußen von neuem auf ihre richtige Organiſation; ſie hat in Berlin nicht gewußt, ob ſie ſich zu Polizeidienſten verwenden laſſen oder ſich um einen Convent der Nationalverſammlung ſchaaren ſollte.

Gutzkow's politiſches Glaubensbekenntniß drückt ſich in dem Satze aus: „Man kann die Monarchie haſſen und doch nicht für die Republik ſchwärmen.“ Gutzkow's Glaube iſt alſo blos ein doppelter Zweifel. Der Kritiker ſieht die Schwächen des Dings und mäkelt bei der Wahl, ſoll er ſich entſchließen. Nur der wahre Gläubige weiß, was er will, es ſei mit Bewußtſein oder blind. Gutzkow hält die Republik bei jedem Volke für unmöglich, das die republikaniſche Form nicht für eine ausſchließliche Lebensaufgabe benutzt. Karthago, ſagt er, war eine Republik, weil Karthago nur handeln wollte, Rom, weil es nur Krieg führen wollte, Genua, Venedig, Holland, Nordamerica, alle dieſe Republiken wußten, daß der Handel ihr einziger Zweck. Die Schweiz weiß, daß ſie außer Ackerbau und Viehzucht keine andere Miſſion hat. Die Lombardei müßte eine Republik des Handels und der Induſtrie werden. Frankreich könnte wie Rom als Republik beſtehen, wenn es eroberte oder das Socialproblem löſte. Jenes war in der Vergangenheit, dies wird nur in einer ſehr fernen Zukunft möglich ſein, und eine rein theoretiſche Republik hält ſich ſchwerlich. Die Republik mit ihren wandelbaren oberſten Häuptern, ſagt Gutzkow, iſt ein Tummelplatz des Ehrgeizes; die Monarchie hat vor ihr den

Vorzug, daß man wenigſtens vom höchſten Stuhl der Macht ſagen kann: Der iſt beſetzt.

Das iſt ſo wahr, daß wir kaum eines Hinblicks auf Frankreich bedürfen, um es neu beſtätigt zu finden. Ganz Frankreich löſt ſich beim Stillſtand aller andern Lebensfunctionen in ein Weſpenneſt ehrgeiziger Ränke auf, bei denen, gleichviel ob es ſich um Perſonen oder Richtungen oder dynaſtiſche Reminiscenzen handelt, ſchließlich doch nur der plumpe Inſtinct der Maſſe entſcheidet. Frankreich wird an dieſem großen Hazardſpiele nicht untergehen, Frankreich hat ſeine furchtbaren Erfahrungen hinter ſich. Aber der Zuſtand iſt weder wünſchens- noch nachahmungswerth. Die Republik in Frankreich iſt ein Product der Verlegenheit. Man iſt noch kein poſitiver Republikaner, wenn man das Königthum negirt und zum Lande hinauswirft. Wird Cavaignac Präſident, ſo iſt es ſeine Aufgabe, die rothe Republik der Communiſten niederzuhalten, die einfache, nüchterne Vernunft des geſunden Bürgerthums zu ſtärken. Aber ſolch Bürgerthum ſteht in England weit feſter trotz, oder vielmehr mit der Krone, hat dort die feſteſten Bollwerke ſeiner Zuverſicht, die ſtärkſten Säulen ſeines Stolzes! Wird Louis Napoleon Präſident, ſo giebt die Maſſe den Ausſchlag, die blind nach dem Glanz eines Namens tappt, nicht nach der beſten Tugend eines Bürgers wählt. Wenn ein Königsgeſchlecht bankerott iſt, ſteht noch nicht die Befähigung zur Republik feſt. Bei dem Bankerott aller ſeiner Dynaſtien ſiegt in Frankreich am Ende doch ein dynaſtiſches Gelüſt, in welchem ſich die Eitelkeit der Menge geſchmeichelt fühlt. Dies Gelüſt iſt in Frankreich noch mächtiger als die Intriguen der Parteien, und dieſer Inſtinct bekundet nichts weniger als einen Beruf zur Republik, wo der Werth des Bürgers, nicht die Tradition eines Geſchlechts herrſchen ſoll.

Gutzkow haßt die Monarchie und kann ſich nicht für die Republik entſchließen. Er ſieht die Trüglichkeit der Wählerei des erſten Bürgers im Staate ein; und doch behauptet er, die erbliche Beſetzung des oberſten Stuhles könne „vor einer idealen Politik" nicht beſtehen. „Es iſt ſo ſchlimm, ſagt er, daß die Völker jetzt einen Fürſten haben, den ſie lieben, und morgen einen bekommen, den ſie haſſen." Das iſt aber nur ſo lange ſchlimm, als das Königthum noch immer eine Stelle behauptet, wo es dem Haſſe erreichbar bleibt. In England ſteht die Krone und die Perſon ihres Trägers außerhalb der Schußlinie der Leidenſchaften der Parteien. In England regiert ſich das Bürgerthum durch ſein Parlament; England iſt unter uns die einzig gute, die einzig mögliche Republik. Deutſchland hat ſich in Frankfurt zum Parlament ein Unterhaus gegründet, und Gutzkow ſchilt die Zuſammenſetzung der Frankfurter Nationalverſammlung eine „mittelmäßige, eine geſinnungsloſe". Wie er als Kritiker über Bücher und Autoren mit ſeinem Scharfſinn an der Perſönlichkeit hangen blieb, ſo kommt er als Politiker über die Zerbrechlichkeit des Zufalls nicht hinaus zur Feſtſtellung der Sache. Mittelmäßig nennt er die Zuſammenſetzung des Parlaments. Das beträfe, was Talent an den Betheiligten iſt. Und geſinnungslos. Dies Wort iſt im Munde des gedankenloſen Radicalismus gemein geworden. Gutzkow will nicht damit ſchimpfen, er will nur ſagen, daß er am Parlamente diejenige Geſinnung oder Richtung vermiſſe, die ſein eignes Glaubensbekenntniß fordert. Dies ſein Bekenntniß beſteht nun aber darin, die Monarchie zu haſſen, ohne für die Republik ſchwärmen zu können. Er leugnet mit Recht die ſtaatliche Berechtigung gewiſſer kleiner Souveräne. Er entwirft durch Verſchmelzung der Ländermaſſen eine Heptarchie, wie ſie ſchon General Bangold feſter nach militäriſchen Nöthigungen entwickelte, und wie ſie in den Stammesunterſchieden der deutſchen Nation ihre tiefere Wurzel findet. Aber er leugnet mit der Erblichkeit der Krone die ganze Möglichkeit der Monarchie; eine conſtitutionelle Wahlmonarchie ſchwebt ihm als einziges Heil vor, ohne daß er dies angebliche Heil aus der unglücklichen Schwebe bringt, in welcher er doch Frankreich wie jede Republik mit den Wahlparteiungen des Ehrgeizes einer Auflöſung aller Nationalkräfte preisgegeben ſieht. Gutzkow ſcheut und haßt den Kampf der Maſſen. Maſſe iſt ihm Gattung, und in der Gattung vegetirt die Perſon als Thier. So glaubt er; als Einzelner, ſagt er, bin ich weiſe, in der Maſſe bin ich Thier. Er will das Haupt des Staates gewählt ſehen, und ficht doch zugleich die Wahl der Vertreter in der Mehrheit an, nennt einen Act des Nationalwillens, der mit der Mehrheit der Vertreter einen Fürſten zum Reichsverweſer erhob, einen Act mittelmäßiger und geſinnungsloſer Entſchließung! „Unverantwortliche unſelige Verblendung, ſagt er, auf unſern Ueberfluß an Fürſtenweſen noch eine neue Fürſtlichkeit zu pfropfen!“ Uhland ſtimmte auch nicht für Erzherzog Johann, aber unterwarf ſich der Thatſache dieſer Wahl und rüttelte dann nie an ihr. Gutzkow würde vielleicht in der Paulskirche zwiſchen Vogt und Zitz ſeinen Sitz einnehmen. Mit Blum nach Wien zu gehen, um für ſeine Illuſion zu kämpfen, zu ſiegen oder zu ſterben, dazu hätte er wohl zu viel Kritik und zu wenig blinde Hingebung. Aber mit Vogt nergeln, mit Zitz zergeln! Gutzkow hätte für den Bürger Itzſtein, ſcheint es, in der Paulskirche geſtimmt. Und vor dem Bürger Itzſtein, meint Gutzkow, würden die deutſchen Souveräne eher ihr Haupt gebeugt, von einem bürgerlichen Präſidenten der „Vereinigten Staaten Deutſchlands“ eher und lieber den gemeinſamen Volkswillen entgegengenommen haben. Wer hätte gedacht, den ſcharfſinnigen Gutzkow auf dem Wege der politiſchen Phantaſien zu ertappen? Und man thut jener ſeiner Behauptung in der That noch große Ehre an, ſchlägt man ſie ins Bereich der Phantaſien. Wer aber aus der Revolution und ihrem unberechenbaren Chaos die Reform gewinnen will, kann auch nicht mit den glänzendſten Phantaſien fürlieb nehmen. Im Grunde will auch Gutzkow nicht die Permanenz des Umſturzes, er will die Reform, ob er ſie ſchon ſociale Revolution nennt. Die Möglichkeit einer neuen Form unſerer Vergeſellſchaftung ſoll an und für ſich nicht abgeſchnitten ſein, aber dieſe innere Umgeſtaltung unſeres bürgerlichen Lebens iſt lediglich mit dem Ausbau der Monarchie zu begründen. „Ich glaube, ſagt Gutzkow, daß es möglich iſt, die communiſtiſche Tendenz unſerer Zeit durch eine Pflege des Nationalſtolzes zu zügeln.“ — Sehr wahr! Nur fragt ſich, worauf dieſer Nationalſtolz ſich wenden ſolle, ob auf den eigenſinnigen und eigenſüchtigen Streit über die politiſchen Formen, oder auf den Inhalt unſeres ſocialen Lebens. Welcher Pflege ſich der Nationalſtolz von Gutzkow zu erfreuen habe, beweiſen ſeine Behauptungen im Conflict der deutſchen Sache in Poſen. Er gehört nicht zu den blinden Polenfreunden, er liebt die Polen nicht, er iſt auch hier kein Schwärmer. Er vergißt, daß juſt die Schwärmerei des Herzens unſeren Dichtern die einzige Berechtigung in ihrem Gefühl für Polen giebt. Er will hier nichts als kalte Gerechtigkeit. Polen, ſagt er, iſt über ſeine künftige politiſche Form blos unſchlüſſig, und wir hätten kein Recht über die Rathloſigkeit ihrer Wirren den Stab zu brechen. Auch nicht, wenn ſie die kriegeriſche Entfaltung verſuchen, mit dem Haß gegen Deutſchland, ſtatt gegen Rußland ihr neues Werk beginnen? Auch dieſer Anwalt deutſcher Nationalehre räth uns alſo, aus kosmopolitiſchem Mitgefühl uns ruhig ins Geſicht ſchlagen zu laſſen. Im Grunde wird, wie er es will, die Demarcationslinie bereits gezogen; allein die preußiſche Feſtung Poſen, meint er, ſolle nur ſo lange preußiſch bleiben, bis dieſe Operation geſetzlich vollzogen ſei. Nach jedem Geſetze Himmels und der Erden iſt aber Poſen als Stadt deutſch, als Feſtung preußiſch. Daß die Vorſtädte polniſch ſind, kann die Stadt nicht zu einer undeutſchen, die Feſtung nicht zu einer polniſchen oder ruſſiſchen machen. Gewiſſe Schichten des Volkes, ſagt Gutzkow, müſſen immer gezwungen werden, nicht durch die Guillotine, nicht durch's Schwert, ſondern durch Aufklärung und edle Thaten. Preußen aber gab in Poſen dieſe Aufklärung, leiſtete dieſe edlen Thaten. Und das nennt Gutzkow die „künſtliche Germaniſirung Poſens.“ Da Polen jetzt ruhig ſcheine, meint er, habe Preußens Regierung, wenn ſie edel und demokratiſch ſein wolle, nichts anderes zu thun als in Poſen die polniſche Nationalität nicht nur im Ernſte auszubilden, ſondern auch eine allmähliche Degermaniſirung vorzubereiten. Gutzkow empfiehlt das allen Ernſtes. Er leugnet damit nicht blos die ehrlichen Thatſachen in der Politik Preußens, ſondern auch die Berechtigungen des deutſchen Geiſtes in ſeiner ſeit Jahrhunderten bereits vollzogenen ſittlichen und friedlichen Eroberung. Und es geſchieht das nicht aus brennender Schwärmerei für Polen, ſondern aus nüchternem deutſchen Eigenſinn. Dieſer Eigenſinn war in der Entwickelung Deutſchlands von je unſer ſchlimmſter Feind. Und wie kann man uns ehrloſe Vorſchläge machen und zugleich von der Pflege des Nationalſtolzes ſprechen?

III.

1849.

Das Jahr der Verwirrung.

Gevatter Süddeutſch und die Republik.

Es war im vorigen Jahre gegen Ende September, als am deutſchen Himmel ſchwere Wolken hingen, von mehreren Seiten her ein Gewitter ſich zuſammenthürmte. Ich meine den politiſchen deutſchen Himmel. Da hingen die Wolken ſchwer und tief; in Frankfurt tagte die Nationalverſammlung über die Grundrechte des deutſchen Volkes, während das ſouveräne Volk der Gaſſe auf den Barricaden ſeine Meinung blutig durchzuſetzen dachte. Gegen phyſiſche Gewitter hat man Blitzableiter; drückt das Gewölk allzu ſchwer ohne ſich entladen zu können, ſo feuert man Geſchütz ab. Nun, auch der politiſche deutſche Himmel ſchien ſich nicht anders als mit Kanonendonner lichten zu wollen. Das parlamentariſch zwieſpältige Deutſchland wurde in Frankfurt militäriſch einträchtig. Der Volkswuth waren Opfer gefallen, aber Kartätſchenfeuer hatte die Barricaden zerſchleudert, der Aufſtand war beſeitigt. Sein vereinzelter Ausbruch war ein Fehler geweſen, den der Zufall oder die Planloſigkeit der Leidenſchaft verſchuldete. Nicht blos in Frankfurt, auch in Cöln war die rothe Fahne ausgeſteckt, halb verdeckt brannte das Feuer des Aufruhrs in den ſächſiſchen Herzogthümern, im Badiſchen fielen in hellen Haufen bewaffnete Schaaren in's Land. Das alles blieb, weil das Centrum fehlte, zuſammenhanglos; aber der Centralpunkt war leicht immer wieder in Frankfurt gefunden, und der Centralkopf wäre Hecker geweſen. Wenn es nach der Linken in der Paulskirche ging, ſo ſaß Hecker mit Sitz und Stimme im Parlament; dann war der Aufruhr organiſirt, für das Centrum Punkt und Kopf beiſammen. Hecker war der Karl Moor, der da ſagte: Gebt mir tauſend Kerle wie ich bin, und ich will aus Deutſchland eine Republik machen, gegen die Athen und Sparta Nonnenklöſter waren! Er hatte die tauſend Kerle nicht beiſammen gehabt, hatte nichts vorbereitet gefunden und gab Deutſchland auf, beſah ſich in Frankreich die Republik, — eine Republik aus Verlegenheit — ſchüttelte vielleicht den Kopf in Paris, und ging nach America, ins Land der Republik aus Nothwendigkeit, und hat nun Muße, die Republik der Illuſion, die er mit ſich nahm, mit dem Naturproduct Bruder Jonathan's zu vergleichen. Er hatte auf die Deutſchen in ſeinem Abſchiede bitter geſpottet, daß ſie nichts als ein Lied für ihn gehabt. Aber dies Heckerlied lief noch wie das Gekräh des rothen Hahnes von Hand zu Hand, und wenn Struve's Razzia und Putſch in Baden gelang: wer ſtand dafür, daß Hecker nicht anderes Sinnes ward, umkehrte und plötzlich als — König der rothen Republik in Frankfurt einzog! Denn einen

König wollten dieſe Republikaner, einen König aus dem Volk. Die Bauern im Odenwald ſchrien: Die Republik, die wolle mer habe, aber den Groſchherzog, dös iſch ein gueter Mann, den wolle mer auch habe! — Wie Michel in Hohenlohe die Preßfreiheit forderte und die Miniſter ihn beruhigen wollten und ſagten: Gut, die Cenſur ſoll abgeſchafft werden, da ſchrie es aus tauſend wilden Kehlen: Noi, mer laſſe uns nix nehme, die Schenſchur wolle mer auch habe, mer wolle izt alles habe, mer laſſe uns nix mehr raube! — In Baden hatten die Bauern in der That den Redacteur des deutſchen Zuſchauers zum Kaiſer der rothen Republik ausrufen wollen. Vor der Hand hatten wir nun an Struve einen Präſidenten der badiſchen Republik. Das Programm mit ſeiner Unterſchrift als ſolcher ſtand in ſeinem Regierungsblatt vom 24. September. Es decretirte zwei Haupt- und Magenartikel: 1. Alle Steuern ſind aufgehoben. 2. Die Zölle ſind auf die Hälfte herabgeſetzt. — Sein oder Nichtſein! — phantaſirte weiland der thatenloſe Denker Hamlet, ſchlafen — vielleicht auch träumen? — und ob dereinſt noch Träume kommen mögen, es wär' ein Ziel, auf's äußerſte zu wünſchen! — Jenes Ziel, das ſich der unpraktiſche Schwärmer ſo fern ſteckte, die Frage über Sein und Nichtſein, Haben oder Nichthaben, liegt uns Kindern von heute näher, und dies Ziel mit dem Motto: Alles für Alle! iſt wahrlich des Schweißes der Edeln werth! —

Ich wollte wiſſen, wie weit im Odenwald, im Schwarzwald das Programm der Struve'ſchen Republik im Volke

Wurzel gefaßt. Ich wollte von Frankfurt hinauf bis in die rauhe Alp, wo ein Kern deutſcher Natur ſeinen Urſitz hat. Daß Baden und das ſanguiniſche Rheinthal ſich raſch aufwirbeln ließen vom Wind aus Weſten, ſchien mir nicht weiter ſeltſam und erheblich; aber auch Schwaben, hieß es, Schwaben mit ſeinem ſoliden Phlegma war von unten auf in Gährung. Es reizte mich zu wiſſen, bis in welche patriarchaliſche Stille der ſchwäbiſchen Winkelthäler, bis in welche verſchloſſene Tiefe der ſchwäbiſchen Seelen der Spuk ſein Weſen trieb.

Wir mußten die Abfahrt von Frankfurt um einen Tag verſchieben; die Bahnzüge waren von Heidelberg ausgeblieben, bei Weinheim, kam die Kunde, waren die Schienen zerſtört. — Wie ich mich im Bureau danach erkundige, komm' ich mit einem Manne ins Geſpräch, den ich für einen Beamten der Bahn gehalten. Er nahm das Mißverſtändniß mit jenem Lächeln auf, das den norddeutſchen Ariſtokraten bezeichnet. Wie er über ſeinen Civilrock den Mantel warf, erkannte ich auch den preußiſchen Militärkragen. Auch ſein Geſicht ſchien mir jetzt bekannt; ich glaubte ihn in der Paulskirche auf den Bänken der Rechten neben Radowitz geſehen zu haben. Nach dem Handbuch für Wühler gehörte er freilich zum linken Centrum; denn er trug Knebel- und Zwickelbart, aber die Backen raſirt. Wenn Kleider die Leute machen, ſo machen jetzt die Bärte die politiſche Meinung. Ich habe aber doch ſchon manchen gefunden, der mit waldumkränztem Angeſicht ſeine Stelle auf der Rechten nahm, weil ihm die Ehre Deutſchlands am Herzen lag und weil ihm das Herz auf der rechten Stelle ſaß, obſchon es ihm von Natur links klopft. — Später erfuhr ich, daß der Mann als Ingenieurmajor nach Ulm zum dortigen Feſtungsbau commandirt war.

Es war ein Zug, als wenn ſich eine Völkerwanderung in Gang ſetzte. Ein ganzes Regiment heſſendarmſtädter Truppen war nach dem Odenwalde, dem alten Schauplatz der Bauernkriege, beordert, ein ziemlich loſes Corps, halb aus Rekruten, halb aus Invaliden beſtehend, Jugend und Alter aber gleich aufgeregt vom Frankfurter Aeppelwein und fanatiſch begeiſtert — ich glaube für die deutſche Einheit unter Hecker. Die Lieder, die ſie ſangen, klangen wenigſtens nicht nach alter Zucht und Ordnung, ſo altmodiſch auch die Uniform und die breiten Tſchako's waren, die ſie trugen. Das ſüddeutſche Stellvertreterſyſtem liefert Söldlinge, die für eine Summe Geldes dienen.

Der Aufſchub des einen Tages bis zur Herſtellung des Schienenweges hatte auch ein Gewühl Frankfurter Gewerbsleute zuſammengetrieben, die nach Darmſtadt zogen. Der „Borjer" grüßte den „Borjer", die näſelnde Mundart mit den abgeſtutzten Endſylben ſchlug von allen Seiten an mein Ohr. Sie ſchwatzten vom Belagerungszuſtand und klagten über Einquartierung.

„Habbe Se ſchon Preiße kriegt?"

„Noh, noch nit!" war die Antwort.

„Ah, d' honette Leit kriege auch nimmer Preiße! Ich lob' mer die wirteberger Knödelverſpeiſer! — Das habbe mer nuh von der deutſche Centralgewalt und Einheit!"

„Laßt nur gut ſei'! tröſtete ein Alter. Wenn Ihr keine Franzoſe habbe wollt, müßt Ihr noch allerlei deutſches Kriegsvolk z' genieße bekomme. Schlagt 's nur ruhig 'noi in Eure Mäg' und haltet's Maul, ſonſt wird's Euch ſtopſt!"

„Na, da müßt mer viel Brei habbe, wammer alle Leit das Maul ſtopſe wollt!" ſagte ein lachender Burſche.

„Schwatze könnt Ihr, ſagte der Solide, aber nur nit for de Republik!"

„Warum denn nit for de Republik? Mer habbe ja ſelber 'ne Republik, mer Frankforter Borjer, und was for oine! Mer könne alle Fürſchte dazu zu Gaſte lade!"

„Warum ſolle mer nit for de Republik ſoi? ſchrieen viele Stimmen, mer froie Borjer, Frankfort am Main is ja ſelber 'ne Republik!"

„Scho' recht! warnte der Alte, nur koine wie ſie der Hecker will und der Struve und der Peter!"

„Noi, auch koine wie ſe der Struwelpeter will! nit wahr?"

Der Alte gab ſich unter dem Gelächter noch nicht gefangen. „Ich moin', ſagte er ehrlich und brav, ich bin ſcho' for die Republik, nur nit for die rothe!"

„Auf die Couleur kommt's uns nit ahn!" kicherten die flotten Burſchen, und wälzten ſich vor Vergnügen. — Ich dachte an den Patienten, dem der Arzt verkündet, er werde das gelbe Fieber bekommen, und der ebenfalls erwiedert, auf die Couleur komme es ihm nicht an.

Die Berge des Odenwaldes rückten uns näher. Darmſtadt mit ſeinen „Pappelbeem-Baumſchulen“ liegt noch flach, aber es iſt das Portal zu zwei der ſchönſten Landſchaften Deutſchlands, die Pforte zum Rheingau und zur Bergſtraße, — der Via montana der Römer, die zuerſt die Sümpfe des Odenwaldes durchdrangen und das Land nach ihrem ſtaatlichen Syſtem regelten. Bedarf es vielleicht jetzt der gehaßten oder gefürchteten Macedonier aus dem deutſchen Norden, um nach Syſtem und Methode Ordnung zu ſchaffen im Gewirr eines aufgelöſten Lebens? — Land und Menſchen ſind hier ſehr glücklich, aber ihr Glück iſt ohne alle Gewährſchaft. Die alten Odinanbeter in den Wäldern waren auch ſehr glücklich, und Rom brachte ihnen doch erſt Geſetz, Regel, Maß, Haltung und Faſſungskraft. Was Ihr jetzt Republik nennt, iſt nichts als Auflöſung; Euer Fürſtenhaß verbürgt noch keine Befähigung, dem Volke eine andere Geſtalt des Lebens zu geben, und der Fanatismus kann nicht erſetzen, was einem freien Bürgerthume an ordnender Kraft und am Verſtande gebricht. Es wäre ſchlimm, wenn Eure Gelüſte Euch dergeſtalt desorganiſirten, daß Preußen Euch ſchulen müßte, ſchlimm, wenn Deutſchland in Preußen aufginge, während wir das Heil darin ſuchten und ſähen, daß Preußen in Deutſchland aufgeht! — Das waren ſo im Anblick der alten Römertrümmer meine Gedanken, Gedanken, die deutſch ſind, obſchon ſie die Leute für preußiſche verſchrieen.

Das Land iſt ſchön; Gott hat es gemacht in ſeiner beſten Laune, — und ſchön iſt's ja wohl überall, wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Gedankenqual? Feld- und Gartenbau läuft hier in einander, das ganze Land iſt ein Gartenbeet in großem Styl. Ueppige Dörfer ſtecken zwiſchen den ſaftigen Bergen, weinbekränzte Hütten wechſeln mit epheubewachſenen Burgen, die Kaſtanie und die Wallnuß wuchert frei zwiſchen der Saat des Landmanns, ohne ihr Abbruch zu thun, denn die Sonne wärmt hier bis in den Schooß der Erde hinunter, und die quellenreichen Berghänge netzen und kühlen ihren Brand. Das Kern- und Steinobſt erreicht hier die Höhe der Eichen, und der Bergſträßer Wein iſt ſtark und geſund. Er macht auch ſtarke, geſunde Menſchen, nur die Nüſſe, die ſie knacken, machen ihnen die Zähne ſtumpf und die Kehle rauh. Bringt das Jahr eine geſegnete Wallnußernte, ſo krächzt um Weihnachten herum die ganze Bergſtraße aus rauhem Halſe. Iſt der Wein ſtark, gut und reichlich, ſo knacken ſie die Nüſſe nicht, ſondern ſchlagen ſie jeder auf dem Kopf des Andern entzwei. Die rothe Republik ſteckt im ſtarken „Aeppelwoin“. Iſt die Weinernte ſchlecht, gehen die aufrühreriſchen Köpfe außer Land, wandern haufenweis fort, und die Zurückbleibenden ſuchen ihr Heil im Schatten kühler Denkungsart und alter bürgerlicher Ordnung. Hecker traf mit einem geſegneten Weinjahr zuſammen; er war der rothe Komet am Himmel, und Kometenjahre, für den Weinbauer ein Glück, ſind immer ein Unglück für die Politik.

In Heppenheim ſind wir bereits in den Vorbergen des

Odenwaldes. Karl der Große ſchenkte dieſen Ort an die Abtei Lorch. Drüben auf dem Landberge wurden ehedem öffentliche Landgerichte gehalten. Die Trümmer der alten Starkenburg mahnen an die Schrecken des dreißigjährigen Krieges, und mitten unter römiſchen, germaniſchen, fränkiſch-deutſchen und neudeutſchen Ruinen ſtehen wir plötzlich auch unter den Verwüſtungen, welche die Gegenwart anrichtet, zum Zeichen daß der Menſch, ſelbſt wenn im Laufe der Jahrhunderte ſeine Gedanken vorwärts ſchreiten, mit ſeiner Leidenſchaft immer wieder von Zeit zu Zeit ins Chaos zurückgreift. Nicht weit vom ſogenannten Felſenmeere hauſt auf der Burg Schnellert der wilde Jäger. Beim Herannahen eines Krieges, als Vorbote außerordentlicher Weltbegebenheiten, fährt dieſer Kobold, ſagen die Leute, durch die Berge hin; anno Funfzehn hat er ſich zum letzten Male gezeigt. Iſt der böſe Geiſt jetzt wieder über die Köpfe der Menſchen gefahren? Hat er mit Hecker die Botſchaft gebracht von der alleinſeligmachenden Republik? — Fragt man bei den Naturkundigen dieſem Localgeiſte nach, ſo erklärt er ſich als ein Windzug in den Bergen des Odenwaldes. Steckt vielleicht nichts als Wind dahinter? Der Wahn kann aber, wenn er zum Sturmwind erwächſt, Völker und Staaten niederwerfen.

Weinheim lag vor uns mit ſeinen Weinbergen, ſeinen Mandel- und Pfirſichbäumen; Burg Windeck dicht darüber, ebenfalls eine Ruine der Barbarei aus der Glaubenszeit des dreißigjährigen Krieges. Hier war an der Eiſenbahn die Schandthat verübt, die nur zur Hälfte gelang. Der Damm war Nachts unterwühlt, die Balkenlage ſammt den Schienen aufgeriſſen; ein Zug von zwei Locomotiven ſammt den Perſonenwagen in die Niederung hinabgeſtürzt. Aber man hatte ſich verrechnet. Einem ſtarken Transport preußiſcher Soldaten war der Untergang zugedacht geweſen. Der Zug war beeilt worden, die Abgangsſtunde zufällig vorgerückt, und ſo traf das Verderben die leer zurückkehrenden Wagen. Die beiden Führer der Locomotive waren kopfüber in den weichen Saatboden geſchleudert und mit dem Leben davon gekommen. Fünf Weinheimer Kerle und andere aus dem Odenwalde hatte man bereits eingezogen als muthmaßliche Thäter des Verbrechens.

Wir ſtiegen aus, wollten erſt mit dem nächſten Zuge weiter. Es ſchien der Mühe werth, das Oertchen kennen zu lernen, wo der Aeppelwoin in den Köpfen zu ſolcher Gährung, die rothe Republik zu ſolchem glorreichen Durchbruch gekommen war.

Im Bezirk Weinheim hatte die Partei Hecker ſchon lange ſtark gewiegelt und gewühlt. Der Ort lebte früher vom Verkehr der alten Landſtraße. Durch die Eiſenbahn hat er ſeine Nahrungsquelle eingebüßt; Grund genug für die armen Weinbauern, gegen die Eiſenbahn zu wüthen, als gegen eine Erfindung der großen Städte, eine Uebervortheilung durch die reichen Fabrikanten, eine raffinirte Intrigue der Geldmenſchen! Die Republik, wenn ſie nun einmal niederträchtig ſein *will*, wird immer gut thun auf die Bosheit der Dummen, auf den Ingrimm über zufällige Unbill und auf die

Localmiſère zu rechnen. Daß hundert Arme darben und verzweifeln, wird dann dem Einen, der noch hat und reich heißt, in die Schuhe geſchoben. Daß dieſer eine Reiche ebenfalls nur im Schweiße ſeines Angeſichts und zwar nicht blos ſein Brot, ſondern auch das Brot für die hundert Armen zu verdienen trachtet, wird nicht in Anſchlag gebracht; daß Reichthum unter hundert Fällen neunundneunzig Mal nichts anderes als die Möglichkeit iſt, Hunderten durch Einen zu Arbeit und Verdienſt zu verhelfen: das ſieht die ſtockblinde Dummheit freilich nicht ein, kann die ſtocktaube Leidenſchaft nicht begreifen. Und wenn der Staat, der das Eigenthum für heilig erklärt, dieſen Einen der für reich gilt, im Grunde aber nur reich zu ſein ſcheint, in ſeinem Rechte ſchützt, ſo gilt das für eine volksverrätheriſche, für eine jeſuitiſche geheime Verbrüderung zwiſchen Regierenden und Beſitzenden, den beati possidentes. Es iſt außerordentlich wenig Logik in den Köpfen gewiſſer deutſcher Volksmänner! Die Communiſten in Frankreich bauen ebenfalls ihr ſcharfſinniges Gebäude auf Unſinn auf. Nach franzöſiſchen Begriffen wären aber die Verbrecher an der Wohlfahrt der Geſellſchaft, die Verletzer des öffentlichen Eigenthums in Weinheim, ſofort kriegsſtandrechtlich erſchoſſen. —

Die zertrümmerten Locomotiven und Waggons wurden aus dem feuchten Wieſengrunde langſam in die Höhe gewunden. Gegenüber am Wachhauſe ſaßen die zufällig geretteten Helmträger und ſahen, ihre Pfeife rauchend, gemüthlich zu, wie ſie hätten umkommen können und ſollen. —

Ich trat näher. Es waren Leute vom ſiebenundzwanzigſten Regiment, ſtarke breite glupp'ſche Burſche aus der Altmark und der Magdeburger Böhrde, wackere Kerle, die wo ſie gereizt ſind, auf Teufelhole mit Gott für König und Vaterland draufgehn, dieſelben Siebenundzwanziger die in Cöln den Carnevalſpaß nicht verſtanden und auf das Bürgerthum des „Klüngels“ übermäßig heftig dreinhieben. Man hatte ſie raſch aus Cöln entfernt; gegen die Republik der Weinheimer Bauern woren ſie juſt gut genug.

Wie ich mich umwandte, ſtand der fortificatoriſche Preuße, der nach Ulm commandirte Ingenieur, neben mir. Wir ſahen uns Beide beim Hinblick auf die Blauröcke mit einer gewiſſen Genugthuung an, die im Grunde nur ein gerechtes nationales Selbſtgefühl war. Es war das eingeſtandne Gefühl, daß die preußiſche Bravour, die dereinſt Deutſchland von Frankreich befreit, vielleicht doch noch gut genug ſein könnte, Süddeutſchland vor der liederlichen Wirthſchaft einer Republik zu retten. Wir verſtanden uns in unſern Blicken und blieben neben einander ſtehen.

„Es ſind Siebenundzwanziger“, ſagte er.

„Die gefürchteten Macedonier aus dem deutſchen Norden, ſagte ich; halten hoffentlich gute Mannszucht, auch wo der Weinbauer ſie reizt und zur Rache herausfordert! Wer ein Recht hat, ſich zu fühlen, braucht doch nicht phariſäiſch an die Bruſt zu ſchlagen und zu rufen: Ich danke Dir, Gott, daß ich nicht bin wie anderes Geſindel!“

„Gute Mannszucht? beſſere jedenfalls als weiland die ſchwediſchen Glaubensretter! erwiederte der Officier, auf Burg Windeck uns zu Häupten weiſend. Dort die wilde Wuth des dreißigjährigen Krieges, ſagte er, und hier — auf die zertrümmerten Locomotiven deutend — die Barbareien von heute.“

„Und dort drüben, fuhr ich fort, römiſche Trümmer! — „Es waren Römer von der zweiundzwanzigſten Legion, die hier zu Lande ihr Standlager hatten.“

„Nun hat Via montana Siebenundzwanziger nöthig! ſetzte er achſelzuckend hinzu; man könnte an einen Kreislauf in den menſchlichen Dingen glauben!“

Der Ingenieurofficier hatte in der Zwiſchenzeit den Ort Weinheim in Anſchauung genommen. Beim Anrücken der preußiſchen Soldaten erbauten die Weinheimer auf ihrem Marktplatz rings um die Kirche Barricaden; ſie hatten dem Zeitgeiſt dieſen Tribut der Mode ſchuldig zu ſein geglaubt. „Kindiſche Spielerei! ſagte mein Preuße; der ganze Ort beſteht aus Weingärten; jede Hecke bietet freien Zugang, und ſie ſchleppen ihr Wagen- und Möbelgeräth zuſammen um ſich auf dem Platze gegen die preußiſche Soldateska zu verſchanzen!“

„Und die „verthierten Söldlinge“ —?“ fragt' ich.

„Ließen die Barricaden ruhig ſtehen, faßten Poſto, zündeten ihre Pfeiſe an und warteten bis die Weinbauern ihre Bretter und Möbeln wieder holten! Die Verſtändigen unter den Weinheimern kamen auch bald zur Beſinnung, kamen und brachten den Soldaten vom beſten Bergſträßer, und im

Rebenſaft erſäuft dann leicht aller Hader und Zwiſt deutſcher Brüder aus dem Norden und Süden.“

„Ich bin begierig, ſagt' ich, wie es mit der Republik in Würtemberg ſteht!“

„Der Schwabe, war die Antwort, iſt vielleicht zu ſtolz um Hülfstruppen nöthig zu haben.“

„Stolz, ſagte ich, iſt allerdings die beſte Gewährſchaft gegen Sklaverei. So lange ein Volk ſtolz iſt, bleibt es frei nach außen und innen, bleibt es bewahrt vor der Despotie, ſie komme von oben oder von unten. Im jetzigen Gelüſt zur Republik liegt vielleicht blos das erbitterte Schamgefühl, ſo lange Knechtsgeſtalt getragen zu haben. Der Ausbruch dieſer Entrüſtung ſollte ſich gegen uns ſelbſt wenden, ſtatt gegen die Fürſten, denn zur Despotie, die dieſe angeblich übten, gehörten doch immer Zwei, Einer der da knechtete, und Einer der ſich knechten ließ. Daß ſich gegen die Fürſten der Aufruhr dieſes Schamgefühls richtet, verbürgt mir noch keine Republikaner, d. h. vor Gott und Menſchen freie ſelbſtändige Männer.“

Der Mann aus Preußen gab das im Allgemeinen zu, meinte aber doch, hier helfe keine Logik mehr, die Gewalt müſſe entſcheiden. Ueber Würtemberg, das er ſeit Jahren kennen gelernt, gab er mir Winke, die den Stand der Parteiung als gefahrdrohend genug erſcheinen ließen.

„Wie iſt es möglich? rief ich. Zur Republik greift in Deutſchland nur der verführte Leichtſinn oder die Verzweiflung, die alles, auch das Heiligſte opfert. Alles aber was wir vom Würtemberger wiſſen, ſein Phlegma, ſeine

Solidität, ſein Tief- und Schwerſinn, alles was wir ſchwäbiſch nennen und was weſentlich deutſch iſt, ſcheint mir allem entgegen zu ſein was beim ſanguiniſchen Mann des badiſchen Landes zum Umſturz in franzöſiſchem Geſchmack verleitet.“

„Wenn es beim Schwaben gährt, ſagte mein Reiſegefährte, ſo gährt es nicht oberflächlich, ſondern aus dem innerſten Grunde; der Ausbruch iſt langſam, aber die Beweggründe ſitzen heimlich ſehr tief. Ein hervorſtechender Zug des Schwaben iſt ſein Argwohn. Was wir Heimtücke nennen, ein ächt deutſcher Begriff, iſt weſentlich ſchwäbiſch. Der Schwabe trägt nach. Er trägt ſeinen Fürſten alten Unbill gründlich nach. Iſt doch ſeit dem Jud Süß nirgend wie in Schwaben der Judenhaß in Blüthe.“

„Ich verkenne nicht, ſagt' ich, die Schattenſeiten des ſchwäbiſchen Charakters, auch nicht an ſeinem Stolze, den ich pries, die allzu herbe Schaale. Die filzige Kargheit gegen alles was dem Würtemberger fremd iſt, wirkt beleidigend, und im verſchloſſenen Dünkel des ſteilen Selbſtgefühls geben dieſe Schwaben im Winkel ihrer Provinz kaum dem ſtolzen Briten etwas nach. Aber dieſer Eigenſinn wird doch durch mildere Seiten ihres Weſens, dünkt mich, wieder gebrochen. Ihr biederber Scherz begütigt, ihre Jovialität, ihre Vergnüglichkeit in der Dämmerſtunde, ihre Freundlichkeit“ —

„Freundlich iſt der Schwabe nie, unterbrach mich mein Gegner. Iſt der Argwohn gegen den Fremden geſchwunden, was freilich ſchwer hält, dann wird er traulich; er iſt dann mehr als freundlich, er iſt freundſelig, und ein Kind erſchließt ſich uns dann mit dem ganzen Reichthum ſeiner idylliſchen Natur. Das bleibt aber nur für Wenige ein Gewinn. Der Schwabe hat es zu keiner großen Stadt gebracht; es fehlen ihm die Vorzüge, freilich auch die Nachtheile ſolcher Concentration der Kräfte; es fehlt ihm der Austauſch der Gegenſeitigkeit, die Reibung der verſchloſſenen Kräfte, die dieſe erſt entwickelt und wachſen läßt. Aber zur Revolution iſt der Schwabe deshalb nicht unfähig; ſie geſtaltet ſich bei ihm als Bauernkrieg. Im ſchwäbiſchen Trotz und Murrſinn liegt der Möglichkeit nach viel Element zum Umſturz. Auch daß der Schwabe Proteſtant iſt, ſichert ihn nicht vor gewaltſamem Durchbruch ſeines Gährungsſtoffes. Proteſtantiſcher Pietismus kann weit wühleriſcher, weit hartnäckiger, gegen Welt und Staat widerſpenſtiger ſein als aller Katholicismus.“ —

Das fiel mir auf's Herz. Der Geiſt politiſcher Gährung könnte ſich beim Schwaben eine religiöſe Stimmung geben, und dann würde bei ihm jener Puritanismus möglich, der allerdings um „ſeines Gottes“ willen vielleicht auch den Thron zertrümmert. Ich mußte das im Stillen bei mir bedenken. Zugleich maß ich jedoch meinen Gefährten von neuem mit ſorgſamem Blick. Es war nicht zufällig, es war eine natürliche Gedankenverbindung, daß ich mich jetzt wieder erinnerte ihn an der Seite des General Radowitz geſehen zu haben. Er gehörte zu deſſen Genoſſenſchaft, und ſo ward mir denn auch der Seitenblick auf den proteſtantiſchen Pietismus erklärlich, der dem denkenden Katholiken einen unüberwindlichen Widerwillen erregt. Dabei beruhigte ich mich, denn ich fand es begreiflich, wenn dem Schwabenland von jenem Standpunkt aus zu nahe geſchehen.

Der nächſte Eiſenbahnzug hatte uns aufgenommen, und da wir auf der Station die Einzigen waren, die einſtiegen, blieben wir ungetrennt und ſaßen uns nahe genug, um die weitere Berührung, falls ſie geſucht wurde, zu erleichtern. Major X. — ich bin nicht befugt ſeinen Namen zu nennen, und der Officiere die nach Ulm commandirt ſind, kann es mehrere gegeben haben, — Major X. gehörte zu Denen die nie von ſelbſt ein Geſpräch anknüpfen. Sie ſind reich genug, oder ſcheinen hinlänglich geſammelt zu haben um noch Bedürfniſſe zu fühlen Angeregt, theilen ſie aber gern vom Vorrath mit. Allerdings kann man die Menſchen auf der Reiſe in Solche theilen, die immer nur fragen, als lebendige Fragezeichen durch die Welt ziehen, und in Solche die immer nur antworten, wenn man ſie durch eine Frage ſchüttelt. Ich gehöre zu Denen die gern ſchütteln; ich rühre gern an und um. Da ich von Heidelberg ins Schwabenland hinein nur bis Stuttgart wollte, ſo blieb mir Ulm entzogen. Aber ich konnte mir Ulm in abstracto erobern, wenigſtens in den Anſichten und Meinungen, die der preußiſche Mann des corps de génie davon hatte. Ich ſprach meine patriotiſche Genugthuung aus, daß Ulm endlich in wehrhaften Stand verſetzt ſein werde. Ulm, warf ich hin, iſt doch wohl der Schlüſſel zur Donau?

„In den Händen der Feinde, ſagte der Officier, in den

Händen der Franzoſen iſt Ulm allerdings ein Schlüſſel zur Donau. In unſern Händen ſchützt es weder Würtemberg noch Baiern, geſchweige Baden. Jene beiden Staaten ſchlugen deshalb Mannheim zur Bundesfeſtung vor. Ebenſo wäre Homburg bei Zweibrücken wichtig als feſter Platz. Preußen baute Coblenz mit Ehrenbreitenſtein aus, machte Cöln aus eignem Antrieb zur Feſte. Nehmen Sie Weſel, Jülich und Saarlouis dazu, ſo hat Preußen den ganzen Niederrhein ſyſtematiſch befeſtigt. Mainz und Landau aber reichen nicht aus, den Mittelrhein zu decken; ganz Baden liegt mit ſeiner Flanke blos, hat alle Thore offen!"

„Wir brauchen ein Königreich Schwaben, ſagt' ich, um den Oberrhein; ein Königreich Heſſen, um den Mittelrhein zu decken."

„Oder einen Schirmherrn für ganz Deutſchland, ſagte mein Widerpart, einen oberherrlichen Schutzvogt, der ganz Deutſchland wehrhaft macht, Ein Commando, Eine Ordnung, Eine Regel, Ein Syſtem zu Deutſchlands Schutz und Trutz." — —

Nachſchrift. Hier brach meine Unterredung mit dem Manne Preußens ab; aber auch die ganze Neugeſtalt Deutſchlands blieb Bruchſtück. Am 22. Januar 1849 erhob Uhland, der Gewiſſensmahner in der Paulskirche, vergeblich ſeine Stimme gegen ein Erbkaiſerthum. Er rief: Die Revolution und ein Erbkaiſer! Das iſt ein Jüngling mit grauen Haaren. Verwerfen wir die Erblichkeit! Schaffen wir keinen herrſchenden Einzelſtaat, retten wir das Wahlrecht, dies koſtbare Volksrecht, dies letzte fortwirkende Wahrzeichen des volksmäßigen Urſprungs der neuen Gewalt! Glauben Sie, meine Herren, es wird kein Haupt über Deutſchland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratiſchen Oels geſalbt iſt! — Auf ſo etwas mochte Heinrich v. Gagern in ſeiner Wohlweisheit lächeln. Uhlands Mahnruf erklang, zum zweiten Mal, wie die Stimme des Einſiedlers in der Wüſte. Am 28. März, als es wirklich zur Wahl eines erblichen Kaiſers kam, enthielt er ſich der Stimme. Linke und Rechte aber machten den Compromiß und Gagern und die Geſandtſchaft gingen feierlich nach Berlin, um — wehleidig wieder heimzukehren. Der Romantiker auf dem Throne war in ſeinen Empfindungen und in ſeiner Phantaſie der deutſcheſte Mann in Preußen, aber er hatte doch nicht den Muth, aus den Händen des Volks eine Krone in Empfang zu nehmen. „Ich bin kein Friedrich der Große!“ hat Friedrich Wilhelm IV. geſagt. Wir aber ſagen: Wer zu einer Sache nicht den Muth hat, hat auch nicht den Beruf dazu! Der Beruf der Nationalverſammlung aber ſcheiterte an ihrer Erbkaiſerwahl. Denn daß zum zweiten Mal ein zweiter preußiſcher Friedrich ſich geſtalten werde: ſolch Wagniß gelingt nicht wieder. Der vierte Friedrich Wilhelm aber beugte ſich ein Jahr ſpäter in Olmütz vor Oeſterreich. Das hat ihm der verblendete Hochmuth eines phariſäiſchen Fanatismus für die größte Schmach angerechnet, während es ſeine edelſte That war, eine That der Selbſtverleugnung und der Selbſterkenntniß, eine That, die uns vor den Gräueln des Bruderkrieges und der Selbſtvernichtung rettete.

Leipzig, im Januar.

Robert Blums Erſatzmann für Leipzig, Prof. Heinrich Wuttke, erſtattete ſeinen Wählern ſchriftlich Bericht über ſeine Stellung in der Nationalverſammlung zu Frankfurt. Man erſieht daraus die Hantirung der Parteien, aus deren abgefeilſchtem Compromiß die Wahl eines Hohenzollernſchen Erbkaiſers hervorging. Wuttke's Bericht gab Aufſchluß über die Stellung der Klubbs in Frankfurt. Er unterſcheidet:

1. Aeußerſte Linke: „Donnersberg“ und „Deutſcher Hof.“ (Im letztgenannten war Blum. Als Wuttke nach Frankfurt kam, hatte dieſe Linke noch einen dritten Klubb, den „Nürnberger.“ Beide Klubbs, ſagt er, ſind in großem Verruf.)

2. Linke: „Weſtendhall“ oder „Braunfels.“

3. Linkes Centrum: „Würtemberger Hof“, ehemals ſehr ſtark, jetzt ſchwach.

4. Rechte: „Landsberg“, „Augsburger Hof“ und „Caſino.“ Unter andern Verhältniſſen würden die Mitglieder dieſer Klubbs eine gemäßigte Linke bilden; in Frankfurt ſind ſie die Rechte, obgleich die beiden erſtgenannten ſich zuweilen als linkes Centrum, das Caſino ſich als rechtes Centrum zu bezeichnen liebt. Durch einen gemeinſchaftlichen Ausſchuß haben dieſe drei Klubbs ſich unter einander zu gemeinſamen Schritten in wichtigen Angelegenheiten verbunden. Aus dem Caſino

haben ſich neuerdings abgeſondert und Mitglieder anderer Klubbs angezogen, ohne bisher eine beſtimmte Stellung im Allgemeinen angenommen zu haben: der „Pariſer Hof“ und das „Hotel Schröder“, letzteres vorzugsweiſe von Oeſterreichern beſucht.

5. Aeußerſte Rechte (Vincke-Radowitz): „Milani.“— Am Abende werden in dem Gaſthofe, wo der Klubb ſeinen Sitz hat, die Geſchäfte der nächſten Parlamentsverſammlung durchgeſprochen, die Wahl verabredet, die Stimmgebung ausgemacht. Es handelt ſich im Parlament ſelbſt nicht mehr darum was Radowitz, Vogt, Jordan, Rieſſer in der Sache denken, ſondern wie Hotel Milani, der Donnersberg, Weſtendhall oder der Landsberg ꝛc. ſtimmen wird. Nachdem ſich in den Sitzungen ſoviel confuſe Cicero's breit gemacht, Eitelkeit, Dünkel und Unfähigkeit ſoviel leeres Stroh gedroſchen, iſt die Nationalverſammlung redemüde geworden; ein Demoſthenes und ein Mirabeau, ſagt Wuttke, würden jetzt als höchſten Triumph ihrer Beredſamkeit nur den Ruf nach Vertagung der Abſtimmung zu Wege bringen. Einige große Fälle abgerechnet, bei denen die Parteien ſich Hauptſchlachten liefern, leert ſich der Saal, ſobald ein Redner die fragliche Sache von ſeinem perſönlichen Standpunkt beleuchtet. Man ſitzt ſchon zu lange beiſammen, und iſt bei der Zeitvergeudung, welche durch böswillige Interpellationen verſchuldet worden, ſtillſchweigend übereingekommen, nach voraus in den Klubbs feſtgeſtellter Uebereinkunft der Parteien abzuſtimmen. Die ganze Rechte, ſchreibt Venedey in ſeiner

Reichstagsſchau, ſtimmt ſeit vielen Wochen ſtets wie nach der Trommel. Die Linke aber machte es ſo ſchon ſeit lange. Die wenigen Nichtklubbiſten, ſpottweiſe „Stegreifritter oder Strandläufer“ genannt, entſcheiden nichts. Die Abſtimmungen des Parlamentes könnten, ſagt Wuttke, füglich zu Stande kommen, wenn die Führer der Klubbs zuſammenträten und die Zahl ihrer Parteiſtimmen gegen einander in Abrechnung brächten.

Die Grundrechte des deutſchen Volkes.

Ein Büchlein (Leipzig bei Georg Wigand) ſtellt uns die Grundrechte des deutſchen Volkes „mit Belehrungen und Erläuterungen“ zuſammen. Schon der Preis (3 Silbergroſchen) macht das Büchlein den weiteſten Kreiſen zugänglich, und ſeine Belehrungen und Erläuterungen führen dem Volke den poſitiven Werth deſſen zu Herzen und zu Verſtande, was bis jetzt als errungen und gewonnen feſtſteht. Dieſe Kritik der Grundrechte fließt aus keiner Parteianſicht; es müßten denn Diejenigen, die die Einheit Deutſchlands wollen, und in der Einheit die ſicherſte Baſis der Freiheit Aller ſehen, noch immer für eine Partei gelten. Das Büchlein ſetzt klar und verſtändlich Bürgern und Bauern auseinander, was ſie an den Grundrechten haben, erläutert ihnen, was ſie ihrerſeits zu thun, um dieſe Rechte zu Wahrheiten zu verwirklichen. Grundrechte, ſagt es, ſind diejenigen Rechte, welche nothwendig ſind zur Begründung einer freien Exiſtenz, eines fröhlichen Aufblühens all der großen und kleinen Gemeinſchaften innerhalb der deutſchen Grenzen. „Dieſe Grundrechte werden Euch Allen, jedem Bürger und Bauer, wie jeder Gemeinde in Stadt und Land, zugeſichert in der Weiſe, daß Euer Landesherr und Eure beſondern Landſtände, wenn ſie pflichtvergeſſen ſolche Rechte zu kränken verſuchen ſollten, davon abgemahnt werden durch die höchſte Gewalt der deutſchen Nation, daran verhindert, wenn es noth thut, durch die Geſammtbürgſchaft von 40 Millionen freier Deutſchen. Denn dieſes ſind die Grundrechte nicht der Sachſen oder Heſſen, nicht der Schwaben oder der Preußen, ſondern des deutſchen Volkes, welches jetzt zum erſten Mal vereinigt wird in eine rechtliche und ſtaatliche Gemeinſchaft, und zu dem regen Fleiße des Gewerbes, zu der Betriebſamkeit ſeiner Schiffer und Kaufleute, zu dem Adel der Wiſſenſchaft und dem Schmucke der Kunſt jetzt die höchſte Ehre und das innigſte Band der deutſchen Freiheit und Staatsgemeinſchaft ſich hinzunimmt. Darum achtet es hoch was Euch gegeben iſt; lacht Die aus, welche Euch ſagen, es ſeien der Rechte nicht genug; denn nicht auf ein Stückchen Berechtigung mehr oder weniger kommt es jetzt an, ſondern auf die endliche Einigung unſers herrlichen Volkes, das, wenn es geeinigt iſt, wahrlich ſich leicht hinzunehmen wird was etwa an Rechten ihm noch fehlen ſollte. Sollte Euch aber Einer ſagen, daß nicht in Frankfurt das Recht für Euch gefunden werde, ſondern für jeden auf ſeinem ſpeciellen Landtag, und daß es alſo nichts auf ſich habe mit dieſen Grundrechten des deutſchen Volkes, bis die Herren in Dresden oder München auch noch ihre Weisheit dazu gegeben und hie und da ein Stückchen Euch abgezwackt haben: — Den werft nur gleich zur Thüre hinaus, denn Der will nichts wiſſen von Deutſchlands Einheit und alſo auch nichts von der wirklichen Freiheit“ u. ſ. w. „Achtet dieſe Grundrechte hoch; aber vergeßt nicht, daß es nur Rechte, nur eitel Wort und Papier, wenn man ſie nicht geltend macht. Das iſt Eure Pflicht; es muß Jeder von Euch dafür wirkſam ſein, daß dieſe Rechte zur That und Wirklichkeit werden. Von all den Laſten, welche die Thorheit und die Noth früherer Geſchlechter auf Euch vererbt haben, von der polizeilichen Bevormundung durch den Staat, von den Feſſeln, welche die Feudalknechtſchaft dem Landmann, der Gewerbszwang dem Städter angelegt hat, von der Gewohnheit des blinden Gehorſams gegen den Herrn Amtmann und des albernen Reſpectes gegen den Herrn Grafen können Euch Eure Vertreter in Frankfurt nicht befreien; das müßt Ihr ſelber thun. Eure Vertreter können Euch nur die Wege weiſen; Euch ſagen, was Ihr zu fordern berechtigt, was nicht zu leiden Ihr Euch und Euern Kindern ſchuldig ſeid. Das haben ſie gethan, und nun leſet und erwägt die einzelnen Beſchlüſſe, damit Keiner ſich ferner, was einem derſelben zuwiderläuft, je gefallen laſſe, ſondern nach Bürgerpflicht, auch wenn Gefahr dabei wäre, ſich ſolchen Uebergriffen widerſetze, im ſichern Vertrauen auf den Beiſtand der deutſchen Reichsgewalt und aller guten deutſchen Bürger.“

Das iſt alles ſehr gut, dieſe bürgerlichen Rechte waren ſehr gut zuſammengeſtellt, ſchwarz auf weiß, allein Grundrechte wurden es nicht, denn es fehlt ihnen der reale Grund und Boden. Die Centralmacht, die ſie ſchützen ſollte, war eine Centralſchwäche, ſchon ſeit dem Malmöer Friedensſchluß.

Berthold Auerbach's Tagebuch aus Wien.

Wir ſchreiben Februar und erhalten jetzt vom Poeten der Schwarzwälder Dorfgeſchichten die Schilderung der Octobertage Wien's *). Iſt der Schwabe vielleicht noch ſäumiger als die öſterreichiſche Landwehr? Das Buch kommt als Tagebuch mit den Eindrücken des Augenblicks zu ſpät; als objectives Genrebild zu früh. Um einflußreich in den Gang der Dinge einzugreifen, hätte Auerbach in der ſchönen, warmen Aufregung des guten Herzens dieſe Tagesberichte täglich geben müſſen. Nun er ſich aus dem heißen Drang der Wiener Octobertage mit ſeinen Betrachtungen hinausgeflüchtet und hinausgerettet, hätte er um als Genremaler Teniers'ſche Bilder aus dem Volksleben des revolutionären Wien's liefern zu können, erſt ganz die feſte Ruhe des Künſtlers gewinnen müſſen. Doch Wien und Oeſterreich ſind ja nicht fertig, die Bewegung dort noch immer im Fluß, und ſo iſt es jedenfalls dankenswerth und mit Freude zu begrüßen, wenn „das gute Herz" von Schwaben noch in der zitternden Unruhe ſeines tiefen Mitgefühls uns ſeine Beichte über „un-

---

*) „Von Latour bis Windiſchgrätz, September bis November 1848."

ſere ſeltſamen Vettern in Oeſterreich" überliefert. Trotz dem grauſen Wirrwar dieſer Tage fühlt ſich dies Herz mitten in ſeiner Trauer doch freudig gehoben, dieſe Zeit miterlebt zu haben. „Unſere dämmernden Jugendträume", ſagt Auerbach, „ſind zu ſonnigen Tagesgeſtalten geworden." — „Das Dichten und Trachten nach deutſcher Freiheit, das wir früher in Kerkern und auf Feſtungen büßen mußten, darf jetzt offen und frei ſein Banner entfalten, und wenn die alte Zwietracht ſich abermals erhöbe, würden wir kämpfen und ſiegen in offener Feldſchlacht mit der ganzen Nation." — „Erheben ſich auch ſchon wieder die Sondergelüſte: wir müſſen die volle und wahre Einheit, die zugleich auch die Freiheit, durchführen! Jetzt oder nie!" Die preußiſchen Sondergelüſte zählt der ſchwarzwälder Dorfgeſchichtenmaler nicht zu den Sondergelüſten.

Auf die Frage, in welcher Art Oeſterreich zu Deutſchland halten könne, finden wir in Auerbach's Tagebuch keine Antwort. „Ich horchte da und dort hin, heißt es, ob denn Diejenigen die in Wien die deutſchen Farben trugen, einen unbedingten und feſten Anſchluß Deutſchöſterreichs an Deutſchland anſtrebten und umgekehrt; aber ich fand nirgends den Muth und die Kraft der Klarheit, daß man es wagte dem einmal Erkannten durch ſeine nothwendigen Conſequenzen nachzugehen. Auf beiden Seiten gab es Wenn und Aber." — „Jellachich, der Kroatenhäuptling, hat mit fremden Truppen deutſches Reichsgebiet betreten! Aber freilich, hier iſt der kranke Punkt. Was iſt in Oeſterreich deutſches Reichsgebiet?

Wer beruft ſich hier darauf? Würde nicht ein allgemeines Zeter entſtehen, wenn deutſche Reichstruppen zur Vertreibung der Kroaten einrückten? Es herrſcht eine jämmerliche Unentſchiedenheit und Gedoppeltheit in Bezug auf das Verhältniß zu Deutſchland. Selbſt beſſere Köpfe ſcheuen ſich vor dem muthigen Entſcheide. Ein ſtarkes einiges Oeſterreich! heißt es, und doch wie die Phraſe hier lautet, ein inniger Anſchluß an Deutſchland, während in Preußen die Phraſe zu Pferde heißt: ein Aufgehen in Deutſchland. Das öſterreichiſche Sonderſtreben und Sonderbewußtſein iſt ganz verſchieden von dem preußiſchen. Es iſt hier nicht jener ſoldatiſche Hochmuth, jenes Pochen auf hiſtoriſche Beſonderheit mit Berufung auf Friedrich II., auf Blücher ꝛc.; es iſt hier einfach die Thatſache, daß man einen Völkercomplex zuſammenhalten, ſich eine beſondere Wirthſchaft bewahren möchte, da man all die fremden Gäſte nicht im väterlichen Hauſe unterbringen kann. Dazu kommt, daß Alles was hier geiſtiges Leben und geiſtige Beziehung erhält, eine ſehnſuchtsvolle Hinneigung, eine gewiſſe ſympathiſche Abhängigkeit und Anhänglichkeit zu Deutſchland hat, denn von dort her wurde die Flamme genährt, dorthin flüchtete ſich was in der heimiſchen Stickluft zu verkommen fürchten mußte. Hiermit im Zuſammenhange ſteht auch die im allgemeinen Volkscharakter begründete harmloſe Beſcheidenheit und ſociale Anſpruchloſigkeit ſolcher Männer, denen eine bedeutende Rolle in der neuen Zeit zugefallen iſt" ꝛc. „Das preußiſche Sonderbewußtſein, ſagt Auerbach, betont es ſtark, daß es eigentlich nur aus Gnade ſich um die deutſche Einheit kümmere, da man ſich ſtark in ſich ſelbſt fühle und ohnedies die Hegemonie der Intelligenz habe.“ „In Oeſterreich, ſagt Auerbach, ſpricht man es unverholen aus, daß ein inniger Verein mit Deutſchland zu den liebſten Wünſchen gehört; aber freilich wie das zu bewerkſtelligen, das will ſich ſchwer finden laſſen!“ — Die demokratiſchen Idealiſten tappen ins Blaue und die Diplomaten ſind entweder feig oder beſchränkt oder unehrlich. Von einem Diplomaten aus dem Stadion'ſchen Kreiſe will Auerbach ſogar gehört haben, daß man ſich in Wien mit dem abenteuerlichen Plan trug, den Kaiſer von Oeſterreich zum deutſchen Oberhaupt zu machen, das Frankfurter Parlament nach Wien zu verlegen und ſo Deutſchland und Oeſterreich in Eins zu verſchmelzen. „Als ob ſich, ſagt Auerbach, Preußen von Wien aus regieren ließe; als ob dem vielfach corrupten Weſen der ganzen öſterreichiſchen Staatsmaſchine das exacte, wenn auch oft militäriſche ſtarre Verfahren in Preußen nicht weit vorzuziehen wäre!“ — Auerbach beklagt, daß man im Anfang des Sommers zu Frankfurt ein Proviſorium einſetzte, während damals die Macht der öffentlichen Stimmung noch friſch genug war, um nach großem Maßſtab eine neue Ordnung zu gründen. Jetzt dränge bei ſchon erlahmter Kraft der öffentlichen Meinung und den wiedereintretenden Rückſichten die Frage der Einheit, die im Frühling keine Frage ſein konnte, zur Entſcheidung, und es ſei ſehr zu fürchten, daß dieſe Einheit vor der Hand eine halbe bleibe. — Wir verdanken das nicht ſowohl der Natur und Einzelartung der deutſchen Stämme als vielmehr der Entſchließungsloſigkeit des deutſchen Phlegmas unter den Gutgeſinnten, den Ränken der Linken, welche bald die Einheit, bald den Particularismus auf ihr Panier ſchrieb, und dem abſtracten Eigenſinn einer wohlweiſen Mittelpartei, um auf Koſten der Ehre, Macht und Wohlfahrt des Vaterlandes eine dünkelhafte Doctrin durchzuſetzen. — Dies Geſtändniß leiſtet uns Auerbach nicht, aber es iſt die Schlußfolgerung aus ſeinen Erlebniſſen und Ueberzeugungen. „Wie Herrliches und Heiliges, ruft er in Wien aus, war hier im ganzen Volke rege und wie ſchmählich iſt es von den Führern geopfert worden!“ — „Wer das Leben, ſagt er anderswo, ſeine Bedeutung und ſeine Wichtigkeit, wer das Abſterben der Daſeinsfreude kennen gelernt, dem könnte ein raſcher Soldatentod nur erwünſcht ſein; aber wo iſt hier eine Fahne, nach der man ſterbend aufſchauen kann?“ — Auerbach hat in Wien nicht mitgekämpft; aber er hatte, Dank ſeinem guten Herzen, auch nicht die Unerſchütterlichkeit des kalten Naturforſchers, wie weiland Meiſter Goethe, der beim Donner der Kanonen in der Champagne im Eimer Waſſer dem gebrochenen Lichtſtrahl nachhing. Auerbach war ein „aufgeregter Zuſchauer“; daher freilich die Halbheit ſeiner Stellung und ſeines Buches; daher aber auch der warme Strom ſeiner menſchlichen Erregung und die unermüdliche Sorgſamkeit, im Einzelnen hülfreich einzugreifen, wo ihm die Confuſion im Großen und Ganzen unheilbar ſchien. Er ſteht auf Seiten Derer, die ſchon vor dem Frühlinge des verſtrichenen Jahres für Freiheit und Deutſchthum geſtritten, mithin nicht zu den Ultra's gehören. „Männer wie Gagern, Römer, Heinrich Simon und viele Andere, ſagt er, ſtehen nur deshalb auf der maßhaltenden Seite, weil ſie die Tragkraft des gegenwärtigen Volksgeiſtes kennen und ihm gerecht zu werden trachten.“ Die ungeſtümen rückſichtsloſen Dränger und Treiber will Auerbach keineswegs für die Sache entbehren; allein ſeine Natur und ſeine Ueberzeugung hält ihn uneingeſtanden und ungeſucht in der Partei eines linken Centrums feſt. „Die Freigeſinnten aus unſerer nächſten Vergangenheit, ſagt er, verhalten ſich zu den Ultra's wie die Mutter im Urtheile Salomonis; ſie haben das Kind der neuen Zeit unter dem Herzen getragen und wollen, daß es leben bleibe, nicht daß es zerfleiſcht werde.“ Gagern aber und die Kleindeutſchen wollten und wollen zerfleiſchen!

Den ſechsten October erlebte Auerbach nicht in Wien. Von einem Streifzug nach Steiermark zurückgekehrt, findet er in Wien die Confuſion in beſter Blüthe. Den Zuſammenhang der Ereigniſſe faßt er in folgender Weiſe zuſammen: „Man hatte im März den Ungarn eine Selbſtändigkeit verſprochen, wie ſie, ſoll Ungarn mit Oeſterreich zu einer Einheit verbunden ſein, kaum haltbar iſt. Die Ungarn begingen in ihrem Uebermuthe Ungerechtigkeiten gegen die Kroaten. Das wird von der Camarilla benutzt, um die Ungarn zu bändigen. Jellachich, noch vor kurzem faſt in den Bann gethan, wird insgeheim unterſtützt. Die Ungarn, die ſich von der neuen Diplomatie verrathen ſehen, wenden ſich an den

Reichstag in Wien. Das Miniſterium weiß es mit Hülfe der Tſchechen zu hintertreiben, daß die ungariſchen Abgeſandten vor den Reichstag treten. Der Kriegsminiſter Latour, der vor dem Reichstage laut und öffentlich jede Verbindung mit Jellachich geleugnet hatte, wird durch einen aufgefangenen Briefwechſel überwieſen, daß er ihm Geld ꝛc. geſchickt; er ſucht dies nun zu beſchönigen. Lamberg wird abgeſendet und ermordet. Der Kaiſer ſetzt das ungariſche Miniſterium ab und das neue, zu allem willige, ſeine eigene Ernennung contraſignirende Miniſterium Recſey ein. Man wagt es jetzt frei herauszugehen; das Manifeſt an die Ungarn erſcheint. Es ſollen deutſche Truppen, die in Wien garniſoniren, zur Bekämpfung der Ungarn abziehen. Sie weigern ſich, und die Bevölkerung erkennt offen das alte Syſtem: eine Nationalität durch die andere zu bändigen. Gewiß haben auch Aufreizungen von Seiten Ungarns das Ihrige gethan. Ein Theil der Bürgerwehr und der akademiſchen Legion kommt unverſehens den ſich weigernden Soldaten zu Hülfe, die von Dragonern zur Abfahrt gezwungen werden ſollen. Man verlangt von Latour die Zurücknahme des Marſchbefehls. Er weigert ſolche. Es kommt am Tabor zum Kampfe, die übergegangenen Soldaten und die Bürgerwehr ſiegen. An der Stephanskirche kämpft Bürgerwehr gegen Bürgerwehr und das wüthende Volk hängt Latour für ſeine Hartnäckigkeit und Perfidie. Der Reichstag, wohl einſehend daß hier keine Revolution vorgegangen, die den Staat umgeſtalten will, ſondern ein gräßlicher Ausbruch des Affects, verlangt vom Kaiſer Bildung eines neuen volksthümlichen Miniſteriums und Amneſtie für alles Geſchehene. Der Kaiſer bewilligt ſolches und flieht, es widerrufend, am andern Morgen aus Schönbrunn."

Auerbachs Schilderung beſtätigt es, daß in Wien aus der Confuſion keine eigentliche Revolution wurde. Er nennt die wiederholte Flucht des Kaiſers kindiſch; allein die kindiſche Unbeholfenheit des öſterreichiſchen Regiments begann ſchon früher, verrieth ſich ſchon in der Ertheilung einer Amneſtie, wo die Volksjuſtiz eine offenbare Mordthat begangen. Den Ungarn, welche neben gleich berechtigten Völkern die Herren ſpielen, die volle Freiheit zu geben, war eben ſo kopflos als der Verſuch, ihnen dieſe Souveränität wieder zu nehmen. Es war kindiſch von den Wienern ſich ſchon für deutſch zu halten, wenn man die deutſchen Farben aufſteckte; es war mindeſtens kindiſch, auf die Ungarn zu hoffen und von ihnen dem Kaiſer gegenüber die Rettung und Feſtſtellung des Deutſchthums zu erwarten. Was man in den Verſuchen der Diplomatie als perfid bezeichnet, war doch weit mehr nur die rathloſe Unbeholfenheit, kindiſche Zugeſtändniſſe nach dem Maßſtabe gebotener Nothwendigkeiten zu verwirklichen. Die alte Diplomatie Oeſterreichs iſt allerdings an der jungen Freiheit zu Schanden geworden; allein die junge Freiheit hat ſich eben ſo unfähig erwieſen, auf dem Grund und Boden Wiens Fuß zu faſſen. Ein deutſches Bürgerthum, das den jungen Brauſeköpfen der Aula das Regiment der Stadt überläßt, ſtand auf ſchwachen Füßen, und wenn man vom Reichstage die Rettung der deutſchen Sache in Wien erwartete, ſo vergaß man, daß dieſer öſterreichiſche Reichstag ohne die Zuziehung der polniſchen Abgeordneten gar nicht vollzählig und ſtimmfähig war. Ueber die Wiener Preſſe ſpricht Auerbach entſchieden die Verwerfung aus; wo aber Preſſe und Bürgerthum gleich unfähig ſind ein Centrum zu organiſiren, da wird überall die Demokratie ihren Bankerott erleben. Oeſterreich hatte ſich nach allen Seiten hin dergeſtalt verfahren, daß ſchließlich nichts weiter übrig blieb als dem alten grimmen Mars die Zügel in die Hand zu geben. Womit wir nur die Nothwendigkeit ſeines Auftretens, nicht die Brutalität ſeines Verfahrens rechtfertigen wollen. Schmerlings Wort in der Paulskirche war richtig, ſo gern man den Sentimentalen, die kein Pulver riechen können, alles Gute wünſchen möchte, und ſo ſehr Auerbach ſelbſt den humoriſtiſch humanen Wunſch hat, Revolutionen müßten ſich „im Frack“ am beſten erledigen laſſen.

Auerbach's Buch liefert weder Schilderung von Volksſcenen, noch porträtirt es vorzugsweiſe Perſönlichkeiten. Doch hält er über die bedeutendſten Sprecher des Reichstags, Pillersdorf an ihrer Spitze, Muſterung. Ueber die Sendlinge der Frankfurter Nationalverſammlung war er ziemlich klar, obſchon er es ungern eingeſteht. Vortrefflich iſt die Scene auf dem Stephansthurm, wo Meſſenhauſer als ein dem Tode geweihtes Opfer, in ſeiner verhängnißvollen Befangenheit uns tragiſch erfaßt und erſchüttert.

Pröhle: „Aus dem Kaiſerſtaat.“

„Aus dem Kaiſerſtaat“ nennt ſich eine Reihe von Schilderungen, die Heinrich Pröhle aus ſeinem Wanderbuche zuſammenſtellte. Es iſt ſeit Auerbach's Tagebuch das Intereſſanteſte was uns über Natur und Geiſtesart der Menſchen und Zuſtände in Oeſterreich geboten wird, jetzt um ſo intereſſanter, weil es im Kampfe leidenſchaftlich geführter Wirren doppelt noth thut, die Stimme eines unbetheiligten, zugleich unbeſtochenen und beſcheidenen Wahrheitsfreundes zu hören. Ein ſolcher iſt Pröhle. Im Vorwort ſagt er freilich, man ſolle eine Löſung der in Bezug auf Oeſterreich jetzt ſchwebenden Fragen in dieſem Skizzenbuche nicht ſuchen; wer über einzelne Vorfälle ein ſchärferes Urtheil erwartet habe, ſolle bedenken, daß daſſelbe in einer Buchhandlung am Stephansplatze (bei Gerold) erſchien. Harmlos nennt der Verfaſſer ſeine Schilderungen; glaubt ihnen jedoch den Stempel des Mitgefühls, das ihm der Wechſel der Ereigniſſe eingeflößt, deutlich genug aufgeprägt zu haben. Heinrich Pröhle iſt auch Publiciſt für politiſche Blätter, obſchon er ein Politiker zu ſein ſich abſpricht. Er iſt ohne Tendenz in ſeinen Schilderungen, wenigſtens ohne Leidenſchaftlichkeit; ungeſchminkte Wahrheit zu geben erſcheint ihm als das Höchſte, was die litterariſche Feder zu liefern habe. Es iſt, wonicht das Höchſte; denn auch die Wahrheit verlangt im Kampf der entfeſſelten Lebensmächte ihre leidenſchaftlichen Prieſter; ſo doch etwas höchſt Willkommenes. Auerbach nannte ſich den tragiſchen Entwickelungen in Wien gegenüber einen „bewegten Zuſchauer". Pröhle bemeiſtert auch die Bewegung in ſeiner Seele, entweder weil die Beſcheidenheit, zu der er ſich bekennt, eine Feſſel iſt, der er ſich nicht entwinden will, oder weil er für göttlichen Zorn und heilige Liebe nicht den treffenden Ausdruck findet. Sein Ernſt hat Wahrheit, aber keine Macht; ſein Humor iſt ein ſcharmuzierendes Augenblinzeln. Er verzichtet von vorn herein auf große zuſammenfaſſende Blicke, er begnügt ſich, im Kleinen nachzuhelfen. Nicht aus geſchichtlichen Vergangenheiten, noch weniger aus abſoluten Nothwendigkeiten einer Ueberzeugung heraus ſucht er die Erſcheinungen der Gegenwart nachzuweiſen; aber ſein Verkehr mit dem Volke, nicht mit jenen Männern des Volkes, die vorzugsweiſe ſo heißen wollen und auf oratoriſchen Kanzel- und Theatertribünen die Gefühle des Volkes verpuffen, ſein ungeſuchter Verkehr mit dem Volke in der Schenke, auf dem Bauerhofe und in der Handwerkſtätte verhilft ihm zu Erläuterungen über nationale, politiſche wie geſellſchaftliche Erſcheinungen. — Heinrich Pröhle, der Schriftſteller aus dem Unterharze, iſt ein Touriſt von eigenthümlicher Art. Er iſt ein Reiſender mit dem Felleiſen auf dem Rücken. Er trägt am liebſten eine Mütze, ſchwingt am liebſten in der Hand, ob ihm ſchon todtſchlägeriſche Abſichten fern liegen, einen knotigen Ziegenhainer. Er hat eine derbe Fauſt, ob er ſchon niemandem damit wehe gethan. Starke Sehnen und Muskeln ſind ihm eigen wie allen Harzer Menſchen: er läuft Euch ſechs Meilen Weges und grüßt Euch noch Abends nach Halliſchem Studentenbrauch mit gutem Morgen, ſitzt wie angegoſſen am Schenktiſch, trinkt mäßig, aber immer. Nur wo es wohlfeil iſt, iſt ihm wohl zu Muthe; ein Nachtlager für einen Zwanziger macht ihn heiter; je niedriger die Preiſe, deſto höher ſeine gute Meinung. Es gehört das zu ſeinen Begriffen von Volksthümlichkeit. Salons ſcheut er, denn es ennuyirt ihn allzu oft das Vorhemd zu wechſeln. Dabei iſt er in dieſer ſeiner Demokratie nicht hochmüthig, aus den Löchern ſeines Mantels guckt kein Stolz; er lächelt vielmehr mit gutmüthiger Bitterkeit über alle marktſchreieriſchen Volkshelden, die ein weißes Hemd für einen Verrath am volksthümlichen Schmutze halten. Ich kann mir denken, daß ſolch ein Wandersmann in den Vorſtädten Wiens wie auf dem Land in Oeſterreich bei Pfarrern und Pächtern ein gar lieber Gaſt war. Und wenn er für die Augsburger Allgemeine aus Oeſterreich ſchrieb, die doch in Allem gern mit feingefältelten Manſchetten auftritt, ſo mag das nur ein Beweis mehr ſein, daß dieſe Zeitung, die im Geruche der Ariſtokratie ſteht, doch noch lieber aus friſchem Rohre Pfeifen ſchneiden als auf abgeſpielten Tendenztrompeten blaſen läßt. Unter den litterariſchen commis voyageurs iſt Pröhle der wandernde Müllergeſell. Er hat, auch wo er ſcheinbar gleichgültig blieb, überall hingeguckt, weiß wo das Volk der Schuh drückt, ſagt den Regierenden und den Regierten manch derbe Wahrheit, aber er brüllt nicht gleich, wo er Schlechtigkeiten und Schwächen gefunden; die Wahrheit, die er zu ſagen hat, iſt nie beleidigend, ſteht ihm ſogar ſehr wehmüthig zu Geſichte. Dabei blinkt aus ſeinen ſchrägen geſchlitzten Augen ein Schalk, der vielleicht nur zu unbeholfen iſt, um einen Humoriſten zu ſpielen. Aus ſeinem herzlichen Lachen erkennt Ihr ſeine gutartige Seele, und wenn er mit ſeinem Ränzel von der Landſtraße abbiegt, und am liebſten Nebenwege ſucht, die noch nicht ausgetreten ſind, bringt er gewiß einige rührende oder luſtige Züge aus dem verſteckten Volksleben Abends mit nach Hauſe. Er iſt ein verſteckter Poet und ein verſteckter Philoſoph. Als ſolcher beweiſt er Euch am liebſten an einem Strohhalm das Daſein Gottes. Wo er eigenſinnig iſt, kann er nichts dafür, denn er iſt ein Harzer und die Menſchen aus den Fichten- und Zwergeichenwäldern ſind allerwegen ſehr halsſtarrig. Hängt ihm über ſeinen runden Rücken einige Mauſefallen, und Ihr habt einen Slovaken vor Euch, der litterariſch nachweiſt, daß auch „Teppebinn', Keſſelflick'" für freie Seelen ein menſchlich gutes Gewerbe. In der That, Pröhle verräth in ſeinem Buche für die Slovaken ein beſonderes Intereſſe.

Scherz bei Seite! Heinrich Pröhle giebt uns einige intereſſante Aufſchlüſſe über das verworrene Völkerleben in Oeſterreichs Landen. Er war in Wien zuerſt im Herbſte 1847, ſpäter als Zuſchauer während der Octobertage des vorigen Jahres. Von Sachſen aus betrat er Böhmen, ohne uns hier viel Neues über Land und Volk zu ſagen. Seine Streifzüge von Wien aus gingen öſtlich leider nicht weit über Preßburg; weſtlich wanderte er durch Tyrol bis nach Augsburg. — In Ungarn iſt nach ſeiner Schilderung die Sprachverwirrung charakteriſtiſch. Etwa um dieſelbe Zeit, wo in Wien ein Menſch erſchoſſen wurde, der an einem Wachtpoſten vorbei rauchte, wurde auch in Preßburg das Rauchen in der Nähe der Schildwachen verboten. Nun ruft hier ein Poſten den vorübergehenden Raucher, der ihm die Rauchwolke gerade ins Geſicht bläſt, deutſch an: der zuckt die Achſeln, verſteht nicht deutſch und geht vorüber. Der nächſte Poſten ruft einen Raucher ungariſch an; er ſchüttelt den Kopf, verſteht kein Ungariſch und geht vorüber. Dort gebietet nun gar ein Slovak einem Vorübergehenden die Pfeife aus dem Munde zu nehmen; er ſieht ihn mitleidig an, verſteht nicht ſlovakiſch und ſetzt ruhig ſeinen Weg fort. „So war in wenigen Tagen, ſagt Pröhle, die polizeiliche Neuerung, welche wahrſcheinlich von der ungariſchen Hofkanzlei in Wien veranlaßt war, durch die Oppoſition der Raucher weggeblaſen wie Spreu von dem Winde."

In Preßburg machte Pröhle Stur's Bekanntſchaft. Der Slave Stur hatte in neuerer Zeit an der Begründung der für Oeſterreich überaus wichtigen Slovanska lipa (ſlaviſche Linde) bedeutenden Antheil. Der Name derſelben iſt von ihm. Stur iſt eine hohe jugendliche Geſtalt, welche in ihrem ganzen Weſen ein ſchönes ideales Pathos ausſpricht. Stur ſteht an der Spitze der nationalen Bewegungen der Slovaken, ja er hat, in noch jugendlichem Alter aus Deutſchland zurückkehrend, dieſe Beſtrebungen ſelbſt erſt geſchaffen, indem er die Sprache der Slaven in Ungarn, welche bis dahin böhmiſch ſchrieben, plötzlich zur Schriftſprache erhob. Gern ſchloß ſich die Jugend ihm an, wie ſehr auch — den Panſlaviſten Collár an der Spitze — das Alter proteſtirte. — Collár in Peſth, welcher Stur zur Erlangung ſeiner Conceſſion behülflich geweſen war, ſchrieb ganze Bände gegen das frevelhafte Unternehmen, das Czechiſche, in dem er ſelbſt alle ſeine Schriften verfaßt hatte, durch dieſe rauhe Gebirgsſprache zu verdrängen. Collár hat bekanntlich den Panſlavismus erfunden, in den er ſogar das Ruſſenthum zu verweben wußte. Schon Huß, ſagte er, habe eine czechiſche Bibelüberſetzung begonnen, und er beklagte ſich bitter, daß das Volk ihm jetzt ſeine Kanzel (er iſt Prediger) mit ſlovakiſchen Schimpfwörtern beſchmiere. Die Sprache der Slaven in Ungarn, welche ſelbſt wieder in verſchiedene Dialekte zerfällt, von denen Stur natürlich nur Einen zur Schriftſprache erheben konnte, verhält ſich ſeiner Meinung nach überhaupt nur zu dem Böhmiſchen wie etwa das Plattdeutſche zum Hochdeutſchen. Abgeſehen nun aber davon, daß unſer Plattdeutſch zuweilen eine Kraft und einen Wohlklang enthält, von dem das Hochdeutſch keine Ahnung hat, hinkt dieſer Vergleich ohne Zweifel deswegen, weil das Böhmiſche und das Slovakiſche nicht in Einem Lande neben einander geſprochen werden. Denn die Gebildeten unter den Slaven Ungarns ſprechen, von den Sturianern abgeſehen, mehr deutſch und lateiniſch als czechiſch. Ja man behauptet, daß dieſes in Ungarn nirgends eigentlich rein geſprochen wird: die katholiſche Geiſtlichkeit predigt geradezu ſlovakiſch, und die reformirten Prediger bedienen ſich meiſt eines Gemiſches von Böhmiſchem und Slovakiſchem. Dazu kommt, daß von den in czechiſcher Sprache erſchienenen Schriften ſelbſt ungariſcher Schriftſteller durchſchnittlich nur zehn bis fünfzig Exemplare in Ungarn abgeſetzt werden, von den ſlovakiſchen aber, welche freilich meiſtens auch durch den billigen Preis für das Volk berechnet ſind, 900 bis 3000.

Die Slovaken haben unter ſich keine Ariſtokratie, und ſie mögen Urſache haben, ſagt Pröhle, die ungariſche zu ſcheuen, welche trotz ihres Liberalismus doch noch gar zu viel natürliche Wildheit hat. Eine wie hohe Meinung der Magyare auch von ſeiner Freiheit hat, ſo weiß er ſie doch noch nicht immer von Geſetzloſigkeit zu unterſcheiden.

Und wie man auch das alte Syſtem Oeſterreichs verurtheilen mag: einer Nation, die über gleichberechtigte Nebenvölker ariſtokratiſch die herrſchende zu ſpielen gewohnt iſt, kann man keine Zukunft zuſprechen. Die Magyaren ſcheinen trotz ſoviel edlen und hochherzigen Anlagen gleich den Polen verdammt zu ſein, nur einer Auflöſung entgegenzureifen. Die Polen ſind eben auch nur Helden in den Momenten ihres Untergangs; in ihren Sterbeſtunden — und ſie ſterben ſchon lange, begannen ſchon in ſich zu ſterben, ehe die Politik der Selbſthülfe die Axt an ihren innerlich morſchen Stamm legte — in ihren Sterbeſtunden faſſen ſich die guten Atome ihres Lebens noch einmal energiſch zuſammen, um ein verwirktes Daſein durch den Tod zu ſühnen. Daß Oeſterreich ſeine Aufgaben im Oſten ſchlecht erfüllt hat, kann und muß man zugeben, ohne deshalb Polen und Magyaren den Beruf zum Herrſchen über Völker anderer Zunge zuzuerkennen. Der

Krieg gegen die Ungarn iſt unter den Deutſchen in Wien nichts weniger als populär. Zu der deutſchen Gutmüthigkeit, die ſich gegen dieſen Krieg ſträubt, geſellt ſich ein Theil Blaſirtheit und ein Theil Charakterloſigkeit: man fühlt ſeine eigne Nationalexiſtenz ruinirt, und wünſcht den Ungarn im Bunde mit den Polen den Sieg! Dieſe Völker haben aber nie und nimmer der Welt ein anderes Lebenselement zu bieten als ihre ariſtokratiſche Willkür, die in Sachen des Staates nur Anarchie erzeugen kann. Dies Element iſt freilich von Oeſterreich nur gebändigt, nicht ſittlich durch andere ſchöpferiſche Lebensmächte verdrängt und erſetzt; es iſt, wie häufig auf die Sieger die Laſter und Tugenden der Beſiegten übergehen, auf Oeſterreich langſam übergegangen, und Oeſterreich drohte unter dieſen Einflüſſen und Rückwirkungen ſeiner beſiegten Völker ſich zu entdeutſchen. — Dies mein Nebengedanke zu der Pröhle'ſchen Schilderung jener Völkerſchaften, die jetzt gegen das Haus Habsburg mit der ganzen Erbitterung des Racenkrieges auf Tod und Leben kämpfen. Oeſterreich bedarf eines großen ſtarken Reinigungsactes, will es beſtehen; denn es hat jahrhundertelang in ſeiner Entdeutſchung eine unerhörte Entſittlichung und Erſchlaffung aller freien Lebenskräfte an ſich ſelbſt verſchuldet. Ob und wie Oeſterreich ſolchen Verjüngungsproceß beſtehen werde, iſt dann die nächſte Frage. Ein Windiſchgrätz hat ſchon für dieſe bloße Frage Pulver und Blei; aber Pulver und Blei ſind die ſchlechteſte Antwort, wo es gilt, daß Regierende wie Regierte aus dem ſittlichen Tod der Knechtſchaft zu einem neuen

Leben erwachen. Zu wünſchen, daß Polen und Magyaren ſiegen, hieße Verrath am eigenen Leben begehen, hieße dem deutſchen Elemente alle Aufgaben im europäiſchen Oſten rauben. Die Miſſion der Humanität darf aber, und wenn ſie zehnmal geſcheitert wäre, niemals aufgegeben werden. An ihr zweifeln, hieße an dem heiligſten Beruf der Menſchheit zweifeln. Und das thun freilich Tauſende in Deutſchland, die ſich Kinder des entſchiedenen Fortſchrittes zu nennen belieben. — Pröhle zieht keine Schlußfolgerung ſolcher Art: er begnügt ſich kleine Züge in Erlebniſſen und Anſchauungen zuſammenzureihen, die aber, wenn man die Fäden verknüpfte, eben daſſelbe Ergebniß und Geſtändniß, dünkt mich, an den Tag legen würden.

In Berlin.

(Ende Februar, März und April 1849.)

Während in Frankfurt die vielleicht ſchon verzweifelten Köche nach Gagerns Recept für die alte Kaiſeridee die neue Brühe zurechtmachen, will ich mir hier den Tiſch, der für den Braten gedeckt wird, und die Menſchen beſehen, denen jene Ambroſia vorgeſetzt werden ſoll. Der Hochmuth glaubt hier, es ſei ganz in der Ordnung, daß man ihm die Sache in die Hände ſpielt. Und doch ſteckt man hier im politiſchen Abc und hat die Klippſchule noch nicht überwunden. In den Wahlverſammlungen unwürdiges Gezänk zwiſchen Urwählern und Wahlmännern, zwiſchen alten Freunden, mit denen man von Jugend auf ging, unklares Gewirr widerſtreitender Gefühle, Renommage bei höchſt kindiſchen Launen, ſteife Hartköpfigkeit bei Spielerei mit blutrothen Gelüſten. Mit Wundt lange geſtritten, daß es ſeiner Natur und der Natur der Sache zuwider, wenn er vom linken Centrum, wo wir hingehören, ſich nach links oder rechts eine knabenhafte Schwankung erlaubt. Varnhagen iſt wie ein in ſeinen eignen Fallſtricken gefangenes wildes Thier, das ſich in den rothen Lappen verbiſſen hat und nun gegen die Wände ſeines Käfigs tobt. Nur im Klubb Friedrich Harkorts traf ich Männer, die wiſſen wie weit die Ehre geht. Aber ihr Blick reicht nicht für Deutſchland aus. Aus Rechtſchaffenheit würden ſie aus Deutſchland nichts als preußiſche Provinzen machen. Selbſt die Annahme der Kaiſerkrone, wird ſie geboten und angenommen, würde ſie darin beſtätigen.

Ich ſtürzte mich aus Verzweiflung in die Bude Apollo's.

1.

Politiſche Empfindungen im Theater.

„Nicht um des Schauſpiels Freuden", — an den Symptomen im Publicum, „an meiner Göttin Glanz" wollt' ich mich weiden. Wenn die Freiheit dieſe Göttin iſt, ſo beſteht ihr Glanz in dem politiſchen Verſtande der Menſchen. Dieſe Göttin wandelt aber und tappt hier gar ſehr im Dunkel.

Maria Stuart ſah am 1. März ein volles Haus. Hatte Frau Thomas aus Hamburg, hatte Frau Crelinger, die zum erſten Mal die Eliſabeth gab, die Menge gelockt; oder ſtürzt man ſich jetzt in die Tempel der Muſen, um der Politik zu entfliehen, — ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß man der Politik doch nicht entgeht. Wie verhängnißvoll erſcheint uns jetzt der Proceß dieſer beiden Königinnen! Die Eine, die viel geſündigt hat, ruft — quoique und parceque — unſer Mitgefühl für ſie auf; die Andere, die ihre Sünden verſchleiert und ſich auf die drängende Stimme des Volkes beruft, empört uns mit dem ganzen gleißneriſchen Apparat einer alten rechtlich faulen, diplomatiſch perfiden Königswirthſchaft. Gleich zu Anfang wird der Gefangenen der Schrank erbrochen, das Geſchmeide geraubt, und Maria tröſtet die gute Kennedy:

„Beruhige Dich, Hanna. Dieſe Flitter machen
Die Königin nicht aus. Man kann uns niedrig
Behandeln, nicht erniedrigen.“

Das fällt uns zwiefach hier aufs Herz. Die Monarchie iſt noch nicht geſtürzt, wenn man ihr die Flitter raubt. Soll man ihr vielleicht eben deshalb die Flitter laſſen? — Man entthront die Könige nicht, wenn man ſie herunterzerrt. Weiß das noch nicht der ſansculotte Witz? — Eliſabeth ſagt im zweiten Act, als ſie ſich vermählen ſoll:

„Hat die Königin doch nichts
Voraus vor dem gemeinen Bürgerweibe!
Das gleiche Zeichen weiſt auf gleiche Pflicht,
Auf gleiche Dienſtbarkeit —“

und dabei überreicht Queen Bess dem franzöſiſchen Geſandten ihren R rring, wie Frau Crelinger in ihrer Mundart das R dreifach zu ſprechen beliebt. Das nach Demokratie ſchleckernde

Publicum nimmt dergleichen Liberalismus aus alter goldner Litteraturzeit mit einem ſchmunzelnden Behagen auf. Als aber Talbot-Shrewsbury die Majeſtät gemahnt, die Hinrichtung der Stuart ſei ungerecht, als Eliſabeth entgegnet, dann irre ihr Staatsrath und ihr Parlament, im Irrthum ſeien dann alle Richterhöſe dieſes Landes, und Talbot, ein Anwalt des Gemüthes auf dem Boden des Rechts, waghalſig genug iſt, zu ſagen:

„Nicht Stimmenmehrheit iſt des Rechtes Probe!“

da erſcholl aus den Reihen der Balcons ein mehrſtimmiges wunderbares Bravo. Das war offenbar Reaction, ſcheußliche abſolute Dunkelmännerei, und ein Lärm mit Ziſchen und Rufen begrub den volksverrätheriſchen Verſuch, im Hort des Volkes, im Dichter der Wahrheit, im hohen Anwalt der Freiheit, nach reactionären Stellen zu lauern, Schiller zum Parteimann zu machen in Sachen von heute. Hatte doch Maria ſchon dieſe Richterhöſe des Landes in ihrer feilen Schändlichkeit entlarvt!

„Ich ſehe dieſes edle Oberhaus, (hoho!)
Gleich feil mit den erkäuflichen Gemeinen, (brr!)
Geſetze prägen und verrufen, Ehen
Auflöſen, binden, wie der Mächtige
Gebietet, (bravo!) Englands Fürſtentöchter heute
Enterben, mit dem Baſtardnamen ſchänden,
Und morgen ſie zu Königinnen krönen.
Ich ſehe dieſe würd'gen Peers mit ſchnell
Vertauſchter Ueberzeugung unter vier
Regierungen den Glauben viermal ändern.“

Ha, bravo! bravo! — Temme! flüſterte mein Nachbar zur Linken, Rodbertus! zur Rechten; gewiſſe Gerichtshöfe wurden arg mitgenommen.

Es iſt alſo nicht mehr möglich ins Reich der Ideale zu flüchten? — Man ſoll auch nicht mehr wollen!

Die ganze Vorſtellung über beſchäftigte mich der Gedanke, wie wenig politiſcher Verſtand in dieſer Tragödie des großen Dichters iſt. Die Schuld der Maria wird vorausgeſetzt. Man hat das früher äſthetiſch getadelt. Das ganze concrete Leben in Luſt, Sünden und Liebe hat Maria hinter ſich; die Tragödie Schillers beginnt mit der Gebeugten, Geknickten; ſie beginnt womit ſie endigen ſollte; nach Shakſpeare'ſchem Styl würde uns erſt Act V dieſe Maria entwickeln. Das hätte die Jüngern bei alle dem nicht verführen ſollen zur Selbſtüberhebung. Das Gedicht hat dramatiſche Momente genug im großen Styl. Der dialektiſche Kampf zwiſchen dem Schwärmer und dem Staatsmann, Mortimer und Leſter, der Streit der Barone um das formelle und moraliſche Recht der Hinrichtung, die Parallele beider Königinnen — welch eine Kraft und Hoheit, ein dichteriſcher Tiefſinn gegen den alle Intriguenſtücke nach Scribe's Schablone ohnmächtig ſind, von der ungeheuern Macht der lyriſchen Elegie, die im Ganzen wachtet und uns bezwingt, nicht zu reden, da die Neuern mit Recht auf lyriſchen Effect nichts geben, und auf draſtiſche Spannung ihr Drama hinarbeiten. Der Mangel an politiſchem Verſtande, womit hier zwiſchen zwei Königinnen ein Proceß geführt wird, nicht blos mit Gift insgeheim, ſondern auch offen vor den Schranken engliſcher Gerechtigkeit, — dieſer Mangel an politiſchem Verſtande iſt in dieſem Stücke ſo koloſſal wie nur überhaupt im Geiſt der deutſchen Nation.

Frau Thomas ſpielte fein und nobel, allein bei dem Mangel an energiſchen Mitteln ohne alle entſchiedene Wirkſamkeit. Berlin braucht ſtarke Mittel und mächtige Fähigkeiten. Es nimmt eher mit coquett glänzenden vorlieb, als daß es ſich an timiden begnügte. — Frau Crelinger war einſt groß in der entfeſſelten Leidenſchaft. Als Dame wußte ſie weniger zu repräſentiren. Meiſterſchaft und Gewohnheit führt weiter noch nicht zu einer bedeutſamen Eliſabeth. — Für Leſter und Mortimer hatte uns die Intendantur zwiſchen Wagner und Hendrichs einen Tauſch der Rollen verheißen. Die Kürze der Zeit geſtattete aber nicht den Wechſel, zu dem wir beiden Darſtellern und den Zuſchauern Glück gewünſcht. Hr. Wagner iſt kein Staatsmann und gab den Leſter. Hr. Hendrichs iſt kein Schwärmer und gab den Mortimer. Er gab ihn mehr als glänzenden eleganten Renommiſten, obſchon mit Kraft, doch nicht mit der Gluth der innern Myſtik. Hr. Wagner war ſtatt fein zu ſein, nur ſteif. Er iſt immer ſolange Statiſt bis er ſpricht, feurig athmet und glüht. Diesmal war ſein Athmen, ſein Ach! als er vor Eliſabeth hinſinkt und der Vorhang vor Beiden, allzu feurig und — wirkte komiſch. Man braucht hier aber nur Einmal komiſch zu werden, um für immer verloren zu ſein.

2.

Hurrah! die Republik iſt überwunden!

„Nieder mit den Wühlern! mit den Ränkern und Stänkern! Tod den Communiſten! Hurrah! die rothe Republik iſt hin! Es hat ſie überwunden der Löwe vom Stamm Juda! Hurrah!“

In dieſem Hurrah wittere ich Kornbranntwein. Der Athem des ſouveränen Volkes ſteigt duftend gen Himmel. Wollte man ihn anzünden, er würde veilchenblau leuchten. Kornbranntwein! Edle Wortfügung! Gebrannter Wein aus Korn! — Wenn's nur kein Fuſel wäre! Es roch auch in der revolutionären Epoche hier ſtark nach Kartoffelſchnaps.

Die Republik iſt überwunden! Und wer iſt der Drachentödter, der Lindwurmbeſieger, der Hydrabezwinger? — Wer anders als der Genius loci, der Witz. Der alte und ewig neue Maulwurf, der alles unterwühlt, wie ſollte der die rothen Lappen, die ſich die Ohnehoſen um die Glieder ſchlugen, unbenagt gelaſſen haben! Die Republik in Spree-Athen, die Geburt dunſtiger Köpfe, war freilich ſelbſt nur eine Geburt des Witzes. Dann heißt es, weil hier doch der Witz der Herrgott des Lebens iſt: der Witz hat's gegeben, der Witz hat's genommen! Dieſer Saturn frißt ſeine eignen Kinder.

Aber der Genius loci muß doch ſeinen perſönlichen Vertreter gehabt haben. Wer die Republik hier erfunden hatte, weiß man nicht; aber wer hat ſie getödtet? — General Wrangel in facto; aber wer in der Idee, mit dem Schwert des Gedankens?— Rudolf Hahn heißt der beſcheidene Mann, der mit umgedrehtem Hals gekräht. Und ſeine Krähwinkelei des Witzes ging auf der Friedrichwilhelmsbühne in Scene. Die Berliner ſind jetzt ſo weit wie — die Wiener; der Geiſt des Aufruhrs verpufft ſich in Vorſtadttheaterwitzen. Und Rudolf Hahn iſt der neue Ariſtophanes von Berlin, der in Ermangelung eines Sokrates den Volksmann Held zum Heros der Poſſe machte. Held wie er leibt und lebt mit dem hanſenen Bart und der kreiſchenden Naſalſtimme, Held wie er die breiten Schultern reckt als wär' er für des Volkes Laſten der auserleſene Eckenſteher, Held wie er die Miethe nicht bezahlen kann und 'nausgeſchmiſſen werden ſoll, Held wie er ſagt: Volk, kennſt Du Deinen Erlöſer nicht? — kurz Held iſt der Held des Stückes, und die Verwirklichung der rothen Republik im Traume iſt „der Humor davon.“ Niederträchtig, aber witzig! Und die Niedertracht wird ſehr harmlos betrieben. Nirgends iſt die Unverſchämtheit ſo nackt und blank, und nirgends iſt ſie zugleich ſo nett, naiv und ſo ſehr bon enfant. Den Berliner Genius loci muß man in Einem Augenblick zugleich prügeln und liebhaben. Man kann nicht ſagen, er ſei ein ungezogenes Kind der Grazien. Er iſt eher ein graziöſes Kind der Ungezogenheit. Selbſt wenn er als „jriner Junge“ Dich annäſelt in ſeinem gottvollen Selbſtgenügen, es liegt doch Schwung und Taille in ſeiner ſchelmiſchen Nüchternheit. Er iſt nie grob und plump, der Berliner Genius loci; das überläßt er dem Bruder Pommer und dem Bruder Weſtfalen, den beiden Vendéern der Monarchie. Er iſt nie plump, aber ſpitz und keck; er iſt nie grob, — blos unverſchämt. Es iſt unverſchämt, die Republik ſo zu verſpotten, es war unverſchämt vom Volksmann Held, ſeinem Abbild Bravo zuzurufen, und ich war ſelbſt ſo unverſchämt, mich an all dem Jubel zu ergötzen.

Das Stück iſt ſchon alt, erſcheint aber täglich mit neuem Pfeffer, Salz und Nieswurz aus der Küche des Tages. Zudem war es Sonntag, und im Gewühl ging's die Linden hinunter; der Eifer, die Revolution in den Kohlen zu erſticken, iſt noch größer als der Eifer, ihr Feuer anzublaſen. Und Jung und Alt ſieht ſich hier gern im Spiegel, und ſchlägt eine Lache auf, wie curios das eigne Bild! Nur wer ein aufrichtiger Cato iſt, geht bei Seite und erhängt ſich, weil die Republik begraben wird. Ich habe aber keinen zu dieſem Zweck bei Seite treten ſehen.

Die lumpichten Einſpänner drängten ſich, die Andaluſier der Droſchken wurden wild, wir Proletarierfußvolk quetſchten ſie an die Mauer, um den Vortritt zu haben. „Eigenthum iſt Diebſtahl!“ ſo heißt das Stück; und damit Diebſtahl nicht zu Eigenthum führe, hielt ich im Gedräng des Hauſes beide Rockſchöße feſt. Um die Taſchen iſt mir hier nicht bange; wohl aber um die Schöße, welche gewandte Cenſoren des Volks dem Vormann leiſe herunterſchneiden, und weil im Schooß die Taſche, in der Taſche wenigſtens das Schnupftuch, ſo hielt ich logiſch meine Schöße feſt. Es iſt Thatſache, daß in den Aſſiſen am meiſten geſtohlen wird. Warum ſoll, wo Eigenthum Diebſtahl iſt, Schwarz auf Weiß gedruckt, nicht der Dieb zum Eigenthümer werden?

Solche ſchnöde Krähwinkeleien
Meld' ich Herrn von Hinkeldeyen!

So ſingt — Baſſermann im Stücke, und Hr. v. Hinkeldey iſt Polizeipräſident. Es iſt dies eine der werthvollſten Errungenſchaften des März, die Polizei beſingen zu dürfen. Vieles andere iſt Verſprochenſchaft geblieben, und eine octroyirte Verfaſſung iſt bekanntlich eine Gegebenſchaft. Die deutſche Sprache iſt bereichert; wer zweifelt noch an unſerem Fortſchritt?

Held träumt den rothen Traum der Republik. Er kann, wie geſagt, die Miethe nicht bezahlen. Grund genug, die Thatkraft einzuſchränken und ſich auf's Träumen zu legen. Frau Germania erſcheint ihm und ſagt: Ja, du furchtbarer grober Kleon jenes furchtbar radicalen Athens an der Spree, ja, du ſollſt ſie ſehen, die Republik wie ſie iſt und ſein wird nach deinen Recepten! — Iſt Blut unter den Ingredienzen ſeiner politiſchen Quackſalberei? — O nein, ein wenig Rammelei, und alles macht ſich! — Baſſermann aber, ein „junger hoffnungsvoller Mann", der in Berlin ſo viel Anwartſchaft zur rothen Republik gefunden, Baſſermann wird dem Träumer zum Hort und Führer zugeſellt; er ſoll ihn warnen, wo er über die Schnur hauen will. Alsbald thut ſich die Nationalverſammlung vor uns auf. Sie iſt verſammelt, um ſich zu verſammeln, denn ſie iſt ſehr zerſtreut; Louis Drucker, der vergnügte Weinwirth, kann ſie kaum noch mit eſſigſaurem Witz zuſammenhalten. Draußen aber ſtürmt das Volk und erklärt in ſeiner Souveränität Hrn. Held zum oberſten Knecht dieſer ſeiner Souveränität. Als Miniſterpräſident im blutrothen Mantel erſcheint Held an der Spitze des Miniſteriums. Er iſt der Souverän der Souveräne und demonſtrirt die Souveränität des Volks als Knechtſchaft Aller. Blutrothe Kanoniere ſtehen mit brennenden Lunten bereit, ſeine Decrete zu unterſtützen. Die Nationalverſammlung empört ſich in Discuſſionen. Sydy (Sydow) wimmert ein Lied vom heimlich, aber im Verborgenen frei blühenden Veilchen. Rübe und Teltow opponiren, eine ganze Reihe von Mitgliedern der aufgelöſten Singakademie- und Schauſpielhausſaalbadereiverſammlung tritt in leibhaften Porträts vor uns auf. Artillerie! donnert der commandirende Kriegsminiſter und der Convent duckt unter. — In zwei Acten erleben wir nun die Realiſirung der blutrothen Republik. Das Recht zur Arbeit! heißt ein Hauptaxiom im neuen Geſetzbuch. Der arme Adam, Held's Wirth und Philiſter, ſitzt zwiſchen ſeinen vier Pfählen und jammert über die neue Zeit. Ein Droſchkenfuhrmann hat ihn beim Wickel gekriegt, ihn in die Droſchke gehoben, ihn eine Stunde lang herumkutſchirt und ihm einen Thaler erpreßt. Ein Stubenraffael erſcheint, reißt ihm die Tapeten von der Wand und klebt neue auf. Brotloſe Eckenſteher kommen und ſchleppen ſeine Möbel fort; Adam ſoll ausziehen, denn ſie haben keine andere Arbeit. Putzmachermamſells kommen in Schaaren und nehmen der Madam Eva mit Gewalt das Maß. Adam und Eva wirbeln ſich in der Angſt herum, bis das Souffleurloch die einzige Rettung vor dieſer ſchnöden Oberwelt bietet. — Der nächſte Act zeigt die neue Vereinbarung in Sachen des Handels. In Geldſachen — decretirte der blutrothe Miniſterpräſident — hört alle Gemüthlichkeit auf; deshalb wird das Geld abgeſchafft, damit der Welt die Gemüthlichkeit bleibe! Die Republik erſcheint auf offenem Markte. Alles geht roth gekleidet, ſelbſt der Unterſchied der Geſchlechter iſt abgeſchafft, alles iſt rothgeſottener egaler Krebs. Adam will Fleiſch zu einer Suppe einkaufen und kommt mit einem Keſſel unterm Arm. Er hat weiter kein kleines Geld mehr zu Hauſe; wie er dieſen Keſſel aber als Geld giebt, kriegt er einen Stuhl heraus als Scheidemünze, und wie er den Stuhl gegen den Präſidenten, der juſt müde iſt und ſich ſetzen will, als ſein Eigenthum reclamirt, wird ihm der Criminal- und Halsgerichtsproceß gemacht, denn er hat das Staatsgrundgeſetz, wonach alles Eigenthum abgeſchafft iſt, böslich verletzt. — Zwiſchen all dem Jocus hindurch laufen Witze und Couplets, gereimt und ungereimt, gehauen oder geſtochen, oder auch weder das Eine noch das Andere. Nachdem der Rauſch und der Traum verflogen, endet Held dennoch in der Hausvogtei. So wenigſtens nach der erſten Eingebung des Dichters Hahn. Das iſt noch nicht ſo bitterböſe, als man die Dichterin Hahn-Hahn in der Satyre Iduna reden läßt. Dennoch iſt der Schluß der Poſſe jetzt verſöhnlicher; Held erwacht und geht unter die Puppenſpieler. Und das iſt hier überhaupt das Ende vom Liede, das Ende von der Freiheit, das Ende von der Revolution, das Ende von der blutrothen Republik: man geht ins Puppenſpiel. Cato, thu' mir den Gefallen, geh' bei Seite und hänge dich! — Aber es hängt ſich „keener nich."

3.

Die preußiſchen Kammern.

Der König hat die Kammern im Weißen Saal des Schloſſes eröffnet. Die Kammern kamen alſo zum König, der König nicht zu den Kammern! Das war für die Linke der erſte Gewiſſensſcrupel. Indeſſen hatte ſie ſich vollſtändig im Schloſſe eingefunden, im Schloſſe, wo noch immer Wrangel regiert. Sie wird, heißt es, um Boden zu gewinnen, Anfangs nach Möglichkeit ſacht auftreten. Und ſie wird wohl daran thun. Es handelt ſich ja nicht um ihre, ſondern um des Vaterlandes Exiſtenz. Unruh und Temme fühlen das vorläufig; ſie ſprechen in der zweiten Kammer verſöhnlich. Als von anderer Seite, namentlich von Karl Grün, dem Schriftſteller, einige Seitenangriffe gegen die Regierung verſucht wurden, legte von Manteuffel Proteſt ein; nur wenn die Kammer förmlich conſtituirt ſei, könne und werde das Miniſterium ſich vertheidigen. Freiherr Vincke und Kaplan v. Berg legten einige humoriſtiſch ſatyriſche Lanzen gegen einander ein. Dieſe Plänkeleien waren ſehr artig und nett. Als eine formelle Frage principiell gefaßt wurde, ergab ſich für die Rechte eine Mehrheit von 21 Stimmen. Die Erfahrung lehrt jedoch, daß im Laufe der Verhandlungen in allen Kammern die Linke anwächſt. — In der erſten Kammer ſcheint ſich um den Oberlandesgerichtsvicepräſidenten v. Forkenbeck eine Oppoſition geſtalten zu wollen. Im linken Centrum ſitzen hier die Whigs Hanſemann, Milde; in ihrer Mitte Profeſſor Roſenkranz, von dem man in der deutſchen Sache ein gewichtiges Wort zu gewärtigen hat. Ihm gegenüber, im rechten Centrum, von den Hochtories der Monarchie umgeben, hat Profeſſor Stahl ſeinen Sitz. Die erſte Kammer begann mit einer Verwahrung, die der Alterspräſident ausſprach; dieſe Kammer verwahrte ſich gegen den etwaigen Argwohn, weniger Volkskammer als die zweite ſein zu wollen.

4.

Politiſche Briefe und Charakteriſtiken.

Es wird vielleicht endlich in Deutſchland eine feinere politiſche Litteratur beginnen. Staatsmänner werden Zeitungen gründen, Briefe veröffentlichen, Denkſchriften zur Beleuchtung der Zeitfragen aufſetzen; nicht zur Herausgabe nach dem Tode als litterariſche Merkwürdigkeiten, ſondern zur Berichtigung der Thatſachen des Augenblicks, zur Aufhellung der Begriffe, die die Gegenwart verwirren. Ich hoffe ſo.

Die in Berlin erſchienenen „Politiſchen Briefe und Charakteriſtiken aus der deutſchen Gegenwart“ ſchreibt man dem preußiſchen Geſchäftsträger Hrn. v. Uſedom zu. Die Kenntniß der römiſchen Zuſtände ergiebt jedenfalls preußiſche Diplomaten, die dort heimiſch geworden, und auf Hrn. Alfred Reumont fällt die Vermuthung der Autorſchaft der Antworten und Gegenbriefe im Buche. Es ſind Diplomaten des vierten Friedrich Wilhelm, die hier über die Zeitgeſtaltung — leider mehr phantaſiren als räſonniren. Wir verlangen von Staatsmännern feſtere Blicke als hier geboten werden; wir entſchuldigen vielleicht einſeitige Folgerungen, fordern aber dafür um ſo mehr Entſchiedenheit. Dieſe vermiſſen wir hier. Bei alle dem liefern die Briefe einen Beweis von etwas mehr Aufrichtigkeit, zu der unſere Diplomatie ſich jetzt in ihrer Sprache bekennt. Dem Zeitgeiſt werden hier Zugeſtändniſſe gemacht, freilich wohl meiſt aus dem Drange der Nothwendigkeit, doch auch mit Hinneigung und Sympathie für die Bedürfniſſe der Welt. Ein Hang zum Vermitteln bezeichnet die politiſchen Grundſätze des Buches, das, in phantaſiereicher Sprache geſchrieben, den Reichthum germaniſcher Bildung verräth, und dieſe Bildung als Errungenſchaft des März nicht verdrängt, ſondern geſichert ſehen will. Dem Schönheitsſinn, den die Alten im Maßhalten bekundeten, der Sophroſyne der Griechen, wird hier mit deutſchem Gemüth das Wort geſprochen, um einen Ausgleich zu ermöglichen zwiſchen den Extremen der Parteiung.

Von Werth ſind die Beiträge zur Charakteriſtik einiger Zeitgenoſſen. Die beiden Könige von Preußen und die beiden Päpſte unſerer Epoche ſind hier mit Liebe und Innigkeit geſchildert. Der Geſchichtſchreiber wird dereinſt die Schärfe der Kritik daran vermiſſen, allein die Vorliebe wird offen eingeſtanden; die Darſtellung täuſcht ſomit niemand.

Friedrich Wilhelm den Dritten faßt Uſedom in folgendem Taciteiſchen Satz zuſammen. „Von Anfang eine männliche Natur, karg aber tüchtig, durch Erziehung nicht entwickelt, vielmehr zurückgedrängt in unſelbſtändige Blödigkeit; verſchmäht als untergeordnet oder proſaiſch von einer überſchwänglichen oder unſittlichen Zeit; in Schatten geſtellt ſelbſt durch die herrliche Gemahlin; dann aber entwickelt durch das Unglück, verklärt durch den Schmerz, gereift durch That und Krieg, vollendet endlich durch friedliches Herrſchen eines Vierteljahrhunderts.“ Dies Vierteljahrhundert friedlichen Herrſchens ward aber zur pedantiſchen Verknöcherung, aus der formeller Hochmuth und gleich ſtarke Unfähigkeit zum Selbſtregieren erwuchs. Die geprieſene Gerechtigkeit dieſer urſprünglichen Römernatur ging doch nicht ſo weit, zu halten, was er dem Volke verſprochen. Napoleon, nach der Zuſammenkunft bei Memel, nannte den Preußenkönig trés-gauche. Dabei aber hatte Friedrich Wilhelm doch den Inſtinct, die rechten Männer zu wählen, während er ſich nichts zutraute. Der Jetzige traut ſich mehr zu und hat nicht jenes Geſchick. Merkwürdig in Preußen die Folge der Gegenſätze! Auf den ſtarren zweiten Friedrich der ſittlich aufgelöſte dicke Wilhelm, und auf den braven, aber verknöcherten dritten Friedrich Wilhelm der phantaſtiſch und romantiſch aufgelöſte Vierte. Uſedom tadelt die „übertriebene Hingabe an das öſterreichiſche Syſtem in der hohen Politik, in den preußiſchen wie in den deutſchen Fragen“, unter dem Dritten. „Er hielt ſich und ſeine eigenen Staatsmänner in Fragen der europäiſchen Politik kaum für competent; in allen Dingen mußte Wien gefragt werden: dort verſtehe man das am beſten und eitle Sonderpolitik ſolle Preußen nicht machen. Daher dieſes ſtete Bedürfniß des Anlehnens, daher dieſe Scheu und Ungewohnheit, zu handeln, die in Berlin vorherrſcht, und zumal bei ſo großen materiellen Kräften ſonſt unerklärlich wäre.“ Die Stärke Preußens erwächſt aus der Kraft einer arbeitſamen Nation und der gewiſſenhaften Sparſamkeit ſeiner Fürſten. Aber das preußiſche Selbſtgefühl wird ſchwankend bleiben zwiſchen Hochmuth und Halbheit. Die Hohenzollern ſollen und dürfen auch nicht vergeſſen, daß ihr „großer“ Friedrich nur auf Deutſchlands Koſten und Zerſtörung ſeinen Staat erbaute. Dieſer Staat ging bei Jena unter. Die Neugeburt Preußens begann mit einer That des Volkes. Das hat man aber vergeſſen und vertilgen wollen, Preußen verknöcherte in einem mechaniſchen Beamtenthum. Zu dieſem Mechanismus kam dann unter dem neuen Regiment ein abgeſtorbener, neu galvaniſirter Feudalismus.

„Nie mögen, heißt es in den Briefen über Friedrich Wilhelm IV., zwei verſchiedenere Individualitäten ſich auf dem Throne gefolgt ſein.“ Als Kronprinz in lebhafter Oppoſition zu dem herrſchenden Syſtem, hat ſich freilich ſein weiches Herz ganz in Pietät für die Perſon des Vaters aufgelöſt. Von keiner Formel beſchränkt, aber auch um Realität und Realiſation nicht bekümmert, ward er der phantaſie-, aber auch launenvolle Romantiker auf dem Throne. Für die Auflöſung des ſtarren Formalismus im preußiſchen Ladeſtock hat er ſegensreich gewirkt. „Nichts, heißt es im Buche, konnte ihm ferner liegen als die dürre, egoiſtiſche Richtung, die deſſen Quelle iſt.“ Wir vermiſſen hier bei Hrn. v. Uſedom ein Eingreifen in die religiöſe Richtung des Königs, deren orthodoxe Feſthaltung z. B. eine ehedem ächt royaliſtiſche Stadt wie Magdeburg durch Unduldſamkeit gegen die Partei Uhlig in politiſchen Radicalismus drängte. „Was politiſchen Organismus betrifft, ſo lebt manches, was Viele ſchon für gänzlich abgethan betrachten, in des Königs Anſicht als Pflicht und Recht noch kräftiger als im allgemeinen Bewußtſein ſeiner Zeitgenoſſen fort.“ Dahin gehört aber auch der abgeſtorbene, neu galvaniſirte Feudalismus! „Ich glaube nicht, daß irgend ein deutſcher Fürſt jemals deutſchere Gedanken, edlere, auch von dem verzeihlichſten Particularismus entferntere Abſichten in Bezug auf das große Vaterland gehabt hat. Die ideale Richtung des Kronprinzen ließ ihn bei der Ausbildung eines einſeitigen Preußenthums unmöglich ſtehen bleiben; die Combination mußte umfaſſender, mußte vor allem, um praktiſch zu werden, von jedem ſpeciell preußiſchen Ehrgeiz entblößt ſein. Das deutſche Reich lebte noch im Kronprinzen fort, als die burſchenſchaftliche Einheitstendenz nach öſterreichiſch-Kamptz'ſcher Reaction zu

Boden gedrückt war, und das Streben der Zeit nur nach conſtitutioneller Freiheit der Einzelſtaaten rang. Des Königs Plane für die Reconſtruction des deutſchen Reiches waren die großherzigſten, uneigennützigſten, die man ſich denken kann." Damit wäre denn ja wohl der ſchönſte Candidat für den deutſchen Kaiſerthron fertig? Vielleicht ſieht Friedrich Wilhelm die alte Krone Karls des Großen ſchon längſt vor Augen, d. h. „in ſeines Geiſtes Aug', Horatio", und nur im Nebel der Dämmerſtunde, nicht bei hellem Tag und geſunden Sinnen!

5.

In beiden Herzkammern der Monarchie.

Als Journaliſt und als Zuſchauer hat man, um zur zweiten Kammer zu gelangen, von einer Nebengaſſe aus ein langes, ſchlechtes, hinteres Gedärm zu durchkriechen. Hat man den innern Herzpunkt erreicht, ſo ſitzt man in einem hübſchen, luſtigen chineſiſchen Pavillon. Das iſt die eine Kammer im Herzen der Monarchie. Wie den Berlinern die Freiheit über Nacht kam, ſo ſind auch die Kammern wie über Nacht gebaut. Geſtern holzten und hackten noch hundert Zimmerleute, und heute war feierliche Eröffnung. Die Wände ſind mit rothem Zeug bekleidet, als ſollte der friſche Kalk den Leuten nicht auf die Lunge fallen. Wenn die Geſchichte nur nicht ins Stocken geräth! Hinten aber, in den Gängen und Corridors heizen ſie mit Kanonenöfen, daß den Wänden des Hauſes die hellen Thränen von den Backen laufen. Wer wird hier dem Andern mehr einheizen? Die Regierung den Volksvertretern, oder dieſe jener? Wollen ſehen! — Wie ich die gluthroth feurigen Oefen, zwiſchen denen man hier tagt, im Treppenhauſe ſah, mußt' ich zugleich an die Männer im feurigen Ofen und an Wrangels Kanonen denken, unter denen überhaupt dieſe neue Vereinbarung zwiſchen Fürſt und Volk in der Hauptſtadt Preußens ihre Stätte gefunden Und ſiehe! wie neulich Waldeck die ſchleunige Aufhebung des Belagerungszuſtandes beantragte, ſchob ſich hinter der Gardine der einen Tribüne das wetterbraune Geſicht des pommerſchen Reitergenerals, der die Marken als militäriſcher Dictator regiert, über die Brüſtung hervor und ſchaute behaglich ob der Dinge, die da kommen ſollten, auf die Volksvertreter hinunter. Es lag in dieſem runzeligen, aber felſenfeſten Geſicht eine außerordentlich feſte Thatſache, die ſich als Nothwendigkeit gar nicht fortdisputiren ließ. Es ſchaute hier ein Greis von oben herab auf das Gebahren des etwaigen Jugendſturmes da unten; die paſſive, aber zur That augenblicklich bereite, ruhig wartende Beſonnenheit des Alters machte hier den Zuſchauer, und das ſchmunzelnde Lächeln dieſer verzogenen Lippen deutete auf das ſolide Bewußtſein, hinter den Couliſſen mit Kanonen aufwarten zu können.

„Nur die Wühler hat's verdroſſen,
Als jüngſt Magiſtrat beſchloſſen,
Daß doch die Belagerei
Uns noch höchſt nothwendig ſei.
Niemand will ja Heimlichkeiten,
Blos nur Amtsverſchwiegenheiten!“

So ſingt der Genius loci im Puppenſpiel, und die Herren vom alten Schrot und Korn ſchütteln ſich die Bäuche vor Lachen, auch wenn ſie die Stirne runzeln, falls man hier noch eine ernſte Frage „frei hat an das Schickſal.“ Neulich war General v. Wrangel bei Hofe zu Tiſche. Die Königin klagte ihm ihr Leid, trug ihm ihre Beſorgniſſe vor: über die Geſtaltungen der nächſten Zukunft. Als die Tafel aufgehoben wurde, trat der Pommer Wrangel quer durch die Hofleute zur Königin heran, ergriff ihre beiden Hände mit ſeinen martialiſchen Fäuſten und ſprach das Homeriſche Wort: Majeſtät, lieber Engel! halten Sie mir man den König ſtramm; vor's Andere will ich ſchon ſorgen! — Und der König, der unweit davon ſtand, hörte das Wort und lachte laut in ſeinem jovialen Sinn, der allem Freimuth, wenn er urſprünglich iſt, Beifall zollt. Freilich hat er nicht ſtramm gehalten, als der Sturm der Märztage ſein weiches Herz durchſchütterte. Er ließ unbeſiegt die Garden abziehen, um mit den Bürgern gut Freund zu ſein. Und ſein gebeugtes Haupt entblößte ſich vor den Leichen, die man vor ihm aufgeſtellt. Und als ihn die Potsdamer Camarilla in den Händen des Volks zu Berlin gefangen glaubte, ging er hin, berief die Officiere zu ſich, ſchwor ihnen zu, er ſei frei, lobte ihren Eifer als Söhne des Mars, gemahnte ſie aber zugleich, fortan auch eben ſo gute Bürger des Staats zu werden. Das hat ihm niemand angerechnet, weder die Aeußerſten zur Rechten, noch Die zur Linken, niemand hat ihm Rechnung getragen, daß mit ihm ein edler Menſch die Schwankungen zwiſchen abſolutem Soldatenherrſcher und Bürgerkönig erlebte und durchkämpfte. Und weil ihm das niemand hier zu gute gezählt, thun Wächter am Throne noth, wie der Pommer Wrangel iſt. Die Berliner machten Miene, den 18. März „recht ſolenn" feiern zu wollen. Es hatten ſich auch Polen dazu eingefunden, und wie kann man es dem Mann des Volkes verdenken, wenn er die Opfer ehrt, die unter der bluttriefenden Schwelle zwiſchen alter und neuer Zeit ihre Stätte gefunden! Ich weiß nicht, machte man dem alten „Vater Drauf" in gutem Berliner Deutſch trotzig und keck die Anzeige vom bezweckten Zuge nach dem Friedrichshain; genug, der alte Marſchall „Verſtehn Sie mir woll", ſagte als guter Pommer: Schon recht, ich will den feierlichen Zug mit 20,000 Mann noch feierlicher, und im Nothfall mit Kanonen noch feuerlicher machen!

Dieſer alte Vater Drauf hing mit ſeinem Narbengeſicht über die Brüſtung der Tribüne und ſah auf Waldeck herab, der ſehr feurig von der Thorheit des Belagerungszuſtandes ſprach. Auch „Vater Karbe" ſaß unter den Zuſchauern, der greiſe Volksmann, der früher Paſteten backte und Bonbons ſiedete, um ſpäter in den Tagen der Freiheit dem Volke Schemmelbeine in Zucker gekocht zu liefern. Und Waldeck ſelbſt, der berechtigte Anwalt des freien Volkes, iſt kein Jüngling mehr. Das ehedem röthliche Haar iſt ſilbern gebleicht; aber ſchon im Actenſtaube der alten Schreibſtubenherrſchaft iſt er alt und grau geworden. Iſt der Frühling mit der Völkerfreiheitsluſt ſo ſpät über ſein altes Herz gekommen, alſo daß es ihm ſelbſt den Kopf benimmt? Sein Kopf iſt aber klar; ein Beiſitzer des höchſten Gerichtshofes in der Monarchie kann ſich nicht ſo leicht juridiſch irren. Aber ſein Herz — ſobald man das Gefäß der Empfindungen, Sympathien und Idioſynkraſien im Menſchen mit dem Worte Herz bezeichnen will, — ſein Herz iſt katholiſch, hat Regungen aus dem Münſterlande und nimmt mit Hülfe des rechtskundigen Verſtandes Poſto in der Linie der Oppoſition. Waldeck ſprach mit Feuer gegen die Beleidigung, den Volksvertretern zuzumuthen, unter den Kanonen des Belagerungszuſtandes zu tagen. Er vergaß nur, daß die Männer der Nation noch weniger gern im Anblick gewiſſer Stricke, die ihnen Volksklubbiſten gedreht, tagen mochten. Nur Diejenigen, denen die Willkür des Pöbels keine Schlingen zugedacht, hatten dieſe figürlich angedeuteten Stricke nicht geſehen; der greiſe Pfuel hatte ſich nur mit Hülfe Jungs retten können. — Waldeck ſprach feurig, aber den Schwung von ehedem erreicht er nicht wieder. Dazu fehlt das lauſchende Volk, das zum Aufruhr der Rede mit Fäuſten den Tact an die Thüren ſchlägt. Hinter ſich eine Maſſe zu wiſſen, ſich auf das Gewühl der ungezählten Menge berufen zu können: das allein macht den Volksredner groß und giebt ihm die Glorie, die er um ſein Haupt fühlt. Seitdem die Berliner wieder Witze machen, iſt der Fanatismus ihres Ernſtes hin; die Schuſterjungen regieren nicht mehr, amuſiren nur noch die Welt. — Einſtimmig ward Waldeck zur Begründung ſeines Antrags das Wort gegeben. Das war klug und mehr als klug, es war brav und rechtlich von der Rechten. Die Entgegnung des Miniſters von Manteuffel war ſchwach; dennoch ward der Antrag über Aufhebung des Belagerungszuſtandes blos in Erwägung geſtellt, d. h. an die Abtheilung verwieſen. Der 18. März wird alſo nicht mit Kanonen, aber unter den Kanonen vorübergehen; erſt in zwei, drei Wochen bringt die Abtheilung ihre „Erwägung" zur Sprache.

Soll ich die Perſonen der zweiten Kammer ſchildern? Ihre müßige Erſcheinung, ihre Toilette und ihren Bartwuchs will ich den großen politiſchen Blättern zu beſchreiben überlaſſen. Nur wenn ſie ins Feuer gehen, treten die inneren Perſonen heraus, kommt die wahre, die lebendige Phyſiognomie der Kämpfer an's Tageslicht. Wo aber Waldeck mit ſeinem Feuer nicht mehr zündet, da werden wohl die großen Schweiger, wie Jacoby und Andere, auch nicht wieder die „Höhe" der Schauſpielhausſaalbaderverſammlung erreichen. Temme ſprach ſehr weinerlich rührend, als die Geſchäftsordnung zur Parteifrage gemacht wurde. v. Berg, der galante Abbé, das Schooßkind der Linken, plänkelt in jocoſen Satyren, aber Held Vincke deckt ihn diesmal und hält ihm die Stange. Trojaner hat Vincke die Linke geſcholten, als dieſe mit Emphaſe von der octroyirten Verfaſſung geſagt: man ſolle die Danaer fürchten, auch wenn ſie Geſchenke brächten. v. Unruh ſieht nervös angegriffen aus, als hätte ihn ehedem nur das Verhängniß in die gewaltige Stellung dem alten Bau der Monarchie gegenüber gedrängt. Er iſt zerſtreut, und Jacoby, der Schweiger, gedrückt. Berends mit dem hanſenen Bart, aus dem man gewiſſe Stricke drehen könnte, ſitzt ihm zum Troſte zur Seite. Die „Grenzboten“ ſprechen von „confiſcirten“ Geſichtern auf der Linken. Die Grenzboten haben wohl für ſich ſelbſt keinen Spiegel bei der Hand? Berends aber iſt ein ehrenwerther Mann. „Das ſind ſie freilich Alle, ſagt Shakeſpeare's Antonius, Alle, Alle ehrenwerth!“ Ich meine aber die Bravheit, die, ſelbſt wo ſie kurzſichtig iſt, doch ehrenhaft bleibt. Laſſen wir drum die Perſönlichkeiten, und warten wir ab, bis ſie ihr Weſen zeigen, ſobald ſie ins Feuer gehen.

Aber die Parteien muß man doch kennen! Gut, ich will ſie rubriciren. Links alſo vom Präſidenten ſitzen alle Linken, rechts alle Rechten. Ein Centrum giebt es architektoniſch nicht im Saale; dem Bureau gegenüber ſitzen die Miniſter, die allerdings gern ausſchließlich das Centrum des Staates blieben. Links auf den alten rothgepolſterten Bänken des Schauſpielhausſaales erſcheint uns all das Roth der Nationalverſammlung von ehedem. Das Roth iſt aber ſehr abgedämpft, ſeitdem Wrangel auf die Farbe losging wie im Stiergefecht. Es haben ſich allerlei Nuancen in dieſem Roth abſchattirt. Blutroth ſind etwa: d'Eſter, Kinkel, Pflücker, Elsner. Als Roth bezeichne ich: Waldeck, Stein, Eberty; als

Orange: von Kirchmann, v. Berg; als Violette: Rodbertus, Schneider; als Changeant: Koſch, Parriſius. Dieſe Letzten nennen ſich gern mit etwa 26 Andern ein linkes Centrum, während 40 die gemäßigte Linke machen, 90 zur äußerſten Linken halten. In Hauptfragen wollen ſie aber ſämmtlich zuſammenſtimmen. Die Abzweigung in beſondere Klubbs hat vielleicht den Zweck, die Strandläufer von der Rechten herüberzulocken. Dr. Rupp, der Königsberger, hält ſich zu der gemäßigten Fraction der Linken; es nimmt dies bei vielen Andern ebenfalls Wunder, beweiſt aber eben die gedrückte Stimmung, die über die Welt gekommen iſt. Nur Einigen ſieht man es an, daß ſie kraft innerſter, heiligſter Ueberzeugung den verlorenen Poſten auf der äußerſten Linken aufgegeben, um der Wahrheit, dem Recht, dem Gott- und Menſchenvertrauen die Ehre und mit der Ehre den Sieg zu geben.

Rechts rücken alte Helden ins Feld, Männer, die ſich nicht erſt die Freiheit vom Volk, als es dreiſt ward, — octroyiren ließen. Vor Allen in erſter Reihe ſtehen hier die gewappneten Söhne des reiſigen Weſtfalens, v. Vincke, mit den Blitzen ſeines Piſtolenfeuers wie ein Führer, der leichte Reiterei commandirt, v. Bodelſchwingh, ein General der ſchweren Cavallerie im Parlamentsgefecht. Pommern und Märker rücken ihnen zur Seite nach; unter Jenen der biderbe, ſchwerlöthige, paſſiv aushaltige Graf Schwerin; unter Dieſen der Hochtraber unter den Tories, engliſch ſteif in der Haltung, aber feſt und gediegen in der Waffenführung.

Graf Arnim-Boitzenburg. — Sowie ſie im Gefecht ſind, will ich ſie ſchildern; nicht wie ſie erſcheinen, wie ſie fechten, iſt die Hauptſache.

Iſt die zweite Kammer um deswillen ſo ſchleppend, weil die Linke unentſchloſſen geworden? Und hat die Linke das Zutrauen zu ſich ſelbſt verloren, weil ihr die Spitze des Uebermuthes mit Gewalt geknickt wurde? Oder tritt ſie abſichtlich zu Anfang ſo leiſe und zögernd auf, um Boden unter ſich, und drüben bei der Rechten wie in der Nation Vertrauen zu gewinnen? Vielleicht hofft ſie auch noch auf Verſtärkung. Von 18 Nachwahlen verſpricht ſie ſich ein gut Theil Succurs; Hr. Jung ſagte das ſelbſt bei ſeiner endlich durchgeſetzten Nachwahl, indem er den in Berlin ebenfalls wiederholt durchgefallenen Bruno Bauer auf Frankfurt a. d. Oder vertröſtete.

Die erſte Kammer zögert nicht; ſie gewinnt durch raſche Förderung der Intereſſen von Tag zu Tag um ſo mehr Credit, je weniger man von ihr hoffte, je zweifelhafter ihre Exiſtenz ſchien. Sie ſtand und ſteht in Frage, wenigſtens was ihren Cenſus und ihre Zuſammenſetzung betrifft. Um ſo mehr glaubte ſie ihre Qualität zu bethätigen, ihre Befähigung zu erhärten. Je lebhafter es ſich in ihr regt, deſto mehr Nüancen entwickeln ſich in ihrem Schooße. Sie will nicht weniger als die zweite eine Volkskammer ſein; dies war ihr erſter Ausſpruch, ihr erſtes Lebenszeichen. Höhere Beamten aber, wohldotirte Gutsherren und Geſchäftsmänner, die eine reiche, volle Praxis im bürgerlichen Leben hinter ſich haben und überblicken, halten ſich nicht mit abſtracten Tendenzen auf, kleben nicht an der Grille egoiſtiſcher Ideologen; ſie gehen ad rem, und ihr Ehrgeiz, ihr Egoismus beſteht lediglich darin, raſch und mit Energie das Werk zu vollenden, zu welchem ſie berufen.

Es iſt ein heiterer, freundlicher Saal, der uns im Hauſe der erſten Kammer umfängt. Ebenfalls im Hofraum, ebenfalls mit geſchiedenem Eingang für die Mitglieder der Kammer und für die Kritiker und Zuſchauer der Tribünen, dem Tumult der Straße gleich ſehr entzogen, wie das Hinterhaus des Hardenbergpalaſtes beim Dönhofplatz, das die Männer der zweiten Kammer umfaßt. Hinter der katholiſchen Kirche, im ſtillen Winkel, wo der Lärm der Linden verhallt und die Majeſtät der Architektur in ſtummen Bildern von fern herüberblickt: da klopft, hinter den Vorhäuſern ohnedies noch verkrochen, die andere, die erſte Herzkammer der Monarchie. Das Herzklopfen beider Kammern iſt diesmal, wie geſagt, verſteckter, der Puls geht nicht mehr ſo vehement wie ehedem, und das Volk der Gaſſen ſtreckt nicht mehr die Hand danach aus, um zu ſehen, wie ſtark er ſchlägt. Schadet Euch nicht, Ihr Herren von Volkes Gnaden! Habt Ihr's doch nicht beſſer haben wollen! der Dünkel, ſich auf den Schultern des Volkes getragen zu fühlen, die Schmeichelei, das Volk zum Souverän und ſich zum Knecht dieſes neuen Souveräns zu machen, der Rauſch der Eitelkeit, den Launen des Augenblicks eine Summe von Wohlthaten ganzer Jahrhunderte zu opfern, die geiſtloſe, wohlfeile Großmannsſucht, Hand in Hand mit der ſchwieligen Fauſt des müßigen Arbeiters ſich zum Halbgott aufzublaſen, der mit Kronen Kegel ſpielt: der ganze Traum einer rothen Republik vom vorigen Hundstagsſommer iſt dahin. Hoffentlich iſt mit den Fehlern und Gebrechen der Demokratie die Demokratie ſelbſt nicht zu Grabe getragen! Hoffentlich reißt ſich dies Preußen aus ſeiner ſpecifiſchen Selbſtgenügſamkeit heraus, um die Gebrechen ſeines alten Regimentes dadurch zu überwinden, indem es ſich als ein Theil Deutſchlands fühlt!

Auch in der erſten Kammer iſt architektoniſch kein Centrum gegeben. Der oblonge Saal mit drei Seiten Logen ſtellt das Bureau des Präſidenten dem Miniſtertiſch gegenüber. Das weiße Milchglas der Kuppel, welche dem fenſterloſen Saal die Beleuchtung giebt, dämpft wohlthuend das grelle Licht des Tages ab. Es giebt auch hier nur ein Links und ein Rechts nach den Plätzen der Verſammlung. Und links ſehen wir hier eine ganze Reihe von Männern, wie Hanſemann, Milde, welche in der Nationalverſammlung die Rechte machten. So entſchieden hat ſich — nicht die Ueberzeugung jener Männer, ſondern die Sachlage geändert! Die Nation, ſo hieß es, war nicht vollauf vertreten in der Singakademie und im Schauſpielhausſaal. Nun hat das ſpecifiſche Preußenthum eine volle Rechte zur erſten Kammer geliefert, und mitten unter den militäriſchen, bureaukratiſchen und ländlich begüterten Hochtories der Monarchie ſitzt — die liebe, fromme, gute, orthodoxe Rechtsphiloſophie des Hrn. Stahl, die noch immer nach weiland Haller's Recepten die Völker für ein Eigenthum der Könige erklärt. Das gab ſich ſchreiend kund bei Behandlung der deutſchen Frage. Die jüdiſch geborene, aber chriſtlich germaniſch getaufte Rechtsphiloſophie ſtrengte ſich furchtbar an, ihr zähes Leben, das ſie ihrer Geburt verdankt, mit ihrem myſtiſch dumpfen Taumel, der aus ihrer mittelalterlichen Schule ſtammt, möglichſt zu vereinbaren, möglichſt klar nachzuweiſen, daß Preußen mit ſeiner Krone von Gottes Gnaden eine Krone, wie ſie ihm Deutſchland aus der Hand des Volkes und alſo aus Volkes Gnaden darbiete, nicht ohne Schaden an Leib und Seele annehmen könne. Den ſpecifiſchen Junkern wurde damit ſtark eingeheizt; ſie ſchwitzten ſichtlich aus allen Poren der Gewiſſensangſt. und ihr Bravo auf die Rede von Stahl und Eiſen glich dem Gemurmel im Bagno, wo ſich Hoffnung und Verzweiflung aneinanderklammern. Dieſem Stahl und Eiſen ſetzte aber Baumſtark (der Mann aus Nordhauſen) einige Demanten und Edelſteine aus dem Schatz eines guten Volksglaubens entgegen; Roſenkranz warf einige kryſtallhelle Perlen vom Oſtſeeſtrande, wo Kant regierte, einige überall gültige Perlen der geſunden Vernunft in die Wagſchale, wo die Junker ihr Stahl und Eiſen zuſammengetragen, und ſiehe: das Zünglein der Wahrheit ſiegte, obwohl es bebte und zitternd unentſchloſſen geſchienen. Baumſtark, ſonſt ſehr langweilig und breitſpurig als Redner, und Roſenkranz, ſonſt ein Mann vom Centrum jener Speculation, die gern miniſteriell wäre, Beide wurden getragen von der Schwungkraft ihrer Ueberzeugungen. Deutſchland hat über das ſpecifiſche Preußenthum in der Kammer geſiegt. Eine Krone, die angeblich von Gottes Gnaden ſtammt, ſolle ſich nicht ſchämen mit einer Krone von Volkes Gnaden den heiligen Bund zu ſchließen, der uns ein großes freies, proteſtantiſch helles, von der Kraft eines ſelbſtändigen Bürgerthums getragenes Vaterland giebt. So klang das Pathos. Aber es war doch zu nüchtern: man wird den Süden Deutſchlands nicht los, indem man ihn auf Augenblicke vergißt und verleugnet.

6.

Parlamentariſche Helden, Soldaten, Rekruten und Stückknechte vom Troß.

Die erſte große parlamentariſche Schlacht iſt geſchlagen; die Parteien haben in der zweiten Kammer ihre Kräfte gemeſſen, faſt alle Kämpfer die Lanzen gegen einander eingelegt; ich glaube, die beſten Pfeile ſind hüben und drüben bereits verſchoſſen, die Trümpfe auf beiden Seiten ausgeſpielt. Nach vierwöchentlicher Debatte iſt nichts geleiſtet — als eine Adreſſe, eine Antwort an den König, welche, wie Hr. v. Berg nicht ohne Unrecht behauptete, nichts als ein Echo der Thronrede iſt. Mit ihr ſteht aber die Verfaſſung auch in der Anerkennung der Vertreter des Volks feſt, mit ihr iſt die neue Ordnung der Dinge in Preußen, die Neugeſtalt der Monarchie, formell erledigt.

Der Adreßkampf hatte in dem Antrag auf Aufhebung des Belagerungszuſtandes ſeinen Vorläufer. Die Linke ſtellte damit von ihren Kerntruppen den beſten Kämpfer, Hrn. Waldeck, ins Feld. Waldeck ſprach mit der Energie ſeines beſten Willens, mit den beſten Gründen ſeiner Ueberzeugung. Ein Vertreter Berlins, glaubte der alte greiſe Sohn des Münſterlandes der Reſidenz eine Ehrenrettung ſchuldig zu ſein. Er behandelte es als ein Vorurtheil, daß während der Wrangelſchen Säbelherrſchaft dem gewerblichen Fleiße neue ſichere Quellen eröffnet ſeien; er berief ſich auf einen ſachlichen Nachweis, auf das Zeugniß der Arbeitervereine; er ſuchte nicht blos die geſunde Vernunft, auch den Nützlichkeitsſinn, der den Durchſchnitt der Bildung treibt und leitet, für die Ehrenſache der Reſidenz und gegen deren fortgeſetzte Unmündigkeitserklärung zu gewinnen. Die hohe ſtolze Phraſe, er wünſche und hoffe, das Volk werde ſich in ſeiner politiſchen Stimmung wieder auf die Höhe der Märztage aufſchwingen: dieſe betäubende und verwirrende, berauſchende und zurückſchreckende Phraſe ſparte er ſich wohlweislich für den ſpätern Kampf der Adreßdebatte auf. Waldeck war im Vorpoſtengefecht ſehr vorſichtig, um den bon sens und die gutmüthige, aber furchtſame Mittelſchicht in der Volksvertretung herüberzuziehen. Seine Gründe mögen ſtichhaltig geweſen ſein: das Vorurtheil gegen Berlin, auf die Erfahrungen des vorigen Sommers geſtützt, war ſtärker, und ſo hart es ſcheint, die Reſidenz, dieſe Hauptſtadt der Intelligenz, noch immer für unfähig zu halten ſich ſelbſt zu regieren und zu behüten, ſo blieben die Männer aus den Provinzen in ihrer Mehrheit der Meinung, dies Stadtintereſſe nicht zu dem ihrigen und zum Intereſſe der Verſammlung zu machen. Die thatſächliche Unfähigkeit Berlins und ſeiner Bürgerwehr, die Nationalverſammlung gegen den Einfluß der Leidenſchaft der Gaſſe ſicherzuſtellen, ſchien noch zu ſehr im Gedächtniß der Leute zu leben, und ſo glaubten ſie es ſich, der Verſammlung und dem Lande ſchuldig zu ſein, die nächſte Annahme für die ſicherſte zu nehmen und ſich unter den Kanonen Wrangels für freier zu halten als ehedem unter den vom Witz und Uebermuth gedrehten Stricken des Pöbels. Freilich bezog man ſich auf die Vorlagen des Miniſteriums, das bereits unter Bedingungen, Preſſe und Klubbs betreffend, den Vorſchlag zur Aufhebung des Martialzuſtandes eingereicht, Vorlagen, die an die Abtheilungen zur Prüfung gingen. Für Wiederherſtellung der Bürgerwehr läßt ſich aber dieſe Stimmung der Mehrheit in den Kammern auch für die Zukunft nicht deuten. Preußen glaubt, ſoll der Durchſchnitt der Ueberzeugung gelten, in der Landwehr ſeine Volksbewaffnung beſtens organiſirt zu haben. Wo jeder Bürger Soldat iſt, klingt die Forderung einer volksthümlichen Geſtaltung des Heeres wie leeres Parteigeklingel. Steckt die Furcht dahinter, die Subordination aufzulöſen, ſo iſt dieſe Forderung freilich mehr als Phraſe, denn ſie ſchließt eine vollſtändige Desorganiſation Preußens in ſich. Die große Hauptſtadt iſt den Beweis ſchuldig geblieben, in der Bürgerwehrführung ſich ſelbſt regieren zu können, da die Bande der Ordnung keine Geſetzeskraft mehr zu haben ſchienen. Wien und Berlin, dieſe beiden großen Heerde unſerer in der Halbheit verbliebenen Revolution, haben ihre vollſtändige Unfähigkeit zum Selfgovernment an den Tag gelegt. Während Paris in Cavaignac den Mann aufſtellte, der den rechten Moment ergriff, wo es ſich darum handelte, Bürgerherrſchaft und Pöbelregiment zu ſcheiden, waren unſere beiden Großſtädte mit einer ſtaunenswerthen Productionsloſigkeit geſchlagen. In Wien griffen gutmüthige aber kopfloſe Knaben nach dem Scepter; in Berlin folgte auf den entſchiedenen Aufſchwung der Gemüther im Märzkampfe eine elende Klubbwirthſchaft, bei der es die Cliquokratie ſchlechter Geſellen zu keiner Organiſation der Wohlfahrt der Stadt, geſchweige des Staates kommen ließ. Wien und Berlin hatte Soldateſca nöthig, um in einen irgendwie normalen Zuſtand zurückzutreten. Daß Demüthigungen ſolcher Art, an den beiden Großſtädten Deutſchlands mit Fug und nach Verdienſt vollzogen, zugleich Verkümmerungen heiliger Rechte ſind, leugnet niemand. Daß Urrechte auch nicht durch Mißbrauch für immer verwirkt werden, ſteht eben ſo feſt. In der Politik aber gilt es das Vaterland zu retten: nicht wer das Beſte will, ſondern wer das Gute, als Surrogat des Beſten, raſch erfaßt, iſt der Sieger; wer das Mögliche feſtſtellt und ſichert, iſt der Held, nicht wer ein Utopien voll Fata Morgana erſtrebt. Die abſolute, volle, freie Selbſtregierung des Bürgerthums iſt in Deutſchland abermals eine Abſtraction geblieben. Die Regierungen haben octroyirt was die Nation in ihren Vertretern nicht zu Stande gebracht. Iſt damit von dem Möglichen der abſoluten Freiheit nur das Minimum erreicht, ſo trägt daran die Unfähigkeit der Nation die Schuld. Das Geſchrei über Reaction iſt leer, denn die Reaction iſt eine ſelbſtverſchuldete. An Grundlagen, die Freiheit auszubauen, fehlt es in den gegebenen Verfaſſungen nicht, falls nur der politiſche Verſtand mit dem politiſchen Eifer Stand hält, heranwächſt und Fuß faßt auf dem Boden wahrhafter Errungenſchaften. Die Selbſtbeſchränkung hätte ein Product der eignen Willenskraft ſein müſſen, ſtatt daß ſie jetzt von neuem eine gebotene Pflicht geworden. Der kalte ſchneidende Hohn Johann Jacoby's: Entweder freie Männer aus eignem Willen oder Freigelaſſene von Königs Gnaden! fällt auf Den, der ihn einer Nation ins Angeſicht ſchleudert, zurück.

Waldeck zog ſich ohne klingendes Spiel von ſeinem Vorpoſtengefecht zurück. Es begann der erſte große Act des parlamentariſchen Kampfes. Die Adreßcommiſſion hatte einen Entwurf eingebracht, der mehr war als der ceremonielle Act einer Entgegnung auf die königliche Thronrede. Er ſchloß eine thatſächliche Anerkennung der octroyirten Verfaſſung in ſich. Mit der Annahme des Entwurfs ſtand nicht blos die einſeitige Verleihung eines Grundgeſetzes für das Königreich als rechtsgültig feſt, es war damit auch das Zweikammerſyſtem, eine erſte Kammer mit Cenſus, anerkannt. Mit einer erſten Kammer hat ſich die Krone eine Handhabe gegen die zweite vorbehalten, eine Handhabe die zum Hemmſchuh benutzt werden kann, falls es der zweiten Kammer irgendwie im Sturm der Bewegung gelingen könnte, die

Fahne des ſouveränen Volkswillens aufzupflanzen. Nach Camphauſens Vorſchlägen war bei der Conſtruction dieſer erſten preußiſchen Kammer Alles vermieden, was an alte ſtändiſche Bevorrechtung erinnern konnte. Alles Beleidigende, gegen die demokratiſchen Ueberzeugungen des Zeitgeiſtes Verſtoßende blieb in der Rumpelkammer der Gerechtſame und Privilegien, und ſiehe! die unter den Forderungen eines höhern Alters und eines gerinfügigen Cenſus hervorgegangene erſte Kammer erklärt als erſten Willensact und zum Zeugniß ihres Selbſtbewußtſeins, nicht weniger als die zweite eine Kammer des Volks ſein zu wollen. Die Linke in der zweiten Kammer hatte den ohnmächtigen Vorſatz gefaßt, die erſte, ihre octroyirte, nothgedrungene Collegin möglichſt zu ignoriren. Die Rechte vereitelte dieſe Entſchließung, indem ſie gleich in der Adreſſe mit der Anerkennung der Verfaſſung die Exiſtenz der erſten Kammer eingeſtand.

Der Wechſel der Redner für und gegen einen Antrag erſcheint uns immer wie ein Kettenduell, wo der nächſte Secundant mit dem Secundanten des Gegners eintritt und — das Geſchäft der Gegenſeitigkeit fortſetzt. Es geht Schlag auf Schlag ſo fort, mit Unterbrechung factiſcher Berichtigungen, die auch nur zu vielfach verzweigten Seitenduellen werden, bis die Verſammlung müde iſt und den Schluß verlangt.

Zuerſt Hr. v. Berg, Kaplan aus Jülich, Dandy im Frack bis auf die Tonſur, welche die gütige Mutter Natur auf dem Haupt des Lebemannes freiwillig erweiterte. Er ſpricht ſehr klug und gewandt, ſcheinbar ſchläfrig und ſanft, die ſcharfen Spitzen in Glacée und Baumwolle gewickelt, mit jenem getrübten Humor, der nach offenbaren Genüſſen, die aber verboten ſind, lüſtern iſt. Er macht den Conſervativen Eingeſtändniſſe, erklärt ihre Exiſtenz für gerechtfertigt; aber er warnt ſie, miniſteriell zu ſein, und mit dem Adreßentwurf, dieſem bloßen Echo deſſen, was von dem Miniſtertiſche der Majeſtät in die Hände geſteckt, erſcheine die Kammer als ein Diener dieſer Diener des Königs (alſo als Kammerdiener?), als miniſteriell geſinnt.

Als Graf Renard entgegnet, er verſchmähe es, hier in der Kammer und ihrer Thätigkeit nichts als eine Proceßſache zwiſchen Krone und Volk zu ſehen, nimmt v. Berg noch einmal das Wort; auch er als Abgeordneter des Volkes dränge ſich dieſem Volke nicht als Advocat auf, nicht einen proceſſualiſchen Streit gelte es auszufechten zwiſchen König und Volk, wohl aber die Rechte Beider gegenſeitig feſtzuſtellen. — Graf Renard, ſchleſiſcher Katholik, iſt einer jener Hochtories der Monarchie, welche mit der Gewalt des moraliſchen Inſtincts, mit der Kunſt ihres vollblütigen Naturells und mit dem greiſen Haupt erſetzen, was etwa nöthigen Falles ihrem Kopfe und ihrer Darlegung an Beweiſeskraft abgeht. Ein Hochtory Preußens iſt Royaliſt. Er läßt die Krone nicht außerm Spiel wie der Hochariſtokrat Altenglands. Dort ſteht die Krone geſichert; Tories und Whigs nehmen den Schlachtplan zum Kampf an den unberührten Stufen des Thrones in Beſitz. In Preußen ſteht das Königthum noch innerhalb der Leidenſchaften der Parteien. Und ſo ſpricht denn ein Graf Renard mit dem volltönenden Donner ſeiner Stimme und mit der ganzen Wucht ſittlicher Aufwallung vom Glanz der Hohenzollern; die Ehre ſeines eignen Geſchlechts, die Ehrenhaftigkeit ſeiner politiſchen Ueberzeugung haftet an der Glorie des königlichen Hauſes.

Auf die aufbrauſende Hitze dieſes ſtürmiſchen Vollblutes folgte die froſtige Kälte Johann Jacobi's. „Einen Börne im ſpeciellen Fall“ hatte ich den Mann aus Königsberg genannt, als er die Vier Fragen ſchrieb, einfach, klar, nüchtern, aber voll jener leuchtenden Helligkeit, die adſtringirend wirkt wie Berg- und Morgenluft. Es war die Morgenfriſche der geſunden Vernunft. Jacobi ſtellte damals beſcheidene Fragen und in ſeiner Beſcheidenheit lag Grazie. Jetzt ſind wir nun freilich ein Stück weiter. Man verlangt Antworten. Man rückt einem Könige auf die Kneipe, und wenn er nicht Stand hält, Rede ſteht oder Gehör giebt, ergreift man ihn in ſeinem eignen Hauſe am Schlaffittchen. Jacobi's Antworten ſind etwas plump, im Gegenſatz zu ſeinen graziöſen Fragen. In der Zeit der Berliner Klubbherrſchaft fing er an zu commandiren. Er ſcheint leidenſchaftslos zu ſein, deshalb iſt ſeine Beredſamkeit dünn, er ſtellt einige beißende kategoriſche Imperative hin und iſt als Redner fertig. Unfruchtbaren Gemüthes, kann er niemand oratoriſch gewinnen; wer ſich von ſeiner Ruhe imponiren läßt, ergiebt ſich der Sache wegen dem Terrorismus ſeines nüchternen Verſtandes, der an nichts glaubt als an ſich ſelbſt. — In der vorliegenden Sache gehört er zu Denen, die in der zweiten Kammer gern die Fortſetzung der Nationalverſammlung geſehen, die Octroyirung der Verfaſſung gern ignorirt hätten. Auf der tabula rasa der vorausſetzungsloſen Vernunſt ſoll noch immer, wie auf der flachen Hand, eine Verfaſſung erwachſen. Es giebt eine Naivität, die an logiſche Unverſchämtheit grenzt. Die heitere Sicherheit, mit der ſie ſich giebt, hindert mich nicht ſie lächerlich zu finden. Die Verfaſſung hält Jacobi für zwiefach verwerflich. Mit ihrer Verleihung iſt das Princip der Selbſtregierung des Volkes verletzt, mit einer erſten Kammer die Gleichberechtigung beſeitigt. Nach ſeiner Ueberzeugung exiſtirt noch gar keine Verfaſſung. Daß das Volk ſie angenommen, indem es nach deren Beſtimmungen für beide Kammern gewählt, iſt eine chriſtlich germaniſche Thatſache und alles was chriſtlich, germaniſch, nicht blos was von Gott Vater, ſondern auch was von der Mutter Natur octroyirt iſt, die Nationalität in ihrer Geſittung und Gewöhnung, geſchweige in ihren Vorurtheilen und den Dämmerungen ihrer Begriffe, alles Concrete, alles feſte Land leugnet dieſe Oſtſeefiſchblutkälte, die mit der Zähigkeit des alten Teſtamentes in einigen Kant'ſchen Kategorien wohlig herumplätſchert. — Die zweite Kammer iſt nach Jacobi die einzige Verſammlung, die über die Geſetzmäßigkeit der Verfaſſung zu urtheilen hat. Er vergißt aber auch hier die Thatſache, daß dieſe zweite Kammer eben nur als zweite, nicht als zweite Conſtituente daſteht. Ob es nothwendig, eine Verfaſſung zu geben? Selbſt Vincke ſtellt dies in Abrede. Die Regierung mußte zum zweiten

Male eine Nationalverſammlung berufen! Das fordern die ſtricten Anhänger der geſunden Vernunft und des abſoluten Rechtsbodens. Sie räumen alſo ein, daß die ſogenannte Nationalverſammlung des vorigen Sommers ſammt dem Reſt ſeiner Steuerverweigerer zu beſeitigen war? — Freiherr v. Bincke nannte es in der zweiten Kammer ein gefährlich Spiel, das die Regierung geſpielt. Indeß — ſagte er — es iſt gelungen, und indem das Volk auf Grund der Verfaſſung wählt, anerkennt es dieſelbe. Jacobi wird ſich — beruhigen: kann man nicht ſagen, denn es fehlt der abſtracten Mathematik alle Aufregung, ſeiner Politik alle Blutwärme, — aber er wird ſich beſchwichtigen, daß Preußen thatſächlich und rechtskräftig eine Verfaſſung hat.

Waldeck verſuchte den Streit, ob in der Wahl, die das Volk vollzogen, deſſen Anerkennung der Verfaſſung liege, ins Allgemeine zu ziehen. Er hatte nicht übel Luſt, die berechtigte Exiſtenz des Miniſteriums Brandenburg zu leugnen. Es iſt nicht conſtitutionell! ſagte Waldeck. Womit er nicht in Abrede ſtellen wollte, daß wenn es conſtitutionell wäre, er noch eben ſo wenig Luſt haben würde es nach Gründen der Vernunft anzuerkennen. Das Volk hat auf allgemeine Wahlbefähigung ein Urrecht! ſagte Waldeck. Dies Urrecht iſt als Märzerrungenſchaft geſchichtlich feſtgeſtellt. Auf dies Recht hin hat die Nation gewählt, nicht auf Grund der Verfaſſung! So waghalſig iſt die Logik dieſes greiſen, alterfahrenen Mitgliedes des höchſten Gerichtshofes der Monarchie. Als ob das Volk nicht für die erſte wie für die zweite Kammer gewählt hätte! Wo aber ſteckt im Naturrecht der allgemeinen Wahlbefähigung eine Beſtimmung ſolcher Art? Allerdings hat die Krone mit Hinſtellung einer erſten Kammer den conſervativen Elementen des Lebens eine Berechtigung geben wollen für Fälle wo der Strom demokratiſcher Leidenſchaft ſinnbethörend ein ganzes Geſchlecht für den Augenblick erfaßt. Denn die Freiheit, weil ſie nicht heimiſch gepflegt iſt, kommt wie ein Samum über die Welt; eine Pariſer Emeute hat uns Germanen die Freiheit — octroyirt. Product der Ueberraſchung iſt Alles in unſerer überſtürzten Entwickelung, ſowohl die Verſprochenſchaften wie die Errungenſchaften und Gegebenſchaften! Von Seiten der Regierung fehlte nicht das Eingeſtändniß, der jetzige Zuſtand ſei nicht in jedem Falle rechtlich begründet; er iſt eben ein Erzeugniß im Drange der Noth und das Nothrecht, ſagte Vincke, müßte auch hier erſt nachgewieſen werden als nothwendig und unabweislich. Die Regierung machte jenes Eingeſtändniß vor der Kammer. Von Seiten der Linken erfolgte aber auch nicht die geringſte Conceſſion, auch ihrerſeits einzuräumen, die Krone habe im Drange dieſer Noth nach dem Sicherſten gegriffen. Es würde ein großartiges Schauſpiel geweſen ſein vor dem ganzen Lande, vor ganz Europa, hätten ſich beide Parteien die Hand gereicht und eine Politik der Verſöhnung eröffnet. Darauf hin war dann viel zu verlangen, unter anderem der Rücktritt des geſammten Miniſteriums und das Steuerverweigerungsrecht. Die Linke hat dieſen Edelſinn nicht gehabt. Sie hat das Miniſterium nicht zeitgemäß rufen und abfallen laſſen. Sie zieht es vor, die einzelnen Früchte deſſelben abzuſchlagen; — eine Obſternte mit Steinwürfen! Wir wollen ſehen ob ſie der Nation das Steuerbewilligungsrecht ſichert. Mit dieſem erſt iſt die Verfaſſung geſchloſſen. — Ich weiß nicht wie weit Waldeck's politiſcher Blick reicht. Er beleidigt nicht wie Jacobi durch die Impertinenz des nüchternen Witzes, nicht durch die Naivität, aus froſtigen Axiomen des geſunden Menſchenverſtandes einen grünen Lebensbaum ſproſſen laſſen zu wollen. Waldeck kann gemüthlich ſein. Er wird cordial, wenn er nicht mehr durch Feuer erobern, durch Lärm ſchrecken kann. Hinter ſeiner Cordialität blitzt im Hintergrunde etwas von der Liſtigkeit jenes Thieres hervor, deſſen Fell die Farbe ſeiner Haare von ehedem hat. Jetzt wo er Greis, iſt die Pfiffigkeit ſeiner geſpitzten Lippe, die Verſchmitztheit ſeiner Augen mitten in den Runzeln eines gramvollen Angeſichtes ehrwürdig geworden. Von jenem Thiere des Waldes aber hat ſeine Beredſamkeit beim Abgang einen Anſtrich. Jenes Thier, kann es ſich nicht anders vor vierfüßigen Verfolgern in Maſſe retten, entläßt ein Naß auf den eingezogenen Schweif, und indem es dieſen ſchüttelt, netzt es die Meute die hinter ihm folgt, dergeſtalt daß ſie vor den ſalzigen Tropfen die Augen zukneifen. Meine Herren! ſagte Waldeck, ſich zurückziehend, und wenn Sie nun auch dieſe Verfaſſung anerkennen wollten, glauben Sie doch ja nicht, daß Sie damit den Rechten des Volkes, den angebornen Vorrechten der Natur, irgendwie etwas entziehen, heimlich davon etwas entäußern!

Mit dieſem ſalzigbittern Naß, das uns in den Augen beißt, entzog ſich Reineke. Hr. v. Bodelſchwingh ſetzte ihm nach, eine ſchwarzweiße Dogge von hartem Gebiß, ein Gensdarm erſter Größe aus alter Zeit. — Hr. v. Bodelſchwingh macht jetzt gegen die Demokratie mit der Conſtitution Front, wie er ehedem gegen die Conſtitutionellen mit der abſoluten Königsherrſchaft zu Felde zog. Er hat ſoviel vom Zeitgeiſt begriffen daß in der Conſtitution ein „Halt!“ zu finden ſei gegen die Anarchie. Mehr als das „Zaruck!“ hat ein Gensdarm nicht gelernt. Gegen Waldeck nannte er das Miniſterium Brandenburg ein conſtitutionelles, weil ein conſtitutioneller König es berufen und weil es den Kammern verantwortlich ſei. Beide Gründe ſind „abſolute“, ſofern ſie auf Treu und Glauben beruhen, aber keine conſtitutionelle, d. h. geſetzlich feſtgeſtellte. Daß ein abſoluter König ſagt, er ſei ein conſtitutioneller, iſt ſolange noch ein abſolutes Wort, bis er die Verfaſſung, die er verliehen, beſchworen. Und was die Verantwortlichkeit des Miniſteriums Brandenburg betrifft, ſo iſt ſie bis jetzt eben auch nur verheißen, noch nicht geleiſtet. Daß Graf Arnim, der Miniſter des Auswärtigen, nachdem ihm Freiherr v. Vincke unter jubelndem Zuruf geſagt, ſeine letzte Note ſei der Regierung Sr. Majeſtät des Königs unwürdig, im Amte bleibt, dazu gehört wenig conſtitutioneller Verſtand und eine ſehr abſolute Stirn. Graf Arnim erklärte, ſeine Depeſche ſei nichtsſagend, indem ſie nichts von der Politik des Staates verriethe, und Vincke entgegnete, dieſe Selbſtverurtheilung ſei die ſchlagendſte Widerlegung, eine Diplomatie, die nichtsſagend ſei, geſtehe ihre eigene Unfähigkeit ein. Und Arnim bleibt, und Bodelſchwingh erklärt, das Miniſterium ſei verantwortlich. Was Wunder, wenn Hr. Jung den blunder macht, zu ſagen, das Miniſterium ſei nur dazu da, um angegriffen und gehofmeiſtert zu werden! Mich dünkt, dies Miniſterium iſt ſo wenig wie die Oppoſition conſtitutionell geſchult. Bodelſchwingh möchte aber gern die Linke ſchulen und dreſſiren. Er hebt nicht blos den Zeigefinger, ſondern auch den Arm und mit dem Arm die Rolle Papier, die er hält, und fuchtelt wie mit der Hetzpeitſche auf die Linke ein. Dabei vergißt er ſeine Präceptorrolle und ſagt, er wiſſe nicht, wer das Land an den Abgrund des Verderbens gedrängt. Wir wiſſen es! ruft ihm die Linke zu. Ich auch! entgegnet Bodelſchwingh, der letzte abſolute Miniſter vom alten Gensdarmenregiment. Das abſolute Syſtem, an deſſen Spitze er geſtanden, hat die Monarchie an den Abgrund gedrängt! ſagt ihm ſein Gegner auf der Rednerbühne, und niemand von der Rechten wagt dieſen geſchichtlichen Satz zu bezweifeln.

Schultze von Delitzſch folgte auf Bodelſchwingh. Ein Scharfſchütz mit Mutterwitz. Er ſuchte ſich ein fernes Ziel, einen Gegner, der ſchon in die Reihe zurückgetreten. Graf Renard hatte von dem rothen Bande geſprochen, das durch die Taue der engliſchen Marine laufe, dieſes rothe Band ſei die dynaſtiſche Treue in der Monarchie. Schultze nahm das wieder auf und ſagte, das Zopfband halte das alte Syſtem zuſammen.

Dieſem Scharfſchützen von der Linken folgte ein Gardeuhlan von der Rechten, Graf Arnim-Boitzenburg, Hochtory, high-dressed, in ſeiner blonden ſteilen Höhe — würden wir ſagen — ganz Germane, wenn ſeine Haltung nicht zugleich das preußiſche Gemiſch von Junkerthum und Büreaukratie verriethe. Nach der Garde ſchmeckt die Eleganz ſeiner Erſcheinung, und ſeine Lanzenführung iſt ein feines Manöver. Er nahm in ſeiner Attake auf, was Roſenkranz in der erſten Kammer hingeſtellt. Wenn die drei Gewalten, ſagte er, die jetzt die Verfaſſung vollenden ſollen, irgendwie, durch ein europäiſches Ereigniß, behindert würden an ihrem Werk: wie dann? Was bliebe übrig, gingen die Kammern, ohne den Schlußpunkt gefunden zu haben, wieder heim? — Die Verfaſſung bliebe dem Lande als Grundgeſetz der neuen Ordnung der Dinge. Deshalb halte man an ihr feſt; ſie iſt für die Demokratie ein Minimum der Errungenſchaft, aber ein ſicheres, bleibt ſie feſtgeſtellt. Wenn wir aber damit eilen, dieſe Verfaſſung anzuerkennen, Wir von der Rechten, Wir Magnaten und ehedem Bevorrechtete, Wir die wir nur gewinnen könnten mit Hinausſchiebung eines Vollzugs dieſer Grundverfaſſung: dann ermeſſe man den Grad unſeres patriotiſchen, eigennutzloſen Eifers, nach dieſer Neigung die Lage der Dinge feſtzuſtellen! — Das war ein Zug ariſtokratiſcher Ueberlegenheit im beſten Sinne des Wortes, ein Effect von parlamentariſchem Gewicht für die Sache.

Auf dieſe Phalanxſchwenkung voll Kraft, Ordnung und feiner Führung folgte ein kleines Koſakenſcharmützel oder

Bogenſchützengefecht. Einige Plänkler ſprangen vor die Fronte. D'Eſter warf das wahre Wort hinaus: Ohne Märzrevolution würde ſelbſt dieſe Verfaſſung mit allgemeinem Wahlrecht nicht gegeben ſein! Elkemann, katholiſcher Pfarrer vom Rhein, rief in den Streit: Was gut an der Verfaſſung, iſt von den Beſchlüſſen der Nationalverſammlung entlehnt! — Das iſt ſo feſt als eine Linke, eine Oppoſition nothwendig iſt. Ohne die Plänkler auf den äußerſten Punkten rückt die Phalanx mit dem Centrum ſchwer vor; jene bahnen den Kampf an. Wenn aber die Linke, ſtatt der Hahn zu ſein, der da wach iſt und den Tag herankräht, die Sonne ſein möchte, die den Tag beherrſcht, wenn die äußerſte Linke regieren will, ſo — geſchieht ein Unglück und die äußerſte Rechte ſpringt wieder auf den ſchon verlorenen Poſten. — Freund Dierſchke erledigte für dies Mal den Streit. Auch ein Kämpfer, der ins Weite ficht, ein Fernwerfer, freilich kein Apollo und Ferntreffer, ein Schleuderer vielmehr, nur daß er ſtatt des ſorgſam eingebundenen Steins eine Handvoll Sand in die Schleuder ſteckt und auf's Ungewiſſe hin dieſe Atome zerſtreut. Allgemeine, wahrhaft herzliche Heiterkeit begräbt die Attake, die Dierſchke gegen das Univerſum eröffnet; Gott Vater iſt vor ihm nicht ſicher im Himmel, wohl aber der Mond, den er auf allen Vieren ſeiner Logik anbellt.

Am zweiten Schlachttage, es war am 20. März, entfaltete Hr. v. Kirchmann das Rüſtzeug ſeiner Waffen. Weder Feldherr im Großen, denn er hat keine große Strategie, noch ein Colonnenführer, denn er wagt ſich willkürlich vor und verſpottet die Linie, die ihm nicht folgen kann, fehlt ihm nicht der Stachel der Ueberzeugung, aber doch der Glaube an eine gute Sache. Sein Scharfſinn iſt ſtechend genug, um allen Parteien Niederlagen beizubringen, keiner aber verhilft er zum Siege. Er verſpottet was der Laune der Menge verfällt, er ſingt auch der nationalen Sache mit krächzender Stimme das Grablied und ſticht den Conſtitutionellen wie den Abſolutiſten in die Ferſe, wo ſie allerdings ſterblich ſind. Dieſe unfruchtbare trockene Skepſis iſt unſer tiefſter Fluch. — Hr. v. Kirchmann wollte die Ehre der Berliner Nationalverſammlung retten und ſagte: nicht ihre Unfähigkeit, ſondern ihre zu große Fähigkeit habe ihre Auflöſung verſchuldet. Die Verfaſſung nannte er ein Papier voll Verſprechungen. Allen Kampf, alle Bemühung, eine neue Ordnung der Dinge zu organiſiren, nannte er eitel und fruchtlos; die Regierung werde doch machen was ſie wolle! (Schlimm genug, wenn man ihr nichts Anderes übrig ließ!) Nicht die Verfaſſung, die Gewalt des Säbelregiments habe das Land beruhigt. (Wunderbare Ehrlichkeit im Eingeſtändniß!) Gegen die Miniſter wiederholte er die Worte, die der große Kirchenvater über die Heiden geſagt: ihre Tugenden ſeien nichts als glänzende Laſter! — Das gab Sturm in der Verſammlung, die Arena dröhnte vom Hufſchlag der Junker zu Pferde, Colonnen gegen Colonnen rückten heran, einzelne Fechter ſprangen vor und wurden zur Ruhe verwieſen, wie auch gegen den Redner auf Antrag des Miniſterpräſidenten der Ordnungsruf ergangen war. Der

Staub war in Wolken aufgewirbelt, und wie er ſich legte, war die Rechte wieder bei einem heitern Konſens der Linken beruhigt, der Ausgriff der Linken durch einen Fauxpas der Rechten ausgeglichen. Aſſeſſor Jung hatte geſagt, die Miniſter ſeien nur dazu da, um Sottiſen zu hören, und der Junker v. Bismark, der den Anſtand in der Kammer retten wollte, ſprach von den „Grobheiten“ der Linken und mußte ebenfalls zur Ruhe verwieſen werden. Für die Grundehrlichkeit des Hrn. v. Unruh war es nicht leicht, die Debatte wieder ins Geleiſe der Sachlichkeit zurückzuführen. Dieſes Mitglied aus Magdeburg entſpricht ſeiner Landſchaft durch getreue Gewiſſenhaftigkeit. Auch ſeine „Skizzen aus Preußens neueſter Geſchichte“ bezeugen das. Unruh iſt Regierungsbaurath; mit der Regierung hat er nur ſeinem Titel nach zu thun; er baute die Eiſenbahn von Magdeburg nach Potsdam im Auftrag der Actionäre. Er war das Haupt der Steuerverweigerer, das Haupt eines — kopfloſen Rumpfparlaments. Nur die Lage der Dinge, die Verzweiflung der Partei, die Verlegenheit um einen Schlußpunkt verſchuldete ſeine Stellung als Präſident der hin- und hergeſprengten Conſtituante. Sein langer Vortrag war gutmüthig, erſchöpfend und ermüdend. Er zog eine gründliche Parallele zwiſchen den Geſetzen des 6. April und des 4. December. Er warnte die Verſammlung vor der Schmach, hinter dem Vereinigten Landtag zurückzubleiben. Das Mißtrauen gegen die Regierung und gegen die Krone hat Unruh nur wie eine

Pflicht übernommen, nicht aus Leidenſchaft, nicht aus Mangel an Verſöhnungsluſt.

Der 21. März brachte eine von D'Eſter enthüllte „Polizeiſchandtvat“ und Jung's Rede über den Belagerungszuſtand. D'Eſter's Wohnung war heimlich durchſucht; ſeinen Wirthsleuten das Verſprechen abgenommen, es ihm zu verheimlichen. Die Empörung in der Kammer war allgemein; Hr. v. Manteuffel ſtand wieder da in ſeiner Verlegenheit „durchbohrendem Gefühle.“ Erſt am andern Tage ward dieſe Inquiſition nicht ohne Heiterkeit entlarvt. Ein Polizeicommiſſar wollte Lunte gerochen haben; Hr. D'Eſter, ward ihm von Spionen gemeldet, habe einen halben Centner Pulver in ſeinem Zimmer. Darauf hin „zur Verhütung der Feuersgefahr“ ward die Schnüffelei angeſtellt, die — nichts ergab. — Jung's Rede bewies einen ſtarken Athem, aber eine ſchwache Logik. Bei ſoviel Eleganz in der Erſcheinung, wenig zugeknöpftes Weſen im Denken! Breite Redſeligkeit ſchwächt die Gründe wieder ab, die ihm die Partei dictirt, und die Offenheit der Geſtändniſſe überbietet ſich in Naivität. Wenn Hr. Jung — und mit Recht — ſagte, die Berliner Wahlen ſeien aus Erbitterung gegen die Militärdictatur demokratiſch ausgefallen, ſo fehlte nur noch ſein Eingeſtändniß, Hrn. von Wrangel Dank ſchuldig zu ſein, denn auch ſeine Wahl geſchah par dépit. Vincke hatte geſagt: das Volk will, daß die Krone nicht zum Spielball der Bummler werde. Jung entgegnete: die Freiheiten des Volkes ſollen auch nicht zum Spielball der Cavallerieofficiere werden! Das war das Duell, das die Herren jetzt parlamentariſch ausführten. Der Freiherr tröſtete den Aſſeſſor, die Cavallerieofficiere würden ihm nichts thun! Das war ein boshafter Seitenhieb, und wegen ſolcher Perſönlichkeit ward Vincke zur Ordnung verwieſen. Nieder mit der Tyrannei! rief Hr. Moritz. Hoch das Regiment von Gottes Gnaden! entgegnete der ſchmerzhaft abſolute Landrath v. Kleiſt-Retzow, der den abgeſtorbenen Feudalismus gar zu gern wieder neu galvaniſiren möchte.

Der nächſte Tag brachte die Amneſtiefrage. Die Rechte wollte dem Recht ſeinen Lauf laſſen; Art. 47 der Verfaſſung verbietet dem König, bereits eingeleitete Unterſuchungen anders als auf Grund eines beſonderen Geſetzes niederzuſchlagen. Vincke ſagte, die Rechtsbegriffe im Volke würden noch ſchwankender, wenn man allgemein amneſtire. Aber die Linke hatte einen ſentimentalen Ton angeſchlagen; ſie wandte ſich an „das väterliche Herz des Königs, das ſich ſtets milde und gütig bewieſen.“ Wenn die Linke auf ihre Axiome paukt, ruft ſie die Rechte in den Harniſch; auf ihren Trommelwirbel ſchlagen die Junker ihre dumpf dröhnende Pauke, ſtoßen die Büreaukraten in ihre ſchmetternde Poſaune. Wenn die Linke ſich aufs Bitten legt, iſt ſie unwiderſtehlich. Sie hängt Friedensfähnlein aus und die Rechte muß die Waffen ſtrecken. Die Bitte um Begnadigung der politiſchen Verbrechen und Vergehen ſeit dem 18. März iſt das Einzige, was die Linke in die Adreſſe gebracht.

Hart war der Kampf in der 15. Sitzung. Es galt die Ehre des preußiſchen Heeres. Gottfried Kinkel's Jungfernrede hatte keinen andern Zweck als der preußiſchen Glorie dieſe Krone zu rauben. Kinkel hat die Poeſie der Dorfgeſchichten in die Politik verſchleppt. Wie er als Poet ein Anwalt des Volkes, ſo glaubt er als Profeſſor gegen die Soldatesca eine Lanze einlegen zu müſſen. Er war ſpitzfindig genug, dem preußiſchen Heere wohl den Gehorſam, aber nicht die Treue zuerkennen zu wollen. Er verlangt eine volksthümliche Geſtaltung des Heerweſens, und vergißt, daß wo jeder Bürger Soldat iſt, die Volksthümlichkeit der Armee feſtſteht. Daß die Bürger mitunter ſchlechte Soldaten ſind, hat die Berliner Bürgerwehr, die das Zeughaus plündern ließ, bewieſen. Kinkel wünſchte den Paſſus der Anerkennung des Heeres in der Adreſſe gemärzt zu ſehen. Wenn nur manches aus Märztagen Berlins ausgemärzt werden könnte! Einen entſchiedenen Mangel an Logik wies Vincke in der Kinkel'ſchen Eloquenz nach, indem er auseinanderſetzte wie widerſinnig es ſei, dem tapferen preußiſchen Heer entgelten zu laſſen was die hinfällige preußiſche Diplomatie im Malmöer Waffenſtillſtand verſchuldet. Gottfried Kinkel ſah ſehr beſtürzt drein, als Vincke ihm die Lorbeeren ſeiner Volksberedſamkeit zerpflückte, während er doch blos die Lorbeeren des preußiſchen Heeres zerpflücken wollte!

Die 16. Sitzung der zweiten Kammer war an Wichtigkeit parallel mit der 14. Sitzung der erſten. Es galt der deutſchen Sache in den preußiſchen Kammern die Ehre zu geben. Graf Dyhrn aus Schleſien zog den Miniſter des Auswärtigen vor's Gericht; deſſen letzte Note habe mit ihrer dieneriſchen Bereitwilligkeit gegen Oeſterreich der preußiſchen Ehre Eintrag, der deutſchen Sache in Frankfurt Abbruch gethan. Graf Dyrhn, der Dichter von **Konradin's Tod**, ſprach ſo warm und bewegt als läge vor ihm ein geliebtes Haupt auf dem Blocke und als ſtände Graf Arnim als der Henker vor ihm. — In der zweiten Kammer ſagte Weſendonk den ſpecifiſchen Preußen viel Gutes, den ſpecifiſchen Berlinern viel Neues. Es war hier neu, die Geſchichte des deutſchen Einheitsgefühls ſeit der patriotiſchen Wallfahrt zum Frankfurter Vorparlament mit der ganzen Kraft eines geſunden Willens überſichtlich entwickelt zu ſehen. Das Vorparlament war der erſte Ausdruck der deutſchen Revolution, der erſte Act, aus einer halben Revolution eine ganze Reform zu geſtalten. Das Vorparlament war die Frühlingsblüthe der deutſchen Einheit; der Herbſt entſpricht dieſem Frühling nicht. Man erntet aber was man kann, nicht was man nach den Hoffnungen des Lenzes ſollte. Aber Weſendonk verkennt alle Berechtigung Oeſterreichs zur Concentration; er verkennt die Nothwendigkeit der Naturgeſetze und will jede Herbſtfrucht zur Rede ſtellen über jede Blüthe, welche die Frucht ſchuldig blieb. Ein engerer deutſcher Bundesſtaat iſt ihm jedoch ſo verwerſlich wie vor Zeiten ein Rheinbund!

Der 26. März führte in der zweiten Kammer den Streit um Frankfurt, um die Kaiſerfrage und um des Kaiſers Bart zu Ende. — Wir ſind ſchon oft hier erſchrocken geweſen über den bedauerlichen Mangel an deutſchem Gefühl. Er fand an jenem Tage in der Rede Kirchmann's ſeinen Ausdruck. Das ſcharfſinnige Mitglied aus Ratibor verhöhnte die deutſche Einheit, ſuchte ſie ironiſch zu kritiſiren, und machte ſie zur Fabel, indem er ſie in die „Idee“ verwies und ihre Wahrhaftigkeit leugnete, ihre Verwirklichung verſpottete. Das iſt die hier wuchernde trockene Skepſis, das unfruchtbare Haidekraut, von dem ich ſagte, es ſei unſer ſchlimmſter Fluch. Der Menſch vollendet nur was er glaubt. Aus dem Glauben der Völker entwickeln ſich die Thaten der Weltgeſchichte. Auf glaubensleerer dürrer Haide wächſt aber keine That. Johann Jacobi glaubt wenigſtens noch an den glaubensloſen Verſtand, an jenen geſunden baaren blanken Menſchenverſtand, der ſchließlich das Ding fertig aufbauen ſoll, das die Phantaſie, der Glaube, das Gemüth der Menſchen nicht zu Stande gebracht. Jacobi glaubt an ſeinen Verſtand; Kirchmann glaubt aber an nichts als an ſeinen Unglauben, der mit Scharfſinn auch noch das Thun des Verſtandes zerſtört. Wir beklagen, daß Deutſchland ſo arm iſt an politiſchem Verſtande; und dazu kommt noch der Luxus an Witz, der ſo unpolitiſch iſt, dieſe Armuth in einen Bankerott zu verwandeln. Hr. v. Kirchmann ironiſirt die Frankfurter Nationalverſammlung, indem er den Unterſchied aufzudecken vermeint, wie das Volk für Frankfurt und wie es für Berlin gewählt. Nach Frankfurt habe es die Gelehrten und die Schwärmer, nach Berlin abſichtlich und mit Bewußtſein die praktiſchen Köpfe geſchickt. Es war von Hrn. v. Kirchmann ſehr unpraktiſch, ſich zu den nach Berlin Geſchickten zu zählen. Und bis zu welcher Folgewidrigkeit vermag es der

Scharfſinn zu bringen! Während Hr. v. Kirchmann die Nationalverſammlung des allgemeinen Deutſchlands verſpottet, ihr jetzt räth, nach Hauſe zu gehen, empfiehlt er doch dringend die Annahme von deren Grundrechten *).

Vincke feierte ſeinen glänzendſten Triumph in der Widerlegung Kirchmann's, in der Ehrenrettung des deutſchen Parlaments. Daß es erſt eines beſonderen Turniers bedarf, um Deutſchland vor der nüchternen Kritik des Witzes ſicherzuſtellen, bezeichnet den Boden, auf dem wir hier ſtehen. Und der Freiherr Vincke muß es ſein, der zum Ritter an dieſem Deutſchland wird, das noch immer erſt im Glauben und Denken der Menſchen lebt und ſchwankt! Ein Mann vom ſtricten Rechtsboden rettet die Idealität einer heiligen, obſchon noch nicht verwirklichten Sache! Derſelbe Vincke, der mit ſoviel Uebermuth im Turniergefecht Gegner auf Gegner aus dem Sattel hebt, mit ſoviel behaglicher Grauſamkeit Stück für Stück in den Sand ſtreckt, daß die Spitze aller Waffengattungen unausgeſetzt Tag für Tag auf ihn gerichtet bleibt, derſelbe Freiherr Vincke, der in Frankfurt ſo „arg preußiſch“ war, iſt der deutſcheſte Mann in der preußiſchen Kammer und ſetzt ſeiner parlamentariſchen Rednerkraft die Krone auf, indem er mit warmem Herzen für Deutſchlands Ehre den Harniſch trägt. Dieſer Harniſch iſt der beſte in der

---

*) Mit zwei Stimmen Mehrheit wurde jedoch die Erwähnung der Grundrechte, die Bitte, ſie einzuführen, in der Adreſſe beſeitigt, die Kammer aber aufgelöſt in Folge des Beſchluſſes, den König zur Annahme der Kaiſerkrone zu drängen.

ganzen Verſammlung. Ohne Vincke fehlte der Rechten der active Held, dem Staate Preußen der Hort, der Linken das Centrum ihres Zornes, der ganzen Kammer der Glanz. Vincke imponirt der Linken durch ſeinen Scharfſinn, der Rechten durch ſeinen Freiſinn. Die Schlagkraft dieſes parlamentariſchen Helden ſucht Seinesgleichen. Auf dem Rechtsboden erwachſen, in preußiſcher Zucht geſchult, hat dieſer reiſige Sohn Weſtfalens, ein Kampfhahn erſter Größe, zugleich in der Paulskirche gelernt, daß eine große Sache Herz und Geiſt weit und groß macht, Vaterlandsliebe allein dem Scharfſinn ſeinen Hort und dem Eifer ſein rechtes Feuer giebt. Freilich war er, wie Gagern, über Deutſchland blind; er wollte es abpferchen, klein machen und einengen, während nur ein großes, ein ganzes, mit allen ſeinen Aufgaben nach innen und außen das Germanien iſt, das Europa braucht. Aber ſchon daß ein Preuße ein Deutſchland anerkennt, wenn er es auch falſch begrenzte, iſt anerkennenswerth.

7.

Die Kaiſergeſandtſchaft iſt heimgeſchickt, weil der König doch nicht den Muth zu ſolchem verwegenen Spiel, und zu viel deutſchen Inſtinct hatte, um Deutſchland zu zerfleiſchen und zu verſtümmeln.

Varnhagen iſt alſo wirklich der Anſicht, der Hoffnung geweſen, der König würde die deutſche Kaiſerkrone „aus den Händen des Volkes“ annehmen! Um Preußen die Ehre zu geben! Der König hatte die Phantaſie dazu, aber nicht die

Befähigung. Varnhagen hat ſoviel durch vertraute Zuträger gehört, ſo oft durch's Schlüſſelloch geguckt, daß er das am beſten weiß. Und dennoch!

Geſtern mich mit ihm überworfen; es kam faſt zum Raufen, zum Zerzauſen. Dr. Hermann Frank, der Gatte der Tochter des Prinzen Heinrich, war zugegen; er wußte nicht, ob er als Secundant Varnhagen oder mir beiſtehen ſollte. Varnhagen tobte über Feigheit. Mangel an Muth liegt freilich zu Tage. Varnhagen wüthete aber auch über die ganze „Frankfurter Wirthſchaft". Und doch wollte er das Product dieſer „Wirthſchaft" vom König anerkannt ſehen! Varnhagen ſchimpfte die Kaiſermacher Lumpe, Schufte, Schurken; ſelbſt über den „ſtumpfen" Dahlmann ergoß er ſich! Varnhagen hat Zeitlebens mit Glacéhandſchuhen geſchrieben; er galt uns Jüngern, die er gern ſchulte, für einen Odyſſeus der Weltgewandtheit, ja für eine Quinteſſenz der Delicateſſe. Steckt nun doch in ihm, wie vielleicht in jedem Deutſchen, ein deutſcher Hausknecht? Was uns allzu fein an ihm geſchienen, hielten wir für weibiſche oder kränkliche Weichlichkeit. Jetzt iſt der Mann ordentlich robuſt geworden; das ſchneeweiße Haar ſteht ihm ordentlich ſchön auf dem dunkelroth blühenden Angeſicht des fanatiſchen Zornes. Nur iſt dieſe ſehr ſpäte Blüthe doch wohl ſehr kindiſch. Wenn jede menſchliche Schwäche Erbärmlichkeit, jede Unzulänglichkeit Niedertracht heißen ſoll, was bleibt da übrig von uns ſelber? Ich ſagte Varnhagen, Schimpfwörter reichten wohl nicht aus, wenn Ueberzeugungen bedeutender Männer —

„An Erbärmlichkeit bedeutender Männer!“ fuhr er ſpöttiſch drein.

— Nichts als Illuſionen geweſen. — Er nannte Alles abgekarteten Verrath. — Ich konnte das nicht ſitzen laſſen, ſelbſt auf Männern nicht, deren Richtung ich nicht theile.

„Aus Halbheit!“ ſchrie Varnhagen. „Mit wem hätten Sie denn in der Paulskirche geſtimmt?“

Mit Uhland, ſagt' ich; er warnte vor der Conſtruction eines Einheitsſtaates mit erblicher Spitze.

„Dann hätten Sie auch für die Abſchaffung des Adels ſtimmen müſſen!“

Würde ich für unnöthige Grauſamkeit gehalten haben, für eine unnütze Erbitterung, die zu Spaltungen führt. Ich kann es für kein Verbrechen halten, Ahnen zu haben, auf die Einer ſtolz iſt.

„Alſo Sie für's Junkerthum?“ ſchrie Varnhagen.

O nein, ſagt' ich, Junkerthum iſt nur die Caricatur vom Adel, beſonders in Preußen. Auch den gemachten Adel kann ich nicht anerkennen, ſagt' ich. — Dr. Frank machte Miene zwiſchen uns zu treten, denn der „Bürger“ Varnhagen iſt ein gemachter Edelmann. Von Abſchaffung der Orden wollt' ich nicht ſprechen, denn das blaue Achteck des Pour le mérite lag vor uns auf dem Tiſche; Varnhagen legt es nur ab, wenn er zu Bette geht oder den Schlafrock anzieht; der Orden gehöre wie eine Buſennadel zu ſeiner Toilette, hat er geſagt, als ihn eine Blouſe aufforderte, ihn abzulegen. Oder hat er ihn doch in Volksverſammlungen mitunter in die Hoſentaſche geſteckt?

Wir ſprachen ſehr grob mit einander, und wir dachten vielleicht noch Gröberes. Sie ſind ein geborner Preuße! ſchrie er noch wie ich ſchied, ein geborner Preuße und wollen Preußen nicht die Ehre geben! — Ich habe ihm keine Ehre zu geben, ſagt' ich weichend, ich will ihm aber auch keine Rolle zuertheilen, der es nicht gewachſen iſt. — „Feigheit, Halbheit!“ ſchrie der Alte. — Nein, ſagt' ich, ein halbes Deutſchland iſt mir kein ganzes. — Wie eine feuerrothe Gewitterwolke ſchoß er noch hinter mir her, wie ich rückwärts zur Thür hinaustrat und Dr. Frank die Hände rang.

Andern Tags ſchrieb Ludmilla begütigend; es ſei vom Onkel nicht ſo böſe gemeint; auch F. W. kam beſchwichtigend. Gegenſeitig aufhängen wollen wir uns nicht, glaub' ich; doch wenn der Alte der Meinung iſt, ſo ſoll er ſich, wenn er's verſuchen will, nicht geniren. An welchem Strick würde er mich hängen? — Ich müßte am Ende zu ſeinem Ordensbande greifen, und das wär' Schade.

Leipzig, d. 7. Mai 1849.

Früh Morgens 8 Uhr hundemüde, aber bis auf ein geſchundenes Schienbein heil zurückgekehrt aus der geſtrigen Barricadennacht. Mit der fünften Compagnie zwei Barricaden geſtürmt, die die Lumpenhunde auch bald im Stich ließen. Wollten die Gewehrläden plündern, um Waffen zu haben zum Zuzug nach Dresden. Ich ſage Lumpenhunde; —

ich glaube, ich muß jetzt ſelbſt anfangen zu ſchimpfen, nachdem ſich Varnhagen in Berlin gegen mich ausgeſchimpft; ich ſage alſo: Lumpenhunde, — Ihr müßt erſt Proudhon zum deutſchen Erbkaiſer machen und die Deviſe: Eigenthum iſt Diebſtahl! auf die Fahne ſchreiben, wenn Ihr pro patria ſtehlen wollt! – Die dritte, die größte Barricade, bei Felſche, zwei Stock hoch, ließen wir ſtehen. Dr. Heyner, mein Hauptmann, ſoll ſich geweigert haben, ſeine Compagnie zum dritten Mal dazu herzugeben. Was ich ihm nicht verdenke. Der Commandant der Bürgerwehr, Dr. Haſe, Mediciner, ließ uns, Gewehr in Arm, im Paradeſchritt auf die „flammenſpeiende“ Barricade losmarſchiren. Und wenn ſie auch nicht juſt Flammen ſpie, ſo ſaßen die Burſche doch hinter den Meßbudenkiſten ſehr ſicher und ſchoſſen zwiſchendurch. Wie wir gemach in langen Reihen die Grimmaiſche Straße hinunter anrückten, gaben ſie eine Salve auf uns. — Hierbei machte ich eine Bemerkung. Bei faſt allen Rekruten in der erſten Schlacht ſoll es ſich wiederholen; Alle duckten ſich, als könnten ſie die Kugeln über ſich weggehen laſſen, die doch ſchon ſitzen, wenn der Knall unſer Ohr trifft. Ich weiß nicht, ob ich mich auch bückte: aber ich ſah die ganze Linie vor mir ins Knie geſunken, wie die Salve krachte. Ich dachte, eine Reihe Leichen vor mir zu haben; aber ſie krochen links und rechts von der Fronte fort und nur Einer, mein Vormann, blieb liegen, ein Schneider; ſeines Lebens Zwirnsfaden war geriſſen. Wir ſchleppten ihn bei Seit ins Haus. Weiter wurde dann gegen die Barricade nicht operirt in der

Nacht; erſt früh Morgens — bei Licht beſehen, macht ſich's auch beſſer, — ward ſie genommen. Ich hielt mich zu Oberbibliothekar Gersdorf. Wir blieben hinter den Buden in der Grimmaiſchen Straße, um zu laden, lugten um die Ecke und ſchoſſen auf die Barricade los. Ich lud wohl ſechsmal, glaub' ich, und ſchoß wie verrückt in die Meßkaſten. Ich denke, ich habe keinen getödtet; ſollte es der Fall ſein, ſo bitte ich, als höflicher Communalgardiſt, ihn um Verzeihung. Bei Ablauf der Nacht war ich mit Dr. Gersdorf auf die Sternwarte commandirt, — als ob wir zu gut wären für's Handgemenge. Die Barricade fiel auch ohne uns, vielleicht auch ohne weiteres beſonderes Zuthun; die „braven Rebellen" mit den räuberiſchen Krempenhüten fürchteten, glaub' ich, in ihrem Coſtüm bei hellem lichten Tag ſich lächerlich zu machen.

Heinrich Laube und „das erſte deutſche Parlament".

Der langjährige Kurgaſt von Karlsbad in Böhmen war im Elbogener Kreiſe als deutſcher Mann zum Parlament gewählt. Er enthielt ſich der Rednerbühne, er gab ſich ſchweigend dem Ernſt der großen Sache in der Paulskirche hin; die Feier Gagerns im Buche beweiſt freilich, daß die Perſönlichkeiten ihn auch auf dem politiſchen Felde, wie auf dem litterariſchen, blind machten über die Sache. Der epiſche Gang der Verhandlungen, die theoretiſirende Abſchwächung der Kräfte konnte nicht nach ſeinem Sinne ſein, der im Gegentheil nach raſcher Erledigung trachtet. Dieſe raſche Erledigung ſah er im Abſchluß über einen preußiſchen Erbkaiſer in Deutſchland. Seine Schilderungen haben die Friſche eines geſtrigen Erlebniſſes; ſie ſind zum Theil hinter den Couliſſen und in den Zwiſchenacten der Scenen in der Paulskirche geſchrieben. Hat er ſich in der Debatte nicht verbraucht, ſo hat er freilich in den drei Bänden auch manches, was ſich dort hätte erläutern und abklären können, unausgegohren in die hiſtoriographiſche Arbeit hinübergenommen. Manch müßiger Scandal, manch ſpaßliche Neckerei in der Schilderung vom Kampf der Perſonen und Parteien macht das Buch amüſanter, als wir es dem großen Gegenſtande gegenüber erwarteten. Laube's Humor hatte allezeit einen kleinen Beigeſchmack vom Burlesken. Mit der fahrenden Grazie ſeiner Reiſenovellen beginnt Laube ſeinen Zug nach Frankfurt zum Vorparlament. Kleine leichte Züge ſind ihm zur Charakteriſtik ſchnell zur Hand, ſo ernſt und gewichtig ſich ihm auch ſchon der Drang bekundet, der hier aus dem Vielerlei des Vaterlandes zum erſten Mal revolutionär eine Einheit zuſammentrieb. Bald aber ſammeln und verdichten ſich ſeine Blicke, denn er erkennt den Ernſt der großen Miſſion, die ſich willkürlich, aber ſouverän aus dem Schooß der Nation von ſelbſt entwickelte. Seine Anſchauungsweiſe von Land und Leuten, auch wo ſie flüchtig iſt, hat patriotiſchen Kern und Vaterlandsliebe. Er giebt einen guten Ueberblick deſſen was aus allen Gauen nach Frankfurt zog, in dem dunklen Inſtinct, dort für die Bedürfniſſe Deutſchlands und für die ſtreitigen Meinungen des aufgeſtürmten Zeitalters das alte Centrum neu zu geſtalten. Der Unterſchied zwiſchen unſerm Norden und Süden erſcheint ihm ſo entſchieden wie zwiſchen den ſich ſtets widerſtreitenden Volksnaturen, England und Frankreich. Die Niederſaſſen ſeien ja die leiblichen Brüder der Engländer, und dies Niederſaſſenthum würde mit Leichtigkeit ein Reich bilden von Holland bis Kurland und ſüdlich herein bis an die erſten höhern Berge und bis tief in die Marken hinein. Wer dieſer angelſächſiſchen Gattung und Verwandtſchaft den Sinn für Freiheit abſprechen wollte, der müßte eben unter dieſem großen Wort nichts weiter zu begreifen wiſſen als „flotte franzöſiſche Freiheit“. Vom Kerne der Selbſtändigkeit, vom Stolze unabhängiger Perſönlichkeit, von der Kraft eines wohlerwogenen und ſodann unerſchütterlichen Eigenwillens, von dieſem tiefen Grunde und Boden einer charaktervollen Selbſtbeſtimmung wäre ihm nichts zugekommen mit dem oberflächlichen Freiheitsworte. So arg aber ſei es doch nicht mit unſerem Unterſchiede zwiſchen Nord und Süd in Deutſchland. Mitteldeutſchland, ſagt er, vermittelt nicht nur einen Uebergang, ſondern bei den Männern in Süddeutſchland iſt das fränkiſche Blut ſchon frei von wälſcher Hitze, und nur der willkommene raſche Schwung des Geiſtes und der raſche Schlag des Herzens iſt geblieben. Auch ohne den derben Widerhalt, welchen die Baiern in Süddeutſchland bieten, wären die Männer unſeres Nordens und Südens leicht zu vereinigen, hätte uns nicht ſo lange ein gemeinſamer Mittelpunkt und mit ihm Gelegenheit und Nothwendigkeit zur Ausgleichung gefehlt. „Dieſen Mittelpunkt zu ſchaffen, nicht etwa blos in einer Stadt, ſondern in einer geſammelten Macht des deutſchen Weſens: dies, ſagt Laube, war der tiefſte Trieb, welcher die eigentlichen Männer zum Vorparlamente führte. In deutſcher Macht iſt Einheit und Freiheit inbegriffen. Eins gehört zum Andern, Eins bedingt das Andere.“ In der Schilderung von Perſönlichkeiten — Laube iſt darin etwas poſſenhaft — wird im Buche eine Anklage gegen die übermüthig jugendhaften Stürmer, Renommiſten und Lyriker erhoben, welche das Ganze von vorn herein gefährdeten. Es wurde gleich damals, ſagt er, eine Feſtſtellung verſäumt, welche der deutſchen Nation ein halbes Jahr Debatte in der Paulskirche erſpart hätte, ein halbes Jahr Debatte über die Grundrechte. Dieſe Debatte habe beigetragen, politiſche Bildung zu wecken; aber ob dies halbe Jahr, ob dieſe Zeit der Kriſis nicht noch vortheilhafter angewendet worden wäre zur formellen Geſtaltung Deutſchlands, das ſei eine ſchwer wiegende Frage. „Hätte uns damals nicht die Lyrik die Einigung erſchwert, ſo wäre das Bedürfniß nach Grundrechten durch das Vorparlament ſchon befriedigt worden, und die Nationalverſammlung hätte nur Fertiges zu weihen, nicht aber Neues zu erfinden und auszuführen gehabt.“

Laube's Meinung über die öſterreichiſche Frage geht dahin: „Ich hatte das Schickſal, mit den rein deutſchen Freunden darin nicht übereinſtimmen zu können, daß Oeſterreich aufgelöſt werden müſſe zum Vortheile der deutſchen Einheit. Es lag deutlich genug auf der Hand, daß ein auseinandergeſprengtes Oeſterreich dem deutſchen Parlamente leichte Arbeit gebe zur Herſtellung einer vollen deutſchen Einheit. Aber das lag ſo nahe, daß man eben nicht weit zu blicken brauchte, um es zu ſehen. Weiter blickend hielt ich es für einen barbariſchen Act, ein europäiſches, von deutſchem Geiſte getragenes Großreich zu zerſtören, damit ein Fetzen davon wieder enger zu Deutſchland komme, und — damit die vielen Millionen halbdeutſcher Völkerſchaften gänzlich aus deutſcher Hand gelaſſen, früh oder ſpät dem Ruſſen überliefert würden. Reich Oeſterreich war und iſt mir die deutſche Zukunft nach dem Oſten. Dieſe unermeßliche deutſche Vermittelung für durcheinandergewürfelte Volksgruppen abſchneiden zu laſſen um einer formellen Einheit willen, ſchien mir ein Wunſch zu ſein von kurzem politiſchen Athem.“

Ueber die Entſcheidung, die Gagern in die Reichsverweſerfrage brachte, indem er mit dem Act der Wahl des Oberhauptes durch die Nationalverſammlung die einzig mögliche Löſung der Wirren und die einzig mögliche Souveränität der Nation feſtzuſtellen glaubte, über die Einheit der Perſon in Handhabung der Centralgewalt äußert Laube: „Wir fragen uns heute, wo die proviſoriſche Centralgewalt ihrem factiſchen Ende nahe iſt, wir fragen uns ſorgenvoll: ob es nicht beſſer gegangen wäre, ob es nicht richtig war, die Einzelſtaaten, welche ſich ſpäter ſo arg entzogen, durch ein Triumvirat eng hineinzuflechten in die proviſoriſche Centralregierung? Damaliger Zeit legten wir in Sorge um den Monarchiſmus wohl zuviel Gewicht auf die monarchiſche Spitze, und ſetzten die Erſcheinung über die Macht.“ Das klingt nachträglich wie eine Reue über die erbliche Kaiſerfrage. Laube hat aber für dieſe geſtimmt mit Gagern. Wie reimt ſich das zuſammen? Das nachträgliche Eingeſtändniß des Bankerotts iſt ehrlich, aber troſtlos.

Friedrich v. Raumers Briefe

aus Frankfurt und Paris.

Der Geſchichtſchreiber der Hohenſtaufen bringt ſeine Betheiligung am großen deutſchen Werke in gelegentlichen Familienbriefen. Iſt hier der Zuſammenhang der Ereigniſſe nur loſe verknüpft, die innere Geneſis der Dinge nur äußerlich nach dem Datum der Begebenheiten und Eindrücke geordnet, ſo ſoll uns dafür das um ſo feſtere, auf Geſchichtskunde geſtützte politiſche Glaubensbekenntniß eines „alten Profeſſors“ entſchädigen, der hier ſeine längſt verfochtene Theorie von der „wahren Mitte“ praktiſch und ſelbſt für den geſunden Hausverſtand faßlich an der Entwickelung unſerer Tage nachweiſt. Hier tritt die Geſchichtserfahrung eines theoretiſchen Greiſes mitten in den Fluß des wogenden Stoffes, hält ſich den Parteien gegenüber ſtill im Winkel, beweiſt uns aber ſchnurgerecht, wie ſehr er von Anfang an mit ſeinem feſten Glauben an das Mittelmaß der Dinge Recht gehabt. In Folge einer akademiſchen Lobrede auf Friedrich den Großen bei der jetzigen Majeſtät von Preußen in Ungnade gefallen, war Friedrich v. Raumer von der Oppoſition in Berlin zum Stadtverordneten ernannt. Im Sturm der Märztage erhob er vergebens ſeine warnende Stimme gegen die Schönthuerei mit zweifelhaften Barricadenhelden und eben ſo zweifelhaften Organiſationsplänen à la Louis Blanc. Die Stimme der rechten Mitte ward für unpraktiſch erklärt und nach Niederlegung ſeiner Function ſchien ſeine Wahl nach Frankfurt nur eine Art von Entſchädigung für den Mann mit dem berühmten Namen. — Seine erſten Mittheilungen vom Mai 1848 ſchildern uns noch die Wirren Berlins. Vom 25. jenes Monats datirt ſein Frankfurter Tagebuch. Sein erſtes Auftreten bezeichnet ſich durch einen Widerſpruch gegen Herrn v. Vincke in einer Klubbverſammlung. Dieſer wollte für ſeine Partei ſchon damals die Nothwendigkeit eines ſogleich auf Preußen zu übertragenden erblichen Kaiſerthums an die Spitze des Programms geſtellt ſehen; erſt wenn dies durchgefochten ſei, laſſe ſich mit Erfolg von allen andern Dingen handeln; Bürgerkrieg, Trennung Deutſchlands, Verluſt des linken Rheinufers würden die Erfolge jeder andern Beſtrebung ſein. Raumer entgegnete: wenn Preußen ſich von Süddeutſchland trenne, ſo gerathe es in Abhängigkeit von Rußland, Süddeutſchland aber in die Knechtſchaft Frankreichs; die Frage über das Kaiſerthum und über Oeſterreichs Stellung liege noch ſo in Dunkel und Verwirrung, daß erſt allmählich Einigung und Verſtändigung eintreten könne. Raumer wollte den Thurm nicht von oben zu bauen anfangen, ſondern zunächſt einen breiten, feſten Grund gelegt wiſſen. Dieſe Grundlegung, welche ganz Deutſchland von der Paulskirche erwarte, beſtehe in Anerkenntniß, Beſtätigung und Durchführung der großen Volksrechte und nationalen Einrichtungen, als da ſind: Zollverein, Heeresmacht, Münze, Rechtspflege. Hierüber werde wenig Streit eintreten, und in Folge ſo heilbringender populärer Beſchlüſſe möge man weiter aufwärts fortſchreiten zur Bildung einer erſten und zweiten Kammer. Wie man dann auch die Spitze aufſetzen und ausſchmücken möge: es ſei das leichter als von vornherein in die Luft zu bauen, und ſelbſt ohne Spitze behalte der Bau ſeine hohe Wichtigkeit und Bedeutung. — Es liegt für uns etwas Beſchämendes in der nothgedrungenen Anerkennung dieſes einfachen politiſchen Bauverſtandes und in der Erfahrung, daß Raumer in dem Tumult der Parteimeinungen machtlos blieb, ſolch braver Eckſtein von den andern Bauleuten verworfen wurde. Raumer ſprach in Frankfurt wiederholt ſein altes Glaubensbekenntniß aus, daß ſich in Deutſchland der Einheit die Mannichfaltigkeit zugeſellen müſſe wie in Nordamerica, unbedingte Centraliſation wie in Frankreich für uns ein Utopien ſei. Es ſei ſehr natürlich, ſchreibt er, nach ſo böſem Zerfallen Deutſchlands in einer mächtigen Centralmacht die beſte, ja einzige Hülfe zu ſehen; der wahre Staatsmann aber müſſe die Verhältniſſe nicht blos nach dem letzten Augenblicke beurtheilen, ſondern das Unmögliche vom Möglichen unterſcheiden. Dabei gab er jedoch dem revolutionären Drange des Augenblicks ein vollkommenes Recht und Genüge, indem er für die Wahl eines Reichsverweſers durch die Verſammlung, aber zugleich für deſſen Verantwortlichkeit ſtimmte. Raumer berichtete uns einfach und ehrlich, daß bei Erledigung dieſer Streitfrage „die Rechte mehr unanſtändigen Lärm erhoben habe als die Linke.“

Im Juni 1848 richtete er von Frankfurt aus zugleich auf Berlin ſeine ſorgenvollen Blicke. Er findet die Berathungen auf dem preußiſchen Reichstage oberflächlicher und ſchwächer als dort, die bürgerliche Ordnung in der freien Stadt viel ernſter vertreten als in der Reſidenz des Königs von Preußen, wo die Klubbs ſchrankenlos die Empörung hervorrufen und das neue Miniſterium ſchon in ſeiner Geburtsſtunde chicanirenden Widerſtand findet. „Bleibt es ſo farblos und ſchwach wie das abgetretene Miniſterium, beſonders ſeit der Plünderung des Zeughauſes, ſo wird es auch nicht lange leben und zu den Blutmitteln führen, welche jetzt in Paris furchtbarer, länger und allgemeiner wüthen als jemals während der Revolution ſeit 1789.“

Zu Anfang Juli ſieht unſer Patriot von der „wahren Mitte“ in Paris mitten unter den Principien angeblich höchſter Brüderlichkeit Scenen, wie ſie ſeit Marius und Sylla kaum in der Weltgeſchichte vorgekommen; im raſcheſten Wechſel nach lautem Anpreiſen der Freiheit und Gleichheit die einzige Rettung durch militäriſchen Despotismus, die Nothwendigkeit langer Leiden, furchtbaren Haſſes, ſchrecklicher Armuth und einen blutigen Ausgang ohne Zeugniß und Bürgſchaft für zurückgekehrte Geſundheit. In Berlin ſieht er: Regierung, Reichstag, Magiſtrat, Stadtverordnete, Bürger, Arbeiter täglich dem Abgrund näher kommend und muthlos mit Aufrührern capitulirend und liebäugelnd; ein Schwatzen und Schwadroniren ohne Ordnung, Zuſammenhang, Fortſchritt; kein ausgezeichnetes Talent, keinen großen Charakter; das neue Miniſterium ohne Vertrauen bei Andern oder zu ſich ſelbſt, von Hauſe als krank, und bald als todeswürdig bezeichnet; der König übermäßig zurücktretend, das Volk vom Königthum immer mehr entwöhnend; Berlin entvölkert, verarmt, papierne Geldpflaſter auf die Wunden legend, — und dabei noch immer eitelem Hochmuthe hingegeben, während man es von allen Seiten verächtlich behandelt!

Der „alte Profeſſor" im preußiſchen Dienſte iſt nicht blind über dies ſein Preußen, und das Zeugniß ſeiner Wahrhaftigkeit wiegt um ſo ſtärker bei ſeinem aufrichtigen Patriotismus. Er klagt über Preußens Zögern in Sachen des allgemeinen, freien und vom Volke beſchloſſenen Deutſchlands. In der Frage über Poſen und Dänemark, der Centralgewalt gegenüber, überall erwies ſich Preußen als ſaumſelig in Feſtſtellung einer neuen Ordnung der Dinge und in Bekräftigung der neuen Rechtsbegriffe des patriotiſchen Zeitalters. Erſt als der Unwille gegen das rückhaltige Preußen zu Frankfurt in maßloſem Sturm frech gewordener Leidenſchaften ausbrach, erſt als Brentano durch die Gleichſtellung des Prinzen von Preußen mit dem Vaterlandsverräther Hecker die Nationalverſammlung zu ſprengen drohte, rührte ſich das Berliner Cabinett aus ſeiner Muth- und Haltloſigkeit. Erſt die Mißgriffe der Bewegungspartei brachten das ſich auflöſende Preußenthum zum Bewußtſein ſeiner Aufgaben, einem Bewußtſein, das ſich dann bald genug der Verworrenheit des deutſchen Südens gegenüber im Dünkel des Selbſtgefühls übernahm.

Alfred Meißner's revolutionäre Studien aus Paris.

„Ich aber zieh' in andere Zonen,
Um nicht bei einem Volk zu wohnen,
Das bald im Mund der Nationen
Das Volk der Schande heißen wird.“

So ſang der Dichter des „Ziska“, als die Revolution bei uns anbrach. Meißner iſt in Prag heimiſch. Auf die Frage, warum er nicht getreu mit ſeinem Volke ſtehen wolle, um ihm die Geburtswehen überſtehen zu helfen, gab er zur Antwort, die Tſchechen in Prag ſchlügen bereits die Deutſchen auf der Straße todt. Er verließ Böhmen; aber er ließ auch Deutſchland im Stich; das in Unglück, Leidenſchaft und Verwirrung gerathene Vaterland nennt er „ein in Jämmerlichkeit und Schande verſunkenes“. Statt zu helfen, ſchimpft er. Schimpfen iſt leicht; fortlaufen noch leichter. Meißner hatte keine Nöthigung zur Flucht; er ward politiſcher Flüchtling aus Liebhaberei.

Vielleicht aber führte ihn ein großer Drang nach allgemeiner Freiheit über die Grenzen des Patriotismus hinaus; vielleicht dürſtete hier eines edlen Dichters Herz nach der allgemeinen europäiſchen Völkererlöſung! — Mit ſolcher Vorausſetzung gehen wir an die „revolutionären Studien“. Selbſt wenn ſie reſultatloſe Uebungen und Vorarbeiten geblieben, könnte doch der Trieb einer dichteriſchen Seele, die daheim kein Heil mehr ſah, ein edler, ſchöner und großer geweſen ſein.

Wie findet Alfred Meißner Frankreich, um deswillen er ſein Vaterland mit Gleichgültigkeit verließ? — In der Neujahrsnacht 1849 ſaß er in Cöln, um alsbald auf franzöſiſchem Boden den deutſchen Staub von den Füßen zu ſchütteln. Widerwillig wendet er ſich ab von „jenen großen Knaben“, die „das Kartenhaus eines deutſchen Kaiſerthrones wieder aufbauen wollten“; ein „Kyffhäuſerkaiſerthum mit neuer Civilliſte“ erſcheint ihm als eine ſehr ſchlechte Löſung der deutſchen Aufgaben. Aber der ſanfte böhmiſche Elegiker ſtürzt ſich mit Einem Sprunge von Böhmen nach Frankreich, von Oeſterreich in die Republik. Mit den „Fictionen des Conſtitutionalismus“ ſei es ja ohnedies vorbei; die Monarchie habe ſich „dieſer Lügendraperie“ entkleidet, indem ſie Wien belagerte, die preußiſche Verfaſſung octroyirte und die große Hetzjagd auf die Vertreter des Volkes begann. „Es iſt beſſer ſo“, ſagt Meißner. Wir wünſchten blos, daß Meißner's Logik beſſer wäre. „Es iſt beſſer ſo, ſagt er. Entweder Monarchie oder Republik. Nur nicht die raffinirte Monarchie, der Conſtitutionalismus, die Herrſchaft der Lüge und der Heuchelei! Möge die Monarchie ſterben wie der verhärtete Sünder, reuelos auf ſeinem Todtenbette, in der vollen Pracht ſeiner Sünde, ohne Abſolution vom Volke! Nur ſo iſt Hoffnung vorhanden, daß die alte Ordnung ganz und vollſtändig einer neuen und beſſern Platz mache." — Das iſt der Standpunkt eines Menſchen, der das Chriſtenthum abſchaffen will, weil er im katholiſchen Glauben einige Mißbräuche entdeckte; er erklärt die gereinigte Lehre für eine heuchleriſche Täuſchung, den Proteſtantismus für eine raffinirte Lüge. — „Was ſoll ich Dir nun wünſchen, mein deutſches Volk, zum neuen Jahre?" fragt ſich Alfred Meißner in der Sylveſternacht zu Cöln: „ich ſinne hin und her nach einem großen Geſchenke wie es einem großen Volke geziemt. Ich finde nichts Größeres, nichts Heilſameres als den Krieg." — Zum Mitglied des allgemeinen Friedenscongreſſes würde alſo der Sänger des „Ziska" auch verdorben ſein. Er nennt den Krieg den großen Vater der Dinge, giebt uns aber keine rechte Auskunft über deſſen Ziel; er weiß uns nicht zu ſagen, wer der Sieger ſein ſolle oder ſein würde. Iſt er alſo von Reformen, von der friedlichen Entwicklung des fortſchreitenden Menſchengeiſtes kein Freund? „Ich liebe die Parlamente nicht", ſagt er, „und halte nichts von ihnen; ſie ſind für mich der Ausdruck der herrſchenden Kaſte, der Bourgeoiſie, einer Kaſte, die noch die politiſche Gewalt in den Händen hat, aber unfähig geworden iſt, die Ordnung in der Welt und ſich ſelbſt länger zu erhalten. Die Herrſchaft der Majoritäten habe ich nie verſtanden; das Verfertigen von Geſetzen durch die Majoritäten, die Entſcheidung politiſcher Fragen durch die Stimmenlotterie iſt für mich ein Verweiſen der Völkergeſchicke an den blinden und ſinnloſen Zufall, an die Vorſehung und an den lieben Gott, das ich nicht begreife." — Für Meißner iſt alſo Zufall und göttliche Weltordnung ſo ziemlich einerlei geworden. Daß die Fürſten und Regierungen weder für die Bedürfniſſe der Nation den Kopf, noch für den herangereiften Glauben der Zeit das Herz gehabt, das wiſſen wir ſehr wohl; aber die Abgeordneten des Volkes zu verhöhnen, weil ſie aus der Revolution eine Reform zu geſtalten verſucht, iſt eine Verrätherei an der geſunden Vernunft, wie ſie nur in Deutſchland, „im Land der Denker", möglich wurde; die Mehrheit der Nation für unfähig erklären, das Wohl des Ganzen zu verſtehen, iſt hirnlos, denn auch der entſchiedenſte Republikaner unterwirft ſich der Mehrheit, auch Robespierre, der im Blute der Minderzahl des Convents das einzige Mittel, die Welt zu lenken, ſah. Alfred Meißner hat „einen Ekel vor den Parlamenten und ihrer Mehrheit." Auch ſoll die Nation gar nicht mehr vertreten, deren Bedürfniſſe ſollen weder berathen, noch Meinungen verſchiedener Art zum Austauſch gebracht und abgewogen werden! Eine Handvoll Nihiliſten ſoll die Dictatur der Freiheit führen! Dies iſt eines ſublimen deutſchen Poeten nacktes Glaubensbekenntniß. Der Terrorismus eines Robespierre wäre in einer elegiſchen Seele fertig, fehlte dieſer Seele nicht die Kraft dazu, ſolcher Dictatur die nöthige Bluttaufe zu geben.

Ein deutſcher Lyriker muß immer einen Helden haben, für den er ſchwärmt. Iſt Ledru Rollin der Mann Alfred Meißner's? Mit nichten! Es hat ihm „an Energie“ gefehlt, ſagt der Sänger aus Deutſchböhmen, er beging Mißgriffe, die ſeinen Feinden Waffen gegen ihn in die Hand gaben. Alſo klug ſoll er ſein, der Terroriſt comme il faut! Statt die Organiſation der Wahlen den Häuptern der republikaniſchen Partei in den Provinzen zu übertragen, ſandte Rollin Commiſſäre aufs Land, wie er ſie eben vorfand, manche von anrüchiger Vergangenheit; er gab ihnen noch dazu eine ganz unerhörte Beſoldung von vierzig Franken täglich, die in jener Zeit der Noth ein wahrer Hohn ſchien. Er ließ durch Jules Favre ein Circular verfertigen, das ganz ungeſchickt und „mit der Zeit im Widerſpruche die Sprache des Convents copirte.“ Alſo copiren ſoll man nicht, man ſoll originell ſein als Terroriſt! — Ledru Rollin's Manifeſt vom 5. April, das die Feder George Sand's verrieth, verwirſt Alfred Meißner ebenſo gründlich wie die Reden Lamartine's, den er einen „ſentimentalen Verräther“ ſchilt. Auch Louis Blanc iſt nicht Meißner's Mann; wer ſich jetzt einen ſocialiſtiſchen Anſtrich giebt vom reinſten Waſſer, blickt plötzlich auf alles ſtolz herab was communiſtiſche Miene macht. Marraſt war ſogar für die Regentſchaft; Marraſt muß bornirt ſein, wenn er kein Verräther iſt. Beſſer aber, man nimmt an, daß die ganze proviſoriſche Regierung, wie Meißner ſagt, die Sache des Volks ſchon verrathen hatte. Volk heißt ihm nämlich ſeine Handvoll Nihiliſten, welche der Welt, wenigſtens der franzöſiſchen Nation, die wahre und einzig mögliche Freiheit octroyiren ſollen. Noth und Verzweiflung hatte dieſen Haufen Proletarier zu einem kriegeriſchen Schwarm anwachſen laſſen, dem die Vorſpiegelungen Louis Blanc's das Recht zu geben ſchienen, den Communismus zu organiſiren. Aber der Communismus war im Irrthum! ſagen die Socialiſten. Iſt vielleicht Cavaignac der Held unſeres Sängers, Cavaignac, der jenen Irrthum gründlich widerlegte? Cavaignac war der Republikaner, der die Geſellſchaft aus den Händen des Communismus und der Blouſe rettete. — Von Cavaignac entwirft Alfred Meißner das Bild eines blutdürſtigen Alba und Tilly, der in den Socialiſten neue Albigenſer, neue Hugenotten ſieht. „Geſchahen die Füſilladen zur größern Ehre Gottes? Darüber liegt ein undurchdringlicher Schleier," ſagt Meißner. Nach unſerer Ueberzeugung iſt Cavaignac blos der militäriſche Ausdruck eines Republikanismus, der mitten in der Auflöſung aller Bande der menſchlichen Geſellſchaft einen Halt, zunächſt einen gewaltſamen, mit Kugel und Blei, in das Chaos bringt. Daß er Frankreichs Waſhington zu werden verſprach, war ſchon eine bloße Phraſe, ein Uebernehmen des eiteln franzöſiſchen Dünkels in Ermangelung eines ächten Talentes zur Organiſation. Als Sohn eines Conventmitgliedes war er unter Louis Philipp nach Africa gleichſam verbannt. Er führte dort abwechſelnd den Spaten gegen den Boden, die Flinte gegen die Kabylen. Er gewann dort den Anſtrich eines ſchlichten Spartaners, der Republikaner ſchien fertig. Die Partei des National brachte ihn nach der Februarrevolution an's Ruder, und er war Republikaner genug, ſeiner Partei zu dienen, und trotz der Dictatur, die er bereits ſachlich übte, der Untergebene der Nationalverſammlung zu bleiben. Möglich, daß ſein Ehrgeiz darauf hoffte, durch die Wahl der Nation zur Präſidentſchaft zu gelangen; aber dem Ehrgeize iſt kaum ein Vorwurf zu machen, wenn er im Bunde mit der rechtlichen Ueberzeugung vom Wohl des großen Ganzen der allgemeinen Auflöſung gegenüber das Heft zu Handen nimmt. Daß Louis Napoleon ihn lediglich auf Koſten ſeines Namens ausſtach, beweiſt nur die Unfähigkeit Frankreichs zur Republik. Daß Cavaignac den Juniaufſtand abſichtlich, ohne einzuſchreiten, bis zu einer ungeheuren Größe habe anwachſen laſſen, damit die Dictatur des Soldaten um ſo nothwendiger erſcheine, iſt eine noch unbewieſene Anklage. Daß gläubiger Katholicismus im Hintergrunde ſeines Gemüthes ſteckt, iſt möglich, denn ſo losgebunden von allem Halt des alten Lebens, ſo nackt und kahl wie die Verzweiflung einer leeren Theorie den neuen Adam uns hinſtellen will, iſt Keiner unter Allen, die ins volle Menſchenleben thatkräftig greifen; es widerſtrebt aller phyſiſchen Möglichkeit, ein lebendes Weſen als ein reines Ding-an-ſich hinzuſtellen und den gerupften Hahn für den wahren Menſchen zu halten. Die blaſſe Melancholie unſerer Lyrik ſollte ſoviel Menſchenkenntniß beſitzen, um das zu begreifen. Louis Napoleon Bonaparte war mit ſeinen ſechs Millionen Stimmen als Präſident einer Republik nur das Ergebniß des Widerſtreites aller Parteien. Nach Alfred Meißner iſt es aber eine Thorheit, das allgemeine Stimmrecht über die oberſte Repräſentation entſcheiden zu laſſen. Für Alfred Meißner ſcheidet ſich die Menſchheit einfach in Schurken und in Narren. Eine dritte Gattung giebt es nicht, dieſe dritte Gattung müßte denn darin beſtehen, nicht lediglich Schurke und nicht lediglich Narr, ſondern gewiſſenhaft und gründlich beides zu ſein. Was Wunder, wenn ihm auch die jetzigen Machthaber in Frankreich in dieſe beiden Kategorien verfallen.

Die politiſche Revolution iſt in Frankreich mißglückt; d. h. man hat die Formen gleichgültig geändert, ohne dem Inhalte eine andere Structur gegeben zu haben. Aber die Partei, welcher ſich Alfred Meißner zur lyriſchen Trompete und Flöte herleiht, iſt über das Mißglücken der politiſchen Revolution Frankreichs gar nicht ſo ungehalten. Die politiſche Frage hält dieſe Partei für gleichgültig, im beſten Falle für ein bloßes Mittel; Zweck der Bewegung iſt nach ihrer Ueberzeugung eine innere intenſive Umgeſtaltung der Geſellſchaft. Die Arbeiter dem Druck des Capitals entziehen, ſagt Alfred Meißner, und an die Stelle des alten Lohnſyſtems, das ihnen Lohn und Leben nach den unbarmherzigen Geſetzen der Concurrenz zumißt, ein gerechteres Verhältniß ſetzen: das iſt das Ziel, das Alle im Auge haben. Falſtaff ſagt: Ich weiß nicht, was Ihr Alle nennt! Alfred Meißner verſteht unter Allen ſeine Handvoll Socialiſten in Proudhons Steifleinen. Die Concurrenz hält er jedoch keineswegs für die unbarmherzige Mutter des Pauperismus. Er tadelt

Louis Blanc, der darauf ausgegangen die Concurrenz zu beſeitigen. Concurrenz, ſagt Alfred Meißner, iſt gleichbedeutend mit Freiheit; außerhalb ihrer giebt es nur das Monopol, und in dem Wetteiſer der Kräfte, den ſie hervorruft, beruht der Fortſchritt der Welt. Würde nicht, wenn es möglich wäre, die Concurrenz zu vernichten, die Welt in ein Todesſtarren verfallen? Würde nicht, wenn dem Einzelnen das Recht genommen wäre, allein und nach eigenem Gutdünken, weder vom Staate, noch von ſeinen Mitbürgern überwacht, zu ſchaffen, zu erfinden, zu arbeiten, wie und mit welchen Kräften er will: würde nicht dann die neue Welt eine Welt neuer, aber tauſendmal ärgerer Sklaverei ſein? — O weiſer und gerechter Richter! Ein wahrer Daniel, ſo ein Socialiſt in der Löwengrube der Communiſten! Louis Blanc's Syſtem iſt von den neueſten Socialiſten längſt überwunden; er hatte, ſagen ſie, nie Achtung vor der Freiheit des Individuums. Louis Blanc hatte vor Allem Sinn für das materielle Elend. Brot ſchaffen, das war ihm Alles, ſelbſt Brot unter dem Monovol, das er dem Staate überwies, indem er ihm die Organiſation aller geſellſchaftlichen Arbeit aufnöthigte. Mit bitterem Spott klagt Meißner die Bourgeoiſie der thörichten Blindheit an, daß ſie Louis Blanc als den ärgſten Aufwiegler und Volksführer verfolgte; juſt er habe in den erſten Tagen der Revolution das Bürgerthum in ſeinem Beſitz vor dem Proletariat geſchützt! — Welch bitterer Vorwurf!

Dieſen eingebildeten Gegenſatz zwiſchen Bourgeoiſie und

Proletariat als unüberſteiglich feſtzuſtellen, iſt die hartnäckigſte Krankheit der politiſchen Donquixotterie des Zeitalters. Unſer elegiſcher Lyriker iſt Ritter genug, um die Lanze ſelbſt zu führen, thut aber doch der Partei, gutwillig wie Sancho Panſa, verſchiedentliche Stallknechtsdienſte. Er hat am Rhein mit Marx gebechert; er hat in Paris in den Klubbs Freundſchaften geſchloſſen, und die deutſche Lyrik iſt gutmüthig genug, ſich für die banalen Phraſen der neueſten Theorie mit Schwung und Salbung zu fanatiſiren. Ein ſocialiſtiſches Bankett giebt ihm beſondere Veranlaſſung, für den Ouvrier von Paris zu ſchwärmen. Ein Ouvrier zu ſein, ſagt er, iſt in Paris keine Erniedrigung, es iſt eine Ehre und ſollte ein Gegenſtand des Stolzes ſein. So albern und unwiſſend in Paris der Bourgeois, der kleine Capitaliſt, ſo geſcheidt und gebildet iſt der Arbeiter; ein Drang nach dem Edlen, nach dem Fortſchritte des Ideals, das dem Bourgeois geradezu verhaßt iſt, lebt in ſeiner Bruſt. Dieſer war von jeher ein geborner Conſervativer, ein geborner Reactionär. Der Pariſer Ouvrier iſt ein Republikaner und ein Menſch der Zukunft. (Es wäre freilich wünſchenswerth, daß es Republikaner gäbe, die auch Menſchen der Gegenwart wären; einen Cavaignac aber verſchmäht die Partei der Socialiſten, die ſich irrthümlich für Republikaner halten.) Manchmal, ſchreibt Meißner, iſt man verſucht zu glauben, daß dieſe beiden Typen, der Bourgeois und der Ouvrier, verſchiedenen Volksſtämmen angehören, und wahrlich, während auf dem Geſicht des Pariſer Bourgeois ein Philiſterium ausgeprägt liegt, das dem Philiſterium eines Bourgeois aus irgend einem deutſchen Schilda nichts nachgiebt, iſt das Geſicht des Pariſer Ouvrier ein ächt franzöſiſches Geſicht, voll aufgeweckten Muthes. Jener iſt die engherzigſte und geizigſte Creatur, die auf dieſer Erde lebt, dieſer hat den offenſten Kopf und die freigebigſte Hand; jener iſt die incarnirte Routine, dieſer die incarnirte Ungeduld. — Der Verfaſſer vergißt blos, daß dieſe Ungeduld nur den Reiz und die Dauer der Jugend hat, während die incarnirte Routine mit dem ſeßhaften Alter beginnt, der ganze Unterſchied zwiſchen Ouvrier und Bourgeois ſich in dem Unterſchiede zwiſchen franzöſiſcher Jugend und franzöſiſchem Alter erledigt. Der franzöſiſche Ouvrier wird bei aller unleugbaren Liebenswürdigkeit ſeiner Natur mit der Zeit Bourgeois und treibt dann die Routine des Erwerbs eben ſo offen und naiv, wie ſein flotter Jugendſinn voll nationalem Rauſch und ſplendidem Heroismus war. — „Es iſt ein edler Typus von Menſchen, ſagt Alfred Meißner, dies Arbeitervolk von Paris, ein Geſchlecht voll Bildung und Thatkraft, voll Herz und Verſtand. Welche Genies ſind nicht bereits aus dieſen Leuten hervorgegangen, unter welchen George Sand ihren Compagnon du Tour de France und ihren Maſſaccio im Horace fand? Beranger, Hegeſippe Moreau, Pierre Leroux und Proudhon, der große Denker, deſſen Name täglich millionenmal in Paris genannt wird, waren Ouvriers, waren Proletare von Paris. Und ſeltſam! Alle viere waren Druckergehülfen, waren Setzer! Nun, ſie haben die Miſſion der

Volksbefreiung, die ſeit Johann Guttenberg, dem alten Ouvrier von Mainz, in die Druckerſchwärze gefahren iſt, wacker erfüllt, das muß man ihnen laſſen." — Ja, wir fügen hinzu: Wer iſt nicht Ouvrier, wer gehört nicht zu den Arbeitern? Geſellt man der Arbeit der Hand auch die Arbeit des Geiſtes zu, ſo ſchwindet die eingebildete Grille, unter dem Begriffe „Volk" blos die Sanſavoirs der unterſten Claſſen zu begreifen. Und wie es thöricht iſt, Geſell und Meiſter dergeſtalt zu claſſificiren, daß ſie als feindliche Gegenſätze, die kein gemeinſames Intereſſe verbindet, einen Claſſenkampf mit einander führen ſollen, ſo iſt es auch thöricht, zwiſchen dem Bürger und dem Arbeiter eine Kluft zu erkünſteln, die das praktiſche Leben nicht kennt, der geſunde Sinn des natürlichen Menſchen nicht begreift. Die Partei freilich ſieht ſchon in der großen franzöſiſchen Revolution Bourgeoiſie und Proletariat ſich ſcheiden. In der Gironde ſei jene zuerſt hervorgetreten mit dem Veto: Bis hieher und nicht weiter! Der Berg mit Robespierre ſei auch als Opfer gefallen; Napoleon habe ſich dann als „eine kleine Epiſode" dazwiſchengedrängt, allein der Spalt und die Kluft ſei noch immer vorhanden. Es ſoll nun der nächſten Revolution vorbehalten bleiben, dieſe Gegenſätze „in ein Drittes aufzulöſen, was wir noch nicht haben und noch nicht zu nennen wiſſen." Wir fechten alſo in die Luft.

Worin liegt nun der Grund des Unheils? fragt Meißner, die Urſache alles Böſen? Antwort: Darin, daß das Capital für die kleine Anzahl Derer, die es beſitzen, aus ſich ſelbſt heraus eine ewige Quelle des Reichthums wird. Die Partei bildet ſich nämlich ein, Reichthum beſtehe in einer Aufhäufung von Geldſäcken, und auf jedem Geldſack ſieht ſie einen Harpagon mit langen Nägeln und gierigen Blicken. Sie verſteht fälſchlich unter Reichthum todte Schätze. Als plumper, zugebundener Geldſack gedacht, iſt der Reichthum wirklich etwas Todtes, eben ſo gleichgültig, wie unſchädlich. Der Reichthum iſt aber ein durchaus lebendiges, flüchtiges und befruchtendes Element, für den Beſitzer oft nur ein illuſoriſches Gut, für tauſend Andere aber eine fortgeſetzte Quelle von Thätigkeit und Genuß. Die Partei ſagt mit Meißner: Bei Tag und Nacht, ob ihr Herr abweſend ſei, ob er wache oder ſchlafe, ob er tanze oder zeche, arbeitet für ihn das Capital; wie eine Pumpe ſchöpft es fremde Arbeit aus und vermehrt ſich ſelbſt in ſteter Progreſſion nach unerbittlichen Geſetzen. In England, wo die Maſchine unſerer jetzigen geſellſchaftlichen Organiſation die höchſte Ausbildung erreicht hat, ſeien 17 Pairs im Beſitze von jährlich 34 Millionen Francs Renten. Andererſeits habe man im Parlament nachgewieſen, daß es viele Arbeiter gebe, welche wöchentlich nur 8 ½ Pence, gleich 26 Kreuzer Rhein. verdienen. Somit habe jeder der 17 Reichen das Einkommen von 40,000 Arbeitern. Einer von ihnen, der Herzog von Northumberland, beziehe ein Einkommen jährlich von 3,500,000 Francs, alſo 9589 Francs täglich; er habe alſo täglich eben ſoviel wie 80,000 Arbeiter! — Iſt dieſe Rechnung richtig, ſo wird dort wohl ebenſo zuverſichtlich feſtſtehen, daß die 17 Reichen, die ſo viel wie 40,000 Arbeiter Einkommen haben, dieſes ihr Einkommen nicht als todten Geldſack in die Ecke ſtellen und ſich darauf ſetzen, ſondern dadurch, daß ſie es flüſſig machen in Ausgaben und Unternehmungen, gar wohl Urſache werden, daß 40,000 Arbeiter jährlich zu Arbeit und Genuß kommen. Das Einkommen von 17 Reichen veranlaßt in England in der That die Exiſtenz von 40,000 Arbeitern.

Die Partei der „Gleichheit und Brüderlichkeit" verlangt eine neue Ordnung der Dinge, die ſie auf Koſten der Freiheit, ja auf Koſten des natürlichen Rechtes feſtſtellen will. Sie bezweckt, nachdem ihr die politiſche Revolution gleichgültig geworden iſt, eine ökonomiſche Revolution. Die Gleichheit, ſagt ſie, wird ſo lange illuſoriſch bleiben, als nicht die Gleichheit der Lebensbedingungen feſtgeſtellt iſt. Das Proletariat, ſagt ſie, beging anfänglich den verzeihlichen Irrthum, ſich an den Staat zu wenden. Iſt er nicht der größte Capitaliſt? hieß es, kann und muß er nicht für Alle ſorgen? Der Communismus lieferte alles Capital in die Hände des Staats. Communismus iſt Centraliſation und einheitliche Organiſation der Arbeit durch den Staat. Nach der Forderung der Communiſten ſollte Alles, Grundbeſitz und Fabriken, durch Vertrag und Abkauf Eigenthum des Staates werden, und der Staat die geſammte Arbeitergeſellſchaft organiſiren. Dieſen großen Fehler, ſagen die Socialiſten, beging der thörichte Communismus. Der Arbeiter wechſelte damit blos den Herrn; aus einem Diener des Privaten wurde er damit Diener des Staates. Alle wurden

Knechte des einen großen Herrn. Die wahre Freiheit, ſagen die Socialiſten, beſteht aber in Herrenloſigkeit; Jeder, ſagen ſie, iſt frei, ſobald es keinen Herrn mehr giebt. Sie bedenken aber nicht, daß Einer, der der Knecht ſeiner ſelber, Knecht ſeiner Begierden und Triebe iſt, noch nicht um deswillen ein freier Mann genannt zu werden verdient. „Freiheit beſteht in Herrenloſigkeit, ja ich möchte ſagen in — Anarchie!“ So ruft der Sänger des Ziska, der ſich zum deutſchen Herold dieſer neuen Theorie hat machen laſſen und naiv genug iſt, aus der Schule zu ſchwatzen.

Aber es muß auch in dieſem Wahnſinn eine Methode ſtecken. Der Communismus, ſagt Alfred Meißner, war ein völliger Umſturz deſſen, was beſteht, ohne doch eine ganz neue Kraft hineinzubringen; er iſt die Umkehr der Welt, nichts Anderes. Er fängt damit an, den Armen zu geben, was er den Reichen genommen; es iſt dies, ſagt der lyriſche Schwärmer, eine ſehr leichte Sache. Eine neue Kraft in die ökonomiſche Welt zu bringen, Reichthum aus dem Nichts zu ſchöpfen, wie es jede neue Schöpfung will, ſagt Alfred Meißner, das vermag der Communismus nicht. Er wäre keine Bereicherung der Welt, er wäre ihre Verarmung, und da er ein völliger Umſturz und kein Fortbilden des Beſtehenden iſt, ſo könnte er nur durch Terrorismus eingeführt werden. Die Communiſten, ſagt Alfred Meißner, verhehlen ſich dies ſelbſt eben ſo wenig wie die Andern! Sie wollen den Terrorismus. — Und doch wird Cavaignac, der in der mörderiſchen Juniſchlacht die Geſellſchaft von dieſer Schreckensherrſchaft errettete, von unſerm Lyriker mißhandelt und verhöhnt! Welches aber iſt denn nun das gelindere Zaubermittel, um die Tyrannei des Geldſackes, „dieſe ewige Auspumpung der Armen durch die Reichen,“ zu ſtürzen? — Die Geſtalt des Capitals muß transformirt werden, und mitten in der Welt voll Schurken und Narren iſt Proudhon der einzige Ehrliche, der einzige Einſichtsvolle, der einzige wahre Republikaner, der einzige wahre Menſch. Proudhon iſt der letzte Arzt, der die ſterbende Menſchheit retten kann. Da ſteht er in der Kammer, der gefürchtetſte und gehäſſigſte Menſch von Paris, der neue Adam und der letzte Heiland der Geſellſchaft. Wer ihn ſähe und nicht wüßte wer er iſt, würde ſagen: ein ächter Bourgeois; aber es iſt der Menſch, der geſchworen hat: à bas la bourgeoisie! Proudhon iſt ein Mann zwiſchen 30 und 40 Jahren, beleibt und conſervativ, blaß, blond, mit ſchmahler Oberlippe und gut gekämmtem Haar. Um ſeinen Mund — ſo ſingt Alfred Meißner — geht ein ſarkaſtiſcher Zug, ſein Blick hat die klare, unerſchütterliche, ſchrankenloſe Naivität, die ſeine vor nichts zurückweichende Logik charakteriſirt. Wer erinnert ſich nicht, daß auch in der Aſſemblée legislative ſich ein Mann befand, der den Herren eben ſo pedantiſch vorkam, ein Mann, vor deſſen mittelmäßiger Rednergabe man nur wenig Achtung hatte, deſſen trockne Manieren, deſſen ſpießbürgerliches Weſen, deſſen ſtetes Zurückkommen auf denſelben Satz den Schöngeiſtern des Jahres 1789 ſehr lächerlich erſchien?

Auch er ſchien das zu ſein, was man Philiſter nennt, ein Weſen ohne Begeiſterung, ohne Inſpiration. Auch er lebte dürftig und zurückgezogen und war unbekannten Urſprungs, ein Advocat, der aus einer kleinen Stadt nach Paris daher gekommen. Und doch war ihm vorbehalten, der größte Revolutionär des Zeitalters zu werden, die Grundzüge der Demokratie aufzuſtellen und ſchöpferiſch eine neue Welt zu ordnen! Es war Maximilian Robespierre. — Alfred Meißner iſt nun der Meinung, Proudhon ſei ein eben ſo trockener Philiſter, halsſtarriger Logiker für eine gleiche Schreckensherrſchaft; aber dieſer Robespierre von heute hat ein ganz einfaches, gelindes Mittel. Den Beſitzenden ſoll nämlich nach Proudhon's Lehre nicht der Kopf abgeſchlagen, vielmehr nur ihren Geldſäcken tropfenweiſe das Blut abgezapft werden. Und auf welche Weiſe wird dieſer friedliche Aderlaß möglich? — Wir ſtoßen hier endlich auf des Pudels Kern, auf das geſuchte x der Studien Meißner's, auf die neueſte Erfindung der Socialiſten. Proudhon will das einfache Mittel gefunden haben, mit Sanftmuth zu terroriſiren, d. h. die Ungleichheit zwiſchen Reich und Arm ganz unmerklich und human allmählich abzuſchaffen. Woher kommt es, fragt er, daß ein Zehntheil der Menſchen Reichthum, Bildung, Glück und alle Lebensgüter in Beſitz hat, während neun Zehntheile zu maßloſer Arbeit, Hunger, Noth und Unwiſſenheit verdammt ſind? Kein unabänderliches Naturgeſetz, ſagt er, iſt hier anzuklagen, kein Gott, kein Schickſal, oder man müßte denn annehmen, daß der Menſch ſich ſelbſt Gott und Schickſal iſt. Der Grund alles Uebels in der Menſchenwelt liegt in dem Fluch des Unterſchiedes zwiſchen Reich und Arm, und dieſer Fluch in der falſchen Vertheilung, in der Bevorzugung des Capitals vor der Arbeit. Nur Geld macht Geld! ſagen die Socialiſten, bedenken aber nicht, daß das Capital blos das Oel iſt, um die Räder der Maſchine in der menſchlichen Thätigkeit in Gang zu ſetzen. Sie bedenken nicht, daß das Capital von der Arbeit lebt, wie ihrerſeits die Arbeit nur durch das Capital exiſtirt, Nerventhätigkeit und Blutumlauf ſich gegenſeitig bedingen, die Fabel des Agrippa von den Gliedern, die ſich gegen den Magen empören, in ihrer Moral längſt erledigt iſt. Wer iſt nicht Arbeiter? fragen wir abermals. Auch der Magen arbeitet und hat ſeine Beſchwerde. Auch das Geld arbeitet; wenn es nicht flüſſig wird, wenn es todt daliegt, iſt es gleich Null, ſeine Verwaltung und Anlegung aber verlangt mehr Arbeit und Kraftaufwand, als der Eckenſteher denkt, der ſich allein für den abſoluten Ouvrier von Gottes Gnaden hält.

Abſchaffung des Geldes könnte nur Abſchaffung der Münze heißen. Das würde aber nur zur Erfindung eines neuen Mediums für den Austauſch führen. Proudhon will auch nicht das Geld abſchaffen, vielmehr nur die Zinſen, die der Capitalbeſitz bringt. In der Form und unter dem Namen von Rente, Miethe, Intereſſen, Profit und Agio erhält das Capital unausgeſetzt ſeine Zinſen und bereichert ſich durch ſich ſelbſt, während die Arbeit nur mit Hülfe des Capitals und nur in deſſen Dienſt in Anſpruch genommen wird. Der Zins, ſagt Proudhon, iſt gleichſam noch ein feudaler Tribut, den die Arbeit dem Capital, der Arme dem Reichen, der Proletarier dem Bourgeois zu leiſten hat. Denken wir uns nun daß der Arbeiter nicht nöthig hätte, vom Privatmanne für hohen Zins Credit zu holen, denken wir daß es eine allgemeine Caſſe gäbe, aus welcher der Arme, um arbeiten zu können, umſonſt borgen könnte: und die ſociale Revolution iſt auf ganz friedfertige, unblutige und wahrhaft progreſſive Weiſe ins Leben getreten! Eine Nationalbank alſo, welche anfänglich zu 1% und endlich zu 0% ausleiht: das iſt die Löſung der ſocialen Frage und die letzte Forderung des Socialismus. Es iſt dies keine Utopie, ſagt Alfred Meißner, Frankreich wird uns dies in den nächſten Jahren beweiſen! Die Organiſation eines allgemeinen Credits führt zur Entlaſtung der Arbeiter von der Tyrannei des Capitals! Wunderbar genug, daß die Socialiſten uns nicht ſagen, wer die Controle führen ſoll über die ausgegebenen, unverzinſten und auch nicht wieder eingelieferten Gelder. Wunderbar genug, daß uns niemand ſagt, woher das Capital der Nationalbank kommen ſoll, wenn Alles borgt und die allgemeine Auspumpung ſchrankenlos um ſich greift. Pſt! ſagt der weiſe Alfred, es iſt dies keine Utopie, Frankreich wird uns das beweiſen. Keine Hexerei, meine Herren, Alles nur tour de vitesse!

Frankreich hat mit ſeinem liebenswürdigen genialen

Leichtſinn der Welt ſchon viele Experimente an ſeinem eigenen Leibe angeſtellt. Frankreich mag uns auch das verſuchen *).

Biedermann's „Erinnerungen aus der Paulskirche“.

Zu bloßen Erinnerungen iſt alſo das bereits zurückgetreten, was in vollwichtiger Gültigkeit die Summe unſerer Weisheit und der lebendige, thatſächliche Inhalt unſerer deutſchen Gegenwart hätte werden ſollen. Karl Biedermann giebt über die Thaten und Meinungen der deutſchen Nationalverſammlung ſeine Memoiren; vollkommen hiſtoriſche Objectivität, ſagt er im Vorwort, müſſe der abgeklärteren Stimmung einer ſpäteren Zeit vorbehalten bleiben; er ſeinerſeits giebt vorzugsweiſe eine Rechtfertigung ſeiner Parteiſtellung. Die Klugheit hätte rathen können, Manches, was in Frankfurt gewollt, geſagt und gethan ward, jetzt bei veränderten Umſtänden zu verſchweigen oder zu beſchönigen; allein die Offenheit und Treue gegen ſich ſelbſt habe ſolchen Rath zurückgewieſen. — Was die veränderten Umſtände betrifft, ſo liegen ſie theils darin, daß die Sache des Vaterlandes nach dem Bankerott der deutſchen Demokratie wieder in die Hände der Regierungen übergegangen iſt, theils auch in der Veränderung der öffentlichen Stimmung, welche nicht aus den Meinungen des Zeitalters, ſondern aus deſſen

---

*) Nachſchrift von heute. Schultze-Delitzſch, nicht Frankreich, beginnt dies Problem mit den Arbeitercaſſen zu löſen.

thatſächlichen Bedürfniſſen die Wiedergeburt Deutſchlands geſtaltet ſehen will. Manches von dem, was noch vor Monaten ſeine Begründung und Rechtfertigung in den Verhältniſſen gefunden, ſagt Biedermann, könne jetzt leicht als phantaſtiſch und unklug erſcheinen, namentlich was in den letzten Wochen zu Frankfurt zur Rettung der Volksſouveränität gegen die Politik der größeren Cabinette unternommen wurde. Biedermann will jenes Princip wenigſtens ſeiner Idee nach in unverfälſchter Reinheit und als den Talisman erhalten wiſſen, „den die Nation früher oder ſpäter einlöſen müſſe.“ Die Verwirklichung dieſes Princips bleibt alſo ſeiner Meinung nach veränderten Umſtänden überlaſſen, während die politiſche Weisheit jener Doctrinäre, zu deren Partei Biedermann gehört, ſich darauf beſchränkt, zum böſen Spiel gute Miene zu machen. Die Partei iſt daran geſcheitert, Preußen deutſch zu machen, um ein Deutſchland ohne Oeſterreich zu geſtalten. Hofft ſie nun, daß Deutſchland preußiſch werde? Die Doctrin beugt ſich jetzt vor der Thatſache, daß das Werk der nationalen Einigung den Händen der Nation entwunden und an die Cabinette übergegangen; ſie wünſcht den Abſichten Dieſer, ſoweit ſie auf die Begründung eines ſtarken Bundesſtaates mit freien Inſtitutionen hinſtreben, allen Erfolg; ſie gewährt ihnen alle Unterſtützung, weil ihr daran gelegen iſt, erſt die Einheit und dann aus ihr die Freiheit zu geſtalten. Dabei giebt ſie die Ueberzeugung nicht auf, daß jener andere Weg, der Weg der Selbſtconſtituirung der Nation, wie der berechtigtere, ſo auch der gradere und ſichrere geweſen wäre. „Daß der furchtbare Riß, ſagt Biedermann, welcher durch den gewaltſamen Uebergang von dem einen auf den andern Weg in das Rechtsbewußtſein, das Vertrauen, in alle edelſten Gefühle der Nation gemacht worden, ſich bald und dauernd ſchließe, vor Allem durch ehrliches und ſtandhaftes Beharren der Regierungen auf dieſem nun betretenen Wege, ſodann durch eine aufrichtige Pflege der Freiheit innerhalb des Ganzen wie der Theile, darauf müſſen die heißeſten Wünſche, die kräftigſten Anſtrengungen aller Patrioten gerichtet ſein. Erſt dann wird die Nation verſchmerzen können, was man ihr geraubt, wenn ihr auf anderem Wege voller Erſatz dafür geleiſtet iſt." — Ein frommer Wunſch iſt alſo das Ende vom Liede und der letzte Nothanker der deutſchen Doctrin, als deren edelſter Ausdruck Heinrich von Gagern perſönlich und geſchichtlich denkwürdig daſteht.

Dahlmann in der erſten preußiſchen Kammer.

An Dahlmann knüpfen ſich einige bedeutſame Wendungen unſerer ſchwankenden Entwicklung. In der Zahl der Sieben wanderte er von Göttingen, eine Zuflucht ſuchend, in deutſchen Landen umher; er hatte ſich dem Rechtsbruche der hannöverſchen Verfaſſung widerſetzt. Die Nation votirte ihm aus Dankgefühl ein Jahrgehalt; es war dies das erſte Mal in unſeren Tagen geweſen, daß die Nation ſich ihrer Männer der fürſtlichen Willkür gegenüber annahm. Dahlmann hatte in Preußen ſeine Heimath gefunden. Die Zeiten änderten ſich; er ſtand plötzlich in Frankfurt der brandenden Woge der Volksbewegung gegenüber als Bevollmächtigter der preußiſchen Regierung. Männer von ſo unbeugſamem Rechtsbegriff ſollten ein Hort für die Throne ſein. Dahlmann war dieſer Hort; er wollte den Staat vor Willkür gegen oben und unten geſichert wiſſen. In der däniſchen Sache drehte ſich plötzlich wieder das Heil der Nationalehre um ihn, der Regierung gegenüber, die damals wieder aufhörte deutſch zu handeln. Ein Mann des Centrums mit unerſchütterlicher Feſtigkeit ſteht er jetzt — ſo hat ſich die Zeitſtimmung abermals gewandelt — in der erſten preußiſchen Kammer auf der äußerſten Linken. Der alte Nibelungenhüter in Sachen nationaler Ehre und wiſſenſchaftlicher Wahrheitstreue hat ſeine knurrige Schweigſamkeit gebrochen und das Wort gefunden, das als ehrlich deutſches Wort unter den ſpecifiſchen Preußen wie eine Predigt in der Wüſte erklingt. Dahlmann hat ſeine Lanze für das Recht des Volkes eingelegt, Steuern zu bewilligen und zu verweigern. Eine der erſten Wahrheiten, ſagte Dahlmann, ſei die monarchiſche Gewalt im Staate; eine zweite, ebenſo uralte und jetzt wieder ſiegreich aufgetauchte Wahrheit ſei die der Volksfreiheit. Möge Mein und Dein verwickelt ſein, über Schuldig und Nichtſchuldig wiſſe jeder Bürger zu entſcheiden. Mit Preßfreiheit und Schwurgerichten würde nimmermehr die Volksfreiheit untergehen. Die dritte Wahrheit im Staate ſei die Steuerbewilligung, von der Volksvertretung geübt. Man brauche dabei nicht auf England hinzuſehen, aus nächſter Nähe könnte jene Belehrung geſchöpft werden. Jeder Landestheil Preußens beſaß in ſeinen Landſtänden das Recht des Ja und Nein dazu. „Verdammen wir nicht die Zeit, wo dies aufhörte, wo der große Kurfürſt mit eiſerner Hand dieſe Rechte brach. Der Kurfürſt hatte höhere Abſichten, der Staat Preußen konnte nicht erſtehen, wenn dieſe Einzelrechte beſtanden. Er trug im Sinne die Bildung von Reichsfinanzen, und dieſen Weg betraten die einſichtigen Nachfolger. Sie drückten damit dem Staate das Siegel der Macht auf, und ſelbſt der Theoretiker der Freiheit mußte ſich ſagen daß, wo Staatsmacht und Volksrechte in Conflict geriethen, die erſte das erſte Recht habe. In Frankreich fand die herrſchende Partei ihre und des Staates Macht in Habſucht und Ländergier und ſchleuderte ſo die Monarchie in den Abgrund. England auch hat ſeine blutbefleckten Kämpfe durchgemacht, aber 1689 ging man mit einem ſchönen Freiheitsgewinn aus den Wogen der Revolution hervor. Nicht ſo in Frankreich, nicht ſo in dem von ihm überſtrömten Continent. Hier überall arbeitet man noch an der Aufgabe der Freiheit, ja es giebt hier eine Partei, welche dieſe Aufgabe nicht erkennt und ſie dem Chriſtenthume feindlich hält. Ich habe nie geglaubt, was Andere glaubten, die Weltgeſchichte werde in ihrem erſchütternden Gange bei Preußen vorbeiziehen, vor Preußen allein den Hut abziehen. Die Auseinanderſetzung zwiſchen Fürſtenrecht und Volksfreiheit aber, dacht' ich, würde friedlich vorübergehen, und ſo ſah ich mit jugendlicher Hoffnung auf Stein. Als dieſer aber iſolirt daſtand in Preußen, überwuchert von Bundesverordnungen, da hielt ſich meine Hoffnung an die Zeit. Sie iſt gekommen, gekommen mit der Verordnung vom 6. April 1848, deren § 6 die Steuerbewilligung verheißt. Die Namen Camphauſen und Schwerin verbürgten mir damals, was jeder Vaterlandsfreund heilig wünſchen mußte. Dieſe Verordnung ſtellt klar den Unterſchied zwiſchen Geſetzgebung im Allgemeinen und dem Finanzgeſetz hin, ſie begründet ſcharf die Nothwendigkeit des jährlichen Budgets. Die Steuerbewilligung möge, wie die Leitung der Schwurgerichte durch rechtskundige Richter, ſo auch vom Staate geleitet werden, und ihre Entſcheidung, wie dort die der Geſchwornen, endgültig ſein. Die Beſtrebungen von heute ſind verſchieden von jener Zuſicherung. Was ſtellt man heute uns entgegen? Immer nur das Schreckbild der Steuerverweigerung! Man citirt fortwährend die Nationalverſammlung, während doch einiges Nachdenken nur und einige Kenntniß der Sache zeigen muß, wie ſo wenig am rechten Platze dieſer Hinweis iſt. Man weiſt auf die conſtitutionellen Staaten Süddeutſchlands hin, wo freilich oft genug die Wände wiederhallten von angedrohten Miniſteranklagen und Steuerverweigerungen. Aber dieſe Drohungen fallen in die Zeit der alleingültigen Metternich'ſchen Politik. Jetzt, wo dieſer bösartige Knebel weggeworfen iſt, wo es gewiſſenhafte Männer giebt, die auf Scheidung der Fürſtenmacht und

Volksrechte denken, jetzt iſt auch das Vorurtheil geſunken, als ſei nur bei der Regierung alle Staatsweisheit und bei dem Volke die Staats-Unvernunft. Es wäre Unvernunft, jene Zeit auf die unſrige anwenden zu wollen. Die Steuerbewilligung iſt aber ein Unding ohne das Recht der Steuerverweigerung. Es giebt kein Ja ohne Nein! keine Volksfreiheit ohne Steuerverweigerung! Es giebt Rechte, die um ſo wichtiger ſind, je weniger ſie in Praxis treten. Solche Rechte ſind das abſolute Veto und die Steuerverweigerung. Kein wahres Königthum ohne abſolutes Veto, keine Volksfreiheit ohne Steuerverweigerung! Das Eine hält dem Andern die Wage, und ſie werden in den ſeltenſten Fällen gebraucht werden. Das „Nein“ des Königs Wilhelm in der Beamtenbill rettete 1693 den engliſchen Staat. Wenn nun heute ein Miniſterium einträte, wie in der Zeit des Vaters des großen Kurfürſten das Miniſterium Schwarzenberg, würden Sie es wagen, einen Tadel auszuſprechen, wenn das Volk ihm alle Mittel entzöge? Ich werde für keine Faſſung ſtimmen, die das Recht der Steuerverweigerung zweifelhaft macht; ich will für keine Faſſung ſtimmen, die das — ſo hoffe ich zu Gott! — geſchloſſene Thor der Revolution abermals öffnet. Ich habe keine Furcht vor dem Mißbrauch; aber ich fürchte daß, wenn dies Recht zweifelhaft gemacht wird, die drohenden Gefahren der Zeit keinen langen Kampf um dies Recht allein dulden. Meine Herren, handeln Sie nicht ſo, daß ferner die Geſchichte einſt von Ihnen ſagen wird: Es gab eine wohlwollende, gemäßigte Partei im

Lande, die darauf ängſtlich bedacht war, die Klippen der Demokratie zu umſchiffen; allein ſie hatte weder den Muth noch die Einſicht, des Volkes Wohl und Recht aufzufaſſen und ihm eine gebührende Verfaſſung zu geben." — Wird die treubündleriſche Partei jetzt auch Dahlmann in den Schlamm, in welchem ſie Alles ſieht, herabziehen? Oder wird ſie ſervil genug ſein, ſich gegen dies unantaſtbare Haupt einer klugen Mäßigung zu befleißigen?

Zur Litteratur des deutſchen Parlamentes.

Es wird nicht fehlen, daß auch die Extreme ihre Memoiren über die Paulskirche bringen; es ſteht ein Bericht von Vogt zu erwarten. Vor der Hand ſind die Männer des Centrums die litterariſch thätigſten. Droyſen wird die Protocolle des Verfaſſungsausſchuſſes in Druck geben.

In derſelben Reihe mit Droyſen, Dunker und Veit finden wir einen uns bisher unbekannten jungen Namen aus Berlin, R. Haym; deſſen ſpecieller Leitung eine Zeit lang die Parlamentscorreſpondenz des Centrums anvertraut war. Sein in Berlin ſo eben erſchienenes Buch: „Die deutſche Nationalverſammlung", umfaßt den Zeitraum von den Septemberereigniſſen bis zur Kaiſerwahl, dem Gipfel-, wo nicht dem Schlußpunkte der Beſtrebungen der Gagern'ſchen Partei. Haym, ein junger ausſtudierter, aber noch unbeamteter Theolog, wurde in Frankfurt mitunter im Kaffee Milani geſehen, ohne Geltung zu gewinnen; ſein einmaliges

Auftreten auf der Bühne der Paulskirche, in der Berliner Sache, war weniger durch Geiſt, als durch Dreiſtigkeit hervorſtechend. R. Haym gehört in der Gagern'ſchen Partei zu denjenigen Preußen, welche kühn genug ſind und Schwung genug haben, Preußens Berechtigung zu einer Fortexiſtenz nur in einem Aufgeben in Deutſchland bedingt zu ſehen, ſeine fortgeſetzte Iſolirung für den Keim ſeines Todes zu erklären. Ohne dieſe Ueberzeugung zu theilen, ſcheint das preußiſche Cabinett, vom Inſtinct getrieben, jetzt auf dem Punkte, in der Conſtruction eines modernen Deutſchlands nicht mehr zurücktreten zu können, will es nicht ſeine vielfach gefährdete Ehre ein für alle Mal preisgegeben ſehen. Wird dieſe Nothwendigkeit ſtärker und zwingender ſein als die Intelligenz der preußiſchen Staatsweisheit? Werden Inſtinct und Ehrgefühl nothdürftig vollenden müſſen, wo Einſicht und Verſtändniß des Zeitgeiſtes nicht ausreichten?

Der Abgeordnete des rheinpreußiſchen Wahlkreiſes von Jülich, Profeſſor J. W. Braun, ehedem als Haupt der Hermeſianer zu Bonn und durch ſeine Entfernung vom Katheder auf Betrieb der kirchlichen Partei in Preußen bekannt, legte unter dem Titel: „Deutſchland und die deutſche Nationalverſammlung“ in Briefen und Berichten ſeinen Wahlmännern ein entſchieden großdeutſches Glaubensbekenntniß vor. Er nennt die Coalition der Erbkaiſerlichen mit der Linken „ein unnatürliches Bündniß“, da es nicht auf Grundſätzen beruhte und jeden Augenblick ſich wieder aufzulöſen drohte. Nur „das augenblickliche Intereſſe“, nicht „die Gleichheit der ſittlichen Grundſätze" habe die Parteien, ſagt er, verſchmolzen; die Furcht der Erbkaiſerlichen, von der Linken überflügelt zu werden, ſei gleich nach der Unterſchreibung des Reverſes ebenſo ſtark geweſen als das Mißtrauen der Linken, daß die Erbkaiſerlichen ſie fallen laſſen würden, ſobald die Oeſterreicher aus der Paulskirche geſchieden. Auch die Verwirrung und Schwäche Oeſterreichs nennt Prof. Braun eine nur „augenblickliche". Bezeichnenswerth iſt ferner, daß dieſer gelehrte Schüler Johannes von Müllers das Freihandelsſyſtem deutſchen Bedürfniſſen gegenüber für eine Lüge erklärt. Ueber die Form und oberſte Spitze Deutſchlands ergeht ſich ſein Bekenntniß in folgender Betrachtung. „Es giebt keinen Sprung in der Natur," ſagt er, „der Knabe wird nicht Mann, bevor er Jüngling geworden; es wäre aber offenbar ein Sprung und ein gefährlicher Sprung, an welchem Deutſchland zu Grunde gehen könnte, wenn man von der Bundesverfaſſung über alle Mittelſtufen hinweg auf die höchſte Spitze, die erbliche Kaiſerwürde, hinaufſpringen wollte. Das Directorium iſt darum die ſicherſte Stufe der Entwicklung, in welche das deutſche Verfaſſungswerk naturgemäß eintreten muß. Verſetzen Sie ſich in Gedanken zurück vor die Märztage des verfloſſenen Jahres; nehmen Sie an, man habe den alten verhaßten Bundestag beſtehen laſſen, aber man habe Preßfreiheit, Eine Münze, Ein Maß, Ein Gewicht eingeführt, man habe in Deutſchland alle Zollſchranken bis nach Oeſterreich hin niedergeriſſen, man habe die Gleichheit Aller vor dem Geſetz zur Wahrheit gemacht, man habe mit einem Worte alle Hemmniſſe, welche dem freien Verkehr, dem geiſtigen wie dem materiellen, in Deutſchland entgegengeſtanden, hinweggeräumt, und zu dem alten Bundestage ſei zur Hüterin dieſer Freiheiten die Volksvertretung hinzugekommen; ich frage Sie: würde Deutſchland nicht gejubelt und ſich über das Maß ſeiner innern Freiheit glücklich geſchätzt haben? Und hätte Deutſchland dem Auslande gegenüber etwas verloren? Ich glaube nicht, denn die militäriſche Seite des Bundes war, wie allgemein zugeſtanden wird, die lobenswertheſte und ſtark genug, dem Auslande immer die Spitze zu bieten." — Wir zweifeln nicht, daß dies für Deutſchland ein wünſchenswerthes und erreichbares Ziel geweſen wäre und noch iſt. Wenn aber die Zollſchranken „bis nach Oeſterreich hin" fallen ſollen, ſo ſchließt der großdeutſche Braun wider Willen auch materiell Oeſterreich von einem modernen Deutſchland aus! In der That ſieht er Deutſchland von Natur in zwei Länder getheilt. „Dieſelbe Linie, ſagt er, welche die nordiſchen Flachländer von den ſüdlichen gebirgigen Gegenden abſchneidet, hat auch die Sprache in eine ſchwäbiſche, ſüddeutſche, und in eine ſächſiſche, norddeutſche, geſchieden. Die ſämmtlichen ſüddeutſchen Völker, Würtemberger, Badenſer, Baiern, Oeſterreicher und Steyermärker ſind durch wenig verſchiedene Mundarten mit einander verbunden und werden nicht blos durch ihre Sprache, geographiſche Lage, ſondern auch durch ihren Charakter, der von dem des Norddeutſchen faſt eben ſo verſchieden iſt als von dem Charakter der Franzoſen, durch Sitten und Gebräuche und durch tiefgewurzelte Sympathien des Volkes mehr auf Oeſterreich als auf Preußen hingewieſen." — Profeſſor Braun warnt vor der Losreißung zweier Elemente, die er doch von Natur für grundverſchiedene erklärt! Er warnt vor etwas, das er doch als nothwendig behauptet! Da bleiben wir lieber beim Liede Vater Arndts: das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Der greiſe Sänger iſt als Politiker freilich ſeinem großdeutſchen Zuge untreu geworden; die Kaiſeridee mit einem irgendwie politiſch abgegrenzten Kleindeutſchland lag ihm zunächſt am Herzen, während ihm in der Paulskirche gegenüber Uhland an dem Gedanken eines großen, Oeſterreich umfaſſenden, geſammten Vaterlandes feſthielt. Der alte Ernſt Moritz Arndt hat „Blätter der Erinnerung meiſtens um und aus der Paulskirche in Frankfurt" in Verſen zum Beſten gegeben. — Es hat uns nie für Vater Arndt an Pietät gefehlt; aber eben aus Pietät hätten wir unterdrückt, was der greiſe Sänger in dieſen Verſen von deutſcher Freiheit und Einheit herlallt. Alt und kindiſch geworden, ſchreit hier Germania nach der verlornen Einfalt des Herzens und nach jener Reinheit der Kinderſeele, welche zum zweiten Male nur mit dem Stumpfſinn wiedererſcheint.

Aergere dich an keinem Menſchen,
Gott der Herr hat ihn geſchaffen!

ruft der Alte und findet doch nach Raff's Naturgeſchichte in der Paulskirche verſchiedentliche Exemplare verthierter Menſchengattungen auf! Er predigt Liebe und Milde, und flucht doch wacker ſein „Schwerenoth“ dazwiſchen. Mitunter ſingt er mit zitternder Stimme Geſangbuchslieder in den Lärm der Debatte hinein. Seine Todtengeſänge auf Friedrich Balduin v. Gagern, auf Auerswald und Lichnowsky ſind noch die beſten Klänge auf ſeiner morſchen Leier. Den ganzen Orgelton eines ſtarken, frommen Kirchenliedes athmen ſeine Verſe: „Ihr Könige habt Acht!“ Auf der nächſten Seite jedoch wimmert der Alte kläglich genug über die verunglückte Kaiſerfahrt nach Berlin. Jetzt fehlt nur noch, daß Vater Jahn mit Turnliedern aus der Paulskirche der hinfälligen Kaiſeridee unter die Arme greift, Eiſenmann ſeinen Krückſtock ex voto im Tempel aufhängt.

Wir unſrerſeits verwarfen die hohenzollernſche Kaiſeridee, noch ehe Preußen ſich ihrer unfähig und unwerth erwies. Ob und wie ſich dies rächen werde im Wandel menſchlicher Dinge, wird die Zeit lehren. Die Demokratie iſt an ihrer Haltungsloſigkeit bankerott geworden. Der Monarchie könnte aus Mangel an Muth und aus Mangel an freiem Hochgefühl daſſelbe widerfahren. Was dann werden würde? — Die Götter wiſſen es. An Frankreich haben wir das Beiſpiel, daß Demokratie und Monarchie ſich zu gleicher Zeit ruinirten. Iſt dies bei uns der Fall, dann ſind wir reif für die Herrſchaft der Hunnen.

Oeſterreichiſche Schriften über Oeſterreich.

C'est le ventre qui fait les révolutions.
Napoléon.

„Geneſis der Revolution in Oeſterreich im Jahr 1848", heißt ein in Leipzig erſchienenes Buch, das eine öſterreichiſche Feder verräth. Sie verräth ſich durch den Glauben, dem Fatum ſei nicht zu entrinnen, und durch das Bemühen, das Unheil, das über die Welt gekommen, in dem Princip des Fortſchritts zu ſuchen. Am alten Regierungsſyſtem werden kleine Fehler eingeſtanden; aber mit dem eingeſtandenen Vorwurfe, man habe nur mit kleinen Mitteln regieren zu dürfen geglaubt, wird nicht zugleich der Glaube ausgeſprochen, daß man nur mit großen Reformen regieren könne. Die kleinen Machiavelliſtiſchen Künſte erklärt hier ein mit der Staatsmaſchine Wohlvertrauter für unzulänglich. Wer aber Oeſterreichs Geneſis nicht an Kaiſer Joſeph, deſſen Aufgaben und Pläne jetzt wieder aufzunehmen ſind, zu knüpfen weiß, beſeitigt Oeſterreich aus der Straße des Fortſchrittes, welche die Menſchheit eingeſchlagen. Kaiſer Joſeph iſt für Oeſterreich die Mythe, welche jetzt zur Verwirklichung kommen muß, will Oeſterreich mehr als eine Sammelei und eine Erbſchaftsmaſſe durcheinandergewürfelter Völkerſchaften ſein. Die verſchiedenen Völkerſchaften des Hauſes Habsburg haben uns jetzt von neuem bewieſen, daß ſie aus ſich ſelbſt heraus einen höhern bindenden Souveränitätsbegriff ins Leben zu rufen außer Stande ſind. Dieſer

Begriff einer zuſammenfaſſenden Majeſtät heißt nach wie vor Oeſterreich; ohne das Haus Habsburg würden Ungarn, Slaven und Deutſche ſich in Bruderkriegen verzehren und aus dem allgemeinen Auflöſungsproceß ſchwerlich für jetzt eine neue Geburt erzeugen. An die herrſchende Majeſtät des Namens Oeſterreich knüpft ſich für uns der Sieg des deutſchen Elementes, nur daß dieſer Sieg, nachdem Gott Mars das Chaos gewaltſam beſeitigte, ein Sieg der Cultur werden muß. Der gewaltſame Germaniſirungsproceß Kaiſer Joſephs muß ſich jetzt in einen Sieg deutſcher Geſinnung verwandeln. Eine andere Aufgabe hat Oeſterreich nicht; es kann und muß deutſch werden, wenn es ſeine mitteleuropäiſche Aufgabe begreifen will. Der Verfaſſer der Geneſis (Graf Hartwig) beſpöttelt die Deutſchthümelei der Wiener Jugend des vorigen Jahres; aber er findet nicht blos deren Ausartung kindiſch, ſondern auch deren Quelle verwerflich. Er ſucht zu beweiſen, daß Ungarn mit der Proclamation der Republik dem Hauſe Habsburg gegenüber für immer rechtlos geworden ſei. Er ſpricht von dem politiſchen Selbſtmorde Siebenbürgens, aber er begreift nicht die Rathloſigkeit der Völker, die an ſich und an ihrem Zuſammenhang irre werden mußten, wenn man ſie regieren wollte, ohne ihnen den Glauben an ein großes Princip der Völkerführung zu geben. Der Verfaſſer der Geneſis rühmt die unter dem alten Regiment fortſchreitende Entwickelung in Handel und Wandel und bedenkt nicht, daß auch China in der Technik muſtergültig und in ſich vollendet ſein konnte, ohne dem großen Strome in der Entwickelung der Menſchheit anzugehören. Der Verfaſſer rühmt mit Recht, daß in der öſterreichiſchen Armee kein Junkerthum gilt, einzelne Akatholiken zu hohen Würden gelangten; aber er bedenkt nicht, daß geſchickte Schauſpieldirectoren das Individuum, das ſie brauchen, ſelbſt vom Galgen holen. Der Verfaſſer rühmt ſogar das Volksſchulweſen im alten Oeſterreich, und hat keine Ahnung davon, daß eine ehrliche Erziehung des Volkes erſt mit der Freiheit der Lehre und der Gleichſtellung des Glaubens beginnen könne. Eben ſo ſchwach iſt ſeine Auffaſſung der Charaktere. Kaiſer Franz wird ein „religiöſer Fürſt" genannt, er, der jede freie Menſchenregung den peinlichen Scrupeln eines bigotten Abſolutismus opferte und ſich von einem ſpaniſchen Philipp oder einem elften Ludwig von Frankreich nur durch Scheu vor offner Grauſamkeit unterſchied. Dieſe Scheu und dieſer Mangel an Selbſtvertrauen, welcher ſich bis zu entſchiedener Menſchenverachtung ſteigerte, wird nicht ſeinem Mangel an Muth, nicht ſeinem Zweifel an etwas Heiligem im Menſchen, ſondern der Behandlung zur Laſt gelegt, die ihm von ſeinem Onkel, dem großen Joſeph, widerfuhr. Kaiſer Joſeph, ſagt der Verfaſſer, habe in Franz allen Geiſtesſchwung vermißt, ihn deshalb rauh angelaſſen und alles Selbſtvertrauen in ihm getödtet. Dieſer Zug mag ſeine pſychologiſche Richtigkeit haben. Eben ſo wenig läßt ſich verkennen, daß Kaiſer Franz im Kleinen durch pünktliche Gewiſſenhaftigkeit emſig zu erſetzen geſucht, was ihm bei der Handhabung ſeines kaiſerlichen Amtes im Großen und Ganzen an offener freier Redlichkeit und Glauben an die Menſchheit abging. Kaiſer Franz arbeitete fleißig und im Detail wie ein Büreauchef; eine Eigenthümlichkeit, die bekanntlich nach Ranke's Schilderung auch dem ſpaniſchen Philipp eigen war. Furcht und bange Sorge treiben kleinliche Naturen zur gewiſſenhaften Peinlichkeit in kleinen Dingen. „Jedenfalls wäre aus ihm ein brauchbarer Hofrath geworden, wenn er nicht eine Krone trüge!“ Dies ſchlagende Scherzwort im Munde des Kaiſers Franz über ſich ſelber beſtätigt uns der Verfaſſer der Schrift.

Der Verfaſſer der Geneſis klagt daß in Altöſterreich zu wenig regiert ſei; Graf Leo Thun klagt über das Zuvielregieren. Die anfänglich böhmiſch geſchriebenen „Betrachtungen über die Zeitverhältniſſe, insbeſondere im Hinblick auf Böhmen“ ſind jetzt auch deutſch erſchienen. Graf Thun geſteht im Vorworte, daß der deutſche Ausdruck ſeinem Gedankengange der angemeſſenere ſei, weil ihm das Böhmiſche nicht ohne Beihülfe zu Gebote ſtehe. Graf Thun klagt über die Omnipotenz der Staatsgewalt als das größte Uebel der alten Zuſtände. So wenig der Staat in Sachen der Wiſſenſchaften eine entſcheidende Stimme habe, ſo wenig dürfe er in Sachen der Familie Autokratie üben; die Nationalität ſei Familienſache der Völker. Der Unterrichtsminiſter iſt alſo entſchieden gegen den gewaltſamen Germaniſirungsproceß, wie er Kaiſer Joſeph, dem liberalen Dictator des Hauſes Habsburg, für Oeſterreich als der einzige Act der Rettung vorſchwebte. Graf Thun will nicht germaniſiren, er will das ſlaviſche Volksthum zu Athem kommen laſſen. Er hält jedoch das Streben der Nationalität nach ſtaatlicher Selbſtändigkeit für eine krankhafte Ausgeburt des Zeitalters. Der Staat iſt ihm die weltliche Kirche, die über den nationalen Parteien ſtehe. Mithin nimmt er die Gleichberechtigung der Völker Oeſterreichs für die erſte und nothwendigſte Grundlage der öſterreichiſchen Exiſtenz. Dieſe factiſche Gleichſtellung in Anerkennung der Menſchenrechte hebt nach ſeiner Anſicht aber keineswegs das ideelle Vorrecht auf, welches Cultur und Geſittung in Anſpruch nehmen; der friedliche Kampf zwiſchen Slaventhum und Deutſchthum habe noch nicht aufgehört und es ſei vermeſſen über ein Volk zu richten, ſolange es noch eine Zukunft habe. Die Slaven, ſagt er, dürften ſich die Thatſache, in der Cultur hinter den Deutſchen zurückzuſtehen, nicht verheimlichen; im Gegentheile hätten ſie allen Grund, ſie laut und offen anzuerkennen, denn nicht eher als bis ſie ſich daran gewöhnt, könnten ſie die Kraft und Weisheit erlangen, die ſie allmählich auf eine gleiche Stufe heben könne und werde. Der Vorſprung, deſſen ſich ein Nebenbuhler rühmt, höre auf für Den beleidigend zu ſein, der ihn anerkenne, ſich aber ernſtlich beſtrebe den Vorangeeilten einzuholen. Solange die Slaven aber an innerer Kraft und Bildung noch zurückſtänden hinter den Deutſchen, ſolange müßten Dieſe auch im bürgerlichen wie im politiſchen Leben mehr gelten. Das ſei ſo unabänderlich wie die mathematiſche Nothwendigkeit, mit welcher ein Pfund auf einer Wagſchaale nicht den Centner auf der andern aufzuwiegen vermöge.

Nichts ſei daher unverſtändiger, ſagt er, als wenn deshalb, weil den Slaven endlich Gleichberechtigung gewährt worden, in Allem und Jedem unverzüglich factiſche Gleichſtellung verlangt werde. „Haben wir doch, ſagt Graf Thun, als eine Verſündigung gegen die Gleichberechtigung rügen hören, daß der Staatsanwalt, der ihr gemäß böhmiſch plaidirte — was ſeit Jahrhunderten nicht geſchehen war —, minder fehlerfrei böhmiſch ſprach als er deutſch geſprochen hatte. Wir hören böhmiſche Lehrkanzeln für ganz ſpecielle Fachſtudien verlangen als eine Forderung der Gleichberechtigung, weil deutſche Vorträge über denſelben Gegenſtand gehalten werden. Es ſoll gegen die Gleichberechtigung verſtoßen, wenn in dem bisher in Prag beſtehenden Theater nicht eben ſo oft und zu denſelben Stunden böhmiſch wie deutſch geſpielt würde. Die Gleichberechtigung ſoll verlangen daß entweder gar keine Regierungszeitung politiſchen Inhaltes beſtehe, oder daß neben der deutſchen auch eine böhmiſche eben ſo oft und in demſelben Umfange erſcheine wie die deutſche. Der Gleichberechtigung wegen ſollte die Landesverfaſſung beſtimmen daß Niemandem in Böhmen irgend ein öffentliches Amt verliehen werde, der nicht beider Landesſprachen mächtig ſei. Die Kenntniß der böhmiſchen Sprache plötzlich zur allgemeinen Bedingung jeder Anſtellung in den deutſchen Gebieten Böhmens zu machen, wäre ungefähr ebenſoviel als feſtſetzen daß in den böhmiſchen Landestheilen niemand angeſtellt werden dürfe, der nicht deutſch vollkommen genug ſpreche, um nie durch Accent oder Wortfügung ein deutſches

Ohr zu verletzen. Beides wären Maßregeln, deren Durchführung gar nicht anders als durch den Terrorismus einer revolutionären Regierung möglich wäre." — Eines Andern hätte man ſich nicht zu verſehen, wenn das ſlaviſche Element in Oeſterreich das herrſchende würde. Ein allgemeines endloſes Völkergewürge würde aus dem Racenhaß der ſeltſam durcheinandergewürfelten öſterreichiſchen Welt werden, hielte keine höhere Hand die Zügel. Daß dieſe höhere Hand jetzt nichts als die Fauſt der Soldatenherrſchaft iſt, bleibt freilich beklagenswerth genug. Das deutſche Element in Oeſterreich iſt unter dem Fatalitätsglauben, den wälſchen Praktiken und dem Laisser faire des Metternich'ſchen Syſtems dergeſtalt erſchlafft daß die Gefahr nahe liegt, man werde ſelbſt mit dem Schreckensſyſtem des Säbels nicht nachholen können, was in der Zucht und ſtrengen Erziehung der Nation verſäumt worden. Dieſem Oeſterreich hat ein liberaler Tyrann gefehlt, wie ihn Frankreich an ſeinen Ludwigen, Preußen an ſeinem Friedrich hatte. Liberale Tyrannen räumen auf und furchen den Boden für die zukünftige Saat. Kaiſer Joſeph war für das öſterreichiſche Völkerleben nur ein kurzer mißlungener Verſuch geblieben. Werden die Schrecken der Gegenwart Oeſterreich hinweghelfen über die Lethargie ſeines altes Schlafes? Werden ſie zu dem feſten Bewußtſein führen, daß ein dauernder Sieg über die Barbareien der Naturvölker nicht in wälſcher Klugheit, ſondern in germaniſcher Cultur zu ſuchen iſt? Die Gleichberechtigung der Völker neben einander iſt ein Naturgeſetz. Die Vorrechte die dem Geiſte gebühren, bleiben dabei ungekränkt. Hat Hr. Leo Thun dies ſagen wollen, ſo ſind wir ganz ſeiner Anſicht.

Die Liguorianer in Wien und ihre Correſpondenz.

Es war am 13. März im Jahre des politiſchen Heils und Unheils, als das Volk im Ständehauſe zu Wien die längſt aufgehobenen Jeſuiten „kraft ſeines ſouveränen Willens" noch einmal aufhob. Die Volksjuſtiz fiel über die Liguorianer her und verjagte ſie aus ihren Schlupfwinkeln und Fuchsgängen. Sie ſollten nicht länger Candidaten für das Irrenhaus heranziehen, nicht länger den Mehlthau des Haſſes und der Zwietracht in die Blüthen des Familienlebens ſtreuen, nicht länger den Sterbenden das Feuer der Hölle ſchüren, um ihr klingendes Erbe zu erſchleichen! Die Kirche zu Maria-Stiegen ſtand ſeitdem leer, die Dienſtboten beichteten nicht mehr die Geheimniſſe ihrer Herrſchaften, vornehme Sünderinnen hielten nicht mehr ihre Conventikel und die Congregation der Redemptoriſten ſtob vor der Wuth des Volkes in alle Winde. **Johannes Nordmann**, von ich weiß nicht welchem glücklichen Ungefähr unterſtützt, nahm die Gelegenheit wahr, ihre Papiere zu ſammeln, und kündigte in der Wiener Zeitung im Mai 1848 die Veröffentlichung ihrer Geheimniſſe an. Kein ehrlicher Menſch, ſchrieb er damals in der erſten Nage, könne ferner den Namen Liguorianer anders als mit fluchendem Zähneknirſchen ausſprechen. — Wir erwarteten ſomit eine Reihe von Schandthaten, finden aber in den zehn Heften ſeines Werkes nur eine Maſſe von Erbärmlichkeiten, die dem Luſtſpiele manchen Stoff liefern könnten, während wir freilich zugleich über den ſüßen moraliſchen Sumpf des alten öſterreichiſchen Lebens die Hände zuſammenſchlagen. Ein pſeudonymer Brief, welchen Nordmann auf ſeine Ankündigung erhielt, giebt zugleich von der Schlauheit der Jeſuitenſchüler ein humoriſtiſches Zeugniß. Ein Johannes Südmann ſchrieb an Johannes Nordmann: „Herr Bruder haben in der Wiener Zeitung einen überkräftigen Bannfluch gegen die Liguorianer erlaſſen, wie ihn, glaube ich, kaum je ein römiſcher Papſt erlaſſen durfte. Wahrſcheinlich wird es nur zur Stylübung geſchehen ſein. Wenn das iſt, ſo gebe ich Herrn Bruder das Zeugniß, daß Sie zum stylo exaltato, ich meine zum erhabenen Styl, viele Anlage haben. Daß Herr Bruder das Geſprochene nicht stricto sensu nehmen werde, zeigt ſchon der Eingang, denn Sie dictiren: Jeder ehrliche Menſch müſſe den Namen Liguorianer mit fluchendem Zähneknirſchen ausſprechen, und ſchließen dadurch alle zahnloſen Brüder von der Ehrlichkeit aus, was gewiß nicht Ihre Abſicht iſt. Dann wäre es ja gegen conſtitutionelle Freiheit, Gleichberechteten befehlen zu wollen wie ſie einen Namen ausſprechen ſollen. Es herrſcht ja Redefreiheit!“ — Hans Rumpelmeier-Nordmann entgegnete, die Ehrlichkeit der Zahnloſen gar nicht bezweifeln zu wollen; das Zähneknirſchen ſollte nichts als eine melodramatiſche Begleitung des Fluches ſein. Allein ſein Gegner Südmann hatte Kapuzinerverſtand genug, zu behaupten, es würde auch wohl nur eine Redefigur ſein, daß die Liguorianer mit Recht verjagt wären; die Conſtitution gewährleiſte ja Lehr- und Lernfreiheit, ſelbſt den Juden. Volksproceduren, ſagt Bruder Südmann in ſeinem Briefe, ſind nur feudale Fauſtrechtsübungen, wahre Schandflecke für civiliſirte conſtitutionelle Länder. Wiſſen denn Herr Bruder nicht, wie das Volk iſt, das heute Hoſiannah! morgen An's Kreuz mit ihm! ſchreit? Wiſſen denn Herr Bruder nicht daß Robespierre auf demſelben Blutgerüſte endete, auf dem er Tauſende gemordet hatte? — Das Alles, ſagt Bruder Nordmann, weiß ich ſehr wohl, allein wer will ſich gegen ein Gewitter auflehnen, das die Lüfte rein macht!

Nordmann erzählt den Verlauf dieſes Gewitters. In der Nacht vom 5. auf den 6. April begann es mit einer Nachtmuſik, die man dem Erzbiſchof und dann den Liguorianern brachte. Am andern Morgen verſammelten ſich dichtgedrängte Volkshaufen in den Gaſſen, die zu dem Kloſter von Maria-Stiegen führen. Uniformirte Studenten und Bürger verhinderten jede Gewaltthat; aber man packte die heilige Brüderſchaft in Wägen und transportirte ſie zur Stadt hinaus. Auf der Wieden in der Hartmannsgaſſe wollte das Volk gegen die Liguorianerinnen die Procedur ebenfalls ſelbſt vornehmen. Das dortige Haus, No. 406, ſeit einem Jahre vollendet, war Eigenthum jener Büßerinnen, welche ſich heimlich oder offen zu den Satzungen des heiligen Liguori bekannten. Die Nationalgarden, welche die Säuberung des Hauſes unternahmen, fanden nur fünf Mädchen vor, die, nebenbei bemerkt, überdies hübſch waren, wie Johannes Nordmann als ehrlicher Schalk berichtet. Die innere Einrichtung der zwei Stockwerke des Hauſes ließ auf eine weit größere weibliche Geſellſchaft ſchließen, wie auch mehrere Betten in einzelnen Zimmern wenigſtens auf große gemüthliche Gaſtfreundſchaftlichkeit ſchließen ließen. Auf dem flachen Lande, wie zwiſchen Krems und Scheibs und in Eckenburg wurden die männlichen und weiblichen Ordenshäuſer der Liguorianer aufgehoben. Nordmann theilt nun ausführlich die Conſtitution und den Briefwechſel der Ordensmitglieder mit. Er hätte freilich beſſer gethan, ſie im Auszuge zu geben. Die Miſſionsbriefe enthalten vorzugsweiſe Küchenrechnungen und ſubmiſſe Denunciantenberichte, die Briefe des Pater Stelzig ausgenommen, der wenigſtens die niedrige Rolle eines Zwiſchenträgers verabſcheute. Die Beichtbriefe gutmüthiger Lämmer ſind in der Sammlung das Intereſſanteſte, weil ſie uns einige Blicke in die Jämmerlichkeit der menſchlichen Creatur geſtatten. Einiges iſt ſprachlich wie logiſch gleich ſehr merkwürdig. „Ach! geiſtiger Herr Vater“, ſchreibt ein Frauenzimmer, die große Wawi genannt, „ich bin im Gebett gar zu lau und zerſtreut und trocken; aber in der Eßluſt kann ich mich nicht überwinden. Gehe ich zu der heiligen Beicht, ſo fällt mir ein, ich ſoll ſagen daß ich jedesmal mehr aß, als zur gewöhnlichen Sättigung nöthig iſt, aber ich getraue es mir nicht immer zu ſagen, ich bereue es oft mit Thränen und bei der nächſten Gelegenheit überwinde ich mich doch wieder. Gehe ich zur heil'gen Communion, dann bin ich unruhig, daß ich unwürdig bin wegen der Eßluſt, unwürdig iſt man allezeit, aber ich fürchte mich daß ich einen Gottraub begehe. Ueber das ſechſte Gebot wüßte ich mich nichts anzuklagen, als daß mir manchmal verſchiedene Gedanken einfallen, wo ich mich aber nie aufhalte; aber einige Mal habe ich unreine Träume gehabt, aber ich habe es nicht gebeichtet, denn ich glaube, ein Traum iſt keine Sünde, wenn man kein Wohlgefallen daran hat. Geiſtiger Herr Vatter! ich wäre entſchloſſen, wenn mein Vetter ſtirbt, Alles zu verkaufen und in ein Kloſter in die Verſorgung zu gehen, um Jeſu bis in den Tod treu zu bleiben, bitte daher kindlich um Ihren Rath." — Zweifelsohne haben die Männer des heiligen Liguori der großen Wawi trotz ihrer ſtarken Eßluſt zum klöſterlichen Leben zugeredet und in einer ſo hoffnungsvollen Jungfrau ihrem Orden dieſen, obſchon „verzehrenden" Zuwachs zugewendet. — Die Beichtväter ſchreiben nicht minder intereſſant. Eine ehrſame Jungfrau Barbara, im Dienſte der Frau Baronin N. in St. Pölten, klagt ihre Noth über arge Zumuthungen von Seiten des Hausherrn. Der Geiſtliche empfiehlt ihr fleißig zu beten, ſo werde ſie ganz gewiß ihre Unſchuld unter den Gefahren „gleich einer Lilie unter den Würmern" bewahren; er giebt ihr jedoch auch ein höchſt praktiſches Mittel an die Hand. „Wenn Sie ferner verſucht werden ſollten, ſchreibt ihr der brave Seelſorger, ſo zeigen Sie nur den größten Abſcheu und ſein Sie im Nothfalle ſogar grob." — Ein ſehr nationales argumentum ad hominem für eine Unſchuld in Gefahren.

„Lieber guter Vater Wenzel, ſchreibt eine Henriette, ich hätte Ihnen viel zu ſagen, es geht uns hier ſehr gut, die Kloſterfrauen ſind wahre Engel, allein die liebe Bäckenfanny hat mir ſchon manche Verſuchung gemacht, wie ich Ihnen Alles mündlich erzählen werde." Sie empfiehlt ihm, ſeine Briefe vorſichtiger zu ſchicken und die ihrigen niemand zu zeigen, damit ſie aufrichtiger ſchreiben könne; zu ihrem Namenstage hofft ſie den verehrten Vater „auf einen recht angenehmen Plauſch" bei ſich zu ſehen.

Die gefährliche Plauſchſucht der guten Frauenzimmer liefert den meiſten Stoff zu den Beichtgeheimniſſen. Eine Apollonia klagt bitter über den ſchrecklichen Widerwillen, den ſie ihrem hochwürdigſten geiſtlichen Vater bei ſeiner ſonſt ſo himmliſchen Geduld eingeflößt hat. „Ich ſehe, ſchreibt ſie, daß Ew. Hochwürden nicht mehr im Stande ſind, es länger auszuhalten. Der Ekel und Widerwille der ſich in jedem Zuge Ihres Geſichtes zeiget, ſobald Sie mich erblicken, die Mühe die es Ew. Hochwürden koſtet mit mir ein Paar gleichgültige Worte zu ſprechen, zeigt mir zu ſehr daß alle väterliche Liebe, die immer in Ew. Hochwürden Ihrem Herzen für mich war, gänzlich gewichen iſt." — Eine Fanny Sch. iſt auch ſchmerzlich betrübt über den Kummer, den ſie ihrem geiſtlichen „Vatter" verurſacht; da kommt ihr der Gedanke, ob ſie ihm vielleicht „mit einer guten Mehlſpeiſe dienen" könnte, „welches ſie mit größter Bereitwilligkeit thun würde, wenn er es ihr erlaubt."

Nur ſelten erquickt uns in dieſen Beichtgeſtändniſſen die wahre Heilsbedürftigkeit eines Herzens, das in tieferer Regung eine Sehnſucht nach höherem Troſt verräth. Hier und da ſtoßen wir auf Bekenntniſſe, welche zu den Mystères de Vienne kleine unbedeutende Beiträge liefern. Dort klagt ein Mädchen über ihren Verführer, den Grafen X., dem ſie, ohne Anfangs davon zu wiſſen, nur an die linke Hand angetraut iſt; hier ſchwärmt eine Gräfin Fanny B. über das heimliche Zimmerchen auf der Seilerſtraße, wo ſie den würdigen Lehrer Martin wieder erwartet. Eine Kloſterfrau des heiligen Redemptors ſpricht von den „liebeflammenden Conferenzen“, die ſie in eine Stimmung verſetzt, „daß ſie aus der Haut fliegen möchte.“ — Es fällt uns nicht bei, dies Alles im ſträflichen Sinne deuten zu wollen, aber Vieles erinnert an die Conventikel der proteſtantiſchen Mucker. Faſt Alles hat aber einen höchſt naiven, kindlich kindiſchen Anſtrich. Ein ehrlicher, frommer Mann aus Wien, der ſich „Sklave des Herzens Mariä“ unterzeichnet, ſchreibt an den Rector des Ordens: Wenn der hochwürdige Pater Petrack rechtmäßig Conſultor ſein wolle, ſo müſſe er die Wiſſenſchaft ſuchen, wo ſie die Heiligen geſucht haben, aber nicht bei der Kaffeelieſel. „Hochwürden haben auch die Schmaus-Wawerl in Schutz genommen und der ſchlechten Dirne einen Freund bisher erlaubt.“

Daß die Redemptoriſten in Wien die Proteſtanten ernſtlich ins Auge faßten, beweiſt unter anderem folgende Denunciation. Ein „bürgerlicher Weſtenfabrikant“ zeigt im März 1848 den hochw. Herren an, daß heute Vormittag dort und da ſich ſehr viele Proteſtanten verſammelt haben und gegen die hochwürdigen Herren eine verleumderiſche Schrift fabriciren; ein „ſehr politiſcher" Schriftſteller ſolle „zu dieſem Braten recht viele Sauce liefern."

In der Correſpondenz der frommen Patres unter einander findet ſich der ausführliche Brief eines ſehr gewiſſenhaften Mitgliedes, das ehrlich genug iſt, den ſchlechten Wandel ſeiner Gefährten als Beweggrund ſeines Austritts aus dem Orden anzugeben. Ein Miniſterialerlaß vom vorigen Jahre hat die Congregation der Redemptoriſten in Oeſterreich aufgehoben; allein mit der Abſchaffung der Kutte und des ominöſen breitkrämpigen Hutes iſt noch wenig gethan, um das katholiſche Chriſtenthum in Oeſterreich zu reinigen.

Die Leipziger Aſſiſen.

In Sachſen ſind nicht weniger als 274 Unterſuchungen anhängig gemacht. Den Rieſenproceß des Dresdner Aufſtandes hat die Regierung noch der alten Criminalrechtspflege vorbehalten; vorläufig giebt ſie einige kleine Preßvergehen verſuchsweiſe und zur Uebung gleichſam der öffentlichen Meinung preis. In ſeiner Einleitungsrede äußerte der Staatsanwalt, ein Hauptvorzug der öffentlich mündlichen Gerichtsbarkeit ſei eine Vermittelung wahrer Bekanntſchaft mit dem Geſetze und größerer Vertrautheit mit der Rechtspflege; Recht und Geſetz würden durch Geſchwornengerichte volksthümlich. Der Staat, ſagte er, ſähe mit Spannung den erſten Erfolgen entgegen, da ſich aus ihnen der Grad der Reife der öffentlichen Meinung ergeben werde. Er wünſchte daß Leipzig, dieſer „Vorort der ſächſiſchen Intelligenz", den Beweis liefern möchte, daß hier zugleich die politiſche Bildung im ſächſiſchen Vaterlande am weiteſten gediehen ſei.

Schriftſteller Oelkers hatte im vorigen Jahre Struve's Aufruf und Plan zur Republikaniſirung Deutſchlands mit Vor- und Nachwort in einem hieſigen Blättchen mitgetheilt. Seine Selbſtvertheidigung, die ihm einigen Beifall von den Gallerien verſchaffte, ging darauf hinaus, den Ernſt und die Aufrichtigkeit ſeiner republikaniſchen Richtung zu verleugnen; er hatte Dreiſtigkeit und Humor genug, zu behaupten, den Struve'ſchen Plan zur Gründung der deutſchen Republik nur als Curioſum, nur Spaßes halber verbreitet zu haben. — Von der Anklage auf Vorbereitung zum Hochverrath wurde er von unſern Geſchwornen freigeſprochen, dagegen der Verbreitung aufrühreriſcher Schriften für ſchuldig befunden. Das Gericht erkannte alsbald das höchſte Strafmaß für Fälle ſolcher Art: ein Jahr Gefängniß und Tragung der Koſten. Nach dem alten Criminalverfahren würde Oelkers mit drei Monat Gefängniß davongekommen ſein.

Dieſe Schärfe der Strafbeſtimmung, womit der Gerichtshof ſeine Thätigkeit eröffnete, mochte unſere Geſchwornen ſtutzig und ſozuſagen kopfſcheu gemacht haben; ſie erklärten ſämmtliche Angeklagte in den nachfolgenden Fällen für nicht ſchuldig.

Buchhändler Weller hatte im „deutſchen Michel" gegen den Reichsverweſer einen ehrverletzenden Artikel gebracht. —

Advocat Kaim, der Vertheidiger, überraſchte uns durch ſeine intereſſante Behauptung, der Reichsverweſer ſei gar kein Regent. Es würde hieraus folgen, daß, wie ſich auch die deutſche Centralgewalt, einheitlich oder dreiheitlich, geſtalten möge, gegen dieſe Behörde, welche über alle Souveräne Deutſchlands geſetzt werden ſollte, dennoch niemals ein Hochverrath begangen werden könne. Advocat Kaim ſagte außerdem: als guter Wiener, der Humor und Spaß verſtehe, würde der gutmüthige Erzherzog Johann, wenn er anweſend wäre, den Staatsanwalt zweifelsohne erſuchen, von ſeiner Klage abzuſtehen!

Buchhändler Binder wurde wegen ſeines „Reibeiſens“ zweimal belangt, beſonders wegen eines Traumbildes: „Der erſte Januar 1850.“ Dieſer Artikel enthielt die erdichtete Schilderung einer Sitzung der Nationalverſammlung der Republik Deutſchland; der Präſident derſelben hält an den Angeklagten, den Hrn. v. Hohenzollern, „den Ex-König von Preußen“, eine ſtrafende Anrede und verdammt ihn zum Tode. Der Angeklagte und ſein Anwalt weiſen in ihrer Vertheidigung auf die Zeit hin, wo man beim Abſchluſſe des Malmöer Waffenſtillſtands dem preußiſchen Cabinette allgemein Verrath vorgeworfen habe.

Bürgermeiſter Schmidt aus Wurzen hatte in einem Artikel des Wurzener Tageblattes, „Zwiegeſpräch“ betitelt, die Aeußerung gemacht: „Die Preußen ſind nach Dresden gerufen worden und haben gemordet.“ Sein Anwalt, Dr. Joſeph, weiland Präſident der aufgelöſten erſten ſächſiſchen Kammer, ſprach ſeine Verwunderung aus, daß der Staatsanwalt von der Vorausſetzung ausgehe: die ſächſiſche Regierung habe zum Morden den Auftrag geben können; dies ſei rein unmöglich, mithin aus jenem journaliſtiſchen Ausdruck eine Beleidigung der ſächſiſchen Regierung gar nicht herauszufinden; das Verbrechen einer Beleidigung der ſächſiſchen Regierung ſei vom Staatsanwalt „rein erfunden.“ Man ſei, ſagte Dr. Joſeph, damals, als jener Artikel geſchrieben wurde, der Meinung geweſen, daß Preußen auf eignen Trieb Truppen ins Land geworfen habe. Wenn die Preſſe die Preußen des Mordens bezichtige, ſo möchten die Preußen ſelber klagbar werden; die ſächſiſche Regierung könne und dürfe ſich dabei nicht gemeint, nicht getroffen, nicht verletzt fühlen. — Der Angeklagte ward frei geſprochen. — Dr. Joſephs Rede, in der trocknen, eſſigſauern, zweiſchneidigen Skepſis dieſes Volksanwalts, war in ihrer Art ein Meiſterſtück gerichtlicher Beredſamkeit.

Görgey, Bem und die ungariſche Sache.

Eine Dame, deren Sohn mit Görgey in Italien bei demſelben Regimente ſtand, theilt mir über den ungariſchen Häuptling einige Züge mit, die von Ritterlichkeit und Edelſinn zeugen. Des leeren Gammaſchendienſtes im Frieden überdrüßig, hatte Görgey vor dem Ausbruch der Unruhen in Italien als Oberlieutenant ſeinen Abſchied genommen, war bekanntlich nach Prag gegangen, ſtudirte dort Chemie und verheirathete ſich mit einer Gouvernante. Er hielt in Wien um eine Profeſſur an, als der Aufruhr ſeines Vaterlandes ihn nach der Heimath zurückrief. Bei Schwechat, wo Windiſchgrätz die Ungarn zurückwarf, war Görgey als Major am Kampfe betheiligt. Als Befehlshaber ſpäter mit ſeinem Corps hart bedrängt, ſchickte er an den öſterreichiſchen Commandanten einen Boten mit der Forderung: er verlange für ſeine Perſon eine Kugel, für ſeine Truppen aber Gnade. Dies der Zug, der vom Edelſinn des Cavaliers zeugt. Steht mit ſolchem Edelſinn Verrätherei am Vaterlande in Widerſpruch? — Görgey war kein Verräther im gemeinen Sinne; er war nobel, allein er theilte nicht den patriotiſchen Fanatismus, den man bei Koſſuth für Demokratie auslegt. Dieſer Fanatismus, der zur Rettung des Princips die ganze Menſchheit aufopfert, iſt Männern der Feder, der Doctrin und der Tribüne, aber ſeltener Männern des Schwertes eigen. Görgey iſt weſentlich Soldat; das Heer, das er führt, liebt ihn leidenſchaftlich, und für dies Heer zog er eine freie Uebergabe, eine Uebergabe in Maſſe, die noch imponiren konnte, einem ſchließlichen Ruin der Sache ſeines Vaterlandes vor. In den Augen ſeiner Feinde mußte ſich die Wichtigkeit dieſer vollſtändigen Unterwerfung herausſtellen und ihm bei dem öſtlichen Europa den Ruf eines noch immer unbeſiegten Generals erhalten.

Dies unſere Anſicht über Görgey. Daß Oeſterreich ihn begnadigt, ſollte in unſern Augen die Anklage gegen ihn nicht noch ſchwärzer färben. Unſer Urtheil ſtimmt mit dem überein, was das engliſche Blatt Daily News über ihn mittheilt. Koſſuth, heißt es dort, ſchätzte Görgey's militäriſche

Eigenſchaften hoch, mißtraute aber von Anfang an ſeinen politiſchen Ueberzeugungen. Koſſuth zog die Polen vor, theilte jedoch das Commando, weil er es für unklug hielt, Görgey hintanzuſetzen. Bei Szegedin bereits hatte ſich Görgey zurückgehalten, Dembinski ſchlug ſich drei bis vier Tage lang heldenmüthig; gegen 1000 Oeſterreicher waren bereits gefallen; wäre Görgey zugeſtoßen, ſagt das engliſche Blatt, ſo wäre der Feind vernichtet worden.

Der greiſe Bem flößt uns Ehrfurcht ein. Schon als Bube von 17 Jahren hat er bei den Pyramiden gefochten. Dann zog er als Philhellene, dann für die Unabhängigkeit Mexico's, für die conſtitutionelle Chriſtine in Spanien ſein Schwert. Ueberall iſt es ihm geglückt, die Sache, für die er auftrat, durchzufechten, überall, nur nicht in ſeinem Vaterlande. — Das Urtheil des engliſchen Blattes über Bem iſt nicht minder ſcharfſinnig. Unter Bem's Effecten fand man bekanntlich die Befehle an ſeine Generale: nie eine Schlacht zu wagen, lediglich den Feind zu necken, ihm die Zufuhr abzuſchneiden, kleine Haufen zu überfallen und den Krieg in die Länge zu ziehen. Dies ging für den erſten Feldzug, für die 100,000 Mann des Windiſchgrätz; gegen 400,000 Ruſſen war der Guerillakrieg hoffnungslos und verfehlt. Hätte, ſagt das engliſche Blatt, weiland Friedrich der Große von Preußen mit ſeinen 100,000 Mann gegen den achtmal größern Feind ebenſo operirt, er wäre verloren geweſen. Friedrich im Gegentheil warf ſich auf Einzelne mit dem Entſchluſſe, entſchieden zu ſiegen oder unterzugehen. So ward er Stück für Stück Sieger gegen Oeſterreich, Rußland, Frankreich. Statt deſſen lieferten die ungariſchen Generale defenſive Artilleriegefechte gegen einen juſt an Geſchütz überlegenen Feind, formirten niemals eine Infanterieſchlacht, wo der Patriotismus mit ſeinem fanatiſchen Sturm Mann gegen Mann ſich mit der Disciplin der geſchulten Soldatesca meſſen konnte. — Der Zug des Ruſſen Paskiewitſch nach Peſth und Debreczin iſt vielfach militäriſch getadelt worden. Allein die Ungarn benutzten den Fehler nicht, und ſo hatte der Zug den Vorheil, daß Koſſuths Banknotenfabrik zerſtört und in den Oeſterreichern die Eiferſucht gegen die Ruſſen erweckt wurde. Haynau ging ſeitdem über Hals und Kopf von Raab auf Temeswar vorwärts. Solche Schnelligkeit war bei ruſſiſchen, geſchweige bei öſterreichiſchen Heeren nie vorgekommen. Gewiß iſt, ſagt das engliſche Blatt, daß die Oeſterreicher allein die Sachen nicht zu Stande gebracht haben würden. Ohne die Hülfe von Paniutin wäre bei Raab Haynau mit der ganzen öſterreichiſchen Armee von Görgey vernichtet worden. — Den Lorbeer tragen nun vorzugsweiſe die Ruſſen davon. Und ſie erſcheinen als die bevorzugten Sieger; der unbeſiegte Görgey hat vorgezogen ſich ihnen zu unterwerfen.

Was wird aus Deutſchland?

Die baieriſche Thronrede iſt nicht ohne Schwung geſchrieben, aber verräth keine Ehrlichkeit. Die deutſche Sache, läßt der Miniſter den König ſagen, ſei in den Vorgrund der Intereſſen getreten; von einem Volkshauſe aber iſt nicht die

Rede; die Erwähnung eines deutſchen Volkshauſes könnte den baieriſchen Bund mit Oeſterreich lockern. Mit keiner Sylbe iſt erwähnt, daß Preußen in der baieriſchen Pfalz die Ordnung hergeſtellt. „Die geſetzliche Macht", heißt es in der Thronrede, habe den Aufruhr gedämpft. Baierns geſetzliche Macht war eben nicht im Stande, die empörten Pfälzer zu beruhigen. Es iſt ſchlimm, daß es Preußen ſein mußte; aber der Wahrheit die Ehre!

Nach der baieriſchen Thronrede, die mit Wohlgefallen einer neuen proviſoriſchen Centralgewalt Erwähnung thut, könnte es faſt ſcheinen, daß ein baieriſcher Prinz zum Bunde der Dritte ſein werde. Betreibt das Oeſterreich, um an Baiern im Directorium gegen Preußen eine Stimme zu haben? Preußen wäre damit überflügelt, ob es ſchon außer Würtemberg das übrige Deutſchland für ſich hat. Preußen hat auch England und Rußland für ſich; jenes ſieht ſeinen Handelsvortheil darin, daß Preußen den ausgedehnten deutſchen Zollverein lenkt und leitet, während Rußland Preußen an der Spitze Deutſchlands für zuläſſig findet, nachdem das Berliner Cabinett in Sachen Schleswig-Holſteins dem ruſſiſchen Veto gegenüber gehorſam geweſen! Daß Rußland jetzt nach Niederwerfung Ungarns in mitteleuropäiſchen Dingen ein ſtarkes Wort in die Wagſchaale legt, leidet keinen Zweifel. Die ſchlaffe Republik Frankreich hat jetzt in Sachen Europa's kaum eine Geltung. Von den Cabinetten aber hängt jetzt wieder die Geſtaltung Deutſchlands ab, nachdem die deutſche Demokratie ſich ruinirt hat.

IV.

1850.

Das Jahr der Auflöſung.

Zum Erfurter Parlament.

Im März 1850.

Das alte, noch immer ehrwürdige Erfurt hat ſchon manchen Tag geſehen, der epochemachend für Deutſchland war, eine Wendung in den Gang der Dinge brachte. — Wir brauchen nicht an altersgraue Zeiten zu erinnern; aber auch ſie kommen in Rechnung, ſchlägt man das Buch der Vergangenheit für Erfurt auf. Im Jahre 932 wurde unter Kaiſer Heinrich I. eine Kirchenverſammlung in Erfurt gehalten, welcher beinahe alle Prälaten Deutſchlands beiwohnten. Im Jahre 935 fand dort unter demſelben Kaiſer eine Reichsverſammlung ſtatt, auf welcher deſſen Sohn Otto der Große durch die Fürſten zu ſeinem Nachfolger gekürt wurde. In den Jahren 1073 und 1074 hielt Erzbiſchof Siegfried von Mainz zwei Synoden dort ab. In den Jahren 1170 und 1180 hat Kaiſer Friedrich der Rothbart das Weihnachtsfeſt in Erfurt verlebt. Zwar wird eines von ihm zu Erfurt im Jahre 1176 abgehaltenen Reichstages in mehreren Chroniken gedacht; andere Verhältniſſe, namentlich die Kämpfe, welche Kaiſer Friedrich in Italien zu führen hatte, laſſen es aber bezweifeln.

Auf dem im November 1181 hier abgehaltenen Reichstage warf ſich der mächtigſte aller deutſchen Fürſten, Heinrich der Löwe, Herzog der Sachſen und Baiern, zu Kaiſer Heinrichs Füßen und flehte um Gnade und Enthebung von der Reichsacht. Hundert Jahre nach dem Verweilen des großen Hohenſtaufen, Kaiſer Friedrichs des Rothbarts, in Erfurts Mauern hielt Kaiſer Rudolph von Habsburg, einer der beſten Männer Deutſchlands, ſeinen letzten Reichstag im Jahre 1289 in Erfurt. Er zog am 14. December ein, um ebenfalls das Weihnachtsfeſt im berühmten Petersklоſter zu feiern. Erfurt wurde der Schauplatz glänzender Feſte, von denen die Sage noch zu erzählen weiß. Später zum Mainzer Erzbiſthum gehörig, wurde Erfurt der Sitz des Coadjutors, und unter Dalberg, in deſſen Nähe Benzel-Sternau ſein „goldnes Kalb“ ſchrieb, wetteiferte der geiſtliche Hof zu Erfurt mit dem weltlichen Hofe zu Weimar im Mäcenat für Kunſt und Poeſie. Des Erfurter Congreſſes im Jahre 1808, wo Napoleon auf der höchſten Stufe ſeines Ruhmes ſtand, erinnern ſich manche der Zeitgenoſſen noch.

Jetzt wird die Auguſtinerkirche zum parlamentariſchen Brauche hergerichtet. Auch das alte Martinsſtift in Erfurt wird geräumt; es ſoll die Räumlichkeiten zum Bureau und Archive hergeben. Während die Garniſon Komödie ſpielt, Wallenſteins Lager und den reiſenden Studenten aufführt in Coſtümen die der Hof von Weimar dazu hergiebt, ſchütteln die alten morſchen Wände ihre grauen Häupter, daß in ihren, längſt ſtillem Vergeſſen geweihten

Räumen noch einmal über Deutſchland getagt, über Freiheit und Gewaltherrſchaft entſchieden werden ſoll. — Wer abergläubiſch iſt, und wer iſt's nicht in alten Ruinen! dem muß ein neuliches Ereigniß, das preußiſche Blätter melden, ſeltſam das Herz bedrückt haben. — Eine alte Nonne, Jungfrau Luitgardis Trapp, aus Franken gebürtig, ehedem Conventualin und Organiſtin im Martinskloſter, lebte noch in Erfurt 73 Jahre alt bis auf unſere Tage. Am letzten Sonntag geht ſie ihrer Gewohnheit nach früh Morgens zum Gottesdienſt in die Martinskirche. Der Organiſt iſt erkrankt; die Orgel kann den Geſang nicht begleiten. Da ſteigt die alte Luitgard hinauf und greiſt in die Taſten. Sie hat ſeit 12 Jahren nicht mehr ſolchen Dienſt geübt, aber der Moment findet ſie entſchloſſen, und ſo ſpielt ſie mit feierlichem Schwunge bis zum Gloria. Da plötzlich fährt ſie mit der Hand über die ganze Claviatur. Es zittert durch die Kirche wie ein Klang aus der Aeolsharſe; dann verſtummte die Orgel, kein Ton begleitet den Prieſter weiter im heiligen Act der Wandlung. Die Nonne Luitgardis, vom Nervenſchlage getroffen, liegt vor der Orgel todt am Boden. — Die erhöhte Zuſammenraffung ihrer Kräfte war das letzte Aufflammen ihrer Lebensgeiſter. — Wir wollen keine Deutung auf den Erfurter Reichstag machen. Bis zum „Gloria" haben es unſere Parlamente noch nicht ganz gebracht; noch weniger zu der „Wandelung", dem letzten Endzweck aller Bewegung.

Es iſt abermals Frühling geworden, nicht in der Natur, nicht in der Menſchenwelt, weder in dem was wir Wetter, noch was wir Politik nennen, blos Frühling nach dem Kalender. Vor zwei Jahren zogen aus allen Gauen des Vaterlandes deutſche Männer in unbeſtimmtem, aber tiefgefühltem Drang zur alten freien Krönungsſtadt, um für Deutſchlands Einheit und Freiheit die Form zu finden. Jetzt ſchickt Preußen nebſt Anhang und Anhängſel die Sendlinge in ſeine Feſtung Erfurt zu einem proviſoriſchen Unionswerk. Deutſchlands Einheit iſt zur Illuſion geworden; die preußiſche Union ein kläglicher Nothbehelf. Welch ein Umſchlag in den Gemüthern und den Zuſtänden! Wie im neuen Jahreswechſel! Ein vorzeitiger Frühling lachte vor zwei Jahren hoffnungsreich den deutſchen Völkern entgegen; jetzt liegt ein Nachwinterreif auf der Geſtaltung des Vaterlandes; über ſein ehedem lachendes Antlitz haben ſich die grämlichen Falten des greiſen Alters gelegt. Ein Jubelzug war der Zug zum Frankfurter Vorparlament; von unten auf, ein Aufruhr neuer ungeahneter Kräfte, drang die Gewalt des Vaterlandsgefühls durch die erſtorbenen Glieder der Mutter Germania. Heute jubelt niemand mehr; die Sorge, die Furcht, das Gefühl bitterer Enttäuſchung hält ſelbſt die noch Gläubigen gebannt. Gläubig iſt eigentlich niemand mehr; auch die Wenigen nicht, die noch zuſammenhalten; der Nothbehelf ihres Calcüls kann nicht mehr für ſchöpferiſche Glaubenskraft gelten. Der deutſche Enthuſiasmus hat in wiederholten Schlägen ſeine gründliche, und leider auch ſeine begründete Niederlage erlitten. Es iſt ſchlimm, daß der Freiheitsdrang ſich ſelbſt ſein Grab gegraben, das Gefühl, das die Einheit des Vaterlandes gewollt, gegen ſich ſelbſt gewüthet hat. Aber es iſt eben ſo ſchlimm, wo nicht ſchlimmer, daß der Erſatz für dieſen nun fehlenden Drang und für dies erſtickte Gefühl ein ſo zweifelhafter iſt. Im Frühling 1848 war das Gedankending Deutſchland noch die kühne Schöpfung unſerer feurigſten patriotiſchen Wünſche, der Inbegriff alles deſſen, was im Lauf der Jahrhunderte unſer geworden an Freiheitsgefühl und an Einheitsdrang. Das Deutſchland, das uns damals vorſchwebte, war noch ein unentdecktes, aber ein zuverſichtlich geahnetes Land. Die Tiefe des deutſchen Nationalgefühls war noch der unerforſchte Schooß, der ungemeſſene Bythos der Gnoſtiker. Seitdem hat nun vielfach das hinabgelaſſne Senkblei den Abgrund dieſer Tiefe gemeſſen. Das Senkblei der Forſchung und der Erfahrungen hat ihn noch nicht überall ausgefunden; hier und da fand es Boden, aber dort ſtieß es auf Klippen, anderwärts reichte der Klafterfaden gar nicht aus. Das deutſche Herz, deſſen Pulsſchlag für das Heiligſte klopfte, hat viel geirrt; der Enthuſiasmus, der ſich ein deutſcher nannte, hat viel geſündigt. Will nun der bloße Verſtand begütigen, was das Gemüth in ſeinem Aufruhr verbüßte? Der Aufruhr des maßloſen Dranges iſt unterdrückt, aber auch der Aufſchwung der Gemüther iſt gelähmt. Schlimmer Sieg, wo der kleinliche Verſtand, der wieder Herr geworden, über das mit ſeinen Hoffnungen niedergetretene Herz triumphiren ſoll! Und der Verſtand hat erſt die Gewalt zu Hülfe rufen müſſen, um den Aufruhr der Gemüther zu dämpfen. Von ſelbſt hat er in Deutſchland nicht wieder Fuß gefaßt, der Verſtand „verſtändigte“ ſich mit den Gewalthabern, das Volk kam leider nicht ſelber zu Verſtande.

Täuſchen wir uns nicht über die Poſition zwiſchen der Gewalt, die wieder herrſchend geworden, und der Leidenſchaft der Maſſen die eine Zeitlang zu herrſchen verſuchte und es zu keiner Organiſation brachte! Erſt als die Gewalt wieder Fuß gefaßt, erſt als die Autorität der alten Ordnung ſich nach kurzer Betäubung und haltloſer Ohnmacht auf ſich ſelbſt beſonnen, kehrte den Verſtändigen der Verſtand zurück. Und Preußen, das am tiefſten zerrüttet, der Auflöſung am nächſten ſchien, hat aufgeräumt im Vaterlande. Der kriegeriſche Sinn ſeiner Vendéer hat die Monarchie hergeſtellt, das kriegeriſche Junkerthum ſeiner Pommern und das kriegeriſche Bürgerthum ſeiner Weſtfalen hat ſelbſt in der Pfalz und Baden den Aufruhr niedergeworfen, der ſinnlos gegen ſich ſelbſt und ſeine beſten Gedanken wüthete. Die Demokratie hatte aufgehört deutſch zu fühlen; was Wunder, daß aus Deutſchland nichts geworden als ein neu concentrirtes Oeſterreich und ein neu erweitertes Preußen? Baden, Würtemberg, Sachſen, Thüringen waren in Auflöſung begriffen vor der Gewalt dieſer Demokratie. Was Wunder, daß Preußen es war, das in jene Auflöſung einen Halt brachte, einen Halt zum Beſten der kleinen Throne und auf Koſten der deutſchen Einheit und freien Gliederung. Die Geretteten ſchmähen jetzt auf Preußens rettende Thaten. Und in der That, nur bei willkürlicher Beſeitigung der deutſchen Centralmacht wurden dieſe Thaten möglich. Die Thaten der Rettung, die uns von der Anarchie befreien ſollten, haben zugleich die Einheit Deutſchlands zerſprengt. Und iſt nun die Erfurter Union der Reſt der deutſchen Bewegung, oder der Anfang einer neuen Entwickelung? Haben wir den Anfang vom Ende oder das Ende eines neuen Anfangs? Beides gleich kläglich.

Es wird uns in Erfurt in der That recht gräberlich zu Muthe. Es iſt ſo winterlich öde, ſo klöſterlich ſtill in den alten Mauern. Und mit einer wahren Leichenbittermiene ſagte feierlich froſtig Herr v. Radowitz in der Eröffnungsrede: Da ſtehen wir nun vor einem welthiſtoriſchen Moment! — Was iſt welthiſtoriſch an dem Moment? Preußens neuer Anfang oder Deutſchlands Ende? — Bezeichnend war, daß das Parlament dieſer deutſchen Union die Auguſtinerkirche noch nicht fertig fand, die Eröffnungsrede im Regierungsgebäude gehalten werden mußte. Doch wozu auch? Statt der freien offenen, ſanguiniſch aller Welt erſchloſſenen Stadt am Main — eine preußiſche Feſtung! Statt offener Herzen zugeknöpfte Grundſätze, ſtatt offener Hallen eine Regierungskaſerne, ſtatt offener Bruſt eine Soldatencravatte! Mich dünkt, das paßt ſchier alles zuſammen. Baſſermann'ſche Geſtalten werden die Herren der vielfach geſiebten Volkswahl nicht ſtören. Statt alles Zurufs eines Volkes, das ſich in Frankfurt herangedrängt, voll Jubel und voll Zuverſicht, die Männer zu ſehen, die der elenden Zerſtückelung des Vaterlandes ein Ende machen ſollten, — ſtatt alles volksthümlichen Einzugs in die Stadt des Heils ein Empfang der Volksvertreter Seitens eines königlich preußiſchen Commiſſars, für den nichts ſpricht als die Hoffnung ſeines königlichen Herrn und Freundes, er werde dem ziemlich trockenen Beamtengeſchäft der Erfurter Vereinbarung allenfalls das Bischen nöthigen romantiſchen Flitter geben. Freilich habt Ihr das Werk der deutſchen Sache einſchrumpfen und vertrocknen laſſen! Eiſen ſchmiedet man, wenn es heiß iſt! Als die Luſt zur Einheit wie ein Sturm durch die Lande zog, da wankten die Throne in ihren Grundfeſten, und die Paladine, die jetzt wieder obenauf ſind, verkrochen ſich in ihre Höhlen. Das Volk ſtürzte nicht die Throne. Seine geſetzmäßigen Vertreter in der Paulskirche wehrten voll Muth und Kraft dem Sturm, als er vernichtend werden wollte. Aus freier Neigung ſchufen ſie ſogar — freilich nur in ihren bethörten Gedanken — einen neuen erblichen Thron; eine neue erbliche Krone. Die alte Kaiſerkrone Karls des Großen war es nicht, für die Gagern in Frankfurt warb. Auch war es kein kühner Griff von Seiten dieſes höchſt zuverſichtlichen Optimiſten. Es war ein Werk principieller, aber abgekarteter Conſequenzenmacherei, zu der ſich die Illuſion aus der Burſchenſchaftszeit verſtand. Und er warb mit der Begeiſterung eines Zauberers für die Monarchie, die er als Schöpfung der Volksſouveränität in neuem Glanz und als Symbol der Verſöhnung dem Zeitalter aufrichten wollte. Der kühne Griff ließ andrerſeits auf ſich warten. Der kühne Griff jenes Fürſten, der in deutſcher Begeiſterung den Dom zu Cöln ausbaut, blieb aus. Zur Krone fehlte der Kopf, zum Kopf der Mann, zu den Phraſen von deutſcher Glorie Herz und Hand. Zum Glück iſt der europäiſche Sturm nicht herangezogen über Deutſchland. Frankreich hat die Fahne der Propaganda noch nicht aufgepflanzt, England hat noch nicht an Dänemarks Küſten ſeine Flotte ankern laſſen, Italien blieb entnervt, und Rußland hatte zuvor noch in Ungarn dreinzureden und dreinzuſchlagen. Der Sturm iſt für dies Mal an uns vorübergegangen. Er hätte uns ohne Dictator, ohne Form der Dictatur gefunden, die weiland ſelbſt die Republik Rom zur That ſeiner zuſammenfaſſenden Kräfte, zur Rettung des bedrohten Vaterlandes als Rechtsform für nöthig hielt. Die Windsbraut von draußen hat ſich für den Augenblick gelegt. Aber drinnen in der Werkſtatt unſerer Gedanken und Thaten iſt der Eifer verkühlt, und der Verſtand der nachhelfen ſoll, hämmert auf kalt gewordenes Eiſen.

Die künſtelnde Combination ſoll nachholen und ergänzen, wo die Naturkraft ausblieb, weil es in der guten Stunde am Muth gebrach, an der Zuverſicht zum großen Gott einer großen Nation. Der Calcül ſoll flicken helfen, wo es am gottgefälligen Behagen des großen ſchöpferiſchen Augenblicks gefehlt.

Aber Herr v. Radowitz ſagte: Wir nahen uns einem welthiſtoriſchen Momente! — Der Augenblicke im deutſchen Menſchenleben, wo die Nation eine Frage frei hatte an ihr Schickſal, dieſer Augenblicke hat es im Laufe der beiden letzten Jahre für Deutſchland mehrere gegeben. Das Volk hat dieſe Augenblicke mit ſeinem Inſtinct nur dunkel gefühlt; die Demokratie, die die Freiheit auf Koſten der Einheit gewollt, hat die Einheit geopfert und der Freiheit nichts als eine ungewiſſe Zukunft offen gehalten. Der Nationalwille iſt unfähig geweſen, ſich ſelbſt zu geſtalten. Aber die Könige haben eben ſo wenig jene großen Augenblicke verſtanden, wo ſie dem Weltgeiſt näher ſtanden als ſonſt. Aus jener kleinherzigen Verzagtheit, die ſie angewandelt, als ſie ſich plötzlich in den Händen des Volkes ſahen, ſind ſie raſch zum Gefühl ihrer alten Sicherheit übergeſprungen, ſtatt einen neuen großen Bund mit dem Volke kraft freier Entſchließung zu beſiegeln. Mit der Zähigkeit des alten Judenvolkes haben ſie ſich wieder zu dem donnernden Jehovah geflüchtet, ſtatt den Menſch geborenen Gott, die lebendig gewordene Freiheit, in einem neuen Teſtamente anzuerkennen. Freie Fürſten, freie Völker! hieß die romantiſche Phraſe vom Thron. Die Fürſten haben nichts frei, alles gezwungen gethan, und die Völker haben ſich im Taumel ihres Freiheitsgefühls nicht von ſelbſt zurechtgefunden.

Doch was nutzt die Wehklage! Hat doch die Beſchwörung nichts geholfen! Aber Herr v. Radowitz irrt ſich mit der Entdeckung ſeines neuen welthiſtoriſchen Momentes. Die Augenblicke ſind für dies Mal vorüber, wo die Nation im großen Styl eine politiſche Geſtalt, Deutſchland eine große Wiedergeburt gewinnen konnte. Zeichen und Wunder geſchehen allerdings noch immer; nur könnte deren Deutung umgekehrt von welthiſtoriſchem Gewicht für Preußen und für Deutſchland werden. Ein engliſches Blatt ſagte: Preußen könne lachen zu den drohenden Wolken, die in Süddeutſchland heraufziehen; es reiche vom Memel bis zum Bodenſee. Preußen lacht nicht. Seine Aufgabe überſteigt ſeine Kräfte. Nur wenn es wirklich in Deutſchland aufging, wie die königliche Phraſe lautete, konnte es ein Oſterfeſt der Auferſtehung feiern. Deutſchland umgekehrt kann nur zerbröckelt in Preußen aufgehen. Preußen reicht allerdings mit ſeinen beiden langen Fittichen von Memel bis zum Bodenſee. Aber der Leib dieſes Vogels, den ſie einen Adler nennen, mit Einem Kopf und zwei Klauen, der Leib iſt ſpindeldürr, ſein Rumpf, ſeine Bruſt ſehr zerbrechlich. Preußen wirft ſich gern in die Bruſt. Wer nicht viel Bruſt hat, ſtreckt ſie gern vor. Früher polſterte ſich Preußen ſogar die Bruſt ſeiner Soldaten noch aus. Auch ſtreckt es gern ſeinen bewaffneten Arm hin, bald um kleine Throne zu ſchützen, bald um parademäßig vor der Welt zu glänzen. Wo es, wie in Schleswig, galt, eine deutſche Volksſache durchzufechten, da zog es ſeine Hände ſehr vorſichtig zurück. Doch das ſchrieb, ſagt Ihr, der Verſtand vor. Ein Hund, meinte ſelbſt der ehedem witzige König, hat ſchlecht fechten mit einem Fiſche! Und großdeutſche Patrioten reden ſelbſt dem Cabinett von Wien das Wort, wenn dies trotz des Nationalkriegs, den der Bund der Fürſten und der Wille der Nation beſchloß, mit Dänemark im beſten Einvernehmen blieb. Ein großdeutſcher Patriot nennt den Krieg mit dem Inſelvolke einen unſeligen, denn Dänemark habe den Beruf, unſer Admiralſtaat zu ſein, kommt anders das große Germanien, das Reich der europäiſchen Mitte, das Reich der 70 Millionen zu Stande. Aber Preußen folgte nicht ſeinem Verſtande, nicht ſeinem Nutzen in Sachen gegen Dänemark, es folgte auch nicht der deutſchen Ehre, es hängt dabei noch an ganz andern Fäden. Mit Rußland hat es ſeine vierzigjährige Innigkeit gelöſt, ſeitdem es Miene gemacht, ſich conſtitutionell, d. h. als ein vernünftiger Staat zu geſtalten. Dafür darf es um ſo mehr auf ruſſiſche Gegnerſchaft gefaßt ſein und muß anderswo den entzogenen Tribut der Huldigung durch Gehorſam nachholen, ſelbſt wenn England, unſerer induſtriellen Geſammtheit mit Oeſterreich feind, noch nicht Miene machen ſollte, den Verſuch, Preußen zu einem modernen Deutſchland zu erweitern, direct zu ſtören. An der indirecten Störung durch Hannovers Abfall hat England vielleicht vor der Hand ein Genüge. Frankreich ſcheint erſt wieder einer innern Erſchütterung zu bedürfen, um nach außen hin eine europäiſche Stellung zu nehmen. Aber die Zeit dazu dürfte für Frankreich nahe ſein, und dann hätte Hr. v. Radowitz Recht zu ſagen, wir ſtänden vor einem welthiſtoriſchen Momente. Ziehen in Frankreich drohende Wolken auf, ſo hat Preußen, das von Memel bis zum Bodenſee reicht, den ganzen Rhein zu ſchützen. Preußen will der Arm für Deutſchland ſein. Aber es wird dann raſch Verſtand genug für ſich ſelber haben, Baden wieder aufzugeben, und froh ſein, kann es den Niederrhein decken. Eine Note Frankreichs genügte, und Preußen zog die ausgeſtreckte Hand von Neufchatel zurück. Eine Schwankung Frankreichs wird genügen, und Preußen überläßt Baden ſeinem natürlichen Schutzherrn, dem Nachbar in Schwaben. Preußen iſt großen Nothwendigkeiten, welthiſtoriſchen Momenten gegenüber ſtets fügſam. Es wird Schleswig-Holſtein ſeinem däniſchen Schickſal überlaſſen, aber es wird dafür den Hanſeſtädten Freihäfen und Conſulate geſtatten; es wird Hannover zum Admiralſtaat Deutſchlands machen und Sachſen begütigen. Es wird, bevor 1853 herannaht, Alles thun, wenigſtens Alles verſuchen, um vor Ablauf des Zollvereins die neue Union zu einem gleich großen norddeutſchen Bunde zu erweitern.

Das wären — im beſten Falle — die Pläne, die Preußen hinter ſeinem Erfurter Parlament vorbereitet. Und in dieſem beſten Falle tritt damit der Bruch zwiſchen deutſchem Norden und deutſchem Süden offen an den Tag. Iſt das der welthiſtoriſche Moment, dem Hr. v. Radowitz entgegenſieht? Es wird ſehr anſtändig hergehen in Erfurt. Ein ſehr negativer Vortheil! Sie werden keinen Scandal machen in Erfurt, es ſind keine Volksmänner und Blouſen, die da tagen, es ſind ſogar faſt alles decorirte Männer von Amt und Würden, faſt lauter personae gratae des Allerhöchſten Willens. Wenn Gagern in Erfurt erſcheint, wird er ein Mann der äußerſten Linken ſein. Und auf Vincke reimt ſich jetzt wieder Linke. Scandal reimt ſich nur noch auf Gerlach-Stahl. Dieſe Partei übertreibt ihren Eifer, ſie outrirt den königlichen Willen, ſie parodirt das Gottesgnadenherrenthum der Fürſten und Junker. Aber vielleicht wird die Gagern'ſche Partei über die romantiſchen Abſolutiſten triumphiren, und die Partei Manteuffel wird auch dieſen Sieg der Kleindeutſchen für Großpreußen ausbeuten? Lieber Gott! Sind dies die Ziele, die Mittel und Wege für das Erfurter Parlament? Möglich, daß Methode in dieſen Plänen iſt. Aber wir müßten Finis Germaniae rufen, und mit dieſem Ruf an der größeren Miſſion unſeres Volkes verzweifeln. Verſtändigt ſich Preußen mit den Nordſeeländern zu einem Freihandelsſyſtem, ſo iſt Oeſterreich mit Süddeutſchland, mit ſeinem Schutzzollſyſtem und ſeinen ultramontanen Geiſteskämpfen ſich ſelbſt überlaſſen. Der Bruch zwiſchen deutſchem Norden und Süden ſcheint immer offener zu werden, immer tiefer zu greifen. Der Teck will ſich keinem Hohenzollern beugen, und Preußen ruft ſeinen Geſandten von Stuttgart ab. Oeſterreich beginnt erſt ſeine großen Reformen, und Baierns Miniſter ſcheint noch nicht an der Siſyphusarbeit ermüdet zu ſein, ſich mit dem centralen Kaiſerſtaat zu verſtändigen. Preußen allein tritt in Erfurt mit geſchloſſener Phalanx als organiſirte Partei auf. In Süddeutſchland denkt man an einen Congreß der Fürſten im großdeutſchem Sinne, beſchränkt ſich aber auf Noten, die die Cabinette wechſeln. Möchte der Süden ſich raſcher als Partei geſtalten! Möchte Oeſterreich ſein Deutſchthum ſchärfer durchbilden, die Organiſation ſeines Zollvereins bis 1853 fertig entwickeln!

Oeſterreich und Preußen, Schutzzollſyſtem und Freihandelsſyſtem, deutſcher Süden und deutſcher Norden: das ſcheint jetzt der Schlachtruf in beiden Lagern zu werden.

Wir glauben aber an ein Germanien, das darüber hinausgreiſt, und wir glauben, daß die größere Miſſion unſeres Volkes für Europa trotz alledem nicht untergeht.

Im Mai 1850.

Die Martinskirche iſt wieder leer, aber die alte Suſanne im Thurm hat niemand hinausgeläutet. Auch hat kein thüringiſcher Sängerbund zum Abſchied geſungen: Geſegnet ſei der Tag! Die Notabeln ſind ruhig nach Hauſe gegangen; nur ein Journalſcandal, alſo doch ein Scandal! — den man dem Hrn. v. Bismark-Schönhauſen verdankt, war der letzte Lärm und das letzte Aufſehen des Erfurter Parlamentes. — Doch Scherz bei Seite! Reichensperger's Wort: Beauftraget die preußiſche Regierung ſich mit Oeſterreich über Deutſchlands Form gründlich zu berathen und uns dann Vorlagen darüber zu machen! — dies Wort verklang. — Unter den Reden war Häuſſer's Wort das gewichtigſte. Er ſprach von der Nothwendigkeit der preußiſchen Union und von der Nothwendigkeit Joſephiniſcher Reformen in Oeſterreich. Von Deutſchland iſt bis jetzt nichts zu Stande gekommen als ein concentrirtes Oeſterreich und ein zu erweiterndes Preußen. — Doch eine Bereicherung der deutſchen Sprache verdanken wir dem Erfurter Parlament. Die Partei Gagern und Bodelſchwingh hieß und nannte ſich ſelbſt die Enblockiſten. Die Verfaſſung in Bauſch und Bogen annehmen, nannten dieſe Deutſchen ſie vor der Reviſion en bloc acceptiren, während die Specificiſten à la Gerlach-Stahl erſt revidiren, d. h. alle Errungenſchaft der Freiheit ausmärzen und dann annehmen wollten. Unſere deutſche Sprache iſt bereichert, und Preußen hat den Umfang ſeiner Macht, aber auch deren Grenzen kennen gelernt. Es iſt durch dieſen Reichstag und ſein Bündniß hinlänglich erweitert, um von Oeſterreich jetzt zur Herrſchaft über Deutſchland Parität fordern zu können. Dies hat Preußen gewollt und erreicht. Die ſonſtigen Ergebniſſe dieſes Parlamentes wird das Berliner Cabinett nach Umſtänden und nach Bedürfniß — beſeitigen.

A. L. v. Rochau und Dr. G. Oelsner-Monmerqué haben gemeinſchaftlich die Geſchichte des Erfurter Parlaments geſchrieben. — Wir unſererſeits legten auf dies Parlament der Notablen nicht viel Gewicht. Nicht als ob wir vor dieſer Auswahl deutſcher Männer und parlamentariſcher Talente nicht perſönlich hohe Achtung gehegt; ſondern weil wir die Erfolge eines Congreſſes, deſſen Geſichtspunkte vom preußiſchen Cabinett octroyirt waren, bezweifelten. Ueber die Geſichtspunkte der Regierungen wagte in der Verſammlung Keiner hinauszugehen; die Bedürfniſſe des Volkes legte ſelbſt in materiellen Dingen Niemand in die Wagſchaale; von dem was in den Bewegungsjahren die Triebkraft geweſen, wurde in Erfurt kein Facit gezogen, und die Stimme des Einzigen der daran gemahnte, Deutſchland im Ganzen und Großen aufzuerbauen, ward überhört. Nur die Auferbauung eines großen und geſammten Deutſchlands kann begütigen, was in den Jahren 1848 und 1849 gefehlt und geirrt worden. — Die beiden Geſchichtſchreiber des Erfurter Parlamentes ſtellten an die Spitze ihres Buches das Motto: „Iliacos intra muros peccatur et extra.“ Die beſte Ueberſetzung davon würde ſein: Die Nation hat eben ſowohl geſündigt wie die Fürſten. Nur bleibt es bei weitem noch beklagenswerther, daß diejenige Partei, welche vor den Thronen ſtille ſtand, aber über dieſe hinweg das Panier der Volksſouveränität aufpflanzte, der Demokratie die Zügel entriß, um ſie vertrauensvoll den Fürſten überliefern zu laſſen. Dem Erfolge nach bleibt es ſich gleich, ob die Gagern'ſche Partei dies Spiel ſelbſt getrieben oder es den Diplomaten überließ. Gagern's „kühner Griff“ hatte das Frankfurter Parlament dazu vermocht, eine Centralmacht kraft alleiniger Vollmacht zu ſchaffen, aber der parlamentariſche Held des Nationalwillens war zum Führer einer bloßen Partei herabgeſunken, welche nothdürftig abſchließen und mit Preußen um jeden Preis ein Sonderbündniß zu Stande bringen wollte. Neben den Organen des preußiſchen Separatwillens mußte Gagern in ſeiner Geltung und Bedeutſamkeit verſchwinden. Seine letzte Illuſion, Preußen für den deutſchen Gedanken zu gewinnen, ſank als blaſſes Schattenbild zuſammen vor Manteuffels Beſtrebungen, Deutſchland preußiſch zu machen. Wie hohl, ſchüchtern und ſeiner ſelbſt nicht mehr gewiß klang in Erfurt der Ton ſeiner Stimme, während er in Frankfurt im aufgeſtelzten Gefühle ſeines Sieges, im berſtenden Bewußtſein einer großen Sache und eine Zeit lang unter dem Jubel der Patrioten das Geſchick des Vaterlandes in Händen hielt. Der Mann des „kühnen Griffes“ war zum Rechenmeiſter eines matten Calcüls, der Held des Nationalwillens zum Häuptling einer Partei geworden, die ſich mit der Nothdurft begnügen wollte. Und auch zu dem Nothwendigſten konnte ſich ein Cabinett nicht verſtehen, dem die „Beſten“ der Nation das Schickſal des Vaterlandes in die Hand geben wollten? — Ich bin nicht der Meinung der beiden Geſchichtſchreiber des Erfurter Parlamentes, daß weſentlich Rückſichten auf die auswärtige Politik zu Ablehnung der deutſchen Kaiſerkrone beſtimmten. Wer aber zu einer Sache den Muth nicht hat, Dem fehlt zu dieſer Sache auch der Beruf.

Gagern verzweifelte erſt in Erfurt an dem politiſchen Beruf der preußiſchen Staatsmänner; er ſaß an Manteuffels Tiſche den Inſulten eines Bismark-Schönhauſen gegenüber, der im Privatcirkel des preußiſchen Miniſters zuerſt das Wort von „Revolutionären in Glacéhandſchuhen“ auftiſchte. Einem ſolchen preußiſchen Junker gegenüber mußte der Ariſtokrat deutſcher Illuſionen blaß vor Zorn verſtummen. Dies das Ende eines ſtürmiſch begrüßten, aber allzu ſelbſtgewiſſen Helden der Nation.

Den journaliſtiſchen Scandal, der den letzten Act des Erfurter Parlamentes machte, verdankte man, wie geſagt, Hrn. v. Bismark-Schönhauſen. Dieſer Vorſtand des Bureaus wollte den Berichterſtatter der Allgemeinen Zeitung von der Tribüne ausgeſchloſſen wiſſen, und der Vorſitzende des Hauſes nahm Partei in einer Sache, welche die freie Meinung der Preſſe kränkte. Die beiden Geſchichtſchreiber des Erfurter Parlamentes verhandeln den Fall, der den Einen von ihnen perſönlich betraf, ausführlich in ihrem Buche. Es gehört dies zu den Annalen der freien deutſchen Preſſe.

Max Schleſinger: „Aus Ungarn“.

Eine glänzende Feder, ein anmuthiges Talent für ſceniſche Genremalerei liefert uns mit dieſem Buche die ſyſtematiſch geordnete Geſchichte des ungariſchen Aufruhrs. Die Ruhe der Quellenforſchung, die Sicherheit des logiſchen Calcüls hat ſich hier mit einer maleriſchen Wärme und Farbengebung, wie ſie ſonſt nur der künſtleriſchen Schöpferkraft eigen zu ſein pflegt, auf's innigſte vereinigt. Faſt nimmt uns jene feſte Ruhe des Räſonnements Wunder neben dieſem lebenſpendenden, künſtleriſchen Behagen der ausübenden Malerei. Jene fertige Ruhe im Endurtheil ſcheint dieſes Feuer in der Detailſchilderung zu decken. Daß der Verfaſſer im Vorwort ſich den Beruf abſpricht, bereits eine Geſchichte des tragiſchen Schickſals des alten Magyarenlandes zu ſchreiben, iſt wohl nur eine „Form“ der Beſcheidenheit; allen Ernſtes darf Max Schleſinger der Anſicht ſein, er habe nicht erſt auf die Arbeiten jener Männer zu warten, die von Koſſuth beauftragt waren, die Chronik dieſes Krieges an Ort und Stelle zu ſchreiben. Der Leſer, ſagt er, wolle nichts als „intereſſante“ Beiträge im Buche ſuchen. Hinter dieſer faſt anmaßenden Beſcheidenheit deckt ſich dann in der That um ſo beſſer das ſehr ſchroff hingeſtellte, die Exiſtenz Oeſterreichs vernichtende Glaubensbekenntniß des Verfaſſers. Das grauſe Schauſpiel des blutigen Krieges, das er uns ſo ergreifend ſchildert, iſt eben nur mit ſo lebensvollen Zügen vorgeführt, um über Oeſterreich deſto ſicherer das Todesurtheil zu ſprechen.

Zunächſt, um Schleſinger's Auffaſſungsweiſe anſchaulich zu machen, ſtehe hier ſeine Charakteriſtik Görgey's neben Koſſuth. Er hält über beide Männer die Acten für geſchloſſen, während er über den Gang der einzelnen Kriegsoperationen erſt die Belege noch abwarten will. Mich dünkt, über Charaktere ſei weniger ſchnell abzuſchließen. Ob Koſſuth der allein rein daſtehende, Görgey nur der Vaterlandsverräther: hierüber dürſte noch das Buch der Geſchichte und die Schlußfolge unſerer Logik offen ſtehen.

Man habe verſucht, ſagt Max Schleſinger, Görgey's Handlungsweiſe dadurch zu entſchuldigen, daß er ſeit der Unabhängigkeitserklärung vom 14. April eine moraliſche Berechtigung in ſich gefühlt habe, gegen die Urheber dieſes Schrittes feindlich aufzutreten. Dieſer Anſicht widerſprächen unleugbare Facten. Görgey habe ſich gegen dieſen Act nie ausgeſprochen; er trat nach demſelben in's Miniſterium, er contraſignirte die Erlaſſe des Gouverneurs, er trug zu jeder Zeit ſeinen Haß gegen die Dynaſtie offen zur Schau, und blieb ſich in dieſem Punkte conſequent, indem er für Rußland allein den Triumph des Sieges vorbereitete. Wenn er den Schritt innerlich oder vertrauten Freunden gegenüber mißbilligte, ſo iſt er doch nie als ehrlicher, offener Mann mit Wort oder That dagegen aufgetreten. Mögen aber ſeine Anſichten über die Politik des Miniſteriums welche immer geweſen ſein, mag Koſſuth, mögen die Miniſter oder die Generale gefehlt haben, ſo hatte er immer noch zwei unveräußerliche Pflichten zu erfüllen, wofern er nicht vom Schauplatz abtreten wollte: ſeine Pflicht als General, zu gehorchen, ſeine Pflicht als Ungar, das Vaterland vom Untergange zu retten. Vor Allem mußte ein Ungarn beſtehen, dann konnte er damit verfahren nach Ueberzeugung, ein Octavius oder Cincinnatus werden. Er hätte es gekonnt. Ungarn lag zu ſeinen Füßen. Er hatte Koſſuth durch ſeine Kenntniſſe und die Ruhe ſeiner Erſcheinung gefeſſelt, welche bedeutende Menſchen zur Bundesgenoſſenſchaft großer Thaten einladet; er feſſelte die Armee durch ſeine Tapferkeit, die Generale durch ſein geiſtiges Uebergewicht, die Officiere durch ſeinen Blick, das Volk durch ſeine Siege. Er ſelbſt beſaß dabei den Vortheil, den das Schickſal großen Männern ſelten gewährt: er blieb frei von jeder Feſſel, von jeder leidenſchaftlichen Verblendung. Für dieſes Herz von Eiſen, ſagt Schleſinger, gab's keinen Magnet als es ſelbſt. In der Abgeſchloſſenheit ſeines Weſens lag ein großer Theil ſeiner Kraft. Und ſo mächtig war dieſe, daß ſie fremde Ueberzeugung zur Unentſchloſſenheit verdammte. Viele ahnten in ihm den Verräther vor dem Verrath. Koſſuth ließ ihn beobachten, Perczel klagte ihn offen an, Nagy Sandor ſagte ſich im Geiſte von ihm los, Klapka, ſein alter Freund, konnte ihn nicht mehr faſſen, Guyon ſprach ſeinen Verdacht ſchon in Peſth aus, die Polen beſchuldigten ihn längſt; aber Keiner von Allen beſaß den Muth des Verbrechens, und Koſſuth nicht den Muth der Pflicht. Dieſer hatte eine ſo hohe Meinung von der Menſchheit und von dem Patriotismus jedes einzelnen Magyaren, daß er gern Jeden für ſo rein hielt wie ſich! Er ſelbſt hätte gern der Cato Ungarns ſein mögen. Aber ein Cato kann höchſtens dem Verfalle eines Staates ſteuern; einen Staat auf umgewühltem Boden gründen, das vermag er nicht. Koſſuth träumte zu viel von Tugend, und ſolche Träumer ſind die Gefährlichſten an der Spitze der Gewalten. Die Zeit heilt ſie nicht, die Menſchen machen ſie nicht ſtark, die Erfahrung nicht mißtrauiſch. Koſſuth verließ Ungarn, arm wie er damals geweſen, als er über die Schätze eines Volkes und die Goldminen eines Königreichs zu verfügen hatte; er verließ es mit grauen Haaren und jungem Herzen. An Görgey war Alles jung: ſeine Kraft, ſein Talent, ſein Muth, ſein Erfaſſen und Ausführen, nur ſein Herz war alt, verſchloſſen jeder jugendlichen Regung. Koſſuth herrſchte durch Leidenſchaftlichkeit und wurde durch ſie wieder beherrſcht, Görgey war gewaltig in Folge kalter Berechnung. Er achtete die Charaktere ſeiner Umgebung nicht, darum diente er nur ſich; er achtete das Volk nicht, welches ihn anbetete, darum konnte er mit deſſen Glück und Freiheit ein gewagtes Spiel treiben und verlieren. Das traurige Ende ſeiner Freunde und Kampfgenoſſen mag ſchwer auf der Seele dieſes unglücklichen Mannes drücken, aber ſelbſt die wohlwollendſten Geſchichtſchreiber werden nicht im Stande ſein, ein Atom von dieſer Gewiſſenslaſt wegzuphiloſophiren. Eben deshalb, weil er die Welt von jeher vom allernüchternſten Standpunkte aus beurtheilt hat, weil er nie Phantaſt und nie Träumer geweſen, kann man ſeine etwaige Gläubigkeit an das Wort eines ruſſiſchen Generals nicht zu ſeiner Entſchuldigung anführen. Ein Görgey konnte mit dem Glauben an ruſſiſch-öſterreichiſche Großmuth die gebotene Sorge für das Leben ſeiner Freunde einſchläfern? Das hieß aus ſeiner Natur heraustreten, da wo er es am allerwenigſten durfte. Man ſagt, er habe ſich für ſie bei Rüdiger und Paskiewitſch verwendet, und eine Liſte von Perſonen vor der Uebergabe entworfen, für deren Sicherheit die ruſſiſchen Generale einſtehen wollten. Möglich daß es der Fall war, ja wir wagen zu behaupten daß er es that, aber es war damit nicht genug gethan. Hier mußte er die Bedächtigkeit des Argwohns bis zur Lächerlichkeit, bis zur Beleidigung ſpannen, er mußte Bürgſchaft, geſchriebene, unverbrüchliche Bürgſchaft in Händen haben, bevor er die Waffen ſtreckte, Sicherheit, wenn nicht für die Freiheit Ungarns, doch für das Leben und die Freiheit ſeiner Kampfgenoſſen. Und wo er dieſe nicht hatte, mußte er ſich mit ſeinen Truppen durchſchlagen, und wäre er mit den Meiſten gefallen. Auf die politiſche Großherzigkeit Rußlands durfte er ſich am wenigſten ſtützen. Es liegt in der Natur jeder Intervention — und das iſt bewieſen durch die Geſchichte aller Zeiten — daß Interventionen blos dem Sieger zu ſtatten kommen. Im vorliegenden Falle war der Glaube ein Verbrechen.

So Schleſinger über Görgey. Und ſein Todesurtheil über Oeſterreich? — Er glaubt an eine kleindeutſche Einheit. Deutſchland hat noch nicht dazu gelangen können, ſagt er, aber ſein Ziel iſt erreichbar. Denn die Nothwendigkeit einer deutſchen Einigung ſei eine „innere“, „baſirt im Gefühlsleben der deutſchen Stämme“, und „Gefühl, ſagt er, iſt die Politik der Maſſen.“ Das Zuſammenhalten Oeſterreichs dagegen ſei lediglich eine äußere Nothwendigkeit. Für Deutſchland kämpfe das Volk, gegen das centrale Oeſterreich kämpfe jeder ſeiner Stämme! — Ich weiß nicht, ob Max Schleſinger dieſe Illuſionen von Deutſchland aus Wien und Ungarn mitbrachte; — ich zweifle, daß er ſie ſich in Berlin, wo er den Winter über gelebt, erwarb. Vielleicht hat er dieſe Illuſionen von deutſcher Einheit nöthig, um damit gegenſätzlich ſeinen Glauben an Oeſterreichs nothwendige Auflöſung zu ſtützen! Im Gefühlsleben der deutſchen Stämme, ſagt er, beruhe die innere Nothwendigkeit eines einigen Deutſchlands. Es iſt ſchmerzlich als Deutſcher einem Deutſchungar hier Aufſchlüſſe geben zu müſſen; politiſchen Verſtand verräth es aber nicht, hat er ein Jahr in Deutſchland gelebt, und im Hader der Stämme dieſen Aufſchluß nicht ſelbſt gefunden. Für ein einiges Deutſchland, meint er, kämpfe das Volk. Gegenwärtig kämpft das Volk überhaupt nicht. In Wien und Berlin hat es für die ſchwarzrothgoldne Fahne im erſten ſchönen Rauſch ſein Blut verſpritzt. Da ſanken auf beiden Punkten raſch die Bollwerke des alten verroſteten Lebens. In Wien und Berlin beugten die beiden Herrſcher vor der deutſchen Standarte des für Deutſchland begeiſterten Volks das Haupt. Eben ſo raſch aber verflog der erſte reine edle Freiheitsrauſch; er war zu leicht erkämpft, und im Gefühl dieſes allzu leichten Sieges begann der Uebermuth, der verbrecheriſch genug war, die dreifarbige deutſche Fahne nur als Vorwand aufzupflanzen, um hinter dieſem damals geheiligten Panier die Anarchie als Durchgangspunkt zur Republik zu erzielen. In Frankfurt, Baden und Dresden hat das Volk, eine Beute Derer, die nichts als Auflöſung wollten, nicht mehr für Deutſchlands Einheit gefochten. Deutſchlands Einheit iſt ſeitdem die Sache der Denker, nicht mehr die Sache des bethörten Volkes. Ein Kind der parlamentariſchen Combination, war ſie in der Paulskirche aus der Taufe gehoben worden, aber die Pathen blieben dazu aus. Anarchiſche Gelüſte hatten bereits den deutſchen Einheitsgedanken befleckt, und unter den Fürſten war der Held nicht zu finden, der es gewagt, den großen Reinigungsact zu übernehmen auf den guten Glauben hin, der Gott Deutſchlands und der Geiſt der Nation wolle das Werk. In Erfurt traten dann abermals Männer zuſammen, die die Schöpfung eines vereinigten Deutſchlands an Preußen knüpften, während die Patrioten, die die deutſche Einheit nicht ohne Oeſterreich wollen, auf Grund und Boden des materiell gemeinſamen großen Vaterlandes die Einheit erzielen. Ein Werk der Combination der Denkenden iſt hier wie dort die deutſche Einheitsidee und ihre Verwirklichung. Das Volk kämpft nicht mehr dafür, das Volk wird erſt Hand anlegen dazu, wenn es ſieht, wo ſein Bedürfniß thatſächlich damit erzielt iſt. Sache der Denker iſt eben ſo ſehr die Concentration der Macht Oeſterreichs. Und dieſer Gedanke iſt nicht blos durch den Schwertſchlag der Heere wieder hingeſtellt; dieſer Gedanke hat nicht blos, wie der Verfaſſer ſagt, eine äußere, er hat eine weltgeſchichtliche, eine für Europa gültige Nothwendigkeit. Ohne die Einigung Oeſterreichs geht das deutſche Element im Gewühl der Slaven verloren. Ohne die Concentration dieſer Staatenmacht geht im Gewürge ſtreitender Völker, die ziellos einen Vernichtungskampf eröffnen würden, die Miſſion des deutſchen Geiſtes zum Oſten hin verloren, und ein aufgelöſtes Oeſterreich wird nur eine Beute Rußlands ſein.

Der Verfaſſer iſt anderer Meinung. Er giebt der Exiſtenz Oeſterreichs keine andere Miſſion als ſich in Confuſion aufzulöſen, keine andere Zukunft als ein nothwendiges Aufgehen in Rußland. Hierüber ſtreiten, wäre ſo eitel als Jemand zwingen wollen an das Daſein eines Gottes zu glauben. Die Beweismittel erſchöpfen ſich, fehlt der gebietende Inſtinct für ſolchen Glauben. Nur der falſchen Stützen ſollte ſich der Verfaſſer begeben; die Illuſion, für Deutſchlands Einheit kämpfe das Volk, iſt in ſeinem Räſonnement nur ein täuſchendes Mittel, um die Einheit Oeſterreichs zu widerlegen. Ein negativer Kopf, auf der einen Seite zum Peſſimismus gedrängt, ſollte auf der andern kein gutmüthiger und leichtgläubiger Optimiſt ſein.

Georg Klapka's Memoiren.

Was Max Schleſinger in ſeinem Buch „Aus Ungarn“ angekündigt, das Erſcheinen von Denkwürdigkeiten aus der Feder von Männern, die Koſſuth damit beauftragt Wahrheit und Wirklichkeit zu geben, das geht ſehr raſch in Erfüllung. General Klapka's Memoiren ſind deutſch und als „Originalausgabe“ erſchienen. Das aus London gegebene Vorwort iſt vom April 1850. Nach der Feier Koſſuth's, nach der Brandmarkung Görgey's — ſo ergiebt ſich nach Max Schleſinger's beredtſamen Mittheilungen die Vertheilung des Lorbeers und des Schandpfahls — griff ich nicht ohne Haſt zu Klapka's Mittheilungen. Hier iſt allerdings Wahrheit und Wirklichkeit, und ſie ſtraft alle glänzend täuſchende Genremalerei Lügen. Der Haß dieſes Ungarn gegen alles, was in Oeſterreich Deutſchthum heißt, iſt ächt und offen, dieſer Nationalhaß iſt wenigſtens ohne den Beiſatz einer lauernden Speculation, welche die Sache Ungarns nur feiert, um die Sache Oeſterreichs der Verachtung preiszugeben und in dem Chaos der Völkerwirren, das über Oeſterreich hereinbrechen ſoll, ziellos umherzuſchwimmen. Max Schleſinger fordert vom Schickſal die Auflöſung Oeſterreichs, ohne Ahnung, welches dunkle Verhängniß damit für

Deutſchland ſelbſt hereinbrechen würde. Klapka will nichts als ſein Volk im Kampf gegen das Haus Habsburg rechtfertigen. Und er thut das als ächter Ungar, als ehrlicher Soldat.

Die Einleitung der Memoiren bringt kurze Rückerinnerungen. Das Ergebniß der Märztage 1848 war für die Ungarn, wie Georg Klapka ſagt, „die endliche Verwirklichung ihrer nie erloſchenen, bei jeder Königskrönung erneuerten und eidlich beſtätigten, aber nie eingehaltenen Rechte und Freiheiten.“ Dieſe Rechte und Freiheiten beſtanden in den Vorrechten und in der Herrſchaft der Adelskaſte. Das iſt offen geſprochen. Die Magyaren wollten und wollen noch immer auf dem längſt von ihnen verwirkten Boden die abſolut regierende Nation ſein. Kaiſer Ferdinand (König Ferdinand V., wie ihn Klapka nennt) erſchien den 11. April 1848 in Preßburg vor dem Reichstage und ſanctionirte für ſich und ſein Regiment dieſe Acte der neuen Geſetze, die Klapka die „alten Freiheiten“ Ungarns nennt. Das ungariſche ſelbſtändige Miniſterium hielt ſeinen Einzug in Peſth. „Dem regenerirten Ungarn, erzählt Klapka, waren nun alle Mittel in die Hand gegeben, durch wackeres Vorwärtsſchreiten auf der Bahn des Rechts und der Cultur bald die Wunden der mehr als dreihundertjährigen Unterdrückung zu heilen und ſich allmählich auf die ihm von der Natur beſtimmte Höhe des innern Wohlſtandes und der äußern Macht zu ſchwingen.“ Von welcher Art dies „wackere Vorwärtsſchreiten auf der Bahn des Rechts und der Cultur“, ergab ſich alsbald, da die „nicht regierenden“ Völker Ungarns gegen die regierenden Magyaren in den Waffen ſtanden, um ihre Gleichberechtigung mit ihrem Blut zu erkaufen. Die Serben, die Wallachen, die Südſlaven, die Sachſen in Siebenbürgen, Alles was ſlaviſch und deutſch heißt, lehnte ſich auf. Anfangs ward dem Palatin die geſammte Armee der Ungarn übergeben. Hoffte man, ſich in Erzherzog Stephan den unabhängigen König zu erziehen? Die Ermordung des Sendboten Lamberg ſchien bald anzudeuten daß man die „dreihundertjährige Unterdrückung“, wie Klapka den Zuſammenhang Ungarns mit Haus Habsburg nennt, beenden wollte. Wir unſererſeits können dieſen Zuſammenhang keine Unterdrückung nennen. Ungarn wirthſchaftete ſelbſt unter Metternich ganz für ſich; Oeſterreich hatte wohl wenig oder nichts vom reichen Lande. Schlimm genug, daß trotzdem aus der ungariſchen Wirthſchaft ſo wenig wie aus der polniſchen wurde. Beweis genug, daß eine Adelsnation, deren Macht auf der Sklaverei der Nebenvölker beruht, aus der Reihe der berechtigten nationalen Selbſtändigkeiten treten muß, ſoll ſich ein Bürgerthum, ſoll ſich ein modernes, vernünftiges Staatsleben entwickeln. Ungarn hatte ſo wenig wie Polen zu einer beſonnenen politiſchen Exiſtenz Beruf. Magyaren, Polen, Juden, Zigeuner, dieſe zerſetzten Volkselemente können hundertfach die Aufgabe geſitteter Ordnung, die der Deutſche mit dem Schweiß ſeiner Arbeitſamkeit auf dem zerſtampften Boden ſäete, kreuzen, ſtören, corrumpiren und auflöſen; zu einem geordneten Lebenswandel, zur Autonomie feſter freier politiſcher Schöpfung haben ſie keine Befähigung. Daß das alte Oeſterreich ſeiner Aufgabe nach dem Oſten hin ſchlecht genügt, räumen wir gern ein. Ob und wie Oeſterreich den Aufſtand der Serben und anderer Nebenvölker Ungarns gegen die regierende Adelsnation nach dem März 1848 unterſtützte, darüber können wir kein Urtheil haben; die Zeugniſſe ſind parteiiſch. Die Ermordung des königlichen Sendboten war ein Friedensbruch und der Krieg begann, denn die Magyaren thaten nichts, dieſen Bruch mit ihrem Könige zu ſühnen. Ferdinand trat ab; der junge Kaiſer war nicht gebunden; er fand in den Ungarn nichts vor als Reichsfeinde. Sie ſetzten die Dynaſtie Habsburg ab; ſie erklärten ſich zur Republik, und damit war die Loſung des Krieges um Leben und Tod gegeben, der Krieg ſelbſt ein principieller, ein europäiſcher geworden. So gut man Polen, um ſelbſt zu exiſtiren, bekämpfte, ſo gut mußten die Ungarn als Heerd des Umſturzes der Monarchie bekämpft werden. Daß ſie ſich ſolche Wichtigkeit beimaßen, geſteht Klapka ehrlich genug ein. Wien wollten ſie nicht erobern, weil ſie, ſagt er, um nicht vom „Rechtsboden“ zu weichen, erſt auf formelle Einladung des Reichstages warteten. „Die reactionäre Mehrheit deſſelben, ſagt er, war dazu nicht zu bewegen.“ So ließen ſie ſich bei Schwechat ſchlagen, ſtatt Wien mit Sturm zu nehmen, wo man ſie, ſagt Klapka, ſehnlichſt erwartete. Wir wiſſen nicht: war das auf Seiten der Ungarn Beſchränktheit oder Schwäche. Sobald Krieg erklärt iſt, hat man, dünkt mich, zur Offenſive wie zur Defenſive ein gleich gutes und nothwendiges Recht.

Im April 1849, nach dem glorreichen Entſatz von Komorn, erwartete man von Görgey denſelben Schritt gegen Wien. „In der Hand Görgey's, ſagt Klapka, lag nicht nur das Geſchick ſeines eignen Vaterlandes, ſondern auch jenes des geſammten Kaiſerſtaats, ja ſelbſt das Schickſal von Europa. Ein kühner Entſchluß, raſche Ausführung, und Alles konnte, mußte gewonnen werden! Ungarn wäre die Stiege der wahren bürgerlichen Freiheit, die durch den ſeltenſten Heldenmuth ſeiner Söhne zu hohen Ehren gebrachte Tricolore (die ungariſche nämlich, Grünweißroth) zum Banner derſelben für Mitteleuropa geworden; Görgey's Name würde in der Reihe der erſten Helden der Weltgeſchichte glänzen und ſein Andenken mit den glorreichſten Freiheitskämpfern der Völker eng verknüpft bleiben. Gleich Waſhington hätte er ſich für ewige Zeiten ein unvergängliches Monument in den Herzen der Völker geſichert; die Gegenwart würde ihn ſegnen, den Regenten der Nachwelt aber (hätte es denn noch ſolche gegeben, wenn die ungariſche Republik über Oeſterreich geſiegt hätte?) würde er zur Warnung dienen und ſie lehren, wie wenig es gerathen ſei treulos mit dem gegebenen Worte zu ſpielen. Leider war Görgey, vortrefflich auf dem Schlachtfelde, unentſchloſſen im Entwurfe.“ Görgey zog nicht gegen Wien, ſondern nahm Ofen. Seine Widerſacher nennen dies ſeinen erſten und entſchiedenſten Verrath. Klapka ſpricht ihn davon frei, er ſchiebt ihm kein unlauteres Motiv dazu unter. — Die Feder des Deutſchungarn Max Schleſinger hat Görgey lediglich als den Verräther Ungarns gebrandmarkt. Das Zeugniß und das Blut eines wirklichen Ungarn, der mit dem Schwert dem Waffenbruder zur Seite geſtanden, wird wohl mindeſtens eben ſo viel Gewicht haben dürfen als die Tinte des glänzenden Genremalers.

Ueber die Waffenſtreckung liefert Görgey's Brief an Klapka das getreueſte Document. Klapka ſelbſt theilt dieſen aus Großwardein den 16. Auguſt 1849 gegebenen Brief als „einzig ächten“ in ſeinem Buche mit. „Lieber Freund Klapka, ſchrieb Arthur Görgey einige Tage nach Abſchluß des Waffenſtillſtandes, ſeit wir uns nicht geſehen, geſchahen zwar nicht unerwartete, doch entſcheidende Dinge. Die ewige Eigenſucht der Regierung, die gemeine Eiferſucht einiger ihrer Mitglieder, hatte es glücklich ſo weit gebracht, wie ich es Dir bereits im April vorausgeſagt. Als ich die Theiß nach manchem ehrlichen Gefecht mit den Ruſſen bei Tokai paſſirt hatte, erklärte der Landtag daß er mich zum Oberkommandanten wünſche. Koſſuth ernannte heimlich Bem. Das Land glaubte, ich ſei es, weil Koſſuth auf den Antrag des Landtags eine jeſuitiſche Antwort geben ließ. Dieſe Spitzbüberei war die Quelle alles deſſen was ſpäter geſchah. Dembinsky wurde bei Szöreg geſchlagen, Bem bei Maros-Vaſarhely geſprengt.“ Folgen weitere Einzelheiten der eiferſüchtigen Ränke, wodurch Görgey, als er Komorn verließ, im Süden den Oeſterreichern, im Norden der ruſſiſchen Hauptmacht ganz allein gegenüber ſtand. Nur ein Rückzug nach Siebenbürgen ſtand ihm frei; allein die Rückſicht für ſein Vaterland, dem er endlich den Frieden geben wollte, bewog ihn die Waffen zu ſtrecken. „Erſt hatte ich, ſchreibt er weiter, die proviſoriſche Regierung aufgefordert, einzuſehen daß ſie dem Vaterlande nichts mehr helfen, daſſelbe nur noch tiefer in's Unglück ſtürzen könne, daher abdanken ſollte. Sie that es und legte alle Civil- und Militärgewalt in meine Hände nieder, wodurch ich, da die Zeit drängte, den raſchen, aber dennoch wohlüberlegten Entſchluß faßte, vor der Armee Sr. Majeſtät des Kaiſers von Rußland die Waffen unbedingt zu ſtrecken. Die tapferſten und bravſten meiner Truppen ſtimmten mir bei; alle Truppenabtheilungen aus der nächſten Umgebung Arads ſchloſſen ſich mir freiwillig an, die Feſtung Arad unter Damjanich hat erklärt ein Gleiches thun zu wollen. Bis jetzt wurden wir ſo behandelt, wie es der brave Soldat vom braven Soldaten erwarten mußte. — Erwäge was Du thun kannſt und thun ſollſt."

Arthur Görgey.

Dieſen Brief erklärt Klapka, der geſchworene Feind Oeſterreichs, für ächt. Er ſtellt damit die Ehrenrettung Görgey's über alle Zweifel feſt. Es fällt uns nicht bei, gut zu heißen was dieſem Schritte folgte; aber es gereicht uns zur Genugthuung, den Leichtſinn der Verleumdungsſucht damit widerlegt zu ſehen.

Bruno Bauer und ſein Untergang.

Der Berliner genius loci liefert uns in Bruno Bauer die Quinteſſenz ſeiner ſelbſt. Die Eſſigmutter dieſer kritiſchen

Säure wird nicht müde, die deutſchen Elemente, die ſich ſuchen, finden und fliehen, zu zerſetzen und zu zerfreſſen. Dieſe Negation negirt Alles, glaubt aber ſehr ſtark an ihr eigenes poſitives Daſein. Nirgends ſonſt iſt für dieſe ſpecifiſche Berliner Kritik ein Ding vorhanden, um zu exiſtiren. Die Exiſtenz jedes Weſens beſteht für ſie nur in ihrer Auflöſung; nicht Werden, Blühen und Abblühen, ſondern Untergang iſt lediglich Zweck. Im Fauſt hieß es: Da tritt der Philoſoph herein und ſagt: ſo müßt' es ſein! Wie unſchuldig iſt dieſer Mephiſtopheles gegen die mephitiſche Philoſophie aus Charlottenburg, dieſes Fabrikat aus Chauſſeeſtaub! Dieſe Philoſophie ſagt nicht: So hätte es kommen müſſen, wenn etwas daraus werden ſollte; ſie beweiſt vielmehr: Es iſt ganz richtig, daß nichts daraus wurde, denn das Nichts war von Anfang an der Zweck dieſes Etwas.

Bruno Bauer ſchrieb ein Buch: „Der Untergang des Frankfurter Parlamentes, d. h. Geſchichte der deutſchen conſtituirenden Nationalverſammlung.“ Dieſes „Das heißt“ ſteht nicht auf dem Titel, iſt aber der ganze Sinn dieſes atheiſtiſchen Nihilismus; die Geſchichte der Nationalverſammlung konnte nur die Geſchichte ihres Unterganges ſein, ihr Untergang war ihr Beruf, und der Zweck der deutſchen Einheitsbeſtrebung iſt nichts als die deutſche Zwietracht! Da finden wir bei der Vorführung all der Momente unſerer letztjährigen Bewegungen nichts von den Pulsſchlägen der plötzlich erwachten Freiheitsluſt, nichts von dem patriotiſchen Jubel, der bei dem Zauberklang von Deutſchlands Einheit durch die Gauen des Vaterlandes zog und das Vorparlament begrüßte, nichts von den Höhepunkten der nationalen Zuverſicht zu ſich ſelber, nichts von den Momenten des patriotiſchen Aufſchwungs in der Paulskirche, als Männer wie Gagern im Reiche des Gedankens die Souveränität des Volkes als Fahne aufpflanzten, Männer wie Dahlmann Fürſten und Völker zur Eintracht zu zwingen gedachten, Männer wie Vincke der Revolution einen Rechtsboden abzugewinnen ſtrebten. Die Berliner Kritik ſaß nüchtern daheim und kaute an ihren Nägeln; mit Unfruchtbarkeit geſchlagen, glaubt ſie nirgendwo und wie an einen Fruchtkeim; die Nergelei ihres Scharfſinns wartet beim Wachsthum der Blume blos auf den Moment des Verblühens, um dann zu beweiſen daß der Untergang der Zweck ihres Daſeins war. Die ganze nationale Bewegung war für Bruno Bauer von Anfang an eine rückwärtſige. Ein Sturm trieb das Vorparlament zuſammen, aber es erſchrak ſofort über die Wirkungen ſeiner ſelbſt! Dies iſt richtig, aber der Sturm iſt für die Kritik ein ſinnloſes Etwas; der Drang des nationalen Einheitsgedankens gilt ihr für einen zufälligen Windſtoß, den ſie logiſch nicht begreift. Das Parlament wollte kein Convent ſein: dies der Inbegriff des Vorwurfs, den ihm die Berliner Kritik macht. Es lieferte keine Robespierres, und Bruno Bauer erläutert: Weil es zum Terrorismus nicht den Muth hatte, fing es mit ſeinem Untergang, mit der Selbſtvernichtung an. Die Negation findet das in der Ordnung. Sie iſt ſogar gerecht; ſie nennt es thöricht, den Regierungen die Schuld des Mißlingens am großen Werk der deutſchen Einheit aufzubürden. Die Nationalverſammlung, ſagt Hr. Bauer, trägt die Schuld, denn ſie lähmte von Anfang an ihren revolutionären Willen durch Rückſichtnahme auf Recht und Geſetz. Gagern und Baſſermann, ſagt er, machten die Reſignation und die Selbſtdemüthigung dem Parlamente zur Pflicht, und als man zur Durchſetzung der Verfaſſung ein Miniſterprogramm vorlegte, ſprach Gagern nur von „allen möglichen friedlichen und geſetzlichen“ Mitteln. Die Berliner Kritik meint, die Nationalverſammlung hätte damit anfangen müſſen, zu hängen und zu ſpießen, und wenn der Terrorismus eines deutſchen Convents in der Säbelherrſchaft der Despotie der Gegner ſeine Rückwirkung und ſein Ende erreicht hätte, ſo würde die Kritik auch dieſen Untergang des Parlaments naturgemäß und logiſch richtig gefunden haben. Aber ſie ſagt, die Schuld lag nicht blos am Parlamente, ſondern zugleich an der Nation. Der bürgerliche Aufſtand beſchränkte ſich überall auf eine theoretiſche Willensmeinung und dieſe Willensmeinung auf die Erklärung, das Volk wolle eine gewaltſame Entſcheidung nicht, da Revolution und Bürgerkrieg der Uebel größte ſeien. Wie das Vorparlament vor den Möglichkeiten eines Conventes, ſo erſchrak der Bürger in den einzelnen Stadtrevolutionen, wie er ſah daß der Arbeiter ſie mache. Der Bürger, ſagt Bruno Bauer, ließ die Kraft des vierten Standes ſich verbrauchen und temporiſirte. Dann ließen die Regierungen die Bürgerkraft ſich verbrauchen und temporiſirten ſo lange, bis ſie wieder abſolut und aus Vollmacht von Gott über die Nation entſcheiden konnten.

Ueber den Wahnſinn der nationalen Parteiungen ſpricht Bruno Bauer's Scharfſinn manch richtiges ſtrafendes Wort. Er bezweifelt, ob eine Nation vorhanden ſein, von einem Volk die Rede ſein könne, wenn zwei gleich ohnmächtige Parteien in niedriger Kleinlichkeit ſich bekämpfen, keine von beiden zum Siege führt, noch eines Sieges würdig iſt. „Iſt das ein Volk? fragt er, dieſe beiden Haufen, die ſich wie zwei verſchiedene Racen gegenüberſtehen, die entnervten und rathloſen Revolutionäre, die den Halt der ihnen fehlt, den Sieg den ſie nicht mit eigener Kraft gewinnen können, die Zukunft zu deren Eroberung ſie zu ſchwach ſind, von einem fremden Volk erwarten, den Ungarn, die für ihre Vergangenheit und pergamentenen Privilegien kämpfen; — auf der anderen Seite die dumpfe Maſſe, deren Stamm die Honorartioren, Beamten und Penſionärs der Landſtände im Sommer 1848 gebildet, beſoldet und mit dem Knüttel bewaffnet haben — ſind die ein Volk, ein eroberndes Volk, das Volk, von dem ein Deutſchland geſchaffen und in die Geſchichte eingeführt werden kann?“ — Der Stachel dieſer Wahrheit wird aber in Bruno Bauer leicht zum Widerhaken, der rückwärts in das eigene Fleiſch greift. Wenn er die Schuld, daß aus einer halben Revolution keine ganze Reform geworden, in einem Mangel an Muthe findet, wenn er rügt daß das Parlament kein Convent geworden, die deutſche Bewegung von heute keine Dantons und Robespierres erzeugt habe, ſo hat er keinen Sinn für die Sittlichkeit freiwilliger Selbſtbeſchränkung wie ſie in England heimiſch iſt. Eben ſo entgeht der politiſchen Begriffsfähigkeit dieſer negirenden Kritik die poſitive Wahrheit, daß Frankreich mit all ſeiner Virtuoſität im Revolutioniren bei dieſem Mangel an ſittlicher Selbſtbeſchränkung es nicht zur Form, geſchweige zum Inhalt wahrer bürgerlicher Freiheit gebracht hat. Der Hang zur Selbſtbeſchränkung führt leicht zu Gebundenheit der Kräfte; aber im Gegentheile, in der Maßloſigkeit liegt die Verflüchtigung der beſten nationalen Elemente; England und Frankreich ſind uns deſſen Zeuge. In Sachen der eigenen Nation wird aber die Kritik der negirenden Philoſophie durch Spott und Hohn zu jener ehrloſen Miſchgeburt, welche Fauſt im Mephiſtopheles verwirft. Der Nationalgeiſt Deutſchlands hat noch nicht ganz aufgehört, jener Fauſt zu ſein, der das Höchſte will, ſelbſt wenn ihm ſein Afterbild in der Geſtalt des ewig Verneinenden zur Seite bleibt.

Ein höhniſcher Zug läuft in die Kritik Bruno Bauers, wenn er von den Frankfurter Sendboten, welche die Kaiſerkrone an Preußen überbringen ſollten, ſagt, ihre wahre Abſicht ſei auch in der Verwerfung dieſer Krone erreicht worden; die Abſicht des Augenblicks, die Illuſion des Kaiſerthums hätten ſie freilich verloren, allein dem Königthum damit den rechtlichen Anlaß gegeben, die Octroyirung einzuleiten und die Sprengung des Parlamentes zu modificiren. Freilich, ſagt Bauer, hatten ſie es nicht ſo gemeint; ſie glaubten damit einen Ausweg gefunden zu haben, aber ſie konnten dem Fatum nicht entgehen, am wenigſten dem Fatum das ſie ſich ſelbſt geſchaffen. Sie hatten kein Deutſchland ſchaffen können, darum ſchleppten ſie ſich zum Thron des Fürſten, den ſie baten, er möge Preußen erweitern, und man wolle dann ſehen, ob dies Großpreußen für Deutſchland zu nehmen ſei. Auch dies, ſagt Bruno Bauer, gehöre zu den Frankfurter Maßregeln, die lauter Mißgriffe geweſen. In der Kaiſerwahl hätten die Revolutionäre ihre Ehre verpfändet, dem Abſolutismus des Nordens Rechnung getragen, ihm gegen ihre Ueberzeugung geſchmeichelt, indem ſie ihm etwas boten, was ihm niemals gebühre. Der Gießner Vogt war in der Paulskirche der Ausdruck dieſer Lüge geweſen; er war Shakſpeare's Fähnrich Piſtol im Stücke, der mit Wuthausbrüchen um ſich wirft und dann damit prahlt daß er die Welt verſchont habe. Vogt rühmte ſich im Namen ſeiner Partei, die Bewegung in Süddeutſchland ein ganzes Jahr lang gedämpft zu haben. Die nüchterne Kritik lacht ihn dafür aus. „Sie haben nicht Despoten ſein können, ſagt Bruno Bauer, und ſo blieb ihnen nur übrig, die Despotie zu leiden.“ — Was bleibt ſonſt noch übrig von der deutſchen Einheit? Nichts, ſagt Bruno Bauer, abſolut nichts. Iſt der Nation die deutſche Einheit genommen, ſo will ſie nun auch nicht die preußiſche; iſt die deutſche Originalverfaſſung geſtürzt, ſo will die Nation auch nicht das königliche Plagiat; iſt die Nationalverſammlung untergegangen, ſo glaubt das Volk auch nicht an die Lebensfähigkeit eines königlichen Nachparlamentes. — Die Kritik ſpricht hier ſeltſamer Weiſe vom Glauben eines Volkes. Als ob ſie an einen Glauben glauben könnte! Sie glaubt blos an die Negationen, negirt alſo Deutſchland in jeder Form, in jeder Geſtalt.

Bleibt ihr ſonſt nichts mehr übrig? — Rußland! Rußland hat am ſtolzeſten und ruhigſten zugeſehen; es hat die Aufgabe, der Sache ein Ende zu machen. Selbſt die Ungarn, ſagt Bruno Bauer, in ihrer „beſchränkten Nationalität“ haben dieſe Rolle an Rußland übertragen. Der witzige Volkskalender von Glasbrenner führt unter der Rubrik: Genealogie der regierenden Häuſer in Europa, lediglich Rußland an. Iſt es nicht ſpaßhaft daß der Witz des Schalksnarren und die Kritik des abſoluten Philoſophen, Glasbrenner und Bruno Bauer, in einem Punkte, nämlich im Aberwitz harmoniren?

Bleibt der abſoluten Kritik ſonſt nichts? O ja, ſie bleibt ſich ſelbſt, iſt ſich ihrer ſelbſt gewiß. Sie hat ebenfalls wie Rußland am ſtolzeſten, d. h. am ruhigſten und froſtigſten zugeſehen, und hat nun wie dieſes die Aufgabe, dem Dinge ein Ende zu machen, indem ſie beweiſt daß der Untergang der Zweck des Daſeins iſt. Sie wittert den Tod nicht blos im Keime, ſie hört nicht blos das Gras wachſen, ſie hört im Wachsthum des Graſes auch ſchon die Senſe ſchärfen, die es mähen wird. Sie ſieht nicht blos im Kelche der Blume, ſie ſieht auch ſchon im Samentheilchen, das ſich dem Mutterſchooß der Erde anvertraut, den leibhaften Tod; alles Werden verſteht ſie blos als Verweſungsproceß Sie begreift nur nicht daß aus der Verweſung abgethaner Stoffe ſich neuer Grund zur Zeugung entwickelt. Dies poſitive Geheimniß bleibt der Negation verborgen, und ſo ſteht ſie vor jeder Neugeburt als armer dummer Teufel. Möglich, daß, bevor in Deutſchland dieſe Kritik des Unterganges nicht untergegangen iſt, kein geſundes Leben ſich zeugen kann. Wahrſcheinlich iſt aber dieſe Untergangskritik bald reif zu ihrem Untergange. Sie erfüllt in der That damit nur den Zweck ihres Daſeins. Bruno Bauer's Untergang iſt der Zweck ſeiner Exiſtenz. Das Meſſer, das ſich ſelbſt zerſchneidet, iſt das Symbol dieſer negativen Philoſophie.

Karl Jürgens: Zur Geſchichte des deutſchen Verfaſſungswerkes. 1848—1849.

Endlich ein Werk, das ohne alle Leidenſchaft der Klubbiſten Unbefangenheit und Schärfe zugleich hat, um zwiſchen den Parteien hindurch zu ſchreiten, über ſie hinweg der Wahrheit die Ehre zu geben. Zur Lauterkeit und freien Selbſtändigkeit des Verfaſſers geſellt ſich auch noch bei aller Feſtigkeit einer, Martin Luthers würdigen Geſinnungskraft die Beſcheidenheit des ſchüchternen Mannes, der ſich ungern auf den Markt des Lebens hinausdrängt, wo ſo vieles feil zu ſein ſcheint, ſelbſt die Wahrheits- und die Vaterlandsliebe. Es iſt derſelbe Mann, Landpaſtor in braunſchweigiſchen Landen, — „Stadtoldendorf, d. 20. Januar 1850“ iſt das Vorwort unterſchrieben, — der uns das Leben Martin Luthers geſchrieben.

Der Verfaſſer glaubt, die Zeit ſei noch nicht gekommen, wo eine wirkliche Geſchichte der deutſchen Nationalverſammlung geſchrieben werden könne. Er ſpricht immer nur von einer Geſchichte des deutſchen „Verfaſſungswerks“. Das Frankfurter Parlament nimmt er blos als Mittel zum Zweck; iſt nun der Zweck verfehlt, ſo darf, meint er, auch die Verſammlung verworfen werden. Fern aber bleibt er von jenem Mangel an Pietät, der den geheiligten Willen der Nation in den Vertretern verletzt. Karl Jürgens ſpricht ſelbſt gegen ſeine entſchiedenen Widerſacher den Tadel mit jenem Schmerz aus, der um das abermals in Auflöſung begriffene Vaterland trauert. Zur Geſchichtſchreibung, ſagt er, fehle noch die Unbefangenheit. Und doch hat er ſie, nach unſerem Gefühl. Urſprung und Zuſammenhang der Vorgänge, ſagt er, ſeien bei den Ereigniſſen, die uns gedrängt, noch nicht genugſam enthüllt, und wer die Protokolle, die ſtenographiſchen Berichte ſammt allen Zeitungen darüber kenne, dem ſei doch viel Wichtiges, ſelbſt ein Theil des Allerentſcheidendſten noch nicht bekannt. Die öffentliche Meinung ſei nicht blos aus Unkunde, ſondern auch abſichtlich falſch unterrichtet, weil Viele die Dinge wie ſie waren nicht ſehen, belogen ſein und die Lüge glauben wollten. Er ſeinerſeits hofft zu den Materialien weſentlich beizutragen. Einen höhern Anſpruch macht er nicht. Er liefert aber als Mitagent und als Kritiker den wichtigen Dienſt, die Partei der Erbkaiſerlichen ohne Falſch und ohne bösliche Nebententendenz aus einfach verſtändigem Vaterlandsgefühl der Betreibung eines thörichten

Werkes anzuklagen. Weit entfernt, Gagern's Verdienſte, die Größe und Gewalt der patriotiſchen Begeiſterung dieſes Mannes mißzukennen, tritt er als Kläger gegen deſſen Sache auf, die „zum falſchen Ziele auch falſche Wege gegangen.“ Bekennen wir es offen: Heinrich von Gagern, der edelſte Optimiſt, hat ſich in den Cabinetten wie in Stimmung, Haltung und Bedürfniß der Nation getäuſcht. —

Bis jetzt waren mit geſchichtlichen Darſtellungen in Büchern faſt nur Verfaſſer aus der Gagern'ſchen oder Erbkaiſerpartei (Haym, Laube, Biedermann u. ſ. w.) aufgetreten. Sie berührten vieles, zur Geſchichte der Nationalverſammlung überhaupt Gehörige, was Jürgens ausſchließt, weil es zur Geſchichte des Verfaſſungswerkes im engeren Sinne, worauf er ſich thunlichſt beſchränkt, nicht gehört. Die Sonderung iſt freilich nicht leicht, nicht durchgehends möglich. Jene berichteten nicht blos aus dem Parteiſtandpunkte, ſondern zum Theil in gar zu hohem Grade parteiiſch, unrichtig, wahrheitswidrig. Jürgens hat aus ſicherer Kunde geſchöpft, zum Theil — beſonders bei der ſpäteren Geſchichte der Hergänge vom November und December an — aus bisher noch nicht benutzten Quellen, ſei es daß ſie in Documenten oder Notizen Einzelner und zwar der verſchiedenſten Geiſter und Parteien beſtehen. Ganz allein der linken Seite verdankt er deren keine. Den Landsmannſchaften, namentlich den Oeſterreichern und Preußen, iſt er dafür zu gleichen Theilen verpflichtet. Indeß glaubt er ſie, wo es erforderlich war, mit der gebührenden Discretion benutzt zu haben. Auf eine

„pikante“ Darſtellung legte er es nicht an. So bleiben regelmäßig die würzenden On dits, das Anekdotenartige, und zumal alles unnöthig Bloßſtellende ausgeſchloſſen. — „Ich glaube, ſagt er, zu den Unbefangenern unter den Theilnehmenden und Beobachtenden vom Vorparlament an gehört zu haben. Wenigſtens bin ich, wie mir däucht, ſo ziemlich frei geblieben von dem Märzſchwindel wie von dem Fanatismus der Parteien in der zweiten Periode der Nationalverſammlung. Ich war keiner derſelben mit Leib und Seele verſchrieben, nicht der Gagern'ſchen, ſo lange ich mit ihr gehen konnte, nicht, ſofern ich ihr angehört, der „großdeutſchen“, mit der ich ſogar minder geirrt zu haben glaube und an deren wirklichen oder angeblichen Cardinalſünden (Coalition mit den Radicalen, Abſtimmungen gegen das abſolute Veto, für das allgemeine Wahlrecht u. ſ. f.) ich keinerlei Antheil habe. Kaiſerliche Hiſtoriographen rangiren mich in die Gattung der „Schwarzſeher“. Ich bin ſehr zufrieden damit. Es wird für meine Darſtellung zeugen. In jedem Falle konnte ich nicht anders als „ſchwarz ſehen“, wenn ich das ungeſchickte und auch richtig beim Scheitern angelangte Steuern und Segeln der leider gar zu zahlreichen Meſſieurs Roſenfarb anſah.“ — Wer eine brillante und am Toilettentiſch intereſſante Darſtellung oder Feuilletoniſten-Hiſtoriographie ſucht, laſſe dies Buch ungeleſen. Insbeſondere wird man Charakteriſirungen von Perſönlichkeiten nicht finden, vielleicht vermiſſen, und möglicherweiſe mit Recht. Der Verfaſſer weiß daß auch ſie bisweilen zur Geſchichte gehören, nicht blos zur Geſchichtsfärbung. Allein aus naheliegenden Gründen fand er dergleichen zu mißlich. Man ſtand und ſteht, ſagt er, einander doch zum Theil auch jetzt noch zu nahe. Jürgens wollte ganz einfach, ſchmucklos und aufrichtig ſagen, wie es mit dem Verfaſſungswerke zugegangen und wie er und die ihm Gleichgeſinnten dieſe Dinge aufgefaßt. „Unſere ſpecielle Anſicht, ſagt er, war von Anfang in der Minderheit und blieb darin. Völlig wirkungslos war ſie wohl nicht immer, jedenfalls war ſie da. Was wir gedacht, geſagt, angerathen, nach beſten, obſchon unzureichenden Kräften erzielt und erſtrebt haben, gehört immerhin auch zur Geſchichte, ſo unbedeutend es darin ſein mag. In jedem Falle iſt auch die kleinſte Minderheit berechtigt, ihre Anſicht und Beweggründe darzulegen. Ohnehin hat die Mehrheit, die ſiegende Mehrheit nicht immer Recht, und ich bin auch jetzt noch, oder vielmehr ich habe mich noch feſter überzeugt daß die parlamentariſche in Frankfurt Unrecht hatte. Ich meine die Gagern'ſche oder ſpätere Erbkaiſerpartei, und will ſagen daß ſie vornehmlich — wie viel auch, und recht an erſter Stelle, die Linke verſchuldet — an dem Scheitern des Verfaſſungswerkes Schuld geworden iſt theils durch falſche Zwecke, welche ſie zu erreichen trachtete, theils durch Anwendung unrichtiger Mittel. Ihr Verfaſſungsplan war einerſeits verkehrt, andererſeits unausführbar, wenigſtens zu ſchwer durchzuführen mit ihren Mitteln und Kräften welche ſie eben ſo weit überſchätzte, als ſie die wirklichen Verhältniſſe und die wahre Stimmung und die Kraft der Cabinette und des Volkes falſch beurtheilte. Sie ging nicht von der Frage aus, was iſt möglich oder unter dem Erreichbaren das Beſte, worüber ſich Viele rechtmäßig leicht vereinigen, wenn ſie anders einen Blick für das Mögliche und Erreichbare haben; ſie ging aus von der Frage: was iſt das Beſte oder Anſichbeſte? Und wenn Viele ſo fragen und danach ihr Streben einrichten, ſo iſt alle Wahrſcheinlichkeit dafür daß ſie ſich nicht einigen werden, weil Jeder von dem Beſten ſeine beſondere Vorſtellung hat, weil in dieſem Falle den individuellen Anſichten Rand und Band fehlt. Sie gehen ſammt den Strebungen in das Maß- und Schrankenloſe und fahren aus und wider einander. Das Erſtere iſt die praktiſche Art und Weiſe von Nationen, wie der engliſchen, die es zu etwas gebracht haben und des Beſtandes ſich erfreuen. Das Zweite iſt unſere doctrinäre Art und Weiſe, die auch im Frankfurter Parlament dominirte. Die Folge davon war, daß Letzteres nichts zu Stande brachte, und ebenſo werden wir auch fortan keinen wahren Fortſchritt machen und zum Beſtande in unſerem Staatsweſen nicht gelangen, bevor wir unſeren Doctrinarismus nicht ablegen. Die preiswürdige Geſinnung und die großen Verdienſte Gagerns und ſo vieler patriotiſch geſinnter Männer welche zu ihm ſtanden, bin ich weit entfernt zu verkennen, noch jene Verdienſte welche ſie zumal in der erſten Periode der Nationalverſammlung ſich erwarben. Allein ſo falſch und kurzſichtig war ihre Politik, daß dabei herauskam, was ſie eben nicht wollten, daß ſie dem Radicalismus und dem — Particularismus in die Hände arbeiteten." Es iſt dem Verfaſſer ſchwer geworden, wider ſie einzureden und ihre politiſchen Fehler ans Licht zu ziehen. Allein es war um ſo nothwendiger, je befliſſener ihre Parteigänger dieſe Fehler zu verhüllen trachten, je weniger ſie zur Erkenntniß derſelben gelangt ſind. Mit Gagern und ſeiner Partei iſt, nach dem Scheitern ihres Plans zur Neugeſtalt einer politiſchen deutſchen Geſammtheit, in keiner Weiſe auch nur einzulenken in mögliche Bahnen. Mit dem Verluſt des „Beſten", was ſie gewollt,' haben ſie auch alles „Mögliche" eingebüßt; oder ſie müßten denn umkehren und den Aufbau Deutſchlands nach der geſcheiterten Kaiſeridee von vorn anfangen. Wozu Uhland in ſeinem „Aufruf an's Volk" — vergeblich rieth.

Jürgens iſt ſo frei von leidenſchaftlicher Einſeitigkeit daß er ſelbſt einen Ausbau des alten Bundes allen dilettantiſchen Verſuchen zu neuen kleindeutſchen Bündniſſen vorzieht. „Die frühere Bundesverfaſſung, ſagt er, hatte große Mängel,' aber viel mangelhafter war der Gebrauch zum Guten, den die Regierungen davon machten, und eben ſo mangelhaft das Streben des Volkes, auf dem Wege des Rechts zum Beſſern zu gelangen. Es iſt nicht wahr, daß dieſer ihm gänzlich verſperrt, daß es ihm unmöglich geweſen wäre, zu handeln oder ſelbſt nur zu lernen und zu erkennen, worin die Uebel in Wahrheit lägen und welche Mittel angewendet werden müßten, ſie abzuſtellen, oder wiefern die vorhin herrſchenden politiſchen Grundſätze falſch, und welche andere zu befolgen ſeien. Das Volk, ſein Parlament und ſeine Landesverſammlungen hatten ſeit dem Frühjahre 1848

Macht und freien Spielraum vollauf, und haben die koſtbare Gelegenheit und die koſtbaren Hoffnungen Deutſchlands ihrerſeits am allermeiſten verdorben. Der wahre Volksfreund ſchmeichelt dem Volke nicht, ſondern zeigt ihm ſeine Schwächen und Fehler. Ein vernünftiges, geſundes und innerlich ſtarkes Volk prüft, erkennt, worin es ſchwach iſt und irregegangen, und beſſert das Verfehlte. Geſchieht dies nicht, ſo wird es nicht beſſer, ſondern ſchlimmer mit ihm und ſeinen Zuſtänden. Geſchieht es aber, und fehlt es nur an Ausdauer nicht, ſo laſſen ſich alle Dinge auch aus der ſchiefſten Lage wieder zurechtbringen.

„Es iſt ein Geiſt des Guten in dem Uebel,
Zög' ihn der Menſch nur achtſam da heraus!“

Möge der Spruch des großen Dichters uns zur Ermuthigung und zum Richtſcheid dienen!“

Füſter's Memoiren.

Anton Füſter, der ehemalige Feldcaplan der Wiener Legionäre, hat jetzt ebenfalls ſeinen Beitrag zur Geſchichte der Wiener Revolution und der geſammten Umwälzung Oeſterreichs geliefert. Die zwei Bände ſeiner Memoiren umfaſſen die Zeit vom März 1848 bis zum Juli 1849.

Der jetzt vogelfreie und landflüchtige Pater hat auch eine loyale Vergangenheit hinter ſich. Er iſt in Görz acht

Jahre lang Profeſſor der Religionswiſſenſchaften und Pädagogik geweſen, nachdem er vier Jahre lang in Trieſt, früher noch am Dome zu Laibach ein deutſches Predigtamt verwaltet. Der Freiſinn ſeiner Predigten hinderte nicht, ihn 1847 als Kanzelredner und akademiſchen Lehrer nach Wien zu berufen. Er nennt es eine Gunſt der Vorſehung, daß ihm vergönnt worden „an einer glorreichen Revolution ſich zu betheiligen, ſich die Liebe der herrlichſten Jugend, die je die Erde getragen, erworben zu haben.“ Volksgunſt hat etwas Berauſchendes, und Füſter ſcheint in Erinnerungen zu ſchwelgen, die noch jetzt ihn beglücken. Wir gönnen ihm dies Privatglück, klagen ihn aber ſammt den Volksmännern der ſtürmiſchen Jahre thörichter Eitelkeit und kurzſichtiger Verblendung an. Beides machte die Lieblinge des Volks unfähig, deſſen Führer zu ſein. Daß der Rauſch der blinden Menge ſie miterfaßte, war menſchlich und begreiflich; waren es doch kindlich gutartige Naturen, die plötzlich ihre Ketten zerbrochen in Händen hielten. Dies Zeitalter hat keinen Helden gebären können; deshalb iſt aus den Trümmern der alten Welt keine Neugeſtalt hervorgegangen. Die Helden der Geſchichte waren nie berauſcht. Entweder waren es großartige Egoiſten, die an ihre Perſon die Bewegung feſſelten; oder ſie tranken Begeiſterung aus einem tieferen Borne, aus dem Brunnen der Beſonnenheit, die den Rauſch des Augenblicks dem großen Gedanken einer feſten Organiſation unterordnet. Zu jenem Egoismus waren die Volkslieblinge unſerer Zeit zu gutmüthig und ſchwächlich, zu einem Idealismus, der den Fanatismus des Haufens benutzt, zu geiſtesarm und gedankenlos. Es ſteckt im deutſchen Blut keine Cromwellnatur.

Es thut nicht gut, an Füſter's Hand die Geneſis des Umſturzes noch einmal in Gedanken zu erleben. Es iſt in ihm ſoviel Gutartigkeit des blinden Feuereifers, daß wir bei dieſer Ehrlichkeit des Herzens nur ſchmerzlich die mangelnde Folgerichtigkeit des Verſtandes zu beklagen haben. Für eine ſpätere Zeit verſpricht Anton Füſter im vollen Umfang die Schilderung ſeines Lebenslaufes. Er wird dann ſelbſt darlegen müſſen, warum ein ſyſtematiſch „gemetternichtes“ Oeſterreich nicht ſofort durch ein bloßes Saturnalienfeſt, ſondern durch die lange Arbeit der Reformen zur Freiheit gelangen kann. Die Freiheit verlangt die Werkeltage der vollen Woche; ſie iſt kein Sonntagsfeſt, geſchweige ein Faſchingsjubel. Gott! wie nüchtern ſieht's bei Euch in Norddeutſchland aus! ſagte Anton Füſter zu uns, als er nach Norddeutſchland kam. Zur Freiheit gehört allerdings auch Nüchternheit. Mehr als Nüchternheit aber war die Naivität, mit der Füſter im Stephan von der Kanzel herab die Offenbarung gab, das Cölibat brauche nicht erſt aufgehoben zu werden, es ſei nach dem Uſus der katholiſchen Geiſtlichkeit und kraft des Naturrechtes im Menſchen ſchon längſt aufgehoben. Es war eine ſcandalöſe Offenheit, mit der Füſter vor ſeiner Stephangemeinde das Bekenntniß ablegte, er ſeinerſeits umarme jetzt zu Hauſe „mit hoher Vaterluſt“ die Seinen! Dieſe Offenbarung wirkte trotz der Rührung, mit der ſie vorgetragen wurde, wider Willen und Abſicht wie eine komiſche Kapuzinade.

Füſter iſt ehrlich in ſeinen Ausſagen. Sein Blick iſt kurz, aber ſoweit er ſieht, ſah er richtig. Dazu gehört ein Zeugniß wider die Tſchechen. „In der Pfingſtwoche der Revolution kamen Prager Studenten, Tſchechen, nach Wien in großer Zahl. Sie begrüßten die Legion in der Aula. Das war die Zeit, wo ich an den Tſchechen verzweifelte. Wer die tſchechiſchen Studenten reden hörte, mußte ausrufen: So jung und ſo falſch! In holperichter, aber liſtiger Rede, hart wie die Tſchechenſprache und die tſchechiſchen Schädel, ſprachen ſie in der Aula, berichteten wie man die größten Lügen über ſie ausgeſtreut habe, namentlich die, daß von ihnen die Deutſchen verfolgt würden, da ſie im Gegentheil ihnen die Hand geboten, da ſie an keine Nationalſtreitigkeiten dächten, da von ihnen nie ein Deutſcher beleidigt worden ſei! In dieſem Tone ſprachen ſie fort. Kaum waren ſie aus der Univerſität fort, als eine Deputation der deutſchen Studenten aus Prag ankam. Wir waren erſtaunt über die Niederträchtigkeit der Tſchechen, nach dem was uns die deutſchen Studenten berichteten. Mit Wehmuth, tief ergriffen, mit Thränen in den Augen erzählten ſie uns die Verfolgungen, die ſie von den Tſchechen leiden müßten, wie ſie nicht einmal das deutſche Band tragen dürften, daß ſie in der Studentenlegion, wo doch ſehr viel deutſche Studenten ſind, tſchechiſches Commandowort brauchen müßten, und derlei Züge in Menge.

So jung und ſo falſch! mußten wir, erzählt Füſter, über die Swornoſtjungen ausrufen.“

Die liebenswürdigen Swornoſtmänner betrugen ſich in Wien ſo wie in Prag. Mitten in Wien, wo man, mit Ausnahme der Leibfarbe der Janitſcharen und Prätorianer, jede andere reſpectirte, hatten manche Swornoſtjungen (man möchte lieber ſagen Sverinoſt-Jungen, d. i. Thierjungen) die Frechheit, andere Farben nicht zu reſpectiren; ſie ſpotteten Derer, welche deutſche oder magyariſche Bänder trugen. Einem Debrecziner Studenten wollten acht Swornoſtjungen das ungariſche Band von der Bruſt wegreißen. Die Scene war im Prater. Der Magyar zog den Säbel, die acht Tſchechen zogen ihre Säbel gegen ihn, drangen auf ihn ein, Acht gegen Einen. Er ſtellte ſich an einen Baum, zeichnete vier von ihnen blutig, vertheidigte ſich unerſchrocken; der Säbel bricht ihm und er vertheidigt ſich noch mit dem Stumpf, bis ihm zwei ungariſche Grenadiere zu Hülfe kommen und die tapfern Swornoſthelden in die Flucht ſchlagen. Der Magyar kam dann zu Füſter, erzählte ihm die Geſchichte und wollte ſie alle acht fordern, was Füſter ihm abrieth; er habe ſie ja ohnehin ſchon genug beſchämt! Die Treuherzigkeit des Magyaren, den verzwickten Tſchechen gegenüber, erſchien ſo kindlich, daß man ſich des Lächelns nicht enthalten konnte. Der Magyar war ein ſiebzehnjähriger Junge.

Das Kaffeehaus Gerlovich war das Hauptquartier der Slaven. Die Deutſchenfreſſerei war daſelbſt blühend. Sie beleidigten die Deutſchen, die dort erſchienen, auf das empfindlichſte. Man erzählte ſich, daß zu einer Zeit, wo der Slavismus beſonders blühte, was gerade zur Zeit der Swornoſtjungen der Fall geweſen ſein mochte, der Gaſtwirth und die Aufwärter einem Deutſchen gar nicht eine Schaale Kaffee geben wollten.

Die Nachricht von der Prager Pfingſtrevolution verſetzte in Wien Alles in Aufregung. Sie ward dem Sicherheitsausſchuß mitgetheilt. Wie Ein Mann erhob ſich die ganze Verſammlung für Prag, die ſchöne Schweſterſtadt Wiens, ungeachtet des böswilligen Betragens der Swornoſtjungen, die unter andern bei einem ihnen zu Ehren veranſtalteten Feſte, wo ſie zuerſt tſchechiſche Lieder ſangen, die man mit Beifall aufnahm, die deutſchen Lieder nicht anhören wollten, ziſchten und Spottlieder auf die Deutſchen ſangen. Das geſchah Tags vorher. „Aber der deutſche Michel, ſagt Füſter, vergißt die ihm zugefügte Beleidigung in ſeinem Edelmuthe und hilft auch dem erbittertſten Feinde, wenn derſelbe in Noth geräth. Man wählte augenblicklich eine Deputation, die zum Miniſter Pillersdorf mit dem dringenden Anſuchen ſich begeben ſollte, daß das Miniſterium augenblicklich Abhülfe treffe. Einige Swornoſtmänner, welche die Nachricht überbrachten, wurden höflichſt eingeladen, ſich an die Deputation anzuſchließen. Sie ſahen ſelbſt die Sympathien für Prag, die ſich auf die kräftigſte Art kundgaben, ſie ſahen den Zorn, den Grimm gegen ihren Feind Windiſchgrätz. Allein wenn der Tſcheche irgendwie Fehler hat, ſo iſt es der, daß er der gemüthloſeſte, der undankbarſte Menſch iſt, den die Erde trägt. Die, welche wir kennen lernten, waren beinahe ohne Ausnahme ſo beſchaffen; die, welche wir nicht ſahen, mögen vielleicht anders beſchaffen ſein, denn die Swornoſtjungen und die tſchechiſchen Deputirten mögen ſich durch ihr künſtlich gereiztes, geſteigertes Nationalitätsſalzen um alle andern Gefühle, mit Ausnahme der After-Vaterlandsliebe, gebracht haben, und das nicht verkünſtelte Volk mag vielleicht noch ſein menſchliches Gemüth bewahrt haben. Es liegt etwas Diaboliſches in der tſchechiſchen Gemüthloſigkeit.“

Das ſtärkſte Zeugniß Füſter's gegen die Tſchechen iſt dies. Zur Zeit des Reichstages in Kremſier hatten die Deutſchfeinde ſich bereits der Hebel und Werkzeuge der alten Zeit bedient, um das Heil der neuen Weltepoche einzuſargen. Die Tſchechen haben den Strom der Revolution gehemmt; das wäre heilſam geweſen, um zur Reform zu gelangen. Sie haben aber zugleich am Ruin des Reichstages gearbeitet; mithin vor Feſtſtellung der Errungenſchaften allen Segen der Neuzeit untergraben. Füſter iſt ein leidenſchaftlicher, aber kein unehrlicher Zeuge Deſſen.

Einer der größten Deutſchfreſſer war Jellen, ehedem Dorf-, ſpäter Stadtmuſiker. Er brachte auch im Reichstage als Redner den Deutſchen tſchechiſche Katzenmuſiken. — Pinkas vertritt als Journaliſt nicht ſowohl den Fanatismus, als vielmehr die perfide und charakterloſe Beweglichkeit der Tſchechen. Heute ſchrieb er für die Grenzboten mäßig und zahm, morgen für ein Prager Localblatt wie der wildeſte

Huſſit über denſelben Gegenſtand. Und Alles deutſch, wie auch ſein jetziges Blatt „Union“ deutſch geſchrieben wird. — Rieger iſt uns von mehreren Seiten unter den Tſchechomanen als der entſchieden Ehrliche bezeichnet, als Einer der von der Richtigkeit ſeiner Tendenz überzeugt iſt. Und doch, mit welch wegwerfendem Hohn forderte er in Kremſier, ſeiner Sache gewiß, die Deutſchen zum Kampf heraus! Seiner Sache gewiß, weil damals die Regierungsmänner nach der Corruption der ſchwarzrothgoldnen Farben in Wien ſich auf Seite der Tſchechen neigten. — Jene Erſtgenannten, Jellen und Pinkas, führt Füſter nicht an; auch hätten wir eine Charakteriſtik der Tſchechomanen noch willkommener geheißen als eine bloße Anklage und Verwerfung.

Guſtav Struve und der „Verräther“ Brentano.

Die Litteratur über den Aufſtand in der Pfalz und in Baden iſt der Zahl nach ſehr anſehnlich geworden. Die Helden der That haben raſch wieder zur Feder gegriffen, um Broſchüren daraus zu machen. Löwenfels, Neff und Thielemann beſchrieben „den zweiten republikaniſchen Aufſtand in Baden“; Karl Morel „die Märzrevolution und den badiſchen Aufſtand“; Friedrich Hecker „die Erhebung des Volkes in Baden für die deutſche Republik im Frühjahr 1848“, mit Beiträgen von Mögling, Sigel und Kaiſer. Karl Heinzen gab „Einige Blicke auf die badiſch-pfälziſche Revolution"; Guſtav Struve endlich „die Geſchichte der drei Volkserhebungen in Baden"*).

Guſtav Struve iſt ein Republikaner vom reinſten Waſſer, der ſich von Wurzeln und Kräutern nährt. Er lebt wie ein Karthäuſer; ihm iſt jeder fleiſchverzehrende Demokrat ſchon verdächtig. Er ſchildert Brentano's „Verrath", und dieſe Schilderung gehört zu den Acten der Zeitgeſchichte. „Es iſt, ſagt Struve, eine bekannte Sache, daß eine Revolution ſich nicht mit Lavendelwaſſer, ſondern mit Kanonen macht. Unſere deutſche Demokratie ſcheint jedoch dieſen Satz bei allen Revolutionen vornehm (!) ignoriren zu wollen. Der bisherige Gang der badiſchen Revolution zeigt dies aufs neue. Ihrer bemächtigten ſich einige ehrſüchtige Männer, um ſie im eigenen Intereſſe auszubeuten. Dieſe Leute ſcheinen dazu auserſehen zu ſein, dem deutſchen Volke ein für allemal zu zeigen, wie es eine Revolution nicht zu machen habe. Brentano hat dies auf eine meiſterhafte Weiſe gethan. — In unſerem Lande war bei dem Umſchwunge der herrſchenden politiſchen Richtung in dem letzten Jahre der Radicalismus das Mittel, ſich in die Höhe zu bringen." (Wenn ſich Guſtav Struve durch ſeine Razzia herunterbringen wollte, ſo hat er dieſen ſeinen Zweck ſicher erreicht. Wobei man freilich vorausſehen muß, daß an ihm noch etwas herunterzubringen geweſen.) „Man weiß, wie geſchickt die Mathys und Welckers dieſes Mittel zu benutzen verſtanden, und von Brentano, dem gewandten und geſcheidten Advocaten, dem Gründer der Volksvereine, ſagt man, daß er jene Vereine als Stufe zur Miniſterbank betrachtet habe, und daß ihm deshalb die Flucht des Großherzogs und deſſen beharrliche Weigerung, zurückzukommen, ſehr ungelegen geweſen ſei." — Wir entgegnen: Die Aufſtändigen in Baden wollten die Frankfurter Verfaſſung. Brentano mußte, ſolange etwas Logik in ihm war, die Rückkehr eines Fürſten betreiben, der dieſe Grundverfaſſung der deutſchen Nation anerkannte! Brentano gehörte zu den Wenigen in Baden, die nicht ſinnlos waren. „Der vorherrſchende Charakter der Brentano'ſchen Regierung, ſagt Struve, war von dem erſten Tage an eine Scheu vor wahrhaft revolutionären Maßregeln und eine Schonung der reactionären, zum Theile offen im Dienſte der Contrerevolution wirkenden Bourgeoiſie, die einen talentvollen Kopf, der doch Brentano anerkanntermaßen iſt, mindeſtens in einem ſehr zweideutigen Lichte erſcheinen laſſen mußte." Struve's „wahrhaft revolutionäre" Maßregeln erſchöpften ſich in Plünderung der Caſſen, Eintreibung von Steuern und Schindung der Gensdarmen und Bauern. „Mit der Bourgeoiſie, auch wenn ſie ſich noch ſo radical anſtellt, ſagt Struve, iſt keine Revolution zu machen. Dies bewies das ſonſt als ſo ſehr radical verſchrieene Mannheim, als der Feind vor den Thoren war. Der dritte Mann war ein Heuler, der laut ausrief, die Stadt müſſe um jeden Preis geſchont werden. Das ſind jene „Entſchloſſenen", von denen jetzt das Mannheimer Journal rühmt, daß ſie beim Einzug der „langerſehnten Preußen“ Trützſchler verhaftet hätten.“ Tout comme chez nous! Nur hatten wir in Dresden an Struve's Stelle den Ruſſen Bakunin, der auf dem Neuſtädter Rathhauſe wie wahnſinnig commandirte: Nieder mit der Stadt!

---

*) In Bern bei Jenni. Sämmtliche andere Bücher erſchienen ebenfalls in der Schweiz (Bern, Baſel und St. Gallen).

Wiederholen wir den einen Ausſpruch des großen Inſurgenten Struve: Mit der Bourgeoiſie iſt keine Revolution zu machen! Das hat deutſches Bürgerthum mit dem engliſchen gemein. Allein deutſches Bürgerthum hat noch nicht wie das engliſche gelernt, die Tyrannei und die Willkür geſetzlich und durch die Eintracht des entſchiedenen Willens unmöglich zu machen.

Fenner v. Fenneberg über die Demokraten.

Die deutſche Inſurgentenlitteratur wächſt ſtark an. Bereits in zweiter, angeblich vermehrter und verbeſſerter Auflage erſchien ein Büchlein, das ſich „Zur Geſchichte der rheinpfälziſchen Revolution und des badiſchen Aufſtandes“ betitelt. Der öſterreichiſche Exlieutenant Fenner, derſelbe der ein Buch über die Armee ſeines Landes geſchrieben, bekennt ſich dazu als Verfaſſer. Bekenntniſſe und Beichten, auch wenn ſie keine Reue enthalten, dürfen nicht überhört werden. Der Demokrat Oppenheim macht in der deutſchen Monatsſchrift das einfache Geſtändniß, die Demokratie ſei an den Demokraten zu Schanden geworden. Hr. Fenner v. Fenneberg treibt die Offenheit der Eingeſtändniſſe noch weiter, er will „ganz offen und ehrlich“ der Demokratie die Haupturſachen ihrer Niederlage aufdecken. Er macht der Demokratie den Vorwurf, auf die Jeſuiten blos geſchimpft, und nichts von ihnen gelernt zu haben! Alle Demokraten ſind nicht dieſer Meinung. Einige bildeten ſich in der That ein, Jeſuiten zu ſein. Ein ſächſiſcher Mann der Paulskirche z. B. widerrieth dem badiſchen Hecker in einem Frankfurter Klubb ganz ehrlich den offenen Aufſtand; da die Demokratie beſſer thue jeſuitiſch ans Ziel zu kommen. Und wenn Viele von der äußerſten Linken den Kaiſermachern die Stimme zuſagten, glaubten ſie ſicherlich Wunder wie jeſuitiſch pfiffig ſie geweſen! Fenner v. Fenneberg glaubt der Demokratie den Staar zu ſtechen, indem er den Aufſchluß giebt, auf Geſinnung allein komme es nicht an. Die Geſinnungsvollen dachten allerdings eine Zeitlang aller Talente entbehren zu können. Ganz ſpartaniſch ernſt wird das revolutionäre Beichtkind Fenner, indem er einfach ſagt, Mangel an Selbſtverleugnung, Mangel an Sinn zum Gehorſam und zur Unterordnung, das ſei der Ruin der Partei geweſen. Sehr wahr! Nur wird uns dieſe längſt anerkannte Wahrheit in dieſem Munde faſt verdächtig. Dank wenigſtens fühlt niemand. Doch hören wir den Beichtenden ſelbſt!

„Wenn wir die Politik der Demokratie der monarchiſchen entgegenhalten, ſo müſſen wir, wenn wir ehrlich ſein wollen, eingeſtehen, daß ſie eigentlich gar keine Politik verfolgt und in den ſo furchtbaren Jahren 1848 und 1849 gar nichts gethan hat. Die deutſchen Demokraten haben, offen und ehrlich geſagt, gar keine Politik verfolgt, ſie haben nach den Märzſtürmen des Jahres 1848, die ſie Frankreich und Italien verdankten, nichts gethan als gejubelt, volksverſammelt und Adreſſen gemacht. Anſtatt darauf zu denken, die durch die Märzereigniſſe erſchütterten Throne und erſchütterten Staatsgebäude vollends zum Einſturz zu bringen, haben ſie petitionirt und ſind mit den Märzerrungenſchaften ſpazieren gegangen. Von einer in die tiefinnerſten Verhältniſſe des Volkslebens eingreifenden Organiſation war nicht die Rede.“ Sehr wahr, und der Fehler? — „Abſoluter Mangel an Staatsmännern und Militärs!“ Weiter nichts? — O ja, „gänzlicher Mangel an Unterordnung und Selbſtverleugnung!“ Jeder wollte befehlen, Keiner aber ſich dem Andern unterordnen! Jeder wollte Führer, Keiner der Geführte ſein! (Auch nicht der Angeführte, Herr Fenner!)

Schließlich erſcheint ihm noch als eines der Hauptmotive der Niederlage ſeiner Partei der Hang zur Selbſtüberſchätzung und Selbſttäuſchung. Sehr wahr! Fenner v. Fenneberg iſt der leibhafte Beleg zu ſeiner eigenen Ausſage. Trotzdem durchſchauten die Pfälzer ihn nach wenig Tagen und entſetzten ihn ſeines Commando's, daher: Rache! Statt der vielen Beiſpiele, die er für dies ſo oft ungerechtfertigte Selbſtvertrauen der Partei anführen könnte, will er nur eines der ſchlagendſten aus den Momenten unſerer Zeitgeſchichte erwähnen. „Nach dem ſchmählichen Waffenſtillſtand von Malmöe hatte die demokratiſche Partei, und zwar mit Recht, nichts Eiligeres zu thun als die Nationalverſammlung zu desavouiren.“ Iſt es nicht eigenthümlich, daß die Inſurgentenlitteratur ſoviel diplomatiſche Wörter braucht? Freilich, wenn unſere Demokratie die Klugheit von den Jeſuiten lernen muß, ſo thut ſie auch gut, ihre deutſche Fraumutterſprache bei den Diplomaten zu lernen. „Als ſie aber den Kreuzzug gegen dieſe Verſammlung predigte und glaubte, leicht mit ihr fertig werden zu können, hatte ſie ihre Kräfte überſchätzt und ſich vollkommen in den Verhältniſſen getäuſcht.“ — „Hoffen wir zu Gott!“ ſagt ſchließlich Hr. Fenner, — er hofft auf etwas, an das er nicht glaubt! — Und dies Gemiſch von leichtfertiger Gedankenloſigkeit und Offenheit unterſchreibt ſich, und wär's auch nur auf Büchertiteln: „Obercommandant der Wiener Nationalgarde“ und „ehemaliger Chef der rheinpfälziſchen Armee“!

Wien, den 8. November.

Audienz gehabt beim Unterrichtsminiſter Grafen Leo Thun. Der Mann iſt ſchwerhörig; man hatte mir das nicht geſagt, ich wußte mir alſo ſeine (körperliche) Geneigtheit zu mir gar nicht zu deuten. Er bückte ſich wiederholt vor mir, d. h. er ſtreckte ſein Ohr hin. Daß er ſonſt nach Deutſchland hinhören wollte, nahm ich nicht wahr. Ein Freund hatte in guter Abſicht, um hier mehr Elemente aus dem deutſchen Norden zu haben, dieſe Zuſammenkunft vermittelt. Es ging damals ſogar das Gerücht, Cotta wolle die Allgemeine Zeitung nach Wien verlegen. Ich wollte blos meine Fühler ausſtrecken, wie weit der tſchechiſche Mann dies zuließe. Vorleſungen zu halten über deutſche Litteratur: dazu habe die Polizei die Erlaubniß zu geben, nicht er, ſagte der Miniſter. Was ich freilich wußte. Mein eignes Blatt nach Wien überzuſiedeln, ſchien mir von großem Intereſſe.

Es ward mir auch nahe gelegt, Alexander Bach zu begrüßen. Aus Nord- oder Mitteldeutſchland zu hören, ſchien damals in Wien noch von Belang. Bach's Hausarzt und Hausfreund ſchwärmt für die reine, wahre, geſunde Natur des Mannes. Ein roſiges Antlitz, friſch und heiter, faſt jungfräulich; nur das Auge ſchielend; ſein Spitzname als Student war Mephiſto. Der Miniſter ſprach von außerordentlichen Profeſſuren, die Wien errichten werde, um Deutſche (er meinte Norddeutſche) heranzuziehen. Intereſſanter, aber ſtaunenswerth war mir, zu hören, für wie ſlaviſch Alexander Bach Oeſterreich hält! Eben ſo nothwendig ſei ein abſolutes Regiment der Kirche, ſagte er, um die ſinnliche Gewalt des Volks zu zügeln! Ganz mit ſeiner Scholle beſchäftigt, ohne Bedürfniß nach den Zuſtänden bei uns, „im Reiche“. Es war mir, als wär' ich der Wache, ſpräche aber zu einem Nachtwandler, der nicht hören könne, weil er einem innern, geträumten Geſicht folgt.

Fürſt Felix Schwarzenberg ſieht weiter; aber er haßt blos Preußen, ſtatt nach Mitteln zu greifen, Preußen zu überflügeln. Ungarn und Preußen, beide mit ihren Prätenſionen, ſind ihm zuwider. Aber der bloße Haß thut's nicht, ſelbſt wenn er berechtigt wäre. Die preußiſche Arroganz hat in guter, ſtrenger, gewiſſenhafter Disciplin ihren ziemlich feſten Grund. Die ungariſche Arroganz beruht auf dem Schwung einer Nationalkraft, die ihren Uebermuth gegen die Nebenvölker nur geltend macht, weil Oeſterreichs altes Regiment im Schlendrian verſumpfte. Es genügt auch nicht, Preußen zu demüthigen; man muß poſitiv aufbauen können. So weit reicht der Blick dieſes Diplomaten nicht. Preußens tiefſte Niederlage in den Augen ſeiner eignen Partei in Deutſchland beruht darin, daß es nicht den Muth hatte, zu ernten, wo man für ſeine Macht geſäet, und eine Krone aus den Händen des Volkes anzunehmen. Dieſe Niederlage mußte ausgebeutet werden. Nach dem Bankerott der Begeiſterung für Preußen in Frankfurt mußte Felix Schwarzenberg die aufgelöſte Nationalverſammlung von neuem zuſammenrufen! Dann ſtand die Sache anders. — Wie ich das äußerte, riſſen die Leute hier die Augen auf, ſich verwundernd, daß ich ſo ſchwarzgelb! — Ich bin ſchwarzrothgolden.

Der Gang nach Olmütz.

Ich hörte privatim in Wien, daß ein rührender Brief des Königs von Preußen an den Kaiſer von Oeſterreich die letzte Wendung in den Streit brachte. Der Brief ſchildert in beredten Worten den Gemüthszuſtand des Königs. Er mahnt den jüngern Bruder auf dem Kaiſerthrone an ſein letztes Stündlein, beſchwört ihn bei allen Engeln und Erzengeln auf das Gebot Chriſti: Liebet Euch unter einander, weiſt darauf hin, daß Sophie und Eliſabeth Schweſtern, daß es zwei Brudervölker ſind, die ſich um das Erbe der betrübten Wittwe Germania ſtreiten. Wir verdanken dem weichen Herzen des Königs ſchon manche Rede, manchen Toaſt und manche Thräne; wir verdanken ihm diesmal, daß Deutſchland ſich nicht zerfleiſcht, während Frankreich am Rheine ſich rüſtet, Rußland nur ſolange den Vermittler macht, als Oeſterreich und Preußen gegenſeitig in der Schwebe bleiben. Der Brief des Königs ſoll in Wien eine Beſtürzung hervorgerufen haben. Die Staatsmänner Oeſterreichs waren der Meinung, ein Rechtsſtreit müſſe unter Männern ausgemacht werden. Die Erzherzöge waren ſämmtlich für den Frieden, eben ſo die Prinzen des preußiſchen Hauſes bis auf den Prinzen von Preußen. Stand Dieſer an der Spitze, ſo wurde der hingeworfene Fehdehandſchuh aufgenommen, wie es ſcheint. Vielleicht war es gut, wenn das ewige Schaukeln des Gleichgewichts zwiſchen Oeſterreich und Preußen endlich einmal aufhört; Entſcheidung klärt die trübe Ungewißheit. Preußens Heer war in ſchlechter Verfaſſung, die Ausrüſtung betreffend, trotz der Prahlereien vom herrlichen Kriegsheer, und Oeſterreichs ſiegreiche Schaaren, noch trunken von den Erfolgen in Italien, hätten zweifelsohne die Preußen überraſcht und geworfen, wenigſtens mit den erſten dreiſten Zügen, bis ein Schrei des Entſetzens über die neuen Wallenſteinſchen Horden ſich Deutſchlands bemächtigte, um Oeſterreichs weiteres Vordringen zu hindern. Es iſt nicht genug, Preußen niederzuwerfen; man muß Deutſchland aufbauen, und dazu wird man immer Preußens bedürfen. Felix Schwarzenberg mußte von neuem in Frankfurt die von Preußen aufgegebene Sache Germaniens wieder in die Hand nehmen. Statt deſſen hört' ich in Wien (Anfang November) nur die Sprache des Haſſes und des Hochmuths, wenn die Rede auf Preußen kam; ſelbſt ſchneeweiße Häupter fluchten und verſchworen ſich, das geraubte Schleſien wieder zu gewinnen; militäriſche Excellenzen, wie General B. im Salon der Frau v. G., meinten, um von Sachſen aus das flache Land Brandenburg mit Berlin zu nehmen, bedürfe es nur einer militäriſchen Promenade. Die Aufregung gegen alles was Preußen heißt, wuchs in jenen Tagen in Wien dergeſtalt, daß ich in der That voll Angſt über einen Bruderkrieg aufbrach, und halb flüchtig über Breslau zurückkehrte, da die Truppenzüge über Prag auf mehrere Tage hin die Bahn ausſchließlich belegten. Ein guter Gott, der dem vierten Friedrich Wilhelm ein weiches Herz gab, hat uns abermals vor einem zerfleiſchenden Bruderkrieg bewahrt! Die Sache hat jetzt ihre andere Wendung. Sehen wir zu, was das Vaterland von den freien Conferenzen zu gewärtigen hat. Die heſſiſche Frage iſt zu Preußens Glück durch den Kurfürſten gelöſt. Hat ſich auch in dieſem Selbſtherrſcher das mitleidige Herz geregt, das Mitleid mit ſeinem armen, von den Baiern ausgeſogenen Bergvolk im Lande Fulda? Es ſcheint beinahe.

Auf welche Weiſe der Kurfürſt in Kaſſel wieder einziehen könne, ob Haſſenpflug vorher oder nachher zu entlaſſen, ob die Adreſſe den Landesfürſten bitten oder ihm blos den guten Rath geben ſolle, ob er auf den Fackelzug beſtehen werde: das iſt beinahe nur noch Anſtandsſache. Die Frage über Schleswig-Holſtein iſt ſchwieriger. Preußen hat ſein gutes Recht, ſie zu löſen, längſt verwirkt, der Patriotismus der Nation für dies heldenmüthige Brudervolk könnte nur in einem allgemeinen Kriege den treuloſen Höfen gegenüber entſcheidend werden. Oeſterreich hätte nicht wagen dürfen, ein Bundesheer zur Execution zu ſenden; dies Heer wäre umzingelt und abgeſchnitten, denn in Preußen ſtand, gleichviel für welches Banner, eine Nation in Waffen. Faſt würde es glaublich, daß Deutſchland an dieſer Frage bankerott geworden, England allein berufen ſei ſie zu löſen. Jetzt überträgt jedoch Preußen den freien Conferenzen die Schlichtung; es überträgt damit an Oeſterreich den von ihm in Verworrenheit gebrachten Handel. — Und die Geſtaltung Deutſchlands! Der alte Bund ſtellt ſeine Thätigkeit ein, bis die freien Conferenzen den neuen Bund conſtruirt. Wenigſtens hat jener nur Gültigkeit für diejenigen Staaten, die ſich an Oeſterreich ſchloſſen, während Preußen ſeinerſeits die Union feſthalten kann. Nach dem Münchner Vertrage konnten Oeſterreich, Preußen und das übrige Deutſchland je ein Drittel Stimmen zum Volkshauſe liefern. Preußen verwirft das Volkshaus mit dieſer Dreiheit; es verwirft unter den jetzigen Verhältniſſen vielleicht jedes allgemein deutſche Parlament; es glaubt nur ſeine eignen Kammern, höchſtens noch ein Unionsparlament überſehen und überherrſchen zu können. Möglich, daß ein deutſches Volkshaus auch ſolange unmöglich bleibt, bis ein allgemeines Deutſchland auf Grund und Boden eines großen Zollvereins bürgerlich daſteht und Fuß faßt. Nur auf dieſer Grundlage hat ein deutſches Parlament Inhalt, Sinn, Macht und Bedeutung.

Ohne Oeſterreich kein Deutſchland.

December 1850.

Der gekränkte preußiſche Ehrgeiz und das Preußenthum der Gothaiſchen Partei ſchien mit dem Auftreten Vincke's noch einmal aufzuathmen. Vincke's donnernde Rede war jedoch ein Anachronismus. Es war ein letzter verzweifelter Drang, das Feuer des preußiſchen Ehrgefühls dergeſtalt anzufachen, daß es über gewiſſe hohe Köpfe zuſammenſchlagen, fortreißend und maßgebend für die Leiter des Regimentes werden konnte. In der That, wer die Begeiſterung geſehen, mit welcher die preußiſche Landwehr in Weſtfalen, Brandenburg und Pommern zu den Waffen griff, um für die preußiſche Ehre einzutreten, der begreift es, wenn Vincke waghalſig auf der Tribüne ſagte: Dieſe Landwehr wird ſich nicht ruhig nach Hauſe ſchicken laſſen! Wer die Stimmung in Preußen kennt, der weiß, daß dieſe Begeiſterung, dem Rufe des Königs zu folgen, insgeheim den Wunſch hatte, unter dem preußiſchen Banner für Heſſen und ſeine Verfaſſung, für Schleswig-Holſtein und ſein gutes Recht zu fechten; in beiden Fällen ſah der Bürger als Landwehrmann die Ehre Preußens verwirkt. Der Kriegsminiſter in der zweiten Kammer glaubte freilich noch ſicher behaupten zu können, dieſe Landwehr werde ſich nach Hauſe ſchicken laſſen, die Armee mache keine Politik, ſie kenne nichts als Gehorſam. Für dieſe Herren waren die Befreiungskriege, welche Deutſchland von der franzöſiſchen Herrſchaft retteten, noch immer blos ein Product des Gehorſams, der Zucht und Disciplin. Während wir umgekehrt der Meinung ſind, daß Zucht und Disciplin des preußiſchen Heeres bei Jena zu Schanden gingen, die Begeiſterung des Bürgers, der patriotiſche Freiheitsdrang der Nation es war, was Preußen und Deutſchland rettete. Solch Hochgefühl laßt Ihr freilich immer zu in der Stunde der Gefahr, und meint dieſen Geiſt bürgerlicher Ehre und Freiheit, wenn Ihr ihn nicht mehr braucht, allezeit wieder nach Hauſe ſchicken zu können. Wir wollen über den Zeitpunkt, bis zu welchem Ihr Recht behalten werdet, jetzt nicht mit Euch rechten. Hr. v. Manteuffel ſagte in der zweiten Kammer, nicht ohne lächelnden Spott, für die heſſiſche Verfaſſung werde doch der preußiſche Landwehrmann nicht zu den Waffen gegriffen haben! Wir möchten fragen: Wofür denn ſonſt? wofür anders als für Schleswig-Holſteins Recht und Heſſens treuherzig biedere, ſchlagfertig ruhige, würdevolle Haltung? Nur daß Eure Diplomatie in ihrer Halbheit ſich ſo verfitzt hatte, daß man Euch zurufen mußte: Wollt

Ihr in Heſſen die Verfaſſung nicht ſchützen, ſo habt Ihr da nichts zu ſuchen! Und in Holſtein ſtraftet Ihr den beſten Aufſchwung des deutſchen Patriotismus Lügen, ſo daß Eure Siege noch ſchlimmer ausſehen als Euer Malmöer Friede. Oeſterreich, das in Schleswig-Holſtein gar keine deutſche Sache geſehen, wird Euch nun ſagen, wie Ihr dort die Dinge anzuſehen habt, weil Euch der Muth gefehlt, ſie treu und ehrlich durchzuführen.

Auf dieſem Punkt ſtehen wir jetzt in deutſchen Dingen: Nichts ohne Oeſterreich! Es wird auch aus deutſcher Macht und Einheit nichts, wenn wir nicht Oeſterreich dafür gewinnen. Für Preußen ſind die beiden Momente vorüber, Deutſchland zu einer Geſtaltung zu verhelfen. Erſt wies es die deutſche Krone von ſich, um nicht den Kampf mit der Demokratie um ihre Gerechtſame zu beſtehen. Das Anerbieten gab ihm aber gleichwohl noch ein moraliſches Uebergewicht, und die Patrioten geſtalteten eine Union. Der preußiſche Ehrgeiz wäre wohl geneigt geweſen, eine deutſche Krone aus den Händen der Cabinette anzunehmen. Weil man ſie aus der Hand des Volkes verſchmäht, glaubte man ſicher auf den Dank der Höfe und ihre freie Willfährigkeit rechnen zu dürfen. Man glaubte um ſo ſichrer die Forderungen ſteigern zu können, und ſchreckte Hannover und Sachſen zurück. Das preußiſche Selbſtgefühl klagte über Felonie, ließ nun auch die Union fallen und gab beim erſten kriegeriſchen Klang der öſterreichiſchen Waffen Baden und Hamburg frei, — aus lediglich ſtrategiſchen Rückſichten, wie man ſich tröſtet. Der preußiſche Ehrgeiz tröſtet ſich nämlich ſehr leicht. So mag er ſich denn auch über die Buße, die ihm jetzt auferlegt iſt, tröſten, und die Ueberzeugung, daß ohne Oeſterreich kein Deutſchland zu Stande kommt, wie ein Schickſal auf ſich nehmen. Dies Schickſal müſſen wir jetzt zu bezwingen und klar zu geſtalten ſuchen. Erſt nachdem Preußen an einer Geſtaltung Deutſchlands wiederholt Bankerott gemacht hat, iſt Oeſterreich wieder in Deutſchland eingetreten, und da es jetzt faſt mit Ungeſtüm ſeine deutſche Miſſion begreift, müſſen wir es daran feſthalten. Es wird uns — meint Ihr — äußerlich überwältigen! — Um ſo mehr haben wir dann die Aufgabe, es innerlich zu bezwingen. Und wie lange das dauern mag, Oeſterreichs weite Ländermaſſen mit deutſchem Geiſte zu beſeelen, vor allem thut Eins erſt noth: Macht und Einheit. Oeſterreich wird die Nothwendigkeit einer Einheit ſelbſt zu erzwingen wiſſen, falls es Euch von neuem gelüſten ſollte Euch ſeparat zu conſtruiren. Und von europäiſcher Macht kann für Deutſchland nur mit Oeſterreich die Rede ſein. Es iſt nur zufällig, daß Frankreich ſeine Socialiſten im Innern noch mehr fürchtet als ſeine Widerſacher nach außen. Und nach Oſten hin? Oeſterreich und Preußen ſind abwechſelnd Rußlands Sklaven geweſen; ſie werden es bleiben bis ihre untrennbare Gemeinſamkeit für ewig feſtſteht. Die bürgerliche Freiheit wird, ſtehen wir erſt äußerlich auf beiden Beinen, dann unſere gemeinſame Arbeit ſein. Die kleinen Conſtitutionen haben Deutſchland geſchult, aber nicht geeinigt; ſie haben jetzt nur ſecundären, nur provinziellen Werth. Zum Racenkampf, zum Bruderkriege aber laſſen wir uns nimmermehr verlocken, ſelbſt nicht vom tapferſten Ehrgefühl preußiſcher Rodomontaden. Die Blindheit, noch immer Preußens Beruf zu einer deutſchen Geſtaltung einſeitig behaupten zu wollen: das macht Hrn. v. Vincke's Rede zum Anachronismus. „Dank vom Hauſe Oeſterreich!" rief Freiherr Vincke mit den Worten des beleidigten ehrgeizigen Buttler im Wallenſtein, und die preußiſche Kammer antwortete mit ſchallendem Beifall. Ich denke, damit iſt ausgeglichen was in der Paulskirche als Hohn gegen das Haus Hohenzollern geſprochen wurde. Oeſterreicher und Preußen haben ſich nun bald nichts mehr vorzuwerfen, die Geſchichte ihres Haſſes wird, hoff' ich, zu Ende ſein; beginnen wir ein neues Buch: die Geſchichte ihrer Verſtändigung. In ihrer Verſtändigung wird Verſtand ſein, während in ihrem Haſſe fanatiſche Blindheit wüthete, alſo daß Deutſchland ſeit einem Jahrhundert abwechſelnd der Spielball des europäiſchen Weſtens und Oſtens geworden.

Hr. v. Vincke hat die letzte Bombe des preußiſchen Ehrgeizes in die Welt geſchleudert. Und dieſe Bombe platzte. Da auf ſeine Rede keine Revolution erfolgte, mußte eine Auflöſung der Kammer folgen. Vor der Hand hat man ſich noch mit einer Vertagung begnügt. Die Cabinette werden Alles, was die Verſtändigung auf den freien Conferenzen ſtört, mit Gewalt niederhalten, auch die Stimme der Patrioten, falls ihr Eifer die Sprache der Demokraten reden ſollte. Auch dies war in Vincke's Rede ein Anachronismus. Er griff zu denſelben Mitteln derſelben Demokratie, die er niedertreten half. Man hat den Königen ſo oft das: Zu ſpät! zugerufen. Wir müſſen dem grimmen Hagen aus Weſtfalen daſſelbe vorwerfen. Thatſache aber iſt, daß ſein leidenſchaftlicher Ungeſtüm weder Gewalt über die Cabinette, noch Gewalt über das Volk hat, um einen Bruderkrieg zu entzünden. — Ich leugnete nie die Schwierigkeit der Aufgabe, mit Oeſterreich gemeinſam Deutſchland zu geſtalten, aber ich behaupte ihre Nothwendigkeit.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Ries'ſche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Die Freimaurer.

Eine Familiengeſchichte

aus dem vorigen Jahrhundert

von

F. Guſtav Kühne.

Erſtes Buch.

Frankfurt a. M.
Verlag von Meidinger Sohn & Cie.
1855.

Druck von C. W. Leſke in Darmſtadt.

Erſtes Buch.

Großvater Erlaucht.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Erſtes Kapitel.

Eine Waldidylle.

Meine erſte Kindheit war eine verſteckte, geräuſchloſe Waldidylle. Daß ich dem Zeitalter der Perrücke angehörte, erfuhr ich erſt, als die Stille meines erſten Daſeins gewaltſam durchbrochen wurde. Ein Hauch tiefer Einſamkeit umwehte das halb zerfallene Jagdhaus, das ſelbſt zur Förſterei nicht mehr tauglich ſchien. Wie ein grüner Mantel umzogen die rings bewaldeten Höhen das weiche, warme, vor jedem Wind geſchützte kleine Keſſelthal. Haus und Gehöft lagen an einem See. Ein See, von Wald umrauſcht, iſt wie das Auge in der Landſchaft. Aber der Himmel wollte ſich nicht ſpiegeln in dieſem See. Sein Spiegel war erloſchen und getrübt, ſein Waſſer verſumpft, ſein Ufergrund mit Schlingkraut überwuchert. Der Buchwald im Thal wechſelte mit kräuterreichen Wieſen voll jener blühenden Silberdolden, wie ſie die große Hirſchwurz trägt; aber kein Geläut der Heerden drang bis in die blöde Stille meiner einſamen Verlaſſenheit. Der Wald deckte mit ſeinem Buchengrün wie ein Schirm Haus und Hof, aber man begriff nicht was hier zu beſchirmen war, man kannte den Schatz nicht, der hier in dieſer Verborgenheit gehütet wurde. Sümpfe und ſtruppige Wildniß erſchwerten den Verkehr mit dem nächſten Dorfe, ringsum war kein Weiler mit Höhenrauch; nur von Jahr zu Jahr kamen zweimal die Mäher, ſchnitten und heimſten ein: in noch längeren Friſten ward geholzt im Walde. Hatte man ſich durch Moor und Geſtrüpp auf ſchmalen Fußpfaden bergan eine Stunde weit Bahn gebrochen, ſo traf man erſt auf regelmäßige Spuren menſchlicher Thätigkeit. Meilenweit um uns her war undurchdringliche Dämmerung. Ein einſam ſchlendernder Jäger, ein Paar Holzhauer grüßten, wanderte man ohne Pfad und Ziel im Buchenhain herum. Die Droſſel ſchlug, die ſchwarze Amſel ſang ihr Lied, wilde Kaninchen fuhren aus ihrem Verſteck, ein ſcheues Reh lugte neugierig aus dem Gebüſch. Die Axt erklang, ein Schuß fiel; dann begrub die Oede den einſamen Ton. In dieſen Gründen rieſelte kein Bach, ſelbſt das Waſſer, das Bild des Lebens, war hier ſtill verſunken. Hier ſcholl kein Echo, jeder Laut erſtarb in ſich ſelbſt. — Lag ein geheimer Bann auf dieſer verlaſſenen Welt? Ein Gelübde des Schweigens als Sühne für eine uralte Miſſethat?

In der Einſamkeit des Waldes wird das Gehör fein und weitgreifend; der phyſiſche Menſch dehnt ſich aus und bezwingt mehr Welt um ſich herum. Mein geſchärfter Gehörſinn hat mir im Leben oft genug gut gedient; ſonſt hatte ich als Kind wenig Sinn für die Reize jener verlorenen, von unſeren Dichtern ſo vielfach beſungenen „Waldeinſamkeit". Aber ich betrat in alten Tagen wieder, mit der Summe der Schmerzen, die das Leben gibt, den Schauplatz meiner erſten Kindheitsjahre. Da überfiel mich die ganze Wehmuth und der ſüße bange Schauer meiner erſten unverſtandenen Sympathie mit dieſer wildverwachſenen Oede. — Sind vielleicht nur lebensmüde Geiſter für das empfänglich, was man romantiſch nennt? Sind es nur krankhafte Stimmungen der Seele, wenn ſie die Mißgeſtalt der Menſchenwelt flieht, verwundet vom Unglück, überſättigt vom Genuß in die Stille flüchtet, die ihr dann nicht mehr ſtill, ſondern beredt iſt, ihr wie ein leiſes Schlummerlied verſtändlich wird? — Ich hatte als Kind nichts zu betrauern, keine Vergangenheit zu beſchwichtigen gehabt; mein junges Gemüth war ſelbſt ſo leer und ſtumm geweſen wie dieſe waldgrüne Oede, die mich umgab. — So ſind die Tröſtungen der Religion auch nur für die Mühſeligen und Beladenen; das Chriſtenthum kam auf, nachdem ſich die Welt in wilder Leidenſchaft Wunden geſchlagen, für die ſie in ſich ſelber keine Heilung wußte. — Für den Knaben war dieſe Zuflucht aus [illegible] verworrenen Welt, dieſer Friede der in ſich ſelbſt verſunkenen Natur bedeutungslos, ſie war ihm ja kein Aſyl eines bedrängten Herzens. Man muß geſündigt haben, um die Wonne der Reue zu empfinden; man muß Unglück gehabt haben, um ſelbſt nur an Gott den Allerbarmer zu glauben; in die menſchenleere Stille flüchtet ſich nur ein müdes zerſchlagenes Herz. Das erſte Gebet des Menſchen war ein Stoßſeufzer; nur in der Angſt der Seele wird die Ahnung möglich, daß ein Geiſt über uns die Welt regiert und alle Unbill ſühnt. — Als ich — ein betagter Menſch — die Stätte meiner erſten Kindheit wieder betrat, ſuchte ich ein Grab und fand es nicht mehr. An der Waldecke war ein liebes, lichtes Plätzchen. Farrenkräuter und wilde Balſaminen ſtreiten ſich um die Stelle; die hohen Stengel der goldblumigen Arnica ragen über die grüne Matte hinweg. Dort auf dem kleinen Vorſprung am Saume des Dickichts hatten ſie, das wußt' ich, die Gebeine der theuerſten Perſon meines Lebens zur Ruhe gelegt. Statt des grünen Hügels fand ich einen künſtlichen Tempel mit Säulen und himmelblauer ſternbemalter Kuppel. Meine Mutter war nachträglich in der Familiengruft unſeres Hauſes beigeſetzt worden. Der Tempel über ihrem erſten Grabe war nichts als ein Zeugniß, daß Diejenigen, die ihren frühen Tod beklagten, Urſache hatten ihr Gewiſſen zu beruhigen, die Manen der Geſtorbenen zu ſühnen; es war nur ein kalter prunkender Nothbehelf für die Liebe, die man ihr im Leben ſchuldig geblieben.

Einem alten, zur Ruhe geſetzten Prediger und ſeiner wirthlichen Ehehälfte war in jenem einſamen Jagdhauſe die Pflege meiner erſten Kindheit anvertraut. Der Pfarrer war ein trockner, regelrechter Mann. Er war fromm, aber er trieb die Frömmigkeit wie ein gewohntes Handwerk. Er war kein Gefühlsmenſch: ſonſt hätte ich in jener Einöde wohl leicht zum Schwärmer werden können. Der Mann gehörte zu jenen Verſtändigen, die ruhig und ſchlicht über Alles Antwort geben, ohne erſt die Fragen darüber abzuwarten. Sie erläutern die Weltordnung wie ein einfaches Rechenexempel, löſen alle Räthſel ohne erſt ein Bedürfniß für die Löſung zu erwecken, erklären Gott um mit ihm fertig zu ſein. Er trieb Botanik, ſammelte viele Kräuter und hielt mich dazu an, ohne eine Neigung für die Pflanzenwelt in mir zu erwecken. Es gibt Menſchen, die in einer Wieſe nur das Futter, im Walde nur das Brennholz, im Granitfelſen nur Chauſſeebaumaterial ſehen. Ich lernte Latein bei ihm und brachte es bald bis zum Ovid und ſeinen Metamorphoſen; er erklärte mir dabei die Naturgeſchichte und die alte heidniſche Götterlehre. Für das, was in der Dichtung als ſinnreiches Mährchen noch täglich gilt, hatte der Alte kein Verſtändniß. Daß die Roſe aus dem erſten Blutstropfen der verwundeten Aphrodite entſprang, die Anemone ihre erſte Thräne war: dafür fehlte meinem Magiſter der Sinn. In der Erdbeſchreibung lernte ich nur die fernen Welttheile kennen, vom Chriſtenthume die mir eben ſo fernen zehn Gebote. Was Wunder, daß ich für all' den Inhalt taub und todt blieb! Ich erhielt für Alles nur ein Gedächtniß ohne alle Nutzanwendung, mein innerer Menſch ward zur Rumpelkammer, in der man höchſtens um Platz zu gewinnen Ordnung macht. Ich lernte in der Religion: „Du ſollſt Vater und Mutter ehren!“ und ich kannte Beide nicht; Niemand war da, der mir für das fehlende Gefühl der Zugehörigkeit auch nur ein Aushülfsmittel bot. Ich lernte: „Du ſollſt nicht ehebrechen!“ und es überkam mich dabei die dumpfe Furcht vor einem ſchweren, bangen Geheimniß, das wie eine Gewitterwolke drohend über mir aufzog. Der Pfarrer rubricirte mir die menſchlichen Laſter wie die Käfer, die Tugenden wie die Pflanzen; jene ſpießten wir und dieſe trugen wir getrocknet in unſer Buch. Am meiſten gefiel er ſich in phyſikaliſchen Experimenten, und wenn ihm, was freilich oft geſchah, der Verſuch das Ergebniß ſchuldig blieb, ſo tröſtete er ſich und mich gar leicht mit der Feſtſtellung der allgemeinen Regel, die eigentlich nie ohne Ausnahme ſei. Er war ſonſt in allen Dingen ſehr genau und pünktlich. Er hielt ſich für kränklich, und die Furcht davor war vielleicht bedenklicher als ſein Zuſtand. Den ganzen Herbſt über beſchäftigte ihn die Sorge, Haus und Hof gegen den heranrückenden Winter zu ſchützen. Er hämmerte, zimmerte, nagelte und war unermüdlich in Auffindung neuer Schutzmittel gegen die Zugluft. Er trat nie in's Zimmer ohne mit ſorgſamen Blicken die Fenſter zu muſtern und die Wirbel zu ſchließen, wo eine Spalte frei war. Mit ſeinem grauen Haar, mit ſeinem welken Geſicht, in ſeinem dunkelbraunen, bis oben zugeknöpften Rock und den ſchwarzwollenen, aber fahl und fuchſig gewordenen Strümpfen konnte er leicht wie eine Ruine erſcheinen, die, ohne ſich je dem Sturme auszuſetzen, doch frühzeitig in ſich ſelbſt verwitterte. Aus Furcht vor den Gefahren des Lebens hatte er ſich aufgeſpart und war doch vielleicht weit früher gealtert.

als die Leidenſchaft, die da wagt und verſpielt, aber nach dem Verluſt immer noch einen neuen Einſatz möglich macht.

Die Frau Paſtorin war die mildernde Ergänzung zum Alten. Hatte Ehrwürden etwas von einem herben trocknen Todtengräber, ſo hatte die Leichenbittermiene, mit der ſie im Grunde daſſelbe Geſchäft verſah, doch etwas menſchlich Gewinnendes. Ob die gute Frau je Mutter geweſen und ſomit natürlichen Beruf zur Erziehung hatte, weiß ich nicht; dies altehrſame Ehepaar Philemon und Baucis ſah gar nicht darnach aus als hätten ſie ſich je Nachkommenſchaft zugetraut. In ihrer Behabung zu mir hatte Frau Baucis eher etwas von einer alten Muhme, die durch peinliche Zärtlichkeit erſetzt, was ihr an einfacher Naturempfindung fehlt. Sie ſorgte für mich, als wär' ich ihr Augapfel, behütete jeden meiner Schritte, war Tag und Nacht geſchäftig für mein Wohl. In all' dem Eifer lag zuviel Abſicht und Pein. Sie kam meinen Bedürfniſſen zuvor, und ich blieb im Gehege ihrer Wünſche gefangen. Ich lernte gehorchen, aber ohne Luſt und Liebe; in dieſem Dienſt der Gewohnheit blieb aller freie Wille unentwickelt.

Mittags bei Tiſche ward mir zuerſt vorgelegt. Daraus erwuchs mir das Gefühl, daß ich in dieſe Umgebung nicht hingehörte; in dieſem Kreiſe ein Gaſt, ein Fremdling, vielleicht gar nur ein Gefangener war. Ich bewohnte die beſten Zimmer im Hauſe, während die alten Leute ſich mit Erdgeſchoß und Erker begnügten. Daß ich ſie nicht liebte, daran war wohl die große Sorgſamkeit Schuld, mit der ſie mich wie einen Bevorzugten, aber doch zugleich wie einen Unglücklichen, einen vom Schickſal heimlich Gezeichneten, behandelten. Es war ſehr unnatürlich, daß ich, ein Kind und zweifelsohne mit dem Bedürfniß nach Hinneigung begabt, den Alten gegenüber nicht kennen lernte was Liebe heißt. Ich glaube, man lernt nur lieben, wenn man es ſich verdienen darf. Ich durfte mitunter den Mops der guten Frau Baucis füttern, und ich liebte das Thier, weil ich ihm Gutes that. Ich liebte den zottigen ſchmutzigen Hofhund an der Kette, weil ich ihm heimlich Biſſen zuwarf; ich liebte die alte, halbblinde, ſtocktaube, den Dienſt im Hauſe verſehende Magd, weil ich ihr heimlich, wo es die Alten nicht merkten, behülflich ſein konnte, wenn ſie in ihren Nöthen ſtecken blieb. Wie gern hätte ich wie ein Page die

Frau Paſtorin bedient, wenn ſie mit dem lahmen Fuß ſich um mich abmühte: aber ſie litt es nie und ließ mich in dem peinlichen ungewiſſen Glauben, ich ſei entweder ein Weſen höherer Art oder ein Ausgeſtoßener. In der That, wenn die Alte mit dem Mumiengeſicht reſpectvoll liebreich mit mir that, wandelte mich eine Furcht vor mir ſelber an. Wer war ich, was hatte ich gethan, was war an mir verbrochen, daß ich ſo ausnahmsweiſe wie ein Verdächtiger behandelt wurde? — Sonntags, wenn mir Frau Baucis den beſſern Rock mit den friſchen Manſchetten brachte, bekam ich eine Art Schauder vor meiner Perſon. Während des Sommers ging ich mit dem Paſtor emeritus zur Kirche, die mit dem Dorfe zwei Stunden weit jenſeit des Bergwalds drüben am Abhang lag. Dort ſaßen wir, durch ein Gitter von der Gemeinde abgepfercht. Die Bauern thaten ſich bene, indem ſie mit ſchallender Kehle aus Leibeskräften ſangen, um dann, wenn der Prediger ſprach, auf die Anſtrengung gut einzuſchlafen. Wenn ich hier und da ein alt Mütterchen leiſe das Haupt ſenken und ſich dem Herrn ergeben ſah, ſo meint' ich faſt, das gehöre ſo mit zur Frömmigkeit. Auf's Einſchläfern lief Alles hinaus, was um mich her geſchah. Im Winter blieben wir Sonntags mehrentheils daheim, der Paſtor las den Bibeltext und hielt uns eine Rede darüber. An Morgen- und Abendſegen fehlte es auch an den Wochentagen nicht. Ich wäre gewiß recht fromm geworden, hätte die lederne Gewohnheit nicht jedes Gelüſt dazu in mir ertödtet. Abends nach der Mahlzeit pflegte der Pfarrer, wie er ſagte, ſich ein Pfeifchen zu erlauben. Er ging dann mit langen Schritten im Zimmer auf und ab und ſprach mit Frau Baucis von alten Zeiten, oder er ſaß im Lehnſtuhl und verſank in Gedanken; die Unterhaltung erſtarb dann ſo in ſich ſelber, wie der ehemalige See vor unſerm Hauſe zum Sumpf geworden war. „Er ſchläft wohl?“ flüſterte ich der Frau Paſtorin zu. — „Er beſieht ſich nur inwendig,“ ſagte ſie lächelnd, und rückte mir im Winkel den Stuhl zurecht. Sie erzählte mir dann eines von ihren drei Mährchen, die ſie auswendig wußte. Sie hatte juſt drei Zahnſtümpfchen im Munde, und auf jedes kam eine alte Geſchichte. Ihre heiſere Stimme klang in der ſtillen dämmerigen Winterſtube wie eines Heimchens Ton in altem dunkelen Gemäuer. Es war dann recht bang im Zimmer, wenn die Uhr mit dem Pendel ächzte und gähnte; nur das Schnarchen des Pfarrers hielt mich wach. Wollten die drei Mährchen nicht mehr ausreichen, ſo machte ſich der Paſtor ſtark und las mit lauter Stimme in einer alten Reiſebeſchreibung. Dann gähnte die Alte ihrerſeits, oder mir ſelber ſchwand die Beſinnung, wenn wir eben mit unſern Erwartungen auf dem ſtillen Ocean ſchwammen, oder das Cap der guten Hoffnung unendlich fern vor uns dämmerte.

Der Pfarrer, der mir Alles erklärte, bevor ich ein Intereſſe dafür hatte, blieb ſtumm bei den Fragen, zu denen mich ein wahrhaftes Intereſſe trieb. Da draußen in der Natur wie in unſerer Botanik war Alles Zweig am Stamme, Blüthe am Reiſe, Frucht am Baume, Blume am Stengel; nur ich ſollte wie eine ſtengelloſe Blume, ein Zweig ohne Stamm, ein Ding ohne Hingehörigkeit wachſen! In der Weltgeſchichte, ſchon in älteſter Zeit, aus deren Bann wir nicht heraustraten, folgten ſich immer Vater und Sohn. In der Bibel hatte Adam mit einem Sohne Unglück, Abraham dagegen wollte ſeinen Sohn ſchlachten, Eſau und Jacob betrogen ſich um das Recht der Erſtgeburt. Ein einziges Mal hatte mich der heimlich angeſammelte Groll zu einer Frage nach meinem Vater gedrängt. Warum hab' ich denn keinen Vater? Hab' ich gar keinen gehabt? hatte ich den Alten gefragt. — Doch wohl! ſagte zögernd der trockene Mann darauf, und es war das einzige Mal, wo ich ihn lachen geſehen. Es war vielleicht nur ein Lächeln geweſen, aber mir war's ſchneidend durch's Herz gedrungen, dieß trockene, mit halb unterdrücktem Lächeln begleitete „Doch wohl!“ Ich war roth geworden bis über die Ohren, als wär' ich juſt auf einer Lächerlichkeit oder auf einer verſchwiegenen Sünde ertappt. Seitdem fing ich an heimlich zornig zu werden und mich für den verſagten Vater an den alten Leuten mit tückiſchen Streichen zu rächen. Ich prügelte den Kettenhund, ſchalt auf die taube Magd, lief ſtundenlang planlos in's Dickicht hinein und über die Wieſen, wollte Menſchen ſuchen, mit ihnen entfliehen, ließ mich aber jedes Mal von der Furcht, auch ihnen lächerlich zu werden, zur Rückkehr beſtimmen.

Die Alte, die redſeliger wie der Pfarrer Philemon war, blieb doch auch ſehr karg bei Nachfragen, die ich ihr, wenn ſie mich ſanft ausſchalt, weinend eröffnete. Vater und Mutter, geſtand ſie mir einmal in aller Heimlichkeit, ſeien fern im wälſchen Lande, hätten ſich von mir losgeſagt und ihre Herrſchaft über mich einem alten Herrn übergeben, der mich vielleicht an Kindesſtatt annehmen oder ſich mir ſonſt als mein Gebieter kundgeben werde. Hätt' ich in meiner Erdbeſchreibung vom wälſchen Lande ſo viel gewußt wie von Afrika und Aſien, ſo hätt' ich wohl Muth genug gehabt, dort meine Eltern aufzuſuchen.

Zur Herbſtzeit ſprach ab und zu ein alter Herr in grünem Rock und ſteifen Stiefeln bei uns ein. Den hohen, ſtarken, kräftigen Mann bewirtheten und behandelten die Pfarrersleute, obſchon ſie ihn nur Herr Oberförſter nannten, mit vieler Hochachtung und Unterwürfigkeit; das Wort „geſtrenger Herr“ und „Ew. Gnaden“ entſchlüpfte oft genug ihren Lippen. Er ſeinerſeits war barſch und rauh, ſchenkte mir dann und wann eine Taſche, eine Hetzpeitſche, und griff mir, wenn er luſtig war, ſehr derb in's Haar. Er zeigte mir die Griffe an ſeiner Flinte und ſchalt mich aus, wenn ich linkiſch that. Ich hatte zu nichts Geſchick, weil zu nichts in mir Luſt und Liebe geweckt wurde.

„Der Junge iſt ſchwächlicher Art!“ ſagte der Fremde eines Tages zum Pfarrer und machte ein bedauerliches Geſicht, als hätte er nichts Anderes von mir zu erwarten. Der Mann bedachte nicht, daß in dieſer ſtrengen Hut ohne alle männliche Anleitung, ohne alle Geſpielen und Genoſſen jede Kraftentwickelung unmöglich blieb. Der alte Herr hatte in ſeinem Weſen etwas Militäriſches, und ich war beim Pfarrer wohl an pedantiſche Ordnung, aber nicht an energiſche Tüchtigkeit gewöhnt. Mitunter wenn er mich kommen ließ, mußte ich ſtarr und ſteif wie ein Rekrut vor ihm ſtehen, und lange Minuten hindurch ſeinen ſtrengen Blick aushalten. Wenn ich dann zuweilen ſcheu und ſchüchtern zur Seite ſchielte, wies er mich mit harten Worten von ſich. War er fort, ſo ſchalt ich auch meinerſeits auf den finſtern Mann. Der Pfarrer begütigte mich dann immer wieder, und die Alte kam und war liebreich und devot. Ich hatte ſie einmal gefragt, ob das der Mann ſei, dem meine Eltern die Herrſchaft über mich abgetreten; ich würde danken für ſolche Kindesſtatt. Sie beſchwor mich, ihm nichts derlei zu ſagen, der „geſtrenge Herr“ werde ſelbſt ſchon zur rechten Zeit ſagen, wie ich zu ihm ſtände. Oft ſprachen ſie mit dem alten Waidmann in einer Sprache, von der ich nichts verſtand; nur an ihren Blicken ließ ſich abnehmen, daß ich der Gegenſtand ihrer Unterhaltungen ſei. Ein einziges Mal hatte der alte Herr mich mit beiden Händen an den Schultern erfaßt, mich zutraulich und herzlich geſchüttelt. Ich wußte nicht wie es gemeint war und ſah ihn ungewiß an. In ſeinen großen, ſtolzen Augen dämmerte es wie Wohlwollen und Neigung; aber ſelbſt ſein Unwille war nur ein verſtohlenes Wetterleuchten, das ſtumm vorüberzieht. Ein ander Mal hatte er mich lange voll Groll und Argwohn von der Seite angeblickt und mich dann von ſich geſtoßen. „Sein Geſicht gefällt mir nicht!“ Mit dieſem barſchen Worte, polternd und dumpf hervorgeſprudelt, war die Prüfung zu Ende und ich ward entlaſſen. Das Wort blieb wie ein heimlicher Dolch in meinem Herzen ſtecken.

Es war das erſte bittere Gefühl in meinem Leben, ich hatte die erſte ſchlafloſe Nacht darauf. Der Pfarrer hatte mich, wie immer, pünktlich in meine Kammer geführt, hatte das Licht gelöſcht und war von dannen geſchlichen. Ich drückte das Auge gewaltſam zu, aber der alte hohe geſtrenge Herr mit ſeinem gothiſchen Angeſicht, der ſcharf geſchnittenen Naſe und den wie Kirchenbogenfenſter gewölbten Brauen, ſtand leibhaftig im Geiſte vor mir und hielt meine Sinne wach. Ich ſprang auf, trat an's Fenſter und öffnete den Flügel. Es war eine milde, warme Nacht; der hohe Buchenwald umſchloß wie ein Gewölbe geheimnißvoll das Haus. Wie in Traum verſunken, wie von einem Zauber gebannt und auf das Wort der Erlöſung ſchmerzlich harrend, lag Alles um mich her. Zum erſten Male befiel mich dieſe Stille mit einer geſpenſtiſchen Bangigkeit. Eine Nachtigall ſchlug; ich hatte ſie oft ſchlagen hören und nichts dabei gedacht. Plötzlich wandelte mich die Ahnung an, das ſei der Klagelaut einer eben ſo wie ich verſtoßenen Seele. Der Pfarrer hielt noch die Runde im Gehöft, die Magd ſchob den Riegel vor die Pforte, und oben im Erkerzimmer ſang Frau Baucis mit heiſerer Stimme: „Nun ruhen alle Wälder.“ — Ich hatte zum erſten Mal ein Gefühl von der ſchmerzlichen Melancholie, die unverſtanden und bewußtlos im Pulsſchlag der Natur athmet. Die Nachtigall ſchwieg, die klägliche Stimme der Alten hatte ſie vielleicht verſcheucht. Ich fühlte zum erſten Mal, wie der

Menſch mit ſeinen Barbareien die Schöpfung verdirbt, mit ſeiner Fratze ihre Schönheit ſtört.

Mir träumte, ich ſei ein heimlicher, verzauberter Prinz, den der Machtſpruch eines böſen Kobolds in ein Thier verwandelte. Starr und ſtumm verſank ich die Nacht in den Traum meines Unglücks.

Seitdem ſchlich ich heimlich gern in den Wald hinaus und lauſchte auf die Stimmen draußen und meinte, ſie würden mir verſtändlicher ſein als die Worte der Menſchen. „Sein Geſicht gefällt mir nicht!“ Der Verdammungsſpruch des alten Herrn klang noch lange wie ein dumpfer Schall in meiner Seele nach. Ich wurde empfindſam bis zur Nervenkränklichkeit. Wenn der Fink im Hain luſtig ſchlug, der Specht ſein ſchallendes Geräuſch erhob, ſo nahm ich das wie Spott und Hohn auf mein Unglück; aber in den einſam klagenden Sängern der Nacht ſuchte und fand ich meine gleichgeſtimmten Mitgeſchöpfe.

Der Pfarrer ward immer unzufriedener mit meinem Verhalten. In den Lehrſtunden war ich faul und zerſtreut, in der übrigen Zeit ſteigerte ſich meine Willkür im Verfügen über meine Erholungen bis zur Verwegenheit. Ich ſtieg Nachts, wenn Alles ſchlief, zum Fenſter hinaus und ſtreifte in der Landſchaft herum, mit Peitſche und Stange bewaffnet, ſchreckte die Wildhühner im Sumpfe, die Haſen im Felde auf, und hörte wie der Auerhahn mit Anbruch der Sonne balzte. Allmählich wagte ich mich immer mehr in die Gegend hinaus, doch hielt mich die Furcht vor der nahen Grenzwache, die jeden „Landläufer“ einſteckte, in gewiſſen Schranken. Daheim war Lärm und Geſchrei, wenn Philemon und Baucis frühmorgens mein Neſt leer fanden.

Philemon ſchrieb an den geſtrengen Herrn, er könne — halten zu Gnaden! — nicht mehr mit mir fertig werden. Seit einiger Zeit hatte er ſich zur Mithülfe in meiner Erziehung, reſpective Bändigung, einen Knecht zugelegt. Dieſe Bereicherung des Perſonals im menſchenſparſamen Jagdgehöft gefiel mir ausnehmend, ſchlug in meinem Sinne nur zu meinem Vortheil und Vergnügen aus. Knecht Jacob, Beigehülfe für meine Erziehung und mein Wächter, trug nebenbei Waſſer und ſcheitete Holz. Er war ein ſehr feiſter rothwangiger Menſch, einer von denen, die ſtarr und ſtumm, vor lauter Geſundheit nicht aus den Augen ſehen können. Wir waren bald die beſten Kameraden und Freunde.

Er ſchnitt mir Stöcke und ging mit mir in's Weite, wenn der Pfarrer nicht mitkonnte. Jacob fing gern Fröſche, und wir ſaßen in unſern Holzpantoffeln oft ſtundenlang am Teich, lockten die Thiere mit rothen Lappen und ſpießten ſie mit Meſſern. Er ſchnitt dann die Keulen ab und briet die Stücke. Ich verſpeiſte bald mit demſelben Wohlgefallen wie er die Leckerbiſſen. Es mußte heimlich geſchehen, und das Heimliche war eben der Grund meines Wohlgefallens. Auch daß ich mir das ſelbſt erworben, war der Reiz daran. Den Knecht Jacob hatte ich bald von ganzem Herzen lieb, weil ich ihm etwas ſein und ihm helfen konnte. Er trieb die Prüderie und den Reſpect gegen mich nicht ſo weit wie die alten Leute; ich durfte ihm ſelbſt an die Hand gehen, wenn er Holz hackte, und das wußte ich ihm Dank, denn ich gewann mir damit ein Recht auf ihn. Was mir die Pfarrerin ein Mal ſagte, ich müſſe mich nicht ſo gemein mit ihm machen, verſtand ich nicht. Ich hackte lieber Holz als lateiniſche Verſe. „Jacob iſt gar zu dumm!" ſagte die Alte; aber ich begriff nicht, wie das einen Grund abgeben konnte, ihm gram zu ſein. Ich hatte nur Groll gegen Diejenigen, die ſich wider meinen Willen meines Lebens bemächtigten. Ich liebte Knecht Jacob nur um deſto mehr und dachte Tag und Nacht darauf, ihm den Dienſt zu erleichtern, ihm das Leben zu verſüßen. Leider war er nicht dahin zu bringen, mich Du zu nennen, er ſprach immer im Plural mit mir. „Der junge Herr wollen, der junge Herr müſſen," war immer ſeine Rede. „Hol' der Henker den jungen Herrn!" war das höchſte Maß der Vertraulichkeit im Pathos ſeines Unwillens. Trotz der Furcht vor dem Pfarrer, der ihm die reſpectvollen Grenzen im Behaben zu mir ſtreng vorgezeichnet, hatte Knecht Jacob mich ſehr lieb und war zutraulich mit mir und menſchlich.

Ich hatte längſt darauf geſonnen, ihm einmal eine beſondere Freude zu machen. An meinem Geburtstage — ich glaube es war mein vierzehnter — erhielt ich Kuchen mit Lichtern beſcheert, hatte mehr Freiſtunden als ſonſt und ging in den Sonntagskleidern herum. Ich meinte, es ſei weit paſſender, an ſolchem Tage Denen, die man gern hat, was Liebes zu thun, als ſich von ihnen pflegen und beſchenken zu laſſen. Ich hatte mein Kuchenwerk heimlich für Jacob beſeitigt, aber ich wollte es ihm nicht trocken beſcheeren. Ich wußte, er „zog gern Einen," wie er ſagte, und es ſollte ein Feſt für mich ſein, ihn einmal etwas ganz Gutes beziehen zu laſſen. Im Stall, wo er ſchlief, ſtand ſeine Branntweinflaſche. Sie war leer, aber ſie duftete ſtechend wie Gift. Im Keller hatte die Frau Pfarrerin alten guten Rheinwein, von dem der geſtrenge Herr Oberförſter trank, wenn er auf ein Abendſtündchen bei uns einſprach. Für jenen Abend hatte er ſich bereits angeſagt, und wie die Frau Paſtorin in den Keller ſtieg, ſchlich ich hinter ihr her und ſchlüpfte hinter die Thür, eh' ſie ſich wandte. Sie hatte mich nicht bemerkt, kam zurück und ſchloß hinter ſich ab. Raſch ergriff ich die Flaſche Rheinwein beim Halſe und hielt ſie unter dem Rockſchoß verborgen; dann ſchrie ich und tobte mit den Füßen gegen die Thüre, bis die Erſchrockene wieder kam und öffnete. Sie ſchalt mich Wildfang, und ich lachte aus Leibeskräften, indem ich mich rückwärts vor ihr herſchob, im dunklen Gange ihr entſchlüpfte und mit der Beute glücklich in Hof und Stall gelangte. Ich verriegelte die Thür und koſtete eifrig den würzig duftenden Labetrank. Ich koſtete von neuem, ſog in langen Zügen, und fühlte ein ungewohntes Feuer durch meine Adern ſtrömen. Mein Gehirn begann zu ſchwärmen. Dann überkam es mich wie ſanfte Betäubung; ich that noch einen kräftigen Zug, um mich munter zu erhalten und verkroch mich in's Heu, das vor mir aufgehäuft lag. Meine Augen rollten, und wenn ich ſie ſchloß, traten funkelnde Geſtalten vor mich hin, winkten und lächelten mir zu. Ich glaubte auf einem Flügelroß zu ſitzen und focht mit beiden Handen um mich her; meine Entzückung ging faſt in Viſionen über.

„Alle Wetter, der junge Herr ſtecken im Heu!“ rief Jacob durch's Fenſter und ſtand mit einem Satze vor mir. Ich winkte ihm Schweigen zu, reichte ihm lächelnd die Hand und ſagte mit der Herablaſſung eines großmächtigen Potentaten: „Setz' dich zu mir, mein Getreuer, hier auf dieſe Ottomane. Heu nennſt du dieſen Flaum? So wenig ich Der bin, der ich ſcheine, ſo wenig iſt dies gemeines Heu. Komm, ſetz' dich zu mir und trinke! Es ging uns hier lange Zeit ſchlecht genug; wir wollen uns, wie der Lateiner ſagt, einmal bene thun.“

„Was,“ ſagte Jacob, „der junge Herr ſind ja wie verwirrt?“

„Ich koſtete nur, es iſt Alles für dich!“

„Wie, aus dem Keller? Den trinkt ja der Herr Oberförſter?“

„Ach was Oberförſter! Trink, Jacob, in kurzer Zeit iſt Alles mein und Du kriegſt Dein Theil ab in Gnaden!“

„Aber Ew. Gnaden ſprechen ja ganz ſonderbar —“

„Mag ſein, Jacob, meine letzte Stunde ſchlägt!“

Er riß die Augen auf und glotzte mich an. Aber ich zog ihn in's Heu zu mir nieder, umarmte den erſchrockenen Menſchen und ſagte zärtlich: „Jacob, es iſt unſer Abſchiedsfeſt, ich ſcheide, ich gehe meiner Beſtimmung entgegen, mein Schickſal ruft, der Vater, die Mutter im fernen wälſchen Lande —“. Ich ſprach begeiſtert und erlebte die Wirkungen eines guten Schauſpielers.

„Iſt es möglich,“ rief Jacob gerührt, „ſo wiſſen der junge Herr Alles?“

„Alles,“ ſagte ich, und horchte auf, — „Alles, Jacob, iſt mir jetzt klar, wer ich war und was ich bin, ein verwunſchener Prinz, aber ich weiß auch, wer du werden kannſt, wenn du mir treu biſt.“

„Du weißt, Jacob,“ begann ich vorſichtig von neuem, als er ſchwieg, „du weißt, daß hier meines Bleibens nicht ſein kann, du weißt, daß ich hier wie ein Gefangener unter Euch gehalten wurde. Es muß anders kommen, ſag' ich dir, ich werde über Nacht vor Euch verſchwinden und dann — Jacob, lebe wohl auf lange! Ich werde dann in ſeidenen Kleidern auftreten, werde alle Tage alten Rheinwein trinken, einen goldenen Degen an meiner Seite tragen und alle Die durchbohren, die mir zuwider ſind.“

„Gott im Himmel,“ ſagte Jacob, „ich hab' es immer gedacht, es würde mit Ew. Gnaden hier bald kein gutes Ende nehmen: es iſt ja zu unnatürlich, daß ein junger hochgeborner Herr“ —

„Wenn ich Fürſt in meinem Lande bin,“ rief ich trunken, „dann, Jacob, ſollſt auch du alle Tage alten Rheinwein trinken, das ſchwör' ich dir!“

Jacob aß den Kuchen und trank von dem duftigen Rebenſaft mit einer Haſt, als wollt' er über dem Zukünftigen doch auch nicht verſäumen, ſich des Gegenwärtigen und Handgreiflichen zu bemeiſtern.

„Und deine Lieſe, Jacob,“ ſagt' ich, „ſollſt du heirathen und Haus und Hof haben, und ein ganzer Kerl ſein!“

„I ſo ſchlag' das Wetter drein!“ rief Jacob in lachender Freude, „Ew. Gnaden ſprechen ſchon ganz wie ein Prinz. Und daß der regiegroße Herr im Lande Ew. Gnaden Großvater ſind, hat das Ihnen der Herr Pfarrer nun endlich geſagt?“

„Ich weiß Alles, Jacob, meine Mutter iſt die Prinzeſſin von Tombuctu.“

„I, was Ew. Gnaden ſpaßhaft ſind, recht wie ein Goldprinz!“

Er ſchüttelte ſich vor Lachen und holte dann wieder tief Athem aus der Flaſche.

„So iſt denn Alles gekommen, wie ich mir's gedacht habe,“ ſagte er, und ſchlug ſich mit der Hand auf die Schenkel, daß die weiß geſtrichenen Bocksledernen rauchten. „Ja, ja, ich dachte mir's wohl, es würde doch endlich Alles an den Tag kommen müſſen! Und die vornehme verſchleierte Dame würde doch 'mal endlich wieder erſcheinen und ſich ihr hochgräfliches Söhnchen holen!“

Die Flaſche war leer, aber Jacob war voll und floß über. Ich preßte die Hand, während er erzählte, gewaltſam gegen mein klopfendes Herz; ich erfuhr, was Jacob von den Meinigen wußte. —

Es war nicht immer ſo ſtill hier im Waldhauſe zugegangen. Ich war hier als kleines Bübchen hergebracht, von unbekannten Leuten; heimlich und ohne daß Jemand wußte, wer ich ſei, noch wem ich angehöre, ward ich den Händen der alten Pfarrersleute übergeben, die eigens um meinetwillen hierher überſiedelten. Ich war hier abgeſetzt, wie in katholiſchen Ländern ein Findelkind. Es krähte ſozuſagen kein Hahn nach mir; nur eine Henne kam nach langer Zeit, ſie hatte meinen Aufenthalt auskundſchaftet und kam heimlich ab und zu, ihr Küchlein zu beſuchen. In ſchwarze Schleier tief verhüllt, erſchien eine Dame, von einer Kammerfrau und einem Diener begleitet. Vorn am Brühl, wo der Sumpf nur Fußgängern oder einem vorſichtigen Reiter den Weg geſtattet, hielt jedes Mal der Wagen mit den ſchaumbedeckten Roſſen, der ſie im Fluge die Nacht durch auf Eilmärſchen, alſo aus weiter Ferne, hergeführt. Die Dame ward vom Pfarrer und ſeiner Frau mit großer Ehrfurcht, aber mit eben ſo vieler Angſt empfangen. Sie habe ſich immer in das große Zimmer verſchloſſen, habe lange Zeit am Bette ihres Kindes geſeſſen und ſei dann mit verweinten Augen, halb ihrer Sinne kaum mächtig, zu ihrem Wagen zurückgebracht. Das letzte Mal war ſie in einer Sänfte gekommen, die mit den Trägern im Gebüſch hielt und ſie zur Kutſche führte. Soviel wußte der Knecht vom Hörenſagen; er ſelbſt war erſt ſpäter im nächſten Dorfe in Dienſt getreten. Seit langen Jahren, ſo weit ich denken konnte, war meine Mutter nicht wieder erſchienen.

Wehmuth und Zorn wechſelten in der Stimmung, die in mir zurückblieb.

„Knecht Jacob, ich erwürge dich, ſagſt du nicht Alles heraus was du weißt!“ ſchrie ich, und fiel ihm mit beiden Händen wüthend an die Gurgel.

„Herr meines Lebens!“ ſagte Jacob, indem er ſich loswand, „Ew. Gnaden haben wirklich Anlage zum großen Herrn!“ — In dem Augenblicke erklang Pferdegewieher und Geſtampf im Hofe. Wir lauſchten; ein Reiter in ſchweren Stiefeln ſtieg ab.

„Mein Himmel,“ ſchrie Jacob erſchrocken, „Seine Erlaucht, der Herr Reichsgraf!“

„Wer?“ rief ich lachend, indem ich den Kopf durch's Fenſterloch ſteckte, „das iſt ja der Herr Oberförſter!“

„Nun ja,“ ſagte Jacob ganz ehrbar, „wenn der junge Herr Alles wiſſen, werden Sie doch nun auch den Herrn Großvater kennen?“

Ich ſtarrte ihn ſprachlos an. Er nahm die Halfter herunter und ſtürzte fort. Mein Traum war aus; die Wolken ſanken, ich ſah Licht und fühlte plötzlich Boden unter den Füßen. Aber der Ernſt der Wirklichkeit, der Schreck der Entdeckung verſagten mir allen luſtigen Uebermuth; die Füße wankten auf dem Boden, den ſie faßten, ich ſtand zitternd da, unfähig, von der Stelle zu weichen. Als ich den Schritt des Pferdes, die Stimme des alten Herrn hörte, ſtürzte ich zum Stall hinaus über den Hof fort und nach dem Steg, der über den Sumpf führte. Ich lief in den Wald hinein, bis ich athemlos zuſammenſank. Dann beſann ich mich auf mich ſelbſt, ſchüttelte die Locken und rieb die Stirn; ich wäre gar zu gern ganz nüchtern geweſen, um mit hellen Augen zu ſehen, mit offenen Ohren zu hören. Der Gedanke an den geſtrengen Herrn im grünen Rock, mit den hochgewölbten Augenbrauen, trieb mich inſtinktmäßig zu dem Gefühl von Pflicht und Gehorſam.

Die Dämmerung brach ſchon herein, als ich durch's Thor in's Gehöft trat. Der geſtrenge Herr war nicht allein gekommen: mehrere Kavaliere waren in ſeinem Geleit. Diener ſtanden im Hofe [illegible] hielten die [illegible]. Im Hauſe war ſchon Aufruhr über mein Ausbleiben. Die Frau Paſtorin humpelte durch den Garten, Jacob lief vom Stall auf den Boden, vom Boden in den Wald. Der Pfarrer ſaß mit dem Beſuch oben im großen, für gewöhnlich ſonſt verſchloſſenen Zimmer. Ich mochte ſehr geiſterhaft ausſehen, wie ich eintrat. Die Lampe brannte auf dem Tiſch, ein Licht daneben; der alte Herr ſaß davor, trank den alten Rheinwein und rauchte aus der halblangen Pfeife mit dem ſilberbeſchlagenen Meerſchaumkopf, den der Pfarrer immer ſorgſam im ledernen Säckchen aufbewahrte. Heute liefen Heiducken ab und zu, mit Fidibus in der Hand, wenn ihm die Pfeife beim Reden ausging. Philemon ſtand in devoter Haltung vor ihm, wie er ſeufzend die Hand auf den Tiſch ſchlug.

Ungewiß und ſchüchtern, wie ein Schatten, blieb ich an der Thüre ſtehen. Es war mir als wär' ich von meinem Schickſal vorgefordert. Der ſogenannte Oberförſter hatte es in ſeiner Hand, derſelbe, der der Vater meiner Mutter war, derſelbe, von deſſen Lippen der Spruch über mich erging: „Sein Geſicht gefällt mir nicht!“

„Ja, ſie iſt wieder einmal da!“ ſprach der alte Herr zum Pfarrer, „iſt wieder da und will den Jungen ſehen. Wer kann's ihr im Grunde wehren, 's iſt am Ende ihr Kind. Er — ſtreift auch wieder in deutſchen Landen umher und macht Propaganda in weiß Gott welchem Jeſuitenauftrag. Mein guter Nachbar, der Herr Biſchof von römiſchen Gnaden, iſt immer ſo gefällig, allerlei wälſches Volk bei ſich Station machen zu laſſen, und wär's auch nur mir zum Tort und zur Schur. Aber mir ſoll er nicht über meine Grenze kommen; ich laſſ' ihn in Ketten ſchmeißen und ſchick' ihn par escorte gebunden als Angebinde dem Herrn Biſchof als Präſent. Und wenn Kaiſer und Reich drüber in Harniſch gerathen: ich bin hier Herr im Lande und dulde keine glatten Glatzen, keine Proſelytenmacher und Propagandaſchmieder! Er hat mein Haus wider mich empört, er hat Fluch über mich und mein Land gebracht!“

Der geſtrenge Herr legte die Arme über einander, ließ das Haupt auf die Bruſt ſinken und blies dicke Rauchwolken vor ſich hin, ſo daß ſeine ganze Geſtalt in Nebel aufging. Er ſaß wie der Wolkenſammler Jupiter tonans da, aber ſeine Stimme war bei den letzten Worten weich und klagend geworden.

Ich war leiſe eingetreten und ſtand unbemerkt auf der Schwelle vor der halb offen gebliebenen Thüre. Ich ſtand und ſtreckte horchend alle meine Fühlhörner aus. Aber die Pfarrerin war hinkend die Treppe hinauf mir nachgeſchlichen, öffnete die Thüre und drängte mich vorwärts. „Da haben wir ihn endlich," ſagte Frau Baucis keuchend.

„Haha!" rief der Geſtrenge mit ſchallender Stimme und war ganz wieder der alte Polterer. „Iſt Er endlich da, junger Menſch? Will hier nicht mehr gut thun, was? Macht Streifereien in's Wilde, he?"

„Werde auch noch fortlaufen, wenn's weiter ſo geht!" ſagte ich dreiſt.

„Hei, dafür ſind meine Wachtpoſten auf der Hut," rief der alte Herr. „Deſerteure werden in's Loch geſteckt, wohlgemerkt!"

„Ich weiß nicht," ſagte ich keck, „was Diejenigen, denen ich angehöre, verbrochen haben, aber ich will hier nicht länger ohne Schuld Gefangener ſein."

„Hoho!" rief der Reichsgraf, legte die Pfeiſe bei Seite und ſtand in ſeiner ganzen Leibeslänge vor mir. Er ſchob den Schirm von der Lampe zurück und beſah mich mit ſeinen großen Blicken von oben bis unten. Ich ſtand im vollen Lichte da. Mein Anzug war verworren genug, das Kleid voll Heu, das Haar zerzauſt. Die Frau Paſtorin, die, tödtlich über mich erſchrocken, nicht wußte, was mich angewandelt, zupfte mich hinten und vorn am Rocke.

„Wer iſt man denn und was weiß man von ſich ſelber?" fuhr der Reichsgraf fort. „Man iſt ein Eſel, wenn man nicht froh iſt, hier das liebe Leben zu haben!"

„Ich weiß viel, wer meine Eltern ſind," ſagte ich keck, „aber ſo viel weiß ich, daß es mit Ew. Geſtrengen auch nicht ganz richtig ſteht."

„Seh' mal Einer!" wandte ſich der Alte zu Philemon und Baucis, die trippelnd und verlegen daſtanden, „wer hat ihm denn was weisgemacht?"

Die Pfarrerin rang die Hände, der Pfarrer rieb ſie ſich um einander, als müßt' er nach Waſſer ſuchen, um ſich reinzuwaſchen in Unſchuld.

„Was ſo'n Burſch keck iſt," fuhr der Geſtrenge fort, „faſt wie ein Bube, der das Glück gehabt hat, bei ſeiner Eltern Hochzeit ſchon perſönlich zugegen zu ſein! — Was weiß Er denn von mir?"

„Ich weiß ſoviel," ſtand ich Rede, „daß wenn Ew. Gnaden ſich hier geſtrenger Herr Oberförſter nennen laſſen, das mit Ew. Gnaden Verlaub eine Lüge iſt!"

„Daß dich!" ſagte der Reichsgraf. — „Aber im Grunde gar nicht ſo übel!" fuhr er zu den Pfarrersleuten geneigt fort, wandte ſich jedoch alsbald wieder zu mir, um mir die ganze Strenge ſeiner Miene zu zeigen. „Daß ich Herr im Lande hier bin, mag der Gelbſchnabel wiſſen. Ein regierender Landesherr aber, das merke Er ſich, junger Freund, ein Landesherr iſt Chef und Souverän in Allem, was in ſeinem Lande getrieben wird, unter den Soldaten iſt er oberſter Herzog, unter den Schweinehirten erſter Schweinehirt, und alſo kann er unter den Förſtern ſeines Landes mit Fug und Recht oberſter Förſter ſein. Damit holla! Für das Wort Lüge gibt's ein ander Mal Fuchtel, junger Menſch!"

Er machte eine abweiſende Handbewegung, wie Jupiter ſie etwa machen mochte, indem er ſeinen Trabanten befahl, bei Seite zu treten. Ich ſtellte mich in den Winkel und harrte lauſchend der Dinge, die da kommen ſollten.

„Ich hab' gemeint," fuhr der Geſtrenge zu den Pfarrersleuten gewendet fort, „hier wär' der Junge ſicher vor Aufregung und Verführung; hier könnt' er, dem Wirrwar der Welt und ſeiner eigenen Herkunft entzogen, in der Stille zum regelrechten, ordentlichen Menſchen werden. Es iſt doch ſchlimm, daß ſich kein Geheimniß behüten laßt!"

Philemon und Baucis verſchworen ſich hoch und theuer, ſie hatten all' die Jahre über Tag und Nacht reinen Mund gehalten.

„Nun gleichviel," war die Entgegnung, „einmal mußt' er's doch erfahren. Ich hab's übernommen, ihm proteſtantiſche Erziehung zu geben und werde ihm ſchon die nöthige Conduite beibringen. Womit aber noch gar nicht geſagt ſein ſoll, daß ich gehalten bin, den mir überzwerg in's Neſt gelegten Burſchen für einen rechtmäßigen Sproſſen meines Hauſes anzuerkennen! Ich will blos das Katholiſche in ihm ausrotten, denn ich glaube ſo gut wie Ihr, Paſtor, an Erbſünde; ich erfahr's an den Gliedern meines eigenen Leibes!"

Was iſt katholiſch? Dieſe Frage fiel wie ein ſiedend heißer Tropfen auf mein Herz. Der Pfarrer hatte mir im Unterricht nie davon geſagt, in der Weltgeſchichte ſtanden wir immer noch bei den Griechen und Römern. Plötzlich hing, was der alte Herr, der Vater meiner Mutter, als katholiſch bezeichnete, wie eine verhängnißſchwere, gewitterſchwüle Wolke über mir. Es war, ſo ſchien es, ein Verbrechen, katholiſch zu ſein. Aber es war für mich faſt ein lockendes Vergehen, deſſen Geheimniß mich reizte, wenn ſich damit der Gedanke an eine ferne, mir unbekannte Mutter und die Sehnſucht nach Liebe zu ihr vermiſchte. Nannte man, was der Pfarrer im Religionsunterricht mit den zehn Geboten mir vorhielt, proteſtantiſch, ſo ſchien mir das ein Ausbund aller Trockenheit, den ein junges Herz nicht brauchen konnte.

Die mich betreffenden Verordnungen des geſtrengen Herrn wurden eben ſo ſchnell gegeben wie ausgeführt. Es war ſchon ſpät Abends: ich wurde ſchnell aufgepackt, um transportirt zu werden. Denn anders wie ein Bündel ward ich nicht genommen und beigeſteckt. Frau Baucis humpelte zwar einige Mal keuchend treppab und auf, allein mein Bratenrock genügte, und ich war reiſefertig; das zerzauſte, heudurchflochtene Haar ward raſch mit einem ſchwarzwollenen Streifen zu einem Zopf zuſammengebunden, die Manſchetten ſaßen feſt am Rockärmel, den Zuſtand an Schuh' und Strümpfen deckte der Mantel der Nacht und der Reitermantel, in den ſie mich ſteckten, um mich auf's Pferd zu ſetzen. Frau Baucis war ſo gerührt, als wär's ein Abſchied für alle Ewigkeit. Sie ſprach von dem höheren Berufe, dem ich nun entgegenginge.

Ich meinerſeits guckte nur ſcheu nach dem Geſtrengen hinüber und dachte an die heillos fallen gelaſſene Wendung: „Dann gibt's ein ander Mal Fuchtel, junger Menſch!“ Ich hatte allen Reſpect vor der ſouveränen Hoheit dieſes Zuchtmeiſters. Ich glaube, ich war von meinem Alten-Rheinweinrauſch erſt jetzt vollſtändig nüchtern geworden; der Schwindel zur Empörung war verflogen.

Die gute Pfarrerin trippelte ſchluchzend um mich herum; faſt hätt' ich ihr meinen Kellerſtreich geſtanden, blos um ihr durch etwas Zorn gegen mich den zärtlich aufgelöſten Abſchied zu erleichtern. Sie zerfloß ganz in Thränen, der Pfarrer war ſalbungsvoll; es war wie auf Nimmerwiederkehren.

Wir ſtanden [illegible] Hofe; Jacob half mit der Stalllaterne dem fahlen Mondſchein leuchten. Ich umarmte den einzigen wahren Freund, den ich zurückließ, und wickelte mich in meinen Mantel.

„Reiten hat der junge Herr hier ſchwerlich gelernt!“ rief der Alte, der ſchon im Bügel ſaß, „nehme ihn Einer vorn auf's Pferd!“

Alſo doch „junger Herr“ vor den Dienern! dacht' ich, nicht junger Burſche und nicht gleich Fuchtel! Muth! Und Poſto gefaßt, wo haarbreit Land gegeben wird! Das waren meine Gedanken, wie wir das Jagdhaus verließen. Philemon rief mir noch ſeinen Segen nach, Frau Baucis wehte mit dem Tuche, Jacob klapperte mit den Holzpantoffeln, der Thorweg knarrte, der heiſere Hofhund und der Mops kläfften hinter uns drein. Damit ſank die Idylle meiner Kindheit hinter mir zurück; ich ahnete nicht, daß ich den Schauplatz in ſo kurzer Zeit, wenn auch nur auf Augenblicke, wieder betreten ſollte.

Zweites Kapitel.

Ein Tag am Hofe zu Belle Promeſſe.

„Heda! links ab, dicht am Walde hin!“ rief ich plötzlich laut, wie ich ſah, daß die vorderſten Reiter vom ſchmalen Stege ab in die ſumpfige Tiefe lenkten. So ſehr ich wie ein bloßes Bündel in den Reitermantel gewickelt auf dem Sattelknopf ſaß, hatte ich doch die falſche Fährte, die man einſchlug, ſchnell entdeckt. Die Cavalcade hielt. Der Mond, eben ſo eingehüllt wie ich, nur ſeinerſeits in Wolken, lugte mit einem Auge hervor und offenbarte uns den Moorgrund, in den wir ſicher hineingerathen wären.

„Hat Recht!“ ſagte der alte Herr, indem er mit der einen Hand auf die Croupe ſeines Gauls gelehnt, ſich rückwärts zu mir drehte. „Wir wären hier in den Schlamm geritten; iſt doch zu was nütze, der — junge Herr da!“

Ich freute mich wie ein Eichkätzchen über dieſe halbe Anerkennung meines Werthes, meines doch nicht ganz nutzloſen Daſeins. Reiten hab' ich freilich nicht lernen können, dacht' ich, ich hätte denn Knecht

Jacob als Pferd anſehen und auf ſeinen Schultern meine Schule machen müſſen; aber Weg und Steg kannt' ich bei Nacht und Nebel. Langſam und vorſichtig ſetzte ſich der Zug wieder in Bewegung. Vor uns am Saume des Waldes lag die liebe lichte Stelle, die ich mir immer als den Lieblingsplatz erkoren, ohne zu ahnen, daß da ſo bald ein Raſenhügel das Theuerſte, was ich mein nannte, decken ſollte. Wie wir um die Waldecke bogen, fuhr uns ein greller Lichtſchein entgegen. Ein geſchloſſener Reiſewagen hielt dicht am Haag. Diener ſtanden am Schlage, eine Fackel beleuchtete die Gruppe. Der Schlag öffnete ſich, wie wir näher kamen, eine Dame in ſchwarzen Schleiern ſtieg aus, drängte ſich durch die Reiter, ſtürzte auf mich zu, riß mich am Mantel herunter, und ich lag in den Armen meiner Mutter.

Ich war zu Boden geſunken, die Dame kniete über mich hin und rief: „Joſeph, mein Joſeph!" — So hatte mich noch Niemand im Leben genannt, nicht bei dieſem meinem Namen, nicht mit einer Stimme, ſo in Schmerz und Liebe aufgelöſt. Wie Muſik der Sphären, wie aus einem Paradies, aber einem verlorenen, klang der Ruf an mein Ohr, in meine innerſte Seele.

„Das iſt gegen die Verabredung, Madame!" erſcholl die Stimme des Geſtrengen. Er war abgeſtiegen und ergriff die Dame am Arme, um ſie halb mit Galanterie, halb mit Gewalt wieder in den Wagen zu heben. — „Nicht ohne ihn!" rief meine Mutter, mit beiden Händen mich umklammernd. So ward ich mit ihr in den Sitz der Karoſſe mehr getragen als geführt. Der Tritt wurde zurückgeſchlagen, die Thüre fuhr in's Schloß; und ſo ſaßen Mutter und Sohn allein im inneren Raum eines großen, wohlverwahrten gläſernen Kaſtens. Sie blickte noch, während ſie mich feſt in den Armen hielt, durch die Scheiben hinaus und horchte auf den kurzen Wortwechſel zwiſchen dem alten Herrn und den Dienern. Dann ſchwang ſich Alles wieder auf, der Lakai mit der Fackel auf den Bock neben den Kutſcher, und der umgelenkte Wagen, der hier am Sumpf nicht weiter vordringen gekonnt, fuhr im Trabe den Wieſenweg zurück.

Der weiche Boden ließ kein Geraſſel der Räder aufkommen, den Hufſchlag der Pferde gab die feuchte, elaſtiſche Erddecke nur gedämpft wieder; ſo huſchten wir wie ein Geiſterſchwarm pfeilſchnell dahin; erſt das zufällige Anprallen an einen Feldſtein rüttelte mich aus der ſüßen

Betäubung, die wie ein Traum meine Sinne beſchlich. Ich fühlte den warmen Athem eines fieberhaft klopfenden Buſens, Arme die mich umſchlungen hielten, Lippen die in zitternder Haſt jeden Freudenſchrei, jeden Wortlaut, den ich wagen wollte, erſtickten. Ich riß mich mit Gewalt in die Höhe, ich betaſtete die Arme, die mich umſchloſſen, die Schultern, an denen ich gelehnt; nein es war keine Geiſtererſcheinung, es war lebendige Wahrhaftigkeit, dies heiße bange Leben, das mir aus den Pulſen, der ſüße Duft, der mir aus dieſem Buſen entgegenſchlug, die Küſſe dieſes weichen ſanften Mundes — es war Wirklichkeit, es war die Begegnung mit einem Weſen von Fleiſch und Blut. Mein ſuchendes Auge ſtarrte nach dem übrigen. Der Fackelſchein wankte grell und unſicher vor uns hin; im Fluge erhaſchte mein Blick ein bleiches, gramzerſtörtes, halberloſchenes Antlitz, deſſen feuchte Augenſterne ihren Glanz verhüllten. „Biſt du's denn wirklich?" rief ich, „meine Mutter?" „Joſeph, mein Sohn!" war die ſchluchzende Antwort. — „Und wir wußten ſo lange nichts von einander? Wer iſt zwiſchen uns getreten? Wer drängte den Sohn vom Mutterherzen? Wer hat dieſen Raub am Heiligſten verſchuldet?"

Der Strom ihrer heißen Thränen überfluthete mein Geſicht; ihre Stimme zerfloß, wie ſie reden wollte. Ich war von der Wiege an ſo verarmt und abgedarbt an Liebe, und nun drohte ich plötzlich unter deren Uebermaß zu erliegen.

„Hat man dir übel begegnet, mein Kind?" fragte ſie nach einer Pauſe.

„Nicht daß ich's beſonders klagen möchte!" war meine dreiſte Antwort. „Auch will ich's von nun an Keinem mehr rathen! Ich habe nur nicht gewußt, wo ich hingehörte. Nun ich's weiß, werde ich darauf halten, daß mich Niemand kränkt!"

Wo ich hingehörte, blieb mir noch immer verſchleiert genug, aber endlich ein Weſen zu wiſſen und zu fühlen, das ein Recht auf mich hatte, gab mir Zuverſicht und Muth, meine Exiſtenz im Nothfall zu vertheidigen. Ich mußte ihr berichten, wie es im einſamen Jagdhaus zugegangen, was ich ſeit Jahren getrieben. Ich beſchrieb ihr den gelehrten Pfarrer, erzählte ihr von Ovid's Metamorphoſen, von der Frau Baucis, deren drei Zähnen und drei Märchen, die wie die Fabeln des römiſchen Dichters in mir die Ueberzeugung geweckt, ich ſei ein verwandeltes Geſchöpf und müſſe auf eine Erlöſung harren, die mir nun heute, juſt am Tage meiner Geburt, an der Seite meiner Mutter geworden. Ueber den Mann, den ich zuerſt als geſtrengen Herrn Oberförſter und als oberſten Zuchtmeiſter meines jungen Lebens kennen gelernt, wagte ich nicht Klage zu führen, aus Beſorgniß, die Frau, die ja doch ſeine Tochter ſein ſollte, zu betrüben. Ich erzählte ihr lieber vom Knecht Jacob und unſeren heimlichen Streichen, wie ich ihm Holz ſpalten half, und wie wir beide verſchmitzt mit rothen Lappen Fröſche im Sumpf gefangen. Es ſchien ſie zu erheitern; ſie lachte und weinte jedoch in ſtürmiſchem Wechſel, nannte mich ihren Kobold und preßte mich ſo ſchmerzlich an ſich, daß ich mich nicht regen konnte. Wie ſie erſchöpft in der Wagenecke lehnte, lag ich mit der Schläfe an ihrem Buſen und fühlte in banger Scheu das heftige Pochen ihrer krampfhaften Pulſe. Eine unnennbare Seligkeit rieſelte durch meine Glieder, Schmerz und Freude hielten mich in ſüßer Betäubung gefangen. So fuhren wir ohne Anhalt ſtundenlang; die gleichmäßige Bewegung des Fahrens machte ihre einſchläfernde Wirkung, der ſüße Rauſch eines ſchmerzbewegten Glückes im Gefühl unſeres Wiederſehens bannte unſere Lebensgeiſter.

Plötzlich hielt die Karroſſe. Die Lakaien ſprangen ab, der Schlag ward geöffnet und in hellem Schimmer lag eine erleuchtete Schloßhalle mit ihren Stufen und Säulen vor uns. Ein Herkules von Stein ſtreckte uns ſtatt der Keule einen Arm voll Kerzen entgegen; in den Niſchen ſtanden zwei lebendige rothröckige Grenadiere mit Bärmützen. Ein mit Gold und Silber reich beſtickter Herr, ein graues Gekräuſel auf dem Scheitel, Stoßdegen und Hut zur Seite und in weißſeidenen Hoſen und Strümpfen mit blitzenden Schuhſchnallen, trat an den Schlag und eröffnete uns, Erlaucht, ſchon vor uns ſo eben zurückgekehrt, habe befohlen, der Gnädigen ihre Appartements anzuweiſen und ihr das Geleit zu geben.

Die Frau, die ich meine Mutter nannte, lag ſo erſchöpft in der Wagenecke, daß es ſchwer hielt ſie zu ermuntern. Ich küßte ihre Hände, ſie waren kalt und feucht; ich ſchlug den Schleier zurück, der über ihr Antlitz gefallen war; ich rief ſie mit den ſüßeſten Namen der Zärtlichkeit. Eine Ohnmacht hielt ihre Sinne umfangen. Die Diener mußten behülflich ſein ſie aus dem Wagen zu heben; zwei Männer trugen ſie die Treppe hinauf. Die Arme des zarten ſchlanken Leibes hingen ſchlaff über den Schultern der beiden Leute. Ich ſchlich wie unbeachtet, wie ungezählt, nebenher die Stufen hinauf. Ich weinte zum erſten Male in meinem Leben bittere Thränen. Die glänzend erleuchtete Halle, die uns empfing, erſchien mir wie eine feierliche, ſtolzgeſchmückte Todtencapelle.

Oben war das Treppenhaus durch Glasthüren vom inneren Raum getrennt. Armleuchter brannten an den Marmorwänden. Pagen in bunten Röcken machten Spalier, ſeidene Schleppen rauſchten auf dem ſpiegelglatten Boden. Im zweiten Cabinet übergab man die Kranke der weiblichen Bedienung, die ſie in Empfang zu nehmen bereit war. Ich drängte mich mit hinein, und man wehrte mir nicht. Erſt als die Thüren ſich hinter uns ſchloſſen und die Männer ſich entfernt hatten, muſterten mich einige Blicke von der Seite, ungewiß, mit welchem Recht ich hier mich eingedrängt. Lieber Himmel, ich hatte hier das erſte und heiligſte Recht, ich hätte es mir auch um keinen Preis nehmen laſſen; kaum errungen, konnte ich den unſicheren Beſitz der Mutter nicht ſchon wieder aufgeben.

Sie lag auf einem Ruhebett; erfriſchendes Waſſer, mit dem man ihre Schläfe benetzt, rief ſie in's Leben zurück. „Joſeph, biſt du hier?“ war ihr erſtes Wort, und ihr erſter Blick ruhte auf mir. Bang und beklommen kniete ich vor ihr nieder; ihre feine weiße Hand wühlte in meinem wild verworrenen Haar.

Es war ſchon tief in der Nacht; die Kranke bedurfte der Ruhe. Die angeſtrengte Reiſe in ununterbrochenen Eilmärſchen hatte ſie erſchöpft; ſie war erſt am Tage zuvor im Schloſſe angekommen, hatte ſich ſofort die Erlaubniß erwirkt, den Sohn zu ſehen, war aber dem geſtrengen Herrn, ihrem Vater, der mich holen ſollte, nachgeeilt und zuvorgekommen; den Aufregungen des Wiederſehens war dieſer Zuſtand der Abſpannung und Schwäche gefolgt. Sie ließ ſich willig entkleiden und zur Ruhe bringen, aber ſie duldete nicht, daß man mich von ihr entfernte. Ich lag auf dem weichen Teppich zu ihren Füßen und leiſtete der Natur auch ſchließlich den Tribut, während ich noch im Schlafe von Zeit zu Zeit ihre Hand meine Stirn betaſten fühlte, als wollte ſie ſich meines Daſeins verſichern. —

Gewohnt, mit den Hühnern aufzuſtehen, wachte ich in dem dicht verhüllten Zimmer doch erſt auf, als die Sonne ſchon ziemlich hoch ſtand. Mein erſter Blick fiel auf die ruhende Mutter. Da lag ſie auf den weißen Kiſſen, blaß und ſanft, bleicher noch wie die Seide ihres Lagers. Hätten ſich die Lippen nicht krampfhaft geſchloſſen, das Bild des Friedens aus dem Paradieſe konnte nicht vollendeter mitten in eine verworrene Welt unklarer Leidenſchaften herabgeſtiegen ſein. Eine Kammerfrau, die als Wächterin im Seſſel neben ihr ſaß, winkte mir Stille zu, und ſo erhob ich mich leiſe wie ein Seufzer und ſchlich mit ihr über die elaſtiſchen Decken des Zimmers zur halb offenen Thür, die in ein helleres Gemach führte. Ich ſah die gute Dame fragend an. „Sie bedarf der Schonung," flüſterte ſie und nahm mich bei der Hand: „ſie ſchläft gern bis in den Mittag hinein." Ich fragte, ob ſie das immer pflegte. „Heute nach alle dem mehr noch als ſonſt!" war die Antwort. Ich fragte, ob ſie wohl wüßte wer ich ſei; ſie nickte wehmüthig mit dem Kopfe. Die Frau ſah ganz verſtändig und ſo gutartig aus, daß ich ihr vertraute, wie ich auch ſpäter keinen Grund gefunden ihre Ehrlichkeit zu bezweifeln. Im zweitnächſten Zimmer ſtand ein betreßter Diener mit der Meldung, der Leibmedicus Sr. Erlaucht werde ſofort erſcheinen.

So vielen Händen übergeben, durfte ja auch wohl der liebendſte Sohn das Wohl ſeiner Mutter gut verſorgt glauben. Rechnete ich die Diener, die hier ab und zu liefen, zuſammen, nahm ich die beiden bärmützigen Grenadiere dazu, die in der Säulenhalle auf- und abſchritten, ſo war ja die Zahl der Wächter, Hüter und Helfer überflüſſig groß. Ich eilte hinaus; mich verlangte nach Luft und Licht, auch nach etwas anderem, was entweder ein bibliſcher Autor, ein alter Kirchenvater oder ein anderer, eben ſo guter Gewährsmann als des Leibes Nothdurft und Nahrung bezeichnet. Ich ſchritt durch die weiten Hallen, die langen Flügel des Schloſſes außen und innen entlang; es war Alles ſo prächtig ſteif und majeſtätiſch, ich hatte keinen Muth nach der Küche oder gar nach dem Keller zu fragen. Der Moment, wo ich im Waldhauſe dem Jacob einen alten Rheinwein eroberte, erſchien mir als ein beneidenswerther. Der Magen hing mir, mit Erlaubniß zu ſagen, bis in die Kniekehlen, und doch ſchämt' ich mich, einem ſtolzen Lakaien mein ordinäres Bedürfniß zu geſtehen. Der Herkules auf der Rampe, der geſtern die Kerzen hielt, heute aber zum Frühſtück mit leerer Hand daſtand, kam mir eben ſo traurig und eben ſo lächerlich vor wie ich ſelber: ich hatte den erſten Eindruck von der wahrhaft niederwerfenden Macht des Ridiculen bei Hofe. Ich ſchlich über den weiten, leeren, ſandbeſtreuten, ſonnebeglänzten Platz hinüber: vielleicht bot der Garten einige Labung.

Es war kein eigentlicher Garten, noch weniger ein Wald in den ich trat. Es war eine Reihenfolge grüner Prunkgemächer, deren hohe Wände mit den Thürmchen und Spitzchen, deren Säulen, Triumphbogen und Niſchen lebendigen Wuchs hatten, nur daß man dieſen lebendigen Wuchs winkelrecht und geradlinig unter Scheere und Lineal hielt. Es war als wenn ſich die Suite von Zimmern im Schloſſe, freilich ohne Decke, und alles in der Couleur Grün, nur fortſetzte, oder als wenn man umgekehrt einen Wald in lauter Stuben, Säle und Kämmerchen verwandelt hätte. Jedes dieſer Zimmer im Freien hatte Taxus-, Buchen- und Ahornwände mit eingeſchnittenen Thüren und Fenſtern, und faſt in jedem Gemach, in deſſen Mitte wie in den Ecken, ſtanden Gruppen marmorner Menſchen. Man war auch hier in Geſellſchaft; kein Gedanke an Einſamkeit wie im Walde. Man war hier in ſteinerner Geſellſchaft, bald mit Göttern und Göttinnen, bald mit Nymphen und Satyrn, juſt wie ſie mir mein Paſtor Philemon erklärt.

Es war noch ſehr ſtill im Garten; nur die Waſſer plätſcherten und plauderten, und über die marmornen Schaalen fiel es in tauſendfachen Tropfen hernieder. Alles war hier ſo ſeltſam; es ſchreckte und reizte zu gleicher Zeit. Ich hätte mich in die rauſchenden Cascaden, in die ſtillen tiefen Baſſins ſtürzen mögen. Hier eine lachende Najade, die ihre weißen feuchten Arme ausſtreckte, dort die keuſche Diana ſelber, die Jeden ſtrafte, der ihr ungebührlich nahte, und ſelbſt dort das lockende Ungethüm, halb Fiſch, halb Vogel, — Alle hätt' ich gern umarmt um den Verſuch zu machen, mit ihren ſteinernen Leibern eine Metamorphoſe zu erleben. Was ich daheim in meinem Sumpfwalde aus dem Ovidius Naſo gelernt, das konnte ja hier, wenn es überhaupt Wahrheit war, in Scene treten. In den lauſchigen Schatten der grünen Laubwinkel, im Geräuſch der plätſchernden Fontänen, die ihren ſilbernen Waſſerſtaub über die nackten Geſtalten ſpritzten, lag für mich die Täuſchung einer Welt, die ſich aus Menſchen und Gethier in lebloſen Stein verwandelt, aber aus Stein vielleicht eben ſo gut wieder in lebendige Weſen übergehen konnte.

Es war aber auch zwiſchen dieſen ſteinernen Puppen nicht länger zu läugnen: ich hatte waidlich Hunger und Durſt. An Waſſer fehlte es nicht, ich nezte die Lippen am Rande eines Marmorbeckens, ich ließ mir von den Tritonen das kühle Naß in den Mund träufeln. Ein rothwangig Mädchen ragte plötzlich mit ihrem Köpfchen aus einem Bosquet hervor und lugte ſchelmiſch lachend aus der Niſche in der Taxuswand. Eine jener Amoretten, dachte ich, iſt ſchon Fleiſch und Bein geworden! Dieſe Metamorphoſe meines römiſchen Dichters wollte ich in ihrer Entwickelung weiter verfolgen. Ich ſprang hinzu und haſchte die Fliehende bei dem knappen Schanzläufer, den ſie trug. Sie wehrte ſich nicht, aber ſie ſah mir ernſt und furchtſam in's Geſicht. Sie ſei hier fremd, ſagte ſie zitternd. Juſt ſo wie ich! war meine Erwiederung, der ich froh war, ein gleichgeſtimmtes Weſen gefunden zu haben. Sie war erſt ſeit zwei Tagen hier am Hofe, erzählte ſie: der Meier, ihr Vater, einige Stunden von hier, habe ſie zum Gevatter, dem Gärtner hier, geſchickt. Ich ſei ebenfalls hier fremd, ſagt' ich, ſo wildfremd daß ich in Verlegenheit wäre, ein Stück Brot zu bekommen. Wenn das wäre, meinte ſie, ſolle ich mich in Acht nehmen vor den Lakaien, die mich einſtecken würden. „Oho!“ ſagt' ich, „ich bin hier ein Stück von der Herrſchaft!“ Sie ſah mich groß und ungläubig an, wußte aber Rath, was den Hunger betraf, und öffnete halb das Körbchen, das ſie den Leuten des Gärtners zutragen ſollte. Es war Brot und allerlei Zuthat darin in Menge. Sie erlaubte mir ſo frei zu ſein, zulangen zu dürfen. Ich war nicht faul: wie ich aber eine wahre Verwüſtung in ihrem Frühſtück anrichtete, ward ſie bedenklich und fing endlich hell zu weinen an. Ich that wie zu Hauſe, wo man Alles ſeine Beute nennt. „Da kommen die Herren vom Hofe!“ rief ſie plötzlich erſchrocken, raffte ihr Körbchen zuſammen und floh mit dem Reſte hinter die nächſte grüne Wand. Ich kam mir wie ein Sieger beim ſabiniſchen Weiberraube vor, und hatte keine Ahnung, daß die Hofherren zu Belle Promeſſe den ländlichen Schönen hier vielleicht noch ganz andere Dinge raubten, als ein Frühſtück bei wahrhaftem Hunger und Durſt.

Indeſſen ſchlug mir doch das Herz nicht wenig, als wirklich den langen Taxusgang herunter ein Trupp Männer auf mich zuſchritt und halb im Anblick meiner Scene verwundert ſtehen blieb. Der geſtrenge Herr, der ſouveräne Mann im Lande, war mitten unter ihnen. Die mir bekannte Jupiterwolke ſtand auf ſeiner Stirn, wie er mit ſeiner Commandoſtimme rief: „Haha! guter Freund! was geſchehen denn hier für Allotria? — Haben wir doch wahrlich dieſe Kleinigkeit von geſtern ſchier vergeſſen!“ fuhr er zu den Begleitern gewendet fort. „Wo hat man die Nacht zugebracht?“

Ein ſouveräner Herr, der über Alles gebietet und Alles vermag, hätte füglich auch wiſſen ſollen, wo ich die Nacht zugebracht. Ich wollte nicht ſagen: Bei meiner Mutter! denn ich ſchämte mich noch, wußte auch nicht, wie weit ich deſſen eingeſtändig ſein durfte. Glücklicher Weiſe fragen hohe Herren immer mehr als ſie wiſſen wollen; und es war recht eigentlich des Geſtrengen Art, Alles zu fragen und doch alle Antwort vorauszuſetzen. Ich wies mit der Hand blos nach dem Schloſſe.

„Ziemlich verwildert, der Burſche, nicht?“ ſagte der Geſtrenge zu ſeinen Begleitern. „Wir müſſen nun freilich, da er einmal hier iſt, für ihn ſorgen. Er iſt überhaupt in der Welt da, alſo will er exiſtiren. Na, hier ſieht's anders aus wie daheim im ſumpfigen Walde? Was? Er hat uns aber geſtern in der That einen Dienſt geleiſtet, daß er uns bei Zeiten abhielt, mit Mann und Maus im Sumpfe ſtecken zu bleiben. Verzwickter Moorboden das da hinten im Jagdhauſe, läßt ſich gar ſchwer austrocknen.“

„So ſchwer vielleicht wie die pontiniſchen Sümpfe,“ ſagt' ich, nicht um mich zu brüſten, ſondern nur um mich nicht in Vergeſſenheit gerathen zu laſſen.

„Ah! hat Geſchichte getrieben!“ meinte einer der Hofherren.

„O ja, die römiſche,“ antwortete ich.

„Und was hat Er denn hier getrieben!“ fragte der Reichsgraf, auf die Taxusniſche weiſend.

„Die Geſchichte der Ovidiſchen Metamorphoſen“ — begann ich ſtotternd. Die Geſellſchaft lachte, und ich freute mich, daß meine Verlegenheit doch damit gedeckt war. Sie umringten mich, und ich war der Gegenſtand von Späßen, die ich freilich nicht verſtand. Der geſtrenge Herr zauſte mir das Haar, ſo daß das Zopfband, das mir Frau

Baucis in der Eile umgeſchlungen, völlig losging und die Strähnen über mein Antlitz fielen. „Wir müſſen ihn in ein anſtändig Coſtüm ſtecken!" ſagte der Geſtrenge. Ich hatte zwar meinen Sonntagsrock an; indeſſen gegen die toupirten und friſirten Herrſchaften mochte ich freilich eine erbärmliche und wohl gar belachenswerthe Figur ſpielen, in Anbetracht des Schuh- und Strumpfwerks mit den Spuren vom Waldſumpfe ſehr anſtandswidrig erſcheinen.

„Er kann in der Zeit ſeines Hierſeins überhaupt etwas Conduite lernen, Tournure und einige vorläufige Education bekommen!" ſagte der ſouveräne Herr zu einem Manne, der auf ſeinen Wink zu ihm herausgetreten war und ſich durch ſein beſcheideneres Weſen und ſein dunkleres Kleid vor den Uebrigen auszeichnete. Auch Erlaucht trug heut ein hellfarbiges Kleid, wenn auch einfach und ohne die goldenen Treſſen, die auf den ſtrahlenden Röcken ſeiner Begleiter prangten. Es war im Zeitalter kurz nach dem ſiebenjährigen Kriege für regierende Herren eine gewiſſe ſoldatiſche derbe Einfachheit à la Frédéric le Grand allgemeiner Styl in Deutſchland, während ſonſt allerdings an den Höfen noch der alte inhaltsleere Ritus und Luxus à la Louis Quinze herrſchte.

„Lieber Magiſter," fuhr Erlaucht fort, vertraulich die Hand auf die Schulter des Mannes legend, „nehmen wir den jungen Menſchen, den uns die Wildniß der lieben Natur überlieferte, einigermaßen in Arbeit! — Hier, guter Freund, Sein Gouverneur!"

Das Wort „Gouverneur" war mir neu und fremd; aber es klang vornehm und ich verbeugte mich tief. Der regierende Herr trat mit ſeinen goldbetreßten Begleitern in den nächſten Spaliergang, und ich ſtand mit meinem Gouverneur allein.

Wir muſterten uns gegenſeitig unter Austauſch einiger Redensarten; es ſchien beiderſeits nicht unſere freie Wahl zu ſein, uns mit einander zu befaſſen. Ich für meinen Theil nahm an dem Manne nicht viel Unterſchied gegen meinen Prediger wahr. Er hatte freilich ſchwarzſeidene Strümpfe ſtatt der ſchwarzwollenen und in's Fuchſige übergeſchlagenen, die der Paſtor trug, hatte auch ſilberne Schnallen ſtatt der zinnernen. Seine Steifheit war nicht ganz ſo eckig, wie Ehren Philemons; er hatte etwas Feierliches, aber fand doch auch, ging man darauf ein, einen gewiſſen Ton der Traulichkeit, der wohl gewinnen konnte. Er erkundigte ſich nach meinen bisherigen Studien.

Ich ſchenkte ihm reinen Wein ein und er runzelte die Stirn, fand Lücken in der Methode meiner Erziehung. Es war vielleicht der gelindeſte Ausdruck für die Löcher im Kochgeſchirr, aus welchem ich meine Nahrung bezogen. Eine Eigenthümlichkeit des Mannes war, mich mit „Wir" anzureden, als ob er nicht recht wüßte, wie er mich zu nehmen hätte. Ich konnte ihm das nicht verargen; wußte ich ſelbſt doch noch immer nicht, ob ich Derjenige war, für den ich mich gern halten wollte.

Ich erkläre mir daraus die Blödigkeit, die der Würdige im Verhalten zu mir vergeblich zu bekämpfen ſchien. Er hatte ſonſt Wohlwollen und Gemüth genug; in ſeinen Anordnungen lag eine ſichere Beſtimmtheit, der man ſich als junger Menſch am liebſten fügt. Fragen, die nicht juſt vor ſein Forum gehörten, wußte er geſchickt zu beſeitigen.

„Nach Erlaucht Befehlen dürfte nun wohl zuerſt in Sachen des Coſtüms die nöthige Reform vorzunehmen ſein", ſagte der Magiſter Gouverneur. Ich ſelbſt hatte das lebhafteſte Verlangen, mich einigermaßen, bloß um nicht lächerlich zu ſein, dem Galla, das hier herrſchte, anzunähern. Wir ſchritten quer über den weiten Platz, welcher Schloß und Garten trennte, und traten in einen Seitenflügel, der in einen Pavillon auslief. Dort war die Wohnung des Oberſthofmeiſters, der das Commando über die Schneider bei Hofe zu führen ſchien und über meine Toilette verfügen ſollte. Statt ſeiner erſchien, wofür ich ihn nahm, ein vornehmer Bediente mit Ordensſtern und Bändern — der Magiſter redete ihn Herr Kammerherr an — und gab die nöthigen Befehle zu meiner „Reform". Ein Beamter führte mich in ein hinteres Zimmer; zwei Diener mit goldenen Treſſen und Achſelbändern ſprangen herbei und fielen über mich her. Ich wußte kaum wie mir geſchah. Im Nu war ich entkleidet und in ein Bad geſteckt. Die laue Wärme, der Dampf der Kräuter war erquickend und berauſchend zu gleicher Zeit. Es war nebenbei ein ſo ſchönes Zimmer, wie ich mir einen Tempel der Venus dachte, die ſich freilich im Meere badete, keine Seife brauchte, um ſich Schaum zu machen, und ihr ſchönes Bild im Spiegel der Wellen erblickte. Die Glaswände warfen die Geräthe und Figuren im Zimmer ſechs-, ſiebenfach aus einem Spiegel in den andern, und ich fuhr überraſcht und erſchreckt zuſammen, als ich mich plötzlich in ganz neuer Geſtalt erblickte. Ein veilchenblauer Sammetrock ſchmiegte ſich um meine Glieder, ein flaumiges Toupé drängte ſich elaſtiſch an meine Schläfe, und als man mir einen kleinen Degen mit funkelndem Griff an die Seite ſteckte, ſtieg mir der Kamm nicht wenig. Mit dem neuen Anzuge ſchien mir meine Ovidiſche Metamorphoſe vollendet; ich war nach langer Verpuppung in einen reſpectabeln Prinzen zurückverwandelt. Ich hätte im Gefühl einer Waiſe vor Freude laut aufgeſchrien, wäre der würdevolle Ernſt jener goldbordirten Sklaven, die mich ſo glänzend ausſtaffirten, nicht ſo unerſchütterlich geweſen. Mein Freudenſchrei erſtarb mir auf der Lippe, wie ich die ehrbaren Geſichter um mich her betrachtete. Sie ſprachen nicht, ſie nannten mich nicht, ſie waren wie lebende Maſchinen, die mit ihren Rädern und Armen ſtumm ineinander greifen. Wohin ich mich auch drehen mochte, ſie machten Fronte und ſtanden in ſtumpfen Winkeln meines Winks gewärtig. Da ich nicht lachen konnte, ſo ſchreckte mich faſt die Gravität dieſer Komödie; ich erſchien mir unter dieſer ſorgfältigen Vorbereitung, wie ein geſchmücktes Opferlamm.

Indeſſen wollte ich für den nächſten Augenblick mehr Löwe, als Opferlamm ſein; ich wollte Blut ſehen, das heißt, vor der Hand ein gutes Frühſtück. Ich zog den Degen und ſchwur den beiden Sklaven, die mich bedienten, ich ſei hier der ewigen Hungerleiderei bei Hofe endlich ſatt; ich forderte Wein, möglichſt guten alten Rheinwein, und Zubehör. Die erſchrockenen Diener erwiederten, nach dem Bade ſei nur Chocolade befohlen. Beſchämt über ſo viel Bereitwilligkeit und überzeugt, daß das Frühſtück ohne Blutvergießen zu erkämpfen war, hatte ich meinen ſchmächtigen Galladegen raſch wieder eingeſteckt. Ich reichte beiden Bedienten, wie Freunden, die Hand und dankte ihnen für die Humanität, mir zu einem längſt erſehnten Dejeuner zu verhelfen, das ich denn auch ſofort mit glänzendem Erfolge einnahm. „Ihr wißt gar nicht, Freunde“, ſagte ich, während ich ſaß und trank und ſchwelgte, „was es für einen Sohn der Natur, der ſeine regelmäßige, wenn auch nicht üppige Verköſtigung gewohnt iſt, zu beſagen hat, ſo lange, wie Ihr es hier am Hofe bei all' dem Glanze im Stande ſeid, zu hungern! Ihr ſcheint hier durch Schlafen zu erſetzen, was wir draußen in der Wildniß durch tüchtige Koſt einbringen. Ich hacke mit Jacob draußen im Walde Holz: da will der innere Menſch regelmäßig was beſehen!“

Die Lakaien ſahen mich verdutzt an, ſie wußten auf Betrachtungen ſolcher Art ſich nicht einzulaſſen; ſie ſtanden kerzengerade, wie die rothen Grenadiere am Portal, hinter meinem Stuhle; es fehlte nur noch, daß ſie die Servietten, wie jene das Gewehr präſentirten.

Inzwiſchen trat auch der Magiſter, mein Gouverneur, in's Zimmer, um mich zu weiteren Dienſtleiſtungen am Hofe abzuholen. Ich lud ihn ein, am Reſte meines ſpäten Frühmahls Theil zu nehmen, war aber im Grunde froh, daß er's mir allein überließ. Er ging mit rückwärts gelegten Armen auf und ab und wartete ruhig, bis ich den Schmaus beendet. Ich war jetzt in meinem tiefſten Herzen zufriedengeſtellt und mit dem Hofleben einigermaßen ausgeſöhnt.

So iſt der Menſch! Ein ſo ſinnliches Weſen, ſo hingegeben den äußeren Eindrücken, ſo ſehr Sklave ſeiner nächſten Bedürfniſſe. Die ganze Zeit über wandelte mich keine Ahnung an, mit welchen Schmerzen, mit welchen Seelenkämpfen inzwiſchen die Frau, die ich meine Mutter nannte, zu ringen hatte. Es ſei noch nicht die Stunde, wo ich empfangen werden könne, entgegnete mein Magiſter Gouverneur, als ich ihm jetzt den Wunſch, zur Mutter zu gehen, äußerte. Die Aerzte, ſagte er, hätten die größte Schonung anempfohlen, die Etiquette erlaube erſt nach Tiſche der Kranken einen Beſuch zu machen. Jetzt hatten wir uns der Oberſthofmeiſterin zu präſentiren. Etiquette! dies furchtbare Wort des Aberglaubens befiel mich zum erſten Male mit ſeinen Schrecken. Ein Mutterherz und die Liebe eines Sohnes wurden dieſem Moloch zum Opfer gebracht!

Ich ſchritt neben dem Mentor eine Reihe von Zimmern entlang. Es ſchien ein ganz entlegener Flügel des Schloſſes, den wir durchwanderten. Wir ſtanden endlich in einem Antichambre von Glaswänden, und ein Dienſtthuender, ich weiß nicht ob Kammerherr oder Kammerknecht, meldete uns. Alsbald rauſchten die Flügelthüren auf und wir traten in einen prächtig geſchmückten Saal. Ein Halbkreis geputzter Damen ſtand im Hintergrunde parat; eine höhere, vollere Geſtalt machte ihren Mittelpunkt. Der Magiſter führte mich herzhaft vor. So vielen Weibern mit einmal gegenüber fühlte ich mich äußerſt beklommen. Mein Muth war hin, trotzdem ich einen Degen zur Seite hatte. Ja, dieſer Degen ſtiftete mir eher Verlegenheiten, als Nutzen. Der Fußboden unter mir war wie Glatteis. Ich machte eine Verbeugung und hatte das Mißgeſchick, daß mir der Galladegen zwiſchen die Beine gerieth; ich rutſchte aus und ſtürzte faſt vorn über. Indeſſen raffte ich mich noch ſchnell genug in die Höhe und that, als wär' mir nur der Hut aus der Hand gefallen. Heldenmüthig warf ich den Kopf in die Höhe und balancirte mit neuer Kühnheit. Aber die Damen im Halbkreiſe raſchelten mit ihren ſeidenen Roben aneinander, ſteckten die Köpfe hinter ihre Fächer und kicherten. Ich ward roth vor Scham, als die alte Dame mit majeſtätiſcher Sicherheit auf mich zutrat, mich ſanft lächelnd bei der Hand faßte und mit freundlichen Worten, die ich aber nicht verſtand, zu einem Seſſel führte.

Ich ſah ſie ehrfurchtsvoll an, und doch war es mehr noch ein Gefühl des Staunens, das mich bei ihrem Anblicke anwandelte. Ich hatte ſolch' eine Erſcheinung mir ſelbſt im Traume nicht eingebildet. Mitten um den Leib war ſie bis zum Einknicken dünn, während ein weites bauſchiges Segel den mittleren und unteren Theil ihrer Geſtalt anſchwellte. Sie nahm, wie ſie ſo daſtand, Platz für drei Mann ein. Auf dem Kopfe hatte ſie — es war keine Bärmütze, wie die Grenadiere ſie trugen, aber doch eben ſo hoch — eine Art Vogelneſt von grauen Locken; oder war es ein Bienenkorb, denn wirklich flatterten kleine Flügelthiere — ich weiß nicht ob Bienen oder Bremſen — um den hohen, hin- und herſchwankenden Bau. Er ſchien aber künſtlich nachgemacht, denn ich ſah wohl, daß die ſcheinbar fliegenden Thierchen nur an Drahtfäden zitterten. So dürr und runzelig ihr Geſicht auch war, ſo leuchtete doch auf beiden Wangen ein ſtrahlendes Roth, ſo ſchön und ſchimmernd, wie mir nur je der Pfarrer Philemon die roſenwangige Eos beſchrieben. Das alte Geſicht gefiel mir ſonſt ganz gut, bis auf die kleinen Schmutzflecken, die ſie hier und da, wie verloren, ſitzen hatte. Ich hätte ihr gern geſagt: Hören Sie, Madame, Sie haben ſich ſchwarz gemacht! Aber ich fürchtete mich vor dem Schwarm der jungen Dinger da hinten, die bei jedem Worte, das ich ſprach, in heftige Bewegung geriethen, ihre ziſchelnden und pruſtenden Geſichter hinter ihre ausgeſpreizten Fächer ſteckten.

„Müſſen wohl ſehr garſtig ſein, da ſie ſich ſo verkriechen!“ murmelte ich vor mich hin. Die' alte Dame hörte es nicht; aber ihr zürnender Blick einer Juno nicht unwürdig, war auf die leichtfertigen

Mamſells gerichtet. Sie ſchien ſie gut in der Zucht zu haben, denn jetzt ſtanden die Jungfern wie angegoſſen und rüpelten ſich nicht.

„Monseigneur, j'ai l'honneur“ — begann die Oberſthofmeiſterin eben ſo verbindlich, wie erhaben. Aber ich mußte ſie unterbrechen. „Hören Sie“, ſagte ich, „wenn Sie kein Deutſch verſtehen: Latein kann ich.“

Jetzt fächerten die Mädchen wieder ganz wild; ſie drehten und quälten ſich wie junge Katzen, die nach ihrem Schwanze greifen; daß man ſolche Weſen auf gut bürgerlich deutſch Kammerkätzchen ſchilt, wußt' ich dummer Junge vom Lande damals noch nicht. Auch die Alte ward unruhig; ſie wandte ſich von mir ab und ging mit unterſchlagenen Armen, die ſie an die Hüften auf ihre Polſterkiſſen legte, großmächtig im Saale auf und nieder. Mit dem ausgeſpannten Segel ihres Reifrocks machte ſie einen ſtarken Zugwind, ſobald ſie an mir vorüberſchritt, und es roch dann allemal wie nach verfaulten Blumen. Am Hofe liebt man das.

Der Magiſter war inzwiſchen zur Oberſthofmeiſterin getreten und machte mit ihr gemeinſam die Promenade auf und ab im Saale. Ich merkte, daß von mir zwiſchen ihnen die Rede war; vielleicht entwarfen ſie gemeinſam den Plan zu meiner Leitung und Bildung. Wir Andern im Zimmer übten uns in ehrfurchtsvollem Schweigen, ſo was der Spanier Grandezza, der dumme Deutſche einfach Langeweile nennt. Dieſe Damen verſtanden kein Latein; ſonſt hätte mich die Alte nicht im Stiche gelaſſen. Mein Deutſch war ihnen vielleicht zu deutſch, etwa ein Deutſch, wie die Frau Baucis mitunter in zorniger Aufregung zu Jacob ſagte: Hör' Er, ich muß einmal Deutſch mit Ihm reden!

Ich ſchwieg ſtill, that ſehr ehrbar, ſprach kein Wort und ſah keinen Menſchen an; nur ſo konnte ich mich, wie es ſchien, in meiner Würde behaupten. Die Mädchen lachten nicht, und ich konnte ſie ruhig verachten. Das Zimmer an ſich war intereſſant genug, um mich mit ihm zu beſchäftigen. Mein Auge hing an dem braunen Getäfel in den Spiegelwänden, an den grünen, ledernen Tapeten mit eingedrückten Goldfiguren, an den ſchweren Vaſen von Majolica in den Niſchen mit allzeit nickenden Chineſen, an den Stühlen mit den hohen Lehnen, die wie Kirchengewölbe über Einen fortragten, wenn man in die weichen Atlaskiſſen ſank. Ich kam mir faſt wieder wie ein verzauberter Prinz vor und harrte einer Stunde der Erlöſung. Vielleicht, dachte ich, tritt plötzlich die Mutter herein, ruft mich zu ſich und nennt mich öffentlich ihren Sohn! Allein es kam Niemand, es geſchah nichts, ich blieb der Verwunſchene.

Es hatte Cour ſein ſollen, allein ſie ward abgeſagt; Se. Erlaucht der regierende Herr war mit einigen hohen Gäſten zur Jagd gefahren und wurde erſt ſpät Abends zurückerwartet. Somit blieb denn für uns noch eine Promenade im Garten übrig. Ich wußte freilich nicht, wie die Hofdamen mit ihren Reifröcken dort ein Fortkommen finden würden. Allein es ging. Mit einem majeſtätiſchen Pathos wandelten wir Paarweiſe die großen, regelrechten Baumgaſſen entlang; der Magiſter mit der Oberſthofmeiſterin voran, ein alter Kammerherr, der ſich zu mir geſellte, mit mir als letztes Paar. Auch die Bäume ſtanden ja wie Regimenter in Reih' und Glied aufmarſchirt und ſchienen ganz dazu gemacht uns durchzulaſſen; Geſtrüpp und unſaubere Hecken gab es nicht in dieſen Gärten à la Verſailles. Wie wir bei den ſteinernen Gruppen vorüberkamen, fühlte ich dem Kammerherrn auf den Zahn, ob er wohl Beſcheid wiſſe in der Geſchichte von Jupiter und ſeinen vielen Kebsweibern. Ich war erſtaunt über ſeine Unwiſſenheit. Am äußerſten Portale, dem Schloſſe gegenüber, ſtanden zwei ſeidene Buben müſſig. Sie ſahen wie Schalksnarren aus, hatten hinten und vorn goldene Litzen; allerlei bunte Quaſten flatterten um ihre Schläfen, um ihre Elnbogen und Kniegürtel. „Das ſind die Läufer Sr. Erlaucht,“ erläuterte der Kammerherr. — „So?“ ſagte ich, „das wollen wir einmal ſehen. Heda, Ihr Jungen, her mit Euch! Da unten ſteht die keuſche Diana mit dem weißen Hirſche. Wer ſie zuerſt bei den Beinen kriegt, ſoll König ſein, die andern ſind Eſel! Allons! Eins — zwei und —“

Ich nahm die ſchönen Burſchen bei den Händen, ſetzte an und wollte „Drei“ commandiren. Aber der Kammerherr fiel mir in die Arme, und die Oberſthofmeiſterin, die ſich mit dem ganzen Schwarme der Geſellſchaft umgewendet, rief: „Fi donc!“ Die Läufer ſtanden auch wie angewurzelt, verneigten ſich aber tief bis zur Erde. „Wenn ſie Läufer heißen und nicht laufen dürfen“, ſagt' ich, „ſo iſt ja das ſehr lächerlich!“

Das Lächerliche ſchien aber wieder auf meiner Seite zu ſein. „Au!“ ſchrie jedoch der Kammerherr, dem ich unverſehens auf den Fuß trat. Der Magiſter ſetzte mir den Caſus der Läufer auseinander; es ſei nur Styl, ſie vor der Carroſſe mit Pferden um die Wette laufen zu laſſen. Der alte Kammerherr that mir inzwiſchen leid; ich hatte nicht gedacht, daß es auch bei Hofe Hühneraugen giebt. Ich hätte ihm gern das gute Zugpflaſter empfohlen, das Frau Baucis aufzulegen pflegte. Allein die Furcht vor dem Ridicule bannte von nun an wieder meine Zunge.

Es ging zu Tiſche, wieder Paarweiſe, doch hatte ich meinen Magiſter zum Begleiter bekommen, der dienſtthuende Kammerherr war bei Seite getreten und kampfunfähig geworden. Wir ſpeiſten auf einem offenen Altan des Schloſſes, eine Zeltdecke ſchützte uns vor den Strahlen der ſchon ziemlich zum Untergang geneigten Sonne. Auf dem Vorſprunge ſtanden Muſikanten, aber ſie ſpielten nicht und mußten bald abtreten. Hinten am Horizont lief eine Kette blauer Berge, aber Niemand bezeigte Luſt, in die ſchöne freie Welt hinauszulaufen. Die geputzten Leute aßen und tranken indeß ziemlich viel; es war auch ſchwer, Widerſtand zu leiſten; ich im Gegentheil leiſtete, ſoviel es der Anſtand und die Furcht vor dem Ridicule erlaubte, Beträchtliches. „Erlaucht haben befohlen!“ Mit dieſen Worten eröffnete die Oberſthofmeiſterin die Tafel, aber Erlaucht waren nicht erſchienen, mehrere Seſſel in der Mitte blieben leer. Jeden Augenblick meinte ich, die Flügelthüren würden ſich öffnen und meine Mutter am Tiſche Platz nehmen. Ich zitterte faſt vor ihrem Erſcheinen, denn ich fühlte, es würde dann ſchwer ſein, mein ſo lange nach ihr darbendes Herz zu bezwingen und den geforderten Anſtand zu behaupten. Ich hoffte, fürchtete und zitterte vergebens.

Erſt als die Dämmerung heranbrach, erſchien ein Bote und meldete mir die Oberſthofmeiſterin durch Vermittelung des Magiſters, ich könne jetzt im Zimmer der Kranken empfangen werden. Ein Kammertürke führte mich durch eine Reihe von Appartements; in einem dunkeln Corridor faßte mich die Hand der Kammerfrau; es war dieſelbe gute Perſon, die ich ſchon als Pflegerin bei der Mutter geſehen. Ich tappte im Dunkeln neben ihr her und öffnete die Thüre, durch welche ein ſchwaches Licht dämmerte. „Joſeph!“ rief eine Stimme matt und krank. Eine Ampel mit Milchglasglocke verbreitete einen bläulichen Schein im Gemache. „Wo, wo? Mutter, Mutter!“ rief ich voll Angſt. Sie lag im Bette; ſie ſchlug die Vorhänge zurück und ſtreckte mir beide Arme entgegen. Ich ſank beſtürzt an ihrem Lager hin, ich küßte die ſchönen weißen Hände. Wie vom Mondlicht umfloſſen blickte mir das zarte blaſſe Angeſicht der Kranken ſchmerzlich lächelnd entgegen. Eine Heilige in ihrer Verklärung konnte nicht liebevoll ſanfter ſein. Sie war kränker geworden, als man geſtern gedacht; ich durfte mich nicht mehr beklagen, daß man den Sohn ſo lange von der Mutter Anblick entfernt.

Sie hatte ſich aufrecht betten laſſen und ſaß nun lauſchend da, als ich ihr erzählen mußte, was der Tag mir Gutes gebracht. Ich hatte ſo viel ſchmerzlich brennende Fragen auf der Seele, die meine ganze Exiſtenz betrafen, und ſollte nun bloß Rede ſtehen über Tant und Spielerei. Aber ſie hörte gern zu wie ich ſchwatzte, und ſo plauderte ich ſo viel Kindiſches, als möglich, nur um ſie heiter zu ſtimmen. „Es gefällt mir hier ſehr ſchlecht, Frau Mutter“, ſagte ich auf ihr Befragen. „Sie nennen das hier bei Hofe. Zu Hauſe, ich meine auf dem Hofe im Walde, da fütterte ich mit dem Knechte die Hühner, lehrte den Mops allerlei Künſte und ließ den Kettenhund über den Graben ſetzen. Hier zu Lande haben nicht einmal die Läufer Beine zum Laufen, geſchweige die goldbetreßten Kammertürken.“

Sie lachte laut auf, und ich mußte ihr mehr von meinem Lebenslaufe beim Paſtor im Walde erzählen. Ich ſchilderte ihr, wie ich den Knecht Jacob mit einer Flaſche Rheinwein redſelig gemacht und dadurch zuerſt halb und halb erfahren, wer ich ſei. Ich erzählte ihr von der Geſchichte der alten Griechen und Römer. Sie fragte, ob ich auch zur evangeliſchen Frömmigkeit angehalten ſei. Ich ſagte ihr ziemlich flott und fertig die zehn Gebote her. Alle Sonntage, erzählte ich, ſei ich mit dem Pfarrer Philemon eine Meile weit zur Kirche gewandert. Auch Frau Baucis habe mitgemacht, wenn ihr lahmer Fuß ſie nicht gehindert. Mir habe der Kirchgang viel Vergnügen gewährt, weil das immer das einzige Mal geweſen, wo ich unter Menſchen gekommen. Mir ſei es immer ſehr wohl zu Muth, wenn ich mich in einem Haufen Menſchen befinde, nur müßten ſie nicht wie bei Hofe ſo eitel Müßiggang treiben. Die Bauern in der Kirche ſeien ſehr tüchtige Chriſten; ſie ſchrieen aus offenem Halſe nach ihrem Herrgott, bis der Prediger erſcheine und zum Frieden ermahne. Das, ſagte ich, wirke denn auch [illegible]mmt augenblicklich. Alles neige das Haupt und ergebe ſich dem Schooße Abraham's. Vom Marſche ermüdet hätte ich auch mitunter neben der Frau Baucis dageſeſſen und mit ihr ein verſchämtes Schläfchen gehalten. Sonſt ſei es ſehr ſtill im alten Jagdhauſe hergegangen, ſelten ſei Jemand bei uns eingekehrt, der geſtrenge Herr ausgenommen. „Mein Großvater, nicht?“ ſetzte ich zögernd hinzu.

„Kam er oft zu dir hinaus?“ fragte die Mutter.

Ich erzählte ihr wann und wie. „Er iſt gewiß ein recht braver Mann“, ſagt' ich, „aber ſtreng und hart“.

Sie ſenkte das Haupt und ſchwieg. „Und mein Vater!“ fuhr ich fort, „warum kommt mein Vater nicht? Wer iſt er? Und wo?“

Sie ſah mich mit ihren ſanften Augen ſo liebreich wehmüthig an, daß mir's durch die Seele ſchnitt. Sie reichte mir beide Hände und ſchwieg. „Mutter, Mutter!“ rief ich, „ſoll ich meinen Vater nie ſehen?“

Da raffte ſie ſich auf, ließ ſich von der Dienerin ein Schmuckkäſtchen reichen, ſchloß es auf und überreichte mir mit den Worten: „Mein Sohn, dein Vater!“ ein von der Kapſel befreites Bild. Ernſte, aber ſtille, tief durchdringende und doch traulich gewinnende Züge blickten mich mit großen, dunkeln, trauerumflorten Augen an. Ein ſchwarzes Gewand fiel ihm um die Schulter, eine ſchwere goldene Kette hielt ein Medaillon auf der Bruſt, ein blaues Band Winkelmaß und Dreieck. Seine Hand, an der ein großer Ring blitzte, ruhte auf einem Helme. Es ſchien ein Mann zu ſein, der allen Ritterſchmuck, wenn auch nicht alles Weltliche von ſich gethan, um dem Reiche Gottes anzugehören. Mir fiel das Wort „katholiſch“ wie ein brennender Tropfen wieder auf die Seele. In ſeiner ganzen Erſcheinung lag etwas Fremdartiges. Das Geſicht hatte jene tiefe Farbloſigkeit, die zwiſchen braun und bleich zu ſchwanken ſcheint. Auf dieſen Wangen war die Lebensfreude erloſchen, auf dieſen Lippen waren alle Roſen verblüht. Das Auge, ſo dunkel wie das Haar, ſchwamm in einem bläulichen Weiß, das wie Perlmutter ſchimmerte. In den Falten der Wange ſchien ein dunkler Ernſt, wo nicht der Tod ſein Memento eingegraben zu haben.

Ich war ſtill und ſcheu geworden. Wie ich die Mutter anſah, überkam es mich wie Gebet; es war ein weihevoller Augenblick. Sie hing an den Zügen des Mannes, als wollte ſich in ihren Blicken ihre ganze Seele hingeben und ergießen, ſo feſt, ſo treu, wie mit magiſcher

Gewalt gebunden. Ein gläubiges Lächeln zitterte im Schmerz ihrer aufgelöſten Züge, als ich ſie fragend anblickte; ein leiſes Neigen ihrer Stirne diente zur Antwort. „Doch nicht todt, Mutter?“ ſagte ich. Sie ſchüttelte das Haupt. „Er lebt!“ hauchte ſie ſtill, und doch lag in dieſer Vergewiſſerung ſeines Lebens ſo viel Trauer, wie in einer Klage über Untergang und Tod. „Mutter“, rief ich, „ich will ihn ſehen! Warum iſt er nicht hier? Hält ihn ein grauſamer Wille, der Wille jenes alten geſtrengen Herrn von uns getrennt? Ich will hin, will ihn zur Rede ſtellen, warum er Mutter und Kind, warum er Vater und Sohn von einander reißt! Rede, meine Mutter, rede, welche Schuld oder welches Unglück drückt uns?“

Aber ſie redete nicht, ſie war bleich und ohnmächtig in die Kiſſen zurückgeſunken. Ich ſchrie laut auf, ihr Athem ſchien ſtill zu ſtehen. In dieſem Augenblicke trat der Medicus in's Zimmer. Er fand die Kranke in bedenklichem Zuſtande. Ich ward raſch fortgeführt. Draußen harrte meiner der Magiſter Gouverneur, der mich auf den entgegengeſetzten Flügel des Schloſſes in ſeine Wohnung brachte, mir dort meinen Aufenthalt anwies. Starr in mich verſunken, ſaß ich noch ſtundenlang auf meinem Lager.

Dies war mein erſter Tag am Hofe zu Belle Promeſſe.

Drittes Kapitel.

Das Verhängniß.

Als Bodenſatz meiner damaligen Eindrücke iſt in mir das Gefühl der Empörung gegen alles, was widerrechtlich, ſitzen geblieben. Meine jugendliche Seele war vielleicht fähig, Unglück, Schmerz und Verluſt zu ertragen, aber das Unverſchuldete, das mir unverſtanden und wider alles Recht aufgedrängt ward, ſchien mir nicht erträglich. Das Leben im einſamen Waldjagdhaus hielt ich nur ſo lange für angemeſſen bis ich die Entdeckung machte, jene Menſchen, die mich dazu beſtimmt, hätten das Recht nicht, über mich zu verfügen. Das Unausgeſprochene, der Ahnung Anheimgegebene drückt aber eben ſo ſchwer, wie ein Unverſchuldetes. Wir nennen Beides Schickſal, und unſer Geiſt erlahmt daran. Meiner Mutter war es ſchmerzlich mir den Grund zu ſagen, weshalb in unſerem Hauſe Vater und Sohn getrennt wurden; das Unausgeſprochene foltert weit mehr, als der entſchiedenſte Schlag des Schickſals.

Es gibt öffentliche Geheimniſſe an Höfen. Ein ſolches war ich nun in Perſon. Der Magiſter ſchien jetzt ganz Beſchlag auf mich legen zu wollen. Er richtete meinen Tagesverlauf ein, theilte meine Zeit weiſe in Arbeit und Erholung: ich mußte mich ganz als ihm zubehörig erachten. Ich ließ das ſehr gern an mir geſchehen, denn der Mann war verſtändig und nicht ohne Gemüth; ich fügte mich in alle ſeine Anordnungen. In den Unterrichtsgegenſtänden kündigte er mir eine bedeutende Erweiterung der Grenzen an, in denen ich bisher gehalten. — Einige unbewachte Augenblicke benutzte ich gleich in der Frühe des nächſten Tages, in den linken Schloßflügel zu eilen, um die Kammerfrau zu ſprechen. Mich quälte die Ungewißheit, wie die Kranke die Nacht zugebracht. Die Kammerfrau bedeutete mich, es ſei ihr ſtreng unterſagt, mich vorzulaſſen. „Gegen Abend!“ bat ich, „in der Dämmerung!“ Sie erwiederte, ſie wolle ihr Beſtes thun.

Den Magiſter Gouverneur, zu dem ich eilends zurückgekehrt war, hatte ich nicht übel Luſt augenblicklich um eine „Erweiterung“ meiner Unterrichtsgegenſtände zu bitten. Was iſt katholiſch? fragte ich ihn. Das dunkle Wort hing wie ein halbverhülltes, unerklärtes Verhängniß in meiner Seele: es ſchien mir ein Glied jener Schickſalskette zu ſein, an der die Menſchen ſelbſtquäleriſch ihr Leben hinſchleppen, einer jener tyranniſchen Begriffe, die unter wechſelnden Namen als Vorurtheil und als Erbübel durch die Geſchichte der Menſchheit ſchleichen, Haß und finſtere Verfolgung, Knechtſchaft und Tod verbreitend. Jenes Wort laſtete ſeit geſtern, nachdem ich das Bild des Vaters geſehen, von neuem wie ein Alp auf meiner Seele. War es ein unverſchuldetes Weh oder ein verſchuldetes Unglück, katholiſch zu ſein? Oder lag das Schickſalsvolle blos in dem Wahn, den die Menſchen daran knüpfen?

Der Magiſter war ernſt vor mich hingetreten, als ich ihm die Frage vorlegte; er ſah mich ſehr prüfend an. Ich erzählte ihm, daß ich mit dem Pfarrer im Jagdhauſe nicht ſo weit gekommen in der Weltgeſchichte, wir wären bei den alten Völkern ſtehen geblieben, die gar viele Götter gehabt, jede Kraft in der Natur angebetet, jede Fähigkeit im Menſchen für den Ausfluß eines beſondern göttlichen Weſens gehalten, dem ſie Tempel gebaut und Opfer gebracht. „Treiben die Katholiſchen auch Vielgötterei?“ fragte ich den Magiſter.

„Man kann das nicht ſagen!“ entgegnete er ſtirnrunzelnd.

„Sie glauben alſo wie wir an Einen Gott, an einen guten, und an denſelben?“

„Der Gott iſt derſelbe,“ ſagte der Magiſter zögernd, „aber ſie beten auch zu ihren Heiligen, denen ſie göttliche Macht zuſchreiben, und die für ſie im Himmel bitten müſſen.“

Ich dachte mir das ähnlich wie bei den antiken Völkern, die auch an ein dunkles, tiefes, großes Geheimniß glaubten, das ſie Fatum, das Unausſprechliche nannten, das über allen Göttern ſtand, und an deſſen unnahbare Heiligkeit ſich Niemand wagte. Ihre Gottheiten waren nur die Vermittler zwiſchen dieſem Fatum und den Menſchen. Und ſo haben vielleicht die Katholiſchen, dacht' ich, auch nur ihre Heiligen als Perſonificationen ihrer Tugendbegriffe, als Vertreter der menſchlichen Lebenskräfte und als Fürbitter bei Gott!

„Wir vom gereinigten Chriſtenthume,“ ſagte der Magiſter, „haben nur einen Fürbitter, den Sohn Gottes.“

„Vielleicht“ meint' ich, „denken ſich die Katholiſchen dieſen Sohn Gottes, dieſen für uns einzigen Mittler, auch als ein unnahbar heiliges Weſen, zu dem ſie der Brücken, der Vermittelung bedürfen. Müſſen wir,“ fragt' ich, „die Katholiſchen deshalb haſſen?“

„Der wahre Chriſt,“ ſagte der Magiſter, „haßt niemand und niemals. Liebe iſt der ächte Prüfſtein ſeines Weſens.“

„Es iſt alſo unchriſtlich, jemand ſeines Glaubens wegen zu verfolgen, zu verſtoßen?“

„Aber die Katholiſchen,“ lenkte der Magiſter ein, „glauben ſich im alleinigen, im alleinſeligmachenden Beſitz der rechten Lehre, ſie halten jeden Andersgläubigen für verloren, für verworfen, ſie ſchließen ihn um deswillen von der Seligkeit aus.“

„Iſt es deshalb recht, ſie wiederum auszuſchließen, zu verdammen und zu verketzern?“ fragt' ich.

„Nicht das, mein Lieber, aber wir unſererſeits halten feſt an unſerer Weiſe, Gott zu dienen. Wir werden durch den Glauben ſelig, die Katholiſchen meinen durch ſogenannte gute Werke den Himmel zu verdienen.“

„Iſt es denn,“ fragt' ich dreiſt, „ein gutes Werk, wenn man um des Glaubens, um einer verſchiedenen Meinung willen, Vater, Mutter und Sohn verfolgt und kränkt oder auseinanderreißt?“

Auf dieſes argumentum ad hominem war der Magiſter nicht vorbereitet. So feſt er auch als Theologe in ſeinen Glaubensartikeln ſein mochte: im Schooße unſeres Hauſes lag ein Fall vor, wo die heiligſten Bande der Natur um des chriſtlichen Glaubens willen zerriſſen, die ſicherſten und nächſten Anrechte der Natur mit Füßen getreten wurden. Der Magiſter ſchwieg; er lief Gefahr, vom Schüler gemeiſtert zu werden. Auch ging ihm der Widerſtreit der Dinge nicht ſo zweiſchneidig durch's Herz wie mir. Er lenkte ab und ſchloß dieſes unſer Religionsgeſpräch mit dem Bedeuten, bei größerer Reife des Verſtandes würde ich ſchon den Unterſchied der chriſtlichen Bekenntniſſe noch beſſer begreifen lernen. Ich dachte ſtill bei mir, wenn beide ſtreitende Parteien, deren Opfer ich hier ſein ſoll, Einen und denſelben Gott bekennen, ſo muß es ein Unglück, ein dunkles finſteres Schickſal ſein, wenn ſie ſich nicht als Brüder lieben. Wähnen die Einen den ausſchließlichen, den alleinſeligmachenden Glauben zu haben, ſo brüſten ſich die Andern mit dem Bewußtſein, im Beſitze der reineren und höheren Religion zu ſein. Der geſtrenge Herr nannte ſich ohne Zweifel einen Anhänger der reineren Lehre. Und wie erſchien mir die Tyrannei ſeines Willens doch ſo unrein und grauſam!

Ich erinnerte mich damals in meiner rathloſen Bedrängniß eines Geſpräches, das ich mit Knecht Jacob im Walde über das, was katholiſch ſei, gehabt. Nachdem der Geſtrenge das Wort wie einen Fluch fallen gelaſſen, war ich auf alles erpicht, was mir zum Verſtändniß dieſes dunklen Begriffes verhelfen konnte. Jacob war früher drüben in Würzburg, auch eine Zeitlang im Kloſter Banz als Dienſtmann geweſen. Er rühmte mir das gute Leben bei den Katholiſchen, beſonders die Leutſeligkeit der runden, gemüthlichen geiſtlichen Herren. Er erzählte mir vom heiligen Meßdienſt, dem er öfters beigewohnt. Er, der für dumm galt, hatte über den Unterſchied der beiden chriſtlichen Parteien gar nicht ſo unklare Vorſtellungen, obſchon er, ſo weit ein gemeiner Mann es verſtand, mit Leib und Seele ein guter Evangeliſcher war. Bei den Katholiſchen, ſagte Jacob, betet der Prieſter, der Chor ſingt von oben herunter und die Gemeinde liegt auf den Knieen, bückt ſich und ſchlägt Kreuze in ſich hinein. Sie machen gleichſam alles in ſich hinein, es kommt ihnen alles von außen, ſagte Jacob in ſeiner unbeholfenen Weiſe. Wir aber, ſagte er, wir ſingen es laut heraus, daß es ſchallt, und machen uns Luſt! — Jacob nahm ſeinen proteſtantiſchen Kirchendienſt mehr wie eine Art kräftiger Erholung, die er ſich ſelbſtthatig verdienen konnte, und in der That, die freie Selbſtbetheiligung des Individuums iſt ja eine Hauptbedingung des evangeliſchen Glaubens. Die Katholiſchen, meinte Jacob, hätten es nicht ſo gut, ſie müßten alles ſtill über ſich ergehen laſſen, ſie bekämen das alles ohne ihr Zuthun und freie Wahl. Auf ihrer Seite wäre dann alſo mehr das Unglück des Duldens und Leidens, auf der Seite der Evangeliſchen mehr das große Heil und Glück der Selbſthülfe. Allerdings, dachte ich, ein Unterſchied, groß und wichtig genug, aber kein Grund zum Zerwürfniß auf Leben und Tod, Haß und Verfolgung. Und doch ſchien dies das Verhängniß meines Lebens. —

Wie die Dämmerung anbrach, ſtahl ich mich wieder fort aus den Zimmern meines Gouverneurs. Ich hatte mir ſchon einige Fertigkeit erworben, mich in dem weitläufig verworrenen Bau des Schloſſes zurecht zu finden. Es war bei alledem nicht leicht, gewiſſe Gehöfte und Gallerien, wo Wachen hielten oder Diener den Eingang hüteten, unbehindert zu paſſiren. Durch das Labyrinth von einigen Gängen gelangte ich glücklich in den älteren Flügel, wo die kranke Mutter hauſte. Auf mein wiederholtes Klopfen öffnete die Kammerfrau. Ich mahnte ſie an ihr Verſprechen, mich vorzulaſſen. Sie war erſchrocken und verwirrt; mich in meiner Ungeduld aber abzuweiſen, hatte mehr Lärm verurſacht, als mir ſtill und leiſe den Eintritt zu geſtatten. Die Flügelthür zum Zimmer der Kranken ſtand auf. Mit dem Finger auf den Lippen gebot mir die Dienerin die äußerſte Vorſicht. Ich trat unbemerkt über die Schwelle in einen nur dämmerig erhellten Raum. „Schläft ſie?" war meine erſte Frage geweſen. Die Kammerfrau verneinte es; aber Se. Erlaucht der Reichsgraf, ſagte ſie, ſei zugegen. Aus dem zweitnächſten Zimmer erſcholl auch ſchon die polternde Stimme des geſtrengen Herrn vernehmlich herüber. Ich ſchlich näher und blickte lauſchend durch die Spalten der Gardine, die das Krankenzimmer noch von mir ſchied. — Die Ampel gab wieder ihr milchweißes Licht, aber vor den Spiegeltiſchen an den Pfeilern ſtanden Kerzen, die eine faſt grelle Beleuchtung über den Raum warfen. Der Reichsgraf ſchritt mit mächtigen Tritten auf und ab; die Mutter ſaß im Hintergrund, von einem Lichtſchirm gedeckt, aber ſie ſtand bald auf und wendete ſich in der Aufregung an den ſtürmiſchen alten Mann, von dem ſie ſich Gehör erbeten, und der ihr nur ungern Stand zu halten ſchien. Sie hatte ſich dieſe Zuſammenkunft erbeten, um als Tochter dem Vater ihr ganzes Herz auszuſchütten. Ich ſtand zitternd da als Zeuge von Verhandlungen, die nichts Geringeres als mein Schickſal betrafen.

„Der Junge wird wohl der Zankapfel in unſerem Hauſe bleiben,“ ſagte der Reichsgraf, „wenigſtens ein Druckfehler in unſerem Familienarchiv. Aber ich will Euch zugeben, daß es nicht ganz recht war, an dem Jungen zu experimentiren.“

„Verſuchen wir Gott nicht!“ fiel ihm meine Mutter mit flehender Gebärde in die Rede.

„Nun, es war juſt keine Verſündigung gegen Gott,“ fuhr der Reichsgraf fort, „es war ein Experiment, wie es jeder Naturforſcher macht, der chemiſch die Dinge prüft. Ich wollte ſehen, ob der junge Burſche da draußen in der Einſamkeit, ganz abgeſchieden von den Einflüſſen der irreleitenden Welt, in Ordnung kommen und gedeihen werde. Ich war nirgend ſonſt ſicher vor gewiſſen Einflüſſen, die ich verabſcheue, vor Quertreibereien frommer Väter, die ich nicht dulde. Meine Abſicht war gut; aber mag ſein, der Verſuch konnte nach anderer Seite hin fehlſchlagen. Ich werde Euch nachgeben und den jungen Menſchen hier in meiner Behauſung halten und erziehen laſſen, wie's einem einfachen evangeliſchen Chriſtenmenſchen zukommt. Aber Ihr Eurerſeits müßt mir verſprechen, weder offen noch geheim auf ihn einzuwirken. — Hm? — Baſta! — Was ſoll's noch weiter?“

„Was es noch weiter ſoll, fragt Ihr, Vater? Was ich noch weiter verlange, wollt Ihr wiſſen? Eine Mutter verlangt die vollgültige, die unumwunden ausgeſprochene Anerkennung ihres rechtmäßigen Sohnes!“ — Meine Mutter hatte ſich mit dieſen Worten aufgerichtet und ſtand frei und ſtolz da, wie auf ihr gutes Recht pochend.

„Anerkennung? So! Und damit zugleich“ — lautete die finſtere Entgegnung des alten Herrn, — „die Anerkennung all’ der Einflüſſe, den ſein römiſchgläubiger Vater auf ihn üben kann, üben wird, offen und geheim?“

„Nicht das, nicht das!“ ſagte meine Mutter, indem ſie mit halb erſtickter Stimme in ihren Seſſel zurückſank. „Sein Vater hat auf jedes Recht verzichtet, das er nach den Geſetzen der Natur auf den Sohn üben dürfte. Er überläßt Euch alle Verfügung über denſelben, überträgt Euch die Vormundſchaft, erkennt in Euch das Oberhaupt des Hauſes an; er erträgt ja ſelbſt die Verbannung, die Ihr grauſam genug über ihn und mich verhängt.“

„Ein Römling iſt proſelytenſüchtig!“ warf der Reichsgraf barſch dazwiſchen. „Ich will hier bei mir keinen Heerd ultramontaner Finſterlinge aufſchlagen laſſen, will mir nicht zwergüber katholiſche Eier in mein proteſtantiſches Neſt tragen, mir nichts von Jeſuiten unter der Hand ausbrüten laſſen!“

„Mein Gemahl, Graf Giuſeppe della Torre, iſt ein freidenkender Chriſt,“ ſagte meine Mutter ſtolz. „Empfindet er über die höchſten Güter des Lebens anders als Ihr, ſo iſt er in ſeinem Denken und Fühlen Euer nicht unwürdig, mein Vater. Gott ſei deſſen Zeuge, der den Schein vom Weſen zu ſcheiden weiß, Herz und Nieren prüft!“

„Römling iſt Römling, meine Gute! Wir haben das oft genug in deutſchen Landen erlebt, zuletzt noch an unſerem Vetter da im Hauſe Braunſchweig. Dieſe Miſſionäre ſchleichen in allerlei Geſtalt herum im Lande, um nachzuſehen, wen ſie fangen und verſchlingen. Wölfe in Schafskleidern, hm! kenne das! Freidenkender Chriſt, ſagt Ihr? Daß Gott erbarme! Er iſt ja ganz in den Händen der Jeſuiten, all’ ſein Hab’ und Gut iſt ja dem Orden des — Gott ſei bei uns, heiligen Loyola verſchrieben!“

„Wider ſeinen Willen, wider Recht und Fug! Das mag Euch bezeugen, mein Vater, daß er nicht in den Intereſſen dieſes Ordens handelte!“

„Und doch kam er hierher unter falſchem Namen, im Gewande und mit dem Anſchein eines reformirten Geiſtlichen aus Genf, und ſein Begleiter war ein Mann von der Geſellſchaft Jeſu, ein verkappter Jeſuwider, nur zu plump um mit Glück aufzutreten. Er ſelbſt war ein Sodale von der kurzen Robe; man kennt das!“

„Graf Giuſeppe della Torre ging jetzt nach Deutſchland, um einem Verbrechen, das daheim an ſeinem Hauſe verübt worden, auf die Spur zu gelangen. Er kam früher hier an Euern Hof, nicht aus freiem Antrieb, auf Euere Einladung. Ihr bevorzugtet ihn, mein Vater, denn er ſchien Euch ein ungewöhnlicher Geiſt, ein Mann von Herz und Einſicht. So lebte er ſich hier bei Euch ein“ —

„Um damit zu enden, meine Tochter zu gewinnen für ſich und ſeine Kirche!“ ſagte der Alte mit Hohn.

„O mein Gott, mein Gott!“ rief die Mutter wie in allerhöchſter Noth. „Nein, mein Vater, es war nicht ſein Wille, nicht ſein Plan. Mein Herz ſchlug ihm entgegen, mit dem Herzen des Weibes aber gewinnt der Mann auch ihre Ueberzeugungen. Giuſeppe war, wie Ihr wohl wißt, mein Lebensretter, er beſchwichtigte den böſen Dämon, der in mir waltete, war mir mit der Heilkraft ſeiner Hand ein Wohlthäter, ein neuer Lebenserwecker.“

„Nun ja, er hat Euch magnetiſirt, und der Magnet, meine Beſte, war das Mittel und Werkzeug eines Proſelytenmachers.“

„Nimmermehr!“ rief meine Mutter mit dem Aufgebot ihrer äußerſten Kraft. Sie war aufgeſtanden und ſtreckte feierlich die Hand wie zum Schwur gen Himmel. Wie ein Engel der Verklärung ſtand ſie da, wie ein abſcheidender Geiſt, der zur Sühne des Böſen ſeine letzte Miſſion auf Erden vollführt. „O mein Vater!“ rief ſie ſchmerzlich, „Ihr denkt gering von dem Manne, den Euere Tochter den edelſten Menſchen unter der Sonne nennt. Jahre der Prüfung, Jahre des Weh's und Unglücks, das Ihr über uns häuftet, ſind vorübergegangen, und Euer grauſamer Wahn iſt nicht gewichen, nicht gemildert! — Ich war's, die ihm folgte, ich bot ihm die Hand zum Bunde, weil ich mit allen Banden der Seele an ihn gefeſſelt war, ihm mein ganzes Daſein verpflichtet fühlte. Der Zauber, den ſeine heilkräftige Natur über mich übte, hätte Euch heilig ſein ſollen, denn ſeine Hand, ſein Herz, ſein Wille war unſträflich und rein vor Gott! Hätte ein raſcher Tod mich hingerafft, ſo wäre all' das Unglück nicht über unſer Haus gekommen. Aber ich konnte nicht ſterben ohne ihn, wie ich nur noch von den Wohlthaten ſeiner Handberührung lebte. Ihr aber ſchaltet Betrug und Zauberei, was einfach die Gewalt der Liebe, das Geheimniß der allwaltenden Natur war: Ihr fluchtet dem Bunde mit dem Lebensretter Eurer Tochter, weil er nicht wie Ihr in denſelben Worten und Formen zum Himmel betete. Ihr entdecktet ſeine Abkunft aus dem römiſchgläubigen Süden, und deshalb, wie um eines Verbrechens willen, verſtießet Ihr ihn und die Tochter, die ihm zugehörte, mit allen Fibern ihres Lebens. O mein Vater, wir flohen Euch nicht, Ihr vertriebet uns mit Gewalt und allen Schreckmitteln der Barbarei. Da erſt, in der Betäubung und Irre meines preisgegebenen Daſeins, gelobte ich mir, ganz der Welt meines Gatten anzugehören; ohne Halt und Hort, ohne Stütze und Hülfe bei Euch, that ich aus freien Stücken, ohne Ueberredungskünſte, ohne Aufforderung und Bitte den Schritt, der zum Wechſel meines Bekenntniſſes führte. Mit Euerm Fluche beladen, ward ich vor einem Altar der römiſchen Kirche Giuſeppe's Gattin mit dem freiwilligen Bekenntniß, zur römiſchen Kirche gehören zu wollen, da mich mein Haus, mein Vaterland verſtoßen. Erſt als ich den Sohn geboren, bequemtet Ihr Euch zur Anerkennung einer längſt förmlich geſchloſſenen Ehe. Die Verſpätung Eurer väterlichen Einwilligung konnte die Rechtmäßigkeit meines Bundes, meines Kindes nimmermehr beeinträchtigen."

Mit flammendem Antlitz ſtand die Frau, die ihre und des Sohnes Ehre vertheidigte, vor einem Richter da, der ungebeugten Hauptes ſtarr und kalt vor ſich niederblickte. Die dunkele Wolke des Zornes trat auf des Reichsgrafen Stirn; ſelbſt der Anblick der Schmerzen eines gequälten Weibes ſtimmte ihn nicht milder. — „Ihr werdet am Ende noch einen Rechtsſtreit mit mir beginnen," ſagte er ruhig und feſt: „ſteht Euch frei bei Kaiſer und Reich, verſucht's! In den Annalen unſeres Hauſes aber iſt es unerhört und es hat noch keine Hoben** ohne Genehmigung des Familienoberhauptes ſich vermählen dürfen, freie Bündniſſe der Töchter des Hauſes mit abenteuernden Cavalieren kennt die Geſchichte meiner Familie nicht, eine Hoben** kann ſich gar nicht vermählen wie ſie will!"

„Sie kann es, mein Vater, wenn ſie ſich losſagt von Familie und Heimath, wenn ſie ſich frei- und preisgegeben ſieht vom Oberhaupt des Hauſes. Und Ihr thatet das, mein Vater. Es ſchien Euch dann zu gereuen. Oder es gefiel Euch der ſelbſtändige Trotz der Tochter, die ſich ihr Schickſal frei und von ſelbſt geſtalten, ihren

Willen durchſetzen, ihrer Liebe getreu ſein wollte. Ach! mein Herz iſt darüber gebrochen, mein Leben zerknickt. — Ihr verſagtet nicht länger Euere Zuſtimmung zum ehelichen Bunde. Unſere Ehe war längſt vor Gott und Menſchen rechtskräftig geſchloſſen; allein Euere Zuſage ſchien uns ein Schritt zur Verſöhnung. Wir thaten annähernd einen Gegenſchritt, wir übergaben Euerem Hauſe und Euerem Glauben den Sohn mit Verzicht aller Rechte auf ihn in Führung, Haltung und Erziehung. Der Sohn, den ich Euch opferte, um Frieden mit Euch und den Ahnen unſeres Hauſes zu haben, ſollte ganz Euer ſein. Kann eine Mutter, kann ein Vater mehr thun? Ihr erhieltet alle Vollmacht über unſer Kind: aber Euer Argwohn war noch nicht geſättigt. Ihr ſtecktet den Sprößling unſeres rechtmäßigen Bundes wie einen Zeugen geheimer Schuld in die Einſamkeit einer Wildniß. Ihr ſuchtet ihn hermetiſch von uns abzuſchließen. Ihr nahmt das Gebot der Verbannung nicht zurück, jede Berührung des Kindes mit ſeinem Vater, ſeiner Mutter nanntet Ihr Gift für ſeine Seele. Die Mutter mußte ſich heimlich bei Nacht und Nebel in's Land ſtehlen, um den ſeit ſo langen Jahren ihr entfremdeten Sohn zu ſehen. Sein Vater" —

„Macht inzwiſchen Propaganda in der Nachbarſchaft," fiel der Reichsgraf zornig ein, „ſchweift bei den werthen katholiſchen Vettern unſeres Hauſes oder bei guten getreuen Nachbarn, dem Biſchof von Würzburg und desgleichen herum, und ſchmiedet Plane mit den Schleppen der Pfaffen, mit den Hängeſäcken der Jeſuiten, um ſeine Zeit abzupaſſen, wo er wie ſein Vorgänger an ſeine Brüder Jeſuwider und Helfershelfer ſchreiben kann: Das Land iſt gut, das Volk iſt dumm, kommt her: Alles wird unſer ſein! Fluch den Gaunern, die ſich zwiſchen Land und Leute drängen, zwiſchen Volk und Fürſten, zwiſchen Bruder und Schweſter, Vater und Kinder, und ſelbſt den Mutterleib nicht ſchonen, um Zwietracht zu ſäen auf deutſchem Boden!"

Die ganze Gewalt eines wilden Zornes war über den Mann gekommen. Dunkelroth wie eine Furie leuchtete der Grimm aus ſeinem Angeſicht. Er war aufgeſtanden, trat dicht vor die Mutter hin an den Tiſch und griff mit der Fauſt nach einem Gegenſtande, der an der Wand hing. „Siehſt du, Juſtina, damit du es fühlſt und begreifſt, könnte ich dir bei dem dreimaleinigen Gott, an den wir beide glauben, ſchwören; aber damit du es für noch wahrer hältſt, lege ich hier die Hand auf den Fixus, zu dem du in deiner katholiſchen Andacht aufblickſt: Eh' ſich in dies Land, das ich durch die Ahnen des Hauſes zu Erb- und Eigenthum, von Gott durch Kaiſer und Reich zu Lehen habe, eh' ſich in dies Stück Land Pfaffen und Römlinge einſchleichen, eh' will ich es mit Feuer und Schwert verwüſten und ſeine Aſche in die vier Winde ſtreuen. Baſta!"

„O, mein Gott," rief die Mutter händeringend, „iſt es denn ein Verbrechen, anders wie Ihr zu Gott zu beten?"

„Abgefallene, ich fluche dir nicht, denn ich fürchte die Götter und glaube faſt an Erbſünde, wenn ich bedenke, daß deine Mutter, eine Römiſchgläubige, meine Seele bethörte."

„Bethörte?" rief meine Mutter. „Iſt Euch denn Alles Bethörung, Alles was den Menſchen zum Menſchen führt, alle Liebe und Neigung nur Trug und Täuſchung? — O mein Vater, welch' ein kalter nächtlicher Reif liegt auf Euerer Seele! Wie ſind die ehedem blühenden Saaten Eueres Gemüthes zerſtört! Das iſt der Mann nicht mehr, der ſonſt ſein krankes Kind auf den Arm nahm und ihm von den Jahren ſeiner Jugend erzählte, von der Geliebten, die er im fernen Süden gefunden, von der Frau, die ſein ward, trotzdem ſie in anderer Form wie er zum Himmel betete, von der Mutter, die mich im fremden Lande gebar, und der ich mit meinem Leben den Tod gab. O mein Vater, der Zauber, der, wenn wir jung ſind, unſer Herz beſtrickt, iſt kein böſer Wahn, der Menſch iſt nur gut, wenn er liebt."

Sie war ſachte an ihn herangetreten, hatte ihre beiden Hände auf ſeine Bruſt gelegt und blickte zu ihm auf. War es der ſchmeichleriſche Ton ihrer Worte, war es die Macht alter Erinnerungen, die Macht einer kurzen, aber heißen Jugendliebe, die, wie er ſagte, ſein Herz bethört, — ein Strom heller Thränen ſtürzte über das alte verwitterte Antlitz des geſtrengen Mannes. Der Felſen in ſeiner Bruſt war geſprengt und der verſchloſſene Quell überfluthete ſein Herz, als wenn er ſich rächen wollte für die lange verhaltene Qual. „O mein Vater," ſagte ſie ſanft und doch feſt, „Ihr werdet nicht verläugnen wollen, was Ihr, als Ihr jung waret, gefühlt; Ihr werdet, was den Menſchen zum Menſchen führt, ſelbſt wenn es eine dunkle, geheimnißvolle Macht iſt, nicht ſchelten und verdammen können, da Ihr ſelbſt dieſer heiligen Macht den Tribut zolltet. Bei der Liebe der Frau, die Ihr einen kurzen Lebensfrühling Euer nanntet, bei der Liebe meiner Mutter zu Euch. Ihr werdet Diejenigen, die Euch die Nächſten ſind, nicht auf immer von Euch ſtoßen.“

Er war in ſein Knie geſunken, er war nicht mehr Herr der Gefühle, die ſie wie ein guter Zauberer aus ſeiner längſtgeſchwundenen Jugend über ihn heraufbeſchwor. Sie hatte ihre Arme um ſein Haupt gebreitet und blickte nach der Höhe; das Licht der Ampel warf den Schein der Verklärung über ihr zitterndes Antlitz. Sie ward kühner; ſie wollte den Triumph der Liebe über das Herz des Unerbittlichen benutzen. „Ja, mein Vater,“ ſagte ſie mit der ſtillen Feſtigkeit eines Engels, „ich war im wälſchen Lande an dem uns Allen verſchwiegenen und verheimlichten Orte, wo Ihr glücklich waret, wo Euch ein Herz entgegenſchlug und wo Ihr für alle Seligkeit des Himmels den Beſitz der Frau, die Euch liebte, in die Wagſchaale legtet. Wir fanden ſie auf, die kleine halb verſunkene, halb zertrümmerte Villa an der morgendlichen Riva von Genua's Buſen. Ach, es war keine Spur mehr da von zwei Menſchen, die unter dem Schleier des Geheimniſſes dort glücklich geweſen. Aber die Ulmen, wenn der Nachtwind rauſchte, die Lorbeerbüſche am Geſtade haben es uns verrathen und zugeplaudert, die Romanze vom deutſchen Grafen und ſeiner römiſchgläubigen Braut. Ihr ließet Heimath und Vaterland im Stich, — nicht Eueren Glauben, mein Vater, o nein; es ging die Sage davon, aber nein, Ihr konntet es nicht, nicht als Mann, nicht als Genoſſe Eurer Freunde, nicht als Fürſt Eueres Landes. Aber wenn Ihr es gethan, Vater, es wäre wahrlich kein Verbrechen geweſen. Es iſt kein Vergehen wider Gott, in anderer Form als der heimiſchen Sitte zu beten, bleibt uns doch derſelbe Gott gewiß. Drei Linien unſeres Hauſes ſind römiſchen Glaubens, und wenn Ihr die Augen ſchließet, mein Vater, wer anders als die Vettern drüben wird Erbe Eures Landes, wenn Ihr Diejenigen verſtoßet, die Euch die Nächſten ſind!“

Der Reichsgraf hatte ſich aufgerichtet und ſtand in ſeiner ganzen Höhe vor ihr. Das Wort erſtarb der Redenden auf den Lippen, wie er ſein Haupt gen Himmel ſchüttelte, ſeine beiden Hände auf ihre Schultern legte und ſie anſtarrte. „Alſo da will's hinaus?“ rief er mit der ganzen Gewalt ſeines entfeſſelten Grimms, „biſt du lange genug im wälſchen Lande geweſen, um dich vollzuſaugen am ſüßen ſchmeichleriſchen Gift der Schlangen? Haſt dich in das Geheimniß meines Lebens geſchlichen, um mich zu girren, zu ködern, wie man Gleiches mit Gleichem überliſtet? Alſo die Vettern drüben, die auf die Beute lauern, und dein Gemahl mit ihnen im Bunde? Wenn ich meine Augen ſchließe, ſagſt du? Alſo lauert Ihr doch darauf? Aber ich habe ſie noch offen, dieſe Augen; dieſe Hände ſind noch ſtark genug, die Stricke der Hinterliſt zu zerreißen. Hier ſei's nochmals gelobt bei allen oberen und unteren Göttern, die je die Welt und die Gedanken der Menſchen regiert, bei deinen Heiligen, zu denen du beteſt, ſei's geſchworen —"

Er hatte die Mutter beim Arme erfaßt und ſtand wie ein Jupiter da, der mit erhobener Hand die Blitze ſchleudern will. Aber der Wetterſchlag war ſchon gefallen, hatte ſchon ein unſchuldig Haupt getroffen. Mit einem Schrei des Entſetzens war meine Mutter todtenbleich rücklings zu Boden geſtürzt. Dem Alten erſtarrte die erhobene Fauſt, er ſtand wie mit leeren Händen da, er brauchte ſeine Blitze nicht zu ſchleudern, das Opfer lag ſchon vor ihm zu Füßen.

Ich war herbeigeſprungen und lag ſchluchzend neben der Theueren am Boden. Der alte Herr war beſtürzt niedergekniet und lehnte ihr Haupt in ſeinen Schooß. Er ſah mich verwirrt an, er murmelte einige Worte, die ich nicht verſtand. Ich küßte der Mutter beide Hände; ich legte ſcheu die Fingerſpitzen an ihre Wangen; Alles ſchien todt und kalt. Die Kammerfrau war ab- und zugeſprungen: draußen erſcholl jetzt ihre hülferufende Stimme den Corridor entlang. Thüren ſchlugen auf und zu. Diener eilten herbei und wieder fort.

Mühſam hatten wir den theuern Leib auf's Bett gehoben. Großvater und Enkel ſtanden hüben und drüben am Lager, maßen ſich mit Blicken und wagten es nicht, einander in's Auge zu ſehen; des Alten Beſtürzung war vielleicht noch größer, wie meine Betäubung. Eine dumpfe Stille voll banger Qual verging; nur die leiſe Bewegung der geſchäftigen Zofe unterbrach die Oede im Gemach.

Der Arzt erſchien. Er fühlte die Pulſe, machte Anordnungen, brachte Eſſenzen und hieß, während wir zurücktraten, die Kleider löſen. Endlich, nach einer langen Stunde der Pein, ſchlug die Theure das Auge wieder auf. Ich jubelte in kindiſcher Luſt; ich bedeckte ihre Hand mit glühenden Küſſen. Sie erkannte noch niemand;

ſie ſprach von Italien, ſie rief: Giuſeppe! Ich ſah den Großvater großmächtig an, als hätt' ich ein Recht ihn zur Verantwortung zu ziehen, daß der Gerufene nicht erſchien.

„Ihr alter Zuſtand wird wieder eintreten!“ ſagte der Großvater in ſeinem trocknen Ton.

Der Medicus ſchüttelte das Haupt und runzelte die Stirn. Wie der Reichsgraf eine Bewegung zu ihm machte, als fordere er von ihm, das Seinige zu thun, ſagte der Mann ſehr offen: „Ich habe Ew. Erlaucht im Voraus bemerkt, daß jede Gemüthsbewegung tödtlich wirken könne!“ Darauf legte der alte Herr ſeine Hände, wie er pflegte, auf den Rücken und ſchritt im Zimmer auf und ab.

„Sie neigt zum Schlummer,“ ſagte der Arzt nach einer Weile; „gönnen wir ihr dieſe Wohlthat, die einzige, die vielleicht noch helfen kann!“

„So müſſen alle Läſtigen fort von hier!“ befahl Erlaucht.

„Ich bin nicht läſtig, ich bleibe!“ ſagte ich zur Kammerfrau laut genug.

Der alte Herr ſah mich groß an, aber ich hielt ſeinen Blick aus; ich wußte, daß ich ein Recht hatte ihm trotzen zu können. Wie er über die Schwelle trat und ſich noch einmal nach uns umſah, verfolgte ich ihn mit Blicken, in denen er deutlich hätte leſen können: Mörder meiner Mutter!

Der Schlaf der Kranken war betäubend, erſchöpfend, nicht erquickend. Wir ſaßen die halbe Nacht, behutſam lauſchend, ängſtlich lauernd. Der Arzt verließ das Zimmer nicht, die Zofe blieb am Bette, ich war im Winkel hinter dem Vorhang hingeſunken; ein Strom unaufhaltſamer Thränen erleichterte mir die Angſt des bedrängten Herzens. Die gütige Natur hatte noch für mich dieſen Quell des Labſals, der im Alter verſiegt.

Wie ich einſchlief, fühlte ich mich von zwei Armen gehoben, getragen und fortgeführt. Meine Erſchöpfung gab mir nicht mehr die Kraft, mich zu wehren. Draußen hatte ſchon lange der Magiſter geharrt; er nahm mich in Empfang, und ſo ward ich in ſein Zimmer und auf mein Bett gebracht. —

Der Morgen wollte ſchon grauen, als Klopfen und Geräuſch an der Thüre mich weckte. Der Gouverneur bat mich, aufzuſtehen;

er ſelbſt warf ſich mit großer Haſt in die Kleider. Ich wagte nicht zu fragen, wohin; der Mann ſah beklommen aus, wie er mit der Kerze in der Hand neben mir hinſchritt, mich ſtillſchweigend bedeutend.

Wir gingen über den Hof, wir betraten daſſelbe Portal, das ich beim Einzug mit der Mutter beſtiegen. Die rothen Grenadiere ſtanden wie immer; der Hercules ſtreckte noch ſeine Arme mit den Fackeln in die Luft, an den Wänden im Treppenhauſe brannten wie damals die Ampeln; die Halle machte mir wie damals den Eindruck einer Todtenkapelle.

Kaum hörbar ſtieg ich die Stufen hinan; aber meine Pulſe klopften laut und bange. Es war ſo! — Mein erſter Eindruck in der Halle war der richtige geweſen, meine Mutter war todt.

Hinter den Glaswänden war verworrene Bewegung; eine von den Kammerdamen, die ich ſchon kannte, eilte auf mich zu und drückte meine Hände in ihr feuchtes Antlitz. Meine Pulſe ſtockten, ich ſtieg athemlos von Gemach zu Gemach. Hinter dem Vorhange, wo ich Zeuge des Auftritts geweſen, überlief mich noch einmal der ganze Schauer der peinlichen Unruhe und Angſt, die ich dort ausgeſtanden; wie ich die Gardine zurückſchlug, war es zu Ende mit aller Sorge und Ungewißheit; die Ampel mit dem milchweißen Licht beſtrahlte das Angeſicht der Vollendeten.

Ich ſtand zum erſten Male dem entſchiedenen Bilde des Todes gegenüber. Die Züge der Geſtorbenen waren noch ſo lieblich ſchön, ſo hoffnungsvoll lächelnd, als erwarte ſie noch, was nun nicht mehr im Kreiſe des Endlichen eine Genugthuung für ſie finden konnte. Ich begriff den plötzlichen Stillſtand des Lebens nicht; ſie hatte ja noch ſo viel zu fragen, zu beantworten, ſo viel am verworrenen Knäuel unſerer Verhältniſſe zu entwirren, ſo viel noch zu erbitten von Gott und von der Grauſamkeit der Menſchen! Die Bitte vor dem Throne des Ewigen ſtand ihr jetzt frei; aber was Menſchen gegen Menſchen verübten, darin konnte dieſer Engel der Liebe nichts mehr löſen, helfen und behüten. — Sie hatte in den letzten Augenblicken, die ihr vergönnt, noch vieles erledigen, ſchlichten und ſühnen wollen. So ſchien es nach dem, was die Umſtehenden ſagten. Wenige Stunden nach meiner Entfernung war ſie aus dem betäubenden Schlafe zur letzten Qual bewußter Augenblicke erwacht. Einer ungeheueren Angſt, wo ſie Gott und ihre Heiligen laut um Hülfe rief, ihr noch ein längeres Leben zu gönnen, folgte eine kurze Pauſe der Erſchöpfung, dann eine Geſchäftigkeit, die noch Tauſenderlei zu wirken und anzuordnen hatte. Sie war nicht mehr fähig aufzuſtehen; ſie ließ ſich Schatullen, Kaſten und Schreibzeug reichen, ſaß aufrecht mit Unterſtützung der Dienerinnen und ſtellte ihren letzten Willen feſt. Sie hatte mehrmals ihre Anordnungen geändert, bald den dringenden Wunſch gehabt, den alten Herrn und mich rufen zu laſſen, bald entſchieden es abgewieſen; ſie brauche Niemand mehr um mit Gott abzuſchließen, hatte ſie geſagt, und der Himmel werde ihr beiſtehen, für die verworrene Erde, für die verirrten Menſchen noch das Rechte zu treffen. Das Kreuz mit dem Erlöſer lag vor ihr auf dem Deckbett, dicht daneben das Bild meines Vaters. Wie der Entſchluß zur Aufzeichnung ihres letzten Willens in ihr feſtſtand, ſchrie ſie noch einmal ſchwer auf, küßte weinend das Porträt des Gatten, wie Abſchied nehmend und mit dem Ausruf: Lebe wohl, Geliebter, ich habe dir genug gelebt! und ſchrieb dann nach einem harten Kampfe mit feſter Hand auf ein großes ſchwarzgerändertes Papier die folgenden Beſtimmungen:

„Allen, die an mir geſündigt haben, ſei verziehen, ſobald ſie aufhören, Denen die ich hinterlaſſe, wehe zu thun. Ich trete vor Gott, den alliebenden Vater der Menſchen, und fordere das von ihm.“

„All' mein bewegliches Gut, auch meine Kleinodien, verbleiben meiner lieben Dienerſchaft zu gleichen Theilen, der lieben Pflegerin und Freundin in meinen ſchwerſten Lebenstagen meine Baarſchaft, mein Crucifix und meine Buſennadel.“

„Meinem Sohne Joſeph hinterlaſſe ich das Bild ſeines Vaters, unſeren Wappenring und meine ſämmtlichen Papiere, Tagebücher und Briefe, welche bis zu ſeiner Mündigkeit gerichtlich verſiegelt bleiben ſollen.“

„Ich will weder in einer proteſtantiſchen Kirche meines Hauſes, noch in einer römiſchkatholiſchen, zu der ich übertrat, beigeſetzt ſein: ich bin des Streites beider Parteien müde und gedenke einzugehen in den Frieden Gottes, der mir über allen Streit ſicher iſt. Mein Wille iſt, die Ueberreſte meines irdiſchen Theils im Walde draußen unter freiem Himmel einzuſenken. An jener Waldesecke unſern des Jagdhauſes, wo ich ſeit ſo langen Jahren den Sohn wiederſah, dort will ich fünf Jahre lang unter friſchem Grashügel ruhen. Ich brauche fünf Jahre, um mich vom Streit der Parteien zu erholen und auszuruhen; dann mag man mich beiſetzen, wo ich nach Geburt und Rang hingehöre."

„Joſeph, mein Sohn, Kind meiner Liebe, Segen und Schmerz meines Lebens, — verlaß' nicht deinen Großvater, verlaß nicht die Kirche deines, unſeres Hauſes!"

„Juſtine,
gefürſtete Reichsgräfin von Hohen — — Schwarzenfels."

Der letzte, mich betreffende Satz war in Haſt geſchrieben, als fürchte ſie, der Tod könne ſie übereilen; Namensunterſchrift mit Datum war wieder mit feſter, ſtarker Hand hingeſetzt. Das Siegel ward nachträglich vom Großvater im Beiſein und nach Verhör der Zeugen daruntergefügt. Als ſie das Document ihres letzten Willens vollendet, war ſie ſtill, und mit dem Worte: „Nun mögen ſie Alle kommen!" in die Kiſſen zurückgeſunken, um ihr Auge nicht mehr zu erheben. Der Großvater, nach dem man ſofort geſchickt hatte, trat ein, wie ſie noch zu ſchlummern ſchien; aber es war, wie der Arzt es ſchon erkannt hatte, ein Schlummer ohne Erwachen. Sie hatte ausgelebt, ſie hatte den Kreislauf ihres ſchmerzenvollen Lebens erfüllt.

Es war mir, als ſtänden die Pulſe meines eigenen Lebens ſtill, oder als ſei, was nun kommen ſollte, dergeſtalt geordnet, daß es ein für allemal feſtſtand. Mit der Mutter war nicht nur das Weſen, das mich geliebt, auch mein Anwalt, mein Ehrenretter, alle meine Hülfe und Fürſprache dahin. Nach dem Gebot der Mutter, das mir heilig ſein mußte, geſetzlich dem Großvater überantwortet, ſchien mir der freie Wille gebrochen. Ich durfte nicht in die weite Welt eilen, den Vater zu ſuchen, mit ihm zu leiden und zu kämpfen gegen ſeine Widerſacher; mein Lebenslauf war in einer beſtimmten Bahn, auf einen Mann gewieſen, dem ſie in ihrer letzten Stunde vergeben, gegen den ich ſelbſt aber einen unauslöſchlichen Groll im Herzen trug.

Dieſer Groll erfüllte und beſchäftigte mich die nächſten Tage über; ich gönnte dem alten Herrn den Triumph nicht, den er ſchließlich davongetragen, indem das Teſtament der Mutter mich gleichſam als Erbſtück ihm hinterließ. Die nächſten Vorgänge am Hofe waren leeres

Ceremoniell für mich. Man ſteckte ſich in ſchwarze Roben, Alles in der Kleidung bis zur Manſchette und Buſenkrauſe verwandelte ſich in die Farbe der Trauer, die Herren trugen ſelbſt Degen mit ſchwarzen Stahlgriffen; die Klingen waren blau angelaufen. Das Begräbniß ſollte ganz ſo feierlich ſein, wie es einer geborenen Reichsgräfin, einer Tochter des regierenden Landesherrn zukam. Die Entſchlafene hatte ihr Teſtament nicht einmal als Gräfin della Torre unterzeichnet. Wäre ſie darauf beſtanden, als ſolche in der Erbkapelle des Hauſes beigeſetzt zu werden: ich glaube, der alte Herr hätte ihr dies Recht, wenigſtens einen ſtandesmäßigen Leichenconduct, ſtreitig gemacht. So aber hatte ſie einen Ausweg gewählt, wollte zur Sühne für die ſtreitenden Parteien erſt fünf Jahre gleichſam in neutraler Erde ruhen, an jener Waldecke in der Einſamkeit zwiſchen Vogelſang und Unkengetön. Der alte Herr war, wenn es darauf ankam, ein ſo bibelfeſter Mann, daß er dem Spruche: Wer ſich erniedrigt, ſoll erhöhet werden! pünktlich nachkam.

Am dritten Tage war in der Schloßkapelle öffentliche Ausſtellung der Entſchlafenen im Paradebett. Allerlei Volk aus der Nachbarſchaft zog herbei, um Glanz und Flimmer, Sammt und Seide, die ſilbernen Candelaber und die goldgeſtickte Grafenkrone zu bewundern. Unerkannt ging ich am Arm meines Gouverneurs zur Schau mitten unter der Menge der Gaffenden. Die Todte erſchien mir in all' der Pracht, die kein liebend Herz aufgeſtapelt, plötzlich ſehr fremd; zitternd ward ich von meinem Begleiter fortgeführt. Er hatte auch Gefühl genug, einen Grund zu erſinnen, um mich von der Feierlichkeit der Condolenzbeſuche fernzuhalten. Betäubt und ſtarr ſah ich vom Fenſter auf die Menge hinab, die ſich zur Kapelle drängte. Die Neugier trieb ſie, Wenige nur kannten die Verſtorbene, die Meiſten trugen ſich mit Fabeln und Mährchen über ihre lange Entfernung von der Heimath; über ihren plötzlichen Tod geſtalteten ſich allerlei Gerüchte im Volk, auch die Sage, ſie habe noch kurz vor ihrem letzten Augenblick den katholiſchen Glauben abgeſchworen, ſich reuig wieder zum evangeliſchen Glauben zurückgewendet. Einige Hofbeamte ſchienen dieſe Sage zu unterſtützen, vielleicht aus Liebedienerei gegen den geſtrengen Herrn, vor dem Alles zitterte. Der Reichsgraf duldete keine andere Meinung, keinen anderen Glauben. Und doch war er kein Tyrann im antiken

Sinn; er war nur deutſcher Hausvater im orthodoxen Styl. Daß ſein Gemüth ſich in der Jugend „verloren", wie es ſchien, dafür rächte er ſich mit unerbittlicher Strenge an ſich ſelbſt und Anderen. Eine Stunde vor der Beſtattung beſuchte er mich, da er vernommen, daß ich Krankheitshalber das Zimmer hütete. Ich warf mich, als ich ſeinen Schritt und ſeine Stimme von draußen hörte, raſch auf eine Ruhebank und drückte die Augen feſt zu. Ich wollte den Schein haben, zu ſchlafen; ich wollte den Mann nicht ſehen, der durch ſo ſchmerzlichen Wechſel der Dinge mein Herr über Leben und Tod geworden. Er erkundigte ſich angelegentlich, faſt ſorgſam und liebevoll nach meinem Befinden. Der Magiſter ſagte zu, daß ich mit ihm der Bahre folgen werde.

Das Begängniß fand Nachts ſtatt, mit Fackeln und ſchwarzgeharniſchten Reitern, wie es von Alters her Styl und Brauch im reichsgräflichen Hauſe war. Die nahe Kirche und der Schloßthurm eröffneten die Feierlichkeit mit ihrem Geläut, in welches, als der lange Zug ſich über die weite Ebene hinzog, allſeits von fern herüber die Dorfglocken einſtimmten.

Mit meinem Gouverneur ſaß ich im zweiten Wagen hinter der Bahre, fröſtelnd und dicht in einen Trauermantel gehüllt, während der gute Magiſter ſchweigend ſeinen Arm um meine Schulter legte. Das Gepränge des Zuges ſtand mit dem Ziele des Weges, mit dem Ort der Beſtattung in ſeltſamem Gegenſatz. Dort lief der Saum des Buchenwaldes hin, dort war die Waldecke mit ihrem, zum Hügel wie geborenen Vorſprunge; dicht daneben trennte nur ein ſchmaler Pfad Gebüſch und Sumpf; die Wagen hielten, der Zug ſtockte, die Theilnehmer mußten, jedes Paar mit einem Fackelträger eine gute Strecke zu Fuß zurücklegen, um in engem Cirkel die Grube einzufaſſen. Ich ſtand mitten im Gedränge; nur mit Mühe machte mein Begleiter mir Bahn, um, ehe die Schollen fielen, eine Handvoll Erde für die Mutter beiſteuern zu können.

Der Sarg mit ſeinen ſchweren Beſchlägen ſchwebte ſchon über der Oeffnung, der Hofprediger hatte bereits ſeine Trauerrede beendet, als hinten in der Reihe der Wagen eine laute ſtürmiſche Bewegung die Stille unterbrach. Ein Reiter war querfeldein mit verhängtem Zügel herangeſprengt; er durchbrach die Linie mit jähem Ungeſtüm und rief laut ſein „Halt!“ über die verſammelte Menge hin. Bei Hinrichtungen iſt es ein Bote der Gnade, der mit wehendem Tuche heranſtürmt und dicht am Rande des Todes noch Leben verkündet. Hier war's ein Leidtragender, kein Lebenverkündiger, der noch zum Zeugen ſich einſtellte.

Er war vom Pferde geſprungen und durchſtürmte den Kreis der Umſtehenden. Eine dunkle Geſtalt mit langem, ſchwarzem Mantel, ganz wie zum Leidtragen gemacht, ſprang über die aufgeworfene Erde dicht an den Sarg und rief ſein „Oeffnet!“ mit einer Stimme, vor deren gellendem Schmerze Alles erzitterte. Der Reichsgraf, hoch aufgerichtet, an der anderen Seite der Gruft, riß dem Nächſten die Fackel aus der Hand, ſtreckte ſie vor ſich hin über den Sarg und beleuchtete das Geſicht des Fremden. Es war ihm und mir kein Fremder, und er hatte an die Todte hier das erſte und nächſte Anrecht. Dieſes bleiche Antlitz mit den dunklen Tinten, dieſe Augen voll Schmerz und Schwermuth, das lockige Haar, das verworren über die Stirne fiel: ein lauter Schrei entfuhr mir, ich erkannte nach dem Bilde das Angeſicht meines Vaters.

Er hielt beide Arme über den Sarg ausgeſtreckt, als wollt' er jede andere Hand abwehren, als wollt' er, wenn auch nur auf kurze Augenblicke, noch einmal Beſitz nehmen von dem, was ihm das Theuerſte und ſein heiliges Eigenthum. Wie hülfeflehend rang er dann zu den Umſtehenden die Hände, als fehlte es ihm an Worten und Mitteln, ſeinen Wunſch auszudrücken.

„Ihr kommt ſehr ſpät, Signor!“ ſagte der Reichsgraf mit ſchmerzdurchzuckter Stimme und reichte ihm über den Sarg die Hand: „Meine Boten konnten Euch nicht finden, nicht erreichen.“

„Oeffnet!“ rief mein Vater mit flehender Gebärde. Auf einen Wink des alten Herrn ward ihm raſch gewillfahrt; die Träger raſſelten an den Schrauben und Beſchlägen und hoben den Deckel des Sarges zurück. Fackeln zu Häupten und zu Füßen, mußte das bleiche Engelsbild noch einmal Parade ſtehen, aber diesmal vor den Augen des Geliebten, der bei ihrem Anblick zitternd niederkniete. Es war eine Stille ringsum, im leiſen Lufthauche der Nacht rauſchten nur die Blätter in den Buchen. Der Großvater ſtand erſchüttert und hielt ſich beide Hände vor's Geſicht. Mein Vater raffte ſich auf, riß dem alten Herrn die Hände vom Geſichte und ſtieß, da er den Strom ſeiner Thränen ſah, einen langen gepreßten Seufzer aus, als wollt' er ſagen: Da du weinen kannſt, biſt du wohl unſchuldig an ihrem Tode! Die Todte aber lächelte zu alle dem, als wollte ſie die Thoren beklagen, die ſo ſpät ſich verſtändigten, zu ſpät, nachdem ſie heimgegangen in's Bereich des Friedens, das ihr kein Sterblicher mehr ſtreitig machte. Menſchen nennen es Schickſal und Verhängniß; ſelige Geiſter haben für die Thorheit des Menſchen nur ein wehmüthiges Lächeln.

Mein Vater hatte auf die Lippen der Todten einen letzten Kuß gedrückt; dann legte er ſeine Rechte auf die Stirn der Entſchlafenen, hob drei Finger der Linken gen Himmel und ſprach ſtill für ſich ein Gebet, ein Gelübde. Der Sarg wurde geſchloſſen und eingeſenkt. Einige Handvoll Erde: dann raſſelten die Schollen hinunter; ein ſchönes Menſchenleben voller Schmerzen war beſeitigt und beigeſetzt.

„Ich habe Euch dringend zu ſprechen, Signor“, ſagte mein Vater zum Reichsgrafen, als beide Männer noch vor der geſchloſſenen Gruft ſtanden; die Menge umher nur auf ein Zeichen zur Rückkehr harrte. Erlaucht machte zu meinem Vater eine Bewegung mit der Hand, daß er zu Gebote ſtehe.

„Aber noch dieſe Nacht, dieſe Stunde!“ war die weitere Bitte.

„Hier unter freiem Himmel?“ fragte der Großvater.

„Iſt kein Obdach in der Nähe?“ war die Gegenfrage.

„Im Jagdhauſe hier, wenn's beliebt“, erwiederte der alte Herr, indem er den Verſammelten bedeutete, den Zug langſam zum Rückmarſche zu ordnen. „Ihr habt es ſo eilig, Signor?“ fuhr er fort. „Ihr habt noch nicht einmal den Knaben geſehen und begrüßt!“

Ich drängte mich an die Seite des Mannes, der im Schmerze um die Mutter noch keinen Blick für den Sohn gehabt. „O mein Gott!“ ſagte der Mann und zog mich an ſein ſturmbewegtes Herz. „Giuſeppe, mein Giuſeppe!“ rief er ſchluchzend und klagend.

„Joſeph!“ unterbrach ihn der Großvater und betonte meinen deutſchen Namen. „Joſeph kennt den Weg ſehr gut zwiſchen Sumpf und Wald, Joſeph wird uns führen!“

Ich ergriff den Vater am Arme und war ſein Führer auf dem ſchmalen Pfade; Fackeln leuchteten vorn und hinten. Er hob mich mehrmals an ſeine Bruſt, küßte meine Lippen, meine Stirn; er murmelte Worte, die ich nicht verſtand; ſein Herz war nach ſoviel Seiten hin beladen und gefoltert.

Die Pfarrersleute waren noch unter der verſammelten Menge, um dem Begräbniſſe beizuwohnen, auch Knecht und Magd. Das Thor ſtand auf, wir traten in's Gehöfte; das heiſere Gebell des Kettenhundes war die einzige Begrüßung. „Der Knabe Joſeph gehört Euch, Signor", begann mein Vater, während wir vor der verſchloſſenen Hausthüre harrten, „ſie hat ihn Euch übergeben, ich weiß es, ich weiß es."

„Ihr letzter Wille hat es beſtätigt, Signor", erwiederte mein Großvater ſtreng und feſt. — Somit war ich alſo auch vom Vater an den alten Herrn, ich darf nicht ſagen verkauft und verrathen, aber doch abgetreten.

Endlich kam Jacob der Knecht, um das Haus zu öffnen. „Lichter hinauf in den Saal!" befahl der Reichsgraf. Während er die Treppe hinaufpolterte, führte ich behutſam den Vater Stufe für Stufe, Schritt für Schritt über den Gang zur Thüre, trat aber hinter ihm mit ein, machte mir, während die Kerzen angezündet wurden, im Nebenzimmer zu thun, das an den Saal ſtieß, und ließ, als ich mich unbemerkt ſah, die Thüre halb offen. Ich mußte hier Zeuge ſein des Geſprächs, das noch ſchließlich über mein Schickſal verfügte.

Erlaucht lud zum Sitzen ein, als die Diener ſich entfernten; beide Männer aber blieben neben dem Tiſche aufrecht ſtehen, Auge in Auge, Jeder auf den Anderen lauſchend und der Dinge harrend, die hier zur Mittheilung kommen ſollten.

„Iſt es wahr, Signor", begann mein Vater, „iſt es wahr, daß Juſtine ſich in der letzten Stunde ihres Lebens wieder zur Kirche ihres Hauſes, ihrer Heimath bekannt hat?"

„Ich bin kein Proſelytenmacher!" unterbrach ihn der Reichsgraf mit beſonderem Nachdruck.

Mein Vater bekämpfte ſich mühſam, aber behielt ſeine Faſſung.

„Ich habe", fuhr der Großvater fort, „nichts dazu gethan, ſollte ſich in ihrer letzten Stunde, über die Gott allein richtet, ihrer Seele eine Reue bemächtigt haben, oder, wie Ihr ſagt, der Wunſch zur Rückkehr zu dem Glauben ihres Hauſes in ihr erwacht ſein. Ihr Teſtament, von dem Euch eine gerichtlich bewahrheitete Abſchrift zugefertigt werden ſoll, ſpricht neben Verfügungen über ihr beweglich Gut und die Stätte, wo ſie zu ruhen gewünſcht, nur die Mahnung an den Sohn aus, zu mir, das heißt alſo zur Religion meines Hauſes zu gehören. Damit iſt der alte Pact, den ich bei Uebernahme des Knaben mit Euch ſchloß, nur bekräftigt. Ueber die Gewiſſen richtet ein Anderer, über Thaten und Handlungen müſſen die Menſchen gegenſeitig ihr Recht ſich wahren. Renegatenmacherei iſt nicht mein Handwerk, Herr Graf; das überlaß' ich der Geſellſchaft jener Leute, mit denen Ihr Euch im Leben, wie es ſcheint, viel zu thun gemacht habt."

Mein Vater drückte krampfhaft die Hand wider ſeine Bruſt. „Ich ſehe", ſagte er mühſam, „daß der alte Groll und Argwohn noch immer Euch regiert. Ich frage auch nicht nach den Papieren, die ſich in der Hinterlaſſenſchaft der Geſtorbenen finden müſſen."

„Sind gerichtlich verſiegelt", war die Entgegnung, „und gehören, wenn er mündig iſt, dem Sohne."

„Signor", ſagte mein Vater, „Sie finden darunter die Geſchichte meines Lebens, die ich mit eigener Hand und mit meinem Herzblut niederſchrieb. Meine Bekenntniſſe werden mich vor Euch, vor der Welt rechtfertigen. Mir liegt für meine Perſon wenig daran. Mich bewegen die großen Fingerzeige Gottes in den Schickſalsfügungen der Menſchen. Für jetzt nur ſo viel, wenn Ihr noch Humanität genug beſitzt, der Möglichkeit Raum zu geben, daß ich rein vor Euch daſtehen könnte. Hat ſich Juſtine in der letzten Stunde wieder zu dem erſten Glauben ihres Lebens zurückgewendet, ſo iſt mir das eine neue, eine zweite Beſtätigung, daß der Menſch nie abfallen ſollte von dem, was er einmal für heilig erkannt und wozu ihm das ganze Daſein um ihn her die Bedingungen der Nothwendigkeit gegeben."

„Wirklich?" ſagte der Reichsgraf in gedehntem Tone.

„Ich war", fuhr mein Vater fort, „ſchon einmal vermählt. Eine Tochter aus den Bergen von Piemont, eine Waldenſerin, ein Kind aus der Hand der Natur, ein Kind aus dem Schooße der Liebe Gottes, ward mein Weib. Um meinetwillen, aus Neigung zu mir, bekannte ſie ſich zum römiſchen Glauben."

„O ich weiß, Ihr ſeid ja ein Virtuoſe darin" — ſagte der Reichsgraf mit bitterem Spott.

„Beleidigungen, Signor, die auf Unkenntniß meiner Perſon und meiner Sache beruhen, treffen mich nicht“, ſagte mein Vater ruhig. „Ohne mein Zuthun war die Waldenſerin, als mein Weib, römiſch geworden. Die Liebe, welche die Seelen verſchmilzt und das Wunder bewirkt, daß zwei Geiſter ſich eins fühlen, überflügelt ja alle Schranken, reißt nieder, was ſich hemmend entgegenſtellt, löſ't auch die geheimſten Diſſonanzen zur feſſelloſen Harmonie. Wer nicht an die Liebe glaubt, der weiß nicht, was die Seelen bindet und lenkt. Ich war unverſehens vielleicht ebenſogut waldenſiſch geworden, wie mein Weib gut römiſch wurde. Wer will bei dem ſtillen Ineinanderwirken zweier Geiſter ſagen, wer von beiden den anderen regiert! Mich für meinen Theil hatte ſeit der Gemeinſamkeit mit dem Weibe, das ich liebte, eine unnennbare Sehnſucht nach der kindlich reinen, einfach gottinnigen Lehre des Waldenſerthums, eine Sehnſucht erfaßt, die nie wieder in mir erloſch, und die mich ſpäter antrieb, das reformirte Chriſtenthum in der Schweiz und in deutſchen Landen kennen zu lernen. Meine Vorfahren haben durch alle Jahrhunderte hindurch die Waldenſer in unſeren Bergen grauſam und blutig verfolgt. Dennoch ſaß dies einfach ſchlichte Chriſtenthum in den Höhlen und Schluchten, in den Gemüthern ſtiller, gottbegnügter Menſchen felſenfeſt. Ich mußte eine Widerſtandskraft gläubig anerkennen, die unter allen Verfolgungen und Martern ein göttlich Zeugniß von ſich gab. Mein Weib aber ward auf dem Krankenbette an dem neugewonnenen römiſchen Glauben irre; ich verlor ſie früh nach der Geburt eines Knaben; ſie ſtarb mit halb unterdrückter, halb offenbarer Sehnſucht nach dem ihr urſprünglich eigenen Bekenntniß und Gottesdienſt ihrer Väter und ihres Volkes. So wenig windet ſich der Menſch von dem los, was ihm eigenthümlich iſt nach Geburt und Schickſalsſtellung. Mein Vater ſeliger, ein orthodoxer, ja fanatiſcher Anhänger der Kirche Roms, hielt mit dem Rückfall meines Weibes ſein Haus für geſchändet und entehrt. Es war nicht das erſte Mal, daß waldenſiſch Ketzerblut ſich mit dem Blute ſeiner Familie vermiſcht. Er glaubte an einen Fluch, der damit auf unſerem Stamme ruhe; er dachte auf eine entſchiedene Sühne für dieſen Makel, für dieſes Schickſal. Mein Vater ſtand mit mehreren Päpſten pecuniär in geheimen Verhältniſſen. Die Regierung des Kirchenſtaates, mit den Bourboniſchen Höfen zerfallen, vom Kaiſerhauſe verlaſſen und ohne

Hülfsleiſtung, bedurfte in Fällen der Noth und Verlegenheit gar oft der Bereitwilligkeit begüterter Freunde. Mein Vater hatte zu verſchiedenen Zeiten bedeutende Summen vorgeſchoſſen. Der nachfolgende Papſt blieb, wie der vorige, ſchuldig. Mein Vater verlangte keine Zinſen, forderte kein Capital zurück; ſein religiöſer Sinn wollte ſich durch einen beſondern Gnadenact des Kirchenfürſten, durch eine vollſtändige Sicherung unſeres Hauſes vom Fluche der Gemeinſchaft mit den waldenſiſchen Ketzern bezahlt ſehen. Er verlangte die Beatification, womöglich die Canoniſirung meines Weibes. Der römiſche Hof war dieſer Art und Weiſe zur Tilgung ſeiner weltlichen Schuld nicht abgeneigt, allein mein Vater forderte noch von mir, daß der Sohn der Frau, die heilig geſprochen war, der Kirche gewidmet werde. Das ſchien faſt auf eine Ungültigkeitserklärung meiner rechtmäßig eingeſegneten Ehe abzulaufen. Ich widerſetzte mich dem. Wenn ich ohne weltlich berechtigte Nachkommenſchaft ſtarb, ſo fielen meine Güter an einen Zweig unſeres Hauſes in Friaul. Dieſer war ſehr geiſtlich geſinnt und hatte ſich, wie ich ſpäter erfuhr, ſchon ganz auf eine Verzichtung des reichen Erbes an die Kirche beſtimmen laſſen. Ich eilte nach Genua; ich bedurfte eines mächtigen Anwalts. Ich fand ihn im Provinzial der Geſellſchaft Jeſu; der Orden ſtellte meinen Proteſt aus gegen den römiſchen Hof, er übernahm die Führung meines Proceſſes, erklärte meine Sache für die ſeinige. — Sie ſehen, Signor, der Orden dieſer Väter hat für Fälle der Noth und Bedrängniß auch ſein Gutes. — Wie ich freilich nach der Heimath zurückkehrte, war mein Proteſt unnütz geworden; der Sohn, für den ich das Recht meines Hauſes wahren wollte, war plötzlich todt.“

„Vergiftet? Was?“ unterbrach mein Großvater die Erzählung.

„Ich ließ“, fuhr mein Vater zögernd fort, „ich ließ die nöthigen Unterſuchungen anſtellen; der Knabe, den ich in der Gruft zu la Torre ſchon beigeſetzt fand, war eines natürlichen Todes geſtorben.“

„Oho, Signor“, ſtürmte der Reichsgraf ein, „wir leben in civiliſirten Zeiten. Auch die Giftmiſcher haben ihre Doſen cultivirt. Man hat Blumen, deren Gift heimlich das Gehirn austrocknet; man hat Handſchuhe, deren Berühren langſam fahl und hinſiechen macht. Aqua toffana mit dem Geheimniß ihrer Zubereitung iſt verloren gegangen, aber ſie haben bei Euch in Wälſchland Gifte, mein Herr, die ſehr mählich wirken. Brucine iſt ein ſehr civiliſirtes, ſehr humanes Gift; man verdaut Jahre lang daran, verdaut ſehr gründlich und ſtirbt doch ſchließlich an bloßer Unverdaulichkeit!"

„Vergebens alles", ſagte ſchmerzlich bewegt mein Vater, „das Kind, mit den entſtellten Zügen kaum kenntlich für mich, war an Krämpfen geſtorben. — Schon hatte ein römiſcher Beamter mit ſeinen Helfershelfern im Schloſſe meiner Familie ſeinen Sitz aufgeſchlagen, um das Teſtament meines Vaters, wegen vollſtändiger Sühne unſeres Hauſes, zu vollziehen. Ich eilte nach Genua. Ich fand Freunde dort, Theilnahme, die ſicherſte Zuſage von Hülfe. Es waren Wunder geſchehen am Grabe meines Weibes, und das iſt erforderlich zur Canoniſirung; man hatte die Heiligſprechung der „waldenſiſchen Maria" vollzogen. Trotzdem ſollten meine Güter nach dem Teſtament meines Vaters in geiſtlicher Obhut bleiben. Ich ging wieder nach Genua zum Provincial der Geſellſchaft, um die Hülfe des Ordens von neuem zu betreiben. Das Anerbieten, förmlich Mitglied der Geſellſchaft und Prieſter zu werden, wies ich ab; allein Sie begreifen, Signor, wie ſehr mir der Schutz eines mächtigen Armes Noth that!"

„Ich begreife, ich begreife", ſagte ſtotternd der Reichsgraf, „das heißt: ich begreife manches in dieſer Geſchichte noch nicht ganz, anderes aber glaube ich beſſer wie Ihr ſelbſt zu verſtehen."

Mein Vater war matt in den Lehnſtuhl, der zur Seite ſtand, geſunken, er ſtützte ſeine bleiche Wange in die Hand. „Eines", ſagte er bitter, „werdet Ihr nun wenigſtens begreifen, daß ich nicht als Miſſionär einer Propaganda zu Euch kam, nicht durch Ränke und Künſte, wie Ihr aller Welt laut verkündetet, das Herz Eurer Tochter gewann. Daß ich nicht das Werkzeug jeſuitiſcher Plane bin, das werdet Ihr doch wohl endlich auch verſtehen, Signor!"

Der Reichsgraf maß ihn mit hochaufgewölbten Augen und ſagte nach einer Pauſe der Ueberlegung: „Das Eine zugeſtanden, Graf della Torre, kann ich nicht das Zweite genau einſehen."

„Noch immer Zweifel!" rief mein Vater ſchmerzlich, „noch immer der alte beleidigende Argwohn, die Beſorgniß vor Verrath und Tücke! Heimathlos im Vaterlande geworden, alles deſſen beraubt, was dem Leben Werth und Güte verleiht, es adelt und heiligt, machtet Ihr, bei dem ich Zuflucht und Hülfe gegen meine Verfolger finden ſollte, mich zum Flüchtling, ja zum Verbrecher, deſſen Signalement Ihr den Schergen Euerer Landesjuſtiz übergabt. Einem Abenteurer verweigertet Ihr ſogar Obdach, ob ich gleich das edelſte Kleinod Eueres Hauſes, Euere Tochter, mein nannte!“

Der Reichsgraf ließ ſchmerzlich getroffen das Haupt auf die Bruſt fallen; mit der rechten Hand griff er, wie er auf Augenblicke zu thun pflegte, in dem Buſen eifrig und emſig herum, als ſuche er da nach etwas, das er wohl beſaß, das aber ſehr tief verborgen und ſchwer bei ihm aufzufinden war. Er trat zu meinem Vater heran, legte die Hand auf deſſen Schulter und ſagte: „Graf della Torre, wer viel gelitten hat, wird auch die Kraft haben, viel zu vergeben. Vergeßt und verzeihet den Unbill, der Euch von mir widerfahren! Ich bedauere, wo ich ſtreng, ich bereue, wo ich hart gegen Euch geweſen. Signor, Ihr ſeid Maurer? Ich biete Euch ein Aſyl in meinem Lande, in meinem Hauſe an.“

Mein Vater ſtand auf und entzog ſich der Berührung, wie der dargebotenen Hand. Der Cavalier war in ihm erwacht mit dem ganzen Stolze und Adel ſeiner Natur und ſeines Landes. Dies feingeſchnittene, nervendurchzuckte Antlitz mit ſeiner pergamentenen Farbe vermochte nicht zu erröthen; es ergilbte, ſeine Tinten wurden tiefer und dunkler, aber kein Roth trat in die blaſſen, gramgebleichten Wangen. Er hob ſein Haupt, und auf der Stirn ſaß gebieteriſch das Gefühl der einmal gebeugten und gekränkten Ehre. „Signor“, ſagte er kalt und ſtolz, „ich für meinen Theil danke für die angebotene Gunſt, die Ihr, wie einen letzten Nothpfennig, mir darreichen wollt. Nachdem der Tod ſein Panier um uns geſchwungen hat, nachdem Diejenige dahin iſt, um deretwillen mir Gunſt und Milde des Geſchicks noch von Werth geweſen wären, muß ich beſtens danken. Es iſt mir nicht gelungen, mein Recht in der Welt zu finden; was kann mir an der Gnade liegen, die mir Jemand zuwirft? — Nur noch Eins, Herr Graf! Ihr äußertet, von den Beweggründen, die mein Leben geleitet, und die ich Euch anzudeuten mich beehrt, ſei Euch manches noch unklar geblieben; anderes dagegen begriffet Ihr beſſer, als ich ſelbſt. Darf ich um Erklärung bitten?“

Auch im Großvater war die alte unbeugſame Härte ſeiner Natur wieder erwacht. Er ſtand mit zurückgelegten Armen wie einer jener kleinen herrſchgewohnten Dynaſten da, die gern Kläger und Richter, Richter und Strafvollzieher in Einer Perſon ſind. „Signor“, ſagte er mit der trocknen, unnahbaren Sicherheit ſeines Weſens, „es iſt mir noch unklar geblieben, wie weit Ihr in Euern Lebensverwickelungen ein unbewußtes, ein willenloſes Werkzeug jeſuitiſcher Plane geweſen. Ich glaube, daß man Inſtrumente gebrauchen und benutzen kann, ohne nöthig zu haben, ſie beſonders zu eſtimiren; man behält dabei freie Hand im Spiel, um ſie in jedem Augenblicke, wo ſie unbequem oder gefährlich werden, fallen zu laſſen und preiszugeben.“

Mein Vater horchte hoch auf; er maß mit ſeinen dunkeln Augen von oben nach unten die Geſtalt des Redenden, als wolle er forſchen, von wannen ihm ſolche ſouveräne Oberhoheit eines Einblicks in ſeine tiefſten Lebenszuſtände komme. „Es ſcheint faſt“, ſagte er, „als wäret Ihr geſchult in ſolchen Erfahrungen.“

„Erfahrungen der Art“, war die Entgegnung, „macht man nur in wälſchen Landen.“

„Nun, mich dünkt, Euer Haus ſei italieniſcher Abkunft“, ſagte mein Vater bitter.

„Vor Jahrhunderten,“ entgegnete der Großvater abwehrend, „hatte meine Familie allerdings dieſe Wiege.“

„Es wird auch ſchwerlich“, ſagte mein Vater, „des italieniſchen Himmels und Bodens bedürfen, um, wie Ihr's nennt, Jeſuit im höheren Style zu ſein. Der Jeſuitismus, wie Ihr ihn verſteht, iſt nicht bloß eine Erfindung römiſcher Prieſter, er iſt eine ſehr allgemeine Erfindung des menſchlichen Witzes; man findet ſie angebaut auf allen Triſten. In der benachbarten und befreundeten fürſtlichen Familie meiner Heimath, die an der Riva levante des genueſiſchen Buſens Beſitzungen hat, erfuhr ich die Geſchichte eines deutſchen Erbprinzen, der, um die katholiſche Tochter des Hauſes zur Gemahlin zu erlangen, die Möglichkeit ſeines Uebertritts zur römiſchen Kirche als Gegengabe darbrachte und dieſe Möglichkeit oder, wenn Ihr wollt, Willfährigkeit documentariſch aufſetzte und überlieferte. Er erhielt auf dieſe Bedingung hin die Hand der jungen Fürſtin; aber das Document ging verloren, mithin konnte auch Niemand auf die Erfüllung des Gelöbniſſes bringen. Zum Glück für ihn; denn die Stände ſeines proteſtantiſchen deutſchen Landes, deſſen Regierung er ungeſchmälert antrat, Stände, die auf Grund eines alten Pactes einen katholiſchen Landesherrn nicht anzuerkennen benöthigt ſind, würden ihm vielleicht die rechtmäßige Erbfolge ſtreitig gemacht haben. Dies Document ſicherte der römiſchen Kirche im deutſchen Reichsländchen nicht bloß allen Vorſchub, es verhieß auch die Beſeitigung jenes ſtändiſchen Rechts, auf lediglich proteſtantiſche Fürſten zu beſtehen, es ließ ſogar dunkel und verſchleiert die Neigung durchblicken, den Glauben Rom's zur Herrſchaft zu bringen. Man nennt das in der Sprache der Jeſuiten eine Reservatio mentalis. Dies Document aber iſt aufgefunden, Signor, und dieſer ehemalige Erbprinz der deutſchen gefürſteten Grafſchaft ſeid Ihr!“

Der Großvater war entſetzt zurückgewichen; er ſchlug die Hände krampfhaft in einander und blickte den Redenden ſtarr an. „Menſch!“ ſtotterte er bleich, „mit welchen Zungen redeſt du?“

„Menſch!“ wiederholte mein Vater verächtlich. „Hättet Ihr zur Zeit Eurer Verfolgungen und Beleidigungen Menſch dem Menſchen gegenüber Rede geſtanden, um ſeine Ehre reinzuwaſchen, ſo würdet Ihr mir mit dem Degen die Genugthuung nicht verweigert haben, wie Ihr es als Souverän beliebtet. Ich denke nicht mehr auf Sühnung meiner verletzten Ehre, noch weniger kennt meine Bruſt für erlittene Kränkungen ein Rachegefühl. Ob ich Maurer? fragt Ihr. Signor, Ihr nennt Euch einen Maurer. Der große Baumeiſter der Welten entſcheide, mit welchem Rechte! Ich aber will Euch beweiſen, wie ein Maurer handelt. Ich will Euch in den Beſitz jenes Documentes ſetzen, das Euch auch heute noch Verlegenheiten bereiten könnte. Aus Zufall, nicht in Folge jeſuitiſcher Nachſpürungen, wie Ihr vielleicht denken möget, gerieth es in meine Hände. In einer kleinen, verfallenen, maritimen Villa, die zum Beſitze der Familie Euerer Gattin gehörte, fand ſich ein Altar, ich weiß nicht welcher Göttin oder welchem Heiligen geweiht. Der innere hohle Raum deſſelben führte mich, wie ich dort vor einigen Monden meinen Aufenthalt ſuchte, in ein unteres Gewölbe, und in einer der Grotten daſelbſt fand ich unter altem Geröll das mit kirchlichem und gerichtlichem Inſiegel verſehene Document. Ein Jeſuit, Signor, würde es zu benutzen wiſſen. Ich, mein

Herr Graf, liefere es Euch aus, ohne Vorbehalt, ohne daß eine Partei davon Abſchrift genommen, ohne daß Jemand ſonſt um ſein Vorhandenſein weiß. Es exiſtirt nur einmal: Ihr könnt es vernichten.“

Nicht ohne ein gewiſſes Triumphgefühl, das verzeihlich ſchien, überreichte mein Vater ein altes, vergilbtes, beſchädigtes Papier, das der alte Herr mit einer Haſt, aber doch mit abgewendetem Geſicht ergriff. — „Mein Gott, wie ſoll ich Euch das entgelten!“ ſtammelte er ſcheu.

„Auf Lohn rechnet nicht, wer nach ſeinem Pflichtgefühl handelt!“ war die einfache Entgegnung.

„Und Juſtine wußte darum?“

„Sie wußte darum.“

„Und ſie ſprach nicht davon?“

„Vielleicht weil Ihr am liebſten durch Furcht regiert, durch Schrecken die Zunge bindet. Eure ſouveräne Hoheit hat es ſo gewollt, und ein edles reines Herz iſt darüber gebrochen.“

Der Reichsgraf ſank vernichtet in den Seſſel. Mein Vater ſchüttelte ſeinen Mantel, um ſich zum Fortgang bereit zu machen; er hätte gewiß gern auch den Staub von den Füßen ſchütteln mögen. Er trat noch ſtill und ſanft zu dem Alten hin und ſprach: „Glaubt Ihr der Todten eine Sühne ſchuldig zu ſein, ſo thut zur Abwehr fernerer Unbill das Gelübde fortan den Menſchen über ſeinen Glauben zu ſtellen, ihn mindeſtens nicht um ſeines angeborenen und gewohnten Bekenntniſſes willen zu knechten, zu verachten, zu verfolgen. Einen Maurer nennt Ihr Euch? Signor, Ihr ſeid mit Euerm orthodoxen, wenn auch gereinigten Chriſtenthum faſt härter und unduldſamer wie die alte Kirche. Amen.“

Mein Vater ging. Der Reichsgraf ſtürzte ihm nach. Draußen aber war jeder weitere Austauſch unmöglich. Die Lakaien leuchteten die Treppe hinunter, die Fackelträger ſtanden bereit zum Rückmarſch. Schweigend ſchritten die beiden Männer neben einander her; ſie merkten es kaum, wie ich erſchrocken, einem halbgetroffenen Rehe gleich, hinter ihnen hertrippelte, bald des Einen, bald des Andern Hand ergreifend und an mich drückend. Die Pfarrersleute, Philemon und Frau Baucis, ſtanden verblüfft: ſie wagten keine Frage mehr, da jede Anrede, die ſie gethan, unbeantwortet geblieben war. Selbſt für Jacob, den Knecht, hatte ich kein Wort der Freundſchaft: alle meine Theilnahme, alle meine ſchmerzliche Liebe war an die beiden ſich feindlichen Männer gekettet.

Auf dem Brühl hatte ſich der Leichenzug ſchon in Bewegung geſetzt. Vater und Großvater knieten eine kurze Weile am Hügel, wo der Engel des Friedens ruhte, der ihnen nun doch kein Bote der Verkündigung, kein Bote der Verſöhnung mehr geworden war. Als der Gouverneur am Wagen mich in Empfang nahm, drückte mein Vater mich noch ſtumm und lange an ſein Herz. Dann beſtieg er das Pferd, das ihm ein Diener hielt; jedes Anerbieten, uns zu folgen, hatte er ſchweigend abgelehnt; die beiden Männer hatten ſich nur noch wie verſtohlen oder halb wider Willen zum Abſchied die Hände gereicht.

Wie der Wagenzug ſich fortbewegte, ſah ich am Horizont, wo es bereits zu dämmern begann, die einſame Geſtalt des Reiters langſam verſchwinden.

Viertes Kapitel.

Ein Klopſtockianer und ein aphroditiſcher Dichter.

Des Reichsgrafen, meines Herrn Großvaters Erlaucht, Ländereien und Beſitzungen lagen zerſtreut in Franken und in der Pfalz, ſelbſt nach Schwaben hinein. In allen Landestheilen hörte ich noch nach Jahrzehenden das Regiment des geſtrengen Herrn als eine Muſterwirthſchaft rühmen. Einen beſſer geordneten Haushalt, hieß es, gab es nirgends im Reich. Und Erlaucht war ein eben ſo vortrefflicher Oekonom, als in Rechtshändeln ein gewiſſenhafter und in ſeiner Gewiſſenhaftigkeit unerbittlicher Richter. Solche Bravheit, ſagten ſelbſt alte Leute, iſt in Iſrael noch gar nicht dageweſen! — Der geſtrenge Herr hielt freilich auch genau auf Zoll, Abgaben und Gebühren; aber ſeine Straßen waren weit und breit die beſten, ſeine Polizei galt für ſtreng, aber für unbeſtechlich, und während er bei einer wohlweiſen Mitte von Sparſamkeit und Luxus ſeinen Haushalt immer anſtändig, immer auf gutem Fuß hielt, weil die Oekonomie, die er trieb, nicht kahl und nackt hervorguckte, ſo waren ſeine ſtets vollen Kaſſen allezeit gern und bereitwillig geöffnet, wo es galt, augenblicklichem Elend zu ſteuern. Nur mußte ſelber brav ſein, wer von ihm nicht mißhandelt, wenigſtens mißachtet ſein wollte. So pünktlich, ſo arbeitſam thätig, von früh bis ſpät ſchaffend und wirkend, wie er ſelber, ſollte und mußte jeder ſeiner Unterthanen ſein: — „ſonſt,“ pflegte er zu ſagen, „mag ihn ein Anderer holen!“ Die Leibeigenſchaft hatte er in ſeinen Landen aufgehoben, Frohndienſt und Folter abgeſchafft. Inſoweit mußte er nach ſeiner beſten Ueberzeugung der heraufſteigenden Humanitätsepoche des Jahrhunderts principiell huldigen. Allein er hatte vom Prügeln nicht laſſen können. Sein Glaubensbekenntniß über die menſchliche Creatur war eigenthümlicher Art, ſchien voller Widerſprüche. Er war freiſinnig genug, um der Meinung zu ſein, der Menſch müſſe ſich von ſelbſt zurechtfinden. Allein die Beſtie im Menſchen, pflegte er zu ſagen, wolle nicht immer, und da thäten dann dem verſtockten Subjecte einige Fuchtel ſehr gut. Ein Paar Jagdhiebe, gewiſſenhaft, zeit- und ſachgemäß applicirt, hielt er für eine wahre Erlöſung der beſſeren Creatur im Menſchen, für das entſprechendſte und humanſte Mittel, die Seelenkräfte aus ihrem Schlummer aufzurütteln. Er gebrauchte dabei das Gleichniß vom Schlehdorn, alias Faulbaum genannt, der im Frühjahr nicht ohne Sturmwetter aufblühen kann. Bei Gebildeten ſprach er gern von einer „wohlgebürſteten“ Seele. Beim gemeinen Manne, ſagte er, läge oft fingerdick Staub auf dem inneren Menſchen: mit einer gelinden Tracht Hiebe könne man ihm ſehr gut beiſpringen, dergeſtalt, daß er dann ohne viel Umwege und ſonſtig Lehrgeld zur Raiſon käme. Laſterhafte Gewohnheiten hielt er eben für Staub, der ſich abſchütteln ließe. „Nur etwas nachhelfen!“ war ſein Wort. Dabei ſchlug er freilich einmal einem trägen Knecht auf offener Straße ein Bein unter, daß derſelbe Zeit ſeines Lebens lahm ging. Trunkenbolden ließ er, bis ſie nüchtern wurden, kaltes Waſſer über den Kopf gießen. Wer in ſeinem Gebiete bettelte, bekam die Staupe und auf der Grenze einen Fußtritt mit ſatyriſchem Hinweis auf eines der benachbarten Klöſter, wo freilich faule Bäuche ſich in aller Gemächlichkeit mäſteten, Almoſerei mit Müßiggang, finſterem Aberglauben und thieriſcher Dummheit Hand in Hand ging und im beſten Schmutze wucherte. Die ſtrenge Sittlichkeit ſeines Wandels, die faſt halsſtarrige Redlichkeit ſeines Lebens machte uns, die wir zwiſchen biſchöflichen Ländern ſaßen, nicht ſelten zum Schrecken der Welt, mitunter auch zum Gegenſtand der Läſterung und des Spottes. Der Reichsgraf galt für rechtſchaffen bis zur Barbarei. — „Unſer Nachbar, der brave Tyrann!“ hatten die Biſchöfe von Würzburg und Bamberg bei einer Verſammlung der fränkiſchen Stände von ihm geſagt, ein Wort, das er den „ſaloppen Herren von der Gnade Gottes,“ wie er die römiſchen Prälaten nannte, nie vergab. Rechtſchaffenheit — das muß ich ihm im Grabe nachſagen — war jeder Zug und Zoll ſeines Weſens. Aber es lag in dieſer Rechtſchaffenheit immer ein kleiner Beigeſchmack, welcher Gott und Menſchen beeinträchtigen konnte. In ſeiner Unverwüſtlichkeit ha[illegible] dieſer redliche alte Herr etwas Bedrückendes. Seine Bravheit, [illegible]en Dingen den Stempel gleicher Art aufdrängen wollte, war mit dem im Widerſtreit, was er die Freiheit der ächten Kinder Gottes nannte. Er konnte nach ſeiner Art zu ſein nicht umhin, bis zu einem gewiſſen Grade den freien Willen, die Selbſtbeſtimmung des Menſchen, was die Philoſophen die Spontaneität nennen, beim Einzelnen anzuerkennen. Dafür war er Proteſtant genug. Aber bei dem Widerſtreit zwiſchen dem, was er an Andern als Freiheit einräumte, und dem, was er allgemein genommen für Nothwendigkeit erachtete, mußte Wirrwar in ſeinem Verhalten entſtehen. Juſtus Erich, der gefürſtete Reichsgraf von Hohen———-Schwarzenfels, gehörte zu den ſelbſtherriſchen Naturen, die das Beſte wollen, aber jeden Augenblick nicht übel Luſt haben, der Welt dies Beſte mit Gewalt aufzuzwingen. Was er als evangeliſcher Chriſt dem Katholicismus gegenüber empfand, dehnte er für ſich bis zur Freiheit der geſunden Vernunft aus. Allein er war Tyrann genug, dieſe Freiheit der geſunden Vernunft aller Creatur grauſam aufzunöthigen. Er gehörte zu den kleinen deutſchen Duodezſouveränen, die gern in jeden Bauerntopf ihre Naſe ſtecken, um zu wiſſen, was darin brodelt. Alles an ſeinem Hofe, in ſeinen Landen, mußte nach der Schnur gehen, die er zog, weil ſie ihm vor Gott und Vernunft die einzig richtige und geradlinige ſchien. Biegen, ja! wo nicht, brechen! Und doch konnte er — er hätte denn müſſen ein Ueberall und Nirgends ſein — nicht überall die Augen und Hände haben. Selbſt mich, auf deſſen junges Leben er doch eigentlich ganz und gar Beſchlag gelegt, konnte er nicht Tag und Nacht in der Hand behalten, um mir Erdenkloß ſeinen Athem einzuhauchen! Ein Abfall von ihm, von ſeinem Wollen und Beſtreben, wäre zu einem ſolchen in mir das Gelüſte erwacht, würde leicht geweſen ſein. Aber er kam mir nicht in den Sinn; ſo viel unausgeſetzte folgerechte Willenskraft hat eine junge Seele nicht, um ſich einem ſo überwältigenden Einfluß, drängt er ſich regelrecht auf, zu entwinden. Im Gegentheil, mit den Perſonen verglichen, die direkt an meiner Erziehung kneteten, flößte der Reichsgraf allein mir Reſpekt ein, weil, ſelbſt wo er hart und pedantiſch war, ſein großmüthiger Sinn doch etwas Unwiderſtehliches hatte. Man konnte ihm gram ſein und durfte ihn doch nicht ſchelten. Vor dieſer Willenskraft auf rechtſchaffener Baſis mußte man ſich ſchließlich beugen. Ich verlor auch von [illegible] zu Jahr mehr von dem Groll, den ich gegen den Vater meiner Mutter urſprünglich empfand. Es war etwas von militäriſchem Reſpekt, den ich vor ihm hegte, aber je älter ich ward, je mehr mein Bischen Verſtand zunahm, deſto höher ſtieg in der That meine Hochachtung vor ihm. Seit einiger Zeit war in ſeinen Theorien eine neue Methode, in ſeiner Lebenspraxis eine neue Maxime aufgetaucht. Es hing das mit einer leidenſchaftlichen Mode zuſammen, die über das Zeitalter kam. Großvater Erlaucht machte die Moden nicht blind mit, aber er ſtudirte ſie; er ging inſofern als er von Allem das Beſte annahm, gern mit der Zeit. Nach der Beendigung des ſiebenjährigen Krieges hatte ſich bei dem Wohlgefühl und der Beruhigung, die über die Gemüther gekommen war, eine neue Schwärmerei der deutſchen Gemüther bemächtigt. Der Reichsgraf war ein Feind aller Schwärmerei, allein es reizte ihn, die Methode in jedem Unſinn kennen zu lernen; ein Quentchen Weisheit in einem Centner Thorheit ſchien ihm immer der Mühe werth. Die neue Schwärmerei war das Geſichterſtudiren, der Hang, den ganzen Charakter des Menſchen aus den Linien des Antlitzes zu deuten. Es hing das mit der Neigung des Jahrhunderts zuſammen, das Geheimnißvolle, das der Erſcheinungswelt Entzogene, das Ferne, Verſteckte und Jenſeitige zu ſuchen. Der Unſterblichkeitsdrang iſt meiſt ein Aberwitz, ſich das Himmelreich jenſeits des Lebens zu conſtruiren, eine Angſt, das arme, eitle, kleine Ich dereinſt trocken unterzubringen. Dieſe Sorge entſteht in Epochen, die in ihrer gegenwärtigen Erbärmlichkeit bange werden, weil ſie die Furcht befällt, mit der ganzen Summe des Erdenlebens in die Brüche zu geben und von Gott verworfen zu werden. So wollte man auch wiſſen, ob einer in der Structur ſeiner Geſichtszüge ſchon die Garantie zu einer Ausſicht auf Unſterblichkeit trüge. Man ging auf Menſchenkenntniß und wollte hinter der Erſcheinung auf das Weſen kommen. Man wollte Jedem die Candidatur für den Himmel an der Naſe abſehen. Der Reichsgraf theilte nicht, was krankhaft und was lächerlich daran war. Es reizte ihn aber, zu erfahren, wie weit der äußere Menſch den inneren ganz zum Abgepräge und zur Schau trage. Er hatte früher die Liebhaberei gehabt, ſich Narren und Wahnſinnige, verunglückte Genies und Geiſteskranke aller Art zu halten, um an ihrer Cur und Behandlung zu erfahren, wie es eigentlich um die Geſundheit des Geiſtes beſtellt ſei. Noch früher hatte er, wie die Rede ging, mit einem Alchymiſten den Stein der Weiſen geſucht, wenigſtens in Schmelztiegeln allerlei zuſammengekocht, um die Goldmacherei zu probiren. Von der neuen Lehre der Geſichtsſpäherei ſchien faſt ſchon einige Ueberzeugung in ihm gewurzelt zu haben. Es ließ ſich das aus manchem in ſeinem Verhalten ſchließen. Er ward ſeit länger oder kürzer immer peinlicher in der Wahl der Diener, der Beamten, ja Aller, die mit ihm in Verkehr treten ſollten. Er ging lange um ſie herum, prüfte — nicht Nieren und Eingeweide, wie es in der Schrift bei unſerem Herrgott heißt — wohl aber die Naſenwurzel und die geſammten Linien der Geſichter. Die hartnäckige Gründlichkeit, die ſich ſelbſt hierbei ſeiner bemächtigte, ſtieg bis zur Selbſtquälerei. „Sein Geſicht gefällt mir nicht!“ Dies Wort war ja wie ein Schreckſchuß in meine unſchuldsvolle Kindheit gefahren. Es war alſo nicht fahrlos hingeworfen, es ſtand, das erfuhr ich bald, in einem ſyſtematiſchen Zuſammenhange. Er, der jederzeit ſo bewußt, ſeiner ſelbſt gewiß und nüchtern erſchien, ließ ſich jetzt von dem Triebe beherrſchen, an der Naſe eines Menſchen ihm das Horoſkop zu ſtellen, daß er von Anfang an zum Narren oder zum Weiſen prädeſtinirt, in alle Ewigkeit ein Engel oder Teufel ſei. In dieſer Jagd nach Menſchenkennerei nahm man die äußeren Züge für die ganze und ausſchließliche Bethätigung des innern Menſchen. Das Geſicht galt nicht für das Titelblatt zum Buche, ſondern für die ganze Inhaltsanzeige. Ich zitterte vor dem Gedanken, Gegenſtand dieſer neuen Wiſſenſchaft zu werden, und ward auch bald genug auf die Folterbank dieſer neuen Wiſſenſchaft geſpannt. —

Nach Beendigung der Trauerfeierlichkeiten, die am Hofe zu Belle Promeſſe dem Begräbniß meiner Mutter folgten, blieb ich vor der Hand eine ganze Weile dem Großvater Erlaucht entzogen. Er unterſuchte Alles ſelbſt im Lande, hielt unabläſſig in Perſon Viſitationen und hatte ſeine Reſidenz bald hier bald dort. Eine ſeiner häufigen Inſpektionsreiſen entfernte ihn auf längere Zeit von unſerem Wohnorte, wo er meiſt nur den Winter zubrachte. Ich war umſomehr auf die nächſte Umgebung, auf den Magiſter Gouverneur und auf Ninon die Oberſthofmeiſterin verwieſen. Ninon war der bloße Spottname der alten Geſellſchaftsdame, die über das weibliche Perſonal des Hofes die Oberaufſicht führte: ſie hatte nichts weniger als ſo viel und ſo oft wie Ninon de l'Enclos geliebt: ſie war in ihrer Jugend überſehen worden und dankte in ihrem Alter dem Syſtem einer raffinirten Toilette, daß ihre mangelhafte Schönheit gedeckt und ergänzt wurde. Mehr lang als groß, mehr hager noch als ſchlank, hatte ſie von Natur das Weſen der höhern alten Jungfer, die was Leben und Liebe verſagt haben, mit Anſtand und ſtrenger Würde als ein freiwilliges Opfer zu tragen weiß. Ninon repräſentirte zu Belle Promeſſe bei Ermangelung einer eigentlichen Dame des Hauſes; ſie machte bei Beſuchen die Honneurs, ſie nahm am Hofe proviſoriſch und ſtellvertretend den erſten weiblichen Rang ein. Den Dienſt, der bei uns doch niemals „zur rechten Entfaltung und Glorie" kam, verſah ſie mit einer Strenge, die ſie weit und breit berühmt machte. Junge Damen und Zofen konnten bei ihr in die Schule gehen, um den Hofdienſt zu lernen, und in der That ſie liebte es von ſelbſt, eine junge Pflanzſchule um ſich zu haben, junge Geſchöpfe, denen ſie das Syſtem des „Daſeins bei Hofe" theoretiſch und praktiſch in Scene ſetzte. Großvater Erlaucht gab nicht viel auf Form und Ceremoniell, allein er war den Gäſten und den Rivalen in der Nachbarſchaft etwas ſchuldig, und die Nothwendigkeit einer ſtandesgemäßen Hofhaltung einmal eingeräumt, war er nicht mehr Herr der Ausdehnung des Arangements; wie die Fürſten oft weit mehr in den Händen ihrer Hofleute ſind, als dieſe in den Händen jener. Man ſprach allgemein, ſo wenig davon auf die Perſon des regierenden Herrn kam, vom guten Ton am Hofe zu Belle Promeſſe, und dieſen unſeren Ruf ſchuldeten wir weſentlich der guten Ninon, die eine Meiſterin in der Etiquette, eine Künſtlerin im Ceremoniell war. Jeder Kenner der neueſten Mode, jeder Schätzer des feinen Styls im Erſcheinen und Auftreten mußte fühlen, daß hier, freilich ganz en miniature ein Abbild des Verſailler Cirkels erſtrebt wurde. Bei alle dem war Ninon ſteif deutſch, ſo franzöſiſch ſie ſcheinen wollte. Eben die gewiſſenhafte Pünktlichkeit in den kleinen prätentiöſen Fadaiſen bezeugte ihre Deutſchheit. Sie ahmte ſklaviſch nach, was im Uſus des franzöſiſchen Umgangs wie eine Laune des Augenblicks hervorſprang, eben ſo oft verſchwand und wechſelte und immer nur als Produkt des Witzes Geltung hatte. Bei Ninon blieb jede vorübergehende Nüance feſt auf dem Repertoire. Allabends war bei Ninon Empfang zum Thee. Es war für mich und zugleich für die jungen Damen und Zofen gleichſam die Turnſtunde des höheren Anſtands. Ich wurde Anfangs nicht ſchlecht gehudelt, geneckt und aufgezogen. Bald genug aber faßte ich Fuß auf dieſem glatten Parquet; Scham und Ehrgefühl gaben mir plötzlich einen Schwung, und ich leiſtete im Bereich der ridiculen Koſtbarkeiten des feinen Umgangs in kurzer Zeit Erſtaunliches; ich gewann den Cercle bei Ninon lieb, da mir dort noch um vieles mehr Freiheit und ſelbſtändige Bewegung als an der Seite meines Magiſters eingeräumt war. Mein Gouverneur — Peterhagen war ſein Name — war ein Tübinger Magiſter, einer von den zweihundert ſchwäbiſchen Theologen, welche die Offenbarung Johannis commentirt haben und als den ſichtbarſten Beweis der wirklichen göttlichen Inſpiration dieſes Buches angaben, daß man Alles darin finde, was man mit aufrichtigem Herzen ſuche. Magiſter Peterhagen hatte bereits früher zwei junge proteſtantiſche Reichsgrafen in der Pfalz gebildet, war ſomit als Erzieher beglaubigt und hatte ſich, denn er war nicht mehr jung, obwohl er älter ſchien, als er war, durch den langen Verkehr in ſolchen Verhältniſſen ſehr wohl in die Gêne einer halb untergeordneten, halb höchſt wichtigen und einflußreichen Zwitterſtellung gefunden. Ohne ſeiner moraliſchen Einwirkung auf die Zöglinge und ſeiner geiſtlichen Oberhoheit überhaupt Abbruch zu thun, wußte er den Widerſtreit, der in ſeiner Stellung auf einem Parquetboden bei Hofe lag, geſchickt und bequem auszugleichen. Er beobachtete höchſt pünktlich das Formelle, um das Recht zu behalten, ſich nichts zu vergeben, und nach ſeiner Ueberzeugung Unterricht und Erziehung zu leiten. Die Etiquette, die nach ſeiner Meinung einem zweifelsohne gräflich geborenen jungen Menſchen angemeſſen war, befolgte er mit pedantiſcher Genauigkeit, ſchulte danach die Dienerſchaft, regelte danach das Verhalten aller Perſonen um mich her, und indem er ſo einen feſten Organismus des Anſtandes einführte und feſthielt, hatte er mich ſelber gegen Willkür und Uebermuth mit einem Gewebe von Verknüpfungen, mit einem geſchloſſenen Syſteme umgeben, das mich verfaſſungsmäßig und geſetzlich band. Nur offenbare Roheit meinerſeits hätte die Kette der Dehors, die er wie ſchwere Guirlanden um mich zog, ſprengen können. Hiermit hatte er ſich gegen ſtandesmäßige Anſprüche, falls ſie erhoben wurden, abgefunden. Seinerſeits forderte er dann eben ſo beſtimmt und feſt, und hielt auf ſeinen Forderungen mit einer Hartnäckigkeit, die nur eine ächt ſchwäbiſche ſein konnte. Im Grunde war es Styl und Sitte, mehr als zwei Hände an einer jungen Seele herumarbeiten zu laſſen. Man pflegte für den Sproß eines höheren Hauſes wenigſtens zwei Erzieher zu halten. Dem einen vertraute man die moraliſche Aufſicht über die junge Pflanze an und nahm dazu einen etwas geſetzten Pfleger. Dieſer hieß der eigentliche Hofmeiſter, der auf die ganze Perſon des Pfleglings angewieſen war. Außerdem bedurfte es noch eines Inſtructeurs, der Einem „Genie beizubringen" beauftragt wurde, den jungen deutſchen Leuten in der aisance des Ausdrucks den letzten Stempel aufzudrücken, in den Tugenden des Cavaliers den feinen Schliff zu geben hatte. Hierzu nahm man lebhafte jüngere Männer von Tournure und Geſellſchaftsbildung; man holte ſie ſich aus Paris oder aus der franzöſiſchen Schweiz. Namentlich war für proteſtantiſche Häuſer Genf die Waffenkammer ſolcher Rüſtwerkzeuge zu einer ſtandesmäßigen Erziehung. Eines franzöſiſchen Bon und Beau war ich noch gewärtig. Zum franzöſiſchen Parliren hatte ich vorläufig einen Friſeur und Kammerdiener. Bei Tafel, wenn der Reichsgraf nicht zugegen war, wurde nur Franzöſiſch geſprochen, und in den Aſſembleen bei Ninon, bei'm Thee an ihrem Heerde blühete ja das feinſte Bouquet franzöſiſcher Converſation. Der Cirkel der Oberſthofmeiſterin konnte vorläufig einen Erſatz für den noch fehlenden Beau abgeben. Deutſche Lectüre war mir unter Anleitung meines Magiſters allerdings nicht entzogen, allein derſelbe kannte und duldete nur einen einzigen deutſchen, der antiken Welt würdigen, mithin claſſiſchen Poeten. Er unterwarf, wie die Erzieher ſo häufig pflegen, meine Bedürfniſſe ſeiner Liebhaberei. Jedenfalls wäre Gellert, der liebwerthe Fabeldichter und Moraliſt, derjenige geweſen, der meiner Jugend die angemeſſenſten Gaben lieferte. Allein dem ſtolzen, hartköpfigen Schwaben galt der ſächſiſche Gellert für einen weichlichen Rühr- und Kinderpoeten, und ich ſchämte mich bald meiner Gellert'ſchen Gedichte, die ich draußen im einſamen Jagdhauſe bei der Frau Baucis gelernt. Ninon und der ganze Schwarm bei Hofe kannte und las nur franzöſiſche Autoren; der Magiſter verwarf alles franzöſiſche Weſen und ließ neben den Griechen und Lateinern nur Klopſtock gelten; Klopſtock war ſein Ideal und der Inbegriff ſeiner höchſten Empfindungen. Mit dem Geſchmack des Großvaters Erlaucht war es vielleicht etwas wild beſchaffen; doch ſteckte in ſeinem Widerwillen noch am meiſten Raiſon. Von den Franzoſen liebte er weder Voltaire noch Rouſſeau. Jenen nannte er den boshaften Affen des preußiſchen Friedrich, des großen Königs, den er in Geſchmackſachen den Affen ſeines eigenen Affen ſchalt. In Rouſſeau haßte er den elaſtiſchen, wandelbaren Menſchen, wegen ſeines leichten Wechſels in Sachen des confeſſionellen Glaubens. Auf Klopſtock war er ſchlecht zu ſprechen. „Der Poet kollert ja ſein Deutſch her wie ein Truthahn!“ hatte er einmal bei Tiſche geſagt, und Peterhagen hatte ſtumm und blaß den Löffel in die Suppe fallen laſſen. Sollte es einmal was Nationales ſein, ſo las der Reichsgraf ein Gedicht von Hagedorn, das die Reize des geſelligen Umgangs ſchildert, oder ein Lied von Gleim, das die Freundſchaft beſingt, Oreſt und Pylades feiert und „grad' ſo deutſch iſt, wie man's eben ſein kann“, wenigſtens damals ſein konnte. Erſt Graf Stadion, der von Zeit zu Zeit bei uns einſprach, gab der Lectüre in Belle Promeſſe eine neue Richtung. Ich für meinen Theil las mit meinem Magiſter die Lateiner, die Griechen und Klopſtock, das heißt, ich lernte Dieſen, wie Jene, ſcandiren und radbrechen. Ich beſitze noch einen Band der Bremer Beiträge, in welchem die erſten Geſänge des Meſſias erſchienen waren, mit Papier durchſchoſſen und mit Annotationen zum Text, theils von der Hand des werthen Magiſters, theils von mir ſelber. Die Oden des großen ſeraphiſchen Poeten mußte ich in Aufſätzen commentiren. Für Peterhagen war es ein Hochgenuß, ſchwierige Stellen zu erläutern. Er hatte in ſeinem Weſen ſelbſt etwas vom Klopſtock'ſchen Styl, er war der beſte Scholiaſt zum

Sänger der Meſſiade. Für mich war es ziemlich gleichgültig, ob ich Horaz und Virgil, oder Klopſtock behandelte; ich lernte an Dieſem ſo ungern, wie an Jenem, die antiken Maße. Höchſtens brachte ich es zum Beſitz ſtolzer Vocabeln, wenn er mir das „Zuweinen der Seraphim“, das „Umgaukeln der Engel“ definirte. Wo Klopſtock von der Sonne ſprach, da mußte ich den „Wecker mit dem röthlichen Fuße“ bewundern; wo ein Schuß fällt, da ſagt er: „Des frommen Mönchs Erfindung ſchallt.“ und da gab es rechter oder linker Hand auf dem weißen Blatte eine genaue Erörterung über Berthold Schwarz und das Schießpulver, dieſe Miſchung von Salpeter, Schwefel und Kohle. Lehrreich war dies freilich, aber zum Inhalt, geſchweige zum Geiſt der Dichtung gelangte ich auf dieſe Weiſe minder. Eben ſo wird ja auch Geiſt und Gehalt der antiken Dichter durch grammatikaliſches Wortgeklaube und durch Scholiaſtenkram für die Jugend abgetödtet. Einer Partikel zu Liebe, um ihre häufige oder ſeltene Vorkommenheit beſtätigt zu finden, jagten wir ganze Geſänge des Homer athemlos durch oder blieben an Stellen kleben, wo der Scholiaſt mit ſeinen Scrupeln den Text überwucherte. Wohl iſt Homer eine ächte Bibel für den Jüngling, wohl können die römiſchen Geſchichtsſchreiber Männer erziehen, aber in der Weiſe, wie man ſie unſerer Jugend vorführt, geht uns der Segen der alten Dichtungen verloren, wird das Mark der alten Claſſiker nicht unſer eigen. Mit weit mehr Behagen ergab ich mich techniſchen Uebungen. Ich mußte viel zeichnen, mit Feder und Tuſche beſonders, wie es damals üblich war, Architectoniſches zumal, die Geſimſe und Capitale ſämmtlicher antiker Säulenordnungen, auch Blumengewinde und Arabeskenſchnörkel, Abbilder der Verzierungen, wie man ſie damals an Zimmerwänden und Decken in Stuccatur liebte. Die Säulenordnungen gab mir der Zeichenmeiſter auf Geheiß des Magiſters, der auch über dieſe Studien die Oberaufſicht führte. An den claſſiſchen Säulen lernte ich weit klarer und eingreifender, als durch ethnographiſche Schilderungen, die Charaktere der griechiſchen und der römiſchen Volksthümlichkeit erkennen. Man führte mir die fünf Ordnungen in einer Reihenfolge auf, wie ſie ſich recht eigentlich, wenn auch nicht im geſchichtlichen, doch im äſthetiſchen Zuſammenhange begreifen laſſen. Für die noch ungeübte Fähigkeit, aus der rohen Maſſe zur Schönheit zu erwachſen, iſt die toscaniſche

Säule ein getreues Bild. Sie weiſ't mit der ſimpeln Schwere ihrer Structur das hetruriſche Element altitaliſcher Volksnatur in ihrer Verwandtſchaft mit dem Althelleniſchen nach. Mit einer kleinen Zuthat am Gebälk, den ſogenannten Zähnen, iſt ſie die doriſche Säule, das ſpartaniſche Element in der Griechennatur. In vollendeter Form griechiſcher Schönheit, edel und ſein, ſchlank und innig, keuſch und doch in der Blüthe der entfeſſelten Lebensluſt, ſteht die joniſche Säule da. Warum ſie nicht attiſch hieß, wollte mir freilich nicht recht einleuchten; ſie erſchien mir recht eigentlich conform mit der Sophoklesſchen Tragödie, dieſer idealſten und ſchönſten, immer noch keuſchen und graziöſen Entfaltung helleniſcher Empfindung. Für verweichlicht und überreizt kann gegen Sophokles Euripides gelten. Und wenn die korinthiſche Säule ſeiner ſchwelgeriſchen Ueppigkeit entſprechend erſcheint, ſo hat ſie doch nichts vom Krankhaften dieſes tragiſchen Poeten, der den Verfall der Kunſt eröffnete. — Nach der Ordnung, in welcher man die Säulen dem Knaben überlieferte, ſtand jedoch zwiſchen der joniſchen und korinthiſchen die römiſche, welche mit ihren großen Schnecken im Kapital nachweiſ't, wie die welterobernden Imperatoren mit allem Pompe der Herrſcherluſt ſich des griechiſchen Kunſtlebens bemächtigten, auf den Trümmern Korinth's über alle Schönheit durch die Macht triumphirten.

An dieſen Linien übte ſich der Sinn des Knaben die verſchiedenen Charaktere der Schönheit aufzufaſſen. Das Auge iſt das beſte Inſtrument, die Welt in ihrer Symmetrie ſich zu eigen zu machen. Hier Maß und Ziel, Mittel und Zweck in ihrem Zuſammenhange zu kennen, hilft auch in der moraliſchen Welt die Geſetze verſtehen. Und ſelbſt Diejenigen, die uns Himmel und Hölle entriegeln, die Philoſophen und die Theologen, die uns die Tiefen der Dinge erſchließen, werden gut thun, mit Platon immer wieder auf den Punct zurückzukommen, wo die Wahrheit zugleich Schönheit iſt, gut, wahr und ſchön identiſch ſind.

Dieſe meine Kunſtſtudien ſollten freilich bald genug eine ganz andere Wendung nehmen, zu der ich als Sohn meines Zeitalters und als Kind jener Tage gedrängt wurde. Ich verfiel auf die Zeichnung von Caricaturen, als auf ein Bedürfniß in meiner damaligen Welt und Umgebung. Und in meiner Kenntnißnahme deutſcher Dichtung und Lebensweisheit ſollte ich durch das perſönliche Erſcheinen eines Mannes gefördert werden, der in den deutſchen Culturverhältniſſen von damals allerdings epochemachend war. Graf Stadion, unſer entfernterer Nachbar auf der ſchwäbiſchen Enclave unſeres Länderbeſitzes, ein Mäcen dichteriſcher Geiſter, wie es in jener Zeit noch wenige gab, hatte ſchon öfters in Belle Promeſſe ſeinen Beſuch gemacht, ohne daß ich je ſeiner anſichtig geworden. Auch war es nicht er ſelbſt, den ich als epochemachend bezeichne, ſondern ein auserleſener Gaſt, den er mitbrachte, eine Perle der deutſchen Menſchheit, wie er ſich ausdrückte. Dergleichen hatte er dem Großvater Erlaucht ſchon mehrmals zugeführt, wie denn ſein Warthauſen bei Biberach, eines ſeiner Güter, wohin er ſich nach ſeinem Austritt aus dem kurmainziſchen Dienſte zurückgezogen hatte, in der That ein Sammelplatz franzöſiſcher und vaterländiſcher Schöngeiſter war. Herr von Laroche und ſeine Gattin Sophie, die berühmte Verfaſſerin des „Fräulein von Sternheim“, gehörten zu den Perlen der Menſchheit, zu den Blumen, die Graf Stadion in ſeinen Lebenskranz flocht. Laroche wurde Herr Rath titulirt; er war Verwalter der geſammten Güter der Familie Stadion. Herr von Laroche mit dem Fräulein von Sternheim, wie er, die Verfaſſerin mit ihrer Heldin verwechſelnd, ſeine Gattin nannte, konnten es diesmal nicht wieder ſein, die der Graf dem Großvater Erlaucht als einen beſondern Schatz aufzuweiſen gedachte, als er von Neuem zu Belle Promeſſe ſeinen Beſuch ankündigte. „In Warthauſen ſteckt ja eine ganze lebendige Menagerie merkwürdiger Genies!“ hatte der Reichsgraf ſcherzhaft geäußert. Er ſetzte dieſe Liebhaberei faſt parallel mit ſeiner eigenen früheren Marotte, aus allen Ecken und Enden geiſteskranke Subjecte zuſammen zu ſchleppen und ſie in einem Narrenhauſe unterzubringen, um an Heilverſuchen aller Art die Natur des Menſchen zu ſtudiren. Deutſche Talente um ſich zu ſehen und zu beherbergen, gehörte damals noch zu den Liebhabereien eines Sonderlings. Man war in Belle Promeſſe nun begierig zu erfahren, welche Rarität Graf Stadion zum Beſten geben werde.

Früh Morgens waren Equipagen vorgefahren, eine Anzahl Gäſte im Schloſſe abgeſtiegen. Wenn Fremdentafel war, fand der Magiſter für ſich und mich leicht eine paſſende Entſchuldigung für unſer Nichterſcheinen. Abends im Cirkel bei Fräulein Ninon erlebten wir dann bei Thee und Zuckerbrod den abgedämpften Nachklang der ſolennen

Feſtlichkeit. Es turbirte das weniger, wie er ſagte, ſeine Educationsmethode, zu welcher Stille und Sammlung nöthig ſei. Wenn Ninon Hutzelbrod, ein ſchwäbiſches Backwerk mit gedörrten Birnen und Feigen, als Lockmittel ankündigte, dann freilich konnte der ſchwäbiſche Magiſter mit ſeinem ſchwäbiſchen Magen nicht widerſtehen.

Es war bereits gegen Mittag. Der Magiſter und ich, wir ſaßen noch im Unterrichtszimmer, er auf dem Sopha, ich auf dem rohrgeflochtenen, rücken- und armloſen Seſſel, Beide gleich abgeſpannt, er vom Dociren, ich von der Anſtrengung, den hohen, ſtolzen und ſteifen Dingen, die er vorgetragen, ein williges Ohr zu leihen. Es klopfte. Unangemeldet, aber leiſe trat auf den Zehen eine lächelnde Figur in's Zimmer. Der Fremde war ſehr modiſch gekleidet. Ein apfelgrüner Frack mit pfirſichblüthenen Beinkleidern verrieth einen feinen Beau. Er bewegte ſich freilich etwas ſteif auf ſpitzen, klappernden Abſätzen unter Schnabelſchuhen, auf denen dunkelrothe Bandſchleifen in Form von Roſen prangten. Eine reiche Allonge zierte ein rundes, behaglich ſchmunzelndes Geſicht, deſſen Stirn wie ein vorwitziger Giebel etwas keck und doch nachläſſig nach vorn hing, ſo daß der Kopf zwiſchen den Schultern ſtecken blieb; das Lächeln der Lippen, das Herumſuchen der lebhaften Augen ließ einen Schalk im Hinterhalt vermuthen. So ſteht die Erſcheinung, iſt mein Gedächtniß treu, noch vor mir, und ſo ſtand ein deutſches Genie von damals comme il faut vor uns, ein Genie, das die Großen bereits ihres Umganges gewürdigt und der niedern Sphäre ſeiner Geburt entzogen. Der kleine, glitzernde Galanteriedegen, den der Eintretende trug, hatte ſich in der Thüre etwas geſperrt; der ſonſt feine Herr gab ſich etwas ungeſchickt Mühe, ihn zurechtzurücken, und ließ uns damit Zeit, ſeine Geſtalt und ſeinen Aufzug zu betrachten. Nun ſtand er fertig und ohne Einbuße an irgend einer ſeiner Herrlichkeiten duftend und trippelnd im Zimmer.

Der Magiſter war ihm entgegengetreten, ſie ſtanden beide mit vorgeſtreckten Köpfen forſchend, fragend, ohne zu reden, vor einander ſtill.

„Jeremias!“ ſagte endlich der Fremde, „oder ſollt' ich mich irren? N'est-ce pas que j'ai l'honneur — nein, er iſt's, der Peterhagen!“

„So iſt mein Name,“ entgegnete der Magiſter, „mit wem hab' ich meinerſeits die Ehre?“

„Dis dato Kanzleidirector von Biberach,“ war die Antwort. „nunmehro deſignirter Profeſſor primarius auf der Hochſchule zu Erfurt.“

„Gott's Wunder, Chriſchtoph Martin! biſcht's wirklich?“ rief der Magiſter und fing mit Eins beim Erwachen einer Jugenderinnerung zu ſchwäbeln an. Zwei alte Univerſitätsfreunde lagen einander in den Armen.

„Blitz Blueſcht!“ rief der Magiſter, „'s iſcht lang' her, daß wir im Tübinger Stift Theologica mitſammen tractiret!“

„Und beim alten Bodmer in Zürich die hohe Pſalterpoeſie geritten!“ ſetzte der Gaſt hinzu, „lang' her und hätten uns ſchier nicht wiedergekannt?“

„Und finden uns auch noch nicht wieder in einander!“ fuhr Peterhagen fort, „ei, ei, was biſchte verändert, Chriſchtoph Martin! War'ſt ein bleicher Kopfhänger, hielt'ſt Jedermänniglich für ein Kind der Verderbniß und ſchlich'ſt herum, als müßteſt aller Welt den Wurm curiren. Und nun ſo ein Zuberklaus! Und ein Beau nach der Mode à quatre épingles, ein wahrer Adonis! Gott im Himmel! ich drück' dir die Bergetten ſchief und du deinerſeits erſtickſt mich mit Tauſendblumenwaſſer! — — Ei, ei,“ fuhr er nach einer Weile faſt mit ſchmerzlichem Ernſt fort, „ei, ei, Chriſchtoph Martin, 's iſcht auch manch' arg Ding derweile vorgefallen, das dich freilich auf den Gipfel des Parnaſſes gehoben hat. Aber, aber, Chriſchtoph Martin, was biſchte gräulich von dene alten Göttern abgefallen, haſt Leib und Seel' verthan und den heidniſchen Grazien geopfert, daß Gott erbarm!“

„Noch immer der alte Zelote!“ rief der Freund und warf ſich lachend in den Lehnſtuhl. Der Magiſter ſetzte ſich ihm gegenüber, nahm ſeine Hand, ſo ſorgfältig, als wollt' er ihm als Seelenarzt nach dem Pulſe fühlen, und ſchaute ihm tiefbewegt in's Angeſicht. Ein Schalk lachte aus den Augen des Mannes, ein Dämon ſpottete in den Winkeln ſeines Mundes; aber die Freundſeligkeit eines geſunden, in ſeinem Gott vergnügten Herzens begütigte für Alles, was ſich als Satyre in ihm ankündigen, als Ironie über ſeine Lippen ſpringen wollte. Er ſchien alsbald der Sieger, der den finſteren Unwillen des um einige Jahre älteren Jugendfreundes bezwang und verſcheuchte.

Sie tauſchten alte Erinnerungen aus, die Unterhaltung drehte ſich um die frühere Gemeinſchaft ihrer Studien, um Genoſſen und Verwandte daheim und in der Ferne. Peterhagen war aber, wie der Schwabe ſagt, „ſchnorzig“ genug, immer wieder tendenziös zu werden, von der heiteren Lebenserſcheinung abzulenken und über die perſönliche Begegnung hinweg auf Richtungen des Zeitgeiſtes zu bohren, die er Abwege ſchalt. Alsbald ſaßen ſie wieder feſt im Dorngehege des Streites, in das der unwirſche Magiſter noch Fußangeln warf.

Wir hatten allerdings den entſchiedenſten Gegenfüßler der Klopſtock'ſchen Richtung vor uns. Unſer Gaſt war Niemand anders, als der Verfaſſer des Agathon, der ſeit Kurzem damals mit dieſem ſeinem Buche manche deutſche Geſellſchaftskreiſe lebhaft in Bewegung ſetzte. Er hatte vor etwa neunzehn Jahren mit Peterhagen in Tübingen ſtudirt und ſich wie dieſer und die ganze akademiſche Jugend auf den proteſtantiſchen Schulen zu Klopſtock bekannt. In ſeinem erſten literariſchen Erzeugniß, in den „Empfindungen eines Chriſten“, waltete derſelbe Geiſt, der die hehren Strophen des Meſſiasſängers beſeelte. Sein Entwurf zu einem Epos „Arminius“ gab den Freunden dieſer Richtung die Gewähr, an ihm einen Sodalen des hohen Stelzenganges der deutſchen Muſe zu haben. In Bodmer's Hauſe zu Zürich war Wieland ebenfalls noch ein jugendlicher Prieſter am Altare der ſeraphiſchen Dichtung. In dieſem Verkehr und im Kreiſe dieſer Sympathien trat er ſeine Hauslehrerſtelle in Bern an, bis man ihn als Kanzleidirector nach ſeiner Heimath, nach Biberach, berief. Im Verkehr mit dem Grafen Stadion eröffnete ſich hier für ihn die neue Epoche ſeines Lebens und ſeines Dichtens. Die Freunde, die ſich bei der Divergenz ihrer Lebenslinien ſo fern gerückt waren, ſtanden händeringend vor der Kluft, die ſie nun beim Wiederſehen erſt recht fühlbar trennte.

„Was muß Alles mit dir vorgefallen ſein, um ſolche Verwandlung möglich zu machen!“ rief der Magiſter beinahe wehklagend.

„Ich habe,“ war die beſcheidene Entgegnung des Dichters, „Welt und Menſchen erſt kennen gelernt, ſeitdem ich aus der Schulſtube der Doctrin in die Geſellſchaft getreten bin.“

„Welt und Menſchen gewonnen,“ rief Peterhagen, „und dafür Gott verloren!“

„Nicht das!" ſagte Wieland erſchrocken. „Ich habe Gott und Natur erſt begriffen, ſeitdem ich beide nicht mehr wie vom Fluch eines Dämons, der weſentlich der Böſe ſelber ſein müßte, als geſchieden erkenne, ſeitdem ich vielmehr in der Welt einen vom Schöpfer uns zum Genuß gebotenen Schauplatz ſehe, und in der Mutter Natur eine freundliche Amme der Weisheit, nicht mehr eine Milchſchweſter Abadonna's, des gefallenen Engels. Mein Sinn iſt ſeitdem friſch, mein Auge heiter, meine Geſinnung menſchenfreundlicher geworden."

„Ach ja," ſeufzte der Magiſter, „man intendirt eine Philoſophie der Grazien, der leichtgeſchürzten Hetären!"

„Hetären und Grazien, mon ami," ſagte Wieland beleidigt, „wird man doch nicht zuſammenwerfen wollen! Leichtgeſchürzt? Nun ja, wenn die Muſen ſich dazu verſtehen, à la bonne heure! Beſſer wie ſchwer befrachtet und neben dem Frachtwagen in hölzernen Schuhen einhertrabend und bei jedem Schritt und Tritt über die Klötze, die man an ihr Fußwerk geſchnürt, ſtolpernd!"

Dieſe Anſpielung auf die Klopſtock'ſchen Maße, an die ich den Schweiß meiner Jugend ſetzen mußte, war dem Magiſter in meinem Beiſein verdrießlich. Er ſchielte zu mir herüber und konnte mich doch nicht verſchwinden machen, nicht weggehen heißen. Ich nahm ganz beiſeite Platz und blätterte mit anſcheinender Zerſtreuung in Heften, die auf dem Tiſche lagen. Der Magiſter nahm in der Verlegenheit eine Prieſe und verſchnupfte die Anſpielung.

„Ja, mon ami," fuhr der heitere Dichter der deutſchen Grazien fort, „wie ich erkannt habe, daß das Leben ohne Liebe ſeinen Werth einbüßt, ſo bin ich auch der Meinung, Poeſie ſei reizlos ohne dieſen Trieb."

„Ohne Liebe?" fiel der Magiſter ein, „ohne die Liebe zu ſeinen Nebenmenſchen?"

„Nicht die allgemeine Chriſtenliebe, mein Freund," ſagte Wieland, „ich meine die Neigungen zwiſchen Mann und Weib, die Attractionen der Geſchlechter, die ſüßen Reize der Gegenſeitigkeit."

„Ah ſo, Amouren!" ſagte der Magiſter und wurde feuerroth, halb aus Zorn, halb aus Verlegenheit.

„Ja, mein Freund, wir müſſen einer Gottheit Altäre bauen, die das Leben der Deutſchen cultivirt, ihre Sinne veredelt, ihre Triebe hebt und adelt!"

„Altäre für Gott Amor?“ wiederholte der Magiſter mit leiſem Entſetzen.

„Selbſt die Spiele Gott Amors,“ fuhr der Dichter fort, „müſſen ihre ſittliche Berechtigung erhalten, ſollen ſie nicht verderblich und verhängnißvoll für uns werden. Wir überließen den Franzoſen bisher die Cultivirung der Lebenstriebe und der Geſellſchaftsſitte. Sie gaben uns einen Firniß, und wir blieben hinter dieſem Firniß brutale Wilde. Selbſt am Hofe des großen Friedrich, dieſes Frauenverächters, haben wir nichts als lackirte Barbarei. Wer das zottige Fell abthut und ſich in den Pariſer Frack ſteckt, wird um deswillen noch nicht aufhören, ein teutoniſcher Bär zu ſein und drunter ein zweites Fell zu tragen. Mit Barditen locken wir keinen Hund von dem Ofen. Mit hehren Gottgeſängen rotten wir keinen teutoburger Wald aus, mit Dichtungen, die im Himmel heimiſch und auf der Erde wildfremd ſind, helfen wir dem Menſchen nicht auf. Der bloße Firniß von jenſeit des Rheins thut's auch nicht, und ſich nichts als die façon de penser et de parler aneignen, heißt nicht die ſpröde deutſche Maſſe in Bewegung ſetzen. Eingehen auf die bedürftige Welt, ihre Leidenſchaften kennen lernen, ihre Leiden und Freuden mitgenießen: das ſei der Wahlſpruch des Poeten. Um aber die Bedürfniſſe und Leidenſchaften der Menſchen kennen zu lernen, muß man ſie theilen, mein Freund. Als Bruder den Bruder erkennen, ihm helfen, ihn nicht verdammen! Das iſt mein Wahlſpruch geworden, der Wahlſpruch des ächten Menſchen, des freien Maurers.“

Der Dichter ſtreckte die Hand aus und ſah fragend zum Magiſter auf. Dieſer verſtand weder Wink noch Zeichen: Peterhagen gehörte alſo nicht zum Bunde.

„In meinem Agathon,“ fuhr Wieland fort, „habe ich zeigen wollen, wie weit es ein Sterblicher durch die Kräfte der Natur in der Weisheit und Tugend bringen könne, wie viel Antheil die Außenwelt an der Bildung unſeres Weſens habe. Wir müſſen nicht blos, mon ami, vom Himmel das Licht holen: das reine Licht blendet! Die Wärme iſt ein Erzeugniß unſeres Dunſtkreiſes, ein Erzeugniß der Reibung der Kräfte unter den Menſchen. Dieſe Reibung unter den Menſchen, mon ami, gibt den elektriſchen Funken, den man Liebe ſchilt. Ich gehe damit um, in einem größeren Gedichte, — „Pſyche“ ſoll es heißen —

meine Anſichten von der Liebe darzulegen, den geiſtigen Reiz über den ſinnlichen in der Liebe ſiegen, die geiſtige Schönheit über die körperliche triumphiren zu laſſen.“

Peterhagen ſaß auf dem Kanapee, als wollt’ er erſticken. Seine ſteife Bruſt hob und ſenkte ſich ſchwer, ein lang verhaltener, endlich entlaſſener Stoßſeufzer machte ſeinem gepreßten Herzen Luſt. „Glorios, glorios bis zum Schwindel!“ rief er aufſpringend und mit beiden Händen nach oben greifend. „Gratulire zur Aetherſpitze des neuen Parnaſſes für Gott Amor, zu der halsbrecheriſchen Stufenleiter zum Gipfel des Ruhmes. Daß dich der Guckuck, Chriſchtoph Martin, das geht ja wie mit Sonnenpferden in die Höhe!“

„Wird ſich halten laſſen!“ lächelte Wieland mit der unnachahmlichen weisheitsvollen Grazie ſeines ſchmunzelnden Geſichts und drehte an ſeinen Vergetten, rückte an ſeinen Manſchetten und machte ſich zum Rückzuge fertig. „Hab’ mir’s ſauer genug werden laſſen,“ ſagte er, „es iſt allerwegen dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen. Und gehört das auch zu meiner Philoſophie! Der Baum ſoll in der Erde wurzeln: auch ſeine Blüthen gehören der Lebensluſt der Menſchen, ſeine Früchte für Küche und Keller und für die Tafel der Geſelligkeit. Trägt der Baum nicht, haut man ihn ab. Und dafür, mein Freund, wird ſchon geſorgt werden. Die Wächter Zions ſitzen mir auf dem Dache. Da iſt der Seher in Zürich, der in ſeinem Gott vergnügte Prophete: er ruft ja ſchon alle Chriſten auf’s Knie, um für mich als einen gefallenen Sünder zu beten! Die Theologen in Erfurt, meine noch nicht einmal von mir begrüßten Collegen in spe, eifern von Katheder und Kanzel ſchon vor meinem Einzug gegen mich als einen Epikuräer und eitel Atheiſten. In Wien tritt ein Cenſor meinen Agathon mit Füßen, und ihr Klopſtockianer, — ich weiß es, ich weiß es, — Ihr wollt am nächſten Geburtstage eures Meiſters meine Schriften verbrennen. Voß, der eiſenfreſſeriſche Bauer aus Holſtein, ſchleudert Epigramme wie Katapulten gegen mich, und ein Autodafé wird über mich ergehen, recht erbaulich und recht — chriſtlich!“

Ein ſchmerzliches Lächeln, eine bitterſüße Wehmuth, ein Gemiſch von überlegener Ironie und geſchmeidiger, unterwürfiger Freundſeligkeit ſtand in den Mienen des Mannes, als er mit dieſen Worten dem alten und ſo gut wie verlorenen Freunde die Hand zum Abſchiede bot. Wie die dargebotene Hand ohne Einſchlag blieb, zog der Darbieter die Fauſt zuſammen, dergeſtalt, daß nur der Zeigefinger wie ein Signalement auf den Magiſter ſich ausſtreckte. Peterhagen in ſeiner großen vierſchrötigen Figur ſtand wie ein Dominicaner vor einem der Ketzerei Angeklagten: er wußte nur nicht, ſollte er ihn mit den aufgerollten Augen, mit den aufgeſpannten Nüſtern oder mit den Fangarmen greifen. Nach einem ſchweren Kampfe ſiegte denn doch die Gutmüthigkeit in ihm; er ſchloß beide Arme um den Hals des Unglücklichen, drückte ihn herzhaft an die Bruſt und ſprach: „Eile dahin, wo dich dein Geſtirn hinführt: Zion haſt du verlaſſen, ſiehe zu, wie du in Babylon fertig wirſt. Für den Kerl in dir, Chriſchtoph Martin hab' ich Mitgefühl und Mitleidenſchaft: über den Schöngeiſt in dir richte Gott dereinſt!“

Die Art, wie der kräftige Magiſter den von Perſon kleinen Dichter aus ſeiner Umarmung entließ, glich faſt der Bewegung, mit welcher man Jemand zur Thüre hinauswirft. So raſch verſchwand der Verfaſſer des Agathon aus dem Zimmer meines Gouverneurs; es war ihm nicht einmal vergönnt, mir die Reverenz, die ich gebührend vollzog, zu erwiedern.

Dem Magiſter war die Luft im Zimmer ſchwül geworden; er riß die Fenſterflügel auf und ging puſtend und Athem ſchöpfend quer auf und ab. Vor der Thüre blieb er mehrmals ſtehen und machte, leiſe Worte wie eine Verwünſchungsformel murmelnd, drei Kreuze in die Luft als wollte er ſagen: Der ſoll mir nicht wieder über dieſe Schwelle! Es war ihm, als habe der Gottſeibeiuns ſeine Atmoſphäre geſchwängert. Und doch war es blos ein leiſer ſüßer Duft à mille fleurs, den der liebenswürdige Genius hinter ſich zurückgelaſſen.

Die Begegnung mit einem Antipoden ſeiner Lebensanſchauung hatte meinen Magiſter ſo erſchöpft, daß er ſich für unfähig erklärte bei der Tafel zu erſcheinen. Peterhagen war ein Mann von faſt athletiſchem Körperbau, er hatte, wie der Schwabe ſagt, zwei Ochſenſtärken, und doch war er, wie es gelehrten, in ihr Syſtem verſponnenen Stubenmenſchen widerfährt, zu nervenſchwach, um im Widerſtreit mit entgegengeſetzten Naturen ſeine Haltung zu behaupten.

Erſt gegen Abend fühlte er ſich wieder ſtark genug, in der Geſellſchaft zu erſcheinen: vielleicht reizte es ihn auch, die Wirkungen zu erfahren, die ſein „von Gott abgefallener Freund“ am Hofe gemacht. So betrat ich denn, als es ſchon dämmerte, an ſeiner Seite das Empfangzimmer, wo man ſich bei Ninon zum Thee zu verſammeln pflegte. Die Fremden waren jedoch bereits abgefahren; Graf Stadion hatte mit ſeinem ganzen Gefolge gleich nach aufgehobener Tafel Belle Promeſſe verlaſſen.

Alles aber war noch voll von dem Beſuche: Wieland's Erſcheinen hatte epochemachend gewirkt. Der Reichsgraf vor Allen, wie immer den Ton angebend und die Zungen auf ſeinen Wink entbindend, war überraſcht von einem „deutſchen Menſchen“, der ein Genie ſei ohne zu den „Halbtollen“ zu zählen. Der Dichter hatte bei der Präſentation den Beſcheidenen, bei der Suppe den ſchweigſam Decenten, beim erſten Braten den gründlich Unterrichteten geſpielt. Das hatte ihm Credit gegeben, und ſo war er ſtufenweis zu Worte gekommen, um beim Deſſert, als ſchon Aller Blicke auf ihm ruhten, Aller Ohre auf ihn lauſchten, erheiternde Kleinigkeiten wie Bonbons voll witziger Einfälle zum Beſten zu geben. Nach Tiſche aber, im Pavillon zur Schaale Kaffee hatte er ſich nach aufgehobener Hofrangordnung unter die Damen gemiſcht, um durch Schelmereien deren Abgott zu werden. Ninon war zum erſten Mal in ihrem nicht unbeträchtlich langen Leben von einem Deutſchen entzückt; ſie erklärte, ſeine fines reparties machten ihn zu einem Ausbund aller Grazien, zu einem Schöngeiſt, der des goldenen Zeitalters unter einem Louis XIV würdig ſei; ſo wenig „Tüdesques“ habe ſie an ihm gefunden.

„Nun, was das betrifft,“ nahm der Großvater Erlaucht dies an Andere gerichtete Wort eifrig auf, „was das betrifft, meine Beſte, ſo will mir der Wieland denn doch ganz und gar als ein Deutſcher, wenn auch nicht als ein Sohn Tuiscons erſcheinen!“

Mit dieſen Worten hatte Großvater Erlaucht auf dem großen Lehnſtuhle am Kamin Platz genommen und damit das Zeichen zum gemüthlichen Plauderſtündchen gegeben, in welchem Widerſpruch und Controverſe geſtattet waren. Die wackelköpfigen Chineſen, die auf dem Simſe ſtanden, nickten lächelnd ihren Beifall hernieder, und während die Hofgeſellſchaft ſtehend und ſitzend im Halbrund den Kreis ſchloß, machten wir Menſchen von Fleiſch und Blut die Gruppe der porzelanenen Nickköpfe vollſtändig. Wenn einer von uns ſich ſchüttelnd und verneinend bewegte, ſo gab das den übrigen Cavalieren nur Gelegenheit, ſich um ſo ſtärker bejahend nach vorn zu neigen.

„Und was ein goldenes Zeitalter betrifft,“ fuhr Großvater Erlaucht fort, „ſo gehörte dazu doch vor Allem erſt ein deutſcher Auguſtus. Woher ein ſolcher kommen ſoll, nachdem der preußiſche Friedrich ſeine Miſſion nur halb verſtanden, iſt freilich bei ſothanem Stand der Dinge ſchwer zu ſagen. Den jammerwerthen Beſtand des römiſch-deutſchen Reichs hat er in Stücke zerſchlagen, aber zum Neubau einen Stein zu legen, fällt ihm nicht ein. Den Abgeordneten des Reichskammergerichts hat er die Treppe hinunterwerfen laſſen, aber ein neues gemeines deutſches Gericht herzuſtellen, vor dem Fürſten und Völker Reſpekt hätten, will ihm nicht zu Sinne. Die deutſchen Knochen waren ihm gut genug, ſeinen dynaſtiſchen Hauskrieg gegen Kaiſer und Reich zu führen, aber die deutſchen Esprits läßt er hungern und betteln. Die Franzoſen hat er bei Roßbach zum Teufel gejagt, aber der Teufel ſelber, in Geſtalt der atheiſtiſchen windmäulichen Schlemmer aus Frankreich, ſitzt bei ihm prangend am Tiſche. Gegen Finſterniß und Römlinge hat er in wälſchen Jamben deklamirt, und um ſeinen Feinden einen Poſſen zu ſpielen, gibt er den Jeſuiten eine Freiſtatt in Breslau. „Gazetten ſollen nicht genirt ſein!“ dekretirte er im Uebermuth ſeiner liberalen Laune, und jetzt läßt er in ſeiner Reſidenz ein Komödienſtück verbieten, das ein ſolenner Schöngeiſt mitten im Feldlager zur Feier der preußiſchen Soldatesca geſchrieben. Wie heißt er doch, der famoſe Kopf, er war Sekretär beim Tauenzien in Breslau?“

„Leſſing,“ half der Magiſter ein, „Gotthold Ephraim Leſſing.“

„Ich möchte den Wieland nicht an den Hof der glorreichen Majeſtät in Preußen ſchicken, er würde Hundslohn kriegen!“ Damit ſchloß der Reichsgraf ſeinen Sermon gegen den König, den die Deutſchen ſelbſt da, wo ſie Prügel von ihm bekamen, den Großen nannten. — Ueber die Quertreiberei in den Anſichten der Deutſchen von damals wird ein Sohn des heutigen Deutſchlands nicht allzuſehr Recht haben, zu ſtaunen. Sind wir doch nur um ein Geringes weiter in den Dingen deutſcher Gemeinſamkeit. Wohl aber hat mein geneigter Leſer, dem ich dieſe Denkwürdigkeiten meiner Jugend übergebe, Fug und Recht zu ſtaunen, daß man ſich am Hofe eines regierenden Herrn in Süddeutſchland nur mit Mühe auf den Namen eines Mannes beſinnen konnte, an den ſich recht eigentlich und noch weit mehr als an Wieland der geiſtige Neubau eines deutſchen Lebens knüpft. So ſehr blieben die Wirkungen der geiſtigen Thaten damals noch innerhalb der Kreiſe befangen, von denen ſie ausgingen. Und ſo ſehr ſchien es erſt nöthig, daß jeder Gau, ja faſt jeder ſtille Winkel erſt ſein Contingent zu ſtellen hatte, bevor er ſich an einer nationalen Gemeinſamkeit, die ſich vor der Hand literariſch geltend machte, betheiligt fühlte. Leſſing's Wirkungen waren nicht viel über Niederdeutſchland hinausgegangen. Schwaben mußte erſt ſeinen Wieland liefern, um den Prozeß allgemeiner deutſcher Gährung mit durchzuleben. Daß Preußen aber immer nur halb ſeine Miſſion begriffen und vollführt, das dürfte wohl bis in unſere Tage hinein, ein ziemlich wahres Wort geblieben ſein. Daß der Reichsgraf trotz ſeinem proteſtantiſchen Fanatismus doch nicht der preußiſchen Fahne huldigen konnte, weil er, auch wo er als denkender Menſch Partei genommen, als Patriot ſich verletzt fühlen mußte, war ein beklagenswerthes Ereigniß.

Der Magiſter nahm ſich den Muth, wieder auf ſeinen „von Gott abgefallenen“ Landsmann die Rede zu bringen. „Erlaucht haben den Agathon geleſen?“ fragte er ſchüchtern einlenkend.

„Habe geblättert, habe geblättert,“ war die Antwort. „Hat doch der Stadion ſo viel Lärmens gemacht, die Deutſchen hätten nun endlich Einen, der die Reize des geſelligen Lebens zu ſchildern wüßte. Soll mir ſehr lieb ſein, wenn ich nicht immer auf den Herrn von Hagedorn und ſein Hühnchen zurückgehen müßte, um etwas Anmuthiges und Bequemes in deutſcher Fraumutterſprache zu leſen. Ich finde da im Agathon recht charmante Sachen, und auch körnig deutſche Pasquille auf die Biberacher Schöppenſtädter.“

„Der Kern in ihm“ ſagte Peterhagen, „iſt gut deutſch, aber er hat nach falſchen Muſtern gearbeitet; wenn er von den Grazien getragen, auf dem Gipfel des Ruhmes daſteht, wird ein deutſcher Crebillon fertig ſein.“

„Nun, nun!“ ſtrafte der Reichsgraf dieſe harte Beſchuldigung, „ſein gutes Herz wird ihn bewahren! Denn das hat er, und das unterſcheidet ihn, trotzdem er witzig iſt, vom hämiſchen Voltaire. Hat mir da von einem neuen Gedichte, das er ſchreiben will, geſprochen, in welchem er die petrarkiſche und die aphroditiſche Liebe mitſammen kämpfen läßt. Und die geiſtige Liebe ſoll ſchließlich ſiegen."

„Glaub's dem Schalke nicht!" entgegnete der Magiſter boshaft lächelnd. „In den Buhlereien ſeiner Dichtungen werden ſchließlich immer ſeine griechiſchen Weltweiſen bezwungen, bekommen Unrecht und werden zu guter Letzt noch ausgelacht. Es iſt auch kein ächtes Griechenthum was der Wieland ſchildert. Er holt ſich das Antike über Wälſchland herüber, und in dieſem Deſtillirkolben geht das Claſſiſche zu Schanden. Es iſt franzöſirter Gräcismus, was er naſchhaften Gaumen zum Leckerbiſſen bereitet."

„Ihr ſeid doch teufelsmäßig boshaft gegen einander, Ihr gelehrten deutſchen Menſchen!" ſagte der Großvater mißbilligend. — „Hm, hm! mag ſein," fuhr er fort, „daß der Wieland etwas allzuſehr den ſüßlichen Troubadour ſpielt, um, was er ſeine Urbanität nennt, an den Mann, oder vielmehr an die Weiber zu bringen. Auf Captation des soi-disant ſchönen Geſchlechts hat er's nun einmal angelegt. Aber ich glaube, ein Poete, der die Weibſen nicht kirrt, ſchreit in den hohlen Topf."

Der Magiſter ſah zu Boden, und die Hofdamen fächerten gewaltig, ich wußte nicht ob beleidigt oder geſchmeichelt. Peterhagen gab ſeine Sache nicht auf: er wollte durchaus den Einfluß des aphroditiſchen Landsmannes untergraben. Er hatte ſich geräuspert und hob, geſchickt einlenkend, abermals an.

„Es darf nicht in Abrede geſtellt werden, daß ein Weltweiſer über Liebe bislang radotiren dürfe. Und wenn ein Poete, ein um ſo viel menſchlicheres, und alſo mit mehr Schwäche begabtes Weſen, einen Sehnſuchtsdrang etwelcher Art im Buſen hegt, ſo mag ſich ſolcher Sehnſuchtsdrang wohl auch ſexuell zu geſtalten Miene machen können, falls ihm nur ein höheres platoniſches Ideal vorſchwebt!"

„Platoniſche Liebe, mein Beſter, iſt Unſinn!" polterte der Reichsgraf hinterdrein. „Eunuchen und Mönche ſind, ſchlechte Poeten. Der Trieb, der den Menſchen zum Menſchen führt, den ſoll mir ein Verſemacher tractiren dürfen. Das ergötzt und cultivirt. Bleibt dem Menſchen dieſer Trieb ein ſinnlich roher, oder wird er ihm ein verſteckter, ſo wird in Sachen der Cultur nichts auch nur aus dem Groben heraus gearbeitet. Poeten ſollen uns nicht ſagen wie's im Himmel ausſieht, ſondern wie der Menſch zum Menſchen ſteht. Das, mein Guter, mildert die Sitten, erfriſcht das Gemüth, polirt die Geſinnung. Der ſinnliche Menſch ſoll nicht geknechtet, nicht unterdrückt, ſondern geläutert werden. Potztauſend, will denn die hohe Pſalterpoeſie nichts für das Leben der Menſchen unter einander thun? Warum, frage ich, warum überflügeln uns denn im feindlichen Lager die Jeſuiten? Warum gewinnen ſie die Menſchen für ſich? Weil ſie beſſer Beſcheid im Himmelreich wiſſen? Gehorſamer Diener! Weil ſie beſſer die Welt verſtehen, dem Bedürfniſſe nachkommen, das Leben kennen und auch dem ſinnlichen Menſchen ein Loch offen laſſen. Baſta! Nein! dem Wieland ſoll mir Keiner ein Haar krümmen! Wird ſeine Sache ſchon durchfechten! Die Bonzen in Erfurt lauern ihm auf! Zieht er doch als proteſtantiſcher Menſch an einen geiſtlichen Hof, daß Gott erbarm! Gehört Muth dazu für ein einzelnes Kerlchen! Sie werden ihm ſchon die Federn ausrupfen. Aber ganz nackt ſoll er nicht herumlaufen; ich glaube, die kluge Frau Amalie in Weimar hat ſchon ein Auge auf ihn, für ihre beiden Prinzen. Ein Poete, der das Treiben der Menſchen kennt und gut illuſtrirt, iſt zum Fürſtenerzieher wie gemacht. Gehorſamer Diener!“

Mit einer Handbewegung erhielt die an den Magiſter gerichtete Epiſtel ihr Punctum. Der Kreis der Hofleute ſtob auseinander wie der geſtrenge Herr ſich aus dem Seſſel erhob, um, wie er zu thun pflegte, im Saale auf- und abzuſchreiten, während er von ſeinen Beamten und Secretären bald den Einen, bald den Andern zu ſich entbot und heranwinkte. „Apropos!“ ſagte er noch ſich umwendend zum Magiſter, „was mag denn der Lavater, der Prophete in Zürich, zum Verfaſſer des Agathon ſagen?“

„Wird wohl, halten zu Gnaden,“ erwiederte Peterhagen, „nicht ſehr für ſeine Sachen eingenommen ſein, eben ſo wenig dem Poeten ein günſtig Horoſkop geſtellt haben für Weiteres.“

„So? Hat er ihm das an der Naſe abgeſehen?“ fragte der Reichsgraf. „Dann ſpukt auch ſchon wieder in dieſe Wiſſenſchaft Pfafferei hinein! Dann ſind auch hier ſchon wieder, wo man rein der Mutter Natur auf ihre Geheimniſſe kommen wollte, faule Eier in's Neſt gelegt.

Dem Lavater wollen wir einmal gründlich zu Leibe! Soll uns reinen Wein einſchenken über ſeine Geſichtslinienweisheit! Sollt auch mit, Magiſter, kann auch Euch nicht ſchaden, einmal in dieſe Disciplin hineinzugucken. Und Den da — nehmen wir mit, nächſtens!“

Magiſter und ich, denn „Der da“ war immer kein Anderer als meine Perſon, verbeugten uns und traten in den Hintergrund.

Vom nächſten Tage an las Alles zu Belle Promeſſe den Agathon, ich ausgenommen. Früh Morgens fand ich nehmlich meinen Gouverneur mit einem ſubmiſſeſten ſchriftlichen Geſuch beſchäftigt, aphroditiſche Sachen, wie die Bücher des Wieland ſeien, für jetzt noch von meinem Unterrichtskreiſe und meiner Kenntnißnahme auszuſchließen, dafern er anders die Ehre haben ſolle, ferner noch Informator des jungen Herrn zu ſein. Das Geſuch ward bewilligt. Indeſſen lag in dieſer ganzen Controverſe doch der Beweggrund zur ſpätern Entlaſſung des Magiſters. Speciell für meine ſittliche Entwickelung war es vielleicht heilſam, daß ich von der hohen Pſalterpoeſie nicht jählings in das ſcharmuzirende Gegentheil geſchleudert wurde. Die eigentliche Ausartung der erotiſchen Epoche ſeiner Dichtung erlebte Wieland freilich erſt ſpäter; ſeinen Combabus, deſſen Cynismus oft die Grenze des öffentlich Erlaubten überſchreitet, kannte die Welt damals noch nicht. Für mich aber ſollte es von dem hohen Pſalter zum Gefühl, wie es Menſchen menſchlich fühlen, einen anderen Uebergang geben.

Fünftes Kapitel.

Phyſiognomiſche und theatraliſche Studien.

Unſere Reiſe galt einem Manne, der damals in der Schweiz, den ganzen Rhein hinunter bis in unſeren Landſtrich den Ruf eines Heiligen genoß. Das Zeitalter ſuchte nach einem unbekannten Heil, nach einem großen, dunklen Etwas. Dies war nun ſo ein „Sucher und Seher in Gott“, der Vater La, wie wir ihn am Rheine nannten, der große Zeichendeuter und Geſichtskundige, der den Leuten nicht am Strohhalm das Daſein Gottes nachwies, aber ihnen an der Naſe das

Heil ihrer Seele anſah. Lavater galt in der That für ein höheres Weſen. Ob er Todte auferweckt hat, weiß ich nicht, aber daß er durch das Auflegen der Hand Kranke geſund und Geſunde krank machte, iſt ſicher anzunehmen. Der Glaube thut Unglaubliches; er iſt entweder eine göttliche, oder — Gott ſei bei uns — eine geſpenſtiſche Macht. Der Religionskrieg bei den nächſten Mitgliedern meines Hauſes hatte mich ſchon genugſam die furchtbare Macht des Wahnes fühlen und erleben laſſen. Jetzt zitterte ich vor den Wirkungen einer neuen Wiſſenſchaft, vor dem Gedanken, am lebendigen Leibe Gegenſtand ihrer Experimente zu werden.

Unſere Reiſe ſelbſt hatte nichts Bezeichnenswerthes. Wir fuhren in zwei Wagen Tag und Nacht, und waren ſchneller, als man damals gewohnt war, am großen geldgrünen Strom. Unvermuthet gerieth ich an der Seite meines Hofmeiſters in das Gewühl eines bewegten Haufens, dem man ſich nicht mehr entziehen konnte, da die Maſſen ſich uns entgegendrängten. Es war hart am Ufer, unfern eines Dorfes, deſſen Name mir entfallen. Dort ſtand der Mann im Nachen, den Rücken dem Strome, das Geſicht dem Lande zugekehrt, wo die Schaaren mit einer Art von Heißgier herumwühlten, murmelnd, ächzend, ſeufzend, Stille gebietend unter allerlei Anſtrengungen, den Mann zu Worte kommen zu laſſen, während ſie mit ihrem Beifallgeſchrei ſeine Stimme unterdrückten. Wir waren ausgeſtiegen und hatten uns unter's Volk gemiſcht. Wie die Sonne ſchräg hinter ihm ſank, ſtand uns das Profil vom Geſicht des Predigers in ſcharfem Umriß vor Augen, ſo klar und deutlich gegen den Hintergrund abgehoben, wie er's ſelbſt in ſeiner Phyſiognomik fordern mag, um die Züge zu erkennen. Seine weit vorgeſtreckte Naſe hielt der große Geſichtsphiloſoph ſicherlich für das Werkzeug, alle Dinge im Himmel und auf Erden auszuforſchen. In den Augen des Propheten glomm ein unſtätes Brüten, vielleicht nach der Auslegung der Phyſiognomen das Wahrzeichen einer Vertraulichkeit mit dem Herrn, das Merkmal Deſſen, der alle Tage mit Gott Brüderſchaft macht. Die feinen, ſchmalen Lippen des Mannes zitterten auf und zu, ſeine ſanfte Stimme konnte ſich nur wenig geltend machen. Von ſeiner Rede hab' ich nichts gehört, ich ſah nur die mühſame Anſtrengung, ſah nur, wie die Hände vergeblich in die Luft ſchnitten, während der kurze Fiſchernachen, in welchem er ſtand, auf und nieder wogte und die Unſicherheit der ganzen Scene vollendete.

Im nahen Gaſthof hatte Großvater Erlaucht eine ſtundenlange Unterredung mit Sanct Lavatus. Daß ſie für mich von Entſcheidung ſein ſollte, ward mir auf dem Rückwege vom Rhein klar.

In der Nacht brach der Wagen, in dem ich mit meinem Magiſter ſaß. Wir fuhren dicht hinter der Equipage des geſtrengen Herrn. Er ließ halten, es ward Hülfe aus dem nächſten Dorfe nöthig, und da ich in der elenden Schenke nicht untergebracht werden ſollte, befahl mir Großvater Erlaucht, bei ihm einzuſteigen; der Magiſter blieb bei der zerbrochenen Kutſche zurück, während wir weiter fuhren. Der alte Herr war ohne Adjutanten gereiſt; wie ich aber jetzt in die Karroſſe ſtieg und im Dunkeln neben ihm Platz nahm, merkte ich die Anweſenheit einer dritten Perſon, die uns gegenüber ſaß. Ich war mitten in eine Unterhaltung getreten, die alsbald nach der kurzen Unterbrechung eifrig fortgeſetzt wurde.

„Alſo, wie war das, Doctor Phyſicus?“ nahm der Reichsgraf wieder den Faden auf. Der Fremde im Dunkeln ſagte etwas, das ich nicht verſtand. Scheu, wie ich war in der beängſtigenden Nähe des alten Herrn, drückte ich mich in die Wagenecke. Das Zittern der Scheiben, das dumpfe Rollen der Räder, mehr noch als die Worte der Sprechenden, nahm meine Sinne gefangen, die Ermüdung beherrſchte mich endlich, und ich blieb in einem ſchwankenden Zuſtand zwiſchen Schlafen und Wachen. Die Unterhaltung erklang mir abwechſelnd wie ein fernes Geſumſe; nur dann und wann hörte ich die Stimme des Großvaters deutlich heraus. „Ich dulde nur ſtarke Raſenwurzeln um mich,“ vernahm ich in ſeinem tiefen Baß, „vertraue mich nur parallel gezeichneten Geſichtern, baſta!“

Der Doctor Phyſicus — Querkow hieß er — war ein Abgeordneter Lavater's, ein Schüler jenes Apoſtels der gottſeligen und alleinſeligmachenden phyſiognomiſchen Weisheit, auch ſelbſteigen in Perſon ein Augur Gottes, der aber nicht Vogelſchau trieb, nicht in den Eingeweiden der Thiere, ſondern in den Geſichtszügen der armen Menſchenkinder die Fingerzeige des Himmels deutete. Lavater hatte dem Großvater, um den im Glauben noch nicht Geſicherten gründlich bearbeiten zu laſſen, einen ſeiner Jünger mitgegeben, einen von den Vielen.

Bayeriſche Staatsbibliothek

welche ſpäter die Lehre der Seherkunde weit in Deutſchland hinein verzweigten. Das Geſpräch ging mit einigen Unterbrechungen lebhaft fort; mich aber überwand der Schlaf in der Wagenecke, bis ich am frühen Morgen mit dem erſten Strahl des Lichtes mich unangenehm beim Schopf ergriffen fühlte und unter den Händen des fremden Doctors erwachte. Wie von einem jähen Schreck erfaßt, fuhr ich auf und ſtarrte in ein liſtig lächelndes Antlitz, deſſen ſtechendes Augenpaar gar ſehr mit der ſchmunzelnden Lippe harmonirte. Auch Erlaucht hatte ſich zu mir herüber geneigt, forſchend, ſpähend und horchend. Sie hatten mich im Schlaf als lebendiges Exempel für ihre Geſichtsdoctrin genommen, meinen Kopf nach hinten und vorn gedreht, und der Herr Querkow, Querkopf hätte er heißen ſollen, hielt mich noch wie ein Buch in Händen, um ad hominem die Beweisſtelle aufzuſuchen. Furchtſam, wie ich war, rührt' ich mich nicht. Und mein Anatom bei lebendigem Leibe ſprach juſt von Furchtſamkeit: er ſagte ſie mir auf den Kopf zu.

„Kleine Naſenlöcher verrathen allezeit den Furchtſamen," ſagte der Mann. „Ein vorſtehendes Kinn," ſagte er, mir den Finger unter das meinige legend, „iſt meiſt ein Zeichen von Kraft; läuft es aber in ſolchen ſpitz geſchwungenen Linien, ſo iſt Liſt im Bunde."

„Und die Augen, die Augen?" fragte haſtig Erlaucht.

Ich hatte die Augen weit aufgeriſſen.

„Schwarz — ſchwarz, wie kohlenrabenfinſtere Nacht," war die Antwort des Geſchwätzigen, „ſelten ohne Kraftfülle, ſelten ohne Kraftfülle! Wenn aber das obere Lid, wie hier, den Augenſtern ſchief durchſchneidet: viel Hang zum Geheimniß, viel Verſtocktheit — halten zu Gnaden, halten zu Gnaden!"

„Ja, das liegt ihm im Blute!" murmelte der Großvater finſter vor ſich hin und warf ſich unmuthig in die Lehne zurück.

„Bitte tauſendmal um Verzeihung, Monſeigneur, nur auf Befehl Sr. Erlaucht durft' ich — mußt' ich wagen", bat der Phyſicus, ſich mit einer widerlichen Devotion vor mir verneigend, um ſein freches Betaſten meines Hauptes vor mir zu entſchuldigen. Nur die Gegenwart des geſtrengen Herrn konnte mich abhalten, ihn in's Geſicht zu ſchlagen und eine phyſiognomiſche Betaſtung meinerſeits an ſeinen Backenknochen zu verſuchen. Aber ich war vom Reſpect gefeſſelt;

ich fühlte nur, wie der Zorn mein Blut gegen die Herzkammern trieb, während ich die Zähne ſtill aneinander preßte. Der Wagen ſtieß eben hart auf. Die vorgebeugte Haltung raubte dem Doctor das Gleichgewicht, er fuhr mit der Naſe an, ſchoß wie ein Pfeil zurück und die graue Beutelperrücke, die er trug, entlud eine Wolke von Staub auf den Reichsgrafen. Das gab Grund zu einem neuen „Bitte tauſendmal um Verzeihung“, und wie er ſich von der Erſchütterung erholt, ſaß ihm das Haargeflecht windſchief, der Zopf quer über'm Ohr. Ich ſtieß halb vor Zorn, halb überwältigt von dem komiſchen Anblick des ſchäbigen Geſellen, ein helles Gelächter aus. Schäbig-war der rechte Ausdruck für den Menſchen durch und durch, und wenn die Phyſiognomik lehrt, rechtskräftig vom Aeußeren auf's Innere zu ſchließen, ſo hätte ich dem armen Schlucker nicht ſeine Seele judiciren mögen. Er ſah wirklich aus, wie ein debanquirter Spieler. Auch der Reichsgraf mochte ihn jetzt ſelbſt nicht ohne ein Lächeln muſtern, wie der Schelm ſeine Verlegenheit hinter einer ſteifen Devotion zu verbergen ſuchte. Er machte, wie deutſche Gelehrte ſind, wenn ſie ihr ABC hergeſagt haben, ein gepeinigtes und gelangweiltes Geſicht, als wär' er, der über den Geiſt ſeiner Nebenmenſchen commandiren wollte, nur deren Leibeigener.

Sanct Lavatus hatte uns, wie es ſchien, einen ziemlich dürren Abſenker ſeiner Weisheit überlaſſen. Der Rock, den der Elende trug, war vielleicht ehedem pfirſichfarben geweſen, aber ſo ausgegraut, daß er mit den ſchwarzwollenen Strümpfen und der baumwollenen Perrücke recht gut bei den Herrnhutern einen Stiefelputzer ſchmücken konnte. Großvater Erlaucht war darin eigen, daß er ſelbſt von der Landſtraße das Geſindel aufleſen und an ſeine Tafel ziehen konnte, wenn ihn der Wiſſensdurſt quälte und er ſich von dem aufgegriffenen Kehricht eine Merkwürdigkeit verſprach. Der Phyſicus hätte vielleicht für ſeine frühere Sammlung von Tollhäuslern ein Exemplar abgegeben.

In meinem Unmuthe ſah ich ſtarr zum Fenſter hinaus. Die Sonne ſtand herrlich entfaltet über dem dampfenden Wald. Ein Auge Gottes, ein heiliges Angeſicht der ewigen Urkraft, ſtand ſie leuchtend über einer traumbefangenen Welt. Und die Geſchöpfe jubelten ihr entgegen und badeten ſich im Glanze ihres goldenen Antlitzes. Alles umher war Luſt und Feier, Genuß oder Andacht; ein Grübler, der ſich ihre einzelnen Züge und Linien deuten wollte, war nirgends im weiten Umkreis der Natur zu entdecken.

Im nächſten Orte wurde Halt gemacht, und ich hatte bei'm Frühſtück neuen Grund, den Doctor der Geſichtsſpäherei zu verachten. Das Geſpräch über ſeine Wiſſenſchaft wurde wieder aufgenommen. Der Reichsgraf ſagte: „Es gefällt mir an Euerem Meiſter nicht, daß er zugleich den Propheten, den Heiligen macht. Man ſoll Niemanden, am wenigſten dem großen Haufen, Hokuspokus vormachen!“

„Die Wege des Herrn ſind wunderbar!“ ſeufzte der Graue und fuhr gierig über den Kapaunenflügel her, den ihm der Diener vorhielt. „Es treibt ihn nun einmal der Geiſt, in die Welt zu ziehen und zu predigen. Freilich ſollte man nicht mit Gewalt heraufbeſchwören, was in eigener Entwickelung heranwachſen muß.“

„Er ſollte es an ſich kommen laſſen“, meinte der Großvater. „Man ſoll dem Volke Nichts aufnöthigen.“

„Ew. Erlaucht haben ſehr Recht“, ſagte Herr Querkow, ſich mit unterthäniger Verbeugung den Mund wiſchend. „An ſich kommen laſſen, das iſt die rechte Maxime, zumal die halbe Welt ja ohnedies ſich brieflich an ihn wendet. Er muß in Zürich für das große Frag- und Antwortſpiel, zu dem ihn die Welt zwingt, ein förmliches Bureau aufſchlagen.“

„Wer ein Sonderling iſt“, ſagte der Reichsgraf, „der ſei's für ſich daheim. Will der Sonderling Propaganda machen, ſo ſchlägt man ihn auf's Maul.“

Der Doctor verzog ſein Geſicht bitterſüß zum Lachen; er glaubte, er müſſe hier lachen und die Rede der Erlaucht für einen witzigen Einfall nehmen. So leicht gab ſelten ein Jünger ſeinen Meiſter auf.

Die Epiſode mit der Fratze von Phyſiognomen war für mich mit unſerer Ankunft in Belle Promeſſe beendigt. Mit einer inneren Empörung war in mir noch unterwegs der Gedanke aufgeſtiegen, ob dieſer Menſch mir vielleicht als ein neuer Lehrmeiſter zugeführt werden ſollte. Ich war ſtolz, ich fühlte mich verletzt. Ein mir ganz fremdes Subject hatte mich für liſtig, für verſtockt, ja für einen Furchtſamen Angeſichts der Erlaucht erklärt und über die Entdeckung ſolcher perfiden Seelenkräfte an meinem Kopfe die Hände über ſeinem eigenen Kopfe zuſammengeſchlagen. Wäre mir der Doctor Phyſicus aufgezwungen worden, ich wäre feſt entſchloſſen geweſen, ihm gegenüber juſt die umgekehrten Eigenſchaften zu entwickeln; nicht mit Liſt, mit Gewalt hätte ich mich widerſetzt. Vielleicht hatte der regierende Herr mit dem Lavaterianer, als er ihn zu ſich nahm, pädagogiſche Abſichten für mich, aber ich hatte unterwegs über den Menſchen gelacht, und wenn ich den alten Herrn recht kannte, ſo war damit die Möglichkeit eines Verhältniſſes zwiſchen Präceptor und Zögling ein für alle Mal beſeitigt.

Von weit mehr Belang für mich war unter den Erlebniſſen auf jener Reiſe ein Theaterbeſuch in Mannheim; ich hatte bis dahin noch keine Vorſtellung gehabt, was Komödienſpiel ſei.

An Mannheim, ſpricht man vom Theater, knüpft ſich ſo viel Glanz der Erinnerung aus der erſten Wiegenzeit der deutſchen Bühnenkunſt, daß ich hier zur Vermeidung von Mißverſtändniſſen einige Bemerkungen zwiſchen füge. Man betrat damals jene Stadt noch nicht mit dem Gefühl der Spannung, mit der Erwartung eines Entzückens, wie etwa zehn Jahre ſpäter, als Herr von Dalberg die Bühnenleitung übernahm und dort ein Athenäum deutſcher Talente um ſich verſammelte, auch jenen „hochtragiſchen Hercules“, wie Vater Wieland ſpäter unſern Schiller in Weimar nannte. Dieſer Hercules in der bretternen Theaterwiege, der für 300 Gulden jährlich Theaterdichter war, und dafür zugleich drei Stücke zu liefern hatte, ſteckte damals noch in der Zwangsjacke der Karlsſchule. In Mannheim war noch nichts weiter in's Leben getreten, als die natürlichen Bretter, die die Welt bedeuten, und die nackte hölzerne Armuth der erſten deutſchen Bühne. Der Kurfürſt, der kunſtliebende Karl Theodor, hatte allerdings ſeinem Schloſſe einen neuen Flügel anſetzen laſſen, um darin den Muſen und Grazien zu opfern; allein dies Gebäude war noch ausſchließlich für italieniſche Oper beſtimmt. In der Carnevalszeit, an hohen Feſttagen des kurfürſtlichen Hauſes, wurde dort höchſt brillant Oper und Ballet gemacht; der Fürſt wendete enorme Summen darauf, lud ſich Gäſte dazu aus dem halben deutſchen Süden, hielt aber ſonſt die Anſtalt ganz als Privatvergnügen ſeines Hofes und gab dem Publikum nur gegen perſönlich geſtellte Karten den Eintritt frei. Das war nichts, was auch nur wie der Anfang einer Nationalbühne ausſah, es war ein Verſailler Hofplaiſir, das nicht einmal heimiſchen Künſten zu gute kam, wie doch die verſchrieenen franzöſiſchen Könige nur an franzöſiſche Talente die Gelder des Volkes vergeudeten. Es war darin kein Anfang einer deutſchen Bühnenkunſt zu ſuchen. Solcher Anfang machte ſich vielmehr von unten auf. Auf dem Markte zu Mannheim ſtand eine große Bude; das waren, dicht neben der Schauſtellung wilder Beſtien, die Bretter, welche damals für deutſche Kunſt die Welt bedeuteten. Wenn nebenan der Löwe brüllte und zwiſchen Eiſenſtäben den gefeſſelten Tyrannen ſpielte, tobte vielleicht mit nicht minderem Geräuſch in Apollo's Bude ein Bajazet im Käfig, oder flötete eine in Scene geſetzte engliſche Clariſſa einen windelweichen Monolog.

Ich weiß nicht, war es Marchand, der zuerſt eine deutſche Truppe nach Mannheim führte und neben der Thierbude auf dem Markte Komödie ſpielte. Später, vielleicht gegen die Mitte der ſiebziger Jahre, kam er wieder mit einer vollſtändigeren Geſellſchaft, durch deren Leiſtungen der geiſtvolle Kurfürſt hingeriſſen, den Entſchluß faßte, Mäcen deutſcher Mimen zu werden. Er ließ dann das alte Schützenhaus niederreißen und baute auf deſſen Stelle ein ſteinernes Haus für deutſche Truppen, zunächſt für die Marchand'ſche, die er auf eigene Rechnung hielt. Als er gegen Ende der Siebziger Bayern erbte und ſeine Reſidenz nach München verlegte, gab er dem Reichsfreiherrn Dalberg die Vollmacht, ihm in Mannheim ein deutſches Hof- und Nationaltheater zu arrangiren. Dalberg warb die Seyler'ſche Geſellſchaft, das geſammte Gothaer Perſonal, das der Herzog von Gotha plötzlich entließ, und mit dieſem Perſonal kamen Eckhof, Iffland, Beil, Beck nach dem glücklichen Mannheim und machten — ein Schauſpiel für Götter, kann man ſagen. Zu jener Zeit, das heißt, da ich als junger Menſch nach Mannheim kam, mußten wir noch in die bretterne Bude auf dem Marktplatz dicht bei'm wilden Löwen und bei zähneblökenden Affen vorbei, um deutſche Komödie zu ſehen.

Ganz verdutzt und ang[illegible]wildert betrat ich den myſteriöſen Raum: mein Hofmeiſter mir zur Seite. Ihm ſeinerſeits hätte es zu viel Ueberwindung gekoſtet, ein Komödienſpiel zu ſehen. Ich verdankte es einem müßigen Abend, über den ich nach des Großvaters Befehl, vielleicht zur Begütigung für erlittene Unbill, zu meinem Plaiſir ſelbſt zu verfügen hatte. So ungebunden, wie während der drei Tage unſeres Aufenthalts dort in einem hübſchen Gaſthauſe hatte ich überhaupt noch nicht gelebt. Es war wie eine Ferienzeit von der Studien- und Hofordnung. Großvater Erlaucht war faſt immer im Schloſſe bei'm Kurfürſten: ich weiß nicht, ob er Grund hatte, mich dort zu verleugnen; vielleicht wollte er nur ohne alles Anhängſel ungeſtört mit Karl Theodor hauſen, der auch einmal gern, wenn er ſich am Glanze der Etiquette ermüdet und geſättigt hatte, ſich in Hemdsärmeln hinſetzte und eins klugſchwatzte mit einem guten Freunde. Denn das glaube man nur nicht, daß die alten Herrn, weil ſie in Perrücken einhergingen, chapeau bas und in ſeidenen Strümpfen mit ſilbernen Schnallen auftraten, nicht auch ihre Stunden hatten, wo ſie ſich vollſtändig ausſpannten. Juſt die Gêne machte die Vertraulichkeit als Entſchädigung nöthig, und ich glaube, mit der allgemeinen Ungenirtheit, die ſpäter über alle Claſſen der Geſellſchaft hereinbrach, iſt auch der Gegenpol der alten Steifheit, jener heimliche Hang zur ſüßen Traulichkeit, unter den Menſchen verſchwunden.

Dieſe ſüße Ungezwungenheit der Hemdsärmelferien verhalf mir in Mannheim zur deutſchen Komödie. Ich weiß noch ſehr gut den Eindruck meines erſten Theaterabends. Wir ſaßen erſtaunlich früh auf den Plätzen: ich hatte den Magiſter himmelhoch gebeten, pünktlich zu ſein. Es war draußen noch nicht einmal dunkel; durch die Ritze der Bretterwände lugte noch der helle Tag: drinnen liefen noch die ſchmierigen Lampenputzer herum und ſchneuzten ſich und die Lichter. Es klang, wenn ſich ſo ein Putzer ſelbſt putzte, merkwürdig hell und gellend im öden Raume. Dieſes Vorſpiel, nebſt anderer trödelhafter Zubereitung nahm ich mit in den Kauf, da, wenn einer eine Rede halten will, er ſich doch erſt räuſpern muß. Es war „Lottchen am Hofe", was ſie ſpielten. Ein hinreißendes Stück für ein unſchuldiges, noch ganz uneingenommenes Herz! Welche Macht in dieſem erheuchelten Leben, welcher Zauber in dieſen Geſtalten, die nur auf kurze Zeit das ſind, was ſie ſcheinen! Was ich bis jetzt für gewöhnlich im Leben um mich ſah, dieſes regelrechte Verhalten gewiſſer Perſonen zu einander, dieſe tägliche Wiederkehr eines pünktlich befolgten Zwanges, dies Syſtem von überlieferten Vorſchriften, dies Schema eines feſtgeſtellten Frag- und Antwortſpiels, wie ich's zu Hauſe am Hofe gelernt und mitgemacht — nein, nicht jenes war eigentliches Leben, — dies

Scheinleben hier zwiſchen den bunten Wänden, dieſe losgelaſſene Freiheit der Gemüther, dieſer luſtige, behagliche Verkehr der erdichteten Menſchen, dies ſchien mir ein wirkliches, ein wahres Leben. Es war unter dieſen fingirten Perſonen ein anderes Athmen, ein anderes Sichbewegen, Sichſetzen; die Leute verſtanden ſich, das Geſchiedene fand ſich, Prinz und Kammermädchen, Hofmann und Tölpel, Alles war im Schein der hellen Lichter ſich nahe gerückt, neckte ſich, haſchte ſich, trieb in Freiheit, Luſt und Laune ein ausgelaſſenes, gottvergnügtes Spiel. Der grämliche Ernſt, mit dem am Hofe meiner Heimath die Leute argwöhniſch einander umſchlichen: wie belachenswerth kam mir das in jenen Augenblicken vor! Der Spaß, der auf der Bühne die regelrechte Gêne einer ſtandesmäßigen Aufführung beſeitigte: wie erſchien er mir mit einem Male als die einzig rechtmäßige Art zu leben! So wie Prinz Aſtolph im Stücke, meinte ich, ſollte ſich jeder Prinz, jeder junge Herr benehmen; ſo gutmüthig, und doch mit beflügelten Sohlen, dem Schmetterlinge gleich, um hin und her zu ſchlürfen, glücklich zu machen und glücklich zu ſein.

So wie Fabriz, der Hofmann, ſollten alle Hofmänner ſein. Wie er im Stücke auftrat, ſetzt er das Gefühl ſeines Werthes rein und edel voraus, geizt nicht nach Würde, verdreht nicht gleich die Augen im Kopfe: giebt man ihm weniger, als ihm zukommt. Dabei läßt er ſich herab, docirt, philoſophirt der kleinen Bäuerin etwas vor und hat des Schwatzens kein Ende: ſo lieb und menſchlich war der Hofmann Fabriz zu Lottchen. Und dies Kind der Unſchuldswelt, noch friſch vom Thau der Wieſen, noch duftend vom ſelbſtgemäheten Heu, ſtracks an den Hof verſetzt und am Putztiſch ſich beäugelnd: wie reizend in dieſem Gewirr der Empfindungen! Daheim weiß ſie den Görge, der ihr gut und treu iſt; hier hat ſie die Fülle der Götter um ſich, einen ſchönen Prinzen zu ihren Füßen. Sie wankt, das holde Kind. Wir fühlen, daß ſie wanken muß, wir wanken mit ihr; aber endlich ſiegt Görge, ſie flieht, hat überwunden! Lämmer bloken wieder, und der gute Junge ſingt und bläſ't. — Hier war nun doch, obſchon Wieland daran unſchuldig, etwas Aphroditiſches, nach dem mein Herz ſo ſehr verlangte. Das Stück war eine Operette, es war voll zärtlicher, tändelnder Arietten. Der Görge ſang ſo wahr und ſchlagend:

Ein Stall voll Vieh
Mit einem Ritterante
Und einem Treſſenhute
Möcht' ich nicht ohne ſie.
Ihr Kuß iſt mir
Die ſchönſte Schnabelweide;
Kein Bock hüpft ſo voll Freude
Als mir das Herz bei ihr!

Wir lachten damals nicht, wenn die Naivetät mit bloßen Füßen oder mit Randſohlen auftrat: wir hätten gerührt mitſingen mögen; dieſe blanke Einfalt erklang uns wie ein junges Evangelium aus Arkadien. Und wenn der hart gekränkte und endlich wieder begütigte Görge mit Lottchen Arm in Arm am Schluſſe ſingt:

Ein kleiner Herr bleibt allemal
Viel beſſer als ein großer Knecht,

ſo war das eine ſehr wohlberechtigte Satyre, deren zahmer Genius ein allgemeines Wohlbehagen über die Verſammlung verbreitete.

Ein gelinder Taumel befiel mich während der ganzen Vorſtellung. Die erſten Vorkehrungen, die wir mitmachten, da wir ſo früh auf dem Platze waren, hatten mich wie mit einem Ballfieber angefröſtelt; die kargen Hängeböden, die ungehobelten Bretterſitze, dies Eingequetſche in den nummerirten Plätzen, die lebendigen Schmierlarven der prometheiſchen Lichtbringer, das Herumſchnobern der Controlleurs, das Alles war illuſionſtörend und ordinär genug. Sobald aber der Raum ſich füllte, ſobald Maſſe beiſammen war, ſchwell mir das Herz. Hier mußte etwas Bedeutendes verfallen, hier mußten Unglück, Schmerz, Hader, Neid, Miſère und alle Pein, die ſich etwa noch von draußen eingedrängt, wie mit einem Ruck von den Schultern abgeworfen ſein, alle Kräfte ſich zu einem großen Schwung der Seele zuſammennehmen, in einen Jubel ausbrechen und gleich vielen Lichtern in eine geſammte Flamme ſchlagen. Wenn ſie Alle lachten, oder ſchluchzten, durchrieſelte mich fieberhaft die Sympathie, die geheime Freude des Gefühls, einer großen Maſſe anzugehören. So ſehr iſt noch jeder neue Menſch geſtimmt, im Theater einen Tempel für nationale Feſte zu ſehen. In den Zwiſchenakten war's mein eifrig Geſchäft, mir meine Compatrioten, meine Mitbrüder, den Publicus zu muſtern. In den abgepferchten

Logen uns zur Seite ſaßen, freilich ſparſam geſäet, einige ehrwürdige Allongenperrücken, die wohl eine Weile an ſich halten mußten, eh' ſie ſich an die Heiterkeit hingaben; der angelernte Anſtand erregte oder gebot ihnen dieſen Kampf. Das überwunden und mitten drinnen, ſchüttelten ſie ſich vor Lachen, daß der Eine dem Andern ſeinen Zopf in's Geſicht ſchlug und darob eine Wolke wie Pulverdampf aufſtieg. Es mochten die Rathsherren der löblichen Stadt Mannheim ſein, die ſo lange ehrbar thaten, bis ſie nicht mehr konnten. Unten auf dem Boden war ein gemiſchtes Gewühl von Manns- und Frauenzimmer. Gar zu gern hätt' ich mich da unten in's Gemenge verloren. Ganz oben im Paradieſe der höchſten Beluſtigung hingen Blouſen und Hemdsärmel in behaglicher Heiterkeit über die Brüſtung. Von da ſchmetterte es auch am hellſten herunter, wenn's baaren blanken Spaß ſetzte. Zur Seite links, aber ziemlich hoch, war eine größere Loge erleuchtet, aber leer. Sie war für den Kurfürſten beſtimmt und ſeinen Hof. Erſt mitten im Stück erſchienen dort einige „Hochbedienſtete," um zu inſpiciren, wie Publicus und Plebs ſich amüſirten.

„Lottchen am Hofe" war für mich ein wichtiges Ereigniß und blieb es auch zu Hauſe am wirklichen Hofe. Ich ſage „zu Hauſe," und dieſes ſüße Wort, das der Deutſche mit ſeinem Heimweh ſehnſüchtig in der Bruſt herum trägt, beweiſt wohl allein ſchon, wie ich zu einer bürgerlichen Creatur unter Gottes freiem Himmel Beruf in mir hatte. Auf der Rückreiſe von Mannheim nahm ich mir vor, das Stück zu leſen: es war gedruckt wie ich hörte; ich hoffte es in der Schloßbibliothek zu finden. Der Magiſter ſagte zwar, die Operette ſei ein Stückchen von dem vielen ſeichten Schofelzeug, das die Leipziger Grazien und Muſen zu Tage brächten; Weiſſe nenne ſich der Faſelant, Hiller der Muſikant, der mit Leierkaſtengedudel das Reimgeſchwätz unterſtütze. — O, o! dachte ich erzürnt, hütete mich aber, meinem Entzücken Worte zu geben, dudelte jedoch eine jener hübſchen Arietten vor mich hin, während der Magiſter ſich weiter ergoß, ihm gleichſam zum Poſſen: „Dieſer Herr Weiſſe," ſagte er, „hat auch eine Poſſe geſchrieben, „die Poeten" betitult, wo der Sudler es wagt, des hohen heiligen Harfenſchwungs unſeres Barden zu ſpotten!" Nun wußt' ich wieder, woran ich bei'm Magiſter war: ich ſtand wieder vor der Barriere Klopſtock, die er mir jederzeit, wollt' ich Sprünge machen, wie einen

Riegel verſchob. Indem er Alles und Jedes vom Kothurn ſeines Lieblingsſängers anſah, verdarb er ſich allmälig jeden Verkehr mit mir, mit der ganzen Welt. „Es iſch kei' geſund deutſcher Fetze, 's iſch kei' Geiſcht in dem Geliedle,“ fuhr er fort in ſeinem Schwäbiſch, in das er einzufallen pflegte, entweder wenn er gemüthlich, oder wenn er zornig wurde und ſich gehen ließ, „'s iſch alles nach den ländervergiftenden Buhlereien der Wälſchen!“

„Lottchen am Hofe“ war nach der Ninette à la cour des Herrn Favart. Der Magiſter konnte mir franzöſiſche Lectüre nicht ganz verwehren, weil mein ganzer Lebenskreis zum Theil auf Kenntniß franzöſiſcher Sprache und Sitte beruhte. Auch eiferte der wackere Menſch eigentlich nur gegen das Herüberſchleppen von drüben, gegen das Wiederkäuen franzöſiſcher Koſt mit deutſchen Backenknochen. An ſich hätten die Franzoſen, räumte er ein, Fug und Recht, franzöſiſch zu ſein „nach ihrer eigenen Art,“ aber wir Teutſche, — er ſagte nie Deutſche, — ſollten, was unſer Gaumen braucht, ſelber bereiten oder es hübſch ſein laſſen und uns abgewöhnen. Ihm war die Behandlung der Mutterſprache eine heilige Sache, er nahm ſie wie Kirchendienſt. Sonſt war's ihm ganz recht, wenn ich mit Schneider, Friſeur und Kammerdiener die kleinen Miſèren des Lebens franzöſiſch abmachte. Was mich am Stücke ergötzte, war der herzliche Verkehr unter den Menſchen verſchiedenen Standes. Die franzöſiſche Sprache hinderte dieſen Verkehr, und die Welt hatte Sehnſucht, einige Barrieren zu überſpringen, und wär's vorläufig auch nur zu Scherz und Schelmerei. Auch die Gellert'ſchen Schäferſpiele, an denen Deutſchland ſo lange ein großes Behagen gefunden, mochten ihre Wirkungen doch nur dem Reize verdanken, den froſtigen Unterſchied der Kaſten aufzuheben. Was keinem donnernden Ernſt gelingt, das vermag oft der neckiſche Humor, der ſich dem Bedürfniß bequemt, ſich ſacht einſchleicht, nicht durch Ueberrumpelung erobert, aber durch ſanfte Schmeichelei gewinnt. Mein „Lottchen am Hofe“ that Wunder an mir, in deutſcher Sprache noch mehr als in der Sprache des Herrn Favart, weil in jener der Contraſt der Stände ſich noch ſchärfer aufdrängte, um ſich herzlicher auszugleichen. Ich ſtudirte das Stück, das ich mir heimlich verſchafft hatte, ich lernte es auswendig, lachte und weinte vor Entzücken, wenn ich die naiven Tölpeleien jener muntern Verſe laut her deklamirte, und ſpielte hinter verſchloſſenen Thüren, bald ſo, bald anders coſtumirt, unſäglich oft die Scenen durch.

Bald freilich ermüdete mich das Soloſpiel, ich hätte gern ein Weſen gehabt, das die Rolle des zärtlichen Lettchens übernahm, den Prinzen und den Görge getraute ich mir ganz gut in Einer Perſon zu. Ganz umringt von alten grämlichen Geſichtern, hatte ich nie einen Geſpielen. Mich ergriff eine quälende Sehnſucht nach einem Lettchen am Hofe. Nach der Rückkehr vom Rhein, nach der Begegnung mit dem Doktor Phyſikus, mocht' ich daheim nichts mehr zeichnen als Köpfe, Thier- und Menſchenköpfe. Weder nach gewundenen Blumenſchnörkeln, noch nach geradlinigen antiken Figuren, ſondern nach Geſichtslinien ſtand mein Sinn, nach Naſenlängen, Augenkreiſen und Mundwinkeln. Der Eigenſinn des Knaben war läſtig genug. Der Zeichenmeiſter hatte den kleinen Vorrath von Muſterblättern bald aufgebraucht; er griff nach anatomiſchen Büchern, wo jedoch die Menſchenbildung ſich von grauſamen Meſſerſchnitten ſo entwürdigt zeigte, daß ich laut ſchrie beim Anblick dieſer verwahrloſten Geſtalten. Sanct Lavatus ward der Heilige, zu dem ich meine Zuflucht nahm.

„Nun heute hat er mir endlich aus Zürich ſeine Aufſätze mit den Köpfen geſchickt!" Dies Wort hatte Großvater Erlaucht im Geſpräch bei Tafel fallen laſſen. Der Kammerdiener wußte, wo das Heft im Arbeitszimmer des Reichsgrafen lag. Der erſte Zeitpunkt, wo dieſer, ſeiner Gewohnheit nach, wieder von Belle Promeſſe abweſend war, wurde augenblicklich benutzt. Ich verſchaffte mir heimlich das Lavater'ſche Heft und ſtürzte über die Aufklärung her, die es gab. Das war's wohin es mich trieb. Mit heimlichem Feuereifer ging ich jetzt alle Möglichkeiten menſchlicher Geſichtszüge durch, zeichnete die Formationen nach und ſuchte mir die Aufklärung aus dem Texte zuſammen. Hiernach war jeder Strich von moraliſcher Bedeutung, Tugend und Laſter nur um ein Haar breit verſchieden, die gutartige und verbrecheriſche Naſe auf's beſtimmteſte nachgewieſen, Klugheit und Dummheit von dem Verhältniß zweier Linien zu einander, ja ewige Seligkeit und ewige Verdammniß vom Stand des Kinns zur Unterlippe abhängig gemacht. Ich wußte damals noch nichts von Raphael, von dem man ſagt, er habe ein lachendes Kind durch einen einzigen Pinſelſtrich in ein weinendes verwandelt. Aber ich erfuhr zu meinem Schrecken, daß die ſchärfſten Gegenſätze im menſchlichen Antlitz nahe bei einander wohnen, daß Tiger im Hinterhalt lauern, wo man eben noch Engel ſpielen ſah. Für den Schauder, den ich im Reiſewagen empfand, als ich vom Schlaf aufgeſtört, meinen Kopf unter den Händen des Herrn Querkow fand und ſeine dreiſten Ausſprüche über meine moraliſchen Beſchaffenheiten vernahm, für dieſen Schauder über mich ſelbſt wollte ich Entſchädigung an anderen Köpfen haben, mein Müthchen an anderer Leute Naſen kühlen. Wenn ich im Buche auf Linien und Eigenſchaften ſtieß, die den Ausſprüchen des grauen Herrn Querkows über mich ſelbſt nahe kamen und ſeine Ausſage beſtätigten, ſo überlief mich's heiß. „Kleine Naſenlöcher bezeichnen die furchtſame Seele!“ Wie ich in der Handſchrift des Züricher Geſichtspropheten dieſen Satz fand, ſchrie ich laut auf vor Unwillen, ſo daß mein guter Zeichnenlehrer, der mir ſo eben eine ausgezeichnet lange Naſe vormalte, erſchreckt aufſah und glaubte, ich ſei von der Tarantel geſtochen.

„Was haben Ew. jugendliche Gnaden?“ fragte er mit gewölbten Brauen.

„Kleine Naſenlöcher hab' ich!“ ſchrie ich und hielt mir die Naſe mit zwei Fingern zu.

„Um Gott! doch etwa keinen Wurm darin!“ ſagte der ängſtlich Beſorgte: „wollen ſich Ew. Gnaden nicht einmal höchſtſelbſt eigenhändig ſchneuzen?“

Ich hatte keinen andern Wurm in mir als den Aerger, mein Geſicht auf Grundſätze angewendet zu ſehen, aller Welt die Structur meiner Seele offen halten zu müſſen, ſo daß es nun kein Geheimniß mehr gab, keine Falte des Herzens tief genug war, um vor gemeinen Blicken verborgen zu bleiben. Und dieſe Verſtecktheit, die der Abgeſandte des Sanct Lavatus mir an den Augen und am Kinn abſah, wie ſchämte ich mich, daß ſie mir ein wildfremder Menſch auf den Kopf zuſagen konnte! „Wenn das obere Augenlid den Augenſtern ſchief durchſchneidet,“ ſo hatte der Menſch geſagt, und ich fand es in Lavater's Heften wörtlich wieder, „ſo iſt's ein liſtiger, verſchlagener, treuloſer Charakter.“ Freilich ſtand auch „Feinheit“ als Attribut dieſer Augenlinien angeführt. Das hätte mich ſpäter beſchwichtigen können, aber ich wußte damals nichts von Feinheit, mich ſchmerzte blos, daß ich ein verſteckter Charakter, ein unehrlicher Menſch ſein ſollte, der Liſt und Schlauheit im Hintergrunde meiner Seele hegte. Wie haßte ich von jetzt an den trüben Hintergrund meiner Seele, während mir der Vordergrund und alles an mir was offen vorlag, doch ſo leidlich gefiel!

„Nehmen's nicht ſo ängſtlich!“ tröſtete mich der Zeichnenmeiſter, dem ich gegen die perfide Lehre von der Geſichtsſpäherei mein Herz ausſchüttete. Es ſei wohl nur zum Spaße Alles ſo genau beſchrieben, meinte der Gute. Aber es war kein Spaß, kein Spiel, es war Ernſt für mich und — was das Schlimmſte war — ich glaubte ſchon an die heilloſeſte aller Wiſſenſchaften.

Nachts und Tage ließ es mir keine Ruhe um hinter die Probleme zu kommen, die das Buch eben ſo anmaßend ſtellte als löſte. War ich allein im Zimmer, ſo verriegelte ich die Thüre, ſchob einen kurzen Spiegel zurecht, ſetzte mich davor und trieb an meinem eigenen Leibe, vor meinem eigenen Bilde, Geſichterſtudien. Ohne Eitelkeit, ohne Selbſtgenügen, vielmehr mit einem Spürſinn, der an Verzweiflung gränzte, forſchte ich an meiner unglückſeligen Fratze den Verhältniſſen nach, deren phyſiſche Zufälligkeit die pſychiſchen Nothwendigkeiten aufdecken ſollte. Mit der Stirn, weiß ich noch, blieb ich am meiſten im Zweifel ſtecken. Ich fand geſchrieben: Hohe Stirn — eigenſinniger Charakter; doch im Verein mit deutlich hervorſpringenden Augenknochen verſprach eine hohe Stirn viel Tauglichkeit für Geiſtesarbeiten. Dies war noch nicht Alles. Es war ein ſehr ſchwieriger Fall aufgeſtellt: Wenn die Stirn, im Profil genommen, von den Haaren bis an die Brauen eine vollkommen ſenkrechte Linie machte, und dieſe Senkrechte war ganz oben gewölbt, ſo verſprach ſie einen tiefſinnigen, nachdenkenden, ruhigen Geiſt; fehlte dieſe leiſe Wölbung oben, ſo zeigte ſie gänzlichen Mangel an Verſtand. Zwiſchen dieſen beiden Polen, zwiſchen Tiefſinn und gänzlicher Verſtandloſigkeit, blieb nun mein armes Ich in der Klemme. Daß Eins zum Andern führen könne, iſt mir ſehr wahrſcheinlich geworden im Laufe der Zeiten, an mir, an Andern, am ganzen Habitus der Dinge dieſer Welt.

Nachts, wenn ich von Träumen gequält plötzlich aufwachte, mir in der Stille Licht anzündete, da überfiel mich oft eine heiße, tiefe Sehnſucht, in das Antlitz meines Vaters zu blicken. Ich holte mir aus dem Verſchluß ſein Bild, ſtellte es mir auf einen Altar vor mir auf, kniete nieder und ſchaute, bis ein Strom von Thränen mir die Augen überſchüttete, in ſeine edlen, ſanften, gramzerſtörten, von den Menſchen und vom Schickſal verkannten Züge. Da waren Furchen, die ihm nicht Mutter Natur gezogen: Menſchen mit ihrem Wahn hatten dieſe ehedem vielleicht blühenden Wangen gebleicht: dies lebendige Memento mori hatte ihm nicht Gott auf die Stirn gedrückt. — Ich war eines Nachts vom Weinen erſchöpft und vor dem Bilde knieend, eingeſchlafen; des Morgens wurde das herabgebrannte Licht am Boden gefunden. Seitdem hatte ich Scheu, meinen Bilderdienſt mit dem „katholiſchen Antlitz“ meines Vaters den Leuten zu zeigen.

Tages über ergriff mich bei meinen Geſichterſtudien nicht ſelten eine eigenthümliche Luſt, mich an meinen Mitmenſchen zu rächen. Nie kam es mir bei, aus der Erinnerung das Bild meiner Mutter mit dem Stift in der Hand mir zu vergegenwärtigen. Und doch lebte es mit mir fort, ſtand feſt in mir wie ein Heiligenbild in ſeinem Schrein. So ſeltſam abirren von dem, was ihm das Nächſte und Beſte, kann der Menſch, hat er nicht Boden, Licht und Luft zum Gedeihen in der Liebe der zu ihm gehörigen Menſchen! Ich lebte nur in den Folgen von dem was mein Schickſal war, mein Daſein geſtaltet hat. Mich für unverſchuldete Unbill zu rächen, ſchien mir der liebſte Gedanke. Mein Crayon verſchonte niemand. Ich ſtellte einzelne Geſichtstheile auf dem Papier willkürlich zuſammen, brachte die entgegengeſetzteſten Eigenſchaften in ein Ganzes, mich an den Contraſten von Tugenden und Laſtern, an der Verſchmelzung von Gut und Böſe weidend. Ich componirte auf dieſe Weiſe ganz neue Phyſiognomien, creirte neue Menſchen. Zu meinem Jubel wurden dieſe Compoſitionen unter meinen Händen zu getreuen und wahrhaften Abbildern vorhandener Menſchen in meiner Umgebung, unverkennbar, wenn ſie auch hie und da durch einen teufliſchen Beiſatz um einige Grade von ihrer anſtändigen Moralität herabgeſetzt wurden. Ich war dreiſt genug, unter dieſe Zeichnungen aus freier Hand friſch weg die Namen von Originalien zu ſchreiben. Dieſe Blätter ließ ich zum Fenſter hinausfliegen, wenn ein guter Wind ſie zu verſtreuen Miene machte. Ich edirte auf dieſe Weiſe meine Caricaturen, und ſie wurden ſo geſchickt und perfid verbreitet, wie niemals Paſquille durch Poſt oder geheime Boten.

Der Wind trieb dieſe Blätter nicht blos im Hofraum herum, er trug ſie auch in die offenſtehenden Fenſter der Leute, in die Manſarden der Kammerjungfern, in die Garderobe der Damen, die auf dem linken Flügel des Schloſſes wohnten. Oft erlebt' ich Augenblicke die Wirkungen, hörte das Gelächter der Dienſtleute, wenn die Blätter dieſen oder jenen ſtolzen Cavalier ganz getreu und doch mit einem Beiſchmack von Intrigue abconterfeiten. Dieſe ſelbſt waren nicht ſelten empört, witterten Kabale und ſetzten Preiſe auf die Entdeckung des boshaften Paſquillanten.

Noch niemals war es am Hofe meines Großvaters ſo lebendig zugegangen, denn an die Muthmaßungen und Neckereien knüpften ſich hundert Geſchichten. Selbſt der regierende Herr hatte eines Morgens auf ſeinem Bureau ein Abbild ſeines erſten Geheimrathes gefunden: ein intriguanter Windſtoß hatte es durch ſeine Fenſter geführt. Ich weiß jedoch nicht, ob er jemals Nachfrage darüber gehalten. An ſein eigenes hohes Antlitz hat ſich mein Satyr nie gewagt.

Später fing ich an zu ſilhouettiren und edirte meine Werke ohne Namensnennung. Ich hatte im Schneiden bald ſo viel Glück, daß es der Unterſchrift nicht bedurfte, um die boshaft Geſchmeichelten zu erkennen. Einen eigenthümlichen Reiz fand ich darin, feiſte und ungeſchlachte Pfaffengeſichter, wie man ſie im Würzburgiſchen und Bambergiſchen herumlaufen ſah, aus der Phantaſie und der Erinnerung zu componiren. Ich gab dieſen dicken Köpfen eine kurze dreieckige Stirn, die den Mangel an Verſtand deutlich genug ausprägt, mit einer Runzel am oberen Theil, die nach Lavater dem Geſichte den Anſtrich des albernen Erſtaunens giebt. Eine weite Entfernung des Mundes von der Naſe vollendete das Bild der Dummheit. Dickfleiſchige, wulſtige Lippen, meiſt begehrlich aufgeſperrt, fügten Sinnlichkeit und Faulheit hinzu, und ein zurückgeſchobenes, gleichſam in zwei Geſchoſſe getheiltes Kinn bürgte dem Kenner menſchlicher Dinge für die Eigenſchaft genußliebender Schwelger. Oft vergeſellſchaftete ich zu ſolchen, mit Fett und Fleiſch überladenen Köpfen ganz karge, magere Frauengeſichter, wie ſie alten Jungfern, etwa einigen penſionirten Hoffräulein im linken Schloßflügel, eigen ſein mochten, die mit langen knochendürren Hälſen, als Abzeichen der Prüderie, und mit ſchmalen zuſammengepreßten Lippen, als Attribut des Geizes, gegen die behaglichen Herren vom katholiſchen Cölibat einen ſpaßhaften Abſtich machten. Ich fügte allezeit ein Männlein und ein Weiblein zuſammen, und dieſe gewaltſamen gemiſchten Ehen wurden Veranlaſſung zu vielfachem Aergerniß. Paßten dieſe Schattenriſſe nicht ſofort auf wirkliche Perſonen, ſo gaben ſie um ſo mehr Stoff zu ſcherzhaften, empfindſamen oder auch böslichen Vermuthungen. Ich glaube, der Herr Querkow, der im Grunde an alle dem Schuld war, hätte an meinen Geſichterſchneidereien ſeine Freude gehabt. Eine Zeitlang hielt man ihn für den Autor dieſer Bilderſatyren. Doch war er bald nicht mehr in unſerer Nähe. Er hatte ſich am Hofe gut herausfüttern, anſtändig coſtümiren laſſen, und wurde dann als Bezirksarzt in einen abgelegenen Landestheil verſetzt, bis er, auf unehrlicher Verwaltung einer Kaſſe ertappt, gänzlich entfernt wurde.

Zu meinen Geſichterſtudien geſellte ſich bald auch das Studium der Toilette, und zu beiden, zu Mimik und Coſtümirung, der Hang zum Komödienſpiel. Jemehr ich auf des Groſvaters Geheiß, um in der Tournüre gefördert zu werden, mit Ninon und ihrer Umgebung in Verkehr trat, deſto mehr fand ich den Uebergang zu alle dem. Ich war bei Ninon bald täglich ſtehender Gaſt im Salon.

Schon vor dem Beginn der abendlichen Geſellſchaftsſtunden ſaß ich manche müßige Stunde, in jenes brütende Nichts verſunken, zu dem Alle, die bei Hofe antichambriren, verdammt ſind, in jenem ſchönen Corridor, der mit den anſtoſenden vertrauteren Gemächern zum Empfang der Fremden und für den ſtehenden Abendcirkel hergerichtet war. Ich hatte mir oft genug die Wände hinlänglich betrachtet, die Falten der Gardinen gezählt, die groſen Blumen in den Teppichen, wo jede wie die andere war, verglichen. Hinter der Tapete, die einen Winkel des Salons abtheilte, ſtand ein Fauteuil mit ſammtnen Backenwänden. Vom Fauteuil bis zum roth damaſtenen Vis à vis mitten im Raum waren genau acht Schritte. Dort ſah man ſein eignes Bild im Spiegel, das neueſte Heft des Petit Courier des dames lag auf dem Tiſchchen, man konnte die neueſte Mode ſtudiren, ſeinen eignen Anzug im Trümeau danach muſtern. Da die Toilette damals ein Syſtem von Scharfſinnigkeiten war, gab ſie ſelbſt denkenden Köpfen

Stoff. Phantaſie und Witz drehten ſich in erleſener Geſellſchaft oft nur um Bergetten und Manſchetten; man war witzig, man war ſchöpferiſch in der Toilette. Man fühlte ſich hier in Fräulein Ninon's Reich; man mußte hier, wollte man Gnade finden, ganz und gar „auf vier Nadeln gezogen" ſein. Das Raffinement der Etiquette war an einem Hofe, wo die Dame des Hauſes nicht erſchien, durchaus nicht angebracht, man trat damit nicht „in Blüthe," der Toilette fehlte die mise-en-scène; aber Fräulein Ninon war eine theoretiſche Tyrannin, ſie hielt das ganze Perſonal möglichſt in beſter Façon, in allerhöchſtem Zuſtande und jeden Augenblick bereit, um große Scene bei Hofe zu machen.

Wenn ich dort ſaß und ſann, zog ich Papier und Scheere hervor und ſchnitt Geſichter. Ich hätt' ſie vor Langerweile mit den eigenen Muskeln im Spiegel vor mir ſchneiden können, aber ich ſchnitt ſie in Papier. Während deſſen kamen Leute und gingen, man verneigte ſich und dankte; es war immer paſſageres Publikum dort. Mit einem kleinen Hohlſpiegel, den ich mit mir führte, faßte ich jede Fratze auf, die in's Zimmer trat, verfolgte ſie im concaven Spiegelbilde, bis ſie verſchwand, und ſchnitt danach die Silhouette. Ich hatte mit der Zeit wirklich die Fertigkeit erlangt, auf den erſten Blick jedem Geſicht das abzuſehen, was es vorherrſchend bezeichnete. Auf die Kammerdiener macht' ich meiſt eine Caricatur, die jeden auf das ihm entſprechende Thiergeſicht reducirte und ihn doch genau erkennen ließ. Die jungen Zofen kamen entweder als Kätzchen oder Gänschen unter meinen Händen zum Vorſchein. Dieſe Blättchen ſtreute ich dann im Saale herum oder ließ ſie wieder durch's Fenſter zum Hofe hinunterfliegen. Fräulein Ninon, die mir am häufigſten unter die Scheere kam, hätt' ich niemals gewagt zu entſtellen. Sie hatte für mich wie alte Jungfern überhaupt etwas Rührendes, vielleicht juſt deshalb, weil ſie ſo leicht die Zielſcheibe des rohen Uebermuthes werden. Dabei zweifelte ich faſt ſo wenig wie ſie ſelbſt, daß ſie in ihrer Jugend einmal hübſch geweſen; ſie trug die Ruinen einiger ehemaliger Reize noch zur Schau; einige kleine, unleugbare Entſtellungen, von den Pocken verurſacht, erhöhten jedoch nur ihr Raffinement, die Sternchen und Monde im Geſicht, wie man die ſchwarzen Schönpfläſterchen nannte, vortheilhaft anzubringen. Sie erſchien in ihrer Parüre immer wie ein vollendetes Meiſterſtück der Kunſt, jeden Tag neu, immer wie friſch herausgetreten aus dem neueſten Heft des Petit Courier. Ihr Kopfputz mit den Blumen, Federn und Vögeln war jederzeit eine Aufgabe für meine Kunſt; faſt noch mehr, ſeitdem ich die phyſiognomiſchen Studien trieb, die Art und Weiſe, wie ſie dem Charakter ihres Anzuges angemeſſen das Schönpfläſterchen trug. Dieſe Sternchen bracht' ich weiß auf's ſchwarze Papier, in welches ich die Silhouette ſchnitt, ganz leiſe, ganz hingehaucht, wie ſie's nannte. Es gehörte wirklich ein Studium dazu, um die Nüancen dieſer kleinen Dinger, die wir ehrlichen Deutſchen breitmäulig genug benannten, richtig zu kennen. Saß die Mouche breit auf der Stirn, ſo hieß ſie majestueuse. Der ganze Anzug war dann pomphaft, wenigſtens prachtvoll; Feierlichkeit war die Stimmung, die dazu paßte. Saß ſie im Augenwinkel, ſo erhöhte ſie das Feuer des Blickes, gab dem Auge eine durchglühte Leidenſchaft; die Mouche hieß dann passionnée. Mitten auf der Wange nannte man ſie galante. Ninon hatte ſie dort nur in den Tagen ihres Lenzes getragen, hielt auch nicht ſehr darauf, daß die jungen Hofdamen die galante Mouche auflegten. Noch weniger duldete ſie das Sternchen auf der Lippe, la coquette genannt. Aber die enjouée, in der Falte, welche der Mund beim Lachen bildet, verſchmähte ſie doch nicht, obſchon ſie nie lachte; auch nicht die baiseuse im Mundwinkel, obſchon ſie nicht küßte. Die effrontée auf der Naſe trug ſie nur, wenn ſie zornig war; am häufigſten mußte ſie ſich zur receleuse bequemen; das war der kleine, auch wohl große Vollmond, den man auf Leberflecken und Narben ſetzte. Jede Mouche gab dem Geſicht eine andere Stimmung. Es war nur ein Uebelſtand, daß die Stimmungen im Geſicht wechſelten, die einmal aufgeſetzte Mouche aber dieſelbe blieb. Stand Fräulein Ninon heiter auf und wählte die baiseuse zum Anzuge, ſo blieb dieſer ſchmunzelnde Zug um den Mund, auch wenn ſie zu Mittag mit den Wolken des Zorns auf der Stirn erſchien; er gab dem ganzen Geſichte einen lächerlichen Widerſtreit. Die Profile nahmen ſich dann ſehr verſchieden aus: Ninon links war oft heller Sonnenſchein, Ninon rechts ein drohendes Gewitter. Wie dem auch war, meine Silhouetten vom Fräulein Ninon gaben getreulich Weiß auf Schwarz die Mouchen wieder, den Kopfputz dazu mit allem Gehängſel von Netzgeweben, wie ſie's trug. Die feine ſchlanke Naſe, die graziöſe ſchöngehobene Stirn, der lächelnde Anſtand der Lippe, die Majeſtät in der Haltung des freilich etwas langen Halſes — alles das gab ich auf's gewiſſenhafteſte, und jedesmal in einer Glorie von Jugendlichkeit, wie Ninon vielleicht vor dreißig Jahren ſich ſelbſt in ihren Träumen erſchienen war. Die Gute war entzückt, wenn ihr der Kammerdiener das fertige Bild, ſauber eingewickelt, überbrachte. Monſeigneur! ſagte ſie jedesmal neu überraſcht, und gab in einigen hingeflüſterten Worten ihrem geſchmeichelten Wohlgefallen Raum. Wir machten glänzende Verbeugungen vor einander, und ſie ſchwand wie ein alter Zephyr, der wohl noch fächelt, aber nicht mehr betäubt. Dieſer ziemlich ſtumme Verkehr zwiſchen uns dauerte lange genug. Sollte man es wohl glauben, wie boshaft der Leumund bei Hofe iſt? Man flüſterte ſich zu: die Alte erſchiene meinetwegen ſo oft im Corridor, machte meinetwegen dieſe täglich neuausgeſuchte Toilette.

Spöttereien gegenüber iſt ein junger Menſch nie ſicher vor Scham und Schwäche; ich ſchämte mich plötzlich des zarten Trödels mit der Alten. Sie kam jedesmal, wenn ich ſaß; ich ſchnitt ihr Geſichter, aber nicht mehr in Papier; ſie legte Schminke, Sternchen, Monde, Sonnen, ein ganzes Firmament auf; ſie coiffirte ſich à deux miroirs, ſtaffirte ſich à quatre épingles, parfümirte ſich à mille fleurs, — vergeblich, es erfolgte keine Silhouette mehr, mein Auge blieb für ſie blind. Sie ſchien außer ſich, ſie wollte vielleicht verzweifeln, aber ſie trug ihr Unglück groß, mit Würde. Sie ließ es nicht merken, daß es ihr Verdruß machte, nicht mehr Gegenſtand meiner Studien zu ſein. Oh, Monseigneur, que Vous êtes — langweilig! war ihr höchſter Zornausbruch, wenn ich ſie nicht mehr ausſchnitt. Sie bediente ſich nur im Zorne halb und halb deutſcher Worte.

Eines Abends war ich ziemlich früh eingeladen; meine Lection mit dem Magiſter ward unterbrochen. Ich ging im Saale auf und ab und ſetzte mich endlich, da Niemand kam, hinter der ſpaniſchen Wand auf den Seſſel. Nicht lange, ſo rauſchten ſeidene Roben durch die Thüre. Es war nicht die Alte, es waren zwei junge Frauenzimmer, die in Ninon's Schule den Dienſt lernten. Ich weiß nicht, hatte ich ſie früher als Gänſe oder als Enten ſilhouettirt. Sie nahmen Platz auf dem Vis-à-vis.

„Iſt Monſeigneur ſchon bei Sr. Erlaucht?“ fragte die Eine den Kammerdiener, der ſo eben die Kronleuchter angezündet.

„Noch nicht!“ war die Antwort. Der Diener, der mich hergeleitet, war abgelöſt, der neue hatte den Saal betreten, ohne mich zu ſehen; ich war im ſicheren Verſteck. Ich hörte franzöſiſch flüſtern. Als der Kammerdiener das Zimmer verließ, machten ſich die Damen deutſch Luft. Sie ſeufzten, ſie dehnten, ſie reckten ſich wie junge Füllen.

„Gott im Himmel!“ ſagte die Eine, „die Alte erſcheint heute in den Papageidurchwirkten! Sie will ihn durchaus erobern.“

„Sie ſollte in ihrer Robe von erſtickten Seufzern auftreten,“ ſagte die Andere, „das iſt jetzt das Neueſte aus Paris, die Garnitur von überflüſſigem Bedauern.“

„Oder ein Häubchen von ſicherer Eroberung aufſetzen, mit flatterhaften Federn und niedergeſchlagenen Augenlidern eingefaßt.“

„Nein, nein!“ war die Entgegnung der Erſten, „ſie will durchaus mit Papageien wirken, es iſt ihr Höchſtes und Letztes. Und die Ramage auf dem Kopfe iſt pompös; ſie bildet eine Krone, unter der ſich zwei Paradiesvögel ſchnäbeln.“

„Nun, wenn das nicht zieht, ſo bekommt ſie Vapeurs!“ lachte die Zweite. „Vielleicht würde das Monſeigneur zum Erbarmen reizen.“

„Nun man hat Beiſpiele! Die wirkliche Ninon hatte noch in ihrem achtzigſten Jahre une belle aventure. Vielleicht daß Graf Joſeph ſich entſchließt“ —

Die Mädchen kicherten und ſteckten ihr Geſicht in die Kiſſen des Kanapee's, ich hörte nur leiſes Ziſcheln, dann wieder Lachen, das bei der Einen plötzlich in ein lautes Nieſen ausbrach.

„Que bien Vous fasse!“ rief ich und ſprang mit Gepolter hinter dem Schirme hervor. Wie Spreu vor dem Winde ſtoben die Erſchrockenen auseinander. Zum Glück für die tödtlich Erſchrockenen trat auch die Oberſthofmeiſterin in's Zimmer, nobel und gehalten, wie immer, und mit außerordentlichem Eifer coſtümirt. Sie ſtrahlte wirklich in den Papageidurchwirkten; zwei rothe Vögel ſchwankten über ihrem Kopfe mit den Schnäbeln zuſammen. Doch man war damals an ausgelaſſene Phantaſtik in der Toilette gewöhnt. Sie trat zagend und ungewiß zu mir heran, in ihrer Verbeugung lag nicht mehr die alte Zuverſicht. Wie ich ſie ſcharf fixirte, entdeckte ich erſt das ungewöhnliche Zugpflaſter, das ſie aufgelegt.

„Mon Dieu!“ rief ich exaltirt, „avec un assassin!“

Sie hatte ſchräg unter dem Auge eine Mouche von gigantiſcher Form. Ich weiß nicht, wie man das Ding hieß, aber ich taufte es keck und ſchlagend. „Räuber des Herzens!“ declamirte ich, „wenn andere deiner unſchuldigen Brüder verwunden, du — du mordeſt!“

Ich ſank in die Kiſſen des Kanapee's, ſtürzte über Papier und Scheere her, die ich auf dem Tiſche fand, und bückte mich tief nieder, anſcheinend aus Eifer, in Wahrheit aber, um die Lippen über einander zu klemmen. Wie ich aufblinzte, ſchritt Ninon an uns vorüber. „Monseigneur, j'ai l'honneur,“ ſagte ſie mit einer Verbeugung der feinſten Grazie und rauſchte fort; das Bewußtſein ihres Triumphs lag in dem ſtolzen Blicke, der über die jungen Mädchen fortgleitete. Wie die Thüre hinter ihr in's Schloß fiel, warf ich mich rücklings über den Seſſel und brach in ein ſchallendes Gelächter aus. Ich hatte lange zurückgehalten, ich ſchüttete mich vollſtändig aus, die Augen gingen mir über. Wie ich ſie mit Gewalt aufriß, ſtand die Alte wieder mitten im Zimmer, hoch aufrecht, eine Säule voll Zorn und Wuth, die Papageien in der Ramage bebten und hackten ſich wild in die Schnäbel. Ich war beſchämt, wie ſie den Finger drohend emporhob. Sie ſah mich lange ſtrafend an; „Monseigneur,“ ſagte ſie endlich mit geringſchätzendem Hohne, „Monseigneur, fi donc!“ Dann winkte ſie der Einen der jungen Damen und verſchwand mit ihr. Die Andere blieb am Fenſter ſtehen; Ueberraſchung und Verlegenheit hatten ihre Füße gefeſſelt.

Es war ſehr ſtill im Raume. Ich ſaß im Seſſel, nahm die herabgefallene Scheere zur Hand und ſchnitt ein neues Geſicht, ein junges, blühendes, — juſt das Geſicht, das mir halb abgewendet zum Fenſter hinaus ſah und mir das niedliche Profil überließ. Es war ein hübſches Blondchen, blauäugig, ſanft gerundet, eine leicht aufgebaute und doch entſchloſſene feſte Geſtalt, wie ſie Vater Jupiter aus ſeinem Gehirn entließ und Minerva nannte. Und für die hatt' ich keinen Sinn bisher gehabt, hatte ſie wohl gar als Gänschen conterfeit!

„Sie hat's gemerkt, die Alte!“ ſagte ich zur Kleinen.

„Monſeigneur war ſehr übermüthig,“ eiferte ſie dreiſt, „wir werden das Alle lange Zeit zu büßen haben.“

„Ich will's gutzumachen ſuchen,“ ſagte ich gerührt.

„Der Spott war zu arg!“ ſchmollte ſie und ſchlug mit dem Finger auf's Fenſterbrett. „Man darf nicht unartig ſein!“

„Mademoiſelle!“ ſagte ich und ſtand auf. — Sie kühn zu ſchelten, wollte mir nicht über die Lippen. Sie redete mit mir und ich kannte ſie nicht: das war keck genug: ich hätte ſie demüthigen können. Wie ich aber in ihr Auge blickte, in dies Gemiſch von Trotz und Schelmerei, fühlt' ich mich entwaffnet, wollte näher treten, ihre Hand faſſen, ſtand und zögerte und fühlte die erſte zärtliche Empfindung meines Lebens durch meine Pulſe zittern. Wie ein Schreck überfiel mich plötzlich eine Entdeckung. Dies Geſicht hatte ich ſchon geſehen. Aber wo und wie? Hatte ſie Aehnlichkeit mit der kleinen Blondine, die in Mannheim das Lottchen am Hofe ſpielte? Oder that mir der Zufall den Gefallen und ſprang mir zu Liebe in meine Wünſche, in meine Gedanken mitten hinein? Aber nein, ich hatte ſie ſchon hier am Hofe geſehen, geſprochen — richtig! im Parke am erſten Morgen, den ich in Belle Promeſſe hungernd und dürſtend verlebt. Es war die Kleine, die mir die erſte Morgenatzung gereicht. Ich ſchwelgte plötzlich in dem Gefühle, ich ſei der Prinz Aſtolph im Stücke und die Kleine die ländliche Schöne in der Toilette der großen Welt. Aber wie kam ſie in das Hofkleid? Wie hatte die Etiquette ſie gewürdigt, hier zu erſcheinen? Sie war ja eine Förſterstochter, eine Gärtnersnichte und brachte den Arbeitern ihr Frühſtück.

Das Räthſel war bald gelöſt. Sie war es, Minchen, die Förſterstochter, die zu ihrem Ohm, dem Hofgärtner, geſchickt wurde, aber nicht um dort ihre Exiſtenz, ſondern den Aufſchluß über ihre bisher dunkle Geburt zu finden. Das plötzlich eröffnete Teſtament eines kürzlich in Belle Promeſſe geſtorbenen Hofcavaliers erklärte ſie für deſſen Tochter und Erbin. Die Juſtiz hatte die Rechtmäßigkeit anerkannt und Ninon ſich des Waiſenkindes erbarmt. Kurz vor meiner Reiſe nach dem Rhein war Wilhelmine in den Dienſt getreten, war alſo ſchon in meiner Nähe, in meiner Berührung geweſen, hatte aber nie ein Wort von unſerer Bekanntſchaft im Parke fallen laſſen. In der Ueberraſchung und

Freude hatte ich Mühe, meine Bewegung zu verbergen. Ich war ſo verworren, daß ich die Scenen im Parke mit Scenen im Stücke auf der Mannheimer Bühne verwechſelte. Wie ich leiſe nach dem kleinen Finger ihrer Hand griff, die ſie mir ſchüchtern entzog, zitterte ich ſo heftig, als ertappte ich mich auf einem Verbrechen. Ich ward kecker, ich legte den Arm um ihre Mitte; da ſprang ſie zurück und ſah mich wild an, indem ihr ein Strom von Thränen aus den Augen ſtürzte.

„Wollen auch Sie noch zu meinen Verfolgern gehören?“ ſagte ſie ſchluchzend. „Bin ich nicht ſchon unglücklich genug? Erſt bin ich eines Förſters Kind; dann ſagen ſie mir, ich gehörte an den Hof, mein Vater ſei ein Cavalier geweſen, und ſtecken mich in die ſteifen Kleider zum Erſticken! Draußen im Walde war es ſo ſchön!“

Gott im Himmel, dacht' ich, das iſt ja beinahe mein eigener Fall. „Lottchen!“ rief ich ſehnſuchtvoll aus. Sie lachte plötzlich laut auf und ſagte: „Monſeigneur, ich heiße Minchen!“ — So ſylphenhaft raſch wechſelte ihre Stimmung. Mit einer geſchickten Tanzbewegung entwand ſie ſich mir und huſchte mir aus den Händen zur Thüre hinaus. Ich durfte ihr nicht folgen. Ein Lakai trat mit der Meldung ein, der Thee werde heute Abend einzeln auf den Zimmern ſervirt. So ging ich betäubt zu meinem Magiſter zurück, der bei der Lampe ſaß, um in der Offenbarung Johannis noch einige Aufklärungen zu finden. Ich für meinen Theil hatte als Prinz Aſtolph mein Lottchen am Hofe gefunden.

„Wir machen noch einen kleinen Gang durch den Hain unſeres Barden!“ ſagte der Magiſter, indem er die Apokalypſe zuſchlug und nach dem Klopſtock langte, — „mir zur Erholung, Ihnen zum wohlthätigen Schwung der Lebensgeiſter, lieber Graf!“

Wir machten noch einen Stelzengang auf Klopſtock'ſchen Füßen; ich ſtolperte hin und her, ſcandirte unſinnig, war für allen Odenflug verdorben. Lottchen am Hofe war mein Gedanke, ein armes kleines Mädchenherz mein Sinnen und Trachten. Ihrer erſten idylliſchen Welt entzogen, hier in die Schnürbruſt der Etikette gepreßt, launiſch aus Verzweiflung, gequält und verſpottet, lachend und weinend: ſo ſtand ſie vor mir in ihrer rührenden Geſtalt. Ich hätte faſt eine Ode in Steifleinen auf ſie gemacht. Ich gehöre zu ihren Verfolgern, ſagte ſie! Hatt' ich nicht allen Grund, ſie zu verſöhnen, ihr wohlzuthun?

Wie aber kann man einem Herzen anders wohlthun, als wenn man es liebt!

Wir waren uns beim Thee ſehr verquer, der Magiſter und ich. Er ſprach von den allerhöchſten Angelegenheiten des Geiſtes; ich dachte an die allerdringendſten meines Herzens. Ich ſchützte Müdigkeit vor und ging früh ſchlafen. Der Magiſter ſetzte ſich wieder zur Offenbarung Johannis, ich hörte ihn im Nebenzimmer die Blätter wenden, das Licht putzen; ich hörte ſein leiſes Räuſpern, ſeine alte Gewohnheit, wenn er auf Schwierigkeiten ſtieß. Ich drückte meine Augen heftig in die Kiſſen, ich ſchluchzte und entlud in einem Strome von Thränen mein kindiſch bewegtes Herz.

Nach einer Weile ſchlich der gute Peterhagen auf Socken durch mein Cabinet. „Schläft man noch nicht?“ fragte er ruhig. — „Lieber Herr Magiſter!“ ſagte ich, und er trat vor mein Bett. Ich brauchte einen Menſchen, einen Vertrauten, ich hatte ja Schmerz, ich fühlte zum erſten Male das Bedürfniß eines Freundes. Wie er ſo vor mir ſtand, der gute breitſchulterige Magiſter, mit dem Beruf, Laſten zu tragen, aber zugleich mit dem dürren, prüfenden Blick und der langen Examinationsnaſe: da entfiel mir wieder der Muth zur Beichte. Ein Mondſtreifen fuhr hell durch's Zimmer über den Magiſter hin bis über's Bett. Ich hatte nach ſeiner Hand faſſen wollen und griff in's blaue fahle Licht des Nachtgeſtirns.

„Lieber Magiſter,“ ſagte ich, „gibt es nicht Menſchen, die Nachtwandler ſind?“

„Gar kein Zweifel,“ ſagte er ruhig, „es gibt Menſchen, die Nachtwandler ſind.“

„Muß man erſt geſtört ſein im Gehirne, wenn man nachtwandelt?“ fragte ich.

„Ein abnormer Zuſtand mag damit eintreten,“ war die Antwort, „Verrücktheit wohl noch nicht.“

„Ich danke,“ ſagte ich, „es tröſtet mich, ich hoffe nicht, daß ich Anlage zum Nachtwandeln habe.“

„Hoffen?“ corrigirte der Magiſter.

„Fürchten, will ich ſagen, ja ich fürchte es.“

„Fürchten wir dieſes nicht,“ beruhigte mich der Gute.

„Gute Nacht, lieber Magiſter!“

„Gute Nacht, Monſeigneur Joſeph!“

Er ging. So gerührt hatten wir noch nie Converſation gemacht. Der Mondſchein aber blieb, und ich dachte: welche Nacht hat Minna-Lottchen drüben im linken Flügel? Ich ſtand auf und trat an's Fenſter. Drüben blinzelte ein kleines Licht, ein Irrlicht für ein rathloſes Herz. Eine Stunde lang ſtand ich wie ein Mondſüchtiger da, aber ich hatte keinen Muth bei wachen Sinnen den Nachtwandler zu machen. Wie hätte ich auch die ſteilen Wände hinunter und hinanklimmen können! So ſehr greifen Mondſüchtigkeit und erſte Liebe in einander. Wir bitten die Mediciner nicht um ein Mittel dagegen: es will beides überdauert ſein, und die gütige Natur hilft ſich ſchon von ſelber.

Die gute Ninon hatte ich vollſtändig verſöhnt, den jungen Mädchen aber hatte ich das Singſpiel mitgetheilt, das Alle lebhaft ergötzte. Wenige Tage nach jenem Vorfalle war Ninon's Geburtstag. Ich ſchnitt ihre Silhouette mit beſonders ſchmeichelhafter Sorgfalt auf grauem Silberpapier mit ſchwarzen Schattirungen, die ich mit der Feder anbrachte, die Mouchen ſilberweiß glänzend. Ich ſchrieb darunter: Ninon la seconde, und überſchickte es ihr mit Begleitung einiger franzöſiſcher Verſe. Auf flammenrothem Papier, mit goldenen Arabesken oben und unten, kam die Antwort alſobald. Sie lehnte es ab, Ninon zu heißen, auch nicht deutſche Ninon. Ihre Verſe ſchloſſen mit dem Reime:

Faible et friponne tour à tour
Ninon eut trop d'amans pour connaitre l'amour!

Am nächſten Abend erſchien ſie wieder im Corridor. Wir ſaßen im Vis-à-vis, auch Minchen kam und wir machten Converſation comme il faut. Ich deklamirte die obigen Verſe, die ich ſo eben in einem franzöſiſchen Claſſiker geleſen zu haben behauptete, und fragte die Oberſthofmeiſterin ſehr täppiſch, ob man wirklich nur ein Mal im Leben lieben könne.

„Man ſagt, nur ein Mal!“ erwiederte Ninon. „Sprechen wir von anderen Dingen, Monſeigneur!“

Ich erzählte von meiner Rheinreiſe und lenkte bald auf die Komödie in Mannheim ein. Bei meiner Schwärmerei für das deutſche Singſpiel hatte ich ganze Scenen auswendig gelernt und ſagte ſie her.

Da es der Alten nicht mißfiel, ſo war ich auf dem Punkt, auf welchen ich ſteuerte. „Wir ſollten es aufführen,“ ſagt' ich, „in Ihren Zimmern!“

„Der Ton hier bei Hofe duldet kein Spiel dieſer Art,“ ſagte Ninon. Aber ſie gab doch die Erlaubniß, daß Minchen und die anderen Fräulein das Stück förmlich auswendig lernten. Faſt jede war im Stande, das Lottchen zu ſpielen, Wilhelmine aber zumeiſt. Während die Alte im Fauteuil ſaß, führten wir auf friſcher That ganze Scenen vor ihr auf. Der Inhalt ſchlug eigentlich in Ninon's Geſchmack, die Examinationen zwiſchen Prinz Aſtolph und Lottchen, das Frag- und Antwortſpiel mit dem Hofmanne Fabriz fand ſie ganz leidlich. Zu Görgen's Liedern rümpfte ſie jedoch die Naſe. Hier plumpte die deutſche Derbheit gräulich mitten durch. Wie ich anfing: „Den Stall voll Vieh Möcht' ich nicht ohne ſie“ — fragte ſie: „Vieh? fi donc!“ und verbat ſich die „Schnabelweide“ ſammt dem „Bock voll Freude“. Andere Stellen paſſirten auch nicht unangefochten. Der Prinz im Stücke zählt ſeiner ländlichen Geliebten die Elemente des Hoflebens vor; er nennt ihr unter den Inſtrumenten, mit denen man bei Hofe agirt, den Putztiſch.

„Putztiſch!“ wiederholte Ninon, „c'est un mot comme un éléphant!“ — Wir ließen uns nicht ſtören und recitirten. Lottchen im Stücke fragt: „Der Putztiſch! was iſt das für ein Ding?“ Als Prinz Aſtolph gab ich dann die witzige Erklärung: „Es iſt ein Thron, wo die Kunſt triumphirt, ein Altar, wo man den Grazien opfert.“

„Bravo!“ ſagte Ninon hier.

„Durch ihn,“ fuhr ich pathetiſch fort, „kehren die verfloſſenen Jahre zurück.“

Ninon ſenkte den Fächer, zum Zeichen ihres Unwillens; ſpäter ließ ſie ihn zu Boden fallen, zum Merkmal, daß etwas Unerhörtes geſchehen, das man zur Wehr des guten Anſtandes unterbrechen müſſe.

„Durch das glückliche Wunder einer Schminke deckt man,“ ſagte ich ſtürmiſch, „die Furchen der Jahre zu, und durch einen angenehmen Betrug weiß der Pinſel, ein Nebenbuhler der Natur, die Blüthe eines jugendlichen Geſichts wieder hervorzubringen. Man iſt jeden Tag gleich ſchön; man belächelt ſich ſelbſt mit einer ſiegreichen Miene, die Schönheit wird ſchöner, dauerhafter, ja unſterblich.“

Mit dieſen Worten hatte ich ihren Fächer erhoben und überreichte ihn kniebeugend. Sie verbeugte ſich und ſagte: „Ah, Monſeigneur!“ Die Hoffräulein, Perſonal und Publikum in Einer Schaar, nagten an den Lippen.

Das Weſen des Fächers war im Stück nicht minder ein Moment der Philoſophie der Toilette, wie ſie der Hofmann Fabriz entwickelte. Lottchen hatte wieder auf Deutſch ihr Qu' est-ce que ça? zu fragen. Indem ich mich, einige Runzeln im Geſicht affectirend, mit pedantiſcher Wichtigkeit vor ihr brüſtete, ſagt' ich als Fabriz: „Der Fächer, mein Kind, iſt das nützlichſte Werkzeug des Wohlſtandes und des Vergnügens. Dieſes zerbrechliche Bollwerk vor den Augen öffnet der Schamhaftigkeit“ —

„Schamhaftigkeit?“ rief hier Ninon, „mot ridicule!“

„Der Schamhaftigkeit eine ſichere Freiſtatt und befriedigt zugleich die Neugier. Indem man einen Blick durch ſeine kleinen Zwiſchenräume wirft, kann das Auge in größter Sicherheit einen Liebhaber“ —

„Liebhaber!“ ſagte Ninon, „mot dromedare!“

„— einen Liebhaber bemerken und ſeine Nebenbuhlerinnen richten. Vermittelſt ſeiner Hülfe kann man die Schamhaftigkeit ſelbſt hintergehen“ —

„Fi done!“ ziſchelte die Alte.

„— Alles prüfen, Alles hören, über Alles lachen, ohne Nachtheil ſeiner Ehre.“

Rauſchend geht er auf und zu
Wenn Verdruß und Zorn ſich regen;
Aber iſt das Herz in Ruh',
So wird er ſich ſanft bewegen,
Und in loſen kleinen Schlägen
Sagt er Schäferſtunden zu.“

„Schäferſtunden,“ rief Ninon dazwiſchen, „mot rhinocéros!“

„Witz, Talente, Geiſt, Verſtand
Weiß er künſtlich vorzulügen,
Und geführt von ſchlauer Hand,
Herz und Augen zu beſiegen;
Ja, er ſchlägt bei Liebeskriegen
Alles ohne Widerſtand.

„In den Händen eines ſchönen Frauenzimmers iſt er das Scepter, womit die Eitelkeit allen Sterblichen gebeut."

Hier bracht' ich wieder, zu Ninon gewandt, meine Huldigung dar, die ſie annahm, ohne ſich jedoch enthalten zu können, die deutſchen Ausdrücke: „ſchlau", „Liebeskriege", „ſchönes Frauenzimmer", als plumpe Dummheiten zu verwerfen. Und ſie hatte Recht, die gute pedantiſche Schulmeiſterin des Schönen und Feinen; die deutſche Sprache war im Spiel mit den Grazien damals ein rechtes Kalb.

Mit einem gewiſſen heimlichen Jubel aber trugen wir die Definition der Vapeurs vor, für welche der Deutſche noch heute keinen Ausdruck gefunden hat, weil glücklicherweiſe die Bedeutſamkeit dieſes Begriffes bald wieder aus der Welt verſchwand.

Lottchen im Stücke fragt, „Was ſind Vapeurs für Dinge?" Und als Fabriz declamirte ich: „Die Wahrheit zu ſagen, man weiß es nicht genau. Es iſt ein Talent, eine Kunſt, deren ſich ſowohl der Haß wie die Liebe immerdar zur gelegenen Zeit zu bedienen weiß, eine gewiſſe veranſtaltete Unordnung, die ein Ungefähr zu ſein ſcheint. Aber es gehört dazu viel, ſehr viel Geſchick. Will man zum Exempel einen Liebhaber auf die Probe ſtellen, ſo iſt es die Kunſt, mit Anmuth, mit Grazie, mit Empfindung in Ohnmacht zu fallen. Eine Schöne intereſſirt allezeit in dieſem Zuſtande: da gibt es ein ſüßes Schmachten — ein rührendes Schluchzen — herzeinnehmende Seufzer — alles ſchlaue Kunſtgriffe, womit die feinſte Liſt die Begierden anfacht und doch dabei den Wohlanſtand in Sicherheit ſetzt."

Ich hatte das mit ſehr viel Empfindung und ſo ergreifend wie möglich vorgetragen. Ninon machte ſchließlich ihr gravitätiſches Geſicht; ſie ſah dann wie eine Oberprieſterin aus, die ihrer Gottheit, dem Anſtande, einige bedeutende Opfer auf dem Altare darzubringen gedenkt. „Die deutſchen Poeten ſind noch ſehr zurück in der Cultur", ſagte ſie franzöſiſch, „ſie rühmen ſich Genies und befleißigen ſich nicht des Talentes, gut zu ſprechen! Man kann nicht Alles ſagen, was wahr iſt; es giebt gewiſſe unſagbare Dinge, die, ausgeſprochen, unwahr werden. Die Offenbarungen dieſes deutſchen Schöngeiſtes über die wichtigſten Angelegenheiten der Bildung ſind ein Gemiſch von Sinn und Unſinn, ein Potpourri von Wahrheiten und Plattitüden. Nur der Eſprit der Franzoſen findet in ſeiner Sprache die richtigen

Ausdrucksweiſen dafür, er iſt wahr, weil er, nicht obſchon er graziös iſt. Wahrheit geht nie über die Grenzſcheide des Schicklichen hinaus!“

Sie erhob ſich und hieß die Damen ihr folgen. Minchen war die Letzte, die ging. Ich ſtand und ſah ihr liebevoll nach. Alles war doch nur dazu veranſtaltet, um mit ihr zu verkehren, aber ſie hatte keinen Blick für mich. Vom poetiſchen Schäferſpiel blieb nichts weiter, als ein bis zu Thränen betrübter Hans Görge übrig. —

So war das Leben von damals. Man lachte äußerlich und weinte im Stillen; man machte Komödie und deckte damit den Ernſt des Lebens, bis dieſer dann in entſtellter Form zu Tage brach. In meinem Tagebuche von damals finde ich im Jargon der Sprache von ehedem den komiſchen Ausruf verzeichnet: „Ach! ich liebe ſie ja ſo zärtlich wie nur jemals ein fidèle berger ſeine Daphne, aber zu der chose convenue unter Liebenden will's nicht unter uns kommen!“ Die Ausdrucksweiſen geſtalteten ſich poſſierlich, auch wenn man es ſehr ernſt meinte: der modiſche Dandysmus verdarb die beſten deutſchen Empfindungen. Erſt Goethe fand ſpäter — in ſeinem Werther — den wahren naiven Ausdruck und den hinreißenden Schmelz für die überwallenden Gefühle ſentimentaler Seelen. Wir ſaßen damals Alle noch in den Perrücken und Reifröcken des alten ſteifen Herkommens; wir machten nur ſchüchtern in Gedanken einige leiſe Streifzüge, um die Quelle eines natürlichen und freien Lebens zu entdecken. Wir fingen damals an, über den Urſtand der Menſchheit zu brüten. Auch Klopſtock, gegen den wir uns damals auflehnten, ſang uns ja doch mitten in der bürgerlichen Knechtſchaft von der Kindſchaft der Menſchen zu Gott. Die Zeiten der Hirten und Patriarchen ſchienen wiederkehren zu wollen in Fabeln, Singſpielen und Hymnen, wir nahmen einen Anlauf zum Leben und kehrten zuvor, um erſt Kräfte dazu zu ſammeln, zum Urborn der Natur zurück. Die phyſiognomiſchen Studien aber brachten, wie ich das an mir ſelbſt in meiner Entwickelung erfuhr, einen Schwung in die Kunſt der Mimen, einen Schwung auf die Bretter, die für uns das Leben bedeuten ſollen.

Sechstes Kapitel.

Sanct Lavatus und Sanct Germanus.

Mit dem Gefühl für Mina-Lottchen verging mir plötzlich die Luſt am Caricaturenzeichnen. Ich fing an elegiſch und ſentimental zu werden, entwarf Epiſteln im Odenſtyle, ich glaube im ſapphiſchen Maße, ließ einige durch den Friſeur, durch den Kammerdiener, an ihre Addreſſe abgehen; machte aber die ſchmerzliche Erfahrung, daß keine von allen an ihr Ziel gelangte. Jeder Bote behauptete, das ſorgſam verſiegelte Billet drüben im andern Schloßflügel an die Zofe des Fräuleins ſicher abgeliefert zu haben. Bei'm Thee aber am andern Abend wußte Minchen nichts von meinen Ergüſſen, ſpottete meiner Verſicherungen, lachte meiner Betheuerungen. Ich ſehnte mich nach einem Augenblick, ſie ungeſtört zu ſprechen, ſchlich in der Dämmerung, ſpät Abends, auf Nebengängen in die Gallerie, auf welche die Zimmer der jungen Dame ſtießen. Aber ich fühlte mich allerſeits umlauert. Immer ſchwebte, wie mein Schatten, ein grauer Wächter hinter mir her, ein Menſch, der bei Hofe mächtiger war, als er ſchien, und deſſen Vertrauen ich mir zu ſpät gewann, da man am Hofe Nichts ohne Mittelsperſonen vermag. Auf der Fahrt nach der Schweiz ward ich dieſem geheimen Poliziſten förmlich übergeben.

Es war tief in der Nacht, da ſchreckte mich der grelle Schein eines Lichtes von meinem Lager auf. Eine Kerze in der Hand, ſtand der Reichsgraf, Großvater Erlaucht, vor mir. Ich blickte in ſein ſtarkes, großes, vom Lichtſchein wie transparentes Geſicht. Die ſteile Adlernaſe mit den klaren, hellen, aber argwöhniſch zweifelnden Augen, welche ſchwere, buſchige Brauen beſchatteten, hing forſchend über mir. Geblendet ſchlug ich die Wimpern nieder. „Italiano!“ flüſterte der Alte kaum hörbar, „es ſteckt einmal in ihm!“

Ich ſprang aus dem Bette, als wäre es die Folter, auf die ich geſpannt werden ſollte. Es war Niemand ſonſt im Zimmer, als der Magiſter. Im großblumigen Schlafrocke, mit den verwaſchenen und verſchlafenen Augen, die Nachtmütze in der Hand, ſtand der Ehrſame wie ein devotes Fragezeichen da, während der geſtrenge Herr in vollſtändigem Anzuge, geſtiefelt und beſpornt, wie ein wildes Ausrufungszeichen im Zimmer herumfuhr. Er hatte das Licht auf den Tiſch geſetzt und wies mit der freien Hand, die er wie einen Commandoſtab in die Luft ſtreckte, auf mich hin, der ich das nächſte Kleid ergriff, um nicht anſtandswidrig aufzutreten. „Treibt hier doch Nichts als Allotria!“ ſchloß der geſtrenge eine lange Rede, aus der ich nur entnahm, daß über meine Bilderſcherze und mein Komödienſpiel Klage erhoben ſein mußte. Macht ſich luſtig über anderer Leute Fratzen und ſollte ſich um die eigene bekümmern, die ihm der phyſiognomiſche Phyſicus vielleicht gar nicht ſo ſchlecht gedeutet hat!“

Der Magiſter, der Gute, der ſich nur mühſam die Blößen bedeckte, hatte doch edlen Muth genug, mich in etwas zu vertheidigen, dafern es ja Erlaucht ſelbſt geboten, dem jungen Menſchen den Verkehr im linken Schloßflügel zu erweitern, um, wie der Magiſter nicht ohne leiſe Bitterkeit bemerkte, zu der herben Strenge der Doctrin auch die jocoſe Kurzweil der Salonmanieren zu geſellen.

„Soll ihm auch nicht entzogen werden“, ſagte der Großvater, „ſoll aber ſeine aufgeſtelzten ſeraphiſchen Exercitien aus der Schulſtube nicht herüberſchleppen! Da liegt der Platoniſche Kram!“

Er warf ein Packet Blätter auf den Tiſch; es waren meine Oden an Lottchen; ich war entlarvt und ſtand zitternd in meiner Blöße da.

„Bin wahrlich noch zweifelhaft,“ fuhr der Geſtrenge fort, „ob ich nicht gut thäte, den jungen Burſchen unter die Preußen zu ſtecken, damit er Mores lerne! Will ihn mal auf ein Paar Tage ſelber in Zucht nehmen! Soll mit auf die Reiſe! Allons, marſchfertig gemacht, angehoſ't und eingepackt; in 'ner Viertelſtunde geht's fort!“

„Befehlen Erlaucht, daß ich ebenfalls“ — fragte der beſtürzte Magiſter.

„Nein, bitte, können ſich derweile ausruhen, und nehmen die Störung bei nachtſchlafender Zeit nicht in Ungüte! Der Sommerlotte ſoll mit, Gott befohlen!“

Der Magiſter becomplimentirte den geſtrengen Herrn zur Thür hinaus, wo beſagter Herr von Sommerlotte mit dem Reiſegeräth ſchon meiner harrte. Ein Wink, ein Blick des Reichsgrafen genügte, und mein neuer Gefährte, wie ich ſelber, wußten, in welchem Verhältniſſe wir zu einander ſtehen ſollten. Alsbald ſaß ich denn auch ſchlagpünktlich neben dieſem Factotum in der zweiten Kaleſche, während der

Reichsgraf mit ſeiner Begleitung in die ſeinige ſtieg und voranfuhr. Wo ſich Herrn von Sommerlotten's Adel herſchrieb, war mir damals ſehr zweifelhaft; auch machte er davon nur ſehr verſchämten Gebrauch. Herr von Sommerlotte hieß bei Hofe allgemein der Geheimſecretär; nicht als ob er vorzugsweiſe Dienſte dieſer Art verrichtete, ſondern weil Alles, was ihm anvertraut wurde, wie in einem geheimen Schubkaſten, ſicher und verborgen blieb. Er war im Sommer auf den Reiſen des „Allergnädigſten" Marſchall und Fourier, maître de la garderobe, Kammertürke, Schreiber und Tabakſtopfer, Barbier und Geſellſchafter au défaut de mieux. Die Functionen des Barbiers und des redſeligen Schwätzers, ſonſt immer ſo freundnachbarlich geſellt, lagen jedoch bei ihm gar weit auseinander; nie war ein Menſch, der den Leuten um den Bart geht, einſylbiger, als Sommerlotte. In ſeiner Verſchwiegenheit, die an Blödſinn grenzte, ſteckte das Geheimniß ſeiner Exiſtenz in der Nähe und um die Perſon des gnädigſten Herrn, das Motiv des Vertrauens und mancher verſchwiegenen Miſſionen, deren getreue Vollziehung ihn bei Jedermann in den Verdacht des geheimen Intriguanten brachte. Seit länger als zwanzig Jahren wußte Sommerlotte um alle Ereigniſſe in Belle Promeſſe, war in allen Staats- und Hausaffairen Gehülfe geweſen und ſchwieg über jede wie ein Grab. Er war pfiffig genug, ſich auch bei geringfügigen Dingen den Anſchein der Geheimthuerei zu geben. Man hielt ihn für die getreue Chronik des Hauſes, und doch war er bei allen Vorkommenheiten meiſt nur gedankenloſe Maſchine geweſen. Den Winter über hatte er keinen weiteren Dienſt, als in jeder ſchlafloſen Nachtſtunde bereit zu ſein, dem Reichsgrafen die Zeit zu vertreiben. Er mußte dann Acten, Verhandlungen, Berichte über Zölle und Steuern, alles da weiter leſen, wo der Geſtrenge juſt ſtehen geblieben. Das Vielerlei dieſer Lectüre, von der er oft Nichts verſtand, vollendete die zerſtreute Vielwiſſerei dieſes Menſchen. Im Winter ſchlief er den Tag über; man ſah ihn dann nur wie den Nachtwächter Schloß und Hof umſchleichen, um auf den Augenblick zu lauern, wo im Zimmer des Herrn das Licht angezündet wurde. Dies vollendete das Unheimliche in Sommerlotten's Weſen. Man glaubte, er könne Geiſter ſehen. Nachdem er auf den nahen Jahrmärkten mehrere Weißkäufer mit falſchen Gulden ertappt, galt er allgemein für einen heimlichen Spion im

Dienſte der Polizei. Daß er zu Allem zu gebrauchen war, machte ihn wirklich gefährlich. Von früherer Zeit wußte man, daß er im alchymiſtiſchen Thurme des alten Schloſſes dem Reichsgrafen bei'm Schmelztiegel Dienſte geleiſtet. Sommerlotte war das letzte Exemplar jener „närriſchen Kerle", von denen der Reichsgraf ſich ehedem eine Sammlung angelegt, theils um ſie zu heilen, theils um an ihnen der menſchlichen Natur auf den Grund zu kommen. Er war vor Zeiten in Bamberg Barbier geweſen; ſeine angeborene Geſchwätzigkeit und die bei Leuten ſeines Geſchäfts eben ſo häufige Einbildung, ein ſtudirter Doctor zu ſein, waren die unſchuldige Urſache geweſen, ihn auf die Liſte der Narren zu ſetzen und einzuſperren. Die Experimente, die man im Narrenthurme an ihm vollzogen, hatten ihn von ſeiner krankhaften Eloquenz ganz und gar geheilt, ihn aber zugleich alles Zuſammenhanges der Gedanken, die doch wenigſtens von Heute bis Morgen reichen ſollten, beraubt. Er war pünktlich und getreu, aber nur wie ein Hund, der darauf dreſſirt iſt; er war verſchwiegen aus Gedankenſchwäche; aber er wußte, daß man ihn für einflußreich hielt, und dies Bewußtſein gab ſeinem Blödſinn einen Anſtrich überlegener und verſteckter Allwiſſenheit. Sein drittes Wort war: Ich habe nie ſtudirt, und: Ich beſitze nicht die Gabe der Rede! Hiermit gab er lächelnd Jedem zu verſtehen, daß kein Grund da war, ihn für einen Candidaten des Tollhauſes zu halten. Was noch ſonſt in ihm niedergedrückt und durch Zwangsmittel ausgerottet worden war, darüber gab es nur dunkle Gerüchte. Erſt ſpäter erfuhr ich, welches Verbrechen man an ihm begangen. Katholiſchen Glaubens, aus Bamberg, wo er in biſchöflichen Dienſten geweſen, man wußte nicht weßhalb, entlaſſen, war er in unſerem Gebiete auf der Landſtraße bettelnd und halb irre aufgegriffen und in das Exercirhaus der geiſtig Geſtörten geſteckt; als man ihn geheilt entließ, wußte er nicht anders, als daß er proteſtantiſcher Chriſt ſei. Der Reichsgraf hatte ſo lange an ihm curirt, bis er ihn von ſeinem katholiſchen Glauben, den er als Krankheit nahm, geheilt glaubte. Ich ſollte es ſpäter erleben, wie ſchmerzlich das katholiſche Weſen wieder bei ihm zum Durchbruch kam.

Damals war Sommerlotte in Belle Promeſſe allgemein gehaßt; ich meinestheils aber gehörte nicht zu Denen, die ſeiner ſpotteten, ob ich ſchon einmal durch eine Caricatur ihn dem Gelächter der Fräuleins am Hofe bloßgeſtellt hatte. Es ſchien hier wirklich durch übermüthige Experimente ein menſchlicher Verſtand zu Schanden curirt zu ſein, und der beſondere ſorgſame Antheil, ja das Vertrauen, das der geſtrenge Herr ihm unausgeſetzt zuwendete, entſtand vielleicht aus dem Gefühl, ihm eine Entſchädigung ſchuldig zu ſein. Da ich ihm für die Reiſe zubeordert war, ſo wußte ich genau, in welchem Verhältniß er zu mir ſtand; er ſollte mich bewachen, ohne ſich den Anſchein der beſondern Aufſicht zu geben.

Die Equipagen raſſelten durch das Schloßportal der ſchweigenden Nacht entgegen. Eben ſo verſchwiegen ſaß der geheime Sommerlotte neben mir im Wagen. Ich nahm mir vor, ſeine Zunge zu löſen.

„Wohin geht diesmal die Reiſe, lieber Herr von Sommerlotte?“ fragte ich ſeinen Arm umfaſſend.

„Incognito, durchaus incognito!“ war die laconiſche Antwort des verqueren Geſellen, mit der er unbeſtimmt ließ, ob bloß die Form der Reiſe oder auch ihr Ziel incognito ſein ſollte. Für den Doppelſinn ſeiner Reden war er in Belle Promeſſe ſo bekannt, wie bei den Griechen das Orakel zu Delphi.

Wir bogen um den linken Schloßflügel. In den Fenſtern der Damen des Hofes war längſt Alles dunkel. Die Fahne auf dem Thurme flatterte noch zum Zeichen, daß der regierende Herr noch für anweſend galt. Aber die Zugbrücke, welche zu dem alten Schloßbau führte, war bereits in die Höhe gezogen, was nur bei der Entfernung Sr. Erlaucht ſtatt fand. Die runde Baſtei mit ihren Zinnen und Thürmen ragte geſpenſtiſch hinaus in den hellen Glanz der Mondnacht. Das war der Thurm, der die Geheimniſſe des Reichsgrafen von alter Zeit her verſchloß. Dort lagen die Zellen, wo er arme gemüths- und geiſteskranke Menſchen ſtudirte und curirte; in den unteren Kellerräumen, ſagte man, war das chemiſche Laboratorium, wo vor Zeiten im Schmelztiegel das rothe Pulver gekocht ward. Großvater Erlaucht machte aus alle dem kein Hehl; er geſtand offen ein, daß er manche Schwärmerei der Menſchen mitgemacht, freilich nur mit wachen Sinnen, um ihren Grund oder Ungrund zu erprüfen. Es war Nichts herausgekommen in beiden Fällen; was aber unverſehens und nebenher darauf gegangen bei den Verſuchen: wer wollte das ermeſſen? Saß nicht ein zweideutiges Ergebniß ſolcher Studien am geſtörten Menſchengehirn dicht neben mir im Wagen, ein Weſen, bei dem es zweifelhaft blieb, ob es die Heilanſtalt halb irre bezogen oder halb irre verlaſſen? Ich ſtieß meinen Begleiter an, deutete auf das alte Gebäude und ſagte: „Narrenthurm das!"

Sommerlotte wendete bedeutſam den Kopf und entgegnete: „Hm, wie man will!"

„Auch Goldmacherthurm, wie die Leute ſagen", fuhr ich fort.

„Wie die Leute ſagen!" wiederholte der Mann achſelzuckend.

„Was aber mag Wahres an der Sache ſein?" bat ich freundlich. „Sind hier wirklich arme kranke Menſchen geheilt? Und hat ſich hier jemals Einer auf die Kunſt gelegt, Gold zu machen?

„Gleichviel, gleichviel", war die Antwort.

„Wie ſo, gleichviel, lieber Sommerlotte?"

„Aus Narren — Weiſe machen, aus Eiſen — Gold: gleichviel, gleichviel!"

Das war nun wirklich gleich viel närriſch und weiſe in einem Athem. Sommerlotte wußte König Salomo's Spruch: „Alles eitel!" ſehr mannichfach zu variiren.

Auf der Rückſeite der runden Baſtion leuchtete jetzt im Schein des Mondes das in Stein gehauene Wappen des Hauſes Hohen — — Schwarzenfels: Eine Flamme, die gen Himmel lohet (alta flamma) und ein Anker im Hauptfelde mit drei Balken in der Quere.

„Ein ſehr zweideutiges Symbol das", ſagte ich, „ich meine den Anker, der dreier Balken bedarf, um zu halten!"

„Bitte, bitte", ſagte Sommerlotte, der die Ehre des Hauſes vertheidigen zu müſſen glaubte. „Hohes Geſchlecht das, altes Wappen vom Kaiſer und Reich!"

„Ich will die Bedeutſamkeit des Wappens nicht antaſten", ſagte ich, „aber für die Thurmbewohner ſind ſeine Zeichen trügeriſch geweſen. Hier iſt ſchwerlich je aus einem Narren ein Weiſer, noch aus ſchlechtem Metall ein edles gemacht!"

„Bitte, bitte! Geheimniß, Geheimniß!" entgegnete lächelnd der ehemalige Thurmgenoſſe.

Ich warf mich in die Wagenecke und fühlte nach dem Wappenringe, den ich als Erbtheil von meiner Mutter erhielt; ich hatte ihn für die Reiſe zu mir geſteckt. Es war das Familienwappen meines

Vaters, Grafen Giuſeppe della Torre. Auf gewürfeltem Parquet ſtand auch dort ein Thurm mit Zinnen, dem Namen des Geſchlechts entſprechend; über dem Thurme erhob ſich ein lateiniſches T, ein Kreuz mit Roſen umwunden. Mein gequälter Sinn hatte ſich ſchon oft mit der Möglichkeit einer Beziehung beider Thürme beſchäftigt, die nirgend vorhanden war. Daß das lateiniſche T zugleich das Kreuz der Roſenkreuzer war, davon hatte ich damals keine Ahnung. Unſerem Wappen fehlte zum Signum der Roſenkreuzer in der That nur noch der Pelikan, der ſeine Jungen mit dem eigenen Herzblut nährt.

Das alte Gemäuer, das jetzt hinter uns lag, bewahrte zweifelsohne im Archive die Papiere meines Vaters, welche die Geſchichte und die Geheimniſſe ſeines Lebens enthielten, Geheimniſſe, die mir bis zu meiner Mündigkeit gerichtlich und teſtamentariſch vorenthalten blieben. Bis zu meiner Mündigkeitserklärung gehörten noch mehrere Jahre. Wie oft hatte ich über den Plan nachgeſonnen, zu dem alten runden Thurm mir Eintritt und in die Papiere meines Vaters Einſicht verſchaffen zu können!

Ich verſank in die Erinnerung an ſchmerzensvolle Scenen meines jungen Lebens, Scenen, die der helle Tag wohl verſcheuchen, der lebensbedürftige Sinn der Jugend wohl zurückdrängen konnte, die aber in jeder wachen Stunde der Nacht in meiner Seele wieder lebendig wurden. Die Geſtalt des mir ſo traurig entzogenen, von mir kaum gekannten Vaters, das ſüße, ſchmerzlich liebe Bild der in Qual und Angſt geſtorbenen Mutter trat wehmüthig vor mein Auge; die Schatten der Nacht, die vorüberrauſchenden unſicheren Gebilde des Weges in Strauch und Baum miſchten ſich mit den blaſſen Zügen dieſer geliebten Perſonen, und während die Mutter vor mir gen Himmel ſtieg, irrte im täuſchenden Mondlichte, wie in der Begräbnißnacht, die Geſtalt meines Vaters zu Pferde einſam und verloren vor mir hin durch Wald und Feld in die mir unbekannte Ferne.

„Sommerlotte“, ſagte ich, die Hand auf die Schulter des Gefährten legend, „lieber Sommerlotte, geht die Reiſe nach Süden?“

„Mitunter!“ war die Antwort.

„Ich wollte“, fuhr ich fort, den heute weniger als je Einſylbigen bedrängend, „ich wollte, wir führen geradezu nach dem Süden, über die Alpen hinüber in's wälſche Land.“

„Wie ſich das nun ſo am Beſten wird machen laſſen!“ ſagte der Unerbittliche ausweichend.

„Ich glaube nicht“, klagte ich, „daß man mich nach Italien führt, und doch ſteht alle meine Sehnſucht dahin. — Lieber Sommerlotte“, fuhr ich fort, mich traulich an ſeine Seite ſchmiegend, „Ihr ſeid alt und erfahren, ein Vertrauter des Hauſes, Ihr wißt um die Geſchichte meiner Familie, Ihr kennt meinen Vater!“

„Vater?“ wiederholte der ſonderliche Menſch und ſah mich argwöhniſch lauernd an.

„Meinen Vater, ja, den Grafen Giuſeppe della Torre; ich heiße nach ihm Joſeph, das wird Euch doch kein Räthſel ſein!“

„Incognito, durchaus incognito!“ war die kurze Antwort, die ein ablehnendes Schütteln des Kopfes begleitete. Mein Magiſter Gouverneur war aus Grundſatz gegen mich ſchweigſam über die wichtigſte Angelegenheit meines Lebens; hier ſaß ich nun vielleicht an der Quelle der Wiſſenſchaft, die ſich jedoch entweder aus Furcht oder aus Klugheit unwiſſend ſtellte. Ich war und blieb incognito der Sohn meiner Mutter, meines Vaters, incognito und ohne Anerkennung der Enkel des Mannes, der über mein Daſein verfügte, an meinem Leben vielleicht immer noch experimentirte, mich erziehen, mich zum Menſchen machen ließ, ohne mir einen Rechtstitel zuzugeſtehen. Er konnte mir nicht an meinem Namen die Ehrlichkeit zweifelhaft machen, aber er ſchien mir den ganzen Namen, meine ganze Exiſtenz in ihrer Gültigkeit noch immer vorenthalten zu wollen. Wie oft hatte ich in ſtiller Nacht an meinen fernen Vater Briefe entworfen und geſchrieben, worin ich ihn zärtlich bat und beſchwor, zu mir zu kommen oder mich zu ſich zu berufen, mich nicht in der Hand fremder Menſchen zu laſſen. Am hellen Morgen vernichtete ich jedesmal die Spur dieſer phantaſtiſchen Irrzüge, die ohne Ziel in's Blaue gingen. Ich war durchaus von aller Hülfe abgeſchnitten, ſtatutengemäß und teſtamentariſch dem unbedingten Willen eines Mannes anheimgegeben, der im Grunde ein rechtlicher Mann, im Grunde mein rechter Großvater war und ſich doch als ſolcher an mir verleugnete. Zwiſchen ihm und mir gab es keine Spur von Zärtlichkeit, und doch ward in mir das Bedürfniß darnach immer quälender.

Wir fuhren, mit den kurzen Unterbrechungen, wo wir ſpeiſ'ten, unaufhörlich Tag und Nacht. Der Zufall fügte, daß wir juſt in den Nächten Städte berührten.

Der Weg ging durch Bayern. Auf der Pfaffenſtraße, wie der Reichsgraf ſagte, war ihm keine Eile eilig genug. Nach und nach veränderten ſich die Phyſiognomien der Gegenſtände und Menſchen. Die gräßlich entſtellten Chriſtusbilder an den Kreuzwegen verſchwanden, geſegnete Triſten wechſelten mit waldbekränzten Höhen, die Schaaren von Bettlern hörten auf, wir begegneten runden, wohlgenährten Geſichtern, die zugleich ſtolz und ihrer Kraft bewußt, uns entgegenlachten, behaglich friſchen Landleuten, die dem Fleiß ihrer Hände den Segen ihres Bodens dankten; wir waren im prächtigen Schwabenlande, deſſen Wohlgefühl ſelbſt ein Herzog Karl, der Tyrann, nicht zu brechen vermochte. Bald betraten wir Schweizer Grund, machten Halt in Schaffhauſen und ſtanden eines Abends bei Sonnenuntergang vor dem Rheinfall bei Lauffen. Ich wußte längſt, daß Zürich und Sanct Lavatus das Ziel unſerer Reiſe war. Sommerlotte hatte unterweges dem Reichsgrafen ein Buch in den erſten Wagen bringen müſſen; wie er es wieder zu ſich nahm, zeigte er mir den Titel: es waren Lavater's damals ganz neu erſchienene „Ausſichten in die Ewigkeit." Die Phyſiognomik war für den Frommſeligen nur eine Brücke für das Leben im Jenſeits; er unterſuchte die Geſichter der Menſchen nur um diejenigen herauszufinden, deren Linien eine Anwartſchaft auf Unſterblichkeit und Seligkeit verriethen. Daß er Natur und Menſchenwelt auf ſeinem Boden dort beherrſchte, ſollte uns gleich der erſte Abend auf Schweizer Grund beweiſen.

Ich war mit Sommerlotte nach Lauffen vorausgeſchickt und ſtand bewundernd im Anblick des großen Schauſpiels der Waſſerelemente. Mein Entzücken blieb heimlich, ein lauter Ausbruch hätte für verächtliche oder gar für verdächtige Schwärmerei gegolten, deren Feind die Umgebung des geſtrengen Herrn war. Es hätte mindeſtens für ein Zeichen höchſter Uncultur und gemeinſter Extraction, wie man ſich ausdrückte, gegolten, ſich in Ach und O, dieſen reinſten Naturlauten der Bewunderung, zu ergehen. Ach! und O! waren damals ſehr gemeine Redensarten; ſpäter haben freilich vornehme Touriſten, beſonders weiblichen Geſchlechts mit bloßen Achs und Os dicke Bücher angefüllt.

In meiner Jugend war die Menſchenwelt ſo ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, ſo ſehr vor ſich ſelber auf der Flucht und Hetze, daß es Niemanden beikam, ſich in Naturempfindungen zu ergehen. Das [illegible] aller unſerer Gefühle, die Marmelade unſeres Herzens, begann erſt ſpäter, als die ganze deutſche Welt lyriſch wurde.

Der geſtrenge Herr hatte ſich, ebenfalls zu Fuß, auf dem Wege mit den Bauern in allerlei landwirthſchaftliche Dinge vertieft. Er kam jetzt eilig nach und ſtand gleichzeitig mit uns dicht am Ufer dem Rheinfall gegenüber vor einer Tafel ſtill, die dort neu errichtet zu ſein ſchien.

„Sommerlotte vor!“ rief der Reichsgraf, während er noch im Geſpräch mit ſeinem Adjutanten begriffen war, der auf Befehl allerlei ökonomiſche Notizen, friſch von den Landleuten eingeerntet, in's Tagebuch trug. Sommerlotte, der ſich unter's Gefolge zurückgezogen, trat vor in ſeiner halb unterwürfigen, halb zutraulichen Weiſe, ſich gegen den Herrn zu benehmen.

„Leſen!“ kommandirte der Reichsgraf, auf die Tafel deutend. Das Factotum ſtreckte das grünlich fahle Geſicht mit den gekniffenen Augen in die Höhe und ſchien einer Brille zu bedürfen.

„Es ſind Verſe!“ ſagte er verlegen.

„Was thut's,“ war die Antwort, „leſe Er's, wie Ihm der Schnabel gewachſen iſt!“

„Halten zu Gnaden, ich ſtudirte nie!“ entſchuldigte ſich der Gepeinigte.

„Wiſſen wir längſt, mein Beſter: von dieſer Thorheit ſind wir abgekommen! Alſo friſch geleſen!“

Sommerlotte begann, verhakte ſich aber bald.

„Er ſtockt!“ ſagte Erlaucht, „doch nicht von Klopſtock? Bei dem klopſtockt Jeder, eh' er's glatt herunterwürgt. Es ſteht ja wohl ein Name darunter!“

Sommerlotte buchſtabirte: „La, la — Vater La.“

„Haha, Lavater!“ rief der Reichsgraf lachend, „da ſind wir juſt vor die rechte Schmiede gekommen. Laß Er das Leſen und ſtopf' Er mir die Pfeife! — Junger Herr da, her damit und vorgeleſen! Dem Sommerlotte bricht's das Herz ab!“

Ich trat vor und las:

„Ewige Felſen! ihr ſeid ein Bild des himmliſchen Reiches,
Stets umſtürmt vom Grimm der Verderben drohenden Sünde,
Dennoch mit immer neuer Kraft am ſcheinbaren Rande
Des verſchlingenden Abgrunds ruhig ſtehend, gegründet
Auf die ehernen Wurzeln des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe;
Und empor es das heilige Haupt trägt, glänzend umwunden
Von der in Strahlen verwandelten Dornenkrone des Heilands."

Die Sonne ſank in dem Augenblick: die Farben der Iris ſchwebten über dem Schaum der Wellen. So hatten wir gerade den Moment, der im gläubigen Gemüth des Seelſorgers von Zürich die Stimmung hervorrufen mochte, die dieſen guten Ausſpruch in ſchlechten Verſen verewigte. Glaube, Liebe, Hoffnung leuchteten in der Luft als Farbenphänomene.

„Wenn er nur den Herrgott aus dem Spiele ließe!" knurrte der Reichsgraf dem Adjutanten zu.

„Und Glaube, Liebe, Hoffnung ſucht auch kein vernünftiger Menſch in den ſieben Regenbogenfarben; eher denkt Jeder meinetwegen an ſeine ſieben Sünden."

„Na es ging ſo leidlich, guter Freund, aber ein paar Mal haben wir doch geſtrauchelt, nicht?"

Ich glaubte in Sachen der Metrik mir ein Recht zum Mitſprechen nehmen zu dürfen. „Schlechte Verſe laſſen ſich auch nicht gut leſen," ſagte ich.

„Warum ſind ſie denn ſchlecht?" fragte Erlaucht.

„Weil ſie keine Cäſur haben," ſagte ich.

„Und weil wir," ſetzte der Geſtrenge hinzu, „wenn wir Verſe machen wollen, uns ſelber erſt die Maße dazu ſchneiden ſollten. Die Hellenen haben ihre Hexameter nicht für unſere Sprache erdacht. Dummes Zeug! Wer ſingen will, der pfeife ſich erſt die Melodie privatim vor, ob ſeine Gedanken da hineinpaſſen. Ein Glück, daß der Wieland von der Klopſtockerei abgekommen iſt. Aber er wälſcht doch zu viel in ſeiner laxen geſchwätzigen Proſa. Wenn einmal der Rechte aufſteht, haut er alle die Gräcomanen, Gallomanen und Anglomanen in die Pfanne. — Ei, ſo hau' du und noch einer!" fuhr er fort, auf Sommerlotte eifernd, der ſchlecht Feuer ſchlug. „Und der Rechte, — ja — nun brennt's endlich! — der Rechte, ſag' ich, wird wohl der Gotthold Ephraim, der Leſſing aus der Lauſitz ſein. Ei daß dich! Weiß der ſeine Fraumutterſprache zu handhaben! Schreibt Euch der ein Deutſch, Kinder! Die Funken ſtieben nur ſo herum! Ich nahm da als Gegengift gegen die Langeweile im Wagen das Soldatenſtück vor, die Minna. Eine wahre Pracht das! Köſtliche preußiſche Schnurrbärte und delicate ſächſiſche Grazien, dieſe Weibſen! Das Ganze ſtark und fein, brav und liſtig, in Summa ein Cabinetſtück voll Ernſt und Scherz.“

Ich nahm mir ein Herz und ſagte: „Darf ich wohl dies Soldatenſtück leſen?“

„Komödien ſoll Er nicht leſen, junger Mann,“ war die Antwort. „Er wird mir ſonſt noch ganz und gar zum Komödianten. Hab's wohl erfahren, was wir mit den Lottchen und Minchen am Hofe für Zeugs treiben!“

Wie er ſo ſprach, blies er mir dicke Rauchwolken in's Geſicht, daß mir die Augen übergingen. Indeß pflegte er, wenn er Tabak rauchte, gemüthlich zu werden. Ich ging ſchweigend neben ihm her; plötzlich ſtand er ſtill, ließ die geſammte Begleitung voraus und hieß mich zu ihm treten. „Wir ſind nun freilich bald kein Kind mehr!“ begann er vertraulich, „wir wollen uns in Zürich einen hübſchen neuen Gouverneur ausſuchen. Unter uns geſagt, Er wird's nicht falſch nehmen: Der Magiſter — iſt ein Ehrenmann — aber wird ältlich, geht nicht mit der Zeit fort. Wir brauchen was man einen modernen Menſchen nennt, einen maitre der die Welt kennt, und für einen jungen Cavalier gewiſſermaßen Gefährte, Freund und Genoſſe ſein kann, — nicht? Was?“

Der Ton der Herablaſſung hatte bei Großvater Erlaucht in ſolchen ſeltenen Augenblicken etwas ungemein gewinnendes; ich war ergriffen, gerührt, hütete mich aber, dieſer Stimmung Worte zu geben, denn das zerſtörte ſofort jede gute Wirkung bei ihm. Seine Natur ertrug es nicht, wenn einer gefühlvoll wurde; er war dann, als fürchte er ſeine eigene Anwandlung, plötzlich lieber hart und ſchroff. Auf den gewöhnlichen Frageſchluß ſeiner Rede: „Nicht? Was?“ war auch nicht viel zu geben; er war niemals einer Antwort darauf gewärtig. Ich ſagte alſo kurz und gut, ich würde für ſeine Gnade in allen Fällen dankbar ſein. Ich wußte nun den Zweck der Reiſe. Wir richteten uns im braunen Röſſel zu Zürich auf mehrere Tage ein. Großvater hatte an die Gräfin Branconi und an Vater La, wie der Prophet von Zürich jetzt unter uns hieß, geſchrieben, und Beide hatten auf ſein Begehren einen Mentor in Vorſchlag gebracht.

Lavater war damals Diakonus an der Waiſenhauskirche in Zürich. Seine beredte Zunge, ſeine herzgewinnende Predigt, ſeine aufopfernde Güte, ſein Wohlthun in Wort und That, hatten ihn zum Liebling der ganzen Stadt, der ganzen Gegend gemacht. Es war Samſtag, als wir in Zürich ankamen, und wir hörten ihn gleich nächſten Tags von der Kanzel reden, bevor wir noch ſein Haus betraten. Im ſanften Strom ſeiner Beredſamkeit lag zugleich viel ſchweizeriſche Treuherzigkeit. Er war ſalbungsvoll und für den gemeinen Mann doch immer verſtändlich. Bei all' der ſchwebenden und bangen Höhe, in die er ſeine Zuhörer erhob, überraſchte er zugleich durch kleine Blicke in die praktiſche Einzelheit des Lebens. Dies Gemiſch von Feierlichem und menſchlich Wahrem riß hin, dieſem Schwunge der Empfindung konnte man ſich hingeben, denn die Richtigkeit der verſtändigen Wahrnehmungen ſchien dafür zu-bürgen, daß hier kein leerer Träumer nebelte. Er ſchien ein Demokrat, weil er mit ſeinen Nebenmenſchen bürgerlich fühlte, und man vertraute ihm ſelbſt da, wo er ſeine hierarchiſchen Launen etwas zu weit trieb. Er ſprach auf der Kanzel über ſein Lieblingsthema, die Ausſichten in die Ewigkeit. Er erläuterte ſeine Muthmaßungen über das Jenſeits mit dem Tone jener Zuverſicht und Dreiſtigkeit, die am beſten eine Glaubensanſicht einbürgert und zum Allgemeingut macht.

Lavater hatte ſich die Perſon des allmächtigen Weſens, das wir Gott nennen, in ganz vertraute Nähe gerückt: er beſaß in der That die Macht, dies Gefühl ſeiner Alles durchdringenden Nähe, dieſe Gewißheit einer von Gott erfüllten Bruſt auch in Anderen zu erwecken. Wie er das Gebet Chriſti ſprach, vornüber geneigt und die Hände ſich ſchüttelnd: überkam es mich wirklich, als hätt' ihm Gott in Perſon die Hand gedrückt. Lavater flüſterte mit ihm wie ein jüngerer Bruder, der ihm, dem Aelteren und Erprobten, die noch unmündigen, hülfloſen Waiſen empfiehlt. In Wahrheit, der Mann konnte, wo nicht Wunder thun, doch an Wunder glauben machen. Und das that er denn auch ziemlich baar und blank. Nach ihm gab es noch alle Tage ſinnliche Erfahrungen von der unſichtbaren Kraft Gottes. Er erzählte gleichſam Anekdoten vom heiligen Geiſt, die ganz kürzlich vorgefallen. Nach ihm konnten die Wunder alten und neuen Teſtamentes noch in jeder Stunde ſich erneuen, die Kraft der Apoſtel war für ihn noch nicht erloſchen, und was der Katholik in der Meſſe bei der Wandelung feſthält, die gegenwärtige, augenblickliche Macht des Wunders, das verlegte Lavater in den Glauben an die allezeit nahe Perſon des Heilandes, der unſichtbar und doch fühlbar, ja faſt leibhaftig im Leben umgeht, hier an dein Herz klopft, dort deine Stirn küßt, überall die Hand zum Bunde reicht. Das Chriſtenthum war für Lavater ein lebendiges Gefühl der Nähe Gottes. Man war von dieſem allzu ſinnlichen Gedanken Anfangs beläſtigt, bis er nach und nach in eine wohlthuende Empfindung der Vertraulichkeit mit der Perſon Jeſu überging. Ich hatte zu Hauſe ſo oft den Hofprediger über daſſelbe Thema predigen hören, und ich hatte nichts dabei empfunden. Lavater wollte den Gott nicht blos denken und fühlen, er wollte ihn auch genießen, und mich erfaßte ein banger und doch ſüßer Schauer vor dem vertrauten Fuß, auf dem er mit dem Heilande ſtand.

Großvater Erlaucht bereitete ſich diesmal zum perſönlichen Verkehr mit Lavater ordentlich vor; er ſaß den ganzen Nachmittag über dem Buche von den Ausſichten in die Ewigkeit. Er für ſeinen Theil war eigentlich ein ziemlich bibelfeſter Mann; gleichwohl gab ſich ſein Verſtand nirgends gefangen. Wiſſensdurſt hieß der ſtarke Trieb in ihm, und ſo wollte er durchaus erfahren, wie weit es einer in ſeinen Vorſtellungen vom Lande Jenſeits bringen könne. — Ich ſtand derweil auf dem Altan des Hauſes, der nach dem See ging und labte Auge und Seele an den ſichtbaren Schönheiten dieſer Welt. Wie gern wär' ich auf die Berge geſtiegen, der Limmath in ihren Windungen gefolgt! Aber ſolche Wanderung ohne Zweck und Ziel war damals „gegen alle Conduite." — Oft hört' ich den alten Herrn im Salon das Buch zuſchlagen, im Nebenzimmer auf- und abgehen und laut ein Selbſtgeſpräch beginnen. Dieſe Ausſichten in die Ewigkeit mochten ihm denn doch noch nicht zu Einſichten verhelfen. Erſt am dritten Tage gegen Abend ſtanden wir vor der Pfarrerwohnung am Waiſenhauſe. Eine Kuhmagd meldete den Herrn von Schwarzenfels. Da kam er uns eilig in der Hausflur entgegen, der große Seelenhirt von Zürich, mit der Sanftmuth ſeines offenen Auges, mit der Schlangenlinie ſeiner feinen Lippen uns willkommen heißend. Er mochte damals einige Vierzig zählen. Die vorgebogene Haltung ſeines ſchlanken Körpers gab ihm etwas Schmiegſames, obwohl er wie ein Mann, der ſeinen Werth kennt, Selbſtgefühl genug verrieth. Eine gewiſſe jungfräuliche Reinlichkeit lag in ſeinem ganzen Weſen. Die Herrſchſucht, die ſeine gekrümmt vorgeſtreckte Naſe verrieth, deutete auf einen Mann Gottes, der ſich auch gar wohl mit allen menſchlichen Dingen vertraut zu machen weiß. Er überging des Reichsgrafen Incognito, begrüßte ihn mit allen ſeinen Titeln, und trotz der wiederholten Bitten um Beſeitigung aller Förmlichkeiten, ließ ihm auch ſpäter noch das reſpectvollſte Ew. Erlaucht und Reichsgräfliche Gnaden unwillkürlich in der Anrede dazwiſchen. Wir ſaßen im Stübchen, und die Herren ſprachen vom Norden Deutſchlands. Lavater war kürzlich von ſeiner großen Reiſe in's Emſer Bad zurückgekehrt, die zu ſo viel Anknüpfungen mit der vornehmen und gelehrten Welt geführt hatte. Er erhielt ſich durch einen weitverzweigten Briefverkehr mit Vorliebe in dieſem Zuſammenhange, fühlte ſich als den Mittelpunkt der Geiſter, mit denen er verkehrte. Solcher Mittelpunkte von geiſtigen Kreiſen hab' ich ſpäter gar viele in Deutſchland kennen gelernt, Männer, die äußerſt behaglich von einer feſten Idee aus ihre Linien um ſich ziehen, um ihre Perſon die ganze Welt verſammelt glauben. Was draußen bleibt, außerhalb dieſer Kreislinien, hat für ſie kein Daſein weiter. Wir haben immer recht viel hübſche Perſönlichkeiten gehabt: unſere Nation ſelbſt iſt uns noch zu keiner Perſon geworden.

Wer nur eine Zeitlang recht feſt an ſich glaubt, der erweckt in der Welt auch Glauben an ſich. Und die fromme Menſchenliebe mit weiſer Salbung trieb das ziemlich weit damals. Lavater wirkte mit ſeinen phyſiognomiſchen Offenbarungen zauberhaft auf die Kreiſe ſeiner Freunde, und dieſe Kreiſe zogen ſich immer weiter. Wenn er bei ſtillem Wetter einen Stein in's Waſſer warf, ſo ſpürten gewiſſe Leute ſelbſt in den äußerſten Winkeln Deutſchlands eine leiſe Bewegung, obſchon der ganze See derſelbe blieb. Seine phyſiognomiſchen Abhandlungen erſchienen ſpäter mit Bildern von Chodowiecki im Druck; damals liefen ſie in Abſchriften um, wie man auch die Briefe ſeiner Freunde in unzähligen Copien vertheilte. Es war eine geſchriebene Literatur, mit welcher die Freimaurerloge der Erleuchteten innerhalb ihrer ſtillen Kreiſe wirkte.

Lavater ſammelte ſeit lange die Schattenriſſe namhafter Perſonen. Sein lauſchendes Weſen hatte ihn von früh zur Menſchenkenntniß befähigt, es führte ihn zum Studium ihrer äußeren Erſcheinung, zur Erklärung der Linien ihres Profils. Mit ſeinem Briefwechſel zog er die ganze lebende Welt, ſo weit ſie ſich damals aus den vier Pfählen des Familienlebens herausarbeitete, in den Zauberbann ſeiner Lehre. Er deutete Jedem ſein geheimes Naturell, und indem er Allen ſchmeichelte, beherrſchte er Alle, hatte ſie mit ſeinem Commentar in der Hand. Seine fromme Beſchaulichkeit war oft auch kühn; ſie entdeckte mehr als der gewandte Blick des behutſamen Weltmannes. Er wußte Jeden, auch die miſerabelſte Creatur, aus Chriſtenliebe an das Univerſum Gottes, an das große Centrum der Geiſter anzuknüpfen: ſeine Orakelſprüche über Naſenwurzel und Grübchen im Kinn hatten Wirkungen wie ſelten eine Prophetie, die uns das Schickſal der Völker verkündet. Fürſten waren entzückt, daß man ihnen endlich Mittel an die Hand gab, ihre höfiſche Umgebung kennen zu lernen: der Böſewicht mußte nun zittern, denn man entlarvte ihn; die Unſchuld vor Gericht konnte dreiſt ihr Haupt erheben. Lavater'ſche Empfehlungsbriefe mit einer Silhouette waren der beſte Geleitſchein; die Phyſiognomie ſchien der Stein der Weiſen zu ſein, den man nun doch noch aufgefunden. — Vor dem großen Menſchenkenner, der ſich einen „Seher in Gott" nannte, ſaß Großvater Erlaucht zu Anfang faſt ſchüchtern und kleinlaut da. Um ſo behaglicher war der Strom der Rede, der ſich von Sanct Lavatus Lippen anmuthig erging. Mit der Dämmerung trat die Pfarrerin Ehrwürden mit zwei Kindern in's Zimmer, weil die Suppe wartete. Lavater ſtellte ſeine werthe Ehehälfte vor. „Wenn ich in dieſer meiner Welt das A und O bin," ſagte er, ſeine Frau bei der Hand faſſend, „ſo iſt ſie, mit Ew. Erlaucht Erlaubniß, das Z im Alphabet. Und dieſe gottgefällige Kleinigkeit hier das Dürflein drauf!" Er zog ein kurzes, rundes Mädchen, das ſich hinter den Rock der Mutter flüchtete, beim Krauskopf hervor und präſentirte das Kind recht delikat.

Der Reichsgraf ſtreichelte der Kleinen das Haar.

Ein ſchämiger Schweizerbub, der ſich an der Wand fort drückte, lachte täppiſch drein. „Gehört wohl auch dazu,“ meinte Erlaucht, „damit das Vokalregiſter voll wird? Iſt vielleicht das E im Alphabet? —“ Der Junge grinſ'te. Zwiſchen Naſe und Lippe ſaß ihm dick und leuchtend ein Unausſprechliches. Wie die Frau Pfarrerin erſchreckt mit dem Tuche darnach fuhr, riß ſich der Burſche los, und ſtürzte halb gewiſcht zur Thüre hinaus. „Eſel!“ rief ihm der ſonſt ſanfte Lavater nach. „Nun, da haben wir das richtige E in der Familie!“ lachte der Reichsgraf.

„Ja, und das U iſt noch draußen, der Uli, ein rechter Kukuk!“ ſagte Ehrn Lavater. — Mit A. E. I. O. U empfahl er ſich ſammt und ſonders zu Gnaden. Die Frau Paſtorin entſchuldigte noch als wir aufbrachen, die „ſchlechte Verfaſſung,“ in der ſie ſich mit ihren Kleinen producirt.

„Ei, was das betrifft, liebe, werthe Frau,“ ſagte der Großvater, „wir ſind ja hier im Lande der Idylle! Und ſo ein Schmutznäſchen, wie der Burſche aufzuweiſen hat, iſt mir lieber als die Idyllen Eueres weiſen Salomon.“

„Unſer Geßner?“ ſagte Lavater erſchrocken, aber lächelte doch devot. Dieſer ganz zufällige Scherz auf den ſanften arkadiſchen Schäfer in Zürich war Grund genug für Lavater, uns dieſen ſeinen Freund zu verheimlichen. Er führte uns in den nächſten Tagen einige ſeiner Anbeter zu, aber den ſtillvergnügten Landſchaftsdichter Salomon Geßner brachte er nicht mit. Entweder hatte er nicht den Muth, ihn zu vertreten, oder er mochte ihn nicht preisgeben.

Am anderen Morgen langte eine Deputation des hohen Rathes in dem Gaſthofe zum braunen Röſſel an, mit dem unterthänigſten Geſuch, dem regierenden Reichsgrafen Erlaucht aufwarten zu dürfen. Aber Großvater in ſeiner Incognitolaune ſchickte ſeinen Adjutanten hinunter und ließ vermelden, der Reichsgraf wäre zu Hauſe geblieben; es müßt' ein Irrthum ſein, der Herr von Schwarzenfels würde dem hohen Rathe ſelber erſt ſeinen Beſuch zu machen haben. An Lavater ſchrieb er einige Zeilen des gemüthlichen Vorwurfs, ihn verrathen zu haben. Er ſei um weit wichtigere Dinge gekommen, als ſich mit dem hohen Rath zu becomplimentiren; er bat den Herrn Pfarrer auf den

Abend freundſchaftlich zu ſich, er habe viel mit ihm zu verarbeiten, namentlich über Unſterblichkeit, über Tod und Teufel.

Wie Sanct Lavatus in der Abendſtunde kam, hatte er es doch nicht laſſen können, einige Sorgfalt in ſeinem Erſcheinen aufzuwenden; er kam in ſchwarzſeidenen Unausſprechlichen und Strümpfen, ganz friſch toupirt, und mit Paſtoralbäffchen, die von der Bleiche ſeiner Hausfrau ein gut Zeugniß geben konnten. Er ſah in der ſauberen ſchmiegſamen Glätte ſeines Weſens wirklich ſchön aus. Die Lippen ſprachen ſo wohlgefällig und das offene Auge verkündete ſo zuverſichtlich Heil und Segen. „Mann mit dem Mondſtrahl im Geſicht!“ hat ihn einer ſeiner Anbeter von damals angeſungen. Diesmal lenkte der Reichsgraf das Geſpräch gleich auf den Punkt, um den es ſich für uns handelte. Der junge Gelehrte, der ihm als Hofmeiſter empfohlen worden, war aus dem Savoyiſchen unfern der franzöſiſchen Grenze gebürtig, zweier Sprachen vollkommen mächtig, hatte ſich eine Zeitlang in Paris aufgehalten, war von der Freundin Lavater's, der Gräfin Branconi, deren Söhne er auf Reiſen begleitet, auf's beſte belobt und hielt ſich, wie dieſe ſelbſt, ſeit einiger Zeit in Zürich auf, um des Deutſchen eben ſo wie der beiden wälſchen Sprachen theilhaftig zu werden. „Mit der Kenntnißnahme des Deutſchen,“ ſagte Lavater, „wird ihm auch die noch fehlende Vertiefung in den Geiſt Gottes werden! Er hat hier angefangen, ſich mit germaniſch chriſtlicher Wiſſenſchaft zu beſchäftigen, kennt die Phyſiognomik, iſt aber freilich noch nicht der rechte Aufhorcher und Lauſcher in Gott!“

„Nun, was Gottes Wort betrifft,“ unterbrach ihn der Reichsgraf, „ſo haben wir ſchon daheim einen ganz tüchtigen Tübinger Magiſter, der hier meinem — jungen Menſchen bis zur Confirmation das nöthige Chriſtenthum beibringen wird. Dafür iſt beſtens geſorgt. Allein ich brauche daneben noch einen friſchen Mann, der, wenn die Schulſtube abgeſchloſſen iſt, einem jungen Menſchen den Kopf für die Welt etwas zurechtrückt, ihn in's Leben einführt. Nutzanwendung des Wenigen, was Einer wiſſen muß, ſchätz' ich höher, als alle ſublime und profunde Speculation, für den jungen Adel wenigſtens, der Geiſtesgegenwart braucht, weil er perſönlich auftreten muß. Ein Cavalier, mein Beſter, ſoll nicht gelehrt, aber gewandt, in jedem Augenblick fertig ſein, um in allen Lebensſtoffen mit raſcher Umſicht eine unabhängige Poſition zu nehmen. Nur wer die Andern überſieht, beherrſcht ſie; Geiſtesgegenwart, Präſenz deſſen, was Einer hat und kann: darin beſteht das Geheimniß dieſer Kunſt, die zumal den Fürſten ſo noth thut. Schnelligkeit in der Faſſungskraft erſetzt beinahe die wirkliche Ueberlegenheit. Ich brauche einen Erzieher, der den Zögling zu den Reſultaten der Bildung durchdringen, ihn nicht in den Unterſuchungen und Studien ſtecken bleiben läßt, einen Mann der That und Bewegung, der ſo zu ſagen, Haare auf den Zähnen hat, Alles gleich auf den Erfolg ſtellt, auf die Nagelprobe bringt, kein todtes Wiſſen duldet.“

„Einen Philoſophen des praktiſchen Lebens wollen Erlaucht,“ ergänzte Lavater, „ganz recht, einen ſolchen können wir ſtellen, denk' ich. Er iſt ſogar mehr Weltmann, als“ —

„Keinen Kopfhänger!“ fiel mein Großvater ein.

„Verſtehe, verſtehe!“ ſagte Lavater, „weder Schwärmer, noch Hofmann“ —

„Ganz recht, die richtige Mitte davon, einen offenen, klaren Kopf, der das Herz auf der rechten Stelle hat.“

„Das Herz freilich,“ ſagte Lavater, „ſteht nur wenn es Gott fühlt, auf der rechten Stelle.“

„Nun, doch kein Atheiſt?“

„Davor behüte ihn der Heiland! o nein!“

„Und jedenfalls Proteſtant? Nicht?“

„Mehr als zu viel!“ war die Antwort.

„Wie ſo zu viel?“ fragte der Großvater betroffen.

„Er proteſtirt faſt gegen Alles.“

„Gegen Unwahrheit, Wahn und Trug kann man nicht genug proteſtiren; die Welt ſteckt zu voll davon!“

„Nun ich merke ſchon,“ ſagte Lavater, ſich fein verbeugend, „Eure Durchlaucht werden an dem jungen Stark- und Freigeiſt Ihr Wohlgefallen haben. Er iſt ein Ausbund von Talenten.“

„Aber nur kein Genie! Derweilen hat das Genie noch immer nicht ſeine Grenzſtreitigkeiten mit der Tollheit ausgeglichen!“

„Genie!“ ſagte Lavater, und erhob ſich wie beleidigt, „faſſen wir dies divine Wort ja nicht im gemeinen Sinne! Nein, Genie iſt er nicht, es fehlt ihm der Geniehammerſchlag auf der Stirn!“

Man vereinigte ſich, Monſieur Xaver Dubois — dies war der Name, der uns genannt wurde — erſt gelegentlich und wie zufällig zu ſehen und zu ſprechen.

„Er iſt häufig in Geſellſchaft des Grafen San Germano, der hier ſeit einiger Zeit hauſt. Dieſer Mann iſt ein Kraftgenie, ein Blitzgenie erſten Ranges. Wir werden Beide bei der Gräfin Branconi finden. An dem Sanct Germanus können Reichsfürſtliche Gnaden die merkwürdigſte Vultuoſität und Supercilioſität in Augenſchein nehmen.“

„Guter Freund,“ wandte ſich Großvater an mich, „wie geben wir denn dieſe gelehrten Ausdrücke des Herrn Pfarrers auf gut Deutſch?“

„Antlitzlichkeit und Augenbräulichkeit!“ ſagte ich achſelzuckend.

„Richtig!“ lachte der alte Herr, und beide Männer klagten über die unbeholfene deutſche Sprache.

Wie ſich Lavater empfehlen wollte, nahm ihn der Großvater noch traulich bei der Hand, ging mit ihm Arm in Arm im Zimmer herum und ſagte endlich ſehr warm und ernſt: „Sie Lieber, Guter, ſind ja wohl im Stande, mir die Unſterblichkeit der menſchlichen Seele, die perſönliche Fortdauer nach dem Tode ſo recht handgreiflich klar, ſo recht mit einem Schlage zu demonſtriren? Nicht?“

Lavater räuſperte ſich und rückte ſeine Bäffchen zurecht.

„Ich will keine profanen Autoritäten, nicht Plato, nicht Cicero, ich will's aus den Mitteln unſeres eigenen Lebens, ſo wie man's für's Haus braucht, nachgewieſen haben,“ ſagte der Großvater.

„Halten zu Gnaden,“ rückte Lavater mühſam heraus, „das bloße Demonſtriren thut's nicht; ſchauen muß der Menſch!“

„Mit den Augen, den leiblichen Augen?“ fragte der Reichsgraf.

„Mit dem inneren Aug',“ ſagte Lavater, und ſeine Brauen wölbten ſich wie zwei gothiſche Fenſterbogen in die Stirn hinauf. „Schauen mit dem inneren Aug',“ wiederholte er, „ein Fühler Gottes iſt ein Schauer, ein Seher!“

„Hm!“ ſagte der alte Herr und nahm den Pfarrer wieder gemüthlich unter den Arm, um ihn gleichſam herumzukriegen. So wandelten ſie ein paarmal im Saale auf und nieder, ſtanden dann am Fenſter ſtill und ſahen ſich ſtumm mit großen Blicken an. Es war rührend, wie Beide die Scheu hatten, ſich über ſolche Materien zu ſtreiten, und ehrenwerther Weiſe doch nach einer Verſtändigung rangen. Großvater wurde beinahe feierlich, obſchon er mit Einwürfen zu lauern ſchien. Der Hüter des Chriſtenthums konnte, das fühlte er wohl, nicht gut loskommen, ohne hier, wie man zu ſagen pflegt, reinen Wein einzuſchenken.

„Man müßte ſich erſt über die Grundbegriffe vereinigen,“ ſagte Lavater ausweichend. „Unſterblich, perſönlich, jenſeits — das ſind lauter vieldeutige Bezeichnungen. Iſt doch ſchon der Begriff Seele etwas Vorausgeſetztes.“

„Freilich, freilich,“ ſagte der Reichsgraf, „nach den verruchten Franzoſen iſt Seele und Geiſt weiter nichts als eine Modification der Materie!“

„Ja, da liegt's!“ ſagte Sanct Lavatus und ſchlug die Hände in einander. Jetzt ward er warm. Er ſagte: „Und was will Einer, wenn er von Unſterblichkeit ſpricht? Was verlangt er für ſich? Die egoiſtiſche Fortdauer ſeiner ſelber, die Unauflöslichkeit ſeiner monadiſchen Exiſtenz zu eigenſüchtigen Zwecken, zum Zwecke des Selbſtgenuſſes? O, ein ſolcher muß erſt ſein liebes Ich abwerfen, wie ein ſchlecht Lumpenkleid, muß einen anderen Adam anziehen und mit dem Apoſtel reden können: „Nun aber lebe ich nicht in mir, ſondern Chriſtus der Herr!“ — Fragt Einer, ob es ewige Fortdauer des Bewußtſeins mit dem Fortſchritt der Erkenntniß, mit dem Wachsthum des inneren Lebens gibt: O, dann ſteh' ich ihm wohl Rede und würde, hätt' ich alle Stimmen der Natur, alle Sprachen aller Weſen, die Zungen des Himmels und der Erden in meiner Gewalt, mit einem Alles übertönenden Ja! antworten. Für die Prüfereien des Verſtandes iſt ſelbſt das Daſein Gottes nicht ganz ſicher. Aber für das Gemüth, welches Liebe braucht, für die glaubensbedürftige Seele gibt es nicht blos jenſeits ein ewiges Leben, dieſe ſind ſchon diesſeits ewig, ſchon hienieden in ihrem Gefühl unſterblich. Ich bin die Auferſtehung und das Leben, ſpricht der Herr. Wer an mich glaubt, ob er ſchon ſtürbe, ſo wird er doch leben und die ewige Seligkeit ernten!“

Die ſchlanke Geſtalt des Mannes hatte eine vollere Haltung angenommen, er ſchien aus ſich ſelbſt heraus zu wachſen, er fühlte ſich groß, indem er das ſprach, denn er wußte, daß er jetzt auf dem Gebiete ſtand, auf dem er Herrſcher war. Er überflügelte den Verſtand und erleuchtete das Gemüth, indem er ſich dieſen bibliſchen Schwung gab.

„Iſt denn die Auferſtehung des Fleiſches und der Knochen ſo ganz ſicher anzunehmen?“ warf der Reichsgraf dazwiſchen.

„Alle Weltweiſen,“ entgegnete Lavater, „nehmen an, daß die Seele nach dem Tode des Körpers einen feineren, ebenfalls individuellen Leib mitnehme, der ſich zu dem irdiſchen wie die Quinteſſenz zu dem Caput mortuum in der Scheidekunſt verhält.“

„Bravo!“ rief der alte Herr. „Darauf bin ich in der Phyſik ſelbſt gekommen. Das macht die Sache klar. Die Quinteſſenz bleibt, das Phlegma fällt zurück. Es fragt ſich aber dabei, ob dieſe unſere Weſenheit als Individuum fortexiſtirt. Sie haben da, mein ſehr werther theurer Freund, in Ihren „Ausſichten in die Ewigkeit“ (er ging und ſchlug eifrig die Stelle im Buche nach, das auf dem Tiſche lag), in dieſen Briefen an den Königlich Hannover'ſchen Hof- und Leibmedicus Zimmermann die Geſchichte von deſſen Frau erzählt, die ihm nach dem Tode in leibhafter Geſtalt erſchien. Und Sie nehmen alſo eine Gemeinſchaft der Abgeſchiedenen mit den Lebendigen als möglich an?“

Lavater ſenkte vor den forſchenden Blicken, die der Großvater auf ihn richtete, Augen und Haupt zu Boden. „Es iſt nicht Alles buchſtäblich gewiß, nicht Alles dogmatiſch zu belegen,“ begann er ſchüchtern, und ließ erſt im Verlauf ſeine Stimme mit der ganzen Wärme ſeiner Empfindung anſchwellen. „Gewiſſe Punkte ſind Herzensſachen. Moſes und Elias ſind dem Herrn als Geiſter erſchienen in einem Augenblicke, wo er ſelbſt ſich als Geiſt geläutert fühlte, bibliſch zu reden: verklärt wurde. Nicht eine einzelne Bibelſtelle, wohl aber ein Blick auf das ganze Evangelium, hochachtbar Lieber, läßt mich denken, daß die Seligen von uns wiſſen und in Verbindung mit den Engeln wohl auch auf uns wirken können. Vielleicht umgeben ſie all' unſer Thun wie ein unſichtbares Dunſtgewölk, ja vielleicht ſind ſie das magnetiſche Fluidum ſelber, das in uns ſtrömt und wogt. Daß der Glaube daran in gewiſſen Augenblicken im Herzen ſich ſo ſteigern kann, als wenn ich die Nähe ſeliger Geiſter an mir ſelber fühlte, mit den leiblichen Augen ſie ſähe, mit dem noch irdiſchen Ohr ſie ſchon hörte, — wer will das läugnen, wer will das feſt behaupten? Was iſt Religion anderes als Gottesverwirklichung! Und das Gebet hat dieſe magiſche Kraft, die Geiſterwelt ſo exiſtent zu machen wie die Körperwelt. Was in keines Menſchen Herz aufgeſtiegen iſt, das hat Gott Denen, die ihn lieben, bereitet. Siehſt du nicht die Seelen der Abgeſchiedenen dich umſchweben: nun ſo glaube, ſie könnten es. Halte dich ſo, als ob eine Heerſchaar ſeliger Geiſter dich in jedem Augenblicke ſieht und hört, auf allen Wegen und Stegen dich begleitet! Ich glaube an eine Gemeinſchaft der Heiligen, ich glaube an die Allgegenwart Gottes, ich glaube, daß der Herr ſelbſt noch auf Erden wandelt, daß er am Arme ſeines Lieblings Johannes die Hütten der Armen, das Lager der Leidenden beſucht. Ich glaube, daß er allezeit bei uns iſt, wo Drei in ſeinem Namen verſammelt ſind; ich glaube, daß ſein Athemzug uns im gegenwärtigen Augenblicke umgibt und mir die Kraft verleiht, Euch zu ſegnen, Ihr Männer, lieben Brüder im Herrn, — Ew. Erlaucht jugendlich Herze zumal!“

Er war bei den letzten Worten, die er ſprach, auf mich zugeſchritten, hatte die Hand auf meinen Scheitel gelegt, und wie ich aufblickte, leuchtete ſein ſchönes Auge im Verklärungsglanz. Es war eine bange Stille im Gemach, als wenn ein Engel ſeinen Fittich entfaltete; der Zweifel, der Unglaube regte ſich nicht. Sanct Lavatus ſah ruhig auf uns herab. Sein mildes Lächeln erſchien wie ein Triumph der guten Sache. Er ſegnete mich noch einmal, drückte dem Reichsgrafen, der ſtumm und ſtill für ſich ſaß, die Hand, und ſchied in dieſer feierlichen Stimmung, die er heraufbeſchworen, und die er in uns zurückließ. Nach einer Pauſe von mehreren Minuten ſagte der Großvater für ſich hin: „Sehr lieber, edler und ſanfter Mann das, ein rechter Apoſtel für das Gemüth, für die Schwachen und Hülfsbedürftigen. Aber es kann doch zur Schwärmerei und Selbſttäuſchung führen!“

Am andern Morgen beſuchten wir in Zürich die Krankenanſtalt, die mit dem Waiſenhauſe in Verbindung ſtand, und in der Lavater ebenfalls die Seelſorge hatte. Großvater Erlaucht machte gern zum Beſten ſeiner heimlichen Anſtalt Studien. Er freute ſich über die ſchweizeriſche Reinlichkeit und dictirte, während wir durch die Krankenſäle wandelten, ſeinem Adjutanten allerlei Notizen in's Tagebuch. Der kleine Medicus, der uns führte, war ihm mit Eifer dazu behülflich. Wie wir in den Raum traten, wo einige geiſtig Geſtörte behandelt wurden, ſahen wir am entgegengeſetzten Fenſter eine Geſellſchaft um ein Krankenlager beſchäftigt. Die breitſchulterige Geſtalt eines Mannes, der uns den Rücken zukehrte, ſtach gegen die andern hervor. Er ſprach mit lauter Stimme, die Uebrigen hörten; er ſchien über das Phänomen der Krankheit zu dociren.

„Ein vornehmer Herr aus Italien“, ſagte der Arzt auf unſere Frage. „Er ſcheint ſich für die Behandlung der Beſeſſenen zu intereſſiren; er beſucht uns häufig, ja er wird uns faſt überläſtig. Erſt neulich drang er mitten in der Nacht in's Zimmer und ſtellte bei'm Schein des Vollmondes bei einer Unglücklichen, die an Beängſtigungen des Gehirns leidet, Verſuche an, die wir Aerzte nicht gutheißen dürfen. Der Fremde erweiſ't ſich freilich ſonſt gegen die Anſtalt ſo wohlwollend und mildthätig, daß wir ſeiner Neugier und ſeiner Jagd auf Merkwürdigkeiten keine allzuengen Schranken ſtellen mögen.“

„Haha, Graf San Germano!“ ſagte der Großvater, denn er ſah auch Lavater unter den Verſammelten. Abſeits von ihnen ſtand eine nicht mehr junge Dame in auffallendem Reiſecoſtüm mit Straußfedern auf dem turbanartigen Hute. Der gelbe Sammet ihres Kleides wetteiferte faſt mit der Olivenfarbe ihres Antlitzes, in deſſen ſcharfgeſchnittenen Zügen ſich eine Tochter des Südens, wo nicht des Orients verrieth. Sie wurde uns ſpäter als Signora Carlotta, Nichte des verſtorbenen Papſtes, bekannt. Sie nahm keinen Antheil an den Beobachtungen der Geſellſchaft und war in einem lebhaften Geſpräch mit einem jüngeren Manne begriffen, deſſen ſchwarze Tracht, obſchon ſie ohne beſondere Abzeichen war, den Geiſtlichen erkennen ließ. Doch war ſein Haupthaar weder proteſtantiſch geſcheitelt, noch verrieth es die katholiſche Tonſur. Ehrn Lavater hatte uns wahrgenommen und trat raſch aus dem Kreiſe, um uns zu begrüßen. Der Reichsgraf winkte ihn bei Seite und bat, hier keine Bewillkommnung mit ſeinen Gäſten einzuleiten.

„So werden Ew. Gnaden geruhen, heute Abend bei der Gräfin zu erſcheinen“, ſagte Lavater dringend, „der Frau Gräfin wird es eine beſondere Ehre ſein, die deutſchen Herren bei ſich zu ſehen!“ —

Die Geſellſchaft ging jetzt an uns vorüber, und Lavater erhielt, weil er nicht eher ſcheiden wollte, unſere Zuſage für den Abend. —

Gräfin Branconi war Wittwe. Sie gehörte zu den Frauen, die nach einer vertrauerten Jugend, in den Marterjahren eines verunglückten ehelichen Bundes raſch verblüht, erſt ſpät, nachdem die Welt ſich nicht mehr in friſchem Reiz für ſie geſchmückt, eine Genugthuung für Anſprüche des Herzens und Geiſtes finden. Sie war nie ſchön geweſen, ihre Züge waren eher das Gegentheil, aber der Faltenzug eines ſanften Weh's gab ihrem verwelkten Antlitz den Schmelz einer Rührung, die wohl feſſeln konnte, wenn der Sinn eines Mannes reif genug war, um ſich gegen den Zauber vergänglicher Reize zu ſchützen. Es ſind das jene Frauen, deren ſtille verallgemeinerte Liebe ſich wie ein heimlicher Fanatismus geſtaltet, jene Frauen, für die der Mann nur Bewunderung fühlt, während er doch Gefahr läuft, ſich vor ihnen zu verwirren und zu verlieren. Gräfin Branconi war mehrere Jahre in Paris geweſen, ihr Gemahl hatte dort in einem bunten Gewühl von Händeln und Intriguen ſein Leben eingebüßt. Dann war ſie mit ihren Kindern nach der italieniſchen Schweiz, wo ihre Güter lagen, zurückgekehrt. Seit längerer Zeit lebte ſie regelmäßig einen Theil des Jahres in Zürich, wo ſie, an der Limmath ſchön gelegen, Haus und Garten beſaß. Lavater war der Seelenarzt geworden, der dies an der Welt erkrankte Herz zu heilen gewußt. Er war der Mann, der, wenn die äußere Welt in ihrer Mißgeſtalt beleidigte, Ausſichten in die Ewigkeit eröffnete und dieſe Ewigkeit ſchon mitten in der zerbrechlichen Hülle des irdiſchen Lebens fühlbar machte. Dieſe ſanfte Entzückung eines ſchwärmeriſchen Gottesfriedens war ſein Werk. Dieſer Friede leuchtete aus ihren Zügen dem Beſchauer entgegen. Der Phyſiognom, der dies Antlitz nicht fertig deuten konnte, mußte den Ton ihrer leiſe bewegten, heimlich zitternden und doch in Wohllaut aufgelöſ'ten Stimme zu Hülfe nehmen. Das Geſicht ohne den Klang der Stimme gibt wohl überhaupt nicht den ganzen Menſchen; erſt das ſprechende Geſicht, dünkt mich, iſt der volle Ausdruck der Seele. Großvater Erlaucht pflegte zu ſagen: Erkenne das Thier im Angeſicht, und du haſt die Grundlage des Menſchen! Er kannte nicht das Sokratiſche: Rede, damit ich dich ſehe!

Die Gräfin empfing uns mit jener Vertraulichkeit, die zugleich mit der Beobachtung der feinen Form nur der Dame ihres Standes möglich iſt. Sie ſprach franzöſiſch, und doch lag ſehr viel Gemüth im Ausdruck ihrer Worte. Großvater ward ihr von Lavater als connaisseur bezeichnet. Er gab ihm damit ſeinen Empfehlungsbrief, als zur Loge Derer gehörig, die im Angeſicht des Menſchen die Geheimſchrift verſtehen.

„Kenner?“ wiederholte der Großvater, „mehr Liebhaber, als das; und auch das nur, wenn man es nicht zu weit treibt.“

„Man muß freilich zwiſchen den Zeilen leſen können“, ſagte die Dame. „Unter einer buchſtäblichen Auslegung leiden ſelbſt die Wahrheiten der heiligen Schrift.“

„Solch' ein Buchſtabenklauber in der Geſichtskunde iſt mir ſchon vorgekommen“, ſagte der Großvater. „Wie hieß der Querkopf, den wir am Rhein neulich auffiſchten?“ — Er ſah mich lachend an, während er das ſagte, und fuhr fort: „Der trieb's denn doch vielleicht ein Biſſel zu bunt. Der nahm die Leute friſch bei'm Kopfe und ſagte ihnen Grobheiten in's Geſicht, nicht? Zuletzt meinte er, der bloße Daumen genüge, um den Verſtand des Menſchen zu taxiren. Gott's Wunder! am Ende iſt die Silhouette vom kleinen Finger, oder der Abſchnitzel vom Nagel des großen Zehen dazu hinreichend. Er nahm das, wie ich's ihm ſagte, für Ernſt und belegte es gleich mit ſeinem lateiniſchen Spruche: Ex ungue leonem! Ja, ja, die gelehrten Lateiner helfen gern allem Unſinn auf. Dabei ſprach der Narr immer von Chriſtusnaſen und Johannesbackenknochen.“

„Ein Spiel“, nahm die Gräfin ſehr ernſt das Wort, „ein Spiel mit dem zu treiben, was unſere gläubige Erkenntniß fördern ſoll, iſt gewiß ein ſtrafwürdiger Unfug. Aber Gott verſteht nicht bloß in den Sternen, nicht bloß in den heiligen Büchern zu leſen; auch die Angeſichter der Menſchen ſind ſeine Schriftzüge. Nur hat bald das Laſter, bald heilloſer Unglaube ſie entſtellt, und wir finden den Herrn, wie in der ganzen Natur, ſo auch im Antlitz der Menſchen, nur mühſam heraus. Man kann das Edelſte mißbrauchen. Ariſtoteles und Galen hatten unſicher an der Geſtalt des Menſchen herumgetappt, ſich einzelne Merkzeichen erſehen, und die unſelige Aehnlichkeit einzelner Theile des menſchlichen Körpers mit denen der Thiere reichte zur Aufſtellung ihrer Meinungen hin. Wir ſind weiter, wir ſchauen nach dem Unſterblichen im Angeſicht der Brüder. Mit einzelnen Theilen iſt es wohl wie mit einzelnen Tönen. Ein Ton für ſich iſt ein charakterloſes

Etwas. Erſt im Zuſammenhange mit andern Klängen wird der Accord möglich, von dem ſich ſagen läßt, ob er Dur oder Moll iſt.“

„Ja, ja“, ſagte der Großvater, „die Lineamente auseinanderreißen, hieße die Blume zerpflücken, um zu ſehen, was an ihr ſei Ganz iſt der Menſch, was er iſt.“

„Sie haben, obſchon es Ihnen wohl noch am ächten Glauben fehlt, doch ein ſehr ſchönes Wort da geſprochen,“ ſagte die Gräfin, und reichte dem alten Herrn ihre Hand, die er, wollte er nicht unhöflich ſein, an ſich drücken mußte. Es ſtand ihm ſehr eigenthümlich, der zarten Frau dieſen Triumph zu zollen. Großvater Erlaucht hatte überhaupt vielleicht eine verſteckte Anlage zum Gefühlvollen; nur gab er ſich ſolchen Regungen nicht hin und ſpottete ſie bald wieder fort, obſchon er ſie bei Andern in Ehren ließ. Auch hatte er ſich jetzt in ſeinem Humor bald wieder zurecht gefunden.

„Frau Gräfin ſind gewiß eine recht leutſelige Pythia“, ſagte er in ſeiner muntern Laune. „Wie judiſiciren Sie wohl Dem da ſein Geſicht? Der arme Schelm hat ſchon ehrlich herhalten müſſen!“

Er winkte mich heran und klopfte mir auf die Schulter. Es überlief mich hochroth bis über die Ohren: ich dachte an die Tortur der Inquiſition unter den Händen des ſchäbigen Querkow, ich dachte an die beleidigende Deutung meiner kleinen Naſenlöcher. Ich glaube, ich blies in dieſem Augenblicke die Naſenlöcher ſo weit auf, als möglich.

„Ein junges Geſicht, das nicht fertig iſt“, ſagte zum Glück die Gräfin, „ſoll man eigentlich nicht allzuſtreng nach den Regeln der Grammatik unſerer Wiſſenſchaft abſchätzen! — Auffallend zuſammengewachſene Brauen!“ ſagte ſie, indem ſie fortfuhr, mich zu muſtern; „ſie deuten auf Kraft, auch auf die Kraft, Geheimniſſe zu behüten.“

Alſo doch, dacht' ich ſtill bei mir, und ſah den Großvater furchtſam an, der gern auf den verſteckten Italiener in mir anſpielte.

„So deutlich ausgeſprochen hab' ich dieſen Zug“, ſetzte die Gräfin hinzu, „nur noch an unſerem Freunde Monſieur Xaver Dubois wahrgenommen.“

Sie hatte ſo laut geſprochen, daß der Genannte, als ſei er gerufen, zu uns trat. Es war der junge Geiſtliche im ſchwarzen Gewande, den wir im Krankenhauſe an der Seite der orientaliſch gekleideten

Donna geſehen, der Mann, mit dem ich jetzt um der zuſammengewachſenen Brauen willen confrantirt werden ſollte. Ich blickte ſchüchtern in ſein dunkles Auge, in deſſen braune Schatten ſich grünliche Tinten miſchten, und deſſen Blick bald keck und dreiſt aus den tiefen Höhlen heraustrat, bald furchtſam unter den ſchweren Wimpern ſich barg. Das war das Lauernde in ſeinem Blicke oder, wie die Gräfin ſagte, die Kraft, Geheimniſſe zu behüten. Eine heiße Leidenſchaftlichkeit in ſeinen Bewegungen ſchien ſich durch die vollkommene Beherrſchung der Geſellſchaftsformen, durch die Gewandtheit des Weltmannes zu zügeln. Wie er als Monſieur Dubois präſentirt ward, offenbarte er eine ſo glückliche Miſchung von Beſcheidenheit und Selbſtgefühl, daß ſelbſt Großvater Erlaucht über ſoviel Freiheit in der Haltung bei einem Geiſtlichen zu ſtaunen ſchien. Die Unterhaltung wechſelte in allen drei Sprachen. Wenn Xaver deutſch ſprach, verrieth er eine Befangenheit, die ihm ſehr naiv ſtand. Franzöſiſch war er ganz Cavalier und Mann des Parquets. Sprach er italieniſch, ſo durchbrach ein ſonſt verhaltener Feuerſtrom ſein ganzes Weſen. Zum Glück nahm er die Aufmerkſamkeit Aller ſo ausſchließlich in Anſpruch, daß ich den ſtillen Beobachter machen konnte. Nur die Gräfin warf auf ihn und mich ihre Blicke, als hätte ſie Luſt, die Parallele zwiſchen unſern Augenbrauen von Neuem zu eröffnen.

Zum Glück unterbrach ein neu Hinzutretender die wieder herandrohenden Geſichterſtudien.

„Monseigneur, j'ai l'honneur", — erſcholl die Stimme eines Mannes, der ſich mit polterndem Geräuſch dem Reichsgrafen aufdrängte. Es war der uns als Graf San Germano Angekündigte, der Mann mit dem „Hammerſchlag des Genies" auf der breiten dreiſten Stirn und einem Schulterbau, der mit mehr als Selbſtgefühl den Ruhm zu tragen ſchien, den Auserwählten für ein abſonderliches Werkzeug des Herrn zu gelten. Signora Carlotta, die orientaliſche Dame mit dem Turbankopfputz, war mit ihm eingetreten; ſie ſchien zu ihm zu gehören. Und ſo erblickten denn meine Augen den Wundermann, der ſchon damals an kleinen Höfen und in auserleſenen Cirkeln die Bewunderung der Welt zu werden begann, obſchon er erſt ein Jahr ſpäter in Paris ſeine große Miſſion antrat. Er ſchien uns damals ein Vielgereiſter, war lange Zeit im Oriente geweſen, hatte die ägyptiſchen Pyramiden und Katakomben beſucht, erzählte vertraute Einzelnheiten von der ſtillen Gemeinde des Prieſters Johannes, jenes angeblich unmittelbaren Nachkommen des Evangeliſten, mit deſſen Colonie in Nubien, mitten in der Wüſte und mitten im Sturme der Jahrhunderte, ſich ein einfach reines Chriſtenthum bis auf unſere Tage fortgepflanzt haben ſollte. Hiermit hatte er in Lavater's Kreiſen Zutritt und Spielraum gewonnen. Je weltlicher, ja derb ſinnlicher nebenbei ſein Weſen war, deſto ſpannender wurde das Räthſel ſeiner Erſcheinung. Die Erzählung ſeines Aufenthaltes in Medina trug das Gepräge der genaueſten Selbſtanſchauung. Man hielt ihm Vieles zu gut, weil man ihm die Vorrechte des genialen Sonderlings einräumte; er durfte ſelbſt vor Lavater's keuſchen Ohren die Reize des mohamedaniſchen Lebens ſchildern.

Ich blickte in ein rothbraunes, gewaltig vollblütiges Geſicht, deſſen gedrungene Muskelfülle, deſſen ſtarke Brauen, wie die verſteckt glühenden Augen von der unleugbaren Kraft dieſes ſeltſamen Menſchen zeugten. Die entſchloſſene Elaſticität ſeiner Glieder entſprach ſeiner geiſtigen Gewandtheit. Seltene Kenntniſſe, reiche Erfahrungen mochten die Macht, die er übte, unterſtützen. Aber dieſe Macht lag nicht in dieſen Einzelnheiten, die vielleicht Mancher mit ihm theilte: ſie lag in der Schwärmerei ſeiner brütenden Seele, in dem Hange zum Wunderbaren, der ſein Jahrhundert beherrſchte, in der Sehnſucht der Menſchen nach dem Ewigen, die ſie mitten im Ekel vor der hinfälligen Eitelkeit des Lebens erfaßte. Voll Ueberdruß an der Ausſchweifung der ſinnlichen Freuden, und doch unfähig, zur Arbeitſamkeit einer ſtrengen Lebenseinfalt zurückzukehren, wollte das ablaufende Jahrhundert durch Schwelgerei der Empfindung, durch einen Sybaritismus des Geiſtes das Gefühl der Leere und die Reue über die Nichtigkeiten der äußeren Welt verdrängen. Im Angeſicht des Mannes lag, bei aller Pfiffigkeit des verſchmitzten Schelms, der Zug des Schwärmers, der die Schwächen ſeines Zeitalters benutzt, weil er ſie kennt, ſie kennt, weil er ſie theilt.

Der Mann war an jenem Abend in der Uniform eines portugieſiſchen Offiziers. Er redete uns auf eine Weiſe an, die es merklich machte, er wolle das Incognito des Reichsgrafen nicht anerkennen. Er ſagte, er werde Deutſchland, er werde unſern Hof beſuchen. Er ſprach von ſeiner Liebe zu Deutſchland, von deutſchem Tiefſinn und Geiſt, dem es vorbehalten ſei, in einer neuen Religion die ſtreitenden Elemente der Menſchheit zu verſöhnen. Das Zeitalter eines neuen Jeruſalems ſei nahe: Chriſtus werde nicht in Perſon wiederkommen, aber ſeine Boten ſenden.

Er war an jenem Abende der ſtehende Mittelpunkt der Verſammelten. Nur Einige hatten ſich in den Garten entfernt. Ich nahm ebenfalls die Gelegenheit wahr, das Freie zu ſuchen.

Der ſchöne Lindengang war mit farbigen Lampen erleuchtet. Er führte zu dem offenen Pavillon an der Limmath, in welchem Lavater mit der Gräfin Branconi ſeine phyſiognomiſchen Studien trieb, ihr vielleicht auch ſeine Ausſichten in die Ewigkeit ſpeziell eröffnete. Eine Ampel brannte in der Mitte des kleinen Salons. Ich begann dort die Silhouetten und Porträts zu durchmuſtern, die an den Wänden hingen, ich nahm den Stift und trug einige merkwürdige Linien in mein Tagebuch; aber die Beleuchtung war zu matt, ich trat in den Hintergrund und lehnte mich in die Ottomane, die in der Niſche ſtand. Meine Gedanken hafteten an dem Manne, den ich vielleicht bald als zu mir gehörig begrüßen konnte.

Plötzlich ſtand er ſelbſt leibhaftig auf der Schwelle vor mir. Er blickte ſich um, und eh' ich mich aus dem Schatten erheben konnte, war ihm die orientaliſche Donna gefolgt. Er ſah ſie erwartungsvoll an, als wollte er ſagen: Du haſt mich gerufen, hier bin ich! — „Saverio!“ ſagte ſie, ihn italieniſch mit ſeinem Vornamen anredend, „es liegt jetzt in deiner Hand, uns zum Ziele zu verhelfen; jetzt oder nimmer gründen wir auf deutſchem Boden den Bund der Freunde des neuen Jeruſalems!“

„Und wenn ich,“ erwiederte Xaver abweiſend, „was Ihr für Euer Ziel erklärt, nicht für das meinige anſehe?“

„So ſind wir uns auch darin gleich, mein Theurer,“ lautete die Antwort, „zu Zielen die Hand zu bieten, die uns nur Mittel ſind für unſere höheren Zwecke.“

„Ich habe nichts mehr mit Euch gemein, weder Mittel noch Zwecke!“ ſagte Xaver mit entſchiedener Feſtigkeit.

„Du nicht mit uns, aber wir mit dir!“ ſagte die Signora.

„Ich habe keinen Theil mehr mit einer Kirche, von der ich mich losgeſagt!“ eiferte Xaver.

„Aber die Kirche hat Theil an dir!“ lautete die Entgegnung. „Ein guter Hirte, mein Beſter, läſſet die neunundneunzig getreuen Schafe und folget dem einzelnen, das ſich verirrte, eilt ihm nach und ſtreckt liebend ſeine Arme nach ihm aus.“

Sie hatte die Hand auf ſeine Schulter gelegt und ſah ihn traulich lächelnd an. Die Ampel warf ihr volles Licht auf beide Geſtalten. Xaver ſah blaß und verlegen aus. Der Triumph der Donna über ihr Opfer ſchien vollſtändig. „Doch wozu der Streit?“ fuhr ſie ſchmeichleriſch fort. „Bin ich nicht im ähnlichen Falle wie du, mein Sohn? Bin ich nicht zum Glauben meines Volkes, zum Stamme Juda zurückgekehrt? Hab' ich damit nicht allem Lug und Trug der ſtolzen Herren der Chriſtenheit Haß und Verfolgung geſchworen? Aber die Welt will getäuſcht ſein; beherrſchen wir ſie wie ſie es wünſcht! Als ich ihr Liebe bot, hat ſie mich verachtet; als ich ihr ein offenes Herz voll Unſchuld entgegentrug, hat ſie mich verſchmäht. In Sünden und als die Nichte eines Cardinals, mitten in der Ueppigkeit der Welt erzogen, und doch einem Stamme angehörig, den die Chriſtenheit verflucht; im Glanz erzogen und gewiegt, und doch das Gefühl des Todes und der Weltverachtung im Herzen, bin ich nach und nach in der Kunſt geübt, meinen Ekel gegen die Gebrechen der Menſchen zu verheimlichen, für meinen Haß Zielpunkte zu ſuchen, die Niemand ahnet. Während ich der Welt diene, Saverio, dient ſie mir! Doch zur Sache. Das Document, das wir ſuchen, iſt in den Händen des Reichsgrafen, jenes Document, in welchem er für ſein proteſtantiſches Land der römiſchen Kirche allen Vorſchub zugeſagt. Vierzig Jahre faſt hat es im Gewölbe der Villa Speroni an der Riviera levante gemodert. Da ſtirbt der Prieſter in Genua, dem es anvertraut war; er ſtirbt und geſteht auf ſeinem Sterbebette, daß er es gar nicht nach Rom an die Congregation der Propaganda abgeliefert. Der Thor hielt es für Sünde, dies Gelübde, das ihm unter dem Siegel der Beichte gemacht war, als ein Inſtrument zur Verfolgung der Ketzer zu benutzen. Keine Kirchenſtrafe hatte vermocht, ihm das Geſtändniß zu entlocken, wo das Document geblieben. Er ſtirbt und geſteht, es ſei nicht vernichtet, aber beſeitigt und unſchädlich gemacht. Gleich am Orte, wo es vollzogen, in derſelben Stunde, wo die Trauung des Reichsgrafen mit der Herzogin geſchah, habe er es in das Gewölbe unter dem Altar der Villa verſenkt. Die Propaganda ließ ſofort Nachſuchungen anſtellen; da ergibt ſich, daß man uns zuvorgekommen. Deutliche Spuren einer friſchen Nachgrabung führen auf die Vermuthung, ein Commiſſär des Reichsgrafen, mit welchem der genueſiſche Prieſter vielleicht im Verkehr geblieben, habe das Document entdeckt und es in ſeine Hände geliefert. Exiſtirt es noch oder iſt es vernichtet? Darüber Kunde zu erlangen iſt unſer Geſchäft. Es zu vollziehen, wirſt du uns hülfreich ſein, Saverio, du wirſt uns am Hofe des Reichsgrafen die Wege erleichtern.“

Xaver ſagte lächelnd: „Signora, wir ſind noch gar nicht am Hofe des deutſchen Reichsgrafen.“

„Er hat ſo eben,“ lautete die Antwort der Dame, „dem Abbate Lavater ſeinen Entſchluß ausgeſprochen, Euch nach ſeiner Heimath mitzunehmen. Die Gräfin Branconi hat ihren Segen dazu gegeben.“

„Und Ihr,“ ſagte Xaver bitter, „gebt mir Eueren Fluch mit auf den Weg?“

„Saverio,“ entgegnete die Signora ;„Ihr ſeid nicht gewohnt, klein zu denken. Die Kühnheit des Unternehmens ſchreckt Euch nicht. Ihr bietet uns die Hand dazu!“

„Und wenn ich es verweigere?“ fragte Dubois keck.

Dann hat das heilige Amt noch immer eine Frage an Euch zu richten, Flüchtling aus dem Jeſuitencolleg, eine Frage, auf die Ihr wohl nur im Gefängniß Rede ſtehen könnt!“

„Ich erkenne kein römiſches Gericht über mich an,“ ſagte Xaver im hellen Ausbruch ſeines Zornes, „ich bin aus der Gemeinſchaft der Kirche getreten, ich bin Proteſtant, ich bin frei von den Feſſeln, die Ihr für ſo bindend haltet!“

„Wer nach dem Gelübde Derer, die ihn in die Welt geſetzt, der Kirche gehört, wer die Weihen empfangen hat: auf den wird die Kirche Roms nie aufhören ihr Anrecht geltend zu machen!“

„Doch, Signora! ſie wird es, denn ſie wird müſſen!“ ſagte Xaver. „Ich kann Denen, die mich in die Welt ſetzten, nicht das Recht zugeſtehen, über meine freie Seele das Verhängniß ewiger Kerkerſtrafe und ewiger Verbannung zu verhängen. Ich kann die Gültigkeit eines ſolchen Gelübdes nicht anerkennen, alſo auch nicht das Recht der Kirche, es an mir zu vollziehen!“

In Xaver's düſterverhängten Blicken wiegte ſich die ganze ſchickſalsvolle Laſt, die ihn zu drücken ſchien, ſo klar auch ſein Wort, ſo feſt ſein Wille, ſo unerſchütterlich ſein Gedanke. Er preßte die Lippen an einander und ſah dann ſtarr zu Boden. Die Signora bot ihm mit der Gewandtheit und Grazie der Schlange im Paradieſe die Hand. Ich drückte krampfhaft meine Bruſt, als müßte ich fürchten, durch das laute Klopfen meines Herzens meine Gegenwart zu verrathen; ich zitterte vor der Möglichkeit, er könnte ihrer Liſt unterliegen.

„Ihr werdet nicht der Thor ſein,“ ſagte die Donna, „zu denken, ich ſei ein willenloſes Werkzeug der Inquiſition! Nicht einmal der Congregation des Glaubens diene ich unbedingt. Ihr wißt, Saverio, daß uns ein höheres Bündniß einigt, ein höherer Gedanke treibt. Wir haben der Tyrannei des confeſſionellen Glaubens den Untergang geſchworen, wir gründen einen Bund freier Menſchen, die ihre Gerechtſame als ſolche gegen einander verbriefen. Eine allgemeine Kirche, aber die einzig wahre, einzig gültige, die Kirche des freien Menſchenthums, ſoll fortan Alle verbrüdern. Dieſen Geheimbund, ſo lange er geheim ſein muß, dieſe Loge freier Maurer, wollen wir ſtiften. Du biſt der Sodale dieſes Bundes, du wirſt dein eigenes Gelübde nicht brechen!“

Sie ſtand wie eine Königin von Saba vor ihm da, der Fanatismus ihres Weſens hatte eine gewiſſe Majeſtät. „Ich entziehe mich Euch nicht,“ ſagte Xaver, „wollt Ihr mir doch auf die dunkelen Spuren meines Daſeins verhelfen: aber Ihr könnt nicht verlangen, daß ich, geſetzt, ich theilte Eueren Zweck, auch jedes Euerer Mittel zum Zweck theile. Was hat die Entdeckung, was hat der Raub eines Documentes für Zuſammenhang mit der Loge zum neuen Jeruſalem?“

„Den allernächſten!“ eiferte die Donna, „es hilft einen proteſtantiſchen Tyrannen entlarven, der den katholiſchen Glauben nicht zu kränken eidlich und ſchriftlich gelobte! Die Landſtände ſeines Reiches ſind evangeliſch; ſie können auf dieſe Zuſage hin, ſich von ihrem Fürſten losſagen. Die Erben des Landes ſind römiſch-gläubig;

ſie ſehnen den Moment herbei, wo das Regiment des Unduldſamen aufhört.“

„Ich kann Euch nicht hindern, handelt wie Ihr wollt und müßt!“ ſagte Xaver. — Somit ſchloß dieſe Unterredung, ſo weit ich deren Zeuge war.

Sie hatten Beide den Pavillon verlaſſen. Wie ſie neben einander herſchreitend im Laubgange des Gartens verſchwanden, ſaß ich in meinem Winkel noch immer wie gelähmt; eine Gewitterſchwüle lag mit den Geſtändniſſen in meiner Seele.

Wie ich nach vielfachen Umwegen im Park nach dem Salon zurückkehrte, ſcholl mir Muſik entgegen. Sanct Germanus, der Räthſelhafte, hatte ſich auf der Glasharmonika hören laſſen, einem Inſtrument, das damals für eine neue Erfindung galt. Er ſtand, wie ich eintrat, ſo eben auf; mit einer Kirchenmelodie, die er geſpielt, war er der Gegenſtand der Bewunderung geworden. Alles umringte ihn, überſchüttete ihn mit Lob. Ich ſuchte ſcheu und ſchüchtern die Nähe des Großvaters, im Fall er aufzubrechen gedachte. Er hatte ſich in eine Fenſterniſche zurückgezogen und ſtand mit untergeſchlagenen Armen und geſenktem Haupte ganz in ſtarre Betrachtung verſunken. Er hatte ſolche Augenblicke, wenn ein Argwohn gegen Dinge oder Perſonen in ihm aufſtieg. Sein Auge ſchien dem Grafen zu folgen, der mit Lavater Hand in Hand im Saale auf und ab ſchritt. Sie blieben jetzt vor dem alten Herrn ſtehen und gruppirten ſich um die Gräfin Branconi, die mit der Signora Carlotta zärtlich plauderte. Xaver mußte ſich in den Hintergrund verloren haben; meine Blicke ſuchten ihn vergeblich. „Es wird nicht Ernſt damit ſein, uns morgen ſchon zu verlaſſen!“ eiferte die Gräfin, zu den beiden Fremden geneigt. „Doch, doch!“ erwiederte Sanct Germanus mit feierlicher Salbung, „wir ſcheiden morgen. Es iſt hier unſeres Bleibens nicht. Unſere Sendung reicht weiter. Auch ſind wir nicht zu den Gläubigen, wir ſind zu den Ungläubigen geſendet. Wäre die Menſchenwelt überall ſo ſchön wie bei Euch: das neue Jeruſalem wäre ſchon auf Erden erſchienen, wir brauchten nicht unter die Heiden zu ziehen, es zu verkünden. Ja, bei Euch athmet man den Frieden Gottes! Es war für mich, außer in der Wüſte, wo ich im Gebete den Herrn erkannte, hier der einzige Ort, wo ich die Sabbathſtille ſeines Hauches ſpürte. Habt Dank, Edle! Aber mein Schickſal ruft mich ab. Ich erhielt geſtern Briefe vom Großmeiſter aus Malta, die meinen Aufbruch fordern.“

Großvater Erlaucht war bei dieſer Rede ſehr unruhig geworden. Er griff ſich in den Buſenlatz, wühlte in den Taſchen herum, er ſchien etwas zu ſuchen, vielleicht einen Aufſchluß. Die Gräfin unterbrach die weiteren gottgeſalbten Ergießungen, indem ſie auf den Großvater zuſchritt und mit der Bitte, ſich ein ländlich ſchweizeriſches Nachtmahl gnädigſt gefallen zu laſſen, ſeinen Arm forderte. Sie winkte zugleich auch mir zu und Alles folgte dem Paare in-den hintern Flügel des Hauſes, wo ſich die kleine Geſellſchaft im Speiſezimmer zum Souper wiederfand. Ich ſaß zur Rechten unſerer edlen Wirthin, uns gegenüber San Germano. Xaver hatte ſich an das äußerſte Ende der Tafel zurückgezogen, die Schlange Carlotta hatte ſich an Sanct Lavatus Seite gedrängt, lachend, geſchwätzig, geſchäftig, als wollte ſie auch ihm einen Apfel aus dem Paradieſe reichen.

Das Mahl war nicht ſo einfach, als es die Gräfin bevorwortet. Es war recht eigentlich für Deutſche eingerichtet, und der Großvater war galant genug, um hieran das Geſpräch zu knüpfen. Aber bald genug war der Zaubermann von neuem ausſchließlich Gegenſtand des Intereſſes. Er ſprach lebhaft, aber er enthielt ſich aller Speiſe. Als ihm der Diener auf den Wink der Gräfin die Schüſſel wiederholt anbot, machte er die Mittheilung, daß er ſeit einigen Woche faſte.

„Das Hungern bekommt Ihnen ſehr gut!“ ſagte der Großvater und ſah ihm ſatyriſch in das rothbraune volle Geſicht.

„Der Schwung meiner innern Stimmung erhält mich,“ ſagte Germano mit ruhiger Sicherheit. „Ich bedarf zu einem Acte, der mir bevorſteht, der ganzen Sammlung meiner Kräfte. In der Wüſte, als Anachoret, hab' ich es erfahren, wie weit der Geiſt ſich läutern kann, wenn der Leib ſich der irdiſchen Nahrung enthält. Meine Seele wurde immer reiner, lichter, freier; ich brachte es bis zur Viſion, bis zur Prophetie. Seitdem gelang es mir freilich nicht, denſelben Grad in meiner Stimmung von neuem zu erreichen.“

Großvater legte Meſſer und Gabel bei Seite und zerrte an ſeinen Bergetten. Ich kannte das als ein böſes Zeichen des anrückenden Zorns.

„Es gibt im Innern Africa's," fuhr San Germano harmlos fort, ein Volk, das einmal im Jahre einen Tag lang wacht und faſtet und ſich dann auf die Gräber der Vorfahren, zum Schlafen niederlegt. Aus den Träumen, die in ſolcher Nacht in ihnen aufſteigen, deuten ſie ihre Zukunft, ja richten danach ihre Handlungen ſchon in der Gegenwart ein. Was die Pythia und die Sybillen der Alten ſagten, war eben auch nur das Ergebniß eines magnetiſchen Schlafes."

„Mich fiebert," rief der Großvater, „wenn ich das Wort magnetiſch höre." — Mit einer ſeltſamen Haſt und wie aus Verzweiflung griff er wieder nach Meſſer und Gabel.

„Erlaucht ſind kein Freund vom Prophezeien?" ſagte der Graf.

„Doch, doch!" verſicherte der alte Herr; „ich prophezeie ſelber, d. h. ich ſchließe von der Urſache auf die Wirkung, vom Keim auf den Baum. Und was die Träume anbelangt, ſo kann ich ſehr gut begreifen, wie Speiſ' und Trank darauf Einfluß haben. Wenn ich auf Träume etwas gäbe, würde ich mir wie die Pythagoräer die Bohnen verbieten; ſie haben eine bekannte eigenthümliche Wirkung und machen ſchlechte Träume. Träume kommen aus dem Bauche, mein Lieber, nicht?"

Die Gräfin ſah ſehr gequält aus; Lavater hing den Kopf.

„Ich möchte das gar nicht beſtreiten," erhob San Germano ohne alle Verlegenheit ſeine ſchallende Stimme; „im Gegentheil noch weit mehr als dies behaupten, ich möchte ſagen: die Seele des Menſchen hat ihren Sitz im Magen."

„Hoho!" lachte der Alte; „ich dächte, die ſäße im Kopfe. Aber freilich, der Köpfe ſind vielerlei und es giebt auch ſehr hohle."

„Wenn die Seele nicht im feuchten Dunſt der Gehirnhöhlen ihren Sitz hat," — begann Lavater einlenkend.

„Bei manchen Leuten," unterbrach ihn der Großvater erhitzt, „ſieht es da oben nicht feucht, ſondern gar ſehr trocken aus."

„So müſſen wir ſie zwiſchen den Augenbrauen annehmen," fuhr docirend Vater La fort, deſſen ſanfte Stimme wehmüthig im polternden Lärm der beiden Streiter verklang. „Am beſten würde man thun, wenn man ſie nirgends fixirte," fügte er zum Schlichten der Gegenſätze freundlich bittend hinzu.

„Die Seele iſt überall, wo man ſie hindrängt,“ eiferte San Germano. „Und wenn ich ſie mit der ganzen Kraft meines Willens in den Fingerſpitzen concentrire, ſo hab’ ich ſie dort. Der Magnetiſeur weiß das.“

Der Großvater ſank wie gelähmt in die Lehne des Seſſels zurück.

„Ich bin nicht Arzt genug, um hier entſcheiden zu wollen,“ fuhr der Graf ruhig fort, „aber ich weiß ſo viel von der Medicin, um den Satz beſtätigen zu können, daß der Lebensgeiſt vorzugsweiſe in der Magengegend thätig iſt und von dort nach allen Theilen des Organismus Wärme und Bewegung ausſtrömt.“

„Meint der Herr Graf vielleicht auch, daß ſomnambule Weiber mit der Magenhöhle leſen?“ fragte der Großvater mit ſichtbarem Spotte.

„Allerdings!“ ſagte Germano mit trockenem Ernſt. „Ich bin ganz dieſer Anſicht. Ich will nicht Beiſpiele aufzählen, aber von mir ſelbſt einen Fall vorführen. Ich habe ſchon manches Gift geprüft, um ſeine Wirkung an mir ſelbſt zu ermeſſen. Mit der Wurzel des ſogenannten Eiſenhütleins betünchte ich mir die Zungenſpitze ganz leiſe, vorſichtig und ohne vom giftigen Kraute etwas zu verſchlucken. Sofort fühlt’ ich es wie ein Band um den Kopf: dieſer Theil war taub und todt, alles Gefühl, alle Erkenntniß ging plötzlich von dem Magenmund aus. Dort war alles geiſtige Leben in mir concentrirt, und in der Klarheit dieſer Empfindung lag für mich eine betäubende Wolluſt. Ich fühlte mit dem Magen, ich ſah, ich hörte durch ihn. Ich weiß ſeitdem, wo der Sitz der Seele iſt, wenn man ſie nicht durch die Anſtrengung des Willens nach andern Theilen verſetzt. Empfindung und Erkenntniß gehen vom Magen aus; der Kopf iſt nur die Erinnerung, das Echo davon.“

„Drum klingt’s eben in manchem Kopfe ſo hohl!“ ſagte der Großvater. „Sanct Lavatus, Sie Mann Gottes, erlöſen Sie uns doch von dieſem Heidenthume! Man nennt ja wohl dieſe Umkehrung des ganzen Menſchen von oben nach unten, vom Gehirn in den Magenſchlund, ein magnetiſches Pol verſetzen? Ich bin froh meine fünf Sinne noch obenauf zu haben. Aber übel wird mir, hör’ ich nur von dieſem Magenumwenden. Es iſt als wollte Einer plötzlich mit dem Steiß gen Himmel ſehen und mit dem Geſicht auf dem Boden herumrutſchen. Man will den Menſchen umkehren, d. h. verthieren, und darum nennt man's wohl den thieriſchen Magnetiſmus; was?"

Die Gräfin huſtete ſehr ſtark, während die Meiſten in der Geſellſchaft ſich durch Lächeln von der Verlegenheit, in die ſie der Reichsgraf geſetzt, zu befreien ſuchten. „Sehr viel Humor, ſehr tedesco!" rief San Germano dazwiſchen, „und wahrlich auch viel Anlage zum thieriſchen Magnetiſmus!" ſetzte er lachend hinzu.

„Sagen wir Lebensmagnetiſmus!" begann Lavater ausgleichend, indem er ſich vom Stuhle erhob. „Er gehört vielleicht zu den geheimen Bedingungen des Menſchenlebens und iſt dann ſicherlich eine von Gott geweihte Kraft der Natur. Seien wir ohne Vorurtheile! Daß du biſt und athmeſt, Creatur, wäre an ſich ein gleichgültiges Daſein; aber daß du für ein Anderes biſt, es anziehſt und von ihm angezogen wirſt, das ſtellt dich erſt in die große Kette der geiſtigen Exiſtenzen. Ja, erſt durch die Zugkraft zu Gott treten wir in das Heiligthum eines Geiſterlebens, haben am Weſen der Weſen erſt dadurch Theil. Es ſchwinde die Furcht vor dem Namen, wenn uns die Sache nicht ſchreckt; Gott ſelbſt iſt der große Urmagnet. Erſt wenn du ihn fühlſt, Seele, biſt du und trittſt in den Kreis der Ewigkeiten. Sympathie und Antipathie! Hierin athmen, ſind und leben wir, und es gibt auch einen himmliſchen, einen ſeeliſchen Magnetiſmus."

„Bravo!" rief der Großvater und zerſtörte freilich mit ſeinem Zuruf die ſalbungsvolle Weihe, in die Lavater die Geſellſchaft zu verſetzen geſucht. „Das hat er als Mann Gottes wieder gut gemacht! Er weiß doch Alles unter Einen Hut zu bringen, löſt freilich die ganze Phyſik in eitel Supranaturaliſmus auf. — Aber lachen muß ich doch," fuhr er, zu ſeiner Nachbarin gewendet, fort, „wenn ich an meine Ninon, meine alte jungfräuliche Oberſthofmeiſterin daheim denke. Für die iſt auch Alles Sympathie und Antipathie. Neulich nahm ſie gegen Vapeurs ein Vomitiv und ſagte zum Arzte, ſie habe ſich durch Antipathie geheilt."

Ich ſteckte die Naſe in mein Weinglas, um nicht mit Lachen herauszuplatzen. Lavater zwang ſich mit geſenktem Haupte zu lächeln, aber er war doch bis in's Tiefſte verletzt. Das Peinliche der Scene ſollte aber noch den Gipfel erreichen. San Germano war ganz ernſt geblieben und hatte eifrig in ſeiner Brieftaſche geſchrieben.

„Ew. Erlaucht pflegen noch immer in Belle Promeſſe Hof zu halten?“ fragte er dann raſch und faltete die Blätter zuſammen.

„Der Herr Graf macht wohl eine wiſſenſchaftliche Reiſe?“ gab der Großvater ſtatt der Antwort die Gegenfrage.

„Wiſſenſchaft!“ wiederholte Germano; „ja wohl, Wiſſensdurſt treibt mich. Ich werde in Deutſchland die Bergwerke und die Tollhäuſer ſtudieren.“

„Da wären ſie vor Zeiten bei mir vor die rechte Schmiede gekommen,“ ſagte der Großvater, „ich hielt mir früher eine Gallerie von Tollen. Jetzt langweilen mich die Anomalien. Man ſoll ſich mit dem normalen Zuſtande beſchäftigen, ſich aus Krankheitsfällen keine Regeln für's Allgemeine abſtrahiren. Nicht Diejenigen, die man einſperrt, ſind die ſchlimmſten Narren, ſondern die frei herumlaufen. Und was die Bergwerke betrifft, die Sie ſtudieren wollen: Gold mach' ich nicht mehr. Es hat mir Silber genug gekoſtet. Den Schwindel hab' ich hinter mir! Sollte das neue Jeruſalem ſich damit befaſſen wollen, ſo würde ich vorſchlagen, den Landgrafen von Heſſen-Caſſel heimzuſuchen: Der macht dermalen noch in dem Artikel!“

„Ew. Erlaucht ſcheinen ſchlechte Geſchäfte darin gemacht zu haben?“ fragte der Italiener ziemlich boshaft und höhniſch. Es hatte jedoch nicht die aufregende Wirkung, die vielleicht bezweckt wurde; Großvater lachte dem Manne hell in's Geſicht.

„Mit Narren,“ ſagte er, „kann wohl eigentlich von Geſchäftemachen keine Rede ſein! Ich habe ſonſt, mein Beſter, kein Hehl dabei: Ich ließ mir einmal einen Menſchen kommen, der mir das philoſophiſche Goldſalz von Augsburg feilbot. Es ſollte ein Univerſalmittel zur Geſundheit ſein. Meine Oberſthofmeiſterin zu Hauſe, die ſonſt nur Fichtenharz für den geſunden Athem gebraucht, hat es eine Weile probirt, aber ohne Erfolg. Alte Weiber haben ihre Zeit hinter ſich und können nicht noch einmal wieder jung werden. In dem philoſophiſchen Goldſalz fand ich ſo wenig Philoſophie als Gold, das Wunderſalz war nichts als vitrioliſirter Weinſtein, unſchädlich, aber auch nichts nutzend. Und das rothe Pulver ließ ich mir in den Tiegel ſchütten. Wir quackſalberten manche liebe Nacht, aber es wollte nichts werden. Auf's Edelſteinſchmelzen ließ ich mich nicht ein, denn der Kerl machte beinahe lange Finger. Wie er mir bei der Fixirung des Queckſilbers die Tiegel verwechſelte, da ließ ich ihn durchprügeln und über die Grenze bringen. Voilà tout."

„Es war zweifelsohne," ſagte San Germano, „ein Gottesleugner; den rieche ich auf zehn Schritte!"

„Und ich rieche verkappte Jeſuiten auf zehn Meilen!" rief der Reichsgraf entgegen. — Die ganze Gewalt ſeines Zornes war entfeſſelt, ſprühte ihm aus den Augen, aus allen Fibern ſeines Antlitzes. Der Italiener ſaß bleich da und ſchien betroffen.

„Schade," begann Signora Carlotta mit neuen Hülfstruppen das Gefecht, „Schade, daß Monſeigneur den Menſchen nicht in Dero großen Narrenthurm einſperrten!"

„Wiſſen Sie auch davon, von meinem Narrenthurm?" entgegnete der Großvater mit ſtrafenden Blicken, „hätten wohl für das neue Jeruſalem gern einen alten Bekannten wiedergefunden?"

Die Geſellſchaft ſaß wie vor Schreck erſtarrt; Lavater rang die Hände unter der Serviette, die Gräfin Branconi rückte vergeblich mit dem Seſſel.

„Ew. Erlaucht führen, wie man ſagt, ein ſo geſtrenges Regiment," ziſchelte die Schlange Carlotta, „daß es der Narrheit gar nicht bedarf, um aus Dero Landen transportirt zu werden; man braucht blos ein guter katholiſcher Chriſt, ein römiſch-gläubiger Menſch zu ſein!"

„Ja, wenn man zugleich ein Gauner, ein Landſtreicher iſt, und unter falſchem Namen reiſt, da ſteh' ich bei mir zu Hauſe nicht dafür!" war des Reichsgrafen Entgegnung. Damit war ſein Humor zu Ende; er ſah ſehr ernſt und ſtreng dazu aus; das Wort fiel in Gegenden ſeines Innern, die er ungern berühren ließ. Er nahm in dem Augenblicke die Aufforderung der Gräfin Branconi an, die mit einer Verbeugung wiederholt gebeten, die Tafel aufheben zu dürfen. Gepeinigt und gequält trat die Geſellſchaft in Gruppen zuſammen, um die Differenzen des erhitzten Geſprächs nach Möglichkeit auszugleichen. „Man kann auch incognito reiſen!" ſtrafte die Gräfin Branconi den Reichsgrafen; „man kann auch ganz regelrecht unter anderem Namen auftreten!" ſagte ſie entſchuldigend.

„Kinder“, flüſterte der Reichsgraf mit Eifer und Leidenſchaft, Lavater und die Gräfin bei den Händen faſſend und bei Seite ziehend, „Kinder, haltet Euer Haus rein!“

Die Gräfin ſchien von neuem Verſuche zur Verſöhnung und Annäherung machen zu wollen. „Kinder“, wiederholte der Großvater, „ich könnte Euch Geſchichten erzählen — ! Und halten's mir zu Gnaden, wenn ein alter, rauher, deutſcher Bär ungebährdig herausplatzt. Hat er doch ſo manchen Fuchs ſchon aus ſeiner Höhle geſchreckt. — Aber um den jungen Mann, der mir empfohlen iſt, bitte ich wiederholt. — Morgen zum Frühſtück, wenn es beliebt!“ richtete er ſcheidend noch die Worte an Xaver, der eifrig bemüht, ſich uns zu nähern, zur Seite ſtand. Der Reichsgraf empfahl ſich der beſtürzten Wirthin und dem werthen Lavater, den er, wie zur Verſöhnung, mit beiden Armen an's Herz drückte, während er der Gräfin die Hand zum Abſchied küßte.

Unſer Wagen hielt ſchon lange. Wie wir ſaßen, ſah ich unter den am Schlage Stehenden bei'm Schein des Windlichtes noch in Xaver's dunkelbraunes, leuchtendes Auge. Ich drückte mich in die Wagenecke. Aus dem Gewirr und Tumult der Geſellſchaftsſcenen blieb ſeine Geſtalt fragend, ſuchend, vom Unheil bedroht und um eine Freiſtatt bittend, vor meinem Geiſte ſtehen.

Siebentes Kapitel.

Examen und Beichte.

Ich ſchloß die Nacht kein Auge. Ich fühlte mich nach zwei Seiten hin als Mitwiſſer ſchuldig; ich zitterte vor der Entwickelung der Dinge, ſie mochte ſich wenden, wie ſie wollte. Xaver ſollte in unſer Haus treten, und er hatte eine Miſſion überkommen, welche die Ruhe des Reichsgrafen ſtörte, vielleicht gar ſeine Ehre kränkte. Er ſollte die Exiſtenz eines geheimen Documentes ermitteln, und Niemand wußte ſo gut darum, als ich. Er war, ob freiwillig, ob gezwungen, Mitglied eines geheimen Bundes, deſſen Zwecke dunkel waren; er ſtand im Zuſammenhang mit jeſuitiſchen Umtrieben, und er ſollte mein Lehrer werden, eine Stellung in Belle Promeſſe einnehmen, die auf Vertrauen beruhte. Ich ſchreckte vor dem Gedanken zurück, die Fäden, die ſeinen freien Willen unterbanden, könnten ihn verleiten, gegen das Intereſſe meines Hauſes zu handeln. Aber ich zitterte ſchon eben ſo ſehr vor der Möglichkeit, Xaver zu verlieren. Er gehörte, nach meinem beſten Gefühl, zu den Unſerigen, und doch konnte ein hingeworfenes Wort das Verhältniß zu uns unmöglich machen. Er war Proteſtant, er hatte ſich losgeſagt vom Schooße der römiſchen Kirche. Aber ſchon das genügte, des Großvaters Widerwillen gegen ihn feſtzuſtellen. Er konnte der evangeliſchen Lehre mit ganzer Seele zugethan ſein, und ſeine katholiſche Herkunft ſchied ihn doch für immer von uns.

Er mußte gewarnt werden. Aber von Wem? Sollte ich mich zu ihm drängen, ihm geſtehen, daß ich ſeine Unterredung mit der Signora belauſcht? Dann war alle Harmloſigkeit zwiſchen ihm und mir zerſtört; er konnte nicht mein Freund werden, denn er ſah ſich von mir belauert. Dennoch that eine Warnung noth, noch vor dem nächſten Morgen, noch vor der Unterredung mit dem Reichsgrafen; Xaver mußte wiſſen, daß er an ihm den unerbittlichſten Gegner alles Katholiſchen vor ſich hatte. Die Warnung konnte nur geheim an ihn gelangen; vielleicht wirkte ſie um ſo beſſer, je mehr ſie wie eine Stimme aus dem Verborgenen, als Mahnung eines unſichtbaren Freundes ihm Aufſchluß gab. Ich war entſchloſſen, dieſer Freund im Verborgenen zu ſein. Ich ſprang vom Lager auf, lauſchte vorſichtig nach allen Seiten, ſchob die Vorhänge vom Fenſter zurück, um das volle Licht des Mondes zu benutzen, und ſchrieb mit großen, gothiſch verſchlungenen Buchſtaben Folgendes an Saverio, genannt Xaver Dubois:

„Das Document, welches geſucht wird, iſt in die Hände des Reichsgrafen zurückgegeben. Iſt es noch vorhanden, ſo liegt es im Archive zu Belle Promeſſe, im runden Thurme. Wahrſcheinlich iſt es aber bereits ganz beſeitigt und vernichtet. — Sr. Erlaucht iſt Feind jedes Proſelyten; er haßt und verfolgt Alles, was von Rom kommt. Alſo vorſichtig, Freund, willſt du an's Ziel!

Ein Wiſſender im Verborgenen."

Einige Schnörkel am Rande des Papiers und ein Paar willkürlich erdachte Chiffren, als Unterſchrift, erhöhten den Anſtrich des Geheimnißvollen. Das Schreiben war mit meinem Siegelring geſchloſſen; es bedurfte nur noch des Boten, um an ſeine Adreſſe zu gehen. Leiſe trat ich in das Vorgemach, wo Sommerlotte ſchlief. Dieſer, mein Wächter, lag, in der That gegen ſeine Gewohnheit, ſchnarchend da. Der ſonſt allezeit Wachſame ſchien ſich auf der Reiſe von ſeinem nächtlichen Dienſte zu erholen. So gelang es mir die Treppe hinunter, an den Zimmern des Großvaters vorbei, bis in den Hof zu ſchleichen, wo der Knecht im Stalle, bei'm Anbruch des Morgens, ſoeben ſich dehnte und reckte. Eine Kleinigkeit genügte, ihn zu gewinnen; er übernahm die Beſorgung des Briefes, deſſen Empfänger in der Pfarre des Waiſenhauſes zu erfragen war, und gelobte feierlich Verſchwiegenheit. Der Knecht kannte ohnedies vom Anſehen den italieniſchen Herrn Dubois, wie er ſagte. Ungeſehen gelang es mir, mein Zimmer wieder zu erreichen. Mit erleichtertem Herzen, faſt mit dem Bewußtſein einer guten That, warf ich mich auf's Lager und ſchlief bis in den hellen Tag hinein. Ein freundliches Traumbild hatte mich erquickt, als ich, freilich etwas ſpäter als commandirt war, zum Frühſtück unten bei'm Reichsgrafen erſchien. Erlaucht ſchien ziemlich gut aufgelegt, ob er mich ſchon als Langſchläfer begrüßte.

„Wir ſind wohl ſpät zur Ruhe gekommen?" fragte er, mich gleichſam mit dieſer Frage entſchuldigend: „tief in der Nacht hörte ich über mir noch kabolzen!"

Das Blut ſtieg mir in's Geſicht; ich ſtand wie Jemand da, der das Gericht über ſich erwartet. Zum Glück verzog ſich das Gewitter, das hereinzubrechen drohte. Sommerlotte war ſchon zuvor in's Gebet genommen; er hatte betheuert, von Nichts zu wiſſen.

„Wenn er nur nicht nachtwandelt!" ſagte der Großvater halb für ſich hin, ohne mich anzuſehen.

„Wir haben Vollmond", berichtete Sommerlotte.

„Es wäre ein Erbſtück", ſagte Erlaucht kleinlaut und traurig. Ich wagte nicht zu fragen: Von ihm oder von ihr, von Vater oder Mutter? Auf Jenes Rechnung kam ſonſt Alles, nach der Meinung des geſtrengen Herrn, was mir von Geburt anklebte.

„Aber Er hat noch Nichts davon bemerkt, Sommerlotte?“ fragte der Reichsgraf weiter.

Der Gefragte verſicherte, weder je etwas von der Art an mir geſehen, noch gehört zu haben.

„Gut, gut, mir lieb“, ſagte der Großvater, „aber hör' Er, Sommerlotte, ich glaube, Er wird nachgerade alt, ſtumpf und dumm!“

„Bitte, bitte, war nie das Gegentheil!“ betheuerte der Zerſtreute, der zum Glück in ſelbem Augenblicke von einem Diener abgerufen wurde, aber ſofort wieder erſchien, um den italieniſchen Monſieur Dubois zu melden.

„Ah! mir ganz recht, kann gleich hier eintreten“, befahl der Reichsgraf. Mir ſtockte der Athem, das Herz ſchlug mir ungeſtüm. Hatte er meine Zeilen erhalten? Hatte die Warnung gefruchtet? Ich richtete voll ſcheuer Angſt meine Blicke auf den Eintretenden. Er war ruhig und gemeſſen, ganz harmlos und Herr ſeiner ſelber. Nur ſchien mir das tiefe Kolorit ſeines ſüdlichen Geſichts heute dunkler, wie ſonſt. Sein Auge leuchtete aus dem Schatten der Wimpern ruhig und feſt. „Mir lieb, daß Sie ſo früh auf den Beinen ſind!“ ſagte der Großvater, ihn willkommen heißend. Xaver bat um Entſchuldigung; es ſei nicht ſeine Abſicht geweſen, ſofort um Audienz zu bitten, er habe nur melden wollen, daß er zu Befehl ſtehe. „Nehmen Sie Platz“, ſagte der Großvater, „und theilen Sie mit uns die Reſte unſeres Frühſtücks. Wir pflegen auf der Reiſe ganz ungenirt zu ſein.“

Xaver ſetzte ſich, dankte jedoch für Alles. Wir Andern hatten uns erhoben und zurücktreten wollen; ein Wink des Geſtrengen hieß uns jedoch bleiben und das Frühmahl beenden. „Sind mir von der Gräfin Branconi und Herrn Lavater ſehr wohl empfohlen“, fuhr er zu Dubois gewendet fort, „haben ſich ſchon hübſch in der Welt umgeſehen, ſind in Paris, in Südfrankreich, längere Zeit in Genf geweſen, — auch in Rom? — Ich horchte ängſtlich auf; in dieſer Frage konnte die erſte Fußangel liegen, in der ſich Dubois verſtrickte. Er entgegnete, außer Genua und Savoyen noch nichts weiter von Italien zu kennen. Genf gab er als den Ort an, wo er ſeine Studien gemacht, als ſeine Heimath die Grenze von Savoyen, ſich ſelbſt nannte er ein armes Stiefkind des Schickſals. Als vater- und mutterloſe Waiſe ſei er unter fremden Menſchen erwachſen und in's Genfer Seminar gebracht. In der deutſchen Schweiz hielt er ſich ſeit längerer Zeit auf, um unſerer Sprache mächtig zu werden.

Die erſte Gefahr war überſtanden, er bekannte ſich nicht als römiſchgläubig von Geburt, nicht als Zögling und Flüchtling eines Kloſters, wie ihn die Signora bezeichnete. Ich athmete auf; nur wußte ich freilich nicht mehr, wie weit Xaver der vollen Wahrheit die Ehre gab. Ich ſah ihn gerettet, mir erhalten; aber ein leiſer Argwohn ſchlich ſich bei mir ein, ein Gefühl, das ich ſelbſt verſchuldete, da meine Warnung gewirkt zu haben ſchien.

„Nun, und hier in Zürich haben wir fleißig die Phyſiognomik getrieben, nicht?" fuhr der Großvater fort; „was denken wir denn von dieſer fanatiſirenden Wiſſenſchaft?"

„Ich theile nicht ihre frommen Konſequenzen", ſagte Dubois beſcheiden, aber feſt und beſtimmt.

„Gut das, — aber ihren Kern?" examinirte der Geſtrenge.

„Der Lavater'ſche Stirnmeſſer und Zahlenpſychometer iſt ein pedantiſches Rechnenexempel. Im Gebilde des Geſichts, deucht mir, ſind die Anomalien gar zu häufig, ohne daß ſie die Regel ſtören, und doch ſoll das Geſicht die Signatur — "

„Mir wird eigentlich ſchon übel, hör' ich das myſtiſche Wort Signatur!" unterbrach ihn der Großvater. „Dieſe frommen Seelen finden in jedem Geſichtsnapf ein Fettauge, wollen jeden Bettel ſacriſiciren. Hätten dieſe Leute recht, ſo könnte man freilich jedem neugeborenen Menſchen an ſeiner Wiege gleich das jüngſte Gericht halten, müßte jedes Kind hängen, deſſen Naſenſtülpchen nicht gleich gottſelig auf die Welt kommt!"

„Der Menſch", ſagte Dubois, „bringt doch wohl nur Möglichkeiten mit zur Welt; was er wird, iſt ſein Werk, und was er geworden, ſein Verdienſt."

„Sehr richtig!" rief der Großvater und umſpannte mit ſeinen großen gothiſchen Augen immer mehr den jungen Mann; in der Aufmerkſamkeit ſeiner Blicke lag faſt ſchon Achtung. Es ging vortrefflich; ich jubelte im Stillen.

„Und dabei ſchreien dieſe Leute nach dem Genie, wie nach einem neuen Erlöſer!" fuhr der Reichsgraf fort.

„Der Prophet von Zürich“, ſagte Dubois, „ſucht in der That nach Johannesgeſichtern, ſeitdem ihm der Landgraf von Heſſen geſchrieben, der Apoſtel Johannes gehe noch um.“

„Daß dich!“ rief Erlaucht, „und dabei ſetzt er Einem ſo ein Genie aus der abyſſiniſchen Wüſte vor, wo der Apoſtel das reine, einzig wahre Chriſtenthum hinterlaſſen haben ſoll!“

„Roher Aberglaube“, ſagte Dubois, „iſt mir faſt noch lieber, als dieſer klügelnde, wie er ſich in den Ausſichten in die Ewigkeit kund gibt.“

„Hm! Kann ſein!“ lautete des Alten Entgegnung, „roher Aberglaube macht thieriſch, der gedüſtelte macht Narren.“

„Und doch wird dieſe phyſiognomiſche Epidemie,“ warf Xaver ein, „wie jede Kriſe, auch ihr Gutes haben. dieſer phantaſtiſche Schwindel wird eine Zeitlang modiſch ſein müſſen, um die Pedanterie des alten Herkommens zu brechen.“

„So? Sie meinen?“ horchte der Reichsgraf auf.

„Wie jedes Gift,“ ergänzte Dubois, „ſein Antidotum hervorruft, ſo wird auch dieſer Aberglaube ſein Gegengift erzeugen. Der Aberglaube der Welt kann nur durch Unglauben curirt werden.“

Der Großvater räuſperte ſich. Xaver ſtand vor einer Klippe, wo er ſcheitern konnte. Der Geſtrenge war aufgeſtanden, ſtrich mit der Hand durch die Luft, was als ein Wink zum Aufheben der Frühſtückstafel angeſehen wurde, und ſchritt dann mit ſeinem großen Tempo durch’s Zimmer. Er ſchien mit dem Gaſt allein ſein zu wollen; er nahm ihn zur Seite und führte ihn in das Cabinet, wo er ihn abermals zum Sitzen einlud, während die Flügelthüren offen blieben. Die Cavaliere verließen das Zimmer; ich allein rührte mich nicht und lauſchte eifrig auf das weitere Examen, das für Dubois eigentlich jetzt erſt begann.

Der Geſtrenge ſaß mit unterſchlagenen Armen im Lehnſtuhl vor dem Candidaten ſeiner Wahl. Daß Dubois ihn intereſſirte, war ſchon außer Zweifel; allein er konnte ſtraucheln im Kapitel des Glaubens. Witterte der Alte einen Voltairianer in ihm, ſo war der Verkehr mit ihm abgeſchnitten.

„Alſo ſo?“ nahm der Reichsgraf, wie er immer pflegte, wenn er beſonders diplomatiſch vorſchreiten wollte, das Geſpräch von neuem auf, „die frommen Umtriebe der Phyſiognomen ſcheinen Sie nicht zu theilen?“

„Im Gegentheil,“ eiferte Dubois, „man wird bald dagegen arbeiten müſſen; denn wie lange wird es dauern, ſo wird es auch Jeſuiten geben, die in der Sprache Lavater's zu reden wiſſen!“

Das war Waſſer auf des Großvaters Mühle; das änderte ſeine Poſition zu dem jungen Manne. Er ſtand auf, ſah ſich um, ſetzte ſich wieder und rief in's Zimmer herein: „Sommerlotte! Pfeife geſtopft! Feuer her! Und die Flaſche mit zwei Römern!“

Das war das entſchiedene Signal zur Gemüthlichkeit. Der Dampf des Tabaks quoll aus dem Cabinet herein, ich hörte das Klirren des Glaſes.

„Junger Mann,“ begann der Großvater von neuem, „Sie ſcheinen trotz Ihrer Jugend Erfahrungen gemacht, ſich Einblicke verſchafft zu haben; es wäre mir lieb, würden wir näher mit einander bekannt. Pfarrer Lavater ſagte mir, Sie ſeien mehr als billig Proteſtant, proteſtirten allzuſtark. Die Gräfin Branconi zählt Sie zu den Frei- und Starkgeiſtern.“

„Esprit fort!“ wiederholte Dubois, „mon Dieu, ich bin gar nicht frei von Schwächen.“

„Sie meinte damit einen Atheiſten,“ erklärte der Reichsgraf, „— an einen Gott glauben Sie doch wohl?“

Xaver erwiederte freimüthig und offen: „Ich möchte die Gegenfrage ſtellen: Wer bildet ſich ein, an ihn nicht zu glauben? Wenn es keinen Gott gäbe, ſo würden wir gezwungen ſein, ein Weſen zu decretiren, das zum Unterſchied von allen anderen in ſich ſelbſt fußte, aus ſich entſtanden und in ſich ſelbſt beharrend. Kein Gott: — und die Welt iſt ein Nonſens; es behaupten: iſt nur Sache des Prahlers.“

„Sehr gut das!“ ſagte der Großvater mit der ihm eigenen Kopfbewegung, die da ſagen ſollte: der frißt ſich heraus, und das iſt mir lieb! — Hätte Dubois den Gottesläugner gemacht, der Reichsgraf würde ihn ſofort beim Kragen ergriffen und zum Tempel hinausgeſetzt haben. — „Ganz gut das!“ wiederholte Erlaucht, „und wie ſteht's denn da mit dem Glauben an Unſterblichkeit, was?“

Dubois ſchien nach jeder Seite hin ſattelfeſt; er ſagte: „Ich halte dafür, es abzuwarten, und ſich vor der Hand für dieſe Stufe des Daſeins zu erziehen.“

„Bravo!“ rief der Reichsgraf, „nur keine Spiegelfechtereien! Hier auf dieſem Erdenboden ſteht der Mann und ſoll zeigen was an ihm iſt. Sich um das kümmern, was hinter dem Vorhange, iſt vorwitzig oder dumm. Wenn er hoch geht, wird ſich's ſchon zeigen!“

„Dieſe Unſterblichkeitsſucherei,“ ſagte Dubois, „iſt überhaupt mehr Sache der Schwächlichen, der Müßigen und Reichen. Ein armer Teufel iſt froh, wenn er weiß, wo hierorts ein Loch für ihn offen iſt; oft weiß er für den Augenblick nicht, wo ein und aus.“

Es lag in dieſen Worten eine gewiſſe rührende Bitterkeit. Sie griff dem Alten geradezu an's Herz. Er ſtreckte die Hand aus und ſagte: „Junger Freund, Sie ſind mein Mann! Sie gehen mit mir nach Belle Promeſſe, bleiben bei uns, ſo wie ſo, wird ſich finden; abgemacht!“

Wir hatten gewonnen Spiel; Xaver war der Unſerige. Ich hörte wie der Großvater ſich gemüthlich im Seſſel zurechtrückte, um noch eins zu klugſchwatzen. Es ging jetzt über den geſtrigen Abend und den Herrn Grafen von San Germano her.

Der Reichsgraf fragte, wie es möglich ſei, daß zwei ſo verſchiedene Naturen wie der Prophet von Zürich und der renommiſtiſche Charlatan zuſammenſpannen könnten.

Xaver erklärte ſehr gut ihre ungeſuchten Berührungspunkte. „Lavater,“ ſagte er, „will zum alten Glauben zurück, der Berge verſetzt. Er hofft allen Ernſtes auf ein Geſchlecht, das durch die Allmacht des Gebetes die Gabe, Wunder zu thun, wiedergewinnen werde. Für dieſe Sehnſucht nach Verjüngung des Lebens durch den Geiſt hat der Charlatan ſeinen Lebensthee, ſein Elixir. Wem der Geiſt nicht gehorſamt, der muß ſeine Zuflucht zu Geſpenſtern nehmen, den Leichnam zu verjüngen ſuchen.“

„Die Signora,“ meinte der Großvater, „das werthe Morgenlandsgeſicht, ſcheint mir auch ſo ein aufgefriſchtes altes Jeruſalem zu ſein.“

Dubois ſchwieg mit geſenkten Augen; ſeine Zunge ſchien hier gefeſſelt zu ſein.

„Und was ſagt denn die ſonſt kluge Gräfin Branconi dazu?“ fragte der Reichsgraf.

„Für die Frommen,“ erwiederte Xaver, „gibt's der Brücken genug zwiſchen Leib und Seele. Sie manipuliren mit einander, der Evangeliumbringer aus dem Morgenlande magnetiſirt ſie.“

„Da haben wir's!“ rief der Großvater, „dacht' ich's doch, ich kenne das, Gott ſei's geklagt!“

„Es gibt in der Schweiz ſchon ganze Manipulirverſammlungen“ —

„Soll mich Gott ſtrafen, da hoffe ich denn doch, daß ehrliebende Polizeien ſich dreinlegen und das nicht um ſich wuchern laſſen! Dahinter ſteckt Jeſuitismus!“

„Zweifelsohne,“ ſagte Dubois zweiſchneidig ſcharf, „wo nicht der Jeſuitismus des Ordens, doch der Jeſuitismus der Menſchheit.“

„Bin doch begierig,“ fuhr der Reichsgraf fort, „wo dieſer Maulwurf in Deutſchland wühlen und aufwerfen wird!“

„In Nürnberg,“ war Xaver's Antwort.

„In der ehrſamen lutheriſchen freien Reichsſtadt, die weder Juden, noch reformirte Chriſten bei ſich duldet?“

„Der heilige Loyola,“ ſagte Dubois, „findet überall ein Loch offen. San Germano wird dort die geſammten deutſchen Logen berufen; er rühmt ſich, im Beſitze der drei höchſten ſchottiſchen Grade zu ſein; er will ſie auf Papyrusrollen in den ägyptiſchen Pyramiden gefunden haben.“

„Hm hm! ei ei!“ ſagte Erlaucht und wiegte ſinnend das Haupt. „Und wo lernten Sie den Mann kennen?“

„In der Loge Melchiſedek,“ antwortete Xaver, „in jener freiſinnigen Loge, welche auch Juden aufnimmt, mithin das Weſen der Maurerei, dünkt mich, am richtigſten verſteht; ſie läßt nur den Menſchen gelten, nicht den Bekenner eines ausſchließlichen Glaubens.“

„Sind alſo Maçon,“ ſagte der Reichsgraf, und reichte dem Bruder mit der bekannten Feierlichkeit die Hand, welche Dubois mit ſymboliſchen Zeichen drückte.

Ueber dieſer Mittheilung war dem alten Herrn die Pfeife ausgegangen; er rief aber nicht nach Feuer, er hatte ſich wieder geſetzt, er war ſtill und tiefſinnig geworden. Nach ſeiner Gewohnheit trommelte er eine Zeitlang mit den Fingern auf dem Tiſche; dann athmete er hoch auf und ſagte: „Alſo da will's hinaus! So ſo! Habe lange keine Loge mehr beſucht, ſeitdem allerlei Schächer ſich eindrängen; habe die ewige Speculation auf die Bruderliebe ſatt, möchte aber doch einmal wieder zwiſchenfahren, um die Wölfe im Schafspelz zu entlarven. — Ja, ja, wenn erſt die Hellſeherei hereinbricht, dann beginnt gewiß wieder eine Epoche der dunkeln Gefühle! Auf der einen Seite nehmen ſie die Freidenker unſerer Zeit in Dienſt, auf der anderen ſchrecken ſie die Menge mit dem Geſpenſt des Atheismus. Ich kenne die ſüßliche Zudringlichkeit dieſer Herren von der Geſellſchaft Jeſu! Sie ſind ſehr tolerant geworden. Das fließt ebenfalls von Bruderliebe über, will alle Religionen vereinigen, umgibt die Duldung mit einer Glorie, und ehe man ſich's verſieht, trägt der Proſelyt ein Marienbildchen auf der nackten Bruſt, mit der Sonne darüber und mit dem Fuß auf dem Halbmond, wie es die frommen Väter auf den Säulen der unbefleckten Empfängniß in ihren Büchern haben. Ging's doch ſo dem ſeligen Diakonus von Erlangen! Er hatte von einer geheimen Geſellſchaft die ſieben Weihen einer neuen Prieſterwürde empfangen, glaubte wohl daran zu thun, wenn er ſich den Geheimniſſen Gottes näherte, ſich zum Prieſter der neuen Allerweltsreligion ordiniren ließ. Blieb er doch ſonſt ein ganz guter Seelſorger ſeiner proteſtantiſchen Gemeinde; nur daß er mehr als früher Duldung und Eintracht predigte, auf daß Ein Hirt und Eine Heerde ſei! Als ihn plötzlich der Schlag rührt, findet der Arzt das Marienbild auf ſeiner Bruſt. Aus ſeiner Correſpondenz ergab ſich, daß er, ohne es zu wiſſen, römiſch geworden war. Man hatte ihm vorgeſpiegelt, es gebe noch von den Zeiten der Kirchenväter her eine abſolut reine Chriſtengemeinde, die alle getrennten und verlorenen Seelen wieder in ſich aufnehmen werde. Sie allein ſei im Beſitz des magiſchen Feuers, wie ſie den Ausfluß der Kraft Gottes am Pfingſttage nannten. — Ja, man kann jetzt ſehr bequem übertreten! Man erhält Dispenſationen die uns ganz in unſerer Welt belaſſen. Man gibt dem Opfer den Troſt der Verheimlichung, behält ſich blos vor, erſt nach ſeinem Tode mit dem Zeugniß der Rückkehr in den alten Mutterſchooß zu prunken. Vor einigen Jahren erzählte man in Breslau von einem Juden, dem man in Polen unter dem Vorwande, er ſei Jude, ein wichtiges Geſchäft verwehrte. Nach langem Wortwechſel zieht der Mann aus ſeiner Schreibtafel das Zeugniß hervor, daß er bereits vor zehn Jahren getauft ſei, aber die Dispenſation habe, es heimlich zu halten und nach wie vor öffentlich als Jude zu leben. Wenn das mit Juden geſchieht: warum ſoll man nicht evangeliſche Chriſten dispenſiren?"

Xaver ſaß lauſchend da; alle ſeine Fibern waren geſpannt. Als der Reichsgraf ſchwieg, ſagte er Athem ſchöpfend: „Erlaucht haben ſehr tiefe Blicke in die Umtriebe des Zeitalters gethan. Deutſchland ſcheint recht eigentlich der Schauplatz ſolcher theoſophiſchen und philanthropiſchen Selbſttäuſchungen und Intriguen zu ſein; man erzählte ſich in Frankreich von den Martiniſten, jener Secte, die dort und am Rhein in den Hauptſtädten zweier geiſtlichen Kurfürſtenthümer Propaganda machte."

Der Großvater wiegte ſtill ſein Haupt. Dann ſagte er: „Wie ich mich in einer Epoche jugendlicher Thorheit mit alchymiſtiſchen Verſuchen abgab, da war mein kleiner Hof alsbald von Kundſchaftern der Congregation de propaganda fide umlauert. Ich empfing Noten aus der geheimen Kanzlei des weiland Monſignore Rezzonico aus Rom, die zunächſt nur an meinen Studien anknüpften, allmählig aber tiefer gingen und den Mantel der Alleinſeligmachenden zum Schutz für alle Forſchung, für alle Zweifel anboten."

„Rezzonico, der verſtorbene Papſt?" fragte Dubois aufhorchend.

Der Reichsgraf wiederholte den Namen des Mannes, der ehedem in Rom an der Spitze der Propaganda ſtand.

„Signora Carlotta iſt eine Nichte deſſelben," ſagte Xaver.

„Die wälſche Dame, das alte Jeruſalem?" entgegnete der Großvater.

„Mütterlicherſeits iſt ſie jüdiſcher Herkunft," fügte Dubois hinzu.

„Vielleicht," meinte der Reichsgraf, „iſt dieſer ſogenannte Graf auch orientaliſcher Extraction, was? Wo iſt er denn eigentlich her?"

„Er nennt ſich nach dem Dorfe Germano in Piemont," entgegnete Xaver. „Andere halten ihn für einen portugieſiſchen Juden, der in Rom übergetreten. Er iſt ein Menſch von ungewöhnlichen Gaben, bewunderswerthen Talenten. Sein Wiſſen iſt eben ſo groß, wie ſeine Verbindungen weitgreifend. Unter anderem verſteht er mit beiden Händen zu ſchreiben, dergeſtalt, daß er zu gleicher Zeit zwei Handſchriften liefert, die ſich zum Verwechſeln ähnlich ſehen.“

„Ah!“ ſagte der Reichsgraf, „ſehr profitabel! Können gewiſſe Leute ſehr gut brauchen!“

„Er verſteht die Kunſt,“ fuhr Dubois fort, „kleine Diamanten durch anhaltende Gluth an den Rändern bis zu dem Grade zu ſchmelzen, daß ſie ſich feſt anketten. Der Preis für die künſtlich und täuſchend zuſammengeſchweißten Steine überſteigt um das Hundertfache den Geldwerth ihrer kleinen Beſtandtheile. Er rühmt ſich, im Beſitz jenes Diamanten von 6000 Karat Gewicht zu ſein, den der Kaiſer von China bei einem jener alchymiſtiſchen Fauſte des deutſchen Nordens verſetzt haben ſoll.“

„Bei dem Doctor Beireis in Helmſtädt, nicht?“ rief der Großvater. „Der Kerl hat auch Gold machen wollen, ja, ja! Na, wenn Juden, Alchymiſten und die Maurer der Propaganda ſich mitſammen d'rauf legen, da kann was zuſammengebraut werden, daß Gott erbarm'! — Und bei alle dem Gekoche und Gebraue wird Einem nicht blos das Geld in der Taſche, nein, die Seele im lebendigen Leibe abgehaſpelt und umgewandelt! — O, ich könnt' Euch Geſchichten erzählen, junger Mann! Ich war der Jugendfreund des vorigen Herzogs von Würtemberg-Oels. Er war als Prinz unter irgend einem unſcheinbaren Vorwand nach Wien geſandt. Ich begleitete ihn. Die eigentliche Abſicht war, den Prinzen zu verwirren, zu betäuben: dann ſeinen Glauben umzuſchmelzen. Herzog Karl Alexander von Würtemberg-Stuttgart und der Vater des Prinzen, damals ſchon todt, waren nacheinander bei ihrem Aufenthalt in Rom bereits übergetreten. Jetzt galt es, den jungen Regenten zu gewinnen. Seine Frau Mutter, Charlotte Philippine, erfuhr es zeitig genug. Sie fertigte eine Staffette mit der Botſchaft ab, ſie liege in den letzten Zügen. Wir reiſten ohne Abſchied ab von Wien, reiſten Tag und Nacht, und fanden zu Hauſe Alles wohl. — O, mein Gott, ich könnte die Geſchichte von Einem erzählen, dem es nicht Gold und Edelſteine, aber bald das Herz gekoſtet hat, daß er ſeinen Glauben und ſeine Ueberzeugung nicht umſchmelzen ließ. Ein ſanftes, edles Frauenbild hielt ihn in Wälſchland gefeſſelt. Nie hat ſich ein Herz ſüßer offenbart, liebevoller und reiner hingegeben. Sie war die einzige Tochter eines herzoglichen Hauſes. Sie war ganz ſein, aber die Verwandtſchaft verſagte die Einwilligung zum Bündniß mit einem ketzeriſchen Sohn des deutſchen Nordens. Das liebe Frauenbild ward krank: er widerſtand. Das liebe Frauenbild wollte ſterben: er kämpfte, ſchwankte und wollte doch nicht. Da erfand man ein Auskunftsmittel: man verlangte keinen perſönlichen Glaubenswechſel: aber eine Zuſage, der römiſchen Kirche allen Vorſchub, allen Zutritt, alle Berechtigung im Lande daheim zu geſtatten. Die Zuſage konnte Einer geben mit Vorbehalt ſeines landesfürſtlichen freien Willens. So war das Document ausgeſtellt: aber es wurde verfälſcht. Statt der Clauſel, die ihn frei ließ, ſetzte man die Zuſage der Möglichkeit des Uebertritts in das Schriftſtück, das er, in einer linden, lauen, wälſchen Nacht, von Liebe, Wein und was weiß ich, von einem Schlaftrunk bethört, an Eidesſtatt unterzeichnete. Daraufhin ward er getraut mit dem lieben Frauenbilde in der kleinen maritimen Villa an der Riva levante.“

O, mein Gott! dachte ich zitternd, die Villa Speroni, das Document des Großvaters, die Geſchichte ſeiner Jugendliebe!

„Der Mann,“ fuhr der alte Herr mühſam fort, „der Mann hatte ſich unwiſſentlich gegen ſeine Ueberzeugung zum Verrath verbindlich gemacht. Aber der Prieſter, der das Bündniß eingeſegnet, ein Mann der Geſellſchaft Loyola's, ſogar Provinzial ſeines Ordens in Genua, war ein Ehrenmann. Sein Gewiſſen hielt ihn ab, der Congregation das Document zu übergeben: er hatte es beſeitigt, verſchüttet, vergraben. Es hat beinahe vierzig Jahre lang, von Menſchenhand unberührt, im Kellerſchutt der verfallenen Villa gemodert.“

Der Großvater ſchwieg: die beiden Männer ſaßen ſtill bei einander. Der Aeltere hatte gebeichtet: der Jüngere wußte um ſein Geheimniß, aber ſchwieg: er machte kein Gegengeſtändniß. Endlich trommelte Großvater auf der Tiſchplatte einen gelinden Marſch; er trommelte damit in Zeiten der Aufregung ſeine Gedanken nieder, und er trommelte damit, wenn ſein Gefühl ſich weich und träumeriſch verlor, ſeinen Verſtand wieder wach.

„So, ſo!“ ſagte er endlich, „alſo in Nürnberg wollen die Maulwürfe aufwerfen, mitten im Schooß des alten eiferſüchtig wachſamen Lutherthums! Wo man die Juden nach Fürth abſperrt, die

Calviniſten zum Loche hinausweiſt, da wittert man den heiligen Loyola nicht? Ei, ei, er muß es da fein anfangen!“

„Von den 273 Miſſionshäuſern der Geſellſchaft Jeſu zählt man 160 deutſche,“ verſicherte Xaver.

„Hm!“ ſagte der Großvater, „auf dem Nürnberger Tandelmarkt eine kleine beſcheidene Hütte aufzuſchlagen, ganz im Stillen und ganz gemüthlich — gar nicht übel!“

Xaver verrieth eine ſehr genaue Kunde von der Statiſtik des Ordens. Er ſagte: „Von den 669 Collegien, welche die Geſellſchaft Jeſu beſitzt, kommen 207 auf das römiſche Reich deutſcher Nation, unter den 22,589 Mitgliedern des Ordens zählt man 8749 deutſche Geſellſchafter. Davon ſind freilich nur die Hälfte Prieſter, aber die ſo mitlaufen, die weltlichen Coadjutoren, die Sodalen in der kurzen Robe, ſind eben ſo geſchäftig, eben ſo wirkſam.“

„Ei, ich will's glauben, will's glauben!“ ſagte der Reichsgraf und nickte wiegend mit dem Haupte; „hätte ja ſelber beinahe im eigenen Neſte in partibus infidelium eine kleine Sippe mit Ablegern großziehen können! — Und in den deutſchen Logen wollen ſie jetzt Minen anlegen, den Boden unterhöhlen? So, ſo!“

„Man ſollte ſie nicht aus den Augen verlieren,“ eiferte Xaver, „ihnen nachgraben, nachwühlen, ihre Manöver aufdecken!“

„Ja, wer Luſt und Zeit dazu hat und jung iſt!“ entgegnete der Großvater. — „Thun Sie's, mein Beſter, wenn Sie ſich tactfeſt fühlen.“

„Ich will es, ich werde es!“ ſagte Xaver wie zum Gelöbniß.

In dem Augenblicke trat Sommerlotte zu mir in's Zimmer. Die Herren erhoben ſich, der Großvater blickte aus dem Cabinet heraus. „Ah, ſieh' da,“ ſagte er; er wähnte mich mit Sommerlotte eingetreten; „ſieh' da, Joſeph — mein Enkelſohn, und hier Signor Dubois, unſer junger Freund und hoffentlich bald auch der deinige.“ —

Es war das erſte Mal, daß er mich dutzte, das erſte Mal, daß er mich als den Sohn ſeiner Tochter anerkannte. Damit endete die große Prüfungsſtunde.

Dubois verbeugte ſich leicht.

Ich bot ihm die Hand; er wußte nicht, wie ſehr ich ſchon ſein Freund, ſein guter Warner im Verborgenen war.

Die Freimaurer.

Eine Familiengeſchichte

aus dem vorigen Jahrhundert

von

F. Guſtav Kühne.

Zweites Buch.

Frankfurt a. M.
Verlag von Meidinger Sohn & Cie.
1855.

Druck von C. W. Leske in Darmſtadt.

Zweites Buch.

Xaver Dubois.

Erſtes Kapitel.

Etiquette und Freiheit; alte und neue Zeit.

Wir waren aus der Schweiz nach Belle Promeſſe zurückgekehrt. Nach der Präſentation bei Hofe in Ninon's Cercle ſchien es nicht, als ſollte Xaver, Monſieur Dubois, wie er vorgeſtellt ward, den Magiſter Gouverneur ſofort bei mir ablöſen. Er hatte im Gegentheil, wie ich ſpäter erfuhr, dem Großvater Erlaucht ſein Bedenken und ſeine natürliche Scheu geäußert, einem jungen Manne, den er leiten ſolle, aufgedrängt und commandirt zu werden. Er wollte nicht gern ohne meine Wahl, wenigſtens nicht gern ohne meine Sympathie für ihn „mein Mentor ſein. Ich ſah ihn täglich bei Tafel, aber er richtete nie ſeine Rede an mich. Ich fuhr, ich ritt mit ihm aus, nahm Theil an den Fechtübungen, die er mit einigen Hofherren regelmäßig hielt: aber ich kam ihm damit nicht näher. Er war in allen dieſen ritterlichen Uebungen ziemlich Meiſter: auch ſchien er ſich im Glanz dieſer Eigenſchaften des Cavaliers zu gefallen: es that mir faſt wehe, daß ich in alle dem ſein Herz nicht finden, den Kern ſeines eigentlichen Menſchen nicht entdecken, nicht für mich erobern konnte. Im Cirkel der Damen war er brillant und witzig, gegen den Reichsfürſten perſönlich devot, in ſeinen Aeußerungen mitunter keck und aufgeklärt, aber doch behutſam und auf der Lauer. Nur ſeine Bitterkeiten gegen Jeſuiten und Römlinge konnten Dem, der darum wußte, den früheren Zögling des Ordens verrathen. Bei'm Reichsgrafen machte er damit Glück, und doch war er mäßig im Genuß dieſer Triumphe. Um ſo ſicherer ſtieg er, wie Niemand jemals, in deſſen Gunſt. Dubois ward, vielleicht ohne es zu wiſſen und zu wollen, der erklärte Günſtling, die mächtigſte Perſon am Hofe zu Belle Promeſſe. Seine Vergangenheit ſchien wie ein Grab für ihn abgeſchloſſen zu ſein.

Daß er ſeine Beziehung zu mir nicht direct aufnahm, lag zum Theil auch in dem Umſtande, daß Magiſter Peterhagen mich damals noch zur kirchlichen Einſegnung erſt vorbereitete, um mich dann dem Hofprediger zum „Fertigmachen im Glauben“ zu überantworten. Bevor ich Menſch werden ſollte, mußte ich ein fertiger Chriſt ſein. Der Zutritt zum Salon der Oberſthofmeiſterin ward mir in jener Epoche nur ſelten, nur unter Beſchränkungen geſtattet. Die Tendenz zum Aphroditiſchen, ſagte mein Peterhagen, müßte in mir wieder abgedämpft werden! — Um dieſe Abdämpfung des Weltlichen vollſtändig zu erzielen, war Minna-Lottchen vom Hofe verſchwunden: man hatte ſie zu einer Baſe Ninon's nach Schwaben auf's Land gethan; ich ſah ſie als Jüngling nie wieder. Ob der kleine angeſponnene Trödel mit ihr mein Herz verderbt, ob er das Chriſtenthum in mir beeinträchtigt, ob er nicht vielmehr meine innere Herausbildung gefördert: ich will es nicht entſcheiden. Ich weiß nur, daß ein Hang zur Sentimentalität, ſeitdem ihm die Nahrung der äußeren Sinne entzogen war, ſich tiefer der feineren Nerven meines Geiſtes bemächtigte und mich Kämpfe beſtehen ließ, die ſchwieriger und drohender waren, als ein kleiner loſer Herzensſchwindel.

In meinen Studien zum Chriſtenthum fing ich ſo ziemlich da wieder an, wo ich bei'm alten Pfarrer im einſamen Jagdhauſe ſtehen geblieben. Ich war reifer geworden, hatte eine Reihe von Erfahrungen hinter mir, einige Einblicke gethan in menſchliche Dinge: aber in Bezug auf die zehn Gebote begriff ich noch immer nicht, warum ſie Moſes vom Sinai herunter holte, ſie von oben herab decretirte, ſtatt ſie den Menſchen als ihr natürliches Bedürfniß aus ihnen ſelbſt zu entwickeln. Ich wollte das Gute lieben lernen, es mir nicht mit einem Anathem von Schreckworten andonnern, unter Höllenſtrafen androhen laſſen. Auch auf Golgatha ward mir nicht auf die Dauer wohl. Ich fühlte zwar, daß dort der edelſte und reinſte der Menſchen geopfert ward, allein ich begriff darum noch nicht die Nöthigung, daß Jeder eben ſo beſtimmt und bereit ſein ſolle zu ſchmachvollem Tode. Das Leben der Menſchen ſtrafte tagtäglich dieſe Forderung Lügen. Freilich ſorgten Haß, Verfolgungsſucht und Unduldſamkeit dafür, den Verkehr der Menſchen zu einer wilden Hetzjagd zu machen. Aber Chriſtus, der milde, edle Liebling Gottes, wollte das nicht. Er wollte ſo wenig, daß wir auf ſeine Koſten und auf allzu ſichere Rechnung der Vergebung ſündigen, als daß wir in Sack und Aſche ewig Leid tragen. Neben Sinai und Golgatha gab es noch immer einen dritten Hochpunkt für die Menſchen, an deſſen Fuß ſie ſich anſiedeln mußten. Die Eiferer nannten dieſen dritten Hochpunkt den heidniſchen Olymp. Alle Cultur der Sinne wie des Geiſtes arbeitete dem Gipfel dieſes Berges zu; das Menſchengeſchlecht fand darin eine freithätige Entwickelung ſeiner Kräfte, das Bewußtſein eines ſelbſtverdienten Lohnes. Was in Wiſſenſchaft und Kunſt erzielt wurde, ſtrebte dieſem Gipfel nach. Ich fühlte damals nur dunkel den für mich ungelöſten Widerſpruch zwiſchen den Forderungen der Religion und dem Menſchenleben. Ich ließ mit mir thun, was man wollte.

Zur Feierlichkeit meiner Einſegnung traf der alte Philemon in Belle Promeſſe bei uns ein. Er hatte ſich's nicht verſagen können; er wäre, ſagte er, auch ohne meine Einladung gekommen. Mir war es ein Act beſonderer Rührung, mit meinem erſten Informator in Gottes Dingen an den Altar zu treten. Philemon war um Vieles noch älter geworden. Die gute Baucis hatte das Zeitliche geſegnet; ſeitdem war dem Pfarrer das Jagdhaus doch zu einſam geworden, auch die alte Magd hatte ihn verlaſſen und Knecht Jacob, der erſte Freund meines jungen Lebens, hatte abermals drüben beim Würzburger Biſchof in einem Kloſterhofe bei all' ſeinem proteſtantiſchen Chriſtenthum die gute katholiſche Koſt wieder vorgezogen. Der Pfarrer war dann in's nächſte Dorf gezogen, wo man ihm eine bequeme Hütte bereitete. Er nannte es jetzt ſeinen muthmaßlich letzten guten Tag, wo es ihm vergönnt ſei, mich in Perſon zum Tiſche des Herrn zu führen. Großvater Erlaucht nahm den kirchlichen Act beſonders feierlich. Er genoß mit uns das heilige Abendmahl und richtete, wie die Männer Gottes nachträglich in der Sacriſtei mir glückwünſchend die Hände drückten, noch beſondere Worte der väterlichen Mahnung an mich. Ich ſei mit dieſer Handlung, ſo ſagte er, ein richtiger evangeliſcher Chriſt; er hoffe, ich werde als ſolcher treu und tactfeſt gegen alle Verſuchung zum Götzendienſt jedweder Art geſichert und geſtählt ſein. Darauf mußte ich ihm den Handſchlag geben. Wie er beide Hände auf meine Schulter legte, ſich zu mir bückte und ſeine Lippen auf meine Stirne drückte, rollte mir eine Thräne — mehr noch der Erſchütterung als der

Rührung — über meine Wange. Ich fühlte, wie viel es dem Manne koſten mußte, ſich mit mir ſo weit einzulaſſen, um ſich ſelbſt zu überwinden. Es war der erſte — und auch der einzige Moment zärtlicher Vertraulichkeit. Dabei blieb doch in meiner Seele nach wie vor das Fragezeichen ſtehen: Hätteſt du mich nicht nach deinem Willen erziehen, mich zum evangeliſchen Chriſten ſtempeln können, auch ohne gegen Vater und Mutter ſo grauſam zu ſein? — Ich fiel um deßwillen, ſpäter Herr meiner ſelbſt geworden, nicht etwa ab von der mir zugeſprochenen und anerzogenen Form des Chriſtenthums. Aber dieſe Form gewann damit begreiflicher Weiſe keinen allzu eifrigen Parteimann und Vertreter: Ich hing wirklich ſchon damals, ſchon mitten in den Vorbereitungen zu dieſem kirchlichen Act, dem Gedanken nach, ob für die Zukunft der Welt nicht eine Religion aufzuſtellen ſei, die, frei von der erbitterten Spaltung, dieſe Spaltungen wenigſtens für nicht ſo wichtig hielte, um darüber den Zweck der Religionen, die Wohlfahrt der Menſchheit, zu verlieren. Gottesdienſt ſollte nicht Menſchenopfer koſten! Ich fühlte ſchon damals klar und feſt: das von menſchlichen Leidenſchaften mißgeſtaltete Chriſtenthum ſollte zur einfachen Religion Chriſti zurückkehren. Zwiſchen der Religion Chriſti und dem Chriſtenthum, wie es die Menſchen geformt, iſt ein großer Unterſchied!

Ich ſprach in einem unbewachten Augenblick gegen Dubois meine Verwunderung aus, daß eine ſogenannte Religion der Liebe ein Fanatismus des Haſſes werden konnte. Er ſah mich groß an und ſchwieg. Ich ſprach von meinem Verlangen nach einer Gemeinſchaft von Männern, die, über den Streit der Bekenntniſſe hinweg, zu einem Bruderbund unter Menſchen ſich die Hände böten. Ich deutete auf das Concil der Freunde des neuen Jeruſalems hin, von dem ich wußte, daß es in der Reichsſtadt Nürnberg abgehalten werden ſollte. Dubois blieb zurückhaltend und wortkarg. Es war klar, ich mußte etwas thun, um ſein Vertrauen zu gewinnen. Er hatte zum Theil blos ablehnend eingeräumt, die Maurerei ſei allerdings ein ſolcher Bund edel und frei Denkender, die der Welt die Blume und die Frucht ächten Menſchenthums zu erhalten beſtrebt wären. Ich ließ ein Wort fallen von einer gewiſſen Loge Melchiſedek, die ja wohl auch Juden aufnehme. „Ganz dem Geiſte der Maurerei entſprechend,“ ſagte Dubois lebhaft und faſt leidenſchaftlich. „Die ächte Maurerei proteſtirt gegen jede Ausſchließlichkeit; ſie iſt nur inſofern chriſtlich, als ſie in Chriſtus einen Propheten, den edelſten Menſchen ſieht, der da ſprach, in ſeines Vaters Hauſe ſeien viele Wohnungen.“

Damit ſchien ich abgefertigt. Ich fühlte mich verletzt, daß ein Mann, den ich liebte, den ich bewunderte, mich faſt gewaltſam überſehen, auf mein Bedürfniß nach Hingebung, auf meinen Drang nach Aufklärung ſo wenig achten wollte. Im Geſpräche mit Anderen war Dubois mittheilſamer; aber er gefiel ſich mitunter in paradoxen Behauptungen, zu denen die Luſt am Widerſpruch führte, und die er dann, in die Enge getrieben, mit einer gewiſſen Erbitterung glänzend vertheidigte. Er theilte nicht die Lehre der franzöſiſchen Encyclopädiſten, aber er war Herr der Dialektik, womit jene Philoſophen das Keckſte beweiſen zu können glaubten.

In einer Unterhaltung mit den Theologen am Hofe hatte Dubois die Behauptung aufgeſtellt, im Chriſtenthum ſei nichts neu. Dem Aufruhr, den dies Wort erregte, folgte die Aufforderung, ſich näher zu erklären. Von allen Seiten gedrängt, mußte ſich Dubois auf Sokrates zurückziehen, den er geradezu für einen keineswegs unebenbürtigen Vorläufer Chriſti erklärte. Sokrates, ſagte er, ſei der Erſte geweſen, der den ächten Gottesglauben und die ächte Philoſophie vom Himmel heruntergebracht, in das Leben der Menſchen, in ihre bürgerliche Ordnung eingeführt und dieſe demnach einzurichten gelehrt habe. Chriſtus ſei in die Wüſte gegangen, um in ſich ſelbſt den ſtillen Punkt göttlicher Weisheit und Wahrheit zu finden. Sokrates ſei ſtundenlang mitten im Lärm des Marktes ſtillgeſtanden, ſtier vor ſich hinblickend, in ſich ſelbſt verſunken, als ſeien ihm Geiſt und Leib geſchieden. Da habe er Zwieſprache gehabt mit dem Dämon! ſagten die Alten. Dieſer Dämon war aber ein Geiſt des Guten, ein Geiſt Gottes, der Genius in ihm, der ihn abgehalten, Böſes zu thun. Xenophon und Platon, ſagte Dubois, laſſen ſchließen, dieſer Geiſt in Sokrates ſei providentieller Natur geweſen, habe ſich bis zur Gabe der Prophetie geſteigert. In ſolchen Momenten, wo ihn der Geiſt beſchlichen, habe er Entzückungen, Viſionen gehabt, die an Verklärung gränzten. Die reinſte Moral war der Inhalt, die edelſte humanſte Glückſeligkeit das Ziel ſeiner Lehre. Mitten in der verworrenen Welt, wo Neid, Haß und Tücke ſiegten, ſeines Gottes gewiß zu ſein: das ſei in Sokrates einfach, ſchöner als in der Abſtinenz des Chriſtlichen zur Erſcheinung gekommen. Im Gefühl der Gerechtigkeit den Triumph eines reinen Bewußtſeins feſtzuhalten: das ſei — wenn man wolle — ächtes Menſchenthum oder ächtes Chriſtenthum. Sokrates ehrte die alten Götter nicht mehr; er war kein Heide, er hatte das tiefſte Gefühl von der Einheit eines göttlichen Weſens. Er ſetzte das Individuum der Welt gegenüber und fühlte doch eine Harmonie der Kräfte in ſich, die er die göttliche Muſik der Seele nannte. Sein ganzes Weſen, ſagte Dubois, war, wie bei Chriſtus, ein Horchen und Lauſchen auf die verborgene Gottheit, und der Unſterblichkeit ſeiner Seele gewiß, konnte er ruhig, den Giftbecher in der Hand, ſeinen Schülern die letzte geiſtige Speiſe, ſein Abendmahl reichen, wie wir es in Platon's Phädon finden. Plato läßt ihn von dem Schwane reden, der im Gefühl des nahen Todes lieblich ſinge. Dieſer dem Apollo geheiligte Vogel iſt nur ein Symbol Deſſen, den Gott einen Vorgeſchmack von der Seligkeit des ewigen Lebens ſchon hier empfinden läßt. Sokrates ſprach: Ich bin ſo ein Vogel, bin ein Prieſter des Gottes, ich bin die Wahrheit und das Leben. — Was will, was ſoll, fragte Dubois, uns Chriſtus anders ſein?

Epochemachend in damaliger Zeit für mich war die Bekanntſchaft mit Rouſſeau's Heloiſe. Dubois ſelbſt gab mir das Buch, da ich nicht abließ, mich ihm aufzudrängen; er gab es mir unter dem Siegel der Verſchwiegenheit. Er kannte zu gut des Reichsgrafen Zorn, wenn er auf Jean Jaques' patagoniſche Wilde und auf Voltaire's ſataniſche Charlatane zu reden kam. „Wenn Rouſſeau Recht hat, dann ſind alle Menſchen Narren: wenn Voltaire Recht hat, ſind ſie Alle Schurken!“ Das war des Großvaters Wort. Er freute ſich ſogar des Voltaire'ſchen Witzes, daß man nach dem „Emile“ Luſt bekomme, auf allen Vieren zu kriechen. So ſehr war die Aufklärung damals im Handgemenge mit ſich ſelber. Freilich iſt Rouſſeau's Natur- und Muſtermenſch ein Phantaſiethier, aber wahrlich keines, das Luſt hat, Eicheln und Gras zu freſſen. Der Menſch im Naturzuſtande, l'homme abstrait, iſt eine Fiction, aber auch das Paradies, wollen wir es zurückträumen, würde uns nicht vorwärts bringen, da erſt mit dem Sündenfall die Errungenſchaften des freien Menſchen beginnen und möglich werden. Und die Sehnſucht, frei zu werden von der ſinnloſen und knechtiſchen Ueberlieferung, die Sehnſucht nach dem Naturzuſtande war damals wie ein fanatiſcher Drang über die Welt gekommen. Die Edleren, die Strebenden, verſtanden unter der „Natur“ das Aſyl der verfolgten Unſchuld und Liebe. Die Heloiſe war eines jener Bücher, welche die damalige Menſchheit nicht juſt reif, aber doch lüſtern machten, eine Neugeburt in allen Dingen zu erleben. Welch' eine erſchütternde Beredtſamkeit in dieſen Briefen, die freilich zu allem verführen kann, heute zum Selbſtmorde aus tiefem, gerechtem Menſchenhaß, morgen zur Lebensluſt aus Tugend und heiligem Gefühl! Wie gefällt ſich ein junges Gemüth in der Rolle des Saint Preux, eines Weltweiſen, der Vernunft und Weltweisheit in den Himmel erhebt, ohne einen Funken davon ſelbſt zu haben! Und noch weit hinreißender iſt der Schmelz Juliens mit dieſer Hingebung des Geiſtes, dieſer willigen Empfangensluſt, dieſer Zärtlichkeit des Herzens, welcher Saint Preux, gleich zart und empfindſam, als einzige Rettung für ſie und ſich die Spitzfindigkeit ſeiner Sophiſtik entgegenſetzt. Julie iſt der Philoſoph im Buche; ſie iſt nicht Saint Preux's, ſie iſt Rouſſeau's Schülerin; ihr leiht er ſeine ſchönſten, hingebendſten Gedanken. Das Geſchlecht lernte hier zum erſten Male, daß die Vernunft nicht blos ein kluger Pedant, ſondern auch begeiſtert, eine Schwärmerei ſein könne für die heiligſten Lebensgüter. Nicht die Beweisgründe des Buches ſcheinen mir ſein eigentlicher Inhalt zu ſein. Ich verſtand ſie nicht, ich las auch nur mit halben Sinnen, wo Rouſſeau überzeugen, mathematiſch definiren will. Die Stimmung, in die er ſein Jahrhundert verſetzte, die Empfindung, zu der er befähigte, darin war er unüberwindlich. Die Begeiſterung hat er geweckt; ſie iſt ſeitdem nicht wieder erſtorben in der Menſchheit, die Begeiſterung, Wache zu halten für die heiligſten Güter des Lebens, der ſüße Reiz leidenſchaftlicher Gefühle für die Wahrheit, jene faſt wollüſtige Empfindung, die aus Schmerz und Bewunderung zuſammengeſetzt iſt. Wolmar, der Atheiſt, ſagt: Die Natur kann nicht irren, Alles an ihr iſt gut. Saint Preux ſagt: Von Natur iſt der Menſch weder böſe noch gut, ſondern neutral. Julie ſagt mit Auguſtin's Prädeſtinationslehre: Gott hat Einige gut, Andere, ſehr Viele, böſe geſchaffen. Wer Julien beipflichtete, fühlte das Verlangen nach einer Gemeinſchaft der Edlen, das Bedürfniß nach einer Loge ſchöner Seelen.

Damit war ich denn abermals auf den Punkt gerathen, auf welchen das Jahrhundert hinſteuerte, auf die Sehnſucht nach einer Verbrüderung und Verſtändigung, ſoweit von dieſer bei Illuſionen und bei Schwärmerei die Rede ſein konnte. Dubois ſelbſt, ein ächter Schüler Rouſſeau's, war ein Schwärmer, aber ein Schwärmer mit erbittertem Scharfſinn. Seine Schickſale, das Gefühl heimathloſer Verlorenheit und eine Schule voll Erfahrungen hatten ihm dieſen Beigeſchmack gegeben. Er hatte den römiſchen Glauben nicht abgeſchworen, um im proteſtantiſchen einen Ruhepunkt und einen Halt zu finden, die Schule der Jeſuiten nicht durchgemacht, um ſich einfach abſchließen, befriedigen und gefangen geben zu können. Sein ganzes Sinnen und Trachten ging dem Probleme, den Mitteln und Wegen nach, dem Menſchengeſchlechte zu einer Wiedergeburt zu verhelfen. Seine Maurerei war nicht blos ein Syſtem von edlen ſchönen Gefühlen: er wollte helfen und retten. Er war kein Maurer, der ruhig zuſieht, ſondern einer, der den Bau der Welt in die Hand nimmt. Waren die Werkzeuge, mit denen er ſich befaßte, nicht die lauterſten: ſein Sinn war edel, und ſeine Vergangenheit hatte ihm keine andere Wahl gelaſſen. So viel war noch vom Jeſuitismus in ihm übrig geblieben, um mit Perſonen, die er ſelbſt gering achtete, die Loge zum neuen Jeruſalem zu ſtiften.

Für ihn hatte die Geſchichte der Völker aufgehört, die Geſchichte der Menſchheit begonnen. Und ſo ſehr er ein Geſchöpf des Rouſſeau'ſchen Geiſtes war, ſo wenig ſteckte er doch mit ſeinen Gedanken im Geiſte des Franzoſenthums. Schon Rouſſeau war Weltbürger, ſo weit der Franzoſe das zu ſein vermag. Dubois war herrſchſüchtig von Natur, aber nur, um ſeinen Ueberzeugungen Bahn zu brechen. Seine Gewandtheit, ſeine kluge Rückſicht war das Ergebniß herber Erfahrungen: bei angeborenem leidenſchaftlichem Sinne hatte er ſich eine ſeltene Selbſtbeherrſchung und Enthaltſamkeit erworben. Er ſchien kaum auf die Triumphe zu achten, die er täglich am Hofe zu Belle Promeſſe feierte: Alles richtete ſich nach ihm, der Reichsgraf gab ihm eine unbeſchränkte Vollmacht. Daß er ſich nach allen Seiten ſeine Poſition erſt ſichern wollte, bevor er ſich als Gouverneur mit mir befaßte, war offenbar. Erſt mit dem ſteigenden Gefühl der Sicherheit wuchs ſeine Luſt, ſich ganz ſo wie er war zu ergehen. Er ward gegen die Theologen am Hofe immer bitterer, gegen die Forderungen der Etiquette immer ſpottender, er ſtand bald in Oppoſition gegen die geſammte Heuchelei der Cultur, wie er ſich ausdrückte.

In Ninon's Cirkel hatte er von Anfang an feſten Fuß gefaßt; er war der Abgott dieſes Kreiſes, denn er war unerſchöpflich in Plaiſanterien, in jenen fines reparties des franzöſiſchen Witzes. Ninon betete ihn förmlich an, er war das Idol ihrer verwegenſten Wünſche geworden. Wie mußte ſie nun ſtaunen, als er nach und nach immer kecker zu Felde zog gegen die Tyrannei der Mode, gegen den Nonſens der Toilette, welche die menſchliche Geſtalt, die zum Abbild Gottes geſchaffen ſei, verhunze! Er begann damit, den Puder zu verwerfen. Ein damals modiſcher bräunlicher Puder à la maréchal machte Blondinen und Brünetten ganz gleich. Man fragte in der That damals nicht: iſt ſie blond, iſt ſie brünett? Die Individualitäten des Weibes waren aufgehoben, in das Niveau der Cultur eingegangen. Schwarzes Haar ward, weil es zu grell, gedämpft, lichtes, als zu matt, gehoben; damit rückten Brünetten und Blonden einander näher; die Parteiung für jene und dieſe hörte auf; der braune Modepuder, auf deſſen Glanz und Wärme im Ton, wie die Frauenzimmer ſagten, alles gut ſtand, verallgemeinerte gleichſam die ſpecielle Schönheit der weiblichen Natur. Dubois fand es abſcheulich, daß Poeten bei dieſem Stand der modiſchen Cultur nicht einmal das Haar ihrer Geliebten beſingen und feiern konnten. Zu einem Niveau war aber auch durch die Schminke die ganze Geſichtsbildung gebracht, entweder gehoben oder herabgedrückt, je nachdem. Im Allgemeinen hebt Schminke. Das Augenlicht erſcheint leuchtender, blitzender, wie der Schauſpieler bei ſchärferem Licht dieſes Hülfsmittels bedarf, ſoll ſein beſtes Mienenſpiel mit ſeinen feinſten Nuancen wirken. Dubois erklärte, daß ein Jahrhundert herannahe, wo alle Schauſpielerei ſchwinden müſſe; die an aufgelegte Farben und coquettes Licht gewöhnten Geſichter würden dann vor der einfachen ungeſchminkten Wahrheit leichenblaß und fahl erſcheinen.

Ninon war außer ſich; das Jahrhundert ging aus den Fugen, ihr Syſtem drohte zu wanken. Sie ſollte jedoch bald noch mehr an ihrem Liebling verzweifeln, ihr ganzer Glaube an Frankreich und franzöſiſchen Esprit ſollte durch Dubois erſchüttert werden. Ich erinnere mich einer Scene, die gleichſam eine Wetterſcheide machte. Heftig aufgeregt trat ſie eines Abends an Xaver's Arm in den Salon, ſchon ganz erzürnt, ja empört.

„Est-il possible!“ rief ſie, ihre Unterredung fortſetzend, während Dubois mit der ruhigen Grazie eines ſchalkhaften Dämons ſeine Blicke über den Prachtbau ihrer Toilette gleiten ließ; — „est-il possible, Frankreich könnte ſich untreu werden? Frankreich nicht mehr die Blüthe der Cultur?!“

„Es hat ſo lange geblüht,“ ſagte Dubois, „daß man wohl endlich fragen darf, wie es mit ſeinen Früchten ſteht. Und ſiehe, ſie ſind faul, fallen ab, von Würmern zernagt!“

„Mon Dieu!“ entgegnete Ninon, „Sie wollen ſagen, von den Spatzen etwas angepickt und benaſcht, und das, mon cher, ſind die ſüßeſten Früchte — ſagt man!“

„Sagt man!“ wiederholte Dubois, — „wir ſprechen alſo vom Hörenſagen.“ — Der Satyr im Lächeln ſeiner Lippen erſchien im wunderbaren Widerſtreit mit dem faſt melancholiſchen Schimmer ſeines düſteren Auges. — „Gleichniſſe aus dem Bereiche des Scherzes und der Gourmandiſe,“ fuhr er gelaſſen fort, „reichen hier nicht aus; es handelt ſich um die moraliſche Fäulniß der ganzen Civiliſation.“

„Aber Frankreich, Paris, der Heerd der Bildung!“ Ninon faltete ordentlich fromm die Hände; ſo weit ging ihr Erſtaunen.

„Frankreich,“ ſagte Dubois, „wird nicht aufhören, der Heerd der Ereigniſſe zu ſein, den Völkern voranzugehen, wenigſtens zu experimentiren. Es macht bereits den Anfang, die Verlorenheit der alten Exiſtenz einzuſehen. Ich fand in Verſailles am Hofe den Geſchmack à la Rouſſeau in Mode, freilich vor der Hand nur als Scherz, als Epiſode, um den piquanten Reiz der Natureinfalt zu probiren. Aber es wird tiefer greifen. Was man als Spielzeug liebgewinnt, wird in anderen Händen eine Waffe ſein. Man wird in der Cultur, wie ſie iſt, den Wurmfraß der Menſchheit erkennen lernen. Iſt man erſt zu der Parallele zwiſchen dem wilden und dem civiliſirten Menſchen gekommen, ſo kann man nicht zweifelhaft bleiben, auf welcher Seite die Rettung, die Möglichkeit zu einem vernunftgemäßen Leben zu ſuchen ſei. Die Civiliſation iſt zu einem Syſtem überlieferter Thorheiten geworden, denn Wahrheiten, die ſich ausgelebt haben und noch fortexiſtiren, ſind thöricht; waffnen ſie ſich gegen die Neuerung, ſchädlich;

bleiben ſie hartnäckig, Wahnſinn. Der Menſch der Zukunft wird nicht mehr die Gliederpuppe eines Mechanismus ſein wollen, deſſen Drähte nur der Stumpfſinn der Gewohnheit lenkt. Es iſt nicht mehr die Tyrannei der Mode, nicht mehr die Sklaverei der Etiquette — man beginnt beides abzuwerfen, — es iſt der jahrtauſendalte Streit zwiſchen Mein und Dein, zwiſchen Haben und Sollen, der Fluch der Ungleichheit des Beſitzes, während der Menſch mit gleicher Berechtigung zu Allem geboren wird, was man als die Quelle des tiefen Elends einzuſehen beginnt. Es regt ſich ein Widerwille vor dem gleißneriſchen Maskenſpiel der Geſellſchaft, ein Ekel vor der übertünchten Lüge. Das Naturgefühl wird nicht länger ein Spott der Intrigue ſein; man wird ſich für dieſe beſpöttelte Natur fanatiſiren, man wird ſie zur Gottheit machen und als Märtyrer für ſie ſterben. Ja, Madame, wenn erſt Opfer fallen, dann wird der Witz aufhören und der Ernſt ſein Spiel treiben. Man hat endlich die Entdeckung gemacht, daß der Menſch frei geboren iſt, während Sitte und Gewohnheit ihn zum Sklaven machen. Eine Zeit lang wird man noch ſtaunen, ſich in Feſſeln zu ſehen; man wird ſich aber bald ſchämen, ſie länger zu tragen."

„Mais, mon Dieu!" rief Ninon und fuhr entſetzt in ihren Fauteuil zurück. Ihr Espagnolchen Malice ſaß betrübt vor ihr und wußte nicht, ob es heute Zuckerbrod bekommen würde. — „Aus welchem Urwald der Kentuckier," ſagte Ninon, „aus welcher Steppe der Hottentotten kommt uns dieſe Weisheit?" — Sie ſtarrte den Redenden an, wie Jemanden, der plötzlich ſeine Maske lüpft.

„Dieſe einfache Weisheit, Madame, kommt ebenfalls aus Frankreich," entgegnete Dubois ſehr ruhig. „Hier in Deutſchland finde ich nichts, als den Abſud des ſchon antiquirten Frankreich's, der mit germaniſcher Ehrlichkeit dem Stamm des Lebens eingeimpft iſt. Oh ciel! Amme und Präceptor müſſen auch hier Vater und Mutter erſetzen. Die Frauen haben aufgehört, Mütter zu ſein. Point de mère — point d'enfant! Die Bande der Natur ſind erſchlafft, die Stimme der heiligſten Triebe erſtickt. Nichts ſeh' ich, nichts find' ich als Tyrannen und Sklaven, Tyrannen der Willkür und Sklaven des Herkommens von der Wiege an, zwiſchen Eltern und Kindern, zwiſchen Mann und Weib, zwiſchen Fürſten und Volk!"

„O, vous enfant gâté de la nature!“ rief Ninon und fuhr, die Hände übereinander werfend, mit ihrem Stuhl einen Schritt zurück.

„Glauben Sie mir, Madame,“ fuhr Dubois, ſeine Stimme mäßigend, fort, „in Deutſchland ſteckt jetzt weit mehr vom alten Frankreich, als in Frankreich ſelber. Wer blos nachahmt, bleibt immer im Rückſtande. Frankreich erfindet, iſt ſchöpferiſch, hat oft ſchon abgeworfen, was ſeine Nachbarn noch vergöttern. Ja, Madame, ſo wie Sie hier ſitzen, könnten Sie einer Marquiſe de Pompadour den Rang ſtreitig machen. Träten Sie jetzt in Verſailles auf: man würde Sie als die Muſterprobe einer mumificirten und antik gewordenen Weltordnung, als ein Petrefact aus einer leider in ihrer Jugendblüthe untergegangenen Epoche bewundern. Aufrichtig! wer die Tugenden des alten guten Frankreich's en fleurs ſehen und ſtudiren will, der muß nicht nach Paris, der muß hier nach Klein-Verſailles, zu Ihnen, Madame, gehen: in Frankreich findet er die alte Zeit nicht mehr. Frankreich beginnt einen neuen Adam anzuziehen.“

„L'homme naturel,“ ſchrie Ninon mit komiſchem Entſetzen, „est-ce que l'on cherche? Quel miracle! Et pour former cet homme rare, qu'avons-nous à faire?“

„Beaucoup, Madame, c'est d'empêcher que rien ne soit fait.“

„Ah!“ hauchte Ninon erſchöpft und ließ gegen alle Anſtandsregel die Arme ſchlaff von der Lehne fallen. „Räthſelhafter Menſch das!“ ſagte ſie halb für ſich, „Sie ſind entweder der Stifter einer neuen Religion oder“ —

„Oder ein Narr?“ ſetzte Dubois ihre Rede fort.

Ninon faßte ſich zuſammen. „Gehört es auch zum neuen Frankreich, grob zu ſein?“ fuhr ſie auf.

„Gegen ſich ſelbſt, warum nicht?“ lachte Dubois.

„Man kann nicht blos grob ſein gegen ſich ſelber, ſo lange man Theil der Geſellſchaft iſt,“ ſagte ſie ſtrafend, „es verletzt auch Andere. Und wenn Grobheit dazu gehört, der Welt eine andere Geſtalt zu geben, ſo müßte das neue Frankreich erſt noch eine Zeit lang bei den Deutſchen in die Schule gehen.“

„Wäre nicht ſo undenkbar,“ ſagte Dubois, der heute unbarmherzig ſchien.

„Mon Dieu, wie kommen Sie mir vor! Sie haben ſchon vollſtändig ein air allemand!" ſagte ſie bitter und empört. — „Und in dieſem Sinne," ziſchte ſie leiſe für ihn, aber doch für Alle verſtändlich — „in dieſem Sinne wollen Sie den Enkelſohn unſeres Fürſten erziehen?"

Sie war aufgeſtanden, ſie hatte ein letztes Wort geſprochen; ſie erwartete, er werde die Segel ſtreichen. Im Gegentheile. Dubois wich und wankte nicht.

„Schlimm genug, Madame," ſagte er ſehr ernſt, „daß die Aufgabe, einen Menſchen zu einem Fürſten zu erziehen, ſchon vorweg als eine feſte angenommen wird. In Aegypten ward Jeder für den Stand ſeiner Geburt erzogen. In Europa hat nur der junge Fürſt das beklagenswerthe Vorrecht, dem Kaſtengeiſte unterworfen zu ſein. Schlimm genug ſchon für einen einzelnen Stand. Es würde manchem Prinzen eine Wohlthat ſein, erſt freie Wahl zu haben für ſeinen Beruf, erſt unter die Menge herabzuſteigen und zu lernen, unter Menſchen ein freier Menſch zu ſein. Wahl und Befähigung ſollten entſcheiden. Es liegt eine beleidigende Sklaverei in dem Gedanken, einen jungen Menſchen zum Fürſten prädeſtinirt zu wiſſen. Man gibt ſich überhaupt zu viel Mühe, junge Fürſten zu erziehen. Man mache ſie zu Menſchen: das iſt Alles und das iſt das Höchſte!"

Ninon fächelte ſo ſtark als wenn ſie Vapeurs verſcheuchen wollte; die große Zornader auf ihrer Stirne war hoch angeſchwollen. Mit unterdrückter Stimme, ihrer nur halb noch mächtig, machte ſie rund um für den Cirkel die große centrale Verbeugung, das Zeichen, daß man entlaſſen ſei. Ich drängte mich zu Dubois, ich legte die Hand in die Biegung ſeines Armes, ich fühlte mich unzertrennbar an ihn gefeſſelt. Er hatte ein großes Wort geſprochen, das Wort vom freien Menſchen. Es war mir als ſprühten vom Blitz dieſes Gedankens tauſend Funken aus ſeinen Augen, durch alle Adern ſeines Leibes. Ich fühlte mich elektriſch wie von einem Weſen höherer Art von ihm berührt. Wie ich zu ihm aufblickte, hing ſein dunkeles Auge leuchtend über mir. Er ſah mich lange ruhig, durchdringend an, als ſuche er nach einem tiefern Verſtändniß mit mir. „Wir werden Freunde ſein!" ſagte er mit einer leiſen Feierlichkeit. — „Auf ewig!" ſagte ich von meiner Bewegung hingeriſſen. Wie ich mein glühendes Geſicht an ſeine Schulter legte, fühlte ich den zärtlichen Druck ſeiner Hand. Es war ein Augenblick der Weihe, der durch meine Seele ging. Ich hatte einen Freund, ich hatte einen höheren Menſchen gefunden, der für mich die Freiheit als ein heiliges Anrecht forderte.

Bei dieſer Proclamation des freien Menſchen fühlte ich aber gleich im nächſten Augenblicke wie ſehr ich Sklave der Hofordnung war.

Fand das Souper bei der Oberſthofmeiſterin nicht ſtatt, ſo ſpeiſte Jeder zu Nacht auf ſeinem Zimmer. Sie hatte die Aſſemblee aufgehoben, und im Corridor nahm mein Gouverneur von mir Beſchlag, eh' ich noch Herr eines Entſchluſſes war. Erſt auf dem Wege zu unſern Gemächern kam mir der Einfall, Dubois bitten zu laſſen, mit uns zu ſpeiſen. Der Magiſter hatte nichts dagegen; er hatte nur noch Gewalt über mich, wenn er meinen Wünſchen, die ich ziemlich ſelbſtändig zu äußern anfing, willfahrte; er fühlte zu gut, wie ſehr er von ſeinem Nachfolger im Erziehungsamte bereits aus dem Sattel gehoben war.

Der Kammerdiener kehrte mit dem Beſcheide zurück, Monſieur Dubois habe kein Bedürfniß, zu Nacht zu eſſen, aber er werde ſpäter auf eine halbe Stunde kommen.

Ich wollte ihn in meinem eigenen Zimmer empfangen. Ich ſehnte mich ſeit lange nach einem Moment der Vertraulichkeit mit ihm. Mein Zimmer war ganz nach meinem Sinne hergerichtet, es war eine Stätte meiner Erinnerungen und Reliquien. Auf einem beſonderen Poſtamente ſtand das Bild meines Vaters wie auf einem Altar; es war das Heiligthum, das mir die ſterbende Mutter hinterließ. Zu beiden Seiten hatte ich Kerzen aufgeſtellt, die in dem ſonſt dunkel gelaſſenen Raume ihr Licht auf ſeine ſchmerzlich geliebten Züge warfen. Es ſollte mir ein feſtlicher Augenblick ſein, den Freund zu empfangen und ihm das Bild meines Vaters zu zeigen.

Wie Dubois endlich im Gemache des Magiſters erſchien, ſah er verſtimmt, zerſtreut, gelangweilt aus. Er habe Briefe bekommen, ſagte er, die ihn auf unbeſtimmte Zeit abberiefen, Briefe aus ſeiner Heimath, von Freunden, die ſeiner harrten. Ich zitterte vor der Macht, die dieſe Freunde auf ihn übten: ich ſah ihn in den Händen des zweifelhaften San Germano, in den Netzen der Donna Carlotta, in einer Gemeinſchaft, die ihn uns zu entziehen drohte. Um ſo mehr that es noth, mich ihm unentbehrlich zu machen.

Peterhagen hatte die Freundlichkeit, uns alsbald uns ſelbſt zu überlaſſen. Mein Herz klopfte hörbar, wie ich den geliebten Menſchen in mein Zimmer und vor das Bild führte. Im vollen Glanz der Kerzen ſtand meines Vaters Antlitz vor uns. Dubois machte bei dieſem Anblick eine raſche Bewegung, entzog mir gewaltſam ſeine Hand, ſtreckte ſie aus und legte ſie dann ſtill über ſein Geſicht.

„Dubois, was iſt Ihnen?“ ſagte ich, ſeine Hand ergreifend.

Er ſprach, mich abwehrend, von der Blendung der Augen durch das grelle Licht. Ich loſchte zwei Kerzen, rückte die anderen in mäßige Ferne. Dubois ließ ſich in den Seſſel nieder; er begann von allgemeinen, von gleichgültigen Dingen. Aber ich hielt ihn bei der Sache, die mir eine heilige war, mir jetzt als die mir einzig wichtige nicht vorenthalten werden durfte. Ich erzählte ihm von meinem Vater; er mußte ſich ja als Mann aus Wälſchland für ihn intereſſiren. Ich erzählte ihm von der Begräbnißnacht, wo ich ihn an der offenen Gruft meiner Mutter ein erſtes und -letztes Mal geſehen, ſagte ihm, wie ich ungeſucht Zeuge des Bekenntniſſes geweſen, das mein Vater über ſich und ſein Leben abgelegt, von dem Religionskrieg meines Hauſes, der die Bande der Natur zerriſſen, die Geſetze der Liebe in Tyrannei und Willkür umgewandelt, meinen Vater zum Flüchtling gemacht, die Mutter hingeopfert. Ich ſprach das wie eine hülfeflehende Waiſe, die einen Anwalt zum Schutz ſucht.

Dubois ſaß theilnehmend, aufhorchend, aber in ſich gedrückt vor mir; er ſchien ſich noch immer nicht das Recht zuzutrauen, ſich meiner zu bemächtigen, trotzdem meine Jünglingsſeele ſo vertrauensvoll und hingebend, ſo freundſchaftsbedürftig war. Das dunkle, unglückſchwere Auge des Vaters ruhte ſuchend und verlangend auf uns. Von Zeit zu Zeit warf Xaver einen zweifelnden Seitenblick auf das Bild. Es war faſt als wenn ſich zwei gleiche Augen begegneten, beide gleich tief und verſchleiert, beide in dem bläulichen Weiß ſchwimmend, das wie Perlmutter ſchimmerte; nur leuchteten im Stern des jüngeren Mannes bräunlich grüne Streiflichter, ſein Blick hatte auf Momente die Unruhe des gehetzten Wildes. Ich mochte nicht auch noch der zuſammengewachſenen Brauen gedenken, die der Gräfin Branconi an Dubois aufgefallen waren. Ich verwarf ja zu ſehr die Spiegelfechtereien der phyſiognomiſchen Grübler, um darauf zu achten. Ich hatte mich abſichtlich gegen alle Geſichterſtudien verhärtet: ich nahm nichts wahr als zwei Naturen des heißen Südens, zwei Männer vielleicht deſſelben Landſtrichs.

„Mein Gott,“ ſagte Dubois plötzlich, ganz mit dem Bilde beſchäftigt, „ſollte es mehr als eine bloße Täuſchung der Sinne ſein? Ich bin dieſem Manne ſchon begegnet, ich habe in dieſe Züge ſchon geblickt!“

„Wo?“ rief ich zitternd vor Erwartung.

„In meiner Heimath,“ ſagte Dubois ganz in Erinnerungen verſunken, „in Genua, in dem alten Templerhauſe, wo ſie mich zum Roſenkreuzer einweihen wollten; nein früher ſchon, an der Riva levante, in ſtiller Nacht, unter den Genoſſen eines neuen Glaubens, unter den Freunden, die ſich insgeheim in der kleinen halbverfallenen Villa am Meeresſtrande verſammelten.“

„In der Villa Speroni?“ rief ich athemlos.

„Ja, ja, in der Villa Speroni,“ ſagte Dubois, nicht wenig beſtürzt, den Namen von meinen Lippen zu hören.

„In jener Villa,“ ſagte ich, „wo mein Vater unter dem Altar in altem Gerüll tief vergraben das Document auffand.“

„Welches Document?“ rief Dubois erſchreckt.

„Das Document,“ fuhr ich fort, „das der Reichsgraf bei ſeiner Vermählung ausſtellte, das man verfälſchte, das ihn binden, ihn zwingen ſollte, den Römlingen freien Spielraum in ſeinen Landen zu geben, jenes Document, das die Propaganda ſucht, das mein Vater Giuſeppe in dem großen Edelmuth ſeiner Natur dem Reichsgrafen, ſeinem Feinde und Verfolger, wieder zu Händen gab!“

„Es ſoll noch exiſtiren,“ flüſterte Dubois.

„Im Archive unſeres Hauſes, drüben im alten Thurme des Schloſſes, nicht?“ rief ich laut.

„Man ſollte es vernichten,“ fuhr Dubois fort, „uns wäre beſſer, es exiſtirte nicht mehr.“

Weinend vor Freude ſtürzte ich an ſein Herz. Mit dieſen Worten hatte er ſich als Freund meines Hauſes bekannt. Er geſtand mir ſpäter, daß er die Vernichtung des Documentes gewünſcht habe, um ſeinerſeits der Verſuchung, die an ihn erging, enthoben und außer Stande zu ſein, den geheimen Wünſchen der Propaganda Folge zu leiſten. Ich ſuchte ihn zu tröſten über den Verdacht der Unſicherheit des Verwahrortes. Er ſchüttelte das Haupt und entgegnete, daß vor den Sodalen eines gewiſſen Ordens kein Mund verſchwiegen, kein Siegel heilig, kein Schloß feſt genug ſei. Ich erinnerte ihn an den Prieſter von Genua, der den Trauact meines Großvaters in der Villa Speroni vollzog, das Document verfälſchen half, die Verfälſchung wenigſtens zuließ, aber das Falſum doch nicht der Propaganda auslieferte. „Er bewahrte das Geheimniß ſein Lebelang; auf dem Sterbebette jedoch“—

„Er wollte mit keiner Lüge dahingehen,“ ſagte Dubois, „nahm das Sacrament und machte in ſeinem Teſtamente der Congregation in Rom das Geſtändniß. Man grub nach, aber man fand ſich ſchon zuvorgekommen.“

„So hat er meinem Vater“ — fuhr ich fort — „vielleicht noch im Sterben die Mittheilung gemacht, und ehe man ſein Teſtament eröffnen konnte, war das Document gerettet!“

„Seltſame Schlangenpfade des menſchlichen Gemüthes!“ rief Dubois, die Hände zuſammenſchlagend. „Er ſtirbt mit der Kirche verſöhnt, denn ſein Teſtament enthüllt das Geheimniß, er geſteht freiwillig, wozu ihn keine Kirchenſtrafe, keine Drohung Roms zu zwingen vermochte; aber die Entdeckung iſt entwerthet, denn er machte ſie ſchon zuvor auch Demjenigen, der den Mißbrauch des Betruges hintertrieb! So hat er als Prieſter ſeiner Kirche gedient, und doch als Menſch das Böſe, zu dem er die Hand geboten, geſühnt! Ein ſeltener Mann! Ein Intriguant ſeines Ordens und doch zugleich in ihm ſo viel mildes verſöhnliches Menſchengefühl! Ein gewaltiger, durchdringender Verſtand und doch ſo viel Weichheit der Seele! Er hat Großes gewollt, aber er iſt an den Widerſprüchen ſeiner Aufgabe als Prieſter und Menſch geſcheitert. Ich kannte einen Solchen, er war Maurer.“

„Ihr habt ihn gekannt, Xaver? Er war der Provinzial des Ordens in Genua.“

„Pater Euſebio?“ fragte Dubois, mich mit beiden Händen erfaſſend.

„Ich weiß ſeinen Namen nicht, mein Vater ſprach nur von einem Provinzial der Geſellſchaft Jeſu in Genua.“

„Kein Zweifel, jede Provinz hat nur Einen,“ ſagte Dubois. „Seltſamer Zuſammenſtoß zufälliger Schickſalsfügungen! Pater Euſebio war mein Lehrer, mein Wohlthäter, bis ich ihm entfloh. Ich war — o mein Gott! wie komm' ich dazu, dir, mein junger Freund, das zu beichten?“

Ich ſank an ſeine Bruſt, ich umarmte den Theueren mit der Heftigkeit meiner ſtürmiſchen Freundesliebe.

„Sind wir unbelauſcht?“ fragte Xaver.

Ich ſtürzte an die Thüre und öffnete; alles war im Nebenzimmer ſtill; der Magiſter hatte ſich zurückgezogen, mein Diener war auf dem Corridor beſchäftigt: wir waren ſicher. Für den Nothfall ſchloß ich beide Thüren ab und eilte zu Dubois zurück.

Er lag im Lehnſtuhl und hielt beide Hände über ſein Geſicht geſchloſſen; er ſaß eine ganze Weile ſtumm und verſunken in den Zauberbann ſeiner Vergangenheit. Wie er aufblickte, ſtand ich vor ihm und ſprach in Blicken zu ihm, die ihn der ganzen Zärtlichkeit meines offenen Herzens verſichern mußten. Er ſtreckte mir beide Hände entgegen. „Es ſollte hier Niemand wiſſen,“ ſagte er, „ich bin gewarnt: aber ich will mich dir vertrauen!“

Ich bückte mich über ihn; er ſollte die Röthe, die meine Stirne bedeckte, den Verräther meiner Verlegenheit, nicht wahrnehmen; er ſollte nicht erfahren, daß ich ſein Warner geweſen. — Unvorſichtiger Weiſe ſiegelte ich in den nächſten Tagen einige Zeilen, die ich ihm zu ſchreiben hatte, mit dem Wappenringe, den ich in Zürich, wo ich die geheime Warnung ſchrieb, mit mir geführt. Das Siegel genügte, Xaver auf die Vermuthung meiner Autorſchaft zu bringen.

Zweites Kapitel.

Saverio beginnt die Geſchichte ſeines Lebens. Pater Euſebio.

Ich war, begann Dubois, ein Zögling des Collegiums, welchem Euſebio als Pater Rector in Genua vorſtand. Ein Findelkind, eine elternloſe Waiſe, ſo viel ich wußte, war ich der Anſtalt als ein Vermächtniß der Meinigen an die Kirche übergeben. Die Wildheit meines Temperamentes widerſprach dem Beruf, zu dem ich durch den Wahn frommer Gemüther beſtimmt war. Nicht daß ich als Knabe im Dienſte läſſig war, mich gegen die Eintönigkeit des Uſus, die Strenge der Disciplin empörte. Ich war der eifrigſte in der Meſſe, mein Fleiß in der Schule überflügelte die Genoſſen. Aber ich hatte kein Genüge an dem Einerlei der klöſterlichen Lebensordnung. Waren die Uebungen gethan, die Leiſtungen vollzogen, ſo war noch immer ein Reſt menſchlicher Kraft, menſchlicher Begierde in mir vorhanden, der nach einem Gebrauch meiner Mittel, nach einer Befriedigung meiner Wünſche verlangte. Nur ſelten durchbrach ich aus Uebermuth den Gang der Ordnung im Kloſter, weit öfter verlangte mein Sinn ſtärkere Aufgaben, härtere Bußübungen, größere Probleme, als es der erſchlaffte Sinn unſerer Hierarchen für nöthig und für bequem hielt. Nicht an der Kühnheit der Wagniſſe, nicht an der Luſt, das Leben der Menſchen zu beherrſchen, nicht an der Größe der Aufgabe, das Fleiſch der Welt zum höheren Dienſt der Kirche zu knechten: an der Schlaffheit des Wollens, an der Unfähigkeit, große Ziele anzuſtreben, an der Armſeligkeit ſchwacher Seelen, an der Geiſtloſigkeit der Gewöhnung, iſt die Weltherrſchaft der Prieſter zu Grunde gegangen. Ich war der Eifrigſte unter allen Büßern im Kloſter, ich ſchwang auf den entblößten Nacken am unbarmherzigſten die Geißel, war der Frühſte auf zur Mette, der Letzte, der den karg zugemeſſenen Nachtſchlaf ſuchte. Aber ich war leider auch im Durſt nach Wiſſen der Unerſättlichſte. Was die Sodalen ermüdete, regte meine Begierde erſt an; was jene erſchöpfte, ſtachelte meine Kräfte erſt zu neuer Thätigkeit. Ich redete in allen Zungen, wie es die Propaganda des Glaubens für alle Völker und Zonen nur wünſchen kann, ich triumphirte in der Löſung der ſchwierigſten Probleme über alle Mitbewerber, ja als Schüler bald über alle meine Lehrer. Das machte mich ſtolz und übermüthig. Ich ſpottete über die Grenzen, die die Wohlweiſen in ihrer Armſeligkeit, die ſie Demuth nennen, ſich und mir ſteckten, ich verachtete die Weichlinge, die ſich nicht blutig geißelten, ich verhöhnte zugleich die Feigen, die vor der Verheißung der Bibel: der Geiſt erforſchet alle Dinge, ſelbſt die Tiefen der Gottheit! zurückbebten. Ich war nicht beſſer, aber ich hatte mehr Blut, ein ſtärkeres Naturell, das war alles; aber es ward auch die Urſache meines Zerfalles mit dem Kloſter und mit der Kirche. Anfangs der Liebling der ganzen Anſtalt, gelobt, gefeiert, geprieſen, ward ich bald Allen eine Qual, ein ewiger, wenn auch ſtummer Mahner, der ohne es zu wollen ihre Schwächen entlarvte, ihr träges Gewiſſen aufſtörte. Ich war enthaltſam, dienſteifrig und pflichtgetreu. Aber ich war es in einem Grade, der den Läſſigen, ſelbſt den ſonſt Wohlwollenden unbequem ward. Meine Jugend erſchien Andern läſtig, meine Enthaltſamkeit, mir leicht, weil ich geſund und Herr meiner Kräfte war, galt für lächerliche Thorheit, mein Wiſſensdrang für Hochmuth, ja für ein Symptom vom Geiſt des Böſen. Das rief in meiner jungen Seele einen Stolz wach, den ich vergeblich zu brechen ſuchte, den ich endlich auch nicht brechen wollte. Mein Selbſtbewußtſein führte mich zum Abſcheu der Schwäche, die ich um mich her wahrnahm. Dieſen Haß gegen die Armſeligkeit, die nicht entſchieden ſündigen, und nicht entſchieden tugendhaft ſein kann, dieſen Haß gegen die Heuchelei, die ſich ſelbſt belügt und hinhält, trag' ich in mir und will ihn mit hinüber nehmen vor den ewigen Richter mit der Frage: Iſt die Sünde, die die Natur begeht, weil ſie offen und wahr iſt, verabſcheuungswerther als die Lüge Derer, die Gott zu dienen vorgeben und doch heimlich mit dem Teufel buhlen und ihm in ihrem Fleiſch huldigen? Ich ſah Andere leicht ſündigen, eben ſo leicht ihr Vergehen beichten und ſich Abſolution verſchaffen. Meine Seele war ſchuldlos; die Stimme der Natur und meines Gewiſſens ſagte mir, ich habe Recht, wenn ich in der Beichte nichts Böſes von mir zu bekennen wußte. Man konnte mir nichts vorwerfen, gegen die Regel des Ordens, gegen das Gebot der Satzung, gegen den Dienſt des Tages mir keinen Fehl nachweiſen; aber man nannte mein offenes Bekenntniß, nichts Böſes von mir zu wiſſen, den wahren Hochmuthsteufel. Das machte mich Anfangs ſtutzig, dann aber nach und nach für die Wahrheit reif: daß der Gott, den die Prieſter lehren, ein anderer ſein müſſe als der Gott, der in unſerm Innern ſpricht. Chriſtus ſelbſt, den wir doch unſern Herrn und Meiſter nennen, ward deſſen inne, als er den Gott der Satzung nicht mehr für den wahren hielt, das Geſetz des alten Bundes zerbrach und in der Kindheit des Menſchen zu Gott einen neuen Bund ſtiftete.

Ich war in meiner Unſchuld ſchon reif zum Ketzer, noch eh' ich wußte was Ketzerei ſei.

Pater Euſebio hatte Theil an meiner Entwickelung, ohne zu ahnen, welchem Ziele ich entgegenging. Er hatte ſich von früh an meiner bemächtigt, ohne daß ich jemals den Beweggrund ſeiner Vorliebe für mich erfuhr. Schon im Findelhauſe, wo ich unter den Händen der barmherzigen Schweſtern erwuchs, war er der Einzige geweſen, der nach mir gefragt, mich belobt, mich angeeifert hatte. Die Frau, die mich geboren, war todt; die Kirche, ſagte man mir von früh, werde meine Mutter ſein. Mein Vater war — wenn nicht ebenfalls geſtorben, doch verſchollen: ich war, ein Kind in Windeln, nur mit der Bezeichnung meines Taufnamens Saverio, der Anſtalt übergeben: Euſebio ſagte, er vertrete Vaterſtelle an mir, er wolle mein zweiter, mein geiſtiger Vater ſein, da mein leiblicher für mich todt ſei.

Ein Kind der Sünde im gemeinen Sinne, ein heimlicher Nebenſchößling war ich nicht: deſſen hat mich mein Freund und Lehrer wiederholt verſichert: aber ich war wegen eines ſchweren Vergehens in meiner Familie der Kirche, dem Orden Jeſu gelobt. Nur wenn ich das Gelübde erfüllt und Prieſter der Kirche, Mitglied der Geſellſchaft Jeſu geworden, ſolle ich Aufſchluß über meine Geburt, Aufſchluß über das ſchwere Vergehen der Meinigen erhalten, das Pater Euſebio als einen Abfall von Gott bezeichnete, von dem aber zu ſprechen ihm verboten ſei, weil man es in Rom für Todſünde erklärt. Euſebio war kein Finſterling: er gehörte im Gegentheil zu den aufgeklärten Prieſtern der alten Kirche, die es wohlmeinen mit den Fortſchritten der Menſchheit, aber dieſe Fortſchritte freilich nur für ein Heil erachten, wenn die Welt dazu langſam erzogen, geiſtig dafür reif gemacht wird. Ein Genueſe von Geburt, mit dem kecken Piratenzug in den Linien des Geſichts, der den Söhnen jener Felſenſeeſtadt eigen, nährte ſein Geiſt im Zuſammenhange mit einer weitverzweigten Genoſſenſchaft edler Männer großartige Plane zu einer Reform der Kirche im Sinne des fortſchreitenden Jahrhunderts. Seine weitgreifende Weltkenntniß, die er ſich in Frankreich und auf den bedeutendſten Miſſionsplätzen ſeines Ordens verſchafft, ließ ihn offenen Blickes die Möglichkeiten einer Neugeſtalt der Kirche an Haupt und Gliedern erfaſſen. Er ging, ſo wie er die Propaganda verſtand und auffaßte, damit um, die abgefallenen Secten des Chriſtenthums wieder für die Mutterkirche zu gewinnen, aber die Mutterkirche theilnehmen zu laſſen an all' dem Gewinn, den jene Secten nach ihrer Läuterung und nach der Aufhebung ihrer iſolirten Verirrungen ihr zuführen müßten. Er glaubte an eine Verbrüderung aller chriſtlichen Schulen und Kirchen, an eine Loge freier Köpfe, die in und mit der Freiheit des Gedankens der alten Kirche in neuer Form die Herrſchaft über die Welt wieder ſichern würden. Er hielt das nicht blos für möglich, ſondern für nothwendig, falls die Kirche noch ihr Vorrecht, die Menſchheit zu leiten, behaupten wolle. Er verſprach mich einzuweihen in die bisher noch geheime Genoſſenſchaft jener Edeln, die ſich in verſchiedenen Klubbs, bald als Prieſter der katholiſchen Reform, bald als Sodalen der Aufklärung und als Menſchenfreunde über alle Länder der gebildeten Welt ſchon verbreitet. Er verhieß mir, mich theilnehmen zu laſſen an dieſen Planen, ſobald ich dafür reif, und nachdem ich zuvor Prieſter geworden. Ich habe den werthen Mann keiner Sophiſtik zu zeihen, wenigſtens keiner bewußten und bezweckten Fälſchung und Täuſchung über Mittel und Zwecke in ſeinen Abſichten. Auch iſt ja die katholiſche Kirche nie gewillt und geſtändig geweſen, das Heil der fortſchreitenden Menſchheit aus der Hand zu geben: es hat ihr nur an den Organen und an dem Muthe gefehlt, die Befreiung der Völker vom Joch des Aberglaubens für *ihr* Werk zu erklären und dies ihr Werk ſelber zu leiten! Die freie Forſchung hat die alte Kirche nie verboten, aber ſie erlaubt ſie nur dem Prieſter, ſo lange die große Menge vor den Verirrungen der zweifelnden Vernunft bewahrt bleiben muß. Nicht Alles für Alle! iſt einer von den Grundſätzen der Geſellſchaft Jeſu.

Euſebio war nicht blos freien und klugen Verſtandes, er war auch mild und gütig von Herzen. Er hatte unerbittlich feſt ein Ziel vor Augen: die Herrſchaft des Geiſtes über die Sinne und die Körperwelt, die Herrſchaft der Kirche über die Fürſten und Völker. Aber er hatte nichts vom Dominicaner in ſich: von Torquemada, jenem Beichtvater und Henker ohne Gleichen, datirte er den Ruin der alten Kirche. In der klugen und humanen Gewinnung der Verirrten ſuchte er zugleich das verlorene Heil der allgemeinen Kirche wieder zu erobern. Er war nicht liſtig; aber er hielt die Klugheit für die höchſte Tugend im Herrſchen, jene Klugheit, die er für Eins hielt mit der Fügſamkeit des Herzens. Wäre ſeine Wahl zum General des Ordens gelungen: wir hätten zunächſt eine Reform dieſer Satelliten der Kirche erlebt.

Euſebio hielt große Stücke auf mich, er gedachte ſich in mir einen Erben ſeiner Plane zu erziehen. Ich ſollte nur erſt feſt in der Obſervanz ſein; innerhalb, nicht außerhalb der römiſchen Kirche geſtattete er die Freiheit! Aber man überliefert Niemanden ein feſtes Glaubensſyſtem. Jeder muß ſich hineinleben nach ſeiner Weiſe; die Freiheit der Kinder Gottes verträgt ſich nicht mit der Knechtſchaft der Form. Ich für meinen Theil erkannte im ſtrengen Kloſterdienſt juſt bei Vollziehung und Beobachtung aller Formen deren Unzulänglichkeit. Ich ſah Andere leicht ſündigen und eben ſo leicht durch oberflächliche Buße ihre Fehle ſühnen. Sie nannten das vor Gott wohlgefällig ſein. Ich meinerſeits vollzog gewiſſenhaft Regeln, Vorſchriften, Uebungen, Pönitenzen; das einfache, natürliche Bewußtſein meiner Pflichterfüllung machte mich ſicher, ruhig, dreiſt, und gerade das nannten ſie Hochmuth und Signum des Teufels. Ich ward abwechſelnd bald irre an mir, bald irre an den Satzungen; und dieſer Zwieſpalt unterhöhlte mein Daſein phyſiſch wie geiſtig, trieb mich bis an den Rand des Unterganges.

Euſebio hatte Großes mit mir vor. Im Collegium, wo die Zöglinge wohnten und Unterricht genoſſen, war ich Anfangs die Bewunderung, bald aber der Neid und endlich der Abſcheu der Genoſſen. Ich erſchien Allen im Wiſſen voraus; ich gab nichts darauf, es war mir natürlich. Ich theilte keine der Verirrungen, Vergehungen und Ausſchweifungen, blos weil mein Naturell geſünder und ſtärker ſchien. Ich war eine in ſich geſchloſſene Natur, die ihre Kraft beiſammen hat. Man nannte mich, ich weiß nicht warum, Savoyard, ſchalt mich in Momenten der Aufregung Tölpel und Trotzkopf aus Savoyen. Ich bethätigte den Spottnamen nur ein einziges Mal, indem ich um einer unverdienten Schmähung willen meinen Stubengeſellen mit einem Fauſtſchlag ohnmächtig zu Boden ſtreckte. Ob ich wirklich ein Kind der Berge, erfuhr ich nicht, war mir auch gleichgültig, da die Meinigen, wie Euſebio mir ſagte, mich preisgegeben, mich gleichſam geopfert, um ſich mit der Kirche zu verſöhnen. Ob ſonſt bei meiner Uebergabe in das Findelhaus, das mit dem Collegium disciplinariſch im Zuſammenhange ſtand, ein Wahr- und Kennzeichen meiner Geburt mit überliefert und vorhanden, ſchien mir nicht glaublich. Nie gelangte eine Kunde, eine Nachfrage, ein Zeichen der Theilnahme bis zu mir in's abgepferchte Kloſterhaus. Euſebio war mir Lehrer, Pfleger, Freund, Vater, Alles. Und doch konnte ich ihn nicht lieben, denn er erzog mich allzu abſichtlich für ſeine Zwecke.

Inzwiſchen wurden die Differenzen im Collegium mit meinen Genoſſen immer ſtärker. Euſebio erwarb mir den Dispens, bei ihm im Profeßhauſe zu wohnen. Es gehört zu den Ordensregeln, daß der Jeſuit, deſſen Ich eigentlich in der Geſellſchaft ſtirbt und todt iſt, nicht als Individuum, ſondern nur zu Zweien exiſtirt. Er iſt todt für Alles in der Welt, lebendig nur für die Ziele, die ihm ein Oberer ſtellt. Nach einer alten Satzung heißt es: Zögling und Jünger Jeſu, du biſt Leichnam in dir ſelber, du lebſt nur in Gott, und was Gott will, ſagen dir deine Oberen! Nur zu Zweien wohnen die Schüler Loyola's und zu Zweien gehen ſie aus; jeder iſt der Spion des Anderen, lebt gleichſam nur in der Beobachtung der zweiten Perſon, ſeines alter ego. Meine Sonderlingsnatur ward jedem Mitgenoſſen unerträglich, blos weil ich allzu einfach in meinen Bedürfniſſen, allzu keuſch und ſtreng in der Pflichtvollziehung war. Es wurde mir leicht, und war nicht mein Verdienſt; aber ich forderte endlich, daß ich um deswillen kein Gegenſtand des Hohnes ſei. Euſebio, damals noch Pater Rector, befreite mich von dem Zwange des Zwiegeſpanns; ich wohnte bei ihm, war ſein Sodale, brauchte nur ihn zu begleiten, erſchien wie ſein zweites verjüngtes Ich. Wie er Provinzial wurde und zu Reiſen genöthigt war, blieb ich oft mondenlang mir ſelbſt überlaſſen und konnte frei über mich ſelbſt verfügen. Nur daß ſeitdem ein Anderer insgeheim jeden meiner Schritte begleiten, mein Thun und Laſſen beobachten und über mein Verhalten mit Umgehung der Inſtanz des Rectors und Provinzials nach Rom berichten mochte. Daß Euſebio ſelbſt, nachdem er bei der Neuwahl zum Ordensgeneral übergangen, unter höherer Controle ſtand, war eben ſo glaublich. Er hatte mich für das Seminar in Rom, für das Collegium der Propaganda, für jene großartige Stiftung beſtimmt, die zur Aufgabe hat, allen Völkern das Heil zu verkünden, aber jedem in ſeiner Weiſe, ſo daß in Rom am heiligen Dreikönigsfeſte, wie einſt am Pfingſtfeſte, die Kirche noch immer in allerlei Zungen den Herrn verkündigt. Ich ſollte Miſſionär werden, ich ſollte Proſelyten machen, nicht mit Feuer und Schwert, nicht mit der Gewaltſamkeit der Dominicaner, auch nicht mit Hinterliſt und Ränken, ſondern mit der einzig rechtmäßigen Waffe des Geiſtes, mit Milde und jener Klugheit, die den Bedürfniſſen der Menſchen zu Hülfe kommt. Ich lernte leicht die fremden Sprachen; in der Fertigkeit, in einer anderen Zunge zu reden, glaubte mir Euſebio das rechte Werkzeug zu geben, um ein Volk, das von Rom abgefallen, zur Gemeinſamkeit einer alle Welt wieder umfaſſenden Kirche zurückzuführen. In jeder fremden Sprache lernte ich aber zugleich mit dem fremden Volke denken und fühlen. Indem ich die Glaubenslehren der Ketzer, um ſie widerlegen zu können, ſtudirte, lebte ich mich in deren Sinnesweiſe ein. Wer ſtand meinem Lehrer, dem weiſen Manne, dafür, daß ich, ohne an's Ziel zu kommen, auf halbem Wege ſtecken blieb?

Pater Euſebio ſuchte meinen Ehrgeiz zu ſtacheln; er malte mir ferne Zonen, fremde Zuſtände mit goldenen Farben vor mein Auge; er ſuchte meinen Stolz zu reizen, den Sieg über abgefallene Fürſten und Völker mir als eine Genugthuung für mich ſelbſt hinzuſtellen. Ich hatte keinen andern Ehrgeiz als meine Wiſſensluſt, keinen andern Stolz als meinen Wahrheitsdrang. Um mich für Miſſionen im deutſchen Norden zu befähigen, lernte ich deutſch. Das Studium dieſer Sprache führte mich zu den Myſtikern Eurer Nation, und hier gerieth ich in meinen Ueberzeugungen an ein Ziel, das mich entweder zum Wahnſinn oder zum Selbſtmord trieb. Ich ſtudirte die Verſe eines Poeten aus der Zeit des dreißigjährigen Glaubenskrieges, die tiefſinnigen Exaltationen jenes Johannes Scheffler Sileſius, der aus Schmerz über die Zerrüttung, in die der wilde Krieg ſein Vaterland geſtürzt, ſein Heil in der Rückkehr zur alten Kirche ſuchte. Das Gefühl der alten Zugehörigkeit zu einem großen, einigen Ganzen gab ihm Beruhigung; aber was er aus der evangeliſchen Freiheit mitbrachte, trug noch immer genug Zündſtoff in ſich, um einen Ketzer zu machen. Was ihn in den Schooß der alten Kirche zurückführte, trieb mich in meinen Gefühlen und Gedanken aus derſelben hinaus, machte mich heimathlos in der Welt des Geiſtes, jagte mich ſteuer- und compaßlos auf das öde weite Meer der Irre.

„Iſt Chriſtus tauſendmal in Bethlehem geboren,
Und nicht in dir: ſo biſt du ewig doch verloren!“

So ſtand's in ſeinen Büchern, und dies Wort wurde in meinem Innern zu einer Flamme, die mich verzehrte. Der Gott, den wir im Heiligenſchrein anbeten, und der vor uns in der Wandelung ſein Myſterium feiert, half mir nicht dazu, ein wahrer Chriſt zu ſein. In mir ſollte der Gott ſeine Stätte haben und wohnen, in mir wollte er geſpeiſ't und getränkt ſein, in mir ſelber ſollte Chriſtus geboren werden, zur Sprache kommen, ſeine Schmerzen, ſeinen Tod erleiden, aber auch in und mit mir auferſtehen. Da ſtand ich denn wieder an dem Abgrunde, vor dem mir graute: entweder war die Satzung, die man der Welt überlieferte, oder die Stimme der Natur, die in mir laut ward, der wahre Gottesbegriff. Galt jene, die Satzung, ſo war ich, wie die Sodalen ſagten, ein Kind des Teufels. War die Stimme, die in mir rief, die rechte, Gott wohlgefällige, dann war all' das Thun, das mir geboten ward, der ganze heilige Dienſt, das ganze Prieſterweſen Lug und Irrthum.

Ich hatte noch nicht die Jahre, um die Gelübde abzulegen; aber der Dispens war aus Rom gekommen, Euſebio hatte ihn mir erwirkt, ich konnte, ich ſollte, trotz der Unreife meines Alters, Prieſter werden. Man rechnete mir die Frühreife meines Geiſtes, auch wohl den tadelloſen Wandel, meine Führung, für ein Verdienſt an, das mich ſchneller als ſonſt zu einem Werk- und Rüſtzeug in Gottes Reiche befähige. Ich war, während man mir dies Zeugniß ſtellte, nie unwürdiger, die Weihen zu empfangen. Ich hatte gründlich nach Wahrheit gerungen und war in die bodenloſe Unergründlichkeit tiefer Verzweiflung geſunken. Die Sünde meiner Scrupel konnte ich Keinem beichten, denn jeder Spruch von Außen war für den Zwieſpalt in meinem Innern Partei; ich konnte keinem Geſalbten des Herrn geſtehen, daß ich ſeine Macht, zu löſen und zu binden, für ein bloßes Mährchen hielt; ich konnte Niemand bitten, mir meine Sünde zu vergeben, indem ich ihm geſtand, daß ich ihm dieſe Fähigkeit zur Sündenvergebung abſprach. Was mich drückte, war wie eine

Sünde wider den heiligen Geiſt, die Niemand vergibt. Sprach ich mich ſelbſt davon los, ſo erkannte ich eben nur den Gott in mir ſelber an, leugnete damit die ganze Satzung, räumte das ganze Verhältniß zwiſchen Prieſter und Laien bei Seite, war ſomit Chriſt im Sinne der Ketzer.

Ich ſollte die Weihe des Prieſters empfangen und fühlte tief in mir mein ketzeriſches Laienthum. Dieſer Zwieſpalt wurde für mich toddrohend. Ich hatte das Gelübde der Keuſchheit abzulegen, und ich kämpfte mit den Aufwallungen meines Blutes einen Kampf der Verzweiflung. Der Mann darf das Weib nicht berühren! Es iſt Kleinigkeit, ein grobes Verbot zu achten; aber auch die Gedankenſünde vermeiden, auch den Willen, den Wunſch, die Ahnung, die Sehnſucht! Der Mann ſoll ganz Geiſt ſein und ſich von der Natur, vom Weibe, fernhalten, ſie verleugnen, ſie nicht kennen, ſie verdammen und in ſich tödten, keine Ahnung haben, daß Beide gemeinſam, Mann und Weib, den vollendeten Menſchen, Geiſt und Natur die von Gott gebotene und geſetzte Schöpfung ſind. Ja, Geiſt und Natur — es war und iſt durch die Jahrhunderte immerdar und überall derſelbe Streit. Wo haben wir Gott? Wo lauert unſer der Teufel? — O ſüßer Reiz der Weiblichkeit, Zauber, der du über die Welt gekommen biſt, ſie zu beſeligen! — Ich kannte dich nicht, ich wußte, ein Kloſterzögling, nicht was Liebe ſei. Aber in der Ahnung fühlte ich dich, in der einſamen Zelle empfand ich von Ferne ein Rauſchen wie von Fittigen, einen Hauch, der über die Welt kommt, will ſie des Daſeins Wonne ſchmecken und fühlen! — Wer, ſüße Allmacht, ſteht außerhalb deiner Kreiſe? Wen, und flöhe er bis an den Rand des Meeres, erreichte nicht dein Pfeil? Alle Creaturen beſeelt dein Strahl des Lebens, dem niedrigen Sklaven der Scholle, dem Wurme, gibſt du Momente, die ihn beflügeln, und den Heiligen in der Wüſte überkommt das Gefühl der Abſtinenz wie Wolluſt. O armer Menſch, der du dich einen Geſalbten des Herrn nennſt! In der lauen Sommernacht, wo alles Leben Liebe athmet, der leiſe Wind mit deinen Locken buhlt und deine Schläfe küßt, der Vogel ſich üppig wiegt im wehenden Hauch, die ſchwirrenden Käfer, des Tages Geſchöpfe, im Glücke der Liebe aufleuchten, vergehen und ſterben — all' der Trieb, den du, große Allmacht, den Deinen gibſt, kann er

Sünde ſein? Dann hat Gott Vater ein ſündhaft Geſetz gegeben, auf daß alle Creatur aus Nothwendigkeit und mit ſüßer Wonne dem Böſen verfallen bleibe! Und der Menſch! Iſt er darum höher, daß er irgend eine Kraft der Schöpfung in ſich tödtet? Die Natur walten laſſen und doch Gott dienen, weil Er, der Vater des All's, ſie walten läßt, ſollte das nicht höher empfinden heißen?

Höher? lautete der Widerpart in mir, nein, glücklicher wohl, aber höher? Der Geiſt ſoll die Natur überwinden können; er kann es, wenn er ſtark genug iſt, es zu wollen!

Mit dieſem Entſchluß ſchrieb ich mir faſt mein Todesurtheil als Menſch. Ich wollte ſehen, wie weit in mir der Geiſt die Natur vernichten könne. Ich begann meine Pönitenzen zu verdoppeln; ich faſtete, ich kaſteiete mich in einer Weiſe, daß ich oft ohnmächtig zuſammenbrach, meine Wärter erſchrocken nach Hülfe eilten, wenn ſie das Blut über meinen Nacken herabfließen ſahen. Ich lächelte zu ihrer Angſt, ich fühlte einen Triumph in dem Gedanken, Herr der Natur in mir zu ſein. Der Leib ein Skelett: dann iſt der Geiſt Selbſtherrſcher aller Naturgewalt; was man tödtet, darauf ſetzt man den Fuß und beherrſcht es. Meine Faſtenübungen überſtiegen das Maß alles Gewöhnlichen, alles Hergebrachten und Gebotenen. Hager und dürr, ein Schatten meiner ſelbſt, der Schrecken aller Sodalen und Genoſſen, ſchlich ich mit eingefallenen Wangen, mit dem zehrenden Feuer im verſunkenen Auge, Tages und Nachts durch die Hallen des Collegiums, durch die Kreuzgänge und Capellen. Ich war's, der unerbittlich die Hora ſang, Mitternachts die Schläfer aufſtörte, die am Tage vergnüglich Verſammelten auseinanderſchreckte; ich war als Geſpenſt der Geiſt der alten Kloſterzucht, ein memento mori, ein Mahner an das jüngſte Gericht, das für den Chriſten zu jeder Stunde beginnen ſollte.

Bald freilich nahmen meine Kräfte ſo ab, daß ich die Zelle nicht mehr verlaſſen konnte, mein Lager hüten mußte. In ſolchen Tagen und Nächten, wo ich aus Schwäche faſt lethargiſch gebunden dalag, hatte ich auf Augenblicke Empfindungen, die an die viſionären Verzückungen der alten Asceten und Anachoreten grenzten. Mein Nervenleiden überwuchs alle phyſiſche Vegetation in mir. Die mehr thieriſchen Organe begannen ihre Functionen einzuſtellen; der Geiſt wurde abſtracter, fühlte feiner, empfand ätheriſch, und in dieſem Zuſtande körperlicher Aufloſung durchrieſelte mich das Gefühl einer leiſen, nie geahnten Wolluſt. Der Geiſt triumphirte über die Natur in mir, ich fühlte mich am Rande des Unterganges, aber ich ſchmeckte lächelnd die Seligkeit einer vom Korper befreiten Fortdauer, die letzten Zuckungen des in mir erſterbenden phyſiſchen Lebens, fühlte aber auch noch mitten im Bewußtſein korperlicher Exiſtenz den Reiz eines ſinnlichen Wohlgefühls. Mitten im Gefühl des ſchwindenden Lebens war mir oft, als griffe von oben, wie aus den Wolken herab, eine ſanfte Hand über alle Glieder meines Leibes, und wie der Windhauch über die Aeolsharfe ſtreicht, ſang ich, meiner nicht mehr bewußt, leiſe verhauchend ſtille Lieder, hatte, wie ich glaubte, einen Vorgeſchmack jenſeitiger Seligkeiten, und empfand doch nur den Reſt vom Nervengeiſt meiner Sinne.

In ſolchem Zuſtande, fand mich mein Lehrer Euſebio, der nach monatelanger Abweſenheit in Rom von meinem Zuſtande Kunde erhielt und eines Tages plötzlich in meine Zelle trat. Er fand die Blüthe ſeiner Hoffnungen auf dem Siechbette! Er war außer ſich vor Zorn und Liebe. Nach den Beſorgniſſen der Aerzte lag mein Leben in den letzten Zügen, wenn es nicht gelang, mir Nahrung einzuflößen. Ich weigerte mich ſtandhaft, ſie zu nehmen, ich hatte beſchloſſen, zu ſterben, mich zu todten, ohne die Sünde des Selbſtmordes zu begehen. Euſebio beſchwor mich; ich ſah nicht mehr, ich fühlte ihn nur noch an meinem Lager knieen, ich fühlte, wie von ferne, daß ein heißes Naß, die Thränen der Liebe, meine trocknen, tiefen Augenhöhlen netzte. Ich lag halb aufgelöſ't in die Dämmerungen einer andern, wie ich glaubte hoheren Welt. Vergebens waren die Bitten und Beſchwörungen meines geiſtlichen Vaters; nach ſo langer Abſtinenz war mein Körper auch unfähig geworden, Nahrung zu ſich zu nehmen. Euſebio erfand mit den Aerzten einen Balſam, mit dem meine Glieder beſtrichen wurden, ein Oel, das mir mit Gewalt in den Schlund geflößt ward und wie nahrhaftes Feuer in meine Magenhöhle drang. Ich ward nach unſäglicher Mühe gerettet, dem Leben wider Willen zurückgegeben. Mit der ſteigenden Kraft kehrte auch der Wille zu leben in mir wieder; der krankhafte Reiz einer Abſonderung des Geiſtes vom Leibe hörte auf.

In der Geneſung geſtand ich dem Freunde, daß auch noch in der Empfindung des allmäligen Sterbens eine Wolluſt liege, daß es thöricht ſei zu wähnen, der Geiſt konne ohne Natur, ohne Leib und Hülle exiſtiren, auch in ſeinem feinſten Nervenäther empfinde er noch den Reſt ſeiner ſchwindenden Sinnlichkeit. Die Natur ſei alſo nicht ſündhaft, denn auch in den Entzückungen, die dem heiligen Asceten die ſieben Himmel vorſpiegelt, ſei noch ſinnliche Thätigkeit des Blutes im Gehirn. Es ſei alſo thöricht, den Leib zu tödten, um rein als Geiſt zu exiſtiren, es müſſe ein Mißverſtändniß des göttlichen Willens ſein, in der Natur das Böſe zu ſehen.

Euſebio widerſprach mir nicht mehr; er war nur darauf bedacht, mich ſich und dem Gottesreiche zu erhalten. Er verwies mich auf die Reform der Kirche in allen ihren Grundſätzen, wenn ich mich unfähig erklärte, die drei Gelübde des Prieſters zu erfüllen. Ja, er verwies mich auf ein viertes, geheimes Gelübde, das ſchon jetzt unter den Denkenden die Widerſprüche der andern aufhebe und ausgliche. Ehedem gehörte dies Gelübde vielleicht zu den Geheimniſſen der Templer; der höhere ſchottiſche Grad in den Logen, ſagte Euſebio, führe eher darauf hin.

„Gehorſam iſt das erſte Gelübde,“ ſagte ich zu Euſebio. „Du ſiehſt, mein Vater, *wie* ich gehorſam bin; der Verſuch, den Geboten getreu zu ſein, hat mich bis an den Rand der Auflöſung gebracht. Ich ſehe, daß Hunderte, Tauſende dies Gelübde leicht ablegen; aus dem Gehorſam der Prieſter iſt aber bloße Trägheit geworden, ſie ſind ſtumpf und taub; nur deshalb ſind die meiſten nicht ungehorſam. Dir will ich gehorſam ſein, mein Vater!“

„Und ich bleibe dein Oberer, mein Sohn,“ ſagte Euſebio.

„Wenn du befiehlſt, will ich gehorchen,“ verſetzte ich, „und du wirſt mir Nichts befehlen, was meine heiligſten Ueberzeugungen kränkt und beleidigt.“

Wir lagen uns in den Armen, der Bund ward beſiegelt, und ich gelobte, Prieſter Gottes im Sinne eines ächten Menſchen, im Sinne eines Maurers zu ſein.

Armuth mit Demuth gepaart, das zweite Gelübde, iſt in der Hierarchie vielfach in's Gegentheil, in Ueppigkeit und Hochmuth, verkehrt. „Ich für meinen Theil,“ ſagte ich zu Euſebio, „will arm und demüthig ſein, nur laß ich mir das Bewußtſein meiner Demuth nicht für den Hochmuthsteufel verſchreien. Selig ſind, die reinen Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen!“

„Amen!“ ſagte Euſebio, küßte meine Stirn und gab mir ſeinen Segen.

„Mit dem dritten Gelübde, dem Gelübde der Keuſchheit,“ ſagte ich, „wird viel geheuchelt, mein Vater. Ich habe nicht geſündigt, kann nicht leicht fehlen, um dann eben ſo leicht zu beichten und büßen. Ich nahm wirklich dies Kreuz auf mich, und du haſt nur mit Gewalt mich vom Tode gerettet. Ich werde das Gelübde halten, aber ich kann die Natur nicht verdammen, ich kann den Geiſt nur im Glück ſeiner Vermählung mit der Natur als vollkommen erachten. Geiſt von der Natur abgelöſ't, iſt Krankheit und Verirrung.“

„Aber Natur ohne den Geiſt“, fügte Euſebio hinzu, „eine bloße Materie, iſt ſinnloſes Daſein.“

„Nun dann“, fragte ich, „warum die Scheidung, warum das Cölibat, mein Vater?“

„Das Cölibat, mein Sohn, war und iſt nothwendig“, entgegnete Euſebio, „weil die Kirche in den Prieſtern freier Satelliten bedarf, die nicht an die Scholle gefeſſelt, nicht von der Sorge der Weltlichkeit erfüllt ſind. Das Weib hebt des Mannes freie Selbſtherrlichkeit auf. Das Weib verhindert des Mannes Entfaltung. Die Kirche machte die Eheloſigkeit der Prieſter zum Geſetze, nicht damit der Mann naturwidrig lebe, ſondern damit er frei bleibe von der Gemeinheit der weltlichen Haus- und Familienſorge. Wer die Frau nur als Sklavin, oder nur als ein Ding anſieht, ſündigt weniger, denn er erhält ſich ihr gegenüber den unbehinderten Spielraum zur freien Größe ſeiner Entwickelung. Die freie Größe des Mannes beſteht in ſeiner Herrſchaft über die Welt. Hat die Kirche, in ihren Satzungen verroſtet, dieſe Herrſchaft verloren, ſo ſoll der Mann Jeſu ſie ihr wieder gewinnen. Geſetze, die verfallen ſind, ſind nur noch äußerer Zwang. Der Buchſtabe tödtet, der Geiſt macht lebendig. Der Buchſtabe des Geſetzes iſt für den Sklaven, nicht für den Freien, denn er handelt im Geiſte!“

Hier begann im Syſteme meines Lehrers die Sophiſtik des Jeſuiten. Sündigen und vor Gott ſtraffällig werden, ſetzt nach dieſer

Caſuiſtik voraus, daß man von dem Böſen, das man thut, auch im Augenblicke des Thuns eine deutliche Erkenntniß, mindeſtens einige Zweifel oder Gewiſſensbiſſe habe. Fühlt man keine Beſorgniſſe der Art, hat man alſo in dem Augenblicke des Thuns keinen Begriff davon, daß die Handlung böſe ſei, ſo begeht man mit derſelben keine Sünde. Damit iſt alſo das Verbrechen ohne Ueberlegung, das Verbrechen, das ich ohne Scrupel und gedankenlos thue, freigegeben, es macht vor Gott nicht ſtraffällig. Das iſt die Reservatio mentalis der Männer Loyola's. So lange der gröbere Verſtand, das geſunde Gefühl der Menge dieſe Lehre nicht verſtand, mußten ſie dieſelbe geheim halten und ſich mit Diſpenſationen begnügen. —

Ich legte die drei Gelübde ab und empfing die Weihen; aber es trat ſeitdem zwiſchen mir und meinem Lehrer eine Spannung ein, die mich von ihm trennte. Ich glaubte nicht mehr nöthig zu haben, aufrichtig gegen ihn zu ſein, nachdem ich ſo tiefe Einblicke gethan in die halb unbewußte Selbſttäuſchung, mit welcher der Menſchengeiſt ſich hinhält, iſt er einmal von der Bahn der Natur, die immer gut und einfach iſt, abgewichen.

Ich war römiſcher Prieſter, konnte ſegnen und fluchen, und was ich binden und löſen wollte, ſollte auch im Himmel gebunden und gelöſ't ſein. Ich habe nie davon Gebrauch gemacht, denn ich war mir ſelber nicht genug. Ich war zu ſtolz, mir den Schein einer Macht zu geben, und zu demüthig und aufrichtig, an dieſe meine Macht zu glauben.

Drittes Kapitel.

Der Abbé der Waldenſer.

Vom Schloßthurme dröhnte langſam feierlich die Mitternachtsſtunde. Dubois ſchwieg. Er ſtand auf, ſtreckte, wie zur Betheuerung, beide Arme gen Himmel, preßte die Hände gegen ſein Antlitz und lehnte ſich dann erſchöpft in den Seſſel zurück. Wie ich mich über ihn beugte, wie er die Hände von ſeinen Augen nahm, ſah' ich, wie ſeine Seele noch damit rang, die Erſchütterung niederzukämpfen, welche mit dem Schmerz der Erinnerung in ihm nachzitterte.

„Und mein Vater?“ fragte ich ſanft, aber dringend, „wo ſaheſt du ihn im Leben?“

„Wen?“ fragte er entgegen wie befremdet.

Ich wies auf das Bild, das vor uns ſtand.

„Den Abbé der Waldenſer!“ ſagte er gedehnt, als machte es ihm Mühe, dieſe Geſtalt aus ſeiner Vergangenheit heraufzurufen, oder ſie mit mir, mit ſeiner und meiner Gegenwart zu verknüpfen. „O mein junger Freund“, ſprach er bewegt und noch erſchöpft, „was tauch' ich deine noch wenig berührte Seele in all' die Wirbel und Strudel, die hinter mir liegen, in all' die Schlünde, aus denen ich mich emporgerungen, in all' die öden Steppen, die ich durchwanderte? Es liegt ſoviel Schatten auf dieſen Bildern meiner Vergangenheit!“

Ich bat, ich beſchwor ihn: es galt ja das theuerſte Intereſſe meines Lebens.

„Ich glaube dieſem Manne, deſſen Bild hier vor uns ſteht, und deſſen Sohn du biſt,“ begann Dubois von neuem, „dreimal in meinem Leben begegnet zu ſein, zuerſt in einer ſturmbewegten, unglückſchweren Nacht, wo ich mehr dem Tode, als dem Leben angehörte; das zweite Mal in einer Loge zu Genua unter Myſterien der Iſis; das dritte Mal nur vorüberſchwebend, in einem Momente, wo ich über mich ſelbſt vom Pater Euſebio Aufſchluß erhalten ſollte, während der neidiſche Tod ihn mir entzog. Der Mann, der mir als Abbé der Waldenſer bezeichnet wurde, kennt ſeinerſeits mich ſchwerlich. Soll ich dir aber, mein junger Freund, die dunkle Nachtſtunde, wo ich ihn zuerſt geſehen, ſchildern, ſo muß ich vor deinem keuſchen Auge von neuem den Schleier lüpfen, der über meinem innern Menſchen voll Weh und Fehl, voll Unglück und Qual gebreitet liegt.

Ich war, wie ich dir ſagte, Prieſter der Kirche geworden. Noch in meiner langſamen Geneſung begriffen, hatte ich mich aller Beneficien eines Kranken, aller Diſpenſe eines Nobile, der nur die kurze Robe unſeres Ordens trägt, zu erfreuen. Ich ſollte meine geſtörte Geſundheit herſtellen, damit ich, nach Euſebio's Plan, einer Miſſion der Propaganda zu Rom gewachſen ſei, und alle die Hoffnungen, die er noch immer auf mich ſetzte, erfüllen könne. Alles in

Collegium war jetzt mit mir ausgeſöhnt, ich galt für einen bevorzugten Ausnahmsmenſchen, man begegnete mir in jeder Weiſe mit bereitwilliger Dienſtfertigkeit. Ich fühlte das Gemiſch von Achtung, Mitleid und Scheu, das ich den Leuten einflößte. In früheren Zeiten würde ich zu einem Heiligen prädeſtinirt ſein; in einem Zeitalter der Glaubensloſigkeit, das freilich zu feig iſt, ſich ſeine Glaubensleere einzugeſtehen, um der Wahrheit die Ehre zu geben, — zuckte man höchſtens über mich die Achſel. Ich benutzte jedoch den Vortheil, der mir daraus erwuchs. Ich konnte von jetzt an frei über meine Zeit, meine Studien und Uebungen ſchalten. Man ermunterte mich zu Ausflügen in's Land; ich hatte jederzeit den Ein- und Austritt ohne Zeugen, ohne Begleitſchaft frei. Ich fing an, das Leben der Menſchen kennen zu lernen. Ich verkehrte viel mit dem Volke der Schiffer am Strande. Lärm und Bewegung that meinen erſtorbenen Sinnen wohl, ich begann meine erſchlafften Sehnen und Muskeln wieder zu fühlen, und das Gefühl meiner wiedererwachten ſinnlichen Kraft erſchien mir wie ein neuentdecktes Glück. Geſundheit iſt Glück, und Glück iſt des Daſeins Zweck und Ziel. Ich lernte das gemeine Volk liebgewinnen, ich beneidete es um ſeine friſche Anmuth, ſelbſt um den plumpen Ausdruck ſeines Naturgefühls. Ich ward bald ein gerngeſehener Gaſt in den Schiffertabernen der Hafenſtadt; nur daß mich die Leute doch nicht für Ihresgleichen hielten, mich um meines Kleides willen reſpectirten. Ich fing an mein Kleid zu haſſen, denn es ſchied mich vom Schooſe des Volkes. Ich war beſchämt, wenn ſie meinen Segen verlangten, — Segen von mir, der ich nichts als Unglück und das Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit in mir trug! Ich kam mir weit unwürdiger vor, als alle jene Menſchen mit kühngeſchnittenen Piratengeſichtern, die auf dem Meere mit den Stürmen, am Lande mit des Lebens Nothdurft gekämpft, unwürdiger, als der ſchlechteſte Zachine, der mit der Laſt auf ſeinen Schultern dem Thiere gleicht, das zur Mühle geht. Sie waren religiös dieſe Leute, das heißt, ſie glaubten an den Wolkenhimmel, den man ihnen über ihr heiter lachendes, wenn auch täglich in Mühen errungenes Leben gebreitet; ſie glaubten, daß man ſich für ein Stück Geld, für einen äußern Werkeldienſt ein Stück ewiger Seligkeit erkaufen könne. Für ihr diesſeitiges Glück ſorgten ſie ſelbſt und genoſſen es mit geſundem

Hunger, mit vollen Zügen. Ich begann ihnen das Glück der ſinnlichen Natur als etwas Gott Wohlgefälliges zu erklären; Gott, ſagte ich ihnen, ſei der Inbegriff des Guten, er könne nicht wollen, daß die Creatur unglücklich ſei, nur müſſe Jeder in dem Bewußtſein des Guten erkennen lernen, daß das Böſe allein das Unglück ſei, das Gute ſich ſelbſt belohne. Einzeln hörte mich Jeder aus dem Volke gern an; wenn ſie jedoch in Maſſe beiſammen waren, ſtieg ihnen der Widerſtreit meiner Rede mit dem, was man ihnen ſonſt geſagt, zu Kopfe. Einige Kapuziner, die in den Tabernen ab- und zuſchlichen und die Gutmüthigkeit, wie den frommen Aberglauben ausbeuteten, verdarben mir alsbald wieder meine Saat und ſäeten ihr Unkraut dazwiſchen. Es gab Hader und Zank; die Meſſer blitzten, wenn die Zungen nicht ausreichten, um das Für und Wider auszufechten. Endlich flohen ſie mich, wie einen Sonderling. Ich verzweifelte an meiner Fähigkeit, Miſſionär zu werden. Man hätte mich denn zu den Wilden über's Meer ſchicken müſſen; einem kindlichen Urvolke hätte ich wohl das Heil einer wahren Gotteslehre, das Evangelium der Natur verkündigen mögen.

Indeſſen duldeten ſie mich doch am Strande; ich hatte Keinem wehe gethan, Jeder fühlte, daß ich es nicht übel mit ihm meinte. Ich war freilich nicht mehr unbeachtet, man wußte im Collegium um meinen Verkehr mit dem Volke. Ich mußte mich darauf beſchränken, den Vortheil, den ich daraus zog, für mich ſelbſt zu genießen. Das Ruder zu ſchwingen, den Nachen zu regieren ward jetzt meine Luſt. Ganze Abende, halbe Nächte trieb ich, oft im Sturm der Wogen, aus dem Golfe weit in's Meer hinaus. Dies Element ward meine Liebſchaft. Ich badete mich in ſeinem Schaum und gedachte dabei, wie ja einſt die Göttin der Liebe, Aphrodite, als eine Geburt der menſchlichen Phantaſie, aus ihm hervorgeſtiegen. Schaum und Phantaſie, — das iſt es, was wir die Gottheiten nennen, der Natur und der Materie gegenüber. — Oft freilich wandelte mich im Verkehr mit der weiten Waſſerwüſte auch das Gefühl meines Unglücks wieder an. In der Unendlichkeit empfand ich recht eigentlich mein verlorenes, mein vereinzeltes, mein gleichgültiges Daſein. Eine Laune des Zufalls, eine höher gehende Welle — und ich war nicht mehr. Das Gefühl, überflüſſig zu ſein, rief in mir den alten Gedanken wieder auf, freiwillig zu ſterben. Ich wollte den Tod nicht ſuchen, aber mich reizte die Erwartung, mich von ihm finden zu laſſen. Von Geburt ſchon ausgeworfen aus dem Kreiſe, zu dem ich gehörte; von den Meinigen, die ich nicht kannte, gleichgültig ausgeſetzt an den Strand des Lebens; Begriffen geopfert, die ich nicht für richtig hielt; ohne meine Zuſtimmung, ohne freie Wahl und Ueberzeugung in eine Bahn gewieſen, für die mein Herz nichts empfand, mein Kopf kein Einverſtändniß gefunden; für die Plane eines Mannes erzogen, der in mir nur ein Werkzeug ſeiner Gedanken ſah; im Widerſtreit mit Gott und Natur, mit dem wenigſtens, was die Menſchen ſo nannten: was konnte ich dieſer Welt ſein, was ihr nützen, welches Ziel mir ſelber ſtecken? Ich war zwecklos und ohne Bande, mein Daſein ohne Wurzel, mein Glaube zweifelhaft, mein Leben leer und eitel; auf dem weiten Ocean, der ſich vor mir ausbreitete, in der Unendlichkeit des Elementes als Atom gleichgültig und ſpurlos verſchwinden, däuchte mir einzig noch begehrenswerth, das wildeſte Gebrauſe der Wogen, dem ich im Nachen mich preisgab, dünkte mir die letzte willkommene Muſik im Gewirre der Welt. Ich bot mich allen Wirbeln der Strömung an, ließ mein Fahrzeug im Strudel tanzen: vergebens; keine Klippe zerſchellte es, keine Welle, und wenn ſie thurmhoch aufſchlug, wollte mich. Ich wußte ohnedies, daß ich ſchwimmen konnte, daß die Natur im letzten Augenblicke wider Willen ſich hilft und rettet.

Ich begann darauf zu ſinnen, dem Tode gewiſſer die Hand zu bieten. Eines Abends zog vom Süden ein ſchweres Gewitter am Himmel herauf. Die Seeſchwalben ſuchten ſcheu ihre Unterkunft, die Schiffer im Hafen refften ihr Takelwerk ein, Alles flüchtete ſich, der Strand war menſchenleer. Da löſ'te ich unbemerkt meine Barke und ſtach in See. Einige Stunden von der Riva ragte ein Klippeneiland; dort belud ich mein Fahrzeug mit den ſchwerſten Felſenſtücken, die ich an Bord bringen konnte; das Boot ging ſo tief im Waſſer, daß die Wellen ſeinen Rand benetzten. So fuhr ich hinaus in's offene Meer, ziellos in der weiten Waſſerwüſte, dem herannahenden Sturme, nachdem ich das Ruder über Bord geworfen, zur Beute preisgegeben. Die heraufſteigende Fluth trieb den Nachen zurück, aber nicht dem Hafen, ſondern einer Felſenbucht zu, an deren Klippen Sturm und Wogen die Barke leicht zerſchellen konnten. Ich lag weit hingeſtreckt auf dem Rücken, mit beiden Armen das Felsſtück, mit dem ich unterſinken wollte, umſpannend, über mir den ſchwarzen Nachthimmel, auf deſſen Wetterſtrahl ich harrte, neben mir zur Seite die gepeitſchten Wogen fühlend, die ſchon über mich hinwegſpülten. Noch ein günſtiger Windſtoß — und ich ſank hinab in die Tiefe. Ganz von Waſſer und vom niederrauſchenden Regenſtrome durchnäßt, halb nur noch meiner Sinne mächtig, durchrieſelten mich ſchon bei jedem neuen Donner die Schauer des naſſen Todes. Ich bekämpfte noch die letzte leiſe Reue, die nur ſchwach erwachte Mahnung des Gewiſſens, in ſelbſtmörderiſcher Willkür dem Walten der Natur entgegen zu handeln; noch ein Mal blickte ich auf, ich erkannte bei'm Zucken des Blitzes eine fremde Küſte, mitten aus der Dunkelheit auf dem Felſenvorſprung ein mattes Licht. Ein neuer Donnerſchlag, als wollte das Gewölbe des Himmels berſten — und die nächſte Woge riß wild empört mich ſammt dem umſtürzenden Boote hinunter in die Tiefe. Ich klammerte mich feſt an das Felsſtück, aber es entglitt, von der Woge überſpült, meinen Händen; ich wollte die Kleider löſen, die mich nach oben zogen, um nie wieder Licht und Luft zu fühlen. Da griffen unter lautem Geſchrei Arme und Stangen nach meinem ſinkenden, auf und abgeſchüttelten Körper. Im letzten Momente meines Bewußtſeins dachte ich an ſtrafende Geiſter, die mich zum Richter jenſeits ſchleppen wollten; die wilde Gewalt des tobenden Sturmes, der brechende Donner und die hülferufenden Stimmen vermiſchten ſich, mir ein Vorgefühl vom ewigen Gericht zu geben. Aber ich lag alsbald am Strande. Nachzügler unter den Fiſchern hatten die freitreibende Barke unter ihre Hände bekommen und mich aufgefangen. Auf ſtämmigen Schultern ward ich eiligen Schrittes, während der Regen ſich noch über uns ergoß, die Bucht hinauf getragen, dem kleinen Lichte entgegen, das mein Auge noch im Brechen wahrgenommen. Es ging Stufen hinan, da entſanken mir von neuem die Sinne. Wie ich aufwachte, lag ich auf Stroh und in Gewänder gehüllt. Mit der Wärme zog wieder Leben in meine erſtarrten Glieder.

Ich erblickte in einer kleinen Tempelrotunde einen Kreis von Männern und Weibern, die ſich abwechſelnd mit mir am Boden Liege[illegible]n beſchäftigten, um dann wieder an ihr Geſchäft zu gehen. Ihr Geſchäft war ein frommer Dienſt. Sie begannen einen feierlichen Geſang, der an der Wölbung der Decke widerhallte. Dankten ſie Gott für meine Rettung? Oder für die Beute, die ſie an mir gemacht? Es waren wilde, bärtige, mit Keulen bewaffnete Männer, ich glaubte in einer Höhle von Räubern zu ſein. Ein Windlicht in der Mauerblende beleuchtete grell und unſicher die bewegte Gruppe, in die ſich auch zerlumpte Kinder und nackte Säuglinge miſchten. Eine edle hervorragende Geſtalt in ſchwarzer Kleidung, aber ohne geiſtliches Merkmal erhob ſich am Altar, der aus einem zertrümmerten römiſchen Säulenſchaft beſtand. Der Mann hielt in einfachen Sätzen, aber bewegt und eindringlich eine Rede über die Gefahren, die der Herr den Seinigen zur Prüfung ſende. Die Frauen weinten, die Männer ſahen trotzig drein. Nachdem der Redner geendet, nahm er aus einer Kürbisſchaale ein Brot, dankete, brach es und gab ihnen Allen davon. Deſſelbigengleichen nahm er auch den Kelch, in Geſtalt einer korbumflochtenen Wanderflaſche, trank und reichte ſie herum, Laien und Prieſter tranken, da ja doch das Blut des Herrn für Alle gemeinſam vergeſſen. Ich war unter einer Sekte Waldenſer, jener Hirten und Jäger aus den Bergen Piemonts, die ſich Nachts in der Einſamkeit verſammeln, um den Augen Roms und ſeiner Prieſter ihre Andacht zu verbergen. Ein feierlicher Geſang, nur mit halber Stimme geſungen, aber um ſo innerlicher und dumpf ertönend, beendete den einfachen Gottesdienſt. Aus der offenen Thüre, durch die Spalten der morſchen Wände blickten Eſel und Maulthiere herein mit Körben, in denen ſchlafende Kinder hingen. Es fehlte nur die Wiege, und der erſte Schauplatz, auf dem die Wiege des Chriſtenthums geſtanden, war fertig.

Wie man zum Aufbruch Anſtalt machte, berieth man ſich über meinen Zuſtand. Einige Weiber hatten ſich wieder über mich gemacht. Mit Leben und Wärme, die in mir zurückgekehrt, war zugleich ein neues Glaubenslicht in mir aufgegangen; ich ſtreckte verlangend nach den Hirten der Wüſte meine Hände aus. Sie nahmen es für ein Zeichen blos äußerer Bedürftigkeit. Die Decken, die man mir über den feuchten Leib geworfen, hatten mir wohlgethan; meine abgelegten Gewänder lagen noch naß im Winkel; in der Eile mir zu helfen, hatte ſie Niemand unterſucht. Jetzt ſtörte ein altes Mütterchen in ihnen herum, zerrte den ſchwarzen Rock meines Ordens auseinander und brach mit lautem Schrei zuſammen. Das Prieſterkleid von der Geſellſchaft Jeſu jagte dem ganzen Haufen Schrecken, aber auch wilde Rachgier ein. Sie hatten einen Feind ihres Glaubens, einen Verräther ihres Verſteckes vom Untergange errettet; dieſe Beute hätten ſie gern dem Tode gegönnt. Ein dunkles Gemurmel wälzte ſich von Mund zu Mund. ich ſah Meſſer im Schein der Fackel blinken. Da trat der Redner wieder zum Altar, berief ſie noch ein Mal um ſich und ſprach wie ein Apoſtel, wie ein Mann des Volkes in den Worten der Schrift, vom barmherzigen Samariter. Sie krochen Alle, wie man ſagt, zu Kreuze, obſchon kein Kreuz daſtand, vor dem ſie ſich beugen konnten; ſie gingen vielmehr nur in ſich und fanden in ihren beſſern Gefühlen die Beſtätigung deſſen, was die Schrift verkündigt. Ich war zum zweiten Mal gerettet, zum zweiten Mal von Männern, deren Irrglauben die Kirche verdammt.

Die kleine Truppe machte ſich zum Abmarſch fertig, ſo wie das Gewitter ſich ausgetobt. Zwei blieben zurück und pflegten mich die Nacht über mit Speiſe, mit Trank und mit Oel, das ſie mir einrieben. Ihr Prieſter aber, wenn er das war, hatte noch, als er ſchied, ſegnend und mit liebevollem Blick die Hand auf meine Stirn gelegt. Es war der Blick jenes Mannes, deſſen Bild hier vor uns ſteht.

„Mein Vater!“ rief ich und ſank an Dubois’ Herz.

In den Ruinen der Villa Speroni hatte ich die Nacht zugebracht, fuhr er fort. Der Morgen lag ſchon hell und leuchtend vor uns, als mich die barmherzigen Samariter verließen; ſie waren bald in den Schluchten der Felſenbucht verſchwunden. Um Mittag trat ich zu Lande den Heimweg nach Genua an; tief in der Nacht erſt erreichte ich meine Wohnung. Die Sorge um mich hatte Euſebio wach gehalten; alle Boten, die am Tage nach mir ausgeſendet worden, waren ohne eine Spur von mir zurückgekehrt. Ich erzählte dem Freunde mein Erlebniß; ich ſprach mit begeiſtertem Entzücken von dem Prieſter des einfachen Chriſtenthums.

„Der Abbé der Waldenſer!“ rief Euſebio, mich krampfhaft mit beiden Händen erfaſſend, am ganzen Körper zitternd. Er wollte ſpotten, aber die heftige Bewegung, die in ihm aufwallte, erſtickte ſeinen Hohn. — „Und er hat ſich dir entdeckt?“ fragte er.

„Er hat mich gerettet,“ ſagte ich, „die Hand ſegnend auf meine Stirn gelegt, was ſollte er mir noch thun?“

Euſebio hieß mich ſchweigen gegen Jedermann: er wußte ohnedies, daß ich Niemanden als ihm Geſtändniſſe machte, Beichte ablegte.

„Und du haſt meinen Vater nie wiedergeſehen, Xaver?“ fragte ich dringend.

„Geſehen, aber nicht geſprochen,“ erwiederte er. „So oft ich auch die Villa Speroni von neuem, bei Tag und Nacht aufſuchte: ich fand keine Spur von der Verſammlung: die Gemeinde hatte nicht wieder gewagt, ſich dort einzuſtellen. Erſt zwei Jahre ſpäter, — ich hatte ſchon das Kloſter, meinen Stand, meine Kirche verlaſſen, ich war nach Genf entflohen, glaubte dort ganz unerkannt zu hauſen, in den Studien und Pflichtübungen meines neuen Glaubens im evangeliſchen Sinne alle meine Vergangenheit begraben zu haben; da erhielt ich durch einen geheimen Boten aus Genua einen Brief mit den wenigen Zeilen von der zitternden Hand Euſebio's: „Mein theuerer Sohn in Gott, ich liege auf dem Sterbebette, auf dem Lager deiner ehemaligen Zelle. Ich trete bald vor den ewigen Richter, ich möchte nicht vor ihm ſtehen, ohne dir zwei Worte vertraut zu haben. Wenn das Leben zu Ende iſt, dann iſt es auch mit unſeren zerbrechlichen Planen und Hoffnungen aus: Eile zu mir, zu deinem ſterbenden Freunde!“

Ich ſäumte keinen Augenblick, ich eilte Tag und Nacht um Genua zu erreichen. Ich kannte Weg und Steg, um durch einen heimlichen Gang in die Gemächer des Profeßhauſes zu dringen. Wie ich die Treppe hinaufſchreite, finde ich den Corridor, an den die Zimmer des Pater Rectors ſtoßen, von den Dienern des heiligen Amtes beſetzt. Niemand wird mehr zu dem Kranken gelaſſen, nur wenige Vertraute ſind um ihn, die Inquiſitionsbeamten mit dem großen Siegel des heiligen Amtes ſtehen ſchon bereit, die Papiere des Sterbenden in Empfang zu nehmen: ein Befehl von Rom bevollmächtigt das geiſtliche Gericht dazu, der Provinzial ſtirbt im Unfrieden mit dem General ſeines Ordens, eine ſchwere Unterſuchung iſt über ihn verhängt, nur die Nähe des Todes hält die Schergen zurück, Hand an ſeine Perſon zu legen. Nach langen, peinlichen Stunden des Harrens gehen die Flügelthüren auf, die Aerzte treten heraus, der Provinzial iſt verſchieden. Die bewaffneten Diener der Gerechtigkeit ſperren den Weg, treiben die Anweſenden zum Hofe hinaus; unter ihnen ſeh' ich die Geſtalt des Mannes aus der Villa Speroni über den Corridor ſchreiten, verhängten Auges, aber hoch aufgerichtet und eilenden Fußes. Wie ich mich durch das Gewühl der Treibenden zu ihm drängen will, iſt er im Bogengang zum Portal der entgegengeſetzten Seite des Gebäudes verſchwunden; ich habe ihn nie wieder geſehen.“

Dubois war aufgeſtanden und ſchritt im Zimmer geſenkten Hauptes auf und ab. Plötzlich ſtand er ſtill und horchte auf. „Es klopft,“ ſagte er, „ſchon zum wiederholten Male!“ — Ich meinerſeits hatte nichts gehört, ging hinaus und hörte einen Diener, der im Vorſaale ſtand, nach Dubois rufen. Ein Wagen, meldete er, halte an dem linken Schloßflügel, eine fremde Dame verlange dringend ihn zu ſprechen. Es ſei ihr nur kurze Zeit geſtattet zu verweilen, ließ ſie ſagen; zum Erkennungszeichen ſandte ſie eine Schleife mit eingedruckten Zeichen und Chiffren.

Dubois griff danach und ſteckte die Bander zu ſich, als wüßte er ſchon darum. Er reichte mir noch beide Hände, drückte mich ſtumm an ſich und ſchied mit dem Nachtgruße.

Die Kerzen waren faſt heruntergebrannt. Ich eilte an's Fenſter, um Dubois' Schritte zu verfolgen; die Dunkelheit hinderte ſeine Geſtalt wahrzunehmen. Es duldete mich nicht im Zimmer, eine Angſt überfiel mich. Ich hatte ſchon öfter ab und zu heimliche Boten bei ihm anlangen ſehen; auf ganze Tage mitunter war er von Belle Promeſſe abweſend; ein ſcheues, in ſich gekehrtes Benehmen bezeichnete jedes Mal die Eindrücke, die ſein Verkehr mit Perſonen von außen hinterließ. Eine Ahnung befiel mich plötzlich; ich warf einen Mantel um die Schultern und ſchlich die Seitentreppe hinunter zum Hof und hinüber in den Flügel, wo Xaver's Zimmer lagen.

Unfern des Pavillons, dicht am Park, ſtand ein Gefährt, eine leichte Carroſſe, mit einem Plane bezogen, mit Bauernpferden drei neben einander in der Breite beſpannt. Ein Diener hing ſchlafend auf dem Bocke, der Kutſcher fütterte die Thiere, die heute noch auf dem Wege nach Nürnberg zu eine Strecke weiter ſollten. Die Herrſchaft, erfuhr ich, ſei über den Hof gegangen und werde alsbald zurückkehren. Der Fuhrmann war ein Menſch aus der Nachbarſchaft, der Wege kundig: Wagen und Geräth dagegen fremdländiſch genug. Ich eilte über den Hof. In Dubois' Fenſtern war noch Licht. Ich ſchlich ab und zu: endlich bewegten ſich oben Geſtalten, Thüren gingen auf und zurück. In lebhaftem Geſpräche, bald flüſternd, bald in lautem, prahleriſchem Gelärm, kamen mehrere Perſonen die Treppe herunter und traten zum Hauſe hinaus. Es war Xaver mit einer Dame und einem Herrn. In der Stimme des Letzteren erkannte ich ſofort den geheimnißvollen, verdächtigen Grafen; die verſchleierte Dame konnte niemand anderes als die Donna ſein, die wir in Zürich an ſeiner Seite ſahen. Alſo doch! Dubois im Bunde mit dieſen Menſchen!

Angſt und Schrecken hielten mich eine Minute lang gebannt; aber die Sorge, Unheil verhüten zu müſſen, trieb mich wieder vorwärts. Ich ſchlich ſeitwärts ihnen nach; ihr Geſpräch war jedoch nur auf Momente vernehmbar. Wie ſie am Schlage hielten und der Kutſcher ſein Geſpann bereit machte, wiederholten ſich alle Drei was feſt und ausgemacht war.

„Wo wird man hauſen in Nürnberg?“ fragte Dubois.

„Nirgends anders als bei ihm, beim Paſtor Dreikorn!“ lautete die Antwort. „Er läßt uns die Säle des alten Ordenshauſes, das zu ſeiner Pfarrei gehört, feſtlich herrichten, um die Abgeordneten der Logen würdig zu empfangen.“

„Mitten im Schooße einer lutheriſchen Pfarre?“ fragte Dubois.

„Haha!“ lachte der Robuſte mit dem ſchallenden Baß, „wo Niemand den heiligen Loyola wittert, kann er um ſo ungeſtörter niſten. Ihr wißt ja, was Franz von Borgia, weiland General des Ordens, ſagte! Wie die Lämmer haben wir uns eingeſchlichen, wie Wölfe werden wir regieren, wie Hunde werden ſie uns vertreiben, aber wie Adler werden wir uns verjüngen und wiederkehren!“

„Vergeßt nicht, Saverio,“ ſagte die Donna, „daß Euer eigenes Schickſal Euch ruft! Die Congregation hat ein Zeugniß über Euere Herkunft und Geburt; es ſoll Euch werden, ſo wahr ich lebe! Verſäumt nicht Ort und Stunde! Auch der Abbé der Waldenſer harret unſer, er wird in Nürnberg ſein, ehe wir eintreffen.“

„Vergeßt nicht das Document!“ mahnte der Graf, während er einſtieg. „Es gibt uns hier im Ländchen Vorſchub, verheißt die Beſeitigung des ſtändiſchen Rechts, auf lediglich proteſtantiſche Fürſten zu beſtehen, verpflichtet uns die katholiſche Linie des Hauſes.“

„Ihr müßt Euch des beſagten Menſchen dazu bemächtigen!“ ſagte die Donna, „des Signor Sommelotte, oder wie er ſich nennt.“

„Sommerlotte!“ verbeſſerte Dubois.

„Ihr wißt die Geſchichte des Unglücklichen?“ ziſchelte Carlotta. „Der ehemalige Barbier des Biſchofs von Bamberg iſt wider Willen und im Schlafe, im bewußtloſen Zuſtande abtrünnig gemacht. Er litt an Geſchwätzigkeit, war aber ſonſt ganz heiler Haut. Auf der Landſtraße, wo der Reichsgraf ſeine Razzia machen ließ, gerieth er in deſſen Hände und wurde als angeblich gemüthskrank in den Narrenthurm geſperrt. Man machte ihm weiß, er ſei nie römiſch-katholiſch geweſen. So wie er ſich zu ſeinem alten Glauben bekannte, ward er wieder in die Zwangsjacke geſteckt, bis er zugab, er ſei evangeliſch. Das heiß' ich Proſelyten machen! Daß Gott erbarm'! Der arme Menſch muß erlöſt, muß wieder rückwärts gewonnen werden; Rom verläßt die Seinigen nicht.“

„O, hier herum,“ ſagte Carlotta's Begleiter ſpottend, „iſt manche gute Priſe zu machen! Freilich mit dem Schmelztiegel bei Hofe iſt's nichts mehr; aber das Land iſt gut, das Volk iſt dumm: Alles wird unſer ſein! Das Regiment Nebucadnezar's muß geſtürzt werden!“

Wie der Diener eine Blendlaterne in den Wagen hineinſtreckte, leuchtete mir das rothgeſchwollene Antlitz Saint Germain's mit den flammenden, zweifelsohne weinerhitzten Augen entgegen, — ein ſchreckhaftes Bild bei grellem Licht!

„Gehabt Euch wohl, mio caro, auf baldiges Wiederſehen!“ hört' ich noch im Dialekt des genueſiſchen Patois zum Abſchied. „Erfragt uns nur in der Pfarre des heiligen Dreikorn, — ich ſage heiligen! Denn wenn einer bei lebendigem Leibe heilig geſprochen zu werden verdient, ſo iſt es dieſer Mann Gottes vom falſchen Glauben, der uns ſo liebevoll hegt und pflegt. Addio! Auf Wiederſehen bei den Freunden des neuen Jeruſalems! Wahlſpruch: Jetzt oder nimmer! Ein Bund freier Menſchen! Das heißt niemals etwas für ungut! Sela!“

„Ich werde kommen, verlaßt Euch darauf!“ ſagte Dubois ſtill für ſich, während das Fuhrwerk raſſelnd davon flog. Er ſtand noch eine Weile und ſah es, einen Spuk in der Nacht, in der Dunkelheit verſchwinden. Dann eilte er in ſeine Wohnung zurück; die Thüre fiel hinter ihm in's Schloß. Von Schreck und Angſt gebannt, war ich außer Stande ihm zu folgen.

Wie ich, um meinen Heimweg einzuſchlagen, unter das erleuchtete Portal des Schloſſes trat, ſchlüpfte eine Geſtalt, die wie mein Schatten vor dem Licht zurückfuhr, in den Säulengang hinunter. Ich glaubte ganz ſicher den Geheimſecretär Sommerlotte erkannt zu haben. War er Zeuge der Scenen geweſen? Gleichviel, Signor Sommelotte mußte gewonnen werden, um keinen Verrath zu ſpinnen!

Viertes Kapitel.

Jeſuit und Maurer.

Die Nacht war noch lang genug, um meinen Feldzugsplan feſtzuſtellen. Vom Großvater Erlaucht, der diesmal längere Zeit als gewöhnlich auf ſeinen Beſitzungen in der Pfalz verweilte, lief am nächſten Morgen, für meine Intrigue recht heilſam paſſend, ein Schreiben ein. Intriguirt mußte hier werden, ſchon um Unheil zu verhüten. Das Document mußte geſichert, im Nothfall vernichtet werden, um den Feinden unſeres Hauſes den Vorwand zu nehmen, Unfrieden in's Land zu ſäen. Um ſich des Documentes zu bemächtigen, war der Zutritt zum Archive nöthig, und um dieſen zu erlangen, bedurfte es der Hülfe Sommerlottens. Das Schreiben des Reichsgrafen bahnte mir dazu ungeſucht den Weg. Außer mancherlei Depeſchen an die Beamten zu Belle Promeſſe überbrachte ein Courier an die Oberſthofmeiſterin einen Brief mit häuslichen Anordnungen für die nächſten Wochen, über die hinaus Erlaucht die Rückkehr noch verſchieben müſſe, da das Reichsarmeecorps des fränkiſchen Kreiſes, das ein Lager bei Nürnberg beziehe, ſeine Zeit in Anſpruch nehme. Das Schreiben war wie gewöhnlich mit der Aufſchrift: „An's Geſammte“ verſehen, worunter Jeder, nach Belieben den Zuſatz ergänzend: „An's geſammte

Haus“ verſtehen konnte. Mitunter hatten derartige Familienordonnanzen die Adreſſe: „An die geſammten Belle-Promeſſer;“ in einem Anfall beſonderer Laune war auch ſchon zur Pein des expedirenden Kammerherrn: „An die geſammte Blaſe daheim“ die Cabinetsordre fürs Hausweſen eingelaufen. Diesmal enthielt der Brief im Kanzleiſtyl eine Nachſchrift mit folgenden, meine Perſon betreffenden Verfügungen: „Da Wir zu Joſeph's, unſeres Enkelſohnes, demnächſt zu feierndem Geburtstage noch nicht wieder heim ſein werden, ſelbigen Tag alſo in Perſon mit ihm zu feiern behindert ſind, ſo hat Beſagter ſich in Gnaden etwas zu erbitten und dieſerhalb einen Wunſchzettel bei der Oberſthofmeiſterin im Einvernehmen mit Monſieur Dubois einzureichen, und darf, falls nicht widrige Zeugniſſe über ſein Wohlverhalten vorliegen, Unſerer Gewährung im Voraus gewiß ſein. Wie denn ſelbiger bei gutem, evangeliſch geſittetem Wandel und ſonſt tüchtigem Verhalten ſich Unſerer Geneigtheit für ſein weiteres Wohlergehen verſichert halten kann und Unſer Vertrauen zu gewärtigen nicht verfehlen ſoll.“

„Juſtus Erich.“

Das Wort „Vertrauen“ im Briefe, von des Großvaters hochehrbarer Hand ſelbſteigen geſchrieben, jagte mir das Blut in's Geſicht, als ich in Ninon's Beiſein das Schreiben las.

Stand ich doch juſt auf dem Punkte, das Vertrauen des Geſtrengen vielleicht auf ewig zu verſcherzen! Aber ich war hinter ſeinem Rücken ſchon zu tief in die Geheimniſſe des Hauſes eingedrungen, um noch theilnahmlos den Zufall, der uns Allen Unheil ſchaffen konnte, walten zu laſſen. Es hatte mir die Nacht keine Ruhe geſtattet; ſtundenlang war ich aufrecht im Bette geſeſſen, und hatte meine Lage überdacht. War Dubois doch tiefer verſtrickt in das Getriebe jener zweifelhaften Abenteurer? Ich entwarf einen Brief an Dubois, ich mußte ihm mein Herz ausſchütten, meine Zweifel gegen ihn äußern. Ich zitterte vor den Beweggründen, die ihn zwangen, gemeine Sache mit Menſchen zu machen, die ſeiner nicht würdig waren.

Oder ging er wiſſentlich mit ihnen? Dann hatte Großvater Erlaucht in ſeinem unerbittlichen Argwohn doch Recht gegen die leiſe Schleicherei der Schüler Loyola's, gegen die Schlangenpfade, die Rom geht?

Mein Plan ſtand feſt: ich mußte Dubois nach Nürnberg begleiten. Dort, gleichviel in welchem Zuſammenhange, den geliebten und erſehnten Vater zu finden: welche Macht der Erde hätte mich zurückgehalten! Das Lager, welches die Truppen des fränkiſchen Kreiſes bei Nürnberg bezogen, war Anlaß genug, dieſem meinem Wunſche einen unbefangenen Beweggrund zu geben. Das Lager der Reichstruppen mit Dubois zu beſuchen, war alſo mein erſter Geburtstagswunſch. Der zweite Punkt auf meinem Wunſchzettel, für den ich Ninon günſtig ſtimmte, ging dahin, im Archive ein für verloren gehaltenes Bildniß meiner Mutter aus ihrer Jugendzeit aufſuchen zu dürfen, von dem ich in Erfahrung gebracht, es ſei dort beſeitigt und im Verlauf der Jahre mit anderem Zubehör aus ihrer Kindheit in Verſtoß gerathen. Dieſer Wunſch war natürlich, nachdem auf meine früheren Bitten vergebliche, aber ſtets nur oberflächliche Nachſuchungen gehalten waren. Ich wollte freilich jetzt nach mehr als nach dieſer Reliquie, ich wollte im runden Thurme des alten Schloſſes nach dem verhängnißvollen Documente forſchen. Aber ich gedachte damit nichts gegen das Wohl meines Hauſes, nichts gegen die Intereſſen des Großvaters zu unternehmen, wenn ich an Dubois' Seite und mit Sommerletten's Hülfe den Raum zu betreten begehrte, der die heiligſten und ſchmerzlichſten Erinnerungen meiner Familie in ſich ſchloß. Zum Eintritt in die Gemächer des runden Thurmes gehörte die Bewilligung des Gouverneurs von Belle Promeſſe. Dieſer, ein ziemlich betagter, nicht allzu ſtrenger Beamter war für eine neue Unterſuchung zum bewußten Zwecke gewonnen, ſobald Sommerlotte, der eigentliche Inſpector des inneren Raumes, nicht entſchieden proteſtirte. Um dieſen zu ſtimmen, mußten freilich die Laufgräben tiefer angelegt werden. Ich entwarf ein myſtiſches, mit allerlei hieroglyphiſchen Zeichen verſchnörkeltes Briefchen, in der Art, wie ich es in Zürich, um Unheil zu verhüten, an Dubois als Warnungsſtimme ergehen ließ. Sommerlotte fand in ſeinem Zimmer ein bei nächtlicher Weile an ihn expedirtes Zettelchen folgenden Inhalts:

„Unglücklicher, aber Edler, von der Welt Mißhandelter, von uns aber nie Verkannter, weil du wider Willen von dem ewigen Heil deiner Seele abtrünnig geworden! Sei uns gegrüßt, Dulder; dein harret die Krone, dir winkt der Lohn! Es umgibt dich der Geiſt

Derer, die von deiner Wiege an deine Schritte leiteten, all' deinen Wandel durchſchauten und nie den Glauben an dein edles unverlorenes Selbſt verloren. Geheimer Märtyrer der Freiheit und Wahrheit, du biſt geprüft und haſt dich bewährt. Man hat dich knechten wollen, und du haſt dir ſtill deine freie Ueberzeugung gerettet. Dulder, du biſt reif zum Bunde freier Geiſter, die unter jeder Hülle den Mitfühlenden, unter jeder Form den Menſchen, unter jedem Bekenntniß und weß' Glaubens Kind er ſei, den Bruder erkennen und willkommen heißen. Auch der römiſche Chriſt ſoll reif ſein für die Loge zum neuen Jeruſalem, zur Loge Derer, die eine Verbrüderung Aller, eine Verſöhnung der Menſchheit wollen. Glückauf, Genoſſe des neuen Bundes! Die Zeit des Himmelreiches iſt nahe! Mißkenne nur nicht die Bundesfreunde, verachte nur nicht die Werkzeuge, du, der du ſelbſt ein auserwähltes Werkzeug höherer Plane biſt! Sei dem Jüngling Joſeph zur Hand, er iſt der Auserkornen einer. Hilf ihm, wo ſeine Jugend ſtrauchelt, ſteh' ihm bei, wo es des Hauſes Heil und zugleich der ewigen Seele Seligkeit gilt! Man kennt dich, Sohn und Genoß der alten Kirche! Es lebe die Gemeinſchaft Aller, die Loge des freien Glaubens! Wahlſpruch: Jetzt oder nimmer!"

„Die Wiſſenden im Verborgenen."

An Dubois ſandte ich am nächſten Morgen folgende unverſtellte, als von mir ſelbſt ausgegangene Zeilen:

„Theuerſter, Edelſter, Freund meiner Seele! Ich ſchied geſtern von dir, all der heiligen Empfindung voll, Vertrauter deines Lebens zu ſein. Es ließ mir keine Ruhe, ich ſchweifte noch unter Gottes freiem Himmel um, den Stern meines Lebens ſuchend und ihn preiſend, der dich zu uns geführt. Ich ſtand unter deinen Fenſtern ſtill, ich ſah dich im Geiſte vor mir wandeln, wie die Sterne ihre Bahn, in geheimnißvoller Nacht, und doch ſicher, feſt und klar. Da ſchreckte mich plötzlich die Wirklichkeit aus allen Träumen von Erhabenheit und reiner Seelengröße: ich ſah dich an der Seite der Unedlen, der Charlatane! — Iſt er, iſt ſie deiner, unſer würdig? — Xaver, Geliebter, ich bin zu tief in die Geheimniſſe deiner Vergangenheit eingeweiht, um über dieſen Punkt im Dunkeln bleiben zu können. Ich beſchwöre dich bei Allem was heilig iſt: Wie kannſt du, Reiner, gemeinſame Sache haben mit jenen Unreinen, die die Schlangenpfade des Jeſuitismus wandern! Jeſus Chriſtus hat mit Zöllnern und Phariſäern zu Tiſch geſeſſen, aber nicht um ſich mit ihnen gemein zu machen. — Gib Aufſchluß deinem um dein ewig Heil bangenden

Joſeph.“

Am Mittag erſchien Dubois nicht bei Tafel; dringende Vorbereitungen zu ſeiner Abreiſe, ließ er melden, behinderten ihn, zu erſcheinen. Ich zitterte vor dem Gedanken ſeiner Abreiſe ohne meine Begleitung. Die Oberſthofmeiſterin fand nichts mehr auffallend in Dubois' Verhalten; der Geiſt des Ungewöhnlichen ſelber, der Geiſt der ſubjectiven Willkür war nach ihrem Gefühl mit Dubois in Belle Promeſſe eingezogen, die Dehors waren beſeitigt, die mühſam aufrechterhaltenen Schranken der alten Sitte niedergerannt, und dies Unweſen eines Kobolds mußte geduldet werden, bis Erlaucht ſelbſt ein Einſehen in dieſe Auflöſung aller Bande gewonnen. Dies war Ninon's heilige Ueberzeugung, die Ueberzeugung einer devoten Dulderin. Sie that nichts ohne Befehl, ſie war auf Ordre höhererſeits ſelbſt reglementswidrig. Ich für meinen Theil hatte mich nach Möglichkeit emancipirt. Seitdem der Magiſter als mein Führer ſo gut wie beſeitigt war, ohne daß Dubois ſein Amt als Nachfolger förmlich bei mir angetreten, ſtand ich wie auf freien Füßen, fühlte die Schwingen wie ein flügger Vogel.

Abends im Cercle bei Ninon überreichte ich meinen Wunſchzettel. Er fand Billigung; war er doch, lief keine Contreordre allerhöchſterſeits ein, ſchon zuvor genehmigt. Dubois ſelbſt erſchien aber auch hier nicht. Ich konnte den Augenblick kaum erwarten, wo ich heimlich zu ihm eilen, ihn beſtürmen konnte. Mich peinigte der Argwohn, Dubois könne, mit den Feinden des Hauſes im Bunde, ſich plötzlich gegen uns kehren.

Als es dämmerte, ſtand ich ſchon vor dem Flügel des Schloſſes, wo er wohnte. Wie ich in das Licht der Laternen trat, die ſoeben in der Säulenhalle angezündet wurden, huſchte wieder der alte Späher, der ewige Schatten, der graue Sommerlotte, an mir hin. Ich packte ihn mit feſtem Arm und hieß ihn Stand halten. „Bei ihm geweſen?“ fragte ich. — „Bei wem?“ war die Entgegnung; der Menſch zitterte an allen Gliedern.

Ich deutete auf Dubois' Wohnung.

„Pſt!" flüſterte der Spion. „Empfängt Briefe, heimliche Boten kommen und gehen — Briefe von Rom, — mit einem Cardinalsſiegel!"

„Von welchem Cardinal?" frag' ich, „vom Führer der Propaganda in Rom?"

Der Gepeinigte wußte keine Auskunft darüber.

„Sommerlotte!" ſagt' ich zu dem Lauſchenden, „laſſen wir den Geſpenſterglauben! Das Wohl des Hauſes erfordert Wachſamkeit; ſonſt aber ſei der alte, dumpfe, thörichte Religionshaß unter uns getilgt. Es gilt, einen Bund unter freien Menſchen, unter Brüdern zu ſtiften, die ſich gegenſeitig helfen und vom Wahn erlöſen. Ruhe und Zuverſicht, Sommerlotte! Die Wiſſenden im Verborgenen ſind ſich treu!"

Sommerlotte war wie umgewandelt. In dem trockenen Lauſcher war der lang verborgene, verzückte Schwärmer erwacht. „Ach, ach!" rief er mit einem Blick gen Himmel, „die Zeit des Himmelreichs iſt nahe. Alle Eines Gottes Kinder!" Er drückte meine Hand an ſein Herz, bückte ſich tief, küßte mein Kleid, wußte ſich in ſeiner verworrenen Haſt keinen Rath. Ein Strom von Thränen ſtürzte aus ſeinen Augen, wie er ein: „Heil meinem jungen Herrn! Alle Menſchen Brüder!" mir zuraunte und von dannen ſchnellte.

„Er iſt gewonnen!" ſagt' ich zu mir ſelbſt, „der Brief hat gewirkt." Nur wußt' ich nicht, was mehr von Einfluß dabei geweſen, der Hinblick auf ein Bündniß freier Menſchen, oder die Anerkennung ſeines alten angeborenen, ſo lange in ihm gewaltſam unterdrückten römiſchen Glaubens. Rom iſt in leidenden, hülfsbedürftigen und verworrenen Gemüthern noch allezeit mächtig!

Vor einer Seitenpforte, die zu Dubois' Zimmern führte, hielt ein ſchweißbedecktes Pferd. Oben im Vorſaal ſtand ein reitender Bote, ein Mann in der Bauerntracht der Gegend, aber fremdländiſch in Weſen und Sprache. In dem Augenblick, wo ich in Dubois' Gemach treten wollte, erſchien dieſer aus einer entgegengeſetzten Thüre, ein Portefeuille in der Hand, das er dem Fremden einhändigte. Er empfahl ihm auf Italieniſch die größte Pünktlichkeit: „der Brief nach Rom," ſetzte er hinzu, „muß von Bamberg aus befördert werden, durch die Kanzlei Sr. Eminenz des Biſchofs."

Wie ich mit Dubois allein im Zimmer war, ergriff ich krampfhaft ſeinen Arm. „Um Gottes Willen!“ ſagte ich, „ſeien wir vorſichtig! Hier in Belle Promeſſe eine Correſpondenz mit Rom!“

Dubois lächelte. „Man wird Rom nicht los,“ ſagte er, „und flöhe man bis an den Rand des Meeres!“

„Aber bei dem Argwohn des Reichsgrafen!“ warnte ich.

„Er weiß, daß ich Gegenminen grabe,“ erwiederte Dubois. — „Er weiß freilich nicht, daß die Minen auch gegen ihn gerichtet ſind!“ — ſetzte er faſt ſpottend hinzu.

„Um Gott, Dubois!“ rief ich, „welch' gewagtes Spiel!“

„Kein Spiel, mein junger Freund,“ entgegnete er ruhig und feſt, „kein Spiel, ein heiliger Ernſt! Prüfet Alles und das Beſte behaltet!“

„Aber nicht jedes Mittel heiligt den Zweck!“ ſagte ich warnend.

„Der alte Vorwurf gegen die Jeſuiten!“ ſagte er achſelzuckend. „Als ob die Menſchen andere Wege gingen! Oder als ob die Fürſten allein dazu das Recht hätten! Auch die Völker werden aufſtehen und das Recht der Creatur, ſich der Tyrannei der Satzung zu entwinden, geltend machen! Der edelſte, der reinſte Menſch, den ich kannte, mein väterlicher Lehrer Euſebio, war zu gleichen Theilen Mann der Kirche Roms und Freund der Freiheit des Menſchengeſchlechts. Als Jeſuit mußte er das Document mit der Fälſchung ſeinen Obern, der Propaganda, überliefern. Das duldete aber nicht der Menſch, der Maurer in ihm. Er beſeitigte, er machte unſchädlich, was er als Mann der Kirche nicht vernichten durfte, und als das heilige Officium ſein Teſtament eröffnete, hatte er durch ſein Privatgeſtändniß ſchon dafür geſorgt, daß das widerrechtlich Erworbene kein Unheil ſtiftete. Er blieb der Kirche nichts ſchuldig, kam aber zugleich der inneren Stimme nach, die als ſein Gewiſſen gegen die Nöthigung ſeines Pflichtgebotes, als Anwalt des Naturgefühls gegen die Tyrannei der Satzung in ihm laut ward. Sind hier Trugſchlüſſe, ſteckt hier Selbſttäuſchung und Verwirrung der rathloſen Angſt, ſo frage ich: wer iſt frei von dieſem Erbtheil des Menſchen, wer hebt hier den erſten Stein auf? Ihr gewiß nicht, die Ihr den Jeſuitismus im Orden verfolgt und ihn im Rath Euerer Fürſten duldet, dem Staate einräumt, was Ihr der Kirche entzieht!“

„Aber Ihr wurdet doch in Wahrheit und mit Ueberzeugung Proteſtant?“ fragt' ich nach einer Weile bang und ſchüchtern.

„Kein Zweifel, daß ich's bin,“ ſagte Dubois, „aber doch nur, um eben zu proteſtiren, nicht um mich an eine andere Form gefangen zu geben, aus dem Proteſt wieder eine beſondere, gleich ſehr abgepferchte und verſchloſſene Kirche zu machen! Der Inhalt Eueres lutheriſchen Chriſtenthums reicht höchſtens für eine Sekte aus. Ich habe mich für meine Perſon losgeſagt von Rom, aber die Menſchheit braucht eine neue allgemeine Kirche, d. h. eine Gemeinſchaft der Gläubigen, ein Evangelium Gottes, das die Natur des Menſchen nicht kreuzt und geißelt. Sich von Rom losſagen, iſt ein perſönlicher Rettungsact; Rom reformiren, iſt das größere Problem, das Problem des Jahrhunderts, die Aufgabe des reifen Menſchengeiſtes!“

Ich ſenkte kleinlaut den Kopf. „Wenn der Zweck,“ ſagte ich, „rein iſt, können wir ihn mit unreinen Werkzeugen erreichen?“

„Was iſt rein — rein vor dem Auge Gottes, rein wie friſchgefallener Schnee? — Glaubſt du es zu ſein, junger Freund?“

Dubois war aufgeſtanden, während er dies mit erhobener Stimme ſagte, legte die Hand auf meine Schultern und blickte mir tief in's Antlitz. „Und Vorſicht räthſt du mir? Müßteſt du nicht ſelbſt erſt die Einſicht gewinnen, daß man Briefe, die man im eigenen Namen, und Briefe, die man im Namen geheimnißvoller Wiſſender im Verborgenen ſchreibt, nicht mit demſelben Siegel ſchließen darf? Iſt San Germano ein Charlatan, ſo macht er's wenigſtens klüger!“

Das väterliche Siegel, das ich in Zürich ſowohl dem Brief in Chiffren, wie dem in meiner Schrift aufgedrückt, hatte mich verrathen. Dubois hatte in Zürich das Wappen mit dem roſenumwundenen lateiniſchen T für das Kreuz und Signum der Roſenkreuzer genommen, die ſich ihm als „Wiſſende im Verborgenen“ genähert, bis er jetzt in Belle Promeſſe meinen Brief unter demſelben Siegel erhielt und auf ſeine Nachfrage erfuhr, daß das T im Wappen des Hauſes La Torre ſeine natürliche Stelle habe.

Ich war damit entlarvt, beſchämt. Dabei hatte ich damals bei alledem noch keine Ahnung, wie verhängnißvoll ſonſt noch das Siegel meines väterlichen Wappens mir und uns Allen geworden.

Dubois holte lachend meinen Züricher Brief und den ihm am Tage zuvor in Belle Promeſſe geſchriebenen aus einem Schubfache ſeines Tiſches und legte mir beide vor. Ich bekannte mich zu beiden, ich betheuerte, die beſte Abſicht mit meiner geheimen Warnung gehabt zu haben.

„Der beſten Abſicht war hier alſo ein nicht ganz unſträfliches Mittel gerecht geweſen!“ ſagte Dubois, indem er drohend den Finger gegen mich erhob.

„So jung, mein Freund,“ ſagte er ernſt, „und doch ſchon den Keim deſſen, was Ihr Jeſuitismus nennt, im Herzen, im Kopfe! Du beſchuldigteſt mich, Theil zu haben an Menſchen, die du Charlatane nennſt! Ich werde mich rechtfertigen vor dir. Ich diene Niemanden, bin zu keinem, mir fremden Plane behülflich, aber ich kann es nicht hindern, daß man mir Dienſte leiſtet. Ich täuſche Niemand, aber ich kann nicht Jeden hindern, ſich in mir zu täuſchen! Rein vor Gott bin ich nicht, der Irrthümer meines Lebens bin ich mir bewußt, ich habe manchen Kelch getrunken, ich trank ihn bis zur Hefe, im Wahn, es ſei Wahrheit, und es war oft nur Gift. Der Wahrheit ging ich nach und ſtrauchelte doch ſelbſt in jedem Augenblicke. Der Menſchheit will ich dienen und kann doch nicht umhin, auf Pfaden zu gehen, die nicht direct zum Ziele führen. Ihr aber mit Euerem gereinigten Chriſtenthum, die Ihr den Inbegriff alles Luges und Truges römiſchen Prieſterwitz und jeſuitiſche Ränkeſucht ſcheltet: ſeid Ihr denn rein, wie die Natur, rein, wie Gott Euch will? Ich verehre mit dir den erlauchten Mann, der mit ſeinem hohen Ernſt ſich gegen die Römlinge und Finſterlinge waffnet, und doch, hat er nicht mit der Hinterliſt geheimer, wie Ihr's nennt: jeſuitiſcher Ränke, ja ſelbſt mit der Grauſamkeit eines Dominicaners gegen ſein eigen Fleiſch und Blut geſündigt? Fern ſei es von mir, Anklage gegen ihn zu erheben. Die Menſchheit, junger Freund, iſt der ärgſte Jeſuit. Wider Willen, ihrer Natur gemäß, wallt ſie Pfade, die nicht der gerade Weg zum Ziele ſind. Anders, denn auf Schlangenpfaden, geht oft ſelbſt der Geiſt der Wahrheit nicht. Der wahre Menſch iſt oft nicht allzu fern vom ächten Loyoliten. — Dieſe Erkenntniß hat mich fromm gemacht, wenigſtens gerecht und billig. Der ächte Menſch iſt der ächte Maurer, der Maurer aber klagt nicht an; er läßt geſchehen, er hindert nicht, wie man der

Menſchheit dient. Wir werden in Nürnberg das Gewebe durchſchauen, wir werden vielleicht die Böſen und die Edelſten in ihren Netzen ſich fangen ſehen. Wir werden ſtille ſein und Alle walten laſſen. Der Wahrheit bleibt doch ſchließlich der Sieg, dem großen Baumeiſter der Welt und ſeiner Sache dienen Alle. Der wahre Maurer weiß das; er weiß, daß ſelbſt die Söhne Loyola's ſein Werk nur fördern können."

Ich war in mich zuſammengeſunken, ich blickte ſchüchtern zu Dubois auf; das Uebergewicht ſeines Geiſtes lag drückend auf mir.

Er war im Zimmer auf und abgeſchritten. Dann ſtand er vor mir ſtill und blickte mir ehrlich und offen in's Antlitz. „Uebrigens können wir ruhig ſein, junger Freund," ſagte er mit dem Ausdruck des ſicherſten Vertrauens, „meine Verbindung mit Rom iſt unſträflich."

Aber der Brief mit dem Cardinalsſiegel! Dies ſtand als ſchwere Frage auf meiner Stirn.

„Ich habe nichts gemein mit der Propaganda des römiſchen Glaubens," fuhr Dubois fort, meiner Einrede zuvorkommend. „Ich kenne in Rom Niemand, als den Meiſter vom Stuhle jener Loge, deren Mitglied ich ward, als ich noch der Gemeinſchaft der römiſchen Kirche angehörte. Cardinal Bernis iſt es, der mir ſchreibt, mir das ſteigende Zerwürfniß zwiſchen dem römiſchen Stuhle und der Geſellſchaft Jeſu meldet. Das iſt wichtig, junger Freund. Entweder iſt der Orden fähig, ſich mit der Sache der Aufklärung zu befaſſen, oder er iſt es nicht. Im erſteren Falle wird er ſcheinbar triumphiren, aber der Früchte ſeines Sieges nicht froh werden, denn die Macht der Aufklärung, ein Mal auf den Thron erhoben, ein Mal als Sache der Kirche anerkannt, wird ſeine Macht brechen. Iſt er unfähig, der Sache der Menſchheit auch nur als Mittel zum Zwecke zu dienen, ſo wird er durch die Gewalt der öffentlichen Meinung beſeitigt. Sich von der Gemeinſchaft des Ganzen trennen und für die Freiheit des Glaubens einzelne Sekten ſtiften, heißt Freiheit und Menſchheit zerbröckeln. Alles gegen Rom, aber nichts ohne Rom! Dies, junger Freund, mein Wahlſpruch. Cardinal Bernis iſt ein Freund Rouſſeau's und zugleich ein Freund der Jeſuiten. Ein Cardinal der römiſchen Kirche und ein Anhänger des Evangeliums der Natur! Auch ein Widerſpruch, nicht? Ein Schlangenpfad, den die Creatur, den die ganze Schöpfung wandelt. Du klagſt über den Doppelſinn, über die Zweizüngigkeit dieſer reservatio mentalis! Klage lieber über die Charlatanerie des menſchlichen Geiſtes! Es dürfte ſchwer ſein, hier die Gränze zu ziehen, ſchwer, zu ſagen, wo die Selbſttäuſchung beginnt, in dir, mein Sohn, in mir, in Jedem! Halten wir nur den Glauben feſt, daß der Menſch um ſeines Irrthums willen noch nicht aufhört, einer höheren Wahrheit, die Alle vereinigen wird, theilhaftig zu werden. Der Geiſt wird ſich Aller bemächtigen und ſie zu ſich erheben, den Schwachen eine Stütze, den Starken ein Band der Duldung und Liebe ſein. — Wird Monſignor Bernis im nächſten Conclave zum Papſte gewählt, dann beginnt für die geſammte Chriſtenheit eine neue Epoche, für Euſebio's Plan die Verwirklichung, für die römiſche Kirche eine Reform an Haupt und Gliedern, ohne daß die Gemeinſchaft der Kirche aufhört, die Idee einer Kirche ſich von der Idee der Menſchheit ſcheidet. Iſt dies im edelſten Sinne das Ziel der Geſellſchaft Jeſu, ſo darf ſich dieſes Zieles kein Maurer ſchämen; nur daß der Mann Jeſu weiter blickt und weiter greift; er will erobern, will verwirklichen, was der Maurer nur in Gedanken, nur als Geheimniß für Eingeweihte, uneigennützig, aber doch nur immer für ſich und im Verborgenen auferbaut."

Fünftes Kapitel.

Monſeigneur Bernis und der heilige Gral.

Was ich hier weiter von Saverio's Bekenntniſſen mittheile, iſt der Ertrag ſeiner vielfach vereinzelten Erzählungen bei nächtlicher Weile. Sein Bekenntniß hatte mir Zielpunkte geſteckt, die ich anſtaunte; meine Beſorgniß vor Mitteln und Wegen zu dieſem Ziele verſtummte vor der Größe des Blicks, die ſich mir öffnete, ſelbſt wo ich nur ahnen, nicht begreifen konnte. Jeden Abend, oft bis tief in die Nacht, waren wir beiſammen. Xaver's Vergangenheit, der oft bittere Kelch ſeines Lebens, ward mir tropfenweis zu Theil. Er ſaß dann, in den Seſſel zurückgelehnt, wie ein Seher mit geſchloſſenen Augen da und ließ, ganz in die Vergangenheit verſenkt, die Geſtalten ſeines Lebens an ſich vorüberziehen und Rede ſtehen.

„Ich lernte Bernis,“ erzählte Dubois in jenen nächtlichen Stunden, — „ich lernte Abbé Bernis am Turiner Hofe und in jenen Logen kennen, in denen ſich die aufgeklärte Geiſtlichkeit Savoyens, namentlich die Männer ſeiner Nation, Franzoſen, zu treffen pflegten. Ich habe dir, junger Freund, die klöſterliche Epoche meines Lebens vertraut. Es wird noth thun, dich mit meiner weitern Entwickelung bekannt zu machen. Von dem mönchiſchen Zögling des Collegiums zu Genua bis zum Bekenner der Kirche von Genf liegt für mich noch eine Welt von Erfahrungen, ein Abgrund, den ich vielleicht nicht wieder zum zweiten Male überbrücken könnte.

Mein Lehrer Euſebio ließ nicht ab, in mir ein Werkzeug ſeiner Plane zu ſehen. Aber ich mußte aufhören, Aſcet zu ſein. Die Grübelei hatte mich an den Rand des Verderbens gebracht, ich war der freiwilligen Auflöſung entzogen, ich mußte wieder leben. Ich fing an, weltlich zu werden; das war meine Rettung, die Rettung eines Prieſters. Man gedachte einen geiſtreichen und eleganten Schüler Loyola's aus mir zu machen. Weil mir Sprachen geläufig waren, hoffte man, daß mein Sinn ſich auch bequemen würde, das Weſen des Weltmannes anzunehmen. Ich ſollte Miſſionär werden, nicht unter wilden Naturvölkern, ſondern an Höfen; man bezeichnete mir ſchon mehrere kleine deutſche Höfe, wo es galt, die Erben des Landes für Rom wieder zu gewinnen. Ich ging auf die Vorbereitungen zu ſolchen Unternehmungen ein; war ich doch in mir öde und leer, ich bedurfte der Zerſtreuung, ich wollte das Leben der Menſchen, das Gewirr ihrer Leidenſchaften und Intriguen kennen lernen. Man begann, mich auf Reiſen zu ſchicken, trug mir kleine Miſſionen auf, die mich allmälig zum Diplomaten bilden ſollten. Ich war mehrere Monate lang in ſcheinbar wichtigen, aber im Grunde doch überflüſſigen Geſchäften am Hofe zu Turin, ich gewöhnte mich an den geſchäftigen Müſſiggang der excluſiven Welt. Ich trat in die Kreiſe jener Männer der Kirche, welche mit Hülfe der Aufklärung, mit Hülfe der Logen eine Reform der Kirche, d. h. nach ihrem Sinne deren Verweltlichung bezweckten. Es waren vornehmlich franzöſiſche Geiſtliche, die dort den Ton angaben; franzöſiſcher Eſprit erfüllte die geſammte Atmoſphäre. Vor Allen war es Abbé Bernis, der dort Alles beherrſchte, ein Mann, der für den Typus unſeres Zeitalters gelten kann, das zwiſchen Rouſſeau und Voltaire hin und herſchwankt, das Naturgefühl des Einen theilen möchte und doch vom Hohn des Witzes, der den Anderen beſeelt, nicht laſſen kann. Abbé Bernis hat ſich aus der Dachſtube des armen Gelehrten in Paris bis zum Purpur aufgeſchwungen; das iſt der Vorzug der Demokratie des Geiſtes in der Hierarchie Roms! Bernis iſt ein Franzoſe von beſonderem Schlage. Von altem, aber zurückgekommenem Adel, hat er nur ſeiner Perſönlichkeit, ſeinem Talent, nicht ſeiner Verwandtſchaft mit großen Häuſern ſeine Stellung zu verdanken. In der Anmuth ſeiner Erſcheinung trug er, ohne damit zu prunken, Alles was er an Geiſt beſaß, zur Schau. Er verſpricht vielleicht mehr, als er hält, aber Offenheit und Sanftmuth, im Verein mit einer natürlichen Grazie, die faſt an die Unſchuld des Kindes erinnert, verſöhnten immer wieder, wenn der ſtrengere Sinn ſeine geſellſchaftlichen Talente für anſtößig, eines Prieſters nicht für würdig hielt. Er iſt ein Feind aller Heuchelei, aller heimlichen Schliche; alſo kein Jeſuit in dem Sinne, wie Ihr Lutheraner es nehmt. Er iſt ein Feind alles Aberglaubens, aller Tyrannei der Satzung, aller Gewaltherrſchaft und Finſterniß; alſo kein Dominicaner vom alten Styl. Er iſt ein Mann von eben ſo viel Feinheit des Geiſtes als Milde der Geſinnung, ein Beichtvater von liebenswürdiger Gefälligkeit, ein Abbé ohne Furcht und ohne Tadel. Seine galante Poeſie hatte ihn in Paris zum Abgott der Damen gemacht, man hatte in ihn jüngern Jahren la bouquetière du Parnasse genannt, und er ſchien ſeinen Ruhm mit gelaſſener Beſcheidenheit, mit jenem Lächeln zu tragen, das wohl ſelbſtgefällig, aber nicht gefallſüchtig iſt. Abbé Bernis war arm geweſen, ohne geldgierig zu werden; in ſeiner Lebensluſt, aus der er kein Hehl machte, lag weder Schwelgerei noch Frivolität, ſein Epicuräismus war unſchuldiger Art, und er ſchien bei den Damen der großen Welt um ſo mehr Glück zu machen, als er ihnen nicht gefährlich war, keine Leidenſchaft kannte. Seine Religioſität beſtand darin, an gute Sterne zu glauben, die über uns im Leben walten; aber er hatte zugleich das Talent, den Abglanz dieſer Sterne in der Kaffeetaſſe ſeiner mächtigen Freundinnen zu deuten und zu erklären. Er war in traulichen Abendſtunden im Boudoir der Damen der geſellſchaftliche Magier, der den Leuten aus dem Kaffeeſatze das Schickſal prophezeite. Wenn er

Papſt wird, dann ſitzt doch einmal wieder ein Prophet auf dem Stuhle Petri, — und mich dünkt, ein harmloſer. Er wird die Auflöſung der alten römiſchen Kirche ſacrificiren, die Kirche Chriſti wird dann aufhören, eine Anſtalt der Aſceſe zu ſein. Er wird den nichtkatholiſchen Höfen freundlich entgegenkommen, eine Vereinbarung der geſammten Chriſtenheit anbahnen. Es wird nicht Alles, aber doch viel damit gewonnen ſein. Die Wahrheit tritt niemals nackt auf, ſie liebt Verhüllungen, ſie liebt Umwege. Ich hoffe nicht das Höchſte und Letzte von Abbé Bernis, aber ich verwerfe ihn nicht; er wird der Wahrheit dienen, wenn auch nur als Lückenbüßer. Wer will den Rathſchlüſſen vorgreifen, zu welchen die ewige Vorſehung oft unzulängliche Werkzeuge erwählt? Man hatte wiſſen wollen, Frau von Pompadour habe ihn, den Abbé Bernis, ſchon vor ihrem Verhältniß mit dem Könige gekannt. Iſt das der Fall geweſen, ſo war ſeine Beſcheidenheit doppelt zu rühmen, denn der arme Abbé hatte ſich, auch als ihm die Sonne der Gunſt öffentlich leuchtete, lange Zeit mit einem Dachſtübchen in den Tuilerien begnügt. Er durfte die große Maitreſſe von Frankreich wöchentlich einmal in einer Abendſtunde beſuchen; ſie empfing ihn mit ihrem Bon soir, cher Abbé! ſcherzte dann mit ihm über die Sterne am Himmel und über die Conjuncturen in der Kaffeetaſſe; beim Abſchied klopfte ſie ihm höchſtens mit den Fingerſpitzen die Wange. Lauſcher hatten ihre Scenen mit einander gewiſſenhaft beobachtet, und Verſailles ſchien allen Ernſtes nicht übel Luſt zu dem Glauben zu haben, man könne amuſant ſein, ohne laſterhaft zu werden. In dieſem Rufe ſtand Abbé Bernis, und ſeine Beſcheidenheit, die vielleicht nur das Ergebniß eines ruhigen Blutes war, wurde glänzend belohnt. Er wurde plötzlich zum Geſandten in Venedig ernannt. Die Miniſter ſtellten ihm jedoch, entweder als Probe für ſeinen diplomatiſchen Beruf, oder als eine hinterliſtige Falle, die Aufgabe, ſich bei ſeiner Durchreiſe in Turin die Abſchrift eines Vertrages zu verſchaffen, den Sardinien ganz geheim mit Spanien geſchloſſen habe. Abbé Bernis ging in Turin geraden Weges zum Miniſter und ſtellte ihm offen ſeine Verlegenheit dar. Dieſe Aufrichtigkeit in der Diplomatie war ſo neu, daß ſie Glück machte. Der Miniſter des Turiner Hofs gab ihm den Vertrag in Abſchrift, mit dem Bemerken, die Sache könne ohnedies nicht lange ein Geheimniß bleiben. Seitdem war der Ruf des neuen Geſandten bei der Republik Venedig geſichert, und Abbé Bernis konnte in dem cul de sac der Lagunenſtadt unter dem Scheine der Aufrichtigkeit als ächter Diplomat nach Belieben ſeine Spinnennetze weben. Er hatte dort im Verkehr mit Abenteurern, Courtiſanen und Rittern der Farobank die europäiſchen Geheimniſſe ausgeforſcht und ſeinen Aufenthalt in Venedig weiſe genug benutzt, um Frankreich mit dem alten Hauſe Oeſtreich zu verbinden. Seine Verdienſte um die heilige Kirche ſind nun mit dem Cardinalshut belohnt worden. Damals war er vom franzöſiſchen Hofe zum Staatsrath ernannt und wurde zurückberufen, verweilte jedoch noch einige Zeit in Turin und in Genua, wo ich ihn wie einen harmloſen Müſſiggänger im Hauſe eines weltluſtigen Freundes wiederſah. Niemand ahnte, daß ſeine Miſſion dahin ging, Sardinien und die Republik Genua für das europäiſche Bündniß gegen England und den verwegenen preußiſchen Friedrich, den famoſen Marquis von Brandenburg, zu gewinnen. In den Logen, wo ich mit ihm zuſammentraf, war Alles von ſeiner Anmuth entzückt. — Ich ſollte den Abbé in Genua an einem Orte wiederfinden, wo ich ihn nicht ſuchte, — in der Kirche.

Es war eines Sonntags in San Lorenzo, als der letzte Ton vom hohen Chor verhallte. Ich ſtand noch vor einem Bilde des heiligen Lazarus, der das Leichentuch und die Decke des Todes von ſich ſchüttelt, auf den Zuruf des Herrn aus dem Grabe ſteigt und mit den Lebendigen wandelt. Lazarus! dacht' ich ſtill für mich, dein Glaube hat dir geholfen. Ein neuer Glaube könnte die Menſchheit, den armen Lazarus von heute, aus den Banden der Ohnmacht und der Knechtſchaft des Todes befreien! Die Welt hat keinen Glauben mehr; darum ſteht Niemand mehr auf, nimmt ſein Bett und wandelt.

Der Dom war leer. Nur an der Sacriſtei hielt noch ein Hauſe Schauluſtiger. Sie ſahen nicht danach aus, als hätten ſie an der feierlichen Handlung Theil genommen; ſie waren vielleicht gekommen, die Merkwürdigkeiten der Kathedrale in Augenſchein zu nehmen, ob es ſchon nicht der Tag war, an welchem man den heiligen Gral zeigt. Einige Kirchendiener, ſelbſt einige Geiſtliche, eilten geſchäftig auf und ab, um die Kapelle zu öffnen, in welcher die geweihte Schaale aufbewahrt wird. Wie ich näher trat, ſah ich den Abbé

Bernis im Zuge einer Geſellſchaft, welche Filippo Durazzo, ein ehemaliger College von mir, zu führen ſchien. Signor Filippo war in früheren Jahren mit mir zugleich im Seminar des Ordens geweſen. Plötzlich Erbe eines großen Vermögens, hatte er den geiſtlichen Stand, zu dem er als Seitenſproß ſeiner Familie beſtimmt war, aufgegeben und in Paris ein geräuſchvolles Leben geführt. Er war ſeit kurzem zurückgekehrt, war in den Senat gewählt und hatte ſich nach dem Willen ſeines Erblaſſers mit einer älteren, reichen Dame vermählt. Er lebte ſehr ſchwelgeriſch, ſein Haus war der Schauplatz immerwährender Feſtlichkeiten. Nur ganz flüchtig hatte ich die Bekanntſchaft mit ihm erneuert, und erſt Abbé Bernis gab die Veranlaſſung, daß er in der Kirche auf mich zueilte, um mich zum Zeugen eines Streites zu machen, in welchem die Anweſenden begriffen waren.

„Es gilt eine Wette und ein kirchliches Geheimniß!" flüſterte er mir lachend zu, nachdem ich die fremden Herren begrüßt. „Es hat Jemand, der ſich nicht nennen will, geſtern Abend an der Tafel des Dogen die frivole Vermuthung aufgeſtellt, der Smaragd, den die geſammte Chriſtenheit Jahrhunderte lang als den heiligen Gral verehrte, und den wir hier als den größten Schatz der Republik heilig halten, ſei am Ende nichts weiter, als ein gewöhnlicher Glasfluß aus den venezianiſchen Spiegelfabriken. — Dergleichen Ketzerei," fügte er ernſt und laut hinzu, „darf man nicht auf ſich beruhen laſſen, denn die Ehre der Republik hängt daran!"

„Noch mehr die Ehre der heiligen Kirche!" erinnerte ein Caplan von San Lorenzo.

„Für den Aberglauben können wir jedoch nicht fechten!" flüſterte einer von den Cavalieren.

„Alles iſt hier Partei in der Sache," ſagte Bernis, „wer ſoll entſcheiden? Wir ſollten einen Naturforſcher zu Rathe ziehen, einen gelehrten Mineralogen. Jedoch müßte er für den Augenblick alle chriſtlichen Vorausſetzungen aus Liebe zur Sache fahren laſſen."

„Das würde ſchwer halten," entgegnete Durazzo, „denn die Lehrer unſerer Hochſchule, auch wenn ſie blos über Steine und Pflanzen predigen, ſind auf den chriſtlichen Glauben verpflichtet. Wir Patrioten unſerer glorreichen Republik, die wir zu ſehr bei dem guten Ruf des heiligen Gral betheiligt ſind, wir haben ein Auskunftsmittel gefunden, um einen unparteiiſchen Richter zu ſtellen. Hört, meine Herren! Wir haben, kraft unſerer jungen Würde als Senator der Republik, die Judenſchaft aufgefordert, uns ihren beſten Juwelenkenner zu ſenden."

„Es iſt einer ihrer Rabbiner," ſagte der Caplan; „aber er hat früher auch mit Edelſteinen gehandelt. Er harrt draußen unſeres Winkes."

„Hat man ihm auch", flüſterte der Abbé, „einen Eid abgenommen, damit er nicht plaudere!"

Seine Frage wurde bejaht, und aus der Nebenpforte der Sacriſtei trat die kleine, gebückte Geſtalt eines greiſen Juden, von deſſen Wunderkuren man ſich in Genua damals viel erzählte.

„Sie ſchicken einen Gelehrten", ſagte Bernis, „alſo fürchten ſie eine Religionsfrage."

„Es iſt derſelbe weiſe Medicus, der dem Dogen mit Sprüchen aus dem Talmud, mit Spinngeweben, mit Mondſchein und allerlei kabbaliſtiſchem Hokuspokus die welke Hand geheilt hat."

Der kleine Rabbi ſtand jetzt vor uns, blickte ſorgſam, aber ohne Furcht im Kreiſe um und neigte ſich demüthig nach allen Seiten. Dann faßte er ſeinen Talar ſauber zuſammen und ſah ruhig drein, der Dinge gewärtig, die da kommen ſollten.

„Wißt Ihr, Jude, um was es ſich handelt?" fragte Durazzo. „Wir haben einen Juwelenkenner verlangt."

„Ich weiß, Eccellenza," erwiederte der Rabbi gutmüthig, „meine Genoſſen trauen mir die Kenntniß edler Steine zu."

„Es iſt nur ein Scherz", fuhr Durazzo fort; „im Grunde wiſſen wir ſelbſt ſehr gut, was wir an dem heiligen Steine haben."

„Eccellenza," ſagte der Rabbi, „der Glaube kümmert ſich auch nicht um Mineralogie!"

Dies ſchüchtern als Warnung ausgeſprochene Wort wurde überhört, während man die Kirchenthüren ſchloß, die Capelle ſich öffnete und die Geſellſchaft ſich um die ſmaragdne Schaale drängte. Es war Niemand zugegen, der nicht an dem Geheimniß der Prüfung des Steines Theil nahm und ſich als Mitwiſſender die Verpflichtung des Schweigens nicht ſelbſt auferlegte.

„Ich kenne den Stein!" ſagte der Rabbi, ſich jeder profanen Berührung des Heiligthums enthaltend, während die Männer des

Chriſtenthums die von den Kirchendienern herabgehobene Schaale nach allen Seiten betaſteten. Man zwang den Juden, an der ſachlichen Prüfung Theil zu nehmen. Er ſchien mehr ſeine Verſucher, als den Stein prüfen zu wollen. In den Blicken ſeines klugen, ſanften Auges ſchien ſich das Bewußtſein über die Schwierigkeit des Falles, der ihm vorgelegt war, zu verrathen. Es war für ihn gleich ſehr von Gefahr, wenn er die Aechtheit des großen Smaragds bezweifelte, als wenn er ſie beſtätigte. Abbé Bernis zog mich bei Seite und erklärte mir den eigentlichen Stand der Sache. Der Doge habe in Zeiten der Noth für eine Anleihe von zwanzigtauſend Ducaten den Stein verpfändet. Es ſei ein Geheimniß der Republik, daß die Judenſchaft, gegen eine ſchriftliche Anweiſung, auf den heiligen Gral die Summe mehrmals gezahlt. „Vielleicht wurden“, ſetzte Bernis lächelnd hinzu, „die Hebräer nur durch die Drohungen der Inquiſition zur Zahlung vermocht, denn ich fürchte, der Stein iſt nicht die Hälfte werth. Es wäre ein unerhörter Schatz, wenn der Smaragd von Kennern als ächt befunden würde!“

„Nun, Jude, leg' den Prüfſtein daran!“ eiferte Durazzo, der mit dem Zollſtock die Wölbung der Schaale ausgemeſſen hatte.

Der Rabbi konnte ſich noch immer nicht entſchließen, die gewöhnlichen Verſuche mit Inſtrumenten anzuſtellen.

„Vierzehn Zoll hat der Smaragd im Durchmeſſer“, ſagte Durazzo; „wollt Ihr Euer Gutachten nun abgeben, ob er ächt iſt?“

„Signor, ich kenne den Stein!“ wiederholte der Rabbi nachdrucksvoll.

„Es iſt die Schaale, aus welcher Chriſtus der Herr das Opferlamm aß!“ ſagte einer der Geiſtlichen, um den Juden einzuſchüchtern.

„O ich weiß“, betheuerte der Rabbi, „König Salomo erhielt ſie einſt von der Königin Saba, Joſeph von Arimathia fing darin aus der Seitenwunde des Gekreuzigten das Blut auf!“

Der kleine Hebräer muſterte zugleich mit ruhigen Blicken den Kreis der Verſammelten. Man verſicherte ihm, daß ſeine Ausſage ein Geheimniß bleiben ſolle.

„Thut der heilige Stein kein Wunder mehr?“ fragte der Rabbi zögernd und ſcheu.

„Doch, doch!" rief der Caplan zürnend; — „Du biſt nicht herberufen, um über die kirchliche Bedeutung des heiligen Grals ein Urtheil zu geben!"

Abbé Bernis klopfte dem Rabbi ſanft auf die Schulter und ſagte, es handele ſich bei ſeinem ſachlichen Gutachten bloß um die Materie des Steines.

Der kleine Meiſter gerieth in eine wunderbare Aufregung. Es war nicht Furcht, was ihn bewegte, es war ein ſeltſames Gemiſch von Unwillen und Schmerz, von Zorn und Wehmuth.

„Sehr edle und ſehr ehrwürdige Herren!" begann er mit ſchwankender Stimme, „ich ſoll Rede ſtehen über den ſachlichen Werth eines heiligen Kleinods. — Ihr fühlt es nicht, wie bitter kränkend es iſt, daß der Jude nur über den Geldwerth des Steines ein Urtheil haben darf, nur ſagen ſoll, wie hoch ihn die Juweliere ſchätzen. Fühlt Ihr es nicht um Euretwillen, ſehr edle Herren, wie es mißlich iſt, daß unlautere Hände mit dem Prüfſteine am heiligen Gral herumtaſten und ſeine Koſtbarkeit wie irdiſche Waare taxiren ſollen, während das Volk doch an die unberechenbare Wunderkraft der heiligen Schaale glaubt? Wenn ich nun ſagte, — wo Gott davor ſei! — der Stein ſei nicht ächt: Ihr müßtet es doch als Geheimniß bewahren, damit das Volk nicht irre werde. Oder wollt Ihr das Volk aufklären über Dinge, die ſchon, wenn man hört, ſie könnten geprüft, bewieſen oder widerlegt werden, ihre Wunderkraft verlören?"

„Geht dich nichts an, Jude!" rief Durazzo mit zorniger Gebährde.

Mehrere von den Geiſtlichen waren beſchämt bei Seite getreten und verſteckten, ſo gut ſie konnten, ihre Verlegenheit. Die peinliche Stille unterbrach nur Durazzo's ſtürmiſche Haſt, der nicht abließ, ſcheltend und polternd in den Alten zu dringen. Es kam ihm vielleicht nur darauf an, ſeine Wette zu entſcheiden.

„Thue was deines Amtes iſt!" rief er dem Rabbi zu, ihn bei'm Kleide zerrend, und dieſer, hart an die Schaale gedrängt, ſah ſich genöthigt, die Prüfung zu beginnen. Er bog ſich jetzt, eine kleine Feile in der Hand, über den Stein. Es galt, für den Kenner die Schwere, das Waſſer, den Lichtſtrom des Smaragds zu unterſuchen. Aber der Rabbi gab ſich, wie es ſchien, nur den Anſtrich, als ſei er wirklich mit der Schätzung des Kleinods beſchäftigt. Er blickte dann wieder unſicher und unruhig im Kreiſe um. Durazzo gab ihm das Ehrenwort, er dürfe ungefährdet ſprechen.

„Signor!“ rief der Rabbi plötzlich, Filippo mit beiden Händen an der Schulter rüttelnd, — „Signor, glaubt Ihr an Gott?“

Beſtürzte Blicke richteten ſich auf die ſeltſame Bewegung des Juden, der mit dem ganzen Uebergewicht einer ſtillen Würde vor uns ſtand. Seine gedrückte Geſtalt hatte ſich in die Höhe gedehnt, jede Fiber ſeines Geſichts war in Spannung: in ſeinen Augen funkelten ſprühende Blitze. Der Anfangs zitternde Ton ſeiner feinen, dünnen Stimme hatte plötzlich einen ſchmetternden Klang; es war, als wenn es an den ſilbernen Becken am Altare widerhallte, da er laut und dringend rief: „Signor, glaubt Ihr an Gott?“

„Gehört das zur Sache?“ murrte Durazzo verwirrt.

„Wohl gehört es zur Sache“, rief der kleine Rabbi faſt empört, faſt erbittert. „Zweifelt Ihr an Gott, ſo gibt es keinen Gott, weder im Himmel, noch auf Erden. Er iſt nur, wofern man an ihn glaubt.“

Die Cavaliere ſahen ſich betäubt an: einige von den Prälaten blickten ſtill zu Boden, andere lächelten blöde drein. Ich hing mit Entzücken an den leuchtenden Augen des kleinen Mannes, der mit ſeinem altteſtamentlichen Eifer über die ſchlaffen Diener Chriſti triumphirte. Der Zorn eines Propheten ſtrahlte von ſeiner Stirn. Wie er das Haupt ſchüttelte, wogten die grauen, ſilberweiß untermiſchten Haare wirr durcheinander.

„Aber der Stein, der Stein!“ ſchrieen Mehrere plötzlich, um ſich aus der Beſtürzung zu helfen.

„Iſt zum Stein des Anſtoßes geworden!“ ſagte der Rabbi ernſt und doch ſanft.

Die durchdringende Sicherheit und Wärme ſeiner Stimme hielt die Frager und Verſucher von neuem zurück. Der Rabbi lächelte, wie er ſie rathlos daſtehen ſah und den eitlen Uebermuth in Schranken hielt.

„Ob das Crucifix von Holz oder von Gold iſt“, ſagte er ruhig und mild, „das gilt doch wohl gleichviel. Der Glaube thut das

Wunder, und dem Glauben genügt ein Kieſelſtein. Muß ich die Prieſter Chriſti an das Geheimniß der Wandlung mahnen? Wer darf da fragen, ob das Brot noch Brot, der Wein noch Wein? Im Reiche des Glaubens gibt es keine gemeine Wirklichkeit. Sind die heiligſten Dinge nicht eben nur das, wofür ſie unter Menſchen gelten? Mir iſt jeder Fetiſch heilig, ſobald ein Volk an ihn glaubt, aber es muß nur ehrlich und wirklich glauben!“

Er ſchwieg und eine peinliche Stille lag über der Verſammlung. Der Rabbi nahm ſein Gewand zuſammen und drückte ſich wieder ſcheu zurück. Nachdem er, wie er glaubte, ſein hinreichendes Gutachten gegeben, hätte er ſich gern verkriechen mögen.

„Aber die Aechtheit des Steines!“ fuhr Durazzo von neuem auf ihn ein. „Ihr ſolltet ſeinen Werth abſchätzen!“

„Erlaubt mir, ſehr ehrenwerther Herr“, ſagte der Rabbi, mit ruhiger Gemeſſenheit wieder einen Schritt vortretend und ſich an Filippo wendend, „erlaubt! Wenn Niemand zweifelt, ob die Schaale ächt iſt, ſo iſt ſie ächt. Die Judenſchaft hat ſie ſchon mehrmals für gültig angenommen. Iſt das nicht genug? Erlaubt! In ihrem Geheimniß liegt der Werth der Wahrheit und der Schaale.“

Ich hatte mich dem weiſen Juden nähern, ihm die Hand drücken wollen, aber er trat bereits ſeinen Rückzug an. „Meine arme Weisheit iſt zu Ende!“ ſagte er mit unterwürfiger Verbeugung. — „Man geſtatte, daß ich mich entferne!“ flüſterte er dem Abbé Bernis zu, der ihm zunächſt ſtand. Bernis legte ſeine Hand wohlwollend auf die Schulter des Juden und nickte ihm zu. Er gab dann, bevor ſich die Beſtürzung und der Unwille der Andern in Worten entladen konnte, dem Kirchendiener einen Wink und der Rabbi verſchwand eilig durch die kleine Seitenthüre, die ihn zu uns geführt. Wie Signor Durazzo ſich nach ihm umſah, war er uns bereits entzogen. Die Verſammelten maßen ſich gegenſeitig mit Blicken, in denen ſich bald das Gefühl der Beleidigung, bald der Anreiz, ſich ſelbſt zu verſpotten, kundgab.

„Nun, und die Wette!“ rief Bernis lächelnd, „iſt ſie entſchieden? Der Rabbi hat den Stein für heilig erklärt, iſt uns aber den Beweis ſchuldig geblieben, ob er ächt iſt.“

„Der Jude hat uns genärrt!“ ſtürmte Durazzo auf, „er hat nur ſchlau ſeine Unwiſſenheit bemäntelt.“ — Durazzo machte eine Bewegung, als wolle er ihm nacheilen.

„Halt!“ ſagte Bernis, „mich dünkt, der Jude hat ſich, indem er die Trüglichkeit der Wiſſenſchaft nicht förmlich eingeſtehen wollte, ſo gut wie möglich aus dem Spiele gezogen.“

„Er hat mehr als das gethan!“ nahm ich das Wort, „der Jude hat die Bekenner Chriſti beſchämt. Der Glaube iſt es, der Berge verſetzt, und das Wunder iſt noch alle Tage gültig, aber freilich nur für Die, deren Geiſt noch die Befähigung dazu hat. Es gibt nur einen Gott für Den, der an ihn glaubt, ſich an ſeinem Daſein ſelbſt betheiligt fühlt. Ein ungläubiger Jude hat uns Chriſten an die Macht und Geltung des Glaubens gemahnen müſſen!“

Die Heftigkeit meines Unmuthes nahm ich ſelbſt erſt an der Wirkung wahr, die dieſer plötzliche Ausbruch auf die Geſellſchaft übte; mein Wort war nur ein Echo Deſſen, was der Rabbi geſagt, aber es war die Beſtätigung eines Chriſten. Man fand jetzt nicht wieder den beliebten und gewohnten Uebergang zum Scherz. An dem Gemurmel der geiſtlichen Herren, an den ſpöttiſchen Blicken der Cavaliere konnte ich ermeſſen, daß ich ihnen verdächtig erſchien. Der Abbé nahm mich freundlich bei der Hand und ſagte mit der Miene des diplomatiſchen Weltmannes: „Vielleicht ſteht es mit gar manchen Satzungen unſerer geheiligten Religion nicht viel beſſer, als mit der Frage über die Aechtheit der Schaale: man ſoll ſie gar nicht unterſuchen wollen!“

Ich ſah ihn traurig an. „Damit ſprächet Ihr“, ſagt' ich, „Euch ſelbſt und Allen die Befähigung ab, die Grundwahrheiten des Chriſtenthums von den Satzungen der Menſchen zu ſcheiden.“

„Wer will Spreu und Weizen ſondern?“ fragte Bernis, und zog die Augenbrauen und die Schultern in die Höhe.

„Jeder,“ ſagte ich, „dem es Ernſt iſt um die Wahrheit! Der Geiſt erforſchet alle Dinge, ſelbſt die Tiefen der Gottheit: nur muß der Geiſt durchdrungen ſein von der Heiligkeit dieſer Aufgabe.“

Bernis zog mich bei Seite und flüſterte mir zu: „Beſſer, der Verſtand forſcht gar nicht, denn ich fürchte, er wird kein anderes Ergebniß finden, als daß der Stein unächt iſt, auch wenn es ſich die Leute nicht eingeſtehen wollen, nicht dürfen. Man laſſe die Sachen im Dunkel! Inſofern hat der Jude Recht. Die Völker müſſen regiert werden, und dazu iſt das Chriſtenthum noch immer gut genug.“

Ich ſah ihn beſtürzt an. Mit dieſer Heuchelei auf dem freundlichen Angeſicht drückte er mir die Hand und ſchied.

Das war alſo die gerühmte Aufklärung des Jahrhunderts; ſo weit verſtieg ſich die Kirche, wenn ſie freimüthig Zugeſtändniſſe machte?

Filippo Durazzo war aus patriotiſchem Eifer untröſtlich, daß die Wette durch den gelehrten Juwelenkenner nicht entſchieden war. Mehrere ſeiner Gefährten lachten laut über den komiſchen Ausdruck ſeines Unmuthes. Der Caplan von San Lorenzo maß mich mit ſtrengen Blicken. „Die ganze Sache bleibt doch unter uns!“ ſagte er mit einem Tone, der mir zu verrathen ſchien, er finde es ſtrafwürdig, daß ich in dem Ausſpruch des Juden eine Beſchämung des Chriſtenthums ſah.

Die Geſellſchaft hatte ſich aufgelöſt und die Kirche verlaſſen. Einzelne Beter knieten noch in den Seitencapellen; es waren Bettler und Kranke, die auf Erlöſung hofften, alte Mütterchen, die längſt mit dem Leben abgeſchloſſen hatten, Kinder, die man willenlos an die äußere Uebung des Dienſtes gewöhnt. Sind das die einzigen Gläubigen noch in der Chriſtenheit? dachte ich ſtill für mich. Und die Weiſen und Mächtigen, die mit dem Heiligen ein frivoles Spiel treiben, halten das Volk, bloß um es ſicher regieren zu können, im alten Glauben feſt?

Sechſtes Kapitel.

Belmar und die Loge Melchiſedek.

Ich war wieder vor das Bild des Lazarus getreten und weidete mich an der ſchönen Wahrheit des Scheines, den der Pinſel eines alten geweihten Malers auf ein Stück Leinwand faſt zur handgreiflichen Wirklichkeit zu zaubern gewußt.

Ich hatte bei der Betrachtung des Bildes einen Genoſſen, der meinen Schritten gefolgt war und ſchon längere Zeit hinter mir ſtand. „Ein ſchönes Bild!“ ſagte er, als ich den Platz verlaſſen wollte; — „von einem alten Meiſter, den ich noch nicht kannte“, fügte er hinzu und hielt mich am Kleide feſt.

Ich gab dem Fremden den nöthigen Beſcheid. Er rühmte die Färbung, die Pinſelführung, die Anordnung der Gruppe, die Erhabenheit, in der es gedacht, die Kraft, in der es ausgeführt.

„Der Glaube hat es geſchaffen!“ ſagte ich ſtill für mich.

„Sehr wahr!“ erwiederte der Fremde in dumpfem Tone, — „und der Glaube war es auch, der den todten Lazarus auferſtehen hieß.“

„Beides iſt ſchon ſehr lange her“, ſagte ich, „das heutige Geſchlecht hat von dieſer Wahrheit keine Ahnung mehr.“

„Ihr irrt Euch!“ rief der Mann mit aufblitzenden Augen. „Ihr irrt Euch; was ein Mal wahr geweſen, iſt es auch heute noch, das Wunder wird noch täglich neu.“

„Ich weiß“, war meine Erwiederung, „ich kenne das Dogma von der Wandelung, deſſen buchſtäblichen Sinn ſie feſthalten, während ſie ohne alle Befähigung ſind, das Wunder an ſich ſelbſt zu erfahren.“

„Es gibt noch Gläubige!“ murmelte der Fremde. „Wenn der ächte Glaube an die Gräber tritt, ſo erweckt er auch heute noch die Todten. Er iſt nur nicht mehr innerhalb der Kirche zu ſuchen.“

Ich ſah den Sprecher verwundert an. Erſt jetzt fiel mir das Ungewöhnliche in ſeiner Geſtalt, das Seltſame in ſeiner ganzen Erſcheinung auf. Der ſtarke Knochenbau ſeiner athletiſchen Schultern trug ein Antlitz, deſſen ſtarre Härte, wenn er ſchwieg, wie aus Erz gegoſſen ſchien. Die fleiſchloſen Wangen hatten in ihrer gelblichen Farbe etwas Mumienhaftes. Von hervortretenden Backenknochen geſchützt, von Brauen überhangen, blickten aus tiefen Höhlen ſtiere Augen; ſie leuchteten nicht, aber ſie hielten mit durchbohrenden Blicken ihre Beute feſt. Die Muskeln zuckten mehr unwillkürlich, als daß ſie freiwilliges Leben verriethen. Ein Zug von Schwermuth milderte, wenn er ſprach, das Abſchreckende ſeiner ganzen Erſcheinung. Man war ungewiß, ob Leidenſchaften oder Unglück ſein Geſicht ſo tief gefurcht. Ein dunkles, talarförmiges Gewand gab ihm halb und halb einen geiſtlichen Anſtrich. Ich hatte ihn nicht ohne Theilnahme gemuſtert, wie er das Wort ſprach: der Glaube ſei nicht mehr innerhalb der Kirche zu ſuchen.

„Ihr ſeid kein römiſcher Chriſt", ſagte ich leiſe.

Er maß mich mit ſeinen ſtarren Blicken von Kopf bis zu Füßen und flüſterte: „An Euch iſt auch nur noch das Gewand römiſch."

„Nehmt Euch mit Euern Aeußerungen in Acht!" bat ich ihn. „Ihr ſeid ein Calviniſt!"

„Nimmermehr!" erwiederte er mit eiſerner Ruhe. „Der Verſtand führt nicht zum Glauben zurück. Eine Religion, die keine Geheimniſſe mehr kennt, hat aufgehört Religion zu ſein. Wenn es dem Zeitalter am Glauben fehlt, ſo müſſen wir nicht vorwärts ſchreiten auf der Bahn der klügelnden Vernunft, ſondern uns rückwärts wenden zu den Quellen des alten Lebens. Mein Glaube iſt älter, als das geſammte Chriſtenthum, er hat im Orient an der Wiege des Geſchlechts ſeinen Urſprung."

„So ſeid Ihr Jude?" fragte ich.

Er ſchüttelte das Haupt. „Das Judenthum hat den Muth verloren, die Welt zu erobern, und mit dem Muthe die Kraft Gottes, die Kraft, Wunder zu thun. Es geht ebenſowenig wie das Chriſtenthum auf ſeine Quellen zurück; ſonſt würde es die wahre Religion der Menſchheit finden.

„Welche andere Quellen", fragte ich erſtaunt, „welche ältere Urkunden, als die Bibel, könnt Ihr gefunden haben?"

„Wenn ſie die ganze Bibel hätten", ſagte der Mann mit einer unerſchütterlichen Feſtigkeit, „dann würden ſich Juden und Chriſten nicht geſpalten haben, wie zwei thörichte Geſchwiſter, die ſich in das große Erbe der Menſchheit theilen wollen, ſtatt es gemeinſam zu verwalten, weil es untheilbar und unveräußerlich iſt. Die Bibel verdient hohe Achtung, ſie iſt, wie der Zentaveſt, wie die Edda, wie die Götterlehre aller Völker, ein heiliges Buch; aber wie Ihr ſie habt, iſt ſie nicht vollſtändig, ihr fehlen drei Kapitel: der Anfang, der Mittelpunkt und das Ende, ihr fehlt das Geheimniß der Weltregierung."

Ich ſah ihn groß an: die Feſtigkeit ſeines dreiſten Ausſpruchs verwirrte mich. „Mich dünkt“, ſagte ich furchtſam, „der Welt könne geholfen werden, wenn ſie auf die reine Quelle der Bibel zurückkehrte! Welche Weisheit könnte dem Menſchengeſchlecht entzogen ſein, die ſich hierin nicht offenbarte, wenn ſie die Menſchen nur zu deuten wüßten!“

„Eben die Deutung“, ſagte er, „iſt Euch verſagt, weil Euch der Glaube an das täglich neue, täglich lebendige Wunder fehlt. Wie Tag und Nacht miteinander wechſeln, die Sonne auf- und niederſteigt, die Blume blüht und verwelkt, der Leib wächſt und ſtirbt: das Alles haltet Ihr für keine Wunder mehr, denn die Gewohnheit hat Euch ſtumpf gemacht und Ihr nehmt die Geheimniſſe des Lebens und Sterbens wie eine Alltäglichkeit, mit der ſich der Verſtand abgefunden. Daß Alles ein Wunder iſt, jeder Athemzug Eurer Seele, jede Regung Eures Leibes ſich in jedem Augenblick geheimnißvoll aus ſich ſelbſt erzeugt, das begreift Ihr nicht. Was Eure Prieſter Wunder nennen, das ſoll eine abgemachte Vergangenheit ſein. Hat Moſes, hat Chriſtus je auf Erden gewandelt, ſo wandelt er auch noch heute und geht als Geiſt um. Was ein Mal wahr geweſen, iſt es auch noch jetzt, oder es war niemals wahr!“

Eine ſeltſame Haſt war über den Mann gekommen, während er ſo ſprach. Seine Blicke liefen unheimlich am Gewölbe der Kirche auf und nieder, es loderte in ſeinem Innern ein quälendes Feuer, deſſen ſtürmiſcher Ausbruch bald ſchreckte und verwirrte, bald wieder verhängnißvoll reizte.

„Und dieſen Glauben an die tägliche Erneuerung einer göttlichen Wunderkaft habt Ihr in Euch genährt?“

„Durch Einſamkeit, durch Nachtwachen, durch Weltentfremdung“, ſagte er mit ſeinem dumpfen Tone und ſah mich ruhig an. „Wer nach der verlorenen Reinheit der Seele ſtrebt, gelangt auch wieder zum Beſitz des verloren gegangenen ſchöpferiſchen Wortes, deſſen Ausſpruch hinreicht, um den Stein in Brot zu verwandeln. Es iſt daſſelbe Wort, mit welchem Petrus den Uebelthäter Ananias zu Boden ſtreckte; daſſelbe Wort, das Chriſtus zu Lazarus ſprach, alſo daß dieſer aufſtand, ſein Bett nahm und wandelte.“

Ich ſah ihn zweifelnd an. „Und Ihr kennt dies Zauberwort?“

Er ſchien dieſen Ton des Zweifels zu verſtehen, nahm ſein Gewand zuſammen und ſtarrte mich wieder regungslos an. „Nicht ich," ſagte er mit gezwungenem, bitterem Lächeln, „ich bin nur ein Schüler in der Weisheit großer Meiſter."

„Wen nennt Ihr Euere Meiſter?"

„Eben Die", ſagte er mit einem Anflug von Beſcheidenheit, „eben Die, welche die Menſchen für todt halten, während es die einzig Lebendigen ſind. Nicht die Leiber ſind lebendig, ſondern die Geiſter, weil ſie am Weltall weben und wirken, und der wahre Glaube befähigt zum Umgang mit dieſen wahrhaft Lebendigen. Moſes, Elias, Chriſtus ſind drei von den großen Vorſtehern dieſes Erdballs, ſie ſind ſo lebendig, wie Gott ſelbſt, ſie helfen dem großen Baumeiſter der Welt in ſeinem Wirken und Schaffen."

„So ſeid Ihr Freimaurer", ſagte ich, und machte ihm das Zeichen.

„Nicht in Euerm Sinne", erwiederte er kalt und trocken, mich mit wegwerfendem Blick bis zur Sohle muſternd. — „Was nennt Ihr Maurer?" fragte er nach einer Pauſe, mich von der Seite feſt in's Auge faſſend.

„Ich nenne Den ſo," ſagte ich, „der an dem großen Werke mitarbeitet, die Menſchen zu einer allgemeinen Verbrüderung im Geiſte heranzubilden. Was die Kirche nicht mehr vermag oder nicht mehr will, das erſtrebt die Gemeinſchaft der Edlen, die ſich zum Bau eines unſichtbaren Tempels die Hände reichen."

Er ſchüttelte den Kopf, während er ſpöttiſch lächelte. „Ihr wollt die Menſchen verbrüdern," ſagte er, „den Menſchen im Menſchen heilig halten, und Ihr ſchließt die Juden aus! Mit welchem Rechte bildet Ihr Euch ein, den Tempel Salomonis aufzurichten?"

Ich ſchwieg. Ich kannte die chriſtliche Ausſchließlichkeit, obſchon ich Neuling war, bereits als einen Grundſatz der meiſten Logen. In der Miene des ſeltſamen Menſchen lag plötzlich die ganze Anmaßung eines kecken Dünkels.

„Meine Loge" ſagte er, „reicht weiter hinaus in den Schooß der Zeiten, meine Religion iſt nicht ſo arm und karg. Ihr macht das chriſtliche Bekenntniß zu einer Bedingung und habt von dieſem Bekenntniſſe doch nur den todten Buchſtaben in Händen. Somit fehlt Euch mit der wahren Religion auch das eigentliche Weſen der ächten Maurerei, Euch fehlt der Muth des Geiſtes, der die Geheimniſſe der Natur erforſcht und die Tiefe der Gottheit durchdringt. Ihr ſchaart Euch zu freundſchaftlichen Liebesmahlen zuſammen, beſingt und feiert menſchliche, humane Gefühle; aber Ihr kennt den Kern des Menſchen nicht, Ihr glaubt die Welt von der Knechtſchaft zu befreien, wenn Ihr die Ketten mit Blumen umwindet. Der ächte Maurer iſt der ächte Menſch, und der ächte Menſch der wahre Sohn Gottes."

Ich erſchrak vor dieſer Selbſtvergötterung der Creatur.

„Wie gewinnt man Zutritt zu Euerer Loge?" fragte ich nicht ohne Verwirrung.

„Vielleicht biſt du bald reif für unſeren Bund," ſagte der Mann mitleidig ſtolz, „noch biſt du erſt ein Kind im Glauben!"

„Und wie nennt ſich Euere Loge?"

„Für Jeden anders," ſagte er in gedehntem Tone, „für die Juden Melchiſedek, für Andere anders, für dich: zum heiligen Gral, denn du biſt hier zur Stelle deſſen inne geworden, was der Menſchheit gebricht. Jeder Ort, jede Stätte iſt heilig, wo der Menſch in der Einkehr in ſich ſelbſt den großen Unbekannten findet, den wir Alle ſuchen. Ich für meinen Theil bin Roſenkreuzer; der große Roſicrucius hat mich gewürdigt, ſein Schüler zu ſein."

Er legte den Talar über ſeine Bruſt zuſammen, verbeugte ſich ruhig und ſchritt nach der Thür.

Wie ich ihm folgte, ragte die hohe, dürre Geſtalt des Mannes noch aus dem Volkshaufen hervor, in deſſen Gewühl auf dem Platze er meinen Blicken entſchwand.

Der Räthſelhafte nannte ſich damals Abbé Belmar. Du kennſt ihn unter anderer Geſtalt, als Grafen San Germano. In dem ſtrotzenden, vollblütig prahleriſchen Lebemann von heute würde Niemand den Abbé Belmar wiedererkennen. Er iſt ſeitdem einige Jahre lang im Orient geweſen und hat dort, wie er ſagt, das Lebenselixir, den Verjüngungstrank gefunden und eine Metamorphoſe erlebt. Ein Aſcet ging er hin, und ein ſtrahlender Lebemann, ein feiſter Genußmenſch kehrte aus den Katakomben Aegyptens wieder.

Ich beſuchte ſeitdem fleißig die Loge Melchiſedek, aber ich fand dort eben weder den heiligen Gral, noch den ächten Stein, den die Maurer zum Eckſtein ihres Gebäudes machen. Den ächten Stein, die Wunderkraft eines ächten Glaubens, fand ich bei einem Juden, bei dem kleinen Rabbi aus San Lorenzo. Ein Jude war's, der mich wieder gläubig machte.

Siebentes Kapitel.

Ein Jude vom ächten Glauben.

Ich muß, mein junger Freund, begann Xaver am nächſten Abend, dich in der alten Hafenſtadt von Genua mit dem Volk der Schiffer und Fiſcher bekannt machen, ſoll dir deutlich werden, in welchem bewegten Moment ich Rabbi' Laſſe wiederfand.

Der Herbſt brachte uns die ganze Gluth des Nachſommers. Die Felſenſtadt Genua athmet dann gegen Abend die eingeſogenen Sonnenſtrahlen wieder aus. Ich pflegte beim Anbruch der Dämmerung den Strand aufzuſuchen und wandelte gern am Bollwerk des alten Hafens, in der Nähe der Bucht am Palaſt Fiesco.

Am Strande begann ein lebendiges Treiben. — Man ſagt, Genua habe ein Meer ohne Fiſche, ein Land ohne Bäume und Männer senza fede. Der erſte Satz des alten Sprüchworts hat die Genueſer klug und erfinderiſch gemacht, um dem Elemente, auf das ſie verwieſen ſind, dennoch den ſchuldigen Tribut abzugewinnen. Genua's Felſen ſteigen jäh aus der Tiefe auf, die Brandung geht ſelbſt bei der Ebbe hoch und ſchwer. Das mag der Grund ſein, weshalb die Fiſche ſich nicht leicht an die Oberfläche wagen. Man muß ſie erſt durch beſondere Mittel herauflocken. In der Stunde der ungewiſſen Dämmerung beſteigt man leichte Kähne. Je zu zwei ſitzen die Fiſcher in kleinen, ſchmalen Nachen und kreuzen am Ufer hin und her. Der Vordere liegt ausgeſtreckt auf der Bruſt, mit dem Obertheil des Körpers über den Schnabel des Kahnes hinwegragend, in der Linken eine brennende Fackel, deren heller Schein die Thiere reizt, in der Rechten mit der Harpune gerüſtet, um die [illegible] unter ihnen, die aus der Tiefe heraufſteigen, zu treffen. — Dicht im ſpitzen Winkel der alten Bucht vor dem Palaſt Fiesco ſucht man ihnen auch noch auf andere Art beizukommen. Das Meer ſchäumt hier zwiſchen den Klippen mit der ganzen Gewalt ſeiner entfeſſelten Wuth. Dicht hinter den tobenden Wellen bildet ſich aber eine ruhige Waſſerſtelle. Wer dort ein Netz werfen könnte, würde Petri Fiſchzug halten. Kein Nachen aber wagt ſich hier durch die Brandung, und von der offenen See aus läuft man Gefahr, an die Klippen geſchleudert zu werden, bevor ſich jene friedliche Waſſerſtelle erreichen läßt. Aber der Genueſe weiß ſein treuloſes Element zu überliſten. Hüben und drüben auf den vorſpringenden Felſenſpitzen ſtehen und hangen die luſtigen Burſche mit den braunen Geſichtern, die rothe Mütze auf's Ohr gedrückt, ſonſt beinahe ganz nackt, vom Schaum der Wogen beſpritzt. Paarweis halten ſie eine Leine in Händen, die im Winkel des Golfs von einem Ufer zum anderen reicht; in der Mitte derſelben hängt der Angelhaken, den ſie dicht hinter der Brandung in die ruhige, flache Stelle des Waſſers ſenken. Auf dieſe Weiſe überbrücken ſie den Schlund und holen ſich ihre Beute dicht neben dem Rachen des Todes hervor. Wenn ſie die Leine in die Hohe ſchnellen und eine tüchtige Seebarbe in freier Luft am Haken zappelt, ſo iſt auch noch das Triumphgeſchrei der Zuſchauenden ihr ſicherer Lohn.

Ich ſtand und ſah dem munteren Wettkampfe zu. Tiefer hin auf der Fläche des ſanft bewegten Meeres ſchoſſen die Fiſcher mit den Fackeln hin und her. Die Dämmerung wob bereits ihren Schleier um Meer und Felſen; die wilden Fiſcherbuben ſprangen noch immer wie Gemſen an den Klippen auf und ab.

Ich wandte mich links bergan in eine jener Gaſſen, die das letzte Erdbeben in Trümmer ſtürzte. Die chriſtliche Bevölkerung pflegt dem Zorne Gottes zu weichen, und eine alte Satzung der Republik beſtimmt den Schauplatz ſolcher Verwüſtung zu einem Zufluchtsort für die orientaliſchen Juden. Der Jude baut ſich auch da noch gern an, wo der Chriſt Fluch und Verwünſchung fürchtet. Wie ich über Schutt und Gerüll die todte Gaſſe hinaufſtieg, ſaßen und hingen die Menſchen des alten Teſtamentes haufenweis auf den halbzerſtörten Mauern und

Dächern, einige wie friedliche Schwalben am Gebälk, andere mitten im peſtartigen Schmutz, wie Raben, die keinen Ort ſcheuen, wo Beute lockt.

Lautes Getümmel und Geſchrei, das von der Bucht herauf erſcholl, lenkte meine Schritte wieder zurück. Zwei Fiſcherknaben, die keckſten unter den Angelern, hatten beim Schwingen der Leine das Gleichgewicht verloren und waren von Klippe zu Klippe in die Bucht geſtürzt; ihr Hülferuf erſtarb im Geräuſch der Brandung. Schnell genug war das Ufer von Fackeln erhellt, aber erſt nach beträchtlicher Weile gab der Schlund ſeine Opfer wieder. Die Männer trugen die erſtarrten Körper an's Land, ſchüttelten und ſtülpten ſie kopfüber; zwei Weiber ſtürzten ſich mit dem Schrei der Verzweiflung auf die entſeelten Leiber ihrer Söhne. — „Ruft den gelehrten Juden herbei, den kleinen Rabbi!“ riefen mehrere Stimmen; „dort oben hauſt er in dem alten Eulenneſt, das ſich an den Fels klammert! — Tragt die beiden Buben zu ihm hinauf,“ ſagten Andere. „Ehe der Alte herunter kömmt, iſt es zu ſpät!“

Raſch waren die Körper der beiden Knaben, man konnte ſie vielleicht ſchon Leichen nennen, auf die Schultern der Männer gehoben; der ganze Zug ſetzte ſich die Felſengaſſe hinauf in Bewegung; wie aus einem dumpfen Keſſel tönte das wilde Gewirr, das Geheul der Weiber, das Geſchrei der Kinder aus der engen Schlucht herunter. Vor einem halbzerſtörten Hauſe machte man Halt. Aus einer Mauerſpalte, die mit zerbrochenem Glas- und Oelpapier verſetzt, ein Fenſter bildete, drang ein ſparſames Licht hervor. Die Bewohner der Höhle waren alſo daheim. Man hielt ſich nicht damit auf, an die verſperrte Thür zu klopfen und auf ihr Oeffnen zu warten; ohnedies genügten wenige Fauſtſchläge, die mürben Bretter, die den Eingang wehrten, zu zertrümmern.

„Her mit dem Rabbi! Heraus mit dem Juden!“ ſchrie der tobende Haufe in der Gaſſe, während ich mich mit den Trägern durch die ſchmale Oeffnung in das Innere drängte, im halberhellten Raume mit Händen und Füßen ſuchend und tappend. Aus dem Winkel des Zimmers, eine ſpärliche Lampe in der einen Hand, den Talar mit der anderen feſt an die Bruſt gedrückt, erhob ſich die kleine, dünne, ſchwärzliche Geſtalt eines Mannes. Ein altes rußiges Weib, das neben ihm am Boden gekauert, ſuchte auf dem Heerde einen Spahn Holz zurecht, zündete ihn an und drückte den auflodernden Brand in die Mauerſpalte. Die Höhle war hell; es war der Rabbi Laſſe, mein kleiner, ſanfter, kluger Jude von San Lorenzo, der in ihrem eigenen Tempel die eben ſo überweiſen wie übermüthigen Chriſten beſchämte.

Das ganze Zimmer war von dem lärmenden Schwarm angefüllt, während Die, welche der Raum nicht faßte, das Dach des Hauſes zu erſteigen Miene machten, um ſich zerſtörend und verwüſtend von oben her Eingang zu verſchaffen.

„Er iſt ein Weiſer aus dem Orient!“ ſchrie die verworrene Menge. „Er verſteht die ſchwarze Kunſt! Er laſſe ſehen, ob ſeine Zaubereien gut genug ſind für Chriſtenkinder!“ — Die beiden Körper der Jünglinge hatte man ihm zu Füßen hingebreitet.

Es war nicht nöthig, dem Rabbi Muth einzuflößen, er war jetzt nicht ſcheu, nicht ängſtlich; er ſchien daran gewöhnt, daß man ihn ſo ſtürmiſch um Hülfe anging. Ein ſtummer Wink von ihm genügte, die Alte in Thätigkeit zu ſetzen, damit ſogleich das Nächſte und Nöthigſte geſchah. Die zwei entſeelten Körper lagen, in wärmende Decken gehüllt, am Boden, der Rabbi kniete hin und rieb die ſtarren Glieder, die Alte und ich waren mit wollenen Tüchern behülflich. Es war vergeblich; kein Puls wollte ſchlagen, kein Athemzug ſich regen. Auf die Stille, die während deſſen unter der lauſchenden Menge herrſchte, erfolgte von neuem ein dumpfes Gemurmel. Ich verſuchte umſonſt den Aufruhr der Gemüther zu beſchwichtigen; ſtatt der bisherigen Bitten, Erwartungen und Hoffnungen wurden drohende Stimmen laut. Der Rabbi ſaß ſtill am Boden, ſtarrte den Todten in's Geſicht, befühlte ihre Herzgrube und ſchüttelte leiſe das Haupt. Plötzlich ſprang er auf, fuhr mit ſeltſamen Gebährden im Zimmer herum und ſtreckte beide Hände gen Himmel. „Laßt mich allein mit den Jünglingen!“ ſchrie er laut; „Menſchenkunſt reicht nicht mehr aus; Gott, der alleinige Gott, muß helfen!“

Ein plötzlicher Entſchluß ſchien in ihm reif zu ſein. Er trieb den ganzen Schwarm aus dem Zimmer hinaus; Niemand wagte ſich ihm zu widerſetzen, ſo ſtürmiſch, mit lautem Geſchrei und Gezänk drang er auf Alle ein. Auch die Alte mußte weichen, und ſchon hatte er die Thür mit Brettern, mit Stuhl und Tiſch geſperrt, als er mich noch wahrnahm. Er ſchien Luſt zu haben, mich ebenfalls zu vertreiben; aber die Haſt und Angſt, die ihn befiel, geſtattete ihm keinen weiteren Verzug. Er holte allerlei Geräthſchaften herbei, warf ſich dann plötzlich wie ſinnlos nieder, drückte die Stirn wider den Boden, ſchrie und jammerte wie in letzter Todesqual; dann ſprang er zu dem Pult im Winkel, blickte in das aufgeſchlagene Buch und warf ſich von neuem ſingend und heulend über die beiden Leichen, küßte ihre Stirn, hauchte ihre Herzgrube an und beſtrich die ſtarren Glieder mit einem feinen eiſernen Stäbchen vom Wirbel herab bis zu den Fingern und Fußſpitzen. „O mein Himmel!“ rief er Athem ſchöpfend und die hellen Tropfen auf der Stirn trocknend, „es ſind ihrer zwei, und ich bin hier allein, allein mit meinem Gott!“ Er ſtierte mich an; ich wußte nicht, ob ein Dämon ſeine Sinne verwirrte. Es war eine bange Minute des Schweigens, während draußen das Gemurmel des Volkes ſich von neuem wie eine heranwachſende Fluth erhob. „Bete mit mir!“ ſchrie der Rabbi in höchſter Angſt, „du biſt kein Sohn Abraham's; aber ob Chriſt, ob Heide, bete zu deinem Gott! Helfen wird freilich nur der Eine, der Wahre, der Gott meiner Väter!“

Ich blickte mich erſchrocken um, ob kein Lauſcher da ſei, kein Zeuge des heiligen Amtes, kein Bote der Inquiſition. Der Rabbi warf ſich auf den Boden und ſang wunderbare Worte mit einer Stimme, die bald wie die Klage des Gefolterten, bald wie das Wimmern eines hülfloſen Kindes klang. Dann warf er den Talar, faſt ſeine ganze Bekleidung, von ſich. Es war ein ſchrecklicher Anblick, wie der kleine, mit greiſem Haar bedeckte Körper des Mannes in die wilde Bewegung eines Raſenden gerieth. Die grauen Locken flatterten über ſeine Stirn, in ſeinem ſonſt ſo ſtillen, ruhigen Auge loderte eine verzehrende Gluth. Von neuem war er über die Jünglinge hingeſtürzt, ſtrich und rieb auf und nieder, bald ſanft, bald heftig, und fuhr mit dem eiſernen Stabe über die ſtarren Glieder hin und her.

Als er erſchöpft innehielt, — er lag mit ſeinem Körper ganz über die Knaben gebreitet, — trat ich zu ihm, berührte ihn ſanft mit der Hand und ſprach: „Seid ohne Furcht, Meiſter, ich ſchütze Euch, wenn Ihr das Unmögliche nicht leiſten könnt!“

„Hebe dich von mir, Zweifler! willſt du meinen Glauben ſtören? iſt dein Gott ſo ohnmächtig, ſo arm?“ — Er rief es mit einer

Begeiſterung, die an wilden Zorn grenzte. — „Sie leben, beide Jünglinge leben! Mein Gott hat mir geholfen. Gelobt ſei der Gott Abraham's, der alleinige Gott Himmels und der Erde!“

Er hatte ſich in die Höhe geſchnellt und ſank von neuem zuſammen. Ich griff nach den Pulſen der Jünglinge; das Leben klopfte von innen leiſe an die Pforten des eiſernen Todes. Neue Wärme drang durch die Adern, die Knaben regten ſich, ſie ſchlugen die Augen auf: „Hallelujah!“ rief ich, „Meiſter, dein Gebet iſt erhört!“

Er raffte ſich auf, warf ſich in ſeine Kleider, entfernte ſorgfältig alle Geräthe, drückte dann beide Hände gegen ſeine Bruſt und ſprach mit geſenktem Haupte ſtille, leiſe Worte des Dankes in ſich hinein. Dann öffnete er die Thür und rief mit lauter Stimme: „Herein mit Euch! Euere Jünglinge ſind lebendig!“

Tobend und jubelnd brach die Menge in's Haus, Weiber und Kinder frohlockten laut, ein ſchallendes Halloh drohte die mürben Wände der Hütte zu erſchüttern. Die Geretteten erholten ſich raſch; die Männer hoben ſie auf die Schultern und trugen ſie unter lautem Triumph von dannen. Neue Schaaren hatten ſich von allen Seiten her in die Berggaſſe gedrängt, man zündete Fackeln an und gab den Trägern ein glänzendes Geleit. Vom Ufer herüber tönte das wilde Geſchrei der ausgelaſſenen Freude des Volkes. Die Brandung der Wogen, denen man ihre Beute entriſſen, donnerte dumpf im Felſenkeſſel nach. — Der Lärm verklang, die Menge verlief ſich, es ſtanden nur noch Wenige umher, die Zeuge des Geſchehenen geweſen. — „An den Juden, an den Mann des Wunders denkt Niemand weiter,“ ſagte ich halblaut für mich hin.

„Wohl ihm, wenn man es ihm nicht gedenkt!“ nahm mit ſcharfer, bitterer Betonung eine Stimme neben mir das Wort auf.

Ich mußte meine Augen in die Höhe richten; auf der Baſtion des alten Hafens, dicht am Rande des Felſenabgrundes, ſtand eine tief in Gewänder gehüllte Geſtalt, einer Bildſäule gleich, auf dem kecken Poſtament ſtarr und regungslos emporragend. Ich hatte mich an die Brüſtung der Mauer gelehnt und richtete mich jetzt auf, um die Sprecherin in's Auge zu faſſen. Ein Weib ſchien es, ſo dumpf und tief auch der Ton, der aus der Hülle der Tücher drang, die nach der Sitte des Morgenlandes ſelbſt die Lippen der Sprecherin verbarg.

„Wer ſoll es ihm gedenken, im böſen Sinne?“ fragte ich.

„Wer?“ entgegnete die Erſcheinung mit Spott und Hohn, „alle Welt wird es ihm nachtragen, Volk und Prieſter, Signorie und Pöbel. Das chriſtliche Volk nennt ihn einen Magier, und auf Ausübung dieſer Kunſt ſteht der Tod!“

Eine jener Töchter des Orients ſtand vor mir, wie ſie Tizian in ſeinen Bildern malte, eine jener Amazonen des Morgenlandes, die bei der gewaltſam zuſammengehaltenen Kraft ihres Muskelbaues jeden Augenblick im Stande ſind, zum Schwert zu greifen, um von einem Holofernes das Haupt zu fordern. Ihr großes junoniſch geſchwungenes Auge blickte, wie nach dem Donner ſuchend, ſtarr in den Nachthimmel hinauf, dann verachtungsvoll auf den Strand hinunter, wo ſich die lärmende Menge wie Gewürm in ihre Schlupflöcher verlief.

„Wer,“ ſagte ich, „ſoll hier ſo grauſam ſein, eine alte erloſchene Satzung anzuwenden? Auf magiſche Künſte ſteht der Tod; wer aber würde hier Wohlthat mit Undank vergelten können?“

„Wer?“ entgegnete das Weib, „wer nicht? ſolltet Ihr fragen! Die Chriſten ſind treulos, ſie ſteinigen heute, dem ſie geſtern die wohlthuende Hand geküßt. Das Vorurtheil iſt ihr Gott, der Moloch, dem ſie die Welt ſchlachten!“

Ich war betroffen von der verwegenen Rednerin zurückgetreten, die ſo eben an der Baſtion hinunterſtieg, um hinter den Felſen einen Pfad nach der Tiefe zu ſuchen. Der Blitz ihres Auges fuhr noch leuchtend über mich hin, als ſie halb zurückgewendet zwiſchen dem Geſtein verſchwand.

Ich gedachte des Rabbi; es trieb mich zu ihm zurück. Die Sorge, es könne ihm wirklich Wohlthat mit Undank vergolten werden, war in mir aufgetaucht; ich ſtieg eilig die Trümmergaſſe von neuem hinauf zu ſeiner Wohnſtatt.

Es war ſtill geworden in der Hütte; nur die kleine Lampe mit ihrem unſicher flackernden Licht brachte eine unruhige Bewegung in das Bild. Der kleine Mann mit dem ſtarken Glauben, den Rücken dem Eingang zugewendet, ſaß friedlich ſtill in ſeinem Winkel. Auf der Bank neben ihm ſtand ein Krug Waſſer, eine Schaale Honig und ein Brot: wie es ſchien, ſein Nachtmahl. Er hielt das Meſſer in der Hand und ließ es ſpieleriſch zwiſchen zwei Fingern in der Schwebe auf und nieder gleiten, und während er ſinnend vor ſich hinblickte, wiegte er zufrieden und wohlgefällig, ganz mit ſich ſelbſt beſchäftigt, ſein greiſes Haupt. Er ſchien keines Dankes gewärtig zu ſein, kein anderes Lob verdienen zu wollen, als das er ſich ſelbſt im Stillen gab. Ich ſtand hinter ihm, ohne daß er meinen Eintritt bemerkt hatte.

„Meiſter,“ ſagte ich, meine Hand leiſe auf ſeine Schulter legend, „Meiſter, Euer Glaube hat geholfen, Euer Gott iſt ein mächtiger Gott!“

Er ſtand hoch auf und ſah mich verlegen und erſchrocken an. Dann drückte ſich die feine ſpärliche Geſtalt des Alten wieder kümmerlich zuſammen; aus dem milden, ſanften Augenpaar lugte die Vorſicht wie ein furchtſamer Spion hervor.

„Ah! ſeid Ihr's, Signor?“ ſagte er, ſich meiner erinnernd. „Verzeiht,“ flüſterte er ſchüchtern, „wenn ich im Drang der Noth Worte ausſtieß, die ungehörig waren.“

„Wer den ſtärkſten Glauben hat,“ ſagte ich bewegt, „der hat den wahrſten Gott!“

Er hatte mich jetzt von neuem mit Blicken gemuſtert, die auf meinem ſchwarzen geiſtlichen Gewande haften blieben.

„Scheuet dieſe Hülle nicht!“ ſagte ich, „ſie bedeckt für diesmal ein Herz, das den Menſchen im Menſchen ſucht, ihn als Bruder begrüßen möchte. Laßt mich Euere Hand drücken, die ſelbſt an Eueren Feinden Gutes thut. Iſt das chriſtlich: fürwahr, mich dünkt, ſo ſeid Ihr ein Chriſt, ein beſſerer als Viele, die: Herr, Herr! rufen. Muß ich Euch um der Stärke Eueres Glaubens willen beneiden, ſo habe ich wohl Grund, ehrfurchtsvoll zu dem Gott aufzublicken, zu dem Ihr betetet. Und der Gott, der hier hülfreich war, iſt ja doch auch der Vater Aller, das Urelement der Welt! Nur die blinde Verworrenheit der Menſchen, Meiſter, hat es verſchuldet, wenn ſie ſich um der verſchiedenen Aeußerung ihres Glaubens willen verfolgen. Laßt es ein gutes Zeichen ſein, daß Ihr auch in dem Gewande eines chriſtlichen Ordens einen Menſchen fandet, der ſich Euch liebevoll naht!“

Er ſah mich ruhig an, aber in ſeinem braunen Auge ſpiegelte ſich noch leiſe der Argwohn, der im Hintergrund ſeiner Seele niſtete. Ich fühlte in ſeinem ſtillen Blick den Vorwurf einer jahrtauſendlangen Schmach, die das Chriſtenthum auf ſein Volk gehäuft. Dieſer Blick ſchien ſagen zu wollen: Bin ich ein böſer Zauberer? Meine Kunſt iſt trüglich, aber Gott iſt groß! Warum kommſt du zu mir? Vielleicht nachdem ich Euch Gutes gethan, um mir heimlich wehe zu thun?— Ich bezwang kaum die Bewegung, die ſich meiner beim Anblick der lächelnd ſtillen, ſchmerzlich bittern Leidensmiene des Mannes bemächtigte; ich glaube, mir zitterte verſtohlen eine Thräne im Auge, wie ich meine Schuld, die Schuld der chriſtlichen Jahrhunderte, gegen den Juden fühlte.

„Meiſter," ſagte ich, „ich habe neulich in San Lorenzo die Klugheit Eueres guten Verſtandes bei ſo viel ehrlichem Eifer für die Wahrheit bewundert. Laßt mir heute das freudige Erſtaunen über die Entdeckung eines ſtarken, großen, heiligen Willens, der die Natur bezwingt, weil er mit Gott im Bunde iſt!"

Wir ſaßen unvermerkt uns gegenüber, Aug' im Auge. Er hatte mir den Platz neben ſich gegönnt auf der ſchmalen Bank. Die Hand, die er mir nicht reichen wollte, hatte ich von ſelbſt ergriffen, und er duldete, daß ich ſie hielt, er entzog ſie mir nicht. Auf ſeinem Antlitz wechſelten ruhige Gleichgültigkeit, ſtille Befremdung und eine Herzensgüte, die ſich gar nicht zutraut herauszutreten; er ſchien es nicht gewohnt, ſich liebevoll berührt zu fühlen. Die dürftige Lampe flackerte bald keck in die Höhe, bald glomm ſie ſchüchtern in ſich zuſammen. Es war ſehr ſtill um uns her. Man findet nicht immer gleich das rechte Wort, wenn man mitten im Gewühl des verworrenen Lebens plötzlich einen ächten, reinen Menſchen entdeckt. Es war mir, als läge draußen die Welt in Trümmern, als hätten die Jahrhunderte ihre Irrthümer und Gebrechen als Schutt um die kleine Hütte aufgehäuft und drinnen ſäßen, wie in den Gräbern Pompeji's, von kaltgewordener Lava überdeckt, zwei ſtille gerettete Geſtalten.

„Meiſter," begann ich unſer Schweigen brechend, „die Welt iſt ſehr arm geworden an Glauben, ſehr arm und hülfsbedürftig. Sie beten in ihrer Verworrenheit zu allerlei Heiligen und finden Gott nicht mehr heraus!"

Der Rabbi ſprang wie entſetzt von der Bank auf und ſtarrte mich an. Befiel ihn die Angſt, ich möchte in der Geſtalt des Verſuchers genaht ſein? Mit einer jähen Haſt löſte er den Gürtel ſeines Talars, ſchüttelte das Gewand ſo heftig, als wenn er es von Staub ſäubern wollte, ſah mich dann nochmals durchdringend an, ſetzte ſich aber wieder neben mich und legte langſam ſinnend ſein zerknittertes Kleid in regelrechte Falten. Er ſchien nach dem rechten Inſtrument zu ſuchen, um Aufſchluß über mich zu erhalten.

„Ich weiß nicht," ſagte er endlich nach langem Schweigen, ſchüchtern und ängſtlich ſeine Blicke werfend, — „ich weiß nicht wie Euer Wort zu Euerem Kleide ſtimmt."

„Ein Kleid verhüllt den inwendigen Menſchen," ſagt' ich, „aber es erdrückt, es begräbt ihn nicht. Ich bin Euch anſtößig im Gewand des Collegiums, das ſich nach dem Herrn und Heiland nennt. Ich werde es bald von mir thun; denn ich bin der Schule entwachſen."

„Und Ihr meint wirklich, die Heiligen hätten in der Chriſtenheit Gott verdrängt?" fragte Rabbi Laſſe ſo eifrig und dringend, daß der Ton ſeiner Rede wie ein heimliches Frohlocken klang. Er lenkte jedoch gleich wieder ein. „Das aber ſollen doch Euere Heiligen wohl nicht!" ſetzte er hinzu, „ſie ſollen es nicht im Sinne Euerer Kirche, ſie ſollen Gott nicht verdrängen, ihn vielmehr mit der Creatur vermitteln, Stellvertreter ſein zwiſchen ihm und ihr! Meint Ihr nicht?"

„Eines Mittlers," ſagte ich, „bedarf die Welt, um den Gedanken der Kindſchaft Gottes feſtzuhalten, aber nur des Einen, der ſelber rein befunden wurde und zuerſt dieſen Gedanken in ſich entdeckte. Ich bin mit mir einig geworden, daß die römiſche Kirche ſich in dieſem Sinne verjüngen muß."

„So ſeid Ihr reif" — fuhr der Rabbi heraus und zögerte auszureden.

„Zum Ketzerthum!" ergänzte ich ſeine Rede, „wenn Ihr ſo mit dieſem Namen das gereinigte Chriſtenthum bezeichnen wollt, das die Spreu vom Weizen ſondert, die Satzungen der Menſchen verwirft und am Kern der Sache Gottes feſthält! Meiſter, Ihr würdet dieſem

Ketzerthume, wenn Ihr es kenntet, Gerechtigkeit widerfahren laſſen! Es gibt ein chriſtliches Ketzerthum, das einen ſo ſtarken Glauben hegt, wie er nur in den Propheten des alten Bundes ſich bekundete."

„Man nennt es im deutſchen Norden Lutherthum," ſagte der Rebbi.

„Dies Lutherthum," fuhr ich fort, „das in der Perſon Chriſti ſeinen Mittelpunkt und ſeinen alleinigen Mittler ſucht, iſt auch zugleich auf den alten Bund zurückgegangen, ſieht im neuen Teſtament nur die Beſtätigung des alten, indem es mit Chriſtus die Offenbarung ſchließt. Und wenn Ihr in dieſem Mittler auch nur einen Propheten, den letzten Eueres Volkes ſeht, ſo könnt Ihr Euch zu ihm bekennen und in dieſem Sinne Chriſt ſein."

Die Ehrlichkeit meiner Worte zwang ihn, allen Argwohn fahren zu laſſen. Die Falte auf ſeiner Stirn war verſchwunden, ſein bisher lauernder und bohrender Blick wurde ſanft und gütig: nur um ſeine feingeſchwungenen Lippen ſpielte noch ein heimlich verſtecktes Lächeln.

„Ihr habt damit begonnen, meinen Glauben zu preiſen," ſagte er, indem er drohend den Finger gegen mich erhob, „und jetzt ſtürmt Ihr ſchon auf mich ein, als müßtet Ihr mich auf den einen ſchmalen Weg hindrängen, den Ihr, wie es ſcheint, für Euch gefunden habt. Kann es denn der Wege nicht viele geben? Sagte nicht Euer Herr und Meiſter ſelbſt, es gäbe der Wohnungen viele im Hauſe ſeines himmliſchen Vaters? Seid bei Euerem Lutherthum, wenn Ihr Eueren Glauben nach dem großen ſtarken Kämpfer gegen Rom ſo nennen wollt, — ſeid doch, bitt' ich, auf Euerer Hut, daß Ihr nicht die Ausſchließlichkeit der alten Kirche in die neue mit hinübernehmt! — Das Judenthum macht keine Proſelyten!"

Das ſtrafende Lächeln ſtand jetzt auf ſeinem ganzen Antlitz, funkelte in ſeinen dunkelbraunen Augen, thronte auf der hellen reinen Stirn. Ich fühlte mich beſchämt, ob mich ſchon ſein Argwohn nicht traf. — „Nur nach Austauſch mit Euch verlangt mich, Meiſter," ſagt' ich, „Belehrung ſuch' ich, ein Schüler bin ich, kein Sendling der Propaganda. Selbſt zum Prieſter eracht' ich mich zu gering. Mein Herz dürſtet nach reinem Quellwaſſer, und ich finde es bei

Euch, während in der verworrenen Chriſtenheit ſelbſt das Verlangen danach erſtorben iſt.“

Die kleine Geſtalt des Mannes hob ſich vor meinen Augen mächtig in die Höhe: ein wehmüthiger Ernſt lag plötzlich auf ſeinem ſtillgewordenen Antlitz. Dann überkam ihn wieder die Unruhe, die ſich in der Haſt ſeiner Bewegungen verrieth. Er war aufgeſtanden, war im kleinen Raum des Gemachs ſtürmiſch auf und ab geſchritten; jetzt ſtand er wieder vor mir und ſah mich ruhig durchdringend an.

„Ich glaube an Eueren Jeſus von Nazareth, als an einen von Gott geſandten Propheten!“ ſagte er feierlich. „Aber Ihr nennt ihn Gott. Ich begreife das nur, ſofern alles Prophetenthum göttlicher Art iſt. Wer die reine Natur wieder in ſich findet, der iſt Gottes Kind. Die alten Weiſen des Morgenlandes ſind den Spuren der urſprünglichen Gottähnlichkeit des Menſchen nachgegangen. Sokrates, der Heide, hat ſie in ſich entdeckt, die Propheten in ihrer Erleuchtung ſtanden in dieſem Zuſammenhange mit dem Herrn, alſo daß ſie ſich als ſeine Söhne fühlten, und hat Jeſus am vollkommenſten die göttliche Urnatur des Menſchen wieder aufgefunden, ſo war er der reinſte Menſch, und der reine Menſch iſt göttlicher Art. Aber auch der edelſte Sohn ſollte uns nicht den Vater verdrängen wollen!“

„Meiſter,“ ſagt' ich als er ſchwieg, — „wenn wir in Jeſus von Nazareth den Edelſten und Reinſten finden, ſo wollen wir eben nur mit ihm und an ſeiner Hand Theil haben an der Gemeinſchaft mit Gott. Der Sohn ſoll uns zum Vater führen!“

„Ihr behauptet,“ unterbrach mich der Rabbi ſehr ſtreng, „ſchon der Glaube an ihn mache ſelig. Die Römiſchen ſuchen ſich mit äußerlichen Werken von der Verdammniß loszukaufen; das Lutherthum verwirft die Werke, will durch den Glauben allein gerechtfertigt ſein. Mich dünkt, Ihr ſeid hüben und drüben einſeitig im Irrthum befangen. Euere Werkthätigkeit iſt Euch ein gedankenloſes Thun geworden, und der Glaube iſt kein thatſächliches Leben mehr. Denn was heißt Euch Glaube? Die Annahme, daß Alles richtig und abgethan iſt, die Erlöſung ſich ohne Euer Zuthun erledigt? Weſſen Glaube unter Euch iſt aber ſo in Liebe zu dem Menſchen hingegeben, daß die Natur Chriſti in ſein Schaffen und Wirken überginge? Vor lauter Lärm kommt der Römiſche nicht zur Beſinnung im ſtillen Gebet, und Dem, der ſich zu Luther bekennt, erwächſt aus dem Gebet doch immer noch kein volles, freudiges Menſchenleben. Seid, bevor Ihr Chriſten ſein wollt, doch erſt Menſchen!“

Ich ſah betroffen zu Boden; ich dachte unwillkürlich wieder an den Spruch des deutſchen Angelius Sileſius:

Iſt Chriſtus tauſendmal in Bethlehem geboren,
Und nicht in dir, ſo bleibſt du ewig doch verloren!

Es überlief mich heiß, und ich ſchwieg.

Der Rabbi nahm mich gefangen mit ſeinem Blick, mit ſeinem Wort. — „All' Euer Chriſtenthum,“ fuhr er fort, „erſcheint mir nur wie ein nothdürftiges Auskunftsmittel, um den Urgeiſt, deſſen Walten Ihr nicht in Euch ſelber mehr entdecken könnt, Euch nach Außen fern zu rücken, es ſei in einem Dieſſeits oder in einem Jenſeits. Auch wenn Ihr Chriſtus für den Allmächtigen erklärt, der Euch in Euerer Reue und Buße erlöſen kann, ſo habt Ihr damit noch nicht Theil an ſeiner Natur, denn ſein Weſen war thätige Menſchenliebe. Ihr habt ihn, wenn Ihr ihn Gott nennt, ſtatt aus eigenem freien Entſchluß ſelber göttlich werden zu wollen, — habt ihn damit nur von Euch gethan und beſeitigt. Ich will nicht von dem Chriſtenthum reden, das die Neger mit Hunden in die Meſſe hetzte. Ich will nur von Euerer, wie Ihr ſagt, gereinigten Lehre ſprechen. Sie läßt Euch ſchwören, daß Ihr vom Leib des Herrn eſſet. Wer aber iſſet denn von ſeinem Geiſte? Die drei erſten Evangeliſten und die Apoſtelgeſchichte wiſſen nur vom Menſchen Jeſus, aber von einem Menſchen freilich, den Gott erfüllte. Es war eine jüdiſche Gemeinde, die ſich um ihn verſammelte, und Er war in ſeiner vom Geiſt durchleuchteten Natur ein einfach ſtiller, tiefer Menſch. Was habt Ihr für Lärm und Geſchrei von ihm gemacht! Mit Pauken und Trompeten laßt Ihr ihn gen Himmel fahren, und habt ihn von Euch vertrieben und verſchüchtert. In ſeiner zarten Scheu vor aller Wirklichkeit hat er kein irdiſches Kirchenreich ſtiften können, in ſeiner weichen, in Gott aufgelöſten Seele hat er auch kein Dogma feſtſtellen wollen, auf deſſen Buchſtaben hin man ſich Seligkeit erwerben könne; ſeine Lehre war Hingebung in Liebe an die Menſchen. Erſt die Tobſucht der Stürmer und Fanatiker rief: Verflucht iſt, wer nicht an ſein Wort glaubt, auf ſeinen Leib verpflichtet iſt, von ſeinem Blute trinkt! Und ſo hat denn die Welt, jemehr ſein liebevoller Geiſt ihr abhanden kam, ſich um ſein Wort geſtritten, und iſt die große Verwilderung und Verwüſtung da hereingebrochen, wo ſich der Geiſt der Demuth und Geduld, der Hingebung und Liebe, am friedlichſten und freudigſten bethätigen ſollte!“

Der Rabbi ſchwieg. Er ſenkte das Haupt, er drückte ſeine Stirn in beide Hände und blieb ſtumm. Ich ſaß lange und lauſchte auf ſeinen Athemzug. Er ſchlief nicht; ich weiß nicht, war er erſchöpft, oder hielt er eine ſtille Einkehr in ſich ſelbſt.

Rabbi Laſſe hielt die Lehre Chriſti nur für eine Ergänzung des Judenthums, nur für die weibliche, für die paſſive Seite der ganzen Religion. Chriſtus, ſagte der Rabbi, habe nur ſelten von Moſes geſprochen, weil dieſer als ſein Gegenſtück mehr der auf Thatkraft dringende Held ſei. Er ſprach mir in jener Nacht auch von Hillel als einem der Vorläufer Chriſti, der ſchon Demuth gelehrt und ganz eingegangen ſei in die duldende Liebe. Er ſprach von Sirach und jener Zeit der Gefangenſchaft der Juden, die ſich ſchon ganz als eine chriſtliche Epoche, als eine Epoche der Einkehr des Geiſtes in ſich ſelbſt, verkündigt habe, und ſo gebe es vielleicht im Leben aller Völker Momente, wo ſie Gott fanden, jedes nach ſeiner Art und Weiſe zur Kindſchaft Gottes Beruf in ſich trug. Die wahre Religion der Menſchheit iſt keine abgeſchloſſene, in ſich fertige und alleinſeligmachende Kirche, zu der ſie jederzeit die Prieſter gemacht!

Ich ſaß und ſann darüber nach. Es war der Nachklang von der Rede des Rabbi in mir ſelber. — Unvergeßliche Stunden, die ich in der Hütte des Meiſters zubrachte! War mir's doch als flatterten, obwohl ſcheu und ſchüchtern, gute Geiſter um uns, als rauſchten Engel mit ihrem Flügelſchlage draußen am kleinen Gitterfenſter und als hielten ſie Wache vor der Thüre, damit die Welt mit ihren Gräueln und mit ihrem Aberwitz die leiſe Stille nicht ſtörte, in der meine Seele von einem reinen Quell der Wahrheit trank.

Die Nacht war ſchon weit heraufgezogen, als ich das Haus des Juden, der mir das Chriſtenthum gedeutet, verließ. Er hatte mir noch die Hand ſanft geſchüttelt, als er mit der Lampe in der Thüre ſtand, mir vorſichtig den Pfad durch das Geröll der Steine bezeichnend. Im Innerſten erſchüttert, ſchlich ich fort. Und doch war mir eine Wohlthat erwieſen. Ich mußte an Nikodemus denken, der heimlich in der Nacht den Herrn beſuchte. Nur war hier der Anhänger Chriſti der Lernende, der Troſt- und Hülfebedürftige, und ein Jude der Lehrende geweſen, der Segen ſpendete mit ſeinem Reden und Thun.

Ich wandelte noch lange am Strande auf und ab. Erſt als die Sonne über die Felſen ſtieg, ſuchte ich meinen Heimweg.

Achtes Kapitel.

Donna Carlotta.

Ein neuer Glaube thut noth, und ein neuer Gott, der Wunder thut, kraft dieſes Glaubens im Gebete! Und dieſer neue Glaube, dieſer neue Gott ſollte der ewig alte, der Gott der Erzväter und Propheten, der Gott des alten Bundes ſein?

Das waren die Gedanken und Fragen die mich anderen Tages erfüllten. Dabei tauchte der Zweifel auf, ob der Rabbi bei der Errettung der Todten lediglich die Macht ſeines Gebetes habe walten und wirken laſſen. Ich hätte gern die Kraft ſeiner magnetiſchen Stäbe geprüft, über ſeine Kunſt der Todtenerweckung ein Näheres erfahren.

Abends war ich wieder im alten Hafen von Genua und ſtieg, ſobald die Dämmerung den Beſuch begünſtigte, die Judengaſſe von neuem hinauf. Ich hatte von fern Licht im Hauſe des Rabbi geſehen.

Die Thür war ohne Verſchluß. Sobald ich aber eintrat, war es finſter im Raume und Niemand regte ſich. Ich verließ die Hütte und beſuchte die benachbarten Behauſungen, um Erkundigung einzuziehen. Niemand konnte mir Auskunft geben. Der Rabbi, hieß es, ſei oft wochenlang verſchwunden, er verweile oft nur wenige Tage in der Hütte, um monatelang in der Ferne zu weilen, Niemand wiſſe wo. Betrübt ſtieg ich die Gaſſe hinunter, kehrte aber alsbald zurück. Ich hatte von neuem Licht im Fenſter des Rabbi geſehen; es konnte keine

Täuſchung ſein. Und doch war der Raum, wie ich die Thüre des Gemachs öffnete, wieder dunkel. Ich rief: es erfolgte keine Antwort, aber im Hintergrunde bewegte ſich jetzt ein raſchelndes Gewand. Ich trat ein; das Geräuſch wiederholte ſich nach dem Fenſter hin.

„Meiſter," ſagte ich, „entzieht Euch mir nicht! Ich bin's, ein Freund, der Euch geſtern auf dieſer Stätte begrüßte."

Es blieb ſtill. Die unſichere Geſtalt, die ich noch immer für den Rabbi nahm, hob ſich vor mir bald in die Höhe, bald knüllte ſie ſich in den Mantel zuſammen. — „Elieſar!" erhob ich von neuem meine Stimme, „ich komme Euch die Hand zu bieten, ein Menſch zum Menſchen, ein Hülfeſuchender, Rathbedürftiger zum Arzt und Retter!"

„Nennt ihn nicht Arzt!" tönte eine Stimme aus dem Dunkel hervor.

Es war die Stimme des Weibes, das geſtern am Hafen mit der Majeſtät des alten Bibelthums zu mir ſprach.

„Warum ſoll der Rabbi nicht Arzt heißen?" ſagt' ich. „Iſt er doch ein Arzt an Leib und Seele!"

„Nur weil es ihm glückte, in dringender Noth einem Mächtigen dieſer Erde Hülfe zu leiſten, nur weil er dem Dogen die verdorrte Hand geheilt, duldet man ihn. Führt den Meiſter nicht in Verſuchung und in Gefahr!" warnte die Sprecherin. „Das Volk will immer Propheten haben, aber es ſteinigt, die zu ihm geſandt ſind!"

„Mich erfüllt eine ſtarke Zuverſicht zu der Wunderkraft ſeiner Hand. Vor meinen Augen hat er geſtern durch die Macht ſeines Gebets die beiden Jünglinge zum Leben erweckt; ich glaube an den, der mit ihm im Bunde iſt. Aber mich erfüllt zugleich der Drang des Wiſſens, welcher Mittel er ſich dazu bedient."

„Elender Zweifel!" ſagte das Weib, „ſchon das iſt Verrath am Werk der Wunderkraft. Wer fragt, der zweifelt, und wer zweifelt iſt unfähig, das Wunder zu thun oder nur zu ſchauen. Wem's der der Herr geben will, dem gibt er's im Schlaf. Ihr ſeid ſehr wißbegierig, Schüler Loyola's, aber nicht gläubig genug!"

„Hülfsbedürftig bin ich," war meine Entgegnung, „und voll Sehnſucht, den Greis wiederzuſehen, an deſſen Lippen ich hing, deſſen Worte Balſam ſind für ein nach Wahrheit dürſtendes Herz. Hier war es, wo ſich mir geſtern in nächtlicher Stunde die ganze Freundlichkeit ſeines Geiſtes erſchloß. Das Leben iſt wüſt und wirr, und mitten in der Wildniß einen reinen Quell, einen wahren Menſchen zu finden, heißt ſich den Glauben an Gott rechtfertigen.“

Das Weib hatte Licht angezündet in der Hütte. Es war die Judithgeſtalt des geſtrigen Abends. Das faltige Tuch war heute von ihrem Antlitze zurückgeſunken; rabenſchwarzes Haar flatterte aufgelöſt von ihrem Scheitel auf die halbnackte Bruſt; das zornige Auge loderte in dem gefurchten Angeſicht mit der ganzen Gewalt altteſtamentlicher Weihe. So ſtand ſie vor mir mit der leuchtenden Kienfackel, die ſie vom Heerd genommen, eine Geſtalt auf der Gränze, wo das Weib Matrone wird und doch noch ſchön iſt in der ſtarken Fülle großer Formen und Züge. Sie war vor mich hingetreten und ſtreckte den Arm nach mir aus, wie betheuernd und gelobend. „Wohl gibt es noch Mächte des Geiſtes, die Wunder wirken,“ ſagte ſie, „wohl thut der Welt ein Glaube an die halb erloſchene Zauberkraft des Geiſtes noth. Aber führe uns nicht in Verſuchung, Chriſt, denn dein Glaube iſt nicht ächt! Dem Rabbi droht Gefahr von Euch. Zu Abbé Belmar geh', willſt du die Wunderkräfte kennen lernen, die die Natur in ihrem Schooße birgt. Er iſt Chriſt, er darf Wunder thun. Er übt ſie im Namen der alleinſeligmachenden Kirche und zum Vortheil der Propaganda Roms!“

„Ich bin nicht in deren Dienſt,“ ſagt' ich, „ich will rein von ihrer Quelle die Wahrheit!“

„Abbé Belmar,“ entgegnete ſie, „iſt ein Geweihter, einer der Wenigen, die da noch im Verborgenen wiſſen, was der Geiſt über den Leib, der helle Blick über die Oede der Vergangenheit und über das Dunkel der noch ungeborenen Zukunft vermag. Wenn ſeine magiſche Hand über meine Schläfe fährt, durchzuckt es mich wie mit Blitzen, durchleuchtet es meine Seele wie ferner Wetterſchein; die Flügelthüren der hinter uns liegenden Zeit, die Pforten der uns noch verhüllten Ferne vor uns rauſchen vor mir auf.“

Wie ſie mir die flackernde Leuchte entgegenſtreckte, fuhr ſie plötzlich mit gellem Schrei in die Höhe. „Heiland der Welt!“ rief ſie mit wilder Gebährde. „Biſt du ein Schatten der Unterwelt. Oder ſteigſt du, ein Gleichbild deiner ſelber, dein Doppelgänger, höhnend vor mir auf?“

Ich ergriff, wie der Spahn ihrer zitternden Hand zu entfallen drohte, ihren Arm; die ganze Geſtalt des Weibes ſank wie gebrochen unter meinen Händen zuſammen. „Rühr' mich nicht an," ſchrie ſie, ſich mir entwindend, „deine Hand gab mir ſchon einmal den Tod! Spuk böſer Geiſter, haſt du aus der Hölle, wo neckiſche Kobolde hauſen, dein Bild heraufbeſchworen? Oder biſt du's ſelbſt, der mich in Elend und Verzweiflung getrieben, als ich dir Alles gelebt, was ein Weib beſitzt, von der Welt verſtoßen dein Knie, um Erbarmen flehend, umklammerte und du mit kalter Hand mich zurückſtießeſt?"

Ein Strom wilder Thränen badete ihr Antlitz, wie ich die Sinkende in meinen Armen hielt. Sie ſah mich ſtarr an, die Fackel, die ich in die Wandſpalte geklemmt, warf ihr zitterndes Licht über uns her. Ich glaubte mit einer Wahnſinnigen zu ringen, wie ſie mich jetzt mit beiden Händen erfaßte und mich mit Augen anſtierte, in denen ein innerer Schmerz loderte. Sie ſprach von Rom, vom Hauſe eines Cardinals, ſie nannte mir Namen, die ich nicht kannte, nie gehört. Ich ſchüttelte das Haupt, ich beſchwor ſie, ſich zu beſinnen, erzählte ihr Alles, was ich von mir ſelber wußte, wie ich im Findelhauſe ausgeſetzt, im Collegium meines Ordens, von Pater Euſebio erzogen, der mich von Kindesbeinen auf behütet, mich, den Eltern-, den Heimathloſen. Sie fragte hundert Dinge, auf die ich keine Antwort wußte. Sie wollte mich vor langen Jahren geſehen und gekannt haben. Herrſchte hier eine ſeltſame Verwechſelung, oder war das einer jener Momente, von denen die Donna ſagte, es überſchatte ſie ein höherer Geiſt, er überſchatte ſie und gebe ihr doch weite, lichte Blicke in, Zeit und Ort nach, Fernes. Ich zweifelte nicht an dem Schatten, der ſich über ihre Sinne gelegt; das Licht, das ſie heimſuchen ſollte, blieb, wie es ſchien, für diesmal aus. Wie ein Blitz zuckte dann und wann ein triumphirendes Lächeln über ihr ſchmerzverhülltes Antlitz; ſie glaubte für mein losgebundenes Daſein einen Punkt der Anknüpfung gefunden zu haben, aber was hier als Licht in dieſem Dunkel dämmerte, war nichts als ein Irrlicht, das in neue Finſterniß lockte. Carlotta iſt in Rom heimiſch, kennt manchen heimlichen Pfad, den die Propaganda wandelt, iſt aber vielleicht auch nur ein Opfer der Intrigue, wo ſie die Fäden ſelber zu leiten wähnt.

In Rom muß ein Sonnentag anbrechen, um alles Nachtgevögel mit Eins zu verſcheuchen.

Sie war endlich ruhiger geworden, ſah mir ſtill in's Geſicht, griff in meine Haare und ſtreichelte mir die Stirn; ſie war dann wieder mit ihren Gedanken ganz fern. „Was thut Ihr, was denkt Ihr?“ fragte ich, mich bei ihren Liebkoſungen leiſe ſchüttelnd. — „Verzeih'!“ ſagte ſie lächelnd und tief erröthend, „ich habe einen Mann, einen Chriſten deiner Art gekannt, der mich treulos verließ und verrieth!“ Sie weinte dann ſtill in ſich hinein, während ſie ihren Kopf an meinen Buſen lehnte. So ſaßen wir lange Zeit; ich war unfähig, mich ihrer zu erwehren; ich glaubte ein armes, geſtörtes Gehirn nicht kränken zu dürfen.

Wie die Kienfackel erloſch, umgab uns das Dunkel der Nacht. Da bewegte ſich hinter uns die Thür. Es war die ſchmutzige kleine Alte. In zerlumpten Kleidern, einen Korb und eine Blendlaterne in den Händen, trat ſie ein. Wir waren, vor dem grellen Schein des Lichtes erſchreckt auseinandergefahren; ich ſtand im Winkel, vom Vorſprung des Pfeilers gedeckt.

„Seid Ihr wieder da, Prinzeſſin von Saba?“ rief die Alte bei'm Anblick Carlotta's. Dieſe ſtand wie eine Bildſäule aufrecht, ſtarr und leblos, die Arme über die Bruſt geſchlungen, die Augen zu Boden geſchlagen. Der volle Strahl der Leuchte fiel auf ihr marmorbleiches Angeſicht.

„Der Rabbi bleibt lange aus,“ plapperte die Alte im Kauderwelſch ihres Stammes. „Er iſt nach der Küſte gewandert und kehrt vielleicht erſt morgen zurück. Der Gott Abraham's und Iſaak's mag wiſſen, welcher ſchnöden Chriſtenſeele er wieder zu Hülfe geeilt ſein wird! Aber hier ſteht Brot und Honig für ihn, wie er es liebt. Er mag ſeinen Nachtimbiß finden, ſollte er heute noch heimkehren.“

Sie ſetzte beides auf den Tiſch, ſchob das Geräth zurecht und machte ſich in der Hütte zu thun. „Wollt Ihr ihn hier erwarten?“ fragte ſie nach einer Weile, Carlotta von neuem beleuchtend, „das iſt recht ſchön von einer ſo ſtolzen Prinzeſſin!“

„Wann wirſt du mit deinem Spotte aufhören?“ entgegnete Carlotta, ſich von ihr abwendend und mit vorgeſtreckter Hand vor dem Schein der Leuchte zurücktretend. Ich dulde deinen Hohn ſchon länger als ich ſollte!" ſagte ſie zur Alten. „Wenn Ihr mich von Euch weiſet, ſo macht Ihr es den Chriſten gleich, die ſich mit blutiger Grauſamkeit verfolgen, weil der Eine und der Andere in verſchiedener Weiſe ſein Gebet ſpricht."

„Was ſchlecht an uns iſt, haben wir von den Nazarenern gelernt," ſchnurrte die Alte mit ihrer näſelnden Stimme vor ſich hin, während ſie im engen Raume einhertrippelte, „ihre Tücke hat uns argwöhniſch gemacht und eiferſüchtig. Es thut noth, daß wir den Samen Abrahams rein halten. Ihr ſeid ſchlecht bewandert in den Gebräuchen des geheiligten Volkes, das in der Wüſte an ſeinem Glauben irre ward, ihn aber im Feuer der chriſtlichen Verfolgungen erhärtete. Es ſchleicht ſo Mancher herbei, um dem Rabbi ſeine Weisheit abzulernen und ſie dann gegen uns zu gebrauchen. — Herr unſer Gott!" ſchrie das Weib auf, wie der Strahl ihrer Blendleuchte auf mich fiel. „Herr des Himmels, Ihr habt Geſellſchaft, Prinzeſſin!" — Ihre grünen Augen funkelten ſpöttiſch aus dem vergilbten Angeſicht hervor, während ihre Lippen ſich zu einem boshaft grinſenden Lachen verzerrten.

„Es iſt ein Hülfsbedürftiger," ſagte Carlotta, „ein Freund des Meiſters, der ihn ſchon geſtern heimgeſucht und mit ihm die Nacht über in den heiligen Büchern las."

„Mag wohl wieder," murrte die Alte, „wie der große Teufelsbanner, ein frommer Abbate ſein, der dem Meiſter ſeine Geheimniſſe ſtiehlt!"

Wie ſie mir die Laterne entgegenſtreckte, fuhr ihr die Erinnerung an mein geſtriges Erſcheinen zu Kopfe; ſie verbeugte ſich tief, mich erkennend. „Ein Herr von der heiligen Geſellſchaft!" ſagte ſie nicht ohne Verlegenheit. „Nichts für ungut!" bat ſie flehentlichſt, mein Gewand an ihre Lippen drückend.

Ich gab ihr die Verſicherung, in beſter Abſicht gekommen zu ſein, nur um den Meiſter zu begrüßen. Sie beehrte mich, als ich aufbrach, mit ihrem Geleit; ich ſchied, weil keine Ausſicht vorhanden war, den Rabbi noch in der Nacht mit Sicherheit zurückzuerwarten. Wie die Alte mit mir auf die Gaſſe hinaustrat, ſtand ich noch ſtill, um von ihr Auskunft über die Räthſelhafte zu erhalten.

„Eine Römerin, die ſich uns aufdrängt!" ſagte das Weib, „von hoher Abkunft, und will doch unſeres Stammes ſein! Die Leute nennen ſie die Nichte, wo nicht gar die Tochter eines Cardinals, daß Gott erbarme! Sie iſt eine Unglückliche, — und hier nicht recht in Ordnung!“ ſetzte ſie leiſe hinzu, den Finger an die Stirn legend, um den geſtörten Sinn der Armen anzudeuten.

„Armſelige Lügnerin!“ ſchrie eine Stimme dicht hinter uns. Carlotta war unvermerkt uns gefolgt und hatte die Rede der Alten vernommen. Sie ergriff die Erſchrockene mit beiden Händen, entriß ihr die Leuchte und ſtreckte im Glanz des grellen Lichtes uns ihr furienwildes Antlitz entgegen. „Elendes Geſchlecht!“ rief ſie, „Ihr bedürft immerfort der Zeichen und Wunder, und verläſtert doch Diejenigen, die der Herr zu Euch ſendet. Propheten verlangt Ihr, aber Ihr verlangt auch das Recht, ſie zu ſteinigen. Wahnwitz ſcheltet Ihr es, ſpricht aus ihnen die Stimme des Herrn. — Gehe hin, Jüngling und laß dich nicht irren! Ich weiß — wo du ſterblich biſt! Dein dunkles Schickſal wird ſich lichten, wenn die neue Sonne aufgeht und das armſelige Geſchlecht der Menſchen unter dem Symbol von der Roſe und vom Kreuz ſich im neuen Jeruſalem wiederfindet!“

Mit dieſen Worten legte ſie die Hand auf meine Schulter, ſah mir ſanft und liebevoll in’s Antlitz, löſchte dann die Leuchte aus und verſchwand mit der Alten in’s Haus zurück. Verwirrt und geblendet ſtand ich im Dunkel und tappte die Trümmergaſſe von Stein zu Stein hinunter. — Ich ſollte bald genug die Seltſame als Prophetin wiederſehen.

Ich las ſeitdem in alten Schriften nach über die Geſchichte der Roſenkreuzer. Das alte Grundbuch ihrer Vereinigung: „Die chymiſche Hochzeit des Vater Chriſtian Roſenkreuz,“ zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts zu Straßburg von einem Mann Namens Valentin Andreä verfaßt, war damals von neuem in deutſchen Landen, zu Wien, im Druck erſchienen. Es ſchildert die Sitten des Jahrhunderts vor Luther’s Geburt, die Mängel der chriſtlichen Theologie, den Mißbrauch der päpſtlichen Gewalt. Jener Mann, der ſich Roſenkreuz nannte, wollte die Alchymiſten und Aſtrologen, welche man in früheren Zeiten Mathematiker und Aſtronomen nannte, von ihren Irrthümern heilen; er bediente ſich eben deßhalb ihrer Sprache und ſchrieb im Style Derer, die, wie man ſagte, den Stein der Weiſen ſuchten. In ihrer Neun wurden zu einer chemiſchen Hochzeit, wo ſich die Metalle und Elemente vermählen ſollten, zugelaſſen. Faſten und leiblich ſich bereiten machte zu den Prüfungen geſchickt, Reinigung vom Schmutz der Sinnlichkeit war die Bedingung zur Aufnahme, deren Ceremonien an die Einweihung der alten Aegyptier zu erinnern ſchienen. Chriſtian Roſenkreuz wollte in Damaskus geweſen ſein, von chaldäiſchen Weiſen die Magie und Kabbala erlernt, im Morgenland über die wahre Natur Chriſti Aufſchluß erhalten haben. Die damalige römiſche Kirche hielt er für ein Mißverſtändniß; Jeder, ſagte er, müſſe ſich ſelbſt wieder Prieſter ſein. Wer die verborgene Natur Gottes begreifen, ſeinen geheimnißvollen Namen ausſprechen könne, der ſei im Stande, Wunder zu wirken, denn der Menſch könne ſich mit Gott und der Natur wieder in jene paradieſiſche Harmonie verſetzen, wo der reine Wille über die Elemente gebiete, der Geiſt die Körperwelt regiere. — Man hat vielfach den Argwohn gehegt, der Bund der Roſenkreuzer ſei eine Erfindung Roms geweſen, bevor noch Ignaz Loyola dem heiligen Vater eine Leibwache ſtiftete. Die ältere Geſchichte des Roſenkreuzerbundes liefert weit eher vom Gegentheile das Zeugniß. Dieſer Bund iſt ein deutſcher Gedanke. Zur Zeit des unheilvollen dreißigjährigen Glaubenskrieges machten die Roſenkreuzer die Sache der bedrückten Proteſtanten zu der ihrigen. Als auf den mildgeſinnten Kaiſer Mathias der hartherzige Ferdinand folgte, verſagten die meiſt proteſtantiſchen Stände ob der Ens die Huldigung. In der Darſtellung ſeines Lebens erzählt der Roſenkreuzer Andreä von ſeinen Reiſen nach Oeſtreich, die er auf Anſtiften des dortigen proteſtantiſchen Adels unternahm. Er geſteht ganz harmlos ein, in Linz einen geheimen Auftrag gehabt und viele der reinen Lehre zugethanen Edelleute dort um ſich verſammelt zu haben. Das Kreuz vereinigte dieſe Braminen des Nordens, wie man ſie nannte, und die Roſe blieb ihnen als Symbol des Geheimniſſes gemeinſam. Sie hielten ſich für die ächten Maurer und ſeit der Reform der Logen in England hatten einzelne Abgeordnete ihren Ritus nach Deutſchland gebracht.

Neuntes Kapitel.

Der Magier.

Am nächſten Morgen, erzählte Xaver, erhielt ich von Signor Durazzo eine Aufforderung, den Abend einem Feſte in ſeinem Hauſe beizuwohnen.

Ganz Genua war voll von den Wunderkuren, die der Abbé Belmar verübte. Er hatte wiederholt Heilverſuche gemacht, die alle Welt in Staunen ſetzten. Er machte Tolle vernünftig; aber die Vernünftigen wurden darüber faſt toll. Man glaubte in ihm an große geheime Naturkräfte. Er ging freilich mit ſeinem Gebet, mit ſeinen Wunderthaten nicht wie der Rabbi in's Kämmerlein, er gab Vorſtellungen der Magie in den offenen Hallen der Großen. Seine Kunſt war zugleich unterhaltend, und Signor Durazzo lud mich zu einem ſolchen Schauſpiel ein.

Es war ein lärmendes Gewühl in den ſchönen Marmorhallen der Villa ſeines Hauſes. Die Erlaubniß, in Masken zu erſcheinen, war zum Beſten hoher Herren von der Kirche gegeben, die gern unerkannt an der Luſtbarkeit der üppigen Welt theilnahmen. Mein ſchwarzes Ordensgewand war Maske genug für mich, aber ich hatte mich doch in einen Domino gehüllt. Wie ich im Vorzimmer an der Spiegelwand vorüberſchlich, mußte ich über die Mummerei lächeln, zu der ich mich verſtanden.

Die Räume der Villa waren auf das Feſtlichſte geſchmückt; die Dame des Hauſes ſchien es ſich zur beſonderen Aufgabe gemacht zu haben, den geſunkenen Glanz der Familie ihres Gatten wieder zu heben. In den Adern der Signora war von Alters her ein Tropfen ſpaniſchen Blutes, und ſo brachte ſie in den Haushalt zugleich eine Grandezza, die der faſt franzöſiſchen Beweglichkeit des jungen Hausherrn ein Gleichgewicht gab.

Vom bunten Gewühl und vom blendenden Glanz der Kerzen ermüdet, zog ich mich in die ſtilleren Nebengemächer zurück. In einer von Weinranken umſchirmten Grotte konnte ich das Gewühl der Geſellſchaftsluſt von fern genießen. Ein Schwarm junger Nobili nahm dicht vor mir, ohne mich zu bemerken, an dem kühlen Springbrunnen Platz, der das Moos der Grotte mit duftendem Waſſer benetzte. Sie lüpften die Masken, nahmen Eis und ergingen ſich in ungehindertem Austauſch. Es waren einige franzöſiſche Cavaliere unter ihnen, die ich früher in Monſeigneur Bernis' Umgebung geſehen. Doch war die Sprache Frankreich's in Genua aller Welt geläufig: auch die Nobili der Republik brüſteten ſich mit dem Pariſer Schliff und wetteiferten im feinſten Tone der Mediſance. Die Unterhaltung geſchah boshaft genug auf Koſten der Dame des Hauſes.

„Ihr zu Gefallen," ſagte der Eine, „werden wir die ganze Nacht die Maske nicht ablegen dürfen; ſie liebt es, eine Larve über der Larve zu tragen."

„Der Zaubermann," lachte ein Anderer, „ſollte ihr ſein Elixir nicht vorenthalten! Aber vielleicht ſcheitert an ihr ſeine Kunſt, das flüchtige Alkohol der Jugend zu feſſeln."

„Sein Mittel müßte rückwärts wirken!" flüſterte ein Dritter.

„O, ſein aurum potabile, das trinkbare Gold, das er für geprägtes verabreicht, hat dieſe Kraft! Seht dort den alten Herrn, den das Zaubermittel des Abbé Belmar ſchon ganz in die Kindheit zurückverſetzt hat!"

Es war der Bruder der Signora Durazzo, ein alter Hageſtolz, der ſeine ſpaniſche Abkunft in dem feierlichen Pathos ſeiner Haltung nicht verleugnete. Er war lange Zeit am Hofe zu Madrid geweſen und als ſpaniſcher Geſandter bei der Republik beglaubigt. Er ſchritt auf den rothen Abſätzen ſeiner Schnabelſchuhe wie auf Stelzen einher; den Orden des Vließes ließ er auf der Bruſt unter ſeinem Domino hervorſchimmern; der ungewöhnlich lange, weithin geſtreckte Degen ſtörte unaufhörlich ſeine Umgebung und verwickelte ihn links und rechts in ein Gewebe von Complimenten, die er gern zu veranlaſſen ſchien, um Gelegenheit zu haben, Ceremoniell und Etiquette zu entfalten. Dem Alten folgte, wie er an uns vorüberſchritt, das unterdrückte Lachen der luſtigen Spötter.

„Den hat der Abbé ſicher!" flüſterte der Eine, „der Alte ſchlürft Tag und Nacht vom Verjüngungstrank."

„Ihr nennt den Zauberer Abbé?" fragte ich, aus dem Verſteck hervortretend und mich an den letzten Sprecher wendend, dem ich in

Turin begegnet war. Die Geſellſchaft brach auf: nur der Angeredete hielt Stand. „Iſt Belmar franzöſiſcher Geiſtlicher?"

„Er nennt ſich Abbé," war die Erwiederung.

„Und mit welchem Rechte?" fragte ich.

„Mit dem Rechte, das ſich Jeder gibt," war die Antwort. „Man hält in Geſellſchaft Jeden für das, wofür er ſich gibt. Einige halten ihn für einen portugieſiſchen Juden, der ſich taufen ließ, die Weihen empfing, dann excommunicirt wurde und nun eine neue Religion ſtiften will. Nach Andern iſt er aus Piemont gebürtig. Die Berge ſtecken ja voller Wunder und Wunderlichkeiten!"

„Ihr ſcheint Beides zuſammenzuwerfen!" ſagte ich. — Er verließ mich mit einem gelangweilten Blicke: man wollte ſich unterhalten, nicht ſich unterrichten.

Nach einem Rundgange, den man Paarweiſe, die Dame des Hauſes an der Hand des Monſeigneur Bernis, durch die glänzenden Räume der weitläufigen Villa gemacht, zerſtreute ſich die Geſellſchaft von neuem nach Luſt und Gefallen. Mich verlangte danach, Bernis nach dem Abbé fragen zu können. Es hielt jedoch ſchwer, ſich ihm zu nähern; alle Welt hatte ihn in ſeiner Maske erkannt und drängte ſich um ihn. Er war, wo er ſtand und ging, immerfort der Mittelpunkt neuer Kreiſe; bald ſtreute er alten Excellenzen Weihrauch und wußte ſie durch ſeine vertrauliche Beſcheidenheit zu gewinnen, bald neckte er einen Schwarm junger Flatterköpfe mit kecken Einfällen. Den Damen gegenüber war er ganz Bouquett vom Parnaß, wie Voltaire ihn nannte. Die Liebesgötter ſpielten Verſteckens hinter der Anmuth ſeines Witzes, während er doch in keinem Augenblick das Zutrauen verſcherzte, das ſeiner Würde zu Gute kam. Er ſchien hier der Einzige zu ſein, der von dem charakterloſen Wirrwar der feinen Bildung mit Bewußtſein Genuß und Vortheil zog. Bernis war in der Geſellſchaft der eigentliche Wundermann, während wir noch immer auf die Thaten des Magiers harrten. Von einem Schwarm junger Amouretten gedrängt, war er auf den Balkon der Villa hinausgetreten. Man durfte hier die Maske lüpfen und die Kühle des Abends genießen. Die Terraſſe lief bis an's Geſtade hinunter; in der Ferne ſpiegelte ſich im rothen Schein des aufſteigenden Mondes das leiſe bewegte Meer. Im Orangengebüſch des Gartens, der zu unſeren Füßen hinlief, brannten verſtohlen und lockend farbige Lampen.

„Denken Sie ſich,“ ſagte Monſieur de Bernis zu den lauſchenden Damen, „denken Sie ſich alles Grün dieſer Gehege plötzlich in Weiß verwandelt, die Bäume gepudert, jeden Strauch friſirt à la neige, ſtatt jeder Frucht einen Zahn, faſt ſo leuchtend, wie die Perlen im ſchönen Munde! Das Licht einer blaſſen Sonne, die zu discret und zu diplomatiſch iſt, um alle ihre Strahlen zu entfalten, funkelt millionenfach in dieſen erſtarrten Tropfen, in dieſen Zacken vom ſchönſten Kryſtall. Denken Sie ſich das in der Phantaſie und Sie ſind — in Rußland.“

„Und Sie waren dort?“ tönte es aus dem Schwarm der jungen Damen.

„Erſt geſtern noch,“ ſagte Bernis mit dem komiſchen Anſtrich eines hinter zweifelhaftem Ernſt verſteckten Lächelns.

Ein leiſer Schreck lag auf den ſtaunenden Geſichtern. Der geiſtliche Diplomat ſchien in der That ſich die Rolle des Magiers aneignen und deſſen Triumphe in Beſchlag nehmen zu wollen. Er weidete ſich einige Augenblicke lang an den Wirkungen ſeiner kecken Behauptung, geſtand dann aber lachend ein, daß er damit nur die Zaubereien des Abbé Belmar bevorworten wollte. „Er iſt es,“ fuhr er fort, „der uns mit Einem Schlage in die erſtarrten Eisfelder des Nordpols verſetzen wird.“

„Wie? hier? noch in dieſer Stunde?“ tönte es wie aus Einem Munde.

„Es bedarf nur eines Winkes von ſo ſchönen Augen,“ ſagte Bernis, „und ich gebe das Zeichen, daß die Landſchaft, die ſich vor uns hinbreitet, plötzlich erſtarrt und ſtirbt. Wäre der Zaubermann nicht ſo ernſthafter Natur, er würde ſich den Vortheil nicht nehmen laſſen, dieſe Bitte von den Damen ſelbſt einzuholen.“

Man beſtürmte Bernis und er machte die Mittheilung, daß auf die Anordnung der Wirthin des Hauſes ein beſonderes Zimmer der Villa zum Tempel der Magie hergerichtet ſei. In demſelben Augenblick ward auch ſchon das Zeichen gegeben und Alles drängte ſich nach dem hintern Raum, während Bernis der ſo eben eintretenden Dame Durazzo den Arm bot, um ſie nach dem Schauplatz zu führen.

Es war eine weite, nur ſehr ſpärlich erleuchtete Rotunde, in welcher die Geſellſchaft Platz nahm. Der völlig dunkle Hintergrund war durch einen Vorhang geſchieden. Theils unter neckenden Scherzen, theils mit dem Vorgefühl eines leiſen Schauers hatte ſich die Verſammlung in der Dämmerung des Saales geordnet. Bernis fuhr auch hier fort, den galanten Cicerone zu machen. „Haben Sie keine Furcht, meine Damen!“ verſicherte er ganz ernſt, „die Eiszapfen Sibirien's bleiben uns fern, da wir im Sichern ſitzen, während die Welt vor unſern Blicken in Froſt erſtarrt.“

„Wird es nicht erlaubt ſein, nachher auch einen Blick hinter die Couliſſe zu werfen?“ fragte eine junge Herzogin, die ſich an Bernis drängte.

„Sie verrathen ſchon,“ erwiederte dieſer, „eine ſehr verhängnißvolle Wiſſensluſt! Aber die erſte Bedingung, um den Zauber nicht zu ſtören, iſt Schweigen, — in Sachen unſerer geheiligten Religion nicht minder, wie in den Scherzen Gott Amors und der Phantaſie! Eine würdige Schülerin des großen Roſicrucius, eine zukünftige Eingeweihte in die Geheimniſſe von rose et croix darf nie nach dem pourquoi du pourquoi fragen!“

So erledigt der Franzoſe allen Lebensgehalt ſcherzend und ſpielend. — Das ſchwache Dämmerlicht, das von der Kuppel aus die Rotunde erhellte, war jetzt ebenfalls erloſchen. Wir ſaßen in völliger Nacht; die allgemeine Stille erhöhte die Spannung. Nur im Hintergrunde tauchte bald wieder ein leiſes Geflüſter auf, das nicht dazu geeignet ſchien, für die Erſcheinungen der Magie vorzubereiten; die franzöſiſchen Herren erzählten den Damen der Republik eben keine Geſchichten aus dem Geiſterreich. Als der Vorhang jetzt aufrollte, blickte man durch einen leeren Raum in ein ſcharf abgerahmtes Wandbild, das uns den Hafen von Genua im Halbkreis zeigte. Es war der Blick auf die wirkliche Landſchaft, die ſich uns mit der Ausſicht auf's Meer von der Terraſſe der Villa aus darbot. Aber der Mond leuchtete ſtrahlender, das Laubwerk der Gärten ſchien üppiger, zahlloſe Lichter und Fackeln unterſtützten die Beleuchtung, und ein Kranz blühender Orangenwälder zog ſich im Hintergrunde an der Riviera hin. Durch künſtliche Zuthaten war das Phänomen glänzender gemacht. Mit einem Schlage fuhr rauſchend ein fremder Lichtſchimmer über das Bild, die Landſchaft tauchte ſich in eine ganz andere Färbung. Die Welt vor uns ſtarrte in Wintereis. Kein Gegenſtand hatte ſich verändert, nur der Wechſel der Lichtgebung und des Farbenſpiels brachte dieſe täuſchende Verwandlung hervor. Eben ſo ſchnell traf ein elektriſcher Blitz dieſe Welt des ſtarren Nordens, und der ſüdliche Sommer ſtand wieder vor uns. Das Staunen der Geſellſchaft löſte ſich in Entzückungen. Wie der Vorhang fiel und das bläuliche Milchlicht wieder durch die Kuppel herunterdämmerte, erging ſich Alles in Lobpreiſung des Zauberes, der der Geſellſchaft noch immer entzogen blieb.

„Geſtehen Sie, meine Damen,“ ſagte Bernis, „der Winter hat auch ſeine Schönheiten, wie das Alter, der Jugend gegenüber; er hat nur ſeine anderen Farben, es iſt daſſelbe Muſikſtück aus Moll in Dur übertragen. Der Zauberer ſcheint es vielleicht zu verſtehen, das Alter jung, die Jugend aber alt zu machen, wie er uns dieſelbe Landſchaft aus dem Genueſiſchen in's Moscowitiſche überſetzt hat.“

Es folgten noch einige Darſtellungen dieſer Art; die Kunſt des Magiers ſchien ſich auf optiſche Täuſchungen zu verſtehen. Farbige Gläſer mit Hohlſpiegeln brachten dieſe artigen Scherze zum Vorſchein. Manches mochte an die magiſchen Landſchaften erinnern, in denen Baptiſta Porta einem barbariſchen Jahrhundert das Reich der Seligen in Spiegelbildern zeigte. Das Paradies, an das die gebildete Welt von heute glaubt, iſt mit den Reizen Muhamed's ausgeſtattet; möglich, dacht' ich, daß der gefällige Zauberer den Leuten gibt, was ſie und wie ſie's erwarten und wünſchen.

Der Tempel der Magie entließ bereits einen Theil der Geſellſchaft. Ich verließ den Schauplatz, trat auf die Terraſſe und ſtieg in den Garten hinunter. In den ſchattigen, halberleuchteten Gängen, in den duftenden Lauben fanden ſich kleine Kreiſe zuſammen, einzelne Geſtalten ſuchten und flohen ſich im Gebüſch, Geigen und Flöten tönten aus dem dämmerigen Verſteck. Im Schimmer der bunten Lampen, im Rauſch der lockenden Töne ſchwirrte Alles eben auch wie ein magiſches Traumbild vor mir auf und ab. Mohamed's Paradies ward hier in Scene geſetzt; es den Menſchen zu erſchließen, war weiter kein Zauberer nöthig.

Wie ich aus dem Gehege duftender Akazien trat, ſtand ich plötzlich ſtill. An dem Baſſin, deſſen Spiegel ein Kranz von Pechfackeln erhellte, hob ſich eine dunkle Frauengeſtalt. Sie glaubte ſich unbelauſcht; ſie hatte die Maske abgelegt, bückte ſich über die ſteinerne Brüſtung, tauchte die Hand in die kühle Fluth und benetzte ſich Stirn und Augen. Aus der Säule mitten im Waſſer ſtieg eben eine dunkelrothe Flamme, die weiße Leuchtkugeln in die Luft ſchleuderte. Ich glaubte die Geſtalt zu erkennen, wie ſie ſich jetzt umblickte, ihren Domino zuſammenraffte und nach dem Schatten des Gebüſches eilte. Es war die Königin von Saba, wie ſie in der Hütte des Rabbi hieß; ich hatte ſie an der Majeſtät ihrer phantaſtiſchen Bewegungen erkannt. Ich eilte ſie einzuholen. Sie irrte durch mehrere Gänge hin und her; ich ſchnitt ihr den Weg ab, wie ſie ſich der Villa näherte, und ſtand im Roſenlicht einer farbigen Lampe dicht vor ihr. „O mein Gott!" ſagte ſie erſchreckt und verhüllte ihr Antlitz.

Ich fragte, ob ſie mich nicht kennen wolle. Sie ſah mich ſtarr an und legte die Hand auf meine Bruſt. „Es iſt mein Fluch," ſagte ſie, „die Züge deines Antlitzes zu kennen! Ich kenne dich länger als du denken kannſt!"

„Du weißt um mich, um die Meinigen, meine Heimath?" fragte ich.

Sie wehrte mich ab mit der Hand und entzog ſich meiner Berührung. „Frage mich nicht! Taſte den Schleier der Iſis nicht an!" ſagte ſie und trat raſch in das dunkle Gebüſch.

Ich folgte ihr, ſie rufend und beſchwörend. Plötzlich war ſie mir hinter dem Vorſprung einer Mauer verſchwunden, die zu einem Nebenflügel des Gebäudes gehörte, der nach der unbeleuchteten Seite des Gartens lief. Vergeblich taſtete ich an der Wand auf und ab, die mir die Fliehende entzogen. Es mußte das Erdgeſchoß ſein, in deſſen oberem Theile die Rotunde war. Ein bretterner Verſchlag am Ende des Gemäuers zog meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Ich drängte den Balken zurück, erweiterte die Lücke, die ſich mir bot, und ſtieg, ohne zu wiſſen was ich bezweckte, in den dunkeln Raum. Eine Stimme aus dem Innern rief „Zurück!" Ich bat um Einlaß zum Abbé Belmar. Auf die Forderung der Parole, die ich ſchuldig blieb, erfolgte einige Zögerung: aber es erſchien Licht und ich ſtieg eine kleine Wendeltreppe hinan, die mich in den obern Raum führte. Es war ein enger, mit Glasfenſtern geſchloſſener Pavillon, in deſſen Dämmerung ich trat. Der bedeckte Gang, der daran ſtieß, führte bis zu dem großen Marmorſaal, wo ſich die Geſellſchaft jetzt wieder verſammelt hatte und den Tanz eröffnete. Ich überblickte von oben her durch ein oeil de boeuf den ganzen Raum. Die Cavaliere umflatterten den bunten Reigen der Tänzerinnen, hier und da hatten ſich die Erſchöpften um kleine Tiſche vertheilt. Ueberall war rauſchende Luſt, lachendes Behagen, ſüßes Verſinken in die Betäubung der Sinne. Fillippo Durazzo flatterte wie ein Schmetterling durch die Reihen der phantaſtiſch geſchmückten Mädchen. Die Dame des Hauſes, noch immer maskirt, ſaß in einem Schwarm franzöſiſcher Schöngeiſter und ſchien unter dem Scherz der Schmeicheleien auf Augenblicke zu vergeſſen, daß hinter der jugendlichen Maske ihr altes Herz vielleicht noch immer vergeblich nach dem Verjüngungstrank des Zauberers ſchmachtete.

Dieſer, der Mann der Wunder, ſtand plötzlich dicht neben mir, an die Brüſtung der Gallerie gelehnt. Sein Auge ſtarrte unverrückt auf den bunten Knäuel der luſtberauſchten Welt; der Widerſchein der Kerzen beleuchtete den faſt ſchreckhaften Ernſt ſeiner Mienen. Es war dieſelbe große, eckige, breitſchultrige Geſtalt mit der mumienhaften Trockenheit der ſtieren Züge, der ich in San Lorenzo begegnet war. Es war, als wenn ſeine Blicke ſich aus dem Knäuel der bunten Welt ſeine Opfer herausſuchten, und in der That nahte ſich uns bereits ein ſolches Opfer. Es gelüſtete mich mit dem Manne ein Wort zu wechſeln, aber in demſelben Augenblicke, wo ich mich ihm nähern wollte, öffnete ſich dicht neben mir eine kleine Fallthür und mit Händen und Füßen ängſtlich taſtend, keuchend und ſtöhnend, arbeitete ſich die wunderliche Figur des ſpaniſchen Geſandten durch die Oeffnung in die Höhe. Velmar blieb in ſeiner Haltung unbeweglich, aber der Alte ſtürzte mit einer förmlichen Heißgier auf ihn ein. Er hatte drängende Gewiſſensfragen; ſein langes ſchmales Geſicht hungerte nach Aufſchlüſſen.

„Mann Gottes, Mann des Wunders!“ flüſterte er, „ſagt mir, muß ich denn wirklich, wie Ihr mir geſtern angedroht, erſt die Kabbala ſtudiren, um meinem Ziele näher zu kommen?“

Der Zauberer ſtand unbeweglich neben ihm, er warf ihm gleichgültig eine Antwort hin. „Landſchaften färben," ſagte er, „iſt nur ein Spielwerk. Wenn ſich der eisgraue Menſch verjüngen will, ſo bedarf es einer großen Arbeit. Ihr müßt wenigſtens die Anfangsgründe in der geheimen Wiſſenſchaft kennen, müßt eine Ahnung davon haben, wie man die Worte der heiligen Schrift aus ihrem Verbande löſt und die Buchſtaben verſetzt, um die neue Combination der Bibel zu finden. In unſerer Loge haben wir die materia prima wieder entdeckt. Dies iſt die Subſtanz, aus der Gott den erſten Menſchen unſterblich ſchuf. Durch die Sünde ging ſie dem Geſchlecht wieder verloren."

„Beſſer!" rief der Alte, „ich will Alles thun was Ihr verlangt, wenn Ihr mir nur Hoffnung gebt zur Wiedergeburt. Ich will wie ein Karthäuſer leben, ich will täglich eine Meſſe leſen laſſen" —

„Halt! Nicht mehr, als ich Euch angebe!" unterbrach ihn der Magier. „Wenn es darauf ankommt, die Naturkräfte in Euch wieder in ein Gleichgewicht zu bringen, ſo müſſen auch die Geldkräfte neu organiſirt werden. Wie ich Euch ſagte! im zweiten Grade unſerer Loge kommen die Geweihten in den Beſitz des rothen Pulvers, das uns in den Stand ſetzt, jedes Metall, das wir im Schmelztiegel behandeln, zur Reiſe des Goldes zu bringen. Sämmtliche anderen Metalle ſind mehr oder weniger unreifes Gold."

„Ah! Habt Ihr ſchon dieſen Grad fleißig cultivirt?" fragte der Alte haſtig.

„Ich arbeite in dieſem Zweige, bin aber noch weit von der Meiſterſchaft entfernt," ſagte Belmar trocken und kalt.

„Aber im erſten Grade," drängte ihn der Alte, „aufrichtig, wie weit ſeid Ihr für Euch ſelbſt mit dem Verjüngungsproceß? Und in welchem Grade," — flüſterte die Excellenz, ſcheu ſich umblickend, — „in welchem Grade des Ordens wird man wirklicher Roſenkreuzer?"

„Man ſpricht nicht gern von ſich ſelbſt," ſagte Belmar ausweichend, „auch iſt die Kunſt in unſerem glaubensleeren Zeitalter ſehr heruntergekommen. Graf Gualto in Venedig hat vielleicht ſchon das dritte Jahrhundert an ſeiner ewig jugendlichen Stirn vorüberziehen ſehen. Aber es ſind ihrer nur Wenige, die an's Ziel kommen."

„Das dritte Jahrhundert? Was Ihr ſagt! Um Gotteswillen!“ rief der Alte zitternd und legte beide Hände dem Magier auf die Bruſt. In ſeinen Zügen ſpielte ein Wechſel von Grauſen und Entzücken: ihn gelüſtete nach einer kleinen Unſterblichkeit, wenigſtens nach einer vorhaltigen Reparatur ſeines erbärmlichen Leibes: aber ihm graute doch zugleich vor dem Gedanken der Ewigkeit. Er wetzte die Zunge wie ein lüſterner Feinſchmecker, während doch Furcht und Angſt in ſeinen blöden Augen ſtand.

Ich wußte noch immer nicht, ob der Abbé ein bloßes Spiel mit ihm trieb. Er behandelte die ſpaniſche Excellenz mit einer bewundernswürdigen Gleichgültigkeit. Vielleicht brachte ihm dieſer ſichere Stolz und dieſe Sprödigkeit um ſo ſicherer das Opfer in die Hände! Aber er ſah aus wie einer, der an die Lüge, die er predigt, glaubt. Auf Belmar's Stirn lagerten ſchwere Falten, ſein Blick haftete ſich ſo feſt in den Boden als wollte er ihn klaftertief durchbohren. Das Schreckhafte ſeiner Erſcheinung verrieth doch den Trotz einer ungewöhnlich ſtarken Natur.

„Heruntergekommen, ſagt Ihr?“ nahm die Eccellenza das Wort des Magiers wieder auf. „heruntergekommen? iſt die Kunſt heruntergekommen?“

„Dies Zeitalter voll weltkluger Zweifler,“ ſagte Belmar, „hat nur noch Wenige aufzuweiſen, die die Prüfungen überſtanden. Fünf Sechstel der Neophyten unterliegen den Proben, büßen ihren Drang zum Geheimniß mit dem Leben; man fand ſie todt im Bette, erſtickt im Qualm der Experimente; es fehlte ihnen an Muth und an Tugend.“

„An Tugend? Gehört auch Tugend dazu?“ ſtöhnte der Diplomat. „Geht nicht allzu hart mit mir um, Ihr fürchterlicher Cato, denn ich bin alt —“

„Und wollt wieder jung werden!“ unterbrach ihn Belmar in einem ſpottenden Tone. „Wir wollen den Verſuch mit Euch machen. Vielleicht könnt Ihr es bis zum Alter Methuſalem's bringen, wenn Ihr folgſam ſeid und Euch unbedingt meinem Willen unterwerfet. Die verſchwundene Jugend, die Grazie der erſten Anmuth werde ich Euch nicht wieder geben können, ich kann Euch höchſtens auf den status quo erhalten. Als Diplomat werdet Ihr wiſſen, daß das in menſchlichen Dingen oft ſchon viel heißen will!“

Der Alte huſtete heftig und hielt ſich mit beiden Händen die keuchende Bruſt. „Wenn Ihr Euch nur überzeugen ließet, ſtrenger Mann,“ ſagte er mit flehender Gebährde, „daß dieſer Huſten, der mich quält, nicht ſo eigentlich zu meiner Natur gehört! Auch das Zipperlein, das mich plagt, brauchte in den Friedenstractat nicht ſo nothwendig einbedungen zu ſein. Im Uebrigen bin ich mit dem status quo meines Befindens ganz zufrieden. Der Appetit, iſt Gott ſei Dank! noch da und mein Malaga erhält mich ſo leidlich auf den Füßen.“

„Alles was ſündhaft iſt, müßt Ihr abthun,“ ſagte der Magier mit ſtrengem Ernſt. „Wer ein Genoſſe der Geiſterwelt ſein will, muß aufhören der weltlichen Luſt zu fröhnen. Kein Neophyt darf bei der Einweihung einen Wunſch haben, der ihn an die Welt feſſelt. Er muß rein ſein von der Liebe zum Weibe, frei von Habſucht und Ehrgeiz, frei von der Hoffnung auf irdiſchen Ruhm! All' dieſe Sünde tödtet den Menſchen, während ihn Gott im Paradieſe mit einem unſterblichen Leibe ſchuf.“

„Seid nur nicht ſo grauſam!“ bat der alte Herr. „Und wann bekomm' ich vom Elixir die erſte Gabe?“

„Für den Unvorbereiteten,“ fuhr Belmar fort, „iſt das Elixir das ſchärfſte Gift. Morgen werdet Ihr den erſten Tropfen dieſes Balſams nehmen. Wenn Ihr einen leiſen Krampf verſpürt, ſo ſoll Euch das nicht bange machen: es iſt im Gegentheil das erſte gute Zeichen, daß es wirkt. Ein laues Bad wird die Kraft des Elixirs wohlthätig vertheilen. Neun Tage darauf nehmt Ihr den zweiten Gran und Ihr werdet dann in einen tiefen Schlaf verfallen. Während dieſes Schlafes verliert Ihr Eure Haare und Zähne.“

„Werde damit nicht mehr viel verlieren können!“ ſagte der Alte und ſchlug die ziemlich leeren Kinnladen klappernd an einander.

„In dieſem Schlaf,“ fuhr der Adept fort, „wird ſich Euer Körper mit einer neuen Haut bekleiden und der weitere Prozeß Euerer Wiedergeburt beginnen.“

„Und der Huſten, das Zipperlein?“ fragte der Diplomat.

„Wir werden ſehen,“ tröſtete ihn der Abbé, „ob Mutter Natur an Euch noch mächtig ſein will. Jetzt verlaßt mich, denn Euere Schweſter, die Dame Durazzo, bedarf meiner.“

„Mann Gottes!“ rief der Alte, indem er den Magier mit Thränen der Freude umarmte, „die Heiligen ſind mit uns!“

„Die laſſen wir aus dem Spiele!“ murmelte der Mann, der ſich Abbé nannte.

„Aber Euer Werk iſt doch nicht des Teufels?“ flüſterte die Eccellenza.

„Die Natur iſt rein und gut,“ verſicherte Jener, „nur der Menſch in ſeinen Sünden und Gebrechen iſt von Gott abgefallen.“

Er hatte die Fallthüre wieder geöffnet und der Alte ſtieg mühſam in den untern Raum zurück; der ſteife Paradedegen klapperte von Stufe zu Stufe hinter ihm drein.

Wie ſich Belmar wieder allein ſah, trat er von neuem an die Brüſtung der Gallerie und ſah dem Getümmel der Tanzenden zu, von Zeit zu Zeit einige unverſtändliche Worte vor ſich hinmurmelnd. Es war für mich Zeit, aus dem Verſteck zu treten und ihn anzureden. Er ſchien ganz mit ſich ſelbſt beſchäftigt und ließ ſich nicht ſtören, als ich die kleine Thüre hinter mir in's Schloß drückte und mir damit den Anſchein gab, als träte ich jetzt erſt auf den Balkon der Gallerie. Ich ſtand ſchon eine geraume Weile dicht neben ihm, ohne daß ich ſeine Aufmerkſamkeit auf mich zog. Der Tanz war im Saale von neuem eröffnet, die Muſik tönte rauſchend zu uns herauf, die ſchwebenden Geſtalten der Tänzer wirbelten im Kreiſe zu unſeren Füßen.

„Ihr ſcheint Euch nicht in die Geſellſchaft miſchen zu wollen,“ redete ich ihn an, da er unerſchütterlich in ſeiner Stellung beharrte. „Ihr herrſcht von oben herab und leitet die Menſchen an den geheimen Fäden ihrer Schwächen und ihrer Bedürfniſſe.“

Er war weder überraſcht, mich an ſeiner Seite zu ſehen, noch von dem Tone des Spottes, der mein Wort begleitete, verletzt. „Guter Freund,“ ſagte er kalt und trocken, ohne mich eines Blickes zu würdigen, „Ihr denkt mit mir ganz gleich über die Menſchen, nur iſt Euer Gefühl zu weichherzig, um ſich ihrer zu bemächtigen.“

Sehr dreiſt, dacht' ich, von einem Gaukler, eine Sympathie mit mir zu behaupten! „Ich fürchte, Ihr irrt Euch in mir,“ ſagte ich eben ſo kalt und abweiſend.

„Das Ennui der Vergnügungen,“ murmelte Belmar finſter vor ſich hin, „liegt wie ein Dämon auf der Bildung dieſes Jahrhunderts.“

„Das Zeitalter hat keinen Glauben mehr,“ ſagte ich, „deshalb nehmt ihr Beſchlag auf ſeinen Aberglauben. Das heißt vielleicht die Teufel durch Belzebub, den oberſten der Teufel, austreiben.“

„Dies Geſchlecht iſt in Sünden ergraut,“ fuhr der Mann fort, „der Sumpf der Gewohnheit zieht Alle in ſeinen ſchlammigen Boden. Das iſt das tiefſte Leiden der Menſchheit, daß die Bedürfniſſe einen Jeden zum feigen Sklaven machen, während er frei geboren iſt und vom einfachen Quell der Natur trinken ſollte.“

„Ihr ſprecht, wenn mir recht iſt, einen Satz von Jean Jacques Rouſſeau nach!“ ſagte ich lächelnd.

„Ich ſah ihn in Venedig,“ fiel Belmar ein, „er vergoß Thränen beim Anblick einer Magdalena, eines verlorenen ſchönen Weibes.“

„Thränen ſind freilich nicht die rechte Arznei, die man dem Menſchen bieten ſollte!“ ſagte ich ſpottend. „Wer ein Arzt ſein will, muß das Uebel mit demſelben Uebel, Gift mit Gift, heilen. Das ſcheint wenigſtens Euere Methode zu ſein, indem Ihr der leichtſinnigen Welt mit allerlei Scherzen das Geiſterreich eröffnet. Ihr ſeid ein Meiſter in optiſchen Täuſchungen. Sind das die Geheimniſſe Euerer Loge vom heiligen Gral oder von rose et croix?“

„Die Welt will getäuſcht ſein!“ ſagte er, meine Frage überhörend.

„Wenn Ihr Maurer ſeid“, fuhr ich fort, „ſo nimmt es mich Wunder, daß Ihr Euch zu dieſem Geſtändniſſe bequemt. Rabbi Laſſe, wenn er Wunder thun will, geht in's Kämmerlein zum Gebet; Ihr gebt Schauſtellungen für den gebildeten Pöbel!“

Er zuckte die Schultern und lächelte mühſam: „Geſellſchaftliche Scherze dürft Ihr nicht zu ſchwer nehmen, ſie genügen der eitlen Menge. Der Denkende, dem es um die Erforſchung der Wahrheit zu thun iſt, wird wohl die Spreu vom Weizen zu ſondern wiſſen und einſehen, daß nur für ihn die Geheimniſſe unſeres Bundes ſind.“

„Rabbi Laſſe“ — unterbrach ich ihn.

„Iſt Roſenkreuzer“, ſagte Belmar, „gehört zu uns, iſt einer der Wenigen, die Wiſſende und Könnende ſind, einer der wenig

Reinen, die gefunden haben, wo wir Andern, die wir von den Schlacken noch nicht befreit ſind, nur erſt ſuchen. Ich vor Allen trete zurück vor dieſem Gotterwählten, den die Natur bevorzugte, und der im Athem ſeines Mundes, im Schweiß ſeiner Glieder, in der Berührung ſeiner Hände magiſche Götterkraft beſitzt, um Wunder zu thun.“

„Ich wüßte gern“, ſagt' ich, „in welchem Zuſammenhange er mit Euch ſteht, Euere Sache würde damit rein vor mir erſcheinen.“

„Es ſteht Jedem frei, uns zu prüfen!“ ſagte Belmar beſcheiden.

„Was gehört zu der Einweihung in Euern Bund?“

„Wachen, Faſten, Beten und gläubig ſein.“

„An Glauben, Euch gegenüber, bin ich noch arm“, ſagte ich, „er müßte mir erſt werden!“

„Verſuche, ob der Zweifel ſchwindet vor der tieferen Einſicht!“

„Ich habe nichts zu verlieren“, ſagt' ich, „ich bin bereit, Euere Geheimniſſe kennen zu lernen.“

„Dieſe Nacht wird Filippo Durazzo aufgenommen in den Bund. Du kannſt dich ihm anſchließen; aber nach den Geſetzen, die uns binden, muß Jeder einzeln die Prüfungen beſtehen.“

„Ich bin Maurer; ich will verſuchen, ob ich Roſenkreuzer werden kann.“

„In den Genoſſenſchaften der Maurer“, ſagte Belmar, „ſehen wir die erſten Mittel zum Zweck. Die Maurerei iſt das ABC vom Buche des heiligen Roſicrucius. Zu welchem höheren Grade der Maurerei Ihr reif ſeid, wird Euer eigenes Verhalten bei der Aufnahme zeigen. Es ſteht Euch jedoch mitten in den Prüfungen frei, zurückzutreten, widerſtreiten die Formen Euerer Ueberzeugung.“

„Wohlan, ſo führt mich,“ ſagte ich entſchloſſen.

„Nimm dieſe Binde um, mein Sohn, du biſt ſchon zur Stelle; die Brüder ſind bereit dich zu empfangen!“

„Hier?“ fragte ich, „wo Ihr der eitlen Weltluſt fröhnt und huldigt? Ich meinte, ein Tempel ſei Euer Haus!“

„Wohl, ein Tempel des unſichtbaren Gottes, und wo zwei in ſeinem Namen verſammelt ſind, da iſt er mitten unter ihnen!“

Zehntes Kapitel.

Die Einweihung zum Roſenkreuzer.

Jch knüpfte das Band um die Augen, erzählte Dubois weiter, und fühlte nur noch, daß ein dichter Schleier über meinen Kopf geworfen wurde. Eine Thür öffnete ſich, aber es ſchien nicht jene, die zur Geſellſchaft führte. An der Seite meines Führers ſchritt ich einen langen, ſchmalen Gang hinunter. Jch weiß nicht, wechſelte Belmar mehrmals die Hand, die er mir reichte, oder ging ich an einer Reihe vieler Menſchen hin, die ſie mir wechſelweiſe drückten. Meine Einbildungskraft ward in der Dunkelheit rege, ich glaubte mich ſchon in der Mitte der verſammelten Brüder. Es war jedoch Alles ſtill und ich wußte nicht mehr, an weſſen Seite ich eine kleine Wendeltreppe hinunterſtieg. Der Weg wurde dann uneben, ich fühlte einen ſteinernen Fußboden, der Lärm der Straße kam mir näher. Ein Riegel ſchob ſich auf und hinter mir zu. Jch ward in einen Wagen gehoben, mehrere Begleiter rückten ſich neben mir zurecht und im ſcharfen Trabe ward ich fortgeführt. Auf meine Frage, ob mein erſter Führer mich verlaſſen, ertönte aus fremdem Munde das Gebot, zu ſchweigen. Nach etwa fünf Minuten hielten wir und ſtiegen aus. Jch ließ mich eben ſo willig aus dem Wagen heben; ein Thorflügel, der hinter uns zufiel, ſchnitt uns von dem Geräuſch der Straße ab, tiefes Schweigen umgab mich wieder: ich war in einem ganz fernen, fremden Raum. Neue Führer, ſo ſchien es, reichten mir wieder links und rechts die Hand, ich glaubte vor einer langen Reihe von Menſchen die Muſterung zu paſſiren; es war ſchwül im Raume, die Luft war dick, wie vom Athmen vieler Menſchen. So ward ich Trepp' auf und ab durch ein Gewirr von Gängen gezogen. Als wir Halt machten, ſchwand plötzlich mit einem donnernden Getöſe der Boden unter meinen Füßen; ich ſchwebte ſchaukelnd in der Luft, bis ich rücklings in ausgeſtreckter Lage wieder feſten Halt unter mir fühlte. Die Binde war mir von den Augen gefallen; aber ich ſtarrte nach wie vor in völlige Finſterniß. Jch tappte mit den Händen umher, ein verſchloſſener Raum hielt mich eng umfangen. Mit der Schwüle der Luft wandelte mich der Gedanke an, ich ſei lebendig eingeſargt. Wie ich ungeſtüm gegen den Deckel über mir ſtieß, fiel er zurück, und eine dämmerige Ampel beleuchtete von oben die kleine gewölbte Halle, in der ich mich befand. Das Gemach hatte ganz die Bauart [illegible] Todtenkapelle, und ich blieb nicht ohne die Aufregungen von Furcht und Widerwillen, als ich aus meinem ſchwarzen Gehäuſe ſprang, deſſen Sargdecke ich ſchon von mir geſchüttelt. Ueber dem Stuhle neben mir lag ein dunkles Gewand nebſt Stab und Pilgerhut. Auf dem Tiſche lag ein Todtenſchädel, aus deſſen Augenhöhlen ein bläuliches Licht funkelte. Brot und ein Krug Waſſer ſtanden bei Seite. Die lateiniſche Bibel lag aufgeſchlagen und mein Blick fiel auf die Stelle: Die reinen Herzens ſind, werden Gott ſchauen! Das iſt freilich der Wahlſpruch, dem ich huldigen möchte: und um mich her lagen die Symbole des geheimnißvollen Brunnens, wo man Wahrheit und reines Leben ſchöpft. Es ſchien, als ſollte der Neuling, der nach Wahrheit dürſtet, ſich auf die einfachen Elemente der Welt beſinnen. — Unter dem Buch der Bücher fand ich einen Abraxas, einen jener geſchnittenen Steine aus den Cabinetten der alten ägyptiſchen Tempel, auf dem die Namen Jao, Jehovah und Sabaoth wunderbar verſchlungen ſind. Ich erinnerte mich, daß Dante, der alte geweihte Dichter meines Volkes, die Gottheit in denſelben Symbolen ſchildert. Gott Vater ſitzt auf dem Stuhle im Mittelpunkt der Welt. Chriſtus ſchwingt ein Bündel Sonnenſtrahlen um ſein Haupt. Der Hahn, das Bild des frühen Erwachens, deutet auf den anbrechenden Morgen. Chriſtus trägt auf dem Schilde vor ſeiner Bruſt das Wort „Jao“ im Dreieck. Die Umſchrift des Steines, den ich vor mir hatte, lautete in Chiffern: Gib mir Gnade und Sieg, denn ich habe dich, der du warſt, der du biſt und ſein wirſt, bei deinem verborgenen Namen gerufen!

Von dem Brot und Waſſer mochte ich nichts genießen, ich wollte die Faſten, die man mit mir bezweckte, ſtreng halten. Darin ſeid Ihr, Pfleger der alten Mutterkirche, Meiſter und Kenner der menſchlichen Natur. Faſten und leiblich ſich bereiten thut's freilich nicht! ſprach der Reformator des Glaubens. Wohl aber thut's der Geiſt, der dabei zu ſich ſelber kommt!

Ich lehnte mich an die Wand zurück und gab meine Sinne an die Dämmerung hin, die ſich um mich breitete.

Ein Kirchenchoral drang jetzt an mein Ohr. Wir haben [illegible] eingeſargt, — ſo ungefähr war der Sinn des Liedes, — und [illegible] ihm zugleich die Irrthümer des Lebens, den Aberglauben der [illegible] und den Wahn aller Religionen. Frei von ihnen feiere ſein Geiſt die Auferſtehung! — Der Chor ſchwieg und eine Orgel wiederholte noch die einfache Weiſe des Liedes. Wie aus einem gelinden Sprachrohr, aus weiter Ferne und doch vernehmlich, erſcholl jetzt die Stimme eines Mannes, deſſen Geſtalt mir noch unſichtbar blieb. Ich ward feierlich befragt, ob ich in die Geſellſchaft zur Verbreitung der reinen Lehre aufgenommen ſein wolle. Auf meine Bejahung ſprach der Mann aus dem Dunkeln weiter; ſeine Stimme drang bis in die Tiefen meiner Seele. „So zeige dich ſtark,“ ſagte er, „dem hergebrachten Glauben deiner Kirche, ſowie der Sitte und der Gewohnheit deines Volkes zu entſagen. Du trittſt hier der Wahrheit um einen Schritt näher. Beſinne dich und ſtehe mir Rede, wie du den Inhalt unſerer Ueberzeugungen aufzufaſſen vermagſt. Die alten Gnoſtiker, die aus den Kabbaliſten hervorgingen, ſagten ihren Eingeweihten, daß Der, welcher den Gekreuzigten anbete, auf der unterſten Stufe der Weſenleiter ſtehe, und daß im Gegentheil Derjenige, der die Kraft habe einzuſehen, ein Menſch könne kein allmächtiger Gott ſein, die tiefere Weisheit inne habe. Die Kreuzfahrer brachten dieſe Lehre aus dem Oriente und die Tempelherren, die dafür bluteten, haben ſich zu ihr bekannt. Mit ihnen begann die Reform des chriſtlichen Glaubens, und dieſe Wahrheit legte den Grundſtein zum wahren Tempel Salomonis, zur unſichtbaren Kirche, an welcher die Menſchheit ſo lange im Geheimen baut, bis Aller Auge das Sonnenlicht erträgt. Es iſt leichter zu einem Chriſtus, der Gott iſt, zu beten, als in ihm die wunderbare Kraft menſchlicher Vollkommenheit zu begreifen. Den ſchönen Mythus von der unverletzten Jungfräulichkeit, die den Jeſus von Nazareth gebahr, wollen wir dir nicht rauben, er iſt älter als die chriſtliche Kirche, er gehört zu den älteſten Sagen, welche die Menſchheit von Anfang an in ihrem Schooße trug. Unter den Chineſen fühlte die Mutter des Chao-Hao bei'm Anblick eines Sternes, deſſen Licht in ihre Seele drang, lebendiges Leben unter ihrem Herzen. Bei andern kindlichen Völkern drängte ſich eine glänzende Wolke an den Buſen einer Jungfrau, und der Gott überſchattete ſie; oder ein Regenbogen, die Brücke zwiſchen Himmel und Erde, ſenkte ſich in ihr Herz, und ſie ward die Braut des Herrn. Bei den Aegyptern wiegte ſich die keuſche Jſis im Lotoskelch, dem Symbol der geheimnißvoll zeugenden Natur. Die erſten Chriſten nahmen die Roſe mit dem Dorn als Zeichen dieſes Geheimniſſes und als Roſa myſtica verehrten ſie die Jungfrau Maria. Wir wollen vom Glauben der Völker nicht den Duft verſcheuchen, noch das Farbenſpiel, das ihn umgibt, mit roher Hand verwiſchen; aber wir, die Eingeweihten, die wir die Wiſſenden ſein wollen, müſſen Mährchen und Wahrheit unterſcheiden lernen. Amen! Steh' uns Rede, Neuling, bevor wir dich zu den Geheimniſſen unſeres Tempels zulaſſen."

Der Redner ſchwieg, und ich hätte wohl eines längeren Beſinnens bedurft, um über ſo tiefe Sachen in aller Einfalt und Klarheit mein Bewußtſein zuſammenzufaſſen. Jn der Rede, die ich vernommen, blieb ein Doppelſinn, ein Widerſpruch zu löſen übrig. Chriſtus ſoll nicht Gott ſein! hatte die Stimme aus dem Dunkeln geſagt. Chriſtus ein Menſch? Nun wohl! Wenn er aber ein ſo göttlich reiner Menſch war, daß kein Fehl an ihm befunden wurde, warum ſoll ich ſeine heilige Natur nicht eine göttliche nennen? Sind wir alle Kinder Gottes, warum iſt er dann nicht der Sohn, der einzig reine, wahrhafte, und darum bis in alle Ewigkeit gültige? Warum, wenn es der Brücke zwiſchen Himmel und Erde bedarf, halt' ich nicht an dieſem Grundpfeiler der Wahrheit feſt? Jhr Männer da im Finſtern, dachte ich, deren dunkle Weisheit ich gern ganz klar faſſen möchte, Jhr habt da im Glauben der Menſchen einen Unterſchied aufgerufen, den die Welt bisher wohl noch nicht kannte. Jhr wollt nicht, daß ich im Heiland den Gott anbete, welcher Menſch ward; aber Jhr gebt zu, den Menſchen in ihm zu ſehen, der den Quell der Gottheit in ſich entdeckte. Die Menſchen brauchen vielleicht einen Gott in ſeiner Perſon. Was die Völker bedürfen, das glauben ſie, und was ſie glauben, iſt ihre Wahrheit. Mich freilich drängt es mehr, einen Bruder von gleicher Art und gleichem Blute in ihm zu ſehen, der mir die Möglichkeit beſtätigt, der reine Menſch könne noch allezeit das Göttliche in ſich ſelbſt finden. Er hat den Gott im Menſchen entdeckt, warum ſoll ich ihn nicht Gott nennen? Und wenn Ihr den Zwieſpalt in den Religionen tilgen wollt, nun ſo [illegible] hierin liegt der feſte Mittelpunkt der Eintracht aller Zeiten und [illegible] Völker! Laßt mir wenigſtens die Freiheit, über dies Geheim[illegible] denken wie ich es vermag!

Ich ſprach dieſe meine Meinung, wie ich ſie damals hegte, ziemlich feſt und ſicher aus.

Die Wand mir zur Seite öffnete ſich und in einem weiten Talar, mit den Symbolen eines Prieſters aus dem Orient, trat der Sprecher zu mir in's Gemach. — Joſeph, mein junger Freund, ich glaube, es war dein Vater, es war der Mann, deſſen Bild hier vor uns ſteht! — Er ging ſchweigend auf mich zu, legte die Arme auf meine Schultern und küßte meine Stirn. „Ich begrüße dich hiermit,“ ſagte er feierlich, „als Neophyt unſeres Bundes, als Sohn der unſichtbaren Kirche, als Bruder der reinen Lehre!“

„Ich habe nichts gethan,“ ſagte ich, „als einen Zweifel erhoben, ob ihr wohl klar genug den Punkt der Eintracht für alle Menſchen gefunden!“

„Nichts als einen Zweifel?“ entgegnete der Abbé der Waldenſer. „O! mein Freund, der Zweifel iſt der Anfang des Wiſſens; das lehren dir ſchon die alten griechiſchen Weiſen. Im Gefühl des Zwieſpaltes liegt der Beginn der Eintracht, die Sehnſucht nach ihr. Das iſt ja eben das Unheil in den chriſtlichen Secten, daß ſie in der Ueberzeugung von ihrer Alleingültigkeit nicht zum Gefühl des großen Unglücks in der Spaltung kommen!“

Er wechſelte mit mir die Zeichen des Bundes, ziemlich dieſelben, wie ſie in den Logen der Maurer üblich ſind; dann ſteckte er mir einen Ring an den Finger und das Werk war gethan, ich ward bei Nacht und Nebel ein Mitglied der reinen Lehre, ein Candidat zur Roſenkreuzerei. Ich beſchloß, der Dinge, die da kommen konnten, gewärtig zu ſein, meinen Sinn aber nimmer gefangen nehmen zu laſſen.

Der Sprecher verſchwand, als ein Männerchor aus der Ferne einen Lobgeſang des Höchſten begann. Raſch wechſelte dann die Scene um mich her und es begann hinter den Wänden, über der Decke und unter dem Fußboden eine raſchelnde Bewegung, als wenn hundert geſchäftige Hände die kleine Halle zertrümmern wollten. Die [illegible] erloſch und nur der Todtenkopf gab aus den Augenhöhlen [illegible]liches Licht von ſich. Nach einer langen Stille erſcholl von [illegible] herab eine Stimme: „Verlangſt du, wie man uns ſagt, Ein[illegible] in den Tempel Salomonis?“

„Zeigt mir den Tempel!“ ſprach ich, „und ich will Euch Antwort geben, ob mich nach der Einweihung in Euern geheimen Dienſt gelüſtet!“

„So thue dein profanes Kleid ab, hülle dich in die Pilgertracht, die vor dir liegt, nimm den hänfenen Strick um den Leib und ſtrecke dich abermals in die vier Bretter des engen Sarges, der den Leib des Sterblichen umfängt, bevor ſein Geiſt zur Wiedergeburt in den Tempel des Lichts tritt.“

Ich that, wie mir befohlen, und der Deckel des Sarges fiel über mir zu. Bald aber nöthigte mich die Beklemmung in dem engen Raume, die bretterne Hülle wieder von mir zu ſtoßen. Es war noch dieſelbe Halle, die mich umfing, aber Kerzen brannten rings im Gewölbe und ein Kreis ſchwarz verhüllter Geſtalten umringte mich. Der eine der Vermummten, der am Fuße des Sarges ſtand, lüftete ſeinen Mantel, und ich glaubte in bekannte Züge zu blicken, ich glaubte meinen Lehrer, den Pater Euſebio, in einer zweiten Geſtalt den Cardinal Bernis zu erkennen.

„Unſer Glaube,“ ſo begann der prieſterliche Sprecher wieder, „unſer Glaube iſt nicht der Glaube der Welt. Wir ſuchen das Dunkel, weil das Auge der Sterblichen noch nicht das helle Licht erträgt. So gelobe, bevor deine Prüfungen beginnen, heiliges Stillſchweigen über Ort, Zeit und Perſonen, die dich umgeben. Unſer Bund will die Menſchheit in ihre Rechte ſetzen, aber die Menſchheit iſt es, die unſer Thun noch verkennt und verfolgt. Die Wahrheit iſt auf dem Schauplatze der Erde noch immer ein Märtyrerthum. Schwöre alſo, Zeit deines Lebens geheim zu halten, was du in dieſer Nacht bei deiner Einweihung ſiehſt und hörſt!“

Die Männer entblößten ihre Degen, die Klingen blitzten im Schein der Kerzen, die zwölf Spitzen waren plötzlich auf meine Bruſt geſenkt. Ich ſprach den Eid nach der Formel des Redners, aber doch mit dem Vorbehalt meines freien Zurücktritts. Ich weiß nicht, überhörten oder mißachteten ſie meine Verwahrung; und wenn ich in dieſem Augenblicke, mit dieſer Erzählung, das Gelübde brech[illegible]ſchieht es, weil meine Einweihung unterbrochen wurde, [illegible] Aufnahme in den Bund aber nicht bindet. Ich bin nicht [illegible] aufgenommen; ich leiſtete den Eid nur unter einer Bedingun[illegible] nicht erfüllt wurde.

„Wo du ihn brichſt, den Eid, ſo harret dein der Tod!" ertönte es aus dem Munde der Zwölf. Ein zuckender Blitz und ein rollender Donner folgte dieſen Worten.

„Genug, genug!" rief ich. „Wozu ſucht Ihr mich zu ſchrecken? Zeigt mir die Geſtalt Eurer Wahrheit!"

Ich hatte mich raſch erhoben, um den Redner in's Auge zu faſſen. Er trat hinter die Vermummten zurück. In meinem Rücken ertönte die Antwort: „Iſis, die heilige Mutter der Natur, zu der wir beten, verhüllt dir ihre eigentliche Geſtalt, bis du den ſiebenten Grad eines Roſenkreuzers erreicht haben wirſt. Lerne zuvor ihre Schleier und die Symbole unſerer Maurerei verſtehen, und antworte auf die vorgelegten Fragen, damit wir daraus erkennen, welchem Grade du entgegenreiſeſt. Wenn die erſte Hülle von der geheimnißvollen Göttin fällt, ſo wirſt du vier Thiere erblicken, die ſie umgeben. Lerne im Löwen die Erde, im Delphin das Waſſer, im Adler die Luft, im Salamander das Feuer erkennen!"

Mit flammenden Zügen erſchien die Geſtalt der Göttin, mit den vier Elementen bildlich umgeben, an der dunkeln Wand vor mir.

„Glaubſt du," fuhr der Redner fort, „daß dieſe Elemente dem Geiſte dienſtbar ſind?"

„Welchem Geiſte?" fragte ich.

Der Sprecher ſchwieg.

„Es gibt der Geiſter viele," fuhr ich fort. „Wenn ich meine Seele rein halte von aller Befleckung des Irdiſchen, frei von der Trübung der Begierde; wenn ich mein mißgeſtaltetes Ich und die mißgeformte Welt um mich her vergeſſe, den Urquell der Dinge wiederfinde und jenen ſtillen See betrete, auf deſſen Waſſern der Geiſt Gottes ſchwebt: habe ich dann Gewalt über die Natur, bin ich dann mächtig über die Elemente? Ich kenne einen edlen Juden, der durch die Kraft des Gebetes die Bande des Todes ſprengt. Iſt das eine

Kraft des Roſenkreuzers? Ich glaube, daß der reine Geiſt das ver[illegible]be, daß ſeine Kräfte ſich in geweihten Augenblicken aus[illegible]r die Welt, das Auge weiter ſieht, das Ohr tiefer hinein[illegible]n den Zuſammenhang der Dinge. Ich glaube, daß die Elemente [illegible]einen, gotterfüllten Willen dienſtbar ſind. Aber ich will von Euch die Beweiſe ſehen, ob die reinen, die wiſſenden, die mächtigen Geiſter Euch dienen. An mir iſt es, Euch zu prüfen, ſoll ich an Euch glauben.“

Es war ſehr ſtille im Raume: der Redner hatte ſein Wort verloren, ein Anderer ſchien ihn nicht ablöſen zu wollen. Hatte ſie meine dreiſte Sprache irre gemacht? — Ich fuhr fort: „Man fabelt von einer Kunſt, die Metalle aufzulöſen und neu zuſammenzuſetzen, eine Wiſſenſchaft, die Materia prima, jene Subſtanz, aus der Gott den erſten Menſchen ſchon in ſeiner Leiblichkeit unſterblich ſchuf, wieder aufzufinden. Ich höre von der Gabe, das phyſiſche Leben zu verlängern. Um hier glauben zu können, verlange ich Thaten, ſoll ich Euer Werk für mehr als bloße Täuſchung und Blendwerk halten. Ruft mir Geiſter herbei aus der Vergangenheit, aus der Zukunft, einen Geiſt, der mir Rede ſteht über mein Schickſal, Rede ſteht über einen dunkeln Punkt meines Lebens!“

Unter den Männern vor mir machte ſich eine Bewegung merklich. „Zeichen und Wunder ſollen dir in Zukunft werden!“ ſprach der Redner. „Jetzt fehlen dir noch die Sinne zur tiefern Wahrnehmung des Ueberirdiſchen! Du wirſt draußen harren müſſen, bis ein heller Wetterſchlag der Wahrheit dir die verſchloſſene Pforte zum Tempel des Lichtes öffnet. Lerne zunächſt die Symbole unſeres Bundes kennen.“

Auf ein gegebenes Zeichen erſchien an der Wand ein großes lateiniſches T, das auch zugleich die Form des chriſtlichen Kreuzes abgeben konnte. An ſeinem Fuße kauerte ein Pelikan, der ſeine Jungen mit dem eigenen Herzblute nährte. Dies ward mir als das Bild gedeutet, unter welchem die Roſenkreuzer arbeiteten. Auf die Frage, ob ich die Kabbala kenne, mußt' ich mit Nein antworten und erhielt die Deutung, ſie ſei die mündliche Ueberlieferung, welche Moſes in den vierzig Tagen und Nächten auf dem Sinai von Gott empfing. Mündlich ging ſie auf Joſua, auf die ſiebenzig Aelteſten und auf die Propheten über und wurde, als die eigentliche Auslegung des Geſetzes, von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgepflanzt. [illegible] dem ſie aufgezeichnet, ward ſie nie überſetzt, damit ſie ni[illegible] Sprachen andere Deutung erhielte. „Der Tempel, in we[illegible] morgen als Laie treten wirſt,“ ſagte der Sprecher, „iſt dem[illegible] ähnlich, in welchem die Freimaurer arbeiten. Als die Leviten [illegible] wahren Lichts wollen wir dir einige Zeichen deuten, damit du nicht ganz als Neuling unter die Brüder trittſt. Der Kandelaber mit ſieben Armen und ſieben Lichtern deutet auf die ſieben Planeten und die ſieben Wiſſenſchaften. Die zwei Säulen, die du erblicken wirſt, erinnern an die Wolke, die den Kindern Israel am Tage voranging, und an das Feuer, das ſie bei Nacht durch die Wüſte führte. Mit Granatäpfeln und Lilien ſind unſere Hallen, wie der Tempel Salomo's, geſchmückt und in der Vereinigung dieſer Symbole haſt du dir reine Freundſchaft und unſchuldige Geſelligkeit zu denken. Der Stern der Maurer iſt der Stern der heiligen drei Könige, die nicht weltliche Fürſten waren, ſondern Magier. Dieſer Stern leitet den ächten Maurer auf allen ſeinen Wegen. Wenn du auch uns mit Akazienzweigen geſchmückt ſiehſt, ſo erkenne in dieſem signum salutis das Holz, aus welchem das Kreuz Chriſti gezimmert wurde. Dieſer Baum bedeutet uns eine Trauer, auf die bald Freude folgt. Die Leviten hatten den kubiſchen Stein, einen Eckpfeiler vom zerſtörten Tempel Salomo's mit geheimer Inſchrift. Auch die Maurerei hat dies Modell aller andern Steine und ſeine Inſchrift iſt für ſie nicht mehr geheim, ſie lautet: Brüderliche Liebe, Hülfe, Wahrheit! Unter Winkelmaß und Compaß verſtehen wir die Verbindung des alten Geſetzes mit dem Gebote der Menſchenliebe. Das Buch mit den ſieben Siegeln deute dir nach deinem Gefallen, entweder als die heilige Schrift mit den ſieben Wiſſenſchaften, oder mit den ſieben Sacramenten der Kirche, wenn du römiſch biſt. Als Roſenkreuzer wird dir ſpäter die geheime Zahl deutlicher werden. Die Leviten feierten ein Feſt, das Myſterium des verlorenen Wortes, das noch heute für den Maurer Geltung hat. Wenn die Juden in der babyloniſchen Gefangenſchaft den Tod ihres göttlichen Meiſters betrauerten, ſo meinten ſie unter dieſem Hiram die Freiheit, den Glanz und die Herrſchaft ihres Volkes. Auch uns iſt Hiram ein Meiſter und Märtyrer, und ein alte Maurerſyſtem ſagt, Hiram ſei Chriſtus und ſeine drei Mörder [illegible]as, Kaiphas und Pilatus. Wenn du auch uns bei den [illegible] in der einen Hand die Kelle, in der andern den Degen [illegible] ſiehſt, wie der Maurer im Grade des ſchottiſchen Ritters er[illegible], ſo ſchlag' das Buch Nehemiä auf, und du wirſt erfahren, daß der neue Tempelbau alſo begonnen ward, die Kelle ihn förderte, der Degen ihn gegen die Feinde ſchützte. Lerne überhaupt begreifen, daß die wahre Maurerei das Ergebniß dreier Religionen iſt; aus dem, was Aegypter, Juden und Chriſten der Welt überlieferten, erwächſt der neue Tempelbau für die Menſchheit. Und hiermit" — ſchloß der Mann ſeine Rede — „indem ich dich als Maurer und Bruder begrüße, um dich dereinſt zum Roſenkreuzer heranreifen zu ſehen, lerne das Zeichen kennen, unter welchem du dich den Genoſſen kenntlich machſt."

Ich wiederholte das Zeichen im Kreiſe der Zwölf und Jeder verſchwand, nachdem ich es mit ihm gewechſelt.

Ich war nun überzeugt, daß die Loge Rose et Croix ihr beſonderes Maurerſyſtem habe. Eine Zeitlang beſchäftigte mich noch der neue Zuſammenhang der Zeichen, die ich in meiner bisherigen Maurerloge anders geordnet fand. Körper und Seele waren mir endlich abgemüdet, die Nacht mußte vorüber ſein, und ich ſank ermattet in einen tiefen Schlaf.

Draußen ſtand vielleicht die Sonne ſchon hoch, als ich, vom Bedürfniß nach Speiſe gequält, erwachte. Ich fand mich in derſelben Umgebung wieder. Nur ein ſilberner Pokal, der vor mir auf dem Boden ſtand, zog meine Neugier auf ſich: eine grüne, dicke Flüſſigkeit blinkte im ſchimmernden Gefäße. Ich führte ihn raſch an meine Lippen. Der betäubende Duft reizte mich, aber ein leiſer Schauer, der mich plötzlich ſchüttelte, hieß mich auf den Genuß des Trankes verzichten. Ich dachte nicht an Gift, aber ich bin doch Italiener genug, um Tränke zu kennen, die den Geiſt gefangen nehmen, indem ſie eine gewiſſe narkotiſche Begeiſterung hervorrufen. Vielleicht ſteckte in dieſem dunkelgrünen Weine die Befähigung, Geiſter zu ſehen. Ich wollte mit nüchternen Sinnen den Geheimniſſen und den Offenbarungen entgegengehen, die man mir bereitete. Um jeder Verſuchung zu entgehen, ſchüttete ich raſch den Inhalt des Gefäßes an den Boden und bedeckte die feuchte Stelle mit dem Kruge. In demſelben Augenblicke hört' ich ſchon Tritte: zwei neue Geſtalten traten [illegible] grüßten mich als Bruder mit dem Gruße des Bundes. [illegible] hob den Pokal in die Höhe und überreichte ihn dem Zwei[illegible] einem Augenwink, an dem ich wahrnahm, daß es ihnen nicht [illegible] gültig ſchien, ihn geleert zu ſehen. Wie ich mich bereit erklärte, ihnen zu folgen, tauchten ſie ein Stirnband in eine rothe Flüſſigkeit und knüpften es mir um den Kopf. Sie ſelbſt trugen ein gleiches: ich hatte die Vorſtellung, es ſei mit warmem Aether durchnetzt. Ich fühlte mein Blut in Wallung gerathen: vielleicht fehlte mir nur noch die Wirkung des dunkelgrünen Weines, um einen Dämon des Aufruhrs in mir zu entzünden.

„Du biſt ſchon zur Stelle,“ hieß es, als ich auf die Thür deutete. Ich blickte um mich, und in der That hatte ſich der Schauplatz um mich her verwandelt. Es war noch dieſelbe Grotte, grau und fahl, aber die Wände ſchimmerten durchſichtig und löſten ſich wie Nebel auf. Die Felder im Mauerwerk wurden lebendig, ſeltſame Thier- und Menſchengeſtalten, mich zu ſchrecken und zu locken, traten mir entgegen, und wichen zurück, wenn ich nach ihnen griff. Meine beiden Führer waren verſchwunden. Aus der Ferne ertönte eine Muſik, deren ſanfte Accorde immer mächtiger anſchwollen. Die Kerzen um mich her vereinigten ſich zu einem Strahlenkranz und aus den ungewiſſen Wolken, in die ſich die Wände des Gemachs auflöſten, hoben ſich dunkelrothe Säulen, aus deren Knäufen und Capitälern lebendige Blumen mit buntem Farbenſpiel hervorſprangen. Die kleine Todtenhalle hatte ſich nach und nach in einen ſtrahlenden Feſttempel umgeſtaltet, deſſen Kerzenſchein das Licht des Tages beſchämen konnte. Ich ſtand in einer offenen Rotunde, die den Mittelpunkt von mehreren Hallen abgab, die ſich nach den vier Himmelsgegenden öffneten. Ich ſah alle die Inſignien, die mir der Sprecher gedeutet hatte, den Stern, die Akazien, die Candelaber; nur die Lotosblume, die ſich in rieſenhafter Geſtalt mitten in der Rotunde aus dem Boden erhob, war mir noch neu. Der Stengel ragte wie ein Baum in die Kuppel hinauf. Ihre Blätter ſchloſſen ſich oben zu einem Kelch zuſammen: das Gewölbe über ihr gab den Anblick des geſtirnten Himmels. Ich war in dieſem glänzenden Gebäude mit meinem dunkeln Pilgergewand der [illegible]e unſcheinbare Gegenſtand.

Es dauerte nicht lange, ſo füllte ſich die eine der vier Feſthallen, die an den mittleren Tempel ſtießen, mit Geſtalten in vielerlei Tracht, dunkelblau, himmelblau, blau und weiß, Einige mit rothen Mänteln, vielleicht je nach dem Grade und der Bedeutung ihrer Würde. Während eine Harmonika ihr nervendurchzitterndes, ſeelenzernagendes Spiel begann, gruppirten ſich Alle um eine hervorragende Geſtalt, vor der ſie die Akazienzweige ſenkten. Wie die alten Hierophanten trug dieſer ihr Meiſter auf einem Gabelkreuz eine Platte von Metall, auf der ich die Worte las: Wahrheit, Weisheit. Alles in ſeinem Anzuge ſchien ſinnreich. Ueber dem geſtickten purpurnen Gewand trug er ein Oberkleid von der Farbe der Unſchuld. Ein Diadem, mit Edelſteinen geziert, deren Zuſammenſtellung auf die Macht Gottes deutete, zierte ſeine Stirn. Als die ſinnverwirrenden Glastöne des Inſtrumentes ſchwiegen, ertönte aus dem Kelch der Lotosblume eine ſehnſüchtig klagende Frauenſtimme: „Iſis ruft Euch Sterbliche! Wer wird den Schleier heben, der mich verhüllt! Ich ſeufze ſchon Jahrhunderte lang nach Erlöſung!“

So erſcholl es aus der ſingenden Blume, und es war mir, als regte ſich im Kelch ein ſchmerzbeklommenes Herz, als ſei jedes Blatt ein Arm, der himmelan nach Hülfe griff. Die Verſammelten waren inzwiſchen niedergekniet, nur der Großmeiſter ſtand aufrecht, den Blick auf mich gerichtet. Sein Haupt umſtrahlte mit zitternden Flammen ein dunkelrother Schein. Er trat auf mich zu und winkte mir näher. Es war mir ein ganz fremder Mann; weder Euſebio, noch Bernis, noch den Abbé ſah ich mehr unter den Verſammelten; Belmar habe ich bei all' den Vorgängen der Einweihung nicht bemerkt: vielleicht war er der Lenker der Maſchinerien, der verborgene Deus in machina.

„Neuling,“ ſprach der Großmeiſter, der jetzt vor mir ſtand, „die enge Zelle des Grabes hat ſich um dich her in eine Feſthalle der Freude verwandelt. Alſo iſt der Uebergang von der Finſterniß zum Licht, vom Tode zum Leben; in dem kleinen Punkt des Erdendaſeins liegt der Ring der Ewigkeiten. Unſer Streben iſt, aus dem Gegebenen die Zukunft, aus dem Bekannten das noch Verborgene zu entwickeln. Wir heißen dich, willſt du an unſeren Arbeiten theilnehmen, in dieſem Kreiſe willkommen und werden dich mit den Inſignien einer unteren Stufe unſeres Bundes bekleiden. An dem kleinen Ringe, den ich an deinen Finger ſtecke, findeſt du die vier Buchſtaben I. A. A. T. Sie bedeuten: Ignis, Aër, Aqua, Terra. Es ſtrebt der Geiſt allerdings, wie du eine Ahnung davon haſt, die vier Elemente ſich dienſtbar zu machen. Aber weder im Feuer, noch in der Luft, im Waſſer und in der Erde biſt du heimiſch. Lerne nach und nach die Gewalten kennen und in ihrer Kenntniß die Macht, ſie zu beherrſchen. Kenntniß iſt Macht. Dir ſteht jetzt eine Frage frei an die elementare Geiſterwelt, und wofern dein Sinn rein, dein Herz voll Zuverſicht und Vertrauen iſt auf den göttlichen Baumeiſter der Welt, wird dich die Pythia unſeres Bundes, die in den Blättern der Lotosblume ſchläft, erhören. Tritt jetzt zurück in die kleine dunkle Halle zur Seite, überblicke dein Leben und ſammle deine Gedanken zu einem Wunſch, der dein Schickſal berührt und deinem Herzen der liebſte iſt."

Er ſchwieg und der Geſang begann von neuem. Während deſſen hatten mich dienende Brüder mit der Schürze bekleidet, mir Winkelmaß und Kelle in die Hände gedrückt. Als ſich neue Ankömmlinge in der noch leer gebliebenen Halle zeigten, ward ich raſch in ein kleines dunkles Seitengemach geführt, wo ich abgeſchloſſen mir ſelbſt überlaſſen blieb. Ich ſetzte mich ermüdet auf den Säulenſchaft und verſank in die Träumerei meiner Empfindungen. Was mir bis jetzt von dem Orden der Roſenkreuzer vorgeführt war, widerſtritt nicht meiner Ueberzeugung von der Nothwendigkeit gewiſſer Formeln eines Geheimbundes. Es war ſelbſt für mich als Maurer nicht widerſinnig. Allein in den Geheimniſſen ſteckte als Kern die Kraft des großen Roſicrucius, die Zukunft zu wiſſen und aus der Vergangenheit eines Menſchenlebens die verborgenen Stellen zu kennen. Da ſammelten ſich denn bald meine Wünſche um den einen Punkt meines Lebens, den Punkt meiner dunklen Herkunft. Ein Findelkind ward ich dem Orden übergeben, angeblich auf das Gelübde Derer, die mich in's Leben geſetzt. War ich eine Waiſe? War ich geraubt, eine willenloſe Beute fremder Gewalten, deren Herrſchaft über mich ich nicht anerkennen durfte? Wurde mir hierüber Aufſchluß, — das war mein Vorſatz, — ſo wollte ich den Eid noch einmal ohne Vorbehalt ſchwören, dem Bunde mit allen Kräften zugehören, mir gleichviel, ob ihm dieſe Kunde aus ſeiner weiten Verbrüderung und äußeren Macht, oder aus geheimer Offenbarung einer ihm innewohnenden, mir noch unbekannten Geiſteskraft gekommen. Ich war auf die Pythia in der Lotosblume verwieſen: wohlan, ich wollte ſie prüfen, dieſe myſtiſche Roſe entblättern.

Es mochte eine Stunde verſtrichen ſein, als der Act meiner Einweihung wieder aufgenommen wurde. Die Grotte, in der ich, meinem Nachſinnen überlaſſen, abgeſperrt war, öffnete ſich, und ich trat wieder in den Glanz der Rotunde mit der Kuppel, in deren Mitte der baumhohe Stengel der Lotosblume mit ihren Blättern wie eine Palme hinaufragte. Oben in der Krone, in den noch geſchloſſenen Blättern der weißen Rosa mystica nahm ich eine zitternde Bewegung wahr, als rege ſich dort ſchon in einer Geſtalt die Prieſterin der Iſis. Der Großmeiſter trat auf mich zu und redete mich an. Ich bejahte die Frage, ob ich in der Stille mit mir einig geworden, welche Frage ich der Pythia des Bundes vorlegen wolle. „Beſcheidenheit, Demuth und Vertrauen,“ ſagte der Mann, „ſeien die Tugenden des würdigen Neophyten; von meiner Frage werde der Grad meiner Reiſe abhängen.“

„Und von der Antwort,“ ſagte ich, „der Grad der Glaubwürdigkeit des Bundes.“

„Es gehört zu den Regeln dieſes Bundes,“ ſagte der Großmeiſter, „daß der Neuling nochmals von dieſem Kelche trinkt, bevor ihm der Kelch der heiligen Blume ſich erſchließt: man reiche ihm den Pokal!“

Der Ceremonienmeiſter hielt ihn ſchon gefüllt in der Hand. So ſollte dieſer Kelch denn doch nicht von mir gehen! Es war derſelbe Becher, den ich ſchon kannte: dieſelbe grüne Flüſſigkeit blinkte mir entgegen. „Ich bedarf der Unterſtützung meiner Kräfte nicht!“ ſagte ich und nahm den Pokal zögernd.

„Die Sitte will es,“ ſagte der Großmeiſter, „daß, wenn du zweifelſt, ein Gefährte mit dir trinkt. Wer von den ſo eben Eingeweihten trinkt dem Zweifler zu?“

Auf die Stille im Raume folgte hinter dem einen Vorhang eine Bewegung. Filippo Durazzo trat hervor und ſtreckte die Hand aus. Er war in eine feuerfarbene Toga gehüllt, ein flammendes Diadem leuchtete um ſeine Schläfe, ſein Auge glühte in trunkener Entzündung. „Mir den Pokal!“ rief er laut, „ich, der letzte Eingeweihte dieſer Nacht, trinke ihm zu. Heil ihm, wenn er glaubt, Unheil, wenn er zaudert! Dem geheimnißvollen Orient gehören wir an, ich trinke ihm als Maurer eines höheren Grades zu!“

Er war auf mich zugeſtürzt, riß den Becher an ſich und trank. Ich war gezwungen, es ihm nachzuthun und leerte den noch übrigen Inhalt des Kelches. Ein Feuerſtrahl durchdrang meine Adern, hob meine Empfindung wie auf Flügeln. „Jetzt oder nie,“ rief es in mir, „wirſt du Geiſter ſehen!“ Und dennoch gelobte ich mir, nüchtern den Geheimniſſen entgegenzutreten.

Der Großmeiſter ergriff meine Hand und legte die Binde um mein Haupt. Am Geräuſch um mich her nahm ich wahr, daß die Vorhänge der Seitenhallen nach allen vier Weltgegenden zurückrauſchten, am Gewühl der heranwogenden Menge, daß die Zeugen des Orakels bereit ſtanden, die Rotunde ſich füllte, während ein bald ſanfter und ſchmelzelnder, bald ſtark aufſchwellender Harmonikaten meine Sinne gefangen nahm. Ich ward dreimal im Saale herumgeführt, hörte das Raſcheln der Gewänder, fühlte die Nähe hin- und herwogender Menſchen, bis plötzlich die Muſik ſchwieg und eine Stimme von oben erſcholl: „Iſis ruft! Sie ſchläft den heiligen Schlaf, aber ſie ſpricht im Traum, die Gottheit hat ihr die ſieben Siegel vom Buche des Lebens gelöſt!“

„So ſteig' denn hinauf, Jüngling,“ ſagte der Großmeiſter, der mich an der Hand hielt, „und befrage dein Schickſal.“

Er führte mich mehrere Stufen hinauf und ließ mich dann allein. Ich war dem untern Raum entrückt; an dem Schimmer, der meine Augenbinde durchdrang, fühlte ich mich dem Strahlenkranze der Kuppel nahe. „Sprich dein Begehr,“ hieß es, „neige dann dein Ohr und beuge dich, denn du ſtehſt vor der Lotosblume!“ — Ein Rauſchen wie von Blättern, die ſich entfalteten, ſchien mir das zu beſtätigen. „Darf ich laut und vernehmlich die Pythia befragen, oder muß ich mein Schickſal geheim vernehmen?“ — „Es ſteht dir frei!“ lautete die Erwiederung von unten her. — „Wohlan!“ ſprach ich, daß es laut im Raume ſchallte, „ſo will ich denn, wie es meiner Natur geziemt, offen und frank meine Frage ſtellen, nicht, um freventlich und tollkühn die Enthüllung von Geheimniſſen zu fordern, die der ewige Schöpfer vielleicht in ſeiner Weisheit dem ſterblichen Geiſte entzieht: auch nicht um die Geheimkunde der Brüder über die Zukunft und Unſterblichkeit auf die gewagte Probe zu ſtellen. Ich glaube an die Gemeinſchaft edler Gemüther, die ſich insgeheim verbrüdern müſſen, um dem Streben nach den Offenbarungen der Wahrheit Schutz und Schirm gegen den Fanatismus der Dummheit und des blöden Aberglaubens zu ſichern; ich glaube, daß die Menſchheit heranwächſt zur Erkenntniß des Wahren, und dieſe Wahrheit in der Verſöhnung zwiſchen Gott und Natur zu ſuchen iſt. Ich glaube an die Nothwendigkeit der Geheimhaltung gewiſſer Entdeckungen, für deren Licht das Auge der Menge noch zu umdunkelt iſt, um nicht geblendet zu werden; ich glaube, daß das Chriſtenthum der Zukunft nicht mehr die Natur knechten, ſondern erlöſen wird vom Wahn; ich glaube an die Gemeinſchaft edler Männer, die den nachtumflorten Blick der Menſchen aufhellen und das Jahrhundert der Freiheit heraufbeſchwören werden. Ich bin weit entfernt davon, dieſes Licht und dieſe Freiheit einem unreifen Geſchlechte aufnöthigen zu wollen. Aber ich will, wo ich die Reiſe des Bewußtſeins dafür erkenne, kein Dunkel und keine Knechtſchaft dulden. Ich ſträube mich gegen Dunkel und Knechtſchaft meines eignen Lebens. Ich gehöre der Kirche an nach Gelöbniß Derer, die mich in die Welt geſetzt, nicht nach freiem Ermeſſen und eigener Wahl. Ich frage die Pythia des Bundes: Sind Diejenigen, die mich blind geopfert, und dies Opfer wie ein Schickſal über mich verhängten, dazu berufen geweſen? War ihr eigener Wille frei, als ſie mich ſchon vor der Geburt in Bande ſchlugen? Darf ich ein Gelübde der Art für bindend halten? Steht es freien Männern zu, Zwang über ſich zu dulden? Und lebt noch Wer von Denen, die dieſen Zwang über mich übten? Dies vor Gott und dem Bunde der Wiſſenden meine Frage!“

Ich ſenkte mein Haupt, neigte mein Ohr, der Antwort gewärtig. Dicht vor mir rauſchten die Blätter der Lotosblume, es war mir, als arbeitete ſich eine Geſtalt aus dem Schooß derſelben hervor, als neigte ſich ein Antlitz mit warmem Athem zu mir. Ich hörte eine flüſternde Frauenſtimme: „Unglücklicher, frage das nicht!“

Ich erſchrak: ich glaubte ſie zu kennen, dieſe Stimme; um ſo dreiſter erhob ich von neuem laut und Allen im Raum vernehmlich mein Wort: „Ich frage die Wiſſenden im Bunde, ich frage die Verſammlung freier Männer, ich frage die Pythia: Iſt Jemand am Leben, der mir Rede ſteht, weshalb und mit welchem Zug und Recht man über mich und mein Leben ſchaltete? Lebt von den Meinigen irgend Wer? Lebt mir ein Vater noch?“

„Er lebt!“ tönte zitternd und halb erſtickt die Stimme des Orakels. Auf die ſtille Pauſe erfolgte ein elektriſcher Schlag, der die Kerzen im Saale löſchte. Ich fühlte durch die Binde hindurch, daß die Rotunde in Nacht gehüllt war; kein Athemzug im ganzen Raume war hörbar. Ich kniete nieder und vernahm nur den Puls meines ſtürmiſchen Herzens. Plötzlich ertönte eine ferne Muſik wie Aeolsklang, ſie ſchwoll an nach dem Grade des wieder herandämmernden Lichtes in der Halle. Eh' ſie allzu laut erwuchs, nahm ich all' meine Kraft zuſammen und rief ſchallend heraus in die Verſammlung: „Wohlan denn, ſo frage ich weiter, was Vater oder Sohn verbrochen, daß man ſie trennt? Welche Macht zwiſchen ſie getreten? Warum der Sohn der Sklave eines blöden Wahnes ſein ſoll? Liegt Sünde auf meiner Geburt? Beruht das Gelübde, das mich ſchon vor der Geburt der Kirche zum Dienſt geſtempelt, auf einer Miſſethat? Ich bin bereit, der Welt Laſt und Schmach zur Sühne zu tragen, aber ich will wiſſen, weshalb ich der Geopferte bin!“

Eine bange Stille herrſchte im Raume; nur im Kelch der Lotosblume war es, als wogten die Blätter in zitternder Haſt hin und wieder. „Haltet ein!“ rief plötzlich unten im Saale eine donnernde Stimme, „haltet ein, der Neophyt frevelt gegen die heilige Kirche!“

Aus einer Seitenhalle war ein Mann im dunkeln Domino, aber mit den Inſignien des Maurers in die Rotunde vorgeſprungen und rief dies ſein Veto in die Kuppel zum Sitz der Pythia hinauf. Ich konnte nicht zweifeln, wer der Mann ſei, der hier zwiſchentrat; ich kannte dieſe Stimme, es war die Stimme Deſſen, den ich meinen Lehrer, den Freund meines Herzens, meinen zweiten Vater nannte, die Stimme Deſſen, zu dem ich von Kindheit auf die einzige Beziehung der Liebe gefühlt, der den Bann, der über mein junges Haupt verhängt war, nicht gelöſt, aber doch die Feſſeln, die mich knechteten, mit milder Hand, mit edler Geſinnung, mit dem Hinweis auf größere Lebensziele nach Möglichkeit mir erleichtert. Die Stimme Pater Euſebio's drang mir in's Herz, im Ton ſeiner Worte lag ein ſo tief ſchmerzliches Gefühl, daß mich über mein Beginnen faſt Reue anwandelte. Aber es galt jetzt, wo die Frage über mein Leben und Schickſal auf dem Spiele ſtand, mich zu rechtfertigen: ich war angeklagt, ich mußte mich vertheidigen.

„Fern ſei es von mir,“ rief ich in die Halle hinunter, „fern, gegen die heilige Kirche zu freveln. Ich habe meine Jugend bisher in Qual und Zweifeln, die in mir nagten, verbüßt, ich habe gerungen bis zur Todesangſt, die Stimme der Natur in mir mit den Geboten, die man mir vorſchrieb, in Einklang zu bringen. Das Leben eines Büßers, eines Anachoreten habe ich, ohne zu murren, geführt, Verzweiflung, Selbſtmord und Wahnſinn haben ſich um meine Seele geſtritten, und ich habe mich nicht gegen die Satzungen der heiligen Kirche aufgelehnt, ich habe das Kreuz, das der Herr den Seinigen auferlegt, getragen bis zu der Gränze aller Möglichkeiten, bis zu dem Augenblick, wo die gepeinigte Creatur eine Frage frei hat an die Weltordnung und ihr Schrei am Gewölbe des Himmels widerhallt. Ich frevelte nie gegen die Kirche Gottes, ich trete auch jetzt nicht als Kläger vor ſie hin: nicht ſie will ich zur Rechenſchaft ziehen, denn ſie vollführt nur, was man ihr übertragen, ſie nahm blos von der Gabe Beſitz, die man ihr bot. Ob aber der fromme Wahn Derer, die über mich verfügten, Geltung hat für die ganze Ewigkeit meiner Seele: dies frage ich hier, und frage es wiederholt, wo es gilt, in den Bund freier Männer zu treten, die Gott und Natur zugleich dienen, über Geheimkräfte gebieten und ſich die Wiſſenden, ja die Mächtigen nennen, denen die Wahrheit ſelbſt Rede ſteht. Ich frage von neuem: Bin ich mit Fug und Recht für immer der Sklave fremden Willens?“

„Und ich ſtelle hier,“ rief Euſebio mit Ungeſtüm, „wiederholt die Forderung, daß der Neophyt zurückſteht von ſeiner Frage, welche die heilige Kirche beleidigt; ich gelobe ihm unter vier Augen Rechenſchaft zu geben von meinem Thun, ihm nach Möglichkeit jeden Aufſchluß zu ertheilen, der ihn zufriedenſtellt.“

„Der Kirche,“ rief ich hinunter, „meine Ehrfurcht, meine Unterwerfung! Als Maurer verlang' ich mein Recht, als das Recht des freien Menſchen! Der Bund freier Männer, welche die Wahrheit wollen, iſt eine Lüge, wird mir nicht mein Recht! Ich rufe den Bund auf, meine Sache zu der ſeinigen zu machen. Er biete mir ſeine Hülfe dar, das Wahre zu erkunden, iſt er nicht im Stande, mir jetzt ſchon genug zu thun. Mit ſeiner Macht und ſeinem Wiſſen ſteht es ſchlimm, weiß er keine Auskunft; mit ſeiner Wahrheitsliebe und Freiheit noch ſchlimmer, ſcheut er die Unterſuchung!“

Unten im Saale ward eine ſteigende Bewegung immer lauter, verworrenes Geſchrei für und wider ertönte, die Stimme des Großmeiſters erſcholl als ohnmächtiger Verſuch dazwiſchen, den Aufruhr zu bewältigen. „Ihm werde ſein Recht! Keine Eingriffe in die Freiheit der Logen!“ Dieſer Ruf ward immer allgemeiner, immer drohender. Das war nicht mehr eine Verhandlung zur Aufnahme eines Neulings, das lag ſchon außerhalb alles Ceremoniels der geheimen Geſellſchaft; ein Streit offener Parteiung war in ihrem Schooße ausgebrochen. Ich riß die Binde von den Augen und überſah den Schauplatz des Kampfes. Welch' ein wildes Gewoge nach hüben und drüben im bunten Knäuel der verſammelten Menſchen, die aus den Hallen in die Rotunde drängten und dort und hier ſich um die Vorfechter gruppirten! Mitten inne der Großmeiſter, der mit ausgeſtreckten Armen nach beiden Seiten Ruhe gebot; erſt, wie er mit dem Hammer an eine metallene Schaale auf dem Altare ſchlug, drang ſein Ruf zur Ordnung durch.

Euſebio ſtand mit erhobener Hand im Sturm, den er ſelbſt heraufbeſchworen. „Im Namen der Kirche, im Namen des Ordens, dem ich angehöre,“ rief er mit der ganzen Gewalt ſeines Zornes, „lege ich ein Veto ein gegen die Aufnahme des Neophyten, fordere von ihm, daß er ſich vor meinen Richterſtuhl ſtelle, und mache ihn im Auftrage des heiligen Amtes zum Gefangenen der Inquiſition!“

Das war das Signal zum vollen Ausbruch der Empörung. Das Spiel war zu Ende, das Maskenrecht verletzt, die Würde der Logenfreiheit verhöhnt. Die Degen blitzten aus der Scheide; wer ſich als Maurer fühlte, ſtand wie bei'm neuen Tempelbau Salomonis mit den Waffen bereit, ſein Werk gegen offene Gewalt zu ſichern:

ich war der Gegenſtand und ſchien das Opfer des Streites zu werden. Da plötzlich fiel ein Schuß aus der Kuppel. Mit Einem Ruck löſchten die Kerzen im Saale, mit donnerndem Gepraſſel ſtürzte das ganze künſtliche Bauwerk der Lotosblume zuſammen. Ein wildes Gewühl ächzender Stimmen, verletzter Perſonen folgte dem Getöſe, einzelne Fackeln ſtreiften von draußen herein in das Chaos der Verwirrung, Dampf und Staub wirbelte in die Höhe und unter den Trümmern wühlten ſich rufend, und tobend, die ſeltſam zugerichteten Geſtalten heraus. Plötzlich ſtieg zur Seite eine grelle Lohe auf; die Vorhänge der Halle hatten Feuer gefaßt, das leichte Gebäu mit der Maſchinerie der Couliſſen war entzündet; mit dem Rufe nach Hülfe drängte die wüthende Menge den Ausgängen zu.

Mit Gefahr meines Lebens, aber mit gutem Glücke hatte ich den Sprung von der Höhe des Stufengerüſtes, auf dem ich geſtanden, gewagt, ein freies Fenſter in der Niſche benutzt, um auf der entgegengeſetzten Seite des auflodernden Brandes dem Schauplatz der Verwirrung zu entkommen. Ich gerieth in dunkle Gänge kreuz und quer; es waren die Seitenhallen des alten Templerhauſes, in deſſen Pavillon die Loge ihr Theater aufgeſchlagen. Die Räume waren mir völlig fremd; ich lief Gefahr, im dunklen Labyrinth der gewölbten Gänge meine halbgewonnene Rettung wieder einzubüßen. Lärm und Getöſe war ſchon weit hinter mir. Eine nahe Glocke läutete den Feuerruf; ich konnte ermeſſen, daß der entfernte Stadttheil, in welchem das Gebäude lag, zur Hülfeleiſtung in Aufruhr war. Endlich gelang es mir, einen Ausgang zu gewinnen; eine ſchrägſtehende Pfeilerwand ward mein Pfad, auf dem ich aus dem obern Stockwerk hinunterglitt.

Ich ſtand im Freien, im alten Garten der Templer. Es war dunkel, nur ein ungewiſſes Licht aus der Ferne wies mir die Richtung zu meiner weiteren Flucht. Vor dem Gitter, das den Seitenhof von der Straße ſperrte, hielt ein Tragſeſſel mit Maulthieren; Diener mit Fackeln ſtanden ihrer Herrſchaft gewärtig; dicht neben ihnen am Portal jedoch eine Wache mit Lanzenträgern. Nicht eingedenk, damit Verdacht auf mich zu ziehen, kletterte ich über das Gitterthor und ſtand außerhalb des Zwingers. Wie die Wache, deſſen anſichtig, mir Halt gebot, ſtürzte ich verzweifelt auf die Sänfte zu, in der ſo eben ein Mann in dunklem Domino Platz nahm. Ich ergriff ſein Gewand, ſeine Hülfe gegen die Häſcher anzurufen; ich machte das Zeichen, auf welches jeder Maurer im Genoſſen den Bruder erkennt und ihm hilft. Im Schein der Fackeln leuchtete mir plötzlich Monſeigneur Bernis' immer lächelndes Antlitz entgegen. Er erkannte mich, verleugnete mich nicht, gebot der Wache, ſich zu beruhigen; es ſei einer ſeiner Leute, ſeiner Gäſte, der neben ihm Platz nahm. Laut lachend drückte mich der graziöſe Kirchenfürſt in die Polſter des Tragſeſſels und führte ſeine Beute davon, während die Haſcher des heiligen Officiums vielleicht juſt mich zum Ziel ihrer Lauer machten.

Der Brand war nicht bedeutend; die alten Mauern des Templerhauſes leiſteten dem Feuer des Pavillons Widerſtand. Der Morgen dämmerte bereits, als die Sänfte an der Wohnung meines Retters hielt, der mir als Maurer, als Freund und Bruder, ſeine Freiſtatt nicht verſagte. „Ja," ſagte Bernis ſcherzend, „wenn man allzu grelle Aufklärung, allzu helles Licht fordert in Dingen der Wahrheit: dann bricht Feuer aus, und Niemand weiß, wie weit der Brand um ſich greift! Zum Glück hat die Mutterkirche, wie die alte Templerei, ſtarke Mauern, die Gegenhalt bieten!"

Ich blieb den Tag über im Verſteck bei Bernis. Abends jedoch trat der werthe Mann mit bedauerlichem Geſicht und mit der Kunde zu mir, die Sache ſei ernſter, als er gedacht. Euſebie habe mich in aller Form vor das Tribunal des heiligen Amtes geladen; meine Wohnung im Collegium ſei mit Beſchlag belegt, an den Ecken des Hauſes ſolle meine Vorladung vor das Officium angeſchlagen werden. Die Vorgänge im Templerhauſe, der Brand, das Gerücht von böſer Zauberei und Teufelsſpuk, der in den Paläſten einiger Großen zu Genua getrieben werde, hatten das Volk aufgeregt, man lagerte in hellen Haufen vor der Signorie der Republik und forderte den Magiker Belmar. Vielleicht hatte man dem Zorn des Pöbels gern ein Opfer geſpendet, allein Belmar war nirgends zu finden. Der Zuſammenhang, den des „Teufels Braut" mit der Judengaſſe hatte, leitete die aufgeregte Menge nach der Trümmerſtadt bei'm alten Hafen. Als des Teufels Braut ward niemand anders als die Pythia Donna Carlotta bezeichnet. Man ſtürmte des Rabbi Hütte; man zog ihn zur Rechenſchaft, denſelben Mann, der noch vor kurzem dem Volke wohlgethan, ihm zwei todte Jünglinge zum Leben wiedererweckt hatte. Man forderte die Prinzeſſin von Saba von ihm: man zerrte ihn aus ſeinem Verſteck, mißhandelte ſeine alte Dienerin, rief die Schergen des heiligen Gerichts herbei, die ſich ſeiner bemächtigten. Doch überkam Viele, die ſeiner guten Heilkunſt eingedenk waren, alsbald bittere Reue; Volk ſtand gegen Volk auf, um den Häſchern das Opfer wieder zu entreißen. Ein wilder Streit wogte in der Fiſcherſtadt auf, die Meſſerklingen blitzten, Blut floß auf beiden Seiten. Als die bewaffnete Macht der Republik einſchritt, blieb auf der Wahlſtatt nichts zurück, als der Leichnam des Rabbi Laſſe, der unter den Händen des Volkes und der Schergen, unter den Händen ſeiner Befreier und ſeiner Peiniger zuſammenſank und ſeine edle, liebevolle Seele unter Mißhandlungen aushauchte.

„Opfer der Art müſſen von Zeit zu Zeit fallen!“ ſagte Bernis achſelzuckend, als ich vor Schmerz über den Tod des armen Rabbi aufſchrie. „Das kommt davon, lieber Freund,“ fuhr der kluge Mann fort, „wenn man das Gelüſt nach Neuerungen über den Kreis geſelliger Scherze ausdehnt! Die Forſchung über Ihre Herkunft war nur innerhalb der Kirchengemeinſchaft erlaubt: auf Grund und Boden der Maurerloge durften Sie der Kirche nicht trotzen wollen. Ich fürchte, Sie ſind Urſache geworden, daß Ihr Orden mit der Maurerei ein für alle Mal zerfällt. Damit haben Sie Unheil geſtiftet, denn die Art, wie die heilige Geſellſchaft, der Sie angehören, in den geheimen Verbindungen der Logen Fuß gefaßt hat, war ſtaunenswerth, bewunderungewürdig. Der Orden Jeſu hat die Miſſion, ſich der Forſchung, der Neuerung, des Zeitgeiſtes in jeder Form und Geſtalt zu bemächtigen. Theilnahme an den Bedürfniſſen der Menſchheit iſt die Bedingung, dieſe Bedürfniſſe zu leiten, die Menſchheit ſicher zu führen, wenn gleich oft nur ſcheinbar den Zielen zu, die ſie ſich ſelber ſteckt. Ich würde ſehr bedauern, dürfte der Orden in den Logen nicht ferner ſeine Gehülfen, ſeine weltlichen Sodalen haben!“

Ich wollte dem angehenden Cardinal nicht ſagen, wie wenig ich mich noch als Genoſſe des Ordens fühlte, wie reif ich längſt war zum Abfall von der alten Kirche. Ich war jedoch lange genug Mitglied der Geſellſchaft Jeſu geweſen, um die nach Umſtänden zeitweilige Richtigkeit des Satzes: Nicht Jedes für Jeden — nicht Alles für Alle! einzuſehen. Am nächſten Tage ſtellte mir Bernis auf den Namen Xaver Dubois, Secretär der franzöſiſchen Kanzlei in Turin, einen

Geleitsſchein aus, mit welchem ich auf dem franzöſiſchen Poſtſchiff ſicher nach Marſeille gelangte. Dort verfaßte ich an Bernis ein ausführliches Bekenntniß, eine Darlegung meiner Grundſätze und meiner Entwickelung; es ſchloß mit dem Eingeſtändniß, daß ich mich ferner nicht mehr für fähig halte, der römiſchen Kirche ehrlich und treu anzugehören. Ich erhielt erſt nach Jahren, nachdem ich in Genf wirklich in die Gemeinſchaft der Reformirten übergetreten war, als Entgegnung, ſein Bedauern, daß ich ſo kleinmüthig ſei, auf eine Kirchenreform, die uns mit den Sekten verſtändigen müßte, im Gânzen und Großen zu verzichten. Niemals iſt mir von Seiten des Cardinals eine Verfolgung geworden. Auch Euſebio ließ ab, ſeines entflohenen Zöglings wieder Herr zu werden. Gegen ihn ſelbſt jedoch ſchritt das heilige Amt ein, um ſeine Verbindungen mit den Logen zur Unterſuchung zu ziehen. Schmerz und Groll über den Verdacht, der ihn traf, warf ihn auf's Krankenlager. Er hatte für unantaſtbar gegolten und mußte ſich in ſeinen freiſinnigen, aber zum Heil der Kirche gereichenden Beſtrebungen verkannt ſehen. Im Gefühl der Nähe ſeines Todes traf mich in Genf ſein Bote, der mich zu ihm berief. Wollte er nicht mit einer Lüge gegen mich ſcheiden: mir ein Geſtändniß machen, das er der Schrift nicht anvertraute? Ich kam zu ſpät in Genua an; ich fand ihn todt, das Collegium von den Beamten des heiligen Officiums beſetzt, die ſich ſeiner Papiere bemächtigten.

Mit Cardinal Bernis hab' ich nur in Sachen der Gräfin Branconi gebriefwechſelt. Dies war die Dame, welcher er mich empfohlen hatte. Ich ward Erzieher ihrer Söhne, ging mit dieſen nach Paris, nach der Schweiz. Dann und wann kam von unbekannter Hand das Anerbieten zu Unterſtützungen. Ich wies ſie von mir; ich ſchrieb an Bernis, meine Ehre erlaube mir nicht, mir meinen Abfall von Rom bezahlen zu laſſen. Ich ward Zögling des reformirten Seminars zu Genf, ward reformirter Chriſt, bin aber im Grunde meiner Seele einer allgemeinen chriſtlichen Kirche zugethan, einer Kirche, die ihre Hallen zu einem Tempel der Menſchheit erweitert. In Zürich, in Lavater's Kreiſe, traf ich mit der Gräfin Branconi, mit Belmar und Carlotta von neuem zuſammen. Belmar war einige Jahre im Orient geweſen, wollte in den Katakomben Aegyptens ſeine Wiedergeburt gefeiert haben, hatte ſein geiſtliches Gewand abgelegt und trat als Graf San Germano, als Lebemann, ſtrotzend in der Fülle phyſiſcher Ueppigkeit, auf. Carlotta war und blieb in den Logen, die er hält, die Pythia in der Lotosblume. Er magnetiſirt ſie, verſenkt ſie künſtlich in Schlaf, und ihr ſteigen dann Geſichte auf, die ſie auf die ferne Zukunft, auf die entlegenſten Räume deutet. Mir iſt ſie im wachen Zuſtande noch nicht geſtändig geweſen, wie weit ihre Kenntniß meiner Perſon und meiner Herkunft reicht. Der Geiſt habe ſie noch nicht heimgeſucht! war ſtets ihre Ausrede, mit der ſie mich beſchwor, nicht ferner in ſie zu dringen. In welchem Zuſammenhange ſie mit Rom ſteht, iſt mir nicht ganz klar. Jedenfalls aber bereitet ſich jetzt in der alten freien Reichsſtadt Nürnberg ein neuer Verſuch vor, eine Roſenkreuzerloge zum heiligen Gral zu ſtiften.

Eilftes Kapitel.

Das Document.

Xaver's Vergangenheit lag jetzt offen vor mir. Gab es noch dunkle Punkte darin, ſo waren ſie ihm gleich ſehr verhüllt. Er ſelbſt ſtand rein und faltenlos da, er hatte nichts zurückbehalten, ich konnte bis auf den Grund ſeiner Seele blicken. War das Document vernichtet, ſo war auch jeder Anreiz, jede Lockung für ihn verſchwunden, gegen das Intereſſe meines Hauſes zu handeln. Ich beſchloß, es ohne ſein Zuthun zu beſeitigen. Dann konnte Xaver den Abgeſandten Roms ſchwören, daß es nicht mehr exiſtire, ohne daß ein Vorwurf der Mitſchuld ihn traf.

Sommerlotte hatte mir geſtanden, daß das Document in einer Schatulle, die außer dem Reichsgrafen nur er ſelbſt zu öffnen wußte, im Archiv aufbewahrt werde. Ich zitterte vor jeder Möglichkeit, Helfershelfer könnten über Nacht noch Mittel und Wege finden, es mit oder ohne Sommerlottens Hülfe zu entwenden. Sommerlotte begriff die Wichtigkeit des Papiers, er pochte auf die Gleichberechtigung aller Chriſtgläubigen, die es für unſere Reichserblande feſtſtellte, auf die Emancipation der Katholiken, wie man es in einer ſpäteren Zeit nennt. Seitdem er mich jedoch als den vermeintlichen Erbfolger in Hohen — — -Schwarzenfelſer Landen, als Genoſſen eines großen Geheimbundes kannte, der daſſelbe bezweckte, war ich ihm mehr werth, als alle Verbriefung, die der Ausſteller ohnedies für eine verfälſchte erklärte. Er hatte, ſeitdem er ſich und mich für Candidaten und angehende Mitglieder einer großen freien Logenverbrüderung hielt, ſo unbedingtes Vertrauen zu mir, daß er mir Dinge geſtand, über die ich erſtaunte. Von der katholiſchen Linie unſeres Hauſes waren ihm, um ihr Intereſſe zu fördern, Anerbietungen gemacht, denen er bisher widerſtanden, die ihm jedoch immer wieder die Möglichkeit, von uns abzufallen, in die Hände gab. Nun er auf meine Zuſage wieder katholiſch ſein durfte und dafür nicht büßen ſollte, war er treu und wie er ſagte: „kreuzfidel.“ Ich nahm ihm förmlich einen Eid ab, nichts zu unſerem Nachtheil zu thun; er ſchwor es mir auf eine Hoſtie zu, die er ſich eilends aus dem nächſten bambergiſchen Dorfe von einem Pfarrer holte, den er zeitweiſe heimlich beſuchte.

Mein Geburtstag war da. Vom Reichsgrafen war kein Gegenbefehl eingetroffen, die Erlaubniß zum Beſuch des Archivs war vom betreffenden Kammerherrn erwirkt, und mit Xaver und Sommerlotte ſchritt ich früh Morgens über die raſſelnde Zugbrücke, die zum Schreckgeſpenſt der Landbewohner von ehedem, zum runden Thurm und den Baſtionen des alten Schloſſes zu Belle Promeſſe führte. Nur flüchtig beſichtigten wir die Burgverließe, die Gefängnißräume, in denen der Reichsgraf in früheren Zeiten an Verbrechern und Narren ſeine Experimente gemacht. Es gehörte zu den Barbareien des Mittelalters, Gemüthskranke für vom Teufel Beſeſſene zu erklären und zu verbrennen. Hier waren civiliſirte Barbareien verübt, hier war der Verſuch gemacht, das kranke Gehirn der Menſchen nach ſouveräner Willkür, car tel est notre plaisir, zu curiren. Auf den Höfen der Burg waren beſondere Ställe, wo der Reichsgraf unter verſchiedenen Thiergattungen kreuz und quer allerlei Vermählungsproceſſe verſucht hatte, um die Spielarten der Natur durch menſchlichen Witz zu raffiniren und pikante Monſtra zu erzielen. Sommerlotte, der ehemalige Thurmbewohner, an deſſen altgläubiger Seele ſo lange herumgedoctert war, bis er ſich einbildete oder gar eingeſtand, er ſei „ein aufgeklärter, ein gereinigter Chriſt,“ machte nicht ohne herbe Spötteleien zu alle dem den Cicerone. Er nannte die ſcherz- und ſchreckhaften Experimente an Thieren und Menſchen den proteſtantiſchen Forſchertrieb Sr. Erlaucht des hohen Herrn.

Eine ſogenannte labyrinthiſche Treppe, wie ſie wälſche Baumeiſter erfanden, führte in den mittleren Raum des runden Thurmes. Hier war das chemiſche Laboratorium, die Küche, auf deren Heerd im Schmelztiegel ehedem ſo oft das rothe Pulver gekocht worden. Eine hohe ſchwarzrußige Eſſe wies die Spuren früherer Thätigkeit auf. Ueber dem Heerde, dicht neben dem Pentagramm ſtand ſeltſam genug das Wappen des Hauſes Hohen——, die alta fiamma, die zum Himmel lohet. Das Wappen paßte ſehr merkwürdig zu dem alchymiſtiſchen Schmelzofen, und doch ließ ſich der Großvater an dieſe italieniſche Abſtammung ſeiner Altvordern ungern erinnern. Der Zug des Hauſes ging immer wieder nach dem wälſchen Süden, er ſelbſt holte ſeine Gemahlin von dort. Statt aber mit Rom und Wälſchland Frieden zu ſchließen, ſtellte ſich damit immer nur die alte Feindſchaft von neuem feſt. — Zum Scherz machten wir mit bereitliegenden Hölzern, die eine raſche Gluth gaben, ein Feuer an; Sommerlotte wollte damit nur die alte Zugkraft des Ofens prüfen. Im Cabinet ſelbſt ſtanden bunt vermiſcht und tief beſtäubt Sphären, Weltkugeln, Planetenmeſſer, Gerippe, Todtenköpfe und anatomiſche Apparate aller Art. Das Studium an Menſchen- und Thierſchädeln ragte beim Großvater bekanntlich noch hinein bis in die neueſte Zeit. Das Thier im Menſchen intereſſirte ihn noch jederzeit: er hielt es für unüberwindlich, ſuchte noch immer die Structur der Seele lediglich im animaliſchen Menſchenſtoff, und war doch ſo fuchswild, wenn Jemand im Zuſammenhang zwiſchen Thier und Menſchen auf den animaliſchen Magnetismus ſtieß. Großvater war in allen Stoffen mit Energie bis auf ihre Grenze vorgedrungen und in ſeiner Leidenſchaftlichkeit gegen die ſcharfe Scheidewand der Dinge mit der Stirne angerannt.

Unter altem Gerüll fanden wir endlich das Bild meiner Mutter aus ihrer Jugendzeit heraus, ein ätheriſch blaſſes Mädchenbild. „Sie ſieht hier wie eine Nachtwandlerin aus!“ ſagte ich bei ſeinem Anblick. „Sie hat auch nachtgewandelt!“ ſagte Sommerlotte, wollte aber für jetzt darüber nicht weiter Rede ſtehen.

Im Archiv, wo die Familienpapiere regiſtrirt und aufgeſtapelt lagen, zeigte uns Sommerlotte eine eigene Kofferkiſte mit der Aufſchrift: „Für Joſeph, wenn er mündig iſt.“ Es waren die Tagebücher meines Vaters, die Aufſchrift von der Hand meiner Mutter. Ich kniete nieder und küßte die Züge, küßte das theuerſte Vermächtniß meines Lebens, das ich bald eröffnen, bald mein nennen durfte.

Dicht daneben ſtand ein myſtiſcher Schrank, ein altes, ſeltſames Möbel. Sommerlotte drückte an einer geheimen Feder und mit einer Klappe ſprang ein Schreibpult heraus, juſt bequem genug mit allem Bedarf dazu. Hier pflegte Großvater Erlaucht als Bibliothekar und Chronikant ſeiner ſelber die Liſte über den Beſitzſtand des Archivs in eigener hoher Perſon zu führen. Einzelne Noten und Randgloſſen, kurz und oft barock genug, floſſen zwiſchenein; der Katalog konnte faſt als Leitfaden zur Geſchichte ſeines Lebens dienen. Wir ſchlugen im Buche alte Jahrgänge auf. Aus der Zeit ſeiner alchymiſtiſchen Studien fand ſich manche abrupte Bemerkung, die poſſierlich klang und doch von dem Schreiber ernſt genug gemeint war. So hieß es unter Anderem unter Jahreszahl und Datum:

„Heute wieder einmal die halbe Nacht allerlei Latwerge zuſammengekocht. Augsburger Goldtinctur als elende Charlatanerie befunden. Hund von einem Eſel, der mir das hat aufgebunden!“

„Anno .... datum .... heute wieder einen Schafskopf von Alchymiſten durchgeprügelt und Treppe hinuntergeworfen. Gott ſei's geklagt, daß dieſe Viecher ſo dumm ſind, Andere noch für dümmer zu halten! Mußt' ihm aber doch, wie der Schuft lendenlahm dalag, Schmerzensgelder zahlen. Ferſengeld freilich risquirt er noch rectus, eilt er nicht Sturmſchritts von dannen.“

Nicht ſelten ſtanden unter ſpeciellem Datum, mit Angabe von Ort und Stunde, ſogar allerlei ganz allgemeine Wahrheiten und Denkſätze aufnotirt. So „Anno .... datum .... Die Welt ſteckt voller Lumpenhunde. Aber ich will ſehen, wie man ſie ausfegt!“

Mit tiefer Beklemmung wies uns Sommerlotte die auf ihn ſelbſt bezügliche Note aus alter Zeit: „Heute dem Biſchof von Bamberg ſeinen Barbier und Chirurgen, halb närriſchen Kerl, auf der Landſtraße abgefangen und eingeführt. Schwätzt allerlei Zeug durcheinander. Wollen aber aufräumen bei ihm. Zugleich verſuchen, wie tief katholiſches Weſen ſteckt, ob es wirklich angeboren oder blos angewöhnt iſt. Muß ausgerodet werden, ad majorem gloriam geſunder Vernunft!"

„O, es gibt auch proteſtantiſche Jeſuiten, evangeliſche Dominicaner!" ſeufzte Sommerlotte.

Im Hintergrunde des Schrankes, in einer Schatulle unter doppeltem Verſchluß, lag das Document, der Zielpunkt unſeres Strebens. Das halb morſch gewordene, halb vergilbte Papier enthielt ganz friſche Noten von des Großvaters Hand. Die neue Ueberſchrift lautete: „Falſches, mir hundsföttiſch untergeſchobenes Document, daß ich ſoll den Römlingen in meinen Landen Vorſchub geben."

Quer und ſchräg durch hatte er mit großen Buchſtaben geſchrieben: „Soll nicht vernichtet werden, Schandthaten müſſen, um Exempel zu ſtatuiren, aufbewahrt bleiben."

Ich meinerſeits dachte an die chemiſche Tinte, von der mir Dubois erzählt: mit ihr war es möglich, des Großvaters Noten und Zeugniſſe zu tilgen und das Schriftſtück in ſeiner alten Verfaſſung ohne alle Einſprache wiederherzuſtellen. Mein Entſchluß, es unſchädlich zu machen, blieb feſt.

An der gehörigen Stelle ſtand am Rande: „Ausgelaſſen die Klauſel: Mit Vorbehalt ſeines (als wie meines) landesfürſtlichen freien Willens! Haha, Hallunken! Wart, ich will Euch — Quos ego!" Im Kataloge rubricirt, fand ſich noch ein denkwürdiger Erguß bei Angabe des bibliothekariſchen Gewinnes. Wir laſen: — „Dieſe Kerls — alleſammt Hallunken. Allein die Ehrlichkeit Eines Gerechten macht die Schlechtigkeit von hundert Schurken unnütz. Der Pater aus Genua war ein Ehrenmann; hat's müſſen ausſtellen laſſen, nicht vernichten dürfen, aber in Verſtoß gethan. Ein Loyolit und doch ein rechtlicher Kerl! Merkwürdige Species, rara avis, Linné kennt ſie gar nicht, ich auch bis date nicht. Aber dem Grafen Giuſeppe della Torre, dem Manne meiner Tochter ſelig, ſoll's gedankt werden ewiglich. Hab' ich doch den Sohn Joſeph für rechtmäßig erklären laſſen von Kaiſer und Reich; ſchlägt er nicht aus der Art, ſoll er auch Reichsfürſt werden. Nur muß das Ding nicht wieder ſchief gehen, nicht aus der wälſchen Ecke blaſen! Sonſt hole Alle der" — — Deufel! ſetzte ich hinzu in der Sprechweiſe des alten

Herrn, der das Wort, das er hier zu ſchreiben unterlaſſen, immer ſehr weich, gleichſam reſpectvoll auszuſprechen pflegte.

Sommerlotte äußerte, die Randbemerkung von Sr. Erlaucht eigner Hand entkräfte das Document.

Dubois ſchüttelte den Kopf; „es gibt,“ ſagte er, „chemiſche Tinte, die allen friſchen Zuſatz verzehrt, die Noten und Zeugniſſe aus ſpäterer Zeit tilgt und das Schriftſtück in ſeiner alten Abfaſſung wiederherſtellt.“

In dem Augenblick lohte auf dem Heerde hinten die Flamme noch ein Mal auf, als lechzte ſie nach neuer Nahrung. Mein Entſchluß ſtand feſt; ich fürchtete nur in meinem Vorhaben behindert zu werden, ſonſt hätte ich die Genoſſen daran betheiligt. Ich glaubte im Intereſſe meines Hauſes zu handeln und wollte die Folgen allein vertreten. Ich richtete an Sommerlotte die Bitte, ein Inſtrument, das meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, von dem oberſten Geſtell herunterzuholen. Mit Hülfe der Leiter ſtieg er hinauf. Xaver blätterte vertieft im Kataloge. Da zog ich ſacht das verhängnißvolle Papier aus ſeiner Kapſel, knüllte es in der Fauſt zuſammen, ſprang zur Seite, eilte zum Heerde und warf es in die Gluth, die halb verlöſcht, raſch aufſchlug und den mürben Stoff verzehrte. Wie Sommerlotte am Schrankpulte ſtand, hielt ich ihm die Kapſel, die ſich ſchwer zuſammendrücken ließ, mit beiden Händen gefaßt hin, um das innere ſpröde Schloß mit dieſer Hülfe eingreifen zu laſſen; der zweite Verſchluß ward eben ſo unbefangen vor den leeren Raum gelegt, das Pult fuhr in das Fach zurück und der myſtiſche Schrank ſtand wie eine leere Formel, wie die inhaltloſen Geheimniſſe gewiſſer Logen vor uns.

Noch am ſelbigen Tage erſchien vom Paſtor Dreikorn aus Nürnberg ein expreſſer Bote, der Dubois zum Aufbruch gemahnte und ihm und ſeinen Freunden die Wohnung in der Jacobspfarre als bereit meldete. Mit dem nächſten Aufgang der Sonne ſaß ich mit Dubois und Sommerlotte in der Reiſekaleſche, die uns nach der freien Reichsſtadt entführte.

Das Wetter war wenig günſtig, auf glühende Hitze war Sturm und Regen gefolgt. Sobald wir unſer reichsgräfliches Gebiet verließen, liefen wir Gefahr, im Moraſte ſtecken zu bleiben. Selbſt

Sommerlotte, der, ſeitdem er Luſt bekommen, ganz und gar den altkatholiſchen Menſchen herauskehrte, mußte einräumen, wie ſauber und ordnungsgemäß es in unſern Landen der liederlichen Wirthſchaft im Biſchöflichen gegenüber beſchaffen ſei. Freilich blieb auf Grund und Boden des ſtreng lutheriſchen Freibürgerſtaates Nürnberg auch gar Vieles zu wünſchen übrig. Die Ordnungsliebe war hier zur Caricatur ihrer ſelber geworden, in deſpotiſche Bornirtheit ausgeartet. Eine bretterne Wand trennte die Nürnberger Zeitlebens von den Bamberger Dörfern, die bei ſchwerer Strafe kein freier Reichsbürger lutheriſcher Confeſſion betreten durfte. Endlich hielten wir vor dem erſten Nürnberger Schlagbaum: ein wohlconditionirter Rathsdiener, nach den Feldern des Stadtwappens in weiß und roth-getiegerter Jacke, caſſirte das Weggeld für Straßen, deren Untiefen wir nur mit Mühe entgangen waren.

Sommerlotte begann von neuem über die proteſtantiſchen Freibürger zu ſchimpfen. „Hoffentlich,“ ſagte er, „läßt man uns durch all' die Barrieren bei lebendigem Leibe ungeſchunden bis zur Jacobspfarre vordringen. Wären wir Juden, ſo würden wir nach den Geſetzen dieſer lutheriſchen Republik in Fürth übernachten, dürften nur gegen ſchweres Thorgeld bei Tage in die Stadt hinein und müßten uns von einem alten Weibe, das darauf vereidet iſt, Straß' auf, Straß' ab hin und her geleiten laſſen. Calviniſten und reformirte Chriſten ſind gehalten, in der Vorſtadt zu übernachten. Daß ſich Gott erbarm' über ſolchen Freiſtaat! Neunzehn lutheriſche Patrizierfamilien tyranniſiren das ganze, große Reſt dieſer knechtiſchen freien Reichsbürger. Sollte man's denken! Dieſe neunzehn Familien laſſen ſich glänzend füttern, ſich „Ew. Gnaden“ nennen und ſind nur dem Kaiſer in Perſon Rechenſchaft ſchuldig. Die Bürger dieſer Republik ſpalten ſich ſyſtematiſch gewiſſenhaft in vielerlei Claſſen und heißen entweder Ehrbare, oder auch Ehrbare und Wohlfürnehme, oder auch Ehrbare und Beſte. Und danach zahlen die guten Leute ihre Steuern. In dieſer merkwürdigen Schöppenſtadt hängt man Keinen, man hätte ihn denn!“

Herr von Sommerlotte war ſo wohlaufgelegt und ſo geſprächig, als wenn ihm die Zunge gelöſt wäre; faſt drohte er in die ehedem an ihm gerügte barbiermäßige Schwatzhaftigkeit zu verfallen. Unter

Anderm erzählte er uns auch die Entſtehung ſeines zweideutigen Adels. Als er aus dem Narrenthurm für geheilt entlaſſen, nachdem er eingeräumt und eingeſtanden, er ſei an Leib und Seele geſtört und krank geweſen, habe der Reichsgraf Erlaucht mit dem Bamberger Biſchof, trotz ewigem Zank, ewiger Fehde und Chicane, doch noch in gaſtnachbarlichem Vernehmen geſtanden. Beide hätten von Zeit zu Zeit in Schmauſereien und Feſtivitäten einander gern zuvorthun wollen. Biſchöfliche Gnaden, von Reichsgräflicher Erlaucht zu Tiſche gebeten, hätten einmal bei Annahme einer Einladung die boshafte Frage gethan, ob Se. Erlaucht als Wirth auch Junker genug habe, ſeine Tafel zu beſetzen. In der That war zu Belle Promeſſe, als noch große Feſte üblich, der Mangel an hoffähigen Cavalieren mitunter ſtark fühlbar geweſen. Raſch wurde in der Kanzlei des Reichsgrafen eine Anzahl von Adelsdiplomen ausgeſtellt an Secretäre, Subalternbeamte und derlei junges Volk. Der Biſchof pflegte eine gute Menge Damen in ſeinem Gefolge mitzuführen, und dieſe halb abgeſungenen und ausgedienten italieniſchen Sängerinnen fühlten ſich diesmal von friſchen, gut herausſtaffirten Burſchen ganz artig bei Tafel und bei'm Balle flattirt und unterhalten. Hinterher, als der Biſchof dem Reichsgrafen ſein Wohlgefallen über ſothane elegante Bewirthung ausgeſprochen, konnte dieſer freilich nicht umhin zu entgegnen, daß Junker bei ihm ſehr wohlfeil ſeien; habe er ſie nicht, ſo mache er ſie über Nacht in ſeiner Schreibſtube. Beſonders als der Biſchof erfuhr, daß ſein ehemaliger Barbier unter den adligen Cavalieren geweſen, mit denen er zu Tiſche geſeſſen, habe ſich ſelbiger in Gnaden ſehr erboſ't, ſei auch nie wieder an dem boshaft armſeligen Hofe zu Belle Promeſſe erſchienen.

Ueber Nürnberg war Herr von Sommerlotte unerſchöpflich an ſchalkhaften Zügen. Wir rühmten dieſe gute Bürgerſtadt als einen Stapelplatz des deutſchen Fleißes.

„O ja," ſagte Sommerlotte, „dieſe proteſtantiſch-lutheriſchen Düftler machen nette, kleine, hölzerne Figuren, beſonders Heiligenbilder, in großen Ladungen für Spanien. Dieſe freien Spieße liefern centnerweis Brummeiſen nach Rußland für die Völker in der Krimm. Muſelmänner röſten bekanntlich ihren Kaffee und ſtoßen ihn in Mörſern. Der Geiſt der deutſchen Freibürger iſt erfinderiſcher: die Nürnberger bearbeiten ihren Kaffee in Trommeln und Mühlen."

Wir rühmten die Nürnberger als Künſtler in allerlei Schnitzwerk.

„O ja," ſagte Sommerlotte, „ſeht nur, Signori, dort hinten ragt die Sebalduskirche hervor. Da haben ſie ihren „engliſchen Gruß," in Holz gearbeitet von Veit Stoß. Das wunderbare Kunſtwerk hängt vor dem hohen Altar von der Decke herab: aber ſie haben es in einen dicken Sack genäht, damit es kein ſcheeler Blick benagen könne!"

Der Regen goß in Strömen, als wir am letzten der vielen Schlagbäume hielten, mit denen ſich das deutſche Venedig ſorgfältig abſperrt. „Ja, hat ſich was! Deutſches Venedig!" ſchimpfte Herr von Sommerlotte, „wenn rother Ziegelſtein gegen Marmor aus Cattaro aufkommen kann! Ein Venedig zu Lande! Wenn wir nur erſt im Trocknen wären und unter dem Deckmantel des großen Roſicrucius! Ob der uns wohl warm hält und trocken unterbringt? Auf dieſem verzweifelten Pflaſterdamm, einem Pflaſter, das mehr Wunden reißt als heilt, bricht uns unſere Landgondel noch über dem Kopfe zuſammen!"

Die Caroſſe ſetzte ſich wieder in Bewegung: Paſtor Dreikorn hatte für uns gut geſagt. Sobald Dubois ſeinen Namen genannt, öffneten ſich uns die ſchweren, eiſernen Riegel des großen, lutheriſchen Burgverließes, und ſo hielten wir denn ungehindert unſern Einzug in die merkwürdige Stadt, in der jedes Haus mit ſeinen eckigen Schnörkeleien an die Verſe des wunderſamen Schuſters Hans Sachs, jeder ſcharfkantig hervorſpringende Giebel und Erker an ein Bild vom Meiſter Albrecht Dürer erinnert. Alles hier iſt ſo hölzern und knöchern, wie Jener dichtete, Dieſer malte, und doch waltet in Allem die ſtille Erhabenheit einer rührenden Einfalt der Seele. So in aller Demuth ſtark, ſimpel, aber kräftig, hausbacken, aber ehrlich treu: wenn das orthodoxes Lutherthum iſt, ſo müßte mir's, dacht' ich, wohlgefallen in der guten ehrſam befangenen Freiſtadt Nürnberg.

Der Wagen hielt an der Jacoberpfarre, vor der Amtswohnung des Paſtor primarius Dreikorn. Ein altes Gemäuer, den Bollwerken ähnlich, in welchen ſich weiland die deutſchen Ritter verſchanzten, nahm uns auf in ſeine weiten, wüſten Räume. Die eiſenbeſchlagene Thür fuhr raſſelnd hinter uns zu, wir ſtanden in einem gewölbten Vorſaal mit Eſtrich am wellenförmigen Boden, mit zerbröckelter Stuccatur am Sims. In den Kreuzgängen, die nach beiden Seiten hinunterliefen, hallte unſer Tritt dröhnend nach, und wenn man erſchreckt hinter ſich blickte, ſchien der Boden ſich heben, die alten ſteinernen Geſtalten aus den Niſchen treten zu wollen. In die oberen Räume führte eine kleine, ſeltſam geſchnitzte Wendeltreppe, die man wie eine Zugbrücke hinter ſich aufziehen konnte, falls etwa der Feind im untern Stockwerk Fuß gefaßt. So kriegeriſch hauſte da das lutheriſche Wort Gottes. Hielten die Geiſter der alten Ritter im Harniſch Wache über ſeine Aechtheit und Reinheit?

„Willkommen, Ihr Bundesbrüder, willkommen im Namen des großen Roſicrucius!“ ertönte eine ſalbungsvolle Stimme aus dem Cabinet, das ſich vor uns öffnete. In einem weiten ſchwarzen Talar, ein ſteifes, weißes Gekröſe um Hals und Nacken, ein ſchwarzes Barett auf dem Kopfe trat uns die hohe, magere, blaſſe Geſtalt Paſtor Dreikorns entgegen. Je weicher, ſchwärmeriſch verzückter ſein Auge, das über alle Einzelheiten der Umgebung hinweg ſuchend gen Himmel blickte, deſto trockener und hölzerner war das Pathos ſeiner Bewegungen. Er drückte Jeden von uns an's Herz, er küßte mich insbeſondere auf die Stirn: „Noch ſo jung, auserwähltes Rüſtzeug des Herrn,“ ſprach er, „und ſchon ſo heilsbedürftig, um den Geheimniſſen des Bundes nahe zu treten?“

Das große träumeriſche Auge des Mannes hing über mir wie eine umflorte Sonne, während er beide Hände auf meine Schultern legte.

„Se. Erlaucht der Herr Reichsgraf in Gnaden ſind noch nicht erſchienen,“ erwiederte Ehrn Dreikorn auf Dubois' Erkundigung. „Die fränkiſchen Truppen draußen im Lager harren ſeiner; noch mehr die Abgeordneten der Logen, denn ohne Royal-York können wir kaum die große Verſammlung zum Ausgleich der verſchiedenen Syſteme eröffnen. Prinz Emil iſt bereits angelangt; er wird in der großen Sitzung den Hammer führen.“

Dubois ſah mich bedeutungsvoll an. Prinz Emil von Hohen-——-Bergen war unter den Agnaten unſeres Hauſes, katholiſcherſeits, der deſignirte Nachfolger im Regiment unſeres Landes, falls die Linie mit ihrem mächtigen Anhange in Wien und an andern Höfen ſiegte.

Dreikorn wußte darum, und in dieſem Sinne ſagte er, zu Sommerlotte gewendet, in ſeiner überfluthenden Beredſamkeit: „Und ſo werden wir von fern und nah, Menſchen von allen Farben und Bekenntniſſen, zu dem großen Zwecke uns die Hände reichen, univerſell zu ſein im Glauben, Hoffen, Dulden, Lieben und Helfen. Einzelne Logen haben ſich uns ſchon angeſchloſſen: wie das ganze Syſtem Misraim, und erſt kürzlich in Frankfurt die Loge Melchiſedek.“

„Dieſelbe, die auch Juden aufnimmt?“ fragte ich.

„Dieſelbe,“ ſagte Dreikorn. „Wir laſſen ſie zu, ob uns ſchon Symbole bezeichnen, die für ausſchließlich chriſtlich gelten. Das Kreuz vereinigt uns, und die Roſe iſt als Symbol des Geheimniſſes uns gemeinſam. Aber auch der Jude ſoll ſich der Wahrheit nähern dürfen, wenn der Menſch in ihm nach Wahrheit dürſtet. Bekennt er ſich nicht wie wir zu Einem Gott? Und unſere Arbeit nennen wir ja den **Ausbau** des Tempels Salomonis. Daß dieſer Bau ſich zu **einem Himmelsdome** wölbe, der alle Menſchen als Brüder umfaßt, iſt unſer großes Ziel.“

„Ihr nennt Euch Roſenkreuzer?“ fragte ich. — Dubois und Sommerlotte waren ganz verſtummt.

„Der Namen,“ ſagte Dreikorn ausweichend, „der Namen ſind ſo viele, wie der Wohnungen im Reiche unſeres himmliſchen Vaters. Trägt Er ſelbſt doch viele Namen, der große Unbekannte, und keiner erſchöpft ſeine ganze Natur! Fraternitas Christi heißt unſer Bund für Die, welche zum Gekreuzigten beten. Geſellſchaft zur Verbreitung der reinen Lehre nennen wir uns, ſofern wir nach Beſeitigung der alten Traditionen ſtreben: denn obſchon wir nicht die Bekenntniſſe der einzelnen Separatiſten und Secten annehmen und gutheißen, da wir vereinigen, nicht ſpalten wollen, ſo wird doch das patriarchaliſche Urchriſtenthum mit ſeiner apoſtoliſchen Einfalt das Feld ſein, auf dem wir die getrennte Chriſtenheit zu verſammeln trachten. Eine Loge der ſtillen Obſervanz nennen wir uns, ſo lange wir nicht offen mit unſerer Verſöhnungslehre heraustreten und den Vorurtheilen der Menſchen die Stirn bieten können. Roſenkreuzer nennen ſich vorzugsweiſe unſere Chemiker, die nach den verborgenen Kräften und

Quellen der Natur forſchen. Wir ſammeln, was zerſtreut iſt, reichen Jedem die Hand, der den Fluch der Vereinzelung mit Schmerzen fühlt. Wir wollen uns Alle um den Brunnen verſammeln, aus dem uns der Trank unſterblichen Lebens quillt. Wir erſtreben eine heilige allgemeine Kirche und halten die wahre ecclesia sancta catholica für älter und heiliger, als das Bisthum zu Rom. Die Glückſeligkeit der verbrüderten Menſchheit iſt unſer Zweck und Ziel, und zu dieſem Zweck und Ziel —“

Iſt jedes Mittel gerecht und erlaubt? — dacht' ich, ſagt' es aber nicht. Ich witterte ganz unverholen den heiligen Loyola im lutheriſchen Prieſtertalar. Dreikorn ſprach immer von der wahren Katholicität, und auf meine Frage, wie weit eine ſolche mit dem Augsburgiſchen Bekenntniß zuſammenſtimme, verwies er auf Artikel 21 jener Bekenntnißacte, der in der That mit dem Gelöbniß ſchließt, „kein Dogma gegen die katholiſche Kirche, keine umformende und aufwiegleriſche Meinung zu lehren und zu billigen.“ Was wir die allgemeine chriſtliche Kirche nennen, gab er als katholiſche, konnte aber leicht die römiſche hinzudenken, um die ſichtbare Kirche Roms mit der unſichtbaren Chriſti zu vertauſchen.

Sommerlotte, mit ſeinem katholiſchen Bekenntniß am proteſtantiſchen Hofe des Reichsgrafen verketzert, war ganz entzückt von Dreikorn's Idee einer Univerſalkirche. Dubois war in ſich gekehrt und ſchweigſam. Wie wir allein waren, ſagte ich ihm, der große Logentag ſcheine wohl mehr eine Kirchenverſammlung zu werden. Was der große Roſicrucius dabei leiſten, wie er ſich offenbaren werde, war abzuwarten. „Wenn Großvater Erlaucht davon Wind bekommt,“ ſagte ich, „ſo gibt's einen Heidenlärm!“ Von meinem Vater, vom Abbé der Waldenſer, wußte hier Niemand. Von San Germano, von Donna Carlotta hatten wir in der Jacobspfarre keine Spur.

Es war ein wüſtes, hohes, bogiges Gemach, in welchem ich mit Sommerlotte Unterkunft gefunden. Dubois erhielt ſein Zimmer dicht daneben, doch ſo, daß der Zugang zu ſeiner Behauſung nicht unmittelbar mit der unſerigen zuſammenhing. Ein Ungethüm von Kamin nahm faſt den dritten Theil unſeres Zimmers in Beſchlag; allerlei Stuccatur verzierte Sims und Mantel; an jeder Ecke war ein Vorſprung mit ſchönem, altem Schnitzwerk in Holz.

Wer hier in Nürnberg altdeutſche Kunſt ſuchen wollte in Holz, Stein und Stuck, hätte mondenlang alle Hände voll zu thun; aber er müßte darnach faſt graben, wie in Pompeji. Auf dieſen Schätzen des Kunſtfleißes ſitzen hier die Eigenthümer und Mäcene wie Harpagus Nachts auf ſeiner Kiſte. Aber Harpagus ſchläft, vom langen Wachen ermüdet, darüber ein, ſo daß man ihn, fürcht' ich, leicht bei Seite ſchieben und die ganze Kiſte forttragen kann — ad majorem Dei gloriam! Den engliſchen Gruß von Veit Stoß haben ſie wirklich, wie Sommerlotte ſagte, in einen Sack genäht; man müßte ſich zum Kirchenraube entſchließen, um ſich hier die Kleinodien deutſcher Kunſt zugänglich zu machen. Wo uns aber ein Bild von Albrecht Dürer aus ſeinem Winkel entgegenblickt, da athmen wir die ächte Luft germaniſcher Kindlichkeit, die ſich im Schooße Gottes ſtark fühlt und ſicher weiß. In dieſen Bildern fährt die Mutter Gottes nicht gen Himmel; ſie ſitzt auf feſtem Poſtament mitten im Menſchenleben, ihres Dienſtes, als Magd des Herrn, gewärtig. — Paſtor Dreikorn hielt neulich in der Jacobspfarre eine Predigt über die gnadenvolle Jungfrau. Wer will den ſüßen Zauber leugnen, den Maler und Dichter des Südens in ihrer Verzückung um Maria weben! Aber iſt denn Chriſtus todt im evangeliſchen Chriſtenthume? Iſt der Geiſt aus dem deutſchen Lutherthume entflohen? Dann iſt's freilich kein Wunder, wenn der heilige Loyola kommt, vielleicht in der Geſtalt des großen Roſicrucius, und die hohl gewordene Form und Hülle mit neuem Spiritus füllt.

Zu der hausbackenen Trockenheit des verknöcherten Lebens hier gehört auch das Ceremoniell des Umgangs. Baron Pölnitz, der große Kenner dieſer Menſchlichkeiten, nannte die Nürnberger les plus terribles complimenteurs. Eines Morgens trat in ſeiner getiegerten Amtstracht ein Rathsdiener zu uns in's Zimmer, um uns bei ſeinem Herrn Senater zum Abendſchmauſe zu laden. Man hat hier bei ſolcher Veranlaſſung gedruckte Verhaltungsregeln, die ein hoher Rath zu veröffentlichen pflegt, um die Sitte der Altvordern getreu und pünktlich feſtzuhalten. Wir ſchlugen, nachdem wir die Einladung ſimpel angenommen, den betreffenden Paragraphen nach und hätten, ländlich üblich, die feierliche Einladung zur Suppe erſt eben ſo feierlich ablehnen, auf die zweite dringende Aufforderung eine ungewiſſe Verſprechung, und erſt bei'm dritten Anlauf des Rothweißgefleckten eine förmliche Zuſage erfolgen laſſen ſollen. Ueber dieſem Parlamentiren und Diplomatiſiren wäre freilich ein halber Tag verſtrichen.

Im Hauſe des Senators, der zu den Eingeweihten des Bundes gehörte, war eine große Anzahl fremder Prälaten verſammelt. Einige in der einfachen Tracht der proteſtantiſchen Landpfarrer mit dem ſchlichten Zopf à la grenadier prussien, Andere in hoher wolkiger Perrücke mit breiten Buſenſchleifen und feinen Manſchetten, ſüß duftend, wie Clienten der Pompadour, alle Finger voller Ringe, als wären ſie jeden Augenblick in dem Falle, einer italieniſchen Bravourſängerin oder einem ſchmeichelhaften Narren für ſeinen witzigen Einfall ein Zeichen ihrer Gunſt verabfolgen zu laſſen. Es waren dies die lächelnden Inhaber der fetten Pfründen in Franken und der Pfalz. Auch an weltlichen Herren fehlte es nicht, noch an den Männern des Mars, die wohl darnach ausſahen, den kleinen Degen der Etiquette, den ſie an der Seite trugen, mit einem handfeſten Schwert vertauſchen zu können. Es waren alte Kämpen des ſiebenjährigen Krieges darunter. Ihre ſchweigende Würde ſchien zu verrathen, daß ſie hier nur auf Commando die Werkzeuge einer ihnen vielleicht unbekannten oder mißliebigen Sache abgaben. Auch an Loyoliten fehlte es nicht, hatten ſie gleich in Tracht und Haltung alle Kennzeichen abgethan. An ihrer ſchleichenden Gewandtheit, an ihrer feinen, leutſeligen Fügſamkeit, an der verſteckten Herrſchſucht, die hinter weltkluger Beſcheidenheit und Demuth lauert, ſind ſie wohl in jeder Hülle herauszufinden. Und wenn ſich das Alles verläugnen, durch die Formen allgemeiner Weltbildung mildern läßt: eine gewiſſe ſüße Zudringlichkeit bleibt immer, die den ächten Schüler Loyola's bezeichnet. Freilich gibt es auch evangeliſche Männer Gottes, die in einer wehmüthig ſalbungsvollen Grandezza ausgezeichnet ſind. Alſo hatte Xaver doch vielleicht Recht, wenn er ſagte, der Jeſuitismus ſei Eigenthum der Menſchheit, nicht blos einer beſondern Kirche.

Wie einige Carroſſen vorfuhren, kam ein reges Leben in die Geſellſchaft. Das Herz ſchlug mir in banger Erwartung, Großvater Erlaucht werde plötzlich mit feſtem Schritt und der Gewalt ſeines Herrſcherblicks eintreten. Die Herren machten Spalier, die Flügelthüren gingen auf; aber es war Prinz Emil, der mit ſeinem Gefolge erſchien. Der Prinz iſt von mäßiger Geſtalt, blond, blaß, beinahe fahl, und in ſeinem ganzen, durchaus bürgerlichen Weſen unſcheinbar, wenn man nicht in den zerſtreut umherflackernden Blicken ſeines weichen Auges den Träumer entdecken will. In ſeinem ſchlichten Gewande verrieth er neben ſeiner mit Ordensbändern reichgeſchmückten Umgebung kaum etwas, das ſeine Stellung bezeichnete. Wie ich ihm zugeführt ward, in dem Incognito, das mich hier umhüllte, als der junge Herr von Schwarzenfels, ſtieg ſeine Schüchternheit merklich; aber wir reichten uns doch die Hand, die Herzlichkeit ſeines Weſens überwand bald die verlegene Stimmung, in die wir uns Beide verſetzt fühlten. Ich meine, man kann ihm Freund ſein und auf ſein Wohlwollen bauen. Er wird nichts Energiſches thun, um der Aufklärung die Ehre zu geben; aber auch nichts Verderbliches, um ſich von wälſchen Männern leiten zu laſſen. Mit dieſem Eindruck, den er mir hinterließ, war ich ganz tröſtlich zufrieden.

Dubois war auch hier nicht gegenwärtig; er war uns ſchon die zweite Nacht entzogen. Endlich erfuhr ich, daß er ſtumm und willig in die Bedingungen zur Aufnahme als Roſenkreuzer gewilligt und dafür das Verſprechen erhalten, noch hier in Nürnberg das Geheimniß ſeiner Abkunft enthüllt zu ſehen. Seine in Genua unterbrochene Einweihung war in der letzten Nacht mit ihm wieder aufgenommen und vollzogen; er ſchwieg darüber, er war verdroſſen und kleinlaut. Für das, was ihm verheißen, ſagte er, dürfe man ſchon einige Opfer ſeiner Ueberzeugung bringen.

In der alten Jacobspfarre war in den letzten Tagen ein geſchäftig Treiben und Wirthſchaften. Die geräumigen Hallen der ehemaligen Comthurei der deutſchen Ritter lagen in Höfen und Hintergebäuden, die auf der entgegengeſetzten Straße ihren Ausgang hatten. Die eigentliche Pfarre, in der wir hauſten, war jedoch nicht weniger in Unruhe und Bewegung verſetzt. Bis ſpät Nachts kamen und gingen Geſtalten in geſchäftiger Haſt; für den großen Logentag, der jetzt anbrach, waren die Zurüſtungen endlich vollendet. Der Reichsgraf, hieß es, werde Abends eintreffen und als deputirter Meiſter der geſammten Logen des Syſtems von Royal-York erſcheinen.

Sommerlotte, die ganze Zeit über ernſt und ſtill bewegt, konnte es nicht verſchmerzen, daß er als Laie, ich ſelbſt als Unmündiger und zur Aufnahme noch unfähig, von der Feier des großen Tages ausgeſchloſſen ſein ſollten. Er hatte in ſeinem Spürſinn bei ſorgſamer Viſitation des alten Jacobshauſes und ſeiner halb mönchiſchen, halb ritterthümlichen Baulichkeiten einen geheimen Zugang zum Saale entdeckt, wo die Logenbrüder zur Arbeit ſich verſammelten. Wie ich am verhängnißvollen Tage gegen Abend in unſer Zimmer trete, wo ich Sommerlotte zu finden gedenke und nicht antreffe, hör' ich, verwundert mich umſchauend, ein leiſes, immer lauteres Pochen an der Wand, dann meinen Namen flüſtern, der im Rauchfang des rieſenhaften Kamins ſeltſam hohl ertönte. Auf Beantwortung der Frage, ob ich es ſei, fuhr Sommerlotte mit einem kurzen Ruck den Schornſtein herunter und ſtand wie ein Geiſt, der durch die Eſſen auf- und niederſteigt, höchſt ernſthaft feierlich vor mir. Mein Lachen änderte nichts am Pathos ſeiner Stimmung. „Hab's gefunden,“ ſagte er halb erhaben, halb verſchmitzt. „Dort oben eine eiſerne Lukenthüre in der Mauer des Kamins, — leiſe aufgedrückt, — Schloß roſtig geweſen, aber von mir reſtituirt und gar gut in Schmiere gehalten! Dann den Boden tief hinunter, links gewandt, rechte Schulter vor, Kopf geduckt, hingerutſcht, gradaus und — wir ſehen durch's Loch die ganze Proſtemahlzeit der hohen Herren von der Freimaurerei zu unſern Füßen vor uns! Vom großen Roſicrucius freilich — noch keine Spur gefunden!“

Ich fragte hin und wieder; Sommerlotte hatte den geheimen Zugang wiederholt geprüft und ſchon mehrmals die Maſchinerien und die Arbeiten zur Ausſchmückung des Saales belauſcht. Er nöthigte mich jetzt, die Stiege zu prüfen, um heute Nacht mit ihm zur Spionage bereit zu ſein. „Wir müſſen wiſſen, was da geſchmiedet wird!“ ſagte er pfiffig ernſt, „es könnte uns dort an Kopf und Kragen gehen, und wir hätten nichts davon gemerkt!“

Sommerlotte war, ſeitdem es für ihn etwas zu „wittern“ gab, ganz wieder der alte Maulwurf und Minirer. Er hatte mir eine Fußſtiege auf den Heerd des Kamins geſetzt; ich ſchwang mich hinauf und ſaß querbeinig in der Eſſe, mit beiden Händen bereits die eiſerne Thür erfaſſend, durch die ich den Bodengang zur Gallerie betreten ſollte. „Horch! wer iſt das?“ ſchrie Sommerlotte plötzlich, wie von der Raſerei einer Höllenangſt erfaßt. — „Was gibt's?“ fragt' ich hinunter: meine Stimme tönte hohl wie aus dem Grabe.

„Jeſus Maria!“ ſchrie Sommerlotte hinauf, ſchlug ſich aber raſch auf's Maul und corrigirte ſich auf gut evangeliſch: „Herr Jeſus, Herr Jeſus, Se. Erlaucht der Reichsgraf! Ich hör' ihn im Gange, es iſt ſein Tritt, ſeine Stimme, er ſtürmt herein. Gott ſei uns drei Mal gnädig! Oben geblieben, fort und hinein in die Luke!“ eiferte er auf mich ein, als ich Miene machte, hinunterzuſteigen. „Ruhe, Ruhe! Kalt Blut! Ich will den erſten Sturm aushalten!“

Ich hatte keine Ahnung von Sturm und Wetter, aber Sommerlotte kannte Tritt und Stimme des alten Herrn in allen ihren Nuancen zu gut, und die Anzeichen vom heraufſteigenden Gewitter trügten nicht. In ſeinen ſchwerſten Reiter- und Reiſeſtiefeln, die Sporen raſſelten und klirrten zwiſchendrein, die ganze Meute ſeiner Doggen und Packans hinter ſich, war der Reichsgraf durch die Thüre hereingebrochen. Mit lautem Gepolter, die Peitſche um ſich ſchnalzend, fiel er mit dem Donner ſeiner Stimme über Sommerlotte her. „Wo iſt das Pack? Heraus mit dem Geſindel! Ha, biſt du da, alter Krypto-Filou? Und die Andern, der Joſeph und der ſaubere Signor Dubois, her mit Euch! Noch bin ich Euer Herr und Meiſter und will Gericht halten über Euch heilloſes Lumpenvolk!“

Die Doggen heulten wie zum Angriff auf Sommerlotte drein. Ein ſauſender Peitſchenhieb galt Thieren wie Menſchen: die Beſtien aber ſollten couchen, Sommerlotte Rede ſtehen über Verrätherei und Felonie, deren er beſchuldigt wurde. Fluchend und wetternd ſtürmte der alte Herr im Zimmer umher, hieb auf Tiſch und Stühle mit der ganzen Wucht ſeines ſtarken Armes, bis er erſchöpft auf einen Seſſel ſank; ich hörte es am Kniſtern des Holzes und am Stöhnen der erſchöpften Stimme, daß ein Moment der Ruhe, vielleicht auch der Beſinnung eingetreten. Ich ſtand bereits in der Luke, zog aber die Eiſenthüre nur halb an mich, jedenfalls ſprungfertig, ſobald es galt und paſſend ſchien, vor Großvater Erlaucht aufzutreten.

Das Verhör, das mit Sommerlotten begann, war ſtürmiſch genug. „Komm' ich endlich hinter Euere Flauſen!“ tobte der Großvater, „kehre nach Belle Promeſſe zurück und erfahre ſchöne Dinge, ſo hinter meinem Rücken geſchehen ſind! Seid im alten Thurm geweſen!“

„Mit Ew. Erlaucht Erlaubniß, zum Geburtstage des jungen Herrn!“ warf Sommerlotte dreiſt dazwiſchen.

„Hund von einem Spion und Diebe!“ fuhr Großvater fort. „Menſchenthier, daß ich dich wie eine Schlange im Buſen nährte und es erleben muß, wie du mir heimlich eine Wunde verſetzeſt!“

„Geſtrenger Herr! Nimmermehr!“ rief Sommerlotte hoch und theuer und bekreuzte ſich unverſehens.

„Haha! erkenn’ ich dich, altes Gewürm, wie du dich krümmſt!“ höhnte der Reichsgraf. „Hab’ ich mich mit dem Kerl abgemüht Jahrzehnde lang, und ihn vom alten Sauerteig erlöſen, ſeine confuſe Seele kuriren wollen, und mir den ſchlimmſten Feind an ihm erzogen! Hier ſoll’s wohl losgehen wider mich, eine chemiſche Hochzeit der Roſenkreuzer gefeiert werden, was? Aber wart, Geſindel, ich komme Euch noch zur rechten Zeit auf die Sprünge und will Euch mit der Stallpeitſche auseinander treiben! Was wird denn hier gebraut für Unfug in der alten Jacobspfarre lutheriſchen Glaubens? Bonzen und Schleppſäcke ſcharwenzeln und ſchwänzeln aus und ein. Hollah! Ihr habt die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Ich will das Neſt ausfegen, und wenn es Staub und Stank ſetzt, daß Gott erbarm’! Noch gibt es Rad und Beil für Hallunken auf deutſchem Reichsboden, wenigſtens, Gott ſei Dank! eine ewige Unterſuchung vor dem Reichskammergericht, und das ſoll Euch in eine Höllenlangeweile verſetzen, daß Ihr nach Spieß und Ruthen, wie nach einer Kurzweil und Erlöſung jammern ſollt.“

„Was Ihr verbrochen?“ fuhr der Reichsgraf über den Armen her, der ſich hoch und theuer verſchwor, nichts wider den geſtrengen Herrn, nichts wider des Hauſes Vortheil und Ehre im Schilde zu führen. „Verrätherei, Spionäge, Durchſtecherei mit wälſchen Subjecten, gemeinſame Plane mit Kutten und ſchwarzen Roben, Spitzbüberei und Diebſtahl: was? Iſt das noch nicht genug? Wart, Eins ſoll Euch ſchon hinreichend den Hals brechen. Ein Bild habt Ihr holen ſollen aus der Bibliothek im alten Thurm, und geſchnüffelt habt Ihr in allen Ecken und Löchern, ein heimlich Pult geöffnet, in meinem Tagebuch gekramt. Komm’ ich da hin, ſchlage was nach: alle Blätter ſind verſchoben, ſuche weiter: das Document iſt geſtohlen, das falſche Zugeſtändniß, das ich habe machen ſollen, heimlich entwendet, den Jeſuwidern, den Gottſeibeiunshelfershelfern in die Hände geſpielt. Verkauft bin ich und verrathen, ich alter Mann, von Hallunken, denen ich Vertrauen ſchenkte, von einem Enkelſohn, den ich als ehrlich anerkennen ließ. Hol' Euch ſämmtlich der Dreideufel, dem Ihr Euch zum Complott wider mich verſchworen habt!"

Es ſchien mir jetzt Zeit, mich zu ſtellen und das Geſtändniß über die Verbrennung des Documentes abzulegen. Wie ich Anſtalt machte, mich aus der Luke in die Eſſe hinabzulaſſen, ſprang Erlaucht wüthend in die Höhe: „Was raſchelt da hinter der Wand?" rief er in ſeiner Berſerkerwuth, „auch hier Lauſcher und Spione? Was? Himmel Element! Da ſteckt was im Kamine, he? Daß dich der Ungenannte hole!" Er zog ſein Terzerol und ſchoß hinauf in die Eſſe. Die Kugel ziſchte dicht an mir vorüber; Dampf und Qualm wirbelten und verfingen ſich im Schlot und erſtickten mir faſt den Athem im gepreßten Raum.

Wie der Schuß verhallt war, lag Sommerlotte vor dem Geſtrengen auf den Knieen und betheuerte nochmals hoch und heilig, von der Entwendung des Papiers nichts zu wiſſen, unſchuldig an Allem zu ſein, was die Entfernung deſſelben verſchuldet. Der Geſtrenge ſah ſich in den Händen eines verrätheriſchen Complotts und blieb gegen jede Einrede taub. „Eil' ich da," fuhr er in ſeiner Anklage fort, „hinüber in Euer Zimmer, erbreche Kiſten und Kaſten, namentlich bei dem ſaubern Herrn Dubois — richtig ein verkappter Jeſuit, briefwechſelt mit Rom, mit einem Cardinal, wenn auch nicht juſt mit einem Monſignor Rezzonico, doch mit Monſignor Bernis, — gleichviel, Art läßt nicht von Art, und ein Loyolit, ſelbſt wenn ihn gelüſtet hat von der Freiheit proteſtantiſcher Chriſten zu koſten, bleibt an heimlichen Strängen gebunden, gefliſſentlich oder unwiſſentlich, gleichviel. Hat Briefe von den heimlich Verſchworenen, den Wiſſenden im Verborgenen. Auch Er, Hallunke, ſteckt alſo mit im Complott! Will Er's läugnen? Was?"

Sommerlotte ſtotterte von einem Logenbunde, der allen Chriſtgläubigen das Menſchenrecht zuerkennen, keiner armen Seele, weß Glaubens ſie ſei, die Ehre abſchneiden werde; er trotzte auf die Gemeinſchaft edler, lieber Männer, der er angehören wolle.

„Alſo eingeſtanden! Die Logen ſollen ſich zuſammenthun und den Jeſuwidern Dienſte leiſten? Und der Jeſuwiderorden will Aufklärung haben mit Hülfe der Logen? Der Orden ſoll aufgeklärt und die Maurerei verdunkelt werden, haha? Und darum heimlich meine Bücher durchſpionirt und mein Document geſtohlen? Schurke, Er vergißt, daß ich Sein Richter bin und Sein Henker ſein werde! Vergißt, daß ich Ihn foltern laſſen kann, bis Alles ausgepreßt iſt aus der heimtückiſch verbliebenen Seele. Lumpenhund, der ich dich großgeſäugt mit meinem beſten Vertrauen! Ich will den Büttel expreß kommen laſſen, ehe ich mich eigenhändig an dir vergreife!“

Der Geſtrenge mußte in ſeiner Berſerkerwuth den Unglücklichen am Halſe gefaßt und geſchüttelt haben. Auf eine wilde Bewegung im Zimmer folgte ein halberſtickter Hülfeſchrei. Ein helles Lachen übertäubte den Lärm; es war Hohn und Spott aus dem Munde des alten Herrn: „Hab' ich's nicht geſagt, ein Marienkreuzchen am Halſe, o du ſüßer Junge!“ Während er Sommerlotte am Halſe gefaßt und geſchüttelt, hatte er dieſe Entdeckung gemacht, die ſeine Tobſucht von neuem zur Raſerei ſteigerte. „Ei, was warte ich denn auf Büttel, Rad, Folter und Reichskammergericht!“ ſchrie er wild, „hier am Sims hänge, daß du blau wirſt, du Dieb und heimlicher Documentenſtehler!“

Ein Ruck am Mantel des Kamins, und es war ſtill im Zimmer. Noch einmal ein Lachen, dann ein Pfiff für die Hunde, und mit einem Peitſchenſchlag war die Scene beendet. Draußen polterte der alte Jupiter, die Meute Rüden hinter ihm drein, Gang und Treppe hinunter.

Ein Sprung hinunter und ich ſah die gräßliche Beſcheerung. Sommerlotte an der Schnur mit dem Marienbilde und an dem Tuche, das um ſeinen Hals geſchlungen war, hing an der Ecke des Simſes unter dem Schnitzwerk des Kaminrandes, noch zappelnd mit Armen und Füßen, mit den Händen vergeblich bemüht, die Schlinge, in der er ſteckte, zu löſen, mit blau angelaufenem Geſicht, mit ſtier heraustretenden Augen.

Meinem Schrei des Entſetzens folgte ohne Beſinnen ebenſo raſch die That der Hülfe. Zwei Meſſerſchnitte in Schnur und Tuch genügten und gaben den Unglücklichen frei. Halb entſeelt ſtürzte Sommerlottens Körper krachend auf den Boden. Meine Kraft hatte nicht ausgereicht, ihn zu halten, wo der Reichsgraf mit einem einzigen Griff die ganze klapperdürre Geſtalt des Mannes hinaufgehoben und wie einen abgelegten Frack an den Nagel gehängt hatte. Ich ſchrie laut auf bei dem Gedanken, nur noch die todte Hülle des armen Menſchen unter meinen Händen zu haben. Die Augen im Kopfe, die Adern am Halſe waren hoch aufgequollen, die Zunge lechzte nach Erquickung. Ich hatte nichts als friſches Waſſer, ich rief nach Hülfe zur Thür hinaus, den öden Kreuzgang hinunter. Niemand kam, der Ruf verhallte im Gewölbe, hatte wie zum Spott nur ſein eigenes Echo zum Gefolge. Ich ſtürzte wie wahnſinnig den Corridor hinunter, hin und her. Alles war in den hinteren Hofſälen, ſei's zur Theilnahme, ſei's zur Bedienung bei der großen Logenſitzung zugegen; der ganze Theil der Jacobspfarre, in dem wir hauſten, war wie ausgeſtorben.

Zwölftes Kapitel.

Der große Logentag und ſein Ende.

Wie ich in's Zimmer zurückkehrte, ſaß Sommerlotte aufrecht am Boden, regte Hände und Füße und winkte mir zu mit dem Kopfe. Ohne mein katzenzähes Leben, pflegte Sommerlotte auch ſonſt zu ſagen, wär' ich längſt todt, hätt' ich die Kur und Tortur im Narrenthurm nicht überſtanden! — Daß Großvater Erlaucht in der Raſerei ſeiner Wuth wenigſtens jetzt das Leben dieſes Menſchen auf dem Gewiſſen hatte, war augenſcheinlich genug. Sommerlotte hatte ſich jedoch ſchnell ſo weit erholt, um mir durch Zeichen und Gebährden ſeinen Willen und einen Gedanken kundzuthun, der ihn peinigte, ihm auch halb gewürgt keine Ruhe ließ. Er deutete fortgeſetzt mit beiden Händen zum Kamin, zur Eſſe hinauf, gab, da ihm die Stimme verſagte, durch Zeichen zu verſtehen, ich müſſe hinauf, eilig fort, den Bodengang hinunter und hinüber in den Saal zu den bereits begonnenen Verhandlungen. „Fort! fort!“ gurgelte er endlich aus dem geſchundenen Schlund hervor, „'s gibt 'n Unglück! Erlaucht toben gegen Mann und Maus! Einmal in Wuth — Mord und Todtſchlag — kein Pardon, hu!“

Es war vergebens ihm vorzuſtellen, wie nöthig vor Allem ihm ſelber Hülfe ſei, wie ſehr er meiner bedürfe. „Erlaucht toben! 's gibt Unheil, Mord und Todtſchlag!“ war das Einzige was er noch hervorbrachte, während er mich, ſo mühſam es ihm ward, zum Kamin drängte, deſſen Schlot er mit ſoviel erfinderiſcher Sorgfalt gangbar gemacht, um in das obere Geſtock des Hauſes und über die Bodenräume hinweg zu gelangen, um durch ein Luftloch am Sims in den großen Ritterſaal der ehemaligen deutſchen Herren zu blicken. Sommerlottens Ungeduld ward immer heftiger, beinahe krampfhaft; es blieb mir nichts übrig als ihm zu Willen zu ſein und ſtatt ſeiner den Gang durch's Kamin zu machen, auf gut Glück, das zweifelhafte Ziel zu erreichen.

Ich ſchwang mich abermals hinauf, durch die Eiſenthür im Schlot hindurch und ſah einen langen ſchmalen Gang vor mir, der in den bezeichneten Bodenraum führte. Eine kleine hölzerne Treppe brachte mich in ein höheres Stockwerk, das Thurmhöhe zu haben ſchien. Ich konnte der Lockung nicht widerſtehen, zog die Schuhe ab, um Geräuſch zu vermeiden, merkte mir die Windungen, um nöthigenfalls den Rückweg wiederzufinden, und tappte im Dunkeln, in einem Gewirr von Schlupfgängen und Höhlen einem Lichtſchimmer nach, der mir aus der Ferne einen Zielpunkt gab. Ich befand mich bereits in einem ganz andern Theil des Hauſes: die Furcht, mich zu verwirren, kämpfte mit dem Reiz, den Höhlenbau der Jacobspfarre und das Labyrinth ſeiner Hofgebäude kennen zu lernen. Der Wunſch, ungeſehen und von ungeahnter Seite her der geheimnißvollen Verſammlung in die Couliſſen blicken zu können, war ſchließlich der mächtigſte Trieb und entſcheidend für mich. Das Sparren- und Lattenwerk unter dem Dache, zwiſchen deſſen Balken ich einherſchritt, ſah faſt einem alten Theater ähnlich. Ausgebrannte Sonnen und verbrauchte Feuerräder hingen neben allerlei Trödel von Decorationen aus Pappe, bunter Leinwand und Flittergold. Plötzlich hob ſich eine Fallthür: ein Mann trat durch den Lichtſchein hindurch, ſchritt dicht an mir vorüber und verſchwand im Dunkeln. Ich glaubte die breitſchulterige Geſtalt San Germano's, dieſen Athleten der Magie, erkannt zu haben. Er war alſo oben, wo die Götter walten, vielleicht als großer Roſicrucius, als Deus ex machina thätig! Blies er vielleicht den Zauderinſtrumenten ſeinen Athem ein und leitete die Drähte im Verborgenen?

Die Klappe, durch welche der Mann hinaufgeſtiegen, blieb offen und ein Gewühl von Stimmen drang tief aus den unteren Räumen hervor. Ich betrat durch die Fallthür die Stufen, die in eine ſchmale Gallerie führten, ſteckte den Kopf in eine runde Oeffnung, fuhr jedoch vom Glanz der Lichter geblendet, zurück. Durch ein oeil de boeuf überſah ich den weiten, prachtvoll erhellten Saal, wo man, Kopf an Kopf gedrängt, in feierlicher Spannung einem Redner lauſchte. Es war die große Feſthalle der deutſchen Ritter von ehedem; mein Ochſenauge ſteckte zwiſchen den Blättern und Schnörkeln der alten Stuccatur. Auf die Gefahr hin, ſchmählich ertappt zu werden, blieb ich an der Brüſtung hängen und war Zeuge der Verhandlungen.

Die Halle war gewölbt, die Wölbungen mit ihren Schwibbögen liefen jedoch in einem Centrum zuſammen, das offen ſtand und eine freie Verbindung mit dem oberen Stockwerk geſtattete. Ein halb transparenter Wolkenhimmel hing um den Mittelpunkt des Gewölbes; vielleicht der Sitz der Maſchiniſten, die ihre Blitze auf die Menſchheit unten ſchleudern wollten. Zu beiden Seiten des Saales liefen vom Podium in der Mitte aufſteigend bis zu den Wänden terraſſenförmig wie in altrömiſchen Circustheatern die Reihen der Bänke hin, in Abtheilungen, die vielleicht die einzelnen Logen, ihre abgeordneten Meiſter und Vertreter ſchieden. Alle waren in ihrer Arbeitstracht, mit Schürze, Kelle und Ordensband, den Degen zur Seite, die meiſten mit Dreieck oder Winkelmaß auf der Bruſt; die Würdenträger mit beſonderen Abzeichen. Dicht unter mir war der Präſidentenſitz; Prinz Emil präſidirte mit den Inſignien eines Großmeiſters ſeiner Landesloge, den Hammer in der Hand, gekreuzte Schwerter über dem Todtenſchädel vor ſich auf dem Tiſche, der ſonſt mit Schriften und Briefen bedeckt war. Secretäre und Beamte ſtanden zur Seite, traten ab und zu, ſeines Winkes gewärtig. Ihm gegenüber in der Verſammlung hatten ſich, wie es ſchien, zwei Gruppen gebildet, die, wie in Gerichtsſälen Ankläger und Angeklagte, durch Schranken von einander getrennt waren. Ein Stufengang führte von jeder Wandſeite zum Podium, das leer blieb, hinunter. Bühne und Schauplatz waren im Saale vermiſcht, das verſammelte Auditorium lieferte vor der leeren Bühne ſelbſt die Acteure. In jeder Partei hüben und drüben führten auf hervorragenden Sitzen Einzelne das Wort. Dann und wann trat ein Redner auch auf das Podium hinunter, um in Folge ſeines beſondern Geſuches und der Genehmigung des Vorſitzenden das Wort zu nehmen.

Ich verſtändigte mich bald über das Thema, um das es ſich handelte. Die Loge, die ſich Rose et croix nannte, forderte Anerkennung ihres Syſtems und Aufnahme in den allgemeinen Verband der Maurerei. Ein Redner, der neben dem Meiſter dieſer neuen Loge ſeinen Sitz einnahm, hatte das in Antrag geſtellt. Gegenüber ſaßen und ſtanden die Anhänger des alten Logenſyſtems, bunt gruppirt und um ihres Meiſters Stuhl geſchaart, der noch leer ſtand. Der deputirte Meiſter ſämmtlicher Landeslogen von Royal-York ließ noch auf ſich warten, obſchon die Verhandlungen bereits eröffnet waren. Einige Sprecher unter ihnen bezogen ſich auf ſein baldiges, ſicher zugeſagtes Erſcheinen, erklärten ſich aber zuvor ſchon gegen die Aufnahme der neuen Verbrüderung, die ſich auf alte Roſenkreuzerei ſtütze: ſie als formliche Maurerloge anzuerkennen, hieß es, ſtreite gegen die alte Conſtitution der ächten Maurerei, die ſich ſchon vor länger als zehn Jahren und wiederholt von allen Neuerungen losgeſagt habe, da es ihr Zweck ſei, die Geſetze und Gebräuche in alter Reinheit zu bewahren. Der Redner von „Roſe und Kreuz" nahm von neuem das Wort. Er ſprach nicht ohne Bewegung, faſt mit nur mühſam unterdrückter Bitterkeit. Er ſprach franzöſiſch, und zwar in einem Dialekt, an welchem man den Ruſſen errieth. Wie ich ſpäter hörte, war es ein Graf Golowkin, ein Neffe des unglücklichen Abenteurers und Günſtlings, der in Sibirien ſein Ende nahm. Dieſe Familie, urſprünglich polniſchen Geblütes, muß nun ein Mal, wie es ſcheint, zu jeder Intrigue in Europa ihre Deputirten ſenden. Der Proteſtantismus der tyranniſchen Hochkirche Altenglands, ſagte Graf Golowkin, habe den Verdacht gehegt, der Bund der Roſenkreuzer ſtände im Dienſte Roms. Es ſei deutſcher Männer unwürdig, hierin Englands Vorurtheilen beizupflichten. Die Geſchichte des Roſenkreuzerbundes liefere weit eher vom Gegentheil das Zeugniß. Zur Zeit des dreißigjährigen Glaubenskrieges hätten die Roſenkreuzer die Sache der bedrückten Proteſtanten zu der ihrigen gemacht, die proteſtantiſchen Stände ob der Ens, die dem hartherzigen Ferdinand die Huldigung verſagten, unterſtützt. Jener Roſenkreuzer Andreä erzähle der Welt offen und frei von den Reiſen nach Oeſterreich, die er auf Anſtiften des evangeliſchen Adels dort unternommen. In Linz geſtehe er einen geheimen Auftrag an die verſammelten, der neuen Glaubenslehre Luthers zugethanen Edelleute gehabt zu haben. Hätten die Roſenkreuzer in Deutſchland religiöſe Richtungen gehabt, ſo habe ſich ihr Bund in England, auf politiſchem Boden, politiſch geſtalten müſſen, und welcher Bund — er nähme die Maurerei nicht aus — ſei frei von dem, was ein Zeitalter bedrängt und beſchäftigt? In England war ein königliches Haupt unter dem Beile gefallen; es erfolgte jene Zeit der vandaliſchen Rohheit, die Zeit der Puritaner. Nicht weil Karl ein Römiſchgläubiger, ſondern weil ſein Haupt gefallen und ſein Haupt das Diadem geſchmückt, habe der Bund der Roſenkreuzer ſich dort für ihn erklärt. Der Sohn Stuart's war geflüchtet; aber in Schottland und Irland habe es treue Seelen gegeben, die im Stillen ihm gehuldigt. Sie verſammelten ſich im Tempel Salomo's, ſie trauerten über den erſchlagenen Hiram, ihren Herrn, ſie verwieſen auf das verlorene Wort, das da Sohn und Vernunft bedeutet. Die Wiedereinſetzung der königlichen Familie, ſagte der Redner, ſei von den brittiſchen Logen längſt beſchloſſen geweſen, noch ehe General Monk mit ihnen im Bunde den geflüchteten Karl zurückgeführt. Royaliſtiſch geſinnt, wie die Maurerei, ſei auch der Bund der Roſenkreuzer. In England ſei ihre politiſche Miſſion längſt erfüllt, ihre geſellſchaftliche bleibe dort wie überall noch unerledigt. Die religioſe Aufgabe ſei, Duldung zu befördern. Die geſellſchaftliche gehe dahin, die blutigen Wunden, welche ſich die Leidenſchaft der Menſchen geſchlagen, mit milder Hand und verſöhnlichem Sinn zu heilen. Die wiſſenſchaftliche Arbeit des neuen Bundes ſei, die Geſetze der Natur zu erforſchen, um in ihren Kräften der Menſchheit den Balſam zu entdecken, deſſen ſie bedürfe. Auf dieſem Gebiete aber — bei Allem was dem Menſchen und Chriſten offenbar und heilig ſei! — gebe es noch Geheimniſſe.

Gleich zu Anfang dieſes Vortrags war auf der entgegengeſetzten Seite des Redners, wo die Mitglieder von Royal-York beiſammen ſaßen, eine Bewegung entſtanden. Eine hohe, Ehrfurcht gebietende Geſtalt war eingetreten, hatte, an der Thüre ſtillſtehend, mit dem Blick des Herrſchers die Verſammlung überſchaut, und wie ſich Alles um ihn her erhob und ihm Platz machte, in Mitte ſeiner Partei auf dem leer gebliebenen, erhöhten Sitz ſeine Poſition genommen. Es war Niemand anders als Großvater Erlaucht. Ein leichter Mantel mit den Inſignien des Großmeiſters deckte ſeine Schultern. Wie er den Dreiſpitz, den er trug, abnahm, dampfte ſeine Perrücke wie Jupiters Wolkenſaum hoch auf. Sein Antlitz war blutroth, die blau aufgeſchwollene Zornader lief quer über die Stirn, ſein Auge funkelte ungewohnlich in halb gezügelten Blitzen. Wie der Redner gegenüber jetzt ſchwieg, ergriff Niemand im Saale das Wort; vielmehr richteten ſich Aller Blicke auf den Reichsgrafen Juſtus Erich, als auf den Mann, dem jetzt das Wort ungeſucht, ungebeten zuſtehe, da ſeine Perſon, ſein impoſantes Anſehen als Menſch, ſeine machtvolle Stellung, wie nicht minder ſeine Miſſion als deputirter Meiſter eines großen, weitverzweigten orthodoxen Maurerſyſtems dies natürlich, ja nothwendig zu machen ſchien. Er für ſeine Perſon mochte jetzt mit Unwillen fühlen, wie ſehr er Gegenſtand geſammter Aufmerkſamkeit geworden, wie ſehr eine gewiſſe Entſcheidung von ihm abhing. Er warf ſich mürriſch im Seſſel hin und her, machte verſchiedene Verſuche, ſich in die Falten ſeines Mantels zu verkriechen. Wie das nichts half, ſtand er polternd auf, warf den Seſſel zurück, ſchlug auf das Pult vor ihm und begann mit Worten, deren jedes ebenfalls wie ein Fauſtſchlag, wenn nicht wie ein Schuß aus dem Feuergewehr, dröhnte.

„Meine Herren,“ begann der Reichsgraf Großvater Erlaucht, „ich und die mich abgeordnet, heißt alſo das geſammte in England, Schottland, Holland, Scandinavien und Niederdeutſchland, mithin in allen germaniſch-proteſtantiſchen Ländern weitverzweigte Syſtem Royal-York: Wir alſo, mit Verlaub, ſind einträchtiglich und entſchieden gegen Aufnahme und Anerkennung der neuen Loge, ſo ſich als Roſe und Kreuz auf alte Roſenkreuzerei ſtützet, ſind dagegen aus dem einfachen Grunde, weil ſothane neue Verbrüderung ſich nicht ausweiſen kann, wie weit ſie ihren Geheimnißkram treibt. Keineswegs, ſo lautet unſer Gutachten, werde dem einzelnen Mitgliede von Rose et croix der Eintritt in die alten Mutterlogen erſchwert, wie es denn auch billig und Uſus ſei, daß wir unſererſeits als Gaſt in jenem Verein willkommen. Allein die Chancen eines neuen Glaubensbekenntniſſes, das nur erſt im ſiebenten, noch von Niemand erreichten Grade klar werden ſoll, können wir nimmermehr auf uns nehmen. Den Johannesgrad und die ſchottiſchen höheren Maurergrade haben von uns doch Einige, und dieſe einige Wenige ermeſſen und wiſſen, wie viel oder wie wenig dahinterſteckt. Allein vom ſiebenten Roſenkreuzergrade mit ſeiner Lebenstinktur, ſeinem aurum potabile, weiß kein Menſchenkind was Genaues, vernünftig Wahres. Daß bei gegenwärtiger Erſchlaffung des Freimaurerweſens unter verſtändigen Köpfen der Wunſch entſtand, eine thätige, nicht blos eine mitleidig paſſiv humane Loge zu ſtiften, iſt gar ſehr begreiflich. Wollt Ihr das Logenweſen umgeſtalten, ſo räumt im Ceremoniell auf, düftelt nicht neue Myſterien, heckt nicht neue Alfanzereien aus! Das führt zu neuem Pfaffenkram! Ihr ſagt zwar, reiner Deismus bleibe bei Euch in Religionsſachen das Grundprinzip. Meine Herren, entweder iſt dem ſo, und dann brauchen wir keine neue Loge; oder dem iſt nicht ſo, und dann ſteckt Falſchheit und Lüge dahinter! Man ſagt uns, die Roſenkreuzer hätten in Oeſterreich auf der Seite der Proteſtanten geſtanden, gleichwohl in England die Partei des katholiſchen Stuart genommen. Meine werthen Herren, hier iſt keine Maurerei mehr, hier ſind Katzenbuckelſchliche, und in der That, ich wittere ſchon längſt in alledem den heiligen Jeſuwider, den alten Lügengeiſt und Ränkeſchmied. Iſt der große Roſicrucius was Anderes? Heraus mit ihm! Er trete vor, wir wollen ihn anhören, examiniren, probiren, prüfen bis auf Herz und Nieren. Iſt er mehr als ein Gaukler, Heuchler und Charlatan? Heraus mit ihm, ſag' ich! Die Maurerei laſſen wir uns nicht zum Deckmantel von allerlei Intriguen machen! Baſta! Sela!“

Auf die athemloſe Stille, mit der man dieſer Rede gefolgt war, brach jetzt ein wilder Tumult in der Verſammlung aus. „Beleidigung! Beſchimpfung!“ wurde hörbar aus dem Gewühl der Bewegung. „Erlaucht iſt zu weit gegangen, Erlaucht muß Rechenſchaft ablegen!“ hieß es dazwiſchen.

Dem Prinzen fehlte die Macht der Stimme wie die Gegenwart des Geiſtes, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Er läutete mit der Glocke, er ſchwang den Hammer; vergebens. Großvater Erlaucht, noch immer aufrecht an ſeinem Platze, verſchaffte ſich ſelbſt Luſt und Ruhe mit dem ſchmetternden Ton ſeiner Commandoſtimme.

„Stehe daheim Jedem mit Rechenſchaft zu Dienſten!“ rief er laut und bannte mit Blick und Wort den Sturm, der über ihn heraufwogte. „Bin hier nichts denn Menſch und Maurer,“ ſagte er, „rede hier als Mann zu Männern, die ſich freie Maurer nennen, weil ſie frei ſind vom Wahn des Herkommens, vom Scharwenzel und Popanz des alten Aberglaubens, vom Phariſäismus heuchleriſcher Hierarchen. Wo nicht, ſo fordere ich doch freie Rede als Abgeſandter von Royal-York. Als ſolcher erheb' ich meine Stimme gegen die Magier und die Falſchmünzer in der Maurerei. Werthe Herren und Brüder, vergeſſen wir nicht, daß die Maurerei mit dem Wirrwar der Religionsmeinungen ſo wenig wie mit der Politik der Staaten zu thun hat! Als Menſch bietet der Maurer dem Bruder die Hand. Er glaubt mit ihm an ein Menſchenthum, das auf dem Boden der Wirklichkeit noch nicht Form, aber Geſtalt gewonnen hat im Bereich des Denkens. Meſſieurs, ich bin kein Schönredner, kein Kathederheld. Wir gehen aber in die Loge, um den Diſput loszuwerden. In der Religion werden wir geboren und erzogen; gut! Die Maurerei ſetzt das Chriſtenthum voraus; gut! Oder läßt es blos zu, wie Einige ſagen; meinetwegen auch gut! Allein eine Univerſalkirche, wo auch Juden und Türken mit ihren Gelüſten Platz hätten, gäbe keinen Salomoniſchen Tempelbau mehr, gäbe einen Babyloniſchen Thurmbau, und da wird denn, iſt der große Unbekannte, der große Roſicrucius der Baumeiſter dabei, auch wohl eine Babyloniſche Sünderei nicht fehlen. Oder man müßte denn die Geheimniſſe der Tempelherren erneuern wollen. Was? Habt Ihr wirklich in dem großen Roſicrucius einen neuen Götzen Baffomet-Mahomed bei der Hand? Wollt die Freimaurerei reformiren und die Maçonnerie in Mahommerie verdrehen? Wie? Hol' Euch, in des Drei Deufels Namen, — Gott ſteh' mir bei, der Gerechte! Geheimniſſe und immer Geheimniſſe, und wo wir Aufklärung fordern: Wunder, Aberglauben, bis Alles auf die verkehrte Wirthſchaft hinausläuft, wo der Menſch, der ſonſt aufrecht gehende Menſch, auf allen Vieren kriecht und im feuchten Koth nach ſeiner verlorenen Vernunft ſucht, bis ihn dann ſchließlich ein charmanter Jeſuwider tröſtet. Meine Herren, ich habe auch meinen Aberglauben, aber ich behandle ihn als Privatſache, mache kein Geſchrei daraus, nöthige ihn Niemanden auf, noch ſuche ihn einzuſchmuggeln. Wer durchaus Gold machen will, ſetze ſich, mit Verlaub, zu Hauſe ſtill in den Winkel! Wenn das aber ſo fortgeht, daß jeder quere Kopf ſeine Nothdurft zum allgemeinen Bedürfniß, ſeine Scrupel zu Scrupeln der Menſchheit erheben darf: dann wird noch jeder Barbier mit chemiſchen Verſuchen, jedes alte Weib mit Mondſchein, Nervenbeſtreichung und Hocuspocus in die Maurerei hineinpfuſchen. Jeder Apothekerjunge, der den Mörſer ſtößt, und dem das Gewürz in's Gehirn ſteigt, wird noch kommen und ſagen, er habe ein Roſenkreuzergeheimniß, deſſen der Menſch in einem höheren ſchottiſchen Johannesgrade inne werde. Hol' Euch — na! Ich habe ſchon manchen ſogenannten Wundermann die Treppe hinuntergeworfen, und bedauere, ihm nicht Rippen, Beine, ſammt Genick gebrochen zu haben. Und, meine Herren," — Großvaters Stimme war plötzlich tief und beweg[illegible]— „o, ich habe auch Lehr- und Schmerzensgeld zahlen müſſen im Leben, Schmerzen hat mir's gekoſtet an meinem eignen und liebſten Fleiſch und Blut. Waren ſie mir doch zu Dach geſtiegen und hatten ſich bei mir bis in Herz und Nieren eingeſchmeichelt. Es hat mir 'ne Tochter und mein geſammtes Familienglück gekoſtet, daß Gott erbarm', mein einzig liebes Töchterlein, ein blaß zart Mädchen, nervenſchwach, traumkrank, Schlaf und Wachen verwechſelnd und in einander wirrend. Da kam ein Mann von Rom mit Mondſchein auf der Zunge, mit magnetiſchem Fluidum, wie ſie's nennen, und elektriſchen Funken in den Fingerſpitzen. Damit beſtrich er mein leidend Kind, ihren Aufruhr beſchwichtigend, ihre Nervenſtörung heilend, ihren halben Irrſinn löſend. Er hat ſie auch geheilt; ja, ja, ſie lief nicht mehr Nachts auf Dach und Firſt herum; aber ſie wandelte Nacht in anderer Weiſe, lief Tag und Nacht ihm nach, dem Wundermann, der es ihr angethan, warf ſich ihm ſinnlos an's Herz, von Zauberei bethört. Und bei Nacht und Nebel ging ſie denn auch davon und ward römiſch gläubig, Kind eines altproteſtantiſchen Hauſes, einzige

Erbin einer rein evangeliſchen Reichsherrſchaft und Wirthſchaft — Oh, oh!“

Großvater ſchwieg, knickte in ſich zuſammen und ſaß wie gebrochen da auf ſeinem Seſſel.

„Das iſt zu viel, das iſt unerhört!“ rief plötzlich eine Stimme aus der Roſenkreuzerloge heraus. Ich kannte dieſe ſchmerzdurchzuckte Stimme, ich kannte auch die Geſtalt, die ſich erhob, den Mantel zurückſchlug, die Hände wie betend, wie hülfeflehend gen Himmel ſtreckte. Es war mein Vater, den mein Auge vergeblich bisher geſucht.

„Haha, mein Herr Graf Giuſeppe della Torre!“ ſagte der Großvater, ſich raſch wieder ſammelnd und erhebend, „hab' ich Euch aus den Federn geklopft? Hab' Euch längſt hier vermuthet, ob ich ſchon nur unverſehens Euere Sache ſtreifte und es mir leid thut, alte Schmerzen anzurühren.“

„Habt mich hier vermuthet,“ entgegnete mein Vater, „weil Ihr von neuem Lug und Trug aus Rom und aus der Geſellſchaft der Loyoliten wittertet! Schönen Dank dafür, und meine volle Anerkennung Euerer humanen edlen Geſinnung und Erkenntlichkeit! Ich hielt unſere Sache für ausgeglichen, nachdem das Opfer die kühle Erde deckt. Ich hielt Euch für verſöhnt, und Euer unerbittlicher, unverwüſtlicher Argwohn ſteht noch, wie eine alte Donnerwolke, über unſerm, über Euerm Hauſe, ewig im Begriff, ſich über Euch ſelbſt und Euer Haus zu entladen. Armer Thor, der Ihr an ſelbſtgeſchlagenen Wunden blutet!“

„Danke für gefälliges humanes Mitleid!“ murrte Reichsgraf Juſtus Erich.

„Ich für meinen Theil,“ fuhr Vater Giuſeppe fort, „glaubte Alles gethan zu haben, was zur Sühne führen konnte, überließ Euch den Sohn, ſtellte Euch, zum Beweiſe der Verſöhnlichkeit ein Document anheim —“

„Haha, Document!“ lachte der Großvater bitter auf, „danke für geneigte Nachfrage, danke für die gefällige Großmuth, die es mir überlieferte! Solltet Ihr's, mein Herr Graf, noch nicht wiſſen: das Document, womit ſie mich zu fangen gedachten, iſt mir von Römlingen geſtohlen. Es iſt nicht wahr, daß ich mit Drangabe meines freien Herrſcherwillens den Schülern Loyola's die Thore meines Reichslandes offen zu halten gelobt, es iſt nicht wahr! Kaiſer und Reich würden mit Leichtigkeit dies verfälſchte Document verdammen; aber Kaiſer und Reich hängen auch gar oft, daß Gott erbarm! an wälſchen Fäden und an Drähten von da drüben! Weiß der Himmel, was ſie damit vorhaben! Ich glaubte das elende Stück Papier ſicher untergebracht, aber ich war ſchon wieder in Haus und Hof von eitel Wälſchlingen umgarnt, ſteckte ſchon wieder bis über die Ohren in der Schlinge von jenſeits der Alpen. Erbrochen fand ich heimlich meinen geheimſten Schrank, durchſpionirt mein ganzes Archiv. Hinterliſtig betrogen bin ich, wo ich Treue und Glauben zu ernten gedachte; vor gewiſſen Sodalen in der kurzen Robe iſt kein Schloß feſt genug und jeder Dietrich gerecht! Feuer vom Himmel möchte man rufen, um das Gezücht zu vertilgen!“

Ich ſaß oben in meinem oeil de boeuf in der peinlichſten Angſt, preßte die Bruſt an den Fenſterrand, die Stirn wider den Pfeiler und rang ohnmächtig mit den Händen. Ich hatte es mit der Vernichtung des Papiers gutzumachen gedacht und nun dieſen Sturm heraufbeſchworen, dies Unheil angeſtiftet! Vater und Großvater ſtanden ſich wieder ſo feindſelig gegenüber, wie vor Jahren dicht am Grabe meiner Mutter.

Ich war nicht mehr allein oben in meinem Verſtecke. Es hatte nicht lange gedauert, ſo hatte Sommerlotte, ſo gewürgt und gedroſſelt er war, ſich ſtark gemacht und unwiderſtehlich ſich getrieben gefühlt, die Reiſe durch den Kaminſchlot anzutreten. Angſt und Furcht, es könne noch Mord und Todtſchlag geben, hatten ihm keine Ruhe gegönnt, und es war ein Zug treuen Eifers, daß er, Schmerzen und Mißhandlungen nicht achtend, den mühſeligen Weg über die Bodenräume ſich durchwand und zu mir kroch. Ich bedeutete ihn bald, wie es mit dem Documente ſtand. Er fletſchte die Zähne und ſah mit den hervorgetretenen Augen unglücklich drein.

Es war im Saale eine Bewegung entſtanden, die bald da, bald dorthin drängte. Wie der Großvater von Männern Rom's wiederholt im beleidigendſten Sinne geſprochen, ſtanden in der Verſammlung ganze Reihen von den Bänken auf, traten flüſternd in Gruppen zuſammen und machten dann, theils einzeln, theils in Haufen Miene, den Schauplatz des Aergerniſſes zu verlaſſen. Es mochten Herren von der hohen Kirche ſein. „Halt! meine Herrn, muß bitten!“ herrſchte ihnen, als ſie ſchon auf der Schwelle ſtanden, Großvater Erlaucht zu. „Muß bitten, den Platz nicht eher zu verlaſſen, als bis die Sache ausgefochten iſt. Auch iſt dafür, bitte! geſorgt, daß man uns bis zu Ende ſeine werthe Gegenwart ſchenkt: die Thüren ſind beſetzt.“

Ein neuer Tumult folgte der Mittheilung dieſer offenbaren Gewaltſamkeit. Der vorſitzende Prinz Emil machte wiederholt ſchwache Verſuche, die Bewegung in ihr Bett zu weiſen: er beſtand endlich darauf, zu dem Thema, das einzig und lediglich hier ſtatthaft ſei, zurückzukehren, und verwies jeden abſchweifenden Redner zur Ordnung.

Der Reichsgraf bat von neuem um's Wort. Unordnung aufzudecken, ſagte er, gehöre recht eigentlich zur Ordnung; deſſentwegen ſei er, ein Ordnungsmann, kein unnützer Friedensſtörer. Intriguen, Ränke, Spitzbübereien zu entlarven, die eines Maurers unwürdig, ſei recht ſehr mit der Ordnung in einer guten Loge verträglich. Wenn Roſe und Kreuz Aufnahme und Anerkennung forderten, ſo gehöre es hierher, den großen Roſicrucius, das geheime Götzenbild dieſer Loge, an's Licht zu ziehen. „Heraus mit dem großen Ungethüm, dem Quackſalber und Charlatan!“ rief Großvater donnernd nach allen Ecken und Enden im Saal, „herunter aus dem Wolkenhimmel, Deus ex machina, Zauberer und Fälſcher, ich ſpüre deine Künſte, auch wenn ſie nicht ſpielen. Wo ſind die Geiſter, die du erſcheinen läſſeſt, die Donner und Blitze von Colophonium, wo?“

Eine ſchreckhafte Wuth ſtand blutroth im Antlitz des hohen Mannes, Donner und Blitz war bei ihm, er war der leider fanatiſch gewordene Jupiter, der hier, wie weiland Ajax, wüthete. Mein Vater, Graf Giuſeppe, gegenüber, fiel ihm von neuem in's Wort. Mild und ſanft floß ihm ſeine Rede von den Lippen, Verſöhnung, Verſtändigung, Aufhellung blöden Irrthums fordernd: aber ſein Wort goß nur Oel in's Feuer. „Man kündigt uns an, daß die Thüren des Hauſes beſetzt ſind,“ ſprach er, „man erklärt uns alſo für Gefangene. Es iſt nicht ganz würdig, freie Männer, freie Maurer mit Zwang zu belegen. Aber faſſen wir ſelbſt den Entſchluß, nicht vor dem Ausgang der Sache, nicht vor der Abwehr der Anklage, deren Gegenſtand ich zumeiſt ſein will, den Platz zu verlaſſen. Genehmige der vorſitzende hochwürdigſte Meiſter die Anklage, als eine Sache, die hierher gehört!“

Ohne die Zuſage zur Fortſetzung der Verhandlung förmlich abzuwarten, brauſ'te der Reichsgraf ſchon wieder einher mit dem Donner ſeiner Rede, mit der Heftigkeit ſeiner Gebährden, alſo daß Staub aufwirbelte um ſein hohes, ehrenwerthes, wahnumfangenes Haupt. „Wohl thut Ihr, mein Herr Graf Giuſeppe della Torre,“ ſagte Erlaucht, „wohl thut Ihr, gleich Euch ſelbſt als Ziel meiner Angriffe, meiner Anklage hinzuſtellen. Was Euere Bonhommie und Großmuth mir eingehändigt, haben mir Römlinge heimtückiſch wieder entzogen. Dies iſt die Sache, dies das Factum. Ich hab's nicht vernichten wollen, das Document, denn Schande ſoll nicht in Vergeſſenheit gerathen, Schande ſoll documentirt, die Niedertracht verbrieft und handgreiflich bleiben für Kind und Kindeskinder, damit es alle Geſchlechter glauben, wie man in Wälſchland an deutſchen Herzen handelt! In ein Gewebe von Schlechtigkeit und Ränkegeſpinnſten bin ich mit Mann und Maus wieder hineingerathen, wieder und abermals! Find' ich da Briefe, die man aus Rom mit dem evangeliſch gewähnten Erzieher meines Enkelſohnes wechſelt, zur Herſtellung einer katholiſchen Univerſalkirche mit Hülfe der Loyoliten, Briefe, die auf die Convertiten hoher Häuſer in deutſchen Landen mit Erfolg hinweiſen, Briefe mit dem Roſenkreuzerſiegel an beſagten Pädagogen und Philanthropen, den ich in mein Haus nahm, Briefe von den Wiſſenden im Verborgenen an meinen Knecht und Secretär, den Sommerlotte, den ich, Gott ſteh' mir bei, gewürgt und gehängt, und, ſoll mich der Herr ſtrafen, vergeſſen habe wieder abzuſchneiden. Hier und da, und da und nochmals hier! Da liegt der Plunder der geheimen Felonie, die mich umgarnte und nichts zum Ziele hatte als das Document, das Document!“

Schlag auf Schlag hatte er Papiere und Briefſchaften auf das Podium geſchleudert, die Beweiſe ſeiner Anklage. Lieber Himmel! es waren die Briefe, die er in Xaver's und Sommerlotten's erbrochenem Verwahrſam aufgefunden, die mit Cardinal Bernis gewechſelt und die meinerſeits im beſten Sinne, wenn auch ſcherzhaft myſtificirten. Vater Giuſeppe hob die Schriften vom Boden auf. Er wußte Nichts von einem Xaver Dubois, aber er erkannte ſein

Siegel, das Wappen unſeres Hauſes mit dem verhängnißvollen Verein der Roſe, die ſich mit ihren Blumen und Dornen um den Stamm des Kreuzes Chriſti ſchlingt. Er verwies den Reichsgrafen darauf. „Deſto ſchlimmer!“ ſtürmte dieſer einher, „deſto ſchlimmer, wenn Euer Haus ſo eng verbunden iſt mit Magiern und Roſenkreuzern, daß Euere und deren Inſignien ſich wie Roſenſtock und Kreuzelement ſo liebevoll umarmen und umgarnen! O! daß Ihr ein geborner Roſenkreuzer ſeid; ich wußte es, mein Herr, es war mein Kreuz, Ihr brachtet es mir in mein Haus und nahmt mir meine Roſe!“

„Herr des Himmels!“ rief mein Vater und ſtürzte auf den Greis zu, ſeine Schultern, ſeine Bruſt mit beiden Armen umſchlingend und an ſich preſſend. „Die Dornen, Vater meiner Geliebten, die Dornen ſitzen hier ſo tief, wie dort bei Euch! Seid barmherzig, ſeid gerecht, ſeid nicht vom Wahn bethört!“

Sie ſtanden Beide vorn auf dem Boden, ſie ſchüttelten ſich Beide Thränen aus den Felſen ihrer Bruſt. Vater Giuſeppe lehnte dann weich und ſtill ſein Haupt an Großvaters Schulter. Der harte Greis aber, Feind jeder Rührung, in der er neue Ränke und wälſche Intriguen witterte, warf ſich alsbald wieder unwirſch in die Höhe. „Unſer Handel, unſer Rechtsſtreit!“ rief er, „Herr Graf! wo iſt mein Document mit dem falſchen Zeugniß? Wer hat mir's geſtohlen? Was?“

In der Todesangſt, die ich erlitt, wußte ich mir jetzt keinen beſſern Rath, als laut auszuſchreien, was ich wußte. Sommerlotte, der neben mir über der Brüſtung hing, hatte ſchon längſt in mich hineindemonſtrirt, ohne daß ich verſtand und klar begriff, was er wollte. Jetzt ſchien mir der drängende Augenblick gekommen, um größeres Unheil zu verhüten. „Das Document iſt verbrannt, das falſche Zeugniß vernichtet!“ rief ich mit gellender Stimme, mit der ganzen Macht meiner Seele, mit der ganzen Angſt, die mich peinigte, weit hinaus und hinunter in die Verſammlung. Einen Herold dunkte ich mich, der vom Götterſitz Frieden und Sühne verkündet, wie meine Stimme an den Mauern des Saales ſchmetternd widerklang. Scheu und halb entſeelt vor Schreck fuhr ich jedoch ſofort mit meinem Kopfe zurück in's Dunkel und hinter den Pfeiler des [illegible] herauf. Nur Sommerlotte blieb, während Aller Augen ſtaunend ſich hinauswendeten, in der Oeffnung mit ſeinem Antlitz hängen, mit dem Antlitz des halb vom qualvollen Tode Erſtandenen, mit den aus ihren Höhlen weit vorgequollenen Augen, mit dem rothgeſtriemten Halſe ohne Tuch, frei und offen in ſchreckhafter Geſtalt. Der Kronleuchter warf ſein volles Licht auf ihn, wie er jetzt im regen Antheil an den Verhandlungen weit hinaus in den Saal ſein Angeſicht ſtreckte.

„Geiſt des Erhängten, erſcheine mir nicht!“ ſchrie Großvater Erlaucht mit dumpfer, hohler Stimme. Er ſtarrte in die Höhe, wie man auf Geſpenſter, nie geglaubte und doch plötzlich erſcheinende, hinblickt. Er war an die Brüſtung der Terraſſenbänke zurückgeſunken; ſein ſchwerer Körper lag halb am Boden, während die Arme abwehrend in die Luft hinausgriffen. Er wollte ſich aufraffen, er vermochte es nicht; er wollte zum Degen greifen, die Hand verſagte ihm den Dienſt; er wollte etwas commandiren, die Stimme erſtarb, kullerte und rollte wie eine abgeſchoſſene Kugel im Sande. Die nächſte Umgebung war von den Sitzen aufgeſprungen, dem werthen alten Herrn zu Hülfe geeilt. Jedermann kannte, Jedermann ehrte ihn, verſtand man auch jetzt nicht ſeinen Aufruhr, billigte man auch nicht ſeine Leidenſchaftlichkeit, deren Quelle, wie deren Folgen Allen unbekannt geblieben. In meines Vaters Armen gelang es nicht ohne Mühe, die zuſammengebrochene, vom Schlage gelähmte athletiſche Geſtalt des Mannes wieder zurechtzurücken, auf hingebreiteten Seſſeln und Mänteln in eine angemeſſene, bequeme Lage zu bringen.

Es gab im Saale jetzt keine Sitzung, keine Verhandlung mehr. Alles war aufgebrochen, nahm regellos Theil an dem Unfall, der den Reichsgrafen betroffen, oder ſtürmte und lärmte an den Ausgängen, die von Außen beſetzt und verriegelt waren und keiner Gewalt der dagegen Eiſernden nachgeben zu wollen ſchienen.

Prinz Emil war in den Kreis getreten, der um Erlaucht ſich gebildet; er ſprach liebevoll ſeine Theilnahme aus, fragte, was die Schließung der Thüren bezwecke, bat, nicht ferner die Erbitterung ohne Noth und Zweck zu ſteigern.

„Ohne Noth? Ohne Zweck?“ lachte der Greis krampfhaft weinend auf, „ohne Noth, haha! und ohne Zweck? Ja, ohne ein Ziel zu erreichen! Ich Narr, der ich wähnte irgend ein Schloß, irgend ein

Riegel könne feſt genug ſein vor wälſchen Schlichen und Ränken! O, o! ich alter, grauer Thor! — Doch Ihr habt Recht, mein Beſter, habt Recht, mein guter Vetter; dem Feinde ſoll man eher Brücken zur Flucht bauen, als ſie ihm abreißen. Laſſen wir ſie Alle, wie ſie da ſind, entwiſchen. Einen Mantel der chriſtlichen Liebe darüber! Nicht ſo, ſüßer Jüngling? Beſſer das, ad majorem Dei gloriam, was? Draußen ſteht auf mein Geheiß die Miliz der wohlehrbaren Stadt Nürnberg. Ohne mein Signal öffnet Niemand die geſperrten Thüren! Her damit; ich will das Commando geben.“

Er wollte mit der Rechten in die Buſentaſche greifen; der Arm fiel gelähmt auf den Schenkel zurück. Er biß die Lippen ſchmerzhaft übereinander, im Gefühl, daß es aus ſei mit ſouveränem Willen wie aller Selbſtherrſchaft; eine bittere Zähre zitterte über des Mannes erhabenes Antlitz, wie er an Arm und Bein, an der ganzen rechten Seite ſpürte, daß ihm ſein Körper nicht mehr parirte, nicht mehr gehorſam war. Linker Hand war er ſeiner Kraft noch mächtig, er warf ſich mühſam herum, mit einem ſo ſtarken Ruck, daß die Seſſel unter ihm krachten, griff links in die Buſentaſche, holte mit der Blitzesſchnelle letzter Kraftanſtrengung ein Piſtol hervor, ſpannte im Nu und ſchoß in die Höhe.

Noch war das donnernde Echo in der Wölbung des Saales nicht verhallt, als auf dies Commandozeichen von allen Seiten die Flügelthüren aufſprangen und die rothweißgetiegerte Soldatesca der freien Reichsſtadt Nürnberg mit gefälltem Bajonett und Sponton einrückte und jetzt von innen die Thüren beſetzt hielt. Der Reichsgraf erhob ſich, auf den linken Arm geſtützt, von ſeinem Lager und rief ſchallend ſein Commandowort: „Achtung! Gewehr bei Fuß. Patrouillen abmarſchirt in die Seitengänge links und rechts, hinten und vorn die Schlupfwinkel des geſammten Jacobsneſtes durchſpürt! Geſindel aufgegriffen, hergeſchleppt, die Ausgänge des Saales freigegeben, aber das Nachtgeflügel aufgeſtöbert, abgefaßt! Marſch! — Etwas wird's doch zum Fange ſetzen, denk' ich, und damit hollah, und geh' zur Ruhe, alter Freund!“

Mit dieſen Worten, zu ſich ſelbſt geſprochen, warf er ſich wieder auf ſeine gelähmte Seite, ſtarr vor ſich murmelnd und knurrend. Die Verſammlung ſtob auseinander, der große Logentag war zu Ende, mehr geſprengt, als geſchloſſen. Als Befehlshaber der fränkiſchen Truppen im Lager von Nürnberg hatte er das Stadtmilitär zur Beſetzung und Durchſuchung der Jacobspfarre beordert. Der Fang war unbedeutend; ich und Sommerlotte wurden von unſerm oeil de boeuf heruntergeſchleppt; aus dem obern Stock hinter Couliſſen und allerlei Präparaten, die außer Anwendung geblieben, ward noch ein zweites Paar herbeigeführt. Der Anführer der ſtädtiſchen Soldatesca war zu Erlaucht herangetreten, weiteren Befehls gewärtig. Der Prinz bückte ſich über den alten Herrn, einige Worte flüſternd, auf die ein beifälliges Nicken und die lächelnde Bejahung erfolgte: „Um scandalum publicum zu vermeiden, macht was Ihr wollt! Mein ABC iſt zu Ende. Das Reichskammergericht ſchiebt's doch nur auf die lange Bank, und die Nürnberger — die hängen Keinen, ſie hätten ihn denn!“

„Heiland der Welt! Sommerlotte, iſt Er noch bei Leibe?“ ſchrie der Reichsgraf, plötzlich des mißhandelten, halb gehängten Menſchen anſichtig werdend. „Todt? Was, Sommerlotte? Sogenannter ſeliger Geiſt? Kerl, komm' her, biſt noch lebendig! Armes Menſchenbruderherze, wer hat dich denn abgeſchnitten? Hol' mich der und ſtraf' mich Gott, ich hatt's ſchändlich vergeſſen. Zappeln wollt' ich dich laſſen, aber nicht — ſpediren, nein, mein Seel! Schlechtes Experiment an dir gemacht, was? Der oben wird dir's lohnen, jenſeits, und mich ſtrafen, Sela! Macht was Ihr wollt, meine Herren, ich ſündigte aus purer Ehrlichkeit. Wenn Gott der Herr als braver Mann an mir handelt, wird er ein Einſehen haben. Adieu! Guten Abend!“

Der Reichsgraf ſank zurück und ſchloß die Augenlider. Ich ſtürzte über ihn her, laut heulend vor Schmerz und Angſt. „Großvater!“ rief ich, als könnt' ich noch ſein ſchwindend Leben feſſeln, „Großvater, noch Einen Blick auf deinen Enkelſohn!“

Und es gelang mir, den ſcheidenden Geiſt noch einmal zurückzurufen. „Der Tauſend, der Joſeph! biſt auch da, mein Jung?“

„Er war's, der mich abſchnitt, der junge Herr!“ rief Sommerlotte vor Wehmuth ſchluchzend und in's Knie ſinkend. „Auch hat's der junge Herr gethan, das Document verbrannt an Ort und Stelle im alten Thurm, ſo wahr ihm Gott helfen wolle!“

„Hat's verbrannt?“ ſagte der Großvater. „Ei, ſeht mir den Burſchen! Hat mit gefälſcht und intriguirt? Was, Teufelsjunge?“

Ich betheuerte hoch und feſt, ich hätte damit für unſer Haus das Beſte bezweckt und zu erreichen geſucht.

„Nun und der Dubois?“ ſagte der Großvater, „iſt wohl auch eine liebe Unſchuld, hm?“

Xaver ſtand neben uns zu Füßen des Mannes.

„Auch Roſenkreuzer?“ fuhr Erlaucht fort, „ſchöne Geſchichten das! Erzieher meines Enkelſohnes und Flüchtling aus der Jeſuitenſchule, ei, daß dich ein Anderer! Lug und Trug ſind von daher über mich hereingebrochen von Anfang bis zu Ende. Herr des Himmels, dieſer Kelch, den du mir gereicht, war allzu bitter, und ging nimmer von mir. Ein Fluch —“

„Ein Fluch, — wenn wir's in der Blindheit der Leidenſchaft nicht beſſer verſtehen!“ nahm Xaver das Wort. „Und eine Lüge? Nein, ich hätt' es Jedermann geſtanden, daß ich ein Zögling des Collegs ſei, hätte man mich befragt. Nur die Furcht vor Ew. Erlaucht Aberglauben hielt mich ab, freiwillig meine Herkunft zu beichten. Ein Findling, ein Auswürfling der bürgerlichen Geſellſchaft, hab' ich freilich kein Herkommen, weiß meine Heimath nicht, kenne den Schooß nicht, der mich trug. Arm und elend, innerlich ein gelöſtes Atom, liebeleer hinausgeſtoßen, im Findelhaus untergebracht, nahm ſich ein edler Menſch, ein edler Prieſter Roms, Pater Euſebio, meiner an. Er ehrte den freien Geiſt in mir, als hätt' er mich um meines Schickſals willen, das über mich mit fremdem Willen verhängt war, ſchonen, mir zugutehalten müſſen, was an mir gefrevelt. Ich verletzte nie die Satzung der heiligen Kirche, ich widerſetzte mich nie den Geboten meines klöſterlichen Lebens; es empörte mich blos, daß ſie mir ohne mein Zuthun, ohne meine Willensmeinung, ohne die Zuſage meines eigenen Herzens aufgebürdet werden ſollten. Ich wäre freiwillig vielleicht der beſte Prieſter der Kirche geworden, allein ich war ihr im Schuldbewußtſein Anderer gewidmet. Das trieb mich zur Widerſetzlichkeit. Mein Lehrer Euſebio wußte um mein Lebensgeheimniß und durfte es mir nicht geſtehen. An ſein Sterbebett berufen, vielleicht um ſein Geſtändniß endlich zu hören, kam ich zu ſpät. Er hatte mich in den Plan denkender Männer eingeweiht, die

Aufklärung mit dem alten Glauben zu verſöhnen, mit Hülfe der Maurerlogen die Kirche zu reformiren, die Ergebniſſe der gereinigten Sektenlehren zum Gewinn des Ganzen nicht verloren zu geben und damit dem Gedanken einer Univerſalkirche der chriſtlichen Menſchheit Raum und Wirklichkeit zu verſchaffen. Euſebio ſcheiterte an ſeinem Werk, ich ſcheiterte an meiner heimathloſen Leere. Hätt' ich die Lippen meines Lehrers noch küſſen können, eh' ſein Athem ſchwand: ich hätte es vielleicht erfahren, welch' väterlicher, mütterlicher Wille mich zum Prieſter gelobt, ich hätte gewußt, warum ich das Kreuz Chriſti auf mich genommen. Ich warf es ab und kann doch auch im neuem Glauben, als Mitglied einer neuen Kirche, nur da wieder anfangen, wo ich als alter Chriſt aufgehört, das Werk zu fördern, das die Menſchheit am Altar Gottes und vor ſeinem Antlitz verſöhnt, brüderlich eint. Euſebio ſtarb und mit ihm mein Geheimniß. Aber ſein Erbe, ſein Verſöhnungsplan zu einer Religion für die Völker aller Zonen, dies ſein Erbe iſt mir überblieben!“

„Saverio, mein Sohn!“ rief ein Mann plötzlich, durch die Umſtehenden ſich Raum brechend. „Saverio, ſo biſt du der von mir Geſuchte, mir von Euſebio Verkündete! Sohn meiner Mormona, die längſt mit Zittichen der Cherubim über mir ſchwebt! Uns entzogener, mir geraubter, im Herrn und in der Sache der Menſchheit Wiedergefundener! Ich erkenne dich an dem, wozu Euſebio dich herangebildet. Ich erkenne dich an den Zügen deiner Mutter. O wenn Geiſter niederblicken, wenn es wahr iſt, daß ſie uns nicht entzogen ſind, auch wenn ſie, wie wir ſagen, ſchlafen gingen, wenn es wahr iſt, und es iſt wahr, daß ſie unter uns umgehen, ihr gelöſtes Leben in uns weiterführen: o ſo ſieh' herab, Mormona, ſelig Kind der Berge, Roſe, die du am Kreuz verbluteteſt! Sieh' herab, oder ſei unter uns, ſüßer, verklärter Geiſt! Dein Werk iſt vollendet, ich habe den Sohn wieder, den uns entzogenen und doch in deinem Sinne geweihten Sohn, das Kind unſerer Liebe, unſerer Schmerzen und unſerer Luſt!“

Aller Augen waren auf Vater und Sohn gerichtet, die zitternd und an einander hängend, halb ungläubig ſich anblickten und dann wieder vom Rauſch ſeliger Beglaubigung erfaßt, ſich von neuem in die Arme ſanken. Xaver — mein Bruder! Welch ein Wonnegefühl der Genugthuung, welche Beſtätigung meiner inneren Stimme, meiner Neigung, die mich zu ihm gedrängt! — Xaver iſt der Sohn meines Vaters erſter Ehe, der Sohn des Grafen Giuſeppe della Torre aus Piemont, deſſelben Mannes, der in ſeiner Jugend eine Waldenſerin gefreit, die im Tode wieder abgefallen war vom römiſchen Glauben, ein Abfall, zu deſſen Sühnung die Kirche den Sohn als Opfer forderte.

Wie ich um mich blickte, ſah ich manches Auge feucht, nicht blos die Augen von Vater und Sohn. Es war eine Kirchenſtille um uns, es war ein heiliger Bibeltext hier Leben geworden, das alte Gleichniß vom verlorenen und wiedergefundenen Sohn, anders ausgelegt, mit anderen Umſtänden und anderer Moral; aber der Friedenshauch der Verſöhnung lang bekümmerter Gemüther war wie vom Herrn über Alle gekommen und der Sterbende, der noch Zeuge dieſes heiligen Menſchenactes war, nahm eine Tröſtung und eine Friedensbotſchaft mit hinüber in's Land ſeliger Geiſter. Ich hatte mich hinzugedrängt, ich der zweite Sohn zum Vater, mutterlos, wie mein Bruder, vom Vater feindlich geſchieden, wie er, und nun ihm gleichfalls wiedergeſchenkt!

Großvater Erlauchts Stimme rief mich wieder fort, denn dieſer Mann, an dem ich doch den meiſten Theil, das meiſte Unrecht hatte, wollte nicht verlaſſen ſein, nicht ſterben ohne den Handdruck der Liebe. „Joſeph,“ ſagte der Alte, „Joſeph, ſei mir nicht gram, Kind vieler Schmerzen! Hand her, ſag' ich, Junge, und nicht gemuckſt, aber auch nicht geſchluckſt! Wenn es ein Wiederſehen gibt, und ich ſage dir, es gibt eins, falls es einen Gott gibt, — und es muß einen geben, weil ſonſt Alles eitel, — ſiehſt du, und weil ein Gott, ſo auch ein Weiterleben, denn Geiſt geht nicht unter wie Fleiſch, Geiſt läßt nicht von Geiſt, hat Anwartſchaft auf ewiges Leben, und weil Gott der Geiſt, ſo muß Geiſt zum Geiſte gehen, hörſt du, — ſag' ich, weil es alſo ein Wiederſehen drüben gibt, ſo werd' ich's der Mutter, deiner Mutter Juſtine ſagen: ich ſei ein allzu argwöhniſcher Thor geweſen, ein Bärbeiß, aber nur aus ſchlechtem Ueberfluß an gutgemeinter Angſt und Sorge. Sagen alſo werd' ich ihr, du ſeiſt brav und mir nicht gram. Macht's beſſer, wenn Ihr könnt; Rechtſchaffenheit kann ſich auch eine Grube graben. Und nun, Graf Giuſeppe della Torre, her zu mir, Alle her! Hand auf's Herz und die andere mir gedrückt, ſo! Verzeihung für meiner Sünden Unbill und für Hartherzigkeit der ſteifgeborenen Seele, ſo mir innewohnte! Wir wollen ſcheiden, Graf Torre, verſöhnt, nehmt dies Naß hin — verſöhnt und einig, — ich will nicht ſagen als Chriſten einig, aber als Menſchen und Maurer, als Lehrburſchen am Werk des großen Baumeiſters droben, der Jeden in ſeiner Freiheit ſich verſuchen läßt. Läßt er ihn doch auch das Lehrgeld zahlen! Es iſt kein Meiſter unter uns; wir lernen Menſch ſein, das iſt Alles. — Prinz Emil, gebt dem Joſeph als Vetter die Hand, bitte! Kaiſer und Reich werden entſcheiden, was Euch, was ihm zukommt. Schlimmſten Falles laßt bei mir Land und Leute lutheriſch ſein, laßt Jeden ſelig werden in ſeiner Weiſe. Baſta! Lebt Alle wohl, ich ſage nicht Amen, aber ich ſage Sela!“

Eine neue Nervenzuckung war über die ſchweren Glieder des Mannes, während er ſprach, gefahren. Jetzt noch ein Mal die erhabene Bruſt aufbäumend, das Haupt noch ein Mal majeſtätiſch in die Höhe ſchnellend, lachte er plötzlich hell auf, zur Seite geneigt: „Ei, ſeht mir doch auch das alte Jeruſalem! Mit dem magiſchen Quackſalber, Sr. Hochgeboren Herrn Grafen San Germano!“

Es war das Paar, das die Soldatesca oben von der Gallerie heruntergeholt, Beide in phantaſtiſch orientaliſchem Koſtüm, die Dii ex machina, die freilich hier, der Eine weder als Jupiter tonans, noch als Pythia in der Lotosblume die Andere, in Scene treten konnten, und jetzt bei Licht beſehen, von den rothgetiegerten Schergen geführt, ziemlich nüchtern dreinſchauten. „Ei, du großer Alfanz,“ eiferte der Reichsgraf noch ein Mal auf San Germano ein, „ſag' Er mir doch, mein Allerwertheſter, wer iſt denn nun eigentlich hier der große Unbekannte, der große Roſicrucius? Iſt's ein Ding, das da iſt, oder ein bloßes Phantaſieſtück, was? Denn ein Etwas muß doch hinter jedem menſchlichen Unſinn ſtecken!“

Er hatte ſich aufgerichtet und machte die commandirende Gebährde, ihm den Inculpaten näher zu bringen. „Auf profane Fragen ſteht kein Maurer Rede,“ ſagte San Germano ſtolz und beleidigt.

„I, ſeid doch ſo gut! Wir ſind ja hier unter uns!“ entgegnete der Reichsgraf, als wollte er Miene machen, allen Ernſtes zu incriminiren. „Vielleicht hat Inculpat diesmal weiter nichts als den Decorateur bei der Feſtlichkeit gemacht?“

„Jede Idee,“ ſagte Germano ſtolz und groß, „will ihre Perſon zur Vertretung. Wäre Chriſtus nicht wirklich auf Erden erſchienen, wir würden ihn uns erfinden müſſen. So faſſen wir unſere höchſten Gedanken in dem perſönlichen Begriff eines vollendeten Roſenkreuzers zuſammen und nennen ihn Roſicrucius. Sowie es noch keinen wahren Roſenkreuzer gibt, ſo iſt zur Zeit noch Niemand werth, den Roſicrucius vorzuſtellen. Vor der Hand —“

„Vor der Hand ſeid Ihr gut genug dazu?“ unterbrach ihn Großvater Erlaucht, ſtieß mit dem Fuße aus, als ſucht’ er ihn zu treffen, und wendete ſich knurrend abſeits. „Lumpenhund! Kann mir drei Mal — gewogen bleiben! Laßt den Kerl laufen! Und die Donna auch! Haben vielleicht mitſammen eine chymiſche Hochzeit feiern wollen. Na, nichts für ungut, daß ich Euch Scheidewaſſer zwiſchengegoſſen! Allen ſoll verziehen ſein, abgemacht, ſag’ ich. Seia! Hokus Pokus bei Seite! Fort mit dem Alfanz! Luft, Licht, erhabenes Weſen! Ah!“

Mit dieſem Rufe ſtarb er hin, ſeine große, ſtarke Seele verhauchend. Er, der gefehlt und geirrt, hatte noch Gericht über uns gehalten, ſeines Rechtes gewiß, auch wo er mit falſchen Mitteln Verſuche gemacht. Dies Gefühl wandelte uns Alle an; ſo gewaltig war die Macht, die ſein Geiſt geübt. Die letzte Nervenzuckung war lähmend auf die linke Seite, auf’s Herz gefallen; ſein Herz ſtand ſtill, ſein Leben war beendet. Wie ein gepanzerter Rieſe ſtreckte er ſeine Glieder noch von ſich, drohend; kriegeriſch, zum Kampf bereit. Auf ſeiner Stirn blieb thronend das Bewußtſein ſtehen, immer Rechtſchaffenes, nie Kleines, immer Großes gewollt zu haben. Wie wir ihm die Augen ehrfurchtsvoll ſtill zudrückten, löſte ſich der krampfhafte Zug der Lippen und das Gepräge eines in ſeinem Gott und ſeinem Rechtsgefühl Heimgegangenen lagerte ſich über den Frieden ſeines todten Antlitzes; der Anblick des Gerechten konnte nicht erhabener ſein.

Paſtor Dreikorn in ſeinem Amtstalar — er hatte den Roſenkreuzermantel ſchnell von ſich gethan — trat zu uns, der Wirth des Hauſes, der Wirth des Feſtes, nun auch Herr des Todtenamtes, mit dem der Logentag ſchließen ſollte. Er ſprach mit Salbung einige Worte des Friedens. Saverio, mein Lehrer, mein Freund und nun mein Bruder, war in einer wunderbaren Stimmung; es überwältigte ihn, ſich plötzlich ſo reich zu fühlen als Sohn und Bruder. Kaum gedachte Jemand von uns der wunderſamen Fügung, wie er zu uns geführt worden war, wie er unwiſſentlich ſeinem Ziele zugetappt; eben ſo wenig achtete man weiter auf die Aehnlichkeit unſerer Augen und Brauen, die ſchon in Zürich die Gräfin an uns entdeckte.

Wie im Saale die nächſten Vorkehrungen getroffen waren, um dem Geſtorbenen eine würdige Stätte zu bereiten, ſah ich Vater Giuſeppe in lebhaftem, innigem Geſpräch mit Donna Carlotta. „Ihr wußtet jahrelang darum, Carlotta!“ ſagte mein Vater bewegt, „kanntet die Beſchlüſſe, die Plane der Propaganda zu Rom: der Cardinal gab Euch Brief und Siegel und Ihr verſchwiegt es mir, wer und wo mein Sohn, und daß er lebe?“

Die Prinzeſſin von Saba hatte alle Hoheit, allen Stolz von ſich abgethan, wie ihr mein Vater eindringlich dieſe Worte ſagte. „Ihr habt an Euſebio begriffen,“ ſagte ſie, „was er als Mann der Kirche verſchweigen mußte und als Menſch und Maurer doch nicht in's Grab nehmen konnte. Mich drückte derſelbe Zwieſpalt, derſelbe Fluch des Doppelſinnes und Doppellebens.“

„Sagt das dieſelbe Frau,“ ſprach Giuſeppe, mein Vater, — „dieſelbe Frau, deren Herz ſich mir einſt erſchloß? Wie löſ' ich mir dies Räthſel?“

Carlottens Auge füllten ſich mit einem Naß; ihre ganze Geſtalt gerieth in eine Bewegung, deren ſie nicht Herrin blieb. „Wenn das ein Räthſel bleibt,“ ſagte ſie endlich mit erdrückter Stimme, „ſo klagt Euch ſelbſt der Unfähigkeit, es zu löſen, an.“

„War es Rache, Carlotta?“ fragte mein Vater, „Rache, wo Liebe und Neigung einen Altar bauen wollten?“

Ein ſchwer verhängter Blick aus dem dunklen Auge unter dem langen Wimpernſchleier war ein ſtummer Abſchied; ſie hüllte ſich raſch in ihre Tücher und wankte hinaus, wo der Gefährte ihrer harrte. Vater Giuſeppe ſtand blaß und ſtill in tiefes Sinnen verloren, bis die zuthätige Liebe zweier Söhne ihn des Glücks der Gegenwart verſicherten.

Carlotta's Name verſchwand im Strom der Geſchichte meines Hauſes. Sie blieb an der Seite des Gefährten, der bald genug in Paris als Graf Saint Germain mit mehr Glanz und Erfolg als in deutſchen Landen ſeine Rolle als Magier wieder aufnahm, nachdem er als Magnetiſeur bei Mesmer dort in die Schule gegangen.

Wie wir zur Beſtattung des Reichsgrafen in Belle Promeſſe einzogen, nahm mein Vater ſeine Papiere und Tagebücher aus dem Archiv zurück. Sie wurden mir zu Theil, als ich mündig war; aus ihnen ergibt ſich der Antheil, den Carlotta an ſeinem Leben hatte.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die Freimaurer.

Eine Familiengeſchichte

aus dem vorigen Jahrhundert

von

F. Guſtav Kühne.

Drittes Buch.

Frankfurt a. M.
Verlag von Meidinger Sohn & Cie.
1855

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von C. W. Leske in Darmſtadt.

Drittes Buch.

Graf Giuſeppe della Torre.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Erſtes Kapitel.

Mormona, die Waldenſerin.

Die finſtern Alpenthäler Piemonts ſind meine Heimath. Wohl muß ich ihn finſter nennen, den Geiſt, der dort umgeht, ſind gleich an die dunkeln Waldſchluchten, an die kargen Felſenhöhlen die ſüßen Gefühle meiner Jugend geknüpft. Es iſt ein ſeltſam geartetes Land, mein Piemont. Mitten in unfruchtbaren Gefilden ſtößt man auf kurze Strecken, wo Blüthe und Frucht ein jähes, raſches Leben treiben und mit einer Zauberpracht, wie der Kaktus, überraſchen, der für ſein ſaftiges Fleiſch, für das wunderbare Farbenſpiel ſeiner Blumen aus ſteinichtem Boden ſeine Nahrung ſaugt. So überraſchend ſind alle die Lieblichkeiten meines Landes, ganz dazu gemacht, den Wanderer zu ſchrecken, weil ſie mitten aus ödem Felsgerüll wie ein Räthſel aufſteigen. Hier und da drängt ſich ein ſchmales Thal zwiſchen ſteile Wände. Es lockt dich mit ſeinem dunklen Erlengrün immer weiter in eine geheimnißvolle Welt, wo du dem Quell des noch unberührten Lebens, dem Schacht der verſchloſſenen Tiefe dich zu nähern glaubſt, bis plötzlich ein wildes Bergwaſſer um die Felſenecke bricht, unvermuthet deinen Pfad überſchäumt und den geträumten Frieden ſtiller Verborgenheit in Nacht und Graus verſchüttet. Du mußt fliehen, ſoll dich die Wildniß nicht verſchlingen. Du fliehſt und möchteſt doch von neuem in den Schooß jener Bergwelt zurück. So lockt und ſchreckt zu gleicher Zeit mein Piemont!

Und die Menſchen in den Thalſchluchten ſind nur deren perſönlich gewordenes Weſen, deren lebendige Seele. Sie locken und ſchrecken dich: Jeder iſt zugleich dein guter und dein böſer Geiſt. Die ſtille Einfalt ihrer Sitten ſchützen ſie mit wildem Ungeſtüm. Die ſchönmenden Waſſer und die toddrohenden Klüfte mußteſt du überwinden, wollteſt du eine kleine arme Hütte mit Wieſengrund finden. Den verwegenen Trotz der Kinder der Natur mußt du erſt zwingen, dir dienſtbar zu ſein, gehſt du darauf aus, ein unberührtes Menſchenherz zu entdecken, das in den rauhen Bergen mit ſeinem Gottesfrieden ſich angeſiedelt. Wie ihr Land, ſo ſind die Waldenſer, die ein grauſames Geſchick aus dem großen Strom der Menſchenwelt bei Seite geſchleudert. Ich weiß nicht, iſt ihr Weſen in den Bergen erſt verwildert, oder ſind ſie als fertige Sonderlinge hier eingewandert. Die Tücke der Verfolger hat ſie verſchüchtert; ihre Verſtocktheit, ihr Argwohn gegen Alles, was ſonſt noch Gottes Welt erfüllt, iſt ſo felſenfeſt wie die Berge, die ſie ſchirmen. Wohl mögen die ſtolzen Menſchen, die ſich im Beſitz einer ausſchließlichen Wahrheit dünken, bei dieſen Kindern der Natur die ſchroffe Unzugänglichkeit verſchuldet haben. Die Waldenſer waren von je voll tiefen Grolls gegen die Welt, ſie erklärten uns fortwährend den Krieg, aber ſie tödteten ihre Feinde, wie die Parther, nur immer im Fliehen. Sie ſind hinter ihren Bergen geblieben und haben ſich nach jeder blutigen Berührung mit uns römiſchen Chriſten nur immer tiefer hineingegraben in die Einöden und in die wilde Seltſamkeit des Landes. Wo du aber mitten in der verwahrloſten Ungebährdigkeit ein ſtillfreudiges Herz, hinter der rauhen, felſigen Außenwand einen Quell friſchen Lebens findeſt, da glaubſt du als Menſchenfreund einen Fingerzeig Gottes zu erkennen, da jubelſt du über den Fund, weil in der vielverworrenen Menſchenwelt der reinen Quellen ſo wenige ſind. Iſt der Geiſt der Verfolgung bei den Tyrannen erlahmt, ſo übt der Unterdrückte unmerklich eine Macht aus auf die gewaltigen Herren; der griechiſche Sklave beherrſchte zuletzt den Römer mitten in ſeiner eigenen Welt. Und ſo hab' ich's denn, der letzte La Torre, für eine Sühne des Schickſals gehalten, daß meine Mutter eine Waldenſerin war. Mein Vater war nicht der Erſte des Hauſes, deſſen Herz ein waldenſiſch Mädchen bezwang. Mit unwillkürlicher, geheimnißvoller Liebe ſollten die Nachkommen die blutige Schuld der Vorfahren ſühnen. Dieſe Rache übten die ketzeriſchen Waldenſer an uns. Gibt es eine Rache, die chriſtlicher wäre? — Aber der blinde Aberglaube, der blinde Wahn verſtand nicht immer den Wink des guten Gottes.

Santa Maria, der Stammſitz unſeres Hauſes, iſt auf dem Abhange jener Hügelreihen erbaut, die ſich vom höheren Gebirge herab gemach in die Ebene verlieren. Unfern vom Bergſchloſſe liegt das uns zugehörige, uns gleichnamige Städtchen La Torre. Rückwärts reicht unſer Gebiet in's Ungewiſſe jener Felſenwelt hinauf, wo, wie man den Kindern ſagte, die Kobolde und die Ketzer hauſen. Beides ward dem Knaben ſchon früh als gleichbedeutend vorgeſtellt, der Pfarrer im Schloſſe und die alten Weiber im Hofe, Religionslehrer und Ammenmährchen ſchienen verbündet, meine junge Seele mit einem ſchickſalsvollen Glauben zu erfüllen, der mich ſchrecken und das Heil meines Lebens ſichern ſollte. Was aber ſchrecken ſoll, das reizt! Iſt das im menſchlichen Weſen allgemein gegründet? Oder war es nur für mein Geſchlecht eine verhängnißvolle Erbeigenthümlichkeit? — Der Hang zum Widerſpruch ſaß in mir ſo feſt wie in vielen meiner Vorväter, von deren Lebensſchickſalen ich hörte. In den Hallen eines halb verfallenen Schloßtheiles ging der Geiſt der Urmutter des Hauſes um. Sie hieß im Munde des Volkes „die alte Waldenſerin." Sie konnte, flüſterte man ſich zu, im Grabe nicht ruhen, denn ſie ſei, obſchon römiſch bekehrt, getauft und eingeſegnet, doch im Grunde des Herzens nicht ganz Chriſtin geworden, habe nicht ganz dem Ketzerthume ihrer Brüder in den Bergen entſagt. Das ſei den Waldenſern eigen, ſagten die Leute. Wo man ſie gewonnen zu haben glaubte für das Heil, das die Mutter Gottes bietet, da fügten ſie ſich nur zum Schein, gaben ſich nur in der Betäubung gefangen, wenn ſie wie gläubig niederſanken, fromme Thränen vergoſſen und nach römiſcher Art die Kügelchen am Roſenkranz drehten. Wenn ſie ſich aber aufrichteten, waren ſie plötzlich wieder die Alten, hoben den gebeugten Nacken in die Höhe und wandelten wie verſtockte Heiden mit dem ganzen Trotz ihrer inneren Unüberwindlichkeit unter uns Schafen der alleinigen Heerde des Herrn einher. Einige liefen gleich nach der Bekehrung ſpornſtreichs in die Berge zurück; Andere entwichen nach jahrelangem Verkehr mit uns und verließen dann eben ſo plötzlich die vollen Fleiſchtöpfe in den Städten, um daheim wieder in der kargen Wildheit der Wüſte ihr Weſen zu treiben. Man wußte von bekehrten Waldenſern, die über Nacht Haus und Hof, Weib und Kind verließen, um wieder freie Söhne der Berge und ihres angeborenen Glaubens zu ſein.

Die Ahnmutter meines Hauſes hatte die Ihrigen nicht wieder verlaſſen, aber ſie war, ſo hieß es, nicht vollſtändig bekehrt; im verborgenen Winkel ihrer Seele, ſagte der Caplan, ſei ein Reſt Ketzerei ſitzen geblieben. Um deswillen, ſagten die alten Weiber, müſſe ſie umgehen und könne nicht Einkehr halten in den Wohnungen des Herrn. Von ihr ſchrieb ſich auch der Fluch her, der auf unſer Haus geſchleudert war. „Der Geiſt der Berge wird über Euch kommen! Und im Aufruhr der Elemente werdet Ihr zu Grunde gehen!“ So lautete die Verwünſchung, die ſich ſeit Jahrhunderten fortgepflanzt und die uns die heilige Kirche in ihrer Weiſe zu deuten ſuchte. Weil von Alters her mütterlicher Seits ketzeriſches Blut in unſeren Adern floß, ſo fehlte es bei uns nicht an geiſtlichem Zuſpruch, auch nicht an finſteren Gemüthern, die unter dem „Aufruhr der Elemente“ die wilde Berggegend und die Berührung mit den Waldenſern verſtanden. Der Ahnherr war nicht der Einzige geblieben, den es geheimnißvoll in die Berge trieb, wo ſein Herz den Magnet gefunden. Es war im Landvolk ſprüchwörtlich, daß von Zeit zu Zeit ein Graf La Torre von einer Nymphe im Walde bethört werden müſſe. Wer von uns gewiſſen Einflüſterungen ſein Ohr lieh, der ward eifrig bemüht, ſich durch Gebete und Gelübde vor dem Reiz der Berge zu ſchützen. Mancher ſah in blutiger Verfolgung ein frommes, gottgefälliges Werk. Nicht ſelten hatte ein Graf La Torre die Waldbewohner von allem Verkehr mit dem flachen Lande abgeſchnitten, gleichſam einen gläubig-chriſtlichen Peſtcordon um die Schluchten gezogen und Demjenigen, der ihn überſchritt, mit dem Tode gedroht. Brachen dann die Bewohner der Berge hier und da hervor, ſo wurden ſie wie wilde Thiere gefangen, wie Verbrecher gerichtet. Die Behandlung der Unglücklichen wechſelte jedoch epochenweiſe. Nach ſolcher Hetzjagd überkam dann den nächſtgeborenen La Torre um ſo tiefer ein Zug der Milde, die vergüten wollte, was die finſtere Barbarei des Vorfahren in Haß verſchuldet. Und meines Vaters Herz erlag der Macht, die ein junges Kind der Berge auf ihn übte. Die Geſchichte meiner Mutter erſchien mir ſelbſt im Berichte des Caplans, meines Erziehers, wie eine Romanze auf die Liebe. Auf der Jagd hatte mein Vater ſie geſehen und der Zauberbann war raſch um ihn gezogen. Mit einem Rudel verwegener Burſche, die Wilddieberei getrieben, war ſie aus dem Verſteck aufgeſcheucht. Ihre Gefährten waren gefangen, lagen gebunden am Boden. Sie allein entſprang den Verfolgern und kletterte, ihre Büchſe in der Hand, vor den Augen ihrer Feinde die Felſen hinan. Sie lud und ſchoß nicht ohne Glück auf die Vorwitzigen, die ihr nahten. Wie eine Gemſe ſtieg ſie von einer Kuppe zur anderen, der eiteln Verſuche ſpottend, ihr zu folgen. Als ihr das Pulver ausging, rollte ſie Felsſteine in die Tiefe. Die Erbitterung der Jäger ſtieg zur Wuth. Im Inneren meines Vaters aber wurden andere Gefühle wach. Ihn reizte die junge verwegene Mädchenſeele. Er parlamentirte mit ihr wie mit einem ehrenwerthen Feinde, verſprach ihr die Freiheit, wenn ſie ſich ergeben wolle. Sie kam herunter und ſtreckte ihr Gewehr. Mein Vater gab den ganzen Haufen der Waldenſer frei. Das erſchütterte das junge Mädchenherz. Die räuberiſchen Geſellen, mit den Waffen in der Hand gefangen, des nahen Todes gewiß und ſo plötzlich aller Strafe ledig, ihres Lebens wieder froh, jubelten und lärmten in ausgelaſſener Luſt. Sie aber war ſtill geworden. Sie erklärte, nicht wieder in die Berge zurückzukehren; ſie bot ſich als Geißel an, als Bürgſchaft, daß keiner von den Ihrigen je wieder Waldfrevel üben werde. Sie ſchien faſt zu ſtolz, die Freiheit der Brüder ohne Gegenbuße als Geſchenk anzunehmen. Mein Vater führte ſie mit ſich fort. Während ſie ſich zu ſeiner Gefangenen erklärte, war ſein Herz ſchon in ihren Banden; der Geiſt der Berge war über ihn gekommen. Seine Großmuth hatte ſie überraſcht und ſie liebte ihn eben ſo plötzlich mit leidenſchaftlicher Gewalt. Sie wurde römiſche Chriſtin, wurde ſeine Gattin.

Dauerte das Glück dieſes Bundes nicht länger als der erſte Rauſch der Gefühle? War für meinen Vater der Reiz mit der Beſiegung der Hinderniſſe geſchwunden? — Die Unſchuld aus den Bergen war in die Dame ſeines Schloſſes verwandelt. Nun Alles geordnet ſchien, ſtiegen die Geiſter der Zwietracht auf. Mißverſtändniß und Reue hießen die „Elemente", in deren Aufruhr das Glück meiner Eltern zu Grunde ging. Und ſo ſchien auch der zweite Spruch der alten Waldenſerin wieder einzutreffen.

Meine Mutter ſtarb bald nach meiner Geburt. Sie lebte in der letzten Zeit wie verſtoßen in den inneren Gemächern des kleinen Schloßflügels, während mein Vater in der Welt herumſchwärmte, um gewaltſam den Frieden zu ſuchen, den ihn daheim ſein Gewiſſen nicht finden ließ. War in meiner Mutter die Waldenſerin nicht ganz getilgt? Hatte ſich in ihr jener unverwüſtliche Reſt des ſtarren Unglaubens geregt? Es war Thatſache, daß ſie in Gram und Einſamkeit ſchnell alterte, für kurze Liebesfreude einen frühen Tod erntete. Sie ſtarb ſehr plötzlich, ohne Nachtmahl, ohne Verſöhnung mit ihrem Gatten, in der Entbehrung ihres einzigen Kindes, das man ihr entzog.

Um mich vor ähnlichem Zwieſpalt und Unheil zu bewahren, ward ich ſchon früh aus dem elterlichen Schloſſe entfernt und nach Genua in das Seminar der Jeſuiten gebracht, wo ich unter Obhut unſeres ehemaligen Caplans heranwuchs, der von ſeinem Orden nach Genua zurückberufen, ſpäter Rector des Collegiums, endlich Provinzial der Geſellſchaft wurde. Ich wußte lange nicht, was ſich Verhängnißvolles im Hauſe der Meinigen geſtaltete und dort noch immerfort Himmel und Hölle in Streit erhielt. Aber der Haß gegen Ketzer, der Abſcheu gegen die verlorenen Kinder in den Bergen ſollte in mir nicht blos als Aberglaube, ſondern durch Predigt und Moralphiloſophie wiſſenſchaftlich begründet und ſo tief eingepflanzt werden, daß jede Berührung mit Ungläubigen mir wie Todſünde erſchien. So ward ich mehr prieſterlich erzogen als für die Welt und meinen Stand. Das alte Schickſal meines Hauſes ſollte mit allen weltlichen Gelüſten in mir ertödtet werden. Ich hatte vielleicht von früh an in meinem Weſen eine Scheu vor Menſchen, doch weil man angeblich aus Gottesfurcht ſo aberwitzig war, mir förmlich Menſchenhaß zu lehren, ſo ward ich ſtutzig und ein geheimer Trotz in meiner Natur entſchied ſich bald für das Gegentheil; aus dem Haß, den man ſäen gewollt, wurde Mitleid und Liebe. Dieſer Trotz, dieſer Reiz zum Widerſpruch iſt wohl das eigentlich Schickſalsvolle in der Geſchichte meines Hauſes, nicht die waldenſiſchen Mädchen im Waldesgrün! Dieſer Trotz gab uns den Hang, das Verborgene, das Namenloſe, das Unenträthſelte aufzuſuchen. Und zu dieſem Geheimnißvollen gehörten freilich die Ketzer in den Bergen, die man uns als Kobolde, als Vampyre ſchilderte.

Ich wuchs langſam auf, war zarter und ſchwacher Art. Man mußte mich ſchonen, that mir keinen Zwang an, und ſo ſtreng ſonſt die jungen Zöglinge der Jeſuitenſchule gehalten wurden, ſo mußte man doch behutſam auf meine Geſundheit achten. War ich doch der einzige Sproß der alten Familie. Ich lernte ohne Sträuben, ſchien fügſam und gutartig. Bei alledem war ich trotz der ſcheinbaren Schwächlichkeit eine zähe Natur, paſſiv dauerhaft, obwohl in dem was vor Augen lag, nicht viel leiſtend. Ich duldete ruhig meine Zucht, es fiel mir nicht ein, lieber wie ein junger Cavalier zu Pferde ſitzen zu wollen, als klöſterlich mit Büchern zu verkehren. Der weltliche Trieb war jedoch nicht in mir erſtickt. Vielmehr hatte ich ſchnell durch eine Gunſt der Schickung eine Auskunft gefunden, die mein Inſtinct ſich ſelbſt verſchaffte. Der Drang zum Geheimniß war in mir da: ich gab ihm eine ſchnelle Nahrung. Ich trieb Tages über meine Studien getreu und ehrlich, Nachts aber, wenn ich als ſchläfrig entlaſſen war, wenn die Hüter ſelbſt ſchliefen und ſicher zu ſein glaubten, ſchüttelte ich den Zwang von mir. Meine Seele athmete auf, wenn die Nacht aus dem Meere tauchte. Mich reizten die Schauer der Dunkelheit und die Gefahren auf den Wogen des unermeßlichen Elementes. Ich ſtieg aus dem Fenſter, ging an den Strand, lief an die Mole, wo die Fahrzeuge buchten, nahm ein Boot und fuhr in's Meer hinaus. Anfangs hielt ich mich in der Bucht zwiſchen den Hafendämmen. „Der Fiſcher, den ich miethete, ward mein Freund, ich liebte ihn wie meinen Retter. Wenn Genua, die wunderbare Felſenſtadt, mit ihren Paläſten, Terraſſen und Thürmen im Mondſchein hinter mir aufſtieg und die kleine Barke durch die hundert Schiffe hin und her glitt, hab' ich oft meinen Fährmann umarmt vor lauter Luſt am ſchönen, geheimnißreichen Leben, das mir in der Mitte der Nacht ſeine tiefſten Schätze, ſeine verborgenen Seltſamkeiten zu verheißen ſchien. Oft fuhr ich allein; ich lernte rudern, wagte mich weit hinaus in's offene Meer; erſt mit dem dämmernden Morgen kehrte ich heim. Ob mein Lehrer darum wußte, ob er zuweilen von weitem mir folgte, erfuhr ich damals nicht. Die nächtlichen Freiſtunden waren eine ſtillſchweigende Bedingung meines ſonſt guten Verhaltens. Ich vollzog, was man mir als Pflicht auferlegte, ich war dem Geſetze gehorſam, gewöhnte mich in einen großen Zuſammenhang, der mir wie Nothwendigkeit erſchien. Aber ich verlangte innerhalb dieſer Schranken eine heimliche Freiheit, verlangte im Stillen meinen eigenen kleinen Gottesdienſt. Dieſer Hang zur Willkür trat mit dem Reiz am Geheimnißvollen bald in einen Bund, ſo daß ich noch jetzt kaum meinen Trotz und meinen Drang zum Unerforſchlichen zu trennen weiß. Was ich ſonſt trieb und that, blieb mir gleichgültig, hatte es nicht einen Zuſammenhang mit dieſen meinen Gelüſten. Ich lernte mechaniſch, ich that den frommen Dienſt ohne Aufregung der Seele, bis ich plötzlich begriff, es handle ſich in Religion und Wiſſenſchaft um das große Geheimniß, Gott und Natur zu finden und zu deuten. Wenn ich in den Hörſälen des Collegiums vom Tode, vom Lande Jenſeits reden hörte, ſchweiften meine kindiſchen Empfindungen lange Zeit ab auf's weite, ungewiß wogende Meer. Es war auch ſpäter derſelbe Reiz am Unerforſchlichen, am Verborgenen, der mich bei den Dogmen von den Wundern des geheiligten Lebens ergriff. Aber jenen nächtlichen Wanderungen am Ufer, meinen verbotenen Ausflügen auf's Meer hatt' ich es zu verdanken, daß ich geſund blieb an Leib und Seele; mein junger Sinn ſchaffte ſich damit eine Befriedigung, bis er ſich reif fühlte zu den großen Entdeckungsfahrten, auf denen es gilt, ſich in den Wundern der geiſtigen Welt zurechtzufinden, das Ungeheuere, das Unermeßliche für die Menſchenſeele zugänglich zu machen.

So war ich herangewachſen ohne eigentliche Beziehungen zu Menſchen, im Wechſel zwiſchen Kirchendienſt und dem geheimen Gelüſt zur Willkür, dem ich den Tribut entrichtete. — Mein Vater war von ſeinen Reiſen zurückgekehrt. Ich hatte mein ſechszehntes Jahr angetreten, als ich vor ihn beſchieden ward. Mein ruhiges, ſcheinbar ſtilles Weſen hielt er für eine gute Frucht meiner Erziehung; er meinte, es ſei nun genug geſchehen, um mich gegen die Gefahren der Ketzerei ſicher zu machen. Zum wirklichen Mönch war der letzte La Torre denn doch nicht beſtimmt. Ich blieb nun auf Santa Maria, lernte die ritterlichen Dienſte, ging mit auf die Jagd. Das Alles that ich ſo handwerksmäßig, wie ich im Collegium Latein gelernt. Degen und Büchſe konnten mir erſt Reiz gewähren, wenn ich ſie willkürlich führte, nach freiem Drang ſie benutzte. Meiner Umgebung ſchien ich ein Menſch ohne Eitelkeit, ohne Ehrgeiz, ohne Aufregung der Sinne. Man hatte das in mir niedergehalten; kein Wunder, wenn mein Gemüth verſchüchtert war und in jene träumeriſche Gleichgültigkeit verfiel, die das Gebotene mechaniſch übt, aber im Stillen auf die Stunde der Erlöſung harrt. Ich war bei alledem bald der Liebling der ganzen Dienerſchaft, weil ich eben ſo leutſelig war wie mein Vater herriſch. Sie erzählten mir von den wilden Verfolgungsſcenen im Gebirge, von der Ahnmutter und ihrem Fluch, von den letzten Schickſalen des Hauſes. Ich erfuhr, daß nicht eigentlich das Volk, vielmehr nur ſeine Führer und Vormünder grauſame Gelüſte und Aberglauben weiterſchleppen. Die Härte, die man auf Befehl meines Vaters gegen meine Mutter verübt, ſuchte man am Sohne reichlich zu vergüten. Nur die Schönheit der Mutter, ſagten die Leute, ſei das Unglück des alten Herrn geweſen. In den Weibern aus den Bergen gehe für die Grafen La Torre der Teufel umher und ſuche, wen er verſchlinge. Man ſagte mir das, weil man mich, wo nicht für einen geiſtlichen Herrn, doch für einen gelehrten und tüchtigen Chriſten hielt, und man hielt mich dafür, weil ich fromm ſchien und den äußeren Kirchendienſt mit einer Pünktlichkeit übte, die den Leuten wie Eifer erſchien. Meine klöſterlichen Gewohnheiten erweckten dem Vater zuweilen ſogar Beſorgniſſe: er fing an, mich weniger ſtreng zu halten: es gab Augenblicke, wo er mich mit einer ſchwärmeriſchen Zärtlichkeit überhäufte. Vielleicht mochte ihn die Furcht überkommen, mit mir könne das Geſchlecht der La Torre erlöſchen. Hatte mich ſeine frühere Gleichgültigkeit unfähig gemacht, einem Gefühle für ihn Raum zu geben, ſo mußt' ich jetzt fürchten, ſeine plötzliche Weichheit ſei nur augenblickliche Reue, eine Laune ſo gut wie die frühere Kälte, die mich Fremdlingen und der Zucht des Kloſters überließ. Für ſeine Liebe, die ſich mir jetzt als Schwäche zeigte, hatte ich keine Entgegnung; aber ſie gab mir eine Macht über ihn, die ich benutzte. In einer Stunde ſolcher weichen Hingebung fragte ich ihn dreiſt, warum er meine Mutter wie eine Gefangene gehalten. Mit dieſem Worte ſprengte ich die Pforte, die das Unglück des alten finſteren Mannes verſchloſſen hielt. Von einem Zögling der Kirche hatte er die Frage nicht erwartet: aber ich ſtellte ſie ihm als Sohn, als Menſch. Er ſchien verwirrt und betäubt: er ſchwur, meine Mutter bis an ihr Ende geliebt zu haben, ihr treu ſein zu wollen bis über's Grab hinaus: die Heiligen, hoffte er, würden ſie dereinſt ihm wieder zuführen. Ich fragte, was ſie als

Gattin, als Mutter verbrochen. „Sie war keine Chriſtin!“ ſagte der Alte ſcheu und ſtill.

Ich ſah ihn zornig an. Ein halbes Jahr nach meiner Geburt, in einer ſüßen Stunde der Umarmung, erzählte er mir, da hatte ſie ihm voll Uebermuth in's Ohr geflüſtert, nur ſeinetwillen mache ſie Alles ſo mit, wie es der Vater vorgeſchrieben, den ſie im Grund ihrer Seele haſſe. Wie könne ein Mann, der nie gewußt, wie Menſchen menſchlich fühlen, ihr anbefehlen, wie ihr zu Muthe ſein ſolle! All' die Martergeſchichten ſeien ihr ein Gräuel, ſie könne mit vermoderten Gebeinen nicht ſchön thun, ja ſie ſchäme ſich der Heiligen, weil ſie zuließen, daß man ihnen ſo viel Thörichtes nachſage. „Ich ſchreckte auf aus ihren Armen,“ rief mein Vater mit Entſetzen. „Ich ſtarrte ſie an; ſie war mir unter den Händen wie verwandelt. Ein Schauder trieb mich vom Lager, es überkam mich die Erinnerung an den alten Fluch, daß der Geiſt der Waldenſerin unter uns umgehe und nicht ſterben könne!“

Er hielt den Leichtſinn einer unbewachten Heiterkeit für den Dämon des Hauſes. Er hatte ſein Weib nie wieder berührt. Er eilte nach Rom und beichtete. Die Kirche ſtellte auf ſein Verlangen ihre Abgeordneten, um den böſen Geiſt auszutreiben. Mein Vater ſchwankte, ſein beſſerer Genius erwachte noch ein Mal. In der Angſt um ihr Seelenheil hatte ſich nur die irregeleitete Liebe verrathen, die zu falſchen Mitteln griff. Wie man ſie förmlich als Ketzerin behandeln wollte, empörte ſich ſein Stolz und er trieb die Abgeordneten der Inquiſition mit Gewalt aus den Hallen ſeines Schloſſes. Aber er ſelbſt blieb gegen meine Mutter der ſtrafende Dominicaner, der die Verurtheilte nicht ein Mal mehr hörte. Sie hatte keine Gewalt mehr über ihn, er blieb taub gegen ihre Reue, ihre Thränen, ihre Verzweiflung. Daß ſie ihn ſehr heilig liebte, hat ſie ihm wohl zur Genüge bewieſen, weil ſie nicht lange ohne ſeine Huld leben konnte. Das Glück hatte ſie ſicher gemacht und das alte Ketzerthum ihres Stammes in ihr aufgerüttelt. Nachdem ſie ſeine Gunſt verſcherzt, war ſie wieder demüthig wie eine Magd, hielt ſich ſtill, faſtete und verzehrte ſich in Reue und Buße, wenn auch ohne förmliche Sühne mit der Kirche. Während er in der Welt herumirrte, auf Seezügen und Kriegsfahrten, um die Zweifel, die Unruhe und die Finſterniß ſeiner Seele zu bekämpfen, lag ſie auf dem einſamen Todtenbette. In einem Augenblicke der Angſt verlangte ſie nach dem kirchlichen Troſt. Bevor man ihr das Mahl des Herrn reichte, ſollte ſie bekennen, daß ein böſer Geiſt in ihr wohne. Da machte ſie ſich ſtark, fand ſich mit ihrem Gott allein zurecht, wandte ſich ſtolz und zornig ab und ſtarb ſtill und entſchloſſen, ohne Klage, ohne Furcht, aber auch ohne Verlangen nach dem Benedeiten. Das war das Ende meiner Mutter, der Schluß der Romanze von der treuen Liebe.

Mein Vater hatte ſeine Erzählung beendet. Die Erinnerung hatte ihn überwältigt: matt und erſchöpft ſaß er vor mir im Seſſel. Ich ſprang auf und ſchüttelte mein Haupt. „Die Sünde, Vater, vergibt Euch Gott nicht!“ rief ich. Ich ſtand mit glühendem Angeſicht vor dem Alten. Mein Wort fiel wie Feuer vom Himmel; der Schmerz machte mich mündig. Der Alte ſchreckte auf. Er erhob ſich langſam aus dem Seſſel und ſtarrte mich mit dem Blicke des unſicheren Entſetzens an. Er wollte reden, aber die Lippen zitterten wortlos. Er griff mit der Hand über die Stirn; er wußte nicht, mit wem er ſprach; das war der Zögling des Kloſters nicht, der ſo redete. Der Anblick ſeiner rathloſen Unſicherheit milderte meinen Groll; zwei große ſchwere Perlen rollten über ſein Angeſicht. „Vater,“ ſagte ich, „Ihr habt meine Mutter allzu raſch verdammt!“

„Ich habe dafür gebüßt,“ ſagte er dumpf und ſtill, „und die Kirche hat mir vergeben.“

„Die Kirche, ja, aber Gott nicht!“

„Wie?“ ſchrie er auf, „gibt es denn auch einen Gott noch außerhalb der Kirche?“

Die finſtere Gluth ſeines Zornes entlud ſich in ſeinen Blicken. Ich lernte an dieſen Blicken den Dämon kennen, der das Glück meines Hauſes unterwühlte. Aber dieſer Dämon ſchreckte mich nicht mehr. „Vater,“ ſagt' ich feſt und ſicher, „es gibt einen Gott in uns, deſſen leiſe Rede kein Spruch der Kirche, keine Fürbitte der Heiligen übertönt, eine innere Stimme, die uns gegen die Satzungen der Gewohnheit zu thun gebietet. Meine Mutter iſt dem Herkommen des Glaubens geopfert, und ein Menſchenleben iſt doch wohl heiliger als ein Wort. Ein Menſchenleben iſt eine That Gottes!“

Der Alte ſank ſtill und ſtumm in ſich zuſammen, verhüllte ſein Haupt und brütete für ſich hin. Er ließ nach wie vor eifrig Meſſen leſen für ſein und der Geſtorbenen Heil, betete und that gute Werke, wenn es ihn wie die Unruhe eines gequälten Geiſtes überfiel. Wir berührten dieſen Punkt nie wieder; denn wir hatten uns wie wildfremde Menſchen einander gegenüber geſtellt. Er war ſeitdem bald in finſterer Starrheit gefangen, bald zerdrückt und zerfloſſen; ſeine ganze Natur war aus ihren Fugen gerückt, aber er zeigte ſich mir nie wieder in einer Stunde, wo er, wie er ſagte, ſchwach war. Seine Ueberzeugungen blieben dieſelben, oder vielmehr ſie wurden ſtrenger und härter; er glaubte, es ſei noch nicht genug geſchehen, um das Unglück des Hauſes zu ſühnen: das Unheil ſei im Wachſen und ſei erblich auf mich übergegangen.

Ich ließ von ihm ab. Auch war meine Aufregung bald geſchwunden; jener Gleichtact, zu dem ich im Kloſter erzogen war, ſtellte ſich in mir wieder her. Daß ein Mann ein Weib heilig liebte, und weil er entdeckt, ſie glaube nicht wie er an Gott, ſie verſtößt und verdammt, das hätte mich faſt für Beides, für die Liebe und für den Glauben, abtödten können. Es kümmerte mich damals noch zu wenig, wo der Wurm ſitzen mochte, der heimlich das Leben der Menſchen zernagt. Seit jener Scene fühlte ich mich ſelbſtändig, hielt ich meine Erziehung für vollendet. Dem Unwillen gegen meinen Vater gab ich nicht weiter Sprache, aber ein wehmüthiger Groll gegen menſchliche Thorheit und Grauſamkeit ſetzte ſich ſehr feſt in meiner Seele. Faſt wünſchte ich mir mein eintöniges Leben im Collegium zurück; die Thorheit im Gewande der Weisheit ſchien mir noch die erträglichſte Maske unter Menſchen. Nachts trieb es mich vom Lager fort; das alte Bedürfniß zum Wandern regte ſich wieder. Ich wurde weniger als ſonſt beobachtet und die Diener im Schloſſe waren mir ſtillſchweigend zu Willen. Ich vermißte daheim das Meer, das Bild der Unendlichkeit in der dämmernden Stille der Nacht. Ich ſchlich in den alten verlaſſenen Sälen von Santa Maria umher: ich hätte mich gern an etwas Geheimnißvolles hingegeben. Der Geiſt der Ahnfrau wollte mir nicht erſcheinen: ich hätte ſie gern gefragt, weshalb ſie noch nicht ruhen wolle und noch immer den Sinn der Nachgeborenen verwirre. Ich glaubte an keine Geiſter, darum erſchien ſie mir auch nicht.

Bald aber zog es mich in den Bergwald. Die wilden Steinklippen, die rauſchenden Gewäſſer, die dunkeln Schluchten wurden mir vertraut: mit der Büchſe über der Schulter drang ich immer tiefer in das Dickicht der verworrenen Wälder. Oft kehrt' ich erſt am frühen Morgen von der zielloſen Wanderung heim. Ich hätte ſo gerne einen Kobold gefunden, mit dem ich Zwieſprache hielte, der mir Red' und Antwort ſtände, warum er das Leben der Menſchen ſo tückiſch verfolge. Nur das aufgeſtörte Wild regte ſich in den Thälern, nur das Echo wurde zwiſchen den Felſen wach. Dem Geiſt der Berge ſollte ich aber doch, wenn auch nicht in ſchreckhafter Geſtalt, begegnen.

Das Feſt der Schutzpatronin von Santa Maria della Torre war nahe. An dem Mauerwerk des alten Schloſſes klebte noch der heidniſche Name, der, oft vertilgt, immer wieder auftauchte. Es war Sitte, alljährlich die Ruinen zu weihen, ſie gleichſam von neuem zu taufen. Niemand anders als die Mutter Gottes ſelber war die Patronin des Ortes. Außer dem Frohnleichnamsfeſte gibt es keinen Tag des Jahres, den die ganze Gegend feſtlicher begeht. Je lebendiger die Sage von der alten Waldenſerin, deſto eifriger hing man an dem Brauche, die verödeten Mauern immer wieder einzuſegnen, als ob man den Geiſt der Ketzerin, die dort umging, für mächtiger hielt als das chriſtliche Weihwaſſer. Waſſer thut's freilich nicht!

Es war Markttag in La Torre: das Landvolk war in Schaaren zuſammengeſtrömt. Es gehörte zur Sitte, aus ihnen die Glückliche zu erwählen, welche die Heilige des Tages vorſtellen mußte. Der Prieſter hielt ſeinen Umzug durch das Gewühl auf dem Platze. Die Mädchen beugten ſich vor ihm, ſchamhaft errothend im Gefühl der heimlichen Eitelkeit: Jeder ſchlug das Herz, ſich wohl bewußt, der Geiſtliche werde die Gott und Menſchen Wohlgefälligſte, die Sittſamſte und die Schönſte auserleſen. Weltliches und Himmliſches miſcht unſere Kirche nach altem Brauche: ſie behauptet damit ihre Macht über die Gemüther, indem ſie auch die Volksfeſte heiligt, die Kinderſpiele in ihren Dienſt nimmt. — Mitten im Getümmel des Marktes ſtanden die Mädchen um den Caplan in Reihe und Glied. Männer und

Weiber hatten die Buden verlaſſen und waren dem Ruf des Herrn gefolgt. Das Geſchrei der Melonenverkäufer, die unerſchöpfliche Kehlkraft der Zwiebelhändler verſtummte. Der Geiſtliche hielt jetzt Muſterung; ſein Auge ſchweifte hinauf und hinunter, und wo ſein Blick weilte, lief eine bange Bewegung durch die Reihen: jede hielt ſich für berufen und zitterte doch, die Auserwählte zu ſein. Da fiel der Blick des Prieſters noch auf ein junges Weſen, das theilnahmlos ſchien und ſich nicht anſchließen wollte, wo doch jede berechtigt war. Sie ſaß auf ihrem Karren, ſchnitt Melonen auf und bot, gleichgültig um die feſtliche Handlung, die ſaftigen Stücke feil. Auf den Stangen des Fuhrwerks hing Wildgeflügel paarweiſe in ſchmucker Ordnung. Das Mädchen, in der Tracht des Landvolks aus den Bergen, war unſcheinbar, arm und einfach. Ein derber Burſche mit ſtruppigem Haar und wilder Häßlichkeit machte ſich um ſie zu thun und warf dem Eſel Diſteln vor. Wie der Caplan auf das Mädchen hinwies, ward ſie ſogleich der Zielpunkt aller Blicke. Er winkte; ſie ſah ihn an und verſtand ihn nicht. Er wollte ihrer Schüchternheit zu Hülfe kommen und rief, ſie ſolle ſich anſchließen. Da ward ſie feuerroth und bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen. Wie ſie aufblickte, ſah ſie in ihrer Verworrenheit ſo lieblich aus wie am Schöpfungstage die erſte Blumenknospe, die ſich dem hellen Lichte öffnet und im Spiegelbache vor ſich ſelbſt erſchrickt. Das Mädchen ward vielleicht zum erſten Male ihres Daſeins inne und fühlte die Blicke, die auf ihr ruhten. Sie blickte bang umher, ſie wollte ſich ungeſehen machen und wußte ſich keinen Rath. Endlich rief ſie ſchnell dem Buben ein Wort zu. Er ſtachelte ſein Thier, daß es laut aufſchrie und doch nicht gleich anzog. Sie wollten zur Seite biegen, aber die Menge umdrängte ſchon den Wagen und riß dem Jungen den Knittel aus der Hand. Sie ſchrie laut auf, wie man die Früchte vom Karren riß und Hand an ſie legte. Je mehr der Junge tobte und mit Fäuſten auf den Eſel ſchlug, deſto mehr ward das Mädchen der Gegenſtand des Verlangens. Der Tumult wuchs, das Volk ſchien wie von einer Raſerei ergriffen, ſie zur Heiligen des Feſtes erklären zu laſſen. Wie man ihr Gewalt anthun wollte, ſprang ich hinzu, ergriff ſie am Arme und hob ſie vom Wagen. Sie zitterte heftig; doch als ſie bemerkte, daß mein Erſcheinen die feindliche Berührung verhinderte, ſah ſie mich zutraulich an und kreuzte die Arme. Sie war kein Kind mehr und ſchien doch ſo hülfsbedürftig und ſchüchtern. Ich verſtand es nicht, wie ſie ſich tief beugte, den Kopf ſchüttelte und alle Zeichen der Weigerung machte. „Mormona weiß das nicht zu machen!“ ſagte ſie mit flehender Gebährde. Man hielt das für Blödigkeit, und ich ſprach ihr Muth ein. Als der Caplan auf ſie zuſchritt, faßte ſie mich raſch am Arme und drängte haſtig zu der Mädchenſchaar. Sie war todtenbleich, wie ſie jetzt mit dem Zuge fortſchritt. Ihr Begleiter lag tobend und ſchreiend am Boden, und der Eſel am Karren, ungebährdig wie ſein Führer, war das Geſpött der Buben, während der Zug nach der Capelle aufbrach.

Mich beſchäftigte noch der Burſche. Es war ein ſtämmiger, breitſchulteriger Menſch mit dickem Kopf und ſchrägen blinzelnden Augen, an jene Cretins erinnernd, wie ſie in den Bergen nicht ſelten ſind. Er war aufgeſprungen, als ich wieder zu ihm trat, ſammelte die zerſtreuten Früchte, hing das Geflügel zurecht, ſchlug ſich vor die Stirn und ließ dann am Eſel ſeinen Zorn aus. Wie ich ihm ſein Weſen verwies, ſetzte er ſich ruhig nieder, ſtützte ſeinen Kopf in die Hände und ſah mich furchtſam von der Seite an. Auf meine Frage, wo er her ſei, beſchrieb er mir eine Gegend in den Bergen, die ich nicht kannte. — „Wer iſt Mormona?“ — „Meine Schweſter,“ ſagte er. — „Wem gehört Ihr an?“ — „Niemanden; wir müſſen daheim verhungern, wenn wir die Vögel und die Gurken nicht abſetzen.“ — Ich gab ihm Geld, das er gleichgültig nahm. — „Zieht Ihr immer hieher zu Markte?“ — „Mormona zum erſten Mal,“ ſagte er, „und gleich haben ſie ſie erwiſcht!“ — „Jede Andere,“ ſagte ich, „ſchätzt ſich glücklich, wenn ſie beim Feſte mit aufzieht.“ — „Herr!“ ſagte er ebenſo gutmüthig wie liſtig, „wir ſind zu dumm dazu!“

Von der Capelle aus wälzte ſich jetzt die Menge wieder zurück. Die prieſterliche Wahl hatte der Stimmung des Volkes entſprochen, Mormona war zur Heldin des Feſtes erkoren und lauter Jubel hieß ſie jetzt willkommen, als ſie an der Hand des Caplans erſchien, um in das Kloſter der frommen Schweſtern geführt und für den nächſten Tag vorbereitet zu werden. In die Geſänge der Chorknaben miſchte ſich das Gebrüll des tollen Burſchen, der laut heulend ſich plötzlich mir zu Füßen warf und meine Kniee umklammerte. Ich griff ihm in's Genick und ſchüttelte ihn von mir. Er ſprang wild auf und warf ſich mir entgegen. „Rettet Mormona!“ flüſterte er, „wir verſtehen nichts vom römiſchen Glauben.“ — „Ihr ſeid Waldenſer!“ rief ich erſchreckt. — Er ſank zitternd zu Boden und kroch wimmernd unter die Kürbishaufen, die umher aufgeſchichtet lagen.

Den ganzen Tag über hatte ich weder den Pfarrer von La Torre, noch unſern Caplan ſprechen können, noch auch das Kloſter beſuchen dürfen, um über Mormona Kunde zu erhalten. Erſt am andern Morgen erhielt ich Einlaß und fragte nicht ohne Furcht, wie ſich das Kind zum heiligen Dienſt anließe. — „Sie iſt ſehr unwiſſend,“ ſagten die frommen Schweſtern. — „Wie die liebe Dorfjugend in den zerſtreuten Gemeinden!“ war meine Erwiederung. — Sie wird ſchon die Hantierung lernen, hieß es, ſich in ihre Aufgabe ſchicken, auch wenn ſie nichts davon begreift! — Ausführlicher hatte ſich die alte Priorin des Stiftes mit Mormona beſchäftigt. Kurz zuvor ehe der Zug ſich in Gang ſetzte, ſprach ich die würdige Frau. Seit geſtern hatte das Mädchen gefaſtet, die ganze Nacht über geweint, aus Angſt, der großen Aufgabe nicht zu genügen. Aber am Morgen war ein guter Geiſt über ſie gekommen, ſie hatte Alle, die ſie eingekleidet, herzlich geküßt und um Vergebung gebeten, wenn ſie es nicht recht machte. Manches habe ſie noch nicht begriffen, ſagte die Alte, aber ihre Lieblichkeit verſöhne Jedermann, ſie ſei ein gutes gottgeliebtes Kind, wenn auch wild aufgewachſen. — Das Geheimniß war alſo noch bewahrt.

Ich mochte mich nicht zu den Geiſtlichen halten, um nicht Mormona's Blicke auf mich zu ziehen, aber im bunten Gewühl der Menge ſuchte ich nur ſie, hatte nur Augen für das holde Kind, das ſo rein und lauter ſchien, wie der Quell in den Bergen, und alſo wohl würdig war, den Menſchen ein Symbol der von Gott begnadigten Unſchuld vorzuſtellen. Auf dem hohen Tragſeſſel, in dem blauen, ſternbeſäeten Kleide, unter dem Thronhimmel, den man über ihr hielt, erſchien ſie wirklich wie ein höheres Weſen, das herniedergeſtiegen, um das Werk der Menſchen zu heiligen. Sie war ſehr blaß, ſie drohte zu verwelken, wie die Alpenroſe in den Händen der Menſchen, die ſie in's Thal herunterbrachten. In ihren Augen war das bange Geſtändniß zu leſen, man habe ſich in ihr geirrt, ihr Schmuck als

Himmelskönigin ſei nur ein falſcher Schimmer. Und doch war eine Art Weihe über ſie gekommen, als ſei ihr Thun nicht mehr von dieſer Welt und ihre Lippen lächelten zu der holden Verwirrung ihrer Sinne. Die ſtille Verzückung eines Engels ſaß in ihrem leuchtenden Auge, eines Engels, der die Sprache der Sterblichen nicht verſteht, und doch mit Blick und Miene der dürftigen Creatur gern behülflich zur Seite ſteht. Sie war nicht mehr blöde, aber ſie ſchien wie abweſend von dem, was um ſie her vorging, dem eigenen Gebote folgend, das nur zufällig hier und da zu der übernommenen Rolle paßte. So ſaß ſie an geweihter Stätte und hörte die Geſänge, die ihr galten; ſo ging ſie an der Hand der beiden Prieſter durch die Hallen des Schloſſes mit gen Himmel gekehrtem Blick, als wolle ſie da oben den beſſeren Zuſammenhang der heiligen Handlung ſuchen. Mit rührender Anmuth, halb gläubig fromm, halb ungläubig lächelnd, beſprengte ſie die Schwellen des Hauſes und ſtreute Blumen unter die Menge, die ſich, berauſcht von ihrer Schönheit, um ſie drängte. Das Volk will vom Heiligen ein ſinnlich Abbild: es betet zur Mutter Maria, weil es die Wahrheit nur in der Geſtalt der Schönheit begreift. Es will und verlangt Symbole und Surrogate, und ſo bleibt der Geiſt Gottes den Völkern der große Unnahbare, an den ſich Niemand wagt; ſelbſt ſeine Geſandten und Propheten bedürfen noch menſchlicher Vertreter.

Nach dem Schluſſe der Prozeſſion ward Mormona zu den Kloſterfrauen zurückgebracht. Die Menge rauſchte auseinander und hatte bald das Kind vergeſſen. Den wilden Pirrho, der ſich ihren Bruder nannte, hatte Niemand geſehen. Am andern Tage hielt ich Nachfrage bei der Pförtnerin der frommen Schweſtern. Da war große Unruhe und Aufregung. Ganz erſchöpft und nur halb ihrer mächtig war Mormona ihren Hüterinnen überliefert worden. Man hatte ihr Speiſe und Trank angeboten, Alles aber hatte ſie abgewieſen, nach Schlaf verlangt, ihre Feierkleider ſtill zuſammengelegt und Niemand weiter in der Zelle, wo ſie ſchlummern wollte, geduldet. Früh Morgens fand man die Stätte leer; Mormona war verſchwunden. Sie mußte noch in der Nacht entwichen ſein. In der kleinen Seitenpforte fand man den Schlüſſel ſtecken: ſie mußte ihn der alten Schließerin aus dem Pulte entwendet haben. Somit ging ſie aller Belohnungen, die ſie zu gewärtigen gehabt, verluſtig. — War die Furcht vor Entdeckung ſo ſtark geweſen? Oder hatte die reine Kindernatur es nicht ertragen, die Lüge, die ſie getrieben, auch noch belohnt zu ſehen?

Der Aberglaube und die müßige Erfindung zogen aus der plötzlichen Flucht Mormona's Vermuthungen, die nur von fern die Wahrheit trafen. — Ein wildes Mädchen aus den Bergen hatte die Mutter Gottes vorgeſtellt, eine Ketzerin unſer Haus eingeſegnet! Man hätte heimlich lächeln ſollen über die ſeltſame Fügung; aber es regte ſich in mir eine Stimme, vor der aller Scherz verſtummte.

Zweites Kapitel.

Das Chriſtenthum in den Bergen.

Von nun an wurden meine Wanderungen in die Berge eifriger betrieben, ſie hatten jetzt ein Ziel. Ganze Tage, halbe Nächte dauerten meine Streifereien. Ich durchſuchte die einzelnen Meiereien, die Wohnungen der Holzhauer, die Hütten der Köhler. Vergeblich: überall ſah ich an den Thüren, über den Fenſterſimſen das chriſtliche Kreuz: ich ſuchte Waldenſer, die, wie ich wußte, einen Schauder vor dem Symbol haben, vielleicht weil ſie ſo oft an's Kreuz geſchlagen wurden, an das ſie doch als Bekenner Chriſti ohnedies ſchon glauben ſollten. Die Ketzer haben keinen Mariendienſt und keine Meßopfer, ſie reden, wenn ſie beten, kein Latein, ſondern die Sprache ihres Herzens, ihre Prieſter dünken ſich keine Bevorzugte des Himmels, ſie machen keinen beſonderen Stand, ſie leben als Brüder mit dem Volke, theilen den Kelch mit ihnen und freien wie Alle um die Weiber, weil ſie im Menſchen den Menſchen nicht tödten. Die Waldenſer ſchwören nie, lügen alſo ſeltener, und leiſten keine Eide, die der ſchwache Sterbliche nicht zu halten vermag. Sie taufen nicht gern die Kinder, viel lieber die Mündigen, die mit Bewußtſein und Ueberzeugung den heiligen Act an ſich vollziehen. Sie treiben bei den Neugeborenen nicht den Teufel aus, denn ſie halten die menſchliche

Seele für urſprünglich rein und gut. Sie laſſen nicht die Heiligen für ſich reden, ſondern wenden ſich ſelbſt an ihren Gott, wenn es ſie drängt. Sie flehen nicht um die Hülfe der Jungfrau Maria, denn ſie halten das Weib für ſchwach. Sie beten nicht zum todten Chriſtus, ſondern zum allezeit lebendigen: nicht ſein Leiden und Sterben feiern ſie, wohl aber ſeine Geburt. Sie ſind Kinder und leben ſo hin, wie ſie aus der Hand der Natur hervorgingen, wie die Vögel nach ihrer Art ein Loblied Gottes ſingen, die Lilien ſeine Herrlichkeit preiſen nach innerem, ſchlichtem Naturgeſetz. Ich las ſeitdem die Ketzergeſchichten und begriff, daß oft eitel harmloſe Einfalt war, was wir ſtolze Herren des römiſchen Chriſtenthums für heidniſch in ihnen hielten.

Ich war die ganze Zeit über mehr als je ſchweigſam und in mich gekehrt. Ich prüfte die Satzungen der Kirche und verfolgte ihre Entwickelung rückwärts hinauf bis zu ihrer Quelle. Ich begriff jenes apoſtoliſche Chriſtenthum, von dem die Welt nur noch wenig zu kennen ſcheint. Ich machte die Entdeckung, daß es kein Werk des Teufels ſein könne, wenn der Menſch bemüht ſei, die Wahrheit aus ſich ſelbſt zu finden. Wie jedem nach ſeiner Art zu Muthe und zu Sinne iſt, danach geſtaltet er ſich doch ungeſucht ſein Chriſtenthum: nach ſeinem Bedürfniß baut ſich unbewußt ein jeglich Volk ſeinen Glauben aus. Dieſe Entdeckung machte mich froh und heiter. Ich reinigte meinen Glauben, läuterte mein Wiſſen und wurde erſt jetzt der unverwüſtlichen Herrlichkeit des Chriſtenthums recht inne. Hätte man mich mitten in meinen Forſchungen und Zweifeln erſtarrt, ich wäre vielleicht als Ketzer verdammt. Aber ich wurde erſt jetzt ſtill für mich meines Gottes voll, ja, wurde von nun an erſt wahrhaft gläubig. Von der Quelle aus verfolgte ich die Strömungen der Völkergeſchichte wieder abwärts bis auf unſere Tage, und fand, daß auch das römiſche Chriſtenthum keine Erfindung der Prieſter ſei. Ich erbaute es mir neu und ſelbſtändig, indem ich mir die ganze Menſchheit zu einer einzigen großen Gemeinde geſtaltete, wo ſich der Einzelne mit und in dem Ganzen getragen fühlt, aber dieſe Nothwendigkeit ſeine Freiheit nicht erdrückt. Gewalt, Zwang, Fanatismus und jene engherzige Furcht, menſchliche Forſchung werde, ſich ſelbſt überlaſſen, die Wahrheit auf Erden zerſtören, blieben freilich von der Kirche, die ich erbaute, von dem Chriſtenthume in meiner Faſſung ausgeſchloſſen. Auch die Ketzer hatten Raum in meinem Gotteshauſe.

Um dieſe Zeit war mein Erzieher, Pater Euſebius, der Rector des Collegiums, ehemals Caplan in Santa Maria, von Genua zum Beſuch bei uns. Euſebio war ein Diener Jeſu, wie ſie alle ſein ſollten. Sehr feſt und ſicher in ſeinen Grundſätzen und doch freundlich und duldſam gegen Andersmeinende. Das Dogma ſtand für ihn felſenfeſt, aber er ließ die menſchlichen Deutungen zu, nicht aus Hang zu den Künſteleien der Sophiſtik, ſondern nach Maßgabe ſeiner ungewöhnlichen Kenntniß menſchlicher Hülfsbedürftigkeit. Ihm verdanke ich meine Fügſamkeit und meinen Glauben an die Nothwendigkeit und an die Möglichkeit einer allgemeinen Kirche bei aller Forderung der freien Selbſtändigkeit des Einzelnen. Nach Euſebio's Meinung durfte und mußte ſich die Kirche Gottes auf Erden, unbeſchadet ihres innern Gehaltes, dergeſtalt erweitern, daß alle Völker, trotz ihrem verſchiedenen Bedürfniß, Platz in ihr gewännen, der Mantel Chriſti Alle umfaſſen und am Segen theilhaftig machen. Wer nicht gleich Zutritt haben konnte zum großen Schiff der Kirche, um am Hauptaltar zu beten, dem durfte, das war Euſebio's eigener Ausdruck, doch nicht die Seitencapelle oder das Bild in der Niſche verſagt und vorenthalten werden. In ſolchen Zuſammenhang brachte ſchon früh mein jugendlicher Sinn das Verhältniß zwiſchen der Menſchheit und dem Chriſtenthum. Meine Kirche, wie ich mir ſie dachte, hatte viele Seitenflügel, im Hauſe meines himmliſchen Vaters waren viele Wohnungen und in einer derſelben, einer ſtattlichen, lichten, nur vom Gewölbe des blauen Himmels überbauten Halle, brachte ich meine Waldenſer unter. Ich erzählte Pater Euſebio nichts von meiner Entdeckung des Mädchens aus den Bergen, deſſen Spur mir jetzt wieder entzogen war; aber ich ſtärkte an der milden Weisheit des Mannes meinen Entſchluß, den Kindern der Wildniß dereinſt ein freundlicher Herr zu ſein. Meines Vaters Thun und Denken ſtand damit im geraden Gegenſatz; und Euſebio's Nachfolger im Amte auf Santa Maria, Pater Uberto, ein Dominicaner, war ganz dazu gemacht, die dunkelrothe Gluth des Haſſes gegen Alles, was Ketzer hieß, zur vollen Flamme zu ſchüren. Nach Uberto's Anſicht, konnte der Mantel der Kirche nicht eng genug um die einzig rechtgläubigen Anhänger gezogen werden, und als wenn er die Grundſätze ſeines Glaubens entweder zu ſchwach oder zu gefährdet hielt, ſuchte er durch fanatiſchen Eifer zu erſetzen, was ihm an Sicherheit und Feſtigkeit abging. Mich kümmerte damals noch zu wenig der Widerſtreit beider Männer, ein Widerſtreit, der ſich bei der gegenſeitigen Eiferſucht der Geſellſchaft Jeſu und des Ordens der Dominicaner bis zur feindſeligen Gehäſſigkeit ſteigerte. Ich erinnere mich nur, daß ich beide Männer ein Mal in Gegenwart meines Vaters in heftigem Wortkampf über die Ausſchließlichkeit der römiſchen Kirche fand; daß ſich daran das Schickſal meines Lebens knüpfte, ahnte ich damals nicht.

Ich hielt mich jeder fremden Leitung für entwachſen, und der neue Geiſtliche blieb ohne weiteren Einfluß auf mich. Leider jedoch iſt es nicht genug, ſich vom Wahne frei zu halten. Wer ſich frei fühlt, muß fortgeſetzt gegen die Knechtſchaft kämpfen, ſonſt untergräbt man ihm doch langſam ſein Fundament. Ich ſchien damals Niemanden verdächtig. War ich doch ein ſogenannter ſtrenger Chriſt, der den Ritus hielt. Daß ich im Stillen ein noch weit beſſerer Chriſt war, indem ich auch die Ketzer zur Kindſchaft Gottes berufen glaubte, darum wußte Niemand als ich ſelbſt. Meine Streifereien im Gebirge fielen nicht auf. Ein junger Jägerburſche, der mir ganz zu Willen war, begleitete mich; er war für mich mit der Büchſe thätig, wenn ich müßig umherzog oder meinen Forſchungen nachhing. Meinem Vater konnte ich wenig ſein; er hatte eine Scheu vor mir, als ſpräche aus mir ſein unterdrücktes Gewiſſen. Pater Uberto war zu ſchroff, um ſogleich Einfluß auf ihn zu gewinnen; nach und nach jedoch brachte er ihn um ſo ſicherer unter ſeine Botmäßigkeit. Seitdem wurden die frommen Uebungen verdoppelt. Ich meinestheils gewann dadurch nur um ſo freieren Spielraum. Als Beide zum Oſterfeſt nach Rom gingen, war ich Herr meiner ganzen Zeit.

Pirrho war nicht mehr nach La Torre zu Markte gekommen. Armes Volk aber muß doch irgendwo ſeine Gurken abſetzen. Darauf baute ich meinen Entdeckungsplan. Ich zog an den Markttagen von Flecken zu Flecken. Endlich, in einem meilenweit entfernten Orte hinter der Hügelreihe, mit der ſich das Land erhebt, fand ich den ſeltſamen Jungen unter einem Haufen Savoyarden wieder, die ihre Murmelthiere tanzen ließen. Ich erkannte ihn an dem ſtruppigen Haar, an den geſchlitzten, ſchielenden Augen. Er ſaß auf ſeinem Karren und ſpielte die Maultrommel. Wie ich ihn anredete, ſtellte er ſich fremd, machte ſich über ſeine Früchte her, ſchnitt ſie von einander und bot ſie mit lautem Geplärre feil. — „Willſt du mich nicht kennen, Waldenſer?“ raunte ich ihm zu. Er grinzte mich an und griff nach ſeinem Meſſer, das am Gürtel hing. — „Ich bin gut Freund mit Euch!“ ſagt' ich, „gib mir die Hand, ich ſchwöre, dich nicht zu verrathen!“

„Wer ſchwört, fürchtet daß man ihm nicht glaubt!“ murmelte er finſter vor ſich hin.

„Nun denn, wie ſoll ich dein Vertrauen gewinnen?“

„Küß' die Schneide dieſes Meſſers!“ lachte er wild.

„Du haſt dich mir damals verrathen,“ ſagte ich, „was ſoll jetzt dein Argwohn?“

„Ich log aus Angſt!“ ſagte der Burſch.

„Wenn Ihr katholiſche Chriſten ſeid, wozu dann die Furcht? Du lügſt, wenn du ſagſt, du hätteſt damals gelogen!“

Er war beſchämt und ſchlug in die Hand, die ich ihm reichte. Dummheit und Pfiffigkeit waren in ſeinem Weſen ſeltſam gemiſcht. Dabei blitzte mitten aus der Gutmüthigkeit Tücke und Rachluſt hervor.

„Ich hätt' Euch mit dem Meſſer aufgeſchlitzt,“ flüſterte er faſt mit einer Art von Vertraulichkeit, „hättet Ihr Miene gemacht, Mormona bei'm heiligen Amt anzugeben!“

„Thörichter Menſch, ich war ja nirgends in deiner Gewalt!“

„Hoho!“ lachte er, „ich war Euch überall hart auf der Ferſe, ſo lange das Feſt dauerte. Auch traf ich Euch mehrmals im Gebirge, und“ — fügte er hinzu — „ich ſchieße ziemlich gut.“

„Wo iſt Mormona?“ fragt' ich, „wie entkam ſie aus dem Kloſter der frommen Schweſtern?“

„O, es gibt auch gute Menſchen unter Euch,“ ſagte er, „getreue Helſer und Helfershelfer. Hier z. B. werden gleich zwölf Meſſer blank, wenn Ihr mir drohet. Armes Volk ſteht ſich bei, ob es zu den Heiligen betet oder zum Teufel!“

„Ich möchte wohl wiſſen,“ ſagt' ich, „wie Ihr daheim in den Bergen fertig werdet ohne alle Heiligen.“

Er kniff die Lippen zuſammen und ſchielte mich tückiſch an.

„Ehrlich!“ fuhr ich fort. „Die Leute ſagen Euch allerlei Böſes nach. Ich kann's nicht glauben, möcht' aber gern wiſſen, ob ein guter Geiſt bei Euch hauſt. Ich ziehe mit Euch. Komm, führe mich. Hier nimm meine Büchſe, meinen Fänger, ich will mich Euch wehrlos überliefern.“

Er ſah mich ungläubig an; dann nahm er die Waffen, ſpielte damit, prüfte den Hahn und lachte boshaft. Wie er jedoch ſah, daß ich auf ſeine Drohung nicht achtete, ließ er ſich bald willig finden. Wir wurden handelseinig; er ſollte ſeine Früchte losſchlagen und mich mit ſich führen. Im Jagdrock, den ich auf meinen Streifereien trug, blieb ich unerkannt. Ich vermied es, ihm ein Geſchenk in Ausſicht zu ſtellen, um ſeinen Argwohn nicht zu reizen. Ich ſagte ihm, es ſei mir auch lieb, die Stege im Gebirge durch ihn kennen zu lernen; ich hätte mich neulich verirrt und Nachts kein Obdach gefunden. Wenn ich ſeine Hütte gewußt, wär' ich bei ihm eingekehrt.

„Signor,“ ſagte er, „Ihr müßt zuvor meinen Eſel füttern. Da, macht Brüderſchaft mit ihm und gebt ihm Diſteln!“

Wie ich es geſchickt genug that, klopfte er mir gutmüthig auf die Schulter. Er gab mir dann von ſeinen Früchten und ich ſteckte den Kopf wie ein Maulthiertreiber in den rothen Saft der Kürbisſcheibe. Ich beſtand alle dieſe Proben ſehr gut; ſein Vertrauen wuchs, obſchon es noch nicht feſt genug ſchien. Er hatte mit meiner Hülfe bald aufgezäumt. Ich ſaß auf und Pirrho ſchritt munter neben dem zweiräderigen Wagen her, ſeine verſteckten Augen unverwandt auf mich gerichtet. Wenn ich ſeinen Blick traulich erwiederte, klopfte er das Thier oder meinen Schenkel und ſagte, gleichviel, wen er meinte, mit freundlichem Grinſen: „Braver Kerl!“ Ich dachte an Mormona und ſtaunte, wie die Berge ſo Verſchiedenes als Geſchwiſterpaar erzeugen können, auf Einem Stengel einen Kobold und ein Elfenkind. Als ich ihm das ſagte, lachte er über die Maßen und meinte, ich ſei doch wohl Keiner vom „heiligen Amt“, weil ich's nicht klug genug anfinge, ihn zu täuſchen. Nur begriffe er nicht, was er davon habe, mich in die Berge zu führen.

„Gefällt es mir bei Euch,“ ſagt' ich, „dann ſollſt du mir den Gegenbeſuch machen und mit mir auf die Jagd gehen. Ich habe dort hinten mein eigenes Revier.“

„Euer eigenes Revier?“ lachte der Burſche. „Na, da iſt es leicht möglich: wir bewirthen Euch mit einem Stück Wildpret von Euerem Gehege.“

Das Chriſtenthum in der Wüſte! dacht' ich bei mir, gaſtfreie Räuber! — „Wenn ſie dich als Wilddieb erwiſchen,“ ſagt' ich, „ſo wirſt du gehängt, Pirrho!“

„Beſſer als Wilddieb hängen, denn als Ketzer brennen!“ rief er laut, „da weiß man doch warum, und hat den Braten genoſſen!“

Er hielt in dieſem Augenblicke ſein Thier an und ſah mich ernſt und forſchend an. Ich merkte, daß für mich erſt jetzt die rechte Probe begann. Ich ſagte ihm, von Ketzergerichten mit Feuer und Schwert wiſſe er doch wohl nur durch Hörenſagen; die Zeiten der Barbarei ſeien vorüber, und in Zukunft würden die Menſchen, wenn ſie nur Alle an Gott glaubten, ſich wie Brüder die Hände reichen.

„Da drüben,“ ſagte er, nach den Thürmen von Santa Maria zeigend, „da hat Mormona die Mutter Gottes geſpielt. Die Komödie war nicht ſchlecht.“

„Die Mutter Gottes hatte ihre Luſt an dem frommen Kinde,“ ſagte ich ſehr ernſt. „Anfangs war Mormona ſchüchtern und ſträubte ſich gegen den frommen Dienſt.“

„Ja, ſie iſt zu gut für Euer Heidenthum.“

„Heidenthum?“ wiederholte ich; „wir Römiſchen halten Euch für heidniſch Volk.“

„Ja, das iſt's eben,“ fuhr er heftig auf und arbeitete mit beiden Händen auf mich ein, um ſeine Rede durch kräftige Zeichenſprache zu unterſtützen; mitunter kam ihm ein abgeriſſenes Stück Bibeltext, das er von irgend einem Prediger in der Wüſte aufgefangen, gar nicht übel zu Hülfe. „Ihr ſollt keine Götter haben neben mir! ſpricht der Herr unſer Gott! Kennt Ihr das Gebot wohl, Signor? Nun, wenn Ihr es kennt, ſo ſündigt Ihr doch alle Tage dagegen, denn Ihr betet zu zehntauſend Heiligen.“

Der kecke Burſche ſchlug mich mit ſeiner loſen Rede faſt danieder. „Aber die Heiligen,“ ſagt' ich nach einer Weile, „ſind ja keine Götter. Sie ſind Menſchen geweſen, wie die großen Propheten es waren, und wenn wir ihre Hülfe bei Gott für uns anflehen, ſo geſchieht das, weil wir zu demüthig ſind, um uns mit unſerer Sündhaftigkeit in's Allerheiligſte zu drängen."

„Ja, Ihr wißt Euch reinzubrennen!" eiferte der Junge. „Und früher habt Ihr auch andere Menſchenkinder reinbrennen wollen, auf dem Holzſtoße, nicht?"

„Biſt du getauft, Pirrho?" fragt' ich in meiner Verwirrung und aus Verlegenheit. Ich fühlte zum erſten Mal, wie ſchwer es ſei, dem geſunden Mutterwitz der bloßen blanken Natürlichkeit beizukommen. Pirrho war mit ſeiner Antwort ſchnell bei der Hand. Mormona habe geſagt, er ſei noch zu dumm dazu. „Aber ſie iſt klug," betheuerte er, „ſie iſt ſchon längſt getauft und hat auch immer ſo etwas von der Kraft Gottes an ſich gehabt. Bei Euch wär' ſie längſt verdorben, bei Euch, die Ihr Euch für ächte, reingebrannte Chriſten haltet. Das wahre Chriſtenthum, ſagt der lange Peter aus Savoyen, der Ziegenhirt oben in den Bergen, der unſer Prieſter iſt und allſonntags uns den Segen lieſt, — das Chriſtenthum der Jünger und Apoſtel, ſagt er, ſei nur bei uns!"

Die Waldenſer halten ſich alſo, ſagt' ich mir im Stillen, eben ſo ausſchließlich für ächte, unfehlbare Chriſten, als der römiſch Gläubige! In den zerriſſenen Mantel Chriſti theilt ſich alle Welt, und Jeder hält ſeinen Fetzen für den wahren Rockſchoß des Herrn!

Wir waren inzwiſchen immer weiter in die unwirthliche Gegend der kahlen Bergwelt hineingerathen. Die Wohnungen der Menſchen lagen ſchon weit hinter uns. Das Nadelholz wechſelte mit niederem Geſtrüpp, endlich hörte die Vegetation ganz auf, immer regelloſer ſpalteten ſich die Klüfte, immer verworrener ſchoben ſich die Felſen in einander. Hier konnte entweder nur das Unglück hauſen, das die Menſchen aus ihrem Schooß vertrieben, oder die Unſchuld, die bedürfnißloſe, die den Reichthum und die Fülle des Lebens nicht kennt. Die Sünde verliert hier freilich ihre Anlockungen, aber die Tugend kann hier nichts anderes ſein als ein Nothbehelf, ein eigenſinnig ſtarrer Trotz, ſo unfruchtbar wie dieſe Felſen. Dieſer Aufenthalt iſt freilich kein ſelbſtgewählter, er iſt eine Verbannung; die Thorheit der Welt, der Irrthum der Menſchen da unten hat dieſe Einöde bevölkert. Das erſte Chriſtenthum barg ſich vor dem heidniſchen Rom in Höhlen und Klüften. Die Lehre von der Einfalt des Herzens war vor dem chriſtlichen Rom nicht viel beſſer auf der Flucht. Sie thun Recht, wenn ſie ſich dieſe Einfalt nicht rauben laſſen, aber dieſe Unſchuld iſt doch wohl nur der Anfang eines menſchlichen Lebens, nur Kindheit, die, trotzig feſtgehalten, in eigenſinnige Barbarei verſinkt. Wenn man das Wort der Verſöhnung fände? Würde ſich der vom Strom des Lebens abgetheilte Arm nicht wieder zum Ganzen finden? Und wenn nun die Mutterkirche vom alten Frevel ablieſſe, Rache zu rufen, wo nur das Wort der Liebe gilt? Wenn ſie anfinge, wirklich jener gute Hirte zu ſein, der die Neunundneunzig läſſet und das eine Verlorene ſucht! — Und warum ſollte ich nicht der Miſſionär ſein können für meine waldenſiſchen Brüder!

Der Pfad, immer ſteinichter und enger, hatte ſich unmerklich gehoben; dann ſenkte er ſich wieder, nachdem wir die erſte Felſenſchicht hinter uns hatten; er ſtieg nun keck und ſteil dem Kamm des Gebirges zu. Die Schlucht, die wir betraten, bohrte ſich immer tiefer, die Felſen ſchlugen faſt über unſeren Häuptern zuſammen, und die Dämmerung wurde zur Dunkelheit. Ich war abgeſeſſen und ging hinter dem rumpelnden Karren her, der bald links, bald rechts geſchleudert wurde. Der Eſel ging ſicher; Pirrho ſchritt vor ihm her, war luſtig und pfiff ein Lied.

Endlich hielten wir. Eine Felswand hatte ſich dicht vor uns geſchoben. „Muth, Kamerad, wir ſind am Ziel!“ ſagte Pirrho. — „Mormona!“ rief er nach der Höhe hinauf. — „Pirrho!“ tönte eine helle Stimme herunter.

Sie wechſelten einige Worte im gebirgiſchen Kauderwälſch. Raſch waren dann Fuhrwerk und Thier in einer Höhle untergebracht, die zum Stalle diente. Von dort führten in den Stein gehauene Stufen aufwärts. Ich beſtieg ſie auf des Burſchen Geheiß. Wie ich oben auf der Felſenplatte anlangte, fühlte ich eine weiche, warme Hand, die im Dunkel nach uns taſtete. Als aber Pirrho hinter mir auf des Mädchens Gruß antwortete, ließ ſie mich raſch los. Ich tappte nach ihr, und ſo leitete ſie mich über Stock und Stein an der Wand hin um die gefährliche Klippe. Schweigend betrat ich hinter ihr den engen Raum der Hütte. Die Thür ſprang auf, und wie der helle Schein des Heerdfeuers uns beleuchtete, fuhr das Mädchen mit einem lauten Schrei zurück und ſtand, mich ſprachlos anſtarrend, wie eine Bildſäule mitten im Gemach. Ich fand nicht gleich das rechte Wort des Grußes und des Wiederſehens. Sie hatte mich mit dem erſten Blick erkannt und die Scene, wo ich ſie auf dem Marktplatze zu La Torre vom Karren gehoben und die Zitternde durch die tobende Volksmenge geführt, trat wieder lebhaft vor meine Seele. Auch in ihr mochten die Bilder des Feſtes ſich erneuern. Sie ward ſo blaß wie ſie damals war, ihr banges Auge irrte wie ſuchend umher und mit den Lippen lächelte ſie wieder wie verklärte Geiſter, die ſich menſchlichem Thun zuneigen, es ſegnen und es in ſeiner Dürftigkeit doch nicht ganz zu begreifen ſcheinen.

„Ja, ja,“ lachte Pirrho, der hinter uns eintrat, „das iſt der Herr aus La Torre, der dich zur Mutter Gottes machte.“

Mormona trat erſchrocken zurück und flüchtete ſich in den Hintergrund der Höhle. Der rohe Burſche ſchien nur dazu da, um mir aus dem Traume zu helfen, in den mich der Anblick des Mädchens verſenkt. „Ja,“ fuhr er in ſeiner mürriſchen Luſtigkeit fort, „ſie haben an Heiligen die Hülle und Fülle, und ſuchen doch immer noch, wen ſie fangen können! Haben ſich diesmal durch eine Ketzerin ihr Schloß weihen laſſen. Wohl bekomm's!“

Er ſchürte das Feuer, brummte ein Köhlerlied vom Hebebaum und Schüreiſen und ging dann hinaus, für ſein Bedürfniß ſorgend.

Mormona ſtand im Dunkeln und wagte ſich nicht hervor. Ich hatte den Muth nicht, ſie anzureden. Sollt' ich gegen Pirrho meinem Zorne Worte leihen? Es war ihr Bruder, vielleicht das einzige Weſen, mit dem ſie zuſammenhing. In der rußigen Hütte, in dem verworrenen Trödel von armſeligem Hausbedarf erſchien ſie mir wie ein verſchüttetes Kleinod; aber ich wußte nicht, wie weit dieſe rauhe Wirklichkeit zu ihrem Weſen gehörte. Sie ſtand mir zugewendet und regte ſich nicht, aber ich fühlte aus dem Dunkel hervor, daß ihr Blick auf mir ruhte. Die bange Stille löſte ſie endlich ſelbſt. „Seid Ihr gekommen,“ ſagte ſie plötzlich, „mich zur Rechenſchaft zu ziehen? Hab' ich Euer Feſt entheiligt?“

Sie trat zögernd hervor. Der Schein der Heerdflammen umgab ihr Haupt wie eine Glorie. Es überkam mich wie prieſterliche Weihe, nur wußt' ich nicht, ob ich Segen ſpendete oder empfing.

„Was vor Gott rein iſt,“ ſagt’ ich ſchüchtern, „kann das je ein menſchlich Thun entheiligen?“

Eine helle Freude leuchtete aus ihren Augen. Sie zitterte nicht; ſie war dreiſt und ſicher, wie ſie jetzt vor mir ſtand. Eine heftige Unruhe durchbebte mich, als ſie mir beide Hände zur Verſöhnung hinhielt. In der Verwirrung, die mich überfiel, legte ich die Hand auf ihre Schläfe; eine namenloſe Bangigkeit lief durch meine Seele. Sie ſah mich an mit ihrem unbewußten Lächeln, ſie wußte nicht was in mir vorging. Wußt’ ich es ſelbſt?

Pirrho trat lärmend ein. Er war geſchäftig, ſich das Mahl zu bereiten, und mit ihrer Hülfe war er bald damit am Ziel. Er ſchmähte auf mich, daß ich im Winkel blieb und nicht Theil an ſeiner Herrlichkeit nahm. „Das würd’ ich hier oben wohl lernen müſſen!“ ſagte er lachend. Er tafelte haſtig, wie geſunde Kerle pflegen. Es war ihm nur neu, daß die Schweſter ihn heute bediente, und ſich ſtill gegen ihn verhielt. Dann ſchob er die Streu für ſich und mich zurecht und lud mich ein, als guter Kamerad wenigſtens das Lager mit ihm zu theilen. Ich bedeutete ihn, ich wolle auf dem Seſſel meine Nachtruhe halten, die Fenſterbrüſtung ſolle meine Lehne ſein. — Während dieſer lärmenden Zurüſtungen war Mormona verſchwunden; ſie hatte die Thür leiſe in’s Schloß gedrückt.

Pirrho lag ſtill, ich ſaß betäubt. Ueber unſeren Häuptern ſchlürften leiſe Tritte. „Wer iſt dort oben?“ fragt’ ich Pirrho. — „Wer ſonſt als ſie!“ ſtöhnte er ſchlaftrunken und gab im nächſten Augenblicke die tiefen Athemzüge des verſunkenen Schläfers von ſich. Auf dem Heerde erſtarb die Gluth. Ich ſaß und ſann und lauſchte. Oben ſtreifte noch der Saum eines Gewandes den Boden. Dann war Alles ſtill. Dunkel und Traum woben ihre Schleier um meine Seele, ich ſchloß die müden Augen und die Natur forderte ihr Recht.

Am andern Morgen war ich mit dem Früh’ſten wach und ſtieg, die Büchſe in der Hand, mit Pirrho auf die nahen waldigen Höhen. Er ging auf Gemſen, und ich mußte bald ablaſſen, dem gewandten Bergſteiger zu folgen. Er war ein Menſch von anderen Sehnen und glich an Sicherheit und keckem Schritt dem Thiere, dem er von Felſen zu Felſen nachſetzte. Ich begnügte mich, ſeiner Spur von fern zu folgen. Es war ein Grenzgebiet, wo er als Waidmann ſein Handwerk trieb. Daß es Sonntag war, hinderte ihn nicht an der Wilddieberei. — Gab es alſo für das Chriſtenthum in der Wüſte nicht einmal einen Feiertag? — Pirrho war nicht glücklich geweſen und kehrte mürriſch zurück, den kargen Morgenimbiß mit mir zu theilen. Dann ſtiegen wir in die jenſeitige Niederung hinunter.

Auf einem ſchmalen Pfade geſellten ſich Einzelne von gleichem Schlage zu uns, Buben und Weiber kamen haufenweiſe herbei. Wir hatten mit ihnen denſelben Weg, daſſelbe Ziel. Es waren Viele darunter, deren rußiges Aeußere ihr Gewerbe in der Köhlerhütte verrieth, auch loſes Geſindel, in abgetragenen Sommerjacken und ſchäbigen Filzhüten. In einer Schlucht, die abſeits in eine Höhle auslief, machten wir Halt. Der innere Raum, mit Baumſtämmen nach der offenen Seite umſchloſſen, vom überhangenden Geſtein halb gedeckt, war bald von Menſchen angefüllt, die ſich hier allſonntäglich begrüßten. Es war das Gotteshaus der Waldenſer. Während die Weiber ſchwatzten, die Buben ſich wälzten, ging unter den Männern die gemeinſchaftliche Feldflaſche herum. Es war Orangenwaſſer, mit Wein vermiſcht. Jeder that einen kräftigen Zug, um ſeine Kehle zu netzen. Dann erſcholl ein verworrener Geſang, der wie ein Fluch Verdammter tönend, am Gewölbe mit dumpfem Gebrüll nachhallte. Es war eine Art Andacht in dieſen Tönen, eine Andacht, die wie eine Verbrüderung zur Rache klang. Die Erſcheinung eines hohen, knochigen und bärtigen Mannes machte dem Geſange ein Ende. Es war der lange Pietro, der Ziegenhirt aus Savoyen, der das Amt eines Predigers der Gemeinde verſah. Die vier baumſtarken Männer, die ihm folgten, waren ſeine Söhne. Sie waren zugleich Gerber; bei der geſtrigen Wanderung hatte mir Pirrho ihre Hütten am Gebirgsſtrome gezeigt, wo dieſe Apoſtelfamilie ihr Geſchäft betrieb. Von ihrer Hantierung hatte das Chriſtenthum in den Bergen viel angenommen, wie es ſchien. Der höhere Standpunkt, wo Pietro als Kanzelredner Fuß faßte, war mit ſchönen Thierhäuten ausgeſchlagen. Er ſelbſt warf ein zottiges Fell, das an der Wand hing, um ſeine Schultern und ſtand fertig in ſeinem Ornate. Sein hartes, dürres Antlitz ſah aus, als ſei es in Schlachten ergraut. Die Keckheit des Piraten, die aus ſeinen Augen blitzte, ward aber durch die kummervolle Miene des Alters, durch einen Zug des Leidens gedämpft. Er kam nie in die Niederungen herab, hatte ſeit Jahrzehnden nicht die Städte und Dörfer der Menſchen betreten. Schon die Heiligenbilder an den Straßen erregten ihm einen Widerwillen, den er nicht überwand. Er ſchlägt mit den Beinen ein Kreuz, hatte mir Pirrho erzählt, wenn er den Heiland am Kreuze ſieht, macht Kehrum und läuft davon!

Pietro las die Epiſtel des Tages ſatzweiſe vor, ſo daß die Gemeinde insgeſammt die Worte nachſprach. Dann knüpfte der Redner in ſeiner harten, kargen, aber einfach kräftigen Weiſe ſeine Betrachtungen daran. Er ſprach von der Grauſamkeit der Welt, von den Qualen der unſchuldig Verfolgten. Es war der Trotz des ungerecht Mißhandelten, den er predigte; die Religion der Unſchuld, die dem Schaffot entfloh, gewann in ſeiner Rede ihren Ausdruck. Die Geſchichte der Waldenſer beſtätigte jedes ſeiner Worte, aber die Wahrheit ſeiner Behauptungen ſtützte ſich nur auf die Vergangenheit und ihre Sünden. Dies Chriſtenthum der Höhlen und Schluchten verliert wie das Judenthum ſeine Berechtigung, wenn die Verfolgungen aufhören. Es iſt ſo gut wie der römiſche Glaube an die Heiligen und Märtyrer, eine überlieferte Lehre. Von eigenthümlicher Bedeutung war jedoch für mich der Schluß der Rede. „Sie feiern da unten,“ ſprach Pietro, „den Tod des Herrn. Sie umhüllen ihn mit ſchwarzen Gewändern und umräuchern ſeine Leiche. Sie wiſſen nicht was ſie thun; wir aber wiſſen, daß er ihnen nicht verzeihen wird. Sie ſelber tödten den Herrn, denn ſie tödten ihn in Jedem von uns. Was ſie dem Geringſten unter uns thun, das thun ſie ihm, und ſo ſind ſie die Ungläubigen, die ihn alltäglich an's Kreuz ſchlagen, eine Schaar von Judas Iſchariots, die ihn ſtündlich verrathen und verkaufen. Herr, unſer Gott, wendeſt du dein Antlitz vom Schauplatz der Erde? Magſt du die aufgeputzten Gräuel der Welt nicht ſehen? — Wende dich wieder zu uns, Herr, und führe uns nicht in die Verſuchung, zu glauben, du könnteſt dich in uns tödten laſſen, ohne wieder aufzuerſtehen! Amen!“ — Ein kurzes Gebet folgte der Rede, dann hatte der Geiſtliche ſein Amt verſehen, hing ſein Feiertagsfell wieder auf und miſchte ſich unter die Brüder, die von neuem den heulenden Geſang begannen. Eine allgemeine Umarmung vertrat die Stille des

Segens. Dann war der Gottesdienſt beendigt, die Flaſche ging nochmals herum und Jeder ſuchte ſeinen Ausgang.

Wie ich mit Pirrho auf der Höhe ſtand, ſah ich die wie im Winde zuſammengewehten Menſchen nach allen Seiten über die Felſen klettern oder den Niederungen zueilen, wo ſie der Wald wieder aufnahm. Die kleine Gemeinde, wenn man dieſen Haufen Menſchen ſo nennen will, war nur ein Nebenzweig der größeren waldenſiſchen Verbrüderung. — Was ächtes Chriſtenthum in ihnen iſt, muß der Welt zu Gute kommen, darf nicht im Winkel umkommen! Das waren meine Gedanken, als ich neben meinem Gefährten die Höhle verließ.

Drittes Kapitel.

Der Miſſionär.

Auf dem Rückwege wurde Pirrho vertraulich; er erzählte von ſeinem früheren Leben. Die Geſchwiſter waren aus Savoyen hieher gewandert. Die Alten, Köhlersleute, hatten eine eigene Schürhütte gehabt. In den Kriegsunruhen war ihr Hab und Gut eine Beute der Verfolger geworden. Sie hatten ſich mit genauer Noth aus dem brennenden Meilergehöft gerettet und waren auf der Flucht elend umgekommen. Die beiden Kinder hatten das Wanderleben fortgeſetzt, von einem Meiler zum andern, um Unterkunft zu finden. So waren ſie heimathlos erwachſen. Der Burſch hatte keine Luſt zum Köhlergewerk; er ſchweifte Tags und Nachts in den Wäldern um; wenn die Noth drückend wurde, ging er heimlich auf Wild. In unſern Bergen hatten ſie endlich Halt gemacht und ſich die Hütte zuſammengeflickt. Pirrho hielt ſich Karren und Eſel und führte den Krauthändlern am Abhang der Höhe ihre Frucht in die nächſten Ortſchaften zu Markt. Der Burſch hatte gerade ſo viel Pfiffigkeit, um ſich in der Welt durchzuhelfen, und gerade ſo viel Trotz, um es der Welt nie Dank zu wiſſen, wenn ſie ihn leben ließ. Ein Naturzuſtand der Art mag gerechtfertigt ſein. Aber etwas mehr Bedürfniſſe, leiblich wie geiſtig, etwas mehr Pflege des Gemüthes: und aus dieſem Nomaden wird von ſelbſt ein getreuer Anſiedler, der Sinn hat für Menſchenglück, Sinn für Recht und Sitte. Mitten im Zufall der Dinge dieſer Welt erkennt und fühlt er dann eine leitende Hand Gottes auch im Thun und Sein der Andern. Ich hing meinen Miſſionsgedanken nach, während Pirrho ſchwatzte.

Ein einfaches Mahl vereinigte uns mit Mormona oben auf dem Felſen in der bretternen Hütte. Sie hatte ihr beſtes Geräth aufgeputzt und ſchaltete und ſchaffte mit der ganzen Innigkeit ihres ſtillen Weſens, dem der Grundzug einer klaren, tiefen Heiterkeit eigen war. Nur die Worte fehlten zu den Blicken ihres dunkelblauen Auges, nur die hörbare Muſik zu den ſchönen Wellenlinien ihrer Bewegung, und ein fertiges Kunſtgebilde aus Gottes Hand ſtand vor mir in der Unſchuld der erſten Empfindung und mit dem Zauber jenes Lächelns, das nur verſchwiegen vom Glück des Daſeins weiß. Wie ſie mit ſchüchterner Demuth das Wenige, das ihr Vorrath bot, zu reichen und die Gabe durch die Anmuth des Gebens zu erhöhen wußte, wie ſie mit großer Entſchiedenheit dem unwirſchen Bruder zu begegnen, ihn zu beſchwichtigen und dadurch zu beherrſchen verſtand: in alle dem entwickelte ſie die ſichere Weisheit einer unbewußten Kinderſeele. Es war ſo viel Klugheit in ihrer Unſchuld, und dieſe Klugheit wußte nichts von ſich ſelber. In der Art, wie ſie den Bruder zu nehmen wußte, lag eine feine, liſtige Ueberlegenheit. Sie lenkte ihn, indem ſie ihm ganz zu Willen war; ſie kam ſeinen Wünſchen, ſeinen Abſichten und Zwecken voraus, und hatte ihn unvermerkt in ihrer Hand. Es ſchien faſt, als könne ſie ihn betrügen, indem ſie ihn nur für den Augenblick befriedigte, und ſich ſo für manche Unbilden an ihm rächte. In dem langen Umgang mit Pirrho hatte ſie ihm, nur um mit ihm fertig zu werden, ſeine Schwächen abgelauſcht und triumphirte über ihn wider Willen und Wollen. Auf den bloßen Augenblick war Pirrho's ganze Natur geſtellt. So hartnäckig ſein Trotz, ſo war er doch jedem neuen Eindruck, der ihm ſchmeichelte, unterworfen; man konnte ihn mit ſcheinbar dienlichen Mitteln von ſeinem Ziele ableiten. Mormona hatte in der Herrſchaft über den Bruder eine ſichere Virtuoſität erlangt. Ich ſaß und ſann dieſem erſten Geſtalten menſchlicher Zuſtände nach. Ein Miſſionär, dacht' ich, muß klug ſein wie ſie!

Nach der Mahlzeit lagerten wir uns auf den Decken, die Pirrho auf den Boden breitete. Durch die loſen Fenſter zog ein ſcharfer Weſt; doch waren ſie hoch genug, um uns nicht, wenn wir am Boden ſaßen, dem Luftſtrom preiszugeben. Das ganze kleine Geräthe der Wirthſchaft ſtand um uns; von oben lugte hier und da durch die Sparren des lockeren Gebäu's mit hellem Auge der Himmel herein. Es war, wie wir zwiſchen Melonen und Gurken, Kohlköpfen und Wurzeln Sieſta hielten, eine Idylle um uns her, wie man ſie wohl in den Bildern jenes Baſſano und anderer venezianiſcher Meiſter ſieht. An hell geſcheuerten kupfernen Keſſeln, in deren Glanz und Widerſchein man die ganze Scene noch einmal im Kleinen ſieht, fehlte es freilich, aber nicht am Duft der Gemüſe, der unſer Mahl würzte. Der Bube mit dem ſtruppigen Haar, den geſchlitzten, halb ſchielenden Augen, Befangenheit und Pfiffigkeit ſeltſam gemiſcht, gutmüthig, trotz der Tücke, und bei aller Nachluſt offen und ehrlich, — der Bube machte das Bild um mich her zur Bambocciade.

„Hört 'mal, Kamerad,“ unterbrach Pirrho die Stille, „hab' da eine Entdeckung gemacht! An Euerer Büchſe iſt ein Wappen. Ich bin kein Kenner ſolcher Dinge, aber ich ſehe, daß man Euch doch wohl zu den vornehmen Leuten zählen muß. Iſt es Euer eigenes Gewehr, oder gehört es einem Herrn, in deſſen Dienſt Ihr ſeid?“

„Es iſt mein eigen Gewehr,“ ſagt' ich. „Ich ſchenk' es dir, und wenn du ein Mal in Noth biſt, ſo zeig' es in Santa Maria vor und man wird das Wappen ehren.“

„Sie könnten freilich denken, ich hätte die Büchſe geſtohlen!“

„So laß dich vor mich führen und ich will dir helfen.“

„Nun, ſo ſeid Ihr ein mächtiger Herr?“

„Wenigſtens in Dienſten eines ſolchen,“ lenkte ich ein.

„Sei es wie es ſei,“ rief Pirrho, „es wäre ein hübſcher Zug von Euch, wenn Ihr Euch zu uns armem Volk in den Bergen hieltet. Ihr braucht kein Waldenſer zu werden, aber wenn Ihr Geſchmack an uns findet und Ihr ein Mann ſeid, der es ehrlich mit uns meint und uns nicht belügt, ſo bleiben wir im Nothfall von Folter und Kerker verſchont. Nicht? Ihr ſolltet öfter kommen und uns heimſuchen bei unſerem Gottesdienſt und in unſeren Hütten. Hart Brot und ein Trunk Ziegenmilch, das iſt all' Eine bei uns, und wie wir uns ſelbſt bewirthen, ſo dienen wir auch dem Herrgott, ſchlecht und recht. Ihr brauchtet ja nicht viel Weſens davon zu machen, daß Ihr ein Wohlgefallen an uns hättet! Da unten triebet Ihr als römiſcher Chriſt Euere Sache nach wie vor; nur wäret Ihr gegen uns menſchlich, ließet uns — wenn's nicht anders ſein kann — durchprügeln, wenn Ihr uns im Walde auf falſcher Fährte ertappet, aber uns nicht Zeitlebens einſperren, weil wir zu einfältig ſind, um Eueren ſtolzen Glauben zu begreifen. Wir Burſche ſtänden Euch dann alleſammt zu Gebote, wenn Ihr uns da unten das Wort reden wolltet, und ich würde Euch in Fällen der Noth einen Haufen Kerle werben, deren Freund zu ſein Euch nie gereuen ſollte. Dann und wann freilich müßtet Ihr, wie geſagt, hier oben bei uns hauſen; ſonſt glaubten wir's nicht und dächten, Ihr meintet's nicht ehrlich. Mein Seel', wenn Ihr gute Kameradſchaft mit uns hieltet, ich könnt' Euch Bruder ſchelten, ſo lieb wollt' ich Euch haben!"

„Nun Freund," ſagt' ich, „da würd' ich nur daſſelbe Vertrauen von Euch fordern. Ihr müßt mitunter bei mir hauſen, und du ſollſt mit mir auf die Jagd gehen und aufhören auf unrechter Fährte zu treiben. Das ehrliche Waidwerk nährt bei uns ſeinen Mann, und du ſollſt zu Pferde ſitzen, ſtatt den Eſel zu treiben."

„Ja, wenn nur Euere — Schwarzröcke nicht wären!"

„Ich ſtehe für ſie ein," ſagt' ich zuverſichtlich.

„Ja, wer da trauen könnte!" lachte Pirrho. Ich hab' da unten im Kloſter ein Paar alte, gute Freunde, denen ich das beſte Geflügel bringe. Sie ſegnen mich immer; aber wenn ſie wüßten, daß die Hand eines Ketzers ſie bediente, ſie würden mir Gift ſtatt ihren Segen geben. Neulich ſtreckte mir einer das Crucifix vor. Ich bückte mich drüber hin, ſteckte aber die Zunge heraus, ſtatt das Holz zu küſſen. Er ſah es und hieb mit dem Kreuze auf mich ein, faßte mich am Genicke und rief die Kloſterknechte. Mit genauer Noth entkam ich. Daß ich ihm geſtohlenes Wild bringe, das läßt er gut ſein, obſchon er darum weiß. Sobald ich aber nicht recht nach ſeiner Art den Anſtand habe, um mit dem Herrgott ſchön zu thun, wittert er gleich den Böſen in mir."

„Wenn ich Eueren Pfarrer, den langen Pietro, verhöhnt hätte, mein Freund: Ihr hättet mich nicht lebendig von Euch gelaſſen!"

Pirrho gab das weder zu, noch mochte er's leugnen. „Ich kann mit einem todten Gott nicht ſchön thun," ſagte Pirrho, „ich lobe mir einen lebendigen. Wir machen mit ihm überhaupt nicht ſo viel Umſtände, nicht ſo viel Weſens, wie Ihr mit Eueren vielen Höflichkeitsbezeugungen, Euerem Knieen und Knixen, Euerem Flennen und Schluchzen. In Rom, ſagt der lange Pietro, feuern ſie ſogar mit Kanonen drein, wenn ſie beten wollen. Sie meinen, der alte Herr im Himmel ſei taub geworden. Der alte Gott iſt auch nicht ſo böſ' und finſter, daß wir alle Zeit in Sack und Aſche vor ihm hinſtürzen müßten! Was ein ehrlicher Waldenſer iſt, der geht ſchlicht mit ſeinem Herrgott um, nimmt ihn ſozuſagen bei der Hand, ſchüttelt ſie ihm und ſagt: Lieber Herr, ſei gut mit uns, denn du biſt ja doch der einzige brave Kerl im Lande!"

Mormena war vor mich hingetreten, als wollte ſie den Zorn, der in mir aufſtieg, beſchwichtigen. Sie ſah zitternd zu mir auf und hob die Hände wie bittend in die Höhe.

„Ihr kennt den alten Gott ſehr ſchlecht, wenn Ihr ihn wie Eueresgleichen behandelt!" rief ich mit einem ſtrafenden Ernſt, der mich plötzlich gegen Pirrho überkam. „Ihr wollt keine Götter haben neben ihm, aber in Euerem Uebermuthe ſeid Ihr nicht mehr fähig, die Spuren ſeines Wandels auf Erden zu ſehen. Anders als in Zeichen ſpricht er ja nicht mit uns, Ihn ſelbſt ſchauen wir nicht. Sein Athem durchdringt die Welt, aber ſein Angeſicht bleibt uns Allen verhüllt. Die ganze Natur iſt der Schauplatz ſeines Wirkens, Alles um uns her iſt eine Kunde von ihm: warum ſollen wir ihn nicht in ſeinen Zeugen und Boten begrüßen? Selbſt am kleinſten Sandkorn iſt ſeine Heiligkeit zu ahnen und wir verſtehen ihn in ſeinen Wirkungen. Du aber, der du ihm ſelbſt nahen willſt, thue zuvor den Staub von deinen Füßen, ziehe die Schuhe ab, denn die Stätte iſt heilig. Du würdeſt erbeben und erblaſſen, wenn ſich der Herr in ſeiner ganzen Geſtalt dir zeigen wollte! Unſere Religion gibt uns die Bedingungen an, uns ihm allmälig zu nähern. Du freilich ſiehſt auch in der Art, wie ſich Menſchen zu einander verhalten und aus dieſem Verhalten ein Gewebe von Recht und Sitte machten, eitel Willkür, Zufall und Hinterliſt. Du biſt ein fahrloſer, heiterer Schelm, der Böſes und Gutes noch nicht ſcheiden lernte, wahren Schmerz und wahre Freude noch nicht kennt. Wohl iſt das Leben nicht um des Todes willen da, aber eine Religion, die dem Tode und den Schmerzen nichts abzugewinnen weiß, verſteht wohl ſehr wenig vom Leben der Menſchen und ihrem dunklen Drange. Auch die Natur ſtirbt ab, hat Schmerzen und trauert. Der Orkan reißt die Hütten nieder und ein wilder Dämon läßt nicht ab und iſt immer geſchäftig, die Saat des Guten zu zerſtören. Wir müßten, wenn wir nicht um den geſtorbenen Chriſtus trauerten, der Natur ein Todtenfeſt halten, damit ſich der Menſch mit ſeinen Schmerzen ein Genüge ſchaffte.“

Mormona war am Boden niedergekniet, ſie hatte ihr Geſicht in beide Hände geſenkt. Mit weit aufgeriſſenen Augen ſtarrte mich Pirrho an. Dann wälzte er ſich wieder auf ſeinem Lager zurecht und murmelte vom langen Pietro, der es doch beſſer wüßte, wie es mit dem Chriſtenthum der Römer ſtände. — Was ich ihm geſagt, ging freilich über ſein nächſtes Bedürfniß hinaus, deßhalb verſtand er mein Chriſtenthum nicht. Ich aber glaubte das ſeinige zu verſtehen, ohne es für das alleinige Evangelium zu halten. „Euere Religion,“ ſagt' ich, „iſt in ihrem Urſprunge ſo heilig, wie jede. Nur ein Erleuchteter konnte den Gedanken faſſen, den Gottesdienſt wieder bis auf ſeine erſten Bedürfniſſe zurückzuführen. Euer einfacher Glaube iſt gültig, ſo lange Ihr ſelbſt die einfachen Geſchöpfe der Wüſte bleibt; Kindern genügt ein Kinderglaube.“

„Nu! nu! Wird ſind nicht ſchlechter als Ihr,“ murrte Pirrho.

„Die Erwachſenen ſind nicht beſſer, aber ihr Leben iſt voller, reicher geworden, die Kräfte haben ſich erweitert. Iſt der Zwieſpalt ein Mal eingetreten, vom Baume der Erkenntniß die Frucht gebrochen, die Sünde als die That des freien Willens in die Welt gekommen, ſo herrſchen gute Geiſter und Dämonen im wechſelvollen Spiel. Die Menſchenwelt, mein Freund, hat ſich wie die Natur entwickelt, ſtufenweiſe. Wer will das Pflanzenleben mißachten. Es iſt ſogar lieblicher, zarter, unſchuldsvoller, als die nächſte Stufe der Entfaltung: aber dieſe nächſte Stufe, das Thierreich, iſt eine Entwickelung reicherer Kräfte, ſtärkerer Gewalten. Leidenſchaften ſind in ihr wach geworden, der Selbſtwille fängt an ſich frei zu machen und zum Bewußtſein über Bös und Gut iſt ein Schritt mehr gethan. Das römiſche Chriſtenthum iſt nur die reichere Entfaltung einer Summe von Wahrheiten und Bedürfniſſen. Euer waldenſiſches Chriſtenthum iſt eine Stufe für menſchliche Kindheit, Ihr ſeid Waiſen, die ſich trotzig gegen die Welt wehren und Niemand angehören wollen. Oder Euer Glaube müßte für eine Horde von Räubern ſein, die ihre Wildheit für berechtigt halten, die Welt alles Heiligen zu entkleiden und ihr abzutrotzen, was ſie nicht freiwillig gibt!"

Pirrho lag ſtill am Boden, er ſchlief entweder, oder ſtellte ſich ſchlafen. Es hatte mir wohlgethan, mein Chriſtenthum vertheidigen zu müſſen. Ich glaubte jetzt erſt recht feſt an meinen Glauben, da ich die Weltregierung Gottes damit zu rechtfertigen hatte. Zugleich fühlte ich plötzlich, was unſerm Chriſtenthum fehlt. Unſern Prieſtern fehlt es an dem lebendigen Geiſt, der am Pfingſttag ausgegoſſen iſt. Jene Erleuchtung, die wie mit hundert Zungen redet, in die Welt zieht und alle Völker gewinnt, kommt nicht mehr über die Stellvertreter und Boten Gottes.

Wie ich ſchwieg, war Mormona aufgeſtanden. Ihre Augen leuchteten mich ungewiß an.

„Sind ſie denn Alle da unten ſo mild?" fragte ſie mit ſcheuer, zitternder Stimme.

„Die Menſchen, Mormona, haben immer verdorben, was urſprünglich rein war vor Gott."

„Lehren das auch Euere Prieſter?" fragte ſie nach einer Weile von neuem.

„Ich will es dir lehren, Mormona, ich will dein Prieſter ſein!"

Ich reichte ihr die Hand und ſie legte zögernd ihre Linke in die meinige, während ſie ihre Rechte an ſich preßte. Ihre Augenlider ſenkten ſich; aber ſie ward nicht roth, es zog vielmehr jene leiſe Bläſſe über ihr Antlitz, wie ſie mir am Heiligenfeſte erſchienen war, ſo durchſichtig hell, wie gelöſt von allem leiblichen Bande. Wie ich ihre Hand feſthielt, zuckte ſie in ſich zuſammen und wandte ſich ab. Pirrho regte ſich am Boden und wir traten auseinander. Die Dämmerung brach herein: Mormona verließ ſchweigend das Zimmer.

Ein ſanftes Feuer durchleuchtete mein Herz. Mitten im Dunkel ſah ich helle Geſtalten, lichte Schatten auf und niederſchweben, gute Genien, freundliche Abbilder meiner Seele, denen nur noch die Sprache fehlte, um ihr Glück zu ermeſſen, noch zu ſcheu und ſchüchtern, noch zu ſehr von Furcht befangen, um ſchon den Traum in Wirklichkeit zu verwandeln. Ich ſaß und lauſchte. Ihr leiſer Schritt ſchwebte wieder über den Balken, das Gewand rauſchte über den Boden hin. Ich zitterte heftig und doch wagte ich nicht mich zu regen. Wie gebannt ſaß ich auf der Stelle feſt und fühlte doch die Fähigkeit, meine Seele freier und ſelbſtändiger zu bewegen als ſonſt, von der Schwere des Körpers gelöſt und von einer wunderbaren Macht beflügelt. Ich fühlte Leib und Seele in mir getrennt und meinen Geiſt in einen lichteren Stoff gekleidet, in deſſen Hülle er ganz neu athmete. Es war mir, als ſtänd' ich oben unter dem Dach der Hütte, die ſich in einen Tempel Gottes verwandelt hatte, als kniete Mormona vor einem Altar, auf dem ſie ihr Herz darbringen wollte, und als wär' ich als Prieſter ihr links und rechts behülflich, ihr das Opfer zu erleichtern. Traum und Wirklichkeit liefen wirr durcheinander, und doch war ich mir des Wachens bewußt. Endlich ſchlief ich feſt und ſicher ein. Da war mir, als ſtieg ich, dem kecken Gemſenjäger gleich, von Fels zu Fels. Immer reiner ward die ätheriſche Luft, immer leichter mein Schritt. Oben auf der Spitze, den Firſt der Bergwand entlang, ſchwebte eine flatternde Mädchengeſtalt. Ich jagte ihr nach, und wie ich ſie endlich am Saume ihres Gewandes erhaſchte, ſank ſie plötzlich mit lautem Schrei in meine Arme. Es war Mormona. Aber ſie ſah unendlich leidend aus, ihr helles Auge ſchien in Gram aufgelöſt. Wie ich ſie küßte, lächelte ſie ſchmerzlich und ich hätte vor geheimem Weh vergehen mögen. Sie entwand ſich meinen Armen und ſchwebte wieder ungewiß in der Luft. Wie ſie ſinken wollte, ſchrie ich auf, denn ich war unfähig, ſie mit den Händen zu faſſen. Da rauſchte es wie mit Fittigen über ſie her, ein weiter Mantel umhüllte ſie von beiden Seiten, zwei Arme umſchloſſen rücklings ihren Leib, eine kräftige Geſtalt führte ſie auf Flügeln himmelwärts, und das dunkle Auge einer ernſten Frau blickte aus den Wolken auf mich herab. Ich weiß nicht, war es meine unglückliche Mutter oder die alte Waldenſerin, die Ahnmutter unſeres Hauſes, welche die Leidende an ihrer Hand hinauf in die Wohnungen der Seligen führte.

Mit dem heranbrechenden Morgenlicht ſchwanden die Geſtalten: aber ich wußte, daß ich wach war, als mich Pirrho rief und zum Aufbruch gemahnte. Meine Miſſionsgedanken hatten ſeit jener Nacht das Ziel: Mormona um jeden Preis und gleichviel mit welchem Glauben und Bekenntniß mein zu nennen.

Pirrho hatte raſch angeſchirrt und trieb mich mit geſchäftiger Eile fort. Ich wollte heim; er ging ſeinem Gewerbe nach. Der Strahl der Morgenſonne ragte noch nicht bis in die Schlucht hinab, aber umſäumte die Spitzen der Felſen und die bretterne Hütte, die wie ein Neſt zwiſchen den ſteilen Wänden hing. Mormona ſchlummerte noch; Engel Gottes breiteten die goldenen Flügel um das kleine Haus. Wir ſaßen auf, ohne ſie begrüßt zu haben.

„Alſo Ihr wollt wiederkommen?“ rief mir Pirrho zu, nachdem wir eine Zeitlang ſchweigend neben dem Eſel, ich hüben, er drüben, fortgeſchritten waren.

„Unter der Bedingung, daß du nach Santa Maria kommſt,“ ſagt' ich.

„Nach Santa Maria!“ wiederholte er. „So ſeid Ihr einer von den Leuten des alten geſtrengen Grafen, der ein waldenſiſch Mädchen zur Frau gehabt? Bei einer Jagd auf Wilddiebe hatte er ſie mit einem Rudel friſcher Burſche aufgefangen. Er gab den ganzen Haufen wieder los; dafür folgte ſie ihm wie eine getreue Magd in's Schloß. Und ſeitdem treibt kein Waldenſer mehr Dieberei im Gebiete von La Torre. Es gibt der Reviere noch ſonſt genug. Das arme waldenſiſche Kind ward aber doch wohl ein Opfer Euerer Prieſter von Gottes Gnaden. Sie ſagen, ſie ſei plötzlich geſtorben, noch vor meiner Zeit. Nun, ſie ermorden Keinen mehr in ſeiner heilen Haut; ſo grauſam iſt man nicht mehr. Aber wer weiß, ob die arme Ketzerin im alten Schloſſe drüben nicht noch im Verſteck lebt unter Martern und Foltern! Sie ſagen, es gehe im Schloſſe um. Vielleicht ſind es die ehrwürdigen Herren ſelber, die wie Vampyre umgehen und Seelen fordern!“

„Menſch,, du lügſt!“ ſchrie ich auf. „Muß denn Alles in der Welt ein Gewebe von Lug und Trug ſein!“

„Meinetwegen,“ ſagte er, „ich bin gegen Geſpenſter aller Art gewaffnet.“ — Er zog ein Stilet aus dem Gürtel und ſteckte es ruhig wieder ein. — „Man ſagt,“ fügte er hinzu, „der junge Graf ſei ein ſehr finſterer Herr. Wird wohl in den Händen der heiligen

Männer Gottes ſein. Vielleicht gibt's einmal wieder eine Waldenſerhetze!“

Ich faßte ihn hart an der Bruſt. „Menſch!“ ſagt' ich, „Ihr wollt in den Bergen Euch rein halten von der Schlechtigkeit der Welt, und Euere Gedanken ſtecken voller Tücke, denn Ihr nährt Euch von der Lüge und der Argwohn hat Euere Herzen vergiftet.“

„Meinetwegen!“ ſagte der Junge ganz gedankenlos. — „Ich will Euch aufſuchen in Santa Maria. Es wär' recht gut, wenn wir einen Freund da hätten. Wie erfragt man Euch?“

„Zeig' dein Gewehr vor, und man wird dich zu mir führen!“

„Ehrlich und ohne Falſch?“ ſagte er, „topp!“ — Ich ſchlug in ſeine Hand. — „Euere Büchſe ſoll mich führen,“ ſetzte er hinzu. „Ihr Lauf iſt gut und ich denke, mir entgeht nichts, wenn ich ſie regiere. Schaut ein Mal dort das Eulenneſt im Geklüft! Seht Ihr's?“

Ich hatte den Punkt in der Felſenſpalte mit den Augen kaum erfaßt, als der Schuß fiel, das Geflecht ſich vom Steine löſte und herabſtürzte. — „Nun wißt Ihr wenigſtens,“ ſagte Pirrho, „daß ich nicht der Kerl bin, den Ihr leichten Kaufes haben könnt.“ — Lachend zog er ſeines Weges fort. Wie er um die Felſenecke ſammt Eſel und Wagen verſchwand, hörte ich noch lange ſeine Stimme, eine jener Melodien, die die Savoyarden zum Tanz der Murmelthiere ſpielen. So luſtig und ſo ſtarrköpfig, ſo zutraulich und ſo argwöhniſch ſind die Menſchen im Gebirg.

Viertes Kapitel.

Der Geiſt der Berge.

Mein Ausbleiben hatte in Santa Maria doch mehr Aufſehen erregt, als ich wünſchte. Ich hatte meine Sorgloſigkeit zu bereuen. Der Jägerburſch, den ich auf dem Markte von La Torre verabſchiedet, mußte geplaudert haben. Ich war zwei Nächte fortgeblieben und hatte Sorge erregt. Im Schloßhofe hielt Giacomo, der alte Haushofmeiſter, mit den Dienern hohen Rath. Sie waren zu einem Streifzuge in die Berge gerüſtet, als ich plötzlich unter ſie trat. Die ſtaunende Freude verwandelte ſich in Scheu und Angſt, als ſie mich, obſchon mit heiler Haut, doch waffenlos vor ſich ſahen. Mein verworrener Anzug war Zeuge meines Verkehrs mit der Wildniß. Ich gebot dem Alten, die Diener zu beſchwichtigen, und legte Allen Stillſchweigen auf. Giacomo, in der Freude mich wiederzuſehen, gelobte der Mutter Gottes in der nächſten Dorfkirche ein neues Gewand ſammt Schleppe und Gürtel. Dabei lief es doch wie Furcht und Entſetzen über ſeine altes, mürbes Geſicht. „Gelobt ſei Jeſus Maria!“ ſagte er, mich argwöhniſch muſternd, „glaubt' ich doch, der Geiſt der Berge müßte über uns gekommen ſein. Die alte Waldenſerin iſt auch wieder erſchienen!“

„Mir auch!“ ſagte ich, „dieſe Nacht im Traume, oben in der Hütte, wo ich gaſtlich übernachtete. Sie trat im blauen Sternenmantel, wie die Mutter Gottes, vor mich hin; ein ernſter, aber ſeliger Geiſt, der längſt im Himmel ſeinen Frieden gefunden. Und ich gelobte ihr, auch auf Erden Frieden zu ſtiften, damit das Leben der Menſchen ein Schauplatz der brüderlichen Liebe werde!“

Die Diener murmelten und ſprachen von einer andern Geſtalt, die im Schloſſe erſchienen ſein ſollte. „Haſt du ſie geſehen?“ fuhr ich auf, „oder du? oder wer? — Wer will mit mir wachen im Schloſſe, damit der Geiſt uns Rede ſtehe?“ — Niemand regte ſich.

„So ſeid Ihr, kindiſches Volk! Zu prüfen, wie Männern ziemt, wagt Keiner, und ſo bleibt Ihr Alle, wie Weiber und Kinder, in Euerem Glauben Narren und Sklaven. Euere Feigheit trägt die Schuld, wenn Hirngeſpinnſte mit der alten Schreckensmacht uns beherrſchen. Es gilt Euch ein Kleines, ſelbſt ein Menſchenleben Euerm Wahne zu opfern. Ihr ſelbſt ſeid es, die Ihr als Geſpenſter und als Gehäuſe des Aberglaubens umgeht bei hellem Tage! Euer Wahn iſt blutgierig, Euer finſterer Glaube iſt unſelig, nicht die gequälte Seele der Ahnfrau, die von Eueren Miſſethaten im Schooße Gottes ausruht. Aber es ſoll anders werden auf Santa Maria, ſo wahr ich hier einſt Herr bin! Die Freude ſoll einkehren in unſern Mauern, die Menſchenliebe ihren Sitz bei uns aufſchlagen. Das ſoll die

Sühne ſein für die Frevel, die wir an den Brüdern in den Bergen verübt!“

Die Diener ſchlichen bei Seite. Giacomo bekreuzte ſich und ſah mit ſeiner weisheitsvollen Wehmuth auf mich herab. Mit dieſer frommen, gutmüthigen und weichen Seele war er doch der harte Kerkermeiſter meiner Mutter geweſen.

Es drängte mich, das Bild der Verewigten zu ſehen, das man im alten Schloßflügel in den verfehmten Zimmern vor Jedermann verbarg. Mein Vater beging das Oſterfeſt in Rom; ich hatte bis zu ſeiner Rückkehr noch einige Tage Spielraum. Ich wollte ſie benutzen. Im großen Ahnenſaale fehlte das Bild der alten Waldenſerin. Ich brachte den Haushofmeiſter darauf, von dem Gemälde zu ſprechen, obwohl ich längſt wußte, welche Bewandtniß es damit hatte. In den letzten Tagen ihres Lebens hatte meine Mutter es vor ihr Bett bringen laſſen. Es war der Wunſch einer Sterbenden geweſen, man hatte ihr willfahren müſſen. Seitdem war es nicht wieder in die Reihe der Familienbilder aufgenommen. Giacomo zitterte, als ich in ihn drang, mir die Schlüſſel zu geben, die zu dem verbotenen Flügel des Schloſſes führten. „Um des Herrn und Heilandes willen! Dort iſt alles Unglück des Hauſes bei Seite geräumt!“ flehte er dringend.

„Ja,“ ſagte ich, „was Ihr das Unglück des Hauſes nennt, das haltet Ihr wie einen peſtartigen Stoff fern, als läge die Anſteckung in der körperlichen Berührung! Ich ſage dir, ſie liegt in der Luft, die Alles durchdringt, und die Niemand abſchließt.“ — Der Alte rang die Hände. — „Du machſt meinen Argwohn rege. Oeffne! Der Sohn will die Stätte betreten, wo ſeine Mutter ein Opfer Eueres Wahnes wurde. Eile, dein zukünftiger Herr befiehlt!“

Gegen meinen Zorn, gegen die Erinnerung an die Unbill, die der Verſtorbenen widerfuhr, war der Alte nicht gewaffnet; er holte die Schlüſſel aus einem geheimen Wandſchranke im Zimmer meines Vaters. Ich entriß ſie ihm und ging. Seiner Verſchwiegenheit konnte ich ſicher ſein; ich wußte, daß er, wie ich ſelbſt, gegen das Verbot meines Vaters handelte. Ich eilte den langen Gang hinunter, der zu den verlaſſenen Zimmern führte. Es war heller Mittag, aber ich trat in einen völlig dunkeln Raum. Ich ſtieß die Laden von den Fenſtern. Der friſche Luftzug wirbelte Staub auf, die vergilbten Vorhänge zitterten, die alten Tapeten rauſchten, die dumpfe Luft und der Geruch des Moders beengten meine Bruſt. Es war ein Vorgemach, in dem ich ſtand. Ich tappte weiter und öffnete. Erſt im dritten Zimmer ſtand das Bett der Entſchlafenen mit Stuhl und Tiſch und all' der Umgebung ihrer letzten Augenblicke. Hier war ſie geſtorben; hier hatte ein freies Herz, verkannt und verſchmäht, unter dumpfen Banden ausgeathmet; eine friſche Alpenroſe war hier in der ſchwülen Luft der Menſchenwelt ſo raſch verwelkt! Ich ſank in meine Kniee; der Schmerz überwältigte mich. Ich lag am Boden, ich weinte, aber gelobte eine Rache, über die alle ſeligen Geiſter im Himmel frohlocken ſollten. Labte ſich mein Herz doch an einem friſchen Quell der Liebe, konnte ich doch im Glück meiner nahen Zukunft ſchwelgen!

In der Niſche hing das Bruſtbild der Mutter; ein lachender Mädchenkopf mit flatternden Locken, eine ſpielende Heiterkeit im dunkelblauen Auge. Sie blickte in der Friſche des erſten Frühlings, in der Luſt am ſchönen Leben, in der neckenden Freundlichkeit der erſten Jugendliebe ſo hell und keck in die weite Welt, die ſich ihr ſo bald eng und düſter verſchloß. Und hier, ſo dicht neben ihrer blühenden Geſtalt, das Bett und die traurigen Zeugen eines kummervollen Todes! Dem Bett gegenüber, den feſten Blick mir zugewendet, hing das Bild der waldenſiſchen Ahnfrau, in ganzer Geſtalt, in aufrechter Haltung, in der ſteifen, ſtolzen Tracht einer Dame des Hauſes von ehedem. Sie war es, die mir in der Nacht erſchien, als ich im Traume meine Hand nach Mormona ausſtreckte; nur war damals ihre Stirn mit einem hellen Schein umzogen, der Mantel der Königin des Himmels breitete ſich um ihre Schulter. — Was wollte mir dies dunkelblaue Auge ſagen? Blickte es ſtrafend herunter oder warnend? Dieſe Züge waren ſo lebendig, dieſe weiße Hand ſtreckte ſich ſo frei heraus, als wollte die ganze Geſtalt aus dem Rahmen ſteigen und mich erfaſſen. Plötzlich war mir's, als lieſen die Züge der Ahnfrau, die Züge der Mutter, die Züge Mormona's durcheinander. Daſſelbe dunkelblaue Auge, daſſelbe lichtbraune Haar und der ſchelmiſche Zug der ſanft geſchwellten Lippen. War das immer nur, nach Zeit und Alter wechſelnd, dieſelbe Geſtalt geweſen, die den

Söhnen meines Hauſes erſchienen war? Seltſames Spiel des Zufalls! — Ein wirrer Nebelſchleier zog ſich um meine Sinne, um meine Gedanken zuſammen.

Ein Geräuſch hinter mir ſchreckte mich auf. Es war Giacomo, der mir nachgeſchlichen.

„Menſchen!" rief ich, „ſeht hier die Opfer eures Irrthums! ihr waret Alle Mörder aus frommem Wahn! Aber ich will den Fluch, den ihr über euch ſelbſt verhängt, in Segen wandeln, ich will die Schmach vom Hauſe nehmen, die Gräuel eueres Glaubens beenden. Die Liebe regiere auf Erden, der Haß ſei getilgt!"

Der Alte kniete auf der Schwelle und betete eifrig, vielleicht für mein Seelenwohl. Ich verließ mit ſtummer Scheu die Räume, in denen meine Mutter ſtarb.

„Wer war um die Sterbende?" fragte ich ihn, als wir die Gemächer ſchloſſen.

„Eine Dienerin, die nicht mehr lebt," ſagte der Alte. „Dieſe hatte in der Angſt der Seele den Prieſter kommen laſſen; aber als er der Leidenden das Allerheiligſte reichte, ward er mit Unwillen wieder abgewieſen. Die Sterbende wollte das Kreuz nicht küſſen, das er ihr hinhielt."

„Sie trug ſchwer genug an dem Kreuze, das ihr über ſie verhängtet!"

„Sie wollte auch zu keinem Heiligen beten! Heilige Mutter Gottes, bitt' für ſie!"

„Sie betete," unterbrach ich ihn, „zu der Heiligen ihrer eigenen Wahl. Darum ließ ſie ſich das Bild der Ahnmutter kommen, in deren ſtarken und feſten Blicken ſie Troſt ſuchte."

„Sie iſt ohne Segen, ohne die letzte Oelung geſtorben!" ſagte Giacomo.

„Ohne den Leib des Herrn, ich weiß. Vielleicht bedurfte ſie ſeines Leibes weniger, weil ſein Geiſt ſie erfüllte und ihr Muth gab, der ſchnöden Welt zu trotzen. O, ihr Verblendeten! Ihr nanntet es Verbrechen, daß ſie ſich nicht zum Herrn wandte, und ihr wußtet nicht, wie tief und ſtill ſie ihn im Herzen trug."

„Die Heiligen wollen ihr jenſeits gnädig ſein!" flüſterte der Alte und ſah mich betäubt und verworren an.

Um die Todten kümmerte ich mich nicht: die Lebenden/verlangten meine Sorge. Es trieb mich eine dunkle Regung, der Herkunft meiner Mutter nachzuforſchen. Ich wußte ſelbſt nicht warum, aber es war ja möglich, daß die Aehnlichkeit der Züge in einer nahen Blutsverwandtſchaft ihren Grund hatte. Oder war dieſe ganze Entdeckung nur ein Blendwerk meiner aufgeregten Sinne? — Ich eilte zum Kloſtermeier im nahen Walde. Er war früher um die Perſon meines Vaters geweſen, hatte ſeine Jugend mit ihm verlebt, war der Eingeweihte in ſeinen Verhältniſſen. Soviel er wußte, hatte die Verſtorbene keinen Anhang mehr in den Bergen. Ihre drei Brüder, da ſie ſich nicht zum römiſchen Glauben bekehren wollten, waren mit einem Jahrgehalte nach Genua verwieſen, hatten aber, unter Androhung der Inquiſition, ſchwören müſſen, unſer Gebiet nicht wieder zu betreten. Die Republik brauchte Soldaten gegen das aufrühreriſche Corſika. Die drei Waldenſer nahmen Seedienſte, wurden aber von den Corſen gefangen und waren, als Genua mit franzöſiſcher Hülfe wieder Beſitz von der Inſel nahm, entweder in den blutigen Wirren umgekommen, oder mit dem abenteuernden König Theodor geflüchtet. Für den Fall, daß ſie noch lebten und ſich meldeten, lag die für ſie ausgeſetzte Summe in den Händen des Pater Rector im Collegium zu Genua bereit. Keiner von ihnen hatte in der Heimath Nachkommen gehabt.

Mein Plan ſtand feſt, um mich Mormona's zu bemächtigen. Mein Herz duldete ſie nicht länger in der Wildniß der Berge. Ich eilte von Genua, wo ich mir dieſe Kunde verſchafft hatte, zum Kloſtermeier zurück; ich that ſehr zuverſichtlich, als wär' es meinen Nachforſchungen gelungen, über die Abkunft meiner Mutter Aufſchluß zu erhalten. „Die drei Brüder,“ ſagte ich ihm, „waren nicht die einzigen Anverwandten.“ — Der Alte ſtaunte, aber ſchien gläubig, wie ich ihm von zwei weitläufig verwandten Sprößlingen aus Savoyen erzählte, die in unſern Bergen hauſten. Auf meinen Streifereien, ſagte ich ihm, hätt' ich ſie ausfindig gemacht, und gedächte ſie nicht ferner ſich ſelbſt zu überlaſſen. Der Alte wehklagte, daß das Gewebe eines ſchickſalvollen Zuſammenhangs des Hauſes mit den Ketzern dort oben unauflöslich ſei. Und wenn alle die verwaiſten Kinder in den Bergen, rief ich, zur Sippſchaft der Mutter gehörten, ſo wolle ich es unternehmen, ihnen wohlzuthun und ſie als Brüder anzuerkennen. Gott ſei ein Gott der Liebe und kein Gott des Zornes; die Heiligen würden mit mir ſein, um die verlorenen Schafe zur Heerde des Herrn zu verſammeln. Ich wendete mich ab; mein glühendes Antlitz war der Verräther meiner Lüge. Aber die Liſt gelang; der Alte bot willig die Hand, räumte in der Meierei ein entlegenes Zimmer ein und war des Beſuchs, den ich ihm zuführen wollte, gewärtig. „Ein einfach gutes Kind,“ ſagte ich ihm, „ein Mädchen iſt es, fromm und ſtill, und ein wilder Burſche, der ſich nicht einzäunen läßt und gern im freien Walde herumſchwärmt!“ Der Kloſtermeier gelobte Verſchwiegenheit, denn weder der Vater, noch die Sprößlinge ſelbſt dürften vorläufig wiſſen, in welcher Beziehung ſie zum Hauſe La Torre ſtünden.

Ich athmete frei, als ich wieder aufſaß und der alte Meier mir ſeinen Segen nachrief. „Der Geiſt des Unheils komme nicht über Euch!“ ſagte er und hob die Hand gen Himmel. Ich lachte und frohlockte im Innern meines Herzens. Wohl war der Geiſt der Berge über mich gekommen, aber dieſer Geiſt war ein Genius im Feierkleide, ein Engel, der einen neuen Frühling vom Paradieſe brachte.

In Santa Maria hört' ich, ein wilder Junge habe ſich vor kurzem gemeldet, ſich zum Stallmeiſter führen laſſen, aber dieſem geſagt, er ſuche Jemand Anders. Er wußte keinen Namen anzugeben, aber zeigte eine Büchſe vor, mit dem Wappen des Hauſes. „Es war Eure Büchſe, Herr! Wir verweigerten ſie ihm, als er ſie wiederforderte. Wie er hörte, es ſei das Gewehr, das Ihr jüngſt von der Jagd nicht wieder heimgebracht, erſchrak er heftig, entriß uns die Waffe und ſprang mit der Schnelligkeit, mit der Wuth eines Raubthieres durch's Thor über den Graben. Die Hunde ſetzten ihm nach; wir konnten ihn nicht erreichen, ſeine Spur verlor ſich im Walde.“

„Pirrho!“ rief ich. — „Kommt er wieder, ſo haltet ihn gut, er iſt mein Freund.“

„Wohl gar der Vetter?“ flüſterte mir der Kloſtermeier mit allen Zeichen des Schreckens in's Ohr.

Ich dachte dem nicht weiter nach und eilte fort. Bald ſtand ich in den Bergen und fand die Schlucht, die zur Hütte führte.

Eine Geſtalt ſprang mir zur Seite aus dem Dickicht hervor: es war Pirrho. Er hing drüben am Felſen, der Waldbach brauſte zwiſchen uns. „Laßt ab von dieſem Pfade!“ ſchrie er mir zu, „ein Graf La Torre wandelt hier auf falſcher Fährte!“

„Pirrho,“ rief ich, „biſt du's, Freund?“

„Freund?“ lachte er zornig und ſchlug an's Gewehr, ließ es aber raſch wieder ſinken. „Meidet die Waldenſer! Unſere Kugeln ſind ſchneller, als Euere Schloßhunde. Ich warne Euch, hier iſt Euer Gebiet zu Ende.“

„Höre mich, Pirrho, es war ein Mißverſtändniß; komm' mit mir zurück nach Santa Maria, ſie werden ihr Unrecht an dir vergüten!“

„Lüge, alles Lüge, wie Ihr ſelbſt!“ ſchrie er wild. „Hütet Euch vor Eurer eignen Waffe!“

Der Gießbach ſchäumte. Pirrho's Worte verrauſchten im Getoſe der Fluthen. Ich ſtreckte die Hand nach ihm aus, da er meine Stimme nicht hörte. Er hob drohend die Fauſt und verſchwand.

Ich hoffte ihn oben zu finden, ihm Alles aufklären, ihn begütigen zu können, und ſetzte meinen Weg fort. Noch eine Stunde, und ich war am Ziele.

Wie ich an der Bergwand hielt, auf deren Höhe die Hütte ſtand, gab ich das bekannte Zeichen. Marmona erſchien auf der Platte. Ich rief ihr zu: ſie antwortete nicht; aber wie ich das Maulthier in die Grotte zog und die Stufen im Felſen hinanſtieg, öffnete ſich oben der Deckel, der den einzigen Zugang auf die Höhe möglich machte. Ich ſprang hinauf und umfaßte das Mädchen mit beiden Händen: Sie entwand ſich meinen Armen und ſah mich ungewiß an. „Pirrho iſt nicht hier!“ ſagte ſie zögernd.

„Ich weiß,“ war meine Erwiederung, „ich will ihn hier erwarten. Oder bin ich Euer Gaſtfreund nicht mehr?“

Sie blickte beſchämt zu Boden und trat langſam zurück.

„Mormona,“ rief ich, „willſt du dich von mir wenden, weil ſich zwiſchen mich und Pirrho ein Irrthum drängte? Was die Menſchen da unten zu Haß und Tücke treibt, was die Religion der Prieſter in einen düſtern Fanatismus verwandelt, regt ſich das nun auch bei Euch, unter den freien Kindern der Natur, wo der Menſch offen zum Menſchen tritt? Bin ich dir plötzlich fremd geworden, Normona?"

Sie fand kein Wort der Erwiederung, ſie zitterte bang in ſich zuſammen; ſie wollte fliehen und hatte mir doch den Eingang geſtattet. Sie wußte nicht, was ſie wollte, indem ſie mich den ſchmalen Pfad an der Felſenwand hinführte und dann an der Schwelle der Hütte doch wieder ſtillſtand. Mir zur Linken lief der ſchaurige Abgrund in die Tiefe und rechts, an die ſteile Wand gelehnt, hielt mich die kleine Hand des zitternden Mädchens.

Endlich trat ſie in die Thür, und wir ſtanden an dem traulichen Heerde. „Normona," ſagt ich, „unter dieſes Dach ſollt' ich nicht mehr treten, wo ich den wichtigſten Lebenstraum geträumt, den ich zur Wirklichkeit machen will? Ich bin einer jener La Torre, in deren Adern waldenſiſch Blut fließt. Ein alter Zauber treibt uns in die Wildniß und unſer Herz ſucht nach dem reinen Thau des Himmels aus Gottes Hand. Der alte Glaubenshaß, den die Prieſter gelehrt, will ſeine Sühne. Der Ahnherr ſündigte gegen die Ahnmutter des Hauſes und der Zwieſpalt des alten Irrwahns lief bis auf unſere Tage herab. Mein Vater hielt ſeine Gattin, die ihm aus den Bergen gefolgt, für verloren, weil ſie Gott in einer andern Sprache angeredet. Normona, was die Väter gefrevelt, ich bin berufen es zu ſühnen! Hier, wo du hinknieteſt, um auf mein Wort zu lauſchen, ob ich die Grauſamkeit der Prieſter theilte, hier hab' ich im Stillen gelobt, zwiſchen deinem und meinem Glauben einen Friedensbund zu ſtiften. Und Nachts ſtiegen gute Geiſter in meinen Traum, mein Thun zu ſegnen. Normona, im Namen aller jener Waldenſerinnen meines Hauſes, du ſollſt mir die Hand zum Bunde reichen. Laß uns treu aneinander halten, um die Welt vom Wahne zu befreien, laß uns Verſchworene ſein, die das heilige Werk vollführen, daß der Menſch nicht mehr den Menſchen um ſeines Glaubens willen verflucht! Gott verſteht jede Sprache des Herzens; er verwirft weder die lallende Zunge der kindlichen Völker, noch die zitternde Stimme eines altgewordenen Jahrhunderts. In ſeinen Geheimniſſen forſcht die Menſchheit bis in alle Ewigkeit, jedes Alter, jede Stufe des Lebens, Kind, Jüngling, Mann und Greis, jedes Volk, jedes Land, jeder Himmelsſtrich ſucht und findet ſeinen Gott; und der große Geiſt, auf den alle Abbilder der Menſchen deuten, bleibt nur ſich ſelbſt ewig derſelbe, während die Vorſtellungen, die ſich die Menſchen von ihm machen, wechſeln. Wer darf ſagen, er habe den alleinigen Gott Himmels und der Erde gefunden? Und wer es wähnt und glaubt und dem Bruder flucht, der zum ewigen Weſen in anderer Weiſe betet, dem iſt der gute Geiſt, Gott ſelbſt, der die Liebe iſt, gewiß am fernſten. Mormona, heilig biſt du mir und unantaſtbar bleibe mir dein Glaube. Nur dein Herz will ich, freilich dein Selbſt, und ohne deinen Glauben biſt du nicht denkbar. Aber wie dem auch ſei; ich glaube an die Macht der Liebe und will dein Herz, deine Hand. Ihr wollt nichts hören von Schwur und Eid, Ihr ſeid zu oft getäuſcht von den ränkevollen Menſchen; ſo gelobe ich mir ſelbſt im Namen Gottes zum Heil der Welt, ewige Treue dir und meinem Verſöhnungswerk."

Sie ſah zu mir auf und erhob willenlos und wie im Traum ihre Hand, als ich meine Rechte gen Himmel hielt. Dann zitterte ſie heftig, ihre ganze Geſtalt drohte zuſammenzuſinken und weinend ſtürzte ſie an meine Bruſt. Sie wollte nicht mehr frei ſein, nicht mehr unabhängig; mit dem Argwohn erſtarb in ihr auch jede Kraft des ſelbſtändigen Willens. Mir anzugehören war das einzige Gefühl, das alle Schleuſen ihres Innern durchbrach. Ihrem Volke zu leben hatte ich ihr gelobt, und dafür gewann ich ſie ſelbſt zu eigen.

Wir ſaßen ſtill beiſammen, ganz verſunken in das heilige Glück, uns als zuſammengehörig zu fühlen. Es gab für uns keine Vergangenheit mit ihrem Fluch, keine Zukunft mit ihren Drohungen. Wie ich daran gemahnte, es ſei mein Plan, ſie bald als meinen Beſitz, als meinen Raub davon zu tragen, fand ſie kein Wort der Erwiederung; ſie lächelte, als ſchwanke ihr Herz zwiſchen Glauben und Unglauben. Im Rauſch der ſtummen Seligkeit fuhren Stunden auf ihren Schwingen über uns hin.

Plötzlich ſchreckte Mormona aus meinen Armen auf. „Pirrho!" rief ſie. Ihr ſcharfes Ohr glaubte ſein Zeichen, ſeine Stimme zu vernehmen. Sie ſtürzte an's Fenſter, an die Thür, dann wieder zurück. — „Sei ruhig, Mormona," ſagt' ich ihr, „ich beſchwichtige ihn!"

„Er iſt wild in ſeinem Zorn," rief ſie, „er glaubt ſich verhöhnt, verrathen, er ſieht nur den römiſchen Chriſten in dir, und das

Blut der gemarterten Brüder ſchäumt in ihm auf, geräth ſein Haß in Gährung.“

„Er komme! Ich will ihm Rede ſtehen,“ ſagt' ich.

Sie ſtand unſchlüſſig, ob ſie ihm öffnen ſollte. Einen zweiten Einlaß gab es nicht. Wenn ſie den Querbalken, der die Fallthür an der Stiege ſperrte, nicht zurückſchob, ſo war der Zugang unmöglich. Der Fels, auf dem die Hütte ſtand, lief nach allen Seiten ſteil hinab, nicht eine Gemſe konnte ihn erklimmen.

Heftige Schläge gegen den Deckel über der Höhlung der Felſentreppe meldeten jetzt wiederholt Pirrho's Begehren zum Eintritt. Das ſonſt ſo ſtarke Mädchen rang die Hände und drückte ihr Geſicht in's Tuch; aber plötzlich ſchüttelte ſie die Haarflechten von der Stirn zurück und ſchien gefaßt. Ein ſtrahlendes Feuer ſtrömte aus ihren Augen: ihre Nerven, ihre Muskeln waren geſpannt, ihre ganze Geſtalt entwickelte ſich zur Heldin. — „Er weiß, daß du hier biſt,“ ſagte ſie, „das Maulthier in der Höhle verrieth dich, — und ich werde dich nicht verleugnen!“ ſetzte ſie ſtolz und entſchloſſen hinzu.

Die Beſorgniß, die ſie vor Pirrho's Wuth gezeigt, war jetzt auf mich übergegangen. Da fiel draußen ein dumpfer Schuß. Mormona ſtürzte hinaus. Der Deckel der Fallthür über der Treppe war geſprengt. Mit wildem Geſchrei, von der Gewalt der Anſtrengung erhitzt, war Pirrho hinaufgeſprungen, Wuth und Empörung ſchnaubend ſtand er vor uns auf der Platte und ſtreckte drohend ſeinen Arm in die Höhe. Gefahr für ſie fürchtend, war ich Mormona nachgeeilt. Sie ſchwebte auf dem ſchmalen Rande, der an der Felſenwand und dicht am Abgrund hinlief. Es konnte kein Zweiter vorbei, wenn ſie den Pfad beſetzt hielt. So ſtand ſie zwiſchen ihm und mir, Beide mit den Händen abwehrend.

„Wo iſt der Verräther? Alles iſt Lug und Trug!“ ſchrie Pirrho wie von Wahnſinn befallen. — Wie er vordringen wollte, machte ſie Miene, ihn in die Tiefe hinabzudrücken. — „Verrätheriſcher La Torre! Denkſt du ſtatt Gemſen waldenſiſche Mädchen zu erjagen? Soll Euerem Todtendienſt ein neues Opfer fallen? Ich habe dir gelobt, dich mit deiner eigenen Waffe zu treffen. Nimm die Kugel hin als Gegengeſchenk!“

Mormona ſchrie vor Entſetzen auf, als er den Hahn ſpannte. Ihre Bewegung, um den Lauf der Büchſe in die Höhe zu ſchnellen, mißglückte, ſie glitt zu Boden, der Schuß fiel ungehindert. Ich ſah den Blitz kaum. Getroffen, erſchüttert, wankte ich einen Augenblick zurück, raffte mich wieder zuſammen und ſah, wie Mormona ſich mit wilder Gewalt auf den Bruder ſtürzte, wie ſie mit ihm in wilder Verzweiflung rang. „Mörder du!“ hörte ich ihre Stimme rufen.

„Hinab mit ſeinem Leib in den Schlund!“ rief Pirrho, „mag er am Felſengezack hängen bleiben, für Geier ein langſamer Fraß!“

Sie griff wild in ſein Haar, hing ſich mit Löwenſtärke an ſeine ſtruppigen Mähnen und ſchleuderte ihn rückwärts nieder.

„Wie!“ ſchrie er, „du willſt ihn ſchützen?“

„Dir fluchen will ich, dich verderben, rührſt du ſeinen Leib an! Ja, ich will ihn ſchützen, denn ich liebe ihn; ich werde ihn ewig ſchützen und lieben, denn ich will ſein Weib ſein!“

Sie ſtand wie ein Racheengel vor ihm, wie einer Judith glühte ihr das Geſicht, zuckten ihre Muskeln. Pirrho ſtarrte ſie an. Er taumelte zurück wie ein Nachtwandler, der plötzlich an ſich ſelber irre wird. Weinend und heulend brach er zuſammen. Die Büchſe entfiel ſeiner Hand. Ich hörte ſie ſtürzen von Felſen zu Felſen bis tief unten in die Schlucht; ſie ſtürzte ſtatt meiner. Es war der letzte Laut, den ich hörte. Von alle dem ein thatenloſer Zeuge, lag ich gebrochen da. Wie ſich mir jetzt das Auge verfinſterte, ſah ich noch Mormona's Antlitz durch die Wolke ſchimmern, die meine Stirn umzog. Ich trank noch den Athem ihres Mundes, fühlte ihre brennende Lippe auf meiner Stirn; dann ſank ich zurück und Alles um mich her war ſtill.

Fünftes Kapitel.

Mormona-Maria.

Wie ich aus der Betäubung erwachte, lag ich auf weiches Moos gebettet; ein Oelbaum breitete ſeine grauen Schatten über mich her.

Mormona kniete vor mir. Sie hatte ihr Tuch vom Buſen gelöſt und ſuchte meine Wunde von neuem zu verbinden. Sie bog ſich auf meine Bruſt und ſog das Blut mit ſanften Zügen in ſich. Der brennendſte Schmerz und die ſüßeſte Empfindung miſchten ſich zu einem namenloſen Entzücken, eine wunderbare Seligkeit rieſelte durch meine ſchwindenden Lebensgeiſter. Sie hatten mich, Mormona mit Pirrho's Hülfe, vom Felſen heruntergeſchleppt, auf das Maulthier gehoben und ſo eine Strecke weit fortgeſchafft, um mich ärztlicher Hülfe zuzuführen. Aber die Bewegung hatte den Bluterguß erneut; in der Niederung war Halt gemacht.

Aus Mormona's glühendem Antlitz ſprachen der Muth und die Tapferkeit der unternehmenden Liebe, aber zugleich die irre Angſt der tiefen Bekümmerniß. In dieſer Rathloſigkeit und die Gefahr der Wunde nicht erkennend, hatte ſie mich der Ruhe in der Hütte entzogen und damit wider Willen meinen Zuſtand verſchlimmert. Der wilde Pirrho kauerte bleich und entſtellt zu meinen Füßen; ſeine Wuth war in ihr Gegentheil, in Furcht und Reue, verwandelt. Wie ſie das Tuch von neuem um meine Bruſt geknüpft hatte, ſtand ſie auf und herrſchte ihm Befehle zu. Ich verſtand die Worte nicht, ich ſah nur ihre zürnende Bewegung, die Grazien des holden Kindes waren in Furien verwandelt, und der Unglückliche, der in Raſerei eine That verübt, die er nun ſelbſt bedauerte, lief in Angſt geſchäftig und winſelnd hin und her. Er brachte friſches Quellwaſſer herbei und Mormona benetzte damit meine Wunde, mir den brennenden Schmerz lindernd. Ich hatte nur ein ſchwaches Lächeln für die Wohlthat der geliebten Hand. So ſahen wir uns ſchweigend an, drei auf den Tod verbündete Gefährten. Pirrho kniete tief in Demuth nieder, den ſcheuen Blick auf das zürnende Mädchen gerichtet. Er umfaßte meine Kniee; ſie ſtieß ihn zurück, und wie er nicht weichen wollte, ergriff ſie die Stange, die den Tragkorb des Maulthiers hielt und ſetzte ſie ihm wie eine Keule auf die Bruſt. Es war mir, als müßte ich Gnade rufen, aber der Laut erſtarb im Gefühl des erneuten Schmerzes, und ich ſank wieder zurück in Betäubung.

Der Marſch war dann mit Mühe fortgeſetzt. Pirrho hatte Hülfe herbeigeholt, auf einer Tragbahre war ich nach der Meierei gebracht. Sie lag näher als das Schloß, und es dunkelte bereits, als wir anlangten. In demſelben kleinen Zimmer des Wirthſchaftsgebäudes, das für Mormona's Zuflucht beſtimmt war, erwachte ich, von den beſtürzten Dienern umringt, unter den Händen des Arztes, der eben tief in der Wunde nach der Kugel fühlte. Sie war zwiſchen Schulter und Bruſt in das Fleiſch gedrungen und hatte ſich während des Marſches weiter hineingewühlt. Nur nach wiederholten Verſuchen gelang es, ſie aus der Wunde zu löſen. Mein erſter Schrei, deſſen die Lippen fähig wurden, war: „Mormona!“ Sie hatte ſich vor den Männern, die mich umringten, in den Winkel des Zimmers geflüchtet. Jetzt zertheilte ſie den Kreis der Diener und ſank weinend vor meinem Bette nieder. Wie ich die Hand auf ihr Haupt legte, verſiegte der Strom ihrer Thränen. „Meine Retterin!“ ſagte ich zum Kloſtermeier, deſſen altes, bekümmertes Antlitz ſich fragend über uns neigte. Ich blickte im Kreiſe um; Pirrho war nicht unter uns. Sie mochte meinen ſuchenden Blick verſtehen, ſah mich an und ſchüttelte ihr Haupt. Pirrho war, ſobald ſeine Hülfe nicht weiter nöthig ſchien, entflohen; der Schweſter Fluch hatte ihn verſcheucht. Der Aufruhr unter den Dienern, die ſich jetzt auf den Wink des Arztes mit ſcheuem Geflüſter entfernen wollten, gab mir die Nöthigung, zu reden. „Ich hatte einem Wilddiebe aufgelauert,“ ſagte ich, ſie bedeutend, „mein Schuß ſtreckte ihn in demſelben Augenblicke, wo ſeine Kugel mich traf, todt zu Boden. Sucht den Thäter nicht unter den Lebenden! Sein Leichnam liegt in der Schlucht, die der Waldſtrom überſpült!“ — Mormona's Thränen, die meine Hand benetzten, waren das Letzte, was ich fühlte. Ich ſprach wie ein Scheidender und wühlte krampfhaft mit meiner Hand in ihrem aufgelöſten Haar.

Es vergingen Tage voll dumpfer Stille. Meine Wunde brachte Todesgefahr; es waren edle Theile nahe am Herzen verletzt; der Arzt ſchien in Sorge. Ich lag in tiefem Schlaf gefangen, aber doch fühlte ich leiſe durch Alles hindurch den Hauch der geſchäftigen Liebe, die als Genius mein Lager umgab. So verlief die ſogenannte ſtille Woche. Am Oſtertage athmete ich leichter und ſaß aufgerichtet. Aber der Arzt hatte ſeine ſteigende Beſorgniß ausgeſprochen. Mormona's bleiches Antlitz verkündete mir ſeine Furcht, ob ſie gleich mit aller Kraft der Seele ſich zwang, ihren Schmerz in die Farbe der ſanften Ergebung zu kleiden. Ich glaubte mich allein mit ihr. — „Mormona,“ ſagt' ich, „wenn ich ſcheide, mußt du zuvor die Meine ſein! Du biſt das einzige Gut, das ich mit hinübernehme, mein einziger Gewinn, ſchwer erkauft, theuer errungen; aber ich ſterbe überreich und glücklich, wenn ich mir deine Liebe, deinen Beſitz durch den Tod errang!“

Sie unterdrückte ihr heftiges Zittern, ihr Buſen bezwang den Aufruhr ihrer Seele, aber die zurückgedrängten Schläge ihres Herzens waren hörbar. Sie ſah mich ſcheu an; der Kloſtermeier ſtand hinter uns. Sie bog ſich zu mir, ſie flüſterte mir ſcheue Worte in’s Ohr. Ich verſtand nicht, was ſie ſprach, die Verwirrung drohte ihre Bruſt zu zerſprengen. Dunkle Gluth wechſelte auf ihren Wangen mit der Farbe der blaſſen Angſt. So im Aufruhr aller Elemente raffte ſie ſich auf und ſtürzte fort. Der alte Freund des Hauſes trat ſchüchtern aus dem Winkel hervor und ſah mich furchtſam und fragend an. „Sie iſt noch Waldenſerin!“ ſagt’ ich leiſe zu ihm. Er legte erſchrocken beide Hände über das zitternde Geſicht. „Der Geiſt der Berge iſt wieder über uns gekommen!“ ſagte er mit dumpfem Schmerz.

„Sei er uns ein guter Geiſt! Er bringt Verſöhnung!“ tröſtete ich den Alten und lächelte gläubig in ſeine bekümmerte Miene.

Ein Diener rief ihn ab. Mormona blieb noch immer aus; es war faſt eine volle Stunde vergangen. Plötzlich trat ſie an der Hand eines Geiſtlichen in’s Zimmer; der Kloſtermeier folgte ihnen mit gebücktem Haupt, mit gefalteten Händen. Es war der Pfarrer von La Torre, derſelbe Prieſter, der ſie zur Königin des Feſtes eingeweiht. Er verſah in des Schloßcaplans Abweſenheit auch in Santa Maria den Dienſt. Zu ihm war ſie geeilt, ihm hatte ſie ſich entdeckt, und was ſie mir heimlich nicht geſtehen wollte, verkündete ſie jetzt mit entſchloſſener Freudigkeit. Noch ſtand ſie ſchweigend vor mir, den Blick zu Boden geſenkt, als ſuche ſie ſich zu ſammeln; beide Hände drückte ſie noch ein Mal an ihren Buſen, als koſte es einen letzten Kampf; dann ſchüttelte ſie die wallenden Locken von der lachenden Stirn und blickte mich mit dem Glanz ihrer ſtrahlenden Heiterkeit an. Der Geiſtliche trat an mein Bett, ſuchte nach dem Wort, das er nicht gleich fand und neigte nur ſein Haupt zu mir, als wollte er ihren Entſchluß bejahen. — „Mormona,“ rief ich, „du willſt mein Weib ſein?“

„Erſt deinem Glauben angehören!“ ſagte ſie mit der Feſtigkeit eines Siegers, der ſich ſelbſt überwunden. Aus ihren Augen ſprach freudetrunken die Begeiſterung eines Kindes, das die ganze Bedeutung des eigenen Wortes nicht verſteht und doch voll Hingebung und Heldenmuth der Welt ſeinen Entſchluß verkündigt. Der Prieſter legte ernſt und ſanft die Hand auf ihre Schulter. Es galt, eine Irrgläubige zu gewinnen, und er war willig zur Bekehrung dieſer Seele. Er ſprach von einer langſamen Vorbereitung. „O,“ ſagte ſie freudigen Muthes, auf mich hindeutend, „ich bin ſchon gar ſehr gut römiſch geſinnt; er hat mich gewonnen, ſein Glaube ſoll der meinige ſein. Oben in der Hütte auf dem Felſen hat mir Giuſeppe Euere Religion verkündet, das Chriſtenthum einer Mutterkirche, die wie die Henne ihre Küchlein ſucht, die Lehre von der Liebe Gottes und der Liebe der Menſchen unter einander. Wie er dort oben ſo weiſe und doch ſo freundlich ſprach, da bin ich ſchon leiſe im Innern zuſammengebebt und gläubig geworden für die Wunder der Welt. Die Heiligen werden mir gnädig ſein, iſt noch Schuld und Sünde in mir!“

Sie ſprach das mit der Zuverſicht eines Engels, der ohne Reue und Buße mit ſeinem Bekenntniß ſich kindlich offen an Gottes Herz drängt. Dieſe Einfalt rührte mich zu Thränen, wie ich ſie nie ſo rein und fromm geweint; ich hätte aufjauchzen, allen guten Geiſtren ein Loblied ſingen mögen. Nur der Kloſtermeier wechſelte mit dem Pfarrer ſtille, bedenkliche Blicke. Wie dieſer jetzt von der Nöthigung ſprach, ſie ſtufenweiſe in die Geheimniſſe unſerer Religion einzuweihen, unterbrach ſie ihn raſch und gemahnte ihn an das Feſt, wo ſie ja ſchon die Heilige vorgeſtellt und ſich ganz gut gebährdet habe. Und was ſie damals nur geſpielt, das wolle ſie jetzt werden, denn der Ernſt des Lebens habe ſie nun erfaßt, da es ſich um Tod und Leben handle.

Mein Zuſtand erinnerte allerdings daran, daß wir auf der Schwelle von beiden ſtanden. Mich verlangte nach dem Bunde mit Mormona und der Wunſch eines Sterbenden war dringend. Die halbe Nacht, den ganzen Tag über ſchloß der Pfarrer ſich mit ihr ein, ihr den Glauben unſerer Kirche und die römiſchen Gebote begreiflich zu machen. Die Liebe beflügelte ihren Willen und ſie erweckte ihm faſt die Ueberzeugung, als ſei ſie des Heils ſchon lange bedürftig geweſen. Im Schloſſe war Trauer und bange Sorge. Von den Eilboten, die nach Rom gegangen waren, lief noch immer keine Kunde ein. Pater Euſebio hätte bei der Gefahr, in der ich ſchwebte, nicht geſäumt, nach Santa Maria zu eilen, aber die Briefe erreichten ihn nicht, er war in Geſchäften ſeines Ordens über Turin nach der Schweiz gereiſt. Die Furcht vor meinem Tod beherrſchte die Gemüther um mich her; in der Kapelle wurde Tag und Nacht Meſſe geleſen. Das entzündliche Fieber wiederholte ſich; die Miene des Arztes wurde bedenklicher. Der Prieſter freilich zögerte noch immer. Da lief ein Brief vom Pater Rector über Genua ein; er ſchrieb, er werde kommen, er werde eilen und am nächſten Tage bei uns ſein. Dies entſchied: der Pfarrer, ein Weltgeiſtlicher, wollte aus Eiferſucht einem Geiſtlichen von den Vätern Jeſu das Amt nicht abtreten, zu dem Eile und Noth drängte: Abends trat er, Mormona an der Hand, feierlich in's Gemach. — „Sie iſt dem Herrn übergeben!“ ſagte er, „die Heiligen wollen ihr Herz behüten!“ — Er hatte ſie nach kurzer Einleitung getauft und eingeſegnet. Die Kunde von Euſebio's naher Ankunft hatte plötzlich meine Kräfte belebt, aber der Arzt hielt es für das letzte Aufflackern meiner Lebensgeiſter und der Prieſter fügte, bevor er mir das Abendmahl reichte, meine und Mormona's Hände in einander. Die Chorknaben ſangen draußen mit gedämpfter Stimme ein Loblied Gottes. Wie der Prieſter das Allerheiligſte vor uns erhob, ſtürzten alle Anweſenden in's Knie; ich ſank betäubt in die Kiſſen meines Lagers zurück.

So war Mormona römiſche Chriſtin und mein Weib geworden. Die Trauung am Krankenlager geſchah in Beiſein vieler Zeugen; in Gegenwart der Beamten des Schloſſes hatte der Prieſter unſere Ehe eingeſegnet. Mormona's raſche Aufnahme in den Schooß der alten Kirche war heimlich in der nahen Dorfcapelle geſchehen; an ihrer Bekehrung zu den Wahrheiten des römiſchen Glaubens wollte der Pfarrer noch fortgeſetzt im Stillen arbeiten. Vor meinem Vater durfte ſie nur, wie der Spanier ſagt, als eine „alte Chriſtin“ erſcheinen. Ihr Familienname erinnerte an ein erloſchenes Geſchlecht aus der italieniſchen Schweiz; dies genügte, ſie vor der erſten Nachforſchung ihrer Herkunft ſicher zu ſtellen. Ihr ganzes Weſen ſtand im Einklang mit ſolcher Angabe ihrer Heimath; war ſie doch wirklich aus Savoyen eingewandert; wir verſchwiegen dabei nichts als ihre Abkunft von Köhlern. Den Vorurtheilen meines Vaters und ſeinem Aberglauben vom Fluch des Hauſes waren wir dieſe Verheimlichung ſchuldig; war Alles in Segen verwandelt, ſo durfte man vielleicht durch offenes Geſtändniß Verzeihung erhoffen. Daß Mormona meine Lebensretterin, war Thatſache. Um das Geheimniß ihrer ſchnellen Bekehrung zur Mutterkirche wußte nur der Kloſtermeier; dieſer hatte dem Pfarrer auf's Sacrament das Gelübde des Schweigens geleiſtet. Alles Andere überließen wir der gütigen Fügung des Himmels.

Aus Genua waren Briefe angekommen, daß mein Vater, ohne von den Boten erreicht zu ſein, von Loretto nach der Küſte geeilt und in Livorno zur See gegangen war. Erſt in Genua erfuhr er die Ereigniſſe in der Heimath; der letzte Bericht, den der Arzt ihm lieferte, meldete die Nähe meines Todes. In Begleitung Euſebio's traf er plötzlich in Santa Maria ein. Er erfuhr ſchon von Dieſem die wunderbare Rettung ſeines Sohnes aus den Händen der Wildſchützen; er fand mich in der Pflege des geliebten Weſens, das, falls mein Leben noch zu erhalten war, zum zweiten Mal als meine Retterin erſcheinen mußte. Der letzte La Torre auf dem Todtenbett! Der Gedanke war genug für ihn, um Alles, was geſchehen war, gut zu heißen. War Mormona doch auch jetzt noch der Schutzgeiſt, der mein Lager umſchwebte, ſie war die Bedingung meines Lebens; der Alte konnte im Drang der erſten Sorge nicht umhin, ſie als Tochter, als das Weib des todtkranken Sohnes zu begrüßen.

Sie hieß Maria, ſeitdem ſie römiſche Chriſtin war. Mit dem alten Namen hatte ſie auch die Kleidung abgelegt, die an das Mädchen aus den Bergen erinnerte. Sie fand ſich leicht in die Rolle der Dame des Hauſes, ſie brachte über Alle einen friſch belebenden Geiſt. Der Liebreiz ihres Weſens war auch bald für den Alten ein Zauber; an ihrem Blick, an ihrem Thun und ihrer Pflege ſchien plötzlich ſein wie mein Glück zu hangen.

Die Lebensgefahr war vorüber; ich genas, wenn auch langſam. Der Arzt gab die Hoffnung einer möglichen Herſtellung; ich konnte ſchon nach Verlauf der nächſten Woche in's Schloß geſchafft werden. Noch ehe ſich äußerlich meine Heilung kundgab, hatte ich längſt das Gefühl, daß die Heiterkeit voll tiefen Glückes, die mein Herz durchleuchtete, von Innen her Geneſung bewirkte. Die Wohlthaten von liebender Hand haben magiſche Kraft. In Mormona's Armen wäre mir der Tod ſüß geweſen; wie ſollte das neuerwachende Leben in ihrer Nähe, in ihrem Beſitz nicht ein Gefühl von Wonne in mir verbreiten! So ſehr iſt der Körper der Seele unterthan. Meine Geneſung war für die Aerzte ein Räthſel; nicht für mich. In kurzer Zeit konnte ich mit Mormona auf der Terraſſe des Schloſſes wandeln und den Balſam der Gewächſe einathmen. Alles erſchien mir neu, der Himmel, die Luft, der Baum, der Fels. Alles war für mich in das Licht einer Verklärung, die ganze Welt um mich her in einen ſtillen Zauber getaucht, um deſſen geheimnißvolle Löſung nur ich ſelber wußte. Aus Allem ſog ich Heilung; ein Glanz der Heiterkeit, den man wohl das tiefſte Glück einer gottgefälligen Seele nennen darf, durchleuchtete Seele und Leib in mir. Es war das Alles nur der Abglanz von Mormona's Weſen, und das Gefühl der Geneſung, ſo ſehr ich auf langſame Vegetation angewieſen war, ſchlug in mir raſche Funken der Kraft, belebte mich, wie die erſte Schöpfung ein Frühlingstag. In Mormona's Armen wär ich der Phönix, der ſich aus der Aſche wieder erhebt.

Mormona fühlte ſich Mutter. Sie barg mir nicht ihr Glück; ſelbſt den Vater überraſchte ſie mit der freudigen Botſchaft. Es war, als hätte uns ein Taumel der Freude erfaßt; ſo ſchleunig waren wir aus Tod und Traurigkeit, aus dem Umſturz unſeres Lebens erſtanden. Wir begannen ein fröhliches, leicht bewegtes Leben. Es wurden Spazierfahrten unternommen und bald zu Reiſen ausgedehnt nach den luccheſiſchen Wäldern, nach Genua, die Riviera levante entlang, nach dem Buſen von Spezzia, Anfangs in der Sänfte und bald auf den getreuen Schultern des Maulthiers. Alles gelang; der Himmel ſtand lachend über uns, weil er in uns fröhlich leuchtete. In's Gebirge hinauf drängte es Niemand von uns. Selbſt Mormona hatte nicht den Wunſch, die wilden Steppen ihrer Vergangenheit wieder zu betreten. Sie ſchien gar keine Erinnerung an ihr früheres Leben zu haben, ſo ſehr war ſie, von der Gegenwart erfüllt, ganz die Unſerige, gehörte nur mir und meiner Welt. Daß wir vor dem Vater Geheimniſſe hatten, trübte kaum auf Augenblicke den reinen Himmel unſeres Lebens, vielleicht erhöhte es für mich nur noch den Reiz unſeres paradieſiſchen Glückes, daß die Quelle desſelben verſchwiegen war.

Ich weiß nicht, wie lange dies harmoniſche Leben dauern konnte, hätte es ruhig in ſich ſelbſt ſeinen Verlauf gehabt. Trägt jedes Glück einen Keim des Todes in ſich? Dürfen die Ungethüme im Menſchenherzen nicht allzulange in ihren Höhlen ſchlafen? — Werden ſie wach, ſo umſchleichen ſie erſt von fern den Schauplatz, wo ſich Menſchenglück anſiedeln wollte, umkreiſen es in immer engern Linien; die Beute iſt ihr, auch wenn ſie von weitem nur lauern. Setzen ſie dir plötzlich die Tatze auf die Bruſt, dann erſparen ſie dir das lange bange Vorgefühl der immer wachen Sorge!

Unſer Glück machte uns übermüthig. Wir waren des Gottes in uns ſo ſicher, daß wir dem Götzen, dem die Menſchen dienen, den Tribut zu geben vergaßen. Es mochte in dem Zuſtande Mormona's begründet ſein, daß ſie allerlei Launen ſeltſamer Art hatte. Sie verrieth mitunter Gelüſte, die an das freie Mädchen aus den Bergen erinnerten. Mein Vater begann mißtrauiſch zu werden. Mormona's Widerwille gegen dieſe und jene kirchliche Uebung und Sitte ſtieg: ſie war endlich nicht mehr dazu zu bringen, in unſerer Capelle die Meſſe zu hören. Sie gab vor, der Geruch des Weihrauchs errege ihr Uebelkeiten. Daß ſie die Bilder des gemarterten Gottes, den man der Welt preisgibt, nicht ſehen mochte, ließ ſich phyſiſch erklären. Aber ſie mochte auch keinen Fixus über ihrem Bette dulden. So lange ich krank auf dem Lager war, hatte ſie das Kreuz, das ich auf der Bruſt trug, geküßt und war, das Auge auf den Gekreuzigten über mir an der Wand gerichtet, mit Inbrunſt niedergekniet. Seit der Zeit hatte ſie ſelbſt auch ein Kreuz am Halſe getragen und in jeder Weiſe die gute, katholiſche Chriſtin gezeigt. Jetzt ließ ſie Alles, was an ſolchen Dienſt erinnerte, aus ihrer Nähe entfernen. Ihr Widerwille gegen Weihrauch und Heiligenbilder wurde zu einer kränklichen Apathie, die man ſchonen mußte. „Ich halte das Gefühl der Verweſung nicht aus!“ ſagte ſie mir entſchieden, als ich ihr für den ſtrenggläubigen Vater Rückſichten gebot.

Der Weltgeiſtliche, der Pfarrer von La Torre, war noch eine Zeit lang regelmäßig gekommen, um ihr, wie er ſagte, im Glauben nachzuhelfen, und ſie hatte den beſten Willen gehabt, auf ſeine gelinde, verſtändige Rede zu merken. Unſer herumſchweifendes Leben unterbrach dieſe ſtille Seelſorge des guten Mannes. Von einem unſerer Ausflüge zurückgekehrt, fanden wir einen Stellvertreter im Amte zu La Torre, einen wildfremden Menſchen, der nichts von uns wußte. Es fiel uns nicht auf, daß der Pfarrer ſo ſchnell nach einem andern Wirkungskreiſe abberufen war, allein es that uns leid, daß er ohne alle Rückſprache mit uns ſeine Stelle verlaſſen hatte. Wie ich ſpäter erfuhr, war er auf Antrag meines Vaters von ſeinem Biſchof plötzlich befördert; es hieß, er ſei auf ein ſtilles Dorf verwieſen. Nie hab' ich wieder von ihm gehört. Auch der Kloſtermeier wurde uns bald entzogen. Sein Geheimniß ſchien ihn zu drücken; krank und matt, ſcheu und grambeladen, ward er das Opfer einer ſtrengen Bußfahrt, die er ſich auferlegte. Es war uns keineswegs tröſtlich, die beiden Zeugen unſerer Heimlichkeiten nicht mehr um uns zu wiſſen. Gegen meinen Vater äußerte ich das Bedauern, den werthen Pfarrer einzubüßen, da ſich Mormona an ihn gewöhnt. Mein Vater ſah mich durchdringend an und ſchwieg. Dann deutete er auf den Pater Uberto, den Caplan des Schloſſes, der ſoeben in's Zimmer trat. „Dieſer,“ ſagte er, „weiß um alle meine Sorgen, er ſchlichtet alle meine Zweifel, er iſt ſtreng, aber ſein Wille und ſein Wort iſt ein Spiegel Gottes!“

Der düſtere Dominicaner ſchien mir nicht gemacht für Mormona's Seelſorge. Gleichwohl ward ich ausdrücklich auf ihn verwieſen, da er alsbald auch die Pfarre in der Stadt übernahm. Mormona ſelbſt ſchien Muth genug zu haben, dem Dominicaner zu beichten. Sie machte ihm keine Geſtändiſſe, die unſer Geheimniß verriethen; ſie brachte im Gegentheil nur leichte Scrupel vor, die er widerlegen ſollte. Sie ſei wild aufgewachſen in ihrer Heimath, ſagte ſie ihm, aber ſie habe herzliches Verlangen nach den Wahrheiten der geheiligten Religion. In ihrem ſtolzen Uebermuth raunte ſie mir in's Ohr, ſie wolle ſehen, wer den Andern bezwingen werde und weſſen Gott der mächtigere ſei. Das ſtille, ſcheue Kind der Berge war im Glück ihres Muttergefühls ein ſtrahlendes Weib geworden, das die Welt zum Kampf herauszufordern ſchien.

Ich hatte den Pater Uberto vorbereitet und zur Rückſicht auf ihren Zuſtand geneigt gemacht, bevor ich Mormona ihm als Beicht-

Kind zuführte. „Die Kirche iſt mild!“ ſagte der Caplan, „wer ſich ihr hingibt, den trägt ſie auf Händen, bis ihn Engel auf ihre Fittiche nehmen. Iſt die Kirche nicht ſelbſt Mutter, eine Mutter für Alle, auch die Verlorenen?“

„Er iſt nicht ſo ſchlimm, wie er ausſieht!“ lachte mir Mormona nach ihrer erſten Begegnung mit dem Dominicaner entgegen. „Er hört mir zu und läßt mich reden!“

Ich mahnte ſie an die nöthige Zurückhaltung; ſie ihrerſeits war froher und guter Dinge, und in ihrem Uebermuthe wagte ſie ſich bald zu weit heraus. Pater Uberto blieb plötzlich aus, Mormona ließ ihn nicht mehr kommen. Ich ſtellte ſie zu Rede. Sie gab vor, ſie hätte ſich mit ihm entzweit. Sie nahm das ſo leicht; ich erinnerte ſie an den Ernſt der Sache. Sie ſeufzte tief auf, bevor ſie ihrer Klage freien Spielraum gab.

„Es thut nicht gut,“ ſagte ſie endlich, „daß der Pater behauptet, um feſt und ſicher zu werden im Glauben, müſſe man Die verabſcheuen, die ihn nicht theilten. Iſt denn der Himmel ſo eng und klein,“ hab' ich ihm geſagt, „daß ich Andere erſt verdrängen muß, um ſelig zu werden? Ketzerthum iſt doch höchſtens nur Dummheit und Die um das Heil nicht wiſſen, können doch unbewußt Gottes Kinder und Erben des Himmels ſein, beſſer oft als die Klugen und Geſcheidten, die ſich darüber zanken!“

Wie ich ihr Vorwürfe machte, verſiegelte ſie mir mit einem Kuß den Mund. „Giuſeppe,“ ſagte ſie ernſt und ſah mich treuherzig an, „dir gegenüber und wie du es meinſt, hat Alles Wahrheit und ſcheint Alles gut und glaublich, was ſie in der Kirche thun und treiben. Aber erſt der Sinn, den du darin findeſt, macht es mir begreiflich, und wo ich noch nicht den Verſtand dafür habe, gibt mir dein Wort doch die Ahnung deſſen, was ſich mir noch verſchließt und verhüllt. Selbſt die Thorheiten find' ich dann oft menſchlich ſchön und mich dünkt, man müſſe auch eben das Thörichte als gerechtfertigt und als erklärlich einſehen, will man die Wahrheit verſtehen. Mein Glaube, Giuſeppe, wurzelt nur in dir, nur weil ich dich liebe, biſt du überzeugend für mich. Was ich von der heiligen Religion verſtehe, weiß ich ja nur von dir. Mein römiſches Bekenntniß begann auf dem Markte von La Torre, mit dem Augenblick, wo du mich vom Karren hobſt und das zitternde Mädchen zu dem Herrn Pfarrer führteſt, der mich in die Reihe der Gläubigen ſtellte. Früher in den Bergen hatte ich gemeint, der Menſch ſei viel zu dumm, um viel von Gott zu wiſſen, oder wenigſtens würde ich zur Weisheit noch Zeit haben, wenn ich alt und grau werde. Als ich bei jener Proceſſion in dem himmelblauen, ſternbeſäeten Kleidern die fleckenloſe Jungfrau, die Königin des Himmels und der Erde ſpielen ſollte, da überkam es mich wie ein Mährchen in Freude und Angſt. Ich freute mich, daß der Menſch auch in ſeiner Sündhaftigkeit von der Gnade erfaßt werden könnte, und ich hatte doch Furcht davor, daß dies katholiſche Mährchen Wahrheit ſein könne. Ich war beſtürzt, aber ich dachte, ein guter Geiſt würde mir ſchon eingeben, was ich thun und laſſen ſollte. So ſaß ich denn ſtill unter dem Thronhimmel, wo die. heilige Taube brütet, und wartete darauf, ſie würde vielleicht den Schnabel aufſperren und für mich zeugen und einſtehen für die Wahrhaftigkeit meiner Darſtellung der Mutter Gottes. Aber die Taube ſaß oben ſo ſtill, wie ich unten mit geſpannten Augen und Ohren, und ſo ließ ich über mich ergehen, was da wollte. Und der brave Pfarrer von La Torre kam und ſagte, ich hätte mich gut gehalten. Ich hatte aber dumm und von Nichts wiſſend drein gelächelt. Ich hätte ſo heilig und überirdiſch ausgeſehen! ſagten die frommen Schweſtern im Kloſter. Nun, dann muß es wohl der heiligen Jungfrau eben ſo im Traume gekommen ſein, ſie wußte nicht wie. Und der Meinung möcht' ich beinahe ſein, daß Dummheit vor den Menſchen oft Weisheit vor Gott ſein kann. Den Kindern gibt's der Herr im Schlaf und Die, die nichts wiſſen, ſollen das Himmelreich erben. Dumm ſein und nichts vom Böſen wiſſen iſt viel beſſer, als klug ſein und ungerecht. Hab' ich doch damals beinahe ſelbſt an meine Würdigkeit als Jungfrau Maria geglaubt, trotzdem ich nicht wußte, wie mir geſchah. Nur in der Kirche, in der gepolſterten und grell ausſtaffirten Herrlichkeit, mit der man mich behing, ward ich wieder irre an meiner Rechtmäßigkeit. Wie die Orgel ſo kläglich that, die Poſaunen mich ankrächzten, die alten Nonnen die zerfetzten Fahnen über mich ſenkten und die bunten Burſchen mir den Dampf der Rauchfäſſer in's Angeſicht wirbelte, da hätt' ich, wie von Geſpenſtern erſchreckt, laut aufſchreien mögen; aber ich blieb ſtumm, von ſtarrem Entſetzen befangen, ich kämpfte gegen die Angſt, die in meinen Adern pochte. Ich hielt ſtreng an mich, und wer weiß, ob ich nicht am Ende zur Mumie eingetrocknet wäre, hätt' ich da länger ſitzen müſſen. Wie es aus war, beneideten mich die guten Kloſterfrauen: aber ich kam mir recht ſchlecht und verworfen vor, daß ich noch eine beneidenswerthe Miene annehmen konnte, nachdem ſich mein Herz mit Widerwillen erfüllt. Ich war betäubt und beklommen und athmete erſt auf, als ich Nachts den Schlüſſel ſtahl und Pirrho draußen an der Mauer mit der Strickleiter ſtand. In den Bergen erſt ward ich wieder froh, daß man dort mit dem Herrgott nicht ſo viel Weſens macht, nicht ſo lärmt und tobt, um ihm wohlzugefallen."

So ſprach das ſüße Weib. Ich ſah bewegt und gerührt in ihr klares Angeſicht; mir unbewußt ſtürzte eine Thräne aus meinen Augen. Erſchrocken blickte ſie auf und ſchmiegte ſich an mich.

„Ach, verzeih' mir die einfältige Rede, Freund meines Herzens!" fuhr ſie fort. „Ich bin wohl wieder recht ſündhaft und ſchlecht, aber ich kann jetzt erſt wieder beten, wenn ich mit meinem Herzen ganz allein bin. Lehre du mich dein beſſeres Chriſtenthum, und Gott wird mit mir ſein! Du hatteſt mir ja damals in der Hütte auf dem Felſen gelobt, mein Prieſter zu ſein. Warum biſt du es nicht mehr ausſchließlich und allein, ſeitdem ich dein Weib geworden?"

Wir ſaßen auf der Terraſſe des Hauſes, während ſie ſo ſprach. Die Sonne ſank hinter den Bergen. Ihre glühenden Strahlen umſäumten Mormona's Geſtalt, wie ſie neben mir ſaß und ihr Haupt an meine Schulter lehnte. Dann blickte ſie mich lange durchdringend an; ein plötzlicher Ernſt überſchattete ihr Geſicht. „Wenn du nicht zu mir in die Berge gekommen wäreſt," ſagte ſie faſt mit klagender Stimme, „ſo wäre das Feſt in La Torre und in Santa Maria ein Traum für mich geblieben und niemals Wirklichkeit geworden. Von dem Augenblicke aber, wo du mir wieder erſchieneſt, hielt ich mich für berufen, begriff ich auch nicht wozu, glaubte mich aber befähigt zu einer höheren Welt. Du biſt meine höhere Welt und unſere Liebe iſt mein Cultus und mein Glaube. Als du oben auf dem Felſen in unſere Hütte trateſt, da dacht' ich, daß ich wohl Maria ſein könnte, wenn du mein Joſeph wäreſt. Und biſt du es nicht? Bin ich nicht die Maria deiner Liebe? Hat mich nicht der Geiſt des Herrn überſchattet, bin ich nicht benedeiet von Gott und Natur? Siehe, was die Prieſter von der unbefleckten Jungfrau Maria ſagen und lehren, das muß ich doch viel beſſer wiſſen, als ein alter, finſterer, liebeleerer Menſch! Wohl war Maria's Herz rein und unbefleckt, aber doch nicht unberührt von der Liebe zum Geliebten. Die Berührung hat ſie ja nicht erniedrigt, vielmehr ihre ganze Seele erſt beflügelt. Meint Ihr, ich wüßte das nicht? Stammt mein Muttergefühl nicht auch vom Himmel? — O, glaube mir, es iſt ſehr heilig, in aller Demuth zu fühlen, daß Joſeph und Maria immer von neuem einen Bund ſchließen, wo ein junges Leben im Keime ſich regt!“

Sie war, wie ſie das ſagte, aufgeſtanden, hatte ihre Hände auf meinen Scheitel gelegt und ſah ſtill und feſt hinauf zum Himmel. Eine Weihe voll tiefer Zuverſicht lag in ihrer ruhig ſtrengen Miene. Es war die Beglaubigung von Gott, daß ein kindlich Gemüth, ſelbſt im Aberwitz ſeiner ſpieleriſchen Einfalt, niemals könne verworfen werden.

Ich ermahnte ſie, an den Tribut zu denken, den man dem Glauben und der Sitte ſeiner Mitmenſchen ſchuldig ſei. „Ich will Alles thun, wie du willſt,“ ſagte ſie, „aber der Dominicaner darf mir nicht kommen mit ſeiner Drohung einer ewigen Verdammniß, wenn ich nicht Alle für verloren hielte, die anders dächten und glaubten. Wenn ich nicht mit denſelben Worten betete, wie er ſie mir vorgeſprochen, ſo bliebe noch immer ein Stück Heidenthum in mir ſitzen, hat er geſagt.“

„Heidenthum?“ rief ich, „ſagte er das? O mein Gott! So weiß er um unſer Geheimniß?“

„Ich ſagt' es ihm nicht,“ erwiederte Mormona, „aber er meinte, Ketzer könne man riechen auf eine halbe Meile weit. Ich will nichts davon wiſſen, und ich will nicht beſſer ſcheinen, als ich bin und ſein kann. Gott erhört mich auch in meiner Weiſe und ich denke mich mit ihm in meinem Herzen abzufinden. In den Bergen habe ich beten können, und es war Segen in meinem Gebet, auch wenn ich nicht den Fluch ausſprach über Alle, die anders beteten. Der Caplan ſoll mich nicht ſchrecken und martern, es gäbe für Heiden und Ketzer kein Himmelreich. Ich will ſie nicht verdammen, ich will ihnen nicht fluchen, ich will höchſtens beten: Herr Gott, erleuchte auch ſie, wenn du uns erleuchtet zu haben glaubſt! Auch will ich nichts mehr ſehen und hören von den Wundenmalen der geſpießten und geſchundenen Heiligen! Ich könnte Euere Bilder zerreißen und die Fetzen in die vier Winde ſtreuen. Daß der Tod etwas Heiliges iſt, das hab' ich an deinem Lager erfahren. Damals hab' ich zu den großen Duldern und Märtyrern gebetet und habe das Kreuz geküßt, weil ich in Nöthen war, die Schwere des Kreuzes empfand und den Schwertſtreich, der durch Maria's Seele ging, fühlte. Nun aber Leben ſich in mir regt, heiliges, junges Leben unter meinem Herzen ſich kündet, will ich nichts wiſſen vom Tode und ſeinen Herolden. Leben iſt Gottes Gebot, und die Heiterkeit einer demüthigen Magd des Herrn iſt auch wohl würdig, ihn zu empfangen."

„Amen!" ſagte ich. „Es geſchehe uns zum Heile!"

Aber mein Gemüth fühlte ſich bedrückt, wenn ich an den finſtern Glauben dachte, der uns umgab.

Mormona beichtete nicht wieder bei'm Pater Uberto.

Sechſtes Kapitel.

Selig oder nicht?

Mein Vater war ſeit einiger Zeit tiefer in ſein menſchenſcheues Weſen verfallen. Er vermied, wo er konnte, die Veranlaſſung zum Beiſammenſein mit uns. Das Geheimniß konnte nicht verrathen ſein. Der Kloſtermeier war todt; er war in der Fremde, in einer abgelegenen Hütte am Wege geſtorben; arme Leute hatten ihm die Augen zugedrückt, kein Prieſter hatte ihm das letzte Geſtändniß abgenommen. Es war alſo von dieſer Seite die Verletzung eines Beichtgeheimniſſes nicht möglich; den Pfarrer, der uns entzogen war, hatten wir nur als ehrenwerthen Mann gekannt. Aber man konnte von ſelbſt die Entdeckung gemacht haben, daß Mormona das Mädchen war, das an jenem Einweihungsfeſte die Mutter Gottes dargeſtellt. Iſt der Argwohn ein Mal rege, ſo wird er erfinderiſch. Was für Gedanken mit ſolcher Entdeckung im Innern finſterer Menſchen Raum gewonnen, davon hat uns Niemand Rede geſtanden; wir erfuhren es nur an den Wirkungen, ſo ſorgfältig man ſie gegen uns verheimlichte. Die Veränderung meines Vaters war ſchon lange merklich genug: wir beſaßen nicht mehr ſein Vertrauen. Seine Stirn war wieder mit Gram belaſtet, ſeine finſtere Braue hing wieder tief und aus den Augenhöhlen blickte jenes dunkle Etwas, das ich als das eigentlich Schickſalsvolle unſeres Hauſes kannte: die blöde Furcht vor unſerem Geſchick, die ſchwüle, dumpfe Angſt vor dem, was er den alten, ungeſühnten Fluch nannte. Mein Vater verdoppelte wieder ſeine ſtrengen Bußübungen und ich zitterte vor ſeiner Entdeckung, eine Waldenſerin zu den Seinigen zählen, ſie Tochter nennen zu müſſen. Der Geiſt der Berge ſtand alſo doch mit ſeinen Schrecken über unſern Häuptern. Es vergingen Monate in verſchwiegener Angſt und Sorge.

So lange es möglich war, mit Mormona Ausflüge in die Nachbarſchaft zu machen, blieb unſer drohendes Verhalten zu einander erträglich. Ich hoffte noch immer, der Ausbruch des Wetters, das über uns hing, würde ſich bis zu der Entſcheidung hinhalten, der Mormona entgegenging. Seitdem ihr Zuſtand den Wechſel des Aufenthalts, die Entfernung von Santa Maria unmöglich machte, ward jedoch die Stimmung der Gemüther gedrückter und banger. Dieſe fortgeſetzte Sorge nagte an meiner Ruhe, äußerte auf mich ſelbſt ihre ungünſtige Wirkung. Meine Geneſung, die man für vollendet gehalten, erwies ſich als wenig geſichert, ich machte Rückſchritte, und es gab ganze Tage, wo ich, auf mich ſelbſt verwieſen, Mormona in ihrem Verkehr mit Andern weniger behüten konnte, den Alten unbeachtet ſich ſelber überließ.

Mein Geſundheitszuſtand erregte bald ernſtliche Beſorgniſſe. Ich mußte dem Drängen des Arztes, der mir Seeluft und Bäder empfahl, von Zeit zu Zeit nachgeben. Wir beſaßen ein Landhaus an der Riviera, wo ich unter günſtigeren Bedingungen für mein inneres Wohlſein gewiß mich bald erquickt hätte. Die Villa war das Erbe eines benachbarten ausgeſtorbenen fürſtlichen Hauſes, deſſen letzter weiblicher Sproß an den proteſtantiſchen Erbprinzen einer deutſchen Grafſchaft vermählt war. Sie hatten den Mann damit für Rom gewonnen, ſo hieß es; aber es war kein Segen in dem Gewinn, der Graf war wieder in ſeine nordiſchen Wälder gezogen, ſeine

Gattin aber, das Opfer des Ränkeſpiels, erlag bei der Geburt eines Kindes: ein Denkſtein am Ufer deutete mit ſeiner Inſchrift auf das unglückliche Bündniß zwiſchen Rom und Germanien. Die maritime Villa mit ihren zerfallenen Mauern ward mein Lieblingsaufenthalt, ohne daß ich ahnte, wie ſehr der geſtürzte Altar der Venus im Atrium des Hauſes auch für mich Bedeutung hatte. Dann und wann ging ich auch nach Genua zu Euſebio. Ihm hatte ich mich längſt vertraut. Aber es duldete mich nirgends lange, ich erlaubte mir überall nur kurze Friſt, es drängte mich dahin zurück, wo Luſt und Leid, Glück und Unglück für mich auf einer drohenden Spitze ſchwebte.

Es war in einer wolkenſchweren Julinacht, als ich von einem jener Ausflüge in der Sänfte nach Santa Maria zurückkehrte. Ich hatte den Tag über ruhen, die ſpäten Abendſtunden benutzen müſſen. Die regelmäßige Botſchaft von Mormena's Befinden hatte mich erreicht, mich beruhigt; es war nichts gemeldet, das mich aufſtören konnte; dennoch befiel es mich wie Gewitterſchwüle, als ich im Schloßhofe anlangte. Die Diener ſtanden in Haufen beiſammen und flüſterten in ſcheuer Haſt; ſie traten raſch auseinander, als ſie mich erblickten. Es wurde mir etwas verheimlicht, und ich wußte nicht, ob ich dem nachforſchen ſollte. Erſt nach langen Ausweichungen ging ein Diener mit der Sprache heraus. Er nannte es einen unbedeutenden Vorfall, der nicht neu ſei. Ein wilder, verwegener Menſch hatte ſich ſeit einiger Zeit am Gitter der Seitenpforte gezeigt: mit ſeinem verdächtigen Begehren um Einlaß mehrmals abgewieſen, hatte er ſich endlich dreiſter, mit Waffen in der Hand, den Zutritt in's Haus verſchafft. Er bettelte nicht; er ſchien trotzig, wie Räuber, die kleine Beute verſchmähen, um eines großen Fanges gewiß zu ſein. Im Wortſtreit mit den Leuten ließ er unſinnige Reden fallen: er gehöre hierher, habe ein Recht, hier aufzutreten, er ſuche die junge, ſchöne Gräfin La Torre.

Pirrho! ſagte ich mir im Stillen. Wir hatten ihn allzulange aus den Augen gelaſſen, nachdem meine erſten Nachforſchungen über ſeinen Aufenthalt vergeblich geweſen waren. „Aus dem Wortwechſel,“ fuhr der Haushofmeiſter fort, „wurde ein Handgemenge. Der wilde Menſch verwundete die Knechte; ſie banden ihn, bis auf ſein wiederholtes

Begehren, vor den Grafen gebracht zu werden, dieſer ſelbſt auf den Altan des Hauſes trat. Er ließ den Burſchen vor ſich führen. Er war eine ganze Zeit mit ihm allein; dann öffnete er die Thür und übergab ihn gebunden, wie er geblieben war, den Wächtern. Geduldig ließ ſich der ſeltſame Menſch abführen und hinter Schloß und Riegel legen. Er weint und lacht und hat alle Gebährden eines Tollen. Der Herr Graf läßt ihn verpflegen, hält ihn aber ſtreng feſt und führt ſelbſt den Schlüſſel zu ſeinem Gemach. Einige unſerer Leute wollen ihn ſchon früher geſehen haben.“

So war es alſo am Tage! Mein längſt gefaßter Entſchluß, dem Vater zu Füßen zu fallen und Alles ehrlich zu geſtehen, was ihm vorenthalten war, kam zu ſpät. Mormona wußte nichts von dem Vorfall. Sie war heiter und ſorglos wie die ganze Zeit über, wenn ſie ſich nicht von ihrem Zuſtande beläſtigt fühlte. Eine junge Zofe, ein Mädchen aus der Meierei, das ſich an ſie gewöhnt, war ihre einzige Gefährtin. Mormona hatte kein Arg vor der Welt, ſie ſchien es nicht ein Mal zu ahnen, daß ſie in der gottvollen Einfalt ihres Weſens der allgemeine Gegenſtand eines düſtern Argwohnes, eines fanatiſchen Aberglaubens war. Die Diener beteten ſie faſt an, aber doch wie eine fremde Geſtalt, vor der ſie eine bange Scheu empfanden. Der Caplan gab ſeiner feindſeligen Stimmung keine Worte, aber eben weil er ſich von ihr fern hielt, ſteigerte ſich in Allen das Gefühl der peinlichen Ungewißheit, das ihre Nähe verbreitete. Der Vater behandelte ſie nach wie vor ſehr aufmerkſam, aber was früher Zärtlichkeit war, ſchien jetzt nur gewiſſenhafte Pünktlichkeit. Sie wurde auf ſeinen Befehl in allen Stücken als die Dame des Hauſes angeſehen, aber er ſelbſt hob, wo er konnte, den Verkehr mit ihr auf, und wenn er ihren Liebkoſungen ſich nicht entzog, ſo that er es nur mit Ueberwindung. Es ward ihm ſchwer, den inneren Groll zu bergen; aber ſie ſelbſt, das fühlte er, durfte nicht das Ziel ſein, gegen das ſich ſein Zorn entladen konnte. Ich war entſchloſſen geweſen, ihm Alles zu bekennen. Das Bewußtſein der geheimen Selbſtverſchuldung erſchien mir drückender als der ganze Haß des Alten; ich wollte geſtehen und um die ſchwerſte Buße bitten. Er ließ mich nicht zu ſich, und als ich mich zu ihm drängte, gab er mir kein Gehör; er hieß mich Mormona's Zuſtand bedenken und jede

Aufregung vermeiden. Auf meine Anfrage, wen er in den hintern Zimmern gefangen halte, ließ er mir entgegnen: Einen Vagabunden aus den Bergen, vielleicht einen jener Waldenſer, für die wir Alle Buße thun müſſen! Das Blut ſchoß mir nach dem Herzen, ich hatte zur Faſſung meine ganze Kraft nöthig.

Es war die höchſte Zeit, mich ihm zu erklären: es ſollte ſchriftlich geſchehen. In welchem Zuſammenhange Pirrho mit uns ſtand, konnte ihm nicht länger ein Räthſel ſein, und Niemand anders konnte der Gefangene ſein. Ich war überzeugt, mein Vater würde Mormona nicht die Aufregung entgelten laſſen, in die ihn meine Mittheilungen verſetzen mußten. Da er mich nicht reden ließ, ſo war ich außer Stande, den Eindruck meines Geſtändniſſes zu mildern; jede Zögerung aber brachte Gefahr. Ich ſelbſt litt zu ſehr unter der Laſt des verhängnißvollen Geheimniſſes: er ſeinerſeits fügte ſich vielleicht nach kurzem Sturm in die Nothwendigkeit. Auf der Villa Speroni wollt' ich ihm ſchreiben, demüthig und doch feſt und ſicher. Zugleich wollt' ich mit der ganzen Macht meiner freieren Ueberzeugungen die dumpfe Schwere ſeines finſteren Glaubens zu überwinden ſuchen; ich wollte ihm das Gewicht des ächt Menſchlichen gegen die ſtarre Form ſeiner Orthodoxie in die Wagſchaale legen. Mormona war römiſche Chriſtin, und Maria war mein Weib, gleichviel ob ſich in ihrer kindlichen Seele noch Spuren der waldenſiſchen Abkunft verriethen. Wer nicht hoffen konnte, daß Erinnerungen ſolcher Art ſich mit der Zeit in ihr verwiſchen würden, dem mußte die Thatſache des Verhältniſſes genügen. Sie trug den rechtmäßigen Sproß des Hauſes unter ihrem Herzen. Es war nichts als die dumpfe Qual unſerer Vorurtheile, die Engherzigkeit unſerer religiöſen Zweifel, was den Himmel unſeres Glückes ſtörte. Könnten die Heiligen, ſo wollt' ich ihm ſchreiben, im Schooße der Seligkeit zürnen, wenn ein kleines weibliches Herz ſich ihrem Dienſt entzöge, ihnen auf eine Zeit lang den Tribut verweigerte? Könne der Himmel neidiſch ſein auf die Einfalt einer in ſich ſelbſt beglückten, hier auf Erden mit ſich ſelbſt begnügten, aber von der Heiligkeit ihrer Pflichten erfüllten Seele? Iſt ſie nicht in ihrem ganzen Weſen die Wonne aller guten Geiſter? Verkennt ſie als liebende Tochter, als Gattin ihren Beruf? Und fühlt ſie ſich nicht Mutter? Iſt das Alles nicht genug, um die Gültigkeit ihres für uns ſegensvollen Lebens zu beſiegeln? Nicht genug, daß Engel des Himmels herunterſteigen und ihr die Gnade des Herrn verkünden?

So wollte ich meine weltliche Beichte abfaſſen, für die ich auch nur weltliche Abſolution forderte, weil ich um deswillen mit dem Himmel ſehr gut zu ſtehen glaubte. Der Anblick des Meeres an der reizenden Riviera, der Aufenthalt in der traulichen Villa am Ufer ſollte mir für den alten Herrn, den die Tyrannei des alten Herkommens gefangen hielt, die mildeſten Worte geben. Mein Saumthier war geſattelt. Mormona war, als ich von ihr Abſchied nahm, ſo ausgelaſſen heiter als je. Sie ſchwatzte kindiſch und neckiſch, ſie hatte Uebermuth genug, um ſelbſt mit verhängnißvollen Mächten zu ſpielen, weil ſie meinte, mit Scherz und Schelmerei alle finſtere Schrecken am beſten verſcheuchen zu können. Sie flüſterte mir in's Ohr, das Weſen, das ſie unter dem Herzen trüge, — ſie hoffe mit mir, es werde ein Knabe ſein — ſei gut waldenſiſch, es rege ſich wie ein Kobold aus den Bergen. Seitdem ſie ein Gefühl von ihm habe, ſei ſie auch wieder frei und luſtig, wie ein Kind ihrer Heimath. Erſt wenn ſie Mutter geworden, wolle ſie wieder gut katholiſch ſein und um des Kindes willen zu allen Heiligen beten.

Ich hatte keine Waffen gegen die loſe Sprache dieſer kecken Unſchuld. Ich empfahl ſie dem Schutz Deſſen, der da ſprach: Laſſet die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht! Und ein ander Mal: Wahrlich, ich ſage Euch, wenn Ihr nicht werdet wie dieſer eines, ſo werdet Ihr nicht das Himmelreich erben! Ich ſagte Mormona Lebewohl und zählte ihr die Tage auf, die ich von ihr getrennt ſein würde. Es lag mir jede Ahnung fern, in welchem Aufruhr der Elemente ich ſie wiederfinden ſollte.

Es war früh am Tage, als ich austritt. Die Landſchaft duftete ſo friſch, als ginge ſie von neuem aus der Hand des Schöpfers hervor. Der junge Morgen drängte ſich lachend dem Tage entgegen, wie ein junges Weib der Stunde ihrer Entſcheidung, deren heiße Gluth ſie noch nicht kennt.

Wo der Weg nach dem Ufer abführt, machte ich Halt. Ich bedachte die Weite des Zieles, das Drängende meines Briefes duldete keine Verzögerung, eine geheime Stimme mahnte mich, Heil und Unheil endlich ohne Säumniß entſcheiden zu wollen. Ich entſchloß mich, bog rechts in den Wald ein und war nach einer Stunde in der Meierei des Kloſters. Hier, wo ſchon ein Mal über mein Schickſal verfügt wurde, wollte ich meine Beichte aufſetzen, ſie ſofort nach dem Schloſſe ſenden und dann getroſt der Dinge harren, die ſie hervorrief, der guten Vorſehung vertrauen und meinen Weg nach der Küſte fortſetzen.

Der Brief war geſchloſſen, der Diener mit ihm abgeſendet. Ich wartete nur auf ſeine Rückkehr, um aufzubrechen. Allein er zögerte; ich harrte mehrere Stunden, ward unruhig, ritt ihm nach und gelangte ſo noch vor Abend nach Santa Maria zurück.

Welcher Maler leiht mir die Farben, um das Unglück zu ſchildern, das über uns Alle verhängt war! Wie will ich die zitternde Hand regieren, die hier den Griffel führen ſoll! — Ich will mich zwingen, deutlich zu ſein, und doch überſtürzt mich, das fühl' ich wohl, die Verworrenheit unheilvoller Fügungen.

Vorausſchicken muß ich, daß Mormona ſchon längſt und wiederholt den Wunſch geäußert, die Bilder meiner Mutter und der waldenſiſchen Ahnfrau zu ſehen. Es gehörte das zu ihren ſtillen, aber doch immerfort quälenden und nagenden Gelüſten. Ich hatte mit Ernſt, mit Unwillen dem Begehren geſteuert, ihr mit dem Zorne des Vaters gedroht, mit aller Wärme ſie beſchworen, davon abzuſtehen, den Aberglauben, der als Geſpenſt in der Familie umging, nicht keck herauszufordern. Früher mochte ich, ſelbſt fahrläſſig genug, von meinem Beſuche in den ſtreng verwahrten Zimmern des alten Schloßflügels erzählt, ihr damit den erſten Anreiz dazu erweckt haben. Daß ſie gegen den Alten dieſen Wunſch geäußert, geſtand ſie nicht ein; aber wohl möglich, daß von verwegenen Aeußerungen ſolcher Art ſeine Verwandlung im Verhalten gegen uns ſich herſchrieb. Gegen mich hatte ſie noch in den letzten Tagen ihr Verlangen wiederholt und meiner Betheuerung, davon abzulaſſen, den halb ſcherzhaften Trotz entgegengeſetzt, ſie wolle mich doch noch überliſten; auch ſei es grauſam, ihr wie einem unmündigen Kinde dieſen Wunſch zu verweigern. Sie hatte keine Ahnung, zu welcher unſeligen Verwirrung ihr Muthwille führte.

Gleich die nächſte Stunde nach meiner Abreiſe hatte ſie benutzt, dem Haushofmeiſter mit Hülfe der Zofe heimlich die Schlüſſel zu entziehen. Daß ſie zu dieſer Liſt ihre Zuflucht nahm, bewies die Heftigkeit ihres Verlangens. Oder war es eine dunkle, unbekannte Macht, welche die Waldenſerin trieb, ſich in die Reihe ihrer Schickſalsgefährtinnen zu drängen? — So betrat denn Mormona die Gemächer, die wie alles Verbotene reizten. Es geſchah am hellen Tage. Die mit Läden geſchloſſenen, mit Gardinen verhüllten Fenſter ließen die Räume dunkel, und um Licht zu ſchaffen, riß die eilige Zofe mit mehr Ungeſtüm als nöthig, die Vorhänge, die Jalouſien zurück. Ward auf dieſe Weiſe von Außen die Aufmerkſamkeit auf den vereinſamten Schloßflügel rege, oder hatte man die Schlüſſel alsbald vermißt: genug, es gab Aufſehen und Lärm. Zu meinem Vater gelangte eben ſo ſchnell die Kunde; auf dem Schloßhofe raunten ſich die Leute zu, die alte Waldenſerin ſei drüben wieder lebendig. Alles im Hauſe war bald im Aufruhr.

Mormona mochte unterdeſſen im Anblick der mütterlichen Züge ſich die Erinnerung an ihre heimathlichen Berge wach rufen. Gab das Bild doch eine Geſtalt, ſo friſch, ſo duftig wie die Blume auf den Alpenhöhen, ſo zart und keck, ſo durchleuchtet von Anmuth und freiem Stolz wie Mormona ſelber war. Und die Ahnfrau in dem ſteifen Kragen, dem ſchwarzen Gewande und dem weißen Schleier mochte voll Rührung auf Beide herabblicken; ihr kalter Blick, ihre ſtrenge Miene mochten ſich begütigen, da ſie nicht die Einzige war, die in Santa Maria das Opfer eines finſtern Glaubens wurde.

Die Luſt, auch die andern Räume zu durchſpähen, trieb Mormona weiter. Sie tappte von Zimmer zu Zimmer; in einem völlig dunklen Gemache blieb ihr Fuß feſtgewurzelt. Sie ſtand und lauſchte. Es war ihr, als vernähme ſie eine ſingende Stimme. Die Töne erſchollen bald näher, bald ferner. Sie bebte, aber der Reiz der Entdeckung überwand ihre Furcht. Sie drang vor, dem Geſange nach. Einige Stufen führten zu einem erhöhten Fortbau des Hauſes, bis eine verſchloſſene Thür ihre Schritte hemmte. Sie hörte hier vernehmlich eine männliche Stimme laut und ſchallend, ſie hörte ein Lied. — Stimme und Lied, beides kam ihr bekannt vor, wie eine waldenſiſche Weiſe, wie ein Klang aus den Bergen. Sie pochte, ſie rüttelte an der Thür. „Wer ſingt hier? Wer iſt hier verborgen?“ rief ſie laut. Der Schlag ihres Herzens nur gab Antwort. Mit allem Aufwand ihrer Kraft ſtieß ſie von neuem gegen die Bretterwand. Ein dumpfer Schrei und die Klage eines Gefangenen ertönte näher und näher. Sie wollte zurückeilen und Hülfe rufen. Da ſtürzte die Zofe, die furchtſam zurückgeblieben war, aus den vorderen Gemächern mit der Kunde herbei, ſie ſeien entdeckt, der alte Graf dringe mit einem Troß von Dienern ein. Um ungeſtört zu bleiben, hatte die Zofe den Eingang, durch den ſie mit Mormona getreten, hinter ſich verriegelt. Das laute Rufen und Rütteln an dieſer Pforte war vergeblich geweſen. Aber jetzt ward der Lärm auf der anderen Seite des Flügels vernehmlich. Die Verfolgten lauſchten, ſie wußten nicht, wohin ſich flüchten. So ſtanden ſie erwartungsvoll im Sterbezimmer meiner Mutter. Das Geräuſch draußen verlor ſich, die Verfolger hatten ſich entfernt. Es ward ganz ruhig: Mormona ſaß mit der Zofe lauſchend im Hintergrund des Zimmers; es blieb ſtill. Aber die Stille ward plötzlich entſetzensvoll. Die alte Ahnfrau an der Wand, die hohe Geſtalt, die von der Decke bis zum Boden reichte, wurde lebendig, ſie bewegte ſich, ſie ſchien aus dem Bilde zu treten, nach Mormona die Hand auszuſtrecken: mit einem Schrei des Entſetzens ſtürzte das unglückliche Weib zu Boden. — Nicht die Ahnfrau, aber das Bild bewegte ſich, der ganze Rahmen drehte ſich in ſeinen Angeln und mit ruhigem, gemeſſenem Schritt, bleich, einem Geiſte ähnlich und doch fieberhaft zitternd, trat mein Vater durch die Wandthür, die das Bild bedeckte, in's Gemach meiner Mutter.

Er hatte den Raum nie wieder betreten, die Luft nicht athmen wollen, wo, wie er ſagte, der Geiſt des Böſen als Widerſpruch gegen die Segnungen der Kirche noch Wache hielt. Die Mutter war feierlich beſtattet worden, aber nach dem Aberglauben der Leute hauſte ihre mit der Kirche noch immer nicht ganz verſöhnte Seele auf dem Schauplatze ihrer letzten Wohnſtätte. Der Ort ſelbſt war unberührt, unentweiht geblieben. Das Bild der alten Waldenſerin ſchien recht eigentlich hierherzugehören, man brachte es nicht in den Ahnenſaal zurück. Jeder Seſſel, jedes Geräth ſtand und lag noch auf der alten Stelle, als wäre der Bann darüber geſprochen. Scheute der Alte die Anſteckung der Luft, die man hier athmete, und hielt er ſeine Rechtgläubigkeit doch nicht ganz für unantaſtbar? Oder fürchtete er den Rückfall ſeiner Jugendempfindung, das Gefühl der alten Liebe, das ihn vernichten mußte, wenn es ihn als Reue anwandelte?

Er ſtand jetzt mitten auf dem Schauplatz ſeines kurzen irdiſchen Glückes, mitten im Zimmer vor dem Bette der Entſchlafenen. Der Vorhang bebte, vom Luftzug lebendig gemacht. Der Alte vergaß, weshalb er gekommen. Mit einer wunderbaren Haſt ſtürzte er auf das Bild ſeiner Frau zu, die Erinnerung an die Macht ihrer Schönheit erſchütterte ſeine harte, feſte Natur, und wie er die Hände nach ihrem Antlitz ausſtreckte, brach ein Strom heißer Thränen über ſeine zitternde Wange. Dann beſann er ſich plötzlich, verhüllte ſein Haupt und ſtand wie eine Bildſäule von ſtarrem Schmerz in ſich ſelbſt gebannt. In dieſer Verfaſſung ſah ihn die Stätte ſeines ſchönſten Lebens wieder, von ſeinem eigenen Gefühl verrathen und verdammt.

Mormona regte ſich endlich wieder am Boden. Die Zofe hatte ſich wieder herbeigewagt und kniete zu ihr hin. Zugleich vernahm man an der Thür über der Treppe, von dem verſchloſſenen inneren Raum her, ein gewaltſames Pochen; immer lauter erklang der bald bittende, bald klagende Ruf des Gefangenen, der endlich wüthende Schläge der Fauſt mit Flüchen begleitete.

Mormona, die ſich ſo eben erholt hatte, lauſchte auf die Töne des Unglücklichen, der jetzt die Thür ſeines Kerkers zu ſprengen drohte. Sie ſprang in die Höhe, ſtürzte auf den Alten zu und umklammerte mit beiden Händen ſeinen Hals. „Mein Bruder!“ ſchrie ſie in wilder Haſt, „du hältſt ihn gefangen, gib ihn heraus, Kerkermeiſter! Sein Schrei klingt wie Verzweiflung, wie Wahnſinn!“

Sie ſchrie ſelbſt wie im Wahnſinn auf, als der Alte ſie von ſich ſchleuderte, das große Schlüſſelbund aus der Wandthür zog, durch den nächſten Raum eilte, die Treppe hinaufſtürmte und die Thür, die der Gefangene ſchon halb aus den Angeln hob, öffnete. Wie ein Ungethüm kollerte Pirrho die dunkeln Stiegen hinunter, wand ſich ſchreiend am Boden, ſprang weiter vor in's Zimmer und fuhr wieder zurück, vom hellen Schein des Lichtes geblendet. Sein Haar ſträubte ſich aufrecht, ſeine ſchrägen Augen blitzten mit der Wuth des Tigers, ſeine Hände fuhren krampfhaft umher, als wär' er mit Geſpenſtern im Kampf. Mit lautem Entſetzen ſtürzte Mormona auf ihn zu und glitt, da er ſie nicht hielt, an ſeiner Geſtalt langſam nieder.

Der Alte ſtand ruhig neben ihnen. „Da iſt dein Bruder! Habt Euch denn, da Ihr doch zuſammen gehört!“ ſagte er mit dem finſtern Groll des Beleidigten, riß das Schlüſſelbund in die Höhe und verſchwand wie er gekommen war hinter der Tapete.

Das Bild der Ahnmutter zitterte heftig in ſeinen Angeln, die Züge der bleichen Geſtalt wogten zornig auf der Leinwand hin und her. — Die Schritte des Alten verklangen im nächſten Raum, Thüre auf Thüre fuhr raſſelnd hinter ihm zu. Die beiden Waldenſer waren allein, neben den alten Genoſſinnen ihres Stammes und ihres Unglücks.

Es dunkelte faſt, als ich in den Schloßhof ritt. Die Diener umſtürmten mich: ich wußte ſchnell das ganze Ereigniß, begriff ich auch nicht gleich den Zuſammenhang. Ich eilte zu meinem Vater: mit Gewalt erbrach ich ſein Cabinet. Stumm und ſtarr ſaß er im Lehnſtuhl, in der welken Hand hing das große Schlüſſelbund. Ich führte in der Angſt eine verworrene Sprache. Er ſtand auf und wollte ſich mit ſeinem Stolze gegen mich waffnen. Das war keine Macht mehr, die Stand hielt: ich war in Raſerei, wenn ich mein Weib in dem Aufenthalt des Schreckens, in Gemeinſchaft mit Pirrho dachte. Ich ſchrie dem Alten zu, ob er ruchlos vergeſſen, in welchem Zuſtande meine Gattin ſei, entriß ihm die Schlüſſel und ſtürzte fort in die unglückſeligen Gemächer.

Mormona lag auf dem Bette der Mutter, ſtill, blaß, unſäglich leidend: die Erſchütterung hätte ſie tödten können. Die Zofe weinte. Pirrho wühlte am Boden umher, er ſchien nicht zu wiſſen, was um ihn her vorging. Er wurde bald entfernt. Wie ich mit Mormona allein war, machte ſie mir die Entdeckung, daß ſie glaube, ihre Stunde ſei plötzlich gekommen. Der Arzt erſchien und erklärte die Anzeichen als darauf deutend, daß wir einer ſchnellen Entſcheidung gewärtig ſein müßten.

Und ſo war es denn auch. Unter Leiden und Schmerzen, nach einer bang durchlebten Nacht, genas Mormona eines Sohnes. Was ſie mit Freuden dargebracht hätte, wär der Lauf der Dinge weniger feindlich für ſie und uns Alle, das gebar ſie jetzt in Noth und Angſt.

Das Leben des Kindes war geſichert, aber Mormona ſelbſt in Todesgefahr. Für Tage und Nächte, am Schmerzenslager zugebracht, hat man noch kein menſchlich Maß gefunden: unermeßlich iſt, was die Liebe in der Duldung vermag, unerhört, wie ſie auf der leiblichen Folter zu liegen für nichts achtet und über alle Mühſal triumphirend im Geiſte ganz Seligkeit iſt.

Es gibt Schmerzen, für welche die Sprache, um ſie auszudrücken, erſt bei der Muſik borgen müßte. Wollte ich unſeren Zuſtand ſchildern, ich müßte erſt Töne erfinden, ganz in den Weiſen jener alten Aeolsharfe hingehaucht, die ſich nordiſche Völker im dunkeln Nebel ihrer feindlichen Zone erdachten.

Noch vor Mormona's Tode war der Alte bei dem ungeahneten Gang der Dinge verwandelt. Es wäre jetzt an mir geweſen, die Rolle des ſtolzen Unwillens zu übernehmen, aber der Anblick des Greiſes erſchütterte mich zu tief. Seine Haltung, ſeine Faſſung war hin, er lag ſtundenlang wie vernichtet am Lager der Kranken. Wir wechſelten kein Wort, die Blicke waren verſtändlich und ſein gramgefurchtes Antlitz ſprach deutlich genug, wie zerſtört er ſich fühlte. Mormona duldete ihn gern um ſich, ſchalt ihn einen armen guten Thoren und ſtrich ihm ſanft das greiſe Haar, wenn er vor ihr kniete und ſein naſſes Auge in der Decke verbarg.

Pirrho ward gut gehalten, aber er durfte nicht zur Schweſter: ſein geiſtiger Zuſtand ſchien der ärztlichen Pflege bedürftig. Gleich bei ſeiner Ankunft im Schloſſe hatte er Spuren von Zerrüttung gezeigt. Er mochte eine lange Zeit vorher in Qual und Selbſtanklage ein unglückliches Leben in den Bergen geführt haben. Wir hatten faſt Alle mörderiſch gegen einander gehandelt, aus Wahn oder aus Eigenſinn: was Wunder, wenn die zerſtörende Wirkung, die der Menſch gegen den Mitbruder richtet, ſich von Zeit zu Zeit gegen ihn ſelbſt wendet.

Wir ſtanden an Mormona's Sterbelager: ihre letzten Stunden waren nahe. Das ſchöne junge Leben wehrte ſich noch tapfer gegen die ernſten Anfechtungen des Todes. Ein erſter Kampf war vorüber; ſie ſchöpfte freien Athem und rief den Vater und mich zu ſich. „Ihr Männer, lieben Brüder," ſagte ſie weinend und lachend, „tragt keine Sorge um mein ewig Seelenheil; ich will als gute katholiſche Chriſtin ſterben."

Mein Vater ſtand ihr zu Füßen: er blickte ſtarr zu Boden, er hatte keinen Sinn für die ſpieleriſche Kindlichkeit ihres guten Herzens.

„Sei nicht ſo finſter, alter Mann!“ ſagte ſie zu ihm, „ich will ja gern in Euern aparten Himmel hinein und mich losſagen von meinen armen Brüdern und ihrem Ketzerthum. Ach, ihr Glaube war doch ſo friſch und fröhlich frei wie die Luft der Berge! Aber für bedrängte und beladene Menſchen iſt Euer Dienſt recht gut erfunden. Im Jammer, wo man Gott den Herrn unendlich fern glaubt, da gibt man ſchon nach, ach! da ſchwindet ſchon alle Hartnäckigkeit des freien fröhlichen Herzens! Gebt nur her, ich will dem leidenden Gott die Wundenmaale küſſen!“

Mein Vater wendete ſich ab und verhüllte ſein Haupt, aber er wagte nicht, die Feier der Todesſtunde zu ſtören.

„Wendet Euch nicht ab,“ ſagte ſie zu ihm, „von einer armen Creatur, die in ihrer Unſchuld dumm, aber nicht böſe iſt! Euch zu Liebe ſoll auch nach dem Prieſter geſchickt werden und will ich all' meine Sünde ihm überantworten. Die Leidtragenden, die Schmerzensgeſtalten, die Herolde des Todes haben ja ihr Unheimliches für mich verloren, mit Schmerzen und Leiden bin ich nun vertraut geworden. — Von einem Herzen freilich, das in Heiterkeit ſeines Gottes voll iſt, ſcheint Ihr nichts zu wiſſen!“

Sie weinte heftig, wie ſie das Wort geſagt: ſie ſchien der Aufregung zu erliegen. Mein Vater ſtand noch immer in ſich verloren und abgewendet. „Wollt Ihr der Sterbenden nicht die Hand reichen?“ ſagt' ich zu ihm.

Sie hatte ihm die ihrige vergeblich hingeſtreckt: der Alte war erſchüttert und kämpfte noch mit dem letzten Schatten ſeiner finſtern Regung.

In dem Augenblicke läutete draußen die Glocke des Miniſtranten, die das Allerheiligſte verkündete: die Thür öffnete ſich, die Chorknaben ſtanden mit Kreuz und Becken im Vorzimmer und der Caplan trat in's Gemach.

Mein Vater hatte ſich raſch zu ihm gewendet und ſank in's Knie. In der Verwirrung, in der Sorge um die hinſchwindende Seele eines Weibes mochte ich verſäumt haben, beim Erſcheinen des Sanc-

[illegible] mein Haupt zu neigen, bis der Prieſter uns mit lauter Stimme die Gegenwart ſeines Gottes verkündete. Mormona hatte ſich im Bette aufgerichtet und ſank jetzt in die Kiſſen zurück, als der Prieſter zu ihr trat. „Seid barmherzig mit mir, geſtrenger Mann Gottes!“ ſagte ſie mit zitternder Stimme, „ich ſtehe ja ohnedies bald vor dem Richter, der alle meine Miſſethat kennt! Ich meine, er müßte ſie mir verzeihen!“

Ich fühlte wie bitter der Wermuth war, daß ſich ein heiteres freies Herz ſeine Sünden ſelbſt vergeben wollte. Uberto ſtand wie eine ſtarre Bildſäule mitten im Zimmer, während ſeine Begleiter die Vorkehrungen zum letzten Amte trafen. Er blickte unerbittlich feſt und ſtreng auf die Sterbende. Das war die kalte ruhige Miene des Kriegers, der nur ſklaviſchen Gehorſam, kein Mitleid, kein Erbarmen kennt. Ich ſah hülfeſtehend zu ihm auf. Von ihm hing es ab, ihr die Abſolution zu geben; nicht um ihretwillen, der Umſtehenden wegen wünſchte ich es. Ich ergriff des Paters Arme, ich ſuchte ſein Auge. „Geht nicht allzuſtreng mit ihr in’s Gericht,“ flüſterte ich ihm leiſe zu. „Es waren Irrthümer in ihrem Glauben und Denken: aber ſeid milde, ihr Leben floß in Unſchuld und Liebe dahin!“

„Sie wird Gott die alleinige Ehre geben,“ ſagte der Prieſter, „und unſere heilige Kirche als den alleinigen Schooß der Seligkeit anerkennen.“

„That ſie das nicht,“ eiferte ich, „wo nicht mit Worten, ſo doch mit ihrem Leben, thatſächlich und freiwillig? Hat ſie ſich nicht zu uns bekannt, hab’ ich ſie nicht gewonnen? Haltet nicht ſo ſtreng auf das Wort, martert nicht die Seele eines armen Weibes mit der Form. War doch der Inhalt ihres Lebens gut!“

Die Kranke, die die ganze Zeit über das Auge geſchloſſen gehalten, regte ſich plötzlich. Wir horchten auf. Sie hob ſich in die Höhe, rief mich leiſe bei Namen, ergriff meine beiden Hände und ſah mich groß und ernſt an. „Ich bin nicht ſchwach,“ ſagte ſie, „es gibt noch einen Gott für mich und dich: ſei ruhig, Giuſeppe!“

Sie wandte ſich dann geſchäftig bald nach der einen, bald nach der andern Seite. „Es iſt noch viel zu thun übrig!“ ſagte ſie, „eilt! Die Zeit drängt!“

Die Dienerin mußte ihr den Knaben bringen. Das ſchlafende Kind lächelte ſtill und ſüß. Sie drückte es feierlich an's Herz, legte es dann vor ſich hin auf's Bett, breitete die Hände über ſein Antlitz und empfahl es mit leiſem Gebet dem Schutz aller guten Geiſter. — „Amen!“ ſagt' ich, wie ſie zu mir aufblickte und mir winkte. Dann wies ſie den Knaben raſch von ſich, als fürchte ſie, ihre Kraft ſei zu Ende. „Pirrho?“ flüſterte ſie. Ich ſchüttelte das Haupt. „Ich weiß,“ ſagte ſie, „er iſt nicht hier. — Kommt, alter Mann, Vater meines Giuſeppe!“ fuhr ſie fort, und ich zog ihn auf ihren Wink an ihr Lager. Er wehrte ſich nicht und drückte ihr die Hand. Sie nahm die ſeinige und ſchloß ſie betend zuſammen. Sie blickte in ſein Antlitz und zwang ihn, ihrem Blicke Stand zu halten. Eine ſelige Friedfertigkeit leuchtete in ihren Augen, ob ſie ſchon die Schatten der heranbrechenden Nacht verdunkelten. „Und die Waldenſer ſind auch unſere Brüder?“ ſagte ſie laut mit fragendem Ton. — „Amen!“ rief ich und lehnte den Arm um die Schulter des Alten, der ſich über das Lager bückte. Er küßte ihr die Hand, wendete ſich zur Seite und drängte den Prieſter heran. Aber ſie wehrte ihn ab mit der Hand, ſie wollte ſich mit mir allein noch beſchäftigen. Sie ſank in ihr Lager zurück, ihre Stimme ward matter; ich kniete vor ihr nieder und ſah zu ihr auf wie zu einer Heiligen. Sie lächelte wie ein verklärter Geiſt. Mit ſchwacher Stimme, aber durchdringendem Tone dankte ſie mir für das Glück der Liebe. „Mein all zu kurzes Leben,“ flüſterte ſie, „war in Luſt und Leid doch ein geſegnetes! Giuſeppe, meinſt du nicht?“

„Und was ſagt Euer Gott dazu?“ flüſterte ich zum Prieſter.

„Unſer Gott?“ ſagte Uberto, „iſt er denn nicht der Eurige?“

Ich ſchlang den Arm um ihren Nacken, um ihre Lippen dem dargebotenen Heil des Prieſters näher zu bringen. „Geſtehet, daß unſer Gott auch der Eurige!“ ſagte Uberto und wollte ihr den Leib des Herrn reichen.

„Mein Gott iſt gut!“ hauchte ſie ſtill, zuckte leiſe in ſich zuſammen und hatte vollendet; ſie ſtand vor dem Richter, der ihr und unſer Aller Gott. Der Prieſter hielt ihr noch die heilige Speiſe vor; die zuſammengepreßten Lippen weigerten ſich ſie anzunehmen. Uberto ſah finſter drein. „Unſelig hingegangen!“ ſagte er und ſah mich drohend an, wie ich mit der ganzen Bitterkeit des Schmerzes ſeinem Blick begegnete. Wie mein Vater die Hände rang, machte der Dominicaner das Zeichen des Kreuzes über ſie, ſah aber ſchweigend gen Himmel.

Siebentes Kapitel.

Todtendienſt und neues Leben: Dominicaner und Jeſuit.

Selig oder nicht: Gott wird es richten! — In einer kleinen Waldcapelle, von Oliven und Ulmen umſchattet, war Mormona's Hülle beigeſetzt. Der Neubau der alten Begräbnißhalle zu Santa Maria hatte die Nöthigung gegeben, ihr dieſe Ruheſtätte fern von den Angehörigen der Familie zu bereiten. Mir galt das gleich. War ſie doch ſonſt mit allen Ehren einer Gräfin des Hauſes beſtattet. Während man in der Schloßkirche Tag und Nacht das Todtenamt hielt, lag ſie im Schatten des Waldes, der Menſchenwelt und ihrem irdiſchen Lärm entzogen, in dem grünen, luſtigen Tempel, wo die Vögel des Himmels ſich anbauen und ohne Brevier und Formular dem Herrn ihr Loblied ſingen. Selig oder nicht: hier galt kein Unterſchied.

Mein Vater hatte die Feierlichkeit der Beiſetzung mit einer Sorgfalt betrieben, die glauben ließ, ſein Schuldbewußtſein wolle ſich mit dieſem Liebesdienſt eine letzte Buße auferlegen. Faſt ſchien es, als ſolle ihm die todte Mormona werden, was ihm die lebendige nie ganz geweſen. Dieſe Reue verlangte geehrt zu werden. So viel Eifer um das dahingeſchwundene Leben hätte mit ihm verſöhnen können, hätte dieſe Frömmigkeit ſich nicht an den Wahn geklammert, die Todte werde jenſeits vom ewigen Richter verworfen werden. Sie ſtand für mich im Glorienſchein der vollen Liebe Gottes! Ich ſah und hörte wenig vom Treiben um mich her, ich theilte weder meine Andacht, noch auch die Bedürfniſſe des Tages mit der Welt, die mich umgab. Meines Vaters Andacht ließ ungewiß, ob er mehr an Mormona's Erlöſung oder an ſeinem eigenen und ſeines Hauſes Seelenheil zweifelte. Die Lebenden galten ihm nichts, der Sohn der Todten, der Knabe Saverio, ſo wenig als ich ſelbſt. Ihn zu ſtören in ſeinem Thun war vergeblich: die Berührung zwiſchen uns war allzu ſchmerzlich; das Unglück hatte uns vereinigt, um uns für immer zu trennen. Von Kindheit auf hatte ich an meinem Vater keine andere Regung, keine andere Beſchäftigung als dieſe faſt mönchiſche gekannt; die Gewohnheit hatte ſeinem Thun und Treiben, ſeinem ewigen Todtendienſt mitten im lebendigen Leben, das Fremdartige genommen. Dieſe Weltentfremdung war nicht von Jugend auf in ihm geweſen; ſie hatte ihre Geſchichte gehabt, ſie war das Ergebniß ſeiner Schickungen. Eng befreundet mit Victor Amadeus, jenem Herzoge von Savoyen, der den Titel eines Königs von Sardinien annahm, hatte mein Vater mit dieſem Fürſten alle ſeine Unternehmungen, ſeine Feldzüge getheilt, war nicht von ſeinem Hoflager, nicht von ſeiner Seite gewichen: er war ſein Freund geweſen im ſchönſten Sinne des Wortes. Wie ein Meiſter ſeinen Schüler, ſo hatte Victor Amadeus den Grafen La Torre geliebt. Plötzlich bemächtigte ſich des Fürſten ein ränkevolles Weib. Victor Amadeus legte die Krone nieder, um in den Armen der Marcheſe von San Sebaſtiano das vermeinte Glück der Liebe ungeſtört zu genießen. Die Abdankung zu Gunſten Karl Emanuel's geſchah unter dem trotzigſten Widerſpruch meines Vaters, des treueſten Vaſallen. Er ward als Rebell in Ketten geworfen. Ein Jahr darauf bereute der König den unbeſonnenen Schritt: er wollte ſein Regiment wieder antreten, er forderte vom regierenden Sohne das Scepter zurück. Meines Vaters Warnung hatte alſo Gehör gefunden. Seiner Banden frei, in ſeinen Ehren wiederhergeſtellt, war Graf La Torre eifrig bemüht, die insgeheim zuſammenberufenen Barone des Reichs für den alten König zu ſtimmen. Dieſe Treue für das Alter mußte der Jugend für Verbrechen gelten. Karl Emanuel kam der Verſchwörung zuvor, Victor Amadeus wurde der Gefangene ſeines Sohnes. Mein Vater theilte freiwillig das Loos, der königliche Greis ſtarb in den Armen ſeines Freundes. Den jungen Herrſcher rührte dieſe Hingebung nicht, mein Vater ward wie ein gemeiner Miſſethäter auf die Galeere geſchickt, bis ihn die Vermittelung des römiſchen Hofes von der ehrloſen Strafe erlöſte. Krank und an der Menſchheit verzweifelnd, die ihn die beſte

Tugend ſeines Herzens ſo tückiſch büßen ließ, lebte mein Vater längere Zeit in Rom, galt den Leuten, wie ſie ſagen, für tiefſinnig und ward ſehr fromm. Man trug ſich ſogar mit dem Gerücht, Graf La Torre ſei heimlich in einen geiſtlichen Orden getreten. Die Politik der Höfe, die Laune und die Willkür der Mächtigen, die treuloſe Ränkeſucht der Ehrgeizigen, der ganze Lauf der Dinge dieſer Welt erſchien ihm ſeitdem ein Werk des Böſen. Dem heiligen Vater verdankte er den Wiedergewinn ſeiner Rechte als Menſch, ſeiner Beſitzungen als Erbherr ſeines Hauſes; geiſtlicher Zuſpruch bewahrte ihn, daß ſein Gemüth nicht irre ward an Gott und ſeiner Weltregierung. Er ſah fortan in der Kirche den allein feſten, den allein rechtmäßigen Zuſammenhang zwiſchen Himmel und Erde. Der Staat und die Geſellſchaft der Menſchen hatte ſich ihm als ein trüglich Machwerk, die Kirche allein als eine Stiftung Gottes, als der Fels Petri erwieſen. Er kehrte von Zeit zu Zeit nach Santa Maria zurück, lebte aber auch hier ſtill, in ſich gekehrt, kirchlichen Uebungen ergeben. Seine erſte, ebenbürtige Gattin, die ihm weder Glück noch Nachkommenſchaft gegeben, war in den Armen eines Nebenbuhlers geſtorben. Plötzlich trat in ſein gramumflortes, wolkenſchweres Leben ein lichter Engel, ein Genius der Liebe und Freude, ein Mädchen aus den Bergen. Dieſer Engel des Lichts ward auf Augenblicke mächtig genug, die Nacht um ſeine Stirn zu verſcheuchen, den Dämon zu bezwingen, die ſchlummernde Natur in ihm aus ihrem Grabe aufzurufen. Sie ward ſein Weib, aber er hatte nicht Kraft und Klarheit des Geiſtes genug, die Unſchuld, die ihm Gott aus dem Schooß der Natur geſpendet, heiligzuhalten, im Widerſpruch mit Finſterlingen, die das Fleiſch tödten, um dann den todten Leib zu benedeien. Eine Zeitlang ward den waldenſiſchen Brüdern in den Bergen eine Freiheit, eine Wohlthat nach der anderen zugewendet, meine Mutter regierte zu Santa Maria; dann plötzlich kehrte mein Vater zu ſeinen Bußübungen, zu dem finſteren Glauben zurück, ſein Haus ſei vom alten Fluche wieder heimgeſucht. In dieſem Wahn ließ er ſein Weib, meine Mutter ſterben. Dieſer Wahn, der Fluch des Hauſes ſei unſühnbar, lebte jetzt von neuem in ſeinem zerſtörten Gemüth.

Für mich hatte die Welt ſeit Mormona's Tode ihre Farben verloren, mir liefen die Geſtalten des Lebens gleichgültig ineinander.

Ich verließ nur ſelten die Gemächer des Schloſſes, in denen mein Weib gewaltet, gelebt und geliebt, gelitten und geendet. Ich hatte mich in dieſen Räumen feſt eingerichtet, aus dieſem Zuſammenhang mit der nächſten Vergangenheit wollte ich nicht ſcheiden. Dort wehte mir noch der Hauch ihres Mundes: in den verhüllten Zimmern, die kein ungeweihter Fuß mehr betrat, im Schatten dieſer Dämmerungen, die ich halb träumend, halb wachend an mir vorübergleiten ließ, fühlte ich noch die Geſtalt der Geliebten, ja, ich glaubte ſie im Fluge an mir hinſchweben zu ſehen, das Rauſchen ihres Gewandes, den ſüßen Klang ihrer Stimme zu hören. Das war mein Todtendienſt. Meine Andacht beſtand darin, mir Mormona's Geſtalt lebendig zu erhalten. Jedes ihrer Worte rief ich mir zurück, um aus all' den kleinen Zügen ihres kurzen Lebens mir ihr Abbild feſtzuſtellen. Ihr Leben weiterzuleben, das ſchien mir mehr werth als alle Buße. Und in der That, ich fühlte ihren Geiſt in mir wachſen und gedeihen, als wäre ihre Natur auf mich übergegangen. Sie hatte ſich aus Liebe zu mir zum römiſchen Dienſt bekannt. Ich war damals faſt auf dem Punkte, aus Liebe zu ihr den Glauben der Ketzer mein zu nennen. Sie hatte nicht ausgehalten im Dienſt meiner Kirche, der freie Strahl ihrer heiteren Seele war vom Dunkel der Dämmerungen, das er nicht zu durchbrechen vermocht, wieder zurückgeſcheucht. Ich meinerſeits gedachte die nüchterne Helle des einfachen Ketzerthums der Waldenſer mit der Wärme des vollen Menſchenlebens zu beſeelen, um ſie für die Welt wieder zu gewinnen, die alte Unbill auszugleichen, den jahrhundertlangen Fluch zu ſühnen. Anders, das fühlte ich ſchon damals kann man nicht Miſſionär ſein und Proſelyten werben, als wenn man auf die Bedürfniſſe der Verirrten liebevoll eingeht, ſie theilt und menſchlich findet. Das Alterthum der Griechen lehrte ſchön und gut ſein, und hielt Beides für daſſelbe. Das Chriſtenthum wollte mehr ſein als das, und iſt hinter dieſem Ziele zurückgeblieben. Soll die Welt die verlorene Harmonie nicht wiederfinden? Sollen wir das Leben nur immer erſt heilighalten, wenn es eingeſargt vor uns liegt? Dieſer Todtendienſt höre auf, das Leben zu verdrängen!

Ich hätte ohne Zwang an die früheren Jahre meiner Jugend wieder anknüpfen können, die ich im Collegium zu Genua zugebracht. Aber ich brauchte Menſchen, die für meine Ueberzeugungen empfänglich waren, uneingenommene friſche Menſchen, denen ich von Mormona erzählen, den Inhalt ihres Lebens und meinen Glauben deuten konnte, wie Gott in einer kindlichen Seele ſeine liebſte Offenbarung ſieht. Das Bedürfniß nach Mittheilung, nach Thätigkeit und Wirkſamkeit ſcheuchte mich endlich fort aus meiner abgegrenzten Stille. Der Knabe Saverio mit der Sorge für ſeine erſten Bedürfniſſe erfüllte zu wenig meine Zeit und Muße. Das friſch kräftige Kind war dem neuen Hausmeiſter und ſeiner Frau, die von gleichem Alter ein Kind geboren und nährte, zur Pflege übergeben; beide Knaben hatten damit als Milchbrüder dieſelbe Mutterbruſt. Der Hausmeier und ſein Weib waren verſtändige Leute, ob ſie ſchon unmündig waren in Sachen des Glaubens, prieſterlichen Willen unbedingt und blind über ſich verfügen ließen. Der Knabe Saverio entwickelte ſich raſch und feurig; die fröhliche Schnellkraft ſeiner Mutter ſchien in ihm lebendig zu ſein; die Züge ſeines Geſichtes machten ihn auch äußerlich zu ihrem Ebenbilde. In mir aber lebte Mormona's Urbild weiter, ihr Geiſt durfte nicht entſchwunden ſein vom Schauplatz ihres Lebens, ihr Daſein war noch nicht abgeſchloſſen, ihre Sache, die Sache der verkannten Unſchuld, noch nicht erledigt. Wenn ich für das Recht der verketzerten Menſchheit, für das Recht der Kinder in den Bergen und ihre Anwartſchaft auf die Segnungen des Lebens als Anwalt auftrat, glaubte ich Mormona's beſte Erbſchaft anzutreten, der beſte Vollſtrecker ihres letzten Willens zu ſein.

Was mich von Zeit zu Zeit wiederholt in die Berge trieb, war die Sorge, Kunde von Pirrho zu erhalten. Niemand wußte von ihm, weder auf dem Markt von La Torre, wie die aufgeſtellten Wächter mir meldeten, noch daheim in den zerſtreuten Hütten der Köhler und Murmelthierzüchter. Er war der Erſte von den Brüdern in den Bergen, denen mein Leben gehörte, wollt' ich Mormona's Leben weiterführen. Die Ungewißheit über ſein Ergehen wurde mir zur Pein. Er konnte in Noth ſein, in innerer Bedrängniß, der Verzweiflung preisgegeben! In der Hütte auf dem Felſen war keine Spur von ihm zu entdecken.

Wie ich zum erſten Mal jenen Schauplatz meiner erſten Freude wieder betrat, rieſelte ein leiſer Schauer der Andacht durch meine Seele. Hier hatte meine Alpenroſe geblüht, bevor ſie ſich den Menſchen im Thale anvertraute. Auf dieſer Schwelle war ſie vor meinem erſten Erſcheinen droben in der Hütte zuſammengeſchreckt, hier am Heerde hatte ſie meinem Worte gelauſcht, das ihr die Bruderliebe unter den Menſchen als das höhere, Gott allein wohlgefällige Chriſtenthum verkündete. Hier hatte ſie feierlich die Hand gen Himmel gehoben, als ihr ſchüchterner Blick mich gefragt, ob ich es ehrlich gemeint; dort war ſie ſtill in ſich erzittert, als meine Hand ſie berührt. Ich kniete nieder auf den Spuren ihres Wandels, ich gelobte die Stätte heiligzuhalten, ich gelobte mehr: ich gelobte ihren Brüdern in den Bergen, die die Welt verdammt, ein Verkündiger von der Liebe Gottes zu ſein. Den großen ſchweren Streit zwiſchen altem und neuem Glauben ſchwur ich unter den Menſchen ſchlichten zu helfen, und rief Mormona's Geiſt aus den Gefilden der Seligen zum guten Werk herab. Es war mir, als wenn es wie mit Fittichen der Seraphim mich umrauſchte, ein lichter Geiſt mit hellem Klang ſein Triumphlied ſänge. Wie ich aus der Thür wieder hinaustrat, ſtand die Sonne ſcheidend am Rand der Berge: ich fühlte ihren Glanz um mein Haupt, die Hütte um mich her ſtand in Glorie. Auf die Platte des Felſenſtiegs ſchrieb ich mit deutlichen Zügen: „Pirrho, eile zu mir, Mormona's letzten Willen zu vernehmen!“

Damals ſtieg der Wunſch in mir auf, Prieſter zu werden, um auch äußerlich das Recht zu haben, den Menſchen einen neuen Glauben zu verkündigen. Dann durfte ich vor ſie hintreten und ſagen: Ihr Thoren, die ihr Gott ſuchen wollet! Er wandelt unter euch, ein ſtiller Geiſt, und ihr erkennt ihn nicht. Ihr erwartet ihn mit Schrecken zum jüngſten Gericht, und ſiehe, er iſt alle Tage bei euch. Ihr erwartet ihn im Lande jenſeits, und martert und kränkt ihn hier ſchon im Geringſten euerer Brüder! — Iſt die Welt ſchon ſo alt geworden, und hat die Religion Chriſti, die Religion der Bruderliebe, noch immer nicht verſtanden?

Ich hatte bisher in der Geſchichte einiger ketzeriſchen Secten geforſcht. Ueberall, fand ich, hatte ein in der Stille Erleuchteter von neuem die Entdeckung gemacht, daß Gott ſich nicht im bloßen Formendienſt finden laſſe. Ueberall freilich waren die Neuerer zu weit gegangen und hatten ſich zur großen Gemeinde des Herrn nicht wieder zuſammengefunden. Ich las jetzt die Geſchichte unſerer Orden. Ich fand auch ſie ihrem Urſprunge entfremdet. Immer war es ein großer Gedanke, eine tiefe Sehnſucht, die den Stifter einer neuen Gemeinſchaft aus dem Lärm der verlorenen Welt in die Wüſte oder in die Stille trieb, um ſich wie Chriſtus in den vierzig Tagen auf ſich ſelbſt und auf den reinen Urſprung der Menſchheit aus Gott zu beſinnen. Mit geſammelter Kraft trat er dann wieder unter die Menſchen, um den Brüdern mitzutheilen, was ihm der Geiſt vertraut. Selbſt jener Dominicus, von dem ein Syſtem furchtbarer Verfolgungen den Namen entlehnt, war ein gottgeweihter Menſch, den unſer Dante, der große Dichter, in den Himmel verſetzt, während er deſſen Schüler und Anhänger zu den Verdammten in die Hölle wirft. Ueberall ſah ich die urſprünglich reine Abſicht unter dem leidenſchaftlichen Thun der Menſchen in ihr Gegentheil verkehrt, die Gelübde der Orden in äußerlichen Formeldienſt, die Begeiſterung in eine todte Knechtſchaft des Buchſtabens ausgeartet. Der Same des Chriſtenthums war zu einem gewaltigen Baume aufgeſchoſſen, aber die Vögel des freien Himmels fanden nicht mehr Obdach unter ihm. In ſtillen Nächten überfiel mich die Angſt, ich könnte berufen ſein, den todten Chriſtus zu erwecken, und doch nicht die Kraft haben, den Menſchen das Evangelium von der lebendigen Liebe zu deuten. Wohl war der Entſchluß in mir ſtark genug, in die Einſamkeit der Wüſte zu ziehen und im Anſchauen Gottes meine Gedanken zu heiligen, aber die Furcht, in die Welt zurückgekehrt, einſam wie ein Wahnſinniger dazuſtehen, der den Steinen vergeblich predigt, lähmte meinen Entſchluß, hielt meine Lebensgeiſter gebunden. Ich fühlte zugleich, daß ich der Genoſſen bedurfte, um für die Menſchheit zu kämpfen und zu dulden. Die Kraft eines Einzelnen reicht nicht mehr hin, der Menſchheit aufzuhelfen.

Pater Euſebio in Genua war mir in dieſen Zweifeln Rath und Troſt. Er war ohnedies gewohnt, in den Ereigniſſen unſeres Hauſes mitzuleben. Alles was in mir vorging, pflegte ich ihm zutraulich zu berichten. Euſebio war von Herkunft und Nation ein Franzoſe, aus der Schweiz gebürtig. Er kannte die Menſchen, er wußte, wie man ihnen in ihrer Noth beiſpringt. An den Höfen der Fürſten wie in der Hütte der Armuth hatte er mit weiſer Hand Segen verbreiten und auch den Verſtand der Weltklugen da leiten gelernt, wo der gute Wille und die Empfindung des Herzens nicht ausreichen. Er kannte auch die Philoſophien jener verwegenen und aberwitzigen Köpfe, die damals ſchon den geſammten Inhalt der chriſtlichen Menſchheit anzweifelten und ihn verſpotteten, weil ſie ihn nicht bewältigen und neu geſtalten konnten. Sie verwarfen das Beſtehende und waren ohnmächtig, Neues zu ſchaffen. Euſebio verwarf nichts unbedingt: er prüfte Alles, behielt das Beſte und war überzeugt, daß der guten Sache Alles zum Beſten gereiche.

„Du irrſt, mein Sohn,“ ſchrieb mir Euſebio, „wenn du wähnſt, man müſſe erſt eine Gemeinſchaft aufgeklärter Köpfe ſtiften, die von der Knechtſchaft der Form, von der Tyrannei der Satzung frei ſei. Eine Gemeinſchaft freier Denker exiſtirt. Nicht Alles für Alle! iſt freilich ihre erſte Regel. Und man kann nur ſtufenweiſe in das Allerheiligſte der unverhüllten Wahrheit dringen. Die Wahrheit macht frei, den Einzelnen wie ganze Völker, aber nur nach dem Grade der Befähigung, der klaren Beſonnenheit und eines ruhigen Selbſtbewußtſeins. Mein Freund, es gibt eine Verbrüderung edler Menſchen, die ſich die Wahrheit und die Freiheit zum Ziel ſteckten; allein ſie müſſen ſich noch geheim halten gleich den erſten Chriſten, die im römiſchen Zeitalter in Höhlen und Schluchten den ſtillen Keim ihrer Lehre pflegten. Es gibt eine Gemeinde, die ſich die Verbrüderung und Aufklärung aller Menſchen zur Aufgabe ihrer Beſtrebungen gemacht hat; aber ſie hat am hellen lichten Tage noch keine Form gewonnen, und ihr offener Kampf mit den finſtern Gewalten des Aberglaubens und der Unduldſamkeit iſt noch nicht ſtatthaft. Es wird die Zeit kommen, wo ſich alle Beſſeren zu dem großen Bunde der Menſchenliebe zuſammenfinden, und die Kirche Gottes, die Gemeinſchaft der Gläubigen wird dann wieder Raum haben für Alle, auch wenn ſie nur die Wahrheit ahnen. Dann werden die Irrthümer der Philoſophien, die Abſonderlichkeiten der Secten, die hartgeſottenen Behauptungen eigenſinniger Kathederhelden verſchwinden. Was in den Entdeckungen Einzelner wahr iſt, kann nur Geltung haben, wenn es Gemeingut der Menſchheit wird. Das haben jene Weltweiſen Frankreich's und jene Sectenſtifter der germaniſchen Nation nicht einſehen können, daß die Menge unfähig iſt, das grelle Licht der ganzen Wahrheit zu ertragen, und darum thut der Menſchheit ein Orden noth, der die Aufklärung des Verſtandes zu regeln, die neuen Entdeckungen der Vernunft zu leiten, ſie für die große Menge unſchädlich zu machen weiß. Dieſer Orden, mein Sohn, der auf das Treiben der Welt eingeht, am Thun der Menſchen theilnimmt, das Weltliche heiligt und den ſchönen Garten Gottes, dieſen von wilder Leidenſchaft und vom Fanatismus des angeblich ausſchließlichen Glaubens ſo oft verwüſteten Schauplatz der Erde wieder urbar macht und anbaut: dieſer Orden braucht nicht erſt geſtiftet zu werden, weder er ſelbſt, noch die beſondere Loge der Aufgeklärten in ihm. Dieſer Orden hält feſt an der Kirche Gottes auf Erden, aber ſeine Eſoteriker, ſeine Auserwählten, haben zugleich Theil am Fortſchritt der Menſchheit. Er kennt die Lehren der Weltweiſen, er weiß um die Bedürfniſſe der Völker, er ehrt das Streben des Einzelnen nach Freiheit; aber er behütet die heilige Flamme der reinen Wahrheit, er wacht darauf, daß die große Menge, das noch unmündige Volk vor den Irrungen der zweifelnden Vernunft bewahrt bleibe. Nicht Alles für Alle! Dies der oberſte Grundſatz dieſes Ordens, Gehorſam deshalb ſeine Baſis, Verſchwiegenheit die Bedingung, um ein Mitglied der Geſellſchaft Jeſu zu ſein."

„Mein väterlicher Freund," ſchrieb ich an Euſebio zurück, „ich ſehne mich nach einer Gemeinſchaft edler Männer, die der Ueberzeugung leben, die Kirche Gottes müſſe aufhören, eine Strafanſtalt für die Menſchen zu ſein. Ich bin überzeugt, daß das Chriſtenthum der Dominicaner nicht Euere Lehre iſt. Ich bedarf vielleicht ſogar des Schutzes gegen deren Chriſtenthum, aber ich kann — verzeihet! — nicht die eine Gefangenſchaft mit der andern vertauſchen; ich kann nicht blinden Gehorſam ſchwören, wo ich einen Bund edeldenkender, freifühlender Menſchen fordere. Blinder Gehorſam hindert die Bewegungen meines Geiſtes, hemmt meinen Wiſſenstrieb."

Hierauf ſchrieb Euſebio zurück: „Die Freiheit der Forſchung, mein Sohn und mein Freund, wird dir nie unterſagt bei uns. Die heilige Kirche erlaubt ſie dem Prieſter, dem Auserwählten, auch wenn er nicht die Weihen empfing. Wie ſollte die Geſellſchaft Jeſu ihren Mitgliedern das Ringen nach Wahrheit verbieten! Wir Alle ſtreben nach der Freiheit, wir wiſſen, daß nur die Wahrheit frei macht, aber wir halten uns nur ſtufenweiſe für die Freiheit befähigt. Es gibt keine Freiheit ohne Nothwendigkeiten. Steht die Weltkugel, die ſich frei bewegt, nicht insgeheim unter dem Geſetz der Schwere? Ebenſo iſt der Menſch, dieſer freie Schöpfer ſeiner Thaten, — denn ſonſt hätte er keine Wahl zwiſchen Gutem und Böſem, — von Natur und Schickſal an geheimen Fäden feſtgehalten. Iſt ſein Sinn geſund, ſo gibt er ſich dieſen Naturbedingungen hin, ohne dadurch ſeine Freiheit für gefährdet zu erachten. — Mein Sohn, ich kannte von früh an dein heimliches Gelüſt nach Freiheit, das ſich ſelbſt in den Spielen des Knaben verrieth. Ich habe dich ſchon damals, als du hier im Collegium mir anvertraut warſt, nach der Art und Weiſe geleitet, die deine Natur zu verlangen ſchien. Du fügteſt dich in die Ordnungen der Anſtalt, die jeder Tag mit ſich brachte, während du Nachts heimlich deine Wanderungen am Strande, deine Fahrten im Nachen ungehindert unternehmen konnteſt. Du dünkteſt dich frei, weil du nicht wußteſt, daß jener Fiſcher, den du für dich gewannſt und beſtacheſt, ſchon vorher in meinem Solde war. So, mein Sohn, ſteht es um die Freiheit der Menſchen, und nur ſo, wenn ſie von einem Höheren überwacht iſt, bleibt ſie vor Gefahren geſichert! Begreife daran, wie die Mutterkirche ihre Auserwählten zu leiten weiß. Zu den Auserwählten aber rechnete ich dich ſchon immer, mein Freund; ich wußte, daß dieſer Hang zur Freiheit deine Kräfte entwickeln, nicht deinen Sinn verwildern werde. Und nun der Himmel Schmerzen ſeltener Art über dich verhängte, fand ich meinen Glauben an dich nur beſtätigt. Der Himmel hat dich hart und bitter geprüft. Er nahm dir dein irdiſches Kleinod, um dir einen Schatz im Himmel zu ſichern. Gib dieſen Gewinn nicht auf, ſuche ihn ſchon auf Erden wirkſam anzulegen! Du biſt zu einem Apoſtel Gottes, zu einem Verkündiger ſeines Reiches auf Erden berufen, denn du gehſt in Liebe auf die Irrungen der Menſchen ein, du haſt die Gabe, dich der Gemüther zu bemächtigen und ſie mitten im Kampfe gegen die finſtern Leidenſchaften zu Gott zurückzuführen. Das Chriſtenthum der Dominicaner fürchte nicht! Die Herrſchaft der Mönche und der Fanatiker iſt aus. In dir aber, mein Freund, erkenne ich das außerordentliche Werkzeug eines höheren Chriſtenthums. Werde Prieſter und ziehe hinaus in die Welt, um den Menſchen zu verkünden, was ihnen noth thut! Oder tritt wenigſtens als Laie in den Verband unſeres Ordens und wirke nach dem Maß deiner Kräfte und nach dem Maß, wie Gott dein Herz erleuchtet! Unſer Orden iſt bildungsfähig, das unterſcheidet ihn von allen andern und deshalb wird er Schritt halten mit der Entwickelung der Jahrhunderte. Unter dem großen Stifter hatte die Geſellſchaft Jeſu die Aufgabe, in der Stille des Gemüths die Eintracht mit Gott wiederzufinden, die ſeinem Zeitalter verloren gegangen war. Loyola fand ſie im Gebet und in der Buße, und in den Entzückungen ſeiner Phantaſie wurden ihm die Wahrheiten der Religion zu Geſtalten, mit denen er leibhaft zu verkehren glaubte. In den Anſchauungen ſeines ſchwärmeriſchen Geiſtes fand er Gott wieder, den er in den Formen der Kirche ſeiner Zeit vergeblich ſuchte. Dieſe Rückkehr zum Einblick des Geiſtes in ſich ſelber hat ihn wie alle Schwärmer als groß und gottſelig hingeſtellt. Wären wir bei ſeinen Phantaſien ſtehen geblieben, ſo hätten wir in Einſiedeleien und in der Wüſte Büßer und Heilige erzogen. Aber die Welt ſoll ſich nicht ſelbſt überlaſſen ſein, der Geiſt des Chriſtenthums muß in ſie eingehen und Fleiſch werden. Man muß der Menſchheit zu Hülfe kommen, an ihrer Bedürftigkeit Theil haben, wie Chriſtus Menſch ward und die Gebrechen der Menſchlichkeit auf ſich nahm — er freilich, ohne zu ſündigen. Jacob Laynez, unſer zweiter General, gab dem Orden ſeine zweite Richtung. Er entfernte aus ihm, was von mönchiſcher Düſterheit ihm noch innewohnte; er milderte die Strenge des beſchaulichen Lebens, er ſetzte ſich zur Aufgabe, die Welt der Menſchen mit der Kirche Gottes zu vermitteln. Dies geſchieht durch Unterricht der Jugend und durch milde, aber unaufhörliche Bekämpfung des Unglaubens. Der Umgang mit Erwachſenen, Predigt und Beichtabnahme wurde nöthig, um überall die Welt auf ihrem eigenen Grund und Boden ſicher und unvermerkt zum Heil zu führen. Es gelang nicht wieder, den Orden auf bloße Beobachtung der kanoniſchen Stunden und ausſchließlichen Mönchsdienſt zurückzuführen; mit Franz Xaver war die Miſſion unter den Heiden glorreich eröffnet und dem Orden dieſe neue Seite erwachſen, Ungläubige zu bekehren, während die Erziehung der Gläubigen innerhalb der Chriſtenheit unſere weſentliche Aufgabe blieb. So ſchreiten wir fort, mein Sohn, ſelbſt wenn die Kirche und das Regiment des Papſtes im Stillſtand verharren wollte. Wir arbeiten für die Kirche, aber wir erneuern ſie immerdar, indem wir ihr neue Grundmauern ziehen, und wenn wir auch blos den

Beſtand des alten Hauſes zu ſichern ſcheinen, ſo wächſt doch langſam, aber unaufhörlich der unſichtbare Tempel fort, bis er die Größe, Weite und Herrlichkeit haben wird, in dem ſich alle Welt zuſammenfindet. Es wird nichts unverloren ſein, was die Bildung der Jahrhunderte an wahrem Gewinn heraufführt, es wird ſich Alles in einer großen Gemeinſchaft zuſammenfinden. Dies, mein Sohn, iſt der Sinn des Ordens in unſerm Jahrhundert. Wir haben Großes vor, eine Reform und Neugeſtalt der Kirche, die ſich über alle Secten verbreiten, alle Völker wieder gewinnen muß, um die wahrhaft allgemeine zu ſein. Auf, auf, mein Sohn, ich wünſche, daß du dereinſt unſere Glorie theileſt! Theile zuvor unſere Anſtrengungen, unſere Opfer, unſere Arbeiten!"

Ich hatte mit dem Briefe des werthen Mannes das Glaubensbekenntniß eines römiſchen Prieſters in der Hand, deſſen Offenheit beinahe zu der Beſorgniß führen durfte, es könne für ihn verhängnißvoll werden. Stand mein würdiger Lehrer doch ohnedies ſchon in dem Rufe einer Freiſinnigkeit, die man nur als eine Ausnahme, vielleicht nur in Anbetracht ſeiner ſonſtigen vielfachen Verdienſte gelten ließ. Seine Feinde hatten ihn ſchon mehrmals beim heiligen Amt der Inquiſition wegen ſeiner Hinneigung zu den Philoſophen und Freimaurern Frankreichs verdächtigt. In der That enthielt ſein Brief deutliche Spuren von ſeiner Theilnahme an der Gemeinſchaft aufgeklärter Köpfe, die damals anfingen, ſich in heimlichen Logen zu verſammeln. Ich hörte damals zum erſten Male von dem Bunde der Roſenkreuzer, der Beides in ſich vereinigen ſollte, die Ideen der Freimaurerei und das Gelübde, die Aufklärung nur im Dienſte Roms zu befördern.

„Es iſt eine verhängnißvolle Zeit hereingebrochen," ſchrieb mir Euſebio hierüber, „Licht und Finſterniß, Liebe und Haß ringen mit einander; im Schooße der Kirche ſelber, wie in der ganzen Menſchheit iſt der Zwieſpalt ausgebrochen. Es gilt jetzt mehr als je, daß die Edleren feſt zuſammenhalten und das Zeitalter vor den Verwüſtungen bewahren, die von beiden Seiten uns bedrohen. Gegen den Unglauben waffnet ſich der alte Aberglaube mit neuer Macht, gegen den Witz der ruchloſen Spötter treten die Geiſter des Schreckens und der Gewaltthat wieder in die Schranken, gegen einen Voltaire pflegt ein neuer Torquemada aufzuſtehen und der ächte Freund der Kirche Gottes und der Menſchheit ſteht oft allein mitten im Kampfe der Parteien. Hier gilt es dann doppelt, am Heil des Ganzen nicht irre zu werden, wenn uns einzelne Ausartungen den Glauben an Fortſchritt und Freiheit trüben. Was du auch von den Roſenkreuzern bemerkſt, kümmere dich nicht um Namen! Wiſſe nur ſo viel, daß auch die Kräfte der Natur noch unerforſcht zu unſern Füßen liegen, die Zeit aber nicht fern iſt, wo bisher noch ungehobene Schätze dem Schooß der Erde entſteigen werden, ungemünztes Gold uns zu Dienſten ſteht. In den Naturwiſſenſchaften regt es ſich wunderbar. Du kennſt meine eigenen ſchwachen Verſuche in dieſem Gebiete. Aber ich ſage dir, es wird aus den Naturwiſſenſchaften eine Umwälzung für die geſammte Menſchheit erwachſen. Wer hat nicht die Sucht der Alchymiſten verſpottet, künſtlich Gold zu erzeugen! Und ſiehe, unter den Verſuchen, Gold machen zu können, hat man das Porzellan gefunden. Drüben jenſeits der Alpen, im kalten, deutſchen Norden, im Lande Meißen, glaub' ich, ſchaffen ſie in einer neuen Miſchung von Gypſen und Erden einen neuen Stoff, den ſie in China ſchon vor Jahrhunderten kannten, aber geheim hielten. Ich ſage dir mehr! Ich nenne dir im Lande jenſeits des Oceans, im fernen Weſten, wo Alles wie Empörung gegen die Geſetze des Menſchenlebens ſich geſtaltet, ein Zuſtand der Auflöſung, Republik genannt, ſich entwickelt, — ich nenne dir einen ketzeriſchen Mann, Benjamin Franklin! Er hat an einem Spielzeug der Buben, an einem im Winde aufſteigenden Drachen, die Geheimniſſe der Elektricität entdeckt. Dieſe Geheimkunde wird uns den Blitz lenken lehren, und der mit Frevlerhand den Königen das Scepter entwindet, er wird dem unberechenbaren Zorn des Himmels, wie wir ſagen, dem Blitz, der über uns herzuckt, ſeine Bahnen weiſen! Staunen wir und forſchen, mein Sohn! Und daß wir nur, will ſich uns der Schooß der Natur mit neuen, ungeahnten Kräften erſchließen, Alles zur wahren Ehre Gottes anwenden! Die Aufklärung geht leiſen, geheimen, aber ſicheren Schrittes durch die Menſchenwelt! Sei wachſam, mein Sohn, und im Stillen ein Genoſſe Derer, die für ſie wirken, auch wo ſie noch im Verborgenen bleiben! Ich grüße dich als angehenden Bruder des verſchwiegenen Bundes freier Denker!"

Ich meinestheils begriff bei Allem nur nicht, weshalb ich erſt Jeſuit werden ſollte, um Freimaurer zu ſein. Aber ich verſchwieg ihm das; ich war damit vielleicht ſchon reif zum Sodalen der Geſellſchaft, deren Grundſatz iſt: Nicht Alles für Alle!

Um dieſe Zeit trat eines Tages Pater Uberto, unſer Caplan, zu mir in mein Gemach, ungemeldet, ungerufen. Ich hatte alle Begegnung mit ihm vermieden, ich war der Sphäre des Mannes weit entrückt. Er ſah milder aus als gewöhnlich; mich rührte faſt die hagere Geſtalt mit den unfruchtbar düſteren Blicken des tief gehöhlten Augenpaars, das Gott nur in den Schrecken des Todes zu ſuchen ſchien. Der Ton ſeiner Stimme war unſicher und ſchüchtern. Es ſchien ein Friedensamt zu ſein, das er übernommen; und doch lauerte in ihm der Geiſt eines Torquemada, jenes Beichtigers und Ketzerrichters ſondergleichen.

„Ihr entzieht Euch den Eurigen, Signor,“ ſagte Uberto mit ſo viel Ruhe, als ihm möglich war. „Man muß Euch mit Gewalt aufſuchen, Ihr ſeid leidend!“

Ich mochte nicht ſo hülfsbedürftig erſcheinen. „Gönnt mir dieſe Einkehr, dieſe Einſamkeit,“ ſagte ich, „ich gebe damit kein Aergerniß. Ich hoffe mich in meinem Unglück zurecht zu finden; mehr vermag der Menſch nicht. Ihr ſeid ein Mönch. Wird der Laie nicht Gnade vor Euch finden, wenn er ſich von der Welt zurückzieht? Ich bin ja faſt zum Kloſterbruder reif! Ich würde in einen geiſtlichen Orden treten, wenn mein Zeitliches und das Intereſſe meiner Familie geordnet wäre, — und wenn ich unter den Orden, die ich kenne, eine Wahl zu treffen wüßte!“ ſetzte ich zögernd hinzu.

Uberto ſah mich ungewiß an. „Signor,“ ſagte er, „ich kenne nicht Eueres erlauchten Vaters Anſicht über ſolchen ihm ganz neuen Entſchluß. Ich weiß auch nicht, ob die Weltweisheit, der Ihr huldigt, Euch vor der Welt und ihren Verſuchungen ſicherſtellt. Ich beklage nur, daß Ihr Euch von unſerer Gemeinſchaft ausſchließt. Ihr entzieht Euch ſelbſt dem heiligen Dienſte, den wir der Verſtorbenen halten!“

„Mormona ſteht vor Gott,“ ſagte ich, „er wird ihr ein gnädiger Richter ſein.“

„Amen!“ ſprach der Prieſter. „Was Anderes bezweckt unſer Gebet, als die Erlöſung und Begnadigung der Todten? Wir entbehren nur Euerer Theilnahme, wenn wir für ſie beten.“

„Ich bete lieber für die Lebendigen,“ ſagte ich, „ſie bedürfen deſſen weit mehr.“

„Signor, wir beten auch für Euch und Euer Seelenwohl!“

„So thut, was Eueres Amtes iſt und laßt mich meinem Gotte dienen, wie ich kann und mag.“

Ich war aufgeſtanden, um damit die Unterredung zu beenden; ich fühlte zu wohl, welche Kluft mich von dem Manne trennte.

Der Dominicaner blieb ſitzen und ſah mich ruhig an. „Euer Schmerz iſt gerecht,“ ſagte er, „ich würde ihn nicht tadeln, auch wenn er ſich ſtürmiſcher äußerte. Aber Ihr thut nicht gut, den Zwieſpalt feſtzuhalten, wo doch Alles, nachdem der Himmel entſchieden hat, ſich wieder zur Eintracht des Hauſes wenden könnte. Euer erlauchter Vater meint —“

„Sprecht in Euerem eigenen Namen, Uberto!“ ſagte ich, „mein Vater iſt nur Euer Echo.“

„Wie meint Ihr, Signor?“

„Ich meine, daß Ihr es ſeid, der das Gemüth meines Vaters gefangen hält. Ihr beherrſcht ſeinen Glauben, und Euere Vorſtellungen ſind düſter und unverſöhnlich.“

„Nicht meine Vorſtellungen, Signor, die Wahrheiten der Religion erfüllen die Gedanken Eueres Vaters. Ihr haltet mich für die Urſache des Zwieſpaltes, und ich war es doch, der die im Widerwillen gegen die Segnungen der Kirche Geſtorbene nicht öffentlich ausſtieß aus der Gemeinſchaft der Seligen und Gläubigen!“

„O mein Gott!“ dacht' ich ſtill für mich, „muß ich mit dem Dominicaner über eine unbefleckte, reine Seele rechten!“

„Ich war es,“ fuhr Uberto fort, „der ſie auch im Leben ſchon freiſprach, ſelbſt wenn ſich ein ſündhaftes Gelüſt in ihr Gemüth drängte. Sie hat, als ich ihr den Leib des Herrn reichte, auch vom Kelche verlangt!“

„Ein kindiſcher Wunſch von ihr,“ ſagt' ich, „in der Zeit, wo ſie ſich Mutter fühlte, nicht ganz zurechnungsfähig war! Und ein Beichtgeheimniß, Caplan! Wahret Euere Zunge!“

„Ich verletze es,“ ſagte Uberto, weil mich hier Niemand hört, als Gott und Der, welcher vielleicht Theil hat an dem Irrglauben der Geſtorbenen. Euer Weib ſtarb im Widerwillen gegen die Gnadenmittel der Kirche. Es war noch ein Reſt des waldenſiſchen Ketzerthums in ihr, und Ihr, Graf Giuſeppe, ſeid mitſchuldig an dieſer Sünde. Ihr habt die Seele Eueres Weibes nicht gehütet, wie Ihr ſolltet, Ihr habt Theil an dieſem Ketzerthum.“

„Ich will den Glauben der Köhler und Hirten in den Bergen nicht vertreten,“ ſagt' ich ruhig, „aber ich will nicht dulden, daß man ſie für verdammt hält, weil ihre Prieſter ihnen vom Kelche einen Tropfen bieten. Gilt Euch denn Ketzerthum und Heidenthum gleich viel? Nahm nicht Chriſtus ſelbſt den Kelch, dankete, reichte ihn den Seinigen und ſprach: Nehmet und trinket Alle daraus, denn dieſes iſt mein Blut! — Und wer den Leib iſſet, empfängt der nicht auch vom Blut? Wie könnt Ihr, weiſer Mann, wenn Ihr es ehrlich nehmt, Beides trennen? Wie kann es einen Leib geben ohne das Blut, das in ſeinen Adern rinnt?“

„Ihr ſeid in den witzigen Philoſophien der Abgefallenen ſehr beleſen, Signor,“ ſagte der Dominicaner.

„Philoſophie!“ ſagte ich. „Auch das gilt Euch gleich mit Ketzerthum und Heidenthum! Aber die Worte der Bibel werden die Satzungen der Menſchen überdauern. Auch die Prieſterehe bei den Ketzern geſtattet die Bibel: Petrus war beweibt!“

Uberto war aufgeſtanden und reckte ſeine ganze dürre Geſtalt in die Höhe. Sein finſteres Auge blitzte unter den buſchigen Brauen; aber dieſem Blitze fehlte zum vollen Bannſtrahl der Donner des Wortes, das ihm im Streite mit der Aufklärung des Jahrhunderts verſagt zu ſein ſchien. „Ihr entzieht Euch,“ ſagte er kalt und tonlos, „wohl nur deshalb dem heiligen Dienſt, weil Ihr den Glauben der Kirche nicht mehr theilt?“

„Unſere Unterredung wird zu einem Inquiſitionsverhör. Seid ihr ein Ketzerrichter?“ gab ich ihm als Frage zurück.

„Ihr meint, weil mein Orden das heilige Amt verwaltet! Ich ſitze nicht mit zu Gericht,“ ſagte er ruhig.

„Nun denn, ſo ſtehe ich Euch Rede, Caplan. Nehmt mein Bekenntniß als Beichte, von der Ihr nicht weiter reden dürft. Ich theile nicht den Glauben der Waldenſer, denn er ſtützt ſich auf die Bedürfniſſe von Naturkindern, hat mit ſeiner Einfalt wohl nur in den Höhlen und Schluchten Geltung, in die ſich das Unglück vor der blutigen Verfolgung geflüchtet hat. Ich theile nicht ſeine Irrthümer, die er im Haß gegen die Welt trotzig feſthält, aber ich halte ihn eben ſo gut für ein Chriſtenthum, als manche andere Lehre, die ſich die ausſchließliche und alleinſeligmachende nennt. Der Waldenſer hat keinen Meßdienſt, weil er glaubt, Chriſtus habe ein für alle Mal mit ſeinem Opfer die Verſöhnung geſtiftet. Seinen Nächſten lieben, ſagt der Waldenſer mit dem Worte des Apoſtels, iſt beſſer als alles Brand- und Schlachtopfer! Die Liebe aber, die die Religion des Ketzers gebietet, machen wir ihm unmöglich, denn wir haben ihn mit Feuer und Schwert verfolgt. Unſere Grauſamkeit iſt Schuld, daß es auf Erden wenig Chriſtenthum gibt.“

Uberto war bleich geworden, ſeine Lippen zitterten. „Die Waldenſer,“ ſagte er mit halb erſtickter Stimme, „verſchmähen die Geheimniſſe unſerer Religion, verſchmähen die Anbetung des Kreuzes, die Anbetung der Mutter Gottes.“

„Sie vergeſſen nicht über der Mutter den Sohn, der unſer Aller Herr und Meiſter iſt! Als man zu Jeſu kam und ſprach: Rabbi, draußen ſind deine Mutter und deine Brüder! Da entgegnete er: Wen nennt Ihr meine Mutter und meine Brüder! Und ſiehe, er ſtreckte die Hand aus über ſeine Gemeinde und ſprach: Dies ſind meine Mutter und meine Brüder! Gehet hin und thuet desgleichen! Was Ihr dem Geringſten unter ihnen thut, das thut Ihr mir! — Wer danach lebt, Prieſter des Herrn, der dient Gott dem Herrn!“

Ich hatte im Eifer meiner Worte nicht wahrgenommen, welche Wirkungen ich in Uberto hervorrief. Er war in den Seſſel zurückgeſunken; die Geſtalt des athletiſchen Mannes lag wie ein Rohr geknickt vor mir. Fühlte er ſich von ſeiner lebenslänglich geträumten Sicherheit und Höhe ſo plötzlich herabgeſtürzt? Er ſchien keiner Bewegung, keines Wortes mehr mächtig. Wie ich ſeine Hand ergriff, zuckte er heftig zuſammen und raffte ſich auf.

„Wir haben hier ſtreitige Dogmen berührt,“ ſagte ich im Tone der Verſöhnung und des ſchmerzlichen Mitgefühls. „Sind wir nicht einig, ſo haltet dem Laien zu gut, was nach Euerer Meinung Irrthum iſt. Es kam mir nur darauf an, Euch daran zu erinnern, daß die Waldenſer in den Bergen trotz der Verſchiedenheit ihres Glaubens doch noch immer Chriſten ſind. Ihr ſcheint ſie für Heiden zu halten.“

Uberto hatte ſich geſammelt und blickte mit düſterem Stolz auf mich herab.

„Ketzer ſind ſchlimmer als Heiden!“ rief er mit dem dumpfen, hohlen Ton ſeiner Stimme, „Ketzer niſten ſich mitten im Schooße des Chriſtenthums ein, ſie verkehren die Geheimniſſe der Religion durch die Trugſchlüſſe ihrer ſophiſtiſchen Klügelei in Wahnſinn. Darum trifft ſie weit mehr als die Heiden der Fluch, den die Nachtmahlsbulle am Grünen Donnerſtag vom Vatican auf ſie ſchleudert.“

Der Dominicaner hatte ſich, wo er den Streit der Meinungen nicht ausfechten konnte, raſch auf die Schrecken ſeiner Gewaltherrſchaft beſonnen; der Trotz der alten Sicherheit ſaß wieder in ihm feſt.

„Ich weiß,“ ſagte ich, „daß man noch immer die Ketzer verflucht. Es iſt nicht die einzige Barbarei alter Jahrhunderte, die in uns ſitzen geblieben. Liebet Euere Feinde, thut wohl Denen, die Euch fluchen! Das wäre chriſtlicher, als ſolch' Chriſtenthum!“

„Signor Giuſeppe,“ ſagte der Caplan mit unterdrückter Stimme, „ſoll das Euere Beichte ſein?“

„Nicht das, Pater Uberto,“ entgegnete ich ruhig und gelaſſen, „ich hatte Euch nicht zur Beichte gerufen.“

„Ich wüßte auch für Euch keine Sühne im Himmel und auf Erden!“ ſtöhnte er mühſam, „der Geiſt des Waldenſerthums geht in Euch um!“

„Ich danke Euch für die Offenheit,“ ſagte ich ohne Bitterkeit. „Pater Euſebio im Collegium zu Genua denkt milder; er verflucht nicht, wo er nicht widerlegen kann.“

„Die Herren von der Geſellſchaft clauſuliren ſtets ſehr fein nach der Weisheit ihrer Kathederlehre!“ ſagte Uberto mit dem ganzen Groll und Neid, den beide Orden gegen einander hegen.

Sein „Gott ſei mit Euch!“ klang wie das Gegentheil. Er wankte, ſeiner kaum mächtig, zur Thür hinaus.

Wie ich an's Fenſter trat, ſah ich ihn wie den Schatten eines Dämons nach den Zimmern meines Vaters hinüberwanken.

Es ward mir ſchwül im Zimmer, ich eilte hinaus in die Freiheit der Berge.

Achtes Kapitel.

Der Kobold.

Es war ſpät Abends, als ich von meiner Streiferei durch's Gebirge heimkehrte. Am Saume des Waldes, ſchußweit vom Hofthor des Schloſſes, ward ich plötzlich von einem Rudel wilder Burſche umringt. Mit Knütteln und Meſſern bewaffnet, ſchloſſen ſie den Kreis um mich her, ſo raſch und eng, daß meine Büchſe zur Gegenwehr untauglich wurde. Ich zog den Fänger und ſtand des Angriffs gewärtig. Da ſie ſtutzten, ſtieg meine Entſchloſſenheit. „Seid Ihr Räuber,“ rief ich, „ſo thätet Ihr beſſer, im Gebirge Euerer Beute aufzulauern, als hier, wo auf meinen Ruf Hülfe herbeieilt. Wer ein ehrlicher Burſche iſt, ſtrecke ſeine Waffe, ſo wie ich!“ Ich that, wie ich ſagte; ſie ſteckten die Meſſer zögernd ein. Mehrere traten murmelnd zuſammen. Wie ich nach ihrem Begehr fragte, riefen ſie wild durcheinander: „Gebt den Gefangenen frei!“ — Ich fragte erſtaunt, wen ſie meinten. — „Den Pirrho!“ hieß es, „er war zur See, kam aber heim, trieb ſich um in La Torre und Santa Maria verſchwand aber plötzlich wieder!“ — Es war ein Leichtes, den Geſellen begreiflich zu machen, wie ich dem Bruder meines Weibes ſehnſüchtig nachgeforſcht in Berg und Wald und nirgends eine Spur von ihm gefunden. „Ich ſetze,“ ſagt' ich, „einen anſehnlichen Preis für Den, der mir dazu verhilft!“

Inzwiſchen war Lärm im Hofe geworden, die Pforte knarrte in ihren Angeln, die Wächter riefen ſich an, Diener und Jäger traten zuſammen und die Rüden wurden losgelaſſen. Ein gellender Pfiff, und das Rudel Burſche war im Gebüſch verſchwunden. Ich hielt die Knechte und Hunde vom Streifzuge zurück. Die Leute erzählten, wie ſchon ſeit einigen Nächten verdächtiges Geſindel aus den Bergen das Schloß umſtreiſe. Ich ſuchte den Eifer der Verfolgung zu beſchwichtigen, empfahl friedliche Anſprache und erklärte das Begehren der Leute. Ich hörte zu meiner Beruhigung, daß ſeit lange weder ein Wilddieb, noch ſonſt ein Umſchweifer im Schloß gefangen gehalten werde.

Der Hausmeier ſchlich mir nach auf mein Zimmer, Furcht und Beſorgniß auf dem Herzen. „Herr," ſagte er, „es regt ſich wieder in den Bergen, und hier bei uns geht der Geiſt der alten Waldenſerin um, eine Geſtalt im grauen Mantel; man hat ſie durch den Olivenhain ſchreiten ſehen, um die Waldcapelle am Grabe der Entſchlafenen."

„An der Gruft Mormona's, ihrer letzten Enkelin?" fragt' ich. „Ich ſage Euch, wenn es ein Geiſt aus den Bergen iſt, ſo iſt's ein guter Geiſt!"

Der Furchtſame machte ſtill ein Kreuz und ſchlich um mich herum, als thäte ihm das mir gegenüber noth. Ich äußerte meinen Entſchluß, in der Capelle zu wachen. Er war willig, mir Geſellſchaft zu leiſten; er war Soldat geweſen. — Wie wir gegen die zwölfte Stunde aufbrachen, hatte er ſich mit Waffen verſehen und Wachen im Hinterhalt des Oelwaldes beſtellt. Auch mit Kreuz und Amulett war er wohlverwahrt gegen Anfechtungen des Böſen.

An den Wänden der kleinen Waldcapelle lief Epheu hinauf, Ulmen beſchatteten das Dach; mühſam wand ſich die Spitze des Thürmchens durch die Umarmung der Zweige. Wie wir eintraten, umfing uns die Kühle der Gruft. Fünf Stufen führten hinunter an den offenen Platz, wo der Sarg ſtand. Dort lag mein Weib, eine bleiche Alpenroſe, in Balſam gebadet, ein Bild des Schlafes, der vom Tode träumt; ſilberne Sterne und Immortellen um die Schläfe, eine Krone im Haar, blitzendes Geſchmeide über ihren Leib geſäet, auf Stirn und Lippen aber jenes ſtille Lächeln, das über allen Pomp der Erde triumphirt. Das Kreuz hing ſchwer über ihr zu Häupten, das Kreuz, an dem dieſe Roſe verblutete; das Wappen des Hauſes war der Erbfluch unſeres Schickſals. Die kleine Ampel warf vom Gewölbe herab einen bläulichen Schimmer auf ihr Antlitz; es war ſo ſtill im Raume, als wenn die Todte auf den Ruf der Auferſtehung lauſchte. Man hatte ihr die Hände ineinander gefaltet, ſie hatte ausſehen müſſen, als hieße ſie all' das Treiben der Menſchen gut. Freilich hatten die Menſchen ſie erſt zum Schweigen gebracht. Die holde Stirn, auf der die Götter der Heiterkeit gethront, konnte nicht mehr zürnen; dieſe eingefallenen Wangen hob nicht mehr die Welle des fröhlichen Blutes, und das Lächeln der Lippe, mit dem man ſie begrub, mußte ſich auch bald genug in den tiefen Winkeln des Mundes verkriechen. Dies Auge mit all' dem Zauberglanz des Lebens, in der ſpieleriſchen Unſchuld ſüßer, lockender Harmloſigkeit, war in ſeine Höhlen verſunken. O mein Gott, warum muß das Leben erſt eingeſargt ſein, wenn es die Menſchen heilig halten ſollen? Es muß gemartert und getödtet werden, damit die Welt es in Reue und Zerknirſchung erkennt. Ach ihr Blinden! Auch Chriſtus mußte erſt von hinnen gehen, damit ihr ihn in ſeiner Herrlichkeit erkennen lerntet!

Das Licht der Ampel flatterte auf; im bleichen Schein der über das Angeſicht der Todten zitterte, war es mir, als wenn die Geliebte mir aus dem fernen Jenſeits ihren Gruß, ihr Ja und Amen herüberwinkte. Der Wind ſchüttelte draußen die Oliven, an den Fenſtern der Capelle lieſen flüſternde Stimmen auf und nieder, als wollte die Natur mit einſtimmen in meine Klagen über die verworrene Menſchenwelt, die ein Gott zur Freude ſchuf und die die Creatur in ihrem Wahne verwüſtet.

Ich lehnte den Sargdeckel über die Schlafende zurück und ſchlich bei Seite in den Schatten, wo der Hausmeier lauſchend ſtand. Er hatte die Thüre verriegelt, es waren Tritte von draußen hörbar geworden. Ein Griff verrieth jetzt den vergeblichen Verſuch zum Eintritt. Ich war der Meinung, Niemanden den Weg zu ſperren. Der Hausmeier hielt mich ab zu öffnen „Geiſter,“ ſagte er, „finden von ſelbſt die Bahn.“ — „Wohl wahr, aber nicht Menſchen!“ — In dem Augenblicke ward es am Fenſter dicht hinter dem Altar lebendig. Eine Ulme ragte draußen hinauf; die heftig geſchüttelten Zweige verriethen, daß ſie als Mittel diente, den Eingang auf ungewöhnlichem Wege zu erzwingen. Mit einem Sprunge ſtand im Fenſterſims eine dunkle Geſtalt, ſchob mit keckem Griff den Flügel zurück und drängte ſich durch die Oeffnung der zerſplitterten Scheiben. Der Mantel ſank von den Schultern herab, ein zweiter Sprung verhalf dem Eindringling auf die Platte des Altars; die Leuchter und Gefäße flogen klirrend auseinander und ſtürzten lärmend zu Boden. Der böſe Geiſt der ſehr leiblichen Erſcheinung tappte an der heiligen Stätte hin und her und ſtand wohlbehalten unten. Wir lauſchten hinter dem Pfeiler gegenüber, als er in das Licht der Ampel trat. Es war Pirrho. Der Bruder der Entſchlafenen war der arme Geiſt, der vielleicht ſchon mehrere Nächte umging und den Eintritt ſich endlich ertrotzte. Er blickte ſcheu und wild um ſich, rieb die Augen, die Stirn und ſchüttelte das ſtruppige Haar, als wollte er ſich auf Vergangenes und Gegenwärtiges beſinnen. Er ſah ſo ernſt und blaß aus, als wär' er hier in der Halle des Todes der rechte Gaſt. Wie er den Deckel des Sarges zurückſchlug, drang ſein lauter Schrei von der Gruft herauf gellend durch die Wölbung.

Er war in den Schmerz des Anblicks ſo verſunken, daß er nicht wahrnahm, wie ich an den Stufen ſchon hinter ihm ſtand. Zitternd, mit leiſem Fingerdruck berührte er die Hand, die Wange der Todten, als wollte er ſich überzeugen, wie feſt ſie ſchliefe. Dann zog er aus dem Buſen einen Strauß, lüftete ſanft das Ruhekiſſen und ſteckte die Blumen unter ihr Haupt. Es iſt eine Sitte, ein Lieblingswunſch der Kinder in den Bergen: ſie ruhen gern auf Moos und Alpenroſen. Kein lautes Wort, nur das Schluchzen ſeiner Stimme begleitete dieſen ſtillen Liebesdienſt. Aber immer höher ſchlug die Woge des Schmerzes in ſeiner Bruſt, immer heftiger ward die Bewegung ſeiner Arme; mit einem lauten Ausbruch ſank er plötzlich hinterrücks zu Boden.

Ich ſprang hinzu, ich richtete ſein Haupt, das ſich auf den ſteinernen Stufen zu zerſchlagen drohte, in die Höhe. Ich blickte ihm in die ſchrägen Augen, die mich verwirrt anſtarrten. Die Züge ſeines Geſichtes zuckten wild auf, ſeine Hände griffen krampfhaft an meine Bruſt; dann ſtieß er mich mit der Gewalt des wilden Thieres der Wüſte von ſich, ſprang die Stufen hinauf und ſtand oben wie zur Gegenwehr bereit.

„Pirrho!“ rief ich, „erkennſt du mich nicht?“

„Wie ſollt' ich Euch nicht kennen, Giuſeppe La Torre!“ ſchrie er laut herunter. „Erkennt man Euch doch an Eueren Thaten! Da liegt das Opfer Euerer Zärtlichkeit, das Opfer Euerer liebevollen und prieſterlichen Pflege! Habt Ihr ſie nun doch endlich an's

Kreuz geſchlagen, heimlich zu Tode geräuchert mit Ambra und Myrrhen?“

„Verblendeter!“ rief ich, „halt ein, welch' ein Wahnwitz hat deine Sinne befallen!“

„Graf La Torre!“ ſchrie er, die Rechte ausſtreckend, „ich habe Euch ein Mal nach dem Leben getrachtet, dort in der Waldſchlucht ſchoß ich Euch zuſammen. Daß Ihr wieder aufkamt, war nicht mein Verdienſt; ich wollte Euer Mörder ſein. Jetzt habt Ihr mir vergolten. Leben für Leben, Tod für Tod! Ich denke, wir ſind quitt, und der Sohn der Berge iſt Euch Nichts mehr ſchuldig. Zahn um Zahn alſo! Meine Kugel hat wieder ein gerechtes Ziel!“

Ich war auf ihn zugeſtürzt, hielt mit beiden Armen ſeinen Leib umſchlungen und preßte mit Gewalt ſeine Bruſt an mich, trotz aller Gegenverſuche, ſich mir zu entwinden. Ich ſchrie ihm in's Ohr, welcher gottloſen Läſterung er ſich ſchuldig mache, ich rief den Geiſt der Entſchlafenen zum Zeugen auf, um ihn Lügen zu ſtrafen. Ich erzählte ihm von Mormona's Leiden und Tod, von meinem Gelübde, den Waldenſern und ihren unterdrückten Genoſſen in Nah und Fern mein Leben zu widmen. Ich beſchwor ihn, ſeine Gedanken und ſein umſchweifendes Leben zu ordnen, bei mir zu bleiben und Theil zu nehmen an dem, was ich im Sinne der Geliebten zur Aufgabe meines Lebens gemacht.

Es ſchien mir zu gelingen, ſeine Aufregung zu unterdrücken: die Macht der Wahrheit überwand den Dämon ſeines Wahnes. Er gab ſich ſtill mir hin und weinte bitterlich wie ein Kind. — Er hatte ſich in Genua umhergetrieben, ſich für den Seedienſt der Republik gegen Corſica werben laſſen. Ein Sturm warf das Schiff nach langer Irrfahrt an die franzöſiſche Küſte, und halb verhungert rettete ſich die Mannſchaft nach Marſeille und wanderte dann nach Genua zurück. Dort hörte er die Ereigniſſe auf Santa Maria. Sein Schmerz hatte ſich mit dem Argwohne vergiftet, Mormona ſei gewaltſamen Todes geſtorben.

Wir ſaßen erſchöpft und betäubt auf den Stufen der Gruft. Ich hatte nicht bemerkt, daß mein Begleiter davon geſchlichen war. Ein Lärm vor der Thür ſcheuchte uns auf. Mehrere flüſternde Stimmen begegneten ſich; Geräuſch von Waffen klang zwiſchen durch.

Die Thür öffnete ſich; eine Schaar bewaffneter Diener hielt im Halbkreis vor der Capelle. Der Hausmeier hatte, von der heftigen Begegnung mit Pirrho erſchreckt, die Hülfe herbeigerufen. Chorknaben, die Fackeln und Weihbecken neben dem Troß der Diener hielten, ließen darauf deuten, daß man ſich zugleich gegen einen böſen Geiſt gerüſtet. Pirrho ſprang erſchreckt hinter den Pfeiler in's Dunkel. Wie ich mich anſchickte, dem Haufen entgegen zu treten und ihn anzureden, ſtand mein Vater mit dem Caplan auf der Schwelle der Thür.

„Mein Vater,“ ſagte ich, „ſeid Ihr mit Stangen und Schwertern ausgezogen, einen Geiſt zu fangen?“

„Wir wiſſen ſehr wohl,“ war die Antwort, „daß hier ein lebendes Weſen ſeinen Unfug treibt und die Ruhe der Todten mit frechem Einbruch ſtört.“

Ich ſah einem neuen Aufruhr der Leidenſchaften entgegen, als die Bewaffneten Miene machten, auf den Wink meines Vaters einzutreten.

„Haltet ein!“ rief ich, „entweihet nicht die Stätte des Friedens! Der Bruder hat am Grabe der Schweſter gekniet. Wer will ihm den Liebesdienſt wehren?“

Der Caplan war in die Gruft hinabgeſtiegen und holte unter dem Ruhekiſſen der Schlafenden die Blumen hervor, die Pirrho's Hand ihr dargebracht.

„Die Hand des Ketzers hat ein chriſtliches Grab entweihet!“ ſagte der Prieſter.

„Er hat dem Glauben ſeiner Väter gehuldigt,“ rief ich, „wie wir es gethan, als wir die Geſtorbene nach unſerem Brauche beſtatteten.“

„Richter des heiligen Amtes mögen entſcheiden, ob hier gefrevelt wurde!“ ſagte mein Vater mit dumpfem Ton, indem er Uberto winkte.

Ich hatte Pirrho aus dem Verſteck hervorgezogen; Hand in Hand mit ihm trat ich vor und ſtreckte den Arm aus zur Abwehr. „Mein Vater,“ ſagte ich, „ich hafte für ihn, ich bürge für ſeine gute Abſicht, die ihn hergeführt.“

„Vielleicht übernimmſt du auch die Bürgſchaft für ſeinen Glauben?“ ſagte mein Vater mit der ganzen Bitterkeit ſeines Grolls.

Vor dem Anblick des dunklen Zornes in ſeinem Antlitz hatte ſich Pirrho raſch meinen Händen entwunden. Der Ausgang war beſetzt; ſo ſuchte er ihn, wo er den Eingang gefunden. Der Schwung ſeines elaſtiſchen Körpers half ihm mit einigen Sätzen zum Altar hinauf; mit der Leichtigkeit der Tigerkatze ſtand er mit einem Fuße auf dem Sims des Fenſters und hielt den Flügel mit der einen Hand umfaßt, während er die andere geballt gegen uns ausſtreckte. Dies Alles war das Ergebniß weniger Augenblicke, während die Diener ihn unbeweglich anſtarrten. Niemand wagte Hand an ihn zu legen; noch ſtand er oben auf der Brüſtung. „Fluch Allen," ſchrie er mit wildem Grimm, „die das Unglück über die Welt bringen! Fluch Euerem Todtendienſt! Fluch den Mördern Mormona's!"

Der Fixus auf dem Altar am Kreuz zitterte unter den Tritten ſeines Fußes, die Gefäße im Allerheiligſten klirrten gellend aneinander, wie er ſich jetzt hinaus ſchwang, und der Ulmenbaum, in deſſen Laubwerk er griff, ſeine Zweige gegen die Fenſter ſchleuderte. Ein lauter Schrei des Entſetzens entfuhr den Anweſenden. Der Baum neigte tief ſeine Krone und warf ſie dann rauſchend wieder in die Höhe. Wir hörten einen dumpfen Fall; Pirrho's kreiſchende Stimme klang grell dazwiſchen. Er war draußen den aufgeſtellten Wächtern in die Hände gefallen.

„Gewalt gegen Gewalt!" ſagte ich und blickte vorwurfsvoll meinen Vater an. „Wer trägt hier die erſte Schuld? Der Waldenſer kam in Frieden. Ihr behandelt ihn als Frevler und erſt Euere Grauſamkeit zwingt ihn, es zu ſein."

„Wer mit ihm im Bunde iſt," ſagte mein Vater, „wahre ſeine eigene Seele!"

„Vater," rief ich, „habt Ihr noch nicht an dieſem Opfer genug?" — Ich hatte ihn zur Gruft gedrängt und wies auf mein ſchlummerndes Weib. Er ſchüttelte meine Hand von ſich, wie ich ihn ergriff. Er wechſelte mit dem Caplan ſchweigende Blicke; ſie ſchienen ſich zu verſtehen, wie man ſich über einen Sinnloſen verſtändigt, an den man keine Widerrede mehr verſchwendet. „Vater," flüſterte ich ihm zu, „Ihr werdet dieſen Prieſter nicht zu Gericht ſitzen laſſen über Mormona's Bruder!"

„Vielleicht biſt du ſelbſt ſchon reif für den Spruch des heiligen Amtes," ſagte mein Vater in der ungewiſſen Haſt ſeiner zitternden Angſt. „Der Geiſt der Berge iſt über dich gekommen!"

Er bedeckte mit beiden Händen ſein Geſicht. Der Dominicaner ſah ſtarr und finſter auf mich hin.

„Wer will mein Ankläger ſein bei'm heiligen Amte?" fragt' ich ihn dreiſt und ſicher.

„Das heilige Officium wartet auf den Kläger nicht," ſagte Pater Uberto, „es handelt aus eigenem Antriebe im Namen Gottes!"

„Wann wird der Fluch meines Hauſes enden!" rief mein Vater ſchmerzlich und wankte zur Capelle hinaus; der Prieſter und das geſammte Gefolge ſchlich hinter ihm drein.

Ich ſtand allein an der entweihten Stätte des Friedens. Der Schein der Fackeln lief draußen an den Fenſtern der Capelle hin; der Lärm der bewaffneten Diener, welche Pirrho fortſchleppten, verklang in die Ferne.

„Fluch und immer nur Fluch!" rief ich, „wann werden die Menſchen anfangen, Segen über ſich auszuſprechen?

Die kleine Ampel zu Häupten Mormona's war erloſchen. Die Züge der Todten blickten ſehr ernſt und drohend, als das Mondlicht ſeinen blaſſen Schein durch die Fenſter in die Gruft herunter warf.

Ich ſchrieb ſofort über dieſen Vorgang nach Genua an Euſebio. Er warnte mich, gegen den Dominicaner allzu leidenſchaftlich aufzutreten. „Noch immer," ſchrieb er, „iſt von Alters her das Amt der Inquiſition, das Ketzergericht, wie die Cenſur der Bücher in den Händen dieſes Ordens. Nach altem Brauch iſt der Magiſter des heiligen Palaſtes zu Rom, der den Index der verbotenen Schriften verfertigt und die Literatur der katholiſchen Chriſtenheit überwacht, noch immer ein Dominicaner."

Nicht durch Geſetze, nur durch die Klugheit, wo nicht durch die Humanität des Jahrhunderts, ſchrieb Euſebio, ſei die Macht dieſes Ordens gelähmt. Aber hier und da habe er noch ſeinen Sitz an kleinen Höfen, auf verwitterten Burgen und abgelegenen Stätten, während die Politik der großen Höfe, vom Licht der Aufklärung geblendet und ſchief geleitet, ſich gegen die Geſellſchaft Jeſu wende. Der milde Sinn des heiligen Vaters zu Rom, des gelehrten Benedict, bürge jedoch dafür, daß die Beichtväter „ohnegleichen“ nicht mehr verderbenbringend wirkten.

Mein Entſchluß ſtand feſter als je, die Verbindung mit einem Orden nicht von der Hand zu weiſen, der die lebende Menſchheit und ihren Fortſchritt nicht gänzlich als Sache des böſen Geiſtes verwarf, wenigſtens Verſuche machte, den nach ſeiner Meinung Verirrten die Hand zu bieten, ſtatt ſie, wie die Dominicaner, zu verdammen. Faſt jeder Orden ſtand damals den Bedürfniſſen des Jahrhunderts ſchroff gegenüber; die Geſellſchaft Jeſu, die zugleich im Beſitz aller Vorrechte ſämmtlicher Prediger- und Bettelorden war, ſchien wenigſtens die Fügſamkeit zu haben, die Forderungen der nach Freiheit ringenden Creatur zu prüfen. Ein edler Mann aus ihrer Mitte bot mir die Hand zum Bunde, während der Dominicaner mich für ſein Ketzergericht reif hielt. Ich bedurfte des Schutzes; ich ſchrieb an Euſebio von meiner Willfährigkeit.

„Wir haben,“ entgegnete er mir, „unter unſern Mitgliedern eine Claſſe weltlicher Coadjutoren. Dieſe Gehülfen, die ſich zu uns bekennen, ohne das Gelübde der Prieſter abgelegt zu haben, nennen ſich Brüder von der kurzen Robe, weil ſie das lange Gewand zu tragen nicht gehalten ſind. Eben ſo wenig ſind ſie gezwungen, in unſern Profeßhäuſern zu wohnen; ſie erfreuen ſich mannichfacher Dispenſe von den Regeln des ſtrengen Dienſtes. Wir benutzen ſie beſonders für die Miſſionen in den Hauptſtädten proteſtantiſcher Länder. Nur ein Gelübde haſt du als ein ſolches Ordensmitglied abzulegen: das Gelübde des Gehorſams gegen deinen Obern. Dieſer Obere, mein Sohn, will ich ſelber ſein; deine Liebe zu mir wird es dir leicht machen, dich an meinen Willen gefangen zu geben. Kann ich dir nicht in jedem Falle über die Gründe, die mich leiten, Rede ſtehen, ſo ſei doch gewiß, daß dein Wohl und das Heil der nach Erlöſung ſeufzenden Menſchheit mir gleich ſehr am Herzen liegen.“

Eine gleiche reservatio mentalis, einen Vorbehalt in Gedanken, glaubte ich nach dem Beiſpiele meines Lehrers mir ſelbſt einräumen zu dürfen, als ich den Entſchluß faßte, weltlicher Sodale des Ordens zu werden. Waren die Bekenntniſſe Euſebio's ſo elaſtiſcher Natur, daß ſie vielerlei Deutung zuließen, ſo konnte auch ich mir vorbehalten, gegen allen Zwang meine innere Freiheit zu behaupten. Mich dünkt, ich war damals im guten Sinn zum Schüler Loyola's reif. Sofort wurde mein Entſchluß an den General des Ordens berichtet und über meine Zulaſſung berathen. Vor der Hand war ich bereit, nach Rom zu gehen und das Seminar der Miſſionen, jenes Collegium der Propaganda, kennen zu lernen, das ſich die Aufgabe ſtellt, allen Völkern das Heil zu verkünden, aber jedem in ſeiner Weiſe, jedem in ſeiner Sprache, ſo daß am heiligen Dreikönigsfeſte, wie einſt am Pfingſttage, die Kirche Gottes zu Rom in vielerlei Völkerzungen den Herrn verkündigt. Ich glaubte an die Möglichkeit, den Waldenſern den Wiedereintritt in die römiſche Kirche zu vermitteln, ihnen unter römiſchen Formen die Eigenthümlichkeit ihres Glaubens zu ſichern. Es kam Alles darauf an, wie weit die Glaubensfreiheit innerhalb der Kirche möglich wurde, ein Kreis einflußreicher Männer ſich zuſammenfand zur Reform des Chriſtenthums in dieſem Sinne.

Neuntes Kapitel.

Sancta Mormona.

Pirrho ward im Gefängniß mit Schonung behandelt, aber der Zutritt zu ihm blieb mir verſagt. Jeder Verſuch, meinen Vater verſöhnlicher zu ſtimmen, blieb fruchtlos. Um ſo mehr hoffte ich für uns Alle von meinem Entſchluſſe, in den Verband der Geſellſchaft Jeſu zu treten. Noch ein Opfer ſollte fallen: ich wollte dies Opfer ſein; das letzte! wie ich dachte. Ich verſprach mir, mein Vater werde darin eine Sühne finden für den geſtörten Frieden ſeines Hauſes.

Da ſtürzte eines Tages der Hausmeier zu mir. „Signor,“ rief er in zitternder Haſt, „unſer Gebet iſt erhört, der Himmel wird uns wieder gnädig ſein, am Grabe der Entſchlafenen hat ſich der Herr offenbart und ein Wunder gethan!“

Er erzählte, ein Gichtbrüchiger habe ſich elend und ſiech herbeiſchleppen laſſen, habe ſich plötzlich im Anblick der todten Mormona geſtärkt gefühlt und ſei, mit lauter Stimme Loblieder ſingend, ohne Krücken, ohne Stütze frei und aufrecht von dannen gewandelt. Das Volk ziehe jubelnd herbei, das Wunder anzuſtaunen; der Fluch des Hauſes werde ſich nun in Segen verwandeln! Der Hausmeier weinte und lachte hell auf vor Freude.

In der Waldcapelle ward auf Anordnung meines Vaters ſchon ſeit längerer Zeit Tag für Tag Meſſe geleſen. Es galt ja noch immer zu tilgen und zu ſühnen, was an der Verſtorbenen unſelig geblieben. Seit der Begegnung mit Pirrho ward der fromme Dienſt verdoppelt, um wie man vorgab, den durch Frevlerhand entweihten Ort zu reinigen. Zur Seelenreinigung kam noch dieſe zweite Buße. Morgens und Abends ging's geſchäftig her in dem noch vor kurzem ſo ſtillen Olivenwald. Schaaren Landvolks von fern und nah zogen herbei, um an den Andachtsübungen theilzuhaben. Es war aber nicht anders als wenn die Capelle zum Wallfahrtsort werden ſollte, zu dem ſich die Zuverſicht der Heilsbedürftigen drängte. Knüpfte der Glaube des Volkes ſchon immer an Santa Maria etwas Ungewöhnliches, ſo war es erklärlich, daß Mormona's Geſchichte von Mund zu Mund ſich immer wunderbarer geſtaltete. Man vergaß, daß ſie im Unfrieden mit der Kirche, ohne Beichte, ohne Nachtmahl geſchieden. Alt und Jung gedachte ihrer Freundlichkeit im Leben, um deretwillen die Heiligen ſelbſt, wenn ſie nicht in aller Form Rechtens geſtorben ſei, wohl ein Einſehen haben würden. Man pries ihren Liebreiz, mit dem ſie Vielen eine wohlthuende Helferin in der Noth, Allen eine Erſcheinung voll Unſchuld und Heiterkeit geweſen. Wenn das eine Ketzerin geweſen, meinten ſelbſt altgläubige Seelen, ſo müßt's Ketzer von Gottes Gnaden geben! Immer ſtärker ward die Zahl der Pilger, der Neugierigen und der Theilnahmvollen, der Mitleidigen und Hülfsbedürftigen. Daraus erwuchs nach und nach in der Meinung des Volks ein feſter Glaube, demjenigen was die Prieſter mit dem Todtendienſt bezweckten, ſchier entgegengeſetzt: der Glaube, hier ruhe ein armes Opfer, das die Menſchen ſich ſelbſt gebracht, eine Auserwählte, von der die Bußfertigen eine Fürbitte im Himmel erflehten. So kehrten ſich im Sinn des Volks Buße und Sühne am Grabe der waldenſiſchen Maria in ihr Gegentheil: die als unſelig Geſtorbene fing an im Gedächtniß der Leute ſegensreich zu wirken. Die Prieſter vermeinten noch immer einen ungläubigen Geiſt beſchwören zu müſſen, und das Volk ſah die Entſchlafene ſchon als lichten Engel am Throne Gottes. Und jetzt war ein Wunder geſchehen? Die Steine alſo begannen zu predigen, wo die Prieſter ſchwiegen?

Ich eilte nach dem Olivenwald. Im grauen Schatten der Bäume flüſterte der Abendwind, das Glöckchen der Waldcapelle rief wie ein verirrtes Lamm nach der Mutterheerde. In dieſen Dämmerungen konnten wohl Wunder geboren werden, Kinder der Phantaſie! Aber noch ein Ungläubiger, ſtand ich im Gewühl der Menge auf dem Platze, den die Ulmen beſchatteten. Die Capelle war erleuchtet, Kerzen brannten an den Stufen der Gruft, der Gichtbrüchige ſtand aufrecht am Altar und überreichte dem Meßner ſeine Krücken, um ſie als Weihgeſchenk und als Andenken an ſeine Heilung aufzuhängen. Jeder der Anweſenden durfte ſich von den geſund gewordenen Gliedern des Mannes überzeugen, das Holz der Krücken, deren er nicht mehr bedurfte, berühren. Zwei weißgekleidete Chorknaben mit Fackeln ſtanden neben ihm wie leuchtende Ausrufungszeichen, die gen Himmel wieſen. Im Schatten des Pfeilers nahm ich unerkannt Alles wahr. Das Auge des Alten blickte in ſtiller Rührung gen Himmel. Er war ein Hirt aus der Umgegend, ein Greis, der ſeit Jahren, von ärztlicher Hülfe aufgegeben, von einer Hütte zur andern mühſam herumkroch, oder den ſtummen Bäumen im Walde ſein Leid klagte. Die durchfurchten Züge des Alten, deſſen Geſicht das plötzliche Gefühl einer freudigen Ueberraſchung erleuchtete, ſahen nicht danach aus, als hätte die Lüge ihren Wohnſitz in ihnen aufgeſchlagen. Dies greiſe Haupt konnte ſich nicht mit einem Betruge im Herzen zur Gruft neigen. Der Herr hat ſich am Schwachen mächtig erwieſen! tönte der Geſang des Chors, ſein Glaube hat ihm geholfen: er ſtand auf und wandelte! — Der Greis erhob ſich und trat, während das Volk eine Gaſſe vor ihm bildete, an Mormona's Gruft. Hier ſtreckte er noch ein Mal in ſtummem Dankgefühl ſeine Hände aus und weinte laut vor Freude. Ein Jubel rauſchte über die Verſammelten hin. Ich ſchlug an meine Bruſt und ſprach: „Herr, willſt du denen ein Licht anzünden, die den reinen Geiſt der Unſchuld verketzern?“

Die Orgel beſchloß mit dem Te Deum die feierliche Handlung. Die Menge fing an ſich zu verlaufen, die Capelle wurde leerer, nur hier und da knieten noch einzelne Gruppen.

Ich hatte den Hirten nicht außer Augen gelaſſen; mir war, als hätt' ich ihn früher in den Bergen geſehen. Der ganze Bau des Mannes, die ſtarken Schultern, die breite Stirn, die ſtruppige Augenbraue erinnerten an die Menſchen im Gebirge. Mir fiel Pietro, der Ziegenhirt ein, der den Köhlern in der Felſenhalle das Wort Gottes gepredigt; ich rief mir die Verſammlung der Waldenſer zurück, die ich an Pirrho's Seite beſuchte; ich erinnerte mich eines gichtbrüchigen Alten, der im Winkel der Grotte kauerte und ſein ſchmerzliches Geheul in den Geſang der Brüder miſchte. Bei alledem blieb ich ungewiß.

Er ſchritt jetzt nach dem Pfeiler hin, in deſſen Schatten ich lehnte. Zwei Buben boten ihm ihre Hülfe an, aber er lehnte ſie ab, er wollte nicht ſchwach erſcheinen, man ſollte nicht von ihm ſagen, daß die Kraft des Gebetes nicht ausgereicht habe, um der ganzen Gnade des Herrn theilhaftig zu werden. Draußen hatte bei alledem das Volk ein Maulthier bereit, das ihn tragen ſollte. Der Alte ſtand noch immer in der leergewordenen Capelle; er ſuchte noch etwas, er ſchien noch ein Verlangen zu haben. Mir dicht gegenüber ſtand der kleine Beichtſtuhl: der Alte wollte vielleicht ſein Herz noch beſonders erleichtern. Wie ich langſam aus dem Dunkel trat und neben dem Stuhl mich nach ihm umblickte, nahm er mich für den Prieſter, der eines Beichtenden gewärtig ſei. Sein blödes Auge täuſchte ihn, er tappte, noch eh' ich ihm wehren konnte, zu mir hin und ſprach: „Ehrwürdiger Herr, darf ich reden? Mich drückt eine geheime Schuld. Wird der Himmel, der ſich an dem Unwürdigen ſo gnädig erwies, mir auch die Sünde vergeben, die meine Seele noch belaſtet?“

„Du biſt ein Waldenſer!“ flüſterte ich ihm in's Ohr.

„Herr, ſo wißt Ihr Alles mit einem Male!“ ſagte der Alte und ſank zitternd in ſein Knie. „Denkt nicht ſchlecht deshalb von mir! Ein einfältig Herze findet allerwegen, auch im Gebirge, ſein Ziel. Väter und Vorväter waren ihrem Glauben treu und dachten nie Uebles von Denen, die ſie verfolgten und verfluchten. Ich war viel in den Thälern, übernachtete in den Hütten der Rechtgläubigen, wie Ihr Euch nennt, habe auch vom Schloſſe drüben manche Heerde gehütet und bei den Katholiſchen redlich und ehrlich gedient, ich ein Ketzer, wie Ihr ſagt. Die Nothdurft hat mich oft gezwungen, bei Euch in Dienſt zu gehen, und die Noth, lieber Herr, lehrt beten. Da hab' ich denn auch zum böſen Spiel gute Miene gemacht und bin auch in Euere Kirchen gegangen, um nicht verdächtig zu ſein; hab' auch gemeint, es thäte mir nichts, wenn ich in Euere glänzenden Tempel mich eindrängte, das Kreuz ſchlüge und Euere Weiſe mitmachte. Dacht' ich doch bei mir: Der alte Herrgott droben bleibt ſich überall gleich, ſchaut überall in's Herze der Menſchen, ob ſie ſchlicht die Hände falten, wie wir im Gebirge, oder niederknieen und über Stirn und Bruſt das Kreuz ſchlagen, wie Ihr. Ich hatte mir Eueren Brauch in den Kirchen abgemerkt, alſo daß mich keiner als Ketzer erkannte. Dem alten Herrgott, meinte ich, könne der kleine Betrug nichts ſchaden, und wenn mich ein Mal — verzeiht! — das Gelüſt peinigte, auch vom Kelche zu trinken, der den Römiſchen verſagt iſt, dann ſchlich ich heimlich hinauf in die Berge und nahm beim Ziegenpietro das Abendmahl in beiderlei Geſtalt. Das that Euch nichts und mir geſchah dann auch kein Abbruch! Sie nannten mich hier unten im Thale einen braven Kerl, weil ich ihre Heerden gut hielt, und ich dachte, ich ſei um deswillen kein ſchlechter Mann, weil ich bald mit den Verdammten, bald mit den Auserwählten hanthierte. So hatte ich's Jahrelang getrieben und kein Arg daran gehabt, doch nun — nichts für ungut! — als mich das Weh befiel und niederwarf, dacht' ich doch, es ſei um dieſer meiner Sünde willen. Wenn ich Nächte lang auf meinem Schmerzenslager wimmerte, meint' ich, es ſei zur Strafe für mein doppelzüngig Weſen, zur Strafe, daß ich im Grunde meines Herzens waldenſiſch geblieben und in Eueren Capellen den Roſenkranz gedreht. Ich hab' mir lange Zeit mein letztes Stündlein herbeigewünſcht, wenn ich in der Angſt meiner Seele und im Jammer meines Leidens keinen Rath und Troſt mehr wußte. Da hörte ich von der waldenſiſchen Maria, die römiſch geworden und doch, wie ſie ſagten, nicht ganz tactfeſt geweſen ſei. Ich hatte ſie früher wohl im Gebirge geſehen, dort oben auf der Felſenkante und auf den Märkten im Lande umher mit ihrem Bruder. Sie waren Beide braver Leute gute Kinder, ſtark und feſt im Chriſtenthum der Berge, aus Savoyen hergewandert. Der Pirrho galt ſogar für einen trotzköpfigen Teufel, der Stein und Bein ſchwur, die Römiſchen ſeien voll Lug und Trug. Die Mormona dagegen nannten ſie weit und breit eine Perle unter den Steinen der Berge. Und die war nun zu den Römiſchen übergegangen, war abgefallen von dem Glauben ihrer Väter! Man hörte freilich allerlei munkeln von Ketzerei auf Santa Maria. Plötzlich hatte ſie ſich auf dem Todtenbette nach dem Waldenſerthum zurückgeſehnt, war unſelig geſtorben, wie die Römiſchen ſagten, aber doch wohl nicht verworfen vor Gott. Es zog mich mit einer geheimen Macht zur Waldcapelle, wo ſie die zweifelhafte römiſche Gräfin beigeſetzt. Ich rutſchte auf meinen wunden Beinen Tage lang Stück für Stück hierher; meine Kraft wollte brechen, meine Angſt ſtieg zur Verzweiflung, aber immer trieb es mich ſehnſüchtig hierher, an's Grab der römiſch gewordenen Waldenſerin und waldenſiſch gebliebenen Römerin. Da lag ſie, die Roſe vom Gebirge, bleich und welk, aber wie ein Engel im Paradieſe, den man nicht fragt: Biſt du gut römiſch oder gut waldenſiſch? ein Engel, dem man's nur anſieht, daß ein freundlich Angeſicht dem Herrn wohlgefällig iſt im Himmel und auf Erden. Das gab mir Troſt und die Zuverſicht, ich würde nicht verſtoßen werden ob meines Abfalls und Rückfalls, ich meinte nun eingehen zu können in's andere Leben ohne die Laſt ſo ſchwerer Schuld. Ich dachte ſogar, mein letztes Stündlein nahe allſogleich, ſo licht und leicht ward mir zu Muth. Und ſiehe da, der Muth, den ich mir im Anſchauen der todten Mormona geholt, gab mir mehr als ich hoffte, gab mir auch neue Kräfte, und je länger ich hier am Grabe kniete, deſto mehr fühlte ich in den alten Gebeinen neue Stärke erwachen. Wollt Ihr's glauben? Der Segen der Tröſtung drang mir durch alle Knochen, die Krücke ſank mir unter den Armen fort, und wie in jungen Tagen ſtand ich ungeknickt, ungebeugt da, eine friſche Pinie des Waldes; mir war faſt ſchwindelig und ich rief nach Hülfe, nicht um mich halten zu laſſen, ſondern um Zeugen zu haben. Ich ſchrie vor Freuden laut auf; die Leute rotteten ſich zuſammen um mich her und riefen: „Gelobt ſei Gott in der Höhe! Die Waldenſerin hat ein Wunder gethan!“ — Seht Herr, nun wißt Ihr meine Sünde; ich bin kein römiſcher Chriſt, ich habe mir nur den katholiſchen Segen heimlich geſtehlen. Ich habe lange gezweifelt und gebangt, ob es mir wohlgehen werde im Lande jenſeits, weil ich auf beiden Seiten, bei Römiſchen und Waldenſern geheuchelt, aber wie ich den Friedensengel hier in der Gruft ſah, da überkam mich wie ein guter Glaube, daß es mir vor Gott nicht allzuſtreng werde angerechnet werden, wenn ich Zeit meines Lebens unter den Menſchenkindern mitgemacht habe, wie's eben ging. Straft mich, Prieſter der großen Kirche, wenn Ihr meint, daß Gott einen Unwürdigen mit ſeinem Wunder begnadigte, aber ſeid barmherzig!“

Der zitternde Alte ſah erwartend zu mir auf: in ſeinen hellen Augen leuchtete die Zuverſicht der Gnade, es war nicht anders, als erwarte er den prieſterlichen Segen. Ich legte beide Hände auf ſein Haupt und küßte ſein langes, greiſes Haar. Die rührende Unſchuld des Alten hätte weit eher über einen Prieſter zu Gericht ſitzen, als von ihm die Sühne fordern können.

„Selig ſind, die reines Herzens nach dem Himmelreich trachten!“ flüſterte ich in ſcheuer Haſt; „wir können Gott dienen in jeder Form, und ſie iſt nur heilig, wenn wir ihn wirklich ſuchen und vor Augen haben!“

Der Alte war niedergekniet, um meinen Segen zu empfangen. Ich legte ihm als Buße, als Bedingung der Sühne, Stillſchweigen auf, hob ihn in die Höhe, ſchloß ihn in meine Arme und trat raſch, wie ich Schritte hörte, in's Dunkel der Niſche zurück. Die beiden Buben, die zu ihm zu gehören ſchienen, waren hinausgeeilt und kehrten jetzt zurück, den Alten zu geleiten. Heiter und fröhlichen Geiſtes ſchritt der alte Menſch hinaus. Bevor er die Capelle verließ, hatte er ſich noch einmal zu dem Altare gewendet, das Knie gebeugt und das Kreuz geſchlagen. Ihm waren die Zeichen der katholiſchen Anbetung lieb und werth geworden; nahm er doch die Zuverſicht von hinnen, Gott habe ihm den Betrug verziehen.

Draußen hoben ihn die jungen Burſche auf's Maulthier. Er breitete ſeine Hände aus und ſtimmte mit heller Kehle ein Danklied an. Das Volk fiel hundertſtimmig ein und der Zug ſetzte ſich durch den Oelwald in Bewegung.

Die Capelle war jetzt dunkel und leer; nur die ewige Lampe brannte ruhig weiter über Mormona's Haupt und warf ihr ſtilles

Licht auf den heiligen Frieden der Schlummernden. „Sancta Mormona!“ rief ich und ſtreckte die Arme nach ihr aus. „Nun du todt biſt, glauben ſie an die ſüße Gewalt deiner freundlichen Seele! Roſe am Kreuz, mußteſt du erſt verbluten, eh’ du ihnen heilig erſchienſt?“

Am andern Morgen ließ ich mich bei meinem Vater melden. Ohne dieſe Formlichkeit, — ſo fern ſtanden wir uns ſchon, — hatte ich keinen Zutritt mehr zu ihm. Er empfing mich nicht in ſeinem vertrauten Gemach; ich hatte vergeſſen ihn darum zu bitten; er ließ mich in ſein Geſellſchaftszimmer treten; Vater Uberto ſtand neben ſeinem Seſſel.

Ich ſetzte voraus, daß Beiden der Vorgang bekannt war, erzählte aber das Ereigniß wie es ſich zugetragen, verſchwieg nur was der Hirt mir gebeichtet und was ich ſelbſt ihm zu verheimlichen anempfohlen. Ich hoffte zu gläubigen Gemüthern geredet zu haben, die in der plötzlichen Heilung des Kranken mit freudiger Zuverſicht einen Fingerzeig des Himmels ſähen. Ich täuſchte mich; ich fand Zweifler, die in ihrem finſtern Wahn ſelbſt nicht mehr die Empfänglichkeit einer Bethätigung Gottes unter den Menſchen beſaßen. Ich ſprach von der Heilung des Gichtbrüchigen, wie ich nicht anders konnte, als von einer unzweifelhaften Sache; ich ſprach vom Glauben des Volkes, das Loblieder ſingend, der todten Mormona das Wunder zuſchrieb.

„Glaubſt du ſelbſt an die wunderthuende Kraft der Geſtorbenen?“ fragte mein Vater erwartungsvoll.

Gewiſſensfragen ſolcher Art im Beiſein des Dominicaners machten die Unterredung zum Verhör. „Warum, mein Vater,“ ſagt’ ich, „wollt Ihr mich zu Denen zählen, die die Möglichkeit eines Wunders im Gemüth des Menſchen leugnen? Ich leugne nicht, daß ſich Gott an unſerem Herzen bethätigt, ich leugne nicht, daß der Wanderer, der als ſündiger Menſch mit dem Aufgebot ſeiner beſten Entſchließungen, als Kranker mit dem Aufwand ſeiner letzten Kräfte, einem für heilig erkannten Ziel entgegenpilgert und mit Mühe und Noth an dieſem Ziele anlangt, plötzlich einen Umſchwung in ſich empfinden kann, der ihm für ſein Gemüth wie für ſein leibliches Verhalten den Wendepunkt eines neuen Lebens in ihm bekundet! Nicht die heiligen Knochen am Wallfahrtsort, die man ihn berühren und küſſen läßt: die innere Entſchließung, das Aufraffen ſeiner letzten moraliſchen und phyſiſchen Kraft bringt, wie mir däucht, das Wunder der Verwandlung in ihm hervor.“

Mein Vater wechſelte mit Uberto Blicke und ſah mich dann ſo bedauerlich an als wollte er ſagen: Lehren dich das deine ketzeriſchen Bücher? Iſt das der unſelige Geiſt des Waldenſerthums? Wenn du Recht haſt, dann gibt es nirgends eine feſte Wahrheit mehr, dann iſt alles dem Belieben und der Laune der wandelbaren Menſchen anheimgeſtellt! — Und in der That, wenn das ketzeriſch iſt, daß nur der Glaube, den ich in mir erfahre, ſelig macht und Wunder thut, dann bin ich und werde ewig unter den ſogenannten Rechtgläubigen ein Ketzer ſein! — Wir ſprachen das nicht, aber es war, ſoll ich's ausſprechen, der Grund und der Quell unſeres Zwieſpalts.

„Du haſt, Sohn Giuſeppe della Torre,“ ſagte mein Vater nach langem Schweigen, „Meinungen geäußert, über die ich nicht Richter ſein kann. Nach deiner Anſicht iſt der Fluch unſeres Hauſes auch geſühnt, ſobald wir uns nur einbilden, der Sühne gar nicht mehr zu bedürfen. Erlaube einem alten greiſen Manne ſich an Thatſachen, nicht an Meinungen zu halten. Dein Weib ſtarb im entſchiedenen Widerwillen gegen die Formen und gegen die Gnadenmittel der heiligen Kirche. Dieſe Sünde iſt die letzte Thatſache meines Hauſes. Wir ordneten Bußen dafür an auf der Stätte ihres Todes und ihres Lebens.“

„Und wo Ihr, mein Vater,“ unterbrach ich ihn, „noch immer Buße fordert, da ſieht der Glaube des Volkes ſchon Verklärung: Euch gilt die Todte noch immer für die Sündige, das Volk betet zu einer Verklärten!“

„Sie war Sünderin und vor Gott ſtraffällig,“ ſagte mein Vater.

„Sündigen,“ unterbrach ich ihn, „und vor Gott ſtraffällig ſein, ſetzt voraus, daß man von dem Böſen, das man thut, eine Erkenntniß habe. Wo kein Zweifel im Gemüth, mein Vater, wo kein Gewiſſensbiß ſich regt: begeht man, auch wenn die Handlung nicht zuläſſig iſt, noch keine Todſünde.“

„Die Sophiſtik der Schüler Loyola's hat nichts gemein mit meinem Glauben, noch mit der Lehre der Kirche!“ ſagte mein Vater mit dem ganzen Groll ſeiner felſenfeſten Unerbittlichkeit. Ich rang die

Hände und ſchwieg; ich blickte ſtarr in die Kluft, die mich von ihm trennte.

„Wenn der Himmel,“ begann mein Vater von neuem, „die Thatſache der neuen Schuld, die auf unſerem Hauſe laſtet, hinwegnehmen will dadurch, daß er die Geſtorbene begnadet, wenn die Kirche ein Wunder, das an ihrem Grabe geſchehen ſein ſoll, als Thatſache anerkennt und feſtſtellt: wer will das freudiger begrüßen als ich, der ich bald heimgehe mit dem Bewußtſein der jetzt noch ungeſühnten Sünde! Als eine Erlöſung vom Fluch will ich's vom Himmel begrüßen, wird Mormona los und ledig geſprochen, auf daß ſie eingehen kann in die Pforten der Seligkeit.“

„Mehr als das, mein Vater!“ rief ich in Schmerz und Unwillen, „das Wunder iſt geſchehen; beatificirt, kanoniſirt wird ſie werden von der Kirche! Ich gehe nach Rom, ich werfe mich dem heiligen Vater zu Füßen, ich fordere die Seligſprechung der waldenſiſchen Maria!“

Mein Vater ſah mich zweifelhaft an; ich war unſicher, ob er gegen mich oder gegen die Thatſache, auf die ſich meine Verheißung ſtützte, Mißtrauen hegte. „Ich will der Propaganda des Glaubens beitreten,“ begann ich von neuem, „ich will wiſſen, was dazu gehört, um die Verirrten des Heils theilhaftig zu machen, deſſen ſie entbehren. Mir fehlt nur noch Euere Einwilligung, mein Vater. Ich gehe nach Rom“ —

„Ich weiß, als Sodale der Geſellſchaft Jeſu,“ ſagte mein Vater.

„Iſt Euſebio mir zuvorgekommen,“ fragt' ich, „Euch meinen Entſchluß kundzuthun?“

Mein Vater ſchüttelte das Haupt; er verſicherte, mit Männern der Geſellſchaft Jeſu keinen Theil zu haben. Ich ſtaunte über das Zerwürfniß, nicht weniger über die Möglichkeit eines Zwiſchenträgers meiner nur Euſebio bekanntgewordenen Entwürfe; es ward mir erſt ſpäter klar, daß man ein Feind der Jeſuiten ſein und doch um ſeiner inneren Seligkeit willen die Briefe ſeines Sohnes, bevor ſie an Euſebio nach Genua gingen, öffnen konnte.

„Ich habe keinen Theil an der Lehre der Männer Loyola's,“ ſagte mein Vater, ich glaube nicht an einen wahrhaften Segen deiner Verbindung mit ihnen, denn man kann nicht Gott und dem Mammon, nicht der Kirche und der Welt zugleich dienen. Aber es ſei! Ich hoffe, du wirſt in Rom den großen feſten Zuſammenhang begreifen, der der Welt notthut, wenn du dort an den Vorbereitungen zur Verkündigung der Wahrheit an alle Völker theilnimmſt. In das Chaos der Welt kann nur Ein Gott Ordnung bringen, nur Eine Kirche kann die wahre, die allumfaſſende ſein.“

„Ich habe daſſelbe Ziel vor Augen, mein Vater,“ ſagt' ich, „nur über die Mittel, zum Ziel zu gelangen, ſtehen wir uns fern.“

Ich reichte ihm die Hand, die er mir nicht verweigern konnte. „Zum Beweiſe des Vertrauens,“ ſagt' ich, „laßt Mormona's Bruder frei; ich nehme ihn mit mir nach Rom.“

Mein Vater blickte hell auf. „Du und er, Ihr könntet Beide,“ ſagte er, „dem heiligen Amt anheimfallen!“

„Beruhigt Euch,“ bat ich und ſah dem Dominicaner feſt in's Auge, „ich bürge für ſein Seelenheil. Seine Ketzerei iſt kein Werk des böſen Geiſtes; ſie beſteht in der Verwilderung des Naturmenſchen. Ich werde ſeine Erziehung leiten, vielleicht — gewinne ich ihn damit für die Kirche!“

Pater Uberto ſah faſt lächelnd drein, als wollte er ſagen: Entweder gewinnſt du ihn oder er dich für ſein Waldenſerthum!

„Es ſei,“ ſagte mein Vater, „der Waldenſer ſei dein, mir bleibt das Kind Mormona's!“

„Ich laſſe in ihm mein Theuerſtes zurück!“ ſagte ich ſchwankend, „Ihr werdet das Kleinod hüten, Vater!“

„Und für das Kind der Waldenſerin dem Himmel Bürgſchaft leiſten!“ entgegnete er mit feierlicher Handbewegung, „entweder du oder der Knabe, Einer muß der Kirche gewidmet werden, damit der Fluch endet!“

Ich weiß nicht: ſchlug ein Vaterherz, wie es die Natur gibt, in ſeinem Buſen, wie er mich umfing und ſein Arm mich zum Abſchied hielt? Sein Blick war umflort, eine Thräne ſchimmerte in den gefurchten Augenhöhlen. Ich war ſchmerzlich bewegt, und doch überzeugt, daß mein Vater, während ich nach Rom ging und die Sühne des Hauſes betrieb, im Stillen daheim für mein eigenes Seelenheil vom Dominicaner Meſſen leſen ließ.

Pirrho ſaß in ſeinem Kerker ſehr wohlbehalten. Es hatte ihm in den Zimmern, die man ihm angewieſen, an nichts gefehlt; nach ſeinen Kreuz- und Querzügen zur See und zu Lande ſchien ihm die Ruhe eine Erquickung zu ſein. Vielleicht war es aber doch die höchſte Zeit zu ſeiner Befreiung: der Wächter erinnerte ſich noch von früher her ſeiner Wuthausbrüche, die ganz willkürlich ohne Uebergang mit kindiſcher Harmloſigkeit und Luſtigkeit bei ihm wechſelten. Er hatte die Tage über friſchen Muthes geſungen, geſpeiſt und geſchlafen, ſein guter Humor machte ihn vor der Hand unfähig, ein höheres Bedürfniß zu kennen. Es war mir in der That noch nicht Ernſt mit ſeiner Bekehrung. Seine ganze Natur war heidniſcher Art; für gewiſſe Segnungen des Chriſtenthums iſt nur ein leidendes Gemüth zugänglich. Es kam darauf an, ihn für die geſittete Welt brauchbar zu machen; vielleicht wurde er dann nebenbei ein Chriſt, wie es die Sitte verlangte. Wie er meiner anſichtig wurde, ſchien doch eine ſchmerzliche Erinnerung in ihm aufzutauchen. In der Verzweiflung über Mormona's Tod hatte er mich verkannt und in ſeinem Argwohn mir wehegethan: er geſtand mir dies von freien Stücken ein und in dieſem Gefühl der Reue konnte ich ihn leiten und beherrſchen. Er hatte ganz ſicher darauf gerechnet, daß ich ihn nicht den Händen ſeiner Feinden überließe, und ſo war er willig genug, als ich ihm zur Bedingung ſeiner Freiheit machte, mir nach Rom zu folgen.

An Euſebio ſchrieb ich nur ganz kurz den Vorgang der Dinge; ich fand in Rom ſeine Briefe vor, die meinen Eintritt in's Collegium der Propaganda meldeten und mir die Kreiſe jener Männer eröffneten, welche zur aufgeklärten Partei, zur Partei der Reformer gehörten. Den Hirten hatte ich in Santa Maria nur noch ein Mal und nicht ohne Zeugen ſprechen können. Ich fand ihn im vollen Gebrauch ſeiner Glieder, aber ſeine Kräfte waren im Allgemeinen erſchöpft: die Erhebung ſeiner Geiſteskräfte, die ſeine Heilung bewirkt, war vielleicht nur ein Vorbote ſeiner baldigen Auflöſung. Er erkannte mich nicht wieder, wenigſtens nicht Denjenigen in mir, dem er in der Capelle gebeichtet. Man hatte dem Alten in der Pfarrei des nächſten Ortes eine Behauſung verſchafft; ein Arzt war gerichtlich vernommen, um es zu beſtätigen, daß menſchliche Hülfe bei ihm nicht mehr ausgereicht habe. Man erwartete den Vicar des Biſchofs, um die Ausſagen der Zeugen von ſeiner wunderbaren Heilung mit dem kirchlichen Siegel zu belegen. Bis zur biſchöflichen Approbation waren ihm geiſtliche Wächter beigegeben, die ihn wie einen koſtbaren und doch noch zweifelhaften Schatz behüteten.

Mit Pater Uberto ward mir noch vor der Abreiſe eine Zuſammenkunft. Ich hatte die kurze ſchwarze Robe angelegt, die man mir von Rom aus geſendet, ſobald mein Name in die Liſte der Sodalen des Ordens Jeſu eingetragen war. I. H. S. V. ſtand auf der Medaille, die ich auf der Bruſt trug.

„In hoc signo vinces!“ ſagte Uberto und ſah ſchräg zum Himmel.

„Unter dieſem Zeichen werde ich ſiegen!“ wiederholte ich, „ſiegen wider die Feinde Gottes; es kommt darauf an, wer Gottes Feind iſt!“

„Extra ecclesiam nulla salus!“ erinnerte Uberto an den zweiten Wahlſpruch der Geſellſchaft Jeſu.

„Außerhalb der Kirche kein Heil!“ wiederholte ich, „es wird ſich ergeben, wie eng oder wie weit der Begriff der wahren Kirche zu faſſen iſt, ob man eine Gemeinſchaft der Nachfolger eines Torquemada, oder eine unſichtbare Kirche Chriſti damit meint.“

„Ihr könntet mit dieſem Vorbehalt eben ſo gut in die Secte der Roſenkreuzer und der Freimaurer treten!“ ſagte der Dominicaner ſpottend.

„Mit dem Unterſchiede,“ war meine Erwiederung, „daß das Kleid dieſes Ordens mich vor Gewalt und Hinterliſt ſchützen wird. Ich bin damit keiner anderen Gerichtsbarkeit unterworfen als der des Generals der Geſellſchaft.“

„Gott ſei mit Euch!“ ſagte Uberto.

„Gott, der gute Geiſt, zu dem ich bete!“ war meine Antwort.

Vom Knaben Saverio ward mir der Abſchied ſchwer. Er ſchlief, wie ich ihn zum letzten Male ſah; des Hausmeiers Frau, deren beſonderer Obhut das Kind übergeben war, ſaß an ſeinem Lager; ſein Milchbruder, das Kind der Frau, lag an ihrer Bruſt. Wie ich eintrat, machte ſie das Kreuz und neigte ſich über die Knaben, als wollte ſie beide vor mir behüten. Ein lieblich Abbild ſeiner Mutter, lächelte das Kind Saverio im Traum. „Engel Gottes mögen ihn beſchirmen,“ ſagt' ich, „und der Geiſt ſeiner Mutter!“

Zehntes Kapitel.

Das ewige Rom und der Generalvicar der Geſellſchaft Jeſu.

So hielt mich denn die ewige Roma mit ihren Mauern umſchloſſen und ich belauſchte die Geheimniſſe des Lebens in dieſem Mittelpunkte der Welt! Das iſt die Stadt der ſieben Hügel und der ſieben Könige, dieſelbe, die das Königthum ſchuf und abſetzte, mit den Adlern der Legionen ſich den Erdkreis unterwarf, ſelbſt dann noch als die Herren dieſer Welt in Rom ſelbſt vor ihren eigenen Knechten zitterten. Was hat dies Rom für ein unſterblich Leben! Dem Adler folgte die Tiara in der Weltherrſchaft. Als das Schwert nicht mehr die Völker bezwang, erfand ſich Rom den Bannſtrahl, und die Barbaren beugten ihren Nacken von neuem. Die Könige Germaniens ſtiegen mit raſſelndem Harniſch über die Alpen, legten die wilden Städte der Lombarden in Aſche, ſtürzten Reiche und Staaten, vernichteten ganze Geſchlechter, ſchlachteten in ihrer Wuth Völker hin; und wenn die ſieggekrönten Löwen vor den Statthalter Gottes traten, warfen ſie ſich gleich Lämmern in den Staub und huldigten. Dies Rom hat ſeine geheimnißvollen Zaubergaben. Ein Phönix aus Schutt und Aſche, hat es ſich ſeine Ruinen ſelbſt zu neuen Trophäen gemacht. Jedes Jahrhundert der Menſchheit iſt hier als Mumie eingeſargt, und unter dem Glanz jeder oberen Erdſchicht fühlt man den Athemzug der unten beigeſetzten, noch immer nicht völlig todten Geiſter der Vergangenheiten. Vor Staunen komm' ich noch nicht recht zur Bewunderung. Ich finde ein Geſchlecht von heute, das mit den übereinandergeſchichteten Reichthümern aller Zeitalter ſpielt. Sie fühlen es nicht, auf welchem Moder der Jahrhunderte die Früchte wachſen, an deren Pracht ihr Stolz ſich weidet!

Geſtern hielt ein Capuziner vom Berge Carmel vor meinem Fenſter eine Rede an's Volk: er beſchwor die gutmüthige Menge beim Blut des Erlöſers und ſammelte dann Almoſen. Betet vielleicht das chriſtliche Rom zu einer Juno Moneta wie das alte? Der Stein, der dem Prediger zur Kanzel diente, war ein Säulenſtumpf vom Tempel der Minerva. Wo Pompejus dieſer Göttin opferte, ſteht jetzt eine Madonna, zu der das Volk wallfahrtet, weil ſie Glücksgüter und Verſtand gibt. Die Menſchheit von heute hat Beides ſehr nöthig. Jener marmornen Santa Maria ſopra Minerva ſind die Füße durch vieles Küſſen ſo abgenutzt, daß man der Bildſäule neue Ueberſchuhe von Metall machen ließ. Auch der heilige Petrus von Erz mußte ſchon mehrmals vorgeſchuht werden, und man weiß, daß ſein metallenes Fußgeſtell ein heidniſches Meiſterſtück, vielleicht das Poſtament zu einem Jupiter tonans war. Die alten Götter Roms gehen hier Hand in Hand mit den chriſtlichen Heiligen. Die drei Geſtalten in der Sacriſtei der Paulskirche waren ehedem drei antike Grazien. Aus dem Antlitz der Mutter Gottes in San Loretto, die ſo viel Wunder thut, blicken, wie die Kenner mir zuflüſtern, Züge eines Venusbildes hervor. Iſt die Religion Jeſu Chriſti hier vielleicht eine neue Fortuna publica geworden? Iſt die alte Göttin Roma, die weltbeherrſchende, noch immer die oberſte Gottheit? Herrſchſucht noch immer die vornehmſte Virtus? — Rom iſt ewig, ſo lange es weiß, wie der Menſch beherrſcht ſein will.

Das waren meine Gedanken in Rom, aber ich ſcheuchte ſie in den Winkel meiner Seele zurück. „Nicht Alles für Alle!" iſt ja der Grundſatz meines Ordens.

Das Profeßhaus zum „Gran Geſù", in deſſen Seitenflügel ich einzog, iſt ein Gebäude von überhäufter, geſchmackloſer Pracht. Es rührt aus dem Jahrhundert her, wo man den römiſchen, ſchon an ſich mit ſchweren Ornamenten beladenen Styl noch mit Blumen und Guirlanden überdeckte. Wie ein Zeitalter denkt, ſo bauen und bilden ſeine Künſtler. Was der Orden jetzt aufführt, verräth die geſuchte Abſicht, die finſtere Strenge des alten mönchiſchen Dienſtes hinter lockenden Prunk zu verſtecken. Da iſt keine Säule, der nicht die Aufgabe, das Gebälk zu tragen, durch zierliche Roſenketten erleichtert wird; kein Architrav, deſſen Schwere nicht durch allerlei in Stein gehauene fliegende Vogelgruppen den Anſchein der Leichtigkeit erhalten ſoll. Jene einfache Größe, jene offene Einfalt, die Tugenden des alten heidniſchen Roms: hat ſie das chriſtliche Rom von heute verlernt und verloren?

Im Mittelſtück des Gebäudes wohnen die Profeſſen, die Väter von vier Gelübden, die den eigentlichen Kern der Geſellſchaft bilden.

Zweck und Ziel des Ordens iſt nur ihnen bewußt, und auch unter ihnen, ſagt man, iſt nur eine geringe Anzahl in die geheimen Maximen eingeweiht. Daß der Zweck die Mittel heiligt, hat wohl noch keiner von jenen Vätern eingeſtanden, welche an die unteren Brüder die Monita ſecreta erlaſſen. Im unteren Stock des Hauſes wohnen die Scholaſtici approbati, die den Unterricht ertheilen. Der lange Flügel, der den Garten durchſchneidet, enthält die Hörſäle, zu denen ich unbedingten Zutritt habe, und die Zellen der rothgekleideten Novizen. Dieſe ſtehen unter geiſtlichen Coadjutoren, welche als Prieſter die drei gewöhnlichen Gelübde: Gehorſam, Armuth, Keuſchheit abgelegt haben. Den eigentlichen Stamm der Geſellſchaft bilden, wie geſagt, nur die Väter von vier Gelübden. Ich habe noch nicht ergründen können, welches das vierte Gelübde ſei. Der Ueberlieferung nach iſt es eine unbedingte Ergebung in den Willen des heiligen Vaters. Aber nach Allem, was ich höre und mir enträthſele, kann der römiſche Hof nicht mehr auf den unbedingten Gehorſam des Ordens zählen, wenigſtens nicht Papſt Benedict XIV. Die Geſellſchaft Jeſu ſcheint aufhören zu wollen, die Soldatesca des Statthalters Chriſti zu ſein. Das vierte Gelübde ſcheint der General des Ordens nach ſeiner Einſicht umzugeſtalten. Beſteht es vielleicht für die Eingeweihten in der Erlaubniß, ſich mit der Aufklärung des Jahrhunderts zu verbrüdern? Von den anderen Orden der römiſchen Chriſtenheit fühlt eben nur die Geſellſchaft Jeſu das Bedürfniß, die fortſchreitende Bildung der Völker nicht aus der Hand zu geben, den Geiſt eines neuen Jahrhunderts ſich nicht ſelbſt zu überlaſſen. In dieſem Sinne iſt dann jedenfalls Pater Euſebio Jeſuit des vierten Gelübdes.

Die weltlichen Coadjutoren des Ordens, die ſämmtlich Laien ſind, theilen ſich in Adjuncte, die im Seitenflügel des Profeßhauſes wohnen, und in Affiliirte, die zerſtreut in der Welt leben, ohne daß man weiß, wie ſie zur Geſellſchaft gehören. Einige ſind wie Zugvögel, gehen ab und zu, bald in weltlicher, bald in geiſtlicher Tracht. Alle dieſe heißen Mitglieder von der kurzen Robe und haben nur nach dem Maß ihrer Verdienſte Theil an den geiſtlichen Gnaden des Ordens. Zu dieſen Gnaden gehört außer der Vergebung der Sünden und der Zuſicherung ewiger Seligkeit Unterſtützung und Beförderung weltlicher

Art. Das Gelübde des Gehorſams gegen den Oberen, der ſie aufgenommen hat, müſſen auch dieſe unbekannten und unſichtbaren Hülfstruppen ablegen. Vor der Hand ſchien Pater Euſebio auch in der Ferne mein Oberer zu bleiben. Nur wurden meine Beichtberichte, meine Briefe, immer ſpärlicher; ich konnte glauben, daß ſie eröffnet wurden; ich vergrub meine Gedanken in meine Bruſt.

Mein Empfang im Profeßhauſe zum „großen Jeſus“ glich zu meiner Beſchämung einem Feſte. Man begrüßte mich als einen Sodalen, der ſeine Laufbahn „zur größern Ehre Gottes“ glorreich mit dem Gewinn einer Seele eröffnet habe. Dieſe Seele, die ich gewonnen, war Mormona, mein Weib. Das Bewußtſein dieſes zweifelhaften Gewinnes und zweifelhaften Verdienſtes drückte mich zu Boden. Im großen Saale empfing mich der Vicar des Generals, umgeben von ſämmtlichen Profeſſen des Hauſes. Scholaren ſtanden im Hintergrunde, der Chor ſang Danklieder zur Orgel. Man pries mich öffentlich als den Bekehrer der waldenſiſchen Maria. Daß ſich das Herz meines Weibes nur aus Liebe zu mir zur alten Kirche gewendet, konnte ich Prieſtern nicht begreiflich machen. Das blaſſe Antlitz des leidenden Erlöſers ſah vom Altar wehmüthig lächelnd auf mich herab, als ſie mich umringten und einkleideten und der Chor ein Loblied der Mutter Maria, der Mutter der Liebe, ſang.

Der Flügel des Hauſes, in dem ich wohnte, heißt unter dem Volke in Rom der Palaſt der Excellenzen. Er iſt von dem eigentlichen Collegium durch hohe Mauern geſchieden. Schöne weite Hallen bieten hier allen Luxus der Weltlichkeit; die anſtoßenden Gärten, in franzöſiſchem Styl mit ſteifen Taxuswänden, haben auch ihre lauſchigen Bosketts, in deren ſchattigem Dunkel lachende Nymphen von weißem Marmor die Gedanken an das alte heidniſche Rom erwecken. Man ging ſonſt in einen Orden, um die Welt und ihre Reize von ſich abzuthun. Man geißelte ſich im härenen Gewande, betrat man die einſame Zelle, in die durch das gewölbte Bogenfenſter nur das Auge Gottes auf den Büßer herniederſah. War ein Schuldbewußtſein der Beweggrund, das Kloſter zu ſuchen, dann mochte der mit der Welt zerfallene Geiſt die geweihte Stille wie eine Wohlthat begrüßen. — Die ſtrenge Zucht ſcheint die Geſellſchaft Jeſu nur ihren eigentlichen

Zöglingen vorzubehalten, in denen ſie ſich von Jugend auf willenloſe Werkzeuge heranbildet. Unter den rothgekleideten Scholaren ſah ich bleiche Geſtalten dumpf und ſtill herumwanken; ſie hatten die Welt abgeſchworen, ohne ſie zu kennen, thaten Buße ohne Reue, trugen den Stempel des Fatalismus auf ihrer Stirn. Aber die Geſellſchaft Jeſu braucht auch gewandte Weltleute, ſeine Cavaliere, geſchmeidige Talente, die der Welt die Herrſchaft des geiſtlichen Willens in nicht abſchreckender Geſtalt zur Erſcheinung bringen. Die Geſellſchaft hat auch die Wiſſenſchaften in ihren Dienſt genommen; die Benedictiner ſind nicht mehr die alleinigen Träger der katholiſchen Gelehrſamkeit. Die Zungen aller Völker tönen in unſeren Hörſälen, alle Nationen haben in der Anſtalt ihre Vertreter, und die Propaganda des Glaubens wählt aus dem Collegium ihre tauglichſten Organe.

Es überraſchte mich, daß ſelbſt mein weltlicher Titel mir in die Anſtalt folgte. Den Leuten in meiner Heimath hieß ich in meiner halb geiſtlichen Tracht: Domine. Hier war ich wieder zum Signor geworden, und die Cavaliere, die mit mir im Hauſe der Excellenzen wohnten, hatten in der That wenig Anſtrich von geiſtlichen Herren. Der neue Anbau des Hauſes hat nach einer Seitenſtraße ſeine Eingänge. Dort rollen die Equipagen bis Mitternacht auf und ab. In den Höfen tummeln geſchickte Reiter ihre Pferde, die Vorſäle wimmeln von galonnirten Dienern, auf der Terraſſe empfängt man Geſellſchaften, wo ſich auch Damen hoher Abkunft einfinden. — Man lebte dort wie in einem glänzenden Hotel, und der Name meiner Familie zog mir Beſuche zu, die ich aus Anſtand erwiedern mußte. Ich fand dort junge Cavaliere, die vielleicht ſpäter als Diplomaten in der Politik glänzen wollten, und es ſchien mir, als ob die Collegien des Ordens die Abſicht hätten, auch die alten Univerſitäten zu verdunkeln, indem ſie junge Nobili für die Welt bilden.

Ich fand unter ihnen keinen Genoſſen, der mir behagte; ich lebte mit Pirrho, der als mein Gefährte ungehindert Zutritt erhielt, ſtill und eingezogen in meiner Behauſung. Weit mehr zog es mich zu den eigentlichen Scholaren der Anſtalt hin, welche drüben im Profeßhauſe in um ſo ſtrengerer Zucht für den ſchweren Dienſt heranreiſen. Aus den blaſſen Geſichtern ſah ich hier und da ein dunkles, feuriges Auge aufblitzen, das ſich raſch wieder in ſeine Höhlen verkroch. Die Scheidewand der Stände trennte mich von ihnen, denn ich gehörte zum Hauſe der Excellenzen.

Pirrho war Tages über meiſt ſich ſelbſt überlaſſen; er brachte den größten Theil ſeiner Zeit bei den Schiffern am Tiberſtrande zu; dort fand ſeine ruderfertige Hand ihre Uebung; erſt mit der Dämmerung der Nacht kehrte er zu mir zurück. Ich gab ihn bei dieſer Lebensweiſe ſo gut wie aus der Hand; aber ich wußte, daß der Sohn der Berge nicht anders als bei dieſem Maße zugeſtandener Freiheit mein Gefährte blieb. Die Beziehung zu Mormona war das geiſtige Band, das ihn an mich feſſelte. Jedem Verſuche, ihm durch Unterricht und geſchulte Belehrung beizukommen, ſetzte er die fertige Verſchloſſenheit ſeines angeborenen Trotzes entgegen, der ſich zur Wildheit aufbäumte, wenn man ihn herausforderte. Um auf ihn einwirken zu können, mußte ich ihn eine Zeitlang noch ſich ſelbſt und der Reiſe der Zeit überlaſſen.

Es mochten einige Wochen ſeit meiner Aufnahme in's Collegium verſtrichen ſein, als der Vicar des Generals mich zu ſich entbieten ließ. Er empfing mich zur Audienz in ſeinem beſonderen Gemach. Der General des Ordens lag ſchon ſeit lange auf dem Siechbett. Pater Lorenzo, ſein Vicar und Stellvertreter, war bereits jahrelang die Seele des Ganzen und Regent des großen geiſtlichen Staates der Geſellſchaft. Die Aſſiſtenten für Italien, Frankreich, Deutſchland, Spanien und Portugal waren ihm zur Seite geſetzt, aber er war der Sache nach ſchon ſo gut wie unumſchränkter Monarch. Dieſe Monarchie der Jeſuiten mit ihren 22,000 Unterthanen war im Stande, ſelbſt bedeutenden Staaten mit bewaffneter Hand gegenüberzutreten. Paraguay, die ſüdamerikaniſche Republik, die der Orden ganz nach ſeiner ſouveränen Willkür regierte, offenbarte damals plötzlich deſſen gefahrdrohende weltliche Macht. Spanien hatte in Folge eines Tauſchvertrages einen Strich dieſes Landes an Portugal abtreten wollen. Die Eingeborenen widerſetzten ſich auf Betrieb ihrer Seelſorger und heimlichen Regenten dieſem Willen und Uebereinkommen zweier Höfe, und zum Staunen der Welt trat der Orden Jeſu plötzlich als politiſche Macht auf und überraſchte durch das Schauſpiel eines glänzend geführten Krieges. Dem Orden war ſo Vieles geglückt, daß er für ſeine Herrſchſucht kaum noch die Maske der Klugheit nöthig zu haben glaubte.

Mich dünkt, in Lorenzo Ricci's Zügen ſpiegelte ſich dieſer Verſtand, der in langgewohnter Sicherheit plötzlich die Stätigkeit ſeiner Berechnungen aufgibt und baar und blank eine brutale Selbſtgewißheit zur Schau trägt. Dieſer Mann ſah aus, als hätte die Klugheit nicht mehr nöthig, die Begier nach Herrſchſucht und Beute zu zügeln; für ihn ſchien der Augenblick dazuſein, wo man ertrotzen wollte, was man bisher mühſam und heimlich nach tauſendfältigen Erwägungen und mit allen Kräften leiſer Vorſicht errungen. Der damalige Vicar gehörte ſeiner Geburt nach zu den Menſchen aus niederer Sphäre, die mit der Kraft eines eiſernen Willens keine Anſtrengung ſcheuen, um den Gipfel der Macht zu erreichen und nach dem Augenblick dürſten, wo ſie ſicher genug ſind, um den angeborenen Trotz der Anmaßung ungeſcheut zu entwickeln. Sein Antlitz war bei dem Widerſtreit von Klugheit und Gewaltſamkeit ein Bergwerk, wo geheime Geiſter in zwei entgegengeſetzten Schachten arbeiten und ſich Gegenminen graben. Die borſtige Augenbraue verrieth Kraft und Ausdauer. Sein Blick war ſcharf und kalt, durchdringend und beſonnen; er ließ auf Enthaltſamkeit und auf Beherrſchung aller eigenen Schwächen und Lieblingswünſche ſchließen. Aber die zuſammengedrückte niedere Stirn mit ihren eigenſinnigen Gedankenfalten erwies ſich nicht als ein Sitz jener höheren milden Weisheit, die zugleich frei und harmlos macht. Die aufgeworfene Unterlippe und die unteren Muskeln des Geſichts ließen fürchten, er ſcheue zur Erreichung ſeiner Zwecke auch gewaltſame Mittel nicht. So ſcharf, feſt und ſicher der Blick ſeines Auges und ſeines Verſtandes ſchien, ſo beſchränkt war vielleicht der Kreis ſeiner Empfindungen, und ſo war es möglich, daß das Gefühl der Sicherheit, das auf plumpen Vorausſetzungen beruhte, ihn um die Früchte ſeiner beſten Berechnungen brachte. Die Klugheit des berechnenden Verſtandes ſollte es nie verſchmähen, auch bei der Güte des rückſichtsvollen Herzens in die Schule zu gehen, um jene Weisheit zu lernen, die auch die Forderungen des Gemüthes, wo nicht bei ſich, doch bei Anderen mit in Anſchlag bringt. Pater Lorenzo machte mir, je länger ich mit ihm verkehrte, deſto mehr den Eindruck eines Wanderers, der, an die geebnete, wenn auch ſteinichte Straße gewöhnt, plötzlich zur Abkürzung des Weges einen Waldpfad einſchlägt. Dieſer Pfad verläuft ſich immer tiefer in's Dickicht. Die Berechnung in der Wahl des Pfades war richtig, weil er das Ziel in gerader Linie trifft; aber er iſt ſeit lange nicht mehr betreten, das Geſtrüpp hat ihn überwuchert. Der Wandersmann tritt Anfangs mit ſcharfem Fuß die Hinderniſſe nieder, er ſchlägt ſich mit beiden Armen durch; aber das Dickicht wird immer verſtrickter und die Ruthen der Geſträuche zerfleiſchen ſein Geſicht. Mit der Verwundung wächſt ſein Eifer, vorzudringen, bis ihn ein ſtörriger Aſt, der ſeinen Schädel trifft, plötzlich zu Boden wirft. — In den Zügen ſeines Angeſichts ſtand dieſe Klugheit geſchrieben, die mit ihrem ſtarken Eigenſinn ſich plötzlich in ihr Gegentheil verwandelt. Es ſchien als habe Lorenzo die Bedürfniſſe der Menſchen, auf die er doch rechnete, nicht genau genug gekannt. In ſeiner ganzen Haltung war dieſer plötzliche Wechſel erſichtlich. Wie weiland Papſt Sixtus hatte er gebückten Ganges ſein Ziel erreichen wollen; aber er hielt ſich ſchon zu früh auf dem Gipfel der Macht, er warf zu früh die Krücke von ſich, um ſeine Geſtalt frei in die Höhe zu richten; ſeine Klugheit endete in Anmaßung und Dünkel.

Dies ſtand in ſeinem Geſicht zu leſen, als er halb lächelnd, halb abweiſend meine Verwunderung über gewiſſe Einrichtungen im Ordenshauſe, die ich ihm ausſprach, — er hatte gefragt, wie mir mein Aufenthalt in Rom und im Hauſe gefiele, — entgegennahm. Der Orden erkennt den Unterſchied der weltlichen Stände ſelbſt innerhalb der Mauern des Collegiums an.

„Ich habe es,“ ſagte ich ihm ohne Scheu, „für einen Grundpfeiler des großen Gebäudes der Kirche gehalten, daß auf ihrem Gebiet der Sohn des Fürſten nur eben ſo ſehr wie der Sohn des Hirten ſich die Berechtigung zu einer Würde erringt, wie jener Sixtus lediglich kraft ſeines Geiſtes ſich zur höchſten Staffel hinaufarbeitete und mit der Tiara das Haupt bedeckte, das in einer Hütte das Licht der Welt erblickt hatte. Dem weltlichen Herkommen, der Rangordnung des feudalen Kaſtenweſens gegenüber eröffnete die Kirche, dünkt mich, eine Laufbahn, auf welcher nur die geiſtige Befähigung gilt. Es lag eine Demokratie in dieſer Kreuzung der weltlichen Ordnung. Erkennt der Orden dieſe Anwartſchaft Aller zu Allem nicht an? Mich dünkt, die

Prieſterſchaft der heiligen Kirche mußte blühend ſein, ſo lange ſie ſich aus dem Kern des Volkes mit allzeit friſcher Kraft ergänzte!“

Der Generalvicar ſah mich mit einem Blicke an, der mehr Unwillen, mir antworten zu müſſen, als Befremden über meine Aeußerung verrieth. Er ſchien im Augenblicke zu ſchwanken, ob es bequemer ſei, über dieſe Weisheit eines Neulings geheimnißvoll zu lächeln, oder ſie einer ernſtlichen Erwiederung zu würdigen. Sein Geſicht ſah jetzt wie ein verſiegelter Brief aus, auf dem auch noch die Aufſchrift unleſerlich iſt.

„Man bezwingt die Welt am leichteſten,“ begann Lorenzo Ricci, „indem man ihr läßt und gibt, was ſie verlangt. Legt Ihr, Signor, kein Gewicht auf den Genuß weltlicher Dinge, ſo werdet Ihr um ſo ſchneller unſeren Zwecken entgegenreifen. Innerhalb unſeres Ordens herrſcht allein der Geiſt. Und brächte Jemand bei ſeinem förmlichen Eintritt in unſere Geſellſchaft die Schätze eines Kröſus zum Angebinde, er würde nicht um deshalb unter uns ſteigen! Die Perſon ſtirbt ab, ſobald du ein wirklicher Schüler Loyola's biſt. Der Orden iſt dann deine Seele, deine Ehre, dein Verdienſt und deine Macht.“

Das war nun freilich ſchon mehr als bloße Widerlegung meiner Vorwürfe: es war ein Geſtändniß, daß der Orden die Darbietungen der Welt ſehr gern in Empfang zu nehmen pflege, aber ohne ſich dafür zu Dank verpflichtet zu fühlen. Andere fromme Brüderſchaften, dacht' ich bei mir, ehren wenigſtens das Andenken des Wohlthäters und leſen für ſein Seelenwohl Meſſen.

„Ihr werdet,“ fuhr Lorenzo fort, „in unſerer Gemeinſchaft die verlangte Demokratie nicht vermiſſen, ſobald es Euch, Graf La Torre, beliebt, uns ganz anzugehören. Erſt nach mehreren Graden werdet Ihr das Syſtem unſeres Ordens kennen lernen können; nur wenn er das Alter des gekreuzigten Heilandes erreicht hat, wird der Jeſuit, wie Ihr wißt, eigentliches Mitglied der Geſellſchaft, und dann allerdings verſchwindet für ihn die Welt mit ihrer Gültigkeit. Wir erkennen ihre Berechtigung nicht an, aber wir laſſen ihr das Spiel, das ſie mit ſich ſelber treibt. Die römiſche Curie kennt Rückſichten gegen weltliche Hoheit, ſie bevorzugt den fürſtlich Geborenen und geht in ihrer Nachgiebigkeit ſo weit, ſelbſt mit widerſpenſtigen Königen und Fürſten Verträge zu ſchließen. So weit gehen wir nicht. Das hieße die Welt und ihren Beſtand nicht blos zulaſſen, ſondern auch anerkennen. Zur Herrſchaft in der Welt iſt aber nur der Geiſt berufen. Der Geiſt geht in die Welt ein, aber nicht um ſie ſich ſelbſt zu überlaſſen, ſondern um ſie ſich unterthan zu machen. Das Chriſtenthum von ehedem hatte eine Scheu vor dem Thun der Menſchen; deshalb haben ſich die Staaten eine Selbſtändigkeit von der Kirche errungen; ſelbſt die Wiſſenſchaften glauben jetzt auf eigenen Füßen zu ſtehen. Dieſe Vorurtheile haben ſich unter den Menſchen feſtgeſetzt und wir müſſen ſie ſo lange achten, bis Alles wieder im Dienſte des Geiſtes ſteht. Wir gehen auf die Bedürfniſſe der Völker ein, ſo lange ſie dieſen Schein einer angemaßten und gefährlichen Selbſtändigkeit zur Schau tragen. Niemand erntet, bevor er geſäet. Die Welt muß erſt wieder empfänglich gemacht werden für die Herrſchaft des Geiſtes. Deshalb, Graf La Torre, ſind wir in unſerer Thätigkeit ſo vielſeitig und ſcheinbar oft ſo weltlich. Alles unter den Menſchen beruht auf Vorurtheilen, und dieſe muß man ſchonen, will man ſie überwinden. Wir haben in China am Hofe des Kaiſers unſere Mathematiker, unſere Geographen, unſere Aerzte, ſelbſt unſere Uhrmacher und Opiumdreher. Nachdem das Chriſtenthum aufgehört hat, wie eine Eule in alten Höhlen zu niſten, darf es nicht mehr ſpröde ſein, es muß eingehen in das Thun der Welt. Der Geiſt muß die Materie bearbeiten, will er ſie beherrſchen. Deshalb, mein junger Freund, ſitzen Mitglieder unſeres Ordens bald am Ruder des Staates, bald ſind Handel und Gewerbe in ihrer Hand. Wir haben in Weſtindien und Südamerika unſere mercantilen Staaten, wir haben an allen Ecken und Enden der Welt unſere Commanditen. Wir nennen ſie unſere Miſſionen, aber ſie ſind für uns, was die Colonien für das Mutterland ſind, die Quellen unſerer Macht. Zur Ehre Gottes, zur Herrſchaft des Geiſtes auf Erden wird Alles verwendet. Iſt es nicht wunderlich, daß die römiſche Curie zum Beſten der Völker und Fürſten und zum Nachtheil der Kirche Gottes unſere Thätigkeit hemmen will? Die Bulle In mensa pastorum will uns jetzt den Sklavenhandel und die Unterjochung der Wilden verbieten! Als ob ſich die Kirche für zu vornehm halten dürfte, ſich mit der Welt zu befaſſen! Wir können nur herrſchen, wenn wir den Mächtigen der Erde das Scepter aus der Hand winden, den Völkern die Quellen ihrer Wohlfahrt ſelbſt eröffnen. Der Geiſt muß aufhören, als Geſpenſt unter den Menſchen zu wandeln; das Chriſtenthum muß eingehen in das Fleiſch der Welt, um es ſich dienſtbar zu machen!“

Pater Lorenzo war aufgeſtanden und ſah mich an, als wollte er ſagen: Siehe, das iſt das große Reich unſerer Entwürfe! Es lag nichts Erhabenes im Gedanken dieſer Herrſchſucht; dieſer Traum war nüchtern und doch befiel mich die Furcht, ein Nachtwandler ſtehe vor mir und enthülle mir das Gewebe ſeiner Begierden. Das war allerdings kein Chriſtenthum mehr, das die Welt dem Gedanken, die Erde dem Himmel opfert, kein Glaube, der die Menſchen flieht, um in der Wüſte ein einſames Grab zu finden; das war mit allen ſeinen Schrecken faſt der Geiſt der Unterwelt ſelber, der in den Eingeweiden der Erde nach Gold wühlt, nicht um es zu genießen, ſondern weil er Niemanden den Genuß dieſer Schätze gönnt.

Ich fand in meiner Betäubung kaum ein Wort der Erwiederung, als Lorenzo auf meine eigenen Angelegenheiten überging.

„Ich habe Euch im Vertrauen zu mir entbieten laſſen, Graf La Torre,“ begann der Generalvicar von neuem. „Ihr habt eine ungewöhnliche Stellung zum Orden. Ihr dürft, ſollte eine Entſcheidung eintreten, auf unſeren beſonderen Schutz rechnen.“ Er zögerte fortzufahren und lenkte dann ein. „Pater Euſebio hat Euch ſehr warm empfohlen, Euch ſehr gut bei uns angeſchrieben. Ihr verkehrtet viel mit ihm?“

Ich erzählte, wie Euſebio früher als Caplan in Santa Maria und auch ſpäter, wo ich ihm in Genua eine Zeitlang übergeben war, mein Lehrer geweſen, bis der Einfluß ſeines Nachfolgers, des Dominicaners Uberto, ihn im Vertrauen meines Vaters verdrängt; ſein Beiſpiel, ſeine Lehre und die Hoffnung auf eine Gemeinſchaft mit edlen Männern, die ſich für das Wohl der menſchlichen Geſellſchaft verbrüdert, ſeien die Beweggründe meiner Hinneigung zum Orden.

„Wer wirken will, muß Macht haben; δός μοι ποῦ στῶ!“ *) ſagte Lorenzo.

---

*) Gib mir wo ich Fuß faſſe!

„Ich glaube,“ ſagte ich, „daß der Geiſt der Duldung, der Aufklärung und Menſchenliebe über die Welt kommen und ſie beherrſchen wird.“

„Duldung, Aufklärung, Fortſchritt, dieſe Heilmittel der Humanität,“ ſagte der Vicar, „weiſen wir nicht von uns.“

Alſo Mittel zum Zweck, nicht Zweck ſelber ſind ſie Euch! dacht' ich ſtill bei mir. „Euſebio,“ fuhr ich fort, „ſprach mir von der Reform der Kirche, die der Orden zum Ziel habe.“

„Man muß nicht von Dingen ſprechen, die blos gethan ſein wollen!“ ſagte Lorenzo.

„Euſebio,“ ſagte ich, „ſtellte mir eine Verbrüderung mit den Aufgeklärten, mit den Freimaurern in Ausſicht.“

„Euſebio geht darin zu weit,“ unterbrach mich der Generalvicar. „Wir können dem geſchworenen Prieſter nicht geſtatten, einen zweiten Eid zu leiſten, und ein Schwur wird ja vom Maurer verlangt. — Ihr habt die Logen in Turin beſucht?“ fragte er nach einer Pauſe eifrig.

Ich mußte es verneinen, aber geſtand, daß ich das Verlangen nach einer Aufnahme in ihren Bund hätte.

„Den affiliirten Brüdern geſtatten wir gern die Theilnahme an der Maurerei,“ ſagte Lorenzo, „es iſt uns ſogar willkommen, Männer unſeres Ordens, ſobald ſie nicht geweihte Prieſter ſind, in den Logen zu haben. Es kann ſein, daß der Orden dieſer Logen benöthigt iſt, tritt uns eine große Entſcheidung näher!“

Lorenzo Ricci gehörte alſo zu den Diplomaten, die die Freiheit zulaſſen, nicht ſie befördern. Der Verſtand, nicht das Herz, beſtimmt ihre Denkart und ihr Thun. Er maß mit weiten Schritten das Gemach; ich hatte mich ebenfalls erhoben, meine Audienz ſchien beendet. Da begann der Generalvicar von neuem: „Weshalb ich Euch, Graf La Torre, kommen ließ?“ — er ſetzte ſich und lud mich wieder ein, Platz zu nehmen; — „Euer Gefährte und Wohngenoſſe iſt — Waldenſer?“

Ich äußerte, wie ſeine Bekehrung mein Werk ſein ſolle, daß ich jedoch unter einem guten Bekehrer einen Erzieher verſtände, der die geſammte Exiſtenz, Charakter und Natur des Proſelyten langſam auf die Stufe der Erleuchtung, das heißt der Bildung erheben müſſe.

„Hat durchaus keine Eile,“ ſagte der Generalvicar zu meiner Ueberraſchung. „Es liegt überhaupt wenig an dieſen Waldenſern. Armes, dürftiges Volk, ein bettelhaftes Stück Land, — werden nach wie vor Murmelthiere abrichten und Kürbisköpfe aushöhlen — ſo wie ſo! Ihr müßt Euch, Graf Giuſeppe, höhere Ziele ſtecken. Ich empfehle Euch den deutſchen Norden zu Miſſionen. Euer feiner Geiſt, Euere gemüthliche Befähigung, in die Denk- und Gefühlsart anderer Menſchen, bis dato noch Ketzer genannt, einzugehen und mit ihnen zu empfinden, macht Euch zum Miſſionär an jenen Punkten, wo es für uns von Werth ſein kann, Helfershelfer zu haben. Auch ſind dort in der That die Logen ſtille, dem Lärm der Welt entzogene, aber wirkſame Schauplätze aller höheren Beſtrebungen.“

Ich erwiederte, ich ſei noch zu ſehr Laie, um mich für einen Zweig der Thätigkeit zu beſtimmen. Er empfahl mir wiederholt das Studium der nordiſchen Sprachen, Sitten und Eigenheiten; Bücher und Schriften des Collegiums und der Congregation ſtänden mir in ausgedehnteſter Weiſe zu Gebote; auch der Zutritt zur Sala intima der Propaganda ſammt ihren Regiſtern und Tagebüchern ſei mir geöffnet. „Mit dem tollen Brauſekopf von Waldenſer nehmt Euch Zeit; in ſolchen Einfältigkeitsgemüthern ſteckt der Widerſpruch oft ſehr feſt, mehr aus Naturell, als aus Sünde. — Euere Gattin, Graf La Torre, war ja wohl auch nicht ganz capitelfeſt, nicht recht römiſch geworden?“

Er ſah mich forſchend, doch ohne böſen Hinterhalt an. Ich erzählte ihm offen und ohne Scheu von Mormona's Anwandlungen, erklärte dieſe aber phyſiſch für Gelüſte in Momenten, wo ein Weib, das ſich Mutter fühlt, nicht entſchieden für zurechnungsfähig gilt.

„Würde ſich auch haben ausgleichen laſſen!“ ſagte der Generalvicar mit trockenem Ernſt; „nur muß man ſich nicht Mönchen in die Hände geben, die Alles an die große Glocke ſchlagen und über kleine menſchliche Schwankungen und Irrungen gleich die Schrecken des jüngſten Gerichts bringen! Am wenigſten konnte das Bischen Ketzerthum, das in der Seele Eueres Weibes ſitzen geblieben ſein mochte, ausreichenden Grund abgeben, die katholiſche Rechtmäßigkeit Euerer Ehe zu bezweifeln!“

Ich fuhr empört in die Höhe. „Wer," fragt' ich, „hat ſich deſſen erdreiſten können?"

„Doch wohl Derſelbe," ſagte Pater Lorenzo, „der uns Sophiſten ſchilt, weil wir auf die Natur des Menſchen Rückſicht nehmen und die feinen Vergehen nicht für gleich ſtraffällig wie die groben Verbrechen erachten. — Vielleicht auch nur ein Gewiſſensſcrupel Eueres erlauchten Vaters!" ſetzte der Vicar hinzu.

Ich ſchwieg beſtürzt. Es machte mich ſtumm vor Schreck, daß man es gewagt haben durfte, an das, was ich für das Sicherſte gehalten, an das Eigenſte, Reinſte und Heiligſte meines Lebens die Hand zu legen.

„Der Caſus war von Belang, ließ er ſich feſthalten und durchſetzen," fuhr Lorenzo fort, mich wenig beachtend; „ward es möglich, Euere Ehe für ungeſetzlich zu erklären, ſo galt auch Euer Sohn für unrechtmäßig."

„Unerhört!" rief ich, „wie konnte mein Vater ſich ſo weit verirren, das Kind, den letzten Sproß des Hauſes, in ſeiner Rechtmäßigkeit zu bezweifeln und damit den Untergang, das Ausſterben des Stammes der La Torre zu verſchulden!"

„In dem Falle," ſagte der Generalvicar mit der langſamen Zähigkeit ſeines Tones, „in dem Falle würde, dünkt mich, der Seitenzweig Euerer Familie in Friaul erben. Dieſer Seitenzweig Eueres Hauſes iſt dem römiſchen Hofe ſehr ergeben. Die Curie würde das begünſtigen, glaub' ich. Oder Ihr würdet genöthigt, Euch noch ein Mal, und zwar ebenbürtig zu vermählen."

Ich fühlte bei der Enthüllung dieſes Gewebes deſſen namenloſe Verſtrickung und Verkettung. — „Uebrigens," beruhigte mich Pater Lorenzo, „übrigens iſt es ja bei einer bloßen Anfrage geblieben; das heilige Amt der Inquiſition hat die ihm als Gewiſſensſcrupel geſtellte Frage, ob eine ſo und ſo beſchaffene, mit einer rückfälligen Ketzerin geſchloſſene Ehe nicht für null und nichtig erklärt werden könne, noch nicht ein Mal eingeleitet. Und jetzt, wo ja wohl ein Wunder am Grabe der Entſchlafenen geſchehen, wo die Todte erhöht, verklärt, ſacrificirt werden ſoll, würde es ja thöricht erſcheinen, wollte man auf deren Ungläubigkeit einen Proceß gründen! Indeſſen es war recht gut von Euch, Graf La Torre, daß Ihr Euch beeiltet, die Sache der Beatification bei der Curie zu betreiben; Ihr habt damit wenigſtens jene Scrupel erledigt und beſeitigt. Auch zweifle ich nicht an der Geneigtheit des heiligen Vaters, auf Euer Geſuch einzugehen und die waldenſiſche Maria zu beatificiren. Dinge dieſer Art gehören zu ſeinen Liebhabereien. S. Heiligkeit Papſt Benedict, der gelehrte Bologneſe, hat in ſeinen früheren Jahren, als Promotor Fidei, ſogar ein weitläufiges Werk geſchrieben über die bei Seligſprechungen üblichen Gebräuche. Von Alters her iſt die Curie noch von dem Anlehen unter dem vorigen Papſte Euerem Hauſe eine Summe Geldes ſchuldig. Das wird denn in Eins abgemacht. Wird Euere Ehe nicht weiter angezweifelt, ſo iſt Euer Sohn Saverio ebenſo zweifellos Erbe Eueres Hauſes, und Ihr — als Genoß unſeres Ordens — dürft unſeres Schutzes in jedwedem Falle ſicher ſein.“

Es ſchien paſſend, auf dieſe Verſicherungen ein Wort des Dankes zu erwiedern; es mochte etwas unbeholfen zum Ausdruck kommen, war ich doch wie betäubt und entſetzt über die Art, ganz profan geſchäftsmäßig über die heiligſten Dinge meines Lebens zu verhandeln. Auch war ich mir bisher doch noch gar nicht in ſolchem Grade als hülfsbedürftig erſchienen.

„Noch Eins, Graf Giuſeppe della Torre!“ ſagte der Generalvicar, als ich ſchon im Begriff war, mich zu verabſchieden. „Es ſchwebt auch noch in anderer Weiſe ein Damoklesſchwert ob Euerem Haupte! Ueber Euere eigene Rechtgläubigkeit iſt bei'm heiligen Amt Frage erhoben und Unterſuchung verlangt. Das Tribunal wird einen Spruch thun müſſen, — wahrſcheinlich blos um ebenfalls Gewiſſensſorgen zu beſchwichtigen! Seid alſo, bitt' ich, gewärtig, vom Conſultor der Inquiſition vorgefordert zu werden, und wär's auch nur zu einem bloßen Colloquium, nur der Form wegen. Aber ich würde doch wünſchen und rathen, vorſichtig und beſonnen zu ſein! Man ſieht in Euch, Graf Giuſeppe, den Genoſſen unſeres Ordens, und man könnte Euch um dieſer Genoſſenſchaft willen Angeln legen wollen.“

„Ich werde der Wahrheit die Ehre geben, ohne den Orden zu beeinträchtigen,“ ſagt' ich.

„Juſt in dieſen Tagen,“ fuhr Lorenzo fort, „iſt ein neuer Conſultor der Inquiſition ernannt.“

„Ein Mann der Geſellſchaft?“ fragte ich.

„O nein, im Gegentheil, ein Franciscaner," lautete bitter die trockene Antwort.

Ich äußerte, der Meinung geweſen zu ſein, als Sodale der Geſellſchaft keiner anderen Gerichtsbarkeit, als der des Ordens unterworfen werden zu können. Der Vicar entgegnete zur Erklärung, daß dieſer Proceß gegen mich bereits anhängig gemacht ſei, bevor ich meinen Entſchluß, in den Orden zu treten, förmlich kundgethan, den Revers, den man mir geſchickt, unterzeichnet und in die Liſte der Sodalen eingetragen.

„Aber nur getroſt!" wiederholte der Vicar, „die Geſellſchaft wird Euch ſchützen. Seid Ihr ſelbſt nur treu und auf Euerer Hut, und zögert nicht mit der Erklärung, uns ganz mit Allem, was Euer iſt, anzugehören, falls ſich Euch eine dringende Verlegenheit, eine drohende Entſcheidung naht!"

„Mit Allem, was mein?" fragt' ich zerſtreut und verlegen, „mit Hab und Gut, mit der Grafſchaft La Torre?"

„Mit Allem, was Euer, gleichviel was es ſei!" entgegnete Vater Lorenzo mit einem faſt wegwerfenden Stolze. „Der ächte Sohn und Schüler Jeſu nennt in der Welt nichts ſein, will er dem Herrn wirklich folgen, iſt und gilt draußen nichts, Alles nur innerhalb der Geſellſchaft. Für die Welt iſt er todt, eine Leiche; lebendig nur für die Zwecke des Ordens, der des Sodalen Sache zur ſeinigen macht, macht dieſer ſich mit ſeinem Wiſſen und Haben, ſeinem Wollen und Können zum Eigenthum der Geſellſchaft!"

Mit einer herablaſſenden Handbewegung ward ich entlaſſen. Ich eilte beſtürzt von dannen. Aus den Gängen und Hallen des Collegiums wehte mir ein ſchwüler Dunſt entgegen. Männer hatte ich geſucht, die ſich und ihr Alles der Menſchheit und deren Wohlfahrt opfern, und fand Hierarchen, die umgekehrt die Menſchheit und deren Heil ihrer eigenen Selbſtſucht zum Opfer bringen! Eine Genoſſenſchaft Edler ſucht' ich und fand, daß ich in Rom vielleicht der Einzige war, der an dem Heil des Geſchlechtes, an der Errettung der Welt, an dem Werk des großen Baumeiſters Hand anzulegen ſich bereit fühlte.

Eilftes Kapitel.

Das Miſerere der Chriſtenheit und der Conſultor der Inquiſition.

Was mich am meiſten beſtürzt machte und bedrückte, war die Spannung, in welcher die Geſellſchaft, der ich angehören wollte, mit dem oberſten Biſchof der Chriſtenheit ſtand. Aus dem Munde des Generalvicars konnte ich entnehmen, daß der Orden beinahe des Papſtes entbehren zu wollen ſchien, um neben ihm, wo nicht gar über ihm, eine ſelbſtändige Macht zu behaupten. Die Welt bedarf klarer Köpfe, edler Gemüther, die ſich über die Sache der Menſchheit einigen; dieſer Zwieſpalt unter den geſetzlichen Würdenträgern der Kirche ſtimmte mich tief herab.

Dieſer ganzen Welt um mich her ſchien der Geiſt der Liebe und Eintracht abhandengekommen zu ſein. Wo ſich Kraft und Selbſtbewußtſein zeigte, da war es die Sucht nach äußerer Macht, die entweder ganz offen eine Gewaltherrſchaft erſtrebte, oder heimlich Minen anlegte, um das Leben der Menſchen zu unterwühlen. Alles Andere, was in die Räder dieſer Maſchine nicht eingriff, ſchien mir Gedankenloſigkeit. Man ſündigt ohne inneren Antrieb, man büßt es wieder ab ohne Reue.

Auf die Faſchingszeit folgte in Rom die Reihe kirchlicher Feſte. Sie erſchienen mir wie ein glänzender Rahmen, dem das Bild, der eigentliche Inhalt, verloren ging. Im Zeitalter der chriſtlichen Begeiſterung kam ein Raffael und malte ſeine göttlichen Geſtalten hinein, und die große Menge, die Gott nicht ſieht, nahm dieſe erleuchteten Werke der Kunſt für eine ſinnbildliche Erſcheinung. Der Schein galt dann den Menſchen für das Weſen, aber der Schein hatte vom Weſen einen Abglanz ſeiner Herrlichkeit. Jetzt hat dieſer Schein ſeine Glorie eingebüßt, er iſt nur ein Aushülfsmittel, denn dieſes Zeitalter iſt nüchtern geworden und doch nicht einfach und klar. Eine geheime Angſt wandelte mich an in dieſem Mittelpunkt der Chriſtenheit. Ich hätte in den tiefſten Abgrund flüchten mögen, um die Qual dieſer Entdeckung los zu werden. Entweder war ich ein unglücklicher Träumer, oder dieſe ganze Welt um mich her ein Schattenſpiel. Die Geſtalten bewegten ſich noch wie Menſchen, aber ſie waren ſeelenloſe Maſchinen, und wenn ſie die kalten Hände nach mir ausſtreckten, fuhr ich entſetzt zurück.

Die heilige Woche war angebrochen. Alle Orden und Pilgerſchaften waren auf den Beinen und durchzogen in endloſen Proceſſionen mit dumpfem Gemurmel die Straßen der Stadt. Wo ſie vorüberkamen, ſtürzten die Leute aus den Häuſern hervor, knieten nieder, beteten raſch ihren Spruch ab und eilten zurück zu ihrem weltlichen Thun. Die Weiber und Buben folgten den Zügen, für ſie ſchien die ganze Feierlichkeit erſonnen zu ſein. Der Müſſiggang iſt hier ſanctificirt, die Bettelei faſt ein religiöſes Geſchäft geworden, und nachdem die Andacht zur Werkeltagsgewohnheit geworden iſt, ſucht man den ſchlaffen Sinn durch Prunk und Flitter anzufriſchen. Auch die Coquetterie miſcht ihr Spiel in die alten Gebräuche und treibt in heiligen Lumpen allerlei Kurzweil. Auf Eſeln ziehen ganze Haufen angeblich bußfertiger Frauen und Mädchen, von Mönchen geführt, die Via Flaminia entlang, halten dann vor der Piazza del Popolo, werfen dort Schuh' und Strümpfe ab und treten baarfuß in die Kirche. Links und rechts machen Cavaliere Spalier, und aus den Paläſten der Nepoten des verſtorbenen Papſtes ſchaut die elegante Welt, mit Opernguckern bewaffnet, ſcherzend und witzelnd auf die Gruppen der bußfertigen Schönen herab. — Das alte heidniſche Rom war in ſeiner Sinnlichkeit naiv. Das chriſtliche Rom hat die natürliche Einfalt verloren, iſt aber um deswillen nicht tugendhafter geworden. Auf den antiken Architraven ſteht noch zu leſen: Senatus Populusque Romanus. Aber dies S. P. Q. R. erklärt ſich der Witz von heute ganz anders. Sancte Petre Quid Rides! ruft der freche Uebermuth des Pöbels.

Und der heilige Vater ſelbſt? — Er ſchreibt zu viel und regiert zu wenig! lautete die Klage über ihn im Volke. Papſt Benedict hat Akademien geſtiftet, ließ einen Grad des Meridians meſſen, baute die Kirche San Marcellino nach ſeinem eigenen Grundriß und veranſtaltete Ueberſetzungen der beſten franzöſiſchen und engliſchen Bücher. Er iſt ein Mann von franzöſiſcher Bildung. Er hatte ſich als Cardinal Lambertini zu Paris in den Bureaux d'Esprit der Dame Tencin gefallen. Es hatte für die Römer eine Zeit gegeben, wo ſie ganz entzückt waren von Benedict's geiſtreichen Einfällen, die man ſich Nachmittags im Garten des Quirinals bei'm Glaſe Kaffee erzählte. Dieſe Zeiten waren längſt vorüber; die Römer nannten ihren Herrn den guten Alten, weil er fromm und einfach lebte; oder ſie ſchalten ihn, mit Bezug auf ſeine Vaterſtadt, „das gelehrte Bologna," weil ſeine Bücher ſo corpulent waren und einen Umfang hatten, wie die dicken maſſiven Häuſer der graſſa Bologna. Papſt Benedict war aber ein Mann, der mitten in der Verlorenheit der römiſchen Welt als ein Muſter ſeltener Tugenden des Geiſtes daſtand. Er war fromm geworden, ohne deshalb aufgehört zu haben, duldſam und menſchlich zu ſein. Er ſah in den guten Sitten die beſten Wirkungen des Glaubens; ſeine Rechtſchaffenheit war verſöhnlicher und liebevoller Art. Unter ſeinem Regiment hatte das wüſte Treiben des Nepotismus aufgehört. Aber ſein Hofhalt war kärglich, und die Müßiggänger klagten über die ſchmalen Zeiten. Er ſuchte Aufklärung zu verbreiten und das Mönchthum eiferte gegen ihn. Er war bemüht, der Verweltlichung der Kirche Schranken zu ſetzen, und der mächtige Orden der Schüler Loyola's arbeitete mit allen Kräften gegen ihn. Er gab ſtrenge Geſetze gegen den Wucher und verfeindete ſich die Reichen. Er verminderte die Zahl der Feſttage, und das Volk murrte über die Schmälerungen ſeiner heiligen Spiele. Dieſen Römern thut vielleicht die ſtarke Fauſt eines Sixtus noth: die ſanfte Hand eines freundlichen, milden Greiſes, die nur Segen ſpenden will, richtet die verworrene Welt nicht wieder in ihre natürlichen Fugen.

Am Aſchermittwoch wird in der Sixtina Allegri's Miſerere aufgeführt. Ich bereitete mich dazu vor, wie zu einem hohen Feſttage, dem man nur mit innerer Sammlung entgegengeht. Allegri's Muſik, wie man mir ſagte, gehört zu den geheimen Schätzen der Kirche; man bewahrt ſie mit einer neidiſchen Sorgfalt. Seltſame Mährchen ſind darüber im Umlauf. Es heißt, dieſe Muſik zum Miſerere ſei immer noch die alte und werde doch alljährig erneuert; immer ſei ſie für die Sänger eine neue Offenbarung und wachſe ihnen unter den Händen unerſchöpflich fort. Aechte gottgeweihte Kunſt aus alter Zeit iſt alſo doch wohl noch eine Brücke, auf der man über dieſes Zeitalter hinweg in ein Allerheiliges dringt? Die Kunſt verſetzt uns auf Augenblicke in eine Vorhalle zum Himmel; aber ſie vermag nicht mehr den ganzen

Menſchen zu durchdringen; ſie iſt nicht mehr mächtig genug, den ganzen Schauplatz der Welt zu erfüllen.

Ich wollte ungeſehen, ungeſtört Allegri's Miſerere auf mich wirken laſſen. Deshalb entzog ich mich der Einladung des Generalvicars, ſeine Loge in der Sixtina zu beſuchen. Es war drei Uhr Nachmittags, als ich zu Fuße durch die Via Tinta nach der Engelsbrücke eilte. Der Strom der Menge trug mich an's Ziel. Vor dem innern Raum ward das Gedränge ſtärker, die rieſigen Schweizer, mit Spontons bewaffnet, hatten Mühe, den gewaltſamen Eindrang zu ordnen. Endlich ſtand ich mitten im Raume der Sixtina. Im Presbyterium, durch die marmorne Balluſtrade geſchieden, ſaßen längs der Mauer auf erhöhten Polſtern die greiſen Cardinäle. Ihr Gefolge, die Caudatarien, lauter blühende Schwarzköpfe, ein ſorgfältig gewählter Gegenſatz zu den ſilberhaarigen Vätern der Kirche, kauerte zu ihren Füßen und legte die langen Schleppen der Abiti Paonazzi, die reichen Falten der violetten Gewänder, zurecht. Der Thron zur Rechten des Hochaltars war für das Haupt der Chriſtenheit beſtimmt; unten im Raum war das regelloſe Gewühl des Volkes; oben rings herum in den ſchönen Hallen war die weltliche Herrlichkeit und die eben ſo weltliche Pracht der Kirche vertheilt. Hinter dem Gitter der Tribüne ſtanden die Sänger. Die fünfzehn Kerzen auf jedem fünfzehnarmigen Leuchter brannten ſchon auf dem Altar, als der heilige Vater durch die Hauptthüre eintrat und ſich niederließ. Dieſer Glanz war im Stande, in eine andere Welt zu verſetzen, aber es war nicht die Vorhalle des Himmels, in die man ſich durch ſo viel ſtolzen Prunk entrückt fühlte. Wildfremd erſchien mir dieſe andere Welt und es dünkte mich, China habe ſein ganzes Hofceremoniell entfaltet, als die Begleiter der Prälaten, den Mandarinen gleich, mit ihren Pfauenwedeln ſich links und rechts geſchäftig machten.

Ein allgemeines Schweigen verkündete den Beginn der Feier. Pſalmen ertönten vom Chor; in jeder Pauſe murmelte der Klerus ſein Gebet; nach jedem Geſang erloſch eine der Kerzen. Mit dem Erlöſchen der letzten begann Allegri's Kyrie. Papſt und Cardinäle lagen in der Dunkelheit auf den Knieen.

Langſam, einfach, ſchwer und ernſt begann die Muſik ihre großen Tonmaſſen zu entfalten. Es war, als wenn das rauſchende

Aber die Nähe des Allerhöchſten verkündete und plötzlich Gott Zebaoth ſelber aus der Tiefe ſtiege, um auf dem dunkeln Mantel ſeiner Wolken über die Welt Gericht zu halten. Mich überkam der ganze ſtrenge Ernſt des alten Teſtamentes. Hat Allegri in ſeinen Tönen über die eitle Pracht der Menſchheit eine ſchwere Anklage erheben wollen? Dann mochte die geſammte Welt nur rufen: Herr! Herr! mein Herz iſt jämmerlich vor Elend und ich liege in der Finſterniß vor dir! — Die Wogen der Muſik wälzten ſich immer höher heran und in der bangen Schwüle fühlt' ich meine eigene Seele ächzen und zittern. Die Erde ſchien mir vernichtet vor dem Zorn des Himmels und die Töne predigten mir Salomo's Worte: Herr, Herr, dein Grimm kommt über mich und deine Schrecken drücken mich zu Boden. Meine Seele iſt voll Jammer und unſer Aller Leben nahe bei der Höllen. Mein Heiland, ich rufe zu dir, wirſt du nicht die Gräber öffnen und die Todten auferwecken? Denn die Lebenden ſind voll eitlen Truges, der Tag iſt zur Lüge geworden und die Wahrheit ruht in der Nacht an dem Grabe. Du ſelbſt, Herr, biſt uns geſtorben, aber du biſt noch nicht für uns wieder auferſtanden, dein Geiſt iſt uns abhandengekommen und wir ſind Alle in der Irre. Wirſt du nicht wieder kommen und unter uns wandeln?"

Die Töne ſprachen das nicht, die Worte der Bibel ſagen das nicht ganz ſo, wie ich es fühlte; aber es waren ſchmerzlich wahre Gedanken, die Allegri's Miſerere in mir aufrief. Wie die Muſik plötzlich verſtummte, erhob ſich der Papſt mit der geſammten Kleriſei. Die Kerzen brannten wieder, die Cardinäle ſchüttelten ihre prunkenden Kleider, die Schleppenträger legten die Falten zurecht. Die ganze Chriſtenheit erhob wieder ſtolz ihr Haupt und ſchaarte ſich zu neuem Gepränge. Der Stellvertreter Chriſti ſaß im Tragſeſſel, die Schweizer mit den koloſſalen Flammbergen zogen vor ihm her, die ſeidenen Kämmerlinge mit den Fliegenwedeln fächelten rechts und links. Die Chriſtenheit hatte auf einen Augenblick Buße gethan und in dieſer Buße vielleicht nur neue Kraft geſchöpft für ihre Weltlichkeit. Chriſtus ſcheint in die Welt gekommen zu ſein, um wieder zu verſchwinden. Ich fürchte, er iſt uns eine bloße Erſcheinung geweſen.

Am andern Morgen machte ich dem Conſultor der Inquiſition meinen Beſuch. Ich hatte ſchriftlich bei ihm um die Erlaubniß dazu gebeten: es ſchien mir heilſam, ihm zuvorzukommen, nicht erſt die Vorladung vom heiligen Amt zu erwarten. Der Franciscaner, der ſeit kurzem dieſen wichtigen Poſten bekleidete, war ein bevorzugter Freund des heiligen Vaters. Papſt Benedict hatte, indem er dieſen Minoriten zum Conſultor ernannte, der Welt damit andeuten wollen, daß er weder die Härte der Dominicaner, noch die Caſuiſtik der Jeſuiten in der Kirche gelten laſſen wollte. Lorenzo Giovanantonio Ganganelli — dies der volle Familienname des Mannes — ward mir als ein ſeltener Geiſt, faſt als ein Sonderling bezeichnet. Schon mit ſeinem achtzehnten Jahre — er ſtand damals in der Blüthe des Mannesalters — war er in den Franciscanerorden getreten, hatte Theologie und Philoſophie mit demſelben Eifer ſtudirt, mit welchem er ſie jetzt in den Hörſälen der Propaganda lehrte. Es war eine mäßig gewachſene, feine und ſaubere Geſtalt, mit dem entſchiedenen Anſtrich des Gelehrten, jedoch ohne die unbehülfliche Pedanterie, die mitunter ſeinen Genoſſen anhaftet. Man nannte ihn in ganz Rom nur den braunen Profeſſor.

Ganganelli wohnte in einem Seitengäßchen, das mit ſeinem Gerüll alter baufälliger Häuſer an ein Nebengebäude des Vaticans ſtieß. Ein Diener führte mich ſofort durch mehrere ſaubere, einfache Zimmer in den Bücherſaal. Ein kleines Cabinet daneben ſtand offen; dies war der Raum, wo der merkwürdige Mann ſeine Buchdruckerei hatte. Der braune Profeſſor liebte dieſe Kunſt, die ſeine Nebenſtunden füllte. Das iſt die einzig wahre „ſchwarze Kunſt“, ſoll er ein Mal geſagt haben, aber dieſe ſchwarze Kunſt iſt kein Werk des böſen, ſondern des guten Geiſtes!

Ganganelli ſtand in der kleinen durchſchwärzten Kammer mit abgeworfenem Oberkleide am Fenſter vor dem Setzkaſten. Ein Blatt Papier war vor ihm aufgeſteckt, auf welchem er, mit dem Brillenglaſe bewaffnet, emſig Buchſtaben für Buchſtaben mit den Augen verfolgte, während die geſchickte Hand, in dem Alphabetkaſten hin und her greifend, die nöthige Letter raſch und ſicher herausfand.

Er hatte meinen Gruß unerwiedert gelaſſen; ich blieb auf der Schwelle ſtehen. In der Mitte des Zimmers regierte ein berußter Diener den Preßbengel. Dieſen brachte jetzt der Meiſter ſelbſt in Thätigkeit, und die geſetzten, eingeſchienten und mit Schwärze beſtrichenen Lettern ſtanden alsbald fertig da auf dem Papier. Es war Deutſch mit gothiſchen Buchſtaben gedruckt. Der Profeſſor bot mir jetzt freundlich einen guten Morgen und reichte mir, zufrieden mit ſeinem Werk, ein Blatt. Es waren zwei deutſche Verſe mit ungeſchickten, langgeſtreckten, eckigen Gliedern. Ich las die ſibylliniſchen Sprüche:

„Iſt Chriſtus tauſend Mal in Bethlehem geboren,
„Und nicht in dir, ſo bleibſt du ewig doch verloren.“

O, mein Gott! dacht' ich, trifft uns das nicht Alle, Rom zumal? Rom läßt den Herrn geboren werden und ſterben, Niemand aber ſtirbt mit ihm, Niemand ſteht mit ihm wieder auf. Es hält Keiner mehr Einkehr in ſich ſelbſt, die innere Stimme iſt verſtummt, es iſt Alles hergebrachtes Außending geworden, und die Geheimniſſe der Religion pflanzen ſich fort, wie ein altes gewohntes Mährchen, das die Ammen zur Beſchwichtigung den Kindern weiter erzählen!

Der Profeſſor hatte ſeinen Anzug geordnet, während die Diener die Geräthſchaften beſeitigten. „Behaltet das Blatt!“ ſagte er, als ich noch immer mein Auge auf die zwei Zeilen heftete. „Dieſe Verſe ſind von einem deutſchen Poeten Johann Scheffler, Angelus Sileſius zubenannt, einem Manne aus eben dem Schleſien, das jetzt der Boruſſenkönig dem alten Hauſe Oeſtreich entriſſen hat. Sonſt zogen in Germanien die Völker ihres Glaubens wegen den Harniſch an; jetzt laſſen ſie ſich nur um politiſcher, ehrgeiziger Zwecke willen zur Schlachtbank führen. Ich weiß nicht, was ſchlimmer iſt. Der Poet Sileſius lebte zur Zeit des großen dreißigjährigen Glaubenskampfes; er war ein lutheriſcher Chriſt geweſen und trat zur Mutterkirche zurück.“

„Alſo kann man,“ ſagte ich, „römiſch-katholiſcher Chriſt ſein, und ſich zu der Wahrheit dieſer Verſe bekennen?“

Der Conſultor der Inquiſition ſah mich forſchend an. Ich weiß nicht: durchſchnitt mein Wort ſo gewaltſam den Zuſammenhang ſeiner Gedanken?

„Wir brauchen,“ ſagte er, „die Richtigkeit des Sinnes, der in dieſem Verſe liegt, nicht abzuleugnen. Bei dem äußerlichen Thun der Frömmigkeit ſetzen wir ja die Erhebung des Gemüthes voraus, oder ſuchen ſie durch Symbole und äußerliche Uebung zu erwecken. Der Streitpunkt der Kirche mit dem lutheriſchen Chriſtenthum liegt nicht auf dieſem Boden, vielmehr in der Frage, wie man ſich mit Gott verſöhnen könne, ob lediglich durch den Glauben, wie weiland der Auguſtiner Bruder behauptete, oder auch durch gute Werke. Und mich dünkt, die Billigkeit liegt auf unſerer Seite, denn auch das gute Werk, das ich in frommer Abſicht thue, muß Gott wohlgefällig ſein. Will man das Heil blos in der Feſtſtellung der Lehre ſuchen, ſo werden wir den Kathederſtreit nie los, und es iſt ſchlimm, wenn das Chriſtenthum eine bloße Beute der Gelehrten wird. Den Völkern kann man Vieles einräumen, denn Vieles in der Religion iſt ja Uſus geworden, nationale Sitte und Gewohnheit."

Wir waren in den Bücherſaal getreten. Ganganelli ſuchte einen Band aus der Reihe der Folianten hervor und ſchlug ihn mir auf. „Ich wünſche," ſagte er, „Ihr läſet vom deutſchen Philoſophen Leibnitz eine lateiniſche Schrift, worin er, neben manchen zufälligen Irrthümern, denn doch für die Transſubſtantiation einen Beweis liefert, der — salva venia! — einer Apologie der römiſchen Lehre ſehr nahe kommt. Und dieſer deutſche Philoſoph war Proteſtant geweſen und geblieben. Zu ſeiner Zeit war die große Arbeit einer Annäherung, Verſöhnung und Ausgleichung der getrennten Gemeinden Chriſti ſehr ſchön im Gange. Es war um's Jahr 1660, als Johann Philipp von Schönborn, Kurfürſt von Mainz, unter Beiſtimmung Derer von Cöln, Trier und der Pfalz zwiſchen katholiſchen und proteſtantiſchen Deutſchen den Plan einer Vereinigung entwarf und betrieb. Man wollte dieſen katholiſchen Reformern im Norden die Meſſe in deutſcher Sprache und die Prieſterehe geſtatten."

„Arbeitet man jenſeits der Alpen uns wirklich in die Hände?" fragte ich.

„Denkende Männer aller Secten und Bekenntniſſe," ſagte der Profeſſor, „verſammeln und vereinigen ſich dort in ſtillen Logen. Es lebt in dieſem nordiſchen Volke ein ſehr tiefer, wunderbarer Drang nach den Geheimniſſen des Lebens. Bei uns in Italien iſt die Religion häufig nur eine Sache des Nationalſtolzes. In Frankreich erliegt ſie der Eitelkeit des frechen Witzes, bei den Germanen iſt ſie noch eine Sehnſucht nach dem Ewigen. Ich habe in der Geſchichte und in den Büchern dieſer Deutſchen geforſcht, und bin erſtaunt, zu ſehen, wie allezeit eine tiefe Inbrunſt und Liebe in ihnen lebendig war, wie ſie immer einem großen Ideale nachrangen, ſelbſt auf die Gefahr hin, darüber ihr irdiſches Wohl zu verlieren. Wenn jemals der Gedanke einer allgemeinen Kirche Chriſti in der Menſchheit wieder zu verwirklichen iſt, ſo haben dieſe Söhne des Nordens den Beruf, ihn auszuführen. Freilich ſind ſie es geweſen, bei denen ſich die Begeiſterung für das Höchſte auch am ſtärkſten in ihr Gegentheil verkehrte und der Hang zur Forſchung von Grund aus die Tiefen des Lebens heillos durchwühlte. Immer aber waren ſie es, bei denen das Feuer der Religion, wo es nicht mehr als leuchtende Säule voranwandelte, doch unter der Aſche fortglühte, da der Glaube bei ihnen auf dem Roſt der Unterſuchung ſeine Probe beſteht. Und hat nicht ſelbſt jener Martin Luther, der ein Weib nahm und das Menſchliche im Menſchen heiligte, an das Wunder der Wandelung geglaubt? Sprach er nicht das Wort: dieſes iſt der Leib des Herrn! Mich dünkt, dieſe Kraft der Forſchung, die den deutſchen Denkern eigen iſt, müſſe ſich immer wieder zum Mittelpunkt der Wahrheit zurückfinden. Ein neue Kirche hat jener Luther weder ſtiften wollen noch können. Daß ſich die Anhänger der gereinigten Lehre zu einer geſchloſſenen Secte zuſammenthaten, die ohnedies wieder vielfach in ſich zerbröckelte, geſchah wohl nur aus Noth und im Drange des Augenblicks. Dieſer Auguſtiner Bruder hat zu ſeiner Zeit das dumpfe Gewölbe des alten Kirchengebäudes ſtark gelüftet. Er hat die Scheinheiligen und die Wucherer mit der Knute ſeiner Rede aus dem Tempel gegeißelt, er war der große Stallfeger Chriſti auf Erden und ſeine Herkulesarbeit muß der katholiſchen Welt noch zu Gute kommen. Wenn der erſte Nothbehelf vorüber iſt, werden wir uns mit ſeinen Anhängern verſtändigen können.“

Wir hatten uns im traulichen Studierzimmer gemächlich niedergelaſſen; ich ſaß und lauſchte auf des weiſen Mannes Rede, während ich die Blätter des Buches, das er mir gereicht, durch die Finger gleiten ließ. Er fuhr fort: „In dieſem Leibnitz, der an norddeutſchen Höfen Prinzen und Grafen, Cavalieren und Damen ſeine Weisheit lehrte: welch' ein ſchöner Drang, die zerſpaltene Welt wieder zum Bewußtſein der Eintracht zu bringen! Welch' ein Reich voll Glück in ſeinem Gottesſtaate, welch' ein ſchöner Glaube an die von Ewigkeit geſetzte Harmonie zwiſchen Gott und Natur, Seele und Leib! Hier wird nichts geknechtet, um gewaltſam den Frieden zu erzwingen. Hier hat das Spiel der natürlichen Begierden ſeine Freiheit und der Geiſt fügt und ſchmiegt ſich an ſeinen Körper, um eine beſeelte Welt hervorzurufen. Welch' ein Triumph, wenn Glaube und Vernunft ſich wieder als gleichberechtigte Geſchwiſter kennen lernten und liebten! Ich habe ſolche Beſtrebungen deutſcher Denker immer nur mit Ehrfurcht und Rührung betrachten können. Und ein ganzes Volk in ſolcher Arbeit zu finden, welch' ein Schauſpiel, dacht' ich mir, muß das ſein! Seitdem ich das erkannt, hat mich immer eine Sehnſucht erfaßt nach dem Lande jenſeits der Alpen. Freilich kamen mir dann auch oft genug ſehr burleske Subjecte vor, wie der deutſche Bruder, den ich herbeſtellt habe, um Euch, Herr Graf, in der Gallerie der Propaganda Führer und Erklärer zu ſein. Solche Pflanzen, ſcheint es, ſind im Lande der Germanen auch national." Bevor er dies ſagte, war ein Diener eingetreten und hatte ihm von der Ankunft des Pater Broccardo Meldung gemacht. Wie die Glocke an der Uhr des Vaticans ſchlug, brach der gelehrte Mann unſer Geſpräch ab, rief den Diener zurück und ließ ſeinen Anzug ſauber ordnen. „Seine Heiligkeit erwartet mich," ſagte er, „und ich thue Euch noch heute zu wiſſen, wann Euer Verhör ſtatthaben ſoll."

Dieſer Mann mit dem vorurtheilsfreien Geiſt war zugleich ein Mann der Ordnung und Punktlichkeit. In ſeinem Hausrath ſchien Alles ſyſtematiſch zu ſein, und ſo ſah er auch auf Form und Etiquette, als ihn die gewohnte Conferenz in den Vatican berief, ob er ſchon nicht nothig hatte, vor dem Oberhaupt der Kirche, das ihn Freund und lieber Bruder nannte, in abſonderlichem Feierkleide zu erſcheinen.

Später habe ich in deutſchen Landen von dem Gerüchte gehört, nach welchem Ganganelli von deutſcher Geburt geweſen ſein ſollte. Er habe, hieß es in Deutſchland, urſprünglich Johann Gottfried Lange geheißen, ſei zu Lauban im ſchleſiſchen Lande geboren, in Breslau Buchdrucker geweſen, dann nach Italien gegangen, dort verſchollen, und mit wälſchem Namen als Profeſſor in einem Minoritenkloſter wieder aufgetreten. Ich konnte mir nach den perſönlichen Eigenſchaften des ſeltnen Mannes die Entſtehung dieſes Gerüchtes wohl erklären, aber es doch zugleich als falſch nachweiſen. Papſt Benedict's Freund war der Sohn eines Arztes Ganganelli aus der Gegend von Rimini. Lieber Sohn eines Arztes! ſoll der heilige Vater ein Mal zu ihm geſagt haben, ich wollte, du wäreſt ſelber ein Medicus zur Reform der Kirche und wüßteſt gründlich die Schäden im geiſtlichen Regiment zu heilen; dann brauchten wir die Schüler Loyola's nicht! — Ein ander Mal ſchalt ihn Papſt Benedict einen Quackſalber, der nur oberflächliche Schutzmittel vorſchlug.

Zwölftes Kapitel.

Der Saal der deutſchen Proſelyten.

Im Vorzimmer harrte meiner der bereits angekündigte Pater Broccardo, — Burkhart zu deutſch, wie ſein heimiſcher Name lautete. „Unſer germaniſcher Bruder, kürzlich aus Weſtindien zurückgekehrt!" hatte der braune Profeſſor ihn mir mit einem Gemiſch von Schalkheit und Gemüthlichkeit vorgeſtellt.

Eine unterſetzte, breitſchulterige Geſtalt bot ſich in ihrer ganzen behaglichen Fülle dar. Die Beſchwerden der Reiſe, die Strapazen des Miſſionslebens ſchienen den Mann nicht angefochten zu haben. Arbeit und Seelſorge um verirrte Schafe der Heerde hatten ſein leibliches Wohl nichts weniger als beeinträchtigt. In den kleinen Augen kündigte ſich eine liſtige Verſchmitztheit an; die aufgeworfenen Lippen deuteten auf keinen Idealiſten. Bei alledem ſprach ſich in dem runden, vollwangigen Geſicht eine gutmüthige Offenheit der Seele und ſo viel Biederkeit des Herzens aus, daß man den Glauben an Arg in ihm gern fahren ließ. Er nannte mich Frater Collega und ſchüttelte mir wacker die Hand, wie ich ihm namhaft gemacht wurde. Das mangelhafte Italieniſch, das er ſprach, vertauſchte er bald mit einem ſchlechten Küchenlatein, bald mit einem fabelhaften Franzöſiſch oder mit einem Kauderwälſch nordiſcher Barbarei. Er war überall zu Hauſe geweſen, ſchien faſt von allen Zonen der Erde einen Fetzen an ſich gebracht und mit ſeiner vegetabilen Natur verſchmolzen zu haben. Er trug das Kleid der Geſellſchaft, der ich ſelber angehörte, machte mir jedoch weit eher den Eindruck eines jovialen Bettelmönchs. Es war der erſte deutſche Mann, der mir im Leben begegnete, und ich bekam allerdings durch ihn von den vielfach verzweigten Völkerſtämmen germaniſcher Nation nur einen ſehr einſeitigen Begriff. Pater Burkhart's engere Heimath war der Schwabenwinkel, wie man in Deutſchland den Gau bezeichnet, der geiſtig und phyſiſch ſoviel Tapferkeit und Kernkraft erzeugt. Vom braunen Profeſſor, der uns an der Thür des Hauſes verlaſſen hatte, war mir Pater Broccardo in den Annalen der Propaganda, namentlich in der Geſchichte der deutſchen Proſelyten als beſonders bewandert angekündigt. Im Palaſt der Congregation des Glaubens war eine Gallerie von Bildniſſen der vornehmſten Männer und Frauen, welche die Kirche im Laufe der Jahrhunderte ſeit der großen Religionsſpaltung wiedergewonnen. Es iſt üblich und ſcheint auch vortheilhaft, daß in jeder Abtheilung der Gallerie ein Landsmann Führer iſt.

Wir waren im Palaſt der Propaganda angelangt und ſchritten durch die hochgewölbten Räume des Hauſes, durch weite Hallen und ſchmale Gänge; wir ſtanden endlich vor der Sala intima, in welcher die Mutterkirche die verlorenen, aber wiedergefundenen Schafe ihrer Heerde in Bildniſſen aufbewahrt. Pater Burkhart machte unter den deutſchen Proſelyten den Cicerone. Der Foliant, den er unter dem Arme trug, enthielt das Regiſter über die Bekehrungsgeſchichte jedes Einzelnen; in der andern Hand führte er einen römiſchen Staatskalender mit ſich. Der Cuſtode, der uns durch die Vorſäle geleitete, erſchien ſich bei der Beleſenheit und Beredſamkeit des deutſchen Bruders bald als überflüſſig und entfernte ſich.

Die Sala intima beſtand nach ihrer damaligen Einrichtung in einer Reihenfolge von Zimmern, in denen die Bildniſſe nach der Jahresfolge geordnet waren. Im erſten Gemach, getrennt von den übrigen, als nicht ganz zugehörig zur Reihe der germaniſchen Fürſten, hing das Portrait jener ſchwediſchen Chriſtine, die freilich mit ihrem angebornen Glauben auch die ererbte Krone niederlegte und als planloſe Abenteurerin in der Welt umherſchweifte, ohne der Kirche großen Gewinn zu bringen. Wer ſich von der Religion ſeines Volkes trennt, ſagt ſich auch von deſſen Sitten und Gewohnheiten los, zieht ſich den Boden unter den Füßen fort. Mit ſeinem Volke übergehen, mit Tauſenden zuſammen einem neuen Glauben huldigen, zu dem ein Zeitalter herangereift, das dünkt mich groß und göttlich. — Aus Chriſtinens Zügen ſprach mehr launenhafte Grille als jener Tiefſinn des Herzens, der den Glanz der Welt abthut, um in der Stille ſeinen Gott zu ſuchen.

„Seltſames Schickſal!“ ſagte Pater Burkhart, „die Tochter des großen Schneekönigs, der die deutſchen Ketzer im Kriege wider die heilige Kirche unterſtützte, mußte zu Kreuze kriechen und zur römiſchen Fahne ſchwören! Seit jenem dreißigjährigen Bruderkriege geht's in deutſchen Landen recht confuſe, ſage: confuſe her. In meinen jungen Tagen — ich war ſchon als hoffnungsvoller Jüngling nach Rom gekommen — ſollte ich auf Commando nach China gehen. Ich freute mich auf China, verſprach mir daſelbſt Wunderdinge, und wie ein Frater Collega mich verdrängte, ſtatt meiner die Fahrt nach dem Lande der leibhaften Mährchen machte, hätt' ich ſchier vor Neid berſten mögen. Ich wurde dafür nach Cöln am Rhein, nach Franken zu einem kleinen Dynaſten, der auf Belle Promeſſe reſidirt, und nach Dresden, dem ſchönen deutſchen Florenz an der Elbe, beordert. Wie ich nach langen Jahren im Collegium zu Rom mit dem chineſiſchen Frater Collega wieder zuſammentraf, und wir unſere Erlebniſſe austauſchten, war ich es ſchier, der mehr Raupen im Kopfe hatte, mehr Sagen, Fabeln und Mährchen von unſern Expeditionen zu erzählen wußte. Was Der in China erfahren, war nur halb ſo ſchnurrig. Verwandtſchaftliches fand ſich freilich zwiſchen beiden Ländern. In China beten die Menſchen zum Confutſe. In Deutſchland haben ſie einen gewiſſen myſtiſchen Gott, den ſie Confuſe nennen: es geht dort, wie ich ſage, confuſe her. Bei dem jetzigen Kriege zwiſchen deutſchem Norden und Süden iſt wenig Religion im Spiele. Der König der Boruſſen — hier unſer Staatskalender nennt ihn den Marcheſe von Brandenburg — führte zwar gegen Kaiſer und Reich einen verteufelten Krieg und iſt, ſo zu ſagen und mit Reſpekt zu melden, der eingefleiſchte Teufel ſelber, aber es kam ihm blos auf ein Stück Land an, das ſie ihm denn auch ſchon in zwei Friedenstractaten zugeſprochen haben. Er traut freilich dem Frieden nicht und ſo wird denn wohl die Katzbalgerei bald wieder losgehen. Mit dieſem preußiſchen Fritzen iſt nicht gut ſpaßen. Und in den trüben, von oben naßkalten, von unten aber ſehr trockenen Ländern dieſes brandenburgiſchen Marcheſe iſt überhaupt nicht viel zu brudern. Wenn der letzte in Gott ruhende heilige Vater ein Biſthum von Havelberg an ſeinen jüngſten Neffen vergeben hatte, ſo war das nicht ſo viel werth, als wenn ich Einem ſechs Dreier ſchenke, und zwar in einem Lande, wo der Dreier nichts gilt!"

Wir ſtanden, während der Alte ſchwätzte, in einem prachtvollen Saale, wo in ziemlich dicht gedrängten Reihen die Bildniſſe der deutſchen Convertiten des ſiebzehnten Jahrhunderts beiſammen waren. Auch ein Markgraf von Brandenburg, Chriſtian Wilhelm, aus noch älterer Zeit, fand ſich unter ihnen: dicht neben ihm Johann Friedrich, ein Herzog von Braunſchweig-Lüneburg; ein Wolfgang Wilhelm von der Pfalz aus der Linie Neuburg, ein Chriſtian Ludwig von Mecklenburg-Schwerin; einige Fürſten aus dem Hauſe Hohenlohe-Schillingsfürſt.

„Haltet ein Mal ſtille, werther Frater Collega," ſagte der deutſche Bruder auf ein goldberahmtes Bild deutend, über welchem wie ein Trauerflor ein ſchwarzes Tuch hing. „Hinter dieſem Vorhang ſteckt der deutſche Reichsgraf Juſtus Erich, gefürſteter Herr zu Schwarzenfels ꝛc., auch einer von der alta fiamma, ein gewaltiger Nimrod — aber nicht vor dem Herrn! — haut und beißt um ſich, ſpeit Feuer und Flammen, wenn er was aus Rom wittert! Kann's Katholiſche ſozuſagen nicht riechen. War früher der Alchymiſtik ergeben, hatte ſeine Liebhaberei daran, das aurum potabile, das trinkbare Gold, im Schmelztiegel auszufinden. Ward zu ihm geſchickt und miſchte ihm zu Belle Promeſſe das Pulver. Wie ich ihm die Tiegel verwechſele und das rothe Gold von Augsburg einkoche, will mich der Geſtrenge faſt erwürgen und wirft mich, um Gnade für Recht ergehen zu laſſen, leibhaft und eigenhändig die Treppe hinunter. Ich eigenfüßig davon und froh, nicht per Staupbeſen zum Ländchen hinaus gebracht zu ſein. Hatte die beſten Empfehlungsbriefe und Geleitsſcheine vom Cardinal Rezzonico, dem Vorſtande der Propaganda; aber 's hilft nichts, Der duldet keine römiſche Seele in ſeinem Territorium. Glücklicher Weiſe iſt ſelbiges nicht gar groß: man iſt als gut Römiſcher alsbald über die Bamberger Grenze und hat's deſto beſſer dort bei den vollen Fleiſchtöpfen Aegyptens; denn beim Reichsgrafen geht's aus Anſtand ſehr pauvre her und die ſieben magern Kühe Pharaonis ſtehen in ſeinem Stall zeitlebens auf Wartegeld!"

„Wie kommt der proteſtantiſche Reichsfürſt in dieſe Gallerie?" fragte ich den Redſeligen.

„Aus purem Verſehen," entgegnete Pater Broccardo, „hat nämlich beſagte Erlaucht, Reichsgraf Juſtus Erich, als blutjunger Menſch auch ſeine romantiſche Epoche gehabt. Es waren nur kurze Silberblicke im froſtigen Leben dieſes Nebukodonoſor. Aber er war dahergekommen nach Turin und nach Genua, und ſiehe da: verliert ſein germaniſches Herz an die Tochter eines gutrömiſchen Hauſes. Er brennt lichterloh, je mehr das gute Haus Anſtand nimmt an dem hyperboräiſchen Ketzer. Das junge Fürſtenkind iſt ihm ſehr zugethan und will ſchier ſterben vor Liebe. Da thut er auch ein Uebriges und ſtellt, um die Verwandten zu beruhigen, einen Revers aus, worin er gelobt, der römiſchen Kirche in ſeinen proteſtantiſchen Landen allen Vorſchub zu leiſten, Niemand zu kränken um ſeines katholiſchen Glaubens willen. Man ſagt, er habe noch mehr unterzeichnet. Bei einem Glaſe Wein, mein Beſter, da ſind wir Tedesken närriſche Kerle, laſſen Fünfe gerade ſein und thun ein Uebriges! Genug: die Fürſtentochter wird deutſche Braut und Reichsgräfin, das Paar wird römiſch getraut, in der Villa Speroni, dort an der Riviera bei Genua, Alles iſt richtig, nur mit dem Documente — ſinkt's. Es iſt unterzeichnet, das Gelöbniß verbrieft und beſiegelt, aber es iſt abhandengekommen, ob vernichtet, ob in Verſtoß gerathen: wer weiß es! Der Pater Euſebio, jetzt Provinzial in Genua, hat das Paar getraut, hat das Document mitunterzeichnet, es aber der Propaganda des Glaubens vorenthalten, d. h. er weiß ſelber nicht wie es in alle Winde verſtoben. Die Congregation hatte inzwiſchen in Hoffnung auf ſichern Erwerb und Gewinn bereits des Reichsgrafen Bildniß anfertigen und hier aufhängen laſſen. Allein dieſer Nimrod in Germanien wüthet daheim gegen Alles was römiſch, als hätt' er von der Natur der Eber, die er jagt, höchſteigen ſelbſt etwas überkommen. Wenn ich bedenke wie er mich die Treppe hinabgeworfen, mir faſt eine Rippe zerbrochen hat, möcht' ich noch wünſchen ihm eins verſetzen zu können!"

Ich blickte, wie der Pater den Vorhang zurückſchlug, in ein hohes, ehrlich feſtes Antlitz mit gothiſch gewölbten Brauen; ein gewiſſer Fanatismus der Bravheit ſprach ſich in dieſen Zügen des deutſchen Reichsgrafen aus. Wir gingen dann auf andere Proſelytenbilder über.

„Hier habt Ihr," ſagte Burkhart, „den ſächſiſchen Friedrich Auguſt, der im öſtreichiſchen Baden übertrat. Wir ſind nicht immer ſo glücklich, einem Bekehrten auch eine Krone in Ausſicht zu ſtellen, wie dieſem, den nach der polniſchen Krone gelüſtete. Hier ſeht Ihr einige Königskronen und Herzogshüte in partibus infidelium."

Alle dieſe Fürſten und Herren waren im vollen Koſtüm und mit den Inſignien aller ihrer Würden dargeſtellt. Ueber manchem hing, ich weiß nicht, ob als ſein guter Engel oder als ſein böſer Dämon, das Bild Deſſen, der die Seele des Neubekehrten zu gewinnen gewußt. Auf den Landgrafen Ernſt von Heſſen-Caſſel ſah ſtolz und drohend der Capuziner Valerius Magnus hernieder. Ueber einem ſchwarz verhüllten Rahmen lächelte frohlockend der Jeſuit Schmelzer.

„Dieſer Schmelzer ſchmolz Euch alle Metalle in Gold um," ſagte Broccardo, „er machte das härteſte Eiſen weich. Bei alledem ſieht er hier über einem treuloſen Neophyten, der bald wieder links um machte. Was läßt ſich da thun? Wir hängen einen Trauerflor um den zum zweiten Mal Verlorenen!"

Einen Herzog Chriſtian Ulrich von Würtemberg-Oels, der nach der Angabe des Kataloges im Jahre 1723 bei ſeinem Aufenthalte in Rom übergetreten war, führte der Cardinal von Salerno an der Hand; ein Prinz Friedrich von der Pfalz erſchien an der Seite des Paters Seedorf. — „Iſt ganz friſch gewonnen," ſagte Burkhart vertraulich, „ſeht nur nach der Jahreszahl: 1746."

Mit Friedrich Auguſt und der Jahreszahl 1697 war die Reihe der Bekehrten des ſiebzehnten Jahrhunderts geſchloſſen und wir ſtanden ſchon unter der dritten Abtheilung, unter den Proſelyten des achtzehnten Jahrhunderts. Ein Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig eröffnete hier mit dem Jahre 1710 den Reigen. Außer dem Herzoge von Würtemberg-Oels trafen wir auch noch einen zweiten Würtemberger, Karl Alexander, der als regierender Fürſt von Würtemberg-Stuttgart im Verzeichniß ſtand; er war 1712 in Venedig als Prinz übergetreten. In ſeinem unglücklich brütenden Auge lag ein Tiefſinn, der vom verworrenen Gewühl des Lebens befangen, keinen andern Ausgang finden zu können ſchien.

„Einige von den gemüthlichen germaniſchen Fürſten,“ ſagte Burkhart, „treiben Muſik, Alchymie und Phantaſterei aller Art. Wer in dieſe Gebiete auch nur mit einem Fuße tritt, den haben wir ſchon ziemlich ſicher und halten ihn am Rockſchoß feſt! Die Holſteiner und die Heſſen ſuchen in der Regel nach dem Stein der Weiſen. Man muß die Leute gewähren laſſen und ihnen nachher, wenn ſie in klägliche Verwirrung gerathen, begreiflich machen, wo der ächte Stein der Weiſen zu finden iſt. Die Holſteiner ſind herrliche Kerle, ſtarke, ſteife Knochen, aber biegſame Herzen. Hier habt Ihr gleich ein Paar von dieſen wehmüthigen Barbaren aus dem hohen Norden. Die Heſſen gehen blind drein; ſie heißen aber auch die blinden Heſſen; Heſſen-Caſſel, Heſſen-Darmſtadt, Heſſen-Rheinfels, faſt alle Heſſen ſind unſer. Kur-Pfalz iſt unſer, Kur-Sachſen iſt unſer, Alles wird unſer ſein!“

Burkhart riß Augen und Mund-ſo weit auf, als wollte er die geſammten deutſchen Länder verſchlingen. — „Sachſen macht uns viel Freude, aber auch viel Sorgen!“ fuhr er fort. „Freilich iſt das Land der Heerd des großen lutheriſchen Ketzerthums: allein ich lobe mir bei alledem die Sachſen, es ſind gewandte, graziöſe, fügſame, nette Leute. Im vorigen Saale habt Ihr Chriſtian Auguſt von Sachſen-Zeitz geſehen. Er war ein nachgeborener junger Prinz aus einer Nebenlinie. Als er 1689 übertrat, verſprach er dem Papſte ganz Sachſen, ſtieg in Gnaden, ward endlich Cardinal und hatte als kaiſerlicher Commiſſär ſeinen Sitz in Regensburg. Mit Hülfe des obgedachten Pater Schmelzer ging er auch daran, ſeinen Bruder Moritz Wilhelm zu bekehren, und ſiehe, es gelang. Dieſer trat mit ſeiner Gemahlin, einer brandenburgiſchen Prinzeſſin Marie Amalie zu uns über und communicirte römiſch am Hofe ſeines Vetters zu Dresden. Es geſchah ſelbiges, wie im Katalogus vermeldet, im Jahre 1717. Allein ſchon im nächſten Jahre bekam er mit ſeiner brandenburgiſchen Frau Gewiſſensbiſſe. Sie ließen den Profeſſor Francke aus Halle kommen und dieſer neidiſche Böſewicht entzog uns das Ehepaar ſammt Kindern und Kindeskindern, nebſt Herzogshut und allem Zubehör. Darum habt Ihr den ſchwarzen Schleier über dem Bilde geſehen, das unter Vater Schmelzer hängt. Auch ein Prinz von Holſtein-Sonderburg, Ernſt Auguſt hieß er, iſt nur drei Jahre lang unſer Freund geweſen. — Hier ſeht Ihr den zweiten ſächſiſchen König von Polen, in Sachſen hieß er Friedrich Auguſt der Zweite, in Polen Auguſt der Dritte. Er iſt hier als junger Menſch, als Kurprinz dargeſtellt; auf dem Rahmen des Bildes leſet Ihr die Jahreszahl 1712 — 1717. Die Bekehrung war alſo langwierig geweſen. Sein königlicher Vater war nämlich nur für ſeine Perſon übergetreten, die Damen ſeines Hauſes waren proteſtantiſch geblieben, und die königliche Mutter hütete den jungen Prinzen wie ihren Augapfel. Da mußte man denn freilich auf Umwegen zum Ziele kommen. Man mußte erſt den Hofmeiſter des Prinzen gewinnen und dem jungen hoffnungsvollen Fürſten, als er auf Reiſen ging, um die Welt zu ſehen, einen geſchickten Secretär zugeſellen. Das war glorreichen Angedenkens der Pater Kopper, der verkleidet im Gefolge des Prinzen war und ſich Weddernop nannte. Dieſer Weddernop las dem neugewonnenen Hofmeiſter ſchon immer heimlich die Meſſe. Die ſorgſame Frau Mutter des Prinzen bekam Wind davon und ſchrieb dem Sohne, er ſolle ſich vor dem verkappten Kopper, vor den Proſelytenjägern in ſeinem Gefolge in Acht nehmen. Aber denkt Euch, der Prinz war nicht im Stande, den heimlichen Jäger unter ſeinen Leuten zu entdecken; er hatte keine Ahnung davon, daß er an ſeiner Hand über die Alpen zog. Hier, dieſſeits der Alpen, gab es nun für ein junges friſches Gemüth tauſend ſchöne Wunder und Legenden, an denen — ach Gott! — auch ſein erlauchter Herr Vater, der ſächſiſche Hercules, in Venedig ſein Wohlgefallen gehabt. In Bologna ward die Frucht reif, Salerno war auch behülflich und der deutſche Prinz legte in die Hände des Cardinals Caſſoni heimlich ſein Glaubensbekenntniß ab. Erſt einige Jahre ſpäter trat er in Wien öffentlich in den Schooß der Kirche über. — Sollten wir ein Mal mitſammen in Deutſchland ſein, Signor," ſetzte der Alte hinzu, „dann wollen wir die Hohen***s beſuchen. Es iſt ein vielverzweigtes, blühendes Geſchlecht in Schwaben und Franken. Stammen auch eigentlich aus wälſchen Landen. Alta Fiamma haben ſie in alter Zeit geheißen und brennen faſt alle lichterloh für die heilige Kirche!"

Der deutſche Katholicismus, ſo dachte ich mir, muß ganz anderer Art ſein als der anderer Völker! Er hat nichts mit dem ſpaniſchen Fanatismus gemein, er geht Hand in Hand mit der Begeiſterung für Kunſt und Wiſſenſchaft. Das wenigſtens ſagte mir das gutmüthig ſchwärmeriſche Auge ſo manches dieſer Proſelyten im Saal. „Es ſind aber nur Einzelne, die zu uns traten," ſagte ich zu Burkhart, „die Völker ſind überhaupt wohl nicht zugleich mit ihren Fürſten gewonnen?"

„So viel an uns liegt," ſagte Burkhart ſehr ehrlich und offen, „vereiden wir die Fürſten darauf, nach und nach uns auch die Völker zuzuführen. So war zum Beiſpiel die Markgrafſchaft Baden reformirt und ſeit dem Uebertritt des Prinzen aus der Linie Baden-Baden gelang es den Bemühungen des Cardinals Caraffa, wie Dieſer in ſeiner Germania restaurata ſelbſt erzählt, einen guten Theil des badiſchen Volkes wieder römiſch zu machen. Allein, weiß der Himmel, das Zeitalter wird gar zu profan und ſchlau! Schon als die Herren von Braunſchweig und Würtemberg, jener Ulrich und jener Karl Alexander, die wir als Prinzen gewonnen hatten, ihr Regiment antreten wollten, mußten ſie den Ständen ihres Landes die nöthigen Reſervalien ausſtellen, nach denen das ſogenannte evangeliſche Chriſtenthum unangetaſtet bliebe. Friedrich Auguſt von Sachſen gab nach dem Uebertritte ſeines Kurprinzen freiwillig ein gedrucktes Patent, daß die Lehre Luthers in ſeinen Landen nicht beeinträchtigt werden ſolle. Der Princeps barbarus teutonicus, der Treppenrunterſchmeißer Juſtus Erich zu Belle Promeſſe, der hat Stände im Lande, die keinen katholiſchen Fürſten dulden. In Stuttgart und Caſſel haben die bösartigen Stände ebenfalls darauf gedrungen, daß der evangeliſche Glaube eine Bedingung zur Nachfolge im Regimente ſei. Das iſt denn doch, um wenig zu ſagen, ſehr unbeſcheiden!"

„Wenn die evangeliſchen Chriſten einig ſind," ſagt' ich, „ſo wird Rom ihnen nicht viel anhaben können!"

„Ja, da hapert's eben!“ eiferte Burkhart. „Dieſe proteſtirenden Secten ſind ſich unter einander ſpinnefeind. Da liegt der Haſe im Pfeffer! Als ich in Dresden hauſte, hatten es die Reformirten in Sachſen noch nicht zu einem öffentlichen Gotteshauſe bringen können. In Leipzig, der ſchmucken Lindenſtadt, wo alle Jahre große Völkermeſſe iſt, da hatten ſie vom König Auguſt, obſchon Der katholiſch geworden war, die Erlaubniß erhalten, ſich niederzulaſſen. Eine Stube in Auerbach's Hofe, in deſſen Keller ehedem der Teufel auf dem Weinfaß zum Fenſter hinausritt, ward den Reformirten zu ihrer Verrichtung überlaſſen. Aber die lutheriſche Geiſtlichkeit und der lutheriſche Pöbel der guten Stadt Lipsia ruhten nicht, bis ihnen dieſer Ort wieder entriſſen wurde. Ja man muß das in den lieben Deutſchländern ſelbſt erlebt und mitgemacht haben! Die Lutheraner halten die Reformirten für Ketzer; dieſe verketzern wieder die Herrnhuter, die Herrnhuter ſchließen wieder die Andern von der ewigen Seligkeit aus, und ſo geht es bis in die aſchgraue Unendlichkeit fort. Alles liegt ſich dort in den Haaren, macht ſich Himmel und Erde ſtreitig und Jeder überliefert den Andern mit Haut und Haaren dem Gottſeibeiuns!“

„Guter Freund,“ ſagt' ich zum Pater, „dann haben wir wenig Grund, über unſere Stärke zu triumphiren! Nur die Schwäche des Feindes ſcheint uns einige Siege bereitet zu haben.“

Dreizehntes Kapitel.

Vor dem heiligen Vater.

Am nächſten Tage berief mich der Conſulter der Inquiſition zum Verhör in den Vatican. So ſollt' ich denn zu meiner Rechtfertigung vor den allerhöchſten Richter auf Erden treten, der an Chriſti Statt die Menſchheit zu leiten und zu behüten hat! Kaiſer und Könige zitterten ehedem vor ſeinem Machtſpruch, und er hielt noch immer den Schlüſſel zum Himmel, wenn auch nicht mehr den zur

Erde in der Hand. — Nicht ohne Bangigkeit ſchritt ich an Ganganelli's Seite durch die hohen Hallen, die der Fuß der gewaltigſten Helden zaghaft betreten, durch die Prunkgemächer, in denen die Abgeſandten des fernſten Indiens auf Entſcheidung über das Seelenheil von Millionen harrten, während die Botſchafter ganz kleiner Höfe in der Nähe ſchon längſt eine dreiſtere Sprache führten und als Diplomaten mit Rom über den Bannſtrahl geſchäftlich verhandelten.

Es war „der gute Alte," wie ihn die Römer nannten, vor deſſen Angeſicht ich treten ſollte. Er ſelbſt hatte ſich dieſen Namen gegeben. Als die Cardinäle im letzten Conclave uneinig waren, hatte er geſagt: „Wenn Ihr einen regierenden Herrn wollt, ſo wählt Den oder Dieſen; wenn die Kirche Gottes einen Diplomaten braucht, ſo nehmt Jenen; wollt Ihr einen gutmüthigen Alten, dann wählt mich!" Es geſchah, und der gute Alte war denn doch in ſo weit ein regierender Herr, als er ein ſtrenger und ſparſamer Verwalter der von ſeinen Vorgängern vielfach vergeudeten Kirchenſchätze wurde. Es war auch genug politiſche Einſicht in ihm, um ſich den bedrohten Zuſtand der Kirche nicht zu verheimlichen. Die Fürſten und Völker zitterten nicht mehr vor dem Bannſtrahl des Vatican: nur durch Mäßigung und Nachgiebigkeit ſchien ſich das Anſehen der geiſtlichen Macht noch zu behaupten. Oder war es mehr als Diplomatie, war es Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der chriſtlichen Liebe, der erſten Grundbedingung der Religion Jeſu, wenn Benedict ſich gegen die Andersgläubigen freundlich und duldſam erwies? Dann freilich blieb es zu bedauern, daß der Herrſcher in ihm fehlte, der die Einſicht des Gelehrten und die Ueberzeugungen des guten Herzens durch Machtgebote zu Geſetzen erheben und in der alten Kirche das Syſtem des Haſſes, das Syſtem der Ausſchließlichkeit ſtürzen mußte.

Es war ein ſtilles, beſcheidenes Gemach, in das ich mit dem braunen Profeſſor geführt wurde. Die ganze Umgebung ließ auf einfache Bedürfniſſe ſchließen. Ein Paar Kerzen, halb herabgebrannt von der vorigen Nacht, ſtanden auf dem Tiſche, grüne Gardinen verhüllten die Fenſter, ein gleicher Vorhang trennte das Zimmer von einem innern Cabinet. Wie wir eintraten, ſchlug man die Gardinen zurück; es waren ſo eben erſt Perſonen entlaſſen worden. Ein hoher, gepolſterter Räderſtuhl faßte die Geſtalt des Kirchenfürſten. Die

Füße des alten Herrn waren in weiche Decken gehüllt; er ſchien von Zeit zu Zeit leidend, obwohl er nie klagte, ſeinen hohen Dienſt nur ſelten unterbrach. Man ſah es ihm nicht mehr an, daß er ehedem zu Paris in den Bureaux d'eſprit geglänzt und, wie man ſich erzählte, den aufgeklärten Schöngeiſt gemacht hatte. Sein blaſſes Antlitz war tief gefurcht. Die Mundwinkel hingen ſchwer herab, als hätten die Lippen des Mannes Enttäuſchungen mancher Art gekoſtet, das Gefühl der Unzulänglichkeit des menſchlichen Witzes erprobt. Sein gutmüthiges Lächeln war nicht ohne Beigeſchmack von Bitterkeit. Es ſchien, als wäre dieſe Milde nur ein Nothbehelf. Seine Stirn war jedoch heiter und hell, und in dem freundlichen Auge leuchtete der Stern eines guten Geiſtes, dem vielleicht nur die Kraft fehlte, um in der Freiheit des Glaubens die einzige Rettung für die Kirche Chriſti zu ſehen.

Es war keine feierliche, es war eine vertrauliche Audienz, zu der ich berufen wurde. Der heilige Vater ſaß in ſeinem Hauskleide vor mir; in ſeinem Wohnzimmer wollte er über mich richten und einen Streit ſchlichten, der Denen, die ſich um mein und der Meinigen Wohl kümmerten, ſo verhängnißvoll ſchien. Mein Fürſprecher ſtand ihm zur Seite; ſie wechſelten Blicke mit einander, die gegenſeitig ein herzliches Verſtändniß verriethen. Ich war auf den Teppich getreten, beugte mein Knie und war bereit, die übliche Huldigung darzubringen. Papſt Benedict ließ es nur halb zu, indem er die Hand auf meinen Scheitel, dann auf meine Wange legte und mich bedeutete aufzuſtehen. Ruhig und erwartungsvoll ſtand ich da und blickte in das ſtillbewegte Angeſicht des hohen Greiſes.

„Du machſt uns mancherlei Sorge, Giuſeppe La Torre," ſagte Vater Benedict mit leiſer, tiefer Stimme. „Bald ſind es dunkle Schickſalswolken, die ſich über deinem Haupte zuſammenziehen, bald brechen aus deinem eigenen Herzen ſprühende Funken hervor, die wie Irrlichter vor dir hertanzen. Du haſt über die Religion nachgedacht, mein Sohn, und da iſt es denn begreiflich, daß der Zweifel deinen Glauben erſchütterte. Iſt doch, wie Ariſtoteles ſagt, der Zweifel der Anfang alles Philoſophirens. Das wußten die Heiden; wir aber wiſſen, daß er auch das Ende iſt, wenn man ſich nicht in den Glauben zurückflüchtet, der uns über den ewig trüglichen Kreislauf des menſchlichen Verſtandes hinweghebt!"

Ich war, als ich aufgeſtanden, einen Schritt zurückgetreten und mußte mich anſtrengen, die leiſe geſprochenen Worte des Mannes zu vernehmen. Er winkte mich jetzt näher zu ſich heran, und wie ich mich vor ihm beugte, berührte er mit der Hand nochmals meine Schulter.

„Mein Sohn," ſagte er mit einer gewinnenden Freundlichkeit, „dein erlauchter Vater hat Verdienſte um mich und meine Vorgänger im Amte; dein geſammtes Haus und ſein Schickſal liegt mir am Herzen. Wir haben die Geſchichte deines jungen Lebens vernommen. Aus Liebe zu dir ward ein waldenſiſches Mädchen römiſche Chriſtin. Nun gelt, aus Liebe zu ihr biſt du wohl deinerſeits ein wenig Waldenſiſch geworden, nicht? Das iſt wohl ſo bei dem Austauſch zweier Herzen leicht möglich, wie? — Nun, ſei nur ruhig! Der gelehrte Profeſſor der Seelenkunde hier, ſoll uns den Fall näher unterſuchen und erläutern."

Unter dieſen Worten lächelte er in Ganganelli's ſtill betroffenes Angeſicht. Dann fuhr er ernſt und ruhig fort: „Am Grabe der Geſtorbenen iſt nun ein Wunder geſchehen. Ein Hirt, ſeit Jahren gelähmt, ſtand im Gebet plötzlich auf und wandelte. Man hat uns das in aller Form Rechtens mit prieſterlicher und ärztlicher Beglaubigung berichtet, und wir haben auf Grund deſſen beſchloſſen, die waldenſiſche Maria ſeligzuſprechen. Zur förmlichen Kanoniſation, wie Ihr das in einer meiner Schriften finden könnt, gehören mindeſtens zwei Wunder. Aber ich bin nach biſchöflicher Approbation der einen Thatſache bereit, die Geſtorbene zu beatificiren. Da ſchreibt man mir jedoch plötzlich aus deiner Heimath, der Hirt, an welchem kraft ſeines Glaubens das Wunder der plötzlichen Heilung geſchehen, ſei gar kein katholiſcher Chriſt, ſei ein Waldenſer geweſen!"

O mein Gott, dacht' ich ſtill für mich, man hat dem Hirten ſein Geheimniß entlockt!

„Jener Hirt ſtarb vor Kurzem," fuhr Benedict fort. „Als der Caplan Eueres Hauſes ihm im letzten Augenblicke vom Brot des Herrn reichte, ſprach der Sterbende von ſeinem Durſt, und verlangte auch vom Kelch! Der Caplan entſetzte ſich darob; der Hirt aber geſtand ihm, es ſei das ſeine alte Gewohnheit im Leben geweſen; dann und wann habe er immer wieder ein Gelüſt nach dem Blute des Heilands gehabt und in den Bergen bei den Waldenſern communicirt. Ei, ei, mein beſter Giuſeppe! Wenn die waldenſiſche Maria Wunder thun will, ſo ſollte auch die Bekehrung, nicht blos die Heilung der Ketzer ihr Werk ſein. Wir-ſollen Gutes thun an Jedermann, zuvörderſt aber an des Glaubens Genoſſen! — Inzwiſchen wollen wir nicht ſo ſcharfe Abrechnung halten. Die Heiligen haben einen überflüſſigen Schatz an Gnade. Hier ſteht mein gelehrter Freund, den ich zum Procurator der Maria Waldenſis ernannt habe. Die Feierlichkeit iſt angeſetzt, und wir wollen das Feſt in der Hoffnung begehen, das Reich Gottes werde ſich mehren und gedeihen unter Gläubigen, wie Ungläubigen. Selig ſei die Todte! Du aber, mein Sohn, den die Dominicaner angeklagt haben, ein Freidenker zu ſein, zeige zum Wenigſten, ob du Philoſoph genug biſt, den Satz: Menſch erkenne dich ſelbſt! zu begreifen. Wie ich höre, liegſt du fleißig den Studien ob, um dich zu einem Miſſionsamte vorzubereiten. Der tapfern Arbeiter im Weinberge des Herrn ſind uns nie genug. Den Gewinn der waldenſiſchen Mormona hat der Orden, dem du dich zugewendet, dir als ein Verdienſt um's Himmelreich angerechnet. Aber ganz tactfeſt im römiſchen Glauben ſcheinſt du ſie doch nicht gemacht zu haben. Laß hören und ſteh' Rede, wie du für die römiſche Kirche Seelen gewinnen zu können gedenkſt, ohne ihnen das Gelüſt nach dem Kelche zu verbieten, und das Abendmahl sub utraque zu entziehen!“

Ich ſchwieg einen Augenblick um mich zu ſammeln. Dann fühlt' ich doch, bei aller Ehrfurcht und Scheu, die Nöthigung, kein Hehl aus meiner Ueberzeugung zu machen.

„Wenn Ew. Heiligkeit mir geſtatten, frei zu reden,“ ſagt' ich, „ſo muß ich bekennen, daß es mir, um Seelen für die allgemeine Kirche Gottes zu gewinnen, nicht heilſam, nicht von Vortheil dünkt, mit einem Verbote, mit einer Verſagung bei ihnen zu beginnen. Haben Diejenigen, die wir Ketzer nennen, ein Gnadenmittel mehr, als die altgläubigen Chriſten Rom's, ſo dürfen wir nicht damit anfangen, ihnen dies Mehr zu entziehen. Wer das Heil verkündet, ſoll geben, nicht entziehen, ſoll bringen, nicht rauben! Wir aber, mein heiliger Vater, wir verdammen die Andersgläubigen, weil ſie das Abendmahl in beiderlei Geſtalt genießen, wie Chriſtus ſelbſt es mit den Seinen theilte. Wir verkünden noch immer am Grünen Donnerstage ihr ewiges Verderben, und ſie üben ja doch sub utraque nur aus, was ſo viele Jahrhunderte hindurch im Schooße der Mutterkirche ſelber geheiligter Brauch war!“

Ganganelli’s kluges Auge ſah mich beinahe frohlockend an, als ich ſo ſprach.*) Er wandte jedoch, als ich ihn beobachtete, raſch ſeinen Blick zur Seite, wie unwillig, nicht über mein Wort, doch über die Weiſe meines Ausſpruchs, über Ort und Zeit meines Bekenntniſſes.

Benedict ſah mich lächelnd und ſchweigend an. Er war wohl nicht um eine Antwort verlegen, und zu dem ſtillen Lächeln nahm er vielleicht nur aus Gewohnheit ſeine Zuflucht. Das Alter will mit dieſem Lächeln ſagen, daß es den Eifer des Gegners für jugendliche Uebereilung nimmt. „Ich weiß, was dich ſo ſicher macht!“ ſagte der heilige Vater mit dem Kopfe nickend. „Der gelehrte Franciscaner hier hat dir auch ſchon das Cölibat als eine bloße Sache der Disciplin eingeräumt und es aus der Reihe der Dogmen fortdisputirt. Laſſen wir das. Die Disciplin iſt ſo wichtig, wie Glaubensſätze. Ein zukünftiges Concil nur kann daran ändern: bis dahin bleibt des Oberhauptes Befehl Geſetz. Oder ihr Denker und Reformer müßtet es denn ebenfalls für keine Sünde erachten, an der Berechtigung des Biſchofs von Rom zu zweifeln, Haupt der Chriſtenheit, Statthalter Chriſti, Nachfolger Petri zu ſein! Hm? Du ſiehſt, mein Kind, wie mißlich du meine Lage machſt; ich ſoll über dich richten, und du erkennſt mich vielleicht gar nicht als Richter an. Was? Man ſagt mir, du ſeieſt bibelfeſt. Nun wohlan, zeige mir, wo die Bibel unſere Tradition, auf welche ſich Petri Nachfolge ſtützt, widerlegt!“

Der Profeſſor wollte einlenken, für mich das Wort nehmen, vielleicht in der guten Abſicht, meine Sache nicht zu verſchlimmern. Aber Benedict winkte ihm mit der Hand, mich gewähren zu laſſen.

---

*) Ganganelli als Clemens XIV. ſuspendirte die Bulle: In coena Domini, ließ ſie nicht mehr verleſen.

„Ich habe in der Schrift," ſagte ich offen und frei, „nicht finden können, daß Petrus von ſeinem Primate ſpricht."

„Fehlt es am förmlichen Ausſpruch," entgegnete Benedict raſch, „ſo handelt es ſich um die Sache. Laß hören! Haſt du in der Schrift gefunden, daß Petrus Gemeinden ſtiftete?"

„Gewiß," war meine Antwort, „in Jeruſalem, in Antiochien."

„Und überließ er dieſe Gemeinden ſich ſelbſt?"

„Nicht das," ſagte ich, „er beſuchte ſie oft, er ſchrieb an ſie, denn er war ja ihr Lehrer; er ſchlichtete auch ihre Streitigkeiten."

„Das heißt alſo," ſagte Benedict, „er war ihr Haupt, ihr Biſchof, nicht?"

Ich konnte das nicht leugnen. „Aber Petrus ſchrieb zuletzt von Babylon, nicht von Rom aus an die Gemeinden Kleinaſiens!" warf ich ein.

„Nun," ſagte Benedict, „von Babylon alſo, und wenn dies Babylon, von dem aus er ſeine Heerden leitete, Rom wäre? Nennt nicht ſchon die Apokalypſe das heidniſche Rom ein zweites Babylon?"

Ich ſtand geſchlagen da; auf dieſen Handſtreich der Beweisführung war ich nicht gefaßt. Der gelehrte Benedict, ein geſchulter Disputator, triumphirte.

„Ei, ei, mein Sohn," fuhr er freundlich und doch ernſt fort, „eine bloße Gegenvermuthung wirft dich ſchon aus dem Sattel? Sieh, mein Kind, ich will dich nicht an Chriſti Wort gemahnen, der auf Petrus hinweiſend ſprach: Auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen! Das Chriſtenthum muß nicht immer blos auf die perſönlichen Ausſprüche Chriſti zurückgeführt werden. Erſt nach Chriſti Tode fanden ſich die Forderungen und Bedürfniſſe ein, die eine Kirche nöthig machten; erſt mit den Apoſteln ſtellt ſich im Raum der Wirklichkeit das Chriſtenthum feſt. Neben dem neuen Teſtamente ſind uns auch die Apokryphen, die Traditionen, ja die Legenden heilig. Höre mich an und laß mich reden: Petrus ſtand der Gemeinde in Jeruſalem vor, ging dann nach Antiochien, wo er ſieben Jahre lang Biſchof war, kam dann nach Rom und ſtiftete hier ebenfalls Gemeinden, bis Kaiſer Claudius die Chriſten und Juden vertrieb. Dann beſuchte er wieder die Brüder in Kleinaſien, kehrte von da nach Rom zurück und machte von hier ſeine Reiſen nach Gallien, Britannien, Spanien und Africa. Ueberall ſtiftete er Gemeinden und ſie erkannten in ihm ihr Haupt. Faſſe nun die Gemeinden zuſammen, mein Sohn, und du haſt die Kirche. Wie dieſe innerlich Eins iſt in Chriſto, ſo bedarf ſie für den ſinnlichen Menſchen auch eines ſichtbaren Zuſammenhalts, und Rom iſt für ſie ein geſchichtlich gegebener, ein natürlicher Mittelpunkt. Wozu ſollten wir einen andern ſuchen, oder uns einbilden, in centrifugalen Peripherien leben zu können? Bevor Petrus mit Paulus zuſammen den Märtyrertod erlitt, ſetzte er hier in der Stadt der ſieben Hügel den Linus als Erben des Primates ein. Mit dieſer Nachfolge Petri und Statthalterſchaft Gottes erhielt die Kirche ihren Schlußſtein. Deinen Studien, mein Sohn, bleibe es überlaſſen, ob es geſchichtlich nachweisbar, daß Petrus fünfundzwanzig Jahre lang Biſchof in Rom geweſen. Es bedarf aber der Beweiſe für unſere Axiome nicht. Dies Inſtitut eines oberſten Biſchofs müßten wir erfinden, hätten wir es nicht! O, ſie werden kommen, die Skeptiker und Deiſten, und auch Chriſti geſchichtliches Daſein bezweifeln! Aber wahrlich, ich ſage Euch, wir müßten auch dieſen Chriſtus zum Heil der Menſchheit erfinden, hätten wir ihn nicht wirklich und wahrhaftig! Da wir nun aber Alles haben, weſſen wir bedürfen, ihr Männer, lieben Brüder, ſo ſehe ich nicht ein, warum wir uns ärmer ſtellen ſollten, als wir ſind. Andern, die da verſuchten eine Kirche Chriſti zu bauen, hat entweder der Grund- oder der Eckſtein, oder die Kuppel auf dem Thurme gefehlt, oder ſie ſuchen noch immer vergeblich nach einem Schlußſtein; und dieſer Stein, nach welchem ſie vergeblich ſuchen, wird allezeit ein Stein des Anſtoßes und des Aergerniſſes ſein. Oder du müßteſt denn, mein lieber Jüngling, noch ganz aparte nach dem Stein der Weiſen ſuchen! Wie? Gibt's auch ein Gelüſt in deiner Seele nach der Alchymie und Goldmacherei, Freimaurerweſen und Roſenkreuzerei? — Haha! Ich merke ſchon, wo das hinauswill! Jugend will ſich austoben. Aber der Euſebio in Genua iſt doch alt genug, dächt' ich, um der Phantaſterei der jungen Welt Valet zu ſagen!"

Er griff nach ſeinem Fuße, weil ein Schmerz plötzlich den Scherz ſeiner Rede hemmte. „Bruder Franciscaner," fuhr Benedict nach einer Pauſe fort, „was meinſt denn du von der Sache? Werden die Freimaurer jemals Geſchäfte machen zur Ehre Gottes und zum Heil der Kirche?“

Zum Heil der Menſchheit — ja! dacht' ich bei mir, — zum Heil der Kirche? Es kömmt darauf an, wie weit wir die Mauern dieſer Kirche Gottes auf Erden ſtecken, oder ob wir die Mauern und Schranken, die den Bruder vom Bruder, den Menſchen vom Menſchen trennen, nicht alleſammt niederſtürzen!

„Im deutſchen Norden,“ ſagte Ganganelli, „thun ſtille Bündniſſe edler, denkender Männer noth: der Deutſche liebt Symbole, liebt Geheimniſſe.“

„Hat der Deutſche,“ ſagte Benedict, „denn nicht genug an den geheiligten Myſterien der Religion?“

„Dem kalten, nüchternen Norden,“ entgegnete Ganganelli, „fehlt die Blüthe offener, heiterer Volksſpiele. Seine Phantaſie wird deßhalb kryptogam; laſſen wir ihm ſein Spiel, ergebt es ſich in edlen Formen.“

„Nun,“ ſagte Benedict heiter, „ſo wollen wir denn auch dem jungen Freunde ſein Phantaſieſpiel laſſen, ihm keine Todſünde anrechnen, Alles was er bisher gedacht und gezweifelt hat, eitel für Jugendirrthümer erklären, ſein geſundes, gutes Herz verwarnen, ſich nicht vom Verſtande irren zu laſſen und ſeinen Herrn Vater über des Sohnes ewig Seelenheil beſchwichtigen.“

Ich war auf des Profeſſors Wink wieder hingekniet vor meinem Richter, um mit der Beendigung meines Verhörs den Segen ſeiner Hand in Empfang zu nehmen.

„Wir nehmen,“ ſagte der gütige Mann, „ſein Schweigen für Eingeſtändniß ſeiner Sünde, nicht? Wenigſtens für den Entſchluß, in ſich zu gehen und über ſich nachzudenken.“ Er legte die Hand auf meine Stirn und ſprach das Gebet und die Fürbitte bei den Heiligen. „Damit er jedoch nicht ohne Strafe und Buße davonkomme,“ fuhr der Kirchenfürſt fort, ſein Werk beſchließend, „ſo wollen wir ihm aufgeben, ſeinen waldenſiſchen Vetter, den wilden Ketzer, der bei ihm hauſ't, binnen Jahr und Tag, pünktlich auf's Datum gehalten, zum guten katholiſchen Chriſten zu machen und ihn uns als ſolchen zu ſtellen. Was? Die Friſt iſt lang genug, dünkt mich, und da Ihr, lieber Freund, Euch ein Mal zum Miſſionsdienſte anſchicken wollt, ſo könnt Ihr Euch an dem Nächſten, den Ihr habt, verſuchen. So ſei's, und der Herr mit Euch in aller ſeiner Freundlichkeit und Gnade!“

Mein Verhör war zu Ende; der ſanfte Blick des liebevollen Hohenprieſters begleitete mich noch, als ich an der Schwelle wiederholt mein Haupt beugend von ihm ſchied.

Im Vorzimmer zog mich der Profeſſor noch bei Seite, drückte mir die Hand und wünſchte mir mit der ſchlichten Treuherzigkeit ſeines Weſens Glück, daß Alles gut abgelaufen. Er habe, ſagte er, noch Vieles für mich auf dem Herzen, auch über den Orden, dem ich mich angeſchloſſen, freilich ganz unter uns. Er nannte die Geſellſchaft Jeſu ein Kriegsinſtitut; ein ſolches paſſe aber nicht mehr in Friedenszeiten, und Frieden *müſſe* die Kirche ſchließen. Wenn der Orden hartnäckig jede Reform von ſich weiſe, ſagte der braune Profeſſor, ſo ſpreche er ſich ſelbſt ſein Urtheil. Man wußte, daß Ganganelli ſchon als bloßer Franciscaner gegen die Jeſuiten und ihr Miſſionsweſen eiferte. „Der Orden,“ ſagte er, „iſt zur Bekämpfung der Proteſtanten geſtiftet. Jetzt aber ſteht die Kirche mit den Proteſtanten auf leidlichem Fuße. Wir wollen ſie gewinnen, aber nicht bekriegen und niederwerfen. Wir bedürfen einer ganz andern Gemeinſchaft edler und feiner Köpfe, einer Friedensgeſellſchaft, einer Congregation zur Verbreitung der Menſchenliebe, eines Ordens von Brüdern“ —

„So ſeid Ihr Freimaurer!“ rief ich lebhaft, ihn unterbrechend.

„O, ich bitte, ſprecht mir das Wort nicht aus! Ich bin Prieſter!“ ſagte Ganganelli, verbeugte ſich mit einer Handbewegung und ſchritt durch eine Seitenthür ſeinen Weg weiter, als ich vor den Prunkgemächern und vor dem Mann der Schweizergarde ſtand, der mir bis zur Treppe des Vaticans das Geleit gab.

Wie ich in das Profeßhaus zum „Gran Geſù“ und in meine Wohnung zurückkehrte, fand ich Pirrho gegen ſeine Gewohnheit ſchon anweſend. Er pflegte ſonſt, bis die Sonne ſank, am Strande zuzubringen; er ſtellte ſich dann regelmäßig, wie ich ihm dies zur Pflicht machte, bei mir ein, und wir ſaßen oft noch die halbe Nacht, er redſelig und mir ſeine Erlebniſſe des Tages erzählend, ich meinerſeits bedacht, Ordnung in ſein Denken und Fühlen zu bringen. Es war das, wie mir ſchien, die geeignetſte Art, ihn für die Cultur der

Menſchen zugänglich zu machen, ihm langſam die Wahrheiten der Religion zu erläutern.

Er ſaß auf ſeinem Lager zurückgelehnt, ſein Geſicht in die Kiſſen gedrückt. Wie ich zu ihm trat, richtete er ſich auf, ſah mich finſter an, lachte wild auf und warf ſich wieder zurück. Geronnenes Blut klebte ihm auf Stirn und Wange.

„Pirrho, was iſt geſchehen?“ rief ich, ihn mit beiden Händen ergreifend.

„Eine kleine Katzbalgerei, hat nichts zu ſagen!“ entgegnete er mürriſch, — „oder wenn Ihr wollt, ernſt genug: ein Religionskrieg; ſie haben mich bei Angioletta angeſchwärzt und verdrängt!“

Ich wußte, daß er ein Mädchen am Strande liebhatte, eine Fiſcherin, die an der Tiber Netze ſtrickte und feilhielt, während ihre Brüder Tages über auf den Fang gingen. Ich hatte das Mädchen geſehen, mit ihr geſprochen und ein artig, ſtill in ſich vergnügtes Weſen in ihr gefunden. Von dieſer Liebesneigung, die in Pirrho erwacht war, hoffte ich für ihn das Beſte, das Heilſamſte: Fügſamkeit gegen die Sitte des Volkes, gegen die herrſchenden Meinungen der Welt, denen man ſich nicht ungeſtraft entzieht. Wenn er, um ſich mit ſeiner Geliebten auf gleichen Fuß zu ſetzen, auf dieſe Weiſe und aus dieſem Beweggrunde römiſcher Chriſt wurde, ſo war der große Streit ſeines Lebens, dem er für ſich allein nicht gewachſen war, ausgeglichen, mein Miſſionswerk an ihm ohne viel Zuthun meinerſeits vollführt.

Nur mit Mühe erfuhr ich von ihm den Vorgang, der das Verhältniß geſtört. Mit großer Schlauheit hatte er ſich den religiöſen Uebungen der Fiſcher, ohne Aufſehen zu erregen, bisher zu entziehen gewußt, ſich in der Stunde, wenn das Ave Maria läutet und Jeder an ſeine Bruſt ſchlägt, unter irgend paſſendem Vorwande ferngehalten. Armes Volk iſt nicht argwöhniſch gegen einander; nur über Mein und Dein entſpinnt ſich ihr Hader. So hatte Pirrho eine ganze Zeit lang ohne Anſtoß unter den Leuten am Strande verkehrt und war faſt zu den Ihrigen gerechnet. Erſt der Eiferſucht eines Nebenbuhlers, der ſich um Angioletta's Gunſt betrogen ſah, gelang es mit ſeinen Luchsaugen, in Pirrho verdächtige Abſonderlichkeiten zu entdecken. Man hatte ihn belauſcht, wie er ſich bei'm Herannahen eines Prieſters mit dem Allerheiligſten, das einem ſterbenden Schiffer gebracht wurde, in jäher Haſt und ungebährdig bei Seite geſchlichen: man hatte herausbekommen, daß es mit ihm nicht ganz richtig ſei. Das Mädchen, das ihn wirklich liebte, hatte ihn unter Thränen beſchworen, mit ihr zum Vater zu gehen und, falls es bei ihm haperte, in aller Eile, eh' es die Brüder entdeckten, ein ordentlicher Chriſt zu werden. Da hatte Pirrho gelacht, aber nicht im böſen, ſondern im guten Sinne, fröhlichen Herzens, um das Mädchen zu tröſten, wie er meinte, und geſagt, er ſei kein Heide, und einem braven Jungen würden und könnten die Heiligen nicht gram ſein, auch wenn er ſich nicht um ſie bekümmerte. Die Sippe des Mädchens aber verſtand das übel und nahm es für Spott. In der ganzen Fiſcherſtadt wälzte ſich das Gerücht wie eine Lavine in den Bergen heran, ein waldenſiſcher Ketzer wolle Angioletta freien. Wie man ihn bei ihr fand, ihn zur Rede ſetzte, habe er, wie er erzählte, zu Anfang ganz glimpflich ſeinen Glauben vertheidigt; erſt als man ihn beſchimpft, habe er ſeinem alten Groll Luft gemacht. Als man Miene gemacht, ihn zu faſſen, ihn in's Kloſter zu den Patres zu ſchleppen, da habe er allerdings zum Meſſer gegriffen und ſich durchgeſchlagen, ein armer Sünder gegen Viele!

In den ſtillen Abendſtunden, die ich mit Pirrho in meinem Zimmer verlebt, hatte ich es nicht an Religionsgeſprächen fehlen laſſen; ich hatte gehofft, ihn wenigſtens für die fromme Sitte des Volks, mit dem er hier lebte und leben wollte, fügſam zu machen. Der harte Trotz des unzugänglichen Gebirgsmenſchen hatte nun ſogar ſein Herzensglück verſcherzt, um auf ſeinem Sinn zu beſtehen. Weinend und lachend, die Welt und ſein Geſchick verwünſchend, nach Angioletta rufend und ſie doch wieder mit ihrem Wahn laut verſpottend, mitten unter einem Strom von Thränen ſeine poſſenhafte Wuth an ſich ſelber auslaſſend: ſo ſaß und lag er nun auf ſeinem Bett, ein armes Opfer des Widerſtreites unüberwindlicher Mächte. Seine Wunden im Nacken und am Kopfe brachen wieder auf; ich verband ſie nach Möglichkeit: auch waren ſie ungefährlich und oberflächlich. Wie ſich die wilde Natur in ihm erſchöpft hatte, fiel er in einen tiefen Schlaf, wie es mir ſchien in den Schlaf der robuſten, unverwüſtlichen Geſundheit.

Aber dem war nicht ſo. Mitten in der Nacht, — ich war auf meinem Lager ruhig eingeſchlummert, — ward ich durch ein Geräuſch im Zimmer aufgeſchreckt. Der Mond ſchien hell durch's Fenſter; auf dem Simſe aber ſtand bei geöffnetem Flügel Pirrho's Geſtalt, mit dem einen Fuße ſchon außen nach einem Haltpunkte tappend, während er, das Geſicht nach oben geſtreckt, mit beiden Händen in die hellen Streifen des bleichen Nachtgeſtirns griff. Ich ſtürzte auf den Nachtwandler zu, ergriff ihn mit beiden Armen und zog ihn in's Zimmer zurück. Wie ich ihn laut bei ſeinem Namen rief, ſchreckte er zuſammen, fiel rückwärts zu Boden, ſtarrte mich grell an und ſchlug krampfhaft mit allen Gliedern um ſich.

Der Lärm hatte meinen Diener aus dem Nebengemache herbeigerufen. Mit deſſen Hülfe brachte ich den Armen auf ſein Lager zurück, verhüllte die Fenſter und blieb bei angezündeten Kerzen wach, auch als er von neuem in Schlaf verſank.

Mochte das Mondlicht, obſchon ich es abgeſperrt hatte, doch ſeine Wirkung üben: nach einer Stunde erhob ſich der Schläfer von Neuem auf ſeinem Lager und kerzengerade in die Höhe, aber er ſchien ſanft und geduldig bleiben zu wollen. Wie ich ihn ſcharf in's Auge faßte, ſah auch er, von der Macht des Blickes wider Willen beherrſcht, mich unverrückt an, winkte mir zu und gab mir in Gebährden das Verlangen zu verſtehen, die Kerze näher zu haben. Wie ich ihm den Leuchter dicht vorhielt, ſtarrte er in die Flamme und nickte dann lächelnd. „Giuſeppe,“ flüſterte er, „ich will dir auch ein Licht aufſtecken, aber ein Licht der Wahrheit! Dein Weib Mormona, das ſie jetzt in den Himmel erheben, haben ſie erſt getödtet, heimlich vergiftet, um ſie nun anbeten zu können. Pſt! Ruhig! Ich weiß es, ſie iſt mir im Traume erſchienen und hat mir's geſagt.“

„Unglücklicher! Welcher Wahn, welche Lüge!“ rief ich.

„Ich — Unglücklicher?“ ſagte der Nachtirre, „du biſt der Beklagenswerthe! Und ſie werden dir auch noch das Kind Mormona's, den Knaben Saverio, heimlich abthun!“ Wie ich ihn ſchüttelte, um ihn vom Geſpenſt des traumhaften Wahnſinns zu befreien, wachte er auf, faßte mit beiden Händen in mein Haar, glotzte wild drein und ſtieß ein grelles Gelächter aus, daß die Wände im Raum widerhallten. Ich glaubte nicht anders, als daß ſeine Tobſucht ein Anfall von Raſerei war. Nur mit Mühe wurde er von uns beſchwichtigt; gegen Anbruch des Morgens ſchlief er wieder feſt und geſund.

Der Diener hatte mir Stillſchweigen über die nächtliche Scene angelobt; ich machte jedoch oft genug die Erfahrung, daß der Menſch, dies Mittelding von Thier und Geiſt, in religiöſen Scrupeln kein Gelöbniß, kein Verſprechen kennt und achtet.

Pirrho ſchlief bis in den vollen Tag hinein; dann ſtand er auf, aß und trank und ſchien die Vorgänge der Nacht vergeſſen zu haben. Nur Angioletta's Verluſt warf einen Schatten der Traurigkeit über ſein Weſen. Gegen mich war er lieb und gut; ſeine kindliche Natur bezwang den Kobold in ihm bei wachen Sinnen. Ich hoffte, ſein Paroxismus würde mit dem Schleier der Nacht bedeckt bleiben.

Vierzehntes Kapitel.

Donna Carlotta auf der Villa des Cardinals.

Pirrho's Verhalten war von der Art, daß ich ungehindert meinen Obliegenheiten nachkommen konnte. Die Feier der Beatification war angeſetzt; Tags zuvor ſollte ich noch beſonders dem Vorſtande der Propaganda, Cardinal Rezzonico, meinen Beſuch machen. Für Euſebio in Genua aber lag mein Brief bereit, der ihm meinen Austritt aus der Geſellſchaft Jeſu melden ſollte. Lange Zeit war ich gegen ihn verſtummt, vergrub die Gefühle und Eindrücke, die mir Rom gab, in mich ſelbſt. Jetzt, — Euſebio war mein Oberer, — mußte ich ihm den Ertrag, das Ergebniß meines Nachdenkens melden. Ich ſchrieb ihm: Chriſti Reich iſt nicht von dieſer Welt. Seine Kirche iſt eine unſichtbare, er will eine Gemeinde Derer, die ſich frei machen von der Welt und ihren Antrieben. Dieſe Gemeinde fand und finde ich nicht im Orden; geſtatte mir alſo, das Kleid wieder abzulegen, das ich trug. Ihr ſaget: Erſt beherrſchen, um dann die Welt befreien zu können! Das Können zugeſtanden, muß ich das Wollen bezweifeln. Rein ſein vor Gott iſt höher denn Alles.

Ihr aber ſeid in Widerſpruch gerathen mit Euern eignen Grundſätzen. Ihr binget mir eine Medaille um mit der Inſchrift: Außer der Kirche kein Heil! Welche Kirche meint Ihr? Das Regiment des Papſtes? — Ihr ſcheint eher neben, wenn nicht über ihm Euere Macht zu ſichern. Die unſichtbare Kirche Chriſti? — Dann müßt Ihr von der Weltherrſchſucht laſſen. — Wenn du es als Lehrer und Freund gut mit mir meinſt, Euſebio, ſo thu' an mir dein letztes Werk und billige meinen Entſchluß, aus einer Gemeinſchaft zu ſcheiden, in der ich nicht gefunden, was ich ſuchte." — Der Brief erhielt am nächſten Tage ſeine Beſtätigung für mich: ich ließ ihn nach meinem Beſuche beim Cardinal mit dem reitenden Eilboten nach Genua abgeben, der die Depeſchen des Ordens überbringt.

Cardinal Rezzonico war ein Freund und Gönner der Geſellſchaft Jeſu. Bei deren Zerwürfniß mit dem oberſten Haupt der Kirche, einem Zerwürfniß, das ſich bis auf die Leitung der Congregation erſtreckte, war der Cardinal der Vermittler zwiſchen der Curie und dem Orden. Nach den Statuten der Propaganda mußte der Papſt wöchentlich einer Sitzung der Congregation beiwohnen; Papſt Benedict ließ ſich durch einen Vicar, durch Cardinal Rezzonico, vertreten.

Monſignore hatte mir den Tag, aber nicht die Stunde bedeutet, wo er mich auf ſeiner Villa empfangen wollte. Ich kam früher dort an, als man Beſuch anzunehmen pflegte. Eminenz, hieß es, ſei noch nicht aus der Stadt zurück. Man wies mich auf den Garten an und ich wandelte durch die wunderbar wechſelnden Gehege bis zum Appenin, der dieſe reizende Schöpfung begränzt. Von einem Bachustempel auf einer mäßigen Höhe überblickte man das Panorama dieſer Zaubereien, zu denen die Reize aller Zonen ſich vereinigen mußten. Der Garten vereinigte en miniature den Charakter aller Himmelsſtriche. Aus dem grauen Schatten eines Oelwaldes tauchte eine Meierei auf mit Gebäuden nach Schweizerart. Von einer Felſenpartie blickte eine gothiſch-mauriſche Ruine herab mit halbzerſtörten künſtlichen Thürmen und Mauern. Aber auch dieſe Trümmer ſchienen wohnlich eingerichtet und belebt. Das Ufer am See drüben bot den Anblick eines neapolitaniſchen Fiſcherdorfs; Netze ſtanden ausgebreitet, einige weibliche Geſtalten in entſprechender Tracht ſchaukelten ſich in einem Boote. Aus dem Verſteck tropiſcher Gewächſe ragte mit ſeinen geſchweiften Spitzen und Glockenthürmchen ein chineſiſcher Pavillon hervor. Monſignore wollte vielleicht alle dieſe fernen Himmelsſtriche, die für den Glauben gewonnen werden ſollten, als Vorſtand der Propaganda ſich jeden Tag vergegenwärtigen; er überſah in ſeiner Villa gleichſam zum Spiel die ganze Welt in partibus fidelium et infidelium.

Als ich aus dem Schatten eines vielverſchlungenen Laubganges trat, der mit ſeinen labyrinthiſchen Pfaden irreführte, ſah ich mich plötzlich wieder an den Eingang, auf eine Terraſſe dicht an der Villa verſetzt. Ich ſtand betroffen ſtill: unter der Pergola, auf ſeidenen Polſtern, wie ein Paſchah auf ſeinem Divan, ſaß der Cardinal. Drei junge Damen, ihrer Tracht nach die Bewohnerinnen der verſchiedenen Partien und Anlagen des Gartens, umgaben ihn. Der Vorſtand der Propaganda hatte ſich alſo in der That ſeine Villegiatur nach dem Geſchmack der verſchiedenen Völker und Länder auch bevölkert: als Vorſtand der Findelhäuſer in Rom vermochte er das leicht. Er ſelbſt, ſo eben aus der Stadt von ſeinen Functionen zurückgekehrt, ſaß noch halb und halb im amtlichen Coſtüm, in geſtickten Schuhen und Strümpfen. Die Eine der Damen, als Chineſin zu dem Glockenthurm gehörig, hatte ihm den Mantel abgenommen. Die Zweite, ein lächelnd friſches Kind, mit Strohhut und Bändern, das Schweizer Milchmädchen aus der Meierei, zog ihm ſcherzend und tändelnd die Ringe ab, die er über den violetten Handſchuhen trug. Die Dritte, in gothiſch ſpaniſchem Ritterkleide, ſtand abgewendet, den Kopf in die Hand geſtützt, am Geländer der Pergola; ſie ſchien an dem Geplauder der Gefährtinnen, die den alten Herrn zu erheitern trachteten, nicht Theil zu nehmen.

Die Gruppe war zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, um mich ſofort wahrzunehmen. Ich wollte eilig in's Gebüſch zurücktreten, als die kleine Schweizerin meiner anſichtig ward, aufſprang und mit beiden Händen die Zweige zurückſchlug. „Heiliger Joſeph!“ ſchrie ſie wie von Entſetzen ergriffen, „der Abbé der Waldenſer!“ Dann legte ſie lachend den Zeigefinger an den Mund, ſprang bei Seite in's Gebüſch und ſuchte ihr ſchallendes Gelächter zu erſticken.

Monſignore hatte ſich erhoben und trat mir mit dem Willkommengruß entgegen, bevor ich Worte fand, meine zudringliche Störung zu entſchuldigen. „Unſer Graf aus den Bergen von Piemont! Willkommen, Signor Giuſeppe della Torre!“ ſagte er mit der Liebenswürdigkeit des behaglichen Oberhauptes im Familienkreiſe; „ſeht, ſeht, ihr loſen Kinder! verplaudern wir hier die Zeit, während unſere werthen Gäſte ſchon angelangt ſind!“

Ohne merkliche Spuren des vorgerückten Alters ſtand die freundlich würdevolle Geſtalt des Mannes nicht ohne jene vornehme Haltung vor mir, der es zugleich bequem iſt, auch herablaſſend und wohlwollend zu ſein. Die Chineſin war mit dem Mantel Sr. Eminenz der Schweizerin nachgeeilt, und nur die gothiſche Dame, die Dame im altſpaniſchen Coſtüm, ſtand noch neben uns, als er mich mit den Seinigen bekannt machen wollte. „Signora Carlotta, die eine meiner Nichten!“ ſagte der Cardinal. Ich dachte Augenblicks für mich: Das Zeitalter der Nepoten hat aufgehört, aber Nichten ſcheinen noch Styl zu ſein! Es lag jedoch im Benehmen des Cardinals ſo viel offene natürliche Harmloſigkeit, ein Gemiſch von väterlicher Fürſorge und Oberhoheit, daß jeder Argwohn ſtrafwürdig ſchien.

Ich hatte Platz nehmen müſſen an der Seite des Mannes, während die Donna am Geländer lehnte. Monſignor war freundlich genug, von meinen Studien, von den Zwecken zu ſprechen, die mich nach Rom geführt; er ſprach ſelbſt von den Schickſalsfügungen meines Hauſes mit theilnehmender Wärme. Es gibt freilich eine bloße Höflichkeit des Herzens, die der Diplomat und der Weltmann mit der Sicherheit ſeiner gefälligen Lebensformen zu vereinigen weiß. Ich fühlte mich verletzt, als der Mann von meinem Verdienſte ſprach, der Kirche Roms eine Seele zugewendet zu haben.

„Ich muß mein Verdienſt dabei bezweifeln,“ ſagt' ich, „ein Weib, das mich liebte, hat ſich ohne mein Zuthun zu dem Glauben bekannt, dem ich angehöre.“

„Ohne Euer Zuthun, ſoweit Ihr Euch deſſen bewußt ſeid!“ fiel der Cardinal ein. „Wer will Glück und Verdienſt ſcheiden! Eine Waldenſerin, die Euer Weib war, wurde römiſch und dieſe Thatſache hat man bei Euerem Empfang im Collegium gefeiert.“

„Die Thatſache,“ ſagt' ich, „iſt freilich wieder als ungewiß erſchienen, da Mormona's Beichtvater ihre Seligkeit bezweifelte.“

„Dafür wird ſie nun im Sanct Peter beatificirt!“ ſagte der Kirchenfürſt, als wenn ich der Begütigung benöthigt ſei.

„Schlimm genug, daß es deſſen bedarf!“ warf ich zwiſchen. Der Cardinal ſah mich ungewiß an. „Schlimm genug!“ wiederholte ich, „Engel Gottes behüteten meines Weibes Herz Zeit ihres Lebens, Engel Gottes, liebliche Genien der heitern Luſt am Daſein, ſpielten um ſie her, ein Cherub der Liebe und Unſchuld hielt Wache an ihrem Grabe. Wir aber, die wir ſie erſt todt vor uns ſehen mußten, um an die Heiligkeit ihres Lebens zu glauben, wir, die wir das lebendige Leben kreuzen und knechten und nur den todten Leib erhöhen und anbeten: wir ſind die von Gott und ſeinen Boten des Lichts und der Liebe Abgefallenen. Während die Fittige des Himmels um Mormona's Seele ſchweben, hat man hier den Verſuch gemacht, die Rechtmäßigkeit ihrer Ehe, die Rechtmäßigkeit ihres Kindes in Zweifel zu ziehen!“

Der Cardinal wurde unruhig; der Widerſinn, den ich ihm nahe rückte, beläſtigte ihn. „Ich dächte, der Orden hätte Euch genügend geſchützt, Graf La Torre,“ ſagte er nicht ohne Empfindlichkeit. „Mit der Feier des morgenden Tages wird ſchließlich das Schickſalsvolle geſühnt, das auf Euerem Hauſe nach dem Glauben Eueres erlauchten Vaters laſtet. Ein gläubiges Gemüth wie das ſeinige hat das Recht, auch ſeine Scrupel gelöſt zu ſehen. Der Geiſt der Ketzerei in Euerem Hauſe wird mit der Seligſprechung der Waldenſerin geſühnt; dieſer Geiſt der Ketzerei müßte denn wider Erwarten und unverſehens weiter wuchern, wo wir es nicht hoffen und wünſchen!“

Er war mit dieſen Worten, die er nicht ohne ſchärfere Betonung ſprach, aufgeſtanden und verließ die Pergola, mit gnädiger Handbewegung mich zum weitern Verkehr der Dame Carlotta überweiſend. „Eine Socia, Sodalin Eueres Ordens!“ flüſterte mir der Prälat lächelnd zu, als ich ihm einige Schritte zur Terraſſe das Geleit gab und mich verbeugte.

Eine Schülerin des heiligen Loyola im ſpaniſchen Ritterkleide! fiel mir ein. „Signora,“ ſagt' ich, „auf der Villa Sr. Eminenz ſcheint das ganze Jahr über Carneval zu ſein!“

In dem Augenblick ſprang die Donna Swizzera wieder aus dem Gebüſch unter die Pergola mit ſuchenden, fragenden Blicken, eilte jedoch, als ſie des Cardinals nicht mehr anſichtig ward, augenblicklich in's Verſteck zurück.

„Die Schweizer Donna," ſagt' ich, „hat vielleicht allerlei Mährchen von den Köhlern in den Bergen Piemonts gehört. Vielleicht ſind die Waldenſer für die Kinder in Rom eine Art Popanz, mit dem man ſie ſchreckt. Und ein Miſſionär, ein Abbé für das arme Volk in den Höhlen und Schluchten meiner Heimath zu ſein, mag allerdings der vornehmen und hohen Welt ziemlich lächerlich erſcheinen. Der Ruß meiner Köhler daheim iſt aber ächt, gegen die Schminke, in der ſich das allerchriſtliche Rom gefällt. In ihren rauhen Widderfellen würden ſie falſche Kleider verſchmähen. Hier freilich auf Monſignore's Villa ſcheinen Schäferſpiele im Geſchmack von Verſailles nach der Schule der Pompadour an der Tagesordnung zu ſein."

Eine tiefe dunkle Röthe auf des Mädchens Wangen ließ mich den Spott meiner Worte bedauern. Carlotta ſenkte ihr Haupt, als müßte ſie mir die Bewegung, die in ihr vorging, verbergen. „Es iſt ſo viel Lüge in der Welt," ſagte ſie mit beklommener Miene, „daß man nicht weiß, wo man anfangen ſoll zu ſtrafen, Signor, wenn ſchon der loſe Uebermuth eines Kindes Euch verletzt."

In dem dunkeln, unruhig flammenden Auge des Mädchens lag ein Schmerz, dem es Mühe zu machen ſchien ſich zu verheimlichen. Die ſcharf hervortretenden Züge ihres Antlitzes ließen auf ſchmerzlich frühe Reiſe mitten in der Zeit der Blüthe ſchließen. Die erſte Friſche des Mädchenalters war aus dieſem jugendlichen Antlitz gewaltſam verſcheucht. Man war ungewiß, ob man eine Tochter Roms vor ſich ſah; die tiefere Olivenfarbe der Wangen erinnerte an's Morgenland. Das goldene Diadem, das ihre Stirn umzog, gab ihr das Gepräge einer Fürſtin des Orients, die auf den Trümmern ihres Glücks ſchon in jungen Tagen ſitzt und ſtumm vor Stolz ihr Weh verheimlicht. Der goldglänzende Schimmer in ihrem dunkelbraunen Haar machte ſie zu einer Geſtalt, wie ſie Meiſter Tizian in ſeinen Bildern liebt.

„So viel Lüge in der Welt?“ wiederholte ich prüfend ihre Worte, „das entdecktet Ihr hier in dieſer Umgebung?“ fragte ich nicht ohne Argwohn.

„Signor,“ ſagte ſie, „ich kenne die Geſchichte Eueres Lebens!“ Sie war mit dieſen Worten an mich herangetreten und lehnte ohne mich anzublicken, mit aufwärts geſchlagenem Auge, ihre Hand auf meinen Arm. „Ich kenne die Schmerzen und Geheimniſſe Eueres Schickſals,“ ſagte ſie, „ich weiß daß dieſe Welt in ihrer Eitelkeit und Sünde, in ihrem Stolz und Prunk viel zu tief verloren iſt, um ein gottgeweihtes ſtilles Leben in ſeiner Wahrheit und Reinheit zu begreifen. Dieſe gleisneriſche Lüge möchte gern Alles überdecken und ausgleichen, weil ſie zu ohnmächtig iſt, die Schmerzen der Welt aufzunehmen.“

Ich erſchrak faſt vor dem Ausbruch ihrer Worte, ſo befremdend war mir Carlotta's ganze Erſcheinung. Wie ich ihre Hand ergriff, den Blick ihres Auges, den ſie mir entzog, ſuchte, trat der Cardinal mit ſeinen Gäſten unter die Pergola.

Es waren neben mehreren weltlichen Würdenträgern auch Geiſtliche in verſchiedener Ordenstracht, nicht blos in der Robe, die ich ſelber trug. Der jüngere Theil der Geſellſchaft wurde von den beiden Damen, der Chineſin und der Schweizerin, in Anſpruch genommen.

„Ich muß Euch,“ ſagte der Cardinal, auf mich zuſchreitend, „mit einem recht munteren Arbeiter im Weinberge des Herrn bekannt machen, Graf La Torre. Er iſt keiner von den Idealiſten, kein Clauſulant in der Sophiſtik der Kathederweisheit, aber dafür auch kein Finſterling nach Art gewiſſer düſterer Mönche, die nur mit Gewaltſamkeit das Reich Gottes fördern wollen, ein Bruder, der mit einer geſund natürlichen Derbheit die ihm fehlende Feinheit der Doctrinen erſetzt, ganz kürzlich von einer Miſſion in Mexico zurückgekehrt.“

Es war der mir ſchon bekannte germaniſche Bruder Procardo, der in den Sälen der Propaganda mein Führer geweſen. Er begrüßte mich als alten Bekannten, Confrater und Socius. Wie die Dienerſchaft auf der Pergola an kleinen Tiſchen vertheilt den Abendimbiß auftrug, war der wackere Deutſche alsbald recht fleißig dabei, dem Falerner aus dem Keller des Cardinals zuzuſprechen. Der Rebenſaft entband ſeine ohnedies nicht eben ſtark gefeſſelte Zunge. Bei der ſteigenden Vertraulichkeit ſeiner Rede war er bald der Mittelpunkt des Kreiſes. Er erzählte von den Abenteuern ſeiner letzten Reiſe, von ſeinen „Geſchäften“ in der Verbreitung des Glaubens; der Bettelmönch, der in ihm ſteckte, kam in allerlei Capucinaden zum Vorſchein.

„Ja, ja, mein beſter Confrater,“ ſagte Burkhart zu mir gewendet und ſein Glas ſchwenkend, „da drüben jenſeit des Oceans hat man alle Hände voll zu thun; aber es ſcheffelt auch! Man bemüht und harmt ſich da nicht ab um den Gewinn einer einzelnen armen Seele; man gewinnt ſie da heerdenweiſe.“

„Ei, ei, mein guter Bruder,“ ſagte der Cardinal mit ſtrafendem Lächeln, „wenn Ihr heerdenweis für das Reich Gottes werbt, ſo verſetzt Ihr Euch wohl in die Zeiten des Carolus Magnus zurück, der eine eigenthümliche Manier hatte, die Heiden zu taufen!“

„Nun ja,“ ſagte der deutſche Bruder, „er trieb die Sachſen heerdenweis in die Elbe, da ging's auf Commando, und wer nicht untertauchte: Kopf ab! Man war in Sachen des Heils noch nicht ſo ſpinös und ſcrupulös wie heutzutage die tüftelnden hochgelahrten Herren als Miſſionäre. Es waren ſchöne Zeiten für die Propaganda, als man die Menſchen haufenweis, ganze Völker gleich, aufnahm in den Schooß der Kirche. Glaubt es nur, ein Schaf iſt in der Heerde beſſer zu hüten, es läuft da mit! Und im hohen eiſigen Rußland läßt ſich das Geſchäft auch noch in Reih' und Glied abmachen. Kopf hoch, Kopf nieder! wird commandirt, und dann geht's Glied- und colonnenweiſe, das erſte Glied wird „Peter!“ das zweite Glied „Paul!“ getauft et voilà tout.“

Wie Einzelne in der Geſellſchaft, während Andere lachten, den Scherz mißbilligten und die Stirn runzelten, fuhr Broccardo fort: „Nichts für ungut, hohe Herren! Ich will damit nicht ſagen, daß nach ſolcher Chriſtenbeſcherung im Ganzen und Großen nicht noch hinterher Seelſorge und Unterricht nöthig und heilſam ſei! Man hilft und beſſert nach, wie man, iſt ein Mal der Guß des Metalls geſchehen, auch noch die Feile anlegt. Aber ich meine nur, das Chriſtenthum ſolle nicht blos Eigenthum der Erleuchteten, der Einſichtigen, vom Himmel Bevorzugten ſein; es iſt auch Sache des armen Volkes, das die ſublimeren Wahrheiten unſrer geheiligten Religion nie verſtehen wird, und dennoch theilhaben ſoll und muß an der allgemeinen Gnadenſpende!“

„Sehr wahr!“ ſagte der Cardinal, froh, dem anſtößigen Bekenntniß eine gute Wendung abgewinnen zu können, „das Chriſtenthum muß den Völkern auch unverſtanden zur Sitte und Gewohnheit werden. Der Miſſionär darf nicht lediglich auf die vollendete Einſicht und volle Reife des Proſelyten warten. Auch wer blos an den äußern Formen der Kirche theilnimmt, hat ſchon Theil an deren innern Segnungen. Wie wollten wir ſonſt die Kindertaufe rechtfertigen? Wir nehmen den lallenden Säugling auf in die Gemeinſchaft der Gläubigen, in der Zuverſicht, das kaum erwachte Leben werde nach und nach zum Bewußtſein des chriſtlichen Inhaltes heranreifen.“

„Pater Broccardo,“ ſagte Jemand im Kreiſe, „hat auf ſeiner letzten Miſſionsreiſe Abenteuer erlebt, die an’s Mährchenhafte grenzen.“

„Gar nicht mährchenhaft!“ eiferte der deutſche Br[illegible], „ich bin gewürdigt worden, einen indiſchen Kaziken unſerer gehei[illegible] Religion zu gewinnen, der bei den Gebeinen ſeiner Väter ſich verſ[illegible]en hatte, nie Chriſt zu werden. Unfern der mexicaniſchen Gre[illegible] liegt der Wohnſitz meines Indianerhäuptlings. Er verſpottete alle [illegible]llenſtrafen, blieb gegen alle Verheißung paradieſiſcher Freuden widerſpänſtig. Er war ein ſo luſtiger Teufel, wie je in einer Rothhaut ſteckte; wie denn der Teufel, dies ſei für meine ehrenwerthen Confratres in der Miſſion bemerkt, nicht lediglich für ſchwarz zu nehmen iſt, er tritt in allerlei Farben auf und iſt für die Neger weiß zu erachten! Wie ich an das Hoflager meines Vitzliputzli kam, trat ich zunächſt als Handelsmann auf; ich brachte den Tauſchhandel in Blüthe. Die kleinen Bedürfniſſe der Cultur, wohlbemerkt, müſſen Bahn brechen zu weiteren Bedürfniſſen, und das Wahre kommt dann oft wie der Dieb in der Nacht. Die vielen Weiber des Kaziken waren wie die Raben über die kleinen Schmuckſachen her und ſahen mir auf, Tag für Tag. Ihm ſelbſt aber war wenig anzukommen, der Kerl hatte vor ſeinen eigenen Götzen keinen Reſpect. Sonſt hat man doch ſo manchem Indianerſtamm begreiflich machen können, daß das Chriſtenthum die indianiſchen Gottheiten nicht geradezu verwerflich findet, ihnen nur höhere Namen und beſſere Eigenſchaften beilegt. Man kann dem Sonnenanbeter ſagen, die Sonne ſei im Grunde als allbelebende Macht ein Gott Vater. Den Feueranbetern läßt ſich begreiflich machen, es gebe auch ein geheimes, unſichtbares, die Welt mit wahrem Lebenshauch erfüllendes Feuer, heiliger Geiſt genannt. Und Denen, die zum blauen Sternenhimmel beten, kann man verſtellig machen, dieſer Himmel ſei ja eigentlich der blaue, ſilbergeſtickte Mantel der Mutter Gottes. Verzeihen Eminenz, ich meine nur ſo von ungefähr; man vertauſcht ihnen die Objecte ihrer Anbetung, um ſie nach und nach an's Glaubensheil der wahren Kirche zu gewöhnen. Allein mein Teufelskerl von Kaziken verachtete ſeine Götzen, ſagte, ſie dürften nicht muckſen, wenn er ihnen hinreichend Futter vorwerfe, ja, er prügele ſie, wenn ſie ihm nicht zu Willen wären. Er glaubte nur an böſe Mächte, an gar keine guten Götter. Na wart' nur, dacht' ich, du ſollſt ſchon daran glauben! Er ſchwur hoch und theuer, nie Chriſt zu werden. Was gilt die Wette? ſagte ich. „Eine Tonne Goldes," ſagte er, „die ſetz' ich ein, und du deine Naſe!" — Topp, ſagte ich, vedremo! — Nun es ſich um meine Naſe handelte, mußt' ich ſchon ein Uebriges thun. Ich nahm die Weiber vor, die der ſchönen Sächelchen wegen mir ſchon gewogen waren. Das Frauenzimmer iſt allerwegen, auch wenn es kupferroth, fuchsfarbig iſt, ein Gemüth wie Wachs; es kommt nur darauf an, wie man's knetet. Jede nahm ich beſonders in's Gebet und machte ihr ganz privatim die Offenbarung, daß das Weib dem Manne ebenbürtig, nicht ſeine Sklavin ſei. Das Chriſtenthum dulde nicht die Vielweiberei! Ein Weib, dem Manne gleich und ihm zur Seite geſetzt als ſeine zweite Hälfte: das ſei bei uns heiliges Geſetz! Das zündete: Jede dachte nun als Chriſtin ausſchließlich Frau Kazikin zu werden; ſie ließen ſich alle einzeln, jede mit ihren Kindern taufen. Mit allen zu Hauſe trat ich nun Nachts an ſein Lager und vollzog die Waſſertaufe an ihm; der Geiſt müßte ſchon nachkommen, wußt' ich. Wie er aufwachte, bezeugten es Alle, er ſei über Nacht Chriſt geworden. Er lachte und meinte, er hätte nichts gemerkt. Ich ſagte ihm, da ſei er nicht der Einzige; auch den Kindern geſchäh's im Schlafe. Er ſagte, er wiſſe nicht, was die Kirche an ihm gewonnen habe. Eine Tonne Goldes, ſagt' ich, und meine Naſe! Von den Weibern macht' ich ihm den Verſchlag, die Eine ſich an die rechte Hand, die Anderen ſich an die Linke trauen zu laſſen. Iſt auch ſchon dageweſen in der chriſtlichen Welt! Nur war die Wahl ihm ſchwer, und mitten drin mußt' ich fort über die Grenze nach Paraguay, wo es für uns böſere Händel gibt. Am Hoflager des mexicaniſchen Häuptlings habe ich wenigſtens die Bahn gebrochen, ländlich ſittlich. Ich erlaube mir, auf das Wohl meines Kaziken und ſeinen Fortſchritt in der chriſtlichen Wahrheit mein Glas zu trinken!"

Ein lautes Gelächter war der Erfolg der Capucinergeſchichte des deutſchen Bruders. Nur einige von den höheren Prälaten waren bei deren Beginn aufgeſtanden, wandelten im Seitengang zwiegeſprächig auf und ab und hatten nur mit halbem Ohr hingehört, um über den luſtigen Schwank nicht richten zu müſſen.

Mich befiel es ſchwer und heiß, wenn ich bedachte, in welchen Händen die Sache Gottes ſei! Wenn Chriſtus wiederkehrte, die Welt der Menſchen, den Schauplatz ſeines Wirkens von neuem beträte: wie würde er zur Geißel greifen müſſen, um die Vorhalle ſeines Tempels zu reinigen!

„Ja, ja, mein beſter Confrater im Herrn, Graf La Torre," rief Pater Burkhart herüber, „Ihr wollt nicht mit mir anſtoßen auf meinen Kaziken, traut alſo dem Frieden nicht! Ja, kommt nur mit mir nach Deutſchland, da fehlt's nicht an Arbeit. War lange Zeit mit Pater Guarini in Dresden. Da mußte man ſchon den Schöngeiſt machen, um zu effectuiren. Anderwärts geht man mit den Spießen zu Biere."

Ich ſtand auf und ſagte: „Ich beneide Euch nicht um Euere Triumphe in der Verbreitung unſerer geheiligten Religion, geize nicht nach ſo glänzenden Erfolgen."

„Nu, nu," eiferte Burkhart, „ich weiß ſchon, Ihr treibt die Sache con amore und ganz im Stillen. Habt da einen närriſchen Kauz von Waldenſer bei Euch und ſcheint an der armen Seele recht gründlich zu manipuliren. Der Junge lief mir neulich in den Weg, ſchien ganz verbieſtert. In der Fiſcherſtadt erzählt man ſich allerlei ärgerliche Dinge von ihm. Wie weit ſeid Ihr denn mit dem Ketzer?"

Aller Blicke waren jetzt auf mich gerichtet. Ich hatte die Sache zum Ernſt gewendet und trug nun ſelbſt die Schuld, Rede ſtehen zu müſſen. „Mein ehrenwerther Vater,“ ſagte ich, „wir nehmen die Sache ſo grundverſchieden, daß wir uns ſchwerlich einigen können. Die Wahrheit, dünkt' mich, iſt ein Samenkorn, das oft den ganzen Winter in der Erde überdauert. Auch irrt Ihr wohl, nehmt Ihr die Sache bei Ketzern ſo leicht wie bei Eueren Indianern. Denen konntet Ihr die heidniſchen Religionsbegriffe in's Chriſtliche überſetzen, ihnen die Sonne, wie Ihr ſagt, als Gott Vater deuten, den großen Geiſt, zu dem ſie beten, als den heiligen Geiſt der Kirche, den blauen Sternenhimmel als den Mantel der Mutter Gottes. Sagt mir aber doch, wie Ihr einem Ketzer beikommen wollt! Ein Ketzer iſt kein Heide, iſt ſchon Chriſt, nur kein römiſcher. Er glaubt ſchon an Gott Vater, an den Sohn vielleicht mehr als wir, denn er hält ſich mit Leib und Seele an deſſen Wort und verwirft, was nicht in der Schrift ſteht. Er hält ſich für berechtigt, auch vom Kelche zu trinken, weil Chriſtus ſelbſt ihn den Seinigen gereicht, vierzehn Jahrhunderte hindurch auch der römiſche Laie vom Blut des Herrn getrunken hat, bis man ihm entzog, was Chriſtus Allen gab. Wie wollt Ihr ihn widerlegen, beruft ſich der Ketzer auf Gottes Wort?“

Eine tödtliche Stille lag über der Verſammlung; ich ſah blaſſe Geſichter, begegnete erſchrockenen Mienen. „Wer ſagt das? Ihr oder der Ketzer, den Ihr bekehren wollt?“ rief eine Stimme aus dem Hintergrunde.

„Er ſagt noch mehr,“ fuhr ich fort, „der irrende Ketzer, den ich bekehren ſoll, deſſen Stimme ich hören muß, wenn ich ſein Gegner bin und ihn widerlegen will! Der Athem Gottes durchdringt das Weltall. Welt und Natur ſollen nicht verdammt, ſie ſollen durchdrungen und geheiligt werden vom Geiſt. Die Ehe iſt ein Sacrament; ſie heiligt die Natur im Menſchen. Warum aber iſt der Prieſter vom Segen dieſes Sacramentes ausgeſchloſſen? Ich frage, der Ketzer fragt, er beruft ſich auf das Wort Gottes!“

Die Verſammlung war von ihren Sitzen aufgeſprungen und ſtürmte durcheinander. Einige ſtarrten mich ſprachlos an, in Anderen machte ſich der Zorn in Geberden Luft. „Iſt das ein Mitglied der Geſellſchaft Jeſu?“ hörte ich mehrere Stimmen durcheinander. — „Um Gott, mein Sohn, Ihr rüttelt an den Grundſäulen der Kirche!“

rief der Cardinal, der zu mir getreten war und ſchmerzlich ſeine Hand auf meine Schulter legte.

„Eminenz,“ ſagt' ich, „gern und vollſtändig ſag' ich mich von der Propaganda des Glaubens los, wird ihre Erniedrigung, wie ſie hier laut wurde, gutgeheißen. Gern und vollſtändig ſag' ich mich von einem Orden los, der in einem ſeiner Mitglieder die Profanation ſeiner Zwecke duldet!“

Ein dumpfes Gemurmel von Verwünſchungen folgte. „Er iſt reif zum Ketzer!“ hieß es laut, „er ſtößt die Dogmen der Kirche um!“ — Ich glaubte mich plötzlich unter Ketzerrichtern aus der Zeit der Dominicaner.

„Ich ſtoße kein Dogma um,“ rief ich, und bezwang damit auf Augenblicke den Tumult. „Das Tridentiner Concil, auf das wir uns immer berufen, hat die Rechte des heiligen Vaters und der Hierarchie feſtgeſtellt, aber das Dogma nicht erledigt. Entziehung des Kelches und Prieſterehe ſind keine Dogmen, mit denen die Kirche Chriſti ſteigt oder fällt, ſind nur Verordnungen der Disciplin, die ein früheres Jahrhundert für ſich als nöthig erachtete. Noch auf dem Tridentiner Concil trat ein geiſtlicher Mann, Auguſtin Baumgartner, Bayerns Abgeſandter, als Vertheidiger der Prieſterehe und des Abendmahls in beiderlei Geſtalt auf. Die Kirche, meine Herren, hat ſeine Forderungen nicht bewilligt, aber ſie hat ihn nicht verdammt!“

Der auf kurze Zeit beſchwichtigte Sturm brach von neuem los. „Iſt das des alten La Torre Sohn, der Graf aus Piemont?“ ſchrieen Mehrere. „Ein Philoſoph iſt unter uns! Der Abbé der Waldenſer mit der Philoſophie der rußigen Köhler und Savoyarden! — Mitten im Schooße der Kirche Ketzerei!“ ſo ſcholl es von andern Seiten. Vergeblich trat der Cardinal in den Kreis der Tobenden: „Werthe Herren,“ eiferte er mit Wort und Hand, „wir halten hier kein Concil, ſind hier unter uns; ein hingeworfenes Wort ſei kein ernſter Zankapfel!“ Der Aufſtand ſchien allgemein; Viele der Anweſenden zerſtreuten ſich eilig in die Gehege des Gartens.

Mich hatte unverſehens eine weiche warme Hand erfaßt, die mich aus dem Tumult unter der Pergola in einen ſicheren, dem Lärm entrückten Schattengang zog. „Wo führt Ihr mich hin, Signora Carlotta?“ fragte ich. Sie hielt an und ſtand mir gegenüber, Aug' in Auge, meine Hand heftig an ſich preſſend. Eine fieberhafte Bewegung hatte ſich des Mädchens bemächtigt, eine zitternde Haſt lief über ihr Antlitz, wie ſie jetzt meine Hand freigab und mich mit der Angſt eines gequälten Herzens anſah. „Giuſeppe La Torre!“ ſagte ſie, „Ihr ſeid gefährdet, Euere Freiheit, Euer Leben ſteht auf dem Spiel. Man wird Euch von neuem vor Gericht ſtellen, über jedes Euerer Worte wird die Inquiſition Rechenſchaft fordern!“

„Ich werde auch dann,“ war meine Entgegnung, „offen ſein und mich zu rechtfertigen wiſſen. Ich werde ihnen, was ich für Wahrheit halte, nicht ſchuldig bleiben, und bin begierig, wie weit ihr Witz und ihre Pfiffigkeit reicht, mich zu widerlegen.“

„Man wird Euch nicht widerlegen,“ ſagte Carlotta, „man wird Euch Gewalt anthun!“

„Ich muß das erwarten,“ war meine Erwiederung. „Vielleicht wenn ſie morgen das Feſt der Beatification meines Weibes feiern, ergeht über mich zugleich, der ich ſie zum rechten Glauben bekehrt haben ſoll, in den Kerkern der Inquiſition ein Ketzergericht!“

„In Eueren Empfindungen, in Eueren Gedanken,“ ſagte Carlotta, „feiert die unterdrückte Wahrheit, die verſtoßene Natur ihren Triumph. Ein Held werdet Ihr daſtehen.“

„Ein Held, Signora? Ein Märtyrer wollt Ihr ſagen! Helden der Kirche können nur Märtyrer ſein. Aber dies Geſchlecht iſt zu feige, um Märtyrer zu machen, dies Jahrhundert erträgt keine Helden, die im Feuer ihren Glauben erhärten, es ſpinnt Ränke, es kämpft und ringt nicht. Sie werden es nicht wagen, die Schrecken des alten Fanatismus aufzubieten, ſie ſind nur noch die Schatten ihrer ſelber. An Drohungen wird es nicht fehlen, wohl aber am Muth, der ſelbſt zur Grauſamkeit noch gehört. Man kann in dieſem thatenloſen Jahrhundert auch nicht mehr ſterben für eine heilige Ueberzeugung!“

„So ſoll man für ſie leben!“ rief das Mädchen. „Ihr werdet als Sieger über Welt und Menſchen triumphiren!“

„Mich gelüſtet nicht nach Siegen!“ ſagt' ich trüb und ſchwer, „der Preis meiner Kämpfe liegt bei den Todten. Wer will mir das Grab öffnen, mir die Geliebte wieder lebendig machen?“

„Aber die Todten ſind nicht todt für uns!“ rief Carlotta. „Ihr Geiſt lebt in uns fort, der Geiſt der geſtorbenen Mermona hat noch zu fordern von Euch, hat keine Ruhe, bis ihre Sache als ein Recht der Menſchheit, als eine Forderung der Natur ſiegreich durchgedrungen ſein wird!"

„Der Geiſt der Todten lebt mit mir! Ich will ihre Sache führen!" ſagte ich und hob meine Hand zum Himmel. Carlotta ſtreckte ſeltſam ergriffen ihre Rechte in die Höhe, als wollte ſie den Schwur mir abnehmen, ihn mitſchwören.

Erſt jetzt befiel mich der Sturm ihrer Aufregung mit der ganzen Gewalt einer dunkeln Furcht. Ihr Auge flammte bald auf, bald fuhr ihr Blick ſcheu zu Boden. „Ihr, Signora, gelobt das mit mir?" ſagt' ich erſchrocken und befremdet, „Ihr, eine Nichte des Cardinals?"

„Ich bin es ſo wenig," rief das Mädchen in irrer Angſt, „ſo wenig, als ich zu dieſer Welt des Scheins und der Lüge gehöre. Ich verachte die Formen, hinter denen ſich ein falſcher Inhalt birgt. Ja, Signor, auch ein Weib kann als freies Weſen fühlen, auch eine ſchwache Frauenſeele die Bande der Gewohnheit, die Ketten der Sklaverei zerbrechen. Ich gehöre einem Volke an, das jahrhundertelange Knechtſchaft gezeichnet hat, einem Volke, in welchem ſich die vornehme Chriſtenheit in Spott und Schmach das Abbild ihrer eigenen Verlorenheit geſchaffen hat. Ich will ſie von mir ſtreifen, die falſchen Bande, die gegen Natur und Menſchheit ſind, den Schimmer und den Glanz, den Hochmuth und die Lüge!"

Ein Strom von Thränen entlud ihr gequältes Herz; ſie zitterte ſo heftig, daß ich die Wankende mit beiden Händen faſſen und halten mußte. Wie Stimmen und nahende Tritte im anſtoßenden Laubgang hörbar wurden, ſchreckte ſie auf, ſah mich mit der ganzen Gluth ihrer aufgeſtörten Lebensgeiſter verworren an und ſtürzte, einem geſcheuchten Reh gleich, in das Gebüſch, das ſie meinen Blicken entzog. „Nicht ſeine Nichte?" dacht' ich ſtill für mich; „was dann? Tochter? Oder noch mehr?" Starr und betroffen ſah ich ihr nach. Betäubt ſchlich ich durch die Gänge des Gartens, die mich zum Ausgang führten.

Fünfzehntes Kapitel.

Beatification und Flucht.

Der Klang der Glocken weckte mich am nächſten Morgen; der Tag der Beatification Mormona's war angebrochen, gegen Mittag die Stunde der Feſtlichkeit in Sanct Peter feſtgeſetzt. Nach Papſt Benedict's Bulle wurde dort nicht blos jede Kanoniſation, ſondern auch die einfache Seligſprechung vollzogen. Von jener iſt dieſe noch ſehr verſchieden; die Kanoniſation erſtreckt ſich auf die geſammte Kirche, die Beatification hat nur örtliche Gültigkeit; Mormona wurde damit nur die Heilige von Santa Maria und La Torre. Jeder Glockenſchlag ſummte wehmüthig in meinem Herzen nach: es war der bittere Schmerz über die hülfsbedürftige Welt, die immer nur nach Palliativen greift und mit dem Himmel ſich abzufinden ſucht.

Im Profeßhauſe, im geſammten Collegium war ſchon früh geſchäftige Regung, Alles ſuchte ſein Feierkleid hervor, um dem großen Zuge ſich anzuſchließen. Ich für mein Theil hatte auf ausdrückliches Anliegen Diovens erhalten; man geſtattete dem Gatten der neuen Kirchenheiligen die Freiheit, ſich ſelbſt überlaſſen zu bleiben. Ungeſehen, unerkannt und unberückſichtigt wollte ich in der Volksmenge Zeuge der feierlichen Handlung ſein. Aber es war nicht möglich, Pirrho zu bewegen, mich zu begleiten. Der Verluſt Angioletta's hatte ihn ſtill und ſtumm gemacht; er hatte ſich die letzte Zeit über der Speiſe enthalten und in einem Halbdämmer, der an Stumpfſinn gränzte, Tag und Nacht zugebracht. Wie ich ihm jetzt das Läuten der Glocken deutete, lachte er hell auf und drückte beide Fäuſte gegen die Stirn. „Die Todte ſpricht man ſelig," ſagte er, „und für die Lebenden hat man Verwünſchungen und Inquiſition, Meſſer und Gift!"

„Gift?" wiederholte ich; Meſſer bezog ich auf die Scene am Strande, bei der er ſeine Verwundung davongetragen; die Inquiſition war für mich: „Gift, Pirrho, wer hat Gift für uns? Sprich dich aus, dein Grimm und Groll macht dir Hirngeſpinnſte."

„Ach, ſie werden nicht ruhen," ſagte er, „bis ſie der todten Mutter auch noch den Knaben todt in die Arme legen!"

Er ſprach das ſo ruhig und tonlos hin, wie wenn einem Nachtwandler das Traumbild, das ihn beſchlichen, im Gehirn ſitzen geblieben, ſo daß er es in den wachen Zuſtand mithinübernimmt. „Menſch!“ rief ich, ihn ſchüttelnd, „biſt du wach oder wieder im Traum?“

Er ließ ſich ſchütteln und verfiel von neuem in ſeinen brütenden Stumpfſinn, der ihn tagelang unzugänglich machte. Ich redete auf ihn ein, das heutige Feſt ſei von der Kirche gutgemeint: ich hatte ihm erzählt, wie liebevoll der heilige Vater, Papſt Benedict, von der Todten geſprochen und die Feier angeordnet, um meinem Vater ein Genüge zu thun.

„Wenn ich Euerem heiligen Vater nur ein Mal beichten könnte!“ fuhr Pirrho auf und ſah mit ſeinen ſchräglaufenden Augen ſtier vor ſich hin.

„Nun, was ſoll's?“ fragte ich, ungewiß, was er meine.

„Ich wollt' ihm Dinge ſagen, daß ſich — Gott erbarmen ſollte! Aber Gott erbarmt ſich, ein Prieſter nicht!“

„Pirrho! Was wollteſt du ihm ſagen?“ rief ich und ergriff ihn mit beiden Händen. „Papſt Benedict iſt ein milder, freundlicher Greis, ſein weißes Haar würde dir Ehrfurcht einflößen, auch wenn du der Gläubige nicht biſt, ihm zu Füßen zu ſinken.“

Pirrho krampfte die Fäuſte zuſammen und preßte die Lippen übereinander. „Was wollteſt du ihm beichten? Heraus mit der Sprache!“ rief ich.

Er brütete etwas Unheilvolles in ſeinem Innern; er wich mir aus und ſagte, ſich abwendend: „Nun ich würde ihm ſagen — frommer Vater, würd' ich ſagen, warum erſt todt und dann zu Gnaden aufgenommen? Warum ſoll man nicht bei lebendigem Leibe ſchon geduldet ſein? Angioletta denkt auch nicht beſſer!“

„Alle Welt hier fühlt gleich!“ ſagte ich, „es iſt dies das Gefühl, die Gewohnheit, die Sitte des Volkes!“

„Die Prieſter haben's ihm eingeredet!“ meinte der Burſch.

„Die Prieſter ſind der Ausdruck deſſen, was das Volk vom Himmel erwartet! Du wirſt die Prieſter nicht ändern, noch das Volk! Halte dich ruhig, oder du ſtürzeſt dich und mich in's Verderben!“

„So wie ſo!“ murmelte Pirrho, „ſie werden dich, mich, den Knaben, uns Alle umbringen und dann unſere todten Knochen heilig ſprechen!“

„Wohin gedenkſt du?“ fragte ich, denn er hatte ſich aufgemacht, um das Zimmer zu verlaſſen; es war vergeblich geweſen, ihn zu beſtimmen, mich zu begleiten.

„Jeder geht ſeinen Weg!“ ſagte er ſchläfrig und matt: „ſieh du zu, wie ſie dein Weib in den Himmel erheben; ich will ſehen, was Angioletta macht. Ihre Brüder ſind bei'm Feſte, während ſie ſelbſt wohl das Haus hütet. Lebe wohl, Jeder geht ſeiner Liebſten nach!“

Er ſchlenderte hinaus über den Corridor, die Treppe des Hauſes hinunter und über den Platz. Wie ich ihn ſo ruhig abziehen ſah, dachte ich nicht, daß der Kobold in ihm ſo gewaltſam zum Ausbruch kommen ſollte. —

Die fromme Schauluſt des Volkes drängte in dichten Haufen zum Sanct Peter. Der Strom der Menge trieb mich mit dahin. In einem Winkel der Kirche wollte ich das große Schauſpiel aufführen ſehen, unter deſſen Pracht und Glanz ich noch ein Mal mein Herz und meine Wünſche für das Leben zu Grabe tragen konnte. Draußen ſtand die Sonne hoch im Scheitel; innen im weiten Raum des Doms waren die Fenſter verhüllt, damit das zahlloſe Heer der Kerzen mit ihrem magiſchen Schein das künſtliche Dunkel verſcheuchte. Ich hatte mich am Vorſprung eines Pfeilers hingekauert; der Armleuchter erhellte den Platz um mich her, während ich ſelbſt dicht unter ihm im Schatten blieb. Oben in den Gallerien der Halle war die ſtolze Pracht der vornehmen Welt verſammelt; unten wogte ab und zu das Volk. Ich hatte den Aufruhr meiner Seele beſchwichtigt; ich wollte das Feſt als eine Buße nehmen, als eine Probe meiner Selbſtbeherrſchung. Als aber die Orgel in Begleitung ſchmetternder Poſaunen ein hohes Siegeslied begann, mußt' ich mit Gewalt beide Hände gegen mein Herz drücken; ich allein unter all' den Tauſenden war der Leidtragende, und Niemand wußte, wie verlaſſen und verloren ich mich mitten im Schooß der Chriſtenheit fühlte.

Ein neues Gewühl entſtand in der Menge. Der feſtliche Zug war auf dem Platze angelangt und bewegte ſich jetzt durch das Hauptportal in's innere Schiff der Kirche. Der Säulenſchaft, an dem ich

Fuß gefaßt, ließ mich die Scene überblicken. An die Nobelgarde, die in rother Gala mit Hellebarden, geflammten Schwertern und Harniſchen den Zug eröffnete, reihten ſich Abtheilungen aller Orden und Brüderſchaften. Der heilige Vater erſchien auf dem Tragſeſſel im Purpurgewand, mit dem weißen Pluviale auf der Bruſt, der goldnen Mithra auf dem Haupt. Vater Benedict ſah heiter und wohlgefällig auf die ſtürmiſche Menge, der er eine neue Heilige beſcheerte. Der gute Alte, deſſen haushälteriſche Sparſamkeit manchen Luxus der Kirche eingeſchränkt, wollte ſeinen Kindern doch ein Mal wieder ein Feſt geben; und ſeine Gelehrſamkeit hatte das Ceremoniel bei der Seligſprechung ſinnreich geordnet. So war denn dem Volke, das „Circenſes" verlangt, auch wenn es „Panem" nicht hat, ein Genüge geſchehen. Die Kämmerlinge wedelten mit den Fächern von Straußfedern, die Prälaten und Referendarien der Curie trugen die Stangen des Baldachins, die Schweizergarde ſchloß den Kreis hinter dem Tragſeſſel des Statthalters Chriſti.

Du biſt Petrus! erſcholl jetzt der Geſang vom Chor, als der Papſt am Presbyterium hielt. Das Volk, auch die Menge draußen, welche die Hallen nicht mehr faßten, ſtimmte in den Lobgeſang ein; es war jetzt, wo man ihm ein Schauſpiel gab, von der Unfehlbarkeit des guten Alten wieder ganz überzeugt. Am Altare nahm der Papſt die Mithra ab und ſprach ein Gebet; dann trug man ihn auf ſeinen Thronſeſſel. Die Cardinäle nahten zum Handkuß, die Biſchöfe und Aebte küßten ihm die Kniee, die Pönitentiarien der Baſilika den Fuß. Dann ſtimmte der heilige Vater das: Veni, creator spiritus! an. Ein Gebet: Komm zu uns, heiliger Geiſt! thut der Welt tagtäglich noth. Der braune Profeſſor, Pater Giovanantonio Lorenzo Ganganelli, feierlich geſchmückt, trat jetzt als Procurator der waldenſiſchen Maria langſamen Schrittes aus dem Kreiſe der Prälaten und erzählte dem verſammelten, andächtig lauſchenden Volke das Leben der Auserwählten; er rühmte ihren Wandel hienieden, ſprach ſogar von ihrem Verdienſt um die Kirche Gottes, da ſie an einem Gichtbrüchigen Heilkraft geübt, und trug die Bitte vor, ſie ſelig zu ſprechen. Altem Brauche gemäß ließ ſich auch ein Advocatus Diaboli, wie das Volk ihn nennt, vernehmen, ein Widerſacher alles Deſſen, was heilig und gottgefällig iſt. Mormona's Widerſacher hätte ſagen können, ihre

Bekehrung ſei aus Liebe zu einem irdiſchen Mann, nicht um Gottes und des Himmels willen geſchehen. Ein Dominicaner hätte ihr ketzeriſch Gelüſt nach dem Kelche des Herrn, ihren Abfall in der letzten Stunde ihres Lebens verdammt. Papſt Benedict's Mantel der chriſtlichen Liebe war menſchlich weit und liebevoll warm. Er gewährte die Bitte des Procurators der waldenſiſchen Maria, er ſprach mit feſter, lauter, freudiger Stimme die Zuverſicht aus, die Wahl der neuen Heiligen werde Gott wohlgefällig ſein.

Alles lag jetzt auf den Knien, während der heilige Vater den Ambroſianiſchen Lobgeſang anſtimmte. Dann ſchmetterten die Poſaunen vom Chor, die Glocken läuteten, das Volk erhob ſich, es wußte jetzt, daß es im Himmel eine Heilige, eine Fürbitterin mehr habe.

Der Papſt war wieder auf den Tragſeſſel gehoben: er breitete, während der Zug ſich von neuem in Bewegung ſetzte, links und rechts ſeine Hände zum Segen über die Menge aus, die zu beiden Seiten, ſo weit es die Schweizer geſtatteten, zu ihm heranwogte. Plötzlich ſtockt der Zug. Dicht am Ausgange des Presbyteriums geſtaltet ſich unter Hin- und Herdrängenden ein wilder Knäuel. Eine kurze, ſtämmige Geſtalt ſpringt unter den Hellebarden hindurch in den Kreis der Wedelträger und ergreift mit kecker Hand das Gewand des heiligen Vaters. Der Tragſeſſel ſchwankt: die ſtürmiſche Haſt, mit der man dem Eindringling wehrt, verurſacht nur noch größere Verwirrung. Papſt Benedict glaubt nicht anders, als daß ein beſonders Hülfsbedürftiger ſo eifrig ſeinen Segen verlange. Er läßt halten; eine plötzliche Stille herrſcht rings im Kreiſe. Der verwegene Menſch, nicht zufrieden mit dem Segen, den der heilige Vater ihm gibt, winkt ihm zu, ihm ſein Ohr zu leihen. Der Papſt neigt ſich gnädig herab. Da raunt ihm jener mit wilder Gebährde höhniſche Worte zu. Der Papſt fährt zurück und winkt den Beamten. Sie ergreifen den Frechen, und wie er ſich wehrt, ſtrecken ſie ihn hinterrücks zu Boden. Der gellende Schrei, mit dem er niederſinkt, durchſchneidet wie ein lachender Spott die feierliche Stille.

Das Alles war das Werk weniger Minuten. Meine Pulſe ſtockten; der verwegene Menſch war Niemand anders als Pirrho.

Nur einen einzigen Blick hatte ich auf ihn werfen können: jetzt verſchlang ihn das Gewühl der Menge, die wie eine empörte Woge über ihn zuſammenſchlug. Die bewaffneten Diener ſchleppten den Frevler nach der Seitenhalle und durch eine Nebenthür hinaus, während der Zug ſich wieder geordnet hatte und ſeinen ungeſtörten Fortgang nahm. Eh' ich mich hindurcharbeitete und den Ausgang gewann, war Pirrho längſt beſeitigt: ich erfuhr nichts, als daß ihn die Wache in das nächſte Kloſter abgeführt. „Der Menſch muß der Galeere entſprungen ſein!“ ſagte ein Officier der Schweizer. — „Oder dem Irrenhauſe!“ meinte ein Anderer. Die Trommeln wirbelten, die Kanonen von Sanct Angelo donnerten, Erde und Himmel waren in Aufruhr. Ein einzelnes Menſchenleben ließ ſich in dem heiligen Tumult leicht unterdrücken.

Das Kloſter der barmherzigen Brüder diente zugleich den Sbirren und Polizeiſoldaten zum Wachhauſe. Jeder Feſttag in Rom macht es nöthig, daß man die Straßen ſäubert, durch welche ein feierlicher Zug ſeinen Weg nimmt. Bettler, Kranke und müßiges Geſindel laufen ſonſt in ſolcher Menge zuſammen, daß ſie die Proceſſionen ſtören. Haufenweis bringt man ſie bei den barmherzigen Brüdern unter und füttert ſie dort, bis der Feſttag vorüber iſt. Was Wunder, daß ſich das hungerige Volk freiwillig einſtellt, um über Nacht verpflegt zu werden.

Vor der Pforte lagerte noch ein Schwarm zerlumpten Geſindels, welches zu bedauern ſchien, daß die Wache nicht Luſt bezeigte, neue Verhaftungen zu machen. Ich klopfte wiederholt, um Einlaß zu begehren. „Ei, Signor,“ rief ein Bube aus dem Haufen, „man hat ſchon genug Spitzbuben, das Haus iſt voll!“ — „Ja,“ ſagte ein mürriſcher Graukopf, „jetzt iſt ſogar der Carneval ſehr arm an Luſtbarkeiten, es geht halt geizig her im jetzigen Regiment. Ehedem ließ man die Juden in Säcken tanzen und hing beim Pferderennen den Thieren brennende Lunten an den Schweif, um rechtgläubige Chriſten zu ergötzen. Heutzutage ſind ſelbſt die barmherzigen Brüder ſehr ſparſam, und man muß ſchon, wie der waldenſiſche Teufel, einen abſonderlich ſchlechten Streich begehen, um eingeſteckt zu werden!“

In dem Augenblick öffnete ſich das Schubfenſter in der Pforte und das greiſe Haupt eines frommen Bruders wurde ſichtbar. „Laßt ab vom Hauſe des Herrn!“ rief er zürnend, „es wird Niemand mehr aufgenommen, — die Suppe iſt alle!“

„Frommer Vater,“ flüſterte ich, „wo iſt der Unglückliche, den die Schweizer vom Sanct Peter brachten?“

Der Alte bekreuzte ſich. „Was geſchieht mit ihm?“ fragte ich. „Er wußte nicht, was er that, ſein Sinn iſt geſtört!“

„Mag wohl ſein, Signor,“ entgegnete der Barmherzige, „er hat Gott geläſtert, die Heiligen verhöhnt, den heiligen Vater beſchimpft.“

„Wahnſinn und Tollheit ſprach aus ihm!“ rief ich.

„Das heilige Amt wird den böſen Geiſt ſchon in ihm erkennen und bannen!“ hieß es, während das Fenſter ſich ſchloß.

Ich eilte nach dem Profeßhauſe, in meine Wohnung. Das Collegium war noch wie ausgeſtorben; Niemand war vom Feſte zurück, nur die Kranken und die Wächter, die nicht theilgenommen hatten, waren zugegen. Der Pförtner ſagte, ein Bote in der Haustracht der Beamten des Cardinals Rezzonico habe wiederholt nach mir gefragt, ein Schreiben in der Hand, das er jedoch wieder mit ſich genommen. Auch mein Diener war nicht daheim.

Ohne zu wiſſen weshalb, raffte ich in meiner Wohnung Geld und Papiere, das mir Nöthigſte, zuſammen, ſteckte es zu mir und ging nach dem Palaſt des Cardinals. Die Möglichkeit, wie Pirrho durch eine mächtige Fürſprache am nächſten Morgen mit dem Rudel Vagabunden heimlich entlaſſen werden könne, wollte mir nicht mehr einleuchten, nachdem man ihn erkannt, das Volk ihn als Waldenſer bezeichnet; dennoch mußte Alles verſucht werden, ihn frei zu machen.

Der Cardinal war von der Kirche gleich auf die Villa gefahren; Niemand im Palaſte wußte von einer Botſchaft an mich. Es dunkelte bereits, als ich vor dem Kloſter der barmherzigen Brüder abermals ſtand. Der Platz war leer; eine einzelne Geſtalt ſchlich im Schatten der Häuſer auf und ab. Wie ich auf die Pforte zuſchritt, hörte ich meinen Namen flüſtern; ein Diener des Cardinals ſteckte mir haſtig ein Schreiben zu, während er in den Schatten zurücktrat. Ich hieß ihn warten und las; die kleine Lampe an der Pforte war eben hell genug, mit Mühe zu entziffern: „Ihr ſeid gefährdet, Graf Giuſeppe, das heilige Amt tritt von neuem zuſammen, um über Euch Gericht zu halten!“ Die Züge der Hand waren weibliche.

Wie ich den ſcheuen Diener ſchärfer muſtere, ſeine Hand ergreife, unter der breiten Krämpe des Hutes in ſein Geſicht blicke: ſteht Carlotta vor mir. „Signora, Ihr ſelbſt?“ rief ich erſchreckt. — „Ihr liebt die Maſkeraden nicht, Signor Giuſeppe!“ ſagte ſie halb ſchüchtern, halb in dem Ton des Vorwurfs. — „Um Gott, Carlotta, Ihr habt es gewagt!“ war der Ausdruck meiner Verlegenheit. Carlotta's Zeilen waren das Ergebniß des geſtrigen Tages und deſſen, was ſie vom Cardinal vernommen. Einem Boten hatte ſie die warnenden Zeilen nicht anvertrauen, ſie noch weniger im Collegium mir hinterlaſſen mögen, ob ſie ſchon mit dem Wappen des Cardinals geſiegelt waren. In der Livree des Hauſes war ſie meiner Spur nachgegangen, hatte ſie erreicht, als es dunkelte. Ich drückte ihre Hand an meine Bruſt; ich fühlte die erhobenen Schläge ihres Buſens. „Jetzt ſeid Ihr doppelt gefährdet,“ ſagte ſie raſch und drängend. „Man wird Pirrho verhören, ihn zu Geſtändniſſen wider Euch zwingen, ſeine Sache mit der Eurigen vermiſchen. Der Orden ſchützt Euch nicht zum zweiten Male. Ihr müßt fliehen, noch heute Nacht. Eilt nach Civitavecchia, dort liegt ein Schiff nach Genua ſegelfertig!“

„Nicht ohne Pirrho!“ ſagte ich feſt und ſicher.

„Es iſt Mormona's Bruder,“ flüſterte ſie wieder ſcheu und ſchüchtern. Sie rang nach Entſchlüſſen, ſchwieg und ſann. „Ich bin bereit, laßt mich handeln!“ ſagte ſie, wie ein Held, mit der Energie ihrer entſchloſſenen Seele; „der Ring, mit dem ich den Brief an Euch geſiegelt, muß mir Eintritt verſchaffen; Ihr ſeid verloren, wird er nicht frei!“

Sie wies mich ſtürmiſch zurück, ſchlug ungeſtüm an die Pforte und rief, als das Schubfenſter ſich öffnete:

„Im Namen Sr. Eminenz des Cardinals der Propaganda! Hier ſein Siegelring, ich habe eine Botſchaft, welche eilt!“

Der Ring blitzte im Schein der kleinen Leuchte in der Hand des Bruder Schließers; dann öffnete ſich die Pforte, Carlotta trat ein und der Riegel fuhr hinter ihr zurück. —

Es mochte eine Stunde verſtrichen ſein, mir däuchte es eine halbe Nacht, als die Pforte ſich wieder aufthat und im Schein der Leuchte Carlotta in der Haustracht des Cardinals wieder herauszutreten ſchien. Ich ſtürzte herbei; aber die Geſtalt floh, ſie ſprang in weiten Sätzen, wie ein geſcheuchtes Wild vor mir her, bis ſie athemlos zuſammenſank. Ich ſchlug den Mantel, den Filzhut zurück; es war Pirrho, den ich mit beiden Armen umſchloß, bis er von der jähen Haſt ſich beſann und mich erkannte. Carletta war mit dem Wärter zu ihm in's Gemach getreten, hatte denſelben zu entfernen gewußt und die Kleider mit Pirrho getauſcht. Es war leicht geweſen, ihn willig zu machen. Sie unterwies ihn, wie er ſich zu verhalten habe, ahmte, wie der Wächter eintrat, ſeine Gebährden nach und warf ſich mit Verwünſchungen auf den Boden, während Pirrho in ihrer Tracht entlaſſen wurde.

„Unglücklicher! Was haſt du in Sanct Peter gethan, verbrochen?“ beſtürmte ich Pirrho.

„Verbrochen?“ wiederholte er und ſah mich trotzig an. „Ihr wißt ja, daß ich dem heiligen Vater längſt ſchon gern beichten wollte!“

„Du haſt ihn verhöhnt, beſchimpft!“ ſagte ich.

„Beſchimpft? Heißt beſchimpfen die Wahrheit ſagen?“ erwiederte Pirrho ganz feſt und ſicher. „Ich hab' ihm geſagt, ich ſei Pirrho, der Ketzer, und glaubte Recht zu haben, wenn ich kein Römiſchgläubiger werde. Mormona, meine Schweſter, habe auch den Weihrauch nicht riechen können und all' das Gehabe mit den heiligen Knochen und all' der Verweſung. Auch ſei es nicht wahr, daß ſie römiſchgläubig geſtorben, ſie ſei als Ketzerin geſtorben, obſchon jenſeits im Schooße der Engel geborgen!“

„Mich und dich wirſt du in's Verderben ſtürzen!“ ſagt' ich. „Zum Strande gingſt du, was hatteſt du in Sanct Peter zu ſuchen?“

Er erzählte in abgebrochenen Sätzen, wie Angioletta, die er in der Fiſcherhütte traf, ihn verſchmäht und verwünſcht, trotz ſeiner Liebesſchwüre. Da mochte es ihn wie Raſerei erfaßt haben, und er war, dem Strome der Menge folgend, nach Sanct Peter gerathen. Erſt in der Halle ſelbſt ſei ihm ſein Unglück wieder zu Kopf geſtiegen, und es habe in ihm laut nach Rache geſchrieen, daß ſie eine Ketzerin ſacrificirten und er, ihr Bruder, Ketzer wie ſie, verflucht ſein ſolle. Da, wie der heilige Vater Glück und Segen ſpendend ſich zu Allen geneigt, habe er den Angriff gewagt und ihm in's Ohr geraunt, was Wahrheit ſei und was die lügneriſche Welt für Hohn genommen und Verbrechen ſchalt.

Der nächſte Vetturin am Thor hatte uns aufgenommen und führte uns nach Civitavecchia.

Sechszehntes Kapitel.

Traum und Liebe: Irrſinn und Schmerz.

Der Seeweg war nach langer Zeit wieder offen, aber der Genueſe, der uns an Bord nahm, mußte auf Depeſchen an die Republik warten, nachdem ich mit Pirrho in einer beſonderen Cajüte ſicher untergebracht war. Wir lagen noch den ganzen Tag im Hafen, es dunkelte bereits und es wurde noch immer nicht gelichtet. Aber ſchon der Anblick des Meeres, das ganz äußerliche Thun und Treiben am Hafenplatz that mir wohl: ich athmete geſund und frei, mir war als hätt' ich, von Rom fort, die Katakomben eines Grabgefängniſſes hinter mir.

Es mochte Mitternacht ſein, Pirrho war in der Koje feſt eingeſchlafen, als ich auf's Deck ſtieg. Nach ſo langer Störung der Schifffahrt bei dem Kriege auf Corſica, war die Zahl der Paſſagiere wie die Menge der Güter gleich groß. Kaufleute vieler Nationen, Armenier, Griechen und Juden tummelten ſich zwiſchen ihren Waarenballen. Man ließ vom Strande noch immer ab und zu; der neuen Ankömmlinge war noch immer kein Ende. Hier und da fanden ſich Gruppen zuſammen; der Gegenſtand des Geſprächs, wo es allgemein wurde, war Corſica. An die Ereigniſſe auf der Inſel knüpften die Händler ihre Hoffnungen. Einige von den Soldaten, die als Bedeckung den Schnellſegler begleiten ſollten, hatten früher gegen den König Theodor gefochten, den abenteuerlichen deutſchen Baron, der jetzt in Europa von Hof zu Hof betteln ging. Ein alter, ergrauter Kriegsmann, den ſein Stelzfuß dienſtunfähig gemacht, obſchon er noch die Uniform der Republik Genua trug, führte das große Wort vor den Jüngern, die ſich um ihn gelagert. Er ſaß auf einem Waarenballen und blies den Rauch ſeiner Cigarre gemächlich von ſich, während er mit der Fauſt zur Bekräftigung ſeiner Worte durch die Luft hieb. Die Laterne, die über ihm am Fockmaſt hing, beleuchtete von Zeit zu Zeit ſein wetterbraunes Angeſicht. Er erzählte von Pasquale Paoli, der die Corſen wieder unter ihr altes nationales Panier zuſammengerufen. Der Alte hatte als Genueſe gegen den corſiſchen Helden gefochten und ließ ſeinem Feinde doch eine Gerechtigkeit widerfahren, welche die Kirche Gottes in ihrem Streit gegen ihre Widerſacher nicht immer offenbart. Ein blutiger Vernichtungskampf, wo Fauſt ſich gegen Fauſt waffnet, läßt die Menſchen immer noch menſchlicher ſein, als wo es gilt dem Andern das Heil ſeiner Seele, ſeinen Glauben und ſeinen Himmel ſtreitig zu machen.

„Franzoſen und Engländer," ſagte der Soldat, „haben ſich ſo lange um Corſica geſtritten, daß kein Menſch mehr wußte, um was es ſich handelte. Corſica wollte ſich von der Republik frei machen und es hatte es blos mit dieſer zu thun. Da kamen die beiden großen Handelsmänner aus dem Norden und machten ein Geldgeſchäft daraus. Allerlei Gauner miſchten ſich in die Sache und der Corſe wußte nicht mehr, wem er ſein Blut verkaufte. Paoli, Sohn eines genueſiſchen Generals, aber ein Corſe von Geburt, hatte endlich den verworrenen Handel geſchlichtet. Kinder! ſagte er zu ſeinen Landsleuten, ein Volk kann nur für ſich ſelber kämpfen! Der Mohrenkopf iſt Euer Panier, unter dem müßt Ihr ſiegen oder ſterben. Franzoſen und Engländer können Euch nur verkaufen. Genua hat Euch regiert, und wenn Ihr frei ſein wollt, ſo zeigt der Welt erſt, daß Ihr der Freiheit werth ſeid! Pasquale Paoli hat Banditen in ehrliche Soldaten verwandelt. Selbſt die Blutrache ſchwören die Corſen jetzt ab und gewöhnen ſich an Zucht und Ordnung. Er hat Schulen geſtiftet und ſelbſt gelehrte Juden zu ſich berufen. Die Juden ſind erſt unter dem Fluch der Chriſtenheit ſchlecht geworden, wie Corſica unter dem Druck der Knechtſchaft. Gott und alle Heiligen ſollen mich ſtrafen, wenn ich es je vergeſſe, wie der kleine Rabbi Laſſe mich gepflegt und mir Gutes gethan hat als ich bei den Corſen in Gefangenſchaft ſchwer darniederlag. Ja, ſeht ihn

Euch nur an, da ſitzt er auf dem Strohſack und lächelt und will es nicht Wort haben, daß er mich an Leib und Seele gerettet!“

Aller Augen waren auf die kleine Geſtalt eines Mannes in orientaliſchem Gewande gerichtet, der ſo eben ſeinen Platz verließ, um ſich den Lobpreiſungen des Soldaten zu entziehen. Meine Blicke konnten ihn kaum noch erreichen, wie er ſtill und ſcheu in den untern Raum hinabſtieg.

„Iſt er Arzt?“ fragte ich den Soldaten.

„Alles iſt er, was Ihr wollt,“ ſagte dieſer, „ein Mann, der Gott ehrt, die Natur kennt und die Menſchen liebt. Wenn man ihn mit den Heiligen in die Wagſchale legt: er wiegt ihrer ein Dutzend auf. Der hat ſeine Weisheit aus dem Orient mitgebracht, kein abendländiſcher Chriſt thut es ihm an Gelehrſamkeit gleich. Dem können ſelbſt die hohen Herren der Kirche nichts anhaben, denn er legt die Hand auf ſie und heilt ihre Gebrechen. Paoli hat ihn zum Vorſteher einer hohen Schule machen wollen, aber es duldet den Mann nirgends lange, er iſt ein wandernder Apoſtel. In Rom hat ihn der heilige Vater über ſein Zipperlein um Rath befragt und nach Genua hat ihn jetzt der Doge berufen. Die hohen Herren verſchreiben ihn ſich wie einen Wundermann, und er geht unter Fürſten und Biſchöfen von Hand zu Hand. Nun, ich glaub's ſchon, daß dieſer Jude Wunder thut, trotz einem Heiligen. Die chriſtliche Weisheit und die chriſtliche Liebe könnten bei ihm in die Schule gehen!“

Auf der andern Seite des Schiffs zwiſchen Theertonnen und allerlei Geräth ſaß und hing eine ſtiller und ſcheuer plaudernde Gruppe. „Habt Ihr ſchon gehört,“ flüſterte der Eine dem Andern zu, „was im Sanct Peter zu Rom geſtern geſchehen? Bei hellem lichten Tage mitten im Feſtzuge, von den Trabanten umgeben, iſt der heilige Vater meuchlings überfallen, aber — pſt! verſteht mich recht! nicht mit Stilet und Meſſer, ſondern mit Schimpf- und Schmachworten. Es ſoll ein Teufel von Waldenſer geweſen ſein; die Barmherzigen haben ihn dem Ketzergericht überliefert.“

„Nicht doch!“ entgegnete ein Anderer, der es beſſer wußte, „der Teufel iſt entwiſcht, und der Waldenſer hat ſich in ein Frauenzimmer verwandelt.“

„In des Teufels Großmutter vielleicht? Oder ſonſt ein altes Mütterchen?“ meinte ein Dritter, „wo er ſelbſt nicht hin will, da ſchickt er ein altes Weib!“

„In ein ganz junges Blut hat ſich der Böſe verwandelt!“ eiferte ein Spottvogel, „man ſagt, es ſei eine Cardinalsnichte oder ſonſt etwas vom Palaſt Rezzonico; ſie habe mit dem armen Waldenſer eine Liebſchaft gehabt und wolle ſich nun für ihn ketzerrichtern laſſen.“

„Was Liebe nicht kann!“ meinte ein Alter, „Eins opfert ſich für's Andere; das heilige Amt ſollte ein Einſehen haben. Der arme Kobold aus den Bergen ſoll ohnedies toll im Kopfe ſein.“

„Dann war's nicht barmherzig von den Barmherzigen, ihn der Inquiſition zu übergeben!“ ſagte der alte Genueſe, der Soldat, „toll im Gehirn? Alſo krank, dann gehört er in's Lazareth, und die Barmherzigen thäten beſſer ihn zu pflegen, als ihn auf Tod und Leben zu inquiriren. Da hättet Ihr in Ajaccio ſehen ſollen, wie mein Jude die Irren curirte! Höchſt menſchlich, ohne Feuer und Zangen, rein mit Mondſchein und Handauflegen.“

Ich hatte mich ſtill gehalten und dachte nur, welchen Gefahren und welchem Spott Carlotta preisgegeben ſein konnte. Wie ich das Deck verlaſſen wollte, hatte ſich ein Knäuel Menſchen um die Treppenöffnung, die in den inneren Raum des Schiffes führte, zuſammengeſchlungen, der ſich jetzt eben ſo ſchnell entwirrte und vor einer Erſcheinung, die von unten in die Höhe ſtieg, zurückwich. Es war Pirrho, der Traumwandler, der vom Mondlicht gelockt die Koje verlaſſen hatte und mit offenen Augen tief weiter ſchlafend das Freie ſuchte. Kerzengerade, ſtarr und ſteif und doch wie geflügelten Leibes, ſtand er bereits auf dem oberſten Waarenballen, winkte Allen, die ihm wehren wollten, ſchwang ſich über alle Hinderniſſe hinweg und ſtieg die Strickleiter hinan, dem Maſtkorb zu. Ich war herbeigeeilt, aber jeder Verſuch, ihn zu hindern, hatte Gefahr gebracht; der Matroſe der ihm nachkletterte, konnte nichts als die Sicherheit bewundern, mit der er, das Antlitz zum Monde gerichtet, Hand und Fuß graziös und leicht bewegte. Eine lautloſe Stille lag plötzlich rings auf dem Deck. Und der Traumwandelnde ſchien es zu fühlen, daß man ihn beobachtete; er ſtreckte die Hand nach uns aus und ſprach einige Worte, die jedoch vom Lärm der Brandung und dem Rufen am Strande übertönt wurden. Dann ſtieg er ebenſo behende wie vorſichtig herab. Ich bedeutete die Leute, den Armen ruhig gewähren zu laſſen. Er ſtand jetzt auf dem Bugſpriet; ich war dicht unter ihn getreten, jede Bewegung, die er machte, verfolgend. „Hört, hört;“ rief er laut mit weinerlicher Stimme, „Allen ſoll vergeben werden, nur den Lügnern nicht! Selig ſollen Alle ſein, nur Die nicht, die Seelen kaufen! Ein Prediger in der Wüſte bin ich gekommen, Euch von oben die Wahrheit herunterzuholen; denn bevor die Steine predigen werden, müſſen die Dummen reden, da die Klugen dieſer Welt verſtockt ſind. Fluch Denen, die die Wahrheit nicht hören wollen! Wehe auch dir, armer Giuſeppe, der du die Wahrheit hörſt und ſie doch verfälſcheſt. Sie haben dir dein Weib geraubt und rauben dir den Sohn. Fälſcher, Täuſcher, Lügner zur größeren Ehre Gottes!“

„Hör' auf, Unglückſeliger!“ rief ich überwältigt und meiner nicht mehr mächtig. Mit einem gellenden Schrei erſtarb plötzlich ſeine Stimme; die Traumkraft, die ihn gehoben, ſchien nachzulaſſen, und er glitt ſchlaff zwiſchen den Tauen herab auf's Deck. Wie ſeine Füße hart aufſtießen, wachte er vollends auf, ſtürzte zurück, raffte ſich in die Höhe, ſtarrte die Umſtehenden wild an und ſchrie mit dem Ausruf eines wilden Thieres: „Verrath, Verrath, die Schergen des heiligen Amtes!“

Ich hatte mich auf ihn geworfen, rief ihm ſeinen Namen jetzt in's Ohr, um ihn völlig zu wecken. Er ſchleuderte mich mit Rieſenkraft von ſich, ſtürzte jedoch ſelbſt rücklings nieder und ſchlug mit Händen und Füßen um ſich, während ſeine Augen wilde Flammen, ſeine Lippen weißen Schaum ſprühten. „Er hat das böſe Weſen!“ rief die Menge und ſprang auseinander, während ich mit ihm ringend am Boden lag. „Ruft den weiſen Doctor, holt den Rabbi herbei!“ rief der alte Soldat, der Erzähler. Einige herzhafte Seeleute banden dem Armen Hände und Füße, um ihn vor ſich ſelbſt zu ſchützen.

Wie ich, von der Anſtrengung erſchöpft, mich vom Boden erhob, ſtand der kleine Rabbi ſchon unter uns, kniete zu dem Unglücklichen nieder, breitete beide Hände über ihn und beſtrich ihm mit einem ſtählernen Stäbchen Stirn, Bruſt und Leib.

„Ruhig, ruhig, verſtörter Geiſt!“ ſagte der Alte, legte dem vor ihm Liegenden beide Hände auf die Magenhöhle und bändigte die Tobſucht des Unglücklichen, wie man wilde Thiere zähmt, mit dem feſten, ſcharfen durchdringenden Blick, Aug' in Auge. Er flüſterte dann ſtill für ſich ein Gebet, warf das Obergewand ab und arbeitete mit beiden Händen ſtrichweiſe auf den Körper des Armen ein. Dieſer verſank alsbald in tiefen ruhigen Schlaf. „Nun in die Cajüte!“ ſagte der Rabbi und machte die nöthige Anordnung. Ich folgte, ihm dankbar die Hand drückend. Unten blieb er noch bei dem Schläfer, ihn emſig beobachtend, und wiederholte das Streichen mit den Händen.

„Er hat Furcht vor dem heiligen Amt!“ ſagte der Rabbi, wie er Miene machte uns zu verlaſſen. Ich ſah ihn erſchreckt an. „Nur ruhig!“ ſagte der Alte, „haltet ihn hier im untern Raum! Mit einem Tollen hat alle Welt Erbarmen, weniger mit einem Ketzer! Doch es wird nicht ſo arg ſein, denk' ich, weder mit dem Einen, wie mit dem Andern.“

„Ihr wißt —“ fragte ich erſtaunt.

„Kann's mir denken, ich komme von Rom!“ erwiederte Rabbi Laſſe.

„Ihr erfuhrt,“ fragte ich wieder, „woher? von wem?“

„Bitte!“ ſagte der Rabbi ablehnend, „ein Jude darf Vieles wiſſen, nur nicht woher! Nur ruhig,“ fuhr er fort, zu Pirrho geneigt, „jetzt wird er ſchlafen, bis ich ihn wecke; ich denke, ich hab' ihn ſicher in der Gewalt!“

Der Mann hatte ſo viel Geheimnißvolles, daß ich nicht wieder mit Fragen in ihn zu dringen wagte. Der Blick ſeines freundlich milden Auges leuchtete mir noch, als er die Thür der Cajüte hinter ſich zog und leiſe die Stiege betrat.

Ich ſaß und ſann nach über die ſeltſame Heilmethode des Mannes, noch mehr über ſeine Kunde von uns aus Rom.

Pirrho lag ſtill und athemlos, der magnetiſche Schlaf hielt Leib und Seele gefangen. In dem Augenblick wurden die Anker gelichtet; wir ſtießen ab vom Lande; ein Halloh jubelnder Stimmen gab uns das Geleit; kurz vor Abgang waren noch allerlei Nachzügler an Bord genommen, auf dem Decke tobte und ſchwirrte es noch durcheinander; einige Kanonenſchläge am Bord und drüben, dann das Läuten der Glocke und endlich Stille.

Die ſchaukelnde Bewegung wiegte mich langſam ein. Durch das kleine Fenſter warf die Laterne vom Deck ihren ſchwankenden Schimmer herunter; vor meinen dämmernden Blicken liefen die Geſtalten meines Lebens wirr durcheinander. Ich gedachte des Knaben Saverio. Des Hausmeiers Nachrichten über ihn waren die beſten; der Mann hatte mir bis zur letzten Woche regelmäßig Kunde gegeben; andere als dieſe hatte ich freilich nicht; mein Vater war für mich verſtummt, wie ich für ihn. Wie ich zurückſank, tauchte wie immer, wenn ich den Uebergang zum Schlafe ſuchte, Mormona's Geſtalt vor mir auf, diesmal thränenfeucht und vergeblich bemüht, mir freundlich zuzulächeln.

„Hat es dich aufgeſtört in deinem himmliſchen Schlafe, armer Geiſt?“ dacht' ich ſtill für mich, „daß man dich ſelig geſprochen, und zürneſt du deßhalb?“ — Ich ſchlief endlich ein, und ihr Augenſtern leuchtete mir weiter im Lande bunter Träume. Es war mir ſogar, als dränge ſich ihre Geſtalt lebendig an meine Seite, als wehte mir vom Lande jenſeits der Hauch ihres Mundes entgegen. Aber dieſer klopfende Buſen war mehr als Traum; mit ſo heißem Athem der Lippen küſſen ſelige Geiſter nicht! „Mormona!“ rief ich mit der ganzen Sehnſucht meiner Seele. Ein lauter Schrei war die Antwort auf meinen Ruf. Erſchreckt fuhr ich in die Höhe. Es war völlige Nacht um mich her; die Lampe über mir war ausgelöſcht. Nur mit Mühe beſann ich mich, wo ich war; erſt eine Wendung des Schiffes brachte mich zum völligen Bewußtſein. Auch du ein Träumer! dacht' ich. Aber das war kein Traum ohne Wirklichkeit geweſen! Der warme Duft einer lebendigen Geſtalt hatte mich angeweht, mir war, als müßte ich den Leib noch faſſen können, deſſen glühendes Leben ſich aus meinen Armen wand. Ich war aufgeſprungen und taſtete in dem ungewiſſen Dunkel umher. Ich lauſchte; ich glaubte ein raſchelndes Gewand zu hören. Ich rief nach Licht, ich rief Pirrho bei Namen. Der Schläfer rührte ſich nicht; aber die Thür der Cajüte war in Bewegung, der leiſe Schritt eines flüchtigen Fußes wurde auf den untern Stufen der kleinen Treppe hörbar. Wie ich darauf hinſtürze, umfaſſe ich die zitternde, ſich ſträubende Geſtalt, die mit einem unterdrückten Schrei zu Boden ſinkt und, mit beiden Armen meine Knie umſchlingend, meine weitere Bewegung hemmt. Ueber uns auf dem Deck ließen ſich die ſchweren Tritte eines Kommenden vernehmen: es war der Matroſe, der am hintern Maſt die Laterne wieder anzündete. Ein Weib, voller Angſt vor Entdeckung, kauerte zu meinen Füßen: das aufgelöſ'te ſchwarze Haar fiel über Kopf und Schultern. Es bedurfte kaum des ſchwachen Lichtſtreifens, der jetzt vom Deck herunterfiel, um Carlotta zu erkennen. Der Schreck der Entdeckung bändigte die freudige Bewegung, die ich fühlen mußte, Pirrho's Retterin wiederzuſehen.

„Carlotta, Ihr hier?“ war mein Ausruf mehr des Staunens, als ſonſt einer Bewegung.

Sie hatte einen Tag voll Angſt und Gefahr in Rom überſtanden. Auf die Beſchämung am nächſten Morgen, als ſie ſich den Beamten der Inquiſition, die Pirrho zu holen kamen, entdecken mußte, folgten Schrecken aller Art. Man hatte es einen Teufelsſpuk genannt, ſtatt des Waldenſers die Nichte des Cardinals im Gefängniß zu finden. Mit der Scheu vor etwas Ungeheuerlichem hatte man ſie nach dem Palaſte Rezzonico geführt, ſie dort bis auf weiteren Befehl in ſtrengem Gewahrſam gehalten. Nicht die Furcht vor Strafe, die Scheu vor Spott und Hohn trieb ſie zu verzweifelten Entſchlüſſen: das Eingeſtändniß, den Waldenſer befreit, mit ihm die Kleider vertauſcht zu haben, bot für Spötter ſo viel Stoff, hatte ſo viel Beſchämendes, das ihr mädchenhafter Sinn nicht ertrug. Es gelang ihr noch vor der Ankunft des Cardinals, aus dem Gemache im Palaſte zu entkommen. Die Kenntniß der Oertlichkeit kam ihr zu ſtatten, ſie gelangte durch eine Tapetenthür, durch ein Fenſter in den Hof. Draußen auf der Gaſſe entſprang ſie den Verfolgern in den Ghetto und rettete ſich dort mit Gefahr ihres Lebens in ein Haus, bis es ihr gelang an den Strand und nach der Hafenſtadt zu kommen: ſie hatte zu den letzten Ankömmlingen gehört, welche die Barke noch kurz vor dem Ankerlichten an Bord gebracht; die Erzählungen der Leute auf dem Deck hatten ſie verſchüchtert und ſo war ſie von einem Winkel in den andern geſchlichen, bis ſie in meine Cajüte ſchlüpfte, wo ſie mich ſchlafend fand. Ein Strom heißer Thränen hieß ſie verſtummen. Was ſie nach dem Ghetto geführt, auf welchen Schutz ſie dort gerechnet, darüber ſchwieg ſie beharrlich. Auf die beſorgte Frage, welche Folgen ihre Flucht nach ſich ziehen könne, raffte ſie ſich auf, ſah mich an mit dem Schmerz eines geheimen Weh's und faßte krampfhaft mit beiden Händen meinen Arm. „Kannſt du noch fragen, was mich zu dir getrieben?“ rief ſie laut weinend. — „Giuſeppe, ſtoß' mich nicht von dir!“ ſchluchzte ſie, und der ſtolze Bau ihrer Geſtalt drohte ſich aufzulöſen. „Ich habe abgebrochen mit der Welt, abgeſchloſſen mit Allem, was hinter mir liegt. Giuſeppe, laß mich dir folgen, ſei's in die grenzenloſe Weite der Welt, ſei's, daß du in den ſtillſten Verſteck des Lebens flüchteſt. Laß mich deine Magd ſein und dir dienen. Laß uns in die Berge zu den Waldenſern ziehen; ich will ſie lieben, ich will ſie meine Brüder nennen, denn ich weiß, was es heißt zu einem Volke gehören, das der Fluch der Menſchen beladen, ausgeſtoßen, verhöhnt und verſpottet! Aber laß' mich am großen Gott nicht verzweifeln, laß' uns groß denken, Giuſeppe, in unſerem Gefühl die Erlöſung von den Schmerzen der Welt finden, aus dem Unglück eine Religion der Liebe ſtiften!“

„O mein Gott!“ rief ich und verſtand erſt jetzt den Sturm dieſes Herzens.

„Schäme dich meiner nicht, Giuſeppe!“ jammerte ſie laut; „daß ich Muth habe, der Welt zu trotzen, hab' ich dir gezeigt; aber ich habe nicht den Muth, in der Beſchämung vor den Menſchen zu beſtehen. Ich kann nicht nach Rom zurück. Sei du mein Retter, mein Erlöſer aus der Schmach! Du haſt ein Weib geliebt, das z den Köhlern der Berge gehörte. Gedenke, daß ihr Werk noch unvollendet iſt. Ich gelobe dir, Mormona's Sendung zu erfüllen!“

„Stören wir den Schlaf der Todten nicht!“ ſagte ich, und ſtreckt den Arm gen Himmel. Carlotta ſank plötzlich wie gebrochen in ſi zuſammen; ihre Stimme erſtarb; die Schläge ihres Herzens ſchiene ſtillzuſtehen. Mich befiel die Ahnung, daß ich ein Herz geknic deſſen Aufruhr mir gegolten, und für deſſen Gefühl doch kein G in mir rege ward. Das Unglück, geliebt zu werden, wo man leer und öde fühlt, lag wie ein Samum über mir.

Es war ſo ſtill im Raume, daß man die Wogen, die an Planken des Schiffes ſchlugen, einzeln zählen konnte. Der m

Schein der leiſe auf- und abſchwebenden Laterne über uns zitterte über Carlotta's Haar, das, aufgelöſ't, ihre ganze, am Boden zuſammengekauerte Geſtalt überdeckte. Wie ich die Hand auf ihr Haupt legte, zitterte ſie fieberhaft in ſich zuſammen. „Carlotta!“ ſagt' ich, mich zu ihr neigend, — „Carlotta! Wie iſt Euch?“ fragt' ich mit der Sanftmuth eines theilnehmenden Herzens.

Sie raffte ſich vom Boden auf, ſchüttelte das Haar von der Stirn und ſah mir, blaß wie ein Marmorbild, ſtarr und feſt in's Auge. „Wohlan,“ ſagte ſie, „mein Entſchluß ſteht feſt, der Menſchheit will ich dienen, ob auch die Welt die Stimme der Wahrheit nicht verträgt! Ich will Euere Sache nicht aufgeben, Graf La Torre, wie Ihr mich; vielleicht kann ich Euch nützlich ſein, droht Euch Gefahr!“

Im ſeltſamen Feuer ihrer Blicke lag, wie in ihren Worten, die von einem Entſchluſſe ſprachen, dieſelbe leidenſchaftliche Haſt. Sie winkte mit der Hand und wollte, räthſelhaft wie ſie gekommen, verſchwinden.

„Laß uns nicht ſo ſcheiden, Carlotta!“ rief ich, meine Hand nach ihr ſtreckend, „bleib, ſtehe mir Rede, unverſtanden ſoll und kann ich die Wohlthäterin, die Retterin Pirrho's nicht von mir laſſen!“

Sie winkte abweiſend mit der Hand; ich ſprach von Dank, wo ſie Leidenſchaft gefühlt. Sie ſtieg die Treppe hinauf und drückte die Thür hinter ſich in's Schloß. In dem Augenblicke, wo ich ihr folgen wollte, regte ſich der Schläfer, der auf der Hängematte bisher ruhig gelegen. Ich wagte nicht ihn zu verlaſſen; hier Traumſucht und Irrſinn, dort Schmerz und Sturm: ich ſaß zwiſchen inne. — Ich ſaß und hütete den Schläfer, bis der Tag mit ſeinem Licht heraufzog und durch das Lukenfenſter die Cajüte umſäumte. Mit dem Strahl der Sonne trat der Rabbi zu uns in's enge Gemach.

Siebzehntes Kapitel.

Magnetiſeur und Roſenkreuzer.

„Habt Dank, lieber Meiſter, daß Ihr kommt!“ rief ich ihm entgegen. Hinter ihm trat ein Begleiter, die hohe, dünne, knochige

Geſtalt eines jungen Mannes in's Gemach, den er mir als ſeinen Gehülfen bezeichnete. „Erlaubt,“ ſagte der Rabbi, „daß ich ihn theilnehmen laſſe an dem, was uns hier beſchäftigt!“

„Iſt der Fall ſo merkwürdig?“ fragt' ich, während beide Männer ſich zu dem Schlafenden wandten.

„Die Sonne beherrſcht das Herz, der Mond das Gehirn!“ ſagte der Rabbi, „den Unmündigen und den Tollen gibt's der Herr im Schlaf, Kinder und Narren, wißt Ihr“ —

Seine Frage, ob Pirrho im Traume von neuem geſprochen, mußt' ich verneinen.

„Ich wußt' es,“ ſagte der Rabbi, „er iſt ganz in meine Macht gegeben, ihn bindet der Magnet mit ſeiner Kraft. Wenn ich will, kann er uns jetzt Rede ſtehen über Dinge, die ſein Gemüth bedrücken. Der geſtörte Sinn hat dieſe Gabe der Fernſicht und weiß dieſe Blitze der Ahnung feſtzuhalten, auf die der ſelbſtbewußte Verſtand, auch wenn ſie ihn in unbewachten Momenten überſchleichen, nicht achten mag. Es iſt kein höherer, kein erleuchteter Zuſtand, in den ſich ein krankhaftes Gemüth verſetzt fühlt; man erwarte keine Enträthſelung der Geheimniſſe Gottes, keinen Aufſchluß über das Jenſeits der Geiſterwelt, wenn uns die Seele im magnetiſchen Schlafe Rede ſteht. Aber eine Schau in die weite Ferne, wenn auch nur dunkel und nicht frei von Täuſchungen, iſt ihr verliehen. Iſt es doch auch dem Thiere eigen, aus der Ferne zu wittern, was ſein Daſein ſchmerzhaft berührt; der Inſtinct hält es in einem tieferen Zuſammenhange mit der elementariſchen Welt. Der Sinn des Naturmenſchen und das Gemüth des Weibes hat oft ſogar ohne allen krankhaften Anreiz dieſe Gabe der Ahnung, die ſich im magnetiſchen Schlafe bis zur Fernſicht ſteigert.“

„Meiſter,“ ſagte ich, „Ihr bedientet Euch zweier Stäbchen, um die geſtörten Lebensgeiſter des Nachtwandelnden zu beſchwichtigen und Euch dienſtbar zu machen!“

„Es bedarf deren nicht,“ war die Antwort, „bei einem Aderlaß hab' ich die Entdeckung gemacht, daß auch der menſchliche Körper die Kraft beſitzt, die im magnetiſchen Steine ruht. Der Ausfluß des Blutes veränderte ſich, wenn ich mich näherte oder entfernte. Auch im lebendigen Leibe ſind Pole wie im Magnet.“

„Man rühmt Euerer Heilkunſt Wunder nach?“ ſagte ich.

„Wunder?“ wiederholte der Rabbi und ſah den Gefährten lächelnd an. „Wunder können ja doch nur chriſtliche Heilige thun!“

Der Gefährte ſchlug die Augen nieder; erſt jetzt fiel mir die kloſterlich abgezehrte Miene des Genoſſen auf, der im feinen Knochenbau ſeines Antlitzes doch zugleich dieſelbe Abkunft mit dem Manne des alten Bundes bekundete.

„Hexerei! wollt Ihr ſagen, Graf La Torre!“ fuhr der Rabbi fort. Mir fiel kaum noch auf, daß er meinen Namen kannte. „Ich bin zufrieden, hält man das ABC meiner Wiſſenſchaft nicht für das Werk des Böſen. Auch iſt die Kunſt ja nicht neu. Euer Parcelſus, Euer Baptiſta van Helmont kannten längſt die magnetiſche Kraft, die im Menſchen ſchlummert. Wer ſie zu wecken weiß, lockert den Verband zwiſchen Geiſt und Leib, macht die Seele vom Körper unabhängig.“

„Das Gebet ſcheint dazu zu gehören?“ fragte ich in meiner Wißbegier; „Ihr betetet zuvor!“

„Ich bete nur um mich zu ſammeln,“ ſagte Rabbi Laſſe. „Das Gebet macht geſchickt, um die zerſtreuten Kräfte der Seele auf einen Punkt zu richten. Oft genügt ſchon der reine Wille, um ſich eines geſtörten Geiſtes zu bemächtigen. Eben die Kranken ſind es, in denen die Seele auf Augenblicke unabhängig vom Leibe wird, und indem ich ihnen dieſen Zwieſpalt befördere und feſthalte, gebe ich ihnen, iſt die Kriſis vorüber, um ſo ſicherer die verlorene Harmonie zwiſchen geiſtiger und leiblicher Kraft wieder zurück. Auch in dem armen Burſchen aus den Bergen wird dieſe Eintracht, die wir Geſundheit nennen, ſich wieder einſtellen, wenn ſein kranker Sinn ſich mit dieſer Abſchweifung vom verſtändigen und gewöhnlichen Bewußtſein ein Genüge gethan hat. Ihn quält etwas daheim; nicht die Schergen des heiligen Amtes, die Angſt um ein bedrohtes Leben in der Heimath jagt ihm im Traum das Blut in's Gehirn. Was iſt es nur mit dem Knaben, um deſſen Leben ihm bangt?“

Ich hatte kein Hehl, dem werthen Meiſter hinreichend Aufſchluß zu geben über Mormona's Knaben und Pirrho's fixe Gedanken.

„Ich weiß, ich weiß,“ ſagte Rabbi Laſſe und verſank mit ſeinen Gedanken in den Anblick des Schläfers. Ich wollte erſtaunt fragen:

„Ihr wißt?“ aber ich unterdrückte die Regung, um jede Störung zu vermeiden.

„Wollt Ihr geſtatten,“ ſagte der weiſe Jude, „daß ich den irren Geiſt des Schläfers dorthin führe, wo ihn die Angſt der Sorge gebannt hält? Nennt es nicht Mißbrauch ſeiner Lebensgeiſter, wenn ich ihn zwinge, uns über den Schauplatz ſeiner Heimath, über die Menſchen, an die ſeine Furcht ſich klammert, Rede zu ſtehen! Die Natur iſt gütig, wenn auch nicht immer willig!“

In mir ſelbſt ſtieg die Sorge um die Meinigen daheim plötzlich zur quälenden Angſt; ich bedrängte den Alten, ſeine Kunſt ſpielen zu laſſen. Er ſtand und bohrte ſich mit dem Blick ſeiner leuchtenden Augenſterne in die jetzt geſchloſſenen Wimpern des Schlafenden.

„Liegt die Kraft,“ fragt' ich, „die Kraft, des Schläfers Seele zu regieren, im Auge, Meiſter?“

„Im Auge und in der Hand,“ ſagte der Rabbi, noch immer willig, mir Rede zu ſtehen, während ſeine Gedanken ſich mit Pirrho's Zuſtand beſchäftigten. „Verſucht es nur ſelbſt, Euere Lebensgeiſter mit der ganzen Kraft Eueres Willens in die Fingerſpitzen zu drängen, und Ihr fühlt alsbald in den zehn Enden Eueres Körpers die ſprühenden Phosphorfunken, die auch in dem Schlummernden, wenn Ihr ſeine Nerven berührt, das verborgene Feuer der Seele entzünden.“

„Sind die Spitzen der Finger,“ fragt' ich, „die Leiter der magnetiſchen Kraft?“

Der Rabbi bejahte es. „An dieſen äußerſten Enden des Leibes,“ ſagte er, „bilden die Nerven wieder die Kreisform des Gehirns. Drängſt du in die zehn Spitzen die ganze Kraft deiner Seele, ſo wirkt die Berührung deiner Hand magnetiſch.“

Er ſtreckte beide Hände vor ſich aus, als wollte er in den großen Zuſammenhang der Natur hineingreifen. Seine Muskeln ſpannten ſich, ſeine Adern ſchwollen, in ſeinen Augen funkelte ein wunderbarer Glanz. So ſtand die an ſich kleine Geſtalt des Mannes wie aus ihren Fugen gerückt und über ihr Maß hinweg gedehnt vor uns, als er ſich anſchickte, mit der ganzen Gewalt ſeines Leibes ſich über den Schläfer zu breiten. Der Gefährte hatte inzwiſchen, dieſes Momentes gewärtig, Pirrho's Kopf in die Lage nach Norden gebracht, in welcher Richtung der Schlummernde wie die Nadel in der Bouſſole, am ſicherſten der magnetiſchen Wirkung anheimfällt. Pirrho's Körper war jetzt ſchräg an die Wand gerückt, die Füße reichten bis auf den Boden hinab. Der Rabbi lehnte ſich jetzt über ihn hin, Fußſpitze gegen Fußſpitze, Knie gegen Knie; ſeine ganze Geſtalt deckte den Knaben. Jetzt ergriff er deſſen Däume, je einen mit ſeiner Hand, und hielt ihn ſo lange feſt, bis ſein Blut mit dem des Schläfers gleiche Wärme hatte. Mit der flachen Hand fuhr er dann über Pirrho's Leib hin vom Kopf über die Schultern und Arme, ſetzte den Daumen ein, wo der kleine Finger in der Hand wurzelte, und fuhr immer tiefer hinunter, als wollte er den Körper ſpannenweis ausmeſſen. Ich ſtand und ſah in ſtiller Erwartung dieſem Thun zu. Der Meiſter gerieth in immer größere Aufregung; alle ſeine Lebensgeiſter waren in ſtürmiſcher Wallung, während er mit den ausgeſtreckten Fingerſpitzen auf den Schläfer hineinarbeitete. Er blickte ihn dabei unausgeſetzt ſtarr an, Auge in Auge, als wollte er die Seele aus ihm herauslocken, ſie mit dem Feuer ſeiner Blicke entzünden. Pirrho's Augenlider ſtanden jetzt weit auf, aber nur das Weiße war ſichtbar; der Stern hatte ſich tief nach oben in die Höhlung gezogen.

„Willſt du fromm und gut ſein?“ flüſterte ihm jetzt der Rabbi zu. „Wirſt du ehrlich und getreu mir Rede ſtehen?“

Pirrho öffnete die Lippen, ſeine Stimme klang fremd, von innen heraus, als bedürfe ſie nicht des gewohnten Redeorgans. Er ſperrte und ſträubte ſich eine Weile, als ſuchte er ſich der Gewalt, die über ihn erging, zu entziehen; dann hauchte er leiſe: „Alles will ich thun, dir zu Liebe!“

„Kennſt du mich? Was weißt du von mir?“ fragte der Meiſter.

„Ich ſehe nicht dein Kleid, aber ich ſehe die Geſtalt deines Geiſtes!“ ſagte der Knabe. „Dein Herz iſt voll Liebe und Freundlichkeit. Wie ein warmes Bad iſt der Athemzug deiner Lippen, wie gelindes Oel fließt es durch meine Adern, wenn du ſprichſt!“

„So folge mir, wohin ich dich führe!“ ſagte der Rabbi; „richte deine Blicke dorthin, daheim, wo ſie ruht!“

„Ah!“ hauchte Pirrho und dehnte die Bruſt wie erlöſungsbedürftig hoch auf. „Wie ein armer Vogel am Faden flatterte meine

Seele hin und her und konnte nicht frei werden von den Feſſeln. Nun du mich auf deinen Mantel hebſt, zieht es mich durch die Lüfte hin, hin in den Oelwald, — die Ulmen rauſchen, die Oliven ſtehen trauernd ſtill. Da ſchläft ſie ruhig ſüß, Frieden im Antlitz, und Freude tönt unter den Seligen: Hoſianna in Ewigkeit!“

„Iſt ſie von ihnen vergiftet?“ fragte der Rabbi.

„Nein, nein,“ war die Antwort, laut und ſicher; „ſie ſtarb einen ſanften Tod, das Maß ihrer Liebe war voll, der Becher des Lebens ſchäumte vor Freude über; darum ſtarb ſie; freilich klebte am Rand des Kelches ein Tropfen Wermuth!“

„So folge mir jetzt in eine andere Halle!“ drängte ihn der Rabbi.

„Ja, ja, wo die Angehörigen des Hauſes ruhen!“ rief Pirrho.

„Alſo in der Gruft!“ fuhr der Rabbi fort. „Steh' mir Rede, was ſiehſt du dort? — Särge?“

„In der Kirche wird ein Katafalk hergerichtet!“ flüſterte Pirrho ängſtlich, „ſie wollen den alten Grafen beiſetzen, der Pendel ſeines Lebens ſtand plötzlich ſtille!“

„O mein Gott!“ rief ich und legte die Hand über mein Herz, „iſt das Traum oder Wahrheit?“

„Was ſiehſt du ſonſt noch dort?“ fuhr der Rabbi fort.

Pirrho machte Zuckungen, als ob ihn die weitere Anſtrengung ſchmerzte. Mitten durch ſein Antlitz lief ein Ausdruck des Widerwillens, er bäumte ſich in die Höhe, ſein ganzer Körper warf ſich in heftigen Erſchütterungen hin und her. Der Rabbi arbeitete von neuem mit beiden Händen auf ihn ein, er bezwang nur mit Mühe den wilden Ungeſtüm. „Rede, gib Antwort!“ rief er, mit dem Schläfer ringend, „was ſchauſt du noch daheim?“ Pirrho knirſchte mit den Zähnen und ſchwieg.

„Wo iſt Mormona's Sohn?“ rief ich laut in der Angſt meiner Seele. Der Rabbi wiederholte dieſe meine Worte. Pirrho ſtöhnte laut auf und machte mit beiden Händen eine Bewegung, die es ungewiß ließ, ob er die Frage von ſich abwehren oder mit dem Hinweiſen auf eine weite Ferne beantworten wollte.

„Iſt der Knabe todt?“ rief ich.

Der Rabbi ſchüttelte das Haupt. „Er ſieht ihn nicht!“ ſagte er zu mir gewendet.

„Verſchwunden mein Sohn Saverio?“ fragte ich zitternd.

„Laſſen wir ihn für heute ruhen!“ mahnte der Alte, „er iſt erſchöpft, ſeine Seele hält uns nicht mehr Stand.“

Der Meiſter ließ jetzt von ihm ab; er ſtrich rückwärts mit der flachen Hand über ihn hin; es war die umgekehrte Bewegung, womit er die aufgeſtörten Lebensgeiſter des Schläfers wieder beſchwichtigte. Pirrho ſchloß die Augenlider; er verfiel in einen feſten, ruhigen, von Traumbildern befreiten Schlummer. Der Rabbi war niedergekniet, nicht zum Gebet, ſondern vor Erſchöpfung; dann richtete er ſich mühſam auf, wankte zum Seſſel und lehnte ſich mit geſchloſſenen Augen zurück. Mir blieb die qualvolle Unruhe, nicht zu wiſſen, was hier Wahrheit und was Trug der Sinne, wie weit dem geſtörten Geiſt ein Blick in die ferne Heimath geſtattet war.

„Fraget das nicht!“ flüſterte, als ich dieſer Qual Worte gab, der Gefährte des Meiſters. Der hagere, mönchiſch blaſſe Ascet ſah mich mit den hohlen, geſpenſtiſchen Augen durchdringend an. „Die Erſcheinungen des animaliſchen Magnetismus,“ ſagte er, „bringen die ſubſtantielle Kraft und ideale Macht der Seele zum Vorſchein, bringen wenigſtens die feſten Verſtandesunterſchiede von hier und dort, hüben und drüben in Verwirrung. Aber ſicher unterſcheiden wir noch nicht Leib und Seele; auch will uns vom Lande jenſeits noch kein Geiſt gehorchen!“

Er ſtierte vor ſich hin, als verlangte er, die verſchloſſene Tiefe ſolle ſich mit dem Mittelpunkt der Welt ihm öffnen. „Der Schläfer,“ fuhr er, auf Pirrho deutend, fort, „wird nun Friede haben; ſeiner kranken Traumſucht, die ihn irre in die Ferne trieb, iſt nun ein Genüge geſchehen. Wenn er erwacht, wird er geſund aufſtehen, die Krankheit von ſich ſchütteln und von ſeinen Traumbildern nichts wiſſen. Wenn Traum und Wachen ſich ineinander wirren, ſo nennen die Menſchen das Tollheit und Wahnſinn. Der Meiſter hat ſchon manches geſtörte Gehirn geheilt, indem er ſeine Träume organiſirte und ſie magnetiſch zwang, ſich auf das Bereich des Schlafes zu beſchränken.“

„Ihr ſeid ſchon lange des Rabbi Schüler?“ fragt' ich.

„Ein Anfänger in der Wiſſenſchaft, ohne mich deſſen rühmen zu können," war die Antwort. „Auch müſſen wir es geheimhalten, denn die Menſchen nennen es Magie und ſchwarze Kunſt."

„Und doch hat auch Chriſtus durch Handauflegen geheilt!" warf ich ihm in die Rede.

Er ſchien das Wort zu überhören. „Vor dem Sündenfalle," ſagte er, „war im Menſchen das Ferne und das Gegenwärtige nicht geſchieden, Vergangenheit und Zukunft nicht getrennt. Seine Sinne reichten weiter, er hatte mehr Theil an den Strömungen der elementariſchen Kräfte. Die Welt der Menſchen iſt mit dem Sündenfall ein verworrenes Chaos geworden, die Sinnlichkeit, weil ſie von den einfachen Wegen der Natur abirrte, iſt ſündhaft und der Geiſt ein fernes Jenſeits geworden, in das der verirrte Menſch mit ſehnſüchtigem Auge hinblickt, ohne es zu erreichen, ohne es wieder ganz hereinziehen zu können in den Kreis des Lebens. Wir halten die Natur für verworfen und können auch Gott nicht mehr finden, es wäre denn, er beſchliche unſer Herz in geweihten Augenblicken der Verzückung, oft erſt dicht an der Pforte des Todes, wo Gott und Natur ihren Frieden ſchließen und ihr Zwieſpalt endet. Jeſus von Nazareth hat wie die alten Propheten in der urſprünglichen Reinheit der Menſchennatur das Göttliche wieder aufgefunden. In ſeiner vom Geiſt durchleuchteten Geſtalt, ſtill und ſelig, faſt weiblich hingegeben an das Walten der Natur, ein Mitglied jener Schule der Eſſäer, wandelte er unter den Menſchen lange Zeit unerkannt und unverſtanden. Ehe man an ſein Wort glaubte, glaubte man an ſeine Hand, denn ſeine Hand war wunderthätig, weil er die guten Kräfte des Lebens kannte, weil er wußte, wo der Menſch heilig und wo die Natur göttlich iſt. Seitdem die Menſchen zu ihm wie zu einem Gott beten, haben ſie ihn ſich fern gerückt. Er ſoll ſie erlöſen, damit es ihnen erlaſſen bleibe, ſelber göttlich zu werden. Wir haben das verlorene Paradies, das Er wiederfand, durch unſere Schwachheit zum zweiten Male verloren, gehen nun wieder in der Dämmerung um und tappen unſicher nach einem trügeriſchen Schein von leuchtenden Phosphordünſten, wo wir im vollen Sonnenſchein der Gnade Gottes in der Natur athmen könnten. Hier ein alter Seher, dort ein ſtiller Waldbruder oder die hinſterbende Liebe eines Weibes: das waren für die dunkle Welt Jahrhunderte lang nur noch ſchnell vorüberfahrende Blitze, und wir haben uns auch dieſe zu Irrlichtern werden laſſen. Die Erhebung zum Göttlichen iſt nur noch ein kurzer Moment, den die Natur unſeres Geſchlechtes nicht mehr auf lange erträgt."

Ich erſchrak über dieſe Offenbarungen ſo heftig, daß ich mit zitternder Haſt des Redenden Hand ergriff. „Iſt das auch der Glaube Eueres Meiſters?" fragte ich, „Eueres Meiſters, der ſich einen Juden nennt?"

Der Fremde ſah mich durchdringend an. „Er iſt kein Jude im gewöhnlichen Sinne des Wortes," ſagte er, „kein Jude in dem Sinne, den der Haß der Chriſten damit verbindet. Sie haben die Juden ſo lange geknechtet, bis dieſe wahrlich Knechte geworden ſind. Sie glauben an keine Propheten mehr, und ihrer bedarf doch die Welt! Die Juden glauben, man müſſe zu Jeruſalem beten. Elieſar Laſſe meint, auf jeder Stelle, wo der Menſch den Staub der Welt von ſich ſchüttelt, ſei es noch möglich, Gott zu finden. Die Juden hoffen auf einen zukünftigen Heiland. Elieſar Laſſe meint, der Geiſt, der da frei macht und erlöſt, ſei alle Zeit da geweſen und noch alle Zeit gegenwärtig: nur merken ſie ihn nicht und laſſen ihn vergeblich an die Pforte klopfen, laſſen ihn mitten im Leben, wo er doch ſo gern weilt und wo er ſeine Stätte ſucht, von Hütte zu Hütte obdachlos vorüberwandeln. Nur wo der Menſch den Menſchen findet, noch unberührt vom hinfälligen Tand der Welt, noch unverfälſcht vom Ränkeſpiel der Begierden, da wird es noch möglich ſein, daß der herumirrende Geiſt Gottes ſeine Einkehr hält und unter ihnen weilt. Rabbi Laſſe iſt ſo wenig im gemeinen Sinn ein Jude, wie ich ein Chriſt, ob mich ſchon die Taufe dazu machte, das Kleid des Ordens, das ich trage, dazu ſtempelt."

Er ſchlug ſeinen Kaftan von den Schultern zurück; die Robe der Männer von der Geſellſchaft Jeſu ward ſichtbar, auf der Bruſt die Kapſel mit dem Lamm, das die Fackel trägt, als Sinnbild, mit den Buchſtaben S. S. I. Sodalis Societatis Jesu.

„Ihr tragt das Gewand eines Ordens," ſagte ich, „das ich abgelegt; ich habe keinen Theil mehr an ſeiner Genoſſenſchaft."

Der Mann ſah mich dreiſt und ſicher an. „Warum," fragte er ſtaunend und befremdet, „warum ein irdiſches Gewand, weil

Staub an ihm haftet, mit einem anderen vertauſchen, an dem vielleicht nicht weniger Spuren menſchlicher Unzulänglichkeit kleben? Auch ſolltet Ihr in Frage ziehen, ob der Orden, den Ihr aufgeben wollt, Euch ſeinerſeits aufgibt! Glaubt Ihr keinen Theil an ihm zu haben, Graf Giuſeppe della Torre, ſo fragt Euch zuvor, ob der Orden nicht an Euch Theil habe und ſeinen Antheil gültig zu machen Willens ſei! Warum das Gute, das er hat, ſeine weite Verzweigung, ſeine Weltverbindung, nicht nutzen, — wenn auch nicht zur Ehre Gottes, ſo doch zum Heil der Welt!"

„Ihr ſcheint Euch ſehr gut mit der Geſellſchaft geſtellt zu haben, Euch innerhalb ihres Verbandes Euere Freiheit erhalten zu wollen!" ſagte ich, den Redenden mit Blicken meſſend, die er ruhig und feſt erwiederte.

„Ein Waiſenkind jüdiſcher Eltern," ſagte er, als müſſe er ſich rechtfertigen, „erwachte ich zu meinem erſten Bewußtſein in einem Findelhauſe der Geſellſchaft Jeſu; ich ward ein Zögling in der Schule meiner Wohlthäter; warum mich von ihnen trennen?"

„Ich meinestheils," ſagte ich, „fand nicht was ich im Orden geſucht. Ich ſuchte in ihm einen Bund vorurtheilsfreier Männer, die unbehindert von der Knechtſchaft des Buchſtabens den fortſchreitenden Gedanken des Jahrhunderts ſich zu eigen machen, ein Bündniß denkender Köpfe, welche über die Feſſeln der Bekenntniſſe hinaus dem Dienſt der Menſchheit ſich weihen, die Welt beherrſchen wollen, um ſie zu erlöſen, nicht um ſie eigennützig auszubeuten. Die Gemeinſchaft Edler ſuchte ich, die eine unſichtbare Kirche ſtiften wollen, an deren Altar der Menſch dem Menſchen die Hand bietet und ihn als Bruder begrüßt. Ich fand das nicht im Orden der Männer, die ſich Jeſu Schüler nennen."

Mein Gegner ſagte ruhig und trocken: „Was Ihr ſuchtet, durftet Ihr nicht in den Formen einer Geſellſchaft finden wollen, die, ſo bildſam ſie iſt, doch immer die Schöpfung eines früheren Jahrhunderts bleibt! Hat der Orden ſeine Miſſion, ein Feldlager wider den proteſtantiſchen Geiſt zu ſein, aufgegeben, ſo kann er doch nicht in den Formen und Ergebniſſen mit dieſem Proteſtantismus, ob er ſchon deſſen Vortheile in ſeinen Dienſt nehmen möchte, Hand in Hand geh[illegible] ſchon genug, wenn er eine Verbrüderung der Denkenden, wie Ihr ſie ſucht und wollt, nicht ſtört! Was Ihr aber ſucht, Graf La Torre, es iſt zu finden, auch innerhalb des Ordens, freilich aber dort nicht mehr und nicht weniger wie innerhalb jeder ſonſtigen Gemeinſchaft, ſie ſei ſtaatlicher oder kirchlicher, weltlicher oder geiſtlicher Art. Was Ihr ſuchet, Graf La Torre, es exiſtirt: der Bund freier Edler, die im Menſchen den Menſchen wollen, iſt vorhanden, und es bekennen ſich zu ihm Mitglieder aller Religionen und Secten, Genoſſen jedes Standes und Geſchlechts, Bewohner aller Zonen ſo weit das Rund der Erde reicht, ſo weit der Tempel der Natur ſeine Hallen öffnet, der große Baumeiſter der Welt die Elemente des Lebens kennt und prüft."

„So ſeid Ihr Freimaurer?" ſagt' ich.

„Ihr ſaget es, Graf La Torre" war die Antwort des Mannes, „Maurer von der Loge und nach dem Bekenntniß von Roſe und Kreuz."

„Iſt, was Ihr mir als Euer Bekenntniß angabt, gemeinſames Gut Euerer Loge?"

„Wir arbeiten in dieſem Sinne," ſagte der Mann, „in den Logen zu Turin, in Paris und in deutſchen Landen."

„Scheidet Ihr Euch ſtreng von den Syſtemen anderer Logen?" fragt' ich.

„Wir unſererſeits ſind duldſam, die Intoleranz iſt auf Seiten Anderer!"

„Ich werde Euch aufſuchen," ſagte ich, ihm die Hand bietend.

„In Roſe et croix findet Ihr uns allerwegen!"

Ein Tumult auf dem Deck des Schiffes ward hörbar; der Fremde — er hatte ſich mir Belmar genannt, — brach auf, faltete ſein Gewand zuſammen und ſtand noch einen Augenblick über den Rabbi geneigt, der in leiſen tiefen Zügen mit dem Lächeln des Friedens auf ſeinem Angeſicht, den Schlaf des Gerechten ſchlief.

„Darf ich wiſſen," fragte ich Belmar, „was ihm und Euch ſo viel Kunde von mir und meinem Thun in Rom verſchaffte? Ihr kanntet meinen Namen, kanntet Pirrho, wußtet was mit ihm geſchehen!"

„Von wem ſonſt als von *ihr* konnte uns dieſe Kunde kommen." flüſterte Belmar.

„Von ihr? Von wem?"

„Von des Rabbi Tochter, Carlotta."

„Carlotta, die Nichte des Cardinals, — Rabbi Laſſe's Tochter?"

„Hat ſie es Euch verſchwiegen," ſagte Belmar, „ſo geſchah's vielleicht in der irren Haſt ihrer geängſteten Seele. Ein Kind des Ghetto iſt nicht jederzeit einer vorurtheilsfreien Duldung gewärtig. Carlotta iſt im Kerker der Inquiſition geboren. Ihr Vater, damals Juwelier, hatte bei dem letzten Kirchenfeſte für ein Kleid der Mutter Gottes falſche Steine geliefert. So lautete die Anſchuldigung, da die Thatſache feſtſtand, der Betrug eines römiſchen Hofbeamten erſt nach Jahren entdeckt ward. Der Lieferant wurde heimlich eingeſteckt, ſammt ſeiner jungen Frau, deren Zuſtand unberückſichtigt blieb, und die ohnedies das Loos des Gatten zu theilen entſchloſſen war. Verleumdungen und heimliche Anklagen gegen die Geſinnung des Juden brachten ſeine Sache vor das heilige Amt. Man nahm die Lieferung falſcher Steine nicht blos für Betrug, ſondern auch für Verhöhnung unſerer geheiligten Religion. Laſſe's Frau ſtarb im Kerker kurz nach der Geburt des Kindes. Der Vorſtand der Findelhäuſer, Cardinal Rezzonico, nahm aus beſon- derer Menſchlichkeit das Kind zu ſich in's Haus; ſo ward Carlotta Chriſtin, ihren Vater aber traf das Urtheil der Verbannung auf zehn Jahre von Rom. Er ging nach dem Orient; er ſtudirte dort an der Wiege der Menſchheit die Bücher der Vorzeit, in den Katakomben Aegyptens die Weisheit der Hieroglyphen, in den Schulen der Perſer die Geheimkräfte der Natur. Wie er nach Rom heimkehrte, war längſt ſein guter Name wieder hergeſtellt, der Betrüger im Perſonal des Hofes entlarvt; die Cardinäle empfingen ihn mit offenen Armen, aber ſein Weib war todt, ſein Kind war Chriſtin. Da er den hohen Herren der Chriſtenheit mitunter das Zipperlein heilt, werden ſie wohl durch die Finger ſehen, iſt dem Vater die Tochter nachgeeilt."

„Wo iſt Carlotta?" rief ich, „laßt ſie mich ſehen, ich that ihr weh'!"

„Signor," ſagte Belmar, mich bei der Hand faſſend, „entſchuldigt ein dreiſtes Wort! — Ihr habt das Weib in ihr beleidigt; ſie hat gelobt, Euch nicht wieder zu ſehen. Ihr habt ſie als eine Hülfsbedürftige kennen gelernt; ſie kann nicht nach Rom zurück: es fehlt ihr aber nicht an Stützen in der Welt, ſie iſt eine Affiliirte der Geſellſchaft Jeſu.“

Ich ſchwieg beſtürzt; mein klopfendes Herz, die Stimme des Gewiſſens, ſagte mir, ich hätte das Unglück ihrer Neigung, das ſie mir zuführte, als etwas vom Schickſal Gebotenes auf mich nehmen ſollen.

Belmar war, nachdem ich ihm das Geleit gegeben, von meiner Seite verſchwunden; ich wagte nicht ihn aufzuſuchen. Wie ich wieder in die Cajüte hinunterſtieg, trat mir der Rabbi entgegen, Pirrho an der Hand. Das Lächeln ſtand wie das Zeugniß einer guten That auf ſeinem edlen Antlitz, wie er mir den Traumwandler wohlbehalten überlieferte. „Laßt mich auch ferner, wenn Ihr es für gut erachtet, ſein Arzt ſein!“ ſagte der Mann mit der anſpruchsloſen Duldermiene, welche die gerühmte Demuth des Chriſtenthums beſchämen konnte. Ich umarmte ihn ſtill gerührt. „Wenn Ihr mein bedürfet,“ ſagte er, „Ihr wißt, Signor, wo der Jude in Genua hauſt, am alten Hafen hinter Palaſt Fiesco in der alten Trümmergaſſe. Aber auch im Collegium der Männer Jeſu denk' ich Euch zu finden: ich gehe dort aus und ein. Die hohen Herren ſind mir wohlgeneigt, ſie berufen mich oft, ſeitdem ſie wiſſen, daß ich weder mit falſchen Steinen noch mit der ſchwarzen Kunſt des Gottſeibeiuns handele.“

Wie er mich lächelnd anſah, mußt' ich denken, er habe, nur in halben Schlaf verſunken, meine Unterredung mit Belmar vernommen.

Die Felſenſtadt Genua lag vor uns, unſer Schiff warf Anker. Pirrho ſchritt wohlgemuth und getreulich neben mir her. Im Gewühl des Hafens umtobte uns das Geſchrei der geſchäftigen Menge. Für den Rabbi ſtand ein Maulthier bereit: eine verhüllte Frauengeſtalt ſchritt ihm zur Seite; Belmar, der Jude und Mönch, der freie Maurer und Jeſuit, gab ihnen das Geleit.

Achtzehntes Kapitel.

Der Soldat Jeſu Chriſti.

Die nächſte Taverne am Strande nahm mich und Pirrho auf. Ich bedurfte der Erholung nach der Seefahrt, der Erquickung nach der durchwachten Nacht. Freilich ließ es mir keine Ruhe. Schon bei unſerer Ankunft lag ein Schiff nach Civitavecchia ſegelfertig; ich ſchrieb in Eile an den Vorſteher des Profeßhauſes in Rom, bat um meine Habſeligkeiten, beauftragte meinen zurückgelaſſenen Diener, mir nachzukommen und gab ihm das Collegium zu Genua als den Ort an, wo er meine weiteren Befehle zu gewärtigen habe. Ich zweifelte, ob dort nach meiner Erklärung an Euſebio noch ein Aſyl für mich ſein werde, aber ich wußte jenem kein anderes Ziel zu ſtellen. Das Ordenskleid hatte ich abgelegt; nur die Medaille führte ich mit mir; ich wollte ſie Euſebio eigenhändig überreichen. Weit mehr noch gingen meine Gedanken nach Santa Maria. Ich durfte einer Nachricht hierorts nicht gewärtig ſein; ich wollte nur verhüten, daß Briefe für mich nach Rom gingen. Ich ſchrieb an den Hausmeier, ich ſprach von quäleriſchen Träumen, die mich um den Knaben beſorgt machten. Ich entdeckte meinem Vater, daß ich nach Mormona's feierlicher Seligſprechung in Sanct Peter der Geſellſchaft Jeſu anzugehören mich nicht ferner für verpflichtet fühle; ich hoffte, ſchrieb ich, daß ihm ſelbſt ein Genüge geſchehen, der Geiſt des Unfriedens im Hauſe geſühnt ſei; was noch ſonſt zu thun, um den Himmel, falls er noch zürne, zu verſöhnen, das Schickſal, falls es noch unerbittlich ſei, zu ſühnen, darüber wolle ich jetzt ihn ſelber hören und ihm Rede ſtehen.

Wie ich den Brief ſiegelte, überfiel mich plötzlich die quälende Angſt, der nachtwandelnde Pirrho könne unter den Händen des Rabbi in ſeiner Fernſchau der Vorgänge in Santa Maria wahrgeſprochen haben. Er hatte in der Kirche den Katafalk, in der Begräbnißcapelle den Sarg meines Vaters geſehen. Mit zitternden Händen übergab ich dem reitenden Boten, der ſein Pferd bereits geſattelt hatte und die Nacht noch benutzen ſollte, den Brief. Ich ſtand und überlegte, ob ich ihm nicht folgen, nicht ſelbſt ſofort aufbrechen ſollte. Ich blieb und ließ die Dinge walten. Iſt es geſchehen, ſagt' ich mir, mich beſchwichtigend, haſt du vollendet, Vater, ſoll es mir nicht vergönnt ſein, zum Gelöbniß des ewigen Friedens dir die Hand zu drücken, dir das Auge zu ſchließen, ſo ſei mein Thun auf der Stätte deines bedrängten und oft umdunkelten Daſeins kein anderes, als den Schauplatz deiner Sorge in ein Paradies gottgefälligen Wandels umzuſchaffen. Auf der kleinen Scholle Landes, die dann mein ſein wird, wenn du das Auge geſchloſſen, will ich ein Reich der Menſchenliebe ſtiften. Der Schutzgeiſt, zu dem jetzt der Römiſchgläubige beten darf, ſoll nach wie vor Mormona heißen, aber Alle, die mühſelig und beladen ſind, weſſen Glaubens Kinder ſie ſich nennen mögen, ſollen zu ihr wallfahrten, als zu einem Liebling jenes Gottes, deſſen Sonne Allen leuchtet, den Gläubigen in jeder Form, ſie mögen irren, indem ſie ihn ſuchen, oder ihn gefunden haben, wie wir. Meine Roſe, die am Kreuz verwelkte, ſoll neu aufblühen, und ein Kreuz der Schmerzen, von den Roſen der Menſchenliebe überdeckt und überrankt, ſoll das Symbol ſein; auf dem heimiſchen Boden meiner Väter lege ich, der erſte Maurer meines Namens, den Grundſtein zum unſichtbaren Tempel Gottes und der Menſchenliebe. Der ewige Baumeiſter der Welt wolle mein Gelöbniß ſegnen, der Geiſt des ächten Menſchenthums in unſerer Bauhütte ſeine Einkehr halten!

Das war, wie ich glaubte, mein erſtes Gebet als Maurer, ob mich ſchon keine Form dazu geweiht, kein Handſchlag dazu verpflichtet.

Die Nacht verging ruhig, nachdem ich für Pirrho die Vorſorge getroffen, ſeinen Schlaf vor allem Einfluß des Geſtirns, deſſen volle Scheibe am Himmel hing, von außen zu ſichern. Der junge Morgen fand uns friſch und wohlgemuth. Pirrho hatte das Gelüſt, am Strande umherzuſchweifen, fügte ſich aber alsbald in mein beſtimmtes Geheiß, nicht von mir zu weichen. Von Angioletta hatte er die Zeit über ſelten und nie im Unmaß leidenſchaftlicher Wallung geſprochen. Jedesmal benutzte ich dieſe Veranlaſſung, ihn zu bedeuten, wie er ſich die Gunſt des Mädchens durch ſeine unwirſche Hartnäckigkeit verſcherzt habe. Wenn Römiſchglaubige ihn als Ketzer für verdammenswerth hielten, ſo ſei er in ſeinem Wahn, jede andere Denkungsart für Lug und Trug zu erklären, faſt noch unduldſamer. Von ſeinem letzten Traumgeſicht in der Kajüte ſprach ich nicht mit ihm; er ſelbſt ſchien keine Erinnerung daran zu haben; ein einziges Mal begann er gedankenverloren: „Als ich die vorletzte Nacht in Santa Maria war,“ — brach jedoch ab, als entglitte ihm der Faden. Der Rabbi hatte ſeine Viſion geordnet: ſein Traumbild, auf ſich ſelbſt verwieſen, wirrte ſich nicht in ſeinen wachen Zuſtand. So ſchien es wenigſtens, bis plötzlich eine Erſchütterung die bisher behütete Ordnung durchbrach und eine gewaltſame Störniß das Gehirn des armen Menſchen befiel.

Die Steine brannten ſchon heiß, als wir die Strada nuova zum Palaſt der Jeſuiten hinunterſchritten. Ich mußte Euſebio ſprechen, eh' ich Genua verließ. Pirrho ſchauderte beim Anblick der ſchwarzen Mauern des Collegiums zuſammen; er ſtand ſtill und zögerte: erſt als ich ihn an die Hand nahm, hielt er Schritt und ging ſinnend neben mir her. Rechenſchaft konnte er ſich von dieſer plötzlichen Furchtanwandlung ſo wenig wie von ſeinen Nachtgeſichten geben.

Der Provinzial Euſebio, unbaß und auf ſein Zimmer angewieſen, ließ bedauern, mich nicht ſogleich empfangen zu können, hieß uns aber in den Sprechſaal treten. Es hatte ſich alſo Förmlichkeit zwiſchen uns eingeſchlichen, der Entſchluß meines Austritts hatte mir den Freund meiner Jugend entfremdet. Es kann nicht anders ſein, als daß wir die Führer verlieren, ſobald unſere Selbſtändigkeit beginnt. „Laßt uns fliehen, Giuſeppe!“ flüſterte mir Pirrho zu, mich bei'm Eintritt in den Saal mit der Gebährde kläglicher Angſt am Kleide zerrend. Er war jedoch unfähig, einen Grund anzugeben, der ſeine Furcht rechtfertigte. Ich meines Theils hatte die Verpflichtung, Euſebio zu begrüßen, ihm das Medaillon mit der Kette in ſeine Hände zurückzugeben. Zugleich trieb mich mein Gefühl an, den verehrten Mann um die Fortdauer ſeiner perſönlichen Gunſt zu bitten.

Pirrho zuckte heftig zuſammen, wie Pater Euſebio, mühſam auf einen Diener geſtützt, in den Saal trat, gebückten Hauptes, todtenblaß, die Augen in ihre Höhlen zurückgeſunken. Er ſtreckte mir zitternd ſeine Arme entgegen, und wie ich an ſeinem Herzen lag, fand ſeine Erſchütterung in einem Strom von Thränen ihren Ausdruck. „Müſſen wir uns ſo wiederſehen?“ rief er mit erſtickter Stimme.

Ich ſah erſchrocken in ſein Antlitz, das er mir halb entzog; ich fragte nach dem Grund ſeiner Aufregung.

„Nun, du kommſt ja doch aus Santa Maria?“ fragte er entgegen.

„Von Rom komm' ich,“ war meine Rede, „nichts weiß ich von dort; was iſt geſchehen?“

„Was geſchehen?“ wiederholte er; „ſo haben dich die Briefe nicht erreicht, die dir den Tod des Sohnes melden?“

„Mein Sohn Saverio todt[illegible]“ rief ich bebend.

Euſebio ſenkte das Haupt und taſtete nach dem Arm des Dieners. Mit einem gellenden Schrei ſtürzte Pirrho auf uns ein; eine Fiebergluth war in ſeine Wange getreten, ſeine Augen rollten, ſeine Stimme kreiſchte: „Mormona's Sohn — todt? Prieſter, du lügſt! Der alte Graf iſt todt — ich ſah in vorletzter Nacht in der Kirche den Katafalk errichten; er ruht im Sarge, in der Schloßcapelle. Den Knaben Saverio ſah ich nicht, ich konnte ihn nicht finden, aber er iſt nicht todt, der alte Graf iſt todt!“

Euſebio wankte zurück; der Diener hatte Mühe, ihn zu halten, während ich Pirrho mit beiden Händen ergriff. Mit dem Zwange, den ich ihm anthat, ſtieg nur ſein Wuthanfall; krampfhaft mit den Gliedern um ſich ſchlagend, mit glotzenden Augen, Schaum auf den Lippen, ſtürzte er unter dem Ausruf: „Alles Lug und Trug!“ rücklings zu Boden. Mit Hülfe herbeieilender Diener, die ſich kaum ſeiner bemächtigen konnten, ward der Unglückliche entfernt; ich hörte noch ſeinen Wuthſchrei den langen Corridor entlang; man trug ihn in ein entferntes Gemach.

Von den hereinbrechenden Schrecken betäubt, folgte ich dem Provinzial, der ſich auf ſein Zimmer führen ließ, nachdem für Pirrho einer der Aerzte des Inſtituts herbeigeholt, den Dienern Stillſchweigen über den Vorfall auferlegt war.

Euſebio lehnte auf ſeinem Lager und reichte mir abgewandten Angeſichts ſeine Hand. „Das Unglück deines Hauſes hat mich niedergeworfen,“ ſagte er mit matter Stimme. „Vor vier Tagen berief mich ein Eilbote nach Santa Maria. Pater Uberto ließ mir melden, der alte Graf fühle ſich ſehr ſchwach, wolle ſich mit mir, mit unſerem Orden verſöhnen, müſſe meinen Rath hören über ſein Teſtament. Ich eilte dahin; ich fand Alles in Trauer, der Knabe — hatte nach kurzer Krankheit in Krämpfen geendet. Des Hausmeiers Frau, die getreue Pflegerin, lag danieder; ſie hatte zugleich ihr eigenes Kind, Saverio's Milchbruder, zu beweinen."

„Beide Knaben todt?" rief ich entſetzt.

„Ihr Schickſal vollzog ſich in derſelben Stunde; Saverio's Sarg ſteht in der Waldcapelle zu Füßen ſeiner Mutter."

Ich brach zuſammen; meiner Sinne nicht mächtig, ſaß ich ſtumm und ſtarr.

„Krank kehrte ich von Santa Maria zurück," fuhr Euſebio fort; „ich habe ſeitdem das Lager nicht verlaſſen, dein Brief aus Rom mit der Erklärung deines Austritts war nicht im Stande, mich aufzurichten, um für dich und deine Sache einzuſtehen. Er oder der Knabe, ſprach dein Vater, Einer von Beiden muß der Kirche geweiht werden."

„So will denn der Streit nicht enden," rief ich, „bis der Tod uns Alle vereinigt?"

„Ich fand deinen Vater," fuhr Euſebio fort, „ſehr ſchwach, aber bei vollem Bewußtſein. Die Beatification Mormona's ſtand feſt, du ſelbſt warſt vom heiligen Vater freigeſprochen, unter der Bedingung deines weiteren Eifers für die Kirche. Trotzdem lieſen von Kundſchaftern über dich aus Rom Berichte ein, die deines Vaters Glauben, Euer Haus bedürfe noch einer vollſtändigeren Sühne, von neuem erhärteten. Er war entſchloſſen, ſein geſammtes Hab und Gut bis auf ein Pflichttheil, das dir zu belaſſen ſei, dem römiſchen Hofe zu vermachen und Santa Maria in ein geiſtliches Inſtitut zu verwandeln, in welchem die Propaganda des Glaubens unter Vorſitz eines Dominicaners den Schauplatz ihrer Thätigkeit eröffnen ſolle. Ich proteſtirte gegen dieſe Verfügung in deinem Namen, mein Sohn, als im Intereſſe unſerer Geſellſchaft. Ich gab auf Grund der Familienſtatute deines Hauſes mein Bedenken ab, bezweifelte die Rechtmäßigkeit eines ſolchen Teſtaments; aber ich mußte es geſchehen laſſen, daß dieſe Verfügung des letzten Willens in Form einer Schenkungsacte abgefaßt wurde. Die Kirche iſt auf fünfundzwanzig Jahre mit den Gütern deines Hauſes belehnt; dieſe Dauer des Beneficiums wurde beſchloſſen, um in dieſer Friſt all' dein Hab und Gut, die ganze Stätte deiner Familie kirchlich zu benedeien und den Fluch des Hauſes zu ſühnen."

Ich hatte mich erhoben. „Und in dieſem Pacte,“ ſagte ich, habt Ihr, mein Freund, der Lehrer meiner Jugend, Euch mit dem Dominicaner geeint und verſtändigt?“

„Noch iſt die Schenkungsacte nicht unterzeichnet,“ ſagte Euſebio, „eile nach Santa Maria, ſtelle den Willen deines Vaters durch ein Gelübde zufrieden; noch iſt es Zeit, du weißt, ſein Wort war: Er oder der Knabe!“

„Nie hätt' ich dazu eingewilligt: weder ich noch er! Iſt noch nicht genug geſchehen, um dem Fanatismus eines ſeltenen Aberglaubens zu genügen, wurden der Opfer nicht ſchon genug geleiſtet, ſo ſteht es wohl feſt, daß die Unerſättlichkeit hülfsbedürftiger Seelen nie zu befriedigen ſein wird.“

„Der letzte Wille eines Sterbenden hat heilige Kraft,“ ſagte Euſebio, „auch wenn die Form der Abfaſſung rechtlich anzutaſten wäre. Der letzte Wille deines Vaters iſt noch in anderer, viel härterer Form vorhanden; in der Form einer Enterbung. Ich habe dagegen proteſtirt, wie ich dir ſagte: der Orden würde als dein Anwalt mehr thun, wenn du deine Sache zur ſeinigen machteſt.“

„Ich fühle mich auf mich ſelbſt verwieſen!“ ſagte ich, „ich will verſuchen, mein Recht ſelbſt zu wahren.“

„O mein Sohn, dann muß ich dich aufgeben, dann biſt du für mich verloren!“ ſeufzte Euſebio. — „Geſtern, vielleicht mit demſelben Schiffe, das dich von Rom herbrachte,“ fuhr er fort, „erhielt ich vom General unſeres Ordens Depeſchen über die Vorgänge in Rom. Mitten in der Feier des Feſtes, mitten im Sanct Peter wurde der heilige Vater beſchimpft von dem deiner Pflege, deiner Obhut, deiner Bekehrungspflicht Anempfohlenen! Welchen Stürmen ſeh' ich dich ausgeſetzt! Welchem Abgrund zueilen!“

„Ein krankes Gehirn,“ entgegnete ich, „das der Aerzte bedürftig iſt, verfällt noch nicht dem Amt der Inquiſition. Ich kann nicht denken, Vater Euſebio, daß man die Traumſucht eines Unglücklichen mit Exorcismus und Teufelsbann heimſuchen werde. Ich müßte an dem Freund und Führer meiner Jugend irre werden, ich müßte ſeine gerühmte Humanität für eine Beute der Dominicaner halten, könnte ich glauben, hier ſei eine Gefahr, der ſich nicht mit entſchloſſenem Sinn entgegnen ließe.“

„Du ſelbſt, mein Sohn,“ rief Euſebio, „du ſelbſt wirſt bedroht vom heiligen Amt. Der Generalvicar unſeres Ordens, Pater Lorenzo, ſchreibt mir vorwurfsvoll: Einen Enthuſiaſten, einen Schwärmer für unſere Sache glaubten wir uns in ihm zu erziehen, und wir haben einen Widerſacher an ihm! Auf der Villa des Cardinals, Graf Giuſeppe, habt Ihr gegen die heilige Kirche Dinge geäußert —“

„Nichts,“ fiel ich ein, „was ich nicht als mein Bekenntniß über Cölibat und Abendmahl in beiderlei Geſtalt dem heiligen Vater ſelbſt mittheilte, in Gegenwart Ganganelli's, des Conſultors der Inquiſition, wiederholte.“

„Benedict iſt alt,“ ſagte Euſebio, „ſeine Tage ſind gezählt. Laßt das Conclave zuſammentreten, laßt einen Mann, wie den Cardinal Rezzonico gewählt werden, und unſer Orden beherrſcht die ganze Kirche Roms.“

„Laßt einen Ganganelli gewählt werden,“ entgegnete ich, „und Euer Orden ſtürzt!“

Euſebio zwang ſich zu einem Lächeln. „Der braune Profeſſor,“ ſagte er, „iſt vor der Hand weder Biſchof, noch Cardinal! Und einen Orden ſtürzt man nicht, wenn man ihn um ſeine weltliche Macht beneidet; man ſucht ihn zu gewinnen. O mein Sohn, daß unſere Sache Schwächen hat, wie ſollte das unter Menſchen anders ſein! Aber daß wir in der Herrſchaft, die wir ſuchen, das Wohl des Ganzen, das Heil der Menſchheit zu fördern gedenken: hieran, mein Freund, zu zweifeln, durfte dir nie in den Sinn kommen! Will der römiſche Hof auf einen Augenblick unſer Syſtem nicht vollſtändig gutheißen: — ein Papſt iſt ſterblich, ein Orden nicht! Hat er Unvollkommenheiten: er iſt bildungsfähig. Daß er verweltlicht ſei, mercantil geworden, wirſt du ihm nicht zum Vorwurf machen, der du es an deinem eignen Fleiſch und Blut erlebſt, wie der Menſch noch immer geneigt iſt, das Leben den todten Begriffen zu opfern! Unſer Inſtitut iſt mit der Zeit fortgegangen, iſt geworden, was die Welt wurde. Auch Lorenzo's Sträuben gegen die Freunde der Aufklärung wird nur zeitweis gültig ſein, während Andere in und mit der Welt heranreifen zu der Freiheit, zu der das Jahrhundert berufen iſt, Andere theilhaben an dem Beſten, was die Geiſter ſchaffen, denken und wirken. O mein Sohn und Schüler, einen Genoſſen meiner Plane dacht' ich mir in dir zu erziehen, einen Erben deſſen, was dieſe Bruſt in ſich birgt und noch als Geheimniß dort walten laßt, bis die Zeit gekommen, wo die Wahrheit unverſchleiert vor das Auge der Menſchen treten darf!“

Er hatte mich, als er ſo ſprach, an ſeine Bruſt gezogen, und blickte mich weich und zärtlich an: „Einen La Torre mein zu nennen, in ihm dem zukünftigen Geſchlechte einen Vertreter der Wahrheit innerhalb der Kirche und zum Heil ihrer Reform zu geben: das war mein Lieblingsgedanke; es ſcheint, er war zu kühn. Der große Baumeiſter der Welt will ſich andere Werkzeuge ſuchen!“

„Seid Ihr alſo doch Freimaurer, ob Ihr es auch verhehlt, und arbeitet im Stillen am Bau der Freiheit unter Menſchen jedweden Glaubens?“ ſagte ich und ſchaute prüfend in ſein gerührtes Antlitz.

Er richtete ſich aus meinen Armen in die Höhe und ſagte: „Zuvor aber war ich Soldat Jeſu Chriſti, Mann meines Ordens! Er hat ein älteres Anrecht an mich, mein früherer Schwur gilt vorherrſchend, und müßte der Menſch in mir an dieſem Widerſtreit erliegen!“

Er ſah mich feſt und ſtreng an: der Mann der Geſellſchaft war doch mächtiger in ihm, als der Maurer, der die Menſchenliebe auf den Thron der Welt zu ſetzen beſtrebt war. Euſebio hatte ſich erhoben und gab mir unter ſeinen beſten Segenswünſchen bis zur Thüre das Geleit. Ich vergeſſe den Blick nicht, mit dem er mir Lebewohl ſagte; in ſeinem Geſicht ſtand plötzlich eine Gewaltſamkeit, vor der ich erſchrak. Ich erinnerte mich dieſes Blickes, als ich nach Jahren erfuhr, wie er im Bunde Derer war, die mich um mein Heiligſtes verkürzt. Es war der Blick eines Mannes, der nichts ſein nennt auf Erden, kein Haus, keine Familie, kein Volk und Land; dem alſo nichts zu theuer iſt, um es nicht ſeinen Planen opfern zu können.

Neunzehntes Kapitel.

Die Todten in Santa Maria und ihr Prophet.

Pirrho's Zuſtand war nach dem krampfhaften Anfall noch bedenklich genug; das Pferd, das mich nach der Heimath führen ſollte, ſtand geſattelt; es war keine Möglichkeit, daß mich Pirrho begleiten konnte. Ich ſah ihn in der Pflege zweier Aerzte des Collegiums; ich hatte mir nur noch ausbedungen, daß dem Rabbi Laſſe Zutritt zu ihm geſtattet werde. Ein Eilbote wurde von mir beauftragt, den werthen Meiſter in der Judengaſſe aufzuſuchen und zu berufen. Der Diener, der mich begleitete, mußte auf mein Geheiß noch ein geſatteltes Maulthier zur Hand nehmen, ohne daß ich dafür die Beſtimmung ſogleich angab. In der äußerſten Vorſtadt Genua's wußte ich einen als rechtſchaffen und hülfreich bekannten Medicus, der, ohne Geiſtlicher zu ſein, weit und breit geſucht und gerühmt war. Dieſen bat ich, um eines wichtigen, von mir noch verſchwiegenen Falles wegen, mir den Tag und die Nacht zu widmen. Er ging ebenſo bereitwillig auf die Bitte ein, das Kleid ſeines Standes für diesmal mit einem bürgerlichen zu vertauſchen.

Wie die Kuppeln von Santa Maria aus der Ferne vor mir aufſtiegen, hielt ich, vom Widerſtreit meiner Gefühle überwältigt, an. Ich bedurfte der Sammlung meiner Gedanken und fand doch im Wirrwar der mich von zwei Seiten beſtürmenden Empfindungen keinen Faden, der mich ſicher leitete. War es der Schmerz um den Verluſt des Sohnes, war es der Groll gegen den Plan, der über mich und mein Daſein ſo tyranniſch verfügen wollte: ich weiß nicht, was mich tiefer erfaßte und durchſchüttelte.

Wie ich um den Vorſprung des Oelwaldes biege, ſeh' ich im dämmernden Schatten einen Maulthierzug halten. Zum zweiten Male wird mein Name gerufen; erſt die Begleiter machen mich aufmerkſam, als ein Mann ſich aus dem Sattel hebt und mit aufgeſchürztem Kleide hart auf uns einſchreitet. Hat er dem Pferde in den Zügel gegriffen, — genug, es bäumt ſich und ſcheut vor der Geſtalt, und ich erkenne den Caplan. „Bote des Todes!“ entfuhr mir unwillkürlich; eben ſo raſch gleit' ich aus dem Sattel, Pater Uberto ſteht vor mir.

„Ihr kommt zu ſpät, Signor," tönt es wie Grabeston von ſeiner Lippe.

„Ich weiß, Caplan," ſag' ich ihm, „Ihr habt ja ſchon den Sohn Mormona's beigeſetzt."

„Zu ſpät," fährt er fort, „um Eurem Vater die letzte Ehre zu erweiſen."

„Dann lebt der Knabe noch, wie?" rief ich halb ſinnlos, „dann hat der Traumwandler ſich nicht geirrt! Meinen Vater ſah er todt, den Knaben ſah er nirgends. Oder wollt Ihr mir denn Alles tödten, rauben?"

Uberto ſah mich ſtarr aus hohlen Augen an; in ſeinem Antlitz ſtand nichts, als das Gebot der Nothwendigkeit, dem Himmel die Erde, der Kirche die Welt um jeden Preis zu opfern. Aber es war dieſelbe Nacht geweſen, in welcher Pirrho die Viſion gehabt: da hatte mein Vater die Augen geſchloſſen, da ward ihm in der Kirche der Katafalk errichtet, er ſelbſt in der Gruft beigeſetzt. Auf die Nachricht aus Rom, ich ſei zu Schiff nach Genua, hatte ſich der Caplan aufgemacht, mir die zweite Trauerkunde in Perſon zu bringen.

Ich lenkte vom Schloſſe ab in den Olivenwald; der Caplan ritt ſein Saumthier ſchweigend neben mir. „Des Knaben vollgültiges Leben, Pater Uberto," ſagt' ich ihm, „iſt von Euch in jeder Form bezweifelt worden, erſt in der Rechtmäßigkeit meiner Ehe, dann in ſeinem ganzen Daſein!"

„Den Gewiſſensfragen Eures frommen Vaters mußte Antwort werden," entgegnete der Prieſter; „laſſen wir die Todten ruhen und ehren die Bedingungen ihres ſeligen Scheidens!"

„Aber bringen wir nicht die Lebenden ihnen zum Opfer!" ſagt' ich bis in meine tiefſte Seele verwundet. Er oder du! klang mir immer noch wie das Echo meines Schickſals.

Ich hieß den Caplan ſeinen Rückweg fortſetzen; ich für meinen Theil hielt mit meinem Medicus vor der Waldcapelle, wo Mormona ruhte, ihr zu Füßen der Sohn.

Der Arzt gelobte mir Schweigen; die Leiche des Kindes lag vor uns. Das Ergebniß war ein unverfängliches; kein Zeichen eines unnatürlichen Todes ließ ſich entdecken. das entſtellte Antlitz des kleinen Weſens, ſein ganzer Leib deutete auf nichts, als auf die Spuren des Krampfes, der ſein Leben beendet.

Den Hausmeier fand ich am Lager ſeines Weibes, Beide noch halb ſinnlos vom Schmerz über den eigenen Verluſt, betäubt von den wiederholten Schlägen die Alle betroffen. Auch der Arzt unſeres Hauſes war erſchienen; die Kinder waren nach ſeinem Bericht in derſelben Nacht geſtorben. Mit ihm betrat ich die Stätte, wo mein Vater ruhte, auch das Gemach, wo er ſtarb. Auf dem Seſſel am Pulte, auf welchem er das Teſtament, dann die Schenkungsacte aufgeſetzt, hatte ihn der Schlag getroffen. Der Arzt, ein blind ergebener Diener ſeines Herrn, gab mir umſtändlich alle Einzelnheiten in der raſchen Folge. Euſebio, zur Berathung gezogen, hatte meinen Entſchluß vom Zurücktritt aus dem Orden verkündet, aber er hatte die Form des Teſtamentes verworfen. Als er das Schloß verließ, lag die Schenkungsacte noch ohne Unterzeichnung auf dem Tiſche. Mein Vater hatte noch gezaudert den letzten Federzug zu thun, da wird ihm durch Eilboten aus Rom die Kunde von dem in Sanct Peter geſchehenen Frevel Pirrho's. Mein Vater war außer ſich. Die böſen Geiſter des Wahns, ſein Haus für verloren und dem ewigen Verderben preisgegeben zu ſehen, ſtürmten von neuem auf ihn ein, er unterzeichnete, ein Herzenskrampf endete ſein mühſelig, in Selbſtqual erſchöpftes Leben. Der Sohn Mormona's oder ich! Dieſe letzte Sühne ſollte vollzogen werden, was vor Gott und Menſchen unerhört bleibt, ſo lange die Sonne am heiligen Himmel ſteht. Erſt nach fünfundzwanzig Jahren ſollte das Teſtament eröffnet werden, bis dahin die Schenkungsacte bis auf mein Pflichttheil gültig ſein, die Güter des Hauſes von der Kirche verwaltet werden. In einigen Tagen bereits erwartete man die Beamten aus Rom; Uberto war bis dahin Teſtamentsverweſer.

Von weltlichen Gerichtsperſonen aus dem nächſten Orte, herzoglich ſavoyiſchen Beamten, ließ ich im Beiſein des biſchöflichen Vicars unſeres Sprengels in Form Rechtens einen Proteſt aufſetzen gegen die Beſchlagnahme meines Erbes. Ich eilte dann nach Genua zurück; ich hoffte mit Hülfe des Ordens die ganze Schenkungsacte noch in ihrer Gültigkeit antaſten zu können. Um dieſen Preis gelobte ich, mich von der Geſellſchaft nicht zu trennen: ich wollte in Rom alle meine Verbindungen aufbieten, um im letzten Falle das Proviſorium in der Verwaltung meines Eigenthums in die Hände desjenigen Ordens zu bringen, dem ich ſelber angehörte, und den ich mir damit verpflichtete. Sollte Santa Maria der Schauplatz einer Propaganda werden, ſo wollte ich ſelbſt dieſer Anſtalt die Richtung geben. Abbé der Waldenſer, hieß ich ſpottweiſe in Rom; ich gedachte auf der Scholle meines heimiſchen Landes eine freie Kirche zu errichten, eine Gemeinde, zu deren römiſchen Formen ſich auch die Kinder der Berge bekennen durften, ohne den einfachen Gehalt ihres Bekenntniſſes abzuſchwören und als ein Werk des Böſen verdammen zu müſſen. Dann war das Gelübde des verſtorbenen Vaters, ſein letzter Wille nicht entweiht und mir ſelbſt und der Heiligkeit meiner Ueberzeugungen, meinem eigenen Gelobniß, den Bau einer unſichtbaren Kirche Gottes in der Duldſamkeit und der Liebe der Menſchen zu beginnen, ein Genüge gethan. „Das wirſt du gutheißen können im Lande Jenſeits!“ ſagte ich meinem Vater in ſein todtes, ſtarres, felſenfeſtes Antlitz, als ich am offenen Sarge ſtand und von ihm Abſchied nahm. „Das wirſt du gutheißen im Lande Jenſeits, wo du allein und einzig Glück, Seligkeit und Frieden wähnteſt! Geläutert und geklärt wird vor deinem Geiſte der Wahn ſchwinden, daß das Leben erſt eingeſargt ſein müſſe, um vor Gott gerecht zu werden!“ Das waren in Santa Maria meine letzten Gedanken.

Es ſollte anders kommen, als ich gedacht: ich ſollte der Spielball in den Händen der Eiferſucht und der Herrſchbegier bleiben!

In einer hellen Mondnacht kehrte ich nach Genua zurück. Im Hafen war noch beſonders lebhafte Bewegung: aus Rom waren Tags über wiederholt Schiffe angekommen. Daß ſie mich betreffende Depeſchen mitgebracht, davon hatte ich keine Ahnung, als ich nach den ſchwarzen, auf der einen Seite glänzend vom Nachtlicht umſäumten Mauern des Collegiums die Straße hinaufſtieg. Auf dem Platze weithin bis vor die Thüren des Gebäudes hatte ſich ein Haufe Volk zuſammengerottet. Aus der Nebengaſſe erſcholl ein Geſang, den von Zeit zu Zeit der düſtere Ruf eines Hornes unterbrach. Ein Zug ſchwarzer Geſtalten bewegte ſich langſam heran.

„Die Brüder vom heiligen Amte!“ hieß es im Volke auf gegenſeitiges Befragen. „Halten ihren Umzug um Angeklagte vor Gericht zu laden! — Haben lange nicht friſche Beute gehabt!“ ſagten die Leute hin und wieder. — Seitdem ſie nicht mehr in die Berge ziehen und eine Razzia halten,“ meinte ein ſtämmiger Menſch vom Hafen, „gehen ſie hier herum und ſehen, wen ſie verſchlingen.“ — „Hätten viel zu thun,“ ſagte ein Anderer, „wenn ſie alle Sünder einſtecken wollten!“ — „Im Gegentheil,“ äußerte Jener, „wenn Alles, was Sünder heißt, vor Gericht geladen werden ſollte, da hätten ſie Nichts zu thun, denn ſie könnten doch nicht damit anfangen, ſich ſelber einzuſtecken!“ — „Schämt Euch,“ rief ein Mann von poſitiverem Glauben, „das heilige Gericht zieht nur gegen Gottesläſterer zu Felde.“ — „Na, da kommt nur fort,“ erwiederte der Matroſe, „ſie dürften ſonſt bei uns den Anfang machen für eben das, was wir hier geſagt und gehört haben. Auch wer's hört, iſt des Teufels Kamerad!“

Der Zug hatte vor den Thüren des Collegiums Halt gemacht. Einer von den Miniſtranten trug die Fahne der Inquiſition, ein Zweiter hielt in ſeinen Händen den San Benito, das ſafranfarbige Büßerhemd mit ſchwarzen Teufelsfiguren, das man dem Angeklagten vor Gericht anzieht. „Sie halten ſchon ſtill,“ flüſterten Einige im Volke, „und ſchauen müßig drein; hier gibt's Nichts zu holen!“ — „Die Väter der Geſellſchaft Jeſu,“ ſagte ein Anderer, „ſtehen außerhalb ihrer Gerichtsbarkeit; wer ſich in deren Schutz begibt, iſt feuerfeſt; es wäre ein Eingriff in die Rechte des großen Jeſus, nach dem ſich die Väter nennen!“

Inzwiſchen ſchien es doch, als ſollte wenigſtens die Auslieferung eines Sünders gefordert werden. Wie die Glocke tönte, ſtürzte alles Volk zu Boden; nur die Geiſtlichen blieben aufrecht, den Blick gen Himmel gerichtet. Das ſcheue, dumpfe Gemurmel der Menge unterbrach dann wieder die Litanei des Geſangs, der wie ein heiſeres Todtenlied klang. Den Moment der Reverenz hatte ein Mann in jüdiſchem Talar benutzt, mir einen Zettel zuzuſtecken. Wie ich damit unter das Licht der Lampe an der Pforte des Hauſes trat, las ich die Worte: „Flieh', flieh' noch dieſe Nacht! Und gedenke, der du von Gott und Natur durch Kreuz und Roſe zum wahren Roſenkreuzer beſtimmt biſt, der Bundesbrüder in Turin! Der große Roſicrucius beruft dich!“ — Ich glaubte wiederum Carlotta's Handſchrift zu erkennen.

Auch im Innern des Collegiums war Alles aufgeſtört. Die Scholaren ſtanden in den Gängen haufenweis beiſammen. Einige beſtürmten mich mit Fragen, da ich von draußen kam; Andere ſchlichen ſcheu bei Seite, wie ich den Corridor hinunter nach der Wohnung des Provinzials ſchritt. Euſebio empfing mich im Saal, wohin er ſoeben ſämmtliche Profeſſen berufen wollte. „Gott ſei gelobt! Ihr ſeid da!“ rief er mir entgegenſtürzend, „das heilige Amt fordert Euch vor, Giuſeppe La Torre, Euch wegen antikatholiſcher und unchriſtlicher Aeußerungen zu rechtfertigen.“ Er überreichte mir die ſchriftlich abgefaßte, ihm zur Beförderung überſandte Vorladung. Ich wiederholte, was ich ſchon früher erklärt, daß ich freigeſprochen zu werden glaubte. Euſebio war vielleicht mit gutem Recht der Meinung, Haft, Unterſuchung und Verhör ſeien Strafe genug, ſelbſt im Falle endlicher, ſchließlicher Freiſprechung.

„Ich überlaſſe dem Orden,“ entgegnete ich, „für mich zu thun, was er im Stande iſt.“ — „Alſo nehmt Ihr die Erklärung Eueres Austritts zurück?“ fragte Euſebio mit einem drängenden Eifer, mit einer Haſt, die mir mißfiel. Ich äußerte zu ſeinem Wohlgefallen, daß der Stand der Dinge mich nöthigte, abermals und in ausgedehnterer Weiſe den Schutz der Geſellſchaft anzugehen; ich ſei geſonnen, förmlich darauf anzutragen, daß der Orden in Sachen der fünfundzwanzigjährigen Belehnung meines Hab und Gutes mich amtlich vertrete, meine Sache für die ſeinige anſehen und führen möchte. Ich ſah bedrängt zu Boden; mein Eingeſtändniß, den Rücktritt widerrufen zu müſſen, war beſchämend genug.

„Das ändert die Sache, Giuſeppe!“ rief Euſebio, mich ſtürmiſch, aber doch mit einer zähen Heftigkeit umarmend, die mir den Ausdruck ſeiner freudigen Erregtheit in ihrem Werthe zweifelhaft erſcheinen ließ. „Dein Entſchluß, mein Sohn, ändert die Sache!“ wiederholte er, ein Papier mit Siegel und Unterſchrift zerreißend und vernichtend. „In der Vorladung des heiligen Amtes,“ fuhr er triumphirend fort, „iſt ein Formfehler, der den nächſten Anlaß zur entſchiedenſten Ablehnung des Geſuchs und zur Gegenbeſchwerde gibt!“

Ich las von neuem die Schrift, ſie war bis auf das Signalement meiner Perſon mit allen meinen Titeln auf das Umſtändlichſte ausgefertigt; nur die Bezeichnung S. S. J. fehlte, und als Sodalen der Societät Jeſu hatte ich mich jetzt von neuem bekannt; die Nichtanerkennung meiner Zugehörigkeit zum Orden machte die Zumuthung meiner Auslieferung unſtatthaft; die wiederholte Anerkennung meiner Genoſſenſchaft aber ſollte, ſo war der Vorſchlag Euſebio's, die Weigerung zur Folge haben, mich vor ein anderes, als das Ordensgericht zu ſtellen. „Auch iſt dieſer Fall," ſagte Euſebio, „vom Generalvicar unſerer Geſellſchaft bereits vorbedacht; Ihr werdet, in Geleitſchaft eines unſerer Geſchäftsträger, eine Miſſion nach dem deutſchen Norden antreten; der fromme Bruder iſt heute von Rom eingetroffen, es fehlt nur noch die Ausfertigung Eueres Miſſivs. Santa Maria und das Erbe Euerer Väter, Graf Giuſeppe, ſoll in unſeren Händen Euch ſo ſicher ſein, wie im Schooße Abrahams. Wir werden es benedeien und verwalten im Sinne des Verſtorbenen, ohne doch Euere eigenen Zwecke dadurch zu kreuzen."

„Die gerühmte Caſuiſtik des Ordens wird ausreichen, beides zu vermitteln," ſagte ich nicht ohne Bitterkeit, „ich weiß, wie man nach Eueren Statuten ein freier Maurer und zugleich Knecht der Satzung ſein kann."

„O mein Sohn," ſagte Euſebio weich und bewegt, „iſt das nicht eben die wehmüthige Ironie in den Dingen dieſer Welt, daß wir uns oft wider Willen geknechtet ſehen, auch wo wir die Freiheit wollen und fordern? — Wärſt du Prieſter," flüſterte er, mich leiſe an ſein Herz drückend, „Giuſeppe, ich würde dir beichten und — von dir Abſolution erhalten!"

„Seid Ihr deſſen gewiß?" fragte ich gedankenlos. Er richtete ſich plötzlich auf und ſah mich forſchend an.

„Das wäre erledigt," begann er von neuem, aber im trocknen, froſtigen Geſchäftsſtyl: „mißlicher iſt die Ladung des Waldenſers Pirrho vor das heilige Amt. Er iſt der Störung des Gottesdienſtes an geweihter Stelle bezichtigt; von der Anklage einer Schmähung ſeiner eigenen Perſon hat der heilige Vater abgeſehen. Ich ſage, der Fall iſt mißlicher. Der vom Böſen beſeſſene Menſch hat auch hier im Collegium Läſterungen ausgeſtoßen, die wider Gott und Kirche ſind.

In der erſten Nacht hat ihn auf Euer Geheiß der Rabbi behandelt: geſtern mußten wir ihn ſchon, weil er in Raſerei ausbrach, in feſten Gewahrſam bringen und in Bande legen.“

Ich ſtürmte fort, den Armen zu ſehen, mit den Aerzten des Hauſes mich in Vernehmen zu ſetzen; es galt ein Verbrechen zu verhüten.

Der Medicus, ein Conventuale der Geſellſchaft, gehörte zu den Verſtändigen in ſeiner Wiſſenſchaft; er verwarf entſchieden die alte Maxime, im krankhaft geſtörten Gehirn eine Anwandlung des böſen Geiſtes zu bekämpfen. Er gab ſelbſt die Möglichkeit zu, durch magnetiſche Behandlung Traum und Wachen getrennt zu halten und den Irrſinn zu verhüten. Aber der Mann ſtand doch ſo gut wie ſeine Collegen unter der Controlle und unter den Einflüſſen der Diplomaten im Orden; es konnte beſten Falles in deren Intereſſe ſein, auf Wahnſinn zu curiren, um den Patienten vor dem Ketzergericht zu bewahren. Rabbi Laſſe hatte ihn in der erſten Nacht im Beiſein mehrerer Aerzte und Profeſſen magnetiſirt. Der Unglückliche hatte über den Stand der Dinge in Santa Maria im hellſeheriſchen Traum Ausſprüche gethan, die der davon in Kenntniß geſetzte Provinzial für verbrecheriſchen Irrſinn und Lügenwerk des Böſen erklärte. Am Tage ward für Pirrho die Haft, zu der man ihn verdammte, unleidlich; er hatte einen günſtigen Moment benutzt um gewaltſam auszubrechen, hatte ſich zur Wehre geſetzt, war in eine Wuth gerathen, die ihn zu wilden Unthaten gegen die Wächter verleitete und ſaß jetzt in einem tieferen Gewahrſam, in einem der Behälter des Krankenhauſes, das früher abwechſelnd Verbrechern und unheilbar Wahnſinnigen zum Aufenthalt gedient haben mochte. Ich betrat mit Arzt und Wächter das feuchte Gewölbe, in das man ihn gebracht. Der Arme ſaß im Winkel auf dem Block, an den man ihn gebunden, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, mit ſtieren Blicken vor ſich brütend, die Hände über die Bruſt gekreuzt, weil die langen Aermel um ſeinen Leib geknüpft waren. Dicht neben ihm an den Mauern hingen Ketten und Ringe, ehedem in alter blinder Zeit die einzigen Heilmittel für Geiſt und Leib. Durch das halbvergitterte Fenſter oben in der Wand, der Thür gegenüber, blies ein ſcharfer Luftzug, der ebenſo feindlich war wie der feuchte Moder am Boden. So war er denn doch dem Apparat der alten Barbarei verfallen! Daß man ihn mit Gewalt gehalten, als er den Ausbruch verſucht, war erklärlich; aber Anblick, Atmoſphäre und Umgebung genügten, Wahnſinn zu erzeugen, wo die Natur einen bloßen Sturm leidenſchaftlicher Blutaufwallung in Gang geſetzt.

Pirrho war unbeweglich geblieben, wie ich zu ihm getreten war, ſeine Schulter erfaßt, ſeine Wange berührt hatte. Er glotzte vor ſich hin und ſchien mich nicht kennen zu wollen; vielleicht hatte das Gefühl der Beleidigung in ihm ſchon den Grad jenes Ingrimms erreicht, der den Uebergang zur blinden Tobſucht bildet. Wie ich ihm meinen Namen nannte, wies er die Zähne; wie ich ihm alle die Umſtände erzählte, die mich genöthigt, ihn zurückzulaſſen, ſtampfte er mit den Füßen, ſoweit ſie ihm zur Bewegung freigelaſſen waren. Der Bericht über meinen Beſuch daheim preßte ihm Seufzer aus; ein Strom von Thränen brachte dann endlich in ſeinen ſtumpfen Zuſtand eine heilſame Löſung.

Ich bat den Arzt, mich hier unter ſeiner Oberaufſicht ſchalten und walten zu laſſen nach meiner Ueberzeugung, da ich wiſſen müſſe, wie mein armer Freund zu behandeln ſei. Er geſtattete es mir verſuchsweiſe, fand jedoch einen Wechſel des Aufenthaltes nicht ſofort zuläſſig. Ich ließ Streu und Decken über den Boden breiten, Tiſch und Seſſel herbeiſchaffen: auch hinreichende, mäßige, den Augen wohlthuende Beleuchtung und die alte Harfe, die noch aus der Zeit meines Aufenthalts im Collegium in der Bibliothek des Hauſes aufbewahrt wurde. — In Indien gibt es gewiſſe unbändige Thiere, die ſich nur mit Muſik fangen und zähmen laſſen; ich wollte doch ſehen, ob mein altes Inſtrument aus Piemont den Kobold der Berge nicht bezwingen ſollte.

Im Thal Luſerna und weiter hinein in den Wäldern meines Landes findet man die Harfe noch in der Hütte alter Leute, und wenn die Jugend ſie nicht mehr zu ſpielen verſteht, ſo hängt ſie doch Ehrfurcht gebietend an der Wand unter den Reliquien der Altväter. An ihre Saiten knüpfen ſich die Sagen der alten Zeit, und wenn unverſehens ein Luftzug, der durch's Gemach fährt, über ſie hinzittert, dann erklingen ſie mitunter von ſelbſt und wecken alte Mährchen auf, ſo ſchaurig ſüß wie aus der nordiſchen Sagenwelt.

Das Inſtrument gehört auch dem Norden an, wo im Nebel die Geiſter erſchlagener Helden umgehen und für ungerechte Schmach und bitteres Leid ihre Sühne fordern.

„Ich will zu ihm in dieſen Tönen reden,“ ſagte ich zum Medicus, „wenn mein Wort nicht bis in ſein verſtocktes Gemüth dringen ſollte. Die Muſik muß wieder wie bei den Hellenen zu den Heilmitteln gerechnet werden, um dem geſtörten Geiſt die verlorene Harmonie wiederzugeben. Der Menſch dieſes Zeitalters weiß nicht mehr was dem Leidenden noththut, weder in der Gotteskunde, noch in der Heilwiſſenſchaft. Auf beiden Gebieten iſt, wie es ſcheint, die Kunſt, die Seele zu behandeln, verloren gegangen. Was Gifte ſind, das habt ihr Forſcher ſehr eifrig aufgefunden im Reiche der Natur. Die Schaalen todter Schnecken, den Thran vom Wallfiſch, die bittere Galle vom todten Ochſen, die Wirkungen der kleinen ſpaniſchen Fliege: das kennt und wendet ihr an; aber was poſitive Heilkraft iſt, was Leben gibt und Athem einflößt, die guten Geiſter und Mittel der Natur kennen wir wenig. Wiſſen wir doch auch in Sachen des Glaubens nicht mehr, was Kraft und Nahrung gibt, ſelig macht und verdammt!“

Mein Rabbi weiß es! ſagte ich ſtill in Gedanken zu mir; er ſammelt ſich im Gebet, und ſein alter Gott offenbart ihm im Nervenäther ſeiner Glieder einen wunderbaren guten Geiſt, wo wir Chriſten dem alten Wahn wieder huldigen möchten, im zerſtörten Gehirn gehe leibhaft der Böſe um.

Ich hatte Pirrho aller ſeiner Bande befreit. „Auf meine Gefahr!“ bedeutete ich Arzt und Wächter. Eines neuen Wuthanfalls gewärtig, blieb der Letztere an der Thür wie auf der Lauer ſtehen, während ich mit Pirrho Arm in Arm im Raume ab und zuſchritt. Er hatte ſich an Speiſe und Trank erquickt, nicht ohne Mühe, nicht ohne mein Zureden; erſt meine Verſicherung, ihm Bürgſchaft für die unverdächtige Geſundheit der Nahrungsmittel zu leiſten, erſt nachdem ich ihm vorgekoſtet, war ſein Widerwille beſeitigt und der Natur ihr ziemlich lange verſagtes Recht geworden. Mit mir allein hätte er ſich vielleicht alsbald ausgeſprochen; aber mit dem Blick des Argwohns, den er aus den ſchrägen Höhlen ſeiner Augen auf die Gegenwärtigen warf, unterbrach er jeden Beginn zur offenen Mittheilung, trotz dem Vertrauen, das er wider Willen zu mir zu faſſen ſchien. An freimüthigen Vorwürfen ließ ich's nicht fehlen; er ſchien ſie lieber zu haben, für ehrlicher zu halten als Liebkoſungen und unmittelbare Bemühungen, ihn von der guten Abſicht, die ich mit ihm hatte, zu überzeugen. Ich mußte ihm wiederholt, ja zum dritten Mal die Vorgänge und Zuſtände in Santa Maria erzählen; er ſchien ſich Mühe geben zu wollen, mir Glauben zu ſchenken, aber es ward ihm ſchwer. Er zog mich bei Seite in den Winkel des Gemachs und flüſterte mir zu, geſtern Nacht ſei ihm Mormona erſchienen, mit drohendem, vorwurfsvollem Geſicht; ſie habe auf uns Alle eingeſcholten, auch auf mich, weil wir ſo ſchlechte Augen hätten und den Knaben nicht fänden. „Sie ruhen nicht, bis ſie uns Alle als Leichen vor ſich ſehen; aber noch muß der Knabe lebendig ſein!"

„Saverio iſt todt!" ſagte ich und ſah Pirrho durchdringend an. Er ſchlug ein ſchmerzlich höhniſches Gelächter auf, während er meinen Arm von ſich ſchleuderte, faßte mich aber alsbald wieder unter, ſchnalzte mit den Fingern und zog mich faſt im Sturmſchritt im Raume auf und ab. Dann und wann machte er förmliche Sprünge und wiegte wie zum Anlauf Beine und Füße. Seine Augen liefen dabei kreuzweis am Gewölbe des Kellers auf und nieder. Plötzlich packte er in wilder Haſt mit beiden aufgeſtemmten Händen meine Schultern, ſchnellte ſich, mich hinter ſich ſchleudernd, mit der Schwungkraft einer wilden Katze über mich hin und hing oben am ausgebrochenen Mauerſtück am Fenſter.

Arzt und Wächter waren Augenblicks auf ihn zugeſtürzt, aber im Nu ſtand er ſo tief in der Niſche, daß er ſelbſt vom Tiſche aus nicht mehr mit unſern Händen erreichbar war. Während der Wächter Miene machte, den Stuhl auf den Tiſch zu ſtellen, um ſo ſeiner habhaft zu werden, hatte er ſchon mit der Gewalt der tollkühnen Wuth einen Eiſenſtab dergeſtalt auseinandergebogen, daß er quer von der Seite Schulter für Schulter ſeinen Leib durchzwängen konnte. Er ſtand ſchon draußen, als der Wärter laut rufend zur Thür hinausſtürzte. „Lug und Trug, leb' wohl!" ſchrie Pirrho mit wildem Gelächter. „Ich gehe nach Santa Maria, dir den Knaben zu ſuchen, blind wie du biſt, Giuſeppe! Der Knabe muß leben; meine Augen ſahen Alles, nur ihn nicht!" Ein Sprung, ein dumpfer Fall, ein

Geraſſel wie von zerbrochenen Scherben: das folgte ſich raſcher als der Lärm der mit Stangen herbeieilenden Diener den Corridor herunterſcholl. Wie ſie den Gefangenen nicht mehr vom Kerker aus erreichen konnten, eilten ſie, mit der Oertlichkeit vertraut, in den Hof hinaus, in welchen das Fenſterloch mündete.

Das Halloh in den Gängen des Hauſes, um den ausgebrochenen tollen Waldenſer zu fangen, miſchte ſich draußen mit dem Geſange der Schaaren vom heiligen Gericht, die Niemand anders als juſt den entſprungenen Ketzer forderten. Ich hätte dort, als Ziel deſſelben Begehrens, ebenſo wenig den Eifer der Verfolgung beſchwichtigen können wie im Innern des Hauſes; ich vertraute auf das gute Naturell des Menſchen aus den Bergen, auf die Pfiffigkeit des Wildes, das in Gefahren geſchult und gewitzigt iſt.

Aber das Unheil wuchs. Der Arme hatte aus dem engen Hof keinen Ausgang gefunden. Mühſam war er an einer Dachrinne hinaufgeklettert und in ein oberes Stockwerk gelangt. Allein auch dort war die Wuth der Verfolger ſchon wach: Trepp' auf und ab durch die Gänge gejagt, mußte er endlich, hart bedrängt, aus einem Fenſter hinaus zum zweiten Male einer Regenrinne ſich anvertrauen. Sie war kein ſo treuer Leiter und Helfer in der Noth wie die frühere; ſie riß unter der Gewalt des Schwunges, den er ſich gab, ſie zu erfaſſen, mit ihren Fugen und Eiſen aus der Mauer, ſtürzte mit ihm kopfüber drei Stock hoch nieder und zerſchlug mit ihm auf den Quadern der Straße.

Ich war hinausgeeilt mit dem Bemühen, den Eifer der Verfolger auf falſche Fährte zu locken; ich ſah den armen Freund vor meinen Augen zuſammenſtürzen, mit einem Schlage zerſchmettert, eine Beute des Todes. Sein Fuß, den der Mond ſchon auf gefahrvolleren Pfad verlockte, lag zerbrochen, ſein Leib, den der Nachtwandler leicht, ſicher, faſt ſpielend auf den Firſt des Daches getragen, war mit der Schwere ſeines wachen Zuſtandes zerſchmettert und zermalmt. Nicht einen Blick hatte der Arme mehr für mich: ſeine Hand war noch warm, der Buſen glühte, aber das Uhrwerk des Herzens ſtand ſtill, Rad und Spindel waren geknickt, der zerbrochene Zeiger wies auf die uns ungewiſſe Ferne, wo wir die Zeit nicht nach Stunden, ſondern nach Aeonen meſſen.

So ſtark das Geräuſch des fallenden Körpers ſammt dem zuſammenbrechenden Eiſenwerk war, ſo ſchien die Aufmerkſamkeit der Verfolger doch auf anderer Seite lange genug gefeſſelt, um raſch für den todten Körper meines armen, wilden Freundes Sorge tragen zu können. Ein Paar Leute vom Strande, gute Burſchen ohne Furcht und Scheu, ließen ſich Augenblicks gewinnen, um ſich ſeiner zu bemächtigen. „Ein armer Junge aus den Bergen;“ ſagt' ich ihnen, „unſchuldig verfolgt, ein geſtörtes Gehirn, that nie jemand wehe!“ Damit beſtach ich ſie, und zwei Schultern trugen die ſchnelle Beute des Todes ſchon bei Seite, als der Strom der Menge mit den Dienern des Collegiums heranſchwoll. „Begrabt ihn ſtill!“ empfahl ich noch den Fiſchern, „ſcharrt ihn an einer Waldecke ein, oder verſenkt ihn mitten ins Meer, all' eins! Die Mutter Erde iſt überall des Herrn, wo der Menſch nicht mit der Qual ſeiner Gedanken ihren Frieden ſtört!“

Das Gerücht, der Ketzer ſei auf und davon, ließ die Verfolger bald genug von ihrem Vorhaben abſtehen. Ich ſchlich in den tiefſten Schatten der Gaſſe, in den verborgenſten Winkel des Gebäudes, um mit meinem Schmerz allein zu ſein und Pirrho's armer Seele in meinen Gedanken eine ſtille Meſſe zu leſen.

Wie der Tag anbrach, ward mir mein Miſſiv zur Reiſe nach dem deutſchen Norden überbracht. Der Genoſſe, zu dem ich für dieſe Fahrt geſellt wurde, weil meiſt je ihrer Zwei zu gegenſeitiger Bewachung mit Aufträgen an die zerſtreuten Miſſionshäuſer betraut werden, war Niemand anders als der germaniſche Bruder, Pater Burkhart, genannt Broccardo. „Gott zum Gruße und nichts für ungut!“ war ſein erſtes Wort, mit dem er mich bewillkommnete und mich beglückwünſchte. Er gehörte zu Denen, die Gott auf den Lippen haben, ihn auch ſonſt von Herzen gern einen guten Mann ſein laſſen. Burkhart war angewieſen, mir in jeder Weiſe möglichſt zu willfahren und freien Spielraum zu geben. Ich ſetzte ſeine Nachgiebigkeit ſofort auf die Probe, als ich ihm bemerklich machte, ich würde zuvor nach Turin, wo nicht nach Paris gehen, während Genf als die möglichſt bald zu erreichende Station in ſeiner Vorſchrift ſtand. Ich mußte dem Rufe folgen, zu Turin in den Bund mit Männern zu treten, zu denen Rabbi Laſſe und ſeine Genoſſen zählten.

Die Sonne ſtieg blutig hinter mir aus dem Meere, als ich Genua verließ. In Genf, ſo war die Verabredung, ſollte der Gefährte meiner harren, mit dem ich dann ſpäter über die Alpen nach dem deutſchen Norden zog.

* * *

Hiermit ſchließt der eine Theil der Bekenntniſſe, die in der Handſchrift vor uns liegen. Für die nächſten fünf Jahre findet ſich nichts in den Papieren verzeichnet. Es ſcheinen für den Schreibenden Jahre geweſen zu ſein, die einer Oede, einer Steppe glichen mitten im Blüthen- und Fruchtland ſeines Lebens. Von ſeinem Aufenthalte in Turin, in Frankreich, in der Schweiz iſt nichts berichtet. Erſt nach dieſer langen Pauſe beginnen die Mittheilungen von neuem; ſie führen uns auf deutſchen Boden, und die Herausgeber dieſer Denkwürdigkeiten überliefern die weiteren Erlebniſſe des Grafen Giuſeppe della Torre wie folgt.

Zwanzigſtes Kapitel.

Deutſchland und ſeine Religionskriege.

So bin ich denn nun mitten in dieſem wunderbaren Deutſchland, das mir oft genug eben ſo wunderlich erſcheint. „Hier werdet Ihr Euch wohlfühlen,“ ſagte Pater Burkhart zu mir, als wir in dem erſten deutſchen Gaſthaus unſere Herberge hielten und die erſten Laute ſeiner heimiſchen Mundart an unſer Ohr ſchlugen. „Hier werdet Ihr Euch wohlfühlen!“ ſagte er mit einem Gemiſch von Gutmüthigkeit und Spott, „hier zu Lande kann Jeder nach ſeiner Façon ſelig werden!“ — Es iſt dies einer jener Ausſprüche des Königs der Boruſſen, deſſen Witzworte in der ganzen Welt umlaufen. Dieſer Friedrich ſcheint mit Bonmots aus der Voltaire'ſchen Schule ſein Zeitalter eben ſo ſehr beherrſchen zu wollen, als er mit deutſcher Fauſt

Provinzen des heiligen römiſchen Reiches anſichreißt. Man rüſtet ſich abermals gegen ihn, um ſeinen Anmaßungen zu begegnen, während man doch an allen Ecken und Enden ſeinem ſtarken Geiſte huldigt, ſeine Einfälle bewundert oder belacht. Ich erinnere mich, daß der Schrecken ſeines Namens ſelbſt bis nach Rom drang und der heilige Vater ſich ernſthaft bekreuzte, als Monſignore Borgia ihm bei Tiſche als Würze eines jener vielen Pfefferkörner des königlichen Witzes anbot.

Pater Burkhart's Miſſion ging zunächſt nach Dillingen, dem Sitze des Biſchofs von Augsburg. Aber wir verfehlten dort den Prinzen des ſächſiſchen Hauſes, der dies Biſthum mit dem von Trier vereinigte. Wir reiſten in Eilmärſchen durch Baiern, und nur die kriegeriſchen Bewegungen zwangen uns, im Kloſter B. Raſt zu halten. Pater Burkhart hatte hier Freunde und verſchaffte auch mir einen Umgang, den ich mir nicht beſſer wünſchen könnte. Wäre der Glaube der alten Mutterkirche überall in Deutſchland ſo aufgeklärt, wie unter dieſen gelehrten Benedictinern, ſo bliebe nur zu hoffen, daß die proteſtantiſchen Chriſten auch ihrerſeits geneigt wären, ſich zu einer neuen Kirchengemeinſchaft mit uns zu verbrüdern. Der Prälat, Abt Valerius, ein langer hagerer Mann, hat eine gewiſſe redliche Ehrwürdigkeit, die keineswegs einem finſtern Aberglauben in die Hände arbeitet. Er zeigte uns die koſtbare Monſtranz des Kloſters. Auf der einen Seite beſteht ſie aus großen Aehren von Diamanten, die das Brod des Herrn vorſtellen; auf der andern aus Trauben von Rubinen, die auf den Wein bei'm heiligen Abendmahl deuten. Burkhart äußerte einen Zweifel über die Echtheit der Diamanten. „Ich weiß," ſagte der Abt, „man trägt ſich mit dem Gerücht, einer meiner Vorgänger habe aus dem Erlös der echten Steine den Ankauf unſerer Bibliothek beſtritten. — Es iſt genug," fügte er mit ſeiner ruhigen Würde hinzu, „wenn der Glaube des Volkes an die Wirkungen der Monſtranz echt iſt! Wir, die wir die Wiſſenden ſind, ſchöpfen doch ganz wo anders Kraft und Erhebung." — Er wies dabei mit dem Stolz eines gelehrten Bewußtſeins auf die Räume, wo die Bücher ſtehen. Pater Placidus, der Oberbibliothekar des Kloſters, ſtand neben uns und fühlte ſich in ſeinem ganzen Werth. Auch Pater Beda, der exegetiſche Schriften verfaßt hat, auch Pater Franciscus, der aus dem Franzöſiſchen überſetzt, Alles iſt hier Schriftſteller, und ſelbſt einige Laienbrüder ſchreiben Choralbücher auf Pergament ab, mehrere von den frommen Vätern ſind äußerſt geſchickt in der Malerei der Initialien. Pater Johannes, der Mathematicus, ein kleiner, lebhafter Mann, iſt mit einem Grundriß vom Kloſtergebiet beſchäftigt, auf den er jedes Haus, jede Hütte und jedes Ställchen, genau vermeſſen, einträgt; die Einkünfte und Abgaben beſchreibt er daneben im Texte. Er wies uns auch ſeine Sammlung von Mineralien und Petrefacten, die er bei'm Vermeſſen des Landes zuſammentrug, und bei dieſer Veranlaſſung war es, wo dieſer kleine rührige Mann uns unter vier Augen die Zweifel gegen die Echtheit der Steine in der Monſtranz erhärtete. „Thut nichts zur Sache!“ ſagte er mit ſeinem gutmüthig liſtigen Lächeln, „unechte Steine ſind doch immer noch mehr werth, als eine unechte Gurgel des Ritters Sanct Georg und ein falſcher Finger der heiligen Gertrud, was ſie beides da drüben im Bamberger Domſtift in natura aufweiſen wollen!“ So offen, naiv und leutſelig ſind hier Prieſter der alten Mutterkirche! Ich glaube, ſie wären, wenn man ihre gute Einſicht walten ließe, reif zu einem guten Einverſtändniß mit den chriſtlichen Ketzern. Sie ſind aufgeklärt genug, um ihren Verkehr mit Proteſtanten in jeder Weiſe zu pflegen. Der Dienſt im Kloſter iſt gering, die Obſervanz nicht ſtreng, man kann hier ganz ſeinen Studien leben. In welchem Zuſtande dabei das Volk verbleibt, iſt freilich eine andere Frage. Ich fürchte, die Aufklärung hält ſich unter den Deutſchen in geſchloſſenen Logen feſt und erſchrickt vor ſich ſelber und dem tauſendfachen Zwieſpalt, den ſie anregt, wenn ſie ſich mit ſcheuem Tritt hinaus in die Wirklichkeit wagt.

Am fürſtlichen Hofe zu Bamberg fand ich Nichts von jener ſchlichten Erhabenheit, Nichts von jenem dunklen Tiefſinn, den ich in den rechtgläubigen Ländern des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation erwartete. Auf dem Petersberge liegt die Reſidenz des Biſchofs von Bamberg, der zugleich mit Würzburg belehnt iſt. Adam Friedrich, ein geborner Graf von Seinsheim, iſt ein Mann der Aufklärung, zieht ausländiſche Manufacturiſten herbei und liebt Pracht und äſthetiſches Vergnügen. Er ſpricht faſt nur franzöſiſch, und ſeine Günſtlinge ſind immer einige Pariſer Abbés, die an ſeinem Hofe à la Voltaire den Schöngeiſt machen. Seine Zeit iſt ziemlich regelmäßig auf Jagden, italieniſche Opern und franzöſiſche Komödien vertheilt. In Pommersfelden, einem ſeiner pompöſen Luſtſchlöſſer, ſahen wir neulich ein Schäferſpiel, in welchem ſich mein Landsmann, der berühmte Zachini, bewundern ließ. Auch die Frau des fürſtlichen Hofkapellmeiſters, Signora Fracaſſini, welche die beſondere Gunſt Sr. biſchöflichen Gnaden beſitzt, wird als Bravourſängerin gefeiert und von den Herren am Hofe vergöttert. Die Muſik in den Kirchen iſt hier allerorts ganz opernmäßig. Trabanten mit Stäben ſtolziren mit großem Schaugepränge in den Hallen auf und ab, während römiſche Paradeſänger ihre wollüſtigen Töne gurgeln. An die Strenge der ambroſianiſchen Kirchenregel gewöhnt, wie ſie in Mailand herrſcht, wo kein üppiger Geigenton im Tempel Gottes laut-werden darf, muß mir die Weltlichkeit des deutſchen Kirchendienſtes um ſo mehr auffallen. Vergeblich hab' ich bis jetzt auf jene erhabene geiſtliche Muſik gelauſcht, an welcher Deutſchland ſo reich ſein ſoll. Wo find' ich überhaupt den Ernſt, der dieſer Nation inwohnen ſoll? In welchen Höhlen lauert er, an welchen Ketten liegt er? Verkriecht ſich dieſes Volk vor ſich ſelbſt? Hat es ſeine eigene Natur verloren? — Ich weiß freilich nicht, wie dies hundertfach zerſetzte Deutſchland dazu kommen kann, einen gemeinſamen Gedanken zu faſſen, um zu ſich ſelbſt zu kommen. Jeder Fußbreit Landes hat hier eine andere Geſtalt. Hier ſind nicht blos, wie bei uns in Italien, die Städte zu Staaten, die Provinzen zu Reichen und die Stämme zu beſondern Völkern geworden: hier iſt faſt jedes Dorf gegen das andere verbarrikadirt, äußerlich durch Schlagbäume, Mauthen und Zollſperren, innerlich durch provinzielle Vorurtheile, die jeder kleinſte Ort mit der Halsſtarrigkeit eines Vierfüßers feſthält. Jeder iſt hier eiferſüchtig auf den Andern, will ſelbſtändig ſein auf Koſten des Andern und hält ſich gegen den Nächſten verſchanzt. Das Wort „Heimtücke" ſcheint recht eine deutſche Erfindung zu ſein. Und um ſich gegen den Nachbar draußen trotzig abzuſchließen, erträgt man zu Hauſe mitunter die ärgſte Sklaverei. Dieſe hundertfache Selbſtändigkeit der vielen einzelnen Punkte, die kein großer Gedanke mehr bindet und eint, das nennen ſie ihre Freiheiten. In einer Provinz betet man an, was in der nächſten als Teufelei verſchrieen wird. Einer und derſelben Sache baut man hier Altäre, dort Kerker, und ſo iſt dies tiefſinnige Volk, das immer das Größte erdachte und es nie feſtzuhalten, nie nach Außen hin zu geſtalten wußte, unſelig zerworfen, zerriſſen, in ſeinen Fundamenten aufgelöſt. Es iſt, als ob der Zwieſpalt wie ein Fluch auf dieſem Volke laſtete. Aeußerlich iſt der Deutſche phlegmatiſch, und innerlich verzehrt ihn ein ſeltſamer Drang nach den Geheimniſſen der Geiſterwelt. Sie bücken ſich vor der hergebrachten Tyrannei und ſtiften ganz im Stillen heimliche Vereine, wo ſie der Freiheit Altäre bauen. So ſind denn hier die Logen die eigentlichen Zufluchtſtätten der frei Denkenden und der edel Fühlenden. Aber ſie thun das Maurerthum wie Sonntagsandacht ab und werkeltagen weiter. Ich ſuche eine Loge, die ſich im Leben der Menſchen bethätigt, einen Verein der Freien und Edlen, der es ſich zur Aufgabe macht, die Menſchenwelt umzugeſtalten, die Wahrheit zur Wirklichkeit zu machen. Die Wahrheit ſoll nicht in den Schlupfwinkeln ſtillſitzen, ſie ſoll ſich der Lebensformen bemächtigen; eine Loge freier Maurer muß Macht haben, um Propaganda zu machen; eine Nation aber nicht anders als in ſich ſelbſt das Heil der Neugeſtaltung ſuchen. Die Fürſten ſchwelgen in fremdländiſchen Genüſſen; an den katholiſchen Höfen ſind die Italiener gleichſam Hahn im Korbe, die proteſtantiſchen Höfe ſind franzöſirt. Die Prieſter ſeufzen oder lächeln über den finſtern Glauben und laſſen doch das Volk in ſeiner dumpfen Nacht. — Und wie find' ich die Andersgläubigen? Haben ſie ſich ganz abgelöſt vom Zuſammenhang mit ihren Brüdern? Oder ſind ſie von einer Sehnſucht nach Einigung mit der alten Kirche erfüllt? Haben auch ſie vielleicht nur die Kraft zum Zwieſpalt, ohne den Punkt zu finden, wo der Chriſt dem Chriſten, der Menſch dem Menſchen die brüderliche Hand zum Bunde reicht? Sie wiſſen nicht recht, was ihnen Chriſtus iſt. Die Einen beten zu ihm als zu dem Gott der Gnade, vor dem die Creatur in ihrem Nichts zuſammenſinkt. Sie ſtellen ihn ſehr hoch, aber erheben ſich nicht zu ihm. Die Andern drängen ſich keck ihm zur Seite, nennen ihn ihren weiſen Lehrer, einen aufgeklärten Menſchen, der die reinſte Moral gepredigt, aber ſich leider ſoviel Wundergeſchichten aufbürden ließ. Alſo bis zum Wunder, bis zur Anerkennung der Macht des Geiſtes über den Leib, bringen es dieſe Rationaliſten nicht? Wer fühlt nicht, daß das Chriſtenthum reich genug iſt, um alle dieſe

Secten zu umfaſſen, in denen bald das Herz, bald der Verſtand vorherrſchend Sprache gewonnen! Aber ſie haben den Mantel Chriſti in tauſend Stücke zerfetzt, und jede Partei hält den abgeriſſenen Zipfel für den ausſchießlichen Inbegriff ſeiner heiligen Erſcheinung auf Erden! In der freien Reichsſtadt Ulm, die in ihren Mauern nur lutheriſche Chriſten duldet und einem Reformirten kaum für Eine Nacht ein Ruhelager geſtattet, las ich an den Straßenecken als Neuigkeit den Anſchlag eines Buches mit dem Titel: „Lieber türk'ſch als calvin'ſch!“ — Wie wir in Stuttgart Raſttag hielten, brachte mir der Gaſtwirth auf meine Bitte um ein gutes deutſches Buch ganz heimlich das Buch der Bücher. Aber es war in einer eigenthümlichen Abfaſſung, es war die ſogenannte Wertheim'ſche Bibel. Die alte Bilderſprache iſt hier in gewöhnliche Ausdrücke, in profane Redensarten von heute verwandelt. Dieſe gemeine Sprache läßt ſich nicht mehr mit Erfolg citiren, oder die Prophetie der Bibel verliert darin ihr Gewicht. Deshalb haben die frommen Leute in Halle die „Bosheit“ dieſes Ueberſetzers entlarvt. Es ſei, ſagen ſie, in tauſend Jahren kein ſo heilloſer Betrug geſpielt. Der Gaſtwirth zur goldnen Gans in Stuttgart ſchlug mir im „Reichspoſtreuter“ aus alten Jahrgängen die Verbote auf. Die gute Stadt Nürnberg hat das Vergehen, dieſe Bibel zu leſen, auf fünfzig Thaler gutes Courant angeſchlagen. Kurſachſen meinte, das Verbrechen ſei hundert Thaler werth; die Krone Preußen verſtieg ſich bei Confiscation der Wertheimer Bibel auf hundert Goldgulden. „Wir in Stuckert,“ ſagte der gemüthliche Wirth und ſchob liſtig ſein Käppchen auf's linke Ohr, „wir in Stuckert haben nitt ſo eitein Preis d'raufg'ſetzt, aber geheim halte müſſe wir's dennoch; unſer Herr Pfarrer in der Kirche hat ſiebenundzwanzig Sonntage über die Frechheiten des gottloſen Herrn Schmidt gepredigt.“ Dies iſt der Name des Ueberſetzers. Es ſind etwa fünfzehn Jahre her, da ward er in Wertheim auf die peinliche Anklage des Reichshoffiscals gefänglich eingeſteckt. Sein Proceß ſollte auf Koſten des fränkiſchen Kreiſes geführt werden; da aber der fränkiſche Kreis ſich nicht dazu verſtehen wollte, ſo zog ſich die Unterſuchung in die Länge. „Inzwiſchen,“ ſagte mein guter Wirth, „hat man den Inquiſiten entwiſchen laſſen!“

Noch peinlicher aber als die Anklage des Reichshoffiſcals ſind' ich die heimliche Auflauerei der Leute unter einander, um auszumitteln, wes Glaubens Kind man ſei. Und wehe dem, den ein beſonderes Gelüſt nach den geheimen Schätzen des Chriſtenthums bei Andersgläubigen dazu treibt, die Gränzen ſeiner ihm angeborenen Kirche zu überſchreiten! Nach der Ueberzeugung der gründlichen norddeutſchen Gelehrten ſteht der Verluſt der ewigen Seligkeit darauf. Und ſo eifrig ſonſt die Herren vom Worte Gottes ſich bei Hofe um weltliche Gunſt bemühen, in dieſem Punkte hauen ſie blind drein mit der Fauſt, oder mit der Zunge, die manchem deutſchen Mann wie eine Fauſt aus dem Maule hängt. Als die Prinzeſſin von Wolfenbüttel an den ſpätern Kaiſer verheirathet wurde, ſchrieb der gelehrte Fabricius eigens ein Buch, um nachzuweiſen, daß den katholiſch Gläubigen nicht das ewige Heil jenſeits entzogen bleibe. Aber ein zelotiſcher Herr Löſcher widerſtritt dieſer, wie er ſagte, gar frechen Behauptung; der katholiſche Glaube, ſagte er in einer grauſamen Schrift, ſei ein Gräuel Gottes. Die Facultät der kleinen Hochſchule zu Helmſtädt vertheidigte ihren Fabricius, aber die Tübinger verketzerten die Helmſtädter, und die Helmſtädter verunglimpften die Wittenberger, die ihrerſeits wieder mit den Hallenſern darüber zerfielen, und dieſe, die Hallenſer, als die allerfrömmſten Leute, verdammten alle Welt. Die Sache ward hochverrätheriſch, denn die arme unſchuldige Seele der Prinzeſſin von Wolfenbüttel lief Gefahr, von den wüthenden deutſchen Gelehrten zerriſſen zu werden. Als der große Kanzel- und Kathederſtreit ausgetobt hatte, war Jeder ſo klug wie zuvor. Die hartköpfigen Hofprediger in Wolfenbüttel blieben der Meinung, ein Glaubenswechſel, er ſei zu Gunſten der katholiſchen oder der reformirten Kirche, ziehe den Verluſt der ewigen Seligkeit nach ſich. Als ſie dem Herzoge wegen ſeiner Zuſtimmung in die Heirath gar das Abendmahl verweigerten, machte er von ſeinem Hausrecht Gebrauch und jagte ſie zum Lande hinaus. — Das ſind ganz einfache, wahre und alltäglich ſich wiederholende deutſche Hiſtorien. — Deutſchland hat alſo auch ſeine Inquiſition, nur handhabt ſie Jeder, Lutheraner, Katholik und Calviniſt, wie er mag und kann, auf eigne Fauſt. Es kann hier alſo, wie der König der Boruſſien ſagt, Jeder „nach ſeiner Façon" ſelig, aber auch nach der Façon deſſen, der die Oberhand hat, die

Treppe hinunter und zum Hauſe hinausgeworfen werden. Bricht er dabei den Hals, ſo iſt das nur dieſelbe Façon, in der er Andern ihr leibliches und ewiges Wohl ſtreitig macht. Die tiefſinnige deutſche Freiheit, beruht ſie vielleicht auf dem alten berühmten deutſchen Fauſtrecht?

Im Schwaben- und Frankenlande war erſt ganz kürzlich der Hohenlohiſche Religions- und Familienkrieg beigelegt. Die Linien Waldenburg, Bartenſtein und Schillingsfürſt waren nach dem weſtfäliſchen Frieden zur katholiſchen Kirche zurückgetreten, gaben jedoch fortgeſetzt, wie es heißt, den evangeliſch gebliebenen Unterthanen mehrfach Anlaß zu Klagen über Beeinträchtigung. Nach dem Normaljahr 1642 blieb die evangeliſche Kirche die in dieſen Landen herrſchende; allein die Fürſten gaben ihrem Hofgottesdienſte, den zu halten der weſtfäliſche Friede ſie berechtigt, eine größere Oeffentlichkeit, ließen Proceſſionen durch die evangeliſchen Städte ziehen, erlaubten benachbarten Kloſtergeiſtlichen, Pfarrgeſchäfte zu üben, ſchmälerten dadurch die Einkünfte der evangeliſchen Geiſtlichkeit und erlangten in einigen lutheriſchen Kirchen die Geſtattung des katholiſchen Gottesdienſtes. Das wäre ſehr ſchön, beruhte das auf Gegenſeitigkeit; aber es geſchah aus Haß und Feindſchaft, und wer Wind ſäet, ſagt hier ein Sprichwort, wird Sturm ernten. Nun rückte vor einigen Jahren (1744) das Oſterfeſt heran, für die Katholiſchen aber um zwölf Tage früher. Die fürſtlichen Regierungen geboten allen Unterthanen eine gleichzeitige Feier nach dem verbeſſerten römiſchen Kalender, den die Evangeliſchen nicht anerkannten. Das evangeliſche Conſiſtorium zu Oehringen verſagte dieſem Gebote Gehorſam. Da wurden fünf Prediger abgeſetzt, das Conſiſtorium aufgehoben. Dawider klagten nun die evangeliſchen Linien des Hauſes Hohenlohe, die Linien Neuenſtein, Oehringen, Kirchberg und andere, wegen Verletzung der Familienverträge bei'm kaiſerlichen Reichshofrath. Sie erlangten einen für ſie günſtigen Entſcheid; die katholiſchen Linien wurden bei Androhung der Execution zur Wiederherſtellung des früheren Zuſtandes verurtheilt. Das markgräfliche Anſpach hatte die Executionstruppen zu ſtellen; auch an Kurbrandenburg, Kurhannover, Kurheſſen, Sachſen-Gotha erging kaiſerlicherſeits die Aufforderung, die nöthigen Truppen in Bereitſchaft zu halten. Die Gemüther waren noch ganz erfüllt von dieſen kaum beigelegten Stürmen, ſie dampften gleichſam noch vom Eifer des Religionskrieges. Während deſſen rüſtete der Boruſſenkönig von neuem, als wollt' er dem ganzen Wirbel ein Ende machen.

Von Bamberg bis Erlangen macht man nur einen Weg von vier bis fünf Meilen, und doch fühlt man ſich plötzlich auf dieſem kleinen Raum in eine ganz andere Welt verſetzt. In Bamberg fette Triften, volle, runde Geſichter; im Wirthshauſe ſchwere Schüſſeln, daß der Tiſch kracht; unter'm Krummſtabe ſagen die Leute, iſt gut wohnen! Im proteſtantiſchen Erlangen magerer Sandboden, aber lauter helle Geſichter, eilige Füße, nie ruhende Hände. Dort das ſatte Behagen des reichen Ackerbauers, hier die flinke Rührigkeit der Gewerbe. In Bamberg hohe Häuſer mit einer Architektur voller Pomp und Stolz, aber ſchmutzig und Nachts ohne Erleuchtung. In Erlangen niedrige, profane Häuſer, aber reinlich und Nachts mit Laternen erhellt. — Man ſpricht mir viel von einem Gegenſatze zwiſchen Ober- und Niederdeutſchland. Mir däucht, man hat dieſen Unterſchied faſt überall gleich bei der Hand; wenige Meilen genügen, ihn zur Erſcheinung zu bringen. Die ganze Natur dieſes Volkes und Landes ſcheint dieſe Mannichfaltigkeit zu bedingen. Hielte nur irgend ein mächtiger Gedanke dieſe auseinandergefallene Welt der Deutſchen zuſammen! Aber in dieſem Hange zu Gegenſätzen zerarbeiten ſich alle Kräfte, und mit ſeltener Hartnäckigkeit beſteht Jeder um ſo eifriger auf ſeiner Meinung, je dunkler der Gegenſtand ſchimmert, den er mit gläubigem Auge in hellem Lichte zu erblicken meint.

Wir ſaßen in Erlangen ganz harmlos in einer jener rauchgeſchwärzten, bierklebrigen Tavernen, in denen deutſche Studenten zechen und ſingen. Mein Socius Burkhart iſt ganz ſtolz auf ſeinen nationalen Gerſtenſaft, Cereviſia genannt, gleichbedeutend, ſagt er, mit dem Kurmi der alten Kreter. Auch die alten Aegypter, eifert mein Sodale, brauten ſchon Gerſtenſaft; Oſiris hatte ihn erfunden. In deutſchen Landen feiern ſie den König Gambrinus als den Erfinder. Wie ich zum erſten Male den braunen Saft getrunken, war es mir wirklich, als müßten mir die Geheimniſſe der alten Aegypter zu Kopf ſteigen. In der Taverne zu Erlangen tranken und tobten deutſche Studenten. Es ſind dies wilde, wüſte Geſellen, in zerlumpten Röcken und zerriſſenen Schuhen, in langen Bärten und mit nackter, behaarter Bruſt, den Schläger an der Seite und ſchnell fertig mit der Fauſt. Ich dachte bei'm erſten Anblick an die Lazzaroni Neapels. Wie eine Horde Räuber, die ſich um ihre Beute ſtreiten, ſaßen ſie da. Aber ſie debattirten über die allerheiligſten Dinge. Ein kecker Burſch, ein reformirter Theolog, mit einer doppelten Schmarre im Geſicht, ſtellte den Satz auf: Luther ſei in vielen Dingen gar ſehr „auf dem Holzwege" geweſen, er habe noch an die wirkliche Verwandlung bei'm Abendmahle geglaubt. Alsbald brach eine heftige Parteiung aus, ob Brot und Wein nur bildlich als Leib und Blut des Herrn zu nehmen ſeien. Die „lutheriſchen Dickköpfe" ſtritten heftig dagegen, und während ſie ſo von ihren Gegnern geſcholten wurden, ſchlugen ſie auf den Tiſch, daß die Bierkrüge zitterten, und ſchwuren den „reformirten Spitzköpfen" den leibhaftigen Tod. „Euer Luther," ſchrie ein Gegner, „hatte noch den Auguſtinermönch im Leibe! Hat er nicht auch mit dem Tintenfaß nach dem Teufel geworfen?" Dies gab das Signal, den Teufel wirklich loszulaſſen. Jeder ſah jetzt in ſeinem Gegner den böſen Dämon, und ſtatt des Tintenfaſſes dienten die Bierkrüge zu Wurfgeſchoſſen. Die Schläger waren blank, Tiſche und Stühle wurden in Batterien verwandelt und mit wildem Geheul fielen die Kämpfer über einander her. Es floß Blut in dieſem Abendmahlsſtreit und wir hatten ein wunderbar burleskes Schauſpiel von dem praktiſchen Ernſt dieſes religiöſen Deutſchlands. Nur Wenige ſaßen am Ende des Saales ganz unbetheiligt am Vorfall; ſie ſchlürften ruhig ihr perlendes Bier, während das Blut der Brüder floß, und blieſen gemächlich weite Dampfwolken aus ihren Nüſtern. „Wir ſind Philoſophen," ſagte Einer von ihnen, mit dem ſich Vater Burkhart einließ. „Wir wiſſen, daß die Wahrheit weder auf dieſer, noch auf jener Seite liegt; ſie ſteht gleich weit entfernt über beiden Parteien." — „Sehr wahr, gleich weit entfernt von beiden," ſagte Burkhart mit verſtecktem Lächeln und drückte einem fremden geiſtlichen Herrn die Hand, deſſen Bekanntſchaft er ſchon früher gemacht zu haben ſchien. „Laßt ſie nur kämpfen, bis ſie athemlos am Boden liegen, dann iſt auf beiden Seiten die Ernte für uns um ſo ſicherer."

Paſtor Dreikorn, ſo nannte ſich der Fremde, ſchüttelte wehmüthig den Kopf, als wir uns vor dem Tumult auf die Gaſſe flüchteten.

Er iſt evangeliſcher Prediger in der freien Reichsſtadt Nürnberg. Er rief ſein Wehe über dieſe Zerwürfniſſe des Chriſtenthums. er pries die römiſch Gläubigen glücklich, die mitten im Sturm des Lebens nie ohne Steuermann und Compaß ſeien. Als er ſchied, nahm er auch mir das Verſprechen ab, ihn in ſeiner guten freien Stadt heimzuſuchen. Da er in uns die römiſch Gläubigen erkannte, mußt' ich auf ſeine Vertraulichkeit mit Pater Burkhart ſchließen, denn wir ſind hier in ganz weltlicher Tracht und mit Päſſen hergereiſt, die uns als proteſtantiſche Chriſtenkinder bezeichnen. Sie waren franzöſiſch aus Genua, aus Génes, ausgeſtellt, allein Burkhart hatte an dem Worte radirt und gepinſelt, ſo daß man eben ſo gut Génève, Genf, leſen konnte. Ich weiß nicht, welche Zwecke mein Begleiter noch ſonſt damit verknüpfte, aber ſchon in Ulm hätten wir ja als katholiſche Chriſten kein Strohlager zur Nacht bekommen.

Die Stadt Erlangen verließen wir in einem Zuſtande, der faſt an Aufruhr gränzte. Aus dem Streit der Studenten erwuchſen Straßentumulte, an denen die Bürger Antheil nahmen. Der Markgraf, der in dieſen Landen gebietet, mußte Dragoner abſchicken, um den großen Abendmahlsſtreit der Studenten zu ſchlichten.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

In der Schenke zu Dunkelsbühl.

Wir mußten uns vor den preußiſchen Werbeoffizieren flüchten. In Erlangen hatten ſie unter einer Anzahl Studenten, die „scandali halber“ fortgewieſen wurden, eine zahlreiche Beute gemacht. Der Markgraf iſt der Schwager König Friedrich's, und während er als Reichsfürſt ſeine Truppen ſtellen ſoll, läßt er doch überall die dreiſten Werbungen für die preußiſchen Fahnen zu. Das Reich will dem Könige den Krieg erklären, und doch ſchweifen die blauen Huſaren mit einem Rudel junger Burſche bis dicht an die Thore von Nürnberg. In den Schenken ſingen ſie Lieder auf ihren königlichen

Helden, und die Jugend verläßt den Pflug auf dem Felde, Bücher und Schreibpult in der Schulſtube. Nicht das Handgeld, das die Huſaren bieten, der Ruhm des Königs reißt ſie fort. In Dörfern und Städten, ſelbſt in Klöſtern und am Altar der Kirchen wird geworben; der preußiſche „Antichriſt" ſcheint wie ehedem der Hunnenkönig ein neues Jahrhundert über Deutſchland heraufzuführen. Der Kaiſer hat keine Macht, die Kirche kein Anſehen, und dieſe ganze deutſche Welt hebt ſich aus ihren Fugen.

Es iſt in dieſem Sommer des barbariſchen Nordens ſo heiß, daß das Vieh auf der Landſtraße zu verſchmachten Gefahr läuft, die Saaten ſtehen welk; der braune Appenin Italiens kann nicht dürrer ſein. Es ſind dies die Tage der Hundswuth, wie man hier ſagt. Und die Menſchen ſcheinen dabei eben ſo leicht in Raſerei zu gerathen. Die Schwüle ward ſo drückend, daß wir ein Obdach ſuchten.

Es war in der Schenke eines katholiſchen Dorfes, das zu dem ſonſt proteſtantiſchen Gebiet eines Reichsgrafen gehört, der ſeinen Sitz in der Nähe hat. Das Gewitter, das ſchon ſeit mehreren Tagen am Himmel ſtand, drohte endlich auszubrechen. Es war Sonntags, das Dorf war menſchenleer, und ein Kind, das einzige lebende Weſen im Wirthshauſe, rieth uns, in die Kirche zu gehen, wo alle Welt ſich hingeflüchtet, um durch Gebet den Zorn Gottes abzuwenden. Es war thöricht genug, daß die Menſchenmenge ſich dort zuſammendrängte, wo der Zorn des Himmels ſie am erſten erreichen konnte. Aber ländlich, ſittlich: wir gingen hin und hörten den Pfarrer reden. Er ſchilderte die allgemeine Noth im Lande als eine Strafe des Himmels um der Menſchen Sünden willen, verkündigte die Ankunft des jüngſten Tages, ſprach von den ägyptiſchen Plagen, von der Noth der Kinder Iſraels in der Wüſte und deutete mit ziemlich dürren Worten auf den neuen Nebucadnezar hin, der gegen Kirche und Reich zu Felde ziehe und mit ſeinem gottesläſterlichen Heidenthum den Zorn des Höchſten über die römiſch-deutſchen Lande bringe. Wir ſtanden in der Vorhalle unter einem Trupp von Schnurrbärten, die bei dieſen Worten eine unruhige Bewegung machten. Es waren preußiſche Werber, die in Bauerkitteln in der Umgegend ihr Gewerbe trieben. „Ein hübſcher Feldprediger für uns!" rief ein Schwarzbart ganz laut dem andern zu. „O, ich kenne Euch wohl," rief der

Pfarrer mit drohender Stimme herunter, „Ihr, die Ihr es wagt, Euer räuberiſches Handwerk ſelbſt hier an heiliger Stätte auszuüben. Ihr Seelenfänger, Ihr Knechte des Baals, gebt Acht: auf Euch wird ſich der gerechte Zorn Gottes wälzen!“ Mit ausgeſtrecktem Arme hing der Mann Gottes da oben im Kaſten und ſchleuderte ſeinen Kirchenbann und ſeine Blitze. Aber ſein Mund verſtummte plötzlich und es ſchien ihn ſelbſt zu überraſchen, als der Donner des Himmels, den er auf die Uebelthäter herabrief, ihm wirklich Red' und Antwort ſtand. Wie eine Lawine ſich von den Bergen löſt, ſo hatte ſich aus der Ferne ein dunkles Gemurmel immer näher herangewälzt, bis es ſich mit Sturmesgeheul in einem lauten Krachen entlud. Auf einen Augenblick ſtand die Kirche in Flammen; raſch folgten dann hinter einander mehrere gewaltige Schläge; Alles ſchrie laut auf in der Angſt, das Gebäude möchte berſten und in Trümmern über die ganze Gemeinde zuſammenſtürzen. Die Menge brach tumultuariſch auseinander, Jeder drängte in's Freie hinaus: man kam erſt draußen wieder zur Beſinnung. „In der Nähe hat es eingeſchlagen, krach, krach!“ ſchrieen die Huſaren, die den Pfarrer ſuchten. Dieſer ließ ſich aber nirgends erblicken. Wir eilten nach der nahen Anhöhe, von wo man die ganze Gegend überblicken konnte. Links und rechts, vor und hinter uns ſtiegen Flammenſäulen auf. Der Blitz hatte auf verſchiedenen Punkten in der Nachbarſchaft gezündet. Jung und Alt war jetzt bereit, dem nächſten Orte zu Hülfe zu eilen. Spritzen und Leitern wurden hervorgeſucht; der praſſelnde Regen, der ſich plötzlich in Strömen ergoß, hielt uns nicht ab, den Zug zu begleiten.

Erſt in der Nacht kehrten wir heim; das Feuer ſchien auf allen Punkten glücklich gelöſcht! Die Schenke wimmelte von Leuten, die auf die verſchiedenſte Weiſe von dem Unglück berichteten, das, ſeltſam genug, ſechs bambergiſche Dorfkirchen getroffen, während ſämmtliche proteſtantiſche Kirchthürme, die ganz dicht und zerſtreut dazwiſchen liegen, verſchont blieben. Die preußiſchen Werber, die ſich auch hier wieder eingefunden, ſaßen am runden Tiſch mitten in der Stube, zechten und lachten über den Fluch, den der Herr Pfarrer auf ſie herabgedonnert. „Unſer Herrgott,“ ſchrieen ſie, die Mützen ſchwenkend, „weiß beſſer, wen er treffen ſoll!“ Ein Theil der Bauern bekreuzte ſich vor ihnen, Andere beriethen ſich, um die frechen

Geſellen hinauszuwerfen; aber Niemand wagte ſich an ſie. Sie hatten ohnedies beim Brande im nächſten Dorf wacker Hand angelegt und ſich das trockene Plätzchen in der Schenke gar wohl verdient. Sie ſaßen jetzt frei und frank in ihren Pelzjacken da, und die abgeworſenen naſſen Bauerkittel, die am Ofen zum Trocknen hingen, lieferten ihnen das beſte Zeugniß. Hatten ſie gleich ein heidniſches Maul, ſo waren ſie doch beim Löſchen in ihrer Chriſtenpflicht nicht faul geweſen. Alsbald ſchoben ſie Tiſch und Bänke bei Seite, um zu einem Tänzchen den Raum zu gewinnen. Die grämlichen Alten von der Dorfgemeinde ſchlichen bei Seite, muntere Dirnen waren bald genug bei der Hand, während die Bauerburſchen das Glück der Soldaten mit neidiſchen Augen duldeten.

Der Hufſchlag von Pferden unterbrach die Scene. Einige Männer in Jagdkleidern, ganz durchnäßt, traten mit Geräuſch in's Zimmer. Eine hohe, ſtark hervorragende Männergeſtalt, um welche ſich die anderen drängten, ſtand mitten im Raum und ſchien nicht ohne Wohlgefallen die Haufen fröhlicher Leute zu muſtern. „Der Herr Reichsgraf!“ ſchrie der Wirth wie vor Entſetzen und ſtürzte auf die Muſikanten ein, die für die Huſaren ſo eben einen friſchen Walzer begannen. Bei der plötzlichen Stille im Saale waren Aller Augen auf den geſtrengen Herrn gerichtet, der nur ungern das luſtige Geſindel ſtörte. So gravitätiſch ehrbar die ſtruppigen Brauen über den tiefliegenden forſchenden Augen hingen, ſo gutmüthig ſchien doch der lächelnde Zug um ſeine Lippen. Auf den erſten Blick erkannte ich den Reichsgrafen Juſtus Erich, wie ich ſein Bild als vermeintlichen Proſelyten der römiſchen Kirche mit dem Trauerflor um den Rahmen in der Sala intima zu Rom im Palaſt der Propaganda geſehen. Ich ſuchte nach Pater Burkhart, mir das beſtätigen zu laſſen; aber der werthe Pater war beim Eintritt des Fürſten raſch hinter den Ofen geſchlüpft und hielt ſich mäuschenſtill in der ſogenannten Hölle zwiſchen Wand und Ofenbank. „Ich hab' es gern,“ nahm der Reichsgraf das Wort, „wenn es nach gethaner Arbeit luſtig hergeht im Volk. Aber da Ihr mich ein Mal erkannt habt,“ rief er dem Wirth zu und ſchlug ihm mit der flachen Hand derb auf die Schulter, „ſo will ich Euch Allen hier eine gute Lehre geben. Ruft mir die Aelteſten von der

Dorfſchaft zuſammen! — Und Ihr da, Schnauzbärte Sr. Majeſtät von Preußen, ein Wort mit Euch!“

Die Soldaten hatten ſich bei der Erſcheinung des Reichsgrafen in den Hintergrund zurückgezogen und bezeigten wenig Luſt, ſeiner Anrede Gehör zu ſchenken. Einige zogen raſch die grauen Kittel über die Uniform.

„Achtung! Front gemacht!“ rief der Fürſt jetzt mit ſtarker Commandoſtimme, und die Huſaren ſtanden plötzlich wie eine Mauer vor ihm. „Meint Ihr, Kerle, hier wie die Wölfe in Schafskleidern umzuwandeln?“ herrſchte er ihnen zu, nachdem er jeden Einzelnen von Kopf zu Fuß gemuſtert. „Denkt Ihr, es ſolle hier auch ſo gelingen wie in den mecklenburgiſchen Landen, wo Euer Herr und König — allen Reſpect vor Sr. preußiſchen Majeſtät! — ungeſcheut werben läßt und die Beamten des Herzogs, die ſich widerſetzen, in's Loch ſteckt? Ihr habt drüben im Dorf löſchen helfen, dafür ſollt Ihr heute meine Gäſte ſein und die Zeche frei haben. Ich kann heut' noch auf das Wohl Eueres Königs trinken: denn noch iſt er nicht nach der Form Rechtens in römiſch-deutſchen Landen zum Reichsfeinde erklärt. Morgen aber macht Euch mit dem Frühſten aus dem Staube, ſonſt ſoll das Donnerwetter meinerſeits in Euch dreinſchlagen!“

Die Aelteſten der Dorfſchaft waren inzwiſchen herangetreten und ſtanden ehrfurchtsvoll, ſeines Winkes gewärtig. „Nun, Ihr Väter der Gemeinde,“ redete er ſie halb ſpottend an, „der Himmel hat uns, wie Figura zeigt, mit ſeinem Zorn verſchont! Ihr meint wohl, Euer Singen und Beten hab's gethan? Ja, Proſit Mahlzeit, das eiſerne Ding mit der goldenen Spitze, das ich Euch auf den Kirchthurm ſetzen ließ, hat's gethan! Wie ich Euch die Stange einſchmieden ließ, da habt Ihr Euch zuſammengerottet und Euch gegen die ketzeriſche Neuerung verſchworen. Ihr meint, weil ich ein lutheriſcher Menſch bin, ſo hätt' ich einen apparten Herrgott und wüßte nichts vom ächten und rechten. Ich ſag' Euch, meine Thurmſpitzen reichen eben ſo weit in den Himmel hinein als die Eurigen. Daß Ihr Vierfüßer am Verſtande bleiben wollt, habt Ihr mit Euch ſelber abzumachen: aber wenn Ihr noch lange murrt und brummt, daß mein Blitzableiter ein Werk des Teufels ſei, ſo verdientet Ihr, daß ich Euch wechſelweiſe bald von römiſchen Bettelmönchen, bald von preußiſchen

Werbern ſchinden und ausplündern ließe. Ich habe, Gott ſei Dank, nur dies eine katholiſche Dorf, aber ich ſchwör's Euch zu, ich will hier ſo gut wie in meinen andern Landen die geſunde Vernunft zu Ehren bringen. Baſta, damit Gott befohlen! — Oder habt Ihr noch was zu reden?" Die angedonnerten Väter der Gemeinde hatten nichts zu reden; ſie zogen ſich ſcheu zurück. In haſtiger Bewegung, mit den Farben des Zorns im Angeſicht, fuhr der Reichsgraf im Zimmer noch auf und ab. Die funkelnden Blicke, mit denen er die Anweſenden durchmuſterte, ſchienen noch ein anderes Opfer zu ſuchen. „Wo iſt der Pfarrer? Ich will den Pfarrer Rökens ſprechen!" rief er ſeiner Umgebung zu. — „Ich laſſe den ehrwürdigen Herrn Pater bitten!" ſetzte er milder hinzu, indem er ſich zu beſinnen ſchien, daß ſein barſcher Ton Anſtoß erregen mußte. — In dem Antlitz des merkwürdigen Mannes lag jenes deutſche Gemiſch von barockem Humor und einer gar gutmüthigen Ehrlichkeit des Herzens. Hinter den gewölbten Augenbrauen und auf der hohen Stirn thronte in ſtarken Zügen jene Zuverſicht des Geiſtes, die immer ſicher auf Gott zu rechnen weiß, und doch ſprach ſich in der Muskelkraft dieſes biedern Antlitzes ein gewiſſer Trotz aus, der allen Ernſtes im Stande ſchien, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden über ſeine oft wunderſame Weltregierung zur Rechenſchaft zu ziehen. Dieſer Mann iſt vielleicht der leutſeligſte Herr, wenn man ſein Gemüth zu erfaſſen verſteht; er gebährdet ſich vielleicht wie ein Recke, der mit Lindwürmern kämpft, wenn man ſeinen Vorurtheilen nicht von der Seite beizukommen weiß. Ein Mann von ſtarken mächtigen Grundſätzen, dacht' ich, aber doch wohl noch ſtärker und mächtiger in ſeinen Vorurtheilen! — Dieſen Eindruck machte mir der Reichsgraf Juſtus Erich. Ich mußte bei ſeinem Anblick an jene alten germaniſchen Kaiſer denken, die im eiſernen Harniſch über die Alpen ſtiegen, die widerſetzlichen lombardiſchen Städte mit grauſamer Härte einäſcherten und dann in Rom als Herren der Welt doch nicht das rechte Zauberwort fanden, um die verworrene Menſchheit zu ordnen. „Dumme Jungens!" ſtürmte er jetzt auf die Schaar junger Bauern ein, die ihn mit offnen Augen und Mäulern anſtarrten. „Laſſen ſich von fremden Kriegsknechten die Mädels wegfiſchen! Haben doch ſelbſt Knochen im Leibe, um freche

Geſellen aus dem Tempel hinauszuwerfen. Schlafmützen Ihr, das habt Ihr von Euerem Flennen und Beten!“

Alles fuhr wie Spreu vor dem Winde zurück, während er im Zimmer auf und nieder ſchnob. Polternd ſtieg er dann die Treppe hinauf, wo ſein Gefolge ihm den Tiſch bereitete. Es ſollte mir vergönnt ſein, an dieſem Mahle theilzunehmen. Einer von den Cavalieren des Fürſten kam zurück, trat auf uns zu und erkundigte ſich, wer die fremden Herren ſeien, die ihm der Wirth gemeldet. Burkhart war eben aus ſeinem Verſteck gekrochen, und in demſelben Augenblick trat Pater Rökens herein, eine kurze, breitſchulterige, wohllebige Figur, der Pfarrer des Orts, der von der Kanzel gedonnert und den der Reichsgraf citirt. „Geiſtliche Herren aus Genf!“ ſagte Pater Rökens, auf uns deutend, als der Cavalier ſeine Einladung wiederholte. Burkhart aber machte ein ſehr kläglich Geſicht, klagte über Katarrh und Rheuma von der Reiſe und erbat ſich vom Wirth eiligſt eine Schlafkammer, ſo daß ich allein als der fremde Geiſtliche daſtand, an den die Einladung erging. „Se. Erlaucht bitten,“ ſagte der Kammerherr, „die Abendſuppe mit ihm einzunehmen!“ Pater Rökens zog mich bei Seite mit der flehendlichen Bitte, ihn nicht allein zu laſſen der Erlaucht gegenüber, und ſo ging ich denn gleichſam zum Succurs für ihn und nach förmlichſt eingeholter Erlaubniß, im Reiſekleide erſcheinen zu dürfen, auf die Einladung ein, zumal der Wirth erklärte, kein anderes Zimmer für mich zu haben. „Es wird hart über uns hergehen!“ ſeufzte Pater Rökens, als er hinter mir her die Treppe hinaufkeuchte.

Der Reichsgraf ſaß ſchon bei der Suppe und empfing uns mit einer gravitätiſchen Schwenkung des Vorlegelöffels. Er hatte ſeine Jagdkleider mit einem alten Schafspelz vertauſcht und gewährte uns in der ſeltſamen Zipfelmütze, die er von irgend einem Bauern geborgt zu haben ſchien, den Anblick eines Häuptlings jener nordiſchen Barbaren, die wir in ein fernes Thule verſetzen. „Sehr willkommen!“ ſagte er in ſeiner polternden Vertraulichkeit. „Geiſtliche Herren ſind mir immer ſehr lieb und werth. — Aus Genf? So ſo! Aus der Heimath jenes famoſen Sonderlings, Jean Jacques Rouſſeau, der ſein Religionsbekenntniß wie einen alten Rock wechſelte. Den einen Rock hielt er ſich zum Spazierengehen, den andern zog er Abends an, wenn er ſchläfrig wurde. Er machte in Sachen der Religion ſo raſch, wie man die Hand umdreht, den Ueberläufer!“

Wir hatten uns kaum geſetzt, als er uns aufforderte, ihm über Rouſſeau unſere Meinung in die Suppe zu brocken.

„Monſeigneur,“ ſagt' ich, „halten ihn für keinen ehrlichen Menſchen?“

„Doch, doch!“ rief er, „aber er iſt nur ein Genie, und von Genies halt ich mir am liebſten, um ſie ſtudiren zu können, eine Gallerie in meinem Tollhauſe. Ehrlich? Wen der Voltaire hinterliſtig mit ſeinem Geifer beſchmutzt, der muß von Hauſe aus ehrlich ſein, und ich wünſchte nur, daß der preußiſche Friedrich, der ſich nun ein Mal zum Auguſtus dieſer franzöſiſchen Schöngeiſter aufgeworfen hat, in ſeiner Wahl lieber auf den tollen Bürger von Genf geſtoßen wäre. Da wär' er doch am Ende auf Quellwaſſer ſtatt in Sümpfe gerathen. Hat Rouſſeau Recht, ſo ſind alle Menſchen Narren; hat Voltaire Recht, dann ſind ſie alle lauter Schurken. Und das iſt, ſag' ich, der Sumpf, in den man bei dem geräth. Ja, mit den elenden, wüſten und doch immer lächelnden Spöttern des Heiligſten gibt ſich König Friedrich ab, duldet ſie in ſeiner Nähe, gefällt ſich in ihrem Umgang und läßt durch den Secretär der Berliner Akademie Lobreden auf ſie halten, die er ſelbſt verfertigt, aber die ihm ſein boshaftes Waſchweib Voltaire erſt ſäubern muß. Deutſche Schriften, die mit den Waffen der Vernunft die Wundertheorien des alten Glaubens bekämpfen, läßt er verbieten, ſchickt die Drucker nach Spandau!“

„Vielleicht,“ nahm ich das Wort, „will die Majeſtät von Preußen gewiſſe Aufklärungen über das Chriſtenthum nur innerhalb der Kreiſe einer gewiſſen bevorzugten Bildung zulaſſen; gewiſſe Ueberzeugungen ſind vielleicht nur für das Volk verderblich.“

„Volk, Volk,“ rief der Fürſt, „wer will da die Grenze ziehen! Ich bin auch vom Volk und die fürſtlichen Liebhabereien von Sansſouci freſſen ſich wie ein ſchleichendes Gift bis in's Mark des Volkes. Guter Freund, was die Fürſten in Deutſchland privatim treiben, das äfft der große Hauſe noch allezeit nach! Laufen ſie doch gleich hin, gaffen und ſind außer ſich, wenn ſich Einer mit 'nem Bischen Witz und Scharfſinn geltend macht! Und ſo wird immer ihr beſtes Gefühl, das Gefühl der Hingebung, zur Narrheit, und Egoiſten füttern ſich mit der Liebe des Volkes. König Friedrich iſt ein ungewöhnlicher Menſch, weil ihn die Schwäche und Erbärmlichkeit ſeiner Mitmenſchen bedeutend macht; ein Spiegel deutſcher Fürſtentugend wird nimmermehr aus ihm. Sein Handwerk iſt Rache und Großemannsſucht. Seinen Liberalismus und ſonſt noch was hat er von den Franzoſen. Ihn beſeelt der Ehrgeiz, ſich der Welt als einen zu zeigen, der ſie mit Füßen tritt und ſelbſt die Götter verachtet. Man wird ihm wie einem Schauſpieler applaudiren müſſen, aber eine große, tiefe, deutſche Sache wird ihn nie leiten, nie erwärmen. Im Grunde paßt er auch zu ſeinem boshaften Pavian Voltaire. Voltaire hat alles Heilige in Fetzen geriſſen, damit er witzig ſein kann, und Friedrich ſtürzt im Intereſſe ſeiner Hausmacht das deutſche Reich über den Haufen. Beide haben die Lacher auf ihrer Seite, daß Gott erbarm!“

Er hatte während deſſen mit der Gabel einen Faſan geſpießt, hielt ihn in freier Luft vor ſich hin und ſäbelte links und rechts die Stücke herunter. „Hier ein Flügel und da eine Keule!“ ſagte er eben ſo zornig als wohlgemuth. „Schleſien iſt ein fetter Biſſen! Hol's der Kuckuk! Was bleibt am Ende vom heiligen römiſchen Reiche übrig?“

Er hatte das Gerippe des Vogels in der Hand, drehte es nach allen Seiten und warf es den Doggen zu, die im Halbkreiſe um ſeinen Stuhl lauerten und über die Beute herfielen. „Hab ich nicht Recht, mein beſter Herr Pfarrer?“ ſagte er zu Pater Nokens, „in dem einen Punkte können wir zwei Beide doch wohl einig ſein, was? — Aber freilich, Ihr eifert nicht bloß gegen die preußiſchen Huſaren, Ihr zieht zu Felde gegen Blitzableiter, gegen Aufklärung und alle Naturgeſchichte! Ihr habt den Blitz auf die preußiſchen Werber herabrufen wollen, und da hat er ganz wo anders eingeſchlagen! Ihr meint, jene Kerle ſeien mit dem Teufel im Bunde!“

Der runde, feiſte Vater ſchien auf eine Debatte, wie ſie jetzt über ihn ergehen ſollte, nicht eingerichtet. Er legte ſein vollwangiges Angeſicht bald auf die eine, bald auf die andere Schulter, blickte mit ſchrägen Augen in die Welt hinein und beſaß als die beſte Waffe zur Entgegnung jenes überwache Lächeln, das ſelbſt der Weisheit einen zu hochmüthigen Anſtrich gibt. Es quälte ihn offenbar, über geiſtliche Dinge hier ganz weltlich verhandeln zu ſollen. Er drehte ſich furchtſam hin und her, als ſuchte er im Nothfalle nach dem Loche, das der Zimmermann offen zu laſſen pflegt. Vielleicht war er nur auf der Kanzel muthig, wo er von Sodom und Gomorrha ſprechen durfte.

„Lieber Herr Pfarrer," fuhr der Reichsgraf fort, „ich glaube, es gibt gar keinen Teufel mehr in der Welt, wohl aber allerhand Teufeleien unter den Menſchenkindern. Ihr habt mir die Aelteſten im Dorfe aufgewiegelt, daß ſie ſich zuſammenthaten und bei Euerem Biſchof gegen meinen Blitzableiter einen rechtgläubig chriſtlichen Proteſt einlegten. Hör' Er Mal, Herr Pfarrer, ich bitte, wo ſitzt denn nun das wahre Chriſtenthum, das ſich bewährt? In ſechs biſchöfliche Dorfkirchen hat das Wetter eingeſchlagen, weil ſie den Blitzableiter für eine gottloſe Neuerung halten. Ich hab' meinen Kirchthürmen die gottgefällige und ſegensreiche Erfindung des großen Franklin in Amerika aufgeſetzt, und ſiehe da, meine Kirchen ſind alle verſchont geblieben. Wo iſt nun da Gottes Hand ſichtbar, und wo liegt der Hund begraben? Wenn es noch in der Welt einen Teufel giebt, ſo ſteckt er in der Menſchen Verſchloſſenheit, Schwerköpfigkeit, Hartnäckigkeit! — Aber kommen Sie her, Herr Pfarrer, und trinken Sie, das Bier iſt gut. Ew. Ehrwürden werden es nicht verſchmähen, mit einem lutheriſchen Ketzer anzuſtoßen. Kommen Sie, Herr Pfarrer, weil wir doch allzumal Sünder ſind, und unſer Herr und Heiland ſelbſt mit den Zöllnern zu Tiſche ſaß."

Pater Nökens hatte wieder ſein geheimnißvolles Lächeln, das zwiſchen Demuth, Weisheit und Dummheit ſchwankte. „Ew. Erlaucht hätten nur," ſagte er, indem er nach dem Faſanflügel in der Schüſſel griff, „uns nicht das Glockengeläute verbieten ſollen!"

„So!" fuhr der Reichsgraf heraus. „Alſo in physicis ac naturalibus wollt Ihr keine raison annehmen! Herr Pfarrer, unſere Thürme ſind vom Wetter verſchont, weil die Glocken ſtill hingen und nicht durch die Schwingung der Luft die elektriſche Entladung an ſich zogen. Nimm doch nur ein Bischen Vernunft an, alter Knabe, und erkläre dich nicht ſo breitſtirnig gegen alle Naturgeſchichte."

Der Pfarrer arbeitete eifrig an ſeinem Bratenſtück und erklärte ſich nicht weiter gegen die Naturgeſchichte.

„Sehen Sie, ſo geht mir's mit meinen geiſtlichen Herren!“ ſagte der Reichsgraf, zu mir gewendet. „Mit meinen evangeliſchen nicht beſſer! Hab' ich mir da ganz friſch von der Mutter fort einen funkelnagelneuen Hofprediger verſchrieben. Er hat in Tübingen ſtudirt, er hat die beſten Zeugniſſe, und ich zahle ihm, was nur Gottes Wort an einem kleinen Hof verlangen kann. Aber glauben Sie wohl, daß der Mann im Stande iſt, mich von der Unſterblichkeit der Seele zu überzeugen? Ich meine, ſo was man aus dem Grunde hieb- und ſtichfeſt überzeugen nennt. Wir debattiren ſtundenlang hin und her, und wenn ich alle ſeine Argumente aufgezehrt habe, kommt er immer wieder auf den verzweifelten Schlußpunkt: Wenn es keine Unſterblichkeit gäbe, — dann müßte es ja geſcheidter ſein, wir lebten wie das liebe Vieh. Und ich zweifle denn wirklich nicht, daß wir bei ſo bewandten ſchwachen Beweisgründen allerdings im Stande der Unſchuld und der Vierfüßer verbleiben.“

„Erlaucht,“ ſagte ich, „verlangen vielleicht mathematiſche Gründe?“

„Nun, einen vernünftigen, allerdings einen, der faßlich und handgreiflich iſt,“ entgegnete er.

„Handgreiflich?“ mußt' ich wiederholen, „handgreiflich können die geheimnißvollen Wahrheiten der Religion nicht bewieſen werden!“

„Geheimnißvolle Wahrheiten!“ rief der Reichsgraf, „was wahr iſt, kann und darf ſich nicht verſtecken wollen, muß ſeine Richtigkeit haben, das heißt, klar ſein. Ich will die chriſtlichen Heilswahrheiten nicht bezweifeln, noch gar beſpötteln, wie die Franzoſen und die Philoſophen in Sansſouci. Aber ich ziehe die Religion vor den Richterſtuhl der geſunden Vernunft, und ich denke, was daran richtig iſt, muß Stand halten. Bitte um Verlaub, ich bin ein Mann der Logik, und der ſelbſtbewußte, wache Menſch iſt denn doch wohl die oberſte Creatur in der Schöpfung!“

Ich ſchwieg; ich ſtand vor der Despotie des ſogenannten natürlichen Verſtandes. Ich mochte nicht ſagen, daß eine Religion, die keine Geheimniſſe mehr hat, gar keine Religion mehr iſt; aber es reizte mich, dieſe alleinſeligmachende Tyrannei der geſunden Vernunft, die alle Geheimniſſe der Gemüthswelt leugnet, zu Schanden zu machen.

Die Philoſophie geht allerdings auf die Sache; aber die Religion iſt Bedürfniß des Gemüths! dacht' ich bei mir ſelbſt.

An Pater Nökens hatte ich freilich als Mitſtreiter und Bundesgenoſſen einen kläglichen Vertreter der menſchlichen Gemüthsbedürfniſſe.

„Ja, da ſchweigen nun die gelehrten Herren von der Gottesgelahrtheit, ſtatt einen armen Laien mit ſeinem Bischen Vernunft zu informiren!“ begann nach einer Pauſe der Reichsgraf, im Gefühl eines ſichern Triumphes. „Da hab' ich hier einen meiner katholiſchen Herrn Pfarrer. Ich will ihn jetzt nicht weiter belangen, denn während er ſo eifrig die Sterblichkeit dieſes Vogels beweiſ't, möchte er ſich um die Unſterblichkeit eines ſo körperloſen Dinges, wie die Seele iſt, nicht viel bekümmern! Mit einem Prieſter von der alten Mutterkirche hätte ich ſo gern alles Ernſtes einen Disput! — Was macht denn Euere alte Nonne drüben? Sie hat die Schwindſucht und heilt durch Händeauflegen. Arzt, hilf dir ſelber! paßt auf ſie nicht; ſie bleibt krank, aber ſie macht andere Leute geſund, wie?“

„Der Schweiß ihrer Hand iſt ſegenbringend,“ ſagte der Pater, „und der Glaube thut's!“ ſagte er und ſchlug ſein Deckelglas zu.

„Da haben wir's wieder!“ fuhr der Reichsgraf auf, ſprang vom Seſſel auf, ſchlug die Hände zuſammen. „Mit Jedem laufe ich immer bis dicht an die Wand und da ſteht uns dann Beiden gleicher Weiſe der Verſtand ſtill. Wo aber der Verſtand aufhört, da fängt die Vierfüßerei an!“

„Die Vierfüßer an der Krippe hatten, mit Ew. Erlaucht gnädiger Erlaubniß, zu ihrer Zeit den ganz richtigen Glauben,“ ſagte der Pfarrer eben ſo boshaft als einfach und ſchlicht.

„Ich glaube, ſie haben ihn noch!“ rief der Reichsgraf, und entlud in Blicken und Gebährden ſeinen ganzen Zorn auf den Pfarrer. Was man furor teutonicus nennt, ward mir hier in optima forma erſichtlich.

Fürſt und Prieſter hatten ſich offenbar verbiſſen und feſtgerannt; es war zwiſchen den Streitenden eine ſehr peinliche Waffenſtille eingetreten; es ſchien mir Zeit, dazwiſchen zu treten.

„Monſeigneur,“ begann ich ſchüchtern und beſcheiden, „Monſeigneur gibt doch wohl zu wenig auf den Glauben des Menſchen, — ich meine auf ſeine feſte, heilige Zuverſicht, die im Gemüth zu einer Stärke und Macht erwachſen kann, daß ſie —“

„Berge verſetzt!“ unterbrach mich der Reichsgraf, „na, da haben wir's!“

„Laſſen wir die Sprache der Bibel und der Bilder bei Seite!“ gemahnte ich ernſt und dreiſt; „unſere Rede hier über heilige Dinge iſt ohnedies ſehr einfach und ſchlicht, wo nicht profan und nüchtern! Ich meine: der Glaube, das heißt die feſte Zuverſicht auf Etwas, das ich für wahr halte, auch wenn ich es nicht mit den leibhaften Sinnen wahrnehme, nur in der Ahnung, aber ſtark und mächtig erfaſſe, ich meine: der Glaube kann noch immer Wunder thun.“

Der Reichsgraf ſtutzte und ſah mich mit ſeinem gebieteriſchen Zorn an. Die Augenbrauen ſpannten ſich gothiſch gewölbt in die Höhe; in ſeinem erhabenen rothbraunen Geſicht ſtand das Feuerzeichen eines Fanatismus, der ſich in deutſchen Landen zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, und ſo auch noch heute, wie es ſcheint, todtſchlagen ließ und läßt.

„Wunder,“ ſagte ich, „ſind noch alle Tage möglich; aber freilich gehört die ganze entſchloſſene Willenskraft des Menſchen dazu. Wenn der Kranke, der Leidende ſich leiblich und geiſtig vorbereitet, mit ganzer Sehnſucht ſeiner Rettung nachſtrebt, alle ſeine Kräfte zuſammenfaßt, ſich endlich, wie in letzter Todesangſt, nach dem Gegenſtande des Heils hinſchleppt, ſo kann ihm dort an geweihter Stätte das Wunder der Erlöſung werden, gleichviel, ob das Symbol ſeiner Anbetung eine alte Reliquie, oder der goldpapierne Saum am Kleide der Mutter Gottes iſt. In der zuſammengenommenen Seelenkraft des Menſchen liegt, was wir Wunder nennen, ob es der Pöbel gleich, das Aeußere mit dem Innern verwechſelnd, dem Knochen des Heiligen oder der Schleppe der Jungfrau Maria zuſchreibt. In dem Willen, der ſich feſt auf den einen Punkt hinbannt, liegt Allmacht. Und dies, Monſeigneur, nennen wir füglich doch auch Glauben, lebendigen Glauben. Mich dünkt, hierüber könnten ſich die Philoſophen und alle chriſtlichen Secten vereinigen.“

Der Reichsgraf ſah mich ſprachlos an; er rang nach Ausdrücken.

„Und auf dieſe Weiſe,“ nahm jetzt Pater Rökens, muthiger geworden, das Wort, „auf dieſe Weiſe ſind überhaupt die Wunder der Kirche, die wir als Thatſachen kennen, erklärlich. Gefährliche Kranke ſind, mit Ew. Erlaucht Erlaubniß, durch die heilige Taufe, durch die letzte Oelung plötzlich geſund geworden. Der alte Cultus mit ſeinen Beſchwörungen, ſeinen Exorcismen, ſeiner Weihung des Waſſers und Feuers, ſeinem Hauchen an die Stirn des Neophyten hat denn doch wohl in früheren Zeiten Wunder verübt, die ein profanes, nachgeborenes Geſchlecht nicht mehr kennt. Durch die Kraft des Glaubens machte Sanct Patrik in Irland die Blinden ſehend. Die alten Könige von Frankreich heilten die Kröpfe durch Handauflegen, die Grafen von Habsburg das Stammeln durch die Berührung ihrer Lippen."

„Ach das ſind alte katholiſche Legenden!" fuhr der Reichsgraf in die Höhe, räuſperte ſich, warf ſeinen Pelz ab, da es ihm zu ſchwül wurde und ſah uns bald ſtaunend, bald drohend an.

„In alten Legenden," ſagt' ich, „ſteckt auch etwas Wahres: die Macht des Gemüthes über die Elemente, der Sieg des Geiſtes über die Natur."

„Aber wir," entgegnete der Reichsgraf ausweichend, „wir lutheriſche Chriſtenmenſchen laſſen uns nur auf die Bibel ein, laſſen uns nur aus der Bibel demonſtriren!"

„Die Bibel!" wiederholte ich. Der ſtarkmüthige Streiter hatte ſich damit einen Rückzug ſichern wollen, ſaß aber damit feſt und gab ſich gefangen. „Die Bibel!" ſagt' ich. „Kamen die Blinden und Lahmen nicht zum Herrn, und half ihnen ihr Glaube nicht? Er legte die Hand auf ſie und ſie nahmen ihr Bett und wandelten. Die Kraft eines heilig reinen Willens überwindet ſelbſt die Pforten des Todes. Lazarus erſtand aus dem Grabe und der todte Jüngling der Mutter zu Naim kehrte zurück unter die Lebendigen. In der Berührung des Herrn lag der Zauber einer geheimnißvollen Kraft. Nennt Ihr dieſe Kraft eine göttliche, nun gut, aber wenn ſein Geiſt noch in ſeiner Gemeinde lebt, ſo müßten auch ſeine Wirkungen, die Wirkungen des Glaubens, die Wunder, die der Geiſt über den Leib vermag, noch möglich ſein."

„Mann Gottes!" rief der Fürſt, und ſetzte mir beide Hände auf die Bruſt; er fand nicht gleich das rechte Wort. „Nennt Ihr denn," ſtotterte er kleinlaut, „das Alles — Magnetiſiren?"

„Nehmt es im großen und heiligen Sinne," ſagt' ich, „und Ihr kommt der Wahrheit näher!"

„Und müßte noch immer möglich ſein, ſagt' Ihr?“ fragte er.

„Sicherlich!“ war meine Entgegnung, „ſicherlich thäte der Glaube noch heute ſeine Wunder, wenn die Prieſter ihres Herrn und Meiſters würdig wären!“

Er ſah mich ungläubig und zugleich wie um Schonung bittend an; über die ſtarken Muskeln ſeines Antlitzes lief ein leiſer Hauch der hülfsbedürftigen Wehmuth.

„Jeder Prieſter ſollte Arzt ſein!“ ſagt' ich in der guten Abſicht, ihn zu begütigen. „Dann würde er wiſſen, wo die Natur aufhört und der Geiſt beginnt. Pater Rökens würde auch gut thun, ſich um die Phyſik zu bekümmern, damit er den Segen der menſchlichen Erfindungen begriffe, bevor er die unmittelbare Hülfe Gottes herunterbeſchwört.“

„Gar nicht übel!“ ſagte der Reichsgraf und klopfte mir ſichtlich erfreut auf die Schulter. Er fand ſich ſchnell wieder in ſeiner guten Laune zurecht. „Wenn meine Prieſter die unſaubern Geiſter austreiben könnten, alſo daß dieſe in die Säue führen, ich wollt' ihnen alle Hände voll zu thun geben. Säue hab' ich genug im Lande.“

Er trat an's Fenſter und öffnete den Flügel. Eine warme, ſchöne Mondnacht lag auf den Gefilden. „Alle meine Kirchen unverſehrt geblieben!“ ſagte der Reichsgraf wie triumphirend ſtill für ſich, „da und dort und wieder dort. Die biſchöflichen Dorfkirchen abgebrannt und mir keine einzige! Bravo Phyſicus! Vivat Franklin, großer Menſch!“

Er ſchwieg, wie er ſich umblickte und uns ſah, die wir hinter ihm ſtanden. Sein großes Auge blieb auf mir haften. „Ja, ja,“ ſagte er ſehr ernſt und ehrlich, „haben Recht, es gibt noch Wunder in physicis ac mathematicis. Gar keine Frage! Es iſt ein hohes, tiefes, köſtliches Wunder, daß der Menſch da drüben jenſeits des Oceans, der ehemalige Buchbindergeſelle im freien Land America, die ſimple Maxime auffinden mußte, um den Blitz zu regieren. Das hätte ſich weiland Jupiter tonans wohl nicht träumen laſſen, daß man ihm in die Hände greifen könnte! Franklin iſt ein Zauberer; gar keine Frage! Wie man ein biſſiges Hündchen mit Broſamen begütigt, den Fiſch im Waſſer mit dem Angelwurm ködert: ſo lockt dieſer Wundermann mit ſeiner goldgeſpitzten Eiſenſtange mitten aus der verderbenſchwangern Wolke den Blitz herunter, wohin er will, bis auf die platte Erde, wo er ſich meinetwegen ſein kaltes Bett bohrt. Und das nennen die alten Weiber ein Werk des Teufels! J, ſo ſchlag doch der Blitz, wie er will, in die morſchen Gehirnkaſten! Vor funfzig Jahren hätten ſie den Franklin, meiner Seele! noch als männliche Hexe verbrannt!“

Pater Nökens lächelte hinüber und herüber, ſo devot auch äußerlich ſeine Haltung vor ſeinem Landesfürſten blieb. Ich glaubte zu verſtehen, was er verſchwieg, aber ich deutete es mir nach meiner Weiſe. „Wunder gegen Wunder!“ ſagt' ich offenherzig, „im Reich des Glaubens und im Reich der äußern Elemente! Warum ſoll der Geiſt nicht mehr Wunder thun, meine feſte, unerſchütterliche Willenskraft nicht auf eine ſchwache leidende Seele wirken?“

Der Reichsgraf ſah mich gebieteriſch an, und da ich ſeinem Blick eben ſo feſt begegnete, brach er raſch ab. „Bleibt mir aber nur mit der alten Nonne da drüben vom Leibe!“ ſagte er wie beleidigt und hieb mit der Hetzpeitſche unter die Köter, die unter dem Tiſche rumorten. „Aber nichts für ungut, meine Herrn!“ fuhr er fort und ſchwenkte vor uns ſeine Jagdmütze. „Für dies Mal Gott befohlen! Habe mich ſehr gefreut über werthe Bekanntſchaft und hoffe, noch weiter ein Mal diſputiren zu können. Habe juſt Gäſte in Belle Promeſſe, werde bald den Brautvater machen. Würde mir lieb ſein, morgen und auf die nächſten Tage den werthen fremden Herrn bei mir zu ſehen. Bitte ſehr darum. Meine Gräfin Schweſter verkehrt gern mit geiſtlichen Herren und würde erfreut ſein, eine ſo gute Documentirung des Wunderglaubens zu vernehmen. Habe auch da ein Fräulein Tochter, — ſehr nervös, wie ſie ſagen, obſchon ich nicht weiß, was Nerven ſind. Hat von Kindheit auf an Phantaſien, an Gemüthsblähungen gelitten. Wird ſich ſehr freuen — und paßt derlei in ihren Kram! Und Hochedelgeboren beſuchen mich ein Mal?“

Die Pferde hielten vor der Thür und die Cavaliere ſtanden ſeines Winkes gewärtig.

„Kann Er Gold machen?“ fragte er noch den beſtürzten Pater Nökens, der ihm das Geleit bis zur Treppe gab. Der arme Pater ſah ſo unglücklich unter ſich hin, als wollte er ſagen: nicht wohl möglich! „Na,“ ſagte der Fürſt, „dann nehm' Er's nicht übel, wenn's Andere verſuchen! Das Pulver hat Er nicht erfunden, den Blitzableiter hat Er verketzert, nun ſchrei Er nicht Zeter, wenn ich im Schmelztiegel ein Bischen Chemie treibe. Hab' zwar die Luſt daran ſchier verloren; aber wenn's mal wieder ſein ſollte: nehm' Er's nicht für ungut und halt' Er's nicht für Teufelswerk, kann Er auch ſelber nicht Gold machen!“

Der Vater bückte ſich ſchier zu Boden, wie ein Ducatenmännchen, und wäre vielleicht für ſein Leben gern, was das Goldmachen betrifft, dem geſtrengen Herrn zu Willen geweſen.

„Es hat nicht flecken wollen im chemiſchen Schmelztiegel,“ ſagte der Fürſt, „aber während des Suchens danach hat man doch das Porzellan gefunden! Man muß auch dem Teufel ſein Spiel laſſen!“

Pater Nökens bekreuzte ſich und machte zugleich ſeine Reverenz. Lachend und ſporenklirrend ſtieg der Reichsgraf die enge Treppe hinunter; ſeine Hunde fuhren kopfüber hinter ihm drein. Der Hufſchlag der Pferde, der Klang der Hüfthörner und das Gebell der Rüden ſcholl luſtig lockend durch die ſtille lauſchende Nacht.

„Schimpft wider Voltaire und die franzöſiſchen Spötter,“ eiferte der Pfarrer, „und nennt doch Alles, was Geheimniß iſt, ridicule!“

„Und hat doch, wie es ſcheint,“ ſagt' ich, „im Schmelztiegel nach dem Stein der Weiſen geſucht! Hängt alſo doch wider Willen irgendwas mit dem Reiche des Wunderbaren zuſammen!“

„Iſt er weg der große Treppenrunterſchmeißer?“ fragte Burkhart, der ſchmunzelnd und doch noch wie bedonnert ſein breites Antlitz durch die Thürſpalte ſchob. Er erzählte, wie er früher als Bettelmönch den Alchymiſten gemacht und mit dem Augsburger Salz bei Sr. Erlaucht verunglückt ſei.

„Ein Mann von ſtarken, mächtigen Grundſätzen!“ ſagte ich in einem Anflug von Hochachtung. — „Und doch fürcht' ich,“ ſetzte ich ſtill für mich hinzu, „dieſe ſeine Grundſätze ſind nichts als Vorurtheile!“

„Ein wahrer Godegieſel für römiſchgläubige Seelen!“ eiferte Burkhart, und Pater Nökens erzählte von der Tyrannei der geſunden Vernunft im ganzen Lande. „Iſt ſo ſehr Souverän,“ ſagte der Pfarrer, „daß er Jedem in den Topf guckt, ſich, mit Permiſſion zu ſagen, um jeden Quark bekümmert. Bringt Mann und Maus, Menſchen und Dinge mit ſeiner Aufklärung um und läßt kein Ei im Lande ungeſchoren ſich ausbrüten! Hat auch ſchon ſein Fräulein Tochter, die junge Gräfin Juſtine, halb zu Tode geplagt, daß ſie wie geſtört umläuft, Tags über ſtumm wie ein Fiſch, Nachts mondſüchtig und halb närriſch, daß Gott erbarm! Iſt ein feines, liebes, zartes Weſen, ganz wie Dero Mutter ſelig, die italieniſche Prinzeſſin, eine wahre Fürſtin, von guter Familie und gutem katholiſchem Glauben.“

Der Redſelige war noch im Erzählen, als Pater Burkhart nach einem Wagen, der ſo eben vor der Thür hielt, den Kopf zum Fenſter hinausſteckte. Eine Jagdkaleſche vom Gefolge des Reichsgrafen war zurückgekehrt. „Erlaucht müſſen etwas vergeſſen haben!“ ſagte Röskens, „der reichsgräfliche Stallmeiſter ſteigt aus!“ Gleich darauf trat auch ſchon der Beſagte breit und geräuſchvoll in's Zimmer. „Ich bin der Baron Hinterbein,“ ſagte der Betreßte mit gelinder Verbeugung und weit mehr Erwartung, darob begrüßt und reſpectirt zu werden. Er mochte einer von den Ceremonienkünſtlern, dem nothwendigen Uebel der Hofkreiſe, ſein. „Als Baron Hinterbein,“ ſagte dieſer deutſche Nobile, „bin ich von Sr. Erlaucht, unſerm Allergnädigſt regierenden Reichsgrafen beauftragt, die Invitation an den fremden Herrn zu wiederholen und pflichtſchuldigſt zu bemerken, daß die Equipage zur Dispoſition ſteht. Wer von den Herren —“

„Monſieur Latour,“ ſagte Burkhart, mit Eifer und Befliſſenheit mich vorführend.

„Es ſind,“ fuhr der Ceremonienmeiſter fort, „auf morgen und die nächſten Tage der hohen, höheren und höchſten Gäſte ſoviel auf Belle Promeſſe, daß es billig und räthlich erſcheinen dürfte, mir Namen und Stand genau anzugeben, um danach und dem entſprechend die betreffenden Appartements im Schloſſe beſtimmen zu können. Alſo: Latour, ſchlechtweg Latour? Weiter Nichts?“

„Joſeph, wenn Sie meinen Vornamen wünſchen!“ ſagt' ich.

„Wohl aus der franzöſiſchen Schweiz?“ fragte der Examinator weiter, Brieftaſche und Stift bereithaltend, „nicht, aus der Schweiz?“

„Aus Piemont,“ war meine Entgegnung, „aber an der franzöſiſchen Grenze.“

„Sehr ſchön, aus Piemont alſo, Monſieur de la Tour, nicht? Herr von Latour, oder darf ich hoffen: Baron? Bitte, bitte!“

Der Marſchall Hinterbein ſah in dem Augenblick ſo hülfsbedürftig aus, als gehörte er zu Denen, die allerdings erſt mit dem Baron den geſellſchaftsfähigen Menſchen beginnen laſſen.

„Graf, wenn's Ihnen Vergnügen macht,“ ſagt' ich, um ſeiner Unruhe abzuhelfen.

„Ah, Monſieur le Comte,“ beeiferte ſich der Gute, „Ew. Gnaden Appartements auf Belle Promeſſe werden im rechten Schloßflügel bereit ſein, dicht an die Feſtſalons, dicht an den Tanzſaal ſtoßend. Mein Herr Graf“ —

„Bitte,“ fiel ich ihm in's Wort, „machen wir kein Aufheben davon, ich reiſe incognito, ohne Gefolge, ohne Gepäck, bin deshalb in Sachen der Toilette allerdings genirt und weiß nicht“ —

„Beſtens zu dienen, Alles ſchönſtens beſorgt, Monſeigneur dürfen kaum befehlen, Alles bereits zu Dienſten und in Ordnung!“ war die Erwiederung des hohen Bedienten.

Burkhart ſtreckte, als ich ſchied, die Arme dergeſtalt aus, als wollte er mir ſeinen Segen auf den Weg geben. „Ich meinestheils mach' mich aus dem Staube!“ ſagte er, „gehe meine Route weiter nach Sachſenland, ſonſt werd' ich hier noch erwiſcht. Gott behüt's! Ihr wißt mein Ziel!“

Ein Tag in Belle Promeſſe, um Land und Leute kennen zu lernen, erſchien mir weit mehr von Belang als die Genoſſenſchaft des guten Burkhart; ich ſtieg in den Wagen, ohne zu ahnen, welcher Schickſalsfügung ich entgegenging.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

In Belle Promeſſe.

Es mochte tief in der Nacht geweſen ſein, als ich mit meinem Baron Hinterbein, dem nobilirten Stallmeiſter, der ehedem Vorderfuß hieß, in Belle Promeſſe anlangte und in den für mich als ſtandesmäßigen Gaſt angewieſenen Gemächern des rechten Schloßflügels meine Ruhe ſuchte. Unterwegs war der Ceremonienbaron vertraulich geworden, hatte mich mit den Verhältniſſen des Hauſes, der Veranlaſſung des bevorſtehenden Feſtes bekanntgemacht. Man ging der Verlobung der Comteſſe Juſtine entgegen. Prinz Emil, ein Hohenlohe, aus einer der katholiſchen Linien dieſes weitverzweigten Stammes, wurde erwartet. Als ich meine Verwunderung bezeigte, daß juſt ein katholiſcher Bräutigam für ein ſo ſtreng proteſtantiſches Haus in Ausſicht ſtehe, war mein Geleitsmann nicht verlegen, mir das als einen beſonders kühnen und, wie es ſchien, glücklichen Schachzug des regierenden Herrn zu bezeichnen. Es ſollte dem Reichsgrafen damit gelingen, ſeinen Vettern einen Andersgläubigen abwendig zu machen. Die Stände des Landes konnten auf das alte Anrecht pochen, nur einem proteſtantiſchen Landesfürſten den Eid zu leiſten, und es war noch in diplomatiſcher Schwebe, ob Prinz Emil vor oder erſt nach ſeiner Vermählung mit der Erbin der gefürſteten Reichsgrafſchaft ſich zur gereinigten Lehre bekennen werde. Der deutſche Religionskrieg dauerte alſo hier noch immer fort!

Wie ich am andern Morgen in Belle Promeſſe erwachte und an's Fenſter trat, lachte mir eines jener wild romantiſchen Thäler, an denen Deutſchland ſo reich iſt, mit ſeinem üppigen Buchengrün und dem Geſange ſeiner Vögel entgegen. Die klagende Nachtigall, die im Schatten der Nacht ihr Lied geſeufzt, löſten jetzt Chöre von Lerchen, Schaaren von fröhlichen Sängern im Haine ab. Heiter geſchwätzige Anmuth wechſelte im Thal mit verſchwiegener tiefer Stille, fruchtbeladene, blühende Gefilde mit dem hohen Ernſt ſchwarzbewaldeter Felſen, die den Blick ſteil hinabgleiten ließen in den dunkeln Schooß eines ſchilfumrankten See's. Eine Aeolsharfe von der nahen Grotte herunter rief eine Welt verſtorbener Wünſche und begrabener Erinnerungen in der Seele wach. Ein alter, runder Thurm mit Baſtionen und Zugbrücke mahnte an die Ritterzeit und ihre Kämpfe um Minne und Ehrenlohn. Drüben am Haag, welch' trauliche Plätzchen barg da der Schatten! Wie ein dunkelgrüner Mantel umzog der Wald das ganze Thal; oben über den Forſt lief der hohe Grat einer uralten Länderſcheide. In dieſem Bergkeſſel, dacht' ich mir, kochen die Herzen heimlich, aber tief und heiß.

Für mein Coſtüm war beſtens geſorgt. Morgen-, Mittags- und Abendtoilette, wie Zubehör zum Ball am nächſten Tage, war auf das ſorgfältigſte und in reicher Auswahl zu meiner Verfügung geſtellt. Wie mir die Stunde bezeichnet ward, wann der regierende Herr zu empfangen beliebten, ſchritt ich die weiten, fürſtlich geſchmückten Corridore hinunter über den Schloßhof durch's Hauptportal in das Mittelgebäude.

Der Empfang beim Reichsgrafen war gemüthsvoll und biderb, wie man hier zu Lande ſagt, und wie kein ander Volk dafür die entſprechenden Worte hat. Der Ehrenmann ſchien mir im Fürſten noch hervorſtechender als der deſpotiſche Dynaſt, der Biedermann überwog noch bei weitem in ihm den Logiker und Vertreter der geſunden Vernunft.

„Aber lieber Graf," ſagte er mit vertraulich verlegenem Händedruck, „ich hab' Sie geſtern da im ölichten Zwielicht der Schenke bei unſerem Disput wahrlich für einen geiſtlichen Herrn gehalten. Nichts für ungut, aber bei Euch muß man auf der Hut ſein; Ihr führt Redewaffen, die man im Moment ſchlecht parirt. Ihr müßt Theologiam tractirt, Univerſitäten frequentirt haben, daß dich!"

„Die Schule der Erfahrung durchgemacht," ſagt' ich; „ein gehetztes Wild wird nicht blos ſcheu, es ſucht' auch durchzubrechen, um freies Feld zu gewinnen, wo es kann."

„Ich weiß nicht," äußerte der Geſtrenge, „Ihr habt ſo etwas warm Menſchliches in Euerer Art, die Sachen zu nehmen; es könnt' Einem ſchier Luſt machen, zu meinen, all' der religiöſe Widerſtreit und Hader ließe ſich noch ein Mal ſchlichten in der Welt."

„Gewiß," ſagt' ich, „und die deutſche Nation hat vielleicht die hohe Aufgabe über beide Confeſſionen hinaus ein freies, allgemein menſchliches Chriſtenthum zu ſtiften."

„Ja, ja, Ihr ſeid ſo was man einen Philanthropen nennt!" — Er wollte mich durchaus claſſificiren. „Wahrlich," meinte er, „Ihr ſeid ein Proteſtant, der" —

„Selbſt gegen den Proteſtantismus proteſtirt!" nahm ich ihm lächelnd die Rede ab. „Ich ſuche in allem Menſchlichen das Wahre heraus und eifere, ſoviel wie ich vermag, für einen freien Zuſtand der Geiſter."

Ich blickte in ſein ehrlich hohes Antlitz und gelobte mir, nicht ohne Noth in ihm den furor teutonicus wieder anzufachen.

Equipagen waren aufgefahren, die den Prinzen und ſein Gefolge brachten; unſer abgebrochenes Geſpräch ward im Laufe der geräuſchvollen Feſtlichkeiten nicht wieder unter vier Augen aufgenommen.

In Prinz Emil lernte ich einen jener jungen, blaſſen, weichen Männer kennen, die das Beſte wollen, aber das Gute feſtzuhalten und durchzuſetzen nicht jederzeit Willenskraft beſitzen. Dem Bündniß mit der jungen Gräfin lag ſeinerſeits vielleicht ein Grad von Neigung zum Grunde; nur ſchien er außer Stande, den Wechſel des Bekenntniſſes mit Energie entweder zu wollen, oder zu verweigern; er ließ ſich von beiden Parteien dabei treiben, ſtatt ſich mit Willenskraft und ſelbſteigener Entſchließung zu entſcheiden.

Gräfin Thusnelde, Tante Erlaucht, wie ſie bei Hofe vertraulich hieß, die Schweſter des Regierenden, dieſem in der äußeren Erſcheinung ſehr ähnlich, gothiſch hochgebaut, aber hager und mit allen Attributen alter Jungfräulichkeit ausgerüſtet, war als die erſte Dame des Hofes der Mittelpunkt in geſellſchaftlicher Beziehung, ſo ſehr ſie ſich auch im Angeben des Tones von dem Willen des Souveräns gemaßregelt, bedrückt und eingezwängt ſah. Graf Juſtus Erich war gegen ſeine um Vieles ältere, ſchon hochbetagte Schweſter Erlaucht ausnahmsweiſe ſehr galant; er glaubte ihr, vielleicht für früheren Unbill, Entſchädigungen ſchuldig zu ſein; aber er hatte, auch wenn er ſie im Geſellſchaftscirkel frei ſchalten und walten ließ, doch den Ton eines ironiſchen Humors, der ſie zu verletzen ſchien, weil er mit ſeinen Anklängen an frühere Verhältniſſe wie Spott und Hohn klang. Gräfin Thusnelde hatte in jungen Jahren zu einem einfachen Edelmann, einem Herrnhuter aus der Schule Zinzendorf's, eine Neigung unter ihrem Stande gehabt: Von dieſer Neigung war ihr nichts als ſozuſagen „der Duft,“ der fromme Sinn des Herrnhuterthums geblieben. Gewiſſe ſüßliche Gefühlständeleien, die im Gefolge dieſer Richtung ſich einſchleichen mögen, waren dem Reichsgrafen ein Gräuel; er hielt das für eingeſchmuggelten Kryptokatholicismus, witterte darin römiſches Weſen, dem er mit dem Tode ſeiner Gemahlin Valet geſagt, ja dem er ſeit ſeiner Jugendliebe und ſeit der „Gefahr,“ die ihm daraus erwachſen, den Tod geſchworen. So war der freie Denker, der Mann der Aufklärung doch wieder nicht großſinnig und aufgeklärt genug, die Religion, das Bedürfniß des Gemüthes und der Eigenart des Menſchen, freizugeben! Es gab für ihn feſtgerannte Mauern, die er ſich in ſeinen Vorſtellungen aufgebaut, in der Welt ſeiner Begriffe zuſammengeballte Schreckniſſe und Geſpenſter, die er ſich ſelbſt heraufbeſchworen. Er, der Gegner Voltaire's, konnte kein einfach-ſtilles, aſchgrau einfarbiges Herrnhuterthum dulden, ohne in Spott auszubrechen; der klare Kopf, der die Bahn des freien Forſchens Allen öffnen wollte, ließ ſich wiederholt auf engherziger Unduldſamkeit ertappen. In dem, was er Jeſuitismus nannte, witterte er die Hintergedanken der Hölle, eine Dialektik des Böſen, die nicht der Menſch aus ſich und ſeinen Verhältniſſen, ſondern der leibhafte Gottſeibeiuns aus Hekate's Bereich heraufgeſchleppt, um das Menſchengeſchlecht zu verderben.

Gräfin Thusnelde ſchien bei ſolchem Regiment in ihrem Gemüthsbedürfniß verarmt und vertrocknet, die Tochter Juſtine vielleicht ſchon in ihrem erſten mädchenhaften Keim geknickt zu ſein. Mitten in der rationellen Wirthſchaft des Reichsgrafen, mitten in dieſem Syſtem regelmäßig geſchulter Verſtandesordnung hatten beide Frauen vielleicht ihren geheimen Dienſt, einen verſchwiegenen Cultus, der dem Herzen und der Phantaſie ein verſchämtes Genüge that.

Kurz vor der Mittagstafel war Empfang und Vorſtellung bei der Gräfin Tante. Eine leicht aufgebaute Geſtalt, ſchlank und ſchwank, eine Sylphide, die ſich wie durch einen böſen Zauber in Reifrock, Puder und Toupé verloren, ſtand Juſtine vor mir. Sie erſchien mir wie ein Opfer, das einer Etiquette von Verſailles willenlos den Nacken gebeugt. Nur in dem dunkelblauen Auge verrieth ſich eine gequälte, eine erlöſungsbedürftige Seele, die in der Irre nach einem Ausgang ſucht. Ihr Antlitz hatte weniger Farbe, als vielmehr nur Licht; ihre ganze zarte Geſtalt war wie durchleuchtet, wie durchſichtig, aber die blaſſe Lippe ſchien zum Schweigen verdammt, ſo willig ſich auch alle Nervenſpitzen dieſes ätheriſchen Weſens ſehnſüchtig nach außen kehrten. Das Ceremoniell der Begegnung ließ ſie kalt und todt, für die geregelte Ordnung der Etiquette war ſie ganz indolent, ein willenloſes Werkzeug, eine Maſchine, die gar kein eigenes Leben kennt. Der Tante Gräfin war ich vom geſtrengen Herrn, der von unſerem

„Disput“ in der Schenke ausführlich berichtet hatte, in einer Weiſe aufgenommen, die ihrerſeits eine wahre Sehnſucht nach Vertraulichkeit verrieth. Ich hatte den Glauben an das Wunderbare mitten in der proſaiſchen Orthodoxie eines geſchulten und gemaßregelten Menſchenlebens vertheidigt: ein ſolches Wagniß war in dieſem Kreiſe ſeit Jahrzehnden nicht vorgekommen. Ich hatte, wie der Reichsgraf ehrlich und generös eingeſtanden, die Macht des Glaubens ſiegreich verfochten: in Belle Promeſſe ein unerhörter Fall! Die Anerkennung der unberechenbaren Kräfte im Menſchengeiſt und im Menſchenleben brachte die Gräſin Tante in eine Art Aufregung.

„Nicht wahr,“ ſagte Thusnelde Erlaucht, „der Glaube iſt mehr als eine bloße Schwäche des Gemüthes?“ Ihre Stimme klang dabei wie das Schluchzen einer längſt verweinten Seele. In ihrem verblaßten blauen Auge ſchimmerte noch etwas vom Schmelz jener Jugend, die auch im altgewordenen Menſchen nie ganz erſtirbt. Juſtine wiegte den ſchweren Fächer in der zarten Hand und blickte gleichgültig auf die ſchöngefiederten Papageien, die mit ihrem Geſchrei das Geflüſter der hin- und herſummenden Hofgeſellſchaft herausforderten und überboten.

„Der Glaube eine Schwäche?“ wiederholte ich mit ernſtem Nachdruck. „Möchte doch dies in Unglauben verzehrte, in Gleichgültigkeit erlahmte Geſchlecht von einem neuen Glauben erfaßt werden! Die abgelaufenen Endfäden aller Beſtrebungen und Richtungen würden ſich neu zuſammenfinden. Glaube iſt die höchſte Kraft und Fähigkeit, den Gipfel geiſtigen Vermögens zu erſteigen, zu dem ſich nur der ganze volle Menſch erhebt; der Glaube iſt ein Centralfeuer aller unſerer Lebensfunctionen. Und dieſe Zuverſicht, ein Genoſſe der Geiſterwelt zu ſein“ —

„Nicht wahr, wer Chriſtum glaubt und erkennt,“ unterbrach mich die alte Gräſin, „macht ſich zum Mitgenoſſen ſeiner göttlichen Natur!“

Das war alſo vielleicht der Inbegriff der Lehre, zu der ſich jene Zinzendorff'ſche Gemeinde bekennt, eine Gemeinde, deren ſtille Weltentfremdung und Einkehr die Gräſin theilte, ohne ihrer Neigung dafür Raum geben zu dürfen! Einen Zuſammenhang mit der Geiſterwelt verſtand ſie als Weib nicht anders, als im Gefühl einer Hingebung an die Perſon des Mittlers und Gottesſohns, der ein für alle Mal und für alle Welt, wenn ſie an ihn glaubt, mit ſeinem Blut das Sühnopfer geleiſtet haben ſollte! Ich konnte nicht denken, daß ſie über die Natur dieſes Gottesſohnes bis zum klaren Ergebniß nachgedacht; Chriſtus lebte wohl weniger in ihrem Verſtande, als in ihrer Phantaſie. Ein weibliches Gemüth bedarf vielleicht in jedem Fall einer Perſon, auf die es ſchwört; der Mann ſucht ſich ſelber eine Stellung an Gottes Thron, ſeine Thaten, ſeine Gedanken, ſein Wirken für die Welt ſind ſeine Rechtfertigung. Ich ſchwieg und mochte nicht weiter nach dieſem Herrnhuterthum fragen, das dem Mann den Schauplatz der Welt entweder ganz entzieht, oder einſchränkt und verdächtigt. Aber es galt hier, ein in ſich bedrängtes Gemüth nicht darben, nicht verarmen zu laſſen mit ſeinem Bedürfniß, das um ſo quäleriſcher wird, verſagt man ihm die Nahrung.

„Ich kann den Glauben nicht miſſen, ſelbſt wo man ihn Aberglauben ſchilt!“ ſagte die Gräfin mit zitternder Wehmuth.

„Was iſt Aberglaube?“ nahm ich das Wort auf. „Der Glaube an einen geheimen, von uns noch unerforſchten Nexus des ſcheinbar Unzuſammenhängenden! Ich habe wie in den Mythen und Legenden, ſo im Aberglauben der Völker immer nur ein oft unbeholfenes, aber ſehr ſinnreiches Surrogat für die noch verſagte Erkenntniß des Ueberſinnlichen gefunden. Der Aberglaube iſt oft eine ſymboliſche Andeutung für ſonſt noch unausſprechbare moraliſche Beziehungen. Phyſikaliſch iſt er Magnetismus, pſychologiſch Sympathie, wo nicht prophetiſche Ahnung.“

„O mein Gott!“ ſagte Gräfin Thusnelde, „wie Sie mit Eins das feſtſtellen, was uns ſo lange bedrängt! Hier iſt meine Nichte, Gräfin Juſtine; ſie hat Epochen, wo ſie um alle Krankheits- und Todesfälle in unſerer Nachbarſchaft weiß. Sie hat plötzlich Beängſtigungen, wenn ein Kind im nächſten Dorfe und oft weithin im Lande erkrankt, ſteht in der Nacht auf, weckt die Dienerſchaft, ſchickt Boten aus. Selten weiß ſie genau das Haus anzugeben, wo Jemand plötzlich daniederliegt, aber nie geht ihr Mitgefühl ganz fehl, immer theilt ſie den Schmerz eines Leidenden; ein plötzlich hereinbrechendes Unglück hat gleichſam eine Reſonanz in ihrem Innern. Es mag das krankhaft ſein, aber es iſt doch! Nur die Furcht vor — die Furcht vor der aufgeklärten Welt, die das Alles für eitel Trug und Selbſttäuſchung hält, hindert uns, ihren Ahnungen mehr nachzugehen. Mein Bruder Erlaucht brach neulich in heftigen Zorn aus, als Juſtine in der Nacht Lärm machte, aufſtand und umging; ſie leidet auch an nachtwandleriſchen Zufällen. Ein Greis lag oben auf der Höhe im Forſthauſe im Todeskampf. Zufall! ruft dann immer die Despotie der geſunden Vernunft, die alles Gemüthsleben für krank hält. Und doch hat dieſe gerühmte geſunde Vernunft allerlei Räthſeln und Geheimniſſen im Schmelztiegel nachgeforſcht!"

Die Gräfin hatte mich in eine entlegene Niſche des Gemachs gezogen, während ſie dies ſagte; die Geſellſchaft ſtand zu fern, ihre leiſen Worte zu vernehmen.

Das alſo war das zuſammengedrängte Seelenleben dieſer Frauen! Und dieſe Hemmung nannte man Seelenſtörung. Beim Weibe bleibt oft Trieb der Sinne, unbewußter Inſtinct, was beim Manne Erkenntnißdrang iſt. — An der Mittagstafel erfuhr ich, welcher ärztlichen Despotie das Leben der Frauen hier am Hofe unterworfen war. Juſtinens Schlafloſigkeit hatte man in den Epochen, wo ſie Gemüthsanwandlungen befielen, durch Opium zu heilen geſucht. Ihre Aufregung mußte damit nur ſteigen; ihre Seele ſchweifte dann von einer gewaltſam unterdrückten Vorſtellung zu andern, ſie verwebte die Eindrücke der Sinnenwelt mit ihren Phantaſien, und dieſe beherrſchten ſie endlich ganz, ſie ward fieberkrank, hatte ſelbſt Anfälle von Nervenkrampf, von Viſionen.

Unter den zur Tafel Gezogenen war neben einigen hohen Beamten des kleinen Staates und Hofes auch der Leibarzt Sr. Erlaucht. Dieſer Sohn Aesculaps gehörte zu den ſtarken Doſengebern, zu jenen Materialiſten, welche durch Aderläſſe, Brechmittel und Spritzen Alles zu erzielen glaubten, und mit dieſen Apparaten, dünkt mich, eine gleich große Barbarei wie die alten Klöſter mit ihrem Exorcismus des Teufels an den Tag legten. Der Leibarzt bei Hofe war zugleich Vorſteher des Narrenſpitals im runden Thurm, das zu den Liebhabereien des geſtrengen Herrn gehörte. Er war ſich bewußt, alle Abarten des Gefühllebens mit den Würmern vertreiben zu können, gegen den Enthuſiasmus eines erhitzten Gehirns ſiegreich mit Rhabarber in's Feld zu rücken. Er hatte zu Sr. Erlaucht allerhöchſter Befriedigung im Narrenthurm ſchon manchen Schwärmer und Propheten curirt und ſtattete bei Tiſche ziemlich dreiſt und umfänglich Bericht ab über den Erfolg einiger neuen Verſuche an kranken Nerven. Dabei war es doch ſeine fixe Idee, Tollheit, die ſeinen Mitteln widerſtand, für erbliches Uebel und für unheilbar zu halten. Er erzählte vom letzten unter ſechs Brüdern eines Kaufmanns der nächſten Stadt, die ſämmtlich freiwillig endeten. Der letzte dieſer unglücklichen Abenceragen, wie er ſagte, ward eingeſperrt. Allein er fingirte geheilt zu ſein, machte als reiſender Weinhändler Geſchäfte, poculirte ſtark, aber kam damit nicht an's Ziel, ſondern ſtürzte ſich, da der Wein ihn nicht ſchnell genug förderte, in's Waſſer. Gerettet, wollte er ſich verhungern. Man flößte ihm Nachts im Schlafe mit einer Röhre Nahrung ein, und ſo dauerte dieſer Proceß des Selbſtmordes und gewaltſamer Gegenmittel nun ſchon fünf Jahre.

Der Reichsgraf war bei ſittlichen Abnormitäten ebenfalls für Schreckmittel; kalte Sturzbäder hatte er gegen Trunkenbolde mit großem und dauerndem Erfolge angewendet. Kein Land in der That war von Vagabunden und Müßiggängern ſo geſäubert wie das ſeinige. „Auch gegen gewiſſe ſomnambüle Anwandlungen, dächt' ich, müßten kalte Douchen wirkſam ſein,“ ſagte er, obſchon etwas kleinlaut; „oder auch Piſtolenſchüſſe, die den Narren von Schlafwandler ſchrecken!“ ſetzte er hinzu mit einem ſtrafenden Blicke, den er weithin über die Tafel zu ſeiner Tochter ſandte. Juſtine war kalt und blaß wie der Tod geworden.

„Monſeigneur erlauben,“ nahm ich das Wort, „mit gewaltſamen Mitteln kann man allerdings den Patienten von dieſem Uebel befreien — inſofern der Tod von der Krankheit heilt.“

„Sie meinen?“ ſagte der Reichsgraf.

„Ein Schlagfluß,“ entgegnete ich, „iſt dabei nicht blos möglich, ſondern wahrſcheinlich, iſt die Natur des Leidenden zart und fein.“ — Ich erzählte vom Recluſorio in Neapel, wo man die Geiſtgeſtörten Komödie ſpielen läßt, ihnen Rollen einſtudirt, und zwar jedem die ihm entgegengeſetzt entſprechende. Die Hochmüthigen bekommen die Rolle des verlorenen, aber reuig zurückgekehrten Sohnes oder der büßenden Magdalene. Die ſich in ihrem Wahn Kaiſer und Könige dünken, müſſen zerlumpte Bettler ſpielen, und indem ſo Jeder in das ihm Entfernteſte ſich hineinfühlt und hineinlebt, wird er der Hinfälligkeit der menſchlichen Creatur recht inne, und dies Inſichgehen hat ſchon vielfach Heilungen für immer bewirkt.

Man fand das mehr pſychologiſch intereſſant, als der Natur des menſchlichen Gemüthes und ſeiner Abirrungen entſprechend. —

Abends war bei der Gräfin Thusnelde Thee. Eine beſondere, an mich ergangene Einladung, nicht zu ſpät zu erſcheinen, ward für mich Urſache, an dem Ausfluge der Männer zu Pferde nicht theilzunehmen. Es war mir ſchon, als riefe mich mein Schickſal, als winkte mir ein Genius. Hilf und rette, löſe und ſühne! rief es in mir, noch eh' ich wußte wen und was!

Ich fand die beiden Gräfinnen mit ihren Damen allein. Die ſtrenge Geſellſchaftsordnung war um Vieles gemildert und erleichtert als der Troß der Pagen und Lakaien bei der Bedienung entfernt blieb. Die an den Salon ſtoßenden kleineren Gemächer mit lauſchigen Niſchen und gothiſchen Winkeln gaben auch die Möglichkeit, ſich aus dem geſchloſſenen, aufmerkſam behüteten Cirkel zu entfernen, falls ein Wort zu äußern war, das einer Perſon allein, nicht Allen, nicht Jedermann galt.

Die Religion, und immer wieder die Religion war in dieſem traulichen Kreiſe gar bald von neuem das Thema. Als wenn in dieſen Zauberring, der die Erde mit dem Himmel, das Geringe mit dem Höchſten, das Vergängliche mit dem Unvergänglichen verbindet, alles ſonſt dem Leben Verſagte gebannt und einbegriffen ſei! Daß ich mich einen Proteſtanten genannt, der ſelbſt gegen den Proteſtantismus proteſtire, war das Stichwort geworden, das vom Munde des Reichsgrafen wie ein Lauffeuer durch die ganze Geſellſchaft ging, und das die Aufgeklärten, obenan der Starkgeiſt Juſtus Erich ſelber, für ihre Sache, die Frauen mit ihrer unterdrückten Stimme eben ſo gut für ſich zu deuten wußten. Ich wartete nur auf den paſſenden Augenblick, wo ich mich entſchieden für das bekannte, was ich war und wofür ich daheim galt. Nur wollte ich dieſen Moment nicht herbeidrängen; war es mir doch ohnedies wichtiger, wie ich als Menſch zu Menſchen, denn als Mitglied einer kirchlichen Gemeinſchaft zu dem angeborenen heimiſchen Bekenntniß ſtand. Ich mußte vor den Damen mit dem Geſtändniß hervortreten, daß ich für die Vereinigung ſämmtlicher chriſtlichen Confeſſionen ſei, in der römiſchen Kirche nicht und keineswegeſ vornehmlich und ausſchließlich die Religion Chriſti ſähe, aber auch keine von den proteſtirenden Secten für berufen halte, eine chriſtliche Kirche zu geſtalten. Das war zu viel für Gemüther, die in der Einſeitigkeit erzogen waren, ob ſie ſchon die harten Formen dieſer engen Ausſchließlichkeit zu durchbrechen ſich ſehnten. Gräfin Thusnelde zog ſogar den Harniſch des ſtarken Lutherthums an, als wollte ſie ſich hinter des Auguſtiners feſte Burg Gottes verſchanzen. Luther's Gemeinde, ſagte ſie, habe doch wahrlich, in Noth geboren, im Kampf geprüft, ja in Feuer und Blut bewährt, alle Merkmale einer ächten Kirche Chriſti an ſich und für ſich, eine Kirche, die ihr feſter als Petri Felſen in Rom zu ſtehen ſcheine! Ich mußte ihr entgegenhalten, daß jede Abſchließung, Ausſchließung und Verwerfung, ſowie das traurige Gefolge jedes Syſtems, Erſtarrung der Doctrinen und Formen, der Freiheit Chriſti und der allgemeinen unſichtbaren Kirche, die er meine, widerſtreite. Einen harten Kampf hatte ich bei den Angriffen gegen den römiſchen Glauben zu beſtehen. Daß dem Laien die Bibel mit ihren Dunkelheiten verſagt ſei, konnte ich nicht für unbillig halten. Daß die römiſche Kirche nicht in und mit dem Wort der Bibel ihren Abſchluß gefunden, erklärte ich damit, daß der Katholicismus ſich für eine fortgeſetzte Offenbarung halte, und die wahre Kirche, in der Chriſtus lebe, auch eine ſolche ſei und ſein müſſe. Jeder Secte beſtritt ich das Recht und die Befähigung, eine Kirche zu ſein. Ich mußte kraft und getreu meiner Ueberzeugung leugnen, daß ſelbſt die Augsburger Confeſſion einen andern Zweck gehabt und bekundet habe, als die wahre Katholicität, die wahre Rechtgläubigkeit ihrer Anhänger zu beweiſen, wie ſie ſich in ihrem Artikel 21 in der That verbindlich gemacht, keine Dogmen gegen die katholiſche Kirche zu lehren und zu billigen. Ich räumte der Gräfin Thusnelde ein, daß ein Chriſtenthum, in welchem Jeder, aller geiſtlichen Vormundſchaft entwachſen, ſich ſelbſt Prieſter ſei, allerdings als das eigentlich höhere und reinere angeſehen werden müſſe: nur daß man über die Wege zur Emancipation des Laien von aller Seelſorge des Prieſters noch nicht einig werden könne. Ich beargwöhnte die Sicherheit der Römiſchgläubigen, ſich vom Prieſter das Heil geben und entziehen laſſen zu können; aber ich nannte den Proteſtantismus, der den Einzelnen für ſein ewiges Seelenheil ſelbſt verantwortlich macht, wie er bis jetzt ſich geſtaltet, nur einen Verſuch in der noch immer vielfach unmündigen Menſchheit. Ich verwies auf einen Plan, eine thätig wirkende Loge zu ſtiften, die dies Ziel betreibe. Ich ſchloß mein Bekenntniß mit dem innerſten Satz meiner Ueberzeugungen, daß die Reformation erſt dann richtig gefaßt werde, wenn man ſie als Reformirung des geſammten katholiſchen Chriſtenthums verſtehe. Man müſſe, ſagte ich, durch den Proteſtantismus hindurchdringen, um wieder den ächten Katholicismus zur Erſcheinung zu bringen.

Juſtine hatte dieſen Verhandlungen, die nicht ohne Leidenſchaftlichkeit geführt wurden, faſt mit der ſtarren Ruhe eines verblichenen Geiſtes beigewohnt. Mit leuchtenden Augen, aber ſonſt bewegungslos, hatte ſie gelauſcht, ohne weitere Theilnahme zu bezeigen; es war als wenn ihre Seele von fern her erſt herbeigerufen werden müßte in den Kreis dieſer Intereſſen, die das Syſtem der Tagesordnung unterbrachen. Mitunter war's als ſchweifte ihr Geiſt weit ab von Allem, was ſie umgab und umtönte; dann wieder als wäre ſie davor erſchreckt, plötzlich ihren eigenen heimlichen Lebensquell rauſchen zu hören. Bei einer Pauſe war ſie raſch aufgeſtanden und an's Fenſter getreten, hatte den Salon eben ſo plötzlich verlaſſen und das anſtoßende Boudoir geſucht. Ihre Kammerdame war gefolgt, in der Beſorgniß, es verkünde ſich irgend einer jener Anfälle der Abſpannung und Lethargie, denen ſie ausgeſetzt war. Juſtine hatte mit ſtummer Gebährde abweiſend gewinkt, dann aber, als wir ſchwiegen, unſer Geſpräch ſich erſchöpft hatte, hörten wir ſie den Namen des Fräuleins rufen. Dieſes trat aus dem Cabinet alsbald mit dem Auftrag zurück, mich zu ihr zu bitten. Tante Erlaucht machte die Pantomime der Gewährung und Genehmigung, und ſo ſtand ich endlich vor der ſchweigſam Stillen, Aug' im Auge. Sie hatte den Kopf in die Hand geſtützt und ſaß, in die Ottomane gelehnt, mit fragſam verlangenden Blicken vor mir. Es war als müßte ſie ſich erſt auf die Sprache ſterblicher Menſchen beſinnen, um ihren Gedanken Ausdruck zu geben; nur das Auge ſprach in erhöhtem Glanz und Leben.

„Graf Latour," ſagte ſie ſcheu und ſtill, „iſt Wahnſinn heilbar?"

„Vollkommen!“ ſagte ich erſchreckt, „freilich nicht durch Mittel des Schreckens und der Barbarei, wohl aber durch liebevolle Pflege, durch Eingehen auf die Bedürftigkeit eines leidenden Gemüthes. Was wir Störung nennen, iſt ja oft nur eine Laune der Natur, ein Hervorbrechen verſagter und unterdrückter Empfindungen, ein Traum der ſich gewaltſam in den wahren Zuſtand drängt, Schlafbefangenheit und Bewußtſein durcheinanderwirrt. Der Geheilte geht oft geläuterter, geiſtig freier dem neuen Lichte ſeines wiedergewonnenen Lebens entgegen. Er ſteht dann geſicherter da, hat er nach der traumhaften Krankheit der Seele ſeinen Zuſammenhang mit Gott und der Welt von neuem und weit klarer begriffen!“

„O wie gut!“ flüſterte die Comteſſe und entzog ihr Auge den prüfenden Blicken, mit denen ich ſie umſpannte. „Ich gelte für gefühllos,“ ſagte ſie. „Im Gegentheil, mir fehlt es am Verſtändniß für das, was die Menſchen treibt, aber ich fühle oft ſicher genug, wenn auch unſagbar, was nicht gut darin iſt.“ — Sie ſchickte ihre forſchenden Blicke nach mir aus, wie Fühlfäden, um zu prüfen ob und wie weit mir zu trauen ſei. „Graf Latour,“ fuhr ſie dann fort, „ich leide an einem unerbittlichen Widerſpruch gegen die Dinge dieſer Welt. Aber ich fühle doch, daß ich kein Recht habe, dieſe Ordnung zu ändern. Man ſollte mich gewähren laſſen, wie ich mich in das was hier gilt, gefunden, ob mir ſchon oft genug eine Stimme im Traume ſagt, es könnte beſſer ſein. Man klagt, ich ſei kalt und todt, aber was man mir bietet, mich zu reizen, die geſchulte Regel des guten Anſtands, der bunte Lärm der Erheiterungen, das hat mich nur mehr verſcheucht. Ich verdanke der Tante Erlaucht ſehr viel; ſie ſuchte mich mit religiöſen Vorſtellungen zu erwärmen. Aber ſchon von Kindheit an, wenn ſie mir Abends Kapitel aus der Bibel vorleſen ließ, das Leben des Erlöſers von der Krippe der Hirten im Stall bis zum Oelberg und Golgatha vor meiner Seele auf und niederſtieg, nahm ich das Alles nur wie das Mährchen von einem verzauberten Prinzen; ich hatte keinen Sinn, die Legende in die Sprache unſerer gemeinen Nutzanwendung zu überſetzen.“

„Sie hatten, Gräfin,“ ſagt' ich, „wohl die Schönheit des heiligen Lebens begriffen, aber nicht die Doctrinen, die ſich die Menſchen daraus feſtgeſtellt, um ſich darüber zu entzweien und zu befeinden!“

Sie ſah mich aufhorchend an; faſt wollte ein Lächeln, wie Zuſtimmung und Bejahung, über ihr Antlitz ſchweben, aber ein Hauch der Wehmuth verſcheuchte den gefälligen Reiz, der um ihren Mundwinkel ſpielte.

„Saß ich in der Kirche,“ fuhr ſie fort, „ſo erſchrak ich darüber, was aus der heiligen Sage für harte Wahrheiten erwachſen waren, es ſchien ſich mir in den Reden unſerer Hofprediger aller Segen, den Gott über die Welt hat ergießen wollen, in eitel Fluch und Verderben zu verwandeln. Meine Kränklichkeit mochte Schuld daran ſein, wenn ich in den Bildern am Altar den gegeißelten und den am Kreuz entſeelten Leib des Herrn nicht ertrug, ohne krampfhafte Schmerzen zu empfinden; ich meine, man ſollte den Herrn nur wie er lehrt und ſegnet, und Wunder thut mit Wort und Hand, vor Augen haben!“

„Mormona!“ ſeufzte ich aus tiefer Seele; mich überwältigte das Andenken an Mormona’s widerwillige Anwandlungen vor den Marterbildern aus der heiligen Geſchichte.

„Was iſt?“ fuhr Juſtine auf und ſah mich fragend an. Ich entſchuldigte mich, daß die Gewalt einer alten Erinnerung in mir aufgeſtiegen. Sie fragte mich nicht danach, aber ich fühlte den leuchtenden Blick ihrer Augen, als ich die meinigen niederſchlug. Ein Weib verſteht ſehr leicht und gut, wo Jemand an eine Grabſtelle in unſerem Innern rührt, an eine Stelle, wo wir ein geliebtes Leben beiſetzten.

„Sie waren viel in Italien, Graf Latour?“ ſagte Juſtine.

„Es iſt mein Heimathland,“ entgegnete ich, „mein Name iſt La Torre.“

„Meine Sehnſucht nach dem Süden jenſeit der Alpen,“ ſagte die Gräfin, „hat Vater Erlaucht mit ſeinem entſchiedenen Widerwillen gegen das Land meiner Mutter verpönt. Es bleibt ein verſagter Wunſch, den Ort ihrer Geburt, den Schauplatz ihres kurzen Jugendlebens zu betreten. In früheren guten Tagen, wenn ich als Kind krank war, am Bette, hat mir Vater Erlaucht wohl in ſchwachen Stunden, wie er’s nennt, von der Mutter und vom Süden erzählt; ſpäter, als ich den Wunſch nach ihrem Jugendland feſthielt, wies er um ſo beſtimmter jede Regung zurück, die daran gemahnte. Mein Vater —“

„Ein außergewöhnlicher Mann!“ ſagte ich, wie ſie ſchwieg und ſich unterbrach.

„Aber meine Mutter!“ brach Juſtine aus und eine ſchwere Thräne zitterte in ihren dunkelblauen Augen. „In einer Villa am Strande unfern der Bucht von Genua hat ſie ihre kurze Liebe geträumt, dort ward auch der Bund von Prieſterhand beſiegelt.“

„In der Villa Speroni,“ ſagt' ich.

„Sie wiſſen? Sie waren dort?“ rief ſie.

„Ich ſah auch das Bild Ihres Vaters, Gräfin,“ erzählte ich, „in Rom, im Palaſt der Propaganda des katholiſchen Glaubens, in der Sala intima zwiſchen den Bildern deutſcher Proſelyten, in Lebensgröße, aber mit einem Trauerflor bedeckt, weil man ſich thörichter Weiſe beeilt, an ſeine Vermählung eine Hoffnung, ihn zu gewinnen, zu knüpfen!“

„Im geheimen Saal der Proſelyten ſahen Sie ſein Bild, Sie, ein Proteſtant?“ flüſterte Juſtine mit der ſcheuen Haſt leidenſchaftlicher Aufregung.

„Ich bin dem Herkommen und dem Bekenntniß nach katholiſcher Chriſt!“ ſagte ich.

„O mein Gott,“ rief ſie zitternd, „laſſen Sie ihn das nicht wiſſen, Niemand hier, Niemand!“

Sie hatte mit beiden Händen meinen Arm erfaßt und drängte ſich in der Heftigkeit maßloſer Angſt an meine Seite, ich weiß nicht ob Schutz ſuchend oder in der Abſicht, mich ihres Schutzes zu verſichern.

Die Gräfin Tante hatte ſich mit ihren Damen dem Cabinet genähert; unſer Zwiegeſpräch war beendet, unterbrochen. Der Abend verlief ſonſt einfach und ſtill. Die Herren waren zu ſpät von ihrem Ausflug zurückgekommen, um noch zum Thee bei den Damen zu erſcheinen. Beim Abſchiede nahm ich noch Gelegenheit, insgeheim die Gräfin Thusnelde nach Juſtinens Nachtwandeln zu befragen. „Hat ſie Ihnen davon erzählt?“ fragte die Tante nicht ohne Aengſtlichkeit, und fuhr fort: „Anfälle der Art hat ſie ſchon von früh gehabt, aber ſie ſteigerten und fixirten ſich erſt bei einer gewiſſen Veranlaſſung. Von der verſtorbenen Mutter beſaß das Kind ein Crucifix von Ebenholz und einen Kranz mit Roſenkügelchen. Man hatte das dem Kinde zum Spielzeug gegeben, als Einziges und Letztes, was ihm von der Verewigten geblieben. Juſtine hatte damit getändelt, aber das Spiel ward verfänglich, als ſie an dem Kranze ihr Nachtgebet herzuſagen begann. Das erregte Eiferſucht, Argwohn, Zorn; mein Bruder Erlaucht entriß ihr Beides, und ſeitdem ſtand ſie oft Nachts träumend auf, es zu ſuchen. Auf ihre Bitten, ihr die theuern Angedenken wiederzugeben, erfolgten Zornausbrüche über Götzendienſt und Narretheien. Seitdem Crucifix und Roſenkranz drüben im Archiv beigeſteckt worden; hat die nachtwandelnde Träumerin kein anderes Ziel für ihre Sehnſucht als den alten runden Thurm. Natürlich wird Nachts jeder ihrer Fußtritte ſorgſam gehütet. Sie hat aber doch ſchon mit verſchmitzter Liſt ihre Wächter getäuſcht!“

Ich ſuchte früh mein Zimmer. Die ganze Nacht über war mir zum Sterben weh; die Diſſonanzen im Leben der Menſchen bedrückten meine Seele, ich mochte den Schlaf ſuchen oder wach bleiben. Arme, mißverſtandene, gequälte Seele, könnt' ich dich erretten und erlöſen! Das war mein Gedanke ſchlafend und wachend. Juſtine erſchien mir wie ein gefangener, im Kerker ſtumm gewordener Vogel, der ſich an den Stäben ſeines Käfigs die Flügel zerſchlägt.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Nachtwandel und Liebe.

Der nächſte Tag brachte mir wenig Beziehungen zu Juſtine. Bei der Begegnung am Morgen, wie an der Mittagstafel war ſie wieder in ihre paſſive Stille, die an Starrheit grenzte, zurückgekehrt; ihr Seelenleben hatte ſich wieder hinter die Formen, die um ſie her galten, verkrochen. Nur dann und wann warf ſie fragend und ſuchend den Blick ihres wunderbaren Auges zu mir herüber. Wie ich von meiner Abreiſe ſprach, zog ſie ſich mit allen ihren Fühlfäden in ſich zurück; ich empfand die Zuckung, die über ihr Herz lief, ſympathetiſch in meiner eigenen Bruſt. Erſt die Nacht ſollte das Myſterium unſerer Liebe offenbaren.

Im feſtlich geſchmückten Ballſaal zu Belle Promeſſe war Tanz. Der Reichsgraf in Perſon eröffnete den Ball mit einer ſchon betagten, aber kräftig impoſanten Dame, einer Hohenlohe'ſchen Gräfin aus einer Seitenlinie, Kreuzdame und Vorſteherin eines proteſtantiſchen Fräuleinſtiftes. Sie war, raunte man ſich zu, eine alte Neigung des geſtrengen Herrn geweſen; er hatte ſie wenigſtens gerngehabt, aber ſeine Zärtlichkeit für ſie war nun bis dahin abgedämpft, daß er jährlich ein Mal ihr Cavalier war und auf ihren Wunſch mit ihr tanzte. Es war ein eigenthümlich Schauſpiel, wie die zwei hohen erhabenen Geſtalten eben ſo zierlich wie ehrbar im Tanz ſich mit einander gebährdeten. Es war weniger ein Tanzen wie ein Becomplimentiren, ein Hin- und Herneigen der Geſtalten in gegenſeitiger Devotion und Gravität. Anfangs meinte man, ſie hätten den Tanz parodiren wollen, aber ſie trieben das Gliederſpiel mit ſtrenger orthodoxer Gewiſſenhaftigkeit. Dem regierenden Herrn lagen tiefe Falten auf der gewölbten Stirn, während ſein Mund ſo viel Grazie als ihm möglich war, entwickelte. Er courbettirte, wenn ich ſo ſagen darf, um ſeine Dame herum, er machte ihr die Honneurs mit der Courtoiſie eines ſpaniſchen Granden. Jetzt war er ihr voraus, als wollt' er ihr entfliehen, und jetzt erſchien er, wie ſie hinter ihm herſtolzirte, wie König David vor der Bundeslade. Es war eine Ciaconne von Sebaſtian Bach. So eigenthümlich wie der Tanz war auch die Muſik. Es war als wenn erhabener Kirchenſtyl ſich zu einem Scherzo herabgelaſſen. Ein Rieſe von Geiger gehörte dazu, ein wahrer Briareus, wenigſtens ein Spieler von verzehnfachter Kraft, um all' die Grandezza mit all' der Grazie, all' die Feierlichkeit des Reifrockſtyls mit all' den Feinheiten einer ſüßen Empfindſamkeit auf dem Inſtrumente ſolo zu verſchmelzen. Die Melodie verkriecht ſich hinter lauter Schnörkel und Fiorituren, taucht aber hier neckiſch, da mit aller Gewalt hervor, eine wahre Schlangenlinie mit Arabeskenguirlanden, wie ſie auch ſonſt das Zeitalter liebte.

Auf dieſen Ehrentanz, an welchem theilzunehmen nur das Alter berechtigt ſchien, folgten die üblichen franzöſiſchen Tänze, die mehr dazu gemacht ſind, die Grazie der Jugend zu entfalten. Prinz Emil eröffnete mit ſeiner Verlobten den Reigen. Er führte ſie mit Behutſamkeit und Delicateſſe, aber unſicher, ohne Feſtigkeit und Zuverſicht. Wie ſie an mir vorüberſchritten, ſchlug Juſtine das Auge zum Himmel auf, während ihre Lippen ein Lächeln erzwingen wollten. Plötzlich am Ende des Saales bemächtigte ſich des Paares unter einem leiſen Aufſchrei ein Schwindel. Ich ſah nur wie der Prinz, weder ſeiner noch ihrer mächtig, wankte, wie eine Wetterfahne um ſie herumfuhr und auszugleiten drohte. Wie vom Blitz getroffen ſchien Juſtine das Bewußtſein und die Kraft der Fortbewegung verloren zu haben. Unbeweglich blieb ſie ſtehen, der eine Arm behielt die ausgeſtreckte Haltung, während die andere Hand in's Ungewiſſe tappte. Ich war hinzugeſprungen, und ehe noch der Prinz ſich ermannt hatte, ſeine Tänzerin von neuem zu erfaſſen, griff ſie mit der Rechten krampfhaft zu und hielt meinen zur Unterſtützung dargebotenen Arm convulſiviſch feſt. So kaum ihrer Herr, hoben und trugen wir, der Prinz und ich, die theuere Bürde aus dem aufgelöſten und verworrenen Knäuel der Tänzer, die ſich planlos um uns gruppirten. Eine Kammerdame öffnete die nahe Seitenthür, und während im Saal Muſik und Tanz loſe durcheinanderſchwirrten, waren wir mit der Ohnmächtigen in das anſtoßende Gemach getreten. Wir hörten nur noch, als die Thür hinter uns zufiel, wie die Muſik plötzlich verſtummte, ein dumpfes Gewirr laut ward, bis die Commandoſtimme des Reichsgrafen: „Fortgetanzt!“ das Signal zur Herſtellung der unterbrochenen Ordnung gab. „Schließen Sie die Thür hinter uns!“ flüſterte ich der Kammerdame zu, „die Gräfin braucht Ruhe und Erholung!“

Mit Hülfe des Prinzen hatte ich die Leidende auf das nahe Ruhebett gelehnt; ich war jedoch außer Stande, meine ſtarr von ihren Fingern umſchloſſene Hand aus der ihrigen zu ziehen; der Prinz hatte ſeinen Arm um ihren Nacken geſchlungen, um ihr Haupt zu ſtützen, als ſich Juſtine erholte. Ein erneuerter Druck auf die Klinke der geſchloſſenen Thür ſchreckte ſie auf. „Es wird der Leibarzt ſein!“ ſagte die Kammerfrau, bereit, die Pforte wieder zu öffnen. „Haltet die Ungethüme von mir zurück!“ rief Juſtine mit flammendem Zorn, während ſie ſich mit der Springkraft einer Stahlfeder in die Höhe ſchnellte und halb aufgerichtet vor uns ſaß. Sie hatte meine Hand freigegeben, blickte uns befremdet an, fragte was geſchehen, warum der Tanz unterbrochen ſei. Wie ich mit der ganzen Gewalt der Seele in ihr Auge blickte, fuhr ſie leiſe in ſich zuſammen, als erinnerte ſie ſich der Situation. „Verzeihung, mein altes Uebel!“ ſeufzte ſie, und eine Thräne über ſich und ihren Zuſtand zitterte aus ihren Wimpern. Sie lehnte ſich wieder zurück, ſenkte und hob ihr Auge und blickte mich hülfeflehend an. Meine Fingerſpitzen zuckten, es war mir, als ſei alles Feuer meiner Seele in die Nervenenden meiner Hand gefahren. Eine unendliche Wehmuth überfiel mich; ich gedachte des Rabbi, wie er die aufgeſtörten Lebensgeiſter meines Pirrho mit ſeiner Handbewegung gebändigt und gemildert. Wie ich Aug' in Auge mich über ſie beugte, hob ich unwillkürlich meine Hände wie zum Gebet, wie zur Abwehr alles Böſen über ihr Haupt, ſtrich niederwärts über Hals und Buſen und rief in heißer Angſt bebend und flüſternd nach dem guten Geiſt zur Sühnung und Beruhigung. Juſtine lag ſtill; ein Fittich des Friedens breitete ſich bei der dritten Handbewegung über ſie. Wie ihr Augenſtern ſich hob und nach oben unter die Höhlung trat, lächelte ihr Mund zum Zeugniß ihrer Beruhigung. *

„Was thun Sie, Graf Latour?“ fragte der Prinz ängſtlich. Ich bedeutete ihn ſtill und wies auf die Schläferin, die ihm ſelber Rede ſtehen ſollte. „Wie iſt Ihnen, Gräfin?“ fragte ich leiſe in ſie hinein.

„Sanft und gut!“ hauchte ſie in tiefen Zügen. „Wie auf Flügeln des Windes hebt es mich hinauf bis in die Wipfel der Buchen und Tannen; ſie beugen und neigen ihre Häupter, ſie bedecken meine ganze Geſtalt, der Athem der Liebe Gottes greift über die Saiten meiner Seele. Jetzt, jetzt, höher hinan, ich woge und webe in Licht und Aether, Alles iſt Liebe und Milde. Ach, wer küßt meine Stirn?“

Dann ſchlief ſie feſt und tief; ich ließ von ihr ab, ich taſtete nach meinen eigenen Händen, nach meiner Stirn, die heiße Tropfen bedeckten. Von der entgegengeſetzten Thür nahten Schritte, die Damen vom Gefolge der Gräfin eilten mit Dienern herbei. Ich machte Ruhe und Schonung zur Pflicht; der Schlaf werde ſie erquicken und heilen, ſagt' ich. Ich empfahl, ihr die Kleidung zu erleichtern, ſie in ihr Gemach auf ihr Bett zu tragen. Den Prinzen beſchwor ich, den ſo eben hereintretenden Arzt zu zwingen, ihr den

Schlummer zu gönnen, ſie in Frieden zu laſſen. Ich zog mich dann zurück und ſuchte auf einem Umwege den Eingang zum Ballſaal.

Der Prinz, der den Transport begleitet hatte, ereilte mich auf dem Corridor, der beide Schloßflügel verband. Es war ein langer bedeckter Gang von Glaswänden und Fenſtern, die nach einem Lichthofe gingen. Dicht zur Seite lagen die von mir eingenommenen Gemächer. Drüben begann die Reihe der Zimmer des linken Flügels, welchen die Damen des Hofes bewohnten.

„Welch' ein ſeltſamer Zuſtand!“ ſagte der Prinz noch ganz außer ſich, indem er lebhaft meinen Arm erfaßte.

„Noch nicht ſo ſeltſam,“ war meine Entgegnung, „als die harte Barbarei der Mittel, mit denen man hier zu Lande gegen Traumanfälle ſolcher Art zu Felde zieht! Es iſt das erſte Geſetz für den Arzt, die Krankheit nicht zu hemmen. Auch liegt die Quelle der Geneſung nicht außerhalb des Leidenden. Gräfin Juſtine iſt von Kindheit auf falſch behandelt. Ihr Gemüthsleben iſt geſtört, weil man es unterdrückte, und die zurückgedrängte Phantaſie flüchtet ſich in den Schlaf und geſtaltet ſich die Träume bis zu leibhaften Erſcheinungen. Darum ihre fieberhaften Ahnungen, ihr Nachtwandeln. Stört man das, ſo bricht der Traum als Wahnſinn mitten in die Wirklichkeit herein!“

„Sie iſt im wachen Zuſtande ſo kalt, ſo todt!“ ſagte der Prinz.

„Eben deshalb,“ entgegnete ich, „ſie iſt das Opfer der Despotie des nüchternen Verſtandes, der hier das Scepter ſchwingt. Man pflege ihr Gefühlsleben, man ſchrecke nicht ihre Phantaſieen zurück, dann wird ihr Geiſt ein Genüge finden mitten auf der Scholle der Wirklichkeit! Sie iſt vielleicht ein Naturell wie ihre Mutter, ein Kind des Südens, eine Pflanze, die hier die nordiſche Zugluft hindert, ſich frei zu entfalten. Weder das Klima, noch die Etiquette des Hofes, weder die kalte Herrſchaft der Vernunft, noch die hier landesüblichen religiöſen Vorſtellungen paſſen für ein ſo zart und weich organiſirtes Gemüth.“

„Sie meinen, Gräfin Juſtine hätte bei dem Naturell ihrer Mutter eine Neigung“ — der Prinz ſchwieg plötzlich und ſah mich argwöhniſch an.

„Jedenfalls eine Neigung zu milderen Lebensformen, als man ihr bietet,“ ſetzte ich hinzu. „Wenn die Aufklärung des Verſtandes ſich mit allen Schreckniſſen der Barbarei waffnet, da kann es nicht Wunder nehmen, geht darüber ein Gemüth zu Grunde.“

„Und mit was für Mitteln,“ fragte Prinz Emil nach einer Pauſe, „haben Sie ſich der Kranken bemächtigt?“

„Mit keinen, die ein böſer Zauber bietet,“ ſagte ich, „mit der magnetiſchen Kraft in Blick und Hand. Wollen wir darüber ſchweigen, Prinz; profane Köpfe möchten uns verketzern!“

Ich fühlte des Prinzen ſchweren, durchdringenden Blick, den er noch auf mir haften ließ, als wir am Eingang in den Ballſaal auseinandertraten. Der Tanz war nicht unterbrochen, aber die Feſtfreude doch ſo ziemlich getrübt, ſo viel der Reichsgraf ſich auch Mühe gab, den ſeiner Tochter zugeſtoßenen Anfall zu ihren gewöhnlichen Anwandlungen zu rechnen. Der Leibarzt ſtattete ihm auch bald ganz beruhigenden Bericht über den feſten geſunden Schlaf der Patientin ab. „Daß mir ſo was paſſiren muß, ſo ein Nervenſpuk in meinem Hauſe!“ ſagte der Mann in ſeinem Zorn; „ich lieb' es ſchon nicht, daß Eins krank iſt; Gemüthskrankheiten ſind mir eitel Thorheiten!“ — Er bedachte nicht, daß auch die Thorheiten zu den kranken Zuſtänden der Menſchen gehören. — „Hält man die fünf Sinne ſtramm,“ eiferte er, „ſo kann derlei dummes Zeug nicht vorkommen. Centralpunkt verrückt? Unſinn! Kopf oben, reines Blut, Auge klar, Magen arbeitſam: ſo kommt man ohne Anfechtung ſelbſt durch eine Welt voll Teufel! Das geſammte Frauenzimmer hat freilich ſeinen beſondern Kram mit allerlei Functionen, und dann reden ſie auch noch von Nerven! Lieber Herrgott, wenn Sehnen und Knochen friſch ſind, was wollen da die Nerven anfangen?“

Der Prinz zog den Reichsgrafen bei Seite; ich weiß nicht ob er ihn von dem beſonderen Vorgang, der nur ihm und mir im Saale bekannt geworden war, in Kenntniß ſetzte. Vielleicht war er blos bemüht, das gewaltſame Einſchreiten des Medicus zu verhüten. Mir genügte das Bewußtſein, die Qual der aufgeſtörten Lebensgeiſter in ſanften Schlaf gelöſt zu haben. Ich glaubte zum erſten Mal an die Macht meiner Hand; aber ich verſchwieg das auch der Gräfin Tante und hoffte, Prinz Emil werde meiner Warnung eingedenk ſein.

Die Geſellſchaft trennte ſich früher, als anfänglich bezweckt ſein mochte, nachdem der Leibarzt noch ein Mal von Juſtinens Zuſtand die beſte Nachricht gebracht. Ich ſuchte mein Zimmer, fand aber weder Schlaf noch Frieden. Es war eine ſchwüle deutſche Sommernacht; ein Gewitterhimmel hing ſchwer über uns. Wie ich die Fenſterflügel öffnete, kämpfte die Mondſcheibe mit den zitternden Wolken, die ein leiſer Windhauch ſpielend und neckend und doch drohend genug bewegte. Im Schloßhofe war es ſtill geworden, Wagen und Roß waren abgezogen, die gebliebenen Gäſte untergebracht; in den Fenſtern hüben und drüben irrten noch einige Lichter auf und ab und erloſchen dann allgemach.

Ich verließ mein Zimmer, um dem Luftzug ungehinderten Spielraum zu geben, und betrat das Gemach daneben, das an den Ballſaal ſtieß; es war derſelbe Raum, wo Juſtine auf dem Ruhebett gelehnt. Im Hintergrunde ſtand ein Inſtrument in Form eines Spinetts mit vollſtändiger Claviatur. Wie bei der Orgel waren hinten die Züge, aber mit Glocken und Schaalen von Glas, die nach Verhältniß ihrer verſchiedenen Größe hoch und tief angebracht, eine Scala von vier Octaven bildeten. Dieſe waren ſo ineinander geſchoben, daß jede nur einen Fingerbreit hervorragte und auf einer Axe ruhte, die mit dem Fuß bewegt ward. Glocken und Hände werden angefeuchtet, jene, wenn ſie klingen ſollen, mit den benetzten Fingern berührt; an Süße und Zartheit übertrifft der Ton des Inſtrumentes alle andern. Es war eine Glasharmonika, nach dem Blitzableiter die zweite Erfindung des großen Franklin, von der man auf Belle Promeſſe Kenntniß genommen. Von meinem Aufenthalt im Collegium zu Genua mit dem Orgelſpiel vertraut, verſuchte ich das Inſtrument, von dem ich gehört, es habe für den Spielenden Gefahr. Ich hatte keine Ahnung, daß die Gefahr, die ich heraufbeſchwor, ſich ganz anders bekunden ſollte. Die unglaublich ſtark und anhaltend verbreiteten Schwingungen, die aus den ſanft beſtrichenen Glasſchaalen hervorzittern, bringen durch die Fingerſpitzen eine durchdringende Erſchütterung in den Nerven hervor.

Ich ſpielte ein Stabat Mater von Pergoleſe; mich hob der Geiſt wie auf Flügeln in's Reich unſichtbar überirdiſcher Mächte. Nicht ich war's, der zu ſpielen ſchien: das Inſtrument ſpielte, die Macht der Töne riß mich in ihre Wirbel. Der Raum, die Sinnenwelt verſchwanden um mich her; ich hörte kaum von fern ein leiſes Geräuſch, das ſich draußen am äußerſten Ende des langen bedeckten Ganges ankündigte. Ich begann die neue Paſſage. Ein Windzug, der durch die offene Thür und Fenſter ſtrich, löſchte vor mir das Licht, das auf dem Pult des Inſtrumentes ſtand. Wie das Nachtgewölk am Himmel vorüberzog, goß der Mond ſein blaſſes Licht über mich herein. Ich ſpielte die dritte Strophe; da klirrte es vom Corridor her wie ein Riegel, den vielleicht der Luftzug gelöſt; es war am letzten Fenſter, das von drüben in den bedeckten Glasgang führte. Meine Hände glitten mechaniſch über die Taſten hin, während meine Augen, rückwärts gewendet, in's Dunkel und in die Tiefe des Ganges drangen. Dort vom letzten Fenſter her wandelte immer näher, mit Unterbrechung und Pauſen, langſam taſtend eine Geſtalt, weißgekleidet, das Antlitz frei, die Hände erhoben. Ich ſaß regungslos da, meine Finger ließen den Ton lang verſchweben; ich ſtarrte in's Ungewiſſe nach dem Lauſcher, der jetzt zurückwich, ſowie der Ton verklang. Um mich meiner Sinne zu verſichern, drückt' ich im Zweifel über das ſeltſame Gefühl, das mich beſchlich, beide Hände von neuem in die Taſten. Die Geſtalt richtete ſich auf, als ſchöpfte ſie tief Athem, und ſetzte den Fuß vorwärts. Ich konnte bei der Dämmerung nichts erkennen, als die ungewiſſe, wellenförmig im Schleier wogende Geſtalt; ich hörte von ihrer Bewegung kaum den Saum des Gewandes, der über den Boden ſtreifte. Die Geſtalt wandelte auf mich zu; ich trat ihr entgegen; der Schreck über die Entdeckung lähmte mich faſt; ich fühlte den ſchlanken Leib eines Weibes, der ſich an mich drängte. Ich zitterte ſo heftig, daß ich zurücktrat. Sie flüſterte, was ich nicht verſtand, trat feſt auf mich zu und drückte mich wieder in den Stuhl, auf dem ich bei'm Spielen geſeſſen. Dann legte ſie beide Hände auf meine Schultern, auf meine Stirn, während ihre Augen oben nach dem Mondlicht ſuchten, das ſcheu und ſchüchtern, ganz verſtohlen durch's Fenſter lugte. Wie ſich die Geſtalt über mich lehnte, aufgelöſt in meinen Armen hing, ihren warmen Pulsſchlag mein Buſen fühlte, beſann ich mich erſt von neuem, daß kein Traum mich umgab, ein lebendiges Weib ſich an mich ſchmiegte. „Schrecke nicht vor mir zurück!“ hauchte ſie wie Klänge der Aeolsharfe, „die gefangene Seele muß ſich in die Nacht flüchten, um von den Banden der körperlichen Menſchenwelt frei zu ſein. Verachte mich nicht, wenn ich irre rede! Haſt du nicht ſelbſt von den Völkern des Morgenlandes erzählt, denen die geſtörte Seele heilig iſt, weil aus ihnen Gott und Natur zum Menſchen reden könnten? Sie haben mir Netze und Fallſtricke gelegt, aber ich habe ihre Liſt überliſtet und ſie zu Gefangenen im eigenen Zimmer gemacht. Die Geiſter ſind gut, wenn der körperliche Menſch ſie nicht ſtört und verwirrt. Laß du mich frei wandeln, ich ſuche nach einem Herzen, das mit mir fühlt. Verſpotte mich nicht, dir will ich vertrauen. Sei du nicht grauſam, weil ich unglücklich bin. Du wirſt meine Seele retten, dir will ich mein Geheimniß bekennen!“

„O mein Gott!“ rief ich und glaubte zu vergehen unter der ſüßen Laſt, die ſich mir ſchickſalsvoll in die Arme gab. Wie ich aufblickte, ſah ich hell und klar in Juſtinens blaß verklärtes, ätheriſch verzücktes Antlitz; der Mond ergoß ſein ganzes Licht über uns her, nicht mehr argwöhniſch, ſondern offen und voll, wie eine Segensſpende, wie einen Glorienſchein. Wie ſich ihr Gewand von der Schulter löſ'te, leuchtete mir der Glanz der Lilie entgegen. „Reiner Engel der keuſchen verſchwiegenen Nacht!“ ſagt' ich ſtill und ſcheu. Ich zitterte vor dem Gedanken, die Seele eines unberührten Weſens, das Herz eines reinen Geſchöpfes, ihren ſüßen Leib in meiner Hand zu haben. Sie ſah mich lächelnd an, als hätte ſie meine Gedanken errathen und ſprach: „O armer Thor, du thuſt mir wohl! Ich liebe dich, Joſeph La Torre, wie noch kein Weib geliebt. Sieh! über den Waſſern fährt ein Sturm dahin, Welle bäumt ſich gegen Welle, ſie kräuſeln wild auf, aber ſie ſchäumen rauſchend an einander und ihre weißen Spitzen küſſen ſich. So lieb' ich dich! Und horch! Ueber das Waldesdunkel brauſ't der Nachtwind, er fährt über die Buchen dahin, als wollt' er ſie brechen, aber ſtürmt vorüber und im Nachwehen beugen und neigen die Wipfel ſich, und Blüthe tauſcht den Duft mit der Blüthe. So lieb' ich dich. Und weil ich dich liebe, wie nur ein Weib einen Mann geliebt, kann ich dir's auch geſtehen, wie nie ein Weib es ſollte!“

„Ihr Engel und Cherubim des Himmels!“ rief ich, vom Glück der Liebe berauſcht, „leiht mir Euere Flügel, um das Herz der Geliebten, ein Kleinod und nun mein heilig Eigenthum, zu ſchirmen!“

Ich preßte die Geliebte an mich, als könnt' ich fürchten, ſie mit dem vorüberrauſchenden Traum zu verlieren: mir bangte, ſie bei ihrem Namen wachzurufen, als könnte ſie mit wachen Sinnen ihre Liebe verleugnen.

Da nahten im Corridor eilende Schritte, nicht männlich feſte, aber nicht weniger haſtige. Die Kammerfrau im Nachtgewande, eine Kerze in der Hand, lief keuchend herbei; Juſtine hatte ſie in der That überliſtet und im Vorzimmer abgeſperrt, war auf der anderen Seite ihrer Gemächer entkommen und hatte, vom Klang der Harmonikatöne gelockt, vom Mondlicht geführt, den Weg nach dem bedeckten Glasgang gefunden. Ich winkte der Kammerfrau, das Licht zu beſeitigen. Sie verſtand nicht mein Begehr. Wie der Schein der Kerze Juſtinens Auge traf, zuckte ſie zuſammen und hing wie geknickt an meinem Buſen; die Schwere, die plötzlich in ihre Glieder fuhr, machte mir erſt jetzt den Eindruck eines Körpers, den ich in meinen Armen hielt. Ein Glück, daß die Kammerfrau nicht nach Hülfe gerufen; vielleicht fürchtete ſie für ſich ſelbſt bei der Entdeckung, die Schlafende auch nur einen Augenblick allein im Zimmer gelaſſen zu haben. Ich gebot ihr Schweigen und Ruhe, und ſo tappten wir nach ausgelöſchtem Licht durch die Dämmerung den Corridor hinunter. Dort am Ende überſah ich den Sprung und Schwung, der doch immer nöthig war, um von drüben in die Gallerie zu gelangen; die Tiefe der Hofmauer war zu beträchtlich, um bei wachen Sinnen den Schritt über das Geländer und über den leeren Raum hin zu wagen. Die Kammerfrau, ſeit deren Kindheit im Dienſt bei der Gräfin, verſicherte, in ſolcher Ausdehnung noch nicht eine nächtliche Anwandlung mit ihr erlebt zu haben. Wir hatten glücklich das Vorzimmer erreicht und die Schläferin auf das nächſte Ruhebett gelehnt, als das Geräuſch von Geweckten mich zwang, eiligſt, unerkannt und unbemerkt, wie ich dachte und hoffte, meinen Rückweg zu ſuchen. Erſchöpft ſank ich ſelbſt auf mein Lager und ſchlief betäubt bis in den tiefen Tag hinein. —

Die Sonne ſtand bereits ziemlich hoch, als ich erwachte. Das Gewitter hatte ſich entladen, ein leuchtender Sommertag lag über der

Landſchaft. Im Schloßhof war es ſehr lebendig. Neue Gäſte waren angekommen, Wagen fuhren ab und zu, reitende Boten ſprengten hin und her. Der Friſeur, der vom Perſonal der Dienerſchaft mich bediente, erzählte, für heute ſei der eigentliche Tag der Verlobung des hohen Paares anberaumt geweſen, allein Comteſſe könne das Bett, wenigſtens das Zimmer nicht verlaſſen. Angekleidet eilte ich hinüber in den Schloßflügel, wo die Gräfin wohnte. Zu nicht geringem Erſtaunen der harrenden Diener antichambrirte ich eine ganze Weile, um unter dem Vorwande, den Arzt ſprechen zu wollen, von der Kammerfrau über den Verlauf der Nacht zu hören. Ich konnte ſie nur im Fluge erhaſchen: die Gräfin habe feſt und ruhig bis an den lichten Morgen geſchlafen, ſei jetzt ſtill und duldſam, weigere ſich aber hartnäckig, an der Beſtimmung des Tages theilzunehmen; von den Vorgängen der Nacht ſchien ſie blos von ihrem Schwindel im Ballſaal und ihrem Erwachen in des Prinzen und meiner Gegenwart ein Bewußtſein zu haben. Ich zitterte vor dem Gedanken, ihr Traum werde über ihre wachen Sinne keine Macht, in der Wirklichkeit keinen Platz haben, wie ein Schattenbild der Nacht vom Tage ohnmächtig verſcheucht ſein!

Wie ich in meine Wohnung zurückkehrte, erfuhr ich, daß der Prinz wiederholt nach mir geſchickt habe. Ich eilte zu ihm, war aber froh, ihn nicht zu treffen, ihm nirgendwo zu begegnen. Gräfin Thusnelde war unpaß, für Niemand zu ſehen. Der regierende Herr war mit einer Auswahl der Geſellſchaft zu Wagen und Roß nach Schwarzenfels, der alten Stammburg des Hauſes, um dort Geſtüt und Hirſchpark zu beſuchen. Er für ſeine Perſon ſei ſogar nach Empfang einer wichtigen Depeſche tiefer in's Land hinein. Daß ich von jener Partie ausgeſchloſſen blieb, fiel mir weder auf, noch legte ich Gewicht darauf. Die Mittagstafel war nicht eben ſehr zahlreich, nur von einigen Nachzüglern und Seitenzweigen der eingeladenen Herrſchaften beſetzt. Baron Hinterbein und die zurückgebliebenen Ehrendamen machten nebſt den verſpäteten Ankömmlingen den Kern der Geſellſchaft.

Der Abend war herangekommen; meine quäleriſche Unruhe ſtieg bis zur Angſt und Pein. Es duldete mich nicht im Zimmer; ich ſuchte das Weite, und doch trieb es mich wieder zurück. Ich fühlte klar und ſicher, daß ein zweites Weſen in meine Sphäre getreten war und wie feſtgebannt in meiner Lebensluſt blieb. Ich wußte mich doppelt, ich empfand, daß eine andere Natur über mich gebot. Zugleich überkam es mich wie eine Ahnung und Mahnung, ein großes Unheil zu verhüten.

Wie der Mond am Himmel ſtand, hielt ich das quäleriſche Gefühl von heranziehenden Gewitterwolken, die meinen Lebenshimmel bedrohten, nicht länger aus; ich eilte hinüber in die Vorzimmer der Wohnung der Comteſſe. Zitternd fuhr mir die Kammerfrau entgegen, mit allen Zeichen des Schreckens mir meldend, der Reichsgraf ſei mit dem Leibarzt und noch zwei anderen Perſonen dageweſen und habe die Gräfin lang und breit ausgefragt: ſie habe nur geſagt, was Jedermann wiſſen könne. Auf der Treppe habe Se. Erlaucht von einer Gaunerei, von einem Betruge geſprochen, den er entdeckt. Im Nu war die geängſtete Duenna fort, und doch lag mir ob, ihr eine Mahnung für ihr weiteres Verhalten in der Behandlung der Schläferin zuzuraunen.

Mit Anbruch der vollen Nacht wollt' ich mein Lager ſuchen, aber es trieb mich auf, ich mußte Thür und Fenſter öffnen. Es duldete mich auch dann nicht im Zimmer, ich ging in das Gemach, das an den Ballſaal ſtieß, trat gedankenlos an den Harmonikaflügel, legte die Hand in die Taſten, fuhr aber plötzlich vor dem Gedanken zurück, die Schläferin herbeizulocken. In demſelben Augenblick klirrten im Corridor die Scheiben, der Fenſterflügel rauſchte auf und die weiße Geſtalt Juſtinens, wie geſtern im Nachtgewande, aber ſicherer und dreiſter, ſchritt den Gang hinunter auf mich zu. Ich war dies Mal entſchloſſen, ſie bei'm Namen zu nennen, ſie wachzurufen, um zu erfahren, was hierbei blos Traum oder Wahrheit ſei. Im Eifer, auf ſie zuzuſchreiten und mich ihrer zu bemächtigen, nahm ich kaum die Kammerfrau wahr, die hinter ihr herſchritt, noch weniger das Geräuſch, das von der entgegengeſetzten Seite laut ward. Die Zofe ſtürzte außer Athem auf mich ein, mit Gebährden der Angſt, mit Worten der Furcht, von denen ich nur halb und halb: „belauſcht, entdeckt!“ heraushörte. Juſtine ſtand kerzengrade vor mir, betaſtete mir Stirn und Schläfe, und ſprach dann geiſterhaft daſſelbe Wort, das ſie mir geſtern geſagt: „Ich vertraue dir, ich muß dir insgeheim ein Geſtändniß machen!“

In demſelben Augenblick brach unter dem Gewicht, das man gegen ſie ſtemmte, die kleine Tapetenthür, die vom Ballſaal in's Zimmer führte, krachend zuſammen; mit Lichtern und Dienern, die ſie trugen, ſtanden der Reichsgraf, der Prinz ſammt einer Schaar von Lauſchern auf der Schwelle, der alte Herr mit flammendem Geſicht, Prinz Emil bleich und fahl, in den Mienen der Andern Schreck und Entſetzen. Vom Geräuſch und Lichtglanz erſchreckt, fuhr Juſtine zurück und barg ihr Haupt an meiner Schulter.

„Lichter fort!“ rief ich die Lauſcher bedeutend.

„Glaub's ſchon!“ murmelte der Reichsgraf im finſtern Groll; Alle aber bannte der Schreck über das Bild, das vor ihnen ſtand, während ich die Schläferin auf das Ruhebett lehnte und beide Hände über ſie breitete, um ihre Augen vor dem Kerzenlicht zu ſchirmen.

„Wird denn der Hokuspokus und Firlefanz bald enden? Die Gaunerei, der wälſche Lug und Trug!“ In dieſe Worte brach plötzlich der Reichsgraf mit ſeiner Donnerſtimme aus und fuhr wie ein angeſchoſſener Eber wüthend auf mich ein. Juſtine ſchreckte aus dem Schlaf empor, ſprang in die Höhe, rieb ſich die Augen, die Stirne, ſtarrte uns entſetzt an, griff mit beiden Händen in ihr Haar und warf ſich laut weinend in die Kiſſen des Lagers zurück.

„Spitzbüberei der Charlatanerie!“ ſchrie der Reichsgraf von neuem und erfaßte mich mit beiden Fäuſten an der Schulter. Ich ſprang zurück, griff an die Degenſeite und rief empört: „Signor, ich bin ohne Waffen, bin Euer Gaſt, bin in Euerem Hauſe — und in Gegenwart all' dieſer Zeugen?“

Er fühlte erſt an der Bitterkeit meines Tones, wie ſtark er ſich vergeſſen, ſich ſelbſt entehrt. Er ſchüttelte ſein Haupt, als bäumte er ſich gegen das Eingeſtändniß der eigenen Verſchuldung, hob dann ſeine Hand und gebot den Begleitern zurückzutreten, unter dem Bedeuten, er habe mit dem Herrn da allerdings ein Geſchäft unter vier Augen. Die Uebrigen traten hinter die Tapetenthür, deren ſchwache Seitenwand ſie von uns trennen, die Verhandlung der Oeffentlichkeit entziehen ſollte. Juſtine lag verhüllten Hauptes in den Kiſſen.

„Unglücklicher Mann!“ rief ich, „wollen Sie nicht dies theuere Leben ſchonen?“

Der Reichsgraf lachte wild auf. „Unglücklicher?“ wiederholte er, „wollt Ihr mir vielleicht dazu verhelfen, ein unglücklicher Vater, Vater einer unglücklichen Tochter zu ſein?“

„Signor,“ ſagte ich, „ich mache Sie verantwortlich für die Folgen!“

„Mich verantwortlich?“ rief der Reichsgraf, „mich, der ich Euch zur Rechenſchaft ziehen will? Darum alſo, mein Herr Graf, ſind Wunder noch alle Tage möglich? Das ſind Euere Wunder: ſchlafende Mädchen bei nächtlicher Weile von ihrem Lager zu locken?“

Der Prinz war bei Seite getreten. Er verbeugte ſich und machte eine abweiſende Gebährde. „Unter ſolchen Umſtänden,“ ſagte er, — „verzeiht, Erlaucht!“ Er machte Miene, ſich zu entfernen. Ich mußte ſelbſt darum bitten, daß er blieb; er war Tages zuvor Zeuge geweſen, wie ich den Starrkrampf, der ſich Juſtinen's bemächtigte, löſte und linderte. „Ich rufe Gott zum Zeugen an,“ rief ich, „daß ich an dieſem theueren Leben keinen Raub bezweckt, keinen Frevel verübt! Daß ihre Empfindungen eine Richtung genommen, über die ſie ſelbſt nicht Herr geblieben, wer will darüber zu Gericht ſitzen? Und noch war vielleicht Alles eine bloße Irrung der Phantaſie, die ſich im Traum ein Genüge verſchaffte. Vom Schleier der verſchwiegenen Nacht würde verdeckt geblieben ſein, was eine bedrängte, irre Mädchenſeele nur dem Monde geſtanden. Ihr aber habt das keuſche Geheimniß mit roher Fauſt aufgedeckt. Seht ſelber zu, wie Ihr damit auskommt, über die ſtillen, der Nacht vertrauten Bekenntniſſe einer Mädchenſeele zu Gericht zu ſitzen! Die Beiſaſſen Eueres Gerichtshofes habt Ihr ja bei der Hand, die Zeugen gleich mitgebracht, um Anklage und Urtheil öffentlich zu machen!“

„Nicht das Opfer, nicht die Verführte wird angeklagt!“ rief der Reichsgraf.

„So richtet Euere Anklage wider mich,“ ſagt' ich, „was iſt geſchehen?“

„Was geſchehen?“ wiederholte der Alte, „finde meine Tochter bei nachtſchlafender Zeit in ſeinen Armen und ſoll noch Rede ſtehen und ſagen, was geſchehen?“

„O mein Gott!“ rief ich in der Angſt meiner Seele über die Rohheit dieſer Barbarei.

„Gott Zebaoth und die Erzväter könnt Ihr anrufen!“ ſchrie der Wüthende, „und da Ihr doch ein Mal als ſchleichender Proſelytenmacher ſo taktfeſt in der Bibel ſein müßt: hat nicht ſelbſt der Legislator der Juden ſchon vor ſo viel tauſend Jahren ſeinem Volk das Geſetz gegeben: Es ſoll unter euch nicht gefunden werden ein Weisſager, oder ein Tagewähler, oder der auf Vogelgeſchrei achtet, oder ein Zauberer und Zeichendeuter, der die Todten und die Schlafenden befragt, denn wer ſolches thut, iſt dem Herrn ein Gräuel! Und habt Ihr, ich will von Zaubertränken nicht reden, hier aus dem Zauberkaſten nicht Töne heraufbeſchworen, die des Mädchens Sinne gelockt und geködert?“

„Franklins Erfindung,“ ſagt' ich, „wie ſein Blitzableiter — Erfindungen des hölliſchen Geiſtes?“

„Ihr werdet Sophiſt genug ſein,“ fuhr der Reichsgraf fort, von neuem auf mich eindringend, „aus aller Verwickelung Euch ein Schlüſſelloch offen zu halten, — Ihr ſeid ein Jeſuit!“

Die ganze Maſſe ſeines Grimmes entlud ſich in dem einen Worte. Ich begegnete ſeinem Zornausbruch mit der ganzen Kälte und Ruhe, die ſich plötzlich meiner bemächtigte.

„Und wenn dem ſo wäre?“ ſagt' ich.

„Blindſchleiche im Weinberge Roms!“ rief der Reichsgraf mit ausgeſtrecktem Arm, während der Zorn in rother Lohe triumphirend in ſeinem Antlitz ſtand, „Euer Genoſſe und Sodale, der deutſche Bruder Burkhart, iſt auf der Bamberger Grenze ergriffen und wurde verdächtig befunden mit ſeiner Ausſage, aus dem reformirten Genf zu ſein. Sah meinen Feldjägern auch gleich nicht aus, wie Gottes Wort nach Calvin's Texte! Ich reiſte geſtern hin und hab' ihn verhört. Wen find' ich? Meinen alten Bettelmönch von ehedem, der als Chemiker im Lande herum quackſalbern ging mit dem rothen Pulver und der weiland Augsburger Goldtinctur! Iſt Pater Jeſuit geworden und hat Euch zum Miſſionsbruder, mein Herr Graf von La Torre. Euere Güter, in den Händen des heiligen Amtes, ſind den Jeſuiten verſchrieben, und Ihr, deren Werkzeug, ambuliret und vagabundiret in fremden Ländern herum, und ſehet zu, wen Ihr verſchlinget! Herr mein Gott, wenn ich bedenke, daß ich die Schlange ſelber hereinführte, um hier die Weiber zu beſchwatzen, auf Captation ſchwacher Gemüther auszugehen und bei meiner Tochter den Seelenfänger zu machen! O du mein alter Gott im Himmel! Muß mir das paſſiren!“

Der Mann ſchlug beide Hände über ſein Antlitz und brach in einen Strom von Thränen aus. Ich hatte kaum noch Waffen gegen ihn. Das Mitgefühl mit der Erſchütterung dieſes im Wahn ſeines Argwohns blöde befangenen Mannes hielt das Gefühl der Beleidigung, das in mir aufwogte, nieder. Beſtürzt und betroffen war ein Theil der Begleiter wieder in's Gemach getreten und ſtand an den Wänden herum; Niemand wußte den Bann, der auf uns Allen lag, zu löſen. Da trat Juſtine plötzlich zwiſchen uns, mit erhobenem Haupt, frei vom Schleier, mit flatterndem Haar, die Arme aus dem weißen Gewande nach uns ſtreckend, eine Prieſterin, die hier allein das Wort fand, das der Himmel zu ſprechen hatte.

„Hört mich, Ihr Männer!“ rief ſie, „ich bin wach, ich träume nicht, ich ſchlafe nicht, ich überſehe Alles und Jedes, ich erkenne Euch bis in die geheimſten Falten Eurer Seele. Vater, laß ab von deinem Zorn, der Himmel gebeut es. Ich gelobe mich hier, feſten, wachen Sinnes, frei und ohne Zwang, dem Manne zu eigen, der hier als Ehrenverletzer falſch angeklagt vor mir ſteht. Kein böſer Zauber hat mich verlockt, der Inſtinkt der Liebe trieb meine traumwandelnde Seele zu ihm; ich erkläre ihn jetzt mit wachem Bewußtſein zu meinem Retter und Ritter. Kein böſer Dämon hat mich beſtrickt, mit dem Zauber ſeiner Liebe und Milde hat er mich gewonnen; ich gelobe ihm hier vor Gott und Menſchen Herz und Hand!“

Sie hatte ihre Rechte auf meine Bruſt gelegt, die Linke zum Himmel erhoben. So ſtand ſie wie ein heiliger Bote mit der Verkündigung zur Löſung der Wirren unter uns.

Der Reichsgraf hatte beide Hände von ſeinem Antlitz ſinken laſſen, der Strom der Thränen war plötzlich verſiegt, er ſtarrte mit offenen Augen und Lippen die Tochter an, nicht begreifend, welch' neues Myſterium ſich hier verkündete. Der Prinz, der in den Ballſaal getreten war, erſchien noch ein Mal auf der Schwelle der Thür, um dann für immer zu verſchwinden.

„Iſt es möglich? Meine Tochter dieſem Manne Wälſchlands verfallen?“ rief der Reichsgraf mit erneutem Schmerzausbruch.

„Vater!“ ſagte Juſtine, ſich an ſein Herz werfend, „rufe nicht, wo die innere Stimme der Wahrheit und des heiligſten Naturgefühls geſprochen hat, den Wahn der Vorurtheile und die Meinungen der Welt herein in dieſen Streit! Meinem Retter aus den Banden unſeliger Verlorenheit, dem Lichtbringer mitten in der Nacht meines Lebens, dem Arzt meiner Seele gelob' ich mich. Laß dich, Vater, bei der verklärten Seele der abgeſchiedenen Mutter beſchwören!“

Im Reichsgrafen hatte der Zorn in der ganzen Härte des Ausdrucks wieder Raum gewonnen. Die Erinnerung an die Verſtorbene mahnte ihn zugleich an den ganzen Streit ſeines Lebens; der Haß gegen Alles, was römiſch und wälſch, ſtand wie eine Donnerwolke auf ſeiner drohenden Stirn. Er ſchüttelte die Tochter von ſich und herrſchte mich an: „Mein Herr Graf,“ ſagte er, „Ihr werdet es begreiflich finden, wenn ich Euch, bis zum Ausgleich dieſer Sache, für meinen Gefangenen erkläre.“

„Einen Ausgleich,“ entgegnete ich, „würde ich als ehrenhaft für Euch und mich nur darin finden, wenn Ihr mir unter vier Augen Rede ſtändet, und mir diejenige Genugthuung gewährtet, die Ihr dem Cavalier nicht verſagen dürft.“

„Ich kann Euch nicht für ebenbürtig anſehen, Graf Latour,“ war die ſtolze Erwiederung, „Ihr ſeid der Gefangene meines Criminalgerichts!“

Die Begleitung um uns her war zahlreich genug, um mit Nachdruck den Häſcherdienſt zu verſehen.

Der Prinz hatte ſich uns gänzlich entzogen; er wollte hier weder Kläger noch Zeuge weiter ſein. Andern Tages in der Frühe reiſte er ab unter ſchriftlichem Abſchied und der Erklärung, bei ſo bewandten Umſtänden die Hand der Comteſſe nicht mehr erſtreben zu können. Wie ich das Zimmer, das der Schauplatz der Begebenheit geweſen, unter Begleitung des Reichsgrafen und ſeiner Cavaliere verließ, hatte ſich Juſtine mit dem ganzen Schmerz der Verzweiflung an mich geklammert; ſie war nur mit Gewalt aus meinen Armen zu reißen.

Die Haft, die ich im Laufe der nächſten Tage und Wochen zu beſtehen hatte, war um deswillen beſonders ehrenwidrig, als man das Anerbieten meines Gelobniſſes, nicht ohne Wiſſen des Reichsgrafen den Platz zu verlaſſen, mit Härte, ja mit Hohn zurückwies. Ich ſchrieb dem Reichsgrafen wiederholt, machte ihm die bündigſten Zuſicherungen als Mann von Ehre, als Bruder und Maurer; ich ſetzte meine Rechtfertigung auf, machte ihm die offenſten Geſtändniſſe über mein Leben und Treiben. Was er aus meiner Heimath durch ſeine Spione über mich einzog, entkräftete alle meine Darlegungen, Betheuerungen und Schwüre. Ich muß es ihm zum beſondern Verbrechen machen, daß er mich weiter keines Zwiegeſprächs, keiner perſönlichen Unterredung gewürdigt

In Juſtinens Seele war inzwiſchen eine vollſtändige Umwandlung vorgegangen. Sie hatte keine nächtlichen Anfechtungen wieder; der Nebel, der ihren Sinn umzogen, war gelichtet, der Schmerz der Ereigniſſe hatte ſie gereift, der Traum hatte ſeine Irrungen, ſeine Wolkenbilder von ihr abgeſchüttelt, ihr Geiſt war klar und ſeiner ſelbſt mächtig geworden. Es entwickelte ſich ein Heroismus in ihr, der die ſtärkſte Willenskraft daran ſetzte, mir anzugehören, mich zu ertrotzen, meine und ihre Ehre, wie ſie glaubte, zu retten. Sie machte wiederholt die verſchiedenſten Verſuche, ihren feſten Entſchluß zu documentiren. Die Tante Erlaucht ward in's Complott, wie der Reichsgraf ſagte, gezogen: alle Vorſtellungen, ihre Thränen, ihre Beſchwörungen, ihr Fußfall, ſelbſt das Gelöbniß ihrer Demuth und ihres willigen Gehorſams in allen Dingen ſonſt, blieben ungenügend, den in ſich vergrimmten Willen des Vaters zu beugen; das Schreckgeſpenſt des römiſchen Proſelytismus hielt ihn zurück, einen friedlichen Ausgang zu ſuchen, und ſo trieb die gewaltſame Entſcheidung, die er heraufbeſchwor, juſt zu dem Ziele, dem er vorzubeugen mit allen Mitteln bemüht geweſen. Sein bitterſter und empörendſter Ausfall war mit Hindeutung auf meine Vergangenheit, die er in Erfahrung gebracht, das Wort: Ich hätte mich ja ſchon ein Mal an einem Weibe, an einer Waldenſerin, als Seelenwerber und Proſelytenmacher bewährt! — Einer Zuſammenführung mit Pater Burkhart ward ich enthoben, der gute Bruder hatte Mittel gefunden, aus ſeiner Haft zu entkommen. Nach einer Reihe von Verhören vor den Sachwaltern der reichsgräflichen Landesjuſtiz, nach wochenlangen Verhandlungen ward mir endlich — nicht meine Ehrenerklärung und Freiſprechung, ſondern das Urtheil angekündigt: unter Bedeckung und bei

Androhung neuer Haft über die Grenze geſchafft zu werden. Noch in derſelben Nacht ward ich auf dem biſchöflichen Gebiete ausgeſetzt und freigegeben. Ueber dieſe Art, meinen Ehrenhandel zu ſchlichten, empört: was blieb mir übrig, als die Zuflucht bei den Feinden des Mannes zu ſuchen, den ich ſo hochgeſchätzt, und an dem ſich nur die traurige Wahrheit beſtätigte, daß auch urſprüngliche Tugenden des Geiſtes verwildern können. Die Briefe, die mir Juſtine geſchrieben, was ich ihr ſelbſt, wenn ich deſſen noch bedurfte, zu meiner Rechtfertigung ſchriftlich gemeldet, aller Verkehr zwiſchen ihr und mir war vereitelt und hintertrieben, bis ſie ſelbſt in Perſon vor mir erſchien und ſich in meine Arme flüchtete. Nicht zwei Tage war ich im Bamberger Lande, als es ihr gelang, ſich der Beaufſichtigung, die, einer Haft gleich, ihr zu Theil geworden, mit Gewalt und Liſt zu entziehen. Nachts bei Nebel und Unwetter, zu Fuß, ohne Schutz und Hülfe, nur in Begleitung der Kammerfrau, die ihr Loos von dem ihrer Herrin nicht mehr trennen mochte, hatte ſie auf Umwegen durch Geſtrüpp und Wald die Grenze erreicht und mich aufgefunden.

Damit war ihr und mein Schickſal entſchieden und feſtgeſtellt; ich war jetzt der Ritter und Retter Juſtinens, hatte kein anderes Gebot, als das Gefühl der Pflicht für ſie und mich. Ich ging auch jetzt noch offen zu Werke, um ein Friedensbündniß zum Ausgleich anzubieten. Fluch und Verwünſchungen folgten, wo wir demüthig um Segen gefleht. Da gelobte ſich Juſtine vor dem Altar der alten Kirche mir zum Weibe, und der alten Kirche ſelbſt zum Mitglied. Sie glaubte, daß der Geiſt ihrer zu früh dahingegangenen Mutter freudig und ſegnend auf ſie herabblickte, als ſie mit dem Entſchluß, mir und meiner Welt, meinen Gedanken und meinen Gefühlen ganz anzugehören, jenen Schritt vollzog.

Wir gingen nach Italien, wohin mich ohnedies alsbald meine Angelegenheiten riefen. Meine Güter, Schloß und Land meiner Ahnen, waren in den Händen der römiſchen Curie. Ich hatte ſie dem Orden verſchrieben, und dieſer betrieb mit allem Eifer meine Einſprache gegen die Schenkungsacte. Man ſagte, der Orden habe noch nie in Rom einen Proceß verloren, allein es ſchien, daß die fünfundzwanzig Jahre verſtreichen ſollten: mit dieſer Friſt iſt der Streit ohnedies beigelegt.

Die Geburt eines Sohnes gab uns neuen Anlaß, dem Reichsgrafen zur Verſöhnung die Hand zu bieten. Um den Religionskrieg des Hauſes zu beenden, gelobten wir den Sohn Joſeph dem alten Herrn und ſeinem Chriſtenthum, boten ihn als ein Opfer, als ein Unterpfand des Friedens an. Kann eine Mutter mehr thun, als auf ein Kind verzichten? Der Reichsgraf ging darauf ein, aber nur zögernd, nicht ohne Argwohn, nicht ohne Beſorgniß vor wälſcher Hinterliſt und Tücke. Er erkannte unſere Ehe als rechtmäßig an, aber er wollte die Verſöhnung mit uns nicht eher vollzogen wiſſen, als bis es ihm, wie er ſchrieb, gelungen ſei, den Knaben, als zu ihm und ſeiner Welt gehörig, als „richtigen evangeliſchen Chriſtenmenſchen“ großgezogen zu haben. Er ſperrte ihn faſt hermetiſch ab, hielt von dem einſamen Jagdhauſe alle Einflüſſe von draußen fern, ſchien den Knaben faſt zum Sonderling machen zu wollen. Das Experiment, in dem jungen Menſchenweſen, katholiſcher Leute Kind, alle Gemüthsſchwelgerei, die dem alten Herrn verdächtig iſt, zu unterdrücken, hätte leicht mißlingen können. Und was ſollte das Problem, ſelbſt wenn es gelang, beweiſen? Was wir ſind, wurden wir nie aus uns ſelbſt, ſondern als die Summe deſſen, was uns umgibt. Darüber hat denn meines Weibes Herz verbluten müſſen! Anfangs, in den erſten Jahren, wußte ſie heimlich den Knaben zu ſehen, ihrer mütterlichen Sehnſucht, trotz dem Verbot, Nahrung und Genugthuung zu verſchaffen. Die geſchärften Maßregeln des Geſtrengen machten ſpäter die Beſuche ſchwierig, unmöglich: ihr letzter, gewaltſam ertrotzter, gab ihr den Tod.

Kurze Zeit zuvor ſtand ich an dem Sterbebette Euſebio's. Ein Eilbote hatte mich geheim zu ihm beſchieden. Ich betrat noch kaum das Gemach meines ehemaligen Lehrers, um ſein Geſtändniß, ſeine Beichte, ob ich ſchon nicht Prieſter war, entgegen zu nehmen. Er konnte nicht ſterben, ohne mir in's Ohr zu raunen: Dein Sohn Saverio lebt! Der Kirche geweiht, hat er ſich ihr entzogen, iſt von ihr abgefallen! — Pater Euſebio, von meinem Vater in der Beichte zu Rathe gezogen, hatte den urſprünglichen Plan, die Güter des Hauſes für ewige Zeiten der Kirche zu ſchenken, nur dadurch zu meinen Gunſten zu hintertreiben und umzugeſtalten gewußt, daß er die Schenkungsacte auf fünfundzwanzig Jahre billigte und der Sohn dem Orden Jeſu übergeben ward. Als Prieſter mußte meinem alten Freunde die Beichte heilig ſein; als Mitglied ſeines Ordens durfte er nicht gegen deſſen Intereſſen handeln; denn ich hatte, falls ich den Rechtsſtreit gegen die römiſche Curie gewann, der Geſellſchaft in Santa Maria ein Seminar und Miſſionshaus zu errichten gelobt, ja ihr die Verwaltung des Erbes anheimzugeben verſprochen. Allein Euſebio war auch Menſch, er war Maurer, er hatte mich geliebt; er konnte nicht ſterben, ohne ſchließlich in dem Geſtändniß gegen mich eine Gewiſſenserleichterung gefunden zu haben. Mit dem Document des Reichsgrafen in der Villa Speroni hatte es für Euſebio dieſelbe Bewandtniß; er hatte es zugelaſſen, daß die bindende Clauſel eingefügt wurde, aber er hatte, durch Verheimlichung desſelben, verhindert, daß es zum Nachtheil des Ausſtellers benutzt und mißbraucht werde. Daß Euſebio nicht immer in aufrichtigem Einverſtändniß mit dem General ſeines Ordens geblieben war, bewies die Beſchlagnahme ſeiner Papiere, ſobald ihn ſein Krankenlager feſſelte. Man hatte den Provinzial nicht vor Gericht ziehen wollen, denn ſeine Verdienſte waren groß, ſein Anſehen weit verbreitet; allein man lauerte nur auf ſein Hinſcheiden, um über ſeine Papiere herfallen und über des Mannes vermeintliche Reſervalien ſich Aufſchluß verſchaffen zu können. Lorenzo Ricci, ſeit längerer Zeit ſchon wirklicher General der Geſellſchaft, haßte Euſebio, weil er ihn fürchten mußte; er fürchtete ihn, weil ehren und hochachten nicht ſeine Sache war. Er hatte ſogar, eine Ausnahmsregel ſondergleichen, womit der General das Anrecht der eigenen ſouveränen Gerichtsbarkeit Lügen ſtrafte, dem heiligen Amt der Inquiſiton die Anweiſung gegeben, auf des Mannes gefahrvolle und verfängliche Papiere und Briefe, dieſe Documente ſeiner Verbindungen mit Ketzern und Freimaurern, dieſe Belege verrätheriſcher Plane zu einer Kirchenreform, Beſchlag zu legen, da ſein Anhang im Orden zu gewaltig ſei, um ihn und ſeine Schriften mit Erfolg vor ein Ordensgericht zu ſtellen.

Nur mühſam hatte mich der Bote Euſebio's aufgefunden, nur mündlich erließ er an mich die Aufforderung, zu ihm zu eilen, und eiliger, als der Tod zu ſein, der ihm nahe. Ich fand ihn noch am Leben, ich hörte noch das Geſtändniß ſeiner zitternden Lippen, ich ſah noch die Unruhe der Sehnſucht in ſeinen Augen, womit er den

Zweiten, dem er Offenbarungen zu machen gedachte, erwartete. Dieſer Zweite ſollte mein Sohn Saverio ſein, der Flüchtling aus dem Kloſter, der von ſeinem Orden, von ſeiner göttlichen Beſtimmung, ja von der Mutterkirche Abgefallene. Mormona's Sohn iſt ein ketzeriſcher Chriſt geworden, hat ſich zu einem Glauben bekannt, vor dem man ihn gewaltſam mit Hinterziehung ſeiner natürlichen Rechte, mit ſo viel mühſamer Veranſtaltung ſichern wollte. Eine höhere Fügung waltet! Und was wir höhere Fügung nennen, wahrlich, unſer eigenes Blut, die Naturbedingungen unſeres perſönlichen Weſens harmoniren mit ihr, Gott und Natur gehen Hand in Hand wider allen Zwang, wider alle Klügelei der Menſchen!

Saverio erſchien nicht auf Euſebio's Ruf an deſſen Todtenbett. Ich drückte dem Sterbenden die Augen zu, ohne daß ſein letzter Wunſch, Vater und Sohn vereint vor ſich zu ſehen und im Anblick dieſes Wiederfindens einen Vorgeſchmack der ewigen Seligkeit zu fühlen, in Erfüllung ging. Wie ich aus Euſebio's Gemach trat, hingen bereits die Siegel des heiligen Officiums an den Thüren des Gebäudes, die Diener der Inquiſition ſtanden rings geſchaart. Meinen Sohn Saverio aber ſucht' ich lange vergeblich, ſo ſorgſam ich ſeinen Spuren in Genf, in Südfrankreich und Paris nachging. Saint Germain hat ihn mir in den Logen der Roſenkreuzer verheißen, aber im Verein mit Donna Carlotta böslich entzogen; ich war nicht willig genug befunden, in deren Plane einzugehen. O arme Menſchenwelt, wie haſt du dich, angeblich um Gott zu dienen, allerwegen in ein Gewebe von Unheil, in ein Gewirr ſelbſtgeſchaffener Leiden verloren!

Vierundzwanzigſtes und Schlußkapitel.

Die Söhne des Grafen de la Torre als Herausgeber dieſer Papiere.

So weit des Grafen Giuſeppe de la Torre Rechtfertigungsſchrift, Bekenntniß und Erzählung ſeiner Schickſale. Wir wiſſen ſchon, wie er den Sohn ſeiner italieniſchen Ehe in der Roſenkreuzerloge zu Nürnberg wiederfand.

Leſer dieſer Zeilen, Kind einer ſpäteren Zeit, Sohn und Genoſſe eines andern Geſchlechts, — wenn du, vielleicht nicht ohne mitbewegt zu ſein, dieſe Blätter prüfeſt, dieſe Geſtändniſſe nach dem Maße deiner eigenen Erfahrungen und Erkenntniß abwägſt: wirf in die Schaale, die hier über Recht und Unrecht entſcheiden ſoll, keinen Stein des Grolls, findeſt du, ſei's hüben, ſei's drüben, je nachdem du ſelbſt in deiner Lebensſtellung Partei nimmſt, Irrthum mitten in der Wahrheit, Wahn unter die heiligſten Ueberzeugungen gemiſcht! Was iſt Wahrheit? — An der Löſung dieſer Frage arbeiten die geſammten Jahrhunderte; jedes Geſchlecht hat ſie von neuem ſich zu ſtellen, ſie mit ſeinem eigenen Thun und Denken, oft mit ſeinem Blut und Leben zu beantworten. Laſſen wir uns genügen, wenn ein Menſchenleben den heiligen Drang verräth, das Wahre vom Falſchen zu ſondern, die Erſcheinungen der Welt ihrer Entſtellungen, ihrer Selbſttäuſchungen zu entkleiden. Oft iſt die Schaale ſüß und der Kern ein herber! Ausgerungen aber ſind die Kämpfe des menſchlichen Geſchlechts nicht, und wenn noch Millionen Herzen darüber verbluteten! Heilig ſei uns nur und ſtehe feſt, was die Edlen, auch wenn ſie als Opfer ihres eigenen Strebens fallen, gewollt, erſehnt, mit dem Auge des beſten Scharfſinns in der Ferne erzielt, oder mit der Sonde aufrichtiger Prüfung ſtill im eigenen Herzen ahnungsvoll gefunden. Moſes, der das gelobte Land vom Bergesgipfel nur in der Ferne ſah, war nicht der Schlechteſten Einer! Und wer demüthig in ſich geht und an ſein Herz ſchlägt, iſt nicht der Schlimmſte.

Sohn eines ſpäteren, vielleicht glücklicheren Zeitalters, der du, ein Erbe des alten Jahrhunderts, hoffentlich leichtern Kaufes, Wahrheit und Irrthum ſcheiden lernſt, lege dieſe Blätter, mit welchen zwei Söhne die Geſchichte ihres Vaters und ihres Hauſes veröffentlichen, unter den Acten und Documenten zur Geſchichte jener Zeit in jenes beſcheidene Fach, wo neben der Entwickelung der Völkerſchickſale auch den heimlichen Angelegenheiten des menſchlichen Herzens, ſeinen ſtillen Freuden und ſeinen verſchwiegenen Leiden, ein Plätzchen eingeräumt wird. Dieſe Familienſchickſale laſſen dich hinter die Couliſſen der Weltgeſchichte blicken. Sie helfen dir im Kleinen die großen Actionen ergänzen, die Vorarbeiten begreifen, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts den geſammten Umſturz unſerer Gefühle und Meinungen, unſerer Staaten und Religionen hervorriefen. Was die Freimaurerei jener Zeit gewollt hat, iſt noch unverwirklicht geblieben; was die neuen Roſenkreuzer erſtrebt, hat ſich mit jenem ſeltſamen Saint Germain, der bald darauf in Paris ſeinen Schauplatz fand, nachdem wir ihn unter dem Namen Belmar als ernſten Schwärmer kennengelernt, in eitel Charlatanerie verloren. Wir haben jenen nachträglich viel verſchrieenen, aber lange Zeit noch weit mehr angeſtaunten Menſchen in der erſten Schmiede ſeines Werdens belauſcht; uns dünkt, wer ſein Zeitalter, ſo wie er, beſchäftigt hat, müſſe, ſelbſt wenn er Sophiſt und Heuchler geweſen, in ſeinem Urſprung irgendwie als Schwärmer einen Fond aufzuweiſen haben, aus dem er, bevor er die Welt täuſchte, ſich ſelbſt getäuſcht. Was der Orden, der zu dieſen Denkwürdigkeiten ſo manche Geſtalt lieferte, kurz vor ſeiner Auflöſung durch Papſt Clemens Ganganelli mitten und zwiſchendurch in jenen Freimaurer- und Roſenkreuzerbeſtrebungen gewollt, iſt eben ſo ſehr geſcheitert. Auf Papſt Benedict XIV, den wir in den Bekenntniſſen des Grafen La Torre als milden guten Alten kennen gelernt, war Cardinal Rezzonico als Clemens XIII gefolgt, der dem Orden der Geſellſchaft Jeſu, wie wir's ebenfalls aus dieſen Papieren wiſſen, vielfach geneigt und zugethan war, und doch deſſen Verbannung aus Portugal, Frankreich und Spanien erleben mußte. Der Theilnahme an des vierten Heinrich von Frankreich Ermordung hat man die Väter Jeſu niemals überweiſen können. Das Buch, worin der ſpaniſche Jeſuit Mariana den Königsmord vertheidigte, haben ſie ſelbſt mit verurtheilen helfen. Sie geriethen bei den Höfen in Mißcredit; man ſah ſcheel auf ihre Erziehung der Jugend, man beneidete ihre commerciellen Unternehmungen. Es war am 3. September 1759, als ſie auf Pombal's Betrieb in Portugal als Hochverräther des Landes verwieſen wurden. Paraguay, ihr meerjenſeitiger Stapelplatz, war eine Republik geworden, in der ſie unter nomineller Oberhoheit Spaniens thatſächlich unumſchränkt herrſchten. Die dortigen Niederlagen und Comptoire ihres Handels waren ihre reichſte Geldquelle. Bei Gelegenheit eines Tauſchvergleichs, durch den Spanien ſieben Pfarrbezirke jenes Landes 1750 an Portugal abtrat, hatte ſich zuerſt die Widerſtandsfähigkeit des Ordens gegen die politiſchen Autoritäten gezeigt. Die Eingeborenen leiſteten unter Anführung der Väter Jeſu Widerſtand gegen die portugieſiſchen Truppen. Die gerichtliche Unterſuchung dieſerhalb in Portugal war noch nicht beendet, als ein meuchleriſcher Anfall auf den König Joſeph, 1758, ihre Sache verſchlimmerte. Pombal ließ ihre Mitwirkung als wahrſcheinlich ſchildern. Europa ſah unter dem Jubel der Aufgeklärten und der Spötter ganze Schiffsladungen portugieſiſcher Schüler Loyola's am Geſtade des Kirchenſtaates ausſetzen. Dieſer erſten Niederlage folgte fünf Jahre darauf die zweite, die Niederlage des Ordens in Frankreich. Daß dort neben dem Miniſter Choiſeul auch eine Pompadour gegen ſie arbeitete, kann dem Orden kaum zur Laſt fallen. Daß der Neid der Staatsweiſen, die in Handelsſachen oft von ihm ausgeſtochen wurden, am lebhafteſten gegen ſie ſchürte, vermehrt nicht unmittelbar die Laſt der moraliſchen Vorwürfe, die ihn treffen. Frankreichs Politiker, ſeine Sophiſten und Atheiſten wußten die Aufhebung des Ordens als einer „lediglich politiſchen Geſellſchaft“ durchzuſetzen. Spanien folgte dem vortheilhaften Beiſpiele drei Jahre ſpäter. Das Papſtthum war in Gefahr, ſtand mit ſeinem Credit auf dem Spiele, wenn es der Welt kein Zugeſtändniß machte, kein Opfer fallen ließ. Die Höfe von Verſailles, Madrid und Neapel waren der römiſchen Curie ganz abgeneigt; die Republik Venedig wollte die geiſtlichen Orden ohne Zuziehung des Papſtes reformiren. Clemens Rezzonico hatte den Stand der Dinge verſchlimmert. Als Clemens Ganganelli am 19. Mai 1769 nach langem Disput im Conclave erwählt ward, konnte: Ausgleich mit den Fürſten! die einzige Deviſe des Papſtthums ſein. Wie wir in den Blättern unſerer Geſchichte den „braunen Profeſſor“ in Rom kennen gelernt, war ihm, dünkt uns, ſchon zu jener Zeit die Aufhebung der Grünen Donnerstagsbulle: In coena Domini, welche die Ketzer verflucht, recht wohl zuzutrauen; Ganganelli hat ſie nicht mehr verleſen laſſen. Den Orden Jeſu aufzuheben, hat er ſich lange geweigert; er bedurfte, ſo willfährig und geneigt er auch nach ſeiner Privatmeinung dazu war, thatſächlicher Beweggründe, ſchlagender, untrüglicher Beweiſe, um als Regent „den Schritt vor Gott und Nachwelt zu rechtfertigen.“ Endlich, nach mehrjährigen Verhandlungen, erfolgte 1773 am 21. Juli die Bulle: Dominus ac redemtor noster. Damit war der Welt der Gefallen gethan. Man hatte aber mehr erwartet, als man ſich der Archiven und Kaſſen des Ordens bemächtigte. Ob die bedeutendſten Geldſummen, die erſchwerendſten Actenſtücke, wie man glaubte, kurz zuvor beſeitigt wurden, wiſſen wir nicht anzugeben. Wir fürchten nur, der Geiſt des Jeſuitismus ſei in der Menſchheit unſterblicher als der thatſächliche Beſtand der Geſellſchaft Jeſu. Geldſummen und Actenſtücke ließen ſich beſeitigen. Aber der Geiſt der Schüler Loyola's wird ſich aus den leerſtehenden Collegien und Profeßhäuſern über die Welt verbreiten und umgehen auch ohne lange und kurze Robe. Es iſt damit wenig geſchehen, daß man ihre Hörſäle ſchloß. Ihre Caſuiſtik hat ſich dann um ſo ausgedehnter in die Philoſophieen aller Lehrſtühle der Welt geflüchtet. Ihr Probabilismus beherrſcht die Salons der Großen mit einem Syſtem von Grundſätzen und Lebensregeln, das der menſchlichen Hinfälligkeit ſchmeichleriſch nachhilft. Die Jeſuiten werden ſich für ihre Aufhebung gerächt haben, wenn die ganze Welt Jeſuit geworden ſein wird. Ohne Reſervalien, ohne heimliche Vorbehalte wird kein Menſch mehr dem anderen trauen; dann werden die politiſchen Jeſuiten die Jeſuiten der Collegien erſetzen. — Möchte doch auch ihrerſeits die Maurerei ihr Syſtem der Bruderliebe, der Eintracht und Förderung alles ächten Menſchenwohls unter jeder Hülle und Bekenntnißform zum Eigenthum der Menſchheit machen, thatſächlich und allgemein, dergeſtalt, daß es dazu eines Geheimdienſtes der Logen nicht ferner bedarf! Es winken aller Orten, aller Zonen ſich die Geiſter und reichen ſich ungeſehen, unerkannt die Hände; die Menſchheit mit ihren Zwecken und Zielen wird ſich ſelber offenbar.

Die Bulle: Dominus ac redemtor noster beendete auch den Conflict in der Geſchichte des Hauſes La Torre. Mit dem Orden Jeſu ward auch deſſen Proteſt, zugleich aber auch die Verſchreibung der Güter an ihn erledigt. Unſer Vater Giuſeppe della Torre verlor an dem Orden den Anwalt in ſeiner Sache: er mußte ſie ſelber führen. Der römiſche Hof erkannte alsbald zu Recht, daß noch vor Ablauf der fünfundzwanzig Jahre Hab und Gut des Hauſes aus den Händen der Kirche wieder in die weltlichen der Erben übergehen ſollten, nachdem aufgewieſen, daß auch noch der Enkel des Erblaſſers und Schenkgebers am Leben ſei.

Wir zogen mit unſerem Vater in Santa Maria ein. Auf die Erbfolge in dem deutſchen Reichsland, der gefürſteten Grafſchaft Schwarzenfels, hat der Sohn ſeiner deutſchen Ehe als Enkel des Reichsgrafen Juſtus Erich keine Anſprüche erheben wollen. Prinz Emil, von der katholiſchen Linie, trat die Regierung über das meiſt proteſtantiſche Land an, unterſchrieb jedoch, ohne überzutreten, den Ständen als Bedingung das Gelöbniß, keinem Mitglied eines fremden Ordens auf deutſchem Boden Spielraum zu geſtatten.

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Inhalt.

Erſtes Buch.

Großvater Erlaucht.

Seite
Erſtes Kapitel. Eine Waldidylle 3
Zweites „ Ein Tag am Hofe zu Belle Promeſſe . . 22
Drittes „ Das Verhängniß 41
Viertes „ Ein Klopſtockianer und ein aphroditiſcher Dichter 71
Fünftes „ Phyſiognomiſche und theatraliſche Studien . 95
Sechſtes „ Sanct Lavatus und Sanct Germanus . . 127
Siebentes „ Examen und Beichte 167

Zweites Buch.

Xaver Dubois.

Erſtes „ Etiquette und Freiheit; alte und neue Zeit . 183
Zweites „ Saverio beginnt die Geſchichte ſeines Lebens; Pater Euſebio 200
Drittes „ Der Abbé der Waldenſer 214
Viertes „ Jeſuit und Maurer 226
Fünftes „ Monſeigneur Bernis und der heilige Gral . . 236
Sechſtes „ Belmar und die Loge Melchiſedek 248
Siebentes „ Ein Jude vom ächten Glauben 254
Achtes „ Donna Carlotta 268
Neuntes „ Der Magier 276
Zehntes „ Die Einweihung zum Roſenkreuzer 290
Eilftes „ Das Document 313
Zwölftes „ Der große Logentag und ſein Ende . . . 333

Drittes Buch.

Graf Giuſeppe della Torre.

Seite
Erſtes Kapitel. Mormona, die Waldenſerin . . . 359
Zweites " Das Chriſtenthum in den Bergen . 376
Drittes " Der Miſſionär 389
Viertes " Der Geiſt der Berge 398
Fünftes " Mormona-Maria 409
Sechſtes " Selig oder nicht? 423
Siebentes " Todtendienſt und neues Leben. Dominicaner und Jeſuit 438
Achtes " Der Kobold 456
Neuntes " Sancta Mormona 465
Zehntes " Das ewige Rom und der Generalvicar der Geſellſchaft Jeſu . . 478
Eilftes " Das Miſerere der Chriſtenheit und der Conſultor der Inquiſition . 494
Zwölftes " Der Saal der deutſchen Proſelyten 504
Dreizehntes " Vor dem heiligen Vater 513
Vierzehntes " Donna Carlotta auf der Villa des Cardinals 526
Fünfzehntes " Beatification und Flucht 541
Sechszehntes " Traum u. Liebe; Irrſinn u. Schmerz 550
Siebzehntes " Magnetiſeur und Roſenkreuzer . . 559
Achtzehntes " Der Soldat Jeſu Chriſti 572
Neunzehntes " Die Todten in Santa Maria und ihr Prophet 580
Zwanzigſtes " Deutſchland und ſeine Religionskriege 593
Einundzwanzigſtes " In der Schenke zu Dunkelsbühl . 603
Zweiundzwanzigſtes " In Belle Promeſſe 621
Dreiundzwanzigſtes " Nachtwandel und Liebe 636
Vierundzwanzigſtes u. Schlußkapitel. Die Söhne des Grafen della Torre als Herausgeber dieſer Papiere 657

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

8° P. germ. 6381

Kühn

RÖMISCHE SONETTE.

MIT NOTEN ZUM TEXT.

EIN

BEITRAG ZUM ÖKUMENISCHEN CONCIL

VON

GUSTAV KÜHNE.

LEIPZIG
VERLAG VON JOHANN FRIEDRICH HARTKNOCH.
1869.

3925

Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Univ. Bibl.
München

I.

Vor der braunen Donna.

Der Fornarina dunkle Gluthgestalt,
Sie könnte tief mein ganzes Herz verzehren;
Der Widerstand erlahmt, da hilft kein Wehren,
Ein Raffaël erlag vor der Gewalt.
Ihr Blick ist ausgebrannt, fast aschenkalt.
Schweigt der Vesuv? Wie lange wird es währen!
Wir fühlen schon sein Kochen und sein Gähren,
Und wenn er ausbricht, fehlt uns aller Halt.
Die dunkle Venus glimmt geheim in Flammen,
Die in dir selbst den hellen Brand entzünden;
Wer will dann vor der Lava Rettung finden?
Des Erdballs Säulen brechen jach zusammen,
Du loderst auf, verkohlst und sinkst in Staub,
Dein ganzes Sein wird eines Dämons Raub.

2.

Rückkehr zur Blonden.

Hast du an Gluth, an Umsturz, dunkeln Qualen
Nicht schon genug in deiner eignen Brust?
Such' dir ein Etwas, das nicht heisse Lust,
Das Balsam spendet deinen wunden Mahlen!
Wer Gluth fühlt, suche Nachts die Mondenstrahlen,
Die friedlich still, kaum ihrer selbst bewusst,
Halb neckisch spielend, halb in Kinderlust,
Lachend im Spiegelbild des See's sich malen. —
Zur deutschen Venus muss ich reuig kehren,
Selbst wenn sie Miene macht, mich abzuwehren,
Und spröde, oft genug Dianen gleicht.
Vulcan sucht sich die Göttin, die verschwiegen
Dem hellen Schaum der Meeresfluth entstiegen,
Die Gluthen kühlend ihm die Palme reicht.

3.

Einer mir Gestorbenen.

(In Santa Trinità dei Monti.)

Wie heut die Nonnen sangen, dacht' ich dein,
Du von dem Erdenstaub befreiter Geist,
Ein Engel Gottes, der gen Himmel weis't,
Ganz körperfrei, ganz schattenlos und rein. —
War sie das nicht hienieden schon? — «O nein!»
So sprachen finstre Priester. Das beweis't,
Dass oft von Gold, auch was nicht glänzt und gleisst;
Ein Engel tritt schon hier zum Himmel ein.
Wie heut die Nonnen sangen, hört' ich dich
Den hier begonn'nen Hymnus dort vollenden,
Wo uns die Seele wächst, im Himmelszelt.
Ja, wenn die Nonnen singen, seh' ich dich.
Die Lerche steigt, sie will in's All sich wenden
Und lebt, ein Hauch von Gott, in Gottes Welt.

4.

Todtendienst.

Ihr müh't Euch ab, in stolzen Prunkgestalten
Den Gott zu feiern, der am Kreuz gestorben.
Von seinem Leben habt Ihr nichts erworben;
Drum müsst Ihr starr an seiner Leiche halten.
Euch ist er todt. Im Leben aber walten
Die Elemente fort noch unverdorben.
Ihr Springquell steigt und rauscht, noch reich umworben
Von guten Geistern, wie zur Zeit der Alten.
In deren Trümmern habt Ihr Euch gebettet,
Auch ihren freien Geist tief eingesargt,
Bau't Katafalke auf, glaubt Euch gerettet,
Wenn Ihr mit Todtenkerzen nicht gekargt.
Gott lebt! Ihr könnt ihn nur zu Tode hetzen,
Den blüh'nden Leib in Katakomben setzen.

5.

Arnold von Brescia. Sein Tod.

«Der Platz des Volks», so heisst noch heut die Stätte,
Wo Arnold's Leib zu Asche still verbrannt.
Man hätte Gnade wohl für Recht erkannt,
Wenn er, sich leugnend, widerrufen hätte. —
Dem Petrus löst' ein Engel einst die Kette.
Ihm nicht? — Als er vor Petri Pforte stand,
Da sprach der Heilige: Geh' ein in's Land
Der Seligen, dass ich vor Rom dich rette!
Weil sie in Rom nicht mehr die Engel sehen,
So glauben sie, es sei zu Recht geschehen;
Für blinde Herzen giebt's kein Himmelslicht.
Gott will nicht mehr der Gnade Mass verschwenden;
Drum hat er keinen Engel mehr zu senden,
Bis er Euch ruft zum letzten Weltgericht.

6.

Arnold von Brescia. Seine Lehre.

Arnold von Brescia sprach: Auf Höll' und Himmel
Habt Ihr Gewalt, doch nicht auf Land und Leute.
Nicht Goldeswerth sei Eurer Herrschsucht Beute,
Euch kümmre nicht der eiteln Welt Getümmel! —
Darob fuhr auf der Priester wild Gewimmel;
Selbst Barbarossa war's, der sich nicht scheute
Ihn auszuliefern jener schwarzen Meute.
Der Armesünderglocke laut Gebimmel
Erstickt den Schrei des Volks. Wer will's verdammen,
Wenn es verstummt, wo Scheiterhaufen flammen
Und eines Priesters Schwert regiert auf Erden!
Der Leib zerbricht, ein Volk erlahmt: wen wundert's?
Fürchtet den Geist des kommenden Jahrhunderts!
Ihr übtet Rache: Rache wird Euch werden.

7.

Thomas von Aquino.

Thomas Aquinas machte einst Besuch
Beim heiligen Vater in dem Vaticane;
Die Welt lag noch im alten guten Wahne,
Dass dort gespendet Heil und ew'ger Fluch.
Er steht im Vorgemach. Ha! ist es Trug?
Geld hört er zählen. Wie? ward die Soutane
Zum Geldsack unter Christi heiliger Fahne?
Armuthsgelübde steh'n in Gottes Buch! —
Wir brauchen Geld, mein Sohn, sei klug und handle!
Für Peterspfennige kauft man Indulgenz!
Die alte Zeit ist um! — So Innocenz.
Und Thomas drauf: Dann ist auch um die Zeit,
Wo Christus sprach in seiner Heiligkeit:
Du glaubst, mein Sohn, nimm auf dein Bett und wandle!

8.

Ist um die Zeit?

Und dennoch soll das Volk noch gläubig beten,
Dass Christi Blut sich am Altar erneut?
Wer ist's, der ihm das Brot des Lebens beut?
Geldwechsler sind zum Tisch des Herrn getreten.
Muss Christus noch einmal das Unkraut jähten,
Das ihm der Feind in seinen Garten streut?
Dann fürcht' ich dass sein Opfertod ihn reut,
Auch wenn darum ihn tausend Engel bäten.
Gebt frei das Volk, dass es sich selber richte!
Legt ab des Hochmuths gleissnerisches Kleid!
So spricht zum letzten Male die Sibylle.
Hört auf ihr Wort, — in ihm spricht Gottes Wille, —
Auf dass sich nicht der Scheiterhaufen schichte
Zum Flammentod für Euch! Noch ist es Zeit.

9.

Im Exile.

Zu Avignon, da liegt in wüsten Haufen
Die Riesenburg, die Ihr in wilder Zeit
Euch bautet für 'ne irdische Ewigkeit,
Bis der Verbannung siebzig Jahr verlaufen.
Nicht Rebensaft, Blut habt Ihr wollen saufen
In der Provence, wo herrlich weit und breit
Der Oelbaum seine Friedenszweige beut;
Mit Wasser nicht, mit Feuer wollt Ihr taufen.
Nicht Knechte Gottes nur, auch Frankreichs Knechte,
Tratet mit Füssen Ihr des Volkes Rechte,
Sklaven der Welt, sasst Ihr auf Gottes Thron,
Als ob Sanct Petri Schlüssel nicht mehr schliesse
Des Himmels Pforte, nur noch Burgverliesse.

10.

Zu Avignon.

Rienzi sass dort hinter Schloss und Riegel,
Und Giotto malt' im Thurm den Himmelsthron,
Die Mutter mit dem heiligen Gottessohn;
Gott Vater breitet über sie die Flügel.
In Asche lag die Stadt der sieben Hügel,
Verklungen war der Freiheit Zauberton.
Kann Glück und Freiheit nicht hienieden schon
Aufschliessen uns das Buch der sieben Siegel?
Ihr wollt auch heut ein Reich der Freiheit gründen,
Auf Erden schon das Heil der Wahrheit finden:
Ihr büsst mit Recht den Wahn auf dem Schaffott.
Doch ach! erschien' ein Gott nochmals auf Erden,
Auch Er müsst' erst zu Staub und Asche werden;
Nur wenn er Leiche, betet Rom zu Gott.

11.

Nach dem babylonischen Exile.

Sie kehrten heim. Auf Roma's wüsten Trümmern
Soll glänzend neu ein Eden aufersteh'n;
Nur muss, wer Freiheit will, erst untergeh'n,
Dann lässt sich herrlich Gottes Tempel zimmern.
Hört Ihr der Todesopfer leises Wimmern,
Wenn Christi Fahnen auf Sanct Peter weh'n?
Ich glaub' die armen Schatten noch zu seh'n,
So glänzend auch die Marmorwände schimmern.—
Wenn Rom in Trümmern, stürzt die Welt zusammen:
Ein alt Prophetenwort. Wer macht es wahr?
Wer zwingt das Schicksal, hemmt der Dinge Lauf?
Mir leuchtet in Sanct Peters Kuppelflammen
Ein andres «Mene-tekel» hell und klar:
Wenn Rom in Trümmern, lebt die Welt neu auf!

12.

Verschwiegene Opfer.

Die still erdrosselt hinter Kerkermauern,
Verschweigt das Lied, verschweigt oft die Geschichte.
Die Engelsburg, sie ward zum Hochgerichte,
Wo Raben krächzen und die Sbirren lauern.
Ein heimlich Seufzen Nachts, ein leises Trauern,
Sonst alles still. Die Todtenliste, dichte
Und eng beschrieben, selber ward zunichte,
Der Engel Michael kennt kein Bedauern.
Es sei! Doch wo zum hohen Kirchenfeste
Am hellen Tag, wenn Gottes Sonne glänzt,
Die Glaubensopfer, feierlich bekränzt,
Auf offnem Markt zum Scheiterhaufen stiegen:
Zeigt mir die Stätten, diese Opferreste! —
Die Steine fragt' ich, da die Menschen schwiegen.

13.

Giordano Bruno.

«Wesen der Wesen, ich bin Eins mit Dir,
Und was ich bin und weiss, es ist Dein eigen.
Nie will ich mich vor Menschensatzung beugen,
Weltseele Du, ich fühle Dich in mir.
Du lebst im All, im Stern, im Stein, im Thier.
Und wie sich Mann und Weib in Liebe neigen,
Vereint das Kind der Wahrheit zu erzeugen,
So nenn' ich Gott-Natur Dich für und für.»
So sprach Giordano Bruno's weiser Mund.
Sie konnten nicht der Rede Thor verriegeln,
Drum musst' er's mit dem Feuertod besiegeln.
Schaut an den «Platz der Blumen», fröhlich bunt,
Des Frühlings Kinder schmücken ihn noch heute;
Doch ihm erklang dort Petri Grabgeläute.

14.

Im Sanct Peter.

Stolz aufgebäumt, ein Riesenbergkoloss —
Cyklopen bauten dies Heroenschloss,
Und selbst die Bilder wurden hier zu Stein: —
Wie allgewaltig, und der Mensch wie klein!
Schreckt Dich der vielen Priester bunter Tross?
Verkriech' Dich lieber in der Erde Schooss,
Und sei gewiss, im stillen Kämmerlein
Zieht Gottes Geist in Deine Seele ein.
Ein Gotteshaus? Sagt lieber Göttertempel,
Auf den ein Priester drückt der Herrschaft Stempel!
Wer kann hier beten geh'n! In Pomp und Pracht
Seh' ich nur eines Hohenpriesters Macht.
«San Cristo» aber steht beschämt zur Seite;
Kaum giebt ihm Einer spärlich das Geleite.

15.

Beichte.

So viel der Stühle steh'n an heiliger Stätte:
Ich finde niemand, dem ich beichten mag,
Als dir, Geist der Natur, am lichten Tag;
Sonst wüsst' ich nicht, zu wem Vertrau'n ich hätte.
Gern küsst' ich Petri Hände, Fuss und Kette,
Fänd' ich nur sicher seinen Sarkophag,
Wüsst' ich, ob's nicht sehr zweifelhaft und vag:
Sanct Petrus ist ein Aesculap, ich wette!
Was Venus hiess, was Juno, schmolz zusammen,
Und ein Madonnenbild stand fertig da,
Und Hercules, wie er auf Oeta's Flammen
Gen Himmel stieg: Christus auf Golgatha.
Stallfeger Gottes in des Augias Stalle
Thät' freilich nochmals noth, noth für uns Alle.

16.

Spitzbogen und Kuppel.

Wie sich zwei Hände an einander legen,
Die Spitzen aufwärts, himmelan gerichtet,
Um Dem zu nah'n, der heilig droben richtet,
Und voll Vertrau'n zu fleh'n um seinen Segen:
So steh'n die gothischen Dome kühn verwegen.
Die Kuppel drückt zu Boden, sie vernichtet
Den freien Geist, der, nur sich selbst verpflichtet,
Hinaufgreift, um den Himmel zu bewegen.
Ob er, ein Faust, auf Fragen, die er stellt,
Die Antwort findet in des Himmels Zelt: —
Genug, er fragt, ob Wahrheit was er glaubt.
Er muss die Kuppel, die ihn bindet, sprengen,
In Gottes Schooss, an's Weltenherz sich drängen,
Prometheus, der das Licht vom Himmel raubt.

17.

Zum ökumenischen Concil.

Eu'r Bannstrahl wirkt nur noch Euch selbst zur Strafe.
Ist voll der Rache Mass, erreicht das Ziel?
Der freie Ketzer wie der Glaubenssklave
Soll also jetzt erscheinen zum Concil?
Ihr ruft sie auf, auch «die verirrten Schafe»,
Die sonst verdammt in's ewige Exil.
Dann ruft auch Die, auf die zum ewigen Schlafe
Eu'r Richterspruch zum Scheiterhaufen fiel,
Und die ihr Wort mit ihrem Blut besiegelt,
Auch sie, vom Geist der Wahrheit neu beflügelt.
Ihr hattet ja nur ihren Leib getödtet,
Nicht ihren Geist; er geht noch um im Volke.
Die Nacht entflieht, in der Gewitterwolke
Erlischt der Blitz, da neu der Tag sich röthet.

18.

Sanct Petrus ruft.

Sanct Petrus ruft. Wohlan, wir kommen Alle,
Aus fernsten Zonen aller Zungen Boten,
Und auch die stillen, langverstummten Todten
Wie zum Gericht bei dem Posaunenschalle.
Und in der buntgeschmückten Priester Schwalle
Sieht man, zur grossen Disputa entboten,
Auch Arnold, Rola, Bruno, Huss in rothen,
In Flammenkleidern treten in die Halle.
«Was wollt Ihr?» spricht der Wirth zu diesen Gästen. —
Blutzeugen thun auch noth zu Kirchenfesten:
So sprechen wir, und was wir einst gesprochen,
Ist unser Wort noch heute, ungebrochen.
Wir sprachen's unter bittern Todesschmerzen:
Gebt frei den Glauben, frei die Menschenherzen!

19.

Zur Kirchenverbesserung.

Lehrt Christi Wort und Thun! Mein't nicht, daneben
Könnten die Heiligen seinen Dienst verseh'n.
Und ob auch tausend Engel ihn umschweben:
Ein Mensch kann nie an Gottes Stelle steh'n.
Ihr gabt der Kunst das schöne freie Leben:
Lasst nun dem Denken frei das Banner weh'n!
Ihr liesst glorreich nur Eure Götter leben,
Den Gott im Menschen schmerzlich untergeh'n.
Lasst ab vom Prunk, vom eitlen Sinnentand,
Gebt frei den Kelch, reisst ein die Scheidewand
Und lasst die Priester wieder Menschen werden!
Tragt nicht blos äusserlich das Bussgewand,
Vertröstet nicht blos auf ein Jenseitland,
Nein, helft uns bau'n am Himmelreich auf Erden!

Der Hohepriester drauf sein Kleid zerreisst,
Zwing-Uri fällt, auch wenn es glänzt und gleisst.

Noten zum Text

als Vor- und Nachwort.

Das antike Rom wird Mittelpunkt der Kenntnissnahme des Alterthums, das mittelalterliche Rom für die moderne Kunst die grosse Fundgrube und eine grosse Werkstatt bleiben. Seine dritte Bedeutung, oft gestürzt und angezweifelt, und doch allezeit wieder behauptet und angestrebt, hat Rom als religiöses Centrum. Das Papstthum ist seit dem sechsten Hadrian, dem Lehrer Kaiser Karl's des Fünften, dem letzten Ausländer auf dem Stuhl Petri, thatsächlich ein Interesse der römischen und italienischen Nobili geworden. Gleichwohl wird der Bischof von Rom für die monarchische Spitze der gesammten katholischen Christenheit gelten, so lange das Bedürfniss nach einem äusserlichen religiösen Mittelpunkt fühlbar bleibt. Katholisch sein heisst an eine Gesammtheit und Zusammengehörigkeit der christlichen Welt glauben. Derselbe Glaube schuf im Mittelalter das römische Kaiserthum, und die Deutschen waren gläubig, gutmüthig und bethört genug, diesen ehedem grossen und schönen Wahn auf eigne Kosten mit Gut und Blut durchzufechten und festzuhalten. Heutzutage hält der Kunstenthusiasmus der Deutschen zumeist die ewige Stadt. Seit Winckelmann ist die

Univ. Bibl.
München

deutsche Litteratur über Rom die bedeutendste und reichste. Es ist auch heutzutage selten, dass ein Deutscher nüchtern bleibt in Rom, wie etwa Gervinus, der ziemlich selbstgewiss meinte, diese ganze innere und äussere Macht Roms, hohl und mürbe, werde und müsse bald zusammenbrechen. Wer solcher Meinung ist, kennt weder die Bedürfnisse einer hinfälligen Menschenwelt, noch die geheimen, weitgreifenden und vielverzweigten Fäden, an denen eine geschäftige, geschlossene Kaste, um die Menschheit zu leiten, unaufhörlich spinnt. Solange die Peterspfennige noch in Millionen, die Souverains der Engländer noch in vielen Tausenden zusammenströmen, wird Rom mitten in seiner politischen und socialen Verkommenheit sich jedenfalls wenigstens den Glanz seiner Kirchenfeste erhalten. Der Söhne Albions, die sich mit Goldstücken und als Boxer mit den Elnbogen in die heiligen, gottgeweihten Hallen drängten, waren heuer zur Osterzeit nicht weniger als 30,000. Fast soviel Pfund Sterling legte ein Einziger, der Marquis Bute, am Tage seines Uebertritts dem heiligen Vater aus Dankbarkeit zu Füssen, aus Dankbarkeit dass er aus einem Anhänger der Lehre Christi ein Anhänger Roms geworden, das aus eigner Machtvollkommenheit selig spricht. Die stolze, in Lumpen und in Glanz, in Schmutz und in Kirchenpracht strotzende Römerstadt wird in ihrem chinesischen Selbstgefühl, der Nabel der christlichen Welt zu sein, gemächlich abwarten ob man sie aushungern wird, höchstens wie die Schleiereule die Augenlider langsam auf- und zudrücken, sollten frevelnde Mazzinisten von neuem eine Suavencaserne in die Luft sprengen oder einem Garibaldi endlich vergönnt sein, in der mittelalterlichen Wirthschaft aufzuräumen. Auch wenn der Kirchenstaat als souveränes weltliches Reich aufhört, sein bürgerlicher Verkehr italienisch modernisirt wird, wird Rom noch nicht aufhören, Centrum des Priesterstaats in der katholischen Christenheit zu sein. Ein ökumenisches Concil im Sanct Peter soll dies von neuem bethätigen.

Nur wenige Männer der katholischen Geistlichkeit ausserhalb Roms haben Anstoss genommen an der Art der Berufung. In diesen Wenigen lebt noch die alte Frage, ob der Papst unter oder über dem Concil. Mich dünkt, wer souveräne Decrete erlässt, eigenmächtig sogar Dogmen erfindet, der könne ein Concil nur brauchen und berufen, um auf seine Unfehlbarkeit, wie der Wormser Protestantenverein kürzlich sagte, das Siegel drücken zu lassen. Numine afflatus ist dann nur Er allein in der Zufälligkeit persönlichen Beliebens im guten oder minder guten Sinne, je nachdem er als Mensch, wie weiland Sixtus V., die Schweine gehütet oder in Sammt und Seide gewiegt das Licht der Welt erblickte. Einen Geist Gottes, wie er zu Pfingsten über die versammelten Apostel kam, giebt es dann nicht mehr beim blossen Calcül versammelter Väter und Hirten der Heerde Christi. Ist der Papst unfehlbar, so ist ein Concil nur der Diener seines Willens. Wer aus der Rumpelkammer alter Einfälle das Dogma von der Immaculata hervorholte, kann auch leicht finden, dass die Mutter der Maria, also die Grossmutter Christi, nicht blos unbefleckt empfangen habe, sondern auch unbefleckt empfangen sei, und wir dann in der ganzen Reihe ehrenwerther Urgrossmütter bis zur Eva hinaufgreifen und einer jeden aus Anerkenntniss ihrer reinen Empfänglichkeit und Empfängniss marmorne Denksäulen setzen müssten. Was uns dann, um logisch zu verfahren, allen Ernstes zu dem Glaubenssatze führen würde, dass alles was aus dem Schooss der Natur stammt, rein, vor Gott wohlgefällig und von ihm begnadet, weil und soweit es Erzeugniss seines heiligen Willens. Womit wir als Ketzerphilosophen verschrieene Menschen von heute nur ein Axiom der Philosophie der Zukunft angebahnt sehen würden. Wird die Natur in ihr heiliges Recht wieder eingesetzt, dann ist die Mutter Maria nur der geheiligte Prototyp aller und jeder jungfräulich reinen Weiblichkeit, ebenso wie Jesus, als Gottessohn gedacht, ein Prototyp ächten Menschenwesens und göttlicher Zugehörigkeit Aller. Mit solcher Einsicht erst würde sich die christliche Kirche zu einer Weltgemeinde, ihr Lehrbegriff zu einer Religion der Menschheit erschliessen und erweitern.

Das am 8. December in Rom zusammentretende Concil hat vielleicht ganz andere Dinge zu thun, als solcher Erschliessung und Erweiterung des christlichen Lehrbegriffs nachzudenken. Es begnügt sich vielleicht im Gegentheil mit dessen Verengerung und Verknöcherung, stellt die Unfehlbarkeit des Papstes gar nicht in Frage, erhebt die Encyclica vom 8. Dec. 1864 sammt Syllabus zu Reichsgrundgesetzen der römischen Kirche. Dann leugnet es alle Errungenschaften der Jahrhunderte, Gewissens- und Geistesfreiheit. Dann hat es sich selbst gerichtet als Ausdruck der Sklaverei der Gesinnung.

Die Schrift eines angeblich hochgestellten Prälaten: *Le concile œcuménique et les droits de l'état,* bisjetzt nur durch einen Auszug der Kölnischen Zeitung bekannt, fordert für ein rechtgültiges Concil auch die Vertretung der Staaten und der Laien. Im ersten Concile der Christenheit führte ein Kaiser, der Christ gewordene Constantin, den Vorsitz. Das letzte, das Tridentiner Concil, keineswegs einseitig vom Papst berufen, liess sogar über den Ort der Versammlung keine blos römische Verfügung gelten. Haben die Staaten auf die nur päpstliche Berufung bisher nicht sich geäussert, so hofft und behauptet jener Prälat, dass die Regierungen, auch wenn sie die Erlaubniss der Betheiligung ihrer Bischöfe stillschweigend gestatten, jedenfalls *jure proprio* die Bestätigung der Concilbeschlüsse sich vorbehalten. Edler, hochgestellter Prälat! Er hofft auf den Staat zur Abwehr kirchlicher Uebergriffe! Der Staat von heute ist bei aller Discussion der Parlamente weit mehr noch ein Staat der Noth als der Freiheit. Laien aber sind mitberufen vom Nachfolger Petri, selbst «die verirrten Schafe» der Heerde Christi, laut Schreiben aus Rom vom 13. Sept. 1868. Sind sie gerufen, so müssten sie, denk' ich, auch ihre Stimme erheben dürfen.

Diese meine «Römischen Sonette» sind die Stimmabgabe eines Laien. Im vorigen Winter zu Rom geschrieben, sind sie dem Glanz und Pomp der Kirchenfeste gegenüber, die mich fast zum Puritaner machten, das Ergebniss aufgeregter Stimmung. Die Noten zum Text schrieb ich nachträglich in der Heimath mitten unter schönen deutschen Maienblüthen. Ungereimt ist meine Stimmabgabe nicht. Vielleicht aber unnöthig? —

Man halte sich doch nicht hin mit dem Glauben, unser Zeitalter sei aufgeklärt genug, um Rom Widerstand zu leisten! Lach- und spottlustig, profan und materiell genug ist das heutige Geschlecht, sinkt aber vielleicht, hat es sich in dieser Richtung erschöpft, um so sichrer und um so lieber einer Macht anheim, die über alle Stürme und Kämpfe, über alle Köpfe, über Fürsten und Völker hinweg die Hand zum Frieden bietet. Rom streckt mit der Berufung zum Concil seine Geisterhand aus zum alleinseligmachenden Bunde. Der Vatican spricht keine Bannflüche mehr; seine Blitze, das weiss er, würden nicht mehr zünden, seine Donner wie Theatermaschinenlärm verhallen. Er blitzt und donnert nicht mehr, aber er lockt, ruft, winkt und sucht zu gewinnen. Und er wird gewinnen. In seiner Milde ist römischer Klerus mehr zu fürchten als in seinem Zorne. Er lauscht auf die Zwietracht der Welt und auf die Ermüdung der Seelen. Manchen in der That will bedünken, die Welt werde müde und es wolle Abend werden. Sonst pflegte auf kriegerische Stürme unmittelbar Ermüdung einzutreten als naturgemässes Reagens gegen das Agens, als Erschlaffung nach Anspannung, ruhselige Friedenslust nach dem blutigen Lärm tobsüchtiger Leidenschaften. Die Kriege sind jetzt kürzer geworden. Auf den Krieg von heute aber folgte bewaffneter Friede. Bis an die Zähne gewaffnet stehen die Staaten argwöhnisch einander gegenüber. Neue Kraftanspannung also nach Kraftvergeudung. Die Staaten und Völker werden recht gründlich ihre Mittel erschöpfen, und auf allgemeine Erschöpfung eine allgemeine Ermüdung der Geister folgen. Das Gemüth giebt sich gefangen, wenn der Geist erlahmt. Auf solche Momente beim Einzelnen, auf solche Epochen in der Völkergeschichte wartet Rom. Rom ist die einzige Macht, die ihrer Mittel und Zwecke gleich stark bewusst ist; seine Stärke beruht in der Schwäche der Andern. Rom hat ein zäheres Leben als legitime Dynastien. Man sage nicht, der Staat von heute sei emancipirt und besonnen genug, sich der römischen Machteinflüsse zu erwehren! Jede Regierung lässt gern eine Geistermacht zu, die unsichtbar, allgeschäftig mit leisen Tritten durch die Welt schreitet, sie in abendlicher Stille beschleicht und bezwingt; jede Regierung hat lieber folgsam gläubige als kraftbewusste Völker. Und wenn sich die Staaten einzeln wehren, so fehlt ihnen alles Band unter einander, selbst den katholischen. Spanien hat sich um der Gebrechen seiner Dynastie willen von Rom losgerissen. Oesterreich sucht stückweise sein Concordat zu zerbröckeln. Frankreich hat sein gallicanisches Kirchenrecht, aber sein Herrscher hält die weltliche Macht des römischen Bischofs aufrecht, weil er sich daheim dem Klerus verpflichtet fühlt. Die andern Mächte helfen den politischen Zwiespalt in der Welt nur vermehren. England sieht nach aussen ruhig zu; es hat seine katholischen Irländer zu zügeln. Russland ist sich selbst Kirche genug, um Roms Macht auf revolutionärem Boden zu brechen. Preussen hält an sich, bereit, auch diese Weltlage für sein Wachsthum zu benutzen; schon sein aufgeklärter Friedrich liebäugelte mit den in Rom aufgehobenen, von den katholischen Höfen verjagten Jesuiten. Auf all dies Wirrsal baut Rom seine Macht, der Vatican vielleicht halb willenlos, nach altem Instinct, der Klerus Roms aber mit Bewusstsein und Berechnung. Sie sind stiller geworden, sie lärmen und toben nicht mehr, denn sie wissen, dass wenn es Abend wird, die Gemüther von selbst heranreifen und der Schnitter dann bequem zur Sense greift. Besser in der That: ruhig einheimsen als mit Sturm ernten!

Zu Son. 4. *Todtendienst.* Die katholische Kirche hat sehr viele Todestage von Märtyrern aus der Zeit der römischen Kaiserzeit, namentlich unter Nero. Die Peterskirche in Rom steht auf der Stelle des Neronischen Circus, wo mit Pech überzogene Christen aufgestellt wurden und angezündet als Pechfackeln dienten, oder in Thierfelle gesteckt von Hunden gehetzt wurden. Aber das christliche Papstthum war nicht minder grausam als das heidnische Kaiserthum. Christen liessen Juden, in Säcke gestopft, zu Rom Wettläufe halten, bestrichen sie ebenfalls mit Theer und zündeten sie an. Ob heidnisch, ob christlich, es hatte sich in Rom nicht viel geändert. Die römische Inquisition verbrannte so gut Menschenfleisch als weiland Nero.

Zu Son. 5 und 6. Arnaldo aus Brescia war ein Schüler Abälards. Sein Verbrechen bestand in der Behauptung, die Kirche Christi, eine Stiftung Gottes, eine Heilsanstalt für das Himmelreich, dürfe kein irdisches Eigenthum haben, sei der weltlichen Obrigkeit unterthan. Er predigte in Italien mit grossem Beifall. Es war dieselbe Zeit, in welcher Bernhard von Clairvaux sich dem Fest der unbefleckten Empfängniss Mariä widersetzte. In den Bann gethan (1139), entfloh Arnold nach der Schweiz, ging dann aber 1144 nach Rom, wo er zehn Jahre lang gegen die Verweltlichung der Kirche und die Laster der Geistlichkeit eiferte. Auf ein Interdict Hadrian's IV. entfloh er, ward aber von Kaiser Friedrich ausgeliefert und 1155 auf der Piazza del popolo zu Rom lebendig verbrannt.

Zu Son. 7. Thomas Aquinas, 1224 in der Nähe von Aquino im Neapolitanischen geboren, dem Dominicanerorden angehörig, beseelte den katholischen Lehrbegriff seiner Zeit mit edlem, sittlichem, zum Theil Platonischem Geist, dergestalt dass man ihn den »Vater der Moral« nannte. Er neigte mit seinen Anhängern, den Thomisten, zur strengen Lehre Augustins von der Gnade. In der scholastischen Philosophie gehört er zu den Nominalisten. Als Lehrer trat er in Paris mit solchem Beifall auf, dass er den Beinamen des Doctor universalis oder angelicus erhielt. Er wurde nach seinem Tode (1274) kanonisirt; er hatte die Dogmen der Kirche philosophisch und moralisch für die Zeitgenossen gerettet; man verzieh ihm also seinen Widerspruch gegen den Geldkasten der Hierarchen. Seine Schriften: De ente et essentia, — Summa theologiae, — Summa catholicae fidei adversus gentiles u. a. erschienen gesammelt, in 18 Foliobänden, zuerst in Rom 1570, im 17. Jhdt. zu Paris, im 18. zu Venedig.

Zu Son. 10. Ich bin weit entfernt, in Colà di Rienzo einen Vertreter ächter Volksfreiheit zu sehen; er war blos der Narr wiedererwachter republikanischer Träumereien vom alten Rom. Als Senator und Tribun hatte er (1347) das Verdienst, die brutale Gewaltherrschaft der Nobili zu stürzen und den dritten Stand zu heben. Er schalt die Barone Strassenräuber, Stefano Colonna aber schalt ihn einen Narren. Petrarca schwärmte für ihn als Hersteller des alten Rom, aber es war nur ein Theatercoup, nur eine galvanische Wiederbelebung der antiken Republik. Rienzi war schwunghaft, aber charakterschwach. Nachdem ihn ganz Italien als bürgerlichen Erlöser gefeiert, gab er sich den Anschein eines vom heiligen Geist erfüllten Propheten, trat aus den Bahnen der Bescheidenheit, wurde Schwelger, Thor und Geck. Wie das Volk von ihm abfiel, floh er nach Prag in den Schutz Karls IV., den er für seine Sache zu gewinnen suchte, der ihn aber dem Papste nach Avignon auslieferte. Päpstliches Gericht hatte er selbst gefordert. Der nächste Papst, der sich mit den Römern aussöhnen wollte, entliess ihn aus dem Gefängniss zu Avignon und sandte ihn als seinen Bevollmächtigten nach Rom. Abermals an der Spitze der Stadt, folgten abermals seinen Triumphen Uebernommenheit, Ueppigkeit und Uebermuth. Der ehemalige Liebling des Volks musste sich in der Engelsburg verschanzen; in einer Verkappung suchte er zu entfliehen, mischte sich heuchlerisch unter die Menge und ward, als schlechter Schauspieler entlarvt, (1354) todtgeschlagen. — (Papencordt, der Verf. der Geschichte Colà's di Rienzo, lieferte auch in seiner »Geschichte der Stadt

Rom im Mittelalter», 1857 von Constantin Höfler herausgegeben, einen sehr guten Abriss von Rienzi's Lebensgang und Entwicklung. Ferdinand Gregorovius, in Bd. 6 seiner «Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter» 1867, pflichtet der Auffassung seines Vorgängers vollständig bei.)

Zu Son. 12. In der Engelsburg sassen Cagliostro, Ricci und in älterer Zeit Hunderte, über welche die Annalen der päpstlichen Justiz schweigen. Vor diesem Castell Sant Angelo wurde Beatrice Cenci durch die *mannaja* (Guillotine von ehedem) unter Paul V. Borghese hingerichtet; Guido Reni, heisst es, sah sie zum Richtplatz führen, wie er sie gemalt; der Act der Hinrichtung war also, wenn auch nicht der dunkle Process, ein öffentlicher. In dieser päpstlichen Bastille liess Leo X. einen Cardinal Petrucci still hängen, Pius IV. einen Cardinal Caraffa erdrosseln und den Bruder, einen Grafen Palliano, beseitigen. Sie zählen mit Unzähligen zu den «verschwiegenen Opfern». Man gebe uns aus dem Archiv der Engelsburg die Todtenliste! Man zwinge die Dominicaner des Minervaklosters, auf dessen Platz unzählige Scheiterhaufen flammten, ihr Archiv auszuliefern! Die Statthalter Christi und ihre Inquisition gingen mit dem heiligen Menschenleben oft eben so wenig sparsam um wie das heimliche Blutgericht der Republik Venedig. Die Hohenpriester der Religion der Liebe schaffen vielleicht am unliebsten die

Todesstrafe ab; vor der Hand glauben sie schon viel zu leisten, wird sie bei ihnen nicht mehr heimlich vollzogen. Als man zählt im Jahre des Herrn 1869.

Zu Son. 13. Des Nolaners Geburtsjahr ist noch immer ungewiss. Gruber setzte es in die Mitte des 16. Jahrhunderts. Von Ersch und Gruber's Allg. Encyclopädie der Wissenschaften und Künste erschien Thl. 13 im J. 1824. Desgleichen von Rixner und Siber's »Leben und Lehrmeinungen berühmter Physiker« u. s. w. Heft 5. Was Daniel Lessmann 1826 über Bruno's Jugendgeschichte im ersten Hefte der »Cisalpinischen Blätter« erzählt, scheint lediglich Erfindung zu sein. Adolf Wagner sagt darüber in der Einleitung seiner Ausgabe der gesammelten Werke Bruno's: è tutto al più una novella, non troppo male inventata, ovvero una costruzione poetica di questa figura. Ferdinand Falkson in seinem tiefsinnigen, aber etwas unbeholfenen und verworrenen Buch: »Giordano Bruno«, 1846, war derselben Meinung. Die Kenntnissnahme der Schicksale des grossen Märtyrers des freien Denkens ist also seit 1830 bei Wagner's Erforschungen stehen geblieben. Kein Mann Wälschlands hat bisher gewagt, den Kirchenbann, der auf Bruno's Werken liegt, zu brechen, Kunde über ihn dem Staube der Bibliotheken abzugewinnen. Rom hat nicht blos seinen Leib verbrannt; es hat, soweit es konnte, auch seinen Geist, seine Bücher, lebendig eingesargt. Deutschem Fleisse allein gebührt das Verdienst, des edlen Denkers und Dichters Werke dem

Moder der Zeit entzogen und neu an's Licht gestellt zu haben: Opere di Giordano Bruno Nolano, ora per la prima volta raccolte e pubblicate di Adolfo Wagner. In due volumi. Lipsia, Weidmann. 1830. Dem beigefügten Bildniss Bruno's, aus der Seidelschen Buchhandlung zu Sulzbach, mit der Bezeichnung: gravé à Paris par C. Mayer, fehlt alle Angabe der benutzten Quelle. — Aus dem mönchischen Armesündergewand blickt uns ein leidenschaftlich bewegtes Dulderantlitz entgegen, dessen schwärmerisches und doch durchdringend scharfes Augenpaar die ganze Gluth eines melancholischen Tiefsinns durchleuchtet, den die sonstige Anmuth edler, feiner Züge mildert, die humoristische Kühnheit der bärtigen Lippe, die das Leben geschmeckt zu haben scheint, fast widerlegt. Bruno's Wahlspruch war: In tristitia hilaris, in hilaritate tristis. Er war numine afflatus, wenn auch in anderem Sinne als viele Heilige und Scheinheilige der Kirche. Und er wusste darum, bei aller, bis zum Humor gesteigerten Hingebung an sein Schicksal. Unter seinen lateinischen Distichen steht mit Zuversicht: Nam tangente Deo, fervidus ignis eris! Denn wenn Gott dich berührt, wirst du ein feuriges Licht! Die Priester Roms freilich glaubten beim Autodafé zum grossen Kirchenjubiläum 1600 in seinem Flammentode der Welt ein Licht anzuzünden.

Adolf Wagner hat berechnet, dass Giordano Bruno in der ersten Decade der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts geboren, mithin 40 bis 50 Jahre alt gewesen sein muss, als er den Scheiterhaufen bestieg. Auch die Zeit seines Eintritts in das Dominicanerkloster seiner Heimathstadt Nola, im Neapolitanischen, ist ungewiss,

— Je eifriger er im Dienst gewesen, desto schärfer vielleicht, wie einst beim Augustiner zu Erfurt, die Gewissensqualen, in blossen Formeln Gott zu dienen. Sein Verbrechen war, nicht blos im Symbol, sondern im ganzen Weltall den göttlichen Geist suchen zu müssen und anzubeten. Mathematisch-philosophische Studien trieben ihn zum Zweifel an manchem Dogma der Kirche. Offen wie er war, machte er kein Hehl von seinem Bedenken über die Lehren von der Transsubstantiation und der Empfängniss der Maria. Körperlicher Züchtigung, scheint es, entzog er sich durch die Flucht. Er floh nach Genf, vielleicht in der Hoffnung, dort die gereinigte Kirche zu finden. Er trat nicht über; im Gegentheil, er eiferte stark und heftig gegen das Calvinische Christenthum. Calvin hatte die Verbrennung Servet's beim hohen Rath betrieben. Bruno wurde in Genf nicht verbrannt, aber verbannt. Der Bannspruch des hohen Rathes fiel, laut Actenbericht, in's Jahr 1580. Dies die erste sichere Jahreszahl in den dürftigen Ueberlieferungen. Dass Calvin ihm gerathen, die Stadt zu verlassen, ist ein zuerst von Falkson gerügter Irthum, der sich selbst in Hegel's Geschichte der Philosophie (Bd. 3. S. 224) einschlich; Calvin war bereits 1564 gestorben. Bruno ging über Lyon und Toulouse nach Paris. Ohne Professur trat er hier im Hörsaale der Hochschule als Docent der Philosophie auf, bis ihm die Sorbonne den Lehrstuhl entzog. Mit einer satyrischen Komödie: Il candelajo (der Lichtzieher, in fünf Acten und in Prosa) eröffnete er 1582 die Reihe seiner schriftstellerischen Arbeiten. Schon mit dieser ersten litterarischen That, die der poetische Spieltrieb verschuldete, ward und blieb er als verwegener Religionsspötter gezeichnet, dem alle Wunder des Glaubens eitel Fabel oder Betrug! Bonifacio im Stücke ist in Victoria verliebt; diese aber ist kalt und spröde. Scaramuz, der Hexenmeister, giebt ihm ein kleines wächsernes Bild, das er unter gewissen feierlichen Formeln dem Feuer nahe rücken soll; so wie es schmilzt, wird auch zugleich Victoria's Herz schmelzen. Bartolomeo im Stück sucht den Stein der Weisen, lässt sich aber von einem Gaukler, der ‚Pulvis Christi zu haben vorgiebt, um hundert Scudi prellen. Allerdings eine bittere Satyre gegen Götzendienst und Heuchelei! Die Satyre hat das Recht, Alles zu geisseln, was faul ist in Staat und Kirche, Sitte und Brauch im Volke. — Auf dem Titel des Werkes nennt sich Bruno Academico di nulla academia, detto il Fastidito. Auch seine erste Abhandlung, über die Gedächtnisskunst des Raimund Lullus, erschien 1582 in Paris; sie war, sowie zwei andere aus der Pariser Zeit, dem Prinzen von Angoulême, erwähltem König Heinrich III. von Polen, gewidmet. Mit dem französischen Gesandten am englischen Hofe, Mr. de Mauvissier, in dessen Hause er Gastfreund war, ging er nach England, wo er, zunächst in Oxford, Vorträge hielt und akademische Disputationen eröffnete. Von seinen Schriften erschienen dort: De immortalitate animae und: De sphaera quintupla. In London pflegte er Umgang mit Sir Folco Grenville und mit jenem Philipp Sidney, der schon in seinem 32. Lebensjahre, 1586, ein Jahr nach Bruno's Abreise von London, an einer in der Schlacht bei Zütphen erhaltenen Wunde starb. Ihm ist Bruno's: Spaccio de la bestia trionfante gewidmet, ein in Rom so stark verpöntes Buch als sei der Papst damit getroffen, während der Autor in der «triumphirenden Bestie» den Aberglauben meinte. Dieser Dialog im Geiste Lucians erschien 1584; desgleichen seine Tischgespräche an der Aschermittwoche: La Cena de le Ceneri, eine Vertheidigung des Copernicanischen Systems und Durchführung seiner Behauptung der Mehrheit der Welten, im Widerspruche gegen Aristoteles, hinter dessen Lehre die mittelalterliche Kirche Roms sich so gern verschanzte. Ohne Angabe von Jahr und Ort, nach Gruner wahrscheinlich 1583 und 1584 zu London gedruckt, erschienen: Philothei Jordani Bruni Nolani Recens et completa Ars reminiscendi etc. und seine ebenfalls lateinisch geschriebene Triginta sigillorum explicatio. Seine wichtigsten Schriften: Del infinito universo et mondi und: De la causa, principio et uno, beide zu Venedig 1584 gedruckt, widmete er seinem schon genannten französischen Gönner, all' illustrissimo Signor Michel di Castelnovo (Castelnau), Signor di Mauvissiero. Beide sind italienisch geschrieben, jede besteht in 5 Dialogen. Die erste Schrift enthält eine abermalige Vertheidigung des Copernicus, eine Widerlegung des Aristoteles, einen Nachweis der Unendlichkeit der Welten und der Unzählbarkeit der Himmelskörper, sowie der Ewigkeit der Materie. Die zweite ist von Risner und Siber wörtlich übersetzt; Jacobi's Auszüge, im Anhang zu den «Briefen über die Lehre des Spinoza», hat Schelling in seinem «Bruno» benutzt.

In diesem Werke: De la causa etc. steckt der ganze Keim des Spinozismus. Zugleich tritt uns Bruno nirgend wie hier als Person entgegen, fassbar, deutlich, beinahe vertraut, freilich zwiegespalten gleichsam, dialektisch in zwei Gestalten sein tiefstes Wesen entfaltend, als Filoteo und als Teofilo, hinter welchen beiden Namen, Umformungen seines zweiten Vornamens, sein eigenes Ich sich birgt und enthüllt; man hat ihn einen zweiten, modernen «Heraklit den Dunklen» genannt. Im dritten dieser Dialoge (s. Opere, vol. 1 p. 251) widerlegt Teofilo die Epikuräer sammt Demokrit, die Cyniker wie die Stoiker, welche behauptet, was nicht Körper sei, habe keine Existenz, die Materie allein sei die Substanz der Dinge, sei ewig und göttlich. Bruno widerlegt diese Lehre mit soviel Feuereifer, dass man seinem Geständniss glaubt, er selbst sei lange Zeit ihr gläubig zugethan gewesen, bis gewissenhaft wiederholte Forschung ihm den Ausgang eröffnet aus dem Wirrsal dieses Labyrinths, wo wir uns dem Schoosse des Werdens der Dinge nahe fühlen und doch, da ja die Nacht die Mutter der Dinge ist, keine Sonne am Himmel Licht und Tageshelle spendet. Ein halb Jahrhundert nach Bruno starb Cartesius (1650), ein Vierteljahrhundert nach Diesem (1677) Spinoza, Beide ebenfalls als Atheisten, wenn auch nicht mehr verbrannt, doch verkannt und verbannt, verurtheilt und verjagt. Der Synagoge zu Amsterdam hat vielleicht nur die Macht der römischen Inquisition gefehlt, um den grossen Juden gleich sehr zum Scheiterhaufen zu verdammen. Mit ihm gemeinsam hat Bruno auch die mathematische Methode zur Construction von Glaubenssätzen und Gedankenschlüssen. Beiden gemeinsam ist der Kern alles Philosophirens: Gott und Wahrheit ohne Autorität und

Ueberlieferung rein aus sich selbst erkennen zu wollen und erkennen zu müssen. Beiden gemeinsam auch, dem Nolaner um soviel früher schon, der Begriff der Substanz als Gesammtgehalt aller Wesenheit. In diesem Urbrei alles Seins unterschied Spinoza eine natura naturans und eine natura naturata. Bruno spricht von einer activen und einer passiven Natur. Jene schafft, diese lässt sich schaffen; jene belebt als Weltseele das Universum, ist Alles in Allem, aber als Eins gedacht, mithin Gott. Nur der Frevel des Leichtsinns, nur der Fanatismus plumpen Blödsinns konnte in solchem Pantheismus Gottesleugnung sehen. Auch der Pantheist wird Gott nicht los, ist also nicht gottlos, er sucht ihn nur anderswo als blos im Symbol. Nach Spinoza giebt es sogar nur Eine Substanz, nämlich Gott. Alle Weltgestaltung der Einzelheit ist ihm nur vergängliche Modification im unaufhörlichen Formenwechsel. Sein Gott ist zugleich unendliches Sein und unendliches Denken.

Während die Mächtigen dieser Erde in Kirche und Staat solchen Tiefsinn verdammten, die Männer der Wissenschaft auf allen Kathedern der Hochschulen Europa's an Bruno irre wurden, hat, so scheint es, eine Frau an ihn geglaubt, am Heil seiner Lehre nicht gezweifelt, Frau Marie de Mauvissier, die Gattin des Mannes, in dessen Hause der kühne Sohn Italiens heimathliche Zuflucht gefunden. War es das Feuer seines vulcanischen Geistes, — es lag brütend in seinem dunkel glühenden Augenpaar —, war es das Aufblitzen seines sprühenden Humors, — Kinn und Lippen kennzeichnen es in seinem Antlitz, — oder war es beides gleich sehr, was ein edles Frauengemüth für seine Lehre gewann und an ihn fesselte: Marie von Mauvissier hat den Mann des heissen Südens, der sich, um Gott und Welt frei zu erkennen, aus dem Kloster gerettet, hoch achten, vielleicht innig lieben gelernt. Es ist das schwerlich eine sittlich dunkle Stelle, wohl aber eine thatsächlich unklar gebliebne im tiefdurchstürmten, schicksalvollen Leben des Märtyrers. Unbekannt auch, wie weit damit für ihn ein Beweggrund erwuchs, London und England zu verlassen. Dass er seinem Gönner, dem Gatten Mariens, unbefangen treu zugethan blieb, beweisen die vielen Bezeigungen tiefster, aufrichtigster Hochachtung und Dankbarkeit, womit er die Widmung seines in Venedig gedruckten Dialogs: De la causa etc. begleiten konnte.

Wenigstens 10 seiner Schriften, zwei darunter italienisch, die übrigen wohl lateinisch geschrieben, sind als verlorengegangen, als verschwunden anzusehen; ein hohes ökumenisches Concil von Kirchenvätern wird zur Sühnung der Manen des Hingerichteten schwerlich den Beschluss fassen, sie aus den Katakomben der hierarchischen Archive an's Licht zu ziehen. Man kennt sie nur nach Citaten in den vorhandenen Werken Bruno's. Die zwei italienisch geschriebenen, in der Cena delle ceneri angeführten, haben die Titel: L'arca di Noë und Purgatorio dell' inferno.

Bruno kehrte nach Paris zurück. Bei diesem zweiten Aufenthalt trat er noch heftiger gegen die vom Klerus ausgebeutete Aristotelische Philosophie auf; seine dort gedruckte: Figuratio Aristotelici auditus physici etc. bezeugt das. Sodann beginnen alsbald seine Versuche, auf deutschem Boden, im Lande der Reformation, hoher Gelehrsamkeit und gelehrter Hochschulen, seine Doctrin zu verkündigen. Zu Marburg an der Universität gemassregelt und unmöglich gemacht, in Folge einer leidenschaftlichen Disputation mit dem Decan der Facultät verwiesen, ging der Freigeist auf der Wanderschaft nach Wittenberg; krank, verarmt, aller Hülfsmittel beraubt, kam er an. Wo Luther 70 Jahre zuvor die kühnen Theses angeschlagen und die Bannbulle des Papstes verbrannt, schien aber auch nicht mehr eine Stätte der freien Forschung zu sein. Bruno's Aufenthalt dauerte nicht volle zwei Jahre; Lutheraner ist er in Wittenberg so wenig wie in Genf Calvinist geworden. Seine Abschiedsrede: Oratio valedictoria Vitebergae habita (1588 gedruckt) enthält jedoch Dankesworte für gastfreundliche Aufnahme. Eine ironisch gemeinte Lobrede auf den Teufel soll ihm den ferneren Aufenthalt in der Lutherstadt verleidet haben. Jeder seiner Neapolitanischen Landsleute ist noch heut ein geborner Humorist, und Bruno hat bei all seinem Tiefsinn Humor und Schalkheit gehabt. Dass er seine Metaphysik bisweilen in Versen gab, hat ihm wohl nicht den Zorn der Wittenberger Commilitonen erregt, denn seine lateinischen Distichen sind wie seine italienischen Sonette meisterhaft und classisch.

Der unermüdliche Wandrer ging nach Prag; mit dem 10. Juni 1588 ist ein dort gedrucktes Buch von ihm im Vorwort unterzeichnet. Seines Bleibens war auch in der Böhmenstadt nicht lange, er kam dort fälschlich in den Verdacht, Lutheraner zu sein. Er folgte einer Berufung der Braunschweigischen Herzöge Julius und Heinrich Julius nach Helmstädt, um dort, zwar nicht an der Hochschule, die sich von der Regierung des Landes nichts aufnöthigen liess, als Privatlehrer mit Gehalt zu leben und zu wirken. Dem Erstern dieser beiden fürstlichen Gönner hielt er nach dessen Tode im Saale der Universität eine Oratio consolatoria (Helmstadii, 1589); der Zweite ist litterargeschichtlich bekannt wegen seiner Verbindung mit den «englischen Komödianten», in deren Styl er selbst Dramen schrieb. Unbekannt ist, ob, wie und wann Bruno dieses Gönners Gunst einbüsste; er erschien plötzlich in Frankfurt a. M., wo er neue Schriften herausgab, auch eine dem Herzoge Heinrich Julius gewidmete, 1591: De monade, numero et figura. Dann aber, mit Deutschland fertig, fasste er den verzweifelten Entschluss, nach Italien zurückzukehren. Seine: Summa terminorum metaphysicorum, erst 9 Jahre nach seinem Tode in Marburg gedruckt, scheint seine letzte litterarische Arbeit gewesen zu sein. Er ging nach Padua, wo eine Schaar begeisterter Schüler ihn umgab, bis (1595) die Venetianische Inquisition sich seiner bemächtigte. Ist er, wie es heisst, 1598 nach Rom ausgeliefert, so hat er drei Jahre in den Kerkern der Lagunenstadt und zwei Jahre zu Rom im Gefängniss gelebt. Als man ihm, d. 9. Februar 1600, das Urtheil verkündigte, sprach er ruhig melancholisch lächelnd: «Solch Todesurtheil, im Namen eines Gottes der Barmherzigkeit ausgesprochen, macht Euch vielleicht mehr Furcht als mir!» Am 17. Februar ward es vollstreckt. Auf dem Campo fiore, wo jetzt Kornmarkt gehalten wird, starb er, das Theater des Pompejus vor Augen, den Feuertod. Er hat nicht widerrufen wollen, um nicht vom ewigen Richter der

Lüge geziehen zu werden. Das Crucifix, das man im letzten Augenblick ihm noch vorgehalten, hat er zurückgewiesen. Ein kleines Symbol Gottes kann nicht heiliger sein wollen als Gottes heiligstes Schöpfungswerk, der Mensch, und dies heiligste Werk Gottes vernichtete hohnlachend zu ihrem Festgepränge die Kirche Gottes, um ihrem Götzenwahn zu opfern. Ob ein Bruder des heiligen Dominicus ihm das Bild des Gekreuzigten auch noch in's Antlitz stiess, bleibe unerörtert; die Thatsache seines Feuertodes per Sacram Catholicam Inquisitionem unter Papst Clemens VIII. in gloriam aeternam zum grossen Jubiläum der Kirche Christi wiegt schwer genug. Ferdinand Falkson lässt, als die Flammen dem Helden des freien Denkens um das Haupt schlagen, einen getreuen Schüler seiner Lehre aus Padua herbeieilen und im letzten Augenblick des Scheidens dem edlen Märtyrer einen stummen Blick des Dankes zum Schaffot hinaufsenden, eine Thräne der Liebe, einen letzten stillen Gruss der Hoch- und Heilighaltung, zum Dank dafür dass der Standhafte im Verhör, selbst unter Folterqualen, keinen seiner Anhänger zu Padua dem Tribunal der Inquisition genannt und eingestanden. Dieser Schüler, der, wo nicht zu helfen und zu retten, so doch den Tribut des Herzens abzustatten nach Rom geeilt, war Galileo Galilei, Derselbe der später zu Pisa am schiefstehenden Thurm die Gesetze der Gravitation, an den Ampeln im Dom das Gesetz der Pendelschwingungen entdeckt hat, also auf dem Felde der Naturwissenschaften, derweil der Gottestempel der Kirche dumpf verschlossen blieb, der Freiheit der Forschung und Erkenntniss eine Gasse öffnete.

— Leopold Schefer's Novelle: «Göttliche Komödie in Rom» lässt unter den zum grossen Jubelfeste nach der Tiberstadt Zusammengeströmten auch den schon 14 Jahre zuvor gestorbenen Sidney eine Rolle spielen. Bruno hatte, so erzählt Schefer, zu Padua still, kümmerlich und dürftig bei einer Wittwe Contarini gelebt. Deren Tochter erzog er, und diese Tochter, Vanina, hat ihn geliebt. Ein Jugendfreund, ehedem Confrater im Dominicanerkloster zu Nola, jetzt Familiar der Inquisition, lockte ihn nach Venedig; unter den Procuratien ward er festlich bewirthet und so, gleichsam als bekränztes Opfer, von den Dienern des heiligen Amts verhaftet. Zu Schiffe nach Ancona gebracht, befreit ihn auf dem Landwege nach Rom vor den Thoren der Stadt eine Schaar begeisterter Freunde. Frei geworden, kann er fliehen, geht aber doch nach Rom, um seine Mutter zu sehen. Da Diese, an ihm irre geworden, ihn verräth, überliefert er sich selbst dem Tribunal. Vanina erlistet sich noch — mit englischem Gelde — eine Zusammenkunft mit ihm im Kerker; seine Mutter bricht auf dem Markte ohnmächtig zusammen, als die Flammen sein Haupt umzüngeln. Während nach diesem grausen Kirchenfeste das lustige Glöcklein den Carnevalsjubel eröffnet, sammelt ein treuer Diener die Asche des Verbrannten, und mit Hülfe Lord Sidney's flüchtet Vanina sich und die Urne nach London. Dort empfängt Königin Elisabeth die theuern Ueberreste des Märtyrers, und Shakspeare, in ihrem Gefolge, von ihr gefragt: was meint Ihr dazu, Meister William? wiederholt den Sinnspruch der Denkmünze auf die unüberwindliche Flotte: Gott wird hauchen und sie sind dahin!

Hiervon ist geschichtlich nichts verbürgt, am wenigsten den Manen des Hingerichteten eine Sühne gebracht. Wem in Sonett 13 die Verse: »Wesen der Wesen, ich bin Eins mit dir« u. s. w. allzu modern erscheinen, um sie gern und willig als Ausspruch Giordano Bruno's anzunehmen, Dem heb' ich nach Erwähnung seines Hauptwerks: De la causa etc. aus dem gleich bedeutsamen: Del infinito universo et mondi nur folgenden Satz heraus: Jo dico Dio tutto infinito, perchè da se esclude ogni termine, et ogni suo attributo è uno e infinito, et dico Dico totalmente infinito, perchè tutto lui è in tutto il mondo et in ciascuna sua parte infinitamente et totalmente. Ein Hauptsatz Bruno's ist: Tutte le cose sono animate; ogni cosa è in ogni cosa. Die Platoniker nannten die anima dell' universo den fabbro del mondo, Bruno, weiter gehend, artefice interno; Beiden ist die Weltseele il principio formale costitutivo dell' universo et di ciò che in quello si contiene. So Giordano Bruno, der Kosmo-Theist. Nativitas est expansio centri, mors contractio in centrum: dies wörtlich der Kernsatz seiner Naturphilosophie. Und Gott ist nicht blos das Centrum der Welt, er reicht mit seinen Radien bis in deren äusserste Peripherien hinein. Der Mensch aber findet sich überall im Mittelpunkt, wo er auch steht und geht. Deshalb ist Christus der Punkt, wo der reine Mensch das Göttliche in sich entdeckt, während die Männer der kirchlichen Satzung im Symbol den Gott anbeten lassen, die ganze katholische Lehre das Symbol mit der Sache verwechselt. Dass der heilige Geist die Weltseele sei: das haben die Kleriker nicht verzeihen können. Dass Einer nach

Brücken gesucht zwischen der Tradition der Kirche und den Entdeckungen der Philosophie: das hätten sie ihm danken sollen. Ihn zu widerlegen, waren sie zu schwach; statt dessen haben sie ihn blos verbrannt.

Es war nicht erst Sache der neuern deutschen speculativen Philosophie, auch nicht erst Sache Spinoza's, die Begriffe Gott und Natur, Geist und Welt zu vermählen, sie als ineinanderwirkend aufzufassen. Schon des alten Anaxagoras Satz: «Alles ist in Allem» lautet in der Sprache von heute: Stoffwechsel ist nur Formenwechsel. Der Same wird Pflanze, die Pflanze Aehre, die Aehre Speise, die Speise Milchsaft, der Milchsaft Blut. Aus Blut wird wieder Same in Form des Eies, aus diesem thierische und menschliche Frucht. Der todte Leib geht wieder über in Staub und Erde, und so steht der unendliche Kreislauf nie still. Der Stoff ist so ewig wie der Geist. Es geht nichts unter, aber alles wechselt. Es giebt keinen Tod; mithin hat für den Weisen nur das Leben Geltung. Entweder ist nichts oder alles heilig. Das All aber als Eins gedacht ist Gott. — Spinoza hat Gott allerdings nur als Substanz verstanden; seiner eisernen Nothwendigkeit fehlt die Freiheit des Ichs, des einzelnen wie des absoluten Ichs. In Giordano Bruno lebte vor ihm eben so tief der Drang, in dem Vielen das Eine zu erfassen und als diese Einheit Gott zu erkennen. Er sagt: Was Odem hat, erhebe sich zum Preise des Hohen und Mächtigen, des allein Guten und Wahren, zum Preise des unendlichen Wesens, welches Ursache und Princip, Eins und Alles ist. Gott ist nicht über, nicht ausserhalb, er ist allgegenwärtig, sowie das Wahre nicht über oder ausser den Dingen, die Natur nicht ausser dem Natürlichen, die Güte nicht ausser dem Guten ist. Bei Gott ist Sein und Können, Wollen und Wirken Eins. Sein Wille ist nothwendig, die Nothwendigkeit selbst. Alles was ist, muss sein, weil es ist. Was Gott macht, kann er nicht anders machen als er es macht. Er handelt nach Nothwendigkeit, und was er hervorbringt, muss unendlich sein, weil er es nach der Nothwendigkeit seines Wesens wirkt. Alles ist Eins und unendlich. — So Giordano Bruno. Es ist leicht, Gottes Immanenz mit seiner eben so nothwendigen Transscendenz in Einklang zu setzen. Ist Gott das All als Eins gedacht, so greift er schon über das All hinweg und hinüber. Gehen wir noch einen Schritt weiter! Ist die Gottheit, wie die Platoniker sagten, der Werkmeister der Welt, nach Bruno sogar der Künstler, der sie schafft und schuf, so müssen im absoluten Wesen auch Freiheit und Nothwendigkeit Eins sein; ein Künstler schafft nicht blos aus Instinct, sondern, weil er eben nach seinem Plane arbeitet, zugleich mit Freiheit. Soll Gottes Allmacht nicht eine blinde Kraft, das Universum ein blosses Chaos bleiben, so muss sie eine selbstbewusste, mithin eine persönliche sein. Eine selbstbewusste, freie, nach eigenem Plane schaffende Kraft kann nicht anders denn als Person gedacht werden. Dies folgt ganz naturgemäss. Und somit ist der persönliche Gott gesetzt und — gerettet. — Sollte trotzdem die Sancta Simplicitas von heute für solchen Gedankengang ein Scheit Holz bereit halten wollen, um ein Feuer zu schüren, so wird doch wohl dafür gesorgt sein, dass Scheiterhaufen nicht mehr in den Himmel wachsen. Oder man müsste denn, um Alle die welche ähnlich wie Bruno denken, mit Feuer zu vernichten, den ganzen Erdglobus in Einen Scheiterhaufen verwandeln. Was denn auch vielleicht, sollten Revolutionen unter den Weltkörpern eintreten, sich als jüngstes Gericht geltend machen könnte.

Zu Son. 14. »Die Bilder selber wurden hier zu Stein« — nämlich zu Mosaik. Die frühere Besorgniss vor der Feuchtigkeit der Luft in San Pietro führte zu der Entschliessung, die Oelbilder zu entfernen und mit Mosaiken zu ersetzen, und zwar in vierfacher Vergrösserung, weil im Grössenverhältniss der Kirche nur das Kolossale von Wirkung ist. In der Sculptur der Peterskirche herrscht neben der Gewalt des Kolossalen auch der Eindruck des Barocken. Bernini und seine Schule ist hier wie überall in Rom mit Schwung und prunkhaftem Schaugepränge so lange massgebend gewesen bis Canova und noch edler Thorwaldsen zum Styl der reineren Schönheit der Antike im Geschmack siegten. Winckelmann (Gesch. der Kunst des Alterthums. Bd. I. S. 144) spricht von Bernini's »pöbelhafter Schmeichelei des groben Sinnes.« Zu den Oelbildern, welche im Sanct Peter von Mosaiken ersetzt wurden, gehören unter andern Raffaels Transfiguration, Domenichino's letztes Abendmahl des h. Hieronymus, ferner Maratta's Taufe Christi, vielleicht das bedeutendste Werk dieses späten Meisters, der, nach Mengs' Urtheil, dem Verfall der Kunst in Rom Widerstand geleistet, in Santa Maria degli Angeli, jener wunderbaren Kirche, die Michel Angelo in die Diocletianischen Thermen hineinbaute, oder vielmehr aus ihnen herausarbeitete, weil er die vorhandenen antiken Ueberreste benutzte, Laconicum und Sudarium zur Rotunda, das Tepidarium zum Querschiff umgestaltete. Man kann jene vierfach vergrösserten Mosaikbilder in Sanct Peter bewundern, allein das Kolossale, auch bei meisterhafter Technik, wird nie die eigentlichen Werke der Schönheit ersetzen, so wenig wie weiland die antike römische Architektur mit ihrer ungeheuerlichen, wenn auch imposanten Kraft und Grösse die verlorene Schönheit der Griechen.

Zu Son. 15. Die sitzende bronzene Bildsäule des h. Petrus, am letzten Pfeiler des Mittelschiffs, der das fromme Volk die Fussspitzen abküsst, am Peterstage mit dem päpstlichen Ornat bekleidet, soll nach einigen Auslegern aus dem 5. christlichen Jahrhundert, nicht antik sein. Dann hätte ich freilich meine «Wette» verloren, aber die Behauptung grenzenloser Verwirrung und Vermischung des Antiken und Christlichen im römischen Cultus wäre damit noch nicht umgestossen. Die alten Römer beteten zur Juno Moneta. Verübt Santa Maria denselben Dienst, so ist damit nicht viel geändert. Und während man früher Juden verhöhnte, misshandelte und spiesste, behielt man doch mit dem Hohenpriester- und Pharisäerthum hinreichend viel vom alten Testament.

Zu Son. 16. Santa Maria sopra Minerna, auf Grund und Boden eines von Pompejus erbauten Minernentempels um 1280 erbaut, ist in Rom die einzige Kirche, welche trotz ihrer antikisirenden Pfeiler mit den Spitzbögen ihrer Gewölbe, ihres Kreuzschiffs und Chors an Gothik erinnert. Fast alle Kirchen Roms sind aus der Zeit, wo der sich von neuem zusammenraffende Katholicismus den Kampf mit dem Protestantismus aufnahm. Ein Paul Farnese, ein Paul Caraffa mit Dominicanern, Jesuiten und Kapuzinern beherrschten die Kirche Christi und bestimmten den Styl der Architektur. Unter dem dritten Paul (Farnese) allein wurde die düstere Genossenschaft der Theatiner gegründet, Loyola's Gesellschaft (1543) bestätigt, die Censur eingeführt, den Dominicanern die Inquisition übergeben. Die Dominicaner wurden die Höllenrichter in der Lehre Christi, die Jesuiten die propagandasüchtigen Erbschleicher in den Staaten, die Kapuziner die traulichen Führer des Volks, — Marterkammern, Foltern, Autodafé's die Mittel, die Reformation zu bekämpfen, den überwiegend gewordenen Protestantismus in Deustchland zurückzudrängen, in Frankreich zu vertilgen (seit der Bluthochzeitsnacht in Paris, 1572), im ganzen Süden Europa's auszurotten. Es entstand in Rom eine wahre Wuth, Kirchen zu bauen, aber Pracht, Prunk und Pomp sollten die verlorengegangene Schönheit der Architektur ersetzen. Daher die Monotonie in Kuppelbauten, wo man nicht zur antiken Basilikenform zurückgriff. Die Kuppel aber, Symbol der Priesterherrschaft, drückt zu Boden, während die germanische Gothik sich gen Himmel erhebt.

Zu Son. 17. »Auch die verirrten Schafe.« Im März 1869 sandten die Facultäten der Groninger Universität als Antwort auf die Einladung des Papstes ihren Syllabus errorum atque abusuum nach Rom. Wir können nicht zu dir kommen, schreiben die Professoren; komm du vielmehr zu uns. »Tu potius veni ad nos, sive ut melius dicamus, ad Evangelium.« Komm du zurück zum Evangelium, schaff du erst ab: Despotie der Hierarchen, Vorenthalt der Bibel, Inquisition und Geisteszwang, Priestercölibat, Ablasskram, übertriebenen Heiligen- und Mariendienst. Komm du zurück zum Evangelium! Divinus bist du nicht, Divinus allein ist Christus.

Zu Son. 18. Kola, abgekürzt von Savonarola. Ich erlaubte mir das nach bekannten Analogien. Man sagt in Italien: Cola für Nicola, Cletus für Anacletus, Meo für Bartolomeo, Maso für Tommaso. — Die klerikale Unità cattolica lästerte stark, als zu Worms im grossen Lutherdenkmal unter den vier Vorkämpfern der Reformation, neben Petrus Waldus, Johann Wiklef und Johannes Huss, auch Savonarola, ein »notorischer Aufruhrstifter, Republikaner und betrügerischer Prophet«, seine Stelle und sein Standbild erhielt, während die Lutherischen Denkmalstifter die Mitkämpfer der Reformation, Calvin und Zwingli, verschmähten. Der feurige Prior des Dominicanerklosters San Marco zu Florenz war allerdings, während er mit Kraft und Eifer gegen die Laster des Klerus predigte, zugleich ein fanatischer Politiker, der die Mediciäer verjagte, und im Regiment der Stadt die republikanischen Formen wiederherstellte. Verwerflicher ist dass er sich, wie Rienzi, den Schein des Propheten gab, sich den Gesandten Christi, fast wie Johann Bockoldt, einen König von Zion nannte, bis das Volk, seiner Prahlereien überdrüssig, von ihm abfiel. Was Hieronymus Savonarola nach geistlichem Gericht zum Feuertode reif machte, war seine Behauptung, er wolle vor einem Concil beweisen, dass der Papst kein wahrer Bischof, ja nicht einmal ein Christ sei. Papst Alexander VI. Borgia wusste sich zu rächen; er bedeutete dem heiligen Amte, dieser Mensch müsse sterben und wenn er Johannes der Täufer wäre! Im Jahre 1498 ward Savonarola gefoltert, strangulirt und verbrannt. Als Reformator der Kirche steht er allerdings nicht rein da. Allein die lästernden Kleriker von heute wollen doch bedenken, dass in der Raffaelischen Disputa (in der Sala della Segnatura des Vatican) neben den Heiligen Ambrosius, Augustinus, Thomas von Aquino und Bonaventura dicht neben Dante auch Savonarola seinen Platz gefunden. Raffael durfte das nicht blos thun; er that es sogar auf Geheiss des Papstes Julius II.

Zu Son. 19. Auf dem Concil zu Trident beantragte der Vertreter Baierns die Aufhebung des Cölibats. Wird sich auf dem oekumenischen Concil zu Rom eine Stimme dafür erheben? Das italienische Parlament erklärte in unsern Tagen mit Bezug auf einen einzeln vorliegenden Fall die Eheschliessung eines katholischen Geistlichen für staatlich unstrafbar, da die Ehe ein sittliches Institut. Italien und Rom, Staat und Kirche negiren also gegenseitig ihre Gesetze. Staat und Kirche sind nach Dante die beiden grossen Erfindungen und Anstalten zur Erziehung der Menschheit. In der Hölle sieht er Alle, welche sich am Aufbau derselben versündigten. Und so trifft denn auch Päpste das Gericht. Habsucht, Ueppigkeit, Schlemmerei und noch ärgere Laster, selbst widernatürliche (Hölle XV. 106. 114) machten zeitweis den Stuhl Petri zum Sündenpfuhl der Hölle, Simonie (Hölle XIX. 70—75), Ueppigkeit (Paradies XXI. 130), Schlemmerei (Fegefeuer XXIV. 22. Paradies XXII. 84). Nicht unter den Heiden, sondern unter den Anwohnern des Lateran, sagt Dante, seien die ärgsten Feinde Christi zu finden (Hölle XXVII. 85). Absolutionen und Dispense werden um äusserer Vortheile willen ertheilt (Hölle XXVII. 100. Paradies XXVII. 53). Und die niedere Geistlichkeit thut's den Oberhirten nach in Ablässen und Lossprechungen (Paradies V. 75. XXIX. 118). Kanzelredner geben, wie Dante rügt, statt evangelischer Wahrheiten müssige Erfindungen (Paradies XXIX. 88). Die Mönchsorden, entsprungen aus hohen, heiligen Gedanken, nehmen Theil an der Versumpfung der Welt, und somit ist die Lehre Christi entweder verlorengegangen oder ganz entstellt. Papst Anastasius II sieht Dante unter den Ketzern; zwei andern, Nicolaus III und Cölestin V, und zwei zu seiner Zeit noch lebenden, Bonifaz VIII und Clemens V. weist er ihren Platz in der Hölle an; Clemens IV und Johann XXII hält er desselben Platzes für würdig, zwei andere sieht er noch im Fegefeuer, Hadrian V und Martin IV. Die geistlichen Studien werden wie andere, weltliche Hantirungen als Erwerbsmittel betrieben (Paradies XI. 5), nur aus päpstlichen Satzungen, nicht aus dem Evangelium schöpft man die kirchliche Gelehrsamkeit (Paradies IX. 133). Habgier, zürnt Dante, ist das gemeinsame Laster der Geistlichen, den Goldgülden haben sie zum Gott gemacht. Zu Nicolaus III sagt er: Gemacht habt Ihr aus Silber und Gold Euch Euern Gott, Ihr gleicht dem Götzendiener, Der aber betet nur Einen an, Ihr hundert (Hölle XIX. 112). Um Gold zu gewinnen, sind alle Mittel gut! — Und dabei war Dante kein Ketzer, sondern tief katholisch; er hielt den Glauben fest an die Einheit und Gesammtheit des christlichen Menschengeschlechts.

In Bezug auf Papst Anastasius macht **Philalethes** (in der Ausgabe seiner Uebersetzung der Hölle vom J. 1839 S. 68) folgende Note: »Uebrigens ist nicht zu verkennen, dass Dante diese Gelegenheit gern benutzt, um zu zeigen, dass auch ein Papst ein Ketzer sein könne, und also demselben nur in Verbindung mit einem allgemeinen Concilium Unfehlbarkeit zuschreibt.« Der gelehrte und weise Mann auf einem deutschen Königsthrone hält also auch in der Gesetzgebung der Kirche die constitutionelle Form und Norm für die ausschliesslich richtige. Wird das römische Concil des J. 1869 diese seine Aufgabe zur Reform der katholischen Kirche begreifen? Ob und wie es sie lösen wird, ist dann die zweite Frage.

VERLAG VON LUDWIG DENICKE IN LEIPZIG.

GUSTAV KÜHNE,

GESAMMELTE SCHRIFTEN.

10 *Bände.* 8. *brochirt* 10 *Thlr.*

INHALT:

Band I. GEDICHTE. — Band II. KLOSTERNOVELLEN:

Die Kinder aus der Provence. — Die Ursulinerin. — Die Calvinisten von Vaucluse. — Die Jesuiten in Paris. Die Heimath.

Neue verbesserte Auflage.

Band III. DIE REBELLEN VON IRLAND. Novelle.

Aus den Papieren u. Denkwürdigkeiten der „Vereinigten Irländer.“ Zweite umgearbeitete Auflage.

Band IV. DEUTSCHE CHARAKTERE. 1. Theil:

Friedrich der Grosse. — Lessing. — Moses Mendelssohn. Kant.

Band V. DEUTSCHE CHARAKTERE. 2. Theil:

Kaiser Joseph. — Mozart. — Klinger. — Georg Forster. Friedrich Hölderlin.

Band VI. DEUTSCHE CHARAKTERE. 3. Theil:

Karl August von Weimar. — Die Dioscuren von Weimar. — Goethe in der Schule der Frauen. — Goethe und sein Jahrhundert. — Schiller als Prophet. — Schiller als Mensch und Dichter.

Verlag von Ludwig Denicke in Leipzig.

Band VII. Deutsche Charaktere. 4. Theil:
Jean Paul. — Ludwig Tieck und die Romantiker. — Heinrich von Kleist. — Fichte. — Schleiermacher. — Arndt. — Uhland.

Band VIII bis X. Die Freimaurer.
Eine Familiengeschichte aus dem vorigen Jahrhundert. 2. verbesserte Auflage. 3 Bände.

Die Bände 1—7 werden jeder einzeln zum Preise von 1 Thlr. abgegeben; die Bände 8—10 zu 3 Thlr. werden jedoch nicht getrennt verkauft.

GUSTAV KÜHNE,

MEIN TAGEBUCH IN BEWEGTER ZEIT.

8. *XXI u. 802 Seiten. brochirt 2 Thlr.*

Erlebnisse und spannende Schilderungen aus der grossen Bewegungsperiode 1847/1850.

GEDICHTE VON GUSTAV KÜHNE.

Elegant gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr.

Wittenberg und Rom.

Erſter Band.

Im Verlage von **Otto Janke** in **Berlin** ſind folgende Werke erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Buch mit ſieben Siegeln.

Roman
von
Carl Adalbert.
3 Bde. Gr. 8. geh. 10 Mark.

Die Harzbraut.

Erzählung
von
Carl Adolf.
8. Geh. 1 M.

Simon Spira und ſein Sohn.

Erzählung
von
A. E. Brachvogel.
Gr. 8. Geh. 4 Mark.

Des Mißtrauens Opfer.

Roman
von
A. E. Brachvogel.
3 Bde. Gr. 8. Geh. 15 Mark.

Wittenberg und Rom.

Kloſternovellen aus Luther's Zeit

von

Guſtav Kühne.

Erſter Band.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Berlin, 1877.
Verlag von Otto Janke.

[illegible]

Inhalt des erſten Buches.

			Seite
1.	Capitel.	Unterm Judenhut	1
2.	„	Bei der Wittwe Biwis	10
3.	„	Judenthum und Chriſtenthum	18
4.	„	Klein-Sephchen in der Dachkammer	40
5.	„	Die Puriſten und die Sublimen am Rhein	49
6.	„	Meiſter Jakob in Erfurt	76
7.	„	Die graue Schweſter vom Kiffhäuſer Berge	85
8.	„	Joſepha	105
9.	„	In der Pfortemühle	129

Inhalt des zweiten Buches.

			Seite
1.	Capitel.	Wittenberg und Rom	149
2.	„	Der Luther kommt	172
3.	„	Das Bankett in der Schänke	194
4.	„	In der „hohen Lilie“ zu Erfurt	209
5.	„	Luther läßt ſich barbieren	226
6.	„	Bei den Dominikanern	236
7.	„	Luther predigt bei den Auguſtinern	255
8.	„	Der Canonicus von Straßburg	270
9.	„	Ohrenbeichte bei den Auguſtinern	298
10.	„	Im Lazareth Jeſu Chriſti	321
11.	„	Wulf Katzenbrenner ſchlägt eine Pauke	334
12.	„	Ein Colloquium mit Meſſerſtichen	344

Erſtes Buch.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Erſtes Capitel.

Unter'm Judenhut.

Wie eine Schildkröte erhob ſich zu Erfurt die Krämerbrücke über die Gera. Wer den Rialto zu Venedig geſehen, kennt einen kühneren Schwung im Brückenbau, aber keinen ſtärkern. Nicht blos Buden und Hallen, eine ganze Häuſerreihe trug und trägt noch heute, zu beiden Seiten von Pfeilern geſtützt, die Gerabrücke zu Erfurt. Sie war ehedem die Hauptader des Verkehrs in Handel und Wandel. Hier lag ein ganzer Bazar aufgethan, täglich war hier Markt und Meſſe. Goldarbeiter und Schwertfeger boten das Schönſte aus, was Kunſt und Gewerk des Jahrhunderts lieferten; faſt ſchien es als habe der Reichthum beider neu entdeckter Indien ſich hier aufgeſtapelt und als ſei die Stadt, dieſe Metropole des Thüringer Landes, zu einem Weltmarkt dafür auserleſen. Zwei Kirchen, des heiligen Benedict und des heiligen Aegidius, letztere gemeinhin Sanct-Ilgen genannt, bilden noch heute die Brückenpfeiler zum Ein- und Ausgang der über den Fluß gewölbten Straße, als ob die beiden Heiligen, hüben und drüben, eiferſüchtig Handel und Wandel in Schutz zu nehmen gedächten. Damals zog ſich von der Krämerbrücke her, hinter dem Rathhauſe bis zum Fiſchmarkt und die Gera hinab bis zur Lehmannsbrücke das Judenviertel mondſichelförmig in einem Halbkreiſe hin, den die Stadtmauer beſchrieb. Das Heidenthor, das die platea Judaeorum abſchloß, zeigt noch heute Spuren der alten Ringmauer, welche die Schutz- und Kammerknechte des weiland heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation von aller chriſtlichen Menſchheit trennte. Dieſe, in früher Zeit beinah peſtartig abgepferchte Wohnſtätte hatten ſich die Juden zu Erfurt mühſam und theuer genug erkauft. Am Chriſttage war der Leibzins zu zahlen, ein Gulden pro Kopf; am Martinstage der Schutzzoll. Es war langer Streit geweſen zwiſchen dem Kaiſer und dem Rath der Stadt, wer das Recht habe die Erfurter Juden zu beſteuern, ob Einer ausſchließlich allein oder Beide gleich ſehr, — bis der Erzbiſchof von Mainz, unter deſſen geiſtlicher Obhut Erfurt ſtand, den Streit entſchied, indem er die Juden an der Gera noch einmal ſchätzte, und zwar ſehr hoch, — die einzige Art von Hochſchätzung, deren ſich gemeine Jüdiſchheit in deutſchen Landen damals zu erfreuen hatte. Damit ergab ſich denn ein dreifacher Schutz, — heißt: eine dreifache Schätzung und Schatzung. Dieſe dritte Steuer nannte man den „goldenen Opferpfennig.“ Kam aber ein neuer König im Lande auf, wie jetzt der Karl von Gent, der als Kaiſer Carolus Quintus unlängſt zu Aachen gekrönt war, dann gebot man den Kammerknechten, trotz ihrer ſchon dreifachen Leiſtung, abermals zu leiſten, blos um ſie zu ehren, denn dieſe Steuer hieß: „die Ehrung.“ Zum Fanatismus des Glaubens hat ſich ja alle Zeit die Habſucht der Menſchen geſellt. Wußten doch alte Leute zu Erfurt auch noch zu erzählen wie der Barfüßer Johann Capiſtrano am Tage des heiligen Auguſtin ſeinen Einzug in die Stadt gehalten. Klein, hager, greiſenhaft anzuſchauen, mit kahlem Haupt und grauem Bart, aber flammenden Angeſichts, hatte er unter den Schwibbögen der Cavaten des Domes drei Wochen lang Tag für Tag zum Volk geredet, das ſtehend, ſitzend, liegend, von den Domſtufen bis zu den Schmieden herab, in Gruppen gelagert, von gelehrten Doctoren ſein fremdes Gewälſche ſich dolmetſchen ließ. Auch dieſer wunderthuende Bettelmönch war nichts weiter geweſen als eine neue Geißel für die Hebräer. Je mehr er den Kindern Chriſti ein frommes Leben anempfahl, deſto mehr entfachte ſich im Volke die Luſt, über das Stadtviertel der Juden herzufallen. Deren Gold- und Silbergruben reizten immerdar die fromme Wuth, wie ja auch in altersgrauer Zeit jeder Kreuzzug nach dem gelobten Lande, um Chriſti Grab den Heiden zu entreißen, gern damit angefangen, die Judenhäuſer zu plündern. Und der damals neue Prophet, der heilige Capiſtran, ſprach gar feurig und prophezeite ſehr richtig, denn wie er die Flammen des Himmels auf alle „Gottesmörder“ herabrief: ſiehe, o Wunder! da ſtieg plötzlich hinten eine Feuerſäule auf, die das Judenviertel von der Krämerbrücke bis zum Heidenthor einäſcherte. Für den Einen, den Iſrael gekreuzigt, haben oftmals Tauſende bluten müſſen. Das ſogenannte „tolle Jahr“ zu Erfurt mit ſeinen Raufereien zwiſchen Patriciern und Volk hatte auch nur mit einer Judenſchlacht ſeine Endſchaft erreicht. Auf einen Religionskrieg war es damals, Anno Zehn im laufenden Jahrhundert, gar nicht abgeſehen geweſen. Die Gilden hatten von den „Geſchlechtern“ blos das Recht ertrotzt, auch ihrerſeits Stellen im Rath zu beſetzen. Unter den „Vierherren“, welche der gemeine Mann des Gewerkes in den hohen Rath gewählt, ragte Heinrich Kellner hervor, ein Tribun, der die ganze Liebe des Volkes beſaß. Zur Macht gelangt, überſchritt er jedoch ſeine Vollmacht. Die Stadt war verſchuldet, weil ſie es bei Feſten mit Fürſten, Grafen und Prälaten im Schaugepränge aufnehmen, ſie überbieten gewollt. Der Vierherr verpfändete mit Einſtimmung des Rathes ein Dorf für eine Summe Geldes zur Deckung der ſtädtiſchen Schulden. Das ſchalt die Bürgerſchaft einen Eingriff in ihr Recht. Bewaffnet ſtürmte das Volk auf das Rathhaus, vom Vierherrn Rechenſchaft fordernd; es ſei Verrätherei, ohne Wiſſen der Gemeinde Eigenthum der Stadt zu verthun. Ei was! ſchrie Heinrich Kellner, hier ſteht die Gemeinde! Und damit wies er mit der Hand auf ſeine Bruſt, und der Tribun des Volkes weigerte ſich, dem Volke Rede zu ſtehen. Da tobte der Aufruhr durch die Gaſſen der Stadt. Der Vierherr ward gefangen, gebunden; unter den Qualen der Folter geſtand er ſein Unrecht ein. Ein Opfer mußte fallen und der Rath ſah in der Preisgebung des Genoſſen die eigne Rettung. Kurſachſen aber that Einſpruch gegen den Juſtizmord; es drohte ſeinen Einſpruch mit bewaffneter Macht zu bekräftigen. Kurmainz dagegen rechtfertigte die Hinrichtung des Heinrich Kellner und ſuchte Erfurts freies Gericht zu ſchirmen. Erſt da ſtieg die Wuth der Parteien zu einer wilden Erbitterung und der „chriſtliche“ Aufſchwung ſättigte ſich im Blut der Juden, in der Plünderung ihres Hab' und Gutes. Des Erzbiſchofs Kurfürſtliche Gnaden zu Mainz hießen das bei Leibe nicht gut; ſie belegten die Stadt dafür mit Kirchenſtrafen. Die Bürger mußten ſtark Buße zahlen, aber doch nur in Summen, die man den Juden erſt wieder abgepreßt. Auch Kaiſer Max, heilſamen Angedenkens, hatte wider die Gräuel ſein Veto erhoben, denn wie die Erfurter Juden maſſenhaft auswanderten, da ſprach ſein hoher Mund ſehr gnädig und wohlweiſe: „Ei, haltet mir doch dieſe güldenen Hühner warm, damit ſie fortan brav Eier legen!“ Aus Mainz aber langte damals die

Verordnung herab, die den Juden, außer dem breitkrämpigen Spitz- und Thürmchenhut zum Abzeichen von den Chriſtenmenſchen, auf der linken Bruſtſeite des Kleides ein gelbes Stück Tuch zu tragen gebot, welches kirchliche Gebot der Rath der Stadt ſtreng aufrecht erhielt, weil er widrigenfalles auch ſeinerſeits von neuem Strafgelder einzog. Alſo war es hergegangen zu Erfurt im Jahre des Heils 1510, und nach der vorgeſchriebenen Kopfbedeckung hieß das Stadtviertel der Hebräer: „Unter'm Judenhut." Was jedoch nicht gehindert, daß zwiſchendurch auch Chriſtenvolk ſich vielfach dort anſiedelte. Dicht neben dem Platz, wo die Juden alles nicht „koſchere" Fleiſch aufſtapelten und meiſt für die Bärenzwinger der Patricier feil hielten, waren auch chriſtliche Bäckereien, maßen der ſumpfige Moorboden gar heilſam und günſtig für die Ferkelzucht, welche das Bäckergewerk nebenbei gern betreibt. Juſt alſo das Thier, das der Jude verſchmäht, erwuchs hier beſtens in der ſichern Brutſtätte eines trefflichen Wohlbefindens. Die Meier, die Seligkind, die Zalip, die Von Aachen und wie ſie ſonſt heißen, die großen Häuſer der Jüdiſchheit ſtanden mit ihren gewölbten Kellern zu Erfurt mitten im Ferkelgebiet; „auf der Miſten" nannte man ebenfalls den ganzen Stadttheil. Schätze aber hatten ſie maſſenhaft aufgehäuft, die großen jüdiſchen Geldmänner und Banker, denen kein kanoniſch Recht verbot Geld auf Zins zu leihen, was oft zu zwanzig und dreißig Procent geſchah, und Pfänder zu nehmen, auch die heiligſten, wenn auch nur heimlich und verſchwiegen. Nicht blos die Juwelen des burggeſeſſenen Edelmanns und ſilbernen Schmuckgürtel der Bürgerfrauen, auch goldene Altarkelche aus Kirchen und Klöſtern galten für gute, ſichere Pfänder. Das ganze geſegnete Thüringerland, ſammt der güldenen Aue, war ſeit langer Zeit den Erfurter Jüden verſchuldet. —

„Auf der Miſten“ ſtand auch der enge, finſter ſchmutzige Judentempel. Es war juſt Freitag Nachmittag, und wenn die Sonne untergeht, kann der Sabbath beginnen. Das dumpfe Loch des Gotteshauſes war ein kellerhafter Raum, düſter wie eine Erdhöhle, auch wenn Abends die trüben Unſchlittlichter brannten, das Pult des Vorbeters beleuchtend, der ſich beugend und neigend, ſich ſchüttelnd und den Oberkörper ſchwenkend, ſchon bereit ſtand in ſingendem Ton das Gebet zu halten. Einige alte Weiber ſchafferten im dunkeln Raume hin und her, um die Stätte zu bereiten. Die Thür, die in's Innre der Schlucht führte, ſtand offen, und am Pfeiler lehnte ein hagrer, hochaufgeſchoſſener Greis, der noch lang und groß erſchien, ſelbſt wenn er ſcheu den Nacken krümmte. Auf dem grauen verwitterten Mantel, der um ſeine Schultern hing, fehlte das gelbe Stück Tuch; alſo war er kein Jude. Statt des breitkrämpigen Spitzhutes faßte eine Pelzmütze ſein ſchönes, weißes

Gelock. Sein Geſicht war bartlos, Kinn und Wangen glatt; wer ihn aber in's Auge faßte, blickte in ein doch ganz morgenländiſches Antlitz. Seine Züge waren feſt wie Granit, ſeine Stirn ſo altersgrau, als hätte ſich Staub und Moos darauf gelagert. Um die fein geſchnittenen Lippen ſpielte ſanft der Abglanz einer ſtillen, verſteckten Weisheit und einer Menſchenliebe, die in ſeinem Herzen tief und ſicher niſtete, auch wenn ſie in den Stürmen des Schickſals an ſich ſelbſt oft genug irre und wankend geworden war. Die dunklen Augen unter den buſchigen, ſchwarz gebliebenen Brauen leuchteten und brannten wie Karfunkel; es war das Feuer einer geheimen Zuverſicht, die nicht aufgehört hatte, im alten Jehovahdienſte Gott zu fürchten, die aber mit der Stiftung des neuen Bundes auch Gott lieben gelernt. In ſeinem milden Lächeln ſchienen altes und neues Teſtament friedlich ausgeglichen, verſöhnt und verklärt.

„Guten Schabbes, Meiſter Freidank!“ flüſterte ein altes Weib, das an ihm vorüberſtrich. Er fuhr zuſammen, wie von einer Tarantel geſtochen. Der Mann war längſt kein Jude mehr; aber hatte das Waſſer der Taufe ſein Gefühl der Zuſammengehörigkeit zu den ehemaligen Glaubensgenoſſen nicht von ſeiner Seele fortgewaſchen, ſo wollte er es doch nicht Wort haben vor den Leuten. Er trat von der Schwelle des Tempels zurück und drückte ſeine Mütze in die Stirn. „Der alte Baptiſte!“ ſchrie das Weib ihm höhniſch nach. „Wäſcht ſich täglich und ſeine Waſchungen ſind ſchon halbe Taufe! der abtrünnige Freidank!“

Ein Volkshaufe rottete ſich zuſammen. „Halloh, der alte Barbier von der Pfortenmühle, der Abdecker vom tollen Jahre, der weiland Henker mit dem rothen Mantel!“

Wie der Mann in die dunkle Gaſſe zurückſprang, hatten die Burſche nicht übel Luſt, ihm mit Schimpf und Schande noch das Geleit zu geben; einige griffen nach Steinen und nach dem Abwurf des Weges. Da trat der Rabbi aus dem Gotteshauſe und ſtrafte den Unfug mit ebenſo weiſen wie ſtrengen Worten: „Wollt Ihr wohl Ehrfurcht haben vor dem greiſen Meiſter, dem Chirurgen des hohen Rathes, dem Stadtbader von Erfurt! Tauſenden hat er wohl gethan, auch den Kindern Iſraels!“

Der Schwarm ſtob auseinander, und während der Rabbi den einen Buben an den Haaren feſthielt, ihn zu ſtrafen, rief er das Wort gleichſam zur Sühne dem ſcheidenden Meiſter nach, der durch die engen Gaſſen der Judenſtadt ſeinen Rückweg antrat. In ſeinen Ohren klang jedoch immer noch der ſpottende Ruf: „Baptiſte!„ nach.

Auch „Freidank“ wollte er nicht gern gerufen ſein; er hatte mit ſeinem alten Glauben auch ſeinen Namen abgelegt; an dem Namen Freidank hafteten für ihn ſchmerzliche Erinnerungen; es tropfte Blut daran. Er drückte ſein Geſicht in die Falten des Mantels; in den Falten ſeiner Seele aber ſaßen Kummer und Gram. Hätte er ſeine Lippen öffnen wollen, wir würden von ihm vielleicht den heimlichen Seufzer vernommen haben: O arme Menſchheit, dein Wahn iſt Wahn, in der Jüdiſchheit wie unter Chriſtenmenſchen!

Zweites Capitel.

Bei der Wittwe Viwis.

Abgeſchieden von Schmutz und Getümmel ſtand im Judenviertel ein maſſives Steingebäude, breit und anſehnlich wie ein Bollwerk mit bombenfeſten Kellern, der Familie Viwis gehörig. Der erbliche Beſitz des Hauſes war oft vielfach getheilt geweſen im Laufe der Zeit, faſt ſo vielfach wie der Erfurter Reſidenzhof der Grafen von Gleichen, oder an der Gera die fünfgängige Mühle der Grafen von Schwarzburg. Vom erblichen Grundbeſitz waren die Juden zu Erfurt keineswegs ausgeſchloſſen; ſie hatten ſelbſt Weinberge, ſagt man, tranken freilich den Krätzer nicht, ſondern nur Waſſer, ſo rein und unrein wie es die Gera lieferte, falls die verſchütteten Brunnen noch nicht wieder hergeſtellt waren, die ſie zur Zeit der Peſt vergiftet haben ſollten. Das große ſteinerne Haus bewohnte damals eine Wittib. Frau Biwis war der erſte weibliche Banker in Erfurt; ſie hatte ſich nach ihrer Flucht Anno Zehn, im „tollen Jahre", zur Rückkehr nach der Stadt, wozu Rath und Bürgerſchaft ſie aufgefordert, nur unter der Bedingung entſchloſſen, das Geſchäft des vom Pöbel erſchlagenen Mannes unter dem Schutze der hohen Behörden fortſetzen zu dürfen. Das ward ihr urkundlich mit Stadt- und Rathsinſiegel eingeräumt, denn man hatte das Haus Biwis und Kumpanei gern, weil es, obſchon gegen hohe Zinſen, doch leutſelig und verſchwiegen für Geiſtlichkeit und Adel, auch für höhern Bürgerſtand, ſo ſich zu den Geſchlechtern zählte, allezeit Gelder lieh. Einige Vettern von der Sippe halfen der Frau, das Geſchäft wieder herrichten; ſie ſelbſt aber führte eigenhändig Buch und Rechnung.

Das Gebäude war heut im Innern feſtlich geſchmückt, der Fußboden mit weißem Sand beſtreut, der Tiſch im Wohnzimmer mit friſchen Linnen bedeckt; darauf die ſilberne ſiebenarmige Lampe. Der Sabbath ſtand bevor und zum jüdiſchen Abendmahl war Alles fein und ſauber hergerichtet. Auch an der Perſon der Frau Biwis wie in ihrer ganzen Häuslichkeit war nichts von jenem orientaliſchen Etwas bemerkbar, das man ſo oft am

Stamme Juda rügte. In der Atmoſphäre der Frau herrſchte gradezu eine holländiſche Sauberkeit. Markus Biwis Seliger, von flüchtigen portugieſiſchen Juden abſtammend, die in Amſterdam Zuflucht gefunden, hatte ſich in Holland an Brauch und Sitte daſelbſt gewöhnt. Nach Erfurt gewandert und in das Geſchäft des großen Hauſes der gleichnamigen Vettern getreten, gewann er Hand und Herz der reichen Erbin, die aus Liebe zu ihm in Allem fügſam wurde. Jetzt, in ihrem Alter, war ihr die Holländerei des Ehegatten längſt zur andern Natur geworden. Markus Biwis war als ein Reformer des Judenthums in Holland verſchrieen und vor ſeinen Verfolgern aus Amſterdam geflüchtet. Zu ſeinen Reformen gehörten Waſchungen. Vielleicht hatte man ihm ſo gut wie jetzt dem Meiſter Freidank den Spottnamen „Baptiſte!“ zugerufen; nur war Biwis Jude geblieben. Seine Waſchungen waren nur eine feine, löbliche Zucht geweſen; daß er damit, wie der Argwohn fürchtete, ſymboliſch eine Reinigung der Seele verſtanden, eine Annäherung an chriſtliche Taufe gemeint, war ſelbſt ſeiner Frau verborgen geweſen. Sie hatte ſich ohne allen religiöſen Hintergedanken zu der ſchönen Volksſitte aus der Heimath ihres Gatten bekannt. Sie trug ihr Haar unverhüllt, während damals die jüdiſchen Frauen ſelbſt vor den Ehemännern ihr Haar zu verbergen pflegten. Sonſt blieb ſie ſtreng bei ihren altjüdiſchen

Formen, zumal wenn das Feſt des Sabbath nahte. An der Stirn und am linken Arm vergaß ſie dann nie die Gebetriemen anzulegen; nur gehörte es zu ihren Neuerungen, daß ſie, ſeitdem ſie nicht mehr die Synagoge beſuchte, die Beter zu ſich kommen und den Gottesdienſt in ihrem Hauſe verrichten ließ.

Das weite Gemach, in welchem die Wittwe ſaß, war mit Sorgfalt, freundlich und behäglich ausgeſtattet, um ſo mehr als die Frau nur ſelten noch ihr Haus verließ. In den Niſchen des Zimmers ſtanden bequeme Lehnſeſſel. Der Wechſel vom einen zum andern Sorgenſtuhl war faſt die einzige Bewegung, die Frau Viwis ſich gönnen konnte. Nur wenn der hohe Rath ſie berief, um bei ſtreitigen Geldſachen in Perſon vor Gericht Zeugniß zu geben und Namensunterſchrift in loco zu leiſten, verließ ſie ihre Behauſung. Der regierende Bürgermeiſter pflegte ihr dann eine rathsherrliche Sänfte mit zwei chriſtlichen Trabanten zu ſenden. Sie hätte ſich einen gedeckten Seſſel mit Chaiſenträgern aus dem Stamm Juda wohl ſelber halten können; ihre Mittel erlaubten ihr das, allein ſie war zu gewiſſenhaft, um ſich auch nur den Schein des Luxus zu geben. Stand doch auch Alles wieder auf dem Spiel, wenn die Chriſtenheit zu Erfurt ein neues „tolles Jahr“, deſſen Opfer ihr Gatte geweſen, belieben ſollte. Mit dem runden Vollmondsgeſicht, das ſchwarze, lang aufgelöſte, ſaftige

Haar, das ihr über die Schultern floß, überdeckte die ganze Lehne des Seſſels, ſaß Frau Biwis breit und gemächlich da, vollwichtig gleichſam wie ein Doppelducaten, der auch noch ſein Agio gilt, — oder ſoll man ſagen wie ein gutartiger Drache, der über ſeinen Schätzen in den Kellergewölben Wache hielt? Sie war kerngeſund, mithin trotz ihrer Jahre blühend wohlauf; nur daß die „Potentaten", wie ſie ſagte, immer ſchwächer wurden, den prachtvollen Umfang ihres ſehr wohlgeborenen und ſehr wohlbeleibten Körpers zu tragen. Darum ihre „ſophadurchſitzende" Lebensweiſe, ſo wenig ſie auch in Haus und Geſchäft die Zügel der Herrſchaft aus der Hand gab. Ihr Lehnſtuhl war gleichſam ein Thronſeſſel, vor dem Alle, ſie mochten zur Wechſelſtube oder zum Hausweſen gehören, erſcheinen mußten, Befehle entgegenzunehmen oder Rechenſchaft abzulegen. Und wie das wohlbeleibten Perſonen eigen zu ſein pflegt: ſie verſah ihres Tages Arbeit, ihr Regiment, nicht anders denn im Schweiße ihres Angeſichts. Man ſah ſie nie ohne Sacktuch in der Hand, ſelten anders, als daß ſie ſich die hellen Tropfen von der Stirn wiſchte. Ein Witzbold, einer von ihren Leuten, nannte ſie deshalb immer nur: Frau von der Wiſch, oder Frau Biwiſch. Das Sacktuch aber war allezeit untadelhaft weiß und ſauber, täglich friſch und neu; die Holländerei des Gatten

Markus Seligen war der einzige Luxus, den ſie gern und gewiſſenhaft trieb.

Wie ſie ſo daſaß. gewärtig deſſen was da kommen ſollte, ließ ſich im Nebengemach ein Geräuſch vernehmen. Dort war die Wechſelſtube des großen Handelshauſes. Der Ton klingender Münzen ward hörbar; dann ſchloſſen ſich Pulte, Läden, eiſerne Kiſten und Kaſten mit raſſelnden Schlöſſern; man machte Schicht, bevor die Sonne ſank und der Sabbath begann. Wie die Flügelthür ſich aufthat, ſtanden die drei Vettern mit einem Haufen Geſellen, Dienern und Burſchen bereit ſich zu empfehlen. Frau Biwis belobte, begrüßte und entließ ſie alle; für Jeden hatte ſie ein Wort des Dankes und der Aufmunterung. Nur ein Mann blieb ſtehen auf der Schwelle, ein Mann in der Amtstracht des hohen Rathes. Es war der Gehülfe des Notars, den man chriſtlicherſeits ihr allwöchentlich zur Verfügung ſtellte für gewiſſe Fälle, wo Kenntniß der Stadt-, Landes- und Reichsgeſetze nöthig ſchien. Der Mann fragte, ob Frau Biwis für heute noch etwas zu wünſchen habe.

„Biwis Seliger und Kumpanei“, ſagte die Frau ſich huldvoll verneigend, „laſſen dem hohen Rath, elend und hülfsbedürftig wie ſie ſind, ſich unterthänigſt empfehlen, und für gefälligſt geleiſteten löblichen Beiſtand ſich allerſchönſtens bedanken.“

Und wie Zeigefinger und Daumen ihrer rechten

Hand ſich um einander wirbelten, als wollte ſie das Gepräge von Gold- und Silbermünzen prüfen, ſo gab ſie, im Gefühl ihres Werthes und des eignen Selbſtbewußtſeins, das Zeichen der Entlaſſung, ohne ſich von ihrem Seſſel zu erheben. Nachdem der Mann des Geſetzes im ſchwarzen Habit mit vielen Verbeugungen das Zimmer verlaſſen, lachte Frau Biwis hell auf und dachte doch traurig. Daumen und Zeigefinger in die Höhe ſtreckend: „Die beſte Dankſagung h'an mer in Händen!" Sie ſeufzte und ſtöhnte laut auf. „Alles koſt't Geld, was man angreift in römiſch-deutſchen Landen! Die ganze chriſtliche Wirthſchaft hier iſt ein purer Schraubſtock, um Steuern zu preſſen!" Das war ungefähr der Gedankengang ihrer klugen, nüchternen, aber ſcharfſinnig klaren Seele. Sie dachte weiter: „Kömmt da zuerſt der ſehr hohe und ſehr weiſe Rath der Stadt als Ausfluß wohllöblicher erbgeſeſſener Bürgerſchaft und ſteuert uns, weil wir, peſtartig wie wir ſind, uns eingeniſtet in eitel chriſtlich Territorium. Kömmt dann der Herr Landgraf von Thüringen und fordert Tribut für ſein Geleitsrecht. Gott's Wunder! Armer Jüd' muß oft wandern mit dem Zwerchſack über'm Rücken, wie die terminirenden Bettelmönche unter den reichen Kloſterbrüdern der Chriſtenmenſchen. Kommen dann die Herren Grafen von Gleichen als Burgherrn von Erfurt und alſo auch vom Jüdenviertel, und verlangen detto und netto ihr Theil. Die

Dom- und Stiftsherren aber von Sancta Maria und von Sanct Severin nehmen Steuern für den Acker draußen in der Wüſtung, wo wir unſere Gebeine verſcharren dürfen, obſchon Erzbiſchöfliche Gnaden zu Mainz für geiſtlich Oberhoheitsrecht ſchon hinlänglich von gemeiner Jüdiſchheit Tribut caſſiren, und zwar doppelt und dreifach, wenn Sanct Petri Stuhlgänger drängt und drängelt. Gott's Erbarmen! Blutſauger hier und Blutegel da! Und ſaugen ſie zu ſtark, ſo tritt dann wohl Kaiſerliche Majeſtät als oberſter Schutzherr dazwiſchen und ſpricht: Die Jüden ſind *meine* Jüden, ich hab' ſie zu ſchützen! — Hat ſich was zu ſchützen! Heißen ſie ſchützen, wenn ſie uns ſchätzen und ſchatzen. Gewaltſache das! Eine Schraub' ohn' Ende! Jehovah wolle uns gnädigſt und ſteuerfrei in Abrahams Schooß verhelfen!"

Die Alte trocknete ſich die hellen Schweißtropfen auf der Stirn, faltete dann auf ihrem breiten Schooß das Sacktuch in's Geviert zuſammen und legte die Hände darüber ſtill ineinander. Ihr Gedankengang war recht ſchmerzlich geweſen; das lag in ihren argwöhniſchen, tief dunkeln Augen unter den gewölbten Brauen. Und doch konnte ſie noch in ihrem Gott vergnügt ſein, ſich bei aller Trübſal in ihrem Calcül immer noch heimlich in's Fäuſtchen lachen; das bezeugte der ſchmunzelnde Zug in beiden Winkeln ihres ſonſt ſehr ehrbaren Mundes.

Drittes Capitel.

Judenthum und Chriſtenthum.

Das Haus der Frau Biwis war ein Ziel für Meiſter Jakobs Wanderſchaft, noch ehe der Sabbath begann. Er trat ſicher und wohlgemuth die breiten Stufen der Außentreppe hinauf, wie Einer, der ſeit Menſchengedenken Recht und Gewohnheit hat, hier aus und einzugehen. Von der Vorhalle blickte er in das große, bereits geſchmückte Feſtzimmer zur Seite. Dieſer Raum des Hauſes ſah aus wie zu einem immerwährenden Laubhüttenfeſt hergerichtet. Jährlich zu dieſer Zeit friſch ausſtaffirt mit grünem Flechtwerk an der Decke, Blumen und vergoldeten Früchten an den Wänden, blieb das Prunkgemach mit ſeinem Schmuckwerk allzeit bereit zu den Feiertagen des jüdiſchen Kalenders. Heut ſtanden lange Tiſche und Tafeln an den Wänden mit Leuchtern, deren Kerzen alsbald angezündet werden ſollten, zahlreiche Gedecke mit Weißbroden, die an die Schaubrode im Tempel zu Jeruſalem erinnern konnten. Die Sippe ſtand des Zeichens gewärtig, das Gebet zu beginnen, während gleich ſehr die jungen Burſchen ſehnſüchtig nach den Schüſſeln und Tellern hinüberſtarrten. Frau Biwis ſaß noch in ihrem oberen Wohngemach. Eine Magd, ein uraltes Inventar des Hauſes, das ſchon mehrere Judenſchlachten überdauert haben mochte, kam und meldete, das Kind Sephchen ſei bereits ſchlafen gegangen, aber der Meiſter ſei da und wolle einen guten Abend bieten.

Gleich darauf ſtreckte ſich auch ſchon das greiſe Antlitz des hagern Mannes, der ſich von der Pforte des Judentempels zurückgewieſen ſah, durch die Spalte der halb offen gelaſſenen Thür, freundlich lächelnd und di Frau begrüßend. Er hatte ſich hereingeſchoben, noch ehe ihm förmlich der Eintritt bewilligt war, und bot der Herrin des Hauſes die Hand, ohne daß dieſe, ſich im Lehnſtuhl zurechtrückend, es ſah, oder ſehen wollte. Sie wies auf den Seſſel am Fenſter, den gewohnten Platz für den alten Stammgaſt des Hauſes. Es war der Lehnſtuhl, in welchem der Gatte der Frau ſo viele Jahre lang am liebſten geſeſſen, ein Erbſtück für den Buſenfreund, mit welchem Markus Seliger zu Amſterdam den Talmud und die Schriften des alten Bundes ſtudirt, dann von dort gemeinſam verbannt und vertrieben durch die deutſchen Lande gewandert war, bis er in der Stadt Thüringens die neue Heimath gewonnen. Der Erbſeſſel mußte ſtehen bleiben wo er ſtand, allezeit bereit für den Freund ſeines Lebens; ſo hatte es Markus Biwis letztwillig beſtimmt.

Der Meiſter ſetzte ſich nicht, er blieb vor der Wittwe ſtehen und blickte über ſie hinweg in das Antlitz des Verſtorbenen, deſſen Bild über dem Stuhl der Frau an der Wand hing; es war ihm, als müßt' er den Todten begrüßen wie einen noch immer als Geiſt unter ihnen Lebendigen.

„Ihr kommt heut ſehr ſpät, das Kind abzuholen," ſagte Frau Biwis. „Sephchen iſt ſchon in ihrer Kammer; vielleicht will ſie den Schabbes verſchlafen, da Ihr zögertet ſie abzurufen, um mit Euch den chriſtlichen Feſttag zu feiern!" Das ſagte ſie bitter und ſpitz, fügte dann aber wohlwollend hinzu: „Warum denn ſo ſpät?"

„War auf dem Friedhof," ſagte der Mann und beugte ſein Haupt, „am Grab ihrer Mutter."

„Auf dem jüdiſchen Friedhof," betonte die Frau, „wo es ſich friedlich ruhen läßt und ſelig im Herrn — heißt: in Abrahams Schoß; wo nicht — nicht."

„Es wird ſich auch wohl ruhig ſchlafen laſſen unter andern Namen und Zeichen," entgegnete Meiſter Jakob, „ſei es das Kreuz der Chriſtenmenſchen oder der Halbmond der Türken; der Tod gleicht Alles aus."

„Nun ja, Ihr ſeid ſo 'ne Allerweltsſeele!" ſpottete die Frau. „Fehlte nur noch, daß Ihr Euch zum Propheten Mohamed bekennetet, und eine Seelenwanderung machtet durch alle Confeſſionen der Welt. Haha! Als Muſelmann könntet Ihr einen Harem halten, Meiſter Jakob! Doch das thun die Chriſtenmenſchen ſchon genugſam ſelber. Hat doch der Herr Erzbiſchof, Kurfürſtliche Gnaden, zu Halle an der Saale aus der Moritzburg ein Haus weltlicher Luſtbarkeit gemacht, wie es nur ein Paſcha hält, ein Mantelgotteshaus, wie ſie's nennen, weil der Mantel der chriſtlichen Liebe Alles zu decken weiß, auch Schmach und Schimpf. Gott's Erbarmen! Ha'n ſie doch erſt neulich wieder dort einen armen Schelm aufgehängt, dicht vor'm Schloß, und die Lotterweib' ſind an den Fenſtern geſtanden und ha'n lachend zugeſchaut. Der arm Jüd, ſagten ſie, hätt' geweihte Hoſtien geſtohlen. Ich bitt' Euch, was mach' ich mit Oblaten! Und wir Jüden ha'n gar nit nöthig zu ſtehlen, auch Gold und Silber nit, wir nehmen's blos in Pfand und ſchlagen daraus unſ're Percente."

Die Alte lehnte ſich in den Seſſel zurück und kicherte ſtill in ſich hinein, aus ſinnlichem Wohlgefühl, über Tonnen Goldes in ihren Kellern zu ſitzen. In den Gewölben des Hauſes lagen die koſtbaren Pfänder von Fürſten und Grafen, Biſchöfen und Klöſtern. Meiſter Jakob ſtand verlegen zur Seite und blickte zu Boden. Frau Biwis hatte es gern, wenn ſie über ihn, den vom Gott Abrahams Abgefallenen, triumphiren konnte. Das gab ihr für den Augenblick ein Gefühl der Ueberlegenheit, machte ſie übermüthig und ſpöttiſch, ſo hoch ſie auch ſonſt den alten Buſenfreund des verſtorbenen Gatten in Ehren zu halten teſtamentariſch gehalten war. Nach einer Weile ſagte ſie, zu ihm aufblickend: „Wie ſieht's denn aus auf dem Friedhof für unſ're Leut', da draußen zwiſchen Andreas- und Moritzthor, wo die Wüſtung beginnt? Wenn die Wölfe nit kommen und wieder aufwühlen, ich mein' die Wölf' unter den Chriſtenmenſchen, die auch von den Todten gern noch Zoll fordern, dann wird Euer Weib wohl Ruhe haben bis zur Auferſtehung der Leiber.“

Meiſter Jakob ſah plötzlich aus, als wär ein Mehlthau auf ſeine Seele gefallen; er ſtreckte beide Hände zur Abwehr aus, dann legte er ſie über ſein Angeſicht und flüſterte tief und leiſe: „Die Erde iſt überall des Herrn.“

„Mit nichten,“ eiferte die Frau, „der Himmel iſt des Herrn Schooß und die Erde ſollt' ſein der Schemel ſeiner Füße; aber die Chriſten ſtoßen ihn um, den Schemel, und verwüſten den Acker des Lebens. In Hispanien, hat mir Vivis Seliger erzählt, wühlen ſie auch die Friedhöfe um, und verbrennen die Leichen auf Scheiterhauſen noch post festum. Denn warum? Wo ſie was Ketzeriſches wittern, da zieh'n ſie nachträglich das Vermögen der Verſtorbenen noch ein, und Kirche und Staat theilen ſich drein. Es wird da noch immer viel gemacht in Knochen, heiligen und verfluchten!“

„Wir leben in deutſchen Landen,“ ſagte der Meiſter zur Tröſtung und Beruhigung.

„In römiſch-deutſchen Landen,“ verbeſſerte ihn die Frau. „Torquirt wird hier noch immer genug, mein Guter; in Hiſpanien nennen ſie's torquemadiren. Und die Taufe wird Euch auch nit viel nützen, Meiſter Jakob! Den Ueberläufern guckt gar bald das Unterfutter am Wamſe heraus, und was im Waſſer der Taufe nit rein gewaſchen iſt, das wird im Feuer nachgeholt. Ihr würdet Euch ſchwerlich rein brennen, guter Meiſter, Euch und Euer Weib!“

Der Mann war auf ſie zugeſtürzt, beide Hände auf ihren Mund legend. Wie ein gejagtes Wild blickte er ſcheu um ſich, als hätten die Wände Ohren, als lauſchten Späherblicke durch das Schlüſſelloch der Thür. „Huſch, huſch!“ machte er furchtſam, und faltete dann, ſich demüthig bückend, beide Hände über die Bruſt.

Wie's ſtill war im Zimmer, während die Frau ſich vom Redeſtrom verſchnaufte, ſaß er im Seſſel und ſeufzte laut. Sie erhob ſich, beugte ſich gemüthlich zu ihm hin und blickte ihm traulich wie einem alten Genoſſen in's blaſſe, gramzerſtörte Angeſicht. Er drückte ihre Hand, die ſie ihm hinhielt als wollte ſie ſagen: „Haſte nit Sehnſucht, zurückzukehren zum alten Gott und zum alten Volk?“

Er ſchien dieſe Handbewegung und ihren Blick zu verſtehen; endlich ſagte er wehmüthig, kleinlaut und als müßt' er ſich vor ihr entſchuldigen: „Die Hütte Davids iſt ja zertrümmert und es giebt ja kein Jeruſalem mehr!“

Das ſchien ſie zu beleidigen, zur ſtolzen Selbſtvertheidigung aufzuforderu. Sie zog ihre Hand zurück, warf ſich in die Bruſt und ſagte ſtrafend und eifernd: „Wir ha'n unſern Stammbaum, wir, das Volk der Verheißungen!“

Er ſchwieg, wie ſie ihn vorwurfsvoll anblickte.

„Redet doch, Meiſter,“ fuhr ſie fort, ihn bedrängend. „Bitwis Seliger hat immer geſagt, Ihr wäret ein Menſch ſonder Gleichen, ein Menſch, der nit blos nach der Wahrheit gedurſtet, ſondern ſie in vollen Bechern getrunken, wenn auch ſtill und heimlich. Ihr wär't wie Keiner gelehrt, ſcharfſinnig und klug. Das mag wahr ſein, Meiſter Jakob — aber im Grund giebt's gar keine dumme Jüden.“

„Nu, nu,“ wandte der Meiſter lächelnd ein, „hier zu Lande gilt der Fuchs für'n Muſter von Schlauheit, aber am Nordpol, wo ihn Niemand verfolgt, iſt er juſt ein ſo dummes Thier wie Seehund und Wallroß.“

„Daß Dich!“ rief die Frau, über den naturgeſchichtlichen Aufſchluß ärgerlich ſtaunend. „Dann hätt' das Volk Iſrael die Pfiffigkeit, die es ſich als Schutzwaffe erworben, gar noch ſeinen Feinden zu verdanken; ohn' deren Verfolgung, Grauſamkeit und Tücke hätten wir gar nit noth gehabt uns zu vertheidigen, unſere

Mittel und Werkzeuge zu ſchärfen? Ha! Guter Meiſter, Ihr ſeid ſcharfſinnig von Verſtande, aber ich fürcht’, eben ſo ſchwachmüthig von Geblüt, will ſagen von Herzen, Ihr begütigt alle Grauſamkeiten der Feinde Iſraels. Ha’n ſie Euch denn, als Ihr Euch taufen ließet, auch Fleiſch vom unreinen Thier in den Mund geſteckt?“

„Gute Viwis,“ ſagte der Mann offen und ehrlich, „Ihr wißt, ich aß und eſſe nie Fleiſch, ſpeiſe nur Brod und Frucht von den Feldern; das Verbot aber vom Fleiſch des unreinen Thieres war doch wohl nur ein Geſundheitsgeſetz für den heißen Orient, und dann, Frau Viwis, unrein iſt nicht was in den Mund hinein, ſondern was aus ihm herausgehet.“

„Ach, ach!“ zankte die Frau, „Ihr beſchönigt alle die Fabeln und Märchen der Chriſtenmenſchen!“

Der Meiſter ſagte: „Jedwedes Volk hat ſeine Fabeln, Frau Viwis, auch Iſrael die ſeinigen und wenn ſich der Stamm Juda das Volk der Verheißungen nannte: — gute Frau Viwis — wenn ſich nun die heiligen Verheißungen erfüllt hätten, ohne daß wir’s gemerkt? Iſrael hofft noch auf den Meſſias; die Chriſten glauben ihn ſchon gehabt zu haben, und hoffen auf ſeine Wiederkehr. Steht das ſo weit aus einander?“

„Was iſt?“ fragte die Frau und blickte irre drein; ſie verſtand die Rede nicht.

„Ich meine,“ fuhr der Meiſter fort, „den ſie den Stifter ihrer Kirche nennen.“

„War doch auch ein Jüd’,“ unterbrach ſie ihn.

„Und unter den Propheten der letzte und Gott liebſte, jener Jeſus von Nazara —“

„Der ſich den eingeborenen Sohn Gottes, wohl einen Gott ſelber genannt!“ fiel ihm die Frau in’s Wort.

„Doch wohl nicht er ſelbſt,“ lenkte Jokob ein und ſetzte langſam hinzu: „Und hätt’ er’s gethan, ſo durfte er’s wohl thun; ſo ganz durchleuchtet vom Geiſt des Herrn waren in ihm Leib und Seele.“

Des Mannes tief dunkle Augen erſchienen jetzt ſelber wie durchleuchtet, von einem guten Glauben erfüllt; ſie ſtrahlten wie eine warme, lebenſpendende, wohlthuende Sonne.

„Gute Frau Biwis,“ fuhr er ſanft und freundlich fort. „Einer unſrer Cabbaliſten hat ſich das Angeſicht des Herrn genannt, ſein Gehirn, ſein beſtes Wiſſen; warum nicht der, der ſich duldend hingab —“

„Sich hingab zum Opfer!“ murmelte die Frau. „Die linke Backe hinhalten, hat man auf die rechte einen Schlag ’kriegt: — ich nenn’ es unnatürlich, unmenſchlich —“

„Sagen wir übermenſchlich,“ wollte ſie der Meiſter verbeſſern.

„Iſt ſich gleich, guter Mann!“ eiferte die Frau. „Was über die Menſchlichkeit, iſt auch außer ihr, alſo unmenſchlich.“

„Ich meine,“ ſagte Jakob, „der den neuen Bund ſtiftete“ —

„Eine neue Knechtſchaft hat er geſtiftet!“ ſchalt die Frau, und ſchlug mit den Fäuſten auf die Polſter der Lehne. „Und hat Chriſtenthum ſeinen Urſprung im Judenthum, ſo iſt's ein ſchlimmer Vogel, der ſein Neſt beſchmutzt, verhunzt, verflucht.“

„Nicht Er,“ ſagte ruhig der Mann, „nicht Er, deſſen Lehre das Reinſte, das Edelſte was je ein Menſch gedacht, oder Gott den Menſchen verkündet.“

Die Frau ſprang vom Seſſel in die Höhe, ſtreckte die Hände über den Abgefallenen aus und ſchrie: „Abbadonna!“ Ihr Antlitz war hochroth und die Schweißtropfen perlten ihr von der Stirn. Der Meiſter blieb ruhig ſitzen und ſagte lächelnd: „Seht, nun fluchet Ihr ſelber, gute Biwis!“

„Ich will nit gut, ich will bös ſein,“ ſchalt die Frau, „Aug' um Auge, Zahn um Zahn: ſo heißt's bei uns, ſo lang es einen Gott giebt im Himmel und auf Erden!“

„Aber mein iſt die Rache: ſpricht der Herr!“ entgegnete der Meiſter ſtreng und feſt. „Wollet Ihr auf Rache ſinnen?“

„Ach was!“ rief die Frau, ich ſinne auf nichts, als auf die Percente, die ich machen muß, um die neuen Steuern zu zahlen.“

Sie warf ſich wieder in den Seſſel und ſchmollte weiter. „Am letzten Martinstage ha'n wir für die jährliche Erneuerung der Rechte und Gnaden, in früherer Zeit auf 80 Mark reinen Silbers geſetzt, das Doppelte zu zahlen gehabt, weil der erzbiſchöfliche Judenzins an den Rath der Stadt verpachtet und verpfändet iſt, der hohe Rath aber geſagt hat, es ſeien ſchlimme Zeiten, als man ſchreibt im Jahre des Heils 1521. — Der Herr Erzbiſchof, Cardinal Kurfürſt von Mainz, ſcheint wieder arg in der Klemme zu ſtecken!“ kicherte ſie in ſich hinein, nachdem ſie ſich verſchnauſt.

„Von wegen der Annaten,“ erläuterte Meiſter Jakob. „Kurfürſt Albrecht hat für ſein Pallium 30,000 Gülden an Rom zu zahlen gehabt, und da ihm das die Fugger in Augsburg vorgeſtreckt, ſchickte er Boten mit Ablaßzetteln im Lande herum, zu ſehen, wen ſie überliſten und fangen könnten, um armen Seelen in der Angſt ihrer Sündenſchuld Geld abzuzwacken.“

„Und wer iſt denn da der größte Wucherer, he?“ unterbrach ihn die Frau mit übermüthigem Gelächter. „Und das nennen ſie chriſtlich handeln, während ſie ſagen, ihr Chriſtus am Kreuz hätt' der Welt Sündenſchuld auf ſich genommen, voll abbezahlt und getilgt.“

„Das iſt eben das falſche Chriſtenthum, das ſo denkt und handelt," ſagte der Meiſter. Er ſprach das ſo feſt und ſicher als hätt' er es ſieben Jahre lang bei ſich aufbewahrt und es eben erſt herauf geholt wie aus einem tiefen Brunnen.

Die Frau ſah ihn groß an; dann wiederholte ſie ſpottend:

„Das falſche Chriſtenthum? Und wo hab' ich das wahre?"

Der Meiſter ſagte ſtill und ruhig: „In der Lehre Deſſen, der in ſich die Kindſchaft des Menſchen zu Gott entdeckte, das Vaterunſer beten lehrte, die Bergpredigt hielt."

„Ha!" rief die Biwis, „geboren von einer Jungfrau, nit wahr?"

Der Mann ſtutzte, ließ ſich aber nicht irre machen, noch blieb er die Antwort ſchuldig. „Gute Frau Biwis," ſagte er, „was rein aus der Natur kommt, ſtammt von Gott. Darum konnten die entzückten Menſchen wohl ſagen, er kam von Gott, war geboren von einer reinen Magd des Herrn."

„Und aufgefahren gen Himmel!" rief die Frau in ihrem Uebermuth.

„Was rein vom Himmel kommt, ſteigt auch rein zum Himmel zurück!" war des Meiſters Gegenrede.

„Lichterloh, kerzengerad ſtieg er in die Luft hinauf? Was?"

„Ihr läſtert, gute Biwis!“ tadelte ſie der Meiſter, indem er den Finger erhob und ſich über ſie beugte. „Die Menſchen des alten Bundes ha’n ja doch auch ihren Elias, der auf feurigem Wagen gen Himmel ſtieg. Liebgewonnene Vorſtellungen, gute Biwis, ſchöne Bilder und Legenden, die man heilig halten kann, obſchon ſie nur in dem, was ihr Sinn und ihre Bedeutung iſt, Wahrheit haben!“

Die Alte zuckte zuſammen; das hatte ſie getroffen, wie es ſchien. Sie wollte ſich aufbäumen, ſich wider Den, der ſie niedergeworfen mit dieſem Schlagwort, erheben, aber ſie vermochte es nicht; ſie lag wie gebrochen in den Kiſſen ihres Seſſels, keuchend und ſtöhnend; ſie fühlte ſich überwunden und ſträubte ſich nur mühſam gegen die Schlinge, die ihr der Freund um’s Haupt gelegt. Sie wollte die Wunder eines anderen Volkes beſpötteln und fühlte ſich doch gebunden im Wunderglauben des eignen Stammes. Sie wiſchte die Tropfen von der Stirn, und fächelte ſich Luft zu mit dem Sacktuch. „Gott’s Wunder! was mach’ ich mit den Wundern? Die Chriſtenmenſchen predigen von Liebe und handeln in Haß.“

„Das iſt eben Lug und Trug wälſcher Prieſter!“ ſuchte Jakob ſie zu beſchwichtigen. „Wohl möglich, daß das falſche Chriſtenthum noch einmal vielleicht in Blüthe kommt, aber ich hör’ ſchon die heimlichen Axtſchläge an ſeiner Wurzel. Es thut eben noth, daß ein neuer Prophet aus der Wüſte tritt, oder von einem Sinai herunter, um der alten morſchen Welt ein neues Herz in den Buſen zu ſetzen.“

„Noch ein neuer Prophet?“ rief die Frau,“ hat's denn der Heiligen nicht ſchon genug?“

„Ein neuer Prophet,“ ſagte Jakob, „der den Menſchen von heute das goldene Kalb zerſchlägt.“

„Ein neuer Moſes?“ flüſterte die Frau, „von wannen ſoll Der kommen?“

„Vom Witten Berge an der Elbe,“ ſagte Jakob. „Der Weiße Berg, ſiehe, das könnt' ein neuer Libanon ſein.“

„Vom Weißen Berge?“ wiederholte die Frau. „Rom liegt auf ſieben Hügeln, und mir iſt einer davon ſchon zu viel.“

Beide ſchwiegen, ihren Gedanken nachhangend; ſie hatten ſich erſchöpft und doch wogte und gährte noch vieles in ihnen, was ſie im Lauf der Jahre in und mit ſich hin und hergewälzt. Nach einer Weile ſagte die Frau: „Wird's Einer ſein, der der Welt einen neuen Glauben bringt?“

„Und den Leuten ſagen wird, dieſer neue Glaube iſt der verlorengegangne alte, ächte.“

„Dann wird's aus ſein mit der Vielgötterei“, ſagte die Frau, die ſich in ihrer Spottluſt wieder zurechtfand.

Jakob erwiderte: „Es hat ſich unter den Menſchen viel Heidenthum eingeſchlichen.“

„Sie ſagen ſie hätten drei Götter!“ ſpitzte die Frau ihre ſcharfe Zunge.

Der Meiſter breitete in verlegener Angſt ſeine Hände um einander und ſagte zögernd: „Iſt auch wohl nur mißverſtanden, und nur ſo zu begreifen, daß die Gottheit ſich äußert nach drei Seiten wie man vom Licht und ſeinen verſchiedenen Strahlenbrechungen ſpricht.“

„Verſteh' ich nicht“, murrte Frau Biwis und warf ſich aus der einen Ecke des Stuhles in die andre.

„Im Unverſtandnen liegt das Geheimniß der Welt: Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben!“

„Ich glaube an nichts, was ich nit begreif!“ rief die Frau abwehrend.

„Mit den Händen begreifen? Dann glaubt Ihr auch nicht an Gott, den Ihr nie geſehen mit leiblichen Augen. Wir begreifen nicht blos mit dem Verſtande, ſondern auch mit dem Herzen.“

„Ich glaube an den Gott Abrahams“, eiferte die Frau und krümmte ſich hin und her,“ an den Einen und alleinigen Gott und mache darauf hin meine Geſchäfte.“

„Dann, gute Biwis“, ſagte der Meiſter ſtreng, „dann habt Ihr neben Jehovah doch noch einen zweiten Gott, — den Mammon.“

Die Alte ſprang auf von ihrem Stuhl, ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen und brach in einen Strom von Thränen aus. „Der Gott meiner Väter wolle mich behüten!“ rief ſie weinend, „ich handle rechtſchaffen nach Kräften und thue, ſo viel ich weiß, Niemand nichts Böſes.“

Der alte Freund trat liebevoll zu ihr hin und ſagte: „Euer Herz iſt edel und gut, viel beſſer als Eure Zunge.“ Er legte beide Hände auf ihre Schultern, ſprach ihr freundlich zu und bat ſie ihm nicht gram zu ſein, denn ſie gehörten ja doch zuſammen in allem Leid, bei aller Bekümmerniß, bei allem Zwieſpalt in ihrem Denken, Dichten und Trachten. Sie hatte allezeit Gutes an ihm gethan, ihm ſein Weib und Kind behütet, heimlich und ſtill gegen alle Bosheit und Tücke der Menſchenwelt. So ſtanden ſie Hand in Hand und blickten auf das Bruſtbild des Verewigten, das an der Wand hing. Das Antlitz hatte die Züge der portugieſiſchen Juden, gelblich blaß, ſcharf geſchnitten, mit gekrümmter, vorgeſtreckter Naſe, Wangen, Lippen und Kinn waren bartlos. Markus Viwis ſchor und ſchabte ſich, er trug wie Meiſter Jakob ein glattes Antlitz. Unter Gebetſprüchen wuſch er ſich täglich zu wiederholten Malen. Das gehörte zu ſeinem perſönlichen Brauch, den Glaubensgenoſſen aber galt es für eine gefährliche Neuerung, für halbe Taufe, für eine Hinneigung zum Uſus der Chriſtenmenſchen. Biwis hatte daran zu leiden gehabt Zeit ſeines Lebens, ſo hoch auch ſonſt ſein Anſehn ſtand, ſeitdem er zu Erfurt in das Haus der Namensvettern getreten, die Hand der Erbin gewonnen, die Gemeinde ihn zu ihrem Vorſtand ernannt. Es war ein Leidensgeſicht, das von der Wand herabblickte. Zu der Verdächtigung, vom Glauben der Väter abfallen zu wollen, paßte vielleicht das milde, ſanft verklärende Lächeln, das um die Winkel ſeines Mundes ſchwebte. In den tiefliegenden Augen ſchwamm ein feuchter Glanz.

„Er war ein ſehr edler Menſch!“ ſagte Meiſter Jakob und faltete chriſtlich die Hände.

„Von einer großen Güte des Herzens,“ ſagte die Frau ſchluchzend, „und wie er ſtarb, war ſein letztes Wort: Denk’ allezeit gut von meinem Jakob, und laß nit ab vom treuſten Freund meiner Seele!“

„Wir waren Eines Sinnes, Eines Denkens und Glaubens“, ſagte der Meiſter.

„Abgefallen aber vom Gott Abrahams war er nie!“ warf die Frau ein und ſah dem Freunde mit ſcharfem Trotz ins Auge, „nie hätt’ ſich Markus taufen laſſen!“

„Er hatt’ es nicht nöthig,“ ſagte Jakob, „er fühlte ſich allezeit im Schooße Gottes. Waſſer thut’s ja auch nimmer und das Judenthum wird nicht untergehen, ſchon als Geißel nicht wider die grauſamen Thorheiten der Chriſtenmenſchen.

„Das vertracte tolle Jahr!“ rief die Frau, „aber es war ein ächt chriſtliches! Konnten ſich nit helfen aus ihrem Wirrſal und fielen dann über's Judenviertel her. Wie ſie uns mit hellen Bränden in's Haus ſtürmten, trat Markus ihnen entgegen und da traf ihn die Axt eines frommen Mordgeſellen, juſt in's Genick, daß er todt zuſammenbrach.“

Sie weinte heftig, und der Meiſter legte ihr die Hand auf's Haupt. „Mit Euch freilich,“ ſchluchzte ſie, „ging's gelinder ab, Ihr gabet Euch her zur Taufe. Ein Rudel Volks verjagte Euch aus der Pfortenmühle; ein Jüd' durft' ja den Dominicanern nit die Mühle verwalten, ein Jüd' iſt ja kein ehrlicher Menſch! Sie trieben Euch mit einem Haufen unſerer Leut' in die Gera, in die Schwemme wie weiland Carolus Magnus die Sachſen heerdenweis in die Elbe trieb, und da hieß es denn: Kopf unter und duck' Dich, dann biſte was, nämlich ein Chriſte! Da kam freilich der gute Prior, Euer Freund, und ſagte: Der gehört zu mir, Den will ich Euch ſchon beſorgen, Den hab' ich ſchon! Und da nahm Er Euch zu ſich in ſeine Klauſe, und wie Ihr alsbald wieder aus dem Kloſter tratet, da ſah das Volk, daß Alles gut war, denn Ihr waret ein Getaufter! — Meiſter, habt Ihr denn gar keinen Haß in Eurer milchledernen Seele? Ihr triefet ja allezeit von Liebe und Wohlwollen!"

Sie ſah ihm mitten durch ihre Thränen ſehr tückiſch in's Angeſicht.

Der Meiſter ſagte: „Gute Frau, wenn Lieb' und Wohlwollen ein Laſter iſt, dann bin ich ſehr laſterhaft!

„Ach!" zürnte die Alte, „Ihr machet aus Laſtern der Feinde unſeres Volks eitel Tugenden! Im tollen Jahr habt Ihr auch den rothen Mantel getragen!"

Jakob zuckte in ſich zuſammen. „Frau Biwis," ſagte er zitternd, „Ihr wiſſet, daß ich Chirurg der Hochſchule war, wenn ich, als damals noch Ungetaufter, auch nicht ſo hieß. Als ſolcher trug ich bei Feſtgelagen das rothe Kleid."

„Das trägt der Henker!" ſchrie die Frau, „und des Henkers rothen Mantel ließt Ihr Euch um die Schultern hängen" —

„Nicht um einen Menſchen hinzurichten," betheuerte der Meiſter, „um einen Menſchen zu retten, Frau Biwis!"

„Weiß ſchon," ſagte ſie, „es galt des Herrn Priors wohllöblichen eignen Sohn. Was thuet Ihr nit Alles, guter Mann! Um ein Menſchenleben zu retten, wagtet Ihr allezeit das eigne. Ihr zoget aus den Fluthen der Gera eine aus dem Kloſter entſprungene Nonne!"

Meiſter Jakob ſtürzte auf ſie ein und drückte ihr beide Hände vor den Mund. Dann blickte er, als hätten die Mauern Ohren, ſcheu umher nach Thür und Fenſtern, ein geſcheuchtes, tödtlich geſchrecktes Wild, auf das die Feinde lauern. Er erhob beide Arme gen Himmel als wollt' er ſagen: Der da droben hatte mich begnadet, die That mich thun zu laſſen, als ſei ich deren würdig! O Du mein Gott, Deine Stärke ward lebendig in meinem Arme, als ich ein verzweifelt Menſchenkind Dir und dem Leben erhielt!

Das ſtand in des Meiſters Angeſicht geſchrieben; dann ſank er plötzlich in's Knie, umſchlang mit den gefalteten Händen den Seſſel und drückte ſein Haupt in die Kiſſen.

Es war plötzlich im Zimmer eine feierliche Stille; gewitterſchwer zogen Erinnerungen durch die Seelen der beiden mit einander alt gewordenen Menſchen, die immerdar wider einander eiferten und doch ſo viel Gemeinſames hatten, das ſie heimlich ſtill verband. Die Frau wiſchte ſich die Thränen vom Antlitz und mit den Thränen ſchwand auch ihr Groll und Spott. „Meiſter Jacob," ſagte ſie, ihm, während er noch knieend im Seſſel lag, die Hand auf die Schulter legend, „Meiſter, laßt mir doch nur das Kind, Euer Sephchen! Ich hab' ja ſonſt niemand, den ich lieben könnt! Das Kind iſt ſchön und gut; aber es ſchwebt ihr auf der Zunge, zu fragen: Wo iſt denn nun eigentlich mein Herrgott und wo find' ich meine Leute? Sie ſchäftert hier im Hauſe fleißig hin und her, iſt brav und bethulich, willig zu allem im handlichen Dienſt. Nur wenn der Schabbes kommt und Ihr ſie nit abholet, dann wird ſie begriffsſtutzig, verkriecht ſich ſcheu in ihre Dachkammer und ſchläft, oder thut, als ginge ſie ſchlafen, ſtatt mitzumachen, wie's Brauch iſt hier im Hauſe. Ich denk' noch immer, ſie wird ſich zu uns halten und nicht abfallen vom Glauben ihrer Väter, wenn auch ihr leibhafter Vater hinging und ſich taufen ließ und ihre Mutter" —

„Laſſet das Kind gewähren, bis es reif iſt, über ſich ſelbſt zu entſcheiden," unterbrach ſie der Meiſter, indem er ſich ſchon nach der Thür wandte.

„Unter'm Buſentuch trägt ſie heimlich ein chriſtlich Kreuz," ſchmählte Frau Biwis eiferſüchtig und vorwurfsvoll,

„Ein Erbſtück von ihrer Mutter," erläuterte Jakob.

„Hält ſich auch einen Roſenkranz," ſagte die Alte, „und ſpricht Morgens und Abends an jedem Kügelchen ein Gebet."

„Der kleine Nothbehelf," ſagte der Meiſter, „iſt ſo gut wie ein jüdiſcher Gebetriemen."

„Euer Sephchen iſt weder Fiſch noch Fleiſch!" ſpottete die Alte. „Und ſoll ſie denn immer noch Ohm zu Euch ſagen? Ich hab's Euch gelobt, es vor ihr geheimzuhalten, wer ihr Vater!"

„Ich bin der Ohm über ihr, das genügt," ſagte

Jakob. „In unſerm Volke, wißt Ihr, iſt das Gefühl der Familienzugehörigkeit, was wir an den Erzvätern das Patriarchaliſche nennen, ſo mächtig und ſtark, daß ein Ohm, fehlt ein Vater, volles Anrecht eines ſolchen mit Oberhoheit übt.“

„In unſerem Volke?“ wiederholte die Viwis lächelnd, „ſagt das ein Mann, der gehabt hat die Schwäche —

„Die Einſicht!“ unterbrach ſie Meiſter Jakob.

„Vielleicht aus Liebe zur Frau?“ ſagte ſie ſchmunzelnd, „oder aus Furcht vor den Menſchen! Denn warum? Sie hätten Euch zur Zeit des großen Rummels geſtäupt. Alter Jakob, kluger Stadtbader und Chirurg des hohen Rathes, laſſet Euch nur nit erwiſchen! Der Prior Euer Freund, —“

„Clericus clericum non decimat,“ ſagte Meiſter Jakob.

„Heißt?“ fragte die Frau.

„Eine Krähe hackt der andern nit die Augen aus.“

„Nu nu!“ machte die Alte. „Nit erwiſchen laſſen!“ Mit dieſem Warnungsruf entließ ſie den Freund.

„Werd' ich ſein ſo meſchugge!“ murmelte der Meiſter noch ſtill ihr zuwinkend, „bin ich doch geweſt ein gebenſchter Jüd'!“

Viertes Capitel.

Klein-Sephchen in der Dachkammer.

Das wiederholte Pochen an der Thür war von den Redenden in ihrem Eifer überhört; die Stimmen Derer, die daran mahnen wollten, das Feſt zu beginnen, waren immer lauter, die Sippe, die darauf harrte, ungeduldiger geworden. Wie der Meiſter in den halbdunkeln Vorſaal zurücktrat, empfing ihn ein dumpfes Gemurmel des Unwillens, daß ein vom Gott Abrahams Abgefallener es wagte die Feier des Sabbaths wo nicht zu ſtören, doch zu verzögern. Der Menſchenhaufe, zu einem Knäuel zuſammengeballt, ſchien nicht Luſt zu haben, ihm den Weg unbehindert freizugeben; der Zorn in den Geſichtern, die vorgeſtreckten Fäuſte und Schultern waren drohend genug. Der Alte drückte und ſchmiegte ſich die Wand entlang und ſobald die Bahn frei war, huſchte er weiter mit der Haſt eines von Jägern und Hunden gehetzten Wildes. In Meiſter Jakobs Bewegungen, in der Führung ſeiner Glieder, war nie eine ruhige Bogenlinie; er zuckte hin und her; immer beſchrieb er eckige Winkel. Auch ſeine Blicke waren allezeit wie auf der Flucht, auf der Lauer. Sie hatten die aufmerkſame Scheu des Hirſches, mitunter jedoch zugleich das Durchdringende vom Auge des Adlers, der von der Höhe, wo er horſtet, auf ein Gebiet der untern Erdenwelt herniederblickt. Nur wo er ſich unbelauſcht oder ganz ſicher fühlte, lag in ſeinen tief dunkeln, hoch überwölbten Morgenlandsaugen etwas Traumſeliges; er ſah dann aus wie ein Salomo, der da weiß daß Alles eitel, und doch dazu lächelt, weil Herz und Verſtand ihm ſagen, das Böſe in der Menſchenwelt ſei nur Mißverſtändniß, Thorheit und Schwäche.

Wohlbewandert in den Räumlichkeiten, fand er ſich bald zurecht in dem ſchmalen dunklen Gange, der nach dem hinteren Theil des Hauſes führte. Er taſtete mit den Händen an der Wand entlang und blieb an einer Wendeltreppe ſtehen, die zwei Stock hoch zu beſteigen war, um in die oberſte Dachkammer zu gelangen. Der Geſang der Männer, Frauen und Kinder im vordern Theile des Hauſes drang dumpf und hohl zu ihm herüber; es klang wie wenn das Meer aufrauſchend die Küſte überfluthen möchte und doch am Widerſtand der Felſen in ſich ſelbſt zuſammenbricht. Meiſter Jakob ſetzte ſich auf die Stufen der Treppe, beugte ſich vor und legte ſein Haupt in beide Hände. Sie lobſingen ihrem Gott! dachte er ſtill für ſich, ſchreien nach einem Heil, das ihr verſtocktes Herz zu fühlen ſich ſträubt. Ach, Ihr ſeid ja doch nur ein Trümmerſtück vom aufgelöſten Volke Iſraels! Mit Jeruſalem iſt Euch die Hütte abgebrochen und Ihr habt kein Vaterland, kein

Heim. Wär' Euer Feſt wirklich ein Mahl der Verſöhnung, dann würdet Ihr nicht mehr Rache ſchreien, der Gott des Zornes ſich Euch in einen Gott der Liebe verwandeln!

Für Meiſter Jakob war das ächte Chriſtenthum nur eine Fortſetzung, Erfüllung und Beſiegelung des alten Teſtamentes. Aber er ſeufzte tief und ſchwer, denn ihm ging der Gedanke durch die Seele: Steht es mit den Chriſtenmenſchen beſſer? Sie feiern täglich Liebesmahle und vergiften ſich Speiſ' und Trank mit Menſchenhaß!

Als der Chor ſchwieg, ertönte laut und vernehmlich die Stimme des Vorſängers mit den Worten des Pſalmiſten: Befiehl dem Herrn Deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen und wird Deine Gerechtigkeit hervorbringen wie das Licht und Dein Recht wie den Mittag. Sei ſtille dem Herrn und warte auf ihn. Ereif're Dich nicht über Den, dem ſein Muthwille glücklich fortgeht. Steh' ab vom Zorn und laß den Grimm. Erzürne Dich nicht, auf daß Du nicht auch Uebeles thuſt, denn die Böſen werden ausgerottet; Die aber des Herrn harren, werden das Land erben!

Das war aus den Schriften des alten Bundes ein Zeugniß, daß nur durch die Leidenſchaft der Menſchen in Jehovah der Gott der Liebe verdunkelt werden konnte, der Glaube und das Heil des neuen Teſtamentes ſchon im alten Bunde ſeinen Ankergrund hat.

Der Vorſänger gab die Worte der Schrift hebräiſch. Vor wenig Jahren hatte ſie der große Gelehrte Johann Reuchlin in den Rheinlanden zum erſten Male ſchwarz auf weiß gedruckt der Welt überliefert. Meiſter Jakob kannte den Urtext der Pſalmen ſehr wohl; er kannte auch deren Abfaſſung in der Form, wie ſie als Buch unter den Chriſten bekannt wurden. Zu Heidelberg war er Reuchlin's Famulus geweſen und hatte als Gehülfe in der Druckerei die Verſe geordnet, nach der Kenntniß der Sprache ſeines Volks die Worte des hohen Pſalters richtig geſtellt.

Es wär' Zeit, dachte Meiſter Jakob, daß nun Einer käme und den deutſchen Menſchen den heiligen Gottgeſang in ihrer Mutterſprache gäbe, und das kann nur Einer, der die Kraft und das Zeug dazu hat, der Mann, der ſein germaniſch Volk von Rom erlöſen muß, indem er zum einfachen Worte Gottes zurückgreift und Alles tilgt, was Hochmuth und Herrſchgier daran gegewälſcht und verfälſcht. — Er meinte den neuen Propheten vom Witten Berge, den er der Frau Viwis angekündigt.

Meiſter Jakob erhob ſich, ſtieg die Wendeltreppe hinauf und ſtand vor der Kammer, wo Klein-Sephchen hauſte. So hieß ſeine Tochter, obſchon ſie kein Kind mehr war, noch immer im Hauſe der Muhme Viwis. Mühſam taſtete er hin und her bis er die Thür und am Schloß den Drücker fand. Auf ſein Klopfen erfolgte keine Antwort; durch den hölzernen Verſchlag drang kein Licht. Eher hätte man in der Finſterniß, die den Alten umgab, das blitzende Leuchten ſeiner Augen ſehen können. Man kennt einen geheimnißvollen Edelſtein, der die Strahlen der Sonne ſo gierig in ſich ſaugt, daß er, in den Schatten gelegt, noch funkelt, das eingeſogene Himmelslicht wieder von ſich ſtrahlend. Von der Art waren des Mannes Augen; man meinte ſie im Dunkel leuchten zu ſehen, ſeine Blicke wie ſprühende Funken zu fühlen.

Der Riegel an der Thür war im Innern vorgeſchoben. Vater Jakob aber wußte ſich zu helfen; er zog einen Nagel aus der Taſche und hob in der Spalte leicht und geſchickt den innern hölzernen Verſchließer. Die Thür ſprang auf und er trat in den kleinen engen Raum. Er ſtand und lauſchte; er hörte nichts als das Klopfen ſeines eignen Herzens. Das Fenſter, eine Dachluke, hatte keinen Vorhang; plötzlich aber ſchob ſich der Vorhang am Himmel, das Gewölk, vor dem Licht des Mondes zurück und beleuchtete die Schläferin auf ihrem Lager. Da ſtand der Mann vor ſeinem beſten Hab und Gut, dem heimlichen, vor den Menſchen verborgnen Pfand der Liebe ſeines Weibes, dem Kleinod und Symbol, in welchem ſich für ihn Heiliges verkörperte, Himmel und Erde ſich begegneten, begrüßten und küßten. Eine junge Menſchenſeele iſt wie ein Kuß, den Himmel und Erde tauſchen; in jedem Kinderantlitz ſteckt eine Möglichkeit von Glück und Heil, und was ſich die Erwachſenen verſcherzten, iſt im Kinde ein neuer Verſuch, es zu erreichen. Sephchen war eine Mädchenknospe, die des Augenblicks gewärtig iſt, zur Blume aufzubrechen. Sie ſchlief wirklich tief und feſt. Alſo hatte ſie doch nicht gelogen, als ſie zur Muhme Biwis geſagt, ſie „habe Schlaf“ und ſei müde. Oder hatte ſie den Schein, zu ſchlafen, angenommen, bis der Schlaf ſie ſelber überraſchte? Der Meiſter ſtand und überdachte das mit dem Gefühl eines zärtlichen, aber doch argwöhniſch ſorgſamen Vaterherzens. Er lächelte verſtohlen, als wären alle Gedanken, die ihm das Kind einflößte, ſei's in Angſt und Sorge, ſei's in Güte und Liebe, Süßigkeiten des Paradieſes. Die Kleine lächelte im Schlummer. Als Naturforſcher hätte er wiſſen können, daß dieſer Zug des Mundes an ſchlafenden Kindern aus einer Säure des Magens entſteht; als Vater aber ſagte er ſich: Engel des Himmels ſpielen im Traum mit ihrer Seele. Er bückte ſich über das Lager, er ſog den Athemzug der Schläferin in ſein altes, ſich plötzlich verjüngendes, aufquellendes Herz, mit ausgeſpannten Händen, als wollte er ihren Schlummer behüten. Es war auch Selbſtgefälligkeit, was ſich in ſeinen Blicken ſpiegelte.

Die Kleine hatte einestheils Züge von der Mutter, die feingeſchwungenen Lippen, das Kinn mit dem Grübchen, als hätte die gütige Natur bei Sephchens Geburt ein ſchalkhaftes Weſen ankündigen wollen, während das Mißgeſchick und die Finſterniß der dunklen Menſchen ihrer leiblichen Mutter ein ſo kurzes, ſchmerzerfülltes Leben bereiteten. In ihren Zügen war auch viel vom Orient. Hätte ſie jetzt die mandelförmig geſchnittnen Lider aufgeſchlagen, der Alte hätte ſich ſagen können: Zwei ſchwarze Sonnen des Morgenlandes, ganz vom Volke Iſrael, Zeugniſſe des alten Bundes; ganz mein Kind. Die ſtarken Wimpern beſchatteten das Auge wie ein dichter, ſeidener Vorhang; das halbaufgelöſte rabenſchwarze Haar deckte wie ein Schleier Bruſt und Schultern.

Das Mondlicht hielt Stand am Himmel; man konnte den Raum der Kammer überblicken. Es war ganz ſchmuck und ſauber im kleinen Bodengemach. Alle Geräthſchaften, von Ahorn, wie's die Wittwe Biwis liebte, blank geſcheuert, ſtanden in zierlicher Ordnung. Der Athemzug eines ſtill behüteten Friedens ſchien nirgends geſtört, war fertig ausgeprägt in der ganzen kleinen Exiſtenz einer jungen Mädchenſeele. Den Schmuckgürtel mit der Borte hatte ſie vom Gewande abgeſtreift, ihr Stirnband, der ſogenannte Schapel, lag auf dem Tiſch vor dem Bett; die Hände hielt ſie über der Bruſt gefalten; das ſchwarze Kreuz, das ſie auf dem Herzen trug, hatte ſich unter dem Buſentuche hervorgedrängt, ein Roſenkranz hing loſe zwiſchen ihren Fingern. War ſie alſo unter dem Dach eines jüdiſchen Hauſes mit einem chriſtlichen Gebetſpruch eingeſchlafen? Hatte das Kreuz, ein Erbſtück der Mutter, einen Zauber geübt, der wider Willen beſtrickt und betäubt? Wer will's ſchelten? dachte Meiſter Jakob ſtill für ſich. Iſt doch das chriſtliche Kreuz ein mahnendes Zeichen der Demuth und Selbſtaufopferung. Nur daß die Chriſtenmenſchen ſich hüten ſollten, das Symbol mit der Sache zu verwechſeln! Sie küſſen einen Reliquienknochen und meinen damit die Tugenden der Heiligen einzufangen. Und den Roſenkranz? Kinder und Kindervölker, wenn ſie beten ſollen, brauchen in ihrer Vergeßlichkeit einen Nothbehelf. Der Roſenkranz iſt ja auch nicht blos ein chriſtlicher, er iſt ein morgenländiſcher Brauch. Die Orientalen hatten und haben Perlenſchnüre, Kränze mit Beeren, ſtatt der aus Blättern gepreßten Kügelchen. Hielt ſich doch auch Muhamed zum Gebet einen Roſenkranz, womit er in ſeiner Lob- und Preislitanei die neunundneunzig Eigenſchaften Allahs verherrlichte! Und die Jüden, gute Frau Biwis, ha'n ihre Gebetriemen! — So wußte der weiſe Meiſter die Sitten und Bräuche der Völker und Religionen nicht blos zu beſchönigen, auch zu rechtfertigen, wenn Frau Biwis mit ihm ſtritt und zankte. Sie ſchalt ihn freilich einen Allerweltsmenſchen, der im

Stande ſei, Alles für gut zu befinden, ſelbſt mit der Miene der Weisheit des Allerhöchſten, der nach der Schöpfung Alles anſah und ſich ſagte, es ſei gut! Nicht ſelten erklärte ſie ſich Jakobs Denkungsweiſe mit ſeiner Koſt und Lebensart. Wer ſo wie Ihr, pflegte ſie zu ſagen, alles Fleiſch verſchmäht, nur von Milch und Pflanzen lebt, der muß auch ſolch eine zahme Seele haben, wie die lammfrommen Vegetabilienmenſchen in Indien! —

Wie die Schläferin ſich rührte, bog ſich der Alte in den Schatten zurück, neigte ſich aber wieder lauſchend über ſie, denn ſie ſchlief weiter; ihre Lippen bewegten ſich jedoch im Traume. „Muhme Biwis," lispelte das Kind, „ſei mir nicht bös; das war der Brauch der Mutter Joſepha. Für Deine Wohlthaten, gute Muhme, will ich Dir ewig die Hände küſſen, aber beten möcht' ich wie die arme Mutter: Mater dolorosa, Heilige, bitt' für mich!"

Meiſter Jakob fuhr erſchrocken zurück. Herr, mein Gott, dachte er bei, ſie verwechſelt ihre Mutter mit der chriſtlichen Himmelskönigin! — So macht und ſchafft der Menſch ſich ſeine Götter, wenigſtens ſeine Heiligen, ſeine Helfer in der Noth, Vergängliches und Ewiges vermiſchend.

Das Mondlicht war wieder hinter eine dunkle Wolke zurückgetreten. Der Meiſter, leis und behutſam, wie er gekommen, taſtete nach der Thür und verließ die Bodenkammer. Er hatte die Schläferin nicht küſſen, nicht berühren mögen, aus Furcht, ſie zu wecken. Mag ſie chriſtlich weiter träumen im jüdiſchen Hauſe! dachte er im Stillen. Er wollte ſie heute nicht mehr abholen, nicht mitnehmen in ſeine Behauſung, wie er ſonſt Freitags zu thun pflegte, um ſie bis Sonntag Abend bei ſich in der Pfortenmühle zu beherbergen. Auf der Wendeltreppe blieb er ſinnend ſtehen und fragte ſich: Warum läſſeſt Du ſie denn überhaupt noch hier? — Er hatte auch dafür, mild und ausweichend, die Antwort bereit. Sie ſoll es verlernen, die Menſchen vom alten Bunde für unſelig zu halten, zu haſſen und zu verachten, zu verſpotten und zu verfluchen!

Mit dieſer Selbſtberuhigung ſtieg er die Treppe hinunter und verließ das Haus. —

Fünftes Capitel.

Die Puriſten und die Sublimen am Rhein.

Vor dem Hauſe ſtand Meiſter Jakob ſtill und blickte hinauf nach der kleinen Dachluke, hinter der ſein Kind ſchlummerte; das bläuliche Mondlicht zitterte auf den runden, mit Blei gefaßten Scheiben des Fenſters.

Auf dem vordern Flügel des Hauſes glänzten die hellen Lichter im Feſtſaal, wo die verſammelte Sippe ſich gütlich that mit Speiſ' und Trank, nachdem ſie Gott geprieſen, der das Alles ſo ſchön geordnet. Die gute Frau Biwis! dachte Jakob, bei ſo ſpitzer Zunge und bei verſtocktem Sinne — ein ſo edles, menſchlich warm fühlendes Herz! Selbſt witzig kann ſie ſein. Wir ſind aber nur witzig, wenn wir die Sache nicht haben und draußen ſtehen. Du gute Frau Biwis!

Die Ehe der Frau war ungeſegnet geblieben; ihr Anerbieten, Sephchen an Kindesſtatt anzunehmen, war liebevoll und gütig, ein aufrichtiges Bedürfniß ihres Herzens. Damit aber war des Mannes Tochter dem Judenthum anheimgegeben, und das widerſtritt einem Gelübde, das er gethan, widerſtritt auch dem Kern ſeiner Ueberzeugungen. Nach ſeiner aufrichtigen Meinung beruhte der Fortbeſtand des Judenthums auf einem Mißverſtändniß, lediglich hervorgerufen durch die grauſame Verfolgungswuth der Chriſtenmenſchen gegen den Stamm, welchem doch Jeſus von Nazara ſelber entſproſſen. Mit dem Wahn und dem Fanatismus des Aberglaubens würde auch die Stärke des Judenthums in ſich ſelber erlahmen. Dieſe Stärke nährte ſich nur vom Haß, war ein Recht der Wiedervergeltung, und dieſer Haß war von der Chriſtenheit verſchuldet. Erkennt der Jude — ſo war Meiſter Jakobs Gedankengang — in jenem Jeſu einen Propheten, ſo iſt er kein Jude mehr, ſondern Chriſt, freilich nur heimlich und ohne die Summe von Verirrungen zu theilen, deren die Chriſtenheit verfallen war im Laufe der Jahrhunderte.

In dieſem Sinne war Meiſter Jakob ſchon vor ſeiner Taufe längſt kein Jude mehr geweſen; das Chriſtenthum erſchien ihm nur als neues Judenthum, dem Alle zuneigen würden, wenn die chriſtlichen Prieſter und der chriſtliche Pöbel die Kinder des alten Teſtamentes nicht mehr verfluchten und verhöhnten. Sephchen aber ſollte, wenn ſie erwachſen, wenn ſie reif und bei Verſtand, ſelber entſcheiden, welchem Volke, welchem Bekenntniß ſie angehören wolle. Der ſonſt ſo bedächtige Mann überſah dabei nur Eines. Blieb es nicht gar ſehr in Frage, ob es für ein junges Weſen heilſam ſei, wie ein Zwitter aufzuwachſen, auf die Gefahr hin, ſich im verworrenen, leidenſchaftlichen Streit der Menſchen zurechtzufinden? Steht nicht Jeder auch in ſeinen beſten Empfindungen weit mehr im Dienſt der Gewöhnung als der freien eigenen Entſchließung? Von ſelbſt findet ein Menſchenkind nicht leicht ſein Heil. Dies war in Meiſter Jakobs Seele ein dunkel gebliebener Punkt. —

Sein Weg führte ihn ab von der Synagoge, an deren Pforte er geſtanden und verſcheucht war. Er ſchritt über die Krämerbrücke und lauſchte auf das Gemurmel des Fluſſes, der hier die „breite Gera“ heißt.

Die Häuſer und Buden zu beiden Seiten auf den Schwibbögen der Brücke dämpften das Geräuſch der Wellen; es klang dumpf und hohl, während er als Anwohner der ſogenannten „wilden Gera“ im entgegengeſetzten Stadttheil an einen lauten, offenen Wellenſchlag gewöhnt war.

Die Kirche des heiligen Benedict ſtand offen. Nicht blos die ewige Lampe, auch an einem Nebenaltar flackerte ein kleines Licht. Ein Prieſter las eine ſtille Todtenmeſſe und ein Häuflein Volks kniete zu beiden Seiten. Auch hier blieb Meiſter Jakob an der Pforte ſtehen. Er miſchte ſich nie unter die Menge; aber er blickte gern hin und lauſchte von fern darauf, wie Andere beteten, auch wenn ihre Art der Gottesverehrung nicht die ſeinige war. Als Jude hatte er keine Synagoge, und ſeit er getauft, keine chriſtliche Kirche mehr betreten. Als Jude hatte er keinen Theil gehabt an dem ſtarren Hochmuth, zu dem einzig auserwählten Volke Gottes zu gehören, noch an dem zähen Trotz, aller Welt gegenüber ſein eiſernes Recht zu behaupten, gegen Sitte und Brauch der Menſchenkinder unter ganz anderem Himmelsſtrich ſich abzuſchließen. Aber die Prieſter der Römlinge predigten ja dieſelbe Ausſchließlichkeit einer alleinſeligmachenden Kirche. Die Gläubigkeit armer Seelen, die nach Troſtmitteln ſucht, konnte ihn rühren, aber die Troſtmittel, die man ihnen bot, verwarf Meiſter Jakob.

Dieſe wälſchen Prieſter, ſagte er, dünken ſich Zauberer zu ſein, ſie machen, ſie ſchaffen den Gott und vor der geweihten Hoſtie fällt das Volk nieder, als wär' das bloße Symbol die Sache ſelber. Aus irdiſchem Stoff den ewigen Gott zu erzeugen, das nannte Meiſter Jakob Fetiſchdienſt. Einen Vorgang in Judäa aber täglich wiederholen und gegenwärtig machen, hielt er für eine Grauſamkeit, zumal wenn daraus die Folgerung erwuchs, daß Tauſende und Abertauſende dafür büßen und bluten ſollten, weil einmal in grauer Vorzeit ein wilder Judenhaufe über einen Heiligen des Herrn ſein: Kreuzige! gerufen. Das war auch Rache, nach Jakobs Meinung, keine Religion der Liebe.

Hätten Dominicaner ſeine Gedanken belauſcht, er wäre vielleicht nicht frei vom Scheiterhaufen geblieben. Glücklicherweiſe dürſtete der Fanatismus nicht mehr ſo ſtark wie ehedem nach Blut; man verbrannte nur noch ſelten Hexen, Ketzer und Juden. Juden ſchätzt man lieber, als daß man ſie hängt! ſagte Frau Biwis. Den Meiſter Jakob freilich hielt die Frau für fähig, ſelbſt den Aberglauben begreiflich zu finden, wenn er dem Zuſtand und dem Bedürfniß armer bethörter Menſchenſeelen entſprach; er, der von eitel Pflanzenſtoffen lebte und ein Herz von Milch ſtatt von Blut hatte. Lebtet Ihr unter wilden Völkern, ſagte ihm oft Frau Biwis, Ihr würdet ruhig zuſchauen, wie ſie dem Moloch Opfer ſchlachteten! Das war eine ſtarke Behauptung. Meiſter Jakob wäre freilich kein Moſes geweſen, der im Zorn ſeinem Volke das goldene Kalb zertrümmerte; er hätte auf eine beſſere Einſicht, auf die Einkehr des guten Geiſtes geharrt. Er hätte auch nicht wie Petrus weiland zum Schwert gegriffen, als die Häſcher den Herrn gefangen nahmen. Meiſter Jakob war für ſeine Ueberzeugungen kein Held, kein Mann der That; er hatte in ſeiner Natur eher etwas von der paſſiven Duldſamkeit, die das Chriſtenthum will. Oder war ſeine Furchtſamkeit ein Erbtheil ſeines Stammes? So Vielen er als Wundarzt zur Ader gelaſſen und am Secirtiſch der Hochſchule zu Erfurt als Chirurg tapfer ſeine guten Dienſte geleiſtet, ſo ſehr hatte er doch Zeit ſeines Lebens vor unnützem Blutvergießen eine Scheu gehabt, — eine Scheu, die ſich bis zum Erzittern aller ſeiner Nerven ſteigerte, wenn es ſich um hohe, heilige Dinge handelte, der Glaube der Menſchen ſich in einen Wahn verwandelte, der nach Blut lechzte, im Blut eine Sühne ſuchte. Das hatte ja auch ſchon der alte Gott ſeiner Väter nicht gewollt, als der Engel dem Abraham in den Arm fiel und ihn hinderte, den Iſaak zu ſchlachten! Und zu der Lehre vom Lamm Gottes, das da bluten mußte, ein Opfer für Alle, zur Vergebung der Sünden, ſchüttelte er leiſe das Haupt. Das Martyrium des Nazareners war ihm nicht der Kern und Inhalt ächten Chriſtenthums, vielmehr das Evangelium von der Liebe der Menſchen zueinander und von ihrer Kindſchaft zu Gott. Meiſter Jakob war in Glaubensſachen allerdings ein Sonderling. Er bedurfte für ſeinen Gottesdienſt keiner Kirche. Er glaubte nicht dem Prieſter, der ihm ſagte, hier ſei der Gott leibhaftig vorhanden, an Ort und Stelle gebannt, abgeſchieden vom Athemzug der Welt, getrennt vom Leben der lebendigen Menſchen. Dachte er vielleicht, wie Cicero einſt, der vom Sokrates gerühmt, die Götter vom Olymp herab in die Häuſer der Menſchen geführt zu haben? Oder fühlte er den Athem Gottes lieber im All der Welt? — Meiſter Jakob ging oft in den Wald, nahm den Geſang der Vögel gern für ein Loblied Gottes, und in der Stille der Einſamkeit zog ein göttlicher Friede in ſein Herz. Er blickte Nachts auch gern zum Himmel auf und fühlte unter dem weiten Gewölbe mit der Pracht ſeiner Millionen Sterne die Herrlichkeit des auch im Raume erhabenen, unendlichen Geiſtes. Wohnte ihm dort oben etwa das Urweſen der Dinge? Wohl nicht; denn er hätte ja dann an eine blos räumliche Ewigkeit, noch nicht an ein Centrum des Geiſtes im All der Welt geglaubt. Und mit der Naturkunde ſeiner Zeit war er doch ſchon ſo weit vorgeſchritten, dort oben kein feſtes Gewölbe mehr anzuerkennen, wie ja der Meiſter ſchon als Jude nicht mehr an einen Jehovah geglaubt hatte, dem die Wolken ein Sitz und Thron und die Erde ein bloßer Schemel ſeiner Füße. Vielleicht ging er, wenn er beten wollte, in ſein Kämmerlein und ſchloß die Thür hinter ſich ab. Sein Gebet war aber nur ein ſtilles Nachdenken über die Geheimniſſe des Menſchenlebens. Und er ſchloß ſich damit nicht eigenſüchtig in ſich ſelber ab. Konnte er den Mitmenſchen nichts ſein in Lehre und Verſtändniß, ſo war er doch hülfreich und gut, ſtand Nothleidenden bei, galt in der Stadt, wo er ging und ſtand für einen Wohlthäter der Armen und Kranken. Was ſeine Religion betraf — die Meiſten ſagten, er habe gar keine, weil er die Bekenntnißformen um ihn her nicht annahm, — ſo kannte er jedenfalls das Wort der Schrift: Gott iſt ein Geiſt und die ihn anbeten, ſollen ihn im Geiſt und in der Wahrheit anbeten! Er traute ſich nicht zu, das Urweſen gefunden zu haben, aber er war auf der Suche nach ihm ſein ganzes langes Leben hindurch und gegen den Vorwurf eines Freundes, eines edlen Dominicaners, auch ſeit dem Tage ſeiner Taufe keine Kirche zu betreten, konnte er gar wohl die Stelle in der Apoſtelgeſchichte anführen, wo geſchrieben ſteht: Gott, der die Welt gemacht hat und Alles, was darinnen, ſintemal er ein Herr iſt Himmels und der Erde, Gott wohnet nicht in Tempeln mit Händen gemacht; ſeiner wird auch nicht von Menſchenhänden gepflegt, als der Jemandes bedürfte, ſo er ſelbſt Jedermann Leben und

Odem allenthalben giebt! — Das war alſo nicht gradezu unchriſtlich gedacht; aber für einen doppelten Ketzer galt er doch den Juden wie den Chriſten, während er nach der wahren Religion ſuchte, welche die ganze Menſchheit umfaſſen konnte, zumal den alten und den neuen Bund im Buch der Bücher. Die Juden in Holland hatten ihn als einen „Puriſten“ von ſich ausgeſtoßen und den Chriſten galt er für einen Anhänger gewiſſer heimlicher Ketzer, welche über alle Confeſſionen hinweg eine Religion für die ganze Menſchheit ſtiften wollten. Das war die Sekte Derer, die man in den deutſchen Rheinlanden die „ſublimen Meiſter“ nannte. Der ſtille Zuſammenhang mit dieſer Sekte hing mit Meiſter Jakobs Lebenslauf zuſammen. Er hatte nicht blos in Glaubensſachen ſeine Geheimniſſe, er hatte in einem vielbewegten, vielgeprüften Leben auch ſeine Schickſale, von denen er ungern Rede ſtand, und auf denen ein Schleier lag.

Der Jude Jakob Freidank war ein Thüringer von Geburt. Er ſtammte aus dem Städtchen Heeringen, wo der Leute ſeines Stammes und auch ſeines Namens ſo viele hauſten, als wäre Jehova's Segen, über Abrahams Samen geſprochen, recht eigentlich dort aufgegangen. Ein Mann von heute hat geſagt, in jedem Thüringer ſtecke entweder ein Genie oder ein ſeltſamer Kauz. Vielleicht hatte ſich früh im Knaben Jakob das Eine wie das Andre verrathen; jedenfalls hielt ihn die Familie für zu gut, um ihn für den Hauſirhandel zu verbrauchen. Mit einem Trupp wandernder Bandjuden, Kräuterhändler und Kleinkrämer zog der Knabe mit dem Bündel auf dem Rücken nach Holland und kam im Haag und zu Amſterdam in die Schule der Rabbiner, die in dem aufgeweckten Jungen einen ungewöhnlichen Kopf entdecken mochten. In der Sprache der Hebräer, in der Erläuterung der Schriften des alten Teſtamentes, in der Enträthſelung des ebenſo ſpitzfindigen als tiefſinnigen Talmud reifte die Bildung des Jünglings heran. Man hielt ihm in der Schule ſchon eine Stelle als Lehrer in Ausſicht, als ihn plötzlich ein Spruch des Sanheddrin landflüchtig machte, ihn und ſeinen Genoſſen Markus Biwis, deſſen Sippe, aus Liſſabon entflohen, in Holland ein Aſyl gefunden. Der Freundſchaftsbund der beiden Jünglinge fiel in die Zeit ihrer Studien an den Hochſchulen zu Amſterdam und Rotterdam, wo es den Juden geſtattet war, die Hörſäle der Natur- und Arzneikunde, namentlich der Botanik und Chirurgie zu beſuchen. Heimlich hatten ſie dort die Schriften der Kabbaliſten ſtudirt und darin Entdeckungen gemacht, die ihren jugendlichen Enthuſiasmus verleiteten den Plan zu einer Reform der Genoſſenſchaft des alten Bundes zu entwerfen und eine neue Judenſekte zu ſtiften. Die Kabbala, ſagt man, ſucht in ihrer Geheimlehre nach einer Brücke vom alten zum neuen Teſtament im Buch der Bücher. Die beiden feurigen, ſchwärmeriſchen Köpfe glaubten in der Kabbala die uralte, ewig wahre Religion zu finden, zu der Juden und Chriſten, ja alle Völker der Erde ſich bekennen konnten. Sie hielten ihre Doctrin geheim, aber je mehr die Jugend in den holländiſchen Gemeinden ihr huldigte, deſto mehr nahm ſie auch Form an nach außen. Die jungen Schwärmer verwarfen das Verbot, vom Fleiſch jenes Thieres zu eſſen[*], das nur klimatiſche Geſundheitsrückſicht im heißen Dunſt des Morgenlandes verwerflich finden könne. Sie verwarfen auch den kirchlichen Act, den der jüdiſche Prieſter bei der Darbringung eines Knaben im Tempel vollzieht; ſie forderten ſtatt deſſen einen ſymboliſchen Reinigungsact mit Waſſer. Sie nannten das bloß eine leibliche und geiſtige Waſchung, nicht Taufe, obwohl ſie in Johannes dem Täufer, dem Vorläufer Chriſti, ihren oberſten Meiſter erkannten. Sie legten die orientaliſche Kleidertracht ab, ſchoren ſich den Bart und machten die Sitte der holländiſchen Sauberkeit zu einem unverbrüchlichen Geſetz. Als man die Papiere des Jünglingsbundes, — man nannte ihn „die Verſchwörung der Puriſten von Amſterdam,“ — in Beſchlag nahm, fand man Satzungen, welche den Glauben an die Majeſtät des alten Jehovah erſchütterten. Der alte Gott war ihnen nicht mehr der ſouveräne Schöpfer Himmels und der Erde, der Stoff der Welt galt ihnen für ebenſo ewig und ohn' allen Anfang, wie der Geiſt, der in ihm lebt, webt und wirkt. Gott war nach der Lehre dieſer Neuerer als Gott Vater der Erzeuger, aber gleichſam nur der Gatte der empfangenden und gebärenden, ebenſo heiligen Mutter Natur. Auch das Wort „Weltſeele“ kam vor in den Aufzeichnungen der Jünglinge, in denen man jetzt wohl Vorläufer Spinoza's wittern kann. Weitere Nachforſchungen ergaben jedoch in weitgreifenden Verbindungen zugleich einen Zuſammenhang mit einer heimlichen chriſtlichen Sekte am Rhein, die in den Laubhütten zu Köln und zu Straßburg ihren Sitz hatte, von einer Vereinigung freier Menſchen unter allen Völkern und Zonen der Erde träumte, und den Tempel Salomonis geiſtig ausbauen wollte zu einem Gotteshauſe für die geſammte Menſchheit. Die freien Maurer am Rhein wollten in und mit Johannes dem Täufer den Gottesſohn Jeſus Chriſtus verdrängen! So lautete die Anklage der Ketzerrichter.

Auf den Gerichtsſpruch der Rabbiner von Amſterdam — als Talmudiſten waren dieſe geſchworene Gegner der Kabbala, — wurden die beiden Anſtifter der neuen Judenſekte aus aller Gemeinſchaft mit dem Volke Iſrael ausgeſchloſſen, verſtoßen und ſelbſt des Landes verwieſen, nachdem die Behörden des chriſtlichen Staates den Spruch beſtätigt. Bettelarm griffen die beiden Freunde zum Wanderſtab; der Ränzel auf dem Rücken, der Scheerſack mit ihren chirurgiſchen Inſtrumenten war ihre ganze Habſeligkeit. Sie zogen in's Rheinland, den Strom hinauf von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Die Talmudiſten hatten dafür geſorgt, daß kein jüdiſches Haus ſie aufnahm; man ſtieß ſie von der Schwelle fort, wie wir den ewigen Juden; die Härte der Phariſäer des eigenen Volkes ſchien wetteifern zu wollen mit dem Fanatismus chriſtlicher Ketzerrichter. Auch die deutſchen Juden wollten nichts wiſſen von dem Reinigungsact, den die Puriſten predigten, weder von den Waſchungen, noch von der Verlockung, ſich mit holländiſcher Sauberkeit den Bart zu ſcheeren. Die beiden Puriſten ſahen ſich auf ihrer Bettelwallfahrt, um ihr täglich Brod zu verdienen, faſt lediglich auf Chriſtenmenſchen verwieſen; ſie wanderten als Bartſcheerer, als Zahnreißer, als Wundärzte von Dorf zu Dorf, von Burg zu Burg. Chriſtliche Bauern ließen ſich auch ſchon damals mitunter ſcheeren und in den Städten und Schlöſſern gab es bei Jung und Alt, Vornehm und Gering der Uebel genug, für welche die wandernden Jünger Aeskulap's mit Salben, Kräutern und Pflanzen Heilung brachten. Sie wußten faſt für Alles Rath und operirten mit Glück; beim Bartſcheeren war ihre Hand ſo leicht und gewandt, daß man ihnen nachſagte, ihr Meſſer ſtriche ſo zart über die Wange, wie eine Schwalbe über die Fläche des Teichs. In den Klöſtern gab es viel zu raſiren, zwar nicht bei Franciscanern, Kapuzinern und Bettelmönchen, die vom Bart ſo wenig wie vom Schmutze ließen, wohl aber bei den Geiſtlichen der höheren Orden, bei Benedictinern, Dominicanern und Auguſtinern, die glatte Geſichter führten. Bei Mönchen mit Vollbärten gab auch die Erneuerung der Tonſur ein Geſchäft für Barbiere. Markus Biwis und Jakob Freidank wurden am Rhein beliebt in Klöſtern und Abteien. Gar mancher gelehrte Prälat, gar mancher allzuwohlgenährte Mönch litt, ſei's aus Frommheit oder aus Faulheit, an Gebrechen, für welche die Puriſten aus Holland Heilung wußten. Ihre Pillen, Pulver und Mixturen hatten oft zauberhafte Wirkung; faſt ging ihnen ſchon der Ruf von „Wunderdoctoren“ voraus. In ihrer Beſcheidenheit waren ſie weit entfernt, ſich Ungewöhnliches zuzuſchreiben, aber ſie kannten die Naturkräfte und die Mutter Natur war ihnen eine wohlthuende, oft auch Wunder wirkende Gottheit. Iſt doch auch heutzutage der Glaube an Volksärzte, die um Geheimmittel wiſſen, noch lebendig und die auf den Hochſchulen graduirten Doctoren waren damals viel zu vornehm, um ſich mit den Gebrechen gemeiner Leute abzugeben; man war auf reiſende Quackſalber verwieſen, wenn der Schäfer im Dorfe mit ſeinen ſympathetiſchen Mitteln nicht ausreichte. Gelernte und gelehrte Mediciner nannte man „Buchärzte“, auch „Kunſtärzte“;

Artiſta iſt ja der Urſprung des Wortes, aus Artiſt wurde Arzet und Arzt im Munde des Volks. Solcher Heilkünſtler aber gab es nicht viel, arme Leute konnten ſie auch nicht bezahlen und wo es an's Sterben ging, lief man doch lieber zum Prieſter; Weihwaſſer und ein Tropfen zur letzten Oelung koſtete ja weniger als eine ſtärkende Arznei. Die beiden Puriſten wurden im Rheinland überall willkommen geheißen, bis man die Entdeckung machte, ſie ſeien Juden, Antichriſten, Gottesmörder. Da war denn freilich ihres Bleibens nirgends mehr lang und ſie mußten ihren Wanderſtab weiter ſetzen.

In Köln und Straßburg waren ſie mit jenen „ſublimen Meiſtern“ in Verbindung getreten, die insgeheim zur Verbrüderung der Menſchen am geiſtigen Aufbau des Tempels Salomonis arbeiteten. Juſt in den Bauhütten zu den großen Domen der Chriſtenheit ward der Grund gelegt zu einem geheimen Bündniß Derer, die ſich „freie Maurer“ nennen, weil ſie frei ſein wollen vom Glauben der Völker, von der Tyrannei der todten Regel und vom Zwang der Bekenntnißformeln. Hatten herrſchſüchtige Prieſter zur Trennung der Völker in allerlei Satzungen unüberſteigbare Mauern aufgebaut, ſo arbeitete dieſer Bund freier Männer daran, daß über dieſe Mauern hinweg der Menſch den Menſchen finde, ihm als Bruder über die Scheidewand hin die Hand reiche. Der Freimaurerbund hält ſich für älter als das Chriſtenthum; er ſeiert in Johannes dem Täufer, dem Vorläufer Chriſti, ſeinen Stifter und Meiſter, Schutzheiligen und Schirmherrn. Wie weit ſchon damals zur Zeit der Reform der chriſtlichen Kirche das Bedürfniß der „freien Maurer“ reichte, iſt bis jetzt noch nicht hinlänglich aus den Acten dargethan. Selbſt Philipp Melanchthon galt zu ſeiner Zeit für ein Mitglied dieſes Geheimbundes; die in unſeren Tagen veröffentlichte „Kölner Urkunde“, in den Archiven der rheiniſchen Freimaurer aufgefunden, zählt ihn mit auf unter den Genoſſen eines großen Conventes, der zu Köln, dem alten Sitze der hierarchiſchen Finſterlinge, die Statuten zu einer Verbrüderung der Menſchen entwerfen ſollte. Die Annahme, Melanchthon ſei perſönlich auf dem Convent erſchienen, hat man ſchließlich widerlegt, aber daß eine Aufforderung dazu an ihn erging, iſt nachgewieſen; mithin hat er Kenntniß gehabt von den Beſtrebungen der Humaniſten am Rhein, wie denn ſein milder, verſöhnlicher Geiſt allezeit darauf ausging und geneigt war, die ſcharfen Gegenſätze im religiöſen Fühlen und Denken, die Hinderniſſe leidenſchaftlichen Eigenſinnes zu beſeitigen, um eine Verſöhnung der Parteien anzubahnen. Der Praeceptor Germaniae war ganz dazu gemacht, er, ein ſüddeutſcher Mann, der den Feuereifer ſeines großen norddeutſchen Genoſſen und Vorkämpfers zu Wittenberg oft genug zu ſänftigen beſtrebt war.

Die beiden jüdiſchen Puriſten hatten theilgenommen an den Verſammlungen der ſublimen Meiſter in der Bauhütte zu Köln. Sie lernten dort einen Mann aus Franken kennen, der auf dem großen Convent die Forderung ſtellte, nur diejenige Maurerloge für eine ächte zu erklären, die neben dem Chriſten gleich ſehr dem Juden geſtatte, Mitglied zu ſein. Der Mann gehörte zum freiherrlichen Geſchlechte Derer von und zu Aufſeß. Er lebte zu Köln im Verſteck und unter erborgtem Namen, nachdem er aus ſeinem heimiſchen Lande geflüchtet. Es gab in ſeiner fränkiſchen Vergangenheit eine dunkle Stelle, und er machte den jüdiſchen Freunden im Vertrauen kein Hehl daraus. Er hatte die Frau eines ſeiner Vettern entführt, weil er ſich und ihr gelobt, ſie aus den Händen eines Wütherichs, der ſogar ihr Leben bedrohte, zu erretten. Da jedes Geſuch um Auflöſung ihrer Ehe auf Betrieb der Sippe und der Geiſtlichkeit vereitelt war, ſo hatte ſich der Jüngling mit ihr als ihr Retter und Ritter geflüchtet. In Köln war die Frau erkrankt und ſiechte hin; ein kerniger, von Kraft ſtrotzender Bube war der Sproß ihres heimlichen Liebesbundes, den freilich kein Prieſter geſegnet, kein weltlicher Spruch zu Recht erkannt hatte. Der Mann aus dem Frankenlande eiferte im Convent zu Köln gegen die tyranniſche Satzung von

Unauflöslichkeit der Ehe, womit er dann um ſo mehr das Ketzergericht der Dominicaner gegen ſich aufrief. Der hohe Rath der Stadt gab ſich für das Tribunal der Inquiſition zu Handlangerdienſten her; die Schergen der Juſtiz fanden den fränkiſchen Ritter ſammt Weib und Kind in ſeinem Verſteck und überlieferten ihn nach ſeinem Geſtändniß den Dominicanern. Die Mitglieder des geheimen Convents, Alle, die einer Zugehörigkeit zum Bunde der ſublimen Meiſter und der freien Maurer verdächtig waren, bedrohte das gleiche Schickſal; Biwis und Freidank flüchteten ſich nach Heidelberg. Den Freiherrn von Aufſeß ſollten ſie ſpäter in ganz andrer Geſtalt, im Mönchsgewande, wiederfinden. Die Frau erlag ihrem Unglück, des Knaben bemächtigten ſich die Vettern; er wurde dem Himmel gewidmet, um in klöſterlicher Zucht die Schuld der Eltern abzubüßen. Der Ritter ſelbſt, mit Gewalt in den Kerker der Juſtiz geſchleppt, dann lange Zeit krank im Hoſpital der Dominicaner zu Köln, hatte unter der Folter das Gelübde abgelegt, der Welt zu entſagen und Mönch zu werden. Das weltliche Geſetz mit der peinlichen Halsgerichtsordnung hätte mit dem Entführer einer verehelichten Frau vielleicht noch weniger Erbarmen geübt, und ſo ergab er ſich, wie die Leute es nannten, der Fügung des Himmels. Die Kirche erbarmte ſich ſeiner, ſie hatte Gnadenmittel, wenn er ſeine Schuld bekannte und Buße that. Er behielt das Gewand, das man ihm im Krankenzimmer angelegt, wurde Prieſter und empfing die Weihen. Der Orden rühmte ſich, einen Ritter von anſehnlichem Geſchlecht für den Himmel, d. h. für ſich gewonnen zu haben, und die fränkiſchen Vettern, nun befriedigt, ſorgten dafür, daß er in Würden ſtieg. Der Orden betraute ihn mit Miſſionen; Pater Saleſius wurde Kaplan in der Kapelle zum heiligen Kreuz auf dem Kiffhäuſer Berge, ſchließlich Prior des Dominicanerkloſters zu Erfurt.

Zu Heidelberg lebte und wirkte zur Zeit, als die beiden jüdiſchen Puriſten dort Zuflucht fanden, der Hochmeiſter der Humaniſten, das Haupt der freien Männer der Wiſſenſchaft, Kapnio, wie er ſich griechiſch nannte, Johann Reuchlin, wie er perſönlich hieß. Dieſer Schwabe aus Pforzheim, daſelbſt als Sohn eines armen Gerichtsboten geboren, ſtand in Heidelberg auf dem Gipfel ſeines Anſehens und ſeiner Macht. Als Erzieher eines jungen badiſchen Markgrafen, mit dem er Paris beſucht, dann als Günſtling und Hausfreund des edlen Eberhard des Bärtigen von Würtemberg, an Fürſtenhöfen und Hochſchulen des In- und Auslandes gleich ſehr gefeiert, zum kaiſerlichen Rath, ja zum Pfalzgrafen ernannt, galt Reuchlin für das Wunder der Gelehrſamkeit. Es war in der That ein Wunder, einen deutſchen Mann griechiſch reden zu hören. Und mit dieſer Gelehrtheit, die er in Perſon und mit ſeinen Büchern wirkſam machte, ward er der große Vorarbeiter am Werk der deutſchen Kirchenreform. Martin Luther hätte ohne ihn gar nicht das Buch der Bücher deutſch geben können, und an dem Wormſer Denkmal von heute hat denn auch der Humaniſt und Grammaticus den ihm gebührenden Platz gefunden. Vor ſeiner eigenen Bildſäule hat Luther zu Worms die Fürſten von Sachſen und Heſſen, die beiten Schirmherren ſeiner Sache, hinter dieſen die beiden Männer aus dem Schwabenlande, die Gehülfen ſeines Werkes, ſeinen Vorläufer und ſeinen Nachfolger Reuchlin und Melanchthon. Kurfürſt Friedrich, der weiſe Sachſe, hätte gar gern dieſe beiden Schwaben an ſeiner jungen Pflanzſchule zu Wittenberg als Lehrmeiſter thätig geſehen. Reuchlin konnte ſich nicht trennen von der Heimath, ſchlug aber ſeinen Vetter, den Philipp Schwarzerd vor, und ward ſo Urſache zu deſſen Berufung an die hohe Schule an der Elbe.

Die Puriſten aus Holland waren zu Heidelberg heimiſch im Hörſaal Reuchlins, ſaßen zu ſeinen Füßen, ſchworen nicht blos auf ſein Wort, waren ihm auch behülflich in der Kenntnißnahme der Worte ihres eigenen Volkes. Sie waren ihm zur Hand in der Abfaſſung ſeiner hebräiſchen Grammatik, leiſteten ihm Dienſte in der Druckerei zur Herſtellung der ſieben Bußpſalmen und gaben ihm Aufſchlüſſe über die kabbaliſtiſche Kunſt, deren Geheimniſſe er in einem Buche zu deuten ſuchte. Die Söhne vom Stamme Iſrael, die ſich ſeine Schüler nannten, ſind ihm faſt ſeine Lehrmeiſter geweſen in Sachen des Hebräerthums, und er hat wohl kaum Scheu gehabt, deren Verdienſt einzugeſtehen. Jakob Freidank ward zu Heidelberg Reuchlins Famulus; daß er ſich nicht die Magiſterwürde, den Doctorhut erwarb, lag nur an ſeiner damaligen hartnäckigen Weigerung, ſich taufen zu laſſen. Juſt als Menſch des alten Teſtamentes hatte er dem großen Humaniſten ſeine Dienſte geleiſtet und damit thatſächlich nachgewieſen, wie ſehr das Chriſtenthum des Judenthums bedürfe, aus dieſem erwachſen ſei, als deſſen letzte, ſchönſte Blüthe, alſo doch nicht ohne den alten Kern und die alte Wurzel. Sollte er ſich nun zu der Blüthe bekennen und die Wurzel verleugnen? Das war ja der Irrwahn der Chriſtenmenſchen Jahrhundertelang geweſen, die Juden zu mißachten und doch die Urkunden ihrer heiligen Bücher hochzuhalten! Dieſen Irrthum konnte er nicht theilen, nicht freiwillig, nicht aus Ueberzeugung vom alten Stamm ſeines Volkes ſich abwenden. Seine Taufe geſchah zwangsweiſe weit ſpäter. Markus Viwis und Jakob Freidank blieben zu Heidelberg bei ihren Waſchungen, ließen ſich von den Einen Puriſten, von den Andern ſublime Meiſter ſchelten, arbeiteten aber fort an der Reform des Judenthums, ohne ihrem Volk untreu zu werden. Sie blieben gleichſam auf einer Brücke ſtehen, die vom alten Teſtament zum neuen führte. Daß aber ſolche Brücke nur eine Luftbrücke, ein Gedankending war, das in der Menſchenwelt keinen Platz fand, das erwies ſich ihnen freilich bald genug.

Was zu Heidelberg für Jakob Freidank beſonders Veranlaſſung bot, ſich der Gemeinſchaft mit Chriſten zu entziehen, das war der ſchon damals entbrennende Streit Reuchlins mit den Dominicanern zu Köln. Hoogſtraten, der dortige Prior jenes Ordens, der die Ketzerei vor ſein Tribunal zog, bezichtigte den großen Humaniſten eines widerchriſtlichen Verkehrs mit Juden. Daß Reuchlin bei Abfaſſung ſeiner Schriften deren Hülfe herangezogen, ward ihm als Verbrechen ausgelegt. Galt die ſchon äußere Berührung mit Juden überhaupt für anſteckend wie die Peſt, ſo erklärten die Dominicaner des großen Humaniſten vertraulichen Umgang mit ihnen für eine geiſtige Befleckung, ſeinen Verkehr mit Gottesmördern für eine Gefahr ewigen Seelenheils, ja für den ſchon thatſächlichen Beginn eines Abfalls vom Glauben der Kirche. Hoogſtraten hatte Briefe in Händen, welche Reuchlin nicht blos in Sachen der Sprachwiſſenſchaften, ſondern auch im gemüthlichen Austauſch mit Männern vom Volk Iſrael gewechſelt. Und juſt ein Jude, juſt auch noch ein Jakob mit Namen mußte es ſein, der diebiſch dieſe Briefe den Ketzerrichtern auslieferte. Jakob Pfefferkorn war der Name des Verräthers, der ſich für Judasſilberlinge dazu beſtechen und ſodann, um vor dem Unwillen ſeiner Leute geſchützt zu ſein, ſich taufen ließ, während Hoogſtraten mit Veröffentlichung der Briefe drohte. Sollte nun Freidank ein zweiter Jakob werden, ſollte er, wenn auch aus reineren Beweggründen und geradezu als Gegenſtück zu jenem Pfefferkorn, auf Seite der Chriſten treten? Mit einer Treuloſigkeit gegen ſein Volk hätte er ja den Wahn des Pöbels, die Behauptung der Dominicaner von der Befleckung im Verkehr mit Juden beſtätigt und beſiegelt! Biwis und Freidank hielten ſich ſtill, zogen ſich ſcheu zurück und ſuchten nach einem neuen Verſteck, je lauter der Lärm in der Streitfrage wurde. Hoogſtratens Ketzergericht verdammte Reuchlins Schriften, verbrannte ſie zu Köln auf öffentlichem Markte, und forderte Kaiſer und Reich auf, dieſen Spruch der Kirche zu beſtätigen. Das ſchürte freilich auch den Feuereifer der Gegner; das ganze Rheinland gerieth darüber in Gährung. Ritter und Bürger traten auf die Seite Reuchlins, Franz von Sickingen auf ſeiner Ebersburg, der ſchon manchem Prälaten den Fehdehandſchuh hingeworfen, drohte ſein Schwert zu ziehen, wenn dem großen Humaniſten ein Leid geſchähe; Huldreich von Hutten, damals noch am Mainzer Hofe, hoffte den Kurfürſten für die edle Sache deutſcher Wiſſenſchaft zu gewinnen; die Briefe der ſogenannten „Dunkelmänner“, die im Verſteck ſoviel Licht anzündeten, gaben die Ketzerrichter des heiligen Dominicus von Köln dem öffentlichen Gelächter preis. Ein langjähriger Federkrieg begann in Ernſt und Spott, und die muntere Weinlaune der rheiniſchen Lebensluſt fand in dem Streit willkommenen Stoff für Carnevalsſcherze.

Unſere beiden Männer Iſraels verließen eilig den Schauplatz lärmender Bewegung. Sie mochten vielleicht zugeben, daß es gut ſei, wenn „die Geiſter auf einander platzen,“ für ſich ſelbſt entzogen ſie ſich aber dieſer Schauſtellung bei einem Turnier und Kampfſpiel ſolcher Art. Sie ſuchten nach einer Stätte, wo ſie unbeſcholten in der Stille hauſen konnten. Sie wanderten nach dem Thüringerlande. Im Städtchen Heeringen erinnerte man ſich noch des in ſeiner Knabenzeit ausgewanderten Jakob und duldete ihn, bis aus Holland die Kunde kam, er ſei von dort verjagt, als Neuerer und Puriſt, während die Dominicaner zu Köln ihn als ſublimen Meiſter, als Genoſſen der religionsloſen freien Maurerei auf ihrer Liſte bezeichneten. Und doch ſollte es juſt ein Mann dieſes Ordens ſein, bei welchem er Zuflucht und Obdach fand. In der Nähe von Heeringen, auf dem Kiffhäuſer Berge, ſuchte Meiſter Jakob Kräuter und Wurzeln für den Bedarf ſeiner Heilkunſt. Der Boden dort iſt reich an aromatiſchen Pflanzenkräften und die Schwarzburger Grafen, zu deren Gebiet der Berg ſammt Schloß gehört, hielten in der Kapelle zum heiligen Kreuz einen Geiſtlichen, der die Kräuter und Wurzeln erſt einzuweihen hatte, ſollten ſie heilſam ſein mit Hülfe Gottes. Der Kaplan zum heiligen Kreuz hatte jedoch dem hohen Hauſe der Schwarzburger mehr als blos Pflanzen, er hatte ihm auch ein Menſchenkind geweiht und geſegnet, hatte ein jüdiſch Mädchen, eine Freidank aus Heeringen, aus der Sippe Jakobs, belehrt und getauft, um ihr Ehebündniß mit einem Schwarzburger Grafen, dem Erben des Hauſes, in der Stille vollziehen zu können. Die Getaufte hatte aber bald nach geſchloſſener Ehe Anwandlungen zum alten Glauben ihrer Väter verrathen. Darüber war der Kaplan in Anklageſtand verſetzt, das erlauchte Haus, von Schrecken erfüllt, drang mit ſeiner Forderung, das Ehebündniß aufzulöſen, bis zu Kaiſer und Reich, ſelbſt bis nach Rom zum heiligen Vater. Es blieb zweifelhaft, ob Rom ſich für diesmal entſchließen werde, zu löſen, was ein Prieſter eingeſegnet; es erfolgten vor der Hand nur Bußen und Strafen für den Prieſter ſowohl, der in den Verdacht kam, allzu eifrig, alſo ſchlecht getauft zu haben, als für die Belehrte, deren Gewinn für die Kirche fraglich war. Pater Saleſius berief den Wunderdoctor aus Heeringen zu ſich als alten Bekannten und als einen Heilkünſtler, deſſen Kräuter und Wurzeln er nicht erſt zu weihen habe, weil ſie von Natur ſchon heilſam. Wie Meiſter Jakob zu ihm eilte, ſtreckte ihm der Kaplan vom heiligen Kreuz eine verdorrte, verkrüppelte Hand entgegen; es waren die Nachwehen der Daumſchrauben und Foltern im peinlichen Gericht von Köln.

Beide Männer fanden ſich wieder, der Puriſt aus Holland und der freie Maurer vom Rhein. Sie erneuerten unter einander den Bund zur Verbrüderung der Menſchen, entdeckten Einer im Andern die noch ungeſchwächte Sehnſucht nach Freiheit vom Joch der Satzungen, fachten von neuem die veſtaliſche Flamme auf dem Altar einer Religion an, die alle Bekenntniſſe der Völker und Zeiten in ſich ſchloß und überragte. Mußte das Bündniß beider Männer ein Geheimniß bleiben, fehlte alle Möglichkeit, dafür zu wirken, und die Wahrheit offen zu predigen, ſo blieb es doch unter denen, die ſich ſtillſchweigend und vor der Welt verborgen dazu bekannten, unverbrüchlich feſt, ſo unverbrüchlich wie der Handſchlag zweier Brüder vom Bunde der Freimaurer, die ſich an der fernſten Küſte des Weltmeeres treffen und das geheime Erkennungszeichen zur Hülfe ſich bieten. Der Freiherr von Aufſeß in der Kutte der Dominicaner und der freie Wanderdoctor im jüdiſchen Kaftan erneuten ohne alle Schriftſatzung, ohne Formeln und Gelübde ihren Bruderbund auf dem Kiffhäuſer Berge. Sie theilten nicht den Glauben des Volkes, daß das Heil der Welt dort in den Eingeweiden der Erde ſchlummere, um dereinſt mit Kaiſer Rothbart aufzuwachen; ſie lebten vielmehr wie ſtille, heimliche Propheten des Glaubens, das Heil werde dereinſt auf Erden allerorts erſtehen, wo Menſchen menſchlich fühlen und ſich als Brüder die Hände reichen. Dieſe Zuverſicht war ihnen ſo heilig, daß ſie ſelbſt eine „fromme Lüge“ nicht ſcheuten, um vor der Welt ihren Glauben zu behüten, zu hegen und zu decken.

Als Pater Saleſius, gerechtfertigt in ſeinen Tauf- und Trauacten, von ſeinem Orden zum Prior des Kloſters nach Erfurt berufen wurde, blieb Meiſter Jakob ſein Begleiter und Genoſſe. Dort hatte Marcus Viwis im Hauſe der Vettern bereits die neue Heimath gefunden und er wußte auch dem Freunde eine Stätte zu bereiten, als er ſein jüdiſches Kranken- und Badehaus ſtiftete. Saleſius aber machte den bewährten Meiſter zum Scultetus der Pfortenmühle. Die Bedenken, die das Kapitel des Kloſters dagegen erhob, beſeitigte er durch die Macht ſeines Anſehens, in welchem er damals ſtand. Er mußte freilich an ihm im „tollen Jahre“, wo Alles drüber und drunter ging, die Taufe, eine Nothtaufe, vollziehen. Seitdem der Meiſter getauft, durfte Niemand mehr aufſtehen und ſagen, es ſei eine Gottesläſterung, daß ein Jude Dienſtmann eines chriſtlichen Kloſters ſei. —

Sechſtes Capitel.

Meiſter Jakob in Erfurt.

Der nächtliche Gang durch die Straßen der Stadt, um vom Judenviertel die Behauſung in der Pfortenmühle zu erreichen, glich für Meiſter Jakob einer Wanderung durch ſein langes Leben. Auf allen Seiten ſtanden Gebäude als lebendige Wahrzeichen ſeiner Schickſale, ſeines Thuns und ſeines Leidens; der Mann war mit gar vielem verknüpft, was in Erfurt Stadt und Gemeinde unter Chriſten und Juden betraf.

Auf dem Fiſchmarkt ſtand er vor dem Rathhauſe ſtill; dort war recht eigentlich der Schauplatz ſeiner vielverzweigten Thätigkeit als Stadtbader und als Chirurg des hohen Rathes. Außer dem Licht im Rathhausthurme, zum Zeichen für die nächtliche Wache der Feuerwehr, brannte in einem Seitenflügel zu ebener Erde des Hauſes eine Straßenlaterne, zum Merkmal, daß in der Rathsbarbierſtube auch Nachts für Kranke Hülfe bereit war. Becken und Schild mit gemaltem Blutegel waren hell beleuchtet. Meiſter Jakob trat an's Fenſter und blickte hinein, um zu prüfen, ob ſein Geſelle, der die Stunde hatte, auf ſeinem Poſten war; die andern Gehülfen und Lehrlinge, zur Ablöſung der Wache bei der Hand, ſchliefen zum Theil in den anſtoßenden Räumen.

Wie er an's Fenſter klopfte, ſchob ſich ein halbverſchlafenes Geſicht heraus, um auf des Meiſters Erkundigung Rede zu ſtehen. Einige hin und her gewechſelte Worte genügten und der Meiſter ſah, daß Alles gut war; ſein Regiment war ſtreng, die Rathsbarbierſtube, das Centrum ſeiner Wirkſamkeit, in beſter Ordnung.

„Barbierſtube“ iſt eigentlich kein Wort für damalige Zeiten. Man ſprach von „Scheerhäuſern;“ ſo ausgedehnt war die Befugniß Deſſen, der mit dem Privilegium des Barbiergeſchäfts betraut war. Für Meiſter Jakob und ſeine Geſellen umfaßte beinahe ein ganzer Flügel des Rathhauſes den Schauplatz dieſes Berufs. Die Kunſt, mit dem Meſſer ſich ſelbſt zu bedienen, ſchien damals noch nicht erfunden zu ſein; Jung und Alt, Vornehm und Gering, Alles was Kinn und Wange glatt zu tragen liebte, ging in's Scheerhaus, und da man ſich ſcheute, die Zahl der priveligirten, der „befugten“ Bader und Barbiere nach Bedarf zu vermehren, ſo waren oft ganze Säle nöthig für den Andrang der Bedürftigen. Die Barbierſtube erwuchs unter Führung eines Baders nicht ſelten zu einem ſtädtiſchen Krankenhauſe, das auch Wohnungen für Hebammen umfaßte. In Erfurt waren dieſe Einrichtungen einer nach und nach entſtandenen, weitläufigen Heilanſtalt Meiſter Jakobs Erfindung und Schöpfung, nachdem er Jahre lang mit gleichem Glück und Verſtändniß ein jüdiſches Badehaus geleitet. Das Bad im Judenviertel war ſeines Freundes Viwis Stiftung. Der Gatte der reichen Erbin des großen Wechſelhauſes hatte als „Parnoß," als Vorſtand der Gemeinde, nicht geruht, bis er mit Hülfe eines Genoſſen dieſe Wohlthat in's Leben gerufen. Es hatte viel Mühe, viel Ueberredungskunſt gekoſtet, um die eignen Leute für das Thun der „Puriſten" empfänglich zu machen; auch manches Stück Geld, um von den Chriſtenleuten die Gerechtſame dafür zu erhalten; für Platz und Haus war die jüdiſche Gemeinde den Stiftsherren von Sanct Sever, dicht neben der Domkirche, von neuem zinspflichtig geworden. Heil und Segen der Anſtalt ward aber gemeiner Chriſtenheit ſo augenfällig, daß hoher Rath und ehrſame, erbgeſeſſene Bürgerſchaft in noch größerem Umfang das Scheerhaus zu einem Bade- und Krankenhauſe zu erweitern beſchloß. Man hatte die Jüdiſchheit beneidet und der Neid hatte diesmal eine gute Folge gehabt; der bewährte Meiſter Jakob ward zum Stadtbader ernannt, das Inſtitut ſeiner Leitung anvertraut. Seine Thätigkeit, ſeine hülfsbereite Menſchenliebe, ſeine Aufopferungsluſt ließen es vergeſſen, daß der Vorſtand einer chriſtlichen Heilanſtalt jenem ſemitiſchen Volke angehörte, gegen das man ſich ſonſt wie gegen Peſt und Seuche abſchloß; das Vertrauen, das zu ſolcher Ausnahmeſtellung führte, erwarb und verdiente ſich Meiſter Jakob in der Führung ſeines Amtes durch eine Redlichkeit, durch eine gewiſſenhafte Treue, wie ſie auch unter Chriſtenmenſchen eine ſeltene war, jedenfalls als muſtergültig aufgeführt werden konnte. Hatte ſich der Mann doch auch als Chirurg mit geſchickter Hand ſchon oft genug bewährt, ſo daß die Mediciner der Erfurter Hochſchule ihn an den Secirtiſch beriefen, dergeſtalt, daß er für einen Adjuncten der Facultät gelten konnte, ſo wenig er den Titel eines ſolchen führen durfte. Wofür ſollte der Mann nicht gut ſein! Bei allem mußte er helfen mit Rath und That, auch wo man ihm von Rechts wegen die Befugniß nicht zuerkannte. Im „tollen Jahre“ hatte man ihm in Ermangelung eines Henkers in der That zugemuthet, das Schwert des Scharfrichters zu führen. Dazu war der Chirurg des hohen Rathes wohl befähigt, aber ſein Sinn hatte ſich dagegen geſträubt. Nur mit Mühe hatte er ſich dazu verſtanden, zum Schein, pro forma, den rothen Mantel zu tragen, um eine Proceſſion zum Richtplatz zu führen, wo des Delinquenten nicht der Tod, ſondern die Freiheit harrte. Es handelte ſich um einen Studioſen, der den Verſuch gemacht hatte, den Vierherrn Heinrich Kellner aus dem Gefängniß zur Flucht zu verhelfen, und dafür zum Galgen verurtheilt, erſt auf dem Schaffott begnadigt werden ſollte. Die Commilitonen ſtanden ohnedies bereit, den Genoſſen mit Gewalt zu befreien. In hellen Haufen waren ſie bewaffnet herbeigeeilt, ſeine Bande zu zerreißen, falls der Rath ihn nicht frei gab. Der hohe Rath wußte darum, wollte aber dem buchſtäblichen Recht ſeinen Lauf laſſen, bis er mit ſeiner Begnadigung einſchritt. Deſſen war Meiſter Jakob gewiß, darum lieh er ſeine Hand zu dieſer „Komödie.“

Der Meiſter war zu Zeiten in Erfurt beinah ein Factotum geweſen. Auch Männer der Sprachwiſſenſchaften nahmen aus weiter Ferne noch immer wie ehemals in Heidelberg ſeine Hülfe in Anſpruch, ſein Ruf und ſein Anſehen hatten den Gipfel erreicht, ſeitdem die Dominicaner ihm die Verwaltung ihrer großen Mühle übergaben und ihn, wenn auch nicht als ihren Erbſchulzen, ſo doch als ihren Scultetus auf Lebenszeit in Dienſt nahmen. Nach kanoniſchem Rechte durften Prälaten und Klöſter kein Geldgeſchäft machen, keine Zinſen nehmen, ſelbſt ihre Aemter nur lehensweiſe, für Gegenleiſtung in Naturallieferungen übertragen. So kam es, daß Verträge dieſer Art, weil ſie rein perſönliche waren, wo nicht erblich, doch auf Lebenslang geſchloſſen wurden. War der Mann vom Volke Iſrael mit ſo vielen Hochgeſtellten in der Chriſtenheit in ſtetem Verkehr, waren ihm Prälaten und weltliche hohe Herren, denen er als Medicus Dienſte geleiſtet, auch ihrerſeits, wie's ſchien, verpflichtet, ſo durfte es begreiflich ſein, daß er, was er ſeine heiligen Geheimniſſe nannte, mit einem tiefen

Schleier zu verbergen wußte; man ehrte ihn ſo hoch, daß man ihn nie zwang über gewiſſe Dinge Rede zu ſtehen, die wie dunkle Sagen und Gerüchte über ſeiner Vergangenheit ſchwebten.

Wie er an der ſogenannten „breiten“ Gera vorüberſchritt, blickte er auf den Vorſprung des Ufers, an welchem er im „tollen Jahre“ ſeinen Tod oder ſeine Taufe finden ſollte. Die Häuſer im Judenviertel ſtanden damals in Flammen, die Pfortenmühle ward geſtürmt, er ſelbſt gebunden mit einem Haufen unglücklicher Schlachtopfer an den Fluß „zur Schwemme“ geführt; dort war die Stelle, wo er ohnmächtig zuſammenſank. Als er die Augen wieder aufſchlug, ſtand Pater Saleſius vor ihm wie ein Schutzengel, ein Heiliger, der mitten im wilden Getümmel Frieden gebot. Der Prior war mit wohlgeſinnten Brüdern aus dem nahen Kloſter herbeigeeilt, legte die Hand auf des Mannes Schulter und ſchwang das Kreuz über ſein Haupt, wie man mit dem Schwert einen Ritter ſchlägt. „Er iſt mein Täufling!“ Vor dieſem Ruf ſtob der Pöbelſchwarm auseinander. Die Brüder trugen den Meiſter in die Zelle des Priors und Dieſer vollzog an ihm die Taufe, die ihn fei'te, ihn ſicher ſtellte gegen die Wuth des Volks.

Heute kräuſelte ein leichter Wind die Wellen des damals angeſchwollenen Fluſſes; die düſtern Mauern des Kloſters aber, das ihm ein Rettungshaus geweſen war, ſtreckten mit ihren ſchwarzen Seitenflügeln, halb wie Baſtionen, halb wie Katakomben, ihre Rieſenarme drohend gen Himmel, als wollten ſie ſich wehren gegen Licht und Luft. In der Predigerkirche war Meiſter Jakob Chriſt geworden. In den trüben Scheiben der gothiſch hochgewölbten Fenſter ſpielte trübſelig lächelnd das Mondlicht. An die Kirche ſchloß ſich das ſogenannte Pönitenzhaus, das Strafkloſter, wie es im Munde des Volks hieß. Unter dem milden Regiment des Pater Saleſius war es in ein Lazareth verwandelt für leiblich und geiſtig Kranke. Sollte es jetzt wieder zu einer Zwingburg werden, zum Sitze von Ketzerrichtern, um armen Seelen für dieſſeits und jenſeits das Leben abzuſprechen, die Irrthümer und die ſchwachen Meinungen der Menſchen mit Strang und Feuer zu richten? Zu Köln hatten die Dominicaner mit Hoogſtraaten den Verſuch gemacht, das heilige Officium wieder herzuſtellen über Lebendige und Todte, über Menſchen und Bücher. Der Verſuch war am geſunden Sinn der rheiniſchen Weltleute und am Spott der gelehrten Humaniſten in ganz Deutſchland geſcheitert, aber er konnte erneuert werden, der Fanatismus konnte den Schauplatz wechſeln, vom Rhein nach dem Thüringerlande wandern, ſintemal der neue König, der aufkam, aus ſeinem Hiſpanien, wo das heilige Amt, genannt Inquiſition, in Blüthe ſtand, heilige Kapuzen, wälſche Schleppen und Hängeſäcke mit hereinbrachte ins römiſche Reich deutſcher Nation.

Meiſter Jakob ſtand an der Pforte zum Vorhof des Dominicanerkloſters und ließ ſeine Gedanken hin und her ſchweifen über den Wechſel der Dinge unter dem allezeit wechſelnden Mond. Man konnte ihn, ſeitdem er getauft war, nicht mehr abſetzen, aus der Pfortenmühle nicht verjagen, er war Scultetus auf Lebenszeit. Aber ein heiliges Amt, da jetzt ein ſolches wieder zuſammentrat, konnte ihn vorfordern, ſeine Taufe unterſuchen, inquiſitoriſch nachforſchen und mit Daumſchrauben prüfen, ob ſein Glaube ächt, ſein Chriſtenthum ſozuſagen in der Wolle gefärbt ſei. Hatte man doch auch an der jüdiſch geweſenen grauen Schweſter vom Kiffhäuſer Berge die Taufe als ächt und als ausreichend bezweifelt. Ein heiliges Amt konnte auch Gräber öffnen und über Todte zu Gericht ſitzen.

Meiſter Jakob lehnte die Stirn an die eiſernen Stäbe des Gitterthors und kauerte ſtill in ſich zuſammen. Es fiel ihm nicht ein, den Strang zu ziehen, um Einlaß zu begehren. Die Zeit war um, wo er Zutritt gehabt zu allen Räumlichkeiten des Kloſters, zum Refectorium, zur Aula, ſelbſt zu den Zellen innerhalb der Clauſur; ſelbſt der Beſuch im Krankenhauſe, wo er ſo lange ein oft gerufener, ein ſtets willkommener Gaſt geweſen, war ihm nicht mehr geſtattet. Sein Freund der ehemalige Prior, war krank, war angeklagt, in Pönitenz, und ſein Seelſorger erlaubte nicht die Hülfleiſtung des dem heiligen Amt verdächtig gewordenen Meiſters. Pater Saleſius hatte plötzlich ſein Amt niedergelegt, bevor man ihn entſetzte, und der neue Pater Regens, ein Mann von ſehr ſtricter Obſervanz, führte das Regiment im Kloſter. Der Scultetus ward ſeit langer Zeit nur vorgelaſſen, um über die Verwaltung der Pfortenmühle Rechnung zu erſtatten; ſonſt ward er gemieden, obwohl man ihn in geſchäftlicher Buchführung jeder Zeit pünktlich und tadellos erfand.

Die zwölfte Stunde ſchlug vom Thurm der Prädicantenkirche, als er ſeine Wanderung durch die Straßen der Stadt wieder antrat. Endlich ſtand er am Ziel ſeiner nächtlichen Wallfahrt, am Waſſerthor, das zur „wilden“ Gera führte. Rechts zur Seite lag das Kloſter der Auguſtinerinnen, links unterhalb die Mühle, die er als Vogt und Schulze der Dominicaner bewohnte. An der Waſſerpforte ſprang ein Felsſtein weit vor in die Fluth. Von der breiten Platte führten Stufen hinab in den ſchäumenden Strom; hier kamen allabends die Mägde zuſammen, um Waſſer zu ſchöpfen. Hier war das Ziel der nächtlichen Wallfahrt des Meiſters, hier kniete er andächtig nieder, denn heute war der Jahrestag, wo er, unbelauſcht und aller Welt verborgen, ein heiliges Menſchenleben, das in der Angſt der Verzweiflung freiwillig enden wollte, aus den Fluthen gerettet. Joſepha! Joſepha! Mit dieſem Schmerzensrufe brach Meiſter Jakob zuſammen, drückte ſein Antlitz in die Hände und weinte bitterlich. Das Mondlicht zitterte auf und ab im bewegten, hin und herwogenden Spiegel der wilden Gera, die ſchwarzen Mauern des Kloſters der Auguſtinerinnen ſtreckten drohend ihre Arme gen Himmel, als wollten ſie eine Anklage erheben auf Kirchenraub und Gottesläſterung, vom Mühlenthurm krächzte die heiſere Wetterfahne wie ein Käuzchen, das einen nahen Tod verkündigt.

Siebentes Capitel.

Die graue Schweſter vom Kiſſhäuſer Berge.

Das nahe Kloſter der Auguſtinerinnen war noch in derſelben Nacht das Ziel einer einſamen Wandrerin, die von der entgegengeſetzten Seite der Stadt ſich näherte. Sehen wir uns mit ihr um auf dieſem oberen Gebiet der von der Gera durchflutheten Gefilde!

Der Fluß, welcher Erfurt bewäſſert, entſtrömt dem Steigerwalde. Damals reichte der Wald noch bis an die Mauern der Stadt, Wald im Wechſel mit Rebenhügeln und Weingärten. Ein Chor von Vögeln ſang da noch ungeſtört, wo heutzutage plaudernde Spaziergänger den jetzt ſogenannten Dahlberg-Weg auf- und abwandeln. Der Luchs lauerte noch auf's Reh, Wölfe forderten noch ihren Tribut innerhalb des gartenreichen Brühls, jenes quellenreichen Sumpf- und Moorlandes am Dreienbrunnen bei Erfurt. Der Waidbau ward ſchon damals gepflegt; blauäugige Flachskräuter lieferten die Faſern zu den Gewandſtoffen, welche die Stadt dem fernen Norden und Oſten Europa's ſendete. Aus dem „Erpesfurt," wie es einſt Bonifacius als einen ſtillen Ort heidniſcher Ackerbauer gefunden, war durch Handel und Gewerbe ein blühendes Erfurt geworden. Die Heimath der Puffbohnen hatte ſchon ihre berühmten „Musgewerke", wenn ſie auch ihr Gemüſe, ihren Kohl, ihre Brunnenkreſſe noch nicht bis zur Moldau und Wallachei verbreitete. Die ſogenannten Küchendörfer waren zum Theil im Beſitz der Klöſter, und die Geiſtlichen wetteiferten mit den Patriciern der Stadt in der Pflege der Obſt- und Gartenzucht; zinspflichtige Bauern lieferten an geiſtliche und ſtädtiſche Herren gleich ſtark ihren Tribut. Die zahlreichen Teiche begann man ſyſtematiſch zu ordnen, um dem üppigen Quellwaſſer geregelte Bahnen zu öffnen und die Gera zu zwingen ihr Waſſer in die ſogenannten „Klingen," flache, offne Canäle, zu ergießen. Wenn Thüringen mit der goldnen Aue eine deutſche Kornkammer war, ſo hatte ſich die

Metropole des Landes auch zum Mittelpunkt einer gewerblichen Thätigkeit geſtaltet, die all den Reichthum der freigebigen Natur zu ſteigern, auszunutzen und zu verwerthen wußte.

Aus der kleinen Schänke, mitten im Waldgebüſch verſteckt, trat eine hochbetagte, tiefgebeugte, aber muskelſtarke Frauengeſtalt im grauen Gewande der herumſtreichenden Beginen. Sie war weit her aus den Bergen gekommen auf einem kleinen Fuhrwerk, hatte aber Pferd' und Wagen eingeſtellt, um zu Fuße weiter zu wandern, da die Schänke ihr keine Ruhe bot. Ein Knecht ſchritt hinter ihr drein, aber ſie verbat ſich ſeine Begleitung. „Haltet Raſt mit den Thieren!“ ſagte ſie gebieteriſch, „und ziehet morgen wieder heim; ich finde mich hier zurecht, wenn ich auch nach etwas ſuche, das die Leute mir verbergen. Grüßt mir den Eremiten, und ſagt ihm, er ſolle nicht ſo närriſch ſein, wenn er Wunder thun will. Der Schäfer ſoll's aufgeben, nach der blauen Blume zu ſuchen, und der Hauer nicht mehr nach Schätzen graben im alten Moder der Kellergewölbe! Man holt nichts mehr hervor aus den morſchen Kiffhäuſer Trümmern und den Eingeweiden des Berges, — man müßt's denn erſt hineinſtecken. Schätze an Gold und Silber ha'n die Venediger längſt geholt und die alten Geſchichten und Sagen, — nun ja, Uhu und Käuzchen ſitzen drüben und halten Wache! Den alten Aberglauben ha'n die dummen Leute ſelber erſt hinein geſteckt, Kaiſer Rothbart iſt ein Nothpfennig zur Vertröſtung für armes Volk, aber das rothe Gold iſt längſt verroſtet.“

Wie der Knecht ſie anſtierte und nicht von ihr weichen wollte als ſei ſie bei ihren irren Reden der Hülfe und eines Begleiters gar ſehr bedürftig, erhob ſie zornig den Krückſtock, ihn bedrohend, wurde jedoch im nächſten Augenblick wieder ſanft und gütig, legte ihm die Hand auf die Schulter, klopfte ihm die Wange und ſprach: „Ziehet nur wieder heim, guter Mann, und ſtellet Euch nit ſo als müßt' ich bewacht und behütet werden. Ich thu' nit Böſes, guter Freund, und Ihr ſeid ja nicht im Sold meiner Feinde. Ich bleib' hier im Unterland, werd' ſchon eine Schlafſtell' finden. Im letzten Nothfall hat ja doch Jeder im Schooß der Mutter Erde die kühle Schlafkammer frei. Gehet heim und grüßet mir droben die Zigeunerin. Wär' ſie nit lahm, hätt' ſie mich wohl begleitet. Sitzt im Schloß wie der Drache, der Schätze bewacht. Gelt! ſie weiß auch, wo mein Schatz liegt, die Seele der alten Begine. Haha! Wenn's doch 'ne eiſerne Truhe mit Goldgülden wär'! Die zu vergraben, iſt der Kiſſhäuſer Berg noch immer gut genug. Diebiſches Geſindel fürchtet ſich vor den böſen Geiſtern, die eiferſüchtig drauf lauern. Ich mein' wirkliches, rothes Gold. Die alten Denkmünzen im Berg, an die armes Volk noch glaubt, die gelten nit mehr, ihr Gepräg' iſt abgegriffen, ihre Inſchriften wird niemand mehr enträthſeln. Köhlerglaube, dummes Zeug!“

Sie lachte ſo ſeltſam, daß der Knecht unwillkürlich ein Kreuz ſchlug, ſich vor böſen Gewalten zu ſchirmen. Das that ihr dann leid, ihn geſchreckt zu haben. Sie griff in die Ledertaſche, die ſie am Gürtel trug, und warf ihm ein Goldſtück zu. Er küßte ihr das Gewand und zog ſich zurück. „Das hat gewirkt!“ kicherte die Alte vor ſich hin, „der einzige Schatz, den wir noch heben können, — alles Andre iſt Lug und Trug!“

Dann ſtöhnte ſie laut auf, griff zur Krücke und trat ihre Wanderung an. Und ſollte es ihr letzter Gang ſein; ſie wollte noch in dieſer Nacht ihr Ziel erreichen; ein Gelübde trieb ſie, wie ſie ſchon ſo oft am Jahrestag gethan, um nach einem entſchwundenen Leben, nach einem vergrabenen, ihr entzogenen Schatz zu ſuchen. Alljährlich machte ſie die Wallfahrt, vom Kiffhäuſer Berg, wo ſie hauſte, nach der Stadt an der Gera. Sie betete auf dem Friedhof im Kloſter der Dominicaner und kniete dort an einem theuren Grabe. Es war die Ruheſtätte eines Mannes, der ihr Gatte geweſen, nicht heimlich, nein rechtmäßig, ehrlich, offen und, wie die Chriſtenleute ſagten, vor Gott dem Herrn. Dies Grab fand ſie und wußte, daß es Den barg, den ihr die Kirche offen und deſſen eingeſtändig geraubt. Das Kind aber, das aus dieſem ihrem Liebesbunde entſproſſen, war ihr heimlich entzogen. Nach dieſem Grabe ſuchte ſie und konnte es nicht finden; den Reden der Leute ſchenkte ſie keinen Glauben.

Wie die graue Schweſter jetzt die greiſen Locken ſchüttelte und mit zornigen Blicken in das Mondlicht am Himmel ſtarrte, glich ſie jener Proſerpina, die vom tückiſchen Gott der Unterwelt die geraubte Tochter fordert. Sie trat ihre Wanderſchaft an. Ermüdet, ſank ſie bald auf einen Stein am Wege, bis ſie von neuem ſich aufraffte, mit einer geſammelten Körperkraft, über die nur ein ſtarker Wille gebietet. Der Morgen graute bereits, als ſie über die bedeckte Gerabrücke wankte und vor der Kloſterpforte bei den Auguſtinerinnen ſtand.

Wo heutzutage ein evangeliſches Seminar ſeinen Sitz hat, um Lehrer des Volks heranzubilden, lag damals eine fromme Schweſterſchaft Tag und Nacht auf den Knieen, um Gott den Herrn zu bitten, daß er die Völker vor den Lehren des Teufels beſchirme. Die graue Begine zog die Glocke, Einlaß begehrend, um die Oberin zu ſprechen. Die Pförtnerin lugte durch's Schubfenſter, erwidernd, das Sprachzimmer ſei noch geſchloſſen, die Priorin noch in der Kirche zur Matutine. „Dummes Geſicht!“ rief die Alte zürnend, „wirſt mir doch nit den Eintritt ſperren, komme doch nur alle Jahr einmal!“

Die Pförtnerin, noch neu im Dienſt, fragte wen ſie melden ſolle. „Die Hexe vom Kiffhäuſer Berge!“

ſchrie die Alte halb lachend, halb zornig. Die Pförtnerin fuhr zurück; das Schlüſſelbund entſank ihrer Hand.

„Schweſter Ignota! wenn das beſſer klingt,“ ſagte die Fremde, „die Priorin kennt mich ſchon.“

Die Pforte öffnete ſich und die Dienerin eilte, die Meldung zu machen. —

Die ſchöne Halle des Kreuzganges bei den weiland Auguſtinerinnen ſteht längſt nicht mehr; ſie ward im Bauernkriege von wüſter Hand zerſtört. Damals gehörte ſie zum „Neuen Werk“ zum Bau „Novi Operis,“ wie man das Ganze, nach einem Brande wieder aufgebaute Kloſter benannte, obſchon die Kreuzgewölbe bereits länger als zwei Jahrhunderte ſtanden und einer Ewigkeit zu trotzen ſchienen. Bäuriſche Räuberhorden verſtanden ſich nicht auf das, was fromme Chriſtenmenſchen für ewig gültig und ewig dauernd hielten. Der Kreuzgang, deſſen vier Flügel den Kirchhof umſchloſſen, ſtammte aus der Zeit, wo man in der Chriſtenheit gothiſch baute. Ueber dem Portal ſtand die Jahreszahl: 1285. Schrieb man nun: im Jahre des Herrn 1521, ſo zählte die Halle des ſogenannten „Neuwerks“ ſchon 236 Jahre.

Die graue Schweſter lehnte ſich an einen Pfeiler des Bogenganges; ihr Auge ſchweifte über die Gräber des Friedhofs hin, ſie ſuchte nach dem verlornen Leben, deſſen Ruheſtätte man ihr ſtreitig machte. Aus der Kirche erſcholl der Geſang: Gelobt ſei Gott in der Höhe und Friede auf Erden! Die Begine bückte ſich, ſchlug an ihre Bruſt, machte auch auf Stirn und Schulter das Zeichen des Heils, murmelte aber doch, im Widerſtreit mit dieſer gewohnten frommen Handtierung, ketzeriſche Worte: „Pax vobiscum!“ ſagt jeder Prieſter und er lügt, denn er weiß, daß das Kreuz ein Schwert iſt, um den Menſchenkindern Unfrieden zu bringen!“

Wie es ſich in der Halle regte, fuhr ſie auf, raffte ihr Kleid zuſammen, trat eilig zurück in eine Niſche und blieb dort unbeweglich ſtehen, wie ein aus Stein gehauenes Bild, während die Auguſtinerinnen mit Scapulier, Gebetbuch und Roſenkranz, ohne ſie zu bemerken, ſingend an ihr vorüberſchritten. Hinter ihnen ſchlich die Pförtnerin, von der Meldung zurückkehrend; ſie ſchrie laut auf als das graue Steinbild plötzlich aus der Niſche trat und lebendig wurde. „Die Frau Oberin iſt im Sprachzimmer bereit,“ ſagte ſie zitternd und ſich verneigend, ſei es zum Schutz gegen böſe Geiſter oder als Zeichen einer Ehrerbietung, welche die Priorin gegen die Fremde ihr anempfohlen.

Im Sprachzimmer ſtand die graue Schweſter alsbald vor dem aufgezogenen Gitterfenſter. „Seid Ihr wieder einmal da?“ ſagte die würdige Clementine, ihr zur Begrüßung beide Hände über die Brüſtung hinſtreckend.

Der Pförtnerin nachblickend, die zögernd das Zimmer verließ, ſagte die Graue ſpottend: „Hab' ich die Arme erſchreckt mit der Kunde, die Hexe vom Kiffhäuſer Berge ſei da! Eine Hexe, die noch immer nicht verbrannt iſt, aber überall ausgeſtoßen wird!“

„Das Unglück hat eine Freiſtatt,“ ſagte die Priorin.

„Auch für die Verwünſchten und Verfluchten?“ murmelte die Begine ſtill für ſich, während der finſtre Argwohn ihrer Blicke das ſanfte Angeſicht der frommen Kloſterfrau durchſpähte. „Bin gar nit ſo bös, wie die Leute glauben,“ ſagte ſie laut mit einem zuverſichtlichen Tone. „Es giebt auch Hexen im guten Sinne. Die Leute auf dem Kiffhäuſer Berg und da weit herum denken beſſer von mir. Ich mache ihnen Amulette gegen den böſen Blick, beſpreche ihnen das Vieh, hole Kräuter aus dem Walde und grabe nach Wurzeln, die gut ſind gegen allerlei Siechthum. Wenn es in den Dörfern eine Leiche giebt, dann holen ſie mich vom Berge herunter, um Vigilien zu halten und Gewürz anzuzünden. Verbrannte Wachholdern thun gut, beſſer als das Geplärre des alten Sums. Liegt Einer krank in Tilleda, Kelbra, auf der Rothenburg und ſelbſt in Heeringen, wo meine Sippe hauſt, dann bin ich die gute Fee für Alles. Selbſt Prälaten ſind ſo gnädig und ſchicken nach mir, wenn das Zipperlein ſchmerzt. Hilft mein Kraut, dann hat es freilich nicht mein Kraut, ſondern ihr Gebet gethan. Hilft's nit, dann bin ich wieder die verwünſchte

Teufelinne. Sind das Zionswächter! Hunde des Herrn nennt ſie der gemeine Mann, dieſe Domini cani. Oder ſind's vielleicht die Raben, die den alten Kiffhäuſer Thurm umkrächzen, bis der alte Rothbart drunten aus ſeinem Schlaf erwacht, ſein Haupt erhebt, nach Schwert und Scepter greift, und das Reich wieder herſtellen wird? Der Alte ſoll das gelobte Land wieder erobern. Ja, dann müßte Jeruſalem neu erſtehen, Babylon aber fallen, die Pfaffen verjagt, die Klöſter zerſtört werden. Vielleicht dürften dann die Nonnen wieder fröhlich ſein und heirathen?"

Clementine blickte erröthend und erzürnt zu Boden. „Ihr führt gottloſe Reden!" ſagte ſie ſtrafend.

„Nichts für ungut, fromme Schweſter," fuhr die Begine fort. „Ich glaub' nit an den Spuk im Kiffhäuſer Berge, wohl aber das Volk, und der Glaube macht ſelig, bis der Teufel endlich Alles holt!"

Die Priorin erhob ſtolz und ernſt ihr Haupt. „Gute Frau," ſagte ſie ſchmerzlich, „Ihr klagt über Unbill, ſo die Menſchen Euch angethan, fordert Gerechtigkeit vom Himmel und endet mit einem Fluche! Das woll' Euch Gott verzeihen!" —

Clementine war ſanft von Gemüth; ſie trug ihren Namen mit Fug und Recht, aber ſie war ſtreng in der Disciplin, wenn ſie auch Mitleid fühlte mit der Verwilderung einer unglücklichen Seele. Sie hatte keine dunkle Vergangenheit hinter ſich. Den Schleier hatte ſie genommen, nicht um Sünden damit zu decken; ſie hatte der Welt entſagt, ohne deren Verlockungen zu kennen, war Nonne geworden, weil ſie, eine Waiſe, allein und hülflos daſtehend, eines Schutzes bedurfte, den ihr das Leben unter den Menſchen nicht gab. Die Peſt hatte die Ihrigen hingerafft und nachdem ſie ſelber erkrankt und bei den Auguſtinerinnen Geneſung gefunden, war ſie dem Kloſter treu geblieben und hatte ſich dem Dienſte Gottes in der Pflege der Kranken geweiht. Es war ihr leicht geworden, die Gelübde der Armuth und Keuſchheit abzulegen, denn ſie kannte deren Gegentheile nicht. Freilich gewann ſie im Kloſter die Ueberzeugung, daß man Gott auch dienen könne mitten in der lebendigen Menſchenwelt, dem Unglück ſchon im Beginn zur Seite ſtehend, helfend und rettend gleich auf friſcher That, arme Seelen, die an ihrem Schickſal irre geworden, tröſtend, mitten im Schooß der Familie, als deren Glied, als Theil des Ganzen. Man braucht nicht erſt auf eine Inſel zu flüchten, um ſich vor Unglück und vor Anfechtungen zu ſchirmen, und Inſeln der Glückſeligkeit waren die Klöſter nicht. Und mit bloßen Gebeten und heiligen Formeln war's nicht gethan, auch nicht mit Faſten und Kaſteiungen, denn beides macht den Leib eher untüchtig, ein Tempel des Herrn zu ſein! So dachte die fromme Clementine. Dabei war ſie, zur

Oberin des Kloſters ernannt, ſtreng im Dienſt für ſich und Andere, hielt auf Zucht und Ordnung im Hauſe, und hatte ſich gewöhnt, den Buchſtaben des Geſetzes zu erfüllen, ohne ſich zu verſchweigen, daß es, um Gott wohlgefällig zu ſein, noch eines Andern bedürfe als Geißel und hänfener Stricke, abgeplärrter Gebete und mechaniſcher Obſervanz. In ganz Thüringen war ihre Anſtalt — ſo nannte Clementine ihr Kloſter — viel genannt und viel geſucht; man rühmte ihr nach, ſie heile den Leib um der Seele aufzuhelfen und curire die Seele um ihr ein beſſeres Gehäuſe zu geben. Selbſt aus Böhmen und Mähren brachte man ihr Zöglinge, oft genug verunglückte und verirrte Geſchöpfe, oft auch halbe Kinder, die ſie ſchulen mußte.

Der grauen Schweſter that es leid, die treffliche Frau erzürnt zu haben. „Wenn ich vom Teufel ſpreche," ſagte ſie, „ſo iſt's nit ſo bös gemeint, man gewöhnt ſich nur daran, weil die Pfaffen ja doch Alles, auch wenn es ganz unſchuldig ausſieht, in die Hölle verwünſchen. Auch den alten guten Kaiſer Rothbart haben ſie in den Bauch der Erde verflucht und der Bann der Kirche drückt ſchwer auf ihm. Närriſch, närriſch! Ein Aberglaube ſoll immer den andern vertilgen, ein Gift das andere entkräften. Die Leute ſagen, der Rothbart werde wiederkommen, um Rache zu üben, ein Strafgericht zu halten. Mit dem jüngſten Tage wird's eben ſo ſein; die Menſchen glauben daran, weil ſie zu ſchwach ſind, das Gericht an ſich ſelber zu vollziehen und Gott ſchon hienieden und gegenwärtig einen guten Mann ſein zu laſſen, der das Böſe nimmer duldet. Am Himmelfahrtstage ſoll der Boden ſich aufthun, um Todtes zu entlaſſen. Da läuft das Volk zuſammen und meint, der Barbaroſſa müſſ' auferſtehn mit all ſeinen Schätzen und mit ſeiner guten geſunden Vernunft. Mitunter ſchickt er einen Zwerg herauf und läßt anfragen, ob die ſchwarzen Vögel noch flattern und krächzchen. Flattern ſie noch, — die Schwarzröcke mein' ich, — ſo muß er von neuem ein Jahrhundert ſchlafen und träumen. Er ſitzt auf einem goldnen Seſſel, das Haupt vorn übergebeugt; ſein Bart iſt ihm bis auf die Füße gewachſen, ſchon zweimal um den ſteinernen Tiſch herum, wie Moos den Felſen umzieht. Wann ſein Bart, — noch iſt er roth, wird aber wohl weiß geworden ſein, wenn er auferſteht, — wann ſein Bart den Tiſch durchwächſt, dann wird der Alte ſich erheben, den Traum von den Schläfen ſchütteln, die Krone, die ihm die Pfaffen geraubt, ſich ſelbſten wieder aufs Haupt ſetzen und ſeines Schildes Laſt hängen an den dürren Aſt. Und der dürre Aſt wird dann wieder grün werden und aufblühen ſammt dem Reich. Dann werden die Poſaunen erſchallen, wie zum jüngſten Tage, und Alle, die zu ihm halten, in Waffen herbeiſtürmen, um unter den Schwarzen ein

Blutbad anzurichten, dergeſtalt, daß der rothe Saft den Kämpfern bis in die Schuhe rinnt. Haha! Die Leut' legen die Händ' in den Schoß und harren wie die Narren, und derweil zerfällt die Burg droben; kaum daß noch einige Jäger in der Kemnate ein Obdach finden. Die alten Buckeln des Thurmes reißt der Sturmwind herunter, die Bauern ſchau'n hinauf wie nach 'ner Wetterfahne; niemand aber legt Hand an, im Gerümpel aufzuräumen. Und wenn Einer nach Schätzen gräbt, ſo geſchieht's auch unſinnig. Der Bruder Jodocus droben, — ich nenn' ihn blos den Bruder Jocus — gräbt nach einem Splitter vom heiligen Kreuz Chriſti, das der Rothbart in ſeiner Krone mit hinunter genommen in den Berg. Das thut's auch nit! Neulich in der Nacht war wieder ein Donnergepolter im Innern der Schlucht und der Schäfer ſagte: Der Barbaroſſa grollt und ſchüttelt ſein Haupt! Was war's? Ein Erdrutſch war geſchehen und ſeitdem iſt der Brunnen verſchüttet und wir laufen Gefahr zu vertrocknen, zu verdürſten, noch eh' der Sturmwind das alte Gemäuer zerſchmettert und uns Alle mit begräbt."

„Gute Frau," ſagte Clementine freundlich abwehrend, „Ihr habt mir das wunderliche Mährchen ſchon oft erzählt —"

„Nicht wunderlicher," eiferte die Alte, „als all die Fabeln, die uns die Kirche von den Heiligen verkündigt, nicht fabelhafter, als die Wunder die wir glauben ſollen, falls uns nicht auf ewig das Fegefeuer verſchlingt.“

Clementine bekreuzte ſich und trat zurück.

Die Begine fuhr fort: „Ja wenn da oben auf dem Kiffhäuſer der einzige Narrenkotter wär! Aber auch hier unten, in der ganzen Welt, iſt Alles närriſch, weil die Menſchen ſich verfolgen und verfluchen. Und da droben ſuch' ich ja nichts, der Schatz, nach dem ich graben möcht', iſt hier, hier drunten möcht' ich die Springwurzel ha'n, vor der alle Schlöſſer aufſprängen. Hier hat mir die blaue Blume geblüht, die ſie mir knickten, hier im Kloſter ha'n ſie mir mein Kind geraubt, erſtickt, getödtet!“

Die Alte lag mit der Stirn auf dem Sims des Gitterfenſters und brach in einen Strom von Thränen aus. Clementine ſah ſich ſchüchtern nach Hülfe um. „Gute Schweſter,“ ſagte ſie theilnehmend, „ſeid Ihr ohn' alle Begleitung gekommen? Ihr dürfet ohn' Erlaubniß Euer Aſyl nit verlaſſen!“

„Oha!“ machte die Begine. „Die terminirenden Bettelmönche ha'n ihre Exemtionen, ich laſſ' mich nit einſperren in einen Narrenkotter.“

„Ihr tragt ein geiſtlich Gewand, habt alſo ein Gelübde abgelegt“ —

„Abgelegt!“ rief die Alte und lachte laut auf, während noch Thränen ihr greiſes Geſicht überſchütteten.

„Ja ja! Auch die Prieſter legen Gelübde ab, das heißt, bei Seite!"

Frau Clementine ſagte: „Darüber wird Euch Euer Beichtvater in Strafe nehmen."

„O dafür iſt geſorgt," rief die Alte dreiſt und guten Muthes, „da müßt' ja der Tetzel, der Dominicaner nit ſein, der in der Jahrmarktsbude Ablaßzettel feil hielt!"

Sie bückte ſich, ſtreifte den Schuh vom Fuße und holte ein ſchon vergilbtes Stück Papier hervor, das ſie unter der Sohle eingeklemmt trug. „Da iſt der Wiſch!" ſagte ſie frohlockend. „Darauf hin kann ich friſch weiter ſündigen. Iſt ſchon ein Paar Goldgülden werth. Ein Mord freilich koſt't ſchon drei Ducaten."

„Jeſus Maria!" flüſterte die fromme Clementine, ſich mit den Händen das Angeſicht bedeckend.

„Was iſt?" fragte die Begine und ſah die Kloſterfrau erſtaunt an. „Ich laß mir auch Seelenmeſſen leſen; ein Prieſter iſt ja der Stellvertreter Gottes, und muß das wiſſen. Oft thut's auch ſchon ein Dutzend Paternoſter und die Sünde iſt getilgt. Geld aber hilft ſicher überall durch, auch aus dem Fegfeuer und durch's Schlüſſelloch hinein an Petri Pforte."

Clementine war tödtlich erſchreckt vor der Zuverſicht dieſes höhniſchen Trotzes. „Gute Schweſter," ſagte ſie, „Ihr betet wohl nur mit den Lippen, ſtatt mit dem Herzen! Bei einer guten Gabe wird die gute Geſinnung vorausgeſetzt. Mit blos äußerlichem Thun kaufen wir uns nit ab, die Werkelthätigkeit iſt eitel, unnütz, fehlt uns innere Buße und Reue.“

Die Begine blickte ihr faſt liſtig in's Geſicht. „Weiß ſchon,“ ſagte ſie, „das klingt nach der neuen Lehre des Wittenberger Mönchs. Ja, wenn Der käme, Jeruſalem wieder aufzubauen! Müßt' aber zuvor Babylon zerſtören! Wißt Ihr, was dem Herrn Herzog Friedrich, Kurfürſtlichen Gnaden im Sachſenlande, geträumt hat? Von einer Rieſenfeder hat ihm 'träumt, mit welcher der Auguſtiner an der Schloßkirche zu Wittenberg die 95 Theſen angeſchrieben hat. Kurfürſtlichen Gnaden träumten, die Feder ſei tief eingetaucht in ſchwarze Tinte, und die ſchwarze Tinte ſei der Sündenpfuhl der Welt; mit ihrer Spitze aber reichte die Feder bis nach Rom an die Dreifaltigkeitskrone des heiligen Vaters, alſo, daß dieſelbe ſtark wackelte. Ha, wenn Der aufkäm', der Bruder Martin, und zur Geißel griffe, — nit um uns den Nacken wund zu peitſchen, ſondern die Fälſcher und Wucherer aus dem Tempel zu treiben! Beſſer freilich noch, er griffe, wie der Kaiſer Rothbart, zum Schwert, denn nur Blut kann all die Gräuel der Chriſtenheit ſühnen.“

Clementine zitterte vor der heimlichen Wuth, mit der die Alte ſie anſtierte. „Blut?“ flüſterte ſie, bleich vor Schreck. „Des Bluts bedarfs nicht mehr. Das

Blut Chriſti iſt ja vergoſſen zur Vergebung unſerer Sünden.“

Die Alte ſchnalzte mit der Zunge und rief höhniſch: „So? hat's der Herr Jeſus ein für alle Mal abgemacht? Aber ſie predigen von ſeiner Liebe und fordern doch immer noch Menſchenopfer! Und ich will nit ruhen, ich kann nit ſterben, ich will mein Kind rächen, — oder wiederſehn.“

„Im Lande jenſeits ſehen wir uns Alle wieder,“ verſuchte Clementine den frommen Troſtſpruch.

Die Graue ſchüttelte zornig das Haupt. „Weiß ſchon, weiß ſchon! Aber alle vierzehn Nothhelfer ſind ohnmächtig, und ich will nit warten auf den Tag des jüngſten Gerichts, ich will mein Kind noch leibhaftig ſehen, todt oder lebendig!“

„Es iſt ſchon ſo lange her,“ ſagte Clementine,“ längſt vor meiner Zeit hier im Kloſter“ —

„So lang' ſchon her, daß wildes Gras drüber gewachſen iſt?“ unterbrach ſie die Alte.

Clementine fuhr fort: „Eure Tochter iſt hier umgekommen im Brande des Kloſters; das Feuer brach in ihrer eigenen Zelle aus!“

„Ihr habt mich nie in ihre Zelle gelaſſen,“ ſchrie die graue Schweſter. „Ich hab' da beten wollen. Bei den Wunden Gottes hab' ich's geſchworen und den heiligen Frohnleichnam drauf genommen. Die Dominicaner drüben ſind jetzt auch wieder grauſam, ſie jagen mich fort von der Gruft, in die ſie den Vater meines Kinder verſcharrten. Will ja dort nur beten und Blumen pflanzen. Gleich aber, bin ich fort vom Friedhof, räuchern ſie den Platz, wo ich gekniet, und verbrennen Weihrauch, ſo ſtark, daß die Blumen, die ich gepflanzt, verwelken. Alles was grün an ihnen, wird leichenblau und ſie ſagen, der Athem der böſen Frau hab' die blühenden Kinder des Frühlings verpeſtet. Als ob die Peſt nit vielmehr in ihrem ſchlechten Räucherwerk und in ihren ſchlechten Gedanken ſtäke! O, o! Und ſo laßt mich doch nur in die Zelle hier, wo mein Kind —“

„Die Zelle, wie Ihr wißt, iſt längſt umgebaut nach dem Brande.“

„Recht ſo, nach dem Brande!“ wiederholte die Alte ſpöttiſch. Sie hatte ſich aufgerafft, ſtreckte beide Arme hinüber über das Fenſterbrett, umklammerte Clementinens Hals und legte den Mund an deren Ohr, ihr etwas zuzuflüſtern, ſchrie es aber ſo laut, daß es im Gewölbe wiederhallte: „Meine Tochter war noch jung, ſie hatte ſich geweigert, den Schleier zu nehmen. Ketzer und Hexen verbrennt man, Nonnen, die ihr Gelübde brechen, mauert man ein, aber Kinder nimmer, und ſie war noch Kind, ſie war noch Novize, ſie hatte noch kein Gelübde geleiſtet.“

Clementine ſuchte ſich, nach Hülfe rufend, von der wilden Umarmung frei zu machen, aber die Alte hielt ſie krampfhaft feſt und rief wimmernd: „Menſchen, die Ihr Euch Chriſten nennet, habt doch Erbarmen! Gebt mir doch nur einen Knochen von meinem Kinde heraus! Ihr ſeid ja doch ſonſt nit faul mit Reliquien!“

Clementine riß ſich los und ſprang zurück. Die Begine griff mit beiden Händen in die Eiſenſtäbe des Sprachgitters und rüttelte daran, wie ein wildes Thier, das den Käfig ſprengen möchte. Laienſchweſtern eilten von außen herbei, ſich der irrſinnigen Frau zu bemächtigen, die plötzlich niederſtürzte und zuſammengeknüllt am Boden lag. Man hörte einen dumpfen, ſtöhnenden Schrei wie aus der Bruſt eines verwundeten Hirſches der Wildniß, der ſich getroffen fühlt, zuſammenbricht und noch immer nicht enden kann. Ein Starrkrampf lähmte die Unglückliche; man trug ſie in den hintern Flügel des Hauſes, in die Heil- und Pflegeanſtalt des Kloſters.

Clementine ſchlich zitternd nach ihrer Zelle, nachdem ſie im Krankenſaal Alles angeordnet, was der Zuſtand der Armen erheiſchte.

Ueber das Ereigniß, das der grauen Schweſter vom Kiffhäuſer Berge das Herz zerriſſen, den Verſtand zerrüttet, waren alle Nachforſchungen vergeblich geweſen. Im „tollen Jahre“ war das Archiv des Kloſters zerſtört; nur die älteſten Bewohner erinnerten ſich des früheren

Brandes, der in einer Zelle ausbrach und einen ganzen Flügel des Gebäudes einäſcherte, juſt in der Nacht vor dem Tage der Einkleidung einer Novize. —

Nähern wir uns von anderer Seite der Stätte, wo Joſepha ihr Grab zu finden hoffte.

Achtes Capitel.

Joſepha.

Meiſter Jakob lag noch immer knieend auf der Steinplatte an der „wilden Gera“, der alte Menſch hatte noch Thränen für ein alljährlich ſo oft beweintes Verhängniß. War er auch kein rechter Chriſt, und kein rechter Jude, ſo war er doch ein Menſch, ein Weſen das Gott ſucht, wenn auch nicht in Tempeln, von Menſchenhand gemacht. Was die graue Schweſter bei den Auguſtinerinnen ſuchte und nicht fand, das hatte er vor langen Jahren gefunden und aus dem Strudel der Wellen gerettet, von keinem Menſchenauge belauſcht, von keinem Menſchenohr vernommen; das Ereigniß der Schrekkensnacht ſtand getreu auf der Tafel ſeiner Erinnerung und trat jetzt wieder lebhaft hin vor ſeine Seele.

Wie er ſich erhob und gen Himmel blickte, kämpfte der Vollmond heute wie damals mit den Wolken, die der Frühlingsſturm einer Aprilnacht hin und her trieb. Bei den Auguſtinerinnen drüben war Alles todtenſtill, das letzte Licht in der Zelle der letzten Beterin erloſchen; die düſtern Kloſtermauern, dieſe Zufluchtſtätte der Bedrängten, hielten wie Gräber, für die kein Auferſtehungsmorgen tagt, alles Leben gefangen und ſtarrten, ſich ſelbſt ein Räthſel, in die Welt hinaus, wo Licht und Schatten wechſeln. Der Fluß rauſchte wild und ſchaurig; das Klappern der Mühlräder, damals gehemmt und geſperrt, klang heute leiſe hindurch. —

Meiſter Jakobs Beruf hatte ihn als Verwalter und Schulze der Pfortenmühle in jener Nacht, der das wunderſame Ereigniß ſeines Lebens angehörte, pflichtgemäß an's Ufer der Gera geführt. Das Waſſer war abgelaſſen, es war die Zeit der ſogenannten „großen Fege,“ geweſen, wo man zur Reinigung des Flußbettes das Triebwerk hemmt; ſelbſt der halbe Gang war geſperrt, die Mühle „geſtoppt,“ wie man's nennt; die Räder ſtanden ſtill. Der Meiſter war hinausgegangen, um den Wachbaum und das Wehr zu beſichtigen, das den Strom vom flachen Seitenarm zurückhält. Er fand Alles in Ordnung. Da gewahrte er auf der Platte des Felſenvorſprungs, abgehoben gegen den lichten Schein des Mondes, eine dunkle Geſtalt. Es war keine Magd, die Waſſer zu ſchöpfen ging, am wenigſten Waſſer des Lebens; ſie ſtieg auch nicht die Stufen hinunter, ſie ſprang jählings mit ausgeſtreckten Armen von der Höhe der Steinplatte hinunter, um im Strudel der Fluth einen raſchen und verſchwiegenen Tod zu ſuchen. Ihr nachzuſpringen und ſie zu retten, hieß zu dem einen Opfer ein zweites geſellen; Meiſter Jakob ſchrie nach Hülfe, aber ſein Ruf erſtickte im Geräuſch der Wellen; keine menſchliche Hülfe war in der Nähe. Er eilte der in den Wogen auf und nieder tauchenden Geſtalt am Ufer zur Seite nach. Sie trieb glücklich in den ſeichten Nebenarm des Fluſſes der Mühle zu. Daß juſt die Zeit der Fege, war eine Fügung des Himmels, oder wenn man will des Zufalls. Dennoch konnte der ſchwimmende Körper, gerieth er in's Räderwerk, rettungslos untertauchen. Hielt das Schwungrad Stand, ſo war die anſtoßende Laſt geborgen. Der Meiſter durfte nicht hinabſteigen; das ſumpfige Bett des abgelaſſenen Seitenarms hätte ihn ſelbſt erfaßt und niedergezogen. Ueber dem Schwungrad aber hatte das Thurmhaus der Mühle einen Vorbau; von oben wurde der Gang der Räder, falls es nöthig, geregelt; von dort konnte man den Schaufeln Einhalt thun, ihnen die Beute ſtreitig machen. Am Wachbaum hing die große Hakenſtange, mit der die Mühlknappen quertreibende Hölzer abſtoßen. Ein Sprung und der Meiſter ſtand auf der Bank, am Radkaſten. Er handhabte das Inſtrument glücklich und behend genug, um die Schwimmende noch dicht vor den

Rädern zu erfaſſen; daß es ein weiblicher Körper, verrieth ihm das bauſchige Gewand. Seine Kräfte reichten kaum aus, aber eine fieberhafte Angſt gab ihm für den Augenblick Rieſenſtärke. Er bohrte die Hakenſpitze tief in die Kleider der Verunglückten, und war es, daß mit dieſer gewalſamen Erſchütterung die Betäubung in ihr nachließ, der unbewußte Drang, ſich zu retten, wie er Ertrinkenden eigen iſt, plötzlich in ihr aufſtieg: es gelang, die vom Waſſer triefende Geſtalt auf die Mühltreppe zu heben und vom Mahlgang über die Mauer zu ſchleifen, die den Radkaſten vom innern Raum der Mühle ſchied. Dort ſank der Träger mit ſeiner Bürde zuſammen, ächzend und keuchend; er ſchrie nicht mehr nach Hülfe, ſein Schrei erſtarb ihm in der Bruſt; betäubt ſaß er und betaſtete die Ohnmächtige, die vielleicht ſchon, gleichzeitig mit ihm, der Tod in ſeine Arme ſchloß.

Alles umher war dunkel und ſtill. Plötzlich ſtieg vom Kloſter drüben eine Feuerſäule auf; die Sturmglocke begann zu läuten. Er legte den ſchweren Körper auf den Boden, er eilte über den Gang zur Treppe, auf den Mühlenhof. Die Hunde ſchlugen an, aber der Hof war menſchenleer. Die Knechte waren mit Stangen und Eimern hinüber geeilt, um gegen das Feuer im Kloſter Hülfe zu leiſten, während er ſelbſt mit dem Element des Waſſers kämpfte. Sich ſelbſt überlaſſen, eilte er zurück zu der Geretteten; ein ſtarker Erguß hatte ſie vom verſchluckten Waſſer befreit. Er hob ſie auf ſeine Schulter; ſie ließ es zu, ſie ſchlang ſogar beide Hände um ſeinen Nacken. So trug er ſie die Wendeltreppe hinauf, die im Thurm des Hinterhauſes zu ſeiner Wohnung führte, ſchleifte ſie bis in's zweite Gemach, wo ſein Lager ſtand, lehnte ſie dort hin, riß ihr mit Gewalt die naſſen Gewänder herunter, und hüllte ſie in die wollnen Tücher und Decken ſeines Bettes; ihre Glieder waren ſo kalt wie ſeine zitternden Hände fieberheiß. Es war ringsum finſter; er tappte ungewiß hin und her; endlich wie er im Gemach die Leuchte angezündet, blickte er in ein junges Mädchenantlitz, das die Farbe des Todes bleichte. Nach dem krampfhaften Willensact, ſich zu retten, war ſie in einen ſtarren Zuſtand geſunken. Er war Medicus genug und ſeine Apotheke nicht arm an Mitteln, die hier geboten ſchienen. Die Mutter Natur half freiwillig und die Gerettete lag dann ſtill und athmete ruhig. Als er ihr Stirn und Schläfe mit Balſam eingerieben, ſchlug ſie das Auge zu ihm auf und ihr Blick ſchien zu ſagen: Du haſt mich vom Elend eines jammervollen Todes gerettet, von Schmach und Sünde erlöſt, dem heiligen, gottgeweihten Menſchenleben mich wieder gewonnen! Furcht und Freude, Verzweiflung und Dankbarkeit waren gemiſcht in ihren Gefühlen, in ihren Blicken. Es war ein ſeelenvolles, tiefſchwarzes

Auge, das ſo zu ihm ſprach; er fühlte den Glanz ihres Blickes noch im Dunkeln nach, als er hinaus ſchlich, um abermals nach Hülfe auszuſchauen. Es war wenig Ausſicht dazu; am wenigſten ſchien weiblicher Beiſtand in der Nähe. Der Werkmeiſter in der Mühle war verwittwet, Geſellen und Knechte ledige Leute; nur mit Mühe war die alte taube Magd, die in der Küche den Dienſt des Tages verſah, aus ihrem Schlafe zu rütteln.

Wie der Meiſter über den Hof bis an die offne Pforte ſchritt, ſtürzte ein Knappe keuchend herein, vom Kloſter zurück, um neue Geräthſchaften, Hebebäume, Stangen zu holen. „Des Feuers ſind wir Herr,“ rief er, „aber wir mußten den frommen Schweſtern ſchier Gewalt anthun, um retten und löſchen zu können. Eh' ſich ein ſacroſanctes Weibſen von Männerhänden antaſten läßt, verbrennt es lieber mit Haut und Haaren! Wir ha'n die Clauſur in hellen Haufen geſtürmt, um den Schlauch der Spritze dort in Gang zu ſetzen. In einer Zelle, hinten nach dem Garten hinaus, iſt das Feuer ausgebrochen, eine Nonne drinnen iſt verbrannt. Mag ihr ſolch' Fegefeuer gut bekommen!“ Nur mit Mühe gab er ſtoßweis den Bericht. Mit den Geräthſchaften forteilend, tobte und fluchte er weiter.

Wie Meiſter Jakob in ſein Thurmgemach zurückkehrte, lag die Gerettete in tiefem feſtem Schlaf. Die alte Magd hatte ſie gut gebettet, kniete am Lager, ſchluchzte und betete ein Paternoſter. Das Gebet war ſicherlich ganz heilſam und gut, d. h. für Die, die es ſprach, vielleicht auch für die noch immer von Gefahr Bedrohte. Aber das Werk des Menſchenfiſchers Petrus ſchien gelungen zu ſein; Meiſter Jakob hob die naſſen Kleider vom Boden auf und trug ſie in das vordere Gemach; die kleine Leuchte nahm er mit ſich und überließ die Schläferin der wohlthuenden Dunkelheit. Als mit den zurückkehrenden Knechten Lärm im Hofe entſtand, eilte die Magd hinaus. Er drückte ſacht die Thür in's Schloß, die das Gemach der Ruhenden vom Saale trennte. Hier zündete er auch die Ampel an, die über ſeinem Tiſche hing. Als er die triefenden Gewänder auseinanderfaltete, ließ er ſie plötzlich in hellem Schreck zu Boden fallen. Es war ein dunkles, ſarſchenes Kleid mit einem weißen Schleier, der Kopf und Hals bedeckt hatte. Er befühlte beides von neuem, prüfte Form, Schnitt und Farbe des Stoffes; es blieb kein Zweifel, es war das Habit einer Auguſtinerin. Er hatte ein Menſchenleben gerettet, es der heiligen Mutter Erde wiedergegeben, aber eine Braut des Himmels, ein Eigenthum der Mutter Kirche. Sein erſter Gedanke war, in's Kloſter zu ſchicken und Meldung zu machen. Die fromme Schweſterſchaft konnte ihm ja nur zu Dank verpflichtet ſein, brachte er die Gerettete wieder in die heiligen Hallen; es fiel ihm nicht ein, dem Kloſter eine

Jungfrau vorzuenthalten. Sie war vielleicht nur fahrlos verunglückt, auf der Steinplatte ausgeglitten, von der Fluth wider Willen erfaßt! Aber freilich, er hatte es ja im hellen Mondlicht geſchaut, wie ſie mit ausgeſtreckten Armen kopfüber ſich in die Tiefe geſtürzt. Hatte ſie freiwillig den Tod geſucht? Dieſe Angſt hielt ihn gebannt auf ſeinem Seſſel. Die taube Alte kam wieder, fragte an und bot ihre weitere Hülfe. Der Meiſter legte ihr feierlich Stillſchweigen auf und hieß ſie ſich ruhig ſchlafen legen; er werde wachen und ſorgen; das geiſtliche Habit hatte er eilig bei Seite geſchafft.

Als der erſte Strahl der Morgenſonne durch's Fenſter lugte, begann im Mühlenhof wieder der alte gewohnte Gang. Die Räder ſchaufelten, die Stampfer dröhnten, Geſellen und Knappen liefen geſchäftig hin und her; wie immer nach dem Stillſtand der „großen Feg," war die ganze Arbeit, wie ein neu aufgezogenes Uhrwerk, wieder in Angriff genommen. Der Brand im Kloſter war gelöſcht, nur der Seitenflügel im Garten, mit der Zelle, in der das Feuer ausgekommen, war eingeäſchert. Das wimmernde Betglöckchen, das zur Morgenandacht rief, klang wehmüthig herüber wie die heiſere Stimme eines Mutterſchafes, das nach einem verlornen Lamme ruft. — Wird ſie ihn hören, den Ruf der Mutterkirche? So fragte ſich Meiſter Jakob, als er lauſchend zur Kammerthür ſchlich. Er drückte leiſe auf;

drinnen regte ſich etwas, während ſein Herz furchtſam ſtillſtand. Wie er durch die Spalte blickte, ſaß ſie aufrecht im Bette, ſorgfältig in ſeine Decken und Tücher gehüllt. Das aufgelöſte Haar fiel über ihr Antlitz und dies Antlitz, — er hatte es todtenbleich geſehen, — röthete jetzt die Farbe der Scham. Er blieb lange auf der Schwelle ſtehen, zaghaft, zitternd, den Blick zu Boden geſenkt; er traute ſich nicht zu, ſein Auge auf das Mädchen zu richten. Das Unglück giebt einen gewiſſen Heiligenſchein, und hier galt es vielleicht das Geheimniß eines faſt verunglückten Menſchenlebens zu behüten. Auch das gerettete Kind — ſie ſchien noch halb ein Kind zu ſein — wagte nicht die Augen aufzuſchlagen, neigte das Haupt und kreuzte beide Arme über der Bruſt.

„Der Brand im Kloſter iſt gelöſcht,“ ſagte er zögernd, halb tröſtend, halb gleichſam im guten Sinne wie ein Verſucher, der von ungefähr die Wahrheit erforſchen möchte.

Da ſchrie ſie plötzlich auf. „Mein Gott, ich hab' das Feuer verſchuldet!“ Laut wehklagend, die Hände gegen ihre Stirn gepreßt, ſank ſie in die Kiſſen zurück.

„Beruhigt Euch!“ ſagte der Mann, näher tretend, „ſeid fromm und gut!“

„Fromm?“ rief ſie ſchluchzend. „Ach, ich war es ja Tag und Nacht, betete, faſtete, geißelte mich; —

aber gut? Ich bin nicht gut geworden, bin eine Sünderin geblieben vor Gott und Menſchen!“

Er beugte ſich über ſie; er wollte ſie tröſten; er ſuchte nach Worten, um ihre Selbſtanklage, die ſie jammernd wiederholte, zu entkräften. „Den Brand verſchuldet?“ wiederholte er fragend. „Unwiſſentlich wohl, aus Verſehen!“

„Nein, nein!“ rief ſie laut, raffte ſich auf, ſchüttelte die noch feuchten Strähnen ihres Haars von der Stirn zurück und ſtarrte den Fragenden an mit weit aufgeriſſenen Augen; ihre Brauen wölbten ſich faſt feierlich in Angſt und Furcht. Wie ſich ihr Blick auf die Umgebung richtete, auf die Wände des Zimmers, auf die Dinge links und rechts um ſie her, da krampfte ſie ihre Hände um einander und fragte athemlos: „Wo bin ich?“

Meiſter Jakob ſtand geſenkten Hauptes demüthig vor ihr und ſagte ſanft und beſcheiden: „Ihr ſeid in der Wohnung Eures Retters.“

„Gelobt ſei Jeſus Maria!“ ſagte das Mädchen und ſchlug das Kreuz. „Ich bin erlöſt von Tod und Sünde.“ Dann fuhr ſie fort: „Ich weiß noch Alles, was mit mir vorging.“

Sie rieb ſich die Augen, um ihr Gedächtniß aufzuwecken, faßte ſich dann raſch und ſammelte ihre Gedanken, um Rede zu ſtehn. Sie winkte dem Meiſter, ſich zu ihr herabzubücken, damit er verſtände, was ſie in ſcheuer Angſt ihm zuflüſtern wollte. Er kniete dicht am Lager nieder, er, ein Beichtiger, bereit, einer Schuldbedrückten das Geſtändniß abzunehmen, während ſonſt nur Dieſe niederkniet vor ihrem Prieſter, der für ſie Himmel und Hölle in der Hand hat.

Sie beichtete in kurzen, ſtoßweiſe von Angſt und Scham unterbrochenen Sätzen. In geordneter, verſtändiger Faſſung lautete ihr Bericht wie folgt.

Es war die letzte Nacht vor ihrer Einkleidung als Nonne; des andern Morgens wollten ſie ihr das Haar abſchneiden und ſie für todt erklären, da ſie dann abgeſtorben war für alle Welt. Sie fühlte ſich aber noch lebendig, wie ſie ſagte, und es wandelte ſie die Luſt an, ſich frei zu machen, fortzulaufen, zu entfliehen, gleichviel zu guten Menſchen, oder zu wilden Thieren in der Wüſte, um deren Mitleid anzuflehen. Sie verrichtete ihr letztes Nachtgebet, nicht mit Dank und Ergebung, — wie ſie geſtand — nein mit Erbitterung und Zorn, daß ſie für fremdes Verſchulden, für die Sünden Anderer büßen, leiden, ſterben ſollte. „Ich will ja,“ rief ſie, „gern Buße thun, weil ich ſchlecht bin vor den Menſchen und eine Sünderin vor Gott, aber ich habe nicht die Kraft und den Muth, um mich wie ein willenloſes Lamm zur Schlachtbank führen, mir die Dornenkrone aufſetzen zu laſſen, wie der Herr Chriſtus weiland, — alle Heiligen wollen mich behüten!"

Sie ſchlug das Kreuz auf Stirn und Bruſt, neigte ſich vorüber und weinte heftig. Thränen erſtickten faſt ihre Worte, als ſie ſchluchzend rief: „Sie ſchalten mich im Kloſter ein Pönitenzkind, ſie ſagten, meine Mutter ſei als Hexe angeklagt und mein Vater aus Gram darüber geſtorben; ich ſei verflucht, bis ich das in Sack und Aſche ausgebüßt."

Wie ſie ſchwieg, ſtarrten ihre Blicke in's Leere. Meiſter Jakob hatte ſich erſchrocken in die Höhe gerichtet; er dachte ſtill bei ſich: „Herr, mein Gott, läſſeſt Du mich, einen Juden, wider Willen hier Prieſter und Beichtiger einer armen Chriſtenſeele ſein!" — Dann rückte er ſich einen Seſſel zurecht und ſtreckte wieder ſein Haupt hin, athemlos lauſchend.

Joſepha blieb aufrecht ſitzen, hob die Hände gen Himmel und ſtrich dann ihr rabenſchwarzes Haar zurück; es war ſo verworren, wie die Gedanken in ihrer Seele. Sie fragte nicht mehr, wer er ſei, der ſie aus den Fluthen gerettet. Die Schrecken ihrer letzten Augenblicke im Kloſter erfüllten ganz ihr inneres Geſicht; ſie hielt aber nur mühſam in ihren Geſtändniſſen den Faden feſt. Sie ſteht in ihrer Zelle und betet ihr letztes Paternoſter. In der offnen Lade vor ihr liegt der Kranz und das Gewand, das ſie als Braut des Himmels tragen ſoll; auf dem Sims an der Wand ſteht die kleine Nachtlampe, welche die Nonnen Abends löſchen, um ſie zur Matutina Morgens drei Uhr, zum Bittgang in die Kirche, wieder anzuzünden. Sie blickt in die ungewiſſe Nacht hinaus, in den ſternbeſäeten Himmel, wo die tauſend kleinen Lichter blinken und winken, das freundlich lächelnde Vollmondgeſicht ſo gutmüthig gnädig herabſchaut auf die Wolken ihrer grambedeckten Seele. Hinten ſteigen die Berge auf, die da trennen und ſchirmen vor jenem fernen, weiten Gebiet, wo, wie die Leute ſagen, die böſe Welt beginnt. Wer aber unglücklich iſt, dem helfen die Berge vielleicht hinweg über Elend und Trübſal, führen ihn fort in's Unbekannte, Ungewiſſe, während, was ihn in engſter Nähe umgiebt, ſicher und ohne Rettung, Sünde, Fluch, Schande, Verderben und Untergang iſt. So mochte die Novize empfinden, als ſie am Vorabend ihres Schickſals am Fenſter ihrer Zelle ſtand und in die Nacht hinaus ſtarrte, in die weite, fremde, verfluchte und doch verlockende Welt.

Da plötzlich ſtürzt die kleine Lampe vom Sims herunter in die Lade und erfaßt die Gewänder der zukünftigen Braut des Himmels. Joſepha ſieht ſtarr und regungslos zu, wie die Flamme ſchon das Bett ergreift. Die Novizenmutter hatte ihr ja geſagt, zwanzig Paternoſter genügten, um jedes Feuer zu löſchen, ſelbſt das Fegefeuer für arme Seelen. Der Brand greift um ſich und Joſepha hindert ihn nicht. Erſt als der Dampf ſie zu erſticken droht, reißt ſie Thür und Fenſter auf. Der Zugwind treibt die Flamme jach in die Höhe; da ſtürzt ſie aus der Zelle hinaus, den Kreuzgang hinunter, rüttelt an den Thüren, nach Hülfe rufend, eilt aber ſelber, während Alles wirr durcheinander tobt, in den Garten hinaus. Wie ſie hinter ſich zurückblickt, ſchlagen die hellen Flammen zum Dach hinaus. Betäubt, ihres Fehls ſich bewußt, flieht ſie, wie ein gejagtes Reh, vor dem Geſchrei der Schweſtern, vor dem Lärm der zur Rettung herbeieilenden Knechte. Sie erklettert die Mauern, — ein Sprung und ſie iſt frei von ihren Verfolgern, die, wie ſie wähnt, ſchon hinter ihr her ſind. Sie kennt nicht Steg und Weg, ſie läuft querfeldein; das Gelüſt nach Freiheit wird aber plötzlich verdrängt vom Gefühl der Reue über ihre Miſſethat. Hatte ſie nicht ſchon Strafe verdient, daß ſie ſich in ihren Gedanken heimlich geſperrt gegen den Kloſterdienſt, im ſtillen Winkel ihrer Seele ſich hinausgeſehnt nach dem, was man die ruchloſe, die böſe Welt nennt? Iſt die Welt böſe, ſo war ſie ja mit ihrer Gedankenſünde ſchon im Bereich der unſeligen Mächte. Sie eilt hin und her, in der Irre ihrer quäleriſchen Gefühle läuft ſie bald in die Weite, bald ſtürzt ſie reuig zurück. Der Fluß hemmt ihren Lauf, ſie ſteht auf der Steinplatte vor dem Strudel der wilden Gera. Hinter ihr ſteigt die

Feuerſäule gen Himmel auf; einen Feuertod hat ſie verdient. Im Waſſer kann ſie Schuld und Frevel büßen und in der irren Angſt ſtürzt ſie ſich in den Strom hinunter.

Wie das Geſtändniß beendigt war, ſank Joſepha erſchöpft in die Kiſſen des Lagers zurück.

Meiſter Jakob irrte mit ſeinen Augen, mit ſeinen Vorſtellungen und Entſchlüſſen hin und her; er wußte ſich keinen Rath, keine Hülfe. Wie ſie von neuem die Anklage wider ſich erhob, ihre Sünde ſchalt, ihre böſe Abſicht verwünſchte, ſich von Gott verworfen und verloren nannte, ſuchte er nach tröſtenden Worten. „Nur ruhig!“ ſagte er, „Ihr waret betäubt, Eurer Sinne nicht mächtig!“ Aber ſie machte kein Hehl aus ihrem feſten Entſchluß, ſich den Tod zu geben.

Der Meiſter ſprach: „Die Erde iſt überall des Herrn und wir fallen nicht aus ſeiner Hand, hienieden nicht und jenſeits nicht.“

Sie richtete ſich auf und ſah ihn groß und liebevoll an., „Alle Strafen des Fegefeuers mögen über mich kommen,“ ſagte ſie, „über Dich aber, guter Mann, aller Segen des Himmels!“

„Gott hat Dich, irres Kind, behütet,“ tröſtete Meiſter Jakob, „Dich bewahrt vor dem Gelüſt zur Frevelthat, Dich dem Licht des heiligen Lebens wiedergegeben und die Möglichkeit, Deine Seele zu retten, wie ein neues Geſchenk in Deine Hand gelegt.“

Ein heißer Thränenſtrom erleichterte Joſepha's Herz von alle dem, was noch in ihr war an Schmerz, Scham und Reue; ſie blickte voll Dankbarkeit zum Meiſter auf, drückte ihre Stirn an ſeine Bruſt, ihn mit beiden Händen umklammernd, als wollte ſie ihn beſchwören, in aller Gefahr an Leib und Seele ihr Erretter zu bleiben, ſie zu beſchirmen vor Tod und Hölle, Nacht und Verzweiflung.

Als er ſeine Hand auf ihre fieberheiße Stirn legte, gelobte er ſich ſtill und heilig, dies Kleinod, das ihm der Himmel zugewieſen, auch ferner zu behüten. —

Joſepha erholte ſich bald in der guten Pflege des Meiſters. Sie konnte für wiederhergeſtellt, für geneſen gelten, aber ſie war zart von Natur, leiblich und geiſtig reizbar; ſie mußte geſchont werden. Erſt nach langer Zeit — ſie ſchien ſich ganz beruhigt und erkräftigt zu haben — wagte Meiſter Jakob von ſeiner Verpflichtung zu ſprechen, ſie dem Kloſter als deſſen Eigenthum zurückzugeben; bei einem Geſtändniß der Reue ſei ja wohl Verzeihung, Verſöhnung denkbar. Schon die bloße Möglichkeit, ausgeliefert zu werden, verſetzte die Arme in einen Zuſtand der Verzweiflung, der das Aeußerſte befürchten ließ; der Entſchluß, ſich der Schmach des Lebens freiwillig zu entziehen, ſtand mit allen Anzeichen der Raſerei von neuem in ihr feſt. Der Meiſter mußte ſich geſtehen, daß das Gefühl der Scham vor den Kloſterfrauen ſie vielleicht noch eher tödten könne, als die Furcht vor Strafen. „Stoß' mich nicht von Dir, laß mich Deine Magd ſein!“ bat ſie fußfällig, in Thränen aufgelöſt, im Jammer ihrer Angſt und mit Drohungen, vor denen er ſich fürchtete. „Du haſt mich leiblich errettet,“ rief ſie, „Du mußt, wenn Du mich vor Schmach und Schande ſchirmſt, auch der Retter meiner Seele ſein!“

Meiſter Jakob ſagte ſich, ſie vor Verzweiflung zu bewahren, ſei eine Pflicht, die ihm Gott geböte. Daß er ſich ein Recht auf ſie erworben, war freilich nur gültig vor ſeinem Gewiſſen, ſtrafbar nach allen Satzungen der Welt. Erhielt das heilige Amt Kunde von ſeinem Thun und Laſſen, ſo waren ſie und er dem Gericht verfallen.

Gar oft umſchlich er die Mauern des Kloſters, in das er ſich ſcheute einzutreten. Von Landleuten und Knechten, die dort auf Zeiten Dienſte leiſteten, erfuhr er, daß von der Flucht der Novize keine Spuren entdeckt war; entweder ſei ſie in ihrer Zelle verbrannt, oder unter den zuſammenſtürzenden Mauern begraben, alle Nachforſchungen in den Schutthaufen des eingeäſcherten Kloſterflügels waren vergeblich geblieben; Joſepha galt für verſchwunden, für verſchollen.

Sollte die Gerettete bei Meiſter Jakob dauernd eine Stätte haben, ſo mußte ſie für Eine von ſeinen Leuten gelten. Was man in unſern Tagen polizeiliche Controle, behördliche Aufſicht nennt, war damals ein ungeregelter, ſchwacher Punkt in der menſchlichen Geſellſchaft; nur der zeitweis aufſteigende Fanatismus einer Judenhetze oder eines Bürgerkrieges hielt Nachſuchungen in der noch ungebuchten, regelloſen Freiheit des Menſchenlebens. Meiſter Jakob hielt eine Nothlüge für erlaubt, ſollte er die Unglückliche länger bei ſich ſchirmen; er ging zum Vorſtand ſeiner Gemeinde und meldete eine Baſe von der Sippe der Seinen aus dem Städtchen Heeringen, eine Freidank, eine vater- und mutterloſe Waiſe, die zu ihm gewandert ſei um eine Zuflucht zu finden. Dem getreuen Markus Biwis, dem Parnoß der Judenſchaft, war als ſolchem die Meldung gemacht. Als Freund ward er dann auch wohl nach und nach in's Geheimniß gezogen, während Frau Biwis herbei kam, die junge Baſe zu begrüßen und ihr behülflich zu ſein, ſich im Haushalt des Vetters einzurichten. Die Genoſſen des Volkes Iſrael halten feſt zuſammen, ſie verrathen ſich nicht; haben ſie das in der babyloniſchen Verbannung gelernt, wie ſollten ſie das unter der Geißel Derer, die ſich Chriſti Nachgefolge nennen, vergeſſen haben! Das Judenthum macht keine Proſelyten. Aber das Pönitenzkind aus dem Kloſter konnte trotzdem jüdiſch werden, nicht aus Furcht und aus Noth, ſondern nach beſtem Wiſſen und mit beſter Ueberzeugung. Das war ein neuer Eingriff in die Rechte der Kirche Chriſti, aber es ſtand bei Gott, über den Wandel der menſchlichen Geſinnung zu verfügen. So zaghaft der Jude und voll Furcht vor den Menſchen, ſo vertrauensvoll iſt er, daß Jehovah doch Alles, wenn auch zögernd, zu Ende führt. Nach außen hin war Meiſter Jakob ein Späher mit Argusaugen; Tag und Nacht lauerte er auf ein Zeichen des Verdachtes, aber es ergab ſich keines und im Dominicanerkloſter hatte er am Prior, dem Pater Saleſius, dem „ſublimen Meiſter" von ehedem, einen mächtigen Beſchützer; was er Dieſem vertraute, lag unter dem Siegel der Verſchwiegenheit ſo feſt wie ein Geheimniß chriſtlicher Beichte. Von dieſer Seite erfuhr er die ſichere Beſtätigung, das heilige Amt wiſſe von keiner dem Kloſter entflohenen Jungfrau; die Novize der Auguſtinerinnen galt für verbrannt, für verſchüttet, und wo kein Kläger, war auch kein Richter.

Meiſter Jakob mußte für das ihm anvertraute Leben auf eine neue Fügung, auf ein neues Zeichen vom Himmel harren; es blieb nichts übrig, als die Meldung einer Baſe Freidank aus Heeringen feſtzuhalten, wozu ſie ſelbſt ſich eben ſo bereit als geſchickt bezeigte.

Im Thurm der Pfortenmühle hatte er für eine neu eingerichtete Hausordnung ſein Gebiet ſorgſam von dem Joſepha's abgeſchieden. Er ſorgte für ihr leibliches Wohl wie ein Arzt; kein Opfer an Zeit und Kraft war ihm zu groß, ja er huldigte ihr, wie ein Prieſter einem höheren Weſen, das ihm der Himmel als ein Pfand verliehen, als ein Kleinod anvertraut. Die Macht der Gewohnheit aber bezwang allmälig Beide, Pflegevater und Pflegekind, ſie vertauſchten bald ohne Wiſſen und Willen ihr Verhalten zu einander.

Die alte taube Magd ward nach und nach bei Seite geſchoben, die ehemalige Braut des Himmels fand ſich ſchnell zurecht in den Bedingungen einer bürgerlich geordneten Häuslichkeit; zu einer Befähigung dazu verhalf ja auch ſchon ein weiblicher Eigenſinn und die Luſt zum Herrſchen im Kleinen bei aller Ergebenheit und Dienſtbarkeit im Ganzen und Großen. Nicht er bediente Joſepha mehr, ſie vielmehr ihn, um ihn unmerklich nach ihren Launen zu regieren. Je länger ſie ſich an ſeiner Seite als Genoſſin ſeiner Sippſchaft frei und ſicher fühlte, je mehr ſie ſich als dienende Magd ihm widmete, deſto mehr ward er, der Herr und Gebieter im Hauſe, trotzdem er ſich lange geſträubt, fügſam und folgſam für ihre kleinen Wünſche; ſie zwang ihn unerbittlich, an all ihrem Thun und Laſſen theilzunehmen, ſeinen feſten Willen bekämpfend und überliſtend. Nahm ſie doch wahr, daß ſie bei ihrer ſteigenden Macht im Hauſe auch ein Verdienſt um ihn habe; ſein Herz verjüngte ſich im

Verkehr mit ihr und es verſchwand ihm das Gefühl, das den Juden drückt, das Gefühl, ſich für ausgeſtoßen, für verſchmäht und verachtet zu wiſſen. Meiſter Jakob wurde auch in den Gewohnheiten des Tages halb und halb ein Chriſt, wie Joſepha halb und halb eine Jüdin. Eine Scheu vor ſeinem Judenthum kannte ſie kaum noch, denn was man ihr im Kloſter als Fluch genannt, wurde ihr ja von ihm in einen Segen verwandelt; ihr Wohlthäter, ihr väterlicher Freund, ihr Hort und Heil ward ja auch ihr Lehrer in der Verkündigung einer Religion der Liebe, wie ſie eigentlich von Chriſten ausgehen ſollte. Aus dem Munde eines Juden erfuhr ſie das Evangelium von der Kindſchaft der Menſchen zu Gott, von der Freiheit der echten Kinder Gottes und von der Verbrüderung aller Menſchen. Jakobs Jehovah war kein Gott der Rache und ſie brauchte nicht mehr Buße zu thun für die Schuld Andrer. Was ſie im Kloſter gehört von Satzungen, Geboten, Doctrinen, kam ihr faſt jüdiſcher vor an Eigenſinn, Zähigkeit und Härte, als was ſie hier vernahm von einem Juden, der den Herrn Jeſus von Nazara für einen großen Propheten und göttlichen Lehrer hielt. Freilich hatte der Jude Jakob keine Kirche, keinen Altar nöthig, denn er ſagte, Gott ſei ein Geiſt und die ihn anbeten, müßten ihn im Geiſt und in der Wahrheit anbeten. Aber er ließ manche Nothbehelfe als Zeichen und Symbole zu; nur nannte er es einen Irrthum, in der oder jener Formel ausſchließlich den einzig wahren Gottesdienſt zu ſuchen, ſchalt es ein falſches Chriſtenthum, ſtatt an der Lehre Jeſu den Halt und Inhalt zu haben, Chriſti Martyrthum an ſich leibhaftig zu wiederholen, ja nachzuäffen in eitel Kaſteiung, Faſten und Bußethun. Der Jude Jakob ſagte, die Lohnſucht der jüdiſchen Phariſäer hätten die Chriſten nicht in ihre Lehre hinüber nehmen ſollen; der Antrieb zum Guten dürfe nicht beſtehen in der Furcht vor Höllenſtrafen, auch nicht in der Hoffnung auf dereinſtige Seligkeit; gut denken und gut thun habe in ſich ſelber ſchon ſeinen Lohn und ſein Glück. Meiſter Jakob glaubte an ein ewiges, jenſeitiges Leben, aber nicht auf Koſten eines Gottesreichs auf Erden; er glaubte an eine Unſterblichkeit der Seele, aber nur nach dem Maße ihrer Sehnſucht, Gott zu fühlen und an ihm theilzuhaben; er glaubte an eine Unzerſtörbarkeit des Geiſtes, weil es ja auch unter den körperlichen Dingen dieſer Welt keinen Tod gäbe; aus dem, was abblühte, entwickele ſich ja immer wieder neues Leben. Er war überzeugt von der Unſterblichkeit der menſchlichen Seele, aber er ſagte, die Ewigkeit des Geiſtes beginne ſchon auf Erden, Chriſti Himmelreich ſei kein blos zukünftiges und die Seligpreiſungen der Bergpredigt gingen juſt auf das Leben der Menſchen hienieden. Wenn der Meiſter ſo ſprach, liebevoll lehrend und freundlich erläuternd, da fragte ihn die lauſchende Joſepha, das Pönitenzkind aus dem Kloſter, gar oft: „Iſt denn das nun chriſtlich oder jüdiſch, neues oder altes Teſtament?“ Des Meiſters Antwort war dann immer: „Wohl beides zu gleichen Theilen, oder von beidem das Beſte!“

Joſepha ſah in ihrem Lehrer einen wirklichen Prieſter Gottes, ſeine Worte tröſteten, beruhigten und entzückten ihre ganze Seele und der Verkünder ſo liebevoller Weisheit beſtrickte gemach auch ihr Herz und ihre Sinne; ſie wollte nicht blos ſeiner Lehre, ſeinem Volke, ſondern auch ſeiner Perſon angehören nnd ihm Alles ſein, was ein Weib einem Manne zu ſein vermag. Es war in einer abendlichen Dämmerſtunde, als ſie, übermüthig im Glück ihres Wohlgefühls an ſeiner Seite, halb lachend, halb weinend ihn umarmte und küßte, ihm geſtand, daß ſie ihn liebe, ihm feierlich gelobte, ſein Weib zu werden. Sein Erſchrecken war eben ſo groß als ſeine ſpröde Scheu; es dauerte ſogar lange, bis er ihr Wort, ihren Entſchluß auch nur verſtand. Zählte er doch, ihr gegenüber, das Doppelte der Jahre. Hatte er ſie erobert mit ſeinen Gedanken, ſo überflügelte ſie ihn nun mit ihren Gefühlen. Es war ein Wunder geweſen, als er ſie aus den Fluthen des Stromes errettete, und nun geſchah ein zweites Wunder, als ſie ihm das Geſtändniß ihrer Liebe machte.

Ueber das altjüdiſche Verbot einer Gemeinſchaft

Thurme. Der Alte hielt inne und ſah dem Famulus ſcharf in's Geſicht; ein Vorwurf ſtand auf ſeinen Lippen.

„Das Käuzchen hat auch wieder geſchrieen," ſagte der junge Menſch.

Der Meiſter entgegnete: „Das Käuzchen ſchreit nach Futter, der Hahn auf dem Dache aber krächzt, weil Ihr verſäumt habt ſeine Drehſcheibe mit Oel zu verſehen."

„Der Dachdecker hat es verweigert," ſagte der junge Mann. „Und warum? Etwas müſſe da ſein, um heranziehendes Unglück zu verkünden."

Der Meiſter ſchüttelte den Kopf und flüſterte: „Das Unglück kommt, weil wir dran glauben." —

Das Thurmhaus der Mühle war ein labyrinthiſcher Bau mit Kellerräumen, die ehedem zu Gefängniſſen dienten. In der Mitte ragte ein Stockwerk über die Gera hinweg, gegen deren Fluthandrang die vorſpringenden Mauern ſchützten. Das obere Geſchoß glich einer Baſtion mit Bruſtwehr und Zinnen; es ſtammte aus einer Zeit, wo ſich Nachbar gegen Nachbar hinter Bollwerk in Stein und Eiſen verſchanzte. Gelehrte Männer von heute wollen wiſſen, hier habe weiland der Apoſtel Thüringens, Winfried Bonifacius, eigenhändig das Kreuz Chriſti aufgepflanzt, an dieſer Fuhrt über die Gera, und aus dem Namen, „Gerafuhrt" ſei „Erfurt" entſtanden. Andere freilich, ebenſo gelehrt, ſagen, die Pfortenmühle ſei ehedem Erpesmühle genannt, vom erſten Gründer der Stadt, einem heidniſchen „Erpes“ oder „Erf.“ Jetzt ſaß ein geweſener Jude im Thurmhaus, um den Dominicanern ehrlich und chriſtlich das große Mühlenwerk zu verwalten. In der Zeit Kaiſer Rudolphs des Habsburgers hatten die Erfurter eifrig geholfen in Berg und Wald die Burgen der Raubritter zu zerſtören, aber zugleich innerhalb der Stadt zu Schutz und Trutz des gewerblichen Verkehrs ein Zwing-Uri errichtet. Seit lange aber hatte das Thurmhaus mit ſeinen Baſtionen und Kellern nicht mehr als Kerker gedient und der Schulze der Dominicaner als deren Lehnsmann die Vollmacht erhalten, in den zwecklos gewordenen Feſtungsräumen ſich wohnlich einzurichten. Das war zur Zeit geſchehen, als er für ſein Weib hier die Stätte bereitete. Die Gemächer im Thurme, in denen Joſepha gewohnt, ſtanden noch ſo, wie ſie dieſelben verlaſſen. In tiefem Verſteck hatte der Meiſter ſein Kleinod vor der Welt verborgen gehalten; kein fremder Fuß halte ſeitdem die Räume betreten. —

Im untern Stock des Thurmhauſes ſtieg aus engen Fenſterlöchern ein durchdringender Duft hervor; es roch wie nach einem Kräutergewölbe; Meiſter Jakob hatte dort die Vorräthe zu ſeiner Apotheke. Der Stößer, ſein Gehülfe, hatte bis in die Nacht auf ihn gewartet und bevor er ſchlafen ging, den Pförtner noch mit der Meldung beauftragt, der Sack voll Wurzeln und Kräuter vom Kiffhäuſer Berge ſei angelangt; von dort bezog der Meiſter noch immer ſeine beſten Medicamente und Heilmittel.

Er ſtieg die ſteinerne Wendeltreppe hinauf und trat in einen großen, weiten, gewölbten Saal, in deſſen Mitte ein Ofenkoloß mit wunderlich geſchnörkelten Kacheln eine behagliche Wärme verbreitete. Byzantiniſch geformte Doppelfenſter gaben ſelbſt bei goldnem Sonnenſchein nur mühſam Tageslicht; das Frühroth des kaum anbrechenden jungen Morgens verſuchte auch heut vergebens die bunten, dick mit Blei gefaßten Scheiben zu durchdringen. Der Meiſter zündete die Ampel an, die in der Niſche vom Gewölbe herunter hing; für ſein nächtliches Thun ſchien noch kein Ende, für die Erinnerungsfeier des Tages noch kein Abſchluß gefunden zu ſein.

Die weite Halle war ſein Arbeitszimmer, ſeine Bücherei und ſein Laboratorium mit all' den Gläſern, Tiegeln, Keſſeln und Violen, zur Apotheke gehörig, aus welcher er den Bedarf beſtritt für ſein Scheerhaus in der Stadt, ſeine Badeſtuben und Lazarethe. In der Niſche ſtand ein zinnernes Becken mit der Qwehle, mit rothen Binden und allerlei Inſtrumenten für Aderlaß und Schröpfen.

Die Lampe warf ein ſchläfrig dämmerndes Licht auf den verworrenen Kram, ſie reichte kaum aus, um all' die Sprüche leſen zu können, die an den Wänden ringsum geſchrieben ſtanden. Wie Moſes weiland geboten, an des Hauſes Pforte und an die Thore der Stadt zum Gedächtniß für die Eintretenden gute Sinnſprüche zu ſetzen, ſo war es damals auch chriſtliche Sitte geworden, die Wohngemächer mit Spruchbändern und Spruchtafeln zu ſchmücken; jene hingen an den Pfoſten, dieſe waren in den Mauern eingelaſſen. Selbſt bei Kurfürſt Friedrich, dem weiſen Beſchützer des großen Reformators, hat man auf dem Schloſſe in der Lochau, wo er nachmals verſtarb, Täfelchen an den Wänden mit tiefſinnigen Bibelſtellen gefunden. Gut und edel geſinnte Hausfrauen, gleichviel ob bürgerlich, ob adelig, hatten gern ihren Lieblingsſpruch aus der heiligen Schrift leibhaftig vor Augen, und ein Wort der Bibel leuchtete dann wie ein Auge Gottes tief hinein in's geheimſte Gemach, in das ſtillſte Thun, in's Gewiſſen der Menſchen. So ward es wenigſtens Styl und Brauch, nachdem Martin, der Auguſtiner Mönch, das Buch der Bücher wieder aufgefunden unter dem Schutt und Moder der Jahrhunderte, aus dem Gerümpel alter Büchereien. An Meiſter Jakob's Wänden im Thurmhaus der Pfortenmühle ſtanden außen und innen auch Sprüche aller Weltweiſen aus heidniſcher Zeit, gleich vorn über dem Eingang zum Thurm in der Sprache des Morgenlandes ein Doppelvers, den ein Sänger von heute glücklich wiedergab in deutſchen Worten: „Gottes Mühlen mahlen langſam, aber auch unendlich fein, Gott ſteht ruhig da, geduldig, — endlich mahlt er Alles klein." Auf der Treppe ſtand ein Spruch Salomo's: „Wer ſein Heil bewahren will, beobachte genau ſeinen Lebensweg!" Und im Mühlknappenhauſe war über der Thür zum Schlafſaal gleichſam zum Morgengruß auch des weiſen Judenkönigs Mahnung zu leſen, alſo lautend: „Nichts iſt beſſer im Leben, als daß ſich der Menſch ſeiner Arbeit freue, denn das iſt ſeine Beſtimmung hienieden." An den Wänden im großen Saale wechſelten Ausſprüche Chriſti, der Apoſtel und Propheten mit Gedankenſätzen, die weder chriſtlich noch jüdiſch, aber doch menſchlich gut und wahr genannt werden durften. Nach Meiſter Jakobs Anſicht konnten auch Heiden Zeugniß geben von Gottes Weisheit und Weltregierung. Da ſtand ein Spruch von Sokrates, der ſeine Glaubenslehre zwar nicht am Kreuze, wohl aber mit einem Schierlingsbecher beſtätigt hat, der Spruch: „Handle gut, dann wirſt Du wahrhaft glücklich ſein." Daneben: „Der beſte Gottesdienſt iſt ein rechtſchaffner und frommer Lebenswandel." Ein Vers von Aeſchylus, in einer Niſche ganz im Verſteck, lautete: „Der Menſch iſt etwas Fürtreffliches, wenn er wahrhaft Menſch iſt!" Auch fehlte nicht das: „Erkenne Dich ſelbſt!" vor Jahrtauſenden die Inſchrift am Vortempel des Delphiſchen Gottes und an den Hermenſäulen der Athener. Ein anderer Spruch: „Weisheit, Stärke, Schönheit ſind Eins,“ — ein Glaubensſatz aus dem Tempel des innern Orients — hatte vielleicht ſeine Deutung in Meiſter Jakobs früherer Zugehörigkeit zum neuen Bunde der freien Maurer am Rhein. Von Pythagoras ſtand geſchrieben: „Wer ſeine Vernunft völlig zur Beherrſcherin ſeiner Begierden erhebt, vereinigt ſich gleichſam mit der Gottheit.“

Dieſe Sprüche ſtanden wohlweislich griechiſch an den Wänden des Zimmers; man hatte den Meiſter vielleicht gewarnt und ihm gerathen, ſich zu dieſen Sätzen heidniſcher Weisheit nicht in deutſcher Mutterſprache zu bekennen; der Mantel der chriſtlichen Liebe könne Irrlehren, nur wenn ſie ſich geheim halten, decken und unangefochten laſſen. Ein Spruch aus dem Jeſaias an der einen Wand konnte das beſtätigen, alſo lautend: „Wenn Ihr ſtille bliebet, ſo würde Euch geholfen; durch Stilleſein und Hoffen würdet Ihr ſtark ſein.“ Dieſen Spruch hatte ſich Meiſter Jakob Zeit ſeines langen Lebens in's Herz geſchrieben; er hatte ſich ſtille gehalten mit ſeinem Glauben und beſten Wiſſen. Das ſcheue Gefühl, von Geburt zum Stamm der Paria's zu gehören, hielt ſeine Kräfte gebunden, und ſo war ſeine Weisheit und Einſicht eine paſſive geblieben. Aber er hoffte, die Zeit ſei nahe, wo ein Andrer auferſtehen werde, um laut auszurufen, was die Stillen im Lande gedacht und gemeint. Und dieſer Andre, glaubte Meiſter Jakob, ſei ja nun erſchienen auf den Weißen Sandhügeln an der Elbe, der neue Prophet im neuen Iſrael, der große Bruder Martin, der bereits vor vier Jahren zu Wittenberg an der Schloßkirche ſeine Theſen angeſchlagen, der große Rufer im Streit, der Hercules im Augiasſtall der Welt.

An der breiten Wandfläche im Saal des Thurmhauſes hing ein Oelbild des Meiſter Jakob, zum Andenken an ſein Weib Joſepha, aus altem Trödelgerüll käuflich erſtanden, das Werk eines niederländiſchen Meiſters aus der erſten Zeit der Malerei, eine Flucht der heiligen Familie nach Aegypten. Die Mutter Gottes ſchreitet zaghaft vorwärts auf dem Weg durch die Wüſte. Unter jedem Tritte ihres Fußes wächſt ohne ihr Wiſſen aus dem dürren Boden eine Roſe hervor. In den Falten ihres Gewandes trägt ſie das ſchlafende Kind, das ſo wenig wie ſie ſelbſt um die große Sendung weiß. Ein Eſel, von einem lächelnden Engelknaben geführt ragt mit ſeinem dummen, guten und getreuen Kopf herein in's Bild, Joſeph aber, ein knochenſtarker, langgeſtreckter, hochbetagter Mann, ſchreitet mühſam voraus, die zögernde Jungfrau mit der ſüßen Bürde nach ſich ziehend, auf den knorrigen Stab geſtützt, ſorgenvoll, mit gerunzelter Stirn und mit zweifelhaften Blicken, die das Vergangene ſcheuen, das Gegenwärtige beargwöhnen und ungewiß in die Zukunft taſten. Dieſer Joſeph war mit der ganzen Schwere einer Fügung des Himmels belaſtet, deren Träger er wider Willen geworden. Ganz mein Fall! dachte Meiſter Jakob jeder Zeit, wenn er das Bild betrachtete. Auch er war in Bezug auf ſeine Frau eine „Joſephsehe,“ eine verlobte Engelsehe eingegangen. Er hätte ihr Vater ſein können und war ihr Gatte geworden, wie der Nährvater im Urbild der heiligen Sage. Vater des Kindes zu ſein, hatte er ſich eben ſo wenig zugetraut; drum that es der Himmel für ihn, jener mächtige, dunkle Wille, der im All der Welt wie in jedem Einzelnen webt und wirkt, ob wir's verſtehen oder nicht. Das Wunder beginnt ja, wo des Menſchen Kraft und Verſtand aufhört. Das klingt profan und nüchtern, iſt aber doch ſehr einfach wahr und beſcheiden. Jedes Geheimniß iſt freilich unantaſtbar, ſelbſt die Sprache ſelten keuſch genug, es zu deuten. Ach, daß unheilige Hände den Schleier, wenn ſie ihn lüften wollen, ſo oft entweihen! — Auch mit dieſem frommen Stoßſeufzer würden die Dominicaner, hätten ſie um Meiſter Jakobs heimlichen Gedankengang gewußt, ihn wohl leicht zum Scheiterhaufen geführt haben.

Der Meiſter hob jetzt das Bild von der Wand, löſte dann mit einem Brecheiſen einen Stein aus der Mauer und wie er auf eine geheime Feder drückte, ſprang eine Klappe mit einer Fallthür zurück. Dieſe führte hinter der Wand einige Stufen hinunter in ein Gemach, das einer kleinen Betkapelle glich. Im Winkel ſtand ein Altar mit 'nem Betpult; das Licht einer ewigen Lampe fiel auf den ſilbernen Fixus am ſchwarzen Kreuz. Hier war eine geweihte Stätte, hier hatte Joſepha in ihren letzten Tagen am liebſten geweilt, um ſich, wie ſie ſagte, mit dem Gott der Chriſten, den ſie verlaſſen hatte, wieder zu verſöhnen.

War die dem Kloſter Entflohene, als es zum Sterben ging, doch wieder heimlich Chriſtin geworden? — Das Verlangen nach dem alten Brauche hatte ſich bei ihr ungeſucht nach und nach wieder eingefunden. Sie bereute nichts an der Seite des Mannes, der ihr Alles geworden war. Obſchon ein Jude, hatte Jakob ihr erſt recht die Lehre Chriſti erſchloſſen und gedeutet, eine Lehre, von der ſie im Kloſter, wo ſie ſich in hergebrachten Formeln mit Gott und den Heiligen mechaniſch abfand, wenig gewußt. Sie pries ſich glücklich, daß ſie Gott erkennen gelernt nach den Schriften des alten und des neuen Bundes, aber ſie griff gern wieder zurück nach den kleinen Nothbehelfen im frommen Dienſt, und ihr Lehrer, Freund, Vater und Gatte war ihr willfährig in allem. Selbſt den Fußſchemel vor dem Betpult ließ er zu, weil ſie geſagt, die knieende Haltung thue einer müden Seele ſo gut. Selbſt auf die nahe Kloſterglocke bei den Auguſtinerinnen hörte ſie zuletzt wieder gern, wie auf einen Ruf des guten Hirten, der nach den Seinigen, zumal nach den vielleicht verirrten, ruft. Die Sorge um das zukünftige Heil ihrer Seele hatte ſich in Joſepha mit dem Gefühl, das ſich lebendig unter ihrem Herzen regte, geſteigert. Sie war für ſich Jüdin geworden, um dem Manne, der ſie gerettet, angehören zu können. Aber ſollte ſie, durfte ſie ein zweites Menſchenweſen dem Schooß der chriſtlichen Kirche entziehen und vorenthalten? — In der Angſt ihrer Seele hatte ſie in den Tagen vor Sephchens Geburt ihren letzten Willen aufgeſetzt, in Wünſchen und Fragen, die ihre geheime Bangigkeit verriethen. —

Meiſter Jakob öffnete einen kleinen Schrein in der Wand, und zog ein Blatt Papier hervor mit Joſepha's Handſchrift. Er faltete es auseinander, kniete nieder, — ſo ſehr hatte er ſich den Brauch ſeiner Gattin angeeignet, — und las, wie er an jedem Jahresfeiertage zu thun pflegte, das Geſchriebene. Die Züge waren Anfangs klar und feſt, dann wurden ſie unſicher und verworren, verriethen eine zitternde Hand und in der Schreibenden eine Furcht vor dem ewigen Richter. Sie hatte geſchrieben: „Werd' ich ſterben, ſo geſchieht's im Dankgefühl gegen Gott, daß er mir im Retter meines Lebens auch einen Retter meiner Seele gab. Ich ward gezwungen zum Kloſterdienſt und ſollte Buße thun für fremdes Vergehen. Ich machte mich frei, ich ward vom Zwange erlöſt. Aber mein Kind, mein Kind! Soll es zum Judenthum gezwungen werden wie ich zur Kloſterſatzung, willenlos, ſinnlos, in ſtumpfer Gewöhnung, ohne Schuld, ohne Bedürfniß nach Buße, Reue, Gnade und Erlöſung? Ich verſtand im Kloſter nicht was man mir als mein Heil und mein Unheil verkündigte, ich begriff nicht, welche ſchwere Hand des Schickſals ſich auf meine Kinderſtirn legte, verſtand nicht, was ich geſündigt haben ſollte, bevor ich wußte, was ſündigen heißt. Darum entzog ich mich der Knechtſchaft im Kloſter, irre in mir ſelbſt, irre auch an Gottes Geboten. Ach, ach! Nehmet auch von meinem Kinde den Zwang der blinden Satzung, gebt es frei und laßt es wählen, wenn es reif dazu, — ſonſt, — ich glaube an Fluch, — Fegefeuer! O, mein Gott!"

„Ave, pia anima!" ſagte Meiſter Jakob, indem er das ſchon halb vergilbte Blatt wieder zuſammenlegte. „Ihr werde, wie ſie gewollt und gewünſcht! Sephchen ſoll frei ſein, ſoll dieſe Zeilen ihrer Mutter leſen und über ſich ſelbſt verfügen!"

Er ſtand auf und legte zur Beſtätigung ſeines Gelübdes, wie er alljährlich zum Tag der Feier that, die Hand auf's Herz. Sein Sephchen ſollte frei ſei. Frei! — Wer iſt frei, unbezwungen von der Macht der Gewohnheit? Und wer reif, die Wahrheit ſelbſt zu finden, ſie aus ſich ſelbſt zu erkennen? — Der greiſe Denker, Meiſter Jakob, hatte er ſich dieſe Fragen nicht vorgelegt, da er ſein Kind im jüdiſchen Hauſe erwachſen ließ? Und hatte die Muhme Viwis nicht Recht, zu ſagen, das Kind ſei ein Zwitter, ſei weder Fiſch noch Fleiſch? — Aber Sephchen hatte dort, das ſtand zu ſeiner Rechtfertigung in ſeinem Innern zu leſen, es verlernt, das Volk Iſrael zu verachten. Zugleich aber trat jetzt in ſeiner Einſchließung doch der Gedanke in ihm auf, es ſei nun wohl Zeit, Sephchen in ſeine eigene Behauſung zu nehmen und ſie hier das Leben der Mutter fortführen zu laſſen. Er durfte ihr dann auch ſagen: „Kind, ich bin nicht Dein Ohm, wie Du mich bisher genannt, bin Dein Vater und Du meine Tochter“ — Und wenn ſie ſich zum Ritus der Chriſten bekennen wollte, dann durfte er, ſobald er ſie einem Prieſter zur Taufe zuführte, auch abſolvirt werden von dem geheimen, vor der Kirche ſtrafwürdigen Vergehen, ihre Seele ſo lange der Chriſtenheit entzogen und im Ungewiſſen gelaſſen zu haben. Deſſen war er gewiß nach der Verſicherung ſeines Freundes, Pater Saleſius, dem er Alles gebeichtet, was er je auf dem Herzen gehabt. Der Vorwurf, er habe das Kind gleichſam wild aufwachſen laſſen, traf ihn nicht; Sephchen war im Hauſe der Muhme zu aller Bravheit und guter Sitte erzogen, wenn auch nur unter der Ordnung des alten Brauchs, nach den Regeln der

Leute des alten Teſtamentes; das alte Teſtament war ja für ihn die Baſis des neuen.

Er ſtieg die Stufen wieder hinauf und verſchloß das heimliche Kapellengemach. Er drückte die Feder in der Pfeilerwand zurück und hing, nachdem die Klappe mit der Fallthür in die Fuge geſprungen war, das Bild von der Joſephsehe wieder an den alten Platz.

Er ſchritt im Saale auf und ab und blieb vor ſeinem Schreibtiſch ſtehen. — Da lagen in Büchern und Schriften aus alter und neuer Zeit Zeugniſſe der Wahrheit in allerlei Zungen, auch hebräiſche, von Johann Reuchlin an's Licht geſtellte, von den Dominicanern zu Köln aber feierlich verbrannte. Meiſter Jakob hatte kein Arg, keine Scheu, ſolche Bücher hier offen bei ſich auszuſtellen. Waren doch die Kölner mit ihrer fanatiſchen Wuth entwaffnet, von den Gutdenkenden und Aufgeklärten in den Briefen der „Dunkelmänner“ ſogar lächerlich gemacht, und die Erfurter Dominicaner, deren Mühlenſchulze er war, hatten ſich an ſolchem Thun und Treiben nicht betheiligt. Hoogſtraten und ſeine Ketzergerichte gehörten zur Diöceſe des Erzbiſchofs von Köln, während der Cardinal von Mainz, zu deſſen Sprengel die Erfurter gehörten, in einer Anwandlung von Freiſinn geäußert hatte: „Meine Dominicaner ſind nicht ſo!“ — Eine lateiniſche Schrift Reuchlin's „über die kabbaliſtiſche Kunſt“ war für Meiſter Jakob ein Grundbuch ſeines

Lebens und Denkens; in dieſer Geheimlehre der Kabbala hatte er gleichſam die Brücke gefunden vom alten zum neuen Teſtament. In den großen Streit wider die Humaniſten war auch er ſeiner Zeit hineingezogen. Die Dominicaner zu Köln hatten den Talmud als eine geheime Waffenkammer des Antichriſten gebrandmarkt, Jeden, der ſich damit befaßte, als Ketzer bezeichnet. Da hatte ſich Reuchlin an die ſächſiſchen Hochſchulen gewendet, um auch einen ſprachkundigen Vertheidiger des Buches ausfindig zu machen, und Georg Spalatin, damals ſchon ſeit neun Jahren Kurfürſt Friedrichs Hofkaplan und Geheimſchreiber, wie auch Bibliothekar der Hochſchule zu Wittenberg, hatte den Meiſter Jakob dazu auserleſen den Talmud zu vertheidigen. In einem Schubfach ſeines Pultes lag Spalatins eigenhändiger Brief mit dem hochehrenhaften Auftrag. Der Talmud war für den Meiſter nichts weniger als ein Inhalt ſeines Glaubens; die Talmudiſten in Holland hatten ihn ja von der Synagoge ausgeſchloſſen, verfolgt und excommunicirt, als ob ſie das Amt der Dominicaner von Köln auf altteſtamentlichem Boden verwalteten. In ſeiner ſchüchternen Weiſe hatte er lange gezögert, ſich über den Talmudismus auszuſprechen; ſein ihm endlich abgepreßtes Urtheil lautete ſchließlich ſibylliniſch und zweifelhaft genug dahin, daß ein ſo tiefſinniges Werk voll ſpitzfindiger Grübeleien als Denkmal der Strebungen und Verſuche menſchlichen Denkens doch zu hochachtbar ſei, um der Vernichtung preisgegeben zu werden; die Wahrheit feiere ja ihren höchſten Triumph darin, aus allen menſchlichen Irrthümern die Summe zu ziehen. — Meiſter Jakob glaubte vielleicht, wie weiland Pilatus, ſeine Hände damit in Unſchuld gewaſchen zu haben. — Wahrheit! Was iſt Wahrheit? Iſt ſie wirklich nur die Summe aller menſchlichen Irrthümer?

Auf dem Leſepult des Meiſters lagen auch die drei großen Manifeſte, welche „der herrliche Mann Gottes“ zu Wittenberg ſeit Juni und November des verwichenen Jahres in die Welt geſandt. In dem Aufruf: „An den chriſtlichen Adel deutſcher Nation, von des chriſtlichen Standes Beſſerung,“ forderte der kühne Mönch die Abſchaffung des Cölibates für den Prieſterſtand und die Aufhebung der lebenslänglichen Dauer der Kloſtergelübde. Das war für Meiſter Jakob gleichſam Waſſer auf ſeine Mühle; nach ſeiner Meinung war die Natur erſt dann böſe, wenn man ſie verfluchte, ein Segen aber, wenn man ſie erkannte, behütete und regelte. Die neueſte Schrift Doctor Martins, ſein „goldnes Buch,“ nannte ſich: „Von der Freiheit des Chriſtenmenſchen.“ Sein lateiniſch verfaßtes Buch, mächtig und geharniſcht: „Von der babyloniſchen Gefangenſchaft der Kirche,“ lag aufgeſchlagen auf Meiſter Jakobs Leſepult. Er legte die Hand darauf, als er jetzt vor dem Pulte ſtand; er hatte an dem Buch einen Halt. Wie ſeine Blicke darüber hinſchweiften, blieben ſie haften auf Satz 13 bis 17, woſelbſt alſo geſchrieben ſteht:

„Die Sterbenden bezahlen durch ihren Tod ſchon Alles.“ Jakob drückte zuckend die Hand an ſein Herz; er dachte an Joſepha's Furcht vor dem Fegefeuer. Für den Meiſter gab es im Leben der Menſchen ſchon des Fegefeuers genug; ſie ſchüren es wider einander. Er las: „Furcht und Angſt ſind an ſich ſchon groß genug, die Strafe des Fegefeuers auszumachen. Hölle, Fegefeuer, Himmel ſind alſo nur verſchieden wie Verzweiflung, Zerknirſchung und Sicherheit verſchieden ſind. Im Fegefeuer muß alſo die Qual der Seelen abnehmen, nach dem Maße als die Liebe zunimmt.“

Meiſter Jakob legte feierlich die Hand auf dieſe Stelle und rief laut: „Der iſt es, Der wird's machen, der Mann vom Witten Berge! Ein neuer Jeremias wird er ſein Wehe rufen über die verdunkelte Welt. Ein neuer Elias, wird er mit feurigem Wagen, will ſagen: mit der Flügelkraft ſeines Wortes einherfahren hoch hinweg über die bethörten Menſchenkinder!“

Er drückte das Buch zu, ſetzte ſich in den Armſeſſel und ſchloß die müden Augen. Die kleine Ampel im

Saale erloſch und durch die bunten Scheiben des Fenſters brach das goldene Tageslicht herein, Meiſter Jakobs friedlich athmendes, ſilberlockiges Haupt verklärend.

Ende des erſten Buches.

Zweites Buch.

Erſtes Capitel.

Wittenberg und Rom.

Die Sehnſucht nach einem neuen Propheten, Anfangs nur ſtill und heimlich, war überall laut geworden in deutſchen Landen. Gährte doch der Aufruhr der Gemüther ſchon länger als drei Jahre, ſeitdem der kühne Mönch an der Schloßkirche zu Wittenberg ſeine 95 Theſen angeſchlagen. Dieſe Sätze, lateiniſch geſchrieben, waren nicht eigentlich den Laien zugänglich; gedruckt aber kamen ſie doch in tauſend und abertauſend Hände. Es war ein alter Brauch, an Kirchenthüren Fragen und Themata zu einem gelehrten Disput aufzuſtellen. Am Tage Aller Heiligen feierte man zu Wittenberg die Kirchweih, und juſt zu dieſem Feſte hatte der Profeſſor der Hochſchule Tages zuvor ſeine Theſen angeſchlagen. Andere Gelehrte dort wählten zu gleichem Zwecke den Sonntag Miſericordiae, an welchem die Ausſtellung der Reliquien ſtattfand, die Kurfürſt Friedrich vor langen Jahren auf ſeiner Pilgerfahrt nach Jeruſalem geſammelt. An ſolchen Tagen pflegte viel Volks herbeizulaufen, und bei der Verehrung der Heiligthümer ward Ablaß geſpendet. Hätte Bruder Martin gleich Anfangs bezweckt, ſich mit ſeinen Scrupeln an's Volk, ſtatt an ſeine Collegen zu wenden, ſo hätte ihm wohl das Reliquienfeſt die rechte und beſte Veranlaſſung geboten, die Frage aufzuwerfen, wie weit ein Ablaßzettel reiche und Macht habe, arme Seelen von der Sündenſchuld zu befreien. Ward die Kraft der Ablaßbriefe beargwöhnt, ſo verringerten ſich aber die Peterspfennige, die der Papſt nöthig hatte zum Neubau ſeiner Kirche zu Rom. In deutſchen Landen wurden Klöſter, Kirchen und Prälaten, inſofern ſie Percente für die Beitreibung erhielten, in ihren Einkünften geſchmälert; der Cardinal-Erzbiſchof von Mainz, der Primas des Reichs, ein Prinz aus dem Hauſe Brandenburg, ein aufgeklärter Weltmann, ſchwelgeriſch und von freien Sitten, nahm ſchier die Hälfte von den Ablaßgeldern in Beſchlag, um ſeine Schulden zu decken. Somit war die Sündenvergebung eine Geldſache geworden. Und ein Unterpächter, der Dominicaner Tetzel, betrieb das Geſchäft ſehr dreiſt und ohne alle Scham. Dieſer Leipziger Goldſchmiedsſohn, in Innsbruck zum Sacken und Erſäufen verurtheilt, aber vom Papſte begnadigt und zum Generalkommiſſär des Ablaßhandels in Sachſen und Brandenburg ernannt, rühmte ſich ſeiner Verdienſte um die Kirche Chriſti; er habe mehr Seelen für ſie gewonnen, als weiland Sanct Petrus, und für ein Stück Geld laſſe ſich ſelbſt die ungeheuerlichſte Verſündigung an der Jungfrau Maria tilgen. Dieſer freche Beutelſchneider ſchlug auf Jahrmärkten ſeine Bude auf und ſchwur hoch und theuer, daß die Seele aus dem Fegefeuer ſpringe, ſobald der Groſchen im Kaſten klinge. Ein jovialer Strolch, ein ſächſiſcher Edelmann, kaufte ſich bei ihm für eine noch nicht begangene Sünde pränumerando einen Ablaß und nahm ihm dann den Kaſten mit ſeiner ganzen Baarſchaft ab. Das machte die Sache zum Scandalum.

Bruder Martin, der orthodoxe Mönch im Erfurter Eremitenkloſter, glaubte an ein Fegefeuer, aber ſein Zorn über die merkantilen Gaunereien der Römlinge trieb ihn doch zu dem Entſchluß, „der Pauke ein Loch zu ſchlagen." Hätte Rom den Geldwucher eingeſtellt: der Auguſtiner hätte ſich vielleicht beſchwichtigen laſſen. Später hat der Doctor Luther lächelnd geſagt, das Pallium des Mainzer Biſchofs, „dieſer kleine dreifingerbreite Streifen von Lämmerwolle," habe den Zerfall der römiſchen Kirche nicht zuſammenhalten können. In Rom hatte man Anfangs den Ablaßſtreit für eitel Mönchsgezänk gehalten. Der zehnte Leo war ein feinſinniger Mann, ein kunſtliebender und prunkſüchtiger Fürſt. Die Religion galt ihm für ein Mittel, ſich die Welt für den Glanz ſeiner geiſtlichen Herrſchaft tributpflichtig zu erhalten, und im chriſtlichen Mythus und ſeiner feſtlichen Feier, nicht in der Lehre Chriſti ſah er vielleicht das Heil der menſchlichen Seele; die Religion war ihm nur ein Cultus, keine Moral und Sittenlehre. Der Geiſt der romaniſchen Völker ſucht in Formen der Schönheit Gott zu feiern; ihm iſt der Gottesdienſt die Prachtentfaltung einer Blume in Duft und Farben. Der Geiſt der Deutſchen gräbt nach den Wurzeln der Pflanze und der Schmetterling, der nur nach Blüthen geht, weiß gar nicht, von welchen Blättern die Raupe ſich nährt; beide verſtehen ſich nicht, ſie haben ein ganz anderes Bedürfniß. Luther war ein blöder, ſtarkgläubiger Mönch, als er im Jahre 1510 in Angelegenheit ſeines Ordens Rom betrat. Er iſt zweifelsohne dort ganz gleichgültig und verſchloſſen an den Werken der Kunſt vorübergegangen; er fragte blos wie weiland Pilatus: Was iſt Wahrheit? wuſch ſich aber nicht in Unſchuld die Hände; ſondern rang ſich die Hände wund und die Seele blutig, um zu erforſchen, was noth thue, um ſich in ſeinem Elend als Creatur vor Gott zu rechtfertigen. Papſt Leo ſoll geſagt haben: Die Fabel von Chriſto hat uns ſchon viel genutzt. Das wäre läſterlich und frivol geweſen. Aber der Mediciäer war auch freiſinnig genug, ſeinem Liebling Raffael zu geſtatten, im Bilde der Disputa den als Irrlehrer verbrannten Savonarola dicht neben Dante in Farben hinzuſtellen. Der Dominicaner von San Marco zu Florenz war dreiſt genug geweſen, von den Prieſtern Chriſti Sittenreinheit zu fordern; aber dieſer Sonderling war todt, konnte nicht mehr ſchaden, alſo durfte man ihn bedauern und bildlich ſogar verewigen laſſen; wurde doch damit zugleich die Empörung der Welt gegen den wüſten Papſt Alexander Borgia beſchwichtigt, der da geſchworen hatte, dieſer Dominicaner müſſe gehängt werden und wenn er Johannes der Täufer wäre! Der Wittenberger Auguſtiner forderte daſſelbe. Er predigte Buße und ſagte, Chriſtus fordere in der Buße den ganzen Menſchen. Aber der deutſche Bußprediger griff, wie Erasmus ſagte, nicht blos den Prälaten an den Bauch, ſondern dem Stellvertreter Chriſti an die Krone! Der Bruder Martin zweifelte noch nicht an der Zuläſſigkeit der Ablaßbriefe, aber er ſagte, nur Chriſtus könne freiſprechen und erlöſen, der Papſt keine Schuld vergeben, denn allein ſofern, daß er erkläre und beſtätige, was von Gott vergeben ſei. — Theſe 25 behauptete, gleiche Gewalt wie der Papſt habe auch jeder Biſchof, ja ſelbſt jeder Prieſter in ſeiner Pfarre.

Das ſtellte freilich den monarchiſchen Bau der Kirche in Frage, und grundſchädlich für ihren Beſtand und ihr Wohlbefinden war es, zu predigen, auch ohne Ablaß könne der Menſch der Güter Chriſti theilhaftig werden. Theſe 84 warf die verwegene Frage auf: Was das für eine neue Heiligkeit Gottes und des Papſtes ſei, ſtatt aus Liebe und Barmherzigkeit, für Geld arme Seelen zu erlöſen! Der deutſche Barbar war ſehr plump mit ſeiner Theſe 50: Man ſolle „die Chriſten lehren, daß der Papſt, ſo er wüßte von der Ablaßprediger

Schinderei, lieber wollte, daß ſeine Peterskirche zu Pulver verbrannt würde, denn daß ſie ſollte mit Haut, Fleiſch und Bein ſeiner Schafe erbaut werden!“ Man lief Gefahr, daß die Summen, die nach Rom gingen, ſich verringerten, zumal hier und da auch das Gerücht umlief, Peterspfennige und Türkenſteuer würden zu Familienzwecken Sr. Heiligkeit verwendet. Es war ſchwer, dies nachzuweiſen in Leo's Hofhalt, und was er zur Feier der Kirchenfeſte im Intereſſe der Künſte verausgabte, davon verſtanden nordiſche Hyperboräer nichts. Der deutſche Mönch war grob; aber er ſchien eine ehrliche Haut zu ſein und es ließ ſich vielleicht mit ihm handeln. Jedenfalls hatte er ſich in ſeinem Eifer übernommen, denn es war dumm, zu behaupten, ein gutes Werk könne nicht ſelig machen. Dem deutſchen Zeloten konnte man ja entgegnen: Demuth, Reue und Zerknirſchung des Herzens werde immerdar vorausgeſetzt, wenn eine arme Seele mit einem Stück Gelde ſich loskaufen wolle. An dieſer wunden Stelle war der Wittenberger Profeſſor in ſeiner Dialektik vielleicht zu faſſen, und kroch er zu Kreuze, könne man ihm ja einen Biſchofshut für ſeinen Widerruf in Ausſicht ſtellen, zumal Leo vielleicht klug genug war, einzuräumen, es ſei ganz richtig, daß nur Gott Sünden vergeben könne; nur müſſe der deutſche Rabuliſt einräumen, daß Gottes Statthalter dies der armen Creatur erleichtern dürfe. Der Auguſtiner kroch aber nicht zu

Kreuze, d. h. nicht zu demjenigen Kreuze, das ihm Rom vorhielt; er ſagte vielmehr, er ſtehe feſt unterm Kreuze Chriſti. Er ſchrieb Erläuterungen zu ſeinen 95 Theſen und ſchickte ſie nach Rom an den Papſt mit der wiederholten Verſicherung, er habe keine Axiome aufgeſtellt, ſondern nur Fragezeichen errichtet.

Auf Fragen ließ ſich antworten, alſo ſtreiten, und der Papſt forderte den Auguſtiner auf, ſich in Rom zu ſtellen, ſich in Perſon zu rechtfertigen. Kurfürſt Friedrich, der weiſe Sachſe, ließ aber ſeinen Profeſſor nicht ziehen; der Mann war ſein Unterthan, war eine Zierde ſeiner jungen Pflanzſchule, und wenn ein deutſcher Lehrer geirrt habe, müſſe er auf deutſchem Boden verurtheilt werden. Darauf hin erſchien zu Augsburg im Namen des Papſtes der Mann von Gaëta, der Cajetan, Thomas de Vio, um den Mönch zu verhören. Luthers Freunde mahnten ihn ab, ſich zu ſtellen; er aber ſprach Es iſt Gottes Sache, die ich führe. Er mag zuſehen, was er vermag! Chriſti Wort iſt mit dem Tode gepredigt, aber auch beſiegelt und erhalten! — Man wollte ihn zu Augsburg am Schutze ſeines Landesfürſten irre machen. Ein römiſcher Vermittler, der zu ihm ſchlich, gab ihm zu bedenken, ob er glaube, ſein Fürſt werde Kurhut, Land und Herzogskrone um ſeinetwillen in die Schanze ſchlagen und wo er ſelbſt dann bleiben wolle, wenn ihn ſein Friedrich nicht mehr ſchütze? —

Unter'm Himmel! hat Luther lächelnd geantwortet. — Das war ein eigenthümlicher Kauz, dieſer deutſche Mönch! Erklärte man ihn für vogelfrei, er würde ſich wohlgemuth auf den Brauch der Zugvögel vertröſtet haben, ſich anderswo ein Neſt zu bauen!

Ehrfurchtsvoll iſt der Bruder Martin niedergekniet zu Augsburg vor dem hohen Kirchenfürſten, der ihm ſagte, er ſei gekommen, die Sache väterlich beizulegen. Cajetan forderte nur den Widerruf der Theſe 58 mit der Behauptung, päpſtlicher Ablaß ſei nicht ein und daſſelbe mit Chriſti Verdienſt um die ſündige Seele. Luther erwiderte, eines Papſtes Willensmeinung ſei noch nicht Chriſti Gebot, Chriſti Kreuz ſei mächtiger als des Papſtes Wappen, Ablaßgeld mache nicht frei von Schuld, verführe vielmehr zum falſchen Wahn, es bedürfe gar nicht der Reue und Buße, wenn man nur zahle. Das war offen und ehrlich geſprochen, aber es griff dreiſt an die wunde Stelle des römiſchen Prälatenthums. Mit einem gemeinen Mönch ſich auf Diſputation einzulaſſen, erſchien dem Cardinal unter ſeiner Würde; er gab Bedenkzeit und forderte drohend den Widerruf. Man widerlege mich aus der Bibel! hat Luther ſchon damals, im October 1518, verlangt, und es muß ſchon damals in ſeiner Rede gedonnert, in ſeinen Augen geblitzt haben, denn der wälſche Prälat ſagte, er wolle nichts weiter zu thun haben mit dieſer „deutſchen Beſtie," die „ſo tiefſinnige Augen und ſo ſeltſame Gedanken im Kopfe habe.“ Luther aber hat ſpäter geäußert, zum Disputiren habe der Cajetan ſo viel Geſchick gehabt, wie der Eſel zum Lauteſchlagen. — Es ging in Augsburg die Rede von einem Haftbefehl, den der Cardinal für den Fall der Weigerung des Widerrufs bereits in der Taſche habe; gute Freunde öffneten dem Bruder Martin heimlich Nachts ein Hinterpförtchen zum Entwiſchen.

War es dem wälſchen Hochmuth nicht gelungen, den Wittenberger Auguſtiner einzuſchüchtern, ſo kam nun der ſanfte, ſchmiegſame Sachſe, der Miltitz, ihn zu beſchwichtigen und zu begütigen, mit brüderlichen Küſſen und wehleidigen Thränen ihn bittend, Ruhe zu halten und zu ſchweigen. Da hat Luther gelobt, die Sache ſich verbluten zu laſſen, wenn auch die Gegner ſchwiegen; Dieſe aber ruhten nicht und ſo kam es im nächſten Jahre zur großen Disputation auf der Pleiſſenburg in Leipzig. Den Tetzel hat Miltitz im Leipziger Dominicanerkloſter ſcharf in's Gebet genommen; er habe ſeinen Eifer übertrieben, die Kirche Gottes in den Geruch der Geldwucherei gebracht. Vor Schreck und Angſt iſt Tetzel juſt an demſelben Tage geſtorben, als Luther gegen Eck auftrat, am 4. Juli 1519. Später hat er dem argen Markſchreier ein Wort des Bedauerns geſprochen, daß ein getreuer Helfershelfer Roms ſo verachtet und in Schanden untergehen mußte. Zum großen Turnier der Gottesgelahrtheit auf der Pleiſſenburg hatte der Kanzler und Profeſſor von Ingolſtadt herausgefordert, Johann Mair, nach ſeinem Geburtsorte im Baiernlande Eck genannt. Es war für die Wittenberger eine Ehrenſache, den hingeworfenen Handſchuh aufzuheben, und Herzog Georg von Sachſen hatte ſeinen Schloßſaal feſtlich dazu herrichten laſſen. Doctor Eck war eine hohe Geſtalt, breit und vierſchrötig, ſtrotzend von Kraft, ein Lebemann voll Saus und Braus, ein Kampfhahn erſter Größe, ein Triumphator in ſieben großen Redeſchlachten, ſiegesgewiß, aber ſchauſpieleriſch lärmend, die Menge betäubend mit der Prahlerei ſeiner Gelehrſamkeit und gefährlich mit ſeiner ſophiſtiſchen Schlauheit, ſich dem Gegner zu entziehen und die Fechterſtellung zu wechſeln, ſobald ihm der Boden unter den Füßen unſicher wurde. Schüchtern, von Nachtwachen erſchöpft und furchtſam in der Angſt ſeiner tiefen, nach Wahrheit ringenden Seele: ſo ſtand Bruder Martin ihm gegenüber. Eck behauptete, der Papſt ſei Nachfolger Petri und Statthalter Chriſti ſeit der Stiftung des Glaubens.

Luther entgegnete, das ſei nur ein hiſtoriſches Recht und beſtehe als ſolches erſt ſeit vierhundert Jahren; dawider ſei die Hiſtorie von elf Jahrhunderten und der Text der heiligen Schrift. Eck behauptete, des Papſtes Recht ſei göttlich, kraft Chriſti Wort: Auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen! Luther entgegnete, nicht auf den Menſchen Petrus, der ja geſündigt, gefehlt, den Herrn verleugnet, ſondern auf den Felſen ſeines Glaubens, denn Petrus heiße ja Fels, habe Chriſtus die Kirche bauen wollen, und wer das unausſchließliche Primat des römiſchen Biſchofs bezweifele, ſei umdeswillen noch kein Irrgläubiger, ſonſt wäre die ganze griechiſche Kirche ſammt allen ihren Heiligen, ſelbſt Chryſoſtomus ketzeriſch und verdammt. Eck ſchelt Luther einen Huſſiten, und damit war der blutige Schatten des Böhmen heraufbeſchworen in den Streit. In die Enge getrieben, ſprach Luther ausweichend, wohl nicht jeder Lehrſatz des Böhmen ſei zu verdammen, gar mancher ſei wahrhaft chriſtlich. Dies Wort warf einen Schrecken über die Verſammlung. Herzog Georg ſprang auf, ſtemmte beide Fäuſte in die Seiten und rief: „Das walt' die Sucht!“ Eck faßte Fuß. War Huß kein Ketzer, ſo hatte das Concil, das ihn verdammte, geirrt, und damit war Luther geſchlagen wie es ſchien; hatte er doch den Papſt, deſſen Unfehlbarkeit er leugnete, unter ein Concil ſtellen wollen, und jetzt leugnete er auch die Unfehlbarkeit der Concile. — Eck zog triumphirend ab; auch die Pariſer Hochſchule entſchied alsbald zu ſeinen Gunſten und er eilte nach Rom, um ſeinen Sieg auszubeuten.

Luther hat ſeinen Appell an ein Concil nie aufgegeben, aber er forderte ein „frei chriſtlich“ Concil und ein ſolches könne nicht vom Papſt allein, denn dieſer ſei Partei im Streit, müſſe gleich ſehr vom Kaiſer, dem Schirmherrn der Kirche, berufen werden; ſelbſt das Nicäniſche ſei nicht vom Papſt, ſondern vom Kaiſer Conſtantin berufen geweſen; gleiches ſei von vielen andern Kaiſern geſchehen, ſelbſt vom Kaiſer Max, der das freilich erfolglos gebliebene Piſaner Concil berief. Laien dürften überhaupt nicht ausgeſchloſſen werden in Sachen der Kirche Chriſti, denn nach dem Evangelium müſſe Jeder ein Prieſter ſein, wofern er Theil haben wolle am Heil. „Wir ſind allzuſammt ein prieſterlich Volk und Jeder, ohne Vormund und Zwiſchenträger, iſt berufen zur Kindſchaft Gottes!“ Dies ſei der Kern der Lehre Chriſti, und dieſen Kernpunkt ſetzte Luther römiſcher Hierarchie gegenüber von nun an ſchriftlich auseinander. Der Colloquien waren genug gehalten; jetzt ward die Streitſache eine litterariſche. Luther griff zur Feder, ſchrieb von der Leber weg, ſchrieb ſich die Seele frei und lieferte jene drei Büchlein, die wir in der Pfortenmühle auf dem Pulte Meiſter Jakobs liegen ſahen. Sein Aufruf „an den Adel deutſcher Nation“ hatte zündende Kraft, und während man in Rom mit dem Bannfluch drohte, ſchaarten ſich deutſche Ritter und Herren zuſammen, bereit, den Mann Gottes zu ſchützen, zumal Sickingen und Hutten auf der Ebernburg, dieſer Herberge der Gerechtigkeit, wo Oecolampadius bereits deutſch die Meſſe las, und ein fränkiſcher Ritter, Sylveſter von Schaumburg, bot dem Bruder Martin ſein Schloß zum Aſyl und wollte ihm hundert Edelleute ſtellen zu Schutz und Schirm. Ein guter Kern deutſchen Weſens ſteckte noch in der Ritterſchaft; es gab unter ihnen freilich auch hochmüthige Strolche, die zum Fauſtrecht griffen aus Noth oder aus Verzweiflung; die alten Geſchlechter waren theilweis verwildert und verarmt, während die Geiſtlichkeit immer reicher wurde an Land und Leuten, Rom aber auch davon „den Kern fraß“ und den deutſchen Pfründnern die leeren Schalen ließ. Die Bauern waren von der Geiſtlichkeit verdummt, vom Adel geknechtet. Das Bürgerthum in den Städten war der fruchtbarſte Boden für das neue Saatkorn von der „Freiheit eines Chriſtenmenſchen.“ Das Bürgerthum war verſtändig, aber es ging ſeinen Pfefferſäcken nach und lag in ungewiſſem Streit wider Junker und Reich. Standen die einzelnen Landesrechte mit den allgemeinen Reichsgeſetzen ſeit Jahrhunderten in Widerſpruch, ſo vollendete römiſches und canoniſches Recht, das zwiſchen beiden eingriff, die allgemeine Verwirrung. Nicht bloß etwas, Alles ſchien faul in der Kirche Gottes, wie im Staate Deutſchland. Der Begriff „Staat“ war den Deutſchen von damals noch nicht geläufig. Luther ſprach immer nur von „gemeinem Nutzen,“ von „gemeiner Wohlfahrt;“ er verlangte eine „chriſtliche Oberkeit“ und es war das erſtemal, daß ein Mann aus dem Volk aus innerſter Seele danach ſchrie in ſeiner höchſten Noth. „Hilf Gott, wie iſt auch das eine Wildniß worden!“ rief Luther beim Anblick der bürgerlichen Wirren und des Kampfes Aller gegen Alle. Er hatte aber Muth und Zuverſicht, die Beſten aufzurufen. „Und nun uns Gott wieder ein edles junges Blut zum Haupt gegeben, wolle ſich ziemen, das Unſere dazu zu thun, um der elenden Nation die Hand zu reichen. Kaiſerliche Majeſtät müßten nur auf Gott vertrauen und nicht auf eigene Macht pochen, wie weiland die großen Hohenſtaufen Friedrich der Erſte und der Andere, ſo derowegen den Ränken der Päpſtlinge ſchmählich erlagen.“ Luthers Aufruf an den chriſtlichen Adel deutſcher Nation, dieſe mächtige Poſaune, um Jericho's Mauern zu ſtürzen, war zugleich an die „Allerdurchlauchtigſte, Großmächtigſte Kaiſerliche Majeſtät“ gerichtet, und in ſeiner gottgetreuen Zuverſicht zu Kaiſer und Reich griff er Schritt für Schritt immer weiter und tiefer, um das verfälſchte und verwälſchte Chriſtenthum Roms zu beleuchten. Chriſti Lehre von aller Menſchenſatzung zu ſäubern, galt ihm jetzt als ſein Höchſtes und das Einzige, was er wollte. Taufe und Abendmahl hatte er früher die „fürnehmſten“ Sacramente genannt, jetzt nannte er ſie, weil lediglich von Chriſto eingeſetzt: die einzigen von den angemaßten Sieben. Früher hatte er behauptet, man dürfe den Böhmen nicht den Laienkelch verbieten; jetzt forderte er das Abendmahl in beiderlei Geſtalt wie es Chriſtus eingeſetzt; und wenn ehedem gotterfüllte Prieſter, um ganz und voll ihrem hohen Dienſt zu leben, freiwillig das Gelübde der Eheloſigkeit abgelegt, ſo ſei es ein Irrwahn, ſich den bürgerlichen Boden ſittlichen Ehelebens unter den Füßen wegzuziehen, um eitel ein Knecht Roms zu ſein. Petrus und Philippus waren verheirathet, Paulus empfahl den eheloſen Stand, ob er ihn ſchon den Brüdern nicht gebot, und dem Timotheus ſchrieb er, 1. 3, ein Biſchof ſolle unſträflich ſein, Eines Weibes Mann, der ſeinem Hauſe wohl vorſtehe, gehorſame Kinder habe mit aller Ehrbarkeit; denn ſo jemand ſeinem eigenen Hauſe nicht wiſſe vorzuſtehen, wie werde Der die Gemeinde Gottes verſorgen! Das Cölibat ſei die engſte Kerkerzelle in der „Babyloniſchen Gefangenſchaft“, welche Rom über die Kirche Chriſti gebracht, und wer dieſe Gefangenſchaft mit ſeiner angeblichen Unfehlbarkeit beſiegele, der ſei nicht Petri Nachfolger, nicht Chriſti Stellvertreter, ſondern der leibhafte Antichriſt. Das war im zweiten Büchlein Luthers der Fehdehandſchuh, den er von ſeinem Witten Berge der wälſchen Siebenhügelſtadt hinwarf. Seine Freunde zitterten, ihn himmelhoch anflehend, dieſe Schrift zurückzuhalten; es war zu ſpät und die Getreueſten ließen die Flügel hangen.

Inzwiſchen hatte Rom geſprochen; die Bannbulle datirt vom 16. Juni 1520, obſchon Doctor Eck und die Legaten ſie erſt im September auf deutſchem Boden veröffentlichten. Anfangs that Luther, als ſei ſie von den Römlingen erfunden und erlogen, und ſchrieb in dieſem Sinne „wider die Eck'ſchen Bullen“, ließ ſich auch zu einem Briefe an den Papſt bewegen, deſſen würdige, unſträfliche Perſon er immer hoch und heilig gehalten. Die römiſche Bulle verwarf 41 Sätze Luthers. Es waren jedoch nur Nebenpunkte; ſeine Grundlehren von der göttlichen Gnade, vom Weſen der Sünde, von der Rechtfertigung im Glauben, waren darin nicht angetaſtet. Vielleicht war es den Wälſchen gar nicht verſtändlich, daß der deutſche Mönch alles in die Innerlichkeit des Subjects legte, das zeitliche und ewige Seelenheil ſich nicht als Object fertig, baar und blank erreichen laſſen ſolle. Daß der Beichtende an ſeine Abſolution glauben müſſe, die bloße Handlung des Prieſters nicht genüge, um vor Gott geſühnt zu werden, das war in der Bulle als Irrthum bezeichnet, desgleichen Luthers Behauptung, Ketzer zu verbrennen ſei gegen den Willen des heiligen Geiſtes. Ketzeriſch war ja auch ſchon, über den Papſt hinweg an ein Concil zu appelliren.

Das waren und blieben Meinungen, Streitſachen. Unbeſtreitbar aber war, wie gering in deutſchen Landen die Autorität des Papſtes ſchon ſein mußte, da man ſich weigerte, die Bulle als zu Recht beſtehend anzuerkennen. In Erfurt ward ſie von den Profeſſoren abgelehnt, als ihnen nicht geſetzlich inſinuirt, von den Studenten zerriſſen und in die Gera geworfen mit dem Geſchrei: „Nun iſt ſie erſt recht eine bulla, id est: eine Waſſerblaſe!“ Bei einem Maskenzug in Leipzig hatte ein Henker in der Narrenkappe einen Brief Tetzels an Luther verbrannt; jetzt ſangen dort Bürger und Studenten Spottlieder auf den „zuſammengezogenen“ Dr. Eck, der ſich, wie früher Tetzel, in's Pauliner Kloſter flüchten mußte, bis er bei Nacht und Nebel entwich. In Wien verhinderte die Hochſchule die Verkündigung der Bulle, der Biſchof von Paſſau wollte nichts von ihr wiſſen, der Regensburger zögerte mit der Bekanntmachung und der von Freiſingen erklärte, er hätte gewünſcht, die Sache mit mehr Bedacht zu behandeln; ſelbſt Herzog Wilhelm von Baiern fand den Schritt des Papſtes ſo bedenklich, daß er perſönlich bei Eck die Zurücknahme der Bulle betrieb. Die Conſiſtorien in Sachſen verweigerten ihre Annahme, Kurfürſt Friedrich ließ für das Geſchenk der goldnen Roſe blos amtlich danken und gab dem Legaten brieflich den ungnädigen Beſcheid, ſein Profeſſor ſei noch nicht widerlegt, deutſche Biſchöfe und Hochſchulen müßten ihn erſt hören, um ſeine Sache zu verdammen. Herzog Johann ſelber widerrieth ſeinem Bruder die Publikation der Bulle und

Johann Friedrich, der junge Prinz, verſicherte dem vom Papſt Verfluchten die Fortdauer ſeiner Gunſt. Die Beſorgniß, die Wittenberger Hochſchule könne leiden, ergab ſich bald als irrthümlich; Spalatin eilte hin und fand die Hörſäle überfüllt. Luther ſelbſt war frohen Muthes und ſprach: Mein Chriſtus ſtößt mich nicht aus ſeiner Kirche; des Papſtes Bann macht mich blos frei von den Obſervanzen meines Ordens! Die Auguſtiner Mönchskutte trug er ruhig weiter, ergab ſich aber, frei vom Kloſterdienſt, nur um ſo eifriger ſeinen Pflichten für Lehrſtuhl und Kanzel. Der päpſtliche Bannſpruch verſchaffte ihm große Ehre; Hoch und Niedrig drängte ſich nach Wittenberg, den kühnen Mönch zu ſehen, der dem römiſchen Fluche trotzte, mit der Heiterkeit eines Siegers dem angedrohten Untergang entgegen ſah.

Als ſich die Bulle für ächt ergab, verfaßte Luther im November 1520 ſeinen Proteſt und ſchickte ihn, vor fünf Zeugen von einem öffentlichen Notar aufgenommen, feierlichſt an die chriſtlichen Höfe. Drei Wochen darauf berief er durch Anſchlag am ſchwarzen Brett die Commilitonen, und am 10. December um 9 Uhr in der Frühe ſah man zu Wittenberg vor's Elſterthor hinaus einen ſtattlichen Zug von Profeſſoren, Doctoren und Studenten. Ein Holzſtoß ward aufgerichtet, ein hochanſehnlicher Magiſter ſchürte das Feuer und nach altem akademiſchen Brauche, verwerfliche Bücher zu verbrennen, warf Luther die Bannbulle ſammt den falſchen Decretalen in die lodernde Gluth. Rom hatte geſprochen und Wittenberg erwiderte den Spruch; der Bruch war beiderſeits vollzogen und es ſtand nun bei Kaiſer und Reich, darüber zu erkennen. Das anfängliche Mönchsgezänk, der gelehrte Disput, der kirchliche Streit war jetzt zur Sache deutſcher Nation geworden; der päpſtliche Bannfluch blieb unausgeführt, hatte erſt Geltung, wenn Kaiſer und Reich ihn beſtätigten.

Seit anderthalb Monaten gab es erſt wieder einen Kaiſer in deutſchen Landen. Es war ein zwanzigjähriger Jüngling, der zu Aachen ſeit dem 23. October Karls des Großen Krone auf ſeinem Haupte trug und ſich, wie ſein Großvater Max, der nicht in Rom gekrönt war, „erwählter römiſcher Kaiſer" nannte. Karl von Gent hatte den Abgeordneten, die ihm in Hiſpanien die Krone antrugen, ſpaniſch geantwortet, er wolle ſich gern daran erinnern, daß deutſches Blut in ſeinen Adern fließe. Friedrich von Sachſen, deſſen Stimme bei der Wahl zu Frankfurt eine entſcheidende geweſen, hatte als Reichsverweſer dafür geſorgt, daß dem jungen Fürſten gewiſſe Wahlcapitulationen vorgelegt wurden. Man hatte ihm kein Kaiſerreich anzubieten, ſondern nur eine Krone, die er als Primus inter pares zu tragen habe. Ständige Regierung und volksthümliche Bewaffnung, ſagten ihm die Geſandten, gingen in deutſchen Landen gern Hand in Hand. Majeſtät, ſagten ſie, könne auf deutſchem Boden nur „notturfdeglich“ exiſtiren, einen Römerzug nur als König von Spanien oder Fürſt von Burgund und Niederland beſtreiten. Deutſche Männer wollten nicht ſowohl dazu Steuern zahlen, als vielmehr ſich ſelbſt ſtellen mit Füßlern und Reitern, auch die Führer dazu ſelbſten ernennen, bis auf die Oberſten; die ſolle Majeſtät küren, aber auch nur aus Deutſchen. So lauteten die Bedingungen, welche König Karl in Spanien unterzeichnete. Es fragte ſich nun, wie er ſie in deutſchen Landen halten werde. Er fand hier Alles aus den Banden, das Steuerweſen in Verwirrung, den Landfrieden gebrochen, kein Kriegsheer geordnet, kein höchſtes Gericht in Thätigkeit; an die 3000 Proceſſe harrten des Spruchs und zu den Streitigkeiten Aller gegen Alle geſellte ſich nun die Auflehnung gegen den oberſten der Prieſter, gegen den römiſchen Statthalter Gottes. Es hätte wahrlich noth gethan, der alte Kaiſer Rothbart käme wieder, oder ein neuer Barbaroſſa, der freilich dem Papſte nicht wieder den Steigbügel halten dürfte, noch ſich zu einem Kreuzzuge nach Paläſtina treiben ließe. Der alte Rothbart war ſicherlich im Morgenlande im Selephfluſſe ertrunken; aber das Volk glaubte nicht an die Thatſache und im Abendlande ging die Sage, ein Hohenſtaufe, ein Friedrich, ſäße ſchlafend im Kiffhäuſer Berge und werde auferſtehen, wenn das Reich in Noth.

In Noth aber war das Reich, deſſen war Gott Zeuge!

Der junge Kaiſer Karl kam, ſah und hörte ſtaunend die deutſchen Märchen und das Gezänk der deutſchen Männer. Langſam, vorſichtig zog er den Rhein hinauf. Die junge Majeſtät war blaß, ſchmächtig, nachdenklich ernſt, nicht ohne Ausdruck des Wohlwollens, aber von ſchwankender Geſundheit, und deshalb ſchüchtern und zögernd. Der Jüngling ſchien melancholiſch zu ſein, als wüßte er um das Erbtheil ſeiner Mutter, der geiſteskranken Johanna daheim. Er ſah und hörte nach Allem, er war vielleicht geneigt, Alle zu befriedigen, wenigſtens zu beſchwichtigen. Streitſachen, die ihm unklar blieben, ſchob er auf die lange Bank. Die Rechte der Stände ſchien er reſpectiren zu wollen, aber er war doch empfindlich, ſich im Regiment beſchränkt und bevormundet zu ſehen.

In Worms machte der neue Kaiſer Halt und ſchrieb auf den Tag Karls des Großen, auf den 28. Januar 1521, einen Reichstag aus. Im Schreiben hieß es, das römiſche Reich, das erſte in der Welt, ſei zum Schatten ſeiner ſelber geworden, aber Er wolle es mit Hülfe der Königreiche und großmächtigen Lande, die Ihm Gott verliehen, wieder zur alten Glorie erheben! — Das war groß gedacht, aber auch gefährlich. Das Schreiben ſprach zugleich die Abſicht aus, die Wirren, ſo der Wittenberger Doctor verurſacht, zu ſchlichten. Strenggläubig, in ſpaniſchen Formeln erzogen, ſah Kaiſer Carolus Quintus in deutſchen Landen leibhaftig einen Aufruhr der Gemüther, den er aus der Ferne ſo gut wie die Sage vom Barbaroſſa für eitel Fabel gehalten. Er ſtand plötzlich in einem ihm wildfremden Lande und ſtaunte, daß ein Mönch mit ſeinem Gerede ſo viel Staub aufwirbeln konnte. Die Hispanier in ſeinem Geleit, zumal ſein Beichtvater, Pater Glapion, der „Graumönch“, meinten, es ſei nicht viel Federleſens nöthig mit Einem, auf dem der Kirchenbann ſchon ruhe. Die Reichsſtände aber meinten, man müſſe ihn erſt hören, ehe man das Urthel an ihm vollſtrecke. Daſſelbe wollte auch der wohlerfahrene Friedrich, der Sachſe, und dieſer durfte nicht fehlen im Rath der Fürſten. Ihm ſchrieb der junge Kaiſer: „Wunderbar viel halten Wir von den Anſchlägen und der Weisheit Deiner Herrſchaft.“ Hatte doch ſchon Großvater Max zum Sachſenfürſten geſagt, er ſolle ihm „den Münch fleißig bewahren,“ man könne ihn halt noch „brauchen!“ So viel Deutſch verſtand Karl von Gent. Alle Welt aber in Deutſchland ſchrie zur Abſchaffung kirchlicher Mißbräuche nach einem Concil. Wie weit Papſt Leo dazu geneigt, das wußte die junge Majeſtät noch nicht. In Spanien hatte Karl verlangt, die Inquiſition dürfe gegen Juden, Mauren und Ketzer nicht ohne ſeine Genehmigung einſchreiten und ſein Geſandter in Rom hatte ihm ſchon im Mai gerathen, nach Deutſchland zu gehen und einem gewiſſen Martin Luther, der dem römiſchen Hofe Beſorgniß einflöße, einige Gunſt zu erweiſen. War der Papſt fügſam in Sachen Italiens, ſo mußte man ihm freilich in andern Dingen zu Willen ſein. Hielt er's mit dem Franzmann, der nach der Kaiſerkrone getrachtet und die Lombardei an ſich geriſſen, ſo konnte man dem Biſchof von Rom wohl ein Paroli bieten, ihm einen Poſſen ſpielen, und dazu den Mönch wohl „brauchen.“ Der Kaiſer bat den ſächſiſchen Kurfürſten, dieſen ſeinen Profeſſor mitzubringen nach Worms; Friedrich aber lehnte das ab und forderte, daß Kaiſer und Reich den von Rom Verurtheilten vorladen möchten. Wenn er widerrufen will! ſagten die ſpaniſchen Mönche im Gefolge des Kaiſers. Daraufhin geh' ich nit! ſchrieb Luther an Spalatin. Die Reichsſtände forderten ſeine Vorladung, um ihn zu vernehmen; man werde ja hören, was er widerrufen könne und wolle. Dazu war denn der junge Kaiſer erbötig und er gewährte auf Luthers Forderung die kaiſerliche Zuſage zu freiem Geleit, ehrlich deutſch, ohne alle wälſche Praktik, ohne Clauſel und ohne die Vorausbedingung des Widerrufs. Wollte Kaiſerliche Majeſtät ſich mit Einem in Vernehmen ſetzen, ſo war in der Vorladung auch die übliche Anſprache:

„Ehrſamer, Geliebter, Andächtiger“ unvermeidlich. Und ſo ward ſie vollzogen.

Damit war denn nun die an ſich kirchliche Sache zu einer politiſchen geworden, und Luther erklärte, ſelbſt krank wolle er, wenn er's geſund nicht könne, hin gen Worms, und da der Kaiſer ihn rufe, ſo wolle er glauben, ihn riefe Gott! Am 26. März, am Dienſtag der Charwoche, erſchien der kaiſerliche Reichsherold in Wittenberg mit Citation und Geleitsbrief. Der Rath der Stadt lieferte dem Doctor einen ſächſiſchen Rollwagen und am 2. April ward aufgebrochen.

Der Name Luthers war zu einem Schlachtruf geworden; die Fahrt über Halle, Leipzig, Weimar, Erfurt ſchien ſich wie ein Triumphzug zu geſtalten.

Zweites Capitel.

Der Luther kommt!

Ganz Erfurt war in Bewegung, als es hieß: Er kommt! Es galt, einen Propheten zu begrüßen, einen Helfer in der Noth, den Ehrenretter einer deutſchen Sache. Das Bürgerthum der Stadt, längſt im Stillen der neuen Lehre zugethan, ſtand offen für den Helden des freien Wortes auf; frei von Rom hieß den Erfurtern: frei von

Mainz. Das neue Evangelium von der Freiheit der Kinder Gottes rief das alte Gelüſt wieder wach, unter Kaiſer und Reich eine vom Krummſtab freie Stadt zu werden. Die Erfurter erkannten ohnedies den Wittenberger Profeſſor als zu ihnen gehörig. Hier war er ſeit Anfang des Jahrhunderts Mitglied der Hochſchule geweſen, im Jahre Fünf Magiſter geworden, dann zu den Auguſtinern in's Kloſter gegangen, drei Jahre darauf freilich, in Folge ſeiner Berufung an die junge Hochſchule an der Elbe, der Stadt an der Gera untreu geworden. Aber hier im Kloſter hatte er das Buch der Bücher, das ſo lang begrabene, tief eingeſargte, unter Staub und Moder wieder aufgefunden, um daraus den Römlingen zu ſagen, was Chriſtus gelehrt und was nicht. Es war derſelbe arme Mönch von den Auguſtiner Eremiten, der, wie Viele ſich erinnerten, in den Straßen der Stadt mit dem Bettelſack herumgewandert, um ein kärglich Almoſen einzuſammeln. Das Selbſtgefühl, ihn als einen Erfurter zu bewillkommnen, brach mit voller Macht hervor; der bittre Groll der Gegner zog ſich ſtill zurück hinter die Bollwerke der alten Kirchenſtifte und Kloſterſitze.

Erfurts Hochſchule ſtand damals in ihrer höchſten Blüthe. Es konnte hier nicht fehlen an einem ſtarken Reſonanzboden für den Ton der Glocke, die in Wittenberg gezogen wurde. Wenn Meiſter Jakob in ſeiner ſtillen Bücherei, die Hand auf Luthers Schriften legend, ſich zuflüſterte: Das iſt der Mann, Der wird's thun! ſo riefen die Studenten in hellen Haufen: Auf Ihn haben die Jahrhunderte gewartet, Er wird der Schwan ſein, welchen Huß, die böhmiſche Gans, verkündete! In Erfurt hatten faſt Alle ſtudiert, die eine Reform der Kirchenſatzung bezweckten. Viele Profeſſoren waren Luthers Jugendfreunde, zumal Johann Lange, der jetzige Prior der Auguſtiner, Juſtus Jonas, der getreue Mann aus Nordhauſen, jetzt Kanonikus zu Erfurt, entſchloſſen und bereit, ſich von hier aus dem Zuge nach Worms anzuſchließen.

Die Hochſchule hatte beſchloſſen den großen Doctor mit einem ſolennen Comitat einzuholen. Es war am Morgen des 6. April 1521. Zweihundert Studenten, darunter vierzig zu Pferde, zogen ihm zwei Meilen weit entgegen, an ihrer Spitzen mit Decanen und Pedellen der Rector Magnificus und an der Spitze der Humaniſten ein begeiſterter Poet lateiniſcher Oden zur Feier des neu aufgehenden Geſtirns am Himmel der Wahrheit und Freiheit. Selbſt an Domherrn aus Sancta Maria, an Stiftsherrn von Sanct Sever fehlte es nicht in den Reihen Derer, die ſich in und vor der kleinen Herberge dicht am Wege aufgeſtellt hatten, um den Ankommenden zu begrüßen. Die Studenten waren, wie man heutzutage ſagt, im vollen Wichſe, will heißen nach damaligem Brauch: in Koller und Barett mit Langmeſſern an der Seite, Schwertern und Degen mit Kreuz und Kolbengriff oder Beil und Barte. Sie hatten ſich in Gruppen gelagert, nach alter Sitte aus Stierhörnern den Vorrath des Kellers im Wirthshauſe, Erfurter Gerſtenſaft, ſchlürfend.

Endlich erſchien von fern der Langerſehnte mit ſeinem Zuge. Im offnen Rollwagen ſaßen neben und hinter ihm drei Männer, Nicolaus von Amsdorf, Domherr zu Wittenberg, der beſte aller Sodalen, der treuſte aller Getreuen, der Alles mit ihm theilen wollte; ſodann ein junger Edelmann aus Pommern, Peter von Suaven, meiſt Swofenius genannt, im Rittercoſtüm, auf ſein Schwert geſtützt, aber auch bibelfeſt und ein Haudegen, wo es galt einen Satz geiſtlich durchzupauken, lange Zeit Luthers Tiſchgenoß, Famulus und Leibtrabant. Der Dritte, um das Trifolium voll zu machen, war ein Wittenberger Profeſſor der Juriſprudenz, Hieronymus Schurff, dem großen Doctor zugeſellt als rechtlicher Beiſtand vor Kaiſer und Reich, jener treffliche Mann, der bei jedem Todesurtheil ſein Veto gab, nicht blos weil ſein Herz dagegen, ſondern weil ſein Verſtand ihm ſagte, auch bei einem Mörder könnten noch bisher dunkle Beweggründe, ihn zu retten, aufgedeckt werden, und kein irdiſch Richtbeil, nur Gottes Juſtiz ſei befugt, einem Menſchenleben den Faden abzuſchneiden. Dem Gefährt voran ritt der kaiſerliche Ehrenhold, Kaſpar Sturm, in voller Amtstracht, mit dem Adlerwappen auf der Bruſt; ein kaiſerlicher Reitknecht, gewappnet, hinter dem Wagen drein.

Wie der von den Studenten aufgeſtellte Vorpoſten des Zugs anſichtig ward und das Zeichen gab, brach Alles, was vor der Schänke hielt, wild und chaotiſch auf, um den Ankommenden entgegen zu eilen. Vergeblich ſuchten Rector und Decane ſammt Pedellen die zum Empfang bezweckte Ordnung herzuſtellen; Alle wollten die Erſten in der Begrüßung ſein. Die Reiter, die abgeſtiegen waren, warfen ſich in die Sättel, um den zu Fuß ſich Tummelnden den Vorſprung abzugewinnen. Nur eine beſondere Schaar, die Schaar der Franken, mit ihrem Senior an der Spitze, ein ganz kriegeriſcher, phantaſtiſch geſchmückter Haufe, behielt Poſto vor der Schänke, um zu beiden Seiten Spalier zu machen und die Bahn frei zu halten. Die lauten Hochs erſchallen wild durch einander.

„Willkommen, Vater Martin!“ Dieſer Ruf übertönte alle andern, es war ein Ruf wie von Kindern, die den heimkehrenden Paterfamilias anjubelten. „Geſegnet ſei, der da kommt im Namen des Herrn!“ ſang ein Chor kräftiger Bäſſe. „Vivat Doctor Mellifluus, Doctor Honigmund!“ riefen die Humaniſten. Die Studenten zogen vom Leder und ſchwangen die Hellebarden, Streitäxte und Schwerter; Zinken und Drommeten ſchmetterten ihre Fanfaren drein. Aus einer wohlſtyliſirten akademiſchen Begrüßung war ein Jubelruf des Volks, ein Hoſianna geworden. Hunderte verſperrten den Weg; nur mit Mühe konnte der Zug die Schänke erreichen.

Als der Wagen hielt, erhob ſich der Gefeierte kerzengrad in ſeiner ganzen Manneslänge. Die ſchwarze Auguſtiner Kutte ſchlotterte um ſeine knochenſtarken Glieder. Baarhaupt ſtand er im Wagen da, die Kapuze war ihm in's Genick zurückgeſunken; der Schädel mit der Tonſur des Geſalbten leuchtete voll und breit. —

Luther ſtand, als er gen Worms zog, nicht mehr in der Blüthe der Jahre. Es war in ſeiner Erſcheinung nichts, was da blühend wäre zu nennen geweſen. Er war bereits ein Achtunddreißigjähriger, aber ein Mann in der ganzen und vollen, obſchon noch immer verhaltenen Kraft ſeines Weſens, nicht feiſt, wie man ihn aus den Bildniſſen Meiſter Cranachs kennt, nachdem ſich ſeine Natur in ſich feſtgeſetzt und gerundet, ein menſchlich Glück des Bürgers dieſer Welt in Gemeinde und Familie ihm eine Fülle des Behagens verliehen. Er war damals ſehr mager, ſchier eitel Sehne und Muskel; — die Knochen ſchimmerten ihm durch die Pelle, wie man damals ſagte. Aber er war voll der ganzen Spannkraft, die ihn zum Rüſtzeug des Herrn machte, ein Prophet, wie er aus der Wüſte tritt und der läſterlichen Welt ſein: Wehe! zuruft. Auch die Geſichte, die er in der Einſamkeit gehabt, ſtanden in ſeinem Antlitz. Die Nächte, die er durchrungen, ſaßen tief in den Augenhöhlen. Die ſtarken Backenknochen traten hervor wie felſenfeſter Trotz; ſeine Stirn ein granitenes Gewölbe, ein Bollwerk, hinter dem ſich die Widerſtandskraft verſchanzt. Auch im Nacken ſaß Rieſenſtärke, die Schultern waren breit, um das gewaltige Haupt mit der Laſt, die ihm die Welt auferlegt, wie ein Atlas zu tragen; die ganze Geſtalt ſchien wie zum Sprunge fertig, um den Gegner zu erfaſſen, aber doch auch voll ruhiger Entſchloſſenheit, erſt ſeine ganze Kraft zu ſammeln. Ueber dem gewaltigen Bau ſeines Kinnes und ſeiner Kiefern ein Lippenpaar mit ſanft geſchwungenen Linien. Seine Zunge, lange Jahre ſchwer und unfügſam, bis der ſteigende Grad ſeiner Zuverſicht zu ſich ſelber ſie fähig machte, all ſein Herz in ſein Wort zu legen. Unter buſchigen Brauen die dunklen, wunderſeltſamen Augen, von denen der Cajetan geſagt, er habe vor ihnen ſeines Bleibens nicht gewußt. Andere Zeitgenoſſen haben von Luthers Falkenaugen geſprochen. Im rechten Moment die Beute zu erfaſſen, waren ſie auch gar wohl geeignet; ſie leuchteten mit der Gewalt des unerbittlich die Wahrheit Suchenden, der, kommt es zum Aeußerſten, auch dies Aeußerſte nicht ſcheut. Urſprünglich hatte ſein Blick etwas Träumeriſches; nur wenn man dieſe ruhige Gluth mit Gewalt ſchürte, ſchlug ſie jach als Flamme auf. Das Feuer in ſeinen Augen loderte; es konnte, wenn man ſein Gemüth anſprach, auch wärmen; aber es blitzte der Gemeinheit der Welt gegenüber, und im Groll der Empörung half dann der Donner ſeiner Stimme nach. Er war ein Moſes, der goldne Kälber zerſchmetterte, aus dem Felſen mit dem Stabe Waſſer ſchlug, Waſſer des Lebens; das wußte er zuverſichtlich, war er für ſeine Perſon auch ungewiß, ob er das gelobte Land, das Ziel ſeiner feurigen Sehnſucht, je betreten werde. —

Luther blieb aufrecht ſtehen im Wagen; er blickte um ſich ſchier wie ein Triumphator, der zu fragen ſchien: Nun, was ſoll's? was bringt Ihr mir? Mit Mühe ſuchte ſich der Rector unter Beiſtand der Decane und unter Vortritt der Pedelle dem Wagen zu nähern, um den Sermon zu halten, wie ihn Senat und Facultäten nach langen Colloquien beſchloſſen. Der Mann im hermelinbeſetzten Purpurmantel, ein nicht blos hochgelehrter, ſondern auch gar witziger Kopf, nannte ſich Krotus Rubianus, urſprünglich Johann Jäger aus Dornheim, einem thüringiſchen Dorfe bei Arnſtadt. Geringer Leute Kind, ſoll er als Bube Ziegen gehütet haben, wie er ſpäter zu Halle am Hofe des Kurfürſten Albrecht, bildlich geſprochen, deſſen Lämmer weidete. In der Studienzeit zu Köln und Erfurt hat ihn Ulrich von Hutten ſeinen Buſenfreund genannt, der ihm behülflich geweſen aus dem Kloſter zu Fulda zu entwiſchen. Als Hofmeiſter der jungen Grafen von Henneberg und anderer hoher Adelsſöhne, wie auch beim Fuldaer Abt, an Feinſchmeckerei und luſtiges Tafelleben gewöhnt, konnte der Witzkopf ſelbſt die Demokrite ſeiner Zeit lachen machen und brachte in den „Dunkelmännerbriefen“ ſolch Schelmzeug vor, daß dem Erasmus von Rotterdam heilſamer Weiſe vor Lachen — ſagt die Hiſtorie — ein Geſchwür aufging.

Luther war kein Freund der Epistolae virorum obscurorum, obſchon dieſe Dunkelmänner im ſchwülen Dunſtkreis der Zeit gut wetterleuchteten. Er hielt ihre Witze nicht ſowohl für Blitze, als vielmehr für Irrlichter im Sumpfe. Statt ſich für das Gute in den Harniſch zu werfen, ſchoſſen die verkappten Pasquillanten aus dem Buſch ihre Pfeile ab, um kleine Thorheiten am Pranger des Lächerlichen feſtzunageln. Mag Schwänke gar wohl leiden, pflegte Luther zu ſagen, mache ſelber welche, wenn auch nit ſo gute, wie Hans Sachs; Schelme aber, die mit der Wahrheit blos Narrethei treiben, ſoll man nicht belachen, ſondern mit Kolben — tractiren! — Die Wälſchen, ſagte Luther, bewitzeln der Pfaffen Schlechtigkeiten und laſſen den Kern der Sache todt liegen! Ja, das iſt der Unterſchied; die Wälſchen ſpotten und laſſen’s gehen wie’s geht; wir ehrlichen Deutſchen grämen uns drum zu Schand', aber wir ſchürfen's auf, daß Gott erbarm'! — Was bei Andern Zorn, war bei Krotus eitel Gekicher. Und den nachmaligen Apoſtaten mag Luther wohl früh gewittert haben, noch bevor derſelbe in der Moritzburg zu Halle beim Herrn Cardinal Erzbiſchof Tafellecker wurde.

„Ei mein guter Confrater!“ flüſterte ihm Luther zu, als der Rector dicht an den Wagenſchlag zu ihm trat. „Finden wir uns ſo offen wieder, nit blos heimlich wie die Dunkelmänner? Nu, nu, wenn wir nur Ein Ziel h'an! Treib's Jeder in ſeiner Weiſe!“ — Im Stillen konnte Luther ſich weiter ſagen: Der Eine lacht ſich dabei den Bauch voll, dem Andern hangen darüber die Thränenſäcke ſchwer.

Der Magnificus legte anjetzo zu einer wohlſtudierten Amtsrede ſein immer ſonſt lachendes Angeſicht in möglichſt würdige Falten, obwohl aus den ſprühenden Augen der ſatyriſche Schalk ſchmunzelnd durchblickte. Auch Luther mußte lächeln und ſchmunzeln; er dachte: O Komödiante! Krotus trat einen Schritt zurück, nahm eine bedeutſame Poſe und entfaltete ſeinen Redeſchmuck. In die akademiſche Lobpreiſung des Mannes, dem es heute galt, miſchte ſich auch der collegialiſche Vorwurf, daß ſelbiger, der doch am Buſen der alma mater hierſelbſt groß geſäuget und ab ovo erwachſen, ſich von der Mutter Erfordia abgewendet habe. Salbungsvoll trat er dann wieder heran, dem Collegen die Hände zu ſchütteln.

Luther hatte ſich gemach im Wagen niedergeſetzt; er ſollte jetzt wohl dem Orator mit einer Gegenrede dienen, allein er erwiderte blos cordial: „Ei, mein Hans aus Dornheim! Müſſen wir uns denn alleſammt romaniſiren? Und wenns denn latiniſirt ſein ſoll, warum nit Venator, da man doch Jäger heißt und auf gute Witze Jagd macht? Und Rubianus? wohl vom rubeus, Brombeerenſtrauch? weil man doch einmal hinter einem Buſche ſeines Dorfes ausgeheckt worden? Da werd' ich armer Mann aus Eisleben, ſoll ich mich meiner Frau Mutterſprache ſchämen, ſchier Islebensis oder Ferrivivens ſchelten müſſen? — Freilich mein prächtiger Magiſter Philipp, der Schwarzerd, hat ſich gräciſirt als Melanchthon. Nu, nu, nichts für ungut!“

Magnificenz thaten als hätten ſie das überhört und wendeten ſich lächelnd ab. Auf Geheiß der Decane trat eine Schaar junger Grafen und Ritterſöhne, welche Erfurt frequentirten, heran, zierlich Barett und Hüte ſchwenkend und die Häupter cavaliermäßig verneigend. Luther dachte: Hei, junge Hanſen und Gelbſchnäbel? ſagte es aber nicht; ſein Auge blieb auf eines ſchlanken Jünglings durchſichtig feinem Antlitz hangen, deſſen blaue, friſchmuthig helle Augen doch ſo gar hülfsbedürftig zu ihm aufſchauten. Der junge Edelmann ſah aus wie

Einer, der dem großen Doctor etwas beichten möchte; es war ein junger Günther aus dem erlauchten Hauſe der Grafen von Schwarzburg. So ſtrahlend die Farben des Antlitzes, ſo lockig und lebensluſtig das hellbraune Haar: auf ſeiner Stirn lag doch etwas vom Druck eines ſchweren Schickſals. Luther ſah bald über ihn hinweg, aber der Blick dieſer ſuchenden und fragenden Augen blieb ihm in der Seele ſitzen.

„Nu, Ihr jungen Ameiſen," ſagte er zum Schwarm der jungen Edelleute und Humaniſten, „krabbelt ja recht luſtig herum! Seid Ihr denn auch ſo fleißig wie die Ameiſen? Etwelche, weiß ich, machen auch ſüße wie die Bienen, haben auch wohl einen Stachel, etwa wie Georg Wizel, will ſagen Viselius, der ein gar guter Heſſe iſt, obwohl kein blinder."

Der Doctor legens der Humaniſten, Eoban Heſſe, der ſich nach ſeiner Heimath, der heſſiſchen Grafſchaft Ziegenhain, alſo benannte, trat vor, glaubte ſich getroffen, hielt aber doch in lateiniſcher Sprache ſeine poetiſche Begrüßung. Er war der ſchwunghafte Dichter, welcher alsbald Luther's Einzug in Erfurt, deſſen Predigt und Fahrt gen Worms in einer Reihe lateiniſcher Elegien verherrlicht hat. Nach Anzug und Haltung glich er mit ſeinem vollbärtigen Geſicht eher einem Sohn des Mars, vielleicht auch des Bacchus. Das träumeriſche Auge des heſſiſchen Orpheus glänzte funkelnd und feucht, als hätt' er vom Erfurter Gerſtenſaft des Guten ſchon viel genoſſen. Im nächſten Jahre, beim großen Pfaffenſturm in Erfurt, iſt er, weinſelig, trunkfällig wie er war, irre geworden am Werk der Reform, obwohl ihm Luther in allem Wechſel der Zeit das Licht des Jahrhunderts und der große Herold Chriſti blieb. In der Verwüſtung Deutſchlands zur Zeit der Bauernkriege verfaßte er ſechs poetiſche Jeremiaden und fand dann in Gott Bacchus' Armen einen ſeligen Tod.

Luther nickte ihm mit väterlichem Wohlwollen zu, bog ſich über den Rand des Wagens hinaus und drückte ſeinen Mund an die Stirn des ſchäumenden Poeten; in die jungen Geſichter der Humaniſten, die ihren Führer umringten, blickte er ernſt und durchdringend; aber er ließ das Feuer ſeiner Augen nur ſänftiglich ſpielen und verhielt ſeine Kraft. War er doch allezeit ſparſam mit dem Beſten was er hatte, lange Zeit ſogar läſſig, wie es ſchien, bis ſein Herz übervoll wurde von Zorn oder von Liebe.

Plötzlich drängte ſich durch die Menge ein Mann im ſchwarzen Auguſtinerhabit, ſprang auf den Wagentritt und ſtreckte ſeine Hände begehrlich aus nach dem theuern Ordensbruder. Luther blickte auf und beide Männer lagen ſich in den Armen, ſtill und ſtumm, blickten ſich an und umhalſten ſich von neuem. Die Umſtehenden ehrten den ſchweigſamen Gruß; kein Laut unterbrach die feierliche Pauſe; man wußte wie lieb ſich die beiden Auguſtiner hatten. Es war Johann Lange, jetzt Prior des Erfurter Kloſters, ein jüngerer Mann, blaß, ſchmächtig; die ſchwarze Kutte hob ſein feines Angeſicht noch beſonders hervor, die Sorge um das Heil deſſen, was Vater Martin unternommen, hatte es gebleicht. Schon als Ordensvicar hatte Luther mit ihm verkehrt, ihn langſam, nach langem Zögern gewonnen, vielleicht jedoch um ſo ſichrer. Johann Lange war zaghaft, aber gründlich, ein ewiger Zweifler; Luther ſchalt ihn einen Cunctator, ob er ſchon die Scrupel beachtete, die Dieſer erhob. Lange hat ihm einmal geſchrieben: „Ihr wollet Rom und die Papiſten ſtürzen! Wenn ſie's aber nit dulden wollen?“ Da hat Luther erwidert: „Hei, wenn ſie's aber dulden müſſen?“ Das Buch über die Babyloniſche Gefangenſchaft hatte Lange eine verderbenbringende Kriegstrompete genannt; Luther aber hat entgegnet: „Wollt' Gott, es wär' die rechte Poſaune vor Jericho!“

Solcher Disput mochte beiden Männern durch die Seele gehen, als ſie ſich ſchweigend umarmten. Die Schaar der Humaniſten ſtand aber umher, einer Anſprache gewärtig. Luther merkte das und that ihnen den Willen. „Ihr Männer, lieben Brüder,“ rief er den Genoſſen zu,“ wollet Ihr eine Litaneia Germanorum anheben in ſchönen Maßen, gar claſſiſch und fein gediegen? Nur nit im Sinne der Römer von heute, ſondern ſo Gott uns helfen will, im Namen der Mutterhenne Germania, auf daß ſie ihre Küchlein um ſich ſammle und behüte vor den Gräueln Babylons! Gelt, Ihr tractiret ſicher waidlich den Horaz, auch wohl Ovid und vielleicht gar deſſen artem amandi? Kinder, man kann mit den Lateinern bechern und tanzen, aber nit lateiniſch an ſein Herz ſchlagen, denn das iſt deutſch. Auch iſt jetzo, liebe Jungens, nit Becherns und Tanzens Zeit; es gilt dem Teufel der Welt die Maske vom Angeſicht zu reißen!"

Humor und Zorn waren gemiſcht in Luther's Worten. Als die Humaniſten etwas verſchüchtert und ſozuſagen begoſſen zurücktraten, öffneten, kriegeriſch geordnet, die Franken von der Schänke bis zum Wagen mit bewaffneter Hand eine Gaſſe. Der Tumult mit Hochrufen begann von neuem, aber der Führer und Senior des Corps gebot silentium.

Ein Rieſe ſtand am Wagen vor Luther, wie ein Landsknecht anzuſchauen in Koller und Wams, beide Hände auf den Degenkoller geſtützt, als ob die Fauſt mit dem Schwert nachhelfen ſolle, wo die Zunge mit der Rede ſtockte; eine blutrothe Feder wogte vom breitkrämpigen Sturmhut über das dunkelgebräunte Geſicht. Es war ein alter Knabe, der ſchon das „tolle Jahr" zu Erfurt mitgemacht hatte, ein bemooſtes Haupt, ein ewiger Bruder Studio, da trotz der zwanzig Semeſter ſeines Studierens kein Anfang und kein Ende zu ſein ſchien. Wulf Katzenbrenner — ſo heißt er in der wahrhaften Hiſtorie — war der erſte Raufbold der Hochſchule bei „Geſäufeden," bei Tanz und Spiel mit Weibſen, ein Schlampamper erſter Größe, ein ewiger Händelſucher, ein wahrer „Höllenbrecht," allezeit entſchloſſen, was er für recht hielt, mit Gewalt durchzufechten. Kein Prieſter konnte ihn in's Gebet nehmen, denn er ſpottete aller Kirchenſtrafen, er verlachte Gefängniß und Carcer, denn er wußte, die Comilitionen würden ihn frei machen; hatten ſie ihn doch weiland im „tollen Jahre" vom Schaffott herunter geholt und im Triumphe heimgeleitet. Dabei hatte er oft genug in Stadt und Land der Sache der Ordnung gedient, Prälatenhäuſer geſchützt, den Pöbel verhindert, Klöſter zu ſtürmen. Erſchien damit das Fauſtrecht wieder in Blüthe, ſo handhabte er es doch mit ritterlicher Ehrlichkeit. Ueberall ging er frei aus, und wenn ihm insgeheim aus einer Prälatencaſſe Gelder zufloſſen, ſo geſchah's zu Trutz und Nutz bürgerlicher Wohlfahrt.

Luther hatte aus dem Wagen ſteigen wollen, aber ſein Fuß blieb gebannt beim Anblick des Rieſen mit der rothen Feder auf dem Sturmhut. Rector Magnificus war verſchwunden, die Decane murmelten etwas von consilium abeundi, aber die Pedelle krochen ſcheu zur Seite. Wulf Katzenbrenner begann unbehindert ſeinen

Bewillkommnungsgruß: „Prophet, der Du kommſt im Namen des Herrn!"

„Nu, nu!" murrte und knurrte Luther, zog ſich in den Wagenſitz zurück und blickte zornig zu Boden, beide Fäuſte unter der Kutte zuſammenballend.

„Großer Doctor," ſprach Wulf Katzenbrenner, „angefangen haſt Du ein gewaltig Werk, vollenden wirſt Du's nur mit Hülfe deutſcher Männer. Ein Jubelruf heißt Dich willkommen, aber laß uns nit blos jubeln und rufen, laß uns mitrathen und mitthaten. Geh nit dahin, wo uns die wälſchen Sudelköche den Brei verhunzen werden!"

Luther fuhr vom Wagenſitz in die Höhe, bückte ſich aber raſch zu ſeinen Nachbarn und frug: „Was will uns dieſer Goliath? Iſt denn kein David da mit 'nem Kieſelſtein zur Schleuder?"

Der Goliath fuhr fort: „Ein Jeremias haſt Du Babel verflucht und Jeruſalem beweinet, ein Daniel kommſt Du, ſollſt aber nit in die Löwengrube fahren! Du ſtrafteſt die Heuchler Lügen, widerlegteſt Phariſäer und Schriftgelehrte, verwarfſt Freßlinge und Bauchdiener, ſo da beſſer Sauhirten als Seelenhirten wären, ſteuerteſt dem Geplärr und Geheul in den Kirchen, griffeſt wie Chriſtus im Tempel zur Geißel, die Wucherer und Fälſcher auszutreiben, ſo da dem Papſte den Säckel füllen."

„Will ich ja auch fürder!" ſchrie ihm Luther in's

Maul: „Rom hat geſprochen und ſo will ich antworten, und ihnen Rede ſtehen vor Kaiſer und Reich!“

„Rom hört Dich nit mehr,“ fuhr Katzenbrenner fort, „und der junge Kaiſer iſt ein wälſcher, kein deutſcher Fürſt. Haſt des Papſtes Bulle verbrannt und alſo mit Rom gebrochen.“

„Akademiſcher Brauch, mein Guter!“ wandte Luther ein, „beſſer man verbrennt Pergamente als Menſchen!“

Da erſchollen dumpf und hohl im Schwarm der Jünglinge einige Namen von Opfern, die der Kirche fielen. Alles ſchwieg und ſtarrte drein. Luther hatte bei dieſem Gemurmel beide Hände über ſein Antlitz gelegt, dann zog er die Kapuze über ſein Haupt und ſaß da, eine vermummte Geſtalt. Hätt’ ſich am liebſten in die Eingeweide der Erde verkrochen, ſand nur nicht Mittel und Wege, eitel in Nichts zu verſchwinden.

Katzenbrenner’s Lunge war noch nicht ermattet. „Großer Doctor,“ begann er von neuem, „geh’ in Deiner Sache einen Schritt weiter, aber nit nach Worms! Wirf die Mönchskutte von Dir und werde ein Bürger dieſer Welt, bleibe bei uns und ſei unſer Hirte!“

Luther warf die Kapuze zurück nnd ſah ſchmunzelnd draus hervor: „Blöke nit ſo, Jungvieh, wenn ich Dein Hirte ſein ſoll!“

„Bleibe bei uns, und ſei unſer Biſchof!“ rief Katzenbrenner.

„Biſchof?“ wiederholte Luther. „Weißt denn, was ein Biſchof iſt? Episcopus heißt Aufſeher, Inſpector; und aufpaſſen will ich ſchon!“

„Bleibe bei uns und ſei unſer Vater!“ bat Katzenbrenner faſt wehmüthig.

„Vielleicht gar Papa?“ lachte Luther, in ſeinem Humor ſich wohlgemuth zurechtfindend. „Soll ich Papa ſein, wie der Vater in Rom? An Dem ha'n wir einen ſchönen Stiefvater. Und hat's denn deſſen noth für Euch Kindsköpfe?“

Wulf Katzenbrenner warf ſich ernſt in Poſitur; ſein Latein war noch nicht zu Ende. „Großer Martin,“ rief er, „mach' nit nur die Kirche, mach' Germanien frei, ſei uns ein pater patriae und laß uns darauf ſinnen, mit was Mitteln das aus den Fugen gegangene Reich wieder einzurichten.“

„Wir ha'n ja Kaiſer und Reich!“ ſchnob Luther ihn an, horchte aber doch ſtill auf, wohin die Sturmfluth der jugendlichen Rede führen werde.

Katzenbrenner murrte grollend: „Wir brauchen keinen ſpaniſchen Fürſten, brauchen keinen römiſchen Kaiſer, wir wollen einen deutſchen König. Der Sachſe war Reichsvicar; er hätt' müſſen die Krone annehmen, aber er hat nimmer den Muth gehabt, Reliquienkrämer wie er iſt!“

Luthers Geſicht war plötzlich kirſchbraun angelaufen vor Zorn. Er knirſchte! „Wir ha'n ja den Enkel des Max zu Aachen gekrönt!"

„Wie kann man krönen," ſagte Katzenbrenner mitleidig, „wenn man keine Krone hat? Die ächte Krone Caroli Magni hat der Barbaroſſa mit hinuntergenommen in den Kiffhäuſer Berg, allwo er ſitzt und ſchläft und träumt, ſo lange die ſchwarzen Vögel flattern und krächzen."

„Machet mir doch keine Flauſen vor!" rief Luther, ſprang in die Höhe und knüllte die Fäuſte um einander, als ob er boxen wollte. Der Schreck hielt Alle gebannt. Wulf Katzenbrenner aber trat ihm dicht unter die Augen, blickte zutraulich zu ihm auf und ſprach: „Vater Martin, mit Dinte ha'n ſie Dich nit widerlegen gekonnt; ſollen ſie Dich nun widerlegen mit Blut? Wir wollen's ihnen ſchriftlich geben, heißt: ſchriftlich mit blitzblauer Dinte auf ihre pergamentene Eſelshaut. Zieh nit hin in die Mördergrube. Oder nimm uns mit als Deine getreue Leibwache; wir ſind ja doch Deine Kinder, Deine Küken, aus den Eiern gekrochen, die Du gelegt."

Das machte dem Bruder Martin wieder gut Blut. „Ei!" rief er ſchmunzelnd, „iſt mir das Küken, das klüger denn die Henne ſein will, zu einem ſo großen Vogel Strauß herangewachſen?"

Er legte beide Hände auf Katzenbrenners Schultern und ſagte leutſelig: „Was biſt denn Du Großherr, faſt hätt' ich geſagt Großmaul, was biſt denn für'n Landsmann, wohl ein ächter Thüringer Schußbarthel? Bin auch ſo Einer!"

„Bin aus Franken bürtig," ſagte Katzenbrenner.

„Und der Vater?" frug Luther, „wo thät denn Der Katzen brennen?"

„Kenne meinen Vater nicht," brummte der Angeredete.

„Hat wohl in Dir ein Windei ’legt, einen Wildling g'ſehet? Ei daß Dich! Siehſte, wie De biſt, wirſte ſo gut ſein!"

Er blickte weit um ſich als ob er nach Hülfe ausſchaute, ſprach aber wohlgemuth zu den Geſellen: „Ha'n wir uns da den Kehlkopf trocken geſchwätzt für nichts und wider nichts! Heda! nichts Feuchtes zur Stelle? Hat's da nit einen Schluck Erfurter Schlunze? Dabei läßt ſich auch ein Capitul aus der deutſchen Kaiſergeſchichte tractiren. Der Rudolf von Habsburg, als er hier Hof hielt, da oben im Peterskloſter, in Olim's Zeiten, hat auch ſchon die Schlunze gern gemocht. Cantores lieben humores!«

Als er das den Studenten zurief, brachten ihm die Franken mit freudigem Halloh ein Stierhorn herbei mit Erfurter Gerſtenſaft. Luther ſetzte das Trinkgefäß an die Lippen und die Comilitonen jubelten, wie gemein und volksthümlich ihr Prophet thäte.

Dem Propheten aber ſchmeckte der Trank nicht, er ſetzte das Horn ſchnell ab, und verzog ſein hochwerthes Angeſicht; vielleicht that es noth, daß der große Reformator, der Verbeſſerer der Kirche, auch die Erfurter Schlunze reformirte und verbeſſerte. „Sind halt ſchlechte Zeiten!“ ſagte er kopfſchüttelnd, in allem Wein ſchmeckt man heuer den Schwefel und in allem Bier das Pech. Rühm' ich mir eher noch den Merſeburger Mord und Todtſchlag, oder mein Eislebener Geſüff, den Krabbel an der Wand.“

Das brachte den Rector Magnificus wieder auf den Plan. Er ſtand oben auf der Schwelle des Wirthshauſes und rief mit ſchallender Stimme: „Wein, Wein vom Rhein muß es ſein! Herunter vom Geſtell, amico, ein Imbiß ſteht bereit für Euch und ein Ehrentrunk!“

Das war das Signal, die Scene zu verändern. That es doch hochnoth, die erſchöpften Kampfhähne zu erquicken, den Streit zu erſäufen. Zwei Franken, der Goliath und noch ein vierſchrötiges Küken, hoben den Doctor Luther herunter vom Geſtell und trugen ihn auf ihren Schultern in die Schänke, mußten aber, wie ſie ihn abſetzten, beſcheiden mit der Vorhalle fürlieb nehmen, da die im Saale gedeckte Tafel nicht für ſie und ihre Kumpane ausreichte.

Drittes Capitel.

Das Bankett in der Schänke.

Der innere Saal der Schänke war zum Feſtmahl ausgeſchmückt, die Tafel nach dem Geſchmack der feinen Zunge des Mannes in Hermelin mit holden Gaben der Mutter Natur reich beſetzt. In der Mitte vor dem Platze, der für den hochwürdigen Gaſt beſtimmt war, ſtand der Pokal mit dem Ehrentrunk, über ihm an der Wand hing der Reichsadler, daneben zur Rechten das Wappen von Kur-Mainz, zur Linken das Mühlzeichen der Stadt Erfurt, ein ſilbernes Rad im rothen Felde. Krotus Rubianus Magnificus führte den gelehrten Collegen an ſeinen Sitz. Luther blickte an die Wand und ſprach: „Recht ſo, wir ſteh'n unter Kaiſer und Reich, ſchwarz auf goldnem Grunde. Wolle Gott, wir hätten die rothe Sturmfahne nit nöthig, um Schwarzrothgold vollſtändig zu machen!“

Alle nahmen Platz; die Franken faßten Poſto auf der Schwelle der offenen Thür, ſtehend, die gefüllten Stierhörner in der Hand. Mancherlei Volks bildete in der Vorhalle einen bunten Knäuel; im Hintergrund huſchte ein grauer Schatten an der Wand auf und ab, die hohe dünne Geſtalt eines greiſen Mannes, der ſich nicht näher heranwagte, ſo wichtig es für ihn auch war, dem großen Doctor Aug' in Aug' zu blicken. Es war der Stadtbader des hohen Rathes, der Schulze der Dominicaner von der Pfortenmühle, Meiſter Jakob Freidank.

Heiter und vergnüglich, als ob kein Gewitterhimmel über der Welt hing, ſchmauſ'ten und becherten die gelehrten Herren der Hochſchule, Prälaten und Domherren nebſt jungem hohen Adel und Comilitonen; manches Hoch ward angeſtimmt und Jeder, den es traf, wußte Beſcheid zu thun in Scherz und Ernſt. Luther hatte ſich baß geſtärkt und weidlich erquickt; er fühlte ſich mählich wohlgemuth; ein guter Beweis ſeiner unverwüſtlichen Kraftnatur nach der Mühſal der Reiſe und den Aufwallungen des Zorns beim Wortgefecht mit dem Frankenſenior. Er war ſchnell wieder ſchußfertig mit der Rede, und war's auch nur um den Leuten gerecht zu werden und ihren Hochrufen ein Ende zu machen. Er ſammelte ſich, ſtand auf und ſprach:

„Schäme mich faſt ſo herrlichen, beinah fürſtlichen Empfanges, ich armer wehleidiger Eremitenmönch. Kenne ſchier mein Erfurt nit wieder, wo ich kopfſcheu in die Kloſterzelle kroch. Potz Velten! das Land meiner Puffbohnen iſt ja worden eine wahre Schmalzgrube von Wohlbehagen, als hätten die beiden neuentdeckten Indien ihre Ueppigkeiten hier ausgeſchüttet. Der heilige Bonifacius hat den Erfurtern das Wort Gottes gebracht, das denn Jahrhunderte lang in Schutt, Moder und Wuſt begraben lag. O, wie ſelig wär' ich geweſt, hätt' ich hier als Student und Mönch ein Evangelium oder Pſälmlein hören können, da ich doch ſo trefflich hungrig und durſtig drauf war. Die Schrift war theuertief verſunken, bis ich unheiliger Mönch, ich armer Bergmannsſohn, in den Schacht ſteigen und ſie heraufholen mußt'. Nun könnten wir hier voller Frommheit ſein. Statt deſſen find' ich Kurzweil, als hätt' Till Eulenſpiegel hier ſein Lager aufgeſchlagen, als wollten wir die Freiheit der Kinder Gottes recht vollſaftig genießen, und uns damit auf Lotterbetten ſtrakeln. Steckten kürzlich noch in der Marterwoche und nun iſt hier eitel Faſchingszeit. Hei! Soll meine Mönchskutte ausziehn? Habt Ihr denn zum Mummenſchanz allſchon ein ander Habit für mich bereit? Wenn ich armer einiger Menſch an dem verſchnitzten, güldnen Pfaffentempel, den die Wälſchen für Chriſti Kirche ausgeben, zu rütteln mich vermaß, da hätt' ich denken können, ich ſei meinem Gott und meinem deutſchen Lande vielleicht auch eine Narrethei ſchuldig, denn wenn die Weiſen der Welt närriſch werden, dann möcht's Zeit ſein, daß der Mund der Thoren vor Weisheit überſchäumt. Hofnarren ha'n unter Schellgeklingel oft ſchon hohen Herren ein klein Quantum Wahrheit in die Ohren geſpritzt und wo weiſe Leute gröblich narreten, mußten Narren wohl weiſe ſein. Fragt ſich nur wer dem Andern die Schellen anhängt! Mir braucht Niemand eine Kappe zu kaufen, noch den Kamm zu ſcheeren. Soll ich eine bunte Jacke anziehn: ei, du junge Brut, nimm Dich in Acht, daß Dir dann für Deinen Fürwitz mein Pritſchholz nit in's Geſicht fährt!“

Das Karfunkellicht ſeiner Augen fuhr in den Schwarm der Franken in der Vorhalle. Die Profeſſoren und Prälaten im Saale murmelten Beifall; die geharniſchte Jugend ſtand lautlos da unter dem Bann ſeines Wortes und ſeines Blickes.

Luther ſah kopfſchüttelnd um ſich; es war, als wenn der Löwe in ihm ſich reckte, ſeine Mähne bewegend und ſeine Pratzen ſtreckend; ſeine Stimme erſcholl wie hungrig und beuteſuchend. Er ſprach:

„Soll nit nach Worms ziehn? Will das die Jungbrut? Mich hier verſchanzen hinter den Gehirnſchädeln der Tumultuanten? Ei, ich bin kein Aufwiegler wider Kaiſer und Reich. Säen will ich, nit verwüſten, aufbauen, nit niederreißen. Was ich unwürdiger Knecht des Herrn wollte, will und wollen werd' in alle Zeit, iſt noch immer ein mäßig Ding voll Scheu und Scham, aber feſtiglich und gewiſſenhaft: Schutz wider Ausſaugung deutſcher Nation ſeitens der Römlinge, deren weltliche Herrſchaft widerrechtlich auf Anmaßung und erlogner Schenkung beruht. Fernerweit Beſetzung deutſcher Kirchenämter mit deutſchen Männern, Abſchaffung der

Bettelmönche, in deren faulen Kutten Ungeziefer niſtet, Zurückführung der Klöſter auf ihre alte Beſtimmung, chriſtliche Schulen zu ſein, Abſtellung der luxurirenden Vielgötterei mit dem Schwarm der Heiligen, deren Fürbitte mir nit hilft, kann ich ſelber weder beten, noch mein Heil mir ſuchen. Ich acht', daß ich manch Stück ein biſſel zu ſcharf angegriffen, der furor teutonicus mich überkommen. Wie ſollt' ich aber thun? Beſſer, daß die Welt, als daß Gott mir zürnt. Mehr als Leib und Leben können's mir nit nehmen. Meine Theſes hab' ich, bevor ich ſie anſchlug, genugſam deutſchen Biſchöfen vorgelegt. Manche ſchwiegen aus Stolz und Hochmuth, andere ſagten achſelzuckend; ich ſei ein Schwärmer. Ei, ſchwärm' Du mit dem Satan; ich will klar und hell ſehen im Herrn. Nur Einer, der Brandenburgiſche Abt von Lenin, ſagte mir, ich hätt' mit allen meinen Sätzen ganz recht, aber es ſei noch zu früh, ich ſollt' mich noch ſtill halten. Ei! Chriſtenheit hat ſchon Jahrhunderte lang ſtille gehalten, die Pauke hat endlich ein Loch 'kriegt und wir müſſen ihre Lappen denen Bonzen um die Ohren ſchla'n. Das hab' ich auch dem Herzog Georg in ſeiner Hofkirche zu Dresden 'predigt. Iſt ſelbiger darauf begriffsſtutzig, ja begriffswüthig worden und gehet nu im Land' herum, wie ein Leu der da ſuchet, wen er verſchlinge. Wollt' Gott, ich hätt' ein' Stimm' wie Donnerſchlag, daß ich's den Vaticaniſten könnt' in den

Leib 'neinſchlagen, welch' Nichtsnutz ſie ſind. Fürwitzig hab' ich nichts unternommen, drangſalirt ha'n ſie mich und ſo will ich denn auch, wenn's noth thut und Gott will, gegen all' die Goliards, Marktſchreier, Beuteldreſcher und Storcher mit Keulen dreinſchlagen!“

Wie er ſo ſprach, ſchlug er mit der Fauſt auf den Tiſch, daß die Humpen und Schüſſeln klirrten. Die Franken jubelten mit lautem Halloh, hoben ihre Aexte und klirrten mit ihren Schwertern an einander. Luther erſchrak, was er angeſtiftet. „Mit den Keulen der Rede drein ſchlagen!“ wiederholte er, „nit mit Schwert, Stangen und Knütteln!“ Plötzlich lagen auf ſeinem Antlitz tiefe Nachtſchatten, eine Wolke des Trübſinns, als gedächt' er im Geiſte, es könnte doch einmal gar bitterbös in deutſchen Landen werden. Wie er die Hand erhob, ſchwieg der Tumult. „Wehe!“ rief er, und ſeine Commandoſtimme wurde ſanft und weich. „Arme Mutter Germania! Wollteſt Du denn wirklich ſein wie weiland Jeruſalem, das da tödtete ſeine Propheten? Oder auch es nur zulaſſen, daß ſie Rom Dir tödte? Dann wäreſt Du eben ſo ſchuldig, wollteſt Du des Antichriſts Henker und Stockmeiſter ſein oder der Antichriſte ſelber. Wehe uns, wenn wir arm' deutſche Männer wie vor Zeiten Nehemia den verwüſteten Tempel wieder aufbauen müßten, in der einen Fauſt die Kelle, in der andern den Degen! Doch dem iſt nit ſo. Chriſtus iſt unſer Feldherr, niemand ſonſt. Was hat's denn da für Noth? Und was ha'n ſie mir denn anthun können? In den Bann gethan! Im Bann verbietet man einem Chriſtenmenſchen das Sacrament. Ha, ich nehm's wie der Herr es einſetzte. Man verſtößt ihn aus der Kirche. Ha, mein Heiland ſtößt mich nit von ſich, nit aus der Kirche, die Er geſtiftet. Kein Papſt kann das hindern, und ich könnt' fröhlich ſein über den Bann, denn er löſet mich von Rom und von den Ordensgelübden. Und was ha'n ſie mir denn noch gethan? Meine Bücher verbrannt, wie ich Wurſt wider Wurſt gethan. Hab' gar nichts dawider. Was ich geſchmiert hab', hab' ich geſchmiert und kann's nit ungeſcheh'n machen. Wenn ſie's eben mit Feuer vernichten, ſo ſchreib ich's noch einmal und dann beſſer und manches nit ſo lind! Dem großmäuligen Flunkerer, dem baierſchen Eck hab' ich viel zu viel eingeräumt, wenn ich ihm geſagt, päpſtlich Recht ſei zwar nit göttlich Recht, wohl aber hiſtoriſches, denn was erlogen, kann auch menſchlich nit gültig ſein und was gegen die Bibel iſt auch menſchlich vom Böſen. Ei, nur hübſch grob zu, damit wir vor der Frechheit nit erſchrecken! Der Hogſtraaten in Köln ſchrieb wider mich, Ketzer müßten verbrannt werden. Brav, mein Kerlchen! Haſte Recht: dann mit Dir zuerſt in den Ofen, denn was Du ſageſt, iſt eitel Ketzerei. Hätten's die Burſche nit ſo ſchamlos betrieben, ich armer kämpener

Mönch wär' gar nit drauf' kommen, daß der Ablaß eitel Gaunerei der Pfaffen. Hat da der Sylveſter Prierias, der Magiſter des heiligen Palaſtes zu Rom, gejammert, wo man denn Geld hernehmen ſollt', den Petersdom fertig zu bauen! Ei, ſo bau' Du mit was Du willſt, nur nit mit armer Seelen abgepreßtem Blut! Hätt' das ſchon dem hochmüthigen Wälſchen von Gaëta ſagen ſollen. Aber Der kam und fuchsſchwänzelte, ich ſollt' nur einräumen, daß der Herr Papa frei verthun könnt' den überflüſſigen, überſchüſſigen Schatz der Verdienſte aller Heiligen. Ha, die Schleicher und Schlangen, die ſich einniſten möchten, ſie ſind ſchlimmer als großwüthige Beſtien, ſanfte Gegner fährlicher als grobe. Der ſanfte Sachſe Miltiz, — er ſollt' ſich um ſeiner Milde willen Mildiz ſchreiben, mit 'nem weichen D — hätt' mich ſchier 'rumgekriegt, pater peccavi zu ſagen, und mit dem Emſer, dem geiſtlichen Troßjunker Herzog Georgs, war's eben ſo, denn der gewandte Dialecticus räumte Alles ein, um es wieder umzuſtoßen. Daß Dich! Nein, je gröber, deſto beſſer! aber allzeit ehrlich! Meinen Widerſachern dank' ich all mein bischen Wachsthum in der Erkenntniß, und es iſt gut, daß die Geiſter auf einander platzen. Auf einen groben Klotz gehört dann auch ein grober Keil!"

Dies Wort war abermals Waſſer auf die Mühle der Franken; eine rauſchende Bewegung entſtand im

Haufen und ſie wollten wieder jubeln. Luther aber rief dazwiſchen: „Halt, liebe Jugend da! Biſte jung, ei ſo laß mir doch auch jung kaiſerlich Blut in Ehren, den Enkelſohn unſeres weiland Max, dem Gott die ewige Urſtänd gegeben. Kaiſerlich Jungblut muß ſich einleben in unſere Art und Sitte. Ha, wenn ihm die Einſicht heranwüchſe, daß das Reich die Kirche beſſern müßt', da ſie ſelbſten, faul römiſch wie ſie iſt, ſich nit helfen kann! Stellete ſich jung Kaiſer an die Spitze, da wär's ſchnell gethan, ſo Gott will! Und was wär zu thun? Deutſche Biſchöfe ſelbſt einſetzen von Reichs, nit von Roms wegen, Pfründen nit ausſaugen laſſen von Wälſchen, Geldſpenden nit in's Ausland verſchleppen laſſen, da Rom, was es für die Kreuzzüge bezieht, für eigne Kunkelwirthſchaft verbraucht, für Feſtſpiel und Pomp-, aufzüge, für Wallfahrerei und Wunderſchwindel. Hei, wenn jung kaiſerliche Majeſtät dazu heranreifte! Wir wünſchen ihr die Weisheit Salomonis und Daniels, ſo auch ſchon in ihrer Jugend von Gott erleuchtet wurden. Und wenn jung Carol nit genug von unſerer Mutterſprache weiß, ſie nur mit ſeinem Stallknecht ſprechen kann, ei, wozu hat's denn deutſche Männer im Regiment, die dem Carolo Quinto beibringen, was es heiße: Deutſch mit Einem reden! Und er wär' nit gekrönt mit der ächten alten Krone? Die ſtecke tief in den Eingeweiden der Erde? O, du liebe Sage vom Kiffhäuſer Berge, in dem ein alter Kaiſer ſchlummern ſoll, bis die Zeit 'kommen wo er auferſteht und zum Schwerte greift um das alte Babel zu zerſtören, die Verächter und Spötter Germaniens niederzuwerfen und das Volk des Teut aufzurufen zu neuem Glanz! Das walte Gott! Am End' aber iſt's mit der Sage eben ſo, wie mit dem Märchen vom Evangeliſten Johannes, dem Lieblingsſchüler Chriſti, von dem die Rede ging, dieſer Jünger ſterbe nit! Er iſt auch nit geſtorben, denn wir ha'n ſein Evangelium. Auch Chriſtus iſt uns nit todt, wir ha'n ihn im Geiſt, in ſeinem Wort und darin wird er bei uns ſein bis an's Ende der Dinge. Gut arm Volk hat wollen ſeine Sehnſucht nach 'nem ächten Kaiſer feſthalten. Ein Hohenſtaufe mußt's ſein; erſt war's Friedrich der Andere und nun ſoll's der Rothbart ſein, am End' iſt's gar nur der alte heidniſche Wuodan, der da im Berge rumort. Volksglaube iſt oft nur ein Nothbehelf für Kinder. Laſſen wir ihnen das Spielzeug und deuten es ihnen, aber nur nit wörtlich nehmen. Da war Rudolf der Habsburger! Hei! Wie es an einem Scepter fehlete und einem Crucifix, da ſtreckte er ſein Schwert hin mit dem Kreuzgriff und ſagte: Das wird's auch thun! Symbol bedeutet die Sache, iſt ſie aber nicht. Wir brauchen nit die alte Krone für den jungen Carol, wir nahmen eine neue und glauben dran. Der Glaube thut's, nit das Ding von Silber und Gold. Und meinen Friedrich, Kurfürſtliche Gnaden, laſſet mir doch auch ungehubelt! Von des Sachſen weiſer Ruhe, Milde, Gerechtigkeit und Stille des Gemüths ha'n wir uns des Beſten zu gewärtigen. Was durch Ablaßbrandſchatzung in ſeinen Landen einlief, hielt er weiſe zurück bis es zum Türkenkrieg käme, und da es nit dazu kam, hat er dieſe Türkenſteuer auf ſeine Schulen verwandt. Was Türkenkrieg! Der ärgſte Türke gegen den wir zu fechten ha'n, ſitzet in Rom. Hat der wohlweiſe Friedrich die Krone nit annehmen wollen, ſo muß ein Jeder wiſſen, wie weit die Kraft ihm reicht. Beſcheidenheit und Gottesfurcht iſt aller Weisheit Anfang, und der Wahlſpruch Deſſen, der die Gutthat die er wirkt, allezeit mit Fürſicht vermenget, lautet: Tantum quantum possum! Mehr als Einer kann, ſoll er nit wollen! Und wer meinen lieben Herrn einen Reliquienkrämer ſchilt, weil Derſelbe als junger Fürſt nach Paläſtina zog und ſich dort allerlei Heilthümer und Martyrknochen ſammelte, der lügt's als Lump und Dickkopf. Hab's neulich Sonntags dem hohen Herrn in der Predigt zu Wittenberg in ſeiner Schloßkirche ſelber geſagt, es gäb' nur eine ſichre, wahrhaftige Reliquie, das ſei die Bibel, das Wort Gottes, und ſeitdem iſt er mit ſich zuſammen 'gangen und ſtellt nie wieder ſeine antiquariſche Rumpelkammer aus, als ehrlicher deutſcher Mann. Und des deutſchen ehrlichen Blutes verhoff' ich mich auch im Kaiſer Carel von

Großvaterſeiten. Einer Leibwacht wider ihn bedarf's nit, Ihr Männer, lieben Brüder! Jung Volk freilich möcht' nit blos deutſch reden, ſondern auch deutſch dreinhau'n und aufräumen in Sachen des Reichs. Das wollen wir ja Alle, auf daß die teufliſche Hoffahrt der Römlinge zu Schanden werde, Kaiſerliche Majeſtät nit mehr eines wälſchen hohen Prieſters Füße küſſe, ihm nimmer, wie ſelbſt der Barbaroſſa gethan, den Steigbügel halte, noch ihm Huld und Unterthänigkeit ſchwöre, denn wer ſolches verlangt, iſt der Endechriſt, der dem Papſt in's Ohr zuraunt, er ſtehe als Sonne am Himmel, Kaiſer ſei gegen ihn blaſſer Mond, Er unfehlbar über Alles, über Land und Leute, ſogar über Gott und ſein heilig Wort. Des Reiches Kraft, — und da hat junge Brut Recht, — ſoll nit fürder in wälſchen Landen verzettelt und vergeudet werden und deutſches Wort ſoll gültig ſein auf deutſchem Boden. Kraft deſſen rufe ich den geehrten Hieronymus Schurff hiemit auf, Kaiſers Geleitsbrief den Verſammelten vorzuleſen."

Der Aufgerufene erhob ſich, holte aus der Taſche, die er am Halſe trug, die kaiſerlichen Schreiben hervor und las wie folgt: „Dem ehrſamen, unſerm lieben andächtigen und getreuen Doctor Martin Luther, Auguſtinerordens, Karl von Gottes Gnaden, erwählter römiſcher Kaiſer, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, gegeben in Unſer und des Reichs Stadt Worms am ſechſten Tage des Mondes Martii Anno 1521, Unſeres Reichs im andern Jahre. Nachdem Wir und des heiligen Reiches Stände jetzt hier verſammelt, fürgenommen und entſchloſſen, der Lehre und Bücher halber, ſo eine Zeit von Dir ausgegangen, Erkundigung von Dir zu empfahen, haben wir Dir herzukommen und von dannen wiederum an Dein ſicher Gewahrſam, Unſer und des Reichs freigeſtrackte Sicherheit und Geleit gegeben, das Wir Dir zuſenden mit dem Begehr, Du wolleſt Dich förderlich erheben, alſo daß Du den 21. Tag gewißlich hie bei uns ſeieſt und nit ausbleibeſt, Dich auch keiner Gewalt oder Unrechtens beſorgen, da Wir Dich bei dem obgemeldeten Unſerm Geleit feſtiglich handhaben wollen."

Bei den letzten Worten lief ein ironiſches Gemurmel durch die Reihen der Franken. Hieronymus Schurff aber ließ ſich nicht ſtören und verlas das zweite Schreiben vom 16. März, wonach allen Fürſten und Ständen des Reichs aufgetragen worden, dem gedachten Martin Luther bei ſeinem Hin- und Wiederziehen dieſe Zuſage ſtät und feſt zu halten.

„Haltefeſt!" ſchrien die Franken ſpöttiſch drein, und Katzenbrenner rief: „Sicheres Geleit. Ha! Der Böhme weiland hat's auch gehabt und Kaiſer Sigismund hatt' es auch gelobt. Freies Geleit im Hin- und Wiederziehen heißt: ſicher hin als lebendiger Menſch und ſicher als Leichnam wieder heim!"

„Johannes Huß! Savonarola!“ tönte es von vielen Stimmen dumpf aus der Vorhalle, daß es faſt ein Echo gab. Mit dieſer Mahnung an die Blutzeugen lagerte ſich eine tiefe Stille über die Verſammlung.

Luther ſenkte das Haupt auf die Bruſt, ſeufzte tief auf und ſah wehleidig drein. Dann erhob er ſich aber doch und ſprach gefaßt: „Bin vielfach gewarnt unterweges. In Weimar ſaß die Bannbulle an den Straßenecken und mein Ehrenhold, der wackere Kaspar Sturm, fragte mich, ob ich weiter wolle. Und in Naumburg hatte mir ein guter Prälat das Bildniß des Florentiner Martyrs zugeſchickt. O, o laſſet mir doch den Schatten aus dem Spiele! In dem edlen Savonarola glühte eine heilige Sehnſucht nach dem reinen Urchriſtenthum, aber er vermaß ſich einer Würde, der er nit gewachſen war, hat auch den Politiker machen wollen und Gott verſucht.“

Luther ſprach das ſcheu und ſchüchtern; er bekreuzte ſich unwillkürlich; die Handbewegung der Schirmſchläge zur Abwehr eines Unheils ſteckte ihm noch vom Kloſterdienſt her als Angewöhnung in den Fingern. Dann aber blickte er getroſt die Umſtehenden an und ſagte: „Der gute Naumburger Prälat ſchickte mir auch das Bild des Savonarola, nit als Vorbedeutung, ſondern mit der Mahnung, ich ſolle, ſelbſt im Anblick der Flammen, die mich umzingeln könnten, auf der erkannten

Wahrheit mit breitem Fuße aushalten. Und das ſoll geſchehen, ſo wahr mir Gott helfen wolle! Widerrufen, kann ich nit, man widerlegte mich denn aus der Schrift. Ich könnt's nit thun ohn' Schaden der ewigen Seligkeit meiner und ſo viel Tauſender, die den Gräuel der Römlinge ſchon als eitel Peſt der Menſchheit erachten. Und da Kaiſer und Reich mich rufen, ſo will ich denken, Gott riefe mich. Und wenn ſie zwiſchen hier und Worms ein Feuer anzündeten bis in den Himmel 'nein, ſo will ich dennoch hingehen, und dem Behemoth zwiſchen die großen Zähne in ſein Maul treten, Chriſtum bekennen und Gott walten laſſen. Und hätt' ich tauſend Tode, ich will ſie gern leiden, geſchieht der Sache damit ein Dienſt. Meine Sache aber iſt es nimmer, die ich vertrete, ſondern Gottes Sache; Er aber lebet und regieret noch, Er, ſo die drei Männer im feurigen Ofen zu Babylon nit verließ. Fall' ich, — ſie ſollen deß haben keinen Gewinn, — dann fall' ich Euch, Ihr Männer, lieben Brüder, und Ihr müſſet dann weiter fechten. Soll ich brennen, ſo will ich dann mit Gottes Hülfe ſo lichterloh brennen, daß die Flammen gen Himmel ſchlagen und eine Lohe anfachen, die mein ganzes germaniſches Volk erfaßt. Vater unſer, der Du biſt im Himmel, geheiliget werde Dein Name, zu uns komme Dein Reich!“ —

Die Verſammlung hatte ſich erhoben, die Häupter entblößt und tiefgebeugt ihm das Gebet Chriſti murmelnd und flüſternd nachgeſprochen. Ueber Alle war eine Weihe gekommen, als hätten ſie ein Liebesmahl gefeiert auf Leben und Tod.

Dann brach man auf; der Zug ſetzte ſich nach der Stadt weiter in Bewegung.

Viertes Capitel.

In der „hohen Lilie“ zu Erfurt.

„Zur hohen Lilie“ heißt noch heut in Erfurt ein Haus auf dem jetzt ſehr geräumigen, ehedem eng bebauten Platze am Fuße der ſogenannten „Graden,“ jener Stufen, die zum Dom hinaufführen, dieſem mächtigen Bau des mittelalterlichen Chriſtenthums. In der hohen Lilie hat Luther geherbergt auf ſeinem Zuge nach Worms; die Väter der Stadt hatten ihm dort eine Wohnſtätte hergerichtet. Warum das Haus alſo benamſet? Die Hiſtorie ſchweigt darüber. Ein Antonius von Padua, der die Lilie blos in der Hand trägt, war Luther nicht; ihm wuchs die reine keuſche Blume der wiederentdeckten Lehre Chriſti im tiefſten Grunde ſeiner Seele.

Der Zug von Gelehrten und Geiſtlichen, Studenten und Bürgern, die den hohen Gaſt eingeholt und ihm das Geleit gaben, verminderte ſich nicht in den Gaſſen der Stadt. Das Getümmel ſtieg, der Menſchenknäuel im Gewühl des Marktes löſte ſich nur auf, um ſich anzuſchließen und mit lautem Tumult den Triumph des Empfanges zu erhöhen. Gewerk und Hantirung waren damals weit öffentlicher auf Markt und Straße. Die Schmiede hatten ihre offenen Heerde, Schuſter, Schneider und andre Handwerker ihre Stätten ſchier unter freiem Himmel, die Schöffen ſogar auf der Gaſſe ihre Gerichtsſtellen; Münzſtreitigkeiten und Marktgezänk wurden gleich auf friſcher That geſchlichtet, der Schultheiß, unterſtützt vom Waibel mit ſeiner Rotte, vollzog das Urthel ſtehenden Fußes. In den Gerichtshöfen wucherte es noch nicht ſo ſtark an Schreibereien, die Gerechtigkeit ſaß ſpruchfertig mitten unter'm Volk und Jedermann half gern mit Hand und Fuß den Spruch vollſtrecken. Nur was im Großen zur Schlichtung ſtreitender Parteien an's Reich ging, ward auf die lange Bank geſchoben. Wenn aber im Reich Alles bunt, wirr und kraus durcheinander lag, ſo half in einzelnen kleinen Fällen Jeder ſich ſelbſt mit geſunder Vernunft, wenn's noth that, auch mit der Fauſt.

Auf den Marktplätzen zu Erfurt verließ Alles ſeinen Stand und ſeine Halle; eine unabſehbare Menge, im Widerſtreit der Empfindungen lärmend und jubelnd, ſtrömte herbei, als der große Wittenberger Doctor im kleinen ſächſiſchen Rollwagen mit dem ſolennen Comitat der Profeſſoren und Studenten heranzog. „Das iſt ja ein Haufe Volks,“ ſagte Luther zu ſeinen Begleitern im Wagen, „als ob ein Reichsfürſt ſeinen hochzeitlichen Einzug hielte!“ Der getreue Amsdorf erwiderte: „Volk iſt allezeit gern bereit zu jubiliren.“ — Zumal einem Propheten Hoſianna zu rufen! dachte er ſtill für ſich, ſprach es aber nicht aus, denn Luther zürnte ſtets, wenn man ihn ſo hieß; ſelbſt einen Geſalbten des Herrn ſich zu nennen, trug er in ſich eine tiefe Scheu.

„Volk jubelt allezeit gern,“ wiederholte Luther Amsdorfs Wort und fügte langſam und gar ernſt hinzu: „Auch wenn's gilt einen Gang zur Richtſtätte!“

Sein Blick fiel auf wilde Geſtalten aus dem Volk der Vorſtädte und der nahen Dorfſchaften, Kerle mit zottigem Haar und zerfetzter Kleidung, hochbepackt mit Waaren und Geräthen, die ſie vom Lande zum Verkauf herbeiführten, aber zugleich mit keulenſtarken Knütteln bewaffnet, flugs bereit, die Hucke abzuwerfen, um ſich zu betheiligen, wo es Streit und Hader gab; die Raufluſt war auch gar leicht für'n Stück Geld zu haben, falls ein Parteihäuptling etwas durchſetzen wollte.

Vor der hohen Lilie ſtanden Abgeordnete des hohen Rathes, dicht daneben, hart zuſammengeknüllt, eine

Schaar von Gaffern, die den Angekommenen wie einen Wundermann, eine Erſcheinung aus der andern Welt anſtarrten. Die Gegenwart der Rathsherren, umgeben von magiſtratlichen Spieß- und Schwertträgern, hielt die Menge in Schranken. Laute Hochrufe wurden durch dunkle Stimmen im Hintergrunde unterbrochen, aufjauchzende Stimmen von Ausbrüchen des Grolls gedämpft; um ſo dumpfer blieb dann das verworrene Geſurr des hin und her drängenden Haufens.

Als der Wagen hielt, traten die Rathsherren heran, und Rector Magnificus wollte ſich verabſchieden, indem er den Ehrengaſt dem Schutz des hohen Rathes überlieferte.

„Sieht nicht ganz geheuer hier aus in Erfurt," ſagte Luther nicht ohne Runzeln des Ernſtes auf der Stirn, während ſeine Lippen faſt ſchelmiſch und vergnüglich ſchmunzelten. „Viel flämiſche Geſichter da, handgreiflich vierſchrötige Geſellen, zum Raufen aufgelegt. Nur Magnificenz im Hermelinmantel verlieren auf dem hochwerthen, ewig lachenden Antlitz niemals die Faſchingslaune. Nun, wohl bekomm's, und Gott behüt's! Nur kein tolles Jahr wieder, bitterböſ' und blutrünſtig! Laßt es nit aufkommen, Ihr Herren von der Spritze, haltet die Ohren ſteif und die Knochen beiſammen!"

Der Rector kicherte wohlgemuth und lud den hohen Gaſt für nächſten Mittag zu einem akademiſchen Schmauſe.

Luther ſchüttelte ablehnend das Haupt; er trinke gern einen Becher Weins, ſitze gern mit Freunden zu Tiſch, doch nur um Leibes und Geiſtes Nothdurft willen; auch habe er in der Auguſtinerkirche zu predigen, auf Begehr und Antrag der werthen Brüder.

Im oberſten Gaden des Hauſes, in der Laube, ſei ihm die Wohnlichkeit hergerichtet, ſagten die Rathsherren. Für die Reiſegenoſſen war anderweit geſorgt zur Unterkunft. Nicolaus von Amsdorf hatte Gefreundete in der Stadt; Hieronymus Schurff ward ebenfalls von ſeiner Sippe in Anſpruch genommen; der junge pommerſche Edelmann Swoſenius, Peter von Suaven, verlor ſich in's Gewühl der Comilitonen, um mit ihnen noch irgendwo aufzuliegen; Caspar Sturm, der kaiſerliche Ehrenhold ſammt Reichsknecht ward mit Roſſen und Geſchirr in der hohen Lilie untergebracht.

Dies abgethan im Flur des Hauſes, und in der Meinung, ſich nun ſelbſt überlaſſen zu ſein, ſtieg Luther hinauf zu ſeiner Laube. Alſo, auch wohl „Loibe“ benamſete man damals im obern Geſtock einen Söller mit Erker.

Auf dem Abſatz der Stiege drängte ſich die lange, dünne Geſtalt eines Mannes an ihn, die ſchon in der Schänke auf der Landſtraße wie ein grauer Schatten an der Wand unruhig hin und her die Gruppe der Zechenden umſchwebte. Der Mann taſtete nach Luthers Hand, faßte aber nur ſeine Kutte, um deren Saum an die Lippen zu drücken. Wie Luther, abwehrend und den Gebückten aufrichtend, ihm die Hand auf die Schulter legte, blickte er in ein ehrwürdiges, verwittertes Angeſicht, deſſen dunkles, ſehnſüchtig liebevolles Auge zu ihm aufſchaute; ein Kienſpahn im Treppenhauſe flackerte auf und beleuchtete die ganze Geſtalt Meiſter Jakobs. Ein Menſchenhaufe, der ſich in den Flur des Hauſes nachgedrängt, rief in dieſem Augenblick ein lautes „Halloh!“ das zum Theil wie ein Gewieher ſpottluſtiger Stimmen erſcholl. „Das alte Scheermeſſer des hohen Rathes!“ hieß es. „Will Geſchäfte machen, der alte getaufte Jude, will den großen Doctor raſiren!„

Luther hörte das Geſchrei und blickte den Alten fragend an.

„Bin Stadtbader,“ ſagte Meiſter Jakob, „akademiſcher Barbier, auch Chirurg, wenn's noth thut.“ — In ſeiner Seele aber ſprach es tief und leiſe: Habe dem großen Doctor einige Fragen an's Herz zu legen, Gewiſſensſcrupel zu beichten. Er ſetzte blos noch laut hinzu: „Morgen in der Frühe?“ mit der rechten Hand um Kinn und Wange ſtreichend, um ſein Handwerk anzudeuten, deſſen der hochverehrte Doctor, der ſein Antlitz glatt raſirt trug, andern Tages wohl benöthigt ſchien. „Morgen in der Frühe,“ wiederholte Luther und der alſo

Bedeutete glitt die Stufen der Treppe hinunter, um ſich durch die lärmende Menge, möglichſt ungehudelt, fortzuſchieben. Was ihm freilich nur ſchwer gelang. Männer und Buben ſchrieen auf ihn ein, was er beim Doctor Luther zu ſuchen habe! Ein Verſtändiger ſagte: „Vielleicht hat ihn der hohe Rath beordnet!“

„Wozu beordnet?“ ſchrie ein dreiſter Burſch, „ihm den Bart oder Blut abzunehmen? Auch ein Aderlaß kann tödten! Man hat Fälle!“

„Laßt doch Keinen heran, der zweideutig iſt!“ ſchrie ein wilder Kerl, der an ſeiner eignen Unzweideutigkeit gar keinen Zweifel übrig ließ; „wer weiß wer ihm das Meſſer geſchliffen hat, und ein Schnitt tiefer, — bah! da ha'n wir einen Märtyrer der neuen Lehre von der Freiheit der Kinder Gottes!“

„Er iſt nur ein halber Chriſte!“ rief ein Student dazwiſchen. „Der Stadtbader iſt von der Sippe der Freidanks aus Heeringen, und ein Meiſter Freidank aus Heeringen war der Mörder König Günthers aus dem Hauſe der Schwarzburger!“

Dieſer Griff in die deutſche Hiſtorie wirkte verblüffend. Mit einem Wuthgeſchrei ward der Alte auf dem Platz vor der Lilie empfangen, gedrängt und geſtoßen. Einige Fäuſte ergriffen ihn an der Schulter; Andere, an ſeinen Kleidern zerrend, riſſen ihm den zerfetzten Mantel vom Leibe, bis ein Gewaltiger dazwiſchen ſprang und mit Stentorſtimme ein „Halt!“ gebot. Es war der alte Studioſus mit der rothen Sturmfeder, der Goliath aus der Schänke, der Senior der Franken. Die Comilitonen zündeten im Nu eine Pechfackel an und Wulf Katzenbrenner ſtand in Leibeslänge hell beleuchtet da; Meiſter Jakob, den er den Händen des wilden Haufens entriſſen hatte, kauerte gebückt zu ſeinen Füßen. „Den Mann wollt Ihr antaſten,“ rief Katzenbrenner, „der Hunderten von Euch wohlgethan?“

Wie er ſchwieg, ſchrie ein grimmiger Kerl lachend aus der Menge: „Es iſt der alte Abdecker!“

„Apotheker!“ verbeſſerte Wulf. „Mit ſeinen Salben und Kräutern hat er Euch geheilt!“

„Hat den rothen Mantel getragen im tollen Jahr!“ murrte der Grollende.

„Ja wohl im tollen Jahre!“ wiederholte Katzenbrenner. „Wollt Ihr die Zeit, wo Alles drunter und drüber ging, wieder heraufbeſchwören? Der Meiſter hat als Chirurg der Hochſchule den rothen Henkermantel getragen, aber nit um ein Menſchenkind zu tödten, ſondern um ein Menſchenleben zu retten, und der Menſch den er retten half, war ich, ich der blutjunge Burſch’, den ſie zum Schaffott geführt, bis ſie ihn erſt unter’m Beil begnadigten, weil ſie mußten und mich ſonſt die Brüder befreit hätten.“

„Es war ein Faſtnachtsſpaß!“ knurrte der Grimmige, der alt genug war, um an Erinnerungen zehren zu können.

„Ja wohl, ein Faſtnachtsſpaß!“ beſtätigte Katzenbrenner, „aber es giebt auch blutige Carnevalsſpäße, wie ſie Rom aufführt und die heilige Kirche!“

Ein dumpfes Gemurmel erhob ſich im blinden Haufen, ward aber alsbald durch ein helles „Halloh!“ und ein neues Gedränge von andrer Seite beſchwichtigt. Die Rumorwache des hohen Rathes ſchritt in die Menge ein, und die Schaar der Franken wehrte ihr nicht, ebnete ihr vielmehr den Weg. Als die Bewaffneten den Platz ſäuberten und lichteten, war der Bedrohte, Meiſter Jakob, bereits in das Dunkel einer Seitengaſſe entſchlüpft.

Der unterbrochene Lärm der Menge ſuchte ſich dann ein andres Ziel und vereinte ſich in dem Rufe nach dem großen Doctor; er ſollte auf den Erker treten und ſich noch einmal dem Volke zeigen. Der Hauswirth zur hohen Lilie eilte in die Laube hinauf, dieſe Meldung zu machen.

„Was ſoll's?“ fragte Luther unwillig und unruhig gemacht vom Lärm auf dem Platze.

„Der Prophet muß ſein Volk ſegnen,“ flüſterte der Wirth und drängte ihn zur offnen Thür des Söllers hinaus.

Luther trat auf den Erker und der Mond that ihm den Gefallen von einer dunkeln Wolke ſich loszuwinden, dergeſtalt, daß alle Welt den Scheitel des Geſalbten erblickte. Luther ſtreckte die Arme gen Himmel und der bewegte Menſchenhaufe nahm das für den verlangten Segen von ſeiner Hand. Einige knieten nieder, die Menge ging dann ruhig auseinander.

Das hat Luther nie Wort haben wollen, daß auf dem Haupte des Prieſters eine Weihe ruht, die der Laie fordert und vorausſetzt, weil er ſie an ſich ſelber vermißt. Als er im Erfurter Kloſter die Weihen empfing mit der Vollmacht, auf Erden zu binden und zu löſen, was im Himmel gebunden und gelöſt, da hätte er ſich, wie er ſpäter erzählte, in die Eingeweide der Erde verkriechen mögen, weil er ſich das als unwürdiger Knecht des Herrn nicht zugetraut. In ſeiner tiefen Beſcheidenheit nahm er aber den Unmündigen im Volk eine Stütze, einen Halt, einen ſichtbaren Hort und Anker. Er vermaß ſich der Zuverſicht, jeder Chriſtenmenſch müſſe ſich ſelber Prieſter ſein, der Prieſter aber nichts anderes denn ein Lehrer der Gemeinde, der mit ihr nach dem Heile ſucht, nicht es der Welt wie Moſes vom Sinai fertig herunter bringt und anbefiehlt. Den Mechanismus in der Frommheit hat er zerbrechen und tilgen wollen, das Chriſtenthum ſollte aufhören, blos ein Syſtem auferlegter Obſervanzen zu ſein.

Als der Straßenlärm verhallt war, trat er in ſeine Laube zurück; er hatte es verdient, jetzt ſein Haupt zur

Ruhe zu legen. Ueber ſeinem Lager in der Niſche des Zimmers ſtand, von Holz geſchnitzt, ein Muttergottesbild; die Lampe, die ihm der Wirth angezündet, warf ihr Licht auf die Geſtalt. Luther blieb vor dem Bilde ſtehn und blickte der engelreinen Jungfrau Maria in's ſtille duldende Angeſicht.

„Die Mutter aller Gnaden!“ ſagte er ſtill für ſich. „Sie ſoll über mir Wache halten! — Aber ſie ſteht da, ohne den Sohn im Arm, der doch allein die Gnade giebt, mit der Krone auf dem Haupt, die ſie zur Himmelskönigin macht, und mit einem Mantel, der die Gebrechen der Welt verhüllt, deckt und begütigt! Kann ſie, darf ſie das? Vermag ſie die Arme über die Menſchheit auszuſtrecken über Den hinweg, der uns der einzige Mittler iſt, Rettung, Erlöſung und Gnade giebt? Der Mariendienſt hat den Chriſtusdienſt verdrängt, die Schwärmerei die Erkenntniß. Hinaus aus den Kirchen die Marienbilder, die ohne den Sohn etwas gelten wollen!“

Er ſtieß die Worte zornig aus, ſah ſich furchtſam um, als könnten Bilderſtürmer, ſein bös Nachgefolge, die Caricaturen ſeiner ſelber, ſein Wort hören und ſich auf ihn berufen. Er lauſchte ſchüchtern. Es kniſterte am Boden; einige Ratten nagten am Fußgeſtell des Muttergottesbildes. Er ſtampfte mit dem Fuß; da war es ſtill. „Böſe Geſellen das, die Ratten in den Gehäuſen der Menſchenkinder; aber ſie ſollen nit Alles zerfreſſen!“ Er nahm ſeinen Mantel und hing ihn über die Geſtalt der Maria, der Mutter ohne das Kind.

Er trat noch einmal an's Fenſter und ſchaute in die ſtill gewordene Nacht hinaus. Der Vollmond war aufgegangen und beleuchtete vor ihm Markt, Kirchen, Klöſter und Häuſer. Links zur Seite das mächtige Werk mittelalterlicher Frömmigkeit, himmelan ſtrebender Gottesfurcht, der Dom, der heiligen Jungfrau gewidmet, und dicht daneben Sanct Severi Stiftskirche mit ihren vier ſchlanken, kupfergedeckten Thürmen. — Erfurt zählte damals vierzehn Klöſter und dreißig Kirchen. Ueber alle hinweg ragte auf den Bergen und alſo dem Himmel noch näher ſtehend, mit einander wetteifernd, Sanct Peter und das Nonnenkloſter auf dem Cyriacsberge, die hundert Thürme der Stadt überbietend, ſie beherrſchend, wie Rieſen die Zwerge. Die fünfmal vierzehn Stufen der breiten Treppenflucht führen zum majeſtätiſchen Dome hinauf, die „Graden“ genannt, mit den mächtigen Cavaten, deren Gewölbe Kirche und Treppe ſtützen. An einem Pfeiler ſteht lateiniſch, aus dem vierzehnten Jahrhundert, noch heute die Inſchrift: „Zum Lobe Chriſti jauchze Du, glückliches Thüringer Land!“ So konnte gut Einer ſprechen auf den Gallerien des Thurmes, mit dem Blick auf den ganzen Kreis des Ländergebietes zu Füßen dieſer Metropole, die im Norden ſelbſt über die Hainleite hinweg bis zum Brocken ihr Auge ſtreckt.

Martin Luther hatte, als er hier jung geweſen war, den Genuß ſo weitreichender Kirchenherrſchaft gar wohl in ſeiner Seele empfinden können, wenn am Oſterſonntage die zehn weltberühmten Glocken des Domes den Ambroſianiſchen Lobgeſang anſtimmten, alle Kirchen und Klöſter der Stadt zum: Herr Gott, Dich loben wir! mit ihren Silberglocken einfielen, alle jedoch die große Glocke des Doms, Maria gloriosa getauft, vom Volk noch immer „die alte Suſanne“ geheißen, mit ihrem ſonoren tiefen F übertönte, das wunderbar auf Meilen hin die Luft durchzitterte.

Wie er jetzt aus ſeiner Laube das Haupt hinausſtreckte, waren plötzlich die Fenſter im hohen Chore des Domes erleuchtet; Mitternacht tönte vom Thurm und ein Geſang der Domherren begann.

„O ſüßer Klang, wie das lockt und ruft!“ ſagte Luther ſtill für ſich. Er war ſo tief bewegt, und vergaß beinah, daß der Glockenton tief drinnen in ſeiner Seele noch mehr werth und Gott wohlgefälliger, als tauſendfaches Schellengeläut. „O Muſika!“ ſagte er und kniete am Fenſter nieder, „Lebensretterin, Erlöſerin vom ſtarren Tode, ich weiß dich zu ſchätzen. Als ich armer, bethörter, wehleidiger Jüngling hier im Auguſtinerkloſter, vom Faſten erlahmt, vom Geißeln zerfleiſcht, halb entſeelt am Boden lag, da kam mein Alexis, flötete mir zu und meine faſt ſchon über den Styx entflohene Seele kehrte zurück zu ihrem Körper. Auch die heidniſchen Pythagoräer weiland ſchloſſen ihre Lectionen mit Muſik. O heilige Muſika, Mitlerin zwiſchen Erd' und Himmel, wie nimmſt du auf deine Schwingen die ſehnſuchtsvolle Seele!"

Er ſtand auf, ſchritt im Zimmer auf und ab und und gab ſeinen Gedanken Gehör.

Die Domherren ſingen! ſo dachte er. Cui bono? Aus eignem Drang? Das könnt' Jeder für ſich im Kämmerlein thun; ſie thun's im Chor, mit Maſſeneffect, um Mitternacht, damit's recht feierlich ſei. Wem aber zu Nutze? Dem Herrgott? Der braucht's nimmer. Ein' arme Seel' hat vielleicht hier mit 'ner Summe Geldes eine Meſſe geſtiftet in letzter Stunde des Leidens, um kraft des Geſanges der Prieſter leichter aus dem Fegfeuer erlöſt zu werden, da ſie durch eigne Buße und Frommheit ſich nit hat verſöhnen gekonnt mit Gott. Mag wohl ſo ſein und es geſchieht tauſendfältig. Iſt's aber der rechte Weg zur Seligkeit? — Fährt die arm' Seel' ſündhaft dahin, ſo bleibt ſie wohl ſündhaft, auch wenn tauſend Engel oder Heilige, geſchweig' fehlerhafte, fällige Prieſtermenſchen für ſie eintreten, ſingen und beten. Sonſt könnt' ja auch der Batzen Geld mich der Buße überheben und nur der Reiche mit ſeinen Tonnen Goldes in den Himmel fahren. Das kann nit ſein. O dieſe vom Teufel in Privilegien zerſtückelte Welt! Die Prieſter allein halten ſich für Vollchriſten. In lauter Vorrechte der Anmaßung verwandelt iſt das Anrecht Aller, die da Kinder Gottes ſein ſollen und müſſen. Den Armen iſt das Evangelium gepredigt und drum wollen wir ſelber beten, ſingen und ſagen wie es uns iſt um's Herze, nit mehr dem unverſtandenen Meſſegemurmel ſtumm zuhorchen. Kann die Meſſe deutſch ſein, geht es ſchon baß; Latein iſt für Gelehrte, nit für's Volk. Und wenn ſie nur die ſtille, geheime Flüſtermeſſe ſein ließen, die Winkelmeſſe, wo Einer am Altar betet, Alles ſtumm in ſich hineinſchlägt, und Niemand ſonſt, auch wenn er täglich zehn Gulden dafür zahlte, Niemand nichts dabei ſich denkt und ſtumpf daneben ſteht ein Vierfuß mit Brett vor der Stirn!

Als die Orgel im Dom jetzt mächtig brauſte, wurden Luther's ſtrenge Gedanken wieder kleinlaut, je wärmer ſein Herz klopfte vor der Macht der Orgeltöne. „O, du göttliche Windlade mit deinen Blaſebälgen!“ ſprach er und ſchlug an ſeine Bruſt. „Iſt's nit, als hätt' Sanct Blaſius dich erfunden, der Einſiedel, der am Saum des rauſchenden Meeres oder auf der Felſenſpitze auf den Athem Gottes gelauſcht? Nichts hat mehr Macht, als du, die allzu Traurigen fröhlich und die allzu Fröhlichen traurig zu machen, die allzu Hoffärthigen demüthig und die allzu Demüthigen zuverſichtlich. Mit ihrem Rauſch und Geſauſe reißt Frau Muſika

Alles mit ſich fort. — Und ich ſoll morgen ſprechen, predigen, ich einfältiger Mann mit dem nüchternen trockenen Wort, wohl gar ein Veto einlegen gegen die Triumphe der Prieſter, die den Sinnenmenſchen mit allem Zauber der Künſte gefangen nehmen?“

Er maß den kleinen Raum des Gemachs mit größeren Schritten, und wenn er ſtill ſtand, rang er die Hände und blickte nach links und rechts, ob kein weiterer Ausweg, kein Ausgleich zwiſchen Verſtand und Phantaſie, zwiſchen Wittenberg und Rom.

„Und wie können wir denn,“ fuhr er in ſeinem innern Selbſtgeſpräch fort, „wie können wir denn beten mit bloßen Worten, ohn' jedwedes Wörtlein ſcharf zu prüfen, ihm ſeinen Sinn, ob er ächt und richtig, abzumerken! Wir beten mit dem Wort der Bibel: Vater unſer, der Du biſt im Himmel! — Himmel? Was iſt Himmel? Da droben die Wölbung, blau am Tage, ſchwarz in der Nacht, obwohl mit Millionen kleiner blitzender Sterne. Es iſt ja aber kein Tonnengewölb', ſondern eine Unendlichkeit an Luft, eine Ewigkeit ohn' alle Schranke im weiten Raum. Iſt das Dein Himmel, mein Gott, da Du drinnen biſt, Du Großer, Allweiter, Allewiger, Allgegenwärtiger? — Nun gut! Sei's, die Welt iſt allenthalben des Herrn und ſie iſt voll ſeines Athemzuges. Wir beten weiter: Geheiliget werde Dein Name! Aber die Prieſter Rom's fluchen ja auch bei und mit Deinem Namen und Du läſſeſt es geſchehen! — Dein Reich komme! — Es iſt iſt alſo noch nit kommen, es ſoll erſt kommen, und das thut halt ſehr noth, lieber Vater, hab' doch ein Einſehen! — Dein Wille geſchehe auf Erden, wie im Himmel! — Alſo auch auf Erden! Nun ja, und dann wird's auch erſt gut werden unter uns. — Unſer täglich Brod giebt uns heute! Da iſt kein Widerſpruch, das wollen Alle einig; höchſtens daß blos Matthäus ſo beten heißt und Lukas: Unſer täglich Brod gieb uns immerdar! Lukas iſt ſehr happig, er will's ein für alle Mal. Geht aber nit immer ſo zu bei armen Leuten. — Und vergieb uns unſere Schuld, wie auch wir vergeben unſern Schuldigern! Ja das iſt ſicherlich der Inbegriff der Liebe, und es wird uns nur vergeben werden, falls wir vergeben Allen, die uns ſchuldig ſind. — Und führ' uns nit in Verſuchung! Denn ſie kommt ja täglich, ſtündlich und zumal wenn wir glauben, mit einer Formel uns abzufinden, mit einem Handgriff, einer Obſervanz. — Sondern erlöſe uns von dem Uebel! Zumal von dem Uebel der Römlinge und Finſterlinge, die Deutſchland knechten um des Mammons willen. — Denn Dein iſt das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit! Aber die Böſen machen's Dir ſtreitig, mein Herrgott. Merkſt es nit? O ja, merkſt es wohl, aber drückeſt bisweilen — bisweilen ſchläft ja auch Homer — ein Auge zu. Des Teufels

Wahnſinn iſt Ohnmacht, gebährdet ſich aber noch ſehr ſtramm, als als ob er auf dem Plan ſein müßt', nit Du, mein Herr. Ja, Dein iſt die Macht und die Herrlichkeit, — aber ich hab' ſie noch nit gut auf Erden finden können, wo's wüſt einhergeht. Schlaf' nit ein, mein Herrgott, bitt' ſchön, bleibe wach gefälligſt wie im Himmel alſo auch auf Erden!"

Damit legte er ſich nieder zur wohlverdienten Ruhe, und ſchlief feſt und geſund den Schlaf des Gerechten.

Fünftes Capitel.

Luther läßt ſich barbieren.

Es war ſchon heller Tag, als Luther durch ein Geräuſch an der Thür ſeiner Laube geweckt wurde. Es war nicht blos ein Klopfen; es war, als wenn Jemand mit beiden Händen am Schloſſe herumtaſtete, mit der ganzen Geſtalt am Holzwerk wiſchte und ſcheuerte. Luther erhob ſich, warf ſich in die Kleider und öffnete. Meiſter Jakob ſtand vor ihm mit dem Barbierſack in der Hand. Er lächelte, und ſein Lächeln ſchien ſagen zu wollen, daß er der alte Bekannte ſei, der ſich ſchon geſtern angemeldet; dabei wiſchte er ſich um's Kinn. „Ja, ſo!" ſagte Luther, „recht, kann's brauchen, bin ſchlecht bedient auf der Reiſe, das Stoppelfeld iſt reif zum Abſäbeln."

Der Meiſter ſchob ſich mit einer ſichtbaren Haſt in's Zimmer, er zitterte faſt am ganzen Leibe, ſo fröhlich er auch in ſeiner Seele war, daß es ihm als Bartſcheerer gelungen, beim großen Doctor Audienz zu erhalten. Er übte dieſe Hantierung nur noch in ſeltnen Fällen, etwa wenn hohe Prälaten oder Rathsherren ihn ausdrücklich beriefen; er hatte ja der Geſellen und Gehülfen genug. Nicht daß ſeine Hand verſagte oder unſicher geworden war; aber hier juſt mußte er's ſelber thun, und nicht blos um der Ehre willen. Er hatte dem Hochwürdigen nicht blos den Bart abzunehmen, er hatte einem drängenden Bedürfniß ſeiner Seele zu genügen, er wollte ihm etwelche geheime Anliegen vortragen, Gewiſſensſcrupel, für die er ſich ſelber keinen Rath wußte. Zu Hauſe hatte er ſich geſagt: Will ihm ſchon beikommen, er muß ſich ja doch raſiren laſſen. Beim Einſeifen kann ich ihm etwas untermiſchen, beim Schaben muß er ſtill halten und ich geb's ihm dann! Er wollte ihm beichten, während er ihn ſchor.

„Stadtbader?“ ſagte Luther in fragendem Tone; er erinnerte ſich der Scene auf der Treppe und vor dem Hauſe. „Ja wohl, ſchon geſtern hier geweſen.“

„Auch beim ſolennen Einzuge,“ fügte Jakob hinzu, ſich tief verneigend, — „Hoſiannah!“

„Auch mitgeſchrien?“

„Wie ſich's geziemet bei Einem, der da kommt im Namen des Herrn, bei einem" —

„Propheten?" fuhr Luther ihn an. „Hat ſich was! Etwa wie Savonarola?"

Der Meiſter fuhr zuſammen, ſich ſcheu und furchtſam bückend.

Luther ſah ihn mitleidig an; er bereute den barſchen Ton, mit dem er den Mann anließ. Er ſagte begütigend: „Man ſoll mit dem Wort Prophete nit um ſich ſchmeißen, Gott nit verſuchen in Verkündigung deſſen, was Er ſich vorbehält! O des armen Priors der Dominicaner von San Marco zu Florenz, der ſchönen Blumenſtadt! Auf Grund gefälſchter Unterſuchung ward er mit zweien ſeiner Genoſſen an einem Himmelfahrtstage ſtrangulirt und dann verbrannt. Ich war noch ein junger Burſch von vierzehn Jahren, ging zu Magdeburg bei den Nullbrüdern, den Franciscanern, in die Schule, als die Kunde davon aus Wälſchland kam. Das warf auf mein Gemüth einen langen Schatten, aber als ich darüber nachdenken lernte, ward mein Schreck in eine tiefe Scheu verwandelt. Der Savonarola hatte ſich vermeſſen, den Propheten zu machen, ſich Wunder zugetraut und geprahlt, er werde das Gottesgericht aushalten, die Feuerprobe beſtehen und da kein Zeichen geſchah, kein Regen vom Himmel fiel, kein Volk den Scheiterhaufen ſtürmte, ihn zu befreien, ging er elend an ſich ſelber zu Schande. Mich überkommt ein Zittern; bewahr' mich Gott vor Ruhmrederei, bin kein Prophete, ich fälliger gebrechlicher Menſch!"

„O aber doch ein von Gott Geſandter," flüſterte Meiſter Jakob.

„Er ſchickt einen Jeden in die Welt, zu fechten wider den Teufel; Alles was gut in uns, kommt von Gott!"

Luther hatte ſich einen Seſſel am Fenſter zurecht gerückt, breitete ſein Sacktuch über den Bruſtlatz und ſaß des Werks gewärtig, zu welchem ſich der Stadtbader anſchickte.

Meiſter Jakob kramte in ſeinem Scheerbeutel, nahm das Becken heraus, goß Waſſer hinein und machte die Seife ſchäumen. Die Vorbereitung dauerte ſehr lange. Beide Männer ſchwiegen eine Weile. Luther ward ungeduldig; er dachte: Ein ſchweigſamer Barbier eine Seltenheit! Laut ſagte er: „Vorwärts alſo! Aber gut und gründlich geſchabt; „kurz und gut," iſt hier der beſte Wahlſpruch."

Meiſter Jakob wetzte das Meſſer; er hätte weit lieber ſeine Zunge gewetzt. Luther wandte ſich zu ihm um und ſagte: „Ihr macht es ja recht umſtändlich, beinah' feierlich. Wird's denn bald?"

Der Meiſter ſeifte ihn ein und hielt dann wieder inne. Wie Luther ihn ſtrafend anſah, flüſterte er: „Man kann Euch nit gut in die Augen ſchauen, ſo geſegnet ſind ſie."

„Was zum Henker ſoll's!" fuhr Luther auf, und blies ihm den Schaum in's Geſicht.

Meiſter Jakob pruſtete und mußte ſich die Augen reiben, denn der Seifenſchaum, mit dem ihn Luther angeſpieen, biß. Dann blickte er voll inniger Demuth in das Angeſicht des Mannes, der die Welt mit ſeinem Donnerwort erſchütterte, Wahn und Aberglauben mit der Fackel ſeines Lichtes verjagte, alſo, daß Papſt und geſammte Kleriſei entweder grimmig aufſchrecken oder zitternd bei Seite ſchlichen. Er war innerlich ſo bewegt; er trat noch einmal zurück und kramte in ſeinem Beutel.

„Was ſucht Ihr noch, und was habt Ihr?" fragte Luther leutſelig.

„Zwei ſchwere Fragen auf dem Gewiſſen," ſagte der Meiſter.

„Soll ich denn hier im Beichtſtuhl ſitzen?" murrte Luther, „während mich der Bartſcheerer zu bedienen hat? Nun, wenn denn ſchon: Heraus damit, was giebt's?"

Der Meiſter hielt ſein Meſſer bereit, um das Werk zu beginnen; wollte aber doch, weil der Doctor ihn jetzt ſänftiglich anließ, die ſchöne Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen laſſen. „Herr Doctor," ſtotterte er, „ich hab' Scrupel auf der Seele."

„Und ich hab' Haarſtoppeln im Geſicht," ſchmunzelte Luther.

„Doctor Martin, giebt's eine Erbſünde?“ ſagte Jakob voll Devotion.

„Und das fragt mich ein Bartkratzer?“ rief Luther mit einer Anwandlung von Humor. „Siehſte wie Du biſt! Aber ich will Dir dienen nach Deinem Metier. Hier ſchneidſt Du mir die Stoppeln fort und meinſt, ich ſei nun glatt um's Maul. Hat ſich was! Morgen ſind die Strünke wieder da, von neuem hervorgeſchoſſen. So iſt's mit der Erbſünde, man tilgt ſie nicht, ſie ſchießt allzeit wieder aus und wuchert.“

„Aber giebt's eine Erbſchuld von Geſchlecht zu Geſchlechtern?“ fragte der Meiſter.

„In Adam ſind wir Alle Sünder,“ ſagte Luther, „mit Auguſtin glaub' ich an Erbſünde.“

„Aber doch nit ſo,“ fragte Jakob in Angſt, „daß ich um der Sünde Andrer willen, in Sack und Aſche Buße thun muß?“

„Nein, guter Freund,“ war die Antwort, „Jedes hat mit ſich ſelbſten genug zu thun, Jeder iſt Lump genug von ſich ſelber.“

„In manchen hohen Häuſern,“ fuhr Meiſter Jakob fort, der jetzt redſelig werden zu dürfen glaubte, „in manchen hohen Häuſern waltet erblich ein Gebrechen, das pflanzt ſich weiter im Blute, ſelbſt im Gemüthe, wie machmal ſogar der Hang zum Selbſtmord. Ach, das liegt doch wohl in der falſchen Vorſtellung, daß es in der gütigen Hand der Natur kein Heil- und Hülfsmittel gäbe. Da iſt das hohe Haus der Schwarzburger! vor mehr als hundert Jahren ward ein Schwarzburger Graf, der bald die deutſche Königskrone trug, König Günther, vergiftet. Ein Meiſter Freidank reichte ihm den Giftkelch. Müſſen darum alle Freidanks verflucht ſein von Geſchlecht zu Geſchlecht, bis in ewige Zeiten hinein, und wenn ein Schwarzburger ſich einläßt mit Einer vom Stamm der Freidanks, iſt es da als wenn die Peſt ihn ergriffen hätte? Die Peſt iſt eher heilbar, als der Fluch im Wahn der armen Menſchen!"

„Richtig," ſagte Luther. „Da war geſtern ein junger Graf Schwarzburg im Comitat der Studenten, auch ein Günther —"

„Hat hier in Erfurt die hohe Schule bezogen, iſt ein Poſthumus, aber der Kirche gewidmet ſchon vor ſeiner Geburt, und ſoll in einem Kloſter Buße thun wegen der Befleckung ſeines hohen Hauſes mit dem Stamme der Freidanks."

„Das junge Blut?" fragte Luther, „der blonde Jüngling mit den veilchenblauen Augen?"

„Von vier Brüdern der Jüngſte, und alle vier wurden als Opfer der Kirche geweiht."

„Vier Söhne als Opfer!" rief Luther. „Abraham wollte Einen zum Opfer darbringen, und ſiehe! ein Engel Gottes kam, fiel ihm in den Arm und das Knäblein ward gerettet. Ei, man kann Gott am beſten dienen mit lebendigem Leibe und mit lebendigem Herzen."

„Und hier iſt ein Schwarzburger ſchon vor ſeiner Geburt zum Todesopfer beſtimmt, ungefragt, unbewußt, unverſchuldet. Großer Doctor, ich mein', man ſollt' die Menſchen auch nit ungefragt, nit unbewußt taufen!"

„Wie das?" machte Luther und ſah ihn ſchräg an.

„Unmündige Kindlein," ſagte Jakob, „die nit wiſſen was mit ihnen geſchieht, ſollten dann Die getauft werden, bevor ſie verſtändige Menſchen worden, die da den Act der heiligen Waſchung begreifen?"

Luther ſprang vom Stuhl auf, ſtand kerzengerade vor dem Redenden, hinderte deſſen weitere Hantierung und ſah ihn ſtarr an. „Mit wem hab' ich's denn hier zu thun?" rief er. „Gott ſei bei uns! Biſt denn gar wohl ein Jude?"

„Bin getauft, bin getauft," antwortete der Meiſter kleinlaut und unterließ es nicht, die Verſichrung zu wiederholen.

„Biſt getauft?" wiederholte Luther ſeinerſeits. „Aber wie? Nit farbhaltig, weil nit in der Wolle gefärbt? Was?"

„Waſſer thut's freilich nit," ſtotterte Jakob, „ſondern der Geiſt."

„Richtig!" brach Luther frohlockend aus. „Und wer hat Dich denn bekehrt?"

„Ich mich ſelbſten,“ war die Antwort.

„Hm, hm!“ murrte Luther nachdenklich. „Aber hältſt denn die Taufe für eine bloße Waſchung?“

„Eine Waſchung und Reinigung der Seele,“ ſagte Meiſter Jakob ängſtlich.

„Nit eine Gnade Gottes, die uns unbewußt überkommt?“ eiferte Luther. „Das aber iſt die Taufe, ein Sacrament!“

„Doch wohl nur,“ warf der Meiſter ängſtlich bittend ein, „doch wohl nur, wenn wir es verſtehen, es begreifen, was mit uns geſchieht?“

Auf Luther's Stirn ſchwoll die Zornader an. „Willſt Du die Wunder Gottes begreifen, ſo warte ſchier bis zum jüngſten Tage und ſei dafür —“ Er wollte: verflucht! ſagen, aber das Wort blieb ihm im Halſe ſtecken; er brachte blos über die Zunge: „Biſt doch wohl gottsjämmerlich ſchlecht getauft und der Jude iſt halt in Dir ſtecken blieben?“

„Bitte, bitte!“ ſagte Meiſter Jakob nicht ohne Eifer, trat aber doch mit einem Anflug von Stolz einen Schritt zurück. „Auch Jeſus von Nazara war, mit Reſpect zu ſagen, von Haus aus ein Jude, und er war ein reifer Mann, als er ſich von Johannes taufen ließ im Jordan.“

„Und darum,“ rief Luther,“ ſoll die junge Brut aufwachſen ohne Chriſti Stempel, in der Verwilderung der gottlos freien Natur? Willſt warten, bis ſie's begreifen? Da wird wohl Keiner aus der Verwahrloſung heraus ſich retten, denn es wird uns als Gnade, nit als Verdienſt beſcheert! Wir taufen die Neugebornen ohn' ſie zu fragen ob ſie es wolleten. Werden wir nit auch geboren ohn' d'rum befragt zu werden? Es überkommt uns ungeſucht als Gabe, als Gnade, und ſprach nit Chriſtus: Laſſet die Kindlein zu mir kommen? Hei! Willſt die Kindertaufe verwerfen, begreifſt nit deren Segen und unbewußte Gutthat? Straf' mich Gott, es ſpukt etwas davon im Lande herum, in Zwickau und ſonſt wo in allerlei verſteckten Löchern. Und Ihr ſeid Einer von dem Geſindel der Sectirer und Wiedertäufer? Zwickauer Du, Anabaptiſte! hol Euch Alle — ein Andrer! Hinaus mit Dir, wo der Zimmermann das Loch gelaſſen hat!"

Luther ſtand da mit ausgeſtrecktem Arme, als wollt' er den Bannfluch ſchleudern. Meiſter Jakob hatte erſchrocken ſein Scheerzeug zuſammen gerafft und ſtürzte geknickt unter tiefen Verbeugungen zur Thür hinaus. Hätte er nicht freiwillig den Rückzug angetreten, Luther hätte ihm vielleicht dazu verholfen mit einem gelinden Fußtritt. So ſchien es wenigſtens nach der Gebährdenſprache beider Männer, des furchtſam fliehenden und des herriſch gebietenden.

Der Schein trügt zuweilen; Thatſache aber war der

Zuſtand, in welchem der Barbier ſeinen Kunden hier zurückließ. Halb raſirt wie er war, ſtand Luther da im Zimmer und wiſchte ſich den Schaum vom Angeſicht, auch von der Stirn die Schweißtropfen des hellen Zornes. Mit halbem Stoppelgeſicht hat er zu Erfurt bei den Auguſtinern predigen müſſen.

Draußen aber auf dem Treppenabſatz kauerte Meiſter Jakob ſtill in ſich zuſammen und ſeufzte tief und ſchwer: „Gott will keinen gezwungenen Dienſt. So hat er geſagt, der Luther, der Mann Gottes, und nun will er doch eine gezwungene Taufe!“

In ſchweren Gedanken an ſein noch ungetauftes Sephchen ſchlich er zerknirſcht nach Hauſe.

Sechstes Capitel.

Bei den Dominicanern.

Wenn man zu Erfurt die Straßen hinunter wandert, an deren Ecke der ſchöne Paulsthurm emporragt, tritt man vor die jetzt evangeliſche Predigerkirche. Vom Prädicantenkloſter, dem alten Sitze der Dominicaner, einem Meiſterwerke der Baukunſt im gothiſchen Styl, iſt jetzt nur noch das ehemalige Capitelhaus übrig. Es erſtreckte ſich bis zur Gera hin; ein Seitenflügel mit

Thürmen und mit Kerkern, die ehedem das heilige Amt im Namen Gottes bevölkerte, — ragte drohend in den Himmel hinauf, in's Land Jenſeits, allwo allein Gnade und Erbarmen zu finden war für hier elendiglich verkommene Seelen. —

Es war noch früh am Tage, als vor dem Portal des Kloſters drei Reiter hielten, Einlaß begehrend. Der Strang der Glocke ward gezogen, der Pförtner erſchien und auf den Namen Deſſen, der ſich melden ließ, rauſchten die eiſernen Flügel des Thores ohne weiteres klirrend auseinander. Es war ein Graf Schwarzburg, der vor einigen Tagen ſeinen Beſuch angekündigt hatte. Der Orden der Dominicaner ſtand mit dem erlauchten Hauſe ſeit Jahrhunderten in beſtem Vernehmen, in engſter Verbindung. Seit Menſchengedenken waren Dominicaner wenigſtens in dem einen Zweige des hohen Geſchlechts, welchem der Ankömmling angehörte, Beichtväter, Seelſorger und vertraute Räthe.

Im Kloſterhofe ſtieg der junge Ritter vom Pferde; von den zwei Edelknechten, die ſein Gefolge machten, hielt der eine ſein Thier, der andere wurde von ihm mit einer Botſchaft an den Pater Regens entlaſſen, der im Capitelſaale die Brüder verſammelt hatte, um ſich mit ihnen über die Art des Empfanges zu berathen.

Es war der Graf Günther, der Tags zuvor beim Empfange Luthers ſich am Comitat der akademiſchen

Genoſſen betheiligte, der junge Sproß des hohen Hauſes, der, wie Meiſter Jakob erzählte, ſchon vor ſeiner Geburt der Kirche geweiht war, der Student mit dem blonden Gelock und den veilchenblauen Augen, der dem Bruder Martin bei der Begrüßung auffiel. Die ganze Geſtalt des jungen Mannes ſchien, nach ritterlicher Tracht und Haltung, noch ganz dem Leben anzugehören und doch lag auf der ſchönen, offenen Stirn eine dunkle Wolke, das drückende Gefühl, willenlos, mit gebundenen Händen, einem Verhängniß, das er nicht begriff, überliefert zu ſein. Die ſuchenden, hülfsbedürftigen, um Aufſchluß bittenden Augen flackerten in der Irre hin und her, ohne Halt und Stütze zu finden. Auf den keck geſchwungenen Lippen, die kaum der Anflug erſter Manneskraft beſchattete, lag ein Zug des Trotzes, der nur nicht zu wiſſen ſchien, wo und wie er ſich äußern durfte. Auf der jungen Stirn laſtete der Spruch Joſua Capitel 24 Vers 15: „Ich und mein Haus wir wollen dem Herrn dienen!“ Damit hatte der hochſelige Vater Erlaucht über die Seinigen teſtamentariſch verfügt, und von der Kirche war das Gelübde des Sterbenden für rechtskräftig erkannt worden; die vier Söhne ſollten nach dem letzten Willen des regierenden Herrn, ſei's als Mönche und Prälaten, ſei's als Ritter, in den Dienſt Gottes treten, um ein Ungemach zu ſühnen, das als Erbſünde wie ein Fluch auf dem hohen Hauſe lag. Der Erſtgeborene, Graf Günther der Aeltere, hatte ſich von Weib und Kind getrennt und war bei den Dominicanern im Büßergewande geſtorben. Der Zweite hatte, nach Auflöſung ſeines Verlöbniſſes mit einer Edeldame, als Ritter das Kreuz genommen und ſich einem Pilgerzuge der Johanniter nach Paläſtina angeſchloſſen; er ſchien im Morgenlande umgekommen zu ſein, er galt für verſchollen. Der dritte Sohn, jung ſchon in ein geiſtliches Gewand geſteckt, war Canonicus in Straßburg. Dem Poſthumus war laut Teſtament die Wahl des Ordens, ſobald er mündig, überlaſſen und freigegeben. Günther der Junge, wie er bei den Seinigen hieß, war in einem fränkiſchen Schloſſe unter der Obhut eines ehrenwerthen Vetters erzogen, unter geiſtlicher Pflege, nicht ohne ritterliche Uebungen, aber doch immer mit dem Hinweis und mit der Mahnung an ſeinen zukünftigen geiſtlichen Stand. Seit kurzem hatte er ſich in Erfurt eingeſtellt, um als akademiſcher Bürger den Studien obzuliegen, vielleicht auch um den Reſt der ihm noch zuſtehenden Freiheit zu genießen.

Die geiſtlichen Herren im Kloſter wußten bereits lange von ſeiner Ankunft in der Stadt; die Abgeordneten aber, die ſie zu ſeiner Begrüßung geſchickt, wurden nicht empfangen, Graf Günther ließ melden, er werde beim Prior, Pater Saleſius zur Beichte kommen. Auf die Botſchaft, Pater Saleſius ſei krank, von aller amtlichen

Thätigkeit entfernt, hatte der junge Graf nichts weiter von ſich hören laſſen. Es war begreiflich, daß jetzt ſein nun doch angekündigter Beſuch den geiſtlichen Herren ein Ereigniß ſchien. War es doch möglich, daß das junge, Gott gewidmete Blut ſich dem Orden zuwendete. Ganz ohne Pfründe, Gülden und werthe Nutznießungen ſollten ja, laut teſtamentlicher Verfügung des verſtorbenen Seniors des Hauſes, die Schwarzburger Grafenſöhne nicht eintreten in den Dienſt der Kirche; Jeder von ihnen war reich mit Gütern bedacht, die er gehalten und befugt war dem geiſtlichen Hauſe, dem er ſich widmete, als Dankesſpende darzubringen. Im Capitelſaale hielten die geiſtlichen Herren hohen Rath, welchen Empfang ſie dem Grafen Günther dem Jungen bereiten ſollten. Stellte ſich nur erſt der Jüngling, ſo ließ ſich mit ihm reden, vielleicht konnte man auch — doch das nahm Jeder auf ſeine eigne Kappe — in der Beichte ein Wörtchen einfließen laſſen, jedenfalls die Mahnung des vierten Gebotes, daß ein guter und getreuer Sohn Vater und Mutter ehren müſſe, auf daß es ihm — in dieſem Falle freilich auch der Kirche — gut gehe auf Erden.

Auf dem runden Tiſch im Capitelſaale, an welchem wohl früher mancher ketzeriſche Unhold abgeurtheilt worden, lag die Urkunde des verſtorbenen Familienhauptes aufgerollt, um der Erwägung Raum zu geben, wie man kraft ihres Buchſtabens fein ſäuberlich, menſchlich milde und doch nachdrücklich wirkſam und kanoniſch zu verfahren. „Wir Grafen von Schwarzburg, Herren p. p.“ — alſo hieß es in der Urkunde, — „die Wir in Gott dahinzufahren und zur Abwehr des Unſeren Stamm betreffenden ſchweren Unheils Uns damit eine ſichere Urſtätt' zu bereiten gedenken, möchten, indem Wir die Unſeren beſchwören, Gott und der Kirche zu dienen, Dieſelbigen nicht blank und bloß ausſetzen an dieſen heiligen Strand, vielmehr ſie gern mit feſter Trift begaben, als da iſt mancherlei in Unſrer güldenen Aue und ſonſtwo in Thüringer Landen, was Unſerer beſonderen Linie des hohen Hauſes Schwarzburg zugehörig, als da ſind“ u. ſ. w. „ganz und unverbrochen ohn' alle Geverbe und Argeliſt begeben mit Unſerem anhangenden Inſiegel Anno Domini“ u. ſ. w. In der Stiftskirche zu Nordhauſen lag der regierende Herr, der Senior der einen Linie des Hauſes, begraben, und es hieß ſeine in Gott ruhenden Gebeine frevelhaft aufſtören, wollte man die chriſtliche Rechtskräftigkeit ſeines letzten Willens antaſten und in Zweifel ziehn. Günther der Junge war deſignirter Erbe eines Franciscaner Barfüßerkloſters zu Arnſtadt mit freier Verfügung über alle Güter, Zinſen und Renten zu Gunſten dieſes oder eines andern frommen Ordens. Eine Mühle zu Erfurt mit fünf Gängen, die er jetzt ſchon inne hatte und bewohnte, ſeitdem er die Hochſchule bezogen, war für Dominicaner, die den Werth von Mühlen, es ſeien Korn- oder Schneidemühlen, zu ſchätzen wußten, ein gar werthes Angebinde. Außerdem mußte ein Silberſtollen zu Stadt Ilm dem jüngſten hochgräflichen Sproſſen jährlich drei Mark Erfurtiſch zahlen, unerwähnt einer Reihe von Gülten, Zehnten, Lehnsgroſchen, Nutznießungen und Dienſtgebühren mancherlei Art „im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes."

Während jedoch das Capitel berieth, langte durch den Edelknaben vom jungen Grafen, der auf dem Kloſterhof bereits hielt, die Meldung an, Derſelbe wünſche für heute nicht in Körperſchaft empfangen zu werden und begehre blos die Gräber der Seinigen zu beſuchen. Pater Regens entließ die verſammelten Brüder und machte ſich eilig auf, den Jüngling des hohen Hauſes in Perſon und allein zu begrüßen. —

Im Chor der Dominicanerkirche zu Erfurt ſieht man noch heute die bemalte Sandſteinfigur einer Madonna aus dem vierzehnten Jahrhundert. Das Altarbild, im Style der Eyck'ſchen Schule, dürfte dem fünfzehnten angehören. Dort ſteht das Grabmal eines, im Mönchsgewande dargeſtellten Günther von Schwarzburg, der hier ſein Büßerleben beſchloß. Ein Sprung im Steine macht es undeutlich, ob 1330 oder 1331 das Jahr ſeines Todes war; ſeiner Zahl nach, wie denn im Hauſe der Schwarzburger alle Günther nach einander zählen, war er der ſechzehnte. Vor dieſem Grabmahle ſtand der junge Schwarzburger, ebenfalls ein Günther, aber der Zahl nach noch nicht eingereiht, da ihm ja doch bevorſtand, alle ſeine weltlichen Würden und Grade abzulegen. Der junge Mann bückte ſich auf das Denkmal, um deſſen halb zerſtörte Inſchrift zu entziffern; er hatte die Kirchenthür offen gefunden und war ohne Begleitung eingetreten.

„Willkommen im Tempel des Herrn!“ ertönte hinter ihm weihevoll prunkend die Stimme des Prälaten, der leiſe aus der Seitenhalle zu ihm trat. Es war der Pater Regens, der im Kloſter gebot, ſeitdem der ehemalige Prior, ſeines Amtes enthoben, im Krankenhauſe wohnte, — eine hohe, breite Geſtalt, nicht ohne prieſterliche Würde, aber auch nicht ohne fleiſchliches Wohlbehagen in ſeiner ganzen Erſcheinung, ein Prälat, der auch mild ſein konnte, falls man blind Gehorſam übte, für den es aber außerhalb der unfehlbaren Traditionen und Obſervanzen der Kirche kein Heil, keine Hülfe und Rettung, nur Fluch und Verdammniß gab. Ein wohl rundes, aber nicht übervolles Antlitz mit ſtarken, feſten Muskelknochen bekundete einen Mann der ſtricten Disciplin; das goldene Pectoralkreuz glänzte auf ſeiner Bruſt, als er ſalbungsvoll die Hände ausbreitete.

Der junge Graf verneigte ſich leicht, den Segen zu empfangen, unterbrach aber den Anlauf der feierlichen

Bewillkommungsrede, zu welcher der Prieſter Miene machte. Er wies auf das Grabmal hin und ſprach den Wunſch aus, die zerſtörte Inſchrift wieder hergeſtellt zu ſehen, da ſich ja aus den Annalen des Kloſters das ſichere Todesjahr Deſſen, der hier aus dem Hauſe Schwarzburg als Dominicanermönch geſtorben, leicht ermitteln ließe. Der junge Student ſchien ſich um die Geſchichte ſeines erlauchten Fürſtenſtammes bekümmert zu haben. Er rühmte die Domherren von Sancta Maria, die ſich eine unleſerlich gewordne Inſchrift nicht zu Schulden kommen ließen. Der Ahnherr ſeines Hauſes, der Deutſchlands Krone getragen, König Günther glorreichen Angedenkens, habe im ſechsten Monat ſeines kurzen Regiments im Erfurter Dome den Bau des Chores beginnen laſſen. Alſo beſage am Ende der Cavate, beim ſüdlichen Eingang zur Domkirche, eine Inſchrift vom 25. März 1349; am 6. Juli jenes Jahres, Sexto Calendas Augusti, ſei König Günther zu Frankfurt am Main geſtorben; mit der Inſchrift aber zerfalle auch alles Recht der Documente.

Der Prälat ſtaunte über des Jünglings Studien, die ſich auf das Jus zu richten ſchienen. Wird auch zu gebrauchen und von Segen ſein, wenn wir ihn nur erſt in der Kutte ha'n! So mochte Pater Regens denken. Er blickte geſenkten Hauptes den Grafen forſchend an und gelobte die Erneuerung des Grabſteines.

„Ruhe ſeiner Aſche!“ ſagte Günther der Junge.

„Er war nicht der Erſte,“ ſprach weihevoll der Prälat, „nicht der Erſte, der vom hohen Hauſe Eurer junggräflichen Gnaden die Weltlichkeit verließ, um Gott zu dienen.“

„Wird und ſoll auch wohl nicht der Letzte ſein!“ flüſterte der Jüngling kaum hörbar.

„Auch ein heiliger Günther,“ ſagte der Pater, „glänzt im Schooße der Kirche, jener Eremit im Thüringer Lande“ —

Der junge Mann unterbrach ihn: „Iſt es ausgemacht, daß der heilige Günther ein Schwarzburger war?“

Der Prälat war hier auf dem Plane fix und fertig zu Hauſe. „Die Verwandtſchaft mit dem heiligen Stephan, König von Ungarn ſetzt es außer Zweifel,“ ſagte er. „Sanctus Guntherus lebte zur Zeit Kaiſer Heinrichs des Zweiten, ſchenkte alle ſeine Güter dem Kloſter des heiligen Wigbert, wallfahrtete nach Rom und wurde Mönch zu Altenhan, wo Abt Godehard ihn aufnahm. Zu dreien Malen berief ihn König Stephan nach dem Ungarlande. Günther ging hin und that Wunder unter den Heiden, zog ſich aber danach für immer in die Einſamkeit zurück, bauete dem heiligen Johannes dem Täufer zu Ehren eine Zelle, wo er 37 Jahre mit einigen Genoſſen als Einſiedler lebte.“ —

Der junge Graf wollte einwenden: „Als Einſiedler und doch mit Genoſſen?“

Der Prälat fuhr aber fort: — „Die ganze heilige Schrift auswendig lernte, obwohl er nicht leſen konnte, was ſchon Wunder genug war.“

Der junge Mann mochte denken: „Es giebt auch wunderliche Heilige!“ aber er ſprach es nicht aus.

Der Pater Regens fuhr fort: „Er hat ſeinen Tod und ſein Begräbniß prophezeiet; 1045 wird als das Jahr, in welchem er ſtarb, bezeichnet, 20 Meilen von Prag, im Kloſter zu Bräunow fand er ſeine Ruheſtätte. Es geſchah ein Wunder an ſeinem Grabe und der neunte October iſt der Tag an welchem man den heiligen Günther kirchlich feiert. Ew. junggräflichen Gnaden mit Verlaub, ſchon mancher Mann des hohen Hauſes Schwarzburg hat ein hohes Kirchenamt bekleidet und die Stufenleiter zu geiſtlichen Würden ſteht offen. Ein Ohm von Ew. Gnaden, ein Graf Heinrich, war Probſt von Jechaburg, alsbald zugleich Biſchof zu Münſter und Adminiſtrator des Erzſtiftes zu Bremen. Ein Anderer Eures Erlauchten Stammes, auch ein Heinrich, war Domherr zu Köln, Würzburg und Halberſtadt, ſoll auch geweſt' ſein Rector Magnificus der Erfurter Hochſchule. Die Geſchichte kennt auch ein Mitglied des hohen Hauſes als Biſchof von Rudolſtadt, einen andern Schwarzburger als Erzbiſchof von Magdeburg.“

„O mein Gott!“ ſeufzte der junge Mann.

„Was iſt?“ fragte der Prälat ſtutzig. „Junggräfliche Gnaden wollten etwas bemerken.“

„Weshalb ging denn der heilige Günther in's Kloſter?“ fragte der Jüngling, um nur etwas zu ſagen.

„Um ſeiner Jugendſünden willen,“ ſagte der Prieſter freundlich und ſchmackhaft lockend, wenn auch ſalbungsvoll.

„Wenn man aber keine Jugendſünden zu beichten hat?“ fragte Günther der Junge und ſah dem Prieſter keck in's Angeſicht.

Dem Prälaten ward es ſchwül vor dem dreiſten Blick der Unſchuld. Er wollte im Zorn aufbrauſen, aber er hatte Selbſtbeherrſchung genug und faßte ſich. Zum Glück fiel ihm der Spruch des Apoſtels ein: „Wir ſind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben ſollten!“ Dann richtete er ſich ſteil auf, ſtreckte ſich aus nach ſeiner ganzen Leibes-Länge und Breite und ſagte murrend: „Keine Jugendſünden zu beichten? Schon der Zweifel, ob man ſündhaft, iſt ein Frevel; er ſchmeckt nach der Schule der Humaniſten.“

Der Jüngling blickte zu Boden; er erinnerte ſich, daß auch Luther Tages zuvor die Humaniſten geſcholten, wenn ſie den Gelüſten der Sinne keinen Zügel anlegten.

„Iſt denn Alles verflucht, was aus der Natur ſtammt?“ fragte er kleinlaut.

„Alles!“ ſagte der Prieſter und kniff die Lippen zuſammen.

„Auch ganz natürliche Regungen, bei denen man ſich nichts denkt?“ fragte Günther.

Der Prälat fuhr auf: „Schon daß man ſich nichts denkt dabei, iſt Sünde.“

„Dann ſündigen wir ja in Einem Athem, in jedem Augenblick,“ klagte der Jüngling.

„Soll wohl ſein und muß auch ſein,“ ſagte der Prieſter dumpf und hohl, als käm' ſein Ton aus einem Tonnengewölbe, aber ſicher und feſt.

„Wie?“ fragte der junge Mann in Ermangelung des Verſtändniſſes.

„Sünde muß ſein,“ war die Erwiderung des vielleicht Geprüften und Wohlerfahrenen, „Sünde muß ſein, denn warum? Wo bliebe ſonſt die chriſtliche Reue?“

Der Jüngling dachte ſtill für ſich: „Dann wäre es ja beſſer geweſen, Gott hätte die Welt gar nicht erſchaffen!“

Der Prieſter hätte ihm darauf erwidert: „Ja wohl, mein Sohn, dieſes wär' auch beſſer geweſen.“

„Laßt mich hin zum Grabe meines Bruders!“ rief Günther ſchmerzhaft und drängte den Führer aus der Kirche.

Schweigend gingen Beide den Säulengang hinunter, in welchem links und rechts, unter dem Zeichen Deſſen, der am Kreuze ſtarb, nicht zum Tode der Andern, ſondern zu deren Erlöſung, ſo manche arme Seele Ruhe gefunden. Der Kreuzgang umſchloß im Viereck den reich mit Stauden und Blumen bewachſenen Friedhof. Krokus und junge fürwitzige Kinder des kaum erwachten Frühlings ſchmückten das Grab des älteren Günther, der ſchwermüthigen Herzens und im Geiſt verdunkelt hingeſunken war, treu dem Gelübde des Vaters, irre an ſich und am Heil der Seinigen. Der Jüngling warf ſich über den Grabhügel hin, laut ſtöhnend und ſeufzend. Wie er ſich erhob, blickte er mit Thränen im Geſicht den Prieſter an, der mit ſeinem Gebahren ganz leiblich zufrieden ſchien und ſich wohlwollend verneigte.

Günther der Junge frug: „Iſt es denn nicht genug, daß Einer dahinging, den Fluch des Hauſes zu ſühnen? — Wir wollen ja Alles leiſten, was im Teſtamente des Vaters der Kirche vermacht iſt zum Heil ſeiner Seele, alle Votivgaben wollen wir zollen, der Kirche alle Pfründen abtreten, wenn wir nur frei würden von dem Gebot, die Welt zu verfluchen, das Leben unter Menſchen zu meiden und in Sack und Aſche abzuſterben!“

Der Prälat ſagte: „Euer Bruder, Erlaucht, Graf Günther der Aeltere, ſtarb als gehorſamer Sohn ſeines hohen Vaters und in glorreicher Reue über ſeine Vergehungen.“

„Dann hatte er ja doch wohl hinreichend ein Genüge in ſich ſelber,“ eiferte der Jüngling, „und die Mutter der Gnaden im Lande Jenſeits wird ihm ſicherlich eine Fürbitterin ſein am Throne des ewigen Richters!“

„Euer Bruder, Erlaucht,“ erläuterte der Prieſter, „ging in's Kloſter auch zur Buße und Sühne des Unheils, das auf Ew. hochgräflichen Gnaden Hauſe laſtet.“

„Dann büßte er alſo für die Sündenſchuld Anderer!“

„Das Weib, das er ehelichte, war eine Freidank, eine Tochter aus dem Stamm“ —

„Aus dem Stamme der Verworfenen, eine Jüdin! Aber ſie war ja getauft!“

„Eine Tochter aus dem Stamm jenes Freidank, der in der Geſchichte Eures Hauſes als Königsmörder und Giftmiſcher daſteht.“

„Das war ja doch Zufall!“ rief der Jüngling in ſeiner Verzweiflung.

„Junger Mann!“ ſagte der Pater Regens; er nannte ihn plötzlich nicht mehr junggräfliche Gnaden, nicht mehr Erlaucht. „Junger Mann, es giebt keinen Zufall. Denn warum? Zufall iſt, was Dir von Gott zufällt.“

„Ein Schickſal!“ klagte Günther.

„Schickſal? Schickſal iſt, was Dir von Gott geſchickt wird!“ So lautete die gelehrte, ſprachlich gewappnete, ſcholaſtiſch ſubtile Erwiderung.

Der junge Graf rang die Hände. Er hatte auf der Hochſchule noch keine Dialektik ſtudirt, um den Spitzfindigkeiten ſolcher Doctrin gewachſen zu ſein. „Hochwürdiger Herr!“ ſagte er nicht ohne Aufrichtigkeit. „Ich hab' das Bedürfniß, zu beichten, all meine Scrupel, Aengſten, Sorgen einem geweihten Manne, der mein Vertrauen beſitzt, auszuſchütten. Ich hab' das Verlangen geſtellt, beim Prior des Kloſters zur Beichte zu gehen; man hat es mir verweigert.“

Der Regens ſagte: „Pater Saleſius hat ſein Amt niedergelegt, iſt a divinis entfernt. Auch iſt jeder Prieſter, nicht als Perſon, ſondern kraft ſeiner göttlichen Weihe befugt, Beichte zu hören, zu binden und zu löſen.“

Der junge Mann wurde empfindlich. „Aber der Laie,“ ereiferte er ſich, „hat doch das Recht des eignen, freien Willens in der Wahl eines Beichtigers!“

Der Prälat breitete ſeine frommen Hände flach auseinander und wiegte das Haupt nach beiden Seiten, als wollt' er ſagen: „Es fehlt ja nicht an ſolchen, unter denen Du die Auswahl haſt!“

„Hochwürden!“ ſagte Graf Günther. „Meine Vorfahren haben allezeit bei Dominicanern gebeichtet. Männer

Eures Ordens waren die Seelſorger, die Vertrauten meines Hauſes. Nimmt man mir die freie Wahl, ſo nehm' ich mir die Freiheit meines Willens dergeſtalt, daß ich zum Geiſtlichen eines andern Ordens beichten gehe. Was brauch' ich an einen Dominicaner gebunden zu ſein? Ich gehe zu einem Auguſtiner!"

„Zum Auguſtiner aus Wittenberg, zum Lehrer der neuen Peſtilenz?" ſtammelte der Mönch des heiligen Dominicus und trat einen Schritt zurück.

„Es wäre beſſer, es bliebe unter uns," ſagte der Jüngling gutmüthig offen und zuverſichtlich. „Man ſoll Familienſachen nicht hinaustragen. Pater Saleſius war ein Vertrauensmann in unſerem Hauſe. Er ſah, daß mein Aelterbruder das Heil ſeiner Seligkeit — ich bitte um Verzeihung, ich meine nicht das Heil ſeiner ewigen Seligkeit, wohl aber das Heil ſeines irdiſchen Glücks — an eine Jungfrau vom Stamm Juda geſetzt, ſein Herz ſozuſagen an ſie verloren hatte. Pater Saleſius taufte ihm die Jungfrau, machte ſie zur Chriſtin, traute ſie, machte ſie zu meines Bruders Weibe. Aber ſie bekam, hieß es, Rückfälle zum Judenthum. Hatte ſie damit aufgehört, Chriſtin zu ſein?"

Der Pater Regens hatte ſich ermannt und ſagte feierlich: „Was getauft iſt, bleibt Chriſti Eigenthum. Wird es ſündhaft befunden, ſo verfällt es der Pönitenz."

„Wenn aber das Ehebündniß voll Unheil für mein

Haus war, warum ward es nicht aufgelöſt?“ Der junge Mann wurde Forſcher und Dialektiker aus Noth und Drang ſeines Herzens.

Der Dominicaner aber ſagte: „Was ein Prieſter als ſolcher verbunden und geſegnet, das bleibt verbunden und geſegnet. Ehen werden im Himmel geſchloſſen.“

Der Jüngling rief bitter: „Auch wenn ſie den Lebenden zum Unheil werden, ihr Segen ein Fluch wird?“

„Auch dann!“ ſagte der Mönch ſtumpf und kalt; ſein Latein war zu Ende. Graf Günther verneigte ſich leicht und ſchied, ohne um des Prieſters Segen gebeten zu haben, weil ihm däuchte, dieſer Segen könne ihm vielleicht zum Fluch werden. Die Schritte des Jünglings ſammt Schwert und Sporen klangen ſchon den Kreuzgang hinunter, als der Dominicaner noch immer ſtarr auf dem Friedhof ſtehen blieb.

Er erhob ſeine Blicke, die ſich in die Gräber um ihn her gebohrt, und raffte ſich zuſammen. Er ſchaute dem Davoneilenden nach und ſagte mit einem Gemiſch von Zuverſicht und Spott: „Geh' nur hin zum Auguſtiner aus Wittenberg, bethörter Jüngling! Soviel vom heiligen Auguſtin ſteckt wohl noch in dieſem Martin, um Dir zu ſagen: Ja, es giebt Erbſünde, und wir ſchulden dafür mit Haut und Haaren, mit Kopf und

Kragen. Und freier Wille? Ha, ha! er wird Dir mit einem Verflucht! die Antwort geben. Wir ſind Maſchinen und werden verbraucht. Natürlich zur Ehre Gottes. Wenigſtens wahrſcheinlich, vermuthlich, möglich, — was wiſſen wir davon! Wir ſind allzumal Ungeziefer vor dem Herrn. — Aber es bekomme uns wohl! Sela, baſta."

Er wandelte mit Reſignation, mit innerer Einkehr, wie die Frommen es nennen, aber auch faſt mit einer traulichen Genugthuung und Gemächlichkeit zwiſchen den Gräbern auf und ab, als empfänd' er mit den Würmern in ihnen bereits die von ihm deſignirte Wahlverwandtſchaft.

Dabei riß ihm aber doch der Gedankenfaden nicht ab, er war ein denkender Todtenwurm. Er ſprach vor ſich hin: „Am End' hat der Wittenberger Auguſtiner gar nit ſo ganz unrecht! An den guten Werken iſt's nimmer genug. Freilich, wenn wir ſie entkräfteten und Alles in den Glauben ſetzeten, dann würd' das Chriſtenthum, wie es bis dato iſt, uffhören. Die Tempel des Herrn müßten wieder zu elenden Viehſtällen werden, wie der jämmerliche Bethlehemſtall, in welchem das arme Kind Jeſulein geboren ward, und unſere mit Diamanten geſchmückten Altäre müßten wieder zur jämmerlichen Krippe werden, und wir würden ſingen:

O Du mein Ach und O,
Liegſt nun auf Heu und Stroh
Und um das Jeſukind,
Steh'n Ochs und Rind.

Doch nur ruhig! Es wird nit gelingen, denn wir ha'n noch die Macht, ketzeriſche Neuerungen niederzuſchmettern, müſſen wieder als Schergen des heiligen Amtes auftreten und nit blos die Meinungen ſchlechter Subjecte, ſondern die Subjecte ſchlechter Meinungen ſelber vernichten. Was liegt viel an den Subjecten! Wenn nur denen Objecten Zuwachs und Gedeihen wird! Allzeit Mehrer des Reichs, d. h. des Reichs unſeres unfehlbar Einzigen. Va bene. — Aber in Einem hat der Wittenberger recht: Einzelne gute Werke genügen am Menſchen nicht! Ganz muß ich ihn haben, den ganzen Menſchen!"

Pater Regens ſchneuzte ſich, wiſchte ſich den Mund und ſchlenderte gemachſam den Kreuzgang hinunter.

Siebentes Capitel.

Luther predigt bei den Auguſtinern.

Im Kloſterhofe ſtieg Graf Günther wieder zu Pferde; ſein Entſchluß ſtand feſt, er wollte zur „hohen Lilie," er wollte den Verſuch machen, beim Auguſtiner Martin Luther Zutritt und Gehör zu erhalten. Plötzlich beſann er ſich; Derſelbe werde bereits ſeine Herberge verlaſſen haben. Sollte Bruder Martin doch in der Auguſtinerkirche ſeine Gaſtpredigt halten. Das war ſo üblich zur Zeit; hatte er doch auch in Weimar, vor dem Herzog Johann, dem Bruder ſeines Kurfürſten gepredigt, auf deſſen Geſuch, und die Genoſſen ſeines Ordens zu Erfurt hatten ihn beſonders darum gebeten, allem Bann zum Trotz, den Rom auf ihn geſchleudert.

Graf Günther bog um die kleine Schoppengaſſe zur Gotthardſtraße ein. In der dritten, ſich links abzweigenden Gaſſe ſtand das Kloſter der Auguſtiner Eremiten, ein Bau aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts. Uns Leuten von heute war es als ein evangeliſches Waiſenhaus, als Martinſtift bekannt. In dieſer Kirche, lange Zeit der evangeliſchen Gemeinde von Sanct Johannes zugehörig, einer Baſilika mit achteckigem Thurme, gothiſchem Chor und Schiff, hier, vor einem Lutherbilde von Lucas Cranach, hat in unſern Tagen, als der Sturm von 1848 ſich gelegt, ein Parlament deutſcher Männer getagt, die auf der Baſis einer Union von drei norddeutſchen Königreichen die zertrümmerte Geſtalt zum Aufbau eines Germaniens von neuem und mit kleinem Anfang wieder aufzurichten verſuchen ſollten. Endlich hat heutzutage eine Feuersbrunſt das Martinſtift ſammt Zubehör vernichtet, auf deſſen Grundmauern aber und auf den Grundſätzen des Jahres achtundvierzig beruht das kaiſerliche neue deutſche Reich. Hier war es, wo Luther die mißgeformte Union einer römiſch gearteten Geſammtheit der Kirche Chriſti ſprengte, alſo daß von der Kraft ſeines Wortes die Wölbungen der Halle zitterten.

Graf Günther ſtieg ab und übergab ſein Pferd den Begleitern mit dem Geheiß, ohne ihn zurückzukehren, er werde zu Fuß den Weg finden.

Es war am 7. April im Jahre des Heils 1520. Die Kirchthüren ſtanden weit offen, der kleine Raum faßte die Menge nicht, die zuſammgeſtrömt war, den Wittenberger, den großen Apoſtel zu hören. Ueber den ganzen Platz und die Straße hinweg ſtanden lauſchende Gruppen; man hörte draußen nur den tönenden Schall der Stimme, ohne das Wort zu verſtehen. Es war unmöglich, ſich durch den gedrängten Haufen Einlaß zu verſchaffen. Der junge Ritter ſchlug einen Seitenweg ein, der rückwärts zum Kloſter und von da zur Kirche führte. Er ſtieg ins Capitelhaus hinauf, durchſchritt die breite Galerie, an deren Wänden die ſpäteren Malereien eines Todtentanzes, bis zum Brande von heute, die Aufmerkſamkeit der fremden Beſucher beſchäftigte, während der ſinnende Freund der Geſchichte ſich lieber in die ſchmale Pforte drängte, die zur Zelle führte, wo Luther fünf Jahre lang als Mönch gelebt und wo noch in unſeren Tagen allerlei Reliquien daran mahnten, wie wunderbar heilig dieſe kleine enge Stätte war, dieſe Pflanzenzelle gleichſam, aus welcher der große, ſtarke Baum eines neuen deutſchen Lebens erwuchs.

Im obern Stockwerk des Capitelhauſes hatte das Kloſter mit der Kirche einen Verbindungsgang, der dicht hinter der Kanzel in das Betſtübchen des Priors führte, wo auch wohl der je Predigende ſich aufhielt, um ſich zu ſammeln, bevor er die Kanzel beſtieg. Rechts und links führte der Gang an Kloſterzellen vorbei; über der Thür einer jeden ſtand der Name des Bruders, der ſie bewohnte. Die eine Zelle war offen; oberhalb war zu leſen: Auguſtinus. Es war der Kloſtername Luthers, deſſen er ſich freilich, ſeinen Taufnamen vorziehend, nur ſelten bediente.

Günther trat ein. Es war ein einfenſtriges Gemach, gegen den Garten hin gelegen. Er blickte durch die Scheiben, blieb aber an dieſen ſelber mit ſeinen Augen hangen; dort ſtand eingekritzelt: „Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn." Auf dem Tiſch lag eine lateiniſche Bibel; aufgeſchlagen war der Text des Tages Ev. Joh. Cap. 20, handelnd von der Erſcheinung des auferſtandenen Chriſtus, als er Abends bei verſchloßner Thür plötzlich mit dem Worte: „Friede ſei mit Euch!" unter die verſammelten Jünger trat. Günther ſchlug den Deckel des Buches wieder auf; der Name des Eigenthümers: „Martinus" ſtand auf der innern Seite. Es war das Exemplar der

Bibel, das Luther als Mönch hier in der Bücherei unter Moder und Gerümpel auffand, das er im Kloſter zuzurückließ als er nach Wittenberg berufen ward und das man als werthes Kleinod in ſeiner Zelle aufbewahrte. Der Brand von heute hat mit der Kirche und dem Martinſtift auch die Zelle eingeäſchert, und von dem Exemplar des Buches, das Luther aufgefunden und gebraucht, iſt nur ein halbverbrannter Fetzen gerettet worden. —

Graf Günther verließ die kleine Zelle, er ging der Stimme des in der Kirche Redenden nach, trat an die Thür, die zum Betſtuhl des Priors führte, öffnete leiſe und hörte noch den Schluß der Predigt. Luther ſprach alſo:

„Thomas aber leugnete, wie die Jünger zu ihm kamen und ihm ſagten: Wir haben den Herrn geſehen! Thomas ſchüttelte das Haupt und ſprach: Ich glaub's nimmer, es ſei denn, daß ich mit meinen Augen die Nägelmaale des Gekreuzigten ſähe und meine Hand in ſeine wunde Seite legte! Sind dann über acht Tage die Jünger abermals beiſammen, wieder bei verſchloſſenen Thüren, und Thomas der Ungläubige mit denenſelben. Steht plötzlich wieder Chriſtus Jeſus unter ihnen und ſpricht zu ihm: So reiche mir denn Deine Hand und leg' Deine Finger in meine wahrhaftige Wunde, auf daß Dein Unglaube ſchwinde! Zittert darauf Thomas gar ſehr, ſinkt in's Knie und ſtammelt: Mein Herr und mein Gott! Jeſus aber ſpricht: Nun Du mich leibhaft geſehen, ſinnlich gefühlt, ſo glaubſt Du armer Thomas. Ich aber ſage Dir: Selig ſind die da nicht ſehen und dennoch glauben. Ach, ach! wir von den Sinnen beſtrickte Menſchlein ſind alleſammt arme Thomaſſe, dafern wir Zeichen und Wunder ſehen wollen, nach Chriſti leiblicher Erſcheinung ſchreien, ihn nit faſſen können im Geiſt, Brod und Wein blos mit den ſinnlichen Lippen verſchlucken und deß keinen Segen h'an, wenn wir's nit aufnehmen mit den Fühlfäden des Herzens, das da gläubig iſt ohne leibhafte Betaſtung! Ein frommer Strolch zeigte mir eine Handvoll Heu, auf welchem Chriſtus geſchlafen haben ſollte, und wollt' darauf hin und darauf ſich wälzend ſelig ſein. Ein Bauer jüngſt brachte mir als Geſchenk einen Scheffel Korn, wofür er Theil h'an wollte an meiner Seligkeit. Ach, um die kämpf' ich armer Mann ſelbſten Tag und Nacht, aber freilich nit mit äußerlichem Abthun, Sichabfinden, Sichloskaufen. O über die eitle Gaunerei des bloßen Werkeldienſtes, den die wälſchen Phariſäer, als ein Geſetz, das ſie ſelbſt gemacht, uns auferlegten, derweil wir deutſche Menſchen gern ächte Chriſten ſein möchten, denn wir haben Chriſtum im Geiſt, in ſeinem Worte. Ich hab' das hier im Kloſter unter altem Staub und Gerümpel wieder aufgefunden und entdecket, nachdem ich lange Jahre blos Ceremoniendienſt und äußerlich Handtierung vollzogen, ich armer ſtockfrommer, von römiſchem Fürwitz damals betäubter Mönch. Laſſet uns nun Chriſtum im Geiſte, in ſeinem Worte feſthalten in der Stille und eingedenk daß wo auch nur Drei in ſeinem Namen verſammelt ſind, Er bei uns iſt. Laſſet Euch durch die Legion von Heiligen nit abführen von Ihm, denn Er allein iſt Mittler für uns bei Gott. Mit dem Heiligendienſt h'an die Wälſchen in der Vergottung der Naturkräfte eitel Heidenthum wieder aufgericht't, und mit dem Primate Rom's jüdiſches Hohenprieſterthum hergeſtellt. Wälſches Hohenprieſterthum iſt eine menſchliche Stiftung, Chriſtenthum eine göttliche. Ein wälſcher Hoheprieſter macht Platten und Hängebäuche, Chriſten allein macht Chriſtus. Pallien liefert Jener und hänfene Stricke, giebt Schneidern die Regul, uns auszuſtaffiren, während Chriſtus uns kleidet in das Gewand der Demuth. Hoheprieſterreligion iſt ein Hauſe ausgedüftelter Menſchenſatzungen, Chriſti Lehre der Inbegriff der Kindſchaft des Menſchen zu Gott. O Du armer Hoheprieſter, höre doch nit auf Deine Ohrenſinger, die da ſagen, Du ſeieſt kein purer Menſch, ſondern mit Gott gemiſchet, und habeſt allein Gewalt über Himmel und Hölle, und die rechte Fähigkeit, ja das einzige Privilegium, die Schrift auszulegen! Nenneſt Dich Knecht aller Knechte Gottes und möchteſt doch Alle knechten, ſelbſt Kaiſer und Könige, während Chriſtus, der über die Heerſchaaren der Engel gebieten konnte, das Kreuz auf ſich nahm und ſterben ging für die Brüder. Was die Apoſtel banden und löſeten, ſollte auch im Himmel gebunden und gelöſet ſein. Ja wohl, im Himmel! Ihr aber wollet mit Ketten und Banden Profoße und Henker ſein auf Erden. Ei, Bibel und Gebetbuch nehmet in die Pfoten, Schwert und Ruthen laſſet der Oberkeit. Oder wollet Ihr Ruthen h'an, ei ſo nehmet Scorpionen und geißelt Euch ſelbſten! In der Schrift heißt es: Sei getreu bis in den Tod, dann will ich Dir, die Krone des Lebens geben. Aus ſolcher ewigen Krone des Geiſtes habt Ihr Euch eine weltliche dreifache Krone gemacht, ſo alle Diademe der Völkerfürſten überbietet. Mein Reich iſt nit von dieſer Welt! ſpricht Chriſtus, und Ihr habt Euch ein Königreich zuſammengebettelt, und da ſolches noch nit groß und ergiebig genug iſt, ſo plündert und brandſchatzet Ihr Länder und Völker geſammter Chriſtenheit. Ei was haſt noth der Prunkgewänder, was mußt' zum Schauſpiel der Gaffer einherrauſchen in Sammet und Seiden? Schäm' Dich, daß Du dem Salomo gleich thun willſt in Pomp und Pracht, ſtatt in der Weisheit. Von der Demuth Chriſti haſt gar keinen Funken in Dir, großer Prieſter; Chriſtum ſchlägſte alle Tag' an's Kreuz in jedem armen Sünder, den Du nit eines Beſſern belehren kannſt, wenn Du wie ein Pfau daherſtolzireſt und Dich bewundern läſſeſt. Ach, ach! Alles Chriſtenthum iſt von denen Wälſchen veräußerlicht, verſinnlicht, verweltlicht! Aus dem ſpitzbübiſch erfundenen, überflüſſigen Schatz der Heiligen entſpringen all die Indulte, Privilegien, Ablaßſchachereien und vorweg erkauften Facultäten um friſch drauf los ſündigen zu können. Ei, hab' ich mir doch ſchon geſtern, ſagt der Gauch, im Voraus mit zehn Batzen oder hundert Goldgülden erkauft, was meine Seele rettet! Lieber Bonze, ſagt das Sündenkind, möcht' gern morgen noch Eins ſündigen, ſchmeckt ſo ſüße; heut' zahl' ich Dir was Du begehreſt! Und der gute Bonze hökert drum mit der armen Seele. Satanas, was treibſt für Geckereien! Und wir ewig vollen und tollen Deutſchmenſchen ſollten der Römlinge Göckelnarren ſein und bleiben? Nein, da ſei Gott vor! Und wo ſo und wofür? Um einen Sanct Peter zu bau'n, gegen welchen Salomo's Tempel ein Nichts? O, o, an denen Marmorwänden Sanct Petri zu Rom laufen die Blutadern armer Chriſtenmenſchen ängſtlich auf und nieder. Habt Ihr die Macht, Sünden zu vergeben und Seelen zu erlöſen, ſolltet Ihr's aus Barmherzigkeit und chriſtlicher Liebe thun, ſtatt mit Schacher und Wucher; ſonſt wär's beſſer, der ſtolze Tempel verwandelte ſich in einen Aſchenhaufen ſtatt ſich aufzuerbauen mit Fleiſch und Bein der Kinder Chriſti. Und Babylon, du mußt und wirſt auch zuſammenbrechen. Gott behüt' mich daß ich ſollt' ein Prophete ſein wollen und den jüngſten Tag verkündigen! Stiefel, auch Du mußt ſterben, denn Dein Prophetenthum vom Untergang der Welt war eitel nichtsnutz. Aber Babylon muß untergehen und mit Allen zum Teufel fahren, die da mit 'nem Stück Geld und Werkeldienſt ſich ewige Seligkeit erkaufen wollten. Anker im Schiffbruch des Lebens iſt allein der Glaube. Wem der Strick an dieſem Anker reißt, der lege ihn ſich ſelber um den Hals und hänke ſich, oder er wird gehänket wie weiland Abſalon hangen blieb am Baum, der ihm kein Baum der Erkenntniß war. Die Zeit der Erkenntniß iſt da, jetzt oder nie. Nieder mit dem Teufel, dem Endechriſt! Das will ich hinausſchreien in alle Welt, und ſollt' die Welt darüber brechen und berſten!"

Plötzlich ſtockte der Redner, hielt den Athem an und horchte hoch auf. Es hatte geknackt drüben, es wollte brechen und berſten. Luther blickte mit geſpannten Nüſtern nach den dicht von Menſchen gefüllten Emporen ihm gegenüber. Es hatte geknackt, wahrhaftig und wirklich, im Holzwerk der Priechen, und es war, als liefe, juſt wie er ſprach: „und ſollt' die Welt darüber brechen und berſten," ein Riß durch die Gewölbe, ein Ruck durch den ganzen Bau der Kirche. Eine lautloſe Stille lag über der Verſammlung; der Athem ſtockte, Alles blickte hinauf, von wo der Laut erſchollen war.

Luther faßte ſich raſch vom lähmenden Schreck, griff an ſeine Bruſt und ſchüttelte ſich. Dann wies er mit ausgeſtrecktem Arm nach den Emporen ihm gegenüber, und als ob er eine Geiſtererſcheinung beſchwören wollte, rief er laut: „Horchet! Satan läßt ſich ſpüren! Willſt mir Hohn lachen, Teufel? die Balken zuſammenbrechen und uns in den Trümmern begraben? Haha! ſieht Dir ſchon ähnlich, böſer Geiſt, und konnteſt mir wohl als Schuft den Poſſen ſpielen! Bis ſtille, Antichriſt! Es geht Dich nichts an, noch wirſte was ausrichten, halte ſtille, Satanas, und kuſche!“

Und ſiehe, es blieb ſtille, es knackte nicht wieder, der Teufel kuſchte. Starren Blickes hatten die Hunderte, die verſammelt waren, auf Luther geblickt, der leibhaftig, als hätt' er ein Geſicht gehabt, den Böſen mit ſeiner Donnerſtimme angeredet, bedräuet, beſprochen.

Der Krach wiederholte ſich nicht, das Holz der Emporen und Priechen hielt Stand. Luther wiſchte ſich den Schweiß mit dem Aermel ſeines Rockes von der Stirn und fuhr gedämpften Tones fort: „Nein, laſſet uns nicht hören auf die Drohungen des Teufels, ſondern auf den Ruf des Herrn, nicht auf die Lügen des böſen Geiſtes, ſondern auf die lockende Stimme des guten. Laſſet uns kein Thomas ſein, der nur wenn er Zeichen und Wunder ſiehet, nur wenn er fleiſchlich und ſinnlich fühlt, Glauben hat. Laſſet uns die Ohren verſtopfen wider die Zuflüſterungen der Wälſchen und der dreifach gekrönten Anmaßung! Ei was, Nachfolger Petri! Könnte ja Fabel ſein! Und Stellvertreter Chriſti? Chriſtus vertritt ſich ſelbſten, denn wir ha'n ſein Wort. Und Statthalter Gottes? Ei, iſt denn der Herrgott todt oder abweſend? Wenn hohe Herren auf Reiſen gehn, dann ſetzen ſie Einen hin, der in ihrem Namen und ſtatt ihrer freilich Statt hält, derweil ſie nicht zu Hauſe. Gott aber iſt all' Tag' zu Hauſe, all' Tag' um uns, in uns, bis an der Welt Ende. Gott braucht keinen Statthalter, er iſt der Herr, der ſelber ſeine Sache führt und bei einem Verweſer, da verweſet gar viel. Der Herr aber machet es ſelber und darum treten wir auch ſelbſten vor ſein Angeſicht und rufen nach ihm ohne alle Zwiſchenträger, Zuläufer und Schmuggler. Dann hören wir auch nit auf den Teufel und ſein Gepolter, vielmehr auf den Antiteufel, den guten Geiſt und ſein ſanftes Geflüſter. Und er tritt dann ſelbſten an uns heran und klopfet an die Pforte unſeres Herzens. Laſſet uns nur lauſchen und ſtille ſein im Herrn, ſtark mit verhaltner Kraft in aller Demuth und ohne prunkendes Gebahren. Ich armer elender Menſch, kann ich deſſen die Welt nit überzeugen, ſo bin ich nichts: wenn ich's aber thue, ſo thut's in mir nit ich, ſondern der Herr mit ſeinem Worte. Und wo das Wort in uns neu aufleuchtet, da zieht ein Lichtſtreif hinter uns her, und wo es ertönt, da iſt's als wandelte der Herr ſelber durch des Lebens

Garten, und als erblickten wir in Flur und Hain den Saum ſeines heiligen Gewandes.“

Luther ſchloß und die Menge brach auf. Graf Günther ſtand noch lange wie gebannt; ſeine Erbauung und Erleuchtung blieb gefangen unter den Wirkungen des Schrecks, den das Knacken der Emporen und die Teufelbeſchwörung hinterließ. Endlich verließ er das Betſtübchen und nahm ſeinen Weg zurück durch den dunklen Gang, der an den Zellen vorüber führte.

Zur Lutherzelle war die Thür halb angelehnt. Eine Anzahl Männer ſtand da bei einander zu einer Berathung, braune, graue, ſchwarze und weiße Kutten. Sie ſteckten die Köpfe zuſammen und flüſterten; es war als hätten ſich Aerzte verſammelt zur Conſultirung über einen todtkranken Patienten. Der Jüngling blieb an der Thür ſtehen und lauſchte.

„Was können wir thun?“ ſagte der Eine drinnen. „Etwas muß geſchehen wider den peſtkranken Ketzer; ausſätzig wie er iſt, und von Dämonen beſeſſen, wirkt er anſteckend, verderbenbringend.“

„Der Bann,“ ſagte ein Anderer, „reicht nimmer aus, der Menſch ſpottet ja aller Macht im Himmel und auf Erden, dieſer wahre Teufelsmann. Daß er das iſt, beweiſt der Spuk mit den krachenden Emporen; er erblickte den Satan und beſchwor ihn.“

„Hält gute Kameradſchaft mit ihm,“ ſchnob giftig ein Dritter, „denn er hat den Böſen beſchwichtigt wie 'nen trauten Confrater!"

„Es iſt noch kein Capitalverbrechen, Geſichte zu ha'n!" lenkte ein milder Bruder ein, „auch Chriſtus ſah den Teufel in der Wüſte und beſchwor ihn."

„Aber er iſt ſelber beſeſſen vom böſen Geiſt!" fuhr der Eifernde drein. „Allezeit drängt er ſich in Gottes Nähe, als wollt' er ihm auf den Leib rücken, und nun es zum Klappen kommt, ſteht er nur mit dem Teufel auf Du und Du! Das iſt der Zuſtand dämoniſcher Beſeſſenheit, dieſer geheime Connex mit dem Böſen, dieſe Brüderſchaft mit Satan. Und Satan willfahrtete ihm, ließ ab von ſeinem Thun, die Priechen knackten nit mehr; ſein Pact mit dem Böſen iſt feſt geſchloſſen."

„Wir werden ihn nit auf's Schaffot bringen können," hüſtelte mit Bedauern eine alte ſchwarz-weiße Kutte. „Dazu iſt der Zuſtand im heil'gen römiſch-deutſchen Reich allzu kläglich, gottsjämmerlich. Aber ich weiß was Noth thut und was hilft: wir müſſen ihn todtbeten."

„Wie das, Hochwürden?" fragte eine Stimme.

„Ihn mit unſern Gebeten erſticken," kreiſchte der Heiſere. „Gott liegt in der Luft; drücken wir darauf, daß ſie dick wird und ihn abdämpft. In allen Kirchen muß man Gebete veranſtalten, Gott gleichſam fromme Gewalt anthun, ihn beſtürmen und bedrängen, daß er ein Einſehen hat, den Böſewicht zu vertilgen."

„Sollten wir nicht Gott ſelber walten laſſen?" warf der Milde ein.

„Mitnichten," eiferte ein tiefer dumpfer Baß. „Papſt und Kirche wiſſen beſſer was Rechtens iſt, beſſer als Gott ſelber, der oft eine Schwäche großmüthiger Anwandlungen hat. Dieſer Menſch will Rom ſtürzen, um Wittenberg an ſeine Stelle zu ſetzen."

„Das iſt nit wahr!" erſcholl plötzlich der helle Tenor eines Mannes, der neben dem jungen Grafen an der Thür gelauſcht und plötzlich unter die Verſammelten trat. Es war Johann Lange, der Prior des Kloſters. „Es iſt das chriſtliche Gewiſſen, was aus dem Bruder Martin ſpricht," rief er laut, „nimmer Empörung wider die Kirche Chriſti, wohl aber Auflehnung gegen die wälſche Curie. Wer es mit dieſer hält, iſt ein Römling!"

„Und wer mit Euch denkt, iſt ein — Lutheraner!" entgegnete höhniſch der Baß. Dies Schimpfwort, um eine Secte von der Gemeinſchaft der Kirche auszuſchließen, hatte ſchon Doctor Eck erfunden.

„Lutheraner!" lachten ſpottend mehrere Stimmen. „Und die Bande wächſt wie Pilze. Hören ſich auch gerne ſo ſchelten, wie der Kukuk ſeinen eignen Namen gern hört und der Storch ſein Klappern!"

Der Haufe dunkler Brüder ſtob auseinander, denn Johann Lange war hier als Prior Wirth des Hauſes und hielt Stand. War je im Charakter dieſes Mannes etwas vom Saulus geweſen, ſo ſchien von nun an der Paulus in ihm fertig zu ſein.

Der junge Graf ſchlich furchtſam und kopfſcheu bei Seite.

Achtes Capitel.

Der Canonicus von Straßburg.

Der junge Schwarzburger ging langſam heim in ſeine erbgeſeſſene fünfgängige Mühle. Der Streit der Doctrinen in der kirchlichen Welt betäubte ihn; er ſah auch keinen Vortheil darin für ſeine eigene Sache; er war zwieſpältigen Sinnes, wer ihm rathen und helfen könne in ſeinem perſönlichen Gram über das ſchwere Schickſal ſeines Hauſes.

Sein Mühlenſchulze kam ihm mit der Nachricht entgegen, es ſei ein Brandenburger Reiter mit Depeſchen angelangt, die ſelbiger nur eigenhändig überreichen dürfe; es ſeien Briefſchaften und Papiere vom Grafen Heinrich aus Straßburg, die ihm in Mainz am Hofe des Kurfürſten Cardinal Erzbiſchofs anvertraut worden.

„Ein Brandenburger Reiter?“ fragte Günther, „wie kommt Der nach Mainz?“ Aber er beſann ſich bald des Richtigen. Der Kurmärker ſtand wohl in Dienſten des deutſchen Hochmeiſters tief unten im Lande der Boruſſen. Das Oberhaupt des deutſchen Ordens in Preußen war ja ebenfalls ein Brandenburgiſcher Prinz, ſo gut wie der Erzbiſchof von Mainz, Magdeburg und Halle; die beiden hohen Vettern hatten zweifelsohne brieflichen Verkehr mit einander. Mit der Poſtverbindung ſah es damals in deutſchen Landen eigenthümlich genug aus. Die Reichspoſt, die Kaiſer Max hergerichtet, war zur Zeit des Interregnums in Unordnung gerathen und der junge deutſche Kaiſer, der mehr zu thun hatte, mußte ſie erſt von neuem in Gang ſetzen. Wenn hohe Herren ſchriftlich mit einander verkehren wollten, ſo nähten ſie die Briefſchaften einem Reitersmann in das Wams. Der trug ſie dann wohl auf der Bruſt oder auf den Rücken und hatte ſein Schwert bei der Hand, um ſie unterwegs und in den Herbergen etwaigen Strolchen gegenüber zu vertheidigen.

Der Brandenburger Reiter, ein ſtattlicher Edelknecht, war eine Kernnatur aus jener Mark, welche ſpottweiſe die Sandſtreubüchſe des heiligen römiſchen Reiches hieß. Er kam auf gradem Wege von der Wartburg bei Eiſenach, hatte ſich jedoch ſchon im Frankenlande wochenlang herumgetrieben, den Adreſſaten aufzufinden; der junge Graf war, bevor er nach Erfurt zog, in Schwarzburg, in Rudolſtadt und in Sondershauſen auf der Vetternſtraße geweſen. Die Briefſchaften trug der Reitersmann zuſammengerollt in einem Ledergurt, der wie eine Geldlatze feſtgeſchnallt am Leibe ſaß. Er lag in der Vorhalle ſchlafend auf dem Bauche und deckte ſchon auf dieſe Weiſe das ihm anvertraute Gut. Auf den ſcharfen Ritt, den er gemacht, hatte er einen ſcharfen Trunk bekommen und war in einen ebenſo ſcharfen Schlaf verfallen. Er ſchnarchte, daß die Wände dröhnten und es war ſchwer ihn aufzurütteln. Als er ſich erhob, griff er mit der Linken an den Gurt, mit der Rechten an ſeine Waffe; die Briefſchaften, ſagte er, ſeien mit dem gräflich Schwarzburgiſchen Siegel petſchirt und nur, wenn er daſſelbe Wappen ſähe, könne er ſie überliefern. Der junge Graf wies ihm den Siegelring hin, den er am Finger trug; der Reiter anerkannte das Wappen mit den zwei wilden Menſchen und dem zweiköpfigen Adler und überlieferte das Packet. Vorſichtig auch noch mit dem Kurmainziſchen Siegel verſehen, enthielt es eine ganze Reihe von Schriftſtücken. Man verſchickte damals ſelten einzelne Briefe, man ſammelte die Aufzeichnungen, und ſie wuchſen damit zu Jahresberichten an, die dann freilich ein veraltetes Datum führten.

Graf Günther der Junge zog ſich in ſein Gemach zurück, öffnete das Volumen und verſank in deſſen Inhalt. Das neueſte Schriftſtück war ein Brief ſeines Bruders Heinrich aus Straßburg. Es lautete: „Gott zum Gruß dem lieben Benjamin unſeres Hauſes — ich, Heinrich der XXX. von Gottes Gnaden Graf zu Schwarzburg, von Gottes Ungnaden Canonicus allhier beim Münſter."

„So willſt Du denn, mein lieber Jungbruder, auf die hohe Schule nach Erfurt ziehen, wie ich vernommen. Gingſte doch lieber nach Wittenberg, allwo itzt Studierens halber ſo viel jung Volk zuſammenläuft — man zählt an die 2000 Köpfe allda, nit blos junge Gelbſchnäbel, nein auch ritterliche Jungherren aus Preußen und Litthauen, Schweizeriſche Gelehrte, deutſche Männer aus Finnland und ſelbſt flämiſche Mönche aus Antwerpen, darunter bejahrte und ſolche die ſchon in Bologna abſolvirten. Das macht Alles der Doctor Luther; er trommelt aus aller Welt ſo viel wiſſenſchaftliche Kampfhähne zuſammen. Dieſer Mann Gottes könnte uns vielleicht helfen in unſerer Bedrängniß und uns aus der Schrift den Fluch und das Verhängniß unſeres Hauſes erläutern, heißt wegdisputiren. Weißte, lieb Bruderherz, was mir an dem Doctor Luther am meiſten gefällt? Daß er mit Vornamen „Martin" heißt. Sanct Martinus iſt der beſondere Schutzheilige der Schwarzburger. Sanct Martin ſitzt zu Pferde, ſeinen Mantel mit dem Schwerte theilend und zerſchneidend, um die Hälfte davon den Armen zu ſchenken. Zuweilen hat er auch eine Gans zur Seiten. Iſt vielleicht eine Anſpielung auf ſeine Erwählung zum Biſchof, oder weil er gern Gänſebraten ſpeiſte; Jedermann kennt ja wohl die Martinsgans. Auch iſt Sanct Martin der Patron reuiger Säufer und Schlemmer, desgleichen Schutzheiliger gegen die Pocken. Wir Schwarzburger ha'n nit die Pocken, aber die Blattern des Aberglaubens."

„Dieſerhalb gleichviel und wie dem auch ſei: Du ſitzeſt nun vielleicht ſchon im Lande der Puffbohnen und tractireſt fleißig allda die Bücher, haſt auch wohl an der Gera die fünfſchlächtige Mühle bezogen, die Dir eigen zugehört kraft teſtamentariſcher Beſtimmung, ſchon vor Deiner Geburt von unſerem, in Gott ruhenden Vater Erlaucht eidlich abgefaſſet. Da Du ſein Poſthumus, noch nit aus der Eierſchaale gekrochen — die Frau Mutter trug Dich noch unter ihrem edlen, gottbegnadigten Herzen — ſo konnte eigentlich nit feſt über Dich verfügt werden; man konnt' ja nit wiſſen, ob in Dir ein Männlein oder ein Weiblein zum Vorſchein käme. Wärſte ein Weibſen worden, Bruder, nun dann müßteſt Du nach Vater Erlauchts Gelübde eitel Nonne werden. Weiber können ſich auch eher bücken und in Sack und Aſche heulen und flennen, um arme Seelen aus dem Fegfeuer zu erlöſen. Sei dem wie ihm wolle: Du haſt noch Zeit bis zu Deiner Großjährigkeit, um Dir die Kuttenfarbe auszuwählen, braun, gehl, ſchwarz, weiß — beides letzte zuſammen macht gräulich; ich mein' die Röcke der Dominicaner. Hoffnungsgrüne Kutten hat's keine, auch nit roſafarbene. Wie dem auch ſei, es iſt jedenfalls wohl gleich viel, in welcher Couleur man ſelig werden ſoll. Halt' nur hübſch die Ohren ſteif, die Knochen beiſammen, und die Mühle feſt, damit ſie nit irgend ein frommer hungriger Goliard verſchluckt, eh's noth thut. Baſta, ſela! Wir Chorherrn ſagen: Amen."

„Was für Sündenſchuld wir armen Teufel zu büßen haben ſollen, das wiſſen — bald hätt' ich heidniſch geſagt, die Götter. Bruder, ich bin am Heil deſſen was wir glauben ſollen, ſchier irre worden. Alles was Klerus iſt, ſchreibt: Pereat mundus, fiat ecclesia! Ja, aber nit: justitia! Ich mein, man künnt' auch unter den Kindern der Welt dem Herrgott dienen und ein ehrlicher Kerl ſein. Möglich, daß es wie Erbübel, ſo auch Erbſünde in Familien giebt. Wir Schwarzburger ha'n Alle was Flackerndes, was Fliegendes, und nun ſitzen juſt wir unter dem Fluch des Schickſals ſo feſtgenagelt wie aufgeſpießte Schmetterlinge. Dickmals ſpringt es auch in's Gegentheil um mit den Erbübeln im Familienblut. Exempla sunt — vitiosa! ſagen wir Lateiner, allein zum Beiſpiel: Iſt ein Vater gar ſo fromm, ſo wird der Sohn leicht ein Weltling, ſo wie ein Geizhals dickmals einen Verſchwender zum Nachgefolge hat. Es iſt das, was ich den Widerſpanſt nennen möcht', den Reiz am Gegentheil und Widerſpruch. Ein alter Ohm von uns, ein tapferer Eiſengrimm, wir ſchalten ihn immer Iſegrimm, meinte, weil ein Jüd unſeren Ahnherrn den König Günther weiland vergiftet, ſo müßt' alle Charfreitage des Jahres an der Jüdiſchheit Rache genommen und wenigſtens Einer von ihren Leuten, „hin werden," beſonders auch dafür, daß jener Jüd ein Freidank geweſt und juſt eine Freidank aus ſelbigem Stamm das Herz unſeres Aelterbruders, ich weiß nit ob ehrlich oder mit Liſt, mit natürwüchſigem Liebreiz oder künſtliſchen Zaubertränken, für ſich gewann. Du lieber Gott, ich mein', die beſt' Rache, die wir an denen Kindern Iſraels nehmen könnten, wär', daß wir ſie zu Chriſten machten, freilich nit ſo, wie Carolus Magnus in Clims Zeiten die Sachſen täufte, indem er ſie heerdenweis zur Schwemme in die Elbe trieb. Gleichviel und wie dem auch ſei, und wie Gott will, Gott und unſer Herr Vater Seliger, Erlaucht! Ich werd' nit ein ſchlechter Sohn an ihm ſein und Urſach werden, daß er ſich im Grabe umdreht. Wir ſind allzuhauf dem Herrgott einen Tod ſchuldig, aber doch nit eitel in der Schleppe und im Hängeſack. Bitte, laßt mich doch ungeſchoren! Ja ſo, geſchoren bin ich ſchon. Ha'n ſie mich doch früh in den Chorrock geſteckt und mir den Scheitel raſirt, aber nur in der Größe eines harten Thalers. Es langt auch das, und Tonſur iſt ja nur ein Symbolum. Ich ſag' Dir, Bruder, unter der Glatze ſteckt dickmals ein haarichter Burſche, und einen completten Vollmondſchein mir zu Häupten duld ich nit, alſo, bitte, laßt mich des Weiteren dieſerhalb ungeſchoren; das heißt was an mir noch nit geſchoren, bleibe haarwüchſig. Als ſie mir die Straßburger Präbende gaben, — bald hätt' ich geſagt: die Straßburger Paſtete, — bin ich Prälat worden ohne Prieſter zu ſein. Hab' auch kein Verlangen, die hohen Weihen zu erhalten. Das Gelübde des Gehorſams legt' ich ab, zumal dem todten Vater. Armuth braucht' ich nit zu beſchwören, und wir ha'n hier genug die Hülle und die Fülle. Cölibatär muß ich ſein. Meinetwegen! Die Töchter Eva's ſind mir verbotene Waare, und ich ſchau' keinem Weibſen gern in's Geſicht. Freien alſo dürfen wir bei Leibe nit, wohl aber Wein trinken, ſind alſo umgekehrte Türken. Die Türken freien viel und trinken wenig, letzteres jedoch vielleicht auch im Stillen, wir trinken viel und — Etliche freien auch im Stillen. Wie dem auch ſei: zum Scholaſticus taug' ich nimmer, bin kein Bücherwurm, kann nit ausdauern unter alten ſchweinsledernen Schwarten. Sitze lieber zu Pferd, ſchieße, jage; und das Alles darf ich als Chorherr, auch einſchlafen im Chorſtuhl. Hab' ich 'ne Weile mitgegröhlt im Chor, dann gähn' ich mit offnem Maul hinterm vorgehaltenen Brevier und feixe im Stillen, das heißt, ſchneid' Geſichter, wo man's halt nit ſieht, oder äußere baß mich ſonſten hinterrücks. Summa summarum: bin doch nur ein halber Geiſtlicher worden, Amphibie, halber Heiliger und halber Menſch. Möcht' lieber in Eins Mönch und Ritter ſein, wie unſer Bruder Juſtus. Der ließ ſeine anverlobte Braut im Stich, wurde Johanniter und zog in's gelobte Land, die Heiden zu bekämpfen. Ach armer Jobſt! Wir nannten ihn ſchon immer daheim ſo, weil er ein nervoſes Kerlchen war, oft im Schlaf nachtwandelte, mondſüchtig herumtappte und auf's Dach kletterte. Armer Jobſt, wo ſtickſt Du und wo biſt Du umgekommen? Ein türkiſcher Corſar kaperte ſein Schiff und ſchleppte die Mannſchaft ſo weit ſie nit niedergehauen, gefangen fort. Auf die Kunde hin brach ich auf, um Näheres zu erfahren, bin im wälſchen Lande bis Brindiſi vorgedrungen. Dort liegen meiſt die Schiffe, die nach dem Morgenlande gehen. Eines war aus Akkon ohnlängſt rückgekehrt. Ein alter Krüppel im Lazareth erzählte mir, juſt im Anblick von Akkon — links der ſchneebedeckte Libanon, rechts der heilige Berg Karmel — ſei das Johanniterſchiff, mit dem unſer Bruder ging, vom Seeräuber erwiſcht. Aber ein Kreuzfahrer holte den Kaper wieder ein, tödtete die Beſatzung, befreite die Gefangenen und brachte ſie an die Küſte von Paläſtina. Die Todten wurden da beſtattet, die Mehrzahl war erlegen, Einige entwiſcht, ſo hieß es. Ich lungerte im Hafen von Brindiſi lange Zeit nach genauer Kunde. Endlich kam das neue Schiff von

Akkon heim. Es brachte Harniſche todter Männer, darunter auch, am Wappen unſeres Hauſes kenntlich, des Bruders Kettenhemd mit einem Schleier unter'm Achſelband, den ihm ſeine Braut auf die Fahrt mitgegeben, vielleicht als Talisman, als letztes Angedenken, und Jobſt hat auch als Johanniter dies Pfand der Liebe getragen. Nun hatt' ich's in Händen ſammt der Rüſtung. Ich hab' den Schleier, in einen Knoten geſchlungen ſeiner ehemaligen Braut zugeſchickt als Zeichen des gelöſten weltlichen Bundes. Sein ſchwarzer Johannitermantel mit dem weißen Kreuz blieb in den Händen des Ordens, falls ihn noch die Würmer verſchonten. Sein Eiſenhemd hängt im Waffenſaal auf dem Kiffhäuſer Berge, allwo auch unſres Aelterbruders Rüſtung, während die Dominicaner deſſen Kutte, in der er ſtarb, im Archiv ihres Kloſters zu Erfurt aufbewahren. Ueber den armen, verlorengegangnen Juſtus hab' ich in Ancona alle Schiffsliſten ſeit Menſchengedenken durchſtöbert und keinen weitern Aufſchluß funden. Der arme Jobſt iſt verkommen und verſchollen, und ſeitdem der Großtürke die Inſel Rhodus einſchließt und bedroht, wird's mit den Johannitern dort wohl ein End' nehmen, wenn nit anjetzo jung Kaiſerliche Majeſtät Carolus Quintus ein Einſehen gewinnt und ihnen Malta überweiſt."

„Soll mich Gott ſtrafen, ich möcht auch lieber Türkenſchädel ſpalten, als hier im Chorrock die Händ' zuſammenlegen und Litanei ſingen! Mein' Stimm' iſt nit ſchlecht und bringt durch, könnt' Alles in Grund bohren mit meinem Baß, taugte aber doch baß und beſſer mit Reitersleuten: Haut ein! zu rufen. Dauert's noch lang' ſo, Bruder, dann entſpring' ich! Hab' auch ſchon zu Mainz am Hofe des Brandenburgers angefragt, ob ich nit könnt' in den deutſchen Orden treten und nach Preußen wandern, allwo der Bernſtein wächſt und der Hochmeiſter Albrecht, ein Brandenburger, commandirt gegen Sarmaten und allerlei ſlaviſch Geſindel. Hei, ich wollt' dreinſchlagen mit der Plempe, haſte was geſehen! Und wär' dabei doch auch ein halber Geiſtlicher, könnt' aber ein ganzer Reitersmann und ein ganzer Kerl ſein. Hier, Bruderherze, verfaul' ich ſchier und treib's in der Halbheit nur zur bloßen Lüge. Ich ſag' als Chorherr: Amen! aber es geſegnet's mir niemand, und ich — huſte drauf. Bin ich verwildert, ſo hat's die arge Welt verſchuldet und der hölzerne Formeldienſt, womit wir dem Herrgott eine Freud' zu machen glauben. O ja!"

* * *

Von älteren Datum waren folgende Schriftſtücke des Canonicus von Straßburg.

„Bruder, ich fürcht: in allem, was wir gläuben ſollen, ſtickt dickmals Schelmerei, ſchuldige oder unſchuldige Sinnentäuſchung. Weißt, manchem von uns Patribus geht's wie weiland dem Biſchof von Hispanien, von dem ich gehört. Selbiger geht über Feld, kehrt in Herberg ein und weil's Freitag, ſchickt er den Knecht aus, Fiſch zu holen. Knecht kommt jedoch zurück und ſagt, es hab' kein' Fiſch' mehr auf dem Markt, nur zwo Rebhühner. So kauf' ſie, ſagt der Biſchof. Deß wundert ſich der Knecht und ſagt: Hochwürden, halten zu Gnaden, juſt am Faſttag? — Thu', wie ich Dich heiß, ſagt der Biſchof und der Knecht bringt die Hühner gebraten auf den Tiſch, derweil den Prälaten arg hungerte. Knecht will ſchier vergehen ob der Läſterlichkeit Sr. Hochwürden; Hochwürden aber ſagt: Ei, wozu bin ich Prieſter? Mach' ich nit aus Brod einen Leichnam? Und hat's da mehr, aus denen Hühnern Fiſch zu machen. Ich eſſ' die Hühner qua Fiſch! Es kommt auf die Fürſtellung an! — So ſprechend, macht er's Kreuz und ſpeiſet. Der Knecht, der ſich Anfangs entſatzte, ſagt: Wohl bekomm's, der Glaube macht's. Der Glaube? ſagt der Biſchof, ich glaub's nit, aber ich ſtell's mir für. — Bruder, ſchändlich, aber wahr."

⁂

„Herr Wüſtengenung und Seltenſatt
Anitzt bei uns den Fürtanz hat."

„Ein neuer Heiliger thät noth, und was vor einer? Sanct Grobian! Narren muß man mit Kolben — bedienen. Iſt vielleicht der Wittenberger der neue Heilige, den wir brauchen? Das walt' Gott? Narrethei betreffend, ſo hat's dahier in Straßburg einen alten Herrn, der gute Lieder macht, Stadtſchreiber ſeines Gewerbes, aber auch kaiſerlicher Rath und gar zum Comes Palatinus erküret von Kaiſer Max, Sebaſtian Brand mit Namen. War ſogar als Membrum der Reichsdeputation nach den Niederlanden geſchickt, um Karl von Gent zu begrüßen. Selbiger Baſtian Brand iſt ſo ein weiſer Mann, daß er ſagt, alle Weiſen ſeien Narren und nur der Narr hab' das Recht unterm Monde, weiſe zu ſein. Nur ſei ſchlimm, ſchreibt er, daß der Narren Regiſter gar ſo groß, er zähle 113 Sorten und jede Sorte hab' ihre abſonderliche Kappe mit Schellenohren. Da hat's Modenarren, Kleidernarren, beſonders unter den Weibſen, Geld- und Geiznarren, Ehrennarren, Liebesnarren, all' ſo viel, daß Karren und Wagen nit auslangen, ſie zu führen, dergeſtalt, — ſagt er — daß er ein Schiff ausrüſten thät, ſie zu faſſen, und nun ſei's ein Laufen und Rennen, ſie wateten und ſchwämmen allehof heran, um in's Schiff zu kommen. Keiner aber, der ſeine Narrheit eingeſteht, wird aufgenommen, nur wer ſich für klug und weiſe hält, denn das ſeien die wahren, die dickſten und die beſten Gevattersleute für ſein Narrenſchiff! Sela! das ſag' auch ich durch und durch, Domherr und Canonicus zu Straßburg."

„Hatten allhier auch den Ritter Huldreich Hutten, poeta laureatus, friſch aus Wälſchland heimgekehrt, wo er bei den Venedigern als Landsknechtshauptmann Dienſte gethan. Friſch heimgekehrt? Nein, ſehr malade, franzöſiſch heimgeſucht, aber weltberühmt durch ſeine lateiniſchen Verſe, als da ſind: „Reuchlins Triumph", worin er salva venia die Kölner Ketzerrichter: Domini cani, weidlich abkanzelt; auch in denen Büchern der „Dunkelmänner" die Flegelei ſittenloſer Mönche arg genug geißelt. Hat viel gewagt; wie ſein Wahlſpruch lautet, auch: Jacta est alea! der Würfel iſt fallen! Auf ſein Geſchrift „Vadiscus", vom vorigen Jahre, anno Zwanzig, über die römiſche Dreifaltigkeit, nit die chriſtliche, ha'n ſie ihm nun ein Schellen angehängt, genannt Bannſtrahl. Guter Bruder Günther der Junge, wir ha'n Aehnlichkeit mit dieſem Huldreich in unſerem Schickſal. Nit, daß wir gleich ihm des Teufels wären, denn trotz unſerem Elend verbleiben wir im Gehorſam gegen Gott und Familienſpruch unſeres Oberhauptes. Ritter Ulrich iſt in's Elend kommen wegen Widerſpanſt gegen Gott und Familiengeheiß. Elf Jahr alt, ſteckte ihn ſein Herr Vater auf der Steckelburg in das Kloſter zu Fuld. Sollte fromm werden mit Gewalt, aber allzufromm, Bruder, macht ſchartig. Der Bub' hielt's nit aus und entſprang. Wollt' frei ſein, aber ſehr frei, ein Libertiner. Hat viel mit Weibſen geſchäkert, aber auch freier Wiſſenſchaft gelebt, wie er denn halt Magiſter worden, erſt in Erfurt, zu gleicher Zeit ſchier mit dem Martin Luther, der allda im Eremitenkloſter ſaß und nirgends zum Vorſchein kam; ſomit hat der Ulrich den Martin nie erblickt von Angeſicht zu Angeſicht. Darnach iſt der Hutten dann in Köln, Frankfurt, Greifswald, Roſtock geweſt. In Wittenberg war er, als ſie juſt zu Erfurt das „tolle Jahr“ feierten, was doch auch eine Narrethei geweſt für Sebaſtian Brand's großes Schiff. Hat den Luther auch da nit geſehen, denn Der war dazumal in Rom, wo er ſahe, daß nit Alles gut war, vielmehr gar ſehre faul. Der Huldreich iſt viel in der Welt herumgeweſt, im Elend, daß Gott erbarm! Hat müſſen — nit als terminirender Bettelmönch, aber doch als fahrender Schüler und als fahrender Ritter herumziehen durch wälſch' und deutſche Lande, nit blos um ſich Sporen, ſondern auch um ſich Brod zu verdienen. Aus Wälſchland hat er ſich — bei den Venedigern ha'n ſie ihn zuſammengehau'n wie kalt' Eiſen — bös Uebel heimgebracht. Schad' um den Rittersmann! ſagte der Cardinal Erzbiſchof von Mainz, was doch auch ein Lebemann trotz ſeinem Pallium iſt, und gab ihm an ſeinem Hof Beſtallung. Konnt' ihn aber nit halten, dieweil heiliger Vater ihm das verbot, ſeit dem Manifeſt des Huldreich wider Rom. Nun lungerte er wieder bettelarm herum, das Ritterſchwert ſchlotterte an ſeiner Seite, und ungeſund wie er war, ſchlappten ihm ſeine Stiefel hinterdrein. Jetzt hat ihm Franz von Sickingen, der Heldenmann, auf der Ebernburg Herberg gegeben. Uebrigens will er nit blos freien Glauben auf Boden der Chriſtenheit. Er will die alt' Mutter Germania von denen Franzoſen und vom römiſchen Joch befreien. Leugnet ſogar Rechtmäßigkeit der Kaiſerwahl und Krönung zu Aachen, dieweil in der Krone die Holzſplitter vom Kreuz Chriſti fehlen. Dieſe ſammt heiliger Lanze von Antiochia ſind in Verſtoß gerathen. Der Hutten gehört zu dem geheimen Bund der Kronenwächter, die freilich die alte Krone Caroli Magni erſt ſuchen, bevor ſie ſelbige bewachen können. Steckt ſie vielleicht beim Barbaroſſa im Kiffhäuſer Berge? Die Kronenwächter am Rhein möchten den Sickingen zum Kurfürſten, wo nit gar zum deutſchen Kaiſer machen. Das wollen heutzutag' ihrer Mehrere, ſo Haare auf den Zähnen ha'n. Fällt mir ein: Der Wulf Katzenbrenner, der ewige Bruder Studio, will das auch. Dieſer Kauz iſt kein ſchlimmer Kerl, ſo wild und verwogen er auch thut. Iſt auch gleich Hutten einem Kloſter entſprungen. Die Sippe hatte ihn da hineingeſteckt, weil er, ein Bankert, überzwerg geboren und dafür büßen ſollte. Im tollen Jahr war er in Erfurt zum Galgen verurtheilt. Sie nannten ihn den Bacchanten, als Vortrinker bei Gott Bacchus' Gelagen, oder weil er als Haupt fahrender Schüler ſich jahrelang herumtrieb von einer Hochſchule zur andern, bis ihm kaiſerliche Gnade die Rückkehr nach Erfurt möglich machte. Soll jetzt wieder da an der Gera graſſiren. Grüß' den Schwerenöther, falls Du ihn ſchau'ſt. Dich ſelber, lieber Jungbruder, grüßet — bis er ſelig wird, —

der unſelige Canonicus von Straßburg."

Den ganzen Tag über ſaß Graf Günther der Junge über des Bruders Papieren. Sie gaben ihm auch Aufſchluß über das Schickſal ſeines erlauchten Hauſes. Er las wie folgt:

„Bruderherz, unſer Wappenſchild iſt ein gekrönter Löw', von einem wilden Mann und einer wilden Frau gehalten. Fragt ſich aber, wo die Wildheit der Beſtie zu ſuchen, auf unſerer oder auf Seiten der Feinde unſeres Hauſes. Hab' ohnlängſt Wallfahrt gemacht nach Frankfurt der Stadt am Main, allwo unſer Ahnherr König Günther mörderiſch ſein Lebensende fand. Im Dom liegt er begraben. Unter ſeinem Monument ſteht folgend Epitaph zu leſen:

„falsch. untreu. schande. tzymt.
„des. stete. treue. schaden. nymt.
„untreu. nam (nahm) gewinnes hort.
„an (ohn') treu fall. ich. mit giftes. mord.

Wer ihm die Inſchrift ſetzte, weiß ich nit, aber Die ſie ihm geſetzet, glaubten an die Schandthat ſeiner Vergiftung. Ritter Huldreich Hutten, der mit mir die Grabſtatt beſuchte, raunte mir ins Ohr: „Wenn's nur wahr iſt!“ Das ſagt freilich bei jeder Heiligſprechung der Advocatus diaboli. Der Hutten aber meinte, es käm' nit darob an, wer dem König Günther den Kelch gereicht, ſondern wer ihm das Gift in den Trank gemiſchet. Hic haeret aqua, mein Herr Pfarr! In einer Urkund' heißt der Mundſchenk: Fridangus, Arzet zu Frankfurt, ein Naſſauiſcher Jüd. In Wahrheit aber war er ein Freidank aus Heeringen, dem Städtchen an der Helme in unſerem Thüringer Lande, allwo auch ſonſt noch viel Samen vom Stamme Abrahams gleichen Namens graſſirt. Einer von „unſern Leuten“ alſo iſt's geweſt. Und juſt von ſelber Sippe freite unſer Aelterbruder Günther eine Freidank. Hinc illae lacrymae. Der Huldreich Hutten gelobte mir, in den Büchereien der Kirchen und Klöſter am Rhein nachzuforſchen, wie der Stand der Sache geweſt. Es wär' ein gut Stück für die Aufklärungen der „Dunkelmänner“. Er ſelbſten gehört zu dieſen „Obſcuren“, die da Licht verbreiten. Ein braver Kopf, eine tapfere Heldenſeele, dieſer Hutten, allzeit geiſtesfriſch und, wie der Franzos ſagt, alert. Hätt' er nur nit die Franzoſen ſtudiert!“

* * *

„Bruder, ich hab' auch nachdenken müſſen, wie weit ſchon Berührung mit einer Tochter aus dem Volk des alten Teſtamentes Befleckung ſei, Ausſatz, Peſt für Leib und Seele. Bruder Günther der Junge, werde älter und Du wirſt in Erfahrung bringen, daß die Kinder Israels von Natur nit ſchlechter als wir Chriſtenmenſchen. Wohl ſtecken ſie voll Argwohn, warum? weil wir ſie verflucht ha'n. Wohl ſind ſie pfiffig für ihren Nutzen und auf der Lauer, was ſie ſchon gethan als Jakob mit einem Linſengericht den Eſau um's Erſtgeburtsrecht beſchummelte. Ich lieb' die Jüden nit, denn ſie duften nach Knoblauch; das iſt aber kein' Sünd', iſt blos Geſchmackſache und Recht muß Recht bleiben. Für verſagte Rechte ſucht Jedermann Entſchädigung. Iſt denen Jüden Ackerbau und andere ehrliche Handtierung verboten, ſo legen ſie ſich auf Wucher, feilſchen und filzen, nehmen Zins von Zinſen. Ei, wer kann's ihnen verdenken, daß ſie ihr Geld zuſammenhalten: es wird ihnen ja ſtrittig gemacht von gemeiner Chriſtenheit. Halten auch mit Kind und Kegel leibhaft zuſammen, verrathen ſich nit, kriechen lieber vor dem Angeſicht der Sonne in nächtliche Höhlen, juſt wie weiland die erſten Chriſten zu Rom in Keller, Krypten und Katakomben. Hab' darüber auch dem Pater Saleſius meine Meinung kund gethan und obſchon ich ein dummer Kerl, hat er ſie mir doch beſtätigt. Selbiger hat mir auch ein Actenſtück verſprochen, zur Aufhellung der Geſchichte unſeres Bruders und der Freidank, die er ehelichte. Der Pater hat lange im Rheinland gelebt und hat allda immer noch insgeheim ſeine Genoſſen und Geſellen. Sein weltlich Jugendleben, er iſt ein Aufſeß aus Franken, mag nit ganz ſauber geweſt ſein, aber einen beſſern Prieſter Chriſti, gleich milde, weiſe, menſchenfreundlich und wohlwollend kannt' ich nimmer. Mönch ward er auf der Folterbank, weil ihm ſonſt weltlicherſeits nach hochnothpeinlicher Halsgerichtsordnung, wegen Entführung einer Frau, der Kopf wär' abgeſprochen. Die Folter im Schöffengericht zerbrach ihm ein Handgelenk, und die Dominicaner zu Köln ſchützten ihn dann, nachdem er Profeß gethan, ehrten ihn ſogar als Märtyrer weltlicher Juſtiz und ſuchten, was an ihm verbrochen und gebrochen war, gutzumachen, indem ſie ihn beförderten, ihm die Kaplanei auf dem Kiffhäuſer Berge anvertrauten. Dort hat er unſeres Aelterbruders Buße geleitet und ihm ſein Weib ehelich angetraut. Mit ſeiner verdorrten Hand hat er allezeit Gutes gethan und ſegensvoll gewirkt, und das Capitel ſeines Ordens erwählte ihn zum Prior des Erfurter Kloſters. Seit einiger Zeit aber wehet der Wind von Rom her anders und Pater Saleſius liegt brach, wie es ſcheint. Seitdem der Doctor Martin Luther an der Schloßkirche zu Wittenberg die Theſen anſchlug, wittert Rom überall

Ketzerei. Pater Saleſius ward vor's heilige Amt geladen, weil er Jüden getauft, die nit Farbe halten. Hieß es doch, die Freidank aus Heeringen hätt' ihren Gatten ſelbſt zur Jüdiſchheit verführen wollen. Von der Anklage, ihn mit Zaubereien und Tränken gewonnen und berückt zu ha'n, ward ſie freigeſprochen, aber eingeſperrt, von Mann und Kind getrennt, zur Nonne gemacht, wo ſie nit gar toll geworden vor Leid und Weh. Unſeres Aelterbruders Wittib lebt auf dem Kiſſhäuſer Berge, allwo wir einkiſſen, heißt: bei Seite ſetzen, was nit mehr paßt für den geſunden Lauf der Dinge. Bruder, wenn Du als Erfurter Studioſus Ferien haſt, ſteig doch mal hinauf in die alte Kuffeſe und ſchau' zu, wie's da ausſieht. Im Mushauſe hängt das Kettenhemd unſeres armen Jobſt und in der Kemnate hauſt die graue Begine, Schweſter Ignota."

„Ei, es klingt als wie ein Märchen aus der Fabelwelt, was über uns gekommen, zumal über unſeren Aelterbruder Günther. Ich ſchrieb Dir ſchon was ich in unſerer Familie den Widerſpanſt nennen möcht! Was ein Vater will, dagegen ſperrt ſich der Sohn, bis dann der Enkel wieder wird wie Großpapa geweſt. Merkwürdig, aber wahr! Unſer erſtgeborner Bruder lebte ſchon als Bube ganz in Unfrieden mit Vater Erlaucht. Mancher ſeiner loſen Streiche war eitel Uebermuth, kein Zug des Teufels, wie Vater Erlaucht es nahm. Günther konnt' von früh auf die Kutten nit leiden, und ſchließlich mußt' er denn doch ſo fromm ſterben wie Vater Erlaucht es gewünſcht. Als Jungherr prügelte er einen Geiſtlichen, der der Frau eines armen Knechtes arg zugeſetzt. Mönch und Knecht waren handgemein geworden, unſer Günther aber dazu geſprungen und auf Seite des Knechts. Der Geiſtliche ward entfernt, aber wer die Hand an einen Geweihten des Herrn gelegt, durfte nit ohne Pönitenz und Buße bleiben. Höre wie folgt; es ſoll Dir Aufſchluß geben.“

„In alter Zeit ſtrebten Kirchen und Klöſter nach heiligen Leichnamen, wenigſtens nach Knochen von Martyrern. Manche frommen Brüder befehdeten ſich darob, ſchlugen ſich die eignen lebendigen Knochen entzwei, um den Wurmfraß von Skeletten zu bekommen. „In Godis namen, amen!“ ſchließt das alte Weisthum, in Schweinsleder gebunden. Unſer Vater Erlaucht ſammelte Reliquien gleich Kürfürſtlichen Gnaden Friedrich von Sachſen in jungen Jahren. Günther, unſer erſtgeborner, verſpottete dieſe Frommheit. Er war als loſer Bub' in die Beinkammer gebrochen, hatte heilige Krüge geöffnet, ihren Staub in die Winde geſtreut. Für ſolch ruchlos Gebahren hätte er müſſen mit Haſelruthen gezüchtigt werden, halt' ich. Statt deſſen hielten ſie ihn für vom Teufel beſeſſen, erklärten den tollen Jugend- und Uebermuth für Einwirkung des Satans, für Hinneigung zur Häreſie. Und darauf ward dann hingearbeitet am Knaben. Nach dem Spruch der Dominicaner, die allezeit bei uns die Hand im Spiele ha'n, ward dem Erbgrafen eine Romfahrt auferlegt; an den Gräbern der Apoſtel ſollt' er ſich Abſolution holen und mit Gott verſöhnen. Auf wälſchem Boden iſt er aber nit weit kommen. In den Thälern von Piemont verlor er ſich von ſeinem Gefolge; man fand ihn in einem Verſteck jener Waldenſer, die ſich für Chriſten halten im Sinn der erſten Apoſtel, von der Kirche aber mit Feuer und Schwert verfolgt werden. Eine junge Dirne dieſer ſtillen Thalleute war von den Schergen des heiligen Amtes in die nächſte Stadt geſchleppt, um auf der Folter ihren Irrwahn zu bekennen. Unſer Günther ſammelte einen Haufen Volks, befreite die arme Dirne, und führte ſie im Triumph in ihre Hütte zurück, mußte jedoch alsbald vor den Verfolgern die Flucht ergreifen. Mit Mühe fanden ihn die Seinigen in der Waldſchlucht; er aber weigerte ſich mit wildem Ungeſtüm, die Bußfahrt nach Rom fortzuſetzen. Er hatte den Glauben daran verloren. Das Banner der Waldenſer, ein Leuchtthurm mit ſieben Sternen nnd mit der Unterſchrift: „Das Licht leuchtet in der Finſterniß!“ hat er lange Zeit heilig gehalten und in ſeinem Gemach aufgepflanzt. Trotzigen Sinnes zog er mit ſeinen Begleitern über die Alpen zurück nach der Heimath.“

„Hab' unſern Aelterbruder, wie ich noch ein Bub' war, heimlich oft erzählen hören von denen Valdeſi, wie er ſie nannte, nit Waldenſer als vom franzöſiſchen Pater Waldus geſtiftet, ſondern von Vallis herbenannt, von jenen Leuten in den ſtillen Thälern von Savoyen unſern des Punktes, wo Italien, Schweiz und Frankreich zuſammenſtoßen. Dieſe Waldenſer ha'n keine Prieſter, aber ſie ha'n Bibeln und wen der Geiſt treibt, der predigt bei ihnen nach Gottes Wort. Sie ha'n Bibeln gehabt ſchon vor Erfindung des Buchdrucks, und den Fetzen einer geſchriebenen hatte Günther ſich mitgebracht als er heimkam. Ach, daß ihm der Leuchtthurm der Waldenſer mit den ſieben Sternen nit hat zum Heil leuchten können!"

„Heimgekehrt alſo war er ohne Buße, ohne Abſolution. Was nun anfangen mit ſolch ketzeriſchem Jungherrn, ſo dereinſt die fürſtliche Grafſchaft regieren ſollte! Guter Rath war theuer. Eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe in Jeruſalem war mißlich. Ein Paläſtinapilgrim macht immer drei Schritte vorwärts und einen wieder zurück. Warum? Sich zu beſinnen, wie ſchwer der Weg zum Heil! Unſer Aelterbruder aber hätt' vielleicht gleich linksum gemacht und Jeruſalem ſo wenig wie Rom erreicht. Auf Betrieb Vater Erlauchts hielten die Dominicaner von neuem Sitzung und Berathung. Man konnte den Sünder auch eine „Nachfahrt" machen laſſen, eine Bußwanderung nach den Reliquien der alten Kaiſerſtadt Aachen. Da hat's der Heilthümer viele, als da ſind: auch ein Splitter vom Kreuz Chriſti, ſo gut vielleicht wie im Kiffhäuſer Berge; fernerweit: Windeln des Jeſukinds, ſo Sanct Joſeph zuvor als Fußlappen getragen; ſtehen gar ſehr im Geruche. Glaub's ſchon. Auch hat's dort ein Schienbein Caroli Magni, das Kleid der allerſeligſten Jungfrau, das ſelbige trug, als ſie begnadigt wurde. Pure alte ſchmutzige Judenwäſche. Zu Echternach am Rhein giebt's Springproceſſionen. Da wird der Schmerzensweg Chriſti nach Golgatha hinauf gehüpft. Alle Welt ſpringt wie die Känguruhs; nur nit die Prieſter, die ſteh'n bei Seit', ſehen zu und ſpringen nit; wahrſcheinlich ha'n ſie keine Schmerzen. Gleichviel, das Concil der Dominicaner erkannte auf einen bußfertigen Bittgang auf dem Kiffhäuſer Berg, um den der Ketzerei zugeneigten Sünder in der Hand zu behalten. Dreißig Fahrten nach der Kapelle zum heiligen Kreuze daſelbſt haben ſchier ſo viel Geltung als eine Romfahrt. Hier ſollte es nit eine Springproceſſion, hier ſollte es mehr eine Rutſchpartie ſein, auf den Knieen, mit einer Wandelkerze in der Hand. Auch ſteht ja die heilige Kreuzkapelle im beſten Geruch wunderthätiger Heilkraft gegen Gebreſten des Leibes und der Seele. Der ganze Kiffhäuſer Berg ward nun kirchlich hergerichtet mit den Stationen aus der Leidensgeſchichte des Herrn. In dem alten Burgſchloß konnte der Culpat wohnen die dreißig Tage hindurch, auf deren jeden eine Bußfahrt fiel. Und der Prieſter in der Kapelle, der den Bittgang leiten ſollte, war ja ſchon wegen ſeiner verdorrten und wunden Hand ein Märtyrer. Günther entſchloß ſich zur Bußfahrt, weil man ihn gegentheils mit dem Verluſte ſeiner Erbrechte bedrohte; er ſang alſo im hären Gewande: Via crucis, via lucis, Weg des Kreuzes, Weg des Lichtes! Ich bin unſicher, ob er dabei nit an das Banner der Waldenſer mit ihrer Inſchrift dachte. Er ſprach an jeder Station des Calvarienberges ein Gebet, ich weiß zwar nit welches, aber äußerlich kam er den Vorſchriften nach, faſtete, kaſteiete ſich in aller Form wie ein büßender Einſiedler in der Wüſte; fand aber zugleich auf dem alten, ſagenreichen Berge, der in ſeinen Eingeweiden ſo viel Schätze bergen ſoll, für ſein weltlich verbliebenes Herz einen Schatz, den er hob und der ihn entſchädigte für alle ihm auferlegte Pönitenz. Es war als wenn ſich in ihm das alte Märchen vom Grafen der Provence, der in den Bergen eine Meluſine fand, erneuern ſollte. Ignota hieß die Zauberfee, die ſein Herz feſſelte, ein Mädchen vom Stamme Juda. Unſres Bruders Leidenſchaft war nit blos eine Aufwallung des Blutes, ſie war ächt und treu; und das war ſein Verderben. Pater Saleſius, der Kaplan, taufte nit bloß die Jüdin, er traute ſie auch mit Dem, der ihr Gatte ſein wollte, heimlich freilich ohne den Conſens der Eltern, aber in aller Kraft Rechtens, ſo ihm ſein heilig Prieſteramt zuerkannte, in der Kapelle zum heiligen Kreuz. Was ein Prieſter bindet, bleibt gebunden und ſelbſt das Reichskammergericht, das in der Sache Recht ſprechen mußte, gab das Urtheil: Ehe iſt Subſtanz, Zuſtimmung der Eltern iſt nur Accidenz. Das junge Paar behielt auf dem Kiffhäuſer Bergſchloß ihr ſtilles, verſtecktes Aſyl, ein Kind, Joſepha, erblickte dort das Licht der Welt, die ach! ſo finſter. Die Unebenbürtigkeit der Gattin gab für die Agnaten des Hauſes weit mehr als die Frage über die kirchliche Gültigkeit der Ehe Aergerniß und Anſtoß. Günther war endlich bereit in einer geheimen Urkunde auf ſein Erbfolgerecht zu verzichten. Da erſcholl die Kunde, daß ſeine Gattin eine Freibank aus der Sippe Deſſen, der als Mörder in der Geſchichte unſeres Hauſes daſteht. O Grauſen, o neuer Fluch! Es überkam unſern Vater Erlaucht eine Angſt wie beim Heranbrechen des jüngſten Gerichts, eine Angſt die ihn zu dem Gelübde trieb, ſein ganzes Haus der Kirche zu weihen. Heimliche Finſterlinge flüſterten ihm ſogar in's Ohr, ſeine Schnur, obſchon getauft, mache ihren Gatten vom Pfade des Heils abwendig, wolle ihn zum Jüden machen. Sie ward vom heiligen Amt vorgeladen und hat ganz leicht und offenherzig eingeſtanden, daß ſie nur aus Liebe zum Grafen Chriſtin geworden ſei, an eine göttliche

Dreifaltigkeit habe ſie nie geglaubt, vielmehr nur an den Einen Gott, der auch der Gott Abrahams. Darauf hin ward ſie getrennt von Gatten und Kind, obwohl ihre Ehe nit als ungültig erklärt werden konnte. Eher ward ihre Taufe als ächt bezweifelt. Der Pater ſei überhaupt ein ſchlechter Seelſorger, ſagte das heilige Amt, ſeine Täuflinge verfielen wieder in's alte Teſtament oder trieben Ketzereien. Und drum nahmen ſie ihr auch das Kind, das ſie in's Kloſter ſperrten. Allda ſoll es verbrannt ſein. Vielleicht kamen ſie damit dem Fegefeuer zuvor. Wie dem auch ſei, lieb Bruderherz, gleichviel: wir ſollen in Sack und Aſche büßen, damit die armen Seelen unſeres Hauſes erlöſt werden. Sonderbar, aber wahr!“

„Uebrigens hängt unſere Sache auch noch bei Kaiſer und Reich, ſchon ſeit Maximilians Zeiten. Daß die Kirche das Gelübde unſeres Vaters als rechtgültig angenommen, genügt noch nit, den Familienhandel zu ſchlichten. Die Agnaten der andern Linie unſeres Hauſes betreiben es gar eifrig, daß wir mit Haut und Haaren der Kirche verfallen, denn was, nachdem die Kirche abgefunden, von unſerem Zweig noch übrig an Ländern, Gütern, Pfründen und Rechten, iſt groß und wünſchenswerth genug zur Bereicherung der anderen Linie, oder, wie man's nennt zur Arrondirung des Schwarzburger Gebiets zu einer feſten compacten Maſſe. Wenn ſich's blos darum handelte, daß unſere Linie Arnſtadt und

Sundershauſen abträte, alſo daß dann nur Ein Haus Schwarzburg reichsunmittelbar und von Gottes Gnaden ſouverän bliebe, ſo wollt' ich meinestheils ja herzlich gern thun, was Aufopferungsluſt vermag. Es iſt gewißlich ganz gut für allgemeines Beſtes, daß die ewigen Erbtheilungen in fürſtlichen Häuſern aufhören, dynaſtiſche Geſchlechter, ſo ſie was vorſtellen wollen vor Gott und Reich, ſich baß in Eins zuſammenlegen und nur Erſtgeburtsrecht gültig iſt. Ich verzicht' freudig auf Alles, ich brauch' nur Luft und die Ellenbogen frei, denn ſonſten erſtick' ich. Ich laſſ' mich gern auf den Ausſterbeetat ſetzen, allein Kaiſer und Reich werden immer noch zu befinden haben, wo es ſich um das gänzliche Erlöſchen einer dynaſtiſchen Linie handelt. Das muß ein Schwarzburger Familientag entſcheiden. Ich, Bruderherze, pflanze mich nit fort, ſiehe Du zu, wie Dir dabei zu Muthe iſt. Ich ruf' Dir wiederholt zu: Halt die Ohren ſteif und die Knochen beiſammen!"

Neuntes Capitel.

Ohrenbeichte bei den Auguſtinerinnen.

Auch Luther, als er von der Kirche nach ſeiner Behauſung in der „hohen Lilie" zurückkehrte, fand Briefſchaften vor, darunter ein Schreiben der Schweſter

Clementine, der Oberin im Kloſter der Auguſtinerinnen an der Gera. Sie bat ihn flehentlich, doch nicht bei ihr vorüber zu gehen, da in ihrem Hauſe heilsbedürftige Seelen ſeiner harrten. Clementine wußte ſehr wohl, daß er die Privatbeichte verwarf, aber ſie mahnte ihn an die Stelle in der Schrift, wo es heißt: Seid ſtark in dem Herrn, damit Ihr den Schwachen beiſtehn könnet! Auch ſie ſelber ſei des Raths und des Troſtes benöthigt, ſolle ſie nicht verzweifeln an ihrem Kloſterberuf.

Luther war kein entſchiedner Gegner der geheimen Winkel- und Ohrenbeichte, falls ein bedrängtes Gemüth das Bedürfniß hatte ſich ſeiner Laſt im Vertrauen ſtill zu entledigen; ſein Zorn richtete ſich nur gegen die Gewohnheitsbeichte und gegen den Beichtzwang, dies gefährliche Inſtrument der Prieſterherrſchaft, um Seelen heimlich zu knechten. — Er hatte ſchon in früheren Jahren auf ſeinen Viſitationsreiſen, im Auftrage des Generalvicar Staupitz, das Neuwerkskloſter zu Erfurt beſucht, doch mehr in ökonomiſchen Geſchäftsangelegenheiten, die Verwaltung des Stiftes betreffend. Heut ſollte er Seelſorge üben. Und man darf den Lahmen die Krücke nicht nehmen, bevor ſie gehen gelernt. Seelſorge wird in beſonderen Fällen wohl noththun und exercitia spiritualia ſind ſchon heilſam um die Lethargie, die den Klöſtern anklebt, zu beſeitigen. Zumal Weibſenſchaft hat oft abſonderliche Anliegen! So ſagte er ſich, und war entſchloſſen, dem Ruf zu folgen.

Er wußte nichts von dem Sturm der Aufregung, den ſein bloßer Name ſchon bei den Conventualinnen hervorgerufen, als die Oberin den Schweſtern den Entſchluß kundgab, ihn zur Beichtabnahme einzuladen. Die unter den ſtrengen Regeln der alten Satzung ergrauten Kloſterfrauen ſchrieen vor Entſetzen auf: „Wie? Was? Den Wittenberger Ketzer, den von Gott Gezeichneten!“

„Von Gott Geweiheten!“ verbeſſerte die ſanfte Clementine.

„Den von der Kirche Ausgeſtoßenen, auf dem der Bannfluch liegt!“

„Den von Gott Verfluchten!“ hüſtelte ein altes Geſicht und wollte faſt erſticken.

„Nicht von Gott, gute Schweſter!“ wandte die Oberin ein.

„Rom hat geſprochen!“ ſchrie die Hektiſche.

„Und er zieht nun nach Worms,“ ſagte Clementine, „ſich vor Kaiſer und Reich zu rechtfertigen.“

„Zu Weimar ſtand die Bannbulle an allen Ecken der Stadt!“

„Bei uns nicht. Und er hat in Weimar gepredigt vor Herzog Johann, eben ſo heut bei unſern Auguſtinern. Wir wiſſen von keinem Edict, das ihm das Predigen verböte, und wer ſich vertheidigen ſoll, muß auch ſprechen dürfen.“

„Der Friede des heiligen Hauſes wird geſtört!“ rief die Alte qualvoll und ſank ohnmächtig nieder, während die Oberin hinzuſprang, ſie mit ihren Armen aufzufangen. „Sie iſt krank und hat Gebreſten!“ ſagten die Vernünftigen unter den Schweſtern und trugen die Leidende bei Seit'. Die jüngeren Sodalinnen des Conventes ſtimmten für die Oberin und es mochte wohl, was ſich in ihnen regte, zum Theil auch die weibliche Neugier ſein, den großen Ketzer zu ſehen. —

Es war Nachmittags als Luther über die bedeckte Gerabrücke ſchritt und an der Glocke zog. Die Pförtnerin, als ſie ſeinen Namen hörte, ließ vor Schreck das Schlüſſelbund fallen und eilte ſchreiend in's Haus zurück. Am Boden aber kauerte eine alte Schließerin, die krankheitshalber des Amtes nur noch zur Aushülfe wartete, die Böhmakin, wie man ſie nannte, und Luther erinnerte ſich ihrer noch aus alter Zeit.

„Nun Du gutes Gewächs aus dem Lande der Tſchechen!“ ſagte er wohlgemuth, indem er ſich zu dem alten Weſen bückte, ihr freundlich die Hand unter's Kinn legend. „Wie ſchauſt denn aus, gute Badſeba, und wer hat Dir denn das Naſenbein ſo geſchunden? Muß eine böſe Katze geweſt ſein.“

„Hab' mir die Disciplin geben,“ lächelte die Alte, „die Geißel ſchwungen, daß die Fetzen rumflogen.“

„Warſt alſo Katze gegen Dich ſelber.“ zürnte

Luther. „Ei ſieh, wie Du Dich ſchimpfiert haſt! Glaubſt denn innerlich hübſch zu werden, je häßlicher auswärts? Es braucht's halt nimmermehr. Was iſt auch Gott gedient mit einem geſchundnen Antlitz oder Buckel!“

Als ſie nach ſeiner Hand griff, wehrte er ſie ab: „Mit einem ſchmutzigen Handkuß iſt auch keinem Heiligen gedient! Waſch' Dir an der Gera hübſch die Augen aus und hoff' dann mit klarem Antlitz auf den Brunnen, der da Herz und Seele reinigt. Sanct Schmutzbarthel wird doch nit Dein beſter Heiliger ſein? Hübſch ſauber halten und auf reine Wäſche!“

„Geſchieht immer an hohen Feſttagen,“ ſagte die Alte.

„Täglich!“ mahnte Luther, „und nit blos für den Herrgott und wenn ſein Tag iſt; man iſt das ſich ſelber ſchuldig.“

„Mir ſelber ſchuldig?“ fragte die Alte, „bin mir Creatur nix ſchuldig, bin ein Beeſt vor dem Herrn und war allezeit verpeſtet.“

„Nu, nu!“ eiferte Luther. „Nahm doch unſer Herr ſelber Menſchengeſtalt an, ging aber rein und ſäuberlich einher. — Mit dem Dienſt als Schließerin gehts wohl halt nimmer?“

Die Alte erzählte, daß ſie abgeſetzt ſei, ſeitdem ſie das Schlüſſelbund verloren, ſie bete täglich zum heiligen Antonius von Padua, der dafür gut ſei, verlorne Sachen wiederzufinden, aber es habe nichts geholfen und nun ſei ſie in Aengſten, ob ſie wohl im Lande Jenſeits das Schlüſſelbund wiederfinden werde.

„Dort,“ tröſtete Luther, „werden wir Alle für das uns hier Verborgene und Verlorene die Schlüſſel finden; warum nit auch Du Dein Schlüſſelbund!“

Er ſchob die Alte bei Seite und ſchritt fürbaß.

Im Conventſaale empfing ihn die würdige Clementine mit einer Schaar gleichgeſinnter Schweſtern; einige ſanken vor ihm in's Knie, um den Saum ſeines Gewandes zu küſſen. Kaum daß er's ihnen wehren konnte; er rügte es aber ſtreng und ſcharf; ſelbſt Petrus in der Apoſtelgeſchichte habe das nit geduldet und zu dem knieenden Cornelius geſprochen: Steh' auf, ich bin auch nur ein Menſch! Und in der Offenbarung Johannis ſpreche ſogar der Engel: Menſch, bete mich nit an, denn ich bin Dein Bruder und Deiner Brüder Mitknecht!

Dabei legte er aber doch, war es aus alter Gewohnheit oder weil er für bedrückte Seelen keine andere Form, ſie zu tröſten und aufzurichten gefunden, ſeine Hände ſegnend auf die gebeugten Häupter der guten Schweſtern.

Clementine ſagte, es thue Frauen ſo wohl, eine Hand über ſich zu wiſſen, Frauen ſeien ja ſelber oft nur wie Kinder und möchten gern gläubig folgen, ſtatt zu forſchen und voranzugehen; in Gewiſſensſcrupeln wüßten ſie ſich keinen Rath und in der Erziehung der Novizen ſeien ſie gar ſehr der männlichen Kraft zur Hülfe benöthigt. Sie habe vielfach, ſeitdem ſie Priorin im Kloſter, das Ceremoniell vereinfacht, wiſſe aber nicht, wie weit die Grenze des Erlaubten gehe und wo die Todſünde beginne, die Sünde wider den heiligen Geiſt, die nicht vergeben werde.

„Liebe Schweſter im Herrn,“ erwiderte Luther, „Ceremonien ſind keine Glaubensartikel. Sie ſind uns, nicht wir ihnen unterworfen; wir können ſie abſchaffen und ändern wie es die Liebe zu unſern Mitmenſchen und deren Wohlfahrt gebietet. Der Zwang ſei ausgeſchloſſen, das Bedürfniß walte frei!“

Clementine klagte über die ſpitzfindige Caſuiſtik ihres Beichtvaters, die ihnen oft ſo viel betrübende Zweifel übrig ließe; er ſei ein Haarſpalter und werfe die Frage auf, ob die Bußfertigen in der Beichte die wahre contritio fühlten, die Zerknirſchung, oder blos die attritio, die Furcht vor Strafe und Fegefeuer. „Herr Doctor, wie ſteht's denn mit dem Fegfeuer?“

In der Menſchenwelt, entgegnete Luther, werde ſchon hinreichend Fegefeuer angezunden, um arme Seelen in Leid und Mühſal zur Läuterung reinzubrennen. Ein ſolches nach dem Tode noch annehmen, heiße die Erkenntniß und die Gnade Gottes verkleinern. Die Furcht vor Strafe bringe es zu einer bloßen Galgenreue.

Die Kloſterfrau ſagte, der ihnen angeordnete Beichtvater examinire die jungen Seelen, was ſie von Kindesbeinen an Böſes gethan, gewollt und gedacht, befrage hochnothpeinlich wie mit Daumſchrauben die Novizen, wann ſie Aufregungen der Sinne gehabt.

„O, o! Man male den Teufel nit an die Wand, torquire nit die Natur! Sie wird erſt böſe, wenn man ſie für bös hält, ſie foltert und quält.“

„Hochwürdiger Vater,“ flüſterte Clementine, „Mehrere von uns ſind entſchloſſen, das Kloſter zu verlaſſen um ſich in der Welt nützlich zu machen, dort den Menſchen zu dienen und im lebendigen Leben eine Freiſtatt zu ſuchen.“

„O, mein Gott!“ rief Luther. „Iſt es denn ſchon ſo weit 'kommen, daß die Klöſter, die doch Aſyle ſein ſollten für Leidtragende und Hülfsbedürftige, geflohen werden müſſen, um der Anfechtungen willen in ihren ſtillen abgeſchloſſenen Winkeln? Liebe Schweſter, ſo lange es leidbedrückte Menſchen giebt, die mit dem Leben fertig ſind, ſo lange werden auch ſtille Plätze noth thun, die ihnen eine Zuflucht bieten; nur ſollte es freilich nit für immer, nit unverbrüchlich für's ganze Leben ſein! Willensbeſchränkung iſt Rechtsbeſchränkung, und wer mündig, kann ſich einem Vormund nit mehr blind in Knechtſchaft hingeben. Hat Eines ſich ausgeweint, dann muß man auch wieder, beruhigt und klar geworden, in's Leben zurück treten dürfen. Die Klöſter ſollten nur wieder werden, was ſie geweſen: Erziehungsanſtalten und Stätten zur Pflege für Leidende an Leib und Seele!“ —

In der Kirche harrten ſeiner in den Beichtſtühlen einige kleine hülfsbedürftige Seelen. Die Stola, nach altem Ritus nothwendig um Abſolution zu ertheilen, hatte er abgelehnt mit den Worten: „Wenn wir's nit in uns ſelber ha'n, das Außending thut's nimmermehr.“

Wie ein Schwarm aufgeſcheuchter Vögel fuhren die jungen Novizen auseinander, die ſich am Eingang vor der Sakriſtei geſammelt hatten. Die ewige Lampe warf nur einen matten Schein durchs Schiff der gewölbten Halle. In den Seitengängen wurden auf den Leſepulten einige Lichtchen angezündet, obſchon es noch zu früh war zum Veſpergebet. Zwei Beichtſtühle ſtanden links und rechts im Nebenſchiff. Luther nahm an den Schleppgewändern wahr, daß zwei Geſtalten hüben und drüben eines Beichtigers gewärtig. Er trat in den einen Stuhl, ſetzte ſich und lehnte ſein Ohr an die vergitterte Oeffnung.

„Hochwürdiger Vater!“ flüſterte eine feine, dünne Kinderſtimme, faſt unvernehmlich und von Thränen halb erſtickt.

„Was drückt denn Dein Gewiſſen?“ fragte Luther wohlwollend, da das Bekenntniß ſtockte.

„Hab' geſtern ſchon wieder,“ begann die Beichtende,

„mit dem Roſenkranz geſpielt und Alfanz 'trieben, die Kügelchen ſind abgeriſſen und in den Sand gekollert."

Luther ſagte begütigend, man dürfe freilich mit dem Inſtrument, an dem man ſeine Gebete aufzähle, nicht Poſſen treiben.

„Hab' auch heut, in der Früh," ſagte das Beichtkind, „meine Nähnadel verlegt, geſtern mein Taſchenmeß, vorgeſtern das Zwirnknäuel, ehevorgeſtern das Sacktuch."

„Nu, nu," tröſtete Luther, „man muß allerdings hübſch Ordnung halten in ſeinen ſieben Sachen." Er gedachte unwillkürlich, wie er ehedem als junger Mönch ebenfalls ein kindiſches Sündenregiſter zuſammengeſtellt, um nur Stoff zum Beichten aufzufinden, dergeſtalt, daß ſein lieber Staupitz ihm lächelnd ſagte: Ei, das ſind ja gar keine rechtſchaffnen Sünden, ſind ja nur eitel Puppenſünden!

Die Kleine fuhr fort: „Und ſo trieb ich es ſchon von Kindheit an."

„Steckſt ja wohl auch jetzt noch in den Kinderſchuhen," dachte Luther, „biſt nit bloß ein Beichtkind, ſondern auch ein Kind an Jahren, ein Backfiſch."

„War liederlich von Mutterleibe an," ſeufzte die Kleine.

„Ei, ei!" unterbrach ſie Luther. „Haſt Du Manches verlobbert und verliedert, ſo iſt's ja noch kein Verluſt für Deine junge Seele. Faſſe Muth, mein Kind, ſei heiter, aber halt' die Gedanken beiſammen!"

„Ach," ſagte die Beichtende, „das hab' ich mir ſchon oft geſagt und dem Lamm geklagt."

„Welchem Lamm?"

„Dem Lamme Chriſti da drüben am Eck in der Kapelle. Es hat mich immer angehört und nix d'rauf geſagt."

„Wie ſoll's denn reden, ein ſteinern Ding!"

„Ja, Pater Gabriel hat geſagt, Steine müßten reden, wenn die Menſchen ſchweigen."

„Hat denn der Pater Gabriel geſchwiegen, als Du ihm Dein Leid und Deine kleinen Sünden eingeſtandeſt?"

„O nein, hab' mit ihm ſchon manchen guten Plauſch gehabt. Er meinte, ich ſolle nur ſtille ſein, und Niemand nix ſagen und dabei hat er mir die Backen geklopft und betheuert, ich ſei eine Lilie unter den Würmern."

Luther dachte betrübt und ſtill für ſich: Wenn nur der Wurm nit an der kleinen Lilie nagt!

„Pater Gabriel," ſagte das Kind, „hat mir auch oft gegen einen halben Gulden einen Ablaßzettel zugeſteckt, aber heimlich, da die Mutter Clementine das nimmer duldet. Die Wawi hat auch groß Verlangen nach einem Ablaß g'habt; ſie ſagte, der thäte gut ſchon im Voraus und man könnt' Alles d'rauf hin verlobbern und verliedern, die Mutter Gott's hätt' dann ein Einſehn. Und da die Wawi ſo arg danach gejammert, ſo zog ich im Kloſtergarten ganz ſtill im Gebüſch aus dem Unterrock meinen Ablaßzettel hervor und da ha'n wir d'rum gewürfelt, ich und die Wawi, die aber hat ihn gewonnen."

Luther fuhr auf: „Und ſolch' Wiſch, um den Ihr Würfelſpiel treibt, ſoll Euch abſolviren? O, du Jüterbogker Gräuel! Treibſt nit blos Heuchelei mit den Laſterhaften, ſondern niſteſt Dich auch ein in Kinderſeelen!"

Seine Fäuſte ballten ſich unwillkürlich und er ſaß im Beichtſtuhl wie ein Löwe zum Sprunge bereit. Hätt' er nur die blutſaugende Hyäne, die niemals ſatt wird, vor ſich haben und erwürgen können! Er vergaß beinah', daß das kleine Weſen, das ihm gebeichtet, auf ein kleines Strafpenſum harrte.

„Seid nicht unbarmherzig, hochwürdiger Vater," erinnerte das Kind, „wills nit wieder thun."

Luther empfahl ein einziges Paternoſter, aber langſam und mit Bedacht geſprochen, nicht geplappert. „Und niemals wieder einen Ablaßzettel kaufen!" ſo lautete ſein Beſcheid. Die Novize raffte ſich auf und ging von dannen. Sancta simplicitas! dachte Luther, eine Kindsfrau brauch'ſt Du, keinen Theologen.

Er erhob ſich und ſchritt zum Beichtſtuhl gegen ihm über. Da ging's noch geſchwätziger zu; die Paternoſter rauſchten nur ſo von den Lippen der Büßenden, wie Waſſer vom Schaufelrad einer Mühle. Luther vernahm die Mundart der öſterreichiſchen Lande. Wie die Betende ſchwieg, fragte er nach ihrem Begehr.

„Ew. Gnaden, i bin die Wawi,“ erſcholl es im ſingenden Ton durchs Gitter. „Sie ha'n mich allzeit die Schmauswawi g'nannt.“

„Weshalb denn ſo?“ war die Frage.

„Wegen dem ewigen Geſchmauſe,“ ſagte die kleine Nonne.

Luther dachte bei ſich als deutſcher Sprachmeiſter: Die Hochdeutſchen brauchen „wegen“ mit dem Dativ. Wegen mir? Nu meinetwegen! Können auch mit dem Dativ in's Himmelreich kommen!

„Alſo wegen dem ewigen Geſchmauſe!“ wiederholte Luther, „liebſt denn gar ſo ſehr die Schmauſerei?“

Die Nonne erwiderte: „Es iſt nur von wegen dem Hungertyphus, dem fallt man doch nit gern anheim. Wiſſen's, hochwürdiger Vatter, es fehlt hier zu Land zur Jauſe das feine Weißgebäck. Kohl und Gemüs iſt gut, nur die Linſen bei uns beſſer; für ein hieſig Linſengericht hätt' ein Eſau nimmer ſein Erſtgeburtsrecht hin'geben. In Gottes lieber Chriſtenheit iſt's aller Orten gar ſchön. Unſer täglich Brod gieb uns heut: iſt auch hier allerwegen die beſte Bitt'. Nur langt's nit zu, Brod iſt z'wen'g und von Topfennokerln oder Fettgrammeln hier zu Land gar kein' Red', kein' Spur, kein' Idee, während bei uns nach all' den überwund'nen verſchiednen Mahlzeiten“ —

„Du lieber Gott,“ ſeufzte Luther und huſtete in ſeine Kutte hinein, „da gefällt's Euch wohl hier zu Lande gar ſchlecht?“

„Ew. Gnaden und Hochwürden, s'iſt hier nit ſo guſtiös wie daheim.“

„Kann mir's denken!“ lachte Luther ſtill für ſich.

„Trunkfällig war ich nimmer,“ verſicherte die Nonne vom blauen Donauſtrand, „aber das Gefräß in mir iſt halt zu groß, es überfallt mich oft und wo ich ein Geſpeis ſeh', da übermannt's mich ſchier. Das Schmachten kommt z'weilen über mich; hier zu Land ſagen's das Hungern.“

„Ei ſo zieh Dir,“ eiferte Luther, „den härenen Gürtel als Schmachtriemen feſter um den Leib! Kannſt Dir denn keinen Zügel anlegen? Man muß doch ſeinen Naturdrang bekämpfen!“

„Jes Marie!“ rief die Schmauswawi, „i kämpf' auch und kämpf'; aber wenn nur das Faſten nit wär'; s'iſt halt ein gar bös' Ding.“

„Weshalb biſt denn in's Kloſter gangen?“ fragte Luther unwillig.

„Bin auch nit 'gangen," ſagte die Nonne, „bin g'ſchickt, es war halt ſo hergebracht, ein Familien-Trödel."

„Tradition," verbeſſerte Luther.

„Einer von uns in Wien hat immer mußt geiſtlich werden für die Andern allzuhauf. Schon mein Eltervatter ſagte: Wir ſind allzumal ſchlecht und ſündhaft; ſtecken wir halt die Kleine in's Kloſter, daß ſie für uns bettet! Wir ſind unſer Sechs; vielleicht wird ſie fromm ſein für ein halbes Dutzend."

„Ei daß Dich!" ſchalt Luther, „es hat Jedes allein genug mit ſich zu thun."

„Es war auch noch ein beſondrer Fall, weshalb ich in's Kloſter 'ſteckt bin," fuhr die Wienerin fort, „ein abſonderlicher Fall von wegen einer Schmutzerei."

Luther fuhr auf, daß man ihm ſo etwas zumuthete. Die Kleine erſchrak und ſchwieg.

„Was für Schmutzerei?" fragte er dann zornig und lauſchte.

„Halten zu Gnaden, ich mein' die Schweinſchlächterei zu Ehren des heiligen Antonius; er iſt ja doch der Patron für die Viecher."

„Auch für zweifüßige?" murrte Luther, „ſeid Ihr denn wirklich die Viecher im heiligen römiſchen Reich?"

„Zumal für die Schwein' iſt er der Schutzpatron," fuhr die Nonne fort, „ihm zu Ehren ſchlachten wir in der Familie alljährlich ein fettes zum Beſten der frommen Herren im Kloſter. Das letzte Mal geſchah's wie immer. Schinken und Würſte lagen bereit und ich mußt' ſie 'nübertragen zu denen Antoniusbrüdern. Der Weg war aber lang und da überkam's mich halt, i konnt' nit müßig ſein und verſpeiſt' eine Wurſt und gar eine zweite, die übrigen hab' i redlich abg'liefert. Andern Tags aber kam der Abt von Sanct Antoni herüber und führte Klage, es ſei diesmal ſehr knapp her'gangen. J ward in's Verhör g'nommen und hab' mein' Schuld bekannt. Sie iſt reif zum Kloſter! rief der Eltervatter. Stecken wir ſie 'nein! rief die ganze Familie, und ſo ward ich für reif befunden und 'nein g'ſteckt. Zuerſt gings mit mir in's Böhmerland. Allda hat's zwei Heilige, die gar gut ſein ſollen gegen alle Schmutzereien, der heilige Magnus und der heilige Ullrich. Ehrwürdiger Vatter, i hab' zu Beiden Tag und Nacht gebettet in Böhmen, aber es hat nix genutzt gegen das Unſal. Eher glaub i noch an den heiligen Fallentin."

„Valentin," corrigirte Luther.

„Der Fallentin iſt gar gut gegen die fallende Sucht," verſicherte das gläubige Kind, „und den heiligen Zipperjahn hab' i nun gar erſt gern."

„Cyprian!" rief Luther dazwiſchen, „welch' gräuliche Sprachverwüſtung! O, Du heiliger Grammaticus, wie verſündigt man ſich an Dir!"

„Den heiligen Grammaticus kenn' i nit," ſagte die Wawi.

„Ja das merk' ich!"

„Aber an den heiligen Zipperjahn glaub' i; er hat auch hier ſchon Manchen vom Zipperlein befreit."

„Wärs dann nit gut, Du lehrteſt bald wieder heim zu den Fleiſchtöpfen Aegyptens?"

„Hab' geſtern doch wieder gejauſet, ob es ſchon Faſttag war," beichtete die Kleine. „Ehrwürden, geben's mir ein Strafmaß, aber ſein's nachſichtig! I hoff', Ew. Gnaden werden doch nit als Stiefvatter an mir handeln."

„Biſt eine Plaudertaſche," ſchalt Luther, „ſündigſt mit Deiner Zunge!"

„Gegen das ſechſte Gebot hab' i mich nimmer verſündigt," rühmte die Gute.

„Fehlte auch noch!" zürnte Luther.

„Immer nur gegen das eine Gebot, das nit emal unter den zehnen ſteht:"

„Das wäre?"

„Sollſt nit ſo groß Gefräß ha'n!"

„Und nit ſo geſchwätzig ſein!" ſchloß Luther das Verhör. „Geh fort! Auf nächſten Freitag kein Wort laut ſprechen und nur ein einzig Stück Brod genießen!"

„O Hihmel und Höhle!" ſeufzte die Reuige. „Aber 's wird ſchon gut ſein und i dank Ew. Gnaden."

Sie raffte ſich auf und eilte munter von dannen.

Das ſind nun ſo die kleinen Sünden weiblicher Geſchöpfe! dachte Luther ſtill für ſich. In den Männerklöſtern giebt es große, ſtumme Sünden!

Er blieb gebeugten Hauptes noch eine ganze Zeit lang ſitzen, ſchwer bedrückt und ſorgenvoll. Dann verließ er den Beichtſtuhl und ſchritt durch die weite Halle zurück. —

In der Sacriſtei harrte ſeiner die würdige Oberin des Hauſes; ſie bat für zwei leidende Schweſtern, die allen Ernſtes der geiſtlichen Hülfe benöthigt, Krankenzimmer und Bett nicht verlaſſen könnten; die Eine habe das Bedürfniß, ſich von ihm ausſegnen zu laſſen, da ſie ihr letztes Stündlein nahen fühlte. Es iſt die Huſſitenbraut, ſagte Clementine. So habe ſich die Kranke in einem fieberhaften Anfall ſelber genannt und in der Qual ihres Gewiſſens eine Sündenſchuld verrathen, von der ſie längſt abſolvirt ſei, die ſie aber ſich ſelbſt nicht vergeben könne, ſo oft auch ein Prieſter die Laſt ihr abgenommen.

„Ein ſeltener Fall,“ ſagte Luther, „daß ein Beichtkind ſtrenger iſt als der Seelſorger.“

Die Kloſterfrau zog ihn in den Winkel der Sacriſtei zurück, ſchob an der Thür den Riegel vor und flüſterte: „Sie hat einen Mord auf dem Gewiſſen!“

Luther äußerte, das gehöre vor die Gerichte.

Clementine erläuterte, die grauſe That ſei ein Beichtgeheimniß geblieben, aber Schuldgefühl und Reue in der armen Sünderin ſeien ſtärker als alle Bußen und Gnadenmittel, und je mehr man ihr verſichere, die Unthat werde ihr nicht ſo ſchwer angerechnet werden, weil es ein Ketzer geweſen, dem ſie das Meſſer in die Bruſt geſtoßen, deſto weniger glaube ſie in Gott einen milden Richter zu finden.

„Die Braut eines Huſſiten?“ fragte Luther und Clementine erzählte:

Ludomir war der Name des jungen Mannes daheim, dem die Unglückliche ihr Herz zugewendet. Die Eltern waren aus mehrfachen Gründen gegen die Neigung der Tochter; vielleicht verrieth ſich ſchon früh in Ludomir ein Gelüſt zum Huſſitenglauben, der in Böhmen noch immer heimliche Anhänger zählte. Ludmilla ward in einem Kloſter zu Prag frommen Schweſtern zur Obhut übergeben, um ſie den Bewerbungen des jungen Mannes zu entziehen. Ludomir meldete ſich als Noviz im benachbarten Mönchskloſter. Beide Klöſter verband ein geheimer unterirdiſcher Gang.

Luther erinnerte ſich eines ähnlichen Falles im Thüringerlande. Zwiſchen Sondershauſen und Frankenhauſen lag das Kloſter der heiligen Gertrudis, gemeinhin „zur Kapellen“ genannt, und dicht daneben die Benedictinerabtei Sanct Wigbert zu Göbingen, in welchem der heilige

Günther gelebt haben ſoll; ein unterirdiſcher Gang ermöglichte den geheimen Verkehr zwiſchen den Brüdern und Schweſtern.

Clementine fuhr fort. Ludmilla hatte in der Beichte den heimlichen Beſuch des Liebenden eingeſtanden; ſie leiſtete Pönitenz dafür. Die Ehre beider Klöſter ſtand jedoch auf dem Spiele und ein biſchöfliches Mandat ernannte die Viſitatoren. Man fand in den Kellerräumen, halbverſchüttet und doch immer noch wegſam, den gewölbten Gang. Die Thür, die von hüben nach drüben führte, war freilich vermauert, aber der Verdacht lag nahe, Mörtel und Steine, noch naß und friſch, ſeien in der Eile nachträglich erſt eingefügt. Die Sache blieb unerörtert, ſie wurde beigelegt. Lubomir und Ludmilla waren eine lange Zeit hindurch von einander getrennt; erſt nach einem vollen Jahre ſahen ſie ſich wieder auf einer Wallfahrt zur Mutter Gottes im Schnee. Lubomir hatte ſein Noviziat nicht beendet, hatte ſein Kloſter heimlich verlaſſen und war nach Wittenberg gewandert, um bei den Verkündern der neuen Lehre ſeine Studien fortzuſetzen. Luther fiel ein, der Böhmen ſeien viele zu ihm gekommen, eines Lubomir erinnere er ſich nicht.

Clementine berichtete, der junge Böhme habe ſich vor ſeiner Geliebten der zufälligen Namensverwandtſchaft zwiſchen Luther und Lubomir gerühmt.

„Dummes Zeug!“ murrte Luther. „Freilich ha'n ſie mich als Huſſiten verſchrieen und ausgeſtreut, ich ſei ein Böhme von Geburt.“

Ludomir, berichtete Clementine, fand zu Wittenberg in der That die alte Huſſitenlehre von neuem in's Leben gerufen und die Glaubensartikel des böhmiſchen Martyrers nach den Worten der heiligen Schrift beſtätigt; Calixtiner und Taboriten verlangen den Kelch und verwerfen das Cölibat. Staunend, voll Furcht und Argwohn, vernahm Ludmilla von den Lippen des Liebenden dies neue Evangelium als die ächte und alte Lehre der reinen Urkirche Chriſti. Im Stillen hätte ſie jubeln mögen über Ludomirs Verzückung, wenn er ihr von Wittenberg erzählte, als dem neuen Bethlehem, zu deſſen Morgenſtern nicht blos drei Könige, ſondern alle Völker der Erde wallfahrteten; aber ſie wurde irre, wenn er ihr offenbarte, die Ehe ſei nicht fürder ein Sacrament, wohl aber ein paradieſiſch Glück zweier Menſchenſeelen, die ſich gefunden; die Welt ſei nicht von Gott verloren und verworfen, ſondern voll des Segens, den ſie in ſich ſelber trage, wenn die Menſchen ſich nur ſtark machen und ſich gewöhnen könnten, das Heil und die Wahrheit aus der Kirche hinauszutragen in den Schooß des lebendigen Lebens; todt und eingeſargt ſei die Seele nur im Kloſter, Gott wolle aber nicht den Tod des Sünders, nicht Zwang und Knechtſchaft, ſondern Glück und Liebe. Seinen Vorſchlag, mit ihm heimlich zu entfliehen, verwarf ſie mit Unwillen. Er trug ein geiſtlich Gewand; eine ſtille Gemeinde habe ihn ſchon, ſagte er, zu ihrem Prediger ernannt; die Zeit habe aufgehört, wo es Sünde ſei, wenn ein Prieſter ein Weib umarme. Vor dem Ungeſtüm ſeiner Leidenſchaft erſchrak Ludmilla. Wieder heimgekehrt in ihr Kloſter, unterlag ſie den bitterſten Zweifeln. In Angſt und Qual irrte ſie Tag und Nacht raſtlos umher; Furcht und Hoffnung ſtürmte wechſelnd auf ſie ein, Irdiſches und Himmliſches miſchte ſich in ihre Vorſtellungen, Wünſche und Gedanken; die Heiligenbilder in der Kirche nahmen für ſie die Züge des Geliebten an. Fromme Bußübungen, Faſten und Geißeln ſteigerten nur noch den wilden Aufruhr ihrer Seele, in welchem ſie, nach den Verſicherungen ihres Beichtvaters, ein Werk des Böſen, eine Verſuchung Satans erkannte. Plötzlich ſtarb ihr Vater und die Aebtiſſin machte ihr die Mittheilung, ſein letzter Wunſch ſei geweſen, in ihr ein Eigenthum der Kirche, eine Braut des Himmels zu ſehen. Auf dieſe Kunde hin hat ſie alsbald den Schleier genommen. Ludomir war anderen Sinnes, hatte auch in Erfahrung gebracht, der Wunſch des Vaters ſei ihm in der letzten Stunde abgepreßt; er hielt ſeine Braut für eine Getäuſchte, die man wider Fug und Recht gefangen halte. Eine Strickleiter verhalf ihm über die Mauern des Kloſters; er fand Nachts den Weg durch's Fenſter in ihre Zelle, beſchwor ſie, mit ihm zu fliehen, Alles ſei bereit; draußen in der Welt harrten ihrer Glück und Freude. Da hat ſie ihm, als er ſie mit feſten Armen umſchlang, um ſie mit Gewalt zur Flucht zu nöthigen, das Meſſer in die Bruſt geſtoßen, ihm den Todesſtoß gegeben. Ohnmächtig fand man ſie des Morgens neben der Leiche. Ludomirs geiſtliche Kleidung wurde heimlich bei Seite geſchafft; es war nur die Rede von Einbruch und Beraubung, ihre That galt nach dem Spruch der Richter als Nothwehr, ihr Geſtändniß, es ſei ein Huſſit geweſen, dem ſie früher ihr Herz zugewendet habe, erleichterte ihre Abſolution; einen Ketzer zu tödten, ſei keine Todſünde und die Kirche reich an Sühnmitteln und Gnade. Sie aber verwarf jetzt alle Troſtgründe, ihre ganze Denkungsart hatte ſich plötzlich nach der grauſen That umgewandelt. Der Ermordete erſchien ihr in einem ganz anderen Lichte, in ſeiner Verkündigung eines neuen Evangeliums von Glück und Liebe ein Märtyrer. Sie hörte wie man draußen im Lande Sachſen die neue Lehre von den Kanzeln verkündigte und glaubte vor Gott keine Sühne zu finden für ihre ſchwere Miſſethat; ſelbſt ein Gelüſt nach dem Kelch regte ſich in ihrer Seele, nicht als ob ſie überzeugt war, das ſei im Buch der Bücher nach Gottes Wort gewährleiſtet, geboten und eingeſetzt, als vielmehr um dem Todten ein Genüge damit zu ſchaffen, und ſeiner Ueberzeugungstreue Folge zu leiſten.

Clementine hatte die Erzählung beendet, Luther drückte ihre zitternde Hand. Beide blickten ſich ſchweigend an, in ſtiller aber felſenfeſter Zuverſicht, es werde über die Welt eine neue Erlöſung kommen, wenn auch erſt nach Schmerzen und Kämpfen.

Luther erfuhr noch, daß die Böhmin im Krankenhauſe untergebracht war, nachdem ſie ihr Heimathland verlaſſen, bettelnd und barfuß, von einem Kloſter der Auguſtinerinnen zum andern.

„Sie ſchläft den ganzen Tag bis in die Nacht hinein,“ ſagte Clementine, „in ihren Gebeten, Ehrwürdiger Vater, ſpricht ſie oft Euren Namen aus, verwechſelt ihn aber häufig mit dem Ludomirs.“

„Laßt ſie ruhen!“ mahnte Luther. „Schlaf iſt eine Gabe des guten Gottes, die Natur übt von ſelbſt ihre beſte Heilkraft. Hat die Arme nach dem Kelch Verlangen, ſo will ich ihn ihr wohl reichen, den Kelch des Leidens hat ſie ja doch ſchon hinlänglich gekoſtet. Kommt, laßt mich Euer Krankenhaus ſehen!“

Zehntes Capitel.

Im Lazareth Jeſu Chriſti.

Das Krankenhaus der Auguſtinerinnen lag außerhalb der Clauſur, obwohl der ehemalige alte Capitelſaal des Kloſters dazu eingerichtet wurde. Nur ſo war es möglich, auch männliche Hülfe, ſobald ſie nöthig ſchien, zu verwenden. Clementine hatte ſich das nach langjährigen Bemühungen vom Mainzer Cardinalerzbiſchof errungen; trotzdem blieb ſie fortgeſetzt im Streit mit den ihrem Kloſter zugeordneten Beichtvätern, die jede Veranlaſſung benutzten, Aerzte die nicht Prieſter waren, fernzuhalten, damit die Heilung nicht weltlicher Hülfe, ſondern himmliſcher Gnade und geiſtlicher Fürſorge zugeſchrieben werden konnte. Die geiſtliche Herrſchaft hat ja nur auf Koſten der irdiſchen Wohlfahrt ihre Ausdehnung erhalten, der chriſtliche Himmel wurde oft nur bevölkert, nachdem die Erde wüſt und leer gemacht war und zum Schauplatz ſinnloſer Verwilderung, zu einem Thal von Elend und Jammer.

Luther betrat an der Seite der Kloſterfrau das Lazareth des Hauſes. Hier war recht eigentlich Clementinens Welt; hier hatte ſie ihren Beruf nicht ſowohl gefunden, als vielmehr ſich erſt geſchaffen, den Gottesdienſt in eine hülfbereite Thätigkeit für leidende Menſchen, das Inſtitut des Kloſters in eine Heilanſtalt für arme Kranke verwandelt. Die hoch gewölbte, große, weite Halle des ehemaligen Capitelſaals war ein feuchter, kalter, unwohnlicher Raum geweſen; eine horizontale Balkenlage, ganz nach Clementinens Erfindung, trennte die hohe gothiſche Wölbung vom unteren Theil des

Saales. Damit war die gewaltige Schönheit des Baues geſtört, aber Platz gewonnen für eine ganze Reihe zellenartig abgeſchloſſener Gemächer, deren zum Theil bewegliche Bretterwände die einzelnen Lagerſtätten von einander ſchieden, um nach Bedürfniß jeden Kranken vor der Störung ſeines nachbarlichen Genoſſen zu ſichern. In der Mitte dieſes zuſammenhängenden Syſtems kleiner Wohnſtuben ſtand ein koloſſaler Ofen von Kacheln, der durch ſeine Ausſtrömung warmer Luft ein Gefühl der Behaglichkeit verbreitete. Quer durch den Saal, der Länge nach von einer Thür zur andern, erhielt ein freigelaſſner Gang die Verbindung unter den abgeſchiedenen Gemächern. Hier war der Vorrath von Wäſche und Arzneimitteln aufgeſtapelt; mehrere Laienſchweſtern, von der Oberin des Kloſters geſchult, eilten mit leiſer Geſchäftigkeit hin und her, um den Kranken den Bedarf zu bereiten und zu reichen.

Clementinens Augen leuchteten hell auf, als Luther dieſen Schauplatz wahrhaft chriſtlicher Barmherzigkeit wohlgefällig betrachtete. Reinlichkeit, Ordnung, Pünktlichkeit reichten ſich hier die Hände, um Werke der Menſchenliebe zu üben.

„Gute Schweſter,“ ſagte Luther, „Ihr habt nit nöthig das Kloſter zu verlaſſen und in die Welt zurückzutreten, um Eure Frömmigkeit in nutzenbringende Thätigkeit zu verwandeln! Arme Menſchheit kommt ja zu Euch mit ihren Gebreſten von nah und fern; Eure Frommheit beſteht ja hier ſchon im Gutesthun, und der Segen der Leidenden ſichert Euch den Eintritt in's Himmelreich; ein Wirken in Liebe iſt ja hier ſchon Euer beſter Gottesdienſt.“

Clementine erzählte ihm, wie ſehr ſie für ihre Heilanſtalt gegen den alten Kloſterzwang zu kämpfen hatte.

Luther ſagte: „Wir müſſen die Klöſter den Römlingen entreißen, ſie unter Kaiſer und Reich ſtellen.“

Die Oberin klagte, Frauen hätten wohl Geduld und Hingebung, aber nicht Macht und Kraft genug im ſchweren Dienſt; in Fällen, wo Fieberkranke in Wahnſinn ausbrächen, entbehrten die Schweſtern auch phyſiſch oft genug der männlichen Hülfe; die kranke Böhmin, ſagte ſie, ſei fügſam, ſtill und ergeben, aber die Schwarzburger Gräfin habe Anfälle von Tobſucht. —

Der Saal lief aus in ein kapellenartig gebautes Gemach. Es war abgetrennt von den übrigen Lagerſtätten, mit Altar und Betpult verſehen, an welchen die dienſthabenden Schweſtern, wenn ſie kamen und gingen, früh Morgens und ſpät in der Nacht, ihre Arbeit begannen und beſchloſſen. Eine Ampel hing von oben herab und beleuchtete matt, den Augen um ſo wohlthuender, das Lager einer Schwerkranken, deren wilde Aufregungen es oft nöthig machten, ſie von den übrigen

Krankenzellen abzuſperren; eine eiſerne Thür machte es im Nothfall möglich die Kapelle vom Saal zu trennen. Luther und die Oberin traten ein.

„Was wollt Ihr Leichenräuber?“ rief eine grelle Stimme auf dem Lager. „Können die Geier es nit erwarten bis das Opfer fällt? Müßt Ihr ſchwarzen Vögel noch immer den Thurm umkrächzen und will Niemand aus ſeinem Grabe im Berge auferſtehn Euch fortzuſcheuchen? Laßt mich fort, ich will entſpringen!“

Clementine ſchloß hinter ſich eilig die Pforte und ſie ſtand mit Luther, dem ſie vom Schickſal der grauen Begine vom Kiffhäuſer Berge den nöthigen Aufſchluß gab, am Bett der kranken Ignota. Seit dem Anfalle vor dem Sprachgitter hatte ſie, an den Füßen gelähmt, das Lager nicht wieder verlaſſen können. Bei der Verſagung der Körperkraft war ihr Gemüthszuſtand um ſo tumultuariſcher geworden und ſie machte Tag und Nacht den Wärtern Mühe, ſie zu behüten. Sie verſuchte auch jetzt Anſtrengungen, ſich zu erheben, aber die Füße verſagten den Dienſt und ſo warf ſie ſich, Tücher und Decken um ſich ſchleudernd, ſchreiend und ſeufzend in die Kiſſen zurück.

Luther war herangetreten. Plötzlich riß ſie ſich wieder in die Höhe und ſtarrte ihn an. „Wer iſt der große ſchwarze Raubvogel?“ rief ſie, „krächzende Raben ſind nimmer ſo groß. Iſt er vielleicht unter den

Schwarzen der Schwärzeſte, unter den böſen Geiſtern der allerоberſte, der Beelzebub, der die Andern niederwirft um allein das Heft in Händen zu haben?"

Clementine ſtürzte über die Unglückliche hin, drückte ſie in die Kiſſen zurück und flüſterte ihr zu, das ſei ja der Mann von den „Weißen Bergen", der Moſes, der herunter geſtiegen um der Welt ein neues Geſetz zu geben, der Auguſtinermönch, von der ſie ihr den Traum des Kurfürſten erzählte, das Traumgeſicht von der rieſengroßen Feder, welche die 95 Theſen geſchrieben und deren Spitze bis nach Rom reichte an des oberſten Biſchofs Krone.

Die Kranke war unwirſch; ſie wußte nichts mehr von dem, was ſie im wachen Zuſtande geſprochen. „Iſt ja doch Alles Fabel und Lüge," murmelte ſie vor ſich hin und legte ſich faſt behaglich im Bett zurecht. „Manche halten ſich noch mit tröſtlichen Nothbehelfen hin, toll ſind ſie Alle; mich ha'n ſie wahnſinnig gepredigt. Die Huſſitin da drüben ſchrie die Nacht wieder nach dem Kelch. Haha! Den Leichnam ſpenden die ſchwarzen, weißen und braunen Herren von der Kutte, das Blut aber behalten ſie für ſich!"

Damit fand ſich Luther aufgerufen. Er bedeutete freundlich die Oberin und ſagte leiſe: „Man wird ihr den Kelch reichen, wenn ſie ſtill, gläubig und gottergeben danach verlangt!"

Die Kranke aber hatte ein feines Gehör. „Gottergeben?“ ſagte ſie. „Was ſie ſo Gott nennen in ihrer Vielgötterei! Die Böhmin hat einen Huſſiten geliebt, das war ihr ganzes Verbrechen, und ich hab' meinen, mir angetrauten Gatten geliebt bis die Schwarzweißen kamen und ſagten, ich hätt' ihn mit Zaubermitteln bethört. Sie ha'n denn doch nit den Muth gehabt, mich als Hexe zu verbrennen. Aber mein Kind iſt im Kloſter hier verbrannt, ſo ſagen ſie, vielleicht eingemauert, und den Gatten, der im Gram darüber ſtarb, ſargten ſie ein, ſchwarz-weiß gekleidet, wie ſie ſelber einhergehen, die hohen Herren des heiligen Dominicus. Der Pater Saleſius war der einzige ehrliche Mann, der da ſagte, es ſei kein böſer Zaubertrank nöthig, wenn ein Weib einen Mann liebe; Mann und Weib tauſchen nur ihre Herzen aus, wie Gott der Herr es befiehlt in den Schriften des alten Bundes. Freilich hab' ich in der Brautnacht den Gatten beſchworen, das Volk Abrahams nit zu verfluchen und zu verachten. Das nannten ſie Rückfall in's alte Judenthum und nun ward ich als Ketzerin angeklagt; Saleſius aber ſagte, das ſei nit Ketzerei, ſondern blos ein ſchwacher Verſtand, der es noch nit beſſer begriffe. Darauf hin ha'n ſie geſagt, er ſelber ſei ein ſchwacher Verſtand und nun ſitzt er ſelber ſtill in ſeiner Zelle und zehrt vielleicht am Reſt ſeines Fürwitzes. Juden ſind doch auch Menſchen!

Zum Selbſtmord greifen ſie nit leicht; auch ein Fetzen zerlumptes Leben iſt doch noch mehr als gar kein Leben. Aber freilich, irrſinnig kann man ſie machen mit allerlei Trug, Fabel und Lüge.“

Luther beugte ſich über ſie und ſprach: „Ihr ſeid ja doch getauft, gute Frau.“

„Hat mir nit viel geholfen,“ ſeufzte die Kranke und ſchloß die Augen.

Luther und Clementine wechſelten Blicke als wollten ſie ſagen: Waſſer thut's freilich nicht!

Die Priorin kniete zu der Leidenden nieder, drückte ihre Hand, ihre Stirn und ſagte: „Beruhigt Euch, gute Schweſter, und haltet Frieden!“

„Frieden!“ ſtöhnte Ignota. „Ich kenne keinen Frieden, ſie ha'n mir Krieg gebracht.“

„Ihr ſeid im Schooß der Kirche Gottes!“

„Kirche Gottes? Ich kenn' keine Kirche Gottes. Meint Ihr, die großen Gewölbe, wo ſie mit Kerzenlicht die Augen des armen Volks blenden, mit Weihrauch die Sinne betäuben, mit Poſaunen und Pauken lärmen und toben? Mir iſt das nichts, es giebt keine Kirche Gottes auf Erden!“

„Doch, doch!“ ſagte Luther. „Wo Drei in Seinem Namen verſammelt ſind, da iſt Er mitten unter ihnen.“

„Die Kranke ſah ihn groß an. Sie wollte etwas erwidern, fand aber nicht das Wort dafür. Vielleicht tauchte in ihrem Gehirn der Zweifel auf: Das wär' dann eine Gemeinde, noch keine Kirche! — Luther aber glaubte an eine allgemeine chriſtliche Kirche, eine Gemeinſchaft der Heiligen.

Sie ſchwieg. Luther aber war begierig wie weit das Bekenntniß der ſeltſamen Frau reichen werde. „Sprecht Euch aus, gute Schweſter," ſagte er, „Ihr habt wohl noch nie Euer ganzes Herz in der Beichte erleichtert?"

Die Kranke fuhr auf: „Einem Prieſter beichten? Was weiß ein Prieſter von dem heiligen Gefühl, das Mann und Weib zuſammenführt, ein Prieſter, der ſein eigen Herz einſargen muß, als wär' ſein beſtes Gefühl verflucht und verworfen!"

„Muß uns das der Irrſinn predigen?" flüſterte Luther und drückte beide Hände an ſeine Bruſt.

Plötzlich richtete ſich die Kranke gewaltſam wieder in die Höhe, wollte aufſpringen und ſtieß mit Rieſenkraft allen Widerſtand, den man ihr bot, zurück.

„Ihre Tobſucht beginnt von neuem!" rief Clementine in der Angſt und wollte hinauseilen, um Hülfe zu holen.

„Nur ruhig!" bedeutete Luther, „wir werden ſie bezwingen."

Er trat dicht an's Lager, um die Kranke, die ſchon zum Sprunge bereit ſchien, im Nothfall zu erfaſſen. Die Ampel warf ihr volles Licht auf ſeine gewaltige Stirn, unter der ſeine Augenſterne mit der ganzen Kraft einer gottgeweihten Seele leuchteten, Zorn und Segen ſpendend, je nachdem es böſe Geiſter zu bannen, oder milde Engel herbeizurufen nöthig ſchien. Ignota fiel in das Bereich ſeiner Blicke und der Sturm ihrer leidenſchaftlichen Verwirrung legte ſich. Es war, als wenn der Zauber ſeines Auges ſie bewältigte und beruhigte. Und wie er die ausgebreiteten Hände über ihr Haupt und ihren ganzen Leib hinſtreckte, da war's, als rieſelte magnetiſch, leiblich und geiſtig, ein Strom der Beſchwichtigung über ſie her, den Aufruhr ihrer gequälten Seele löſend. Sie lag wie unter einem Bann, willenlos Dem gehorchend, der mit ſeiner geiſtigen Macht über ſie gebot. Zum Zeichen der Ergebung kreuzte ſie die Arme über ihre Bruſt, ihre Augenlider blieben geſchloſſen, aber ſie ſchien durch die zarte Decke mit dem Auge des Geiſtes ihren Herrn und Meiſter zu ſehen und ſeinen Blick zu fühlen um ihm Rede zu ſtehen.

„Man hat Dir übel mitgeſpielt, arme Seele,“ ſagte Luther mild und freundlich.

„Mitgeſpielt! Das iſt das rechte Wort,“ flüſterte die Arme unter Thränen. „Die Frömmigkeit der hohen ſchwarzen Herren treibt nur ein Spiel mit den armen Menſchenkindern. Sie ſagten, ich ſei ſchlecht getauft und doch ließen ſie mich nit zurücktreten in den Schooß meines alten Volks, ſagten, was getauft ſei, bleibe getauft. Auch getraut war ich chriſtlich und rechtsgültig. Das Bündniß mit meinem Gatten, ſagten ſie, ſei ein Fluch ſeines Hauſes, und doch konnten ſie dieſe Ehe nit löſen, ſie wollten blos ihre Folgen unſchädlich machen, indem ſie Alle, die daran Theil gehabt, zu Tode marterten! Das nennen ſie chriſtlich handeln.“

Luther ſagte: „Hat das heilige Amt Euch verhört, gefoltert und verurtheilt?“

„Gefoltert mit Daumſchrauben? Nein!“ lautete die Antwort, „aber hinreichend mit Pönitenzen bis auf's Blut gequält. Verurtheilt? Nein! Freigeſprochen und doch im Irrenhauſe bis an die Grenze getrieben, wo das Bewußtſein aufhört, das Nichts beginnt und es keinen Gott mehr giebt für die arme, ohnmächtige Seele. Das habt Ihr von der Tyrannei Eurer todten Regel. Dabei habt Ihr mit Eurer Schlauheit Schleichwege gefunden, die eiſerne Satzung zu umgehen. Ihr ſaget, das alte Judenthum ſei ein ſtarr Geſetz ohn' Erbarmen. Aber wo iſt denn Euer Erbarmen? Und Euer Geſetz iſt ein Fuchsbau voller Schlupfwinkel. Das kanoniſche Recht verbietet Zins zu nehmen vom Capital, aber auf Umwegen wird die Nutznießung beſteuert. Bezahlung für geiſtliche Handlungen werden bei Euch als Simonie beſtraft, aber heimlich gebietet Eure Kirche freiwillige

Gaben; auch die Stolgebühren ſind bräuchlich unter der Vorſpiegelung freier Spenden. Haha! Es giebt's ein Jeder gern, denn macht's Einer Euch ſtreitig, ſo macht Ihr ihm den Himmel ſtreitig und das Fegfeuer permanent. Kein Kleriker klagt auf Blut beim weltlichen Richter, aber wehe Dieſem, erkennt er zu mild über freches Laienvolk. Die Ehe haltet Ihr für unauflöslich, weil der Prieſter mit ſeinem Spruch ohnfehlbar, aber Die ſie ſchloſſen, werden doch mit Liſt oder Gewalt getrennt und Jedes einzeln bis auf's Blut gemartert.“

Luther ſtand regungslos da wie eine Bildſäule; ſolche Beichte hatte er noch nicht vernommen. Die Kranke ſchluchzte und ſtöhnte tief; dann ſchöpfte ſie Athem zu neuem Bekenntniß.

„Mich hatten ſie zu meiner Beſſerung in's Zuchthaus geſteckt. Da war's recht öd' und traurig, aber keine Möglichkeit, ſich zu beſſern. Bretterne Verſchläge an den Fenſtern hindern allen Blick auf die Gaſſe, nur von oben kommt Licht und Luft; man ſoll eben vor lauter Himmel keine Erde ſehen, ſie wollen, man ſoll auf ein künftig Paradies hoffen, nachdem ſie das Leben der Menſchenkinder hienieden in eitel Hölle verwandelt. Halb gebeſſert, ward ich den grauen Beginen übergeben für ihr Krankenhaus, wo auch der arme Wahnſinn ſein Unterkommen findet. Die graue Kutte iſt freilich beſſer als die Zwangsjacke, aber ſie beſſert auch noch nit. Da war das Fenſterglas in der Krankenzelle von außen mit fahlen Erdfarben beſtrichen, ſo daß man, wenn auch die Sonne hoch am Himmel ſteht, in ewiger Halbdämmerung ſitzt. Ich ſollt' eben Tag und Nacht nit mehr unterſcheiden können, und Alles war eine graue Decke. Das nennen ſie die heilige Stimmung! Von der Heilanſtalt freigeſprochen und entlaſſen, ha'n ſie mich als fromme Begine auf den Kiffhäuſer Berg gebracht. Wo ich mein kurzes Lebensglück gelebt, das ſie freilich für verdammt erklärten, da ſollt' ich nun auch unſchädlich gemacht werden, um vor dem Herrn, deſſen Gebote ich doch nie verletzt, Buße zu thun. Da droben iſt für die Schwarzburger Berg- und Burgfriede, aber Frieden findet die arme Seele auch dort nimmer. In der Kapelle zum heiligen Kreuz ſind gar wunderſame Reliquien und der jetzige Kaplan, der gern ein Heiliger werden möcht', ſucht im Berge nach dem Splitter von jenem Kreuze, an welchem einmal ein Rabbi ſtarb, der eine neue Lehrmeinung hat aufbringen wollen."

Luther und die Kloſterfrau ſahen ſich erſchreckt an. „Sie meint," flüſterten Beide, „unſern Herrn und Heiland Jeſum Chriſtum."

„Von dieſem Heiligen hab' ich auch gehört!" ſagte die Kranke. Sie ſchlug die Augen auf und blickte ganz blöde und irrſinnig drein. „Unter den vielen Heiligen ha'n mir die hohen Ketzerrichter auch von Sanct Chriſto geſagt, aber ich hab' ihn mit den Andern verwechſelt Wofür ſoll er gut ſein?"

„Herr des Himmels!" rief Luther ganz beklommen in der Angſt ſeiner Seele. „Wie haben die Prieſter Dein Reich verhunzt, Deine Welt verwüſtet! Der Mantel Chriſti iſt zerfetzt und vertheilt an hundert Andere, die nimmer werth ſind, ſein Nachgefolge zu heißen. Das Licht iſt den Menſchen verdunkelt mit eitel Nebelqualm; ſie rufen nach hundert Heiligen und kennen Den nit mehr, der uns allein das Heil gebracht!"

Er bedeckte mit beiden Händen ſein Antlitz, trat in den Winkel der Zelle, ſtöhnte laut auf, lehnte ſeine Stirn an die Wand und weinte bitterlich.

Die Kloſterfrau zitterte; ſie war erſchrocken, einen Starken ſchwach zu ſehen. Die irrſinnige Ignota war ruhig eingeſchlafen.

Elftes Capitel.

Wulf Katzenbrenner ſchlägt eine Pauke.

Es dunkelte bereits, als Luther ſich von der Priorin verabſchiedete und durch den Kreuzgang wieder zurückſchritt. Er bedeutete die Pförtnerin ihm die Thür zu öffnen. Auf den Stufen der Treppe, die von der Halle hinunterführten, blieb er plötzlich ſtehen; er ſah auf dem Platze vor dem Kloſter eine wogende Menſchenmaſſe. Studenten, Bürger und Bauern, die ihn vergeblich in ſeiner Behauſung zur „hohen Lilie“ aufgeſucht, waren in hellen Haufen herbeigezogen, ihn feierlich heimzuholen und in ſeine Herberge zu geleiten. Auf beiden Ufern, welche die bedeckte Brücke verband, drängte ſich hin und her ein Menſchenknäuel, den die Schaar der bewaffneten Franken wieder zu ordnen ſchien; einige Pechfackeln wurden angezündet und in ihrem Schein blitzten Sturmhauben, Lanzen, Schwerter und Streitäxte.

„Noch ein Comitat?“ murrte Luther für ſich. „Brauche kein's; gehe ſchlicht und ſchlecht, ein Eremitanermönch, meinen eignen Weg!“

In die Ehrerbietung, welche den Haufen trieb, hatte ſich ſchon die Ungeduld des langen Harrens gemiſcht; hüben und drüben wurden tumultuariſche Stimmen laut. Luther hieß die Pförtnerin zurücktreten und ſchlich im Dunkeln an die Thür. Zwei Männer ſtanden draußen bei Seite, in ihrem Verhalten, wie es ſchien, noch uneins mit ſich ſelber. Luther ſtand und lauſchte.

Der Eine draußen ſagte: „Was hat er überhaupt noch in den Klöſtern zu ſuchen, in dieſen Maulwurfslöchern des alten Aberglaubens, hinter Schürzen und Schleppen!“

Der Andere entgegnete: „Wir dürfen den Kloſterfrieden nit ſtören; das würd' der Katzenbrenner nit dulden, ſo ſehr er's beklagt, daß der Mönch noch immer in der Kutte ſteckt.“

„Holen wir ſeine Meinung ein, er ſoll ſagen was er vor hat, der Wulf!“

Damit traten ſie an die Brücke zurück um ſich von ihrem Senior den Tagesbefehl zu holen.

Sie wollen nach mir angeln, aber ich beiß' nit an! dachte Luther ſtill für ſich und ſchaute dem Treiben draußen ruhig zu; Thor, Schloß und Riegel ſchienen ſtark genug einem erſten Anlauf zu widerſtehen.

Mitten im hin und herdrängenden Gewühl der Menſchenmaſſe draußen begann ſich ein Centrum bilden zu wollen; ein Paar an einander gerückte Schiebkarren geſtalteten ſich zu einer Rednerbühne. Ein Rieſe ſprang mit Wehr und Waffen hinauf, und wie links und rechts neben ihm Fackeln aufloderten, erkannte man ihn an der rothen Sturmfeder, die auf ſeinem Hut flatterte.

„Commilitonen, Bürger, Freunde und Genoſſen!“ begann Wulf Katzenbrenner. „Wir können ihn nit zwingen, die Leibwache anzunehmen, die wir ihm ſtellen wollen. Auch ſoll's ja in allen Ehren ſein, was wir ihm bieten. Verſchmäht er unſer Geleit, ſo kann er's doch nit hindern, daß wir, um ihn zu behüten, ihm hochachtungsvoll Schritt für Schritt in gemeſſener Entfernung folgen. Sein Nachgefolge ſind wir ja doch, nur daß ihn die Kutte hindert an der freien Bewegung ſeiner Glieder. Der uns die Freiheit der ächten Kinder Gottes verkündete, wird uns nimmer behindern wollen, uns als deutſche Männer zu gebahren. Wir wollen nit blos freie Chriſten ſein, ſondern auch freie deutſche Menſchen. Frei von Rom! iſt unſere Loſung auch in Sachen gemeiner Wohlfahrt! Wir wollen uns handhaben in unſerem Recht, denn Gott der Herr ſpricht: Hilf Dir ſelber, dann will auch ich Dir helfen!“

Ein Beifallsſturm unterbrach den Redner. Luther murmelte für ſich: „Ei junge Brut, ich laß mich nit von Dir unterbuttern!“

Katzenbrenner fuhr fort: „Brüder! Wir müſſen aufräumen allerwegen in deutſchen Landen, auch in unſeren Hochſchulen. Was laufen da unſere Patricierſöhne nach Bologna römiſches Recht zu ſtudieren! Wir brauchen kein römiſch Recht, wir wollen in Sachen Rechtens deutſchen Brauch und werden uns gegen Jedweden ſetzen, der uns darin irren, engen und kränken will. Hat der große Doctor, wie er ſelber ſagt, in die Pauke ein Loch geſchlagen, ei, wir wollen das Loch ſo weit machen, daß ſie's nimmer flicken können!“

Das Wort war zündend; Studenten und Bürger riefen dem Redner ein Hoch zu. „Nit mir,“ ſchrie Wulf Katzenbrenner dazwiſchen, „dem Vater Martin bringen wir das Hoch!“

Eine kreiſchende Stimme rief dazwiſchen: „Wir wollen ihn aber auch zwingen, unſer Hochleben anzunehmen, hoch und immer höher bis zum Allerhöchſten.“

„Haſt Du was!“ flüſterte Luther. „Die Schelme wollen mit mir prunken, mich auf den Schild ſetzen, mich drangſaliren, Wunder zu thun! Soll ich etwa Feuer freſſen? Apage, Satanas!“

„Freunde!“ begann Katzenbrenner von neuem: „Wir wollen zu keinem wälſchen Herrgott mehr beten; wir wollen aber auch keinen römiſchen Kaiſer mehr ha'n, wir fordern einen deutſchen König! Schon Vater Max hat ſich blos Rex Germanorum genannt, ohne ſich vom römiſchen Hohenprieſter einſegnen, einölen und einſeifen zu laſſen. Der prieſterlichen Salbung braucht's nimmer, noch des betäubenden Weihrauchduftes. Die römiſchen Großpfaffen ha'n die Reichsgewalt theokratiſirt nur um am Kaiſerthum einen Schemel ihrer Macht zu haben, einen Schemel, den ſie mit Füßen von ſich ſtoßen, wenn aus dem Schutz ein Trutz, aus dem Kirchenvogt ein Landesvater wird! Kinder, es iſt hüben und drüben, dieſſeit und jenſeit der Berge ein blödſinnig Chaos eingeriſſen, ein hirnverbranntes Gethue, eine verrückte Wirthſchaft, da niemand nit weiß wer Koch und wer Kellner! Unſere Hohenſtaufen ſind dran zu Grund' gangen. Die Prieſter machten unſre Fürſten zu Schirmherren der Kirche über den ganzen Erdkreis, während ſie ihnen daheim den Boden unter den Füßen fortzogen. Die Prieſter Roms ſacrificirten die Kaiſer und ließen ſich ſelber dafür Land und Leute ſchenken; verkirchlichten das Reich, um ſich ſelbſt ſammt der Kirche Chriſti zu verweltlichen! Mitbürger, auch unſer Luther wird daran zu Grund gehen, wenn er blos ſagt, man ſolle Gott geben, was Gottes, dem Kaiſer aber, gleichviel welchem, was des Kaiſers! Nein! wir ſagen: Gebet Gott, was Gottes, dem Volk aber, was des Volkes! Nit blos die Freiheit der Kinder Gottes wollen wir ha'n, wir wollen auch freie Kinder der Welt ſein, und dieſe Welt danach herrichten zu gemeinem Nutzen und Beſten. Auch der Bauer ſoll frei ſein, ſoll aufhören Leibeigener zu ſein, Robott und Frondienſt zu leiſten, ſonſt wird allerwegen des Schindens und Schabens kein End'! Hat nit Doctor Martin noch jüngſt, in ſeiner Schrift an den Adel deutſcher Nation zu Gott geſchrieen, es möcht' Einer kommen und der elenden Nation die bewaffnete Hand reichen? Sollen wir nun, was er angericht't, Gott überlaſſen und nachdem ſich Etliche wund und heiſer geſchrieen, die Händ' in den Schooß legen? Mit nichten! Wir woll'n einen deutſchen König küren. Das Interregnum iſt für uns freie Geſellen noch da und mit Fug und Recht können wir weiter darin tractiren. War denn das in der Bartholomäuskapelle zu Frankfurt eine rechte Kaiſerwahl? Geſeilſcht und gefälſcht ha'n ſie um die in Verſtoß gegangene Krone Karls des Großen; gefeilſcht und gefälſcht mit aller Welt, wer das meiſte Angeld zahlte. Der Sachſe hat nit den Muth dazu gehabt, und der Märker hat geſagt: Ich mag die Krone nit, ihr Glanz ſaugt mir meine ganze arme Mark aus! Dem großen Kaufmann in England war ſie auch zu theuer und die rheiniſchen Biſchöfe dachten: Lieber den Franzos zum Kaiſer als zum feindlichen Nachbarn! Die ſpaniſchen Dublonen ha'n endlich die fränkiſchen Ducaten überboten und ſo ha'n wir zum deutſchen Oberhaupt einen Jüngling, der zu ſeinem Herrgott ſpaniſch red't, italieniſch zu ſeiner Liebſten, deutſch aber höchſtens zu ſeinem Stallknecht! Zieht da der junge Carolus mit ſeinen wälſchen Schleppen und Hängeſäcken den Rhein hinauf und verſucht, was er deutſchen Männern bieten kann. Wird auch noch weiter ziehn, über die Alpen, und ſich vom römiſchen Pontifex die Krone, da ſie ihm in Deutſchland unſicher geblieben, noch einmal aufſetzen laſſen. Werden ſchon Handels mit einander einig werden und die theokratiſche Salbung wird dann gut ſagen für alle Niedertracht, ſo an deutſcher Sache verübet und verbübet werden wird. Der Karl von Gent wird die italiſchen und burgundiſchen Reichslehen ſpaniſch machen, nit deutſch, wird ein Mehrer Hiſpaniens, nit Deutſchlands ſein: Kinder, Brüder, Männer! Allzeit, wenn das Reich in Noth war, gingen unſere Mannen nit hin zu fremden Kronenträgern betteln, werben und feilſchen, ſondern griffen in den Schooß der Nation, um den beſten Mann zu finden, ſei's daß ſie ihn im Harz vom Finkenheerd holten, oder in der Schweiz den ſimplen Habsburger Grafen Rudolph, oder im Thüringerlande einen edlen Günther von Schwarzburg kürten. Ein deutſcher Mann wird die Sache Luthers zur eignen Sache machen, und ſolch deutſcher Mann ſitzt halt auf dem Landſtuhl und auf der Ebernburg. Da ha'n ſie auch ſchon einen Martin, — Martin Bucer, der ihnen die Meſſe deutſch herrichtet. Auch der Hutten ſingt und ſchreibt nit mehr lateiniſch, ſondern in unſrer Frau Mutterſprache. Sie ha'n unſern Wittenberger Doctor eingeladen auf ihre Herberge der Gerechtigkeit; der Luther aber zaudert und denkt, der Kaiſer werd' ihm gnädiger ſein. Nun denn, wir woll'n uns ihm als Leibwache nit aufdrängen, aber wir woll'n ihm in gemeſſener Form, ehrbar und fürchtig, aber feſt und handhaft das Geleit geben, und eh' ſie ihn in Worms abfaſſen, ſelber Hand auf ihn legen, ihn vor der Wälſchen Tücke ſicher ſtellen, und ihn, kann's nit anders ſein und iſt er in Gefahr, auf die Ebernburg bringen. Der Franz von Sickingen iſt der Mann, der ihm und ſeiner Sache noth thut, und kann's der Ritterſporn nit allein, nun dann: Bundſchuh, Bauernbund! ſteh' auf von neuem in Schwaben und dann allerwegen in deutſchen Landen, die deutſche Sache zu retten!"

Ein lautes Halloh wilder Stimmen erhob ſich im Knäuel der Menge und aus dem Gewirr der fanatiſchen Leidenſchaft erſcholl ein Geſang damaliger Zeit:

„Der Luther ſpricht,
Wie der Sickingen ficht!“

Luther aber ſprach nicht mehr; er lauſchte auch nicht mehr, er war von der Pforte zurückgetreten, ſtieg in den Kreuzgang wieder hinauf, nahm die Pförtnerin beim Arm und hieß ſie ihm im Garten die Hinterthür öffnen, damit er zur Seitengaſſe hinaus das Freie gewönne. Als er draußen ſtand, hörte er noch über die Mauern des Gartens her in wüſtem Geſurre den Sang der Studioſen:

Stumpf, dumpf, Kloſterſumpf,
Kommſt nit wieder auf den Strumpf:
Jo Triumph, was ein Kampf!

Ein lautes Hoho! folgte dem Liede. Luther aber dachte ſtill für ſich: Mit was Recht wollt Ihr, Scharrhänſe, Kaiſer und Reich ſtürzen? Und gelogen haſte, Großmaul! Ritter Franz von Sickingen iſt mit ſeinen Reiſigen im Oktober vorig Jahr bei der Krönung Caroli Quinti zu Aachen ſelber zugegen geweſt, hat rechtſchaffen ſeine Dienſte geleiſtet und dem Karl von Gent als ſeinen rechtskräftig gekürten Herren in allen Ehren gehuldigt!“

Mit den Einladungen auf die Ebernburg hat es ſeine Richtigkeit gehabt. Der ritterliche Poet Huldreich von Hutten, ſeit dem Herbſt dort heimiſch, ſcheint ihm ſogar geſchrieben zu haben, dem Cardinal Erzbiſchof von Mainz ſei von Rom der Befehl geworden, den mit dem Bann belegten Mönch gebunden auszuliefern. Gebunden? hat Luther geſagt: ſehr verbunden! Er hat's aber nicht geglaubt, obſchon er weiland zu Augsburg durch das Gerücht, Cajetan habe den Verhaftsbefehl für ihn ſchon in der Taſche, ſich hatte ſchrecken laſſen. Vom Ritter Franz haben wir noch heut' Briefe mit der Meldung, er werde dem Worte Gottes eine Freiſtatt gründen. Daß Sickingen dem großen Humaniſten Johann Reuchlin ſeiner Zeit das Wort geſprochen, dem Dominicaner Hochſtraaten in Köln zugeſchworen, er werde mit dem Schwert in der Hand des werthen Mannes Anwalt ſein, hat Luther hoch belobt. Wir wiſſen aber nicht, was er auf die wiederholten Einladungen erwiderte. Er mochte wohl bei ſich denken: Auf der Herberge der Gerechtigkeit iſt gar viel Freiſinn beiſammen, aber auch viel Hochfahr! — Ei, Ihr gewaltig mit den Harniſchen raſſelnden Ritter und Jungherren, Ihr wollet Euch nit vorm Fürſtenhut bücken, ſintemal Ihr Euch ſelber auf Euren verrotteten Burgſitzen von Gottes Gnaden bedünket, auch wohl Euch rühmet, gelegentlich gleich Wölfen über bürgerliche Lämmerheerden herfallen zu dürfen, derweilen die ſtarke Fauſt Euch ein Naturrecht giebt! Der wohledele Franz! Hat ſich tapfer mit Biſchöfen gemeſſen.

Junge Brut möcht' ihn ſtatt eines Pfaffen zum Kurfürſten machen, und nun gar ſelber zum Kaiſer küren? Hoho! Mit was Fug, Recht und Brauch? Und auch dem Huldreich Hutten alle Ehr! Trägt nit mehr dem Herrn Erzbiſchof die Schleppe. Hat's gewagt! und ſagt es ſelber, ſchreibt ehrlich deutſch und druckt es auf der Ebernburg eigenhändig mit ſeinen Lettern. Freu' mich ſeiner tapfern Schriften, nur ſollt' er die Plempe in der Scheide la'n, nit immer mit der Fauſt dreinſchla'n! Aber Gott mit Euch Allen! Mit mir, hoff' ich, bitt' ich, glaub' ich, mit mir wird er auch ſein, Amen!

Er tappte im Dunkel der Gaſſen nach ſeinem Loſament zurück.

Zwölftes Capitel.

Ein Colloquium mit Meſſerſtichen.

Luther fand ſich gut zurecht im Gewirr der engen Gaſſen; war er doch in früheren Jahren oft genug mit dem Bettelſack in der Stadt hin und her gewandert, um Gaben für ſein Kloſter zu ſammeln. Als er endlich vor ſeiner Herberge zur „hohen Lilie“ anlangte, fand er den Eingang des Hauſes mit bewaffneten Leuten beſetzt. Es war eine Schaarwache des hohen Rathes, die in der unteren Halle Poſto gefaßt hatte. Allerwegen ſo kriegeriſch hier zu Land? dachte Luther ſtill bei ſich. Kaspar Sturm trat hervor und gab ihm Aufſchluß.

„Hochwürdiger Herr Doctor!“ ſagte der Herold, „bin zu Eurem Schutz von Kaiſer und Reich beordert; aber ich und mein Knecht ſind unſer Zwei, das langt nimmer, Euch vor Geſindel in Waffen zu ſchirmen. Kam da ein Rudel Studioſen mit allerlei Volks daher, Euch vorzufordern, um Rede zu ſtehn.“

„Weiß ſchon! Die Franken wollten mir wieder ein Ehrengeleit geben!“

„Wie ſie abzogen, Euch anderwärts aufzulauern,“ fuhr Kaspar Sturm fort, „hab' ich, da mir das bedenklich ſchien, zum hohen Rath geſchickt, und er hat mir Hülfe gewährt mit Waibel und Rumorknechten; der Meklenburger Jungherr, Peter von Suaven, iſt Euch mit einigen Leuten nachgeeilt, auf daß der verwegene Hanſe Euch nit abfinge.“

„Gut, gut, liebwerther Ehrenhold! Gefahr hat's keine!“

Geheuer aber ſei's auch nit, meinte Kaspar Sturm.

Guter Getreuer, ſagte Luther,“ unſeres Bleibens iſt hier nit länger, morgen in der Früh' brechen wir auf. Meldet das dem hochwürdigen Domherrn von Amsdorf ſammt den Genoſſen unſrer Fahrt, und meinem liebwerthen Herrn Jonas, der ſich uns anſchließen will, laſſ' ich bedeuten, ſich reiſefertig zu machen. Friſch auf, morgen mit dem erſten Strahl der Sonne!"

Still für ſich fügte er hinzu: „Mir brennt hier der Boden unter den Füßen."

Der Reichsherold ließ ſich mit ſeinen Bedenklichkeiten noch nicht zur Ruhe verweiſen. Er trat dicht auf den Herrn Doctor zu und flüſterte: „Oben in der Laube ſind auch noch drei Männer; ſie wollen Euch zu Leibe."

Luther fragte lachend, ob ſie bewaffnet.

„Vielleicht insgeheim," ſagte Kaspar Sturm," es ſind drei geiſtliche Herren, aber heilige Kutten ha'n dickmals Falten!"

Er machte eine Fechterbewegung, die einem heimlichen Handſtoß glich.

„Oho! das wär' wälſche Praktik! Wir ſind hier unter deutſchen Männern!"

„Wer weiß!" meinte der Herold. „Es hat hier viel Hängeſäcke aus römiſchen Landen. Zwei von denen Talaren da oben ſehen halt verdächtig aus, der Eine blickt wie mit Stiletten." —

Vom Wirth des Hauſes erfuhr Luther, wer die drei Collegen waren, die ihn noch begrüßen wollten. Als er hörte, Johann Lange, der Prior der Auguſtiner, ſei unter ihnen, freute er ſich den werthen Mann, deſſen er bei all ſeinen Bedenken und Zweifeln ſicher ſein durfte, noch einmal zum Abſchied zu ſehen. Die zwei anderen Hochgelahrten, Mitglieder der Univerſität, fürchtete er weiter nicht; er ſeufzte nur tief, im Bewußtſein, wie unfruchtbar aller Disput ſei, auch mit gut geſchulten Männern. Er hatte ſoeben noch bei den Auguſtinerinnen heimlich in's Menſchenherz geblickt, hatte laut aufgeſchrieen, oder im Stillen gemurrt über all den großen und kleinen Jammer der leidgedrückten oder rathlos kindiſchen Creaturen, ſo daß er ſich ſagen konnte: Die Herren vom Katheder wiſſen gar nit wie's ausſchaut im armen dunkeln Menſchenleben, wiſſen nit, wie's wurmt im Volk, und gährt unter der kampfluſtigen Jugend! Für dieſe war er allzu zögernd, ein ewiger Cunctator und oben ſtanden vielleicht Männer der hohen Wiſſenſchaft; für die er zu weit ging. — Mit Kaspar Sturm ging er in die unteren Gemächer des Hauſes, um über ſeine Abfahrt Anordnungen zu treffen.

Oben in der Laube hatten die drei Männer ſchon lange die Köpfe zuſammengeſteckt, um auszumitteln, wie ſie ihn fingen, nicht mit Stangen und Stricken, ſondern mit Worten und Gründen. Johann Lange hatte die beiden Collegen der Hochſchule zu einem Verſuch aufgefordert, mit dem großen Streiter Gottes eine Concordienformel zu vereinbaren oder wenigſtens in Erfahrung zu bringen, wie weit ſie mit ihm gehen könnten. Daß mit mönchiſchen Fanatikern nicht zu ſtreiten, das hatte er ſchon ſelbigen Tages nach der Predigt in der Lutherzelle in Erfahrung gebracht; Männer der Wiſſenſchaft, Docenten der Hochſchule konnten mit logiſchen Gründen gewonnen werden. Johann Lange hatte mit Spalatin, dem Geheimſchreiber des Kurfürſten Friedrich, zu Denen gehört, die dem großen Stürmer abgerathen, ſeine neueſten aufrühreriſchen Schriften in die Welt zu ſenden. Es war zu ſpät geweſen; Luthers geflügelte Worte gingen ſchon von Mund zu Mund. Bei alledem konnte er vielleicht noch gezügelt und behütet werden von zwei Collegen, die er ſchätzte und ehrte. Der Eine von ihnen, Maternus Piſtorius, ſchon zu wiederholten Malen Decan der philoſophiſchen Facultät, für das nächſte Jahr vom Cardinal Erzbiſchof zum Prorector der Hochſchule deſignirt, ſtand im Fache der Sprachwiſſenſchaften hoch in Ehren; des hebräiſchen und griechiſchen Textes im Buch der Bücher war er vollkommen Meiſter. Schon hoch betagt, das weiße Haar fiel ihm in langen Strähnen auf die Schulter herab, ſchien er auf ſeiner breiten offenen Stirn, im wohlwollend runden Angeſicht, Scharfſinn mit Gutmüthigkeit, Strenge mit Milde zu paaren. Der Andere, Johann Lupus, eine kleine magere Geſtalt mit heftigen, faſt hektiſchen Bewegungen, wie ſie ſchleſiſchen Waſſerpolacken eigen zu ſein pflegen, ſchien jedenfalls ſlaviſchen Urſprung zu verrathen. Das ſchwarze Haupthaar ſtarrte in die Höhe, unter den buſchigen

Wimpern zuckten Blitze, allzeit bereit, brennbare Stoffe zu entzünden. Er lugte aus nach links und rechts, guckte in die Diehlen des Fußbodens, in alle Ecken, Winkel, um auszuforſchen wieviel Staub ſich da aufwirbeln ließe. Mit ſprunghaften Schritten maß er den Raum des Zimmers auf und ab, und blieb endlich vor der Niſche ſtehen, an Luthers Lagerſtätte, während die beiden andern Herren ſich über den Tiſch am Fenſter beugten, auf welchem gleichſam Doctor Martins Haus- und Kriegsgeräth beiſammen lag: eine lateiniſche Bibel, der Pſalter und eine Laute, dieſe drei Inſtrumente ſeines Denkens und Empfindens, ohn' welche er nicht gern eine größere Wanderung antrat.

„Hier haben wir das ganze Rüſtzeug unſeres Mannes,“ ſagte Johann Lange, „das Wort Gottes und die heilige Muſika; auf alles Andere leiſtet er Verzicht.“

„Auch auf die Bilder in den Kirchen!“ rief Lupus plötzlich im Hintergrunde des Zimmers. Er hatte von der Bildſäule der Mutter Gottes den Mantel, den Luther über ſie geſtülpt, heruntergeriſſen und wies in hellem Zorn darauf hin. „Das iſt der Anfang der Bilderſtürmerei, die er nit gepredigt, die er aber heraufbeſchwört und zum Nachgefolge hat. Er entvölkert uns den Himmel und legt uns die Erde wüſt.“

Maternus hatte in dem Exemplar der Bibel geblättert und auf eine Randbemerkung von Luthers Hand den Zeigefinger gelegt. „Der gewaltige Menſch!“ ſagte er. „Er hat die Bibel aus dem Staub der Büchereien hervorgeholt; das iſt ſein Verdienſt; aber er übertreibt den Werth ſeiner Entdeckung, er pocht förmlich auf das Wort Gottes, er trotzt auf Chriſtus.“

„Auf ſeinen Chriſtus!“ rief Lupus mit Bitterkeit dazwiſchen, „wie er ihn ſich deutet und auslegt!“

Maternus wies auf eine Stelle in den Römerbriefen 3,28 und ſprach: „Zeitweis tritt ſogar der Verſucher an ihn heran, den Text zu modeln. Paulus ſchreibt, der Menſch werde gerecht ohne des Geſetzes Werke durch den Glauben, und Luther will ihn verbeſſern und ſchreibt: Nur und allein durch den Glauben! Hier ſteht ſein Nur am Rande.“

Lange blickte beſtürzt auf die verwegene Handſchrift Luthers.

Lupus ſprang herbei und rief: „Das iſt Fälſchung, Fälſchung!“

Maternus erklärte, daß ſich eine arme Seele mit einer Gutthat abfindet, könne nicht von Unheil ſein.

„Vorausgeſetzt,“ fiel Lange ein, „daß es kein Abkauf iſt ohne Reue und ohne Zerknirſchung des Herzens, wie es der Apoſtel verlangt. Martin Luther verwirft die Werke nit, er ſagt nur: Die Werke machen Dich nit fromm, ſie zeigen nur, daß Du fromm biſt. Der Apoſtel Paulus iſt ſein Hort.“

„Dann iſt er ein Pauliner,“ rief Lupus, „kein voller Chriſt.“

„Ein römiſcher, nein,“ ſagte Lange feſt und bitter, „und kein Petriner, der Peterspfennige ſammelt um die Seelen zu erlöſen.“

Lupus kniff die Lippen zuſammen und ſchwieg; ſein Auge ſchleuderte einen jener Blicke um ſich, von denen der Herold geſagt, ſie glichen Meſſerſtichen. Maternus ſeufzte tief.

„Werthe Brüder im Herrn,“ begann Johann Lange. Er hatte ſich zuſammengenommen und faßte Muth, obwohl ſeine Stimme zitterte. „Werthe Männer, Doctor Martinus will keine Secte ſtiften. Er ſteht noch und will verbleiben innerhalb der Kirche.“

Lupus knirſchte: „Wie der Schwamm auch noch zum Hauſe gehört, der in der Dunkelheit wie Phosphor leuchtet!“

Lange erſchrak über das boshafte Wort des Collegen und blickte betrübt zur Seite; auch die Männer der Wiſſenſchaft von der Hochſchule waren Fanatiker.

Maternus hob beſchwichtigend die Hände auf, Lupus aber kam ihm zuvor und rief: „Immer beruft er ſich auf Chriſti Wort! Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn, und er ſelber läſſet es doch nimmer ſtahn, er kritiſirt es. Er verlangt den Glauben an das Buch der Bücher, und deutelt doch ſelber am Buche hin und her, giebt ſelbſt Laien zur Prüfung die Sonde in die Hand.“

„Er will keinen blinden Glauben, ſondern einen vernünftigen,“ wandte Johann Lange ein.

„Das iſt Widerſinn!“ ſchrie Lupus und ſprang in den Hintergrund des Zimmers zurück.

Maternus legte dem Prior der Auguſtiner die Hand auf die Schulter und ſagte ernſt, aber verſöhnlich: „Wer ſich auf die Schrift beruft, als auf das Einzige was Geltung hat, der kann doch die Creatur mit dem was ſie ihre Vernunft nennt, nicht aufrufen wollen zum Forſchen über das, was lediglich ein Ausfluß Gottes iſt!“

„Werther College,“ ſuchte Lange einzulenken, „Keiner von uns kann den Kanon der heiligen Schriften alſo ſtehen und gelten laſſen wie ihn die Väter feſtgeſtellt. Der Prediger Salomonis iſt doch wohl nit vom Könige Salomo geſchrieben, ſondern von Gelehrten verfaßt, auch die Sprüche und das hohe Lied ſind zuſammengeſtückt.“

„Und das Neue Teſtament?“ fuhr Lupus drein. „Den Brief Jacobi nennt er eine ſtroherne Epiſtel, eines Apoſtels unwürdig, und warum? Weil darin auch gute Werke neben dem Glauben empfohlen werden. Auch die Offenbarung Johannis mundet ihm nicht, er hält nicht viel darauf, ſchilt ſie voller Dunſt und Qualm.“

Johann Lange geſtand offen und ehrlich, auch er verſtehe ſie nicht ganz, wiſſe das Licht, das hinter ihrem Schleier brennt, nicht zu erkennen. „Vielleicht,“ flüſterte er, „vielleicht war ſie nur das angſtvolle Erzeugniß eines Neroniſchen Zeitalters, unter deſſen Gräueln der Glaube an den Untergang der Welt aufkam. Apokalyptiſche Chriſten aber waren ſchlechte Bürger; ſie verpraßten ihr Gut, da ja doch das Ende der Dinge bevorſtände."

„Gute Bürger und ſchlechte Chriſten!" höhnte Lupus und ſprang aus dem Winkel des Zimmers; er ſah beide Männer groß an als hätte er das Wort der letzten Entſcheidung auf der Lippe. „Nach ſeiner Predigt bei den Auguſtinern," ſagte er bitter und verächtlich, „iſt mit ihm nit mehr zu ſtreiten. Witze hat er auf der Kanzel gemacht, wie ein Kapuziner. Stiefel, du mußt ſterben! Was war das für ein Klatſch vom Koth der Gaſſe, ein Spaß für den Pöbel."

Johann Lange mußte den Erklärer machen. Stiefel Pfarrer in einem ſächſiſchen Dorfe, hatte als nahe bevorſtehend den Untergang der Welt verkündet. Die Bauern glaubten ihm, verpraßten Hab und Gut und da die Verkündigung des Propheten nicht eintraf, ſtürmten ſie ſein Haus und beſchloſſen ſeinen Untergang mit dem Ruf: Stiefel, Du mußt ſterben! Das habe Luther freilich vom Zaun gebrochen, aber wer vor Bürgern und Bauern volksthümlich predigen, dem großen Haufen an's Herz greifen wolle, dürfe auch wohl die Tagesgeſchichte hereinziehen in die Moral des gemeinen Mannes.

Das war auch des guten Maternus Anſicht, während Lupus dagegen eiferte, mit Geſchichten, die in die Schenken gehörten, das Haus Gottes zu entweihen. Johann Lange geſtand, er wolle den Doctor nicht allerwegen freiſprechen, wo der Eifer ihn fortreiße ſich der armen Menſchenſeele deutlich zu machen und ihr beizuſpringen in ihrer Noth. Es komme darauf an, den Luther zu behüten und ſich zu verſtändigen mit ihm über das was noth thue, um die apoſtoliſche Kirche Chriſti wieder herzuſtellen und von falſcher Satzung zu ſäubern.

Johann Lange nannte die Punkte um die es ſich handle: Wiedereinſetzung des Abendmahls in beiderlei Geſtalt, damit nicht der Prieſter allein ſich einen vollen Chriſten dünke, und damit er nicht länger ausgeſchloſſen ſei vom Wohl und Weh des Menſchenlebens: Aufhebung des Cölibats.

„Hei da! rief Lupus tückiſch lachend. „Iſt das vielleicht das Ende vom Liede, das uns der große Martin vorſingen will, Wein und Weib gut für den Leib? Weib und Leib reimt ſich fein! Es ſoll nit enden wie im Trauerſpiel mit Tod und Untergang, nein, wie in der Komödie mit Hochzeitskuchen. Halloh! Der heilige Martin ſteckt wohl noch immer bei den Auguſtinerinnen und geht im Nonnenkloſter auf die Freite!“

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür und Luther ſtand auf der Schwelle vor den drei Männern.

Wären ſie als Häſcher mit Stangen und Stricken hergezogen, ihn zu fangen, ſie mußten die Inſtrumente fallen laſſen: ſo feſt und ruhig in ſeiner Einfalt ſtand er vor ihnen, als wollt' er ſagen: Hie bin ich, nehmt mich gefangen wie Ihr mögt! Er ſtreckte die Arme aus nach ſeinem Johann Lange, aber er ſah alsbald, hier ſei Unkraut unter ſeinen Waizen geſäet. Der Prior, hochroth vor Unwillen, blickte betroffen und beſchämt zu Boden; ihm ſchien die Sprache zu verſagen vor Unwillen gegen ſich ſelbſt, die Widerſacher nicht beſſer und ſiegreicher geworfen zu haben. Maternus ſchlich bei Seite und bückte ſich über die Bibel, die aufgeſchloſſen auf dem Tiſche lag und doch Allen ein Buch blieb mit ſieben Siegeln. Lupus, wie eine Hyäne, die fehl geſprungen, aber zu ihrem Fang auf einen neuen Anlauf denkt, trat in den Winkel zurück hinter die Mutter der Gnaden, die ſeinen böſen Mund ſchwerlich frei ſprach von der Läſterung eines reinen Menſchen.

Luther maß die Männer von Kopf bis zu Fuß. Was führten ſie im Schilde? Wollten ihn Phariſäer und Schriftgelehrte in Verſuchung führen, ihn auf die Probe ſtellen?

„Hochwerther College,“ begann der greiſe Maternus, „uns führte die Sehnſucht her, uns mit Euch auszugleichen, eine Concordienformel ausfindig zu machen, in Erfahrung zu bringen, was Ihr im Uſus der Kirche, die Ihr reinigen, nicht zerſtören wollt, abzuſchaffen trachtet."

„Abſchaffen will er die Mutter Gottes," rief Lupus aus dem Verſteck des Winkels, „hinausweiſen aus der Kirche die Königin des Himmels, die Mutter der Gnaden!"

Er raffte den Mantel Luthers vom Boden auf und warf ihn wieder über das Marienbild. „Hier giltſt Du nicht mehr, hier bleibe verhüllt, Maria, Heilige, bitt' für uns!"

Luther war betreten; er fühlte ſich ſchuldig im Sinne Derer, die einen heiligen Bildſtock nicht entweiht ſeh'n wollen. Er bat die Collegen um Verzeihung, ſprach ſich aber frei von dem Vorwurf, die Mutter des Herrn von der Kirche ausſchließen zu wollen; ihre Geſtalt ſei auch im Bilde heilig, weil und wenn ſie den Gottesſohn in den Armen trage. „Werthe Brüder," ſprach er ſanft und feſt, „ich laſſ' die Jungfrau in allen Ehren, und wenn die Welt erſt wird einſehen können, was eine reine Magd iſt, die ſich hingiebt in frommer Liebe, keuſch und gotterfüllt, die Natur heiligend und beſeligend: dann wird ſie Mariendienſt treiben können, ohne der Mutter Demuth und Unſchuld höher zu erachten als des Sohnes Wort, Weisheit und Lehre."

Der kleine Lupus wand ſich an der breiten Geſtalt des greiſen Maternus wie eine Schlange in die Höhe und ziſchte, ſo jedoch, daß es Alle hörten, ihm in's Ohr: „Er wird ſchon noch zu Kreuze kriechen!“

Luther mußte lächeln, wie er auf den böſen Collegen herabblickte, der ſich jetzt vor ihm wand und kroch; dann ſagte er ernſt und ſanft: „Vom Kreuz Chriſti bin ich nit gewichen und werd' ich nimmer weichen! Vor ihm zu kriechen freilich genügt mir nit, würd' auch daran kein Genüge ha'n, das ächte Holz Chriſti, hätten wir es, zu küſſen oder mit den Reliquien ſeiner heiligen Knochen, hätten wir ſie, zu liebäugeln. Nit leiblich, nein geiſtig ſollen wir das Kreuz Chriſti auf uns nehmen, und geiſtig, nit leiblich ha'n wir ihn ſelber, ſo weit wir ſein Wort verſtahn.“

Lupus blickte keck zu ihm auf und rief: „Nun und damit Eine Heerde und Ein Hirte ſei, ſprach Chriſtus das Wort zu Petro: Weide meine Lämmer!“

„Jawohl,“ ſagte Luther ſtrafend, „weide, ſteht geſchrieben, aber nirgend: ſcheere meine Lämmer! Die Schafſchur iſt den Prieſtern Roms das Cardinalgeſchäft.“

Lupus war ſtarr vor Wuth über dies Schlagwort Luthers. Er erſchien ſich ſelbſt wie ein Thier der Wildniß, das ſich plötzlich in einem Käfig gefangen und gefeſſelt ſieht. Luther konnte triumphiren; ſein Gegner war geſchlagen.

Auch Maternus fühlte des Mannes Ueberlegenheit. Wie weit dies Gefühl einer nothgedrungenen Reform der

Kirche als Ahnung in ihm aufſtieg, läßt ſich ſchwer ermitteln; jedenfalls theilte er die Verwerfung des Ablaßkrams und der Geldſaugerei der Wälſchen. Er begriff nur nicht den Widerſpruch Luther's, in Chriſti Wort den Quell der Wahrheit finden und doch an den Ueberlieferungen der Apoſtel deuteln zu wollen. Auch die Heiligen, die Blutzeugen und Märtyrer in der Entwickelung der Kirche galten ihm als vollwichtig und unantaſtbar. Als Greis war er ſanft, verſöhnlich, und ſo ſprach er offen und ehrlich: „Liebwerther Bruder im Herrn, wir erkennen willig Eure großen Verdienſte, in Sachen des Glaubens die alte Reinheit wieder anzuſtreben; wir preiſen und rühmen gern Euern Feuergeiſt, bedauern nur, wo Euer Eifer ſich übernimmt, und haben kein Verſtändniß, wo Ihr fehlgreifet und irret. Ihr möchtet was uns die Kirche bisher aus hundert Händen bot, auf den Einen Chriſtus häufen; er allein ſoll ſelig machen auch ohn' unſer Verdienſt. Unſer Mitthun iſt unnütz nach Eurer Rechtfertigungslehre, denn Chriſtus ſei ſchon genugſam für die Sünder geſtorben und wir werden alſo ſelig durch ſeine Gnadenwahl. Hochwerther Mann, entkräfteſt Du nicht auch das Wirken dieſes Einen, wenn Du die Vielen verwirfſt, die für ihn gelebt, gezeugt und geblutet? Der Boten Gottes, Martin, ſind viele geweſen! Und wenn Chriſtus allein und ausſchließlich Alles gethan haben ſoll, ſo iſt ja der überflüſſige

Schatz der Gnaden und Gutthaten doch wieder da, nur den Heiligen entwunden und lediglich in dem Einen verſammelt und gebunden, auf Chriſti Perſon beſchränkt!"

Luther entgegnete: „Ich kenne nur den Einen Fürſprach und Anwalt, der vom Vater kam und uns die Kunde brachte von der Kindſchaft des Menſchen zu Gott. Sein unverfälſchtes Wort, ſeine reine Lehre" —

Lupus drängte ſich wieder herein in den Fechtplatz der Streitenden. „Reine Lehre?" unterbrach und wiederholte er, „was iſt reine Lehre und wer bildet ſich ein in ihrem Alleinbeſitz zu ſein? Chriſti Function erloſch ja ſchon mit ſeinem Tode. Erſt mit der Ausgießung des heiligen Geiſtes beginnt ja der Aufbau eines Gottesreichs auf Erden. Chriſtus ſelber hatte ja nur eine Gemeinde, ein Häuflein Jünger um ſich; die Stiftung einer Kirche beginnt ja erſt mit dem was Apoſtel, Märtyrer und Blutzeugen in aller Welt gepredigt, gelitten und gewirkt. Wer freilich die Tradition leugnet, der leugnet auch die Vollmacht der Kirche, im Himmel und auf Erden zu binden und zu löſen, leugnet das apoſtoliſche Amt, leugnet die Prieſterweihe, glaubt an kein Pfingſtfeſt, glaubt nicht an den heiligen Geiſt, — und das iſt diejenige Sünde, die nicht vergeben wird."

Auf Luthers Antlitz lagen plötzlich tiefe Nachtſchatten; er fühlte die ſchwache Stelle in ſeinem Gedankengang. Hatte er doch, als er im Erfurter Kloſter die Prieſterweihe empfing, in ſeiner Beſcheidenheit vor ſo viel Vollmacht des Himmels für ſeine Perſon gezittert, dergeſtalt, daß er hätte fliehen und ſich in einen verborgenen Schlupfwinkel verkriechen mögen. In ſeiner Demuth ſteckte ſeine ſchüchtern verhaltene Kraft, und nun ſollte er mit ſeinem Zweifel an der Unfehlbarkeit des Prieſterthums das Walten des heiligen Geiſtes vernichten wollen! Das war Wurmfraß für ſein Herz. In ſeinen Augen erloſch das Karfunkellicht, das ſonſt immer ſo ſiegreich blitzen konnte; ſchwere Wolken lagen auf ſeiner Stirn, in gebückter Haltung preßte er beide Hände an ſeine Bruſt. Lupus wußte um den Kampf des Mannes im Zweifel an der Miſſion des Prieſters; er hatte in ſeiner Natur eine wunde Stelle berührt.

Lupus erhob ſich jetzt mit der Miene des Triumphators. Er mußte ſeinen Sieg benutzen und ſprach nicht ohne Zuverſicht zu ſich ſelber: „O, Mann Gottes! Mit der Hierarchie, mit dem göttlichen Recht des Prieſterthums ſtürzeſt Du die Herrſchaft des Geiſtes über Welt und Fleiſch. Leugneſt Du im oberſten Biſchof die Stellvertreterſchaft Chriſti, ſo leugneſt Du die Theokratie, das Reich Gottes auf Erden, das Recht der Kirche, in die Zügel der weltlichen Macht zu greifen. Der Geiſt hört dann auf, Geſetzgeber zu ſein, und die Materie ſiegt. Das Papſtthum iſt die allerhöchſte Idee der chriſtlichen Menſchheit, mit dem Primat des römiſchen Biſchofs gipfelt ſich der Aufbau eines Gottestempels auf Erden, ſtellt ſich erſt feſt die Univerſalherrſchaft des Geiſtes über die elementare Natur in der Vorverkündigung eines ewigen Friedens, allen wilden Gräueln im Leben der Fürſten und Völker gegenüber, die blödſinnig gegen einander wüthen und den Schauplatz der Erde, der ein Garten Gottes ſein ſollte, mit der Raſerei ſinnlicher Gelüſte verwüſten. Fürſtengeſchlechter und Staaten ſind vergänglich, jene können erlöſchen, dieſe verſchwinden; unwandelbar allein iſt die Kirche. Wehe dem, der an ihren Säulen rüttelt, Verrath üben will an Gottes liebſtem und heiligſtem Gedanken! Ihre Grundmauern ſtehen ſo feſt, daß die Macht der Hölle ſie nicht erſchüttern kann; wer aber an ihrem Kuppelbau den oberſten Stein herausheben wollte, der würde einen Riß verſchulden, der durch's ganze Mauerwerk läuft. Das Papſtthum iſt in der Krönung des Gottestempels auf Erden das oberſte letzte Quaderſtück, der Schlußſtein in der Kuppelwölbung."

Luther ſtöhnte tief und murmelte dumpf: „Ein Sargdeckel für die Kirche Chriſti."

In Lupus' Augen zuckten tückiſche Blitze, ſeine Handbewegungen waren krampfhaft, im Ton ſeiner Stimme ziſchten Schlangen; was er ſprach von der Stiftung eines ewigen Friedens in der Herrſchaft des Geiſtes über die Materie ſtand im Widerſpruch mit dem Fanatismus ſeines leidenſchaftlichen Naturells. „Die Kirche,“ rief er, „iſt die große, die einzige Inſtitution der Brüderlichkeit aller in Haß und Zwietracht gegen einander wüthenden Völker und Staaten, iſt die ſdemokratiſche Gottesfamilie allem feudalen Blut der Racen, aller weltlichen Despotie gegenüber!“

„Die Caricatur davon ha'n ſie zu Tage gebracht,“ ſagte Luther ernſt und traurig, „nicht den Segen eines Heils, an dem Hoch und Niedrig theilhätte. Daß die Biſchöfe Roms die Weltherrſchaft als ein natürliches Erbe antraten, iſt geſchichtlich wohl zu begreifen; ſie ſuchten in das Chaos der Völkerwirren beim Zuſammenbruch der heidniſchen Römerwelt Halt und Ordnung zu bringen. Allein Umwandlung des apoſtoliſchen Amtes in eine Hierarchie mit weltlicher Herrſchaft iſt eine Caricatur des Heiligen, ein Zerr- und Afterbild der hohen Idee einer Gottesmacht auf Erden, denn Chriſtus ſprach: Mein Reich iſt nit von dieſer Welt! Ich leugne des Papſtthums göttliche Einſetzung, die Bibel kennt es nit.“

Lupus fiel ſchmetternd ein: „Auf dieſen Felſen, auf Petrus, will ich meine Kirche bauen!“

„Auf den Felſen ſeines Glaubens, nit auf den Menſchen Petrus!“ erwiderte Luther ſchlagfertig gerüſtet. „Chriſtus iſt das Haupt, und wir nach dem Maße unſeres Glaubens ſeine Glieder. Die Lehre vom römiſchen Primat hat erſt der achte Bonifaz mit ſeiner dogmatiſchen Bulle: Unam sanctam eingeführt; er ſchloß damit die griechiſche Kirche aus und forderte zur Seligkeit, daß alle Creatur dem römiſchen Biſchof unterworfen ſei. Soll das richtig ſein, ſo müßt Ihr zuvor die erſten acht ökumeniſchen Concile verwerfen, dieſe Grundpfeiler der allgemeinen Kirche. Das Chriſtenthum Roms, mein Beſter, hat einige hundert Jährchen beſtanden, das Chriſtenthum Chriſti ſchier ein Jahrtauſend länger. Und unfehlbar wollen die Päpſte ſein? Selbſt Petrus war es nit, da er den Herren dreimal verrieth und Paulus ihm widerſtand und Klage wider ihn führte, daß er die Heiden erſt zu Juden machen wollt', um ſie zu taufen. Das war doch wohl ſehr fehlbar; eitel Fabel aber iſt, daß er den römiſchen Stuhl errichtet und 25 Jahr lang innegehabt, eine eitel unfehlbare Lüge. Ein Menſch kann nit unfehlbar ſein, denn er iſt nit mit Gottheit gemiſcht, wie die ſüßen Paradeſänger in der Capella papale flöten und flennen. Auch waren's die Päpſte nimmer. Welcher zur Zeit der 24 Schismen der ächte und welcher der falſche geweſt', weiß noch heut nit die Kirche. Das Konſtanzer Concil ſetzte zweie ab, und Honorius der Erſte ward auf der ſechſten allgemeinen Synode verurtheilt, anathematiſirt, als Ketzer verdammt; er hat häretiſche Briefe geſchrieben."

„Als Privatus, nit als Papſt!" ſtotterte Lupus. „Spricht der Papſt ex cathedra, ſo kann er nit irren!"

„Und wo, mein Guter,“ fragte Luther zweiſchneidig ſcharf, „wo hört in einem Papſte der ſündhafte Privatus auf und wo beginnt in ihm der göttlich Unfehlbare? Wenn er mit falſchen Decreten ſeine angemaßte irdiſche Herrlichkeit beweiſen will? oder die Sünden ſeiner menſchlichen Perſon mit der Schleppe ſeines Hohenprieſterkleides deckt und verbrämt? Sollen wir erſt abwarten bis ein Alexander Borgia ſeine Orgien am Altar der Kirche offen begeht, um ihn für einen Unfehlbaren, einen infallibel Verworfenen zu erachten?“

In Lupus kochten Wuth und Beſchämung, ſein Antlitz glühte, auf ſeinen Lippen ſtand der Schaum der Erbitterung. Er warf die Hände kreuzweis über die Bruſt und hielt, wie der Römer weiland den Sinus der Toja, links und rechts ſeinen Talar gebauſcht, Krieg und Frieden bietend.

„Wohlan denn!“ rief er, „anathema sit! Rom hat geſprochen, und nur eine jämmerliche Verworrenheit im Reiche iſt ſchuld, wenn der Bannfluch nit ſchon mit Acht und Aberacht vollſtreckt wurde. Ausgeſchloſſen von der Kirche wirſt Du dann innerhalb wie außerhalb des Hauſes vervehmt ſein und es wird Dir ergehen wie Kain, Ananias, Simon, Magus und Judas, zu denen alle Kinder Gottes ſprechen: Weichet von uns, wir wollen nit auf Euren Wegen wandeln, noch Theil haben an Eurer Peſtilenz! Rom's Bannfluch meinſt Du verſpotten zu können; nun ſo gehe denn hin und ſuche Dir anderweit Deine Henker. Den Prieſtern Gottes willſt Du das Scepter aus der Hand reißen, um es Weltlingen und Laien zu überantworten. Dieſe Verrätherei wird Gottes Rache aufrufen und die Welt liebt wohl den Verrath, aber nicht die Verräther. Das Prieſterthum von Gottes Gnaden willſt Du ſtürzen und Weltlinge zu Fürſten von Gottes Gnaden machen, die den Völkern keine Rechenſchaft mehr ſchuldig ſind, ſich alſo ihrerſeits unfehlbar dünken? Am Papſtthum ſiehſt Du nur ein hiſtoriſches Recht, und giebſt dem weltlichen Fürſtenthum ein göttliches? Ei, ſo geh' doch einen Schritt weiter und ſprich auch den Fürſten das Recht zum Daſein ab, weil etwelche unfähig oder unwerth geweſen, Kronen zu tragen. Nit blos das Papſtthum, auch das Fürſtenthum müßte aufhören gültig zu ſein, weil einer der Vertreter menſchlich ſchwach und perſönlich hinfällig geweſen. So weit freilich wirſt Du nit gehen, denn Du wirſt umkehren wollen auf halbem Wege, wenn die Drachenzähne, die Du ſä'teſt, vor Dir aufgehen, die Geiſter, die Du aufriefſt, ſich nit wieder bannen laſſen in der Auflöſung aller Bande, im Gewürge Aller. Rom's Bannfluch haſt Du verſpottet und wirſt dann ſelbſt vergeblich nach Blitzen greifen, um ſie gegen die Zerrbilder Deiner ſelber, die gegen Dich aufſtehen werden, zu ſchleudern. Bundſchuh, Bundſchuh! wird es heißen und die Bauern werden als neugeborne Chriſten ihre Menſchenrechte fordern, Du aber wirſt rufen: Nieder mit den Hunden, ſie wollen handeln, wo ich blos predigte! Den Nachfolgern Petri haſt Du ihr göttlich Recht nehmen wollen, um Deine Landesfürſten zu Päpſten zu machen. Rom's Diener willſt Du nit mehr ſein: nun, ſo gehe hin und werde Fürſtenknecht!“

Mit dieſen Worten riß Lupus ſeinen Talar auseinander und ſprang zur Thür hinaus.

Luther ſah hinter ihm drein mit umflorten dunklen Blicken; ſein Antlitz glich einem finſtern Gebirge, auf dem eine ſchwere Wetterwolke lagerte; die Zornader auf ſeiner Stirn war geſchwollen. „Fürſtenknecht?“ murmelte er dumpf vor ſich hin; dieſer Stoß ſaß, wie man in der Fechtkunſt zu ſagen pflegt. Weil er im römiſchen Biſchof nicht den Schlußpunkt des göttlichen Rechtes anerkannte, ſollte er die unumſchränkte Gewalt despotiſcher Weltlinge fordern? „Wolle mich Gott behüten, ich will eine chriſtliche Obrigkeit!“ flüſterte er und ſchlug an ſeine Bruſt.

Maternus trat zu ihm heran, legte beide Hände auf ſeine Schultern und ſprach, während helle Thränen über ſein Angeſicht ſtrömten. „Bruder im Herrn,“ ſagte er ſchluchzend, „wir ehren was Du willſt, aber wir zittern vor dem, was Du erreichen wirſt. Du rufſt die weltlichen Fürſten gegen die Kirche auf. Einige werden auf Deine Seite treten; Eitelkeit und Habgier ſind ja ſtark genug bei hohen Herren. Andere aber werden tiefer blicken, den Kopf ſchütteln und ſich ſagen: Wer dem Papſte die Krone nimmt, wird ſie auch uns vom Haupte ſtoßen können. Monarchie in der Kirche und Monarchie im Staate, geht beides nit Hand in Hand? Geſetzt, Deine Sache wäre rein: Wird ſie es bleiben? Eine neue Weltordnung willſt Du gründen und wirſt nur die alte zerſtören. Ohne Centrum, Luther, giebt's kein Reich Gottes auf Erden, ohne Kirche bleibt nur ein Gewühl ſtreitender Sekten. Unmündigen und Sklaven willſt Du die Ketten abnehmen und ſie werden mit den Ketten ihre alten Herren erwürgen. Die Kanzeln wirſt Du zu zänkiſchen Lehrſtühlen machen, zu Kathedern und Freiſtätten, wo tauſend Kläffer wider einander bellen. Ein neuer babyloniſcher Thurm wird entſtehen und ein neues Chaos von Sprach- und Meinungswirren, bis ein jüngſtes Gericht hereinbricht und Alles begräbt. Thränen fließen bereits über den anarchiſchen Hader, und dem Strom von Thränen wird folgen ein Strom von Blut. O, armes Deutſchland! Finis Germaniae!"

Der zitternde Greis ſchluchzte heftig, raffte ſich zuſammen und ſchritt zur Thür hinaus. Gebeugten Hauptes blickte Luther ihm nach. Dann faltete er die Hände und ſprach erſchüttert: „Der Eine verläßt mich fluchend, der Andre weinend."

Als er ſich umwandte, ſchien er ſich zu wundern, daß der Dritte noch bei ihm aushielt. „Auch Du, mein Johannes?" ſagte er zweifelnd und bangend. Johann Lange ſtürzte an ſeine Bruſt und flüſterte: „Meiſter, Du weißt, daß ich Dich lieb habe."

Beide Männer hielten ſich feſt umarmt; in ihrem Händedruck lag unausgeſprochen ein Gelübde der Treue. Und Johann Lange hat Stand gehalten in der Sache Luthers, als in Erfurt ein Sturm heranbrach, der alles Gewonnene wieder in Frage ſtellte, die jungen Saaten verwüſtete, das Evangelium wieder unter die Botſchaft der Römlinge bringen wollte. Und die Concordienformel, die feſtgeſtellt werden ſollte? Sie blieb die Aufgabe der Streiter Gottes; ihr Schlachtruf blieb: Frei von Rom! Darin faßten ſie als Diener Chriſti ihre Sache zuſammen wider die Papalini und ihre Schleppträger, wider die Bonzen und die ganze Pfaffheit Roms.

Wie die zwei Männer ſchieden, tönte Mitternacht vom Thurm des Doms; die alte Maria gloriosa gab mit ihren Klängen den Segen zu einem neuen Bunde Gottes.

Luther gab dem Collegen das Geleit. Auf der Stiege glimmte noch eine Kienfackel. Lange ſah blaß und erſchöpft aus, in Luther brannte noch das Licht einer hohen Zuverſicht. Er drückte den Freund noch einmal an's Herz und ſprach, ihn ermuthigend: „Der Worte ſind nun genug gewechſelt; es muß ſich itzt die That zeigen. Ich geh', mich vor Kaiſer und Reich zu rechtfertigen und zu zeigen, daß ich's nit übel mein' mit Volk und Fürſten, mit Kirche und Glauben. Nit wir, Bruder, ſind die Neuerer; wir ſind die Altgläubigen, die zurückkehren wollen zum apoſtoliſchen Glauben, zur reinen Lehre Jeſu und zu Chriſti unſichtbarer Kirche!“ —

Im Vorſaal des Hauſes hielt der Knecht, der Gefährte des Reichheroldes, noch Wache; er ließ ſich leicht bedeuten. Mit dem erſten Strahl der Morgenſonne wollte Luther aufbrechen mit ſeinen Genoſſen und gen Worms von dannen ziehen.

Ende des zweiten Buches.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Geſellſchaft
Setzerinnenſchule des Lette-Vereins.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Wittenberg und Rom.

Zweiter Band.

Im Verlage von **Otto Janke** in **Berlin** ſind ferner erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Benedicta.

Roman
von
Karl Detlef.
3 Bde. Gr. 8. geh. 10 Mark.

Die Komödianten des Lebens.

Roman
von
Maurus Jókai.
Fünf Theile in 3 Bänden. Gr. 8. geh. 10 Mark.

Die Kinder des Sträflings.

Roman
von
Balduin Möllhauſen.
4 Bde. Gr. 8. Geh. 16 M.

Verwaiſt.

Roman
von
Golo Raimund.
3 Bde. Gr. 8. Geh. 10 Mark.

Wittenberg und Rom.

Kloſternovellen aus Luther's Zeit

von

Guſtav Kühne.

Zweiter Band.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Berlin, 1877.
Verlag von Otto Janke.

Inhalt des dritten Buches.

Seite

1. Capitel: Zehn Tage in Worms 1

2. „ Zehn Monate auf der Wartburg 19

3. „ Der Teufel iſt los 39

4. „ Urſula, Urſula! 56

5. „ Ablaß, Wahn, laß ab! 67

6. „ Luther predigt auf der Wartburg 81

7. „ Der Doctor und der Ritter 92

8. „ Luther und die Edelfrau 104

9. „ Der Pfaffenſturm zu Erfurt 132

10. „ Der Sohn des Prälaten 151

11. „ Die Entführung aus dem Judenviertel . . 178

Drittes Buch.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Erſtes Capitel.

Zehn Tage in Worms.

Luthers Tage in Worms gehören der Geſchichte an. Wie er vor Kaiſer und Reich geſtanden und geſprochen, darüber iſt jedoch die Chronik der Zeitgenoſſen im Streit geblieben und es thut auch hier noth, hinter die Couliſſen zu blicken, um zu begreifen was ſich auf dem Schauplatz zutrug; es thut noth, im Waldgebirge auf die Quelle zu lauſchen, welche Bach und Strom im Verborgenen nährt.

Bruder Martin ging hin als ob Gott ihn riefe; aber Satan, ſchrieb er an Spalatin, war bemüht ihn durch Krankheit abzuhalten. Der ſtarke Mann erlag faſt der Erſchöpfung; nur mit Gewalt raffte er ſich auf. Ward ihm doch auch Freude zu Theil, da die Schaar Derer, die ſich zu ihm bekannten, auf Weg und Steg zu Tauſenden wuchs. Er widerſtand den Anfechtungen, die ihn ſchrecken ſollten, den Verlockungen, ihn vom Ziel abzulenken. Schon in Thüringen war er an den Thoren der Städte, durch die er zog, ſtutzig geworden über ein kaiſerlich Mandat, das die allgemeine Auslieferung ſeiner Bücher befahl, obſchon er zu einer Vermahnung über dieſelben, zu einer Rechtfertigung vorgefordert war. In den Niederlanden waren ſeine Schriften in Folge des päpſtlichen Bannes ſofort verbrannt. Daß man in Köln und Mainz ein Gleiches that ohne ſtändiſchen Reichsbeſchluß, hatte Luthers Landesfürſt ſchon gerügt und übel genommen. Aber im Vertrauen auf Herzog Georgs Zuſtimmung ließen die Biſchöfe zu Meißen und Merſeburg ihm faſt vor den Augen Scheiterhaufen errichten, ganze Wagenladungen von ſeinen Büchern herbeiſchleppen. Mit Hinweis auf die Maueranſchläge in Weimar hat ihn Kaspar Sturm, der Herold, gefragt, ob er denn wirklich noch weiter wolle. In Oppenheim kamen Sickingenſche Reiter mit Martin Bucer von der Ebernburg, um ihn dorthin einzuladen; des Kaiſers Beichtvater ſei dort, in der guten Abſicht, ſich mit ihm zu beſprechen und zu verſtändigen. Franz von Sickingen hoffte auf des Kaiſers Stellung gegen Rom, Erasmus aber klagte, Kaiſerliche Majeſtät ſei in den Händen der Bettelmönche, während Glapio in geheimen Conferenzen mit dem ſächſiſchen Kanzler ſalbungsvoll und freundlich die Verſicherung gab, er ſei dem Auguſtiner gar nicht abhold, habe vielmehr in deſſen erſten Schriften „ein edles Gewächſe“ vermerkt, großen Verſtand, Kunſt und Geiſt, nur in dem Buche von der Babyloniſchen Gefangenſchaft vermiſſe er des würdigen Doctors „ſonſt ſo trefflichen Styl;“ das Papſtthum für das Reich des

Antichriſten zu erklären ſei ja doch wahrlich eine ſchnöde Uebereilung, ein Ausbruch des furor teutonicus, der auch den Kaiſer ſchrecken müſſe. Wenn er dieſe Uebertreibungen widerriefe, dann könne man ſeinen Lehren „einen beſſern Sinn beilegen;“ man dürfe jedenfalls das Kind nicht mit dem Bade ausſchütten, wer reformiren wolle, dürfe nicht umſtürzen. Dem päpſtlichen Legaten gab der ſpaniſche Graumönch zu verſtehen, Uebereilungen ſeien auch ihrerſeits vom Uebel, und der Kaiſer habe drein zu reden. Das war ſehr klug geſprochen, aber leider nicht ehrlich; ſchon Cajetan hatte zu Augsburg nichts gefordert als die Zurücknahme der Behauptung, päpſtlicher Ablaß ſei nicht daſſelbe wie Chriſti Verdienſt. Wer den kleinen Finger giebt, dem greift man gern nach der ganzen Hand. — Luther dachte, auch in der „Herberge der Gerechtigkeit“ könne ſich wälſche Trugliſt eingeſchlichen haben, wenn auch nur um ihn hinzuhalten bis die Friſt des freien Geleites abgelaufen. Worms war ſein Forum; dort möge der hiſpaniſche Mönch mit ihm verhandeln! Alſo lautete Luthers Antwort. Ulrich von Hutten aber ſchrieb ihm von der Ebernburg, der Herr möge ihn erlöſen am Tage der Noth, denn gar Viele kämen und ſorgten, er werde nicht ſtandhaft bleiben, er aber, Hutten ſelber, habe immer geſagt: Der Bruder Martin wirds machen und ſeinen Mann ſtehen, er wird der Luther ſein und nicht wanken!

Und der Bruder Martin blieb der Luther, der Lautere; er wankte nicht. Er ſtand mit ſeinem Gott auf Du und Du, er hätt' ein Lied ſingen können, das erſt ein Muſenſohn von heute geſungen, das Lied: „Wenn Alle untreu werden, ſo bleib' ich Dir doch treu!"

Noch dicht vor Worms erhielt er von Spalatin aus der Stadt die warnende Botſchaft, er möge nicht kommen, ſeine Sache ſei verloren, er ſolle an Huß denken. Darauf hat Luther erwidert, der Huß ſei verbrannt, aber nit die Wahrheit mit ihm; wer Chriſtum vor den Menſchen bekenne, den werde derſelbe auch nit vor dem himmliſchen Vater verleugnen; er wolle nach Worms hinein und wenn ſo viel Teufel dort wären als Ziegel auf den Dächern! — Kurz vor ſeinem Tode hat Luther geäußert, er ſei aus lauter Einfalt hingegangen, denn Gott könne Einen ganz toll machen im Zutrauen; ein zweites Mal hätt' er's vielleicht nit gethan mit ſo viel Freudigkeit und Muth.

Es war am 16. April, am Dienſtage nach Misericordia Domini, als er mit ſeinen Genoſſen auf dem Wittenberger Rollwagen Einzug hielt, — zur Beſtürzung der Päpſtlinge, welche ſein perſönliches Auftreten fürchteten. Einige Edle aus dem Lande Sachſen waren ihm entgegen geritten; mit etwa hundert Pferden hielt er vor dem Thor der Stadt, als der Wächter vom Thurm des Domes mit Trompetenſtoß ſeine Ankunft vermeldete. Man zählte an zweitauſend Menſchen, die ſich um ihn drängten; in den Fenſtern ſtanden die Frauen, ihn zu ſehen, auf den Dächern rufend und jubelnd die Buben, die Männer aber waren meiſt vor Erwartung todtenſtill. In einem Hauſe der Johanniterritter erhielt er ſeine Herberge neben den kurſächſiſchen Räthen; eben dort wohnte auch der Reichserbmarſchall von Pappenheim, ganz in der Nähe Kurfürſt Friedrich ſelber. Als Luther vom Wagen ſtieg, blickte er, wie der päpſtliche Legat nach Rom meldete, mit ſeinen „dämoniſchen" Augen um ſich und ſprach: „Gott wird mit mir ſein!"

Es kam jetzt darauf an, ob Kaiſer und Reich mit ihm ſein würden. Gleich andern Tages, in der Abendſtunde, ward er zum Verhör im Biſchofshofe, wo der Kaiſer wohnte, entboten. Um dem ſtürmiſchen Andrang des Volks zu entgehen, mußte man ihn auf Umwegen, durch Gärten, über Hecken und Sträucher geleiten. An der Thür des Saals hat ihm der tapfere Feldhauptmann Georg von Frundsberg die Hand auf die Schulter gelegt und geſagt: „Münchlein, Münchlein, Du geheſt itzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberſte in aller ernſteſter Schlachtordnung nit gethan. Biſt Du auf rechter Meinung und Deiner Sache gewiß, ſo fahre fort und ſei getroſt, Gott wird Dich nit verlaſſen!"

Und nun ſtand er vor Kaiſer und Reich, vor ſechs Kurfürſten, vierundzwanzig Herzögen, acht Markgrafen, zweihundert Prälaten, Rittern und Vertretern der Städte, obenan Kaiſerliche Majeſtät ſelber mit Dero Bruder Erzherzog Ferdinand und den päpſtlichen Nuntien ſammt Herzog Alba — Alle in großem Schmuck und hoher Pracht, wie man ſich zu Ehren Gottes an hohen Feſttagen verſammelt — auch wenn es gilt einem armen Sünder den Garaus zu machen und ihn feierlich das Schaffott beſteigen zu ſehen. Und ſiehe, da erzitterte der arme Auguſtiner Eremit in ſeiner ſchlechten Kutte dergeſtalt, daß ihm die Kapuze in den Nacken fiel. Er ſelber fiel nicht mehr in's Knie, wie zu Augsburg vor dem Cardinal, aber er beugte ſich tief, ſchier unwillkürlich, und ſtarrte in all den prunkenden Glanz hinein mit dem ſchüchternen, knochendürren Angeſicht. Selbſt die „wunderſamen“ Augen des Mönchs mochten ſich umfloren bei dem Gedanken, das heilige römiſche Reich deutſcher Nation ſei hier im Dienſt des Papſtes gegenwärtig. Er vernahm das Geflüſter der Verſammelten, er ſah, wie ſie auf ihn blickten und mit Fingern wieſen, Einige voll Angſt, die Meiſten voll Spott und Hohn; ihm mochte ſein wie inmitten eines Schwarms glänzender und üppiger Raubvögel, die bereits ihre Beute umflattern. Zur Beſinnung kam er erſt als der Official des Erzbiſchofs von Trier ihn beim Namen aufrief, lateiniſch und deutſch ihn fragend, ob er die auf der Tafel vor ihm liegenden Bücher als die ſeinigen anerkenne. Luther ſtockte. Da kam ihm ſein rechtskundiger Anwalt, Hieronymus Schurf, zu Hülfe, der da forderte, die Titel der Bücher laut verleſen zu laſſen. Wie gut! Man hätt' ihm ja können was unterſchieben; aber nein, es waren alles ſeine Schriften. Darauf die zweite Frage: ob er ſie vertheidigen oder widerrufen wolle. Vertheidigen? Dazu gehörte ein langer Athem. Und widerrufen? Alles oder einzelnes? Bruder Martin bat um Bedenkzeit, denn das betreffe ſeiner Seele Seligkeit und den allerhöchſten Schatz im Himmel und auf Erden, Gottes Wort. Nach kurzer Berathung mit den hohen Herren ſagte der Kanzler, Inculpat habe zu Bedenken Zeit genug gehabt, aber Kaiſerliche Majeſtät wolle trotzdem „aus angeborener Güte" ihm einen Tag Friſt gewähren.

Die ganze Nacht darauf hat Luther in heißem Gebet zugebracht, ſich an ſeinen Herrgott gedrängt, ihn gleichſam ſelbſt in's Gebet genommen, ihm ſtark zugeſetzt, ihm ziemlich barſch, kurz und gut und mit einem frommen Trotz geſagt: „Herr mein Gott, was liegt an mir? Dein iſt der Schade der geſchicht. Magſt mich als unwürdigen Knecht von Dir ſchleudern; mir ſchon recht; aber die Sache iſt die Deinige!" — Und ſein treuer Gott hat Einſicht gehabt und ihn erhört.

Tages darauf war die Verſammlung noch feierlicher anzuſchauen. Draußen dunkelte es bereits, und die

Fackeln brannten im Saal, hell lodernd oder auch unruhig flackernd, als wüßten ſie ſelber noch nicht, ob es galt, der Menſchheit ein Licht oder einem armen Sünder den Holzſtoß anzuzünden. Luther war ſtill muthig. Auf die Frage, ob er widerrufen wolle, faßte er ſich zuſammen und machte zuvörderſt, als ein wohlkluger Gelahrter und akademiſch Geſchulter, ſeine captatio benevolentiae, bittend, ihm bei Gottes Barmherzigkeit verzeihen zu wollen, wenn er aus Unverſtand in der Form fehle; ſei er doch nit an hochfürſtlichen Höfen erzogen, vielmehr im Kloſterwinkel aufgekommen. Seine Bücher theile er in drei Claſſen. Etwelche, in denen er den chriſtlichen Glauben gelehrt, ſeien ſelbſt von Widerſachern für nit ganz unnütz, ſondern der Erwägung werth befunden. So er dieſe widerrufen wolle, würd' er geſammter Chriſtenheit in's Geſicht ſchlagen. In andern habe er die Lehren einiger Römlinge bezweifelt, welche mit ihren Lügen auch noch durch ihr böſes Leben ärgerlich Beiſpiel gegeben, die Gewiſſen der Gläubigen auf's höchſte beſchwert, inſonderheit Ehr' und Hab' deutſcher Nation geſchmählert. „Wenn ich dieſe widerriefe, guter Gott, was wär' ich für ein Schanddeckel der Bosheit und Tyrannei!"

Auf dies Wort ging im Hintergrunde des Saals ein Beifallsgemurmel durch die Verſammlung; denn von weltlichen Ständen lagen bei Kaiſer und Reich hundert und ein Beſchwerden wider den römiſchen Stuhl vor. Hat Bruder Martin darauf gefußt, ſo iſt er politiſch klug geweſen; hat er es einfältig harmlos geſprochen, ſo war es ihm eingegeben von einem guten Geiſt. Die dritte Art ſeiner Bücher, ſagte er dann, ſeien wider etliche Perſonen geſchrieben, welche die wälſche Tyrannei geſchützt, die Lehre Chriſti geſchädigt und gefälſcht. Er ſei wohl grob geweſt, aber nit gottlos. Auch hätt' er ja zu ſchweigen gelobt, wenn ſeine Widerſacher ſchwiegen; ſo Die aber weiter gewüthet, habe er auch weiter toben und wettern müſſen. Sein Geſchreibſel einſtellen, hieße den Gegnern Muth machen, zumal nun jetzt, als ob's dann auf Kaiſerlich Geheiß geſchähe. Chriſtus habe zu Hannas geſagt: Hab' ich übel gered't, ſo beweiſe mir, daß es böſe! und zu des Hohenprieſters Knecht, der ihm den Backenſtreich gegeben: Hab' ich recht, weshalb ſchlägſt Du mich? „Man führe Zeugniß wider mich aus den prophetiſchen und apoſtoliſchen Schriften, ſo will ich der Erſte ſein, der meine Bücher in's Feuer wirft!"

Dieſe ſeine Rede hat lange gedauert, und Martin ſchwitzte ſehr, denn er mußte es in zwei Zungen ſprechen, lateiniſch und deutſch; Kaiſerliche Majeſtät verſtand deutſch nicht genugſam, Luther jedoch hatte genug Latein im Leibe, Haar' auf den Zähnen und Kraft in ſeiner Seele. Darauf beriethen ſich die hohen Herren. Mißſtände gab's unleugbar im Reich und es ſei glimpflich mit dem Mönch zu verfahren, obſchon man vom Glauben der Väter nicht laſſen wolle! Der Kanzler ermahnte ihn dann, den Widerruf nicht gänzlich abzulehnen; er ſei im Falle der Arianer weiland; deren gute Bücher wären nicht vernichtet worden, hätten ſie einige böſe zurückgenommen; man könne Mittel finden, nicht alle ſeine Schriften zu verwerfen, falls er nur nicht zu dem ſich bekenne, was auf dem Concil zu Conſtanz verdammt ſei. Hätte Luther da angebiſſen, ſo wär' ihm wohl wie dem Huß die Haut über den Kopf gezogen. Statt deſſen kam ein Engel geflogen und hat ihm etwas in's Ohr geflüſtert. Luther wiederholte, auch Concilien könnten irren und Päpſte hätten ſich widerſprochen. Das nannte der Kanzler eine unbeſcheidene Antwort; auch ſei man nicht da, um mit ihm zu diſputiren, eine Antwort werde ſchlecht und recht von ihm verlangt, ob er widerrufen wolle. Und da hat Luther die Antwort gegeben, die, wie ſie's verlangten, „weder Hörner noch Zähne" hatte: Wenn man ihn nit aus der Schrift oder mit Gründen der Vernunft widerlege, ſo widerrufe er nit, denn er ſei in ſeinem Gewiſſen und in Gottes Wort gebunden. „Hier ſtehe ich, ich kann nit anders, Gott helfe mir, Amen!"

So, ſagt man, habe er ſeine Rede deutſch beendet. Nach andern Zeugen hat er geſchloſſen: „Gott, kumm mir zu Hülf'!" Vielleicht ward ſein Schlußwort im Tumult überhört. Die Römlinge in der Verſammlung, voll Wuth und Tücke, murrten oder ſchrieen ganz laut, ſelbſt in ſeine Rede hinein, während die guten Landsleute, denen Luther nach dem Herzen geſprochen, ſchwiegen.

Auf ſeinem Rückwege zur Herberge wogte das Volk ſtürmiſch um ihn her mit dem Zuruf: „Selig der Leib der Dich trug, Hoſianna dem Geſalbten!" Noch in der Nacht kamen Fürſten und Ritter zu ihm in's Haus, ihm die Hand zu drücken. Der alte Herzog Erich von Braunſchweig ſchickte ihm zur Labung einen ſilbernen Krug voll Eimbecker Bier. Kaiſer Karl ſoll Anfangs geſagt haben, der Mönch rede gut und unerſchrocken; ſpäter aber: Der werde ihn nicht zum Ketzer machen! Kurfürſt Friedrich ſagte zu Spalatin noch am ſelben Abend: „O, wie gut hat Doctor Martinus vor Kaiſer und Reich geſprochen!" Nach anderem Bericht ſoll er jedoch hinzugeſetzt haben: „Wohl aber zu kühn!"

Hohe Prälaten ſuchten noch drei Tage mit Luther ſich in Vernehmen zu ſetzen. Nahm er aus der Schrift von der Babyloniſchen Gefangenſchaft die Forderung des Kelchs für die Laien und die Beſchränkung der ſieben Sacramente auf zwei zurück, ſo ließ ſich noch mit ihm reden und handeln. — Reden ließ ſich wohl mit ihm, aber nicht handeln; er konnte nicht feilſchen und fälſchen. Markgraf Joachim der Brandenburger hat ihn zu Worms gefragt: „Alſo Ihr wollet nit weichen, Ihr wäret denn mit der heiligen Schrift überwunden?" — „Ja wohl!" hat da Luther geantwortet und mit Gamaliel geſprochen: „Iſt's Menſchenwerk, wird's vergehen; iſt's Gottes Werk, könnt Ihr's nit dämpfen!"

Einige aber wollten es denn doch dämpfen; ſie meinten, juſt wie die Wälſchen vor hundert Jahren zu Conſtanz, die Zuſage des freien Geleits ſei einem Ketzer nicht zu halten. Kaiſer Karl aber hat gemeint, er habe nicht Luſt, mit Sigismund zu erröthen; an eines Kaiſers Wort ſolle nicht gedeutelt werden. Und ſechsundzwanzig Jahre ſpäter, als Sieger mit den Waffen in der Hand, hat er zu Wittenberg den Rath ſeines Alba, den Leib des todten Luther aus dem Grabe zu reißen und auf dem Hochgericht den Vögeln preiszugeben, verworfen, da er nicht mit den Todten, ſondern mit den Lebendigen Krieg führe. Noch ſpäter freilich, als Kloſtermönch in San Juſte, irre geworden am Lauf der Dinge, verzweifelnd an ſeiner und an Gottes Weltregierung, hat er bedauert den Ketzer nicht verbrannt zu haben. Damals zu Worms iſt er noch ſchwankend geweſen in ſeinem Denken und Handeln, beſchloß aber doch im Stillen, durch Reichsacht den Kirchenbann in Kraft treten zu laſſen. — Politik und weltlicher Vortheil entſchieden über Gottes Wort und Sache. Gott läßt das geſchehen; er drückt ein Auge zu.

Nach dem zweiten Verhör hielt Kaiſer Karl die Sache des Auguſtiners für abgethan, ließ aber noch Verhandlungen mit ihm zu, die den letzten Verſuch verriethen ihn umzuſtimmen; das Aeußerſte war bereits vom Kaiſer und ſeinen wälſchen Räthen beſchloſſen, aller deutſcher Ehrlichkeit zuwider.

Luther erhielt den Beſcheid heimzukehren; den 26. April zehn Uhr Morgens brach er auf und am Sonntage Cantate war er in Frankfurt. Aus Friedberg datiren von ihm zwei Schreiben an Kaiſer und Stände, voll Demuth und Ehrfurcht, voll Dank, ihn vernommen zu haben. Dieſe Briefe übergab er dem Reichsherold mit dem Bedeuten, nun bedürf' er ſeiner nicht mehr, denn er ſtehe auf ſeines Landesfürſten Grund und Boden. Der Ehrenhold und Ehrenmann Kaspar Sturm trennte ſich ungern von ihm; war er doch in all der Zeit unterwegs innerlich herangereift zum neuen Glauben. In Hersfeld wurde Luther mit großen Ehren aufgenommen, von den Benedictinern geherbergt; auf ihr Andrängen, bei ihnen zu predigen, hat er ſich Anfangs geweigert und gemeint, dem Abte könnten Unannehmlichkeiten darob erwachſen. Für ſich ſelbſt hatte er kein Bedenken und willigte endlich drein; denn hab' er ſchriftlich zwar gelobt für Kaiſer und Reich Alles leiden zu wollen, ſo doch nicht „Gottes Wort binden“ zu laſſen. Auch in Eiſenach am 2. Mai hat er gepredigt; der Ortspfarrer ſchützte ſich vor den drohenden Folgen durch einen Proteſt, den ein Notar abfaßte. Von Schurf, Suaven und Jonas, die auf der Straße nach Gotha weiter zogen, trennte ſich Luther, nur Amsdorf blieb bei ihm und der junge Bruder ſeines Ordens aus Wittenberg, der nicht von ihm wich, ganz getreu der Vorſchrift, daß ein Auguſtiner Mönch nur immer in Begleitung eines zweiten wandern dürfe. In Möhra, wo ehedem ſeine Eltern gehauſt, hat Luther eine Großmutter beſucht und iſt zu Gaſte geweſen bei ſeines Vaters Bruder. Am 4. Mai brach er mit den beiden Gefährten wieder auf nach Gotha zu; ſeine Sippe gab ihm das Geleit bis Altenſtein. Er fuhr noch eine kurze Strecke weiter im dichten Waldgebirg, da ward ſein Wagen in einem Hohlweg von vermummten Reiſigen, fünfen an der Zahl, umzingelt. Von der Buche am Brunnen, wo er ſeinen Durſt gelöſcht, ſteht noch jetzt, in unſern Tagen, vom Sturm gebrochen, ein knorriger Stumpf. Mit dem Fuhrmann begannen die Reiter abſichtlich ein Gezänk, daß er verdächtige Leute führe. Auf Luther ſelbſt legten ſie die Armbruſt an, ihn auffordernd, ſich gefangen zu geben, und während ſie mit ſcheinbarem Ungeſtüm ihn vom Wagen riſſen, trieben ſie den Kutſcher, der ſich allen Ernſtes mit Fauſtſchlägen widerſetzte, in's Weite. Dem Amsdorf ſchien der Ueberfall nicht unerwartet zu ſein; er blieb ruhig im Wagen ſitzen, nahm die Zügel und fuhr weiter, der Auguſtiner Frater war aus Furcht eiligſt in's Gebüſch geſprungen und davongelaufen. Luther ſelbſt mußte neben den Reitern eine Strecke zu Fuß wandern, bis die Gefährten nicht mehr im Stande waren, Zeugen zu ſein, wohin ſie ihn führten. Dann warfen ſie ihm freundlich einen Reitermantel um, hoben ihn auf das für ihn mitgebrachte Roß und zogen, abſichtlich auf Umwegen, mit ihm fürbaß. Es war ſchier gegen Mitternacht, als ſie den ſteilen Weg zur Wartburg hinaufritten. Hans von Berlepſch, der Schloßhauptmann, und ein benachbarter Ritter, Burgherr auf Altenſtein, beide mit geſchloſſenem Viſir, hatten das Unternehmen in Perſon geleitet. Um den Schein zu erwecken, Gefangene einzubringen, führten ſie noch einen andern Mann mit Stricken herbei, und der Thorwächter auf der Burg dachte nicht anders, als daß ſie auf der Landſtraße Uebelthäter aufgegriffen.

Dieſe Entführung iſt heimlich ſchon in Worms verabredet worden, um den Bedrohten, den man ohne Auflehnung gegen Kaiſer und Reich nicht lange mehr offen zu ſchützen vermochte, einer Gefahr zu entziehen. Kurfürſt Friedrich hatte ſeinen Räthen anempfohlen, den Bruder Martin irgendwo zu bergen, ſo jedoch, daß er Allerhöchſterſeits offenkundig und eingeſtandenermaßen die Stätte wo ſie ihn verſteckten nicht zu wiſſen brauche. Noch Abends vor ſeiner Abfahrt von Worms hatte

Georg Spalatin Luther überredet, ſich auf der Heimreiſe unverſehens abfangen und freundſchaftlich bei Seite bringen zu laſſen, bevor noch die einundzwanzig Tage des freien Geleits abgelaufen. Und ſchon in Frankfurt hat Luther dem Gevatter Lukas Cranach nach Wittenberg geſchrieben, er würde ſich einthun und verbergen laſſen, wiſſe ſelbſten nit wo, möcht' lieber ſchier den Tod erleiden, müſſe aber doch guter Leute Rath achten; eine Zeitlang alſo müſſe geſchwiegen und gelitten werden, und „über ein Kleines werdet Ihr mich nit ſehen, dann aber über ein Kleines werdet Ihr mich ſehen!“ ſtehe geſchrieben im Evangelium Johannis Caput 16.

Eine Zeit lang galt Luther in der That für verſchwunden, für verſchollen; er war dem Licht des Tages entzogen. Einige glaubten, Graf Wilhelm von Henneberg, ein Feind der neuen Lehre, habe ihn abgefangen; Andere raunten ſich zu, er ſei heimlich umgebracht. Das hätten ſie wohl nicht gewagt, wenigſtens nicht zu Worms beſchloſſen; aber der Argwohn eines Volk's iſt allezeit ein Geſpenſt, das ſtill im Dunkeln ſchleicht, darf man nicht laut nach Rache ſchreien. Am Rathhauſe zu Worms ſtand für die „Herren Romaniſten,“ vor allem den Herrn Erzbiſchof von Mainz, ein Anſchlag zu leſen mit der Meldung, daß unter dem Rufe: „Bundſchuh!“ vierhundert Ritter und Bauern bereit wären, für die gute Sache einzutreten. Den ſpaniſchen und wälſchen

Prälaten ging man hart zu Leibe und ſelbſt ein römiſch geſinnter Mann ſchrieb dem ſächſiſchen Kurfürſten, nach dem verſchwundenen Luther müſſe man mit brennenden Fackeln ſuchen; ihn fordere die ganze Nation. Die päpſtlichen Legaten ſchwebten zu Worms in Lebensgefahr und in des Kaiſers Gemächern fand man einen Zettel mit der Aufſchrift: „Wehe dem Lande, deſſen König ein Kind iſt!“

Vielleicht erfuhr der Kaiſer um den richtigen Zuſammenhang der heimlichen Gefangennahme Luthers; ſchrieb doch Einer der Legaten nach Rom, „der ſächſiſche Fuchs“ halte den Ketzer in einer ſeiner Höhlen verborgen. Der Kaiſer aber ſchwieg über den Vorfall; ihm kam es nur darauf an, einen ſcheinbar rechtskräftigen Beſchluß faſſen zu laſſen, den er nach Umſtänden verwerthen könne. Das Gerücht, Luther ſei hinterliſtig beſeitigt, war weit verbreitet. Das beſtätigt auch ein Brief Albrecht Dürers, der zur Zeit in Antwerpen weilte. Der Meiſter hat wehklagend nach Hauſe geſchrieben: „O Gott, der verkaufte, fromme, mit dem heiligen Geiſt verklärte Mann, der da war ein Bekenner des wahren chriſtlichen Glaubens! Lebt er noch oder haben ſie ihn gemordet? Was ich nit weiß, — und dann hat er das erlitten um der chriſtlichen Wahrheit willen. Und wenn wir dieſen Mann verloren haben ſollten, ſo bitten wir Dich, Du himmliſcher Vater, daß Du Deinen heiligen Geiſt wiederum Einem giebſt, der da Deine Kirche allenthalben verſammle. O Gott, iſt Luther todt, wer wird uns hinfort das heilge Evangelium fürtragen? Was hätt' er uns noch in zehn, zwanzig Jahren ſchreiben mögen! O Ihr alle frommen Chriſtenmenſchen, helfet mir fleißig beweinen dieſen gottgeiſtigen Menſchen!“

Die Bauern in Schwaben prahlten und ſagten aus, der Doctor Luther habe ſich heimlich zu ihnen geſchlichen, und werde unter ihnen plötzlich auferſtehen, in der linken Hand die Bibel, in der rechten die Lanze mit dem Bundſchuh, um geſammtes Volk aufzurufen zum Kampf wider die großen Hannſen. Im Thüringerlande aber raunte das Volk ſich zu, der Mann Gottes ſei blutend im Walde umhergeirrt und dann in einen tiefen unterirdiſchen Kerker geſteckt. Daraus dann die Hoffnung erwuchs, er werde aus den Eingeweiden der Erde herauf ſteigen, wann die Noth am größten, und wie Kaiſer Friedrich aus dem Kiffhäuſer Berge, um das Reich herzuſtellen, ſo werde auch der Luther wiederkehren, um das Reich Chriſti aufzurichten.

So verſchlingt ſich gern und leicht im Munde des Volks die eine Sage mit der andern.

Zweites Capitel.

Zehn Monate auf der Wartburg.

Das grüne Moos der Sage überkleidet faſt allerwegen die Felsſteine der Geſchichte; wie viel mehr nicht die Geſchichte Thüringens, die nicht voll und breit, nicht großmächtig herausgetreten iſt. Im Thüringer Lande liegen gleichſam ſteckengebliebne Keime des Deutſchthums, nicht glatte Quadern, vielmehr Cyklopenſteine, unbehauene Polygone, vom Moos der Sage überwachſen, und wie die Pelasger einſt für Hellas, die Etrusker für Rom, ſo waren die alten Thüringer ein Urvolk Germaniens. Ein Zweig der Cherusker hieß zu Tacitus' Zeit „Thoren“ und dieſer Urſtamm der Thoringer gründete ein Königreich; fabelten doch Einige von einem König Erpes, der Erpesford, Erfurt, die natürliche Metropole des Landes, erbaute. Dieſem Volke der Sagen, Legenden und Mythen brachte dann der Angelſachſe Winfried Bonifacius das Chriſtenthum. Mythiſch iſt auch, wie der thüringiſche Löwe ſich den ſächſiſchen Rautenkranz um die Mähne ſchlingen ließ, mythiſch faſt auch noch wie die deutſchen Wahlfürſten dermaleinſt einen thüringiſchen Sachſen, den ſie zum König kürten, vom Finkenheerd holten. Man zeigt zu Quedlinburg noch heute die Stelle, wo dies geſchehen, und die akademiſche Jugend verlangte zu Luthers

Zeit in Erfurt abermals nach einem König, der die römiſche Prieſterweihe verſchmähte, ſich damit begnügend, ein Fürſt deutſchen Volks zu ſein.

Ein Grafengeſchlecht war mit dem Sang und Klang alter Sagen und Märchen in's Thüringer Land gewandert. Ludwig der Springer, — Springer genannt, weil er als Gefangner vom Giebichenſtein in die Saale hinunter geſprungen, — hat die Wartburg erbaut. „Wart', Berg, du ſollſt mir eine Burg werden!“ hat er geſprochen, als er, auf der Jagd verirrt, ſich hier wohl fühlte. Andere freilich ſagen, dort habe ſchon immer eine feſte Warte, ein „Lug in's Land“ geſtanden. Und ein Lug in's Land iſt die Burg Jahrhunderte lang geblieben. Sie war nicht geräumig genug, große Turniere zu halten, wohl aber einen dichteriſchen Wettkampf zu feiern. Landgraf Hermann, der nicht blos das Schwert führte, auch die Leier ſchlug, berief die Sänger ſeiner Zeit auf ſein Schloß. Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eſchenbach, der Ofterdinger und der Veldeck kamen und ſangen um die Wette, wer die meiſte Dichtkunſt hätte, in poetiſcher Raſerei ſich dergeſtalt erhitzend, daß der Unterliegende dem Strick des Henkers verfallen ſollte. Heinrich von Ofterdingen unterlag, flüchtete ſich aber zu den Füßen der Landgräfin Sophie und bat um Jahresfriſt bis ihr Landsmann, der geheimnißvolle Klingſor, aus Ungarn käme und den Streit entſchiede.

Dieſer entſchied denn auch als gar weiſer Meiſter, indem er ſelber, in hohem Eifer wider weltliche und geiſtige Tyrannei, alle Sänger beſiegte, ſo jedoch, daß keiner zum Opfer fiel.

Auch für das Martyrthum einer edlen Frau, der heiligen Eliſabeth, iſt die Burg ein Schauplatz geweſen. Hunger und Seuchen verheerten das Land und das Volk ſah in ihr einen Engel der Rettung. Landgraf Ludwig verbot ihr, Hab und Gut zu vergeuden, wie er's nannte. Eines Tages jedoch heimkehrend, fand er ſie im Hellethal, wie ſie unter dem Mantel einen Korb voll Brod trug, um die Dürftigen zu ſpeiſen. Auf ſeine Frage, was ſie trüge, ſtotterte ſie verlegen, es ſeien nur Roſen. Roſen der Angſt ſtanden ob der Lüge auf ihren Wangen; die Mutter Gottes aber erbarmte ſich ihrer, hieß die Lüge gut und verwandelte das Brod wahrhaftiglich in Roſen. Das Roth der Scham leuchtete wie Glorienſchein um Eliſabeths Stirn. Ward ſie um der begnadeten Lüge willen zur Heiligen erklärt? Das wäre ſchlimm für die Moral in chriſtlichen Legenden! Vielleicht ward ſie ſacificirt um der Drangſale willen, die ſie nach dem Tode des Gemahls von deſſen Nachfolger erlitten, der ſie von der Burg vertrieb, alſo daß ſie im fernen Marburg im Elend einer Kloſterzelle ihr Leben beſchloß.

Auch in unſern Tagen, im October 1817, iſt die Wartburg der Ausgangspunkt eines Martyriums geweſen, als deutſche Jünglinge unter Glockengeläut und dem Triumphlied Luthers: „Ein veſte Burg iſt unſer Gott!“ dort im Ritterſaal tagten, das ſchwarz-roth-goldne Banner entfalteten und ſich mit Eidſchwur gelobten, Kaiſer und Reich in deutſchen Landen wieder aufzurichten. Kaiſer und Reich ſind jetzt erſtanden, Jenen aber, die zuerſt den Gedanken dazu wach riefen, iſt erſt lange nach ihrem Tode der Fluch, der ſie traf, in Segen gewandelt. Und Martin Luther, der dort oben in einer kleinen Zelle das Licht des Evangeliums in ſeiner Fraumutterſprache anzündete, iſt wahrlich Märtyrer genug geweſen, ſo daß wir ihn heilig ſprechen müßten, glaubten wir noch an ſolche Sühne für Qual und Bedrängniß. Bei dem fabelhaften Sängerwettſtreit auf der Wartburg hatte es ſich um Kopf und Hals gehandelt. Luther war nur „ein einiger Mann,“ aber um Kopf und Hals handelte es ſich erſt recht bei ihm, einer Welt von Widerſachern gegenüber. —

Schreitet man heutzutage den Steinweg hinauf zur Burg, ſo ſtehen die Hallen willig und gern offen. Ehedem ſperrten drei Thore mit einer Zugbrücke den Eingang. Der in den Felſen gehauene Weg führte durchs erſte Thor auf einen geebneten, mit einer Mauer umgürteten Vorplatz. Zu der Schanze, auf der jetzt Lärmkanonen ſtehen, führte ein zweites Thor. Die jetzige ſteinerne Brücke, die den tiefen „Reſſelgraben“ überwölbt, war ehedem eine hölzerne, mit einem Fallgitter verſehen. Der viereckige Thurm enthielt die in den Fels gehauenen Gemächer, die heut die Feuerwächter bewohnen. Erſt wenn das dritte Thor ſich öffnete, trat man damals in den ſchmalen Hof der Vorburg, von da rechts auf den eingelegten Sandſteinſtufen in das Ritterhaus, das mit ſeiner Stirn nördlich auf Eiſenach hinabſchaut. Ueber der Eingangsthür iſt noch jetzt ein Lintwurm eingefügt, der einen Mann, an ſeiner Brieftaſche als Bote erkenntlich, ſchon halb verſchlungen hat. Des Hauſes Grundmauern, fünf Fuß im Durchmeſſer, ſtammen vielleicht aus ganz alter Zeit. Das Gebäude mag ehedem höher geweſen ſein; den viereckigen Thurm hatte, als Luther dort oben hauſte, bereits der Sturmwind zertrümmert. Da wohnten dienſtbare Ritter und Knappen des Landgrafen, auch der Amts- und Schloßhauptmann ſelber. Unter dem Eingange ſteht ein verwittertes Steinbild, ein Simſon, der den Löwen bändigt; zur Seite ein ſteinerner Tiſch nebſt Bank, wo Luther oft genug geſeſſen haben mag, wenn auch nicht ſo lange wie im Kiſſhäuſer Berg Kaiſer Friedrich. Um ſein Rittercoſtüm vollſtändig zu machen, mußt' er ſich den Bart wachſen laſſen. Sein Vollbart war ſtruppig und wild genug, doch nicht ſo lang wie Barbaroſſa's, deſſen Haar zweimal den Tiſch umwuchs.

Wir beſteigen auf der Vorburg die Treppe zum oberen Stockwerk eines Anbaues zum Ritterhauſe, und ſtehen vor dem Heiligthum der kleinen Lutherſtube, die dem bedrohten Glaubenshelden gleich ſehr zur Kloſterzelle wie zum Gefängniß diente. Die eigentlichen Kerker waren im Burgverließ, im unteren Theil des alten ſtarken Pulverthurms, am ſüdlichen Ende der Hofburg, welche Luther wohl ſelten betreten haben mag. Dort fand man an den Mauern eiſerne Ringe, um Gefangene zu feſſeln. Luther aber war nur Gefangner aus Beſorgniß und Fürſorge, damit ihn nicht Andere wahrhaftiglich einkerkerten.

In den erſten Monaten war er freilich faſt ganz auf ſeine Zelle verwieſen. Höchſtens durfte er in den ſogenannten „Letzen", den mit Zinnen gekrönten Vertheidigungsgängen, welche die ganze Burg umzogen, ſich Abends in der Dämmerung ergehen, oder in dem kleinen Garten, der das Landgrafenſchloß mit Palas und Mushaus ſammt der Kemenate der Landgräfinnen von der Vorburg ſchied. Erſt als er bei ſeßhafter Lebensart krank ward, durfte er mitunter „in die Erdbeeren gehen," und Ritter Hans von Berlepſch erweiterte dann ſeinen Käfig, ſchaffte ihm Leibesbewegung, ſuchte ihm Sinn für ritterliches Waidwerk beizubringen, nahm ihn mit in die Wälder oder ließ ihn reiten und jagen in Begleitung eines treuen Knappen. Aber auch wenn Junker Görg pirſchen ging, fielen ihn theologiſche Gedanken an, die vielmehr ihn hetzten und pirſchten. „Ich wollte doch auch,“ ſchrieb er von der Wartburg, „die ſüß bittre Luſt der Herren koſten! Wir ha'n zwei Haſen und ein Paar arme Rebhühner gefangen, eine Luſt, die ſich für müßige Leut' wohl paßt; ich aber hatte mitten unter den Netzen und den aufgeſtellten Leinen theologiſche Gedanken, und ſo viel Luſt mir die Geſtalt und das Anſehen ſolcher Sachen auch gemacht, ſo ſehr hat mich das darunter verſtellte Bild und Geheimniß gedauert. Denn was bedeutet dieſes Bild, als daß der Teufel durch ſeine gottloſen Meiſter und Hunde, nämlich die Biſchöfe und Theologen, die unſchuldigen Thierlein heimlich jage und fange! Ach ich dachte gar zu ſehr an die einfältigen und gläubigen Seelen. Noch ein ſchlimmeres Geheimniß iſt dazu 'kommen. Da wir durch mein Bemühen ein Häschen lebendig erhielten und ich's in den Aermel meines Rocks hatte eingewickelt und ein wenig war weggangen, fanden die Hunde den armen Haſen und zerbiſſen ihm durch den Rock das rechte Hinterbein, faßten ihn bei der Kehle und machten ihn todt. So wüthet der Papſt und Satan, daß er auch die geretteten Seelen umbringt und kehrt ſich nit an meine Müh' und Arbeit!“

Aus der großen Bewegung im Volke herausgeriſſen, fühlte er ſich müßig und wurde leidend, da er in ſeiner Sache nicht handeln, nicht in Perſon dreinſchlagen konnte. Ihn überfielen in Stunden des Trübſinns geiſtliche Anfechtungen. Er ſchrieb: „Ihr mögt mir glauben, daß ich in dieſer Einſamkeit tauſend Teufeln unterworfen bin. Es iſt viel leichter, zu fechten wider den eingefleiſchten Teufel, das iſt wider Menſchen, als wider die geiſtlichen Mächte der Bosheit unter dem Himmel. Ich falle oft, aber die Rechte des Herrn hält mich. Der Teufel fing mir in meinem Herzen eine Disputation an; wie er mir denn manche Nacht bitter und ſauer genug machen kann.“ — Sein Blut verdickte ſich und ſtockte wie einſt im Erfurter Kloſter. Vielleicht hat es ihm auch an friſchem Waſſer gefehlt. Die Burg hatte keinen Brunnen, nur eine große Ciſterne, die man in Belagerungszeiten mit Waſſer verſah. An Luft hat es ihm nicht gefehlt da oben, zumal wenn der Sturmwind über die morſchen Mauern und Thürme daher fegte und die Wetterhähne krächzten. Auf dem Dach des Landgrafenhauſes, an den Ecken eines Schornſteins, ſaßen vier ſteinerne Katzen. Das waren vielleicht die Hexen, die von der heiligen Eliſabeth in eitel Stein verwandelt wurden, als ſie durch die Feuereſſe zum Blocksberg reiten wollten. Auf dem ſüdlichen Firſt des Landgrafenhauſes ſitzt noch heute in großer Majeſtät der thüringiſche Löwe, während nördlich ein ungeheurer Drache in's Waldland hinausſchaut. An balſamiſcher Waldluft hat's da oben dem Luther nicht gemangelt. Hat er doch oft genug ſeine Briefe, die den Namen des Ortes nicht nennen durften, „aus dem Luftrevier“ datirt, oder aus ſeiner „Vogelherberge“, denn wie ein Käfig erſchien ihm ſein Gemach; nur daß ihn die Luſt zum Singen gar ſelten anwandelte. An Spalatin unterſchrieb er gern ſeine Briefe: „Unter den Vögeln, die lieblich auf den Bäumen ſingen und Gott Tag und Nacht aus aller Macht loben, Henricus Nescius.“ Die Luftinſel, auf der er zwiſchen Felſen und Wäldern ſaß, hat er auch oft ſein „Pathmos“ genannt, ob er ſchon nicht ſo vermeſſen war, ſich einen Lieblingsjünger des Herrn, einen Johannes zu dünken. Er mußte ſich Junker Görg ſchelten laſſen, ob er ſchon kein Ritter Georg war, da der Drache, den er tödten wollte und ſollte, von hier in der verborgenen Stille nicht zu erreichen war. In ſeinem Ritterwamms fühlte er ſich ſonſt bald genug heimiſch und gedachte der akademiſchen Geſellen zu Erfurt und des Wulf Katzenbrenner, der ihn gemahnt, es ſei Zeit, die Mönchskutte an den Nagel zu hängen. Die ſchwarze Auguſtinerkutte lag im Winkel ſeiner Stube, und wie der Sommer heraufzog, ſetzten ſich Motten im mürben Zeuge feſt. Auch in ſeinem Gemüth niſtete viel Geziefer und ſein ſchmerzlichſter Stoßſeufzer auf der Wartburg war, wie er ſchrieb, er wolle lieber „zu Ehren des göttlichen Wortes auf glühenden Kohlen liegen“, als dort „lebendig verfaulen.“

Thu'n wir zuvor die Schuhe ab, wenn wir in die kleine Lutherſtube treten, denn fürwahr! der Ort iſt heilig. Verwöhnten Kindern der Jetztzeit wird da ganz armſelig zu Muthe. Der Fußboden iſt mit Eſtrich belegt, die Wände theils grob getüncht, theils mit Holz verſchlagen. Rechts von der Thür im Winkel ſteht eine alte Bettſtelle, in der Luther geſchlafen haben ſoll; ſie wurde jedoch erſt von anders wo hierher geſchenkt. Den Kachelofen in der andern Ecke hat man in altem Bauſchutt ausgegraben. Aecht iſt eher das Stück eines Wallfiſchrückgrats, das dem Bruder Martin zum Fußſchemel gedient haben mag. Daneben ein Aſt der Lutherbuche bei Altenſtein, die der Sturm in unſern Tagen gebrochen. Der Blick weſtlich zu den Fenſtern hinaus geht über die grüne Waldnacht zu einer Anhöhe, die ſich wie ein Sarg hinſtreckt. Es iſt der Hörſelberg, in welchem Frau Venus, die „Teufeline“, den Tannhäuſer bezauberte. Eine alte Mythe, die noch immer wahr bleibt, auch wenn heutzutage kein getreuer Eckart mehr am Eingang der Höhle ſitzt, fürwitzige Eindringlinge behütend! An der nördlichen Wand der Lutherſtube bleibt unſer Blick auf einem dunklen Punkt haften. Der Fleck ſoll „des Teufels“ geweſen ſein. Dicht davor ſaß Luther an ſeinem Schreibtiſch, und als er Gottes Wort verdeutſchen wollte, ſei ihm, heißt es, der Böſe an der Wand erſchienen, ihn davon abzuſchrecken, er aber habe das Tintenfaß nach ihm an die Wand geſchleudert.

An böſen Kobolden, Polter- und Plagegeiſtern hat's ihm auf der Wartburg ſchwerlich gefehlt, ſo wenig als ſonſt wo im Leben. Nachts hat es oft genug rumort in ſeiner Zelle, juſt wie bei den Auguſtinern im Erfurter Kloſter, wenn die Qual ſeiner Gedanken, die Angſt, Gott habe ihn verlaſſen und verworfen, ihn vom Lager auftrieb, alſo daß er herum tobte und laut ſchrie und die Hausgenoſſen dann meinten, er ſei leibhaft im Handgemenge mit dem Böſen. Myconius, ein ſehr gelehrter Freund Luthers, will aus ſeinem eignen Mund gehört haben, daß der Teufel in Geſtalt eines großen ſchwarzen Hundes ihm auf der Wartburg zweimal erſchienen ſei, ihn nach dem Leben trachtend. Doggen und Wolfshunde heulten gewiß manche Nacht im Zwinger, und am Uhu, der das Todte wittert, hat es ſicherlich auch nicht gefehlt. Die beiden jungen Edelknechte, die den geheimnißvollen Junker bedienten, brachten es aus und ſagten, es „ſcheeche“ im Zimmer und der ſeltſame Fremdling habe ſich in der Nacht wieder mit Geiſtern gekatzbalgt. Die beiden Edelknaben waren ſelber ſchuld am Spuk, denn der Geiſterſpuk ſteckt im Gehirn der Leute. Ritter Hans von Berlepſch hat auf deren Ausſage den Doctor in's Verhör genommen, um auszukundſchaften, ob's bei ihm im Zimmer geheuer ſei. „Ei gar nit!“ hat der Luther geſagt bei gutem Humor. „Leg' ich mich da geſtern zu Bett und beginn' eben mein letztes Gebet, da kommt's, als ob's der Böſe wäre, über mich, — nein unter mich, rumpelt mir am Bett, knickert und knackt und ſchüttert hin und her, an dem Sack Haſelnüſſe nämlich, den mir die Knaben zu meinem Ergötz hingelegt. Knackt mir der Böſe, denk' ich, die härteſten Nüſſe auf, gut, ſo ſpar' ich die Zähne. Freilich, er frißt mir auch die Kerne weg. Gut, ich laſſ' ihn ſcharwerken und ſchlafe ein. Plötzlich erwach' ich wieder, hör' auf der Treppe ein Gepolter als ob ein Schock Fäſſer niederkollern. Ich ſchrei' durch die Thür: Biſt du es, Satan, ei ſo guck mir dahin, wo ich nit ſchön bin! — Befehl' mich abermals dem Herrn und ſing' ein gut fromm Lied. Das hat der Böſe nit gern, kann's nit leiden; auch iſt's die beſte Kunſt, den Teufel zu verjagen." — „Waren's alſo Mäuſe, Ratten und derlei Viehcher?" hat der Ritter gefragt und der Luther erwidert, Beelzebub ſei ja deren Altmeiſter; der ſchlimmſte Teufel aber ſtecke dem Menſchen im Blut und im Gehirn. —

Der große Eichentiſch, der heutzutage in der Lutherſtube ſteht, iſt im Jahre 1817 zur Feier des Reformationsfeſtes dort hin geſtiftet. Er ſtammt aus dem Lutherſchen Familienhauſe zu Möhra; der junge Martin mag an ihm geſpielt und geſpeiſt haben; ſein wirklicher Arbeitstiſch auf der Wartburg iſt längſt verbraucht. Zahlloſe Spähne davon, die der Glaube des Volks mit magiſchen Kräften begabte, wurden in alle Welt zerſtreut und hinterher noch mancher alte Bauerntiſch zerſchnitten, um an Wallfahrtsgänger Splitter vom ächten zu vertheilen. Sind doch, wenn es erlaubt iſt nach einem höheren Vorbild zu greifen, auch die Partikeln vom Kreuz Chriſti nie „alle“ geworden, und Martin Luther mußte für hundert und für tauſend außer Kraft geſetzte Heilige dienen. Sein wahrer Tiſch iſt längſt vernichtet, aber das Werk, das an demſelben unternommen wurde, hat Beſtand behalten, und wenn ſie an dieſer Arbeit bis auf den heutigen Tag gemäkelt, gebeſſert und gefeilſcht, ſo hat man doch Luther's Deutſch nicht vertilgen können. Luther fühlte, was dem Deutſchen noth that, auch wenn ſeine Reform der Kirche Stückwerk blieb. Der eingeſargte Chriſtus mußte ihnen wieder auferſtehen. Das Gottesreich auf Erden, deß war er inne, iſt ein unſichtbar geiſtiges, aber es muß Halt und Gewähr haben, und das hat es im Buch der Bücher. Daß die Papiſten die Bibel verſteckten, das iſt, ſagte Luther, „noch viel böſer geweſt als ihres Fleiſches Sünden.“ Alles in der Geſchichte der Kirche, dachte Luther, kann Mythe ſein, nur Chriſtus nicht, denn wir ha'n ſeine Lehre. Von ihm iſt nit nur erzählt und gefabelt, denn wir ha'n ſein Wort, ſeine Bergpredigt, ſeine Einſetzung der zwei Sacramente, ſein Vater-Unſer und ſein Gebot der Liebe, ohne die wir, und predigten wir mit Engelzungen, nichts ſind denn tönend Erz und klingende Schelle. Das Wort